Volkslieder aus Steiermark

mit Melodieen.

Geſammelt und bearbeitet

von

P. K. Roſegger und Richard Heuberger.

Peſt,
Verlag von Guſtav Heckenaſt.
1872.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vorwort.

In den langen Winterabenden, wenn wir in unſerem einſamen Alpenhauſe Alle um den großen Kachelofen herumſaßen — ſo im Spinnen und Späneklieben — ſang meine Mutter gern Lieder. Das war wunderbar, wie ſie dieſe Lieder ſang, unerſchöpflich an Gemüt, reich an Zahl, und jedes in einer anderen Weiſe. Sie wußte ſelbſt nicht, wie und wo ſie dieſelben gelernt hatte; ſie ſang ſie eben und wir hörten zu, und mein Vater ſagte nicht ſelten zur Mutter: „Du, Bäuerin, Deine Lieder greifen mich rechtſchaffen an. Wenn halt unſere Kinder auch einmal ſo ſingen thäten!“

Und in den ruhſamen Sommernächten, wenn ich mit den Burſchen durch Wald und Halde ging, da hörte ich wieder andere Lieder — luſtig, derb und übermüthig, wie denn die Burſchen ſchon einmal waren.

Seitdem iſt eine lange Zeit vergangen, ich bin aufgewachſen, hab' viel Unſtätes erfahren und bin in eine, mir damals ganz fremde Welt eingegangen. In bunte, lebendige Kreiſe, in rauſchende Luſt bin ich gedrängt worden, Herrliches hab' ich geſehen und Schönes, Kunſtreiches habe ich gehört aus dem Reiche der Harmonie.

Aber in meinem Herzen höre ich noch die Lieder jener trauten Winterabende und ruhſamen Sommernächte herüberklingen aus meiner fernen, ſangreichen Kindheit. Jene rührend einfachen Geſänge — dem Menſchenherzen angeboren und entſtiegen, unbewußt aller Kunſt und Formregel, faſt unbewußt ihrer ſelbſt, nur ſinnige Kunden von Leiden und Freuden, die durch Worte ſich nicht ſagen laſſen — tönen und zittern mir nach, wie eine ſüße, heilige Botſchaft aus goldenen Tagen.

Oft war mir ſchon der Gedanke gekommen, dieſe Herzensboten des Volkes der großen Welt zu offenbaren; aber die Lieder ſind ſo ſchlicht und einfach, oft faſt ärmlich angethan, daß ich fürchtete, ſie würden von der ſtolzen Welt überhört, oder nicht verſtanden, oder gar verſpottet werden — und da hätte ich ſie doch wohl lieber als ſtilles Heiligthum verwahrt in meinem Herzen.

Indeß, was aus dem Gemüte kommt, das geht zum Gemüte, und ich kenne Menſchen, die an den ſtrahlenden Roſen der Kunſtgärten vorübergehen, ſich aber niederbeugen zum ſtillen, vereinſamten Blümlein in der Waldeinſamkeit. Und ſolchen Menſchen möchte ich weihen die uralten, faſt vergeſſenen Lieder meines Volkes, genau, wie ſie mein Mütterlein geſagt und geſungen.

Ich habe daher denn doch Anſtalten zur Herausgabe eines Theiles dieſer Lieder getroffen. Da ich ſelbſt leider nicht muſikaliſch bin, ſo habe ich mich an den Componiſten Herrn Richard Heuberger gewendet, der mir die Melodieen, die ich ihm nothdürftiger Weiſe angeben konnte, in Noten brachte und ſie für Inſtrumentalbegleitung zurecht legte.

Was den Urſprung dieſer Lieder anbelangt, ſo iſt ein ſolcher bei dem Volksliede überhaupt ſehr ſchwer zu beſtimmen, und ich bin weit entfernt, behaupten zu wollen, daß die hier veröffentlichten Texte und Sangweiſen ſpecifiſch ſteieriſche Erſcheinungen ſeien; ſie mögen vielleicht mehr oder weniger dem ganzen Alpenſtocke angehören, und es iſt ſogar möglich, daß eines oder das andere dieſer Lieder nördlicheren Gegenden entſtammt, ja, daß einzelne Arien ſelbſt ſlaviſchen Urſprunges ſind. Es wäre das ſchwer zu unterſuchen. Ich fand die Lieder eben im ſteieriſchen Volke, und das gibt mir das Recht, ſie „Volkslieder aus Steiermark“ zu nennen.

Zum großen Theil, beſonders in den „Hirtenliedern“, fand ich auch den Text in ſteieriſcher Mundart. Ich habe ihn hier beibehalten, nur fand ich nothwendig, verſchiedene Ausdrücke zu mildern und zu lindern, ſoweit es die Berückſichtigung des Volksthümlichen überhaupt erlaubte. Viele Lieder werden auch im Gebirgsvolke hochdeutſch, mit einem dünnen, mittelalterlichen Anſtrich, allerdings wol auch mit localen Ausdrücken gemiſcht, geſungen, wie ich ſie in dieſem Büchlein möglichſt getreu wiederzugeben ſuchte.

Graz, im Frühling 1871.

P. K. Roſegger.

An das vorher Geſagte habe ich nur anzufügen, was auf ſpeciell Muſikaliſches Bezug hat, und will einige Eigenthümlichkeiten etwas beleuchten.

Wie überhaupt alle Volkslieder, ſo ſind auch die hier gebotenen nicht ganz ſtreng in Bezug auf Declamation und Versbau; das Volk will weder den ungezwungenen Fluß der Sprache noch der Melodie geſchädigt wiſſen, und daher kommt es hie und da zu kleinen Conflicten zwiſchen dieſen beiden.

Die Melodie iſt hier faſt gleichzeitig mit der Dichtung entſtanden, zeichnet hauptſächlich die Stimmung des Liedes, und bleibt mit einer gewiſſen Naivetät in der Detailausführung zurück; und trotzdem finden wir in einigen der nachſtehenden Lieder ganz reizende Dinge in Bezug auf das Detail, z. B. im Liede: „Heut' iſt's in mir, morgen in dir", wo beſonders die erſte Strofe mit vielem Feingefühl dem Texte angepaßt iſt.

Die meiſten Volkslieder ſind Strofenlieder; die einzelnen Verszeilen ſind aber in anderen Strofen im Vergleiche zur erſten großentheils übervollſtändig; es kommt oft vor, daß der Jambus durch den Anapäſt u. A. m. ſubſtituirt erſcheint; dieß muß bei genauerer Beſichtigung dieſer Lieder jedenfalls berückſichtigt werden, da derartige Veränderungen ſogar in einer Zeile mehrmals vorkommen.

Um beim Geſange keine Störung der Melodie hervorzubringen, wird die in einer Strofe auf eine Sylbe geſetzte Note, wenn in einer anderen Strofe etwa zwei Sylben auf dieſelbe fielen, desgleichen in zwei Noten der nächſt niederen Art getheilt und ſo jede der beiden Sylben betont.

Eine weitere Eigenthümlichkeit in der Declamation mehrerer dieſer Lieder liegt darin, daß in Worten wie: Dirndl, Madl, Gſl u. ſ. w. die letzte Sylbe, welche durch die Uebertragung des Wortes aus dem Hochdeutſchen in den Dialekt den Selbſtlaut verloren hat, dennoch ihren Werth als Sylbe beibehält und, trotzdem der eigentliche Kern der Sylbe — der Vocal — fehlt, ſie doch die geſangsmäßige Betonung einer Sylbe erfährt.

Vielleicht weiſt auch dieſer Umſtand einigermaßen auf die Entſtehung des Liedes und darauf hin, daß ein derartiges Lied in einem andern Lande entſtanden iſt und nur ſammt der Melodie im ſteiriſchen Oberlande verbreitet und mit Beibehaltung derſelben Melodie im Dialekt geſungen wurde und wird. Als ein weiterer Beleg für unſere Anſicht möge Folgendes aufgeführt werden: In einigen Liedern — und dieſe halten wir für die eigentlichen urſprünglich ſteiriſchen Lieder — greift das Gegentheil von dem oben Erwähnten Platz; ſehen wir ein Beiſpiel an, z. B.: „Das Landleben“; hier erſcheinen ſowohl im Worte „Land**leb**'n“ als auch im Worte „**geb**'n“ die ganzen Worte leben und geben in eine einzige kurze Sylbe zuſammengezogen, wodurch die beiden Endconſonanten bezüglich zu den Sylben le und ge gehörig angeſehen werden müſſen. Häufig, ja beinahe immer, ſind die beiden Vocale, welche im Dialekt an die Stelle eines Vocales im ſelben hochdeutſchen Worte treten, ſo betont, daß der erſte Vocal — und dies iſt in der Regel der Vocal aus der hochdeutſchen Sylbe — ſehr leicht genommen wird und als Vorſchlagsnote vor den zweiten, erſt im Dialekte eingeſchobenen Vocal zu ſtehen kommt. Man ſehe die vielen Vorſchläge in einigen Liedern und wird ſie beinahe überall durch den eben erwähnten Vorgang begründet finden.

Dem Spieler oder Leſer, welchem etwa die bei einigen Liedern auffallende Höhe in die Augen ſpringen ſollte, theile ich mit, daß der Steirer ſich im Singen nicht gern ſonderlich anſtrengt; da aber das Anſchlagen hoher Töne — beſonders für den ungeübten Sänger — mit einer gewiſſen Kraftanſtrengung verbunden iſt und manches Lied das Verlegen auf tiefere Tonſtufen aus dem Grunde nicht zuläßt, weil es ſich ſonſt zu ſehr nach der Tiefe ausdehnen würde, zieht der Steirer für derartige hohe Töne die Kopfſtimme oder das Falſett vor, welches die Hervorbringung derſelben ziemlich mühelos geſtattet und dieſe Art von Geſang — deſſen eigentlicher Vater der in den Gebirgen heimiſche Jodler iſt — bekanntlich eine Specialität des Gebirgsgeſanges wurde.

Zu dieſer Ausgabe ſei noch bemerkt, daß die oberſten Noten die Melodie und die anderen die Begleitung — etwa Zither oder Clavier — bedeuten.

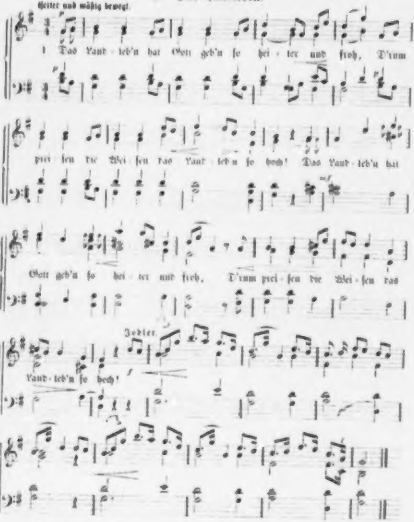
Graz, am 6. Mai 1871.

Richard Heuberger.

Inhaltsverzeichniß.

Seite
Vorrede III
Das Landleben 1
Gaſſellied 2
S Menſch hat an Schatz 3
Heut' iſt die Nacht ſo ſchön 4
Lumpenlied 4
Darfſt nit gar a ſo perdig'n mein Waſſ . . 5
Heut' iſt's in mir und morgen iſt's in dir . . 7
Wenn ich Morgens früh aufſteh' 7
Die Sonn' geht zu und wieder auf 8
Auf, du fauler Bärenhäuter 9
Das Bauernleb'n thut mich nit freuen . . . 9
Das luſtige Steirerlied 11
Geh' ich hin über d'Alm 11
Seite
Ih woaß nit, ſoll ih auffi 12
Wie iſt doch oft betrübt mein Sinn 13
Geiſtliches Lied 14
Das Lied vom Brombeermädchen 15
Das Lied vom böſen Wildſchützen 16
Das Lied vom falſchen Rittersmann . . . 17
Es war ein armes Dienſtmägdelein 18
Das Lied vom ſterbenden Jungfräulein . . 19
Das Lied vom erſchoſſenen Soldaten . . . 20
Los nur, mei Nachbar, mit Fleiß 20
Auf, auf, du Schloſſjodl! 22
Bruder, ih geh auch mit dir 23
Hiasl he, was muaß das ſein? 24

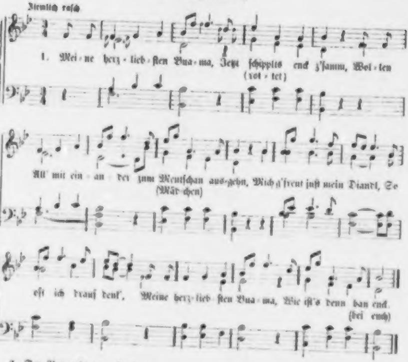
1. Das Landleben.


Heiter und mäßig bewegt.
1 Das Land-leb'n hat Gott geb'n ſo hei-ter und froh, D'rum prei-ſen die Wei-ſen das Land-leb'n ſo hoch! Das Land-leb'n hat Gott geb'n ſo hei-ter und froh, D'rum prei-ſen die Wei-ſen das Land-leb'n ſo hoch!
Jodler.

2. Auf den Bergen,
In den Thälern,
Auf den Wieſen im Grün
Da fliegen
Kleine Englein
Mit Röſelein hin!

3. Sie kommen
Wohl her aus
Dem himmliſchen Paradeis,
Sie bringen
Den Frühling
Dem Landleb'n zum Preis!

2. Gaſſellied.*)


Ziemlich raſch
1. Mei-ne herz-lieb-ſten Bua-ma, Jetzt ſchippts enck z'ſamm, Wol-len
(vol-tet)
All' mit ein-an-der zum Menſchan aus-gehn, Mich g'freut juſt mein Diandl, So
(Mär-chen)
oft ich drauf denk', Meine herz-lieb-ſten Bua-ma, Wie iſt's denn ban enck.
(bei euch)

2. Der Bua geht zum Fenſter
Die Samſtagnacht ſchrei'n,
Das Diandl möcht' aufſtehn
Und ihm laſſen ein.
„Ich kunnt ja heut gar nit
Vom Betterl aufſtehn,
Und ich kunnt ja heut gar nit
Zum Fenſterl hingehn.

3. Mich druckt's an der Seiten,
Mich ſticht's um die Mitt',
Und ich bin ſo krank heut,
Du glaubſt mir's gar nit."
„O herzliebſtes Diandl,
Was iſt Dir überfahr'n?
Geh, willſt den Herrn Pfarrer,
So thu' mir's nur ſag'n.

4. Oder muß ich etwa g'ſchwind
Um den Bader rennen,
In dreiviertel Stund thät
Ich wiederkemmen!" (kommen)
„O herzliebſtes Büberl,
Thu' du mir den G'fall'n,
Wenn ich wieder g'ſund bin,
So will ich dich zahl'n!"

5. Der Bua lauft zum Bader,
Klopft an bei der Thür,
Und weckt ihn wol auf
Mit der ſchönſten Manier:
„O herzlieber Bader
Thät bitten um Rath,
Mein Diandl iſt krank werd'n
Die heutige Nacht.

---

*) Dieſes Lied wurde häufig an den Samſtagabenden im [illegible] — auf der Gaſſe — geſungen, und zwar abwechſelungsweiſe von Burſchen und Mädchen.

6. Es ſticht an der Seiten,
Es druckt mi den Mag'n,
Das weiß doch der Teuxl,
Was 's Diandl mag hab'n!"
„Mein herzenttreu's Büaberl,
Kann dir auch kein' Rath geb'n,
Geh' du nur gleich hin,
Thu' dich ſelbſt zu ihr leg'n!"

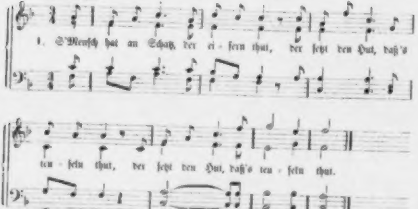
7. „O, herzlieber Bader,
Ich dank für den Rath,
Und wenn er nit z'theuer wär'
Zahlad ich'n g'rad!" —
Der Bua geht zum Diandl
Von Leib und von Leb'n,
Und daß er noch recht kommt,
Den Rath zu erzähl'n.

8. „O, herzliebſtes Büaberl
Was hat er dir geb'n?"
„Der Bader hat g'ſagt,
Ich ſoll mich zu dir leg'n!"
„O, herzliebſtes Büaberl,
's iſt alles nit wahr,
Du und der Bader
Seid ein Jeder ein Narr!

9. Und eh ich heut' Nacht
Thät ein' Buabn laſſen ein,
Eh kunnt gleich der ganze Bua
Silbern wol ſein.
Kunnt ſilbern wol ſein,
Und kunnt glanzen, wie Gold;
Möcht' wiſſen z'weg'n was ich
Ein hölzernen wollt!"

3. „S' Menſch hat an Schatz."

Ziemlich raſch.


1. S'Menſch hat an Schatz, der ei - fern thut, der ſetzt den Hut, daß's ten - feln thut, der ſetzt den Hut, daß's ten - feln thut.

2. „Biſt nit daheim, oder kennſt mich nit,
Oder iſt das 's recht Fenſter nit?
Oder iſt das 's recht' Fenſter nit?"

3. „Ich bin daheim, ich kenn' dich ſchon,
Du haſt ein' Rauſch, ich ſeh' dirs an!
Du haſt ein' Rauſch, ich ſeh' dirs an!"

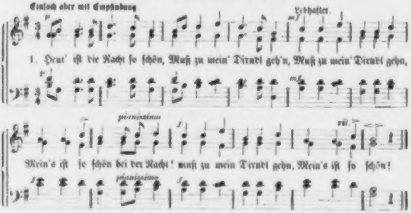
4. „Hab' ich ein' Rauſch, ſo macht's der Wein,
Geh, Dirn, ſteh auf, und laß mich ein!
Geh, Dirn, ſteh auf, und laß mich ein!"

5. „Ich ſteh nit auf, laß dich nit herein,
Du könnteſt heut' Nacht mein Unglück ſein!
Du könnteſt heut Nacht mein Unglück ſein!"

6. „Und wenn ich 's heut' Nacht dein Unglück bin,
Bin ich's im Stand, und heirat' dich!
Bin ich's im Stand, und heirat' dich!"

7. „Biſt du's im Stand, und heiratſt mich,
Bin ich's im Stand und mag dich nit!
Bin ich's im Stand und mag dich nit!"

4. Heut' is die Nacht ſo ſchön.


Einfach aber mit Empfindung
Lebhafter
p
mf
1. Heut' iſt die Nacht ſo ſchön, Muß zu mein' Dirndl geh'n, Muß zu mein' Dirndl gehn,
pianissimo
f
rit.
Mein's iſt ſo ſchön bei der Nacht! muß zu mein Dirndl gehn, Mein's iſt ſo ſchön!

2. Wie ich zum Fenſterl kim (komme)
Und ihr ein G'ſangerl ſing',
Dreht ſie ſich auch gleich um,
Fragt: wo gehſt um — bei der Nacht!
Dreht ſie ſich auch gleich um,
Fragt: wo gehſt um!

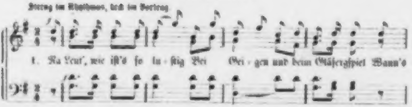
3. Wo werd ich uma gehn,
Das ſollſt du eh verſtehn!
Zu dir zum Fenſterl her,
Du ſollſt aufſtehn — bei der Nacht!
Zu dir zum Fenſterl her,
Du ſollſt aufſtehn!

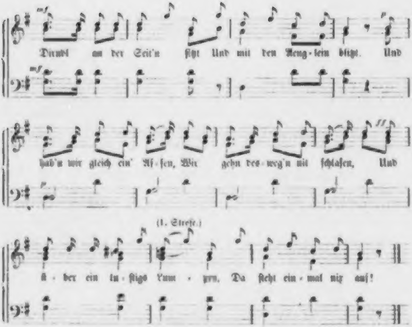
4. Wie kann denn ich aufſtehn,
Wann mir 'mein Kopf weh thut!
Wann mir mein Kopf weh thut!
Kann nit aufſtehn — bei der Nacht!
Wann mir mein Kopf weh thut
Kann nit aufſtehn!

5. Wann mir mein Kopf weh thut
Iſt's um d'Mitt' auch nit gut,
Bleib nur gleich lieg'n, haſt ein'
Andern Bub'n drin — bei der Nacht!
Bleib nur gleich lieg'n, haſt ein'
Andern Bub'n drin!

6. Das Dirndl mag ich nit,
Das gar ſo umazecht,
Das alle Wochen ein'
Andern Bub'n hat — bei der Nacht,
Das alle Wochen ein'
Andern Bub'n hat!

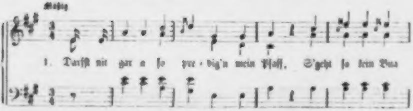
5. Lumpenlied.

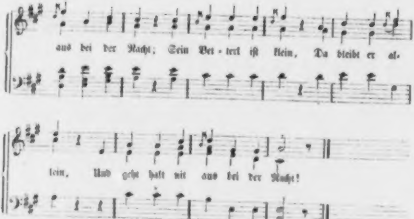

Streng im Rhythmus, keck im Vortrag
f
1. Na Leut', wie iſt's ſo lu - ſtig Bei Gei - gen und beim Gläſergſpiel Wann's


mf
Dirndl an der Seit'n ſitzt Und mit den Aeug-lein blitzt. Und
hab'n wir gleich ein' Af-fen, Wir gehn des-weg'n nit ſchlafen, Und
(1. Strofe.)
ü-ber ein lu-ſtigs Lum-pen, Da ſteht ein-mal nix auf!

2. Ja, 's Geld'l friſch verjuxen,
Wir leb'n ja doch nit allweil,
Und kommt einmal der Ripperlhans,
Iſt's Lumpen eh vorbei.
Der Pfarrer, der ſagt freilich,
Es holt uns noch der Teufel!
So trink'n wir noch in dieſer Nacht
Mit'm Teufel Bruderſchaft!

6. Darfſt nit gar a ſo predig'n mein Pfaff.


Mäßig
1. Darfſt nit gar a ſo pre-dig'n mein Pfaff, S'geht ſo kein Bua


aus bei der Nacht; Sein Bet - terl iſt klein, Da bleibt er al-
lein, Und geht halt nit aus bei der Nacht!

2. Bei der Nacht iſt's ſtockfinſter und heit,
Beim Tag, da hat Keiner derweil,
Da muß er ſich plag'n,
Für's Maul und für'n Mag'n,
Und hat für kein Dirndl derweil!

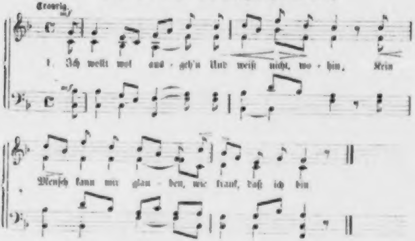
3. Und hätt' er auch Zeit, und wollt' gehn,
So ließ ihn ja 's Dirndl nit ein;
Ihr Betterl iſt klein,
Sie ſchlaft gern allein,
Und laßt halt kein Büberl nit ein!

4. Immer Einer zahlt ihr ein halb Wein,
Und ſie ſollt' ſein' Liebſte wol ſein;
Er zahlt ihr ein Bier,
Und lag gern bei ihr,
Und ſie ſollt' ſein' Liebſte wol ſein!

5. Immer Einer zahlt ihr ein halb Meth
Und betten ſollt' ſie ihm ſein Bett;
Ja, das wär' gleich g'macht,
Dann ſagt ſie: Gut' Nacht,
Und laßt ihn allein in ſein' Bett!

6. Immer Einer zahlt ihr ein halb Moſt,
Mit dem iſt auch 's Dirndl gleich los;
— „Der Moſt wär' mir z'ſüß,
Der ſchlagt Ein' in d'Füß',
Geh, trink' ihn nur ſelber, dein' Moſt!“

7. Heut' iſt's in mir und morgen iſt's in dir.*)


Traurig. mf
1. Ich wollt wol aus-geh'n Und weiß nicht, wo-hin, Kein
Menſch kann mir glau-ben, wie krank, daß ich bin
mf

2. Das Krankſein, das iſt halt
Wol gar ein' harte Buß,
Weil man halt nicht weiß, wann
Man ſterben muß.

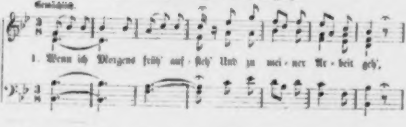
3. Dort graben ſie ein Gräbelein,
Sie graben's gar ſo tief,
Sie legen meinen Leib hinein,
Da ſollt' er ſchlafen ſüß.

4. Sie legen ihn hinein und
Sie decken ihn feſt zu,
Sie wünſchen ſeiner armen Seel'
Die ewige Ruh'.

5. Ja, heute noch bin ich
Ein Röſelein roth,
Und morgen in der Früh, da
Bin ich ſchon todt.

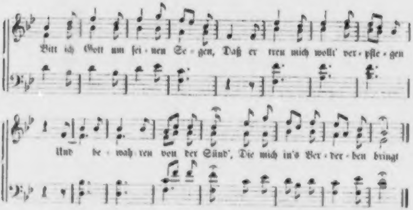
6. Ja, heut' iſt's in mir, und
Morgen iſt's in dir,
Es iſt halt kein Kräutlein
Gewachſen dafür.

8. „Wenn ich Morgens früh aufſteh'.“


Gemächlich.
1. Wenn ich Morgens früh' auf-ſteh' Und zu mei-ner Ar-beit geh'.

---

*) Dies Lied wird bei den in Steiermark üblichen Leichenwachen geſungen.

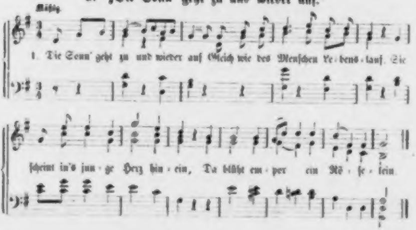

Bitt ich Gott um ſei-nen Se-gen, Daß er treu mich wollt' ver-pfle-gen
Und be-wah-ren von der Sünd', Die mich in's Ver-der-ben bringt

2. Wenn ich bei der Arbeit bin
Denk ich ſtets in meinem Sinn:
Alle Wort', Werk', Thun und Laſſen
Auf dem Felde, auf den Gaſſen
Bring ich meinem Gott zum Dank
Für das liebe Speiſ' und Trank.

3. Wenn ich bin in Tageshitz
Und mich ſchreckt des Himmels Blitz
Denk' ich an die armen Seelen,
Die das Feuer hart thut quälen;
Wünſch' ich ihnen die ewige Ruh'
Und das ewige Licht dazu.

4. Wenn es endlich Abend wird
Und die Sonn' geht von der Erd'
Denk ich an die Himmelsfreuden,
Denk ich an die Höllenleiden,
Denk ich an die Seelen mein;
Schlaf' im Namen Jeſu ein.

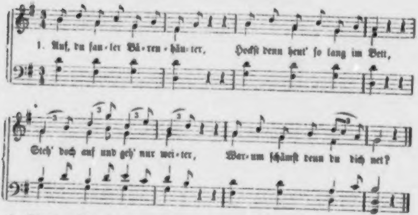
9. „Die Sonn' geht zu und wieder auf.“


Mäßig
1. Die Sonn' geht zu und wieder auf Gleich wie des Menſchen Le-bens-lauf. Sie
ſcheint in's jun-ge Herz hin-ein, Da blüht em-por ein Rö-ſe-lein.

2. Die Sonn' geht auf zum Himmelszelt,
O Menſch, wie ſchön iſt dieſe Welt!
Die Sonne geht durch's Firmament
Das Menſchenleben geht zu End'!

3. Die Sonn' geht auf und wieder zu,
Der Menſch, der ſchläft in guter Ruh',
Er legt ſich nieder zu der Erd'
Und thut ein' Schlaf, der ewig währt!

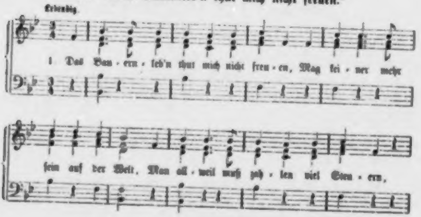
10. „Auf, du fauler Bärenhäuter.“

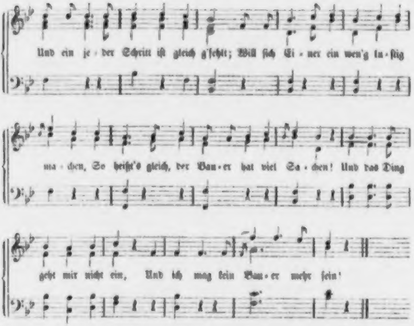

1. Auf, du fau-ler Bä-ren-häu-ter, Hockſt denn heut' ſo lang im Bett,
Steh' doch auf und geh' nur wei-ter, War-um ſchämſt denn du dich net?

2. Blitzt vom Himmel ſchon die Sunnen,
Auf der Au' blüht Blümelein,
Und ein Mägdlein ſteht am Brunnen,
Zählt die Tröpflein, denkt dein!

3. Wen die Blümlein nit erfreuen,
Wer nit mag geliebet ſein,
O, den ſcharrt in ſchönen Maien
Schon der Todtengräber ein!

11. „Das Bauernleb'n thut mich nicht freuen.“


Lebendig.
1 Das Bau-ern-leb'n thut mich nicht freu-en, Mag kei-ner mehr
ſein auf der Welt. Man all-weil muß zah-len viel Steu-ern,

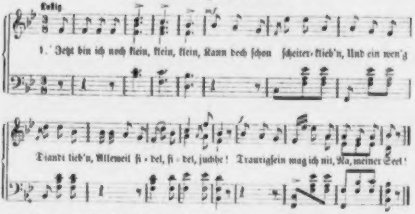

Und ein je - der Schritt iſt gleich g'fehlt; Will ſich Ei - ner ein wen'g lu - ſtig
ma - chen, So heißt's gleich, der Bau - er hat viel Sa - chen! Und das Ding
geht mir nicht ein, Und ich mag kein Bau - er mehr ſein!

2. Aber ein' Sach', die thät mich freuen,
Wenn ich ein Pfarrer kunnt ſein;
Da dürfte ich zahl'n keine Steuern,
Und käm' mir der Zehend noch ein;
Vormittag 's Kragerl umbinden,
Nachmittag nähm' ich die Flinten,
Schieße ein Haſerl daher,
Wie wenn ich der Jäger ſelbſt wär'!

3. Aber ein' Sach' thät mich verdrießen,
Was ich mir z'letzt ſchon betraut't,
Wann ich allweil kopuliren thät müſſen,
Und hätt' z'nächſt ſelber kein' Braut
Schön Mägdelein alle hingeben,
Und ich müßt alleinig ſo leben;
Na, das Ding ging mir nicht ein;
Möcht' auch kein' Pfarrer mehr ſein!

4. Aber ein' Sach' thät mich noch freuen,
Wann ich ein Wirthshaus kunnt b'ſtehn,
Thät ich mich ſetzen zu'n Gäſten,
Ließ die Gläſer recht herum gehn;
Lebte in Luſt und in Freuden,
Nähme mein' doppelte Kreiden,
Macht' auf ein Zahrer zwei Strich,
Das wär' ein guter Handel für mich!

12. Das luſtige Steirerlied.


Luſtig
1. Jetzt bin ich noch klein, klein, klein, Kann doch ſchon ſcheiter-klieb'n, Und ein wen'g
Diandl lieb'n, Alleweil fi - del, fi - del, juchhe! Traurigſein mag ich nit, Na, meiner Seel!

2. Und bin ich einmal groß, groß, groß,
Muß ich ein Maderl hab'n,
Das glatte Waderl hat,
Alleweil fidel, fidel, juchhe!
Traurigſein mag ich nit,
Na, meiner Seel!

3. Und hab' ich ein Geld, Geld, Geld,
Kellner, trag't's Gläſer auf,
Bub'n, ſpielts ein' Steirer drauf,
Alleweil fidel, fidel, juchhe!
Traurigſein mag ich nit,
Na, meiner Seel!

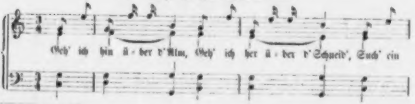
4. Machen wir Jux, Jux, Jux,
Wachſen gleich weiße Haar,
Leben noch viele Jahr,
Und alleweil fidel, fidel, juchhe!
Traurigſein mag ich nit,
Na, meiner Seel!

5. Und wenn ich einmal ſtirb, ſtirb, ſtirb,
Schlagts auf die Truhen drauf,
Aft*) ſteh' ich wieder auf,
Alleweil fidel, fidel, juchhe!
Traurigſein mag ich nit,
Na, meiner Seel!

6. Und bin ich einmal todt, todt, todt,
Müſſen mich Steirer trag'n,
Und dabei Zithern ſchlag'n,
Alleweil fidel, fidel, juchhe!
Traurigſein mag ich nit,
Na, meiner Seel!

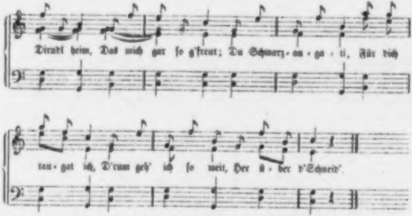
7. Und weint mir mein Grab, Grab, Grab
Nur mit kein'n Waſſer naß;
Bringt her ein Eimerfaß,
Alleweil fidel, fidel, juchhe!
Traurigſein mag ich nit,
Na, meiner Seel!

13. Geh' ich hin über d'Alm.

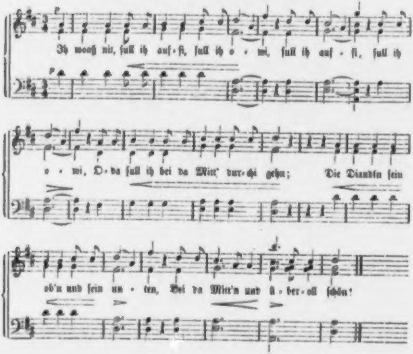

Geh' ich hin ü - ber d'Alm, Geh' ich her ü - ber d'Schneid', Such' ein

---

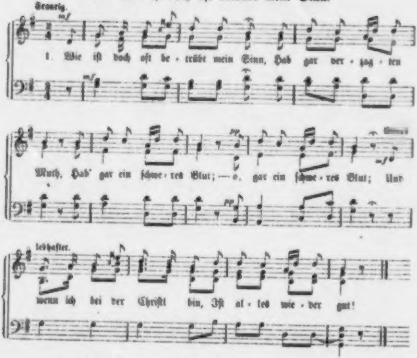
*) Aft = dann.


Dirndl heim, Das mich gar ſo g'freut; Du Schwarz-au-ga-ti, Für dich
tau-gat ich, D'rum geh' ich ſo weit, Her ü-ber d'Schneid'.

14. „Ih woaß nit, ſull ih auffi, ſull ih owi?"


Ih woaß nit, ſull ih auf-fi, ſull ih o-wi, ſull ih auf-fi, ſull ih
o-wi, O-da ſull ih bei da Mitt' dur-chi gehn; Die Diandln ſein
ob'n und ſein un-ten, Bei da Mitt'n und ü-ber-all ſchön!

15. Wie iſt doch oft betrübt mein Sinn.

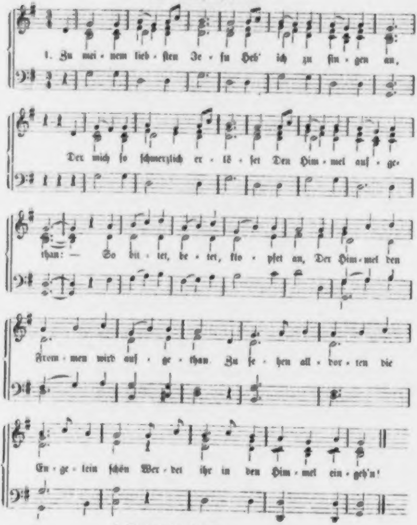

Traurig.
mf
1. Wie iſt doch oft be - trübt mein Sinn, Hab gar ver - zag - ten
Muth, Hab' gar ein ſchwe - res Blut; — o, gar ein ſchwe - res Blut; Und
pp
lebhafter.
wenn ich bei der Chriſtl bin, Iſt al - les wie - der gut!

2. Ich ſeh' ſie dort, ich ſeh' ſie hier
Im Wald und auf dem Feld,
Ich weiß nicht auf der Welt! — o, gar nicht auf der Welt!
Und wie und wo und wann ſie mir
Warum ſie mir gefällt.

3. Und wenn ich ihren Augenſchein
Und ihr roth Göſchchen ſeh',
Da wird mir gar ſo weh! — ſo wunderlich und weh!
Da läuft es mir durch's Rückenbein
Bis in die große Zeh'!

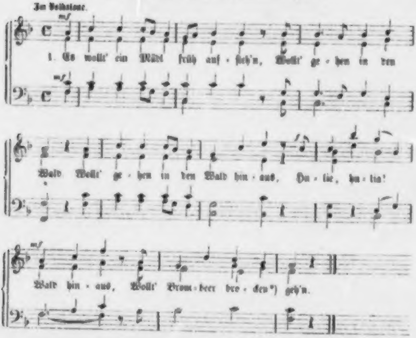
4. Wie leid' ich große Herzenspein!
Hab' gar verzagten Muth,
Hab' gar ein ſchweres Blut! — o, gar ein ſchweres Blut!
Möcht' Tag und Nacht beim Chriſtl ſein,
Dann wäre Alles gut.

16. Geiſtliches Lied.


1. Zu mei - nem lieb - ſten Je - ſu Heb' ich zu ſin - gen an,
Der mich ſo ſchmerzlich er - lö - ſet Den Him - mel auf - ge-
than: — So bit - tet, be - tet, klo - pfet an, Der Him - mel den
From - men wird auf - ge - than. Zu ſe - hen all - vor - ten die
En - ge - lein ſchön Wer - det ihr in den Him - mel ein - geh'n!

2 Ade zu tauſend Jahren,
O Welt, zu guter Nacht!
Ade, laß mich nun fahren,
Ich hab' dich ſchon veracht':
In Jeſu Liebe leb' ich nun,
In lauter Freude ſchweb' ich nun,
O, Freud, voll Schmerz und Süßigkeit,
Bleib mein in Ewigkeit!

17. Das Lied vom Brombeermädchen.


Im Volkstone.
mf
1. Es wollt' ein Mädl früh auf - ſteh'n, Wollt' ge - hen in den Wald Wollt' ge - hen in den Wald hin - aus, Hu - lie, hu - lia! Wald hin - aus, Wollt' Brom - beer bro - cken*) geh'n.

2. Und wie das Mädl in Wald eingeht,
Begegnet ihr ein Jägersknecht:
„Mädl, willſt du Brombeer brocken,
Hulie, hulia! — brocken?
Mein' Herrn, dem wär's nit recht!“

3. Und als das Mädl weiter ging
Begegnet ihr ein Jägersſohn:
„Mädl, willſt du Brombeer brocken,
Hulie, hulia! — brocken?
Brock dir dein Körberl voll!“

4. „Ich brauche ja kein Körberl voll,
Wenn ich nur hätte drei,
In meines Vaters Garten,
Hulie, hulia! — Garten,
Sind alle Brombeer frei.“

5. Es ſteht kaum an dreiviertel Jahr,
Die Brombeer werden groß;
's Mädl ſitzt dort vor der Hausthür,
Hulie, hulia! — Hausthür,
Hat a Büberl auf dem Schooß

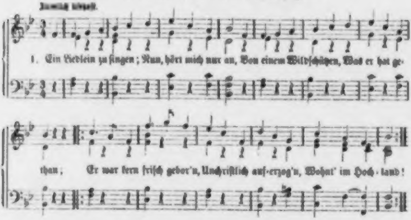
6. Der Jäger geht wol hin und her
Und ſchaut das Büberl an:
„Mädl, ſind das unſ're Brombeer,
Hulie, hulia! — Brombeer,
Die wir gebrocket hab'n?“

7. Und wer ein treues Mädl hat,
Der ſchick' es nit in Wald,
Im Wald gibt's ſchlimme Jäger,
Hulie, hulia! — Jäger,
Verführet ſein ſie bald!

---

*) pflücken.

18. Das Lied vom böſen Wildſchützen.


Ziemlich ſchnell.
1. Ein Liedlein zu ſingen; Nun, hört mich nur an, Von einem Wildſchützen, Was er hat ge-
than; Er war kern friſch gebor'n, Unchriſtlich auf-erzog'n, Wohnt' im Hoch-land!

2. An ein' Sonntagmorgen,
Wol in aller Früh,
Da nimmt er ſein Stuzerl,
Geht dem Staffelberg zu,
Weiß, wie die Steiglein gehn,
Wo die ſchön' Gamslein ſtehn,
Ob'n auf der Höh'!

3. Ein Gamſl hat er g'ſchoſſen;
Er legt ſich zur Ruh.
Der Jäger, der ſchaut ihm
Ein' lange Zeit zu.
Ja, hat ihm lang zug'ſchaut,
Hat ſich nit hingetraut,
Bis daß er ſchlaft.

4. Und wie der Schütz' g'ſchlafen hat,
Hat er ſich traut,
Zieht er ſein Griesbeil und
Hat ihn toll g'haut.
Dem Schützen iſt's unbekannt,
Springt wol gleich über d'Wand,
Friſch auf den Sand.

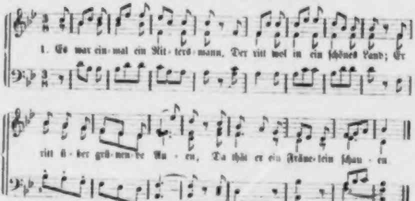
5. Dem Jäger druckts G'wiſſen hart,
Ihm iſt nit gut,
Geht wol gleich ſchau'n, hinab,
Was er dann thut.
„Herzliebſter Jäger mein,
Bind' mir die Wunden ein,
Und ſtill' mir's Blut!“

6. Der Jäger bind't d'Wunden ein,
Und ſtillt ihm 's Blut,
Da waren mit einander ſie
Wiederum gut.
„Jetzt mußt du mit mir gehn,
Mußt mir vor'm Pfleger ſtehn,
Schau'n, was er thut!“

7. Sie gingen wol luſtig
Im Fleiſchhackergrab'n,
Der Jäger voraus, und der
Wildſchütz hint' nach.
Der Schütz hat Curaſch' bekommen,
Hat dem Jäger die Büchs' genommen,
Hat ihn erſchlag'n.

8. Darum, liebe Jäger, mein,
Laßt euch nur ſag'n,
Thut doch mit keinem
Wildſchützen was hab'n.
Was ein rechter Schütz will ſein,
Laßt ſich nit fangen ein,
Denkt ſein daran!

19. Das Lied vom falſchen Rittersmann.


1. Es war ein-mal ein Rit-ters-mann, Der ritt wol in ein ſchönes Land; Er
ritt ü-ber grü-nen-de Au-en, Da ſah er ein Fräu-lein ſchau-en

2. Er nahm es wol in ſeinen Schooß,
Und ſchwang es auf ſein hohes Roß;
Sie ritten ſo ſchnell und ſo balde
Wol in einem finſteren Walde.

3. Sie ritten vor ein' Hollerſtaud'n,
Da ſchauten heraus zwei Turteltaub'n,
Sie thaten ſo wunderlich girren:
Jungfräulein, laß dich nit verführen!

4. Sie ſtiegen dann vom hohen Roß
Und ſetzten ſich ins weiche Moos:
„Jungfräulein, thu' du mich lauſen.
Mein' goldfarben Haare aufkrauſen!“

5. Und als ſie's Haar auseinander that,
Da fing ſie gleich zu weinen an.
Er ſchauet ihr unter die Augen:
„Jungfräulein, was thut dich bedauern?

6. Bedauert dich dein ſtolzer Mut,
Bedauert dich dein' Vaters Gut,
Bedauert dich dein' Treu und dein' Ehre?
Jungfräulein, dein' Treu und dein' Ehre?“

7. „Ich bedaure nit den ſtolzen Mut,
Ich bedaure nit mein' Vaters Gut,
Ich bedaure dieſelbige Tannen,
Wo eilfe Jungfrauen drauf hangen!“ —

8. „Jungfräulein, o liebes Jungfräulein,
Das darf dir gar nit ſeltſam ſein;
Die zwölfte, die mußt du heut' werden,
Im Wald dahier mußt du heut' ſterben!“

9. „O Ritter, liebſter Ritter mein,
Drei Schrei erlaube mir zu ſchrei'n!“ —
„Drei Schrei, die erlaube ich dir gerne,
Iſt Niemand im Wald, der dich höret.“

10. Den erſten Schrei, ja, den ſie ſchreit,
Den ſchreit ſie ihrer Mutter zu:
„Mutter, komm eilends und balde,
Sonſt muß ich jetzt ſterben im Walde!“

11. Den zweiten Schrei, ja, den ſie ſchreit,
Den ſchreit ſie ihrem Vater zu:
„Vater, geh' eilends gekommen,
Sonſt wird mir mein Leben genommen!“

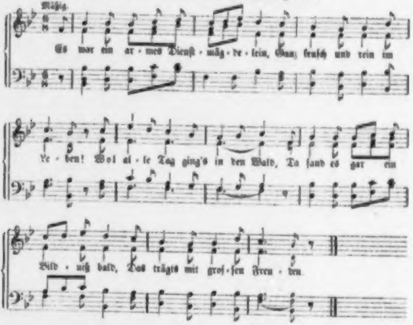
12. Den dritten Schrei, ja, den ſie ſchreit,
Den ſchreit ſie ihrem Bruder zu:
„Bruder, komm' eilends zu wenden,
Sonſt muß ich mein Leben jetzt enden!“

13. Ihr Bruder war ein Jägersmann,
Der alle Thierlein ſchießen kann;
Sein Schweſterlein hörte er ſchreien,
Sein Hündelein hieße er ſchweigen.

14. Er kam, und ſpannte ſeinen Hahn,
Und ſchoß den ſchönen Ritter zuſamm':
„Haſt wollen mein Schweſterlein hangen,
Jetzt haſt du den Lohn ſchon empfangen!“

15. Dann nahm er ſie bei ihrer Hand,
Und führte ſie ins Vaterland:
„Jetzt, Schweſter, thu' hauſen und bauen,
Kein' Ritter darfſt du nit mehr trauen!“

20. Es war ein armes Dienſtmägdelein.


Mäßig.
Es war ein ar - mes Dienſt - mäg - de - lein, Ganz keuſch und rein im Le - ben! Wol al - le Tag ging's in den Wald, Da fand es gar ein Bild - niß bald, Das trägts mit groſ - ſen Freu - den.

2. Das Bildniß war alles verwüſt' und wild,
Das Bildniß war kaum zu bekleiden,
Alle Tag mit ein' Blümelein,
So hat ſie oft manches Kränzelein
Mit größtem Fleiß gebunden.

3. Es ſtund kaum an ſechs Wochen lang,
Da kam ein großes Leiden,
Wurde das Mädchen tödlich krank,
Zwei Prieſter, die zogen wol durch das Land
Und über dieſelbige Heiden.

4. Der Weg war ihnen unbekannt,
Zwei Weg' thaten ſich ſcheiden
Setzten ſich nieder ganz müd' und matt,
Der Eine, der einſchlafen that
Der And're that umſchauen.

5. Da ſahen ſie zieh'n eine ganze Schaar
Der ſchöneſten Jungfrauen
Und in der Mitt' zur Unterricht,
Maria, die Himmelskönigin,
Noch ſchöner anzuſchauen

6. Der Prieſter fällt nieder auf die Knie,
Und that ſie gar ſchön fragen,
Wo ſie denn wollten gehen hin,
Ja, wo ſie wollten gehen hin
Maria that ihm's ſagen.

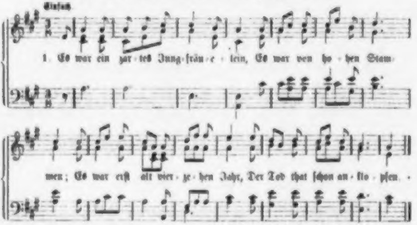
7. Sie kläret ihm's gar herzlich fein,
— Ja, wol auch zugetragen —
„Wir gehn zum armen Dienſtmägdelein!“
Da gingen die Prieſter zum Haus hinein
Und nach dem Mägdlein fragen.

8. Maria ſtund zu ihrer Seit',
Und that ſie gar ſchön loſen,
An hat ſie wol ein ſchneeweißes Kleid,
Und trägt in hoher Jungfräulichkeit
Wol einen Kranz von Roſen.

9. Wol rufen die Prieſter zur ſelbigen Stund'
Mit Freuden und mit Wehen:
„Jetzt fallt nur nieder auf die Knie,
Jetzt iſt die Mutter Gottes hier!“
Dann haben ſie ſ' nimmer geſehen.

10. So haben es zur ſelbigen Stund
Die Prieſter aufgeſchrieben
Gott, unſerm Herrn, zu ſeiner Ehr,
Den Menſchen zu ſeiner Lehr,
Maria allzeit lieben!

21. Das Lied vom ſterbenden Jungfräulein.


Einfach
1. Es war ein zar-tes Jung-fräu-e-lein, Es war von ho-hen Stam-
men; Es war erſt alt vier-ze-hen Jahr, Der Tod that ſchon an-klo-pfen.

2. Er klopft wol an bei ihrer Thür;
Sie ſprach: „Wer iſt denn draußen?“
„Ich bin der bittere Tod genannt,
Jungfräuelein, komm zu mir raußen!“

3. „Du biſt der bittere Tod genannt?
Was willſt du von mir haben?“
„Jungfräulein, ſchönſtes Jungfräuelein,
Morg'n werden wir dich begraben.“

4. „Daß ihr mich morgen begraben werd's,
Das kunnt man ja gar nit meinen,
Ich hab' noch Vater und Mutter zu Haus,
Die thäten gar bitterlich weinen.“

5. „Haſt du noch Vater und Mutter zu Haus,
Sie thäten gar bitterlich weinen?
Aber du ſtirbſt in dem Jungfrankranz,
Was kannſt denn beſſeres meinen?“

6. „Ja freilich ſtirb ich in dem Jungfrankranz,
Und noch thut's mich bedauern,
Laſſ' mich ein halbes Jahr noch leb'n,
Daß ich kann die Welt anſchauen.“

7. „Fräulein, ſchönſtes Jungfräuelein,
Thu' dich nit ſo betrüben;
Was ſiehſt du Schönes auf dieſer Welt,
Sie thut dich nur verführen.“

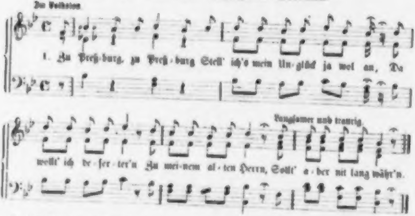
8. „O todter Mann, ſag du mir an,
Was muß denn ich dir geben?
Mein Gut, mein Geld, mein Schatz der Welt,
Laß mich eine Zeit noch leben!“

9. „Mit Gut und Geld und Schatz der Welt
Kannſt du dir den Himmel nit kaufen,
O, gib dich nur willig zum Sterben drein,
Der Tod kommt ſchon mit Haufen.“

10. „Und wanns muß ſein, ſo geb' ich mich drein,
Und willig will ich ſterben;
Ich bitte dich, Herr Jeſu Chriſt,
Thu' mein' Seel Gnad' erwerben;

11. Ich bitte dich, Maria rein,
Durch deinen heiligſten Namen,
Wenn ich für's letzte G'richt muß hin,
Thu' mein' Seel nicht verdammen!“

22. Das Lied vom erſchoſſenen Soldaten.


Im Volkston.
1. Zu Preß-burg, zu Preß-burg Stell' ich's mein Un-glück ja wol an, Da
Langſamer und traurig.
wollt' ich be-ſſer-ter'n Zu mei-nem al-ten Herrn, Sollt' a-ber nit lang währ'n.

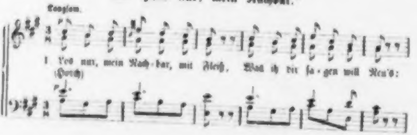
2. Um ein Uhr bei der Nacht
Hab'n ſ' mich gefangen eingebracht,
Sie ſtellen mich vor's Haus;
Ach weh, mit mir iſt's aus!
Was wird werden daraus?

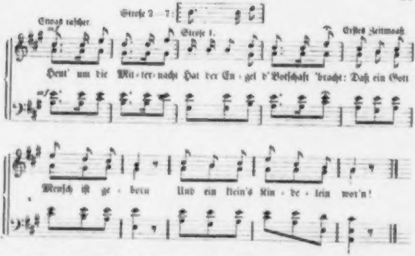
3. Meine Brüder alle drei,
Sind auch wol alle drei dabei;
Sie ſchießen her auf mich,
Das Blut, das ſpritzt auf ſie;
Und das war meine Bitt';

4. Wenn ich erſchoſſen bin,
Legt's mich auf Roſen und Marin!
Das Grab von Marmelſtein,
Das Kreuz von Elfenbein,
So ſchlaf' ich ruhig drein!

Krippen-Lieder.

23. „Los nur, mein Nachbar.“


Langſam.
1. Los nur, mein Nach-bar, mit Fleiß, Was ich dir ſa-gen will Neu's:
(Horch)


Etwas raſcher
Strofe 2 7
Strofe 1.
Erſtes Zeitmaß
mf
Heut' um die Mit-ter-nacht Hat der En-gel d'Botſchaft 'bracht: Daß ein Gott
Menſch iſt ge-born Und ein klein's Kin-de-lein wor'n!

2. Los nur, mein Nachbar, mit Eb'n,
Was ſich heut' noch hat begeb'n.
Hab' gleſt ein' kurze Weil,
Hör' ih ein weiters G'ſchall;
Los in der Luft, es is wahr,
Sie muſiziren ſogar!

3. Hab' nit gwußt, was das bedeut't,
Daß ſie ſo toben mit Freud',
D'Lämmlein ſein g'ſprungen drauf,
Eins nach dem andern auf;
D'Lämmlein haben ſo lieblich blärt,
Wie ſie das Wunder hab'n ghört!

4. Steh ih's da ſtill auf der Heid,
Schau um und um weit und breit,
Lauft ein kleiner Bua daher,
Sagt uns ein' neue Mähr,
Singt drauf voll Freuden hoch, hoch!
Gloria in exis Deo!

5. Macht ſich der Hirtner gſchwind auf,
Und geht nach Bethlehem drauf;
Wol thut er finden ein
Eing'fatſchtes*) Kindelein;
Ja, ein gar wunderſchön's Kind
Liegt zwiſchen Eſel und Rind!

6. Aber nit gar in der Stadt,
Ein biſſl herund, und das grad,
Nit in ein' Königsſaal,
Nur in ein' Ochſenſtall
Liegt unſer eing'fatſchter Gott,
Der uns hilft aus aller Noth.

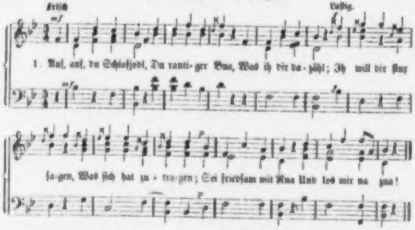
7. Sei nur ſtill, bleib ſchön dabei,
Ih gib dem Ochſen ein Heu,
Nimm du für'n Eſel glei
Futter und Heu und Streu;
Was wir dem Kind nehmen mit,
Das weiß ih ſelber noch nit.

8. Rufts mir die Schäflein zuſamm,
Jo wei dabei ein ſaubers Lamm;
Habs kriegt vor etli Tag'n,
Will ihs dem Kindlein trag'n;
Kann auch der alte Tadl
Sich davon brat'n a Bratl!

---

*) (eingewickeltes)

24. „Auf, auf, du Schloſjodl.“


Friſch
mf
Luſtig.
1. Auf, auf, du Schloſjodl, Du ranti-ger Bua, Was ih dir da-zähl; Ih will dir ſtux ſa-gen, Was ſich hat zu-tra-gen; Sei friedſam mit Uns Und los mir na zua!

2. Die heutige Nacht
Um die vanlaſti (erſte) Stund,
Da hab' ih was ghört
Da hör' ih ſchön ſingen
In allerhand Stimmen
Ein lieblich Gſang,
Es währet nit lang

3. Hiaſl, wie hab'n ſ'gſungen?
Ei, ſag' nur mir's ah!
Ih will dir's gleih ſag'n:
Schön luſti und manniſch,
Schön raſi und weibiſch,
Und wann ih's nit kann,
Fangs noh amal an!

4. Hab'n Bartl aufgweckt,
Hat gſchlaf'n ſo feſt,
Hat gar nix mehr ghört
Hab'n grupft, hab'n gſtöß'n,
Hat d'Hoſ'n vergeſſ'n,
Wird munter auf d'Letzt,
Hat d'Aug'n ausg'wetzt!

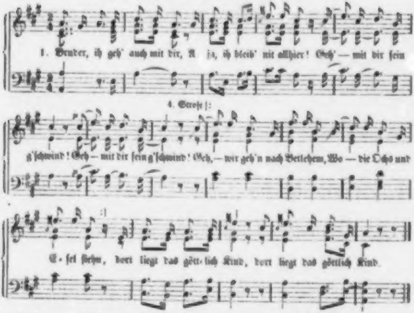
5. Aft that ih ihms halt ſagen:
Ein Kind is geborn,
In da Bethlehemſtadt,
Es liegt in ein' Stäaberl,
Dafrorn is's, das Büaberl;
Es is ja ſo kalt,
Sollt'n ami gehn bald!

6. Wia mir ami ſein kommen
Gehn mir eini in Stall;
Aft that'n mirs halt ſehn:
A Vater, a Muater;
An Ochs und an Eſl
Is ah noh dabei;
'sKind liegt auf an Heu.

7. Der Vater ſteinalt,
Die Muater bluatjung,
Wie a Lamperl, ſo frum,
Schön weiß, als wie Kreiden,
Schön mild, als wie Seiden,
Ein liebli ſchöns Wei,
Demüti dabei.

8. Eh's mir thun weggehen
O göttliches Kind:
Verzeih' uns die Sünd'!
Wenn wir werden ſterben
Thu' uns Gnad erwerben
Und vor deinem G'richt
Verdamm' uns doch nicht!

25. „Bruder, ich geh auch mit dir."


1. Bruder, ich geh' auch mit dir, A ja, ich bleib' nit allhier! Geh' — mit dir fein
4. Strofe |:
g'ſchwind! Geh — mit dir fein g'ſchwind! Geh, — wir geh'n nach Betlehem, Wo — die Ochs und
:|
E - ſel ſtehn, dort liegt das gött-lich Kind, dort liegt das göttlich Kind.

2. Bruder, gehſt du auch mit mir,
Nimm dein' Dudlſack auch mit dir,
Und d' Schalmei dazu!
Und d' Schalmei dazu!
Wann wir gehn in Stall hinein,
Grüß' mir g'ſchwind das Kindelein,
Und pfeif' Eins dazu,
Und pfeif' Eins dazu!

3. Bruder, geh ſtich 's Lamperl ab,
Weil wir halt nix beſſers hab'n,
Zieh ihm 's Pelzlein aus,
Zieh ihm 's Pelzlein aus!
Hüll mir zu das Kindlein gut,
Daß 's uns nit erfrieren thut;
Wie wär' nit das ein Graus,
Wie wär' nit das ein Graus!

4. Ach, wie friert das göttlich Kind,
Wie geht nit aus und ein der Wind!
Liegt bloß auf ein' Stroh,
Liegt bloß auf ein' Stroh;
Wann ich nur ſo Häuſerl hätt',
Das dort unt im Dörferl ſteht,
Da nahm ich d' Muater mit dem Kind,
Und führad's in mein Häuſerl g'ſchwind!*)
Wie wär' ich's nit ſo froh,
Wie wär' ich's nit ſo froh!

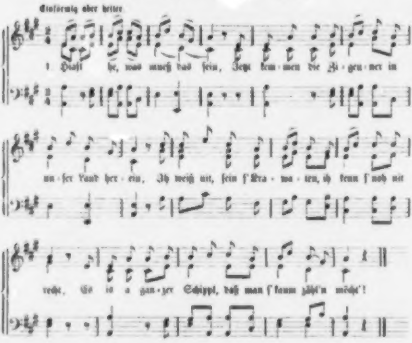
---

*) In dieſer Strofe werden die beiden Zeilen:

„Da nahm ich d' Muater mit dem Kind
Und führad's in mein Häuſerl g'ſchwind"

auf die Melodie der beiden vorhergehenden Zeilen geſungen, da der Text hier der Melodie nach um zwei Zeilen zu viel erſcheint.

26. „Hiasl he, was muaß das sein?“


Einförmig aber heiter
1. Hiasl he, was muaß das sein, Jetzt kem-men die Zi-geu-ner in un-ser Land her-ein, Ih weiß nit, sein s' Kra-wa-ten, ih kenn s' noh nit recht, Es is a gan-zer Schippl, daß man s' kaum zähl'n möcht'!

2. Es is a gstrafigs Wesen, a läch'rmäßigs Schein,
Und wann das unser Amtmann hört, so führt er s' Alle ein
Sie haben ja ein Packwerk, es is schier ein Graus,
Ma meinet ja, sie hätten schon viel Dörfer plündert aus

3. Sie haben rare Wirner und buckligе Roß,
Sie machen lange Kragner, als wie der Franzos;
Einer, der is ein kohlschwarzer Mann dabei,
Just wie der schwarz Toni in unser'm Kälbergei.

4. Einer, der hat ein ganz Truherl voll Guld,
Ei, wann er sich bsinnen that und mir 's schenken wullt
Den Weihrauch, den rauch ih nit, hab eh gestern graht (geraucht)
Die Myrhn sein mir zhantig, daß ih ma 's Maul verderben that.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Die

Schriften des Waldschulmeisters.

Herausgegeben

von

P. K. Roſegger.

Peſt.
Verlag von Guſtav Heckenaſt.
1875.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. F. Wigand in Preßburg.

Seiner Excellenz

dem hochgebornen Herrn

Dr. Carl von Stremayr,

öſterreichiſcher Miniſter für Cultus und Unterricht, k. k. geheimer
Rath ꝛc. ꝛc.,

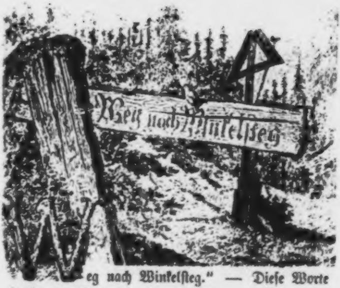
dem Schützer und Förderer

der Volksſchule

weiht dieſes Buch

in dankbarer Ehrerbietung

der Verfaſſer.



Weg nach Winkelſteg.“ — Dieſe Worte ſtanden am Holzarm. Aber der Regen hatte die altförmigen Buchſtaben ſchier verwaſchen und der Balken ſelbſt wackelte im Wind.

Ringsum iſt dunkler, ſtruppiger Tannenwald; über demſelben ſtehen ein paar uralte Lärchen empor, deren kahles knorriges Geäſte weit hineinragt in den Himmel. Aus der Tiefe einer finſteren felſigen Schlucht brauſt ein Gewäſſer. Unzähligemale führt die alte Bergſtraße mittelſt ſchiefer halbeingeſunkener Holzbrücken über dieſen Wildbach, bis da herein, wo der Bergwald rechts ſich lichtet und zwiſchen den

der weit und breit berühmte und berüchtigte graue Zahn — das Ziel meiner Gebirgsreiſe.

Als ich ſo daſaß, hauchte jenes Gefühl durch meine Seele, von dem kein Menſch zu ſagen weiß, wie es entſteht, was es bedeutet und warum es ſoſehr das Herz beklemmt; gleichſam mit einem Panzer umgürtet, auf daß es gerüſtet ſei gegen ein Etwas, das kommen muß. Ahnung nennen wir den wunderſamen Hauch.

Ich hätte vielleicht länger noch geruht auf dem Steine und dem Toſen des Wildwaſſers und dem Säuſeln der Waldwipfel gelauſcht; allein, mir ſchien, als ſtrecke ſich der Holzarm immer länger und länger aus, und zum Mahnrufe wurden mir die Worte: „Weg nach Winkelſteg.“

Und wahrhaftig, als ich mich erhob, da ſah ich, daß mein Schatten ſchon ein gut Stück länger war, als ich ſelbſt. Und wer weiß, wie weit ab es noch lag, das letzte und kleinſte Dorf Winkelſteg.

Ich ging raſch und ſah mich nicht viel um. Ich merkte nur, daß die Wildniß immer größer wurde. Rehe hörte ich röhren im Walde, Geier hörte ich pfeifen in der Luft. Es begann zu dunkeln, und es war noch nicht Zeit zum Nachten. Ueber dem Felsgebirge lag ein Gewitter. Ein dumpfes halberſticktes Murren war zu hören und nicht lange, ſo erhob ſich ein Grollen und Rollen, als ob all die Felſen und Eiswuchten des Hochgebirges tauſend und tauſendfach aneinander prallten. Die Bäume über mir bogen ſich mächtig hin und her und in den breiten Blättern eines Ahorn rauſchten ſchon die großen eiskalten Tropfen.

Das Gewitter ging bis auf dieſe wenigen Tropfen vorüber. Weiter drin aber mußte es ärger geweſen ſein, denn plötzlich brauſte mir im Hohlweg ein wilder Gießbach mit Erde, Steinen, Eis und Holzſtücken entgegen. Ich rettete mich an die Lehne hinan und kam mit großer Mühe vorwärts.

Ueber der Gegend lag nun Nebel und an den Aeſten der Tannen ſtieg er nieder bis zu dem feuchten Heidegrunde.

Als es gegen die Abenddämmerung ging und als die Waldſchlucht ſich ein wenig weitete, kam ich in ein ſchmales Wieſenthal, deſſen Länge ich des Nebels wegen nicht ermeſſen konnte. Der Mattengrund war bedeckt mit Eiskörnern; der Bach hatte ſein Bett überſchritten und hatte die Brücke fortgeriſſen, die mich hätte hinübertragen ſollen auf das jenſeitige Ufer, von wo mir durch das Nebelgrauen ein weißes Kirchlein und die Bretterdächer einiger Häuſer zuſchimmerten.

Es war froſtig kalt und es begann zu dunkeln. Ich rief hinüber zu den Leuten, die am Waſſer arbeiteten, Holzblöcke auffingen und den Fluß zu regeln ſuchten. Sie ſchrieen mir die Antwort zurück, ſie könnten mir nicht helfen, ich müſſe warten, bis das Waſſer abgelaufen ſei.

Bis ſo ein Gießwaſſer abläuft, das kann die ganze Nacht währen. Ich wage es und wate durch den Fluß. Aber als ſie drüben dieſe meine Abſich bemerkten, winkten ſie mir warnend zu. Und bald ſtemmte ein großer, hagerer, ſchwarzbärtiger Mann eine Stange an und ſchwang ſich mittelſt derſelben zu mir herüber. Dann häufte er hart am Ufer einige Steine übereinander und legte auf dieſelben das Brett, welches die Anderen über die Fluthen herüberſchoben. Nun nahm er mich an der Hand und ſagte: „Nur feſt anhalten!“ dann führte er mich über das ſchaukelnde Brett an das andere Ufer.

Während wir über dem Waſſer ſchwebten, hub das Aveglöcklein an zu klingen und die Leute zogen ihre Hüte ab.

Der große ſchwarze Mann geleitete mich über die kniſternden Eiskörner zum Dörfchen hinan. „So iſt es;“ brummte er unterwegs, „läßt der Herrgott was aufwachſen, hauts der Teufel wieder in die Erden hinein. Die Kohlpflanzen ſind hin, bis auf das letzte Stammel; und das letzte Stammel auch. Der Haſer liegt auf dem Hintern und reckt ſeine Knie gegen Himmel hinauf.“

„Das Wetter hat ſo viel Schaden gethan?“ ſagte ich.

„Vom heutigen Tag an darf ſich Eins den ganzen Sommer über wieder nicht ſatt eſſen, wollen wir für den Winter den Magen nicht in den Rauchfang hängen,“ antwortete er.

Das Dorf beſtand aus drei oder vier hölzernen Häuſern, einigen Hütten, rauchenden Kohlſtätten und dem Kirchlein.

Vor einem der größeren Häuſer, an deſſen Thür ein breiter, von vielen Tritten zerſchleifter Antrittſtein lag, blieb mein Begleiter ſtehen und ſagte: „Kehrt der Herr bei mir ein? ich bin der Winkelwirth.“ Er deutete bei dieſen Worten auf das Haus, als ob es das ſein Ichſelbſt wäre.

Bald hernach war ich in der Stube. Die Wirthin nahm mir gar behende die Reiſetaſche und den feuchten Ueberrock ab und brachte mir ein par Strohſchuhe herbei: „Nur gleich das naſſe Leder aus und die Schliefſchuhe anſtecken; nur fein gleich, fein gleich, ein naſſer Schuh auf dem Fuß läuft zum Bader!“ Nicht lange, ſo ſaß ich trocken und bequem an dem großen Tiſche unter dem Hausaltar und unter Wandleiſten, auf welchen der Reihe hin buntbemaltes Ton- und Porzellangeſchirr lehnte. Auf dem Gläſergeſtelle war eine Unzahl von Kelchfläſchchen umgeſtülpt und der Wirth frug mich gleich, ob ich Branntwein begehre. Ich verlangte Wein.

„Iſt wol kein Tröpfel im Keller geweſen, ſo lang das Haus ſteht,“ verſetzte der Wirth, „aber Holzapfelmoſt hätt' ich einen rechtſchaffen guten.“

Das war mir ſchon recht; aber als er in den Keller gehen wollte, trippelte ſein Weib herbei, nahm ihm haſtig den Schlüſſel aus der Hand: „Geh, Lazarus, ſchneutz' dem Herrn das Licht; fein geſchwind, Lazarus, wirſt ſchon dein Tröpfel noch kriegen.“

Ein wenig brummend kam er zum Tiſch zurück, reinigte den Docht der Unſchlittkerze, ſah mich eine Weile ſo an und frug endlich: „Der Herr iſt zuletzt gar unſer neuer Schulmeiſter? — Nicht? — So, auf den grauen Zahn hinauf geht die Wander? Wird morgen wol nicht gehen. Iſt auch dieſen Sommer noch kein Menſch hinaufgeſtiegen. Das muß Einer im Frühherbſt thun; zur andern Zeit iſt kein Verlaß auf das Wetter. — Nu, wie man halt ſchon ſo nachgrübelt; ich hab' gemeint, der Herr dürft' der neue Schulmeiſter ſein. Es verſteigt ſich ſonſt wunderſelten Einer da herein, der nicht herein gehört. Auf den neuen Schulmeiſter warten wir ſchon alle Tag. Der alte iſt uns durchgegangen; — hot der Herr nichts gehört?“

„So, Lazarus, thu' ſchön fein plaudern mit dem Herrn,“ ſagte die Wirthin im zärtlichen Tone zu ihrem Manne, als ſie mir den Moſt und zugleich auch die Abendſuppe vorſetzte.

Das Weib war nicht mehr zu jung, aber es war das, was die Wäldler „kugelrund“ nennen. Sie hatte ein zweifaches Kinn und unter demſelben, um den vollen Hals, eine Silberkette. Ihre Aeuglein guckten klug und mild hervor, wenn ſie ſprach und wenn ſie, mit jedem Winkel und Nagel des ganzen Hauſes bekannt und verwachſen, luſtig in allen Ecken und Enden herumregierte. Wie im Scherze regelte ſie Alles und ſchäkerte mit dem Gaſt und lachte mit dem Geſinde in der Küche und im Vorhauſe. Daß jetzt der Schauer wieder Alles zerſchlagen, ſei freilich nicht gar luſtig, meinte ſie, aber beſſer ſei es allerwege, das Eis falle vom Himmel auf die Erde, als wenn es von der Erde auf den Himmel fiele und da oben auch noch Alles in Scherben ſchlüge. Da hätt' Eins ſchon gar nichts mehr zu hoffen. Und wie ſie ſo die Sache auslegte, ſprudelte die Fröhlichkeit ordentlich aus ihr hervor, und der ganze Kreis um ſie war heiter; und Jedes ſchien ſich ſo gehen zu laſſen in Dem, was es that, empfand und ſagte; aber es ging doch Alles nach der Schnur.

„Ihr habt ein treffliches Frauchen,“ ſagte ich zum Wirth.

„Das wol, das wol“ beſtätigte er leiſe und lebhaft, „brav iſt ſie, meine Juliana, aber halt — aber halt —“ Das Wort blieb ihm im Halſe ſtecken, oder vielmehr, er zerbiß es, drückte und preßte es hinab, hinab; aufſprang er und die Hände am Rücken geballt ſchritt er über die Stube und wieder zurück und goß ſich ein Glas Waſſer in die Gurgel.

Dann ſetzte er ſich auf die Bank und war ruhig; aber es war noch nicht ganz gut, er hatte die Fäuſte geſchloſſen und ſtarrte auf den Tiſch. — Ich habe einmal auf einem Jahrmarkt einen Araber geſehen, eine mächtig hohe Geſtalt, knochig, hager, rauh und lederbraun, ſchwarz- und vollbärtig, glutäugig, mit langer ſcharfgebogener Naſe, ſchneeweißen Zähnen, mit dichten Brauen und einem weichen, wollartigen Haarfilze — völlig ſo ſah der Mann aus, der jetzt ſchier unheimlich vor mir brütete.

„'s gibt kein Weibel mehr, ſo herzensgut und getreu,“ murmelte er plötzlich; weitere Worte zermalmte er zwiſchen den Zähnen.

Ich ſah, der Mann war in einer ſehr peinlichen Stimmung; ich ſuchte ihn aus derſelben zu erlöſen.

„Alſo durchgegangen, ſagt ihr, iſt der alte Schulmeiſter?“

Da hob der Wirth ſeinen Kopf: „Man kann juſt nicht ſagen, daß er durchgegangen iſt; es hat ihm nichts weh gethan bei uns. Ich denk', wer fünfzig Jahr in Winkelſteg Schullehrer, oder was weiß ich, alles iſt, der läuft im einundfünfzigſten nicht davon wie ein Korndieb.“

„Fünfzig Jahre dahier Schullehrer!“ rief ich. „Schullehrer und Bader und Amtmann und eine Weil’ gar auch Pfarrer iſt er geweſen.“

„Und ein Halbnarr iſt er auch geweſen!“ ſchrie Einer vom Nebentiſche her, wo ſich mehrere ſchwarze Geſellen, etwa Holzer und Kohlenbrenner, bei Schnapsgläſern niedergelaſſen hatten. „Ja freilich,“ rief die Stimme, „da draußen bei der Wachholderſtauden iſt er die längſte Zeit gehockt und hat mit dem Wiſch geſchwätzt und den Gimpeln hat er das Singen lehren wollen nach Noten. Hat er wo einen ſcheckigen Falter erſpäht, ſo iſt er ihm nachgeholpert den ganzen halben Tag; — ein Halterbübel könnt nicht kindiſcher ſein. Hat ihn leicht gar ſo ein Thier fortgelockt, hat der Alte nimmer heimgefunden, iſt liegen blieben im Wald.“

„Zur Weihnachtszeit fliegen keine Falter herum, Joſel,“ ſagte der Wirth, halb berichtigend, halb verweiſend, „und daß er in der Chriſtnacht iſt in Verluſt gerathen, das wirſt wiſſen.“

„Der Teufel hat ihn geholt, den alten Sakermenter!“ gröhlte eine andere Stimme in dem finſterſten Winkel der Stube, am großen Kachelofen. Als ich hinblickte, ſah ich in der Dunkelheit die Funken eines Feuerſteines ſprühen.

„Mußt nit, Schorſchl, mußt nit ſo reden!“ ſagte einer der Köhler, „mußt bedenken, der alte Mann hat ſchneeweiße Haar gehabt!“

„Ja, und Hörner unter denſelben,“ riefs vom Ofen her, „leicht hat ihn Keiner ſo gekannt, den alten Schleicher, wie der Schorſchl! Meint ihr, er hätt's nit abgemacht gehabt mit den großen Herren, daß wir keiner was haben gewonnen beim Lotterg'ſpiel (Lotterie)! Wesweg hat denn der Kranabetſepp gleich in der zweiten Woch', da der Schulmeiſter iſt weggeweſen, einen Amber (Ambo) gemacht? Der bucklig' Duckmauſer ſelber hat freilich Geld gehabt; hats vergraben, auf daß, was er ſelber nit braucht, die armen Leut' auch nit brauchen ſollen. Oh — leicht könnt' Einer noch andere Geſchichten erzählen, wären nicht ſo gewiſſe Leut' in der Stub.“

Die Stimme ſchwieg; man hörte nur das Pfauchen der rauchſaugenden Lippen und das Zuklappen eines Pfeifendeckels.

Der Wirth ſtand auf, warf ſeinen Lodenwamms weg und ging in flatternden Hemdärmeln einige Schritte gegen den Ofen. Mitten in der Stube ſtand er ſtill. „So gewiſſe Leut' ſind in der Stube,“ ſagte er gedämpft, „Schorſchl, dasſelb' deucht mich ſelber; aber nit beim redlichen Tiſch ſitzen ſie vor aller Leut' Augen; im ſtockfinſteren Winkel ducken ſie ſich, wie ein nichtsnutziger Schelm, wie — wie —“

Er brach ab, man merkte es, wie er ſich Gewalt anthat, gelaſſen zu bleiben; er zog ſich ſchier krampfhaft zuſammen, aber er blieb ſtehen mitten in der Stube.

„Freilich, freilich, die Branntweinbrenner haben den Alten nicht leiden mögen,“ ſagte einer der Köhler. Dann zu mir gewendet: „Beſter Herr, Der hat's gut gemeint! Gott tröſt' ſeine arme Seel! — Hat noch die Orgel geſpielt in der heiligen Nacht, aber in der Chriſttagsfrüh iſt kein Gebetläuten geweſen. Den Reiter Peter, — das iſt halt unſer Muſikant — hat' er in der Nacht noch angeredet, daß der ſollt' die Muſik für den Chriſttag übernehmen; — das iſt ſein letzt' Wort geweſen, und weg iſt der Schulmeiſter. — Du heiliger Antoni, was haben wir den alten Mann nicht geſucht. Spüren hat man ihn nicht können, der Schnee iſt weit und breit, und gar im Wald drin, ſteinhart geweſen; hat Jeden tragen, ſo weit er hat wollen gehen. Ganz Winkelſteg iſt auf geweſen, iſt alle Wälder abgegangen und alle Straßen draußen im Land —.“

Der Mann ſchwieg; ein Achſelzucken und eine Handbewegung deuteten an, ſie hätten den Schulmeiſter nicht gefunden.

Der Wirth wendete ſich wieder langſam gegen den Tiſch und ſagte faſt traurig: „Und ſo haben wir Winkelſteger halt keinen Schulmeiſter. Ich für mich brauch keinen; ich hab' nichts gelernt und werd' nichts mehr lernen — ich leb' ſo. Aber einſehen thu' ichs wol, ein Schulmeiſter muß ſein. Und ſo ſind wir Gemeindebauern halt zuſammengeſtanden, daß wir einen neuen —"

Ich hatte in dieſem Augenblick das Moſtglas an den Mund geſetzt, um den Reſt des trefflichen Trankes zu ſchlürfen. Und das war, als hätte es dem Manne die Sprache verſchlagen. Er ſtarrte auf das leere Glas, wollte dann ſein Geſpräch wieder fortſetzen, ſchien aber kaum mehr zu wiſſen, wovon er geredet.

„Ich denk' mir meinen Theil," verſetzte einer der Kohlenbrenner, „und ich ſag' dasſelb', juſt und gerade dasſelb', was der Wurzentoni ſagt. Der alte Schulmeiſter, ſagt er, hat ein Stückel mehr verſtanden, als Birn ſieden, ein gut Stückel mehr. Der Wurzentoni — nicht einmal, zehn- und hundertmal hat er den Schulmeiſter geſehen aus einem kleinwinzigen Büchlein beten, und im Büchlein ſind alles ſo Sprüchel geweſen und Zauber- und Hexenzeichen, lauter Hexenzeichen. Wär' der Schulmeiſter im Wald wo geſtorben, ſagt der Wurzentoni, ſo hätt' man den Todten finden müſſen; und hätt' ihn der Teufel geholt, ſo wär' das Gewand zurückgeblieben, denn das Gewand, ſagt der Wurzentoni, iſt unſchuldig, über das hat der Teufel keine Gewalt! hat keine! —

Ganz 'was 'anders iſt geſchehen, meine Leut! Der Schulmeiſter — verzaubert hat er ſich, und ſo ſteigt er unſichtbar Tag und Nacht in Winkelſteg herum — Tag und Nacht, zu jeder Stund'. Das iſt, weil er will wiſſen, was die Leut' in der Heimlichkeit thun und über ihn reden, und weil — —. Ich ſag' nichts Schlechtes über den Schulmeiſter, ich nicht. Wüßt auch nicht was, bei meiner Treu, wüßt auch nicht, was!"

„Ei, thät der Teufel nicht mehr wiſſen, wie der ſchwarz' Kohlenbrenner!" hüſtelte die Stimme hinter dem Ofen, „noch heut' führt der alt' Grauſchädel die Winkelſteger bei der Naſe herum!"

Ein gereizter Löwe könnte nicht wüthender aufſpringen, als es jetzt der derbe finſtere Wirth that. Ordentlich ſtöhnend vor Begier ſtürzte er hin in den Ofenwinkel, und dort war ein angſtvolles Aufkreiſchen.

Da eilte die Wirthin herbei: „Geh, Lazarus, wirſt dich ſcheren mit dieſem dummen Schorſchel da! iſt nicht der Müh' wert, daß du deswegen einen Finger krumm thuſt. Geh, ſei fein geſcheidt, Lazarus; ſch[illegible], jetzt hab' ich dir dort dein Tröpfel hingeſtellt."

Lazarus ließ nach; der Schorſchl huſchte wie ein Pudel heulend zur Thür hinaus.

Lazarus hatte Haarlocken in der Fauſt, fahle, zerzauſte Haarlocken. Knurrend ſchritt er gegen den Kaſten, auf welchen ihm ſein Weib ein Glas Apfelmoſt geſtellt hatte. Faſt lechzend, zitternd griff er nach dem Glaſe, führte es zum Mund und that einen langen Zug. Dann hielt er ſtarren Auges ein bischen inne, dann ſetzte er wieder an und leerte das Glas bis auf den letzten Tropfen. Das mußte ein fürchterlicher Durſt geweſen ſein. Langſam ſank die Hand mit dem leeren Gefäße nieder; tief aufathmend glotzte der Wirth vor ſich hin.

So verging die Zeit, bis die Wirthin zu mir kam und ſagte: „Wir haben ein gutes Bett, da oben auf dem Boden; aber ich ſag's dem Herrn fein g'rad heraus, der Wind hat heut ein par Dachſchindeln davongetragen und da thut's ein kleinwenig durchtröpfeln. Im Schulhaus oben wär' wol ein rechtſchaffen bequemes Stübelein, weil es für den neuen Lehrer ſchon eingerichtet iſt; und fein zum Heizen wär's auch, und wir haben den Schlüſſel, weil mein Alter Richter iſt und auf das Schulhaus zu ſchauen hat. Jetzt, wenn ſonſt der Herr nicht gerade ungern im Schulhaus ſchläft, ſo thät ich ſchon dazu rathen. Ei beileib', es iſt nicht unheimlich, gar nicht; es iſt fein ſtill und fein ſauber. Mich däucht, das ganze Jahr wollt' ich darin wohnen.“

So zog ich das Schulhaus dem Dachboden vor. Und nicht lange nachher geleitete mich ein Küchenmädchen mit der Laterne hinaus in die ſtockfinſtere regneriſche Nacht, das Dörfchen entlang, an der

Kirche hin über den Friedhof, an deſſen Rande das Schulhaus ſtand. Das Raſſeln des Schlüſſels an der Thür wiederhallte laut im Innern. Im Vorhauſe war es öde, und die Schatten der Laternſäulchen zuckten wie gehetzt an den Wänden hin und her.

Da traten wir in ein kleines Zimmer, in deſſen Thonofen helle Glut kniſterte. Meine Begleiterin ſtellte ein Licht auf den Tiſch, ſchlug die braune Decke des Bettes über und zog aus dem Wandkaſten eine Lade hervor, damit ich meine Sachen dort unterbringe. Da rief ſie auf einmal: „Nein, das iſt richtig, daß wir uns allmiteinander ſchämen müſſen; jetzt liegen dieſe Fetzen noch da herum!“ Sofort faßte ſie einen armvoll Papierblätter, wie ſie in der Lade wirr herumlagen: „Will euch gleich helfen, ihr verzwickelten Wiſche, in den Ofen ſteck' ich euch!“

„Mußt nicht, mußt nicht,“ kam ich dazwiſchen, „vielleicht ſind Dinge dabei, die der neue Lehrer noch brauchen kann.“

Verdrießlich warf ſie die Blätter wieder in die Lade. Es wäre ihr in ihrer Aufräumungswuth ſicher eine große Luſt geweſen, ſie zu verbrennen, wie ja unwiſſende Leute häufig das Verlangen haben, Alles, was ihnen nutzlos dünkt zu vernichten.

„Der Herr kann des alten Schulmeiſters Schlafhauben aufſetzen,“ ſagte das Mädchen hernach und [illegible] -ung Nr. 2!

legte eine blaugeſtreifte Zipfelmütze auf den Kopfpolſter des Bettes. Dann gab es mir noch einige Rathſchläge bezüglich der Thürſchlüſſel, ſagte: „So, in Gottesnamen, jetzt geh' ich," — und ſie ging.

Die äußere Thür ſperrte ſie ab, an der inneren drehte ich den Schlüſſel um, und nun war ich allein in der Wohnung des in Verluſt gerathenen Schulmeiſters.

Was war das für ein ſonderbares Geſchick mit dieſem Manne, und was waren das für ſonderbare Nachreden der Leute? Und wie verſchieden waren dieſe Nachreden! Ein guter, vortrefflicher Mann, ein Narr, ein Hexenmeiſter, und gar Einer, den zuletzt der Teufel holt! —

Ich ſah mich in der Stube um. Da war ein wurmſtichiger Tiſch und ein brauner Kaſten. Da hing eine alte, ſchwarze Pendeluhr mit völlig erblindetem Zifferblatte, vor welchem der kurze Pendel ſo emſig hin und herhüpfte, als wollte er nur haſtig, haſtig aus banger Zeit in eine beſſere Zukunft eilen. — Und meint ihr, ich hätte von draußen herein nicht auch die Unruh der Kirchthurmuhr gehört?

Neben der Uhr hingen einige aus Wachholder geſchnittene Tabakspfeifen mit übermäßig langen Röhren; ferner eine Geige und eine uralte Zither mit drei Saiten. Sonſt war überall das gewöhnliche Hausgeräthe, vom Stiefelzieher unter der Bettſtatt bis zu dem Kalender an der Wand. Die Fenſter waren bedeutend größer, als ſie ſonſt bei hölzernen Häuſern zu ſein pflegen und mit geflochtenen Gittern verſehen. In dieſen Gittern ſteckten verdorrte Birkenzweige.

Da ich einen der blauen Vorhänge bei Seite geſchoben hatte, blickte ich hinaus in das Freie. Es war finſter, nur von einer Ecke des Kirchhofes her ſchimmerte es, wie ein verlorner Strahl des Mondes. Das war wohl das Moderleuchten eines zuſammengebrochenen Grabkreuzes oder eines Sargreſtes. Der Regen rieſelte; es zog ein froſtiger Windhauch durch die Luft wie gewöhnlich nach Hagelgewittern.

Ich hatte die Alpenfahrt für den nächſten Tag aufgegeben. Ich beſchloß, entweder in Winkelſteg ſchön Wetter abzuwarten, oder mittelſt eines Kohlenwagens wieder davon zu fahren. Brauen im Gebirge ſelbſt zur Sommerszeit ja doch oft wochenlang die feuchten finſtern Nebel, während draußen im Vorlande der milde Sonnenſchein liegt.

Ehe ich mich ins Bette legte, wühlte ich noch ein wenig in den alten Papieren der Schublade herum. Da waren Muſiknoten, Schreibübungen, Aufmerkblätter und allerhand ſo Geſchreibe auf grobem, grauem, gelbem Papier. Es war theils mit Bleiſtift, theils mit blaſſer Tinte, bald flüchtig bald mit Fleiß geſchrieben. Und da lagen zwiſchen Blättern gepreßte Pflanzen, entſtaubte Schmetterlinge und eine Menge Thier- und Landſchaftszeichnungen, zumeiſt gar recht unbeholfen gemacht. Aber ein Bild fiel mir doch auf, ein mit bunten Farben bemaltes, eigenartiges, komiſches Bild. Es ſtellte einen alten Mann dar. Der kauerte auf einem Baumſtrunk und ſchmauchte eine langberohrte Pfeife. Auf dem Haupte, deſſen Haare nach rückwärts gekämt waren, hatte er eine plattgedrückte, ſchwarze Kappe mit einem breiten, wagrecht hinausſtehenden Schilde. Aber ein Künſtler war es doch, der das Bild gemacht; im Ausdrucke des Angeſichts war er zu ſpüren. Aus dem einen Auge, das ganz offen ſtand, blickte eine ernſte und doch milde Seele heraus; aus dem andern, das halb geſchloſſen nur ſo blinzelte, ſah ein wenig Schalkheit hervor. In einem Hauſe, aus deſſen Fenſtern ſolche Gäſte lugen, iſt's nicht gar ſonderlich arm und öde. Ueber den, vom wohlwollenden Künſtler vielleicht doch zu roſig gehaltenen Wangen war es aber faſt, als ob ſeiner Zeit Wildbäche Furchen geriſſen hätten. Völlig ſpaßhaft hingegen nahm ſich auf dem ſonſt völlig glatt raſirten Geſichte der lange weiße Spitzbart aus; er war unter dem vorgebeugten Kopfe wie ein vom Kinne niederhängender Eiszapfen.

Um den Hals war ein hellrothes Tuch mehrfach geſchlungen und vorne mehrfach zuſammengeknüpft. Dann kam der hohe Wall des Rockkragens und der blaue Tuchrock ſelbſt, ein Frack mit niederſtrebenden Taſchen, aus deren Einer der launige Künſtler gar ein Kipfelchen hervorlugen ließ. Der Rock war eng zugeknöpft bis hinauf zum Eiszapfen. Die Hoſe war grau, ſehr eng und ſehr kurz; die Stiefel waren auch grau, aber ſehr weit und ſehr lang. — So kauerte das Männchen da und hielt mit beiden Händen genußſelig das lange Pfeifenrohr, und ſchmauchte. Leichte Ringelchen und Herzchen bildete der Rauch . . . .

Der das Bild gemacht, iſt ein Kauz geweſen; nach dem es gemacht, der iſt noch ein größerer geweſen. Einer oder der Andere war ſicher der alte Schulmeiſter, der auf unerklärliche Weiſe verſchwunden, nachdem er fünfzig Jahre im Orte Lehrer geweſen. — „Und unſichtbar ſteigt er in Winkelſteg herum, Tag und Nacht — zu jeder Stund!“

Ich ſtieg ins Bett und lag und ſann. Ich ahnte nicht, wer es geweſen war, der das Haus gebaut und vor mir auf dieſer Stätte geruht.

Die Glut im Ofen kniſterte matt und matter und war im Abſterben. Draußen rieſelte der Regen, und doch lag eine Stille über Allem, ſo daß mir war, als hörte ich das Athemholen der Nacht. — Ich war im Einſchlummern; da erhob ſich plötzlich ganz nahe über mir ein lebhaftes Schallen, und eilfmal hintereinander laut und luſtig klang der Wachtelſchlag. Ganz täuſchend ähnlich waren die Laute dem lieblichen Rufe des Vogels im Kornfelde. Die alte Uhr war's geweſen, die mir ſo ſeltſam die eilfte Stunde verkündet hatte.

Und der ſüße Wachtelſchlag hatte mein Sinnen und Träumen entführt hinaus auf das lichte ſonnige Kornfeld zu den wiegenden Halmen, zu den blauleuchtenden Blumenaugen, zu den gaukelnden Schmetterlingen — und ſo war ich eingeſchlafen an demſelben Abende, im geheimnißvollen Schulhauſe zu Winkelſteg.

Wie mich der Wachtelſchlag eingelullt hatte, ſo weckte mich der Wachtelſchlag wieder auf. Es war des Morgens zur ſechsten Stunde.

Im Stübchen athmete noch die milde Wärme des Ofens; an den Wänden und auf der Decke lag es wie Mondlicht. Und es mußte die Sonne ſchon am Himmel ſtehen; es war im Juli. Ich erhob mich und zog einen der blauen Fenſtervorhänge zurück. Die großen Scheiben waren grau angelaufen; nur hie und da löſte ſich eine Tropfenperle und rollte hin und herzuckend nieder durch die unzähligen Bläschen und Tröpfchen, hinter ſich einen ſchmalen Pfad ziehend, durch welchen das Dunkel des braunen Kirchendaches hereinblickte.

Ich öffnete das Fenſter; froſtige Luft ergoß ſich in das Zimmer. Der Regen hatte aufgehört; an der Friedhofsmauer lag ein Wall zuſammengeſchwemmter Eiskörner, mit niedergeſchlagenen Baumrinden und gebrochenen Reiſigwipfeln gemiſcht. An der Kirchenwand lagen Schindelſplitter des Daches; die Fenſter der Kirche waren mit Brettern geſchützt. Einige Eſchen ſtanden am Platze, da tropfte es nieder von den wenigen Blättern, die der Hagel verſchont hatte. Noch ragte dort das verſchwommene Bild eines Rauchfanges; was weiter hin war, das deckte der Nebel.

Ich hatte den Gedanken an die Alpenwanderung heute gar nicht mehr hervorgeholt. Langſam zog ich mich an und betrachtete das Triebwerk der alten Schwarzwälderuhr, welches durch zwei an einander ſchlagende Holzblättchen den ſchmetternden Schlag der Wachtel ſo täuſchend gab. Hernach wühlte ich, da es mir zum Frühſtück noch zu zeitlich war, noch eine Weile in den Papieren der Lade herum. Ich bemerkte, das außer den Zeichnungen, Rechnungen und jenen Bogen, die zu Pflanzenmappen dienten, alle beſchriebenen Blätter eine gleiche Größe hatten und mit rothen Seitenzahlen verſehen waren. Ich verſuchte die Blätter zu ordnen und warf zuweilen einen Blick auf deren Inhalt. Es waren tagebuchartige Aufzeichnungen, die ſich auf Winkelſteg bezogen. Die Schriften waren aber ſo voll von eigenartigen Ausdrücken und regellos geformten Sätzen, daß eine Art Ueberſetzung nöthig ſchien, um ſie der Verſtändlichkeit zuzuführen.

Die Mühe däuchte mir nicht abſchreckend, denn ich hoffte hier Urkunden des ſo entlegenen Alpendörfchens und vielleicht gar aus dem Leben des verſchwundenen Schulmeiſters zu finden. Indem ich emſig weiter ordnete, und mit dieſer Arbeit ſchon völlig zur Rüſte kam, entdeckte ich plötzlich ein dickes graues Blatt, auf welchem mit großen rothen Buchſtaben geſchrieben ſtand: „Die Schriften des Waldſchulmeiſters.“

So hatte ich nun gewiſſermaßen ein Buch zuſammengeſtellt; und das Blatt mit den rothen Lettern legte ich auf Gerathewohl oben an, als des Buches Ueberſchrift.

Mittlerweile hatte meine Wachtel die achte Stunde verkündet, und auf dem Kirchthurme läuteten zwei helle Glöcklein zur Meſſe. Der Pfarrer, ein ſchlanker Mann mit blaſſem Angeſichte, ſchritt von ſeinem Hauſe die kleine Steintreppe heran zur Kirche. Einige Männer und Weiber zogen ihm nach, entblößten noch weit vor der Thür ihr Haupt oder zerrten die Roſenkranzſchnur hervor und beſprengten ſich andächtig am Weihwaſſerkeſſel des Einganges.

Ich ging zur Thür hinaus und über den hügeligen Sandboden hin. Und ich ging, weil die Orgel gar ſo freundlich herausklang, zur Kirche hinein. Da war es auf den erſten Blick, wie es in jeder Dorfkirche iſt — und doch eigentlich ganz anders. Je ärmer ſonſt ſo ein Kirchlein iſt, deſto mehr Silber und Gold ſieht man in ihm funkeln; alle Leuchter und Gefäße ſind von Silber, alle Verzierungen und Heiligenröcke und Engelsflügel und gar die Wolken des Himmels ſind von Gold. Aber es iſt nicht Silber, es iſt nicht Gold; es iſt nur der Schein davon und inwendig iſt eitel Holz mit Wurmſtichen. Ich kann jenem Bauersmann nicht Unrecht geben, der, als er in der Kirche einmal Meßnerdienſte verrichten mußte und dabei in nähere Bekanntſchaft mit den Bildniſſen und Altären gekommen, ausrief: „Wie unſere Heiligen von Weitem funkeln und vornehm ſind, ſo meint man, was der tauſend wir für Himmelsmänner haben, und wenn man ſie in der Nähe anſchaut, iſt nichts dahinter.“

In der Kirche zu Winkelſteg fand ich das anders. Freilich war auch da Alles aus Holz und größtentheils aus ganz gewöhnlichem Fichtenholz, aber es war nicht geſchminkt mit ſchreienden Farben, Geflunker und Gebändern und was ſonſt ſolchen Zierrath gibt; es war, wie es war und wollte nicht anders ſein.

Die Kirchenwände ſtanden in mattem Grau und waren faſt leer. In einer Ecke des Schiffes klebten ein Paar Schwalbenneſter, deren Bewohner heute auch bei dem Gottesdienſte blieben und dem Herrn nach ihrer Art das „Sanctus“ ſangen. Den Chorboden da oben und den Beichtſtuhl und die Kanzel und die Betſtühle — man ſah es wohl — hatten heimiſche Zimmerleute ausgeführt; der Taufſtein hatte auch ſein Lebtag keinen Steinmetz, und der Hochaltar keinen Bildhauer geſehen. Aber es war Geſchmack und Zweckmäßigkeit in Allem. Der Altar war ein hoher, würdevoll daſtehender Tiſch, zu welchem drei breite Stufen emporführten. Er war bedeckt mit einfachen weißen Linnen, und in einem Gezelte aus weißer Seide, zwiſchen ſechs ſchlanken, aus Lindenholz geſchnitzten Leuchtern ſtand das Heiligthum. Was mir aber am meiſten auffiel, was mich rührte, faſt erſchütterte, das war ein nacktes großes Kreuz aus Holz, welches über dem Zelte ragte. Dieſes Kreuz mochte nicht immer da oben geſtanden haben; es war wettergrau, der Regen hatte die Faſern hervorgewaſchen, die Sonne hatte Spalten gezogen. Das war der Winkelſteger Altarbild. Ich habe nie einen Prediger ernſter und eindringlicher ſprechen gehört, von Liebe und Geduld, von Aufopferung und Entſagung, als es dieſes ſtille Kreuz that auf dem Altare.

Dann fiel mir noch ein Zweites auf, was faſt abſtach von der Armut und Einfachheit, ſo in dieſem Gotteshauſe herrſchte, was aber die Stimmung und Ruhe nur noch erhöhte. An beiden Seiten des Altares waren zwei ſchmale hohe Fenſter mit Glasmalereien. Sie thauten ein mildes roſiges Dämmerlicht über den Altar.

Der Prieſter verrichtete die Handlung; die wenigen Anweſenden knieten in den Stühlen und beteten ſtill; und die mild tönende, wie in Ehrfurcht leiſe zitternde Orgel betete mit, war wie eine flehende, weinende Fürſprache vor Gott für die arme Gemeinde, die ſeit geſtern, da das Ungewitter die Feldfrucht vernichtet, neuen Kummer trug.

Als die Meſſe zu Ende war, und die Leute ſich erhoben, bekreuzten, die Kniebeugung machten und davongingen, ſtieg ein hübſcher junger Mann die Chorſtiege herab. Ich frug ihn vor der Kirchthür, ob er es ſei, der die Orgel geſpielt habe. Er neigte den Kopf. Er ſchritt gegen das Dörfchen hinab; ich ging mit ihm und ſuchte ein

Geſpräch anzufangen. Er ſah mir mehrmals betrübt und treuherzig ins Geſicht, aber er ſagte kein Wort; faſt zitterten ſeine friſchrothen Lippen und er wendete ſich bald und ſchritt abſeits gegen den Bach. Er war ſtumm.

Bald nachher ſaß ich im Wirthshauſe bei meinem Frühſtück. Es beſtand aus einer Schale Milch mit gebranntem Kornmehl gewürzt. Das iſt der Winkelſteger Kaffee.

Und nun — was gedachte ich zu thun?

Ich theilte der heiteren Wirthin meine Abſicht und meinen Wunſch mit: das ungünſtige Wetter in Winkelſteg abzuwarten, im Stübchen des Schulhauſes zu wohnen und die Schriften des Schulmeiſters zu leſen — „wenn ich dazu Erlaubniß hätte.“

„O mein Gott, ja, von Herzen gern!“ rief ſie, „wen wird der Herr denn irren, da oben! und das alte Papierwerk ſchaut ſonſt auch kein Menſch an — wüßt’ nicht, wer! Davon kann ſich der Herr ausſuchen, was er will. Der neue Schulmeiſter wird ſchon ſelber ſo Sachen mitbringen. Glaub’s aber dieweilen noch gar nicht, daß Einer kommt. Ja freilich mag der Herr oben bleiben und ich laß ihm fein warm heizen.“

So ging ich wieder hinauf zum Schulhauſe. Nun ſah ich es von außen an. Es war recht bequem und zweckmäßig gebaut; es hatte ein flaches weit vorſpringendes Schindeldach, und es hatte in dieſem Vorſprunge und in ſeinen hellen Fenſtern eine Art Verwandtſchaft mit dem gutmütig ſchalkhaften ſchildkäppchenbedeckten Antlitze jenes Alten auf dem Bilde.

Dann trat ich in das Stübchen. Es war bereits aufgeräumt und im Ofen kniſterte friſches Feuer. Durch die hellen Fenſter ſtarrte zwar der düſtere Tag mit dem tief auf die Bergwälder hängenden Nebel herein, aber das machte das Stübchen nur noch traulicher und heimiſcher.

Die Blätter, die ich am Morgen in Ordnung gebracht hatte, die rauh und grau vergilbt waren und eng beſchrieben, Zeile an Zeile, die nahm ich nun aus der Schublade und ſetzte mich damit zum reingeſcheuerten Tiſch am Fenſter, ſo daß das Tageslicht recht freundlich auf ihnen ruhen konnte.

Und was hier ein ſeltſamer Mann niedergeſchrieben hatte, das begann ich nun zu leſen.

Was ich las, das gebe ich hier, beſonders dem Inhalte nach, gewiſſenhaft treu wieder.

Doch mußte an der Urſchrift in der Form Manches geändert und geglättet, es mußte geſtrichen, ja beigefügt werden, wie es zum Verſtändniſſe nöthig, und ſo weit es mir nach genauer Durchforſchung der Zuſtände erlaubt und möglich war. Ferner mußten die abſonderlichen Ausdrücke in Klarheit, die regellos hingeworfenen Sätze in Regeln gebracht werden. Indeß ſei bemerkt, daß im Kleineren ältere Sprachformen und Wendungen, die in den Blättern ſich vorfanden, beibelaſſen wurden, um der ſeltſamen Schrift möglichſt viel an ihrer Eigenart zu wahren.

— — — Das erſte Blatt erzählt nichts und Alles; es enthält vier Worte:

Die Schriften des Waldſchulmeiſters.

(Erſter Theil.)

„Lieber Gott!

Ich grüße dich und ſchreibe dir eine Neuigkeit. Heute iſt mein Vater geſtorben. Er iſt ſchon zwei Jahre krank geweſen. Die Leut' ſagen, es iſt ein rechtes Glück, daß er geſtorben. Die Muhme-Lies ſagt es auch. Jetzt haben ſie den Vater ſchon fortgetragen. Der Leib kommt in die Todtenkammer, die Seel' geht durch das Fegfeuer in den Himmel hinauf. Lieber Gott, und da hätt ich jetzt recht eine ſchöne Bitt'. Schick meinem Vater einen Engel entgegen, der ihn weiſt. Für den Engel leg ich mein Pathengeld bei; es ſind drei Groſchen. Mein Vater wird recht eine Freud' haben im Himmel, und führ ihn gleich zu meiner Mutter. — Ich grüße dich tauſendmal, lieber Gott, den Vater und meine Mutter.

Andreas Erdmann.

Salzburg,
im 1797-ger Jahr, am Apoſtel Simonitag."

Dieſer Brief iſt erhalten geblieben, mit ihm hebe ich an. Ich weiß noch den Tag. Ich habe in meiner ſehr großen Einfalt juſt die drei Groſchen wollen in das Papier legen. Kommt ſelbunter die Muhme-Lies herbei, lieſt mit ihren Glasaugen die Schrift und ſchlägt die Hände zuſammen. „Du biſt ein dummer Junge!“ ruft ſie aus, „ein ſehr dummer Junge!“ Eilends nimmt ſie mein Pathengeld, läuft davon und erzählt meine Sach' im ganzen Hauſe, vom Thorwartgelaß an bis hinauf zum dritten Stock, wo ein alter Schirmmacher wohnt. Jetzt kommen die Leut' allmiteinander zuſammen in unſer Zimmer herein, zu ſehen, wie ein ſehr, ſehr dummer Junge denn ausſchaut.

Gelacht haben ſie, und ſo lang haben ſie gelacht, bis ich angehebt hab' zu weinen. Und jetztund haben ſie noch ärger gelacht. Der alte Schirmmacher mit ſeinem himmelblauen Schurz iſt auch da; der hebt die Hand auf und ſagt: „Ihr Herrſchaften, das iſt ein albernes Lachen; etwan iſt er geſcheidter, wie ihr all miteinand. Geh her zu mir, Büblein; heute iſt dein guter Vater geſtorben; deine Muhme iſt viel zu geſcheidt und ihr Haus zu klein für dich, du kleinwinziger Bub'. Geh mit mir, ich lehre dich das Regenſchirmmachen.“

Was hat jetzo die Muhme gegeifert überlaut! aber das kann ich mir denken: insgeheim iſt es ihr recht geweſen, da ich mit dem Alten die zwei Treppen hinaufgeſtiegen bin.

Selbunter, wie mir mein Vater geſtorben, werd ich im ſiebenten Jahr geweſen ſein. Ich weiß nur, daß meine Eltern mit mir bis zu meinem fünften Jahr im Waldland gelebt haben. Im Waldland am See. Felsgebirge, Wald und Waſſer haben die Ortſchaft eingefriedet, in der mein Vater Salzwerksbeamter geweſen. Wie die Mutter geſtorben, hebt mein Vater an zu kränkeln; hat ſeine Stelle aufgeben müſſen, iſt mit mir zu ſeiner wohlhabenden Schweſter in die Stadt gezogen. In einem leichteren Amt hat er wieder arbeiten wollen, um ſeiner Schweſter, die ſich ſtets der Tugend der Sparſamkeit befliſſen, Dach und Nahrung redlich erſtatten zu können. Aber in der Stadt iſt er krank Jahr und Tag; nur daß er mir zur Noth das Leſen und Schreiben lehrt, ſonſt hat er gar nichts gethan. Und es iſt gekommen, wie ich es im frühern Blatt aufgeſchrieben habe.

Bei dem alten Mann im dritten Stock bin ich mehrere Jahre geweſen. Wie er, ſo habe auch ich einen himmelblauen Bruſtſchurz getragen. Man erſpart dadurch Kleider. In der erſteren Zeit bin ich mehrmals zur Muhme hinabgegangen auf Beſuch; aber ſie hat mich fortweg und ſo lange einen ſehr dummen Jungen geheißen, bis ich nicht mehr hinabgegangen bin. Selbunter hat mein Meiſter einmal das Wort geſagt: „Gib Acht, Andreas, daß du nicht ſo geſcheidt wirſt, wie deine Frau Muhme!“

Wir haben lauter blaue und rothe Regenſchirme gemacht, haben ſie dann in großen Bünden auf Jahrmärkte getragen und verkauft. Einen großen Schirm haben wir über unſere Waare geſpannt, und die Marktbude iſt fertig geweſen. Und wenn das Geſchäft ſo gut iſt gegangen, daß wir letztlich auch die Bude verkauft, ſo ſind wir allbeide in ein Wirthshaus gegangen, und haben uns was gut ſein laſſen. Anſonſten aber haben wir die Waare in Bünden wieder nach Hauſe getragen und daheim eine warme Suppe genoſſen.

Wie mein Meiſter über die ſiebzig Jahr alt iſt, wird ihm das blaue und rothe Zwilchtuch jählings nicht mehr recht; hat müſſen ein ander Gezelt haben — iſt mir geſtorben. Geſtorben wie mein Vater.

Ich bin der Erbe geweſen. Zweithalb Dutzend Schirme ſind da; die pack' ich eines Tages auf und trag ſie dem Markte zu. Auf demſelbigen Markt hab ich Glück gehabt. Er iſt in einem Thal nicht gar weit von der Stadt. Menſchen in Ueberfluß, aber die Wenigſten werden ſich zur Morgenfrühe gedacht haben, ſie gehen auf den Markt, daß ſie Regenſchirme kauften.

Kommt zur Mittagszeit jählings ein Wetterregen; wie weggeſchwemmt ſind die Leute vom Platz, und mit ihnen meine Schirme. Ein alleinziger iſt mir noch geblieben für mich ſelber, daß ich trocken bliebe mitſammt meinem gelöſten Geld. Was läuft doch über den Platz ein Mann daher, daß alle Lachen ſpritzen! Meinen Regenſchirm will er kaufen.

„Hätt' ich ſelber keinen!“ ſage ich.

„Hab ſchon manchen Schuſter barfuß laufen ſehen,“ lacht der Mann, „aber hörſt, Junge, wir richten uns die Sach' ſchlau ein. Biſt du aus der Stadt?“

„Ja,“ ſag' ich, „aber kein Schuſter.“

„Das macht nichts. Ein Wagen iſt nicht zu haben; ſo gehen wir zuſammen, Burſche, und benützen den Schirm gemeinſam; letztlich magſt ihn behalten oder das Geld dafür haben.“

Gottesſchad' wär's um den feinen Rock, den er an hat, denk ich, und ſag: „So iſt es mir recht.“

Arm in Arm bin ich, der Schirmmacherburſch mit dem vornehmen Herrn in die Stadt gegangen. Wir haben unterwegs miteinander geplaudert. Er hat es ſo zu fügen gewußt, daß ich ihm nach und nach all meine Verhältniſſe und meine ganze Lebensgeſchichte erzählt hab.

Der Regen hört auf; die Sonne ſcheint, ich trage den Schirm noch offen über der Achſel, daß er trocknen mag. Wir kommen zur Stadt, da will ich zurückbleiben — es iſt nicht ſchickſam, daß ich mit einem ſo feinen Herrn durch die Stadt gehe. Er hat mich aber freundlich eingeladen, nur mit ihm zu kommen. Er hat mich zuletzt mit in ſein Haus geführt, hat mir Speiſe und Trank verſetzen laſſen, hat mich endlich gar gefragt, ob ich nicht bei ihm bleiben wolle, er ſtehe einer großen Bücherei vor und benöthige einen Handlanger in derſelben.

Was weiß ich unfertiger Menſch mit der Schirmmacherei anzufangen? Ich werde Handlanger in der Bücherei.

Damalen hab ich's gut gehabt. Mit meinem Herrn bin ich zufrieden geweſen; der hat mir das Regenſchirmdach reichlich erſtattet; kein gröblich Lüftchen hat mich beleidigt unter ſeinem Dach. Aber die Handlangerarbeit hat mir nicht von Statten gehen wollen. Der helle Fürwitz iſt's geweſen; mit jedem Buch, daß ich zur Hand bekommen, hätt ich auch gleich Bekanntſchaft machen mögen. Allerweile hab ich's mit den Aufſchriftblättern und Inhaltsverzeichniſſen zu thun gehabt, und ich hab das, was mir inſonderheit erfahrenswert geſchienen, gar zu leſen angefangen. Auf das Zurechtſtellen und Ordnen der Bücher hab ich vergeſſen.

Was ſagt mein Herr eines Tages zu mir? — „Burſche, für das Auswendige der Bücher biſt du nicht zu brauchen, du mußt in das Inwendige hinein. Mir dünkt es gut, daß ich dich in einer Lehranſtalt unterbringe.

„Ja freilich, ja freilich — das iſt ja mein heimlich Verlangen.“

„Es wird gelingen, dich in die daſige Gelehrtenſchule zu ſtellen, du wirſt rechtſchaffen und fleißig ſein, wirſt Unterſtützung finden; es geht raſch aufwärts und lehr die Hand, wird’s heißen: Herr Doktor Erdmann!“

Ganz heiß wird mir bei dieſen Worten. Nicht gar lange nachher und mir iſt noch heißer geworden. Mein Brotherr hat es durchgeſetzt; ich bin in die Gelehrtenſchule gekommen und ſchnurgerade mitten hinein in das Innere der Bücher. Aber in der Schule, da werden Einem trutz die allerlangweiligſten Bücher in die Hand gegeben; die kurzweiligen ſind allſammt verboten. Dinge, die mich auswendig und einwendig gar nichts angegangen, hab ich müſſen in meinen Kopf hineintrichtern. Das iſt eine Pein geweſen; denn damalen haben mir meine Jahre und Lebensumſtände den Kopf ſchon vollgepfropft gehabt mit tauſend anderen Dingen.

Eine mannigfaltige Speiskarte iſt mein Wochenkalender geweſen. Mein Mittagstiſch iſt geſtanden: Am Montag bei einem Lehrer; am Dienſtag bei einem Freiherrn; am Mittwoch bei einem Kaufmann; am Donnerſtag bei einem Schulgenoſſen, der ein reicher Tuchmachersſohn geweſen und mich zu ſich in einen Gaſthof geladen hat. Am Freitag hab ich bei einem alten Oberſten gegeſſen; am Samſtag bei ſehr armen Leuten in einer Dachſtube, denen ich dafür die Kinder im Rechnen unterrichtet; und am Sonntag bin ich bei meinem Schutzherrn geweſen, dem Vorſteher der Bücherei. Auch habe ich von all dieſen Menſchen Kleider an meinem Leibe getragen.

So iſt es jahrelang geweſen. Da hat mich mein Dienſtagtiſchherr für ſein Söhnlein zum Hauslehrer beſtellt. Jetzo iſt's ſchon beſſer gegangen. Zuerſt habe ich den armen Leuten in der Dachſtube das Mittagsmahl nachgelaſſen, aber die Pflicht empfunden, den Unterricht ihrer Kinder fortzuſetzen. Ein Weiteres iſt geweſen, daß ich einmal meinen Frack anziehe — der iſt ſehr fein und vornehm, iſt auch für mich nicht gemacht worden — und meine Muhme beſuche. Meine Muhme macht zierliche Bücklinge und nennt mich ihren lieben, ſehr lieben Herrn Vetter.

Wie freudig ich auch anfangs drein gegangen bin in meinem Lernen, es iſt mir gar bald verleidet worden. Da habe ich vormalen immer gemeint, in einer Gelehrtenſchule würde man Himmel und Erde erfaſſen, und alles, was darin iſt im ſchönen Zuſammenhange erkennen lernen; ſie thun ja ſo, als ob ſie das Alles zutiefſt inne hätten, die Herren Gelehrten, wenn ſie im Scheine hoher Würde über die Gaſſe gehen. Das hat mich ſauber betrogen. Für Einen, der nur ſtudirt, um ein luſtiger Student ſein zu können; für Einen, der nur lernt, um dereinſtmalen als „Gelehrter“ zu prunken, oder als ſolcher ſein Brot zu erwerben — für ſo Einen mag dieſe Gelehrtenſchule taugen. Für Einen nach wahrem Wiſſen und Erkennen Strebenden aber iſt ſie ein erbärmlich Ding. Ein ſehr erbärmlich Ding.

Schöne Gegenſtände ſind auf dem Lehrplan geſtanden. Schon in den unteren Abtheilungen haben wir Erdbeſchreibung, Geſchichte, Meß- und Größenlehre, Sprachlehre u. ſ. w. gehabt. Die verkehrte Welt iſt's geweſen. In der Erdbeſchreibung haben wir ſtatt Länder- und Völkerkunde nur die Größe der Fürſtenthümer und ihrer Städte vor Augen gehabt. In der Geſchichte haben wir, anſtatt der naturgemäßen Entwickelung der Menſchheit nachzuſpüren, ſpitzfindige Staatenklügelei getrieben; der Lehrer hat allfort nur von hohen Fürſtenhäuſern und ihren Stammbäumen, Umtrieben und Schlachten geſchwätzt; ſonſt hat der Wicht nichts gewußt. In der Meßlehre haben wir uns mit Beiſpielen abgeplagt, die weder der Lehrer noch der Schüler verſtanden und im Leben ſchier gar nicht vorkommen. Die Sprachlehre iſt ſchon gar ein Elend geweſen. Ach, die ſchöne arme deutſche Sprache iſt zugerichtet, daß Einem das Herz möcht' brechen. Seit vielen Jahren iſt ſie von der welſchen belagert, ja hochnothpeinlich auf die Folter geſpannt. Und wollt's ein deutſcher Burſche einmal verſuchen, ſeine reinen Mutterlaute wieder zu Ehren zu bringen, allſogleich thaten die hochgelahrten Herren zu Dutzenden herbeiſtürzen mit ihrem Griechiſch und Latein, um mit dem todten Buchſtaben der todten Sprachen auch den deutſchen Laut zu tödten. Ich weiß recht gut, welch hohen Segen die Sprache des Homer und Virgil für unſere arg geſchändete deutſche Zunge in ſich trägt; davon zeugt unſer Klopſtock und Schiller. Aber die gelehrten Phariſäer, von denen ich rede, gehen auf den Buchſtaben und nicht auf den Geiſt. Mit überflüßigen Dingen pferchen ſie uns den Kopf voll. Die unſinnigſten

Lehrſätze, vor Jahrhunderten von verkehrten Köpfen erfunden, müſſen wir auswendig lernen; . . . ja, wenn ich all das Erbärmliche wollte beſchreiben! — Und wer das dürre Zeug nicht mag und kann, der wird von den Lehrern mißhandelt. Wir ſind ſchutzlos; ſie haben uns in ihrer Gewalt. Beliebt es ihnen, Späſſe zu machen, ſo müſſen dieſelben uns geiſtreich ſein. Haben ſie Zahnſchmerz, ſo müſſen wir es entgelten. Ach, das iſt ein böſes Gehetze und Geplage; für unbemittelte Burſche ſchon gar ein Elend!

Während ich an der Anſtalt geweſen, haben ſich drei Schüler um's Leben gebracht. — Auch gut, hat der Leiter der Schule geſagt, was ſich nicht biegt, das muß brechen. Und das iſt die Grabrede geweſen.

Da iſt es am erſten Tage nach einem ſolchen Selbſtmord, daß ich daran komme, in der lateiniſchen Sprache über das Weſen der römiſchen Weltunterjocher vor meinen Lehrern und Lerngenoſſen eine Rede zu halten. Ich komme geradewegs von der Bahre meines unglücklichen Kameraden und hocherregten Gemüthes beſteige ich den Redeſtuhl. „Ich will vergleichen zwiſchen den Römern und den Deutſchen,“ rufe ich, „die alten Tyrannen haben den Körper geknechtet, die neuen knechten den Geiſt. Da draußen in der finſteren Kammer, verlaſſen und aller Ehre beraubt, liegt Einer, zu todte gehetzt, nicht das einzige Opfer, das ſeine Befreiung im Tode geſucht . . . .“

Ich mag noch einige Worte geſagt haben; dann aber nahen ſie und führen mich lächelnd vom Redeſtuhl herab. „Der Erdmann iſt verwirrt,“ ſagt einer der Lehrer, „nicht deutſch, ſondern lateiniſch ſoll er ſprechen. Demnächſt wird Er's beſſer machen.“

Bin nach Hauſe getaumelt wie ein Narr. Heinrich, der Tuchmachersſohn, mein Tiſch- und Schulgenoſſe eilt mir nach: „Andreas, was haſt du gethan? was haſt du geredet?“

„Zu wenig, viel zu wenig,“ ſage ich.

„Das wird dich verderben, Andreas; kehre ſogleich um und leiſte den Herren Abbitte.“

Da lache ich dem Freunde in das Geſicht. Er faßt mich jedoch tiefbewegt an der Hand und ſagt: „Wahr iſt es, bei Gott, was du geſprochen. Wir empfinden es Alle, aber juſt deswegen werden dir die Herren das Wort nimmer verzeihen.“

„Das ſollen ſie auch nicht,“ entgegne ich in meinem Stolze.

Heinrich ſchweigt eine Weile und geht neben mir her. Endlich ſagt er: „Ein wenig klüger mußt du werden, Andreas; und jetzt geh' und faſſe dich.“

Meine Hand zittert, da ſie das ſchreibt; es iſt aber Alles ſchon vorbei.

Ein Jahr vor dieſer obigen Begebenheit hat mir mein Freund Heinrich die Unterrichtsſtelle vermittelt, und zwar in dem vornehmen Hauſe des Freiherrn von Schrankenheim. Meine Aufgabe iſt nicht groß, einen Knaben habe ich zu unterrichten und für die Lehrgegenſtände der Hochſchule vorzubereiten. In dieſem Hauſe iſt es mir gut ergangen und ich habe nicht mehr nöthig gehabt, mein Mittagsbrot an verſchiedenen Tiſchen zu erbetteln. Mein Schüler Hermann, ein prächtiger, lernbegieriger Burſche hat mich lieb gehabt. So auch ſeine Schweſter, ein außerordentlich ſchönes Mädchen — ich bin von Herzen ihr Freund geweſen.

Aber, wie die Zeit ſo hingeht, da wird mir zuweilen kindiſch zu Muthe, wird mir fortweg ſchwüler und unbehaglicher in dem reichen Hauſe. Ein wenig ungeſchickt und linkiſch bin ich immer geweſen — jetzund wird's noch ärger. Ich habe keinen feſten Boden unter den Füßen und zuweilen kein rechtes Vertrauen zu mir ſelber. Die Leute im Hauſe wiſſen es Alle, das ich ein blutarmer Junge bin, und ſie vergeſſen es keinen Augenblick; ſie zeigen ſich gar mitleidig und ſelbſt die Dienerſchaft will mir oftmals kleine Geſchenke zuſtecken.

Gerade allein mein Zögling hat Feingefühl, iſt luſtig und zutraulich zu mir; und das Mädchen — o Gott, o mein Gott, das iſt ein ſchönes, ſchönes Kind geweſen.

Wenn ich des Abends gewandelt bin außer der Stadt und über entlegene Wieſen, oder an buſchigen Lehnen hin, und es hat mir ein Blüthenblatt um das Haupt getanzt, oder es iſt mir eine Heuſchrecke über den Fuß gehüpft, da hab' ich oftmals bei mir gedacht, was es doch eine Glückſeligkeit wäre, ſchön und reich zu ſein. Die Zwerge von dem nahen Untersberg und den Kaiſer Karl habe ich angerufen in meiner tiefen Einfalt. Heiß iſt mir geworden in der Bruſt; geſchwärmt habe ich von „Blumen und Sternen und ihren Augen." — Von weſſen Augen? da ſchrecke ich auf — Jeſus, was iſt das? Andreas, Andreas, was ſoll daraus werden? —

Dazumal bin ich achtzehn Jahre alt geweſen. Aus Rand und Band bin ich eines Tages zu meinem Freunde Heinrich gelaufen — hab' ihm Alles anvertraut. Heinrich hat mich ſonſt am Beſten verſtanden von allen Menſchen. Aber diesmal hat er mir den Rath gegeben, ich möge mich bezwingen; es ginge faſt allen jungen Leuten ſo, wie mir, aber es ginge vorüber. — Kaum um fünf Jahre älter als ich, hat er ſo altklug geſprochen.

So bin ich ganz allein. Da denke ich bei mir: Gleichwol jung an Jahren, kann ich die

Sache doch auch ruhig überlegen — trutz altkluger Leute. Daß ich arm bin, das verſpürt Keiner ſo, als ich ſelber; daß ich beſcheidener Herkunft bin, das treibt mich, aus mir ſelber etwas zu machen. Recht hat er, ich werde mich bezwingen; aber nur, wenn ich vor meinen Lehrern ſtehe. Ich werde meine eigenmächtig ſtrebenden Neigungen bezähmen und mich mit Fleiß und Ausdauer der Anſtalt unterwerfen. Trotz all des Unſinnes und der Ungerechtigkeit, ſo durchlaufen werden muß, iſt man in ein par Jahren Doktor, hochweiſer Magiſter.

Und hochweiſe Magiſter dürfen um Freiherrntöchter freien. Eines Mannes würdig werde ich hintreten und um ſie werben. —

Noch habe ich meine Abſicht in mir verſchloſſen; habe mich aber mit ganzer Seele meinem Studium ergeben, bin unter meinen Genoſſen einer der Erſten geweſen. Prächtig iſt es vorwärts gegangen und meinem Ziele näher und näher. Schon ſehe ich den Tag, an welchem ich, ein Mann von Stand und Würde die Jungfrau freien werde. Im Hauſe haben ſie mich Alle ſo lieb; der Freiherr iſt nicht adelsſtolz und mag gerne einen Gelehrten zum Tochtermann haben. Bin wol in Freude und Glück geweſen. Da haben mich meine Lehrer bei der Hauptprüfung — geworfen.

Schnurgerade bin ich nach Hauſe gegangen an demſelbigen Tag, bin hingetreten vor den Vater meines Zöglings: „Herr, ich habe großen Dank für Ihre Güte zu mir. Länger kann ich in Ihrem Hauſe nicht bleiben."

Er ſieht mich ſehr verwundert an und entgegnet nach einer Weile: „Was wollen Sie denn beginnen?"

„Ich muß fortgehen von dieſer Stadt."

„Und wo werden Sie hingehen?"

„Das weiß ich nicht."

Der gute Mann hat mir mit ruhigen Worten geſagt, daß ich überſpannt und wol krank ſein müſſe. Was mir geſchehen, könne auch Anderen geſchehen; er wolle mich pflegen laſſen, und im Frieden ſeines Hauſes würde ich mich wieder erholen und über's Jahr die Prüfung gewiß mit Glück beſtehen.

Hierauf habe ich meine Abſicht, fortzugehen, noch beſtimmter dargethan; ich habe es wol gewußt, die Urſache meines Falles iſt die deutſche Rede über die lateiniſchen Weltunterjocher geweſen, und in meinen Verhältniſſen würde ich eine Hauptprüfung nimmer beſtehen. Heinrich hat Recht gehabt.

„Gut, mein Herr," iſt der Beſcheid des Edelmannes, „ich entlaſſe ſie denn."

Bei wem ſoll ich mich verabſchieden? Bei meinem jungen Zögling? Bei der Jungfrau?

Herrgott, führe mich nicht in Verſuchung! Sie iſt noch gar ſo jung. Sie hat mich freundlich und heiter entlaſſen. Ein Schlucker geht davon, ein gemachter Mann kehrt vielleicht wieder zurück. Mehr Trotz als Muth iſt in mir geweſen.

Meine alte Muhme habe ich noch beſucht. Jetztund, wie ich nicht mehr im feinen Frack, ſondern in einem groben Zwilchrock vor ihr ſtehe und ihr meinen Entſchluß ſage, daß ich fortginge, fort, vielleicht zur Rechten, vielleicht zur Linken hin — — da hat nicht viel gefehlt, daß ich wieder die ausdrucksvolle Bezeichnung bekomme. „Nein,“ ruft ſie, „nein, aber du biſt ein — ein — recht abſonderlicher Menſch! Da iſt er ſchon völlig ein braver, rechtſchaffener Mann geweſen, und jetzt — ach, geh' mir weiter!“

Sie iſt meine einzige Verwandte auf der Welt.

Zu Heinrich bin ich endlich gegangen: „Ich danke dir zu tauſendmal für deine Lieb'! du getreuer Freund, wie thut es mir weh', daß ich ſie dir nicht lohnen kann. Du weißt, was geſchehen iſt. Wie du mich hier ſiehſt, ſo gehe ich davon. Habe ich etwas Bedeutendes vollbracht, ſo werde ich wiederkehren und dir vergelten.“

Es iſt mir nicht mehr erinnerlich, ob ich ihm auch noch das ſchmerzenreiche, das wonnige Wort ausgeſprochen habe. Jung, ſehr jung bin ich freilich geweſen, als ich meinen Fuß hab' geſetzt in die weite Welt.

Heinrich hat mich eine weite Strecke begleitet. Am Scheidewege hat er mich gezwungen, ſeine Baarſchaft anzunehmen. Bruſt an Bruſt haben wir uns ewige Treue gelobt, dann ſind wir geſchieden.

O: Heinrich! du gutes, du goldgetreues Herz, du haſt es gut mit mir gehalten. Und ich habe es dir ſchlecht — gar hölliſch ſchlecht gelohnt. Heinrich! . . . .

* * *

Die Sonne geht von Morgen gegen Abend; ſie hat mir meinen Weg gewieſen. „Ade, Welt, ich gehe nach Tirol!“ hab ich geſagt; im Tirolerland thun ſich jetzund die Leut' zuſammen gegen den Feind. Der Höllenmenſch Bonaparte führt die Franzoſen ein, will uns das Vaterland zertreten ganz und gar.

Nach etlichen Tagen ſteig ich zu Innsbruck die Burgtreppen hinan. „Mit dem Andreas Hofer will ich reden!“ ſag ich zum Thorwart.

„Wer wehrt dir's denn!“ ſagt der und ſtößt ſeinen Spieß auf den Marmelſtein, daß es gerade klingt. Ich geh durch Zimmer dreie oder vier, eines vornehmer wie das andere; große Spiegel an den Wänden, funkelnde Kronleuchter an den Decken, und gar der Fußboden glänzt, wo nicht bunte Webematten gebreitet ſind, wie Glas und Edelholz. Bauernburſche gehen aus und ein, ſingen, pfeifen, poltern, rauchen Tabak und ſind in Alpentracht von den derben Nägelſchuhen bis hinauf zum ſpitzen Hahnenfederhut. Letztlich ſtehe ich in einer großen Stube; ſitzen ein par bäuerliche Männer am Schreibtiſch, ein par andere ſtehen daneben, laden ihre großen Pfeifen mit Tabak, halten baieriſche Geldnoten über eine brennende Kerze und zünden ſich damit das Rauchzeug an.

„Will mit dem Andreas Hofer ſprechen," ſage ich. Da ſteht ein Mann in Hemdärmeln mit einem großmächtigen Vollbart auf: „Was willſt denn?"

„Ich will zu der Wehr gehen?"

Der bärtige Mann — es iſt der Hofer über und über — ſchaut mich an und nicht allzulaut ſagt er: „Biſt gleichwohl noch recht jung? Haſt Vater und Mutter?"

„Nimmermehr."

„Biſt vom Land Tirol?"

„Nicht juſt eben, aber gleich von der Nachbarſchaft her."

„Wol ein Studioſus? willſt Geiſtlich werden?"

„Zur Wehr möcht ich gehen und für's Vaterland ſtreiten."

Nun greift er in den Ledergurt, zieht eine Handvoll Silbergeld heraus: „Da, Burſche, Gott geſegne's; magſt nach Wien gehen und dich beim Karl werben laſſen. Biſt ein unerfahrener Menſch. Biſt unſer Landsmann nicht."

Ich mach meine Begrüßung und will mich kehren.

„He, da!" ruft er mir nach, hält mir das Silbergeld vor.

„Ich ſage meinen Dank. Das Geld brauch' ich nicht."

Jetztund, wie ich das geſagt, hebt dem Mann das Aug' an zu glühen: „Das iſt wacker, das iſt brav!" ruft er, „kannſt bleiben. Brauch' einen Schreiber, der eine gute Schrift und ein gutes Gewiſſen hat."

„Mein Gewiſſen iſt auch für einen Soldaten gut genug," ſage ich finſter.

„He Seppli!" ſchreit d'rauf der Hofer, „weiſ' dem Mann Meſſer und Stutzen bei! — Schau, das iſt brav!" er preßt mir die Hand, „Arbeit werden wir ſchon kriegen, ſelbander."

Ich bin Kriegsmann, Tirolerſchütz'. Arbeit hat es bald gegeben.

Die Franzen und die Baiern, und etwan auch die Oeſterreicher hinten haben es nicht gelitten, daß in der Burg zu Innsbruck ein Bauer ſollt' König ſein. Mit Haufen iſt der früher von den Tirolern dreimal geſchlagene Feind eingebrochen in's Land. Der Stutzen iſt mir beſſer in die Hand gegangen, als ich vermeint. All Vergangenes hab' ich vergeſſen, nur meinen Freund Heinrich hätt' ich an der Seit' mögen haben gegen den Feind. Eine welſche Fahne hab ich genommen und wie ich die zweit' will holen, haben ſie mich ertappt. Drei bärtige Franzen haben mir wüthenden Knaben lachend das Wehrzeug abgenommen . . . . Gefangen haben ſie mich dann davongeſchleppt, durch das Baiern- und Schwabenland hinein in das Frankreich.

Ich mag die Zeit nicht wieder beſchreiben. Eine Hundenoth iſt es geweſen. Eine Hundenoth, nicht weil ich drei Jahr lang gelegen bin in der Gefangenſchaft eines fremden Landes; ſondern weil ich ein Empörer gegen mein eigen Land. Gegen des Kaiſers Willen — hat es geheißen — hätten ſich die Tiroler erhoben, denn von ſeiner Hand ſeien ſie den Baiern zugetheilt geweſen. Deutſche Landsleute ſelber haben es geſagt, und ſo iſt mein Herzensunglück angegangen. — Anſtatt ein Heldenwerk haſt du eine böſe That vollführen helfen, Andreas; nicht als braver Kriegsmann! — aber als Abtrünniger liegſt du in Ketten.

Von einem großen Feldzug nach Rußland und in's Morgenland hinein wird geſprochen. Selbunder werde ich, wie viele andere meiner Landsleute, frei. Viele Andere haben der Heimat zugeſtrebt. Ich weiß von einer Heimat nichts; darf nichts wiſſen. Blutarme Narren, wie ich einer bin, ſind in der Heimat übler daran, als anderswo. Und als Empörer, der ich nun bin, kehre ich ſchon gar nicht heim. Ich will das arge Fehl ſühnen, daß ich gegen den großen Feldherrn rechtlos die Waffen geführt, ich will mit ſeinen Schaaren ziehen, um die Völker des Morgenlandes befreien und der Hut des Abendlandes unterordnen zu helfen. — Ein großes Ziel, Andreas, aber ein weiter Weg! Die Deutſchen haben uns den Weg ſchwer gemacht, aber der Feldherr iſt wie ein Blitz hingefahren in die zerriſſenen Völkerfetzen, die keinen großen Gedanken gehabt und keine große That. Und das Heer der Ruſſen haben wir vor uns hingeſchoben über die wilden Steppen und endloſen Schneeheiden, viele Wochen lang. Aber zu Moskau hat der Ruſſe den Feuerbrand geſchleudert zwiſchen ſich und uns, mitten in ſeine eigene Hauptſtadt hinein. — Jetztund ſtehen wir zutiefſt im Lande des ewigen Winters, und ſind ohne Halt und Stätte und Mittel. Menſch und Schöpfung allmitſammt iſt unſer Feind geweſen. Da hat's der Feldherr geſehen, es geht böſ' in die Brüch', und wir haben uns zur Umkehr gewendet. — O, die vielen Sturmwüſten, die hundert Eisſtröme, die tauſend und tauſend Schneegräber, die geweſen ſind zwiſchen uns und dem Vaterland! — Wer marſchiren kann und ſeine erſtarrten Beine mag abſchleifen bis auf die Knie; wer dem ſterbenden Gefährten den letzten Fetzen vom Leib mag reißen, um ſich ſelber zu decken; wer das warme Blut will ſaugen aus ſeinen eigenen Adern, und das Fleiſch von gefallenen Roſſen und getödteten Wölfen will verzehren; wer mit den Decken des Schnee's ſich kann erwärmen und in den Flüſſen mit den Wellen des Waſſers und mit den Schollen des Eiſes verſteht zu ringen, und obendrein den Schreck und den Gram und die Verzweiflung weiß zu beſiegen — vielleicht, daß er ſeine Heimat ſieht.

Erſtarrt wie mein Leib iſt meine Seel' und mein Gedanken — in einer Wildniß, unter den ſchneebelaſteten Aeſten einer Tanne bin ich liegen geblieben . . . .

Ein räucherig Holzgelaß, und ein lebendig Feuer, und ein langbärtiger Mann, und ein braunfärbig Mädchen haben mich umgeben, als ich erwacht bin auf einem Lager von Flechten. Eine Pelzhaut iſt auf meinem Körper gelegen. Draußen hat es getoſt wie ein wildes Waſſer oder wie ein Sturm. — Das ſind gute, freundliche Augen geweſen, die aus den zwei Menſchen mich angeſchaut haben.

Der Mann hat des Feuers gepflegt; das Mädchen hat mir Milch in den Mund geflößt. In ihrer rauhen Sprache haben ſie Worte gewechſelt; ich hab kein einziges verſtanden. An Heinrich habe ich gedacht, an den lieben Laut ſeiner Worte . . . . Mein Leib hat mich fürchterlich geſchmerzt; der Mann hat ihn in ein naſſes Tuch geſchlagen. Das Mädchen hat mir ein kleines Kreuz mit zwei Gegenbalken vor die Augen gehalten und dabei etwas gemurmelt, wie ein Gebet. — Sie betet den Sterbeſegen, Andreas!

Du liebes Freundeshaus in Feindesland, was in dir weiter mit mir geweſen iſt, das weiß ich nicht mehr zu denken. Das braune Mädchen hat ſeine Hand oftmals an meine Stirne gelegt. Wär's dazumal dazu gekommen, es wär ein ſchönes Sterben geweſen. Es hat ſich anders zugetragen. Noch heute hör ich den Schlag, der die Hüttenthür hat zertrümmert. Kriegsgefährten ſind eingedrungen, haben den alten Mann mißhandelt und das braunfärbige Mädchen von meinem Lager geſtoßen. Mich haben ſie davon getragen, hin durch den Sturm und hin durch die Wildniſſen — dem Heere nach.

Mir aber iſt geweſen, als thäten ſie mich ſchleppen aus der Heimat fort . . . . Gottes iſt die Welt allüberall. Aber die Gefährten haben mich nicht zurückgelaſſen; das hat mich doch wieder im Herzen gefreut. Feſt und treu will ich ſein, will zu ihnen halten und meinem großen Feldherrn dienen.

Am Rhein bin ich geneſen. Und zur neuen Frühjahrszeit ein neues Leben hab ich in mir empfunden. Ein Burſch', der dreiundzwanzig Jahre zählt, hab ich geglüht für das Hohe und Rechte, für das Gemeinſame, für die Menſchenbrüder aller Himmelsſtriche; hab' in Begeiſterung mit meinen Schaaren ausgerufen: „Ein Gott im Himmel und ein Herr auf Erden!" Er iſt der Befreier, der Fürſtenhaber muß enden. Die deutſchen Stämme müſſen ein großes einiges Volk werden! — Solche Gedanken haben mich begeiſtert. Des Feldherrn finſteres Aug', wie ein Blitz in der Nacht, hat uns Alle entflammt. Gegen das Sachſenland ſind wir gezogen, um dort den Streit für unſeren Herrn auszukämpfen, und das ſchöne deutſche Land unter ſeinen Schutz zu ſtellen.

Bei Lützen hab ich einem welſchen Feldherrn das Leben geſchützt; vor Dresden hab ich dem Blücher das Roß niedergeſtochen; bei Leipzig hab ich meinen Heinrich erſchoſſen . . . .

— — — — — — — — — —

„Andreas!" das iſt ſein Todesſchrei geweſen. An dem hab ich ihn erkannt. Mitten aus der Bruſt iſt der Blutquell geſprungen. — Mein

Gewehr hab ich um einen Stein geſchlagen, daß es zerſchmettert; waffenlos bin ich in die Schlacht geraſt; mit ſeinem eigenen Schwert hab ich einem Franzoſenführer den Schädel geſpalten.

Was hat's genützt? ich hab doch gegen mein Vaterland geſtritten, gegen die Brüder, die meine Sprache reden, während ich meine welſchen Gefährten kaum verſtanden. Und ich hab meinen Heinrich erſchoſſen. Ach, wie ſpät gehen mir die Augen auf! — Biſt ein unerfahrner Menſch. Geh nach Wien zum Karl! — Du getreuer Hofer, hätt' ich deinen Wink befolgt! — Wol, auch deine Fahne iſt gut geweſen, und herrlicher, als alle anderen im weiten Land. Von der Stund an, da mir der Glauben an ſie aus dem Herzen geriſſen worden, iſt mein Unglück angegangen. Die Lieb' zur freien Welt hat mich in die Gefangenſchaft gebracht; die Sühne meines eigenen Fehls hat mich in Noth und Qual geführt; die Treue zu meinem Feldherrn und die Sehnſucht nach einem Großen und Gemeinſamen hat mich zum Verräther meines Vaterlandes, zum Mörder meines Freundes gemacht. — Andreas, wenn dich ſchon die Tugend zum Verbrechen führt, wohin erſt hätte dich böſe Abſicht geſtürzt? — den treuen Führer haſt du ſtolz abgelehnt, da hat dir Erfahrung und Führung gemangelt. — Andreas! du haſt dich dem

Handwerk und der Wiſſenſchaft und dem Soldatenleben zugewendet; Armut, Wirrniß und Reue haſt du geärntet. Fremde Menſchen haben dich gehegt und gepflegt wie einen Sohn und Bruder; ſie ſind dafür mißhandelt worden. Du bringſt der Welt und den Menſchen nichts Gutes; Andreas, du mußt in die tiefſte Wildniß gehen und ein Einſiedler ſein! —

Im Sachſenlande, unter den Balken einer Windmühle hab' ich mir dieſe Wahrheiten geſagt. Und darnach bin ich davon, bin geflohen durch das Böhmen- und Oeſterreicherland, bin nach vielen Tagen in die Stadt Salzburg gekommen. Daß in dieſer Stadt mich armen, kranken, herabgekommenen Teufel noch wer erkennen ſollt', hab ich nicht gefürchtet. Im Petershofe liegt mein Vater begraben, den Hügel hab ich ſehen wollen, ehe ich mir eine Höhle ſuche in einer verlaſſenen Waldſchlucht. Und wie ich ſo auf der kalten gefrornen Erde liege, und wieder einmal weinen kann aus tiefſtem Herzen über mein noch ſo blutjunges und ſo unglückſeliges Leben, da kommt ein Herr zwiſchen den Gräbern gegangen, frägt nach meiner Kümmerniß und ſchlägt die Hände zuſammen. „Erdmann,“ ruft er aus, „Sie hier? und wie ſehen Sie aus! kaum vier Jahre davon und kaum mehr zu erkennen!“

Herr von Schrankenheim ſteht vor mir, der Vater meines einſtigen Zöglings.

Ich bin mit ihm zwiſchen den Hügeln auf und ab gegangen, hab' ihm Alles erzählt. Mit naſſen Augen drückt mir der Mann Geld in die Hand: „Da, ſchaffen Sie ſich zu eſſen und Kleider und kommen Sie dann in mein Haus. — Einſiedler werden, pah, das iſt kein Gedanke für einen jungen, braven Burſchen. Ihre Kleinmut müſſen Sie überwinden, ein Weiteres wird ſich geben.“

Mit großer Angſt bin ich in ſein Haus gegangen; denn die eine Narrheit hab ich noch nicht überwunden gehabt.

Der Herr von Schrankenheim hat mich ſeinem Sohne vorgeſtellt. Ei, das iſt ſchon ein recht hochgewachſener, zierlicher Herr geworden. Die Hände am Rücken hat er eine ſtille Verbeugung vor mir gemacht und nach kurzer Weile noch eine, und iſt abgetreten. Hierauf hat mich der Vater in ſein Arbeitsgemach geführt, hat mich auf den weichſten Seſſel niederſitzen geheißen.

„Erdmann,“ hebt er nachher an zu reden, „iſt es Ihr wahrhaftiger Ernſt, daß Sie in die Wildniß gehen und Einſiedler werden wollen?“

„Das iſt für mich das Beſte,“ antworte ich, „ich tauge nicht unter die Menſchen, die in Luſt und Freuden leben; mich haben die wenigen Jahre meiner Jugend herumgeworfen in Irren und Wirren, von einem Land in das andere, und in der Völker Noth. Herr, ich kenne die Welt und ich bin ihrer ſatt."

„Sie ſind kaum an die vierundzwanzig Jahre und noch nicht auf der Höhe Ihrer Kraft; und Sie wollen verzichten auf die Dienſte, die Sie den Mitmenſchen würden leiſten können?"

Da horche ich auf; das Wort faßt mich an.

„Wenn Sie meinen, Sie haben bislang nur Uebles geſtiftet, warum wollen Sie ſich aus dem Staube machen, ohne der Welt, dem Gemeinſamen auch das Gute zu geben, das gewiß in reichem Maße in Ihnen ſchlummert?"

Da erhebe ich mich von meinem Sitze: „Herr, ſo weiſen Sie mir die Wege dazu!"

„Wohlan," ſagt der Herr von Schrankenheim, vielleicht „kann ich es., wenn Sie wieder Platz nehmen und mich anhören wollen. — Erdmann, ich wüßte eine tiefe und wahrhaftige Einſiedelei, in welcher man den Menſchen dienen und vielleicht Großes für das Gemeinſame wirken könnte. Weit von hier, tief drin in den Alpen, dehnen ſich zwiſchen Felsgebirgen große Waldungen, in welchen Hirten, Schützen, Holzſchläger, Kohlenbrenner beſchäftigt ſind, in welchen auch andere Menſchen wohnen, wie ſie ſich etwa redlich zurückgezogen, oder unredlich geflüchtet haben, und die nun durch erlaubten oder unerlaubten Erwerb ihr Leben friſten. Wol wahr, es ſind finſtere Menſchen, in deren Herzen das Unglück oder noch was Aergeres nagt. Sie haben weder einen Prieſter, noch einen Arzt, noch einen Schullehrer in ihrer Nähe; ſie ſind ganz verlaſſen und abgeſondert, und nur auf ihre Unbeholfenheit und auf ihr eigenes ungezügeltes Weſen angewieſen. — Ich bin der Eigenthümer der Waldungen. Ich habe ſeit längerer Zeit ſchon die Abſicht, einen Mann in dieſe unwirthliche Gegend zu ſenden, der die Bewohner derſelben ein wenig leite, ihnen mit redlichem Rathe beiſtehe, und die Kinder in Leſen und Schreiben unterrichte. Der Mann könnte ſich gar ſehr verdient machen. Es findet ſich wahrhaftig ſo leicht Keiner dafür; es wäre denn Einer, der weltſatt in der Einſamkeit leben und doch für die Menſchen wirken wolle. — Erdmann, was meinen Sie dazu?“

Nach dieſen Worten iſt mir jählings geweſen, als ob ich ſogleich meine Hand hinhalten und ſagen müßte: Ich bin der Mann dazu. Mit den Zuſtänden dieſer alten Welt zerfallen, will ich in der Wildniß eine neue gründen. Eine neue Schule, eine neue Gemeine — ein neues Leben. Laſſet mich heute noch ziehen! — So iſt das Feuer doch nicht ganz todt; es ſind zuweilen aus der Aſche noch Funken geſtoben.

„Wir haben den Winter vor der Thür," redet der Herr weiter, „Sie bleiben den Winter über in meinem Hauſe und pflegen reiflicher Ueberlegung, und wenn wieder der Sommer kommt, und es gefällt Ihnen mein Antrag noch, ſo gehen Sie in die Wälder."

So oft ich im Vorzimmer ein Kleid hab' rauſchen gehört, bin ich erſchrocken, und letzlich hab' ich den Herrn gebeten, er möge mich über den Winter ziehen laſſen; mit den Schwalben würde ich wieder kommen und ſeinen Vorſchlag annehmen.

Er hat ſich's nicht nehmen laſſen, mir die „Mittel" für den Winter zu ſpenden; dann aber bin ich geflohen. Im Vorſaale iſt eine Frauengeſtalt geſtanden, an der bin ich vorübergehuſcht, wie ein Wicht.

Einen Tag bin ich gewandert bis in's Waldland an den See, wo meine Kindheit und meine Mutter begraben liegt. Und hier im Ort hab' ich mir für den Winter ein Stübchen gemiethet. Oftmals ſteige ich die Schneelehnen hinan, und ſtehe unter bemooſten Bäumen, wo es mir iſt, als ſei ich einmal mit meiner Mutter, mit meinem Vater geſtanden; oftmals gehe ich über den gefrornen

See, und denke an die Tage, in welchen ich im Kahn bei Vater und Mutter über die weichen Wellen gefahren bin. Das Abendroth iſt auf den Bergen geſtanden; der Sangſchall einer Almerin hat an die Wände geſchlagen. Mein Vater und meine Mutter haben auch helle Lieder geſungen. Das iſt vorbei geweſen; vorbei . . . .

Ich bin in Frankreich auf der Feſtung gelegen drei Jahre lang; ich bin krank und ſterbend in den Wüſten Rußlands geirrt und nun leb' ich in dir, du mildes, trautes Stübchen am See. — Es wär' ja Alles gut, die Zeit der Noth verſinkt, wie ein Traumbild; — nur du ſollteſt nimmer aufgegangen ſein, du unglückſeliger Tag im Sachſenland, du wirſt mich ewiglich brennen. — Heinrich, ich fürchte mich nicht vor deiner Grabgeſtalt; nur ein einzigmal trete zu mir, daß ich dir ſag: es iſt in Blindheit geſchehen, ich kann nicht mehr anders — mit meinem eigenen Leben will ich's löſchen . . . .

Nun iſt es gut. Ich habe mich ſeit vielen Tagen geprüft; habe mein Vorleben erforſcht, und es in kurzen Worten hier aufgeſchrieben, auf daß es mir ſtets um ſo klarer vor Augen liege, wenn neue Wirrniß und Trübſal über mich kommen wird. Ich denke wol, daß ich die Schule des

Lebens beſſer beſtanden habe und noch beſtehen mag, als die Schule der Bücher und todten Lehrſätze. Ich bin zur Erkenntniß gekommen und mein Gemüth iſt ruhig geworden. Wie ich meine Erlebniſſe und Verhältniſſe, meine Eigenſchaften und Neigungen genau überdacht habe, ſo glaube ich, es iſt keine Vermeſſenheit, den Vorſchlag des Freiherrn von Schrankenheim anzunehmen.

Bin ich von außen gleichwol noch recht jung, von innen bin ich hochbetagt. Von einem alten Mann ein guter Rath darf wol den Waldleuten willkommen ſein.

Salzburg.
Am Tage des heiligen Antoni von Padua 1814.

Es iſt richtig, ich gehe in den Wald. Ich bin ausgerüſtet und mit Allen fertig. Der Freiherr hat mir in Allem ſeinen Beiſtand zugeſagt. Sein Sohn Hermann hat mich wieder mit einer freundlichen Verbeugung begrüßt. Der junge Herr iſt ein wenig blaß; er wird viel lernen. Seine Schweſter . . . . (hier waren in der Urſchrift zwei Zeilen ſo vielfach durchſtrichen, daß ſie vollſtändig unleſbar geworden ſind).

Meiner Muhme ſoll es wohl gehen. Ich habe ihr nicht das Leid anthun mögen, das ſie bei meinem Ausſehen und Vorhaben empfunden hätte; habe ſie nicht mehr beſucht. Nun bläſt das Poſthorn. Lebe wohl, du ſchöne Stadt!

Schon drei Tage auf der Reiſe. Das iſt doch ein freundlicheres Wandern, wie jenes auf den Winterſteppen.

Vorgeſtern hat liebliches Hügelland mit maleriſchen Gebirgsgegenden gewechſelt. Geſtern ſind wir in ein breites freundliches Thal gekommen. Heute geht es fort Berg auf und ab, durch grüne Wälder und finſtere Schluchten und an Felswänden hin. Jetzt wird die Straße allweg ſchmaler und holperiger; zuweilen müſſen wir aus dem Wagen ſteigen und niedergebrochene Steinblöcke beſeitigen, daß wir weiter fahren können. Gemſen und Rehe ſehen wir mehr, als Menſchen. Die heutige Nachtherberge habe ich ſchuldig bleiben müſſen. Die Geldnoten, die ich bei mir habe, können die Leute dieſer Gegenden nicht wechſeln. Ich hätte dem Wirth ein Pfand gelaſſen, aber er hat gemeint, wenn es ſei, wie ich ſage, daß ich in die Wälder der Winkelwäſſer gehe und alldorten verbleibe, ſo würde ſich wol einmal eine Gelegenheit bieten, ihm den geringen Betrag zuzuſchicken. Es käme zu Zeiten ein Bote aus jenen Waldungen gegangen, der dieß gerne beſorge. — Die Geldnoten muß ich zurückſchicken und um kleine Münzen bitten.

An dieſem vierten Tage bin ich ausgeſetzt worden.

Die Poſtkutſche iſt ihren Weg weiter gerollt; ich habe noch eine Weile das helle Horn klingen gehört im Walde, darauf iſt Alles ſtill geweſen, und ich ſitze da bei meinem Bündel, mitten in der Wildniß.

Durch die Waldſchlucht rauſcht ein Bach heraus, der die Winkel heißen ſoll, und dem entlang ein Fußſteig geht. Er geht über Geſtein und Wurzeln und iſt mit dürren Fichtennadeln vergangener Jahre beſäet. Dieſen Weg muß ich wandeln.

Dort, durch die Wipfel ſehe ich eine weiße Tafel blinken, das iſt ein Schneefeld. — Und da drin ſollen noch Menſchen wohnen? — — —

So weit hatte ich in den Schriften geleſen, da läutete es auf dem Thurme zum Zeichen der zwölften Stunde. Gleich darauf klopfte es an's Fenſter: Die Wirthin ſchicke mir einen Regenſchirm, wenn ich zum Eſſen gehen wolle. — Es ſtrömte der Regen und in zahlloſen grauen Fäden rieſelte es vom Dache.

Nach Tiſche las ich weiter.

Im Winkel.

So will ich Alles aufſchreiben. Für wen, das weiß ich nicht; etwan für den lieben Gott, wie dermaleinſt das Brieflein, als mein Vater geſtorben. All das Seltſame und Bewegende, das ich erlebe, müßt' mir das Herz zerſprengen, dürft' ich es nicht ausplaudern. Ich erzähle es dem Blatt Papier. Vielleicht findet ſich dereinſt ein Menſch, dem ich's mag vertrauen, und ſollt' er mich auch nur zum halben Theil verſtehen. Ihr ſtillen weißen Blätter wollt jetztund meine Freunde ſein und theilnehmen an den Tagen, die mir nun kommen mögen. Ich trag heute noch ein friſches dunkles Haar, und ihr ſeid grau zumal; etwan überlebt ihr mich weit und ſeid mein zukünftig Geſchlecht.

Ein Blättchen Papier kann älter werden,
Wie das friſcheſte Maiblatt auf Gottes Erden,
Wie das flinkeſte Gemslein am Felſenwall,
Wie das lockige Kind im lieblichen Thal.
Ein Blättchen Papier weiß und mild
Iſt oft das treueſte einzige Bild,

Das der Menſch zurückläßt künftigen Zeiten,
Da über ſeinen Staub die Urenkel ſchreiten.
Das Gebein iſt zerſtreut, der Grabſtein verwittert,
Das Haus zerfallen, die Werke zerſplittert;
Wer weiß in der ewigen, großen Natur
In der wir gewaltet, unſere Spur?
Neue Menſchen ringen mit neuem Geſchick,
Keiner denkt an die alten zurück.
Da iſt ein Blatt mit ſeinen bleichen
Tintenſtrichen oft das einzige Zeichen,
Von dem Weſen, das einſt gelebt und gelitten,
Gelacht, geweint, genoſſen, geſtritten;
Und der Gedanke, dem Herzen entſproſſen
In Schmerz oder Luſt und tollen Poſſen,
Sinkt hier nieder, und der Ewigkeit Kuß
Verhärtet ihn zu einem ewigen Guß.
O, möge er geläutert in fernen Zeiten
Wieder in die Herzen der Menſchen gleiten!

Meine Ankunft hier iſt an einem Samſtag geweſen. Als ich am Winkelbach hereingeſtolpert bin, iſt mir ſchon hie und da ſo ein Waldteufel begegnet, wie ſie braun und bärtig, voll Moos und Harz in ihren Lodenkitteln hier herumgehen. Sie ſind anzuſchauen, wie verbannte dürräſtige Baumſtrünke, die nach einem friſchen Erdboden ſuchen, auf dem ſie wieder wachſen und gedeihen mögen. Da ſind ſie gerne vor mir ſtehen geblieben, haben mit Schwamm und Stein Tabakfeuer geſchlagen und mich finſter oder völlig verwundert angeſchaut. Mancher Augen haben ſo Funken geworfen, wie ihre Feuerſteine. Andere ſind wieder treuherzig und weiſen mir den Weg. Ein ſehr derber und ſehr ſtemmiger Burſche, der eine Rückentrage mit Säge, Axt, Mehlkübel und anderen Dingen getragen hat, iſt, als er mich des Weges ſchreiten ſieht, mißtrauiſch bei Seite geſtanden, und hat gemurmelt: „Gelobt ſei Jeſu Chriſt!“

„In Ewigkeit, Amen,“ iſt meine Antwort, und als er dieſe hört, wird er zutraulich und geht eine Strecke mit mir.

Endlich öffnet ſich ein wenig das Thal. Es iſt ein kleiner Keſſel, in welchen aus verſchiedenen Schluchten, und gar über das Gewände hernieder, das ſich zu meiner linken Hand erhebt, mehrere Wäſſer zuſammenfließen. Dieſe bilden die Winkel. Hier iſt ein ſehr dicker, oberſeitig plattgehackter Baumſtamm über den Bach gelegt, auf welchem der Fußſteig hinüberführt zu einem hölzernen Hauſe, das am Waldhange ſteht. Das iſt die Förſterſchaft, das einzige größere Haus in dieſen Wäldern. Weiter hin in den Gräben (Schluchten) und Hochthälern ſind Hirten- oder Holzſchlägerwohnungen, und jenſeits der bewaldeten Bergrücken, wo ſchon große Blößen geſchlagen ſind und ein Kohlenweg angelegt iſt, ſtehen Dörfer von Köhlerhütten.

Dieſes kleine Thal heißen ſie „im Winkel.“ Es iſt noch faſt ganz in ſeiner Urthümlichkeit, nur daß das ſtattliche Haus mit ſeiner kleinen, häuslichen Umgebung darin ſteht, und der Fußpfad und der Weg dahin führt.

Das Förſterhaus nennen ſie auch das Winkelhüterhaus. Ich bin in dasſelbe gegangen, habe in der Flur mein Bündel auf eine Truhe geſtellt und mich ſelbſt daneben hingeſetzt.

Der Förſter iſt juſt mit Arbeitsleuten beſchäftigt, die ihre Rait, das heißt, ihren vierwöchentlichen Arbeitslohn einheben, wie es bei den Holzleuten ſo Herkommen iſt.

Der Förſter, ein ſehr herriſcher und ein ſehr rothbärtiger Mann, hat die Leute gar rauh und kurz abgefertigt; und die Leute haben ſich die Rauheit ſehr gerne gefallen laſſen und gar artig ſchweigſam ihr Geld eingeſtrichen.

Nachdem das Geſchäft geſchlichtet worden, ſteht der Förſter auf und reckt ſeine ſtemmigen Glieder, die in echter und rechter Jägertracht ſtecken. So trete ich jetztund zu ihm und überreiche ihm ein Schreiben, das ich von dem Eigenthümer der Wälder mitgebracht habe.

In dieſem Schreiben wird alles Weſentliche geſtanden ſein. Es iſt mir eine gut eingerichtete Stube angewieſen worden. Eine kernige Frau, die da iſt und umſichtig Alles ordnet, wie es ihr ſcheint, daß es nöthig und gut, iſt mit in die Seiten geſtemmten Armen jählings vor meiner offenen Thür ſtehen geblieben und hat laut und hell gerufen: „Jerum, jerum, ſo ſchaut ein Schulmeiſter aus?!“

Sie hat in ihrem Leben noch keinen Schulmeiſter geſehen.

Ich bin bald eingerichtet, habe meine wenigen mitgebrachten Habſeligkeiten in Ordnung. Da tritt der Förſter in meine Stube. Er hat ſchier höflich angeklopft. Er beſieht meine Wohnung und frägt: „Iſt ſie euch gut genug?“

„Sie iſt gut genug.“

„Seid ihr zufrieden?“

„Ich hoffe, daß ich recht zufrieden ſein werde.“

„So wird es recht ſein.“

Darauf geht er mehrmals über die Dielen auf und ab und die beiden Hände in die Hoſentaſchen geſteckt, bleibt er letztlich vor mir ſtehen:

„Und nun ſeht zu, wie ihr anheben und fortkommen mögt. Ich gehe morgen davon und komme nur jeden Samſtag in das Winkel herein. Die übrigen Tage habe ich in anderen Gegenden zu ſchaffen, meine Wohnung iſt in Holdenſchlag, vier Wegſtunden von hier. — Gleich eine Schule aufrichten, lieber Mann, das ſchlagt euch wol aus dem Kopf. Erſt müſſen wir mit den Alten fertig werden. Ihr, ich ſag's, das ſind Steinſchädel! Und daß ihr's nur gleich wißt, wir haben allerhand Leut' da in unſeren Wäldern. Nachweiſen läßt ſich Keiner was Arges, aber ſie ſind hergezogen von Aufgang und Niedergang — weßweg, das weiß der Herrgott. Zumeiſt ſind es wol Bauersleut' von den vorderen Gegenden herein, die ſich in die Wälder geflüchtet haben, um der Wehrpflicht zu entrinnen. Gibt auch Geſellen unter ihnen, denen man in der dunklen Nacht nicht gerne begegnet. Wildſchützen ſind ſie Alle. So lange ſie nur auf das Thier des Waldes ſchießen, laſſen wir ſie frei herumgehen; das iſt nicht zu ändern und man braucht ihrer Hände Arbeit. Wenn ſie aber auch einmal einen Jäger niederbrennen, dann laſſen wir ſie wol aus dem Wald führen. Beweibet ſind die meiſten, aber Jeder hat die Seine nicht vom Traualtar geholt. Werdet Leute antreffen, die in dieſem Jahrhundert noch keine Kirchenglocke gehört und keinen Chorrock geſehen haben. Werdet bald merken, was das bei den Leuten für Folgen hat. — Thut es, auf welche Weiſe ihr glaubt, aber ihr müßt vorerſt die Leute kennen lernen. Und wenn ihr dann meint, ihr würdet auf ſie einzuwirken vermögen, dann werden wir euch darin unterſtützen. Ihr ſeid noch recht jung, mein Freund, gebt Acht und ſeid geſcheit! — Wenn ihr wollt, ſo nehmt euch die erſte Zeit einen Jungen, der euch mit der Gegend bekannt macht. Und wenn ihr was benöthigt, ſo wendet euch an mich. Gehabt euch wohl!"

Nach dieſen Worten iſt er davon gegangen, Das, ſcheint es, iſt nun mein Herr; möge er auch mein Schützer ſein!

Schon in der erſten Nacht habe ich in dem Strohbette ſehr gut geſchlafen. Das Rauſchen, das vom Bach heraufkommt, thut mir wol. — Es iſt der Brachmonat, aber die Sonne kommt ſehr ſpät über den Waldberg herauf, daß ſie freundlich in meine Stube luget.

Ich bin des Morgens hinaus in das Freie gegangen. Wie iſt es da friſch und grün und thauſchimmernd, und über die Waldberge, ſo weit ſie von dem engen Thal aus zu ſehen, ſpinnt und webt ſich das bläuliche Sonnentuch über die ſchattigen Lehnen. Gegen die Abendſeite hin ſtreben die Beſten der Felſen auf, und oben am Rande ſtehen wie Schildwachen verwitterte Fichtenzwerge in die tiefe Bläue des Himmels hinein. Der Rand da oben ſoll aber noch lange die höchſte Zinne nicht ſein. Darüber kämen erſt die Matten der Almen, wo jetzt die rothen Roſen blühen ſollen in zahlloſen Sträuchen; hernach kämen wieder Felswände, an denen das milde

Edelweiß prangt und die rothen Tropfen der Kohlröschen zittern, wie ich das als Hochſchüler auf Ausflügen mehrmals gefunden habe. Ueber dieſen Felſen legt es ſich wol hin in weiten unwirthlichen Feldern des Schnee's und des Eiſes, wie ich ſie geſtern als eine weiße Tafel ſchimmern hab geſehen.

Wenn ich in meinen Aufgaben hierunten glücklich bin, ſo will ich einmal emporſteigen zu den Gletſchern. Und über den Gletſchern ragt letztlich der graue Zahn, von deſſen Spitze aus, wie mir meine Wirthin hat geſagt, in weiteſten Weiten das große Waſſer ſoll zu ſehen ſein. Bin ich glücklich hierunten, ſo gönne ich mir, daß ich von dem hohen Berge aus einmal das Meer erſchaue.

Ich bin in Krieg und Sturm durch die halbe Welt geraſt, und hab nichts geſehen, als Staub und Stein; und jetzt in Ruh und Frieden der Einſamkeit geht mir ein Auge auf für die Schöpfung.

Aber — Wildſchützen, Soldatenflüchtlinge, wilde Geſellen, denen man zur Nacht nicht gerne begegnet! — Andreas, das wird ein heißes Tagwerk geben!

Urwaldfrieden.

Mir iſt es ſchon recht im Walde. Die wenigen Leute, die mich in den Wald gehen ſehen, lugen mir nach und können es nicht verſtehen, daß ich ein junger blühender Burſche ſo in der Einſamkeit herumſteige. Ei ja, freilich, ich werde von Tag zu Tag jünger und hebe gar an, zu blühen. Ich geneſe. Das macht die friſche, urthümliche Schöpfung, die mich umwebt.

Gefühlsſchwärmerei treibe ich nicht. Wie er einzieht durch die Augen und Ohren und all die Sinne, der liebe, der ſchöne Wald, ſo mag ich ihn genießen. Nur der Einſame findet den Wald; wo ihn Mehrere ſuchen, da flieht er, und nur die Bäume bleiben zurück.

Sie ſehen den Wald vor Bäumen nicht. Ja, noch mehr, oder zwar noch weniger, ſie ſehen auch die Bäume nicht. Sie ſehen nur das Holz, das zum Zimmern oder Verkohlen, das Reiſig, das zum Beſen dient. Oder ſie machen die grauen

Augen der Gelahrtheit auf und ſagen: Der da gehört in dieſe Klaſſe, oder in dieſe — als wie wenn die hundertjährigen Tannen und Eichen lauter Schulbuben wären.

Mir iſt es ſchon recht im Walde. Ich will, ſo lange ich ihn genieße, von ſeinem Zwecke, wie dieſen Zweck die Gewinnſucht der Menſchen verſteht, kein Wort noch gehört haben; ich will ſo kindlich unwiſſend ſein, als wär ich erſt heute vom Himmel gefallen auf das weiche, kühle Moos im Schatten des Waldes.

Ein Netz von Wurzeln umgibt mich, theils ſaugt es aus der Erde ſeinen Bäumen die Muttermilch, theils ſucht es den Moosboden und den Andreas Erdmann darauf mit ſich zu verflechten. Ich ruhe ſanft auf den Armen des Netzes — auf Mutterarmen.

Geradeempor ragt der braune Stamm der Fichte und reckt einen reichen Kranz von knorrigen Aeſten nach allen Seiten. Die Aeſte haben lange, graue Bärte — ſo hängen die filzigen Flechtenfahnen nieder von Zweig zu Zweig. Wohlgeglättet und balſamtriefend iſt die ſilberigſchimmernde Tanne. In den rauhen, furchigen, verſchnörkelten Rinden der Lärche aber iſt mit den geheimnißvollen Zeichen der zahlloſen Schrammen die ganze Weltgeſchichte eingegraben, von dem Tage an, als der verbannte

Brudermörder Kain zum erſtenmale unter dem wilden Aſtgeflechte der Lärche geruht hat, bis zur Stunde, wo ein Anderer, auch ein Heimatloſer, den Wohlduft der weichen, hellgrünen Nadeln friedlich trinkt.

Dunkel iſt's, wie in einem gothiſchen Tempel; nur der Nadelwald baut den Spitzbogenſtyl. Obenhin ragen die hunderttauſend Thürmchen der Wipfel; dazwiſchen nieder auf den ſchattigen Grund leuchtet, wie in kleinen Täfelchen zerſchnitten, die tiefe Himmelsbläue. Oder es ſegeln hoch oben weiße Wölkelein hin, und ſuchen mich zu erſpähen, mich, das Würmchen im Waldfilz, und wehen mir einen Gruß zu — von . . . . Nein, ſie iſt geborgen unter ſtolzem Dache von Menſchenhand; ihr Wolken habt ſie nicht geſehen, oder habt ihr ſie? — Ach, ſie wehen von fernen Oeden und Meeren.

Da flüſtert es, da ſäuſelt es; es ſprechen miteinander die Bäume. Es träumt der Wald.

Eine ſchneeweiße, große Blüte weht heran; blühen die Nadelwälder denn nicht in den Blutstropfen ihrer purpurnen Zäpfchen? Woher die weiße Blüte? Es iſt ein Schmetterling, der ſich verirrt von ſeiner ſonnigen Wieſe und nun im Dunkel des Waldes angſtvoll gaukelt.

Wer bricht aber in den verwachſenen Kronen die Aeſte entzwei, daß ſie krachen und praſſeln und in dürren Strünken niedertänzeln? Ein Habicht brauſt dahin mit einem grellen Pfiff und ein armes Waldhuhn muß ſein Leben enden. Alle Wildtauben ſind auf und girren ihr Sterbegebet — da knallt es, und nieder inmitten des ſchimmernden, wogenden Kranzes der Tauben ſtürzt der getroffene Raubvogel. Unterwegs zum Grab will ſeine Klaue noch ein Opfer haſchen und in dem brechenden Auge funkelt lange noch die Raubgier.

All mein Lebtag hab ich keine ſo merkwürdige Webematte geſehen, als dieſes bunte, wunderbare Flechtwerk des Moosbodens. Das iſt ein Wald im Kleinen und in dem Schooße ſeines Schattens ruhen vielleicht wieder Weſen, die wie ich das ewige Gewebe der Schöpfung betrachten. Hei, wie die Ameiſen eilen und rennen, wie ſie mit ihren haardicken Armen der kleinen Dinge kleinſte umklammern, mit ihrem ätzenden Saft alles feindliche zu vergiften meinen; ſie wollen gewiß auch noch die Welt gewinnen vor dem jüngſten Tag.

Ein glänzender Käfer hat ihnen lange zugeſehen, er denkt verächtlich über die mühſam Kriechenden, denn er ſelbſt hat Flügel. Jetzt flattert er übermütig empor und funkelnd kreiſt er hin, und plötzlich iſt er umgarnt und gefeſſelt in zahlloſen Stricken. Die Spinne hat an dieſem Dinge ſchon lange ſtill und emſig gearbeitet; ein Schleier, wie koſtbarer keiner geflochten wird auf Erden, iſt des ſtrahlenden Käfers Leichenkleid geworden.

Die Vöglein im Geäſte wollen auch ihr Kunſtwerk ſtellen; ſie flechten, wo das Reiſig am dichteſten iſt, aus Halmen und Zweigen ein Wiegenkörbchen für ihre liebe Jugend. Und wenn ihnen die Sonne juſt recht am Himmel ſteht, ſo ſingen und jauchzen ſie bei ihrer Arbeit, daß es in allen Nadeln und Bäumen wiederklingt, ſonſt aber hocken ſie im Neſt und ſchnäbeln und legen die zarten, buntſtreiſigen Eier.

Ob es denn wahr iſt, daß ſich derſelbe eine rothe Faden fortſpinnt durch alle Geſchlechter des Menſchen- und Thierreiches bis hinab zum allerkleinſten Weſen; ob denn Alles nach dem einen und ſelben Geſetze geht, was der König Salomon gethan auf ſeinem goldenen Throne, und was die träge ſich wälzende Raupe thut unter dem Stein? Das möcht' ich wol wiſſen.

Huſch, dort hüpft ein Reh und ein Haſe, bricht ſich der gekrönte Hirſch Bahn durch das Geſtrüppe. Jeglicher Strauch thut auch ſo geheimnißvoll, als ob er hundert Leben und Waldgeiſter in ſich verberge. — Jetztund höre ich das Läuten der Hummel. Wenn in dieſen Wäldern einmal eine Kirche gebaut würde und eine Glocke auf den

Thurm käme — ſo müßte ſie klingen. — Auf dem Erdgrunde liegen die ſcharfgeſchnittenen Schattengeſtalten und darüber hin ſpinnen ſich die Saiten des Lichtes. Und die Finger des Waldhauches ſpielen in dieſen Saiten.

Ich trete hinaus in die Lichtung. Ein zitternder Lufthauch rieſelt mir entgegen, ſchmeichelt mit den Locken, küßt die Wangen, daß ſie röthen. Hellgrünes Haidegebüſch mit den rothen Blüthenglöckchen der Beeren hier, und dunkelglänzendes Preiſelbeerkraut, der immergrüne Lorbeer unſerer Alpen, für den würdigen Dichter des Waldes, ſo einer zur Welt geboren wird. Die Waldbiene ſurrt herum auf den Sträuchen und jedes Blatt iſt für ſie ein gedeckter Tiſch.

Und über dieſer dämmernden, duftenden Flur erhebt ſich ein ſchwarzer Strunk, mit dem gehobenen Arm ſeines kahlen Aſtes trotzig dem Himmel drohend, weil dieſer durch einen nächtlichen Blitzſtrahl ihm das Haupt geſpalten. Und es erhebt ſich dort graues, zerklüftetes Geſtein, in deſſen Spalten ſich behende die Eidechſe birgt und die ſchimmernde Natter, und an deſſen Fuße die breiten, durchbrochenen Blätter der Farrenkräuter, und die blauen, allfort grußſchwankenden Hütchen der Enziane wuchern. Weithin, wo ſich die Quelle befreit und aus ihrem dunkelſchattigen Grunde ſchimmert, wachſen an ihrem Ufer die tauſend Herzen des Sauerklee's und der Wildkreſſe, die der Hirſch ſo gerne pflückt und das Reh, auf daß ſie ihre Lunge nicht verlaſſe zur gefährlichen Stunde der Flucht.

An der Lehne neben Dornſtrauch und wilden Roſen liegt vom Sturme hingeworfen ſeit vielen Jahren das Gerippe einer mächtigen Fichte, ſchier weiß, wie Elfenbein. Hoch ragen ihre Wurzeln auf, wie einſt ihr Wipfel, und eine Schnecke hat ſich verirrt in einen ſtarren Zweig der Wurzel hinaus und kann ihren Weg kaum finden zum Erdreich zurück.

Das jauchzende Brüllen eines Stieres hallt heran, oder das Schellen und Meckern einer Ziege. Der Hirtenjunge hüpft herbei. Mit den Wachholdersträuchen mag er nichts zu ſchaffen haben, die Nadeln ſtechen, die blauen Beeren ſind bitter. Aber Erdbeeren pflückt er in die Haube, oder, was ihm lieber iſt, in den Mund. Dann pflückt er das ſchmale, ſpitzige Blatt einer Enziane, führt es zur Lippe und bringt durch dasſelbe einen Pfiff hervor, der weithin hallt in den Hängen und den in der Ferne andere Hirtenjungen wieder zurückgeben. Das iſt dem Völklein des Waldes das Zeichen ſeiner Brüderlichkeit.

Durch das Himbeergeſtrüppe windet ſich ein halblahmer Pecher, oder ein ſchiefäugiger Wurzelgräber, oder ein dickhalſiger Waldrauchſammler, der aus dem Ameiſenhaufen die Harzkörner hervorſchafft. Aus dieſen Harzkörnern bereitet er den Weihrauch, das wunderſame Korn, deſſen Wolkenſchleier der Sterblichen Augen bezaubert, daß ſie hinſinken vor das Opferbrot und den Herrn ſehen.

Am Rain bei purpurnen Eriken, unter Brombeerlaub wuchert die Süßwurzel; das iſt des Hirtenknaben leckeres Gewürze, und auch die Sennin naſcht gerne davon, auf daß ſie eine klingende Stimme kriege zum Jodeln auf der Alm. Der Sennin — merk ich — geht es oft ſonderbar, wol hat ſie viele, gar rechtſchaffen viele Worte auf der Zunge, aber ſie hat noch weit mehr Empfindungen im Herzen; ſie hat zuletzt keine Worte für Alle, und ſo drückt ſie ſich denn anders aus und ſingt ein Lied *ohne* Worte, das ſie hier, ſo weit es klingt, den Jodler heißen.

Ich ziehe durch einen von Wildwäſſern des Kares ausgeriſſenen Hohlweg abwärts. Bäume und Sträuche wölben ihn zu einer düſteren Laube. Ein kühler Lufthauch fächelt, da ſtehe ich am ſchattigen Ufer eines finſteren Waldſees. Düſteres Gewände und ſchlanke, röthlich braune Stämme des Urwaldes ſchließen ihn ein, und die Wipfelkronen oben ſind miteinander verſchlungen zu einer dämmerigen Decke. O, ſo ſtill — ſo ſtill iſt's über dem See.

Das verlorene Blatt einer Buche oder Eiche raſchelt heran, ich höre jenes ewige Klingen der tiefſten Lautloſigkeit.

Es iſt wo ein Glöcklein im Weltenraum, wir wiſſen nicht im Erdengrund hienieden, oder im Sternenkranze — das ruft uns allerwege. Und zur ruhſamen Stund' erfaßt unſere Seele den traulichen Klang und ſehnt ſich . . . . und ſehnt ſich

— — — — — — — — — — —

Urwaldfrieden, du ſtille, du heilige Zuflucht der Verwaiſten, Verlaſſenen, Verfolgten — Weltmüden; du einziges Eden, das den Glückloſen noch geblieben! —

Horch, Andreas! Hörſt du das Klingen und Hallen des wortloſen Liedes? Das iſt das Luſt- und Gotteslied der Hirten. — Hörſt du auch das ferne Pochen und Schallen? Das iſt der Holzhauer mit der Axt — der Engel mit dem Schwerte.

Bei den Hirten.

Das Hirtenvolk iſt das erſte geweſen. Die Hirten ſind von den Menſchen, denen man in dieſen Waldbergen begegnen kann, die harmloſeſten. So habe ich mit dem Hirtenvolke angefangen.

Hab jetztund auch ſchon ein gut Stück Schäferleben ausgekundſchaftet. Bis auf die Zweie oben in der Wieſenbachhütte ſind ſie aber nicht allhier daheim; die Hirten ſind nirgends daheim, ſind Wandersleute. Zur Winterszeit leben ſie in den unteren, vorderen Gegenden, hauſen in Bauernhöfen, denen ſie angehören. Sie leben bei den Menſchen und ſchlafen bei den Rindern und Ziegen. Dann kommt das Frühjahr; die Aehren auf dem Felde gucken ſchon ein wenig aus den grünen Hülſen hervor und gen Himmel auf, zu ſehen, ob nicht die Schwalben ſchon da. Die Frühlingsgießbäche ſchwinden und trocknen. — Jetzt thun ſie ihren Viehſtand aus dem Stall und ziehen ſelbander den Almen zu. Die Kühe tragen klingende Schellen, die Kalben und Stiere tragen grünende Kränze, ſchier, wie am Gottleichnamstag die Knaben und Mädchen.

Bei dem Auftriebe zur Alm, wenn junge Leute und Rinder mitſammen wandern, geht das Bekränzen ohn' Aergerniß ab; wenn aber nach vielen Flitterwochen auf lichten Höhen die Rinder zum Spätherbſt wieder mit friſchen Kränzen zurück in's Thal kommen, ſo trägt nicht immer auch die Sennin den grünen Zweig noch im Haar. Auf der Alm gibt es viel Sonne und wenig Schatten, und das friſche Waſſer muß der Almbub weiten Weges herbeiſchleppen — da verdorrt bigott nichts leichter, als ſo ein zart Sträußlein im Lockenhaar.

Zur lieben Sommerszeit iſt es da oben gut ſein. So ſind ſie denn gut und froh, und ich — wahrhaftig und bei meiner Treu, ich bin's mit ihnen. Gram und Herzweh ſind wie Glashauspflanzen, die wollen in der friſchen Alpenluft nicht gedeihen. Gar der Alte, der ſonſt brumbeißige Ochſenhalter, der ſeine ſchwerfällige Schaar auf den Almen weidet, hat ein luſtig Pfeiflein bei ſich, das trotz der heiſergewordenen Lunge des Alten noch rechtſchaffen hell mag jauchzen. Allerweil ſingen und blaſen, ſonſt wird er mager, der arme, einſame Narr, und das Oechslein nicht fett.

Und in der Sennerei, da iſt's gut beſtellt; da iſt hübſch Alles beiſammen. An dem Herd mit der Flamme und den rußigen Töpfen ſitzt die Häuslichkeit. Vor dem wackelnden Tiſchchen an dem kindiſch aufgeputzten Hausaltar kniet die Religion. Und wo die Bettſtatt ſteht, da hatte Gott nichts Beſſeres mehr hinzuſtellen vermögen. Aus rauhen Brettern iſt das Bett gezimmert, mit Moos und Binſen gefüttert — ſo muß es ſein, ſoll die junge Almerin fröhlich darin träumen. In der Nebenkammer ſtehen Kübel und Töpfe; da iſt das Milch- und Buttergeſchäft, deſſen Erträgniß dem Eigenthümer der Sennerei redlich zugeliefert wird.

Die ganze Wirthſchaft ſchließen vier Holzwände ein, in denen die Almerin nächtlicher Weile das Goldmännlein klöpfeln hört; dieſes Klöpfeln bedeutet ihr die Erfüllung des geheimſten Herzenswunſches. — Ich habe der gläubigen Aga nicht ſagen mögen, daß ich meine, das klöpfelnde Goldmännlein dürft ein fleißiger Holzwurm ſein. Was der tauſend gingen auch dem Holzwurm ihre Herzenswünſche an! Dieſe werden aber doch erfüllt; die einfältigen Leute da herum haben lauter Wünſche, die erfüllbar ſind. Und wie die Maid in der Hütte, ſo ſchlummert im Stall die Herde und der Hirtenburſche ruhigen Gewiſſens.

Am Morgen, da ſchreit die helle Sonne zum Fenſter herein. Sie ſchreit, es ſei Zeit! da will die Seunin mit dem Kübel in den Stall, wo unter vier Füßen die weißen Milch- und Butterbrünnlein fließen. Auf die Milch wartet ſchon die Flamme des Herdes und auf die Suppe der Hirtenburſche. Er jodelt und jauchzt, da vergeht die Zeit. Das Einfachſte aber iſt ſchon, wie's der Berthold macht: er legt ſich unter die Bäuche der Kühe und trinkt das Frühſtück gleich aus dem Euter heraus.

Juſt bei dem Berthold und der Aga in der Mieſenbachhütte hab ich meine Erfahrungen gemacht. — Nimmt nach der Morgenſuppe die Aga den Korb auf den Rücken und ſteigt hinab gegen die Futterwieſe der Thalmulde, auf daß ſie als ſorgliche Hausfrau ihrem vierfüßigen Geſinde den Tiſch bereite, bei dem es ſich melken läßt. Mahl hält die Herde den ganzen Tag; ſchon zur Morgenfrühe leitet ſie der Berthold auf die thaufriſche Weide.

Ich habe zu ſolcher Stunde einmal der Aga zugehört. Sie trillert und ſingt; es iſt ein wunderſam Liedchen:

„Wan da Winkelboch va Milch wa,
Und da Hockkogl va Butta,
Und 's Winkelthol vul Sterz dazua,
Dös war a Freſſ'n mei Bua!“

Der Berthold hört's, beſinnt ſich nicht lange; auf ein ſo ſächlich Lied gehört ein noch ſächlicheres. Er ſteht auf der Wand und ſingt dem Mädchen zu:

„Wan dei roth's Hor va Guld wa,
Und dei Kröpſl vul Thola,
Und dei Miada vul Edlſtoan,
Dös wa ma recht, dös kunt's thoan!“

Und d'rauf ſie:

„Die Thola thatn dih juckn,
Die Edlſtoan thatn dih druckn,
A guldanas Hor war olls z'viel zort
Fü dein borſtadn Bort.“

O, ſie bleiben einander nichts ſchuldig, ſie wiſſen zu fechten.

Wie es aber nur kommen mag, daß im Waldland für Lieb' und Zärtlichkeit nicht ſo viele und gute Worte wachſen wollen, als für Spott und Poſſe? Iſt ſchon die Lieb' da unten nicht gar geſchwätzig, ſo iſt ſie hieroben bei den Legfähren und Kohlröschen ſtumm, wie der Fiſch im Waſſer. Der Kuß wird hier auch nicht ſo gepflegt, wie anderswo. Weiß ſich aber ſo ein verliebter Burſch mit ſeiner Empfindung nicht anders zu helfen, ſo faßt er ſein Mädchen, wie der Müller den Kornſack, und ſchwingt es hoch in die Luft und thut ein Jauchzen dabei, daß ſchier die Wolken auseinanderfahren, wenn welche am Himmel ſtehen.

Der Berthold macht es um kein Tüpfelchen anders. — Es ſind zwei junge, blutarme Leute, auf einſamer Alpenhöh' ſich ſelbſt überlaſſen. Was iſt da zu beginnen? Je nun, je nun, ich denk', für mich dieweilen noch gar nichts.

Bei den Waldteufeln.

In dieſer Wildniß gibt es Gewerbe, von denen ich keine Ahnung gehabt habe. Buchſtäblich von der Erde, von dem Geſteine heraus graben die Leute ihr Brot. Und von den Bäumen ſchaben ſie es herab, und aus dem alllebendigen Ameishaufen wühlen ſie es hervor, und aus wilden, ungenießbaren Früchten zwingen ſie es durch all die hundertfältigen Mittel ihrer Schlauheit. Daß der Menſch doch ſo Alles zu finden und zu nützen weiß! Hat er aber ſchon Alles gefunden und genützt? Und die Bedürfniſſe, ſind ſie ſchon da geweſen, ehe die Mittel gefunden worden, oder ſind ſie die Folgen der errungenen Dinge? — Wäre das Letztere der Fall, ich hielte die tauſenderlei Errungenſchaften für keinen Gewinn.

Die wüſten, verkommenen „Waldteufel“ ſtehen mit den Menſchenſchaaren draußen in engerer Verbindung, als man meint, und als ſie es vielleicht ſelbſt ahnen mögen. Ei doch, ſie wiſſen es gar wol. Da iſt gleich der Wurzner. Seine Lodenkutte geht ihm ſchier bis zu den Waden hinab; ſein Hut iſt ein wahres Familiendach, das aber ſtellenweiſe ſchon durchlöchert iſt und durchbricht. Schon von Weitem kennt man ihn. Da oben im Geſtein klettert er herum und wühlt mit ſeinem krummen Stecheiſen die Speikwurzel hervor. Dabei brummt er denn gar zuweilen das Liedchen:

„Wan ih ſpeikgrobn thua
Auf der Olm, do herobn,
Do denk ih gern auf d'Weibaleut.
Daroth's es, wo da Speik hinkimmt?
In's Türknlond für d'Weibaleut,
Damit ſ' an beſſern Gruchn kriagn,
Im Türknland, de Weibaleut!“

Dieſes ſtolze kühne Bewußtſein des Wurzners, daß er die Frauenwelt des Morgenlandes in einen beſſern Geruch bringe, wird aber angefochten.

Dort auf der Felswand ſteht ein alter Gefährte, der hört das Lied; er häckelt die Meſſinghäftchen ſeines Wamſes auf und öffnet ſeinen Mund:

„Wanſt ollaweil auf die türkiſchn
Weibaleut denkſt,
Du Lota, ſo woaß ma's ſchon!
Geh gwürz dih liaba ſelba
Mit Speik auf der Olm,
Leicht ſtehts da beſſer on!“

So necken ſie ſich, und das iſt ihre harmloſe Seite. Aber der Waldteufel hat ſeinen Pferdefuß. Der rechte Waldteufel hat einen doppelläufigen Kugelſtutzen; der eine Lauf heißt „Gemſennoth," der andere „Jägertod." Könnt' er ſchreiben, mit ſeinem krummen Meſſer hätte er dieſe Namen in den Stahl gegraben; aber, er merkt ſich's im Kopf, das von Gemſennoth und Jägertod.

Wenn er einen lebendigen Geier oder Adler zu kriegen weiß, ſo verſchluckt er die Augen des Vogels. Nach ſeinem Glauben leiht ihm das einen ſcharfen Blick für ſicheren Schuß. Längſt hätt' er das Graben aufgegeben und wollt' ganz dem Wildern leben, aber er vermeint, unter den Steinen und Wurzeln einmal einen vergrabenen Schatz zu finden. Schatzgraben, Gold und Edelſtein unter der Erde, das hat er im Märchen gehört und kann es nimmermehr vergeſſen.

Gold und Edelſtein unter der Erde! Schatzgraben! — Das Märchen hat recht; der Wurzelgräber hat recht; der Ackersmann hat recht; der Bergknappe hat recht. Aber der Schatzgräber hat nicht recht.

Deß acht ich, daß ich den Wurzner, oder den Pechſchaber, oder den Ameiſenwühler nicht beleidige. So Leute heben gar mit dem Wettermachen an, daß all des Teufels iſt. Blitz und Hagel kann die Wälder vernichten weit und breit. Darum in den

Wald- und Alpengegenden die vielen ſchweren Gewitter, weil dahier die Wettermacher daheim. Wie ſie es aber anfangen, dieſe Waldteufel, daß die Nebel aufſteigen aus den Schründen und Wetterlöchern, daß die Thauſtäubchen zu Waſſer verdichten, daß die Tropfen zu Eiskörnern erſtarren, daß die Eiskörner zu ſchweren Schloſſen ſich kochen, daß aus den Wolken das wilde Feuer ſprüht, daß die flammenden Wurfſpieße der Blitze hinſauſen durch die Nacht und daß die ungeheueren Rollen der Donner ſich wälzen, bis endlich Alles niederbricht zu den zitternden Menſchen und Thieren der Erde — wie ſie das anfangen, das ſoll ein tiefes Geheimniß der wilden Geſellen ſein; ich habe es bislang nicht zu erfahren vermögen.

Eines iſt gewiß. Der Bauer der vorderen Gegenden hat Ehrfurcht vor den Wildlingen im Gebirge und liefert ihnen die Lebensmittel gegen geringes Entgelt; es iſt doch allfort beſſer, im Beutel kein Gewinn, als auf dem Felde Schaden.

Wahrhaftig, das iſt ein fürchterlicher Wahn dieſer Menſchen, daß ſie durch eigenes Wollen und eigene Kraft Dinge zu wirken vermeinen, von denen die Schöpfung den menſchlichen Witz ausgeſchloſſen hat für immerdar; und daß ſie dagegen Dinge verabſäumen, in denen ſie durch eigenes Wollen und eigene Kraft Großes hervorzubringen vermöchten.

Da oben hinter dem Bergrücken iſt eine umwaldete Thalmulde, die ſie die Wolfsgrube nennen. Vor Kurzem bin ich in dieſer Wolfsgrube geweſen. Ich komme eben zurecht, wie ſie einen Mann begraben, der weder Wurzner, noch Ameiswühler, noch Pechſchaber, noch Branntweinbrenner, noch ein Wilderer geweſen war. Aber der allermerkwürdigſte Waldteufel. Die Sache hab ich theils ſelbſt erfahren, theils iſt ſie mir erzählt und verbürgt worden.

Gearbeitet hat er gar nichts. Das iſt Einer geweſen, der ſich durch Eſſen ſein Brot erworben hat. Sie haben ihn allerwärts den „Freſſer" genannt; einen andern Namen, halt ich, hat er gar nicht gehabt. Das ſoll ein ganz verkommener Menſch geweſen ſein, aber gewaltig ſtark am Leibe. Sein Haupthaar iſt durch Schweiß und Harz zu einem unlöslichen Filz verworren geweſen; da hat er keines Hutes bedurft. Sein Bart iſt geweſen wie aus verdorrten Fichtennadeln; ſeine mächtigbreite Bruſt wie überſponnen mit zehnfachem Spinnenweb; da hat er den Bruſtlatz erſpart. An ſeinen wuchtigen Füßen hat ſich eine völlige Hornhaut gebildet; da iſt ihm das Schuhwerk überflüſſig geweſen. Eine faſt grauenhafte Erſcheinung! ich hab ihn noch vor einigen Tagen im Winkel begegnet. Hebt, wie er mich ſieht, eine Handvoll Sand vom Boden auf und will den Sand verſchlingen, wenn ich ihm eine kleine Gabe dafür wollt' reichen. — Oft iſt er hinaus auf die umliegenden Dörfer auf Kirchtage gegangen, hat den Leuten was vorgefreſſen. Nicht Werg, und Bänder und derlei Dinge, wie es ſonſt Taſchenſpieler thun, hat er verſchlungen, ſondern Tuchſtücke, Leder und Glasſcherben. Selbſt Schuhnägel, und ſie mögen noch ſo roſtig geweſen ſein, hat er verzehrt. Gerne hat er einen alten Stiefel oder Filzhut zerriſſen, die Fetzen mit Eſſig und Oel bereitet und gegeſſen. Das hat ihm viel Geld eingebracht, und ſein Beutel wie ſein Magen haben wol verdaut. Unſereinem thät ſo ein Eſſen nicht taugen, hat der Rüppel geſagt, freilich wol, ein Schnäpslein muß dazu ſein, das beißt im Magen auch die Kieſelſteine klein. — Jahr und Tag hat er's trieben, aber ein End nimmt's mit Allem, und der Oſterſonntag hat nicht viel größere Läng', wie der Charfreitag. Juſt beim Schnäpslein iſt er geſeſſen in Kranabethannes Hütte, und hat in ſeinem Uebermuth geſagt: „Kieſel (kaue) dein Schwarzbrot nur ſelber Hannes, ich trink den Branntwein und beiß das Gläſelein dazu.“ — Iſt jetztund vom finſteren Herdwinkel ein alter Wurzner hervorgekrochen: „s ſchwarz' Brot willſt verachten? du!“ Darauf der Freſſer: „Geh her, Wurzner, dich freß ich mitſammt deiner Krax (Rücktrage)!“ Hat der Alte ein Würzlein hervorgezogen: „Da thät ich wol was haben! Burſch, das iſt noch ein wenig ſtärker, wie du!" — „Her damit!" ſchreit der Freſſer, er rafft das Würzlein und ſteckt es in ſeinen Schlund. — „Biſt hin!" hat der Alte gekichert, iſt davon in den Wald. — Steht nicht lang an, ſpringt der Freſſer auf und hinaus auf den Anger. Dort ſtürzt er nieder und iſt todt über und über. Da haben wir's wol gewußt, was das Ding bedeutet. Den alten Wurzner hat kein Menſch gekannt — der Teufel iſt's geweſen.

Halb That, halb Mähr, ſo hat es der Leute Aberglauben aufgefaßt und mir erzählt. Sie haben den Mann auch nicht hinausgetragen auf den Holdenſchlager Kirchhof. Im Moorboden der Wolfsgrube, wo nur die Binſengarbe wuchert und ihre Flockenfähnlein wiegt, haben ſie eine Grube gemacht. In dichtes Fichtengeäſte haben ſie den Mann geſchlungen, mit einer Stange haben ſie ihn an das Grab gewälzt bis er hinabgekollert.

Zur ſelbigen Stund' iſt eine kleine Schaar von Betern über die Moorheide und durch die Wolfsgrube gezogen. Sie war in einem Kare des Hochgebirgsſtockes geweſen, wo ein Kreuz ſtehen ſoll im Geſtein. Dieſe kleine Schaar iſt an der Grube ſtehen geblieben und hat laut für den Todten ein Vaterunſer geſprochen. Da hat jählings eine braune

Bayerische Staatsbibliothek München

Kohlenbrennerin das Wort ergriffen und in ihrer Art ausgerufen: „Ihr Haſcher, dem hilft euer fromm Gebet juſt ſo viel, wie dem Fiſch im Waſſer ein trocken Pfaidlein thät nützen. Der iſt ſchon dort, wo die Hühner hin piſſen, das iſt ja der Glasſcherbenfreſſer!“

„Nachher gilt das heilig Vaterunſer für unſern Viehſtand daheim!“ murmeln die Beter und gehen davon.

Ein einziger Mann, ein blaſſer, ſchwarzlockiger, völlig geknickter und ſeltſam haſtender Mann iſt noch ſtehen geblieben an der Grube, hat hinabgeſtarrt, hat mit zitternder Hand eine Scholle auf den Leichnam im grünen Reiſerkleide geworfen, hat in der Runde umhergeblickt und die Worte geſagt: „Mit Erden werden ſie ihn doch bedecken. Seines guten Magens wegen wird ihn der Teufel nicht geholt haben; und etwan iſt ſein Herz nicht ſchlechter geweſen, als ſein Magen.“

So die Grabrede. Und hierauf kommen ein par Männer und ſcharren Erdreich in die Grube.

Ich bin ſpäter mit dem blaſſen, geknickten Mann, den ſie den Einſpanig nennen, wieder zuſammengekommen. Da habe ich an ihn die Frage gethan: „Was iſt das mit dem Glasſcherbenfreſſer? Das iſt doch eine ſeltſame und märchenhafte Geſchichte.“

„Seltſam und märchenhaft iſt das ganze Waldland,“ verſetzt der blaſſe Mann, „beſſeren Magen als unſereiner mag ſo ein Sohn der Wildniß ſchon haben. Und der Aberglauben iſt dieſer Leute geiſtiges Leben.“

Nach dieſen Worten hat er ſich gewendet und iſt emſig von hinnen geſtolpert.

Wie, Alter, biſt nicht auch du ſelber ein Sohn der Wildniß? Biſt wahrhaftig ſeltſam und märchenhaft genug. — Den Einſpanig, den Einſamen nennen ſie ihn, ſonſt wiſſen ſie ſchier nichts von ihm zu ſagen.

Auch mit den Pechern hab ich ſchon Bekanntſchaft gemacht. Der Pecher, das iſt ein recht wunderlicher Waldteufel. Man riecht ihn ſchon von Weitem und man ſieht ihn glitzern durch das Dickicht. Die Hacke glitzert, mit der er das Harz von den Bäumen ſchabt; die Steigeiſen glitzern, vermittelſt welchen er an den glatten Stämmen emporklettert, wie eine Waldkatze, um den Baum auch an ſeiner Höhe abzuernten, oder wenn keine Ernte iſt, zu verwunden, auf daß für künftig das Harz hervorquelle. Und die Lederhoſe glitzert, und der mit Pech völlig überzogene Lodenſpenſer glitzert, und die Scheide des langen Meſſers an den Lenden glitzert, und letztlich das ſchwarze Glutauge. Wenn eine Blüthe oder eine niederfallende Tannennadel ihn ſtreift, ſo bleibt ſie kleben an ſeinem Arm, an ſeinen Haaren, an ſeinem Bart. Wenn eine Fliege herumtanzt oder ein Falter, oder eine Spinne — das Thierchen bleibt kleben an dem Manne; und bunt beſetzt iſt ſein Kleid mit kleinen Weſen aus dem Pflanzen- und Thierreiche, wenn er in Wald- und Abenddunkel heim in ſeine Klauſe kehrt. Der Pecher verwundet die Bäume gar arg und bringt ſie zuletzt um's Leben. Der Urwald iſt dem Untergang verfallen. Die alten Tannen und Fichten ſind durch den Pecher zu Krüppeln geworden; jetzt ſtrecken ſie ihre langen Arme nach ihm aus, möchten den Todfeind am liebſten erſchlagen.

Aus dem Harze bereitet der Pecher durch das Verfahren des Abdunſtens das Terpentin und andere Oele, wie ſie in den Waldgegenden gegen allerhand Krankheiten und Gebrechen in großen Mengen verwendet werden. Ich habe ſchon mehrmals zugeſehen auf ſo einer Brennſtelle, wie die ſchwarze Maſſe kocht und brodelt, bis ſie in geſchloſſene Thonbehälter kommt, aus welchen ihr zu gewinnender Gehalt durch enge Röhren in die Zuber und Flaſchen übergezogen wird. Mit dieſen Zubern und Flaſchen in einem großen Korbe geht nun der Mann hauſiren. Der Holzſchläger kauft Pechöl gegen jegliche Verletzungen, die er ſich in ſeinen Kämpfen mit dem Walde zuzieht. Der Kohlenbrenner kauft

Pechöl gegen Brandwunden; der Kohlenführer für ſein Roß; der Branntweiner für ſein Fäßchen. Der Wurzner kauft gegen Verrenkungen und Bauchgrimmen, das er ſich durch ſeine meiſt ungekochte Nahrung zuzieht. Das Kleinbäuerlein weiter draußen kauft Pechöl für ſein ganzes Haus und Vieh, gegen alle böſen Zuſtände.

Du Pechölmann! mir nagt ſeit lang ſchon im Herzen ein kleinwinzig Käferlein — wär's nicht zu tilgen mit deinem gallbitteren Oel? —

In des Pechers Klauſe darf man ſich nicht niederſetzen, man bliebe kleben. Und gleich kämen die kleinen, ungewaſchenen und zerzauſten Rangen heran, und krabbelten empor und ritten gar auf den Nacken und man käme ihrer nicht mehr los. — Das ſind die lebendigen Sünden der Alten, ſagt meine Haushälterin.

Des Pechers Wohnung iſt einfach genug. Unterhalb der nackte Erdboden, oberhalb das ſchieferige Baumrindendach, ſeithalb die Wand aus rohen Stämmen gezimmert und mit Moos verſtopft. Der holperige Herd iſt gleich als Tiſch eingerichtet. Unter der Bettſtatt iſt die Vorrathskammer für Erdäpfel, Schwämme und Holzbirnen. Der wurmſtichige Kleiderſchrank iſt das Allerheiligſte des Hauſes, er bewahrt die geweihten Andenken der Voreltern, das Taufangebinde der Kinder, und den Wettermantel des Pechers, wenn er nicht am Leibe iſt. Die Fenſter haben kaum ſo viel Glas, daß, wie die Leut' ſagen, der „Freſſer" ſich daran einmal hätte ſatt eſſen können. „Lappen und Strohpapier ſind auch ſo gut, wie Spiegelſcheiben, wenn Einer kein ſauberes Geſicht durchgucken laſſen kann," meint der Pecher. Wol, er weiß von Spiegelſcheiben was, der iſt nicht allfort im Wald geweſen. Gar weit, weit in der Wienerſtadt iſt er wachgeſtanden vor Spiegelſcheiben — hat ihm nicht gefallen, iſt durchgegangen, iſt eingefangen worden, iſt ſpießruthengelaufen, iſt wieder durchgegangen und in die tiefſte Wildniß herein, — läßt ſich nicht mehr fangen.

Hinter dem Schrank hängt das Schießgewehr. Tritt einmal der herrſchaftliche Jäger in's Haus und ſieht er's, ſo iſt's gut — eine Waffe muß ſein, im Wald gibt es Wölfe. Sieht er's nicht, ſo iſt's beſſer.

Bei des Pechers Hauswirthin iſt's auch ſo; ſieht man ſie, ſo muß man bedenken, daß im vierzigſten Jahr bei Niemandem ein neuer Frühling mehr anbricht, daß, wie das Sprichwort ſagt, am Halſe ein Kropf beſſer iſt, als ein Loch, daß einäugig nicht blind, und daß ein wenig Säbelbeinigkeit weder Schande noch Prahlerei iſt. Sieht man ſie nicht, ſo iſt's beſſer.

Wie ich aber ſchon wahrgenommen hab, bleibt an manchem Pecher zuweilen auch ein junges Weibchen kleben. Viele Landmädchen ſind um ein gut Theil anders, wie die Stadtfräulein. Die Stadtfräulein haben es zumeiſt nicht ungern, wenn ihre Liebhaber recht ſchön weiß und zart und ſchlank und gefügig ſind, und zärtlich wie Tauben. Die Landdirnen wieder mögen Einen, der recht derb und rauh und ſtruppig und eckig und wild iſt. Wenn Eine die Wahl hat zwiſchen Einem, der ihr ſchäckernd die Strümpfchen ſtopfet, und einem Andern, der ſie anwettert mit jedem Wort — ſo nimmt ſie den Wetterer.

Sie hat ihn ja doch im Sack. Wie geht das Lied, das der Pecher gern ſingt?

„Für's Pech hon ih mei Hackel,
Für's Haſerl mei Bix;
Für'n Jager a por dicke Fäuſt,
Für's Menſch hon ih nix.
Nix is ollszweng, hot ſ' gſogt,
Hot mih da da Thür ausgjogt;
Hiazt geh ih, und prügl an Jager o,
Daß ih an Unterholtin ho.“

Indeß, wer einmal ſo ein Liedchen ſingt, der thut dem Jäger nichts. Wer mit finſteren Gedanken umgeht, der ſingt kein heiter Lied. —

Unter den Waldteufeln der Gehobeltſte, Geſchmeidigſte und meines Ermeſſens der Gefährlichſte iſt der Branntweiner. Er trägt ein feineres Tuch, wie die Andern und ſchneidet allwöchentlich ſeinen Bart. Er trägt allerwege ſo ein Fläſchchen mit ſich herum, mit dem er vertraulich Jedem aufwartet, der ihm in den Weg kommt. „Du," ſagt er zum Wurzner, zum Pecher, wenn es heißer Sommer iſt, „du, ein ſüß, friſch Tröpfel hätt ich da!" Und wenn es kalter Winter iſt: „Du, los (horch) auf, das hölliſch Feuer hätt' ich da!"

Wer trinkt, der iſt ihm verſchrieben, verfallen, der kommt ihm in die Schenke.

Der Branntweiner erntet zweimal. Für's Erſte von den Ebereſchen die rothen Beeren, von den Hagebutten, Wachholderſträuchen, vom Heidekraut, von Allem, was hier Früchte hervorbringt. Der Branntweiner glaubt an den Geiſt der Natur, der in allen Geſchöpfen lebt, und beſchwört ihn hervor aus den Früchten des Waldes, und — wie jener Zauberer im Märchen — hinein in die Flaſche; — flugs den Stöpſel darauf, daß er gefangen iſt. Seine Brennerei iſt ein förmlicher Zauberkreis unter dem hohen, finſteren Tann, ein Kreis, wie ihn auch die Spinne zieht und einwebt. Bald ſind ein par Fliegen da und zappeln in dem Netze. Die Waldleute, wie ſie herum- und ihren Geſchäften nachgehen, zuletzt aber kleben bleiben in der Schenke — das ſind der Spinne die Fliegen, an denen der Branntweiner nun ſeine zweite Ernte hält.

Jedes Weib räth dem Mann, er möge nicht den Weg über den Tann nehmen, der ſei ſo finſter und uneben, er ſei auch weiter. Der Mann ſieht's ein, hat auch gar nichts auf dem Tann zu thun, aber — 's iſt eben ein wandelbar Ding, die Geſundheit — wie er ſo hinſchreitet, da empfindet er jählings ſo ein Drücken in der Gurgel, ein Grimmen im Bauch — ein ſchlimmes Grimmen, ſchier wie die Magengicht. Pechöl hat er keines bei ſich, da weiß er nur noch Ein Mittel und — er nimmt den Weg über den Tann. — „Das erſte Gläschen — ſagt der Rüppel — lindert den Schmerz; das zweite macht warm im Herz; das dritte macht noch wärmer; das vierte macht den Beutel nicht mehr ärmer; das fünfte mag erſt recht die Glieder ſpannen; bei dem ſechsten wackeln ſchon die Tannen; bei dem ſiebenten geht es glühheiß durch den Leib; bei dem achten verlangt ſich's nach dem Weib."

Heimwärts wankend aber flucht der gute Mann über das „ſchlechte" Weib, daß es ihm in dieſem ſchaudervollen Nebel mit keinem Licht entgegenkommt; und wenn er endlich — den Hut tief und ſchief in die Stirne gedrückt, zur Hütte hereintorkelt, ſo weiß das Weib ſchon, was es geſchlagen hat und was es noch ſchlagen könnte, wenn es ſich nicht beeilte, ſofort auf den Dachboden oder anderswohin zu entkommen.

Mich närriſchen Jungen ſtimmen meine Entdeckungsreiſen heiterer, als ich's je vermeint hätte. Es liegt ein traurig Geſchick über dieſem Völklein, aber dieſes Geſchick macht zuweilen ein unſäglich ſpaßhaftes Geſicht. Ich halte dieſe Waldteufel auch nicht für ſo verdorben und verkommen. Verwahrloſt und ungeſchlacht ſind ſie. Es ließe ſich vielleicht was aus ihnen machen; — nur Sauerteig muß dazu kommen.

Ausſterben wird das Geſchlecht nicht ſo leicht. Gerade in dem feuchten, dunkeln Waldboden gedeihen die kleinen Rangen, wie die Pilze. Die Jungen gehen den Weg der Alten, und tragen die Wurzelkrampe, oder den Hirtenſtab, oder die Pechhacke oder die Holzaxt.

Beim Pfarrer draußen in Holdenſchlag iſt nur bekannt, daß die Waldkinder lauter Mädchen ſind. Die Knaben werden zumeiſt getauft mit dem Waſſer des Waldes; ſie ſind in kein Pfarrbuch geſchrieben, auf daß ſie vergeſſen bleiben draußen im Kreisamte und im Verzeichniſſe der Wehrpflichtigen.

Die Mädchen, werden ſie ein wenig flügge, gehen bald auch ins Ameiſen- und Wurzelgraben, ins Kräuterſammeln, und ſie wiſſen für Alles Abſatz, und ſie pflücken die Eberbeeren und die Hagebutten- und die Wachholderfrüchte für den Branntweiner. Und die Jungen, denen noch das Höschen nicht trocken wird den ganzen Tag, helfen ſchon auch den Branntwein trinken.

Vor einiger Zeit habe ich einer Kinderſchaar zugeſehen. Sie ſpielen unter Lärchbäumen. Die niedergefallenen Lärchzapfen ſind ihre Hirſchen und Rehe, denen ſie grünes Reiſig vorlegen zum Freſſen. Andere laufen umher und ſpielen hinter Gebüſch „Verſteckens,“ „Salzhalten,“ „Geier austreiben,“ „Himmel- und Höllfahren,“ und wie ſie die Schalkheiten und Leibesbewegungen alle heißen. — Man ſieht ihnen gerne zu; ſie ſind zwar alle halbnackt, haben wohlgebildete und geſunde Glieder, und ihre Spiele ſind ſo kindlich heiter — wie ich anderwärts noch nie Kinder ſpielen geſehen habe. — Hier iſt die verwundbare Stelle des gehörnten Siegfrieds, den ſie den „Waldteufel“ heißen.

Ich habe den Kleinen unter den Lärchen fortwegs zugelächelt, aber ſie haben mich kaum angeblickt; nur daß ſich die Jüngſten vor mir gefürchtet. Nach einer Weile hab ich es verſucht, mich in ihre Spiele zu mengen; wie ſich da die Meiſten gleich verblüfft zurückgezogen haben! Nur Wenige geben ſich mit mir ab; wie ich aber von dieſen Wenigen im Wettlaufen und Haſchen einigemale überliſtet werde, da kommen auch die Andern wieder herbei.

Und bald bin ich in dem tollſchwirrenden Kreiſe dieſer jungen Menſchen ein guter und gern geſehener Bekannter. Ich ſchwätz' ihnen Manches vor, noch öfter aber laſſe ich mir von ihnen erzählen. Ich gehe zu den Kindern in die Schule, um die Schulmeiſterei zu lernen.

Von oben durch einen Strick zur Höhe ziehen laſſen ſich die Waldleute nicht; wer ſie für die Höhe gewinnen will, der muß ganz zu ihnen niederſteigen, muß ſie Arm in Arm und wol auf weiten Umwegen emporführen.

Im Felſenthale.

An den Lehnen der Voralpe und an den Hängen des Hochzahn und ſeiner Gletſcherketten ziehen ſich fort und fort die Waldberge hin in der Richtung gegen Abend. Von oben geſehen liegen ſie da in der tiefen Bläue des Meeres, in ihren Gründen die ewigen Schatten und die ſeltſamen Menſchen bergend.

Eine Tagreiſe vom Thale der Winkel gegen Abend hin, fernab von der letzten Klauſe, iſt jene Stelle, von der die Waldleute ſagen, da ſei die Welt mit Brettern verſchlagen.

Mit Steinen vermauert wäre aber beſſer geſagt. Wildklüftige, faſt ſenkrecht aufſteigende Wände ſchließen hier das Waldland ab. Es beginnt der Urſtock der Alpen, in welchem die Felsſchichten nicht mehr liegen noch lehnen, ſondern fallrecht gegen Himmel ragen. Ein Meer von Schnee und Eis mit zahlloſen Klippen, an denen ewige Nebel hängen, ſoll unabſehbar hingebreitet ſein über die

Rieſenburgen, die da oben ragen und vormaleinſt ein Eden gewahrt haben ſollen, das heute verſteinert und in Starrniß verſunken iſt. So die Sage. Daß doch dieſer wunderſame Traum von einer einſtigen verlornen Glückſeligkeit die Herzen aller Völker und Volksſchichten durchdämmert!

Daß jenſeits des Alpenſtockes wieder menſchenbewohnte Gegenden beginnen, das wollen mir viele Leute hier gar nicht glauben. Nur ein alter, ſchlaublinzelnder Kohlenbrenner ſagt, ſein Großvater hätte wol einmal erzählt, es ſeien da hinten drüben Menſchenweſen, die ſo hohe und ſpitze Hüte trügen, daß, wenn ſie des Nachts auf den Bergen herumgingen, ſie nicht ſelten damit einen Stern vom Himmel ſtechen thäten. Und der Herrgott müßt des Abends jedmal ſorgſam die Wolken vorſchieben, ſonſt hätt' er längſt mehr kein einzig Sternlein an ſeinem Himmel.

Der Schalk hat die Spitzhüte der Tiroler gemeint.

Wo nun dieſes Waldland von dem Urgebirge begrenzt wird, ſind gar verrufene Stellen. Dort hat man ſchon manchen todten Gemsjäger gefunden, dem ein Körnlein Blei mitten durch die Bruſt gegangen. Auch bricht, ſagen die Leute, aus einer der zahlreichen Felſenhöhlungen zuweilen ein Ungeheuer hervor, das Alles verſchlingt, das aber im

Gebirge einen unermeßlichen Schatz von Edelgeſtein bewacht. Wenn das Waldland noch eine Weile beſteht, ſo muß ein heldenhafter Mann kommen, der das Ungeheuer beſiegt und die Schätze hebt. Bislang iſt noch kein ſolcher dageweſen.

Ich meine, ich wollte es erkennen und nennen, das Ungeheuer . . . .

Den finſteren Sagen angepaßt iſt die Gegend. Sie iſt ein todtes Thal, in welchem kein Finklein will ſingen, keine Wildtaube will glucken, kein Specht will ſchnattern, in welchem die Einſamkeit ſelbſt iſt eingeſchlummert. Auf dem grauen Laubmoosboden liegen zerſtreut wuchtige Felsblöcke umher, wie ſie von dem hohen Gewände niedergebrochen ſind. Dort und da iſt ein vorwitziges Fichtenbäumchen hinangeklettert auf einen ſolchen wettergrauen Klotz, und blickt ſtolz um ſich, und meint, es ſei nun beſſer, als die andern, halbverkommenen Gewächſe unten auf dem Sandboden. — Wird nicht lange dauern, ſo wirſt du verhungern und verdurſten auf dem dürren Felsboden und herniederfallen. Hierum kann der Wald nicht gedeihen, und ſteigt doch wo eine ſchlanke, kerzengerade Fichte empor, ſo ſind ihre Tage gezählt. Jählings kommt ein Sturmwind niedergefahren von den Felsmulden und legt den ſchönen jungen Stamm mitſammt der losgelöſten Wurzel faſt ſanft hin über den Boden.

Und da thut er jetztund, als wollte er eine kleine Weile ſich nur ausraſten und bald wieder aufſtehen mit ſeinen grünen Zweigen und weiter wachſen; und indeſſen fallen ihm ſchon die Nadeln ab und es ſchrumpft und ſpringt die Rinde, und die Käfer löſen ſie los, und nach einer Zeit liegt das nackte, bleiche Gerippe da, das immer mehr und mehr in die Erde hinein verſinkt, aus der das Bäumchen einſt hervorgewachſen war.

Und doch muß eine Zeit geweſen ſein, in welcher der Wald hier glücklicher gediehen iſt; es ragt ja noch hier und da der graue, geſpaltene Reſt eines gewaltigen Tannenbaumes empor, oder eines uralten Ahorn, in deſſen Höhlen das Wieſel wohnt, oder durch die der Fuchs den Eingang hat zu ſeiner unterirdiſchen Behauſung.

Die Kiefer allein iſt noch kampfesmuthig, ſie will die ſteilen Lehnen hinanklettern zwiſchen den Wänden, will wiſſen, wie es da oben ausſieht bei dem Edelweiß, bei den Alpenroſen, bei den Gemſen, und wie weit es noch hinauf iſt, bis zum Schnee. Aber die gute Kiefer iſt keine Tochter der Alpen, balde faßt ſie der Schwindel und ſie bückt ſich angſtvoll zuſammen und kriecht mühſam auf den Knieen hinan, mit ihren geſchlungenen, verkrüppelten Armen immer weiter vorgreifend und rankend, die Zapfenköpfchen neugierig emporreckend, bis ſie letztlich in den feuchten Schleier des Nebels kommt und in demſelben planlos umherirrt zwiſchen dem Geſtein.

Auf einem der niedergeſtürzten Felsblöcke dieſes letzten Thales des Waldlandes ſteht ein Kreuz. Es iſt ſehr unbeholfen aus zwei rohen Holzſtücken gezimmert; es hängt ſtellenweiſe die Rinde noch daran. Still ſteht es da in der verlornen Oede; es iſt, wie die erſte Kunde von dem Welterlöſer, welche der heilige Bonifaz vormaleinſt in den deutſchen Wildniſſen aus den Stämmen des Waldes aufgepflanzt hat.

Die Eidechſe ſchlüpft unter dem Felſengrunde dahin; ein Rehlein trippelt heran mit ſeinen ſchlanken Füßen und blickt mit hochgehobenem Kopf und klugen Augen zu dem Kreuzbilde empor. Es will ihm ſchier bedünken, das Ding ſei nicht ſo geradewegs gewachſen auf dem Stein; es hebt ängſtlich an, hin und her zu lugen, es ſchwant ihm von jenem ſchrecklichen Weſen, das ſchlank wie ein Baum auf zwei Beinen einherzieht und den knallenden Blitzſtrahl ſchleudert nach ihm, dem armen, harm- und wehrloſen Thiere. Des Entſetzens voll ſchlägt es ſeine Beine aus und eilt von dannen.

Ich habe ſchon mehrmals nach der Bedeutung jenes Kreuzes gefragt. Seit Gedenken ſteht es auf dem Stein, kein Menſch kann ſagen, wer es aufgeſtellt. Der Sage nach ſei es gar nicht aufgeſtellt worden. Alle tauſend Jahre flöge ein Vögelein in den Wald und das brächte ein Saamenkorn mit aus unbekannten Landen. Alle anderen Körner ſeien bislang verloren gegangen, oder man wiſſe nicht, ſei die Giftpflanze mit der blauen Beere, oder der Dornſtrauch mit der weißen Roſe oder ein anderes Schlimmes oder Gutes daraus entwachſen. Das letzte Korn aber habe jenes Vöglein auf den Klotz im Felſenthale gelegt, und daraus ſei das Kreuz entſproſſen. Man gehe zuweilen hin, um davor zu beten; manchmal habe das Gebet daſelbſt ſchon Segen gebracht, manchmal aber ſei auch ein Unglück darauf gekommen. Man wiſſe alſo auch vom Kreuze nicht, ob es zum Heile oder zum Unheile ſei. Den Einſpanig ſehe man noch am öfteſten im Felſenthale und er verrichte ſeine Andacht vor dem Bilde; aber man wiſſe auch vom Einſpanig nicht, ob er Gutes oder Schlimmes bedeute.

Nach mehreren Tagen der Wanderung bin ich wieder einmal zurückgekehrt in mein Haus an der Winkel. Mehrmals über das Kreuz im Felſenthale und den Einſpanig nachdenkend, hab ich im Winkel von Letzterem ein Weniges erfahren.

Erſtlich, wie ich eintrete in das Haus, wundere ich mich baß, daß meine, ſonſt recht gutmütige

Hauswirthin heute gar aufgebracht iſt. Die Sach' ſoll ſo geweſen ſein: Am Förſterhauſe geht der Einſpanig vorüber. Die Haushälterin ſchaut juſt zur Thür hinaus und denkt: ei, wenn ſich nur mit dieſem ſeltſamen Menſchen einmal ein kleines Plaudern anheben ließ, daß Eins doch ein bischen was von ihm erfahren könnt'. Und kaum er ſo zufällig ſein Haupt gegen die Thür wendet, lädt ſie ihn artig ein, an der Bank ein wenig abzuraſten. Er thut's, ſie bringt ihm eilig Milch und Brot herbei und frägt in ihrer Weiſe: „Ihr guter Mann Gottes, wo kommt ihr denn her?“

„Von dem Felſenthale hernieder,“ iſt die Antwort.

„Ihr Närrchen!“ ruft das Weib aus, „das ſoll ja ſo viel eine böſe Gegend ſein. Da oben im Felſenthal iſt die Welt mit Brettern verſchlagen.“

Darauf der Einſpanig: „Wo iſt die Welt mit Brettern verſchlagen? Gar auf keinem Fleck. Die Berge gehen weit, weit zurück hinter den Hochzahn, dann kommen die Hügelländer, dann kommen die Ebenen, dann kommt das Waſſer. Viele tauſend Stunden breitet ſich das Waſſer, dann kommt wieder Land mit Berg und Thal und Hügeln, und wieder Waſſer, und wieder Land und Waſſer und Land und Land —“

Hat ihn die Haushälterin unterbrochen: „Jeſus, Einſpanig, wie weit denn noch?!“

„Bis heim, bis in unſer Land, in unſeren Wald, in das Winkel, in das Felſenthal. — Ehrſame Frau, gibt euch Gott Flügel und ihr fliegt fort gegen Sonnenuntergang, und fort und immerfort, der Naſe und der Sonne nach, ſo kommt ihr eines Tages von Sonnenaufgang her geflogen gegen euer friedſam Haus.“

Darauf die Hauswirthin: „O du Fabelhans, fable wen Andern an, ich bin die Winkelhüterin. Die Milch ſchenk' ich euch und redlicher alter Leut' Wort dazu: Es iſt ein Fleck, da iſt die Welt mit Brettern verſchlagen. So iſt der alte Glauben und in dem will ich leben und ſterben.“

Der Mann ſoll darauf geſagt haben: „Weib, eueren alten Glauben hoch in Ehren! aber ich bin den Weg ſchon gegangen, gegen Niedergang hin, und von Aufgang her.“

Und dieſes Wort hätte das Weib vollends erbittert; „du biſt eine Lugentafel!“ ſoll ſie gezetert haben, „auf dich hat der Teufel ſeinen Heimatſchein geſchrieben!“

Und hierauf ſei der Mann kopfſchüttelnd davongezogen.

Das gute Weib muß ſchon ſchwer auf mich gewartet haben, um ſich weiters Luft zu machen.

Als ich nach Hauſe komme, ruft ſie mir über den Gadern (Bretterzaun) her entgegen: „Mein Eid, mein Eid! was es doch auf der lieben Erden Gottes für Leute gibt! Jetztund glauben ſie gar nimmer an's End der Welt! Ich aber ſag: unſer Herrgott hat's recht gemacht, und ich bleib bei meinem alten Glauben, und die Welt iſt mit Brettern verſchlagen!“

„Freilich, freilich, Winkelhüterin! gebe ich bei und ſteige gelaſſen über die Bretter des Hausgaderns: „Wol richtig — mit Brettern verſchlagen!“

Und ſo bleiben wir beim alten Glauben!

Bei den Holzern.

Daß doch der Wald, wie er ſich ſo hinbreitet über Höhen und Thäler — unabſehbar, wie er daliegt, grün und dunkel und weiterhin duftig blauend am ſonnigen Sehkreis — der ſtille, unendliche Wald — daß er doch auch ſeine Feinde hat!

Wie iſt das eine ſchöne, ſäuſelnde, rauſchende, brauſende, allebendige Ringmauer, ſchützend vor dem wüſten Unfrieden draußen! Aber — Waldfried iſt geſtorben.

Im Forſte brauſt der Sturmwind, ſchlägt manchem jungen Tannling den luſtig winkenden Arm weg, bricht manchem trotzigen Recken das Genick. Und in der Tiefe rauſcht und ſchäumt in weißen Giſchten und Flocken — wie ein brauender Wolkenſtrom — der Wildbach, und wühlt und gräbt und nagt das Erdreich von den Wurzeln, immer weiter und weiter hinein, daß der wuchtige Baum zuletzt ſchier in der Luft daſteht, und ſich oben mit ſtarken Armen nur noch an den Nachbarn hält, um nicht zuſammenzubrechen, endlich aber doch niederſtürzt in das Grab, das ihm jenes Waſſer heimtückiſch gegraben hat. Jenes Waſſer, welches er durch ſeinen Nebelthau geſtärkt, durch ſeine dichten Kronen vor dem Lechzen des Windes geſchützt, durch ſeinen Schatten vor dem zehrenden Kuſſe der Sonne bewahrt hat. — Und auf den luftigen Wipfeln hackt der Specht, und unter den Rinden frißt die Borke, und das Sägerad der Zeit geht allerwege, und die Späne fliegen — im Frühlinge als Blüten, im Herbſte als gedörrte Nadeln und Blätter.

Es geht ewig zu Ende und im Ende keimt ewig der Anfang.

Da naht nun erſt der Menſch mit ſeiner Zerſtörungswuth. Da ſchallt das Schlagen und Pochen, da ſurrt die Säge, da klingt das Beil auf das Stemmeiſen im dunkeln Grunde; — wenn du oben hinblickeſt über das ſtille Meer der Wipfel, ſo ahnſt du es nicht, welchen es angeht.

Aber das Stemmeiſen und der Keil dringt tiefer und tiefer; da ſchüttelt einer der Hundertjährigen ſein hohes Haupt, er weiß doch gar nicht, was die Menſchlein wollen da unten, die kleinen, poſſierlichen Weſen — er kann nicht begreifen und ſchüttelt wieder das Haupt. Da geht ihm der Stoß in's Herz; — unten kniſtert es, ſchnalzt es, und nun wankt der Rieſe, knickt ein, rauſchend und pfeifend in einem ungeheuren Bogen fällt er hin, mit wildem Krachen ſtürzt er zu Boden. Leer iſt es in der Luft, eine Lücke hat der Wald. Hundert Frühlinge haben ihn emporgehoben mit ihrer Liebe und Milde; jetzt iſt er todt, und die Welt iſt und bleibt ganz auch ohne ihn — den lebendigen Baum.

Still ſtehen die zwei, drei Menſchlein, ſie ſtützen ſich auf den Beilſtiel und blicken auf ihr Opfer. Sie klagen nicht, ſie jauchzen nicht, eine grauſame Kaltblütigkeit liegt auf ihren rauhen, ſonnverbrannten Zügen; ihr Geſicht und ihre Hände ſehen ja völlig aus, wie von Fichtenrinden. Sie ſtopfen ſich ein Pfeiflein, ſchärfen die Hacken und gehen wieder an die Arbeit. Sie hauen die Aeſte von dem hingeſtreckten Stamme, ſie ſchürfen ihm mit einem breiten Meſſer die Rinden ab, ſie ſchneiden ihn vielleicht gar in klafterlange Stücke; — und nun liegt der ſtolze Baum, der viele Menſchenalter lang gegrünt und geſäuſelt; deſſen Großvater vielleicht die Vollmondfeſtnächte der alten Germanen beſchattet — nun liegt er da in nackten Klötzen.

Der Holzhauer denkt nicht daran, kann nicht daran denken, nur daß er ſich, wenn der „Meiſterknecht" nicht zugegen, ein wenig auf den weißen Stock mit den Jahresringen ſetzt, und ſich wieder ein Pfeifchen ſtopft, oder — wie das bei den Waldleuten ſchon eine abſonderliche Gewohnheit iſt — ſich gar einen fauſtgroßen Ballen Tabak in den Mund ſteckt, um einen ganzen halben Tag an ihm zu kauen. Das Tabakkauen iſt dem Holzſchläger ein großer Genuß, es iſt ihm, wie er ſagt, das halbe Eſſen und dreiviertel Arznei.

Die Baumſtämme werden in dieſen Gegenden zumeiſt zu Kohlen verwandelt und zu dieſem Zwecke zu Scheitern oder längeren Stücken, den „Dreilingen“ (drei hackenſtiellangen Strünken) zerkleinert. Die Kohlen werden entweder zu Wagen, oder wo der Weg zu elend iſt, auf den Rücken der Pferde und Halbpferde hinausbefördert zu den Hammerwerken der Vorgegenden. Nur die ſchönſten Stämme werden als Bauholz verwendet. Die Buchen und Ahorne und andere Laubhölzer, wie ſie hier wachſen, werden am wenigſten benützt, nur daß ſie ihr Laub für Streu und Lagerſtätten liefern; ſonſt bleiben ſie ſich ſelbſt überlaſſen, bis ſie inwendig verfault, ausgehölt, nach und nach abſterben und zuſammenbrechen. Dann entſtehen ſchwammartige Auswüchſe auf den vermodernden Strünken, und es kommt der Pecher oder der Wurzner, ſchlägt ſich die Auswüchſe los, mörſert ſie platt, beizt ſie ein und bereitet ſo den Feuerſchwamm.

Der Holzhauer weiß freilich nichts von der Schönheit der Wildniß. Dem Holzhauer iſt der Wald nichts, als ein feindlicher Vorwart, dem er Brot und Leben abringen muß mit dem blitzenden Beile. Und wie iſt das ein langes Tagwerk von der Morgenfrühe bis zur Abenddämmer, eine einzige Ruheſtunde nur zu Mittag. Während der Waldteufel ſein eigener Herr iſt, ſo iſt der Holzhauer der Herren Knecht. — Was die Nahrung anbelangt, ſo iſt der Holzſchläger ein Geſchöpf, das ſich von Pflanzen nährt; außer er wäre ein tüchtiger Wilderer und ließe ſich nicht erwiſchen. Doch ſchwelgt er in der Einbildung und nennt ſeine Mehlnocken gerne nach den Thieren des Waldes. So genießt er zum Frühſtück, zum Mittagsmahle, zum Abendbrot nichts als Hirſchen, Füchſe, Spatzen, und wie er ſeine Mehlnudeln ſchon tauft. — Mich hat ein junger Mann eines Freitags zu einem „Hirſchen“ eingeladen. Ei, denke ich, der hält den Faſttag nicht, das iſt ſicher der Evangeliſchen Einer, die von den Bauernkriegen her in den Alpen zurückgeblieben ſein ſollen. Aber jene „Hirſchen“ ſind harmloſe Mehlküchlein geweſen.

Achtzehn Groſchen Arbeitslohn des Tages, das iſt ſchon eine gute Zeit; mancher Wäldler hat ſich davon ein Häuschen, Weib und Kind und eine Ziege angeſchafft. Das iſt dann ein eigener Herd, da kommt zu dem Mehlgerichte noch eine fette Ziegenmilchſuppe, und zu der Suppe ein Häuflein ſchreiender Rangen — da geht's ſchon hoch her!

Indeß iſt der Aufwand in der Waldhütte nicht übertrieben. Es wird zum Glücke von braven Familienvätern nicht viel verlangt.

„Jo, won ma's holt hot,
Kon ma lebn noch ſein Gſchmock,
Für die Kinder a Brot
Und für mih an Tabok!"

heißt das Lied des Waldhäuslers.

Andere freilich, und wol die Meiſten, ertränken ihr Erworbenes und ihre anſpruchsloſe Zufriedenheit im Branntwein. Solche Habenichtſe wohnen zuſammen zu Dutzenden in einer einzigen Hütte, kochen ihr Brot an einem gemeinſamen Herd, der in der Mitte der Klauſe ſteht. An den Wänden ringsum ſind die Strohlager aufgeſtellt.

In jeder Hütte haben ſie einen „Goggen" und einen „Thomerl;" der Gogg iſt ein Holzgeſtell auf dem Herde, welches die Kochpfannen über dem Feuer hält — es ſind deren oft ein Halbdutzend um die Flammen aufgerichtet. Der Thomerl iſt ein Menſch, der aber auch Hanſl oder Lippl, oder wie er will, heißen kann, aber gewöhnlich einen großmächtigen Kopf, hohe Achſeln und kurze Füße hat, der die Hände gerne bis zu den Knieen hinabhängen läßt und allweg grinſt und lächelt, ohne daß er ſelbſt weiß, warum. Er iſt das Stubenmädchen, der Küchenjunge, der Holz- und Waſſerträger, allfällig der Ziegenhirt, die Zielſcheibe für ledige Späſſe und — die Hausehre.

Ferner ſind in jeder Holzknechthütte in irgend einem Winkel, unter irgend einer Diele ſtets geladene Kugelſtutzen verborgen.

Der Werktagsanzug der Holzſchläger hat keinen ausgeprägten Grundzug; er iſt zum Theile ein zerfaſertes Lodengewebe, zum Theile ein mattfarbiges Strickwollenzeug, zum Theile eine hornähnliche Lederrinde, alles mehr oder minder mit Harz überklebt, nothdürftig den inneren Menſchen verdeckend. Das Wahrzeichen aber iſt der hohe, gelblich grüne Hut mit dem Federbuſche. Der Federbuſch muß wol in Ordnung ſein, daran hängt, weiß Gott, eine Wilderer- oder Liebesgeſchichte, oder ein „ſaggeriſch Raufen.“

Aber wenn einmal die Kirchweih kommt! — die Kirchweih muß es ſein, denn Sonntage gibt's hier nicht, fehlt ja doch des Sonntags Herz — die Kirche.

Zur Kirchweih aber ziehen ſie hinaus zu den ferneren Orten, und da ſind ſie angethan, dieſe rauhen Waldmenſchen, mit Frack und „Cilinder;“ — 's iſt kaum zu glauben. Aber der Frack iſt ja aus grobem Loden, mit grünem Tuche verbrämt; ganze Bäumchen aus grünem Tuche geſchnitten prangen am Rücken über den Schöſſen, und an den Aermeln, und große Meſſingknöpfe leuchten in die Ferne, und ein mächtig hoher Stehkragen bildet die Veſte um den Kopf, auf welchem nun der ebenfalls aus groben Haaren, aber mit einem breiten grünen Bande und funkelnder Meſſingſchnalle, breitkrempige, oben weit ausgeſchweifte Cilinder ſitzt.

Bis in die Alpenwildniß herein alſo die welſche Mode gedrungen!

Zum größten Theile ſind es gutmüthige Menſchen; gereizt aber können ſie unglaublich wild werden. Da hebt ihr Blut an zu brauſen, wie giſchtende Alpenbäche, wie ein Sturmwind im Forſt, und der kleinſte Funken leidenſchaftlicher Erregung wird zu einem Waldbrande. Die Augen dieſer Waldmenſchen, ſo tief ſie ſtecken mögen hinter den buſchigen Brauen, ſind klar und glühend. Deutlich iſt die Gutherzigkeit darin zu leſen und der Jähzorn.

Aber fromm ſind ſie, ſchier verdächtig fromm. Jeder hat ſein Weihwaſſerfläſchchen und ſein chriſtlich Anhängſel an der Bruſt; jeder betet ſeinen Roſenkranz, mit Einſchließung „aller armen Seelen im Fegfeuer, und zur Erlangung von Geld und Gut, ſo nutzlos vergraben iſt in der Erde.“ Und Jeder hat in ſeinem Leben zum Mindeſten Ein Geſpenſt geſehen.

Wie ich dieſe Leute bis jetzt kennen gelernt habe, iſt ihnen ein blutiger Raufhandel etwas Gewöhnliches, ſchier Selbſtverſtändliches, ein Todtſchlag nichts ſo Seltenes. Hingegen Diebſtähle kommen nicht vor.

So ſind ſie in den Hochwäldern. Der Holzhauer wird geboren unter dem Baume, ſein Vater gibt ihm faſt eher den Axtſtiel in die Hand, als den Löffel, und anſtatt nach dem Zulp greift der Kleine nach der Tabaksblaſe. Wer Tabak nicht zu kaufen vermag, der macht ſich ihn aus Buchenblättern.

Juſt ſonderliche Anmut iſt ihnen nicht angeboren. Die ſtille Freude kennen ſie kaum; ſie fahnden nach gellender Luſt. Selbſt der Schmerz greift nicht recht an. Wenn Einer ſich mit dem ſcharfen Beil in das Bein fährt, ſo ſagt er, es thät ein bischen „kitzeln." In wenigen Tagen iſt Alles wieder heil. Haut ſich Einer unverſehens einen Finger weg, ſo iſt das unſelig, des — Tabakfeuerſchlagens wegen.

Tannenharz und Pechöl, und ein alter Beinbrucharzt und Zahnbrecher iſt in dieſer waldſchattigen Welt die ganze mediziniſche Facultät.

Heimweh iſt ihr größtes Seelenleid, wenn ſie hinauskommen. Heimweh die Heimatloſen? — Das Leid heißt vielmehr Sehnſucht nach den Waldbergen, in welchen ſie einmal den Jahreslauf durchlebt.

Der ſchwarze Mathes.

Im Hinterwinkel ſteht die unheimliche Hütte. Ich bin vor Kurzem in ihr geweſen und hab den Raufbold Mathes, den Menſchen mit der herben Schale geſehen. Es iſt ein gar kleines, hageres Männchen, liegt hingeſtreckt auf einem Mooslager und hat Arm und Kopf in Fetzen gewunden. Er iſt arg verletzt.

Die Fenſter der Klauſe ſind mit Lappen verdeckt; der Mann kann das Licht nicht vertragen. Sein Weib, jung und anmuthig, aber abgehärmt zum Erbarmen, kniet neben ihm und netzt ihm mit Holzapfeleſſig die Stirne. Sein Auge ſtarrt ſie faſt leblos an, aber ſein Mund mit den ſchneeweißen Zähnen iſt, als wolle er lächeln. Der Mann riecht ſtark nach Pechöl.

Als ich eintrete, hockt ein blaſſer, ſchwarzlockiger Knabe und ein helläugiges Mädchen zu ſeinen Füßen und dieſe Kinder ſpielen mit Moosflocken.

„Das wird ein Gärtelein,“ ſagt das Mädchen, „und da baue ich weiße Roſen an!“

Der Knabe bildet aus dem Mooſe ein Kreuz und ruft: „Vater, jetzt weiß ich es: ich mache den Holdenſchlager Freithof!“

Die Mutter erſchrickt und verweiſt den Kleinen das gellende Geſchrei; der Mathes aber ſagt: „Je, ſchreien magſt ſie ſchon laſſen; den Freithof wird auch noch Einer brauchen. Aber, Eines, Weib, laß dem Lazarus ſeinen Jähzorn nicht gelten. Um des Herrgotts Willen, nur das nicht! Du ſchweigſt? Du willſt mein Wort nicht halten? Meinſt etwan, du verſtündeſt es beſſer, als ich?! Du! ich ſag' dir's, Weib! —“

Die Lappen reißt er von den Armen und will ſich aufrichten. Das Weib ſagt ihm liebreiche Worte und ſchiebt ihn ſanft zurück. Mehr noch aber ſchiebt die Schwäche und er ſinkt auf das Lager.

Die Kinder ſind aus der Hütte gewieſen worden, und auf dem ſonnigen Wieſenplane bin ich eine Weile bei ihnen geweſen und habe mich mit ihnen unter Spielen und Märchenerzählen ergötzt.

Ein par Tage ſpäter komme ich wieder hinauf. Da geht es dem Kranken ein gut Theil ſchlechter. Er kann ſich nicht mehr aufrichten, wenn die Wuth kommt.

„So viel geſchlagen iſt er worden," hat mir das betrübte Weib mitgetheilt.

Ich bin anfangs durch die Kinder eingeführt worden und genieße im Hauſe des Mathes einiges Vertrauen. Ich gehe öfters hinauf; ich will allzumal auch das Elend im Walde kennen lernen.

Einmal, als der Mathes in einem tiefen, ruhigen Schlummer liegt, und ich neben dem Lager ſitze, athmet das Weib ſchwer auf, als trüge ſie eine Laſt. Dann ſagt ſie die Worte: „Ich getrau' mir's wol zu ſagen, auf der Welt gibt es keine beſſere Seel', als der Mathes iſt. Aber wenn ein Menſch einmal ſo gepeinigt worden von den Leuten, und ſo niedergedrückt und ſo ſchwarz gemacht, wie er, ſo müßt' er kein friſch' Tröpfel Blut im Leib haben, wollt' er nicht wild werden."

Und ein wenig ſpäter fährt ſie fort: „Ich wüßt' zu reden, ich hab' ihn von Kindeszeit auf gekannt."

„So redet," habe ich entgegnet, „in mir habt ihr einen Menſchen vor euch, der Herzenskummer niemalen böſe deuten mag."

„Luſtig iſt er geweſen, wie ein Vöglein in den Lüften; hell zuckt hat Alles an ihm vor lauter Freud' und Lebendigkeit. Und er hat's damalen noch gar nicht gewußt, daß er zwei großmächtige Meierhöf' erben ſollt'; hätt's wahrhaftig auch nicht geachtet; am liebſten iſt ihm die Erden Gottes geweſen, wie ſie daliegt im hellen Sonnenſchein. — Wartet nur, 's iſt nicht allerweg' ſo fortgegangen."

Und nach einer weiteren Weile fährt das Weib fort: „Zu ſeinem zwanzigſten Jahr herum mag's geweſen ſein, da iſt er einmal mit einer Kornfuhr in die Kreisſtadt gefahren. Das Fuhrwerk hat ein Ueberreiter zurückgebracht; der Mathes iſt nicht mehr heimgekommen."

„Oho! heimgekommen ſchon!" unterbricht ſie der Kranke, und will ſich heben. — „Es iſt nichts Unrechtes, daß du erzählſt, Weib, aber wiſſen wirſt es nicht recht, biſt ja nicht dabei geweſen, Adelheid, wie ſie mich erwiſcht haben. Ich erzähl's ſelber. Wie ich in der Stadt mein Geſchäft fertig hab', geh' ich in's Wirthshaus, daß ich mir ein klein wenig die Zunge netz'. Auf dem Kornmarkt, müßt' ihr denken, wird das Red'werk trocken, bis der letzte Sack vom Wagen geſchwätzt iſt. — Wie ich in die Wirthsſtuben tret', ſitzen ihrer drei, vier Herren bei einem Tiſch, laden mich ein, daß ich mich zu ihnen ſetz', und mit ihnen Wein trink'. — Freundlich ſind die Herren geweſen, eingeſchenkt haben ſie mir."

Der Mann unterbricht ſich, um Athem zu ſchöpfen; ſein Weib bittet ihn, daß er ſich ſchone. Der Kranke hört es nicht und fährt fort: „Von den Welſchen haben ſie erzählt, die in Ewigkeit keine Ruh' geben wollen, und von den Kriegszeiten und dem luſtigen Soldatenleben; und gleich darauf fragen ſie wieder, wie das Korn gerathen, was das Schäffel koſte. Ich bin luſtig worden, hab' meine Freud' gehabt, daß ſich mit den weltfremden Leuten ſo ſchön über allerhand ſchwätzen läßt. Da hebt Einer das Glas: Unſer König ſoll leben! — Wir ſtoßen an, daß ſchier die Gläſer ſpringen; ich ſchrei dreimal lauter, als die Andern: Der König ſoll leben!" — Der Kranke bricht ab, es zittern ihm die Lippen. Nach einer Weile murmelt er dumpf: „Mit dieſem Ruf iſt mein Unglück angegangen. — Wie ich wieder fort will, ſpringen ſie auf, halten mich feſt: Oho, Burſch, du biſt unſer! — Unter die Werber bin ich gerathen. Fortgeführt haben ſie den jungen, noch gar nicht ausgewachſenen Menſchen; — unter die Soldaten haben ſie mich geſteckt und verkauft bin ich geweſen."

Mit den knochigen Fingern zerballt der Mathes eine Moosflocke.

„Gräm' dich nicht, Weib," ſtößt er hervor, „bin ſchon beſſer. Mit meinen letzten Worten will ich das Gezücht' noch niederſchlagen. Das kann ich wol ſagen: auf weitem breitem Feld bin ich nicht ſo wild geweſen, wie auf dem Todtenbette hier. — Heim hätt' ich mögen, heim hat's mich zogen mit ſchweren guldenen Ketten. Und einmal, mitten in der ſtürmiſchen Winternacht bin ich fort und heimzu geflohen. Im Rainhäuſel hab' ich mich aufgehalten bei meiner alten Baſe. Und jetzt haben mich meine eigenen Landsleute verrathen. Auf einmal ſind die Ueberreiter da, daß ſie mich fangen. Juſt, daß ich noch aus dem Häuſel und in den Wald hinaufhuſch' und denk', wenn ſie mich überliſtet haben, ſo überliſt ich ſie wieder. Zwei große Fanghunde haben umhergeſchnuppert, aber ich bin durch den Bach gelaufen und in demſelben eine gute Läng' hinan, daß die Aeſer meine Spur haben verloren. Und die Ueberreiter im Häuſel haben Alles durchſtöbert; in's Bettſtroh und in's Heu haben ſie geſtochen mit ihren Meſſern, die Höllteufel, und die ganze Hütte hätten ſie ſchier umgeſtürzt. Wie ſie mich aber nicht haben gefunden, hat Einer ſein Brennſcheit meiner alten Baſe auf die Bruſt geſetzt: Auf der Stell' ſag', wo er iſt, oder ich ſchieß dich nieder wie einen Hund! — Ja, da iſt er geweſen, und wo er jetzt iſt, das kann ich nicht ſagen. — Vor die Thür hinaus haben ſie drauf das Weibel geſchleppt, drei Gewehrläuf' ſind auf ihrer Bruſt gerichtet und insgeheim haben ſie ihr zugemunkelt: Aber gleich ſchrei, ſo laut du kannſt: Geh nur her, Hieſel, die Ueberreiter ſind lang' ſchon wieder davon! Willſt es nicht thun, wirſt morgen begraben. — Von all dem hab' ich im ſelbigen Augenblick nichts gewußt, wie ich ſo im Dickicht verſteckt bin. Hab' aber lang gelauert und gemeint, 's wär hell erlogen, daß ſie mich fangen. Da hör' ich die Baſe rufen: Geh her, Hieſel, die Ueberreiter ſind lang ſchon davon! — Ich ſpring' auf und der Hütte zu, da ſeh' ich ſchon das Weibel die Händ' über den Kopf zuſammenſchlagen, da hör' ich ſchon das Lachen und ich ſteh mitten drinn unter den Ueberreitern. Herrgotts Kreuz! da bin ich wol nach meinem Taſchenveitel gefahren! hat mir aber Einer den Kolben an den Arm gehaut, daß ich die Hand — die link' Hand da — heutigen Tags noch nicht recht mag lenken. Viel geſcheidter und ſtärker ſind ſie geweſen, als wie der arme, ausgehungerte Teufel, der Mathes. — Und ein par Tag drauf gehts über mich los. — Herr, wenn jeder Spießruthenſtreich ein Blitzſchlag auf mich wär geweſen, und ich doch nicht hätt' verſterben können, mir lieber zu tauſendmal als ſo, da mich ein Menſch geſchlagen und behandelt hat, wie ein leibeigen Thier. — Die zweihundert Ruthenſtreiche damalen haben den Teufel in mich hineingeſchlagen. Zehnfach hab' ich ſeither die Streiche zurückgegeben, und gar an meine Genoſſen im Wald, wenn mich das Blut anhebt zu jucken. Aber vermeint iſt's wem Andern geweſen, vermeint iſt's den Spießruthenleuten geweſen. Damalen hätt' ich das einzigmal der Herrgott ſein mögen, bei meiner Seel! — in tauſend Millionen Scherben hätt' ich ihn zerſchlagen, den verfluchten Erdboden! — Mein zerfetzter Rücken iſt mit Eſſig und Salz eingewürzt worden, der Heilung wegen. Oh, es hat Eil' gehabt. Der Welſche iſt in's Land gefahren, wie der bös' Feind. Da bin ich freilich auch in die Hitz' gekommen und hab' drein gefeuert, wie der Hölliſche ſelber. Ein' einzige Pulverladung hab' ich noch gehabt, wie der Feind iſt zurückgeworfen; für dieſelbig' Kugel hätt' ich noch wen Andern gewußt; bei uns herüben auf hohem Roß wär' der Rechte geſeſſen. Aber das nicht, das nicht! hab' ich mir gedacht, Aug' in Aug' ihn mit den Händen herabreißen vom Schimmel und mit den Füßen in den Erdboden hineinvertreten, das wol; aber vom Hinterhalt aus, nein, nein, das iſt kein Zeug! — Das Geſcheidteſte hab' ich doch noch gemacht, durchgegangen bin ich weg vom Schlachtfeld, und einem Bauern hab' ich meinen Mantel gegeben, daß er mich in ſeinem Heuwagen über Land hat geführt. Glücklich bin ich in die Heimat zurückgekommen."

„Und wenn ihr euere Heimat ſo geliebt, warum habt ihr nicht für ſie ſtreiten wollen?" unterbreche ich ihn, „warum ſeid ihr davongegangen?"

„Mag ſein, daß es eine Schurkerei geweſen," ſagt der Mathes, „mag ſein."

„Mag das ſein, wie es will," iſt meine Antwort, „ich kenne einen Mann, der hat nicht nur nicht für ſein Land geſtritten, ſondern gegen dasſelbe."

„Ich bin in meiner Heimat nicht verblieben," fährt der Mathes fort, „mein Eigenthum hab' ich im Stich gelaſſen, und hab' mich, daß ſie mich nimmermehr finden, in dieſe hinterſte Wildniß verkrochen. — Gehetzt, gehetzt, Herr Jeſus! und in der Wildniß bin ich erſt das wilde Thier geworden. Mein Weib, du weißt es."

Ein gellender Aufſchrei war es geweſen; aber die Worte ſind wie im Entſchlummern gelallt. Er ſchweigt und ſchließt die Augen. Wie ein letztes Auflodern der Flamme und ein Verlöſchen.

„Für einen Haſcher haben ihn die Leut' gehalten, da er iſt zurückgekommen," ſetzt das Weib fort, „Groſchen und Pfennige haben ſie zuſammengeworfen in einen Hut und ihm denſelbigen Hut wollen ſchenken. Dafür hätt' der Mathes bald ein par todtgeſchlagen; er will nichts geſchenkt haben. Wie ihn darauf die Leut' zu Dutzenden verfolgt, iſt er auf einen Lärchbaum geklettert, hat ſich von einem Wipfel auf den andern geſchwungen, wie eine Waldkatz; und da haben die Leut' geſehen, daß er doch kein Haſcher. Aber das Hieſelein haben ſie ihn ſpottweiſe geheißen. — Nachher — ja freilich wol — hat er ſich ein Mädel ausgeſucht —"

„Das allerſchönſte im Wald!" unterbricht ſie der Kranke wieder, „und ein ſolcher Hoffahrtsteufel iſt in ihm geweſen, daß er — der Halbkrüppel — demſelbigen Mädchen die Treu' nur verſprochen, im Fall er kein Schöneres mehr ſollt' finden. Heiliges Kreuz, was iſt da nicht gerauft worden! Andere haben das Mädel auch haben wollen. Den Vornehmſten und Sauberſten hab' ich die Adelheid an der Naſe vorbei heimgeführt, und eine Bravere hätt' ich nimmer finden mögen."

Wieder ſchweigt er und überläßt ſich dem Halbſchlummer.

„Fürchterliche Schläg' hat er oftmalen bekommen," ſagt das Weib, „aber auf den Füßen iſt er geblieben, und da hat ihn Einer herumſchleudern mögen, wie der Will'. Und weil er nie gefallen und nimmer auf dem Boden iſt gelegen, ſo haben ſie ihn das Stehmandel geheißen. — Rechtſchaffen gut haben wir allbeid' zuſammen gelebt," fährt ſie leiſer fort, „aber ſeine Wildheit hat er nicht laſſen mögen. Zu jedem Samſtagabend hat er ſein Meſſer geſchärft für das Erlholzſchneiden; aber oftmalen hab' ich gebeten: lieber Mann, um Chriſtiwillen, laſſ' das Meſſerſchärfen ſein! — Am Sonntag iſt er zum Kranabethannes gegangen; zu ſpäter Mitternacht iſt er mir heimgekommen mit blutigem Kopf. Allerweg hat's mir geſchwant, einmal werden ſie ihn bringen auf der Tragbahr. — Und ſonſt, wenn er ruhig und nüchtern geweſen, da hat's gar keinen beſſeren, fleißigeren und hilfreicheren Menſchen gegeben im ganzen Waldland, als den Mathes. Da hat er luſtig ſein und wie ein Kind lachen und weinen können. Freilich iſt ihm, weil er Soldatenflüchtling, ſein Heimatsgut draußen im Land verfallen geweſen; aber mit bluteigenen Händen hat er die Kinder ernährt, und gar für andere Leut', die ſich nichts mehr erwerben mögen, hat's noch gelangt. Die Kranken hat er beſucht und ſie getröſtet, ſchier wie ein Pfarrer. Wegen ſeiner Redlichkeit und Verläßlichkeit haben ſie ihn im Holzſchlag zum Meiſterknecht gemacht. Und dennoch hat zum Sonntag der Wirth die Händ' über den Kopf zuſammengeſchlagen, iſt das Hieſelein gekommen, das ſie nun ſchon allfort das ſchwarze Hieſelein geheißen haben. Iſt es auch ganz heiter und voll Gemüthlichkeit zur Thür hereingeſtolpert, ſo iſt doch darauf zu ſchwören geweſen, daß es ohne ein fürchterlich' Raufen nicht abgeht. Er hat's nicht laſſen mögen. Im Branntwein hat er ſein Elend erſäufen wollen; aber der Branntwein hat die zweihundert Ruthenſtreiche wieder lebendig gemacht. Händel hat er geſtiftet, bis das helle Blut iſt geronnen. Niedergeſchlagen haben ſie ihn und geſchrieen: So, Hieſelein, jetztund ſtifteſt leicht keinen Unfried mehr! — aber das Hieſelein iſt aufgeſtanden. Dasſelb' iſt aber wahr, nüchtern geworden, hat er Jedem Alles wieder abgebeten. — Zuletzt aber, du meine heilige Mutter Gottes, da iſt das Abbitten nicht mehr angegangen. — Die Holzſchläger ſind All' zum Kranabethannes gekommen, daß ſie dem Raufer, gleichwol er ihr Meiſterknecht, im Wirthshaus den Herrn einmal zeigen. Erſtlich, wie ſie ſehen, daß er Branntwein trinkt, ein Glas um's andere, haben ſie angefangen, ihn zu necken und zu höhnen, bis er wild wird und dreinfährt. Sie ſind All' über ihn her, haben ihn niedergeworfen, haben ihm Haar und Bart gerauft. Und zur ſelbigen Stund' hat ihn der Schutzengel verlaſſen; eine Hand frei, fährt er nach dem Meſſer, ſtößt es dem Köhler Baſtian in die Bruſt. — Jetzt haben ſie den Mathes geſchlagen, daß er liegen geblieben auf der Erden. Zwei Wurzner haben ihn heimgetragen. Leicht bin ich morgen Witwe, und die armen Kinder —"

Das Weib bricht in Schluchzen aus. Da richtet ſich der Mathes noch einmal auf: „Mit euch hat's der Herrgott recht gemacht. Etwan hätt' ich euch doch noch erſchlagen im Jähzorn. — Das aber ſag' ich, daß ich ſo nicht verſterben mag. Aufſteh' ich und geh' zum Gericht, und klag' Andere an, daß ich den Baſtian hab' erſtochen. Von den hinterliſtigen Werbern an, die mich aus meinem Jugendfrieden in die blutige Welt geliefert haben, wo ich geſchändet worden mit Peitſchenhieben und verhetzt wie ein Hund, und abgerichtet zum Menſchenmorden — — bis auf den Köhler Baſtian, der mir mit Hohn und Spott ſelber noch das Meſſer aus der Scheiden hat gelockt — — Alle ruf' ich vor den Richterſtuhl, Alle müſſen dabei ſein, wenn mir der Freimann den Hals bricht."

Das Weib kreiſcht auf; der Mann ſinkt röchelnd auf das Moos zurück.

Da hüpfen und jauchzen die Kinder zur Thür herein. Sie zerren ein weißes Kaninchen bei den Ohren mit ſich, laſſen es in der Stube frei, und der Knabe verfolgt es. Das bedrängte Thierchen hüpft zum Mooslager und dem Kranken über die Beine. Im Winkel bleibt es ſitzen und ſchnuppert und ſieht mit ſeinen großen Augen angſtvoll hervor. Der Knabe ſchleicht ihm bei, und erwiſcht es bei den Beinchen. Da winſelt das Thier kläglich und beißt den Verfolger in den Finger. „Wart du! wart du, Rabenvieh!" wüthet der Knabe und wird glühroth im Geſicht, und ſeine Augen gehen über und ſeine Lippen preſſen ſich, und ſeine Finger graben ſich krampfig in den Hals des Thierchens — und ehe noch Mutter und Schweſter dazwiſchen kommen — iſt das Kaninchen todt.

Der Mathes ſchlägt ſich die Hände in das Geſicht und ruft, daß es mir das Herz erſchüttert: „O, fürchterlich! Jetzt lebt der Zornteufel auch in meinen Kindern fort, das muß ich noch erfahren!“

Wenige Minuten hernach bricht der Mann in eine ſchreckliche Tobſucht aus. Noch an demſelben Abend iſt er geſtorben.

Den ſchwarzen Mathes haben ſie im Walde eingeſcharrt, weil er den Baſtian erſtochen. Das Weib hat unſäglich geweint auf dem Hügel, und als ſie endlich von dannen geführt iſt worden, da iſt der Einſpanig gekommen und hat ein Tannenbäumchen gepflanzt auf das verlaſſene Grab.

Und ſo bin ich in den Winkelwäldern herumgegangen. Ich bin im Hinterwinkel geweſen und in den Rieſenbachſchluchten, und in den Karwäldern und in den Lautergräben und in der Wolfsgrube und im Felſenthale und auf den Triften der Almen, und drüben in der Senke, wo der ſchöne See liegt. Ich habe dieſe wunderſame Alpengegend kennen gelernt, und zum großen Theile auch die Menſchen, die in derſelben wohnen. Ich habe mich bei den Alten eingeführt und mit den Jungen bekannt gemacht. Es koſtet Mühe und es gibt Mißverſtändniſſe. Die beſten dieſer Leute ſind nicht ſo gut, und die ſchlechteſten nicht ſo ſchlecht, als ich mir vor Zeiten gedacht habe. Ein par Ausnahmen aber gibt es doch.

Ich muß ſogar ein wenig unredlich ſein; ſie dürfen es nicht wiſſen, weshalb ich da bin. Viele halten mich für einen Flüchtling, und ſind mir deshalb gewogen. Ein Menſch, den dieſe Wäldler gern haben mögen, muß von der Welt verachtet und verlaſſen und verbannt ſein, muß ſchier ſo wild und glück- und ſorglos ſein, wie ſie ſelbſt. Ich habe mich denn auch um eine Arbeit umſehen müſſen. Ich flechte Körbe aus Riſpenſtroh und Weiden, ich ſammle und bereite Zunder, ich ſchnitze aus Buchenholz Spielſachen für Kinder. Ich habe mich ſchon ſo ſehr in dem Zutrauen der Leute befeſtigt, daß ſie mich das Schärfen der Arbeitswerkzeuge lehren, ſo daß ich den Holzſchlägern die Beile und Sägen ſcharf zu machen verſtehe. Das bringt mir manchen Groſchen ein, und ich nehme ihn an — muß ja angewieſen ſein auf meiner Hände Arbeit, wie Alle hier. In meiner Stube ſieht es bunt aus. Und da ſitze ich, wenn draußen ſchlecht Wetter oder der lange Herbſtabend iſt, zwiſchen den Weidenbüſcheln und Holzſtücken und den verſchiedenen Werkzeugen, und ſchaffe. Selten bin ich allein dabei; es plaudert mir meine heitere Hauswirthin vor, oder es ſitzt ein Pecher oder Wurzner, oder Kohlenbrenner neben mir, und ſchmaucht ſein Pfeifchen und ſieht mir ſchmunzelnd zu, wie ich das Alles anfange und zu Ende bringe, und greift letztlich wol gar ſelber an. Oder es ſind Kinder um mich, denen ich Märchen erzähle, oder die mit den Schnittſpänen ſpielen, bis auch das Spielzeug in meiner Hand fertig iſt. An Sonntagen ſitzt gar der Förſter ſtundenlang bei mir, und hört meine Erfahrungen und Pläne in Bezug der Winkelwaldleute. Wir beſprechen Allerlei, und zuweilen ſchreibe ich einen langen Brief an den Herrn des Waldes.

Die Holzſchläger, die früher drüben in den Lautergräben gereutet haben, ziehen ſich immer mehr gegen das Winkel herüber, und ſchon einige Male hab' ich durch den ſtillen Wald das Donnern eines fallenden Baumes vernommen. Von der Lauterkuppe ſchaut ſeit einigen Tagen eine röthliche Tafel herab, die ſich von Tag zu Tag ausdehnt und in der Morgenſonne freundlich zwiſchen dem dunkeln Grüne des Waldes niederleuchtet.

In den Schluchten der Winkel gegen die Straße hinaus arbeiten Steinbrecher und Teichgräber; es wird ein Fahrweg angelegt, daß die Kohlen und Holzſtämme hinausbefördert werden können.

Ich gehe gerne zu den Arbeitern herum und ſehe ihnen zu, und ſpreche mit ihnen, auf daß ich mir in den Dingen einige Erfahrungen ſammle.

Zuweilen aber ſind die Leute doch ein wenig mißtrauiſch gegen mich, und begegnen mir mit ihren Vorurtheilen. Ich trage gerne ein Büchelchen von Wolfgang Göthe mit mir herum, und wo ſo ein ſchönes lauſchig Plätzchen iſt, da ſetze ich mich auf einen Raſen oder auf einen Stein und leſe in dem Büchelchen. Dabei bin ich ſchon mehrmalen aus dem Hinterhalte beobachtet worden. Und da ſchleicht im Walde das Gerücht herum, ich ſei ein Zauberer und hätte ein Büchlein mit lauter Zauberſprüchen.

Ich habe nachgedacht, ob mir dieſer ſeltſame Nimbus für meine Pläne Anfangs nicht einigen Vortheil brächte. Gewiß wären die Eltern leicht zu bewegen, ihre Kinder von mir das Leſen lehren zu laſſen, wenn ich ihnen ſagte: Verſteht Einer nur erſt die Zauberſprüche in dem Büchlein, ſo kann er teufelbeſchwören, ſchatzgraben, wettermachen, oder je nach Bedarf die Wettermacher unſchädlich halten nach Belieben. Ich denke, daß ſelbſt Erwachſene und gar Grauköpfe ihre Arbeitswerkzeuge fallen laſſen und zu mir in die Schule gehen würden. — Von mir aber wäre es ſchändlich und ich thäte dadurch nur das Verkehrte erreichen von dem, was ich will. Nicht, daß die Leute leſen und ſchreiben lernen iſt die Hauptſache, ſondern, daß ſie von den ſchädlichen Vorurtheilen befreit werden und ein reines Herz haben. Freilich könnte ich ihnen ſpäter Bücher der Sittenlehre unterſchieben und ſagen: Da drin ſtehen die echten Zauberſprüche; aber die Getäuſchten hätten kein Vertrauen mehr zu mir, und das Uebel wäre größer, anſtatt kleiner.

Nicht auf Umwegen wollen wir ſchleichen; eine gerade Straße hauen wir durch das Urgeſtämme der Wildniß.

Ich habe aus dem Buche den Leuten einigemale Lieder vorgeleſen; den Mädchen das „Heidenröslein“ und den Burſchen das „Chriſtel“ gelehrt. Gleich haben ſie — ich weiß gar nicht, woher — eine Weiſe dazu, und jetzt werden die Lieder im Walde ſchon vielfach geſungen.

Und ſo iſt nun der Herbſt gekommen. Der Himmel iſt, wenn die Morgennebel in den Thälern ſich löſen, hell und rein und alle Wolken ſind aufgeſogen. Die Nadelwälder ſind dunkelbraun, die Laubhölzer ſind gelb oder roth, und auf der Thalwieſe grünt es friſch, oder es liegt auf derſelben das matte Silber des Reifes. In dieſen Wäldern iſt der Herbſt buntfarbiger und faſt lieblicher, als der Lenz. Der Frühling iſt ein übermüthiges Glitzern und Schillern, Singen und Jauchzen allerwege; der Nachſommer hingegen iſt, wie ein ſtiller, feierlicher Sonntag. Da horcht und gehorcht nichts mehr der Erde; da lauſcht Alles ahnungsvoll dem Himmel und der Athem Gottes ſäuſelt ſtimmungsvolle Lieder durch die gold'nen Saiten der milden Sonne.

Und hoch oben in der Buchenkrone löſet ſich ein müdes Blättchen los, ſinkt nieder von Aſt zu Aſt und tänzelt an unendlich zarten ſchillernden Spinnenfäden vorüber und hernieder zu mir auf den kühlen ſchattigen Grund. — Die Menſchen in der Ferne, mit denen ich vormaleinſt gelebt, was werden ſie treiben? Das außerordentliche Mädchen blüht immer — immer — auch im Herbſt; — im Sachſenland werden die dürren Blätter wehen über Gräbern . . . .

Einſamkeit kann einſam Leid nicht bannen. Ich muß mich nach Dingen umſehen, die mich zerſtreuen und erheben und die mich nicht einſeitig werden laſſen in meiner Umgebung.

Ich habe begonnen, Pflanzenkunde zu treiben; ich habe mit meinen Augen aus Büchern herausgeleſen, wie die Eriken leben und die Heideroſen und andere; und ich habe mit meinen Augen dieſelben Pflanzen betrachtet, ſtunden- und ſtundenlang. Und ich habe keine Beziehung gefunden zwiſchen dem todten Blatt im Buche und dem lebendigen im Walde. Da ſagt das Buch von der Genziane, dieſe Pflanze gehöre in die fünfte Klaſſe, unter dieſer in die erſte Ordnung, komme in den Alpen vor, ſei blaublüthig, diene zur Medizin. Es ſpricht von einer Anzahl Staubgefäßen, von Stempel- und Fruchtknoten u. ſ. w. Und das iſt der armen Genziane Tauf- und Familienſchein. O, wenn ſo eine Pflanze ihre eigene, mit eitel Ziffern gezeichnete Naturbeſchreibung ſelbſt leſen könnte, ſie müßte auf der Stelle erfrieren. Das iſt ja froſtiger, wie der Reif des Herbſtes.

Das wiſſen die Waldleute beſſer. Die Blume lebt und liebt und redet eine wunderbare Sprache. — Aber ahnungsvoll zittert die Genziane, naht ihr ein Menſch; und mehr bangt ſie vor deſſen leidenſchaftglühendem Hauch, als vor dem todeskalten Kuſſe des erſten Schnee's.

So bin ich der Nichtverſtehende und Unverſtandene. Sinnlos und planlos wirble ich in dem ungeheueren lebendigen Rade der Schöpfung.

Verſtünde ich mich nur erſt ſelbſt. Kaum nach dem Fieber der Welt zu Ruhe gekommen und mich des Waldfriedens freuend, drängt es ſchon wieder, einen Blick in die Ferne zu thun, ſoweit des Menſchen Auge kann reichen. — Dort auf der blauen Waldesſchneide möcht' ich ſtehen, und weit hinaus in's Land zu anderen Menſchen ſehen. Sie ſind nicht beſſer, wie die Wäldler und wiſſen auch kaum mehr; jedoch ſie ſtreben und ahnen und ſuchen dich, o Herr! . . . .

Auf der Himmelsleiter.

Eines ſchönen Herbſtmorgens habe ich mich aufgemacht, daß ich den hohen Berg beſteige, deſſen höchſte Spitze der graue Zahn genannt iſt. — Bei uns im Winkel herunten iſt doch allzuviel Schatten, und da oben ſteht man im Lichtrunde der weiten Welt. Es iſt kein Weg, man muß gerade aus, durch Geſtrüppe und Geſträuche und Gerölle und Zirmgefilze.

Nach Stunden bin ich zu der Mieſenbachhütte gekommen. Das junge heitere Paar iſt ſchon davon. Die lebendige Sommerszeit iſt vorbei; die Hütte ſteht in winterlicher Verlaſſenheit. Die Fenſter, aus der ſonſt die Aga nach dem Burſchen geguckt, ſind mit Balken verlehnt; der Brunnen davor iſt verwahrloſt und ſickert nur mehr, und das Eiszäpfchen am Ende der Rinne wächſt niederwärts — der Erde zu. Die Glocke einer Herbſtzeitloſe wiegt daneben, die läutet der verſterbenden Quelle zu ihren letzten Zügen.

Das Gartenbeetlein, das die Sennin im Sommer ſo ſorgſam gepflegt hat, auf welchem lieblich und mild die hellen Blüten haben geflammt, wuchert jetzt wild, halbverdorrt, zernichtet. O, wie ſehnſuchtsvoll wartet im jungen Frühling unſer Auge auf die erſten Blumen des Gartens! Mit all unſeren Mitteln ſtehen wir dem Beete bei in ſeinem Keimen; wie ſchützen wir es in ſeinem Grünen und Blühen, mit welch' ſtolzer Freude bewundern wir ſein hochzeitliches Prangen! — Nun aber beginnt unſere Liebe für den Garten mälig zu erkühlen, wir reichen ihm nicht mehr unſere Hände. Allein prangt er weiter und wird eine wuchernde Wildniß von unſäglicher Schönheit. Aber umſonſt — des Menſchen Gemüth iſt ſatt geworden, und der Garten wuchert und verwuchert und verblaßt — unverſtanden und unbeklagt.

In *meinem* Gärtlein wachſen brennende Neſſeln, und Hummeln ſummen darin. Ich ſollt' wol irgendwen haben, der es beſtellt! . . . . Geht hinweg, ihr böſen Geſchichten! ein Narr könnt' Einer werden, wollt' man d'ran denken . . . .

Ich habe mich auf den Kopf des Waſſertroges geſetzt und mein Frühſtück verzehrt. Das iſt ein Stück Brotes aus Roggen- und Hafermehl geweſen, wie es hier allerwärts genoſſen wird. Das iſt ein Eſſen, wie es — buchſtäblich — den Gaumen kitzelt; recht grobkörnig und voll Kleienſplitter. Draußen im Land, wo Weizen wächſt, thät' ſo ein Backwerk nicht ſchmecken; hier iſt es ganz der Gegenſtand der Bitte: Gib uns heut' unſer täglich Brot! — Gibt aber auch Zeiten in dieſer Gegend, in welchen der Herrgott ſelbſt mit dem Haferbrote kargt; da kommt gedörrtes Stroh und isländiſch Moos unter den Mühlſtein.

Mir geſegne Gott das Stück Brot und den Schluck Waſſer dazu!

Nachher heb' ich an, weiter zu ſteigen. Zuerſt bin ich über das Kar hingegangen, aus deſſen Mulden überall graue, verwaſchene Steine hervorquellen. Dazwiſchen ſtehen falbe Federgrasſchöpfe und Flechtengefilze. Einige zarte, ſchneeweiße Blümlein wiegen ſich auch und blicken ängſtlich um ſich, als hätten ſie ſich gar ſehr verirrt in die Felſenöde herauf und möchten gerne wieder zurück. Von dem einſt ſo ſchönen rothen Meere der Alpenroſen ſtehen die ſpießigen Struppen des Strauches. Ich ſteige weiter, umgehe einige Felswände und die Kuppe des Kleinzahn, dann ſchreite ich einer Kante entlang, die ſich gegen den Hauptgebirgsſtock hinzieht. Da habe ich die blendenden Felder der Gletſcher vor mir, glatt, mildleuchtend wie Elfenbein, ſich hinlegend in weiten ſanften Lehnen und Mulden oder in ſchründigen, vielgeſtaltigen Eishängen von Höhe zu Höhe. Dazwiſchen ragen kahle Felsthürme auf, und dort in luftiger Ferne über die lichten Gletſcher erhebt ſich ein dunkelgrauer, ſcharfzackiger Kegel, weit emporragend über die höchſten Gipfel des Gebirges. Das iſt mein Ziel, der graue Zahn.

Ein ſcharfkalter Luftſtrom hat gerieſelt von den Gletſchern her und das ganze unmeßbare Himmelsrund iſt faſt finſterblau geweſen, daß ich über den grauen Zahn herüber jenen Stern hab erblickt, den wir zur erſten Morgen- oder Nachtſtunde ſo wunderſam leuchten ſehen und den ſie die Venus heißen. Es iſt aber doch die Sonne geſtanden hoch in dem Gezelt. Die fernen Schneeberge und Felshäupter ſind ſo klar und niedlich geweſen, daß ich ſchier vermeint, ſie lägen ein par Büchſenſchußweiten vor mir und wären aus glitzerndem Zucker geformt.

Gegen Morgen hin fällt die Gegend ab in den hügeligen Grund des dämmernden Waldes. Und die ſonſt ſo hochragenden Almweiden liegen tief wie in einem Abgrunde, und dort und da liegt das graue Würfelchen einer Almhütte, von dem nur die eine Fläche, das Dach heraufſchimmert. Von der Mitternachtsſeite heran gähnen die ſchauerlichen Tiefen des Geſenkes, in deren Schatten das ſchwarze glanzloſe Auge des Sees ſtarrt.

Nun bin ich ein par Stunden den beſchwerlichen und gefährlichen Weg der Kante entlang gegangen bis zu den Gletſchern. Hier hab ich meine Steigeiſen an die Füße gebunden, das Ränzlein enger geſchnallt und den Bergſtock feſter in die Hand genommen. Der Bergſtock iſt ein Erbſtück von dem ſchwarzen Mathes. Es ſind in dieſem Stocke eine Unzahl kleiner Einſchnitte, die aber nicht andeuten, wie oft etwan ſein früherer Eigner den Zahn oder einen andern Berg beſtiegen, ſondern wie viel Leute er im Raufen mit dieſem Knittel zu Boden geſchlagen. Ein unheimlicher Geſelle! — und mir hat er emporhelfen müſſen über die weite, glatte Schneelehne, hinweg über die wilden Eisſchründe und letztlich hinan den letzten ſteilen Hang auf die Spitze des Zahn. Hat's getreulich gethan. Und wie gerne hätte ich von dieſem hohen Berge aus dem Mathes nachgerufen in die Ewigkeit: Freund, das iſt ein guter Stock, wärſt hoch mit ihm gekommen, hätteſt ihn verſtanden!

Jetzt ſteh' ich oben.

Wenn ich ſo ein Weſen thät' ſein, das ſich an den Sonnenfäden könnt' emporſpinnen in das Reich Gottes . . . .

Unter einem Steinvorſprung auf verwittertem Boden hab ich mich hingeſetzt, hab die Dinge betrachtet. Hart um mich ſind die feinen zerbröckelnden Zacken der völlig ſenkrecht liegenden Schiefertafeln geweſen. Ueber mir wogt vielleicht ein ſcharfer

Luftſtrom hin; ich höre und fühle ihn nicht; mich ſchützt der Felsvorſprung, die höchſte Spitze des Zahn. Auf meine Glieder legt ſich die freundliche Wärme des Sonnenſternes. Die Ruhe und die Himmelsnähe thun wohl. Ich ſinne, wie das wäre in der ewigen Ruh . . . . Und ſelig ſein! — ewig im Glück, ewig zufrieden und ſchmerzlos leben; nichts wünſchen, nichts verlangen, nichts fürchten und hoffen durch alle Zeiten hin . . . . Ob das nicht doch ein wenig langweilig wird? Ob ich mir nicht etwan doch einmal Urlaub nehmen möcht', daß ich hier unten wieder könnt' die Welt anſchauen. Mein Gutſein dahier geht leichtlich in eine Nußſchale hinein. Aber ich meine, wenn ich einmal oben wär; herunten wollt' ich wieder ſein. 's iſt ein Eigenes um irdiſch Freud' und Schmerz!

Nur Eines wollt' ich mir bedenken, ginge ich auf Urlaub zurück. Ein gutes Engelein müßte mir ſeine Flügel mitleihen; wie wollt' ich fliegen über die weißen Höhen und ſonnigen Gipfel und luftigen Kanten, bis in die Ferne dort, wo die Säge der Gebirgskette den lichten Himmel durchſchneidet; und auf jenem letzten weißen Zähnchen wollt' ich ruhen und hinblicken in die Weiten des Flachlandes und zu den Thürmen der Stadt. Vielleicht könnte ich den Giebel des Hauſes erblicken, oder gar das Gefunkel des Fenſters, an dem ſie ſteht . . . .

Und thät' ich das Gefunkel desſelbigen Fenſters erblicken, dann wollt' ich gern umkehren und zurück in den Himmel.

Ob es wol wahr iſt, daß man von dieſer Spitze aus das Meer kann ſehen? — Meine Augen ſind nicht klar, und dort in Mittag zittert das Graue der Erde mit dem Grauen des Himmels ineinander. — Den feſten Boden kenne ich; was Moder iſt, nennen ſie fruchtbare Erde. Könnteſt du, mein Augenblick, nur ein einzigmal das weite Meer erreichen! — —

Als endlich die Sonne ſich ſo hat gewendet, daß der blaue Schatten iſt erſchienen auf meiner ſteinigen Ruheſtatt, da habe ich mich erhoben und bin emporgeſtiegen auf den allerhöchſten Punkt. Ich habe den Rundblick gethan in die ungeheuere Zackenkrone der Alpen.

Und darnach bin ich niedergeſtiegen an den Felshängen, den Gletſcherſchründen, den Schneefeldern; bin hingegangen auf dem langen Grat, bin endlich wieder herabgekommen auf die ſanften, weichen Matten. Da ſind vor mir wieder die Waldberge geweſen; aus den Thälern iſt die Dämmerung geſtiegen. Dieſe hat mir faſt wohlgethan; vor meinem überreizten Auge hat es noch lange geflimmert und gefunkelt. Eine Weile habe ich die Hand davorgehalten. Und als ich meinen

Blick wieder vermocht zu heben, da hat auf den Höhen das Gold der untergehenden Sonne geleuchtet.

Wie ich zu der Mieſenbachhütte komme, vor der ich des Morgens eine Weile geſeſſen bin, veranſtaltet der ſchalkhafte Zufall eine Begebenheit.

Ich denke, da ich ſo vorübergehen will, juſt darüber nach, wie freundlich und heimatlich ein bewohntes Menſchenhaus dem Wanderer entgegengrüßt, hingegen aber, wie ſo eine leere, verlaſſene Stätte geſpenſterhaft daſteht, ſchier wie ein hochragender Sarg. Da höre ich von der Hütte her plötzlich ein Geſtöhne.

Meine Füße, ſonſt recht müde ſchon, ſind auf einmal federleicht geworden, haben davonlaufen wollen, aber der Kopf hat ſie nicht fortgelaſſen, und die Ohren haben angeſtrengt gelauſcht, und die Augen haben gelugt. Unter einem Winkel des Dachvorſprunges iſt ein Pfauchen und Schnaufen, und da ſehe ich gar was recht Sonderbares. Aus der rohen, braunen Holzwand iſt ein Menſchenhaupt mit Bruſt, zwei Achſeln und einer Hand herausgewachſen, und allſammt iſt es lebendig und zappelt, und von innen höre ich, wie Knie und Füße poltern.

Aha, denke ich, ein Dieb, der ſich da drin vielleicht die Taſchen ein wenig zu voll angeſtopft hat und beim Herauskriechen unſelig ſtecken geblieben iſt. — Es iſt ein junger Kopf mit krauſem Haar, aufgeſtrichenem Schnurbärtlein, weißem Hemdkragen und rothſeidenem Halstuche, wie man das ſonſt in dieſen Wäldern ſelten findet.

Wie er mich gewahr wird, ſchreit er hell: „Du heiliges Kreuz, aber das iſt ein Glück, daß da Einer kommt. Erweiſet mir die Gutthat und helfet mir ein wenig nach, es braucht nur ein klein Rukel. Das iſt ſchon ein verflixt Fenſter, das!“

„Ja, Freund,“ ſage ich, „da muß ich dich früher wol ein wenig ausfragen. Wiſſen thät' ich's, wer dich am leichteſten könnt' herauskriegen; der Gevattersmann mit der rothen Pfaid, der thät' dir ſchön ſachte das Stricklein an den Hals legen, ein wenig anziehen — gleich wärſt heraußen in der freien Luft.“

„Dummheiten,“ entgegnet er, „als ob der ehrlich Chriſtenmenſch nicht kunnt ſtecken bleiben, iſt das Loch zu eng. Ich bin der Holzmeiſterſohn von den Lautergräben und geh' heut über die Alm in den Winkelegger Wald hinab. Wie ich da an der Hütten vorbeigeh', ſeh' ich die Thür angelweit offen, daß ſie der Wind allfort hin- und herſchlägt. 's iſt nichts drin, denk' ich bei mir ſelber, gar nichts drin, was der Müh' werth wäre, daß ſie's forttrügen, aber eine offene Thür in einem ſtockleeren Haus mag Eins nicht leiden; über den ganzen Winter hindurch der Schnee hereinfliegen, das iſt keine gute Sach'. Die Sennin muß es eilig gehabt haben, wie ſie ab in's Thal getrieben hat — das iſt ſchon die Rechte, die Alles offen läßt. — Nu, ich geh' darauf hinein, mach' die Thür zu, und rammle von innen ein par Holzſtücke vor, ſteig' nachher auf die Bank, will durch's Rauchfenſter hinaus, und verklemm mich da, das ſchon des Teufels iſt."

Ich hab dem Burſchen aber noch nicht getraut und guck' ihm eine Weile zu, wie er zappelt.

„Und ſtecken bleiben, meinſt, wollteſt nicht da unter dem Dach, bis morgen ein par Leut' kommen und dich kennen thäten?"

Da knirſcht er mit ſeinen Zähnen, und macht die heftigſten Anſtrengungen, aus ſeiner böſen Lage zu entkommen.

„Muß morgen in aller Früh zu Holdenſchlag ſein," murmelt er.

„Was willſt denn zu Holdenſchlag?" ſage ich.

„Nu mein Gott, weil eine Hochzeit iſt!" brummt er ſchon recht unwirſch.

„Und mußt leicht wol dabei ſein?"

Er will nicht mehr antworten. „Jeſſas und Anna, weil ich dazu gehör'!" ſtößt er endlich heraus.

„Nachher freilich, nachher müſſen wir ſchon trachten, daß wir dich loskriegen," ſage ich, klettere an der Wand ein wenig empor, und heb' an dem Burſchen zu zerren an, bis wir die zweite Hand heraus haben; dann geht's ſchon leichter. Nicht lange darauf, ſo ſteht er am Boden, ſucht ſeinen davongerollten Spitzhut auf, ſchlingt ſich die ſteifgewordenen Arme und Beine ein, blickt mit hochrothem Geſicht nochmals empor zu dem Rauchfenſterlein und ruft: „Du Höllſaggra, da hat's mich derwiſcht gehabt!"

Dann ſind wir in der Dämmerung zuſammen hinabgeſtiegen gegen den Winkelegger Wald. Der Burſche hat nicht recht mit mir reden wollen. Ich habe verſucht, meine Bosheit gut zu machen, habe ihn verſichert, daß ich's ja gleich erkannt, er ſei kein Dieb.

„Und morgen wirſt alſo zu Holdenſchlag bei der Hochzeit ſein! Biſt zuletzt gar der Brautführer, he?"

„Der Brautführer, nein, dasſelb' bin ich nicht."

„Leicht hätten ſie's zu Holdenſchlag auch allein gemacht, wärſt da oben ſtecken geblieben."

Er zieht den Hut über die Augen, und blickt auf die ſchlüpferigen Baumwurzeln, über die wir nun hinabſteigen.

„Allein," meint er endlich, „nein, dasſelb' glaub' ich nicht. Wiſſet, die Sach' geht halt ſo zu, allein machen ſie es ſchon deswegen nicht, weil — weil's völlig ſo ausſchaut, wie wenn ich der Bräutigam wär'."

Dieſes Wort gehört, bin ich ſtillgeſtanden, hab den Burſchen eine Weile angeſtarrt und gedacht, wie das böſe wäre, wenn unten die Braut und die ganze Hochzeit harren und harren thäten, und der Bräutigam ſteckt oben im Rauchfenſter der Sennhütte.

Der junge Mann hat mich hierauf höflich zu ſeinem Ehrentag eingeladen. Er hat mich getreulich geführt; wir ſind hinabgeſtiegen durch den finſteren Wald, bis zum engen Thale des Winkelegg.

Ein Berg von ausgeſchälten Holzblöcken liegt da; das iſt der Winkelegger Wald, der auf einer langen Rieſe Stamm an Stamm herangerutſcht gekommen iſt. Neben dem Holzhaufen ſtehen die drei ſchwarzen, großmächtigen Betten der Meiler, über denen langſam und ſtill milchweißer Rauch emporqualmt zu den Kronen der Schirmtannen und zum nächtlichen Herbſthimmel.

Der Holzmeiſterſohn von den Lautergräben hat mich genöthigt, mit ihm in die Klauſe zu treten, die unter den Schirmtannen ſteht. In der Klauſe ſind drei Menſchen, zwei Hühner, eine Katze und die Herdflamme. Sonſt habe ich kein lebendiges Weſen geſehen.

Ein junges Weib ſteht am Herd und legt Lärchengeäſte kreuzweiſe über das Feuer. Mein Begleiter ſagt mir, dieſes junge Weib ſei ſeine Braut.

Hinter dem breiten Kachelofen, der ſchier bis zu der rußigen Decke der Stube emporgeht, und der mich, den fremden Eindringling, mit ſehr großen, grünen Augen anglotzt, ſitzt ein Mütterlein und zieht mit unſicheren Fingern die Bundriemen durch ein neues par Schuhe, wobei es ſich allfort die Augen wiſcht, die ſchon recht abgeſtanden ſein mögen, wie ein altes Fenſterglas, das viele Jahre lang im Rauche der Köhlerhütte geſtanden. Mein Begleiter ſagt mir, dieſes Weiblein ſei die Mutter ſeiner Braut, welche von den Leuten allerwege die Rußkathl geheißen wird.

Weiter hin, im düſterſten Winkel, ſehe ich eine derbe, männliche Geſtalt mit entblößtem Oberkörper, die ſich aus einem mächtigen Holzbecken mit ſolcher Gewalt wäſcht und abreibt, daß ſie ſchnauft und pfaucht wie ein Laſtthier.

„Das iſt meiner Braut der Bruder,“ erklärt mir mein Begleiter, „er iſt der Köhler dahier und ſie heißen ihn den Ruß-Bartelmei.“

Dann tritt der Holzmeiſterſohn zu ſeiner Braut und ſagt ihr, daß er da ſei und daß er an mir jenen Menſchen mitgebracht habe, der allweg in den Wäldern herumgehe und eine hohe Gelehrſamkeit habe und der ihnen zum Hochzeitstag die Ehre erweiſen werde.

Das junge Weib wendet ſich ein wenig gegen mich und ſagt: „Schauet, daß ihr wo niederſitzen mögt, 's geht halt ſo viel zeriſſen zu, bei uns; wir haben nicht einmal einen ordentlichen Sitzſtuhl."

Hierauf ſpricht der junge Mann eine Weile leiſe mit ſeiner Braut. Ich halte, er hat ihr die Geſchichte von der Sennhütte erzählt, weil ſie auf einmal ausgerufen: „Aber na, du biſt aber doch ein rechter Närriſch! Mußt denn überall hineingucken, oder biſt es von eher ſo gewohnt worden, da oben bei der Sennhütten?"

Der Burſche wendet ſich zu ſeiner Schwiegermutter: „Gebt her die Schuh', ihr laßt ja doch die Löcher zur Hälfte aus; für ſo feine Arbeit mögt ihr nimmer lugen."

„Ja, du Paul, dasſelb' iſt wol wahr auch," keifelt die Alte gemüthlich aus ihrem zahnloſen Munde, „aber hörſt, Paul, meine Ahndl hat meiner Mutter die Brautſchuh eingeriemt, meine Mutter hat's mir gethan; und ich, für was wäre ich altes Krückel denn auf der Welt, wollt' ich für meine Annamirl nicht auch einriemen."

„Leicht kriegt ihr bald andere Arbeit, Mutterle, beim Heideln (Wiegen) braucht ihr nicht zu lugen," verſetzt der Paul ſchalkhaft.

Da hebt die Annamirl den Finger: „Du!“

Und im dunkeln Winkel iſt das vorige Plätſchern und Pfauchen. Ein Menſch, der einmal ſo angeſchwärzt iſt, wie der Ruß-Bartelmei, der vermag ſich nicht mehr ſo leicht weiß zu waſchen vor der Welt und ſollte ſeine Schweſter gar den Holzmeiſterſohn von den Lautergräben heiraten.

Und mein Holzmeiſterſohn zieht die Riemen in die Schuhe ſeiner Braut. Die Alte, einmal zu den erſten Worten veranlaßt, kommt in's Schwätzen: „Und vergiß mir's ja nicht, Annamirl,“ ſagt ſie, mußt es auch probiren. Einmal wird's doch anſchlagen.“

„Daß ich den Pathengroſchen ſollt' anbauen, Mutterle?“

„Dasſelb', ja. Und unter einer Zwieſeltann' mußt du in der Hochzeitsnacht den Groſchen vergraben. Das iſt der Geldſamen, und wirſt ſehen, in drei Tagen wird er blühen, und in drei Monaten kann er gleichwol ſchon zeitig ſein. Die Vorfahren haben es auch ſo gemacht, aber allen iſt's nicht gelungen. Geweſen iſt's ſo: Meine Ahndl hat die Zeit verſäumt, meine Mutter hat die Zwieſeltann' nicht mehr gefunden, und ich hab' einen unrechten Groſchen in die Erden than. Deswegen, meine Tochter, merk' dir die Stund' und die Zwieſeltann', und der Groſchen wird aufgehen, und Geld genug wirſt haben dein Lebtag lang.“

Die Annamirl öffnet eine alte Truhe und beginnt in den Kleidungsſtücken und anderen Geräthen herumzukramen. Ich glaube, ſie hat den Pathengroſchen geſucht.

Der Köhler im Winkel aber wäſcht und reibt ſich. Mehrmals wechſelt er das Waſſer, und immer wird es ſchier ſchwarz wie Dinte. Endlich aber bleibt es nur grau, da läßt der Ruß-Bartelmei ab und trocknet ſich; dann kleidet er ſich an, ſetzt ſich auf die Thürſchwelle, und aufathmend ſagt er: „Ja, Leut', die eine Haut hätt' ich jetzt herunter und die andere iſt noch ein wenig oben.“

Dieſelbe aber, die noch ein wenig oben, iſt ſehr roth geworden, iſt ſtellenweiſe gar noch ein bischen braun, und es ſoll doch immer noch der Ruß-Bartelmei ſein, der morgen ſeiner Schweſter zur Hochzeit geht.

Ich werde eingeladen, daß ich über die Nacht in der Hütte bleibe und die Braut ſetzt mir gaſtlich eine Eierſpeiſe vor, weil ich der „gelehrte Mann,“ der, käme die Zeit und hätten die Kinder einen guten Kopf, leicht zu brauchen wäre.

Der Rauch hat die Hühner aus ihrer Abendruh' aufgetrieben; da kommen ſie nun zu mir auf das Tiſchchen und machen hohe Krägen über den Topfrand in meinen Kuchen hinein. Wollen ſie zuletzt gar ihre Eier wieder zurückhaben?

Auch die Alte kommt mir immer näher, thut zweimal den Mund auf und unverrichteter Sache wieder zu, und murmelt dann in ihr blaues Halstuch hinein: „Ich red's doch nicht — 's wird geſcheidter ſein."

Ich bin ihrer Furchtſamkeit zu Hilfe gekommen: „Allfort wolauf, Mutterle?"

„Dank euch Gott die Frag'," entgegnet ſie ſogleich und rückt mir noch näher, „diemal ja, — unberufen. Was noch kommen wird, weiß Unſereins nicht. Und daß ich's nur daher red', wie ich's verſteh': Er iſt ein gelehrſamer Mann, ſagen die Leut', nachher wird Er das Wahrſagen wol auch kennen? — Gar nicht? — Aber das, hätt' ich gemeint, ſollt' ſo ein Menſch wol lernen. Und von wegen dem Lottoſpiel, weil wir ſchon ſo weit bekannt ſind: weiß Er keine Nummern?"

„Jeßtl und Joſef," ſchreit jetzt das junge Weib plötzlich auf, „eilet, eilet, Mutterle, mir däucht, das Kätzl iſt in's Waſſerſchaff gekugelt!"

Da wackelt die Alte gegen den Winkel hin, in welchem früher der Bartelmei geweſen; aber das Kätzlein iſt ſchon fort, iſt vielleicht gar nie im Waſſer geweſen. Die Annamirl wird ſich der kindiſchen Fragen ihrer Mutter ſchämen, und hat ihnen durch obige Liſt ein Ende gemacht.

Am andern Tag, als die Morgenröthe durch den weißen Kohlenrauch hat geglüht, ſind von allen

Seiten des Waldes her Leute gekommen. Schmuck und geſchmeidig ſind alle geweſen, wie ich ſie hier noch nie ſo geſehen. Sie bringen Hochzeitsgaben mit. Der Pecher kommt mit dem glänzend ſchwarzen Pechöltopf: „Für die Brautleut' zur Geſundheit. Was will das Pechöl ſagen? Habt ihr im Leben auch Pech zu tragen, müßt ihr ihm gleich das Oel der Geduld zutheilen. Das will das Pechöl ſagen.“ Wurzner kommen mit Geſäme und duftenden Kräuterbüſcheln; die Ameisgräber kommen mit „Waldrauch“; Kinder bringen Wildobſt in Fichtenrindenkörbchen; Holzhauer tragen Hausgeräthe herbei. Der Schwamelfuchs, ein altes, verhöckertes und verknorpeltes Männlein, ſchleppt eine großmächtige Thonſchüſſel heran, einen rechten Familientopf, wol für ein ganzes Dutzend Eſſer. Andere bringen hölzerne Löffel dazu; wieder Andere kramen Mehl- und Schmalzkübel aus, und ein Kohlenbrennerweibchen kommt ganz verlegen hereingetorkelt und ſteckt der Braut ein ſorgſam umwickeltes Päckchen zu. Als dieſe, mit unbehilflichen Worten die Spenderin lobend, es öffnet, kommen zwei wackergeſtopfte Kapauner zum Vorſchein. Das erſpäht die alte Nußkathl, die, bereits auch feſtlich angezogen, erwartungsvoll an den Wänden herumſchleicht, und ſie flüſtert zu ihrer Tochter: „Weißt wol, Annamirl, wo die beſt' Brautgab' hinkommen muß? Jawol, in den kühlen Erdboden hinein. Nachher kommt eine ſchöne Frau in guldenem Wagen gefahren, und an den guldenen Wagen ſind zwei Kätzlein geſpannt, die graben mit ihren Pfoten die Brautgabe aus, und die Frau nimmt die Gab' in ihre ſchneeweißen Händ' und fährt dreimal um die Hütten herum; nachher kann kein Elend kommen in eueren heiligen Eh'ſtand." — So klingt das Märchen von der Freya noch fort im deutſchen Walde.

Die Annamirl ſchweigt eine Weile und dreht die ſchweren, ſäuberlich gerupften und gefüllten Geflügel in der Hand um und um, als wären ſie ſchon am Bratſpieß, dann verſetzt ſie: „Ich halt', Mutter, in der Erden kunnten ſie verfaulen, oder es fräßen ſie die Kätzlein, und deswegen iſt es, daß ich ſag': wir eſſen ſie ſelber."

Zuletzt naht gar der feine Branntweiner mit ſeinem großen vollbauchigen Plutzer, der gleich einen prächtigen, weingeiſtigen Geruch verbreitet in der ganzen Hütte. Das riecht der Ruß-Bartelmei, der ſofort herbeieilt, um zu ſehen, wie ſo ein Tonplutzer doch eigentlich gemacht und zugeſtopft iſt.

Aber da kommt die Annamirl dazwiſchen: „Dank dir zu tauſendmal Gott, Branntweinhannes, das iſt ſchon gar zu viel, das können wir nicht abſtatten. Das iſt leicht das beſt' Brautgeſchenk, und ſo thu' ich damit den alten Brauch."

Behendig zieht ſie den Stöpſel aus dem Plutzer gießt den funkelnden, rauchenden Branntwein bis auf den letzten Tropfen auf den Erdboden.

Die Alte kichert und keift: „Du Närriſch du, allbeid' Kätzlein werden dir rauſchig; wird aber das ein Gehetz ſein!“

Als Alle beiſammen, hat ſchon die Sonne zur Thür hereingeleuchtet. In der Nacht iſt ein Mahl gekocht worden, das die Leute nun mit gutem Appetit und luſtigen Worten verzehren. Ich habe ebenfalls davon genoſſen, und habe mich unter die Kinder gemacht, die da geweſen und denen ich von den Speiſen in ihre hölzernen Schüſſelchen gefaßt, auf daß ſie auch etwas bekommen.

Darauf ſind wir Alle davongegangen. Bei den Kohlenmeilern bleibt nur ein einziger alter Mann zurück, der mit ſeinem Eiſenhacken lange vor der Thüre ſteht, ein kurzes, hochthürmiges Pfeifchen ſchmaucht und uns ſchmunzelnd nachblickt, bis wir in dem waldſchattigen Hohlweg ihm verſchwunden. Dann liegt nur noch die ſtille, freundliche Morgenſonne auf den Schirmtannen.

Viele Männer des Hochzeitszuges haben ſogar Schußgewehre bei ſich getragen; aber nicht nach den Thieren zielen ſie heute, in die freie Luft ſchießen ſie hinein, und ſie halten es für eine große Feierlichkeit und Pracht, wenn es recht knallt und hallt.

Geſungen und gejauchzt wird, daß der Sommertag zittert. Herzensfreudige Lieder habe ich da gehört; Schalkheiten werden gethan, althergebrachte Spiele unterwegs gehalten und es iſt ſchon Mittag, als wir zur Pfarrkirche von Holdenſchlag gelangen. Fünf Männer kommen uns entgegen mit Trompeten, Pfeifen und einer gewaltig großen Trommel. Mit einer wahren Feſtfreudenwuth haut der Trommelſchläger drein; und das iſt ein Gehetz und mächtiges Gelächter, als der Schlägel plötzlich das ſo ſehr gemarterte Fell durchbricht und in den Bauch hineinſchießt, um ſeinem Takte auf dem andern Felle noch rechtzeitig nachzukommen. Ein Burſche ſchleicht lauernd um den Zug und will uns nach alter Sitte die Braut entführen, allein der Brauthüter wacht. Er wacht eigentlich mehr über ſeinen Geldbeutel als über die Braut; denn wäre ihm letztere abhanden gekommen, der Entführer hätte ſie in ein entlegenes Gaſthaus geſchleppt und der Brauthüter hätte müſſen die Zeche zahlen.

Der Bräutigam geht neben der erſten Kranzjungfrau; erſt nach der Trauung geſellt er ſich als Ehemann zu ſeiner Gattin, und nun geht der frühere Brauthüter mit der Kranzjungfrau, auf daß gleich der Keim zu einer neuen Hochzeit gelegt iſt. Der Brauthüter iſt mir wol bekannt, er heißt Bertold, die Kranzjungfrau heißt Aga.

In der Kirche wird Wein getrunken und der Herr Pfarrer hält eine ſehr erbauliche Rede von dem Eheſakrament und den Abſichten Gottes. Der gute, alte Herr hat ſehr ſchön geſprochen, aber die Leute aus dem Walde verſtehen ſein Hochdeutſch nicht recht. Erſt im Wirthshauſe, als wir ſchon Alle gegeſſen, getrunken und Schabernack getrieben haben, iſt für die Leutchen die rechte Predigt. Da erhebt der alte, bärtige Rüppel ſein Weinglas und hebt an zu reden:

„Ich bin kein gelehrter Mann, hab' keinen Doktorzipf auf und keine Kutten an. Thät' ich mein Weinglas nit haben zur Hand, bei meiner Treu', Leut', ich brächt' kein geſcheit Wörtl zu Stand. Daß die Zung' mir wird gelöſt, wie es bei Moſes iſt geweſt, deswegʼ trink ich den Wein; fällt mir auch leichter ein ſchickſam Wörtl ein. — Ich bin als der alte Bibelreiter bekannt; wär' ich ein Rittersmann, ich ritt auf einem Schimmel durch's Land. Und in der Bibel, da hab' ich einmal ein Sprüchel erfragt, der Herrgott, das Kreuzköpfel, hat's ſelber geſagt: Iſt der Menſch allein, ſagt er, ſo thut er kein Gut; aber ſind ihrer viel, ſo thun ſie auch kein Gut; ſo probir ich's halt juſtament zu zwein und zwein, und ſperr' ſie paarweiſ' in die Hütten ein. Aber ſchaut's, da wird gleich die Hütten zu klein. Sie brauchen ein großmächtiges

Haus; zuletzt iſt's heilig Paradeis zu eng, ſie müſſen in die weit' Welt hinaus. Müſſen hinaus in den wilden Wald und auf ſtockfremde Heiden, müſſen leiden und meiden und zuletzt wieder ſcheiden. Da hat der lieb' Herrgott ſeinen Sohn geſchickt, daß er ſollt die Schäflein weiden. Ich hör' auf das Kreuz wol drei Hammerſchläg' klingen, zur Rechten, zur Linken, zu Füßen — da möcht' Einem das Herz zerſpringen. Darauf iſt geronnen das roſenfarbne Blut, das thut uns den Himmel erwerben. Dir bring' ich das Glas, o Gotteslamm, für dein heiliges Leiden und Sterben!"

Da iſt es ſtill geweſen in der ganzen, weiten Stube, und der alte Mann hat das Glas getrunken.

Bald aber füllt er es zum zweiten Mal und ſpricht: „Ihm ſei die Ehr', aber es ſoll der Herr nun in Freuden auch bei uns ſein, und darum laden wir zu dieſem Ehrentag auch den Herrn Jeſus ein, wie auf der Hochzeit zu Galilä, auf daß er uns mache das Waſſer zu Wein, den ganzen Winkelbach, heut' und alle Tag'. Und der Wein iſt hell und rein, weiß und roth zuſammengoſſen, wie die zwei jungen Herzen ſein zuſammengeſchloſſen in Lieb' und Ehr', und ſonſt keiner mehr. Der Wein wird gewachſen ſein bei Sonn- und Mondenſchein zwiſchen Himmel und Erden, ſo wie unſere Seel' von oben iſt, und der Leib von der Erden.

Und der ſüße, guldene Wein ſoll Braut und Bräutigam zur Geſundheit ſein.“

Das iſt jetzt eine Luſt und ein Geſchrei, und die Pfeifen und Geigen klingen drein, und der Braut gießen ſie Wein auf ihren grünen Kranz.

Jeder hebt nun ſein Glas und bringt ſeinen Hochzeitsſpruch, ſein Brautlied aus dem Stegreif dar. Zuletzt torkelt die alte Nußkathl empor und mit unglaublich heller Stimme ſingt ſie:

„Schneid Birnbam,
Schneid Buxbam,
Schneid birn-buxbam'ni Lad'n,
Mei Schatz will a buxbam'as Bettſtadl hab'n!“

Das iſt ihr Trinklied und Hochzeitsſpruch geweſen. Wie's jetzt angegangen, da hab ich gemeint, der Hall und Schall drücke alle vier Wände hinaus in den ruhſamen Abend.

Nach und nach iſt es wol wieder ſtiller geworden und die Leute haben ihre Augen auf mich gelenkt, ob ich, der gelehrte Mann, denn keinen Brautſpruch wiſſe.

So bin ich denn aufgeſtanden: „Glück und Segen dem Brautpaar! Und wenn nach fünfundzwanzig Jahren ſeine Nachkommen in den Eheſtand treten, ſo wird es in der Pfarrkirche am Stege der Winkel ſein. Das möge kommen! ich leere den Becher!“

So hat mein Brautſpruch gelautet.

Darauf iſt ein Gemurmel und Geflüſter geweſen und einer der Aelteſten iſt an meinen Platz getreten und hat mich höflich gefragt, wie die Rede gemeint.

Die ganze Nacht hin hat in dem Wirthshauſe zu Holdenſchlag die Muſik geklungen, haben die Hochzeiter getanzt und geſungen.

Am andern Morgen haben wir das Ehepaar aus ſeiner Kammer hervorgeholt. Dann iſt eine lange Weile der Brauthüter geſucht und nicht gefunden worden. Wir hätten den Berthold zu einem uralten Hochzeitsſpiele, dem Wiegenholzführen benöthigt.

Wer hätte gedacht, daß der wildluſtige Burſche in des Pfarrers Stube ſteht, eine ganze Alpenglut auf ſeinen Wangen trägt und mit beiden Händen die Krempen ſeines Hutes zerpreßt!

Der Pfarrer zu Holdenſchlag geht würdigen Schrittes die Stube auf und ab und ſagt mit väterlicher Stimme die Worte: „Zähme dich, mein Sohn, und bete, verlängere dein Abendgebet dreimal oder ſiebenmal, wenn es nöthig iſt. Die Verſuchung wird weichen. — Heiraten! ein Habenichts, wozu denn? Haſt du Haus und Hof, haſt du Geſinde, Kinder, daß du ein Weib brauchſt? — nun alſo! — Auf den Bettelſtab heiraten, die Narrheit geht nicht an. Wie alt biſt denn?“

Auf dieſe Frage erröthet der Burſche noch mehr. Es iſt eine ſchauderhafte Blödheit, wenn Einer ſein Alter nicht weiß. Und er weiß es nicht. Um zehn Jahre wird er nicht fehlen, wenn er auf geradewol zwanzig ſagt.

„Werde dreißig, erwerbe dir Haus und Hof, und dann komme wieder!“ iſt des Pfarrers Beſcheid. Darauf geht er in die Nebenſtube, und der Berthold bleibt ſtehen und ihm iſt, als müſſe er noch was ſagen — ein gewichtig Wort, das alle Einwände zu Boden wirft und der geweihte Herr beigeben muß: ei, das iſt ganz was anders, dann heiratet in Gottesnamen.

Aber der Burſche weiß kein Wort, das es vermöchte zu deuten und hell zu künden, warum er eins — ewig eins ſein will mit Aga, dem armen Almmädchen.

Da der Herr Pfarrer nicht mehr zurückkehrt aus der Nebenſtube, ſondern in derſelben gemächlich ſein Frühſtück verzehrt, wendet ſich der Burſche endlich traurig der Thür zu, und ſteigt die Treppe nieder, die Himmelsleiter des Liebesglückes, an der er vorhin mit freudevoller Zuverſicht emporgeſtiegen war.

Aber auf der grünen Erde angelangt, iſt er ein Anderer. Und es iſt ein Arg' geweſen, wie der

Burſche ſich an dieſem zweiten Hochzeitstage übermüthig toll geberdet hat.

Am Nachmittage hat ſich gepaart Mann und Weib, Burſch und Magd; der Andreas Erdmann hat ſich zum alten, bärtigen Rüppel geſellt, und ſo ſind wir Alle wieder zurückgegangen in die Wälder der Winkel.

(Des erſten Theiles Ende.)

Die Schriften des Waldſchulmeiſters.

⁂

(Zweiter Theil.)

1815

Vor mehreren Jahrhunderten ſollen in der Gegend der Winkelwäſſer Menſchen gewohnt haben die ſich von Getreidebau, Viehzucht und Jagd ernährt. — Die Winkel iſt fürſorglich eingedämmt, an ihren Ufern hin grünen gepflegte Wieſen und ein Fahrweg führt hinaus zu den vorderen Gegenden. An den Bergen grünen Felder. — So ſoll es geweſen ſein. Unweit von dem Platze, wo jetzt das Holzmeiſterhaus ſteht, zeigt ein Mauerreſt die Stätte, wo eine Kirche geſtanden haben ſoll. Zwar geht die Meinung, es ſei keine Kirche geweſen, ſondern ein Götzentempel, in welchem ſie noch dem Wuotan Meth zugetrunken und Thiere geopfert, ſo oft der Vollmondſchein durch die Blätter der Linden gerieſelt. Zur ſelben alten Zeit ſei jedes Jahr ein ſchneeweißer Rabe niedergeflogen von den Alpenwüſten, und dieſem habe man Korn auf die Steine geſtreut, der Vogel habe das Korn aufgepickt und hierauf ſei er wieder von dannen geflogen. Einmal aber habe man dem weißen Raben keine Körner geſtreut, weil ein Mißjahr geweſen, und weil ein Mann die Sache für etwas Albernes ausgelegt habe. Darauf ſei der Rabe nicht mehr gekommen. — Aber kaum der Winter vorüber, ſo ſeien von Sonnenaufgang her wilde Völkerſchaaren herangeſtrömt mit häßlichen braunen Geſichtern, blutrothen Hauben und Roßſchweifen, auf wunderlichen Thieren reitend, ſeltſame Waffen ſchleppend — und gar in die Winkelwälder hereingezogen. Dieſe Rotten haben geplündert und die Bewohner zu Hunderten davongeſchleppt, ſo daß die Gegend menſchenleer geworden.

Dann ſind die Häuſer und der Tempel verfallen, das Waſſer hat die Dämme und Wege zerſtört und die Wieſen mit Schutt oder Geſtein übergoſſen. Die Obſtbäume ſind verwildert; auf den Feldern ſind Lärchenwälder gewachſen, die Lärchen aber durch Tannen und Fichten verdrängt worden. Und ſo ſind die finſteren, hundertjährigen Hochwälder entſtanden.

Es iſt nicht zu beſtimmen, ob der Kern der heutigen Waldleute von jenem vor Jahrhunderten abſtammt. Ich glaube vielmehr: ſo wie die alten Bewohner durch eine an die Alpen brandende Welle wilder Zeiten fortgeſchwemmt worden ſind, ſo ſind nach vielen Jahren in den Stürmen der Zeit Splitter anderer Stämme in dieſe Wälder verſchlagen worden. Man ſieht es den Leuten ja an, daß ſie nicht auf ſicherem Boden der Heimat fußen, daß ſie aber gleichwol den Drang haben, ſich in den Waldboden einzuwurzeln und den Nachkommen ein geſichertes und geregeltes Heim zu bereiten.

Dennoch aber dämmert auch in dieſen Menſchen die Waldesgöttermähr der alten Deutſchen fort. Sie laſſen im Herbſte die letzten wilden Früchte auf den Bäumen, oder behängen mit denſelben ihre Kreuze und Hausaltäre, um für ein nächſtes Jahr Fruchtbarkeit zu erlangen. Sie werfen Brot in das Waſſer, wenn eine Ueberſchwemmung droht; ſie ſtreuen Mehl in den Wind, um dräuende Stürme zu ſättigen — ſo wie die Alten den Göttern haben geopfert. Sie hören zur heiligen Zeit der Zwölfen die wilde Jagd, ſo wie die Alten ſchaudernd Vater Woutan's Toſen haben vernommen. Sie erinnern ſich an Hochzeitsfeſten der ſchönen Frau mit den zwei Katzen, ſo wie die Alten die Freya haben geſehen. Und wenn die Winkelwäldler draußen in Holdenſchlag Einen begraben, ſo leeren ſie den Becher Methes auf ſein Andenken. Ueberall klingt und ſchimmert ſie durch, die alte germaniſche Sage und Sitte. Im Vordergrunde aber tönt und webt als Herrſchendes das hohe Lied vom Kreuze.

Wol die Meiſten der Winkelwäldler müſſen es empfinden, was hier fehlt; nur die Wenigſten wiſſen es zu nennen. Aber jener Speiker hat es getroſſen, als er vor einem Jahre bei der Köhlerhochzeit die Worte geſagt: „Um uns ſchiert ſich kein Pfarrer und kein Herrgott. Dem Elend und dem Teufel ſind wir verſchrieben. Für uns iſt auch ein Hundsfottleben gut genug; wir ſind ja die Winkler!“

Aber der Speiker kann's noch erleben und mein Trinkſpruch wird in Erfüllung gehen. Ich bin ſeit der Hochzeit wieder um ein Jahr jünger geworden. Die Winkelwäldler werden eine Kirche bekommen.

Will ein Volk aus wilder Urſprünglichkeit ſich aufbauen zu einer ſchönen, ebenmäßigen Höhe, ſo muß der Gottestempel zu dem Baue das Gerüſte ſein.

Darum beginne ich in den Winkelwäldern mit der Kirche.

Ich habe drängen und dringen müſſen. Der Herr von Schrankenheim hat ſeinen Palaſt mitten in der Stadt; da ſchallt zu jedem Fenſter eine andere Kirchenglocke herein, und zwiſchen den Fenſtern auf zierlichen Geſtellen prangen hundert Bücher für Herz und Geiſt. Wer ahnt es da, was in den fernen Wäldern ſo ein Klang und ein Predigtſtuhl bedeutet! Endlich aber hat es der Gutsherr doch eingeſehen, und heute ſind ſchon Männer da, um die Bauſtelle zu prüfen.

Da drüben neben dem Winkelhüterhaus, ſchnurgerade vom Steg herauf, der über die Winkel führt, iſt ein erhöhter Felsgrund, ſicher vor Geſenken, Lahnen und Wildwaſſer. Er liegt zwiſchen dem Hinter- und Vorderwinkel, und von den Lautergräben, dem Rieſenbachthale und dem Karwaſſerſchlag iſt völlig die gleiche Weite bis hierher zu dem erhöhten Felsgrund. Das iſt der rechte Platz für das Gotteshaus. Ich habe einen Plan eingereicht, wie ich mir denke, daß ſo ein Waldkirchlein ſein ſoll.

Das Kirchlein ſei nicht gar zu klein, damit Alle darin Platz haben, die kummervollen und bedürftigen Herzens ſind, wie es deren im Waldlande Viele gibt und fürder geben wird. Es ſei nicht gar zu niedrig, denn der hohe Wald und die Felswände haben den Sinn verwöhnt und erweitet; und iſt es auch, daß die Menſchenwohnungen hier ſehr gedrückt ſind, ſo wird es dem Blicke doppelt wohl thun, wenn er ſich in der Wohnung Gottes erheben kann. In den Kirchen der Städte ſollte ſtets ernſte Dämmerung herrſchen, damit ſie dem licht- und genußvollen Leben der Reichen und Großen einen Gegenſatz darbieten; in dem Gotteshauſe des Waldes aber muß lichte und milde Freundlichkeit lächeln, denn ernſt und dämmerig iſt der Wald und des Wäldlers Haus und Herz. So ſoll die Art der Gottesverehrung das Leben ausgleichen und ergänzen; und was der Werktag und das Haus verweigert, das ſoll der Sonntag und die Kirche bieten.

Der Tempel ſoll die Schutzſtätte in den Stürmen dieſer Welt, und er ſoll der Vorhof der Ewigkeit ſein.

Der Thurm des Waldkirchleins ſei ſchlank und luftig, wie ein aufwärts weiſender Finger, mahnend, drohend oder verheißend. Drei Glöcklein mögen die Dreizahl in der Einheit Gottes verkünden und das dreitönige Lied ſingen von Glaube, Hoffnung und Liebe. Einen recht ſchönen Platz möchte ich der Orgel beſtimmen, denn der Orgelton muß den Armen im Geiſte ſo die Predigt nicht verſtehen — das Wort Gottes ſein.

Vergoldete Bilder und prunkende Zierrathen in der Kirche ſind verwerflich; die Gotteslehre ſoll nicht liebäugeln mit Schätzen dieſer Erde. Mit dem Einfachen und durch das Einheitliche kann man am beredteſten und würdigſten den Gott- und Ewigkeitgedanken verſinnlichen.

Es muß aber noch des Weiteren das Zweckmäßige bedacht werden. So habe ich für die Mauern der Trockenheit wegen Backſteine vorgeſchlagen. Die Bänke und Stühle müſſen zum Ausruhen eingerichtet ſein, denn der Sonntag iſt ein Ruhetag. Wenn während des Orgelklingens auch einmal Einer einnickt, was weiter? er träumt in den Himmel hinüber. — Für den Fußboden ſind die Steinplatten zu feucht und kalt, dicke Fichtenläden ſind dazu geeignet. Für das Dach ſind des häufigen Hagelſchlages wegen weder Ziegeln noch größere Bretterlatten anwendbar; dazu ſind kleine Lärchenſchindeln am Beſten.

Mein Plan iſt angenommen worden.

Es werden bereits Wege ausgeſchlagen und Bauſtoffe herbeigeſchafft. Im lehmigen Binsthal wird eine Ziegelei errichtet; an der Breitwand iſt ein Steinbruch angelegt worden.

Die Waldleute ſtehen da und ſehen den fremden Arbeitern zu. Sie haben auch ihre Gedanken dabei.

„Eine Kirch' wollen ſie uns bauen," ſagt Einer, „geſcheiter, ſie thäten das Geld den Armen theilen. Der Herrgott ſoll ſich nur ſelber ein Haus bauen, wenn er nicht unter freiem Himmel bleiben und im Winkelwald wohnen will."

„Was ſie uns nur für einen Kirchenheiligen einlegen werden?"

„Den Huberti, denk' ich."

„Den Huberti? Je, der hat eine Büchs bei ſich und thät' ſich leicht auf's Wildern verlegen. Den mögen die Jäger nicht leiden. Ich ſag', für uns wären die vierzehn Nothhelfer recht."

„Geh', die thäten uns zu viel koſten. Und der große Chriſtof iſt auch dabei; für den wäre ja gar keine Kirchthür weit genug."

„Wer verlorne Sachen finden will: sanct Antoni thut Wunder viel!" ſagt Rüppel, der alte Borſtenbart, bei dem ſich jedes Wort im Gleichklang zum andern fügt, er mag die Zunge wenden, wie er will.

Andere wünſchen zum Kirchenheilign den Florian, der gegen das Feuer iſt; aber die am Waſſer wohnen, möchten den Sebaſtian haben.

Ein Weiblein hat gar nicht uneben bemerkt, in den ganzen Winkelwäldern ſei kein Menſch, der die Orgel ſpielen könne, da wiſſe man doch, daß als Pfarrheilige nur Cäcilia die Rechte.

Darauf entgegnet ein alter Hirt: „So eine Red' iſt keine Sach'. Die Leut' können ſich ſelbander helfen; aber auf das arme Vieh müßt ihr denken! Der heilige Erhart geht uns ſchon herein in das Winkel."

Darnach ein Anderer: „Mit dem Vieh halt' ich's nicht. Wir brauchen die Kirch' für die Leut'. Und weil ſich Einer ſchon was koſten läßt, ſo muß was Rechtes werden. Ich bin kein Heid' und ich geh' in die Kirch', und ich bin für ein ſauberes Weib. Was meint ihr zu der Magdalena?"

„Du Loter," ſchreit ſein Weib, „die ſchlechte Perſon willſt auf den Altar heben?!"

„Haſt recht, Alte, da muß Eine ſein, die mit gutem Beiſpiel vorangeht."

So rechten ſie, halb im Spaß und halb im Ernſt. Den ganzen Himmel haben ſie durchſtöbert, und keinen Heiligen gefunden, der Allen recht geweſen wäre.

Und es muß doch Eines kommen, das Allen recht iſt. Ich habe darüber ſchon meine Gedanken.

Die Waldberge lichten ſich immer mehr und mehr, wie wenn es Tag würde aus der Dämmerung. Die Höhenſchneiden werden ſchartig und es dehnt ſich der Himmel. Mancher Marder kommt um ſeinen hohlen Baum, mancher Fuchs um ſeine Höhle. Unſchuldige Vöglein und raubgierige Geier werden heimatlos, da Wipfel um Wipfel hinſtürzt auf den feuchten Moosboden, den endlich wieder einmal die Sonne beſcheint. Winter und Sommer hindurch ſind die Holzſchläger thätig geweſen. Draußen im Lande haben Holz und Kohlen in gutem Begehr geſtanden.

In dieſem Sommer habe ich nicht mehr viele freie Zeit für mich.

Draußen iſt der Krieg, der, Gott weiß es, nicht mehr enden will. Zu Holdenſchlag ſind ſchon wieder die Hämmer geſchloſſen worden und es kommt kein Kohlenwagen in den Wald. Die Holzarbeit iſt eingeſtellt; die kräftigſten Männer ſtreichen müßig umher. Da drüben in den Lautergräben ſollen vor kurz zwei Holzſchläger eines Beutel Tabaks wegen bös gerungen haben, bis der Eine dem Andern ein Aug ausgeſchlagen. Tabak iſt ihre halbe Nahrung.

Ich habe den Männern den Rath gegeben, zu den Vaterlandsvertheidigern zu gehen. Davon wollen ſie nichts hören. Sie haben keine Heimat, ſie wiſſen von keinem Vaterlande. Willkommen ſind ihnen die Welſchen, wenn ſie Geld mitbringen und eine beſſere Zeit.

Gott gebe die beſſere Zeit und halte die Welſchen fern!

Für mich iſt es ein Glück, daß ich kühlen Blutes bin. Das wilde Jahr hat die jungen Sproſſen meiner Leidenſchaft getödtet. Nun darf ich mein ganzes Streben auf das eine Ziel lenken: aus dieſen zerſtreuten, zerfahrenen Menſchen ein Gemeinſames, ein Ganzes zu bilden. Iſt dieſes gelungen, ſo haben wir Alle einen Halt. — Ich werde ihnen und mir eine Heimat gründen. Vor Allem kömmt es darauf an, den Freiherrn zu ſtimmen; ſonach muß auf die Waldleute eingewirkt werden.

Eine übermäßige Kraft ſcheint mir dazu nicht nöthig zu ſein, wol aber ein zähes Bemühen. Dieſe

Menſchen ſind wie Lehmkugeln; ein Anſtoß, und ſie rollen eine Weile fort. Weiter kommen ſie ſelbſt, nur geleitet müſſen ſie werden, daß ſie einem und demſelben Ziele zuſtreben. Glieder ſind genug, aber ſpröde und unſchmiegſam ſelbander. Wenn nur erſt die Kirche fertig iſt, daß die Gemeinde ein Herz hat; dann machen wir uns an den Kopf und bauen das Schulhaus.

Im Herbſte 1816.

In einer der letzten Wochen bin ich mit einem Papierbogen zu allen Hütten des Waldes herumgegangen. Da habe ich die Hausväter nach dem Stande ihrer Wirthſchaft, nach der Zahl ihrer Familie, nach den Geburtsjahren und Namen der Leutchen gefragt. Das Geburtsjahr kann zumeiſt nur nach Geſchehniſſen und Zeitumſtänden angegeben werden. — Der iſt geboren im Sommer, in welchem das große Waſſer geweſen; Die iſt zur Welt gekommen in demſelbigen Winter, als man Strohbrot hat eſſen müſſen. Solche Ereigniſſe ſind hochragende Markſteine.

Das Namensverzeichniß wird nicht gar zu mannigfaltig. Die Bewohner männlicher Art heißen Hannes oder Sepp, oder Berthold, oder Toni oder Mathes; die Leute weiblicher Gattung ſind Kathrein benamſet, oder Maria, welch letzter Name in Mini, Mirzel, Mirl, Mili, Mirz, Marz umgewandelt und ausgeſprochen wird. Aehnlich geht es mit anderen Namen; und kommt Einer von draußen, ſo muß er ſich eine Umwandlung nach den Zungen der Hieſigen ſogleich gefallen laſſen. Mich haben ſie einige Zeit den Andredl geheißen; aber das iſt ihnen ein zu großer Name für einen ſo kleinen Menſchen, und heute bin ich nur mehr der Redl.

Von Geſchlechtsnamen wiſſen ſchon gar die Wenigſten was. Viele mögen den ihren wol verloren, vergeſſen, Andere einen ſolchen nie gehabt haben. Die Leute gebrauchen eine eigene Form, ihre Abſtammung und Zugehörigkeit zu beſtimmen. Beim Hanſl-Toni-Sepp! Das iſt ein Hausname, und es iſt damit angezeigt, daß der Beſitzer des Hauſes Sepp heißt, deſſen Vater aber Toni und deſſen Großvater Hanſel genannt worden iſt. — Die Kathi-Hani-Waba-Mirz-Margareth! Da iſt die Kathi die Ururgroßmutter der Margareth. — Der Stamm mag doch ſchon lange in der Waldeinſamkeit ſtehen.

Und ſo wird eine Perſon oft durch ein halbes Dutzend Namen bezeichnet und Jeder ſchleppt die roſtige Kette ſeiner Vorfahren hinter ſich her. Es iſt das einzige Erbe und Denkmal.

Das Wirrſal darf aber nicht ſo bleiben. Die Namen müſſen für das Pfarrbuch vorbereitet werden.

Zu den Taufnamen müſſen Zunamen erfunden werden. Das wird nicht ſchwer gehen, wenn man der Sache am Kern bleibt. Man benenne die Leute nach ihren Eigenſchaften, oder Beſchäftigungen oder Stellungen; das läßt ſich leicht merken und für die Zukunft beibehalten. Ich nenne den Holzarbeiter Paul, der die Annamirl geheiratet, nicht mehr den Hieſel-Franzel-Paul, ſondern kurzweg den Paul Holzer, weil er die Holzſtrünke auf den Rieſen zu den Kohlſtätten befördert, und die Leute dieſe Arbeit „holzen“ heißen. Der Schwammſchlager Sepp, der ſeines Vaters Name vergeſſen, ſoll auch nicht mehr anders heißen, als der Schwammſchlager, und er und ſeine Nachkommen mögen angehen, was ſie wollen, ſie bleiben die Schwammſchlager. Eine Hütte in den Lautergräben nenne ich die Brunnhütte, weil vor derſelben eine Quelle fließt. Wozu den Beſitzer der Hütte Hieſel-Michel-Hieſel-Hannes heißen? er iſt der Brunnhütter und ſein Weib iſt die Brunnhütter, und wenn ſein Sohn einmal in die Welt hinausfährt, Soldat wird oder Fuhrmann oder was immer, er bleibt der Brunnhütter allerwegen. So haben wir auch einen Sturmhanns; der hat oben auf der ſtürmiſchen Wolfsgrubenhöhe ſein Haus.

Einen alten, ſehr dickhalſigen Zwerg, den Kohlenführer Sepp, heißen ſie ſeit lange ſchon den Kropfjodel. Da habe ich letztlich das Männlein gefragt, ob es zufrieden ſei, wenn ich es unter dem Namen Joſef Kropfjodel in meinen Bogen einſchreibe. Er iſt gerne dazu bereit. Ich habe ihm noch vorgeſtellt, daß aber auch ſeine Kinder und Kindeskinder Kropfjodel heißen würden. Da grinſt er und gurgelt: „Zehnmal ſoll er Kropfjodel heißen, mein Bub!" Und ein wenig ſpäter ſetzt der Schelm bei: „Den Namen, gottdank, den hätten wir! — ei, hätten wir den Buben auch!"

Drüben im Karwaſſerſchlag ſtehen drei buſchige Tannen, die der Holzſchläger-Meiſterknecht, der Joſel-Hanſel-Anton zu Schutz für Menſch und Thier hat ſtehen gelaſſen. Zu Lohn heißt der Mann Anton Schirmtanner für ewige Zeiten.

Die neuen Namen finden Gefallen, und Jeder, der einen ſolchen trägt, hebt ſeinen Kopf höher und iſt zuverſichtlicher, ſelbſtbewußter, als er ſonſt geweſen. Nun weiß er, wer er iſt. Jetztund kommt es darauf an, dem neuen Namen einen guten Klang zu erwerben und ihm Ehre zu geben.

Schauderlich erſchreckt hat mich nur der Almburſche Berthold. „Einen Namen," ſchreit er, „für mich? ich brauch' keinen Namen, ich bin ja Niemand. Zu einem Weib hat mich Gott nicht gemacht, und ein Mann ſein, das erlaubt der Pfarrer nicht. Die Ehe iſt mir verwehrt, weil ich bettelarm bin. Heißet mich den Berthold Elend! heißet mich den Satan! ich brech' die Satzung und mein Fleiſch und Blut verrath ich nicht!"

Nach dieſen Worten iſt er wie ein Wüthender davon geeilt. Der einſt ſo luſtige Burſche iſt kaum mehr zu erkennen. Ich habe in den Bogen den Namen Berthold geſchrieben und ein Kreuz dazu gemacht.

Auch noch ein Anderer ſtreicht in den Winkelwäldern herum, von dem ich nicht weiß, ob und welchen Namen er trägt. Wenn doch, ſo kann's ein böſer ſein. Der Mann weicht mir und allen Leuten aus; vergräbt ſich oft für lange Zeit, und man weiß nicht wo, taucht zu ſeltſamen Stunden wieder auf, und man weiß nicht, warum. Es iſt der Einſpanig.

Im Mai 1817.

In dieſem Winter habe ich eine ſchwere Krankheit zu beſtehen gehabt. Die Urſache derſelben iſt das Unglück des Markus Jäger, den ein Wildſchütze angeſchoſſen hat. Der Jäger iſt drüben in einer Hütte der Lautergräben gelegen. Ich gehe mehrmals zu ihm hinüber, weil der Brand in die Wunde zu kommen droht, und weil ſonſt Niemand iſt, der den Kranken pflegen wollte und könnte. Anſtatt die Leute hier eine Wunde mit lauem Waſſer und gezupften Leinen rein halten thäten, kleben ſie allerlei Schmieren und Salben hinein. Das muß ſchon eine kräftige Natur ſein, die ſich trotz ſolcher Hemmniſſe aufrafft. Ich habe recht zu thun gehabt, daß mir der Jäger nicht unterlegen iſt.

Als ich das letztemal bei ihm bin, iſt ein ſtürmiſcher Märztag. Auf dem Rückwege ſind die Pfade ſchauderhaft verſchneit und verweht. Stellenweiſe iſt mir der Schnee bis zur Bruſt emporgegangen. Viele Stunden habe ich mich ſo fortgekämpft, aber es bricht die Nacht herein und ich habe das Winkelthal noch lange nicht erreicht. Eine unſägliche Ermüdung kommt über mich, der ich zwar lange widerſtehe, die endlich aber nicht mehr zu überwinden iſt. Da habe ich ſchon gar nichts Anders mehr gemeint, als daß ich ſo mitten im Schnee würde umkommen müſſen, und daß ſie mich im Frühjahre finden und an der neuen Kirche im Winkel vorüber nach Holdenſchlag tragen würden. — Dahier im Waldesfriedhof möcht' ich liegen.

Erſt nach Wochen habe ich es erfahren, daß ich nicht erfroren bin, daß mir an demſelbigen Abende zwei Holzhauer auf Schneeleitern entgegengekommen ſind, mich bewußtlos gefunden und in's Winkelhütterhaus getragen haben. Als ich nachher viele Tage lang in der ſchweren Krankheit gelegen, ſollen ſie ſogar einmal den Bader von Holdenſchlag zu mir gerufen haben. Und der Bote, der den Arzt geholt, hätte, wie er mir ſeither ſelbſt erzählt, den Auftrag gehabt, gleich auch mit dem Todtengräber zu reden. Der Todtengräber hätte geſagt: „Wenn mir der Mann nur das nicht anthäte, daß er jetzt ſtürbe; 's iſt ja kein Loch zu machen in dieſer ſteinhart gefrorenen Erden!“

Es freut mich recht, daß ich dem guten Mann die Mühe hab erſparen mögen.

Als die Gefahr der Krankheit vorbei, hat mich erſt ein recht hartneckiges Augenleiden verfolgt, das aber noch nicht ganz gehoben iſt. Ich muß noch eine lange Zeit in der Stube verbleiben, wol ſo lange, bis draußen das Thauen eingetreten und das Wildwaſſer vorbei. Mir iſt gar nicht einſam. Ich ſchnitze in Holz, ich will mir eine Zither zuſammenleimen, daß ich mich in der Tonkunſt übe, bis in der Kirche die Orgel fertig ſein wird.

Es ſind oft Leute gekommen, die ſich neben mir auf die Bank geſetzt und gefragt haben, ob ich ſchon recht geſund ſei. Die Nuß-Annamirl, die jetzt und mit den Ihren in das Holzmeiſterhaus der Lautergräben gezogen iſt, und nach der neuen Ordnung Anna Maria Nuß heißt, hat mir in der vorigen Woche drei große Krapfen herübergeſchickt. Dieſelben ſind von denen, die in großer Anzahl zur Feſtfreude gebacken worden, da ein kleinwinziger Nuß angekommen iſt. Sie haben den Kleinen mit Krapfen getauft.

Auch die Witwe des ſchwarzen Mathes iſt einmal zu mir gekommen. Sie hat mich in großem Kummer gefragt, was mit ihrem Buben, dem Lazarus zu machen, der habe die wilde Wuth. Die wilde Wuth, das ſei, wenn Einer über den geringſten Anlaß in Zorn ausbreche und Alles bedrohe. Der Lazarus ſei ſo; er habe das in weit höherem Grade, als es ſein Vater gehabt; Schweſter und Mutter ſeien in Gefahr, wenn der Knabe nur erſt kräftiger würde. Ob es gegen ein ſolches Elend denn gar kein Mittel gäbe. Was kann ich der bedrängten Frau rathen? Eine ſtete, gleichmäßige Beſchäftigung und eine liebreiche, aber ernſthafte Behandlung ſei dem Knaben angedeihen zu laſſen, habe ich vorgeſchlagen.

Unter allen Menſchen der Winkelwälder dauert mich dieſes Weib am meiſten. Ihr Mann iſt nach einem unglückſeligen Leben gewaltſam erſchlagen und ehrlos begraben worden. Dem Kinde ſteht nichts Beſſeres bevor. Und das Weib, vormaleinſt an beſſere Tage gewohnt, iſt ſo weichherzig und milde.

Ehgeſtern kommt ein Knabe zu mir, der einen Vogelkäfig mit ſich ſchleppt. Der Junge iſt ſo klein, daß er mit ſeinem Händchen gar die Thürklinke nicht erreichen kann, und eine Weile zaghaft klöpfelt, bis ich ihm öffne. Er ſteht noch in der Thür, als er anhebt: „Ich bin der Bub' vom Markus Jäger, und mein Vater ſchickt mich her — der Vater ſchickt mich her . . . .“

Der Schlingel hat die Anſprache auswendig gelernt und bleibt ſtecken und wird roth und will ſich wieder von dannen wenden. Ich habe Mühe, bis ich es erfahre, daß ſein Vater mir ſagen laſſen, er ſei völlig geheilt und mir wünſche er dasſelbe, und er komme demnächſt zu mir, um ſich zu bedanken, und er ſchicke zwei übermütige Schopfmeiſen, und er möchte mir, da ich, wie er wiſſe, noch nicht in das Freie gehen könne, das ganze Frühjahr in die Stube ſenden.

Was fange ich mit den kleinen Thieren an? ſie flattern wirr im Käfig umher und zerſtoßen ſich vor Angſt die Köpfchen an den Spangen. Ich laſſe ſie in unſeres Herrgotts Vogelkäfig, in den Mai hinausfliegen.

Und als endlich die Zeit erfüllt, da bin ich eines frühen Morgens hinausgetreten in den freien Mai. — Der Haushahn kräht, der Morgenſtern guckt helläugig über den dunkeln Waldberg. Der Morgenſtern iſt ein guter Geſelle; der leuchtet getreulich, ſo lange es noch dunkel iſt, und tritt beſcheiden in den Hintergrund, ſobald die Sonne kommt.

Leiſe ſchleiche ich durch das Hausthor, daß ich die Leute nicht wecke, die haben nicht wochenlang ſo ausgeraſtet, wie ich; denen liegt noch der geſtrige

Tag auf den Augenlidern, die der heutige ſchon wieder wach begehrt.

Im Walde iſt bereits das zitternde, rieſelnde Erlöſen aus tiefer Ruhe. Wie iſt eines Geneſenen erſter Ausgang ſo eigen! Man meint, der ganze Erdboden ſchaukelt mit Einem — ſchaukelt ſein wiedergebornes Kind in den Armen. O du heiliger Maimorgen, gebadet in Thau und Wohlduft, durchzittert und durchklungen von ewigen Gottesgedanken! — Wie gedenke ich Dein und deines Märchenzaubers, der ſich zu dieſer Stunde von der Glocke des Himmels und von den Kronen des Waldes niedergeſenkt hat in meine Seele!

Und dennoch habe ich zur ſelbigen Stunde ein ſeltſam Weh empfunden. — Mir iſt die Jugend gegeben und ich lebe ſie nicht. Was iſt mein Zweck? Was bedeute ich? — Kurz vor dieſen Tagen bin ich ſeit Ewigkeit her ein Nichts geweſen; kurz nach dieſen Tagen werde ich ein Nichts ſein in Ewigkeit hin. Was ſoll ich thun? Warum bin ich an dieſer kleinen Stelle und zu dieſer kurzen Zeit mir meiner bewußt worden? Warum bin ich erwacht? Was muß ich thun? —

Da habe ich mir's von Neuem gelobt, zu arbeiten nach allen meinen Kräften, und auch zu beten, daß mir ſo ſchwere, herzverbrennende Gedanken nicht mehr kommen mögen.

Als die Sonne aufgeht, ſtehe ich noch am Waldesſaume. Unten rauſcht das Waſſer der Winkel und aus dem Rauchfange des Hauſes ſteigt ein ſilberfärbig Schleierband auf und im Kirchenbaue hämmern die Maurer.

Meine Hauswirthin hat es gleich wahrgenommen, daß ich des Morgens nicht in der Stube und hat gezettert über meinen Leichtſinn. Und als ſie erſt gar erfährt, daß ich in der kühlen Frühe auf feuchtem Moosboden geruht, da fragt ſie mich ganz ernſthaft: ob es mir denn zu ſchlecht ſei in ihrem Hauſe, oder ob ich ſonſt was auf dem Herzen hätte, daß ich mir ſo an's Leben wolle; ja, und ob ich nicht wiſſe, daß Der, welcher ſich ſo auf den Thauboden des Frühjahres hinlege, dem Todtengräber das Maaß gebe! —

Sonnenwende 1817.

Das iſt ein ſeltſamer Waldgang geweſen, und ich ahne, er läßt ſich nicht verantworten im Himmel und auf Erden. Wo in den ſchattigen Felsſchluchten des Winkeleggerwaldes das Wäſſerlein rieſelt, da bleibe ich ſtehen. — Hier auf dieſen Wellen laſſe deine Gedanken ſchaukeln ohne Zweck und Ziel. Du kennſt die Mähr vom Letheſtrom der Griechen. Das iſt ein eigen Waſſer geweſen, wer davon getrunken, hat der Vergangenheit vergeſſen; die Wellen des Waldbächleins ſind ein noch eigeneres Waſſer, weſſen Seele auf denſelben ſchaukelt, und trüge er auch den Winter im Haar, der findet wieder die längſt vergangene Zeit ſeiner Kindheit und Jugend.

Ich gehe tiefer hinein in die Wildniß und ruhe im Mooſe und lauſche der ſäuſelnden, immerdar klingenden Ruhe. Manches erſt aufgeblühte Blümlein wiegt nah' an meiner Bruſt, und will leiſe anklopfen an der Pforte meines Herzens. Und mancher Käfer krabbelt ängſtlich heran, er hat im Dickicht der Gräſer und der Mooſe etwan den Weg verloren zu ſeinem Liebchen. Jetzund hebt er ſeinen Kopf empor und frägt nach dem rechten Pfad. Weiß ich ihn ſelber? — Sag' du uns an, wo wird die Sehnſucht geſtillt, die mit uns iſt auf allen Wegen? — Eine Spinne läßt ſich nieder vom Geäſte; ſie hat ſich empor gerungen zur Höhe, und nun ſie oben iſt, will ſie wieder unten ſein auf der Erden. Sie ſpinnt Fäden, ich ſpinne Gedanken. Wer iſt der Weber, der aus loſen Gedankenfäden ein ſchönes Kleid weiß zu weben? —

Wie ich noch ſo träume, rauſcht es im Dickicht. Es iſt kein Hirſch, es iſt kein Reh; es iſt ein Menſchenkind, ein junges, glühendes Weib, erregt und angſtvoll, wie ein verfolgtes Wild. Es iſt Aga, das Almmädchen. Sie eilt auf mich zu, erhaſcht meine Hände und ruft: „Weil ihr's nur ſeid, weil ich euch nur finde!“ Dann ſchaut ſie mich an, und es ſtockt ihr der Athem, und ſie vermag den Aufruhr in ihr nicht niederzudämpfen. „Es hat einen böſen Schick!“ ſchreit ſie wieder, „aber ein ander Mittel weiß ich nimmer. Der böſ' Feind ſtellt mir fürchterlich nach, mir und ihm gleichwol auch. Wir fürchten die Leut' jetztund, aber euch bin ich zugelaufen; ihr ſeid fromm und hochgelehrt! ihr helft uns, daß wir nicht verſinken allbeid', ich und der Berthold! Wir wollen in Ehren und Sitten leben, Gebt uns den Eh'ſpruch!“

Ich weiß anfangs völlig nicht, was das bedeutet, und als ich es endlich erfahre, ſage ich: „Habt ihr den treuen Willen, ſo wird euch der Eh'ſegen von der Kirche nicht vorenthalten werden.“

„Mein Gott im Himmel!“ ſchreit das Mädchen, „mit der Kirche heben wir nichts mehr an, die verſagt uns die Ehe, weil wir kein Geld haben. Aber wenn der Herrgott böſ' auf uns thät' werden, das wäre arg! — Das Gewiſſen läßt mir keine Ruh', und zu tauſendmal bitt' ich euch, ſchenket uns den Segen, den jeder Menſch kann ſchenken. Ihr ſeid wol ſelber noch jung, und habt ihr ein Lieb, ſo werdet ihr's wiſſen, es gibt kein Löſen und Laſſen. Wir leben in der Wildheit zuſammen, weil wir uns nicht laſſen mögen; wir haben keine Seel', die unſer Freund wollt' ſein und uns Glück wollt' wünſchen von Herzen. Ein liebreiches Wort möchten wir hören, und wenn nur Einer thät' kommen und ſagen: wollet mit Gottes Willen und Segen einander verbleiben bis zum Tod! So ein einzig Wort und wir wären erlöſt von der Sünd' und ein Eh'paar vor Gott im Himmel!"

Dieſe Sehnſucht nach Befreiung von der Sünde, dieſes Ringen nach dem Rechten, nach der menſchlichen Theilnahme, nach dem Frieden des Herzens — wen hätte das nicht zu rühren vermögen!

„Ihr herzgetreuen Leut'!" rufe ich aus, „der Herrgott mög' mit euch ſein, immerdar!"

Da iſt ſchon auch der Burſche neben dem Mädchen gekniet. Und ſo habe ich etwas gethan, was von mir gar nicht zu verantworten iſt im Himmel und auf Erden. Ich habe eine Trauung vollzogen mitten im grünen Wald.

Am Peter- und Paulitag 1817.

Doch ſeltſam, was in dieſem Jungen ſteckt, in des ſchwarzen Mathes Sohn. Er hat das Herz ſeiner Mutter und das Blut ſeines Vaters. Nein, er hat ein noch größeres Herz als ſeine Mutter und ein dreimal wilderes Blut, als ſein Vater. Dieſer Knabe wird ein Heiland, oder ein fürchterlicher Mörder.

Die alte Nuß-Kath ſiecht ſeit Monaten. Die Leute ſagen, es fehle ihr an jungem Blut. Das hat auch der kleine Lazarus gehört, und geſtern iſt er zu mir gekommen mit einem hölzernen Töpfchen und dem großen Seitenmeſſer ſeines Vaters, und hat mich aufgefordert, ich möge aus ſeiner Hand Blut ablaſſen und es der Nuß-Kath ſchicken.

Er glüht im Geſicht, iſt aber ſonſt ruhig. Ich verweiſe ihm ſein Anſinnen. Er ſchießt davon. Und bald darnach hat er im Hofe des Winkelhüterhauſes eine Taube erwürgt — aus Zorn, aus Liebe — ich mag es nicht entſcheiden.

Ich trete hinaus zu dem todten Thiere. „Lazarus,“ ſage ich, „jetzt haſt du eine Mutter umgebracht. Siehſt du die armen, hilfloſen Jungen dort? Hörſt du, wie ſie weinen?“

Bebend ſteht der Knabe da, blaß wie Stein, und ringt nach Luft und zerbeißt ſich die Unterlippe, daß Blut über den Backen rieſelt. Ich drehe ihm den eingezogenen Daumen aus und gieße Waſſer auf ſeine Stirne.

Ich führe ihn in ſeine Hütte zurück. Dort fällt er erſchöpft auf das Moos und ſinkt in einen tiefen Schlaf.

Es muß was geſchehen, um das Kind zu retten. Wie, wenn ich es zu mir nähme, ſein Vater und ſein Bruder wäre, es zähmte und leitete nach meinen Kräften, es unterrichtete und zur Arbeit anhielte und in aller Weiſe ſeine Leidenſchaft zu tödten ſuchte?

Etwan hat der Knabe doch zu viel Blut . . . . meinen die Leute.

Am Jakobitag 1817.

Heute bin ich wieder im Hinterwinkel, im Hauſe des Mathes geweſen. Das Weib iſt troſtlos. Seit zwei Tagen iſt der Knabe Lazarus verſchwunden.

Das Schreckliche iſt geſchehen. In ſeinem Jähzorn hat er einen Stein nach der Mutter geſchleudert. Als das geſchehen, hat er einen wilden Schrei gethan und iſt davongegangen.

Auf der Grabſtätte des Mathes hat man geſtern friſche Spuren zweier Kniee entdeckt.

Wir haben Leute aufgeboten, daß ſie den Knaben ſuchen. In einer der Hütten iſt er nicht. Es wird auch an den Abgründen und Bächen nachgeſpürt.

„Er hat mich nicht treffen wollen!“ jammert die Mutter, „und das iſt ein kleiner Stein geweſen, aber auf dem Herzen liegt mir ein großer. Einen größeren hätt' er nimmer nach mir ſchleudern mögen, als daß er davon iſt."

Drei Tage ſpäter.

Keine Spur von dem Knaben. Wol eine andere Spur haben die Leute gefunden: große Pfoten mit vier und fünf Zehen. Wölfe und Bären gibt es in der Gegend.

Es geht das Gerücht, drüben in den Lautergräben habe ein Holzhauer geſtern die halbe Nacht mit einem Bären gerungen, bis es dem Mann endlich gelungen ſei, ſeinen Arm dem Thiere in den Rachen zu ſtoßen, daß es daran erſtickt. Ich bin heute in den Lautergräben geweſen, dort wiſſen ſie nichts von der Mähr.

Dagegen hat mich Einer von dort gefragt, ob es wol wahr, daß im Winkel drüben, ganz nahe am Hauſe, ein Rudel Wölfe den Erdmann gefreſſen hätte.

Das ſei nicht wahr, habe ich geantwortet.

Aber der Mann behauptet, er wiſſe das eigentlich ganz beſtimmt, nur ſei es wahrſcheinlich heute erſt geſchehen. Die Leute thäten es allerwärts erzählen, und hundert Schritte vom Kirchenbau hintan ſehe man das Blut auf dem Sandboden und Fetzen von der Bekleidung.

Ich entgegnete, daß ich das Blut auch geſehen habe, daß daſſelbe aber von einem Lämmlein herrühre, welches die Winkelhüterin geſtern Abends eben für den Erdmann ausgeweidet habe; daß den Erdmann alſo nicht die Wölfe aufgefreſſen hätten, ſondern daß der Erdmann das Lämmlein aufgegeſſen habe, und daß beſagter Erdmann ich ſelber ſei.

Der Mann iſt darauf recht verlegen und meint, er habe mich nicht erkannt, ſonſt hätte er das Gerücht nicht nacherzählt, ich möge ihm nur verzeihen, daß die Sache nicht wahr.

Am Petri-Kettenfeiertag 1817.

Das iſt wie ein knatterndes Lauffeuer durch den Wald gegangen. Im Karwaſſerſchlag wiſſen ſie es, in Rieſenbach wiſſen ſie es, in den Lautergräben wiſſen ſie es; und ich im Winkel weiß es, daß es Die' bereits Alle wiſſen, was doch erſt heute morgens geſchehen iſt.

Das Töchterlein des Mathes beſucht zuweilen die Grabesſtätte des Vaters und bepflanzt ſie mit Hagebuttenſträuchen. Heute zur Frühe, wie es wieder hinkommt, leuchtet ihm etwas entgegen. Auf dem Hügel ragt ein Stab und daran flattert ein Stück Papier. Das Mädchen läuft heim zur Mutter, dieſe läuft zu mir in das Winkelhüterhaus, daß ich kommen und ſehen möge, was das ſei.

Es iſt ſehr merkwürdig. Eine Nachricht iſt es von dem Knaben. Auf dem Papier ſtehen in fremden Zügen die Worte:

„Meine Mutter und meine Schweſter! Habt keinen Groll und keine Sorge. Ich bin in der Schule des Kreuzes. Lazarus.“

— — — — — — — — — — —

Die Leute richten ihre Blicke auf mich. Der Knabe kann nicht leſen und ſchreiben, faſt niemand kann es im Walde. Die Leute meinen, ich ſei hochgelehrt, ich müſſe von Allem wiſſen.

Ich weiß von nichts. Die Schule des Kreuzes, das iſt ein geheimnißvolles Wort.

Allerſeelen 1817.

Das iſt ein lautloſes Auf- und Niedergehen der Menſchen.

Ein Tröpfchen ſammelt ſich am hohen Zweig des Baumes, ſickert hinaus auf die letzte Nadel, wiegt ſich und glitzert und funkelt, oft grau, wie Blei, oft roth, wie Karfunkel. Kaum noch hat es die Farbenpracht des Waldes und des Himmels in ſich geſpiegelt, ſo zieht ein Lufthauch, und das Tröpfchen löſt ſich von dem wiegenden Tannenzweig und fällt nieder auf den ſchattigen Erdengrund. Und der Erdboden ſaugt es ein und keine Spur iſt mehr von dem funkelnden Sternchen.

So lebt des Waldes Kind und ſo vergeht es.

Draußen iſt es anders. Draußen erſtarren die Tropfen in dem froſtigen Hauch der Sitte, und die Eiszapfen klingeln aneinander und gar im Niederfallen klingeln ſie und ruhen, eine Weile noch der Welt Herrlichkeit in ſich ſpiegelnd, auf dem Erdboden bis ſie zerfließen und verthauen, wie der Gedanke an einen lieben Todten.

Draußen treiben ſie noch ein helles Geflunker mit ihren Sterbenden und mit ihren Todten. Im Walde hat der todte Schläfer kein Nachtlicht, wie der lebendige keines gehabt. „Das ewige Licht leuchte ihnen!“ iſt das einzige Begehren. Die matte Spätherbſtſonne lächelt mild und verſpricht ihren ewigen Glanz, und der nächſte Frühling ſorgt für Blumen und Kränze.

Nicht der todten Leiber wird im Walde gedacht, ſondern ihrer lebenden Seelen Wehe, wenn dieſe ſündig verſtorben im Fegfeuer ſchmachten!

Als der hungernde Hans ſeinem hungernden Nachbar auf der Au das Stück Brot hat geſtohlen und darauf war verſtorben, da war der Urwald noch nicht geſtanden. Der Leib war verweſen, der Hans vergeſſen, die Seel' iſt im Fegfeuer gelegen.

Die Au iſt zum Walde, der Wald iſt zur Wildniß geworden; die Wölfe heulen und kein Menſch iſt weit und breit; an den Hängen des Gebirges wogen Sommerlüfte und Winterſtürme, und mit jeder Minute ein Körnlein Sand, und mit jedem Jahrhundert eine Bergeswucht rollt in die Tiefe der Schluchten. Und die arme Seele liegt im Feuer. Wieder kommen Menſchen in die Einöden und die Hochwälder fallen, und Hütten und Häuſer erſtehen und eine Gemeinde wird gebildet — die Seele aus alten, längſtuntergegangenen Sonnen liegt in den Gluten des Fegfeuers und iſt verlaſſen und vergeſſen.

Aber ein Tag geht auf im Jahre, ſolch' vergeſſenen Seelen zum Troſte.

Als Chriſtus der Herr am Kreuz iſt geſtorben und nur noch der letzte Tropfen Blut in ſeinem Herzen iſt geweſen, da hat ihn ſein himmliſcher Vater gefragt: „Mein lieber Sohn, die Menſchheit iſt erlöſt; wem willſt du den letzten Tropfen deines roſenfarbenen Blutes zukommen laſſen?" — Da hat Chriſtus der Herr geantwortet: „Meiner lieben Mutter, die am Kreuze ſteht, auf daß ihre Schmerzen ſollen gelindert ſein." — „O nein, mein Kind Jeſus," hat darauf die Mutter Maria geantwortet, „wenn du den bitteren Tod willſt leiden für die Menſchenſeelen, ſo mag ich die Mutterherzenspein auch noch ertragen, iſt ſie gleichwol ſo groß, daß ſie nicht das Meer kann löſchen, und wär' die ganze Erden ein Grab, ſie nicht kunnt begraben. Ich ſchenke den letzten Tropfen deines Blutes den vergeſſenen Seelen im Fegfeuer, auf daß ſie einen Tag haben im Jahr, an dem ſie von dem Feuer befreit ſind."

Und ſo ſei — nach der Sage Deutung — der Allerſeelentag entſtanden. An dieſem Tage ſind auch die verlaſſenſten und vergeſſenſten Seelen von ihrer Pein befreit und ſtehen im Vorhofe des Himmels, bis der letzte Stundenſchlag des Tages ſie wieder in die Flammen ruft.

Das iſt im Walde der Sinn und Gedanke des Feſtes Allerſeelen, und manche gute That wird geübt auf die Meinung, den abgeſchiedenen Seelen die Feuerspein zu lindern.

Ueber den einſamen Gräbern aber brauen die Spätherbſtnebel, und junger Schnee verbirgt des Hügels letzten Reſt, und darauf haben etwa die Klauen eines Hähers ein Kettchen gezogen — als einziges Zeichen des Lebens, das hier oben noch waltet — des unauflöslichen Bandes Deutung: Um Leben und Tod iſt eine ewige Kette gewunden.

In den Winkelwäldern gibt es nur ein einziges Grab, von dem die Leute wiſſen. Aber ſie verachten es und ſie fliehen es. Und dennoch iſt es an dieſem Tage des Gedächtniſſes nicht einſam geweſen.

Das Töchterlein des ſchwarzen Mathes hat am Grabe des Vaters wieder ein Blatt gefunden.

„Mir geht es wohl. Ich denke an meine Mutter, an meine Schweſter und an meinen Vater.

Lazarus.“

Das iſt die Botſchaft. Die einzige Botſchaft von dem verſchwundenen Knaben ſeit vielen Tagen. Die Schriftzüge ſind dieſelben, wie auf dem erſten Blatte.

Keine Menſchenſpur geht außer der des Mädchens zum Grabe hin, keine davon. Pfade von Füchſen und Rehen und anderen Thieren ziehen in Zick und Zack durch den winterlichen Wald.

Am Katharinentag 1817.

Es iſt ein Brief geſchrieben worden, daß der Knabe um Gottes- und der Mutterwillen zurückkehren möge in die Hütte. Der Brief iſt gut verwahrt über dem Grabe an dem Kreuzlein befeſtiget worden. Bis zum heutigen Tag iſt er noch dort, Niemand hat ihn erbrochen.

Weihnacht 1817.

Heute habe ich Heimweh nach den Glockenklängen, nach in Wehmuth erlöſenden Orgeltönen. Ich ſitze in meiner Stube und ſpiele Krippenlieder auf der Zither. Meine Zither hat nur drei Saiten; eine vollkommenere habe ich mir nicht zu ſchaffen gewußt.

Die drei Saiten ſind mir genug; die eine iſt meine Mutter, die andere mein Weib, die dritte mein Kind. Stets in ſeiner Familie begeht man die Weihnacht.

Nur wenige der Waldleute gehen mit Spanlunten hinaus nach Holdenſchlag zur nächtlichen Feier. Es iſt auch gar zu weit. Die Uebrigen bleiben in ihren Hütten; aber ſchlafen wollen ſie doch nicht. Sie ſitzen beiſammen und erzählen ſich Mährchen. Sie haben heute einen ſonderartigen Drang, aus ihrer Alltägigkeit herauszutreten und ſich eine eigene Welt zu ſchaffen. Mancher übt alte, heidniſche Sitten aus, und vermeint durch dieſelben einem unſäglichen Gefühle des Herzens zu genügen. Mancher ſtrengt ſeine Augen an und blickt hin über die nächtigen Wälder und meint, er müſſe irgendwo ein helles Lichtlein ſehen. Er horcht nach

Feierglockenklingen und lieblichen Engelsſtimmen. Aber nur die Sterne leuchten über den Waldbergen, heute wie geſtern und immer. Ein kalter Lufthauch weht über den Wipfeln; Eisflämmchen flimmern nieder von den Kronen und zuweilen ſchüttelt ein Geäſte ſeine Schneelaſt ab.

Aber anders berührt in dieſer Nacht das Flimmern und das Fallen des Schnees, und die Menſchengemüther zittern in ſehnſuchtsvoller Erwartung des Erlöſers.

Ich habe ein einfältig Chriſtbäumchen zuſammengerichtet und dasſelbe der Anna Maria Nuß in die Lautergräben geſchickt. Ich denke, die Kerzenflammen müſſen freundlich ſpiegeln in den Aeuglein ihres Kleinen. Vielleicht, daß gar ein Flämmchen in's junge Herz hineinzuckt.

In der Hütte der Witwe kann kein Chriſtbaum ſein. Auf dem Grabe des Mathes liegt ſehr viel Schnee; das Briefgehäuſe aus Reiſig hat eine hohe Haube. Der ſtehende Brief der Mutter an das Kind muß verderben, ohne erbrochen und geleſen worden zu ſein.

März 1818.

In einem Winkel der Karwäſſer drüben hat ſich der Berthold eine Klauſe erworben. Er iſt zu den Holzleuten gegangen.

Die Aga hat geſtern ein Kindlein geboren. Es iſt ein Mädchen. Sie haben es nicht nach Holdenſchlag getragen. Ich bin geholt worden, daß ich es taufe. Ich bin kein Prieſter und darf dem Kirchenkalender keinen Namen ſtehlen. Waldlilie habe ich das Mädchen geheißen, und mit dem Waſſer des Waldes habe ich es getauft.

Oſtern 1818.

Wann wird der Engel kommen, der den Stein hinwegwälzt?

„Jerum, jerum, unſer Herrgott iſt geſtorben? aber wie ich ſchon ſag', es erfährt Ein's halt nichts in dieſes Hinterland herein. Schau, ſchau, ſo iſt er dennoch wol einmal geſtorben; iſt eh' nimmer jung geweſen, hab' ſchon mein Lebtag von ihm gehört. Hat halt doch auch einmal fort müſſen. Uh, wem bleibt's aus!" — Das hat der alte Schwamelfuchs geſagt, als er erfahren, daß zu Holdenſchlag am

Charfreitag von der Kanzel verkündet worden, unſer Herrgott ſei geſtorben für die Sünden der Welt.

In ernſter und in höchſter Verwunderung meint es der Alte, der doch zu jedem Abendgebete die Worte ſagt: „Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuziget, geſtorben.“

Es iſt Zungengebet. Das wahre Gebet betet nur das Herz in ſeiner Noth, in ſeiner Freude, aber die Leute werden ſich desſelben nicht bewußt. In Untiefen begraben liegt noch das Ding, das wir wahre Gotteslehre oder Sittlichkeit heißen.

Die Leute eilen in der Oſternacht oder am Morgen in den freien Wald hinaus, zünden Feuer an, laſſen Schießpulver knallen und ſpähen in der Luft nach dem päpſtlichen Segen, der am Oſtermorgen von der Zinne der Peterskirche zu Rom ausgeſtreut werde nach allen vier Winden.

Es iſt immer das unbewußte Sehnen und Ringen. Man merkt, es liegt etwas begraben in den Herzen, was nicht todt iſt. Wann aber wird der Engel kommen, der den Stein hinwegwälzt?

Am Sankt-Markustag 1818.

Der Schnee iſt geſchmolzen. Drüben im Geſenke donnern noch die Lahnen. Vor einem Jahre haben wir einige Obſtbäume gepflanzt; dieſe grünen jetzt ganz friſch, und der Edelkirſchbaum treibt fünf ſchneeweiße Blüthen.

Der Kirchenbau hat wieder begonnen. Die Maurer haben ſich auch ſchon an den Pfarrhof gemacht. Der wird ein ſtattliches Haus nach dem Plane des Waldherrn. Warum muß der Pfarrhof denn größer ſein, als etwan das Schulhaus? Das Schulhaus ſoll ja für eine ganze Familie und für eine Schaar junger Gäſte eingerichtet ſein; der Pfarrhof herbergt nur einen oder ein par einzelne Menſchen.

Aber der Pfarrhof ſoll das Heim und die Zuflucht ſein für alle Rath- und Hilfbedürftigen; eine Freiſtatt für Verfolgte und Schutzloſe, — der Mittelpunkt der Gemeinde.

Als Neues in der Jahreszeit kehrt ſtets das Alte wieder, die Leute leben in ihrer gewohnten Beſchäftigung und unbewußten Armuth fort.

Ich kann nicht mehr ſo im Walde herumgehen um mit den Leuten zu verkehren, von ihnen zu lernen und ihnen dafür anderweitig zu nützen. Ich kann nicht mehr flechten und ſchnitzen, nicht mehr ſo in der Schöpfung leben und Baum- und Blumenkunde treiben und das Erdreich ausſpähen, was etwan aus demſelben für uns zu holen wäre. Ich muß ſtetig bei dem Baue ſein; die Arbeiter und Vorarbeiter geben auf meinen Rath. Ich muß viel nachdenken und Bücher und fremde Erfahrungen zu Hilfe ziehen, daß wir nicht auf Irrwege gerathen.

Mir behagt aber die Sache bei all der Anſtrengung und ich werde jünger und kräftiger.

Geſtern iſt der Dachſtuhl aufgeſetzt worden. Viele Menſchen ſind dabei anweſend geweſen; Jeder will zur Kirche ſein Schärflein beitragen. Die Witwe des Mathes und ihre Tochter arbeiten auch im Bau. Sie ſprechen kein Wort mehr von dem Knaben. Aber letzthin hat das Weib ein Steinchen mit aus ihrer Hütte gebracht und die Worte geſagt: „Ich möchte gern, daß dieſes Sandkorn unter dem Altar liege."

Es iſt der Stein, den der Knabe nach der Mutter geworfen.

Pfingſten 1818.

Das erſte Feſt der neuen Kirche. Aber nicht in derſelben, ſondern vor derſelben. Geſtern iſt das Thurmkreuz aufgerichtet worden. Es iſt von Stahl und vergoldet, — ein Geſchenk des Freiherrn.

Eine große Menge Leute hat ſich verſammelt; es gibt doch viele Bewohner in den Wäldern.

Von Holdenſchlag aber ſoll kein Menſch dageweſen ſein, nicht einmal der Pfarrer. Letztlich gönnen ſie uns etwan gar die neue Kirche nicht? — Wol aber iſt jenſeits des Winkelbaches der Einſpanig geſehen worden. Er ſchleicht und lauert, zerrt ſein aſchenfarbig Lodentuch über das bewüſtete Haupt; haſtet am Bache hin und wieder und endlich hinein in das Dickicht. — Das iſt ein ſeltſamer Menſch; mehr und mehr zieht er ſich zurück von den Leuten und nur an bedeutſamen Tagen wird er geſehen. Niemand weiß, wer er iſt, von wannen er kommt, und was er webt, das weiß kein Weber.

Auch der Holzmeiſter nimmt an dem Feſte theil, iſt ganz außerordentlich aufgeziert und hat gar ſeinen rothen Vollbart gekämmt. In der Hand hat er einen beknopften Stock getragen, da merke ich gleich, es geht nicht gewöhnlich zu. Und richtig, er hält eine Rede, in welcher er ſagt, daß er heute im Namen des Waldherrn der neuen Gemeinde die neue Kirche übergebe.

Das Kreuz trägt ein kräftiger Mann an den Arm gebunden hinauf. Es iſt Paul, der junge Meiſterknecht aus den Lautergräben. Von dem Thurmfenſter, durch das er herausſteigt, iſt ein ſehr einfaches Gerüſte an dem faſt ſenkrechten

Schindeldach empor bis zur Spitze. Gelaſſen klettert der Träger an den Balken hinan. Zur Spitze angekommen ſteht er frei aufrecht und löſt ſich das Kreuz vom linken Arm. — In der Menſchenmaſſe iſt es ſtill, und ringsum kein Laut, als ob noch die Urwildniß wäre an den Ufern der Winkel. Jeder hält den Athem an, als wäre ein unbewachter Hauch im Stande, dem Manne auf ſchwindelnder Höhe das Gleichgewicht zu ſtören.

Paul hütet ſeinen Blick und ſeine Bewegungen ſind langſam und regelmäßig. Ich vermeine ſchon ein Zucken und Wenden zu bemerken, das nicht zur Sache gehört, ſchon faßt mich der Schreck — da ſenkt ſich das Kreuz in ſeinen Grund und ſteht feſt. In demſelben Augenblicke ſtrauchelt der Mann — da ſchallt herunten in meiner Nähe ein Schrei. Aber Paul ſteht oben.

Der Schrei iſt aus dem Munde der Anna Maria gekommen. Sie iſt todtenblaß und ohne noch einen Laut zu thun, ſetzt ſie ſich auf einen Stein.

Und jetztund wird's erſt luſtig. Paul zieht ein Glas hervor, hebt es, leert es und ſchleudert es nieder auf den Boden. Es zerſpringt in tauſend Scherben und die Leute ringen untereinander um dieſe Scherben, um ſolche für ihre Enkel zu erhaſchen und dereinſt ſagen zu können: Sehet das iſt ein Theil des Glaſes, aus dem bei der Aufrichtung unſeres Kirchthurmkreuzes getrunken worden.

Noch ſteht Paul auf hoher Zinne, Arm in Arm mit dem Kreuze; da kommt im Thurmfenſter der graubärtige Kopf unſeres Fabelhans-Rüppel zum Vorſcheine. Der zwinkert ſo gewaltig mit den weißen Augenbüſchen, daß man es gar herunten bemerken kann, und hebt ſo an zu reden:

„Weil ich mich nicht auf die Spitz' getrau, ſo ich zu dieſem Fenſter herausſchau. Auf der Spitz' ſteht ein junger Mann, dem ſteht das Trinken an; das Reden aber mir Alten. Will euch doch keine Predigt halten; dafür wird unten die Kanzel gebaut und dieſelb' einem rechtſchaffenen Pfarrer vertraut. Neben der Kanzel werdet ihr einen Taufſtein erblicken; dem hab' ich nichts mehr zu ſchicken; aber es gibt Leut' in der Pfarr, die brauchen ſo ein' Waſchtrog alle Jahr; Der Taufbrunn' darf nicht zu klein, im Holzhauerland muß das ein ſtarker Brunnen ſein. Aber gleich daneben thut der Beichtſtuhl ſtehn, da tragen ſie alle Sünden hinein, ſind ſie groß oder klein. Gott wird ſie verzeihn; der Beichtvater aber ſoll die Ohren verſchließen, der kann die Sünden von ſich ſelber wiſſen. Dann iſt der Hochaltar, da ſchüttet man ſeinen Kummer aus und geht wieder friſch und jung nach Haus. Und der liebe Gott wird zwölf Engel ſenden, die werden die Gemeinde bewachen an allen Enden. Da hör' ich, was auf dem Thurm das Glöcklein ſpricht, und ſeh' leuchten das heilige Kreuz im Sonnenlicht, wie ein Wegweiſer, ein göttliches Zeichen, daß wir allzuſamm' mit Gottes Gnad' den Himmel erreichen. — Und weil ich heut auf dieſem Thurm ſchon die Glocken muß ſein, ſo ruf' ich es weit in's Land hinein, daß es hallt und ſchallt über Berg und Wald, bis hin in die ſchöne Stadt, wo unſer braver Herr ſeinen Wohnſitz hat. Ich und wir All' und die ganze Gemein bedanken uns wol von Herzen ſein für's Gotteshaus zur ſchönen Zier! und der Engel ſoll uns leiten All' zur himmliſchen Thür. — Das iſt mein armer Gruß; und noch thät' ich meinen zum Schluß: eh'vor wir ſelbander im Himmel uns freu'n, wollen wir auf Erden noch luſtig ſein!"

In allen Herzen haben die Worte gezündet und ich hätte gleich meinen eigenen Schutzengel mögen ſchicken, daß er dem Herrn in der Stadt den lieblichen Dankesgruß gebracht.

Als hierauf der Paul glücklich vom Thurme zurückkommt auf den feſten Erdengrund, hat ihn ſein Weib mit beiden Armen empfangen: „Gott gibt dich mir mit eigenen Händen zurück!"

Darauf gehen ſie dem Hauſe zu, das heute eine laute Schenke geworden iſt. Und ſiehe die

Fügung, da iſt der Paul nach wenigen Stunden auf dem breiten, ebenen und grundfeſten Boden des Wirthshauſes nicht mehr ſo ſicher geſtanden, wie oben auf der Spitze.

Das erhöhte Kreuz aber hat ſeinen Arm huldreich ausgebreitet über die Kirche und über das Wirthshaus.

Einige Tage ſpäter.

Es wird aber nicht wahr ſein, was man über den Sohn unſeres Waldherrn redet. Der junge Herr ſoll es toll treiben. Es haben auch der Reichthümer allzuviel auf ihn gewartet, als er in dieſer Welt iſt angekommen. Ei freilich läßt ſich mit klingendem Namen und klingender Münze im Leben etwas machen.

Aber ich habe dem guten Hermann ja geſagt, woher das Brot kommt und was Arbeit heißt. Freilich, das Eine hat mir nicht gefallen wollen, daß er niemals auf die Arbeiter des Feldes und auch niemals auf die Blumen des Frühlings und auf die Blätter des Herbſtes hat geachtet.

Doch nein, Hermann, du kannſt ſo ſehr nicht irren. An deiner Seite ſteht ja der heiligſte, treueſte Schutzgeiſt, den Erde und Himmel je geboren hat. —

Ei, komme doch einmal herein in unſeren ſchönen, ſtillen Wald!

Morgenroth und Edelweiß.

Im Sommer 1818.

Zuweilen iſt mir im Winkel hier doch gar recht einſam zu Herzen. Ich weiß nun aber ein Mittel dagegen; ich gehe zu ſolchen Stunden hinaus in die noch größere Einſamkeit des Waldes; und ich bin in derſelben ſogar ſchon nächtlicher Weile geweſen, und habe die ſchlummernde Schöpfung betrachtet und Ruhe und Befriedigung empfunden.

Nacht liegt über dem Waldlande. Der letzte Athemzug des vergangenen Tages iſt verweht. Die Vöglein ruhen und träumen und dichten künftige Lieder. Aber die Käuze krächzen und Aeſte ſeufzen in ihren Stämmen. Die Welt hat ihr Auge geſchloſſen, aber ihr Ohr thut ſie auf der ewigen Klage der Menſchen. Wozu? ihr Herz iſt Felsgeſtein und nimmer zu wärmen. Ei, ſie wärmt ja mit ihrer Ruhe und mit ihrem Blick. — Oben drängt ſich Geſtirn an Geſtirne, es tanzt ſeinen Reigen und freut ſich des ewigen Tages. — Auch dem Walde naht der Morgen wieder, ſchon winken ihm die Zweige.

Es naht der junge König auf Wolkenroſſen vom Aufgang her geritten und bohrt ſeine glutlodernden Lanzen in das Herz der Nacht, und dieſe ſtürzt nieder in dämmernde Schluchten, und von felſiger Zinne rieſelt das Blut.

Alpenglühen nennen es die Leute.

Zu dieſer Jahreszeit wäre es auf dem grauen Zahn gut ſein. Während unten in finſteren Thälern die Menſchen ausruhen von Mühſal, und träumen von Mühſal, und ſich ſtärken zu neuer Mühſal — ſtehen da oben die ewigen Tafeln in ſtiller Glut, und um Mitternacht reicht über dem Zahn ein Tag dem andern die Hände.

„O, das iſt ein ſchönes Licht!“ hat der alte Rüppel einmal ausgerufen, „das leuchtet hinaus in die weite Fern, das leuchtet mir hinein in mein tiefes Herz, das leuchtet mir hinauf zu Gott dem Herrn!“

In meiner Seele iſt zuweilen eine ſo ſeltſame Empfindung; Sehnſucht nach dem Weiten, nach dem Unbegrenzten iſt nicht ganz der rechte Name dafür; Durſt nach dem Lichte möchte ich ſie heißen. — Mein armes Auge, du vermagſt der dürſtenden Seele nicht genug zu thun; du wirſt in dem Meere des Lichtes noch ertrinken.

Ich bin dieſer Tage wieder auf dem Zahn geweſen. Bald werde ich ja an den Glockenſtrick geknüpft ſein, wenn andere Leute Feiertag haben. Es ſei, der Glockenſtrick iſt ein langer Athem, der ſagt mit jedem Zug den Menſchen was Gutes und lobet Gott.

Ich habe von dem hohen Berge aus nach den Niederungen geſchaut, aber das Meer hab ich nicht geſehen. Ich habe gegen Mitternacht geſchaut bis zu den fernſten Kanten hin, von da aus man vielleicht das Flachland könnt' ſehen, und die Stadt und den Giebel des Hauſes, und das Gefunkel der Fenſter . . . .

Und wie lang' müßteſt du fliegen, du Blick meines Auges, bis hin in's Sachſenland zum Grabe! . . . .

Der ſcharfe Wind hat meine Gedanken abgeſchnitten. Da bin ich wieder niederwärts geſtiegen.

An einem Ueberhang des Grates habe ich etwas recht Freundliches gefunden.

Das habe ich am Geſtade des fernen See's von meiner Ahne ſchon gehört, und das habe ich von den Menſchen dieſes Waldlandes wiederholt vernommen, daß in der Sonne drin die heilige Jungfrau Maria am Spinnrade ſitzt. Sie ſpinnt Wolle von ſchneeweißen Lämmlein, wie ſie im Paradieſe weiden. Da iſt ihr einmal, als ſie bei dem Spinnen eingeſchlummert und vom Menſchengeſchlechte hat geträumt, ein Flockchen der Wolle auf die Erde gefallen, iſt hängen geblieben an einem hohen Felſen, und die Leute haben es gefunden und Edelweiß geheißen.

Zwei Sternchen davon hab ich abgepflückt und ſie an meine Bruſt gethan. Das eine, das ein wenig röthlich leuchtet, ſei Heinrichroth genannt, das andere, ſchneeweiße, das . . . . laſſe ich bei ſeinem alten Namen.

Als ich gegen Abend zu den Wäldern und Geſchlägen niederkomme, ſtößt mir was unſäglich Liebliches zu. Da ſehe ich unweit meines Fußſteiges eine Schichte friſchgrünen Graſes; es duftet mir ſo einladend entgegen, und ſo denke ich, daß ich hinſchreite dazu und meine ermüdeten Glieder darauf ein wenig raſten laſſe. Und wie ich nun zur Grasſchichte komme, ſehe ich darin ein Kindlein ſchlafen. Ein blüthenzartes, herziges Kindlein, ſorglich in Linnen gewickelt. Ich bleibe ſtehen, und wahre meinen Athem, daß er nicht in Verwunderung ausbreche und ſo das Weſen wecke. Ich vermag kaum zu denken, wie es komme, daß dieſes hilfloſe, blutjunge Menſchenkind zu dieſer Stunde an dieſer entlegenen Stelle ſei. Da klärt es ſich ſchon auf. Von der Thalmulde wankt eine Graslabung heran, und unter derſelben ſchnauft die Aga, die für ihre

Ziegen Futter ſammelt, und das Kind iſt ihr Töchterchen — meine Waldlilie.

Das Weib ladet hierauf den Grasvorrath auf ihren Rücken und das Kind auf ihre Bruſt, und wir gehen zuſammen dem Thale zu.

Ich bin an demſelben Abende in ihre Klauſe eingekehrt und hab Ziegenmilch getrunken. Der Berthold iſt ſpät vom Holzſchlage heimgekommen. Die Leutchen führen ein kümmerliches Leben; aber ſie ſind guten Muthes, und die junge Waldlilie iſt ihre Glückſeligkeit.

Als der Berthold an meiner Bruſt das Edelweiß ſieht, ſagt er mit dem Finger drohend: „Ihr, gebt Acht, das iſt ein gefährlich Kraut!“

Ich verſtehe ihn nicht, da ſetzt er bei: „Das Edelweiß hätt' ſchier meinen Vater getödtet und das Edelweiß will mir die Lieb' zu meiner ſchon verſtorbenen Mutter vergiften.“

„Wie ſo, wie ſo, Berthold?“ frage ich.

Da erzählt er mir folgende Geſchichte: Auf der andern Seite des Zahn, vom Geſenke hinaus, iſt ein Forſtjunge geweſen, der hat ein Sennmädchen lieb gehabt. Aber das iſt gottlos ſtolz geweſen und hat eines Tages zum Forſtjungen geſagt: „Biſt mir ja recht und ich mag dein werden, aber eine Gewährſchaft mußt du mir geben von deiner treuen Lieb'. Biſt ein flinker und prächtiger Burſch;

ſchlagſt mir's ab, wenn ich ein Edelweiß verlang' von der hohen Wand herab?"

„Mein Leben, ein Edelweiß ſollſt du haben?" jauchzt der Burſch, denkt aber nicht daran, daß ſie die hohe Wand die Teufelsburg heißen, weil ſie unbeſteigbar iſt, weil an ihrem Fuß ſechs Martertafeln ſtehen, von Wurznern und Gemsjägern zeigend, die herabgeſtürzt. Und die Sennin bedenkt es nicht, daß ſie die ſiebente Martertafel begehrt.

Aber dasſelb' iſt wol wahr, daß Einem die Lieb' toll den Kopf verrückt. Der Forſtjunge hat ſich aufgemacht noch an demſelbigen Tag.

Er beſteigt das niedrigere Gewände, über welches der Holzhauer mit ſeiner Kraxe noch wandeln muß; er erklettert Hänge, an denen der Wurzner ſeinen Speik ausſticht; er ſchwingt ſich über Schluchten und Klippen, denen kaum mehr der Gemsjäger traut. Und er erreicht endlich jene ſchaudervollen Stellen an der Teufelsburg, die unter ſich den zerriſſenen Abgrund, über ſich das ſenkrecht aufſteigende Gethürme haben.

Auf einem nächſten Felsvorſprung iſt ein Gemslein geſtanden, das hat luſtig ſein Haupt erhoben und ſpottend auf den Burſchen herübergeſchaut. Es iſt nicht geflohen, da oben iſt das Wild der Jäger und der Menſch das hilfloſe Wild. Das Gemslein ſcharrt mit dem Forderfuß, da fliegen weiße Flaumſchüppchen auf. — Edelweiß.

Der Burſche weiß wol, er hat ſein Auge zu wahren, daß das Rad in ſeinem Haupte nicht anhebt zu kreiſen. Er weiß wol: blickt er empor am Gewände, ſo iſt es der Abſchied vom Himmelslicht, und ſenkt er ſein Auge niederwärts, ſo ſchaut er in ſein Grab.

Nicht die Gemſe, der Boden, auf dem ſie ſteht, iſt heute ſein Ziel. Einſtemmt er den Alpenſtock und windet ſich und ſchwingt ſich. Blau und grau wird es um ſein Auge. Funken tauchen auf und kreiſen und vergehen. Nichts ſieht er mehr, als das Lächeln der Sennin, da ſchleudert er den Stock von ſich, da hebt er an und hüpft und ſpringt in weiten Sätzen. Und die Gemſe macht ſich auf und ſetzt wild über ſein Haupt, und der Forſtjunge ſinkt hin auf das weiße Bettlein des Edelweiß.

Am zweiten Tage nachher hat der Oberförſter bei den Leuten nachfragen laſſen, ob der Forſtjunge nicht geſehen worden ſei. Am dritten Tage haben ſie das Sennmädchen geſehen im Walde laufen mit gelöſten Haaren und ringenden Händen. Und an dem Abende desſelben Tages iſt der Forſtjunge auf einen Stock geſtützt durch das Thal geſchritten.

Wie er herabgekommen von der Teufelsburg, das hat er keinem Menſchen erzählt, noch vielleicht erzählen können. Edelweiß hat er bei ſich getragen — einen Strauß an der Bruſt — einen Kranz auf dem Haupte; ſchneeweiß, edelweiß ſind ſeine Haare geweſen.

Und das Sennmädchen, das ſich in ſeinem Uebermuth an dem braunen Lockenkopf verſündigt, hat jetztund das Weishaupt geliebt und gepflegt, bis es ſelbſt ein ſolches geworden in ſpäten Jahren.

Faſt ſchön hat der Berthold dieſe Geſchichte erzählt und letztlich beigeſetzt, daß er von dem Forſtjungen und der Sennin das Kind ſei.

Im Herbſt 1818.

Wenn ich in den Wäldern herumgehe zu großen und kleinen Leuten, und von den erſteren lerne und die letzteren lehre, ſo ſehne ich mich oftmals zurück zum Steg der Winkel. Da haben die letzten Jahre her die Leute um das Winkelhüterhaus mit Axt und Hammer ſo herumgearbeitet und ich hab ſelber zuweilen ein wenig meine Hand daran gelegt. Und nun ich die Augen einmal aufmache und die Dinge betrachte, ſehe ich, daß wir ein Dorf haben.

Neben dem Hauſe ſind ein par Hütten aufgerichtet worden, anfangs nur für die Bauarbeiter, und nun werden ſie zu ſtändigen Häuſern eingerichtet. Und da iſt der Martin Grasſteiger, ein

Kohlenbrenner aus den Lautergräben herübergekommen, und hat zwei ſolche Hütten um eine ganz erkleckliche Summe erkauft und zur Verwunderung der Leute gleich baar ausbezahlt. Aus den pechſchwarzen Kohlen werden funkelnde Thaler gemacht, hat die alte Ruß-Kath einmal geſagt. Und mit blanken Thalern hat der Grasſteiger die Hütten bezahlt, und nun iſt er ein anſehnlicher Mann.

Der Pfarrhof iſt der Vollendung nahe und die Kirche ebenfalls, und darnach kommt das Schulhaus dran; — o Gott, ich erlebe eine ſehr große Freude in dieſen Wäldern.

Geſtern zur Abendſtunde haben wir die Kirche zum erſtenmal zugeſperrt. Es iſt der Baumeiſter, der Tiſchler aus Holdenſchlag, der Holzmeiſter dabei geweſen, aber ich weiß nicht, wie es gekommen, daß, wie wir auseinandergegangen, der Schlüſſel mir in den Händen iſt verblieben. Ja ſo — ich bin ja der Schulmeiſter. Ich weiß es ſelber kaum, daß ich es bin, und da ſchreibt mir letztlich der Waldherr, er ſei mit meinem ſchulmeiſterlichen Wirken im Walde recht zufrieden. Was thue ich denn? Geſchichten erzähle ich den Kindern, und weiſe ihnen mancherlei Kleinigkeiten des Waldes, die ſonſt zeitlebens kein Menſch hier noch beachtet hat, mit denen aber die Kinder tolles Weſen treiben und ihre Freude haben.

Die vorderſten Fenſter in der Kirche, zwiſchen welchen der Altar kommt, ſind mir nicht ganz recht. Die Scheiben ſind ſo hell, und das thut mir zuweilen im Auge weh. Und es ſchaut die Waldlehne und der Holzſchlag herein. Ei, das wäre was Rechtes für den Sonntagsbeter, da thät' er im Gedanken allfort Holz hacken, ſtatt ſeine arme Seele demüthig dem lieben Gott vorzuführen, und er thät' die geſchlagenen Stämme zählen und die Stöcke und die Reiſighaufen und ſolche Dinge, um deren Anzahl er ſich ſonſt die ganze Woche nicht kümmert. Da muß das Gebet ſchon wie ein Blutquell aus dem Herzen ſtrömen, wenn der Gedanke dabei nicht durchzugehen trachtet, und ſo muß man die Kirche wie eine Burg bewahren, daß der Sonntag nicht hinaus und der Werktag nicht herein kann.

Die beiden Fenſter müſſen mit Glasmalereien verſehen werden, und das will ich beſorgen. Ich habe mir rothes, gelbes, blaues und grünes Papier kommen laſſen und arbeite nun ſchon ſeit Tagen als Bildſchnitzer bei verſchloſſenen Thüren.

Ueber den Kirchenheiligen ſind die Leute noch nicht einig geworden. Aber ich habe darüber meine Gedanken. Stellen wir gar keinen auf. „Leute," hab ich geſagt, „ſtellen wir gar keinen auf. Jeder ſoll ſich den ſeinen denken nach Belieben. Die Heiligen ſind unſichtbar und im Himmel; wir könnten ſie nur aus ſchlechtem Holz nachmachen, und das thäte ſie leicht verdrießen.“

„'s mag wol richtig ſein,“ haben Einige auf dieſen Vorſchlag geantwortet, und wir erſparen die Unkoſten.“

Den Altartiſch hat ein Vorhacker vom Karwaſſerſchlag gezimmert. Der Vorhacker iſt ein armer Mann mit reichem Kinderſegen; er hat aber für die Kirchenarbeit kein Entgeld genommen. — „Auf eine gute Meinung thu' ich's,“ hat er geſagt, „für die Meinigen thu' ich's, auf daß mir keines ſtirbt und keines mehr dazukommt.“

Der liebe Gott muß nicht recht verſtanden haben; kaum iſt der Altartiſch fertig, rückt dem Vorhacker der neunte Bub auf die Welt.

Um zu zeigen, daß es eine Ehre iſt für den Wald, wenn ſo ein armer Mann ein gemeinnütziges Werk vollbringt, ſo nennen wir den Vorhacker, weil er auch einer iſt, der ſeinen Namen nicht weiß, — den Franz Ehrenwald. — Der Name reicht für ſeine neun Buben und für Weiteres.

Der Franz Ehrenwald iſt ein geſchickter und ſtrebſamer Kopf. Weil ihm der Altartiſch gelungen iſt, ſo will er ſich nun ganz auf das Zimmer- und Tiſchlerhandwerk verlegen. Er hat ſich ſchon eine Unzahl Werkzeuge geſammelt und zwei Körbe voll von Hobeln, Reifmeſſern, Bohrern, Sägen, Beilen, Stemmeiſen und Dingen verſchafft, die er gar nicht anzufaſſen weiß und ſein Lebtag nicht brauchen wird. Aber die Werkzeugkörbe ſind ſein Stolz und ſeine ſchwache Seite, und ſeine Buben können ihm keinen größeren Aerger verurſachen, als wenn ſie in ihren eigenmächtigen Tiſchlerarbeiten ihm etwan einen Bohrer verſchleppen oder ein Meſſer ſchartig machen. Sie mögen nur brav das Handwerk lernen, die zwei Körbe werden ja einmal ihre Erbſchaft ſein.

Ich habe mehrere Pläne für Wohnhäuſer gezeichnet, wie ſie gebaut werden ſollen, daß ſie dauerhaft, licht, luftig, leicht heizbar, für die Lebensweiſe der Leute geeignet und geſchmackvoll ſind. Nach ſolchen Plänen hat der Franz Ehrenwald bereits mehrere Häuſer begonnen. Eines davon gehört dem Meiſterknecht Paul in den Lautergräben. Die Bauten ſind nicht koſtſpielig, da der Waldherr das Holz dazu umſonſt gibt; auch ſollen ſie, ſagt man, ſteuerfrei bleiben.

So fängt das Geſchäft des Meiſter Ehrenwald prächtig an; er muß ſich Gehilfen nehmen und ſeine Buben werden ihm zu wenig. Auch geht er bereits mit einem Plan für ſein eigenes Haus um. Letztlich, als ich einmal unten am Bach ſtehe und Forellen fiſche, kommt er plötzlich, ich weiß gar nicht von woher, auf mich zu und liſpelt mir geheimnißvoll in's Ohr: „Glaubt mir, mein neues

Haus wird ſaggriſch toll, ſaggriſch toll wird's!" Kein Menſch ſonſt iſt in der Nähe geweſen und die Fiſche ſind auch in der Winkel taub. Aber ſaggriſch toll — flüſtert er leiſe — wunderprächtig wird ſein Haus! Der Mann iſt ſchier kindiſch vor Glückſeligkeit; er iſt auf ſeinem Fahrwaſſer; früher iſt es gar Keinem eingefallen, daß man auch in den Winkelwäldern ſtattliche Wohnungen bauen könne.

Auf dem Kreuzwege.

Im Herbſt 1818.

Oben, in der Oede des Felſenthales ſteht ein hölzernes Kreuz. Es iſt daſſelbe, welches emporgewachſen ſein ſoll aus dem Saamenkorne des Vögleins, das alle tauſend Jahre in den Wald fliegt.

Ich beſpreche mich mit dem Förſter und einigen der Aelteſten. Hernach frage ich den alten Bartkopf und Fabelhans Rüppel, der ſonſt auch juſt kein wichtig Geſchäft hat, ob er mit mir gehen wolle hinauf in die Karwäſſer und in das Felſenthal, und ob er mir das bemooſte Kreuz wolle herabtragen helfen in den Winkel.

Und ſo gehen wir an einem hellen Herbſtmorgen davon.

Beiden iſt uns unſäglich wohl geweſen. Dem ſchattendunkeln Winkelbach haben wir Dank geſagt für ſein Schäumen und Rauſchen. Dem Wieſengrün haben wir Dank geſagt, daß es wieſengrün iſt, dem Thaue und den Vögeln und dem Reh und dem ganzen Wald haben wir Dank geſagt. — Wir ſteigen über glatten Waldboden, wir ſteigen über verwittertes Gefälle und bemooſtes Geſtein. Die Bäume ſind alt und tragen lange Bärte, mit jedem ſteht der Fabelhans auf brüderlichem Fuße. Unter den Weben der Mooſe begegnen uns Käfer, Ameiſen, Eidechſen; wir grüßen ſie alle, und luſtflunkernde Schmetterlinge laden wir ein, daß ſie mit uns kommen ſollten zum Kreuze. Ei, die kleine bunte Welt hat davon nichts wiſſen wollen.

Mein Gefährte iſt ein ſehr ſeltſamer Kauz. Wer ihn nicht kennt, der kann ihm nicht glauben. Aber unter den Waldmenſchen gibt es einmal die wunderlichſten Sondergeſtalten. Draußen in der durchgebildeten und abgeſchliffenen Welt nennt man ſolche Erſcheinungen große Geiſter; hier heißen ſie Narren und Halbnarren.

Der Rüppel iſt ſo ein Halbnarr. Sie heißen ihn auch den Fabelhans, weil er allfort was zu fabeln weiß; und ſie heißen ihn den Reim-Rüppel, weil er — und das iſt die Merkwürdigkeit — nicht zehn Worte ſprechen kann, ohne zu reimen. Es iſt eine tollwitzige Gewohnheit. Seine ganze Lebensgeſchichte hat er mir unterwegs in Reimen erzählt. Die Reime haben zwar gottsläſterlich geholpert; aber wer ſoll auf ſo ſteinigem Waldboden nicht holpern und ſtolpern? — Ich will es doch verſuchen, mir ſeine Geſchichte einzuprägen.

„Ein Küſterbüblein bin ich geweſen," hebt er an, „draußen in Holdenſchlag ſteht's noch zu leſen. Wenn ich den Strick hab' geſchwungen und die Glocken haben geklungen, hab' ich den Takt geſungen und den Schwenkel nachgeahmt mit meiner Zungen. Beim Miniſtriren hab' ich wol andächtig die Orgel genoſſen, hab' dem Pfarrer Wein in den Kelch gegoſſen; aber unter dem Waſſerkrüglein hat er gleich gezuckt; kaum ein Tröpflein, iſt er ſchon davongerückt. Waſſer und Wein als Fleiſch und Blut, das iſt unſer höchſtes Gut, aber wer in den Kelch zu viel Waſſer thut, der verdirbt das roſenfarben' Chriſtiblut. — Als ich von der Kirchen bin fortgekommen, hat mich ein Schmied in die Lehr' genommen. Der Blaſ'balg hat mit Gleichmaaß angefangen und der Hammer iſt taktfeſt mitgegangen, und der Ambos hat geklungen, ſind die Funken geſprungen, und Alles hat ſich gefügt und gereimt, als wär' es gehobelt geweſen und geleimt. Gerade meinem Meiſter hat's nicht angepaßt, da hat er mich nach dem Takt beim Schopf gefaßt. Und ſchaut, bei dieſen taktfeſten Dingen, Klingen, Singen und Springen, hab' ich zum ſtillen Feierabendfrieden baß angefangen Reime zu ſchmieden. Aber, wie auch geſchmiedete Reime gerathen, es ſind keine Hufeiſen, ſind keine Spaten, und der Eiſenſchmied hat den Reimſchmied bald verjagt hinaus in den Wald. — Im Wald hab' ich Moos gezupft und Wurzeln und Kräuter gerupft, bin federleicht geworden und mit dem Reh geſprungen, bin luſtig geblieben, hab' mit den Vöglein geſungen. Der Förſter, ein Vetter von mir, hat gedacht, ich kunnt bei dem Lungern gar leicht verhungern, und hat mich zum Jäger gemacht. — Wie ich die erſte Büchs hab' umgehangen, haben die Thier' im Wald ein Freudenfeſt begangen. Ich hab' nach dem Wild geſchoſſen und die blaue Luft getroffen, da bin ich dem Reh auf Versfüßen nachgeloffen. Das iſt gar ſtehen geblieben: ich kunnt nach Belieben mich ſetzen auf ſeinen Rücken; auf ſo ungleichen Bein', das ſehe es ein, könne das Gehen nicht glücken. — Und ſchaut, kaum hab' ich das Wild mir zur Freundſchaft genommen, bin ich mit dem Förſter in Feindſchaft gekommen, und von meinem Jagen und Schießen, will er gar nichts mehr wiſſen. — Bin eine Weil' in der Welt herumgegangen, hab' allerlei angefangen; mit allerhand Herren thät' ich verkehren; theils haben ſie mir gutherzig den Dienſt aufgeſagt, theils haben ſie mich mit Stecken davongejagt. — Und ſchaut, ſo ſchleift es fort und ſo werd' ich alt, und ſo holper' ich wieder zurück in den Wald; und das iſt mein Aufenthalt. Und wenn ich wo Leute ſind', die gutherzig und luſtig ſind, ſo mach' ich mich beſcheiden und mit Freuden daran, und ſinge ſie an; und ſinge zur Tauf' und Hochzeit und anderer Luſtbarkeit um mein Stücklein Brot; iſt's auch ſchwarz und trocken, geſegne mir's Gott! bin ich geſund und wird mir die Zungen nicht lahm im Mund, ſo leid' ich keine Noth. Und iſt es Zeit, ſo kommt der Herr Tod, ich bin bereit und gehe heim, und das iſt der allerbeſte Reim. Und hör' ich ſingen und poſaunenklingen, ſo ſteh' ich wieder auf. Und das iſt des Reim-Nüppels Lebenslauf."

Ich möchte den Mann die wilde Harfe oder den Waldſänger heißen, oder den evangeliſchen Sperling; er ſäet nicht und erntet nicht und bettelt nicht, und die braven Winkelwäldler ernähren ihn dennoch, während draußen im weiten Land die Sänger verhungern.

Nach vielen Stunden ſind wir endlich hinaufgekommen in das Felſenthal. Als wir am zerriſſenen Gewände hingehen, in deren Klüften das Grauen ſchlummert, und als wir mitten in den niedergebrochenen Klötzen das Kreuz ragen ſehen, theilt mir mein Begleiter mit, es thät' ihm ſcheinen, als huſche dort eine Menſchengeſtalt zwiſchen den Steinen. Ich aber habe außer uns zweien Niemanden bemerkt.

Vor dem Kreuze ſtehen wir ſtill. Auf dem bemooſten Felsklotz ragt es, wie es vor vier Jahren geragt, wie es nach der Menſchen Sagen ſeit unvordenklichen Zeiten geſtanden. Wetterſtürme ſind über ihn hingezogen und haben die Rinde gelöſt von dem Holze; ſie ſind dem Kreuzbilde nicht weiter gefährlich worden. Aber die milden Sonnentage haben Spalten geſprengt an den Balken. — Das Himmelsauge wölbt ſich in lichter Bläue über den verlornen Weltwinkel. Die niedergehende Sonne blitzt ſchräge hinter dem Gefelſe hervor und ſpinnt in den uralten, kahläſtigen Baumrunen und beſcheint den rechten Arm des Kreuzes. Ein braunes Würmchen kriecht über den Balken dem ſonnigen Arme zu, doch kaum es den Arm erreicht, iſt die Glut erloſchen. — Ein Kieferſchabkäfer lauft an dem Stamme empor und eilt unter das letzte Rindenſchüppchen, um etwan die Puppe einer Ameiſe zu erhaſchen. — Dem iſt das beſtrahlte Kreuz ein Gottesreich; dem iſt es ein Tummelplatz ſeines Strebens und Genießens.

Unſerer Gemeinde möge es das Erſtere ſein!

Es iſt gut, daß kein Menſch weiß, wer den Pfahl im Felſenthale gezimmert und aufgeſtellt hat. Denn niemals ſollen ſich unter den Anbetenden jene Hände falten, die das Bild der Gottheit geſchnitzt haben. Von dem Berge Sinai herab hat

Moſes die Geſetztafeln geholt, als wahres Bild Gottes. Erſt als die Iſraeliten aus ihrem eigenen Geſchmeide und mit eigenen Händen ein Bild geformt, iſt ein Götzenbild daraus geworden.

Als wir auf den Fels geſtiegen, um den Kreuzpfahl abzulöſen, hat der Rüppel ſein Geſicht bedeckt mit beiden Händen. „Wir brechen den Altar im Felſenkar!“ ruft er in Erregung, „bei wem ſoll nun im Sturme beten der Baum und das verfolgte Reh am Waldesſaum?“

Mir ſelbſt haben die Hände gezittert, als wir das Kreuz ausheben und auf unſere Schultern nehmen. Ich habe es ſo getragen, daß der Querbalken an meinem Nacken gelegen, wie ein Joch; der Rüppel hat den Stamm nachgeſchleppt.

Und ſo gehen wir mit der Laſt hin zwiſchen den Klötzen und zwiſchen den einzelnen Baumrunen. Als wir zu dem Hange kommen, da bricht die Abenddämmer an.

Die ganze Nacht ſind wir mit dem Kreuze gegangen her durch die Waldungen. In den Schluchten und Engpäſſen iſt es ganz grauenhaft finſter geweſen und an manch alten Stamm hat unſer Pfahl geſtoßen. Wo der Weg über Höhen geht, da rieſelt durch das Geäſte das Mondlicht, und wir ſchreiten hin über die milden weißen Tafeln und Herzen, die auf dem Boden liegen.

Mehrmals haben wir das Kreuz auf die Erde geſtellt und uns den Schweiß getrocknet; gar wenig haben wir mitſammen geſprochen. Nur einmal hat der Rüppel den Mund aufgethan und folgende Worte geſagt: „Das Kreuz iſt ſchwer und herb; mag's nur tragen, bis ich ſterb'. Aber thun ſie mich begraben, ſo möcht ich ein grünes Bäumlein haben, das nicht zuſammenbricht auf mein Gebein, das aufwächſt gegen Himmel im Sonnenſchein!"

Da iſt es bei ſo einem Ablaſten, daß neben uns eine dunkle Geſtalt über den Weg huſcht. Sie ſtreckt eine Hand aus, deutet auf einen breiten Stein, und dann iſt ſie verſchwunden. Wir haben beide dieſe Erſcheinung bemerkt, aber wir haben kein Wort geſagt, und erſt, als wir auf der Wieſe der Karwäſſer das Kreuz wieder aufrecht auf die Erde ſtellen, ſo daß deſſen tiefer Schatten ruheſam über dem thauigen Grasgrunde liegt, ſagt der Alte: „Wie in den bitteren Leidenstagen der Herr das Kreuz auf den Berg hat getragen, und wie er mit ſeinen ſchweren Laſten auf einem Stein hat wollen raſten, da tritt aus dem Haus ein Jud' heraus, und ſagt: der Stein gehört mein. Und der Herr ſchwankt weiter in ſeiner Pein. — Und ſelbiger Jud' kann nicht ſterben und ruhen, muß heut' noch wandern von Landen zu Landen, von einem Jahrtauſend zum andern, in glühenden Schuhen." —

Dann nach einer kleinen Weile fährt der Rüppel fort: „Und weil in der heutigen Nacht wir mit dem Kreuze gehen, ſo haben wir gar den ewigen Juden geſehen. Er hat uns geladen ein zur Ruh' auf den Stein, das wäre geweſen nicht unſere Raſt, aber die Ruhe ſein.“

In der Kohlſtatt der hinteren Lautergräben haben uns vier Männer aus dem Winkelthale erwartet. Dieſe nehmen uns das Kreuz ab, legen es auf eine grünſproſſige Bahre und tragen es davon.

Wie wir herauskommen zu unſerem Thale, da bricht der Tag an. Und es klingt und zittert ein Ton durch die Luft, der nicht vergleichbar iſt mit Menſchengeſang und Saitenſpiel und aller Muſik auf Erden. Schon jahrelang habe ich dieſen Ton nicht gehört, weiß ihn kaum mehr zu deuten. Wir alle ſtehen ſtill und horchen; es iſt die Glocke von unſerer neuen Kirche.

Während wir im Felſenthale geweſen, ſind die Glocken angekommen und erhöht worden.

Wie ich an dieſem Morgen das Glöcklein gehört, da habt ich es nicht laſſen mögen, habe laut gerufen: „Leute, jetzt ſind wir nimmer allein! alle Gemeinden draußen läuten zu dieſer Stunde; wir haben mit ihnen den gleichen Morgengruß, den gleichen Gedanken. Wir ſind nicht mehr ſtumm wir haben unſere gemeinſame Zunge auf dem Thurm, die in Freude und in Trübſal ſpricht, was wir empfinden, aber nicht vermögen zu ſagen. Und der ewige Gottesgedanke, der allüberall weht und webt, aber nirgends faßbar, und in keinem Bilde und durch kein Wort voll und ganz ausgedrückt werden kann, im klingenden Reife der Glocke allein nimmt er Geſtalt an für unſere Sinne und wird faßbar unſerem Herzen. Und ſo bringſt du uns, du ſüßer Glockenklang, troſtreiche Botſchaft von außen und von innen und von oben!"

Die Männer haben mich angeſtaunt, daß ich rede, und was es denn viel zu reden gäbe, wenn Kirchenglocken läuten; das höre man draußen zu Holdenſchlag doch alle Tage. Nur der gute Rüppel iſt bei Seite geeilt und hinter die Erlenbüſche hin, auf daß er unbeſchadet von meiner heiſeren Rede den reinen Glockenton hat hören können.

Vor der Kirche ſind ſehr viele Menſchen verſammelt, um die Glocken zu vernehmen und das Kreuz zu ſehen. Jenes Kreuz, das entſproſſen iſt aus dem Samenkorne, ſo das Vöglein hat gebracht, welches alle tauſend Jahre einmal durch den Wald fliegt.

Kirchweih 1818.

Sonntag iſt!

Der erſte Sonntag in den Winkelwäldern. Die Glocken haben es ſchon im Morgenroth verkündet, und da ſind die Leute herbeigekommen aus dem Hinterwinkel, aus dem Mieſenbacheck, von den Lautergräben, von den Karwaſſern, und aus allen Klauſen und Höhlen der weiten Wälder. Heute machen ſie nicht Holzer oder Kohlenbrenner, oder was ſie eben ſonſt ſind, heute zum erſtenmal ſchmelzen ſie zuſammen in Eins, in *einen* Körper und heißen: die Gemeinde.

Die Kirche iſt fertig. Ueber dem Altartiſche ragt das Kreuz aus dem Felſenthale; es ſteht hierorts ſo anſpruchslos und ſchier ſo ſtimmungsvoll, wie es dort in der Einſamkeit geſtanden. Unter den Leuten werden Aeußerungen gehört, das ſei das wahrhaftige Kreuz des Heilandes. Wenn ſie Troſt und Erhebung in dieſem Gedanken finden, dann iſt es, wie ſie ſagen.

Das Gezelt des Heiligſten iſt ein Geſchenk des Freiherrn; die Kerzenleuchter und das Speiſegitter hat der Ehrenwald geſchnitzt. Wer doch die zwei ſchönen Altarfenſter mit den Glasmalereien geſpendet hat, werde ich gefragt. Es iſt gut, daß die Fenſter ſo hoch ſind, ſonſt müßte man es wol merken, daß über den Glastafeln nur buntes Papier klebt. Die beiden Fenſter ſtellen in einem grünen Dornenkranze mit rothen und weißen Roſen die zwei Geſetztafeln Moſes vor. Ueber dem Altare und dem Kreuze iſt ein Rundfenſter mit dem Auge Gottes und den Worten: „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich befreit aus der Knechtſchaft. Mache dir kein geſchnitztes Bild, um es anzubeten.“

Der Pfarrer von Holdenſchlag, der hier geweſen, um die Weihe und den Gottesdienſt zu vollziehen, hat mir bedeutet, die obigen Worte paßten nicht. „Du ſollſt allein an einen Gott glauben!“ müſſe es heißen. Ich antworte, daß ich die angewendeten Worte in einer ſehr alten Bibel geleſen hätte.

Der Schulmeiſter von Holdenſchlag hat die Orgel geſpielt, die einen ſehr reinen, innigen Klang hat. „Die Freuden und Schmerzen im Herzen, die der Mund nicht kann ſagen und klagen, die ſprudeln aus Muſik hell und klar, wie ein Bronnen in der Sonnen!“ ſagt der alte Waldſänger.

Wie ich mich auf der Zither geübt habe, ſo übe ich mich nunmehr auf der Orgel. Jeder liebliche Ton iſt ein Eimer, der niederſteigt in das Herz der Andächtigen und die Seele emporhebt zum Altare Gottes.

Der Pfarrer von Holdenſchlag hat eine Predigt gehalten über die Bedeutſamkeit der Kirchweih und der Pfarrkirche und über das Leben des Menſchen vom Taufſtein bis zum Grabe. Da fällt mir ein, daß wir noch keinen Friedhof haben. Kein Menſch hat daran gedacht oder denken wollen, ſo oft auch die Rede vom Taufſtein geweſen. — Meine ganze Andacht iſt weg, und während hernach bei der Meſſe der Schleier des Weihrauches aufſteigt, habe ich immer daran denken müſſen, wohin wir doch den Friedhof legen werden. Und nach dem Hochamte, da Alles herausſtrömt auf den Platz zu den Verkaufsbuden der Hauſirer, um die Schätze und Künſte zu betrachten, die nun die Welt der neuen Gemeinde im Winkel hereinzuſenden beginnt, ſteige ich den Hang hinan bis zur ſanften Hebung, über die ſich der finſtere Hochwald hinzieht gegen das Gewände. Dort lege ich mich auf die abgefallenen Fichtennadeln des Bodens. Ich bin ſchier abgeſpannt von den ungewohnten Erregungen des Ereigniſſes und verſuche des Friedhofes wegen, wie ſich's hier oben ruhen läßt.

Vom Platze herauf höre ich das Geſchrei der Marktleute und das Geſurre der Menge.

Vielen iſt aber die Kirche nicht recht, weil noch kein ordentlich Wirthshaus dabei ſteht. Ei, der Branntweiner Hannes iſt ja doch da, der hat ſich unter Eſchen ein Tiſchchen aufgeſchlagen und große Flaſchen und kleine Kelchgläſer darauf geſtellt. „Was wär' das für eine ſteintrockene Kirchweih, wenn wir nicht trinken thäten!" ſagen die Leute, und der Burſche will auch ſeiner Maid ein Gläschen zahlen. Und der Teufel iſt ein frommer Mann, der will jede neue Kirche nachmachen, aber es wird halt immer ein Wirthshaus daraus. Der Schenktiſch iſt ſein Hochaltar, die weißgeſchürzte Wirthin ſein Prieſter, das Gläſerklingen ſein Glocken- und Orgelſpiel, des Wirths Säckel ſein Opferſtock, die Spielkarten ſind ſein Gebetbuch und wenn Einer in Rauſch und Zank niedergeſchlagen wird, ſo iſt das ſein Opferlamm.

Das iſt der Schatten von der Kirche. Und der Arbeiter legt ſich nach der heißen Woche nur zu gerne in den Schatten.

Bei dem Mittagsmahle, das wir ſelbander im Winkelhüterhauſe eingenommen, hat es der Holzmeiſter ſchon erzählt, der Graßſteiger will um Erlaubniß einkommen, daß er eine Schnapsſchenke errichten dürfe.

Den Wirth hätten wir ſchon, aber wo ſteckt unſer Pfarrer?

„'s wird auch Keiner hereinwollen in dieſen mit Brettern verſchlagenen Weltwinkel," meint der Holdenſchlager.

„Gelt, Hochwürden!" ſchreit die Winkelhüterin in's Geſpräch hinein, „wahrhaftig, das ſag' ich hundertmal. Fort möcht' ich von dieſer Einöden, heut lieber wie morgen. Es iſt nichts anzuheben in dieſem Winkel. Wie wär' es Unſereinem ſo handſam geweſen, daß Ein's an Sonntagen ein wenig Branntwein ausgeſchenkt hätt', aber halt ja, der Graßſteiger iſt der Hahn im Korb!"

„He," lacht der Pfarrer, „Wirthshäuſer! wird noch ein belebter Ort werden, dieſes Winkel — Winkel — ei, die Gemeinde hat ja noch gar keinen Namen?!"

Ueber den Namen der Gemeinde iſt nicht blos nachgedacht, es iſt ein ſolcher ſogar ſchon beſtimmt worden. Wie ſoll die Waldpfarr heißen? Den Leuten wäre die Erörterung dieſer Frage eine willkommene Veranlaſſung geweſen, bei dem neuen Wirth zuſammenzukommen und die Gemeinde mit Schnaps zu taufen. Aber wir taufen mit Waſſer. Unſer Waſſer heißt die Winkel; über die Winkel führt dahier ſeit unvordenklichen Tagen ein Steg; wenn ihn das Waſſer fortgeriſſen, ſo hatten ihn die Leute wieder gebaut, weil er hier, am Kreuzpunkte der Thalſchluchten und der Waldpfade unentbehrlich iſt. Den Platz um das Winkelhüterhaus nennen ſie kurzweg „am Steg."

Am Steg, am Winkelſteg ſteht die neue Kirche. Und *Winkelſteg*, ſo heißt ſie, und ſo heißt die

Gemeinde. Unſer Waldherr Schrankenheim hat's unterſchrieben.

Wie unſere Kirchweih eingeläutet worden, ſo wird ſie ausgeläutet. Da hat ſich an dieſem Tage noch etwas ſehr Erregendes zugetragen. Die Holdenſchlager Herren und der Förſter ſind fortgeweſen; am Winkelſteg iſt es wieder ſtill. Es dunkelt ſchon früh und im Hochgebirge liegt der Nebel. Es iſt bereits finſter, da ich zu meinen Glocken gehe. Heute zum erſtenmale brennt das rothe Aemplein am Altare, das nun fortan das ewige Licht geheißen werden wird, und nimmer verlöſchen ſoll, ſo lange das Gotteshaus ſteht. Das iſt die Wacht vor dem Herrn.

Wie ich in die Kirche trete, ſehe ich in dem matten Schein am Speiſegitter eine Geſtalt. Da kniet noch ein Menſch und betet. Wenn Einer ſo lange leben muß in dem Elende des Tages, ſo wird hernach völlig der Sonntag zu kurz, da man bei dem lieben Gott eingekehrt iſt, oder bei ſich ſelber. — So denke ich und trete vor, daß ich den Beter aufmerkſam mache auf das Abſperren der Kirche. Wie mich aber die Geſtalt bemerkt, rafft ſie ſich auf und will fliehen. — Zuletzt iſt das gar kein Beter, ſage ich und faſſe den Davoneilenden und ſehe ihm in's Geſicht. Ein junger Burſche iſt's.

„Was wirſt du roth, Schelm!“ rufe ich.

„Ich bin kein Schelm,“ antwortet er, „und ihr ſeid auch roth; das iſt von der Ampel.“ Da ſehe ich ihn recht an. Wer wird es geweſen ſein? Der Lazarus iſt's geweſen, der verſchollene Sohn der Adelheid.

Ich habe die Hände über den Kopf zuſammengeſchlagen und ein Geſchrei erhoben mitten in der Kirche.

„Junge, was iſt das mit dir um Gotteswillen, wo biſt du geweſen? wir haben dich geſucht, deine Mutter hat dich ausgraben wollen aus dem Geſteine der Alpen. Und wie biſt du heute da, Lazarus! ja, das iſt ſchon gar aus aller Weiſ'!“

Der Knabe iſt dageſtanden und hat auf meine Worte gar nichts geantwortet — nicht ein Wörtlein.

Darauf habe ich geläutet. Lazarus iſt neben mir geſtanden; ſeine Bekleidung iſt eine Wollendecke, ſeine Haare gehen ihm über die Achſeln hinab, ſein Antlitz iſt gar blaß. Er ſieht mir zu, er hat noch keine Glocke läuten geſehen. Und was ich empfinde! jetzt hab ich eine hellklingende Zunge, jetzt kann ich das Ereigniß ja verkünden hin in die Berge.

Endlich kommt meine Haushälterin: was denn das Läuten bedeute, ein halbdutzendmal habe ſie ſchon den „engliſchen Gruß“ gebetet und ich höre noch nicht auf!

Da laſſe ich den Glockenſtrick wol fahren und deute auf den Jungen: „Seht, endlich iſt er da. Habt ihr das Läuten denn nicht verſtanden? Der Lazarus iſt gefunden.“

Beſſer als jegliche Glocke weiß ſolche Mähr ein Weib zu verkünden. Kaum eilt die Winkelhüterin zetternd davon, ſind ich und der Lazarus ſchon von Menſchen umringt. Ich weiß kaum, wie ich die Sache erzählen ſoll und der Junge murmelt ein- um das anderemal: „Paulus,“ und ſonſt ſagt er kein Wort.

Wir fragen ihn, wer Paulus ſei; ſtatt auf die Frage zu antworten, verſetzt er mit ſeltſam ſcheuem Blick: „Er hat mich hergeführt zum Kreuz.“ Und laut und angſtvoll ruft er: „Paulus!“ Seine Zunge iſt unbeholfen, ſeine Stimme völlig fremdartig.

Wir führen ihn in's Haus; die Hauswirthin ſtellt ihm zu eſſen vor. Traurig blickt er auf den Eierkuchen, wendet den Kopf nach allen Seiten und immer wieder zurück auf den Kuchen, und rührt keinen Biſſen an.

Allmiteinander reden wir ihm zu, daß er eſſen möge. Seine mageren Hände ſtrecken ſich aus dem Lodenüberwurf hervor und nach der Speiſe aus, aber ſie zucken wieder zurück und der Junge zittert und hebt endlich an zu ſchluchzen. Später bittet er um ein Stück Brot, das er mit Heißhunger verſchlingt. Dabei fallen ihm die ſchwarzen Locken über die Augen herab, er ſtreicht ſie nicht zur Seite. Zuletzt taucht er das Brot in den Waſſerkrug und ißt mit geſteigerter Gier und trinkt das Waſſer bis auf den letzten Tropfen.

Wir ſtehen herum und wir ſehen ihm zu und wir ſchütteln unſere weiſen Häupter und wollen fragen und fragen; und der Junge hört nichts und ſtarrt in die Spanlunte, die an der Wand leuchtet, oder zum Fenſter hinaus in die Dunkelheit.

Noch in derſelben Nacht haben ich und der Graßſteiger den Knaben hinaufgeführt in den Hinterwald zu ſeiner Mutter Hütte. Ein parmal hat er uns davon und die Lehnen hinanklettern wollen in den finſtern Wald. Stumm wie ein Maulwurf und ſcheu wie ein Reh iſt er geweſen.

Wir kommen zu des ſchwarzen Mathes Haus, die ſchwarze Hütte genannt. Da liegt Alles in tiefer Ruh. Das Brünnlein flüſtert vor der Thür; das Geäſte der Tannen ächzt über dem Dache. In der Nacht hört man auf ſolche Dinge; am Tage iſt, wenn Einer ſo ſagen dürfte, das ſtete Tönen des Lichtes, da wird dergleichen ſelten beachtet.

Der Graßſteiger hält den Knaben an der Hand. Ich ſtelle mich an ein Fenſterchen und rufe hinein durch die Papierſcheibe: „Adelheid, wacht ein wenig auf!“

Da iſt drinnen ein kleines Geräuſch und ein verzagtes Fragen, wer denn draußen.

„Der Andreas Erdmann von Winkelſteg iſt da und noch zwei Andere,“ ſage ich. „Erſchreckt aber nicht. In der neuen Kirche hat ſich ein Wunder zugetragen. Der Herr hat den Lazarus erweckt!“

In der Hütte leckt mehrmals ein rother Schein an den Wänden, wie matte Blitze zu ſehen. Das Weib hat an der Herdglut einen Span angeblaſen.

Sie leuchtet uns zur Thüre hinein, aber als ſie den Knaben ſieht, fällt der Span zu Boden und verliſcht.

Da ich endlich wieder ein Licht zu wege bringe, lehnt das Weib an dem Thürpfoſten und Lazarus liegt auf dem Angeſichte. Er wimmert. Der Graßſteiger hebt ihn empor und thut ihm die Locken aus dem Antlitz. Die Adelheid ſteht faſt regungslos in ihrem ärmlichen Nachtkleide; nur in ihrer Bruſt iſt eine mächtige Unruhe. Sie legt die beiden Hände über die Bruſt, ſie wendet ſich gegen die Wand und lechzt nach Athem, ich habe gemeint, ſie bricht uns zuſammen. Letzlich wendet ſie ſich zum Knaben und ſagt: „Biſt wol einmal da, Lazarus?“ — Und zu uns: „Thut euch ab dort auf der Bank, will gleich eine Suppe kochen!“ —

Und wieder zum Knaben: „Zieh' die naſſen Schuh' aus, Bub!"

Er hat gar keine Schuhe an den Füßen; Sohlen aus Baumrinden hat er angebunden.

Das Weib geht zum Bette, weckt das Mädchen, es möge ſchnell aufſtehen, es ſei der Lazarus gekommen. Das Mädchen hebt an zu weinen.

Die Suppe ſteht fertig auf dem Tiſch; der Knabe ſtarrt mit ſeinen großen Augen den Tiſch und die Mutter an. Und jetzt erſt bricht das Mutterherz los: „Mein Kind, du kennſt mich nimmer! Ja, ich bin alt geworden über die hundert Jahr! wo biſt mir geweſen dieſe ewige Zeit! Jeſus Maria!" Sie reißt das Kind an ihre Bruſt.

Lazarus ſtarrt zur Erde; ich merke wol, wie ſeine Lippen zucken, aber er bricht nicht in Weinen aus und er ſagt kein Wort. Er muß Bedeutſames erfahren haben; ſeine Seele liegt unter einem Banne.

Als er hierauf ſeinen Lodenüberwurf austhut, um auf das friſchbereitete Lager zu ſteigen, langt er aus dieſem Ueberwurf eine Handvoll grauer Körner und ſtreut ſie mit einem Schlag über den Fußboden hin. Kaum das geſchehen, hebt er an, ſich zu bücken und die Körner, Steinkügelchen ſind es, wieder aufzulöſen. Er zählt ſie in ſeiner Hand und ſucht dann in allen Fugen und Winkeln, und hebt mit Sorgfalt jedes der Körnchen, und zählt und ſucht wieder, und ſucht mit großer Gelaſſenheit eine lange Weile auf dem Eſtrich der Hütte, bis er das letzte Stückchen hebt und ihm die Zahl in der Hand voll iſt. Und ſelbunter haben wir den Jungen zum erſtenmale lächeln geſehen. Darnach thut er die Steinknöpfchen wieder in die Taſche ſeines Ueberwurfes und geht zu Bette.

Er ſchläft bald ein.

Wir ſind noch lange am Herd geſtanden bei der Spanlunte, und haben unſere Gedanken ausgeſprochen über das Seltſame, wie es mit und in dieſem Kinde iſt.

Chriſtmonat 1818.

Der Knabe Lazarus muß in einer wunderbar mächtigen Schule geweſen ſein. Von ſeinem Jähzorn iſt kaum eine Spur mehr, nur geht, wenn er erregt iſt, ein kurzes, blitzartiges Zucken durch ſein Weſen. Er wird auch wieder fröhlich und heiter. Von ſeinem Leben im Jahre ſeiner Abweſenheit will er nichts Rechtes ausſagen. Paulus hätte ihm verboten, mehr zu reden, als nöthig. Zuweilen erzählt er aber doch, nur ſind die Worte unklar und verwirrt, ſchier wie Traumrednerei. Er ſpricht von einem Felſenhauſe und von einem guten, finſteren Manne, und von Bußübungen, und von einem Kreuzbilde.

Lebhaft und beſtimmt werden ſeine Worte nur, wenn er in der Lage iſt, ſeine und des finſteren Mannes Ehre irgendwie vertheidigen zu müſſen.

In der Gemeinde wird viel von dem „Wunderknaben“ geſprochen. Einige glauben, Lazarus ſei bei einem Zauberer in der Lehre geweſen und werde noch große Dinge vollbringen.

Der alte Waldſänger ſagt, er thäte meinen, nun müſſe bald der Meſſias erſcheinen; Lazarus ſei der neue Vorläufer, Johannes der Täufer, der ſich in der Wüſte genährt von Heuſchrecken und wilden Schnecken.

Gott walte es. Ein thätiger und herzenswarmer Pfarrer wäre für Winkelſteg der Meſſias. Aber es iſt, wie der Holdenſchlager geſagt hat, es will Keiner herein in die verlornen Waldthäler.

Ich bin der einzige, der die Kirche verwaltet, läutet, orgelſpielt, ſingt und vorbetet, wenn Sonntag iſt. Die Täuflinge und Todten müſſen nach Holdenſchlag wie vor und eh.

Im Hornung 1818.

Was geht das mich an? gar nichts geht's mich an. Aber ich bringe es doch nicht aus dem Kopf, was mir der Förſter von dem jungen Herrn erzählt hat.

Mit Verweichlichung ſeines Körpers ſei es angegangen, mit loſen, lockeren Spielen, Gelagen, Schlemmereien und Ausſchweifungen gehe es weiter. Bah, wir ſind Freiherr, wir ſind Millionär, wir ſind ein ſchöner junger Mann, alſo dreinfahren! — So hat's der Förſter ausgelegt. — Ei, der wird's ſo genau nicht wiſſen.

Hermann ſoll in der Hauptſtadt ſein, weit von daheim und von ſeiner Schweſter. Ja, ſelbunder wäre freilich Alles möglich. — Gott ſchütze dich, Hermann! Es wäre auch nicht ſchön von mir, dem Schulmeiſter, wenn ſein erſter Schüler ein . . . .

Heb' dich weg, du häßliches Wort! Hermann iſt ein braver, junger Mann. Was weiß der Förſter!

Im Frühjahr 1819.

Die Gegend altert ſchnell. Die Berge werden grau und kahl; der Wald wird verbrannt; in allen Thälern rauchen Kohlſtätten.

Mit Mühe habe ich es durchgeſetzt, daß ſie da oben an der Hebung einen kleinen Schachen ſtehen laſſen. Der ſoll das letzte und bleibende Stück Urwald ſein und unter ſeinem Schatten ſollen die todten Winkelſteger ruhen.

Der Pfarrhof iſt fertig. Die Pfarre iſt längſt ausgeſchrieben. Einen Lacher thun ſie, wenn ſie es leſen: „Das mag eine ſaubere Seelſorge ſein in dieſem Winkelſteg; der Meßopferwein beſteht aus Holzäpfelmoſt, die Hoſtie aus Hafermehl. — Je, wenn in Winkelſteg der Pfarrer verhungert, ſo iſt er ſelber Schuld, warum ſpeiſt er nicht Baumrinden; die Waldkatzen kommen ja auch davon.“

Winkelſteg iſt böſ' verſchrieen; es wäre aber ſo arg nicht. Ich kriege für das, daß ich die Kirche verſorge und zuweilen auf den Predigtſtuhl ſteige, um den Leuten ein bischen zur Erbauung vorzuleſen, reichlich Mehl und Wildpret. Die Leute ſagen, es ſei Schade, daß ich nicht Pfarrer geworden.

Von der Herrſchaft des Waldes ſind Meſſengelder geſchickt worden, daß in der Gemeinde Winkelſteg ein Gottesdienſt geſtiftet und gebetet werde auf eine gute Meinung. Es hat ſich die Tochter des Hauſes vermählt.

— — — Gott ſei Dank, daß mein Körper und mein Geiſt hier ſo reichliche Beſchäftigung findet. Dieſer Einſpanig gibt Nachdenken; der iſt ein wahrhaftiges Fragezeichen.

Oefter und öfter wird er im Orte geſehen; gebückt, wie ein leibhaft Fragezeichen, gebückt und krumm, ſo geht er einher. Noch immer aber weicht er den Leuten aus; und wer ihm doch nahe zu kommen weiß, um eine Frage an ihn zu ſtellen, dem gibt er eine Antwort, die drei Fragen gebiert. Auch in der Kirche iſt er ſchon geſehen worden, ganz zu hinterſt in der Niſche, wohin der Beichtſtuhl kommen ſoll.

Der alte Rüppel hält das Weſen ganz entſchieden für den ewigen Juden. — Nun, ſo viel mag ich ſelber glauben: der Einſpanig iſt ein Theil desſelben. Der ganze ewige Jude hat aber viele Millionen Köpfe.

Im Sommer 1819.

Da hätten wir nun auf einmal einen Pfarrer, und zwar einen ſo ſeltſamen, und der ſo geheimnißvoll iſt, wie unſer Altarbild, das Kreuz aus dem Felſenthale.

Am letzten Tage des Heumonats, zur Mittagszeit iſt es geweſen. Ich gehe in die Kirche, um die Gebetglocke zu läuten. Da ſteht der Einſpanig auf der oberſten Stufe des Altares, und übt die Förmlichkeiten des Meſſeleſens.

Ich ſehe ihm eine Weile zu. Er lieſt die Meſſe, wie ſie der Holdeuſchlager nicht vollendeter darbringt. Als er aber damit fertig iſt, ernſthaft von den Stufen niederſteigt und mit niedergeſchlagenen Augen dem Ausgange zuwandelt, da iſt es doch meine Pflicht, daß ich ihn anhalte und zur Rede ſtelle.

„Herr,“ ſage ich, „ihr tretet in dieſes Gotteshaus, wie es ja Jeder darf, der aufrichtigen Herzens iſt; aber ihr ſteiget zu dem Allerheiligſten empor und übet Dinge, die nicht Jedem zuſtehen. Ich bin der Hüter dieſes Hauſes und habe euch zu fragen, was euer Treiben bedeutet?“

Er iſt dageſtanden und hat mich mit großer Gelaſſenheit angeblickt.

„Guter Freund,“ ſagt er hierauf mit einer Stimme, die wie eingeroſtet knarrt und ſchrillt: „Die Frage iſt kurz und leicht; die Antwort iſt lang und ſchwer. Weil ihr aber das Recht habt, ſie zu verlangen, ſo habe ich die Pflicht, ſie zu geben. Beſtimmet den Tag, an welchen ihr hinaufgehen wollet zu den drei Schirmtannen in der Wolfsgrube.“

„Wozu?“ ſage ich.

„Die Antwort liegt nicht auf dem Wege. Unter den Schirmtannen mögt ihr ſie erfahren.“

„Wol,“ ſage ich, „wenn es ſo iſt, ſo will ich mich am nächſten Sonnabend um die dritte Nachmittagsſtunde bei den drei Schirmtannen in der Wolfsgrube einfinden.“

Er neigt den Kopf und geht davon.

Ich will von dieſem Vorfalle einſtweilen den Leuten nichts melden. Das iſt ein Narr! würden ſie aufſchreien allmiteinander.

Mag ja ſein. Ich werde zu den Schirmtannen gehen und vielleicht Näheres über den Mann erfahren. Finde ich ſo viele und ſo ſchöne Narrheit in ihm, wie in dem alten Rüppel, ſo bin ich zufrieden. Sollte es in Winkelſteg ſchon mit Pfarrhof und Schulhaus nicht gehen, ſo bringe ich doch etwan einen luſtigen Narrenthurm zu weg.

Und das iſt beſſer.

Die Antwort des Einſpanig.

Am Morgen.

Im Tannenwalde herrſcht tiefe Trauer; wie Todtenklage, wie Grabesſchauer, ſo weht's durch der Wildniß umnachtete Mauer. Dahingeſtreckt am Waldesſaum in's Leichenbett aus mooſigem Flaum, gemordet liegt der urälteſte Baum. — O, ſeht den Mörder über die Steppe fahren, er raſt in Verzweiflung mit fliegenden Haaren, verfolgt und gegeißelt von rächenden Schaaren. — Den armen Mörder, o laßt ihn ziehen, ihm iſt's gegeben, Unheil zu ſprühen. Und neu aus dem Tode wird Leben blühen.

Nicht der alte Rüppel iſt es, der mich anſteckt, daß ich ſchon am frühen Morgen ſolche Zeilen ſchreibe, ſondern eine innere Bewegung, die mich bei der Kunde von dem Sturme erfaßt, hat ſich in Worten Luſt gemacht.

In dieſer Nacht hat ein Sturm gehauſt. In Winkelſteg haben wir nichts verſpürt; nur ein ſchweres Getoſe iſt gehört worden von Mitternacht her. Im Schachen des Gottesackers iſt kein Wipfelchen geknickt.

Am Abend.

Wie ich aber nun, da ich in den neuen Geſchlägen drüben Geſchäfte habe, über die Lauterhöhe geh', iſt mir der Weg zehnfach verlegt durch wild zerzauſte, zerſplitterte, in Kreuz und krumm gefallene Bäume. Ein ſtarker Harzduft weht in den Gräben; zahlloſe Waldvögel flattern heimatlos umher, denn ihre Neſter ſind zerriſſen. Hier und da machen ſich ſchon Holzhauer an das Gefälle, daß ſie die Stämme glätten und ſchälen. In den Holzhauerhütten ſoll das eine fürchterliche Nacht geweſen ſein. Einigen hat es den Dachſtuhl zerriſſen, daß am Morgen die treibenden Wolken des Himmels hineingeſchaut auf den Feuerherd und die wirren Strohſtätten. Bei den Köhlern im Karwaſſer iſt ein abgeriſſener Fichtenſtamm auf einen Meiler gefallen, ſo daß das Feuer herausgebrochen iſt und die hingepeitſchten Flammen ſchier einen Waldbrand erzeugt hätten. Der Berthold ſoll wie wüthend mit dem Dämpfen des Feuers gearbeitet haben und dabei mit ſeinem linken Fuß arg zu Schaden gekommen ſein.

Manch wüſte Scharte iſt den Wäldern geſchlagen, und als ich am Nachmittage zu den Schirmtannen in der Wolfsgrube komme, ſehe ich, daß die mittlere geknickt iſt. Sie iſt von den dreien die mächtigſte und wol die älteſte geweſen.

Auf dem hingeſtreckten Stamm, der ſein wildknorriges Geäſte tief in den Erdboden gebohrt hat, ſitzt der Einſpanig.

Er hat ſich ein Wollentuch um die Schultern gelegt, und über das Tuch wallen die Strähne des ſchwarzen Haares mit ſeinen vielen grauen Fäden. Die Beine hält der Mann über einandergeſchlagen, darauf ſtützt er ſeinen Ellbogen, und auf dieſen das geſenkte Haupt mit dem blaſſen Antlitz.

Da ich nahe, erhebt er ſich.

„Ihr kommet doch,“ ſagt er, „und ich hätte beinahe nicht kommen können. Die Sturmnacht hat meine Behauſung geſperrt; ſie hat einen Felsklotz vor den Ausgang gewälzt.“ Und nach einem ſchweren Athemzug, der wieder an das Toſen eines Sturmes gemahnt, ſagt er das trübſelige Wort: „Vielleicht wäre es beſſer geweſen, dieſe Nacht hätte mich in der Felſenhöhle begraben für alle Zeit, als daß ich euch heute die Antwort gebe. Da ich ſie aber gebe, ſo gebe ich ſie euch am liebſten. Ich habe Rechtſchaffenes von euch gehört, und freue mich der Gelegenheit, euch näher zu kommen. Meine Antwort, junger Mann, iſt eine ſchwere Laſt; helfet mir ſie tragen, wie ihr ja auch die Mühſal der anderen Waldbewohner auf euch geladen habt.

Ich weiß wol, ihr verſteht Prieſteramt zu vertreten; ſo ſeid mein Beichtvater und erlöſet mich von einem Geheimniß, von dem ich nicht weiß, iſt es eine ſchwarze Taube oder ein weißer Rabe. — Wenn es aber wäre, daß ihr mich nicht ſolltet begreifen können . . . ."

Er hat eingehalten; in ſeinem Blick iſt etwas wie Mißtrauen gelegen.

Ich verſetze hierauf, daß ich ihn nach nichts fragen wolle, als nach der Urſache ſeines Gebahrens am Altare unſerer Kirche.

„Da fragt ihr mich ja nach Allem!" ruft er mühſam lachend aus; „da fragt ihr mich nach meinem Lebenslauf, nach meinem Seelenweh, nach meinem Teufel und nach meinem Gott. — Gut, gut, kommt nur her und ſetzet euch zu mir auf dieſen Stamm. Beſſer ſchickt ſich keine Stätte für meine Antwort, als eine aus Vernichtung gebaute. So ſetzet euch auf dieſe Rune!"

Mir wird ſchier unheimlich. Im Tann iſt es ſtill, daß man das Aechzen des Geäſtes vernehmen kann; oben aber fliegt das Gewölke dahin von einem Gewände zum andern.

Ich ſetze mich neben den Mann, in deſſen Augen und Worten aber vielmehr Kraft liegt, als man in dem gebückten, ſich ſchwerſchleppenden Einſpanig hätte vermuthen können.

Ja, der Einſpanig geheißen, weil er nie in Geſellſchaft eines zweiten geſehen worden. Und jetztund ſitzt das Zweiſpan auf dem Stamme: Die Frage und die Antwort.

„Wiſſet, was das iſt, ein Herrenkind?“ frägt der Mann plötzlich und ſtarrt mir in's Geſicht. — „In einem Palaſt geboren, in einer goldenen Wiege gewiegt werden. Der rauhe Erdboden iſt verdeckt mit weichen Geweben; die brennenden Sonnenſtrahlen und Wetterwolken des Himmels ſind verhüllt mit ſchweren Seidenvorhängen; für jeden leiſen Wunſch eine Dienerſchaar; — eine Gegenwart voll Ebenmaaß und hundertfach gehüteten Glückes; eine Zukunft voll Genuß und hoher Würden: das heißt Herrenkindſchaft. Auch ich bin ein Heerenkind geweſen, und als ſolches ärmer, wie ein Bettelknab'. Ich habe es aber zur Zeit nicht gewußt und erſt als ich der Jahre zwölf oder vierzehn gezählt, iſt mir die ſchreckliche Frage erwacht: Menſch, wo haſt du deine Mutter? — Meine Mutter hat mir das Leben gegeben und das Sonnenlicht; — ihr eigenes war's geweſen — bei meiner Geburt iſt ſie geſtorben.

Meinen Vater habe ich ſelten geſehen; er iſt auf Jagden oder auf Reiſen, oder in der großen Stadt Paris, oder in Bädern. Meine Liebe, für Vater und Mutter mir in's Herz gegeben, verſchwende ich an meinem Hofmeiſter, der ſtets um mich iſt als Lehrer und Geſellſchafter, und der mich ſehr lieb hat. Er iſt Prieſter und gehört dem Orden der Geſellſchaft Jeſu an. Er iſt ein mildfreundlicher, heiterer Mann und ſehr fromm und gut. Oft, wenn er in unſerer Hauskirche die Meſſe geleſen, hat er ein verklärtes Antlitz gehabt, wie der heilige Franz Xaver auf dem Altare. Ich erinnere mich noch, daß er mir einmal vertraut hat, wie er bei der Meſſe oft in Seligkeit ſchwebe, denn da habe er wiederholt Eingebungen, daß ich, ſein lieber junger Freund, zu großen, göttlichen Dingen erkoren ſei. Daraus habe ich ſeine außerordentliche Liebe zu mir wahrgenommen.

Und nun ſoll ich eines Tages dieſen meinen einzigen Freund verlieren. Da iſt zur ſelben Zeit ein arges Geſetz herausgekommen und in den Ländern regt ſich die Verfolgung gegen den Orden der Geſellſchaft Jeſu. Mein guter Hofmeiſter muß fort, bitterlich weint er, als er von mir Abſchied nimmt. Aber in einem Zuſtande der Erleuchtung ſpricht er die Zuverſicht aus, daß wir nach überſtandener Trübſal uns wieder ſehen würden.

Und ſiehe, das prieſterliche Wort iſt über alles Erwarten ſchnell in Erfüllung gegangen. Nach wenigen Monaten ſchon iſt mein Erzieher wieder im Hauſe. Er iſt aus dem Jeſuitenorden getreten;

gehört nun den „Vätern des Glaubens“ an; ſomit hat er wieder Schutz in unſerem Lande.

Ich bin zum Jünglinge herangewachſen. Meinen Hofmeiſter liebe ich, wie einen älteren Bruder. Oft habe ich ihn insgeheim um ſeine heitere Ruhe beneidet und um das ſtille Glück ſeiner Seele. In mir hat ſich zur ſelbigen Zeit ein Unſtätes zu regen begonnen. Im Hauſe iſt es mir zu eng, im Freien nicht weit genug; iſt es ſtill, ſo verlangt mir nach Lärm, und habe ich Lärm, ſo ſehne ich mich nach Stille. Mein Drang iſt geweſen wie ein blinder Mann auf der Heide, der, von Angſt und Hoffen gepeitſcht, fiebernd tappt nach dem leitenden Pfad und ihn nicht finden kann.

Da ſagt mir einmal mein Erzieher: Das, lieber Freund, iſt der Fluch der Kinder der Welt. Das iſt die raſende Sehnſucht, die trotz allen Gütern und Genüſſen der Erde keine Sättigung finden kann, außer ſie flieht in die Burg, die Chriſtus gegründet hat auf Erden, in das Reich Gottes der heiligen Kirche.

— Wenn du zu mir ſprichſt — entgegne ich — du weißt, daß ich ein katholiſcher Chriſt bin.

— Das biſt du nur in deinem geiſtigen Leben — ſagt er — aber dein Leib, dein Herz iſt es, was ſo wild nach Erfüllung lechzt. Deinen Leib, dein Herz mußt du in das Reich Gottes auf Erden einführen. Mein lieber Freund, alle Tage bete ich zu Gott, daß er dich ſo glücklich laſſen werden möge, als ich es bin, daß du wie ich ein Bruder Jeſu Chriſti werdeſt zum Heile deiner Seele und zum Wohle des heiligen Glaubens.

Von dieſem Tage an, als mein geiſtlicher Hofmeiſter ſo geſprochen hat, empfinde ich die Laſt und das Unſtäte in mir doppelt ſchwer; aber, als ich mich ernſtlich prüfe, ſehe ich, daß es mir unmöglich wäre, der Welt zu entſagen.

— Du haſt mich nicht verſtanden, ſagt hierauf mein Erzieher einmal, und es wundert mich, daß du nach den vielen Jahren chriſtlicher Erziehung deinen Freund ſo mißverſtehen kannſt. Wer ſagt dir, daß du den Freuden der Welt entſagen ſolleſt? Die Freuden der Welt ſind ein Geſchenk Gottes; aber ſie nicht genießen, ſeiner ſelbſt willen, ſondern zu Gottes Ehre, das iſt es, was uns wahre Befriedigung gewährt.

So geht mir nun ein neues Leben auf; mein ſittliches Gefühl, das mich ſonſt zurückgehalten, eifert mich jetzt an, daß ich all den verlangenden Sinnen meines Weſens Sättigung verſchaffe. In Freude und Genuß Gott dem Herrn dienen — ſo gibt es keinen Zwieſpalt mehr in dieſem Leben.

Mein Freund lächelt und läßt gewähren. Die Welt iſt ſchön, wenn man jung, und auch gut, wenn man reich iſt. Ich laſſe mir ſie ſehr gut ſein; ich will ihren ſüßeſten Becher leeren, ehe ich am Altare den Kelch des göttlichen Opferblutes trinken ſoll.

Und nach wenigen Jahren habe ich den Freudenbecher geleert, bis zum Bodenſatz. Da ekelt mich, da bin ich ſatt und überſatt. Und die Welt langweilt mich.

Und nun, da ich mittlerweile auch großjährig geworden, hat mein Freund wieder ein Wort geſprochen, und auf ſeinen Rath habe ich mich entſchloſſen, dem Dienſte Gottes und dem Heile der Menſchen zu leben. Ich trete in den Orden der „Glaubensväter," und gerne thue ich nun das Gelübde der Geduld und der Keuſchheit und der Armut. Mein ganzes Vermögen fällt dem Orden zu, und ich leiſte das Gelöbniß des unbedingten Gehorſams.

Und nun — — da iſt eines Tages ein Mädchen zu mir gekommen, das ich früher oft geſehen. Jetzt darf ich es nicht kennen. Es bittet mich, daß ich es mit dem Kinde nicht verlaſſen möge; es bittet um Gottes Willen. Allein — ich bin bettelarm, darf mich auch für ſie an niemand Andern wenden, ich habe ausſchließlich nur meinem Orden zu leben — ſo gebietet es der blinde Gehorſam.

Wenige Tage darnach iſt das Mädchen als Leiche aus einem Teiche gezogen worden. — Unſäglich weine ich an der Bruſt meines prieſterlichen Freundes, dieſer ſchiebt mich ſanft von ſich und ſagt: Gott hat Alles wohl gemacht!"

Nach dieſen Worten iſt der Mann, den ſie den Einſpanig nennen, wie erſchrocken zuſammengefahren. Ein Häher iſt über unſeren Häuptern dahingeflattert. Hierauf greift der Einſpanig raſch nach meiner Hand und ruft:

„Heute noch bin ich vermählt mit ihr. In jeder Nacht ſteht ſie mit dem Kinde vor meinem Lager. Mein Orden hat einen ſchönen leuchtenden Stern, aber nur einen einzigen, das iſt der Marien-Cult. Mancher Jüngling, der von äußeren Geſchicken in den Orden gedrängt, entſagen muß, blickt begeiſtert und liebeglühend auf zu der Jungfrau mit dem Jeſukinde. Mir aber wird das liebliche Bildniß zum Geſpenſt, ich ſehe in demſelben ſtets nur das betrogene Mädchen.

Ich bin zum Prieſter geweiht worden und habe für meine weltlichen Titel und Würden nichts als den Namen Paulus erhalten. Aber meines Standes wegen darf ich ein Glied überſpringen und werde aus dem Novizen gleich zum Profeſſen gemacht. Es braucht keine beſonderen Vorſtudien dazu, da ſie mir ja mein Erzieher gegeben ſeit meiner erſten Kindheit an. Ich bin für den Orden vorbereitet worden, viel eher, als ich oder mein Vater es geahnt haben.

Ich habe Natur und Vermögen geopfert und meinen eigenen Willen; und nur Eines habe ich noch beſeſſen, das Vaterland. Auch daran kommt die Reihe. Es wird unſerem Orden vorgeworfen, er ſei — möge er ſich nennen, wie immer — nichts, als verkappter Jeſuitismus, deſſen Zwecken er in Allem diene. Und als ſolcher ſei er nach dem beſtehenden Geſetze des Bodens im Lande verluſtig. Faſt war ich zu ſchwach geweſen, meine Heimat und meinen betagten Vater zu verlaſſen; allein, da gibt es kein Auflehnen des Herzens. Wir ſind Märtirer zur größeren Ehre Gottes; und ſoſehr bin ich Schwärmer, daß mir dieſer Gedanke Halt und Entſchloſſenheit gibt, mich von Allem loszureißen.

Wir ſind nach Wälſchland gezogen. Zu Rom lebt Pius der Siebente, der Freund unſeres Ordens. Ich habe die Gräber der Apoſtel und Märtirer beſucht; ich habe gewähnt, in dem gottgeſegneten Lande ein ſtillbeſchauliches Leben führen zu können. Allein, Gebet und erbauliche Betrachtung iſt nicht immer Sache der Geſellſchaft Jeſu. Bald werden wir ausgeſandt zu heißer Arbeit im Weinberge des Herrn. Ich weiß kaum mehr durch welche Vermittlung, aber auf einmal ſehe ich mich verſetzt in eines der Länder, die gegen Abend liegen, und zwar unter Veränderung des Ordensnamens, an den Hof des Königs. Vielleicht iſt es meine Abkunft, vielleicht die feine Erziehung, die ich genoſſen, vielleicht auch meine Gelehrſamkeit oder eine gewiſſe Klugheit, die ich mir nach und nach angeeignet, oder es kann meine Körpergeſtalt geweſen ſein, die ſchön genannt war — oder all das zuſammen oder noch ein Anderes, das mich befördert hat, ich weiß es nicht.

Ich habe nach einiger Zeit ein einflußreiches Amt in der Staatskanzlei erhalten. Und mein Wahlſpruch iſt geweſen: Sei ein geheimes Rad im großen Werkskaſten des Staates und leite das Volk nach den Abſichten Gottes. — Die Abſichten Gottes, die ſind freilich nur dem Statthalter zu Rom bekannt geweſen.

Geſchmeidigkeit, Sanftmut, Heiterkeit und Duldſamkeit ſind die Tugenden, deren ich mich zu befleißen gehabt habe. So bin ich der Freund des Hofes geworden, der gerne geſehene Geſellſchafter, der geſuchte Rathgeber; und wenn ich in der Schloßkapelle meine Meſſe geleſen habe, ſo iſt die geſammte hohe Frauenwelt vor dem Altare auf den Knieen gelegen. Endlich bin ich Beichtvater des Königs geworden.

Um dieſe Zeit kommt mir aus Rom ein ehrendes Anerkennungsſchreiben zu, mit der Ermahnung zu fernerer Klugheit. Klugheit? Selbſtverſtändlich handle ich ohne Hinterhalt, wie es mir Kopf und Herz eingibt. Es iſt aber ein ſchönes Leben für mich geweſen. Die Welt lächelt, und mir gefällt ihr Lächeln wieder. Leicht trage ich das Gelübde der Armut, denn ich wohne im Königspalaſt. Treu bleibe ich dem Gelübde der Entſagung, denn was ich genieße, das genieße ich nicht mir, ſondern Gott zu Liebe. Auch das Marienbild mit dem Kinde in unſerer Schloßkapelle habe ich wieder inbrünſtig zu ehren vermocht.

Da bricht eine bewegte Zeit an. In der Welt wüthet die Empörung; auch in unſerem Lande gährt ein Aufruhr. Oefter als ſonſt verſammelt der König die Großen des Reiches um ſich, und angelegentlicher wird die Beichte, die er an jedem dreißigſten Tag mir ablegt.

Da kommt eines Tages an mich ein Befehl aus Rom; er iſt mit einem großen Siegel verſchloſſen. Als ich ihn geleſen und erwogen, lehnt ſich etwas in mir auf und frägt laut: Wie habt ihr das Recht, euch zwiſchen König und Volk zu drängen und das Geſetz von dem Altare des Vaterlandes zu reißen! — Da ſehe ich plötzlich, welch eine Gewalt mir in die Hand gegeben iſt und nun erſt verſtehe ich die Ermahnung zur Klugheit. — Mein Gewiſſen warnt mich; ich horche anfangs unentſchloſſen ſeiner Stimme, dann werde ich kühn und erſticke es.

Ich hätte den Schritt gethan, und vielleicht wüßte die Geſchichte heute von einer zweiten Bartholomäusnacht zu erzählen; — da erhalte ich zur ſelben Zeit die Nachricht von dem Tode meines Vaters. Das rüttelt mich auf. Kindesliebe, Schmerz, Sehnſucht, Heimweh, Schuldbewußtſein und Reue ſchneiden in meinem Herzen, graben in meinem Gehirne. Ich ſchreibe nach Rom, daß ich in meinem Schmerze unfähig ſei zu Allem.

Was iſt die Antwort darauf? Dieſelbe gebietet mir: ich möge bei Hofe um meine Entlaſſung bitten, denn ich würde mich eheſtens einſchiffen nach Oſtindien.

Dieſer Auftrag ſchmettert mich vollends nieder. Anſtatt in's Vaterland, wohin mein Herz mich zieht mit allen ſeinen Adern, ſoll ich in einen fernen Welttheil reiſen. Warum? Zu welchen Zwecken? Wer frägt? Die erſte Satzung des Ordens lautet: blinder Gehorſam!“

Hier hat der Mann ſeine Erzählung unterbrochen. Mit den Fingern iſt er ſich über ſeine blaſſen, hageren Wangen gefahren bis herab zu den kohlſchwarzen Bartſtoppeln des Backens. Sein Auge, in welchem Unruhe und Müdigkeit gelegen, hat ſich ſchwermüthig empor zur Höhe gewendet. Da oben haben die finſteren Wolkenlaſten nicht mehr hingejagt, ſondern angefangen, ſich an den Felswänden niederzuſenken. Tiefe Stille und Dämmerung iſt gelegen über dem Waldkeſſel der Wolfsgrube.

Und endlich fährt der Einſpanig fort: „Vier ewige Jahre, vier ewige Sommer habe ich mit einigen Gefährten in dem heißen Indien verlebt. Die Beſchwerden ſind groß geweſen, aber größer noch die innere Noth, das erwachte Bewußtſein eines verfehlten Lebens. Nur in der ſtrengen Erfüllung des Prieſterberufes habe ich einigen Troſt gefunden, denn rein und ſelbſtlos iſt nunmehr mein Amt geweſen. Nicht mehr für beſondere Vortheile eines Bundes haben wir gearbeitet, ſondern für das große, gemeinſame und göttliche Erbe der Menſchen, für die Geſittung. Wir haben den Hindus europäiſche Sitten und Denkweiſe und Gottesverehrung gepredigt. Ihren Steppen haben wir den Pflug gegeben, auf ihren Berghöhen haben wir das Kreuz gepflanzt. Wir predigen ihnen die Gotteslehre der Selbſtaufopferung und Liebe. Anfangs haben ſie Mißtrauen und Verfolgung gegen uns, endlich aber öffnen ſie ihr Herz. Als Boten des Himmels haben ſie uns verehrt, und eine hohe Meinung haben ſie von dem Volke im Abendlande, deſſen Gott ein Menſch geworden, um durch ſein Leben die Liebe und durch ſein Sterben die Aufopferung zu lehren.

Bereits haben wir in Dekan eine chriſtliche Gemeinde zu Stande gebracht, da kommen abendländiſche Schaaren, Engländer und Franken, bekriegen Theile des Landes und unterjochen ſie. Da handelt es ſich nicht mehr um die chriſtliche Liebe, ſondern um Reis und Gewürze. Und vorbei iſt es geweſen mit dem Glauben der Hindus an unſere Lehre. Ermorden haben ſie uns wollen. Auf ein fränkiſches Schiff haben wir uns geflüchtet und ſind zurückgekehrt nach Europa.

Nun ſehe ich endlich mein Vaterland wieder. Eine andere Zeit iſt, und unſer Orden hat Boden und Schutz im Lande. Aber das Volk war von der Geiſtesrichtung der letzten Jahre ſehr beeinflußt worden und hat ſtückweiſe gar gedroht, von der katholiſchen Kirche abwendig zu werden. So hat für uns eine neue ſchwere Arbeit begonnen. Wir werden planmäßig vertheilt in Stadt und Land.

Da ich mich am Königshofe nicht bewährt habe, ich auch auf den Reiſen verwildert und aus dem Geleiſe der geſellſchaftlichen Verhältniſſe gekommen bin, und da an mir ferner mehr Gewiſſensſkruppel als Klugheit zu merken iſt, ſo trifft mich das böſe Los: ich werde den Volksmiſſionären zugetheilt. Kaum kann ich meine Geburtsſtadt und das Grab meines Vaters beſuchen, ehe ich fort muß in das Gebirge. Mit drei Genoſſen wandere ich von Gegend zu Gegend, um in beſtimmten Pfarrkirchen ſogenannte Miſſionen abzuhalten. Das iſt ein faſt ſo ſchwieriges Wanderleben, wie jenes in Indien geweſen. Aber in dieſen Verhältniſſen muß unſere Prieſterſchaft eine ganz neue Seite hervorkehren. Bei hohen, mächtigen Herren ſind wir die Heiteren, Geſchmeidigen, Duldſamen geweſen; bei den wilden Völkern die Apoſtel der Cultur, die ſtrengen aber liebevollen Lehrer des Chriſtusglaubens. Hier aber, bei dem verknöcherten, trägen, leichtſinnigen und noch dazu durch neue Grundſätze verdorbenen Landvolke müſſen wir erſcheinen als ernſte Warner, als gewaltige Richter der Sünde. Mit Gott und Himmel und Liebe richtet man bei ſolchen Leuten nichts aus, damit hat der Ortsſeelſorger ſich abgemüht genug. Wir predigen von Teufel und Hölle und ewigen Peinen.

Anfangs, da kommen ſie mit Uebermuth und Neugierde zur Kirche herein, um die Wanderprediger zu ſehen; aber als ſie die dumpfen Worte von der Noth der Seelen, von der Gefahr des irdiſchen Lebens, von der drangvollen Sterbſtunde und von dem ſchrecklichen Gericht des Gerechten hören, da heben ſie an zu erbleichen. Bald liegen ſie zerknirſcht und bebend vor dem ſchwarzverhüllten Altare, bald drängen ſie ſich zu unſeren Beichtſtühlen. Den Kindern wird gedroht mit der Verdammniß der Eltern, den Eltern mit dem Verderben ihrer Kinder. Der erwachſenen Jugend wird jeder Blutstropfen ihres blühenden Lebens verflucht; den Eheleuten wird die Liebes- und Kindesfreude vergällt. Und den Greiſen wird das nahe Ende dargeſtellt in ſchrecklichen Zügen. Für Alle die einzige Rettung iſt: Bekehrung zur Buße. — Da rutſchen ſie auf den Knieen um den Altar, da verſagen ſie ſich den Biſſen Brot biß die Sonne niedergeht, da thun ſie Sand in die Schuhe und wallen zu fernen Kirchen und entlegeneren Kapellen, um Ablaß zu erbitten.

Vor jeder Kirche haben wir ein hohes, kahles Kreuz aufgeſtellt. Chriſtus iſt für euch gekreuzigt worden, jetzt kreuziget euch ſelbſt in Abtödtung und Buße.

Ich bin in Eifer gerathen, der mich fortgezogen hat in dem, was unſeres Amtes geweſen, und der mich fortgeriſſen hat in eine Schwärmerei, die ich bislang an mir nicht gekannt habe. Wie eine wildlodernde Gottesoffenbarung ſteht es vor meiner Seele: Die Buße iſt das Einzige, was uns erlöſen kann.

Wie lebendig und luſtig es im Dorfe auch geweſen iſt, wo wir eingezogen: es wird bald ſtill in den Gaſſen und öde auf den Feldern und Wieſen. Das Gotteshaus iſt die Zuflucht geworden; und wie raſch die Bewohner bereit ſind, das Irdiſche gegen das Himmliſche zu vertauſchen, zeigen die Früchte der Erde, die verwahrloſt verderben, während die Leute in den Kirchen beten.

Und ſelbſt die Regierung hat es eingeſehen, wie im Lande eine allgemeine und gründliche Bekehrung Noth thut. Wo doch Einer iſt, der zum Sonntag, während in der Kirche Gottesdienſt iſt, auf dem Dorfplatze ſitzt, ſich ſonnt und ſeine Pfeife ſchmaucht, da weiſen Wachmänner mit meſſerbepflanzten Gewehren den Glaubenslauen in die Kirche.

Das iſt eine erfreuliche Zeit geweſen für unſeren Orden, und er iſt ſtark und heimiſch geworden im Lande, wie er es in dem Grade früher nie geweſen war.

Was aber mich anbelangt: glücklich bin ich nicht. Wenn die Stunden der Begeiſterung vorüber, ſo iſt eine Oede in mir und ein Dämon, der mich fortweg abwenden will von dem heiligen Beruf, welcher die große Aufgabe hat, die übermüthige Menſchennatur zu bändigen und der Einheit und Allgemeinheit unſerer Kirche zuzuführen. Ich habe dieſen Dämon bekämpft durch Arbeit und Gebet, denn ich habe ihn für den Teufel gehalten. Er wird aber was Anderes geweſen ſein. — Nicht wahr, jetzt kommt ſchon die Nacht?“

Faſt verwirrt hat mich der Mann angeblickt, als hätte er von mir die Beantwortung ſeiner Frage erwartet.

„Die Nacht kann das noch nicht ſein;“ habe ich entgegnet, „der finſtere Nebel legt ſich ſo über den Wald.“

„Ja, ja,“ fährt der ſeltſame Erzähler wie träumend fort, „es kommt die Nacht. Junger Freund, ihr werdet ſehen, es kommt die finſtere Nacht.“

Nun iſt es eine Weile ſo ſtill, daß man vermeint, den Nebel ſpinnen zu hören in dem Geäſte der Tannen. Nachher fährt der Mann wieder fort:

„In einem großen Dorfe iſt es geweſen. Ich ſitze noch ſpät Abends im Beichtſtuhl. Die Kirche iſt endlich leer geworden und die Ampel des Altares legt ihren mattrothen Schein ſchon an die Wände. Ein einziger Mann ſteht noch neben dem Beichtſtuhle und ſcheint unentſchloſſen, ob er ſich nähern oder auch die Kirche verlaſſen ſoll.

Ich winke ihm. Er ſchrickt zuſammen, tritt näher und ſinkt auf die Kniee vor dem Schuber des Beichtſtuhles. Sein Bekreuzen iſt ein krampfhaftes Zucken der rechten Hand über das Geſicht. Er ſagt nicht das übliche Gebet; in wirren und haſtigen Worten theilt er mir ſein Bekenntniß mit. Dann faltet er die Hände ſo feſt ineinander, daß ſie zittern und ſtammelt die Bitte um Losſprechung. — Mein Herz ſteigt empor zu den Lippen, ich will dem Geängſtigten Worte des Troſtes ſagen. Aber unwirſch ſtoße ich mein eigen Herz zurück in die Bruſt; denn die Satzung verlangt in dieſem Falle unerbittliche Strenge. Das Verbrechen iſt kein ungewöhnliches geweſen; es kommt oft genug vor. Nehmen wir zum Beiſpiel, der Mann hätte ſich an dem Gute ſeines Nachbars vergangen.

Und wie er ſtumm ſo dakniet, entgegne ich in ruhiger Weiſe: das Unrecht könne ihm nicht verziehen werden vor Gott, ſo lange es nicht bis auf das letzte Pünktchen gut gemacht.

— Gutmachen, das kann ich nicht, verſetzt er, mein Nachbar iſt fortgezogen; ich weiß ihn nicht zu finden.

— So wandert durch die Welt, ihn zu ſuchen; beſſer die Füße abgehen bis auf die Kniee, als daß die einzige, koſtbare Seele ewig verloren gehe.

— Aber mein Weib, meine unmündigen Kinder! ruft er und fährt ſich mit den Händen über die Stirne.

— Umſomehr Seelen ſtürzet ihr mit euch in das Verderben, wollt das Unrecht ihr nicht ſühnen.

— Um Gotteswillen, ja, ich will faſten, beten, will Almoſen geben zehnfach mehr, als was ich betrogen.

— Alles fruchtlos. Vor dem Betrogenen müßt ihr es ſühnen, wenn Der es vergibt, ſo wird auch Gott es ſtreichen aus dem Buche des Lebens.

— So ſoll ich jetzt fort und ſuchen, die ganze Welt durchſuchen? ſchreit er fiebernd; iſt der Herr nicht am Kreuz geſtorben, daß er die Sünden der Welt auf ſich nehm'? Mord und Todtſchlag werden verziehen, und mir kann meine Verirrung um Chriſti Bluteswillen nicht vergeben ſein?

— Markelt nicht mit dem gerechten Gott im Himmel! rufe ich erbittert, daß ſich da Einer auflehnt gegen den Höchſten, jeder Tropfen des roſenfarb'nen Chriſtiblutes wird dem Läſterer zu einer Flammenzunge des hölliſchen Feuers. Dreimal höher iſt der Himmel, ſeit er durch das Kreuzopfer iſt erkauft worden; und neunmal tiefer iſt die Hölle, ſeitdem die Menſchen drei Nägel geſchlagen durch Chriſti Händ' und Füße.

Ueber dieſe meine Worte iſt ein Aufſtöhnen, ein Fluchwort, und ich höre den Schall der Tritte eines Davoneilenden. Dann bin ich in der nächtigen Kirche allein.

Ich trete aus dem Beichtſtuhle, kniee hin vor den hochragenden Altar und bete lange für den Verſtockten. Und wie ich ſo emporblicke zu dem

Bilde der Königin der Beichtiger, da iſt es mir, als trete ſie plötzlich hervor aus der Niſche — ſie, mit dem Kinde, in blutrothem Schein.

Der Thür eile ich zu, auf daß ich den erquickenden Abend im Freien erlange. Siehe, da iſt der Ausgang verſchloſſen.

Ich habe die Sperrſtunde nicht wahrgenommen. Die Kirche iſt entlegen vom Orte; das nächſte Haus iſt die Todtenkammer. Da hört es Keiner, wie man auch rufen wolle.

So bin ich eingeſchloſſen in den düſteren Raum, in welchem ich ſo oft von dem leidigen Teufel geſprochen und von der ewigen Höllenpein. — Dort im heiligen Gezelt thront der ewige Gott in Weſenheit und Wahrheit; jetzo biſt du mit ihm allein, jetzo wirſt du Rechenſchaft ablegen, wie du als ſein Stellvertreter unter den Menſchen die hohe Lehre haſt verkündet.

Nein, ich habe es nicht vermocht, hinzublicken auf den Altar; das ſchreckliche Bild ſteht dort, wie in der Luft, das rothe Licht ſchwebt auf mich zu. Ich eile auf den Zehenſpitzen von einem Winkel zum andern, verkrieche mich endlich wieder in den Beichtſtuhl und ziehe den Vorhang zu.

So bin ich dageſeſſen mit höchſt erregten Sinnen. Ich meine, jetzt und jetzt müſſe ſich der Vorhang bewegen und eine kalte Hand hereinfahren nach meinem treuloſen Herzen. Aber es bleibt ruhig und ſtill, nur daß zuweilen auf dem Thurme die Uhr ihre Viertheile ſchlägt — und am hohen Fenſter, durch das nun der Mond hereinſcheint, zuweilen eine Fledermaus vorbeihuſcht. Ich lehne mich an die Rückwand und ſchließe die Augen; der Schlaf kommt nicht . . . . Gedanken ſind gekommen.

Ja, ſonſt knieen ſie da draußen vor dem Schuber, die armen Sünder, und erforſchen das Gewiſſen; und heute erforſcht es der Beichtiger ſelbſt einmal. — Ich habe zurückgeblickt auf mein ganzes Leben. Wie iſt es ſo bewegt, wie bin ich arm und einſam geweſen! Meinen Vater habe ich verlaſſen, wie er mich ja nicht gehalten hat; mein Erzieher iſt von mir gezogen worden, als er mich in die Wirren der Welt geſchoben hat; in dem Teiche iſt ein flammendes Herz verloſchen. Da habe ich keinen Freund mehr auf der weiten, weiten Erden. Wie ein Spielzeug bin ich geworfen worden über Land und Waſſer. Was iſt gemeint geweſen mit meinen hohlen Thaten? Was iſt erſtrebt worden? Habe ich wohl gethan? Ich bin Prieſter; habe ich Gott verehrt mit meinem Herzen? — Ich bin Vermittler; habe ich Gott verſöhnt mit den Menſchen, und dieſe mit ſich ſelbſt? — Wenn ich dereinſt vor Gottes Richterſtuhl ſtehe, wenn die Wagſchale ſinkt mit meiner Uebelthat; iſt eine

Seele, die das Zünglein hält und ruft: er hat mich gerettet, er ſei erlöſt!

Und als es in mir ſo ringt und ſchreit, da iſt plötzlich ein klägliches Stöhnen vor dem Schuber des Beichtſtuhles, als kniete jener Mann noch davor mit ſeiner Schuld. Ich fahre empor, aber — es hat mich betrogen; — öde und ſtill iſt es, und das helle Mondlicht rinnt durch das Fenſter.

So ſind meine Jahre verronnen, die goldenen Jahre — in den Sand. — Guter Freund, ein ſolches Unglück könnt ihr nimmer verſtehen. — Endlich hebe ich an ſchmerzlich zu weinen.

Gewiß, ich hätte in meinem einflußreichen Stande die Menſchen geliebt und ihnen gedient. Abgeleitet bin ich worden; und mein einziger Freund iſt nicht mein Freund geweſen. — Wie viele Jahre ſind mir noch gegeben, daß ich ſie mißbrauche? Nein und nimmer. O Gott führe mich weg von deinem Altare, dem ich ein unwürdiger Diener geweſen; führe mich aus deinem Tempel, in dem ich deinen Namen eitel genannt. Und von den Menſchen führe mich weg; ich habe dich ihnen ſo gottlos gefälſcht. Führe mich zu einer ſtillen, einſamen Stätte, wo ich mich ſelbſt erlöſen kann!

Dieſe Sehnſucht hat ſich wie Thau gelegt auf mein Gemüth; ruhiger iſt es geworden und meine Augen ſind geſunken.

Jetzt aber höre ich plötzlich von außen eine Stimme, die Pater Paulus! ruft, und eine zweite: Wenn ihm nur nichts zugeſtoßen! — Pater Paulus! ruft es wieder. — Endlich befreit! denke ich und will mich erheben, auf daß ich antworte. In demſelben Augenblick höre ich fürchterlich aufſchreien: Jeſus Maria! da iſt er, da hängt er am Strick!

Ich thue einen Schrei, der in dem Kirchenſchiffe gellt und von dem ich ſelbſt erſchrocken bin. Da iſt draußen noch ein Klageruf und ich höre, wie ſich die Leute eilig wieder davonmachen. Der Aufſchrei in der Kirche, mein Hilferuf, hat ſie verſcheut. Ich bin allein. Erregt bin ich, daß mir der Athem ſtockt. Mitternacht ſchlägt es. Und wie? Draußen hängt Einer am Strick? Sie haben doch ſo gerufen. Hatten ſie nicht mich geſucht und geſchrieen: Da iſt er, da hängt er am Strick?

Auf mein Angeſicht bin ich gefallen: Heiliger Gott, bewahre mich vor Selbſtmord!

Aber jetzo ſteigt plötzlich eine Ahnung in mir auf. Wie, wenn es der Mann iſt, dem ich zur ſpäten Abendſtunde die Losſprechung verweigert und den Troſt? deſſen nach Vergebung ringende Seele ich in ihrer Verzweiflung zurückgeſtoßen habe? Wenn er hingegangen iſt und ſich das Leben genommen hat?! Wer iſt ſein Mörder, o Herrgott im Himmel! — In derſelben Stunde, guter Freund, habe ich Schreckliches ausgeſtanden. Das Klappern der Todtengerippe habe ich in meinem fiebernden Zuſtande gehört; den Selbſtmörder habe ich baumeln geſehen an der Kirchhofsmauer, und wie er mich angrinſt mit ſtarrem Auge! — Und aus den Tiefen des Teiches ſteigt ein Weib empor mit dem Kinde, und ſeine feuchten Locken werden zu Schlangen und legen ſich um meine Glieder. Und all die unerlöſten Seelen kommen, denen ich die Verdammung gepredigt. Und inmitten ſteht das hohe Kreuz und eine Stimme höre ich rufen: Du haſt den Heiland getödtet in den Herzen, du haſt ihnen das ſchwere Kreuz aufgebürdet, das Kreuz ohne Heiland. — Gottesmörder!“

Aechzend iſt der Mann hingeſunken auf das Geäſte des Baumes. Kaum habe ich es vermocht, ihn wieder aufzurichten. Nebelfeuchtes Wildfarrenkraut reiße ich ab und lege es auf ſeine glühende Stirne.

„Erzählet ein andermal zu Ende,“ ſage ich, „und gehen wir heute in unſere Wohnungen, es kommt wahrhaftig ſchon die Nacht.“

Er hat ſich aufgerichtet, iſt mit den Zipfeln ſeines Mantels über die Augen gefahren.

„Heute iſt der Frieden in mir,“ ſagt er hierauf ruhig, „aber ſo oft ich an dieſelbe Stunde denke, glüht mein Blut wie Höllenflammen.

Nun jetzo wird es ſchon beſſer. — Wie ich meine Augen wieder aufthue, da ſchaut das Morgenroth zu den Fenſtern herein. Wie ein mildes Lächeln liegt es auf dem Altare und auf dem Bilde der Mutter Gottes. — Ich habe mich aufgerichtet und ein Gelöbniß gethan, und da iſt es mir in meinem Gemüthe geweſen, als müſſe Alles, Alles gut enden.

Bald darnach haben die Schlüſſel der Kirchenthüre geraſſelt; der Schulmeiſter tritt herein, und einer der Ordensbrüder und noch andere Leute. Sie brechen in ein Frohlocken aus, als ſie mich ſehen, und führen mich an der Hand in das Freie. Sie erzählen, wie ſie mich geſucht, wie ſie wol einen Schrei gehört in der Kirche, wie ſie aber in ihrer Verwirrung gemeint hätten, es ſei eine Geiſterſtimme. Sie führen mich abſeits vom Friedhofe, denn dort iſt an einem eiſernen Grabkreuze der Selbſtmörder gehangen.

Ich habe mich nachher in mein Zimmer verſchloſſen und bin in demſelben verblieben den ganzen Tag. Ich hätte an dem Tage eine Predigt halten ſollen über die Buße und die Erbarmungen Gottes. Ein anderer meiner Genoſſen hat es für mich gethan. Die Leute hätten ſich erzählt, ich ſei die Nacht über abſichtlich in der Kirche geblieben und habe Offenbarungen gehabt, denn ich ſei der Frömmſte unter den Vieren.

Spät Abends, als ringsum Alles geſchlafen, habe ich auf ein Blatt Papier die Worte geſchrieben: Lebt wohl, meine Brüder. Forſchet nicht nach mir. Meine neue Miſſion heißt Selbſterlöſung.

Und dann habe ich genommen, was mein, und bin aus dem Hauſe gegangen und aus dem Dorfe, und der Landſtraße entlang die ganze Nacht.

Planlos iſt mein Wandern. Ich überlaſſe mich dem Zufall. Ich habe nichts zu verlieren; nur aus dem Bereiche der belebteren Gegenden trachte ich fortzugelangen. Ich habe meine Richtung gegen das Gebirge genommen.

Als der Morgen graut, bin ich zwiſchen Waldbergen; ein Wildbach rauſcht mir entgegen. Ich trinke aus dem Waſſer und ruhe auf einem Stein. Da kommt ſo ein Waldmenſch des Weges, der zieht ſeine Kopfbedeckung ab vor meinem prieſterlichen Kleide. Ich erhebe mich und bitte den Mann, daß er mir den Weg weiſe, ich wolle weit hinein in's Gebirge, bis dorthin, wo der allerletzte Menſch wohnt.

— Der allerletzte Menſch, der wird wol der Kohlenbrenner, der Ruß-Bartelmei ſein, hat der Mann geantwortet.

— So weiſet mir den Weg zum Ruß-Bartelmei und bedeckt euer Haupt.

— Habt ihr mit dem Köhler was zu ſchaffen? frägt er dreiſter, da wir ſchon auf dem Wege ſind, ihr, der Köhler iſt leicht ſchwarz an Leib und Seel'; den mögt ihr nimmer weiß waſchen. Nun, weil er halt wildert. Schlechter wie Andere wird er auch nicht ſein. Was wollt ihr ihm denn?

Ich glaube, ich habe dem Frager von einer weitläufigen Verwandtſchaft was geſagt. Da bleibt er ſtehen und ſieht mich an: Verwandtſchaft! thät' mich wol freuen! Der Ruß-Bartelmei bin ich halt ſelber.

Ich gehe mit dem Manne über Berge und durch Schluchten. Bis zur Mittagszeit ſind wir bei ſeinem Hauſe.

Drei Tage bleibe ich bei den Leuten. Schwarz ſind ſie freilich. Bei einem Volke des Morgenlandes iſt ſchwarz die Farbe der Tugend und der Seligen; ſie malen dafür den Teufel weiß. — Ich habe das, in der Meinung, ihm ein Gefälliges mitzutheilen, dem Kohlenbrenner geſagt. Der aber guckt ſeltſam aus ſeiner Hutkrempe hervor und entgegnet: Nachher wäre der Pfarrer in der Kirche ein Teufel und auf der Gaſſe ein Engel.

Am dritten Tage, nachdem ich und der Bartelmei viel und über Vieles miteinander geſprochen und uns gegenſeitig Theile aus unſerer Lebensgeſchichte erzählt (die ſeine iſt kohlſchwarz und die meine noch ſchwärzer), da frage ich ihn, ob er mein Freund ſein wolle. Ich hätte vor, in der Wildniß zu leben und zu arbeiten für meine Seele, und wolle redlich beſtrebt ſein, in der Einſamkeit Gutes zu ſtiften, da man unter Menſchenſchaaren auch mit beſtem Willen nicht immer das Rechte fördere. Als Freund habe er mich gegen Entgeltung mit den allernothwendigſten Bedürfniſſen zu verſehen, des Weiteren aber mich als Geheimniß zu bewahren.

Der Mann hat ſich lange beſonnen; dann ſagt er: So, ein Einſiedler wollt ihr werden? Und da ſoll ich der Rab' ſein, der euch das Brot vom Himmel bringt?

Ich erkläre, daß ich mir das Brot ſelbſt ſuchen wolle, daß man aber auch Kleidungsſtücke und andere kleine Dinge bedürfe, und daß ich nicht ermangeln würde, mit meiner kleinen Habe dafür zu danken.

So iſt er bereit, mir zu dienen. Nur müſſe ich ihm auch einmal eine Gefälligkeit erweiſen, und vielleicht eine ganz abſonderliche. Er habe ſchon auch ſein Anliegen.

Ich habe das Köhlerhaus verlaſſen und der Bartelmei hat mich geführt noch weiter in die Wildniß hinein. Bis in das Felſenthal bin ich hinaufgekommen; da ſind gar keine Menſchen mehr, da iſt nur der Urwald und das ſtarre Gewände. Und hier iſt es mir recht geweſen; in einer verborgenen Höhle, an der eine Quelle vorbeirieſelt, habe ich mich eingerichtet. Im Felſenthale iſt ein hölzernes Kreuz geſtanden, das ſeiner Tage auch ein verlorner Waldmenſch aufgerichtet haben mag. Das iſt mein Verſöhnungsaltar. Ein Kreuz ohne Heiland, wie ich es ſonſt den bedrängten Seelen vorgehalten, war mir nun ſelber geworden.

Und ſo, junger Freund, habe ich nun gelebt in der Einſamkeit, habe mit den Wurznern und Pechern gearbeitet. Und ſo iſt Jahr um Jahr verfloſſen. Von Entbehrung will ich nicht reden, ſchwerer iſt mir das Gefühl des Verlaſſenſeins geworden, und die Sehnſucht nach den Menſchen hat mich oft unſäglich gepeinigt. Nur der Gedanke, daß Entſagung meine Sühne iſt, hat mich getröſtet. Oft aber bin ich hinaus in die Thäler gegangen, wo Menſchen wohnen in lieber Geſelligkeit. Ich habe mich gelabt mit dem Bewußtſein ihrer Gewiſſensruhe und Zufriedenheit und bin wieder zurückgekehrt in das ewig einſame Felſenthal zu meiner Höhle und zu dem ſtillen Kreuze auf dem Steingrunde.

Der Kampf in mir aber iſt, ſtatt geringer, größer und ſchwerer geworden, und zuweilen kommt mir der Gedanke: was iſt das für ein Leben in lahmer Thatloſigkeit, in der man Niemandem nützt, ſich ſelber doch verzehrt? Kann das Gottes Wille ſein?

Zurückkehren in den Orden, das wäre unmöglich. In der offenen Welt leben unter dem

Schilde eines abtrünnigen Prieſters, das wäre ein zu großes Aergerniß an der treuen Berufserfüllung im Allgemeinen. Was bleibt mir übrig, als für das Völklein des Waldes nach Kräften wohlthätig zu wirken? Aber ich weiß es nicht anzufaſſen. Mit trockenen Predigten ſtiftet man nicht immer das Wahre. Den Teufel habe ich ja ſo lange gerufen, bis er mir ſelber gekommen; Gott und die chriſtliche Liebe lehren? Damit bin ich in Indien ſchlecht gefahren. So habe ich gar keine Neigung mehr, den Menſchen mit Worten zu dienen.

Wo ich Kinder ſehe, da gehe ich auf ſie zu, daß ich ihnen ein Liebes könnte erweiſen; aber ſie haben ſich vor mir gefürchtet. Ich bin gemieden und nirgends gern geſehen, ſelbſt in der Hütte des Bartelmei nicht mehr. Ich bin auch ſo ſeltſam, ſo unheimlich; zuletzt hat mir vor mir ſelber gegraut. Ein Verbannter lebe ich im Felſenthale und zwiſchen dem Geſtein lechze ich nach Wohlthun. Und ich bin doch wieder davongeſchlichen gegen die Wäſſer hinaus.

Dem altersſchwachen Weiblein habe ich die Holzſchleppe vom Rücken genommen, auf daß ich ſie in ſeine Klauſe trage. Dem Hirten habe ich die Herde von dem gefährlichen Gewände abgeleitet. Und im Winter, wenn gar keine Menſchen ſind weit und breit, habe ich mit dürren Saamen und wilden Früchten die Vöglein gefüttert und die Rehe. Geweint habe ich über dieſen meinen armſeligen Wirkungskreis und vor dem Kreuze habe ich gebetet: Herr, vergib! und nur einmal laß mich was Gutes vollenden!

Und ſo habe ich, in der Abſicht, etwas Rechtes zu vollbringen, den Jungen aus dem Hinterwinkel zu mir genommen. Ich hatte gehört, daß er von ſeinem Vater die Tobſucht geerbt haben ſoll. Ich habe bedacht, daß, wie der Mathes daran zu Grunde gegangen, ſo auch der Lazarus daran zu Grunde gehen müſſe, könne durch eine entſprechende Zucht dem Uebel nicht geſteuert werden. Auch habe ich bedacht, daß ein ſchwaches, weichherziges Weib nimmer im Stande iſt, dem gefährdeten Kind die ſtrenge Leitung, die nöthig iſt, angedeihen zu laſſen. Da habe ich eines Tages im Walde den Knaben am Grabe ſeines Vaters getroffen. Er hat erbärmlich geweint und iſt nicht von mir geflohen wie andere Kinder. Und als ich ihn frage, was ihn denn ſoſehr betrübe, da antwortet er, er hätte einen Stein geſchleudert nach ſeiner Mutter, und ſo wolle er jetzt ſterben.

Ich entgegne ihm, er möge getroſt ſein; ich hätte auch einmal ſo einen Stein geſchleudert gegen Menſchen, aber nun wäre ich in die Wildniß gegangen, daß ich Buße thue und einen beſſeren

Mann aus mir mache. Und ich frage ihn, ob er es auch ſo halten wolle. Der Knabe hat mich flehend angeblickt und ja geſagt.

So habe ich ihn mit mir genommen in das Felſenthal und in mein Haus. Ueber ein Jahr habe ich ihn bei mir behalten, auf daß ich ihn an ſtrenge Ordnung hielte und ſeine wilden Anfälle zu unterdrücken ſuchte. Täglich haben wir vor dem Kreuze gemeinſam unſere Andacht verrichtet. Und ich habe dem Knaben erzählt die Geſchichte von dem Gekreuzigten, habe ihm mit aller Wärme meines Herzens dargeſtellt die Liebe, Geduld und Sanftmut des Heilandes, und ich habe gemerkt, wie das Gemüth des Knaben davon ergriffen worden iſt. Es iſt ja ein herzensguter Junge.

Wir haben zuſammen gearbeitet, haben Waldfrüchte, Kräuter und Schwämme geſammelt zu unſerer Nahrung. Hirſche und Rehe haben wir nicht geſchoſſen, wie der Lazarus einmal vorgeſchlagen. Stühle und Fußmatten flechten wir für unſere Felſenwohnung und für den Branntweiner, der ſie an den Mann zu bringen weiß. Viel Brennholz ſammeln wir und einen kleinen Schutzwall führen wir auf vor unſerem Eingang. Gehe ich in die Lautergräben oder in die Winkelwälder hinaus, ſo bleibt der Knabe willig im Felſenhauſe und arbeitet allein. Gerne hat er mir von ſeiner kleinen Schweſter erzählt, aber nie ein Wort von ſeiner Mutter, gleichwol er im Traume oft genug von ihr geſprochen hat. Ich habe es ihm angemerkt, wie ſehr das Gewiſſen ſeiner That ihn hat gepeinigt.

Auf daß ſich der Knabe an Geduld und Sanftmuth übe, habe ich ein Mittel erfunden, das, wie ſeltſam und einfältig es auch ausſehen mag, doch eine ſchätzbare Wirkung in ſich trägt. Ich faſſe einen Roſenkranz aus grauen Steinperlen zuſammen, und dieſen Roſenkranz muß mir der Lazarus allabendlich abbeten, ehe er zu Bette geht. Aber nicht mit dem Munde abbeten, ſondern mit den Fingern und mit den Augen. Er muß nämlich alle Perlen von der Schnur ſtreifen, daß ſie auf den Erdboden hinkollern; und nun iſt ſeine Aufgabe, daß er die in alle Winkel gerollten Kügelchen mühſam wieder zuſammenſuche und aufleſe. Anfangs hat er bei dieſer mühſamen Arbeit ſein Zucken wol bekommen; aber da er dadurch dem Geſchäfte nur hinderlich ſtatt förderlich iſt, ſo hat er es nach und nach mit mehr und mehr Faſſung verrichtet, trotzdem das Suchen oft ſtundenlang dauert, bis er die letzte und allerletzte Perle findet. Und endlich hat er es mit einer Ruhe und Selbſtüberwindung gethan, die verehrungswürdig iſt. — Kind, ſage ich einmal, das iſt das ſchönſte Gebet, das du Gott und deiner Mutter zu Liebe thun kannſt, und damit erlöſeſt du deinen Vater. Da blickt mich der Junge mit ſeinen großen Augen glückſelig an.

Wir haben nicht gar viel miteinander geſchwätzt, aber um ſo gewichtiger und überlegter iſt jedes geſprochene Wort geweſen. Er ſcheint mich lieb gehabt zu haben, er hat jeden Wunſch meiner Augen zu erfüllen geſucht. Nach meiner Weiſung hat er mich den Bruder Paulus geheißen.

Wol, es iſt eine gewagte Art geweſen, wie ich den Knaben zu mir geriſſen und geſchult habe; aber ich mag hoffen, daß er glücklich auf einen beſſeren Weg geleitet iſt. — O, mein Freund, wie oft habe ich mir geſagt: Einem, und wenn auch nur Einem Menſchen mußt du von allen Seelengaben, die dem Prieſter zu Gebote ſtehen, die Gabe der Selbſtbeherrſchung eigen machen, dann biſt du erlöſt.

Ich habe mich im Laufe des Jahres oft nach der Mutter des Knaben umgeſehen; und ſoſehr ich mich ſelbſt an den Knaben gewöhnt, habe ich doch den Tag erſehnt, an welchem ich dem armen Weibe das verſchollene Kind wieder zurückgeben kann, wie ein Stück reinen Goldes nach der Läuterung.

Da finden wir eines Abends das Kreuz nicht mehr auf dem Steingrunde. Es war dageſtanden, ehe ich das Felſenthal durchwandelt und an ſeinem Fuße Erbauung und Zuflucht gefunden. Es war unſer Gottesaltar geweſen und das Zeichen der Entſagung und Selbſtbeherrſchung. Und nun ſtarrt uns die moderige Grube an, aus dem es emporgeragt.

Wer hat mir auch dieſes Einzige noch weggenommen? Soll es Kohlen geben oder eine Herdflamme in der Hütte? Iſt der weite Wald nicht mehr groß genug, legen ſie die Hand noch an das Kreuz? Was hat es ihnen gethan? Oder ſchnitzt Einer den Heiland dazu? Oder hat es ein Kranker, ein Sterbender holen laſſen, auf daß er davor bete?

So habe ich an jenem Tage gefragt und gegrübelt. Und am Abend noch eile ich durch das ſteinige Thal und meine, irgendwo müſſe mein Gotteszeichen liegen. Ich laufe in den Wald hinab, den Fußſteig hin, da ſehe ich zwei Männer, die das Kreuz auf den Schultern tragen.

Und nun iſt es mir eingefallen, es kommt in die neue Kirche am Steg, die Wäldler ſtellen es auf den Altar. Sie verehren es, wie ich es verehre; auch ſie wollen Entſagung und Aufopferung lernen; auch ſie ſind Menſchen, die ſtreben und ringen nach dem Rechten, wie ich. Da iſt in mir eine Freude erwacht, die mir ſchier das Herz hat zerſprengt. Um den Hals fallen hätte ich euch mögen, euch, der ganzen Gemeinde. Ich gehöre ja zu euch — ein Pfarrkind."

„Ja, jetzo iſt keine Zeit mehr für müßige Gedanken,“ fährt der Einſiedler fort. „Kurze Zeit darnach habe ich den Lazarus fortgeführt aus dieſem Felſenthale und hinaus zur neuen Kirche, auf daß er vor dem Kreuze bete. Ich habe ihn von Herzen geſegnet, denn ich habe wol gewußt, daß er mir nicht mehr zurückkehren wird in das Felſenhaus.

Und allein habe ich weiter gelebt, wol verlaſſener als je, und doch beruhigter, und mein Herz hat ſich gehoben, als wollte der Bann anheben zu ſchwinden. Oefter und öfter bin ich hinausgegangen zur neuen Kirche, in der mein Kreuz ſteht. Und die Menſchen haben mich nicht mehr gemieden; Almoſen haben ſie mir gereicht, auf daß ich beten. möge vor Gott für ihr Seelenheil. Daraus habe ich wol mit Beſchämung erſehen, daß ſie mich für beſſer halten, als ſich ſelber.

Ich bin auch wieder in das Haus des Bartelmei gegangen, in dem ſie mehr von mir wiſſen, als in den anderen Hütten. Des Köhlers Mutter, die Kath, iſt ſchon ſeit Jahren krank, die bittet mich, daß ich um Gottes Erbarmung Willen doch einmal eine Meſſe für ſie leſe zu einem glücklichen Sterben. Das habe ich dem alten Weiblein gerne verſprochen und die Meſſe habe ich geleſen und zwar vor meinem Kreuze in der Kirche am Steg.“

So weit hat der Mann erzählt.

Wir ſchweigen beide eine gute Weile. Endlich habe ich die Worte geſagt: „Wie ſich das ſchon wunderbar fügt im Lebenslaufe, ſo iſt das vielleicht euere letzte Meſſe in unſerer Kirche nicht geweſen.“

„Ich habe euch die ſchuldige Antwort gegeben,“ verſetzt der Einſpanig, „was daraus für euch, für mich erwächſt, davon kann heute noch nicht geſprochen werden.“

Mit dieſen Worten hat er ſich von dem Holzſtamme erhoben. Und wie er nun ſo aufgerichtet vor mir ſteht, da iſt er jünger und größer, als er ſonſt geſchienen. Einen tiefen Athemzug hat er gethan und plötzlich hat er heftig meine Hände gefaßt in die ſeinen und mit bebender Stimme gerufen: „Ich danke euch, ich danke euch!“

Und hierauf iſt er haſtig davongegangen.

Er ſchreitet aufwärts in der Richtung gegen das Felſenthal. Ich ſchreite abwärts in die Lautergräben und gegen Winkelſteg.

Meine Schuhe ſtoßen oftmals an Geſtein und Gefälle. Eine nebelfeuchte finſtere Nacht liegt über den Wäldern.

So iſt mein Mißtrauen gegen den Einſiedler glücklich zu Schanden geworden.

Wenn Einer auf die Welt verzichtet, ſie mag ihm ſein, was ſie will, und jahrelang in der Wildniß lebt unter unſäglichen Entbehrungen und mit eiſernem Willen die Sehnſucht ſeiner Seele bekämpft — dem iſt es ernſt. — Zu welchem Zwecke wäre er auch in die Wälder gegangen, lange ehvor am Steg noch ein Kirchenſtein gelegen, zu welchem Zwecke hätte er ſich gemieden gemacht von den Leuten und ſeinem Wohlthätigkeitsdrang nur im Verborgenen zu genügen geſucht? — Und vor meinen Augen hat er die Faſern ſeines Herzens entwirrt, daß ich zutiefſt hineinſehe in ſein Inneres, wie es auch daſteht in der Schuld.

Oft habe ich mir gedacht, der erſte Seelſorger in Winkelſteg darf kein Gerechter ſein, ſondern ein Büßer. Nicht ein Mann ſei es, der nie gefallen, ſondern einer, der aus dem Falle iſt aufgeſtanden. In der Tiefe und Finſterniß der Wäldler muß er ſtehen und ſich zurechtfinden können, auf daß er dieſen Menſchen vorauszugehen weiß empor zur lichten Höhe.

Im Sommer 1819

Das iſt ſauber! das iſt poſſirlich! das iſt ſchon gar zu luſtig, jetzund!

Ich habe heute den ganzen Tag gelacht und geweint.

Es wird nur eine ſcherzhafte Mähr ſein, aber ſie wird allenthalben ernſthaft erzählt. Und bei dem, was bislang ſchon zu hören geweſen, kann es ja möglich ſein.

Verſpielt ſoll er uns haben, der ſchlechte Menſch!

Verſpielt, uns ſammt und ſonders, die ganzen Winkelwälder mit Stock und Stein, mit Mann und Maus und mit dem Andreas Erdmann, verſpielt am grünen Tiſch in einer einzigen Nacht. Und verſpielt an einen Juden.

Einige Tage ſpäter.

Sei es, wie es ſei, wir wollen an unſerem Tagwerk weiter arbeiten. Ich bin heute in dem Rieſenbachwald geweſen, um die Bäume zu beſehen, die für den Schulhausbau beſtimmt ſind. Sie müſſen im Chriſtmonat gefällt werden; das iſt für Bauholz die beſte Schlagzeit; über den Sommer können ſie trocknen und im nächſten Herbſt muß der Bau aufgeführt werden.

Als ich an der Schwarzhütte vorübergehe, tritt der Einſpanig heraus. Er hat den Lazarus beſuchen wollen; der Knabe iſt aber nicht daheim, der iſt jetzt Ziegenhirt bei den Holzern im Vorderwinkel. Adelheid ſoll dem Einſpanig anfangs bittere Vorwürfe gemacht haben; hierauf aber habe ſie ihr Geſicht in die Schürze verborgen und ſchluchzend ausgerufen: „Ich weiß es wol, ihr habt euch das Himmelreich verdient mit meinem Kinde!“

Ich und der Einſpanig ſind mitſammen gegen Winkelſteg gegangen. Leute, die uns begegnen, lachen ſich die Hälſe dick über die Geſchichte, daß wir verſpielt ſeien. Der alte Rüppel ſagt, er ſchneide dem Meiſi zu Ehr ſeinen Bart nicht mehr und trage zumal das Kreuz wieder hinauf in das Felſenthal.

„Ja, ja,“ ſage ich zu meinem Begleiter, „ſo ſind wir jetztund jüdiſch, und in unſerem neuen Tempel kriegen wir einen polniſchen Rabi herein. So ſäuberlich hat uns der junge Herr Judas Schrankenheim verrathen.“

Da bleibt der Einſpanig ſtehen und ſtarrt mich an. Vom Fuß bis zum Kopf und wieder vom Kopf bis zum Fuß ſtarrt er mich an und ſagt endlich: „Ihr ſeid mir ſonſt nicht dumm vorgekommen, Erdmann.“ Und da wir wieder einige Schritte gegangen ſind, verſetzt er: „Ein ordentlicher Menſch ſollte ſo alberne Dinge nicht glauben. Wie kann uns der junge Herr Schrankenheim denn verſpielt haben? mit dem beſten Willen nicht. Er iſt nicht Herr über die Güter ſeines Vaters und noch gar nicht großjährig.“

Da glotz' ich einmal drein.

Eine Bergeslaſt iſt mir vom Herzen gefallen; aber im zweiten Augenblick bin ich wieder erſchrocken. Ich hab' ja noch geſtern vor aller Leute Ohren den jungen Herrn einen ſchlechten Menſchen geheißen.

Das wird mich noch in der Ewigkeit martern. Aber, wenn ich ein Ehrenmann bin, ſo mach' ich's gut. Ein lockerer Vogel mag er ja ſein; aber redlich und hochherzig biſt du, Hermann, und das müſſen die Leute wiſſen. An drei Sonntagen nacheinander verkünde ich es von der Kanzel: Unſer junger, zukünftiger Herr, Hermann von Schrankenheim, iſt redlich und brav. Gott erhalte ihn! — Und das Schmachwort bitte ich dir ab bis zu meinem Tode.

Der Einſpanig iſt bei mir eingekehrt. Eines meiner Stubenfenſter geht gegen die Kirche und den Pfarrhof hinüber. An demſelben ſitzen wir und verfallen in ein Geſpräch, das zwei Stunden lang dauert.

Wir können jetzt, wenn ſchön Wetter, die Zeit ſchon nach Stunden meſſen; der Franz Ehrenwald hat an die Mittagsſeite des Thurmes eine Sonnenuhr gemalt.

Als der Einſpanig fort iſt, ſchreit die Haushälterin: „Wie närriſch, jetzt hat uns der Kukuk Den auch wiederum in's Haus getragen.

„Der Kukuk?" entgegne ich, „ja wol, dieſer Mann iſt ſelber wie der Kukuk, hat kein Neſt, muß ruhlos von einem Baum zum andern flattern, iſt überall gemieden und nirgends daheim. Aber im Lenz hören wir ihn doch gern, denn er bringt uns ja das Frühjahr und er iſt ein Wahrſager und zählt uns die Lebensjahre vor."

„Ja," ſchreit das Weib, „und fabelt uns himmelblau an, wie mich damalen; und iſt ihm die Welt leicht nicht mit Brettern verſchlagen, ſo iſt es ſicherlich ſein Kopf. Geht mir weg mit euerem Einſpanig!"

Wenn die gute Winkelhüterin wüßte, was ich in einer Stunde darauf dem Freiherrn für einen Brief geſchrieben habe!

Im Mai 1820.

Hier im Walde iſt Tag und Nacht, iſt Winter und Sommer, iſt Friede und Noth, iſt Sorge und Brot, und iſt zuweilen ein wenig Behagen im Ausruhen von der Arbeit. So ſchleppt es ſich fort. Der Wagen der Zeit hat bei uns das vierte Rad verloren, da geht es zuweilen ſchief und unſchön, aber es geht.

Draußen, ſagt man, wollen ſie wieder die Welt umkehren. Von Krieg wird geſprochen. Um uns Winkelſteger kümmert ſich kein Menſch mehr. Aber ich erlebe eine Freude. Mehrere junge Winkelſteger wollen ſich freiwillig anwerben laſſen zu den Soldaten. Das iſt ein Anzeichen ihres erwachten Bewußtſeins, daß ſie ein Vaterland und eine Heimat haben, die ſie vertheidigen müſſen. — Es iſt eine erſte ſchöne Frucht der jungen Gemeinde.

Das Wäldermorden iſt für eine Zeit eingeſtellt; draußen ſind die Hämmer geſchloſſen. Viele heben jetzt an, die Geſchläge zu reuten und daraus Aecker zu machen. Aus Holzſchlägern und Kohlenbrennern werden Ackersleute. Das iſt gut; der Holzſchläger vernichtet, aber der Bauer richtet auf.

Von der Herrſchaft iſt auf ein Anſuchen von mir hin ein Schreiben gekommen: Jetzt ſei nicht die Zeit für Kirchen- und Pfarrergeſchichten; wir ſollten uns behelfen.

Das iſt ein ſehr weiſer Rath. Aber die Leute wollen nicht mehr in die Kirche gehen. „Wenn es keine Meſſ' und keine Predigt gibt," ſagen ſie, „ſtill beten kann Eins auch unter dem grünen Baum." Sie ſtellen ſich aber nicht unter den grünen Baum, ſondern in die Branntweinſchenke.

Die Herde zerſtreut ſich wieder, wenn kein Hirte iſt.

Der Förſter iſt auch davon, da er in anderen Gegenden zu walten hat. So bin ich allein mit meinen Winkelſtegern, wie Moſes mit den Iſraeliten allein iſt geweſen in der Wüſte.

Die Gebote ſind verkündet, aber die Leute bauen wieder an dem goldenen Kalb. Und Manna fällt nicht mehr vom Himmel.

Pfingſten 1820.

Heute iſt der Einſiedler aus dem Felſenthale in unſerer Kirche vor dem Altare geſtanden, hat die Meſſe geleſen.

Das Kirchengeräthe haben wir aus Holdenſchlag, wie es dort in der Pfarrkammer gelegen und nicht mehr benützt worden iſt. Im Meßkleide haben die Mäuſe Löcher gefreſſen, aber die Spinnen haben dieſe Löcher wieder zugewoben.

Ich habe die Orgel geſpielt. Die Kirche iſt juſt ſo groß, daß man es vom Chor aus noch ſehen kann, wenn dem Prieſter am Altare Tropfen im Auge ſtehen.

Die Leute haben wenig gebetet und viel geflüſtert. — Dieſer Einſpanig, das iſt zuletzt ja der zweite heilige Hieronimus.

Und der Waldſänger hat mir nach dem Gottesdienſt die Worte geſagt: „Habt ihr den ewigen Juden geſehen? Er hat in den Leidenstagen für den Heiland das Kreuz getragen heut' hinauf nach Golgatha. Er iſt erlöſt, Hoſanna!“

Ich habe dem Einſiedler die Worte mitgetheilt und beigeſetzt: „Laßt euch die Rede freuen; der Mann iſt voll des heiligen Geiſtes!“

Am Feſte Allerheiligen 1820.

In Wälſchland haben ſie Händel. Anſonſten iſt es blinder Lärm geweſen und unſere Vaterlandsvertheidiger ſind wieder zurückgekommen. Es geht in das alte Geleiſe und wir ſtecken dem Wagen der Zeit das vierte Rad wieder an.

Ich habe die Leute veranlaßt, daß ſie unter ſich ein Oberhaupt wählen, auf daß jemand ſei, der Verordnungen ertheile, Streitigkeiten ſchlichte und die Gemeinde zuſammenhalte.

Sie haben den Martin Graßſteiger gewählt und nennen ihn nun den Richter.

Und bei derſelben Verſammlung hat der neue Richter den von dem Waldherrn anerkannten, zukünftigen Schullehrer der Gemeinde Winkelſteg vorgeſtellt.

Dieſer Schullehrer bin denn ich. Die Leute ſagen, das hätten ſie längſt ſchon gewußt, daß ich der Schulmeiſter ſei. Der Graßſteiger ſagt, es müſſe Alles auch Form Rechtens geſchehen.

Wenige Tage nach dem Obigen läßt der Richter durch mich die Pfarrerwahl ausſchreiben. Darüber lacht Alles. — „Sollen wir aus den Pechhackern und Kohlenbrennern Einen wählen? 's wird aber Keiner taugen. Studiert iſt für uns Winkler gleich Einer genug, aber ſo närriſche Gewohnheiten haben unſere Männer, keine Pfarrerköchin mögen ſie leiden."

So machen ſie ihre Späſſe, wiſſen aber recht gut, auf wen es abgeſehen iſt.

Und ſie haben ihn auch gewählt.

Wir ſollen uns ſelber behelfen, hat der Waldherr geſagt; ſo haben wir uns ſelber beholfen.

Der Einſiedler aus dem Felſenthale iſt Pfarrer von Winkelſteg.

Martini 1820.

Die Ruß-Kath iſt geſtorben.

Sie iſt neunzig Jahre alt geworden. Ihr letzter Wille iſt, daß man ihrer Leiche feſte, nagelbeſchlagene Schuhe anziehe; ſie würde den Weg aus der Ewigkeit oftmals zurückmachen müſſen auf die Erde, um zu ſehen, wie es ihren Kindern und Kindeskindern fortan gehe. Der Weg aber ſei voll ſcharfer Dornen.

Die Ruß-Kath iſt die erſte, die ſie in die Walderde unſeres neuen Friedhofes hinabthun werden.

Auf zwei Stangen haben ſie zwei Männer herübergetragen aus den Lautergräben. Der weiße, noch harzduftende Tannenbretterſarg iſt mit Erlſtrauchbändern auf der Bahre befeſtigt geweſen. Der Ruß-Bartelmei und ſein Schweſtermann Paul Holzer mit einem Knäblein ſind hinter den Trägern dreingegangen. Sie haben laut gebetet und ſtets auf die Wurzeln der Bäume geblickt, über die ſie geſchritten. Auch die Träger haben ſehr behutſam gehen müſſen, denn der Boden mit dem Spätherbſtreif iſt jetzt gar ſchlüpferig.

Vor Jahren ſoll es geweſen ſein. Da haben ſie von den Almen einen Hirten herabgetragen, um ihn draußen auf dem Holdenſchlager Kirchhof zur Ruhe zu bringen. Wie ſie ſich da oben an den ſchmalen Steigen der Mieſenbachwände herauswinden, ſtrauchelt einer der Träger, und der Sarg rollt über den Hang und ſtürzt in den Abgrund, ſo daß nicht Ein Splitterchen davon mehr geſehen worden iſt.

Der Todtengräber zu Holdenſchlag aber hat bezahlt werden müſſen.

Wir Winkelſteger haben keinen Todtengräber. Wir können ihn nicht ernähren. Wenn doch einmal Einer ſtirbt, ſo thut er's nicht eher, als bis ſein letzter Groſchen verthan iſt. So müſſen eben ein par Holzerburſchen her und die Grube ausſchaufeln. Sie verlangen nichts dafür, ſie ſind froh, wenn ſie aus der Grube friſch und geſund wieder hervorkriechen mögen.

Während der Todtenmeſſe iſt der Sarg ganz allein vor der Kirche auf der harten Erde geſtanden. Da kommt ein Vöglein geflogen, hüpſt auf den Sargdeckel und pickt und pickt, und flattert wieder davon.

Der Rüppel hat es geſehen; und das ſei, habe es ihn nicht betrogen, der Vogel geweſen, der alle tauſend Jahr' einmal in den Wald kommt geflogen.

Nach der Meſſe haben wir die Ruß-Kath hinaufgetragen zum bereiteten Grab. Die Angehörigen blicken ſtarr in die Grube.

Nach der Einſegnung hat der Pfarrer eine kurze Rede gehalten. Ich habe mir davon nur gemerkt, daß wir durch den Tod der Unſern an Gleichmuth gewinnen für die Widerwärtigkeiten dieſes Lebens, und einen ruhigen, ja vielleicht freudigen Hinblick auf unſeren Tod. Jede Stunde ſei ja ein Schritt dem Wiederſehen zu; und bis uns jene Pforte der Vereinigung wird aufgethan, leben unſere Heimgegangenen fort im heiligen Frieden unſeres Herzens.

Er kann's auslegen. Wie es Unſereins wol auch empfindet, aber man weiß die Worte nicht dazu. Er hat die Sach' nicht verlernt, und iſt er gleich jahrelang oben im Felſenthal geweſen.

Jetzt iſt aber auch noch ein Anderer gekommen. Der Rüppel ſchiebt ſich ſachte vor, da machen ihm die Leute Platz: „Schauen, was der Rüppel heut' weiß!“

Und als der Waldſänger auf dem Erdhügel ſteht und den Spattenſtiel als Stock in der Hand hält, daß er auf dem lockeren Grund nicht ſtrauchelt, und als er einen Blick hinabthut auf den Schrein, da hebt er an zu reden:

„Geboren iſt ſie worden vor neunzig Jahren. Ihr Lebtag iſt ſie mit keinem Rößlein gefahren. Mit ihren Füßen iſt ſie gegangen thalab und bergauf ihren ganzen mühſeligen Lebenslauf. Sie iſt beigeſprungen den Leuten in Kummer und Nöthen, und dabei hat ſie hundert par Schuh' zertreten. Und andere hundert par Schuh' thät ſie wagen, um ihren Kindern das Brot auf den Tiſch zu tragen. Und weitere hundert par Schuh ſind zerriſſen auf Schmerzenswegen, die ſie hat wandeln müſſen. Für Tanz und ſonſtige Luſtbarkeiten fürwahr, thät' ſie brauchen nicht ein einziges Paar. Dann hat ſie angezogen die letzten Schuh', und fortgegangen iſt ſie in die ewige Ruh'. Die heiligen Engel thaten ihre Seele führen wol durch das Fegfeuer bis zu den himmliſchen Thüren. Und unter der Erde thut ruhen der arme Leib in ſeiner hölzernen Truhen. — Schlaf wohl, Kathrin, in deiner neuen Wiegen, wir werden bald an deiner Seiten liegen; bis der Herr uns thut wecken zu ſeinen heiligen Schaaren, auf daß wir mit Leib und Seel' in den Himmel mögen fahren!"

— — — — — — — — — —

„Der Rüppel wäre der Pfarrer für die Winkelſteger!" hat nun der Mann geſagt, den ſie den Einſpanig geheißen.

Als wir, ich und der Pfarrer, mit der Schaufel einige Erdſchollen auf den Sarg geworfen, tritt der Ruß-Bartelmei ganz betrübt zu uns und frägt, was uns ſeine Mutter denn gethan habe, daß wir ihr noch in das Grab die Klöſſe nachſchleuderten? Da haben wir es ihm dargelegt, daß das einen letzten Liebesdienſt bedeute, und daß Erde die einzige Gabe ſei, die man einem Todten zu Lieb könne reichen.

Darauf hebt der Bartelmei an und ſchaufelt Erde hinab, bis man kein Stückchen mehr ſieht von dem weißen Schrein und die Gräber ihm die Schaufel ſanft aus der Hand nehmen, auf daß ſie die Grube ſchließen.

Nach dem Begräbniſſe ſind ſie in das Wirthshaus des Graßſteiger gegangen und haben ſich mit Branntwein erfriſcht . . . . ſo wie auch die Alten ihren Todten haben nachgetrunken.

Gott zählt ſeine Leute auch in Winkelſteg und da darf ihm Keines fehlen.

Kaum iſt auf dem Friedhofe das Gräblein zugemacht, wird in der Kirche das Taufbecken aufgethan. Der erſte Todte und der erſte Täufling an Einem Tage und — aus Einer Familie.

Auf demſelben Waldweg, den heran vor ein par Stunden der Sarg iſt geſchwankt, haben zwei

Weiber ein neugebornes Kind herübergetragen aus den Lautergräben.

Das Kind iſt eine Enkelin der Nuß-Kath und gehört der Anna Maria.

Es klopft an die Kirchthür, thät' bitten um die Taufe und heißen möcht' es gern: Katharina.

(Des zweiten Theiles Ende.)

Die Schriften des Waldſchulmeiſters.

(Dritter Theil.)

Im Jahre 1830. Zur Winterszeit.

Die ſechzehn Jahre her, ſeit ich in den Winkelwäldern bin, weiß ich keinen ſolchen Schnee, als in dieſem Jahre. Schon ſeit Tagen kommt mir kein Einziges mehr in die Schule. Die Fenſter meiner Stube ſehen aus, wie Schießſcharten. Wenn es noch ein wenig ſo fortgeht, ſo ſind wir allmiteinander verſchneit. Zweimal des Tages wird von mir bis zum Pfarrhofe ein Pfad ausgeſchaufelt, der an der Thür des Graßſteigerhauſes vorübergeht.

In dem Graßſteigerhauſe haben wir, ich und der Pfarrer, unſer gemeinſchaftliches Mittagsmahl. Das Frühſtück bereitet ſich jeder in ſeiner Wohnung. Am Abende kommen wir ſtets zuſammen, entweder im Pfarrhofe oder bei mir im Schulhauſe.

Wie es nur denen in den Gräben und Karwäſſern gehen wird! Da drüben iſt ein Schneegeſtöber noch viel wüſter, als im Winkel. Es liegen um dieſe Zeit in den Häuſern viel kranke Leute, und es werden ſich keine Wege machen und erhalten laſſen, daß ſie einander beiſpringen könnten. Und über die Lauterhöhe zu kommen iſt ſchon gar eine Unmöglichkeit. Die Markſtangen, die an den Steigen ſtecken, gehen kaum mehr aus dem Schnee hervor; die Laſten auf den Bäumen reißen die Aeſte ab und brechen die Stämme. Des Schneiens iſt kein Ende. Keine Flocken fallen mehr, es iſt ein ſchweres, undurchſichtiges Staubwirbeln. Und die Hauben der Geäſte und Pfähle, und die Dachgiebel bauen ſich höher von Minute zu Minute.

Wenn ein Wind kommt, ſo rettet das vielleicht den Wald, kann aber zu unſerem Verderben ſein. Eine Stunde Sturm über die lockeren Schneelehnen her, und wir ſind begraben.

Der Pfarrer hat alle Waldarbeiter, denen nur beizukommen iſt, gedungen, daß ſie Pfade herſtellen in die Lautergräben, Karwäſſer, und daſelbſt von einer Hütte zur andern. Einmal ſind ſie richtig hinübergekommen, aber die Rückkehr iſt wieder die neue Mühe. Die verſchneiten Leute drüben werden doch vorgeſorgt ſein; ſie haben ihre Welt ja in ihren Hütten.

In einer Klauſe des Karwäſſerſchlages ſoll wol ſchon ſeit fünf Tagen die Leiche eines alten Mannes liegen.

Der Pfarrer hat ſich heute Schneeleitern an die Füße gebunden, um bei den Kranken Beſuche zu machen. Aber der Schnee iſt zu locker, der Mann hat wieder umkehren müſſen. Nun macht er Paketchen zuſammen, ſie ſind aus der Speiſekammer unſeres Wirthes und ſollen durch kräftige Holzhauer in die Lautergräben zu den Kranken getragen werden.

Das ſind kurze Tage und doch ſo lang. Ich habe meine Zither, habe die neue Geige, die mir der Pfarrer zu meinem jüngſtvergangenen Namenstage hat bringen laſſen; ich habe andere Dinge, die mir ſonſten Zerſtreuung geboten haben. Aber jetzt muthet mich nichts an. Stundenlang gehe ich in der Stube auf und ab und denke nach, was dieſer Winter noch für Folgen haben kann. Es gibt Hütten genug in den Gräben, wo die Leute mit ihren Schaufeln nicht geweſen ſind. Wir wiſſen nicht, wie es in denſelben ausſieht.

Auf daß ich mich von der drückenden Thatloſigkeit erlöſe, habe ich heute die Lade unter der Ofenbank aufgemacht und meine alten Tagebuchblätter herausgenommen, um nachzuſchlagen, was die Gemeinde ſeit ihrem Beſtehen für Schickſale gehabt.

Da ſehe ich, es iſt ſeit zehn Jahren nichts mehr geſchrieben worden. — Zwei Dinge mögen die Urſache geweſen ſein, daß ich die Aufzeichnungen unterbrochen habe. Erſtens iſt das Bedürfniß nicht mehr in mir geweſen, meine Gedanken und meine Empfindungen aufzuſchreiben, da ich an unſerem Pfarrer einen vortrefflichen Freund gefunden habe, dem ich mich unverholen mittheilen kann, wie er ſich mir mittheilt, und mir ſeine ſeltſame Lebensgeſchichte dargelegt, ehe er mich noch gekannt hat. Das iſt einer der Wenigen, die durch Drangſale geläutert edel und rein aus den Wirren und Irren der Welt hervorgehen. Die Waldler lieben ihn von Herzen; er leitet ſie nicht durch Worte bloß, ſondern mehr durch ſeine Thaten. Seine Sonntagspredigten erhärtet er an den Wochentagen durch Beiſpiele. Er opfert ſich auf, er iſt den Leuten Alles. Seine Haare ſind nicht mehr ſchwarz, wie vormaleinſt im Felſenthale, ſein Geſicht iſt ernſt und heiter wie Regenbogenſchein. Die Betrübten blicken ihm in die Augen und empfinden Troſt.

Gerne erzählt er, wenn wir auf der Bank oder um den Tiſch beiſammen ſitzen, von der weiten, ſchönen Welt, von fremden, merkwürdigen Ländern, von den Wundern der Natur. Pfeifenfeuer gehen dabei aus, denn Alles hört ihm zu mit Ohren und Mund. Nur die alte Frau aus dem Winkelhüterhauſe erklärt des Pfarrers Erzählungen für vorwitzige Fabeleien; ein ordentlicher Prieſter, meint ſie, müſſe hübſch von Himmel und Fegfeuer reden, und nicht allweg von der Erden. Sie horcht aber zu und ſchmunzelt.

Vor mehreren Jahren hat die kirchliche Behörde unſere Pfarrerfrage einmal aufgetiſcht, hat unſeren Vater Paul nicht anerkennen wollen, ſondern einen Neuen hereinzuſtellen Miene gemacht. Hei! da haben die Winkelſteger zu toben angefangen und die Sache iſt beim Alten belaſſen worden. Dagegen aber wird Winkelſteg draußen nicht als Gemeinde und Seelſorge anerkannt, ſondern als eine Niederlaſſung von Halbwilden und verkommenen Menſchen, wie ſie das früher geweſen.

Um ſo beſſer, ſo laſſen ſie uns fürder in Ruh, und wir können ungefährdet und unbeſchränkt — wie ſie es draußen nicht können noch wollen — dem Ziele einer Muſtergemeinde zuſtreben.

Die zweite Urſache der Vernachläſſigung meines Tagebuches iſt die viele und mannigfaltige Arbeit, die mein Beruf mir auferlegt.

Anfangs iſt es der Bau des Schulhauſes geweſen, der mir keine Ruhe gelaſſen. Es iſt denn hergeſtellt worden, wie ich es für die wichtige Sache am Zweckmäßigſten halte.

Das Haus iſt aus Holz aufgeführt. Das Holz regelt den Wärmezuſtand beſſer, als der Stein, auch zerſtreut es mehr die Dünſte und gibt friſche Luft. Dann iſt mir darum zu thun geweſen, den

Leuten einen zweckmäßigen und geſchmackvollen Holzbau als Muſter aufzuſtellen. Es iſt zu meiner Freude die leichte, zierliche und doch haltfeſte Art meines Schulhauſes und ſeine bequeme Eintheilung und Einrichtung ſchon vielfach nachgeahmt worden. Meine Fenſter, Thüren, Maurer- und Schloſſerarbeiten werden bereits von der ganzen Umgebung als muſtergiltig betrachtet.

Um das Haus iſt ein Garten und ein geräumiger Spielplatz mit Werkzeugen für körperliche Uebungen angelegt. Das Haus iſt zum Schutze gegen die Unbill der Witterung ringsum mit einem breiten Vordache verſehen, aber ſo, daß es dem Lichte des Inneren nicht Eintrag thut. In der Schulſtube iſt vor Allem auf die Geſundheit der Kinder Rückſicht genommen worden. Die Bänke ſtehen nicht zu dicht aneinander und die Tiſchläden ſind hoch, damit ſich die Schüler das gebückte Sitzen nicht angewöhnen. Bei dem Leſen laſſe ich den Schüler aufſtehen, damit er das Buch von den Augen in entſprechender Entfernung halten kann. Die Fenſter ſind ſo vertheilt, daß das Licht den Arbeitenden von der linken Seite oder von rückwärts kommt. Zum Ablegen der Ueberkleider iſt ein Vorkämmerchen eingerichtet, auf daß bei ſchlechtem Wetter uns die Ausdünſtung der Näſſe nicht gefährlich wird. Den Wärmegrad der Stube ſuche ich immer mit jenem von draußen in einem guten Verhältniß zu halten, damit die Ein- und Austretenden nicht ein zu jäher Wechſel treffe.

Was meine Wohnung im Schulhauſe anbelangt, ſo iſt ſie nicht groß, aber ſehr traulich. Und tauſendmal traulicher noch macht ſie mir jene Winterfahrt durch Rußland, der ich zuweilen wie eines wilden Traumes gedenke. — Wol, ich bin ſeit jenem Traume um viele Jahre jünger geworden; wie mich die Stürme der Welt zu Boden geſchlagen, ſo habe ich mich aufgerichtet an der Urſprünglichkeit des Waldes.

Ein weit ſchwereres Amt als die Schulangelegenheiten und eine weit größere Pflicht iſt mir die Ueberwachung der geiſtigen Geſundheit der mir Anvertrauten. Klugheit und für ihren eigenen Vortheil zu denken und zu handeln lernen ſie leicht; aber ſich dem Ganzen und Gemeinſamen anzupaſſen, daß ihr Daſein mit jenem der Mitmenſchen und jenem der Außenwelt im Allgemeinen ſtimme, das findet ſich viel ſchwerer. Es iſt einmal ſo. Das erſte und allererſte Lebenszeichen, welches in dem jungen Menſchenkinde die aufkeimende Seele von ſich gibt, iſt die erſte Offenbarung der Selbſtliebe. Ob Menſchenliebe daraus wird, oder Selbſtſucht, das entſcheidet die Erziehung.

Was die Erziehung und Belehrung der Kinder anlangt, ſo ſind dazu die gewöhnlichen Regeln allhier nicht brauchbar. Es läßt ſich darüber nichts ſagen und nichts ſchreiben; die Erfahrung muß es geben und der Erzieher muß ſich nach dem Zögling richten. Richtet ſich doch auch unſer Pfarrer nach den Leuten. Wo die Menſchen ſich nicht nach ihm kehren, da kehrt er ſich nach den Menſchen.

Gleich ein Beiſpiel dafür: Der Lazarus Schwarzhüter ſieht des Graßſteigers Töchterlein Johanna gern. Das Töchterchen mag auch den Burſchen leiden; ſo gucken ſie zuſammen. Jetzt hat aber der Pfarrer das Zuſammengucken ſo junger Leute verboten. Gut, er hat das Recht zu predigen; ſie gucken zuſammen und vermeinen dazu auch ein Recht zu haben, ein Recht, von dem der Lazarus erklärt hat, daß ſie nimmer davon laſſen wollen.

Wolan, denkt ſich der Pfarrer, ſie ſollen ſich haben; zuſammenbinden werde ich die Leutchen — feſter, als ihnen vielleicht lieb iſt.

Waldlilie im Schnee.

Im Winter 1830.

Uns iſt ein Stein vom Herzen. Das Unwetter hat ſich gelegt. Ein ganz leichter Wind iſt gekommen, hat die Bäume ſachte von ihren Laſten erlöſt. Ein par mildwarme Tage ſind geweſen, da hat ſich der Schnee geſetzt und man kann mit Fußleitern gehen, wohin man will.

Es hat ſich in dieſer Zeit aber doch was zugetragen drüben in den Karwäſſern. Der Berthold, deſſen Familie von Jahr zu Jahr wächſt, und von Jahr zu Jahr weniger zu eſſen hat, iſt ein Wilderer geworden. Der Holdenſchlager verſteht es beſſer, als Unſereiner, der ein weichmüthiger Spiegelfechter iſt ſein Lebtag lang. Arme Leute dürfen nicht heiraten, ſagt der Holdenſchlager. Nun, nach Sitte und Brauch haben ſie freilich nicht geheiratet, aber vor mir ſind ſie gekniet im Walde . . . . und — jetzt hungern ſie allmiteinander.

Meinetwegen? Nein, nein, mein Segen bedeutet ja nichts. O Herrgott, Dein iſt die Macht, und mich laſſe nicht noch einmal verſinken in Schuld und Verzweiflung!

Iſt alſo ein Wilderer geworden, der Berthold. Das Holzen wirft viel zu wenig ab für eine Stube voll von Kindern. Ich ſchicke ihm an Lebensmitteln, was ich vermag; aber das genügt nicht. Für das kranke Weib eine kräftige Suppe, für die Kinder ein Stück Fleiſch will er haben und ſchießt die Rehe nieder, die ihm des Weges kommen. Dazu thut die Leidenſchaft das ihre, und ſo iſt der Berthold, der vormaleinſt als Hirt ein ſo guter, luſtiger Burſch geweſen, durch Armuth, Trotz und Liebe zu den Seinigen, recht ſauber zum Verbrecher herangewachſen.

Einmal ſchon bin ich vor dem Förſter auf den Knieen gelegen, daß er es dem armen Familienvater um Gotteswillen ein wenig, nur ein klein wenig nachſehen möge, er werde ſich gewiß beſſern und ich wolle mich für ihn zum Pfande ſtellen. Bis zu dieſen Tagen hat er ſich nicht gebeſſert; aber das Geſchehniß dieſer wilden Wintertage hat ihn laut weinen gemacht, denn ſeine Waldlilie liebt er über Alles.

Ein trüber Winterabend iſt es geweſen. Die Fenſterchen ſind mit Moos vermauert; draußen fallen friſche Flocken auf alten Schnee. Berthold wartet bei den Kindern und bei der kranken Aga nur noch, bis das älteſte Mädchen, die Lili, mit der Milch heimkehrt, die ſie bei einem nachbarlichen Klausner im Hinterkar erbetteln muß. Denn die Ziegen im Hauſe ſind geſchlachtet und verzehrt; und kommt die Lili nur erſt zurück, ſo will der Berthold mit dem Stutzen in den Wald hinauf. Bei ſolchem Wetter ſind die Rehe nicht weit zu ſuchen.

Aber es wird dunkel, und die Lili kehrt nicht zurück. Der Schneefall wird dichter und ſchwerer, die Nacht bricht herein und Lili kommt nicht. Die Kinder ſchreien ſchon nach der Milch, der Vater verlangt ſchon nach dem Wild; die Mutter richtet ſich angſtvoll auf in ihrem Bette. „Lili!“ ruft ſie, „Kind, wo trotteſt denn herum im ſtockfinſteren Wald? geh' heim!“

Wie kann die ſchwache Stimme der Kranken durch den wüſten Schneeſturm das Ohr der Irrenden erreichen?

Je finſterer und ſtürmiſcher die Nacht wird, deſto tiefer ſinkt in Berthold der Hang zum Wildern und deſto höher ſteigt die Sehnſucht nach ſeiner Waldlilie. Es iſt ein ſchwaches, zwölfjähriges Mädchen; es kennt zwar die Waldſteige und Abgründe, aber die Steige verdeckt der Schnee, den Abgrund die Finſterniß.

Endlich verläßt der Mann das Haus, um ſein Kind zu ſuchen. Stundenlang irrt und ruft er in der ſturmbewegten Wildniß; der Wind bläſt ihm Augen und Mund voll Schnee; ſeine ganze Kraft muß er anſtrengen, um wieder zurück zur Hütte gelangen zu können.

Und nun vergehen zwei Tage; der Schneefall hält an, die Hütte des Berthold wird faſt verſchneit. Sie tröſten ſich überlaut, die Lili werde wol bei dem Klauſner ſein. Dieſe Hoffnung wird zu nichte am dritten Tag, als der Berthold nach einem ſtundenlangen Ringen im verſchneiten Gelände die Klauſe vermag zu erreichen.

Lili ſei vor drei Tagen wol bei dem Klauſner geweſen, und habe ſich dann bei Zeiten mit dem Milchtopf auf den Heimweg gemacht.

„So liegt meine Waldlilie im Schnee begraben," murmelt der Berthold tonlos. Dann geht er zu anderen Holzern und bittet, wie dieſen Mann kein Menſch noch ſo hat bitten geſehen, daß man komme und ihm das todte Kind ſuchen helfe.

Am Abende deſſelben Tages haben ſie die Waldlilie gefunden.

Abſeits in einer Waldſchlucht, im finſteren, wildverflochtenen Dickichte junger Fichten und Gezirme, durch das keine Schneeflocke vermag zu dringen, und über dem die Schneelaſten ſich wölben und ſtauen, daß das junge Geſtämme darunter ächzt, in dieſem Dickichte, auf den dürren Fichtennadeln des Bodens, inmitten einer Rehfamilie von ſechs Köpfen iſt die liebliche, blaſſe Waldlilie geſeſſen.

Es iſt ein ſehr wunderbares Ereigniß. Das Kind hat ſich auf dem Rückweg in die Waldſchlucht verirrt und da es die Schneemaſſen nicht mehr überwinden können, ſich zur Raſt unter das trockene Dickicht verkrochen. Und da iſt es nicht lange allein geblieben. Kaum ihm die Augen anheben zu ſinken, kommt ein Rudel von Rehen an ihm zuſammen, Alte und Junge; und ſie ſchnuppern an dem Mädchen und ſie blicken es mit milden Augen völlig verſtändig und mitleidig an, und ſie fürchten ſich gar nicht vor dieſem Menſchenweſen, und ſie bleiben und laſſen ſich nieder, und benagen die Bäumchen und belecken einander, und ſind ganz zahm; das Dickicht iſt ihr Winterdaheim.

Am andern Tage hat der Schnee Alles eingehüllt. Waldlilie ſitzt in der Finſterniß, die nur durch einen blaſſen Dämmerſchein gemildert iſt, und ſie labt ſich an der Milch, die ſie den Ihren hat bringen wollen, und ſie ſchmiegt ſich an die guten Thiere, auf daß ſie im Froſte nicht ganz erſtarre.

So vergehen die böſen Stunden des Verlorenſeins. Und da ſich die Waldlilie ſchon hingelegt zum Sterben und in ihrer Einfalt die Thiere hat gebeten, daß ſie getreulich bei ihm bleiben möchten in der letzten Sterbſtunde, da fangen die Rehe jählings ganz ſeltſam zu ſchnuppern an und heben ihre Köpfe und ſpitzen die Ohren und in wilden Sätzen durchbrechen ſie das Dickicht und mit gellendem Pfeifen ſtieben ſie davon.

Bald darnach arbeiten ſich die Männer durch Schnee und Geſträuche herein und ſehen mit lautem Jubel das Mädchen, und der alte Rüppel iſt auch dabei und ruft: „Hab' ich nicht geſagt, kommt mit herein zu ſehen, vielleicht iſt ſie bei den Rehen!“

So hat es ſich zugetragen; und wie der Berthold gehört, die Thiere des Waldes hätten ſein Kind gerettet, daß es nicht erfroren, da ſchreit er wie närriſch: „Nimmermehr! mein Lebtag nimmermehr!“ Und ſeinen Kugelſtutzen, mit dem er ſeit manchem Jahre Thiere des Waldes getödtet, hat er an einem Stein zerſchmettert.

Ich habe es ſelber geſehen, denn ich und der Pfarrer ſind in den Karwäſſern geweſen, um die Waldlilie ſuchen zu helfen.

Dieſe Waldlilie iſt ſchier mild und weiß wie Schnee und hat die Augen des Rehes in ihrem Haupte.

Im Winter 1830.

Von dem Sohne unſeres Herrn wollen die Gerüchte nicht ſchweigen. Wenn es auch nur zur Hälfte wahr iſt, was von ihm geſagt wird, ſo iſt das ein toller Menſch. So fährt kein Vernünftiger drein.

Ich will mir's doch anmerken und demnächſt ſeinem Vater ſchreiben. Hermann möge einmal in unſeren Wald hereinkommen und ſehen, wie es allhier ausſieht und wie arme Leute leben.

So Gebirgsreiſen können auch von Nutzen ſein.

Weihnachten 1830.

In der heiligen Chriſtnacht ſind die Leute ſchon wieder von allen Seiten herbeigekommen. Die von den Spanlunten abgefallenen Glühkohlen ſind luſtig hingeglitten über die Schneekruſte wie Sternſchnuppen.

Viele Wäldler ſind in ihrer Sehnſucht nach der mitternächtigen Feier ein gut Stück zu früh daran. Da die Kirche noch nicht aufgeſperrt und im Freien es ſo kalt iſt, ſo kommen ſie zu mir in das Schulhaus. Ich ſchlage Licht und da iſt bald die ganze Schulſtube voll Menſchen. Die Weiber haben weiße, bandartig zuſammengelegte Tücher um das Kinn und über die Ohren hinaufgebunden. Sie huſchen recht um den Ofen herum und blaſen in die Finger, um das Froſtwehen zu verblaſen.

Die Männer halten ſich feſt in ihren Lodengewändern verwahrt. Sie behalten die Hüte auf den Köpfen, ſitzen auf den Tiſchbrettern der Schulbänke und beſehen mit wichtigthuender Bedächtigkeit die Lehrgegenſtände, welche die Jüngeren den Aelteren erklären. Einige gehen auch über den Boden auf und ab und ſchlagen bei jedem Schritte die gefrornen Schuhe aneinander, daß es klappert. Faſt Alle rauchen aus ihren Pfeifen. Der Urwald iſt auszurotten, aber das Tabakrauchen nimmer.

Ich kleide mich raſch an; ich ſoll in der Kirche doch der Erſte ſein.

Jählings klopft es ſehr ſtark an die Thür. Die Waldleute klopfen nicht, wer iſt es alſo? Eine weiße Schafwollenhaube guckt herein, und unter der Haube ſteckt ein alter Runzelkopf mit ſchneeweißen Lockenſträhnen. Alſogleich erkenne ich den Waldſänger. Heute trägt er einen gar langen, fahlen Rock, der bis zu den Waden hinabgeht und mit Meſſinghäckelchen zugeknöpft iſt. Darüber hängt ein Schnappſack und eine Seitenpfeife, und auf einen Hirtenſtab ſtützt ſich der Alte und ſeinen braunen, weltumfaſſenden Hut hält er in den Händen. Dieſer Hut iſt ſeine Hütte und ſein Heim und ſeine ganze Welt. Ein guter Hut, denkt er, iſt das Beſte im Weltgetümmel, und der Erde Hut nennen ſie den Himmel.

„Was hocket ihr denn da, ihr Bärenhänter!“ ruft der Rüppel laut und luſtig, „draußen ſcheint ſchon lang die Sonnen! — Gelobt ſei der Herr, und ich bring' euch die wunderſame Mähr, die ſich heut zugetragen hat drunten in der Betlehemſtadt. Hört ihr keine Schalmei und kein Freudengeſchrei? So luget zum Fenſter hinaus, taghell beleuchtet iſt jedes Haus!“

Die Leute ſtecken ihre Köpfe richtig zu den Fenſtern; aber da iſt nichts, als der finſtere Wald und der Sternenhimmel. — Was ſollten ſie anſonſten denn noch ſehen?

Der Alte guckt ſchmunzelnd nach links und nach rechts, wie viel er wol Zuhörer habe. Sonach ſtellt er ſich mitten in die Stube hin, pocht mit dem Stocke mehrmals auf den Fußboden und hebt ſo an zu reden:

„Da ſteh ich allein draußen auf der Heid, und ſchau ſchläfrig herum weit und breit, und treib meine Schäflein zuſamm; hab dabei gehabt ein wutzerlſeiſt's Lamm. Und wie ich das anſchau eine Weil, da hör ich ein G'hetz und ein G'ſchall, grad hoch in der Luft, es iſt wahr, und ſie muſiziren ſogar. Ich hab nit g'wußt, was das bedeut't, und wer denn da tobt ſo mit Freud. Die Lämmlein ſein g'ſprungen drauf eins nach dem andern auf; das feiſte hat ſo lieblich plärrt, wie es das Wunder hat g'hört. Drauf ſeh ich — hab g'meint, 's iſt ein' Mähr, kleine Bub'n fliegen in Lüften umher, wie die Spatzen und die Fledermäus grad, fliegen ſie hin über die Betlehemſtadt. — Ein Engel fliegt grad auf mich zua, den frag ich: was gibt's denn heut, Bua? Da ſchreit er gleich luſtig und froh: Gloria in excelsis Deo! — Das kunnt ich, mein Eid nicht verſtehn: Geh, Bübel, mußt deutſch mit mir red'n; ich bin ein armer Hirt in der G'mein, und die Lämmlein können auch nit latein. — So mach ſich der Hirt nur geſchwind auf und geh Er nach Betlehem drauf, dort wird er finden ein neugebor'n Kindelein; ja gar ein wunderſchön Kind, liegt zwiſchen Eſel und Rind. Nicht in einem Königsſaal, nur in einem Ochſenſtall liegt unſer eing'fatſchter Gott, der uns hilft aus aller Noth. — Ei, ei, ſag ich, Alles recht ſchön, aber Eins kann ich doch nicht verſteh'n: Was ſteh'n denn für bucklige Röſſer dabei? Die heilig drei König ſein da alle drei. Guld, Weihrauch und Myrrhen, das iſt nit gar viel für drei ſolche Männer, wenn man's nehmen will. Thät' ich ein heilig drei König ſein, Roß und Wagen ein Pölſterl ſein, und für'n alten Vater ein gut's Glaſerl Wein, und für die jung' Mutter, ſtatt Weihrauch ſchon eh ein gutes Stückel Butter und ein Hollerthee, und ſtatt die gallbitteren Myrrhen einen Zuckerhut; ſolche G'ſchenk ſtünden den heilig drei König gut. — Jetzt, d'Hüt legt's auf die Seiten, die Stecken auf die Erden, daß wir uns bekennen vor Gott unſerem Herrn."

Langſam läßt der alte Mann Stock und Hut zu Boden gleiten; er ſinkt auf die Knie und faltet die Hände:

„Wenn's einmal geſchehen ſollt, daß der Herr Vater Dein, dich, du lieb Jeſulein, zu ſich nehmen wollt, ſo ſtreck dein Händl, und nimm uns beim Schopf; aber gib Acht, daß du uns nicht wegreiß'ſt den Kopf, und ruck an, und heb uns All' hinauf in den guldenen Himmelsſaal, Amen."

Das iſt des alten Sängers „Botſchaft," die er während der Weihnachtszeit in allen Häuſern verkündet.

Wir haben ihm einen kleinen Botenlohn gegeben, da murmelt er noch ein par heitere Sprüche und humpelt wieder zur Thür hinaus.

Die Leute ſind ganz ſchweigſam und andächtig geworden; und erſt, als die Kirchenglocken zu läuten anheben, werden ſie wieder lebendiger und verlaſſen, unbeholfen in Worten und Geberden, die Stube.

Ich habe das Licht ausgelöſcht, das Haus verſchloſſen und bin in die Kirche gegangen. In der Kirche iſt es licht, wie am hellen Tage, nur zu den Fenſtern ſchaut die ſchwarze Nacht herein. Jeder hat ein Stück Kerze, oder gar einen ganzen Wachsſtock mitgebracht, denn in der Chriſtnacht muß jeder ſeinen Glauben und ſein Licht haben. Die Leute drängen ſich zum Kripplein, das heute an der Stelle des Beichtſtuhles aufgerichtet worden iſt. Ich habe vor mehreren Jahren aus Linden- und Eſchenholz die vielen kleinen Figuren geſchnitzt und ſie zur Verſinnlichung der Geburt Chriſti zuſammengeſtellt. Es iſt der Stall mit der Krippe, dem Kindlein mit Maria und Joſef, mit Ochs und Eſel, es ſind die Hirten mit den Lämmlein, die heiligen Könige mit den Kameelen; es ſind andere ſpaßhafte Männchen und Gruppen, wie ſie Freude, Wohlthun und Liebe zum Chriſtkinde nach der Leute Auffaſſung ausdrücken ſollen. In der Luft hängen die Engel und die Sterne und im Hintergrunde iſt die Stadt Betlehem.

Was der Rüppel weiß zu ſagen in Worten, das will ich durch dieſe Bilder erzählen. Und die Leute erbauen ſich baß an dieſer wundernärriſchen Darſtellung. Aber ſie halten ſie, Gott ſei Lob, eben nur wie ein Bild, von dem ſie wiſſen, daß es nichts bedeuten und nichts wirken kann, als die Erinnerung.

Mit einem Heiligenbilde auf dem Hochaltare wäre das anders; das hätten ſie Jahr um Jahr und in allen Lebenslagen vor Augen, das thäten ſie gleich zum Herrgott ſelber machen.

Auf dem Chor iſt in dieſer Nacht Unheil geweſen. Der Pfarrer ſtimmt ſchon das ambroſianiſche Loblied an, ich ſitze an der Orgel und ziehe zur hohen Feſtfreude alle ſechs Stimmenzüge auf — da platzt jählings der Blaſebalg, und die Orgel ſtöhnt und pfaucht und gibt keinen einzigen, klingenden Ton. Meiner Tage bin ich nicht in ſolcher Verzweiflung geweſen, als in dieſer Stunde. Ich bin der Schulmeiſter, der Choraufſeher, ich muß Muſik machen; und die Muſik iſt ja eigentlich das Feſt und ohne Muſik gibt es in der Kirche gar keine Chriſtnacht. Aller Leut' Herzen hüpfen, aller Leut' Ohren ſpitzen ſich der Muſik entgegen, da ſchürft mir der Teufel jetzt den Blasbalg auf. Ich habe meinen Kopf in die Hände genommen, hätte ihn am liebſten zum Fenſter hinausgeworfen. Vergebens hüpfen meine Finger alle zehn über die Taſten hin; taubſtumm iſt das ganze Zeug und wie maustodt.

Der Paul Holzer, ſein Weib und die Adelheid von der Schwarzhütte, die auf dem Chore neben mir ſitzen, merken wol meine Pein, aber ſie rücken nur ſo her und hin und hüſteln und räuſpern ſich und heben an in hellen Stimmen zu ſingen: „Herrgott, dich loben wir all!"

Das iſt mir Oel in's Herz geweſen.

Aber das Lied wird bald aus ſein und darnach kommt das Hochamt, und da muß Muſik, Chormuſik ſein um alle Welt.

Holpert der alte Rüppel die Treppe herauf: „Schulmeiſter! will ſchon heut die Orgel ſchweigen, ſo nimm die Geigen!"

„O Gott, Rüppel, die iſt zu Holdenſchlag beim Leimen!"

„Und kunnt ich auch die Geigen nicht zu Wege bringen, ſo thät ich bei meiner Treu die Kirchenlieder frei auf der Zither ſingen!"

Für dieſes Wort habe ich den Alten ſo ſtürmiſch umarmt, daß er bis in's Herz hinein erſchrocken iſt. Ich eile und hole die Zither, und bei dem Hochamte klingt auf dem Chor ein Saitenſpiel, wie es in dieſer und etwan auch in einer andern Kirche niemalen ſo gehört worden iſt. Die Leute horchen, der Pfarrer ſelber wendet ſich ein wenig und thut einen kurzen Blick gegen mich herauf.

Und ſo iſt mitten in der langen Winternacht zu Winkelſteg das Chriſtfeſt gefeiert worden. Leiſe zittern, mild wiegen die Saitentöne; ſie ſingen dem neugebornen Jeſukindlein das Wiegenlied und dem Menſchen den Frieden. Und ſie ſchrillen und wecken das ſchlafende Kind, ehe der falſche Herodes kommt; und ſie trillern ein Wanderliedchen für die Flucht nach Egypten.

Ich ſpiele den Meßgeſang, ſpiele Lieder, wie ſie meine Mutter geſungen, und mein Nährvater, der gute Schirmmacher, und im Hauſe des Freiherrn die Jungfrau . . . .

Und letztlich weiß ich ſelber nicht mehr, was ich kindiſcher Mann der Gemeinde und dem heiligen Kind hab vorgeſpielt in dieſer Chriſtnacht.

Ich werde den Winkelſtegern noch ſo verrückt, wie der Reim-Rüppel.

Nach dem Mitternachtsgottesdienſt hat der Pfarrer durch mich die Aermſten der Gemeinde, die Alten, die Breßhaften, die Verlaſſenen, zu ſich in den Pfarrhof rufen laſſen.

Je! da iſt es noch heller, wie in der Kirche! da iſt mitten in der Stube ein Baum aufgewachſen, und der blüht in Flammenknoſpen an allen Aeſten und Zweigen.

Da gucken die alten Männlein und Weiblein gottswunderlich drein, und kichern und reiben ſich die Augen über den närriſchen Traum. Daß auf einem Baum des Waldes eitel Kerzenlichter wachſen, das haben ſie all ihrer Tage noch nicht geſehen.

— Jenes Wundervöglein von den tauſend Jahren, ſagt der Pfarrer, ſei wieder durch den

Wald geflogen, habe ein Saamenkorn in den Boden gelegt und dem ſei dieſes Bäumchen mit den Flammenblüthen entſproſſen. Und das ſei der dritte Baum des Lebens. Der erſte ſei geweſen der Baum der Erkenntniß im Paradieſe; der zweite ſei geweſen der Baum der Aufopferung auf Golgatha; und dieſer dritte Baum ſei der Baum der Menſchenliebe, der uns das Golgatha der Erde wieder zum Paradieſe geſtalte. Im brennenden Dornbuſch habe Gott vormaleinſt die Gebote verkündet, und in dieſem brennenden Buſche wiederhole er es heute: Du ſollſt den Nächſten lieben, wie dich ſelbſt!

Hierauf hat der Pfarrer die Kleidung und Nahrung vertheilt, wie die Gaben beſtimmt geweſen und die Worte geſagt: „Nicht mir danket! das Chriſtkind hat's gebracht!“

„Du mein, du mein!“ rufen die Leutchen zu einander, „jetztund ſteigt uns das Chriſtkind ſchon gar in den Wald herein! Ja, weil wir halt eine Kirche haben, und ſo viel einen guten Herrn Pfarrer!“

Der Rüppel, auch einer der Beſchenkten, iſt allein kindiſcher, wie die Andern all mitſammen. Er eilt um den Baum herum, als thäte er das Chriſtkind ſuchen im Gezweige. — „Aber mein!“ ſchreit er endlich, „die Sonne darf nicht bös auf mich werden, aber ich weiß kein Licht auf der

Erden, weiß keins zu nennen, das ſo hell thät brennen, wie dieſer Wipfel mit ſeinem Gipfel! Seid ſein ſtill und lauſcht! Hört ihr's, wie's in den Zweigen rauſcht? Wie die Spatzen ſliegen die Engelein und bauen ein Neſt für's Chriſtkind zum heiligen Feſt. Der Weiße dort, der Kleine — Flügel hat er noch keine — der wär' jetzt ſchier herabgefallen. Geh, laſſ' dir ein par Steigeiſen theilen vom Schmied, ich will ſie ſchon zahlen. Schau, ich hab heut ein warm Jöpplein kriegt, und in jedem Säckel ein Thaler liegt. — Und du, mit dem guldenen Haar, ſag, wann kommt ihr gar zu allen anderen Bäumen in unſeren Wald? auf daß ihr bald thätet anzünden die Lichterkronen zu tauſend Millionen!"

Keinen Löffel voll hat der alte Rüppel gegeſſen, als die andern beim Graßſteiger warme Suppe genießen. Und als Stroh in die Stube getragen und ein Lager bereitet iſt worden, daß die Leutchen nicht in der Nacht zu ihren fernen Hütten wandern müſſen, da iſt der Rüppel hinausgegangen unter den freien Himmel, und hat die Sterne gezählt und jedem einen Namen gegeben.

Und der aufgehende Morgenſtern hat den Namen „Vater Paul" erhalten.

Der Pfarrer hat ſich mehrmals an den Waldherrn gewendet, auf daß den Kleinbauern hier, die ſich den ſchlechten Boden mit vieler Mühe nutzbar gemacht haben, dieſer Boden gegen Entgeld zu eigen überlaſſen werden möge. Es iſt aber kein Beſcheid zurückgekommen. Es heißt, der alte Herr ſei auf Reiſen und der junge in der Hauptſtadt, und die Welt ſei zu weit und die Hauptſtadt zu laut, als daß ſo ein Wort aus dem Walde gehört werden könne.

Wir Winkelſteger bleiben denn Lehensleute.

Am 14. des Eismonats 1831.

Heute habe ich die Nachricht von dem Tode meiner Baſe, der Muhme-Lies, erhalten. Sie hat mich zu ihrem Erben eingeſetzt. Alte Jugendbekannte, die ſich ſeit zwanzig Jahren nicht mehr um mich gekümmert haben, beglückwünſchen mich zur Erbſchaft. Ich weiß aber noch nichts Näheres. Wie viel kann die alte Frau denn beſeſſen haben? Wol war ſie reich geweſen, hat aber Alles in Glücksſpielen verſetzt.

Und wenn nur Ein Groſchen iſt, und wenn gar nichts iſt — bei meiner Seel', ſo freut es mich doch, daß ſie meiner gedacht hat. Sie hat mir es ſtets wolgemeint. Jetzt hab ich gar keinen Verwandten mehr auf dieſer Welt.

Oſtern 1831.

In den Winkelwäldern müſſen die kirchlichen Feſte und Darſtellungen das erſetzen, was ſie draußen in der Welt die Kunſt nennen.

So wie ich nach meinem armen Können für die Weihnachtszeit ein Kripplein aufgeſtellt, ſo hat nun der Ehrenwald mit ſeinen Söhnen ein Grab Chriſti geſchaffen.

Da ſtehen im Seitenſchiffe der Kirche vier hohe, mit Bildern aus der Leidensgeſchichte gezierte Bretterbogen, wie Eingangspforten, die von der vorderſten bis zu der hinterſten immer enger und dunkler werden. Und im dämmerigen Hintergrunde iſt in einer Niſche die Grabesruh Jeſu, und darüber der Tiſch für das Heiligſte, umgeben von einem Kranze bunter Lampen. An beiden Seiten des Grabes ſtehen zwei römiſche Kriegsknechte zur Wacht. Bei der Feier der Auferſtehung verſchwindet der Leichnam und in dem Lampenkranze erhebt ſich das Bild des auferſtandenen Heilandes mit den Wundmahlen und mit der Fahne.

Ein tiefer Reiz liegt in der ganzen Begehung. — Die Faſtenzeit ſchreitet vor, wird ernſter und ernſter; die Muſik verſtummt wochenlang, die Bildniſſe verhüllen ſich. Es naht die Charwoche, der würdevolle Palmſonntag, der geheimnißreiche Gründonnerſtag, der düſtere, tiefbetrübte Charfreitag, der ſtille Samſtag. In der ernſten Ruhe liegt ein Ahnen und Sehnen und leiſe mahnt des Profeten Wort: Sein Grab wird herrlich ſein! — Noch einmal verdüſtert ſich das Gotteshaus, wie Golgatha in der Finſterniß; aber die rothen und grünen Lampen glühen, die Feſtkerzen ſtrahlen — da erſchallt hell und freudevoll der Ruf: Er iſt auferſtanden! — Jetzt klingen die Glocken, klingt die Muſik, knallen die Böller; und die Fahnen wehen, und die Menſchenſchaar zieht in das Freie, und ihre Lichter flammen in Abenddämmerung hin durch den Wald.

In den Städten haben ſie einen noch viel größeren, einen ſchwereren Prunk. Aber wo nehmen ſie die Stimmung und wo nehmen ſie die wahre, hoffende Freude an der Auferſtehung, die in der gläubigen Armut liegt!

Lenzmonat 1831.

Ich hebe bereits an, aus der Erbſchaft Bauten aufzuführen. Ich baue mir in Winkelſteg ein großes, ſchönes Haus, größer, wie der Pfarrhof. Den Plan dazu hab ich ſchon fertig. Aber ich ſelber mag darin nicht wohnen, ſo lang ich, gleichwol ſo jung an Jahren, die Schulmeiſterei mag betreiben. Einmal dem alten Kropfjodel gebe ich im Hauſe ein Stübchen; und die alte, kinderloſe Brunhüterin aus den Karwäſſern führe ich hinein und die kranke Aga; dann führe ich den Markus Jäger herbei, der erblindet iſt, und den Joſef Ehrenwald, den ein fallender Baum geſchädigt hat. Und Andere und Andere, und ſo wird das große Haus nach und nach voll werden. Es torkeln viele mühſelige Leute herum in den Winkelwäldern.

Einen Arzt und friſche Arzneien ſtelle ich ihnen auch her, das heißt, wenn das Geld auslangt. Dann nehme ich poſſirliche Leute auf, die viel Muſik machen und anſonſten allerhand unterhaltlich Spiel treiben. Ein Armenhaus muß man nicht auch noch mit Einſamkeit und Trübſal umgeben; die luſtige Welt ſoll ihm zu allen Fenſtern hereinlugen und ſagen: ihr ſeid auch noch mein und ich laſſ' euch nicht fahren!

Den Baugrund für dieſes Haus brauche ich heute noch nicht zu zahlen, denn ich baue einſtweilen mein Schloß nur ſo in die Luft hinein. Die Erbſchaft iſt noch nicht da. Aber es heißt, meine Baſe hätte im Glücksſpiel große Summen gewonnen.

Dem alten Rüppel werde ich im neuen Armenhauſe das freundlichſte Kämmerlein weiſen. Der arme Mann iſt ſchier ganz verlaſſen. Seine Sprüche lohnen die Leute kaum mehr mit einem Stück Brot. Sie haben vergeſſen, wie ſie vormaleinſt zu feſtlichen Stunden ſo oft von den heiterfrommen Liedern erbaut worden ſind, wie ſie gelacht und geſchluchzt haben dabei, und wie ſie ſo oft zu einander geſagt haben: „'s iſt, wie wenn der heilige Geiſt aus ihm thät reden.“

Freilich wol iſt bei dem Alten heute nicht mehr viel zu holen und er wird ſchon recht kindiſch und närriſch. Jetzund hat er ſich aus Baumäſten einen Reifen gebogen und in demſelben eitel Strohhalme wie Saiten aufgezogen. Das iſt ſeine Harfe, er lehnt ſie an ſeine Bruſt, legt die Finger auf die Halme und murmelt ſeine Geſänge.

Es iſt ein wunderlicher Geſelle, wenn er ſo daſitzt auf einem Stein im Waldesdunkel, gehüllt in ſeinen fahlfarbigen, weiten Mantel, umwuchert von ſeinem langen, ſchneeweißen Bart, von ſeinen ſchimmernden Lockenſträhnen, die voll und wild über die Achſel wallen. Sein ſtarres, thautrübes Auge richtet er zu den Wipfeln empor, und ſingt den Vöglein, von denen er es gelernt.

Die Thiere des Waldes fürchten ſich nicht vor ihm; zuweilen hüpft ein Eichhörnchen nieder vom

Geäſte auf ſeine Achſeln und macht ein Männchen und ſagt ihm was in's Ohr.

Seine Worte werden immer unverſtändlicher, ſo wie ſeine Lieder. Er paßt ſeine Geſänge auch nicht mehr den Menſchen und ihren Gelegenheiten an. Er ſingt tolle Liebes- und Kindeslieder, als träume er ſeine Jugend. Wenn der Weißbart zur Sommerszeit unbeweglich auf einer Bergeshöhe ſitzt, ſo meint man von Weitem ein Sträußchen Edelweiß zu ſehen.

Dann laufen alle Käfer und Ameiſen an ſeinem Rock und krabbeln an ſeinem Bart empor; und Hummeln umkreiſen ſein Haupt, als ob wilder Honig in demſelben wäre.

Der Pfarrer hat mir eine Beſorgniß mitgetheilt.

Er ſagt, es ſei möglich, daß ich ein reicher Mann würde. Und als reicher Mann zöge ich fort in die Welt, um all die Wünſche mir zu erfüllen, die ich in der Einſamkeit ausgeheckt und großgepflegt hätte. Ganz ſelbſtlos ſei kein Menſch.

Dieſe Aeußerung hat mir eine ruhloſe Nacht gekoſtet. Ich habe mein Herz erforſcht und wahrhaftig einen Wunſch in demſelben gefunden, der weit über die Winkelwälder hinausgeht.

Aber mit Gut und Geld iſt er nicht zu erfüllen. Sie iſt vermählt . . . .

Was läſterſt du, Andreas? Dein Wunſch iſt ja erfüllt. Sie iſt glücklich.

Am 24. des Lenzmonats 1831.

Heute haben ſie in den Lautergräben den Sturmhans von der Wolfsgrubenhöhe todt gefunden. Es iſt an der Leiche der Bart verſengt. Die Leute ſagen, eine blaue Flamme, die aus dem Munde hervorgeſtiegen, habe ihn getödtet. Sie erklären es ſich ſo: Der Sturmhans habe ſehr viel Wachholderbranntwein getrunken, habe ſich dann etwan eine Pfeife anzünden wollen, und anſtatt des Tabaks habe der Athem Feuer gefangen und dem Manne die Seele herausgebrannt.

Gut zur Hälfte wird das wol richtig ſein.

Am 1. April 1831.

Heute iſt mir meine Erbſchaft behördlich zugewieſen worden.

Sie beſteht aus drei Groſchen und einem Brief von der Muhme-Lies.

Der Brief liegt bei:

„Lieber Andreas!

Ich bin alt und krank und hilflos. Du biſt, Gott weiß wo, im Gebirge. In meiner Krankheit denke ich über Alles nach. Ich habe dir wol Unrecht gethan und bitte dich um Verzeihung. Dieſes Geld drückt mich am meiſten, es iſt dein Pathengeſchenk; du haſt es ſeiner Tage für deinen Vater in den Himmel ſchicken wollen. Ich habe es dir damals genommen. Nimm das Andenken zurück, Andreas, und verzeihe mir. Ich will ja ruhig ſterben. Gott ſegne dich, und Eines muß ich dir noch ſagen: wenn du zu hinterſt im Gebirge biſt, ſo gehe nicht mehr in die Welt zurück. Alles iſt eitel. In guten Tagen ſind mir meine Freunde getreu geweſen; jetzt laſſen ſie mich in der Armut ſterben.

Ich küſſe dich viel tauſendmal, mein lieber, einziger Blutsverwandter. Wenn mich Gott in den Himmel nimmt, ſo will ich deine Eltern grüßen.

Deine bis in den Tod
liebende Muhme
Eliſe."

Frohnleichnam 1831.

Seit drei Jahren ſchon ſammeln wir Geld für einen Traghimmel. Aber wir Winkelſteger können uns den Himmel nicht kaufen. Wir müſſen uns ſelber einen machen.

Der alte Schwamelfuchs hat aus grünenden Birkenſträußen ein tragbares Zelt gebaut, auf daß wir zu dieſem Feſte das Hochwürdigſte nach gebührender Weiſe aus der Kirche in das Freie tragen können.

Das iſt ein feierlicher Umgang geweſen im Sonnenſchein. Und die Leute, von dem harten Winter endlich befreit, haben hellen Lobgeſang geſungen. Im Walde haben wir geruht, und der Pfarrer hat mit dem Heiligſten den Segen gegeben nach allen vier Gegenden des Himmels hin.

Es iſt noch nicht erhört worden, daß mitten im Gottesdienſt ein weltlicher Menſch ſo ſeine Stimme hätt' erhoben. Der alte Rüppel hat's gethan und das iſt ſein Frohnleichnamsſpruch geweſen:

„Klinget alle Glöckelein, ſinget alle Vögelein; der große Gott kommt aus himmliſchen Thüren, geht im grünen Wald ſpazieren. Er raſtet ſüß auf dem grünen Raſen, wo die Hirſchlein und Rehlein graſen. Er ſagt ſein erſtes, mächtiges Wort, da ſteigen alle Blümlein aus der Erden hervor. Er ſpricht ſein zweites mit hellem Schall, das weckt jeglich Saamenkorn im Thal, daß es mag reifen und werden zum täglichen Brot. Und gegen Ungewitter Roth ruft er ſein drittes Wort; da müſſen die Donner ſchweigen und die Blitze ſich neigen, und vor ſeinem Hauch ſind die böſen Schloſſen in Waſſer zerfloſſen. O, dir ſei Preis und Ehr', du großmächtiger Herr! Und wirſt du einſtmal dein letztes Wort ſprechen, ſo werden die Berge beben und die Felſen brechen; werden die Himmel krachen, werden die Todten erwachen; wird das Feuer die Welt vernichten. Zu dieſer lieblichen Stund' im grünen Wald ſei gebeten, o Gott in Brotesgeſtalt: thu' uns gnädiglich richten!"

Der alte abſonderliche Mann weiß an's Herz zu ſtoßen mit ſeinen Worten. Erſchüttert und gehoben ſind wir wieder zurückgekehrt zur Kirche. Und das grüne Birkengezelt mit den weißen Tragſäulen wird über dem Altare ſtehen, bis ſeine tauſend zarten Blätterherzen werden verwelkt ſein.

Im Herbſt 1831.

Endlich iſt die Antwort in Bezug der Grundablöſung in unſerem Pfarrhofe eingelangt.

Der Gutsherr gibt dem Pfarrer zu verſtehen, er möge ſich als gewiſſenhafter Seelſorger, der er ſei, nicht auch noch weltliche Sorgen aufbürden.

Des Weiteren ſteht nichts zu leſen.

Von einem ſterbenden Waldſohne.

Im Winter 1831.

Wer hätte das vor Zeiten von dem Einſiedler im Felſenthale gedacht! Die Thatloſigkeit nach dem bewegten Leben, die Abgeſchiedenheit von den Menſchen hätte ihn ſchier zum Narren gemacht.

Es iſt wunderbar gekommen. Nur die großen Sorgen und kleinen Leiden eines Waldpfarrers, nur der einförmige und doch ſo vielſeitige und vielbedeutende Zuſtand einer Waldgemeinde in ſeiner Urſprünglichkeit und Abgeſchloſſenheit iſt das Rechte für ihn, das ihn gerettet hat.

Nun hat er ſich hineingelebt in die Verhältniſſe, kennt jedes ſeiner Pfarrkinder inwendig wie auswendig und leitet es mit ſeinen Beiſpielen.

Es wüthet jetzt eine böſe Seuche in den Winkelwäldern; es wird uns der Friedhof zu klein, und wir können ſchier die Todtengräber nicht auftreiben; die kräftigſten Männer liegen auf dem Krankenbette.

Der Pfarrer iſt Tag und Nacht nicht daheim, ſitzt in den entlegenſten Hütten bei den Kranken, ſorgt für Seelentroſt und auch für leiblich Wohl, hat ihm gleichwol der Freiherr gerathen, ſich nicht mit weltlichen Dingen zu befaſſen.

Letztlich, da er doch einmal daheim in ſeinem warmen Bett ſchläft, klopft es jählings an's Fenſter.

„'s iſt eine rechte Grobheit, Herr Pfarrer!“ ruft es draußen in der wüſten, pechfinſteren Nacht. „Ein Verſehgang iſt in die Lautergräben hinüber. Wir wiſſen uns nicht zu helfen. Steht uns bei; mein Bruder will verſterben!“

„Wer iſt denn draußen?“ frägt der Pfarrer.

„Die Anna Maria Holzer bin ich. Der Bartelmei will uns verlaſſen.“

„Ich komme,“ ſagt der Pfarrer, „wecket nur auch den Schulmeiſter, daß er die Laterne und das Heiligſte bereite. Das Läuten ſoll er laſſen, es ſchläft ja Alles.“

Das Weib hat mich aber doch gebeten, daß ich die Zügenglocke läute, auf daß auch andere Leute für den Sterbenden beten möchten. Und als der Pfarrer darnach zwiſchen den Häuſern hingeht und das Weib mit der Laterne und dem Glöcklein vorauswandelt, da knieen an den Hausthüren ſchlaftrunkene Menſchen und beten.

Es iſt eine ſtürmiſche Winternacht; der Wind ſauſt über die Lehnen und pfeift durch das kahle, gefrorne Geäſte der Bäume. Schneeſtaub wirbelt heran und verlegt den Weg und ſtiebt in alle Falten der Kleider.

Das Weib eilt mit Haſt voran und die rothen Scheintafeln der Laterne zucken auf dem Schneegrunde hin und her; und das Glöcklein ſchrillt unabläſſig, aber die Töne verklingen im Sturmwind, und die Menſchen des Dörfleins ſind wieder zur Ruhe gegangen, und auch ich bin, nachdem ich den Zweien eine Weile nachgeblickt, in meine Stube zurückgekehrt.

Ich will es aber niederſchreiben, was dem Pfarrer in derſelbigen Nacht begegnet iſt. Es iſt durch kein Beichtſiegel verſchloſſen.

Als unſer Vater Paul an dem Bette des Kranken ſteht, ſagt dieſer: „Gedenkt es der Herr Pfarrer noch, wie Er in die Karwäſſer gekommen iſt? Gedenkt Er's? 's iſt lang vorbei; wir Beid' haben ſeither wol was erfahren, ſind eisgrau geworden, bei meiner Treu!“

Der Pfarrer ermahnt den alten Kohlenbrenner, ſich durch angeſtrengtes Reden nicht aufzuregen.

„Und kann Er ſich erinnern, was ich damalen hab' geſagt: ich hätt' auch mein Anliegen und kunnt leicht einmal von einem geiſtlichen Herrn eine große Gefälligkeit brauchen. Dieſelb' Zeit iſt jetzt da. Ich lieg' auf dem Todbett. Den Ehrenwald-Franz hab' ich ſchon angeredet, daß er mir die Truhen zimmert. Und mit meinem Leib thät's nachher in Richtigkeit ſein; — aber mit meiner Seel'! Pfarrer, verzeih' mir's Gott, die iſt dir ſchwarz wie der Teufel."

Der Pfarrer ſucht zu ſänftigen und zu tröſten.

„Warum denn?" frägt der Bartelmei, „bin ja gar nicht in Verzweiflung. Weiß gleichwol, daß Alles recht muß werden. — Was macht denn der Herr Pfarrer für Geſchichten mit ſeiner weißen Pfaid? Nein, das brauch' ich nicht; wir thun die Sach' kurzweg ab. Wenn Einer ſo auf dem letzten Stroh liegt, iſt man zu nichts mehr aufgelegt. Thu' ſich der Herr nur ſetzen. — Das ſag' ich aber gleich, mit dem Glauben ſteht's bei mir ſchlecht; glauben thu' ich, wenn ich's recht will ſagen, an gar nichts mehr. Der Herrgott iſt ſelber Schuld, daß ich ſo bin herabgekommen. Er hat auf mich ſchön ſauber vergeſſen. Er hat mir's verſagt, und er hätt's in ſeiner Allmächtigkeit wahrhaftig bei meiner Seel' leicht thun mögen! — Ich mag davon ja wol reden. Selbunter, wie die Sepp-Marian iſt geſtorben, die ein wenig mein iſt geweſen, hab' ich an ihrem Todbett geſagt, Marian, hab' ich geſagt, wenn du jetztund mußt verlöſchen, du junges Blut, und ich allein ſollt verbleiben meiner Tage lang, ſo iſt das die größte Grauſamkeit von Gott im Himmel oben. Aber wiſſen möcht' ich's, Marian, und vor meinem Tod möcht' ich's wiſſen, was es mit der Ewigkeit iſt, von der ſie ſagen allerweg, daß ſie kein End' hätt', und daß die Menſchenſeel' in ihr thät' fortleben. Es iſt nichts Rechtes zu erfahren, und da ſollt' Einer fremder Leut' Reden glauben und etwan wiſſen Die auch nichts. Und jetzt, Marian, hab' ich geſagt, wenn du doch wol fort mußt, und du biſt in der Ewigkeit weiter, gleichwol wir dich begraben haben, ſo thu' mir die Freundſchaft und komm', wenn du kannſt, mir noch einmal zurück, und wenn's auch nur ein Viertelſtündlein iſt, und richt' mir's aus, damit ich weiß, wie ich dran bin. — Die Marian hat's verſprochen, und wenn ſie kann, ſo wird ſie's halten, davon bin ich überzeugt geweſen. — Darauf, wie ſie verſtorben, hab' ich viele Nächte nicht ſchlafen mögen, hab' immer gemeint, jetzt und jetzt wird die Thür aufgehen, wird die Marian hereinſteigen und ſagen: ja, Bartelmei, magſt wol glauben, 's iſt richtig, 's iſt eine Ewigkeit drüben und du haſt eine unſterbliche Seel'! — Was meint der Herr Pfarrer, iſt ſie gekommen? — nicht iſt ſie gekommen, geſtorben und todt und weg iſt ſie geweſen. Und ſeither — ich kann mir nicht helfen — glaub' ich ſchon an gar nichts mehr."

Er ſchweigt und horcht dem Toſen des Winterſturmes. Der Pfarrer ſoll eine Weile in die flackernde Spanflamme geſtarrt und endlich die Worte geſagt haben:

„Zeit und Ewigkeit, mein lieber Bartelmei, iſt nicht durch einen Heckenzaun getrennt, über den man hin- und herhüpfen kann, wie man will. Der Eingang in die Ewigkeit iſt der Tod; im Tode ſtreifen wir alles Zeitliche ab, denn die Ewigkeit iſt ſo groß und unendlich, daß nichts Zeitliches in ihr beſtehen kann. Darum iſt der Verſtorbenen auch dein vorwitzig Wort ausgelöſcht geweſen und alle Erinnerung an das zeitliche Leben. Frei von allem Erdenſtaub iſt ſie in Gott eingegangen.“

Thu' Er das laſſen, Herr Pfarrer,“ unterbricht ihn der Kranke, „es drückt mich auch gar nicht. Iſt das, wie es iſt, es wird ſchon recht ſein. — Aber einen andern Hacken hat's, mit mir ſelber bin ich noch nicht in der Ordnung. Ich bin nicht geweſen, wie ich hätt' ſein ſollen, aber ich möcht' gern meine Sach', und Andere thuen auch gern ihre Sach' richtig ſtellen. Lang hab' ich nicht mehr Zeit, das merk' ich wol, und desweg hab' ich den Pfarrer aufſchrecken laſſen mitten in der Nacht, und will ihn zu tauſendmal bitten, daß Er's wollt vermitteln. Jetzt — 's iſt zwar heimlich geblieben, aber ſagen will ich's wol: ein arger

Wildſchütz bin ich geweſen; viel Rehe und Hirſchen hab' ich dem Waldherrn geſtohlen."

Hier bricht der Köhler plötzlich ab.

„Und weiter?" frägt der Pfarrer.

„So! und iſt Ihm das noch nicht genug?" ruft der Alte, „aufrichtig, Herr Pfarrer, ſonſt weiß ich nichts. — Meine Bitt' wär' halt nachher die, daß mir der Herr Pfarrer bei dem Waldherrn mein Unrecht wollt' abbitten. — Hätt's wol lang ſelber ſchon gethan, hab' mir aber allfort gedacht, ein Weilchen warteſt noch zu; könnteſt leicht wieder was brauchen vom Wald herein, müßteſt ſpäter noch einmal abbitten, wär' mir unlieb. Desweg wart' ein wenig und thu's nachher mit Einem ab. — Allzulang hab' ich gewartet; jetzt kann ich nimmer. Der Waldherr iſt, wer weiß wo, zu weiteſt weg. Aber gelt, der Herr Pfarrer iſt ſo gut, und gleicht's bei ihm aus mit einer chriſtlichen Red' und thut ſagen, ich hätt's wol bereut, könnt' es aber nicht anders mehr machen. — Jetzt, geweſen iſt's halt ſo: die Kohlenbrennerei gibt wol ein ſchwarz Stückel Brot, aber wenn Einer zum Feiertag einmal ſo einen Biſſen Fleiſch dazu wollt' beißen, ſo muß man ſchnurg'rad mit der Büchs hinaus in den Wald. Man kann's nicht laſſen, und wenn ſich Einer noch ſo lang ſpreizt, 's iſt gar Schad, man kann's nicht laſſen. — Wenn ſie mich etwan einmal erwiſcht hätten, die Jäger, ſo wär' jetzund das Gered' nicht vonnöthen, und ich müßt dem Herrn Pfarrer nicht ſo ſchmerzlich zu Gnaden fallen. — Ei, der tauſend, jetzt hab' ich mich dennoch wol angeſtrengt; es ſteigen mir die Aengſten auf."

Sie haben ihn mit kaltem Waſſer gelabt. Der Pfarrer hat ſeine Hände gefaßt, hat ihn mit guten Worten verſichert, daß er bei dem Waldherrn Verzeihung erwirken werde. Darnach hat er dem Kranken die Losſprechung ertheilt.

„Bedank' mich, bedank' mich fleißig," ſagt drauf der Bartelmei mit leiſer Stimme, „nachher wär' ich ſo weit fertig, und — Pfarrer, jetzt thät's mich bei meiner Seel' ſchon ſelber freuen, wenn es wahr wär', dasſelb, von der Ewigkeit, und wenn ich nach der unruhvollen Lebenszeit und nach dem bitteren Tod ſchön langſam könnt' in den Himmel einrücken. Wär' wol eine rechtſchaffen bequeme Sach', das!"

So hat ſich in dem armen, ſchwerkranken Mann das hohe Bedürfniß und die Sehnſucht nach Glauben und Hoffen ausgeſprochen. Unſer Herr Pfarrer hat ihn dann gefragt, ob er die heilige Wegzehrung empfangen wolle.

„Nicht vonnöthen," iſt die Antwort geweſen.

„Mußt doch, Bruder, mußt doch," meint die Anna Maria, „einem Geiſtlichen, der mit dem heiligen Leib unverrichteter Sach muß zurückkehren, tanzen die Teufel nach bis zur Kirchenthür!“

„Du närriſch Weibmenſch, du!“ ſchreit der Bartelmei, „jetztund Kindergeſchichten erzählen, daß dich der Herr Pfarrer recht mag auslachen. — ’s wär mir doch alleins und gern möcht ich das Teigblättlein verſchlucken, daß der Herr unangefochten könnt’ nach Haus gehen, aber ich halt nichts drauf und da, hab’ ich oftmalen gehört, wär’s eine großmächtige Sünd’, wollt’ Einer in vorwitziger Weiſ’ das Sakrament empfangen.“

Auf dieſes Wort hat der Pfarrer des Kranken Hand wol innig gedrückt. „Hochmüthig, Bartelmei, mußt du deswegen nicht werden, jetzt in deinen alten Tagen; aber das ſag’ ich dir, du denkeſt ſchon das Rechte. Du biſt tugendreich, du glaubſt an Gott und an der Seele ewiges Leben; ob du dir’s geſtehen magſt oder nicht, ob du das heiligſte Brot zu dir nimmſt oder nicht, rein iſt dein Herz und dein iſt das Reich und die Seligkeit!“

Da ſoll ſich der alte Mann hoch emporgerichtet haben; die Hände hätte er ausgebreitet, mit naſſen Augen hätte er gelächelt und gerufen: „Jetzt hab’ ich das Rechte gehört. Der Pfarrer mag ſo gut ſein und mir die Wegzehrung reichen. Nachher mag er kommen, der Knochenhans — Jeſus, Jeſus! was iſt das? die Marian!“ ſchreit der

Bartelmei plötzlich. Dann richtet er die Augen nach der Spanflamme und flüſtert: „Ja, Midel, wo' ſteigſt denn du daher heut' in der finſtern Nacht? Marian! Botſchaft bringſt mir? — Botſchaft?“

Immer höher richtet er ſich auf, immer wiederholt er das Wort „Botſchaft!“ endlich ſinkt er zurück und ſchlummert.

Nach einer Weile ſchlägt er die Augen auf und ſagt mit matter Stimme: „Bin ich kindiſch geweſen, Schweſter? Ein närriſcher Traum! Es ſteigt mir das Geblüt ſo auf. Ich verſpür's, lang wird's nimmer dauern; es kommt mir ſchon der Brand zum Herzen. — Ich muß euch behüt' Gott ſagen, allen miteinander. Hab' auf deine Kinder Acht, Schweſter, daß ſie dir nicht in den Wald laufen mit der Büchs. — Für die Truhen iſt der Ehrenwald ſchon bezahlt. — Und thut mich fleißig waſchen; will nicht als der kohlſchwarze Ruß-Bartelmei in den Himmel eingehen.“

Als das Morgenroth durch die Fenſterlein ſchimmert, iſt der Mann todt. Sie ziehen ihm ſein Sonntagsgewand an und legen ihn auf das Brett. Seiner Schweſter Kinder beſprengen ihn mit Waſſer des Waldes.

Geſtern haben wir ihn begraben.

Zur Faſchingszeit 1832.

Das geht toll zu. Das ganze Graßſteigerhaus wollen ſie umkehren; über den Kirchplatz johlen ſie hin und treiben Unfug.

Im Pfarrhofe liegt ein Bauernknecht, dem haben ſie den Kinnbacken zerſchmettert.

Faſchingſonntag iſt da. An die Seuche wird nicht gedacht. In das Wirthshaus kommen ſie zuſammen und trinken Branntwein; ſie ſind heiter und lachen und necken ſich. Es röthen ſich die Geſichter, da will Jeder ſticheln und ſpotten, aber Keiner mehr geneckt ſein. Eines krummen Wortes, eines ſcheelen Blickes, oder auch eines Mägdleins wegen — entſteht ein Streit. Es ſetzt Backenſtreiche mit flacher Hand — das iſt zu wenig; ſie ſchlagen mit den Fäuſten drein — iſt auch zu wenig; ſie brechen Stuhlfüße, ſchwingen ſie mit beiden Armen wüthend, laſſen ſie niederſauſen auf die Köpfe. Das iſt genug. Streckt ſich Einer auf dem Boden. Die Unterhaltung iſt aus.

„Seid geſcheit, Leutchen,“ hab ich beim Graßſteiger unten einmal geſagt, „wollt ihr an den Ruhetagen ſo wüſt ſein, ſo weicht der Segen von euerer Arbeit, und es kommt noch eine böſe Zeit über Winkelſteg.“

Da thut ſich ein Meiſterknecht aus dem Schneethale hervor: „Weil wir Wildlinge ſind, desweg bleiben wir arme Teufel? Glaub's ſchon auch. Recht hat er, der Schulmeiſter; gerauft wird nimmer, und ich ſag' dir's, Graßſteigerwirt, wenn noch einmal ein Raufhandel geſchieht in deinem Haus, ſo komm ich mit einem Zaunſtecken und klieb euch Allen die Schädel auseinand!"

Es ſteckt einmal ſo in den Leuten. Nur daß bei ſolchen Händeln der Lazarus nicht mitthut, das iſt mein Troſt. Sie wollen wol mit ihm anhäckeln, aber da macht er ſich aus dem Staub. Es zuckt zuweilen in ihm, aber er dämpft wacker nieder. Er iſt ein Mann durch und durch. Auch iſt die Juliana ein Schutzengel und hilft ihm getreulich, daß er ſich beherrſche.

Der Förſter hat den Lazarus wollen auf das Land hinaus befördern; wenn Einer einmal ein ſo ſeltſames Geſchick habe, wie dieſer junge Menſch, meint er, ſo müſſe auch ganz was Beſonderes aus ihm werden. Aber der Lazarus will nicht fort vom Walde. Er wird ein braver Mann, und zu etwas Beſſerem könnte er es auch draußen nicht bringen, und wollt' ihn gleich Kaiſer und König an ſeinen Thron ſetzen.

Ein gutes Zeichen iſt, daß er keinen Branntwein trinkt. Der Branntwein iſt Oel in's Feuer und ſo geſchehen die böſen Händel.

Wir Gemeindehäupter trinken nie einen Tropfen davon. Nun, trinken wir nicht, umſomehr bleibt für die Anderen.

Der Pfarrer hat ſchon mehrmals ſcharf vor dieſen Getränken gewarnt. Letztlich hat er in ſeinem Zorn den Branntwein einen Höllenbrunnen, ein Gift für Leib und Seele, und die Branntweinbrenner und Schenker mit heller Stimme Giftmiſcher geheißen.

Der alte Graßſteiger hat an ſeiner Naſe hinabgelugt, und nicht lange darnach hat er bekannt werden laſſen, daß bei ihm friſcher Obſtmoſt angekommen ſei.

Der Kranabethannes aber hat es ſo glatt nicht abgehen laſſen. Mit einem größeren Stock, als er ſonſt gewöhnlich bei ſich trägt, iſt er vor zwei Tagen im Pfarrhofe erſchienen.

Er klopft an die Thür; und ſelbſt als der Pfarrer ſchon zweimal vernehmlich herein ruft, klopft er noch ein drittesmal. Schwerhörig iſt er nicht; er will nur zeigen, daß, wenn gleich ein Waldteufel, er bei den Herren doch Schick und Anſtand zu halten weiß, und wäre es auch vor ſeinem Feind, den er heute niederſchmettern will.

Endlich in der Stube, bleibt er eng an der Thür ſtehen, preßt die Hutkrempe in die Fauſt und murmelt in ſeinen fahlen Stoppelbart: „Hätt' ein Wörtel zu reden mit dem Herrn Pfarrer.“

Der Pfarrer bietet ihm freundlich einen Stuhl.

„Hätt' ein kleines Anliegen," ſagt der Mann und bleibt auf ſeinem Flecke ſtehen, „bin der Branntweinbrenner vom Mieſenbachwald, ein armer Teufel, der ſich ſeinen Brotgroſchen mit blutigen Händen muß erwerben. Arbeiten mag ich gern, ſo lang mir altem Manne Gott das Leben noch ſchenkt, wiewol mich die Leute ſchon niederdrucken möchten und mir die Kundſchaften abzwicken."

„Setzet euch," ſagt der Pfarrer, „ihr ſeid erhitzt, ſeid etwan recht gelaufen?"

„Gar nicht. Hübſch ſtad bin ich gegangen, und hab' unterwegs gedacht bei mir ſelber, daß keine Gerechtigkeit mehr iſt auf der Welt, und bei keinem Menſchen mehr — bei gar keinem, er mag noch ſo heilig ausſchauen. Was iſt denn das für ein Pfarrer, der einem armen Familienvater ſeiner Gemeinde das letzt' Stückel Brot aus der Hand ſchlägt? — Iſt und trägt ſchon die ehrlich' Arbeit nichts, recht, ſo muß Einer halt ſtehlen, rauben; wird wol beſſer ſein, als wenn ein armer Abgematteter ſo ein Tröpfel Branntwein in den Mund thut; — iſt ja der Höllbrunnen das!"

Der Mann ſchnauft ſich aus; der Pfarrer ſchweigt; er weiß, daß er den Sturm vertoben laſſen muß, will er bei ruhigem Wetter ſäen.

„Und wer den Höllbrunnen braut," fährt der Mann fort, „der muß wol mit dem Teufel bekannt ſein. Die Leut' ſchauen mich auch richtig für ſo Einen an. Sollen Recht haben. Aber wenn ich ſchlecht bin, aus mir ſelber bin ich's nicht. Und wer mir mein Geſchäft verdorben, der wird wol anderweitig für mich ſorgen. Herr Pfarrer! umſonſt bin ich nicht da!"

Der Branntweiner vergißt ganz ſeine gewohnte Geſchmeidigkeit und nimmt ſchier eine bedrohliche Stellung an.

„Wenn ihr der Branntweiner vom Mieſenbachwald ſeid," ſagt der Pfarrer in ſeiner Gelaſſenheit, „ſo freut es mich, daß ich euch ſehe. Da ihr ſo ſelten nach Winkelſteg herauskommt, ſo habe ich ſchon zu euch gehen wollen. Wir müſſen miteinander ſchwätzen. Ihr gebt den Winkelwäldlern keinen Branntwein mehr, da ſeid ihr ein Ehrenmann, ein großer Wohlthäter der Gemeinde. Ich danke euch, Freund! — Und auch euere Umſicht iſt ſehr zu loben. Es iſt doch wahr, daß ihr jetzt mit den Kräutern und Harzen anhebt? Wol, und ich bin ganz euerer Meinung, daß ihr es höher bringt, wenn ihr aus den Kräutern und Harzen und Wurzeln Arzeneien, Oele und koſtbaren Balſam bereitet und draußen im Lande dafür Abzugsquellen ſuchet. Ich gehe euch nach meinen Kräften und Erfahrungen gerne dabei an die Hand. Ei gewiß, das iſt ein guter Griff, den ihr gemacht habt und in wenig Jahren ſeid ihr ein wohlhabender Mann.“

Da weiß der Branntweiner gar nicht, wie ihm geſchieht. Er hat gar keinen Griff gemacht, hat niemals an Balſam und Oelerzeugung gedacht; aber die Sache kommt ihm auf der Stelle ſo vernünftig und faßlich vor, daß er dem Pfarrer nicht widerſpricht und ſchmunzelnd als angehender Balſamerzeuger den Kopf wiegt.

„Und ſolltet ihr, lieber Freund, vorläufig etwas für Weib und Kind benöthigen — mein Gott, zu Anfang behilft man ſich, wie man kann — ſo mag ich gerne, gerne mit einer Kleinigkeit dienen. Ich bitt' euch recht, mich ganz als eueren Freund zu kennen!“

Der Hannes hat ein unverſtändliches Wort gebrummt, iſt aus dem Hauſe geſtolpert, hat ſeinen Knittel über den Rain geſchleudert.

In der Faſtenzeit 1832.

Die kirchliche Behörde fängt wieder an. Ihr iſt unſer Pfarrer noch immer nicht rechtmäßig genug; ſie will ihm die Kirche verſchließen.

Die Kirche, die wir gebaut haben mit dem Schweiße unſeres Angeſichtes!

Es iſt ſtill genug in unſerer Kirche; Vater Paul hält den Gottesdienſt in den Krankenſtuben und auf dem Friedhofe. Die Leute kommen nur mehr in den Särgen zur Pfarrkirche heraus. Die Seuche iſt zur „Sterb“ geworden. Die Schule iſt ſchon ſeit Monaten geſchloſſen.

Es geht die Sage, der Pfarrer wäre Schuld an der Seuche, da er das Branntweintrinken abgeſagt. Der Branntwein ſei das allerſicherſte Mittel gegen Anſteckungen.

Der Hannes lauert. Erſt jetzt lehnt ſich ſein Stolz auf gegen den Pfarrer, deſſen Schalkheit und Milde er vor wenigen Wochen unterlegen iſt.

Es iſt ein immerwährender Kampf gegen das Geſchick und gegen die Bosheit. Wer ausharrt im Ringen und ſeiner inneren Ueberzeugung genug thut, der erlangt das Ziel.

Am 22. März 1832.

Heute iſt unſer Pfarrer geſtorben.

Zwei Tage ſpäter.

So hat ſich noch Keiner ſelbſt erlöſt, wie dieſer Mann — dieſer ſeltſame Mann, der an einem Fürſtenhof regiert, in Indien gepredigt und in der Höhle des Felſenthales gebüßt hat.

Alle Irrpfade des Prieſterthums hat er durchwandeln müſſen, bis er das Wahre gefunden: den Armen im Geiſte ein Helfer und Freund zu ſein.

Er hat ſich in den Häuſern der Kranken ſeinen Tod geholt. Die Verlobung des Lazarus Schwarzhüter mit der Juliana Graßſteiger hat er geſegnet. Ein kleines Unwohlſein hat ihn von der Feierlichkeit weg auf ſeine Stube gerufen. Er hat ſie nicht mehr verlaſſen. Und ein guter, getreuer Hirt, hat er uns in ſeiner letzten Stunde noch das Bedeutſamſte gelehrt, das Sterben. Wie ein lächelndes Kind iſt er entſchlummert. Wir, die wir es geſehen, fürchten Keiner mehr das Sterben; und wir haben uns zutiefſt gelobt, nach ſeinem Vorbilde ſtreng unſere Pflichten zu erfüllen.

Und ich kann's nicht glauben. Ohne Ruh' und Raſt ſchau ich zum Fenſter hinaus, ob er nicht des Weges kommt in ſeinem braunen Rock. Er hat ſich ſchon ein wenig ſtützen müſſen; iſt ſchon gebeugt geweſen unter ſeinen weißen Haaren.

Ohne Ruh' und Raſt geh' ich am Pfarrhofe vorüber; es iſt kein Klopfen mehr an den Fenſterſcheiben, es lächelt kein freundliches Geſicht heraus.

Da ſtehe ich ſtill und meine, ich müſſe laut ſeinen Namen rufen.

Und ich kann es nicht glauben, daß er dahin iſt.

Bei dem Leichenbegängniſſe iſt der Holdenſchlager Pfarrer dageweſen. Er hat ſich baß gewundert über die allgemeine Trauer, die in den Winkelwäldern herrſchte.

Selbſt der Branntweiner Hannes iſt zum Grabe gekommen und hat eine Scholle hinabgeworfen. Nur der alte Rüppel iſt nicht zu ſehen geweſen; der hat wol im Urwaldfrieden das Grablied geſungen. Zu Winkelſteg haben nur die Glocken geſprochen.

Und als letztlich auch die Glocken ſtumm geworden, da ſind die Leute ſtill davongezogen in ihre armen, zerſtreuten Wohnungen.

Nur ich allein ſtehe noch da und ſtarre hinab auf den falben Tannenſarg. Vor achtzehn Jahren habe ich den Mann das erſtemal geſehen. Er iſt am Grabe geſtanden, das ſie in der Wolfsſchlucht dem „Glasſcherbenfreſſer“ gegraben. Seit zwölf Jahren iſt er Pfarrer zu Winkelſteg geweſen. Heute blicke ich nieder auf ſeinen Schrein; ja, das iſt der Schlußpunkt zu der Antwort des Einſpanig.

Wie ich darüber noch ſinne, kommt die alte Haushälterin des Winkelhüterhauſes, meine ehmalige Wirtin, herbeigewackelt. Sie guckt auch in die Grube, fährt ſich mit der Hand haſtig über das Geſicht, tappt nach meinem Arm und ſagt: „Gott geb' ihm den ewigen Frieden! Das iſt ein braver Mann geweſen. Aber ein Fabelhans auch — ein arger Fabelhans! Wie ein toller Vogel iſt ſein Sinn herumgeflogen in der weiten Welt, und auf keinem Fleck, hat er geſagt, wär' die Welt mit Brettern verſchlagen. Und jetzt — gucket einmal [illegible] — Gott geb' ihm den ewigen Frieden — da unten iſt ſie mit Brettern verſchlagen."

Das Wort iſt geſagt und haſtig humpelt ſie auf ihren Krücken davon.

Die Alte hat Recht. So unbegrenzt der menſchliche Geiſt auch fliegen mag in den Weiten, ſein großes Ziel wird umſchloſſen von den Brettern des Sarges. — Glücklicher Schläfer, dir iſt ein unendlicher Raum jetzt die Truhe. Noch nicht lang, und dir war zu eng die unendliche Welt. —

Großer Dichter, vergib, daß ich dein Wiegenlied zur Grabſchrift wandle.

Oſtern 1832.

Die Seuche iſt erloſchen. Man ſieht viele blaſſe, abgehärmte Geſichter umherwandeln.

In den Mulden der Waldberge und in den Schluchten der Felſen ſchießen Wildwäſſer zur Tiefe. Im Mieſenbachgraben und in den Karlehnen donnern die Schneelahnen. Hoch über den Firnen blaut der Himmel.

Da wir in der Kirche keine Auferſtehungsfeier haben, ſo drängt es die Leute, das Feſt in anderer Weiſe zu begehen.

Der Charſamſtag iſt vorbei; das Thurmkreuz der Kirche ſchimmert im Abendroth viel glühender als ſonſt. Es wird heute aber nicht Nacht; ein neues Leben ſteht auf. Die Leute gehen im Feſtkleide aus ihren Wohnungen hervor. Ein neuer Tag bricht an am Abende und zahlreiche Feſtfeuer leuchten auf den Höhen. — Wer von dieſen Menſchen weiß es denn, daß auch die alten Deutſchen zu dieſer Jahreszeit der Göttin des Frühlinges Freudenfeuer haben angezündet?

Wem nur dieſer Einfall iſt beigekommen? Da oben auf dem Bühel ſteht ein alter, einzelner Fichtenſtamm; den haben ſie vom Fuß bis zum

Wipfel mit dürrem Gezweige, Moos und Stroh umflochten.

Wenige Schritte seitwärts haben ſich die Leute um ein kleines Feuer verſammelt, und ſingen Lieder. Weiber mit verdeckten Handkörben ſind auch dabei und Kinder ſpielen mit gefärbten Eiern.

Es iſt ſchon ſpät in der Nacht; der Lazarus will mit der Lunte gehen, daß er die Oſterkerze in Brand ſtecke, da huſcht durch den finſteren Wald der alte Rüppel herbei, reißt ſeine Binſenhaube vom Haupte und ſagt: „Gelobt ſei Jeſu Chriſt, der am Kreuz geſtorben iſt!“

[illegible] wieder einmal unter die Leute geht, und ich will ihn ſogleich einladen, daß er ſich zu mir und dem Graßſteiger ſetze, wo wir einen Moſtkrug ſtehen haben.

„Dank für die Ehr'!“ ſagt der Rüppel, und zieht ſeine Strohharfe unter dem Rock hervor, und in die Flamme hineinſtarrend hebt er an zu reden:

„Komm juſt von Jeruſalem her. Alle drei Kreuz auf dem Berg Kalvari ſtehen leer. Chriſti Leib haben ſie gelegt in ein neues Grab, die Seel' iſt gefahren zur Hölln hinab. Die Altväter thäten warten ſchon hart. Dem Abraham hat das Feuer verſengt den langen Bart; der Moſes iſt ſchon tauſend Jahr im Rauchfang geſeſſen und hat auf ſeine zehn Gebot vergeſſen. Der Adam, der vorwitzig' Mann, und die Eva haben gehabt kein Röcklein nit an — die thät' das Feuer wol ſaggriſch beißen. Das Paradeis iſt ihnen ſchon lang verheißen, und durch die Leidensnoth und den bittern Tod thät's ihnen jetzt Chriſtus erlauben. — So hat mir's der recht' Schächer erzählt, den linken thät' ich's nit glauben."

„Nu, Rüppel," ſagen die Leut, „wenn du ſonſt nichts mehr weißt, ſo biſt auch grad kein heiliger Geiſt."

Unbekümmert um dieſen Spott fährt der Alte fort: Am heutigen Morgen ſind unſere lieben Frauen zum Felſengrab gegangen ſchauen. Iſt ein Junggeſell geſeſſen auf dem Stein; die Magdalena gucket ſchon vorwitzig drein, kreiſelt ihr güldenes Lockenhaar fein und denkt: wie alt mag er ſein? — Mit Verlaub, ſchöner Herr, was macht ihr da? die Jungfrauen fragen. — Mit Verlaub, ſchöne Jungfrauen, ſucht ihr den Herrn? thät' der Junggeſell ſagen, aber der liebe Herr Jeſus iſt nit mehr hie, der iſt auferſtanden ſchon in allerfrüh; den mögt ihr ſpazierend im Garten erlangen, oder er iſt hinab in die Stadt zum Frühſtück gegangen. — Da haben die Frauen für die fröhliche Mähr ein Trinkgeld wollen geben Gott zu Ehr; aber der Junggeſell iſt gelaufen zum Himmel hinein; ich thät's auch — thäten mich tragen meine alten Bein.“

Wieder ſchweigt der Rüppel. Da aber Keiner die Anſpielung auf ein Trinkgeld verſtanden hat, ſo fährt er fort: „Der Herr Jeſus geht ſpazieren im Wald, thät' ſich ausruhen von bitteren Leiden; ein Hirtenknab' ſteht auf ſtiller Haid, der thät' weiße Schäflein weiden. Thät' weiden die Schäflein und weinen dabei, gar bitterlich, bitterlich weinen. Da fragt ihn Herr Jeſus: was weinſt du mein Kind, es thut ja die Sonnen ſcheinen! — Ja freilich, ſie ſcheint auf den Raſen grün, der mir meinen Vater thut decken; und der Heiland iſt geſtern am Kreuze geſtorben, wer wird mit den Vater weinen. — Da ſpricht der liebe Herr Jeſus: Mein Kind! ſiehſt du die Felſen beben? Der Herr iſt erſtanden, wird wecken dereinſt die Todten zum ewigen Leben.“

Der alte Mann ſchweigt und ſtarrt in die Flamme. Sein Haar und Bart iſt im Scheine des nächtlichen Feuers roth wie Alpenglühen.

Und der Schein des Feuers fällt in rothen Bändern hin durch das Geſtämme auf die friſchen Gräber des nahen Kirchhofes.

Eine ſchwere Stille ruht über der Verſammlung, als erwarte ſie ſchon dieſe Oſternacht die Auferſtehung der Todten.

Da richtet ſich jählings der Kopf des Alten wieder auf, anmutig zart gleiten ſeine Finger über die Saiten aus Stroh; wie Schalkheit zuckt es in ſeinen Zügen, und als wollte er ſeine frühere Rede ergänzen, ſagt er mit faſt kecker Stimme: „Der Hirtenknab', der junge Tropf, ſchüttelt ungläubig ſeinen großen Kopf. Da langt ihm der Herr die Hand hin zumal, und weiſt ihm ſein heiliges Wundenmal; juſt ſo fürwahr, und das Wundmal iſt groß, wie ein Groſchenſtück gar . . . .“

Ueberzeugend genug ſtreckt der Greis die hohle Hand aus, und Mancher legt richtig ein Wundmal hinein — einen guten Pfennig oder ein Groſchenſtück.

Der Alte bedankt ſich gar fein; hat hierauf die Hand über die Flammen gehalten, und die Gaben ſind in die Glut gefallen.

Dann iſt er im Walde verſchwunden.

Warum er die Geldſtücke, die einzigen Gaben, die er ſeit langer Zeit erhalten haben mag, in das Feuer geworfen hat, das können wir uns nicht erklären.

Der Graßſteiger hat den armen Mann ſuchen laſſen, um ihn für die Oſtern an ſeinen Tiſch zu führen. Der Rüppel iſt nicht gefunden worden.

So geht's immer tiefer in die Nacht; zum großen Glück eine recht milde, warme Nacht, denn

Keiner, auch von den erſt Geneſenen keiner iſt zu bewegen geweſen, nach Hauſe zu gehen.

Der Stand eines Sternbildes weiſt die Mitternacht, den Beginn des Oſtertages. Da fährt ein Flämmchen in den ſtrohumwundenen Baum, und eine gewaltige Oſterkerze lodert hoch über dem Waldthale gegen den Sternenhimmel auf.

Nun jubeln die Kinder und die Weiber, jauchzen die Männer; aber weiterhin, als Hall und Schall vermag zu bringen, leuchtet die Feuerſäule und verkündet dem Waldlande ringsum den Oſtertag.

Und zur ſelbigen Stunde haben die Weiber ihre Handkörbe aufgedeckt, auf daß die Gottesgaben darin, Brot, Eier und Fleiſch, der liebe Oſterhauch mag befächeln. Und ſo iſt unſerem Feſtbrote die Weihe zu Theil geworden, die der Vater Paul uns für dieſe Oſtern nimmer vermag zu ſpenden.

Erſt gegen Morgen iſt die Oſterkerze, deren hochſtrebende Flamme ſie gar in den Mieſenbachgräben ſollen geſehen haben, verlodert zuſammengebrochen.

So ſind wir von dem ſeltſamen Oſterfeſte heimgekehrt in unſere Hütten.

Von dieſen Tagen an, Andreas, wirſt du nicht mehr jünger. — Jünger? wer hat dich gelehrt ſo närriſch zu ſchwätzen? Zähl' deine Eisfäden auf dem Haupte, zähle ſie, wenn du kannſt! du alter Mann!

Ich meine, der Pfarrer hat mich mitgenommen.

Mai 1832.

Von unſerem jungen Herrn hört man wieder ſeltſame Dinge. Und diesmal ſind ſie amtlich erhärtet. Hermann hat die Güter des Vaters übernommen und iſt demnach unſer Herr.

Als Angebinde hat er den Winkelſtegern alle rückſtändigen Arbeitsleiſtungen und die Grundeinzahlungen auf zehn Jahre hinaus nachgeſehen. Das iſt ein guter Anfang. Die Winkelſteger wiſſen ihre Dankbarkeit nicht anders zum Ausdrucke zu bringen, als daß ſie in der Kirche eine zwölfſtündige Andacht halten, um für die Geſundheit des jungen Herrn zu beten.

Hermann ſoll kränklich ſein.

Geſtern iſt der Berthold zu mir gekommen. Seit jenem Tage, da er ſein vermißtes Kind unter den Thieren des Waldes gefunden, wildert er nicht mehr, ſondern arbeitet mit Fleiß und Schick in den Holzſchlägen, und ſeine Kinder erwerben ſich ihr Brot durch Sammeln von Waldfrüchten, Wurzeln und Kräutern.

Der Mann hat mir geſtern ein Bündel gedörrter Blätter gebracht; dieſelben wüchſen nur drüben im Geſenke und beſäßen eine wunderbare Heilkraft, die auch der jahrelang kränkelnden Aga die Geſundheit wieder gegeben hätte. Die Lili habe die Blätter geſammelt und getrocknet und da ſei es ihnen beigefallen, dieſelben dem jungen, gnädigen Herrn Schrankenheim zu ſchicken; es ſei kein Zweifel, daß er bei entſprechendem Gebrauche des Krautes geneſen würde. Ob ich nicht ſo freundſchaftlich ſein wolle, die Arznei zu übermitteln.

Ich habe es dem Berthold zugeſagt.

Alpenroth.

Frohnleichnam 1832.

Der Waldſänger iſt nun auch verſtummt. Sein ganzes Leben und Sterben iſt angelegt, wie ein roſenprangender Dornſtrauch in der Wildniß.

Ich habe ſeine wunderlichen Worte ſo gerne aufgeſchrieben; nun lege ich ſein Ende nieder in dieſen Blättern.

Der Kropfjodel hat auf der Zahnalm eine Hirtenhütte. Und in dieſer Hirtenhütte hat er zur Sommerszeit zwei übermüthige Söhne, welche die Rinder verſorgen und zu ihrem Zeitvertreib allerhand Tollheiten begehen. In letzter Zeit hat ſich der Rüppel bei ihnen aufgehalten und ihnen durch ſeine wunderlichen Lieder und Strohharfenſpiele Spaß gemacht. Der Alte iſt ſchon völlig verwirrt und gar zum Erbarmen ſchwachſichtig geweſen. Und das iſt den Jungen juſt ein rechtes Spielzeug. Allerwege iſt der Alte der Bock, auf dem ſie reiten; und er läßt es nicht ungerne geſchehen; es freut ihm ſchier, daß er noch wo Anwerth hat; zu anderen Leuten tanzt er nimmer.

Des Abends iſt der Rüppel ſtets in die Hütte gekommen, hat was zu eſſen erhalten und die Nachtruhe auf dem Heuboden.

Da iſt es eines frühen Morgens, daß der alte Rüppel vor der Hütte auf einem thaufeuchten Stein ſitzt. Er ſpielt auf der Strohharfe und wendet ſeine matten Augen empor gegen das Morgenglühen der Felſen. Gellt ihm jählings ein wüſter Schrei in das Ohr. Er ſchrickt empor, da ſtehen die Jodelbuben neben ihm und lachen. Der Alte blickt ſie gutherzig an und lächelt eben auch ein wenig.

„Thuſt ſtrohdreſchen, Rüppel?“ frägt der Veit und deutet auf die ſonderlichen Saiten.

„Und ſchon ſo zeitig!“ ſagt der Klaus.

Der Alte wendet ſich: „Ihr wiſſet das, von der Morgenſtund?“ Dann legt er die Hände an die Lippen und liſpelt den Burſchen vertraulich in's Ohr: „Sie hat Gold im Mund!“

„Geh!“ entgegnet der Klaus ſpottend, „du, da beißt ſie ſich ja die Zähne aus!“ — Die Hirten erheben über dieſen ihren Einfall ein tolles Lachen.

„Da, da oben habt ihr's ja, das Gold, da oben!“ Der Alte deutet zitternd gegen die glühenden Wände.

„Ja, du Rüppel, das iſt wahr!“ ſagt der Veit ernſthaft, „das iſt richtig Gold; geh' nur hinauf und ſchabe es herab.“

Der Greis blickt befremdet drein.

„Da kriegſt du einen ganzen Korb voll Gold zuſammen, und etwan mehr noch!“ ſagt der Klaus, „da kannſt du dir ein goldenes Schloß bauen und einen goldenen Tiſch kaufen und einen goldenen Wein und eine goldene Frau und eine goldene Harfe!“

„Eine goldene Harfe!“ murmelt der Rüppel und ſeine Augen leuchten auf. Dann fährt er ſich mit der Hand über die Stirne. — Er hat das vom goldenen Morgen zuerſt ſelber geſagt, aber nur im gleichnißweiſen Sinne des Sprichwortes. Und jetzt ſollte es wirklich ſo ſein?

„Und das Zeug da gibſt du des Graßſteigers Eſel in die Krippe!“ ruft der Veit.

Bei dieſem Spott auf ſeine Harfe ſoll es wie der Schatten einer Wolke über des Alten Antlitz gezogen ſein.

„Du Veit!“ droht er, „mein Harfenſpiel, das legt dir nichts vor dein Ziel. Das laß du in Ruh!“

Das Wort reizt die Burſchen. „So ſpielt man auf dieſer Harfe!“ ruft der Veit und fährt mit der Hand über die Saiten, daß es rauſcht und alle Halme ſpringen. Dann ſind ſie davongelaufen.

Der Alte ſitzt noch eine Weile und bewegt ſich nicht. Er ſtarrt auf die zerriſſene Harfe, er wiſcht ſich mit beiden Händen die Augen, er will ſich aus dem Traume helfen; er kann es nicht glauben, daß es wahrhaftig ſei. Sein Alles und Einziges haben ſie ihm zerſtört — ſein Saitenſpiel.

Erſt als oben in den Felſen ſchon der helle Sonnenſchein liegt, erhebt ſich das alte Weißhaupt. Den Aſtreifen mit dem Strohgewirre hat er ſich umgehangen, zu den goldigbeleuchteten Wänden hat er emporgeſtarrt, und mit ſchweren Schritten iſt er davongewankt, hinan gegen die Schroffen, über welche ein Waſſerfall ſtürzt und niederrieſelt, im Sonnenleuchten zu ſehen wie flüßiges Gold . . . .

An dem Abende desſelben Tages iſt es, daß die beiden Hirten wieder luſtig um den Herd ihrer Hütte wirten, wie ſie es gewohnt. Sie kochen Mehlklößchen, welche ſie „Fuchſen" nennen, da ſie fuchsbraun geröſtet ſind. Die Herde iſt von ihren Weiden geholt und in die Sicherheit des Stalles gebracht.

Luſtig ſind die Jodelbuben allerwege, aber zum Feierabend am luſtigſten. Iſt der alte Harfner in der Hütte, ſo necken ſie dieſen; iſt er nicht da, ſo necken ſie ſich ſelbander. Der Harfner iſt heute noch nicht da, ſo hüpft der Klaus wie ein Affe dem Veit auf die Achſeln, reitet auf deſſen Nacken, läßt ihm die Beine vorne herabhängen und ruft: „Eſel, wer reitet?"

„Einer über dem andern."

So treiben ſie es. Dann verzehren ſie ihre Mehlfuchſen und mit dem Pfannenruß ſtreichen ſie ſich Schnurrbärte an. Nach einem Schnurrbart geht ihr Sinn, und ein Mägdlein möchten ſie küſſen, weil das — nach dem Sprüchwort — den Bartwuchs fördert. — Der alte Rüppel könnt' aus ſeinem Bart Silberſaiten ſpinnen für die Harfe.

Heute iſt der Alte noch nicht da; hat ihn etwan doch der Spaß am Morgen verdroſſen? — Die Burſchen mögen davon nicht reden. Eine gelinde Reue verſpüren ſie, und ein Stück Mehlfuchs thun ſie in eine Holzſchüſſel und tragen die Holzſchüſſel auf den Heuboden und ſtellen ſie auf die Lagerſtätte des Alten. Dabei faßt ſie ſchon wieder der Schalk; ſie verrammeln das Lager mit Rechen und Heuſtangen. — Und nun wird der Alte kommen und ſich die Naſe anrennen und rechtſchaffen brummen und zuletzt auf den Mehlfuchs ſtoßen. Und der Mehlfuchs wird ihn für Alles verſöhnen.

Die Burſchen haben in derſelbigen Nacht prächtig geſchlafen. Und als ſie erwachen, ſind in den Wandfugen ſchon die goldenen Saiten des Morgens gezogen.

Das Lager des Alten aber und das Mehlgericht iſt noch unverſehrt und verrammelt mit Rechen und Heuſtangen.

Der Klaus geht zu der Herde; der Veit geht in das Freie. Und das iſt heute wiederum eine Morgenfrühe! Friſch und klar und thauig die Almen und Wälder, der Himmel reingeküßt von Morgenluft. Und hoch auf den Zinnen des nahen Felsgewändes leuchtet die Sonne. Ein Vöglein wirbelt übermüthig auf dem Giebel der Hütte, und der Brunnen plätſchert luſtig in den Trog.

Der Veit geht zum Brunnen. Die Aelpler waſchen ſich des Morgens Hände und Geſicht ſo gerne am kalten Quell. Das ſchwemmt ſofort alle Schläfrigkeit hinweg, und macht Auge und Herz heiter — heiter wie der junge Tag. Veit kraut mit den Fingern emſig ſein wirres Haar zurecht und hält die beiden Hände unter die ſprudelnde Rinne. Wohl thut die rieſelnde Kühle, Veit! Aber — da ſpinnt ſich im Wäſſerlein heran ein blutrother Faden, und er ſchwimmt und ſchlingelt und ringelt ſich in der hohlen Hand. Erſchrocken zieht der Burſche die Arme zurück und ſtarrt in die Rinne, auf der ein zweites, drittes Fädchen und Fäſerchen heranſchwimmt, und er ſtarrt in den Trog, wo die Fäden und Faſern ſich winden und einen und theilen und löſen.

Veit eilt in den Stall: „Klaus, komm', es ſind heut' ſo Dinger im Waſſer!"

Klaus kommt und ſieht und ſagt halblaut: „Das iſt Blut!"

„So iſt da oben eine Gemſe in's Bächlein geſtürzt," verſetzt Veit.

„Aber, daß der Rüppel nicht da iſt!" ſagt der Klaus, und ein wenig ſpäter ſetzt er bei: „der thät's leicht kennen, ob es Gemſenblut."

Der Veit iſt todtenblaß; „Klaus," ſagt er, „ſteig' mit hinauf in die Schlucht!"

Sie ſind dem Wäſſerlein entlang gegangen; es rieſelt wieder klar.

Tiefer und tiefer ſteigt die Sonne nieder an den ſtillen Felſen; höher und höher und mit jedem Schritte haſtiger ſteigen die beiden Burſchen empor und zwängen ſich durch enge, ſchattige Schluchten, wie ſie das Waſſer in wildem Wettertoben geriſſen, oder in ruhigem Zeitenlaufe gehöhlt hat. Die Burſchen ſagen kein Wort zu einander, ſie winden ſich durch wildes, thaunaſſes Himbeergeſträuche und Knieholz; ſie klettern an den ſchroffen Wänden hin; ſie hören ein Rauſchen. Sie kommen der Stelle nahe, wo das Wäſſerlein wie ein Goldband über die ſonnige Wand ſtürzt.

„Da iſt ein Strohhalm," ſagt der Klaus jählings. Es ſind zwei aneinandergeknüpfte Halme.

Und daneben liegt der Reifen aus Tannengeäſte. An den Geſtrüppen des Hanges hängt mancher Halm zerriſſen und zerknittert, und darunter in der Tiefe des Grundes —

In der Tiefe iſt der alte Mann gelegen.

Der Kopf iſt zerſchmettert; in der linken Hand hält er ſtarr gepreßt den Zweig eines Alpenroſenſtrauches. Ueber die Rechte rieſelt das Waſſer.

So haben ſie ihn gefunden. Wer kann es ſagen, wie der alte Mann verunglückt iſt? Etwan hat er da oben nach dem Golde des Alpenglühens gefahndet, auf daß er ſich eine neue, goldene Harfe erwerbe. Und da iſt der mühſelige Greis herabgeſtürzt über das Gewände in die Schlucht. Noch im Fallen hat er ſich halten wollen am Roſenſtrauche. — Und das iſt des Waldſängers Ende. Ein glühendes Röslein prangt am gebrochenen Zweig in der Hand des Todten.

An dieſem Frohnleichnamsfeſte haben wir ihn in die Erde gelegt. Gar viel Leute ſind nicht dabei geweſen. Aber die Waldvöglein auf den Wipfeln des Schachens haben ihrem Sangesbruder ein helles Schlummerlied geſungen.

So arm hat Keiner geſchienen in den Winkelwäldern als dieſer Mann, und ſo reich iſt Keiner geweſen. Das allwaltende, allumfaſſende und unfaßbare heilige Sängerthum des Volkes hat in dieſem ſeltſamen Manne ſeine Verkörperung gefunden.

Auf Vater Pauls Grab ſteht ein Kreuz aus dem Holze einer uralten Tanne. Auf des Sängers Hügel pflanze ich einen jungen, lebendigen Baum.

Juli 1832.

Mit den Jodelbuben haben wir ein Elend. Sie wollen oben in der Almhütte nicht mehr bleiben; ſie ſollen in den Nächten ein ewiges Klopfen und Stöhnen auf dem Heuboden vernehmen. Mitten im Sommer muß der Kropf[illegible] abtreiben und die Hütte ſperren. Der Veit will ſich an keiner Quelle mehr waſchen. Er ſieht in jedem Brunnen Blutstropfen, die ſich anklagend an ſeine Hand wollen legen. Es iſt dieſelbe übermüthige Hand, welche die Harfe des Alten zerbrochen.

Im Herbſt 1834.

Die Schule iſt auf einige Wochen geſchloſſen. Die Kinder helfen bei der Ernte; dieſe iſt ſpät reif geworden und muß nun noch vor dem Froſt gewonnen werden. Oben auf den Felſenhöhen gibt es ſchon Schneeſtürme.

Ich hätte doch wieder einmal hinaufſteigen mögen auf den hohen Berg, auf daß ich könnte hinausblicken. Ich lebe gar ſo vereinſamt in mich hinein. Die Alten ſind mir weggeſtorben; die Jungen habe ich erzogen, aber nicht zu meinen Genoſſen. Ich bin ihr Schulmeiſter. Den Schulmeiſter laſſen ſie in Frieden ziehen, und wenn er, alt und grau, auf ſeinem einſchichtigen Bänklein ſitzt, ſo meinen ſie, ein Schulmeiſter müſſe ſo ſitzen.

Der neue Pfarrer iſt ein junger Mann, der ſchickt ſich beſſer für ſie; der thut mit im Wirtshaus und auf der Kegelbahn. Als er ſich letztlich aus der Kreisſtadt das neue Meßbuch verſchrieben, hat er auch Spielkarten kommen laſſen.

Der Lazarus und ſein Weib, die Juliana, ſind Beſitzer des Graßſteigerhofes; ſie ſetzen das Wirtshaus fort, handeln mit Tabak und allerhand Kleinigkeiten. Gar ausländiſche Kleiderſtoffe ſind bei dem Graßſteiger zu haben. Es gibt Leute in der Gemeinde, die nicht mehr mit den Loden- und Zwilchjacken Vorlieb nehmen, die was Beſonderes am Leibe haben wollen; ſo aus Spaß, ſagen ſie heute noch. Aber ich achte, die Sucht bekommt bei Zeiten einen andern Namen.

Manchmal durchſtreifen, wie voreh, Häſcher unſere Gegend, um Schwärzer und Soldatenflüchtlinge einzufangen.

Sommer 1835.

Ich erzähle die Dinge wieder nur meinen geduldigen Blättern; ſie bewahren die Geſchehniſſe länger in Erinnerung, als ich und ganz Winkelſteg. Es iſt mir Pflicht geworden, unſere Schickſale aufzuzeichnen. Dereinſt werden andere Menſchen ſein; ſie ſollen auch von uns wiſſen.

Zuweilen kommt Hagel und großes Waſſer und vernichtet die Ernten und ſchleudert die ſtrebſamen Ackerbauwirte in der Entwicklung ihres Wohlſtandes auf Jahre zurück.

So auch wieder in dieſem Jahre. Die Leute dörren nun das Stroh, bringen es in die Mühle — es ſind deren ein halb Dutzend im Thale — und das wird das Brot für den Winter ſein.

In *meinem* Leben iſt kein Wetterſturm und kein Sonnenſchein.

Aber ich will mein Frühjahr und meinen Sommer haben, und jetzt habe ich zu meiner Wanduhr eine Verrichtung gemacht. Die Metallſchelle des Schlagwerkes habe ich weggethan und dafür aus zwei Blättchen und einer Feder ein Ding zuſammengethan, das zu jeder Stunde den Wachtelſchlag nachahmt. Hier in der Gegend hört man die Wachtel kaum alle drei Jahre einmal; aber in meiner Stube bleibt es nunmehr Sommer zu allen Jahreszeiten. Ich und die Kinder haben eine rechte Freude daran.

Da draußen im Holdenſchlager Graben, durch den jetzt eine neugebaute Straße zieht, dort, wo die Winkelſteger Gemeinde begrenzt iſt, haben die Bauern ein Wetterkreuz ſetzen laſſen. Es hat drei Querbalken, an denen die bildlichen Leidenswerkzeuge des Herrn ragen. Das Kreuz wird als Schutz gegen böſe Wetter hoch verehrt. Der uralte Schwammelfuchs aber meint, dasſelbe ſei mehr ſchädlich als nützlich; es laſſe die böſen Wetter, die ja alle vom Jahn herabkämen, nicht weiter, und ſo müſſe es ſich über Winkelſteg entleeren.

Auf die Meinung des Schwammelfuchs hin haben die Bauern das Wetterkreuz richtig niederreißen laſſen. Hingegen haben nahe an derſelben Stelle die Holdenſchlager ein ganz ähnliches aufgeſtellt, auf daß die Gewitter hier gebannt und nicht hinaus auf ihre Felder ſollen gelangen können.

Jetzt ſind die Winkelſteger in doppelter Verlegenheit und ich, — ihr Lehrer, mit ihnen.

Schulhalten und nichts als Schulhalten, und die Hirngeſpinſte unter dieſen Filzhüten ſind nicht umzubringen. Schulhalten! es iſt viel, und dennoch iſt es ein thatenloſes Leben. Wie iſt das anders geweſen zur Zeit, als wir die Gemeinde erweckt haben! — Es gäbe auch heute noch genug und übergenug zu ſchaffen und zu erſchaffen; aber der alte Pfarrer iſt geſtorben und der neue ſchiebt mich bei Seite.

Ich bin ſo alt noch nicht und thäte noch arbeiten. Ein par Stunden ſchulhalten, Schreibbogen liniren, Federn und ein ſaueres Geſicht ſchneiden, ein wenig Brennholz klieben und die par Geſchäftchen in der Kirche, das macht meinen Kopf leer und meine Zeit nicht voll.

Der Schlaf iſt bald ſatt und wenn ich, bis die lange Nacht vergeht, im Bette müßig liege, ſo iſt das noch das Allerſchlechteſte. Da kommen mir Gedanken zum Närriſchwerden — alte Zeiten, alte blüthenzarte Geſichter und todtenblaſſe — ja zum Närriſchwerden. Und dann höre ich eine Stimme: ich hätte meinen Weg verfehlt, könnte in Glanz leben und ſehr glücklich ſein . . . . Aufſpringe ich vom Lager, die Geige reiße ich von der Wand und hebe an zu ſcharren an den

Saiten, auf daß ich die Geſpenſter wieder verſcheuche.

Und die Saiten, die wiſſen mir beſſeren Troſt; ſie flüſtern, ich möge zufrieden ſein, ich hätte das Glück gehabt, erſprießlich für das Allgemeine zu arbeiten; ich hätte den Hang, ſtets der Vollkommenheit meines eigenen Weſens zuzuſtreben; ich hätte die Herrlichkeit der Schöpfung um mich, ich hätte die Geiſter aller großen Menſchen in meinen Büchern verſammelt. Ich würde noch Manches nach meinen Kräften wirken und dereinſt mit Befriedigung die Augen ſchließen.

Ich habe mir wieder, wie ſeiner Tage einmal, aber ernſtlicher vorgenommen, in meinen freien Stunden des Sommers mich mit der Pflanzenwelt abzugeben, ſie wiſſenſchaftlich zu zerlegen und zu betrachten. Aber wie geht es mir dabei? Da habe ich heute ein Pflänzlein gefunden, gepflückt und hier auf meine Mappe gelegt.

Mich reut der Mord. Es iſt ſo friſch und hold geſtanden am Rain und hat ſeine kleinen Arme ausgeſtreckt, den lieben Sonnenſchein zu umarmen. O, zürne mir nicht, du liebholdes Weſen, du biſt in deiner Jugend geſtorben, es hat dir ein

Menſchenauge gelächelt, es hat dich ein Menſchenherz geliebt . . . .

Und ſo geht es mir. Zu ſchluchzen hab' ich angefangen, ich altes Kind. Und das heißt Pflanzenkunde treiben? — Andreas, für die Wiſſenſchaft biſt du verloren ganz und gar; du biſt ein Träumer.

Letztlich habe ich wieder einmal das Zeichnen verſucht, habe eine Karte von den Winkelwäldern gemacht.*) Hätte ich nur auch die Meßkunſt gelernt; das gäbe jetzt ein anregendes und nützliches Geſchäft. Denn dieſe Gegend muß nun doch auch der Welt zurechtgelegt werden.

---

*) Während dieſes Werk bereits unter der Preſſe, wurde in der Ortſchaft Winkelſteg die mit Bleiſtift allerdings mangelhaft gezeichnete Karte aufgefunden. Ich ließ die Zeichnung mit ein paar vervollſtändigenden Zuthaten verſehen vervielfältigen und lege ſie dem Buche bei.

Der Herausgeber.

Waldlilie im See.

Maria Himmelfahrt 1835.

Jählings iſt was Unvorhergeſehenes gekommen.

Vor mehreren Tagen erhalte ich ein Schreiben von meinem einſtigen Schüler, unſerem jetzigen Herrn. Hermann ſchreibt mir, daß er jene Kräuter, die ich ihm von einem Holzer geſandt, richtig verwendet habe und ſeither eine große Linderung in ſeinem kränklichen Zuſtande empfinde. Dieſer Umſtand habe ihn auf den Gedanken gebracht, das Gebirge, welches er bisher ohnehin noch nicht kenne, zu beſuchen und in der milden Frühherbſtzeit einige Tage daſelbſt zuzubringen. Er beabſichtige ganz allein zu reiſen, denn die Menſchen, namentlich die Städter, ſeien ihm unſäglich zuwider; das ſei wol eine Eigenheit ſeines abgeſpannten Zuſtandes, aber er könne ſich derſelben nicht entſchlagen. An den Reichthümern der Welt habe er ſich krank genoſſen, in der Urſprünglichkeit der Alpen, in ihren Wildniſſen wolle er Heilung ſuchen. — Er erinnere ſich noch an mich, ſeinen ehmaligen Lehrer; er erinnere ſich auch meiner Verdienſte um die Winkelwäldler, und er bitte mich nun, ihm im Gebirge ein Führer zu ſein und mich an dem beſtimmten Tage in der Ortſchaft Grabenegg einzufinden.

Grabenegg, eine gute Tagereiſe von hier entfernt, iſt keine Ortſchaft; es ſind nur einige Steinſchlagerhütten, die an der Zillerſtraße ſtehen und von einer dort auslaufenden Bergſchlucht den Namen haben.

Ich habe mich denn an dem beſtimmten Tage in Grabenegg eingefunden, habe dort den Waldherrn erwartet, der in einem gemietheten Wagen auch richtig angekommen iſt. Dann bin ich mit ihm weiter gegen das Hochgebirge gefahren.

Der Herr hat mich völlig erſchreckt; ich habe ihn ſchier nicht mehr erkannt, aber er hat mich auf den erſten Blick als den Andreas begrüßt. Sein Gruß iſt höflich und kalt geweſen, und der arme Mann iſt lebensſatt.

Bis zum erſten Felſenthore führt der Fahrweg. Hier hat der Herr das Fuhrwerk zurückgeſchickt, und wir ſind auf rauhen Steigen, wie ſie das Hochwild getreten, in die Wildniß hineingegangen, auf deren wilden Höhen die Eisfelder liegen. Der Herr iſt vorangeſchritten, faſt finſter und trotzig, zuweilen mit der Begier des Jägers, der dem Hirſch auf der

Fährte iſt. Ich habe nicht gewußt, wohin und was der Mann will; er auch nicht. Ich habe gewaltige Angſt gehabt, daß wir für die Nacht kein Obdach finden könnten, habe dem Herrn dieſes Bedenken mitgetheilt; er hat darüber eine helle Lache geſchlagen und iſt weiter geſtürmt.

Da iſt mir jählings der Gedanke beigefallen: Andreas, du wanderſt mit einem Irren! — Wäre der graue Zahn vor mir niedergeſtürzt, ſoſehr hätte mein Herz nicht erbebt, als in dieſem Gedanken.

Ich habe gefleht und gewarnt, ich habe ihn nicht zu halten vermocht; nur an Hängen iſt er ſtehen geblieben, hat einen Blick in den Abgrund gethan, um ſofort wieder weiter zu eilen. Alle Glieder haben ihm gezittert, große Tropfen ſind ihm auf der Stirne geſtanden, als er in der Abenddämmerung an einer Felſenquelle zuſammengebrochen iſt.

Ich habe in derſelbigen Stunde meinem lieben Gott Alles, Alles verſprochen, wenn er uns ein Obdach finden ließe. Er hat mich erhört. Unweit der Quelle habe ich in der Kluft zweier Wände eine Klauſe entdeckt, wie ſolche gerne von Gemsjägern aufgerichtet und zum Schutze benützt werden.

Und unter dieſem Dache, mitten in den Schauern der Wildniß iſt ein Feuer angemacht und dem Freiherrn aus Moos und Strauchwerk eine Ruheſtätte bereitet worden.

Wir verzehren, was wir bei uns haben und trinken Waſſer. Als das Mahl vorüber iſt, lehnt ſich der Herr aufathmend an die Mooswand und haucht: „Das iſt gut! das iſt gut!“

Und nach einer Weile richtet er ſein Auge auf mich und ſagt: „Freund, ich danke Ihnen, daß ſie bei mir ſind. Ich bin krank. Aber hier werde ich geneſen. Das iſt ja das Waſſer, von dem der angeſchoſſene Hirſch trinkt? — Ich hab' es toll getrieben — ſehr toll! Iſt kein Spielzeug, der Menſch. Schließlich bin ich zum Glücke den Aerzten entkommen. Ich mag in keinem Metallſarg liegen, er riecht nach Prunk, nach Gold und Seiden, nach erkünſtelten Thränen — pfui!“

Zu meinem Troſte iſt er bald eingeſchlummert. Ich habe die ganze Nacht gewacht und auf Mittel geſonnen, den armen, kranken Mann unter Menſchen zu bringen. Wir ſind weit ab; wollen wir nach Winkelſteg, ſo müſſen wir über das Gebirge.

Am andern Morgen, als ich bereits ein neues Feuer angemacht habe und als ſchon die Sonnenſtrahlen durch die Fugen blicken, erwacht der Mann, überſieht anfangs wie ſtaunend ſeine Lage und ſagt: „Guten Morgen, Andreas!“

Hierauf hebt er ſogleich an, ſich reiſefertig zu machen.

„Ich will auf den hohen Berg hinaufſteigen, den ſie den grauen Zahn heißen," verſetzt er, „ich will dieſe Welt einmal von oben anſehen. Begleiten Sie mich und machen Sie, daß wir noch einen oder zwei Männer mitbekommen. Haben Sie keine Sorge meinetwegen; mir iſt beſſer. Geſtern iſt ein böſer Tag geweſen. Wie friedlos und heimatlos bin ich durch die wüſten Gegenden gezogen, ohne Ziel. Mir ſelber hätte ich entrinnen mögen, wie ich denen da draußen entronnen bin. Der ganze Jammer meines Elendes war über mich gekommen. Aber dieſe Luft heilt mich — oh, dieſe reine, heilige Luft!"

Als wir aus der Klauſe treten, müſſen wir die flachen Hände über die Augen halten. Es iſt ein mächtiges Leuchten. Die Aeſte des Tanns ſind goldig roth und in den Schatten des Geflechtbodens zittern Thautropfen. Viele davon trinken ſchon von den glühenden Quellen der durch das Geäſte rieſelnden Sonne. Auf den Wipfeln jauchzen die Vogelſchaaren. Eichhörnchen hüpfen herum und lugen nach Morgenbrot und Geſpielen. Eine junge Buche wiegt ihre reiſigen Blätter im milden Hauche des Morgens.

Da lächelt Hermann.

Wir ſchreiten weiter. Wie lichtes Nebelgrau ſchimmert es uns zwiſchen den finſteren Stämmen entgegen. Ein faſt kalter Lufthauch zieht. Da lichtet ſich jählings der Wald und jeder Baum am Rande ſtreckt ſeine Arme aus — weiſt lautlos vor Ehrfurcht ein wunderbares Bild.

Ein ſtiller See liegt da, weit hingedehnt, blau, grün, ſchwarz — wer kennt die Farbe? An den Ufern der Morgenſeite erhebt ſich über graues Geſtein der hohe, dunkle Bergwald, mild umſchleiert von den Lichtfäden der Sonne. An dem gegenüberliegenden Strande baut ſich eine ungeheuere Felswand, hinter der ſich Höhen und Höhen, Hänge und Hänge ſchichten, bis hinan zu den höchſten Riffen und Zinnen und Zacken am Saume des blauen Himmels. Mannigfaltig und herrlich über alle Beſchreibung zieht ſich das Hochgebirge hin in einem ungeheueren Halbrund. Hier unten noch Lehnen, Raſen und ſammtgrüne Filze der Wachholdersträuche. Dann die milchweißen Fäden der niederſtürzenden Waſſerfälle, deren Toſen von keinem Ohre vernommen in den Räumen der Lüfte verhallt. Dann die Geröllfelder, die Schuttrieſen, jedes Steinchen klar gezeichnet in der reinen Luft; dann Klüfte mit Schatten, mit Schründen, mit Schnee; dann verwitterte Felsgeſtalten, wüſt und hochragend, dämonenhaft in ihrer Ungeheuerlichkeit und ewigen Ruhe.

Ein Steinadler ſchwingt ſich im Blau, jetzt wie ein ſchwarzer Punkt, jetzt wie ein ſilbernes Blättchen umkreiſt er eine Felſenſpitze. Und in den fernen Höhen aufgerichtet, ſanft lehnend, lichte Gletſcher und röthlich leuchtende Tafeln der Wände, in welchen ſtetig meißelt der Griffel der Zeit, um einzugraben in den Bau der Alpen die ewige Geſchichte und die ehernen Geſetze der Natur . . . .

Ich ſehe es noch, ſehe Alles noch vor meinen Augen — es iſt der See im Geſenke mit dem Bergſtocke des grauen Zahn.

Ich habe Aehnliches ſchon geſchaut, und dennoch hat mich die Herrlichkeit hingeriſſen. Der Freiherr aber ſteht da wie ein Stein. Seine Augen haben ſich verloren in dem unendlichen Bilde; ſeine Lippen ſaugen bebend die Seeluft ein.

Darnach ſind wir hinabgeſtiegen zu den ſchattigen Ufern des Sees. Hier plätſchert das Waſſer an den ſtumpfkantigen Steinen.

„Der See kann auch wild ſein,“ hat hier der Herr bemerkt, „ſehen Sie, wie weit den Hang hinan die Steine glatt geſchwemmt ſind.“

Aus dieſen Worten habe ich erſehen, daß Hermann ein verſtändiges Auge für die Natur beſitzt. — Freilich, freilich kann dieſer See ein wüſter Geſelle werden, ſo mild und lieblich er heute ruht. — — — Und jetzt kommt jählings das Wunderſame, dort unten, wo das Gebüſche der Wilderlen in den See taucht — dort guckt ein Menſchenhaupt aus dem Waſſer hervor! Es hebt ſich das Haupt und von den braunen, langen Locken und von dem blühenden Antlitz rieſeln die Tropfen der Fluth. Hals und Nacken ſind ein wenig ſonnengebräunt, aber die ſanftgebauten, wiegenden Achſeln ſchimmern durch das Waſſer wie ſchneeweißer Marmor. Ein junges, ſchönes Weib, eine Waſſerjungfrau! Weiß Gott, ein Dichter könnt' Einer werden, wahrhaftig! — Und es hat ſich noch mehr zugetragen.

Der Waldherr iſt kurzſichtiger als ich, und hat ſich dem Bilde genähert; in demſelben Augenblicke iſt die Geſtalt untergeſunken und nur die Erlen haben gefächelt über dem Waſſer und ſonſt haben wir nichts mehr geſehen.

Hermann ſtarrt mich an. Ich ſtarre in den See. Der wirft im Hauche ſanfte Reifen, ſchwarze Linien, iſt hier ſpiegelglatt, dort zitternd und rieſelnd. Und das Haupt taucht nicht mehr hervor.

Minuten vergehen. Ich ſpähe mit Herzklopfen nach dem badenden Weſen; wer weiß, ob es ſchwimmen kann? Mir fährt es durch den Kopf: Wie, wenn ſich das Mädchen aus Schamgfühl im Waſſer vergräbt?

Nach einer Weile der Angſt und Noth habe ich das athemloſe Kind aus den Wellen hervorgezogen. — Mit der wenigen Erfahrung, die uns zu Gebote ſteht, haben wir ſein Leben wieder erweckt, ſein ſiebzehnjähriges Leben. Und ſiehe das wildſcheue Weſen! Kaum erwacht und von unſeren Händen bekleidet, hat ihm die Angſt Kraft geliehen, iſt es aufgeſprungen und hingeflohen am Waldhange.

Der Herr hält ſich den Kopf mit beiden Händen. „Andreas!“ ruft er, „mein Uebel kehrt wieder; ich habe Erſcheinungen, eine Fee habe ich geſehen!“

„Das iſt keine Fee,“ gebe ich ihm zur Antwort, „das iſt die Tochter jenes Holzers, der dem gnädigen Herrn die Kräuter geſchickt hat.“

Die Waldlilie iſt es geweſen.

Einige Tage ſpäter.

Heute iſt der Herr mit dem Schimmel des Graßſteiger davongefahren.

Aus der Beſteigung des Zahnes iſt nichts geworden. Als uns am See die Waldlilie entſchwunden geweſen, hat Hermann geſagt: „Mein Schickſal iſt erfüllt; ich ſteige nicht auf den Berg. Führen Sie mich in Ihr Winkelſteg, Andreas.“

Und in Winkelſteg iſt er drei Tage verblieben, hat unſere Einrichtungen betrachtet und zum Theile belobt, hat ſehr viel von unſerem Waſſer getrunken. Die Leute haben es nicht glauben wollen, daß das der Waldherr ſei; ein Weiblein hat gemeint, der Waldherr müſſe einen goldenen Rock tragen, und dieſer Mann hat einen aus grauem Tuche. Sein Geſicht iſt wie mit Aſchen beſtreut, aber unter der Aſche merke ich Funken. Vor wenigen Tagen habe ich geſagt, er ſei lebensſatt; heute meine ich ſchier, er ſei lebenshungerig. Es iſt recht ſeltſam. Geſtern hat er den Berthold zu ſich gerufen, daß er das Heilkraut bezahle.

Der Rothbart iſt längſt verſetzt; ſo iſt der Berthold Förſter in den Winkelwäldern geworden und wohnt nun mit den Seinen im Winkelhüterhauſe. In wenigen Tagen wird die kirchliche Trauung des Förſters mit dem Weibe Aga ſtill vollzogen werden. So hat es der Herr angeordnet. Zu tauſendmal freut es mich: Hermann hat eine kerngeſunde Seele; ein Kranker kann ſo raſch und ſicher nicht handeln. Aber ein ſeltſamer Menſch iſt er doch. Ehe er davonfährt, kommt er zu mir in das Schulhaus, zieht mich zu ſich auf eine Bank nieder und ſagt: „Schulmeiſter! ſie hat ihr Magdthum höher gehalten, als ihr Leben; hätte ich denn geglaubt, daß es ein ſolches Weib gibt auf Erden? Da unten in den Paläſten wohnen die Schamloſen und Gefallſüchtigen. Mir haben ſie arg mitgeſpielt. O, mir iſt Alles da draußen zum Ekel geworden. Sie, Erdmann, haben voreinſt die Welt von unterherauf geſehen, kennen gelernt und ſind davon ſatt geworden. Ich habe die Welt von oben hinab durchſchaut. Das iſt eine ganz neue Seite, voll Glanz und Pracht, aber ſo niederträchtig wie die andere. Mir iſt nichts Außerordentliches widerfahren, Erdmann, ich habe nur gelebt und bin unglücklich geweſen. Ich gehöre auch herein in dieſen Wald — Andreas — ich gehöre auch herein! Aber ich muß wieder zu meinem alten Vater. Gott bewahre, daß ich ſie mit mir nehme! glückſelig, daß ſie die Welt nicht kennt! Ihnen vertrau' ich ſie, Schulmeiſter. Hat ſie das Bedürfniß, Einiges zu lernen, ſo lehren Sie ſie; hat ſie das Bedürfniß nicht, ſo ehren und bewachen Sie ſie, wie eine wilde Lilie im Wald. — Und bewahren Sie das Geheimniß, Schulmeiſter. Wenn ich geneſen kann, ſo werde ich wiederum kommen."

Und nachdem er mit ſeinen mächtigen Worten die großen Aenderungen vollzogen hat, iſt er mit dem Knecht und Schimmel des Graßſteiger gegen Holdenſchlag gefahren.

Andere hat das Leben, wie es unſer junger Herr geführt, zu Grunde gerichtet; ihn hat es zum Sonderling gemacht. Sein tiefangelegtes Weſen iſt zwar erſchüttert, aber nicht geſtürzt worden.

An demſelben Tage, als des Morgens Hermann von hier abgereiſt iſt, ſind drei Steckbriefe angekommen. — Der junge, gnädige Herr von Schrankenheim, ſeit längerer Zeit ſchon an einer großen Schwermut leidend, ſei in Verluſt gerathen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſei er in das Gebirge gezogen, denn er habe ſich mit Kleidern verſehen, wie ſie Bergreiſende tragen. — Und nun ſind die Kleider, iſt mein ganzer, lieber Zögling Hermann beſchrieben geweſen, ſo genau wie ein entſprungener Sträfling.

Gut, er wird ja zurückkehren. Er hat ſeine Waldbeſitzungen bereiſt, was weiter? Sollt' er denn juſt in der Weiſe der Reichen reiſen? Sollte ein Schrankenheim denn niemals aus ſeinen Schranken treten dürfen?

Das iſt einmal ein Herr für Winkelſteg, Gott ſei Dank!"

Und mir iſt Heil widerfahren, iſt ja doch der Berthold und ſeine Familie gerettet. Ich habe die Leute ſo ſchwer auf meinem Gewiſſen getragen.

Die unklaren Worte unſeres Waldherrn, die er mir bei ſeinem Abſchiede geſagt, ſind zum Theile klar geworden. Die Waldlilie beſucht das Schulhaus und wir üben uns im Leſen und Schreiben und Allem, was daranhängt, ſo weit ich ſelber Beſcheid weiß. Sie iſt gar fleißig und gelehrig, kann ſelbſtſtändig denken und wird von Tag zu Tag ſchöner.

Für's Erſte iſt ſie in ihren Namen hineingewachſen und hat etwas von einer Lilie an ſich; ſo ſchlank und weiß und mild, und doch verſpürt man auf ihren runden Wangen und auf ihren friſchen Lippen den Kuß der Sonne. Für's Zweite iſt ihr von den Rehen jener langen Winternacht was geblieben, die anmutige Behendigkeit und das Auge . . . .

Du, Andreas! Siehſt du jeden deiner Schüler ſo genau an?

Ja, ſie gefällt aber Allen.

Sie gefällt den Armen, denen ſie beizuſtehen weiß. Manchen Traurigen hat ſie ſchon getröſtet durch ihre milden, warmherzigen Worte; manchen Verzagten hat ſie erheitert durch ihren liebholden Geſang. Und es iſt zu herzig, alle Kinder von Winkelſteg kennen die Waldlilie und hängen ihr an. Thät' nur der Pfarrer noch leben, der hat an ſo Leuten ſeine Freude gehabt.

Und ritterlich iſt das Mädchen, trutz wilder Thiere und böſer Leute ſteigt ſie im Gebirge umher, um Früchte und Pflanzen zu ſammeln. Es ſteht ja geſchrieben auf ihrer Stirne: „Machtlos iſt vor dir alles Böſe!“

Letztlich bringt ſie mir eine blaue Enziane mit hochrothen Streifen, wie ſolche nur drüben im Geſenke wachſen.

„Biſt du wieder am See geweſen, Lili?" frage ich. Da wird ſie roth, wie die Enzianſtreifen und lauft davon.

Etwan hat ſie es gar nicht gewußt, daß ich einer jener Männer bin, von denen ſie in ihrem Wildbade überraſcht worden, vor denen ſie ſich in ihrer Noth dem Verderben in die Arme geſtürzt, und von denen ſie der Eine an's trockene Land gezogen hat?

Der Vorfall muß ihr wie ein Traumbild ſein, er möge nie mehr erwähnt werden.

Aber von dem feinen Waldherrn, der ihre Familie aus Noth und Armut gezogen, ſpricht ſie mit Freude und Begeiſterung.

Zur Auswärtszeit 1837.

Es hat ſich erfüllt. Die Anzeichen ſind in der Luft gelegen ſeit jenem Tage im Vorſommer, an welchem Hermann, wie neu erwacht zum kräftigen Manne, in Winkelſteg wieder angekommen iſt und als ſein Erſtes mich nach der Waldlilie gefragt hat.

Er findet keinen Gefallen mehr an den lauten, ſchwelgenden Kreiſen, von ſo Vielen die „Welt" genannt, aber nichts weniger, als die Welt bedeutend. Den gefährlichen Wendepunkt hat er glücklich überſtanden. Er iſt nun eingetreten in das gereifte

Leben, in welchem man nach der Schönheit der Schöpfung und nach dem inneren Werthe des Menſchen frägt. — Die Waldlilie iſt eine wunderſam ſchöne Jungfrau geworden, und meine Mühe um die Ausbildung ihrer Seelenanlagen iſt herrlich belohnt.

So hat es ſich erfüllt. Der Schrankenheimer hat ſeine Schranken durchbrochen. Vor zwei Tagen, am Feſte der Himmelfahrt des Herrn, iſt in unſerer Kirche der Waldherr mit der Waldlilie getraut worden.

Hermann hat drüben am See im Geſenke ein Sommerhaus bauen laſſen wollen, um mit ſeiner Gattin alljährlich einige Frühherbſtwochen daſelbſt zu wohnen. Aber die Waldlilie hat ihn gebeten, das zu unterlaſſen. Sie liebe jene Gegend, aber ſie könne den See nicht beſuchen.

Sie haben uns verlaſſen und ſind davongezogen in die ſchöne Stadt Salzburg.

Im Winter 1842.

In Einöde und Einförmigkeit vergehen die Jahre; warum nennt mich Niemand den Einſpanig?

Die junge Frau hat ſich ſeither doch beſonnen, am See im Geſenke ſteht das Sommerhaus. Da geht es in den Wochen des Frühherbſtes gar lebendig zu, und die Bergwände bewachen das Familienglück unſeres Herrn.

Der Förſter und Großvater mit ſeinem Weibe wohnt jahraus jahrein in dem Hauſe am See; und die Geſchwiſter der Frau von Schrankenheim dürfen auf ein beſſeres Los hoffen, als jenes, von dem ihnen an der Wiege iſt geſungen worden.

Der alte Herr von Schrankenheim hat noch zwei Enkel geſehen, ehe er zu Salzburg im Winter des Jahres 1840 verſtorben iſt.

Winkelſteg hat durch das Haus im Geſenke nichts gewonnen. Dorthin iſt eine gute Straße gebaut worden, von dort aus werden die Wälder bewacht und die Arbeiten geleitet. Dorthin kommen die Beſuche fremder Herrſchaften, dort werden die großen Jagden angeſtellt. Das Haus in dem voreh ſo öden und verrufenen Geſenke iſt das Herrenhaus; und Winkelſteg bleibt die arme Bauern- und Holzſchlägergemeinde, und die Zuſtände zu Winkelſteg werden nicht beſſer, und der Schulmeiſter zu Winkelſteg . . . .

Laß das gut ſein, Schulmeiſter.

1. Auguſt 1813.

Heute Nacht iſt dem Reiterbauer in den Karwäſſern ein Knäblein geboren worden. Sie haben es zur Taufe gebracht. Da der Pfarrer auf einige Tage verreiſt und das Kind ſchwächlich iſt, ſo habe ich ihm die Nothtaufe gegeben. Auf den Wunſch des Vaters bin ich gleich auch der Pathe geweſen. Die drei lieben Herrgottsgroſchen, meine Erbſchaft von der Muhme, vormaleinſt auch mein Pathengeſchenk, jetztund ſoll ſie der kleine Peter haben.

Im Sommer 1847.

Als ich in den Wald gekommen bin, habe ich die Menſchen zerſtreut, verkommen, ungezählt gefunden. Heute ſehe ich ein neues Geſchlecht.

Um die Kirche ſteht ein Dorf. Um das Dorf ſtehen Aepfel- und Birnbäume und tragen Früchte; in allen Winkeln iſt verſucht worden, aus Wildlingen Edelbäume zu ziehen; großentheils iſt es gelungen.

Zum Sonntag kommen ſchmucke Menſchen aus allen Gräben. Die Männer tragen als Eigenart ſchwarze Knielederhoſen und grüne Strümpfe; die

Weiber bauſchige Sammtſpenſer und wunderſpaßhafte Drahthauben mit Vergoldung und Bänderwerk. Das iſt keine Kleidung mehr, wie ſie im Walde wächſt. Sonſt haben ſie die Leinwand von ihren Flachsäckern, den Loden von ihren Schafen, das Schuhleder von ihren Rindern, die Felle und Pelze von ihrem Wildſtande getragen; heute ſtreichen Hauſirer in den Winkelwäldern um, ſchleppen werthvolle Rohſtoffe fort und laſſen Prunk und Flitter dafür da. „Aus Spaß“ haben die Leute anfangs die neuen unzweckmäßigen Dinge genommen, heute haben ſie ſich hineingelebt und die Sach' iſt zum Bedürfniß geworden.

Die Jungen ſind wol weit vielſeitiger, als die Alten, aber auch weit anſpruchsvoller; auch haben ſie mir zu wenig Sinn und Ehrfurcht für das Alte, aus dem ſie hervorgegangen ſind. Nur den Tabak rauchen ſie, und den Branntwein trinken ſie noch, wie es die Alten haben gethan.

Was kann der alte Schulmeiſter allein machen? Ach, lebte der alte Pfarrer noch!

Der kleine Reiter Peter, mein Pathenkind, iſt ein ganz holder Junge; aber es iſt ein großes Unglück mit ihm geſchehen, er hat durch einen Fall aus dem Bette die Stimme verloren.

Gerne wollte ich ihm die meine überlaſſen, für mich hat ſie keinen Anwert mehr. Meine Stimme iſt heiſer geworden, da wird nicht mehr auf ſie geachtet.

Im Mai 1848.

Ich weiß nicht, wie das für mich nun werden wird. Ob es nicht am beſten wäre, ich nähme auf einige Wochen Urlaub und ginge davon.

Draußen zieht das Kriegsvolk, in den Städten verrammelm ſie die Gaſſen und Straßen und reißen die Paläſte ein. Eben deswegen kommt ſie ja. Die Frau des Feldherrn kommt, Hermanns ſchöne Schweſter, die mich ſo hat närriſch gemacht.

Im Hauſe am See iſt kein Platz mehr, ſo flüchtet ſie ſich mit ihren Kindern zu uns.

Das Winkelhüterhaus wird für ſie eingerichtet. Wie danke ich Gott, daß unſer Winkelſteg ihr eine Zuflucht bieten kann in dieſer Zeit!

Ich will denn doch nicht weggehen. Will bleiben und ſehr ſtark ſein und mich nicht verrathen. Ich will ihr einmal recht in's Auge ſchauen, ehe ich ſterbe.

Ich ſehe es wol, Gott meint es gut mit mir. Ihr Auge wird die dunkelnden Waldberge lichten, ihr Athemhauch wird die Alpenluft mildern und weihen. Und zieht ſie auch wieder davon, Winkelſteg, wo ſie geweilt, wird meine Heimat ſein.

Vor den Eingang des Hauſes bauen wir einen ſchönen, hohen Bogen aus Tannengezweige, und wir bekränzen den Altar in der Kirche.

Alles wird ſein bereitet, aber kein Menſch denkt daran, daß die Steine aus dem Wege geſchafft werden müſſen. Solche Frauen haben zartere Füße, als Unſereiner im Gebirge.

Jetztund klaube ich ſchon einen Tag und zwei Nächte an den Steinen des Weges. Die Leute laß ich lachen und es iſt nur gut, daß der Mond ſcheint.

Einige Tage ſpäter.

Jetzt ſind ſie da. Sie und die zwei Kinder und die Dienerſchaft. Da hätte ich freilich die Steine nicht wegzuräumen gebraucht; ſie ſind mit Roß und Wagen gekommen.

Bei der Ankunft ſind ſchier alle Winkelſteger auf dem Platze verſammelt geweſen. Der Pfarrer hat eine Begrüßung gehalten; ich habe mich in das Schulhaus verkrochen. Aber ich bin im Herzen erſchrocken; juſt vor meinem Fenſter ſind ſie ausgeſtiegen, und da hab ich gemeint, ſie wollten zu mir herein.

Ich habe ſie ſehr gut geſehen; ſie iſt jünger geworden. Kaum aus dem Wagen gehoben, lauft ſie einem Falter nach. — Das iſt aber ihre jüngſte Tochter geweſen. Sie ſelber . . . .

Bei meiner Treu, ich hätt' ſie nicht mehr erkannt.

Sie hat alte Spiegel mit goldenen Rahmen, aber ſo treu iſt keiner, daß er, wie mein Herz, ihr herrliches Bild ſo bewahrt hätte bis auf den heutigen Tag.

Das Bild iſt jetzt verloſchen und meine Jugend wie Nebel zergangen.

Brachmonat 1848.

Geſtern bin ich den ganzen Tag im Gebirge herumgeſtiegen, bin gar auf dem Zahn geweſen. Unterwegs hab ich mich zehnmal gefragt: Warum ſteigſt du hinauf, du altes Kind? — Oben wird die Antwort ſein, hab ich gedacht. Ich habe die Alpenkrone geſehen, ich habe in die blauende Tiefe des Geſenkes geblickt, wo an der ſchwarzen Tafel des Sees das Herrenhaus liegt, ich habe gegen Mittag hin mein Aug' angeſtrengt, mein ſchon recht ſchwaches Aug', aber — es iſt gar umſonſt.

So oft ich hinauf mag klettern, das Meer hab ich noch immer und immer nicht geſchaut.

Man ſoll es ſehen können, heißt es, aber an einem klaren Wintertag. — Jetzund hab ich ſonſt nichts mehr zu wünſchen, ſo will ich das Eine noch.

Bei meinem Herabſteigen habe ich einen Strauß von Alpenroſen, Edelweiß, Kohlröslein, Speik, Arnika und anderen Blumen und Pflanzen geſammelt, hab ihn vornehm auf meinen Hut geſteckt, wie ein tollverliebter Burſch. Für wen trägſt du den Buſchen heim? — Ich? für Weib und Kind. — Hei, du verrückter Alter, du!

Aber, wenn ich weg von ihr bin, wie da oben auf der Alm, ſo ſehe ich doch wieder, daß ſie hold iſt. — Einen Alpenblumenſtrauß wird ſie von mir nehmen, ich will ja recht artig und nicht zudringlich ſein. — Hätt' ich nur eine einzige Ader von dem alten Rüppel, wie wollt' ich ein Lied herſagen, das ſich zum Strauß thät' ſchicken!

So meine Gedanken; es iſt ſchrecklich, wie ich noch übermüthig bin.

Wie ich herabkomme zur Lauterhöhe, wo der Schirmtanner ein Kreuz hat ſetzen laſſen und wo heute auf dem Waldanger des Holzmeiſters Rinder graſen und luſtig dabei ſchellen, ſetz' ich mich zur Raſt unter einen Baum. Ich gucke auf einen argverwüſteten Ameiſenhaufen hin. Nur wenige der Thierchen kriechen rathlos herum auf der Trümmerſtätte ihres Fleißes.

Ich merke es, ein Ameiſengräber iſt dageweſen, hat den herrlich eingerichteten Staat zerſtört und beraubt. Aus den geraubten Harzkörnern bereitet er Weihrauch für den Altar des Herrn; mit den geraubten Eiern füttert er gefangene Vögel, die frei ſein ſollten im Himmelslichte, die aber in der Gefangenſchaft ſchmachten ihr Lebtag lang, weil ſie das Unglück haben, die Lieblinge der Menſchen zu ſein.

Es iſt die Sage, daß über den Grabhügel eines Ameiſengräbers keine einzige Ameiſe geht.

Aus dergleichen Gedanken weckt mich ein Zupfen an meinem Hut; ich wende mich, um zu ſehen, wer mich neckt. — Eine braune Kuh ſteht da und zerkaut mit Behagen meinen Alpenſtrauß.

Bin aufgefahren, hab das vorwitzige Rind mit meinem Stab wollen züchtigen, da fällt es mir ein: Gutes Thier, etwan machen meine Blumen dir mehr Vergnügen, als ihr; ſo geſegne dir ſie Gott! Sie trinkt dafür deine gute Milch.

Als ich zum ſpäten Abend in das Dorf herabkomme, ſind ihre Fenſter hell beleuchtet; dieſelben Fenſter, durch die ich vor Jahren ſo oft habe nach ihr ausgeguckt.

Einen Spaß muß man auch haben.

Einer von den Bedienten der Frau, der Jakob, iſt ein Kreuzköpfel. Können thut er Alles; er kann muſiziren, kann ſchneidern und ſchuſtern und kann zeichnen; gar komödieſpielen kann er. Die Frau muß aber ſolche Dinge nicht recht leiden mögen, denn der Jakob kommt allerweg zu mir in das Schulhaus herab, wenn er ſeine Künſte üben will. Da hab ich meine Kurzweil und muß oft närriſch lachen.

Ich habe dem Jakob einen Pfeifenkopf geſchnitzt, dafür ſchenkt er mir allfort den beſten Tabak. So ſchnitzen, ſagt er, das könne er nicht. Die Höflichkeit hat mir noch kein Menſch geſagt, wie der Jakob. Auch macht er mir allerhand Schwänke vor; auf dem Kopf kann er ſtehen, bauchreden kann er, wahrſagen kann er und kartenaufſchlagen. Meiner Tag hab ich keinen ſo geſchickten Menſchen geſehen. Aber Eines habe ich ihn gebeten, in Gegenwart der Schulkinder möge er nicht allzuviel ſo Künſte treiben; — 's iſt mir lieber.

Letztlich hat mich der Jakob gar gezeichnet. Auf Ehre, ich hab nicht ſitzen wollen, aber er hat mich herumgekriegt, bis ich all meinen Staat um mich gethan, dort auf dem Holzblock Platz gefaßt habe. Er hat mich gezeichnet und mit Farben bemalt, daß es eine Herrlichkeit iſt. Das rothe Halstuch iſt gar zum Sprechen getroffen.

Das Bild hat er mir geſchenkt. Ich guck' es heimlich an; aber Jeſus Maria! die Schulkinder dürfen mir's nicht ſehen!

Will's wol fleißig verſtecken.

Hab gemeint, ich werd' mich recht an ihre Kinder machen. Aber ſie ſprechen eine welſche Sprache, und die verſteh ich nicht. Der junge Herr iſt fortweg bei Pferden und Hunden; das Mädchen möchte ſich auf den Wieſen umhertreiben bei den Blumen und Käfern. Aber das wird ihr verwieſen, da es nicht Sitte ſei. Sie iſt ſchon völlig zu groß, um glückſelig ſein zu dürfen.

Dieſer Tage iſt Hermann — verzeih' mir's Gott, daß ich ihn allfort noch ſo nenne — vom Geſenke herübergekommen, um ſeine Schweſter zu beſuchen. Die Frau hat ſich krank gemeldet. Der Jakob ſagt, die Beiden hätten kein rechtes Zuſammenſehen. Die Gnädigſte erkenne keine Schwägerin an, die nach Tannenpech rieche.

Heute hat die Frau eine Tafel gegeben und dazu den Pfarrer und den Graßſteiger eingeladen.

Mir iſt ein Stück Braten, eine Buttertorte und ein Glas Wein in's Haus geſchickt worden.

Zum Glücke geht ein Bettelmann vorbei, daß mir die Speiſen nicht verdorben ſind.

So ſind heute zwei Bettelmänner abgeſpeiſt worden.

Bei der Tafel ſei von mir geſprochen worden, ſagt der Jakob. Die Frau habe erzählt, ich hätte als armer Student in dem Hauſe ihres Vaters eine Weile das Gnadenbrot genoſſen, dann ſei ich aus der Schule davongegangen und als Vagabund zurückgekehrt; dann hätte mich ihr Vater um Gotteswillen in den Wald gethan und mir das Brot gegeben.

So weißt du heute mehr, als geſtern, Andreas Erdmann; aber kein graues Haar deswegen, es thäte die weißen entſtellen.

Auguſt 1848.

Nun ſind ſie wieder fort. Jakob hat mir ein ſchwarzes Beinkleid und einen weißen Handſchuh dagelaſſen.

Juli 1852.

Die Grundablöſungen ſind bewilligt worden. Die meiſten Bauern von Winkelſteg ſind nun ihre eigenen Herren. 's iſt ihnen von Herzen zu gönnen.

Aber ihre Augen ſind ſeither ſchlechter geworden; Jeder ſieht mich nicht, wenn ich des Weges an ihm vorüberkomme.

In dieſem Sommer bin ich wieder auf dem Berg geweſen. Hab ſchon gemeint, ich ſehe es gegen Mittag hin. Iſt aber nur ein Nebelſtreifen gelegen.

Ich habe mir bei dieſer Bergfahrt, ich weiß nicht, durch das grelle Licht der Weiten, oder durch einen ſcharfen Wärmewechſel, wieder das böſe Augenleiden zugezogen, das viele Wochen gewährt und mich an meinem Berufe gehindert hat.

Ich denke, dem ſtummen Reiter Peter ſollte man ein wenig Muſik lehren. Er muß doch was haben, um ſein Herz auszulegen.

Es iſt unglaublich, wie das weh thut, wenn man Alles in ſich verſchließen muß.

1853.

Der Peter hat Schick; er ſpielt ſchon auf der Zither und auf der Geige. Später muß er mir an die Orgel. Die Winkelſteger werden auch in Zukunft noch ihr Meßlied haben wollen. Ich werde nicht immer ſein.

Der Graßſteiger, oder wie ſie ihn jetzt heißen, der Winkelwirt, iſt mir gut, und er iſt gegen Jeden gut; ganz Winkelſteg hat an ihm einen Freund. Aber ſeine alte Krankheit will ſich wiederum melden. Wenn ihn zuweilen etwas erregt, ſo muß er gar ſehr mit ſich kämpfen. Ich hab geſagt, er ſollt' wieder anheben mit den Roſenkranzkügelchen, thäten aber vielleicht nicht mehr viel helfen; es iſt große Gefahr vorhanden, daß er in's Trinken kommt. Der ging' zu Grund', wenn er nicht eine ſo brave Frau hätt'. Die Juliana weiß mit ihm umzugehen, ihr zu Lieb' leidet er den bitterſten Durſt.

Der Branntweiner Schorſchl — der Hannes iſt ſchon todt — wirft mir dann und wann die Fenſter ein. Er hält mich für ſeinen größten Feind, weil ich die Kinder vor dem Branntwein warne.

Die Fenſter verklebe ich mit Papier. Die Kinder warne ich vor Schädlichem, ſo lang' ich lebe.

1855.

Der Pfarrer iſt uns ausgetauſcht worden gegen einen blutjungen. Der Blutjunge ſagt, die Seelſorge ſei arg vernachläſſigt, und will das Krumme auf einmal gerade machen. Er ordnet Betſtunden, Buß- und Bittgänge an. Seine Predigten ſind ſcharf wie Lauge. Und es gibt ſo viele wunde Herzen.

Seit der neue Pfarrer da iſt, bin ich in der Schule ſchier überflüſſig geworden. Er füllt die Stunden mit Glaubensunterricht aus.

Die Kinder haben mehr Fähigkeit, als ich je erfahren — den ganzen Katechismus kennen ſie auswendig.

Der Kaiſer und der Papſt ſollen miteinander ein eigenes Geſetz für das Seligwerden herausgegeben haben, und ſeit ewigen Zeiten iſt zu Winkelſteg nicht ſo viel vom Teufel geſprochen worden, als jetzt.

24. Auguſt 1856.

Heute iſt öffentliche Schulprüfung geweſen. Der Dechant von der Kreisſtadt iſt da. In Glaubensſachen iſt er ſehr zufrieden. Was das Uebrige anbelangt, hat er den Kopf geſchüttelt. Beim Kommen hat er mich artig gegrüßt, beim Fortgehen hat er mich kaum angeblickt.

Oft ſitze ich eine lange Weil' da oben im Schachen unter den alten Bäumen. Dieſer Schachen iſt noch übrig geblieben von den großen Wäldern, über deſſen Gründen ſich die Gemeinde breitet, als ein in die Kette der Menſchheit eingereihtes Glied.

Ich mag unter dem Schachen ſitzen, ſo lange ich will, kein' Menſch ruft mich.

Wenn die Todten nur nicht gar ſo feſt ſchliefen!

Ich bin ein alter Späher. Meine Augen ſind krank und müd' und gucken doch zuweilen was aus.

Durch den Bretterzaun habe ich es geſehen, wie der Reiter Peter das Schirmtannermädchen an der Hand gefaßt und nicht mehr laſſen hat wollen. Durch tauſend Geberden hat er ihr was erzählt, das Blut iſt ihm in die Wangen geſtiegen, aber das Mädchen hat fortweg geſagt: „Nein, Peter, nein.“

Da hat der Junge jählings die Geige bei der Hand und ſpielt der Roſa ein Stück vor, das ich ihm nicht gelehrt hab. Wunderſam iſt es geweſen, wie ich es meiner Tag nimmer hätt' gemeint, daß der Peter ſpielen könnt'.

Ja, und ſo lang hat er's getrieben, bis ihm die Roſa iſt an den Hals gefallen: „Hör' auf, mir thut's bitterlich weh! Peter, ich hab' dich ja gern!“

's iſt ein Geſcherr mit den jungen Leuten. Hat ſo ein Burſch' keine Stimm' zum Schwätzen, ſo hebt er ſeine Liebſchaften gar mit der Geige an.

Zur Winterszeit 1857.

So ein Tagebuch iſt doch ein treuer Freund. Was man ihm auch anvertrauen mag, es vergißt nichts und plaudert nichts aus.

Wenn ich dieſe Schriften durchſehe, ſo kann ich es gar nicht glauben, daß ich das Alles mit erlebt und geſchrieben habe. Es ſind wunderliche Geſchichten.

Ich bin doch einmal wer geweſen! Aus einem alten Mann bin ich ein junger geworden; aus dem jungen wieder ein alter, halbblinder, dem bei dem Meßliede ſchon die Noten tanzen auf dem Blatt. Die Leut' haben mich bei Seite geſchoben . . . .

Mein Gott, Anderen geht es auch nicht beſſer. Ich verlang' ja nichts; ich hab mein Theil gethan und bin's zufrieden.

1864.

Und ſeit fünfzig Jahren bin ich nicht mehr aus dieſen Wäldern gekommen.

Und die Waldleute entſtehen, leben und vergehen dahier und ſteigen in ihrem ganzen Lebenslauf nicht ein einzigmal auf den Berg, wo man die Herrlichkeit kann ſehen, und am hellen Wintertag das Meer.

Das Meer! wie wird es da leicht und weit im Herzen! Dort zieht ein Kahn, ſteht ein Jüngling darin, der winkt —

Heinrich! Was iſt das? —

Der Narr! Verſitzt ſeine Lebenszeit im Winkel und hätt' ein Schiffer werden ſollen!

Heiliger Abend 1864.

Die Laufbahn iſt kurz. Vom Winkelhüterhauſe bis hinab zu der Kirchhofsmauer rutſchen ſie auf ihren Brettchen und Schlittchen dahin über den gefrornen Schnee. Und wie ſie dabei zettern und mit leuchtenden Augen und Wangen die Sache beeifern! — Ich warte auf den Reiter Peter, er kommt mit ſeiner Geige, daß wir zuſammen das neue Krippenlied verſuchen. Einſtweilen gucke ich den luſtigen Kindern zu und ſchreibe.

Pelzhauben haben ſie auf, die Kleinen, und eine ganze Weile haben ſie zu trippeln und zu ſchnaufen, bis ſie mit ihrem Fahrzeug oben ankommen — und unten ſind ſie in zehn Augenblicken. Lange Müh' und kurzer Genuß! Wird ſich aber noch Einer ſeinen Kopf an die Mauer rennen!

Die böſe Mauer! Wie wollt' ich auf meinem Schlitten hingleiten über Berg und Thal, über Länder und Waſſer — und nimmer zurück!

Der Peter kommt. „Schlaf ſüß, ſchlaf in heiliger Ruh,!“ Das Lied iſt ſo lieblich, und morgen —

Das letzte Blatt.

— und morgen —

Mit dieſen Worten enden die Schriften.

Zwei lange Regentage hatte ich geleſen. Aus dem vorigen Jahrhundert hatte ich mich durch ein ſeltſames Leben herangeleſen bis zu dem letztvergangenen Weihnachtsfeſte.

— und morgen —

Der Kopf war mir heiß und ſchwer, ich blickte nach der Thür. Der Mann muß ja hereintreten und weiter ſchreiben, was am nächſten Morgen gekommen, wie es weiter geweſen war. Denn das iſt kein Abſchluß und kein Abſchied, das iſt ein hoffender Blick in die Zukunft, ein Aufathmen, ein Morgenſtern.

Faſt wie eine Ueberzeugung empfand ich's: der Schulmeiſter lebt. In der Fremde wird er wandern und irren, der arme Mann mit der großen Sehnſucht, die keinen Namen hat. Es iſt die Sehnſucht, die wir Alle empfinden, ob ſeichter, ob tiefer, die Sehnſucht nach dem Ganzen, Allgemeinſamen, nach dem Wahren aber Unfaßbaren, in dem unſere drängende, ſtrebende, bangende Seele Ruhe und Erlöſung zu finden hofft.

Mir war, als müßte ich auf und davon und den alten, guten, kindlichen Mann ſuchen allerwege. — Was war das für ein ſeltſames Streben und Ringen geweſen! Ein vergebliches Aufraffen nach den Zielen der Geſellſchaft; ein krampfhaft unterdrücktes Auflodern jugendlicher Leidenſchaft, ein verzweifeltes Hineinſtürzen in die Wirren des Lebens, ein begeiſterter Flug durch die Welt, ein furchtbares Erwachen aus Täuſchung, ein Fliehen in die Oeden der Wildniß, ein ſtilles, ſtetes Wirken in Ergebung und Aufopferung, ein großes Gelingen, eine tiefe Befriedigung. Da naht das Alter, ein junges Volk und neue Verhältniſſe bieten keine Gelegenheit zu Thaten mehr; ein betrübtes Zurückziehen in ſich ſelbſt, Verlaſſenheit und Einſamkeit, Zweifeln, Grübeln und Träumen und ein ſtilles Ergeben und Verſickern. In Alter und Unbehilflichkeit und Einfalt iſt er ein Kind geworden; ein in Träumen lächelndes, glückliches Kind. Aber die Sehnſucht und das Ahnen des Jünglings iſt ihm geblieben. Und ein großer Lohn iſt ihm geworden, ein Entgelt, das uns mit ſeinen Schickſalen verſöhnt, ein Entgelt, wie es die Welt nimmer gibt und geben kann, wie es nur aus treuer Erfüllung des Lebens entſteht: der Frieden der Seele.

Die Wachtel der Uhr ſchlug achtmal. Ich verſchloß die Blätter ſorgſam in die Lade und ging hinab gegen das Wirtshaus. Es dunkelte ſchon; eine froſtige Trübe lag allerwärts und eine ſcharfe Luft ſtrich durch den feinrieſelnden Regen.

Der Lazarus ſtand vor der Hausthür, wendete ſein Geſicht nach allen Himmelsgegenden und ſagte: „'s wird anders werden." Er ſagte es zu ſich ſelbſt. Er hatte gewiß keine Ahnung, daß der junge, fremde Menſch, der ihm nun nahte, ſeine ganze Geſchichte wiſſe.

Der Wirt war an demſelben Abend recht redſelig, aber ich war ſchweigſam und begab mich bald wieder in mein Schulhaus zur Ruhe.

Wie ſah ich nun Alles ganz anders an, als vor zwei Tagen. Völlig daheim war ich in dieſem Alpendörfchen, in welchem ich gleichſam in dem Schulmeiſter jung geweſen und alt geworden.

Und der Mann, der die Gemeinde gegründet und großgezogen mit ſeinem Lebensmark, ſollte fremd ſein und vergeſſen?

Nein, er iſt überall zu verſpüren. Unſichtbar ſteigt er in Winkelſteg herum Tag und Nacht, zu jeder Stund'! — hatte der Kohlenbrenner geſagt.

Der nächſte Morgen war ſo hell, daß er mir durch das geſchloſſene Augenlid drang. Als ich es öffnete, ſah ich einen lichten, klaren Wintertag.

Ich ſprang auf. Es hatte geſchneit; die weiße Hülle lag über dem ganzen Thale, auf allen Dächern und Bäumen. Der Himmel war rein.

Bald war ich gerüſtet zu meiner Alpenfahrt.

„Heut wol!“ ſagte die Wirtin, „heut iſt es fein auf der Höh', wenn dem Herrn der Schnee nicht irrt. Wer Geduld hat, ſag' ich fort, der erwartet Alles auf der Welt, gar ein ſchön' Wetter in Winkelſteg. Mitnehmen muß der Herr halt wen.“ Dann zu ihrem Manne: „Du, leicht will ſich der Reiter Peter einen feinen Führerlohn verdienen?“

„Der Reiter Peter,“ ſage ich, „der iſt mir ſchon recht; das Schwätzen unterwegs iſt mir ohnehin zuwider.“

„Ei, der Herr weiß es ſchon, daß der Peter nicht ſchwätzt; ja, der iſt fein ſtill, hat er die Geigen nicht bei ſich.“

Der Peter war jener ſtumme, junge Mann, der mir vor zwei Tagen nach der Meſſe an der Kirchthür begegnete. So ſtieg ich denn mit dem Taufpathen des Schulmeiſters, mit allem Nöthigen wol verſorgt, das Gebirge hinan.

Der Schnee war weich und leuchtete in der Morgenſonne. Bald ſtanden die niedergedrückten Pflanzen und Blumen wieder auf, und die Vögel ſangen und hüpften in dem Geäſte und ſchüttelten das Geflocke von den Bäumen. Friſch und neulebendig grünte es zwiſchen dem roſigangehauchten Weiß, und in einer großen Klarheit lagen die Waldberge. Es war in einer wunderſamen Weiſe der Sommer vermählt mit dem Winter.

Wir gingen an dem Schachen des Friedhofes vorüber; der Peter zog ſeinen Hut vom Kopfe und trug ihn ſo lange in der Hand, bis wir an dem Gottesacker vorbei waren. Die alten Bäume flochten hoch über den wenigen Gräbern die Aeſte und Kronen ſo in einander, daß es war, wie in einem gothiſchen Dome. Wol legte ſich über den Wipfeln der Schneeſchleier hin, im Schatten auf den Gräbern aber prangte friſches Gras und Moosgeflechte, und darüber ragten und lehnten an den Stämmen, oder lagen verwahrloſt hingeſtreckt die grauen, bild- und inſchriftloſen Holzkreuze.

Ich wollte mir die Ruheſtätte des Vater Paul und des Reim-Rüppel zeigen laſſen. Der Peter ſah mich fragend an; davon wußte der junge Mann nichts.

Später kamen wir auf einen Bergſattel.

„Wir ſind auf der Lauterhöhe?“ frug ich meinen ſtillen Gefährten. Er nickte bejahend mit dem Kopfe. Ich dachte an den zerſtören Ameishaufen, an das Rind, das den Alpenſtrauß fraß, an die Schirmtannen da hinten, an den Schirmtanner, und plötzlich frug ich den Peer: „Die Schirmtanner-Roſel, die kennſt du?“

Er wurde roth wie eine Alpenroſe.

Von dieſem Bergſattel aus hatte ſich gegen Mitternacht hin eine ganz neue Gegend aufgethan; Thäler und Waldberge zogen ſich in tiefer Klarheit hin; links erhoben ſich Felswände, die weit über die Wälder weg einen ſchründig durchbrochenen Wall bildeten. In dieſer Richtung hin dachte ich mir die Gegenden der Lautergräben, Karwäſſer, der Wolfsgrube und des Felſenthales.

Der Weg führte thalab, wir aber bogen links ein und ſtiegen durch Fichtenwald, Zirmgeſträuche immer höher empor bis zu den Almenblößen, die ſich hinanziehen gegen die hochragenden Felsmaſſen.

Die Schneehülle war hier zwar etwas dichter und ſpröder, hinderte aber nicht ſonderlich im Wandern. Ein paar Hütten ſtanden da, aus deren Dachfugen Rauch hervordrang und in deren Ställen die Rinder ſchellten. Dieſe mußten heute Heu freſſen, aber nach dem Schnee ſollen gute, warme Tage kommen. In welchem Fenſter dieſer Hütten wol der Meiſterknecht Paul geſteckt ſein möchte?

Wir ſchritten weiter; bald merkte ich, daß mein Begleiter ſelbſt den Weg nicht kenne. Wir gingen den Felſen zu, ſtiegen an den Mulden empor, wie ich mich erinnerte, daß der Schulmeiſter gegangen war, und endlich kamen wir auf das Grat.

Das Bild war unvergleichlich. Der Schulmeiſter hat es geſchildert.

Wir gingen dem Grat entlang; ruhten dann ein wenig, um uns mit Brot und Fleiſch zu laben und die Steigeiſen an die Füße zu ſchnallen. Hierauf gingen wir langſam über das Gletſcherfeld hinan gegen den Kegel.

Die Luft war außerdentlich rein und ruhig und faſt kalt; ich empfand in mir eine Friſche und ein Wohlbehagen zum Aufjauchzen. Je näher wir der Spitze kamen, deſto behender förderten wir unſere Schritte; auch der Peter war luſtig geworden.

Nun waren wir oben, ſtanden auf der Spitze des Zahn. Mir war zu Muthe, als wäre ich ſchon früher mehrmals auf dieſer Höhe geweſen. Um uns lag in einer unendlichen Runde — wie der Schulmeiſter ſagt — die Krone der Alpen.

Selbſt dort über den weiten Wäldern, im ſonnendurchwobenen Mittag ragten die Kanten und Spitzen eines neuen Gebirgszuges noch deutlich und darüber hinaus, ſchnurgerade hingezogen lag ein ſchimmerndes Band — das Meer!

Mir war zu Muthe, als müßte ich fortraſen hinab von Fels zu Fels und hin über Berg und Thal, den Schulmeiſter zu ſuchen, ihm zuzurufen: „Kommet und ſehet das Meer!“

In lauter Begeiſterung und in ſtiller Verſunkenheit habe ich wol lange hinausgeſtarrt. Dann ſtiegen wir einige Schritte niederwärts unter den Steinvorſprung, an welchem der Mann vor fünfzig Jahren geſeſſen war und geträumt hatte.

Hier ſchien die Sonne gar mild und von einigen Steinklötzen war der Schnee bereits weggeſchmolzen. Wir ſetzten uns auf ſolche trockene Klötze und hielten Mahlzeit. Der Peter ſpielte mit ſeinem Stock im Schnee; er zeichnete Buchſtaben hin; ich meinte, er wolle mir etwa ſeine Gedanken und Empfindungen aufſchreiben. Aber er zerſtörte die Zeichen wieder und es war nur loſes Spiel.

Mein Auge ſchweifte hinaus, flog von einem Berg zum andern, bis zu den fernſten, italiſchen Höhen. Es glitt hin auf den ſonnigen Fluthen, es trank vom Meere. Ueber den Waſſern ſah ich das Lichtwogen der mittägigen Sonne. Ein blauer Schatten ſenkte ſich vor meinem Auge, Sternchen ſtiegen auf und nieder . . . .

Plötzlich gellte neben mir ein wilder Schrei. Der Burſche war emporgeſprungen und wies mit beiden Händen gegen den hügeligen Schneeboden hin.

Ich forſchte nach der Urſache, da waren Buchſtabenzeichen, da war aufgewühlter Flaum, da war —

Es war grauenhaft zu ſehen. Von der Schneehülle halb bloßgelegt ſtarrte ein Menſchenhaupt hervor.

Nur wenige Augenblicke war der Burſche ſchreckerſtarrt, thatlos dageſtanden; dann eilte er, die grauenvolle Erſcheinung von der Schneehülle vollends zu befreien. Mit Fieberhaſt arbeitete er, und als ein ganzer Menſchenkörper dalag, da ächzte er kläglich, verbarg ſein Geſicht, ſank mir in die Arme und wimmerte.

Da lag ein alter Mann, gerollt in einen braunen Mantel, die Züge fahl und eingetrocknet, die tiefliegenden Augen geſchloſſen, die wenigen Locken des Hauptes wirr und weiß wie der Schnee.

Wie mir in dieſer Stunde war, das iſt unbeſchreiblich.

„Kennſt du ihn?“ frug ich den Burſchen.

Er neigte traurig den Kopf.

„Iſt es der Schulmeiſter?“ rief ich aus.

Der Peter neigte das Haupt. —

Als wir endlich einige Faſſung gewonnen hatten, huben wir an, den Todten näher zu betrachten. Er war ſorgſam in den Mantel geſchlagen, an die Schuhe waren Steigeiſen geſchnallt, daneben lag ein Bergſtock. In dem halboffenen Ledertäſchchen fanden ſich einige verdorrte Brotkrummen und ein zuſammengerolltes Stück Papier. Nach dieſem griff ich und zog es auseinander. Da ſtanden Worte, Worte in ſchiefen, regelloſen Zeilen, mit Bleiſtift unſicher hingedrückt.

Die Worte ſind leſerlich und lauten:

„Chriſttag. Ich habe bei Sonnenuntergang das Meer geſehen und das Augenlicht verloren.“ — — —

So hatte er ſein Ziel geſchaut. Als Erblindeter hatte er das Blatt beſchrieben, das letzte Blatt zu ſeinen Schriften. Dann hatte er ſich wol hingelegt auf den Steinboden, hatte die eiſige Winternacht erwartet und war in derſelben geſtorben.

Wir bauten aus Steinen einen Wall um den Todten und wölbten ihn nothdürftig ein. Dann ſtiegen wir nieder zu den Almen und den kürzeren Weg über Mieſenbach nach Winkelſteg.

Des andern Morgens zur frühen Stunde ſtiegen ihrer Viele empor gegen den grauen Zahn, und ich mit ihnen. Der alte Schirmtanner war auch dabei, der wußte Vieles von dem Schulmeiſter zu erzählen und ſeine Worte ſtimmten mit den Schriften überein.

Und ſo trugen wir den alten Andreas Erdmann, der in der trockenen, kalten Alpenluft faſt zur Mumie vertrocknet war, herab in das Thal der Winkel zur Pfarrkirche, die unter ſeinem Walten erbaut worden war; trugen ihn auf den Friedhof, den er ſelbſt angelegt hatte im Schatten des Waldes.

Die Nachricht, der alte Schulmeiſter ſei aufgefunden worden, hatte ſich bald verbreitet in den Winkelwäldern, und Alles ſtrömte herbei zum Begräbniſſe, und Alles pries den guten, braven Mann. Der Winkelwirt weinte wie ein Kind. „Der hat meinen verlaſſenen Vater geſegnet auf dem Todbett!“ rief er. Den Peter mußte der Schirmtanner von der Bahre hinwegführen.

Der Förſter vom Herrenhaus war da. Ganz in der Nähe des Grabes wuchs eine Waldlilie.

Der Branntweiner Schorſchl hielt Einigen, die am Friedhofseingange ſtanden, eine Rede; er habe nichts, gar nichts gegen den Schulmeiſter gehabt, doch der Schulmeiſter ſei eigenſinnig geweſen. Das Eine ſei zu bedenken: hätte der Schulmeiſter ein Fläſchchen Wachholderbranntwein bei ſich gehabt, er wäre nicht erfroren.

Zur Abendſtunde unter Fackelſchein iſt der gute, alte Mann in die Erde geſenkt worden.

* * *

Die Schriften, zu denen ich in ſo eigenthümlicher Weiſe gekommen bin, habe ich mir von der Gemeinde Winkelſteg erbeten, auf daß ich ſie der Oeffentlichkeit übergebe, als Zeugenſchaft von einem armen, reichen, fruchtbaren und ſelbſtloſen Leben in der Verborgenheit des Waldes.

In tiefſter Bewegung habe ich das letzte Blatt mit den Bleiſtiftworten zu den Schriften gelegt. Schlage nach, mein Leſer, es wird dir ein ſeltſamer Umſtand nicht entgehen: Das erſte Blatt iſt von einem Kinde an das Jenſeits gerichtet. Und von demſelben Kinde wird nach der Erfüllung der Zeit das letzte Blatt gleichſam *aus* dem Jenſeits herübergeſandt, uns Ringenden auf Erden als des Vermächtniſſes Siegel mit der Inſchrift:

Entſagung und Ergebung!

(Des dritten und letzten Theiles Ende.)

P. K. Roſeggers Werke.

Im Verlage von **Guſtav Heckenaſt** in **Peſt**
ſind erſchienen:

Geſtalten aus dem Volke der öſterreichiſchen Alpenwelt.

(8°. 328 Seiten.) Geheftet 2 fl.

Hackländer's **„Über Land und Meer"** ſagt über dieſes Werk: In dieſem Buche weht wirklich die erquickende, reine, herzſtärkende Alpenluft; es iſt mit dem würzigen Harzdufte der Tannenwälder durchzogen, die Wieſen leuchten und ſpenden erfriſchende Wohlgerüche, Vögel ſingen und die Bäche rauſchen und plaudern. Alles wirklich, nichts gemacht, nichts hineingetragen. — Es herrſcht in dieſem Werke eine heitere, reine, klare, herzgewinnende Schlichtheit, die an die antiken Klaſſiker erinnert, denen die Sonne Homer's im Lande Homer's leuchtete. Der Autor gibt eine Menge Geſtalten aus den Bergen und Thälern ſeiner Heimat, mit tiefer Kenntniß dieſes Völkchens, mit herzinniger Liebe, ſeinem Humor und einer bewunderungswürdigen Kunſt der Geſtaltung durch die einfachſten Worte. Sämmtliche Figuren ſind greifbar wahr, ſie leben und geben ſich mit einer köſtlichen Naivität. Sobald man in das Buch hineinſchaut, wandelt man ſofort unter dieſen Leuten und macht die originellſten, intereſſanteſten und ergötzlichſten Bekanntſchaften. Wir weiſen mit Freuden auf dieſe Leiſtung hin.

Geſchichten aus den Alpen.

2 Bände. Geheftet 4 fl. 80 kr.

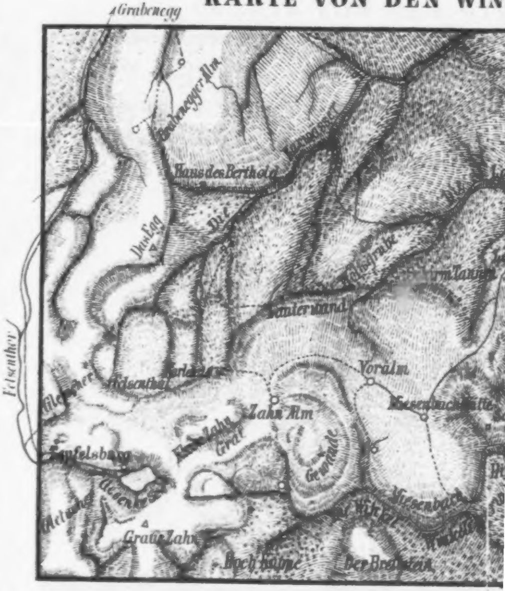
„Peſter Lloyd" ſagt: „Geſchichten aus Steiermark", „Wanderleben", „Geſtalten aus dem Volke der öſterreichiſchen Alpenwelt", „In der Einöde" (unſtreitig Roſeggers bedeutendſte und vollendetſte Leiſtung), „Aus dem Walde", Tannenharz und Fichtennadeln" und endlich ſeine „Geſchichten aus den Alpen“ erweiſen Roſegger als ein hervorragendes Talent von echtem dichteriſchen Beruf. Es iſt ein kleines Stück Erde, welches er beherrſcht, aber dieſes kennt er durchaus und weiß uns ganz in die Eigenart desſelben zu verſetzen. Schon ſeine Naturſchilderungen und jede ſeiner Erzählungen bietet uns ein bedeutendes Stück Landſchaftsmalerei, ſind hochpoetiſch. — Er verſteht es, das Trockenſte und Seelenloſeſte zu beleben und durch jenen Reiz einer dichteriſchen Stimmung zu verklären, wie wir das z. B. auch aus Auerbach's Dorfgeſchichten kennen. — Auch die Menſchen, welche aus jener rauhen Natur herauswachſen, ſind ihm durchaus vertraut. Der Dichter hat ein ſcharfes Auge für das Charakteriſtiſche und Eigenthümliche und weiß dasſelbe mit Geſchick in den Vordergrund zu ſtellen. — Roſegger iſt unſtreitig zum Dichter von Dorfgeſchichten in ſeltenſter Weiſe befähigt und beſitzt überdieß ein Erzählertalent, welches aller Anerkennung wert iſt. — Das gilt vollſtändig auch von ſeinen „Geſchichten aus den Alpen.“ Es iſt, als ob in dieſen Geſchichten eine andere Logik herrſchte, als im Leben anderer Leute, als ob dieſe Menſchen anders dächten und fühlten, als Unſereins. Es ſind echte Originale, knorrige Auswüchſe der rauhen Natur, welche ſie umgibt — nicht mit dem Maaße meßbar, welches bei anderen Menſchenkindern üblich und am Platze iſt.

In ähnlicher und auch in anderartig anerkennender Weiſe beurtheilen Roſeggers Schriften z. B. der „Ung. Lloyd“, die „Neue freie Preſſe“, die „Linzer“ und „Grazer Tagespoſt“, „die Trieſter Zeitung“, die „Deutſche Zeitung“, „Gottſchall's literariſche Unterhaltungen“, der „Hamburger Correſpondent“, das „Magazin für Literatur des Auslandes“, „Weſtermann's Monathefte“ und andere Blätter des In- und Auslandes.

* * *

Bayerische
Staatsbibliothek
München

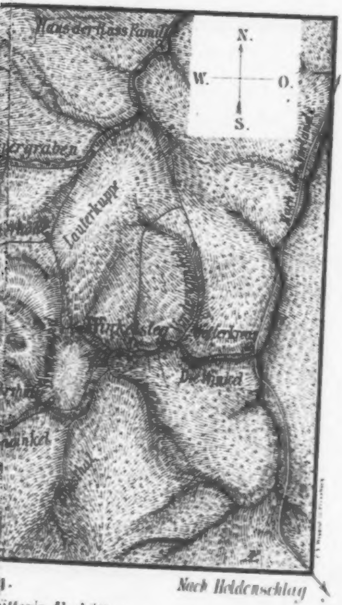
KARTE VON DEN WIN


Grabenegg
Grabenegger Alm
Haus des Berthold
Das Egg
Velsenthor
Voralm
Zahn Alm
Gewände
Wiesenbach
Gratie Zahn
Der Breitstein

Zeichenerklär

═ Fahrstraße	--- Fußsteig	▫ Häuse
— Fahr u. Waldweg	+ Klausen	▪ Kohlst

KELWÄLDERN.


Haus der Hass Familie
N.
W.
O.
S.
ergraben
Lauterkuppe
Finkelsteg
Wallerkreuz
Die Winkel
winkel
Nach Heldenschlag

ütten o Almhütten
t Kreuze

Luſtige Geſchichten.

Von

P. K. Roſegger.

Wien.
Manz'ſche k. k. Hof-Verlags- und Univerſitäts-Buchhandlung.
1879.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Wenn es wahr iſt, was der Titel ſagt, dann braucht dieſes Büchlein ſein Daſein weiter nicht zu entſchuldigen. Was uns vor Allem Noth thut: Luſtige Geſchichten.

Es iſt aber nichts Aufdringliches und nichts Abſichtliches. Die kleinen Erzählungen und Schwänke miſchten ſich faſt ſo, wie etwa in einem Bergwirtshauſe unverhofft luſtige Kumpane zuſammenkommen und einen heiteren Tag miteinander verleben. Jeder weiß was Munteres, Luſtiges, wenn nicht gar Tolles und noch lange hernach reden ſie davon: Ja, damals im Berghauſe!

Die Geneſis des Büchleins iſt einfach. Die Geſchichtlein waren zerſtreut in Zeitſchriften und Kalendern, es iſt den loſen Dingern zwiſchen all' dem lächerlich ernſten und grauſam vernünftigen Zeug faſt unheimlich geworden, ſie hielten ſich für bedrückt und verlangten abgelöſt zu werden und für ſich ein Ganzes zu bilden. So iſt dieſe Anſiedlung: „Luſtige Geſchichten“ entſtanden. — Die Eintheilung des Büchleins iſt zweckmäſſig. Da kommt für's Erſte die „Abelsberger-Chronik“; was ſie enthält, das muß dem Vorwortleſer Geheimniß bleiben. Hernach folgt das „Narrenbuch“, eine Gallerie ſonderbarer Helden, die zum Narren geboren, oder gehalten worden ſind. Dieſem beigebunden iſt ein Beutel jenes „ſchlechten Geldes“, welches von der Volkszunge geprägt wird und allgemeinen Cours hat: das ſind Anekdoten und Schwänke, und zwar hier neuer Prägung. Endlich iſt noch eine Zuwage von anmuthigen Hiſtorien aus der Wanderſchaft zu finden. — Die Tendenz des Büchleins iſt löblich, denn Heiterkeit verkürzt die Zeit und verlängert das Leben. — Das Format des Büchleins iſt bequem, denn es geht in alle Taſchen und Köpfe. — Der Preis des Büchleins iſt gering, denn — „es koſtet einen Lacher.“

Krieglach, im Sommer 1879.

Der Herausgeber.

Der luſtigen Geſchichten

erſter Theil:

Abelsberger Chronik.

◆

Der Burgermeiſter von Abelsberg.

Das Jagdrecht iſt eine prächtige Sache; aber ich kenne viele Grundbeſitzer und Gemeinden, die es nicht ausüben. Es leite die Jagdluſtigen von der Berufsarbeit ab — ſagen ſie — es verführe die Jugend zum Müſſiggang', und die koſtſpielige Paſſion wäre nicht ſo bald mehr aus dem Kopf zu bringen; es verlocke zur Uebervortheilung des Nachbars, gar zu Diebſtählen, und es koſte manchem ungeſchickten Schützen ſeine geſunden Glieder oder die eines Anderen. Und ſchließlich ginge bei willkürlicher Selbſtbenützung der ganze Wildſtand zu Grunde. Sie verpachten daher das Revier und zahlen mit dem Pachtſchilling ihre Steuern.

Die Abelsberger denken nicht ſo; ſie ſind viel zu liberal. Die Abelsberger haben in ihren Wäldern gejagt, ſo lange noch das Pulver nicht hätte knallen ſollen; und ſie ſollten es jetzt unterlaſſen, da es krachen und ganz ungenirt von allen Wänden wiederhallen darf? Nein. Die Abelsberger üben das Jagdrecht ſelber aus. Es gibt kein höheres Feſt, als wean ſie Jagdtag haben; da ſetzt's Hallodria, Räuſche, Püffe, Abenteuer, kurz alles Mögliche, nur kein Wildpret. Das Wildpret haben die Wildſchützen in Sicherheit gebracht.

Ach, die Wildſchützen, die ſind eine Landplage für die guten Abelsberger. Der Gemeindevorſtand (ſie heißen ihn „Burgermeiſter") der Burgermeiſter alſo und ſein Burſche mögen noch ſo ſtreng ſein — es hilft nichts. Und wollten ſie die Wilddiebe alle einſperren, ſo — — wären in Abelsberg leicht die bravſten Leute die längſte Zeit auf Viehhandel aus oder auf Kornkauf oder auf Wallfahrten oder auf ſonſt was; und ſo — munkelt man — könnte es ſich zutragen, daß eines Tages die Kinder keine Schule hätten und daß zum Sonntag der Gottesdienſt ausbliebe, weil — der Herr Pfarrer verreiſt.

's iſt eine böſe Sach', und der Burgermeiſter, ein Ehrenmann über und über, bricht in ein gräßliches Fluchen aus, wenn eine Geſellſchaftsjagd ſchlecht ausfällt, und der ganze Gemeinderath flucht mit, daß, von den Flüchen mehr erſchreckt, als von den Schüſſen, allenfalls ein allerletztes Häslein noch eilig über die Grenze ſetzt.

Jagdaufſeher war der Gemeindediener, aber der Gemeindediener war nicht mehr ſehr gut zu Fuß, denn im rechten Bein hatte er die Gicht, und das linke war ihm vor Jahren in Böhmen abgeſchoſſen worden. — So war's voreh'; dann iſt's anders geworden.

Es war weiſe vom Burgermeiſter, als er eines Tages im Rathe folgendermaßen das Wort ergriff: „Daß ich ſag', nach meinem Verſteh'n: Die Jagd, verpachten thun wir's nit; denn wegen warum? unſere Buben werden Soldaten, die müſſen das Schießen lernen!" Patriotiſch war er immer, der Abelsberger Vorſtand: und dann fuhr er fort: „Aber das ſag' ich, nach meinem Verſteh'n, einen ſchärferen Jagdwachter müſſen wir haben. Ich rath', wir laſſen einen Militärsmann kommen, einen Ausgedienten; ſo Einer iſt reſpektabel und kann laufen. Die Gemeindedienerei betreibt er uns auch; ſo Einer iſt pünktlich und koſtet nicht viel. Ich ſag', wir machen Ja darüber."

Sie machten Ja darüber.

Etliche Tage nachher trat der Soldaten-Schorſch das Amt an. Es war ein Veteran, kernfriſch und baumſtark und feinſchneidig, ſchleppte einen langen klirrenden Säbel — Gemeindegut — und trug einen wuchtigen Schnurrbart, der keck aufgeſpitzt war, wenn ſich der Mann in guter Laune befand, der aber ſchauderlich zerzauſt ſich über die Backen hinausſträubte, wenn der Mann wild war; und wenn er in's Fluchen gerieth, da ſtanden ſelbſt den Abelsbergern die Haare gegen Himmel. Das war nun der neue Gemeindediener und der „Jagdwachter."

„Daß Er's weiß, Schorſch," redete ihn der Burgermeiſter bald nach der Aufnahme an, „wenn Er ſeine Sach' in Ordnung hält, ſo kommen wir gut miteinander ab. Wird ſich bei mir nit zu beklagen haben. Einmal hat Er die Kanzlei rein zu halten; unter dem verwichenen Diener iſt meine Stube da fortweg ein Schweinſtall geweſen. Weiters hat Er die Gemeindeſchriften zu vertragen. Um Mitternacht, wenn Sperrſtunde iſt, muß Er von Wirthshaus zu Wirthshaus gehen. Iſt wo ein Raufhandel, ſo muß Er dabei ſein. Die freie Zeit muß Er im Wald umgehen, und das mag Er ſich hinter die Ohren ſchreiben: wenn ein Stück Wildpret fehlt, ſo wird Er darum hergenommen. Wenn Er einen Wildſchützen ſieht, einfangen! und iſt's wer immer, hört Er, Schorſch, iſt's wer immer — einfangen und in den Arreſt treiben. Verſtanden?"

Der Schorſch legte ſeine Hand an das Ohr, dann ſchritt er kerzengerade und mit raſſelndem Säbel davon.

Verſah ſein Amt gut, der neue Gemeindediener. Er reinigte die Kanzlei, daß ſie blank wie eine Wachtſtube war; er „vertrug" die Schriften, Anfangs freilich einigemale ganz buchſtäblich; zur Sperrſtunde ging er in die Wirthshäuſer, wo ihn ſogar mehrmals der Burgermeiſter einlud, an ſeinem Tiſche Platz zu nehmen, und bei jedem „Raufen" war der Schorſch dabei.

Bei ſolcher Pflichttreue verfehlte der leutſelige Vorſtand nicht, ſeinem neuen Diener mitunter einen freien Tag zu gönnen, an welchem ſich derſelbe nach Wunſch und Wahl gütlich thun konnte.

An einem ſolchen Tage im Herbſte war es auch, daß der Schorſch, nachdem er ſich vom Dienſte losgemeldet hatte, mit einer gewaltigen Commißpfeife zwiſchen den Zähnen, gelaſſen in den Wald hinaus ſchlenderte. Er ließ ſich gehen, und wenn er aus dem großen Tiegel ſchmauchte, ſo wichen ihm vor den Häuſern auch die Bauern nicht aus. Wenn der Mann ſonſt aber im Soldatenſchritt einher marſchirte, die Zähne aufeinanderbiß und mit den finſteren Augen dreinſtach, da hatte er gefährliche Steuerbögen in der Taſche.

Heute hatte er den Schnapsplutzer d'rin, und damit ſtrich er in den ſchattigen Wald hinaus. — Wenn ich einen Hirſch ſehe, dachte er bei ſich, ſo macht mir das Spaß, und ſehe ich einen Wilddieb, ſo bin ich auch heute der Diener meines Herrn.

So ſtieg er immer weiter durch die Wälder hinan und in die Wildniß hinein. Und als er gegen eine hohe Felswand kam, an welcher wilder Epheu emporrankte, an welcher hoch das knorrige Neſt eines Habichts klebte, fand der Schorſch die Wand ſo romantiſch, daß er ſich in ihrem Schatten niederließ und ſeinen Plutzer entkorkte. — Es wäre ein anmuthiges Stündchen geworden, da hörte er plötzlich einen Schuß.

Sofort war der Soldat auf den Beinen. Den Säbel hob er empor, daß er nicht klapperte im Geſtein und Gewurzel, und ſo ſchlich er der Richtung zu, in welcher der Schuß gefallen war.

Nach ein'gem Suchen fand er was. Im Waldesdunkel kauerte ein Mann und weidete einen erſchoſſenen Rehbock aus. Und der Mann war der Burgermeiſter von Abelsberg. — Wie? iſt denn heute Jagdtag? fragte ſich der Schorſch. Kreuz-Bomben- und Mordsſtern, heute iſt nicht Jagdtag. Halt, Kerlchen, wir Zwei werden näher bekannt. — Aber es iſt ja der Burgermeiſter! — rief in ihm eine andere Stimme. — Thut nichts, dachte ſich der Gemeindediener wieder, wer wildert, iſt ein Wilddieb. Was er ſonſt noch iſt, iſt mir Alles eins. Das Schießen iſt jetzt nicht erlaubt; geſtern erſt hat der Vorſtand das neue Verbot ausgeſchickt. Und thät er's redlich, ſo brauchte er das Gewehr nicht zu zerlegen, das dort ſtückweis im Buſche ſteckt. Ah, mein Herr, deswegen haſt Du heute den Wildwächter beurlaubt! Nun, wollen anfangen. — Wenn's aber der Burgermeiſter ſelber iſt! warnte noch einmal die andere Stimme. — Halt! flüſterte der Schorſch, und ſtemmte ſeinen Zeigefinger mitten auf die Stirne hin. Hat er mir nicht ſelber eingeſchärft, der Ertappte ſei wer immer: einfangen! — Des hölliſchen Satans will ich ſein, wenn das nicht eine Falle für mich iſt, Er hat mich abgeſpäht und will verſuchen, ob ich ein treuer, unbeſtechlicher Burſche bin. Nicht aufſitzen, Schorſchl!

Etliche Sekunden ſpäter ſchlug der Gemeindediener dem eifrig fleiſchernden Vorſteher keck die flache Hand auf die Achſel: „He da!“

Faſt kollerte der Wilderer vor Schreck über und über.

„Aufſtehen!“ commandirte der Soldat, „wir gehen mitſammen.“

„Aber, Schorſch, aber Schorſchl!“ ſtotterte der Ertappte, „es iſt ja — es war ja —“

„Rehbock über die Achſel! flink!“ rief der Diener mit ſchneidiger Stimme.

„Na, ſo thu' Er — hi, hi — — thu' Er doch die Augen auf, Schorſchl!“

„Ich mach' keinen Unterſchied.“

„Aber — Er ſieht's ja, hi hi, ein Spaß, ein kleiner Spaß —“

„Im Namen des Geſetzes arretirt!“

„Aber, ſo mach Er keine Dummheiten, Schorſch!“

„Marſch!“

„Hör' Er! Das verbiete ich mir!“

„Ich brauche Gewalt!“ knirſchte der Wildwächter und griff an den Säbel. Aus ſeinen Augen funkelte der Zorn, unter ſeinem zerſetzten Schnurbart wirbelten die haarſträubendſten Flüche.

Im Cabinet, in der Kanzlei iſt der Geſcheidtere Herr; im Walde iſt's der Stärkere. Höhergeſtellte, [illegible] Perſonen laſſen ſich bisweilen erbitten, aber ſo ein alter Soldatenkerl iſt nicht zu beſtechen. Die Feder erlaubt ſich, es zu ſchreiben, daß der Herr Burgermeiſter von Abelsberg als eingefangener Wilddieb mit dem Gemeindediener Schorſch gehen und den Rehbock ſelbſt auf dem Rücken mitſchleppen mußte.

Der Vorſtand machte mehrmals unterwegs die unglaublichſten Verſuche ſich aus dem Arg zu ziehen. Mit dem Ausreißen und Fliehen war's ein für allemal nichts, denn der ſchwere Bock war ihm ſo feſt auf den Buckel geſchnallt, daß der ſolcher Strapazen ungewohnte Mann froh ſein mußte, wenn ihn das heilloſe Thier nicht zu Boden ritt. Mit Drohungen richtete er nichts aus: dabei blieb der Schorſch ganz gleichmüthig; iſt's eine Falle für mich, dachte er, ſo darf ich nicht eingehen, und iſt der Herr Vorſtand ein wahrhaftiger Dieb, ſo muß ich ihn ſtellen. Da verſucht es der Arretirte mit Verſprechungen: hundert Stück feine Cigarren für's Erſte; eine goldene Sackuhr für's Zweite; und endlich, da ſie dem ſchönen Abelsberg immer näher kamen, ſeine älteſte Tochter für's Dritte. Die Folge davon war, daß der Soldat in Wuth ausbrach und mit geballter Fauſt dem Rehbock einen ſolch' derben Schlag verſetzte, daß der Bürgermeiſter darunter taumelte.

Und als ſie endlich zur Linde kamen, wo die erſten Häuſer von Abelsberg anheben, blieb der Vorſtand ſtehen, klopfte mit ſteifem Arm dem Gemeindediener auf die Achſel und lächelte: „Brav, Schorſch! Er hat die Prüfung glänzend beſtanden, Er iſt ein wackerer Mann; Er iſt bei uns ſein Lebtag lang verſorgt.“

„Wohl,“ ſchmunzelte der Soldat, „'s hat aber auch Müh' gekoſtet, und deswegen möchte ich eine Zeugenſchaft haben, daß die Sach' pflichtgetreu ausgeführt worden iſt.“

„Ei, das werde ich Ihm gern beſtätigen und die Abelsberger wiſſen ja vom Jux; aber die Schulkinder dürfen uns ſo nicht ſehen, weiß Er, die Kinder — des Reſpektes wegen, verſteht Er?“

„Mit Verlaub!“ ſagte der Schorſch gemeſſen, „die Schulkinder ſollen es wiſſen, daß in Abelsberg auch der Burgermeiſter eingeſperrt wird, wenn er ſtiehlt. — Marſch!“

Mitten durch den Marktplatz trieb er den wankenden Vorſtand dem Gemeindehauſe zu. Bald waren ſie umrungen von lärmendem, höhnendem Volke. Einige Gemeinderäthe eilten herbei; vor dieſen ſalutirte der Schorſch:

„Vermelde gehorſamſt, daß ich hier einen Wilddieb eingebracht habe!“

Bei der Sitzung ſahen ſich die Väter der Gemeinde mit großen Augen an und murmelten: „So hätt's uns auch geſchehen können. — Der Soldaten-Schorſch iſt ein prächtiger Kerl, den müſſen wir bei ſeinem Regiment recommandiren. Abelsberg iſt für ihn kein Platz.“

Und am nächſten Tage iſt der Rehbock verzehrt worden im Feſtſaale des Gemeindehauſes. Noch lange werden die Abelsberger von ihrem Burgermeiſter ſprechen, „der ſich herabgelaſſen, auf eigene Rechnung und Gefahr die Rechtſchaffenheit eines Jagdwachters zu erproben.“

Der Burgermeiſter iſt mit ſolcher Löſung zufrieden.

Der Brückenwirth zu Abelsberg.

Der Brückenwirth zu Abelsberg war ein etwas heruntergekommener Mann; nicht ſowohl weil er früher oben auf der Hirſchau das große Bauerngut beſeſſen hatte und jetzt herunten an der Brücke Haus hielt, als vielmehr weil das Hirſchengut voll Reichthum geweſen war, während das Brückenwirthshaus halb im Waſſer und ganz in Schulden ſtack.

Das Waſſer thut's freilich nicht, würde Martin Luther geſagt haben. Ich bin nicht ſo gelehrt, wie der Martin Luther, ſage aber kühnlich: Der Wein thut's auch nicht immer. Der Brückenwirth hatte Wein, ja ſogar ſehr viel Wein getrunken, aber für ihn lag im Weine nicht die Wahrheit, ſondern die Armuth.

Herabgekommen, blutarm, voll von Schulden, Saufaus! das waren ſo die Bezeichnungen, unter denen der Brückenwirth ſchmachtete. Ja, ſchmachtete! Wie konnte er ſo viele Schulden haben? Seit er den Hirſchenhof verkauft und das Wirthshaus gepachtet hatte, wollte ihm kein Menſch was borgen. Ihm fehlte nur Ein's, um ein wohlhabender Mann zu ſein — der Credit.

Der Kaufmann in Abelsberg hatte kein anderes Kapital, als den Credit, aber der betrieb ſein großes weitverzweigtes Geſchäft, das trug ihm Zinſen und er war ein reicher Mann, eine Stütze der Gemeinde, ein Förderer der Künſte, ein Weltmann, der lebte und leben ließ. Der Brückenwirth wußte, daß er um keinen Heller weniger beſaß, als der reiche Kaufmann, daß er aber trotzdem ein Bettler war. Solches legte er ſich ſo nahe an's Herz, daß er vor Schwermuth in eine harte Krankheit fiel.

Dem Arzte vertraute er's, daß die Welt doch ſchön ſei, und daß er nichts ſo ungern thue als ſterben. Der Arzt verſetzte, er ſolle daran nicht denken, er, der Doctor wolle ſeine Schuldigkeit ſchon thun. Aber der Nachbar war da, der ließ bei dem Kranken anfragen, welche Sorge er — der Brückenwirth — getroffen hätte, daß er — der Nachbar — zu ſeinem letzt halbjährigen Pacht käme.

„Ich habe für Alle Sorge getragen," ſagte der Brückenwirth mit ſchwacher Stimme, „wenn ich nur nicht Alles, aber gar Alles auf die letzte Stunde verſchoben hätt'! — Iſt er denn nicht da?“

„Wer?“ fragten ihn die Anweſenden.

„Der Notar. Den Notar will ich da haben. Und daß er Tinte und Feder mitbringt.“

Der letzte Wille alſo! Der Notar läßt nicht auf ſich warten, und Tinte und Feder hat der Mann immer im Sack. Zeugen laſſen ſich auch finden; ganz Abelsberg wollte dabei ſein, um zu hören, was denn der Brückenwirth für eine Hinterlaſſenſchaft haben werde.

„Seine Schulden verſchreibt er den Gläubigern,“ hieß es.

„Nur ſeine Gurgel möchte ich haben, die iſt an ihm das Beſte,“ rief ein Spaßvogel.

Dieweilen machte drin in der Krankenſtube der Brückenwirth ſein Teſtament.

„Hätt's lieber auch verkaufen ſollen, die Liegenſchaften von meinem ſeligen Weib,“ ſagte er, „die Wirthſchaft iſt unter fremden Händen nicht beſſer geworden; alle Jahr einmal hinreiſen, das iſt zu wenig geweſen. — Nu, in Gott'snam'. Was da iſt, das will ich redlich verwenden. Kinder ſind keine. Sind um und um keine da. So, jetzt thu's der Herr aufſchreiben.“

Die Feder war ſchon lange naß geweſen.

„Die Neudorfer,“ hub der Kranke an, „die haben jetzt drei Kirchenglocken; ſo wollen die Abelsberger viere haben. Die vierte ſoll angeſchafft werden. Nachher — das auch aufſchreiben: Beim hintern Altar — der heiligen Magdalena thut ein friſcher Anſtrich Noth, hat ſchon ſo viel abgefärbt, letzt' Zeit her. — Das Schulhaus braucht ein neues Dach. Für's Armeleuthaus will ich — daß tauſend Gulden kommen ſollen. Und extra eine Stiftung von wieder tauſend

Gulden für arme Waiſenkinder aufſchreiben. — Nix danken, Leut', nix danken. Wer's hat, der kann's ja wohl geben, und um ſo lieber, wenn er fort muß von dieſer Welt, und er ſich den Himmel kann kaufen. — Aufgeſchrieben iſt? Nachher wär's ſo weit richtig. Und — wenn ſie mich auf die Bank legen, ſo thut ſuchen im Bettſtroh . . . ."

Er war erſchöpft und ſchwieg. Sofort verbreitete es ſich in Abelsberg und der Ortsſchneider rannte von Haus zu Haus und verkündete es frohlockend: „Der Bruckenwirth — wer hätt' ſich das vergeſtellt! Viertauſend Gulden im Sommer (er wollte wegen Neigung zum reinen Hochdeutſchen nicht ſagen: in Summa) hat er zu wohlthätigen Zwecken vermacht! ja Leut', bei Dem ſeiner Leich' müſſen die Abelsberger was thun. Der große Conduct mit Muſik! Nur jammerſchad', daß wir die vierte Glocke nit ſchon haben; aber wollen ja nichts auslaſſen, ſo geizige Leut', ehver ſie hin ſind." Er hielt inne, war ſelbſt erſchrocken über die Wendung ſeines Gedankenganges. Und die Abelsberger trafen vielſeitige Vorbereitungen zu einem prachtvollen Begräbniß. Windlichter! Flor! die Weiber flechten an Kränzen; der Schulmeiſter zeichnete ein Grabmal mit der Aufſchrift:

„Dem großen Wohlthäter der Gemein'
Herrn Hans Michel Schenger
Widmen dieſen Stein
Die dankbaren Abelsberger."

„— Wenn er nur ſtirbt!" bemerkte der Schuſter Ferdl bedenklich.

In demſelben Augenblicke klang die Glocke auf dem Thurme.

„Verſchieden!" murmelte der Schneider und zog wehmuthsvoll ſeine Haube vom Kopfe.

Es war aber nur die Eilfglocke, welche die Abelsberger alltäglich um die Mittagszeit zum Eſſen rief.

Der Brückenwirth lebte noch; lebte ſogar am Abende noch. In derſelben Nacht ließ die Schuſterin ihre Hausthür offen; ſie war die „Leichanlegerin“ von Abelsberg. Aber ſie wurde nicht geholt. Der Doctor war die ganze Nacht bei dem Kranken geblieben; trotzdem fühlte ſich der Brückenwirth am nächſten Morgen beſſer.

Und nach vierzehn Tagen war er geſund.

Jetzt gaben ſich die Leute die Thür in die Hand, um den Geneſenen zu beglückwünſchen; und Jeder verſicherte, es wäre ihm ſo viel unendlich hart geweſen, dieweilen der Herr Schwager auf dem Krankenbett gelegen, und Mancher geſtand, er hätte gar heimlich eine heilige Meß' gezahlt auf die gute Meinung, daß halt die Krankheit nicht übel ausgehen ſollt', na, und weil Ein's das nicht mitanſehen kunnt, wenn der beſt' Menſch von der ganzen Gemein' hinaus auf den Friedhof getragen werden thät.

„Das habe ich gar nicht gewußt, daß mich die Abelsberger gleichwohl ſo viel gern haben,“ ſagte der Brückenwirth. Aber jetzt erfuhr er's mit tauſend Freuden, wie gut es ihm die Leute meinten, wie ſie ihm beiſprangen in Allem mit Rath und That. Das Brückenwirthshaus war nun ſtets beſucht, der Wirth geehrt. Bei der nächſten Wahl wurde er Gemeinderath. Da das Geſchäft beſſer ging, ſo zahlte er allmälig ſeine Schulden. Die Gläubiger wollten das Geld kaum nehmen: ſie wüßten es nirgends ſo gut aufgehoben als beim Brückenwirth.

Oft bei verſchloſſenen Thüren las der Wirth ſein Teſtament. — Na, es war ja recht: wenn die Abelsberger eine vierte Kirchenglocke haben wollen, ſo ſoll eine angeſchafft werden; der Magdalena thut ein Anſtrich Noth; es ſchaut ſchon gar überall das Holz aus ihr hervor. Das Schulhaus braucht ein neues Dach — es iſt ja wahr und wer wollte nicht, daß das Armenhaus tauſend Gulden bekäme und ſo auch die armen Waiſenkinder? Wer's hat, der kann's geben. Suchen mögen ſie, wenn er auf der Bank liegt, ſuchen im Bettſtroh . . . .

Gefunden hätten ſie freilich nichts.

Aber jetzt, wenn er ſtirbt, werden ſie auch was finden. Der Credit war durch das Teſtament hergeſtellt und daſſelbe Teſtament hat heute, wenn der Herr Hans Michael Scherger mit Tod abgeht, volle Inhaltlichkeit und Rechtskraft. Die vierte Glocke hängt ſchon heute auf dem Thurm: ſie läutet Manchem zum Verſcheiden, aber der Brückenwirth lebt und ihr Klang verkündet immer wieder neu ſeinen Credit.

Der Schulmeiſter von Abelsberg.

War ein revolutionärer Geiſt, der alte Schulmeiſter von Abelsberg. Wie die Welt war, ſo gefiel ſie ihm nicht, und wie ſie ihm gefallen möchte, ſo war ſie nicht. Und das that in ſeinem Herzen bitterlich graben. Gegen die Schulkinder hatte er nichts, die waren ihm nur der etwas unfruchtbare Acker, aus dem ſein ſaures Brod erwuchs. Im Schweiße ſeines Angeſichtes bearbeitete er die ſpröden Furchen der Schulbankreihen mit dem Spaten ſeines Linialſcheites, und jätete Unkraut und ſäete Weizen — zumeiſt taube Körner, die keine Keimkraft hatten. In Gottesnamen!

Aber die Eltern von den Kindern. Da ſtack's! Schickten ſie dem Schulmeiſter Brod, ſo wollte er Würſte, und gaben ſie Würſte, ſo verlangte er Schinken. Und bekam er Schinken, ſo ſagte er, es wäre eine Schande, daß man ihm nicht auch den Krenn dazu reichte. Oftmals kriegte er aber gerade den Krenn allein, wenn ihm Einer oder der Andere derb die Meinung ſagte.

Der Herr Pfarrer war ihm auch nicht recht. Beim Altar war er ihm zu ſtill, da konnte der Schulmeiſter nicht reſpondiren. Bei der Predigt war er ihm zu laut, denn der alte Herr predigte häufig von den Tugenden der Sanftmuth und Genügſamkeit, und wenn er Beiſpiele dieſer Tugenden anführte, ſo deutete er nie gegen das Chor, wo der Schulmeiſter ſtand. Auf den Amtmann hatte er eine beſondere Galle. Der gewann beim Kartenſpielen dem Schulmeiſter das Geld ab und hielt ſich für ſeine Kinder einen Hauslehrer. Wer wird den Hauslehrer nur zahlen? der Amtmann nicht, die Gemeinde wird ihn zahlen. Das iſt eine Schmarozerei, ſo ein Amtmann muß fallen. Freilich paßt Keiner beſſer für das Abelsberg-Schildburg, als dieſer Herr, dem wider Willen ſchon allerlei Abelsberger-Stückeln gelungen waren. Geſcheidte Amtmänner gibt's anderwärtig; der hieſige iſt ein abgedankter Feldwebel. Schon gut.

Den finſterſten Ingrimm aber hegte der Schulmeiſter gegen den Gutsherrn, der im Winter zwar in der Reſidenz lebte, im Sommer aber auf Hoch-Abelsberg wohnte und ſich zu allerlei Gelegenheiten mit Volksaufzug und Blumenſträußen und Kranzmädchen feiern ließ als wie ein Herrgott. Was hat der hohe Herr im alten Schloß den Pfarrer und den Amtmann zu Tiſche zu laden, zu ſeinen Jagden, Scheibenſchießen und anderen Feſtlichkeiten zu ziehen, wenn der Schulmeiſter daheim bleiben muß! Soll der Lehrer des Volkes denn ewig am Hungertuche nagen? Will man den Unterricht nterdrücken, damit ſich die Dummheit und die Gewalt m ſo breiter machen kann? Wohlan! Es kommt eine ndere Zeit! Die Großen wird man von ihrer Höhe türzen ...! — Darum ſagte ich: ein revolutionärer Geiſt. So kam es, daß der Schulmeiſter etwas mißliebig war bei den Leuten.

Und eines Tages im Winterfaſching, als der Schulmeiſter eben die Geige von der Wand nahm, um damit im Wirtshauſe bei einer Freimuſik aufzuſpielen und ſich ſo ein paar Groſchen für die Faſtnacht zuſammenzufiedeln — ging die Thüre auf. Der beſäbelte Gemeindediener und der befrackte Amtmann traten herein, und letzterer bedeutete dem Schulmeiſter, daß heute das Geburtsfeſt des hochgebornen, wohledlen und geſtrengen Gutsherrn wäre.

„Iſt vielleicht gar das Muſizieren verpönt?“ fragte der Schulmeiſter biſſig.

„Keineswegs,“ antwortete der Amtmann, „doch zeigen wir Euch an, daß Ihr laut hohen Auftrags hiermit verhaftet ſeid!“

„Wer? ich? ich der Schullehrer verhaftet?! Mein Herr!“

Es gab eine Szene. Während ſich im Städtchen Alles auf das Feſt rüſtete, wurde der Schulmeiſter in den Gemeindearreſt von Abelsberg gethan. Dort ſaß er eine Woche lang, ſaß in der Faſtnacht, ſaß am Aſchermittwoch.

Und als die Schule wieder beginnen ſollte, wußte ſich der Amtmann nicht zu helfen: er ſchrieb an den Gutsherrn in die Reſidenz:

„Wohledler, geſtrenger und gnädigſter Herr! Unterzeichnete Behörde unterſteht ſich unterthänigſt anzufragen, was mit dem Schulmeiſter, an welchem der gnädigſte Befehl vollzogen werden, weiters zu geſchehen habe. In devoteſter Ehrerbietung das Amt Abelsberg.“

Der Gutsherr ſchrieb nach einiger Zeit zurück: „Was für ein Schulmeiſter und was für ein Befehl? Ich weiß nichts. Unterzeichnet

L. L. von S.“

Darauf ſchrieb das Amt in Abelsberg: „Hochgeborner, gnädigſter Herr! In Anbetracht des Auftrages, welchen Hochdieſelben zu dero feierlichem Geburtsfeſte zu geben geruhten und welcher dahin lautete, den Schulmeiſter einzuſchließen, rapportirt ein Gefertigtes dienſtſchuldigſt, daß beſagter Auftrag reſpektirt und ausgeführt worden iſt und Delinquent ſich bis dato in Gewahrſam befindet. In ehrfurchtsvollſter Erniedrigung Amt Abelsberg.“

Hierauf ein umgehendes Schreiben vom Gutsherrn:

„Amtmann, Ihr ſeid ein Eſel. Laßt Euch Schreiben I erklären.

L. L. von S.“

Deß war der Herr Amtmann etwas indignirt. Er beſprach ſich mit ſeinem Schreiber und beide kamen endlich darin überein, daß das Geſchätzte Nro. I vom geſtrengen Herrn in Sachen des Geburtsfeſtes mißverſtanden worden ſei. Dasſelbe lautete wörtlich:

„Komme dießmal nicht nach Abelsberg, wünſche aber, daß das Feſt wie gewöhnlich und mit Einſchluß des Schulmeiſters gefeiert werde.

L. L. von S.“

Der Schreiber vermuthete, daß der gnädige Herr etwa könne gemeint haben, mit in's Feſt und zum Feſteſſen ſolle man den Schulmeiſter, der ja ſonſt ſeiner Widerhaarigkeit wegen oftmals umgangen wurde, einſchließen, und nicht in den Gemeindekotter.

„Ja!“ machte der Amtmann die Achſel zuckend, „mit mir muß man ohne Umſchweiſe reden, ich kenne keine Zweideutigkeit.“

Noch an demſelben Tage wurde der Schulmeiſter auf freien Fuß geſetzt, jedoch mit dem ſtrengen Bedeuten, in Zukunft ſich beſſer zu hüten!

Der Schulmeiſter war überzeugt, daß ihn ſeine aufrühreriſche Geſinnung in das Gefängniß gebracht habe und befliß ſich, fürder ſanftmüthiger zu ſein.

Der Thurmbau zu Abelsberg.

Die Neudorfer hatten an ihrer Pfarrkirche zwei Thürme, ſo wollten die Abelsberger an der ihren auch zwei Thürme haben.

Der Eine, der ſchon ſtand, war recht ſauber und ſchlank und hatte oben ein Kräpflein, an welchem die Schwalben allerlei Narretheien und Liebſchaften trieben, und hatte ein paar Glocken, die täglich dreimal zum Eſſen läuteten, und hatte eine Uhr, die den Schlaraffen von Abelsberg zu Lieb' kurzen Tag und lange Nacht machte. Die Nacht aber iſt den Abelsberger der eigentliche Tag, da ſind ſie munter, da ſind ſie beim Zeug. Ihr „Zeug,“ das iſt der Schoppen und das Kartenſpiel und wieder der Schoppen, und um ſechs Uhr Abends iſt zu ſolchem Tagwerk der Morgen, und um neun Uhr iſt Mittag, und um zwölf Uhr iſt Abend, und Jeder geht gleich am Abend nicht gerne heim, Mancher bleibt noch gerne ein wenig „in die Nacht hinein.“

So ſchöne Zeitrechnung macht der Thurm mit ſeinen Glocken und mit ſeiner Uhr. Darum gibt es Leute zu Abelsberg, die ſagen: „Wenn's bei Einem Thurme ſchon ſo ſchön iſt, wie müßt's erſt ſein, wenn wir zwei Thürme hätten!“

Andere freilich meinen, das wäre dummes Geſchwätz, ein zweiter Thurm wäre ſchon recht, aber nur zur Ehre Gottes.

Im Rathe aber ſaß ein Läſterer, der ſagte: „Ich ſtimme nicht für zwei Thürme, jeder Ochs hat zwei Hörner.“

Der mußte auf der Stelle abdanken.

Alle Anderen wollten einen zweiten Thurm; ſo ſtand Einer auf und ſprach das Wort: „Geld zuſammenſchießen!“

Der Mann mußte abdanken.

Endlich hielt ein Dritter Rede und ſprach: „Wenn, meine Herren, jeder Ochſe zwei Hörner hat, ſo wird mein erſter Herr Vorredner auch zwei Hörner haben —“

Der Mann wurde mit einem „nichtendenwollenden“ Applaus unterbrochen; nach einer längeren Weile erſt konnte er fortfahren: „Und wenn, meine Herren, der Thurm zur Ehre Gottes erbaut werden ſoll, ſo kann und darf das doch wohl nicht durch profane Mittel geſchehen. Meine Herren! Jeder von uns kann auf die Bruſt ſchlagen und ſagen: Mein Geld iſt ſündig! (Bravo!) Ich bediene mich nicht des ſchärfſten Ausdrucks, wenn ich ſage, es wäre Gottesläſterung, aus ſolchem Stoffe dem Herrn einen Thurm zu bauen. (Sehr gut!) Mein Vorſchlag iſt daher folgender: Die Mittel zum Thurmbaue mögen nur durch ſchlichte ungebuchte Beiträge frommer Seelen, durch Almoſen beſchafft werden. Ich ſtelle den Antrag, daß in der Kirche an jener Seite, wo der zweite Thurm ſich erheben ſoll, ein Opferſtock aufgeſtellt werde, in welchen der wohlhabende Mann frommen Sinnes ſeine Silberlinge, ſowie die arme Witwe ihren Pfennig legen mag. Die Verwaltung der Opfercaſſe darf unbedenklich unſerem ehrenwerthen Küſter Thomas Reckenſchlauch übertragen werden.“

Ueber ſolche Rede hätten ſie den Antragſteller am Liebſten allſogleich zum Bürgermeiſter gemacht. Leider war das dritte Jahr des alten noch nicht um.

Der Opferſtock für Spenden zum Bau des zweiten Thurmes wurde in der Kirche aufgerichtet; der ehrenwerthe Küſter Thomas Reckenſchlauch wurde zum Caſſenwart gemacht — und ſo war der Same gelegt zum Thurme, der ſich dereinſt neben dem alten erheben ſollte, eben mit einem Kröpfchen, an welchem die Schwalben allerlei Narretheien und Liebſchaften treiben, mit ein paar Glocken, die täglich dreimal zum Eſſen läuten, mit einer Uhr, die kurzen Tag und lange Nacht macht.

Das Ding keimte. Die arme Witwe kam mit ihrem Pfennig und der reiche Mann kam — auch mit ſeinem Pfennig. Silberlinge ſind zu profan für einen Thurm Gottes.

Der Küſter waltete treu ſeines Amtes und war — nebſtbei geſagt — nicht der Mann, der den Abelsberger in ſich verleugnete. Die Kirche hielt er die längſte Zeit des kurzen Tages ſorgſam geſchloſſen — ſtand ja doch der „goldene Hirſch“ offen zu jeglicher Stunde. Jener goldene Hirſch, den der wackere Küſter einmal in einer ſinnigen Rede verherrlicht hatte: „Der Hirſch gemahnt an uns ſelbſt, die wir uns ſehnen nach dem Kruge, wie der Hirſch nach der Quelle. Das Goldene an dem Hirſchen verſinnlicht uns, daß der Wirth zum „goldenen Hirſchen“ eitel Gold begehrt von ſeinen Hirſchen, denen, während ſie im Hirſchen ſitzen, daheim von den Weibern bisweilen die Geweihe aufgeſetzt werden. Darum lebe der Hirſch! Er lebe hoch!“

Der ehrenwerthe Küſter Thomas Rockenſchlauch trug an ſeinen Geweihen eben nicht ſchwer — ihm war das Trinken ſchon lieber, als wie das Küſſen — ſo trank er und trank wie ein Abelsberger.

Da geſchah es eines Abends, oder vielmehr eines Morgens, als es — wie er ſo ſchön ſagte, „vom Zechen zum Blechen kam,“ daß er ſein Geldbeutelchen vermißte. Gottswahrhaftig, das lag daheim bei ſeinem Weibe. Bevor er aber noch den „goldenen Hirſchen“ um einen Credit angehen will bis auf morgen — eigentlich nur bis auf heute — bis er nach Hauſe geht, ſich ausſchläft und wiederum kommt — entdeckt er in ſeiner Hoſentaſche das Opfergeld für den Thurmbau, das er Tags zuvor erſt aus dem Opferſtock genommen hatte, wie er es allwöchentlich zu thun pflegt. Das reicht für die Zeche — es bleibt ſogar noch etwas übrig.

Was? übrig bleiben? Nein, das läßt ſich ein Abelsberger nicht nachſagen. Was nützt die Thurmſpitze, wenn der Thurm verſoſſen iſt! „He, Wirthshaus! Friſch eingeſchenkt, wir bleiben ſitzen.“

Und als es morgen ward und der letzte Knopf vertrunken war — der letzte Knopf vom Thurmgeld — da ſtand der Küſter Thomas Rockenſchlauch auf. That aber nicht gut daran, denn auf der Stelle wollte er wieder umfallen. Indeß, es ging und der Weg ſchräge über den Kirchplatz hin war nicht zu verfehlen. Anfangs allerdings hielt ſich der Küſter etwas zu ſehr rechts, um ſpäter ein bischen zu viel nach links abzuſchwenken. Als er mitten auf den Platz kam, blieb er ſtehen, ſo gut es ging und ſtarrte auf den

chthurm hin und begann zu kichern. — „'s iſt richtig,"
mmelte er, „das Thurmgeld — er ſteht ſchon — der
eite. Ach — der tauſend, was das ſchön iſt! Ganz,
e in Neudorf! hi, hi! Zwei Thürme auf der Abels-
ger Kirchen!"

Und taumelte entzückt nach Hauſe.

Eine angenehmere und billigere Bauart gibt's nicht.
d nachdem nun der ehrenwerthe Küſter Thomas Recken-
lauch die Entdeckung gemacht hat, wie man in Abelsberg
hürme baut, ſo ſoll es nicht allzuſelten geſchehen, daß er
n Geldbeutelchen beim Weibe daheim läßt und zufällig
mer nur die Wochenausbeute vom Opferſtock im Sack
t — und daß er dann beim Nachhauſegehen regelmäßig
f der Kirche den zweiten Thurm neben dem erſten
hen ſieht.

Und der Küſter räth es Jedem, der in Abelsberg zwei
hürme haben will: „Geh' hin und thu' desgleichen!"

Eine andere Abelsberger Kirchengeſchichte.

Iſt ein frommer Chriſt, der Bauſelhuber, geht ohne
eldbeutel nie in die Kirche. Der Klingelſack hat einen
ten Magen, der kann das Säckelchen ſchon vertragen.
albungsvoll klingelt er während des Meßopfers heran, er
t ein ſchweres Amt; die Andacht der Gläubigen ſoll er
cht ſtören und bemerkbar machen ſoll er ſich doch; das
acht dem Kirchenbuben, der ihn handhabt, manchen Skrupel,
er, der Kirchenvater ſagt: eine kleine Unterbrechung ſei
ilſam und er ſolle nur rechtſchaffen klingeln. Läßt ſich's
der Bub nicht zweimal geſagt ſein und ſchellt wie ein

wahres Schlittenfuhrwerk durch die Kirche. Der Bauſelhuber gibt ſtets ſeinen Sechſer. Ein auffallend lautes Vergeltsgott lohnt ihn und nebenbei iſt dieſes Vergeltsgott der Gemeinde gegenüber eine Art Reklame, und wer alſo auch was Lautes haben will, der gibt einen Sechſer. Da iſt's dem guten Bauſelhuber mitten in ſeiner Andacht einmal paſſirt, daß er den bockledernen Geldbeutel nach dem frommen Opfer neben ſeine Hoſentaſche geſteckt hat. Fällt denn derſelbe ſachte auf den Boden.

Nicht weit hinterm Bauſelhuber ſteht der Schwefel-Domini; den hat der ſo zur Erde gleitende Beutel total aus ſeiner Andacht geriſſen. Er war nämlich eben in ſchweren Gedanken geweſen darüber, wie das denn werden ſolle nach dem Gottesdienſte, wenn alle ſeine Kameraden in das Hirſchenwirthshaus gingen und er, der Domini, müſſe an demſelben vorübergehen oder, wenn er wolle, am Hofbrunnen, wo die Fuhrknechte ihre Pferde wäſſern, ſeinen Durſt löſchen — denn er hatte im Sacke kein Geld und beim Wirthe keinen Kredit. Bekümmerten Herzens dachte der Domini daran, da fiel der bocklederne Beutel, ohne daß es ſein Eigenthümer, der Bauſelhuber, merkte. — Da liegt das Ding unter den Füßen und wird zertreten. Schade um den ſchönen, ſchwarzen Beutel. Ob es wohl auch in der Kirche eine Sünde wäre, ſich eine ihm nicht ganz zugehörige Sache anzueignen? Am Altare wird ja gerade das Sühnopfer erneuert, das für alle Sünden der Welt genug thut. — So denkt der Domini, der ſonſt ſtets gewohnt iſt, bei zweifelhaften Fällen den Weiſungen des Herrn Pfarrers zu folgen, wie er es im Beichtſtuhle verſprochen. Aber der Pfarrer ſteht jetzt am Altar und das bocklederne Ding liegt hilflos am Boden, ſo nah' zu Domini's Füßen. Unverwandt und unentſchloſſen ſtarrt des Burſchen Auge auf dasſelbe, da wendet ſich der Pfarrer am Altare um und ſagt: „Pax Domini!“ Und der Dómini packt den Bockledernen, verläßt ſonder Gewiſſensbiſſe die Kirche und eilt dem Wirthshauſe zu.

In Abelsberg beim Spielchen.

Sollte es zwar nicht erzählen, denn ich hab's nicht geſehen. Sie ſchloſſen ſich dabei ein — der Herr Pfarrer von Abelsberg und ſein Bruder der Hochbergreichhofer. In der Oberſtube ſaßen ſie und ließen ſich's gut geſchehen und ſpielten Karten. Aber nicht etwa ein verbotenes Spiel! — i bewahre — beim Pfarrer! „Brandeln,“ „Zwicken,“ ein wenig „Mauſcheln“ mitunter, das war der Zeitvertreib.

„Na, ich dank' ſchön für einen ſolchen Zeitvertreib!“ ſagt zwar der Hochbergreichhofer, kommt aber nichtsdeſtoweniger jeden Sonntag von ſeinem Berg herab, läßt ſich zur Jauſe laden, verſitzt den ganzen Nachmittag bei ſeinem Herrn Bruder und verſpielt jedesmal ſein ganzes Geld.

Hingegen muß er ſtets auf dem Ehrenplatz ſitzen, an der Wand auf weicher Lederbank, während der Pfarrer ihm gegenüber mit dem Holzſtuhl fürlieb nimmt. Und hernachen — wie ſchon angedeutet worden — ganz abgeſchloſſen waren ſie doch nicht von der Welt. Die Köchin durfte in die Oberſtube — und das lohnt ſich im Pfarrhof immer, denn mit leeren Händen erſcheint ſo ein Frauchen ſelten. Sie iſt ja Herrin der Küche und von Allem was dazu gehört, und an ihrem Schürzenband hängen die Kellerſchlüſſel. Was alſo den alten Wein anbelangt — er war ein Jahrgänger mit dem Hochbergreichhofer, der in dem geſegneten Vierunddreißiger Jahr zu dieſer Welt gekommen war — und was die gut geräucherten Schinken betrifft und den Gugelhupf und den Kaffee, und dann den wohlgetrockneten Knaſter, den ſie aus langen Pfeifen rauchten, ſo konnte der brave Hochbergreichhofer das Sonntagsſpielchen bei ſeinem Herrn Bruder nimmer miſſen. Mit Speiſ' und Trank ſuchte er ſich, ſo gut es ging, zu entſchädigen für die Zwanziger, die aus ſeinem weltlichen, hundsledernen Geldbeutel allzu frommen Sinnes dem geiſtlichen Herrn zuſprangen. Der Hochbergreichhofer hatte doch das Kartenſpielen von Jugend auf getrieben und war nicht arg dabei zu Schaden gekommen. Aber im Pfarrhofe verſagte ihm das Glück.

Trotzdem ging er jeden Sonn- und Feiertag zum Nachmittagsſegen und machte nach demſelben den kleinen Beſuch beim Herrn Bruder, den er erſt ſpät Abends häufig mit etwas verrücktem Schwerpunkte verließ.

„Grüß Dich, grüß Dich, Bruder!“ empfing ihn der Pfarrer, „ſetz' Dich doch auf Deinen Platz.“

„Aber immer auf dem Polſterſitz, nein, Bruder, das geht doch nicht; der geiſtlichen Weih' gehört die Ehr' zu!“

„Bitte, Du biſt der Gaſt! nur keine ſolchen Umſtände!“

So oftmals der edle Wettſtreit, bis endlich Jeder ſtets wieder auf dem alten Fleck ſaß bei der Gottesgab und beim Gebetbuch des Teufels, wie der Herr Pfarrer die Spielkartenblätter nannte. Und wenn dann das gut gebratene Schweinerne kam, ſo ſchob der Pfarrer Meſſer und Gabel hin und rief: „Bruder, ſtich die Sau!“ Das that der Hochbergreichhofer wohl hier in Natur, aber in den Karten vermochte er's ſelten. Oft genug kam ihm ein guter Trumpf in die Hand, aber der geiſtliche Herr ſpielte it ſo ſchlauer Berechnung, daß der Bauer einmal rief: „Du, Herr Bruder, geiſtlich' Weih' ausgenommen, Du haſt alſche Karten!"

„Lapp!" lachte der Pfarrer, „das kannſt ja anders machen. Nimm für's nächſtemal Deine Karten mit."

„Das iſt eine Red'."

„Aber, was ich Dir ſagen wollt', Bruder. Am nächſten Sonntag geh' nicht in die Predigt, ich rath' Dir's."

„Ja, hörſt, weswegen ſoll ich denn nicht in die Predigt gehen?"

„Weißt Bruder, nächſten Sonntag iſt das Evangeli von dem ungerechten Haushalter und da muß ich einmal gegen das Kartenſpielen predigen. Die Leut' wiſſen Deine Paſſion, — kunnt Dir unangenehm ſein in der Kirch'."

Ging der Hochbergreichhofer alſo nicht in die Predigt; die Leute aber ſagten nach derſelben: „Scharf iſt's niedergangen heut', hölliſch ſcharf und ſeinen Bruder hat er gemeint. Iſt er nicht in der Kirch' geweſen, der Hochbergreichhofer?"

Der aber ging wie gewöhnlich zum Nachmittagsſegen und hatte richtig ſein eigenes Spielkartenbüſchel bei ſich. Er traute dem Herrn Bruder nicht mehr recht; der hatte beim Spiel auch immer einen ſo ſchiefen Blick, ſah ihn an und ſah doch wieder an ihm vorbei — ein rechter Judasblick, die geiſtlich' Weih' in Ehr'!

Und als er in die Stube trat, rief der Pfarrer: „Na, grüß' Dich, Bruder, ſetz' Dich wieder auf Dein Platzl. Haſt Karten bei Dir?"

Sie ſpielten mit den Karten des Hochbergreichhofers, der Pfarrer hatte wieder den ſchielenden Blick, der den Partner wohl über die Achſel, aber nie in's Auge ſehen konnte, und der Bauer verlor, wie immer. Da kam dieſem plötzlich der Zorn: „Was ſchauſt mir denn nicht in's Geſicht, Pfarrer? haſt ein ſchlechtes Gewiſſen?“

Zum Glück kam in dieſem Augenblick die Köchin mit dem gebratenen Huhn. Sie war noch ein recht reputirliches Frauenzimmer und allerweil weltern nett angezogen. Heute hatte ſie gar eine Pfingſtroſe im Haar, that einen Blick über den Hochbergreichhofer hin an die Wand und ordnete die Roſe.

Was denn da iſt an der Wand! dachte der Bauer, wendete ſich und ſah — den Spiegel.

Die Fauſt mit dem Kartenfächer feſt auf den Tiſch gepreßt erhob er ſich langſam — ſtarrte in den Spiegel, in welchem ſein ganzes Kartenſpiel offen lag — ſtarrte dem Pfarrer in's Angeſicht und murmelte: „Jetzt, Herr Bruder, jetzt bin ich geſcheidt. Ja, hörſt, wenn Du einen Kameraden haſt, der mir in die Karten ſchaut, nachher — nachher glaub' ich's gern!“

Der geiſtliche Herr that einen ſchreckhaft lauten Lacher. „Endlich!“ rief er, „endlich einmal! Na, Zeit iſt es, daß Du geſcheidt worden biſt. Hätteſt mir aber noch eine Weil' ſtillgehalten unter dem Spiegel, wär' mir nicht unlieb geweſen, hätten von Deinem Gelde noch lange gut gegeſſen und getrunken.“

„Und wär' Dein Spitzbubenſtückel gar nicht aufgekommen, ſo wär's Dir noch lieber geweſen!“ ſagte der Hochbergreichhofer.

„Geh', gift' Dich nicht!“ rief der Pfarrer und lachte noch immer, „laß' uns jetzt eſſen und trinken, 's wird eh das letztemal ſein, daß Du die Jauſe zahlſt.“

Ein Abelsberger Kalbskopf.

Der Tabak-Simerl lehnte an ſeinem Tabakskaſten und hatte — geſtehen wir's offen, denn es läßt ſich nicht läugnen — einen Rauſch. Auf dem Kaſten ſtand eine Flaſche, die ſich in dem Verhältniſſe, als ſie geleert worden war, verdoppelt hatte, ſo daß ſie jetzt daſtand — zwei in eins und eins in zwei — wie die ſiameſiſchen Brüder.

Es war zwölf Uhr Mittags. Da ſchellte es an der Thür. Der Poſtbote trat ein und überreichte dem Tabak-Simerl ein Briefchen. Der Simerl that's mit umſtändlicher Mühe auseinander und las nicht ohne Umſtände:

„Lieber Freund und Simerl!

Bei uns iſt gemetzgert worden. Erweiſ' mir die Ehr' und komm' heute Mittags 11 Uhr zu mir zum Kalbskopf.

Mit Grüßen

Jakob K.

Bäckermeiſter.“

„Das iſt ſchön von ihm,“ dachte oder ſagte der Simerl zu ſich, „daß er mich zu ſeinem Kalbskopf einladet. Aber um eilf Uhr, und jetzt iſt's ſchon zwölf! Du verfluchte Poſt! Ob er mir's nicht zu Fleiß thut, dieſer ſikraments Poſtſchreiber, dieſer neue, der mir jetzt auch ſchon den Tabak wegnehmen will, und gar anhebt die Leut' zu raſiren, mir zu Trutz ihnen das letzte Haar auskratzt mit Putz und Stingel, daß gar kein's mehr wachſt, und ich verdurſten kann, wie ein Schwamm auf dem Ofen; zu Fleiß, daß er mir meine Briefe alle verſpätet zuſchickt. Keinen ruſtigen Pfennig verwett' ich, er unterſchlagt mir auch noch welche. Dem thu' ich noch was an! Vor der Hand ſoll er's jetzt erfahren, wie's taugt, wenn man gefoppt wird. Einen

Narren muß er mir machen, und giften muß er ſich heut', und ausgelacht muß er werden vom ganzen Dorf. Ich thu' ihm's an, eh ich bin nicht ſo dumm!

D'rauf ſetzte er ſich hin und ſchrieb an den Poſtbeamten folgende Zeilen:

„Lieber Poſtſchreiber!

Bei uns iſt gemetzgert worden. Erweiſen mir die Ehr' und kommen heut' Mittags um 1 Uhr zu mir zum Kalbskopf.

Mit Grüßen Jakob K.
Bäckermeiſter."

Vor dem Fenſter ging gerade ein Söhnlein des Bäckermeiſters vorüber, das rief er an: „Du Bübel! Du gehſt ja an der Poſt vorbei. Gelt Du biſt ſo gut und gibſt mir den Brief geſchwind dem Poſtſchreiber hinein. Da haſt einen Kreuzer, der gehört Dein."

Das Knäblein lief mit dem Briefchen zum Poſtbeamten. Der Tabak-Simerl lachte ſich in die Fauſt.

Und als es Eins' geſchlagen hatte, ging er hin und ſchlich um das Haus des Bäckers Jakob und lugte durch das Fenſter, wie dumm der Poſtſchreiber daſtehen werde, wenn er zum Kalbskopf erſcheine und hören müßte, der Kalbskopf ſei ſchon vor zwei Stunden verſpeiſt worden, auch wäre der Poſtſchreiber gar nicht dazu geladen geweſen.

Aber als der Simerl durch's Fenſter guckte, da ſah er, wie der Bäcker Jakob und der Poſtbeamte in heiterſter Laune beim Kalbskopf und beim Weine ſaßen.

„'s iſt einmal gedeckt für einen Zweiten," lachte der Bäckermeiſter, „und iſt's der Eine nicht, ſo iſt's der Andere. Und will ich's aufrichtig ſagen: Sie, Herr Poſtmeiſter, ſind mir lieber als wie der alte beſoffene Griesgram. Aber, wiſſen Sie was, machen wir Bruderſchaft: Sollſt leben!"

Luſtig ſtießen ſie an und der Simerl zog mit langer Naſe ab. Er konnte ſich das Ding gar nicht zurechtlegen. Noch einmal las er ſeine Einladung zum Kalbskopf, und nun klärte ſich's auf. Da ſtand's ja ſchwarz auf weiß, genau, wie er's ſelbſt dem Poſtſchreiber geſchrieben hatte: „Erweiſ' mir die Ehr' und komme heute Mittags um 1 Uhr —“

Wie der Irrthum möglich war? Der Tabak-Simerl hatte in ſeinem Duſel den Einſer doppelt geleſen.

Dieſen Kalbskopf vergißt er nimmer, man könnte ſagen: er liegt ihm im Magen, trotzdem, oder eben weil ihn ein Anderer ſpeiſte; aber nein, der Simerl hat eher das Gefühl, als wie wenn ihm das Ding auf den Schultern ſäße. — In ſolch' ungewiſſen Stunden ſchleicht er hinab zu ſeinem Kellerfäßchen und entſchädigt ſich mit

„Trinken, trinken,
Bis die Aeuglein ſinken.“

Eine Serenade zu Abelsberg.

Er war nur ein ſchlichtes Bürſtenbinderlein und hieß Poch.

O, wer kennt nicht die Bedeutung der Seifenſieder und Bürſtenbinder, ohne Seifenſieder keine menſchenwürdige Cultur, ohne Bürſtenbinder keine Civiliſation. Jeder Handwerksburſche muß eine Confeſſion haben und eine Bürſte. Der Bürſtenbinder muß Kenntniſſe beſitzen, er muß wiſſen, in welchen Gegenden die borſtigſten Schweine wachſen. Der Bürſtenbinder iſt der Todfeind jedweden Staubes; aber es iſt merkwürdig genug, daß nur die Haare der von dem böſen Leumund als unreinſt verſchrieenen Thiere den Menſchen muſterhaft reinigen können.

Nun aber zur lehrreichen Geſchichte unſeres Meiſters Boch. Er war juſt nicht mehr jung, und wären ſeine Bürſten nicht beſſer geleimt geweſen wie ſeine Locken, es hätte kein gutes Haar mehr an ihnen gehalten.

Sein Meiſterſtück war eine Bürſte von der Größe eines Kanapees. Es gab nicht Bequemlicheres mehr, als dieſe Bürſte; man legte ſich darauf, kehrte ſich zweimal um und war ausgebürſtet.

Nach Vollendung dieſes Meiſterſtückes, auf das er gerechterweiſe nicht wenig ſtolz war, verließ Boch den Schauplatz ſeines mühevollen Lehrjungen- und Geſellenthums, um ſich in einer anderen Gegend ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen. Er zog tief in's Land hinein und kam endlich in das Städtchen Abelsberg, deſſen Lage ihm wohl gefiel; auch fand er dort in großer Anzahl die Stütze ſeines Geſchäftes, die köſtliche Sus scrofa. Sofort beſchloß Meiſter Boch, ſich in dem Städtchen niederzulaſſen, um daſelbſt ſeine rühmliche Kunſt auszuüben.

Aber in Abelsberg heimſte bereits ein Bürſtenbinder, ein ehemaliger Stubengenoſſe unſeres Meiſters. Der hatte einen Geſellen in ſeiner Werkſtatt, welcher ihm nichts verdiente und viel koſtete, weil er ſtetig voll war. Es war ein hoher, bauchiger Bierkrug. Das Geſchäft mußte ſo viel abwerfen, um dieſen Hausfreund zu ernähren. Als der alte Meiſter nun aber ſeinen vormaligen Genoſſen als neuen Konkurrenten zum Stadtthore hereinwandern ſah, machte er ein gar merkwürdiges Geſicht; denn Abelsberg war zu wenig Stadt, als daß es genug Staub gehabt hätte für zwei Bürſtenkünſtler. Die Haare des bereits Angeſiedelten regten ſich alſo auf zu ſehr ſteifen Borſten und er ſchwor bei ſich: „Dich bürſt' ich noch weg, Dich!“

Im Hauſe des vielgeehrten Stadtphyſikus miethete ſich Meiſter Pech ein und zwar im erſten Stocke, um dort ſeine Werkſtatt — aus Beſcheidenheit wollte er nicht ſagen: Atelier — zu eröffnen. Schon am erſten Tage nach ſeiner Ankunft bürſtete er ſich ſo glatt, daß er ſich ſelbſt als Reklame für die Vortrefflichkeit ſeines Erzeugniſſes aushängen konnte. Und er that es auch, er ſtülpte ſich auf das Fenſterbrett und blickte im Bewußtſein eines gerechten Künſtlerſtolzes auf die Gaſſe. Es war, als ob ihn die Vorübergehenden ſchon kannten, ſie lächelten ihm freundlich zu. Zuletzt kam gar der Briefträger über die Treppe geſtolpert, klopfte ehrfurchtsvoll an die Thüre und erkundigte ſich höflichſt, ob hier Meiſter Pech wohne. Dann übergab er mit tiefer Verbeugung einen Brief. Der Brief enthielt folgende Zeilen: „Wohlgeboren! Ich kann mir die kleine Indiskretion nicht verſagen, Euer Wohlgeboren darauf aufmerkſam zu machen, daß man derſelben zur Ankunftsfeierlichkeit für ausgezeichnete Verdienſte am heutigen Abende eine feſtliche Serenade bringen wird. Ein Verehrer.“

Thränen der Rührung vergoß Pech bei Leſung dieſer Zeilen, und er ſagte zu ſich: „O, du lieber Gott, wie hätte ich eine ſolche Auszeichnung verdient ich bin ja nur ein ſchlichter Bürſtenbinder!“

Jedoch, als es Abend wurde und als Meiſter Pech ſein Flanelljäckchen anzog und ſich noch für die morgigen Anknüpfungsbeſuche ſeine Glacehandſchuhe wuſch, da war auf der Gaſſe vor ſeinem Fenſter plötzlich ein Leuchten und ein Muſiziren. Er ſah die zahlreichen Pechfackeln lodern, er hörte die Trommeln und Trompeten, und die ganze Gaſſe war voll von Menſchen. Alſo wirklich die Serenade! Unſerem guten Meiſter ſchwindelte der Kopf, er ſchoß im Zimmer umher wie ein losgelaſſener Kreiſel, und rannte an alle Möbel. Seinen Frack, um Gotteswillen! er hatte ihn noch verpackt im Felleiſen. Er raffte ihn hervor, er ſtürzte nach der Hutſchachtel, ſchier hätte er in der Eile dieſe auf den Kopf geſtülpt, anſtatt des Cilinders. Er ſuchte nach den Handſchuhen, die er eben gewaſchen hatte, er zertrümmerte den Waſſerkrug.

Endlich war die Toilette fertig, der Schweiß rieſelte ihm von den Backen, gleichzeitig ſchwieg draußen die Muſik.

Da nahte der große Moment. Meiſter Poch ſtellte ſich an's Fenſter und mit vor Rührung faſt erſtickter Stimme ſprach er Folgendes:

„Meine Herren! Ich finde keine Worte, um Ihnen meinen Dank zu ſagen. Sollte mir das Geſchick auch ein langes Leben verleihen, ſo werde ich dieſen heutigen Tag nicht mehr vergeſſen! Meine Herren, Sie zeichnen mich aus mit einer Auszeichnung, die ich wahrlich nicht verdiene. Ich bin ein ſchlichter Bürger, meine Herren! was ich bisher für die Mitwelt zu leiſten Gelegenheit hatte, ich geſtehe es, gering iſt es zu nennen, und Ihre Güte, meine Herren, beſchämt mich, doch, ſie muntert mich auch auf, derſelben in Zukunft —“

Weiter ſprach er nicht, denn ſeine Rede wurde unterbrochen von einem ungeheueren Gelächter und in demſelben Augenblicke dankte aus dem Fenſter des zweiten Stockes der Stadtphyſikus mit heiteren Worten für die Gratulation zu ſeinem Geburtstage.

Da ſank unſer armer Meiſter vernichtet zurück vom Fenſter auf einen Stuhl. Da gab es keine Bürſte, die im Stande geweſen wäre, die Blamage wegzuputzen.

Noch in derſelben Nacht zerknitterte Meiſter Pech den anonymen Brief zu einem formloſen Bauſch und ſchnürte wieder das Felleiſen, und noch vor dem Tagesgrauen zog er aus dem Thore des Städtchens, in welchem er ſich ſo unſterblich bloßgeſtellt hatte.

Der Ortsbürſtenbinder ſchrieb bis heute keinen anonymen Brief mehr, aber er band Bürſten und immer Bürſten und trank dabei wie ein Bürſtenbinder.

Zu Abelsberg das Betteln bei fünf Gulden Strafe verboten.

Was iſt ſo ein Handwerksburſche doch für eine rührende Geſtalt! Salonmäßig iſt er immer, denn er geht ſtets in Frack und Cilinder. Er geht ſeiner geraden Wege durch das Leben, weicht nicht gern einen Fingerbreit davon ab, und je näher an der Straße das Wirthshaus und der Straßengraben, deſto beſſeren Gewiſſens mag er in dem einen raſten, in dem andern ruhen.

Der Stadtwächter und die Hunde ſind ſeine Freunde; erſterer erkundigt ſich ſtets in theilnehmendſter Weiſe nach den Verhältniſſen, Abſichten und Schickſalen des Burſchen, und hat ſchon manchen „armen heimatloſen Reiſenden“ unter ſicheres Dach und Fach gebracht. Die Hunde des Städtchens eilen dem befrackten Ankömmling immer ſchon von weitem entgegen, um ihn zu begrüßen. Nur der liebe Gott iſt auch ſein Freund, der läßt ihm den Wanderſtock wachſen und je ſchwerer dieſer Wanderſtock, deſto leichter das Felleiſen. Weite tiefe Säcke hat der Burſche und in denſelben trägt er das Ding, aus dem Gott die Welt erſchaffen.

Es iſt ein ſehr guter Witz des Stadtrathes zu Abelsberg, daß derſelbe am Eingange des Städtchens die Tafel aufſtellen ließ mit den ſinnigen Worten: „Das Betteln iſt bei fünf Gulden Strafe verboten!"

Ein Burſche aus dem treuen Böhmenlande ſteht lange vor dieſer Tafel, denkt: mich kann das nicht angehen! bewundert noch eine Weile den prächtig gezeichneten Fünfer und trottet endlich in's Städtchen.

Kaum iſt er durch das Thor gegangen, ſteht hart an demſelben gleich das erſte Haus. Der gute Burſche geht ſofort in die ſchattige Hausflur, zieht manierlich den Hut vom Kopfe und: „Ein armer reiſender Handwerksburſch' thät recht ſchön bitten!"

Gleich iſt ein Rudel Geſinde da und der Hausherr, ſelbſt zum löblichen Stadtrath gehörig, drängt ſich vor: „Was, betteln? Hat Er die Tafel nicht geleſen da draußen?"

„Wohl, wohl, Euer Gnaden," antwortet der Burſche beſcheidentlich.

„Nun, und kennt Er die Folgen?"

„Wohl, wohl, Euer Gnaden."

„Verſteht Er mich, Er hat fünf Gulden Strafe zu zahlen!"

„Gern, recht gern, Euer Gnaden; aber das iſt's ja eben, weßweg ich ſammeln geh', denn ich hab' keinen Kreuzer Geld im Sack, und ich bitte unterthänigſt, bis morgen zu gedulden, ich hoffe bishin die fünf Gulden im Städtchen wohl zuſammenzubringen."

Ueber dieſen Eulenſpiegelſtreich will der Hausherr mit allen Himmelsdonnerwettern dreinfahren, aber da kommt ſein holdes Weibchen herbei und redet dem Handwerksburſchen das Wort.

Das beſänftigt den Herrn Stadtrath ein wenig; — hab' auch ſelber einmal gefochten, denkt er, und greift in ſeinen Sack. Es iſt nicht die kleinſte Münze geweſen, die dem Burſchen aus dem treuen Böhmenlande jetzt in die Hand gedrückt wurde.

„Werd's ehrlich vergelten!" ſagt der Burſche, dann ſchlendert er trillernd durch's Städtchen.

Plötzlich ſteht er vor einem Hauſe ſtill und beguckt durch die hohle Fauſt das Schild. Das Schild ſtellt einen grünen Kranz und ein Glasfläſchchen drin vor; das iſt ihm noch ſinniger als die Fünfguldentafel draußen. „Ei," murmelt der Burſche zu ſich, „da muß ich aber gleich einen Theil meiner Strafe abſitzen gehen!" und rennt in das Haus.

Ihr werdet doch nicht etwa warten wollen, bis er wieder herauskommt!

Zwei billige Fahrgelegenheiten.

Ein reiſender Handwerksburſche kommt eines Abends nach Abelsberg. Es iſt pechfinſter, der Weg iſt ſchlecht und der Burſche iſt müde und hat wunde Füße. Dennoch will er im Städtchen nicht Herberge nehmen, ſondern in derſelben Nacht noch das drei gute Stunden entfernte Dorf Sankt Joſefiberg erreichen, wo er vor wenigen Jahren bei einem Meiſter in der Arbeit geſtanden. Der Meiſter iſt ſeit dieſer Zeit geſtorben, doch die Meiſterin lebt noch und dieſe will er beſuchen. Aber wie geſagt, es iſt pechfinſter und der Reiſende ſehr müde. Da fällt es dem findigen Burſchen ein: Halt, der Arzt in dieſem Städtchen hat zwei flinke Rößlein und einen ſchönen Wagen, für einmal wird mir das wohl taugen. — Er eilt ſofort zum Hauſe des Chirurgen, klopft an's Fenſter und ruft: „Herr Doktor! A'er ſteh' der Herr Doktor doch geſchwind auf und mach' Er ſich flugs mit mir: der Herr Pfarrer von Sankt Joſefiberg liegt im Sterben!“

„Hat der Bot' ſelber eine Gelegenheit bei ſich?“ ruft der Bader zum Fenſter heraus.

„Ne, gar nichts hab' ich bei mir,“ antwortet der Handwerksburſche, „ich hab' ſo eilig davon müſſen, hab' nit Zeit gehabt zum Einſpannen. Thu' der Herr Doktor nur geſchwind machen, ſonſt fährt uns der Pfarrer ab, wie er liegt und ſteht.“

Da läßt der Bader wohl gleich ſeine Rößlein einſpannen, und die Beiden ſetzen ſich zuſammen in den Wagen und fahren davon.

Nach ein paar Stunden, während welchen ſie nur einem einzigen Gefährte begegnen, kommen ſie nach Joſefiberg; da ſagt der Bote, er wolle ausſteigen, um im Pfarrhofe den Leuten aufzutragen, daß die Pferde untergebracht würden, und er wolle auch den Schulmeiſter wecken.

Da bleibt der Arzt gar lange ſitzen auf ſeinem Wagen, aber es kommt kein Menſch und Alles bleibt ſtill. Endlich zieht er am Glockenſtrick des Pfarrhofes.

„Iſt denn heut' mehr gar keine Ruh'!“ zettert die Wirthſchafterin zum Fenſter heraus.

„Was macht denn der Herr Pfarrer; abgefahren (geſtorben) iſt er doch nicht ſchon?“

„Vor einer Viertelſtunde ſchon,“ ruft's aus dem Fenſter, „iſt eilends geholt worden, 's iſt ja der Bader in Abelsberg drin völlig im Sterben, und der hat g'rad unſern guten Pfarrer noch früher haben wollen.“

„Jeſus!“ ſchreit der Andere. „Der Bader bin ja ich. Ich bin zum Pfarrer gerufen“ u. ſ. w.

Da hat ſich's nach und nach aufgeklärt, daß hier eine arge Fopperei im Spiele. Auf dem Rückwege begegnet der Arzt dem heimkehrenden Wagen des Pfarrers. „He, Hochwürden,“ ruft er luſtig, „wie geht's dem Bader in Abelsberg?“

„Der iſt nicht daheim, der iſt in den April gefahren?“ lacht der Pfarrer.

„Je!“ ſchreit der Arzt, „da hat er's ſo gemacht, wie der Herr Pfarrer von Joſefiberg.“ —

Der Handwerksburſche hatte nämlich ſeine alte Meiſterin nicht getroffen und ſomit ſeinen Weg nach Abelsberg auf des Pfarrers Wagen wieder zurückgelegt.

Die Abelsberger der Majeſtät.

„Geſchehen muß was!“ ſprach der Vorſtand im hohen Rathe zu Abelsberg, „denn warum muß was geſchehen? Weil uns oberen Orts iſt kundgemacht worden, daß ſie in drei Tagen durchfährt. Sie hat's gern, wenn was iſt, und von den Abelsbergern wird was erwartet.“

„Aber was! ich hab' noch keinen blaſſen Nebel davon,“ rief der Hirſchenwirth, „iſt Dir was eingefallen, Vorſtand?“

„Bei einem Haar wär' mir was eingefallen,“ berichtete dieſer, „juſt ein klein Biſſel iſt mir die Nacht zu kurz worden. Die ganz' Nacht hab' ich mich zerſtudirt, daß mein Weib ſchon toll iſt worden, und g'rad wie mir was will in den Kopf kommen, geht der Morgenſtern auf, und aus iſt's, gar iſt's mit dem Simuliren.“

„Darf ich reden?“ fragte der Färbermeiſter.

„So viel Du willſt,“ ſagte der Vorſtand, „ich weiß eh nichts mehr.“

So ſagte der Färber: „Was werden wir denn machen? Ich denk', ſo ein Volksfeſt richten wir her; die Oberziller Muſikbande, den Zitternſchlager Maxl, einen Triumphbogen da oben bei der Mauth, ein paar Baumkraxler, ein paar rinnende Weinbrunnen und wenn ſie kommen, daß ein feiſter Ochs niedergeſchlagen wird auf dem Platz!“

Idee war groß, er blickte in die Runde des hohen Rathes. Aber der Rath Hufſchmied ſtand auf und ſagte: „Das iſt nichts, das hat ſie hundertmal ſchon geſehen und beſſer, als wir's zu Weg bringen. Das Triumphbogenbauen iſt keine Kunſt, wo ſo viel Baumſtreu zu Handen iſt, als wie bei uns, und das Ochſenniederſchlagen auch nicht. Wir müſſen in die Zeitung hineinkommen! Wir müſſen was machen, was die Majeſtät noch nicht geſehen hat, was Kopf und Fuß hat und was den Abelsbergern Ehr' macht! — Na ja, verſteht ſich, daß ich was weiß. Unſer Volk im Feiertag, in ſeinen Luſtbarkeiten vorſtellen, auf das halt' ich nichts; die Herrſchaften, wenn ſie nie was Anderes ſehen, thäten leicht glauben, hier zu Land hätten wir alleweil Sonntag. Bei ihrer Arbeit muß man den Leuten zuſchauen; das wird die hohen Herrſchaften unterhalten und ſie lernen was dabei. Deßweg ſag' ich, daß wir da ober Abelsberg an beiden Seiten der Landſtraße in Gruppen die Arbeiter, als den Landmann, den Handwerker, den Jäger, den Halter, den Holzhauer, und wie ſie halt alle ſind, mit ihren Verrichtungen aufſtellen — und wenn die Wägen kommen, ſollen die Leut' flink arbeiten. Das iſt mein Rath.“

Der Mann, der die Schrift führte, wollte ſofort in
die Kronik ſchreiben, daß am 24. Auguſt des Jahres 1828
nach Chriſti Geburt im Rathe zu Abelsberg eine geſcheidte
Rede gehalten worden wäre. Der Vorſtand nahm nun das
Wort, und ſagte: „Ich halte nichts drauf, daß unſer Volk
allemal im Feiertag und Luſtbarkeit da iſt. Die hohen
Herrſchaften lernen nichts dabei. Den Leuten muß man
bei ihren Arbeiten zuſchauen, und ſo iſt meine Meinung,
daß da oben an der Landſtraße Arbeitsleute aufgeſtellt wer-
den ſollen: der Bauer, der Schloſſer, der Raſtelbinder und
wie ſie halt alle nacheinander her ſind — und daß ſie
fleißig arbeiten, wenn die Wägen vorüberfahren. — Sein
ie Manner mit mir einverſtanden?“

„Vorſtand!“ rief ihm der Rath Schneider zu, „für das
ſt Du Baron!“

Der Hufſchmied machte ein langes Geſicht. Der Vor-
chlag des Vorſtandes wurde angenommen —

Nun gab's ein paar Tage lang Arbeit über Arbeit.
— Den Raſtelbinder brauche man eigentlich nicht dabei,
edeutete man den Vorſtand, denn das wäre keine einheimiſche
igur, die käme nur ſo zu gelegener Zeit aus Schlovakien
aher. Aber der Handel und Wandel des Landes müſſe
um Ausdrucke kommen, daß die Majeſtät ein vollſtändiges
ild von dem Leben und Treiben der Bevölkerung ge-
inne. Es wäre nur zu verhüten, daß nichts dabei vor-
me, was auf den Landesvater einen unangenehmen Eindruck
achen könne.

Und am vierten Tage ſollte die Durchfahrt des Kaiſers
anz ſtattfinden. Des alten Kaiſers Franz, der noch auf
ner Eiſenbahn fahren konnte, der im Gerüttel ſeiner
ägen, im Ceremonientaumel ſeines Gefolges im plebejiſchen

Staube der Straßen über Land reiſen mußte, wollte er die Zuſtände ſeines Reiches prüfen und von ſeinen treuen Völkern einmal Huldigungen entgegennehmen.

Er hatte Feſte und Aufzüge, ihm zur Ehr' gebracht, nicht ungern, denn für gar Manches war ihm das Bewußtſein ſeiner Kaiſerwürde eine hohe Genugthuung.

So bewegte ſich um 11 Uhr des 28. Auguſt die Wagenburg gen Abelsberg heran. Eine halbe Stunde vor dem Städtchen begannen die Wunder. Auf dem Felde ackerten Bauern und ſäeten Korn; gleich daneben klangen die Sicheln der Schnitter, die Senſen der Mähder und die Arbeiter hatten ihre bunteſte Sonntagstracht an.

Am Berge war ein Stollen, aus welchem flinke Knappen reines Erz ſchafften, und ein paar Eiſenhämmer ſchmiedeten Senſen, Pflüge und Schwerter. Im Wäldchen jodelte der Holzhauer und hallten ſtürzende Bäume. Der Hirte trieb eine Heerde ſchöner, bekränzter Rinder über die Au, die Sennin molk unter dem Schatten einer Tanne ihre Kuh und der Jäger ſchoß gerade im Augenblicke, als der kaiſerliche Wagen herankam, einen ausgeſtopften Auerhahn vom Lärchbaum. Das Wunderbarſte aber waren die Obſtbauern, welche von alten Holzbirnbäumen die feinſten Butteräpfel ſchüttelten, und die Winzer, welche aus Erlen- und Weidengebüſch Trauben ſchnitten. Es ging nicht anders und wenn das ganze Land zuſammengerückt ſein ſollte auf etliche Joch oberländiſchen Grundes, ſo mußte das Erz wohl einmal im eitlen Sand und der Wein auf Weidenſtäben wachſen. So unerhört fruchtbar war der Boden bei Abelsberg und der Oberſthofmeiſter ſchrie dem Kaiſer zu: „Eure Majeſtät, aber das iſt ja prächtig! Was Eure Majeſtät für ein Land haben!"

Seine Majeſtät, höchſt erfreut von dem fröhlichen Aufzuge, wollte den Ortsvorſteher ſprechen. Noch dauerten an beiden Seiten der Straße die Vorſtellungen; auch ein Hochzeitszug und ein Taufgang war dabei und Volkslieder wurden geſungen und zum Schluſſe, dort wo die begränzte Mauth prangte, — kauerten etliche Krüppel, ein Cretin und ein paar zerhauene und zerſchoſſene Militärs mit Weib und Kind im Straßenſtaub und wimmerten mit aufgehobenen Händen um Almoſen. Denen war's Ernſt.

Der Hof ſtutzte ſehr — gar ſehr ſtutzte er über eine ſolch' durchaus nicht anſpruchsloſe Pointe der Feſtlichkeit — und nach dem Ortsvorſtande, der mit ſeinem Rathe auf dem Marktplatze tief geknickt ſtand, wurde nicht mehr verlangt.

Vor dem Thore des Poſthauſes ſtanden ſechs ſtreuende Blumenmädchen, aber die Wägen rollten vorüber und hielten nicht in Abelsberg.

Der hohe Rath war aus Rand und Band. Das Bettelgeſindel verhaftete er ſofort; aber der Cretin grinſte und die alten Krieger mit ihren elenden Familien meinten, ſie hätten gehört, daß das ganze Land bei dem Aufzuge vertreten ſein ſollte, und da hätten ſie gedacht, die viele Armuth, die da ſei, gehöre ſo zu ſagen auch zum Lande, ſie hätten des Weiteren gerechnet auf etliche Silberbatzen oder einen warmen Löffel Suppe, was freilich eine ganz verfehlte Rechnung geweſen wäre.

Der Bürgermeiſter wollte dieſe Leute, die das ſchöne Feſt ſo jämmerlich verdorben hatten, in den Kotter ſtecken laſſen. Das ließ der Rath Hufſchmied nicht gelten. Das Betteln, ſagte er, ſei zwar in Abelsberg verboten, aber vom Mauthbalken auswärts ſei es von jeher erlaubt geweſen.

Der Schelm!

Er iſt aber ſpäter Vorſtand geworden.

Die Abelsberger dem Prinzen.

Von einem volksthümlichen öſterreichiſchen Prinzen wird Folgendes erzählt:

Derſelbe gab in Abelsberg, wo er ſich im Sommer mit Vorliebe aufhielt, einmal einen Ball. Da waren alle Jäger und Förſter und Werksbeamte dabei, und die friſcheſten Bauern der Gegend, und die hübſcheſten Schwaigerinen fehlten auch nicht. Der luſtigſte darunter — ein echter Waldburſch über und über — in Bocklederhoſen und bloßen Hemdärmeln — war der Prinz. Ein ſolches Beiſpiel voran, ging's toll zu bei der ſelbigen Luſtbarkeit. — Nachher aber, als beim Wirth die Rechnung zu zahlen war, ſchnitt dieſe ſo tief in die Hunderter hinein, daß es den hohen Herrn gar verdroß. Nicht, als ob er's nicht gehabt hätte, das Geld, was andern Leuten ſo häufig paſſirt; aber das offenbare Unrecht, das ihm geſchah, that dem Herrn gerade ſo weh', als es unſereinem armen Gauch an's Herz geht, wird man gleich auch nur um etliche Kreuzer beſchwindelt. — Und von dieſer Zeit an hat der Prinz an die zehn Jahre und länger Abelsberg nicht mehr beſucht.

Endlich aber, da jener gewinnſüchtige Wirth und ſeine Mithelfer nicht mehr an der Stange waren, iſt er doch wieder gekommen, und iſt oft gekommen und die guten Leute ließen ſich's nicht nehmen, ihn ſtets mit Pfeifen, Glocken und Trommeln zu empfangen, gleichwohl unſer lieber Erzherzog allerorts mit ländlicher Muſik, Pöllerknall und Glockengebimmel genugſamlich gequält wurde. —

„'s iſt ihm zuwider,“ meinten Einige.

„Ah, 's g'freut ihn doch,“ ſagten Andere, „ſo Herren ſind's gewohnt und 's thät armſelig ausſchauen, wenn er g'rad bei uns nit beſſer als wie die alt' Hammerſchmiedin einfahren müßt', und nichts wie die Hund' thäten dem Wagen nachkeifen — na, na, das thät's nit.“

Und einmal wieder ſo.

In Abelsberg war der Prinz angeſagt. Am Abend wurde er erwartet. Der alte Schullehrer dreſſirte tagsüber als Kapellmeiſter ſeine Rotte — und ging dann des Abends auf Schleichwegen aus, um noch rechtzeitig das Nahen des fürſtlichen Wagens zu erſpähen. Es wurde finſter und die meiſten der Muſikanten waren am obern Eingange des Städtchens bereits verſammelt. Nur der alte Schmied-Michel, das buckelige Kerlchen, das ſich arg verſäumt hatte, ſchnaufte noch der Kirche zu und die Oberſtiege hinan, um die zwei Feſtpauken zu holen. Bald kam er kollernd damit die Treppe wieder herab, rannte ſchnaufend im Finſtern durch den Baumgarten, um noch rechtzeitig — man hörte über den Lindenbühel ſchon den Wagen raſſeln — bei den Muſikanten zu ſein.

„He, Alter, wohin mit Deinen Kübeln?“ rief eine Stimme im Buſchweg dem Schmied-Michel zu.

„Wer · hätt' denn jetzt — Zeit zum Antwortgeben!“ ächzte dieſer ohne aufzublicken, „werd's leicht doch wiſſen — daß der Prinz kommt.“

„Du ſchleppſt ja aber wie unſinnig,“ ſagte der Andere, „halt, lange mir her die eine Pauke, will ſie Dir tragen. Vielleicht kann ich auch beim Muſikmachen mitthun.“

Ueberließ ihm der Schmied brummend das Inſtrument — und bald darauf ſtanden die Beiden mitten unter der mit einer Spanlunte beleuchteten Stadtkapelle. Aber der Schulmeiſter war noch nicht da, und es war die höchſte Zeit zum Anfangen, der Wagen — es war am weichen Rollen die prinzliche Caleß' leicht zu erkennen — kam ſchon nahe. Der Kaufmann ſchwingt ſeine rechte Hand als Dirigentenſtab: „Eins, — zwei — drei — bums! fielen die Pauken drein und die Pfeifen jodelten durcheinander.

„Hoch, Vivat!" —

Da — verſtummten jählings die vorderſten Bläſer und die anderen hinterher und nur die zwei Paukenſchläger donnerten noch eine Weile d'rein.

Das Stück iſt deshalb nicht ausgeſpielt worden, weil im Wagen, der mittlerweile angehalten hatte, kein Prinz zu ſehen war. Die zwei Laternen am Bock ſtrahlten in das breite, lachende Geſicht des alten Schulmeiſters, welcher drinnen ſaß.

Enttäuſchung und Gejohle.

„So hör' doch Du einmal auf, Du verblitzter Trommler mit Deinem hölliſchen Lärm!" ſchrie Einer dem immer noch polternden, fremden Paukenſchläger zu. Da ſtieß der Schmied-Michel ſchon den Schreckhauch aus: „Herr Jeſſes, das iſt der leibhaftige Prinz!"

Hat ſich nicht geirrt — es war der leibhaftige Prinz. Hinter dem Lindenbühel drüben hatte der hohe Herr den lauernden Schulmeiſter entdeckt, aufgegriffen und ihn in den Wagen geſteckt, während er ſelber auf Fußwegen heranſchlich, um aus dem großen Pathos einen großen Spaß zu machen. Zufällig begegnete er im Baumgarten dem Paukenträger, dem er, da er ſchon einmal in luſtigſter Laune war, ſeine Dienſte anbot, um das Stücklein zu krönen.

Seither hatten die guten Abelsberger den Prinzen nie ehr mit Muſik empfangen. Der leutſelige Herr kam nun ber um ſo öfter in ihr Städtchen, als ſie ihn unbehelligt mmen und ziehen ließen. Er übte daſelbſt ſo manch' inen Scherz und bedachte den Ort mit ſo manch' großer ohlthat. Mit dem alten Schmied-Michel hielt er's be- nders gern und hieß ihn nie anders, als den Collegen in er Muſik.

Die Abelsberger Touriſten.

Wie nur plötzlich die Natur ſo ſchön geworden iſt! rſt ſeit etlichen Jahren. Es lebten wohl auch früher inzelne Leutchen, die einzelne Gegenden „wirklich romantiſch“ unden; heutigen Tages aber ſind alle Wälder und Berge o herrlich! Und der Sonnenaufgang!

Wer hätte das vor dreißig Jahren vermeint, daß auch er Sonnenaufgang Mode werden ſollte!

Mode! O du heilige Welt Gottes, vergieb mir dieſes ort. Aber Du weißt es ja doch ſelber am beſten, wie enigen, die doch Deine ewig großen und lebendigen Pfade ewandelt, es einſt eingefallen iſt, Dich ſeligen Herzens zu ewundern, Dich anzubeten. Wohl, es mögen die lieblichen ilder Deiner Gärten und Auen, Deiner Frühlingstage nd Sommernächte zu allen Zeiten Beſeligung in dem enſchengemüthe wachgerufen haben; vor dem Brauſen des turmes, vor dem Ernſte der Einſamkeit, vor den Ge- alten des Hochgebirges aber ſind die Kinder der Welt urückgeſchaudert, wie vor einem übermächtigen Feinde.

Und heute — je wilder die Gegend, deſto ſchöner;

natürlich, wenn gute Wege in denſelben angelegt ſind und comfortable Wirthshäuſer. Zarte Frauen mit ihren zarten Kindern ſteigen heute auf Berge, auf denen ſonſt nur der Gemsjäger und der arme Kräuterſammler geklettert; es geht prächtig; und wenn eine Eiſenbahn ſchnurſtraks den Berg hinanläuft, um ſo beſſer. Oben ſteht gar ein Hotel, da ißt und trinkt man, ſchreibt ſich in's Fremdenbuch und findet Alles unvergleichlich.

Weil im neunzehnten Jahrhundert die Natur denn gar ſo ſchön geworden?

„Touriſten!" Die Sache iſt ſo ſchnell gekommen, daß die deutſche Sprache gar kein Wort dafür in Bereitſchaft hatte und bis heute noch keines hat. Ja, gewiß, Sommerfriſchen, Gebirgspartien, Touriſten — das ſind Modeſachen. Vorläufig noch. Wir werden die [illegible] einſt wirklich ſuchen, nicht blos an heiteren Sommert[illegible], ſondern auch, wenn ſie finſter blickt und grollt, auch wenn ſie in der ehernen Majeſtät des Winters ruht. Denn wir werden unſere große, heilige Mutter lieben und insgeheim an ihren Buſen fliehen im Drange der Welt.

Selbſt an den Abelsbergern darf hierin nicht ganz verzweifelt werden. Und ſie ſind ja heute ſchon große Naturfreunde, die Abelsberger. Erſtens liegt Abelsberg ja in einem freundlichen Gebirgsthale, und zweitens hat der Wirth über der Thür ſeines Hauſes einen grünen Baum malen und ſeine Herberge demnach „Zum grünen Baum" benamſen laſſen. Und nicht allein das, des Wirthes Sinn für Natur erſtreckt ſich ſogar bis in den Keller, in deſſen bauchigen Fäſſern — es iſt keine Fabel, wahrlich nicht! — Naturwein, und blos Naturwein lagert. Und wer eben Sinn dafür hat — zwiſchen den Fäſſern auch das

Plätſchern eines Waſſerbrünnleins hört ſich anmuthig. Allerdings, Sitzgarten iſt keiner beim Hauſe; iſt auch keine Frage danach. Ein echtes Tröpflein trinkt ſich auch in der räucherigen Gaſtſtube gut. Was Sommerabend! die Abelsberger gehen nicht in's Wirthshaus, um Sommerabende zu genießen.

Wohl aber nehmen ſie den Zeitgeiſt wahr, der — wie Poeten ſo ſchön ſagen — heute in den Blättern ſäuſelt — in den Zeitungsblättern nämlich. Sie ſind für's Erſte daher wacker liberal, die Abelsberger, denn: „Bildung und Freiheit!“ ſagt der Tiſchler, und hat dieſe Worte in ſein Bierglas ſtechen laſſen.

Da ſtanden nun ſchon ſeit Jahren zu jeder Sommerszeit Aufſätze in der Zeitung von der ſchönen Schweiz. „Ja, die Schweiz!“ meinte der Webermeiſter, „von wo der Schweizer'iſſe und der Schweizerkäs kommt — weiß ſchon davon!“

Allmälig dann zogen ſich — dem Blatte nach — die Naturſchönheiten der Schweiz auch ins Tirol und Salzburg herein, und plötzlich in dem letzten Jahre war eine ganz einzige Großartigkeit aufgetaucht im eigenen Lande, der Steiermark. Die Admonter Gegend, das Geſäuſe und Eiſenerz konnten die Zeitungen gar nicht genug rühmen. Dieſe hohen, ſchroffen Berge, dieſe wilden Schluchten, dieſe rauſchende Enns! in der Schweiz wahrhaftig nicht ſchöner zu finden! — Und mitten hindurch die Eiſenbahn und Touriſten aus allen Weltgegenden, und es iſt eine wahre Schande, das Geſäuſe nicht geſehen, den Reichenſtein und den Buchſtein nicht beſtiegen, das Hochthor und den Tamiſchbachthurm nicht bewundert zu haben.

Da thaten ſich die Abelsberger zuſammen. „In meiner Zeit, wie ich als Burſche durch's Ennsthal gewandert bin,“

ſagte der Sattler, „da iſt mir nichts aufgefallen: weiß nur, daß ich in ſchauderlich wilde Gegenden gekommen bin, und daß ich bei einer Kohlenbrennerei Waſſer getrunken habe. Nu, heute mag's anders ſein."

„Leute," rief der Tiſchler, „thun wir zuſammen, machen wir eine Tour in's Geſäuſe!"

Das zündete. Eiſenbeſchlagene Schuhe, Bergſtöcke, Weinflaſchen, Würſte, Schinken, Spielkarten — eine „Hetz" muß es geben! — Mägdlein wollten ſie auch werben zur Partie. Der Binder und der Pfleger und der Schulmeiſtersſohn, — ihrer neun Stücke ſind's, die mit Hall und Schall und hellem Uebermuth, wie's Touriſten anſteht, den Eiſenbahnzug beſteigen.

Das herbſtliche Wetter iſt heiter, rein, kühl — ganz gemacht für Gebirgstouren. Die daheim bleiben müſſen denken mit Wehmuth an die luſtige Reiſe, und beim Wirth zum „grünen Baum" ſitzen ſie des Abends, und folgen im Geiſte ihren touriſtiſchen Mitbürgern auf die höchſten Berge und in die lauſchigſten Winkel der Sennhütten.

Am dritten Tage kehrte die Geſellſchaft zurück. Sie war etwas angegriffen, ſtark ermüdet, und die Meiſten hatten Schürfe, blaue Beulen an Geſicht und Händen und Riſſe in den Kleidern. Trotzdem wurden ſie ſofort in's Wirthshaus gezogen, wo ſie wacker aßen und tranken, „denn — ſagten ſie — die Wirthshäuſer hätten ſie unterwegs nur von auswendig geſehen. Naturgenuß ſei ihre Hauptſache geweſen! — Hierauf ſollten ſie erzählen.

„Ja!" ſagte der Binder gedehnt, „erzählen! — das muß Einer ſelber geſehen haben — nicht wahr?"

Seine Genoſſen beſtätigten es.

„Dieſe Berge!“ rief der Weber, „dieſe Hochöfen in Admont, na!“

„Ihr ſeid doch auch im Stift geweſen?“

„Im Eiſenerzerſtift, jawohl! So eine Kirche! Nix Zweit's gibt's nit!“

„Und auf dem Reichenſtein?“

„Da ſchaut grad' einmal her!“ verſetzte der Schulmeiſtersſohn, und wies ſeine zerſchundenen Hände vor; „aufwärts, da ging's, bis wir in's Edelweiß kamen. Bis an die Knöchel, ſag' ich Euch, geht Einem das Edelweiß, juſt zum Niedermäh'n, auf Ehr'! Dann, wie wir zum Eis gekommen ſind, zu den Gletſchern, nicht wahr, zu den Gletſchern?“ wendete er ſich an die Genoſſen.

„Na, ich dank'!“ ſtimmten dieſe bei, „das ſind ein Bißl Gletſcher!“

„Und der Sonnenaufgang,“ ſagte der Pfleger, „ſchneid, höchſt ſchneid! — Und, in dem Gebirg iſt auch eine Sonne!“ — 's iſt ein Gaudium geweſen. Aber halt das Herabſteigen! Sind wir Euch nicht ſchnurgerade niedergefahren über die Steinleiten! So gleich etliche zehntauſend Fuß! Gerad' ein Zauber iſt's geweſen, ſind wir herunten auf dem Boden geſtanden.“

„Nu,“ fügte der Schulmeiſtersſohn bei, „und da haben wir uns ſo zerſchunden.“

„Und Deine blauen Flecken im Geſichte?“ fragte man den Sattler.

„Ja, dem ſeine blauen Fleck,“ rief der Schulmeiſteriſche; „nicht um fünfzig Gulden gibſt Du ſie her, Sattler, gelt? — Hat Euch der Saggra nicht mit einem Steinbock gerauft? Na, und eh!“

Die Leute ſchlugen die Hände zuſammen.

„Aber ein Sträußel Edelweiß oder Speik hättet Ihr doch mitbringen ſollen!"

„Ihr ſchwätzet beim Ofen, wie Ihr's verſteht. Jeder hat ſeinen Hut voll Edelweiß gehabt, das verſteht ſich. Und wie der Kampf mit den drei Lämmergeiern nicht iſt, ſo bringen wir die ſchönſten Buſchen heim."

„Kampf mit den Lämmergeiern?" fragten die Leute, und brachten den Mund nicht mehr zu.

„Haar laſſen hätten wir können! Sind noch froh geweſen, daß wir heil davon gekommen; die Alpenblumen und die paar Hüte ſind zu erſetzen."

„Herr Gott, das war eine Tour!"

— Sie waren die bewunderten Helden des Städtchens.

Einige Zeit darauf kam an den Vorſtand von Abelsberg folgendes Schreiben:

„Tauern, den 30.9. 1875.

Werther Herr Bürgermeiſter!

Zu meinem Bedauern muß ich Sie mit einer Angelegenheit beläſtigen. Vor etwa acht Tagen kam eine heitere Geſellſchaft von neun Perſonen in mein Haus, die, wie ſie vorgab, aus Abelsberg ſei. Die Herrſchaften ſchienen eine Gebirgspartie vorgehabt zu haben, blieben jedoch einen und einen halben Tag und zwei Nächte bei mir und ließen ſich zu meinem Vergnügen Küche und Keller wohl munden. Wie es bei ſolchen Gelegenheiten ſchon zu geſchehen pflegt, wurden ſie luſtig, ſangen, tanzten und unterhielten ſich mit den Weibsleuten der Nachbarſchaft, die ſie zum Tanze beigezogen hatten. Auch die Burſchen der Umgegend, Holzknechte zumeiſt, fanden ſich ein; da entſpann ſich zwiſchen dieſen und den werthen Herren Abelsbergern ein Streit der Weibsbilder wegen; ſie wurden leider handgemein, wobei zu meinem großen Bedauern die Abelsberger ſehr den Kürzeren zogen. Die Herrſchaften waren gezwungen, das Weite zu ſuchen und dürften mit einigen diesbezüglichen Spuren nach Hauſe gekommen ſein. — Ganz erklärlich iſt es unter ſolchen Umſtänden, daß in der Eile vergeſſen wurde, die kleine Gaſthausrechnung zu begleichen, die Euer Wohlgeboren zu unterbreiten ich hiemit die Ehre habe.

Zwei Abendeſſen für 9 Perſonen	23 fl.	70 kr.
Ein Mittagseſſen detto	15 „	98 „
Zwei Frühſtück detto	8 „	10 „
Wein für 9 Perſonen	26 „	48 „
Dem Stubenmädchen für Decorationen .	— „	80 „
Für eine Weinflaſche à 40 kr., und drei Fenſterſcheiben à 30 kr., zuſammen .	1 „	30 „
Summa .	76 fl.	36 kr.

Um gefällige Notiznahme bittet
achtungsvoll ergebenſt
Peter Streicher, Gaſthausbeſitzer in Tauern."

Der Bürgermeiſter veranſtaltete zu Ehren der wackeren Touriſten eine Nachfeier beim „Grünen Baum." Nachdem die Gefeierten neuerdings und ſtets mit mehr Nachdruck und in helleren Farben ihre ſeltenen Abenteuer an der ſauſenden Enns und bei der Beſteigung des „elftauſend Fuß hohen Gletſchers Reichenſtein" dargethan hatten, ſagte der Bürgermeiſter, er ſei von der Gemeinde beauftragt, den kühnen Mitbürgern ein Ehrendiplom hiemit zu überreichen — und las feierlichen Tones die Gaſthausrechnung des Peter Streicher vor.

Ein „Mäuſerlſtillſein" zu Oberabelsberg.

Im Dorfe Oberabelsberg iſt auch eine Schule. Der letzte Tribun alter Schule daſelbſt iſt ein vielthätiger Mann geweſen. Heben wir aus ſeinem Leben nur einen einzigen Sommertag.

Um ein oder zwei Uhr in der Nacht hat er endlich das jüngſte Kind glücklich zur Ruh gebracht. Um vier Uhr muß die Gebetglocke geläutet werden; darauf geſchwind noch ein paar ausgebrochene Knöpfe in's Beinkleid heften, dann Anziehen in Gottesnamen; das Morgengebet wird erſt draußen auf dem Felde beim Erdäpfelauswühlen gethan. Sind die Erdäpfeln im Sack und daheim, ſo etwelches Holz ſpalten, daß ſie auch gekocht werden können. Dieweilen Weibchen das Frühſtück macht muß Schulmeiſterlein die Kinder wiegen; hingegen ſegne Gott den Appetit! — Und nach all' dieſen Verrichtungen endlich kommt des Schulmeiſters wichtigſte Tagesfunktion, die Meſſe. Die Kirche dazu iſt bald ausgekehrt, die paar Kerzen ſind bald angebrannt; dann ſteht ſchon der Herr Pfarrer in der Sacriſtei, will die lange weiße Pfaid über den Kopf haben; Der Miniſtrant klingelt; der Blaſebalgtreter auf dem Chore läßt ſchon pfauchen, aber der Schulmeiſter iſt noch unterwegs und ſtreift ſich ſchier die Beine ab über die finſtere Stiege, bis er zu ſeiner Orgel kommt und dem großen Gott das Loblied ſingt für ſo ein ſegenreiches Schulmeiſterleben. Hierauf Vormittag ein wenig ſchulhalten bis zur Eilfglocke und dann „Kinderlehre," dieweilen Weibchen das Mittagsmahl kocht. Sind Nachmittags Schulkinder da, ſo ein Bischen leſen und Katechismuslernen laſſen; ſind keine

Schüler da, ſo geht der Lehrer auf die Länd und weidet ie Ziegen. Später kommt das Kirchenuhraufziehen,(das Hoſtienbacken) und der Herr Pfarrer ſchafft auch bisweilen das an; und wenn Zeit bleibt, ſo will der Schulmeiſter nit einer Kraxe zu den Bauern herumgehen und ſeine Feldrüchte ſammeln, die ihm als Meßner zukommen. Etwelche äusliche Arbeiten laſſen ſich noch am ſpäten Abend verichten, und ſo iſt der Tag wohl ſchön und zur Gottes Ehr' ugebracht.

Wenn dann aber doch einmal etwas Menſchliches paſſirt, o iſt dabei gar nichts zu lachen; es kann Jedem paſſiren.

Auch in Oberabelsberg giebt es heiße Sommertage. An einem ſolchen ſaß unſer Schulmeiſter in der Schulſtube uf dem Kanzelchen und ließ die Kinder, eines um's andere, us dem „Namenbüchel leſen“. Das „Namenbüchel“ erählt zwar ſchöne Geſchichten vom guten Carl, vom frommen Paul, vom ſchlimmen Fritz — aber der Schulmeiſter hatte ie auch allzuoft ſchon gehört, als daß immer noch ein beonderes Intereſſe für dieſe Hiſtorien wach geblieben wäre. eſchah es denn, daß der Manthofer Carl eine ganze halbe Stunde laut buchſtabirte und las, ohne durch des Lehrers Befehl: „Weiter der Andere!“ vom Nachbar abgelöſt zu erden. Das hub die Leutchen ſchon an, zu befremden; reuzbauers Lieschen aber hob den Zeigefinger, ſpitzte den leinen Mund und liſpelte: „Pſt! mäuſerlſtill ſein!“ — Da örte der Franzl mälig auf zu buchſtabiren und dem Schulneiſter war es recht, er rief kein: „Weiter der Lenzl!“ oder ie ſie hießen, die Bank hinan. Der Schulmeiſter ſaß inter ſeinem Tiſchchen und ſchlief.

Und als er eine Weile ſo geſchlafen hatte, und als ie Kinder eine Weile „mäuſchenſtill“ geweſen waren, da ging draußen der Herr Pfarrer vorüber. — Was machen denn Die da drin? denkt er ſich, daß Eins kein Sterbenswörtel hört, wo das doch ſonſt immer ein Heidenlärm iſt. Als Schulaufſeher und Katechet tritt er ein. Die Kinder erheben ſich, aber des Kreuzbauers Lischen weiſt mit dem Blick auf den ſchlummernden Lehrer, legt ſeinen Finger an den Mund: „Mäuſerlſtill ſein!"

— Ah! denkt der Pfarrer, der macht's gut! Jetzt will ich aber doch einmal ſehen, wie lange ſo eines ſauberen Schulmeiſters Mittagsſchläfchen währt! — und ſetzt ſich hin auf die Ofenbank, hört dem ſchnarchenden Schulmeiſter zu, lugt vor ſich hin — und die Kinder ſind mäuſerlſtill.

Nach etlichen Minuten ſchnarcht auch der Pfarrer.

Die Kinder ſitzen und gucken und ſchmunzeln. Schließlich erhebt ſich eines um's andere und ſchleicht auf den Zehenſpitzen — die Meiſten haben keine Schuhe an — zur Thür hinaus.

Da wird endlich der Schulmeiſter wach, reibt ſich die Augen, — was?! leer?! — wo ſind ſie denn hin, die kleinen Racker? Iſt ja die Schule noch nicht aus! — Da ſieht er auf der Ofenbank den Herrn Pfarrer ſchlummern. „Pſt!" flüſtert er ſich zu: „Mäuſerlſtill ſein!" und ſchleicht davon.

Als die Mittagsglocke läutet, erwacht der Pfarrer, — ſieht ſich im Schulzimmer mutterſeelen allein. — Na, denkt er ſich, das iſt ſchon eine halbe Narrheit; jetzt, wie bin ich denn da hereingekommen? An ſo ſchwülen Tagen taumelt man ſchlaftrunken umher in der Welt und träumt einen hellen Unſinn zuſammen. Muß nur ſehen, wie ich mich hinausbring', ehe mir der Schulmeiſter dahinter kommt; — und ſchleicht davon.

— „Mäuſerlſtill ſein! vielleicht geſchicht's öfter!“ ha- n ſich die Kinder verabredet; aber ſpäter thäten ſie es beim Pfarrer doch beichten: „Dem Herrn Lehrer und dem Herrn Katecheten ſind wir einmal aus der Schule fortgeſchlichen.“

Ein junger Abelsberger in der Reſidenz.

Ein Junge aus Oberabelsberg kam in die Hauptſtadt, um zu ſtudieren. Unter ſeinen Profeſſoren hatte der treu- erzige Knabe mehrere Gönner, wovon ihm Einer eines Tages für ſich und einen Freund zwei Eintrittskarten ſchenkte. Die Eintrittskarten galten für eine philoſophiſche Vorleſung, welche der betreffende Profeſſor in einem öffentlichen Saale alten ſollte. Der junge Student aus dem Dorfe freute ch ſchon den ganzen Tag auf den Abend der Vorleſung, und ſein Kummer war nur der, daß er unter ſeinen wenigen Bekannten keinen Genoſſen fand, welcher die zweite Eintrittskarte angenommen hätte. Die Studenten wollten den Abend lieber im Freien zubringen, als den Herrn Profeſſor anhören, deſſen Stimme ſie ohnehin recht gut kannten.

Als die Stunde kam, ging der wißbegierige Junge nach dem Saale der Vorleſung und war betrübt, daß er Schatz, den er in der Taſche trug, zum Theile unverwerthet bleiben ſollte. Da ſah er an der Gaſſenecke einen ſchlichten, anſpruchsloſen Mann ſtehen, dem Anzuge nach vielleicht ein Bahnſchaffner oder ſo etwas. Ah, dachte ſich er kleine Student, dem kann ich einen Gefallen thun, der t gewiß froh, wenn er meinen Herrn Profeſſor einmal hört.

„He, Vetter!“ rief er dem Manne zu, „wenn Sie was rofitiren wollen, ſo kommen Sie mit!“

„Ich bitte!“ entgegnete der Andere und ging mit dem Jungen. Dieſer gab an der Pforte die zwei Karten ab, die Beiden traten in den Saal. Die Vorleſung begann. Der Student hörte mit Begeiſterung zu, in der Hoffnung, all' die ſchönen Worte, die er heute anhörte, dereinſt in den höheren Schulen auch zu verſtehen. Neben ihm ſtand bewegungslos wie ein Baum der Mann von der Straßenecke. — Das iſt ein dankbarer Menſch, dachte ſich der Student. — Der Kleine wird vielleicht einen Schützer im Gedränge, einen Begleiter auf dem Heimweg haben wollen, dachte der Andere.

Nach der Vorleſung ſagte der Junge zu ſeinem Manne: „Nichts danken, mich freut's, wenn's gefallen hat. Behüt' Gott!“ Und er wollte im Troße davon.

„Ich bitte,“ warf der Andere raſch ein und hielt den Jungen am Arme feſt, „ich bekomme neunzig Kreuzer. Ja, neunzig; für die Stunde iſt des Nachts ſechzig, und anderthalb Stunden bin ich zu Dienſten geſtanden.“

Der unglückliche, unerfahrene Burſche aus dem Dorfe hatte einen Dienſtmann mit in die philoſophiſche Vorleſung gezogen. Geld hatte er keines im Sack. Der Auftritt wurde laut; der Junge war ſprachlos vor Schreck und Aerger. Der Profeſſor kam und that, was vielleicht an ſeiner Stelle noch Keiner gethan hatte: er entſchädigte Einem ſeiner Zuhörer mit neunzig Kreuzern die in der Vorleſung verlorne Zeit.

Unſer Pfarrer und die Herren von Abelsberg.

Ei, thät derſelbig' Herr Pfarrer noch leben! einen ſo guten, gemüthlichen Herrn kriegen wir nimmer in unſere Pfarr'. Das Gebot von der Nächſtenlieb' hat im ganzen Gau Keiner ſo gut gehalten, wie dieſer Herr; bei ſeinem Allernächſten hat er angefangen, und hat ſie der Reihe nach alle lieb gehabt, die Leut', bis zum letzten Bettelmännlein. Und noch über der Grenze haben die Leut' erzählt von der Gutheit, Herzlichkeit und Gaſtfreundlichkeit des Herrn Pfarrers. Einmal zur Kirchweih hat er nicht allein die Armen betheilen und abſpeiſen laſſen, wie er's gewohnt, ſondern hat auch noch die Beamten vom Eiſenhammer in Abelsberg zu Tiſche geladen.

Wenn der Pfarrer vor der Welt ſchon kein Weib ſoll haben, ſo iſt es gebührlich, daß er die beſten Weine und die fetteſten Kapaune ſein eigen heißt, und die Beamten haben nicht genug Aufhebens machen können von der vortrefflichen Tafel in unſerem Pfarrhofe, und ſind gleich ein nächſtesmal wieder gekommen. Das Schulmeiſterlein von Oberabelsberg iſt auch bei ihnen geweſen; das hatte ſchon von ſeiner Großmutter die Mähr gehört: es gäbe Leute auf der Welt, die ſich alltäglich ſatt eſſen könnten; und die Beamten haben ihm noch Weiteres erzählt: ſo war er mitgegangen.

Unſer Herr Pfarrer hat in ſeiner liebenswürdigen Weiſe wieder den Wirth gemacht und gezeigt, was in einem ordentlichen Pfarrhofe Küche und Keller zu leiſten vermögen.

Ein drittesmal ſind die Gäſte wiedergekommen, und zuletzt ſind ſie jeden Sonntag gekommen, daß die Köchin ſchon die Hände jammervoll über dem Kopf zuſammen geſchlagen hat. Die Herren Abelsberger haben ſich gleichwohl in die Kirche geſtellt, hübſch vorne zum Hochaltar, weil der Herr Pfarrer ſo ſchön predigen thät und beim Amt eine ſo muſikaliſche Stimm' hätt'. Es war aber auch wirklich herrlich zu hören, wenn der geiſtlich' Herr zum Segen die Monſtranze in den Händen gegen das Volk gewendet, würdevoll und feierlich ausrief: „Tantum ergo, sacramentum!“

Einmal aber, als die Herren von Abelsberg wieder gekommen waren mit ihrem guten Appetit, und vor dem Altare ſtanden und erwartungsvollen Gemüthes an die nahe Mittagsſtunde dachten, die Predigt und das Amt vorüber ging und das tantum ergo kam, und der Herr Pfarrer die Monſtranze erhob, rief er mit ſeiner ſonoren Stimme: „Seits scho mehr do, zum tractamentum?“

Das Volk fiel auf die Kniee und klopfte an die Bruſt; die Herren von Abelsberg aber ſahen ſich einander an und verloren ſich aus dem Gedränge. Sie ſind ſeitdem bei unſerem Pfarrer nicht mehr geſehen worden.

Das Schulmeiſterlein aber, das ſehr rückwärts in der Kirche ſtand, hat die Worte nicht verſtanden; ſie waren für ihn auch nicht geſprochen worden. Es hat noch oft und oft bei unſerem Pfarrer geſpeiſt, und hat ſo die wunderſame Mähr ſeiner Großmutter an ſich ſelbſt verwirklicht geſehen.

Eine Abelsberger Heiratsgeſchichte.

Die Gallheiſſerin zu Abelsberg war mit ihrem erſten Manne bereits fertig geworden, hatte von ihm ein zwei Stock hohes Haus geerbt, und die Kleider. Was kann eine Wittwe mit den Kleidern ihres Seligen machen? Sie kann mit den Kleidern ihres Seligen nichts Vernünftigeres machen, als wieder einen Unſeligen hineinzuſtecken. Ihren erſten Gatten hatte ſie aus Liebe geheiratet, aus Liebe zu ſeinem zweiſtöckigen Hauſe. Nun iſt es aber nicht wahr, was Poeten ſagen, nämlich, daß der Menſch nur einmal liebte. Im nachbarlichen Städtchen Neubrunn lebte ein Kaminfeger der Wittwer war und nach einer Frau ſuchte, die ihm bisweilen den Kopf waſche. Dieſer Mann hatte ſich ein drei Stock hohes Haus zuſammengefegt; was Wunder denn, daß er die Liebe der Gallbeiſſerin erregte.

Der Bäckermeiſter zu Neubrunn, ein guter Bekannter der Gallbeiſſerin und Freund des Kaminfegers, übernahm die Vermittlung und drückte ſeine Freude darüber aus, daß hier zwei Häuſer zuſammenkämen, die übereinandergeſtellt fünf Stock gäben! Bald ging die Verlobung vor ſich, zu welcher der Kaminfeger mit muſterhafter Sorgfalt allen Ruß von ſeinem Geſichte wuſch, um darzuthun daß er noch fein und glatt und nicht alt ſei, und zu welcher die Gallbeiſſerin ihr Geſicht mit etwas verdünntem Karmin anſtrich, um darzuthun, daß ſie fein und roth und noch jung ſei.

Alſobald nach der Verlobung begannen die Vorbereitungen zur Hochzeit, wozu der brave Bäckermeiſter zu Neubrunn ſein Möglichſtes that. Die Gallbeiſſerin ließ ſich ein den fünf Etagen entſprechendes Brautkleid verfertigen; der Bräutigam aber holte ſich aus irgend einem hohen Schornſteine eine Lungenentzündung herab und legte ſich damit zu Bette. Mittlerweile war das Brautpaar auf den Kanzeln zu Abelsberg und Neubrunn feierlichſt verkündet worden; zu Neubrunn nach dem dritten Aufgebote hatten die Kirchenmuſikanten ſogar mit Trompeten und Pauken einen ſchallenden „Tuſch“ aufgeführt, weil der Bräutigam ſeiner Zeit auf dem Chore mitmuſizirt hatte. Der Arzt jedoch war der Anſicht, daß die Hochzeit zu verſchieben ſei, erſtens, weil der Bräutigam noch nicht geſund, und zweitens, weil er todtkrank wäre. Man ſtelle ſich den Schmerz der Braut vor, als ſie ſolchermaſſen das dreiſtöckige Haus in Gefahr ſah. Sie beſchwor den Arzt, Alles aufzubieten, um zu retten, was zu retten ſei, und ſie beſprach ſich mit dem Bäckermeiſter, ob nicht der Ehevertrag ſofort könnte ausgefertigt werden? was der Meiſter bejahte und ein Uebereinkommen auf Gütergemeinſchaft ſehr befürwortete. Es geſchah, aber der Notar — wie ſolche Leute ſchon in Allem auf das Umſtändliche und Verwickelte hinausſpielen — ſchrieb unter den Ehevertrag als letzte Klauſel: „Dieſer Contrakt tritt mit der kirchlichen Trauung obengenannten Paares in Giltigkeit.“

Der Tag der Trauung war da, der hochzeitliche Feſtſaal, Küche und Keller waren bereit, aber der Arzt erklärte die Trauung in der Kirche für unmöglich, da eingetretenen Symptomen nach, der Bräutigam nur wenige Stunden mehr zu leben habe.

„Iſt denn nicht ein Stock mehr zu retten!“ wimmerte die Braut und ſank auf den Lehnſtuhl. Bald hernach ſtürzte ſie hin an's Bett und rief: „Mein Geliebter, mein Einziger, ich will Dein Weib oder Deine Wittwe ſein. Noch in dieſer Stunde ſoll uns der Pfarrer trauen!“

Der Kranke faßte gerührt ihre Hand und dankte für ihre Lieb' und Treue. Aber er wiſſe nicht, ob er das Opfer annehmen dürfe.

Es ſei kein Opfer! rief ſie, und auch der Bäckermeiſter legte ſich in's Mittel, daß der Kranke den Willen zur

Trauung im Bette gebe und ſomit der Herzenswunſch beider erfüllt werde, es gehe dann aus, wie Gott es wolle.

So wurde, da Alles ſo weit gediehen war und keinerlei Hinderniſſe mehr obwalteten, die Trauung „einfach und würdig", wie die Gallbeiſſerin es wünſchte, am Krankenbette vollzogen. Die Hochzeitsgäſte, an der Spitze der Bäckermeiſter und die Braut, begaben ſich hierauf vom Krankenbette weg in den Gaſthof zum Feſtmahle, bei welchem es gar heiter herging, die Braut viel mit Wein geehrt und ſogar der Sterbende leben gelaſſen wurde.

Sie waren gerade beim Schaumwein, den der noble Bäckermeiſter beigeſtellt hatte und bei welchem wieder wacker angeſtoſſen werden ſollte, als die Nachricht kam, der Bräutigam ſei ruhig im Herrn entſchlafen. Die Braut weinte Eins und dachte bei ſich: Ach, was bei ſolchen Gelegenheiten die Ceremonien läſtig ſind!

Am andern Morgen, während auf dem Thurme die Todtenglocken klangen, beſtieg die Gallbeiſſerin thränennaſſen Auges ihr ererbtes Haus bis in den dritten Stock. Den an Zins rückſtändigen Parteien der Dachkammern kündete ſie die Wohnung, dann ſtieg ſie, getragen von dem Nimbus es Schmerzes, der ſeine Thränen nach auſſen und ſeine Wonnen nach innen kehrt, wieder zur Erde nieder.

Am Hausthore erwartete ſie der Bäckermeiſter, noch in Bischen übernächtig, aber nichtsdeſtoweniger nüchtern. Er zog ſie mit zurück in den Flur, er habe mit ihr eine leine Angelegenheit zu beſprechen.

Es wäre wohl allzufrüh, an dieſem Tage ſchon! liſpelte e, das Auge zu Boden ſchlagend. Er aber meinte, es gebe ngelegenheiten, die nicht früh genug in's Reine gebracht erden könnten. Er ſei von jeher ein Mann der Ordnung geweſen, und auch ſie, die Gallbeiſſerin, kenne er von dieſer höchſt ehrenwerthen Seite. Er habe — und damit zog der Bäckermeiſter ein Papier aus der Taſche — einen Schuldbrief in der Hand, nach welchem er vor einundzwanzig Jahren dem Kaminfegermeiſter Ignatz Kratzer, nunmehr ihrem ſeligen Gatten, eine Geldſumme geliehen habe, dieſe Summe ſei im Laufe der Zeit durch den vereinbarten Zinsfuß auf mehr als fünfundzwanzigtauſend Gulden angewachſen. Dieſes dreiſtöckige Haus ſei unter Brüdern kaum ſechzehntauſend Gulden werth, ein anderes Vermögen ſei nicht da und es freue ihn — den Bäckermeiſter — daß ſein ehrenwerther, nunmehr heimgegangener Freund vor ſeinem Tode noch einen ſo ſchönen Ausweg gefunden habe, ſeiner Pflicht gerecht zu werden. Er ſei überzeugt, die Wittwe werde das Andenken des Verſtorbenen dadurch ehren, daß ſie — wozu er bereits die amtlichen Wege betreten habe — ehbaldigſt den von ihrem Eheherrn unterzeichneten Schuldſchein einlöſe. In neue Schulden wolle er ſie nicht ſtürzen, ſondern erkläre ſich in Gottesnamen mit den beiden Häuſern für zufriedengeſtellt.

So ſagte er, der Schuldbrief war nicht abzuläugnen und nun kamen für die Gallbeiſſerin Tage des wirklichen Schmerzes.

Es wäre unerquicklich, ihre gewaltigen Zornausbrüche wiederzugeben, ſie führten auch zu nichts. Die beiden Häuſer mit den fünf Stockwerken fielen dem Bäcker zu, der dieſe Heirat ſchlau nur veranſtaltet hatte, damit ſich das Vermögen des Kaminfegers vergrößere und ſomit er zu ſeinem Gelde gelange.

Die Welt war von jeher ſchlecht und iſt in Adelsberg und Neubrunn nicht beſſer, als anderswo. Die Gallbeiſſerin hat daher zum Schaden auch noch den Spott. Der Erzähler wünſcht ihr nichts Schlechtes, ſagt aber das: Wem auf dieſer Erde das Geld die Hauptſache iſt, der findet kein Glück und iſt auch keines werth. — Der Bäckermeiſter ſoll's auch bedenken!

Wie Abelsberg bekehrt worden iſt.

Sie iſt ja allbekannt, die Predigt von Pater Abraham a Santa Clara, in welcher er von der Sünderin Magdalena ſprach. „Und auch unter meinen Zuhörern ſitzt eine ſolche Magdalena! Wollt ihr's wiſſen, welche? Dort! Paßt auf, ich werfe dieſes mein Buch nach dem Haupte der Sünderin!“ Er hob zum Wurfe aus; alle weiblichen Zuhörer, alle duckten die Köpfe. — „Was?“ rief der Prediger, „ich hab' geglaubt, es wäre nur Eine dabei!“

Und ein andermal: „Die Jungfrauen der Wienerſtadt all': auf einem Schubkarren getraue ich mir ſie hinauszufahren!“ Das war denn doch etwas zu viel für die hohen Herrſchaften der kaiſerlichen Reſidenz. Der Pater wurde aufgefordert, ſein Wort öffentlich zu widerrufen. „Ich widerrufe gar nichts,“ ſagte er bei ſeiner nächſten Predigt, „wie geſagt, auf einem Schubkarren! Ich hab' ja nicht angegeben, wie oftmals ich fahren will!“

Der gute Pater Abraham freilich, der konnte es thun und konnte ſtets entſchlüpfen, wie es nicht Jeder kann, der es will.

Auch der Herr Seelſorger von Oberabelsberg wollte ein Pater Abraham ſein, denn Abelsberg war auch mitunter ſchon gar ein liederlich Neſt. — „Bei uns dahier,“ rief er in einer ſeiner Predigten, „bei uns dahier liegen die Junggeſellen und Jungfrauen alle noch in der Wiegen! Auf allen Gaſſen und Straßen, beim Aufſtehen und Wirthshausgehen, bei der Arbeit und bei der Schüſſel, beim Roſenkranz bis zum Amen ſind Männlein und Weiblein beiſammen. Ein wildes Ehebett iſt die ganze Gemein', na, da möcht' der Teufel euer Pfarrer ſein!“

Reckten ſich bei dieſer Predigt in den Kirchenſtühlen einige Köpfe höher. Der Richter macht ſchon den Mund auf. — „Ah na,“ denkt er, „in der Kirch' heb' ich keinen Unfried an,“ und duckt wieder zuſammen und läßt das Hochgewitter von der Kanzel ruhig über ſich ergehen und murmelt: „Schrei' du nur zu da oben und hau' die Fauſt nur rechtſchaffen in die Kanzel 'nein; morgen wirſt heiſer ſein.“

Und als der Seelſorger oben beſagtermaßen genugſamlich Scheiter in die Hölle getragen hatte, zündete er den Haufen an, will ſagen: machte ſeinen Zuhörern durch eine ſchauerliche Darſtellung des ewigen Feuers die Hölle heiß. Ein ordentlicher Schwefelgeruch war in der Kirche ſchon zu verſpüren, manches alte Männlein vergoß Angſtſchweiß und manches alte Weiblein zog ſeine Beine ein, weil es an den Zehen ſchon die ewigen Flammen zu ſpüren vermeinte. Und das junge Volk, dem zu Ehren die Predigt eigentlich gehalten wurde, in die Fäuſte kicherte es hinein und unter den Bänken trat es ſich einander mit den Schuhſpitzen.

Der Herr Pfarrer hatte ſich für den ſelbigen Mittag einen prächtigen Appetit herausgepredigt. Und — ganz wie der Richter berechnet hatte — am andern Tag war der Herr ſo heiſer, als wäre ſeine Luftröhre über und über mit Bärenpelz ausgefüttert.

Wurde an dieſen Tagen einmal ganz beſonders häßlich an die Thür geklopft. — „Sicherlich wieder ſo eine verdächtige Kindstauf'!“ murmelt der Pfarrer und reißt, weil er zu einem derben „Wer iſt's?“ keine Stimme hat, die Thür auf. Wird aber ſofort gelaſſener, als er im Vorhauſe eine große Zahl von Männern aus ſeiner Gemeinde erblickt. Alle haben, wie der Herr Pfarrer erſchienen, die Hüte eilig vom Kopf geriſſen, ſind ſich mit der flachen Hand mehrmals über das Haupt gefahren, um die allweg widerſpänſtigen Locken zu glätten; treten hierauf in's Zimmer und der Aelteſten Einer hebt an ſo zu reden:

„Wir haben ſchon die Grobheit, Hochwürden, daß wir gleich ſo uneben in's Haus hereinkrachen. Küſſen die Hand! — Und was wir halt ſagen wollten —“

„Setzt euch, liebe Leute, ſo viel Seſſeln zur Verfügung ſtehen,“ lud der Pfarrer leutſelig ein.

„Bedanken uns; mögen ſchon auch ſtehen. Und daß wir gleich g'radweg reden — der Sonntagspredigt wegen thäten wir halt da ſein. Gottswahrhaftig, Hochwürden, das iſt 'mal ein wahres Wort geweſen, ſo recht ein Pfarrherrnwort; ſackra 'nein das hat uns an'griffen. — 's iſt wohl richtig, unſere Gemein' iſt hundsſchlecht über und über, 'muß eine Veränderung nehmen — wohl, wohl, Hochwürden!“

Der Pfarrer lächelte wehmüthig und flüſterte ſalbungsvoll: „Gott walt's!“

„Das iſt gewiß!“ ſagte der Sprecher, „und wir Männer ſind zuſamm'geſtanden und haben geſagt: Und wollt' ſich Einer ſchon von der Höllen nicht ſcheuen, ſo kunnt's doch leicht zeitlich einen ſchlechten Schick haben. Wiſſen uns eh ſchon nicht mehr aus mit den ledigen Kindern, die der Gemein' heut' in der Schüſſel liegen und im Alterstagen wieder in der Schüſſel liegen werden. Und ein Spott iſt's auch. Deßweg, 's muß eine Veränderung nehmen. — Jetzt, was mich angeht, mich ſelber, wie ich daſteh', ich verbleib' wie ich bin; thät's nit mehr im Stand ſein, daß ich in meinen alten Tagen noch ein' Unehr' wollt' aufheben. — Und ſo" — er wendete ſich zu ſeinen Mitmännern — „redet jetzt ihr eure Sach'."

Ein ſtämmiger Burſch trat hervor: „Ich dank' mein Mädel ab, muß eh zu den Soldaten."

Ein rothbärtiger Geſelle: „Mein' Dirn, die laſſ' ich nit! Aber die Gemein', die duldet uns nit und wir wandern aus."

Ein behäbiger Bauer ſtellte ſich vor den Pfarrer: „Ich heirat' die Meine gleich auf der Stell'!" und trat zurück.

Ein Anderer: „Thät' meinen Schatz auch heiraten; kriegen aber die Erlaubniß nicht dazu; untreu werden will ich nicht, jetzt, was fang' ich an?"

„Wie der Will'," belehrte der Seelſorger, „mußt ſie aufgeben, die ſchlechte Bekanntſchaft, mußt ſchön in Ehrſamkeit leben."

„Werd's halt einmal probiren," verſetzte der Andere und trat zurück.

Ein ſchwarzer, wildnarbiger Kohlenbrenner ſchritt herfür: „Rechtſchaffen bedanken muß ich mich für die ſcharf' Predigt, hätt' ſie eh ſchon lang' gern verjagt, meine Liebſte; glaubt Ihr, es wär' gegangen, das Beſt? Jetzt aber kann ich ihr bei; dem hochwürdigen Herrn ſeine Sonntagspredigt halt' ich ihr vor — da läuft ſie zuweiteſt davon."

Ein Holzhauer ſagte: „Ganz laſſen werd' ich halt meine Kathel nicht können; 's iſt ein blutarm' Ding; daß ich ihr des Sonntags ein Seitel zahl', beim Kirchenwirth, ich ſag', 's ſelb kann mir die chriſtlich' Nächſtenlieb' nit wehren."

„Gewiß nicht," antwortete der Pfarrer: „wenn's beim Seitel nur auch bleibt!"

„Und wär's letzlich eine Halbe, weil ich auch mittrink'?"

„Ja, ja, aus der Halben wird eine Ganze!" rief der Pfarrer, „bete, mein Sohn, nach des Herrn Wort: Führ' uns nicht in Verſuchung!"

„Wohl, wohl," ſagte der Holzhauer, „will ſchon fleißig beten."

Ein Bauernknecht ſchlich heran, walkte den Hut mit beiden Händen und flüſterte: „Wenn's d'rauf ankommt, Hochwürden, ſo brauch' ich gar Keine, aber zum Waſchen und Flicken muß Einer wen haben. Und halt auch, daß Einer, der kein' Vater und kein' Mutter und kein' Geſchwiſter nit hat, daß er immerigsmal doch gern ein Eichtel plaudern wollt' mit einem Menſchen und gern wen mögen wollt', der ihn ein Biſſel lieb thät haben."

Ein alter Bartſtrupp humpelte vor: „Und ich auch, Hochwürden, möcht' mich halt beſſern. Meine Liebſchaft iſt auch nichts nutz."

„Ihr ſeid ja verheirat't," ſagte der Pfarrer.

„Das wohl, aber meine Alte, die iſt Euch häßlich wie die Nacht und bös wie eine wilde Katz', und Branntwein ſaufen thut ſie wie ein Loch und fluchen thut ſie wie ein Huſar. Mit ſo Einer zu leben, das wird ſicherlich eine Todſünd' ſein."

„Geht mir weg, Ihr ſeid ein Läſterer!" rief der Seelſorger.

Torkelte der Alte gegen die Thüre.

Ein Anderer trat hervor: „Ich hab' Zwei, aber ich bring' ſie nit weg, ehvor ich ſie nicht bezahlt hab', was ihnen gebührt. Aber . . .“ weil der Pfarrer eine gar finſtere Miene machte, „ich nehm' 's Geld ſchon zu leih'n.“

„Ich hab' meiner Tag keine Weibsleut' mögen!“ krähte ein gelbes Runzelgeſicht aus der Menge hervor, „aber weil ich jetzt hör', daß die Sach' gar ſo groß Sünd' iſt, ſo könnt Eins ſchier neugierig werden.“

„Na, na, unſer Herr Pfarrer hat Recht, es muß eine Veränderung geſchehen,“ ſagten Mehrere.

„Iſt brav, iſt brav,“ verſetzte der Seelſorger und reichte ihnen die Hände, „und das iſt mir der ſchönſte Tag in meinem Seelſorgerleben. Wie werde ich glücklich ſein, einſt mit meiner lieben Gemeinde im Unſchulds- oder Bußkleide vor Gottes Thron erſcheinen zu können!“

Einige wollten ſich ſchon zum Gehen wenden, da trat der erſte Sprecher noch einmal hervor und ſagte mit faſt ſchüchterner Höflichkeit: „Hätten wir halt zuletzt eine recht ſchöne Bitt', hochwürdiger Herr Pfarrer.“

„Nur friſch damit heraus liebe Kinder, wenn's in meiner Macht ſteht, von Herzen gern.“

„'s iſt halt der Gemeinde wegen,“ fuhr der Redner beklommen fort, „und daß mit Gottes Hilf' ein anderer Geiſt in die Leut' thät kommen. Daheim im Pfarrhof, ſelb wollen wir nicht reden, ſelb iſt der Herr Pfarrer ſein eigener Herr, aber halt auf der Gaſſe und beim Spaziergang im Wald, ſo beim Predigtſtudiren — da thäten wir halt wohl ſchön bitten, daß der hochwürdige Herr Pfarrer die Frau Haushälterin nit wollt' mitnehmen.“

Hab' früher zu ſagen vergeſſen, daß der Pfarrer von

Oberabelsberg ein leidenſchaftlicher Schnupfer war; er zog jetzt die Doſe hervor und nahm drei, vier Priſen hart hintereinander und bot hierauf Jedem die offene Doſe hin. Und Jeder tunkte höflich ſeine Finger ein und ſchnupfte und jetzt brach ein Nieſen los von allen Seiten. „Helf Gott! Helf Gott!“ riefen ſie einander zu. Und der Pfarrer ſagte: „Helf' uns Gott Allen miteinander!“

Ein Abelsberger Heutrog.

Der Kreuzhäuſel-Hans war arm daran, war Alles ſchuldig bis auf ſeine neun Kinder. Das Häuſel und das Vieh war ihm ſchon verſteigert worden, und jetzt ging's an den Stall.

Der Nachbar Türkenſepp nahm's zeitig wahr. „Du,“ ſagte der zu ſeinem Schwager, dem Baumzapfer-Lenz „morgen wird zu Oberabelsberg der Kreuzhäuſel-Stall verſteigert; möcht' gern dabei ſein, muß aber morgen in's G'reut hinüber, iſt dort ein ſpottwohlfeiler Schimmel zu kaufen. Hab' die Gutheit, Schwager, und geh' zur Verſteigerung, und wenn der Heutrog — 's iſt ein nagelneuer Trog, der mir juſt will paſſen — wenn der an die Reih' kommt, ſo biete für mich mit. Gelt, ich kann mich verlaſſen?“

„Freilich, das iſt gewiß,“ betheuert der Lenz, „recht gern, daß ich für Dich mitbiete.“

Aber auf dem Heimweg denkt ſich der Lenz: Ein ſpottwohlfeiler Schimmel wär' zu haben drüben im Greut? Ei, den geh' ich mir holen morgen in aller Früh. Aber der Heutrog? — Da begegnet ihm ſein Gevatter, der Spitzberſten-Toni. „He, Gevatter,“ ruft ihm der Lenz zu,

„könnteſt mir einen großmächtigen Gefallen thun, morgen über Tags. Des Kreuzhäuſel-Hans Stall wird verſteigert; biſt gewiß auch dabei. Ich möcht' für einen guten Bekannten den Heutrog haben — ein nagelneuer Trog. Wollteſt mir hübſch keck mitbieten darum!"

„Mein Gott, von Herzen gern, und das macht mir ja gar keine Müh' und Plag," meint der Toni; und der Lenz iſt ſeiner Sorge enthoben und macht ſich des andern Morgens zeitig auf den Weg in das Greut, um, noch ehe der Türkenſepp ſich einfindet, den ſpottwohlfeilen Schimmel zu kaufen.

Mittlerweile aber hat der Türkenſepp erfahren, der Schimmel ſei nicht mehr zu haben. So kann er ſich bei der Verſteigerung ja leicht ſelber einſtellen und braucht den Lenz nicht zu beläſtigen. Doch, nun ſieht er's, auf den Schwager iſt kein Verlaß — gar keiner; der Baumzapfer-Lenz iſt bei der Verſteigerung gar nicht zu ſehen. Dafür aber iſt — als die Reihe an das bewußte Einrichtungsſtück kommt — der Spitzborſten-Toni wie verſeſſen auf den Trog. Der Toni hat das nagelneue Prachtſtück bereits von drei auf ſieben Gulden hinaufgetrieben.

„Achti!" ruft der Türkenſepp.

„Neuni!" ſagt der Spitzborſten-Toni.

Da beißt ſich der Sepp in die Zunge. „Zehne!" verſetzt er biſſig.

„Eilfi!" ruft der Toni und denkt: ich zahl's ja nicht, der Trog kommt für meines Gevatters Bekannten.

Der Starrſchädel! flucht der Sepp bei ſich ſelber, den tauch ich noch nieder: der Türkenſepp darf nicht zu Schanden werden. „Zwölfi!" ſchreit er.

„Dreizehni!" brüllt der Toni.

„Vierzehni!" der Sepp. Beide ſind in der Hitze. —

nfzehni! — ſechzehni! — ſiebzehni! — Alles lacht über beiden Trotzköpfe, die um den Heutrog kämpfen.

— Achtzehni! — neunzehni! —

„Zwanzig Gulden! Fixſaker noch einmal!“ ſchreit der Sepp.

„Einundzwanzig!“ ſtöhnt der Toni.

„Auch gut,“ denkt ſich der Türkenſepp, „bei dem laß ihn; jetzt ſitzt er in der Welle.“

„Einundzwanzig zum Erſten!“ ruft der Beamte, „zum eiten! — zum Drittenmal!“

Der Hammer fällt. Der Spitzborſten-Toni hat den utrog.

„Du Narr!“ lacht Alles, „der Klotz iſt nicht fünf Gulden rth.“ Der Türkenſepp kichert noch am meiſten darüber, der Partner aus reiner Prahlſucht in die Falle gegangen.

Zur ſelben Stunde reitet der Baumzapfer-Lenz auf ſeinem andenen Schimmel herbei. — „Gevatter!“ ruft ihm der ni zu, „ich hab' keck mitgeboten, da iſt der Heutrog.“

„Iſt mir rechtſchaffen lieb,“ ſagt der Lenz, „komm, hwager Sepp, biſt ja auch da; gleichwohl ich ſelber hab' Greut hinüber müſſen, iſt Dein Willen gethan werden; n Gevatter, der Spitzborſten-Toni, hat die Gutheit ge- t, hat für Dich den Heutrog erboten.“

Da wird dem Türkenſepp übel bis in die Leber hinein; hat er ſich ſelber geſteigert, hat mehr denn vierzehn lden aus ſeinem eigenen Beutel herausgeſchrieen.

„Mach Dir nichts d'raus!“ rief der Toni lachend, „Sepp, Heutrog, iſt was für Dich, bigott, — für Dich ſelber!“

Der Türkenſepp fluchte hinein in den nagelneuen Trog. Leute lachten gewaltig. Der Kreuzhäuſel-Hans, der ne Tropf, lachte noch am meiſten.

Ein Abelsberger Ochſe.

Auch dieſe Geſchichte muß aufgeſchrieben werden, und zwar um ſo ſicherer, als ſie buchſtäblich wahr und der Held derſelben ein braver fetter Ochſe iſt.

Seine dreihundert Gulden war er ſchwer, der Falbe — mitſammt der Seele. Aber eine Ochſenſeele wird nicht gelten gelaſſen, gleichwohl alle Naturforſcher übereinſtimmend ſagen, daß ſie thatſächlich vorhanden ſei. Das „Leben“ des Ochſen! das klingt manierlicher und iſt auch dem Paſtor recht — wenngleich der Lungenbraten ihm noch lieber. Das Leben oder ſagen wir trutz, die Seele wird vom Fleiſchhauer nur als überflüſſige Zuwage genommen. Und darum iſt es doppelt ehrenreich, daß unſer Falber mittelſt ſeiner gering geachteten Seele noch in der letzten Zeit ſeines Lebens ein ſo prächtiges Hauptſtück ausgeführt hat.

Der Viehhändler N. N. (die große Beſcheidenheit des Mannes will mir leider nicht geſtatten, den Namen zu nennen) ging ſchon mehrmals am Gabelhof vorüber, der ziemlich außerhalb des Städtchens liegt, liebäugelte ſchon lange mit dem Falben. Aber der Preis ſtand ihm zu hoch. Der Bauer wollte ſein gut Stück Geld löſen, wollte auch ein Weniges haben von dem Heidengeld, das die Zunge der Fleiſcherwage den Kunden aus dem Säckel lügt. „Falber,“ ſagte der Viehhändler eines Tages und ſchlug dem Thiere freundſchaftlich die flache Hand auf die Schulter, „wirſt billiger zu haben ſein, Du, gelt?“

Nickte der Ochſe beiſtimmend mit dem Kopf und blickte mit ſeinen großen klugen Augen auf.

Als es Nacht wird, ſchleicht der Viehhändler N. N.

durch das Wäldchen dem Gabelhofe zu, ſchleicht in den Stall, um den guten Falben von ſeinen Ketten zu befreien. Hierauf thut der Mann einen eigens für dieſe Gelegenheit bereiteten Mehlknödel aus der Taſche, um dem willigen Thiere damit ein Angebinde zu machen. Der Falbe verzehrt mit Behagen den Imbiß und trottet an der Seite ſeines neuen Freundes würdevoll dahin.

Der Viehhändler indeß kennt die Launen derlei Reiſebegleiter genau. Zwar der Falbe ſcheint ein durch und durch redlicher Charakter zu ſein, jedoch Vorſicht iſt niemals von Nachtheil; zieht denn der Viehhändler, aus dem Bereiche des Hofes gekommen, ſeine Jacke aus und hängt dieſelbe dem Ochſen über den Kopf, auf daß ſich die ſchönen großen Augen für einen etwaigen Rückzug den Weg nicht ſollen merken können.

So geht's eine Strecke gut; der Viehhändler achtet auf den Strick und denkt bei ſich: So wohlfeil, wie heute, hab' ich noch nicht gar oft eingekauft. Der Falbe hinwiederum erfreut ſich des erquicklichen Spazierganges, gleichwohl ihn die Augenblende ſchier ein wenig kränken will.

Und als die Beiden nun gegen die Waldung kamen, über welche ſchwermüthig und geheimnißvoll der Mond emporſtieg, da plötzlich — man weiß nicht, wandelte den Ochſen Geſpenſtergrauen an, oder böſe Ahnung vor dem Beile des Fleiſchhauers, oder wohl auch eine plötzliche Antipathie gegen den ſo aufmerkſamen Befreier und Begleiter — kurz, der Falbe riß ſich los, wendete ſich mit einem kecken Satze und eilte in raſcherem Laufe, als man es ſeiner Behäbigkeit zugetraut hätte, dem Gabelhofe zu.

Der Viehhändler lief dem Flüchtigen wohl nach, holte ihn aber nicht mehr ein und ſtand nun da, verblüfft und ſtarr . . . verſchwand dann in den Schatten des Waldes.

Man wüßte ſo weit nichts von ihm; aber als der Gabelhofbauer des andern Morgens in den ſperrangelweit offenen Stall geht, findet er auf den Hörnern ſeines kettenloſen Falben den Strick und die Jacke hängen, die er ſogleich für jene des Viehhändlers erkennt.

Und in der Jacke, gut eingeſchnürt, ſteckt eine dickleibige Brieftaſche; der Gabelhofbauer thut ſie auseinander, zählt achthundert Gulden in Banknoten.

Iſt ein Schlaukopf, der Gabelhofbauer: bewahrt die Jacke und die Brieftaſche in ſeinem guten Schrank und läßt den „Fund“ öffentlich verkünden.

Wohl hat der brave Falbe ſchon längſt ſeiner Ehrenpflicht bei einer Hochzeitstafel Genüge gethan und ein liebendes Paar hat ſich geſättigt an ſeinem beſten Stücke.

Die Jacke aber iſt bis heut' nicht abgeholt worden. Und wo der Viehhändler auch weilen, welchen Rock er auch tragen mag, nimmer wird er vergeſſen die Geſchichte vom Ochſen, den er ſo „wohlfeil gekauft“ und der ihm ſo theuer zu ſtehen gekommen.

Der luſtigen Geſchichten

zweiter Theil:

Das Narrenbuch.

Der ſcheltend' Schuſter.

Vor Jahren ſtand in den Zeitungen die Notiz von einem Manne in Boſton, der für jedesmal, wenn er fluche, ein Geſchenk zu kirchlichen Zwecken gebe, auf dieſe Art bereits ein Bethaus erbaut habe und nun dabei wäre, einen Thurm auf die Presbyteriankirche zu fluchen.

Dieſe Notiz erinnerte mich an den betreffenden Flucher Martin Leitner im Fiſchböckgraben, welcher Leitner unter dem Namen: „Der ſcheltend' Schuſter" weit und breit bekannt war. Um ein guter Flucher zu ſein, braucht man ein rhetoriſches Talent; mit etlichen groben Redensarten allein iſt's da nicht abgethan, die bringt jeder ungehobelte Bauer zuweg, ja ſelbſt der Stadtherr und die Stadtfrau, was mir eine ganze Welt von dienſtbaren Geiſtern beweiſen helfen kann. Der geborene Flucher flucht mit Grazie, mit Humor, mit Wärme und Empfindung, mit ſchönem Pathos, kurz, mit dichteriſcher Verve. Ihm ſteht eine unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit der Form zu Gebote, ein Bilderreichthum gewaltigſter Phantaſie, ſein Fluch iſt als Ausdruck der Empfindung ein poetiſches Opus lyriſcher Art. Fluchen und Beten ſind ſcheinbar ſich ganz entgegengeſetzte Dinge, in Wahrheit aber gleichartiger Natur: Beides iſt eine Wunſchäußerung des Gemüthes gegenüber einem übernatürlichen Geiſte. Zum Glücke wird ſo ſelten andächtig geflucht als andächtig gebetet.

Der Schuhmachermeiſter Martin und ſein Geſelle, der fromme Barthel, leiſteten in beiden Fächern ganz Erkleckliches. So oft der Martin den Mund aufthat, zitterten alle tauſend Mordelemente im Himmel und auf Erden; und wenn der alte Barthel während des Drahtziehens ſeine frommen Stoßgebetlein in's Pech oder in's Leder murmelte, hatte es eine Art, daß, wie der Meiſter ſagte, nur gerade das kreuzweis verſchwefelte Donnerwetter dreinpfiff. Sie eiferten ſich gegenſeitig an in ihren Tugenden; je mehr der Eine fluchte, deſto mehr betete der Andere, und je mehr dieſer betete, deſto mehr fluchte jener. So gab es denn in der Schuſterwerkſtatt oftmals einen Geruch, wie von Weihrauch und Schwefel durcheinander.

Den Meiſter genirte des Weiteren das Beten nicht, inſoferne war er toleranter als ſein Geſelle, dem das Fluchen ſeines Herrn ein Gräuel war.

Nicht ungern erzählte der Schuſtergeſelle die Geſchichte von dem fluchenden Weber, der ſo lange in das bei einem ungeduldigen Weber ſtets verknüpfte und verworrene Garn hineinfluchte, bis er umgarnt war, und ihn mit Haut und Haar der Böſe holte, den er ſo oft angerufen hatte.

„Das muß ſchon ein ſternhageldick verzweifelter Narr geweſen ſein," meinte der Meiſter, „wer wird denn ſo fluchen?"

Der Barthel glotzte ihn ganz dumm an, und eines Tages rückte er den Dreifuß und ſagte: „Der Meiſter iſt ſonſt kein zuwiderer Menſch nicht, aber halt das gottloſe Schelten und Eitelnennen Gottes! So oft der Meiſter thut fluchen, gibt's mir einen Stich in's Herz, als wie wenn Eins mit dem Ahlertel ohne Schmer hinein thät' rennen. Das bin' ich gar nicht gewohnt und jetzt ſag' ich meinen Dienſt auf."

Wickelte der Meiſter den Pechdraht um die Hand, rückte auch ſeinerſeits den Dreifuß und antwortete: „Was heißt das, Barthel? Wer nennt den Gottesnamen eitel, ich oder Du? Schelten! Fluchen! Du thuſt ja, als wie wenn ich ein ſiebendoppelter Heid' thät' ſein! So ein blitzblau vernagelter Unſinn! Ob mich ſchon wer fluchen gehört hat, möcht ich wiſſen, Du gottverdammter Ehrabſchneider, Du vermaledeiter, daß Dich der Teufel hol—lerthee trink ich gern."

Aber fluchen that er nicht.

So klagte der Barthel ſeine Noth einmal den Kirchenpröpſten, unter welchen die Sakriſteidiener und Vorbeter verſtanden ſind, und zu denen er ſelber gehörte. Und ſie einigten ſich darin, daß der Meiſter Mirtel (Martin) wirklich der gräulichſte Flucher ſei, der je Menſchenfüße in Ochſenhaut ſteckte, daß man ihn allerwärts den ſcheltenden Schuſter heiße, was dem Sprengel, in dem er lebe, keine Ehr' ſei, und daß der Mann ſtumm gemacht werden müſſe. — Was half's, daß der Geſelle nach jedem Fluch des Meiſters ausrief: „Gott verzeih'!" wenn der Andere ſofort wieder mit einem: „Gott verdamm'!" d'reinfuhr, und es d'rauf losging, daß ſich ordentlich das bockigſte Stierleder unter dem Knieriemen wand, vor Entſetzen.

Wenn der Meiſter bei guter Laune war, ſo hörte man von ihm fortwährend Gefühlsausbrüche harmloſerer Art, als: „Baſſama hint' auf d' Höh'!" oder: „Kruzi-Adaxel-Türkenſabel, Luderviech und Heugabel!" oder: „Kreuz-divi-domini, daß Dich!" oder auch: „Fixzaunmarter-dürre Krautſtingelbutten!" Wenn er aber in Zorn und Wuth kam, da ging ein ganz anderes, ein ſchweres Wetter nieder.

„Geldſtrafe!" ſagte einer der Kirchenpröpſte, „ſonſt weiß ich kein Mittel. So oft der Mirtel einen Flucher laßt, zahlt er einen Kupferſechſer. Barthel, Du paſſeſt auf und verwahrſt das Geld, das nachher der Kirchen gehört."

„O, ihr lieben Eſelein!" rief der Barthel, „da möcht' ich wohl wiſſen, wer ihm das Zahlen wollt' ſchaffen. Den ſchilt er maustodt."

„Das laß' gut ſein, Schuſter," ſagte der Andere, „ich werd' mit dem Kaplan reden."

Und nach einiger Zeit, als der Meiſter Mirtel eines Tages von der Kirche heimkehrte, war er recht verzagt und fluchte nicht, ſo daß der Barthel glaubte, ſein Meiſter müſſe krank ſein, und ihn darob befragte.

„Ja, mein lieber Barthl," antwortete der Meiſter traurig, „'s iſt nicht richtig mit mir; bei der Beicht bin ich geweſen. 's mag wohl ſein, daß meine arme Seel' zum Teufel geht. Weil ich ſo viel ſchelten thät', ſagt der geiſtliche Herr. Glaub's aber nicht, 's müßt mich nur zeitweilig der Höllſaggra ſo viel reiten. Sollt' mir's abgewöhnen, ſagt der geiſtliche Herr. Der hat leicht reden, der hat alleweil die ſieben Sakrament' im Mund, und iſt fromm dabei: und Unſereinem darf nur ein's auf die Zungen kommen, ſo heißt's, man ſchilt! Na, muß aber doch verlogen ſein, daß ich mir das mordsſchwerenoths Fluchen nicht ſollt' können abgewöhnen. — Nu, ſo hat halt der geiſtliche Herr geſagt, ſagt er: ſo oftmals ich einen feiſten Flucher thät' loslaſſen, ſollt' ich allemal einen Dreier für den Opferſtock geben."

„Einen Sechſer, Meiſter, einen Sechſer!" fiel der Barthel ein.

„Einen Sechſer? Wie kannſt denn Du das wiſſen, Du neunmal verzweifelte Judashaut; haſt leicht geloſt?!"

„Gar nicht, Meiſter, gar nicht; hab' nur gemeint, ſo ein Flucher vom Meiſter iſt ſeinen Sechſer ſchon werth."

„Hat's auch geſagt, der geiſtliche Herr, daß ich mich allemal um einen Sechſer ſollt' ſtrafen. Meint er leicht, ich hätt' nicht Herr über mich! juſtament will ich ihm's zeigen, dem Sakermenter, daß ich das Schelten kann laſſen!"

„Meiſter, ich bitt' um den Sechſer."

„Was haſt denn? Es gilt auch: ſo oft ich was fluch', kriegſt Du für die Kirche den Sechſer. Daß ich euch weiſ', was ich kann und das verdam̃te Gered' einmal aufhört: nicht Einen ſetzt's, oder es ſoll mich das Crucifix-million-Donnerwetter in den Erdboden ſchlagen!"

„Meiſter, ich bitt' um den Sechſer!"

Das Donnerwetter ſchlug nicht, aber er gab den Sechſer: den erſten und bald noch etliche d'ran in der ſelbigen Woche. Jeder „Satan" und jedes „Mordelement", jede „Peſtilenz", jeder „pechrabenſchwarzer Gallteufel", ſogar jede „Galgenſtrick-Latern" und jedes „Saggramoſthoſen" wurde mit einem Sechſer belegt. Allerlei Drohungen und Träume, die dem braven Schuhmachermeiſter nächtlicher Weil' vorkamen, bewirkten es, daß er die Strafgelder nicht verweigerte, ſondern mehr und mehr ſeinen Mund in Acht nahm.

Als die Kirchenpröpſte wieder zuſammenkamen, brachte der Barthel zwar ein nettes Häuſchen Sechſer mit, that aber gleichzeitig kund, daß dieſe Kupferquelle allbereits verſiegt ſei.

„Das kömmt mir recht verdrießlich," meinte der Lichtanzünder, „wie ihr ſehen könnt, iſt der Weihbrunnkeſſel an der Kirchenthür kaput geworden, worauf wir beim heurigen Kirchen-Budget nicht gezählt haben. So iſt mir der Einfall gekommen, ob uns nicht der Schuſtermeiſter einen neuen Keſſel zuſammenfluchen wollt'."

„Flucht nimmer," berichtete der Barthel. „Es müßte denn ſein, daß man ihn reizen thät'. Wenn's zum Beſten des Keſſels iſt . . . ."

Und was geſchah?

Der Barthel ging heim in die Werkſtatt, verknüpfte in Abweſenheit des Meiſters den Draht, tauchte das Pech in kaltes Waſſer, verklebte auch ein wenig den Leiſten in den halbfertigen Schuh, brach ein paar Ahlerteln die Spitze ab, verſteckte den Knieriemen unter das alte Lederwerk und bereitete in ſchöner Dienſtfertigkeit noch dies und das vor für ein ausgiebig Flucherſtündchen. Dann rückte er ſich in ſeine Ecke und ſtach und ſchmierte und nähte mit der harmloſeſten Miene von der Welt an ſeinem Stiefel:

Bald darauf trat der Meiſter luſtig pfeifend in die Stube und ſetzte ſich an die Arbeit. Für's Erſte wackelte der Dreifuß; den rückte er gelaſſen zurecht. Dann langte er nach dem Garnknäuel, um die Drahtfäden auf ſeine Finger und den Ellbogen zu haſpeln. Dabei murmelte er etwas Unverſtändliches, denn das Garn war ein wenig verworren. Der Geſelle lauerte, aber es kam weiter nichts. Das Pech zeigte ſich heute, obwohl in der Stube geheizt war, ausnehmend ſpröde, das Schmer himwiederum floß ſchier auseinander. Als der Meiſter den Leiſten aus dem Schuh ziehen wollte, brach der Zughacken und er ſchleuderte die Trümmer zu Boden und ſtarrte ſtillen Grimmes auf den Geſellen hin, der in muſterhafter Ordnung weiter arbeitete. Der Meiſter nahm die Ahle zur Hand, da war die Spitze weg — wieder ein Blick auf den Barthel. Bebend vor Wuth, aber ſtumm wie ein Fiſch, ſuchte der Meiſter den Knieriemen, ſchleuderte alle Leiſten und Lederfetzen durcheinander, fand ihn endlich unter der zerfahrenen Beſchuhung, ſtürzte damit auf den Geſellen und ſalbte ihm kräftigen Armes mit dem Riemen den Rücken.

Und fluchte nicht.

Aber der Weihbrunnkeſſel iſt neu. Man ſagt, der Barthel ſelbſt hätte ihn zuſammengeſcholten an demſelbigen Tage.

Herr Meyer, der Belehrende.

Michel war von väterlicher Seite ein geborener Meyer, von mütterlicher Seite ein geborener Sonderling. Sein Vater war Landwirth im oberen Ennsthale; ſeine Mutter war die Landwirthin dazu. Sie waren von Haus aus lutheriſche Leut', und die Frau trug unter ihrem letzten, innerſten Bruſtfleck ein Amulet, ein kleines Bild des großen Tintenkleckſes, welchen Luther erzeugte, als er ſein Tintenfaß dem Teufel an den Schädel geſchleudert hatte. Der Meyerin liebſter Wandel war, daß ſie umherging, um die Nachbarn zur reinen chriſtlichen Lehre zu bekehren. Das gelang ihr nur bei Einigen von denen, die ihr Geld oder Butter ſchuldig waren, die Anderen blieben verſtockte Katholiken. Da wurde der Meyerin eines Tages geſagt: „Du, ſcher' Dich nicht um fremder Leut' Glauben und ſchau einmal, wie's Dein Michel treibt, der glaubt nichts Katholiſches und nichts Lutheriſches; Heid' iſt er keiner, weil er getauft iſt, Jud' iſt er keiner, gleichwohl er ſich jede Woche einmal beſchneidet an ſeinen Nägeln. Dein Michel iſt gar nichts."

Ihr Michel, der war ſeit ſeiner Kindheit in der Stadt und hätte die Gottesgelehrtheit ſtudieren ſollen. Aber weil er einen Kopf hatte, der Alles wiſſen wollte, und ſo viel gern ſimulirte, ſo ſtudierte er auch andere Gelehrtheiten. Und als ihrer ſolche immer mehr wurden und ſie im Gehirne des Jünglings kräftig aufwuchſen, ſo fielen ſie über die arme Gottesgelehrtheit her und fraßen ſie auf. Und der Michel Meyer war auf einmal ein Weltgelehrter; er blickte in das Weſen der Dinge ein, aber von Muttern blieben die Gelder aus — denn die Gelder waren lutheriſch.

Hingegen hatte der Vater, der alte Meyer, etwas Confeſſionsloſes in ſeinem Kaſten, und das half dem Studioſus ſehr chriſtlich über Zeiten hinaus, die ſonſt recht ſchwer geweſen ſein würden.

Der Michel war aber kein regelmäßiger Studioſus, der nach regelmäßigen Rigoroſen und Commerſen ein regelmäßiger Profeſſor wird. Ihm war die Wiſſenſchaft viel mehr, als ein Handwerk, das ſonſt mit allen Vorurtheilen einer alten Zunft ausgeübt wird. Und doch ſteckte in dem Michel concentrirteſtes Schulmeiſterblut. Die Wiſſenſchaften, die er eingeſogen, die in ihm großgewachſen waren, wollten ihm nun Kopf und Herz zerſprengen, und ſchier wo er ſtand und ging explodirte ſein Gehirn. Das heißt, wo er ſtand und ging, docirte er; ja noch mehr, ſchon des Morgens, wenn er noch im Bette lag, und die alte Haushälterin mit dem Frühſtück in die Stube trat, that er derſelben dar, wie es eigentlich komme, daß das Glas ſchwitzt, wenn es mit friſchem Waſſer vom Brunnen kommt, und wie das mit dem Wetter zuſammenhänge, ſo daß an einem ſchwitzenden Glaſe die Beſtändigkeit der ſchönen Witterung vorausgeſagt werden könne. Auch machte er die Alte oftmals darauf aufmerkſam, daß der Kaffee in der Schale ein vorzüglicher Barometer ſei. „Wenn ſich in der Schale jetzt der Zucker, den ich hineingeworfen habe, aufgelöſt, ſo werden Sie ſehen, daß auf der Oberfläche ein Schaum entſteht; ſteht dieſer Schaum in der Mitte, ſo hält das ſchöne Wetter an, legt er ſich aber an den Rand, ſo haben wir bald Regen. Sehen Sie, er ſteht in der Mitte! — Das iſt merkwürdig, nicht wahr? Nun hören Sie, jetzt will ich Ihnen erklären, wie das kommt.“

Die Haushälterin machte ſich ſtets bei Zeiten aus dem Staube, der noch nicht aufgewiſcht war; ſie bewunderte die Weisheit ihres Zimmerherrn, aber ſie verſtand nichts von dem, was er erklärte. Sie glaube es ſchon auch ohne Erläuterung, meinte ſie, und ſie ſei halt ſo viel eine einfache Perſon.

Der Herr Meyer aber benützte fleißig das ſchöne Wetter, welches ihm von ſeinem Frühſtücke vorausgeſagt worden war, und ging hinaus in die freie Natur zu den guten, ſchlichten Landleuten, um ſie zu unterweiſen und aufzuklären. Denn „in der Dorfſchule lernen ſie nichts und auf die Univerſität gehen ſie nicht; aber eines jeden Gebildeten Pflicht iſt es, ſie aus der egyptiſchen Finſterniß herauszuführen.“ — So der Grundſatz des braven Michel, der zudem auch recht viel Schick hatte, die Dinge einfach und gemeinverſtändlich darzuthun. Er ſprach daher mit dem Bauer von der rationellſten Bewirthſchaftung der Felder, erklärte, was der Humus eigentlich iſt, was der Dünger thut, und daß der Regen nicht unmittelbar als Waſſer auf den Boden wirkt, ſondern als Löſungsmittel, welches die Salze in der Erde auflöſt und den Pflanzen alſo zugänglich macht.

Kam er zu einem Hirten auf die Au, ſo ſetzte der Michel bei dieſem das größte Intereſſe für die Blumen und Kräuter voraus, und hielt ihm auf der Stelle einen botaniſchen Vortrag. Und wenn der Hirt davon lief, ſo ſchüttelte der Michel über einen ſolch' kraſſen Indifferentismus ſchwermüthig den Kopf.

Hingegen war er glücklich, wenn er unterwegs irgendwo einen jener grübelnden Handwerksleute traf, die über Alles ſimuliren, nach Allem fragen oder im Nothfalle auch Alles ſelbſt zu erklären wiſſen, freilich in den wunderlichſten Vorſtellungen. So weiß der Eine: Ja, ſo ein winziges Sternlein am Himmel iſt viel größer als es uns ſcheint; nur die Entfernung macht es uns ſo klein, in Wirklichkeit iſt es gewiß ſo groß, wie ein Eimerfaſſel. — Oder: Der Kaiſer Joſef der Zweite, der iſt nicht todt; den halten die Geiſtlichen irgend in einem Kloſter gefangen, und umbringen können ſie ihn nicht, weil er der Freund von Papſt Pius dem Siebenten geweſen iſt, und weil der ihn geſegnet hat. — Oder aber: Das Erdbeben! Da iſt halt ein großer Drache in der Erden d'rin, und ſo oft ſich der bewegt, ſchüttelt ſich der Boden und das iſt das Erdbeben. — Wieder ein Anderer berichtet: Ja, jetzt kriegen wir Krieg. Unſer Kaiſer hat ſeinen Alleröberſten, der nach ihm halt der Höchſte iſt, zum Türken in die Türkei hineingeſchickt, und daß er — der Türk' — halt ſollt' Fried' geben und nicht Krieg führen. Und jetzt, da iſt der Türk' hergegangen und hat dem Kaiſer ſeinen Freund, halt, der nach ihm der

Alleröberſte iſt, abſchlachten und braten laſſen, und hat ihn gebraten unſerem Kaiſer in einer Kiſten zurückgeſchickt. Deswegen wird jetzt ein ſchauderlicher Krieg anheben. — Oder: Unſere liebe Frau iſt ja wieder einem Hirtenmädchen erſchienen und hat ihr's vertraut, daß, wenn ſich die Menſchen nicht bekehren, eine ſolche Hungersnoth kommen wird, daß die Leut' Brot vom gemahlenen Haberſtroh eſſen, und das nicht genug haben werden.

. Da gab's denn für Herrn Michel Meyer in Hülle und Fülle zu thun. Derlei Anſichten und Reden machten ihm das Blut heiß und mit Eifer ſuchte er ſie zu widerlegen und die Wahrheit, wiſſenſchaftlich bewieſen, dafür hinzuſtellen. Nur in Einem hätte er ſelbſt belehrt werden ſollen, nämlich, daß der große Haufen des Volkes ausſchließlich an dem hält, was auf ihn die größte Wirkung übt, und daß die Phantaſie auf denſelben vielmehr Einfluß nehmen muß als die Logik.

Aber der Michel Meyer predigte d'rauf los. Dem erklärte er das Wachsthum der Bäume; einem Andern bewies er, daß die Erde rund iſt wie ein Ballen; einen Dritten belehrte er über die Natur der Staatsſchuld, ihre Urſache und Rückwirkung und ihre Nothwendigkeit; einem Vierten zeigte er mit Kerzenlicht und einem Apfel das Weſen der Sonnen- und Mondesfinſterniſſe; einem Weiteren legte er die Eigenarten gewiſſer Steine dar oder erläuterte die Anziehungskraft großer Körper oder eine andere der phyſiſchen Kräfte: den Magnetismus, die Elektricität oder irgend etwas dergleichen.

Sehr häufig fand der Wanderdocent ein geneigtes Ohr, bisweilen ſogar ein gelehriges — und da kam eine tiefe Befriedigung in ſein Weſen und er ſagte ſich: Alſo, endlich geht es doch vorwärts — muß es vorwärts gehen. Die nächſte Generation wird vernünftig ſein; vielleicht richte ich ſchon in dieſer was aus.

Eines Tages begegnete Herr Meyer einem kropfigen, ſchnaufenden, grinſenden Cretin. Den faßte er liebevoll an der Hand, zog ihn zu ſich auf eine Bank und ſprach vom Cretinismus. Er ſagte, daß er — der Cretin — nicht ſelbſt Schuld ſei an ſeinem Unglücke, daß die Urſache oftmals in den geologiſchen Verhältniſſen, in der Feuchtigkeit der Gegend und der Luft, im Trinkwaſſer und leider auch oft in der Erziehung liege.

Der Cretin ſtarrte ihn an, ſtreckte ſeine langen, dürren Finger nach einem Härchen aus, das dem Michel gerade auf der Naſenſpitze wuchs, und grinſte. Allein, der Herr Meyer ließ ſich nicht irre machen, gab ſeinem Bankgenoſſen Verhaltungsmaßregeln, was die Lebensweiſe anlangt: viel Bewegung machen, ſich von Fleiſchſpeiſen nähren, ſtets auf geſunde Luft und Reinlichkeit ſehen; dadurch entwickle ſich der Körper, und die Entwickelung des Körpers hätte jene des Geiſtes zur Folge.

Der Cretin brach in ein röchelndes Lachen aus; die Beiden blieben aber noch lange nebeneinander ſitzen.

Und ein andermal, da ſah der Michel auf der Wieſe vor einem Häuschen ein Mädchen. Dasſelbe ſang ein ſchelmiſches Liebeslied und begoß einen langen Leinwandſtreifen, der auf der Wieſe zum Bleichen ausgebreitet lag. Der Herr Michel ſah dem hübſchen Weſen eine Weile zu, und aus der Gießkanne regnete es hin auf das von der Sonne beſchienene Leinwandfach, welches ohnehin ſchon weiß genug ſchien, um von einer anmuthigen Hausfrau geglättet und in den Schrank gelegt zu werden.

Eine anmuthige Hausfrau! Zu Ermanglung eines andern Hörers hatte es ſich der Herr Michel ſelbſt einmal auf Grundlage ſeines Charakters und Alters ſehr folgerichtig bewieſen, daß er eine Hausfrau haben müſſe. Und als er nun das Mädchen ſah, welches das ſchelmiſche Liebeslied ſang und ihn dabei ſo wunderlich holdſelig anblickte, drängte ſich ihm ſonder jeglichen Beweiſes die Ueberzeugung auf: das iſt die zukünftige ehr- und tugendſame Hausfrau des Herrn Michel Meyer. Er trat daher ganz zu ihr hin und ſagte! „Thuſt Du Leinwand ſpritzen, Dirn?“

„Ja, ich thu' Leinwand ſpritzen, Bub'.“

Das trauliche „Bub'“, wo alles Andere „Herr“ zu ihm ſagte, machte dem Michel das Herz rebelliſch.

„Und weißt Du wohl, wie das iſt, daß die Leinwand durch das Beſpritzen weiß wird?“ fragte er.

„Freilich, weil ſie naß wird.“

„Daß ſie naß wird,“ ſagte er, „würde nicht genügen, es muß noch die wohlthätige Einwirkung der Sonne dazuommen.“ Und hierauf erklärte er den Einfluß des Lichtes uf die Farbe; und wie die Leinwand auch auf anderem, dem hemiſchen Wege weiß gemacht werden könne.

Das Mädchen hielt die leere Kanne in der Hand, örte zu und wendete kein Auge von dem jungen Manne b, der ſo ſchön ſprach, daß ſie nachgerade noch weniger avon verſtand, als bei der Viehausſtellung, wenn der Herr Doctor eine Rede hielt, die doch auch immer ſehr ſchön usfiel.

Und als er ſeinen Vortrag geendet hatte, ſagte ſie: Laß es wohl gelten.“

Und er dachte jubelnd bei ſich: Das iſt ein intellientes Mädchen; meinem nicht ganz unſchwierigen Gedankengang hat ſie zu folgen vermocht. Sie liebt mich, und die Liebe hebt naturgemäß das Weib zum Manne empor — auch in geiſtiger Beziehung.

Mit einem ſehr höflichen Gruß verließ er die Leinwandbleiche und nahm ſich vor, am nächſten Tage um dieſelbe Zeit wieder an der Stelle zu erſcheinen. Allein am nächſten Tage war ein Anderer da, der das Geſchäft der Sprenge beſorgte — ein ſchöner, friſcher Landregen. Doch wie ſchon echte Weisheit jedes Hinderniß zur Förderniß zu machen weiß, ſo kehrte der Herr Michel heute im Häuschen ein — bittend um Obdach. Das Mädchen war allein daheim; Vater und Mutter wären auf die Hochzeit eines Verwandten gegangen.

„Warum biſt denn Du nicht gegangen?“ fragte der Michel, „Du wäreſt doch gewiß viel hochzeitlicher, wie Vater und Mutter.“

„Ich mag nicht früher auf die Hochzeit gehen, als bis ich ſelber dabei die Braut ſein kann,“ war die Antwort.

„Da haſt Du ſchon Recht. Ich mag ebenfalls bei keiner dabei ſein, außer ich wäre der Bräutigam.“

„Da hat der Herr auch Recht.“

„— Mädel,“ verſetzte der Michel faſt zärtlicher, als es einem Manne der Wiſſenſchaft anſteht, „geſtern haſt Du mich Bub' geheißen. Der möchte ich auch heute wieder ſein.“

„Man iſt nicht alle Tag' zu ſo Dummheiten aufgelegt. Heut' iſt Regenwetter und ich hab' nicht gut ausgeſchlafen.“

„Hat Dich etwa gar Deine Hochzeit nicht mehr ſchlafen laſſen?“

„Die Trud hat mich gedrückt.“

„Der Alp?“

„Iſt die halbe Nacht auf mir gelegen — ein ſchauderhaftes Gethier, und gemeint hab' ich, ich müßt' erſticken.“

„Das iſt ja kein Gethier geweſen,“ lachte der Herr Michel, und dann fuhr er ernſthaft fort: „Der Alp, oder die Trud, wie ihr ſagt — auch Nachtmahr wird die Erſcheinung genannt — iſt weder ein Körper, noch ein Geſpenſt, ſondern das Product einer Athemnoth. Das Alpdrücken wird erzeugt, wenn auf Mund oder den Naſenöffnungen die Bettdecke, das Kiſſen oder dergleichen zu liegen kommt. Dieſen Beſchwerden geſellen ſich ſofort beängſtigende Träume bei, welche ſo lange währen, bis es dem Schlafenden gelingt, durch eine kräftige Bewegung die Reſpirationsöffnungen wieder zu befreien.“

„Der Herr kann gewiß ein Trudenkreuz machen?“ fragte das Mädchen, „aber ſieben Ecken muß es haben. Mit fünf Ecken kann's der Peter auch, aber die helfen nichts.“

Sie gab ihm ein Stück Kreide in die Hand und führte ihn in die Kammer zu ihrem Bette. Es war ſein und hoch geſchwellt, hatte eine lichtblaue Decke mit ſchneeweißem Linnenüberſchlag und ein roſenrothes Kiſſen.

„Da ſollt's halt herkommen, da,“ ſagte ſie und deutete mit der Hand auf das Kopfbrett.

„Liebes Kind,“ ſagte er, „das kann ich nicht thun, weil es den Aberglauben befördert; aber wenn Du mir was lohnſt, ſo zeichne ich Dir etwas Anderes auf die Bettſtatt. Doch — ich muß einen Kuß dafür kriegen.“

„Aber na!“ lachte ſie, „Er iſt doch recht ein verliebter Ding!“

„Ich geſtehe es Dir, Mädchen, ich liebe Dich. Ich rete in kurzer Zeit eine Profeſſur an und heirate Dich, Dirndl, wie Du mir ſchon geſtern gefallen haſt, ich will Dich aus der Unwiſſenheit des Volkes reißen, und eine rechte, gebildete Frau aus Dir machen. — Wie heißeſt Du?"

„Guſta," flüſterte das Mädchen erröthend und ſchlug die Augen zu Boden.

„Alſo, Auguſta, willſt Du mein ſein?"

Sie hielt ihr Köpfchen tief geſenkt und ſchwieg.

„Ich begreife es wohl," ſagte er, „daß Du mit Deiner Antwort zögerſt, ſo lange Dir das Weſen der Liebe in ſeiner Definition noch unbekannt iſt. — Die Liebe, Auguſta, in welche wir nun Beide einzugehen gedenken, haben in ihrer Totalität die größten Männer aller Zeiten bisher nicht vollſtändig zu erklären vermocht. Doch vom modern wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus iſt ſie eine elektromagnetiſche Kraft, welche zwei Perſonen beiderlei Geſchlechtes zuſammenführt, aber ſtets nur in ſolcher Wahl, daß die phyſiſchen Eigenſchaften, ſowie auch die pſychiſchen Bildungen der beiden Perſonen ſich gegenſeitig erſetzen und vervollſtändigen. Um hievon den Beweis zu erbringen, wird es allerdings nöthig ſein, eine mathematiſche Formel aufzuſtellen und zwar —"

Er begann mit der Kreide auf die Bettſtatt zu ſchreiben:

„Plus A und minus B können, um mich populär auszudrücken, nicht mitſammen harmoniren; noch weniger werden ſich plus A und plus B mitſammen vertragen, ein Verhältniß, das ſich mit minus A und einem minus B wiederholt. Demnach iſt im gegebenen Beiſpiele nur eine Compoſition möglich, nämlich plus A und minus A, oder auch plus B und minus B — eben ſo viel, als zwei gleichgeartete, aber nicht gleichartige Weſen, die ſich gegenſeitig erſetzen und in ihrer Vereinigung aufheben — was zu beweiſen war."

Guſta ſagte, ſie höre das Färkel ſo arg grunzen und müſſe nachſehen, ob es ſich etwa nicht wieder, wie letzthin, den Fuß zwiſchen den Barren verklemmt habe. Sie ging hinaus und ließ den Herrn Michel ſtehen in der Kammer.

An einem der nächſten Tage ſuchte er das Mädchen wieder auf und ſagte, wenn es ihn von nun an definitiv liebe, ſo würde er ſich vielleicht gelegentlich doch noch entſchließen, das Opfer zu bringen, gegen ſeine Principien zu verſtoßen und ihr zu Liebe das Trudenkreuz an ihre Bettſtatt zu malen.

„Je!“ rief Guſta, „da iſt der Herr ſchon zu ſpät dran. Juſt geſtern hat mir der Peter das Trudenkreuz gemacht — ein ſiebeneckig's iſt's worden, und heut' in der Nacht hab' ich gut geſchlafen.“

Freilich hat ſie ihm verſchwiegen, daß ſie geſtern noch Athembeſchwerden empfand, weil ihr der Peter einen Augenblick die Reſpirationsöffnung durch einen herzhaften Kuß verſchloß.

Aber der Herr Michel ahnte etwas dergleichen und zog fürbaß. Und als er ſich auf ſeinen Wanderungen vielfach überzeugt hatte, daß die beſten ſeiner verkündeten Theorien im Volke ſchon längſt praktiſch geübt werden und es eben dieſe Theorien waren, die ihm ſelbſt nicht Zeit ließen, praktiſch zu ſein, beſchloß er, ſeine Fahrten aufzugeben; ſeine Belehrungsſucht war allmälig geheilt.

Wir finden ihn heute in Wien als Docenten, für jede Lehrſtunde, die er gibt, läßt er ſich wacker zahlen.

Und Recht hat er. Das Gold des Wiſſens ſchleudert man nicht in Hellerchen unter den Haufen, der es höhnend oder verkennend in den Staub tritt. Selbſt die anmuthige und feingebildete Hausfrau des Herrn Profeſſors, die er in der Stadt gefunden, und welcher der zärtliche Gatte über

Alles geht, verzichtet gerne auf den mathematiſchen Beweis ſeiner Liebe.

Herr Trotzkopf, der Heiratscandidat.

Bertram Siebener ging auf dieſer Erde fünf Jahre lang mit Heiratsgelüſten um. Es that ihm die Wahl weh unter den ſchönen Töchtern des Landes, und aus lauter Bedenken und Zuwarten paſſirte es ihm mehrmals, daß ein Anderer ihm die Braut vor der Naſe weg heiratete. Denn gern haben die Frauen des Mannes Herz, aber deſſen Hand haben ſie noch lieber. Zudem hatte Bertram Siebener — ein ſo prächtiger Mann er ſonſt war — keinen ſehr ſtarken eigenen Willen, hingegen beſaß er einen kräftigen Widerſpruchsgeiſt. Ein gar wunderlicher Trotzkopf war er. Bei Allem, was er vorhatte, befragte er ſeine Freunde um Rath, um hernach gerade das Gegentheil von dem zu thun, was ſie ihm riethen.

So ſaß er eines Tages im Extraſtübel des Eſchenwirtshauſes und ſagte zum Wirt: „Julius, was ſagſt Du dazu? jetzt habe ich Eine aufgeſtöbert. Blutjung iſt ſie und bildſauber. Haſt noch Keine geſehen, die ſo ſchön wäre. Ganz dumm bin ich Dir vor Liebe. Die werde ich nehmen — was meinſt?“

Der Wirt zuckte die Achſeln: „Wenn Du verliebt biſt, dann iſt Dir nicht mehr zu rathen.“

„Daß man ſich's halt noch überlegt.“

„Das thät' ich auch an Deiner Stell', und diesmal ſchon gar.“

„Meinſt alſo, daß ich's bleiben laſſen ſoll?“

„Weißt, Bertram, ein Anderer kann da nichts ſagen, das kommt auf Dich ſelber an. Ich red' nur das: geheiratet iſt's bald, aber das Hauſen währt lang. Und juſt auf die Schönheit allein ginge ich auch nicht. So lang das Weibel ſchön iſt, gehört es oftmals nicht dem Ehmann allein; und iſt ſie's nicht mehr, nachher magſt ſie leicht auch ſelber nicht. So iſt die Sach'.“

— Der neidet mir die ſchöne Braut, dachte Bertram, als ob juſt ich kein ſauberes Weib haben ſoll.

Er ging zu ſeinem Freunde, dem jungen Tiſchlermeiſter, einem ſehr einſichtsvollen Mann, der ſelber noch ledig war und bei ſeiner dicken Stiefmutter lebte.

„Du Franzel,“ rief Bertram Siebener, „eilends laß' Dir Tanzſchuhe machen. Ich bin Bräutigam. In die Allerſchönſte bin ich vernarrt, in die ſchöne Traut. Ich denk', ich mach' Ernſt; rathe mir, Freund, aber rathe mir nicht ab.“

„Dazu läge nach meiner Meinung doch gar keine Urſache vor,“ ſagte der Tiſchler, „daß ſie Deinem Auge gefällt und daß Du ſie lieb haſt, iſt die Hauptſache. Alles Andere findet ſich.“

„Nur etwas Vermögen wenn ſie zu ihrer Schönheit hätte, würde ich nicht verachten,“ meinte Bertram.

„Vermögen, Vermögen,“ ſagte der Tiſchler, „dann biſt Du der Herr im Hauſe nimmer. Du ſollſt der Anwalt ihres Geldes ſein und mußt durch das Kapital Deiner Arbeitskraft den täglichen Bedarf ſchaffen, und dennoch würde ſie Dir's bei jeder Gelegenheit zu verſtehen geben, daß ſie Dir Geld mitgebracht hätte.“

„Wenn ſie nur auch ein gutes Herz hat?“ wendete Bertram ein.

„Pah, ein gutes Herz haben Alle, wenn es der Mann verlangt; nur häßliche Weiber ſind auch böſe Weiber. Greif' zu, Bertram, greif' zu mit allen Vieren!"

— Was Der nur hat? dachte der Freier bei ſich. Gerade auf der Stelle will er mich verheiraten. Er hat leicht reden; leben müßte ich mit ihr. Spät gefreit, hat Niemand gereut. Ich warte noch. —

Ein halbes Jahr ſpäter ſaß Bertram Siebener wieder im Eſchenwirtshauſe und zupfte den Wirt am Aermel: Er hätte etwas zu reden.

„Wenn's nur auch was Geſcheidtes iſt!" ſagte Julius.

„Das will ich ſchon meinen. Ich habe wieder eine Braut — Eine mit Geld!"

„Das läßt ſich hören!"

„Aber gerade nicht mehr ganz jung — ſo in den beſten Jahren, eine Vierzigerin."

Der Wirt that einen lauten Pfiff. — „Nachher könnte ſie ja Deine Mutter ſein!"

„Iſt's aber nicht. Iſt eine recht angeſehene Hausbeſitzerin, auch geſund und heiter. Ich ſetz' mich in die Wirtſchaft und bin ein gemachter Mann."

„Soll ſie Dir treu bleiben?"

„Na, das verſteht ſich."

„Und Du ihr auch?"

„Ich? Ja, warum denn nicht?"

„Wie lange?"

„Geh', ſo fragen da!"

„Menſch!" rief der Wirt, „ich ſage Dir, nimm eine Aeltere! Eine Achtzigjährige, die wenigſtens bald ſtirbt. Die Vierzigerin überdauert Deine ſchönſten Jahre; Du biſt an ſie gebunden, wie der Kettenhund an's alte Hofthor. Bertram, ich bitte Dich: renn' nicht in Dein Unglück!"

„Du haſt ja ſelber eine Alte."

„Eben darum rede ich aus Erfahrung. Junge, nimm eine Häßliche, eine Dienſtmagd, eine Dirne — nur keine Alte!"

Bertram ging mißmuthig davon. — Juſt weil ſie glauben: nein, ſo ſag' ich ja. Möchte doch ſehen, wer mit mir ſchaffen kann!

Er ging zum Tiſchler.

„Freund, Du wirſt Augen machen. Wie Du mich da ſtehen ſiehſt: ich bin ſo viel als Großbauer! Ich heirate die Hochſchlagerin."

„Was?" lachte der Tiſchler, „o Du Schelm Du! So biſt Du's, der den fetten Vogel abſchießt! Ich gratulire!"

„Sie iſt juſt nicht alt."

„Na freilich nicht," ſagte der Tiſchler. „Vierzig iſt ja noch kein Alter. Und ſo gut erhalten!"

„Juſt, daß halt ich ein bißel jung für ſie bin."

„Iſt nicht Deine Schuld. Brauchſt Du nicht eiferſüchtig zu ſein. Eiferſucht iſt ein Elend. Auf die Hochſchlagerin kannſt Dich verlaſſen — biſt geborgen. Und ſind die zufriedenſten Ehen, dergleichen. Dann keine Brotſorgen, mein Lieber, keine Brotſorgen, das iſt die Hauptſache."

„Es iſt wahr," bemerkte Bertram ſinnend, „daß man auch — der Nachkommenſchaft wegen — Kinder —"

„Eins kriegſt, mehr brauchſt Du nicht. Denke Dir das Kinderkreuz! Den Kummer! Ich ſelbſt, wenn ich heiraten würde, nähme ſo Eine, wie die brave Hochſchlagerin."

„So nimm ſie!"

„Ei, Du ſiehſt ja, daß ich mit meiner Stiefmutter ganz zufrieden lebe. Sie iſt eine gutherzige, praktiſche Frau, beſorgt mir die Wirtſchaft. Und ſo lebt man fröhlich dahin."

„Und warum man juſt mich in den Ehſtand jagen will?“

„Jagen? Das nicht, aber mit gutem Gewiſſen dazu rathen kann man Dir. Du zögerſt, aber Du wirſt heiraten, es iſt vielleicht nicht gut, aber es iſt eine Naturnothwendigkeit für Dich. Du biſt vielleicht gar nicht für den Ehſtand geboren. Aber Du bildeſt Dir einmal ein, zu heiraten, Du wirſt keine Ruh' und keine Raſt haben, bis Du nicht verheiratet biſt.“

„Und dann?“

„Dann gibt es keine Wahl mehr.“

„Alſo gezwungen und gebunden leben!“

„Bertram, Du biſt eine unentſchloſſene Natur, jede Wahl peinigt Dich, wie der Sturm das ſchwankende Reis. Das Muß thut Dir beſſer, das iſt der Stock, an dem Du gebunden erſtarken wirſt.“

„Franz, Du redeſt in den Tag hinein. Du verſtehſt mich nicht. Weißt Du, was ich thun werde? Ich bleibe ledig!“

Darauf verging ein Jahr. Die ſchöne Traut hatte einen ſchönen Förſter, die reiche Hochſchlagerin einen reichen Holzhändler geheiratet. Bertram Siebener war noch frei.

Da ſaß er eines Tages wieder beim Eſchenwirt und trank ſich ein Herz an. Es war bei ihm, als ob er den Apfelwein nicht in den Magen, ſondern in das Herz hinabſchlürfe; denn mit jedem Humpen ſchwoll dieſes und wurde voll, und wurde ſchwer. Und endlich begann er zu ſchluchzen ob ſeiner großen Verlaſſenheit.

„Ich glaube gar, Du haſt Zahnreißen?“ ſagte der Wirt.

„Laß' mich gehen. Ihr Alle miteinander verſteht mich nicht — ich fühle mich ſo einſam auf dieſer Welt. — Ich werde doch noch einmal mit der Tiſchlermeiſterin reden.“

„Am Ende haſt Du ſchon wieder eine Braut."

„Ich habe auch eine, ich verhehle Dir's gar nicht, gleichwohl ich weiß, daß Du mir ſie wieder zehnmal abreden wirſt wollen."

„Abreden! ich abreden? was Dir nicht einfällt. Im Gegentheile, ich habe Dir immer geſagt, daß Du heiraten mußt. Aber Eine, die für Dich paßt. Zweimal fragteſt Du mich ſchon, und ich will nicht fürchten, daß Du es bereueſt, mir gefolgt zu haben."

„Ich Dir gefolgt, Julius! Nicht im Traume. Wenn ich zwei Weiber bisher laufen ließ, ſo waren es andere Gründe."

„Die Dritte wirſt Du doch nicht mehr laufen laſſen? Sie iſt wahrſcheinlich ſehr hübſch?"

„Sie iſt nicht hübſch."

„Oder wenigſtens jung?"

„Sie iſt nicht jung."

„So doch reich?"

„Iſt auch nicht reich."

„Alſo häßlich, alt und arm. Bertram, ſei verſichert, die rede ich Dir nicht ab. Es iſt nicht nöthig."

„Und gerade dieſe werde ich heiraten."

„Ich gratulire!"

„Du höhnſt mich. Ich aber ſage Dir: dieſe werde ich heiraten!"

Aufgebracht ging er davon — ging zu ſeinem andern Freunde, dem Tiſchler.

„Haſt Du wieder Eine!" rief ihm Der entgegen.

„Eine gutmüthige, beſcheidene, ältliche Perſon, arm, aber häuslich und brav."

„Siehſt Du, das iſt die Rechte."

„Eine Wittwe ohne Kinder."

„Für einen geſcheidten, anſpruchsloſen Mann gewiß eine paſſende Partie. Mache nur diesmal Ernſt."

„Aber — "

„Iſt ſie eine Hieſige?"

„Freilich, Du kennſt ſie recht gut. Und daß der Sohn um ein paar Jahre älter ſein wird, als der Vater, hörſt, das macht nichts."

„Was ſprichſt Du denn?"

„Geh', geh', ich laß Dich nicht rathen. Wir ſind auch ſchon auf gleich. Hat ſie Dir wirklich noch nichts geſagt?"

„Wer?"

„Deine Frau Stiefmutter."

Der Tiſchler ſchrack zurück. — Meine Stiefmutter will er heiraten? Meine Mutter, von der ich hoffe, daß ſie mir in nächſter Zeit die Wirtſchaft übergiebt und mich zum Erben ihres Erſparrten machen wird?

„Freund!" ſagte er mit dumpfer Stimme und legte ſeine Hand dem Heiratskandidaten auf die Achſel: „Das wäre ein unglücklicher Gedanke. Glaube mir, ich würde ſehr erfreut ſein, Dich in unſerer Familie zu wiſſen. Aber als Freund muß ich Dir im Vertrauen mittheilen: Meine Stiefmutter iſt kein Weib für Dich. Erſtens hat ſie das Alter wirklich etwas ſehr häßlich gemacht; die Leute würden ordentlich zurückſchrecken, wenn Du ſie ihnen als Deine Braut aufführteſt. Und wird es Dir denn gleichgiltig ſein, zu hören, daß die Häßlichkeit Deiner Frau ſprichwörtlich iſt?"

„Was geht das die Leute an!"

„Dich, Dich geht's an. Und das eben iſt das Schlimme. Ferner glaube ja nicht, daß dieſes Weib ſo überaus gutmüthig iſt. Ich kenne ſie beſſer!"

„Du kennſt ſie als Stiefmutter, da glaub' ich's ſchon."

„Wenn es je eine eitle, geſchwätzige, geizige, ſchmutzige, launenhafte und mürriſche Alte giebt, ſo iſt es meine Stiefmutter."

„Du übertreibſt, wie hätte denn Dein ſeliger Vater?"

„Der nahm ſie vor zwanzig Jahren. Und wenn es je ein Mann bei dieſem Weibe aushalten könnte, ſo würde mein Vater noch leben."

„Diesmal iſt Alles dagegen," murmelte Bertram, „nur mir keine Frau. Jetzt möchte ich aber doch ſehen, wer mir das Heiraten wehren kann. Juſtament!"

O, Tiſchler Franz, das haſt Du ſchlecht gemacht. Merkteſt Du es denn nicht, daß ihn Jeder, der ihm vom Heiraten abrieth, damit nur aneiferte, und daß Du mit Deiner Beiſtimmung es ſtets warſt, der ihn ſtutzig machte? Warum fieleſt Du ihm nicht in die Arme und riefeſt: „Bertram Siebener! ja und tauſendmal ja, werde mein Vater! Meine Stiefmutter iſt das ſchönſte, liebenswürdigſte Weib unter der Sonne. In üppigſter Reife prangt ſie Dir entgegen! Und wie ſinnig weiß ſie ſich zu ſchmücken, wie anmuthig verſteht ſie zu plaudern, wie ſparſam iſt ſie im Haushalte, wie anregend iſt die Mannigfaltigkeit ihrer Stimmungen und neckiſchen Launen, wie reizend iſt ihr erkünſteltes Zürnen und Schmollen. Wie ſelig war mein Vater in ihrem Beſitze, der ach, ſo kurz war. Tritt in ſeine Fußſtapfen, mein Freund, ich beglückwünſche Dich aus voller Bruſt!

So mißräth man einem Bertram Siebener die Partie. Ei geh', Tiſchler, Du verſtehſt Dich nicht auf's Leimen. Was Du zuſammenfügen willſt, das geht auseinander, was Du trennen ſollſt, das kittet ſich zuſammen.

Jetzt lauf' zum Schneider, er ſoll Dir flugs ein Hochzeitsjöppel machen, Deine Mutter heiratet Dir einen Vater in's Haus. Und auf's Jahr vielleicht — kommt der Storch! — —

Die Hochzeit iſt lange über ein Jahr ſchon vorbei. Das Ehepaar lebt im Frieden. Der erheiratete Sohn wird ganz anſtändig gehalten, denn er leitet das Geſchäft. Der Storch kam, ſetzte ſich aber auf den Giebel der Mägdekammer, und wenn man den Bertram Siebener frägt, wie er ihm denn anſchlage, der heilige Eh'ſtand, ſo antwortete er: „Dank der Nachfrag'!" Und wenn man ſagt: Es wäre ja zu erwarten geweſen, daß er mitten in ſein Glück hineinſäße, ſo entgegnet er: „Na, na, was wißt denn ihr, ein verdammtes Elend iſt's!" Und wenn ihm Einer zuflüſtert: „Armer Bertram, Du biſt bei dieſer Tiſchlermeiſterin wohl recht jämmerlich auf den Leim gegangen!" ſo ruft er aus: „Auf den Leim? zum lachen, ſo was! Ich bin über und über zufrieden, ich verlang' mir nichts Beſſeres."

Und wenn — es ſchickt ſich zwar nicht, aber es iſt in dieſem Falle etwas Gutes — ihr ihm vorſtellt, daß er eine welke, grämige Alte hätte, ſo iſt er überzeugt davon, daß er ein blutjunges Weib und einen Schock kleiner Kinder beſitzt.

Auch ſolche Käuze giebt es.

Der Junge und der Alte.

„Na, na, Seppel, das mußt nicht thun. So was muß der Chriſtenmenſch meiden. Für's Erſt' biſt noch zu jung, und für's Zweit', wenn Einer alt genug iſt, denk' auf die Sünd'! Auf die Sünd' mußt denken, Seppel! — Die anderen jungen Leut' wären auch ſo, meinſt? Schlecht genug, Seppel. Du mußt geſcheidter ſein. Kunntſt Dich leicht in's Elend ſetzen, nachher iſt's zu ſpat, nachher denkſt auf die Vatersred' und kannſt Dir nimmer helfen. Denk' auf die Kümmernuß! Weiberknecht ſein, Tag und Nacht arbeiten, daß Kein's verhungert! Ja, mein Du, wenn das nicht wär'! Die Sünd' und die Sorg'! Wirſt nit ſo dumm ſein und mit ſolchen Rößern ſpazieren fahren. Thät'ſt mir derbarmen! Blutig thät'ſt mir derbarmen! Heut' iſt's noch früh genug. Ich, wenn ich der geſcheidt' Seppel thät ſein — auf der Stell' ging' ich ihr abſagen.“

„Zuweg ſoll denn ich Keine gern haben, das möcht' ich wiſſen. Der Vater hat doch auch Eine genommen.“

„Scham' Dich, Seppel, daß Du mir Deine Mutter nachred'ſt (mißgönneſt)! Du biſt dabei gewiß nicht zu kurz kommen. Auf Deiner Mutter wachſt heut' der grün' Waſen, die laß' mir in Ruh'!“

„So meint der Vater, daß ich's ſollt' ſein laſſen?“

„Daß Du's ſollſt ſein laſſen, Seppel. Schau fleißig zum Arbeiten und Beten, ſchmeckt Dir des Tag's das Eſſen und des Nachts der Schlaf — haſt keine Anfechtungen. Und kannſt es ſchon gar nicht g'rathen (entbehren), daß Du was thuſt, das unnöthig iſt, ſo rauch wegen meiner ein Pfeiſſel Tabak. Nur mit keiner Weibaten gieb Dich ab.“

„Und juſt eine Weibate hätt' ich mögen.“

„Weil Du ein Trutzbock biſt! Hell mir zu Trutz! Ich ſag' Dir's in Güten, Seppel: Du biſt noch minderjährig, vergiß nicht, wer Dein Vater iſt.“

„Gewiß nicht. Ich bedenk's auch, warum er's iſt.“

„So! Ich verſteh's, was Du meinſt, Giftmaul. Iſt das die Ehrfurcht, die Du Deinem Vater ſchuldig biſt? Burſch', bring' mich nicht in's Grab!“

„Ich ſag' nichts mehr, ich bin ſchon ſtill, und jetzt geh' ich ſchlafen.“

Das iſt zwiſchen dem alten Toni-Bürſch und ſeinem dreiundzwanzigjährigen Sohn die Abendunterhaltung geweſen.

Der Alte betete ſein Abendgebet; das erſte Paternoſter weihte er ſeinem Sohn, das zweite derſelbigen, die ſein Seppel gerne ſah; das dritte für ſein verſtorbenes Weibel, daß es in Frieden ruhen bleibe; das vierte betete er um einen guten Schlaf für ſich ſelber, denn er hatte großen Kummer von wegen Derſelbigen, die ſeinen Jungen in Verſuchung führte.

Der Seppel that aber nicht, wie er geſagt hatte; er ging in den Haarſpinnhof und klopfte dort an das Kammerfenſter der Chriſtine.

„Gieb Fried, Dein Angehen mag ich nicht leiden!“ begehrte die Chriſtine drinnen auf, aber ſo leiſe, daß es Niemand im Hauſe hören konnte.

„Was redeſt denn, Chriſtl, wenn Du noch nicht wiſſen kannſt, was ich will,“ ſagte der Seppel, „ich bin nur da, daß ich Dir's ſag: mit uns Zwei — was wir ausgeredet haben — iſt's dieweilen noch nichts. Ich verlieb' mich nicht, ich bin noch eppas zu jung. Wart' halt; wenn's mir gach einfallt, daß ich komm'!“

Sie ſagte kein Wort, und er ging davon. Und war zufrieden mit ſeiner Feinheit. — Die Chriſtine ſah er gern, das ſtand feſt, wie die Erde. Aber ſie war eine Kalte. So viel jung und ſauber, aber ſo viel kalt. Wenn Eine auf jede Frage nichts, als „na“ ſagt, ſo iſt das keine Sach'. Jetzt hat ihr er abgeſagt — ſie ſoll nur warten, leicht wird ſie wärmer — und im Grunde ſind Beide noch ſo jung, daß ſie nichts verſäumen. Dieweilen wird er großjährig und hernach hat der Vater nichts mehr dreinzureden. Auf ſeinen Vater muß der Menſch doch auch achten, auf daß es ihm wohlgehe auf Erd'. Und von wegen der Erbſchaft wohl auch. — Deswegen war's fein vom Seppel, und wenn Einer ſo in rechter Friedſamkeit weiter lebt und all' Tag ſeine Uhr aufzieht, ſo wird er nach und nach doch großjährig. Nachher ſtellt er ſich mit ausgeſpreitzten Beinen hin vor den Vater, ſteckt die Hände in die Hoſentaſchen, ſo tief es geht und ſagt: „Na Vater, itzo wollen wir halt einmal probiren, wie's mit den Weibsbildern ausſchaut. Iſt der Vaterſegen zu haben, ſo wird's uns g'freuen; iſt er nicht zu haben, ſo ſoll's desweg keine Feindſchaft geben." — Beim Seppel kommt's ja doch nur mehr auf ein Jahr an, daß es ein Schaltjahr iſt, wird auch zu verwinden ſein, wird die Chriſtine noch um einen Tag wärmer. Der Seppel vertreibt die Zeit auf einem Holzſchlag drüben im Neuviertel, und iſt es beſſer, er kommt nicht oft heim. Deswegen iſt Einer Mann, daß er ſeine Sach' derwarten kann.

Es war ganz genau, wie er ſich's gedacht hatte, das Jahr wurde täglich um einen Tag kürzer, und die Chriſtine im Haarſpinnhof täglich um einen Tag wärmer. Da erhielt der Burſch eines Tages Nachricht, der Toni-Bürſch laſſe ſagen, der Seppel möge einmal heimkommen, möge doch auf den Vater nicht ganz vergeſſen.

Das iſt auch wahr, dachte der Sohn, auf meinen Vater darf ich nicht vergeſſen, jung iſt er auch nicht mehr; wenn der Menſch einmal im Siebenundſechzigſten ſteckt, denkt er halt auf's Teſtamentmachen. — Und geht heim, und findet den Vater, Gott Lob rechtſchaffen geſund und rührig, und der Mann hat einen Schneider im Haus. Der Schneider macht ein kohlſchwarzes Tuchgewand; im Vorhauſe zimmert der Tiſchler aus ſechs Brettern . . . .

„Aber, Vater, wer wird denn auf ſo was denken?“ ſagt der Sohn.

„Willſt mich Du zuletzt noch gar bevormunden?“ ſagt der Vater, „ein ſolches Leben gefreut mich nicht mehr. Ich denk' ich bin alt genug dazu.“

„Warum nicht gar! Wie der Vater jetzt ausſchaut: noch dreißig Jahr dermacht er's.“

„Verhoff's. Für weniger laßt ſich der Menſch kein nußbaum'nes Ehebett koſten. — Wirſt wohl bei der Hochzeit ſein, Seppel!“

„Ja, wer — wer denn?“ fragte der Sohn.

„Mein lieber Bub',“ ſagte jetzt der Alte und blickte den jungen Mann liebreich an, „ich hab''s bedacht und Du haſt mir ſo viel arg derbarmt. Keine Mutter haben, ein Waiſel ſein — 's iſt eine arme Sach'. Nachher, wenn man's bedenkt, ich brauch' auch wen, geſetzt, daß ich geſund bin und geſetzt, daß ich einmal mühſelig werd'. Und auch eine Sündhaftigkeit iſt's, ſo ein ledigs Daherleben, und es ſind die jungen Gedanken noch da.“

Jetzt antwortete der Seppel: „Das verſtehe ich nicht. Wenn bei mir etwa einmal die jungen Gedanken da wären, gleich thäts heißen: Denk' auf die Sünd'! auf die Sünd' mußt denken, Seppel. Was hat der Vater denn geſagt, wie ich ſelbunter die Chriſtel hab' wollen nehmen? Das vierte Gebot hat müſſen herhalten und die Sündhaftigkeit. Bei mir iſt's Gernhaben ſündhaft, bei Euch das Alleinbleiben, jetzt möcht' ich wiſſen, wie Eüner dem Teufel auskommt.“

„Kommt ihm nicht aus, Seppel, haſt Recht!“ ſagte der Alte, „aber zeigen muß ich ſie Dir doch, Deine neue Mutter. Hab' ſie da im Stübel d'rin. Geh', Chriſtel, geh' heraus ein wengel!“

Stand ſie da.

Dem Seppel iſt im erſten Augenblick ſo dumm geweſen, als wie wenn ihm ein härener Sack über den Kopf geworfen worden wäre. Als er ſie aber eine Weile angeglotzt hatte, ſagte er: „Soll das eine Fopperei ſein?“

Sie ſchüttelte den Kopf, als wie Eine, die nein ſagen will.

Da wendete ſich der Sohn zum Vater und ſprach: „Vater hin, Vater her, jetzt red' ich anders. Ihr habt die Unrechte erwiſcht, das iſt die Meine. Die laß' ich nicht aus, ehever ſetzt's was!“

„Das Geſchrei iſt nicht vonnöthen,“ ſagte der Alte verbiſſen, „wir ſind auf gleich und haben uns ehrlich Wort gegeben. Aber wenn ſie meint! Ich bin nicht der Menſch, der wen zwingt und 's kommt nur d'rauf an, daß ſie es ſelber ausſpricht, welchen ſie haben will, den Jungen oder den Mann.“

Der Seppel bebte vor Zorn, aber er bezwang ſich und fragte die Chriſtine: „Na, welchen denn?“

„Der bei mir bleibt, und das Gernhaben nicht verſchiebt über's Jahr. Bildeſt Dir was ein auf Dein Jungſein! wir fragen bei euch Mannsleuten nicht viel um's Alter, mußt wiſſen, aber bei uns Weibsbildern hat's Eil!“

„Das iſt Recht!“ machte der Alte, „Chriſtel, thu' ihm's nur tüchtig ſagen. Hätt' ſich früher um Dich ſollen bekümmern; der Lecker, jetzt möcht' er was dreinreden.“

„Ich werd' noch mehr dreinreden!“ rief der Seppel und ſtellte ſich fürchterlich vor den Vater auf.

„Du ſei ſtill!“ fuhr die Chriſtine drein und ſchob den Burſchen bei Seite, „er iſt Dein Vater. Aber der meine iſt er nicht, und ich red'.“

„Haſt ſchon Recht, Chriſtel, red' Dich nur aus, iſt mir allemal lieber,“ drauf der Alte.

„Wird Dir ſchon genug werden, Toni-Bürſch,“ ſagte ſie, „Dein ehrlich Wort? na, ich bedank' mich! Du hätt'ſt mich ſauber drankriegt; jetzt, und noch zu rechter Zeit ſeh' ich's ein. Du biſt ein Falſcher!“

Er fing ihren Arm und rief: „Wohl gewiß nicht, Chriſtel, ich ſchau Keine an, außer Dir!“

„Das glaub' ich gern, aber gegen Dein eigen Kind biſt falſch. Bis auf die jetzige Stund hab' ich's nicht gewußt, daß Du den Seppel von mir hintan gehalten haſt, weil es Dich ſelber noch geluſt' nach einer jungen Dirn. Die Höll' haſt ihm heiß gemacht; und dieweil er Dir nachgeben und Vaters wegen die Liebſte verlaſſen hat, wirfſt ihm heut' vor, daß er ſich beſſer um mich hätt' kümmern ſollen. Er iſt eine Lettfeigen, aber er iſt ein gutes Kind; Du biſt ein ſchlechter Vater und kunntſt leicht ein noch ſchlechterer Mann ſein. Toni-Bürſch, von Dir hab' ich genug!“

Der Schneider war aufgeſprungen, der Tiſchler hobelte nicht mehr — es bleibt ja Alles aus!

„Macht's nur weiter, Handwerkerleut,“ ſagte der Seppel, „wird ſchon Anwert haben. Die Chriſtel nimmt mich.“

„Das mußt erſt ſehen,“ ſagte dieſe — und war fort.

— Standen Vater und Sohn ſich gegenüber und ſahen ſich an.

„Geh, Seppel, thu' nicht ſo grimmig ſchauen,“ ſagte der Alte ſüß, „einen Spaß wirſt doch verſtehen.“

„Iſt mir lieb. Ein Spaß ſoll's geweſen ſein, will auf nichts Anders denken. Aber von heut' an bin ich großjährig."

Der Alte ließ es gelten und redete nichts mehr drein. An einem der nächſten Tage ging der Seppel zur Chriſtine und ſagte: „Dirndl, der Schneider und der Tiſchler ſind fertig."

Nun —? was ſagte ſie dazu?

Es war ihr recht.

Graf Adlerſtamm auf der Hahnenjagd.

Im Ramſauerthale ſteht die alte moosbärtige Fichte, an welcher das Wunder geſchehen iſt. Dort hat der Graf Adlerſtamm den Hahn und der Preiner-Michel den Bock geſchoſſen.

Im Frühjahre war's, als der Graf in Nimrods kecker Rüſtung in's Thal fuhr. Der Oberförſter — Hans Schrödinger heißt er, der uns nachher die Geſchichte erzählt — hatte für Jagd und Wild zu ſorgen. Er war rathlos. In die nahe Holzknechthütte ging er hinüber, hieß den Vorhacker, den Preinermichel mit ſich, und als ſie allein durch den Wald gingen, und der Michel ſeinen Tabaksbeutel vom Rücken herüberzog, wo er ihn im Gurte ſtecken hatte, und ſeine Pfeife füllte, ſagte der Förſter: „Möcht' ich wiſſen, wie wir das anfangen."

„Iſt was anzufangen?" fragte der Michel.

„Der Graf iſt da und will morgen früh einen Auerhahn ſchießen."

„Dem gehört die Jagd, der kann's thun."

„Der kann's nicht thun," ſagte der Oberförſter.

„Warum? Heuer giebts ja Hähne genug, weiß ſelber einen oder zwei. Der Herr Graf muß halt gut auf den Stand geführt werden."

„Das iſt zu wenig, mein Lieber, der Graf trifft nichts. Es muß was geſchehen. Jetzt, denk' Dir einmal, iſt's heuer das zehnte Jahr, daß der Herr auf den Hahn kommt, und hat noch nicht ein einzig Federl geſchoſſen. Er wird Dir endlich verzagt, verkauft die Jagd, und das wär' arg; Du weißt, Michel, er giebt —" und machte mit den zwei Gebefingern eine bedeutſame Geſte. „Kurz, er muß morgen den Hahn ſchießen. Wenn ich mir das nur anzuſchicken wüßt'."

„Binden wir ihn den Hahn auf den Baumwipfel." Meinte der Preiner-Michel, nahm ſeine angeſtopfte Pfeife zwiſchen die Vorderzähne und ſteckte den Tabaksbeutel wieder in den Gurt.

„Anbinden," ſagte der Förſter, „d'ran habe ich ſchon gedacht, aber es iſt zu wenig; er trifft ihn nicht."

„Wenn er zwei und dreimal hinaufbrennen kann?"

„Trifft ihn nicht. Der Graf iſt kurzſichtig, das weißt, hat keinen feſten Anſatz und keine ſichere Hand und keine Geduld und Ruh'; dem fehlt nicht mehr, als Alles zum Jäger."

„Nachher kunnt ich keinen Rath geben," ſagte der Michel.

„Es giebt nur Ein Mittel," verſetzte der Förſter mit leiſer Stimme, als vertraute er nicht einmal den Bäumen, „und weil es das einzige iſt, ſo muß es ausgeführt werden."

„Nachher iſts ja recht."

„Aber dazu brauch' ich Dich, Michel. Los einmal."

Und ſie blieben ſtehen und der Förſter brachte dem Vorhacker was bei. —

„Na Du,“ ſagte dieſer plötzlich laut auflachend: „Das thu' ich nicht!“

„Kannſt es ganz ruhig thun; 's iſt gar keine Gefahr. Er ſchießt zum mindeſten eine Klafter weit an Dir vorbei.“

„Zu dem Geſchäft ſuch' Dir einen Andern, Förſter.“

„Nun, zu Deiner Beruhigung — Du weißt ja, daß ich dem Herrn den Büchſenſpanner abgebe — werde ich das Gewehr blind laden.“

„Das iſt eine Red'. Jetzt haſt mich. Wo will der Herr Graf den Hahn ſchießen?“

„Oben im Donnerwald etwa bei der Zwiſelfeichten. Je weiter und ſchwieriger der Weg, deſto größer das Vergnügen. Kennſt ja das, von den hohen Herren. Und um drei Uhr, wo's g'rad noch die rechte Finſtern hat. Nicht vergeſſen auf's Balzen!“

„Iſt recht.“

Sie verabredeten noch Manches und verloren ſich im Walde. —

Um Mitternacht wird der Herr Graf höflich geweckt. Er beladet ſich mit Allem, was dem alten Jägersmann an den Leib ſteht. Nur wenn der Förſter meint, das oder das ſei heute nicht nöthig, ſo ſagt der Graf fürſichtig, 's wär' immerhin beſſer, man hätt's bei ſich. Es iſt eine klare ſtille Nacht.

„Excellenz!“ ſagt der Förſter unterwegs, „heut' gilts Einen. Ich ſags. So ſchön iſt mir noch Keiner g'ſtanden, wie der heutige.“

„Soll Sein Schade nicht ſein. Doch — hat Er's gehört, jetzt? iſt das nicht ein Schuß geweſen?“

„Wahrhaftig,“ lachte der Förſter, „auf's Haar wie ein

Schuß; das hat mich Anfangs auch immer getäuſcht. Nein, Excellenz-Herr, eine Lawine iſt im Höllgraben drüben abgegangen. Das iſt um dieſe Zeit nichts Seltenes.“

Je höher ſie emporkamen gegen den Donnerwald, deſto leiſer wurde ihr Geſpräch. Als ſie bei der Rothbuche waren und horchten, hörten ſie das erſtemal Balzen. Nun hub das Laufen an, um dann, während der Hahn wieder ſchwieg, ſtarr wie ein Baumſtrunk ſtill zu ſtehen.

So waren die beiden Jäger allmälig zur Zwiſelfeichten gekommen, in deſſen buſchigem Gewipfel das Thier ſchnalzte und balzte, daß es eine Luſt war.

Der Förſter führte den Grafen auf den rechten Standpunkt, und fragte flüſternd, ob er dort oben den Hahn wohl ſehe.

„Wohl, wohl! 's iſt ein ſakriſch mächtiger Kerl.“

„Natürlich, das ſchwarze Bündel dort iſt der Baumwipfel. Daneben, der kleine Punkt . . . .“

„Gut, gut!“ entgegnete raſch der Graf und fuhr mit dem Schaft zur Wange. — Puff! war auch ſchon der Knall da. Man meinte, ſchier zu früh, aber ſiehe — diesmal Glück! Das Thier rauſchte herab von Aſt zu Aſt und ſchwer fiel es nieder auf den Boden.

Der Graf ſprang hinzu, jauchzte, jubelte; es war auch ein prächtiger Vogel. — Das Telegrafenamt! Alſogleich berichten der Gemahlin, den Freunden: Vivat, den Hahn geſchoſſen. Morgen großer Schmaus! —

Ein herrlicher Vogel! fürwahr, und gerade mitten in die Bruſt getroffen! Aber — was hängt doch dran? An den Klauen hängt ein Knollen, — was das ſein mag? — Sogleich iſt Licht gemacht — welch eine Erſcheinung?! In die Klauen verhackt lag ein vollgedunſener Tabaksbeutel.

„Verdammter Eſel!“ fluchte der Förſter für ſich und raſch ſetzte er bei: „der erſte Fall in meiner Praxis, Excellenz-Herr, wo mir das vorkommt, was erzählt wird, daß Auerhähne bisweilen in die Nähe der Holzarbeiter dringen und verſchiedene Gegenſtände, die die Leute irgendwo bei Seite gelegt, mit ſich forttragen. Ich wette, dieſe Tabaksblaſe iſt ein ſolcher Raub. Seltſam, ſeltſam!“

Der Graf ſtarrte drein und ſagte kein Wort. Den Vogel ließ er liegen; auf dem kürzeſten Weg eilte er dem Bahnhofe zu. Und der Michel kletterte verzagt von der Zwiſelfeichten, von welcher er früher den todten Vogel herabgeſchleudert hatte.

„Was kann denn ich dafür!“ betheuerte er dem Förſter, „ihr ſeid zu früh dageweſen. Wie der Schuß fällt, hängt der Vogel noch feſt an meinem Gurt. Ich reiß' ihn eilends los, nu, und hab' halt meinen gottverblitzten Beutel mit hinabgeworfen.“

In acht Tagen war das Revier verkauft.

Studentenpulver.

Da gingen einmal drei Studenten auf Vakanzen. Sie machten eine Bergreiſe im Salzburgiſchen und hatten viel Courage und wenig Geld. Der Eine, Markus Friſcher, hatte in Berchtesgaden wohl eine kleine, zierliche Doſe herausgefeilſcht und dieſelbe hübſch mit Schnupftabak gefüllt, um dem zu beſuchenden Pfarrer in Sankt Barbara damit ein Geſchenk zu machen. Das ſollte bei dem geiſtlichen Herrn — einen weitläufigen Verwandten Friſchers — eine feine Aufnahme und noble Bewirtung bezwecken. Als ſich der

Herr „Vetter“ aber nur mit einem einzigen Glaſe ſauren Weines und etlichen Stücklein Brots, die er ſelber vorſchnitt, einſtellte, ließ der Enttäuſchte in den Wirren des Abſchiednehmens die Berchtesgadner Doſe heimlich wieder mitgehen.

Dann kamen ſie in's Pinsgaueriſche hinüber, in das Wildſchützenland.

„Hier wohnen lauter fromme Leute,“ ſagte Studio Grußing, Candidat der Juriſterei, der größte und kühnſte von den Dreien, „in den Bauernhöfen, wo wir zuſprechen, wollen wir fleißig geiſtlich werden und einſtens unſere heiligen Meſſen leſen für die Wohlthäter. Werden dabei nicht verhungern, verſteht ihr? Aber Geld! es giebt pulveriſirte Tauſender genug zerſtreut im Lande, es wäre beim Zeus, doch ſchmählich für ſo drei Kreuzköpfeln —“

„Freunde!“ rief Stroche, der älteſte und verſchlagenſte vom Kleeblatt, „ihr wißt, ich kenne dieſe Gegend und die Leute, die ihres Aberglaubens wegen ſo berühmt ſind, wie etwa die Oberammergauer ihrer Paſſionsſpiele halber. Es giebt anderswo auf der ganzen Welt keine Pinsgauer mehr. — Und jetzt habe ich eine Idee.“

„Ah, Ideen haſt Du viele,“ rief Grußing, „zeige endlich nur einmal, daß Idealiſten auch praktiſch ſein können, denn die böſe Welt will das nicht glauben.“

„Ich werde ſie überzeugen,“ verſetzte Stroche trocken. „Friſcher, willſt Du mir zum allgemeinen Beſten Deinen Schnupftabak zur Verfügung ſtellen? Die Doſe magſt für Deine alten Tage behalten. — Und Du, Bruder Grußing, willſt Du Dich einmal ein Bischen todtſchießen laſſen?“

„Oh, mit Vergnügen!“ rief der Gefragte.

„Schön,“ ſagte Stroche, „ſo werden wir morgen Geld haben. — Der ſchwarze Hannes iſt wieder ausgebrochen, merkt euch das!“

Sie lugten ihn an und dachten: iſt ein komiſcher Kauz, der Stroche.

Dann ſtiegen die Dreie in's Gebirge hinan, einem Hirtenhauſe zu, das verſteckt war zwiſchen Wald und Wänden. Unterwegs hatte Stroche mit dem „Jusdoktor“ viel zu reden, und es wurden in einem Verſteck die Kleider umgekehrt und der Plaid in Form eines alten Bauernmantels aufgeheftet, es wurde mit ausgepreßtem Kräuterſaft das Geſicht Grußings braun gefärbt, es wurde das Hinken auf dem linken Fuß eingeübt und Mehreres dergleichen. Dann gingen die Zweie, Stroche und Friſcher, in die Halterhütte. Der Halter — Duckmichel hießen ſie ihn — war ein kleiner, rühriger und doch unbeholfen und blöd ausſehender Mann; nur in dem ſtets halbgeſchloſſenen Auge hatte er jene ſtechende Glut, die bei fanatiſchen und abergläubiſchen Leuten ſo häufig zu bemerken iſt. Und die ganze Hütte war inwendig mit geweihten Weidenzweigen, Amuleten, Alraunen u. ſ. w. behangen.

Die beiden Studenten — Stroche war nicht ganz fremd im Hauſe, — wurden mit bäuerlicher Höflichkeit, die ein Gemiſch iſt von Naivetät und Coquetterie, empfangen und mit Brot, Butter und ſüſſer Milch bewirtet. — Thäten allbeide auf geiſtlich ſtudiren, hätten ein heißes Jahr hinter ſich — die ſiebende Schul', wo der Theolog mit dem Teufel die erſte Bekanntſchaft machen müſſe.

„So, ſo,“ ſagte der Duckmichel und klopfte an dem Fingernagel des Daumens die Aſche ſeiner Pfeife aus. „So, ſo! thuen die Herren nur eſſen und trinken! geſegne Gott, wir haben noch was in der Kammer. Iſt wohl vergunnt! — Die ſiebende Schul', die ſchwarz' Schul', heißt's, mein' ich —? Na, gelt, weiß es ja. — Viel dicker auf's Brot ſtreichen, junger Herr, die Butter! Recht Schad', daß uns der Honig iſt gar worden. — Schau ſchau. — Vor nächſt Jahren ſind auch einmal ſo Herren heroben geweſen; die haben dem Nachbar da unten, den Schlederer-Ferl — heißt er — der Müh werth ein Biſſel ein Studentenpulver gegeben."

„Aha," murmelte Stroche ſeinen Genoſſen einen recht abſichtlich vielſagenden Blick zuwerfend, „ägyptiſches Pulver meint er."

Der Halter lugte und lauerte, war überzeugt, ſie hätten Studentenpulver bei ſich. Dieſes iſt ein gezaubertes Schießpulver, das nicht knallt — für Wildſchützen eine gute Sach.

Stroche erhob ſich nun einmal und ging hinaus in's Gebüſch, wo Grußing im Brombeerlaub lag. „Du," flüſterte er zu dieſem, „es geht prächtig, der Dummkopf iſt allein zu Hauſe, und er hat ſelber von dem Pulver angefangen. Buppe Dich eilig in Deinen Räuberſtaat, ſchleiche dort auf die Felsbank, und pflück' Erdbeeren ſo lange, bis ich vor der Hütte laut rufe: „Feuer!" Dann wird der Hahn knacken und wie Du das hörſt, ſo ſtürze zuſammen — vergiß nicht drauf!"

Es war ſchon früher Alles verabredet geweſen, und ſo genügte die kurze Weiſung, nach welcher Stroche ſogleich wieder in's Haus eilte.

Darauf kam der Halter mit Ingwerbranntwein. Der Student blickte zum Fenſter hinaus auf die gegenüberſtehende Felswand.

Der Duckmichel hätte gerne vom Studentenpulver geſprochen, man merkte es ihm an. Er redete ſo herum von

Venedigerkapſeln, deren Feuer den Schuß die doppelte Weite trägt; von Suchkugeln, die jenes Ziel — ſei es wo immer — aufſuchen, an welches der Schütze beim Losdrücken denkt. Dann fragte er: was denn immer Neues in der Welt?

„Neues genug, aber nicht viel Gutes,“ ſagte Stroche, auf die gewohnte Denkart der Landleute eingehend. „Habt's ſchon gehört, in der Kufſteinerfeſtung — der ſchwarze Hannes iſt wieder ausgebrochen.“

„Solls doch wahr ſein?“ rief der Halter, und blinzelnd: „Der braucht den Hörndlbuben (Bezeichnung für den Teufel).“

„Siehſt Du, der Mann ſagts auch!“ rief der eine Student dem andern zu. „Sakra, bei dem wär' ein Geld zu verdienen!“

„Wie ſo das, mit Verlaub?“ fragte der Halter und machte einen langen Hals gegen den Sprecher, auf daß dieſer das Ohr für die Antwort näher hätte.

„Ei!“ verſetzte Stroche, „ſind ja doch dreihundert Dukaten auf des Räubers Kopf geſetzt!“

Der Halter ſchlug einen Lacher: „Den einbringen! da müßt' Einer ein wenig mehr können, als Birnen ſieden.“

„Na, mit gewöhnlichen Mitteln geht es nicht, das geb' ich zu,“ ſagte der Student, und zu ſeinem Genoſſen: „Aber das Aegyptiſche, das thäts wohl!“

„Weil —“ meinte nun der Duckmichel angelegentlich, „weil wir ſchon davon reden, wie iſt das, mit dem Aegyptiſchen?“

„Ja, guter Mann, das iſt das Studentenpulver, von dem Ihr vorhin geſprochen habt,“ flüſterte Stroche geheimnißvoll, „nicht allein, daß dieſes Pulver nicht kracht, Ihr wißt es ja: es löſt an Anderen jede Hexerei auf. Kein Zweifel, der Hannes macht ſich unſichtbar, macht ſich ſchußfeſt — aber vor dieſem Pulver“ — er deutete gegen ſeine Bruſttaſche — „iſt Alles umſonſt. Doch, ſprechen wir von was Anderem. — Ich verwett' meine arme Seele, wir haben geſtern da unten bei Hüttau den ſchwarzen Hannes geſehen.“

„Na, ſeid mir aber ſo gut!“ hauchte der erſchrockene Halter.

„Ganz nach der Beſchreibung. Dieſelbe Figur, dieſelben kohlrabenſchwarzen Haar, derſelbe Lodenkittel; und hinkt er nicht am linken Fuß?“

„Jeſſes, freilich, freilich!“ verſetzte der Halter, „hat ihn ja einmal ein Standar in's Knie geſchoſſen.“

„Punktum, er iſts geweſen!“ rief der Student und ſchlug die Fauſt auf den Tiſch. Dann faßte er in heller Freude den Genoſſen an beiden Rockflügeln: „Bruder, vielleicht gelingts uns, den Vogel abzuſchießen. Jetzt bin ich aber tauſendmal froh, daß ich eine Portion Pulver zu mir geſteckt hab'!“ Dann wieder zum Halter: „Na, wie gehts immer, Vetter? Mitunter ein wenig wildern, was? Läßt ſich denken, ein Gebirgsbewohner. Nu, 's iſt ja recht.“

„Wohl, wohl, aber —“ fuhr's jetzt dem Manne heraus, „Studentenpulver thät Einer halt brauchen. Weil wir ſchon einmal dabei ſind: die Herren haben gewiß eines im Sack?!“

Der ſchlaue Student ſchwieg einen Augenblick. „Nu,“ ſagte er dann, „etwelches trägt man ſchon bei ſich, wenn auch nicht viel, 's iſt ein koſtſpielig Ding!“

„Allzuwenig,“ meinte nun der Halter, „wollt' ich nicht hergeben dafür. Was thät' der Schuß denn koſten?“

„Iſt ja nichts für euch,“ ſagte Stroche mit der Hand abwehrend. „Der Schuß koſtet einen Thaler.“

Jetzt gab der Halter nicht mehr nach, bis der Studioſus ſein braunes Pulver, ſorgſam in Papier gewickelt, hervorgezogen hatte. — „Es kann aber höchſtens für acht oder zehn Schuß reichen.“ — Der Mann holte ſeine Geldtaſche, feilſchte eine Weile und murmelte dann: „'s wird die Herren nicht kränken, aber probiren möcht' ichs doch erſt.“

„Das verſteht ſich,“ ſagte der Student und ſein Auge war durchs Fenſter auf die gegenüber liegende Felswand gerichtet.

„Bei Gott!“ flüſterte er, „jetzt wird mir die Sach' ſchon verdächtig. Seht ihr nichts dort? Schon eine Weile kriecht euch im Gewände ſo eine Kreatur herum, die — — ein Spitzbub will ich ſein, wenn das nicht der leibhaftige ſchwarze Hannes iſt!“

Die Anderen zwei ſahen jetzt die Geſtalt auch. Der ganze ſchwarze Kerl, wie er hinkt und ſich duckt und ſpäht — 's iſt der flüchtige Räuber.

„Der iſt unſer!“ knurrte Stroche mit leuchtendem Auge, „das iſt einmal ein rechtes Ziel zur Prob' für's Pulver. Ich bitt' euch, Mann Gottes, einen Kugelſtutzen!“

„Ah na,“ ſagte der Duckmichel, „da ſchieß ich ſelber.“

„Um ſo beſſer, Ihr habt ein gutes Auge. Aber, Freund, das Gewehr iſt doch nicht ſchon geladen?“

„Noch nicht,“ antwortete der Halter, „haben die Herren, wie ſie da heraufgingen, keinen Schuß gehört? Da hab' ich meinen Stutzen auf einen Raben losgedrückt.“

„Gut,“ ſagte der Student, „nichts ſchlechter, als wenn die beiden Pulvergattungen zuſammenkommen.“

„So viel weiß ich wohl ſelber,“ brummte der Michel und lud das Gewehr mit einer Bleikugel und dem braunen Studentenpulver.

Sie ſchlichen vor's Haus. Der Mann im Gewände kauerte ſich halb auf den Boden hin, erhob ſich wieder und ſchien Beeren zu pflücken.

„Man merkt es ſeiner Sorgloſigkeit wohl an, daß er ſich für unſichtbar hält," verſetzte Friſcher.

„Ja, unſer Pulver!" liſpelte der Andere, „aber, Vetter, zielet gut, und wartet bis ich rufe."

Der Halter ſpannte das Schloß, und fuhr mit dem Gewehre zur Wange. Stroche blinzelte entzückt ſeinem Genoſſen, dann rief er laut: „Feuer!" In demſelben Augenblicke loderte die Mündung des Laufes, gellend knallte der Schuß.

Die beiden Studenten ſtießen einen Schreckruf aus und erbleichten. Pulverrauch verdeckte ihren Augen was vorging drüben an der Felswand.

Der Halter aber wendete ſich höhniſch gegen den bebenden Stroche: „Iſt das euer Pulver, das nicht kracht?"

„Was iſt geſchehen?" ſtöhnte dieſer, „wie ſo kann das ſein! Da gibt's ein Unglück!"

Hierauf ſtellte ſich der Duckmichel das Gewehr feſt auf die Erde ſtemmend gerade vor die Studenten hin und ſagte gelaſſen: „Meint ihr denn, ihr ſauberen Herrlein, Unſereiner iſt gar ſo dumm? — Naſſes Pulver ſchon iſt mir zuwider, viel weniger ſchieß' ich mit Schnupftabak. — Studentenpulver! Oh, wir kennen den Spaß ſchon ſeit lange! Hab's auch recht gut gehört, was ihr da unten im Strupp mit eurem Spießgeſellen beredet habt. Hab' mich unterhalten bei eurem Geſchwätz. Und ſo müßt ihr mir's ſchon zu gut halten, daß ich das echt geladene Zeugel losgeſchoſſen habe, weil mir der Vogel da drüben einmal gar ſo prächtig auf der Mücke geſeſſen iſt."

„Jeſus und Maria!" jammerten die beiden Studenten, „was iſt mit unſerem Kameraden geſchehen?"

Jetzt löſte ſich der Rauch und vom Felſen heran eilte Grußing, hoch in der rechten Hand einen todten Falken haltend, der ihm nach dem Schuſſe förmlich in den Schooß gefallen war.

„Den Vogel will ich euch ſchenken," ſagte der Halter, „ſpannt ihm hübſch die Flügel aus und nagelt ihn über eure Bücher an die Wand, daß ihr's ja nicht vergeßt, wie wir Bauersleute gar ſo abergläubiſch und dumm ſind. — Iſt noch Buttermilch anſtändig?"

Wie Duckmäuſer ſchlichen die drei genarrten Muſenſöhne davon. Sie leben heute noch. Geiſtlich iſt keiner geworden; alle drei ſind Advokaten auf dem Lande, haben immer noch viel Courage und wenig Geld. Aber das Studentenpulver ſchnupfen ſie ſelber.

Eine luſtige Geſchichte, die traurig ausgeht.

Die Enns beſpült jene Gegend, wo ich vor nicht langer Zeit einen wunderlichen Geſellen traf.

Ich ſtand am Waldwege vor einem geſchnitzten Chriſtusbild und vermeinte träumend in den Wipfeln das Flüſtern jener Gebete zu vernehmen, die vor dieſem Gottesbildniſſe je geſprochen worden ſein mochten. Denn unterhalb an den Füßen des Gekreuzigten war eine Tafel angebracht, auf welcher in halbverwaſchenen Lettern die Worte ſtanden: „Wenn Du auf Erden keine Hilf mehr weißt, ſo komm' zu dieſem heiligen Kreuz, ich ſeh' Dein Anliegen und Herzenspein, ich bin Dein Gott und will Dein Retter ſein!"

Wie dem Skeptiker da zu Muthe iſt, wenn er in der Weihe des Waldes vor einer ſolchen Glaubensſtätte ſteht! Faſt iſt auch ihm, als müſſe er beten auf ſolcher lieblichen Oaſe mitten in den Wüſten dieſer Welt. — Und wenn er in ſeinem trotzigen Sträuben vor himmliſchem Troſte ſich auch ſagt: dieſes Bild haben Menſchenhände geſchnitzt, dieſe Worte haben Menſchenhände geſchrieben, ſo haucht ihm der Wald in's Ohr, ob denn in dem ewigen Glauben, Hoffen und Sehnen der Menſchheit keine Offenbarung liege? Ob nicht ſchon die daraus erſtehende Zuverſicht ein Theil jener göttlichen Gnade und Seligkeit iſt, ohne welche der Atheiſt leben und ſterben muß?! —

Aehnlich waren vor dem Kreuzbilde meine Gedanken, als ich einen bäuerlich gekleideten, etwa in der Mitte des Lebens ſtehenden Mann raſch des Weges herankommen ſah. — Der kommt vielleicht, um zu beten, dachte ich, denn ſein Haupt iſt gebeugt und auf ſeinem Antlitze iſt Kummer, ich will ihm daher Platz machen vor dieſem Kreuze. — Ich ging fürbaß; der Mann aber hielt nicht vor dem Kreuze an, ſondern eilte mir nach. „He!“ rief er mit heiſerer Stimme, „nur auf ein Wörtel!“

So blieb ich ſtehen, bis er herankam.

„Hat der Herr meine Braut nicht geſehen?“ fragte er mich.

„Eure Braut?“ verſetzte ich, „mir iſt hier Niemand begegnet.“

Er faßte mich an der Hand, blickte mich ſcharf an und ſagte: „Sei der Herr aufrichtig. Ich habe Ihm mein Lebtag kein Leid gethan. Wenn Er ſie geſehen hat, hier, anderswo, ſo ſag' Er es mir. Denk' Er an's jüngſte Gericht, die Brauträuber trifft es am ſchärfſten.“

Wußte nicht, was ich entgegnen ſollte.

„Ja, ja,“ rief er, „denk' der liebe Herr nach, hat ſie gewiß geſehen, ſie iſt ſo viel ſchön und jung und hat ein braunes Haar, und hat eine geraune (ſchlanke) Geſtalt und roſenrothe Wangen und kann ſingen wie Glocken. Ich gebe Alles, was ich habe, wenn Er mir ſagt, wo ſie iſt!“

Wußte gar nichts Anderes zu ſagen, als: „Wie ſo vermißt Ihr denn Eure Braut?“

„O Jeſus!“ rief er und ſchlug die Hände zuſammen, „Er iſt ganz fremd dahier. Geraubt iſt ſie mir worden am Hochzeitstag; ſelber entflohen iſt ſie nicht, ſie hat mich lieb gehabt und iſt von Weitem gekommen, mich zu heiraten. Wenn Er ein Reiſender iſt, ſo thu' Er mir den Gefallen und frag' um. Ich bin der Schuhmacher Anton Wegerich dahier, und ſie ſoll um des lieben Chriſti Willen zu mir kommen, ſonſt müßte ich närriſch werden.“

Hierauf ſchlich er traurig davon, am Kreuze vorüber und warf einen langen, begehrenden Blick auf das Bildniß. — Und das iſt die Schattenſeite des Glaubens: Wer in Gott den Allmächtigen verehrt, der muß ihn als den Ungerechten, Grauſamen haſſen. Kein Menſch im ganzen Gebiete weiß, wo die Braut iſt; der weiß es — warum ſagt er's nicht? Warum läßt er den teufliſchen Raub zu und ſtürzt zwei unſchuldige Menſchen in's Elend? — „Ich bin Dein Gott und will Dein Retter ſein!“ Halte Wort, Herr Jeſu Chriſt! —

Recht ſeltſam geſtimmt ging ich meines Weges. Als ich in's Dorf hinabkam, deſſen weißer Kirchthurm mir ſchon mehrmals durch die Bäume entgegengeblinkt hatte, und die maleriſche Bauart der Häuſer betrachtete, hier ſchon Schweizerſtil, fiel mir an einer Wand der Schuhmacherſchild auf mit dem Namen: „Anten Wegerich.“ Die Thür war zu, die Fenſtergläſer halb erblindet und mit Spinnengewebe überwoben. Als ich mich hernach im Wirtshauſe näher nach dem Manne und ſeinem Schickſale erkundigen wollte, gab der Wirt eine ausweichende Antwort und ſetzte bei: „Weil mit einem Halbnarrn nichts anzufangen iſt.“

Gegen Abend deſſelben Tages ſtieg ich auf eine freie Anhöhe, um das herrliche Alpenthal mit ſeinem ſchönen Fluße zu überſchauen — die friſch treibenden Wälder, die junggrünen Wieſen und Auen, auf welchen geſprenkelte Rinder auf ſpringenden Knoſpen weideten, im wunderſchönen Monat Mai. Saß hier ein weißköpfiger Bauer auf dem Raſen und ſog an einem Tabakspfeifchen. Das iſt Einer, der lebt. Von ſeinem achten bis etwa zu ſeinem fünfundſechzigſten Jahre hat er nichts, als gearbeitet auf Wieſe, Feld und Alm, die halben Nächte geſonnen, geplant, die Sonn- und Feiertage um Segen gebetet und geplant, berechnet, alle übrige Zeit gearbeitet, gearbeitet. Nebſtbei auch hat er ſeiner Zeit geheiratet, Kinder bekommen; die Kinder ſind groß, ſtark und brav geworden — er weiß ſelbſt nicht wie, denn von Pflege, Erziehung oder dergleichen iſt ihm nichts erinnerlich. Haus und Hof iſt in gutem Stande, nun kann er es dem Sohne übergeben, ſich auf den grünen Raſen ſetzen und rauchen. Im Hauſe hat er ſein Stübel und ſein Eſſen und was er ſonſt braucht; ſo mag er ſorgenlos aus- und eingehen, im Hofe und im Dorfe herum, den Leuten zuſehen, wie ſie's machen, dort und da ein gutes Wort d'rein reden, einen Rath geben, etwan auch einen Spaß ſagen, und rauchen.

Zum Sonntage ſitzt er ſein Stündlein im Wirtshauſe und trinkt ein Seitel — er bleibt ſchon beim Alten, gleichwohl er das neue Maß ganz geſcheidt findet — und raucht.

So lebt er jetzt, verhofft ſicherlich auch noch etliche Jährchen geſund zu bleiben und verlangt ſich nichts Beſſeres.

Solchen Leuten geht man gerne zu, ſie haben Frieden und ſie geben ihn Jedem, der mit ihnen iſt. Diesmal freilich fragte ich nach etwas, deſſen Beantwortung mir nicht zum Frieden werden wollte und noch heute unbehaglich in mir fortwirkt. — Ich war zu dem alten Manne hingetreten, hatte mich neben ihm auf den Raſen niedergelaſſen, hatte mich nach Dieſem und Jenem erkundigt und hatte endlich gefragt nach dem Bewandtniſſe, welches mit dem Schuhmacher Anton Wegerich obwalte.

„So,“ antwortete er, „dem Wegerich Schuſter haben Sie begegnet. Das iſt ein recht armer, unglücklicher Menſch; wäre mir lieber, wenn Sie die Geſchichte nicht verlangt hätten. Sie iſt ſo viel luſtig. Na, wirklich, lieber Herr! die Geſchichte wäre ganz luſtig, wenn ſie nur nicht gar ſo traurig geworden wäre. — Aber Ihr Tuch thuen Sie ſich unterlegen, im Frühjahr iſt dem grünen Raſen nicht zu trauen, wenn man ihn nicht gewohnt iſt.“

Ich ſetzte mich folgſam auf meinen Plaid; er that das Pfeifchen in Ordnung, denn das iſt vor einer Geſchichte allemal des Wichtigſte, dann ſagte er: „Eine Faſchingsnarrethei muß der Menſch haben; nicht wahr, das ſagen Sie auch?“

„Na freilich,“ verſetzte ich zögernd.

„Verſteht ſich, das ſagt ja Jeder. Juſt, ich bin ſo alt geworden und habe bis heut' die Nothwendigkeit nicht eingeſehen. Wer vernünftig iſt, der ſoll's alle Tag' ſein; iſt doch der Narr ſelber ſo geſcheidt, daß er ſich gleich bleibt, und nicht etwa des Jahres einmal einen Tag vernünftig wird. Na man kann nicht ſagen, daß der Wegerich Schuſter ein Narr geweſen wäre; aber um ein Radel zuviel hat er da drinnen," er deutete auf die Stirne, „ſein Handwerk verſteht er recht brav; ich ſelber trag' ein Paar von ihm auf den Füßen; aber ſeit etlichen Monaten arbeitet er nicht mehr, geht jetzt ſo herum wie der Anderl im Traum, und ſucht die Braut. Simulirt und ſpintiſirt hat er alleweil gern, hat Alles gleich geglaubt, iſt den Leuten überall aufgeſeſſen; und gibt's ja fortweg Geſellen, die ſo viel eine Freude haben, wenn ſie Einen zum Narren halten können. — Schon ſeit lang her iſt der Schuſter mit Heiratsgedanken umgegangen; aber ſchamt ſich ja jede Gans, ſo Einen, den die Leut' gern hänſeln und der ſein Maul nicht recht brauchen kann, zu nehmen, und wenn er ſonſten der beſte Menſch und der fleißigſte Arbeiter wäre. Iſt ein herzensguter Lapp, der Toni; aber na, genommen hat ihn Keine, und darüber hat er ſich halt rechtſchaffen gegrämt.

„Da iſt's nun," fuhr der Alte fort, „im vorigen Faſching geweſen, daß leicht Etliche vom Dorf zuſammengeſtanden ſind und verabredet haben, ſie wollten ſich mit dem Wegerich-Schuſter einen Faſchingsſpaß machen. — Steht darauf nicht lang an, ſo wird dem Schuſter gerathen, er ſolle ſich verheirathen in einer Weiſe, wie man's in den Städten macht und Tauſende ihr Glück ſchon gefunden hätten. Es gibt ja für Jeden Eine auf der Welt, die ganz genau für ihn paßt und die auch noch Geld hat. Die Allerſchönſte braucht ſich mit einem braven Profeſſioniſten nicht zu ſchämen, und eine Geſcheidte thut's auch nicht. Aber finden muß der Menſch die Rechte. Daher alſo in die Zeitung geben! — Der Halbnarr iſt leicht beſchwätzt und läßt ſich mit Namen und Geſchäft und Allem, was d'ran iſt, in die Zeitung ſetzen, und daß er eine Frau thät' ſuchen. — Steht nicht viel über eine Woche an, kriegt der Schuſter durch einen Freund ſchon ein rothes Briefel: In Graz hat ſich Eine gefunden. Sie iſt jung, geſund, hat etwelches Vermögen und iſt bereit, dem Meiſter Wegerich ihre Hand zu reichen. Aber lang herumthun mag ſie nicht; wenn ſie ſich einmal entſchloſſen hat, ſo ſoll die Sach' gleich abgemacht werden. Sie kommt am nächſten Sonntag mit dem Vermittagszug in's Dorf — alles Nähere mündlich. — Der Schuſter iſt voller Freuden, gleichwohl er bedenkt, daß ſie möglicher Weiſe ein recht häßliches Weibsbild ſein könne, weil von ihrer Schönheit keine Rede ſei. Ein Bild hätte ſie ſchon ſchicken dürfen. — Nu, wie der Will', er erwartet ſie am nächſten Sonntag zum Vormittagszug. Es ſteigen eine paar Leute aus, darunter auch ein junges Fräulein in ſtädtiſchem Anzug, glatte Handſchuhe an den Händen und einen weißen Schleier vor dem Geſicht. Sie ſchaut fremd herum, geht dann auf den zitternden Schuſter zu und frägt nach dem Hauſe des Meiſters Anton Wegerich. Jetzt gibt ſich der Schuſter zu erkennen. Sie ſchlägt den Schleier zurück und lächelt ihn an. Sie iſt jung und blühend wie das Leben, ich habe die ſaubere Braut ja ſelber geſehen; ſchlank gewachſen, blaue Augen, rothe Wangen, eine kräftige Stimme — der junge Lump, aus dem kann noch was werden!"

Mein Alter hatte ſich zornig umgewendet und biß in das Pfeifenrohr, bis ich ihn fragte, von wem er ſpreche.

„Von der Braut ſpreche ich," fuhr er fort. „Ein Sechzehnjähriger aus der unteren Gegend iſt's geweſen, einverſtanden mit der Narrethei und ein größerer Spitzbube, als die Andern. Einem Geſcheidten hätt's doch müſſen auffallen, aber der Schuſter hat ſich auf der Stell' in das Fräulein verliebt, hat um ihr Handtaſchel gegriffen und iſt voll Jubel mit ihr in's Dorf gegangen. Was da die zuſammengeſpielten Leut' gelacht haben! Der Narr hat gemeint, ſie freuen ſich über ſein Glück. Die Braut iſt gut abgerichtet geweſen; ſo ſagt ſie jetzt, es wäre ihr Verlangen, daß ſie gleich Hochzeit halten ſollten. Er ſchaut ihr glückſelig in's ſchöne Geſicht und meint, ein par Wochen dürfte es wohl doch hergehen, bis ſie beim Pfarrer und mit Allem in Ordnung wären. Sie fragt ihn, ob er denn nicht ein Liberaler wäre? Ja, verſteht ſich, verſteht ſich, ſonſt hätte er doch die Neu-Zeitung nicht brautwerben geſchickt. — Gut, ſo brauchen ſie den Pfarrer gar nicht. Ihre Schriften habe ſie bei ſich, ſie heiraten beim Notar. — Einverſtanden iſt der Schuſter geweſen, und — der Notar auch. Ja, der Notar freilich auch, aber auf eine andere Weiſe. Ein paar Zeugen ſind leicht zu Handen, ſo hat's keinen Anſtand und auf ja und nein iſt die Civilehe abgeſchloſſen. 's iſt juſt am Faſchingdienſtag, und die Leute halten ſich die Bäuche vor Lachen. D'rauf iſt ein Hochzeitszug in's Wirtshaus, ein wahrer Narrenzug. Herr, wenn an dieſem Tag bei uns die Schneebahn niedergegangen wäre, wie über das arme Bleiberg, es hätt' mich nicht gewundert. So ein gottesläſterliches Treiben da! Mein Haus iſt da oben auf dem Berg, ich hab' von der ganzen Narrethei nichts Rechtes gewußt, ſonſt hätt's wohl ſein mögen, daß ich mit dem Stecken hinabgekommen wär' und die Lumpen auseinander geſprengt hätt'! — Im Wirtshaus iſt ſeem eine Mahlzeit geweſen, wo das ganze zuſammengeſpielte Bandel mitgezecht und Alles um die Narrheit gewußt hat — nur der Narr ſelber nicht, der Wegerich-Schuſter. Der ſitzt neben der Braut und iſt außer ſich vor Freud' und Seligkeit über das Glück, das er gemacht hat. Jetzt, wie der Menſch in ein Mannsbild ſo verliebt ſein kann! wenn man's auch nicht weiß, ſo muß man's doch ſpüren! meint der Herr nicht auch? Aber ich ſag's ja, wenn der Halbnarr verliebt iſt, ſo wird er ein ganzer."

„Und dann?" fragte ich, „wie iſt's weiter geweſen?"

„Na, wie ſie halt ſo in die Nacht hineinzechen, und viel Geſundheit ausbringen auf die Braut und den Bräutigam, und wie der ſich noch höflich bedankt und bei ſich denkt: Zeit, daß wir fertig werden und zum Schlafen kommen, 's iſt gar nicht mehr früh — ſitzt auf einmal die Braut nicht mehr da. Weil ſie länger ausbleibt, ſo ſteht er auf und geht ſie ſuchen, ſucht hin und ſucht her und frägt Dieſen und Jenen, ob er denn die Braut nicht hätte geſehen, er wiſſe nicht, wo ſie hingekommen ſei. Man hilft ihm noch ſuchen und kichert und kichert, und Einer vermuthet, ob ſie nicht etwa entführt worden wäre. — Da ſchreit der Schuſter auf; ſo ſchreckhaft ſoll er aufgeſchrieen haben, daß den Leuten angſt und bang worden iſt. Er lauft in die Nacht hinaus und rennt wie beſeſſen herum und ruft nach ſeiner Braut! Sie eilen ihm nach, daß er nicht etwa in's Moor hinabkomme, oder in die Enns. Sie rufen ihm zu, er ſolle umkehren und geſcheidt ſein, das Ganze wäre ja nur ein Faſchingsſpaß geweſen. Er hört es nicht, und als er's hört, ſo glaubt er's nicht. Sie bedeuten ihm, daß die Braut ein Burſche geweſen ſei aus der unteren Gegend, der jetzt wieder heimgefahren; und die Geſchichte mit der Zeitung und mit dem Notar ſei auch nicht Ernſt geweſen, und zum Faſching eine Narrethei müſſe der Menſch haben. — Hat der arme Teufel laut angehebt zu weinen und er glaub's nicht, er glaub's nicht! — So iſt er heute noch, er geht herum und ſucht ſeine Braut. Das iſt ein Elend mit dieſem Menſchen; 's iſt eine große Frag', ob er wieder zurecht kommt."

Jetzt wußte ich's alſo.

Ich dankte dem Alten für ſeine Erzählung. „Nicht zu danken," verſetzte er, „es iſt nichts Gutes geweſen."

Eine Andere.

Und ſieben Plagen kamen über Egypten. — Es wären ſicherlich acht gekommen, aber die Eiſenbahner ſind damals noch nicht geweſen. — So ergänzte ein Landmann des Gailthales das zweite Buch Moſes, zur Zeit, als ſie im Thale die Eiſenbahn bauten. Die „Eiſenbahner", wo ſie das erſtemal einfallen, ſind der Schrecken der Gegend. Die böhmiſchen Erdgraber graben nicht allein dort, wo die Bahn werden ſoll, ſondern auch auf allen Erdäpfeläckern der Nachbarſchaft. Die italieniſchen Steinſchlager ſchlagen nicht allein Steine, ſondern auch Bauern, wo ſich dieſe den Fremdlingen entgegenſtellen. Aber die ſchlimmſten dabei ſind die deutſchen Ingenieure ſelbſt. Da kommen ſie mit ihren Schnüren und Meßſtangen und fahren Dir d'rein, Bauer, über Wieſen, Felder und Gärten, die bisher Dein und Deiner Vorfahren unangetaſtetes Eigenthum ſind geweſen. Im Grundbuch ſteht's und das iſt feſt wie der Erdboden. Kein Erdbeben und kein Feuer hat dieſes Eigenthum angegriffen, das Waſſer hat vielleicht einmal den grünen Raſen zerriſſen, aber den Platz hat es nicht mit fortgeſchwemmt. Als vor vielen hundert Jahren der Dobratſch niedergebrochen war, da hat er wohl das Thal begraben, aber er hat einen Berg dafür hingeſtellt, auf dem wieder was wachſen konnte. Und ſelbſt die Franzoſen, als ſie da waren, haben das Eigenthum der Leute geſchont. Und jetzt kommen auf einmal die Ausmeſſer und ſagen: „Hier wollen wir unſere Eiſenbahn bauen und dieſen Weidegrund und dieſen Garten mußt Du uns dazu geben!“ — „Nein,“ ſagſt Du, „der iſt meinen Voreltern nicht feil geweſen und iſt auch mir nicht feil.“ — Wir bieten Dir dafür dieſe oder dieſe Summe,“ ſagt der Ingenieur, „dann aber mußt Du uns den Grund abtreten!“ — „Mußt?! Was iſt denn das für ein Eigenthum,“ ſagſt Du, „das man mir in einem Rechtsſtaat nehmen kann, wann man will? Mir iſt gerade an dieſem Fleck Erde gelegen und um Geld iſt er nicht feil.“

Es hilft Dir nichts, das Geſetz iſt ſtärker, als Dein Wille, Bauer, und — das iſt gut. — Wenn's auf euch Bauern ankäme, lebten wir heute noch wie die Wilden und das Eigenthum wäre erſt recht nicht geſichert. Ueberall und zu jeder Zeit, wo es geordnete Staaten gab, hat der Einzelne zum Wohle des Ganzen opfern müſſen. Warum zahlt ihr die Steuern, warum laßt ihr eure Söhne in den Krieg? Feldfrucht und Söhne ſind doch auch euer Eigenthum. Ihr ſeht die Nothwendigkeit des Krieges nicht ein — ich auch nicht — und ihr gebt doch die Soldaten. Ihr ſeht die Nothwendigkeit der Eiſenbahnen nicht ein, aber ihr werdet ſie nicht hindern können, denn alle Welt weiß: da die Eiſenbahnen einmal ſind, ſo müſſen ſie ſein und kein Menſch wird ſie mehr aus der Welt ſchaffen.

Wer ſich widerſetzt, der geht zu Grunde.

Das Geſetz verlangt, daß dem Bauer für ein der Eiſenbahn abgetretenes Grundſtück um ein Erkleckliches mehr gezahlt werde, als es unter Brüdern werth iſt. Das Geſetz iſt alſo auf Seite der Bauern, dann aber zwingt es.

Beim Schotterhanns haben ſie's nicht auf den Zwang ankommen laſſen und iſt zu Nutz und Frommen eine Geſchichte davon zu erzählen.

„Ei geht, ei geht,“ ſagt der Schotterhanns, „da mögt ihr reden, was ihr wollt, was mein iſt, iſt mein, und ich geb' meinen Grund nicht her. Ich laß' mein Haus nicht niederreißen, in dem meine Voreltern gelebt haben; ich will ſterben in dem Haus, in welchem meine Voreltern geſtorben ſind.“

Aber die Eiſenbahn iſt ſo tracirt, daß dieſes Stück Grund gar nicht zu umgehen iſt und juſt, wo des Schotterhanns Haus ſteht, muß die Bahn darüber. Das weiß der Hanns recht gut. Es iſt ihm insgeheim auch nicht der Vorfahren wegen, man erinnert ſich noch, wie er ſeinen alten Vater auf dem Todbett behandelt hat. — Aber der Vorwand iſt ſchlau, Hanns, und viel Geld läßt ſich herausſchlagen.

Nicht mehr als viertauſend Gulden iſt die ganze Beſitzung werth, das Haus iſt ſchon im Einfallen. Aber man bietet dem Hanns achttauſend.

„Nein!“ ſchreit der und denkt: „Haben müſſen ſie's, ſonſt können ſie ihre ganze Eiſenbahn nicht bauen.

„Nun denn, Schotterhanns, wie viel verlangt Ihr eigentlich für dieſes armſelige Anweſen, das kaum zehn Klafter in der Breite hat?“

Da nimmt der Hanns den Mund voll und ſagt: „Sechzehntauſend Gulden.“

— Gut, denkt ſich der Ingenieur, bei ſechzehntauſend Gulden hört ſeine Pietät auf. Die Bahn hier geht auf einem Damm. Was koſtet eine Brücke über Haus und Grund des Schotterhanns? — Hier wird eine eiſerne Brücke gebaut und der Hanns kann im Hauſe ſeiner Vorfahren leben und ſterben.

Nach wenigen Monaten brauſt über das Dach des Schotterhauſes das Locomotiv dahin. Der Hanns ſtarrt das ſchwarze Ungeheuer drohend an. Es pfeift auf ihn.

Der Hanns will Proceß führen: die Doctoren weiſen ihn ab, die Leute lachen ihn aus. Grund und Boden gehören ihm, aber nicht der Raum über ſeinem Giebel.

Um tauſend Gulden möchte er nun das Anweſen unter der Brücke verkaufen. Er findet keinen Käufer. Er wird wahnſinnig und ſtirbt — wie er's ſtets gewünſcht hatte — im Hauſe ſeiner Vorfahren.

Naturforſcher auf der Alm.

Da traf's wieder einmal einen Ganz-Geſcheidten. Erzählt wird es ſo:

Im Nachſommer des Jahres 1875 war's, als eines Tages in einem ſteiriſchen Almwirtshauſe helle Verwunderung herrſchte.

Der alte Fritz, der krumme, buckliche Botengeher, ſonſt ein gar ernſthafter Mann, hatte die Mähr gebracht: „Die Naturforſcher ſind im Land:"

„Was?" ſchrie Alles.

„Sie kommen gar auf die Alm."

„Wer?"

„Sie rücken ſchon an."

„Du heiliger Sankt Sebaſtiani!" rief hierauf die hübſche Almwirtin und zog nach altem Brauch aus ihrem Pfeifchen, das zu ihrer heute ſchier vornehmen Aufgeputztheit freilich nicht recht paſſen wollte; aber ſie hat's einmal im Mund und wir können nichts machen. Um ihre rothe Lippen iſt's Schade, daß ſie geräuchert werden. „Redlich wahr," rief ſie, „es iſt kein Fried' auf der Welt. Eh' vor Zeit iſt alle fingerlang der Türk' da. Nachher iſt der Franzoſenrummel g'weſen. D'rauf rücken gar die Preußen an, und jetzt wären auf einmal die — die — wie haſt geſagt, wie heißt der Feind?"

„Du närriſche Frau Wirtin, Du!" rief der alte Botengeher, „das iſt ja kein Feind nicht!"

„Was denn? So red', wenn Du was weißt!"

„Die Naturforſcher, das ſind lauter hochgelehrte Männer. Wirtin, denk' Dir g'rad einmal den alten Schulmeiſter von der Nadau. Du weißt, der hat ſchneeweiße Haar und thut rechtſchaffen Tabak ſchnupfen; hat aber — mußt wiſſen — ſeine großen Glasaugen auf und ſitzt Tag und Nacht bei ſeinen alten Büchern und G'ſchriften, und iſt ein gar gelehrter Herr, und ein Biſſel zaubern —" der Fritz ließ einen forſchenden Blick umherſchießen, — „'s ſelb' kann er auch."

Die Wirtin ſaß recht breit auf einem Stuhle da, hielt die Arme über dem Buſen gekreuzt, in einer Hand die Pfeiſe und that nichts, als den Kopf ſchütteln.

Der Bote ſchob das leere Schnapsgläschen vor ſich über den Tiſch hin: „Geh', Almwirtin, noch ein paar Tröpfel von Deinem guten Geiſt."

„Alle guten Geiſter lobt unſer Schickbot'," rief ein Schalk unter den Halterleuten, die beim Ofen ſaßen.

„Ja Du, und daß ich Dir's ſag', Frau Wirtin," fuhr der Fritz fort, „die Naturforſcher, das ſind halt auch ſo weißhaarige Herren, wie der Nadauer Schulmeiſter; haben aber — rath' ich — noch größere Glasaugen, wie der, weil ſie ja noch viel mehr Bücher leſen und viel gelehrter ſind und noch viel flinker zaubern können. Ja, Leut', 's iſt kein Spaß nit, die Naturforſcher haben die Welt erfunden!"

Jetzt ſchlug die Wirtin ihre Hände zuſammen, daß es klaſchte: „Die Welt haben ſie erfunden?! — Na, Du Fritzl, die Welt, die hat der Gott Vater erſchaffen!"

Der Fritzl nippte von dem neu angekommenen „guten Geiſt", den der Almwirt ſelber aus Jngwerwurzeln brannte. „Der Gott Vater!" murmelte er dann vor ſich hin, „kann eh' ſein. — Aber — nachher möcht' ich ſchier wetten, daß der Gott Vater ſelber zu den Naturforſchern gehört."

„Geh', geh'!" rief Einer vom Ofen her, „biſt leicht auch ſo Einer, der einen neuen Glauben aufbringen will?"

„Nu, nu," beſänftigte der Alte, „ſag's halt nach, wie ich's gehört hab'. Dahinter iſt ſchon was und die Naturforſcher ſind im Land, das läßt ſich nicht läugnen. Jn der Grazerſtadt d'rin haben ſie die alten Herren recht in Ehren gehalten. Den ganzen Schloßberg, hab' ich gehört, hätten ſie vor Freud' angezunden über und über — ſo viel hätten ſie beleuchtet. Bei allen Fenſtern — und es gibt viel Fenſter in ſo einer Stadt — hätten ſie die Fahnen herausgereckt und Einer hätt' gar auf die Dominikanerkirchthurmſpitz' eine Fahn' geſteckt. — Muß wohl was dahinter ſein, Unſereiner kann ſich das nicht auslegen."

So hatte der Fritz erzählt und deßweg' die helle Verwunderung im Almwirtshaus.

Da war zufällig die Agatl, die junge Schwaigerin (Sennin) von der Schoberalm im Hauſe geweſen, als der Bote Solches und Mehreres lautbar gemacht hatte. Und Agatl ging jetzt gedankenvoll, wie noch ſelten, ihrer Hütte zu. — Wenn es richtig wahr, daß die uralten, hochgelehrten

Herren kommen auf die Alm und leicht auch in die Schoberhütte, dann mag ſie wohl was verrichten. Butter und Käs werden ſo Leut' nicht mögen. Da ſtellt ſie's ſchon geſcheidter an. Das Stubengeſiedel ſcheuert ſie rein ab und den Tiſch deckt ſie mit einem blühweißen Tuch und ſtellt eingefriſchte Gentianen und Herbſtzeitloſen d'rauf, und etwa noch etliche Heiligenbildchen dazu, daß die ehrwürdigen Herren ſehen, die Schwaigerin Agatl weiß, was ſich ſchickt. — Dann hat ſie — die Agatl — auch noch extra was mit ihnen zu reden.

So wird's gedacht. Dann naht der Tag des Ereigniſſes. —

— Die Gelehrten waren von allen Gauen Deutſchlands zuſammen gekommen in die freundliche Murſtadt, um ſich gegenſeitig kennen zu lernen, ſchöne Reden zu halten und auf das Wohl der Wiſſenſchaft und auf die Einigkeit des großen deutſchen Vaterlandes ſteiriſchen Wein zu trinken. Welch' ein Aufſehen hatte es daher gemacht, als zu Graz in jenen Tagen, in welchen an den Wohnungen aller Freiſinnigen Kränze prangten und Fahnen flatterten, auch an der hohen Thurmſpitze der Dominikanerkirche eine ſchwarzgelbe Fahne wehte — eine Huldigung der freien Wiſſenſchaft. Alle frommen Herzen waren außer ſich über dieſen unerhörten Frevel der Dominikanermönche; am entſetzteſten und rathloſeſten aber waren — dieſe Dominikanermönche ſelbſt. Sie waren unſchuldig an der Beflaggung ihrer Kirche, die Fahne war über Nacht auf die Thurmſpitze gekommen, und zwar auf ganz unerklärliche Weiſe. Kein Gerüſte und keine ſonſtige Spur war an dem Thurme zu ſehen und die Flagge oben am römiſchen Kreuze wehte in ſalbungsvoller Jubelſtimmung hoch über der feſtlichen Stadt. Die geiſtlichen Herren hielten

Rath, wie das arge Zeichen möglichſt raſch da oben entfernt werden könne. „Ein Gerüſte bauen,“ meinte ein Sachverſtändiger, „koſtet aber zweihundert Gulden.“

„Dieſe verfluchten Heiden!“ rief Einer.

„Wer den Fetzen ohne Gerüſte hinaufgeſchafft hat,“ ſagte ein Anderer, „der ſoll ihn auch ohne Gerüſte wieder herabtragen.“

Aber wer hat den „Fetzen“ hinaufgeſchafft? Wo iſt der Thäter? Die Polizei fahndete nach demſelben, entdeckte ihn aber nicht. Endlich am zweiten Tage, nachdem ſich Graz an der Dominikanerfahne ſattſam beluſtigt und die Mönche ſich daran ſattſam geärgert hatten und immer noch rath- und thatlos waren, nachdem aber Viele auch die Muthmaßung ausgeſprochen hatten, es ſei ja möglich, daß der liberale Orden der Dominikaner es mit der neuen Wiſſenſchaft halte — meldete ſich ein alter Militär-Veteran, ein ausgeſuchter Turner und Kletterer, und erklärte ſich bereit, für ein gutes Entgelt die Fahne vom Thurme herabzuholen. Die Dominikaner begrüßten einen ſolchen Retter in der Noth mit offenen Armen. Als aber der Veteran luſtig an der Außenſeite des Thurmes emporkletterte, oben kunſtgerecht die Fahne losband und dieſelbe mit einem lauten Hoch auf die Naturforſcher und auf Oeſterreich ſchwang — da war es offen, kein Anderer als Der konnte die Flagge auf die Thurmſpitze gepflanzt haben. Das unten verſammelte Volk jauchzte ihm entgegen; doch unter dieſen Jauchzenden lauerte auch die Polizei. Konnte aber die Polizei einen alten braven Haudegen faſſen, der auf hoher, wenn auch kirchlicher Zinne Oeſterreichs Farben entfaltet und Oeſterreich ein Proſit gebracht hatte? Unter den Mönchen aber war Einer, der die Zähne knirſchte und die Fauſt ballte hinan gegen den Thurm.

Dies ſah der alte Soldat; alſogleich band er die Fahne wieder feſt am Kreuze, ſtieg fröhlich den gefährlichen Weg wieder herab, die Flagge wehte oben, wie vor und eh', und die Menge umjubelte den Kletterer.

Nach vielem, gütigem Zureden von Seite der Behörde verſtand ſich endlich der Veteran, die gute alte Reichsfahne von der Thurmſpitze zu entfernen. Er bekam hierauf ſelbſtverſtändlich ſeine reglementsmäßige „Straf'“, aber ſeine Richter blinzelten ihm heimlich zu, und dem wackeren Veteran ſoll es — weiß die Fama — ſein Lebtag nie beſſer ergangen ſein, als in jenen vierzehn Tagen, in welchen er ſeiner „geſetzwidrigen Handlung wegen im Arreſt ſaß.“

Dieſe Fahnengeſchichte, hier als kleine Abſchweifung erzählt, war das Luſtigſte bei dem Naturforſchertage zu Graz. Im Uebrigen waren die Herren endlich des vielen Fetirens ſatt; Ausflüge in die ſchönſten Landſchaften der Steiermark wurden veranſtaltet und freudigen Herzens zogen die Gelehrten den grünen, lebendigen Bergen zu. Nach Hang der Charaktere, nach Art der Studien theilten ſich die Wege. Der eine führt in die ſonnigen Auen des Unterlandes zu alten, merkwürdigen Burgen und gaſtlichen Schlöſſern, zu den Weingärten und Geſundheitsbrunnen; der andere geht unterirdiſchen Zielen zu, wo in der Kohle, in den Verſteinerungen die Spuren vergangener Jahrtauſende ruhen, oder die Schätze des Metalls vergraben liegen. Der dritte Weg endlich leitet empor zu lichten, reinen Höhen, zu intereſſanten Steinen und Pflanzen, zu den Naturſpielen der Luft und des Lichtes, zu den leichtlebigen Thieren und zu der kreuzſauberen Agatl. Mancher iſt gar mit der Büchſe ausgezogen.

Eine gute Anzahl hatte den Weg auf die Berge gewählt.

Als die Herren gegen die Radau kamen, geſellte ſich der Pfarrer des Ortes zu ihnen, lud ſie freundlich in ſeinen Baumgarten zu einem Glaſe Wein mit Zugehör und bat die Gäſte ſchließlich, wenn ſie auf der Alm, wo vorausſichtlich viele Landleute verſammelt ſein würden, etwa irgend welch' ein Begrüßung oder Rede zu halten gedächten: ſage, bei derlei Reden gefälligſt Worte und Abhandlungen zu vermeiden, welche leichtlich geeignet ſein könnten, die guten, einfachen Leute in ihrem alten Glauben zu verwirren. Er, der Seelſorger, halte dieſe Bitte für ſeine Pflicht. Des Weiteren möge Jeder ſagen und thun, was ihm beliebe.

Ueber ſolche Maßregelung huben einige der Herren an zu murren: „Wenn uns das freie Wort verboten iſt auf den Bergen, wo doch die Freiheit wohnt, dann lieber verzichten wir auf die Alpenfahrt!" Und ſie kehrten um, eine Stätte ſuchend, wo ſie nach Herzensluſt ihre Stimme ertönen laſſen und ihren pathetiſchen Gefühlen Luft machen konnten. Der größere Theil jedoch verſprach dem beſorgten Seelſorger gerne, ſeine kleine Bitte zu berückſichtigen, maßen ja im Uebrigen ihr Wirkungskreis auf den Höhen des ſteiriſchen Arkadiens ein ganz unbeſchränkter war.

Sie kamen zum Almwirtshauſe, wo der alte Fritz ſchmunzelnd im Winkel ſaß und ſich an der Verwirrung der Wirtin ergötzte, die etliche Gläſer in Scherben ſchlug, bevor es ihr gelang, die begehrten Erfriſchungen auf den Tiſch zu ſchaffen. Sie kamen zu den Halterhütten, wo in allen Gelaſſen neugieriges Bauernvolk lauerte, welches, die Gefahrloſigkeit der Situation einſehend, allmälig hervorſchlich. Und ſie kamen auch zur kleinen Behauſung der Schwaigerin Agatl.

Agatl wurde, als ſie die luſtige Geſellſchaft nahen ſah, irre an der Welt und an ſich ſelber. — Alte, weißköpfige, ehrwürdige Herren, auf Stäbe mühſam geſtützt und jeder ein großmächtiges Buch unter dem Arm — ſo hatte ſie es erwartet. Und jetzt zog ſingend und polternd ein Haufe junger, hübſcher, ſchwarz- und blondbärtiger Männer voll Heiterkeit und Poſſen in ihre Hütte ein. Nur, daß ſie noch rechtzeitig die Heiligenbilder unter die Bettdecke verbergen konnte — da ſtürmten ſie auch ſchon in aller Luſtigkeit in die Kammer. Die Herren nahmen ſie keck an der Hand und ſtreichelten ihre erröthenden Wangen; dann wollten ſie Milch und Butter haben für's Erſte; und trieben es lauter und unbändiger, als die Bauernburſchen, wenn ſie heraufkamen an den Sonntagen.

Und das — meinte die Agatl bei ſich — ſollten die Herren ſein, die dem lieben Gott Vater die Welt hätten erſchaffen helfen? Das ſollten die großen Gelehrten ſein, die — wie der Fritz erzählt hat — den Dampfwagen ausſtudiert hätten, und den Telegraph und das Zacherlpulver und den Blitzableiter und die Sonnenfinſterniſſe und die Erdbeben und das Photographiren (wie die Agatl ein Bildniß vom Hanſel hat), und die Medizinen, die Salben für Gicht und Gall', und die künſtlichen Kopfhaar' — 's iſt ganz verwunderlich, was man ſchon hört in der Welt und was die neue Mod' Alles aufbringt! Und von ſo leichtfertigen Leuten ſoll das Alles kommen? — Aber ſauber ſind ſie und fein, 's ſelb' muß man ihnen laſſen. Der dort mit dem falben Schnurrbart ſchon gar — iſt hell noch blutjung. Der kann aber das Handdrücken, wie ſie's ihr Lebtag noch nicht ſo kräftig verſpürt hat. Die Milchſchüſſel iſt, gott's-dank, ſo auf den Tiſch geſtellt, daß er, der Blutjunge, den Rahm mag „derlangen“.

So ſimulirte die Agatl. —

Herr Doktor Willibald war er benamſet, derſelbige, welcher bei ſeiner Ankunft der jungen lebfriſchen Schwaigerin ſo wacker die Hand gedrückt hatte. — Ein leiſer Gegendruck, den er aber doch erklecklich wahrgenommen hatte, ſagte ihm, daß er hier ein günſtiges Objekt für ſeine Forſchungen gefunden haben dürfte. Doktor Willibald war nämlich nicht blos Naturforſcher, ſondern insgeheim auch ein bischen Philoſoph und Aeſthetiker und erforſchte in des Menſchengeſchlechtes ſchönerer Hälfte gerne die Herzen und Nieren.

Die meiſten der Herren Naturforſcher hatten ſich draußen gelagert, „wo klingen alle Auen.“ Dort erfreuten ſie ſich eines geſegneten Mahles mit Naturbraten und Naturwein, erfreuten ſich der Naturſchönheit und zwangloſen Natürlichkeit. Allmälig zogen ſich die Landleute herbei, wurden zutraulich, zeigten den gelehrten Herren „Donnerkeile“, die in der Erde gefunden worden, „Irrwurzeln“, die im Walde wüchſen und Jeden, der „unbeſinnt“ darauf trete, von dem rechten Weg ab und in die Irre führten; zeigten Walpurgisblümlein und Marienkraut, mit denen man „wetter- und butterhexen“ kann, zeigten „Hexeneier“, wie ſie auf Moorhaiden zu finden, und mehr ſolch' merkwürdige Dinge, mit denen ſie den gelehrten Herren etwas Neues vorlegen wollten, das gewißlich bisher noch nicht erforſcht worden wäre. Aber die Herren waren mit Allem ſchon bekannt. Den Donnerkeil nannten ſie Bergkriſtal, das Hexenei war ihnen ein Pilz. Ueber die Irrwurzeln lachten ſie und ſagten: „Ihr lieben Leute, ſteigt euer ganzes Leben auf Irrwurzeln herum.“ Der Herr Doktor Willibald hingegen behauptete kurz und entſchieden: es gebe gar keine Irrwurzel; das, was der Aberglaube ſo nenne, ſei bloß die Wurzel des Weiderich. — Uebrigens kümmert ſich der junge Mann weder um den Weiderich, noch um ſeine Genoſſen, noch um die paar Jägerolleute, die ein todtes Reh vorbeiſchleppten, welches ſie einem Wildſchützen abgejagt hatten. Während die Anderen draußem luſtig eſſen und trinken, ſitzt er am Herde bei der Schwaügerin und ſchwätzt.

„Agatl," ſagte er, konnte aber den Namen nicht mundgerecht ausſprechen, weil er von den Gegenden der Mitternacht kam, in welchen die Zunge ſchom ein wenig anders gewachſen iſt, als in dem ſangreichen Himmelsſtriche der Alpen, „Agatl, Sie ſind ein prächtiges Mädchen!"

„Eh', Du Tollpatſch!" rief die junge Schwaigerin aus, „wird der Herr noch eine Weil' Sie zu mir ſagen! Bin ja kein Stadtfräulein nicht."

Hierauf ſind ſie Du und Du zuſammen geworden.

Als das Agatl mit ſeinem Korbe hinab in die Matten ging, um den Kühen grünes Futter für den Abend zu holen, begleitete ſie der junge Doktor und ſah ihr zu, wie ſie all' die ſchönen Pflanzen und Blumen, die der Botaniker ſo ſorgſam hegt, ſo genau ſtudirt, ſo haarklein beſchreibt in den Büchern; die der Dichter ſo rührend beſingt und die das Rind ſo gerne frißt — mit der Senſe niedermähte. Noch verſuchte der junge Gelehrte dem Mädchen einige Blumen zu erklären; ſie ließ ihm aber nichts gelten, ſie hatte ihre eigene Naturgeſchichte.

„Ja," ſagte ſie, „jetzt, das ſind die Liebfrauenſchühlein, die ziehen die verſtorbenen Jungfrauen an, wenn ſie in's Himmelreich eingehen. Und das iſt der Herzensſchlüſſel, den man den hübſchen Buben auf den Hut ſtecken muß, dann ſchauen ſie um auf dem Kirchweg, wenn Eins hinten d'rein geht. Und das iſt die brennende Lieb', die alle ſieben Jahr' nur einmal treibt. Und das — kennſt Du das auch nicht? — das iſt die blühende Untreu.“ „Das trifft man auch unten an,“ bemerkte der Naturforſcher.

„Ja,“ ſagte ſie, „das wächſt überall“

„Bei Dir kann man ja allerhand lernen,“ verſetzte der Gelehrte.

„Oh, wegen deßwegen,“ antwortete das Mädchen, „ich weiß ſchon noch mehr; aber mir fällt's jetzt nicht ein.“

Die Herren dort drüben auf der Au richteten ſich an zum Abzuge. Die Agatl merkte es und ſagte leiſe und vertrauensvoll zum jungen Doktor: „Wollt' gern, Du bliebſt bei mir bis zum Abend!“

Groß und innig war das Auge, mit dem ſie ihn jetzt anblickte, und ein Hauch der Schwermut lag in dem Worte: „Ich wollt', Du bliebſt bei mir!“

„Du herziges Kind!“ liſpelte Willibald, „meine Kameraden mögen ziehen, wohin ſie wollen, ich bleibe bei Dir!“ Er drückte ihr wieder die Hand — die rechte und die linke, und preßte ſie und walkte ſie eine Weile in der ſeinen. Sie ſah ihm dankend in das Angeſicht.

Die übrigen Herren hatten mit ihren funkelnden Inſtrumenten noch allerlei Beobachtungen angeſtellt; ſie hatten das Waſſer der Quelle geprüft — es roch aber nach gar nichts. Sie hatten herumgehämmert an den Steinen und nichts gefunden, als daß ſie Funken gaben, wenn man in ſie d'reinhieb. Und endlich hatten ſich die Forſcher zwiſchen den Zerben und Schwaighütten hin verloren.

Herr Doktor Willibald blieb zurück. Er ſah in ſtiller Glückſeligkeit dem flinken, heiteren und blühenden Mädchen bei deſſen Arbeiten zu. Sein Auge ergötzte ſich an ihrem glatten, ſchlanken Halſe, an welchem auch nicht die mindeſte Spur von einem Kropfe war, wie ſolche doch der Naturbeſchreibung nach in Steiermark gut gedeihen ſollten. Er ergötzte ſich an ihren Flachshaaren und trillerte ſogar das Liedchen, er wolle wegen „dem Dirndl ſein Flachshaarl ein Spinnerad'l werden.“ Er ergötzte ſich an ihrem rothen Lippenpaar, zwiſchen welchen ſie ein Steinnelkchen gelegt hatte. Er ergötzte ſich an ihren runden Armen, über welche die weißen Aermel zurückgeſchlagen waren bis über das Grübchen des Ellbogens hinein. Er ergötzte ſich an der jugendlichen milden Hebung des Buſens, an der ganzen anmutsreichen, geſchmeidigen Geſtalt.“

Als es draußen endlich zu dunkeln begann und der Gelehrte noch immer in ſeinen Naturſtudien verſunken war, kam der Hirte mit den Kühen von der Weide und leitete ſie in die Ställe; kam auch ein junger Burſche mit einer Gemſe auf dem Rücken den Berg heran und fragte unſern Willibald, ob er in der Hütte übernachten wolle. Dieſer brummte ein unverſtändliches Wort; der Burſche ſchritt fürpaß und begab ſich rückwärts in den Stallboden. Agatl ſtand an dem flackernden Herdfeuer und ihre Wangen waren doppelt roth und ihre Augen leuchteten doppelt — ſie war doppelt ſchön.

Schier ein bischen ſchämig hatte ſie ihren Gaſt aus den fernen Mitternachtsgegenden gefragt, was ſie ihm aus ihrer kleinen Vorrathskammer für den Abend vorſetzen dürfe. „Agatl,“ hatte der Herr geantwortet, „ich eſſe mit Dir aus Einer Schüſſel.“

Darauf war der Abend immer dunkler und die Schwaigerin immer verlegener geworden. Sie hatte ein vielgroßes Anliegen. — Aber es iſt halt ſchwer, mit ſo einem weltfremden Herrn. — Freilich ein großer Gelehrter! Wiſſen thät' er ſicher was gegen die böſe Sach' . . . .

Endlich ſchlich ſie vom Herde gegen den Tiſch, fuhr über denſelben mit der Schürze und es lag doch kein Staub darauf. Dann ging ſie zum Fenſter und ſah hinaus; 's war all' ſchockfinſter. Dann ging ſie zur Wanduhr und wollte dieſelbe aufziehen, war aber ohnehin das Gewicht ganz oben, weil ſie es erſt vor zehn Minuten hinaufgerollt hatte. Endlich ging ſie zum Butterkübel und blieb davor eine Weile ſtehen und lugte verſtohlen gegen Willibald hin. Und ſchließlich that ſie ein paar Schritte zu demſelben und flüſterte: „Jetzt, Herr, wenn ich rechtſchaffen bitten dürft', daß Er ein Bißel mit mir ginge — lang thäten wir uns nicht aufhalten.“

Der junge Mann ging mit ihr — leiſen Schrittes und im Herzen Erwartung. Sie führte ihn in den Stall. Sie leitete ihn an der Hand zwiſchen den Streuſchichten und Futterhaufen hin. Und als ſie im Finſtern waren, hauchte das Mädchen dem Fremden zu, er möge doch recht acht geben, daß er nicht falle. Hiebei zündete ſie die Laterne an und ſie ſtanden vor den Kühen.

„Die da,“ ſagte nun die Agatl mit einem ſchweren Athem, und deutete auf ein braunes Rind mit großem Euter, „die da wär's halt. Was hab' ich ſie nicht mit Weihwaſſer angeſprengt über und über! Jeden Tag drei Palmkatzeln geb' ich ihr auf den nüchternen Magen, 's ſchlägt nicht an und 's will nicht ſchlaunen. Dreidoppelt muß es verhext ſein, das arme Vieh, ich kann's anders nicht glauben. Seit Bartelmei her gibt ſie ſchon die blutrothe Milch. Jetzt, was iſt zu machen?“

Der Doktor war verſtimmt, er ſchüttelte das Haupt. Da ſetzte ſich die Schwaigerin auf den einfüßigen Stuhl und molk das braune Rind. Und in der That die Milch war ganz röthlich.

Kurz ſprach der Naturforſcher darüber ſeine Meinung aus, der Zuſtand hätte nicht viel zu bedeuten; es gebe ein Kraut, das von den Kühen genoſſen die rothe Farbe in die Milch bringe. Auch könne eine kleine Ueberfütterung daran Schuld ſein. Er nehme ſich für die Auskunft ein Küßchen. Sie wendete nichts dagegen ein; als ſich Willibald aber anſchickte, ſein Honorar zu holen, da rief die Agatl hell: „Hanſel!“

Sogleich guckte ein Blondkopf durch eine Wandlücke von der Scheune heraus. Es war der Burſche, den Willibald Tags zuvor als Jäger mit der Gemſe hatte geſehen. Jetzt ſagte der Hanſel: „Soll ich Dir was, Agatl?“

„Daß ich Dir's ſag', morgen kommen die Küh' auf die Oberweid',“ rief das Mädchen.

„Das weiß ich ja eh',“ brummte der Burſche, und zog ſich wieder zurück.

Einen Augenblick war's ſtill und der Erzähler vermuthet, es habe ſich im ganzen Stalle nachgerade gar nichts geregt. Doch nahmen die Dinge allmälig eine ſolche Geſtalt an, daß die Agatl abermals mit ſcharfer Stimme den Namen „Hanſel“ rief.

Als der Hanſel da war, ſagte mißmuthig der Herr Doktor Willibald: „Ja, wie bemerkt, von einer Zerſetzung durch die Hitze wird ſie kommen, die rothe Milch. Adieu!“

Und er ging nachdenklich davon. Unterwegs nach Radau hinab murmelte er mehrmals zu ſich ſelber: „Ich habe heute behauptet, daß es keine Irrwurzeln gebe, und bin an dieſem Tage ſelbſt auf eine ſolche getreten.“

Die Agatl und der Hanſel aber blieben oben.

Eine mit Geld.

Der Junge, der Sammel, trieb's ganz gut, er trieb die Ziegen auf die Weide und hütete ſie.

Er ſuchte ſich Himbeeren auf und Brombeeren, und aß, und war er ſatt, ſo pflückte er ſie in einen Korb, und war der Korb voll, ſo aß er wieder, und war er das anderemal ſatt, ſo legte er ſich in den Schatten und ſchlief. Schlief und träumte von Roß und Reiter, oder von der Marianka, oder von ſeinem Vater mit den Silberlingen.

Dieſe Silberlinge!

Sie ſollen noch von dem dreißigjährigen Krieg hergerührt haben — vielleicht eines braven oder ſchlimmen Söldners Sold; den Beſitzer ändert das Geld, aber es iſt ihm niemals anzuſehen, in weſſen Händen es geweſen iſt; und ſo weiß man auch von der Geſchichte der Silberlinge nichts Rechtes. So viel ſteht feſt: aus jener kriegeriſchen Zeit ſtammend waren ſie gewohnt, vergraben zu ſein. Und ſo hielt ſie der Sammel — der alte — denn begraben, nicht in einem ehernen Sarge, ſondern in einer eiſernen Wiege, denn nicht todt waren ſie, ſondern im Schlafe lagen ſie und einer glorreichen Urſtänd ſchlummerten ſie entgegen. Doch ſollten ſie — wie Kaiſer Rothbart ſo lange als möglich ſchlummern und nur zur Zeit der größten Noth geweckt werden. Das war der für den alten Graben-Sammel alleinſeligmachende Glaube und dieſe Religion lehrte er auch ſeinen Sohn.

Und als der Alte ſtarb, ſagte er zum Jungen: „Mich — thuſt am beſten — grabſt ein, aber den Schatz — wenn Du einmal auf ihn anſtehſt — grabſt aus. Er liegt oben unter der Söllertann' vom Stamm gegen Sonnenaufgang fünf Schuh tief begraben. Thu' ihn grüßen!"

Der junge Sammel that's, legte den Vater in die Kühle und ſah ſich nach dem Schatz um. Es war in der Richtigkeit, in einem eiſernen Topf wohl verwahrt, verdeckt mit Stein, verklebt mit Harz, ruhten friedlich neben einander und über einander die lieben Silberlinge, die Bildniſſe jener Fürſten und Feldherren, die voreinſt ſo mörderiſch gegen einander Krieg geführt hatten. Der junge Erbe dachte nicht ſowohl daran, wer ſie waren, ſondern weit mehr daran, wie viele ihrer ſein mochten im Topfe. Er zählte die Silberhäupter, ſo ehrwürdig alt, und wieder ſo jugendlich glatt und klingend. Es war eine große Heerſchaar; der junge Sammel hätte damit ohne Blutvergießen einen ſiegreichen Feldzug halten können. Aber er beſchloß, den ſchweren Eiſentopf wieder in die fünf Schuh tiefe Raſt zu legen, und, nach des Vaters Wort, die Recken erſt zu rufen zur Zeit der Noth.

Und konnte demnach fröhlich die Ziegen weiden und ſorglos unter dem Schatten ruhen, — zuweilen ſogar bei den Seinen in der Nähe der Söllertanne.

Unter ihr ſelbſt aber nie — ſchon um keinen Verdacht zu erregen. Die Tanne ſtand nicht auf ſeinem, ſondern auf des Söllerbauers Grund. Der Graben-Sammel hatte keine Scholle zu eigen. Doch war der Schatz unter der Tanne gut geſchirmt, ſelbſt wenn der Baum zuſammenbrechen ſollte, ſelbſt wenn — kurz in allen Fällen. Der Boden war ſteinig und unfruchtbar und nur von wilden Büſchen bewachſen; da ſollte es Niemanden einfallen, zu pflanzen, zu ackern — und ſelbſt in dieſem Falle lag die eiſerne Wiege ſo tief, daß ſie nicht entdeckt werden konnte.

Es hätte ſich Alles fein geſchlichtet — wäre nur die Marianka nicht geweſen.

In den erſten Jahren ging's ja noch. Da geſellte ſich der Sammel — wollte er ſich überhaupt geſellen — gerne zum Förſter, der oft durch den Wald kam und Verſchiedenerlei zu erzählen wußte von Hirſchen, Rehen und Raubvögeln. Je größer der Sammel wurde, deſto reizender beſchrieb der Förſter das Pürſchen und deſto nachträglicher warnte er den Jungen vor dem Wildern. Das verdroß den Sammel, und er ging dem Jäger nicht mehr zu, er lag im Waldſchatten und dachte an die Marianka.

„Was lobt er mir denn die Jägerei, wenn ſie mir verboten iſt! Bei der Marianka hat er nichts zu loben und nichts zu verbieten. Die Marianka, das iſt mein Revier.“

Die Marianka war die Tochter des rothen Fok, eines Einwanderers aus dem Böhmerlande, der ſeit etlichen Jahren beim Söllerbauer wohnte, das Teichgraben, Pechſammeln, und Branntweinbrennen betrieb, rothe Haare, einen rothen Bart, ein rothes Geſicht, einen rothen Namen und eben auch die blühende Tochter Marianka hatte.

Die Marianka war beim Söllerbauer als Schafhalterin wohlbeſtallt, und kam denn ſchon die Zeit heran, wo die Hirtin weniger ſicher ging vor den Burſchen, als die Schafe vor den Wölfen.

's war kein Wunder — bei meiner Treue! Wenn ſie ſtand, auf dem Hügel und Schelmenliedchen ſang, oder wenn ſie ſaß, gelehnt an einen Stein und ſann und im Sinnen einſchlummern wollte, da war ſie werth, daß man ſie lieb hatte, da war ſie werth, daß man ſie herzte, und da war ſie im Stande, daß ſie Einem eine kecke Ohrfeige ſchenkte.

Das war's ja! Wem's paſſirt iſt, der denkt nicht gern daran, wem's nicht paſſirt iſt, wie etwa dem Sammel, der denkt an's Mädchen im Walde, an ſein Weilen bei ihr — aber ſpricht nicht gern davon.

Der Sammel und die Marianka — nun ihr mögt euch's ja denken. Am liebſten hätte der Grabenburſch auch dieſen Schatz vergraben — ſo eiferſüchtig war er. Ihr ging es nicht beſſer, und wären wir jetzt mitten in der ſchönſten Liebesgeſchichte.

Da ſagte der rothe Fek eines Tages zum Graben-Sammel: „Na, junger Kerl, willſt ſie nehmen, die Marianka?“

„Was gibſt d'rauf?“ fragte der Burſche.

„Was ich d'rauf geb'? ſo groß iſt Deine Lieb'!“ begehrte der Fek auf. „Was ich d'rauf geb'? nicht einen Knopf. Erſtens hab' ich nichts, und hätt' ich was, ſo thät' ich's zweitens ſelber brauchen. Mein Alles iſt die Marianka, und was ſie koſtet, das muß ſie werth ſein.“

Schlich der Sammel davon. Aber nach etlichen Tagen erhielt der Fek durch den Schulbuben des Söllerbauers folgenden Brief:

„Lieber Fek!

Ich liebe die Marianka von Herzen und mit Schmerzen, und ſie heiraten iſt mein ernſtlicher Willen, aber umſonſt thue ich's nicht. Ein Weib, das Geld hat, bleibt lang' ſchön, hat mein Vater geſagt. Ich weiß Keine, aber ich ſuch' Eine mit Geld; denn ich habe auch nichts. So lang', bis ich eine Rechte finde, werde ich die Marianka noch lieb haben. Dein aufrichtiger Sammel.“

So ein Brief, da!

Aber der Fek war nicht einmal ſehr überraſcht. Er gewann Achtung vor dem Burſchen. Was der Sammel wollte — war es nicht ganz ehrenwerth? die reichſten Leute thun's, Vernunftheirat nennen ſie's. — Die Armen haben um ſo mehr Grund dazu. Eine mit Geld!

Anders ging's dem Liebhaber. Der war dem Schulbuben eine lange Strecke nachgelaufen, um ihm den Brief wieder abzunehmen. Der Knabe aber meinte, der Sammel wolle den Botenlohn wieder zurück haben; er lief daher, was er konnte, um ſich und den Botengroſchen in Sicherheit und das Schreiben an den rechten Mann zu bringen. Der Grabenburſche war nun in Verzweiflung: denn plötzlich war ihm jetzt das — was man Herz nennt — rebelliſch werden und rief: Jetzt haſt Alles verdorben. Iſt mir die Marianka hin, ſo lauf' ich Dir auch davon, häng' Du an meinerſtatt den Geldbeutel in die Bruſt!

Den Geldbeutel? Die Silberlinge?

In einer Mondnacht ging der Sammel hinauf zur Söllertanne, grub den Topf aus, zählte die Münzen, ob er's denn wagen dürfe, mit ihnen den koſtſpieligen Eheſtand anzutreten. Jammerſchade wär's wohl um dieſes ſchöne Geld! — Er grub es noch tiefer ein und murmelte: „Wird's wie der Will', ihr bleibt da d'rin liegen. — Ich hab' zwei Hände, ſie hat zwei Hände, ſind deren vier, der Mägen dieweilen nur zwei. Mit Gotteshilf' dürft's gehen auch ohne Topf.“ —

Freilich hat er nicht bedacht, daß Tannenbäume Ohren haben können, inſonderheit, wenn Pechſchaber ſitzen im Geäſte. Pechſchaber, die in der Nacht ſchaben, weil es ihnen beim Tag nicht immer erlaubt iſt.

Zur ſelbigen Zeit — er wurde geſehen — ging der Fok einmal wie gewöhnlich mit ſeinem Pechſack aus — und hatte auch eine großmächtige Kraue bei ſich.

Und der Sammel ließ es nun ein Weilchen anſtehen, ſpähte aber an Sonntagen nach den Mädchen der Gegend aus. Die Wohlhabenden waren meiſt ſchon verſprochen, weil die Mehrzahl der Burſchen ſo liebt, wie der Sammel. Die Reichen waren hochmüthig, weil die Mehrzahl der Mädchen ſo denkt, als wie die Burſchen: Lieb' ohne Geld iſt kein Schick auf der Welt. — Zudringlich und fügſam waren nur die Armen, die Häßlichen und die Alten. Die Marianka — die arme — wurde ganz blaß und tiefäugig vor Kränkung, und alle Gedankenſünden, die ſie am Oſterfeſte zu beichten hatte, betrafen den Grabenburſchen.

Oft und oft ging ſie hinaus in den finſteren Wald und hatte fromme Vorſäze und bekränzte das alte Muttergottesbild, welches an einer Eiche hing, auf die gute Meinung, daß ihr der liebe, verteufelte Sammel nicht ſollte verloren gehen.

Der Sammel hütete ſtets ſeinen Schatz unter der Tanne. Nun eben ja, warum nicht?

Da ſah er eines Tages im Frühling, wie der Söllerbauer auf ſeinen Feldern die ausgeackerten Steine ſammeln und dieſelben unter der Söllertanne zuſammenführen ließ. — Da haben ſie gut liegen, wenn ſonſt auch nichts will wachſen.

Bald war über den vergrabenen Silberlingen des Sammel ein breiter, hoher Steinhaufen geſchichtet. Im erſten Augenblicke entſetzte ſich der junge Mann darüber, im zweiten dachte er: Was denn? Um ſo beſſer geſchützt iſt das Geld; und mir ſoll das ein Zeichen ſein, daß ich einer Heirat wegen die ſchönen, alten Silbernen nicht heben werde.

Er litt Liebesnoth, ſchien aber an das Freien nicht mehr zu denken.

Da kam eines Tages der Fok zu ihm: „Na, Bärenhäuter, haſt denn keine Schneid' mehr? Willſt die Marianka?“

„Zahlſt die Hochzeit? zahlſt die Kinderſchuh'?"

„Die Hochzeit, bei meiner Seel', die zahl' ich. Und die Kinder verliebter Leut' gehen barfuß. Aberſt — daß ich Dir's ſchon ſag' — zu bind' ich ihn nicht, den Geldbeutel, vor meiner Tochter! Iſt auch nicht viel d'rin, etlich' Gulden des Jahr's — ſo lang mir der Herrgott die Geſundheit ſchenkt — etlich' Gulden fallen ſchon aus. Ein Hunderter zum Anfangen — was meinſt?"

Ein Hunderter zum Anfangen, da kann man ſchon was meinen!

„Iſt eine Red', Fek," ſagte der Sammel.

„Eine Red'!"

Ein Wort — Ein Mann. Das Wort war für den Mann, der Mann für die Marianka.

Bald darauf wurde das Kirchenthor bekränzt. Das waren die Kränze, welche das Muttergottesbild im Walde der Marianka zurückerſtattete — die Hochzeitskränze.

Am Tage nach der Hochzeit legte der Fek einen nagelneuen Hunderter auf den kleinen Tiſch im Grabenhäuschen, dabei drückte er das eine Auge zu, ſo daß die Marianka ſagte: „'s wird nicht der letzte ſein, Sammel, ſo oft er ein Auge zuthut, iſt allemal was dahinter."

Da hat der Mann das Weib in Freuden umfangen. Mitunter iſt die Liebe ein Feuer, das mit Geld genährt werden muß. Gar manche wärmende Herthaflamme in Stadt und Land würde ohne ſolche Nahrung verlöſchen.

Um dieſelbe Zeit war's, daß ſich der Fek das unfruchtbare Stück Boden an der Söllertanne erwarb, ſich hart am Steinhaufen eine Hütte aufrichtete und eine kleine Branntweinbrennerei anlegte. Auf den nahen Wildflächen wuchſen ſo viele Vogel-, Heidel- und andere Beeren und allerlei wilde Baumfrüchte, aus denen der geſcheidte Fok mit ſeiner Retorte den guten Geiſt hervorzubeſchwören verſtand, der in ihnen ſtack.

Der Schwiegerſehn wußte wieder nicht, ſollte er ſich ärgern oder freuen darüber, daß der Alte ſeinen Silberſchatz gewiſſermaßen in Belagerungszuſtand verſetzt hatte, doch kam der Sammel auch hierin wieder folgendermaßen in's Reine: Der Schatz iſt ſicher unter dem Steinhauſen, aber er iſt noch ſicherer, wenn neben dem Steinhauſen wer wohnt. Nur zu wiſſen braucht er nichts davon, mein lieber Schwiegervater, der Brantweinbrenner. — Der Sammel fürchtete nur Eins: es könnte der Fok auf dem Steinhauſen einmal ein blaues Flämmlein ſehen, oder ein geiſterhaftes Winſeln hören, wie derlei an Stellen, wo Geld vergraben liegt, gerne vorkommt. Er fragte daher den Brantweinbrenner einmal: „Glaubt der Vater Fok an Geiſter?“

„Freilich,“ antwortete Jener, „ich leb' ja davon, und — nimmt man's recht, Du auch.“

„Und was denkt Er über der Leut' Reden von vergrabenen Schätzen?“

„Narr!“ rief der rothe Fok, „wer wird denn ſeinen Schatz vergraben! Vor Zeiten hat man's gethan; heutzutag braucht Jeder den ſeinen im Haus.“

Der Sammel war beruhigt. — Der Alte weiß nichts von ſeinen Silbernen in der Erde. — Er, der Sammel, kam zwar auch nicht zu ihnen, denn der Fok iſt faſt immer zu Weg und der Steinhauſen läßt ſich heimlich nicht ſo leicht abtragen. — So mag das Geld in Gottesnamen ruhen bis auf ſpätere Zeiten. Der Graben-Sammel braucht's jetzt ja nicht; er verdient ſich, ſie verdient ſich und jedes Jahr kriegen ſie ein Sümmchen vom Schwiegervater.

's iſt eine prächtige Ehe. Ein paar Kindlein rücken an, ſie brauchen nicht barfuß zu gehen. So lieb iſt's, wenn ſie mit ihrer Mutter auf's Feld trappeln, und ſie weiſt ihnen die Frucht, die aus der Erde herauf ſteigt, wo ſie vor Monaten begraben worden war. Das Vöglein pickt noch Korn auf. Die Marianka ahnt nichts von einem zu tief vergrabenen Korn, das ein ſchlauer Vogel aushob und auf fruchtbares Erdreich gebracht hat. Des Sonntags, wenn das Ehepaar in die Kirche geht, ſieht es ganz ſtattlich aus und der Pfarrer ſtellt es als Muſter allen Eheleuten auf. Zu einem guten Theil war es wohl der jährliche Geldbetrag, der das Glück in's Grabenhäuschen brachte, indem er davon die Noth und den Kummer verbannt hielt. Die Leutchen arbeiteten und ſparten, ſowie es der Sammel gewohnt war und die Marianka gelernt hatte, und wäre das inſoweit eine ganz moraliſche Erzählung.

Im neunten Jahre ihrer Ehe ſagte der Sammel einmal zu ſeinem Weibe: „Was ich ein Narr war, daß ich Dich ohne Geld nicht hab' nehmen wollen! Du biſt ein treues Weib, ein arbeitſames, ein häusliches Weib, eine rechtſchaffene Mutter. Du biſt mein Schatz und einmal will ich Dir noch eine rechte Freude machen. Marianka, ich habe ein Geheimniß — noch von meiner Junggeſellenſchaft her."

Die Marianka erſchrack. Aus ſeiner Junggeſellenſchaft? Das kann was Sauberes ſein. —

Der Fok war betagt geworden. Stundenlang ſaß er auf dem Steinhaufen, und ſein rothes Haar wurde fahl, und ſeine Wangen waren noch roth, wenn die Enkelkinder ſpielten zu ſeinen Füßen.

„Ihr Kinder," ſagte er einmal, „was wird's ſein, wenn euer Aehndl (Großvater) nicht mehr daſitzt auf der Wacht, wenn euer Vater die Steine auseinanderwirft?“

Einige Tage nachher war er geſtorben, war todt gefunden worden draußen im Walde und auf der Bahre heimgetragen und begraben.

Geſtorben, begraben — und von dieſer Zeit an blieb das Jahrgeld aus. Der Fok hatte nichts hinterlaſſen, als die Bretterhütte, die armſelige Schnapsbrennerſtätte und ein paar alte Plutzer.

Da dachte der Sammel: Wie gut es iſt, wenn man ſein Erſpartes hat! Jetzt will ich meinem braven Weibe die Freude machen.

Und eines Abends nahm er den Spaten und den Korb und ſagte zu ihr: „Alſo jetzt geh' ich.“

„Wo willſt denn heut' noch hin?“

Da war er ſchon davon. In der Vollmondnacht ging er zur Söllertann', warf den Steinhaufen auseinander, grub die Erde auf — ſie lag nicht allzufeſt, doch gab's ein ſchweres Stück Arbeit. Schon klang der Finkenſchlag auf der Tanne und der Sammel war immer noch nicht beim Topf. Er verdoppelte ſeine Haſt, bohrte tiefer und tiefer — und wenn er durch die ganze Weltkugel ein Loch graben muß — der Sakermenter wußte, daß ſie rund iſt — er gibt's nicht auf, bis er den Schatz gefunden. Endlich, als über dem fernen Waldesſaum das Morgenroth glühte, war der Schatz erreicht.

Dieſer fand ſich gut verwahrt und mit Harz verklebt, aber als ihn der Sammel hob, war er ſchreckhaft leicht. Mit zitternder Hand riß er den Deckel herab, und ſiehe — ſiehe — alles Silber war dahin.

Hingegen aber!

Hingegen lagen im Topfe nagelneue Banknoten — nagelneue! die erſt vor wenigen Monaten in Umlauf gekommen waren. — Und als ſie der Sammel in wirrer Aufregung zählte und wieder zählte, da gaben ſie eine bedeutend höhere Summe, als jene des Silbers geweſen war. Und tief unten auf dem Boden des Topfes lag ein beſchriebener Zettel:

„Mußt mir ſchon verzeihen, Schwiegerſohn, daß ich von den Jahreszinſen Deines eigenen Geldes die Ausſteuer meiner Tochter beſtritten habe. Ich ſelbſt bin arm wie eine Kirchenmaus, und euch zwei hätte ich doch gerne glücklich geſehen. Ganz ſind die Zinſen darauf nicht hingegangen, den Reſt lege ich hier in den Topf zum Kapital, das durch den Austauſch des Silbers um's Papier ſelbſt eine größere Ziffer bekommen hat. Der Topf iſt neun Jahre lang leer geweſen. Ich hätte anſtatt der Banknoten auch das Sparkaſſebüchel hineinlegen können, aber Du weißt etwan gar nicht, was das iſt, und hätteſt es im Zorne können vertilgen. — Schwiegerſohn, treib's fort, wie ich's getrieben habe, laß' das Geld wachſen, es arbeitet für Dich und Deine Kinder, und ſei nicht übel auf den alten Fok, der es gut mit euch gemeint hat.“ —

„O, Du alter, ſiebendoppelter Fuchs! haſt Du mich aber was zum Narren gehalten!“ brummte der Sammel, und in demſelben Athem: „Na, vergelt' Dir's Gott, vergelt' Dir's Gott!“

Das Loch warf er mit Steinen voll; die Banknoten trug er heim zu ſeinem Weibe: „Siehſt Du, daß ich mein Erſpartes hab'!“

„Joſes und Joſef, wie ſo denn?!“

„Verliehen war's!“

Und hat ſie in dem guten Glauben belaſſen, als wäre ihre Ausſteuer die heilige Erſparniß ihres Vaters geweſen.

Wer heute freien mag, ich rathe ihm des Graben-Sammels älteſte Tochter an, eine Brave, Saubere — Eine mit Geld!

Der alte Adam.

Mit vernünftigen Gründen vermag die Weiſerin Natur bei uns vernünftigen Leuten ſelten was auszurichten und ſo ſteckt ſie ſich zuweilen hinter Sonderlinge und Narren; denn nur den Unverſtändigen belehrt der Vernünftige, des Weiſen Lehrmeiſter aber iſt und bleibt in Ewigkeit der Narr.

Allerdings ſcheint es, als hätten die Strubacher-Leut' vom Lehm-Lamel nicht viel gelernt; der Lamel war gerade noch um ein halb Köpflein zu vernünftig für ſie.

In vergangenen Jahren war er eigentlich gar ſehr vernünftig und tüchtig geweſen, der Lamel. Er beſaß eine Lehmgrube, die ihm guten Gewinn und den Namen Lehm-Lamel eintrug; zu Recht aber war er Wegwart an der Reichsſtraße, die damals in weißen ſtaubigen Bändern mit Wagengeknarre, Roſſegewieher, Fuhrmannsgeſchrei, Peitſchengeknatter und Handwerksburſchengedriller durch die Länder ſchlängelte. Damals war noch die Zeit, in der die Dörfer und Flecken groß, die Poſtmeiſter reich, die Wirte dick wurden, die Städte aber durch ſteinerne Gürtel zuſammengeſchnürt an Engbrüſtigkeit ſiechten. Jener, der heute von der guten, alten Zeit ſpricht, hat ſein Haus nicht in der Stadt, oder er hat es zum Mindeſten auf dem Lande erwerben.

Damals ſind Wegwarte bedeutende Leute geweſen, ohne ſie hätte das Räderwerk der Straße und des Landes, ja des Reichsverkehres geſtockt, wäre verſunken in Schlamm. Der Lamel hatte ſeine Pflicht wohl erfüllt, ſeine Strecke war ſtets die beſtgeſchotterte, auch hatte er an derſelben eine Allee von Obſtbäumen gepflanzt, wofür er anfangs gerügt, ſpäter aber, als ſie nur wenig Schatten, aber umſomehr Obſt gaben, belobt wurde. Und er freute ſich baß, wenn ihm Handwerksburſche Aepfeln und Zwetſchken ſtahlen, weil er wohl wußte, daß verbotene Früchte ſüß munden. So war er ſtolz auf ſein ſüßes Obſt, das verſchenkt oder ſelbſt gegeſſen ſchier ein wenig ſtark ſäuerlich ſchmecken wollte.

Auch um ſein Haus hatte der Lamel einen freundlichen Garten von Obſtbäumen, der war ſeine Erquickung, denn die Bäume trugen Aepfel, die ließ er preſſen, den Moſt wahren und gähren, und wenn das Getränke klar und herbe geworden, ſo trank er es als echten Wein. Und der Apfelwein — dem Vater Noah zu Trutz ſei's geſagt! — gab dem Traubenwein nichts nach, hingegen gab der Lamel dem Apfelwein nach und zwar nicht ſelten auf Koſten ſeiner Selbſtſtändigkeit.

Auf die kleine Schwäche müſſen wir einen großen Vorzug erwähnen. Der Lamel war ſchriftgelehrt und ging in den Feierſtunden daran, die ſieben Siegel der Bibel zu löſen, wobei ihm der Apfelwein ſtets behilflich war, ſo daß er ſchließlich die Offenbarungen des heiligen Johannes leibhaftig um ſich herumtanzen ſah, mitſammt den vier Aelteſten und dem Lamel.

Eines Abends ſprach ein alter hinkender und ſchielender Handwerksburſche im Hauſe des Wegwarts zu, nahm am Brunnen einen Trunk und wuſch ſich hierauf den Staub von den Füßen. Weil der Wegwart nicht weit davon ſtand und dem Alten lächelnd zuſah, ſo wurde dieſer dreiſt und bat um Nachtherberge. Bei Wegwächtern kehrt man ſonſt nicht zu, aber der Lamel wollte auch einmal ein wohlthätiger Hausvater ſein und ſagte: „Hat Er ein Wanderbuch?“

„Ein Wanderbuch?“ fragte der Geſelle ſchielend entgegen, „— ein Wander — — das heißt — ja freilich, freilich hab' ich ein Wanderbuch.“

Der Lamel nahm das blau eingebundene Ding in Empfang, wahrte es in ſeinem Schrank und ließ dem Fremden Nachtmahl und Nachtlager geben.

Am andern Morgen, noch ehe die Sonne und der Lamel aufgingen, war der alte Wanderburſche davon und mit ihm das neue Paar Juchtenſtiefel des Wegwart. — Fand es eigentlich ſoweit in Ordnung, der Lamel, denn gute Stiefel müſſen wandern und ein echter Haderlump muß ſtehlen. Aber wie ein Menſch ſo leichtfertig ſein kann, ſein Wanderbuch im Stiche zu laſſen! — Das blaue Buch lag noch im Schranke, der Lamel öffnete, durchblätterte es — ja, was iſt denn das für ein wunderlich Weſen? Ein Wanderbuch allerdings, aber ein gedrucktes. „Das Buch über die Seelenwanderung,“ war es benamſet, und bei näherer Unterſuchung enthielt es große Abhandlungen in langen Kapiteln mit geheimnißvollem Dunkel und tiefer Weihe geſchrieben. Der Verfaſſer war nicht genannt — ſo konnte es auch der heilige Geiſt ſelber diktirt haben.

Und als wieder die Feierſtunden kamen, da ſchaffte ſich der Lamel einen Krug Weines in's Stübchen und begann das Buch von der Seelenwanderung zu leſen. Das erzählte für's Erſte die Geſchichte und Mythen des Glaubens an die Seelenwanderung, wobei natürlich viel von den alten

Egyptiern die Rede war, und kam ſpäter auf das Feld der Spiritiſten. Und ſchließlich verharrte das Buch gläubig bei folgender Lehre:

„Im Anfange ſchuf Gott die Himmel und die Engel als Einwohner der Himmel. Ein Theil der Engel wurde hoffärtig und empörte ſich gegen Gott. Inſoweit mit der Bibel vollſtändig im Einklang, aber da verſtieß Gott die Hoffärtigen, die böſen Geiſter in eine Oedniß, ſo die Erde heißet. Auf der Erde lebten die Verſtoſſenen in Leibern aus Lehm und waren anheimgeſtellt der Drangſal und den Schmerzen und ſollten nun durch Demut und Selbſtverläugnung ihren Fehltritt ſühnen, bevor ihr Leib wieder zu Lehm ſich löſete. Wenigen gelang es, in ihrer irdiſchen Natur, ſo zu ſagen in einer Hülle von Koth, ſich zu reinigen; denen es gelang, die wurden wieder in die ewigen Himmel aufgenommen; denen es nicht gelang, die mußten von Neuem in irdiſche Leiber zurückkehren, und dies immer wieder und ſo lange, bis ſie durch Noth und Trübſal genugſam rein geworden, etwas Großes hier gewirkt hätten und endlich dereinſt in die Himmel aufgenommen würden. So iſt das Menſchengeſchlecht entſtanden und ſo muß es fortbeſtehen ſo lange, bis der letzte Engel ſeinen letzten Fehl, er rühre noch vom himmliſchen Reiche oder von ſeinem vorhergegangenen Erdenleben her, geſühnt hat. Zum Beiſpiele Abraham, Moſes, Paulus, Mahomed, Karl der Große, Columbus, Schiller u. ſ. w. gehören nun zu den Erlöſeten, die, wie oft ſie auch früherhin in Erdenleibern geweſen ſein mögen, ihre Büſſerbahn erſt mit dem Daſein, in welchem ſie das Große gewirkt, beſchloſſen haben. Hingegen, um nur weltberühmte Uebelthäter zu nennen, zum Beiſpiele Pharao, Herodes, Nero, Alexander V., Napoleon und Andere haben mit dieſen ihren Exiſtenzen nicht abgeſchloſſen, müſſen ſo oft und ſo lange wieder in menſchliche Leiber zurückkehren, bis nicht allein ihr Verbrechen in den Himmeln, ſondern auch ihre böſen Thaten auf Erden gebüßt ſind. Wie oft, Leſer — ſo ſchaltete das Buch packend ein — magſt Du ſchon auf Erden geweſen ſein? Wer weiß es denn, ob Du nicht der Kain warſt, oder Alexander der Große geheißen, oder Pontius Pilatus, der unſern Herrn an's Kreuz ſchlagen ließ, oder Robespierre, der Wütherich von Paris? Der Urvater Adam ſelbſt kann heute noch auf Erden wandern, etwa in Deinem Gebietiger (genau ſo zu leſen), der Dich ſchützt und ſchlägt, etwa in dem Bettelmann, der Dich um Almoſen anfleht, etwa in Dir, etwa in Deinem Sohne! —“

Faſt hätte der Lehm-Lamel über das merkwürdige Buch auf den Apfelwein vergeſſen. Das war ein Buch! groß und profetiſch! Das leuchtet ein. Ja, jezt iſt das Räthſel gelöſt. Darum die Welt, darum die vielen armſeligen Menſchen, darum die wenigen großen Thaten und darum das Sprichwort von einem großen Wohlthäter: „So Einer kommt nicht wieder!“ Und das Böſe wird beſtraft und das Gute belohnt und die Erde iſt eigentlich das Fegfeuer. Wie das ſtimmt! — Und ein ſolches Licht für ein paar Juchtenſtiefel! Wer weiß! Der alte Handwerksburſche kann ein guter Engel geweſen ſein; man kann's nicht wiſſen — gar nichts kann man wiſſen auf der Welt, als was in dieſem Buche ſteht.

Und wieder und immer wieder las der Wegwart in der wunderlichen Schrift. Oft ſann er lange und ernſtlich über ſich ſelbſt. — „Jezt ſteht die Welt ſchon ſechstauſend Jahr', und du biſt noch nicht fertig, Lehm-Lamel, gefallener Engel, biſt noch immer da? An die neunzig Menſchenalter ſind ſeit der Erſchaffung der Welt, haſt ſie alle durchgemacht und biſt erſt noch nichts, als der dumme Wegwächter, dem alle Röſſer der Welt auf die Arbeit piſſen. Was haſt denn immer getrieben, du Haderlump? Viel mag ich nicht wetten, du biſt bei den Zigeunern geweſen . . . .“

Er las ſich ſtreng die Leviten und trank Apfelwein dabei und thatſächlich, es war ihm zu Muthe, als hätte er auch vor mehreren tauſend Jahren ſchon aus dem Kruge getrunken — zu Noahs Zeiten — nur bedünkte ihm, der Wein wäre damals nicht ganz ſo ſauer geweſen, als heute. — Der Wein hat auch ſeinen Geiſt, ſeine Seele demnach; wie, wenn auch dieſe wanderte? Der Saure, der Gewäſſerte, der künſtlich Gezuckerte und Durchgeiſtigte — nimmer erfüllt er ſeinen Beruf, er muß noch einmal in die Kelter. Aber der Apfelwein iſt naiv und ohne falſch und vermag thatſächlich auch — wenn man betrachtet, wie der kräftige Lamel zuweilen auf dem Boden liegt, — Großes zu vollbringen. — So wird der Apfelwein über kurz den reinen Geiſtern beigeſellet ſein . . . .

Der Lamel war bisher Junggeſelle geblieben, ſo war für's Erſte Niemand da, der zu ſeiner ſeeliſchen Reinigung beitrug, und der ihn für's Zweite in ſeinen Grübeleien und Phantaſtereien zerſtreut hätte. So verbiß er ſich immer mehr in das Buch von der Seelenwanderung und ſo wurde er allmälig ein Narr. Die Idee, ob er nicht etwa doch Einer aus dem alten Teſtamente ſei — er las nebenbei auch immer die Bibel — und ob nicht gar die Seele des unerlöſten Adam in ihm ſtecke, trug er lange mit ſich herum. Und in ſeiner Vermuthung wurde er beſtärkt, als er ſich jähings in ein junges Weib verliebte. Er war noch lange nicht zweimal zwanzig Jahre alt und durchaus, vom Fuß bis zum Kopf ein Wegwart, der ſich ſehen laſſen durfte. Sie war eine Kalkbrennerin in der Gegend; die ſchöne Strinerl war ſie geheißen; ihre Haare waren ſo gelb, wie das Korngehalme auf dem Felde zur Zeit, wenn der Schnitter kommt. Ging der Lamel zur Schnittzeit über die Felder, ſo las er nicht ungerne die bauchigen Körnlein aus den Aehren und zermalmte ſie mit ſeinen urtüchtigen Zähnen. Und dachte dabei an den Schatz.

Aber — Lehm-Lamel-Adam, kannſt du dich denn nicht mehr erinnern, daß voreinſtmalen die goldhaarige Eva Schuld war an deinem Falle, an deiner Austreibung aus dem Paradieſe und an deiner ruheloſen Seelenwanderung durch die Geſchlechter der Menſchen? — Der Apfelbiß in der Bibel! nichts als Blumenſprache, du weißt es recht gut. Lehm-Lamel-Adam! Was zieht doch täglich für ein Volk die Straße entlang, an dir vorbei? Ein unſelig Volk von Glückloſen, Bettlern, Vagabunden, Tagedieben! Dort wankt ein Blinder, geführt von ſeinem halbnackten Kinde; dort ſchleppt ein kraftloſes Maulthier einen lahmen Mann; dort geleiten Schergen einen Uebelthäter heran und drüber hin flattern und krächzen die Raben. Hier ſprengt mit Roß und Wagen ein anderer Uebelthäter vorüber; dort liegt ein Waiſenknabe im Straßengraben und ächzt. Sechs ſchwarze Hengſte führen die Leiche eines reichen Selbſtmörders ihrer goldenen Gruft zu. Dort am Steinhaufen kauern Mann und Weib und Kinder in Lumpen; die Kinder ſchreien nach Brot, der Mann verflucht ſein Geſchick. Und hier wankt ein Enttäuſchter, Vernichteter des Weges zurück, den er vor kurzer Zeit erſt mit fliegenden Plänen und flatternden Hoffnungen gezogen. — Und ſo zieht's Tag für Tag und Jahr für Jahr die breite Straße entlang; ganze Kriegsheere dazwiſchen, ausfahrend, um zu morden und zu rauben. Und das.— alldas iſt das Menſchengeſchlecht. Adam, das iſt deine ſaubere Sippe! — Und wiederum gehſt du auf Freiersfüßen, anſtatt anzupacken, daß die ganze mißrathene Brut vertilgt werde!

So ſchrie das Gewiſſen dem Wegwart in die Ohren. Es war nur ein alter Eſeltreiber, der eines Tages beim Wegwart zuſprach.

„Lehm-Lamel!“ rief er durch's Fenſter hinein, „weißt Du ſchon, daß die Strubacherleut' nicht mehr ſprechen können? Sie heißen Dich den Lahm-Limmel.

„Treib' Deine Eſel in meinen Obſtgarten,“ ſagte der Lamel, „und ſetz' Dich zu mir, ich muß Dir doch etwas aus dieſem merkwürdigen Buche vorleſen.“ Dann hub er an und theilte dem Treiber die Lehre von der Seelenwanderung mit. — „Und für ein paar Stiefel hat mir ſo ein Landſtreicher dieſes Werk im Haus gelaſſen!“

„Der hat gewußt, was er gethan hat,“ rief der Eſeltreiber und ſchlug mit der flachen Hand auf's Buch, „aber Leder iſt hier mehr d'rin.“

Als ſie tiefer in das Geſpräch kamen und der Lamel mitgetheilt hatte, daß muthmaßlich die Seele des Adam aus dem Paradieſe in ihm ſtecke, neigte der Treiber zuſtimmend den Kopf. Und als ſich Jener Rathes erholte, was er denn eigentlich werde thun müſſen, um ſich zu erlöſen, ſagte dieſer: „Luderleben ſollſt kein's führen, das iſt die verbotene Frucht. Selbſt meine Eſel möchten Heu haben und müſſen Stroh freſſen. Wer's freiwillig thut, dem iſt's ein Verdienſt.“

„Ich hüte mich wohl,“ ſagte der Lamel, „da ſchau meine Obſtbäume an, die ſchönſten Aepfel, die prächtigſten

Aepfel! Du, ich ſag' Dir, nicht einen einzigen eß' ich im Jahr. Gott hat ſchon im Paradieſe den Apfel verboten."

„Geh," lachte der Eſeltreiber, „Du biſt ſchlau, die Aepfel ißt Du nicht, aber ihren Saft preſſeſt Du heraus und damit trinkeſt Du Dir die Räuſche!"

Schier zu Tode erſchrack der Lamel über dieſen Vorwurf; er ſah es plötzlich ein, der Eſelmann hatte Recht, im Apfelwein genoß er die verbotene Frucht.

Und von dieſer Zeit an hatte ſich der Wegwart feſt vorgenommen, nicht einen Tropfen des falſchen Getränkes mehr zu trinken, als bis er im Reiche Gottes zur „Rechten" ſäße. Es gelang ihm eine erkleckliche Weile, ſeine argen Gelüſte zu zähmen und ſeinen ſündigen Menſchen zu verläugnen, und er hatte ſchon gegründete Hoffnung, daß Adams langwierige Seelenwanderung in dem ſchlichten Wegwart endlich ihren guten Abſchluß finden würde.

Da war einmal ein heißer Sommertag und da kam die ſchöne Strinerl die ſtaubige Straße gegangen. Sie ſah den Schatten in des Wegwarts Obſtgarten, ſie hörte den Brunnen rieſeln; ſo trat ſie in den kleinen Hof, um zu trinken.

Schon hielt ſie die braune, hohle Hand unter den klaren Strahl, als ſie der Lamel vom Fenſter aus bemerkte.

„Närrchen, Närrchen!" rief er, „was wirſt Waſſer trinken! Ich habe einen guten Apfelwein im Keller, ich ſelber brauch' ihn nicht; für wen hätt' ich ihn, lieb Dirndl, als für Dich?"

Er eilte in den Keller, entſpundete ein Fäßchen und ſteckte einen Schlauch hinein, um die Gottesgabe in den bereiteten Kruge herauszuheben. Doch, als er mit dem Athem hob und als es kühl und feucht wurde unter ſeinem lechzenden Gaumen, da kam er in's Saugen und der Wein ging durch den Schlauch geradewegs in ſeine Gurgel. Er trank herzhaft d'rauf los, vergaß auf die gelblockige Strinerl, vergaß auf den Adam, trank und trank die langentbehrte Labe — trank und ſank endlich auf den kühlen Lehm des Kellers hin.

„Lamel!“ lallte er ſchläferig, „war das ein Durſt! Und er iſt noch — nicht gelöſcht. Will ihn doch wieder einmal — gründlich löſchen — den Durſt — weil ich ſchon — dabei bin. — 's hilft nichts dafür, der Menſch iſt, wie er iſt. Er mag ſich drehen und ſpreitzen wie er will, er mag ein Röcklein tragen, blau oder roth. Oder gar keins. Er mag ſich die Haut umwenden. Mag auf dem Fuß ſtehen, oder auf dem Kopf. 's iſt Alles eins. 's iſt und 's bleibt der alte Adam . . . .“

Der luſtigen Geſchichten

dritter Theil:

Schlechtes Geld.

Wie aus der Katz' eine Hexe wird.

Im Pfarrhofe zu Thalbach, bei Tiſche ſaßen immer ihrer Drei. Der Pfarrer, die Katze und der Kaplan. Beſteck hatte die Katze keines. Ja, hätt' ich ihre ſcharfen Zähnchen, wollt' nicht fragen nach Meſſer und Gabel, und ihr zartes, langes Zünglein iſt brauchbarer als wie der feinſte Silberlöffel. Am liebſten ſaß ſie dem Pfarrer auf dem Schooß, wo der Talar ſtets ein rechtes Grüblein machte; nicht ungerne auf dem Tiſch, am Rande des Tellers, bekoſtete zuweilen auch die gemeinſame Schüſſel, ob wohl in Salz und Schmalz das richtige Verhältniß obwalte, wie es die geiſtlichen Herren am liebſten hätten. Und war dieſes richtige Verhältniß da, ſo aß ſie ſich für's Erſte ſelbſt ohne alle Umſtände ſatt.

Der Pfarrer hatte ſeinen rechten Spaß mit dem poſſirlichen Weſen, ja hing mit Freundſchaft an denſelben und ſchob ihm nicht die ſchlechteſten Biſſen zu, gar mitunter ſolche, auf die bereits ſchon der Kaplan ein Auge geworfen hatte.

Nach einer Weile ereignete es ſich, daß der Pfarrer auf einige Zeit verreiſte. Der Kaplan hatte mittlerweile Gemeinde- und Hausweſen zu verwalten — that's auch mit Umſicht und Gewiſſenhaftigkeit. Aber Ein's wollte er dieweilen vollführen; gegen den Liebling des Pfarrers, der keine Meſſe las, keine Predigt hielt und keine Sünden vergab und im Pfarrhofe doch mindeſtens ſo gut, wenn nicht beſſer gehalten wurde, als der Kaplan — gegen die Katze ſchmiedete er Ränke. Aber ihm waren die Hände gebunden; — wenn der Herr nach Hauſe kommt, wird ſein erſter Blick in den Bettwinkel ſein, wo der Liebling ſeine Wohnſtatt hat.

Gibt es denn aber kein Mittel, das graue Unweſen für immer vom Tiſche fern zu halten? Nach dem Crucifixe, das über dem Tiſche an der Wand hing, glitt des Prieſters bedrängter Blick. An demſelben Tage fiel ihm eine kleine Hundspeitſche in's Auge, die beim Sattlermeiſter im Auslagkaſten lehnte. Da kam ihm plötzlich die Erleuchtung. Er kaufte die Peitſche, und als es Eſſenszeit war und er ſich allein zum Tiſch ſetzte, kam wie immer die gute Katz' herbei. Der Kaplan nahm ſalbungsvoll das Crucifix in die rechte, die Hundspeitſche in die linke Hand — hielt erſteres der Katze vor und mit der letzteren — ſchwaps! ging's über des Thierleins Rücken. Mit Einem Satz war die Katz' davon.

Aber bei der nächſten Mahlzeit erſchien ſie wieder. Der Prieſter nahm in die Rechte das Crucifix, in die Linke die Peitſche und that wie das erſtemal. Huſch war ſie weg.

Ein drittesmal nahte ſie ſchon mit einigem Zagen, aber ſie nahte, und der Kaplan that wie das erſte- und das zweitemal.

So ging's etliche Tage fort. Da kam der Herr Pfarrer heim. Recht froh und heiter, daß wieder Alles in Ordnung iſt, ſetzen ſie ſich zu Tiſche und die Gottesgab' läßt nicht warten und läßt ſich niemals, heute am allerwenigſten ſpotten.

„Aber wo iſt denn mein Katzel?“ frägt der Pfarrer.

Lugt auch der Kaplan um. „Dort hinter dem Ofen hockt's ja.“

„Merkwürdig, daß es heute nicht zum Tiſch kommt!“

„Wirklich, Herr Pfarrer, das nimmt mich auch Wunder. Ich merke ſchon ſeit ein paar Tagen ſo etwas. Mir fiel es ſogar ſchon ein, was die Leute ſagen — mag aber nicht d'ran glauben.“

„Die Leute?“ meint der Pfarrer, „was ſagen ſie denn?“

„Nein, ich glaub's nicht. 's iſt ſo ein abergläubiſches Geſchwätz, nur daß man davon ſpricht. — So eine Katz', ſagen die Leute, wenn ſie altert, thät' eine Hex' werden und ſich keinem Crucifix in die Nähe getrauen.“

„Paperlapap!“ ſagt der Pfarrer.

„Na, verſteht ſich. Ein Altweibergeſchwätz.“

„Iſt mir um ein Probiren zu thun,“ meint der Pfarrer, „na, Kätzle, komm', komm' her zu mir!“

Dieſer trauten Einladung vermag das Thier nicht zu widerſtehen, es naht und ſteigt dem Herrn auf den Schooß. Der Pfarrer langt nach dem Crucifix, aber kaum die Katze dieſes in ſeiner Hand erblickt und ein inneres Geſicht hat von einem andern Gegenſtand, ergreift ſie in wilder Haſt die Flucht.

Die beiden Prieſter blicken ſich lautlos an.

„Merkwürdig!“ ſagt der Pfarrer endlich.

„Seltſam!“ entgegnet der Kaplan.

„Wenn's ſo iſt, muß ich das Vieh aus dem Haus thun,“ ſagt der Pfarrer.

„Das wäre jammerſchad'!“ verſetzt der Kaplan.

Bald war die Katze beim Abdecker. Aus ihrer Haut wurden Hundspeitſchen geſchnitten.

Die Irrwurzen.

Er war ein junger, kernfriſcher, bildſauberer Burſch, Hanſel Waſtel Toni Michel hat er geheißen; den Hanſel hatte er von ſeinem Urgroßvater geerbt, den Waſtel von ſeinem Großvater, den Toni von ſeinem Vater, der aber zur ſelbigen Zeit noch recht ſteinfeſt beim Leben iſt. Den Michel endlich hat ihm der Herr Pfarrer geſchenkt bei der Tauf'.

Daheim und auf alle Tag hat der Burſche nur den Michel gebraucht, iſt er aber in die Nachbarſchaft gegangen oder gar in's Kirchdorf hinab, ſo hat er die andern drei Namen auch angezogen, und er iſt der Hanſel Waſtel Toni Michel geweſen. Iſt er aber, wie's zur Sommerszeit ſchon hat ſein müſſen, auf die Alm zur Schwaigerei gegangen, ſo hat er nur einen von ſeinem Vierſpann mitgenommen, und die Marei, die Schwaigerin, hat ihn ihr Lebtag nicht anders geheißen, als den Micherl. Und gerade ſo hat's der Burſche gern gehört, darum iſt er zuweilen wohl ein wenig länger in der Schwaighütte geblieben, als es juſt hat ſein müſſen; — „Micherl“, das iſt ein feines, butterweiches Wort; das bringt die Mutter nicht und der Vater nicht, das bringt kein Menſch ſo zuweg, wie's die Marei kann.

Einmal, es iſt ſchon ſpät Abends, als der Michel von der Alm nach Hauſe kommt. Da rumpelt ihn der Vater an: „Wo bleibſt mir heut' ſo lang, Du verblitzter Bub?“

„Schon ein Teufelsweg das!“ ſagt der Burſche und ſtellt ſeinen Schmalzkübel auf die Bank, „ſchon drei Stunden wär' ich daheim, hätt' ich mich nicht ſo närriſch verirrt.“

„Verirrt? Ja, biſt denn Du Deiner Tag noch nicht auf der Alm geweſen? biſt leicht fremd daheim?“

„Nein, dasſelb' juſt nicht, gar nicht, Vater,“ ſtottert der Michel, „auf ſo eine Irrwurzen muß ich treten ſein, die hat mich mentiſch verführt. Das iſt mir auch bei meiner Treu' noch nicht paſſirt.“

Der Alte ſchaut ſo d'rein, recht finſter, und nagt an ſeinem Pfeifenſtummel. Dann zieht er das faltige Geſicht auseinander, wie der Schuſter das Leder dehnt mit der Zange; das hätt' ein Lächeln ſollen ſein.

Der alte Pfiffikus hat's ſchon gemerkt, daß zwiſchen dem Michel und der Marei was nicht ganz richtig.

„Auf ein' Irrwurzen biſt geſtiegen, ſchau, ſchau!“

„Freilich wohl, und alle Leut' ſagen's, daß es ſo Irrwurzen gibt im Wald; thu' der Vater nur die alt' Annamirl fragen, die hat mir's auch erzählt g'rad vor ein paar Tagen, die kennt alle Kräuter und Wurzeln ſo, die Annamirl. Ja leicht wohl, und wer auf eine Irrwurzen ſteigt, der findet halt nicht leicht heim. 's iſt juſt, wie wenn Einer damiſch thät' werden; und völlig rothbraun, wie ein Kupfergeld, ſchaut ſo eine Wurzen aus, hat ſie geſagt, die Annamirl.“

„Hat ſie geſagt? Geh'!“ meint der Alte und ſchüttelt den Kopf, „ſchau, ſchau, ſo eine Irrwurzen möcht' ich auch ſehen, und da weiß ich einen guten Schick. Die alt' Annamirl geht auf etliche Wochen hinüber in die Kampelwälder, Wurzel und Kräuter graben. Da gehſt mit, Michel, und hilfſt fleißig ſuchen und graben; ſchaut, daß ihr ſie findet, dieſelbig Wurzen und bringt mir etlich' heim. Auf die Alm ſchick' ich derweil den Knecht, der kennt ſich beſſer aus.“

Der Alte geht davon; der Michel macht ein langes Geſicht, zwickt mit zwei Fingern ſeine Naſenſpitz' zuſammen, zuckt mit einem Fuß auf die Höhe und brummt: „Saggra, ſaggra, jetzt biſt auf eine Irrwurzen treten!“

Die Schneiderrechnung.

Wer dasſelb' herzig ſaubere Weiberl iſt, meinſt, das über den Kirchplatz geht und ein winzig kleines Büblein am Arm führt? Wart' nur, wirſt es gleich ſehen, daß ſie hineingeht in's Haus, das neben dem Pfarrhof völlig das ſchönſte und vornehmſte iſt im Dorf. Das iſt das Hafnerhaus und das herzig ſaubere Weibchen iſt die Hafnerin und das kleine Bübel iſt ihr einziges Kind und ihr Mann — Gott tröſt' ſeine Seel'! — iſt geſtorben ſchon vor einem Jahr.

Wenn ſonſt nur die Weiber zum Hafner gegangen ſind, um Töpfe und Schüſſeln zu holen, ſo thaten es jetzt gar die Männer, und noch die jungen Männer dazu. Die Töpfe kauften ſie, und die Töpferin meinten ſie; die Töpferin, ja, das war eine Thonarbeit, ein Meiſterſtück von dem oberſten Töpfer, von dem lieben Herrgott ſelber.

Der Großbauer vom Ebenhof kam, der junge Sattler Fritz kam, der reiche Wirthsſohn kam. Die gar nichts ſonſt zu thun wußten im Hafnerhauſe, die kauften ſich einen thönernen Kukuk, recht hübſch grün glaſirt, und gaben dem Büblein Aepfel oder ein Germkipfel, und frugen das Weibchen, wie's denn alleweil gehe. — Und die junge Witwe antwortete nicht: „Paſſirt,“ oder: „'s könnt beſſer ſein man thät's ertragen,“ oder: „muß ſchon gut ſein, wenn's nicht beſſer iſt." — Gar nichts von dergleichen; „Dank ſchön!" ſagte ſie kurz; und einen Topf hatten ſie gekauft, und einen Korb trugen ſie heim.

Nicht gar weit vom Hafnerhaus ſteht das Häuschen des rothen Schneiders. Der Schneider aber war eigentlich nicht roth, er war weiß und mild und jung, und wohl doch gelenkig, und wenn man Alles in Allem nahm, ein bildſauberes Männchen: dazu that er nicht trinken, nicht ſpielen, that ſein haushalten, ſich ſelber das Süpplein kochen und das Bett aufſchichten, weil er Junggeſelle war. Sein Großvater, der das Häuschen erbaut hatte, ſoll häufig glühende Wangen und eine rothe Naſe gehabt haben, weswegen die Leute das Schneiderhäuschen bis auf den heutigen Tag „beim rothen Schneider" nennen, als ob der Junge noch einſtehen ſollte für die Farbe des Alten.

Kam denn unſer junger Schneider zuweilen in das Hafnerhaus und kaufte ein Töpfchen, oder ein Schüſſelchen, und was des thönernen Hausrathes ſo iſt; aber je häufiger er die Hafnerin ſah, deſto mehr Haſen ſchlug er zuſammen, deſto mehr Nadelſpitzen brach er, deſto heilloſer verſengte er das Tuch mit dem Biegeleiſen. Und in den Nächten träumte er nichts, als von lauter „Häſen" und „Reindln".

Da ging er denn doch einmal zur Hafnerin, als ſie allein im Garten war, und ſagte: „Was meinſt denn, Frau Nachbarin, wenn ich Dich fragen thät'? — Schau, ich — weißt, auf die Läng' geht's nicht ſo fort —"

„Was denn?" fiel die junge Witwe raſch dazwiſchen. Das ſchreckte den Schneider, und kleinlaut ſetzte er bei: „Um ſo ein Häſerl hab' ich Dich fragen wollen, mit zwei Hängeln, weißt."

„Was fragſt mich denn das? haſt ſie gleichwohl ſchon hundertmal geſehen in der Werkſtatt,“ entgegnete die Hafnerin und eilte davon.

Da ging der Schneider her, kaufte Schreibpapier mit rothen Roſen bemalt, und ſchrieb einen Liebesbrief in Verſen an die Hafnerin. Das wundert mich heute noch, daß das Papier nicht verbrannte mitſammt den ſchönen Roſen und Herzen; der Liebesbrief war heiß wie ein glühendes Biegeleiſen. Es war nicht blos eine Liebeserklärung in Herz und Schmerz; es war ein kerniger Heiratsantrag mit der dringenden Bitte um Antwort.

Es kam aber keine Antwort. Da rief der Schneider einmal über den Gartenzaun: „Nu, Frau Nachbarin, iſt's was?“

„Recht, daß ich Dich ſehe, Schneider,“ ſagte die Witwe: „Ich hab' ſo viel Pfingſtroſen heuer in meinem Garten; macht's Dir Freude, ſo magſt ſchon dann und wann eine pflücken.“

Und ſie ging davon.

Das war nicht ja und nicht nein, und die Ungewißheit brachte den armen Schneider ſchier zur Verzweiflung.

Stand ein paar Tage an, kam der Hafnerin Bübel zum Schneider mit einem Wämschen: „Mutter läßt bitten, Herr Nachbar ſoll das Wämslein flicken.“

Brav. Der Kleine bekam ein Tellerchen friſcher Kirſchen, aß ſie bausbäckig und ging davon.

In ein paar Tagen d'rauf kam er wieder: „Iſt das Wämschen geflickt?“

„Wie neu, Junge, nimm, laß Mutter ſchön grüßen.“

„Aber Mutter läßt fragen um die Schuldigkeit!“

Da ſteht der Schneider ſo da, denkt ein wenig nach und ſagt: „Grad ſo richt' es aus: Iſt's was, ſo iſt's nix, und iſt's nix, ſo iſt's fünfundzwanzig Kreuzer.“

— — — — — — — — — — — —

Die fünfundzwanzig Kreuzer ſind nicht geſchickt worden.

Ein Unterſchied.

Da iſt einmal folgende Geſchichte erzählt worden.

Mirza und Martha waren zwei Schweſtern — jung, hübſch und brav. Beide waren ſich ähnlich in Allem, bis auf den Namen.

Hinz und Hans waren zwei Brüder, aber ſich darin unähnlich, daß der Hinz um eine Fauſt höher war, als der Hans, hingegen der Hans um einen guten Kopf größer, als der Hinz, damit ich euch weiſe, welcher der Längere, und welcher der Geſcheidtere geweſen iſt.

Da ereignete es ſich, daß Hinz die Mirza heiratete, über die Flitterwochen hinaus recht zufrieden war, dann aber —

Und da ereignete es ſich ferner, daß der Hans ſich mit der Martha verlobte. Da ging Hinz zu ſeinem Bruder und ſagte: „Recht ſauber von Dir, Bruder, daß Du gleich mir in den heiligen Eheſtand treten willſt, aber — nichts für ungut, wenn ich's Dir brüderlich ſag': eine Andere hätteſt Dir wählen können.“

„Was, Schwager, biſt Du mit der Deinen nicht zufrieden?“

„Wohl, wohl, rechtſchaffen ja, ein ſaggriſch braves Weibel hab' ich erwiſcht,“ ſagte der Hinz, und walgte mit der Fauſt an ſeiner Hutkrempe, „aber halt — weißt Bruder, 's iſt halt ſo eine eigene Sach' — die Hoſen will ſie mir nit laſſen."

„Unter den Pantoffel biſt gerathen?" lachte der Hans, — „nu, Hinz, hör' mal, ich will Dir etwas ſagen: Das Weibervolk muß ganz abſonderlich behandelt werden; willſt gelegentlich mit mir kommen zu meiner Braut, ſo ſollſt Wunder erleben, wie ich das verſteh', daß mir die Hoſen bleiben, und ihr der Pantoffel."

Und richtig, als es gelegentlich war, ging der Hinz mit dem Hans zur Braut.

Martha kam ihrem Bräutigam ſchmollend entgegen: „Du garſtiger Hans, wo biſt ſo lang geſteckt?"

„Das geht vor der Hand keinem Menſchen was an," entgegnete Hans barſch.

„Aber, ich meinte nur —"

„Was denn, was denn?"

„Ich hätte wohl ein Recht zu fragen, und ich frage Dich, wo biſt ſo lang geweſen, Hans, ich will es wiſſen!"

Grob will ich nicht ſein, liebe Martha, aber Du wirſt es bereuen, wenn Du mich böſe machſt."

„Ich laſſe es darauf ankommen," ſagte das Mädchen trotzig, und hub an zu eifern und zu geifern. Der Hans ging ruhig die Stube auf und ab, dann nahm er den Blumenſtrauß, der auf Martha's Nähtiſch in einer Vaſe ſtand, und zerknitterte ihn. Das war Feuer an's Dach, und ein wildes Wortwetter hagelte über ihn nieder aus dem Munde der holdſeligen Braut. Er ging wieder ruhig die Stube auf und ab, dann nahm er den Strauß nochmals, und warf ihn zum Fenſter hinaus. Das war Oel in's Feuer, die Braut wüthete. Der Hans ging wieder eine Weile ruhig die Stube auf und ab, und da die Ergießungen nicht enden wollten, nahm er bedächtig die zierliche Blumenvaſe und warf ſie auch zum Fenſter hinaus.

Darüber fiel die Martha in Ohnmacht. Gegen ſolche Ohnmachten aber wußte der Hans ein Mittel, er nahm den weißen Seidenſtoff, an dem das Mädchen für die Hochzeit gearbeitet hatte, und wiſchte ſich damit gelaſſen die Stiefel ab. Das brachte die Dahingeſunkene wieder zum Bewußtſein und ſie begann kläglich zu weinen.

Eine kläglich weinende Braut aber war dem Hans nicht genehm, er ſtreckte alſo ſeine Hand aus, um das zierliche Tiſchchen zu zertrümmern, da fiel ihm die Martha um den Hals und zärtelte und küßte ihn und bat ihn unter thränendem Lächeln, er möge gut ſein.

Da ſagte der Hans: „Ich bin ja gut, Du liebes Herzchen, aber das iſt nur ſo meine Art Zeitvertreib, wenn mich Jemand ärgert.“

„O, ich will Dich gewiß nie, nie ärgern, Du guter Hans!“ rief die Braut aus, und dann war Gruppe.

Dem Hinz, der das Alles mit angeſehen, war ein Licht aufgegangen. „Aha,“ murmelte er zu ſich, „jetzt weiß ich, wie man das macht.“

Nach einigen Tagen, als der Hinz wieder zu ſeinem Bruder kam, hatte er ſo geſchwollene Backen und Wangen, daß kaum die Aeuglein hervorzugucken vermochten.

„Oho, Hinz!“ rief der Hans, „haſt die Gicht? thun Dir die Zähn' weh'?“

„Beileib nicht,“ entgegnete der Hinz, „mein Weib thut mir weh'. Weißt, Bruder, das iſt halt ſo geweſen: Komme ich geſtern ein wenig verſpätet nach Haus, brummt mein Weib. Brumm' ich auch. Brummt ſie noch mehr; geh' ich her, wirf ihr den Kochlöffel und die Krautgabel zum

Fenſter hinaus; hebt ſie fürchterlich zu keifen an, heb' ich an und hau' ihr die Schüſſeln und Hafen in Scherben. Jeſſas und Joſef! da wird ſie wild, fährt auf mich zu und — das Weitere ſteht da auf meinen Backen geſchrieben.

Der Hans lachte, daß er ſich den Bauch halten mußte.

Da begehrte der Andere auf: „Der Teufel hol' Dich mitſammt Deinem dalkerten Lachen! haſt es ja ſelber ſo gemacht, und Deine Braut iſt Dir um den Hals gefallen. Den Herrn hab' ich ihr zeigen wollen nach Deiner Art.“

„Ja, lieber Freund,“ ſagte der Hans, als er ſich vom Lachen etwas erholt hatte, „das Verfahren mag ſchon was taugen, aber 's iſt ein großer Unterſchied, ob man es vor oder nach der Hochzeit thut!“

Einer, der noch ſchlauer iſt, wie der Zollwächter.

„Lieber Freund Pali!“ ſagte der ungariſche Bauer Andris zu ſeinem Nachbar — denn wenn man von Jemandem etwas haben will, ſo ſagt man zu demſelben immer: lieber Freund — alſo „lieber Freund Pali, leihe mir auf Morgen Deine Roſſ' und Wagen.“

„Wozu willſt denn Du auf morgen meine Roſſ' und Wagen, Andris?“

„Ja, das iſt's eben, Freund Pali, was ich Dir um Alles auf der Welt nicht vertrauen möchte, wenn Du nicht ſo gut wäreſt und mir dazu Deine Roſſ' und Wagen lieheſt. Stell' mir Dein Ohr: Einen Wagen voll jungfräulichen (unbeſteuerten) Tabak will ich in die Stadt führen.“

„Du?“ rief Pali, „weißt Du denn nicht, daß an jedem Thore ein halb Dutzend Finanzer ſtehen, die jeden Karren und Korb d'runter und d'rüber kehren und jedem Handwerksburſchen die Stiefel durchſtöbern, welche er auf dem Rücken hat, die auf jedes dürre Blatt lauern, welches der Wind daher trägt, ob es etwa nicht ungeſtempelter Tabak iſt? Und wenn Du noch ſo pfiffig biſt und wenn die Nacht noch ſo finſter iſt, Du kommſt nicht durch."

„Die Nacht finſter? Das fällt mir gar nicht ein, Pali. Bei helllichtem Tag führe ich den Tabak in die Stadt. Das muß ſich weiſen, Freund, ob's denn keinen Schlaueren gibt auf der Welt, als ſo einen ſchwammigen Finanzer."

Der Pali lachte auf.

„Magſt wetten gehen?" fragte der Andris.

„Was Du willſt!"

„Wohlan. Wenn es mir gelingt, ſo behalte ich Deine Roſſ' und Wagen als mein eigen. Wenn es mißlingt, ſo ſtelle ich Dir das Fuhrwerk verdoppelt zurück. Daß ich extra noch meine Strafe zahl', verſteht ſich."

Die Wette war abgemacht. —

Einen Tag ſpäter knarrt ein ſchwerbeladener Wagen die Straße heran gegen die Stadt. Dem Finanzer wäſſern ſchon die Zähne nach einer Beute, er tritt dem Fuhrwerk raſch entgegen und frägt, was auf dem Wagen wäre.

Der Bauer Andris' — denn es iſt ſein Geſpann — tritt ganz nahe zum Beamten und ſagt ihm halblaut in's Geſicht: „Tabak!"

„Was?"

„Tabak. Der gehört für den Herrn Oberſtuhlrichter und für den Herrn Commiſſär Holcsuk und nachher für den Stadthauptmann Kovacs. Wäre mir recht lieb, Herr Finanzer, wenn Sie mit mir gingen und ſich ſelbſt davon überzeugen thäten."

„So,“ murmelte der Wächter, „ſo.“ Und dachte bei ſich: Da wird's nicht gut ſein, daß ich mich einmiſche. Da wird's beſſer ſein, daß ich mich nicht einmiſche.

„Werde mich ſchon erkundigen,“ ſagte er barſch, „paſſirt!“

Und als er ſich des anderen Tages richtig erkundigte, da paſſirte es auch wieder. Der Finanzer erhielt den Laufpaß, denn die Honoratioren hatten von der Tabakladung nichts bekommen.

Hingegen freute ſich der Bauer Andris ſeines gelungenen Stückchens und ſeiner gewonnenen Wette.

Was ein Bittgang thut.

Ein guter Freund hat mir von einem Tiroler Pfarrer erzählt, von einem klugen Seelſorger und gewiſſenhaften Diener Gottes.

Zu dieſem Pfarrer ſind eines ſchönen Tages mehrere ſeiner Bauern gekommen: „Hochwürden, thäten halt wohl ſchön um was bitten. Unſere Felder ſind ſchon all' miteinander knochenbleich; im Pfarrhofacker ſelber geht's auf Schaden; in ſo einer Trockenheit muß Alles verderben. So thäten wir halt bitten, daß wir einen Bittgang dürften abhalten, von wegen, daß doch um Gotteswillen einmal ein Regen wollt' kommen.“

Darauf ſagt der Pfarrer: „Hm, hm,“ und ſchnupft Tabak und geht in ſeiner Stube auf und ab. Dabei blickt er mehrmals auf den Barometer, der am Fenſter hängt und denkt: Der Barometer ſteigt allfort noch, da kann von einer Wetterveränderung keine Red' ſein. Gehen ſie jetzt um Regen beten, und es kommt nachher keiner, ſo verlieren wir

ie Leutchen alles Vertrauen und pfeiſen mir zuletzt noch gar
uf die Bittgäng' und Wettermeſſen. Desweg' —

Und der Herr Pfarrer ſchnupfte wieder, wendete ſich zu
en Bauern, die ſo daſtanden, und allſort die breiten Hüte
mherdrehten. „Meine Lieben,“ ſagte er, „mich freut's recht,
aß ihr in der Noth gleich an's Beten denkt, aber ſeht,
an ſoll auch nicht allzuviel vom lieben Gott verlangen,
ll ihn nicht verſuchen, und hinter'm Gebirg in den Wein-
ergen brauchen ſie jetzt eine ſchöne Zeit. Regnet's, ſo haben
ir nachher den ſauren Wein, oder gar keinen. Zudem iſt
ir unſere Felder die Noth gegenwärtig noch nicht am höchſten,
nd ich denke, ihr laſſet vor der Hand Alles noch dem
itigen Gott über, der in ſeiner Weisheit ſchon Alles recht
achen wird. Und kommt die Zeit, daß ich meine, das
eten thut noth, ſo werde ich's euch ſchon wiſſen laſſen.
rüß euch Gott, meine Lieben!“

Die Bauern ſind hierauf kleinlaut davon gegangen.
ie hätten ſo gerne einen Bittgang gehabt, aber endlich
hen ſie's doch ein, daß der Pfarrer Recht hatte; der Herr-
tt muß auf die Leut' hinter'm Gebirg auch ſchauen.

Nun ſind Tage und Tage vergangen. Der Pfarrer
aut jeden Abend auf den Barometer, der ſteht hartnäckig
f „ſchön“, und will bei „ſchön“ verbleiben. Eine Woche
rgeht, die zweite iſt im Lauf -- halloh, da ſinkt plötzlich
Barometer.

Der Pfarrer ſchickt ſogleich den Kirchendiener: „Weil
ſo eine heiße und trockene Zeit iſt, und weil das Korn
dorren will und das Heu, ſo läßt der Herr Pfarrer
rgen in aller Früh eine Bittprozeſſion um fruchtbaren
gen abhalten.“

Gleich ſind ſie Alle auf in der ganzen Gemeinde, und der Bittgang findet unter außerordentlich zahlreicher Betheiligung feierlichſt ſtatt.

Kaum er noch vorüber iſt, umſchleiert ſich ſachte der Himmel und gegen Abend hebt es an zu rieſeln und zu regnen.

Das hat der Bittgang gethan, und der Herr Pfarrer preiſt heute noch heimlich im Barometer die göttliche Fürſehung.

Ein Bauernſpaß.

Ein braver Mann, der Schulmeiſter von Medardi.

Aber mit den Vogel- und Haſenſchützen hat er's lieber gehalten, wie mit den Abcſchützen, und eine Vogelfange hat er lieber aufgeſtellt, wie einen Regeldetriſatz, und ſo iſt er die längſte Zeit zum Aerger der Haſen und zur Freude der Schulkinder im grünen Wald herum gehüpft.

Rückt aber die Schulprüfung nah', und mit ihr der geſtrenge Herr Dechant. Diesmal iſt der Dechant der Jäger und der Schulmeiſter der Haſe, und da gilt es, ſchlau zu ſein, um dem Jäger auszukommen. Die Schulkinder, das muß ſich der Schulmeiſter wohl geſtehen, wiſſen thun ſie gar nichts. Aber es handelt ſich ja nur um den Katechismus, und da wird den Kindern doch, eh' der Dechant kommt, wenigſtens ein Fingerhut voll Chriſtenthum beizubringen ſein.

Und pfiffig iſt er, der Schulmeiſter von Medardi. Er läßt noch am letzten Tag vor der Prüfung die Kinder auf ihre beſtimmten Plätze in die Bänke ſitzen, und ſagt jedem nach der Reihe, was es zu merken hat, worüber es ausgefragt werden wird: „Du Hansl biſt der erſte in der Bank, Du wirſt mir vor dem Herrn Dechant die Frage beantworten, wie viel dreigöttliche Perſonen ſind; Du Lippl wirſt uns ſagen, wie die erſte davon heißt — na, Gott Vater! — Und die zweite der Nächſte — na, Gott Sohn! — Und die dritte? — weiter der Nächſte! — na, Gott heiliger Geiſt! — Recht brav! — Und Du Michel in der vierten Bank kriegſt die Frag': Wie heißen die drei göttlichen Perſonen zuſammen? — na, — na, — die heiligſte Dreif—faltigkeit. — Recht gut. So, und jetzt mache ich euch aufmerkſam, daß mir bei der Prüfung keine Unordnung geſchieht! — Jeder weiß ſeinen Platz! — So, für heut' mögt ihr nach Hauſe gehen!“

Und einen Tag ſpäter iſt die Stunde da. Der Dechant tritt in das Schulzimmer. Die Kinder alle in ſchönſter Reihe erheben ſich zu einem lauten, harmoniſchen: Gelobt ſei ꝛc.

Der Dechant nickt ſehr freundlich; der Schulmeiſter tritt demüthig aus ſeinem Winkel hervor und beginnt, nachdem er den Dechant zum bereiteten Stuhl geleitet hat, mit dem Examiniren:

„Du dort an der Eck', ſag' mal, wie viel ſind göttliche Perſonen?“

„Drei!“

„Ganz richtig. Und der Nächſte wird uns ſagen, wie die erſte davon heißt? Nun, Du, Nächſter!“

„Gott Sohn!“

„Oho, ich denke, das Vorrecht hat doch wohl der Vater!“ ſagt der Schulmeiſter mit Ruhe und Faſſung.

„Ja,“ meint das Büblein, „der Gott Vater ſitzt dort beim Ofen, der hat mir drei Aepfel gegeben, daß ich mich auf ſeinen Platz hab' geſetzt.“

„Du Schlingel, weißt nicht Deinen eigenen Platz!“ ſchreit der Lehrer.

„Ja, ich bitt', Herr Schulmeiſter, auf dem ſitzt der heilige Geiſt, ja, und die heilige Dreifaltigkeit iſt heut' nicht da, weil ſie daheim eine Sau abgeſtochen haben."

Möge das ungezogene Bauernſpäßchen Niemand verdrießen!

Der Mönch, der nicht lachen will.

Das war im Kloſter zu Mondau.

Kloſterleben iſt ſchon desweg ein gottwohlgefällig Leben, weil die Mönche die Gaben des Himmels mit Muth und Fröhlichkeit zu genießen pflegen. Wer die Keller und Refectorien der Klöſter kennt und das heitere Walten d'rin, der wird nie und nimmer für die Aufhebung der Klöſter ſtimmen. Gebete und Faſten ſchaden niemals, ja ſind ſogar ein gutes Werk, weil man Appetit dabei bekommt.

Ei, wäre ich ein Bruder geweſen im Kloſter zu Mondau! Da gab's keinen mageren Mann, da gab's frohe Geſichter zu ſehen wie der freundliche Mond, und — um ſehr ſchön zu ſprechen — der heitere Friede Gottes lag über den Seelen.

Nur Einer! Nur Einer war unter ihnen, der hatte wohl auch ein Geſicht, wie der Mond, aber wie der Neumond. Immer lag ein finſterer Schatten darüber, der von der Erde kam, die ihm ſo unſelig ſo gottlos war, und die er mit lauten Worten verdammte. Bruder Anton! Manch' feinen Biſſen haſt Du gegeſſen, manch' gutes Tröpflein getrunken, manch' guten Spaß vernommen in Geſellſchaft der Fraters; aber niemals haſt Du geſchnalzt mit der Zunge, und Keiner hat Dich lachen geſehen — immer Neumond.

Da kehrten eines Tages zwei wandernde Junker ein im Kloſter zu Mondau. So gab es luſtige Tage, denn die Junker übten Schabernak über Schabernak und die Brüder lachten und der Abt ließ die Fäßer mit der feinſten Liebfrauenmilch melken.

Nur Bruder Anton kam nicht hervor aus ſeiner Zelle, ſondern ließ ſich den Krug hineinbringen, und auf ſeinem Antlitze lag ewiger Kummer wegen der Erbärmlichkeit dieſer Welt.

Da kam eines Tages bei frohem Mahle die Rede auf den Bruder Anton, der niemals lache. Einer der beiden Junker, es war der Ritter Mangart, horchte auf und that dann die Frage: „Mit Verſtattung, meine hochwürdigen Herren, iſt der Bruder Anton ein Menſch?“

„So zu ſagen,“ antwortete ein Frater, „meines Erinnerns iſt er für etwas Aehnliches immer gehalten worden.“

„Gut, ſo muß er ſein Zwerchfell haben,“ ſagte der Junker, „ich mache mich anheiſchig, den würdigen Bruder Anton zum Lachen zu bringen.“

Jetzt ging ein Wetten los, und für den Abend wurde veranſtaltet, daß auch Bruder Anton aus ſeinem Kämmerlein komme, ohne zu wiſſen, was man mit ihm vorhatte.

Er ſaß abſeits auf einer ſteinernen Bank und blickte finſter d'rein.

Jetzt erhob ſich mitten im Gläſerklang der Junker, trat hin zum Mönch zierlich und poſſirlich, und flüſterte ihm twas in's Ohr.

Da gingen dem Bruder Anton die Augen über, und r that, was man ihm niemals noch thun geſehen hatte, r hub — zu ſchluchzen an.

Der Junker machte ein ſehr langes Geſicht und die

Herren an der Tafel lachten ganz mörderiſch über den ſoſehr mißlungenen Verſuch. —

Am andern Tage nahm der zweite Junker, es war der Ritter Kuno, das Wort und ſagte: „Was meinem Kameraden mißglückte, das kann ja mir gelingen. Ich verpflichte mich, meine ehrwürdigen Brüder, heute Abends euren ſchwermüthigen Genoſſen zum hellen Lachen zu bringen. Ich ſetze meine Haube zum Pfand mitſammt dem Kopf!“ und damit ſchleuderte er übermütig ſein Baret mitten unter die Zecher. Ja, die Herren lachten jetzt freilich, neue Wetten wurden eingegangen, der Abt aber ſagte: „Und wenn die Welt in Ewigkeit ſteht, der Neumond wird nimmer leuchten!“

Und am Abende ſaß Bruder Anton wieder auf ſeiner Steinbank.

Der Ritter Kuno ſtand langſam von der Tafel auf, ſchritt ernſt und faſt traurig auf den Mönch zu, ſtand wie unentſchloſſen vor demſelben ſtill und beugte endlich ſein Haupt.

Bruder Anton weinte nicht und lachte nicht.

Der Junker that einen tiefen Seufzer und flüſterte dem Mönch etwas in's Ohr.

Dem gingen wieder die Aeuglein über, auf ſeinem Geſichte zuckte es hin und her und plötzlich — brach er in ein ſchallendes Gelächter aus. —

Ritter Kuno ſtrich die gewonnenen Wetten ein und am andern Morgen reiſte er mit ſeinem Genoſſen ab. Der Abt begleitete ſie durch den Baumgarten hinaus, und als ſie ſcheiden wollten, ſagte er: „Meine lieben Herren! Ihr werdet mir nicht zumuthen, daß ich Euch ziehen laſſe, bevor ich vernommen habe, mit welchem Witze Ihr unſeren liebwerthen Bruder Anton zum Lachen gebracht habt.“

Ritter Kuno antwortete: „Zuerſt mag mein Kamerad angeben, wie er ihm das Weinen entlockt hat.“

Ritter Mangart ſagte: „Ich habe dem Frater vorgeſtellt, daß der Neumond blos dann finſter d'rein ſchaue, wenn er von der Erde nur die Lichtſeite ſehe, daß er aber ein breites, ſtrahlendes Geſicht mache, ſo oft ihm der Erde Schattenſeite zugewendet werde. Der Mond macht ſich alſo luſtig über die Schatten, der Bruder Anton ſollt' es auch ſo halten. — Darauf hub er, wie man weiß, zu weinen an.“

„Er beweinte ſicherlich Deine Weiſe, mit Philoſophiren die Leute bekehren zu wollen,“ verſetzte Ritter Kuno.

„Nun alſo, wie biſt denn Du ihm beigekommen?“

Hierauf Ritter Kuno: „Auch ich hatte bei näherer Ueberlegung die Hoffnung an das Gelingen bereits aufgegeben, denn ich geſtehe, ich weiß kein Mittel, einen Grämling heiter zu machen. Doch verſuchte ich eins. Armer Bruder, ſagte ich zum Mönch, armer Bruder, ich bedaure Euch tief, ich weiß, wie ſehr Ihr von der Elendigkeit dieſer Welt überzeugt ſeid und Euer Leben einrichtet nach Euren Worten. — Da hat er aufgelacht — hat mich ausgelacht.“

Der Abt verneigte ſich, die beiden Junker gingen ihrer Wege.

Der Schein trügt.

Da war einmal ein Zaun. Jenſeits desſelben hatte er reiche Steinbauer ſeine Wieſe; diesſeits hatte der ein Bischen arme und ein Bischen geizige Bachmichel ſeine Wieſe.

Es war Heumahd; der reiche Steinbauer arbeitete mit ſeinen vielen Mähdern auf der Wieſe; der ein Bischen arme Bachmichel war auch mit ſeinen wenigen Knechten da und zeigte, daß es auf ſeinem Boden gerade ſo rührig und fleißig herging, als drüben beim Großbauer. Das Zurückſtehen war überhaupt nicht ſeine Sach', die Armut wird erſt häßlich, wenn man ſie aus dem Sacke thut.

Jetzt kam drüben beim reichen Steinbauer ein großer, bauchiger Krug auf die Wieſe und ein mächtiger Brotlaib, und die Leute ſetzten ſich unter dem Schatten zuſammen auf einen Futterhaufen und hielten wohlgemuth ihre Jauſe.

„Schau' Du,“ ſagte der Bachmichel herüben, „die thun jauſen. Jetzt ſetzen wir uns auch zuſammen dort unter der Eſche, damit die drüben nicht etwa glauben, wir hätten nichts zu beiſſen.“

Damit waren die Knechte einverſtanden, ſie legten ſich in den Schatten, ſo als ob ſie auch einen Moſtkrug bei ſich hätten; weil aber nichts dergleichen da war, ſo kaute Einer oder der Andere an einem Strohhalm und war anſcheinend zufrieden.

Als drüben die Arbeit wieder anging, machten ſich auch die Leute herüben wieder an ihr Futtermähen. Der Bachmichel ſelbſt war Vorarbeiter und mähte den Seinen weit voraus. — Aber wie er ſich nach Langem einmal umſah — Donnerwetter! — was war denn das für ein Zeug? Seine Taglöhner fuhren zwar hinter ihm mit den Senſen hin und her — aber nur mit den leeren Stielen — die Senſen lagen abgenommen auf dem Boden.

„Was ſoll das heißen?“ fuhr der Michel die Knechte an.

„Ja,“ antworteten dieſe, „wir thun halt, als ob wir fleißig mähen thäten, damit die da drüben nicht etwa glauben, wir hätten nichts zu eſſen und zu trinken gehabt und könnten vor lauter Hunger nicht mehr Futtermähen. Wir haben zum Schein gejauſt, und ſo wollen wir jetzt auch arbeiten.“

Was blieb dem Michel übrig, als doch eine Erquickung herbeizuſchaffen. Und die Steinbauers-Leute wunderten ſich nicht wenig darüber, daß beim armen Bachmichel heute zweimal gejauſt werde.

Wie ein Kalender zu ſeinem Ruhme gekommen iſt.

In den Dreißigerjahren war es. Dem Buchbinder, Gebetbücher- und Amuletenhändler eines deutſchen Landſtädtchens fiel es ein, einen Kalender herauszugeben. Je nu, das Herausgeben iſt keine Kunſt, aber das Verkaufen! Schlechtes Papier, rothe und ſchwarze Buchſtaben, einige Bilder der Himmelszeichen, Thierkreiſe u. ſ. w. Den Kalender bezieht man von der aſtronomiſchen Anſtalt, läßt etwelche Wetterregeln dazudrucken, thut ein paar Hausmittel bei, ſtempelt ſeine Firma d'rauf und der Kalender iſt fertig. Zehntauſend Käufer dafür aber ſind viel ſchwerer zuſammenzubringen und der Verſuch unſeres Buchbinders, Gebetbücher- und Amuletenhändlers war eine gewagte Sach'.

Zudem hatte er ſeinen neuen Kalender auch ganz mangelhaft zuſammengeſtellt. Kam eines Tages der Setzerjunge aus der Druckerei in die Wohnung des Verlegers. Dieſer ſaß gerade mit ein paar Nachbarn beim Kartenſpiel, verlor Groſchen um Groſchen und war daher gar nicht gut aufgelegt.

„Herr Prinzipal!“ flüſterte der Schriftſetzer hinter dem Rücken des Buchhändlers.

Dieſer hörte es nicht und verlor einen Groſchen um den andern.

„Herr Prinzipal,“ ſagte der Junge aus der Druckerei etwas lauter, „der Kalender — für die zweite Dezemberwoche iſt kein Wetter da. — Was ſoll ich denn hineinſetzen?“

„Ei, Donnerwetter hinein!“ rief der Buchbinder, „iſt denn heut' mehr gar keine Ruh'! Setzt in den Wiſch was ihr wollt.“

Der Junge war ſchon zur Thür hinaus und in die Druckerei gerannt: „Donnerwetter kommt hinein.“

Und als das Büchlein fertig war, ſtaunten die wenigen Käufer baß über die finſtere Donnerkeule, welche in der zweiten Dezemberwoche mitten in Schnee und Eis drohend prangte und ſie lachten über den Verſtoß, der dem neuen ſchlechten Kalenderchen paſſirt war. — Was aber geſchah? Das Jahr ging um; einmal hielt ſich das Wetter an den Kalender, das anderemal nicht. Anfangs Dezember war großer Schneefall — er ſtand nicht im Kalender; und in der zweiten Woche eines Abends gab es Blitz und Donner, daß es gerade flunkerte und bebte.

Jetzt ging's los. Das iſt einmal ein Kalender! Im Sommer Sonnenſchein und im Winter Schnee vorausſagen, das iſt keine Kunſt, aber im Chriſtmonat ein Donnerwetter machen, das kann nur der wahre Profet. Dieſer Kalender iſt goldeswert. —

Seitdem ſind von dem ſchlechten Büchlein an die vierzig Jahrgänge erſchienen. Ein um's anderemal traff's mit dem Wetter zu, unzähligemale wieder nicht — wie es den Kalendern ſchon geht; — aber das Donnerwetter im Chriſtmonat vergeſſen ſie ihm nicht mehr. Hunderttauſende von Käufern hat der Kalender jedes Jahr und der Buchbinder iſt ein reicher Buchhändler geworden und ſagt es gerne, daß er bei keinem Spiele jemals ſo viel gewonnen, als bei jenem Kartenſpiele, wo er Groſchen um Groſchen verloren hatte.

Was ein böſer Vogel auf dem Dache zuwege bringen kann.

Den Baron Goldleibel müſſen wir recht in Ehren halten, denn er hat — nein, er that — das heißt, er war von altem Adel. Der Baron konnte mit jenem Rittersmanne ſagen: „Mein Stammbaum geht aus der Zeit Karls des Großen herauf; dazumal war mein Urahn Pferdedieb.“ Ja, der Baron Goldleibel konnte noch mehr ſagen, er ſtammte, wie ſchon ſein Name zeigt, von einem römiſchen Patrizier ab, der um das Jahr 125 nach Germanien kam, daſelbſt eine große Reutung vornahm und eine Schweinezucht anlegte

Das ſtolze Bergſchloß, welches dieſes Geſchlecht einſt erbaut hatte, war längſt ein Neſt plebejiſcher Eulen und Fledermäuſe geworden. Das verdroß den Jüngſten des Stammes gewaltig und er beſchloß, die Burg ſeiner Väter wieder zu reſtauriren und in derſelben den ehrwürdigen Stammbaum fortzuzügeln. Freilich, als nun aus dem alten das neue Schloß fertig war, ließ es ſich nicht leugnen: es war mit Schulden gedeckt und mit Schulden gepflaſtert; auf dem Thurme wehte ſtets das weiß-rothe Fähnlein, aber auf dem Knopfe ſaß ein Vogel, der ſang in einemfort: „Schloßherr, gib Zinſen, hohe Zinſen, hohe Zinſen!“

„Papa!" ſagte eines Tages Ludwig, das Söhnlein, „den garſtigen Vogel ſollteſt Du vom Dache ſchießen."

„Das Vieh iſt nicht umzubringen, mein Sohn," entgegnete Papa, „oder es müßte zu todt gefüttert werden mit mehr denn hunderttauſend Gulden. Aber dieſes Gift iſt nicht in jeder Apotheke zu haben."

Ludwig war zum Jüngling herangewachſen, den der Vogel auf dem Thurme weiter nicht kümmerte; er wußte anderes Wild, an dem er ſein Jagdglück verſuchen wollte. Im Walde ging auch manches Hirtenmägdlein, das Erdbeeren oder Brombeeren pflückte, allein der alte, ſittenſtarre Baron verbot ſeinem Sohne ſtrengſtens, von den Bauersleuten Wildobſt zu nehmen — das thäte ſich für einen Edelmann nicht ſchicken. Noch ein Wunder, daß der Herr Baron die junge, hübſche Köchin gelten ließ, die, wenn auch des Barbierers Tochter aus dem Dorfe, gleichwohl die Familie Goldleibel mit einer trefflichen Küche verſorgte.

Es war wohl wahr, der Baron gab ihr mit jedem Winke und Tone, in dem er mit ihr nothwendig verkehren mußte, zu verſtehen, daß er der Freiherr und ſie, die Köchin, ſeine hörige Dienerin ſei; denn nimmer wollte er den Schloßgraben mit Erde ausfüllen, der zwiſchen dem Edelmann und dem Plebejerthume lag. Ganz ſo ſtrenge war der Jüngling nicht.

Wie war der Baron Goldleibel eines Tages überraſcht, als Suſi, die Köchin zu ihm trat, ſchämig ihren weißen Schürzenzipf walkte und endlich mit der Bitte um Löſung des Dienſtvertrages herausrückte.

„Wenn ſie fort will," entgegnete der Baron kurz, „ſo halt' ich ſie nicht auf. Aber den Grund will ich wiſſen."

„Den kann ich auch ſagen, gnädiger Herr,“ verſetzte das Mädchen mit ſelbſtbewußterem Tone als es ſonſt gewohnt war, „der Kreuzſchneider in der Gemein iſt mein Pathe, und —“

„Der will ſie haben!“ unterbrach der Baron.

„Nein, gnädiger Herr; der hat mir einen Schein von der großen Lotterie gekauft, und —“

„Und da will ſie deshalb aus dem Dienſte ſtehen?“ polterte der Edelmann.

„Freilich, gnädiger Herr; wiſſen der gnädige Herr, 's iſt halt ſo eine ſpaßige Geſchichte, jetzt — ich hätt' mir ſo was auch nicht im Schlaf einfallen laſſen; aber 's kann kein Menſch dafür — den's trifft, der muß ſich darnach richten, und —“

„Alſo was denn, was denn?“ rief der Baron ungeduldig.

„Ja, gnädiger Herr, den Haupttreffer hab' ich halt gemacht. Und jetzt hab' ich mir's überlegt und will keinen Tag länger dienen. Daß mir's der gnädige Herr glauben, da hab' ich die Papiere.“

Faſt ſprachlos war der Herr Baron. Er mußte ſich auf einen Seſſel niederlaſſen. Ja, die Papiere waren freilich richtig, und durch das offene Fenſter herein hörte er den Vogel: „Schloßherr, gib Zinſen, hohe Zinſen, hohe Zinſen!“

Endlich, als der Edelmann wieder zu Worte kam, ſagte er kalt: „Gratulir. Aber ſie wird wiſſen, es iſt vierzehntägige Aufkündzeit, und bis Ablauf dieſer Friſt hat ſie im Schloſſe den Dienſt zu verſehen.“

Die Suſi gab ſich d'rein. Der Baron ging in den Eichenpark hinaus und ſuchte ſeinen Sohn. Er fand ihn auf einem galopirenden Rappen.

„Spring' ab, Ludwig, und laß' den Rappen laufen; ich hab' ein ernſtes Wort mit Dir zu reden."

Der junge Mann befolgte ſogleich des Vaters Befehl. Sie gingen durch ſchattige Lauben.

„Ludwig," ſagte der Baron gemeſſen, „was, glaubſt Du, dürfte ich Dir heute zu ſagen haben?"

Der junge Mann zuckte die Achſeln.

„Nu, werden ſehen," ſagte der Baron, „Jungfer Suſi, die wirſt Du kennen!"

Ludwig wurde roth bis hinter die Ohren; auf dieſem Felde mußte ihm nicht ganz geheuer ſein.

„Ich werde mich ſehr kurz faſſen, mein Sohn. Meine Haare werden grau, unſere Güter verzehren ſich; Du mußt an eine Partie denken, die Dir mindeſtens zweihunderttauſend Gulden einbringt. Geld iſt heutzutage die Hauptſache; und die demokratiſche Richtung der Zeit können wir nicht mehr aufhalten, was bleibt uns übrig, als ſich ihr zu fügen? Hunderte und Tauſende unſeres Ranges verſchmähen es nicht, ihr altes Wappen auf den Grund des Volkes zu pflanzen. Doch, was ich ſagen wollte. Jungfer Suſi hat in der Staatslotterie letzter Ziehung einen Haupttreffer gemacht, iſt im Beſitze von zweihunderttauſend Gulden. Die Jungfer hat bereits den Dienſt gekündet und wird in vierzehn Tagen das Schloß verlaſſen. Mit einem Worte, es iſt Deine Aufgabe, Ludwig, innerhalb vierzehn Tagen Suſi als Deine Braut zu gewinnen."

Die Röthe auf des Jünglings Antlitz war merklich geſchwunden; nur ein ſolider, männlich brauner Hauch war noch geblieben. Ein leiſes Lächeln zuckte um den Mund, Muth und Kühnheit ſtrahlte aus den lebendigen Augen.

„Papa!“ ſagte er, „ich danke Dir, ich werde Deinen Wunſch erfüllen.“

Eine Stunde ſpäter zündete der junge Edelmann ſeine Cigarre in der Küche an. Er ſcherzte dabei leutſelig mit der hübſchen Köchin, dann ſetzte er ſich auf das Nudelbrett neben dem Herd und ſagte, er wolle doch einmal ſehen, wie ſo ein geſpickter Haſe zubereitet werde.

„So ſchauen der gnädige Herr nur,“ ſagte Suſi mit lauernder Bosheit, „der Haſe iſt nicht die Haupſache, der Speck iſt die Hauptſache, der ringsum hineingeſpickt wird; und nachher dreht man das Ding eine Weile ſo um das Feuer — völlig ſo, wie mich der gnädige Herr drehen; ja, ich bin jetzt auch ſo ein geſpickter Haſe.“

Die Verlegenheit des jungen Edelmannes war gar nicht klein. Er war durchſchaut und erachtete ſeinen Plan für geſcheitert. Verdrießlich erhob er ſich, allein Suſi lud ihn ein, ſitzen zu bleiben. „Wir ſind ja noch nicht in der Ordnung,“ ſagte ſie und trocknete ihre glatten Hände an der ſchneeweißen Schürze. „Der gnädige Herr wiſſen gleichwohl, daß wir Zwei gegen einander gerade keine geſpreizten Reden mehr zu führen brauchen. Der gnädige Herr haben ein Schloß und ich hab' ein Geld; und ich will mich nicht erſt überliſten laſſen, ich will die Sach' gleich ſelber in die Hand nehmen und ich ſag's friſch heraus, wollen mich der gnädige Herr ganz und gar zur Schloßfrau machen — mir iſt es recht.“

„Die Jungfer — mißverſteht mich,“ ſtotterte der junge Mann; „ich glaube bereits den Beweis geführt zu haben, daß nicht das Geld es iſt, welches mich zur Jungfer hinzieht; — die Liebe, Suſi —!“ Er umarmte ſie, zog ſie an ſeine Bruſt.

In demſelben Augenblicke trat unglückſeliger Weiſe der Herr Baron ein. Die Gruppe erblickend, ſchlug er ſprachlos die Hände zuſammen.

„Ludwig!“ rief er endlich mit ſchmerzbewegter Stimme: „So kannſt Du Dich vergeſſen! Biſt Du werth, ein Goldleibel zu ſein? Verſtoßen, enterben ſollt' ich Dich, Du ungerathenes Kind; doch anders ſollſt Du mir büßen. Deiner beiſpielloſen Erniedrigung ſoll eine beiſpielloſe Sühne folgen. Ein Gentlemen bin ich, und ich ſtelle die Menſchenwürde und die Sittlichkeit noch höher, als den altehrwürdigen Namen der Vorfahrer. Du haſt Dich mit der Jungfer eingelaſſen, Ludwig, Du heirateſt die Jungfer! — Keine Widerrede, Burſche, Du heirateſt die Jungfer!“

Der junge Mann ſenkte ſein Haupt.

„Ei!“ rief Suſi lachend und ſchwang den Kochlöffel, „hören mir der gnädige Herr auf mit dem Komödieſpielen; ſagen wir's gleich friſchweg: Der Herr will mein Geld und ich mag ſein Schloß — topp!“

Der Junge ſchlug ſeine Hand hin, der Alte ſegnete gerührt den Bund.

Luſtig flatterte das weiß-rothe Fähnlein auf dem Thurm — und der leidige Vogel war geſtillt.

Vom Spießruthenlaufen.

Im Wirthshaus zur Traube ſaßen junge Rekruten und waren luſtig.

„Burſche!“ rief ein altes Bartgeſicht aus einem Winkel hervor, „Burſche, ihr habt leicht luſtig ſein. Oh, wir auch, dazumal, wenn wir von heim fortgetrieben worden ſind auf vierzehn oder zwanzig Jahr, oder auf Nimmerkehr, wir ſind auch tollluſtig geweſen von Außen, — inwendig hat's anders ausgeſchaut, du ſackraholzapfelmoſt! — Hätt' ſich aber Einer gemukſt, oder wär' etliche Schritt' beiſeite geſprungen in den Wald hinein — 's hat's oft ein Unbeſinnter gethan —, ſo iſt er erſt in's dreidoppelte Elend gefahren. Geſchlagen ſind ſie worden, dazumal, die Vaterlandsvertheidiger, geprügelt wie ein Hund. Kinder, ihr habt doch vom Spießruthenlaufen was gehört?"

„Eine Teufelsſchinderei muß das geweſen ſein!" ſchrie einer der Burſchen, der Gemeindevorſtehers-Sohn — der heutzutag keine Ausnahme mehr macht, wollt' ſein Herr Vater die Thaler auch ſchäffelweiſe in's Amt tragen.

Da trat der alte Wirthsknecht, der im Vorhauſe eben beim Beſenbinden beſchäftigt war, mit einem kecken Ruthenzweig in die Stube und verſetzte damit dem Gemeindevorſteheriſchen, der in Hemdärmeln da ſaß, mit aller Wucht einen Hieb über die Achſeln.

Die Kameraden ſprangen auf. „Da gibt's jetzt Einen durchzuwalken. Iſt er verrückt, der Martin? He, biſt auch ſo Einer von den alten kaiſerköniglichen Fleiſchhauern! was haſt Du uns zu ſchlagen?"

„Was habt ihr denn?" rief der Gemeindevorſtehers-Sohn, „wen hat er geſchlagen?"

„Ja, Hans, wenn Du's ſelber nicht weißt," lachten ſie, „wir wiſſen's auch nicht."

Der Geſchlagene verwunderte ſich. Er hatte den mächtigen Streich niederſauſen geſehen und gehört auf ſeinen Rücken, aber er hatte dabei nicht viel Unangenehmes empfunden.

„Das glaub' ich wohl!" rief der alte Martin, „wenn's Unſereiner, der ſieben Mal dabei war beim Spießruthenſchwingen, nicht gelernt hätt', wie man zuſchlägt, damit es dem armen Kameraden nicht weh thut!"

Jetzt rückten ſie ihm alle Krüge und Gläſer entgegen, jetzt zogen die Rekruten den alten Soldaten nieder an den Tiſch und mit dem Beſenbinden war's vorbei.

„Wie lang iſt's jetzt denn her," fragte Einer, „ſeitdem bei Haus Oeſterreich die Schlägerei abgekommen iſt?"

„Das muß im Jahr vierundfünfzig geweſen ſein," ſagte der Martin, „dazumal, wie Seine Majeſtät die Frau Kaiſerin genommen hat. Und der gnädigen Kaiſerin haben wir's zu danken, daß es aus iſt mit der Marterei. — Wißt ihr die Geſchichte?"

Er mußte erzählen.

„Ja, liebe Leut'," ſagte der alte Martin, „da geht etliche Tage nach der Hochzeit der junge Kaiſer mit der jungen Kaiſerin ſpazieren. Sie kommen an einer Kaſerne vorbei und da hören ſie aus dem Hof ein Jammergeſchrei und Trommeln dazu. — Die Kaiſerin bleibt ſtehen und frägt: Was iſt denn das, mein lieber Gemahl? — Komm', ſagt Seine Majeſtät, das iſt nichts für Dich, mein Schatz. — Aber ich will's wiſſen, was da d'rin vorgeht, ſagt die Kaiſerin. — Nun, lächelt er, ſagen kann ich Dir's ſchon: Gaſſenlaufen wird Einer. — Gaſſenlaufen, was iſt das? frägt die hohe Frau. — Das iſt, antwortet der Kaiſer, wenn ein Soldat, der ſich eines Fluchtverſuches, Wachtvergehens, Trunkenheit, Spiel und ſo weiter zu Schulden kommen hat laſſen, geſtraft wird. Der Sträfling lauft, bis auf den Gürtel entkleidet, durch eine Gaſſe von mehreren hundert Mann, in welcher er von einem Korporal, der vorangeht, ſechs bis zwölf Mal auf und abgeführt wird. Jeder Mann verſetzt ihm, ſobald er vorbeikommt, mit einer

Ruthe einen Hieb auf den Rücken. Der Kommandant überwacht die Vollführung der Straſe, die Tambours übertrommeln das Wehgeſchrei des Sträflings. — Jeſus, Maria und Joſef! ſchreit die Kaiſerin auf, da kriegt der Arme ja viele tauſend Streiche, da wird er zum Krüppel geſchlagen, da geht er ja d'rauf! — Seine Majeſtät zuckt die Achſeln. Dann gehen ſie weiter und den Jammer und das Trommeln hören ſie noch lange. — Sie kommen d'rauf an allerhand Volksbeluſtigungen vorbei und mit Jubelgeſchall werden ſie begrüßt. Aber die junge, hohe Frau iſt gar ernſthaft und thut den Schleier zweifach über das Geſicht. — Wie hernach das Paar zurückkommt in den Palaſt, nimmt die Kaiſerin ihren Herrn bei der Hand und ſagt: Mein edler Gemahl, gelt, Du machſt mir ein ſchönes Brautgeſchenk? — Der Kaiſer ſchweigt ein wenig, dann ſagt er: Mein gutes Herz, bedenke, ich hab' Dir ja ohnehin ſchon allerhand gegeben. — Hat mich vielmals gefreut, mein lieber Mann, ſagt arauf ſie, aber Eins wollt' ich mir doch noch gerne erbitten; ranz Joſef, mein Freund und kaiſerlicher Herr, laß mir u Lieb' in Deinem Land die Leut' nicht mehr ſchlagen. — Seine Majeſtät hat auf dieſes Wort nichts geantwortet; n Tag darauf aber iſt in Oeſterreich das Spießruthenufen abgeſchafft geweſen.“

So erzählt's das Volk und ſo hat's auch der alte Martin den jungen Rekruten erzählt.

Der Gemeindevorſteheriſche weiß jedesmal, was ſich hickt, er ſtand auf, erhob ſein Glas und rief: „Unſere aiſerin Eliſabeth ſoll leben!“ Mit hellem Jauchzen ſtimmten ein.

Dann zogen die jungen Männer unter luſtigen Geſängen rbaß der Hauptſtadt zu. Der alte Martin aber ging wieder an's Beſenbinden und murmelte: „'s iſt eine andere Zeit. Ich wollt', ich wär wieder jung.“

Große Herren haben große Füße.

Der gute Kaiſer Ferdinand fuhr einſt über Land. Es war ein prächtiger Frühſommertag und die Gegend ringsum war grün und friſch, daß Einem das Herz konnte lachend werden. Der Kaiſer ließ ſeinen Wagen halten und ſtieg aus, um im Grünen ſeines geliebten Böhmens zu wandeln. Er ſchritt ein wenig abſeits vom Straßenſtaub auf dem Graſe der Au und athmete frei in der klaren Luft und hörte die trillernde Lerche im Himmelsblau. Da überkam den guten Kaiſer ein Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott, der dieſe Erde den Menſchen ſo herrlich bereitet habe und feuchten Auges gelobte er, daß auch er als Mächtiger den Mitmenſchen das Leben nach Möglichkeit verſchönern wolle.

Aus ſolch' edlen Gedanken wurde der Spaziergänger durch eine ſcharfe, keifende Stimme geſtört, die hinter einem Buſche laut geworden war: Wart, Strolch, Dich will ich lehren über mein Flachsfeld zu gehen! Iſt das nicht mein einziger Anbau, das Jahr, den mir die Haſen nicht freſſen? Warte ich nicht ſchon mit beid' Händen auf das Fächel Leinwand? Und jetzt lungert ſo ein Herläufer und ſtampft mir mit ſeinen Pfoten den Segen Gottes in den Erdboden hinein? Ja freilich, da kunnt der Herrgott nach der Ellen ein guter Mann ſein, wenn ſo ein nichtsnutzig Stromervolk Alles wieder verdirbt. — Wirſt Dich trollen, Du herriſcher Stadſchnackel, Du!“ — Und gleichzeitig mit dieſem Geſchrei kam ein Weib mit einem abgeriſſenen Baumaſt herbei, und ihre Augen funkelten und ihre Locken flatterten und ihr Anzug war allerdings derart, daß ein „Fächel Leinwand“, wie es hier in den erſten Sproſſen grünte, ſehr willkommen ſein mochte.

Der Kaiſer ſtand ſtill und ſah die Furie an ſich herankommen. Von der Straße aber ſtürzte ſchon die Begleitung des Monarchen herbei und ein paar Männer fielen das Weib an und entwanden ihm den Knittel.

Jetzt ging das Gezetter erſt los und die urwüchſigen Titel, mit denen die Herren nun beehrt wurden, können bei Hofe ſchlechterdings nicht benützt werden.

„Gelaſſen, gelaſſen!“ flüſterte man der erzürnten Bäuerin zu, „das iſt ja Seine Majeſtät der Kaiſer!“

Da wurde die Stimme des Weibes ſofort etwas gedämpfter, doch gebrochen war ihr Muth bei Weitem nicht. „Wenn er's auch iſt,“ brummte ſie, „mein Flachs iſt doch zertreten und etwan mehr, als wär' ein Bettelburſch darüber geſprungen. Große Herren haben große Füße . . .“

„Pſt! aberwitzige Frau, nehmt Eure Schmähworte wieder zurück!“ gebot einer der Höflinge.

„Ich bin keine Frau nicht und ich nehm' nichts zurück, — weil's wahr iſt. Die Steuer ſoll Ein's doch ſchwitzen für den Acker, und iſt's wer als der will, ich weiß recht gut, daß ich mir ſo was nicht gefallen zu laſſen brauche.“

„Gewiß nicht, liebes Weib,“ ſagte jetzt der Kaiſer lächelnd, „der Schade iſt Euch aber nicht abſichtlich zugefügt worden; muß zu meiner Schand' geſtehen, hab' es redlich nicht bemerkt, daß ich über einen Flachsacker trabe. Was verlangt Ihr Schadenerſatz?“

„Zahlt der Herr Kaiſer für ſich allein oder für Die da auch?“ fragte das Weib, auf das Gefolge deutend, welches ebenfalls auf dem Flachsfelde ſtand.

„Für wie viel Leinwand erwartet Ihr diesjährig die Ernte?“ fragte einer der Höflinge dazwiſchen.

„Etliche Hemden für die Kinder muß ſie tragen und einen Bettüberzug für meinen kranken Mann.“

Jetzt langte der Kaiſer mit faſt zitternder Hand der Bauersfrau zehn Dukaten hin. Einige des Gefolges zerrten ſie an den Kleidern nach rückwärts, ſie müſſe eher die böſen Worte widerrufen, als ſie das kaiſerliche Geſchenk annehme.

„Nix, nix,“ drängte der Kaiſer, „da, gute Frau, da habt Ihr Eure Dinger. 's iſt kein Geſchenk. Iſt Euer Mann bettlägerig? und ſchon lang?“

„Du blutiger Heiland, zu Philippi iſt's zwei Jahr' geweſen, daß er ſich hat niedergelegt,“ antwortete das Weib.

Steckte ihr der gute Kaiſer mit wohlwollendem Gebrumme weitere zehn Dukaten bei, klopfte ihr auf die Schultern: „Nur ſchön pflegen und warten! Behüt' Gott, behüt' Gott!“

Und er eilte der Straße zu.

„Alleluja!“ jubelte das Weib und wog in ihrer hohlen Hand die ſchweren Füchſe, „dasmal iſt ein fruchtbares Jahr, ſo viel wie heuer hat mir das Flachsfeld noch meiner Tage nicht eingetragen!“

Der Kaiſer aber rollte weiter in ſeinem Wagen auf ſtaubiger Straße, da ihm die grüne Au nicht gegönnt war. — Möge auf dieſem zertretenen Flachsacker noch ſo viel Frucht gedeihen, daß ein Hemd des Glücklichen daraus werde! — ſo wünſchte er in ſeinem gütigen Herzen.

Wie der Stefan zahlen will.

Als vor mehreren Jahren die große Staatsſchuldenmacherei, genannt das Nationalanlehen, ſtattfand, ſtiegen die „Geldpumper" auch zu den kleineren Beamten und zu den Bauern herab, denn der Grundſatz: „Die Menge muß es bringen," hat ſich immer noch am beſten bewährt. Und als die Bauern hörten: „Der König brauche wieder Geld, habe großmächtige Auslagen und laſſe alſo auch den braven Bauersmann ſchön bitten, er wolle ihm gegen chriſtliche Zinſen ein Bischen was borgen!" da griffen die Leutchen wohl gern nach ihren Säckeln, oder ſie ſchrieben vorläufig die Ziffer des zu gebenden Geldbetrages auf einen Bogen und ihren Namen darunter oder das Kreuz, das immer ſo viel ſagen will, als: es iſt wohl ein Kreuz, daß ich nicht ſchreiben kann.

Kam der Stefan, ein alter Knecht, herbei, möchte gern auch dem König etwas leihen, denn ſo einen Schuldner zu haben, meinte der Stefan, das ſei keine Schande. — Fünfzig Gulden, hundert Gulden, und von größeren Beſitzern ſogar zweihundert Gulden wurden gezeichnet. Um's Schreiben handelt ſich's. Der alte Stefan bittet um die Feder, ſchreibt fünfundzwanzig Gulden auf den Bogen.

Ging noch eine kleine Zeit hin, kam der Beamte um das Geld. Da wird dem alten Stefan gar ſchauderhaft heiß. Baargeld, wo ſollt' er's denn nehmen? Kann beim Krämer ſeinen Wochentabak kaum bezahlen; und die Lotterie, auf die er insgeheim gehofft, läßt ihn gottlos im Stich.

„Die fünfundzwanzig Gulden, kunnt ich ſie nicht abdienen?" frägt der Stefan.

„Je, warum denn nicht?“ meint der Beamte, „aber in welcher Weiſe? der Stef iſt ja nicht mehr bei Kraft.“

„Wie viel zahlt ihr jetzt für's Sitzen, die Woche?“ frägt der Alte treuherzig, „rechtſchaffen gern, daß ich mein Geld abſitz'.“

Die fünfundzwanzig Gulden wurden geſtrichen. Der alte Stefan aber mag ſich tröſten, er hat dem König oder vielmehr dem Staate an Tabaks- und Lotterieſetzgeld übergenug geborgt und — geſchenkt.

Von Millionen, die wir nicht gewonnen.

Saßen drei Männer zuſammen in einer Hirtenklauſe; zweie von ihnen waren Touriſten, der dritte war der Hirt. Draußen wüthete ein finſterer Wetterſturm, ſo daß einer der beiden Touriſten — ein Studioſus, der in ſeinen Vakanzen die Berge abſtieg und Gedichte machte — die Aeußerung that: „Nicht um eine Million ginge ich jetzt aus dieſem Dach hinaus!“

Da hob der andere Touriſt — der ein Baumwollenhändler war — ſein Haupt und entgegnete: „Million! Das iſt ein Backenvoll; das Wort führt man gern im Mund. Aber offen geſtanden, ihr Dichter verſteht einen blauen Teufel von einer Million. Da könnt ihr manches Jahr ſchreiben, bis ihr eine Million Worte zuſammengekleckſt habt. — Gebt eine Million, und ich gehe in Wind und Wetter, wohin ihr wollt.“

„Was fingen Sie an mit dem Geld?“ fragte der Studioſus.

„Auf den Meeren müßten meine Schiffe ziehen; in den

Käſten müßten meine Werthpapiere wachſen — und gebt acht, in fünf Jahren hätt' ich acht Millionen!"

„Was weiter?" verſetzte der Studioſus.

„Und in zehn Jahren zählte ich vierzig Millionen!"

„Und?" fragte der Studioſus.

„Und in zwanzig Jahren," rief der Baumwollenhändler, „ich kenne Keinen, der tauſend Millionen hat — aber ich hätte ſie."

„Wozu?" fragte der Studioſus.

„In dreißig Jahren wäre ich ein Milliardenmann!"

„Zu welchem Zwecke?"

„Um — um — aber bei meiner Treu, Herr, Sie fragen wie ein Narr!"

Nun war das Geſpräch vorläufig beendet. Bald aber ergriff der Baumwollenhändler das Wort und ſagte: „Und was thäten Sie, Herr Studioſus, mit der erſten Million?"

„Ich ließe ſie meine letzte ſein!" rief dieſer, „ich lüde alle Hungernden zu meiner Tafel ein; keine Armuth und keine Sorge und kein Leid dürfte ſein um mich zehn Meilen weit. Des Bettlers auf der Straß' wollt' ich gedenken, meine Werke wollt' ich drucken und in Goldſchnitt verſchenken. — Ein Herrgott wollt' ich ſein im Lande, bis mir die Million zu Rande; dahin, dahin die ſchönen Sachen, wollt' ich noch als Bettler den Milliardenmann verlachen!"

„Freund," rief der Baumwollenhändler, dem Studioſus auf die Achſel klopfend: „Sie bewahre Gott vor Millionen!"

„Zum Wohlſein!" ſagte der Studioſus, denn der Hirte, der am Ofen ſaß, hatte genießt.

„Und was thätet Ihr mit der Million?" fragte der Baumwollene den Hirten.

„Million?" meinte dieſer ſchläfrig, „die brauch' ich nicht. Zwölf Groſchen wären mir genug, damit käme ich heute aus und morgen. Und übermorgen verkauf' ich mein Milchkalb, löſe acht Gulden, und die Milch von der Kuh trink' ich nachher ſelber."

„Das iſt das Wahre!" rief der Studioſus begeiſtert, „die Einfalt iſt der Weisheit Meiſterin!" Sogleich zog er ſeinen Beutel heraus und legte dem ſchmunzelnden Hirten ſechs Groſchen in die Hand und der Baumwollmann that desgleichen.

Mittlerweile ließ das Gewitter nach und die beiden Touriſten gingen ihrer Wege.

Der Hirte aber blieb ſitzen auf ſeiner Ofenbank, blinzelte die zwölf Silbergroſchen an und kicherte zu ſich ſelber: „Hi, hi, das Millionengeſchwätz hat ihnen baar Geld gekoſtet; hätt' ich mitgeſchwätzt, hätt' ich nichts gewonnen. Mir ſind die zwölf Silbergroſchen lieber als eine Million, die ich nicht haben kann."

Und er erhob ſich langſam und ſchritt nieder in das Thal, wo eine Schnapsſchenke ſtand. Dort hat er ſich das von den Anderen geträumte Glück getrunken.

Lag er doch noch des andern Morgens unter dem Tiſch und der Wirth ſelber ſagte in ſeiner Redeweiſe: „Meiner Six und Seel', ein Millionrauſch, das!"

Das freigebige Gnadenbild.

Doch eine ſchöne Sach', wenn Einer ſo fromm iſt, wie der Hans Schwepſel. Er diente beim Regiment N. und ging alle Abend, wenn die Kameraden in den Schenken und Kneipen ihre luſtige Sach' abhielten, hinaus vor die

Stadt zur Kapelle: Maria unter der Eiche. Das war gar ein hochgelobtes Gnadenbild, war auch, weil es in der Stadt manch' wohlhabenden Gönner zählte, hübſch mit einem rothen Seidenmäntelchen angethan und trug eine ſilberne Kette um den Hals. Aber, es giebt halt ſo viel ſchlechte Leut' auf der Welt, der Hans Schwepſel ſagt es auch, und eines Tages war der ſilberne Schmuck von dem Marienbilde verſchwunden.

Zur ſelbigen Zeit traf es ſich, daß unſer Hans Schwepſel von einem Vetter, der ferne im Gebirge lebte, eine ſilberne Uhrkette zum Geſchenke geſchickt bekam. Und merkwürdiger Weiſe, dieſe Uhrkette ähnelte auf's Haar jener verſchwundenen in der Eichenkapelle. Wie es denn auf dieſer Welt ſo oft kommt, daß der Unſchuldige für den Schuldigen leiden muß, der Schwepſel wurde in Unterſuchung gezogen, er mußte ſich verantworten, woher er ſeine Uhrkette bekommen, denn der darüber vernommene „Vetter" wußte nichts davon. Und der Schwepſel verantwortete ſich. „Vom Vetter," ſagte er, „dasſelb iſt freilich nicht in der Richtigkeit, dasſelb hab' ich nur geſagt, weil mir's doch kein Menſch geglaubt hätt', wie's eigentlich zugegangen iſt. Weil wir aber ſchon einmal ſo weit miteinander bekannt worden ſind, ſo will ich die Sach' nur gerad' weg erzählen. 's iſt merkwürdig — ihr Herren Richter — 's iſt merkwürdig! — daß die Eichenmutter eine wunderthätige Muttergottes iſt, das wiſſen die Herren ſo gut, wie ich ſelber, aber halt den Glauben muß man haben und das Vertrauen zu ihr. Ich bin ein blutarmer Menſch, die fünf Kreuzer Löhnung — ah ſo, davon darf Unſereins nicht reden. Jahr und Tag her habe ich die Eichenmutter rechtſchaffen gebeten, nur ein Stückel ſollt ſ' mir zukommen laſſen, nur ein klein Stückel von den irdiſchen Reichthümern, thät ja bigott nicht viel verlangen, und ich hätt' nachher fürwahr eine weit größere Paſſion zum Beten und zum Frommſein. — Und wenn ich einmal anheb' zu beten, ſo bin ich euch wie der Teufel, aufgeb' ich nicht, ehvor ich meine Sach' nicht hab' und in die Hitz' komm ich, und Alles an mir hebt zu zittern an — es glaubt's kein Menſch. Ja, und wie die Eichenmutter ſieht, ich kniee ganze Stunden lang vor ihr, daß mir ſchon ordentlich die Kniee ſchwitzen, und ich verſäum' ihretwegen gar den Zapfenſtreich, da — ja, es glaubt's kein Menſch, ich ſelber hätt's nicht glaubt, — da hebt ſie die Händ' auf und ſucht im Seidenkleide nach einer Taſche, und weil ſie aber keine Taſche hat und auch ſonſt nichts an ihr findet, da — ja es iſt wunderbar und noch heute geſchehen Mirakel, — da greift ſie nach ihrer ſilbernen Halskette, ſtreift ſie über den Kopf und langt ſie mir herab. — So, jetzt wißt ihr Alles, meine Herren Vorgeſetzten, und jetzt ſagt, kann ich dafür, daß ein Wunder iſt geſchehen? kann ich dafür?"

Die Richter, zum Glücke ſelbſt gottesfürchtige Leute, getrauten ſich das Urtheil nicht zu ſprechen. Die Sache kam vor den König. Der König jedoch wollte ſich einer ſo heiklen Entſcheidung nachgerade auch nicht anmaßen; er ließ einen katholiſchen Prieſter kommen und fragte dieſen, ob es denn glaubenswürdig ſei, daß heut zu Tage vor Marienbildniſſen noch Wunder geſchähen.

„Das wohl, Euere Majeſtät, das wohl," verſetzte der Geiſtliche, „freilich geſchehen noch Wunder; die heilige Maria iſt dieſelbige, wie vor Zeiten, ei, das iſt gewiß, daß noch Wunder geſchehen, ja verſteht ſich."

War demnach eigentlich kein Zweifel mehr; aber dem König wollte die Sache doch nicht recht in den Kopf, daß der Soldat und daß in Zukunft derlei Wunder nicht ſollten beſtraft werden können. Zudem fragte er ſich: Wunder wirken, wer erlaubt ſich das in meinem Staate? Eigentlich — und zu dieſem Entſchluſſe kam Seine Majeſtät — ſteuerbar iſt das Handwerk nicht, und wenn Maria unter der Eiche denn ſchon ſo freigebig ſein will, ſo ſoll ſie deßweg nicht unter Curatel geſtellt werden, ſie mag von dem, was zu Recht ihr gehört, verſchenken was ſie will. Aber meinen Soldaten verbiete ich hinfüro auf das Strengſte, etwelche Geſchenke von ihr anzunehmen!

Der luſtigen Geſchichten
Zuwage,

als:

Noch ſechs anmuthige Hiſtorien von der Wanderſchaft.

Wie die Leute von Sanct Thomas zu einer Kirchenmuſik kamen.

An einem thaufriſchen Sommerſonntagsmorgen kamen drei Touriſten aus Wien in das Alpendorf, genannt Sanct Thomas in der Klauſen. Auf dem Hügel ſtand das Häuschen Gottes, deſſen zwei Glöcklein durch das enge Thal klangen, um die auf allen Höckern und in allen Falten des Gebirges zerſtreute Gemeinde zuſammenzurufen. Die Touriſten ſtiegen zum Kirchlein hinan. Aus Frömmigkeit — das könnt ihr euch denken — geſchah s nicht; hingegen hat der Allweiſe den Stadtleuten die Neugierde in's Herz gelegt, als Beweggrund, von Zeit zu Zeit en Tempel des Herrn zu beſuchen.

Unſere Touriſten hatten im Club der Alpenfreunde er-ählen gehört, daß der Pfarrer zu St. Thomas ein wunder-icher Heiliger wäre; dieſem zur Ehr' traten ſie ein. Sie amen eben recht, als er die Kanzel beſtieg. Es war ein leines, ältliches Männlein, aus deſſen einem Auge Einfalt, us deſſen anderem Schalkheit lugte. Mit dieſen Aeuglein bemerkte er gar bald den freundlichen Zuwachs ſeiner Zuhörerſchaft. Sofort rief er — bevor er zu predigen begann — mit einem Fingerwink den Kirchendiener zu ſich, ſagte ihm etwas in's Ohr und ein paar Minuten d'rauf kam der Meßner und legte einen Schlüſſel in des Pfarrers Hand. Dieſer beſchwerte mit dem Schlüſſel das Evangelienbuch, dann ſtreifte er die weiten Aermlinge des Chorhemdes ein wenig zurück und hub an, ſo zu reden:

„Meine lieben Sanct Thomasler! Wie ihr aus dem heiligen Evangeli vernommen, iſt heute die Geſchichte vom verlor'nen Schäflein, worüber ich euch erſt kürzlich bei der Chriſtenlehre ein Langes und ein Breites vorgemacht habe. Bin heute nicht recht aufgelegt, hab' letzt' Nacht ſchlecht geſchlafen, weil die Teuxels-Buben mit ihrem Anfenſterln im Dorf keine Ruh' geben, und wollen wir daher anſtatt der Predigt auf eine gute Meinung drei Roſenkränze beten.“

Die drei Touriſten guckten ſich gegenſeitig an. — Drei Roſenkränze? Da kommt auf Jeden einer. O, leider nein, es kommen auf Jeden drei. — Schlichen die Herren — während ſchon das Gemurmel des Pſalters begann — dem Ausgange zu. Und ſiehe, die Kirchenthür war verſchloſſen.

So fängt man Füchſe.

Länger, denn eine Stunde mußten ſie mitten unter den braven Sanct Thomaslern zubringen, konnten zur Kräftigung den Odem der guten Naturmenſchen zur Genüge ſchlürfen. Sie knirſchten, aber ſie ſchlürften.

Die Andacht des Herrn Pfarrers bei denſelbigen drei „Roſenkränzen“ zu prüfen, ſteht uns nicht zu und wollen wir nur berichten, daß unmittelbar nach der Beendigung der hundertachtzig Vaterunſer und Aver-Maria das Kirchenthor ſich knarrend wieder aufthat. That ſich auf, aber die

Touriſten blieben in der Kirche und ganz freiwillig. Es gab etwas Abſonderliches zu hören. Nicht von der Kanzel, ſondern vom Chore. Dort ſaß ein Knabe und ſpielte die Orgel in einer ſehr verwunderlichen Weiſe. Er ſpielte ein Kirchenlied ſo rührend, ſchlicht und fromm — man meinte gar, die Orgelpfeifen wären lebendig und lobten aus eigenem Herzen den Herrn. Unſere Städter hatten wohl ſchon die größte Kunſtfertigkeit auf ähnlichen Inſtrumenten zu bewundern Gelegenheit gehabt, aber eine ſolche ſeelenvolle Innigkeit, ja Heiligkeit im Orgelſpiel war ihnen was Neues. Zudem war der ſpielende Bauernknabe ſchön, wie ein Engel. Sein Haupt mit den gelben Locken war etwas vorgebeugt, auf den Wangen blühte die Freude über die Klänge, ſeine ſchattigen Augenlider waren geſchloſſen. Seine friſchen Lippen bewegten ſich leicht, als begleite er die Orgel mit leiſem Geſang. Als ſich das Spiel in höhere Töne hob, hob auch der Spielende das Haupt, ſchlug die Augenlider auf und — in dieſen Augen leuchteten keine Sterne.

Der Knabe war blind.

Hier will ich die kleine Geſchichte des blinden Muſikanten erzählen, wie ſie den Touriſten erzählt worden iſt.

Mit dem Rocken-Hans hebt ſie an. Der war vor fünfzehn Jahren noch Wildſchütze geweſen — theils aus Hunger — weil Nothwehr erlaubt iſt — und theils aus Paſſion — weil das Wildern verboten iſt. — Arme Wildſchützen ſoll man nicht zu Verbrechern machen — ſondern zu Jägern. Das ſind die ſintigſten, wachſamſten Kerle, die verläßlichſten Hüter und, gilt es, die ſchärfſten Schützen. Auch den Rocken-Hans hatte man zum Jäger gemacht, aber aus der Klauſen in eine andere Gegend verſetzt, wo er an die zehn Jahre verblieb, ſich ein Weibchen beilegte und zufrieden war. Vollauf zufrieden darf wohl ſelbſt ein Jäger im grünen Walde nicht ſein. So ſcharfe Augen der Vater hatte, das Kind war blind. So ſchön das Mutterantlitz iſt, wenn es zum Kinde lächelt, der Knabe ſah es nicht. Nur ihre trautſamen Wiegenlieder hörte er. Dann, als die Mutter ſtumm geworden war und man ihr zum Ueberfluſſe noch Erde auf den Mund gelegt hatte, ſaß der Knabe auf dem Bänklein vor dem Jägerhauſe und hörte den Finken und den Droſſeln zu und allem Gevögel, das da ſang und zirpte im Waldland. Am Abende waren die Grillen und die Fröſche zu hören und das Rieſeln des Baches und das Säuſeln der Wipfeln im Abendhauch. Im Winter aber — wenn Alles ſtill war — ſchlafend die Vöglein, hartgefroren der Bach, verhüllt die Bäume — ſaß der Jäger neben dem kleinen Sohne und machte ihm vor, wie die Gemſe pfeift, das Reh bellt, der Auerhahn balzt und der Rabe kräht. Das war alle Muſik in weiter Bergrund, und der blinde Knabe dürſtete nach dem Lichte der Töne.

Sagte der Jäger eines Tages zu ſeinem Sohne: „Jetzt biſt Du ſchon ſtark, Heinrich, und morgen iſt Lichtmeß; Du gehſt mit mir nach Thomas in die Klauſen — bin ſelber ſchon gute Weil nicht mehr dort geweſen — und da wirſt Du auf dem Kirchenchore was hören, was Du Deiner Tage noch nicht haſt gehört. Mußt Dich jetzt ſchlafen legen, wir ſtehen um Eins in der Nacht auf.“

Der Weg vom Jägerhauſe bis in die Klauſen iſt im Sommer fünf Stunden lang, im Winter zieht er ſich auf ſechs und unter kurzen Beinen iſt er noch länger.

Der Knabe ging zu Bette, aber ſchlafen konnte er nicht. In Trauer ſchläft ſich's leicht ein, in Freude nicht. Heinrich dachte an des Vaters Worte vom Kirchenchor — was das ſein ſollte, wußte er freilich nicht, was Beſonderes gewiß. Endlich, als er einſchlummern wollte, kam der Jäger, ihn zu wecken. Und ſorgfältig kleidete der Mann den Knaben an, gab ihm heiße Ziegenmilch zu trinken und ſchnallte ihn auf die hölzerne Rückentrage, wie ſolche im Gebirge gebräuchlich ſind. Und nahm die Trage auf den Rücken, verſchloß das Haus und ging in ſternheller Winternacht davon.

Nach einer halben Stunde fragte der Knabe: „Kommen wir ſchon in die Klauſen, wo die Kirche ſteht?“

„Jetzt noch nicht, Heinrich. Biſt Du müde, ſo ſchlafe.“

In eine Fuchshaut gewickelt, ſchlief der Knabe ein und der Vater ging und ging und freute ſich insgeheim auf die Kirchenmuſik in Sanct Thomas, die immer ſo prächtig war geweſen, freute ſich auf die Freude ſeines Kindes.

Und dann, als hoch an den ſtarren Felſen die Morgenſonne leuchtete, ging er durch die Schlucht der Klauſen. Und als die Glocken vom Sanct Thomas-Kirchlein läuteten, wachte der kleine Heinrich auf und ſagte: „Vater, hörſt Du's auch, wie der Vogel ſchön ſingt?“

Der Jäger that den Kleinen von der Rückentrage und nun gingen ſie Beide den Hügel hinan und in's Kirchlein hinein. Am Altare ſtand der Prieſter, die Gemeinde lallte Vaterunſer auf Vaterunſer — und nichts als das.

Heinrich horchte andächtig und meinte, das wäre jenes Seltſame am Chor, wovon der Vater geſprochen. Der Jäger aber wendete ſich flüſternd an einen alten Bauer: „Was iſt's denn, haben leicht die Thomasler keine Muſik?“

„Freilich nicht, freilich haben wir keine,“ gab Jener zur Antwort, „die Orgel und die Pfeifen und Geigen ſind wohl noch oben, aber kein Muſikant iſt dabei. Die alten ſind weggeſtorben und junge werden keine mehr abgerichtet.

'ſ ſchaut kein Geld dabei heraus und umſonſt wollen die Leut' heutzutag nicht einmal für den Herrgott was thun. Der Herr Pfarrer kann wohl orgeln — aber wer lieſt hernachen die Meß'? Unſer Lehrer bläſt nur Eine Pfeife, ſeine meerſchaumene. — Gottsredlich wahr, jetzt hat Eins in der Kirche auch keine Freud' mehr."

Der Mann hätte ſicherlich noch eine Zeit lang fortgeflüſtert, da ſtieß ihn ſein Beiſitzer mit dem Ellbogen: „Willſt ſchwatzen, Michel, ſo geh' hinaus, ſonſt bringſt die Leut' vom Beten ab!"

Der Michel war mäuschenſtill, der Rocken-Hans führte ſein Söhnlein wieder aus der Kirche, daß der Kleine doch zum Wenigſten die Spatzen und die Gimpel höre, die auf den Dächern zwitſcherten. Gingen hierauf zum Bäckenwirth und der Vater rückte dem Knaben das Suppenſchälchen unter das Kinn und das Weinglas in die Hand.

„Vater, wann iſt das auf dem Kirchenchor, was ich mein-Lebtag noch nicht habe gehört?"

Am Nebentiſche ſaß, eben vom Gottesdienſte zurückgekommen, der Pfarrer. Er nahm das Frühſtück ein, hörte die Worte und rief zum Jäger herüber: „Der Rocken-Hans? Auch wieder einmal bei uns herüben? Brav, brav! — Sohn, das? Recht brav. Ein ſauberes Bübel! Nichts Handküſſen. Wie heißt denn, Kleiner, he? Heinrich? Brav. Mein Gott, das Kind hat ja — ſchlechte Augen?"

„Halt ja, halt ja, Hochwürden," ſagte der Jäger, „und desweg', weil er nicht ſehen thut, ſo wollt' ich ihm was hören laſſen." Und erzählte nun, daß ſie gekommen wären, um die Orgel zu hören in der Kirche zu Sanct Thomas. Alſogleich rannen dem Pfarrer die Thränen über die Wangen; das blaue Sacktuch kam ſchon zu ſpät.

„Ah na," ſagte er hernach, „umſonſt ſollt ihr den Weg nicht gemacht haben. Iſt Dir warm, Bübel? Dann wollen wir miteinander in die Kirche gehen."

Sie gingen in die Kirche, es war kein Menſch mehr d'rin. Die Leute hatten ſich ſatt gebetet und dabei Appetit für ein Mittageſſen bekommen. Die Dreie ſtiegen auf das Chor. Der Pfarrer ſetzte den Knaben in die Orgelbank, legte deſſen Fingerchen auf die Taſten. „So, Kleiner, jetzt halte ſtill, gerade ſo, wie die Finger liegen. Brav. Und wenn ich ſag': Druck' nieder! Verſtehſt, ſo druck nieder und halte aus — halte aus, ſo lang's Dich freut."

Zog hierauf die Riemen des Blaſebalg und rief ſein: „Druck nieder!" Der Knabe that's und erſchrack vor dem, was jetzt war: ein klingendes Band, ein tönender Strom — und doch unvergleichbar mit Allem, ganz einzig zu hören, wie ein Gedanke, der ſchallt, wie eine Freude, die klingt . . .

Unbeweglich ſaß der Knabe da — ſein Antlitz blaß wie ein Steinbild, ſo horchte er der Muſik. Die Hände preßte er auf die Taſten, bis die Finger vor Wonne zu zittern begannen. Und ſiehe, da zitterte auch der tönende Strom und nun wurde er es inne, der Knabe aus dem Wald, daß man ſeine Seele kann ausrufen in ſolcher Weiſe, daß die Muſik die Sprache des Herzens iſt.

So war der Anfang.

Und von dieſem Tage an verblieb Heinrich der kleine Junge in Sanct Thomas und lernte von dem Pfarrer das Orgelſpielen. Traurig und glücklich im Vaterherzen kehrte der Rocken-Hans allein zurück in ſein Revier. Zu jedem Sonntag aber kam er in die Klauſen und nach einem halben Jahre — am hohen Frauentage im Auguſt, als er wieder in die kleine Kirche trat, ſummte nicht mehr der öde Pſalter an ſein Ohr, da der Pfarrer am Altare ſtand. Die Orgel klang, und der alte Waldmenſch fühlte in den Tönen das liebe, junge, weiche Herz ſeines Kindes.

So iſt die Gemeinde von Sanct Thomas wieder zur Kirchenmuſik gekommen. —

Einer von unſeren Touriſten war nach ſolcher Kunde zum Pfarrer des Alpendörfchens gegangen, um ihm die Hand zu drücken.

„Ah na,“ meinte der Seelſorger ſchalkhaft, „wenn meine Predigt nur gefallen hat. Ich habe den Herren halt gerne zeigen mögen, wie ſich nacheinander drei gelallte Roſenkränze machen, die wir ſonſt jeden Sonn- und Feiertag anſtatt der Orgel gehabt haben. — Für Muſik will die Schule auf dem Lande jetzt nichts mehr thun, und ohne Muſik kann kein Vogel auf dem Baume leben — und keine Grill' im Graſe — geſchweige ein Menſch. Halt nichts für ungut, lieber Herr!“

„Und der blinde Knabe? Wie ſteht's mit ihm?“

„Der iſt rechtſchaffen zufrieden, er iſt nun nicht mehr blind, er ſieht mit den Ohren.“

Junge Touriſten in kleinen Gefahren.

Wer die ſchöne Stadt Leoben und ihre Umgebung kennt, der wird auch vom blauen Alten wiſſen. Derſelbe ſteht gegen die Mitternachtsſeite hin im Hintergrunde des grünen, waldhängigen Thales. Blau und kahl von der Ferne, ſteingrau und knieholzgrün in der Nähe. Der Erſte und Einzige, welcher dem Leobnerthale Zeugniß gibt von der

Nähe der herrlichen Felſenkette, welche vom Schneeberg her bis in's ferne Schweizerland gezogen iſt.

Als ich zur Ferialzeit noch in der Mühle wohnte, bei Freund Emil, da ſah ich ihn täglich, den Rieſen Reiting — heute verklärt im Sonnenſchein, morgen umbraut von ſchwerem Nebel. Ein Berg iſt heute ſo und morgen ſo; die Schattirung jeder Jahres- und Tageszeit gibt ihm eine andere Geſtalt, jede Witterung ein anderes Kleid, jeder Menſch eine andere Stimmung.

Eines Nachmittags im Auguſt zogen wir aus, Emil und ich, um den Berg zu beſteigen bis zu ſeinen Eismulden und zu ſeiner ſiebentauſend Fuß hohen Kuppe, welche ſo häufig in die Wolken hinein, ja gar nicht ſelten über dieſelben herausragt. Der Reiting mit ſeiner höchſten Spitze, das Gößeck, hat in der Touriſtenwelt keinen Klang. „Beſchwerlich und nicht dankbar.“ Wer hat denn dankbar zu ſein: der Berg oder der Beſteiger? Wer wünſcht zu genießen, wer genießt? Dem undankbaren Bergfahrer wird nichts recht zu Danke ſein, er mag gehen ſo weit, ſteigen ſo hoch er will. — Wir fuhren auf der Rudolfsbahn bis zur Station Seitz-Kammern und nun ſtand der Herr vor uns da mit ſeinen ſteilen Almen und Waldhängen, mit ſeinem Gezirm, mit ſeinem Gerölle, wüſten, zerriſſenen Geſtein, mit ſeinen Schneeſchluchten, mit ſeinen nebelumkrauſten Zacken und Zinnen. Wir gingen über die Felder hin. Unter einer verdorrten Fichte ein Bettelmann: „Hätt' Euch gern angehalten um ein klein wenig — was der Wähl!“ Die kleine Gabe belohnte er mit ſo vielen „Vergeltsgott“ daß wir ihm Einhalt geboten, es wäre ſchon genug.

„Ja“, ſagte er, „wenn ihr auf den Berg wollt ſteigen, werdet ihr die Vergeltsgott wohl brauchen!“

„Wieſo?“

„Allemal. Vettern, ich ſag's: Das Gößeck gibt Zehent.“

„Tolles Zeug ſchwätzen Sie.“

„Ja,“ ſagte er und neigte den ſtrupphaarigen Kopf, „wär' ſchen recht! Ihr meint, junge Herren, ich wär' ein Halbnarr. Allemal. Raſtet ab, ich verzähl' Euch was. Vor Chriſti Geburt mag's geweſen ſein — kann's nicht recht ſagen. Ein Schloßherr iſt geweſen und auf den Vordernbergermauern hat er ſein Jagdrevier gehabt. Allweg geht's halt auch einem Schloßherrn nicht nach Sinn und auf den Bergen ſind keine Gemſen geweſt. Jetzt hat er die Ziegen niedergeſchoſſen, was den armen Leuten haben gehört. Steht nit lang an, kommt oben in den Wänden einmal ein grünes Mandel zu ihm — iſt halt der Teufel geweſt. — Teufel, ſagt der Schloßherr, kommſt mir recht. Allemal. Schaff' mir Gamſen in mein Revier. — Die ſollſt haben, ſagt das grüne Mandel, aber Zehent verlang' ich. — Allemal. — Von den Gamſen das Zehent. — Iſt gut. — Von den Zerben das Zehent. — Iſt gut. — Von den Steinen das Zehent. — Iſt noch beſſer. — Von Allem das Zehent, was auf dem Berg iſt. — Es gilt. — Jetzund hat's Gamſen gegeben auf dem Reiting und Adler und Steinböck'. — Der Schloßherr hat gleich eine große Jagd angeſtellt und hat einen Haufen guter Freunde dazu eingeladen. Hat ſchon ſo ſein müſſen, die Gäſt' ſind heimkommen mit Wild im Ueberfluß. Der Schloßherr iſt ausblieben. Hat ſich verſtiegen in den Wänden — hat ihn das grüne Mandel beim Kragen packt: Biſt mein, biſt von den Jägern der zehnte geweſt. Allemal! — Mögt's wohl glauben, Herrlein, hat ſich zutragen. Tragt' ſich heut noch zu. Jedes zehnt' Stückel Vieh kugelt ab in den Wänden.

Im vorig' Jahr iſt ein Wurzner abgerutſcht. Vor etlich' Wochen haben ſie einen todten Wildſchützen gefunden. — Ihr lachet dazu, ihr dummen Dinger. 's iſt Schad' um jede Red'!“

Mißmuthig wendete er ſich ab und wir begannen durch die ſteile Engſchlucht, genannt das Kaiſerthal, hinanzuſteigen. Stock und Stein, links und rechts; dazwiſchen viel Geſträuche mit Himbeeren, Stachelbeeren und Hundsbeeren — jede zehnte Frucht eine giftige. Aus blauender Höhe ragte die Kante des Gößeck. Gelblich-graue Nebelmaſſen zogen raſch über ſie hin und berührten die Zinne. Bei uns herunten Sonne und Windſtille. Der Weg war verſickert, im weißen Geſtein eines ſteilen, trockenen Gießbachbettes ſtiegen wir mit klingenden Alpenſtöcken hinan. Der Berg wurde ſchon „dankbar“. Schön breitete ſich unten das Thal von Trofaiach, St. Peter, Donawitz und St. Michel aus. Die grünen Berge von Leoben waren auf die Kniee geſunken vor den ragenden Höhen der Hochalpe, des Rennfelds, der Gleinalpe. In den Thälern lag die ſpäte Nachmittagsſonne. Die Parzellen der gelben Felder, grünen Wieſen und braunen Brachen zuſammen waren zu ſchauen, wie ein rieſiges Schachbrett — dort die winzigen Figuren des Bauers, des Rößleins, des Thurmes . . . Das Gebirge ſtand im Schatten der finſtern Wolkenbänke; um das Gößeck eilten die Nebel raſch und raſcher, je näher wir ihnen kamen. Wir waren gehobenen Muthes und ſahen, wie die Dinge großartiger ſich geſtalteten.

Auf halber Höhe des Berges, wo in Vereinſamung die letzten Fichten ſtehen, war ein Holzhauerneſt, halb in den Fels gebohrt, halb mit Holz gezimmert. Eine Herdflamme, ein Mooslager, viele tauſend Zentner Geſtein als Dach.

Was willſt du noch mehr? Haſt du Hunger, ſo arbeite zwölf Stunden des Tages, daß dir der Schweiß aus allen Poren rinnt, das trägt ein Mittagsmahl, ja noch mehr, auch ein Nachtmahl. Haſt du Durſt, ſo ſteige hinab in die Schlucht, trinke aus der hohlen Hand, dann magſt du zwanzig Minuten lang wieder emporklettern — auch ein Trunk aus friſchem Quell muß gebüßt ſein. — Heute am Sonntag iſt die Klauſe leer. Die Leute trinken und büßen anderswo.

Ein paar Regentropfen kamen herab. Wir ſtiegen weiter — unerfahren, wie wir damals noch waren, kletterten wir auf gut Glück den ſteilen, felſigen Hang empor, der ſteinernen Naſe des Gößeck zu. Es war mühevoll, bisweilen nicht ohne Gefahr, wir waren ſchweigſam geworden. Noch einmal kam grünes Geſträuche mit flammenden Alpenroſen, dann kam das liebe Kohlröschen. Auch über die Thäler hatte ſich nun der Schatten verbreitet. Wir ſahen wohl ein, daß der Plan, das Gößeck zu beſteigen, für dieſen Abend aufzugeben war, wir wollten nun die Halterhütte des Niederreiting aufſuchen. Wir waren ſchon vier Stunden lang geſtiegen, hatten auch ſchon Speik gefunden und ein verkümmertes Stämmchen Edelweiß. Jetzt war plötzlich der Wind da, die Zerben pfiffen; unſere Hüte banden wir mit Sacktüchern auf den Kopf, mummten uns eng in die Plaids und drangen vorwärts. Planlos ſtiegen wir herum; wo die Nebel auseinanderriſſen, grüßte uns von unten ein Stück grünender Welt zu, oder eine mächtige Kluft mit den ſchäumenden Fällen der Göß, oder gegenüber wildzerriſſene Wände des Reichenſtein, des Hochthor, des Wildfeld, des Zeiritzkampel und andere, die wir nicht nannten und erkannten. Was uns verdeckt war, das ſahen, das vollendeten wir

ntaſtiſch nach unſerer Weiſe. Unheimlich war es auf
eſem „ſtillen, beſtändigen, treuen Wächter der Heimat.“
lehrmals mußten wir uns in Klüfte legen und anſtemmen,
r Sturm wollte uns hinabſchleudern. In immer dich-
ren Ballen wälzte ſich der Nebel auf uns zu, der von
nten als ſchwarze Wetterwolke zu ſehen ſein mußte. Matt
ckte hier und da ein Blitz, matt und träge rollte der
onner, ſchwere, kalte Tropfen ſchlugen uns in das Ge-
ſht. Wir ſtoben niederwärts, wir riefen uns beim Namen,
arnten uns gegenſeitig vor Fehltritten, aber der Wind
hm uns den Schall vom Munde weg. — Emil mag ver-
inftiger geweſen ſein, ich aber dachte an den Zehent des
citing.

Endlich nach verſchiedenartigem Klimmen und Rutſchen
aren wir, an weiten Schneeſchluchten vorüber, in ein wind-
lles Thal hinabgekommen. Es dämmerte ſtark und wir
ußten nicht mehr, an welcher Seite des Berges wir uns
fanden.

„Wenn wir einen Compaß hätten!“ ſagte Emil.

„Wenn wir eine Schutzhütte fänden!“ ſagte ich.

„Wenn wir uns heute nur dieſen Berg nicht hätten
fallen laſſen!“ ſagte Emil.

„Wenn wir nur wieder unten wären!“ ſagte ich.

„Wenn ich nur nicht ſchon halb hin wäre!“ ſagte Emil.

„Wenn das Wenn wäre, ſo wäre der Kuhmiſt ein
cker,“ ſagte ich.

„Was hat der Bettelmann erzählt?“ fragte Emil.

„Dummes Zeug. Aber komm', hier können wir nicht
iben.“

„Ich kann nicht mehr weiter,“ ſagte er und wollte ſich
ter eine überhängende Wand hinlegen. Von der Wand

rieſelten Regen und Steinchen. Aus den Tiefen donnerte es zuweilen, als gingen Lawinen nieder.

Jetzt wurde mir bang. Ich hub an zu ſchreien. — Hört mich kein Menſch, ſo hört mich der Herr. —

„Wer iſt denn oben?“ entgegnete eine fremde Stimme, nicht weit von uns, nur ein paar hundert Schritte tiefer.

Waren bald unten und ſtanden vor der Halterhütte des Niederreiting. Ein hübſcher, ſchlanker Burſche ſchürte das Herdfeuer.

Wir handelten um das Nachtquartier.

„Meinetwegen ſchlafet in der Hütte,“ ſagte er, „ich bin ſo nicht da in der heutigen Nacht.“

„Wo willſt denn hin?“

„In's Thal abi.“

„Gehſt zum Schatz?“ fragte Emil. Der Halter ſtrich ſeinen Schnurrbart und lächelte ein wenig.

„Sonſt gehen die Burſchen von unten herauf,“ meinte ich, „ſchauen, ob's wahr iſt, daß es auf der Alm ka Sünd' gibt. Iſt's wahr?“

„Mag ſchon ſein. Ich hab' noch keine geſehen. Ich ſag': die ſchweren Sünden können nicht herauf und die leichten vertragt der Wind.“

„So wird's ſein.“

Hierauf kochte er uns eine Suppe aus Ziegenmilch. „Aber Tiſch hab' ich keinen andern,“ ſagte er dann, ſetzte ſich auf die Thürſchwelle und nahm die Schüſſel auf die Kniee. Schnitt Brot hinein, legte uns zwei beinerne Löffel vor: „Gott geſegne es. Seid ihr Studenten? Auf geiſtlich?“

„Nein, auf weltlich.“

„So laßt euch halt in meinem Bett nichts Schlechtes träumen. Morgen um's Tagwerden bin ich ſchon wieder da. Die Vieher ſind beſorgt.“

Die hellen Thränen floſſen uns über die Wangen, worauf der Halter die Thür öffnete und mehrere kohlende Brände hinausſchleuderte, welche die Urſache des beißenden Rauches waren. Dann nahm er Wettermantel und Stock, ſagte uns „gute Nacht,“ verwahrte die Hütte und verließ ſie — und eilte ſicherlich flink wie ein Hirſch dem freundlichen Ziele entgegen.

Wir waren in der Hütte allein. Wir thaten uns bald in's Bett, die Wollendecke über uns und unter Häupten das gute Gewiſſen.

Auf dem Herd verloſch die letzte Flamme, draußen brauſte ununterbrochen der Wind. Emil ſchlief bald ein. Ich wachte noch und dachte möglicher Weiſe nach.

Da ſah ich plötzlich draußen an dem Fenſterchen Funken vorbeifliegen. Was iſt das? Das ſind keine Leuchtwürmer! — Der Funken wurden mehr und immer mehr. Ich ſprang aus dem Bette und wollte in's Freie, um zu ſehen, was es da gäbe. Und fand die Thür verſchloſſen, von außen verſperrt, während ich durch das Fenſterchen ſah, daß draußen eine Wandecke der Hütte glimme. Eilends weckte ich den Gefährten: Es wäre zum Löſchen, er ſolle geſchwind helfen, die Thüre aufzubrechen. — Jetzt wäre Gelegenheit, Effect zu machen: Draußen brennen lichterloh die Wände, die Flammen ſchlagen praſſelnd über's Dach hinan und wir können nicht aus der Hütte. Ein Hilfegeſchrei, ein Hinundherſchießen, vergebliche Verſuche zu entkommen — ſchon ſtürzen die brennenden Balken herab, da — noch im letzten Augenblicke u. ſ. w. — Wozu das? Wenn jeder Touriſt ſehen kann, daß die alte Hütte auf dem Niederreiting heute noch ſteht! — Das Holzſchloß war bald entzwei. Die Gluth hatte ſchon ziemlich tief in den modrigen Holzbalken hineingefreſſen, der Wind that ſein Möglichſtes. Von den glühenden Bränden, die der Halter hinausgeworfen, hatte der Wind Funken an die Wand getragen. — Zuerſt leerten wir die Waſſerkübel auf das gloſende Holz und als das zu wenig war, goſſen wir auch noch den Milchvorrath, der ſich in der Hütte fand, darauf, und das Feuer mußte ziſchend erſterben. —

Wir ſchliefen nicht ſehr gut. Und am Morgen, als der Halter wieder da war und über die „Kerle“ fluchte, die ihm ſeine ganze Milch weggetrunken hätten, daß er nicht einmal eine Suppe kochen könne — er ſchien Appetit zu haben — klärten wir ihn auf, wer die Milch verzehrt habe. „Ja, Halter, ohne uns wäreſt ſauber abgebrannt in dieſer Nacht. Ein andermal löſche die Brände ab, bevor Du zum Schatz gehſt!“

„Erſt das Feuer löſchen und nachher zum Schatz gehen? Das probier' ein Anderer!“

„Nein, lieber Freund, ſo iſt's nicht gemeint.“

„Iſt ja gut, will ſchon aufpaſſen.“

Im Regenwetter ſtiegen wir niederwärts die ſüdliche Mulde, die Fal genannt. In der Nähe des Dorfes Mochel ſahen wir wieder den Bettelmann von geſtern.

„Aha!“ machte er, „ganz oben ſind die jungen Herren nicht geweſen, darauf verwett' ich meinen Kopf mitſammt der Hauben!“

Dem Kopf ein grüßendes Lächeln, der Haube eine kleine Gabe, das zollten wir, gingen hernach von dannen. Pudelnaß kamen wir nach Leoben. In weichem Hauskleide, bei den dampfenden Schalen der Jauſe blickten wir durch die hellen Fenſter der Mühle gegen den Reiting aus. Er war ganz in Nebel gehüllt, und die reizenden Gefahren, die wir geſtern noch ſuchten, wirkten als überſtanden wohlthuend nach in unſeren touriſtiſchen Herzen.

Wenn der Uhrſchlüſſel vermißt wird.

Jener einundzwanzigſte Juni durfte nicht in der Seichte der Alltäglichkeit zugebracht werden. Der Einſame iſt juſt mitten unter Leuten am einſamſten, weil er unter ſolchen ſich zumeiſt auch ſelbſt genommen wird. So zog's mich dem höchſten Berge zu, der im Gaue ſteht. Als ich von der erſten Höhe niederſchaute in das Thal, wo auf Feld und Straßen winzige Menſchlein mit ihren Hausthieren krabbelten, fiel mir das Wort eines Sonderlings ein: „Der Laſter (die Menge) Ungeziefer auf der Weltkugel! Wie mit den Inſecten, es iſt kein Austilgen, je kleiner ſie ſind. Der ganze Planet iſt zernagt über und über.“

In Thörl bei Aflenz trank ich den letzten Schoppen, dann gerieth ich in's Geſtein. Kam zum hinterſten Dorfe, auf welches die Alpenwildniß niederſchaut, ſtarr und finſter, als wäre ſie mit Unſereinem nicht gut Freund. Die Kirche dieſes Dörfchens iſt ganz im Sinne des Waldlebens gedacht; es wohnen darin der heilige Jäger Euſtachius und der heilige Hirſchkuhmann Aegydius. Die drei Luſter, welche vom Emporium niederhängen, ſind aus Hirſchgeweihen zuammengeſetzt. Was wird das in dieſer Kirche bei den Wildchützen für eine Andacht ſein!

Hinter dem Dorfe kniete ein Knab' am Wege, mit ittenden Händen eine Gabe heiſchend. Leutſelige Touriſten müſſen ihm ſchon manchen Heller in den Hut geworfen haben, denn er bat ziemlich dreiſt. Aber ich habe feindſeligen Gemüthes dem lieben Kleinen die Freude nicht machen mögen.

„Was? Ein ſo friſcher, hübſcher Burſch und betteln?!“

Sogleich war der Knabe auf den Füßen und blickte munter drein.

„So, Kleiner, und jetzt wollen wir Freund ſein. Du biſt ſo gut und ſagſt mir, ob da weiter drin in den Felſen auch noch ein Haus ſteht?“

„Ja!“ Und mit flinker Hand ſtrich er ſich die lichten Locken aus der Stirne. „Ganz drin iſt eins, ſie haben geſtern unſer Kalb hineingetrieben.“

„Gut, Freund, nun haſt Du Dir was verdient.“ — Ich gab ihm den Kreuzer. Mit Befremden ſah er drein; jetzt hatte er gar nicht gebettelt und wußte kaum, war die Gabe für das hinterſte Haus oder für das Kalb.

Der Weg zieht zwiſchen den Wänden. Das ſchmale Thal mit den Wieſen und den verkümmerten Bäumen iſt ſo eben, daß der Bach auf weißem Kalkgrunde kaum hörbar rieſelt. Der glatte, feinſandige Weg iſt ſo ſauber, wie in einem Parke. Hie und da eine wilde Schutthalde läßt den Jähzorn ſpüren, mit dem ſolche Gebirge behaftet ſind. Selten geſchieht's, aber wenn dieſer Zorn losbricht, dann Gnade Gott dem Thale!

Links ruhen die noch ziemlich zahmen Ausläufer der Meßnerin, rechts das Zerbeneck und der zerhackte Reidelſtein. Im Hintergrunde, grau vor dem Schatten des Abends, ragt wie eine Stütze des Himmels das Gewände des Hochſchwab. Seine Häupter, er hat deren ſieben, wie das Ungeheuer in der Offenbarung Johannes — ſind in Wolken gehüllt. — Dort oben zu ruhen am höchſten Fels, umwallt von doppeltem Schleier der Nacht und des Nebels zu träumen — und träumend Jakobsleitern zu bauen!

Doch, ſo iſt's zumeiſt: wo Seele und Körper uneins ſind, dort behält letzterer Recht. Im Meierhofe, welcher den Herren des Stiftes Lambrecht gehört, aß ich, ruhte ich die kürzeſte Nacht des Jahres. Im Morgenrothe führte der Steig zu den wilden Herrlichkeiten der Trawieſen hinan. Im Thale noch Dunkelheit, hoch oben Alpenglühen. In Allem, was wir erſinnen und erſehnen: hoch über unſeren Wegen lodert das Licht — wir haben kaum den Wiederſchein. Der moderne Drang der Menſchen, hohe Berge zu erklimmen, vielleicht hängt er mit der neuerwachten Sehnſucht nach Licht und Hoheit zuſammen. —

Mit ſolchen Morgengedanken hätte ich mich an dieſem Tage gewiß in den lebensgefährlichſten Pathos verſtiegen — da war's meine gute Sackuhr — ſie iſt nicht zehn Gulden werth — die mich wieder auf irdiſchen Boden rief.

Als ſie mir die vierte Stunde wies und ich ſie veranlaſſen wollte, auf weitere vierundzwanzig Stunden ihren Dienſt zu thun, hatte ich keinen Uhrſchlüſſel im Sacke. — Zwei Stunden wird ſich's noch treiben, dann geht der Termin aus. Und ohne Uhr im Gebirge wandern, auf fremden Wegen, in eingefallenem Nebel keine Zeit kennen? Unrathſam. Wie iſt einer Sackuhr die nöthige Spannung beizubringen? Romane, wie bei Zeitungsabonnenten, thun's hier nicht.

Am Waldrande ſchritt ein hinkender, abgezehrter Mann dahin. Er wich mir aus. Ich eilte auf ihn zu und rief: „He, habt Ihr eine Uhr?“ Er erſchrack ſichtlich.

„So um vieri herum wird's ſein,“ war die heiſere Antwort.

„Nicht um die Zeit, ſondern um die Uhr frage ich, weil —“

Er wollte fliehen, da verließen ihn die Füße, er hob die Arme und gurgelte: „Nur' nit zur Halbſcheid', um Gotteswillen! lieber gleich ganz umbringen.“

Als ich ſah, daß mich der Alte für einen Raubmörder hielt, erſchrack ich ſelber und eilte weiter.

Bald darauf entdeckte ich die Holzknechthütte des Sackwaldes. Die Leute kochten ihr Frühſtück, ſchärften Beile und Sägen und rüſteten ſich zur Arbeit. Auch zu dieſen zog's ihn hin, der heute ausging, die Menſchen zu meiden. Für's erſte erzählte ich ihnen das kleine Abenteuer mit dem Alten. Die Männer lachten und ſagten, dem Geizhals wäre recht geſchehen; er hätte zuſammengeſcharrtes Silbergeld, fürchte ſich ſtets vor dem Beraubtwerden und traue Niemandem.

In Sachen meiner Angelegenheit kam nun Jeder mit ſeinem „Knödel“, wie ſie die Taſchenuhren nannten, und ſtellte mir den daran hängenden Uhrſchlüſſel zur Verfügung. Die meiſten viel zu groß, ein paar zu klein — und paſſend keiner.

Gerade wollte ein Braunbart ſein Zeug wieder in die Taſche ſtecken, als ihm ein junges Blaßgeſicht über die Achſel glotzte und die Frage gab: „Was haſt denn Du für eine Uhr?“

Nach einer Pauſe entgegnete der Andere: „Geht's wen was an?“

„Ja!“ rief das Blaßgeſicht, „mich geht's was an. Das iſt dieſelbig' Uhr, die ich vor Wochen der Waberl hab' gegeben.“

„Der Zirmwaberl?“

„Ja, der Zirmwaberl. Haſt ihr's leicht abgeſchwatzt?! —

„Her damit!" Wilden Griffes riß er dem Andern die Uhr aus dem Sacke und mit einem ächzenden Fluche ſchleuderte er dieſelbe in die Herdgluth.

Eine Secunde lang ſtand der Braunbart da, ſtarr, wie ein Baumſtamm, dann warf er ſich auf das Blaßgeſicht. Zwiſchen Beiden begann ein grauſes Ringen, feſt aneinander geklemmt fuhren ſie in der Hütte herum, prallten an Wand und Pfoſten; einen Moment bekam das Blaßgeſicht ſeine Hand frei, um nach einem Meſſer zu haſchen. Die übrigen Männer hatten Anfangs den Ringenden zugejohlt; jetzt erhob ſich ein Gemurmel, welches von dem Poltern und Schnaufen der Ringenden übertönt wurde. Als der Braunbart in der Hand ſeines Gegners das Meſſer ſah, übte er einen gewaltigen Stoß und das Blaßgeſicht taumelte zur Uhr auf das Herdfeuer hin, daß die Funken ſtoben.

„Gefehlt wär's! Das wär' gefehlt!" riefen nun die Andern und warfen ſich zwiſchen die Kämpfenden. Nach vieler Mühe ließen dieſe voneinander ab und ſanken erſchöpft und blutend in die Winkel.

„Jetzt haben Sie gleich in aller Herrgottsfrüh einen Raufhandel geſehen," ſagte einer der Holzarbeiter zu mir, „der Teufel hol' die eiferſüchtigen Leut'!"

Und das war die Moral. Ich trachtete wieder hinauszukommen in die „Herrgottsfrüh", wie der Mann ſo ſchön geſagt.

Da hatte ich wollen über den Menſchen ſein und zum Trotz führte mich die Sackuhr mitten unter die leidenſchaftlichſten hinein. Aufwärts ſtieg ich und beſchloß, Keinen mehr um den Uhrſchlüſſel zu fragen.

Nach zwei Stunden war ich auf der Sackwieſen, am ſtillen Hochſee. Pyramiden von verwitterten Fichten umſtehen wie ſtruppige Brauen das Waſſerauge, in welchem ſich die Tafeln des Hochſtein ſpiegelten. Als ich oben über die glitzernden Schneemulden der Speikböden hinſchritt, war es die achte Stunde — meine Uhr ging immer noch, gleichſam, als wirke auch auf ſie das Naturgeſetz, daß man auf hohen Bergen nicht leicht ermüdet.

Und endlich ſaß ich auf der Warte, hoch über einer Wüſte von Geſtein und Schnee. Nicht Rundſchau hielt ich, ſondern Rückſchau und Vorſchau, auf das, was war und was kommen ſoll . . .

Als ich wieder erwachte zur Gegenwart, da war der weite Kreis der Berge um mich verſunken. Nebel hüllte mich ein und die Uhr ſtand ſtill.

Noch war's der Nordwind — den ich an ſeiner Schärfe erkannte — der mir die Richtung deutete. Daraus erklügelte ich den Weſten, gegen den ich niederſtieg. Bald war unter mir wieder das Grüne, über mir die Sonne. In Filzmoos ſchreckte ich Gemſen auf; ſie eilten in das Gefelſe des Ebenſtein empor. Ich wendete mich den Sonnſchinhütten zu. Dieſe waren noch winterlich verſchloſſen, erſt unten in den Bribitzhütten fand ich Milch und Brot und Schwaigerin. Bevor, als ich mich erquickt hatte, merkte ich nichts, aber als ich inſoweit geſättigt war, bemerkte ich am Buſen der jungen Sennin ein rothes Bändchen. Auf Almen darf man wohl naturforſchen und ſo hielt ich mich an die Spur deſſen, was ich ſuchte. Jede Almerin muß ihre Uhr und jede Uhr ihren Schlüſſel haben. Wir löſeten die Dingelchen nicht erſt gegenſeitig los, wir ſtanden zuſammen. — Der Schlüſſel hat gepaßt.

Und ſo iſt friſches Leben gekommen in die Nachbarin meines Herzens, ſie zeigte mir darauf vierundzwanzig gute Stunden.

Der Jaukomichel.

Die Schoppernauer ſind aufmerkſame und luſtige Leute. Am 23. April, das iſt am Sanct Georgiabend, kamen ſie auf dem Dorfplatz zuſammen und hatten Pfeifen und Trommeln bei ſich und gut eingefettete Gurgeln zum Singen und auch zum Trinken, und Kienſpanbuſchen zu einem Fackelgang, und Einer war dabei, der hatte eine Rede ausgedacht, die ſich vor einem ſtudirten Herrn wohl hören laſſen konnte.

Der Herr Doktor H . . . iſt ein gar beliebter Mann, ſind Alle mit ihm zufrieden, nur der Apotheker und der Todtengräber nicht. Der Doktor verſchrieb den meiſten ſeiner Geſunden mäßige Lebensweiſe und gute Luft, und ſo beſann ſich Jeder dreimal, bevor er einmal krank wurde und der Herr Doktor ſelber mußte die Amtmannsſtelle annehmen, daß er leben konnte. Wie er die Leute aber als Arzt verſchonte, ſo griff er ihnen als Amtmann tiefer in den Beutel, als ihnen lieb war; er mußte es thun, denn das Steueramt drängte, und wenn er gleich für einen oder den andern armen Geiſer heimlich den auf eine Gant abzielenden Betrag zahlte, ſo mußte er ſich doch von den ungeſchliffenen Schoppernauern bisweilen einen „Bauernſchinder“ als öffentlichen Gruß gefallen laſſen. Im Ganzen ſahen die Leute an ihrem Doktor-Amtmann einen braven Mann, und als nun der Namenstag kam, verſammelten ſie ſich vor ſeinem Hauſe zu einer muſikaliſchen Huldigung.

Es war ſchon dunkel geworden, da erſcholl der erſte Tuſch. Nach demſelben kam ein luſtiger Marſch, der in den Felſen und Wäldern wiedergellte. Nach dieſem Muſikſtücke waren ſie ſtill und erwarteten, daß nun der Herr Doktor aus dem Hauſe treten und ſich für die Ehr' bedanken werde. Aber er zeigte ſich nicht. Wohl war er in ſeiner Wohnung, aber die Verdrießlichkeit über einen Aerger, den ſie ihm gerade vor wenigen Tagen angethan hatten, hielt ihm beharrlich im hinterſten Winkel ſeiner Stube zurück. Ließen ſie einen blechinſtrumenternen Jodler los, einen Landler dann, und warteten wieder. Aber der Angefeierte zeigte ſich nicht. Nicht einmal eine Verneigung vom Fenſter aus — rein gar nichts. Die Leute, die ſich in Haufen verſammelt hatten, huben an zu murren über den Hochmuth des Dokter-Amtmanns und die Bauersleute ſeien ihm nur gut genug, wenn ſie mit vollen Geldſäckeln kämen. Man wiſſe recht gut, daß er im Hauſe wäre, aber wenn er ſchon das wohlgemeinte Gratuliren mit den Pfeifen nicht hören wolle, ſo hätte man ſchon auch andere Grüße, die noch beſſer vernehmbar wären, und umſonſt ſeien ſie nicht zuſammen gekommen.

Noch ein drittes Mal verſuchten ſie es mit einem klingenden Lieblingslied des Gefeierten. Vergebens, der Doktor blieb unſichtbar. Jetzt wurde die Lage gefährlich, die aus allen Berggräben zuſammengekommenen Leute ſahen ſich um einen luſtigen Abend betrogen, ſie wurden immer unruhiger und mancher Schlingel ſteckte ſeine Taſchen ſchon mit Kieſelſteinen voll, um gelegentlich die Fenſter zu bewerfen. Da ſprang ein junger, ſchlanker Mann auf den Kopf des Brunnentroges — es war ein Einäugiger, ſah es aber recht gut, was hier zu thun war. Er klatſchte mehrmals in die Hände, da ſtutzten die Leute und ſagten: „Still, ſtill, der Jaukomichel red't was!“

Der Jaukomichel war auch ein Bauer, ein recht armer noch dazu, denn er hatte mehr Bücher als Miſt — aber geſcheidt war er und predigen konnte er, wie ein Pfarrer. Als er heute die Aufregung geſehen hatte und die Gefahr, die dem braven Doktor-Amtmann daraus entſtehen konnte, ſann er raſch auf Mittel, den gereizten Gemüthern eine andere Richtung zu geben. Da fiel ihm was ein und als es nun ruhig geworden war, hub er auf dem Brunnentroge ſtehend ſo an zu reden:

„Wir ſind heute zu einem luſtigen Feſtabende zuſammengekommen. Wir haben uns hier auf dem Platz aufgeſtellt, um mit Muſikſchall die Leute herbeizurufen aus allen Häuſern und von den Bergen herab, denn Jeder ſoll dabei ſein, weil wir heute den Geburtstag feiern wollen von einem großen, weltberühmten Mann. Wer etwa glaubt, daß wir Einen hätten loben wollen, der mitten unter uns iſt und ſeine Pflicht erfüllt, der iſt in Irrung; brave Leut' müſſen wir Alle ſein und Einer für den Andern einſtehen, deswegen wird noch Keinem was vormuſizirt. — Wir aber ehren heute einen Mann, der ſchon vor dreihundert Jahren geboren worden iſt und der heute noch die Welt erfreut. Ein Dichter iſt's, ſo groß, wie wir vielleicht gar keinen mehr haben auf der Welt. Der hat mehr gethan, als wie der beſte Prediger, der hat den Menſchen ihre eigenen Seelen gezeigt, ihre eigenen Herzen vorgehalten; da haben wir, wenn ich ſchon reden ſoll wie der gelehrte Profeſſor von Bregenz, die Wetterſtürme der Leidenſchaften und den Sonnenſchein der Freude erſt recht erſchaut. In den Schauſpielhäuſern der großen Städte werden die Dichtungen des unvergleichlichen Mannes aufgeführt, der Bürgersmann und der Soldat wohnen ihnen mit Andacht bei, Könige und Kaiſer beugen ihr Haupt und laſſen ſich ergötzen und mitunter auch die ſaure Wahrheit ſagen von dem Dichter, der aus dem

Volke des nebelumdüſterten Englands emporgeſtiegen iſt zu einem leuchtenden Stern für alle Völker. Auch das Bauernthum wird die Werke dieſes Mannes verſtehen, vielleicht beſſer wie die Bibel, die noch vor kurzer Zeit in unſerem Lande verboten geweſen iſt — denn des engliſchen Dichters Werke ſind einfach und gar gewaltig, wie Sonnenſchein und Wetterſturm — ſie vermögen es, die Menſchen zu erſchüttern, zu läutern und zu erleuchten. — Wer das nicht glauben will, den überzeuge ich zu jeder Stunde. Iſt Einer in Traurigkeit oder in der Luſt, hat er ein Maidle lieb und kann es nicht kriegen, iſt Einer verrathen vom Freund und verlaſſen von ſeinen Kindern; oder er hat ſonſt eine Qual, eine Gier, die gluthheiß in ſeinem Herzen brennt — in den Büchern, die ich meine, wird er Alles wieder finden — ſein tiefſtes Geheimniß hat der große Dichter vor Jahrhunderten ſchon laut gemacht vor aller Welt und eine Fackel dazu gethan zur Erkenntniß. Der Dichter heißt Schekſpier. — William Shakſpeare heißt er und fragt die Herren in Au und in Bregenz und fragt unſern Pfarrer, ſie werden alle davon wiſſen. Der Dichter iſt geboren am 23. April 1564 — alſo gerade vor dreihundert Jahren. — Der Staub ſeines Leibes iſt längſt verweht, wir lebensluſtigen Wäldler aber ſind heute beiſammen, um ſeinem Andenken ein Feſt zu feiern. Wer den großen Dichter kennen lernen will, der komme mit mir in's Wirtshaus!“

Ein großer Dichter und ein Wirtshaus! wer konnte da widerſtehen? Zudem war's ja eine prächtige Demonſtration gegen den hochmüthigen Doktor-Amtmann.

Bald war der Rößlewirt voll von Gäſten, da zeigte das Männlein, welches früher geſprochen hatte, das Bild Shakſpeares, erzählte von deſſen Leben und Dichtungen, von dem wahnſinnigen König, von dem Wucherjuden, der ſich das Pfund Menſchenfleiſch verſchreiben ließ, von den zwei Liebesleuten Romeo und Julie, die ſich ſelbſt um's Leben gebracht, von gedungenen Mördern, mörderiſchen Fürſten, närriſchen Weiſen und geſcheidten Narren.

Hell begeiſtert wurden die Bauern. Einen Fackelzug hielten ſie, der dem Doktor-Amtmann vermeint geweſen war; auf der Höhung zündeten ſie ein Freudenfeuer an, das man weit im Thale ſah und die Leute draußen meinten, es wäre die Oſternacht. Die Burſchen muſizirten, die Weiber jodelten dazu, und es kamen immer mehr Menſchen zuſammen und darunter war auch der Doktor-Amtmann, hatte ſelber eine Freude, daß ſein Feſt auf den großen Briten übergegangen war, zeigte ſich als der luſtigſte von Allen.

Als ſie ſpät in der Nacht auseinandergingen, lud der Jaukomichel die Leute zu weiteren Shakſpeareabenden ein, beſſer in der Stubat (Spinnſtube, Heimgarten), als im Wirtshaus. Sie waren einverſtanden. Der Doktor-Amtmann drückte dem Jaukomichel herzlich die Hand und ſagte: „Du biſt ein wackerer Mann, Du biſt ein Prophet für den Bregenzerwald.“

Der Doktor hatte recht. Das einäugige Männlein, der Jaukomichel war der Bauerndichter und Volksmann Michel Felder.

Eins vom Königsſee.

Das war am königlichen Bartholomäus-See. Das Gewölke hatte ſich tief herabgeſenkt an dem hohen Göll und dem Watzmann, ſo daß die untern, ſenkrechten Wände finſter blau waren, wie der See, während ihre ſchneeumhüllten Häupter wahrſcheinlich in heiterer Nachmittagsſonne gelächelt haben. Wir vergeſſen zur trüber Zeit nur allzu leicht, daß über den Wolken die Sonne ſcheint; und nur eine Ausnahme davon war meine heitere gehobene Stimmung, in der ich von Berchtesgaden aus dem Königsſee zuſchlenderte, nicht achtend der ungezählten vornehmen Equipagen, die mir entgegenfuhren, weil ſie ſich vor den ſchweren, über den See ſinkenden Nebeln fürchteten.

Der niedliche Hafen beim Dorfe Königsſee war demnach ſchon ziemlich leer und die Kähne waren zum größten Theile in ihre Bretterhütten gezogen. Mir eben recht. Denn mein Fahrzeug ſollte das einzige ſein auf dem herrlichen See zwiſchen den Wänden — ſo hatte ich mir's oftmals gewünſcht.

Der Schiffer, den ich miethete — ein ſtämmiger Mann in Alpentracht mit ſcharfen Augen, einer kecken Adlernaſe und einem buſchigen Schnurrbarte — war nicht ſehr erbaut, als er heute ſo gegen den Abend hin und dazu im Angeſichte eines Gewitters über den See rudern ſollte. Er hub von Alpenſtürmen an zu ſchwätzen; ich antwortete, ich wüßte vielleicht ſo gut wie er, was Alpenſtürme wären. Er ſprach von der Möglichkeit eines Unglückes; ich fragte ihn, ob er denn ſo beſtimmt wiſſe, daß ſein Leben mehr werth wäre, als das meine. Ich war von den Wüſten des Hochgebirges niedergeſtiegen, mein Gemüth war zwiſchen dem ewigen Geſtein herbe geworden und ich bedachte nicht, daß der arme Schiffer leicht mehr zu verlieren haben mochte als ich. Er zuckte indeß mit den Achſeln und ſtieß mit einem Fuße den Kahn los. Und nun begann ſich das ſeltſame und fröhliche Geſchichtchen anzuſpinnen, das ich hier erzählen will.

Unſere Verhandlung und Vorbereitung war von einem etwa ſiebzehnjährigen Jungen, der unweit dem Ufer ſtand, mit Intereſſe beobachtet werden. Der Burſche trug licht graue Zwilchkleider am Leibe, ein Felleiſen von Wachsleinwand am Rücken und ein Wanderſtöckchen in der Hand. Die langen Locken waren rothblond, das junge offene Geſicht mit den waſſerblauen Augen war von der Sonne verſchiedener Himmelsſtriche hübſch braun gemacht. Als nun die Abfahrt beſtellt war und ich mich noch durch einen Krug Bairiſch-Bier zur Naturbeſchauung geſtärkt hatte, trat der zwilchene Burſche mit unſchlüſſiger, ſchüchterner Geberde zu mir und bat mich in Thüringer Mundart, mitfahren zu dürfen.

Das war nicht nach meinem Sinn. „Mein Lieber," ſagte ich, „bin ein rüder Geſelle, Sie würden ſich an meiner Seite nicht behaglich fühlen. Zudem iſt ein Gewitter im Anzuge, und unſer Fahrzeug geht wahrſcheinlich zu Grunde."

„Aus Ihrer Unfreundlichkeit würde ich mir nichts machen, mein Herr," antwortete der Thüringer treuherzig, „und ich denke, bis Bartholomä kommen wir wohl noch hinein; der See iſt ganz ruhig, und heute Vormittags fuhren wir dahin nur eine Stunde."

„Was? Sie ſind heute ſchon in Bartholomä geweſen?"

„Gewiß."

„Und wollen noch einmal hin?"

„Ja freilich," antwortete er, „am Vormittag fuhr ich aus Plaiſir — aus „Vergnügen" thut ein deutſcher Handwerksburſche nur ſelten etwas — jetzt aber wäre es aus Nothwendigkeit. Da habe ich eine ſilberne Sackuhr von meinem Onkel mit mir getragen; repetirt hat ſie und drei

Tonſtücke hat ſie geſpielt in jeder dritten Stunde; ein poſſirlich Ding war's. Hat heute unterwegs hinein auf dem See noch geſpielt und die Wirthin in Bartholomä hat ſich darüber verwundert. Ach, und wie ich nach Königsſee zurückkomme, habe ich meine Uhr nicht! Gewiß iſt ſie mir in Bartholomä aus der Taſche gerutſcht, oder ich habe ſie gar nicht eingeſteckt; ich habe etwas Wein getrunken. Meine Uhr muß ich wieder haben. Ach, nehmen ſie mich mit, lieber Herr, wenn Sie es wünſchen, ich zahl' ja meine Sach' an der Fahrt.“

Nun gab's weiter kein Reden darüber. Wir ſaßen im Schiffchen. Rückwärts der Kahnführer mit dem Ruder, daneben der Handwerksburſche — ein Tiſchlerjunge war's — der bald zum zweiten Ruder gegriffen hatte, mit dem Bemerken, daß er den Kahn ſchon kenne, da er am Vormittag auf demſelben Fahrzeuge, nur unter einem andern Führer, nach Bartholomä geſchifft ſei. Auf dem vordern Brettchen ſaß ich, und nichts hörend als die Ruderſchläge hinter mir, glitt ich über den ſchwarzen Grund des Sees hinaus. An der buſchigen Johannes-Inſel vorüber, an der Falkenwand zog das Fahrzeug. Mein Auge ſtieg empor an der wilden Rabenſteinwand, über welche das weiße Band des Königsbaches herabgießt. Mein Auge fand die Kreuze an den Felſen, die Zeugniß geben von den Gebeinen der Verunglückten, die im 240 Meter tiefen Fluthengrunde ruhen. Und tiefer an den finſtern Hängen des Watzmann ſanken die Nebel nieder, und räumten meiner Phantaſie freies Spiel ein, die Warten des Berges beliebig hoch und wundergeſtaltig zu bauen. Und dieſe Phantaſie baute wacker d'rauf los und ich war überzeugt, die Felſen ragten hinter den Wolken in wüſten, ſchauerlichen Gebilden, in dräuenden

Ueberhängen — wie ſuperpoetiſche Poeten ſo gerne ſagen — himmelhoch auf!

Als wir zum Echo kamen, begann das Geſpräch. Des Schiffers Piſtole machte den Anfang mit einem knallenden Gruß an die Felſen; die Felſen gaben ihn mit des majeſtätiſchen Donners Stimme zehnfach zurück. Ich brach hierauf in lauten Jubel aus. „Ja," ſagte der Schiffer, „da ſollte der Herr erſt in der Frühjahrszeit da ſein, wenn die Lawinen gehen! Das iſt ſchon ein Krachen um und um, daß man meint, die Weltkugel ſpringt mitten auseinander. — Schau der Herr dort rechts von Bartholomä" — man ſah die paar ſchneeweißen Mäuerchen mit den zwei Zwiebelthürmen ſchon, die jeder Leſer zum mindeſten aus der Bildergalerie kennt — „ja, rechts von Bartholomä hinein in die Schlucht, dort ſind die Abfälle des Watzmann und der Hachelwand, dort iſt die Eiscapelle. Aus den Schnee- und Eislawinen hat ſich ſo ein ordentlicher Dom gebildet, den die Waſſer unterhalb aushöhlen, 's iſt ſchon ein mächtig langer Gang geweſen durch's Eis, da iſt er vor etlichen Jahren eingeſtürzt. . . .

Und wenn dort draußen," fuhr der Schiffer fort, „vom Königsbach das Holz herabgelaſſen wird, ſollt' der Herr auch da ſein. Da werden hoch oben hinter der Wand viele hundert Klafter Holz geſchichtet, wird das Waſſer geſtaut. Wird die Klauſe geſchlagen, fährt euch Waſſer und Holz über das Gewände, daß es ſchon gerade ſauber anzuſchauen iſt."

„Ja, iſt wohl herrlich," ſagte ich nach einer Weile, „wir Oeſterreicher werden halt ſehen müſſen, daß wir ihn zu eigen kriegen, dieſen ſchönen Zipfel Baiernland, welcher gerade mitten in unſer Salzburgiſches hineinſteht."

Ließ der Schiffer ſeine Ruderſtange aus der Hand, daß der Kahn ſtehen blieb und ſich ſtill zu wenden begann; legte der Mann ferner die hohle Hand an den Mund und liſpelte mir zu: „Wären eh lieber bei den Oeſterreichern, wie bei den Preußen. 's iſt ſchon verdammt, was wir für Steuern zahlen müſſen! Und wenn im Sommer die norddeutſchen Herren zu uns heraufkommen, ſo gefallen ihnen wohl unſere Berge, aber wenn ſie mit uns ſelber reden, ſo verziehen ſie nur ſpöttiſch den Mund und ſind überall viel geſcheidter wie Unſereiner vom Baiernland. — Na, ich mag das nicht!“

„Es iſt allerdings wahr,“ entgegnete ich. Mein Thüringer Burſche hatte während den Worten des Schiffers ſeinen Kopf wagrecht geſchüttelt, aber geſagt hatte er nichts.

„Geſchwiſter, Brüder!“ rief der Schiffer und hub wieder zu rudern an, „rechtſchaffen ſchön geſagt, das, aber ich bin zweimal im Treffen geſtanden; hab' im Sechsundſechziger-Jahr bei Kiſſingen juſt ſo gut geſchoſſen, wie vier Jahr ſpäter im Elſaß. Ja, ja! und paß der Herr auf, wenn der Bismarck wieder commandirt, dann werden der Bruder Baier und der Bruder Oeſterreicher mit dem Schußprügel gegen einander losgehen. — Schade, daß wir von da aus den Untersberg nicht mehr ſehen; die Raben fliegen wohl um den Berg, aber der Kaiſer ſchläft noch feſt.“

Der Thüringer war im Geſicht noch röther geworden und ſchlug mit ſeiner Ruderſchaufel heftig in die Wellen. Wir wußten nicht, hielt er's mit den Nord- oder mit den Süddeutſchen, wir ſahen nur, daß ihm unſere Sache gar nicht gleichgiltig war.

Nichtsdeſtoweniger fuhr der Kahnführer fort, ſeine peſſimiſtiſche Anſchauung darzulegen. „Wir haben zwar,“ ſagte er zuletzt, „große Feſte gehabt, als wir vom Feldzug gegen die Franzoſen zurückgekehrt ſind, aber ſei's wie immer, ich weiß keinen andern Herrn als den Baiernkönig."

Dem gegenüber hob ich das deutſche Oeſterreicherthum hervor, und als nun der Thüringer Burſche ſah, Preußen ſei ganz verlaſſen, hub er mit faſt leidenſchaftlicher Rede an, die Norddeutſchen zu vertheidigen. — Der Streit wurde heiß, das Schiſſchen ſchwankte, die Nebel ſanken immer tiefer nieder auf den Königsſee.

„Sie junger Lecker!" rief der Baier plötzlich dem eifernden Handwerksburſchen zu: „Sie haben hier gar nichts zu ſagen, Sie haben nicht einmal die Fahrt bezahlt!"

Hierin nahm ich den Burſchen in Schutz; er ſei mein Gaſt und könne ſo laut reden, daß die Felſen des Watzmann widerhallten von Bismarck's Ruhm. Wir hätten ſchon noch andere Felſen in den Alpen, deren Echo die Verdienſte Baierns und Oeſterreichs verkündete.

Und als wir noch ſo redeten, ſiehe, da hub plötzlich irgendwo in unſerm Schiſſchen ein zartes Klingen an, und wie in feinem Silberglöcklein tönte die Weiſe: „Lieb' Vaterland magſt ruhig ſein, Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein . . ."

Der Thüringer ſprang von ſeinem Sitze auf. „Meine Uhr!" rief er, „das iſt meine Uhr!" und ſchoß umher und ſah den Schiffer an und ſah mich an, welcher von Beiden die Spieluhr denn in der Taſche haben mochte.

Dieſe aber ſpielte ihr patriotiſches Liedchen gelaſſen zu Ende, bevor ſie aufgefunden wurde. Unter einem der Sitzbrettchen, in den Falten einer Kotzendecke lag ſie; und wahrhaftig, es war des Thüringers Uhr, die er von ſeinem Onkel erhalten hatte und die zur Stunde drei Tonſtücke ſpielte. Nicht in Bartholomä hatte er ſie gelaſſen, unterwegs war ſie ihm, dem ein wenig im Weindunſte Befangenen, aus der ſeichten Taſche auf den Boden gerollt, wo ſie in dem härenen Kotzen liegen blieb.

Jetzt war ein heller Jubel. Wir lachten alle Drei, und erſt als wir wieder ruhig geworden waren, ſagte ich: „Seht, Freunde, da haben wir uns herumgeſtritten im Hauſe. Und die Uhr iſt noch die Geſcheidtere geweſen, ſie hat nichts geſagt als uns erinnert an den Feind, der vor dem Hauſe lauert.“

Zum obern See konnte es heute nicht mehr gehen. In Bartholomä ſtiegen wir aus, gingen in's Förſterhaus und tranken Wein. Tranken Wein und klangen die Gläſer an.

Mittlerweile war das Gewölke vollends niedergeſunken auf den See. Glatt und ſtill war die ſchwarze Fläche, ſo weit wir ſie ſahen. Heiter und voll Zuverſicht fuhren wir in den Nebel hinein — dem Untersberge zu.

Das Hemd der Glücklichen.

Im Reigen der Neuberger Alpen erhebt ſich ein gewaltiger Gebirgsſtock, der zum öfteſten ſein Haupt in den Schleier der Wolken birgt, auch wenn auf den Wäldern und Felstafeln der niedrigen Nachbarberge Sonnenblick ruht. Nur der Miene des freundlichſten Sommertages gelingt es, das Angeſicht dieſer jungfräulichen Alpe zu entſchleiern; dann aber blickt ein erhabenes, ein gekröntes Haupt nieder in die tiefen, von ſchneeweißen Straßenfäden durchzogenen Thäler und das Felſen-Diadem leuchtet weit hinein in die Steiermark und hinaus in die fernen Ebenen Ungarns.

Ich bin ein Unhold, und gerade die unwirthlichſten

Berge mag ich am liebſten erklimmen, beſonders wenn ich weiß, daß oben hinter den bedrohlichen Felszinnen weiche, duftige Hochmatten und Sennhütten darauf.

So war es an einem dieſer Sommertage, daß ich bedächtig den Gebirgsſtock emporſtieg. Als ich ſah, daß ein kecker Windzug oben den Schleier in tauſend Fetzen zerriſſen hatte, wollte ich hell aufjauchzen und hüpfen, wie das nachbarliche Gemslein, aber ich hielt weislich ein und hielt Haus mit meiner Lunge und der Kraft meiner Beine. Der ſchattige Tannenwald ging nicht weit mit mir empor und bald hatte ich es mit den kahlen, heißen Schroffen zu thun. Die Sonne vertheidigte die Veſte wacker, ſie warf alle ihre glühenden Speere nach mir, aber ich kletterte ſtill und langſam weiter.

Schon war ich ſo hoch, daß ich von einer unten im Thale losgehenden Flinte nur den weißen Rauchſtrahl ſah, kaum aber den Knall hörte. Da ſetzte ich mich in die Spalte eines Felſens, wie ſie allmälig das Eis gegraben hatte, und ruhte ein wenig. So kauert das Inſekt in der Mauerritze, wie ich in der Spalte des Gewändes hockte, und ich vermeinte zu dieſer Stunde eine Verwandtſchaft zu ſpüren zwiſchen mir und der graugefleckten Eidechſe, die an meinen Füßen vorüberhuſchte. Nach Sauerklee ſpähte ich umher, um meinen durſtigen Gaumen zu atzen, aber zwiſchen den ſchattenloſen Wänden wächſt kein Sauerklee, nur Zermgenadel und Moos.

Wie ich ſo lugte, ſah ich einen Menſchen am Gewände quer gegen mich niederſteigen. Der Schäfer von der Schauerhalde war's, wie ich nachher erfuhr, ein junger, ſtramm gewachſener Burſche, der keinen Fehltritt that, ſo kühne Sprünge er auch machte von einem Riff auf das andere. Er mußte ſeiner Sache ſicher ſein, denn ein einziger Fehlſprung hätte ihm den Hals gebrochen und noch zum Ueberfluſſe alle Knochen dazu.

Er rückte ſchier vornehm ſein graues Hütchen, als er mich ſah.

„Iſt's noch weit hinauf?“ fragte ich.

„Ja,“ ſagte er kopfnickend, „da iſt's freilich noch weit! Wenn der Herr etwan durſtig wird und Er iſt von da noch drei Büchſenſchuß gegangen, ſo guck Er ein wenig links vom Wege ab — da wird das Kaiſerbründl ſein, ein rechtſchaffen friſch Waſſer.“

Da hat es in mir ordentlich zu kochen angefangen aus lauter Dankbarkeit, und ich habe nach ſeiner Hand gefahndet, daß ich ſie recht gewaltig drücken konnte. Darauf iſt der Burſche über und über roth worden und hat ein- um's anderemal geſtottert: „Geh, wegen ſo ein' Waſſer da — hat leicht ſein können — wird wohl noch für Alle auslangen“ — und eilte davon.

Jetzt erhob ich mich aus meiner Felſenklemme, um den Waſſerquell zu ſuchen. Aber — drei Büchſenſchuß — das war wie ein Maßfaden von Gummi elasticum, ließ ſich recken, wie man wollte. Fünf- oder ſechshundert Schritte ſtieg ich langſam empor, da hörte ich das Kaiſerbründl rieſeln. Es rieſelte im Schatten einer Felskluft und war ſo klar, daß jedes Sandkörnlein funkelte im Becken. Ich habe mich zu ihm hingelegt und getrunken.

Wäre ich dieſes einzigen Trunkes wegen emporgeklettert in das ſchwindelnde Gewände, der Mühe wäre Lohn genug geweſen. Dann ging ich weiter und zwei Stunden ſpäter ſtand ich auf dem Felſen-Diadem und hatte das weite, zackige Gebirgsrund zu meinen Füßen und liebäugelte ein wenig mit dem lieben Herrgott im nahen Himmel.

Nachher aber fielen mir plötzlich die Sennhütten ein, in denen ſchon manch Hungriger, Durſtiger und Müder der lieben Gottesgaben ſich erfreut hat. Die Sennereien liegen in einem weiten grünen Keſſel unterhalb eines mächtigen Kares; aus dem Bretterdache einer einzigen ſtieg dünner, blauer Rauch auf. So ein Rauch bedeutet fruchtbaren Herd — ich eilte der Hütte zu.

Vor derſelben plätſcherte ein Brunnen in einen weiten, tiefen Trog, in welchem ein See des hellſten, reinſten Waſſers lag. Und die ſinkende Sonne ſchien hinein. Voll Schweißes und Staubes, wie ich war, kamen mir Badegelüſte. Ich vergaß ihrer einen Moment, als ich die Sennin ſah. Ihr Leute, das war eine Sennin! — Einer ordentlichen Schönheit thue ich nie die Schmach an, ſie zu beſingen. Ich fragte die Sennin, wie ſie heiße. Sie ſagte, ſie heiße Zili und lachte dabei. Ob ſie lachte, weil ich fragte, oder weil ſie Zili hieß, das weiß ich nicht.

Sie geſtand mir gerne die Nachtherberge zu und kam mit Milch und Brod und Butter. Ich aber fand mich in der Hitze nicht zu behaglich und das Waſſer plätſcherte ſo wohlig und — auf den Bergen wohnt die Freiheit.

„Zili!“ ſagte ich.

„Ja?“ ſagte ſie.

„Weißt Du, was ich möchte?“

„Nein,“ ſagte ſie.

„Ich möchte mich da in den Brunnentrog hineinlegen.“

„Uh Jeſſes!“ rief ſie aus und lachte, „da wird Eins ja waſchelnaß!“

„Freilich,“ ſagte ich, „und das meine ich ja, und wenn Du's erlaubſt?“

Da lachte ſie noch mehr: „Meinetweg kann Er ſich einilegen.“

„Und wirſt etwan dieweilen ein wenig beiſeite gehen?“ fragte ich natürlich nicht ohne einige Befangenheit.

„Mein Lebertag!“ rief ſie, „meint Er, ich hätt' noch Keinen im Waſſer geſehen? Gewiß nicht, daß ich mich d'rum ſcher', ich geh' in mein' Stall,“ ſetzte ſie bei und ging richtig davon.

So entledigte ich mich meiner Hüllen, warf ſie auf den Kopf des Troges und bald lag ich verſenkt im weichen, lauigen Waſſer.

Ich freute mich noch nicht lange des Genuſſes, als die Kühe und Ziegenheerden von ihren Weiden herankamen und dem Brunnentroge zutrotteten. Anfangs erſchracken ſie baß, als ſie im Waſſer das Ungethüm ſahen, aber die kühnern und durſtigſten wagten ſich doch heran und tranken. Eine der Ziegen, wie dieſe Thiere ſchon vorwitzig ſind, hub mit meinen Haaren Händel an, und als ſie dieſe nicht genießbar fand, nagte ſie an meinen Kleidern herum und zerrte einen Theil derſelben in das Waſſer hinein. Jetzt verließ mich der Humor und ich ſprang auf, daß alle Thiere in der Runde weit zurückgellten. Wer konnte nun ſo in die durchnäßten Kleider ſchlüpfen? Ich tauchte wieder zurück in das Waſſer und rief nach der Sennin um ein trocken Hemd.

„Du meiner Tag, mein Lebertag!“ lachte dieſe im Stalle. „Wo nähm' Eins jetzund a Pfaid! — Ja, und haben muß Er doch eine, ſelb' ſeh' ich wohl ein. Iſt die Seine budelnaß, ſo wird Er mir zuletzt gar marod. Du meiner Tag, iſt das a G'ſcher mit ſo Leut'!“

Nicht lange nachher brachte ſie mir ein friſches Hemd. Sie brachte es ſelber herbei. „Ich werd' mich nicht an

Seiner Statt eine Weil' ſchämen," ſagte ſie, „und jetzt geh' Er was eſſen!"

Eine Stunde ſpäter trockneten meine durchnäßten Kleider an der Wandſtange, und ich lag, noch eine Weile das Herumtrippeln der Sennin behorchend, auf dem Uebergeſchoß in weichem, kühlem Federgrasheu. Erhob ich mein Haupt, um etwa nach dem Mondaufgang zu lugen, ſo tippte meine Naſe ſogleich an das Dachbrett; blieb ich denn ruhig liegen und trachtete mir einzureden, daß ich doch wohl recht müde ſei. Das war aber nicht wahr, in allen Adern war mir's noch lebendig und an allen Ecken und Enden meiner Glieder verſpürte ich das rauhe, ſteife Hemd der Sennin. Zudem war es mir auch viel zu weit um die Bruſt und die Fäden waren viel zu dick — mir wurde recht heiß darin.

— — Heiß, wie die Sonne niederbrennt auf den Acker, auf dem das halberwachſene Mädchen den Flachs jätet und ausrupft. Dieſer Flachs, ein drei Geviertklafter großes Fleckchen, iſt des Mädchens einzig Erbtheil von den verſtorbenen Eltern — es will ſich ein Kleid daraus bereiten. Es iſt ein heißer Sonntag-Nachmittag, die andern Dienſtleute des Großbauern ruhen im Schatten oder ſitzen im Wirthshauſe — das Mädchen aber pflegt den Flachs — der Sonntag iſt ſeine einzige freie Zeit dazu. Der Kuhhirt, ein ſtillheiterer Junge, kommt des Weges; der hat heute auch freie Zeit, ſo lange den Rindern auf der Weide noch die Hitze zu groß. Der Junge ſteht eine Weile ſtill und ſieht dem Mädchen zu. „Ich will Dir helfen, Cäcilie," ſagt er dann, und nun rupfen ſie zuſammen emſig an dem Flachs.

Da die Regentage des Herbſtes kommen, liegt der Flachs zur Bleiche auf dem Haideland. Jedem Stämmchen iſt der Kopf weggeriſſen; das hat Friedel, der Kuhhirt gethan.

Zur ſpäten Abendſtunde der Adventzeit höre ich in der Scheune das Brechelſcheit klappern. Cäcilie bricht den gebleichten und nun auch gedörrten Flachs; neben ihr auf Garben ſitzt der Kuhhirt und iſt traurig, daß er nicht helfen kann. Sie lacht ihn aus, daß er ſo daſitzt und nicht ſchlafen geht. Da ſagt er: „Cäcilie, ich mag nicht ſchlafen: es muß mir den Kopfpolſter wer verhext haben, ich heb' mannigmal im Schlafe an, ihn zu halſen." — „Geh, Du und Dein Kopfpolſter, ihr ſeid's mir auch die Rechten," lachte das Mädchen, „Einer iſt um kein Haar beſſer wie der Andere." Da ſteht der Friedel auf und geht davon.

In einer Nacht des Eismonats, da Alles im Hofe längſt ſchon ſchläft, ſitzt Cäcilie in der kalten Kammer und ſpinnt. Der Faden wird ſtellenweiſe bauchig und ſtellenweiſe dünn zum Brechen: ihre Finger ſind ſo ungelenk; den ganzen Tag über haben ſie im Walde beim Holz und auf der Tenne beim Stroh hantiert. Die andern Leute ſtärken ſich jetzt für das morgige Tagwerk im Schlafe; ſie ſtärkt ſich beim Spinnen. Und ſie iſt glücklich im Gedanken: aus der Erbſchaft ihrer Eltern bereitet ſie ſich eine neue, ſaubere Pfaid. Da klopft plötzlich ein Unhold an's Fenſterchen. Der Friedel iſt's. „Muß ich Dir das Radel treiben, Cäcilie?" liſpelt er herein. — „Nicht vonnöthen," flüſtert das Mädchen, „aber wenn Du mir die Thüre willſt gehen zumachen, ſie iſt in Angeln offen." Er geht die Thüre zumachen, aber ſo, daß er innerhalb derſelben zu ſtehen kommt. Dann ſitzt er eine Weile neben der Spinnerin, und als dieſe das letzte Haar am Rocken hat, geht ſie und macht die Thüre wieder auf. „So ein Zumachen hat wenig geholfen,“ ſagt der Burſche verdrießlich und ſchleicht davon.

Als den langen Winter über für den Kuhhirten wenig zu thun war, hat er ſich in der Stallkammer einen alten Webſtuhl zuſammengeſtellt und aus ſich ſelbſt das Weben gelernt. Dann ſagt er eines Tages halblaut zur Cäcilie: „Gib her Deine Spulen.“ — Er webt ihr die Leinwand. Sie ſitzt daneben und kann's mit ihren Augen kaum verfolgen, wie das Schiffchen fliegt von einem Ende zum andern. „Du biſt ſchon gar ein guter Weber,“ lacht ſie. Er gibt keine Antwort, er webt. Ihr Herz iſt ſehr voll, faſt ſchwer, da lacht ſie, bis es leichter wird. Und als der Endfaden durch die Randfranſen zuckt und das Stück gewoben iſt, ſagt der Friedel: „Cäcilie, da haſt Deine Leinwand. Sie iſt wohl hübſch ſteif, aber iſt die Pfaid fertig, dann helfe ich Dir ſie weich walken.“ — „Und dieweilen ſag' ich: Vergelt's Gott!“ lacht das Mädchen.

Und als ſie an einem Sonntag-Nachmittag wieder beiſammenſitzen unter dem Schatten des blühenden Kirſchbaumes, da näht Cäcilie an dem Hemde. „Heirat' ich denn in dieſer Pfaid d'rin, daß ſich der Faden ſo knüpft?“ lacht ſie und ſtreift den Zwirn in die Länge. — „Jetzt weiß ich's ſchon, was es mit meinem Kopfpolſter iſt,“ ſagt der Burſche, „es iſt ein lebendiges Haar d'rin, oder ſo was.“ — „Geh', z'weg nicht etwan gar!“ ſchreit das Mädchen. — „Das iſt gewiß, und willſt meiner Red' nit glauben, ſo geh' mit und probir's. So, juſt ſo nehm' ich den Polſter allemal im Schlaf — ſo!“ Da nimmt er ſie um den Hals, und ein Kuß ſchnalzt, und ein paar ſchneeweiße Kirſchbaumblüthen tänzeln nieder auf die zwei jungen Leute.

Wie dann der Hochſommer kommt, muß der Friedel dem Mädchen die Kühe überlaſſen und Cäcilie zieht mit denſelben hinan auf die hohe Alm. Da denkt der Friedel bei ſich: Darf ich ſchon mit den Kühen nicht, auf die Alm will ich dennoch fahren! — und wird Schäfer.

Da iſt es heiß und da blüht das rothe Kohlröschen mit ſeinem honigſüßen Hauch, und da reift der Alpenroſe wiegende Knoſpe, und da iſt ein Tag, an welchem es der Sennin beikommt: Heut' kunnt ſie die neue Pfaid probiren. Der Schäferfriedel — —

Da hat mich ein heller Juchſchrei aus dem Traume geweckt. Ich ſtecke ſofort meinen Kopf zur Dachſtube hinaus. Es iſt ein reiner, lichter Morgen, und von der Hütte hinan über die thauige Hochmatte hüpft jauchzend und jodelnd der Schäfer von der Schauerhaide, der mir geſtern unten im Gehänge den Waſſerquell gewieſen hatte.

Und wenn mein wunderlicher Traum im neuen Hemde der Sennin nicht ganz eitel Schaum war, ſo iſt euch der Lotter nächtlicherweil in der Hütte geweſen, um die ſteife Plaid zu walken — und iſt zur unrechten gekommen

Ich bin heute wieder im Thale und um das Haupt des Gebirgsſtockes wallt der Nebel.

Er hat Recht; arkadiſches Hirtenglück will ſorgſam verhüllt ſein. Ich hätte auch geſchwiegen, aber ich habe mir aus dem Hemde der Glücklichen, das mich eine einzige Nacht umfangen hat, ein Fädchen gezupft, und das möchte ich gerne dehnen und weiterſpinnen um die ganze Welt, auf daß mit mir und Dir und Allen die Freude ſei, bis an's

Ende.

Inhalt.

Seite
Vorwort III

Der luſtigen Geſchichten erſter Theil:

Abelsberger Chronik.

Der Burgermeiſter von Abelsberg 7
Der Brückenwirth zu Abelsberg 14
Der Schulmeiſter von Abelsberg 19
Der Thurmbau zu Abelsberg 23
Eine andere Abelsberger Kirchengeſchichte 27
Zu Abelsberg beim Spielchen 29
Ein Abelsberger Kalbskopf 33
Eine Serenade zu Abelsberg 35
Zu Abelsberg das Betteln bei fünf Gulden Strafe verboten . 39
Zwei billige Fahrgelegenheiten 41
Die Abelsberger der Majeſtät 43
Die Abelsberger dem Prinzen 48

Seite
Die Abelsberger Touriſten 51
Ein „Mäuſerlſtillſein“ zu Oberabelsberg 58
Ein junger Abelsberger in der Reſidenz 61
Unſer Pfarrer und die Herren von Abelsberg 63
Eine Abelsberger Heiratsgeſchichte 64
Wie Abelsberg bekehrt worden iſt 69
Ein Abelsberger Heutrog 75
Ein Abelsberger Ochſe 78

Der luſtigen Geſchichten zweiter Theil:

Das Narrenbuch.

Der ſchellend’ Schuſter 83
Herr Meyer, der Belehrende 89
Herr Trotzkopf, der Heiratscandidat 100
Der Junge und der Alte 108
Graf Adlerſtamm auf der Hahnenjagd 115
Studentenpulver 119
Eine luſtige Geſchichte, die traurig ausgeht 127
Eine Andere 136
Naturforſcher auf der Alm 139
Eine mit Geld 153
Der alte Adam 164

Der luſtigen Geſchichten dritter Theil:

Schlechtes Geld.

Wie aus der Katz’ eine Hexe wird 177
Die Irrwurzen 180
Die Schneiderrechnung 182

Seite
Ein Unterſchied 185
Einer, der noch ſchlauer iſt, wie der Zollwächter . . . 188
Was ein Bittgang thut 190
Ein Bauernſpaß 192
Der Mönch, der nicht lachen will 194
Der Schein trügt 197
Wie ein Kalender zu ſeinem Ruhme gekommen iſt . . . 199
Was ein böſer Vogel auf dem Dache zuwege bringen kann . 201
Vom Spießruthenlaufen 206
Große Herren haben große Füße 210
Wie der Stefan zahlen will 213
Von Millionen, die wir nicht gewonnen 214
Das freigebige Gnadenbild 216

Der luſtigen Geſchichten Zuwage, als:

Noch ſechs anmuthige Hiſtorien von der Wanderſchaft.

Wie die Leute von Sanct Thomas zu einer Kirchenmuſik kamen 223
Junge Touriſten in kleinen Gefahren 230
Wenn der Uhrſchlüſſel vermißt wird 239
Der Jaukomichel 245
Eins vom Königsſee 249
Das Hemd der Glücklichen 256

Druck von Georg Joſeph Manz in Regensburg.

Aus dem neueren Verlage

der Manz'ſchen k. k. Hofverlags- u. Univerſitäts-Buchhandlung in Wien.

Linhardt, E., Der Kampf um's Glück. Preis-Novelle. gr. 8. (IV, 169 S.)
1 fl. 20 kr. = 2 M. 40 Pf.

Das Preisrichter-Collegium über die Preisausſchreibung der „Heimat" an Oeſterreichs Schriftſteller für die beſte Erzählung, beſtehend aus den Herren: Eduard von Bauernfeld in Wien, Profeſſor Robert Hamerling in Graz, Dr. Leopold Kompert in Wien, Johannes Nordmann, Mitredacteur der „Neuen Freien Preſſe" und Präſident des Journaliſten- und Schriftſteller-Vereines „Concordia" in Wien, Dr. Robert Zimmermann, Hofrath und Univerſitäts-Profeſſor in Wien, Carl Ritter von Vincenti in Wien — hat nach abgeſchloſſener Prüfung ſämmtlicher Concurrenz-Manuſcripte als beſte Erzählung erklärt und mit dem **erſten Preiſe** betheilt die Novelle: **Der Kampf um's Glück** von Eliſe Linhart. (Motto: Hic Rhodus, hic salta!)

Roſegger, P. K., Das neue Jahr. Deutſcher Volkskalender für 1880. (Achter Jahrgang.) Mit 56 Holzſchnitten. 8. (192 S.) geh.
60 kr. = 1 M. 20 Pf.

— Mann und Weib. Liebesgeſchichten. 2 Bände. 8. 1879. (I. 246 S., II. 280 S.) Farbendruck-Umſchlag. geh.
4 fl. 80 kr. = 9 M. 60 Pf.

Schiff, Th., Ritter vom Gelde. Roman aus dem Wiener Leben. gr. 8. 1879. (IV, 253 S.) Velinpapier. Eleg. geh.
2 fl. 50 kr. = 5 M.

Schücking, Dr. Adrian, Türkiſche Erlebniſſe und Ruſſiſche Schickſale. 8. 1879. (296 S.) geh. 2 fl. = 4 M.

Die Wiener Ringſtraße in ihrer Vollendung, Gegenwart und Zukunft, und der Franz Joſef-Quai.

Opernring, 2 Bilder — Kärntnerring, 2 Bilder — Kolowratring, 2 Bilder — Parkring, 2 Bilder — Stubenring, 1 Bild — Franz-Joſef-Quai, 2 Bilder — Schottenring, 3 Bilder — Franzensring, 4 Bilder — Burgring, 2 Bilder. Zuſammen 20 Anſichten. Quer-Folio-Format, je 56 Centimeter lang, 24 Centimeter hoch, nach Original-Aufnahme in Farbenholzſchnitt ausgeführt.

a) in Atlasformat eleg. handl. cartonnirt . . . . Preis 4 fl. = 8 M.
b) „ „ „ in rothem Leinwandband . . . . Preis 5 fl. = 10 M.
c) 20 Anſichten der Länge nach, eleg. in Leinwandband mit Goldprägung . . . . Preis 6 fl. = 12 M.

Das ſchönſte und billigſte Andenken an Wien. Einzelne Blätter können nicht abgegeben werden, doch liefern wir zwanzig Bilder ohne Umſchlag zum Zwecke des Einrahmens gegen gefällige Poſtanweiſung von 4 Gulden = 8 Mark franco nach auswärts.

Mann und Weib.

Liebesgeſchichten

von

P. K. Roſegger.

Erſter Band.

Wien, 1879.
Manz'ſche k. k. Hof-Verlags- und Univerſitäts-Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Geleitbrief.

Da ſtieg ein Nebel auf von der Erde und tränkte den Boden. Und Jehova bildete den Menſchen aus feuchtem Staube; und er blies den Lebenshauch in ſeine Naſe. „Und Jehova ſprach: es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei; eine Hilfe will ich machen ihm zur Seite. Und er ließ fallen auf den Menſchen einen tiefen Schlaf, und er nahm eine von ſeinen Rippen und ſchloß dafür Fleiſch ein. Und aus dieſer Rippe bauete Jehova ein Weib und führte es dem Menſchen zu. Und da ſprach der Menſch: Das iſt Bein von meinen Beinen und Fleiſch von meinem Fleiſche, und ſie heiße die Männin." —

Das iſt die erſte Liebesgeſchichte. Seither haben alle Menſchen Liebesgeſchichten gelebt, alle Dichter Liebesgeſchichten geſchrieben und alle warmen Herzen Liebesgeſchichten gerne vernommen. Und ſeit den Jahrtauſenden, als die Menſchheit ihr Daſein mißt, iſt die Liebe gleich geblieben, wie die Roſe ſich gleich geblieben iſt auf dem Dornſtrauche der Wildniß. Wie Zeloten auch beſtrebt waren, die Liebe in härenem Büßerſacke zu erſticken, mit der Hölle zu begraben; wie auch die Geſellſchaft ſeit jeher bedacht war, das Elementare in mildere Formen zu hüllen, es ihren praktiſchen Zwecken anzupaſſen — die Liebe iſt ſich gleich geblieben, wie die Glut des Feuers, das wohl gelöſcht werden kann, aber nicht gekühlt. Wo die Liebe herrſcht, da fallen alle Schranken, da ſinken alle Hüllen der Cultur, und das Letzte iſt, was das Erſte war: Adam und Eva.

Doch, Ihr wißt es ja. Dieſes Buch wird Stufe um Stufe hinabſteigen in jenes glutenwilde Bereich, welches oben das Elementare genannt worden iſt. Es wird wohl in verſchiedenen Formen und Farben jene ſinnlichen Elemente berühren, durch welche Mann und Weib zuſammengezogen werden, aber es wird auch jene ſittliche Macht darzuſtellen ſuchen, durch welche die Sünde zur Tugend, die Freude zum Verdienſte, der Genuß zur Pflicht wird. Aus der unbegrenzten Verſchiedenartigkeit des Verhältniſſes zwiſchen

Mann und Weib habe ich einige intereſſante Stoffe gezogen. Ich habe an die Conflikte jenes Jünglings gedacht, welcher im Mädchenkleide aufwuchs („Der Hinterſchöpp“), ich habe die Fälle erwogen, in welchem Liebe um Gut und Geld und andere Vortheile zu kaufen und zu verkaufen geſucht wird. („Felix, der Begehrte“, „Der Flößer Hans“.) Ich habe mich entſonnen der Geſchichte des Weibes, die Einen in Zweien liebt („Die Braut von Kain und Abel“); ich gedenke jener tragiſchen Schickſale, in welchem edelſte Liebe die Satzungen brechen, glühendſte Liebe, der die Treue mangelt, zum Untergange führen muß („Maria im Elend“, Der Liebſte iſt mein Glaube“, „Hier auf dieſer Straßen hat mich Gott verlaſſen“). Und endlich blicke ich auch auf jene rührend naive Anhänglichkeit der Armen und Niedrigen („Als Hans der Grethe ſchrieb“), und auf den hohen Adel und die unbegrenzte Treue zwiſchen Mann und Weib, die in Herzensneigung ſich fanden und für das Leben verbunden haben. („Der Herrenſepp“, „Es reigt in Luſt ein Liebespaar“.) Denn nicht alle Liebesgeſchichten enden dort, wo die Ehe beginnt, und manche jener ehernen Bande, die nur der Tod trennt, umranken ſich ſtets auf's Neue mit Immergrün und Roſen. Ja, es gibt eine Art von Liebesgeſchichten, — die nicht blos über den Altar, ſondern auch über das Grab hinaus gehen, und die — ſo Gott will — im Paradieſe von Neuem wieder beginnen werden.

Dieſes Buch aber — und das verſichere ich ausdrücklich — wird ſich nur mit irdiſcher Liebe befaſſen und zwar theils mit jener holderglühenden Gattung, wie ſie im Frühlinge, und theils auch mit jener dämonenhaft lodernden, wie ſie im Hochſommer des menſchlichen Lebens gedeiht.

Wenn ich nun über die Urſache und den Zweck dieſes Buches befragt würde, ſo wüßte ich keine andere Antwort als: Es iſt entſtanden, wie Thau entſteht, im Wechſel von Tag und Nacht — und in dieſen funkelnden Tropfen von Thau ſpiegelt ſich das Abendroth der menſchlichen Leidenſchaft, und das Morgenroth des menſchlichen Glückes.

N.

Felix, der Begehrte.

Felix, der Begehrte.

Beim Winzer an der Leim,
Iſt der Felix daheim.

Weinleſ'jubel im Land!

Sang und Klang, Schwänke und Späße, Springen und Eilen. Die Sonne als die Feſtgeberin legt Goldſchein über die Gegend; der Himmel hat ſein Sonntagsgewand an, den ſchönen blauen Mantel, der durchſichtig iſt wie Glas und dennoch die Geheimniſſe der Unendlichkeit verdeckt. Wer auch frägt darnach, was oben, ſo lang die Erde Trauben beut!

Alle Schornſteine der Höfe, der Winzerhäuſer hingegen plaudern in bläulichem Athemhauch das Geheimniß des Herdes aus und andere Umſtände laſſen vermuthen, daß in den Kellern alle Spundlöcher und Pippen offen ſind.

„Jetzt gibt's wieder was zu trinken für ein ganzes Jahr!“ ſo jauchzt die Welt auf und deswegen das heitere Treiben und der Weinleſ'jubel im Lande.

In den Reben der Hügel und Hänge an der Seim iſt's alllebendig. Weißärmelige Burſchen, knappgeſchürzte Mädchen mit krummen Meſſern, mit Körben und Kübeln ſchlüpfen herum, zu ſehen, wie ein gegenſeitiges Verſtecken und Fangen in den Büſchen. Und die Dorfmuſikanten verſuchen in hellen Stößen ihre Trompeten oder kochen erſt ihre heiſer gewordenen Klarinetten in Rindsfett aus, damit dieſe Pfeifen für den Abend glatte, weiche Stimme kriegen. Und die Schäker der Gegend ſinnen heimlich auf Poſſen und Schabernack, ſinnen auf Vermummungen und tolles Geſpiel; den Mädchen rieſelt ſchon das leichtlebige Blut in den Zehen um; — nimmer mögen ſie es von Aſtronomen gehört haben, daß Alles in der Welt tanzt und kreiſt — aber es leuchtet ihnen ſelber ein und ſie beſonders halten gerne mit, bei dieſer trefflichen Weltordnung.

Die Seim, die aus dem Gebirge und den finſteren Wäldern kommt, thut weit ihr blaues Auge auf über ein ſo fröhliches Land. Aber dieſes Völklein ſchert ſich um das ſchöne klare Waſſer nicht — es hat ja den Wein.

Hei! Zwei Rößlein traben die Straße von oben heran.

Zwei Rößlein und ein Wagen dran. Der Wagen iſt gut lackirt und hat einen prächtigen Polſterſitz für Zweie. Sitzt aber nur Eines drauf. Thut nichts, der Menſch iſt ein bevorzugtes Weſen, kann ſich behelfen, dehnen und breiten, zumal, wenn es die genügende Anzahl gut geſtärkter Röcke am Leibe hat.

Im Wagen ſitzt eine wohlbehäbige und doch wieder rührſame Frau und ihr Angeſicht blüht, wie eine Pfingſtroſe im Juli. Wohl, auch im Juli kann eine ſolche Roſe noch ſehr ſchön ſein; ein paar Mückenſtiche in den Blüthenblättern, ein paar Runzelchen, ſo fein wie ein Spinnwebfaden — ei, wer wird ſo genau gucken! — Goldfarbiges Haar ferner — ich meine die Frau im Wagen — und goldfarbige Brauen über den kecken Aeuglein ſind nicht zu verachten und der Wohlduft — ich ſpreche wieder von der Roſe — kann im Juli ganz beſtrickend ſein. Sie hat — es handelt ſich um die Frau — ein ſchwarzſeidenes Kopftuch über, aber nicht am Nacken geknüpft, wie es die Weiber der oberen Gegend tragen, ſondern unter dem runden Kinn leicht zuſammengebunden, ſo, daß über der glänzenden Stirne das Goldhaar und am Halſe die Silberkette mit der vornehm gearbeiteten Schnalle noch zu ſehen iſt. Ein flammend-rothſeidenes Schultertuch mit fliegenden Franſen geht in Form eines ungeheueren Herzens nieder über den ausgebreiteten Buſen — ein ſinniger Schild vielleicht deſſen, was drinnen lebt und webt.

Wir würden es zwiſchen den geſtauten Kleidern durch kaum bemerken, daß die Frau ein Paar ſehr feingeſtickte, aber fingerloſe Handſchuhe trägt, wenn ſie mit den Händen jetzt nicht auf dem Rücken des alten Kutſchers zu trommeln anfinge: „Sind ſie denn gar zu nichts nutz, Deine großen Ohren! Aber Michel! Michel! hörſt! langſam fahren ſollſt! Das beutelt Einem ja gottswahrlich die Seel' aus dem Leib!"

„Die Seel'?!" wiederholt der Alte gedehnt, „die Seel' meinſt, Bäuerin? — Ja ſo, geſchlachter fahren ſoll ich."

Und es ging langſam.

Da konnte die Frau im Wagen die Arbeiten in den

Weinbergen bequemer betrachten. Mancher heiteren Gruppe von Winzern, die nahe der Straße war, grüßte ſie mit leutſeligem Kopfnicken zu und wenn Einer ſeine Mütze ſchwang, winkte ſie ſogar mit den Händen.

Jetzt kam glatt neben dem Weg und nahe dem ſchönen Fluſſe ein Häuschen mit weißer Mauer und grünen Fenſterbalken. Durch die enge Thür eilte Groß und Klein geſchäftig aus und ein, wie Bienen bei ihrem Korb. Mit Butten und Plutzern gingen die Erwachſenen die Kellerſtiege auf und ab und die Kinder nippten und naſchten aus kleinen Töpſchen den trüben, ſüßen Moſt der Traube. Unter einem Dachvorſprung des Häuschens ächzte der Preßbaum und man hörte das Rieſeln des Saftes. Daneben in einer rieſigen Kufe ſprang und hüpfte ein Burſche um. Es war ein hübſcher Junge voll Leben und Luſt. Das dunkle Gelocke ſeines muntergehobenen Hauptes, der helle Blick — die Farbe des Auges kann für's erſte Mal nicht ſo genau beſehen werden — die friſchen Wangen, der zarte Flaum an der Oberlippe und die milchweißen Zähne ſpielten gut zuſammen. Nur mit Hemd und Leinenhoſe war er bekleidet; das Hemd war bis über die Ellbogen, das Beinkleid bis über die Kniee aufgeſchlagen. Die ſchlanke Geſtalt paarte Kraft und Geſchmeidigkeit in ſich, man ſah's an den kecken und anmuthigen Bewegungen, die der Burſche tanzend und ſchwingend in der Kufe ausführte. — 's hat aber auch nicht Jeder den Tanzboden, ſo wie dieſer Jüngling, er tanzte auf ſchwellenden Trauben und hochauf ſpritzte bisweilen ein Tropfen zu dem behendigen Körper.

Aus dem Hauſe kam ein betagter Mann mit gebeugtem

Nacken und grauenden Locken; „Felix," brummte er, „das darf nicht ſein!"

Das Hupfen und Springen verwies er dem Burſchen. Bedachtſam und vorſichtig müſſen die Trauben zertreten, zerquetſcht werden, ehe ſie in die Preſſe kommen. Das war aber nicht die Sache des luſtigen Jungen, der ſich lieber in eitel Wein gebadet hätte, als mit den Zehen träge die vollen Beeren zu zerdrücken.

An dieſem Winzerhäuschen war's, wo die aus oberen Gegenden heranfahrende Frau ihre ganze, gar nicht ſchwache Stimme zuſammennahm, um dem Kutſcher zu bedeuten, er möge die Pferde anhalten. Erſt hatte ſie dem Keltern und beſonders dem Traubentreter mit Wohlgefallen zugeſehen, war dann mit Hilfe des alten Michel aus dem Wagen geſtiegen, hatte freundliche Worte an die Kinder gerichtet und war hernach rauſchend in das Haus getreten.

„Wie heißt's bei Euch?" hatte ſie gefragt.

„Im unteren Viertel."

„Das weiß ich gleichwohl," ſagte ſie, „das iſt die Gegend; wie es da bei Eurem Hauſe heißt, möchte ich wiſſen."

„Beim Froſchreiter," war die Antwort.

„Beim Froſchreiter? Aber na, das iſt ſchon gar!" kicherte ſie, „na, macht nichts. Ich höre, der Froſchreiter hätt' Wein zu verkaufen."

„So!" verſetzte der Alte mit dem gebeugten Nacken, „da hört die Frau nicht gut. Ich kann keinen Wein verkaufen."

„Warum denn nicht?"

„Weil ich keinen habe.“

„Ich höre aber doch dort unter der Preſſe den Brunnen rinnen.“

„Den höre ich auch,“ ſagte der Alte. „'s iſt der Wein meines Herrn in Zollau.“

„Wer iſt denn Euer Herr?“

„Der Herr Baron, der auf dem Schloſſe wohnt.“

„Iſt ſchön,“ verſetzte die Frau, „und da am Fluß habt Ihr für den Moſt das Waſſer nicht weit zu holen.“

„Dieſen Spaß haben mir ſchon Viele geſagt,“ entgegnete der Winzer, „wer meint, daß man ohne Waſſer Wein machen ſollt', der weiß nichts.“

„Aber Schade, daß der Wein nicht Euer iſt,“ ſagte ſie im Tone des Bedauerns.

„Gehört halt dem Herrn Baron,“ antwortete der Alte.

„Ei, und die vielen herzigen Kinder hier!“

„Gehören mir.“

„Gehören Euch; wie viel ſind ihrer denn?“

„Du Franz!“ rief der Winzer hinaus, „bring' der Frau einen Stuhl zum Sitzen. Guido, ſchieb' dieweilen die Kellerthür vor, daß die Kleine nicht hinabrutſcht. Und Du, Bärbel, ſag's der Hanne, ſie ſoll gehen das Fritzel locken, es ſchreit ja wie ein Zahnbrecher; der Anton hat's wachgejohlt mit ſeinem lauten Maul. — Wie viel ihrer ſind?“ — Er zählte die Namen an den Fingern ab. „Daheim hab' ich bislang nur achte. Die Anderen ſind im Dienſt herum.“

„Segen Gottes!“ lachte die fremde Frau.

„Und Jedes hat ein Schock geſunder Zähne! Das muß man nehmen. Und jeder Zahn will was zu beißen haben!"

„Der da draußen," fuhr die Frau fort und ließ ſich kniſternd auf den gebotenen Sitz nieder. „Der da in der Kufe, iſt das auch Euer Sohn?"

„Denk wohl," antwortete der Winzer.

„Ein netter Burſch'."

„In ſoweit juſt nit übel. Werden ihn bald einſpannen jetzt."

„Einſpannen? wie ſo?"

„Auf's Jahr iſt er bei der Stellung," murmelte der Alte, und nach einer Weile ſetzte er bei: „Den räumen ſie mir."

Die Frau verſtand wohl den Ausdruck, entgegnete aber nichts darauf, ſondern ſagte zu einem der kleinen Mädchen: „Wie heißeſt Du? Bärble heißt — ſchau, da haſt einen Groſchen. Und willſt mir den Fuhrmann da draußen ſagen gehen, er ſollt' die Röſſer in den Schatten führen und ihnen Heu geben. Mußt ihm's aber recht in's Ohr ſchreien — verſtehſt!" Dann zum alten Froſchreiter: „Na, ich hätt' doch gemeint, Ihr gäbet der Ländhoferin vom oberen Viertel ein Fäßlein Heurigen."

Jetzt lugte der Alte die Frau eine Weile an, kraute dann in ſeinen dünnen Haaren: „Und das wäre die Ländhoferin? Die groß' Bäuerin von der grünen Länd? Iſt mir eine rechte Ehr', das."

„Freilich," ſagte die Frau und fühlte ſich recht behaglich im Stübchen, „bin die Bäuerin von der Länd', fahr' weinkaufen aus; wiſſet, im Haus braucht man für's

Jahr ſo ſein Tröpfel. Seit mein Alter — Gott tröſt' ſeine Seel' — todt iſt, muß ich halt ſelber fahren. 's iſt viel Geſcherr für eine Frau.“

Von der Küche kam die Winzerin herein, ſie breitete für das Mittagsmahl eine blaue Schürze über den Tiſch. „'s iſt gar zum ſchämen,“ murmelte ſie für ſich, aber ſo laut, daß es die Fremde wohl hören konnte, „hell zum ſchämen — das Tiſchtuch liegt im Waſchtrog.“

„Nein,“ erinnerte der kleine Anton treuherzig, „Mutter, in's Tiſchtuch haſt Du ja den Fritzel eingewickelt!“

Eine große Schüſſel mit dampfenden Erdäpfeln kam auf den Tiſch; da polterte ſchon zu allen Löchern der Kinderſchwarm herein. Unter dieſen in Holzſchuhen jetzt, aber immer noch mit aufgeſtrecktem Beinkleid der luſtige Traubentreter, der Felix. Er bot der Frau kurz einen guten Tag und wollte ſich des Weiteren nicht um ſie kümmern, aber der Alte ſagte: „Du, das iſt die Ländhoferin. Dem Bärbel hat ſie ſchon Geld gegeben.“

Da lächelte der Burſche ein wenig gegen die Frau hin und das war die ganze Ehrenbezeugung.

„Meinetweg', Leut', ſetzt Euch nur zuſamm' wie's bei Euch der Brauch und eſſet!“ rief leutſelig die Großbäuerin und blickte mit wachſendem Wohlgefallen auf den jungen Mann, Felix geheißen, der jetzt in ſeiner feinen und kecken Geſtalt mitten unter den Kleinen ſtand und das Tiſchgebet ſprach. War ihm leicht anzuſehen, daß er dabei an alles Andere eher denken mochte, als an den Sinn des Gebetes. Auch ſchnitt er während des Gemurmels Schwarzbrot auf, vertheilte die Beinlöffel und zog einigen Erdäpfeln die Haut ab.

„Wart nur, Du!“ verwies ihm hernach ſeine Mutter, die Winzerin, „haſt zum Beten nicht Zeit zur rechten Stund', ſo wird der Herrgott auch nicht Zeit haben, wenn Du ihn brauchſt!“

Felix ſaß ſchon am Tiſche und ſchlug ſeine Erdäpfeln mit der Fauſt zu Trümmern, daß ſie gehörig ausdampfen konnten.

„Wenn wir halt unſere Einladung machen dürften!“ ſagte der alte Winzer und ſchob einen Löffel gegen die Großbäuerin, „viel haben wir nicht aufzuwarten, aber ein warmer Biſſen iſt gut für einen Reiſenden.“

Die Ländhoferin nahm die Einladung an.

„Ruck', Felix, daß ſie Platz hat!“ gebot der Alte.

Da rückte der Burſche in den Tiſchwinkel hinein, die Bäuerin ſetzte ſich an ſeine Stelle und lachte: „Das iſt mir ſchon recht, iſt die Bank noch warm, krieg' ich Deine Kraft.“

Auf dieſes Sprichwort lachten ſie Alle und die Kinder wurden bald bekannt mit den Seidenfranſen der Gaſtin.

Nach den Kartoffeln und einem Suppengerichte kam gebratenes Fleiſch mit Kreenmus. Da machten ſie einmal Augen und Mund auf; und ſelbſt dem Alten zuckten die dürren Finger nach der Gabel, doch war er ſo höflich, der Großbäuerin den Vorritt zu laſſen.

Als dann jedes ſein Stück Braten auf dem Teller kleinſchneiden wollte, war nur ein einzig Meſſer bei Tiſch; dieſes — das Brotſchneidmeſſer — machte die Runde. Den Kindern wurde beim Zuwarten die Zeit zu lang und ſie zerriſſen ihre Stücke mit den Zähnen. Der Felix klappte ſein Taſchenmeſſer auf und machte des Weiteren nicht viel

Umſtände mit dem Schweinernen, das heute vom Zollauer Schloß gekommen war.

„Na, ſchmeckts?“ fragte die Ländhoferin ihren Beiſitzer.

Dieſer gab die Antwort durch die That; 's iſt nicht Schwätzenszeit, 's iſt Eſſenszeit — ſo aß er.

„Alle Jahre vier- oder fünfmal, daß wir Fleiſch eſſen,“ bemerkte der Alte.

„Wirſt jeden Tag Dein Stück haben, bei den Soldaten,“ meinte die große Bäuerin und ſah auf den Burſchen hin.

„Brauch' es nicht,“ war die Antwort.

„Das glaub' ich ſchon,“ ſagte ſie, „Soldatenfleiſch wär' auch mein letztes.“

„'s wird Keinem darnach lüſten.“

„Eine harte Sach', Soldatenleben,“ verſetzte die Großbäuerin, „auskaufen!“

„Ja — ha — ha!“ lachte der Alte auf, „mit Haſelnuſſen.“

„Oder auf Haus und Hof heiraten,“ ſchlug die Ländhoferin vor.

Dieſe Geſchichte trug ſich nämlich noch zur Zeit der alten Einrichtung zu, unter welcher der Jüngling durch Erlegung einer gewiſſen Geldſumme, oder durch den Beſitz eines ſteuerbaren Hofes vom Wehrdienſte entpflichtet werden konnte.

Als vom Heiraten die Rede war, nagte Felix mit ſeinen friſchen Zähnen an einem Knochen, daß es ſcharrte.

„Schade,“ ſagte die Großbäuerin fröhlich lachend, „wär' ich nur noch ein etlich Jährchen älter, thät' Dich gleich zum Sohn annehmen, Felix, und Dir den Ländhof verſchreiben. Hab' ohnedies kein Kind."

„Na, wär' gut gemeint," verſetzte der alte Froſchreiter.

„Bedank' Dich, Bub'," mahnte die Mutter.

„Was bedanken, wenn die Ländhoferin noch zu jung iſt," murmelte der Burſche in ſeinen Knochen hinein.

Dieſes Wort ſchien auf die Großbäuerin einen durchaus angenehmen Eindruck zu machen.

„Freilich," ſagte ſie, „was ich zu jung bin zur Mutter, biſt Du zu alt zum Kind. Da wollt' leicht der Sohn heiraten und die Mutter möcht' etwan auch noch Hausfrau ſein — wie das ſchon geht."

Der kleine Anton, der bisher mit hellen Aeuglein lugend, ernſthaft dem Geſpräche zugehört hatte, machte nun plötzlich den noch von Schweinsfett glänzenden Mund auf und that den Vorſchlag: „So ſollen die Ländhoferin und der Felix zuſammenheiraten."

Ein überlauter Auflacher, ein Rippenſtoß von Seite der Mutter dem kleinen Antragſteller — dann Alles ſtill.

Der kleine Anton war hoch erröthet. Seinem älteren Bruder, dem Felix, ging's nicht beſſer; der ſaugte mit aller Macht aus ſeinem Knochen das Mark. Dann wiſchte er die Finger an dem Schürzentiſchtuch, den Mund am Hemdärmel ab und noch vor dem Dankgebet ging er hinaus zu ſeinen Trauben. Er war ärgerlich. Er hatte ſich ſo lange ſchon auf den heutigen Braten gefreut — und nun iſt es ſehr ungemüthlich dabei zugegangen.

Die Kinder waren auch bald davon. Die Großbäuerin jedoch war, da ſie gerade ſo bequem ſaß, bei dem alten Froſchreiter noch am Tiſche ſitzen geblieben.

„Na, wahrlich, ich bin ſonſt nicht ſo,“ ſprach ſie, „aber da bei Euch iſt mir ſchon ganz heimiſch geworden. Ihr lebt recht zufrieden mitſammen.“

„Dasſelb' wohl, dasſelb',“ verſetzte der Alte, „aber halt die Sorgen, die Sorgen. Alleweil ſchickt mir der Herr Baron keinen Braten, Ländhoferin, das iſt nur zur Weinleſ'. Sind froh bei unſeren Erdäpfeln und beim Kukuruzbrot, ei ja wohl, ſind häufig froh dabei! wär' nur das fort genug, Ländhoferin, wär' nur das genug!“

„Na, im Spaß und im Ernſt,“ ſagte jetzt die Bäuerin, „Winzer, gebt mir den Felix auf meinen Hof. Mit dem Dienſtvolk iſt's ein Kreuz; man braucht Einen, auf den man ſich verlaſſen kann.“

„Wär' ſchon recht,“ wendete der Alte ein, „aber die Ländhoferin kann ja nicht wiſſen, ob auf meinen Buben auch ein Verlaß' iſt.“

„Ei ja,“ verſetzte ſie lebhaft, „das merkt man Einem gleich an.“

„Und nachher —“ ſagte der Froſchreiter kleinlaut, „nachher hätt' ich noch erſt den Großen weg, der mir ohnehin auch daheim ſein Eſſen verdient. Und auf's Jahr zur Stellung müßt ihn die Ländhoferin doch wieder fortlaſſen.“

„Davon red' ich ja,“ rief ſie, „und deswegen geht er auf den Hof, daß er nicht zu den Soldaten müßt', das bring' ich zuweg; wiſſet, Froſchreiter, Unſereins weiß da ſchon aus.“

„Ja!“ ſeufzte der Winzer wie erleichtert auf, „da thät der Bub' freilich ſein Glück machen!“

„Thut Euch's überlegen," ſagte die Großbäuerin, „ich fahr' heut' nach Zollau hinaus und vielleicht noch weiter in's untere Viertel hinein, bin dort daheim und will was Rechtes ſuchen. Wiſſet, Froſchreiter, in meinem Hauſe muß fort ein guter Tropfen ſein. Ah na, abgehen laſſen wir uns nichts auf der Länd', das hat's bei mir nicht noth. — Nu, in ein paar Tagen mag ich von unten zurück ſein, da frag' ich bei Euch zu und der Felix kunnt gleich mitfahren. Thut Euch's überlegen."

Als ſie dann ging, reichte ſie jedem von den Kleinen, die ſich herandrängten, um ihr nach der Eltern Weiſung die Hand zu küſſen, eine Kupfermünze. Nur der kleine Anton nahm wahr, daß ſein Geſchenk ein glänzendes Silbergröſchlein war.

„Der Felix, der kriegt nichts, weil er ſo ſtolz iſt!" rief ſie gegen die Kufe hin. Das Lächeln aber, mit dem ſie die Worte ſprach, ſchätzt der Erzähler dieſer Ereigniſſe gut über einen Silbergroſchen.

Der alte Michel hatte ſich, nachdem er den Pferden das Ihre gegeben — unter einem Birnbaum an drei großen Aepfeln und einer Traube geatzt, die ihm vom Felix zugekommen waren.

Als er mit ſeiner Herrin wieder auf dem Wagen ſaß und die Pferde fröhlich hintrabten, wendete er ſich auf dem Bock nach rückwärts und ſagte:

„Das iſt ein recht kamod's Bürſchel, der Traubentreter."

„Gelt, Miche!!" rief die Großbäuerin leuchtenden Auges, „was meinſt, wenn wir ſtatt jungem Wein einen jungen Winzer mit auf den Ländhof brächten!"

„Jungen, ſagſt?“ entgegnete der Kutſcher unſicher, „iſt damit um dieſe Zeit noch nichts anzufangen; zerſprengt die Fäſſer.“

Die Bäuerin lachte; der ſchwerhörige Fuhrmann hatte ſie wieder nicht verſtanden.

Wagen und Weib eilen davon;
Mit ihnen der Sohn.

Unter dem Birnbaum, auf dem Raſen, wo zur Mittagszeit der alte Michel geruht hatte, ſaß am Abend der hohe Rath des Froſchreiterhauſes.

Der Felix hatte ſich ſchon einen gewaltigen ſchafwollenen Schnurrbart zubereitet gehabt, geſinnt, denſelben an dieſem Abende an ſeine Oberlippe zu kleben, ſich dergeſtalt bei den Weinleſefeſten der Nachbarſchaft einzufinden und den ſchönſten Mädchen der Gegend beim Tanze keck das Ding an die Wangen zu reiben. Nun überließ er den bereits ſcharf gewichſten Bart dem kleinen Anton, der ſich damit ſofort auch ein ganz martialiſches Ausſehen beilegte.

Felix hatte an Anderes zu denken. Lag er denn unter dem Birnbaum auf dem Bauch, ſtützte die Ellbogen in den Erdboden und ſein Haupt auf die Fäuſte und ſtarrte in's Gras hinein.

„Sollten es uns überlegen,“ meinte der Alte, welcher ebenfalls auf dem Raſen lag und ſeinen krummen Nacken ſtreckte, „ſollten es uns überlegen, hat ſie geſagt.“

„Hab' nichts zu überlegen,“ antwortete Felix, „ich fahr' mit auf die Länd'!“

Da brach die Mutter in Schluchzen aus. „Jetzt verlangſt auf einmal weg. Sag' es, Felix, was Dir daheim nicht recht iſt."

Auf dieſes Wort kugelte ſich der Burſche über und ſagte: „So nicht, Mutter, ſo müßt Ihr Euch nicht denken. Mich gefreut's ja daheim, aber wenn man ſich's beſſer machen kann — Jeder thut's."

„Und wenn ſie ihn vom Soldatenleben ſicher macht," verſetzte der Froſchreiter, „das wär' ja ein ewiges Glück!"

„Ja freilich wär' das ein Glück," gab die Mutter bei und trocknete mit der Schürze die Augen.

„Mutter," rief der kleine Anton jetzt, „das iſt ſo ein Räthſel: geht er fort, ſo bleibt er daheim und bleibt er daheim, ſo muß er fort, was iſt das? Das iſt der Felix."

„Du Schlingel, Du kleiner," ſchmunzelte der Vater. „Du mußt ſchon ein Doctor werden. Dann muß aber der Schnurrbart weg. Den Schnurrbart laſſen ſich nur die Starken ſtehen, die Geſcheidten den Backenbart."

„Und wie weit wird's denn ſein bis auf die grüne Länd'?" warf Felix ein, „in einem Tag kommt ein guter Geher leicht hin und zurück."

„Du nicht, Du kommſt mir nicht in Einem Tag zurück!" ſchluchzte die Mutter.

„Aber zu den heiligen Zeiten kann ich doch heimgehen. Das will ich mir ausdingen."

Und als der Vollmond aufging über den Weinbergen und als in der Seim das Zickzack ſeines Widerſcheins zitterte, war es beſchloſſen unter dem Birnbaum: der Felix geht mit der Großbäuerin auf die grüne Länd'.

Der kleine Anton drehte zur Feier dieſes Beſchluſſes den ſchafwollenen Schnurrbart auf.

„Wenn's nur nicht gefehlt iſt!“ ſagte des anderen Tages die Froſchreiterin, „mich deucht allerweil, es ſoll nicht ſein.“

„Geh, geh,“ rief der Alte, „Ihr Weiber habt fortweg ſo Flauſen. — Auch mir geſchieht nicht leicht, daß ich den Buben weggeb'; ja, wenn ſich Eins immer nachgeben wollt! — Junge Leut' müſſen hinaus in die Welt, müſſen was probiren. Das leidig' Soldatenleben nehm' ich aus, aber das muß ich ſagen: wär' ich weiter gekommen, als vom Tiſch bis zum Ofen, leicht ging's mir beſſer. — Und die Ländhoferin,“ ſetzte er bei, „die Großbäuerin ſcheint mir, iſt eine brave, reſpectirliche Frau.“

Einen Tag ſpäter trabten die zwei Rößlein wieder heran und — einen Stich im Herzen gab's dem Burſchen — er glaubte ſchon, der Wagen wollte nicht halten. Der Wagen hielt aber. Die Großbäuerin ſtieg aus und that noch freundlicher gegen Alle und ſie war in ihrer Rührſamkeit und Heiterkeit faſt jung.

An den rothgeweinten Augen der Mutter ſah ſie's gleich: Der Felix geht mit ihr. Sofort machte ſich die Ländhoferin an das betrübte Weib und ſprach über die Kinder, über den Garten, über die Hühner und Alles, woran eine rechte Hauswirthin Freude hat. Da wurde die Froſchreiterin ganz zutraulich und band unter neuerlichem Schluchzen ihren Aelteſten, ihren liebſten Buben der Großbäuerin recht an's Herz . . . .

Und nach einer Weile kam der Felix aus ſeiner Dachkammer herabgeſtiegen. Der Felix im Staate! Die Tuchkleider waren juſt nicht zu geſchlacht, aber nett und nach gutem Geſchmacke geformt. Alles hübſch ſchlicht, nur das hellrothe Halstuch flatterte vor dem breitüberſchlagenen Hemdkragen, wie ein keckes Kirchweih-Doppelfähnchen. Der Hut war etwas in die Stirne gedrückt, nur ließ er noch die beiden Haarbüſchel ſehen, die an den Schläfen herunterſtanden.

Eines der kleinen Mädchen bringt einen Strauß von Rosmarin und Vergißmeinnicht: „Felix, den Wanderbuſchen geb' ich Dir mit!" Jedes will dem ſcheidenden Bruder etwas geben; der kleine Anton nur ſagt: „Felix, ich habe gar nichts als das ſchwarze Lämmchen, aber das gehört dem Vater. Ich will Dir ſchon was geben, wenn Du wieder zurückkommſt."

Die Mutter hatte das Bündel gebunden — es war nicht groß.

„Das macht nichts," ſagte die Ländhoferin, „auf meinem Hof wird ihm nichts abgehen. — Kannſt das auch noch daheim laſſen, Felix, meinetweg gar Deinen Rock. Der liebe Gott — hat mein Vater fort geſagt — ſchaut nicht auf die Kleider, ſchaut nur auf's Herz. Der Ländhof macht's auch ſo."

Wird wohl rechtſchaffen gut abzukommen ſein mit der Bäuerin, dachte ſich der alte Froſchreiter.

„Bleib' mir nur brav, Bub'," ſagte er, „und mach' uns und Deiner Dienſtfrau keine Schand'. Thu' fleißig arbeiten und kriegſt was, ſo ſei dankbar und allerweil ſparſam. Denk' auf den Bettelſtab, Felix!"

„Was nicht noch!“ rief die Bäuerin, „Bettelſtäbe wachſen nicht auf der grünen Länd'.“

„Und vergiß nicht auf's Beten,“ fiel die Mutter ein, „da haſt einen Roſenkranz mit, iſt noch von meiner Mutter ſelig.“

„Ja, ja, blos Samſtags — Samſtags wird auf dem Ländhof Roſenkranz gebetet,“ unterbrach die Großbäuerin ein Bischen gereizt, „und zur Chriſtenlehr' kann er Sonntags gehen!“

Dann ſetzten ſie ſich zu einem kleinen Mahle. Aber es wurde nicht viel gegeſſen.

Der eigentliche Abſchied war kurz. Die Ländhoferin hatte plötzlich anſpannen laſſen und die Pferde waren ungeduldig. Noch hatte die Bäuerin der Winzerin ein Papier in die Hand gedrückt: „Seh' ſeh', nicht fallen laſſen!“ noch hatte ſie dem Froſchreiter verſichert: „Wird Euch nicht reuen, daß er mitgeht, wird Euch nicht reuen!“ Dann ſaß ſie mit Felix ſchon auf dem Wagen.

Einen Händedruck dem Sohne, noch ein väterliches Wort — und das Zeug raſſelte davon.

Der Burſche winkte mit der Hand, mit dem Hut noch zurück, die Eltern und Geſchwiſter winkten, weinten ihm nach. Da war der Wagen auch ſchon um die Reide und ſie ſahen von dem Gefährte nichts mehr als den aufgewirbelten Staub.

Nach einer Weile, da es im Winzerhäuschen wieder ruhig geworden und Jegliches bei ſeiner Beſchäftigung war, nur die eine Lücke, wo der älteſte Sohn gewaltet, unausgefüllt — ſtand die Winzerin am Herd, um die

Pfanne auszuſcheuern, in der ſie vorhin das Abſchiedsmahl gekocht hatte. Sie hielt noch das Papier in der Hand, welches ihr die Ländhoferin zugeſteckt. Sie entfaltete es — eine Geldnote! Da war ihr zu Muth, als hätte ſie ihr Kind verkauft. Rüſtige Arbeit half ihr über den argen Gedanken hinweg. Plötzlich hielt ſie ein und ſagte laut zu ſich ſelber: „Na, Jeſu Chriſti, vergeſſen hab' ich doch was. Eins hätt' ich ihm noch ſagen mögen. — — Es iſt ein gutherziger Bub. Mein Gott, das Kinderweggeben thut weh. Und man kennt die Leut' nicht —"

„Mutter," ſagte der kleine Anton, der ihr heute fortweg an der Kittelfalte hing. „Mutter, der Felix wehrt ſich ſchon, wenn es gilt, o, der iſt ſtark! Ich hab's geſehen, es wachſt ihm ſchon ein wenig der Schnurrbart."

Sie küßte den Knaben — ei ja, ſie hatte noch liebe Kinder daheim.

Wie traben ſo luſtig die Röſſelein,
Mein Junge, mußt nicht ſo blöde ſein!

Und wie ging's auf dem Wagen zu?

„So, mein lieber Unterviertler," ſagte die Ländhoferin zu Felix, „jetzt ſitzen wir Zwei beiſammen. Mach' Dich nur bequem. Wir haben eigentlich noch gar nichts miteinander geſprochen."

„Ich ſchwätz' nicht gern viel," gab der Burſche zur Antwort, „mir wird die Zeit lang werden, bis wir auf die Länd' kommen."

„Geh!" rief die Großbäuerin, „das iſt nicht fein. So ein properer junger Mann muß ſich die Zeit überall zu vertreiben wiſſen.“

„Wenn ich's gerad' ſagen wollt',“ verſetzte Felix nach einer Weile, „am liebſten wär' mir's ſchon, ich dürft' da vorn beim Kutſcher ſitzen.“

„Auf des Michels Schoß leicht, Du Lapp!“ lachte das Weib ärgerlich, „ſiehſt doch, daß ſonſt kein Platz iſt.“

„So kann ſich der Michel zur Ländhoferin ſetzen und ich kutſchir'. Verſteh' auch was bei den Röſſern.“

„So! Dann will ich Dich auf dem Hofe zu den Pferden ſtellen, Felix — ei, der Kukuk hinein, jetzt muß ich Dir gleich was ſagen. Felix, der gefällt mir, iſt ein ſchöner Name, aber den Froſchreiter laß' im Unterviertel. Auf der grünen Länd' gibt's keine Fröſche, da reitet man auf hohem Roß — verſtehſt?“

Für's Erſte iſt ihr mein Name nicht recht, dachte ſich der Burſche, es mag ein ſchwerer Dienſt werden.

„Na, ſo ſtrecke doch einmal die Beine ordentlich aus,“ rief die Bäuerin, „Du hockſt ja da, wie eine Eichkatz'.“

Da dehnte ſich der Burſche und rieb dabei unverſehens an ihren bauſchigen Kleidern.

„Das macht nichts,“ bedeutete die Bäuerin, „das wird Alles wieder gebügelt.“

Gar nicht zu beſtreiten, die Ländhoferin iſt eine leutſelige Frau. Haben bislang noch lauter Schönes von ihr vernommen. Sie iſt in den beſten Jahren, hat eine große Wirthſchaft auf der Länd' und will dem jungen kerngeſunden Burſchen über das Soldatenleben hinweghelfen.

Felix, da magſt Du Dir bisweilen ſchon Einiges gefallen laſſen. Und Deine Herrin iſt ſie jetzt! Darum, ſo oft ſie's haben wollte, rückte er, ſtreckte ſich und gab nicht Acht auf ihr Kleid.

„Und meinſt, ich bin nicht auch von unten herauf?“ ſagte die Bäuerin plötzlich, „Felix, ſo wie ich Dich heute auf dieſer Straße ins obere Viertel fahre, ſo hat mich vor elf Jahren — was ſag' ich denn, es iſt nicht ſo lang — der alte Ländhofer auf dieſer Straßen heimgeführt. Iſt Witwer geweſen — ein rechter Haſcher. In Weißenbach unten, da bin ich daheim, und da iſt er einmal im Pferdehandel hingekommen und hat mich kennen gelernt. Bin nicht reich geweſen von Heim aus, Felix, hätt' aber der Liebhaber genug gefunden. Aus reiner Barmherzigkeit, das kann ich wohl ſagen, bin ich mit dem Großbauer gefahren und hab' ihn geheiratet. Wenn's Dich zu ſtark ſchüttelt, ſo halt' Dich da mit der Hand an dem eiſernen Ring; der iſt dazu da.“

Fand's nicht praktiſch, der Burſche, der eiſerne Ring war ſo, daß er, um denſelben zu faſſen, ſeinen Arm über die Schultern der Beiſitzerin hätte legen müſſen.

„Finde es,“ fuhr ſie fort, „bei einer Heirat gar nicht einmal nöthig, daß der Mann älter iſt, als die Frau; ich weiß Fälle, wo es gerade umgekehrt war und doch die beſte Ehe iſt geweſen. Ja — und daß ich's erzähl', mein Mann iſt Dir um vierunddreißig Jahr älter geweſen, als ich; wie ich's geſagt: aus reiner Barmherzigkeit hab' ich ihn gepflegt. Vor etlichen Monaten erſt iſt er geſtorben — tröſt' Gott ſein' Seel'. Ich hab' groß' Haus und Hof am Hals und dazu iſt ſich oft die tüchtigſte Frau völlig zu wenig. Was haſt denn Du für eine Schramme an Deinem Finger?“ Sie faßte prüfend ſeine Hand.

„Im Auswärts beim Rebenſchneiden iſt das Meſſer hineingeſprungen,“ berichtete der Winzerſohn. Sie ließ aber die Hand nicht mehr los, tändelte mit derſelben und fuhr fort zu reden: „Mein Gott, man wehrt ſich lang, aber das Haus muß einen Herrn haben, man kann's wenden wie man will. Die Mann'sleut' im oberen Viertel, das kannſt mir glauben, ich hab' meine Noth, wie ſie ſich bei mir einſpinnen wollen. Aber ich hab' kein Zuſammenſehen mit ihnen; ſind lauter ſo ungeſchlachte, langweilige Geſellen und hätten bei den Nachbarleuten auch nicht den Reſpect, den ein Ländhofer wohl haben muß. Ich will Einen aus dem Weinland, von wo ich ſelber bin. Rauchſt Du nicht Tabak, Felix?“

„Wüßt' nicht warum,“ verſetzte der Burſche.

„Sonſt hätt' ich Dir gern eine ſilberbeſchlagene Pfeife von meinem Seligen ſpendirt zum Andenken. Lieber Gott, ich kann ihn hart vergeſſen; iſt ein gutes altes Kind geweſen. Das aber ſag' ich, nach einem Reichen und Vernehmen lug' ich nicht; g'rad zu alt darf er mir nicht ſein und friſches Blut muß er haben, daß eine Schneid' in's Haus kommt.“

Jetzt machte Felix große Augen. — „Die heiratet mich!“ — Juſt, daß er's nicht laut hinausrief in den Herbſtnachmittag. Und daran ſpann er folgende Gedanken: Wenn ſie mich heiratet, dann iſt's freilich aus mit dem Soldatenleben, dann bin ich der Ländhofer, der reiche Ländhofer und kann mir gut geſchehen laſſen und kann meine Eltern in's Haus nehmen und die Geſchwiſter verſorgen und den kleinen Anton ſtudiren laſſen. Das macht ſich ja fein — „juch!"

Er jauchzte wirklich laut auf, der gute Junge und er glaubte, nun wäre er mit ſich und Allem in Richtigkeit.

„Das iſt recht!" rief die Bäuerin nach ſeinem Juchſchrei, „nur luſtig wohlauf und keck d'ran, mein lieber Landsmann! jungen Männern gehört die Weltkugel und der Sack dazu. Ich bitt' Dich, Felix, jetzt iſt mir die Haarnadel in den Nacken gerutſcht!"

Das war nun eine heikle Sache; je mehr der Burſche ihr ſeidenes Halstuch lockerte, deſto tiefer rollte das Drahthäkchen hinab und ſchließlich verſchwand es in den Tiefen. Blieb demnach dieſe Aufgabe einſtweilen ungelöſt und deß' ſchämte ſich Felix insgeheim. Ihm, dem die Weltkugel gehört, ſoll eine Haarnadel entgehen?

Zwecklos iſt nichts auf der Welt; zwecklos war auch dieſer kleine Zwiſchenfall nicht geweſen. Als Felix' Finger den Nacken der Bäuerin berührte, hatte dieſe ein Gefühl, das ſie höher anſchlug, als die hinabgeglittene Nadel.

Für die Gegend, die ſie durchfuhren, können wir unter ſolchen Umſtänden kein Auge haben. Im Allgemeinen nahm die Landſchaft allmälig einen ernſteren Charakter an; das Hügelgelände wurde zum Bergland, die Wein- und Obſtgärten verſchwanden, die Nadelwälder begannen. Zur Linken hatten die Reiſenden ein ſich allgemach höher bauendes Gebirge, über deſſen Häuptern ſchon die Abendnebel des Herbſtes lagen. Zur Rechten war ſtets der ſchöne Fluß mit den grünen oder felſigen Ufern. Hie und da ſtand ein Dorf; die Einzelnhöfe wurden immer ſeltener.

„Schau, dort iſt wieder einmal ein Wirthshaus,“ ſagte Felix plötzlich.

„Da im Wagen auch,“ entgegnete die Großbäuerin und zog einen gutgeräucherten Schinken und einen erdenen Plutzer hervor. Sie aßen vom Geräucherten und ſie tranken Beide aus dem Plutzer. Trank ſie, ſo hielt er ihr das Gefäß zurecht; ſie erwies ihm denſelben Dienſt, nur hielt ſie den Krug ſtets ſo, daß dem Burſchen jedesmal viel mehr durch die Gurgel rann, als er eigentlich beanſprucht hätte. Es wäre ihm aber ein Trunk auf bequemer Wirthsbank lieber geweſen. Nichtsdeſtoweniger fand er ſich aufgelegt zum Singen und jetzt hielt er ſich auch wacker am Eiſenring, der jenſeits ſeiner Genoſſin an der Wagenwand angebracht war. Das Weib hinwiederum war genöthigt, ſich an dem Burſchen feſtzuhalten, denn das Schütteln des Wagens wurde auf der Bergſtraße immer ärger.

So weit kam's, daß der gutmüthige Winzersſohn die Worte ſagte: „Ich krieg' keinen Athem mehr, Bäuerin!“

Als ob es ihr viel beſſer ergangen wäre! Ein arges Fieber war in ihr, ein Zucken in den Gliedern, ein Pochen im Herzen. Die Erdenwege ſind ſo herbe; der arme Pilger muß leiden und entbehren; kein Menſch kann's glauben, was mitunter Eins in den Dreißigern ausſteht!

Zum Glücke waren ſie, als die Sonne unterging, auf der letzten Anhöhe. Da rief die Großbäuerin dem alten Michel „Halt!“ zu und raffte ſich zuſammen.

„So, Felix,“ ſagte ſie, „jetzt ſchau einmal hinab in dieſes Thal, das iſt die grüne Länd.“

„Wie heißt denn das Dorf dort mitten in den Bäumen?“ fragte der Burſche.

„Ein Dorf, meinſt Du?“ lächelte die Bäuerin, mein Lieber, das iſt kein Dorf. Die Gebäude gehören alle zuſammen, es iſt der Länthof!“

„Der iſt groß!“ rief Felix aus.

„Ich denk', wir werden Platz darin haben. Nicht wahr? Na, gelt!“

„Der iſt groß!“ wiederholte Felix, „da kenn' ich mich rein gar nicht aus.“

„Nu, paß' einmal auf, Junge,“ ſagte ſie ſelbſtgefällig, „dort das weiße Gebäude mit den zwei Fenſterreihen iſt das Wohnhaus. Unter den Bäumen hin rechts ſind die Stallungen und Scheunen. Weiter rückwärts — man ſieht ja die Funken aus dem Schornſtein — iſt die Schmiede und daneben mit dem Schindeldach die Mühle; ſind drei Laufer; ich mahl' für das halbe Oberviertel. Links vom Wohnhaus ſiehſt Du die Dächer von einem zweiten Hauſe; in demſelben ſind die Vorrathskammern und die Geſindeſtuben. Das untermauerte Gebäude dahinter iſt der Pferdeſtall; ſtehen fortweg ſechs Röſſer d'rin. Dann fangen die Obſtgärten an, bis zum großen Anger hin, wo die Leinwandbleiche iſt. Das Häuſel daneben iſt die Flachsbrechſtube.“

Felix ſtaunte und ſchwieg.

„Die grünen Wieſen,“ fuhr die Bäuerin fort, „die dort bis zum Waſſer hingehen, geben dem Thal den

Namen: Die grüne Länd. Sie gehören alle zum Hof. Und dort der Birkenſchach — die Schafweide — und die Felder bis hinauf zum Wald und die ganze Waldung, die dorthin liegt — und hinter ihr ſind wieder Wieſen und Felder und Viehweiden und weiter hinauf die Alm — Alles gehört zum Ländhof. Ich hab' achtzig Stück Rindvieh und über hundert Schafe, ich hab' die Pferde und das Kleinvieh — im Ganzen wie viel — aufrichtig muß ich's ſagen — ich weiß es ſelber nicht. Nachher dort hinter dem Hof iſt die Ueberfuhr über die Seim — kannſt Du den geſpannten Strang noch ſehen? — Haſt gute Augen. Und wenn Du mit der Plätten hinüberfährſt an's andere Ufer, ſo biſt immer noch auf meinem Grund. Bis über den Bergſchlag hin — Alles gehört zum Ländhof!"

Felix that einen Pfiff; das war ein Zeichen ſeines großen Staunens.

„Und dort," ſagte er hierauf, „neben dem Schachen ſteht noch ein kleines Haus, das wird wohl nimmer dazu gehören."

„Gehört Alles dazu!" rief die Bäuerin, „iſt aber nicht der Müh' werth, iſt das Ausnahmsſtübel für die alten Leut'."

„So wie in Zollau das Spital?"

„Auf ein Gleiches. Die alten Leut', das ſind die alten Beſitzersleut' vom Hof, die die Wirthſchaft den Jungen übergeben haben. Na, die haben im Häuſel dort ihr Ableben."

„Nachher kommt die Ländhoferin auch einmal hinein," bemerkte der Winzersſohn, um zu beweiſen, daß er die Sache begriff.

Darauf ſchwieg ſie eine Weile.

Die Pferde trabten weiter.

Ein paar Bauersleute kamen des Weges und grüßten die Großbäuerin.

„Ja, iſt ſchon recht,“ gab dieſe als Gegengruß, des Weiteren blickte ſie gar nicht ſeitab.

Die Ländhoferin war überhaupt, je näher ſie dem Gehöfte gekommen, deſto gemeſſener, ernſthafter, ja faſt herriſch geworden. Der Hirt, der eben die große Heerde vom Felde trieb und gerade noch luſtig ſeine Schalmei geblaſen hatte, machte ein mißmuthiges Geſicht, als er Roß und Wagen der heimkehrenden Bäuerin ſah.

Felix grüßte ihm freundlich zu, als wollte er ſagen: „Ich komm' zu Euch und wir werden jetzt mitſammen leben und uns ſchon vertragen; ich bin ein luſtiger Kauz!“

Als ſie hernach in die Hofgaſſe einbogen und an der Leinwandbleiche vorüberraſſelten, wo an einer Stange Garnſträhne zum Trocknen hingen, kam ein erwachſenes, aber zart gebautes, blaſſes Mädchen auf den Wagen zu und ſagte in mildem beſcheidenen Tone: „Grüß' Gott, Mutter!“

Die Bäuerin zerrte am Rockſchoß des Kutſchers: „Halten!“ Dann wendete ſie ſich gegen das anmuthige, helläugige Mädchen und rief: „Was, Du biſt ſchon aus dem Neſt, Du dalkete Dirn'! Und laufſt um die Zeit auf der Gaſſen um? Du fragſt einen Klenkas danach, was mir der Doctor koſtet, wenn Dich wieder Dein Schönheitsfieber überkommt, Du unbeſinntes Ding, Du! Und biſt ſchon wieder ſo wohl und toll, ſo arbeit' was! Siehſt nicht, daß die Garnſträhne noch auf der Stang' hängen? Sollen ſie verfaulen?“

Tief erröthend und niedergeſenkten Hauptes wendete ſich das Mädchen und ging den Strähnen zu. Der Wagen raſſelte in den Hof.

Da Felix nach ſolchem Auftritte die Bäuerin fragend angeſehen hatte, ſo murmelte dieſe: „Ein einfältig Weſen das. Na ja, juſt, daß man ſie nicht fortſchaffen will, weil ſie das Kind von meinem erſten Mann iſt.“

Von meinem erſten Mann — ſo rutſchte es ihr von der Zunge; war ihr doch, ſie ſitze eng neben dem Zweiten.

Als der Wagen auf dem Sandplatze vor dem großen Wohnhauſe ſtill ſtand, kamen ein päar Weiber herangerannt, um die Herrin zu bedienen.

Einige Knechte, die abſeits am Scheunenthor ſtanden, glotzten nur ſo herüber und waren baß verwundert über den jungen Menſchen, der mit der Bäuerin aus dem Wagen ſtieg.

Ein alter, einäugiger Kerl war unter ihnen, der knackte mit der Zunge, blinzelte mit dem einen Aeuglein und ſchnürſelte: „Hab' ich's nicht geſagt?! hab' ich's nicht oft geſagt, der Alte dazumal hat die Birn nicht vom Baum brockt, ſie iſt ſchon auf der Erden gelegen. Heut' bringt ſie ihren älteſten Sohn. Leicht hat ſie noch etlich im unteren Viertel.“

„Mag wohl ſein, das,“ gab ein Anderer bei, „im oberen Viertel kann ſie keinen haben.“

Sie blinzelten gegenſeitig, als ob ſie ſich verſtünden.

„Wie viel Röck' mag ſie heut wieder am Leib tragen?“ warf der Einäugige aus, als die Bäuerin mit dem Burſchen gegen den Eingang rauſchte.

„Mag's ein Anderer zählen.“

„Iſt ein ganz prächtiger Kerl, der Junge. Schau wie fein! jetzt läßt ſie ihm gar den Vortritt in's Haus."

„Du, ihr Sohn, der kommt erſt nach!" bemerkte ein Anderer.

Da ſahen ſie ſich vor dem Scheunenthor groß an und darauf murmelte der Einäugige: „Unſere Bäuerin iſt geſcheidt! — Das heißt Wein kaufen gehen!"

Es war gut, daß die Glocke zum Abendeſſen rief, da wurden die loſen Mäuler mit Klöße geſtopft.

Sie erglüht in Liebespein,
Er iſt kalt wie Marmelſtein.

Und erſt das Weibervolk! Das war nachgerade verwirrt.

„Für mich und den Herrn das Eſſen auf's Zimmer!" hatte die Bäuerin befohlen.

„Der da," ſagten ſie in der Küche zu einander, „der mit dem geflickten Spenſer-Ellbogen ſoll ein Herr ſein? Zerriſſen iſt herriſch, geht das Sprichwort, aber geflickt iſt bäueriſch."

„Laß' Zeit, laß' Zeit," ſagte eine Andere, „vielleicht hat er zerriſſene Socken."

„Ihr redet Alle wie nicht geſcheidt," verſetzte eine Dritte, „das muß man ganz anders nehmen. Das iſt nicht ein Herr, das iſt der Herr! Verſteht's mich?"

Es wurde im Hofe die Suppen verſalzen am ſelbigen Abend — ſo ſehr war das Küchengeſinde in Gedanken.

„Mir hat er gefallen," vertraute die Abwaſchdirn der Köchin und rieb mit aller Macht an dem Milchzuber; —

der Zuber wurde blank, aber das Wort war nicht mehr wegzulöſchen.

Mittlerweile ſaß Felix, der junge Winzer, in der Stube der Bäuerin auf einem Ding, das wie eine gepolſterte Lehnbank war. Er ſaß ſehr unbehaglich, denn der Polſter gab keine Ruhe, ſchwoll auf und ſank ein, ſchnellte hin und ſchnellte her, ſo oft ſich der Burſche nur ein wenig bewegte.

Die Stube war hübſch ausgetäfelt, hatte einige Schränke mit uralten Verzierungen, mehrere Heiligenbilder und einen großen Spiegel mit vergoldetem Rahmen. Verſchiedene andere Gegenſtände zierten das geräumige Gemach, auf der Thüre waren die Zeichen der heiligen drei Könige geſchrieben, die gar ſo ſegensvoll ſind und ſonderlich in keinem Frauengemache fehlen ſollten. Der Burſche hatte noch ſelten eine ſo vornehme Wohnung geſehen.

Die Bäuerin commandirte mit der Stubenmagd und Allen, die ſie anſichtig wurde, wie ein Wachtmeiſter herum; that dazwiſchen gefällige Blicke gegen Felix: ob er's wohl merke, wer ſie iſt und wie ihr Alles hier dienet!

Auf dem Tiſche wurden zwei Kerzen angezündet; aufgetragen Braten mit Salat und Wein.

„Und jetzt troll' Dich in Dein Neſt; morgen heißt's bei Zeiten auf's Rübenfeld!“ Das war der letzte Befehl, den die Herrin der Aufwärterin gab.

Rübenfeld ſtatt Weingarten! — Felix merkte, daß er nicht daheim. War es ihm aber im Weingarten jemals ſo gut geſchehen als hier? Daheim zum Trank nur Apfelmoſt; den Wein verkaufen die Leute zumeiſt in's obere

Viertel. Im oberen Viertel wird er getrunken zum Braten. Zum Braten, der gemacht wird aus den Erdäpfeln und Rüben, die man den Schweinen in den Trog ſchüttet. Es kommt nicht darauf an, wie es der Boden gibt, ſondern wie es der Menſch nimmt. — Das waren jetzt die Gedanken des jungen Winzers.

„So mein Freund,“ ſagte nun die Bäuerin zum Burſchen. „So, jetzt pack' an, da Dein Meſſer und Gabel. Nur allerweil flink und friſch, das mag ich leiden. Biſt jetzt daheim. Aber ſo wirf doch Deine Joppe weg!“

Iſt wahr, dachte ſich Felix, wenn ſie mir's ſchon ſo gut meint, warum ſoll ich's nicht vorwärtsgehen laſſen!

Den Braten aß er ohne Salat, für den Durſt vermißte er den Obſtmoſt. Die Bäuerin, die an ſeiner Seite ſaß, ſchenkte ihm das Weinglas voll.

„Siehſt Du,“ rief ſie heiter, „ich ſelber trink aus Deinem Glas, wir wollen recht gut Freund werden!“

Werden? Dachte der Burſche doch, ſie wären es ſchon; viel dicker läßt ſich's nicht mehr auftragen. Sie machte einen langen Zug — bewies es gründlich, daß ihr an ſeiner großen Freundſchaft gelegen ſei.

Des Weiteren — ſie war ja auch daheim — lockerte ſie die Kleider in etwas und löſte ihr Haar, das ſchön und reich war, und ſtrich mit zarter Hand ſeine Locken zurück.

„Ihr ſeid aber recht verſchwenderiſche Leut' im oberen Viertel,“ bemerkte Felix, „zwei Kerzen auf einmal brennen laſſen — g'rad wie beim Altar.“

„Iſt auch wahr;“ rief die Bäuerin und blies das eine Licht aus.

Vielleicht war die Stube geheizt — im oberen Viertel iſt das niemals ſehr überflüſſig — dem Burſchen wurde warm, er knöpfte ſeine Weſte auf, es macht nichts, er hat heute ja ein weißes Hemd am Leibe.

Die Bäuerin hatte in der Stube Einiges zu ordnen; 's iſt doch der Brauch, daß zur Nacht die Fenſtertücher vorgezogen ſind. Sie ſtrich am Ofen, ſtrich an der ſittig verhüllten Bettſtatt, ſtrich an der Thür vorüber. Mit dem Ellbogen ſchob ſie unverſehens den Riegel vor und ſagte: „Weißt, Felix, die heiligen drei Könige da mußt Du mir auch einmal friſch aufzeichnen.“

„Ja,“ ſagte der Junge, „wenn ich's nur kann, wie es die Bäuerin haben will.“

Die Ländhoferin ſtrich am Kaſten hin, betaſtete ein erſt kürzlich in der Webſtube fertig gewordenes Leinwandfach. „Nein“, ſagte ſie ärgerlich, „gar Schad'! nicht einmal webern können ſie im obern Viertel! da habt Ihr daheim eine andere Leinwand! jetzt ſchau einmal den Unterſchied an!“ — Sie betrachtete das Fach und wollte den Bruſtlatz am Hemde des Burſchen befühlen.

„O ha!“ lachte Felix abwehrend.

„Warum denn, du närriſcher Bub, wenn ich wiſſen will, was Du für eine Leinwand trägſt!“

Je nu, wenn ſie's wiſſen will, was ich für eine Leinwand trage . . . . warum ſoll ſie's nicht wiſſen?

„So trink' was, Felix, Du nippeſt ja, wie eine ſchwindſüchtige Jungfrau!“ ſie ſchenkte ihm aber das Glas ſchon zum dritten Mal voll.

„Oho, Ländhoferin,“ ſagte der junge Winzer, „zwiſchen mir und einer Jungfrau iſt ein Unterſchied im Trinken.“

„Das möcht ich doch wiſſen, ob Du's zuweg bringſt und das Glas auf einen Zug leerſt!“

Dabei trat ſie ihm neckiſch auf die Schuhſpitze. Er faßte friſch das Glas und führte es zum Munde. — In demſelben Augenblicke klang unten im Hofe ein Glöcklein.

„Was iſt denn das?“ fragte Felix mit gehobenem Glaſe.

„Du Närrchen, wirſt Dich doch vor dem Abendläuten nicht ſchrecken?“

„Iſt das Abendläuten, ſo muß man beten,“ ſagte der Burſche und ſtellte das volle Glas auf den Tiſch zurück.

„Geh', Du langweiliger Kloſterbruder!“ flüſterte das Weib und haſtig hob ſie ihm den Becher zu.

„Nein,“ ſagte Felix, „ich will das Mutterwort nicht gleich am erſten Tage ſchon vergeſſen.“

Er ſtand auf, trat an ein Fenſter, zog den Vorhang ein wenig bei Seite, ſah in's Freie hinaus und betete ſtill.

Der Mond ſchien ihm in's Geſicht.

Die Ländhoferin blickte hin und erſchrak wirklich.

Vor Jahren, etliche Tage nach der Hochzeit hatte ſie ihr Mann in die Reſidenz geführt. Sie hatten Alles beſucht, was ihnen als merkwürdig bezeichnet worden war. Die Bäuerin erinnerte ſich beſonders noch an jenen hüllenloſen Jüngling aus ſchneeweißem Stein gehauen — eine einzig ſchöne Geſtalt. Man hatte ihr geſagt, es ſei das Bild von Gott Apollo. Sie hatte darnach viele Nächte lang von dieſem Bilde geträumt.

Und nun, da ſie gegen das mondhelle Fenſter hinblickte, wo der Jüngling ſtand, ſah ſie dasſelbe blaße, einzig ſchöne Antlitz.

Wie ein kühler Lufthauch wehte es plötzlich durch die Stube. Die Bäuerin erhob ſich langſam vom Sofa, ſtand ſtill und ſann.

Er will das Mutterwort nicht gleich am erſten Tage brechen! — Recht ſchön. — Es kommen der Tage noch mehrere. — Auch gibt es Leute, denen der erjagte Haſe beſſer ſchmeckt, als der geſchenkte. —´Wollen es darnach einrichten. . . . .

„Na, Junge!“ rief die Bäuerin in entſchiedenem Tone, „ich denk', 's iſt Schlafenszeit!“

Da kehrte ſich der junge Unterviertler um und ſagte: „Mir iſt's recht, Bäuerin. Und morgen — was hab' ich denn zu thun?“

„Der Altknecht wird Dich weiſen,“ beſchied ſie kurz.

Hierauf brannte ſie die zweite Kerze wieder an und öffnete eine Seitenthür. Dieſe führte in eine Stube, die faſt ſo ſchön und bequem eingerichtet war und auch ein ſo hochgeſchichtetes Bett enthielt, als das Zimmer der Bäuerin.

„Die heutige Nacht ſchlaffſt im Zimmer von meinem ſeligen Mann,“ ſagte ſie, „in der Knechteſtuben iſt noch kein Bett gerichtet.“

„Ja, gute Nacht, Bäuerin,“ ſagte Felix und trat in ſein Gemach.

Sie blickte ihn noch einmal an. „Und gib Acht, was Dir die erſte Nacht träumt — 's iſt bedeutſam. Gute Nacht, Freiſchreiter.“

Sie zog die Thüre zu, er war allein in der Stube.

Eine Weile ſtand er völlig unbeweglich da und ſtarrte d'rein.

„Iſt ſeltſam, das!“

Es iſt nicht ſein Dachkämmerlein im Winzerhauſe. Das iſt die Wohnung des Großbauers auf dem weit berühmten Hof, genannt die grüne Länd. Wie oft hatte Felix davon gehört. Im Ländhof dienen, das war eine Ehr'. Im Ländhof werden die Thaler nach Scheffeln gezählt! ging der Spruch. Vor einem Ländhofer wird ſogar der Amtmann höflich. Einen Rinderſchlag gibts im Land: mattbraun, mit kurzen Hörnern und gar feinfleiſchig — er wird die Ländhoferrace geheißen. Der Schullehrer in Zollau hat eine Landkarte, darauf iſt auch die grüne Länd verzeichnet.

Und nun, der Felix, der arme Winzersſohn — er ſtand mitten in der Herrnſtube des Ländhofes, er ſollte im Bette des Großbauers ſchlafen und im Hofe verbleiben und —

— Und —?

Und ſie wollt' ihm über das Soldatenleben hinaushelfen. Und anſtatt ein gemeiner Soldat der Ländhofer ſein . . . . Saperlot! — Na, für heut' legen wir uns ſchlafen.

Flink warf er ſeine Kleider von ſich, löſchte das Licht aus und ſprang in das Bett. Schier einen Hilferuf ließ er fahren, denn er meinte, er verſinke auf der Stelle in den hochgeblähten Polſtern.

Ein ſtiller Gang in kühler Nacht
Hat Manchen ſchon um's Herz gebracht.

Ein feines Bett iſt nicht immer ein gutes Bett. Daheim im Winzerhauſe legte ſich Felix auf's Maisſtroh und ſchlief. Hier nach dieſem vielbewegten Tage ſank er in die Federn und wachte; wälzte ſich hin, wälzte ſich her, zog die weiche Decke über die Achſeln, warf ſie wieder zurück — und wachte.

Wohl wahr, das ſanfte Ruhekiſſen eines guten Gewiſſens lag ihm unter dem Haupte — aber wenn allerlei Gedanken tanzen im Kopf — Gedanken von Macht, von Reichthum — ſo iſt's mit dem Schlafe vorbei. Der Gedanke daran allein ſchon kann das Glück eines ſüßen Schlummers zerſtören.

Zum Ueberfluſſe fing auch das Herz zu ſprechen an; doch hatte es keinen anderen Wunſch, als den: wäre ich lieber daheim! — Wie es nur ſo öde ſein kann in einem ſo großen Hof! — Sonſt hörte er vom Schlafkämmerlein aus das leiſe Rauſchen der Seim, das Schnarchen des Vaters und dann wieder das Wimmern der kleinen Geſchwiſter. Hier Alles ſo ſtill — auch die Stockuhr raſtet, wer weiß, wie lange ſchon. Und nur die Begierden und hochmüthigen Wünſche ſollen ruhlos ſein in dieſem Hauſe?

Faſt unheimlich wurde dem Burſchen. Er richtete ſich im Bette auf und ſah nichts, als die mondhellen Fenſter und hörte nichts, als das Pochen in ſeinen Schläfen. Endlich ſtand er auf, ging an's Fenſter und blickte hinaus in den Baumgarten, auf deſſen Büſchen der Reif des

Mondlichtes lag. Dann ſchlich er in der Stube umher und ſuchte ein Waſſergefäß; ihn dürſtete. Doch fand er keinen Krug, keine Labe. In einem Hauſe mit ſolchem Ueberfluß vergeſſen ſie auf das liebe Waſſer, nicht bedenkend, daß Alles, was der Wein entzündet, nur das Waſſer wieder löſchen kann.

Was blieb ihm übrig, als in den Hof hinabzugehen, wo er bei ſeiner Ankunft den ſprudelnden Brunnen ſah. Leiſe — mit großer Vorſicht, daß er die in der nachbarlichen Stube ruhende Bäuerin nicht wecke — kleidete er ſich an. Als er nun aber das Zimmer verlaſſen wollte, fand er die Thür, die in den Vorgang zu führen ſchien, verſchloſſen. Er verſuchte den Eiſenriegel mit der freien Hand zurückzuſchieben, — nicht möglich, das ſtarre Federſchloß hatte einen Blechmantel über.

Felix machte vor Ueberraſchung einen gedämpften Pfiff, dann murmelte er: „Jetzt hat ſie mich eingeſperrt.“

Er ſuchte lange nach einem Schlüſſel und fand keinen. Rathlos ſtand er da. Der Durſt wäre ſchließlich noch zu verwinden, aber eingeſperrt will er nicht ſein. — Was hat ſie ihn einzuſperren!

Die Fenſter ſind groß genug, um durch dieſelben hinauszuſteigen, haben aber Gitter. Es iſt ja begreiflich, daß ſich der Landhof gegen außen hin abſperrt, doch, die redlichen Bewohner einſchließen? Das iſt keine Rede. — Traut man ihm nicht, dem Unterviertler? Oder will man ihm zeigen, daß er unter Herrſchaft iſt? Seine Herrſchaft iſt der Kaiſer.

Dem Burſchen kam der Trotz. „Weiß noch einen andern Weg in's Freie,“ ſagte er zu ſich, „und ehvor ich mich gefangen halten laſſ' wie ein erhaſchter Vogel —! Wenn nur nicht etwa auch dieſe Thür —“

Er legte die Hand an die Klinke der Thür, durch die er gekommen war. Sie gab nach, — Felix ſtand im Schlafgemache der Ländhoferin. — Der Mond ſchien auf die weißen Linnen ihres Bettes. Sie ruhte in einer anmuthigen Stellung. Nur einen kurzen, aber ſeltſamen Blick warf Felix auf ſie hin, um dann auf Zehenſpitzen der gegenüberliegenden Thür zuzueilen. Dieſe öffnete er mit leichter Müh' und ſchlüpfte in den finſteren Vorgang.

Es dauerte lange, bis er ſich über die Stiege hinabgriff. Das Hausthor war ungeſperrt.

Vor dem Brunnen kniete er hin und trank. Die Nacht war ſo ſchön und mild. Er ſchritt weiter hinaus zwiſchen den Stallungen, hörte hier ein Rind blöcken, dort eine Ziege meckern, oder ein Pferd wiehern, oder einen alten noch wachen Knecht poltern. Vielleicht ſchritt der gute Junge auch an Geheimniſſen vorüber. Ein ſolcher Hof iſt reich an nächtlichen Thaten und Begebenheiten; denn nur die Nacht gehört dem Geſinde für ſein eigen Leben, den Tag hat es zum Dienen. In der Nacht muß manche Magd die Pfaid ihres Freundes ausbeſſern; in der Nacht muß der Knecht die ſchadhaften Schuhe ſeiner Liebſten beſohlen; denn, das Nähen verſteht ſie, und das Schuhflicken er, und ſo iſt auch im Bauernhofe die Theilung der Arbeit eingeführt.

Auf die grüne Länd ſchien derſelbe Mond, wie daheim über die Weinberge — ſo ging Felix zur ſtillen nächtlichen Weile ein wenig ſpazieren. Er wendete um den Hof und ging am Ufer der Seim entlang. Der Fluß war auch hier nicht viel kleiner als im unteren Viertel. — Dieſe Wellen, in welchen der Mond ſchimmert, wann können ſie am Winzerhauſe vorbeifließen? Ja, bishin wird die Sonne ſchon hoch am Himmel ſein und da ſteht vielleicht der kleine Anton am Ufer und wirft Steinchen in das Waſſer. „Warum gehen keine Schiffe auf dir, du liebe Seim?“

Auf dem Rückweg ſchritt Felix durch den Baumgarten. Manch' ſchwarzen Balken, wie ſie auf dem thaunaſſen Boden umherlagen, überſtieg er mit vorſichtigem Fuße, und lachte ſich ſelbſt aus, wenn es ſchließlich kein Balken war, ſondern blos der Schatten eines Baumſtammes. Ueber den Laden der Kugelbahn, die er für einen Schatten gehalten hatte, ſtolperte er. Eine Kugelbahn und daneben in der Rinne die Kugel! beſſer könnte ſich doch gar nichts ſchicken, um die Grillen zu vertreiben. „Wenn's auch Nacht iſt, probiren wir's einmal! Stehen Kegel auf dem Kreuz, ſo werden ſie wohl fallen.“

Mit friſchem Knabenmuth hob er die Kugel, wog ſie in der Hand, ſchupfte ſie kunſtgerecht mehrmals aus der Lage, um ſie ſicher zu faſſen, ſtellte ſich an, ſchwang etliche Male den Arm — auf dem ſchmalen Laden glatt und ſcharf rollte die Kugel hinaus, und in der Laube ſtürzten klingend die Kegel.

In demſelben Augenblicke huſchte eine Geſtalt aus der Kegellaube und wollte abſeits eilen.

„Oho!“ rief Felix munter, „hat ſich ein Schelm verſteckt gehalten?“ Er verfolgte das Weſen und erjagte es.

„Laß' mich weg!“ hauchte die Geſtalt und brach in Schluchzen aus. Er ſah ihr in's Angeſicht; jenes blaſſe Mädchen war's, das bei der Heimkehr der Bäuerin das treuherzige: „Grüß Gott, Mutter!“ gerufen hatte.

„Du Närrle, Du, was iſt Dir denn geſchehen?“ fragte der Burſche theilnehmend. Sie weinte noch mehr, und ihr Beſtreben, aus ſeinem Arm zu entkommen, war fruchtlos.

„Jetzt will ich's juſt wiſſen!“ fuhr er fort, „und jetzt komm' und ſetze Dich da mit mir in die Laube. — Siehſt Du, alle Acht hab' ich getroffen — nur Einer ſteht noch. Und jetzt mußt Du mir's redlich erzählen, was Dir geſchehen iſt.“

„Leicht haſt es ſelber geſehen,“ antwortete ſie leiſe, „gelt, Du biſt ja der junge Unterviertler, den die Mutter mitgebracht hat?“

„Auf's Haar derſelbe.“

„Und gerade Deinetweg — daß ſie es ſo vor einem fremden Menſchen herausgeſchrieen — hat mir's noch zu allermeiſt weh gethan.“

„Ich bin kein fremder Menſch, Dirndl, ich gehör' jetzt auch zum Ländhof. Felix heiß' ich, und wie heißeſt denn Du?“

„Seit mein Vater todt iſt,“ entgegnete das Mädchen, „hat mich kein Menſch noch ſo gutherzig gefragt, was mir weh thut, als Du. Und weil Du die grobe Red' von der Mutter ſchon gehört haſt; und Du Dich doch noch nach mir umſchauſt, ſo vertraue ich Dir. — Ich heiße Conſtanze und bin das Kind vom Hauſe.“

„Von dieſem Hauſe da! vom Ländhof?"

„Das einzige Kind."

„Und die Bäuerin, die iſt gewiß Deine Stiefmutter, Conſtanze?"

„Als meine Mutter geſterben iſt," ſagte das Mädchen, „bin ich ſechs, und als mein Vater die Unterviertlerin geheiratet hat, bin ich ſieben Jahr alt geweſen."

„Ja, dann freilich," verſetzte der Burſche, „eine Stiefmutter iſt des Teufels Unterſutter."

„Das darfſt nicht ſagen," verwies ſie, „die Mutter hat auch ihr Gutes. Ich könnte ſie gewiß recht lieb haben — ich mag keinem Menſchen böſe ſein — aber ſie peinigt mich."

Die letzten Worte wollten faſt erſticken. „Und jetzt," fuhr ſie unter Schluchzen mühſam fort zu ſprechen, „jetzt, da ich vom Krankenbett aufgeſtanden bin, wird es leicht noch ärger."

„Biſt krank geweſen, Conſtanze?" fragte der Burſche in gar mildem Tone und legte ſeine Hand auf ihre Achſel.

„Es hat mich wer in den Keller eingeſperrt," ſagte das Mädchen, „ſie hat mich hinausgeſchickt in's Kellerhaus, daß ich von den Sauerkrautkübeln das Waſſer abſchöpfe. Wie ich damit fertig bin und davon will, iſt die Thür im Schloß. — Wenn Du einmal in den Keller gehſt, ſo wirſt es ſehen, ſelber kann die Thür nicht zufallen. — Gerufen hab' ich, bis mir die Stimm' iſt gebrochen. Kein Menſch hat mich gehört; das Kellerhaus ſteht ja eben beim Schachen. Die ganze Nacht bin ich im Gefängniß geweſen, erſt am Morgen haben ſie mich erlöſt. Die Mutter iſt nach Breitenſchlag gefahren; die Leut' haben gemeint, ich wär' mit ihr. Ganz zufällig haben ſie mich gefunden. — Ja, und da habe ich mich ſo verkältet, daß ich in eine Krankheit gefallen bin."

„Jetzt, wer hat Dich denn eingeſperrt?" rief der Winzer.

„Ja, daſſelb' wollt' ich —" ſie unterbrach ſich und flüſterte: „ich kann gar nichts ſagen."

„Du!" ſagte Felix, „vielleicht ergründ' ich's, wer im Länthofe die Leut' einſperrt. — Und jetzt, Conſtanze, biſt wohl wieder brav geſund?"

„Wie vor etlichen Tagen die Mutter in's Weinland gefahren iſt," erzählte das Mädchen, „da bin ich noch im Bette gelegen und der Arzt hat geſagt, es wäre die Gefahr noch nicht vorbei. Iſt darauf aber ſchleunig beſſer geworden; und jetzt, wie die Mutter heimkommt — denk' ich mir — da will ich ihr eine Freud' machen, und daß ſie gleich ſieht, ich bin ſchon wohlauf, laufe ich ihr entgegen. — Wie groß ihre Freude über mein Geſundwerden geweſen iſt, haſt Du ſelber geſehen."

„Thät man ihr's anſehen?" entgegnete Felix nach einem Weilchen, „gewiß nicht. — So möcht' ich doch wiſſen, Conſtanze, was hat ſie denn gegen Dich?"

Das Mädchen neigte traurig das Haupt.

„Und von Dir iſt's auch nicht recht," ſagte der Burſche, „daß Du, kaum erſt aus dem Krankenbett, jetzt in der kühlen Nacht da auf der Kugelbahn hockeſt!"

Felix ſelber war überraſcht, daß er jetzt ſo geſcheidt geſprochen hatte. Sein Vater und ſeine Mutter zuſammen konnten kaum vernünftiger reden, als er es heute vor dieſem Mädchen that. Und dabei fühlte er ſich ſo geſetzt und bereit zum Beiſtand, er hatte ſelbſt nicht gewußt, daß er ſo ſein konnte.

„Das iſt freilich wahr,“ entgegnete Conſtanze auf obigen Vorwurf, „aber ich hab' mir nicht zu helfen gewußt, 's iſt mir ſo um's Weinen geweſen, und da habe ich mich aus der Mägdekammer davon gemacht. In der Kammer ſpotten ſie mich aus, wenn ich traurig bin. Sie haben es beſſer, als ich; ſie können davongehen, wenn das Jahr aus iſt, ich muß bleiben.“

„Ruck mir recht glatt an mich, daß Dir nicht kalt wird,“ ſagte der Burſche. — „Aber die Bäuerin! So möcht' ich doch wiſſen, was ſie gegen Dich hat!“ — Völlig aufbrauſte er.

Conſtanze ſchwieg. Sie hätte gerne geſprochen, ihr ganzes ſchweres Herz ausgeſprochen vor dieſem guten Menſchen. Aber die Klugheit gebot ihr Zurückhaltung; bislang wußte ſie doch nicht, wer er eigentlich war, und in welchem Verhältniſſe er zur Bäuerin ſtand.

„Jetzt muß ich wohl ins Haus,“ flüſterte ſie und machte ſich allmälig los von ſeinen Armen, die ſich — ſie wußte nicht wie — umgarnt hatten.

Felix hatte nicht mehr Luſt weiterzukegeln. Er ging mit dem Mädchen bis zum Hauſe. Am Thore, wo ſie ſich trennten, gab er ihr das Wort: „Wenn ich eine Zeit lang im Ländhof verbleibe, Conſtanze, an mir ſollſt einen guten Freund haben.“

Dann ſchlich er die Stiege hinan, den Vorgang entlang, drückte alle möglichen Thürklinken nieder, bis endlich eine nachgab.

Unabwendbar durch das Gemach der Bäuerin ging ſein Weg; behend huſchte er an aller Anmuth vorbei und in ſeine Stube.

Er mußte ſich geſtehen, die Ländhoferin war ihm nun nicht mehr ganz gleichgiltig.

Bald ſchnarchte er in ſeinen Federn — und ſie? Sie ſeufzte im Traume.

Du ſitzeſt auf weichem Loden,
Der Hof iſt dir bereit;
Du ſpringeſt auf harten Boden,
O Junge, du biſt nicht geſcheidt.

Am nächſten Morgen ſprach die Bäuerin zum Altknecht: „Jetzt will ich Dir Eins ſagen, wenn ich Dir nicht zwei ſag'.“

„Ja,“ antwortete der Knecht.

„Der Bub', den ich vom Unterviertel mitgebracht hab', iſt ein Geſchwiſterkind von mir. Der wird dableiben, und wenn er ſich heut' die Wirthſchaft anſehen will, ſo geh' ihm zu Handen. — Jetzt weißt es, und jetzt rühr' Dich wieder vom Fleck, Du alter Scherben.“

Der Knecht aber blieb vor ihr noch ſtehen, pfuſterte mit der Naſe und ſagte dann mit ganz gutmüthiger Stimme die Worte:

„Bäuerin, zu Neujahr hab' ich geſagt, wenn ich mir die Grobheiten gefallen laſſen muß, die ſeit des Bauers Tod im Hof herumfliegen, wie die Gelſen, ſo verlang' ich um zehn Gulden mehr Jahrlohn. Heut' ſag' ich, um zehn Gulden thu' ich's nicht, und die Bäuerin ſoll ſich für nächſt Jahr um einen andern Altknecht ſchauen.“

Dann ging er langſam davon und war ſchier um ein paar Zoll länger als ſonſt.

Die Ländhoferin war nicht einmal erboſt. Sie dachte an einen jungen Altknecht.

Felix ging am ſelbigen Tag zu ſeiner eigenen Ueberraſchung auf der grünen Länd' um, wie der Gutsherr ſelber. Die Arbeiter grüßten ihn höflich, munkelten aber allerlei Ungereimtes, ſobald er wieder davon war.

Er ging in den Wald, ſah dem Baumfällen, Brennholzbereiten und Streuſammeln zu. Er ging auf die Wieſen, wo Herbſtmahd war; er ging auf die Felder, in die Gärten, wo die Spätfrüchte eingethan wurden. Er ließ ſich über den Fluß führen, um die jenſeitigen Flachsarbeiten zu ſehen. Dort wurde der auf freier Au gebleichte Flachs gehoben und in Büſcheln zuſammengebunden.

Felix verſtand von Allem nichts — er verſtand nur, wie man die Reben zieht und die Trauben preßt. Eine Magd aber war doch ſo dienſtbar, ihn zu fragen: „Bauer, wird der Haar (Flachs) auch heuer wieder mit Strohbändern gebunden?“

„Ja freilich,“ gab der Winzersſohn zur Antwort; er ſah nicht ein, warum gerade heuer die Regel unterbrochen werden ſollte.

Das Mißliche war, daß — wenn man ihn ſo hoch hielt — er den Würdevollen ſpielen mußte und nicht in ſeiner kecken, luſtigen Weiſe jauchzen und ſingen durfte. Er ließ es gar ſo hart. Die Luſtigkeit ſteckte in ſeinem Blut, wie der Wein in der Traube. — Aber wenn es ſchon iſt oder werden wird, wie es ausſieht, ſo —

Kurz, der Ländhofer muß ein geſetzter, ernſthafter Mann ſein. Beim hellen Tag ſah ja Alles anders aus, als in der Nacht — wer wollt' nicht Großbauer ſein!

Als Felix von ſeinen Beſichtigungsgängen in den Hof zurückkehrte, harrte ſeiner der Schneider. Für den jungen Mann ein neuer Anzug war beſtellt. Die Bäuerin ſtand dabei und leitete das Beginnen, als der Meiſter das Maß nahm. Das Maß um den Oberkörper des Burſchen, die Breite der Bruſt, der Achſeln, die Länge der Arme; dann die Weite der Hüfte, die Höhe, vom Stiefelabſatz bis zur erſten Rippe und die Höhe der Schenkel.

„Iſt mir nicht bald Einer vorgekommen, ſo bildſauber gewachſen, als der da!“ murmelte der Schneider in den Maßfaden hinein, den er zwiſchen die Zähne genommen hatte. Die ſchönheitsſinnige Ländhoferin nicht minder freute ſich der Wohlgeſtalt.

Am Nachmittage nahm die Bäuerin den jungen Günſtling in die Vorrathskammern mit. Korn und Obſt, Gemüſe und Fleiſch, Speck und Fett in unerhörter Fülle. Der Sohn des armen Winzers that den Mund auf — aber nicht vor Hunger heute, ſondern vor Staunen. Die Bäuerin hielt ihn feſt am Arm und zerrte ihn weiter und jener Kammer zu, wo rieſige Ballen von Flachs und Leinwand, Wolle und Lodentuch aufgeſchichtet waren.

„Da ſuch' Dir einmal Eins aus,“ ſagte die Ländhoferin, „'s iſt lauter Winterſtoff; ich denk', Du nimmſt dunkelgrau, das wird mit grün fein ausgeſchlagen und ſteht gut! — Ei, ſetzen wir uns, da können wir's bequemer überlegen.“

Sie ſetzten ſich auf ein braunes Lodenbündel.

„Nun,“ fragte ſie hierauf lächelnd, „Felix, was ſagſt Du zum Ländhof?“

„Da kann man gar nichts ſagen, als: Den möcht’ ich haben,“ verſetzte der Burſche.

Die Bäuerin wartete eine Weile auf ein weiteres Wort, aber Felix befühlte das grobe Schafwollentuch, wie dick es ſei und wie weich und dachte: Das wär’ mir ſchon recht für den Winter.

„Mit dem Ländhofe wärſt zufrieden?“ fragte die Bäuerin lauernd.

„Wollt’ ſchier mit ihm zufrieden ſein.“

„Und — die Ländhoferin, meinſt, wär’ nicht vonnöthen?“

„Gehört freilich auch dazu,“ verſetzte der Burſche und zupfte am Lodentuch.

Dann ſchwiegen ſie Beide — ſchwiegen ſo lange, daß ſich ein Mäuschen verſucht fand, aus ſeinem Verſteck zu lugen. Haſtig ſchreckte das Thierchen zurück, denn es hatte plötzlich die glühenden Augen des Weibes geſehen.

„Felix,“ ſagte nun die Ländhoferin unter einem ſeltſam ſchweren Athem, „Felix — Felix, weißt Du, daß ich Dich unbändig gern hab’?“

Der Unterviertler ſah ſie an mit großem, klarem Auge. Ohne ein Lächeln und ohne ein Erröthen ſah er ihr in’s Antlitz und — ſchwieg.

Da haſchte ſie nach ſeinen Händen, zog dieſelben haſtig an ſich: „Herzensbub! Du biſt mir angethan, und bei meiner Seel’, ich mach’ Dich zum Ländhofer! Du lieber Bub, Du Herzensbub!“

Beide Arme ſchlang ſie um ſeinen Nacken, mit heißer Leidenſchaft küßte ſie ſeine Stirne, ſeine Locken, ſeine Augen, ſeinen Mund.

Er ließ es geſchehen, bis ſie vor Liebkoſung wie erſchöpft war. Dann zog er ſein rothes Sacktuch hervor und wiſchte ſich damit das Angeſicht ab. Sie meinte, es wäre ihm ſo heiß.

Wieder ein Weilchen verſtrich.

„So rede auch Du was!“ rief plötzlich die Bäuerin faſt zu laut, „Du ſitzeſt da wie ein hölzerner Heiliger, gerade, daß Du noch keinen Schein haſt. Weißt nicht, daß ich Dich um was gefragt hab'?“

„Gefragt hat mich die Bäuerin um was?“ entgegnete verwundert der junge Unterviertler.

„Magſt denn nicht Ländhofer ſein?“

„Wohl, wohl,“ ſagte er, „wenns Euer Ernſt iſt, Bäuerin.“

„So ſag' doch Du zu mir, Du langweiliger Menſch. Ja, und muß ich Dich denn geradeaus fragen, Felix: magſt mich?“

„Ei — wohl, wohl, Bäuerin,“ entgegnete der Burſche zerſtreut, „aber, ſchau doch, wie ſie ſich plagen muß.“

Er blickte durch das nahe Fenſter hinab in den Hof, wo Conſtanze bei einem Obſtwagen bemüht war, einen vollen Apfelſack abzuladen. Die Kraftanſtrengung des Mädchens ſchien vergeblich. Da ſprang Felix vom Lodenballen auf, ſchrie: „Wart', ich helf' Dir!“ ſchwang ſich zum Fenſter hinaus und ſprang auf die Erde hinab. Mit einem kräftigen Ruck warf er den Sack auf ſeine Schulter: „Wohin damit?“

Conſtanze ging voraus auf die Obſtſchütte; Felix folgte ihr mit den Aepfeln.

Und die Bäuerin in der dunkeln Kammer ſchleuderte wüthend die Wollen- und Leinwandbündeln durcheinander.

Und dem Mäuschen war beklommen in ſeinem Neſte.

Herrſchaft — Knechtſchaft!

Mit in die Seiten geſpreizten Armen ſtand die Ländhoferin vor Conſtanze: „Dirn', es iſt aus der Weis mit Dir, Du gehſt vom Hof!“

„Warum ſoll ich denn vom Hof gehen, Mutter?“ hauchte das Mädchen, die Bäuerin traurig anblickend.

„Weißt Dich nicht ſchuldig? Natürlich nicht,“ höhnte die Herrin, „biſt allerweil die brave, fromme, folgſame Dirn', Du. — Schau, wie Du Dich verſtellen kannſt, Du Schlange! Heimtückiſch biſt! Stifteſt die Leut' auf! Der Altknecht geht! Weißt es ſchon, daß er geht? Deinetweg' geht er! Den Anderen iſt die Koſt zu ſchlecht. Biſt leicht Du die Erſt', die ihnen in die Ohren pfeift, früherer Zeit wär' ſie beſſer geweſen. Beim Tiſch flink und bei der Arbeit faul, das iſt Dein Gaul! Und andere Leut' ziehſt damit von ihren Geſchäften und Pflichten weg!“

„Ich, Mutter?“ wagte Conſtanze einzuwenden.

„Wer denn ſtazt (ſtolzirt) leer voraus, wie eine Prinzeſſin und läßt ſich die etlichen Aepfel nach in den Schüttboden tragen? — Und nachher noch ein Wörtel, meine Gnädige?“ Die Bäuerin that einen Schritt vor und ſtemmte die Arme noch feſter in die Seiten: „Wer ſtiehlt ſich denn des Nachts aus dem Hauſe und läßt den Dieben das Thor offen und ſtreicht in den Büſchen um und macht Zuſammverlaß mit lüderlichen Lottern —?“

„Mutter!“ ſchrie Conſtanze auf.

„Läugnen willſt!“ rief die Bäuerin, „biſt geſehen worden, Du Saubere, mit dem Liebſten in der Kugelbahnlauben. Möcht' ihn nicht gern kennen, den Lumpen!“

Der Felix, der zufällig des Weges gekommen — es war in der Hausflur — und ein wenig abſeits ſtehen geblieben war, um nicht durch ſein Erſcheinen die Verlegenheit des Mädchens noch zu ſteigern, trat jetzt, da der „Lump“ aufmarſchirt kam, vor und ſagte: „Bäuerin, da red' ich auch was mit.“

„Du!? — weißt was? geht Dir heut' einmal der Mund auf?“

„Auf der Kugelbahn — Unrechtes iſt nichts geſchehen.“

„Wer kann's denn ſagen? biſt etwan dabeigeſtanden, Felix?“

„Freilich, Bäuerin,“ lachte der Burſche, „ich bin ja der Lump ſelber geweſen! — Na, Bäuerin, meinetweg' macht's nichts. Mag nur über die Conſtanze nichts aufkommen laſſen.“

„Was kümmert denn Dich die Dirn'?“ fuhr ihn die Ländheſerin an, „Du ſei ſtill! — Und die Dirn' geht!“

Conſtanze ſchlich weinend davon. Felix ging ſeiner Wege. Er ging dem Schachen zu und ſang ein Vierzeiliges:

„Schatzerl klein,
Mußt nit traurig ſein,
Eh' das Jahr vergeht
Biſt Du mein.

Eh' das Jahr vergeht
Grünt der Rosmarin,
Sagt der Pfarrer laut:
Nehmt's Euch hin

Grünt der Rosmarin,
Grünt der Myrtenſtrauß,
Und der Nagerlſtock
Blüht im Haus!"

Und bald darauf Folgendes:

„I hab' a liab' Dirndl,
Juſt reich is 's nit;
Was brauch' i a Reiche?
's Geld half' i nit.

's Geld half' i nit,
'is mir all's z' kalt;
Will i Eine, nimm i Eine
Die mir g'fallt!"

Und lebendig, alllebendig war's in ihm. Es war ihm heiß — und doch war der Sommer ſchon vorbei; es war ihm kalt — und doch der Winter noch nicht da. Wo kommt das Fieber her?

Jetzt wußte er's gewiß, der Unterviertler, die Ländhoferin war ihm nicht gleichgiltig. Sein Puls ging raſcher, wenn er an ſie dachte. Er haßte ſie. — Und ſie will ihn in die Schürze fangen wie einen jungen Gimpel, der aus dem Neſt gefallen iſt?

„Oho, vornehme Ländhofbäuerin," trillerte er vor ſich hin, „ſo gut ſoll's Dir nicht gehen — Dir ſchon lange nicht. Du haſt einen großen Hof, aber ich bin dafür nicht feil. Deinen Hof, den mag ich nicht — mag ihn nicht. Und bei Dir bleib' ich nicht. Mit der Conſtanz' geh' ich weg und die laß' ich nicht."

Der Schneidermeiſter trippelte des Weges: „Je, ſchönen Tag, Bauer, morgen bring' ich Hoſen und Rock."

„Brauch' ſie nicht!" ſagte Felix trotzig und ſchritt weiter und pfiff und ſang und brummte, und lachte laut mit ſich ſelber.

Das Lachen verging ihm bald.

Vom Walde heran ſchleppten zwei Landwächter einen gefeſſelten Bauernburſchen. Dieſer wehrte ſich nach allen Kräften, ſtemmte ſich, ſtieß und biß — und er war ſchon über und über blutig geſchlagen.

Na, mit Verlaub ſchön, der hat ſicher wen umgebracht?" fragte Felix einen am Feldraine ſtehenden Knecht.

„Bei Leib' nicht," antwortete dieſer, „umbringen thut der Keinen, das weiß ich. Ich kenn' ihn. Ein Soldatenflüchtling iſt es, hat ſeinen Vater und Mutter daheim und leicht auch ſein Mädel nicht vergeſſen mögen; iſt dem Regiment durchgegangen. Nun, jetzt haben ihn die Sakra wieder in den Krallen. Iſt verteufelt, ſo was! Dem geht's nicht gut, der muß gaſſenlaufen. Wird geſchlagen, wie ein Hund. Dem hängt übermorgen das Fleiſch vom Rücken. — Iſt verteufelt, ſo was!"

Kein Wörtel ſagte Felix. Er blickte noch lange der widerlichen Gruppe nach, dann ſchritt er weiter und hatte ſchwere Gedanken.

Winzersſohn, ſo wie dieſem kann's Dir auch ergehen. Bleibſt mit der Bäuerin nicht gut Freund, ſo biſt auf's

Jahr um dieſe Zeit beim Soldatenleben, biſt im fremden Land, mußt Dich mißhandeln laſſen von harten Menſchen. Soll't ein Ehrendienſt ſein, der Soldatendienſt; wollteſt Dich davor ja nicht fürchten. Das liebe Heimatsland muß ſeine Wächter haben — aber 's iſt ein Hundedienſt. — Und Vater und Mutter daheim! Und thät Dir gar der Gedanke an's arme, verlaſſene Mägdlein kommen! — Felix, ſo wie dieſem kann's Dir auch gehen.

„Meinetweg' geht's wie's will!" rief der Burſche laut, „die Ländhoferin mag ich nicht."

Mag ich nicht! ſtimmte der Wald bei. Und zum Trotze einen hellen Juchſchrei ſtieß Felix aus. Der Juchſchrei gellte hin über die grüne Länd, hin über die blinkenden Dächer des Hofes und über die Seim.

Wie wollt' ich gern ein Lied Euch ſingen
Von holder Minne ſüßen Dingen.

Hinter dem Hofe, wo die weißen Steine lagen und die weißen Birken ſtanden, war die Schaftränke. Conſtanze ſaß auf dem Kopf des Waſſertroges und ſprach in menſchlichen Worten zu den Lämmern.

Nicht in allen Fällen iſt es Einfalt, wenn der Menſch menſchlich mit den Thieren redet. Dichter thun es in ihrer Art ja auch ſo gerne, ſchwätzen mit den Vögeln, den Schäflein, den Schmetterlingen, ja ſelbſt mit den Blumen, Steinen, Wolken und allem Erdenklichen. Jäger unterhalten ſich mit ihren Hunden; alte, oft ſehr geiſtreiche Jungfrauen mit ihren Katzen. — Ah, haſt angebiſſen, Kerlchen! ruft ſelbſt der Angler der gefangenen Forelle zu, und er muß es doch wiſſen, daß ſie ſtocktaub iſt.

Um wie viel erklärlicher iſt es, wenn ein armes, einſames Menſchenkind ſeine Zuflucht nimmt zu irgend einem Weſen, das ihm nie etwas Böſes zugefügt hat, das ihm — wenn auch durch kein Menſchenauge — treuherzig anblickt zu jeder Stunde — recht ergeben und recht vertrauend! Was Wunder, wenn das von ſeinem Geſchlechte verlaſſene Menſchenkind, das mittheilſame, ſein volles Herz aufthut und ſich ausſpricht, ausweint vor dem guten Thiere, das ſo theilnehmend, ſo verſtändnißvoll zuzuhören ſcheint und gerade dadurch richtig das zu geben im Stande iſt, was der Menſch ſucht: Erleichterung und Troſt.

Und wie viele Lebenslagen gibt es nicht, in welchen das vernunftarme Thier uns gerade ſo weſentlich zu tröſten weiß, als der vernunftſtolze Menſch.

Und erſt, wenn man keinen Freund zu haben glaubt unter dem „gottbegnadeten Geſchlechte“ — dann wendet man ſich nicht allzu ſelten an den treuen Hund, an die geſchmeidige Katze, an das gute Schaf.

Conſtanze ſaß am Troge, hielt ein fünf Wochen altes, ſchwarzes Lämmchen auf dem Schoß und ſagte zu dieſem: „Heut' und morgen kann ich dich noch lieb haben — heut' und morgen noch.“ Sie küßte das Thier auf das Schnäuzchen. „Uebermorgen geh' ich davon. — Es ſchmerzt mich hart, daß ich vom Heimatshaus muß fort. Aber denk' dir ſelber, was hilft mir das Heimatshaus, wenn keine Mutter und kein Vater darin iſt, und kein Bruder und keine Schweſter. — Die Obermagd gibt mir den Rath, ich ſollt' ſtreiten um meine Sach'. Das mag ich nicht. Ehvor ich ſtreit', eh' laß' ich Alles. Gut und Geld macht nicht glücklich. Wie geht's mit dir? Du haſt keinen Groſchen und wirſt dein Lebtag keinen kriegen; Du haſt kein eigen Dach, und wächſt dir eine Wolle, wirſt es ſehen, ſo ſcheeren ſie dir die Leute ab. Und ſchau, ich hab' noch Keines ſo luſtig und froh herumhüpfen geſehen auf der grünen Länd, als gerade dich. Das will ich mir fort bedenken und ſo wie du recht zufrieden ſein. Das Wünſchen hab' ich ehjelb verlernt auf dem Ländhof und bin ſchon froh, wenn mich die Leut' nicht ſpotten und ſchmähen. — Dich möcht' ich wohl gern' mitnehmen, mein feines, gutes Lämmchen.“ Wieder küßte ſie das traute Thier, und dieſes leckte ihre zarten, roſig angehauchten Lippen. — „Dich, Lämmlein und den jungen Buben auch; der iſt gar lieb mit mir und kennt mich doch erſt ſeit ein paar Tagen. Ja du, den hab' ich gern — wollt' ihn halſen wie dich.“ Und zärtlich ſchmiegte ſie den Kopf des Lämmchens an ihre erglühenden Wangen und herzte es und küßte es mit ſolcher Haſt, daß ihr die Locken über die Stirne glitten und ſie den Mann nicht ſah, der ganz nahe am Brunnentroge ſtand.

Schon drei- oder viermal während der wenigen Tage auf der grünen Länd iſt unſer Felix ganz verdächtig genau zu rechter Zeit am Platz geſtanden. Es könnte das uns, ſeine Freunde, gewiſſermaßen in Verlegenheit ſetzen. Aber die Bäuerin hatte dem Burſchen doch förmlich aufgetragen, er ſolle fleißig Umſchau halten in allen Weiten und Winkeln des Hofes und unter den Leuten, daß er die Dinge und

Zuſtände baldigſt kennen lerne. Und ſo war Felix denn thatſächlich in allen Weiten und Winkeln der grünen Länd, und ſo war er auch hinter dem Hofe, wo die weißen Steine lagen und die weißen Birken ſtanden und wo das Mädchen am Troge das ſchwarze Lämmchen koſte.

Er hatte auch die letzten Worte vom „jungen Buben“ gehört. Nicht weiter überlegte er — über ihre Achſel neigte er ſachte ſein Lockenhaupt vor, und Conſtanze ſchmiegte und koſte und herzte — und jählings, aber zu ſpät wurde ſie gewahr, es war nicht mehr das Lämmlein allein, das ſie geherzt — es war auch der ſchöne, lächelnde Kopf des „jungen Buben“ dabei geweſen.

Sofort wollte ſie ſich in den Waſſertrog ſtürzen, aber Felix hielt ſie feſt umſchlungen und ſagte: „Conſtanze, jetzt iſt alle Rederei nicht mehr vonnöthen, wir haben uns gern und wir gehören zuſammen.“

Es brauchte aber Zeit, bis ſie ſich von ihrem Schreck erholt hatte. Es war gut, daß die Schaftränke ſo dicht mit Erlen und Birken umgeben war, ein ſolch' holdſames Plätzchen muß wohl geſchützt ſein gegen die böſen Augen des Hofes.

Schließlich — das Lämmchen war längſt aus dem Arm geſprungen — ließ Conſtanze es gelten: ſie hätten ſich gern und gehörten zuſammen.

„Und jetzt merk' wohl, Mädel!“ ſprach Felix mit Nachdruck, „jetzt wird Dir im Hof kein ungeſchaffen Wörtel mehr geſagt, oder die Leut' kriegen es mit mir zu thun! Auch die Bäuerin ſchreckt mich nicht! — Ich möcht' nur wiſſen, was ſie gegen Dich hat!“

„Das kann ich Dir jetzt wohl ſagen, Felix," verſetzte ſie. „Da hab' ich eine Schrift, die iſt an Allem Schuld."

„Das muß ein hölliſcher Wiſch ſein!" rief der Burſche, „verbrennſt ihn denn nicht?"

„Ja," entgegnete Conſtanze, „gottswahrhaftig, das thät ich am liebſten. Aber das Papier hat mein Vormund, und mein Vormund iſt in Breitenſchlag drüben."

„Jetzt möcht' ich doch beim Himmelherrgottskreuz wiſſen, was auf dem Papier Sauberes ſteht!"

„Es iſt das Teſtament von meinem ſeligen Vater," ſprach das Mädchen traurig, „mein Vormund hat es mir einmal vorleſen wollen; ich kann's nicht hören, s' thut mir mein Herz weh, denk' ich an den guten, armen Vater."

An Felix's Bruſt brach ſie in ein krampfiges Schluchzen aus.

„Conſtanze, mein lieb' Dirndl," verſetzte der junge Mann mit mildeſter Stimme, „Du biſt allzu weichherzig. Schau, das ſoll man nicht ſein auf der Welt."

„Den Vater hat ſie ſo hart behandelt, auf dem Todbette noch. s 'iſt nicht zu ſagen, was er neben ihr hat leiden müſſen."

„„Kann mir's jetzt wohl denken," entgegnete Felix, „aber ſchau, Conſtanze, ſo weinen mußt nicht. Wenn Eins da auch noch einmal leiden wollt', was Andere ſchon gelitten haben — Dirndl, wohin thät Eins da kommen! — Feſt auf die Füß' ſtellen muß man ſich und der Welt die Zähn' zeigen! — Mußt mit dem Vormund reden, Conſtanze."

„Das will ich thun; in der Sonntagsfrüh will ich nach Breitenſchlag hinübergehen."

„Warum erſt in der Sonntagsfrüh, warum nicht morgen?"

„Ja, der Vormund iſt Waldmeiſter und Werktags ſelten daheim. Und morgen möcht' ich noch den Flachs einbringen helfen."

„Daß ſie Dich vom Haus jagen kann, ſteht gewiß nicht im Teſtament!" ſagte der Unterviertler.

„Ganz was Anderes ſoll darin zu leſen ſein, wie mir der Vormund zu verſtehen gegeben hat," entgegnete das Märchen, „was auch der Will', es bleibt eine böſe Sach', weil ſoviel Unfried' daraus wird. — Nur den lieben Frieden wünſch' ich mir, und ein wenig gern haben ſollten mich die braveren Leut' — ſonſt brauch' ich nichts."

„Gernhaben," ſagte hierauf der Winzersſohn in friſcher Schalkheit, „gern haben, Conſtanze, will ich Dich ſchon jakriſch; doch ob ich Dich immer in Fried' laß', das kann ich Dir nicht verſprechen."

Hierauf wollte das Mädchen ſein Lämmlein wieder, da dieſes aber nicht mehr zu erwiſchen war, ſo mußte es ſich beſcheiden und den Burſchen koſen.

Um Bräutigam und Haus Spielt ſie die letzten Karten aus.

Das Bett in den Knechteſtuben war immer noch nicht fertig. Felix ſchlief immer noch im Zimmer des ſeligen Ländhofers.

Heute am Samſtagsmorgen klopfte der Winzersſohn höflich an die Thür der Bäuerin.

„Na freilich, die läppiſchen Geſchichten wirſt auch noch treiben,“ rief die Ländhoferin von innen, „weißt ja, daß es aufgeht, ſei nur kein ſolcher Blödling.“

Drückte der Burſche keck an und ſtand in der Stube. Die Bäuerin ſaß auf ihrem Bette und war mit dem Ankleiden nur zum geringen Theil erſt fertig.

„Thut nichts,“ ſagte ſie in ihrer Leutſeligkeit, „wird nicht ſo heikel ſein — 's ſelb' denk' ich.“

Felix blieb in einer dem Knechte anſtändigen Entfernung ſtehen und ſprach: „Hätt' mit der Bäuerin nur ein klein Wörtel zu reden.“

„Was hätteſt?“ fragte ſie, obwohl ſie die Worte recht gut verſtanden hatte, „wenn Du's nur ſo in den Bart hineinmurmeln willſt — haſt gar keinen — ſo mußt näher kommen.“

Er trat einen Schritt näher und ſprach um einen Ton beiläufig höher: „Bäuerin, ich hab' keinen Leihkauf (Angeld) auf einen Dienſt im Ländhof angenommen, hab' auch noch nichts gearbeitet und könnt' mich leicht nicht ſchicken in die große Wirthſchaft. Bäuerin, ich möcht' wieder weggehen.“

Auf die Mittheilung befliß ſich die Ländhoferin, eine ſehr gleichgiltige Miene zu machen, die ihr annähernd auch gelang, und dann entgegnete ſie: „So, weggehen willſt wieder? Iſt auch recht. Ich häng' Niemanden an, und wer ſich's anderswo beſſer zu machen weiß, als er's auf dem Ländhof hat, dem ſteht die Hausthür gern offen.“ Mittlerweile jedoch wurde der innere Sturm ſo mächtig, daß ſie folgendermaßen ausbrach: „Iſt das der Dank, Du

Hungerleiderbub, der Dank dafür, daß man's Dir ſo gut meinen wollt'? — Ich denk' mir's wohl, Du Strommer, mit der lüderlichen Dirn willſt fort!"

„Dasſelb' iſt fehlgerathen, Ländhoferin," verſetzte Felix gelaſſen, „mit der lüderlichen Dirn' nicht, die kenn' ich nicht; aber — daß ich's recht ſag', mit der Conſtanze will ich morgen nach Breitenſchlag hinüber."

Jetzt war's offen. Die Ländhoferin taſtete mit einer Hand nach der Bettwand; ſie empfand einen plötzlichen Schwindel, ſie meinte, es treffe ſie der Schlag. Doch ſammelte ſie ſich bald wieder inſoweit, daß ſie den Rock überwerfen und aus dem Bette ſpringen konnte.

Da war Felix ſchon davon.

Die Ländhoferin trank viel kaltes Waſſer an demſelbigen Morgen. Drei Brände hatte ſie zu dämpfen: Die Liebe, den Haß und die Eiferſucht.

Gegen Mittag hin wurde ſie der Ueberlegung fähig. — Er will mit der Dirn' fort? — Nimmermehr. — Wer kann ihn halten? — Niemand. — Aber die Dirn' bleibt im Hauſe. — Na, ſo herumlungern das leichtfertige Volk, das wär' das Rechte! — dagegen iſt noch ein Herr da. Man iſt verantwortlich für die Dirn. Unter die Zuchtruthe gehört ſie. Sie bleibt im Hauſe. — Dann wird auch er bleiben. — Er muß weg von dieſer Schlange. Sie müſſen auseinandergebracht werden. Er muß fort! —

Er fort? Ein heißer Stich im Herzen der Bäuerin.

„Nein!" ſagte ſie, „ſo weit iſt's nicht gekommen. Er kann nicht vernarrt ſein in dieſes blöde Schulmädchen — vor mir, mir, dem mannbaren Weibe —" Sie blickte in den Spiegel. Wie vortheilhaft ſah ſie aus im Vergleiche zu dieſem „ödweiligen, bleichſüchtigen Geſchöpfe!“ — Und war ſie nicht die Hausfrau, die Befreierin aus dem Soldatenjoch — hatte ſie nicht gleichſam eine Krone zu vergeben? — Der Burſche iſt ſchlauer, als er ausſehen mag; er will ſie, die Bäuerin verſuchen, auf daß er raſcher zum Ziele komme. — Gut. Wenns ſchon anders nicht mit ihm zu ſchaffen iſt — zu Martini ſoll die Hochzeit ſein. — Die Froſchreiterleut' im Unterviertel, das ſind arme Schlucker, denen ſchickt ſie für Allerheiligen einen Wagen mit Lebensmitteln. Und ausgemacht wird's heute Abend noch — dann iſt er feſtgebunden und die Dirn' muß doch fort. Sie iſt die Unheilſtifterin im Hof — um Haus und Bräutigam geht der Streit. Dieſe unſelige Kreatur — weit muß ſie weg — auf immer muß ſie fort, und das heute beſſer, wie morgen! —

An dieſem Samſtage wurde der vor Kurzem am jenſeitigen Ufer der Seim aus der Bleiche gehobene Flachs eingeheimſt. Der Strang der Ueberfuhr ächzte, der Endring des Seiles rollte hin und her und die Plätte — eine ſchwimmende Holzbrücke — glitt über das Waſſer bis ans andere Ufer und ſtets mit voller Flachsladung wieder zurück. Die Arbeitsleute waren in guter Laune, beim Flachs gibt es ein luſtiges Hantiren — jetzt kommt er in den Dörrofen und nach wenigen Tagen iſt das Brecheln. Das Brecheln iſt ein Hochfeſt für den Hof. Da muß ſie gerngebig ſein, die Bäuerin, ſonſt fährt ihr Name ſchlecht von Mund zu Mund in der ganzen Gemeinde um. Und der hübſche Unterviertler, da wird er wohl auch beim Tanzen mitthun, wird gewiß recht fein tanzen — ſo manches Mägdlein im Hofe denkt daran.

Auch die Bäuerin denkt an das Brechelfeſt. Da wird ſie das erſte Mal mit Felix in den Reigen treten, und das ſoll die große, öffentliche Kundgebung ſein: Die Ländhoferin heiratet den jungen Unterviertler!

Nur Acht haben, daß der Flachs trocken unter Dach kommt! — Es will — ſcheint es — grob' Wetter werden. Im Gebirg' d'rin hatt's tagelang ſchon geſtürmt und geregnet, das merkt man am Waſſer. Wird auch auf der Länd nicht lange warten laſſen, der Himmel ſticht in's Bleigraue. Windſtöße rütteln an den Bäumen und die gelben Blätter flattern zu Hunderten hin über den Hof, über die Wieſen und über den Fluß. Das ſind die Schwalben des Spätherbſtes.

Felix ging in den Wirthſchaftsgebäuden um und war heiter. Heute war er noch der junge Herr auf dem großen Hof; heute konnte er noch — die Hände am Rücken — ſpazieren, in die Vorrathskammern und in die Keller gehen und mit den Leuten ſchaffen. Und er ſchaffte wirklich mit ihnen und ordnete an, wie man dies und das zu machen habe. Er wußte es gut genug, daß er von den Dingen bislang noch nichts verſtehen konnte, aber die Leute thaten nach ſeinen Worten — das war ihre Schuld und dem Burſchen machte es Spaß.

Die Bäuerin kam an ihm vorbei. Er grüßte ſie beſonders friſch und artig. Sie lächelte, klopfte ihm auf die Achſel: „Biſt ja geſcheidt, Felix!“ und eilte davon.

Sie hatte ein großes Küchenmeſſer in der Hand und ging damit dem Krautgarten zu, um den Kohlbeeten die letzten Köpfe abzuſchlagen.

Hinter dem Gebäude begegnete ihr Conſtanze, welche, als die einzige zu dieſer Arbeit, emſig beſchäftigt war, die letzte Ladung Flachs von der Plätte in die Dörrſtube zu ſchaffen.

„Stanze!“ rief die Bäuerin zu, „bleib ſtehen! — Hab' gehört, Du wollteſt morgen nach Breitenſchlag hinübergehen.“

„Die Mutter hat ja geſagt, daß ich fort ſoll,“ entgegnete das Mädchen.

„Du bleibſt!“ rief die Ländhoferin ſcharf.

„Vielleicht kann ich wieder zurückkommen,“ ſagte Conſtanze gutmüthig, „aber zum Vormund will ich morgen doch hinübergehen.“

„Dirn', Du bleibſt daheim!“

„Den Sonntag hab' ich für mich, Mutter!“

„Freilich, leicht zum Umſtankiren mit dem Lotter?“

„Daß ich zu meinem Vormund geh', laß ich mir nicht wehren!“

„Und zerrſt den Jungen mit!“

„Wenn der Felix morgen auch nach Breitenſchlag gehen will, — ich kann nichts dagegen haben.“ —

Conſtanze eilte der Plätte zu. Sie erſchrak ſelbſt über das trotzige Wort, das ſie geſagt hatte. Es war das erſte in ihrem Leben. Sie hatte eben an den Ausſpruch des Unterviertlers gedacht: „Feſt auf die Füß' ſtellen muß man ſich und der Welt die Zähne weiſen.“ Aber ſie bangte jetzt; ein Lamm hatte dem Wolfe die Zähne gewieſen.

Sie ſtieg mit ihren Tragbändern haſtig in die Plätte hinab, die auf den bewegten Wellen ſchaukelte.

Die Bäuerin ſtand ganz ſprachlos da und zum erſten Mal ohnmächtig fühlte ſie ſich dieſem Geſchöpfe gegenüber. — Mit dem Burſchen zum Vormund will die Dirn'? Dabei ſchaut für die Ländhoferin nichts Gutes heraus. — Die Bäuerin war blaß, wie die Steine am Ufer. Haß und Wuth mit voller Gewalt wogten in ihrer Bruſt. Sie fieberte, ſie klapperte mit den Zähnen. — Was ſoll ſie der Dirn' anthun? —

In den Bäumen brauſte der Sturmwind und die Wellen des Fluſſes wogten hoch und ſchlugen giſchtend an die Ufer und an die ſchaukelnde Plätte, daß hoch an die Flachshaufen das Waſſer ſpritzte.

Hinter den Schichten kauerte, ſchwindlig durch das mächtige Schaukeln, Conſtanze. Der Strang der Ueberfuhr dröhnte, das Seil, an dem das Fahrzeug hing, ſpannte ſich ſtramm, dehnte ſich und klang im Sturme, wie eine Saite. — Die Bäuerin ſah es, und in dieſem Augenblicke zuckte der wilde Gedanke auf. — Einen kurzen, funkelnden Blick in die Runde warf ſie. Hier die Bäume, die Büſche, hier die morſchende Scheunenwand, hier das Waſſer — kein Menſch zugegen. — Mit glühender Kraft ſchwang ſie das lange Meſſer, das ſie in der Hand hielt, und ſchleuderte es gegen das geſpannte Seil. Knallend riß dieſes entzwei, hoch auf wallte die Plätte und ſchoß davon. — —

Schon kauerte die Bäuerin im Gebüſche; von dieſem aus ſtarrte ſie auf die hochgehende, trübe Seim, ſtarrte dem raſch hinwogenden Fahrzeuge nach. — „Wirſt morgen nicht mit ihm zum Vormund gehen . . . .“

Sie hatte, als das Seil geriſſen war, hinter den Flachsſchichten den Schrei gehört; — auch ſie — die Bäuerin hatte einen Laut ausgeſtoßen — doch war's wie Jauchzen.

Und nun —

Nun war ihr kühl und wohl, das Seil zerriſſen — wer kann dafür! Die Plätte zerſchellt am Felſen — die Dirn' iſt hin. Der Streit um Hof und Bräutigam iſt aus . . . .

Nach einer Weile, als unten an der Biegung, wo die Klamm angeht, das ſchwimmende Brücklein verſchwunden war, athmete die Ländhoferin noch einmal auf, ging dann in den Hof zurück und ſchaffte wie gewöhnlich, nur daß ſie mit den Leuten etwas freundlicher that als ſonſt.

Nach und nach hieß es: „Wo ſteckt denn die Dirn', die Conſtanze ſo lang'?“

Da kam eine Magd herangeſchoſſen: „Jeſus Maria! Die Plätten, die Plätten iſt weg!“

„Jeſus Maria!“ ſchrie die Bäuerin noch viel lauter und ſchlug die Hände zuſammen.

„Das Seil iſt ab! Die Plätten iſt fort! Die Dirn' iſt hin!“

„So geht doch, ſo eilt doch um tauſend Gotteswillen!“ jammerte die Bäuerin und lief ſcheinbar in großer Aufregung im Hofe herum. „So läutet um Hilfe! So ſpannt doch die Pferde ein! Kann denn Keiner ſchwimmen? Jeſus, mein Kind, das liebe Kind! — Wo iſt denn der Felix?“

„Der Felix nicht da?“ riefen ſie in alle Stuben hinein.

„Der Felix nicht da?“ ſchrieen ſie in den Scheunen um.

„Wo iſt denn der Felix?“ lärmten ſie durch das ganze Gehöfte.

„Felix!“

Nicht im Hauſe, nicht in den Wirthſchaftsräumen, nicht im Baumgarten war der Felix. Da kam der Halterbub und berichtete, den Felix hätte er voreh auf die Plätte ſteigen geſehen.

Jetzt war die Ländhoferin ſtill und blaß bis in den Mund hinein. Jetzt wankten ihre Kniee — am Antrittſtein der Hausthür ſank ſie nieder.

Alles verſpielt. Der Felix iſt bei der Dirn!

In Graus und Todesbann Steht feſt und treu der Mann.

Ja, der Felix iſt bei der Dirn.’ Und wie iſt er zu ihr gekommen?

Nichts leichter als das. Der Urſachen zum Stelldichein gibt es bei jungen Leuten, die ſich gerne haben, übergenug. Der Flachs, der noch vor Abends von der Plätte geſchafft werden muß, iſt auch eine Urſache.

Felix, lange genug umhergeſchlendert im Hofe, war gegangen, um dem Mädchen den Flachs abladen zu helfen. Conſtanze war dabei ja völlig allein und ſollte noch vor dem Dunkeln fertig werden.

Doch ging die Arbeit auch zu Zweien nicht ſonderlich von ſtatten. Das Mädchen war gewiß fleißig und eilte mit den Bündeln flink in die Dörrſtube und war um's Handumdrehen auch wieder zurück auf der Plätte. Der Felix aber, das war heute ein fauler Schlingel, er legte ſich hin zwiſchen die Flachsſchichten und reckte alle Viere von' ſich. Dieſes Bett ſchaukelte ja ſo prächtig, und Conſtanze hüpfte neben ihm hin und her. Und ihr waren die Flachsbündel ſo leicht, und ihr war ſo friſch zu Muthe, wie nie noch zuvor, und es that ihr faſt wohl, nun der Stiefmutter einmal ein ſelbſtbewußtes Geſicht gezeigt zu haben. —

Conſtanze ſprang auf die Plätte; Felix wollte ſich aus dem Flachſe erheben.

„Bleib' liegen,“ flüſterte ihm das Mädchen zu, „dort hinten ſteht juſt die Bäuerin.“

„Was frag' ich nach der Bäuerin!“ verſetzte er, „von der laß' ich mir das Aufſtehen ſchon lang' nicht verbieten.“

In demſelben Augenblicke ſchwirrte das Seil, die Plätte ſchnellte empor und ſchoß davon.

„Heiliger Gott!“ ſchrie Conſtanze und taumelte zu Boden.

„Der vermaledeite Strick iſt geriſſen!“ ſagte Felix, ſetzte aber ſofort bei: „Macht nichts, jetzt fahren wir luſtig in's untere Viertel hinab.“

„Und iſt es nicht gefährlich, Felix?“ fragte das Mädchen zitternd und hörte im Sauſen und Brauſen das eigene Wort kaum.

„Wie kann denn das gefährlich ſein!“ rief er laut; „wenn man über das Meer mit Schiffen fahren kann, ſo wird ſich's wohl auf der Seim auch thun. Höchſtens, daß dieſes Waſſer zu klein wäre, dann trägt's uns ohnehin an's Land.“

„So will ich ganz ruhig ſein,“ entgegnete Conſtanze.

„Setz’ Dich nur da an den Flachs und halte Dich feſt an mich, Conſtanze, es kann uns nichts geſchehen.“

Mittlerweile flogen die Auen, Büſche und Bäume der grünen Länd raſch zurück, und die Wogen umbrandeten mit Giſchten und Brauſen das Brücklein, das wie ein Kartenblatt auf den Wellen dahinglitt.

Felix that ſich nach einem Ruder um, es gelang ihm nur ein paar ſchwache Stänglein vom Geländer der Plätte loszumachen. Conſtanze ſchlang ihre beiden Arme um den Nacken des jungen Mannes und barg ihr Angeſicht an ſeiner Bruſt. Da die Ruderarbeit mit den nichtigen Holzſtücklein zu nichts dienen konnte, ſo ſaß Felix lehnend am Flachshaufen, von welchem das Waſſer ganze Theile fortſpülte. Feſt ſtemmte er ſeine Beine, ſeine Arme an die Balken des Floſſes; mit trotzig geſchloſſenen Lippen ſtarrte er hinaus auf den brauſenden Fluß, auf die Ufer, die immer ſteiler und wilder wurden, bis endlich an beiden Seiten die ſchroffen Wände dräuten. Zum Glücke war das Gefälle hier geringer und das Waſſer floß langſamer. Felix aber wußte nicht, welche Stellen noch kommen würden, er ahnte auch nicht, wie groß die Gefahr war, in der ſie ſchwebten. Und ſo hub er, als ihm die Lage etwas vertraulicher war, in ſeinem Uebermuthe an, hi! und hott! zu rufen, als wären ein Paar Rößlein geſpannt an das Fahrzeug, und als habe er dieſer Rößlein Leitriemen in den Händen.

Da richtete auch das Mädchen allmälig das Auge gegen ihn auf und fragte: „Felix, was wird das werden?“

„Wenn die Schimmel ſo fortmachen, ſo ſind wir in zwei Stunden daheim,“ verſetzte der Burſche, „Die werden ſchauen, wenn wir angefahren kommen!“

„Und können wir halten?“

„Vor dem Haus ſteht immer Eins am Waſſer, das wird uns ſchon ſehen, und wenn wir nur wollen, überall kommen wir leicht an's Land hinaus.“

„Ich bitte Dich, Felix,“ ſagte Conſtanze, „wenn's geht, fahren wir gleich an's Land!“

„Je, was fällt Dir ein, Dirndl!“ rief er, „hier an's Land! iſt ja kein Haus und kein Weg weit und breit; wie kämeſt denn heut' noch in's Unterviertel? Hier auf dem Waſſer geht's am geradeſten. Hi, Schimmel!“

Waren freilich recht lebhafte Schimmelchen, die ſchäumenden Wellen zu allen Seiten — ſchwer zu bändigen.

„Wenn's nur nicht Nacht wird!“ wendete Conſtanze ein.

„Nacht wird's ſchon!“ ſagte der Burſche.

Und thatſächlich begann es unter dem trüben Himmel bereits zu dämmern. Der Wind ſtieß von verſchiedenen Richtungen her, bald ſchob er im Bunde mit den Wellen die Plätte nach vorwärts, bald prallte er von den Seiten an, dann wieder ſtemmte er ſich dem Fluße und dem Fahrzeuge entgegen. Das Brücklein drehte und wendete ſich, ging im Kreiſe um ſich ſelbſt, kam nicht von der Stelle, und dann wieder ſchwamm es ſauſend voran und bohrte — was immer noch das Gefährlichſte war — wie ein wilder Stier die Hörner in die Erde, die Ecken in das ziſchende Waſſer.

Felix mußte häufig ſeinen Platz wechſeln, um möglichſt das Gleichgewicht zu ſchaffen. Conſtanze zitterte, ſchluchzte und betete und ſah in der Gefahr eine Strafe für die Unehrerbietung, die ſie heute der Mutter entgegengeſetzt hatte. In welcher Weiſe jedoch ihr kühnes Benehmen gegen die Bäuerin mit dem Losreißen der Plätte zuſammenhing, konnte ſie wohl nicht ahnen.

„Du ſollſt Dich in den Flachs hinein vergraben, Conſtanze," ſchlug der Burſche vor, „Du wirſt ſonſt allzunaß."

Es wäre ihm angenehm geweſen, ihr ſo die Gefahr zu verhüllen, die er wachſen ſah. Das Mädchen aber richtete ſich plötzlich auf und ſagte gefaßt: „Biſt Du ſo mannbar Felix, ſo will ich auch nicht verzagt ſein ...."

Felix hatte, um den Nahen ſeiner Gegend gewärtig zu ſein, den Wechſel der Landſchaften beobachtet. Waldberge, Felspartien, Wildniß zumeiſt. Nur einmal hatte er hoch an einem Hange die Straße geſehen, auf welcher er vor wenigen Tagen mit der eroberungsſüchtigen Großbäuerin gegen das obere Viertel gefahren war. Gar bald lenkten ihn von dieſem Gegenſtande die Klippen ab, an welche die Plätte zuweilen prallte, um ſofort wieder ſeithin geſchnellt zu werden. Die Brücke hielt feſt zuſammen. Felix hatte mit den dünnen Stangen des Geländers wiederholt das Rudern verſucht. Die Gewalten der Fluth ſpotteten eines ſolchen Werkzeuges.

Allmälig war es nun finſter geworden. Und ſo ſaßen die zwei jungen, lebensdurſtigen Weſen im Dunkel der Nacht, mitten im brandenden Elemente.

„Das iſt ein unglücklicher Samſtagabend!" murmelte Conſtanze, und dankte anderſeits insgeheim der heiligen

Jungfrau Maria, daß nicht ſie allein, oder nicht er allein auf der Brücke geweſen, als das Seil gebrochen war.

Felix ſpähte durch die Dunkelheit in die Gegend hinaus, die ſich geweitet hatte und nun ſchier dem unteren Viertel glich. Es wuchs ſein Hoffen und ſein Bangen. Ihm war, als müſſe ſeine Heimat Hilfe bieten, als könne es gar nicht ſein, daß ſie an dem Häuschen der Eltern vorübertrieben, und es ſtreckten ihnen nicht Vater und Mutter die Arme rettend entgegen.

Er that nun manchen lauten Schrei. Aber an den Ufern blieb es öde; nur von der Ferne her glühten zuweilen Lichter eines Hofes, eines Dorfes.

Da die Plätte nahe am Ufer trieb, ſo dachte Felix auch an das Hinausſpringen, oder an das Erfaſſen eines Strauches. Doch ging die Fahrt zu ſchnell.

Wenn nun aber kein Anker iſt und ſie müſſen an der lieben Gegend vorbei — dann —

„Dann heißt's Teſtament machen,“ murmelte Felix. Gut, daß in dem Rauſchen und Rollen das Mädchen die Worte nicht gehört hatte. — Conſtanze ſoll es nicht wiſſen, daß eine halbe Stunde unter dem Heimatshäuschen des Winzers die große Wehr iſt, die auch den Hammerbach nach Zollau ableitet, eine hohe Wehr, an der ſchon Mancher zu Grunde gegangen und an der auch der Plan geſcheitert war, den unteren Gegenden durch Floßfahrten das Waldholz des Gebirges zu vermitteln.

Viele Leute aus Nah' und Fern kamen alljährlich zur „Zollauerwehr“, um den großartigen Waſſerfall zu ſehen. Nicht Menſchen hatten die Wehr gebaut; hier ſenkte ſich plötzlich die Gegend tiefer und daher der Abgrund. Von all' dem braucht Conſtanze nichts zu wiſſen.

Allmälig wurde der Lauf des Waſſers ſachter; die Gegend verflachte ſich. Felix erkannte einzelne Hügelformen, einzelne Baumgruppen, einzelne ſchimmernde Häuschen — er nahte ſeinem Heim.

Wieder erhob er ſeine Stimme. Ein ferner Widerhall antwortete ihm — aber Niemand kam an's Ufer und die Plätte glitt weiter und weiter. — Plötzlich ſtieß der Burſche ein „Ah!“ aus. Er ſah das beleuchtete Fenſter ſeines Hauſes. Das rothe Scheibchen rückte näher — Felix ſchrie nach allen Kräften ſeiner Lunge — gar vergebens war's, es kam Niemand an's Ufer.

In Feierabendruhe ſtand das Winzerhäuschen da. Am beleuchteten Fenſterchen glitten Schatten vorüber — die Schatten der Perſonen, die in der Stube hin- und herwandelten. Sie beteten vielleicht eben die Samſtagandacht, wobei der Vater mit der Betſchnur gerne langſam in der Stube auf- und abſchritt. Und die Mutter kniete wohl vor dem ſchlichten Hausaltare und gedachte des Sohnes, der fort vom Heim in einen reichen Hof gegangen war, um dort ſein Brot und Glück zu ſuchen. Sie ahnte gewiß nicht, daß dieſer Sohn in Todesnoth auf dem Fluſſe vorbeizog.

Und der Schiffer rief vergebens. Das traute Haus blieb zurück und das Brücklein ſchwamm nun ruhig mitten auf der breiten Seim dahin. Dahin und geradewegs den Schrecken der Zellauerwehr zu.

Im Haupte des Burſchen flogen, ſchwirrten, ſtürzten in Verwirrung die Gedanken durcheinander. — Jetzt kommt kein Ort, kein Haus mehr bis zur Wehr, — Schiffer, du biſt auf dich ſelbſt geſtellt. — Die losgeriſſenen Stangen erfaßte er und band ſie mit den Strohbändern der Flachsballen aneinander. Dann zwängte er auf der Plätte einen der langen Eiſennägel locker und riß ihn in Ermangelung einer Zange mit den Zähnen aus dem Holze. Dieſen Nagel ſchlug er vermittelſt eines loſen Balkens in das eine Ende der aneinander gebundenen Stangen.

Conſtanze verfolgte mit ſteigender Angſt das fieberartig haſtige Arbeiten des Burſchen.

Am Ufer ging ein Weg entlang. Auf dieſem Wege flimmerte jetzt ein Lichtlein, klang ein Glöcklein. Beim Scheine zu ſehen waren zwei Geſtalten, wovon die eine ein Prieſter im Chorrock, an der Bruſt das Heiligſte tragend. Ein Gang in tiefer Nacht zu einem Schwerkranken.

Felix ſchrie nicht mehr um Hilfe; vom Ufer aus zu retten war alle Zeit vorbei. Aber zu dem Mädchen ſagte er die Worte: „Conſtanze, dort tragen ſie das hochwürdigſte Gut. Sie gehen zu einem Sterbenden, 'leicht magſt Du beten . . . .“

Da ahnte ſie, daß es ſich um Leben und Sterben handle. Sie fiel auf ihre Kniee, und ihr blaſſes Antlitz matt beſchienen von dem am Ufer vorbeizitternden Lichtlein betete ſie . . . .

Felix fuhr, ohne weiter aufzublicken in ſeiner Arbeit fort. Brachte er dieſe in den nächſten Minuten fertig, ſo konnte es vielleicht noch zum Guten ſein — ſonſt Alles verloren. — Schon hatte er den Eiſennagel durch das Holz getrieben, da barſt die Stange, der Nagel war wieder locker. Keine Kleinmuth jedoch war in dieſem bedeutſamen Augenblick an dem Burſchen bemerkbar. Raſch kehrte er die Stange um, ſchlug den Nagel am anderen Ende ein — da engte ſich ſchon der Fluß — die letzte Enge vor der Wehr — die Plätte trieb ein wenig gegen das Strauchwerk des rechten Ufers. Der Nagel ſaß feſt — ſachte, daß er nicht breche — bog ihn Felix zu einem Hacken um, und nun, mit bebender Gier warf er dieſen Anker gegen das Strauchwerk aus. Die Stange war zu kurz. Schon hub die Plätte an, ſich wieder vom Ufer zu entfernen; da erfaßte Conſtanze einen der kurzen Balken, ſtieß in als Ruder in's Waſſer, lenkte ſo ein paar fußbreit das Fahrzeug nach rechts, und Felix hatte ſich mit dem Anker feſtgehakt im Buſchwerk.

Unſchwer war nun auf dem hier faſt ruhigen Waſſer die Plätte an's Ufer zu ziehen; Conſtanze und Felix ſprangen, oder wanden ſich vielmehr durch das Gebüſche an's Land. — Der Burſche ſtieß einen hellen Juchſchrei aus; das Mädchen ſank auf die liebe, feſte Erde hin und weinte Freudenthränen.

Genau um dieſe Zeit des ſpäten Abends ſchimmerte im Gewölke, das über der weiten Ebene ſtand, ein matter Schein. Höher und höher ſtrebte er auf in ſeiner milden Röthe, einen weiten roſigen Bogen beſchrieb er in den Wolken des Himmels.

Es war der Mond.

Die Ohren klingen, die Katzen röhren,
Als müßt' ich bald was Neues hören.

Für die Froſchreiterleut' im Winzerhauſe war das eine ſeltſame Nacht.

Zuerſt der geiſterhafte Ruf beim Abendgebete. Dann ging der Prieſter mit dem Sterbeſacramente vorbei. Ein alter Mann im Johannesthal lag auf dem Tod. Man hatte vor dem Einſchlafen für ihn noch etliche Vaterunſer gebetet. Aber es war keine Ruhe. — Um Mitternacht kamen ſie an.

Die Mutter hatte den Felix ſchon am Klopfen an die Thür erkannt. Der Vater hingegen hatte es nicht glauben wollen, daß dieſer Menſch mit der jungen fremden Genoſſin ſein Sohn ſei.

Zuerſt hatten ſie bei dem ſchlechten Schein des Oellämpleins die weibliche Geſtalt für die Ländhoferin gehalten; und jetzt war es eine ganz andere und noch dazu eine blutjunge Perſon; und die Leutchen — man ſah's gleich, waren recht gut mitſammen bekannt.

Der alte Froſchreiter ſchoß in die Nebenkammer, ſchlug dort die Hände über dem Kopf zuſammen und jammerte: „Sonſt ein ſo braver Bub geweſen, und jetzt auf einmal zerrt er mir die Weiber in's Haus!“

„Wir können niemand Fremden über Nacht behalten!“ ſagte die Mutter ſcharf, einen Blick auf Conſtanze werfend.

Der kleine Anton war auch aufgeſtanden, der bot der

Fremden ſein eigen Bett an; die gefiel ihm viel beſſer, als die dicke Ländhoferin.

Conſtanze blickte verzagt zu Felix auf.

„Ja, regnet's denn draußen?“ rief die Froſchreiterin, „ihr ſeid bigott allzwei waſchnaß!“

Und nun erzählte Felix die ſchöne Fahrt auf der Seim und die Rettung vor der Zollauer Wehr. Da ging es bald aus einem andern Ton im Winzerhauſe. Die Mutter packte den Sohn am Halſe: „Nicht umſonſt hat mir die letzt' Nacht ſo geträumt! Allerweil bin ich auf der Hochzeit geweſen — und das iſt das ſicherſte Zeichen, daß wer ſtirbt.“

„Iſt ja Niemand geſtorben!“ ſagte der Felix.

„Aber ſein hätt's können, Du Narr! — Ach, Du liebes Kind!“ und ſie fiel ihm wieder um den Hals.

„Beim Flachsabladen, haſt geſagt, beim Flachsabladen wär's geſchehen?“ fragte der alte Winzer mit tief vorgebeugtem Haupte, und mit etwas unſicherer Stimme ſetzte er bei: „Was iſt denn heut' für ein Tag?“

„Heut' iſt gar kein Tag, heut' iſt die Nacht,“ erklärte der kleine Anton.

„Weil ich ſagen will, wir müſſen alle Jahr an dieſem Tag eine Kirchfahrt auf den Schutzengelberg machen, aus Dankbarkeit für das Mirakel, das heut' iſt geſchehen.“

„Eine warme Suppe wär' mir noch lieber,“ ſagte Felix; und da ſchrie die Mutter: „Weil Eins gar nicht weiß, wo Einem der Kopf ſteht! Ja freilich werden ſie zu eſſen auch was haben müſſen!“

Mitten in der Nacht knatterte das Feuer auf dem Herde. Ein Bund Maisſtroh wurde in die Stube geſchleppt und von jedem Bette des Hauſes das beſte Stück; vom alten Winzer das Leintuch, von ſeinem Weib' die Decke, von der Tochter der Kopfpolſter, vom kleinen Anton der Fußwärmerziegel wurde herbeigebracht, um davon der armen Dirn' aus dem Ländhofe ein gutes Bett zu bereiten.

Dann aßen ſie, dann gingen ſie ſchlafen.

Noch bevor der Felix in ſeine Dachkammer hinaufſtieg, ſagte er zum Mädchen ein ſo warmherziges Wort, daß dem Alten, der es unverſehens hörte, der Athem ſtehen blieb.

Nach all' der Anſtrengung und Angſt ſchliefen die Schiffbrüchigen bald ein. Der alte Froſchreiter wachte noch lange und murmelte ein über's andere Mal: „Iſt was dahinter bei dieſen zwei Leuten! Iſt was dahinter!“

Auch die Winzerin ſchlief nicht. Es klang ihr ſo in den Ohren und hinter dem Herde ſpann die Hauskatze, — „'s iſt noch nicht richtig! . . . .“

Noch ehe der Tag anbrach, klopfte es am Fenſter des Winzerhauſes und eine rauhe Stimme rief von außen: „He, Leute, auf, 's iſt was geſchehen! — Hat geſtern ſpät Abends oder in der heutigen Nacht Niemand von da wahrgenommen, daß auf der Seim ein Floß herabgefahren wär'?“

Conſtanze ſprang von ihrem Lager auf: „Der Vormund! Das iſt ja mein Vormund!“

„Was höre ich denn!“ rief der von außen, „die

Conſtanze? und da d'rin wäre ſie? O Du mein großer Gott, Dir ſei Dank!“

Bald war das ganze Haus wach. Der Mann draußen führte ſein Pferd unter Dach, denn es ſtürmte, regnete und ſchneite; dann ſchritt er in die Stube.

Es war ein rauhgeſtaltiger, vollbärtiger Mann — es war Conſtanzens Vormund, der alte Freund des Ländhofers, der Waldmeiſter aus Breitenſchlag.

„Mit dem biſt gefahren? mit dem da?“ fragte er das Mädchen und verſetzte dem Winzersſohn einen Handſchlag auf die Achſel. Und hierauf mußten ſie ihre Waſſerreiſe und ihre Rettung wieder und wieder erzählen. — Der Waldmeiſter war froh, daß auf ſeinem Angeſichte ſo viel Bart wucherte, in welchem ſich ein paar unberufene Augentropfen leicht verſtecken konnten.

„Jetzt aber, Ihr Leute,“ ſagte endlich der Mann von Breitenſchlag, „jetzt habe ich etwelches vom Ländhofe zu erzählen. Dort iſt die Nacht nicht ſo glücklich abgegangen, als da im unteren Viertel. — Ich darf's auch Dir ſagen, Conſtanze — die Ländhoferin iſt geſtorben.“

Ein mehrſtimmiger Ausruf.

„Was hab' ich nicht geſagt!“ rief die Froſchreiterin, „mir hat frei ſo viel von der Hochzeit geträumt, und das hat kein gut Vorbedeuten. — Aber na, wie hat denn das mögen ſein?!“

„Will's wohl erzählen,“ ſagte der Waldmeiſter. „Geſtern in Breitenſchlag — 's iſt ſchon dunkel worden — will mich juſt ſtätt für den Sonntag einrichten — kommt ein Bot' von der grünen Länd: groß Unglück geſchehen, die Conſtanz' und den jungen Unterviertler das Waſſer vertragen — die Bäuerin auf den Tod krank. — Der Schlag hätt' ſie troffen in hellem Schreck, vor der Hausthür wär' ſie zuſammengeſunken und ich ſollt' eilends mitkommen. — Ich frag' nicht erſt, wer der junge Unterviertler iſt, ſpring' auf mein Röſſel und in einer Stunde d'rauf bin ich im Ländhof. — Mit der Bäuerin iſt's vorbei, das ſeh' ich gleich; blaß wie das Leichentuch liegt ſie auf dem Bett, kann nimmer viel reden."

„O Gott, meine arme Mutter!" weinte Conſtanze.

„Geh' Dirn', ſei jetzt ſtill," ſagte der Vormund, „haſt Urſach' zu klagen, ſo iſt ſpäter auch noch Zeit dazu. Jetzt hör' auf meine Red'. — Bäuerin, ſag' ich und geb' ihr die Hand hin, was iſt Dir ſo jäh widerfahren? — Iſt's der Waldmeiſter? fragt ſie mit ſchwacher Stimm', wenn's der Waldmeiſter iſt, ſo möcht' ich ein paar Wort' allein mit ihm reden. — D'rauf gehen die Leut' aus der Stube. — Ländhoferin, ſag' ich zu ihr, haſt ein Anliegen? — Ich möcht' weinen, gibt ſie zur Antwort, möcht' weinen und kann nicht. Ein Teufel iſt in mir. Waldmeiſter, ich verſpür's, 's iſt mein End', auf einmal jetzt mein End'. Mein Herrgott wird mich nicht verlaſſen. Ich will Alles ſagen. Waldmeiſter, ich kann ja nichts dafür, daß ich den Burſchen ſo hab' lieb gehabt. Geeifert hab' ich mit der Dirn', und ich hab' ſie wollen aus dem Weg ſchaffen. Ich ſelber hab' das Plättenſeil abgeſchnitten —"

Wieder ein Schrei des Schreckens und Conſtanze rief: „Nein, Vormund, das kann nicht ſein, das hat ſie im Fieber geſagt.“

„Du biſt eine gute Seel', Mädel,“ verſetzte der Waldmann, „und das hat ſie in der letzten Stund' noch eingeſehen. Um Verzeihung bitten läßt ſie Dich für Alles; ſollſt recht glücklich ſein auf dieſer Welt. Das iſt ihr letztes Wort geweſen.“

Conſtanze ſchluchzte bitterlich. Alle waren ergriffen.

„So hat ſie mir's anvertraut,“ fuhr der Waldmeiſter fort, wie ſie Alles gemeint hat, das muß ich erſt von erfahren. — Nun, und die Leute ſind an der Seim hingeeilt, und um Mitternacht, da die Bäuerin verſchieden war, bin auch ich auf mein Pferd geſprungen und dem unteren Viertel zugeritten, daß ich doch eine Spur von Euch könnt' entdecken. 's iſt mir gut gerathen, Gott ſei Lob, 's iſt mir gut gerathen.“

„O arme Mutter,“ klagte Conſtanze, „ſie iſt gewiß eine brave Frau geweſen und hat's nicht böſ' mit mir gemeint!“

„Den Todten nichts Uebeles, aber die Wahrheit muß an's Licht,“ ſagte der Vormund. „Kind, die Bäuerin hätte Dich vielleicht lieb gehabt, wenn nicht Deines Vaters Teſtament vorhanden geweſen wäre. Sie hat es gewußt, daß Du mit dem Eintritte Deiner Großjährigkeit der Herr auf dem Ländhofe ſein wirſt.“

„Ich bitt' Euch, laßt mir jetzt dieſe Dinge weg!“ rief das Mädchen, „es hat uns erſt der Tod die Hand gegeben.“

„Wohl, wohl, aber jetzt kommt wieder das Leben d'ran," verſetzte der Waldmeiſter, „ich bin der Vormund und mir iſt darum zu thun, daß Du jetzt weißt, wie es ſteht und was Du zu thun haſt. Von heut' an werden alle Schriften über den Ländhof auf Deinen Namen lauten. Ich bin ein betagter Mann und hab' auch auf mein Haus zu denken, aber ich werde Dir in der Wirthſchaft helfen, bis Du einen andern jüngeren Vormund wirſt gewählt haben."

Felix nießte. „Helf' Gott!" ſagte er für ſich ſelber, „und wahr ſoll's ſein, was ich mir jetzt gedacht hab'!"

Felix kommt auf die Länd'
Und die Geſchichte iſt zu End'.

Den Erzähler könnten wir jetzt verabſchieden; wir wiſſen doch, wie es kommt. Weil der Vormund ſchon betagt iſt und auf ſich ſelber zu ſchauen hat, ſo muß die junge Ländhoferin — denn das Erbe des Vaters kann ſie nicht ablehnen — dazuthun, daß ſie bald einen Wirthſchafter findet. Auch muß die Weltordnung ſo beſtellt ſein, daß, wenn die Froſchreiterin von der Hochzeit träumt, es auch wirklich eine Hochzeit bedeutet. — Zu Martini, wie es die ſelige Bäuerin vor hatte, iſt es wohl etwas zu früh, denn Conſtanze will der unglücklichen Stiefmutter etliche Wochen ſtillen Gedenkens weihen. — Aber nach Neujahr, zum Faſching, wenn's anſtändig iſt, Felix! — — Warum denn nicht, der Felix iſt allzeit bereit.

Einen ſeltſamen Gedanken hatte der alte Froſchreiter.

Unten in der Tieſe der Zollauerwehr kreiſten nämlich tagelang die Trümmer der Plätte und mehrere der Flachsbündel. Und da ſagte der alte Winzer zu ſeinem Sohne: „Weißt, Felix, was ich an Deiner Stell' thät'? Ich thät' da unten den ſchönen Oberviertlerflachs aus dem Waſſer fiſchen und ſein brecheln, ſpinnen und weben laſſen — ich ſag', das müßt' ein gutes Bettzeug geben!“

Der Flüſſer-Hans.

* * *

Der Flößer-Hans.

Dieſe Geſchichte läßt ſich ſo an, wie die vorherige, und geht doch ganz anders aus. Kommt mit.

Die Zeche zahl' heute ich, aber einkehren werden wir bei der Gotthardswirthin. Juſt bei der Gotthardswirthin. Das iſt eine bildſaubere Frau, kernig, flink, jung und legt Einem die Hand ſo unterhaltſam auf die Achſel, weiß es auch ſo zu ſtellen, daß ihr glatter, runder Arm mitunter ein wenig unſeren Backenbart berührt. Iſt Witwe die Gotthardswirthin.

Withum iſt bei jungen Wirthinen kein ſchlechtes Geſchäft, man ſieht's ja, die Tiſche ſind vollbeſetzt Werktags und Feiertags. Und lauter Männer ſind da; — Weiber trinken ja nicht. Weiber brummen daheim und ſchelten über das Laſter der Völlerei. Und bei der Gotthardswirthin iſt ihnen das Trinken ein doppelter Gräuel. Wenn ſie noch ein elendiges Geſüff hätte, daß man laut ſagen dürfte: „In dieſer Spelunke iſt eh nichts Anderes, als wie ein elendiges Geſüff!" Aber hell zu Trotz! Die Männer ſagen, ſie wüßten liegendum (ringsum) kein feineres Tröpfel, als wie bei der Gotthardswirthin.

Das müßte ein ſchlechtes Chweib ſein, welches bei ſolcher Sachlage nicht raſend werden ſollte!

Nu ſind aber doch lange nicht alle im Chjoch, die Männer. Es gibt etwelche im Turnviertel, die hüpfen frei herum, wie die Gemſen auf den Bergen, wie die Häher auf den Zweigen, wie die Spatzen auf allen Dächern. Der dort in der Nähe des Schaukaſtens, der blaſſe Burſche mit den nach rückwärts geſtrichenen Haaren und dem kohlſchwarzen Schnurrbarthörnchen — das iſt ſo Einer.

Ein ſchmucker Junge mit hellrother Weſte und ſchneeweißen Hemdärmeln. Ein paar Achſeln und eine Bruſt und ein par dralle Beine in Gemslederkniehoſen, nach denen den Herren vom Bezirk ſchon die Zähne wäſſern.

Nicht etwan den Frauen, ich ſage ausdrücklich: den Herren, dem Regimentsarzt, dem Hauptmann, der ganzen Rekrutirungscommiſſion. Der Holzflößer-Hans, das iſt wieder einmal Einer! Der taugt! Aber zu jung noch, um ein Halbjahr zu jung, für den weißen Rock und das ſchwarze Commißbrot.

Den Weibern, ſagt man, wäre er alt genug mit neunzehn. Die ſtellen frühzeitig ab! Die Gotthardswirthin — und ſolche Leute haben die Kreiden fortweg bei der Hand — hat's insgeheim ausgerechnet: drei Flößer-Hanſen zuſammen gäben nicht ſo viele Jahre, als wie der Eine, der ſelige Gotthardswirth gezählt, der vor Monden verſtorben iſt. Doch andererſeits — und man ſoll ſicherheitshalber die Rechnung jedesmal auch umgekehrt machen — gäben etwa drei alte Gotthardswirthe zuſammen nicht die Summe, als wie ein einziger Flößer-Hans.

Des Flößens halber ſchon. Man muß es nur geſehen haben, wie der die Holzblöcke und Scheiter in den Fluß zu ſchleudern verſteht, wie er mit ſeinem langen Hakenſtocke ihnen nachſpringt von Stein zu Stein und über das Waſſergiſchten hin, und wie er die Holztrümmer losſtößt, wenn ſie ſich wo anſetzen, verklemmen wollen — bis ſie herauswallen zum Wehrrechen, wo ſie in die Köhlereien ausgeworfen werden. Das und noch Mehreres, wie's im Walde vorkommt und wozu trotzige Männer gehören, muß man geſehen haben, ſo wie es die Gotthardswirthin ſchon geſehen hat. 's iſt ein tollkühner Burſch, der Hans. Um's Himmelswillen! 's wär ein Schreck und ein Unheil, wenn der einmal ſollt' zu Grund' gehen bei den Flößerarbeiten, wobei ſchon Mancher und gerade der Kräftigſte und Kühnſte zu Grunde gegangen iſt.

Dem ſollte vorgebeugt werden, meint die Wirthin, die menſchenfreundliche Gotthardswirthin, und gar ſo gefährlich wäre es doch im Gotthardswirthshauſe nicht, gleichwohl in demſelben ein paar Krüglein Wein oftmals noch größeres Unheil angerichtet haben, als draußen das Wildwaſſer. Die Geſcheidteren halten ſich daher lieber an den Obſtmoſt, iſt auch naß, erzeugt aber keine ſchlagenden Wetter — wie die Innerberger Knappen ſagen.

Weiters wäre der Hans dem alten, verſtorbenen Wirthe vorzuziehen auch des Zitherſchlagens halber. Der Alte hat immer nur die Brummſaiten geſpielt und ſolche waren ſtets verſtimmt; aber der junge Burſch', dem klingen alle Töne an, und:

„Sei Herzerl is wia a Zithern,
Zittert ollaweil and gipp ka Rua,
And ſei Mundſchdickl is a Hockbräidl,
Schlogg 's Luſtigi dazua.
And hiaz häipp u gor d Liab ſcha
Zan Zithernſchlogn on,
And oft browirt er's glei mit an Buſſerl,
Wou er Hockbräidl ſchlogn kon.“

Selber ſingt er ſolche Liebesgeſchichten, der Schalk und begleitet ſie mit ſeinen Saiten. Da wird der jungen Witib oftmals ganz fieberiſch.

Im Gotthardswirthshauſe ſind ſonſt die Gläſer der Brauch, wie allenthalben in der Gegend, wo man den guten oberdennſiſchen Apfelmoſt trinkt. Aber der Flößer-Hans — Einer, der ſo gut Zither ſpielt, muß ſchon alleweil was Beſonderes haben — der Hans trinkt ſeinen Moſt aus einem grünglaſirten Krug. Er iſt kein Schmutzian, der Hans, entſchieden keiner, aber im Gotthardswirthshauſe wartet er nie mit einem Trunke auf. Was ſollen es die Anderen auch wiſſen, daß die Wirthin ihm alten Traubenwein in den Krug ſchenkt, während er vor Aller Augen den Apfelmoſt zahlt.

— Hätte ich's lieber nicht verrathen. Ich wette, jetzt zeigt ihr gleich Alle mit Fingern hin: „Aha! mit den Zweien iſt's nicht richtig?“

Was iſt nicht richtig? Wieſo iſt's nicht richtig? Derlei voreilige Bemerkungen — muß es aufrichtig ſagen — ſind dem Erzähler ſehr unangenehm. Iſt was dahinter, ſo wird er's läugnen, ſo lang' ſich's läugnen läßt.

Der Hans zithert und ſingt:

„Luſti is 's Buaſein,
I tauſch' mit koan Mon,
Won mi 's Dirndl nit g'freit,
Laſ i wieda davon."

Des Weiteren könnte der Leſer zwar immerhin fragen, ob er denn nicht auf ſeinen eigenen Vortheil bedacht wäre, der Flößer-Hans, und was in ſeiner hohen, breiten Stirn denn ſtecke, wenn nicht vernünftige Gedanken?

Außer den vernünftigen Gedanken — antworte ich — werden, da die Stirn ſchon ſo hoch und breit iſt, auch unvernünftige d'rin ſein. Und wie ſich zwei ſolche Parteien vertragen, das weiß Jeder. — So dachte der Hans:

— Die Wirthin -- die junge Wirthin — die junge Gotthardswirthin — — übel — gerad' übel — juſt gerad' übel iſt ſie nicht. —

— Sie gern haben, eine Zeit lang gern haben — höllmentiſch gern haben — führt zu nichts. Zu gar nichts. — Heiraten, — die Gotthardswirthin heiraten? Sie hätt' was. Haben thät ſie was. Das Wirthshaus ſteht ſauber da. Wirth ſein, — Gotthardswirth ſein, — ſo ein Weibel haben, — 's wär' keine ſchlechte Sach'. — Nicht mehr 'rumteufeln müſſen im Wald, — dem Soldatenleben ausrutſchen. Ließ' ſich reden — ließ' ſich noch reden über die Sach'. —

Damals ſtand's nämlich ſo eingerichtet, daß ein hausgeſeſſener junger Mann militärfrei war. Und militärfrei ſein, das war ein vornehm Ding. Dem Holzflößer-Hans ſchon gar. Wenn er an's Soldatenleben dachte, da ging ſein Mann zur Rüſte. War kein großes Wunder, das.

Von ſichbewußter Vaterlandsliebe iſt bei Naturmenſchen keine Spur. Und die Zuſtände beim Militär waren darnach! Laſſen wir's gut ſein, heute iſt's anders. Konnte auch damals anders gemacht werden; ſich flüchten, oder hausſäſſig machen — wer's wagte! wer's hatte!

Der Hans hatte es nicht, aber er konnte es.

Zwar, ſein alter Holzmeiſter fragte ihn: „Haſt Du Lieb' und Freud' zu der Gotthardswirthin?“

„Juſt, was man für's Heiraten braucht,“ antwortete der Hans.

Darauf der Holzmeiſter: „Bübel, thu's nicht! Thu's nicht, rath' ich Dir — Du kunnſt Dich verbrennen.“

„Und zwanzig Jahr Soldatenleben?“

„Iſt nicht ſo hart, als eine Eh', bei der die Lieb' fehlt! Da kommt ein Unglück heraus, oder ein Laſter, oder alle zwei. Geſagt hab' ich Dir's, Hans. Jetzt thu' wie Du willſt.“

Und er that, wie er wollte.

Währte nicht gar lange, ſo trank der Hans ſeinen Traubenwein ſchon aus einem geſchliffenen Glaſe. Wen's was anginge? Das ganze Weinfaß, wenn er will, kann er ausſaufen, ohne daß er Zech' zahlt, er, der Wirth, der angehende Wirth, der angehende Gotthardswirth!

Und jetzt, wie die Herren vom Bezirk die Rekruten einrufen laſſen, — iſt kein Flößer-Hans da.

Aber ein junger Gotthardswirth iſt da. Der thut Zither ſpielen und ſingen. O mein Gott, dem ſein Singen! Wenn's vom Herzen ginge!

Sind doch die Mäuſe muſikaliſch in dieſem Gotthardswirthshaus! Alleweil ſtecken ſie bei der Zither und nagen an den Darmſeiten.

Der Wirth geht im Walde um. Den Holzfällern ſieht er zu und den Flößern und es zucken ihm dabei die Hände. Helfen möchte er am liebſten. Lieber Laſten handhaben hier, als wie Zither ſpielen zu Hauſe.

„Biſt doch wohl ein Narr," rief ihn einmal ein Kohlenbrenner an, „ich, wenn ich Du wär', ich blieb daheim beim alten Wein und beim jungen Weib."

„Oh mein," d'rauf ein Anderer, „der Wein wird ihm halt zu jung ſein und das Weib zu alt. Da iſt der eine zu ſüß und die andere zu ſauer."

Da war der Hans verſcheucht und ging allein herum zwiſchen den Bäumen. Den Schnurrbart ſpitzte er nicht mehr auf. Die Wirthin reſpektirt ſo was nimmer. Der Wein ſchmeckt ihm nicht mehr ſo gut jetzt aus dem feinen Glaſe, wie voreh aus dem Moſtkrug. Wie er dazumal aus dem Moſtkrug Wein getrunken hat, ſo trinkt er jetztund aus dem Weinglas Moſt. Das möchte er gern verwinden, aber —

Sie iſt um ſieben Jahre älter, als wie er; und er iſt abergläubiſch und hat auf die Zahl ſieben nie was gehalten.

Dieſe Gotthardswirthin! Lieb war ſie — keck iſt ſie. Gut war ſie — bös iſt ſie. Sanft war ſie — derb iſt ſie. Und die nackten Ellbogen ſtützt ſie juſt noch ſo auf die Achſeln der Gäſte, wie ſie es vorzeitlich hat gethan, wie ſie es auch mit dem Flößer-Hans hat gemacht, ehvor er ihr Mann geweſen. Dazumal hat ſie auch geſchäckert und geſcherzt mit dem Hans, wie ſie es jetzt mit den Gäſten noch thut. Nun hatte ihr der Hans einmal geſagt, das thäte ihm nicht gefallen. Darauf fuhr ſie ihm in einem Anfalle heftiger Zärtlichkeit mit der Hand über das Geſicht, dabei gingen die Hörner des Schnurrbartes zu Grunde und ſeither ſpitzt er ſie nicht mehr auf.

Zudem ſpricht man mehr, als wahr ſein kann. Wenn der Excellenzherr kommt! Der Excellenzherr, das iſt ein General, der von ſeinen Regimentern mehrmals des Jahres in die Gegend des Turnviertels kommt; der General iſt Eigenthümer dieſer Waldungen und all' deſſen, was d'rin und d'rüber lebt und ſchwebt. Und der Eigenthümer dieſer Güter iſt Lebemann. Das Holz ſchlägt er, das Wild ſchießt er, die Burſchen nimmt er zu Soldaten und die Weiber? —

Gerade die ſollten dahier keinen ſo hohen Herrn haben?

Man munkelt wohl Etwelches. Iſt ſchlechtes Geſchwätz, meint der Gotthardswirth. Meint er? Was überhaupt er dabei zu meinen hat? Er ſoll gar nicht daran denken.

So geht er wieder im Walde um. Und vor einem hohen Baum, in den der Blitz geſchlagen hat — ein alter Lärchbaum iſt's — ſteht er ſtill, der Hans und — meint doch was. — „'s hätt' nicht preſſirt mit dem Heiraten. Wenn man's nimmt: das Soldatenleben wär' mir lieber, als wie da ſo ein Gotthardswirth ſein.“

Oho! — Was ſollen denn wir, die wir im hohlen Baume ſtecken, für einen Rath geben? — Iſt halt eine harte Sach', wenn's ſo hergeht. Wer kann's denn anders machen? Müſſen doch ſchauen, daß ſie ſich vertragen allzwei. — Das iſt unſer ganzer Rath. Mehr darf man einem Ehpaar nicht d'reinreden.

Der Zufall mag ſich mehr herausnehmen. — Und ſo kommt jetzt ſingend und hüpfend ein junges Mädchen des Weges, ein Mädchen, etwas ſchon über jene wunderliche Uebergangszeit hinaus, in welcher Viele ſich aus ihrer ſeltſamen Bangniß und Drängniß nicht anders zu retten wiſſen, als indem ſie's recht in die Luft hinausſchreien und trillern und jodeln, was in ihnen wie feindlich zu weben und zu walten anhebt.

Der Hans wendet ſich ab. Sofort ruft das Mädchen: „Thu' Dich gar nicht verzwingen, Herr Gotthardswirth. Wenn Du aber einmal zum Flößer-Hans kommſt und Du biſt nicht zu vornehm, als daß Du ihn anredeſt, ſo ſag': Die Kreuz-Lieſel ließ' ihn grüßen!“

Da wendete ſich der Hans und ſagte: „Lieſel, Deinen Gruß, den könnt'ſt ſelber ausrichten, brauchſt den Gotthardswirth nicht dazu. Leicht freut ſich der Hans, kunnt er wieder einmal ein Wörtel mit Dir reden.“

Das war ein anderer Ton, als den das Mädchen erwartet — der that ihr's an. Langſam und mit geſenktem Köpfchen ſchritt ſie hin vor den jungen Mann, hielt ihm die rechte Hand entgegen: „Nu, greif' an — Grüß' Dich Gott!“

Er faßte die Hand und hielt ſie feſt und preßte ſie hart und ſtreichelte ſie zart — und ließ ſie lange nicht mehr los.

Albern, daß bei ſolchen Dingen auch immer was geredet werden ſoll.

„Wie geht's Dir alleweil, Lieſel?“

„Muß ſchon gut ſein, wenn's nicht beſſer iſt.“

„Wirſt Dir halt ſchon einen recht ſauberen Liebhaber ausgeſucht haben?“

„Kunnt mir nicht einfallen.“

„Und auf den Hans wirſt lang' ſchon vergeſſen haben.“

„Hätt' ich nicht, was thät's mir denn nutzen?“

Der Hans flocht an ihren Fingern herum — ſie ließ geduldig flechten und ſchlug bisweilen einen traurigen Blick zu ihm auf.

„Wo gehſt denn heut' hin, Lieſel?“ fragte er.

„In's Holzmeiſterhaus hinauf, ſagen, daß morgen der Excellenzherr auf die Pürſch kommt.“

„Laß' mich mit Dir gehen?“

Sie ſchüttelte verneinend das Haupt.

„Warum ſollten wir nicht gute Freunde bleiben, Dirn'? Wo auf der Welt eh ſo viel Verdruß iſt?“

Das Mädchen guckte ihn ſchief von der Seite an und dachte: Der arme Narr.

„Nein, Nein,“ rief der Hans plötzlich, „nicht daß Du etwan glaubſt! das nicht — das nicht. Es ſteht ganz gut. Hab's paſſabel getroffen mit der Wirthin, bin rechtſchaffen zufrieden.“

„Was redeſt denn da?“ fragte das Mädchen, „das wird ja gewiß wohl ſein und ich wünſch' Dir's, wünſch' Dir's zu tauſendmal. Traurig genug, wenn's anders wär'! Na, laß' mich aus, jetzt, daß ich kann gehen.“

„Wir haben einen Weg miteinand,“ ſagte er und ſtand noch immer mit ihr da, und ſah zur Erde und trat mit ſeinen Stiefelabſätzen tiefe Löcher in den Moosboden. Und nach einer Weile ſagte er: „Weißt, Lieſel, ich mag doch nicht mit Dir gehen. — Kunnt ſein Spiel haben — kunnt der Teufel ſein Spiel 'haben.“

Darauf ſind ſie auseinandergegangen.

Das Mädchen ſchritt dahin und als es glaubte, daß es das Gebüſch verdecke, ſah es noch einmal um. Der Hans blieb eine lange Weile an dem Lärchenſtamm ſtehen. Er ſtarrte zu Boden und ſein Blick war wie eingebohrt. Mit den Fingern der linken Hand drehte er an ſeinem Schnurrbart und ſpitzte nach langer Zeit das erſte Mal wieder Hörnchen. Und als die Hörnchen ſtanden, rechts eins und links eins, da machte der Gotthardswirth einen Sprung ähnlich wie ein Rehbock, wenn ihn der Schuß trifft. Dem erſten Sprung folgte ein zweiter, ein dritter, Hans lief mit aller Macht dem Mädchen nach. — Er kam durch Geſträuche, er ſah die Kreuz-Lieſel ſitzen auf einem Stein mitten in den Büſchen. Er ſchlich ihr leiſe zu, er ſah ſie weinen.

Hans kniete hin vor das Mädchen und leiſe an ihren Händen zerrend, daß ſie das Antlitz enthüllten, bat er ſie um Verzeihung, wenn er ihr Leides gethan.

Sie ſchüttelte das Haupt — etwa, daß er ihr nichts zu Leide gethan? oder daß ſie ihm nicht verzeihe? — O du mein lieber Gott, zwiſchen ſolch' zwei Leuten gibt es ganz andere Urſachen und Wirkungen als ſonſt. Ein herriſches, ſelbſtiſches Wort kann glückſelig machen; ein harmloſes abſichtsloſes kann bis zum Tode verwunden.

Er kniete ſchweigend und unbeweglich, wie ein Stein und ſie ſaß ebenſo unbeweglich da mit verborgenem Antlitze. Die Zweige der Haſelnußſträuche wiegten über Beide; eine kleine Heuſchrecke hüpfte von einem Aeſtchen zum andern und ſchließlich auf die Stirne des Mädchens, daß dieſes ein wenig emporzuckte. Und von der Stirne des zitternden Kindes that das Thierchen einen Sprung nach des Mannes rechter Hand, an welcher der goldene Trauring prangte! Das Heupferdchen war ſchon wieder davon, aber in ihm, der da mit glühendem Blute vor dem Mädchen kniete, rief eine Stimme: Sieh', du trägſt an deiner Hand das Zeichen der Treue. Haſt du ſchon dein Glück verloren, ſo bewahre deine Ehre. Du haſt den Schwur gethan, bleibe treu dir ſelbſt. —

Raſch erhob er ſich.

„Geh, Lieſel, geh!"

„Wo denn — ?" fragte ſie befremdet wie im Traume und ihre Hände ſanken von dem thränenfeuchten Geſichte, „wo denn ſoll ich hingehen?"

„Zum Holzmeiſter willſt ja und dem Jäger ſagen, daß morgen der Excellenzherr auf die Pürſch kommt."

Sie ging. Sie wird's gethan haben. Die gute, arme Lieſ'l.

Der Gotthardswirth ſchlenderte durch die Wälder hinaus und es war ihm leicht und weit in der Bruſt und er eiferte die Vögel an, auch zur Abendſtunde zu ſingen. Und eine Schwarzdroſſel ließ ſich wirklich nicht lange bitten. „So viel ſchön auf der Welt," ſang ſie, „ein braver Mann geht zu ſeinem Weibe heim; und ſein Weib iſt auch ſo viel brav — ſo viel ſchön auf der Welt."

„Freilich, freilich," gab der Mann zu, „es mag ausſchauen wie der will, brav iſt ſie doch!"

Die übrigen Vögel verhielten ſich ſtill — ſie wollen erſt abwarten bis morgen früh. —

War ſchon recht dunkel, als der Wirth in ſein Haus zurückkehrte. Das Wirthshaus war, wie das Wirthshaus nicht ſein ſoll: ſtill und leer. Die Thüren waren offen; in der Gaſtſtube flackerten zwei brennende Kerzen. An der Wand lehnten zwei Kugelſtutzen. Der Wirth trat in die Küche hinaus und überraſchte dort den ihm wohlbekannten Büchſenſpanner des Excellenzherrn, welcher ſeinen Arm um den Nacken des Küchenmädchens legte und dieſem aus ſeiner Tabakspfeife Rauch in's Geſicht blies. Das Mädchen entſetzte ſich vor ſolchem Ding und ließ in ſeinem Entſetzen den Mund offen ſtehen, daß die blauen Wölklein ihr gar in die Gurgel ſprangen. Dann nahm der Büchſenſpanner die Pfeife aus den Zähnen und wollte der Küchenmagd den Rauch wieder zwiſchen den Lippen herausſaugen — in demſelben Augenblicke ſtand der Gotthardswirth da.

„Glücklichen Abend!" grüßte er ſpöttiſch. Allein der Jäger ſchien ſich nicht ſehr zu beeilen, das Mädchen loszulaſſen, bis ihm dieſes entſchlüpft davonlief.

„Unterhalteſt Dich ja recht gut in meinem Haus!" ſagte der Hans.

„Paſſirt," antwortete der Andere und klopfte ſeine Pfeife aus.

„Wo iſt denn die Meine, daß ſie Dich nicht ſchon ausgejagt hat?"

„Die Deine?“ ſchmunzelte der Jäger, „die, mußt wiſſen, hat nicht Zeit, daß ſie den Büchſenſpanner thät verjagen?“

„Wo ſteckt ſie denn? Saggra, jetzt möcht' ich doch wiſſen! — Wem gehört denn das Gewehr in der Stuben?“

„Das gehört mein.“

„Das zweite, meine ich!'

„Sicherlich auch einem Jägersmann, Wirth.“

Jetzt rief der Hans mit hohler Stimme den Namen ſeines Weibes. Eine ſeltſame Aufregung kam über ihn; wie ein Wicht huſchte er ſtill und gebückt durch die Küche, durch die Vorlauben, in die Kammer, über die Treppe zu den Dachſtuben. Er riß die Thüren auf — bis auf eine — die war von innen verſchloſſen. Stockenden Athems rüttelte er mit beiden Armen an der Klinke, daß die Wand bebte. Fußtritte verſetzte er der Thür, da ſprang ſie klirrend auf.

„In des Teufelsnamen!“ fluchte jetzt eine volltönende Stimme in der Dunkelheit, „was iſt das für eine Mörderhöhle!“

Ein Streichholz leuchtete auf. Vor dem Gotthardswirth ſtand — der Excellenzherr.

Stramm wie eine Säule, ohne alle Verbeugung ſtand ihm der Hans gegenüber und ſein Blick ſchoß wie Blitzſtrahl im Gemache umher. Nichts, als die alten bekannten Einrichtungsſtücke mitſammt der Lederbank, auf welcher der von der Reiſe ermüdete General ein wenig geruht haben mochte.

Der hohe Herr verließ die ungaſtliche Schenke zur ſelben Stunde.

Da kam mit fliegenden Kleidern und funkelnden Augen jetzt auch die Wirthin herbei und ſchnurgerade auf den armen Hans los.

„Da ſteht er, der Thor, der Thor!“ zetterte ſie, „weißt Du, was Du gethan haſt?“

„Das weiß ich wohl,“ antwortete er tonlos, „zu Grund' gerichtet habe ich mich. — Er wird mir Grund und Boden aufkünden, auf dem das Haus ſteht. Er wird mich abſtiften.“

„Dich! Dich, der als Binnichts und Habenichts in dieſes Haus iſt gekommen!“

„Mich,“ ſagte der Mann kalt, „Dir wird er kein Leid thun. — Du verſtehſt es ja ſo gut, kleine und große Herren zu Deinen Schuldnern zu machen.“

„Beſſer, als man macht ſie zu Feinden.“

„Still!“ rief der Hans und hob wüthend ſeinen Arm. „Gotthardswirthin, jetzt biſt Du mir bekannt, ich habe mich an Dich verkauft!“

„Und weiß der Flößer-Hans, warum er ſich verkauft hat? Um dem Soldatenleben zu entlaufen. Dir iſt mein Haus und der ſchwache Weiberarm ein Schutz geweſen, Du feige Memme, Du!“

Da ließ Hans den gehobenen Arm wieder ſinken.

„Iſt begreiflich,“ ſagte er jetzt in gleichgiltigem Tone, „Du möchteſt mich jetzt ſo ſchlecht machen, als wie Du ſelber biſt.“

Dann ſtürzte er davon in die Nacht hinaus.

Die Nacht war finſter, ſein Gemüth war ſtürmiſch.

Am nächſten Morgen kam er in das Lager der Waidmänner.

„Der Excellenzherr' ich will mit ihm ſprechen."

Zu ſeiner Verwunderung wurde er mit Wohlwollen empfangen.

Hans konnte vor Erregung kaum reden. — „Excellenz, Herr General!" haſtete er, „ich will keine andere Genugthuung, ich ſchwöre es nur, dieſes Weib, dieſes! ich hab' es nie geliebt! daß ich's doch hab' genommen, iſt eine Schmach für mich, für . ."

Er mußte abbrechen, er wollte erſticken an der Anklage, die er dem Feldherrn, der vor ihm ſtand, hinzuſchleudern im Begriffe war.

— „So fein, ſo menſchenwürdig," fuhr er endlich höhnend fort, „werden bei uns die Soldaten behandelt, daß der Menſch ſich lieber an ein niedriges Weib verthut mit Leib und Seelen, als wie ſich dorten mit Füßen treten zu laſſen. Und dennoch, mein Herr Excellenz General, will ich jetzt in Eure Dienſte gehen, lieber als Einer angehören, die Schande wirft auf den Ring an meiner Hand! — da ſteh' ich und will Soldat ſein!"

Entrüſtung in allen Anweſenden. Der wahnwitzige Gotthardswirth!

Der General allein lächelte, ruhig und einen Schritt zurücktretend, ſagte er gelaſſen, aber ſo, daß es Alle hören konnten:

„Soldat ſein? Meines Wiſſens gibt es bei uns kein Regiment für Hahnrei's."

Er verſtand das Wort gar nicht, der gute Hans, aber das tolle Gelächter der Jagdgeſellſchaft ließ ihn's ahnen, wie der hohe Herr den wilden Zornausbruch gerächt hatte.

So — als wie ein geköpfter Haushahn noch eine Weile herumflattert, ehe er niederſtürzt, ſo taumelte der Gotthardswirth aus dem Kreiſe der höhnenden Männer und zwiſchen den Baumſtämmen hin den Gründen des Waſſers zu.

Sonnenſtrahlen rieſelten durch die Baumkronen, Sonnenpunkte zitterten über der Bruſt des glück- und ehrloſen Mannes, der jetzt auf dem Felſen ſtand und in die Schlucht ſtarrte. In der Schlucht lag Schatten und feuchter Nebelſtaub drang empor aus dem brauſenden Bette des Wildſtromes.

Da hinab — und Alles iſt aus. Alles? das wäre erſt die Frage. Ein ehrlicher Mann ginge dahin und ein geſchändeter Name bliebe zurück. Jetzt am größten iſt der Mann vonnöthen, daß er auf dem Poſten bleibe und ſeinen Namen rette. — Wer ſoll es thun, wenn du nicht mehr biſt? Willſt du dein Andenken mit Spott und Hohngelächter begraben laſſen? — O, bleibe, bleibe, Hans und zeige der Welt, was trotz Allem und Allem für ein echter Kern in deiner Bruſt ſteckt. Hans, ſei nun Soldat für dich allein! Schütze, rette dich ſelbſt!

So ſchrie in ihm ſein Gewiſſen und rang mit dem racheglühenden Herzen. Er wehrte beiden ab: Laßt mich, laßt mich — ich will ſchlafen!

Und ſtieg nieder in das Gewände und verkroch ſich in die Spalten der Felſen.

Und in den ſchönen Wäldern des Turnviertels war die luſtige, glückliche Jagd geweſen. Luſtig und glücklich, daß Sankt Hubertus ſelbſt in die Hände geklatſcht nach jedem Schuß — und gab es unter den Begeiſterten nicht Viele, die ſolches Klatſchen für den bloßen Wiederhall des Waldes gehalten hätten. — Viele Jäger ſind des Haſen Tod! aber wo der General dabei iſt, da fallen Rehe, Hirſche, und gar noch edleres Wild — wenn man der weiten Schlachtfelder gedenkt! — Es gibt Weſen, deren größte Paſſion es iſt, zu tödten — und heißen Menſchen, und die kein größeres Uebel kennen, als zu ſterben — und heißen Helden . . .

Am ſpäten Nachmittage war die Jagd zu Ende.

Die Geſellſchaft hatte ſich in der Nähe des Wildbaches ein Lager aufgeſchlagen und die Wellen, welche ſonſt die Holzſcheiter niederſchwemmten von den hinteren Waldungen, wurden heute mit Angeln durchſtöbert — nach Forellen. An die Felſen, die ſeitlings ſchroff aufragten, wurden die Flaſchen und Fäßchen poſtirt und am Ufer loderte ein großes Feuer, neben dem gemetzgert wurde. Dort lagen etliche Hirſche über einander, ihre vielverzweigten Geweihe in das Farrenkraut legend, mit verglaſten Augen gegen Himmel glotzend, vorwurfsvoll, daß den Geſchöpfen Gottes keine Hilfe werde, wenn die feindlichen Horden nahen. Der Stärkere hat Recht, o Herr, auf deiner ſchönen Welt. Die Krone der Schöpfung, der Menſch iſt nur in Einem unendlich groß: in ſeinem Egoismus. Wenn das Gottes Ebenbild iſt — dann, o Gott, behüte uns vor dir ſelber!

Solche Anklage ſtand — wie ein noch nicht verblaßtes Mörderbild in der Pupille des Gemordeten — in dem gebrochenen Auge des Wildes. Aber die Jäger hatten was Beſſeres zu thun, als zu ſchwärmen und zu bedauern, ſie lachten und jobelten und — hatten Recht. Der Erzähler ſelbſt hält es mit den Menſchen und wird niemals den Thieren das Wort reden, denn einſt war eine Zeit und ſie kann wieder kommen, wo der Menſch Knecht iſt; dann erſt wird er ſeine Satzung ändern und ſagen: das Vorrecht des Stärkeren ſei die Gnade! . .

Mancher der Jäger hätte aus reinem Uebermuthe noch gern in das Horn geblaſen, war aber verboten, denn hinter einem der grauen Steinklötze auf ſchweren Häuten, die über den Moorboden gebreitet waren, lag der Excellenzherr und hielt nach des Tages Laſt und Müh' ein Schläfchen.

Auch das Donnern eines nahenden Gewitters wäre ſicherlich unterſagt worden, hätte ſich dasſelbe nicht hinter das gleichmäßige Rauſchen des Wildbaches verſteckt bis der Wolkenhimmel ſich ſchlagfertig gerüſtet hatte, um nun plötzlich ſchwere Tropfen niederzuſchleudern in die enge Bergſchlucht.

Jetzt erſt erlaubte ſich der Büchſenſpanner, den Herrn ſanft zu wecken.

„— ah!“ murmelte dieſer noch im Halbſchlafe, „einen Backenſtreich hat ſie mir verſetzt dieſe — dieſe Kreuzdirne vom Holzmeiſterhaus . . .“

Dann rieb er ſich die Augen und fluchte über die dummen Träume, die bei ſolch' einem Liegen auf feuchtem Boden entſtünden.

„Das Diner fertig?"

Zu dienen. Allein für's Erſte iſt es nöthig, ein Schirmdach zu gewinnen, denn das Gewitter naht mit trotzigem Ernſte. — Zu dem Holzmeiſterhauſe hinauf iſt es zu beſchwerlich, zum Gotthardswirthshauſe hinaus zu weit. Die Köhlerhütten ſind auch zu entlegen und der junge Wald oben in den Lehnen beut zu wenig Schutz. Guter Rath theuer!

„Oh, billig oder gar umſonſt zu haben," rief der Büchſenſpanner, „da voran in der Wand habe ich eine Höhle entdeckt, die bietet Unterſtand genug."

Es war wahrhaftig keine Zeit zum Ueberlegen; ein ſtarker Gußregen fluthete nieder, Eiskörner ſauſten und zerſprangen an den Felſen, das Feuer ziſchte und der Rauch wurde zerfetzt und hin zwiſchen die Klüfte gepeitſcht von dem Sturme.

Alles haſtete der Höhle zu.

Im hinterſten Winkel derſelben kauerte der Gotthardswirth. Als er die Leute ſah und darunter den General, verkroch er ſich noch tiefer in die Kluft.

Es war ein heiteres Schreien, helles Lachen; ein erſt halbgebratener Bock wurde hereingeſchleppt — und draußen ſauſte der Wolkenbruch nieder an dem hohen Gewände und ſpritzte und giſchtete in dem Fluſſe, der an der Höhle vorbeibrauſte.

Geſang und Gejohle ſollte das Rauſchen übertönen, die Gläſer ſollten den Donner überklingen. — Waidmannsleben, luſtig Leben allerwege! —

Das Unwetter hatte endlich nachgelaſſen. Der Bach war trübe und unſtätt; da kroch der Gotthardswirth ein wenig hervor aus ſeinem Verſtecke.

„Der auch da?“ hieß es! der General that, als bemerke er ihn gar nicht. Der Hans blickte hinaus in das ſchäumende Waſſer, das wild an die Steine ſchlug, und murmelte: „Rathſam iſt es nicht.“

Gerade wollte ihn Einer fragen, was er für nicht rathſam halte, als im Gewände oben ein wüſtes Krachen und Branden hallte.

„Jeſus Maria!“ rief der Hans, „jetzt hat's den Teich zerriſſen, die Holztrift da oben im Gebirge, jetzt helf' uns der Herrgott!“

Sie wollten davon, da war ſchon das Waſſer da. Erde, Steine, Holzklötze wälzte es heran und die braunen Wellen ſchoſſen in die Höhle. — Ein gellender Schrei! Ein Anklammern an das Gefelſe, ein Emporklettern an dem Gewände, ein Niederſtürzen in das Gewoge, das in der Höhle tanzte und ſchäumte und kochte.

„Aus der Höhle! Aus der Höhle, oder Alles ertrinkt!“

Ja geſagt — aber gewagt! Wer kann ſich ſtemmen gegen die wilden Wellen! Vielen gelang es doch auf Holzbalken aus dem Loche zu kommen. Es war kein Gewinn! Von dem hochgeſchwellten Strome wurden ſie fortgeriſſen. Und wie erſchrak der mit der Noth ringende General, als er ſah, daß er nicht mehr die Excellenz war, daß ſich Niemand mehr nach ſeiner Fürtrefflichkeit umſah. In Todesnoth iſt Jeder ſein eigener Excellenzherr . . . — O, welch' ein Brauſen und Branden zwiſchen den Steinen, ein Wogen und Wüthen auf und nieder. Schrecklich zu hören, zu ſehen; und doch noch zu bald verſtopfte das Waſſer die Ohren, verſchleierte die Augen, drang durch Naſe und Mund und die Lunge ſtieß Luft heraus, ſog Waſſer hinein! Und darüber hin die Trümmer, die Steine, der Sand, die losgeſchwemmten Raſen und Holzſcheiter — ſo fuhren jetzt die luſtigen Jäger dahin und draußen in der Waldſchlucht gellte noch manch' letzter Schrei.

Der Hans war hingeſprungen über das treibende Getrümmer, als wäre es feſter Boden — er war wieder ganz der Flößer-Hans, der kräftige, tollkühne Flößer, und kein Stäubchen des glückloſen, verzweifelten Gotthardswirthes mehr an ihm. Die Gefahr hatte ihn zum Manne, die Noth der Untergehenden zum braven Manne gemacht.

Der General hatte ſich lange wacker über den Wellen gehalten, aber endlich war er überfluthet und trieb der Tiefe zu. Da wurde er plötzlich erfaßt von einem ehernen Arm und emporgeworfen und hinausgeſchleudert in's Ufergebüſch. Als er die Augen vermochte zu öffnen, ſah er in den trüben Fluthen, zwiſchen treibenden Blöcken eine Menſchenhand ragen; ſah an ihr noch das Blinken eines goldenen Ringleins — dann war ſie verſchwunden.

Spät Abends pochte es noch an das Fenſter des Gotthardswirthshauſes.

„Die Frau Wirthin, ſie wolle ein bischen aufmachen!“

„Iſt keine Ruh', auch in der Nacht noch keine?“ ſo die Stimme von innen. „Iſt's der Flößer-Hans?“

„'s mag wohl ſein; Wirthin.“

„Soll auf's Heu gehen. So ſpät wird nimmer aufgemacht."

„'s iſt aber nicht der Flößer-Hans dieweilen," die Stimme von außen. „Frau Wirthin, um ein Leintuch thät' ich bitten."

„Was? ein Leintuch? Was braucht Eins denn ein Leintuch draußen in der regneriſchen Nacht?"

„Naß wird's wohl werden, aber wir kunnten ihn ſonſt nicht hertragen, Frau Wirthin, er iſt ganz zerfetzt und zerriſſen. Wir müſſen die Stück' in ein Tuch thun."

Da erhob ſich die Frau Wirthin, um der Sache näher zu fragen.

„Das Waſſer und die Steine haben ihn gottsläſterlich zugerichtet," rief die Stimme draußen, „ihr werdet ihn gar nicht mehr erkennen."

„Wen? um Chriſti Willen, was iſt das für ein halbigs Reden, wen ſoll ich nicht mehr erkennen?" —

Und nach einer Stunde haben ſie den todten Hans in's Gotthardswirthshaus getragen. Er war ſchier nicht mehr zu kennen, in der That! aber die Wirthin hat ihn doch erkannt und zwar an ſeinem goldenen Trauring.

Sie weint, ſie wimmert, ſie ſchreit vor Schmerz. — Ihr wendet euch weg? ihr fürchtet, daß ihr Schmerz ſo echt ſein könne, wie ihre Liebe? —

Etwelche ſind zu Grunde gegangen bei dem Losbruche der Holztrift im Gebirge, aber ſo ſehr, wie den Hans, hat es Keinen zugerichtet.

Der General kam mit verbundenem Haupte in's Wirthshaus. Die Wirthin floh, als ſie ihn ſah. Er ſtand vor der Bahre und murmelte: „Wäre ein geborner Soldat geweſen, das!“ — Sie haben Recht. Er hat einen böſen Feind getroffen, aber ſich noch leidlich durchgeſchlagen, Herr General! — — — — — — — — — — — —

Seit dieſer Begebenheit ſind nun ſchon viele Jahre vergangen. Das Grab iſt noch zu ſehen. Es iſt das einzige auf dem ſtillen Dorfkirchhofe, das mit einem eiſernen Gitter umgeben iſt. Zuweilen findet man einen Kranz von Waldmoos darauf. Die Lieſel, die Kreuzlieſel iſt ledig geblieben und alt geworden; ſie verrichtet an den Sommerfeierabenden gerne ihre Abendandacht vor dem eiſernen Gitter.

Das Gotthardswirthshaus? — Es ſteht wohl noch das Haus, aber man kriegt nichts mehr zu trinken. Eine arme, aber zufriedene Familie wohnt darin. Am Hauſe alſo liegt es nicht, wenn der Menſch elend iſt.

Und die Gotthardswirthin? — Soll der Erzähler von der eine zweite Geſchichte beginnen? Ihr müßtet etwa dabei ſchluchzen, müßtet euch ängſtigen um die arme Haut, die weit im Gebirge d'rin darbte und litt. Und müßtet endlich mit feuchtem Auge ſagen: Gotthardswirthin, ein Stein müßt' ſich erweichen über deine Trauer. Du warſt eine wahrhaftige Maria Magdalena!

Und man hieß ſie auch in der Gegend die wilde Maria Magdalena, denn ſo knieete ſie Tag für Tag in der Schlucht, wo das Unglück geſchehen war, vor einem grauen Felſen, an welchen ſie ein hölzernes Kreuz befeſtigt hatte.

Bei dieſem Steine wurde ſie ſelber ſteinalt und grau. Aber heute lebt ſie nicht mehr.

◆

Der Herren-Sepp.

Der Herren-Sepp.

Im Edelgrund. Das iſt ein kleines, von hohen Bergen umfriedetes Wieſenthal. Der Alpenroſenſtrauch grünt an den Hängen dieſes Thales, kommt aber ſelten zur Blüthe, denn die liebe Sonne fällt nur von Floriani bis Jakobi in den Edelgrund. Hochruck heißt der Bergwall, der ſich mit ſeinen grauen, gletſcherumpanzerten Maſſen vor das Auge des Himmels ſtellt, das da jeden Tag um den Erdball wandelt, um all' ſeine lichtdurſtigen Kinder zu zählen und zu hüten.

Gegenüber dieſem Bergwall, in dem blaudämmerigen Hintergrunde der Schluchten erhebt ſich der wildzerriſſene Gebirgsſtock, die Finſterfölz mit den drei Leuchtern. Die drei Leuchter ſind drei kalkweiße Felshörner, welche über die Firnen und Schneefelder des wüſten Bergſtockes emporragen und in ihrem Wiederſcheine ein blaſſes Licht niederſenden in die düſteren Schattengründe des Thales. Zuweilen, wenn die Thürme dort oben im Morgenroth oder Abendſcheine glühen, als ob in der tiefen Himmelsbläue drei Lunten loderten, liegt ein Purpurton in der Dämmerung der Schlucht, und der Edelgrund hat rothe Schatten.

Die Felſengebilde dieſer Engthäler ſind unſäglich mannigfaltig und ſie ſpielen in allen Farben vom dunkelſten Blau bis in das hellſte Weiß und ſtets zu allen Tageszeiten wechſelnd. Gebüſche und Mooſe wuchern in allen Mulden und Riſſen, wo ſich nicht eben die grauen Sandſtröme breiten. Und im Erdreiche der Klüfte und der ſanfteren Lehnen bauen ſich urkräftige Tannen und Lärchen, als wollte das Pflanzenreich mit den Ungethümen der Steinmaſſen den Kampf von Neuem beginnen.

Ein wildes Waſſerbett mit ſchneeweißem Sand und grauen verwaſchenen Felsblöcken gräbt ſich durch das kleine Thal, und das grünliche Wäſſerlein, das ſelbſt in den Hochſommertagen darin rieſelt, brauſt und ſchäumt recht wacker d'rein, höhlt tiefe Tümpfe und überſpringt giſchtend Felsdämme und Abgründe und iſt ſtärker als es ſcheint. Das iſt der Finſterbach.

Wenn du auf der grünen Matte dieſes Hochthales ſtehſt und rufeſt laut: „Grüß' dich Gott, Edelgrund!“ — ſo hallt es ungezählte Male in der Runde, und die eine Wand ſchreit: „Edelgrund!“ und ein entfernterer Wall ruft, „Grüß' dich Gott!“ — Und weiter klingt dein Gruß von Tafel zu Tafel, von Fels zu Fels.

Und wenn du nach der Gemſe, die dort am Hange graſt und ſchon das Haupt emporwirft und lauert, dein Bleirohr richteſt, ſo brauſt dein Schuß wie das Knattern einer Schlacht durch die Gründe fort, und etwa weckt er gar an den Hängen des Hochruck eine Lawine auf, die niedertoſt und den Waldwuchs und ſich ſelbſt gefährdet.

Wenn aber auf einer der ſtolzen Höhen ein Jäger ſeinen Schuß abläßt, ſo ſiehſt du von dieſem Thale aus wohl den Blitz und den blauen Wirbel des Rauches, aber der Knall ſteigt nicht herab zu dir, der ſchlägt in dem höheren Bereiche ſeinen Takt.

Es iſt, als ob im Hochgebirge die Natur nach anderen Geſetzen waltete, als etwa draußen im zahmen Gelände, wo ſich Menſchen, die nicht viel nach der Schöpfung Herrlichkeit fragen, ſo wohl befinden.

Aber den Herrn-Sepp hat doch das Heimweh ſo weit hereingetrieben.

In dieſem ſtillen, ſchauerlichen Naturheiligthume — im Edelgrund, unter einer ehernen Granitwand wohl gewahrt, ſteht ein kleines, freundliches Haus. Es iſt aus Holz in einfachem Schweizerſtile gebaut und das flache Dach mit grauen Steinen beſchwert, gleichwohl nur ſelten Wind- und Wetterſtürme dieſe geborgene Thalſchlucht durchfegen.

Es iſt ein einladender wohnlicher Bau, von einem Wildgarten mit Wachholder, Dorn- und Alpenroſenſträuchen umgeben. Zwei wuchtige Lärchenſtämme ſtreben in ihren friſchgrünen Pyramiden hoch über das Dach des Häuschens die moosgraue Felswand hinan. Am Fuße der Wand ſprudelt zwiſchen Wildfarren und ſammtweichen Tangengeflechten eine Quelle, die ſelbſt zur Sommerszeit jede Nacht ihre Eiszäpfchen ſpinnt. Ueber der Quelle, in einer Niſche des Felſens ſteht ein Bild aus Holz geſchnitzt. Ein Jüngling mit langen Locken und Flügelſchwingen an den

Schultern, der in der einen Hand einen Oelzweig ſchützend über einen Knaben hält, welcher mit gefalteten Händchen zu ſeinen Füßen ſteht. Der andere Arm des Jünglings weiſt gegen Himmel empor. — Das iſt die Darſtellung des Schutzengels, wie ein ſolcher nach chriſtlicher Mythe jedem Menſchen auf Erden beigegeben iſt. Zwiſchen dieſen Gewalten des Hochgebirges hat das Menſchenkind einen ſchirmenden Engel wohl doppelt vonnöthen.

Ein leidlicher Fahrweg führt durch die Gräben und Engen der Vorberge bis zu dieſem Hauſe im Edelgrund, aber nicht weiter. Nur ein ſchmaler Fußſteig zieht noch tiefer in das Hochthal und durch die Klüfte, ſteigt endlich den Gebirgswall der Finſter-Fölz hinan, um unter den drei Leuchtern einen engen Paß, das Fenſter genannt, zu überſchreiten und in die jenſeitigen Berg- und Waldgegenden zu gelangen. Jäger und Hirten, Kräuterſammler, Wildheuer und nur ſelten ein fremder Gaſt aus den Vorlanden betreten dieſen Pfad, an welchem manche ſchlichte Gedenktafel verunglückter Wanderer ſteht.

Wir aber halten vor dem kleinen Alpenhauſe in dem einſamen Edelgrund und lauſchen verwundert den zarten luſtigen Tönen, die aus dem offenen Fenſter des Hauſes uns entgegenklingen.

Da d'rin in der Stube geht es freudig zu. Ein jugendlicher Mann in der Kleidung des Aelplers ſitzt am Tiſche und ſpielt auf einer vielſaitigen Zither friſchluſtige Alpenweiſen. Und vor ihm auf dem Tiſche hockt ein noch ſchier winzig Knäblein, das thut ſeine fetten Beinchen weit auseinander, daß es auf dem glatten Boden wohl

Wurzeln und Grundfeſten hat, dabei thut es ſeine thauklaren Aeuglein angelweit auf, und völlig zu groß ſind dieſe glänzend ſchwarzen Augenkirſchen für das kleine runde Geſichtchen; das Kind zappelt mit den weichen Händchen, als wolle es die aus dem Inſtrumente ſpringenden Töne erſchauen und erhaſchen. Und dabei hopſt es und lallt und jauchzt, ſo daß der Mann mitten in ſein Spiel hineinlacht: „Dem ſteckt's auch ſchon im Blut, hörſt Du, Kathrin, der wird dem lieben Herrgott noch Erd' und Himmel abſtreiten.“

Kathrin, ein junges, anmuthsvolles Weib, das am nächſten Fenſter ſitzt und ein ſchneeweißes Hemdchen mit glührothen Seidenbändern beſäumt, lächelt zu den kecken Worten ihres Mannes und ſagt: „Kindern ſchenkt der liebe Gott Erd' und Himmel ja von ſelber, die brauchen d'rum nicht zu ſtreiten.“

Ein mächtiges Gepolter vor der Thür. Mit unbeholfenem Stolpern trat ein Mann in die Stube, der ſehr alt und ſehr ſtruppig und ſehr buckelig war und ſeinen großen Spitzhut ſchier hinten am Genick trug, auf daß derſelbe nicht vorne herabpurzelte. Sein Geſicht war braun und zerriſſen und wüſt benarbt über und über, — wie das Gebirgsleben und das Wildwetter ſo manchen Menſchen eben herrichtet.

Der Alte blieb an der Thür ſtehen und reckte ſein ſtets zur Erde gebogenes Haupt nach allen Seiten, um die Stube zu betrachten, die, wenn auch nach Art der Gebirgswohnungen eingerichtet, doch eine gewiſſe Feinheit und Vornehmheit hatte, ſowie auch die Bewohner derſelben, ſich gleichwohl bäuerlich gebend, doch etwas Mildes und Gefälliges an ſich trugen, wie man das bei Wald- und Alpenſöhnen ſo häufig nicht findet.

„Ja, das ſeh' ich ſchon," murmelte der Alte in den Fußboden hinein, „ich bin recht d'ran. Das iſt beim Herrn-Sepp."

Der Zitherſpieler ſchob ſein Inſtrument bei Seite und ihm lag ſchon die Frage auf den Lippen: Was wünſchet ihr denn? — allein noch rechtzeitig fiel es ihm ein, daß dieſe Frage bei den Bauersleuten nachgerade eine Grobheit iſt. Nur Strommer und Bettelleute werden ſo begrüßt; ſonſt werden im Bauernhauſe die Fremden auf ganz andere Weiſe empfangen. Der Sepp wurde von den Gebirgsleuten nicht immer für den Höflichſten gehalten; er gab's zurück, wie ſie ihm's boten. Doch wollte der Zitherſpieler ſtets die Sitte achten und den Leuten das Ihre geben, wie er das Seine verlangte. So ſagte er denn auf die Eintrittsworte des Alten: „Grüß' Gott, ſchön! Mögt wohl ein wenig raſten?"

„Vergelt's Gott, das thu' ich ſchon," antwortete der Buckelige und ließ ſich keuchend auf die Ofenbank nieder und hub gemächlich an, mit Stein und Zunder Tabakfeuer zu ſchlagen, als wäre er in ſeiner Hütte.

Der Kleine war gleich nach dem Eintritte der Wildgeſtalt über die Tiſchplatte dem Vater zugerutſcht und hatte ſich mit beiden Aermchen angſtvoll um deſſen Nacken geſchlungen.

„Bübel," rief jetzt der Höckermann mit ſchnarrender Stimme, „gehſt her zu mir? Dich nehm' ich heut' mit!"

In dieſer Noth barg ſich das Knäblein noch tiefer unter das Kinn des Vaters und hub zu weinen an.

Jetzt fragte Kathrin: „Wollt Ihr vielleicht etwas?“

„Tabaksfeuer möcht' ich gern haben,“ verſetzte der Fremde, „der Sackermenter will mir nicht brennen: hell zu wenig beizt iſt er.“ Und er ſchob Stein und Zunder in den Hoſenſack.

Bald hielt ihm Kathrin ein brennendes Streichhölzchen vor.

„Aha, da haben wir's,“ rief der Alte erſtaunt, „hab' ſchon gehört von der Neuigkeit; und heut' ſeh' ich's mit meinem Aug'. Iſt ein ſpaßig Ding, hi, hi. — Bedank' mich aber ſchön, gleich probiren mag ich's doch nicht. Unſereins iſt ſo ein Feuer nicht gewohnt.“

Er lehnte das Flämmchen des Streichhölzchens ab, bat ſich aber ein zweites Stück aus, auf daß er es mit ſich nehmen und ſeinen Kameraden zeigen könne, wie das neumodiſch Feuerzeug ausſehe, von dem es heiße, der böſe Feind habe es aufgebracht, um damit die Häuſer der Menſchen und nach und nach die ganze Welt anzuzünden.

Als er jedoch ein volles Schächtelchen nehmen mußte, meinte er: „Mein Lebtag, he, was brauch' ich alter Narr ſo viel Feuer! — Sei ſtill, Du kleiner Grill, dort; nehm' Dich nicht mit, na, ſchon gewiß nicht; hab' eh' zu viel ſo Würmer daheim. — Und jetzt, wenn ich beim Herrn-Sepp bin, ſo richt' ich meine Poſt aus.“

„Auszurichten habt Ihr?“ fragte der Sepp.

„Das iſt gewiß und eine Poſt,“ ſagte der Höckermann, „ich ſelber verſteh' ſie nicht; nu, leicht ſeid Ihr geſcheidter. — Der Waldhammer-Jok iſt mir begegnet, wie ich d'rüben durch das Ameiskar heraufſteig'. — Gehſt über's Fenſter, Petz? ſchreit er mich an. — Ich bin der Waldrauchgraber Petz. — Freilich, ſag' ich; willſt mich 'nüber tragen, Jok? — Oho, ſagt er, du ſelber kannſt mir den Weg erſparen; wenn du über den Edelgrund gehſt, ſo ſollſt mir in des Herrn-Sepp Haus ein paar Wörtel hineinrufen. — Das kann ich ſchon thun, ſag' ich, was denn für Wörtel? — Ein Glaſel Kranabeter von mir zum Sonntag ſollſt haben, wenn du mir heut' in des Herrn-Sepp Haus ſchreiſt: Die Seppin ſoll eilends mit einem Weibsnamen zum Waldhammer-Jok kommen! — Iſt recht, ſag' ich, kannſt dich verlaſſen, Jok. — Und jetzt richt' ich's aus: Die Seppin ſoll eilends mit einem Weibsnamen zum Waldhammer-Jok kommen."

Jetzt war in das junge Weib Leben gefahren. „Ich dank' Euch ſchön," ſagte ſie mit gerötheten Wangen, und dann zu ihrem Manne: „Haſt gehört, beim Waldhammer! So muß ich doch geſchwind dazuthun; es iſt gar vier Stunden hinüber."

„Und ich ſteig' wieder ſtad davon," meinte der Bucklige und hatte große Mühe, ſich von der Bank zu erheben. „Wenn's einmal geht, nachher geht's rechtſchaffen, aber das Anrucken iſt mir allemal ſauer."

Kathrin trug ihm noch Milch und Brot an, aber der Alte lehnte ab, er ſei ſchon bezahlt, er kriege am Sonntag ſeinen Kranabeter.

„Heilige Maria, Mann, Ihr brennt ja!" rief plötzlich die Kathrin; und thatſächlich, aus dem Beinkleide des Alten ſtieg ein blaues Rauchbändchen auf.

„Brennen?“ brummte der Bucklige und drehte ſich in der Runde, um das Feuer zu entdecken, „brennen?!“ er ſchleuderte die Streichhölzchen von ſich; aber der Rauch aus dem Beinkleide wurde ſtärker. „Der Buchenſchwamm (Zunder) iſt's, der Sackra! -- Aha, verdroſſen hat's dich, daß ich das neumodiſch Feuer mittragen will; haſt hinterher Funken gefangen.“ Er entfernte den ſchon faſt verkohlten Zunder. „Oder hab' ich dich doch ſelber angefeuert vorhin? Mag auch ſein. Wart', jetzt rauchen wir Eins an. So, Petz, jetzt ruck' weiter und bedank' dich für's Raſten.“

So mit dem Feuerzeug und ſich ſelbſt redend, torkelte der Höckermann wieder zur Thür hinaus.

Die Kathrin hatte noch das weggeworfene Schächtelchen in den Sack geſteckt, ſchloß nun eilig Kiſten und Käſten auf und war gar geſchäftig.

„Hätte ſchon einen eigenen Boten ſchicken können, der Waldhammer,“ ſagte der jugendliche, ſtämmige und geſcheidt blickende Mann, den ſie den Herrn-Sepp nannten, „aber dieſen Waldbären fällt es nicht ein, daß es für eine Frau weder ſchickſam noch handſam iſt, ſo allein über das Gebirge zu gehen.“

„Ei, wen wird ſo was kümmern,“ rief das Weib, „Du weißt ja, Sepp, daß ich ſchon mehrmals allein über das Fenſter gegangen bin. Ich bin ſchwindelfrei und ſo iſt keine Gefahr; und böſe Menſchen gibt es auch hier nicht. Du willſt ja nicht einmal ein Schloß an unſerer Hausthür leiden.“

Der Sepp ſtellte den Kleinen in einen bewegſamen Schragen, da der Knabe, kaum zehn Monate alt, noch allein nicht trippeln konnte. Dann ging er in das Freie und ſah an den Felſen hinan. Eine tagelange Regenzeit war eben vorübergegangen und ihre Friſche lag noch über den Matten und Sträuchern.

Der Himmel war heiter, die Luft ruhig und lau; die Gemſen ſtiegen gegen die Firnen hinan und fraßen Flechten. — Das Wetter bliebe gut. Auch Lawinenſtürze ſind zu dieſer Zeit kaum mehr zu fürchten, wie deren überhaupt in dieſem Jahre ſeltſamerweiſe faſt gar nicht vorgekommen waren.

„Vor morgen Abend wirſt Du nicht zurück ſein können, Kathrin.“

„Wenn wir morgen um ſieben Uhr in Klausdorf bei der Taufe ſind, ſo denke ich, Sepp, wirſt mit dem Mittagseſſen auf mich warten können.“

Die Kathrin war von dem Weibe des Waldhammer-Jek zu Gevatter gebeten, und aus den Worten des Waldrauchgräbers hatte ſie ſofort verſtanden, daß die Stunde gekommen und in der Hütte des Waldhammer ein junges Mädchen angelangt ſei, welches auf die Frau Pathin und auf den Taufnamen warte.

Wäre es ein Knäblein geweſen, ſo hätte der Sepp die Obliegenheit gehabt; ſo aber — und im Gebirge ſieht man ſtrenge darauf — mußte ein weiblicher Pathe das Kind aus der Taufe heben.

Kathrin packte allerlei zu dieſem Zwecke vorbereitete Backwerke und Kleidungsſtücke ein, unter Andern auch das winzig kleine Hemdchen mit den Seidenbändern, an dem ſie vorhin noch gearbeitet hatte.

„Gelt, Sepp," fragte ſie nun plötzlich, „Deine Mutter ſelig hat Maria geheißen? iſt es Dir recht, daß wir auch unſer Pathenkind ſo nennen?"

Im Gebirgsvolke iſt es Sitte, daß nicht die Eltern, ſondern die Pathen des Täuflings deſſen Namen beſtimmen.

„Du biſt mein liebes Weib," ſagte der Sepp, „wie oft wünſche ich bei mir, meine Mutter hätte Dich noch geſehen. Sie wird Dir's danken bei Gott, daß Du ihrem Sohne Alles — Alles biſt; mehr kann ich nicht ſagen." Er legte ſeinen Arm um ihren Nacken, wie es vorhin der kleine Joſef mit ihm gemacht hatte. „Haſt recht, mein Herz, nenne das Kind Maria. Hätte zwar gemeint, Kathrin wäre auch ein hübſcher Name; aber paß' auf, den brauchen wir vielleicht ſelber noch!"

Sie entwand ſich und rief: „Ja, wart', das hat noch gute Zeit!"

Und als ſie endlich mit Allem fertig war, hob ſie den Kleinen auf ihren Schoß und ſang:

„Patſch' Händl z'ſamm,
Patſch' Händl z'ſamm,
Was wird die Mutter bringen?
Zwei ſchöne Schuh
Und noch was dazu,
Da wird das Büberl ſpringen."

Der Kleine lachte mit ſeinen leuchtenden Augen und die Mutter gab ihm einen Kuß gar auf die ſchneeweißen Zähnchen hinein.

Der Sepp war ſo gerne um den Knaben, doch wollte er dem Kinde heute die Mutter für die letzten Augenblicke nicht entziehen.

Die Magd war auf einige Tage zu ihrer kranken Mutter in das Vorland gereiſt. So ging der Sepp ſelbſt in die Küche, wo er, wenn es darauf ankam, ſchier ſo gut wie die Hausfrau Beſcheid wußte. Er war gar anſtellig.

Er brachte zur Jauſe Brot, Butter und geräuchertes Wildpret herbei. Dann ging er mit einem grünen Kruge zum Brunnen, der aus der Felswand quoll.

„Kathrin,“ ſagte er, als er von der Wand zurück kam, „lange hält das Wetter nicht; das Waſſer iſt ſo warm, daß man den Joſef d'rin könnte baden. Heute wird's ſchon andauern, aber verſprich mir, Kathrin, morgen nicht ohne einen Begleiter herüberzuſteigen.“

Kathrin verſprach es und ſie genoſſen Speiſe und Trank.

Der Kleine war dabei im Schoße der Mutter eingeſchlummert. Nun drückte die Mutter einen leiſen Kuß auf ſein geröthetes Vollwängelchen und legte ihn in ſein Bettlein. Hierauf unterwies ſie noch den Gatten in einigen Theilen des Haushaltes. „Und des Bübels wegen, Sepp, darf ich ohne Sorge ſein, weiß ich, biſt Du bei ihm.“

„Kathrin!“ ſagte der Mann, „wie ich daſteh',“ er ſtellte ſich ſtramm und trotzig vor das Weib, „wie ich jetzt daſteh', ſo halt' ich Wacht.“

„Ja, ja, behüt' Euch Beide der liebe Herrgott,“ ſagte Kathrin, „und verſchlaf' Dich nicht, daß der Joſef in der Nacht ſein Trinken kriegt.“

„Und daß ich nicht vergeſſ',“ verſetzte der Sepp nun und that ein wohl mit Papier umwickeltes Säckelchen aus ſeiner Bruſttaſche hervor, „daß iſt für die kleine Maria extra was von mir, und iſt ſie erſt ſtark und munter, ſo ſoll ſie einmal herüberſteigen in den Edelgrund. Die Waldhammerleut' grüß' mir ſchön.“

Kathrin ſprengte noch einen Tropfen Weihwaſſers auf den kleinen Joſef und auch auf den großen, der jedoch darüber mit den Augenlidern zuckte; es war ihm dieſer Segen ſtets recht angenehm, nur nicht in die Augen.

Und endlich ging die Kathrin davon.

Der Sepp ſtand an der Thür und ſah ihr lange nach. Daß Bündel an den Arm gebunden ſchritt ſie mit ihrem Alpenſtocke rüſtig fürbaß.

Allen Reſpekt, Kathrin, daß du ſo wacker über Stock und Stein vermagſt zu wandern; du biſt kein gebornes Alpenkind.

Ehvor ſie um den Felsvorſprung bog, ſah ſie ſich noch einmal um und deutete mit der Hand, der Sepp ſolle in's Haus gehen — zum Kleinen.

Aber der Sepp blickte noch eine Weile das Gewände hinan. Was denn heute die Vögel haben, daß ſie ſo närriſch herumflattern? Sind Geier in der Nähe? Es iſt um drei Uhr zur Nachmittagszeit und noch zwitſchern die Finken.

Es geht eine Sage, daß auch die Vöglein, wenn ſie Hochzeit halten, Gäſte dazu einladen und Reigen tanzen und Brautlieder ſingen. Wohl, heute mag ein ſolches Feſt ſein; der Sepp wollte dazu gerne ein wenig Zither ſpielen.

Zuvörderſt ging er in das Haus zurück und ſetzte ſich an die Wiege ſeines ſchlafenden Kindes. — Auch er, der Sepp, war in dieſer Wiege gelegen; ſie war das einzige, aber ein mehr als goldenes Erbe von ſeinem Vaterhauſe, das draußen ſtand. Draußen, wo an den Bergen vor wenigen Jahren noch die kleinen Felder und Kohlgärten lagen, die ſich nun aber allmälig zu bewalden beginnen, weil die Höfe veramt und verfallen. — Der Sepp war eines Hirtenbäuerleins Sohn und ſchon in ſeiner Kindheit und Jugend der glücklichſte Menſch. Was Wunder auch, er lebte ſeine Jugend im Walde und auf den Bergen. Deß erfreut ſich kein Fürſtenkind, und darum iſt ihm, der die Welt ſein nennt, gar zu oft der Urquell des Lebens fremd.

Indeß war der Knabe nicht ganz aus dem Holze ſeiner Landsleute zugehackt. Vögelfangen, Kugelſcheiben, Scheibenſchießen, Trinken, was und mehr, als das Zeug hält, und wüſte Raufhändel, das iſt guter Brauch im Lande — gefiel dem Sepp aber nicht. Sang und Klang war ſein Leben. Eine alte, ja, wahrſcheinlich eine ſehr alte Zither wußte er ſich zu verſchaffen — ſie hatte nur zwei Saiten. Auf dieſen Saiten ſpielte ſich ſeine Knaben- und Jugendluſt ab. Aber als er ſich einmal in ein rothhaariges Hirtenmädchen verliebte, da wurden ihm jählings die Saiten zu wenig, er mußte eine dritte haben. Jetzt aber ſpielte der Sepp, daß Einem Leib und Seel' entzweigehen konnte, und er ſpielte bei allen Luſtbarkeiten und die Leute ſagten: „Um's Geld könnt' er's thun!“ gab ihm aber Keiner welches.

Zur ſelben Zeit kam ein hoher Herr in die Gegend, um mit anderen hohen Herren Gemſen zu jagen. Es war kein Baron, es war kein Graf, es war ein Erzherzog. Der ſah und hörte den jungen Zitherkünſtler, gab ihm zwar auch nicht Geld, aber was Anderes. Er zog den hübſchen, offenherzigen jungen Mann in die Welt und gab ihn in eine Muſiklehranſtalt. Nach Jahresfriſt ſchon, als ſich der von Natur aus zart beſaitete junge Mann nicht allein eine hohe Fertigkeit in ſeinem Muſikfache, ſondern bereits auch einige allgemeine Kenntniſſe erworben hatte — ſpielte er am Hofe des Fürſten.

Der König ſelbſt war dabei und Grafen und Herzoge mehr als genug, und Frauen, wunderſchöne Frauen, in Seiden über und über, und wie von Milch und Blut, ſo zart. Dem Burſchen aus dem Gebirge fiel nicht das Herz in die Hoſe — wie ein Sprichwort ſeiner Landsleute ſagt — die trotzige Urſprünglichkeit ſeines Stammes war in ihm noch nicht erſtickt, — keck und munter griff er in die Saiten und dachte bei ſich: Vornehm über die Maßen ſind die Weibsbilder dahier, aber die Rothhaarige daheim iſt mir lieber.

Als er das erſte Stück, es war ein wunderſames Spiel — beendet hatte, erhob ſich ein mächtiges Händeklatſchen; der Sepp erſchrack, aber es war Beifall.

„Freut mich, wenn's gefallen hat," ſagte er und hub ſogleich ein zweites Stück zu ſpielen an. Alles horchte wieder; aber als es zu Ende war, ſagte ein Herr, der eine ſchneeweiße Weſte trug, zum Sepp, Weiteres dürfe er nicht mehr ſpielen, es ſei genug, ja, es ſei ſogar das letzte Stückchen nicht mehr in der Ordnung geſtanden.

Da wurde der Sepp roth im Geſicht. — „Erſt hat's ihnen gefallen, dann wollen ſie nichts mehr hören," murmelte er, „die Leut' ſind falſch, denen ſpiel' ich nichts mehr."

Er nahm ſeine Zither und ging davon.

Und das war der große Fehltritt. Von demſelben Tage an hatte der Erzherzog dem jungen Muſikanten ſeine Gönnerſchaft entzogen.

Der Sepp athmete auf; ſo mag einem Singvogel zu Muthe ſein, den man freiläßt, weil man an ihm kein Vergnügen mehr hat. Der Burſche kehrte fröhlich zurück in das Gebirge. Aber ſeine Landsleute ſahen ihn nur mit großen Augen an; ſie hatten und thaten nichts für ihn, trugen es ihm nach, daß er ſie verlaſſen und nannten ihn den Herrn-Sepp, oder, wenn ſie gar bitter ſein wollten, den Strommer-Sepp, der der Hände Arbeit verſchmähe und als leichtfertiger Muſikant herumfahre. Sein Heimatshaus war verwahrloſt; die Seinen waren zerſtreut oder geſtorben. — Nahm der Sepp ſeine Zither und ging wieder in die Welt.

Auf Kirchtagen und Jahrmärkten ſpielte er, bei allen Volksfeſten war er dabei; in Städten rief man ihn auch. Es war eine heitere Sängerſchaft. Und als er ſich nach einer Weile ein rechtes Stück Geld erworben hatte, gedachte er wieder ſeiner Berge, deren Häupter ſo weiß waren, wie ſein klingendes Silber. Und bei dem Dukatengold, das er nun auch ſchon kannte, fiel ihm goldenes Haar ein. — Erinnert er ſich recht, ſo hat er einmal an einem hellen Maientag dem Hirtenmädchen die Worte geſagt: „Wenn ich könnt', ich thät's, heiraten thät' ich dich!"

Jetzt könnte er.

Und der Sepp zitherte ſich weiter, zitherte ſich dem Gebirge zu; und dort kam er juſt recht zur Hochzeit. Das rothhaarige Hirtenmädchen heiratete einen Jägerburſchen.

Iſt auch gut, dachte ſich der Sepp und ſpielte bei dem Hochzeitsfeſte luſtige Ländler auf ſeiner Zither.

Dann ging er wieder davon. Er wollte das Wort „Herrn-Sepp" nicht leiden; er wußte gut genug, daß es Spott war. Er hätt's doch lieber mit den Bauern gehalten. — Ein ſchlichter Muſikant will er bleiben; und gleichwohl er gegen ſeine trotzigen Landsleute einige Bitterkeit hegt, ihre Reigen und ihre Lieder, die ſpielt er doch noch am liebſten.

Und er iſt viel beſſer daran, wie die anderen Burſchen daheim. Iſt Einer herzensfreudig, oder iſt er zum Sterben betrübt, oder iſt er närriſch verliebt, oder hat er einen gewaltigen Zorn, — er kann ſich nicht helfen; es preßt und drückt und ſchraubt das Herz ein, oder es bricht aus in einen fürchterlichen Sturm. Ja, da hat's der Muſikant doch beſſer, die Seelenwucht löſt ſich in Saitenklingen, und die liebe Muſik bringt Alles wieder in das Gleichgewicht.

Wieder und wieder machte der Sepp die Runde durch das Land. Zuweilen aber ſetzte er ſich auf einen Stein unter Eichenſchatten und ſpielte für ſich ſelbſt. Was waren aber ſeine Kniee und der grüne Raſen für ein ſchlechter Reſonanzboden! Und die zarten Klänge ertranken in der weiten Luft, und der Windhauch ſog das Lied ein, und ſein Herz — für das er doch recht eigentlich geſpielt — es wurde nicht ſatt, nicht erquickt.

Da ſtützte der Burſche einmal ſeinen Kopf auf die Hand und ſagte: „Sepp, Du biſt doch ein recht armer Teufel! . . . .“

Das Gefühl der Einſamkeit und Verlaſſenheit wollte ihn überkommen, aber noch zu rechter Zeit fuhr er in die Saiten und ſpielte eine keck ausgelaſſene Volksweiſe.

Und als das ſo klang, da jodelte unweit davon im Gebüſche eine helle Stimme dieſelbe Weiſe mit. Der Sepp ſprang auf, ſah den blonden Lockenkopf eines Mädchens, der ſich ſofort hinter den Buſch verbergen wollte. Es war aber zu ſpät . . . .

— Der kleine Joſef regte ſich. Mit dem Fäuſtchen fuhr er über die Augen, die ſchier ein wenig aufgucken wollten.

Der Sepp wiſpelte einlullend mit den Lippen und wendete das Kind auf die andere Seite. Da ſchlief es wieder ruhig weiter.

. . . . Ein Fiſchermädchen war es, träumte der Sepp ſeine Vergangenheit weiter, Kathrin hieß es; allein bei einem fremden Manne ſo ſitzen, das wollte es nicht; aber das Saitenſpiel und das Singen war ihm Luſt und Leben.

Der Muſikant kehrte beim Fiſcher ein. Den ganzen Abend ſpielte er; die zwei alten Leutchen, Kathrinens Eltern, legten ihre Hände in den Schoß und lauſchten und lächelten ſtill; nein, dieſe Leute verdarben den zarten Sang nicht durch Händegeklatſche; gleichwohl dieſes Spiel auch in ihrer Tagesordnung nicht war, ſo horchten ſie andächtig und waren völlig glücklich.

Kathrin that die heimgebrachten Hechte in den Behälter und liſpelte zu den Fiſchen: „Ein rechtes Unglück, daß ihr taub ſeid, er ſpielt ſo ſchön.“

Dieſes Mädchen denn iſt ſein Weib geworden.

Sie gründeten ſich einen kleinen Hausſtand im Orte; zogen auch mitſammen aus, um zu ſpielen und zu ſingen, und es war ein hübſches luſtiges Muſikantenpaar.

Zum Glücke des Hauſes geſellte ſich auch der Segen, bis ſchließlich zum freundlichen Duett auch noch eine dritte Stimme kam, eine ſehr helle und kräftige Stimme, die aber keine Note und keinen Tact achtete und demnach für Conzerte nicht zu brauchen war.

Da ließ der Sepp das Wandern und blieb daheim bei ſeinem kleinen Joſef.

Nun hatte er Alles, was er ſich nur zu wünſchen vermocht: ein Heim, ein Weib, ein Kind. Und nun fehlte ihm doch noch was.

Er hatte es anfangs ſelbſt nicht gewußt, was es war. Beſonders zur ſchönen Sommerszeit kam's. Die Saiten wollten nicht ſtimmen; — ja, die Luft war Schuld, ſie war zu dicht, zu träge. Die Muſik gab keinen rechten Hall und Schall, ſeine eigene Stimme kam ihm heiſer vor. Wo auch ſollt's denn hallen und ſchallen auf dieſem flachen einförmigen Gelände? — Die Bruſt engte es ihm zuweilen ein; ach, wie ſollte die Bruſt ſich weiten und kräftigen auf dieſen allfort ebenen, ſtaubigen Straßen, bei dieſem weichen, ſchalen Trinkwaſſer, das man mit Mühe und Noth aus der Erde muß pumpen.

Was fehlt der Welt? Sepp! Herrn-Sepp! was fehlt der Welt?

Die Berge fehlen ihr.

Das Heimweh hat dich erfaßt; in deinen heimatlichen Wäldern möchteſt du ſein, im Gebirge möchteſt du leben.

Man weiß ein Häuschen, Sepp, das ſteht noch hinter jenen Waldbergen, wo ſie dich den Herrn-Sepp nennen, das ſteht tief in einem gletſcherkühlen, ſchattenblauen Felſenthale. Dort braucht man keine Uhr zur Tageszeit; die Bergſpitzen und die Felshörner, an denen die Sonne vorbeigeht, bedeuten die Stunden, nach denen ſie etwa geheißen ſind. Unſeres Herrgotts Ziffernblatt, lieber Sepp! — Und vielleicht geht in jenem Felſenthale die Sonne täglich zweimal auf und zweimal unter, wenn ſie ſich hinter die ewigen Hochwarten birgt und wieder hervortritt. Vielleicht wird dort der Sonnenball einmal von einem Eiszacken aufgeſpießt, bis er endlich nach ſolchen Abenteuern untertaucht und acht oder neun Monate lang gar nicht mehr aufgeht. — In ſolchem Gewände da d'rin, und in der Klarheit der Luft und in der großen Ruhe des Waldes müßten Zitherſaiten einen hellen Ton geben . . . .

Das Haus in jenem Felſenthale iſt ein Jagdaſyl und gehört einem hohen Herrn, der dich kennt, der dir immer noch wohl will, deſſen Gewiſſen ſchreit, er hätte dich in die Welt gezogen, in der du leicht untergehen könnteſt, der nach einer Gelegenheit ſinnt, noch einmal was Rechtes für dich thun zu können. — Sind auch wunderliche Sitten bei Hofe, aber — der, den man meint, iſt doch ein guter Herr . . . .

Ein waches Träumen war's die lange Zeit, der Sepp war völlig blaß. Schließlich konnte er nicht mehr anders, er ſchrieb an den Verwalter des herzoglichen Jagdreviers, ob es denn nicht menſchenmöglich wäre, daß — im Falle das Jagdhaus im Edelgrund leer ſtünde — er, der Sepp ſammt ſeiner kleinen Familie zur Sommerszeit ein paar Wochen in demſelben wohnen könne.

Aus ſich hätte er's kaum gethan, aber die Sache war ihm nahe gelegt worden. Und was ein Prinz will, allzeit iſt das noch menſchenmöglich geweſen.

„— Herr Joſef Riedheimer iſt Eigenthümer des Hauſes im Edelgrund“ — und eigenhändig unterſchrieben vom Erzherzog.

Ja, Sepp, das Zitherſpiel! du haſt ihm's angethan, dem guten Herrn. Und jetzt ſpiele ihm zu Ehren und auf ſeine Geſundheit und langes Leben gleich ein friſchluſtiges Alpenjauchzen auf. Bald biſt du im Gebirge!

Und jetzt verließ er ſein behäbig Haus auf der Ebene, um es nur für die Winterszeit immer wieder zu beziehen. Der Sommer war ſein im Hochgebirge. „Hier,“ rief er, als er die weiten Tannenwälder und die blauenden Felſen wieder ſah, „hier hat Gott die Welt erſchaffen!“

— Daß er noch ſo kindiſch iſt, der Sepp; einen Juchſchrei hat er gethan! darauf iſt das Knäblein aus dem Schlafe gefahren — hat den Vater helläugig angeblickt.

Aber, was heute nur die Ameiſen wollen; die kommen aus den Fugen hervor, krabbeln an den Wänden hinan und ein paar von ihnen beſuchen gar das rothwangige Kindlein in der Wiege.

Nun hob der Vater den zappelnden Kleinen aus ſeinem Neſtchen, that ihm das Nöthige zu Gute, gab ihm Milch zu trinken, ſtrich ihm die goldblonden Seidenlocken aus dem anmuthig gerundeten Stirnchen, ſchaukelte ihn auf dem Knie und trillerte leiſe das Lieblingsliedchen:

„Patſch' Händl z'ſamm,
Patſch' Händl z'ſamm,
Was wird die Mutter bringen . . .“

Der Sepp unterbricht ſich. Die Zither ſchrillt auf dem Tiſche ganz von ſelbſt; das offene Fenſter geht langſam zu. — Was iſt das?

Das iſt ja doch faſt unheimlich, allein ſo im Hauſe ſein. Wie trifft ſich's nur, daß die Dienſtmagd gerade an dieſen Tagen zu ihrer kranken Mutter gemußt? Sie hätte den Knaben gewartet und der Sepp hätte ſein Weib über das Fenſter begleitet.

Ohne Gefahr iſt der Weg das Gewände hinan nicht. Es gibt ſchauerliche Stellen, wer an ſolchen ſtürzt, der ſtürzt viele hundert Fuß tief. Wenn ſich zwei Wanderer am Rothhang begegnen, ſo muß einer von ihnen umkehren, ſie können nicht aneinander vorüber, dazu iſt der Pfad zu ſchmal. An dieſem Rothhang war es ja, wo vor Jahren der Waldhammer-Jok ſtundenlang vor einem Steinbock geſtanden. Der Bock wollte ſich nicht wenden, der Jok auch nicht. Letzterer kannte die Eigenheit dieſer Thiere gar wohl und wußte, daß, wenn er jetzt umkehre, der Steinbock ihm mit ſeiner ehernen Stirne an den Rücken rennen, über den Abgrund ſtoßen werde. So ſtand der Jok. Er ſuchte das Thier mit Steinwürfen aus ſeinem Weg zu verſcheuchen, das gelang ihm aber nicht und der Bock trippelte immer näher und ſchaukelte bedenklich ſeine mächtig großen Hörner. Die Zeit verging, die drei Leuchter glühten im Abendſchein. Was that der Jok? — Er ſchritt feſten Muthes voran, faßte mit kräftigen Armen keck die kantigen Hörner der Alpenantilope und ſagte: Du oder ich, mein Burſch! Der Bock ging einige Schritte rückwärts um zum Stoß auszuholen. — Aha, du willſt ſpringen, ſagte der Jok, ließ die Hörner los und ſchritt auch ſeinerſeits wieder ein bischen gegen rückwärts. Der Bock ſtemmte die Hinterfüße an, that einen gewaltigen Sprung; der Jock bückte ſich und das Thier — war über ihm hinweg.

Derlei Abenteuer paſſiren im Gebirge die Menge und am Rothhang beſonders zeigt ſo manches „Martertaferl", daß es nicht immer glücklich abgeht.

Und dieſen Weg mußte die Kathrin, das hilfloſe Weib wandeln. Wohl wahr, der Weg war ihr bekannt und bereits vertraut und wurde thatſächlich ſehr oft von Weibern paſſirt; und wer behutſam iſt, für den hat's keine Gefahr. —

So quälte und beruhigte ſich der Sepp und ſo ſchwätzte er laut mit ſeinem Knaben und ſetzte immer bei: „Iſt ſie erſt über das Fenſter, dann geht es ſachte über das Ameiskar und durch das Knieholz abwärts und ſie iſt leicht vor Abend in der Waldhammerklauſe."

Dem Kleinen ſchienen indeß für den Augenblick dieſe Dinge ſehr weſenlos: er ſpitzte ſein Zeigfingerchen und ſtupfte damit auf des Vaters ſchwarzen Schnurbart.

In demſelben Momente ſchrillte von ſelbſt wieder das Saitenſpiel, die Fenſter klirrten, die Wand ächzte, die Wiege bewegte ſich von ſelbſt und die Pendeluhr hörte auf zu ticken.

„Ein Erdbeben!“ rief der Sepp aus, „in dieſer Gegend ein Erdbeben!“

Er hob das Kind zu ſeiner Bruſt und ging in das Freie. Die Luft war völlig drückend, der Himmel war wie gelblich angehaucht. In dem durch die Schlucht rauſchenden Finſterbach reckten Forellen ihre Köpfe in die Luft empor und das Waſſer war lauweich und faſt trübe.

Plötzlich war ein Dröhnen im Boden und die Stöße waren leicht bemerkbar. Von der Wand rieſelten Sandkörner und Steinchen nieder.

Der kleine Joſef machte ſehr große Augen und blickte wie befremdet in das Antlitz des Vaters. Dieſes aber wendete ſich den Wildſchluchten zu, hinter welchen der Paß, das Fenſter genannt, lag. Links davon erhoben ſich die Hochmaſſen der Finſter-Fölz mit ihren ſchauerlichen ſenkrechten Wänden und mit ihren Firnen, über welchen die drei Leuchter luſtig und kühn, wie ein gothiſcher Dreizack emporragten.

Als der Sepp ſeine Augen gegen dieſe duftblaue Hochſpitze richtete, ſah er über das Dreizack ein ſchwarzes Pünktchen ſich langſam erheben, anfangs zitternd und verſchwimmend, wie eine Augentäuſchung, bald aber deutlicher werdend und wachſend. Des Mannes Blick blieb an dem Gegenſtande haften. Von Sekunde zu Sekunde trat der ſchwarze Punkt deutlicher hervor, leuchtete zuweilen in goldigem Schimmer, büßte den Glanz ſofort wieder ein, wenn er in das Bereich der Schatten kam, die von den drei Leuchtern her durch den Raum gezogen waren. Und endlich nach mehreren Minuten brauſte die dunkle

Geſtalt als mächtiger Lämmergeier gegen die Schluchten des Edelgrunds, in deren Tiefen er verſchwand.

— Das iſt heute doch ein ſeltſamer Nachmittag, dachte ſich der Sepp. Wart', Bübel, ſetz' dich dieweilen da auf's Moos, ich eile um das Schußgewehr. Ich denk', der Vogel läßt ſich noch ſehen.

Kaum aber hatte er den Kleinen auf die weiche Matte geſetzt, ſo hob er ihn auch ſchon wieder auf den Arm. Es war ihm heute, als dürfe er das Kind nicht auf drei Augenblicke von ſich laſſen. Sein Gemüth war beklommen; er konnte ſich heute nicht recht ergötzen und erquicken an der heitern Liebherzigkeit ſeines Kleinen.

Schon umdüſterte ſich das Felſenthal und es ging gegen Abend. Die Quelle an der Wand kam ruckweiſe und war trüb und warm.

Der Sepp ſtand eben mit dem Kinde am Brunnen, um Waſſer für den Abend zu ſchöpfen. — Der Joſef ſtreckte eben ſein Händchen jubelnd gegen das farbenbunte Bildniß des Schutzengels empor, als das Gräßliche geſchah.

Ein gewaltiger Erdſtoß wogte, der Sepp vermeinte die Felswand ächzen zu hören; und in demſelben Augenblicke brandete ein dumpfes aber erſchütterndes Donnern durch die Luft, an allen Hängen und Felſen widerdröhnend. Unwillkührlich wendete der Sepp ſein Geſicht gegen den Paß hin, welchen ſein Weib zu überſchreiten hatte, und nun ſah er ein Schauſpiel, über das ſchier ſein Puls ſtillſtand.

Am Fuße der drei Leuchter wurde der Gletſcher lebendig und fuhr in ungeheuren Tafeln langſam nieder bis zu dem ſenkrechten Gewände und ſtürzte — ſtürzte ſchwer und träge über den gewaltigen Abgrund. Ein mattrother Schein umdämmerte die Finſter-Fölz wie das Aufzucken eines Nordlichtes, dann bebte neuerdings die Erde. Die Wände krachten, als ſprängen ſie entzwei, und ein rother Steinkoloß kam durch die Lüfte geſauſt, prallte an die Granittafeln des Hochruckfußes und von dieſen mit Funkenſprühen zurückgeworfen, fuhr er nieder in das Thal, und kaum fünfzig Schritte von dem Hauſe ſchlug er in die Erde, daß hoch auf der Sand und der Raſen und die Felſenſplitter ſtoben. Und dann erſt kam das Donnerrollen von dem Gletſcherſturze heran, daß es die Lüfte und die Ohren zerriß und ſchier nimmer enden wollte.

Der Sepp war blaß wie die Wand, die vor ihm ragte. Das Knäblein hub ſeine Augenbrauen hoch und war auch erſchrocken, ſchließlich aber freute es ſich baß an dem Getöſe und lachte und jauchzte und zappelte mit Händen und Füßen.

„O Du mein armes Kind, was iſt jetzt geſchehen!“ rief der Mann.

Es war dunkel. Er trug den Knaben in das Haus. Im Hauſe waren mehrere Fenſter geſprungen.

Und dann brach die grauenhafte Nacht an. Die Spannung der Luft löſte ſich in einem Gewitter und die Fenſter waren ſtetig roth von dem Scheine der Blitze.

Das Kind ſchlief, aber der Vater irrte wachend. Er wollte durch Nacht und Sturm über das Gebirge, um ſein Weib zu ſuchen. Aber das hilf- und ſchutzloſe Kind im Hauſe — konnte er's denn verlaſſen? Mit Banden zog es ihn davon, mit Banden hielt es ihn zurück.

Wohl ſagte er ſich: „Sie wird noch vor dem Unheil über den Paß gekommen ſein, oder ſie hat ſich unterwegs in einer der Felsklüfte zu ſchützen gewußt; ſie iſt ja klug, meine Kathrin, und ſie iſt ja brav und fromm; gelt Du unſer lieber Herrgott im Himmel, Du haſt ſie nicht verlaſſen!“

Der Kleine ſchluchzte im Schlafe und ſein Schluchzen ging in ein heftiges, faſt erſchütterndes Lachen über, ohne daß er die Augen öffnete. Auch der Kindesſeele hatte ſich die Beklemmniß mitgetheilt.

Als es gegen Morgen war und die Leuchter oben ſchon blaß angehaucht wie ätherige Geſtalten ſchwammen, ging der Sepp wieder aus dem Hauſe. Es war kühl geworden und der Himmel war ſternenhell. In der Ferne war es wie das Rauſchen eines Waſſerfalles; aber der Wildbach, der ſonſt durch den Edelgrund brauſte, der war heute ſo ſeltſam ſtill, und als der Sepp an ſein Bett ſchritt, da fand er kein fließendes Waſſer mehr. Einzelne Dümpfe ſtanden und darin plätſcherte hie und da ein verendender Steinkrebs oder eine Forelle.

Nicht verſiegt und vertrocknet, wie ſolches im heißen Sommer ja zuweilen geſchehen kann, nein, ſondern plötzlich ausgeblieben, abgeſchnitten. Was iſt denn Furchtbares geſchehen in den Hochmaſſen der Finſter-Fölz?

Ehvor noch die Sonne auf den Kuppen des Gebirges lag, verſammelten ſich Leute im Edelgrund.

Sie fragten und ſie erzählten; Jeder wußte was Anderes von der Revolution, die geſtern am Abende ſtattgefunden. Draußen im Hochruckegg ſeien mehrere Joch Hochwald geknickt worden. Oben im Ringkar ſeien Felſen geſpalten; daſelbſt läge auch eine Unzahl todter Thiere, als Gemſen, Eidechſen, Vögel u. ſ. w., die jedoch keine Spur von Verwundung an ſich trügen. Drüben in der Bärengrotte ſpringe ein neuer mächtiger Quell aus dem Geſteine hervor und bilde Waſſerfälle über das Gelehne, die man ſchon von Weitem ſehen und hören könne.

Gar ſonderlich verwunderten ſie ſich hierauf über den röthlichen Steinblock, der geſtern durch die Lüfte gekommen war und wohl Hunderte von Zentnern wog. Nirgends in der Nähe war ähnlich gefärbtes Geſtein, und doch war an dem Koloß der friſche Bruch leicht zu erkennen. Woher kam er nur? Der Waldrauchgräber Petz beguckte und betaſtete den Stein von allen Seiten und murmelte: „Das verſteh' ich nicht. Bigott, der iſt vom Himmel gefallen."

Den Sepp wollte all' das gar nicht berühren. Er fragte Jeden nach ſeinem Weibe. So viel ſie auch wußten, allein von Kathrin hatten ſie Nichts geſehen.

Nun brachen ſie auf, das Weib zu ſuchen. Die Wangen des Muſikanten rötheten ſich in neuer Hoffnung und Zuverſicht.

„Auf, Joſef!" rief er ſein Kind aus dem Schlummer, „wir gehen allbeid' über den Berg zur Mutter."

Der Kleine fürchtete ſich vor den vielen Leuten und ſchluchzte unaufhörlich, als ihn der Sepp mit einem Tuche auf ſeinen Rücken band. Mit zitternden Augen ſchlang er ſich um den Hals des Vaters und weinte ſich heiſer und ſank endlich in das Tuch zurück, um vor Erſchöpfung zu ſchlafen.

Sie gingen das ſtille, zerriſſene Bachbett entlang durch Engen und Klüfte, bis der Fußſteig endlich in Windungen das Gebirge hinanſtieg. Ueberall Spuren der Kataſtrophe, zerriſſener Boden, niedergebrochene Steine; ſogar Eisgeſtücke und Schneeſtaub fand ſich, und es war doch weit von der Stelle, wo die Gletſcher niedergefahren.

Als die Männer zur erſten Anhöhe kamen, wo eine hölzerne Gedächtnißtafel ſteht, berichtend, daß hier zwei Wildhahnjäger von einer Schneelawine begraben worden, begegnete ihnen der Waldhammer-Jok.

„He, Leute!“ ſchrie er ſchon von Weitem, „wollt Ihr über's Fenſter? — Keine Menſchenmöglichkeit. Jeſus und Maria, da droben iſt die Welt auseinandergeſprungen. Kein Menſch kann's glauben, was da geſchehen iſt, der Berg iſt niedergebrochen!“

— Iſt mein Weib — geſtern zu Euch gekommen? — wollte der Sepp den Waldhammer fragen; er rührte die Zunge, ſie gab keinen Laut. Die Geſtalten wankten vor ſeinen Augen, er hörte nichts, als den Pulsſchlag in ſeinen Schläfen.

„Ich komme von der andern Seite her, vom Hochruck,“ berichtete der Jok, „um Mitternacht bin ich ſchon fort von heim. — Iſt nicht der Herrn-Sepp bei Euch? ja, zu dem will ich. — Hab' Dir ſchon geſtern Poſt ſagen laſſen, Gevatter; 's iſt hohe Zeit, wir brauchen Dein Weib.“

— — Alſo doch — doch.

Dem Sepp ſchwankten die Kniee, wortlos ſetzte er ſich auf einen Stein und langte nach dem Kinde.

„Iſt ſie nicht ſchon geſtern zu Euch gekommen, Jok?“ fragten mehrere der Männer zugleich.

Da blieb der Jok ſtehen und wurde blaß. — „Sollt's doch ſein, was ich um Gottes heiligen Willen nicht hab' glauben können! Iſt die Kathrin geſtern noch fortgegangen vom Edelgrund? — O, helf' ihr Gott, helf' ihr der allmächtige Gott!“ — In lautes Weinen brach er aus, der Jok, und fiel auf die Knie vor dem Sepp: „Ich bin's Schuld, ich bin Dein Unglück, Du armer, armer Wittwer, Du arme Waiſe! — O, jetzt iſt Alles aus, in die Erd' möcht' ich mich vergraben!“

Der Sepp ſaß da wie eine Bildſäule von Stein. Er ſtarrte auf ſein Kind, das ermüdet noch im Schlafe lag.

„— Schlaf' zu, werd' nimmermehr wach. Deine Mutter iſt todt . . . .“

Die Männer ſtanden eine Weile ſtumm in der Runde.

Plötzlich erhob ſich der Sepp, faßte neukräftig den Stock und ſagte: „Weiter! Suchen! Todt kann ſie nicht ſein. Sie hat ſich ſchon geholfen, meine Kathrin. Jetzt iſt die Sonne da, wir werden ſie leicht finden.“

Stundenlang ſtiegen ſie im wilden Gefelſe umher. Sie ſahen in die Tiefen hinab, in welchen die zerſchellten Maſſen des von den drei Leuchtern niedergebrochenen Gletſchers lagen. In der Nähe der Verwüſtung war ſtellenweiſe der Moosboden verſengt und hier und da lag ein todter Specht, ein todter Rabe, ein todter Habicht, wie dieſe Thiere im Fluge vielleicht von dem gewaltigen Luftſtoß erſchlagen oder erdrückt worden ſein mochten.

Endlich ſtanden die Männer auf dem Grat, wo ſich der Blick öffnete in eine Gegend, die keiner von dieſen Alpenſöhnen noch geſehen hatte.

Wo früher an den ſteilen Lehnen des Rothhang unter überhängenden Felsäſten der Fußſteig ſich hinzog, war jetzt ein weites tiefgehöhltes Kar, und der kühngebaute Bergrücken mit ſeinen ungeheuren Felſenhöckern war abgeſtürzt, und die tiefen, ſchwindelerregenden Schluchten waren verſchwunden, ausgefüllt von den niedergebrochenen Maſſen. Der ungeheuere Bruch ſchimmerte roth in der Sonne und hatte unzählige ſchwarze und graue Adern und Riſſe und Brüche, die in ihrer fallrechten Richtung das Urgebirge kennzeichneten. Der neue, von der Finſter-Fölz faſt ſenkrecht fallende Abgrund ging in einen von Trümmern und Erdmaſſen umwallten Keſſel, in welchem Waſſer ſtand.

„Da wächſt ein See,“ ſagte einer der Männer, „und bis er voll iſt, wird auch der Finſterbach wieder über den Edelgrund rinnen.“

„Und in dieſem Bruche iſt ſicher der rothe Stein daheim geweſen, der unten im Edelgrund liegt,“ ſagte ein Anderer, „und man glaubt es gar nicht, was der Luftdruck im Stande iſt.“

Sie ſchüttelten die Köpfe.

„Und über das Fenſter führt kein Weg mehr,“ meinte der Waldhammer, „Klausdorf und der Edelgrund ſind drei Stunden weiter auseinander gerückt.“

„Ja, und zu den drei Leuchtern führt auch kein Weg mehr, der Berg ſteht von allen Seiten abgeſchloſſen; die letzte Zugbrücke, über die man ſonſt zu den Gletſchern hinaufgeſtiegen, iſt gefallen.“

All' das bewegte den Sepp nicht. „Sie iſt todt,“ redete er vor ſich hin, „Gott ſelber hat ſie begraben.“

Auf das viele Drängen der Leute kehrte er endlich in das Haus im Edelgrund zurück, um doch nur ſein Kind zu atzen.

Menſchen kamen vom Vorlande herein; und gleichwohl es dem Sepp immer geſchienen, ſie wollten ihm nicht gut, weil er aus ihrem Kreiſe getreten war, ſo ſah er es nun doch, ſie hatten ihn lieb als einen der Ihren, und auch als einen der Menſchen, die ein großes Unglück getroffen. — Sie brachten ihm Nahrung, weil er ja keine Hausfrau habe, die ihm welche bereite; Weiber kamen und trugen ſich an, des Kleinen zu warten. Der alte Petz ſaß ſtundenlang auf dem rothen Stein, als wollte er den Edelgrund bewachen. Der Sepp lehnte Alles ab; er wollte allein ſein in dem Hauſe, in welchem er mit ihr gelebt hatte, allein bei ſeinem Kinde, das, als der Mutter Ebenbild, noch im Stande ſein ſollte, ſein bis zur Ohnmacht getroffenes Herz wieder zu beleben.

Und als er allein war, da kam er in ſchweres Sinnen. — Wie hat er's doch ſo unrecht verſtanden! Den Menſchen ſeiner heimatlichen Wälder hatte er mißtraut, und ſie ſind es, die ihm ſo treu beiſpringen wollen in der Noth, die ruhelos das Hochgebirge durchſtreifen um eine Spur von ſeinem Weibe zu entdecken. — Und das Hochgebirge hingegen hatte er ſo warm geliebt, war zu ihm aus geſegneten Landſtrichen herangezogen, hatte ſich vertrauensvoll ihm ergeben mit den Seinen. Und das Hochgebirge hatte ihm ſein Weib geraubt, ſein Leben zerriſſen.

„Das mußt Du Dir merken, Kind," ſagte er zu ſeinem Knäblein, „die ſteinernen Berge ſind nichts für Dich; an die Menſchen muß Du Dich halten. Bei Deinen Großeltern wirſt Du gedeihen; Dein Vater aber bleibt da, will nimmer von dieſen Friedhofsmauern gehen."

So verſtrich der Tag. Und als die Dämmerung eintrat, in der einen Tag früher das Schreckliche geſchehen war, fand ſich der Sepp immer noch allein in dem öden Hauſe. Er hatte nicht Speiſe und Trank zu ſich genommen; „Kathrin, ich will mit dem Mittageſſen auf Dich warten, ſo iſt's verabredet."

Lange in die Nacht hinein ſaß er an ſeinem Bett und hielt den Kleinen im Arm. Das Kind verlangte nach den Zithertönen, die es ſonſt immer in den Schlaf gelullt hatten. Der Sepp verſuchte. „Ach, Kind," ſagte er, „Alles verſtimmt."

Wollte es aber nicht recht glauben, der Kleine, reckte die Händchen, — möchte es ſelber verſuchen. Der Vater ließ ihn in den Saiten wühlen, bis unter den rückſichtsloſen Fingerchen eine um die andere ſprang.

Der Sepp ſtarrte zum Fenſter hinaus. Tiefe Dunkelheit und Stille zwiſchen den Felſen. Ohnmächtig hingeſunken lag die Natur nach dem ſchrecklichen Toben. Selbſt in den Schuttrieſen, wo ſonſt wandelnde Gemſen Sand und Steinchen lostraten, war es ſo ſtill. Und der Finſterbach —

— Wenn nur das Waſſer wieder da wär', wenn nur das Waſſer wieder thät' rinnen — war es dem Sepp — dieſe Ruhſamkeit überall kann Einem ja das Herz erdrücken. — „Willſt denn auch Du nicht mehr hell ſchreien, Kind! Dein Lächeln und Schäckern ſchneidet mir in die Seele. Iſt denn gar nichts in Dir, das Dir's thät' ſagen! kannſt es denn nimmer verſtehen, Du armſeliger Wurm: Deine Mutter iſt todt!"

So ſehr ſehnte der arme Mann, der die Menſchen abgelehnt, anderſeits ſich wieder nach Theilnahme und Mitleid. Aber das Knäblein wollte von einer Traurigkeit nichts wiſſen. Wohl machte es zu den ſeltſamen Worten des Vaters ein ernſthaftes Geſicht, ſaß ein Weilchen unbeweglich da und ſaugte an ſeinem Finger. Ganz geheuer mochte es ihm allerdings nicht vorkommen, allein bald ſchlug es wieder in ſeine Luſtigkeit über; haſtig kroch es über den Tiſch, taſtete gegen die Fenſterſcheibe nach ſeinem Spiegelbildchen und lugte dann in die Nacht hinaus. — Ueber den drei Leuchtern ſtand ein flimmerndes Sternlein, das guckte der Kleine an und nach demſelben zeigte er mit ſeinem noch mundfeuchten Fingerchen.

-- Dieſer Stern ſteht vielleicht gerade über ihrem Grabe. — Sterne ſind Lichter vom Himmel, hat meine Mutter oft geſagt, — o Gott, wenn ich nur recht beten könnt', den feſten Glauben an das Wiederſehen im Himmel wollt' ich mir erbitten. — So war des verlaſſenen Mannes Sinnen und Sehnen.

Mit der Milch einer Ziege ſättigte er das Kind; auch er ſelbſt trank von dieſer Milch. Der Kleine ſchlief bald in ſeinem Bettchen. Der Sepp aber lag offenen Auges auf ſeinem Lager und ſah durch das Fenſter die Sterne des Himmels an. — Großeltern, Vater und Mutter und Gattin, ſie ſind voran. Wie wunderbar, wenn wir uns dort Alle verſammeln ſollen. Warum hat's nur nicht gleich im Himmel angefangen? Dieſe Welt iſt doch überflüſſig ganz und gar. Und wie ſchlecht iſt ſie gerathen; nichts Wahres und Beſtändiges an ihr. Das Glückſeligſte kann über Nacht zum Jammer werden. — Viel zu wenig Gutes werd' ich ihr gethan haben, meiner Kathrin. Sie iſt ſo ſtill und zufrieden geweſen. Nimmer von ihrer Seite hätt' ich gehen ſollen; man überläßt ſich der Welt und überläßt ſich ſeinen Geſchäften und Gewohnheiten, und man meint, man hat ſich ja noch lange und wird ſchon all' die Güte und Herzlichkeit noch üben. — Und jählings iſt es aus und der Ueberlebende weiß ſich nicht zu helfen. — Einmal noch, Kathrin, komm' zu mir, daß ich dir könnt' zeigen, wie lieb ich dich hab'!

Der Kleine in der Wiege regte ſich; dann ward's wieder ſo ſtill, ſo öd und leer — ſo todt. Der Sepp ſprang auf und trug Holz zuſammen und machte im Ofen ein Feuer an. Er wollte die Flamme kniſtern hören; die Oede der Welt wollte er mit dieſem Feuer beleben. — Und als er mit dem Lichte nun auch zur Wiege trat, ſiehe, da ſaß der kleine Joſef in ſeinem weißen Hemdchen auf dem Bette und ſpielte völlig in ſich verloren mit einem blauen Halsbande von der Mutter. Alſo auch der Knabe hatte nicht ſchlafen können, hatte ſich aufgerichtet und eine Zerſtreuung geſucht. — Faſt erſchrocken war er, als nun plötzlich das Flämmchen vor ihm aufging.

Und ſo ſtand der Sepp mit dem Lichte in der Hand mitten in der einſamen Nacht, und ſah ſein rothwangiges, helläugiges Kindlein an. Alles tiefe Finſterniß in Nah' und Fern'; nur auf dieſem Bilde lag ein roſiger Schein, den ſüßen Kindesfrieden und die junge Lebensfreudigkeit wunderſam verklärend.

Der Sepp hob den Kleinen aus der Wiege und legte ihn zu ſich in ſein Bett, nahe — nahe zu ſeiner Bruſt, und übergoß ihn mit Küſſen und hauchte: „Du biſt mein liebes Kind.“

— — — — — — — — — — — —

Nach wenigen Stunden lag wieder ein neuer freundlicher Tag über dem Gebirge. Im Hauſe auf dem Edelgrund war es noch ruhig, der Sepp ſchlief und ſein Haupt war tief in das Kiſſen verſunken.

Der kleine Joſef wollte das aber nicht ſchickſam finden, am hellen Tage ſo zu ſchlafen. Auch dünkte es ihm vielleicht ſchon Zeit zum Frühſtück, denn er war ein großer Liebhaber von Ziegenmilch. — Sofort hub er an und zupfte den Vater ein wenig an den Locken. Das hatte gar keinen Erfolg. Zwickte ihn ein bischen am Ohrläppchen; — kaum ein leiſes Kopfſchütteln. Richtete ſich denn der Kleine empor, ſtützte ſich auf des Vaters Schulter und fing mit deſſen Schnurrbart Händel an und bohrte ſeine Fingerchen in die Naſennüſtern hinein; und als der Schlummernde hierauf nieſen mußte, lachte das Knäblein hell auf — und der Sepp öffnete die Augen.

Ein Wonneblick auf ſein Kind; ein zweiter, ſuchender Blick in die Stube. — Sie iſt nicht da. Ein Traum iſt's geweſen, da ſie an ſeiner Seite ihn herzte und neckte. Sie iſt zu Grunde gegangen im Gebirg. Von Neuem hebt der Schmerz an zu wühlen.

An dieſem Tage kamen wieder viele Menſchen und ſtiegen in das Gebirge hinan. Die Todte mußte, wenn möglich, doch aus den Bergtrümmern hervorgeholt und dem Sepp zum Troſte feierlich begraben werden.

Auch der bucklige Petz war wieder da und ſchlich um das Haus des „Herrn-Sepp“ und rückte dieſem endlich an den Leib, und er hätte ein klein Wörtel zu reden. Er wollte es aber ganz heimlich thun, auch von dem Reſte des Knäbleins zog er den Sepp ſeitab.

„Wer kann ſein dafür,“ ſagte er, „ich nicht, und der Waldhammer-Jok auch nicht. Ich hab' meine Botſchaft ausgerichtet, weil ich's zugeſagt hab'. Aber drucken thut's mich doch ſakriſch, ſelb' kann mir der Sepp glauben. Hätt' ich nur gewußt, die Seppin ſollt' allein über's Gebirg; nein, hätt's nicht zugelaſſen, mein Lebtag nicht; wär' ſelber mit ihr gegangen. — Je, 's iſt aus und vorbei. Was ich thun kann, das thu' ich. Da hab' ich meine erſparte Sach'; 's iſt nicht viel — auf ſieben heilige Meſſen wird's langen; nehm' der Sepp, laß' Er dieſelben bei Zeiten leſen zu Hilf und Troſt ihrer armen Seel'.“

Er legte das Geld haſtig auf die Tiſchecke und wollte davon eilen; mit Mühe konnte ihn der Sepp halten und in einen Rockſack ſtecken mußte er dem abwehrenden Manne das in Papier gewickelte Silbergeld.

„Mir auch recht,“ verſetzte der Petz, „ſo thu' ich's ſelber. Nur daß ich mit dem Herrn Pfarrer nicht zu reden weiß; aber wer kann mir's denn wehren, wenn ich zu meiner eigenen Ruh' was für das arme Weib thun will!“

— Roh, verſchloſſen und tückiſch kommen uns die

Aelpler und Wäldler oft vor; wer ſollte es nur glauben, daß dieſe Leute ſo aufopfernd treu und herzenswarm ſind, wo ſie vor wahrem Unglücke ſtehen! — Selbſt der Sepp ſah erſt jetzt in die Tiefe des Gemüthes ſeiner Landsleute.

Dennoch aber konnte er nicht über ſich bringen, in ſeinem Hausweſen Hilfe und Beiſtand von den Leuten anzunehmen. Es verging der zweite Tag; die Männer kehrten, ohne die Vermißte gefunden zu haben, in ihre Häuſer und Hütten zurück.

Draußen in der Pfarrkirche wurden die Todtenglocken geläutet für die arme Verunglückte im Gebirge. — Und im Edelgrund war die Oedniß und Verlaſſenheit, und der Sepp war mit ſeinem Kinde allein.

Heute aber zog er neue Saiten auf die Zither und ſpielte. Es muß wohl ein ſeltſames Spiel geweſen ſein, denn der Knabe, ſonſt bewegſam wie Queckſilber und lallend und ſchreiend wie ein kleiner Papagei, hörte durchaus ernſthaft zu und blickte völlig beſorgt auf die Zither und auf den Vater.

Dann wieder ging der Sepp im Hauſe umher und ſammelte Gegenſtände, die an ſein Weib erinnerten, und jedes Geräthe, das ſie gehandhabt, wendete und wendete er und ſah es an. Alles war da, ihre Linnen, ihre Kleider, ihre kleinen Schmuckſachen, ihr Gebetbuch, all' die lieben Dinge, die in Beziehung zu ihrem Gatten und zu ihrem Kinde ſtanden; — aber ſie ſelbſt, die Seele von Allem, war wie herausgeſchält, ſie ſelbſt war nirgends — und dem armen Manne blutete und blutete das Herz.

Auch in dieſer Nacht ſah er wieder das Sternchen, das über den drei Leuchtern glühte; es glänzte röthlich und flimmerte ſo lebendig. Es ſchien ganz nahe am Bergesſaum zu ſtehen und es ging doch nicht unter, es leuchtete die ganze Nacht ſo hell und treu in des Witwers Kämmerlein.

„Du biſt Kathrinens Stern,“ ſagte der Sepp laut, „und ſo will ich dich heißen und du ſollſt das Denkmal ſein.“ — Dann nahm er das Knäblein wieder an ſeine Seite: „Und Du biſt Kathrinens Kind!“ . . . . Er herzte und küßte es ſo lange, bis es aufſchrie.

„Morgen, Joſef,“ ſagte er, „wenn die Sonne ſcheint, wollen wir hinaufgehen auf den Berg, wo der Grabhügel iſt; dann mag ich Dir ein beſſeres Land ſuchen. Und jetzt ſchlaf', Du gutes Büblein, du herziger Schatz, du liebes, liebes Kind.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Tag, als der helle Sonnenſchein niederging an den Wänden und der Sepp die kleinen häuslichen Verrichtungen geſchlichtet hatte, hörte er plötzlich im Freien ein Plätſchern und Rieſeln. Eilig legte er den Kleinen aus ſeinem Arm in die Wiege und ſprang hinaus, um zu ſehen, was das wäre. Haſtig lief er um den Steinhügel und über den Moosgrund hin dem Bette des Finſterbaches zu, und ſiehe, es rann wieder das Waſſer. Es rann und plätſcherte und ſchäumte wie vor und eh'.

„Iſt der See gefüllt?“ rief der Sepp. — „So und nicht anders; das Waſſer iſt gekommen, — ſie iſt nicht gekommen.“

Langſam und gebeugt wandelte er wieder dem Hauſe zu. Dem Kinde wollte er es erzählen, der luſtige Bach ſei wieder da. Aber als er in die Stube trat, da ſtand die Wiege leer und der Knabe war verſchwunden.

. . . . Wo iſt das Kind! . . . . Wo iſt das Kind?! . . . .

Zu ſeinem Bette ſtürzte der Sepp, an den Winkel des Tiſches, des Ofens haſtete er. Da gab es ihm einen heißen Stich im Herzen. — Noch wahrte er ſich vor einer Ohnmacht und horchte; — er hörte keinen Laut. Sind Leute da, die den Kleinen hinausgetragen? — Läuft er ſchon ſelber davon?

Faſt ohne Athem eilte der Sepp wieder in das Freie. Und als er um die rückſeitige Hausecke bog, da ſah er an der Felſenwand vor dem Schutzengelbilde — mit dem Kinde hingeſunken auf die Knie — ſein Weib Kathrin.

„Jeſus Maria!“ ſchrie der Sepp, und mit dem Rufe: „Ihr bringt Einen ja um!“ ſtürzte er zu Boden.

Kathrin goß mit hohler Hand Waſſer über ſein Geſicht. „Was iſt geſcheh'n, Sepp?“ rief ſie, „iſt's meinetweg? Du ſiehſt, ich bin ja friſch und geſund. — Sepp! ja, haſt denn mein Feuer nicht geſehen oben bei den drei Leuchtern? Bin ja im Herzen bei Euch geweſen; nur hab' ich früher nicht kommen können; werde Dir's ſchon erzählen.“

„Waſſer,“ hauchte der Sepp, „noch mehr Waſſer auf den Kopf, ſonſt werd' ich närriſch. — — Kathrin!“ Er ſchrie und lachte, daß es ihn ſchüttelte über und über, und große Thränen rannen über ſeine Wangen.

Der kleine Joſef war mit ſeinen nackten Füßchen gar auf den Erdboden hinabgekommen und zerrte jetzt an dem naſſen Kleide ſeiner Mutter und wollte gerne emporkrabbeln auf ihren Nacken und ſeine Seidenhärchen lagen ihm wirr über der Stirne, und jetzt, da er Vater und Mutter weinen ſah, wollte auch ihm das Maulchen ſich ein wenig krümmen.

Endlich gingen ſie in das Haus. Kathrin ließ ſich an der Wiege nieder und ſagte: „Gott ſei Dank, daß ich wieder daheim bin!“ — Der Sepp blieb gar nicht bei ihr; er machte in der Küche Feuer und kochte Milch, und dreimal lief er inzwiſchen zur Stubenthür, um nachzuſehen, ob es denn wirklich wahr, daß ſein Weib wiederum daheim. — Ja, ſie war's ganz und gar; ſie ordnete ſchon wieder die ein wenig wirr gewordenen Dinge in der Stube, ſie that dem Knaben das blaue Kleidchen um und ſie trillerte ſein Liedchen, das aber bald erſtickte; heftig preßte ſie ihren Mund auf das apfelrunde Wängelchen des Kleinen. Dann aß ſie ein wenig von der warmen Suppe.

Und erſt ſpäter, viel ſpäter ſagte ſie: „Hell zum Lachen iſt's auch noch. Jetzt ſteig' ich dir im Gebirg herum wie ein Narr und bei der Waldhammerin bin ich noch nicht geweſen.“

„Ja, wie iſt denn das zugegangen um des lieben Gottes willen!“ rief der Sepp und ſchlug die Hände zuſammen.

„Was wirſt denn thun, wenn Du auf dem Berg oben biſt und Du kannſt nicht herab?“ verſetzte das Weib, „bigott, da bliebeſt Du ſicherlich oben. — Na, jetzt bin ich ja wieder da, und weil nur Euch Zweien nichts geſchehen. Gelt, und zum Kaffee haſt auch nicht können! Was habt Ihr denn juſt gemacht, wie das Krachen iſt geweſen? — Wer hätt' das gemeint, wie ich von heim fort bin! Ich ſteig' friedſam an dem Rothhang hin und möcht' mich ſchier vor den Kopf ſchlagen, daß ich den Schrankſchlüſſel im Sack trag' und du könnteſt nicht einmal zur Kaffeebüchſen. — Da höre ich jählings, wie es in den Wänden lebendig wird und ganze Steine fliegen über meinen Kopf hin. Ich denk' gleich auf ein Erdbeben und trachte, daß ich vom Steig weg durch ein Kar auf die Höhe komme. Wie mir das eingefallen iſt, das weiß ich nicht, aber 's iſt mein Glück geweſen. Fortweg bin ich aufwärts geklettert, wo mir die wenigſten Steine entgegengekommen ſind. Ich gelang' auf feſteren Moosboden und in's Knieholz; jetzt, denk' ich, iſt's ſchon gewonnen, und auf der andern Seiten will ich hinabſteigen in's Ameiskar. Und vordeh' ich mir das ausdenken kann, iſt dir ſo ein Stoß und der Boden iſt lebendig durch und durch, und ich hab' vor meinen Augen auf einmal einen rothen Schein geſehen. — Jetzt erſchlägt dich der Blitz, hab' ich bei mir geſagt, und nachher iſt nichts mehr geweſen." — „Du heiliger Gott," murmelte der Sepp, „und das wird ein Krachen geweſen ſein!"

„Nichts hab' ich gehört," erzählte das Weib weiter, „und wie ich wieder wach bin worden, da lieg' ich im Knieholz und vor mir iſt ein ſchauderhafter Abgrund und unten iſt ein lebiger Nebel und ich hab' der Dunkelheit wegen nichts Rechtes mehr ſehen können. — Erſt viel ſpäter bin ich's gewahr worden, daß der Berg iſt niedergefahren; mein Lebtag, wie könnt' ſich Eins das denken! In Gottesnamen, wenn nur daheim nichts geſchehen. Ich hüll' mich in die Tücher, die ich für die Waldhammerin bei mir trag', und ich wart', bis der Tag wieder kommt, der Weg wird wohl zu finden ſein. — Aber wie der Tag iſt gekommen, da ſeh' ich die Schneefelder vor mir und gar nicht weit davon die drei Leuchter; und jetzt geh' ich und geh' und finde keinen Steig, der mich wollt' abwärts führen; überall ſind die Wände ſo weit ich mag ſehen. Und das hätt' ich nicht geglaubt, Sepp, ſtundenlang kann Eins da ob herumgehen, ſo breit iſt der Berg. Den ganzen Tag hab' ich einen Abſtieg geſucht. Und wenn ich auf dieſe Seite herübergekommen bin, ſo hab' ich wohl herabgeſehen auf unſer Haus; das liegt da im tiefen Edelgrund wie eine kleinwinzige Muſchel. Was hab' ich geſchrieen, Sepp, da ich die Leut' geſehen herumſteigen wie Ameiſen zwiſchen den Steinen. Aber mein Schrei iſt in die Höh' gegangen wie der Nebel aus den Klüften. Dann hab' ich dürres Knieholz zuſammengeſchleppt auf der Höhe, wo die Leuchter ſtehen, nicht weit von dem Eis, und hab' Feuer gemacht; das hat die ganze Nacht gebrannt, daß Ihr mich ſolltet ſehen.“ — „Das hab' ich geſehen!“ fuhr der Sepp jetzt auf, „Jeſus, das hab' ich geſehen zwei Nächte lang, und ich hab's für einen Stern gehalten.“ Wiederholt ſchlug der Mann die Hände zuſammen und er wußte ſich kaum zu faſſen.

„Es iſt nur ein Glück geweſen, daß ich das Backwerk bei mir gehabt,“ ſagte die Kathrin, „aber dieſer Durſt! Im ganzen Jahr trink' ich ſonſt nicht und da oben bin ich dir gar über das Eis hergefallen. — D'rauf am zweiten Tag bin ich wieder herabgegangen zur Stelle, wo der Berg iſt abgerutſcht, und da hab' ich geſehen, daß in der Schlucht, die mich vom Fußſteig über das Fenſter trennt und die kein Menſch hätt' überſetzen können, daß in dieſer Gruben Waſſer zuſammenrinnt und fortweg ſteigt und ſteigt. Das wird einmal eine Brück', denk' ich mir, aber ſo lang will ich nicht warten, — und bin wieder davongegangen und hab' an allen Schuttrieſen und Mulden nach einem Abgang geſucht. 's iſt umſonſt, über Eis und Schnee kann ich nicht und hätt' auch ſicher nichts genutzt; ſo bin ich wieder zu den drei Leuchtern gegangen und hab' Feuer gemacht, und ſo iſt die dritte Nacht geweſen. — Was hab' ich gelugt, Sepp, aber es muß hell zu weit ſein, und vom Haus hinauf hab' ich kein Licht geſehen. Schon um zwei in der Nacht wird's da oben Tag; da bin ich auf und davon und hab' gedacht, heut' verſuch' ich das Letzt' und hinabkommen muß ich. Wieder zum Bergſturz ſteig' ich nieder,„ und da ſeh' ich's, das Waſſer in der Kluft iſt ſo weit geſtiegen, daß ich es wagen kann, zu ihm hinabzurutſchen. Bin ja eine Fiſcherdirn', wenn mir die Wand nichts thut, das Waſſer ſcheu' ich nimmer. Legfährengebüſch hab' ich zuſammengeflochten zu einem Flötz, auf demſelben bin ich herabgefahren über den Hang und ſchnurgerad' in das Waſſer hinein. -- Jetzt biſt daheim, Kathrin, denk' ich mir und rudere mich mit einem Aſt über den neuen See bis an's andere Ufer, wo ich leicht an's Land ſpring' und gleich in Eins über den Berg her und dem Edelgrund zu. — Jetzt bin ich wieder da und des Waldhammers Kind iſt gewiß noch gar nicht getauft."

So hat es die Kathrin das erſte Mal erzählt. Später — ſie mußte oft davon reden — hat ſie auch noch viele Nebenumſtände geſchildert. — Naturerſcheinungen, vor denen ihr gegraut; Gefahren, die ſie überſtanden, und die Sehnſucht nach dem Hauſe im Edelgrund, das ſie mit ihren Augen gehütet, mit ihrem Gebete beſegnet habe.

Aber des Waldhammers Kind ſollte doch trotz alledem kein Jude verbleiben. Der glücklich wiedergekehrten Kathrin zu Ehr' haben ſie das neugeborne Mädchen auf weiten Umwegen in den Edelgrund gebracht. Der Prieſter kam auch mit und eine große Menſchenmenge aus allen Theilen des Waldes und des Gebirges verſammelte ſich um das Haus des Herrn-Sepp. Und mit dem klaren Alpenwaſſer, das von dem neuen Hochſee nieder durch die Thalſchlucht fließt, wurde die Kleine getauft. Kathrina ſollte ſie heißen, ſo wollten es die Leute.

Der Sepp ſchöpfte das Waſſer; und der kleine Joſef war auch bei der Feierlichkeit, und er ſah mit ſeinen großen ſchwarzen Augenkirſchen ganz andächtig d'rein. — Der alte Waldrauchgräber Petz brachte ſeine beſten und feinſten Harzkörner als Weihrauch und Myrrhen zum Opfer. Hingegen aber forderte er allen Ernſtes von dem Waldhammer-Jok den Wachholderwein als Botenlohn. — Ehe noch der Herbſt das Laub und das Alpenmoos bleichte, verabſchiedete ſich der Sepp mit ſeiner Familie von den Bergen und ihren Bewohnern, mit dem Vorſatze, die liebe Sommerszeit von nun an im freien, ſonnigen Flach- und Hügelgelände zu durchleben. Allein ſchon im nächſten Jahre, als die hohe Sonnenwende eintrat, fuhr er mit Sack und Pack wieder gegen ſein Alpenhaus im Edelgrund.

Und alljährlich kommen ſie und der Sepp bringt ſtets ſeine Zither mit, und die Kathrin hat das eine Mal ein junges Märchen, das andere Mal wieder ein junges Knäblein bei ſich, auf daß es doch endlich laut und lebendig werde im Felſenthale.

Guten Menſchen ſind auch die herbſten Prüfungen ſegensreich. In Sepp war nach den Erfahrungen jener Tage der Noth das Gleichgewicht wieder hergeſtellt zwiſchen dem Hange zur Alpennatur und der Neigung zu den Alpenmenſchen. Und das häusliche Glück blühte dem Ehepaar doppelt rein, ſeitdem nach der Trennung Pein und Todtenklage es ein zweites Mal die Hand Gottes getraut hatte. — Die beiden Familien des Sepp und des Waldhammer-Jos ſind durch das Ereigniß jener Tage innig mitſammen verbunden. Der junge Joſef und die junge Kathrina wachſen heran; erſterer lernt die Förſterei, letztere übt ſich mit Erfolg in ſeinen Flecht- und Schnitzarbeiten, zu denen ſie im Gebirge die Weiden und Wachholderſträuche ſchneidet. Die beiden Leutchen begegnen ſich nicht ſelten oben am tiefblauen Alpenſee und am Fenſter, auf das die drei Leuchter niederſchauen, oder — iſt es das Fenſter zu Kathrinens Kämmerlein — die Sterne des Himmels.

Wenn es mit den jungen Leuten noch eine Weile ſo fortgeht, ſo — der Herrn-Sepp ſtimmt die Zither friſch — haben wir Hochzeit im Edelgrund.

Die Braut von Kain und Abel.

Die Braut von Kain und Abel.

Die Jungfrau von Sommershof.

Heute iſt im Luſtwäldchen zu Sommershof wieder ein fröhlich Sein. Heute, wie einſt — vor den zwei gräßlichen Tagen.

Den Eingang in das Wäldchen bewachen uralte Eichen; auf keiner derſelben jedoch prangt die herriſche Tafel: Eintritt verboten! Im Gegentheil, auf dem weißen Schilde eines grünen Pfeilers ſteht mit ſchönen einfachen Buchſtaben ein Willkommgruß an Freund und Fremdling und der Rath dabei für Jeden, in Haus und Wald zu Sommershof der heitern Raſt zu pflegen. Dieſe Aufſchrift hat noch der liebe Abdon gemacht.

Der Sommershof, ein ſchöner Bau mit hellen Fenſtern ſteht zur rechten Hand auf einer ſanften Höhung, und links weithin prangt der Luſtwald mit ſeinen vielen tauſend Tannen, Eichen, Eſchen, Linden und Birken. Trautſame Lauben, lauſchige Raſenplätze, verborgene Quellen und hochſprudelnde Brunnen, bemooſtes Gefelſe und

Terngehege; breite Sandwege und verſteckte Fußpfade, dunkle Grotten und luſtige Stege, ein Wildbach gar mit drei giſchtenden Waſſerfällen, ein kleiner dunkler See mit Forellen, ein Thiergarten mit vielen Rehen und mehreren Hirſchen und Wildtauben und Häher und anderem Gevögel, zahllos mit ſchimmernden Fittichen und hellen Stimmen den Wald belebend. All' das und mehr noch, und Lieblicheres noch iſt hier zu finden.

Zwei Meiſter haben dich aufgebaut, du ſchöner Wald zu Sommershof — die Natur und die Kunſt.

Einladende Kegelbahnen ſind angelegt worden unter den Birken; reizende Hängematten ſind bereitet unter den Linden, und an Sommertagen beleben heitere Menſchen die Räume und Spielplätze. Und eine ſchöne junge Frau in hellſchimmernder Kleidung mit goldigen Lockenwellen und großen freundlichen Augen iſt die Seele der Geſellſchaft und die Seele des Frohſinns.

Am Rande des Waldes, wo die grünen Matten beginnen, iſt eine Schießſtätte angebracht; aber dieſe iſt nun ſchon geſchloſſen ſeit manchem Jahr, und um dieſe Schießſtätte iſt eine Einſamkeit, die zu dem Leben und Weben des Wäldchens nicht recht ſtimmen will.

Nur ein einzig Plätzchen gibt es, das noch ſtiller und noch einſamer iſt, als die Schießſtatt, das gar Niemand aufſucht, weil es keine Vergnügungen bietet, weil es mit ſeinem feierlichen Ernſte ſchier das Gemüth beklemmt.

Im Schloßwäldchen zu Sommershof, mitten in den verſteckteſten, dichteſten Gebüſchen, durch welche kaum ein einziger Fußſteig dringt, im düſtern Schatten des Horſtes, wo der Uhu und der Steinkauz niſten, ſteht eine Kapelle. Sie iſt ſtets verſchloſſen, ſie hat kein Glöcklein und keinen Orgelton und die zwei hohen, ſchmalen Fenſter ſind mit dunkler Glasmalerei eingelegt.

Aber alljährlich am 20. September, am Feſttage des heiligen Euſtachius, iſt die ſchwere Eiſenthür dieſer Kapelle aufgethan. Und in ihrer tiefen Dämmerung, am Altare vor einem großen ſilbernen Kreuze, brennen zwölf Wachslichter. Davor auf einem dunkelumkleideten Betpulte kniet in ſchwarzer Trauer eine Frau. Sie iſt noch jung, ſie hat goldige Lockenwellen, auf ihren zarten Wangen liegt ein Roſenhauch, aber ihre großen ſchönen Augen weinen.

Zu Füßen des Betpultes liegt eine ſteinerne Gruftplatte mit vier ſchweren Eiſenringen. Tief unter derſelben ruhen zwei Särge . . . Zur Rechten des Altares auf einem Marmorſtein prangt der Name „Abdon“; zur Linken auf einem Marmorſtein prangt der Name „Sennon“.

Der Eine war der Freund, der Andere der Gatte.

Unter dem Namen „Abdon“ in einem Glasſchranke liegen grellbunte Kleidungsſtücke, wie ſie weiland Hanswurſt und Kaſperl haben getragen. Unter dem Namen „Sennon“ hängt ein farbenmattes Myrtenkränzlein. — In den Goldlocken der trauernden Beterin grünt ein friſcher Zweig von Rosmarin, wie ſolchen in jener Gegend nur die lilienreine Maid pflegt zu tragen.

Die an dieſem Gedächtnißtage den Freund und den Gatten beweint — es iſt die Jungfrau von Sommershof.

Die heiteren Vögel des Luſtwäldchens ſingen nichts von den Schickſalen des ſchönen Gutes. Darum ſagt jeder Fremdling, der eintritt und ruht im Schatten und köſtliche Labniß genießt: es gäbe auf Erden keinen lieblicheren und glückſeligeren Aufenthalt, als dieſes Landgut.

Doch hätte es dem Weltkenner wohl auffallen mögen: es war faſt gar zu idylliſch und wohlig, kein Lärm und keine Geſchäftigkeit des Werktages wirbelte Staub auf, es war, als läge ein ewiger Sonntag über dem Sommershof.

Und wo auf Erden eine Stätte iſt, auf der beſtändig eine ſolche Stimmung liegt, dort geht es nicht ganz mit rechten Dingen zu.

Natürlich war es hier nicht immer ſo geweſen. In den Gemächern des Hauſes, in deren Fenſtern heute noch zwiſchen Blumentöpfen die feſten Eiſengitter ſtehen, iſt ſeiner Tage Buchhaltung geführt worden, ſtreng kaufmänniſche, doppelte Buchhaltung über Gehöfte, Weiden und Wälder, über Reviere und Fiſchwaſſer, über Almwirthſchaften, Hochöfen und Eiſenwerke. Franz Sommershofer war ein reicher Mann, und nicht allein ſeiner ſelbſt waltete er; er förderte die Landwirthſchaft im Allgemeinen durch ein praktiſches Gebahren, hob die Hammergewerke durch neugeſchaffene Abzugsquellen und übte Wohlthaten nach allen Seiten; ihm allein verdankte der Ort Edelſee ſeine Blüte, ihm verdankten viele umliegende Dörfer und Gemeinden ihre Armenhäuſer und guten Straßen. Da ſchmückte man die Bruſt des braven Mannes mit einem goldenen Kreuze und nannte ihn von dieſer Zeit an den Herrn von Sommershof. Seinen Wohnſitz hatte er ſich bequem und anmuthig geſtaltet; der kleine Wald an ſeinem Hauſe hin war ſtets ſein Liebling geweſen, nun ließ er erſt was Rechtes aus ihm machen. Er verzichtete auf alle Luſtreiſen, auf alle Vergnügungen der Welt, er ging zu den Erholungsſtunden in ſeinem Walde ſpazieren. Eines Abends ſaß der betagte Mann gelehnt an einen ſchneeweißen Birkenſtamm und war leblos. Eine plötzliche Lähmung. Sanft ſchien er entſchlummert zu ſein, wie Lieblinge des Herrn ſterben. Sein Weib war ihm um etliche Jahre vorausgegangen.

Ein einziges Kind hatten ſie hinterlaſſen als Hüter ihres Grabes auf dem Kirchhof und als Erben der großen Beſitzthümer. Ein fünfzehnjähriges Mädchen, Namens Kunigunde, ein überaus anmuthiges Weſen voll Naturfriſche und Heiterkeit und Uebermuth, und dabei voll Milde des Herzens.

Auf Schulbänken hatte der alte Sommershofer ſeiner Tage nicht viel Beinkleider fadenſcheinig gerieben; er war ein tüchtiger Schmied geweſen, war im Hammerwerk bei Zeiten Eſſemeiſter geworden, war, da der Hammerherr ſtarb, zum Werkführer emporgeſtiegen und hatte ſchließlich die Wittwe geheirathet; denn ein prächtiger Mann über und über, das war er, und ſo hatte die wohlhabende Hammerfrau nach Geld oder Schulweisheit nicht viel gefragt.

Später, da ſich das Geſchäft immer mehr vergrößerte, war Herr Sommershofer allerdings gezwungen, Manches nachzuholen; doch übt ſich das Schreiben nicht ſchwer ein, wenn jede Zeile, die man zieht, in der Welt als Machtwort gilt; und das Rechnen lernt man leicht, wenn es ſich nicht um leere Ziffern und Zahlen, ſondern um volle Summen handelt. Des Weiteren kümmerte ſich der Hammerherr niemals viel um Gelehrſamkeit und Bildung.

So erlangte Kunigunde eine Erziehung, wie ſie eben das Haus und die Volksſchule zu Edelſee bieten konnte. Vom Schullehrer erhielt ſie noch beſonders Muſikunterricht, und Abdon, der „Pfarrersbub", lehrte ihr Dinge, die in Edelſee juſt nicht gebräuchlich waren, nämlich Schönſchreiben, Zeichnen, große Dichter leſen und theilweiſe auch verſtehen. War nicht uneben, der „Pfarrersbub", hatte Manches in ſich, was ſo das Herz erfreut und die Seele weitet.

Freilich genoß das Mädchen ſolchen Unterricht nur in den wenigen Sommermonaten, wenn Abdon, der Student, auf Vakanzen zu Hauſe im Pfarrhofe war. Doch gewann es nach eigener Verſicherung von dem alten Schulmeiſter mit der „rothen Schnupftabakdoſe mitten im Geſicht" das ganze Jahr hindurch nicht ſo viel, als was ihr in den kurzen Wochen, wenn ſie im Arbeitszimmer oder unter einer Linde an Abdon's Seite ſaß, zu eigen wurde. Sie hatte ihn auch ſo lieb, den muntern Burſchen mit den veilchenblauen Augen. Er war nicht immer ihr Lehrer, er war auch einmal als Knabe ihr Geſpiele geweſen. Er war wie ein Bruder zu ihr; ein Bruder noch an jenem Tage, als ſie auf der Au ein thaufriſches Veilchen pflückte und dasſelbe ſtreng und genau mit ſeinem lächelnden Auge verglich. „Nur um einen Gedanken", wie das Sprüchwort ſagt, war das Auge dunkler als das Blümlein . . . und dieſer „Gedanke" lebte fort und wuchs und immer größer wurde der Unterſchied zwiſchen dem welkenden Veilchen und dem ſchönen freundlichen Jünglingsauge.

Nun, und als dann die Eltern des Mädchens verſtorben waren, da kam der Vormund und fand, daß der „Pfarrersbub“ kein Lehrer war für das Fräulein von Sommershof, und Kunigunde keine Schülerin für den leichtlebigen Studenten, der alle lockeren Liedchen trillerte, die in der ſangesluſtigen Gegend von Edelſee ſo allilebendig waren, daß ſie ſchier jeder Vogel auf dem Tannenbaume pfiff. Der Junge war ja ſelber ſo ein „Vogelſang“ und trieb es thatſächlich noch ärger als alle Andern.

War in ſolcher Gegend denn überhaupt kein Aufenthalt für das junge, ſich ſelbſt übergebene Fräulein. Darum beeilte ſich der ſorgſame Vormund und brachte das rathloſe, unerfahrene Kind von fünfzehn Jahren in die große Stadt Wien. Hier ſollte Gunde „ſtandesmäßig“ in einem vornehmen Hauſe wohnen und in einem gerühmten Mädcheninſtitute ſich die Kenntniſſe und feinen Sitten der großen Welt aneignen. Das Weitere würde ſich für ein Fräulein von Sommershof wohl finden.

Fünf Tage war Gunde in ſolcher Umgebung, aber aus dieſer Zeit iſt nicht viel Gutes von ihr zu melden. Sie hielt ſich ungereimt, trotzig und einfältig. Die zierlichen Genoſſinnen, die ſo glatt und ſinnig waren wie Schlänglein, hießen ſie kichernd die viereckige Landmaid. In der Wohnung weinte ſie unabläſſig, ſo daß die erwachſenen Söhne des Hauſes ihre Aeuglein bedauerten.

Am ſechsten Tage in der Morgenfrühe ging ſie mit der Kochfrau auf den Markt, miethete dort einen Wagen, ließ ſich auf den Bahnhof bringen und floh der lieben ſtillen Heimat zu.

Unter wüſten Zechern.

Als Gunde zur Bahnſtation kam, wo ſie auszuſteigen hatte, um den noch drei Stunden langen Weg bis Sommershof über die Bergſtraße zurückzulegen, ſtanden Wetterwolken am Himmel. Fahrgelegenheit war keine da, und das Mädchen ſehnte ſich ſo ſehr nach der Heimat, daß es, ungeachtet Allem, ſich luſtig auf die Füße machte und längs des einſamen Weges, über Haiden und durch Waldſchluchten ging. Ihr war ganz zu Muthe, als könne ihr nun, aus dem Ring der großen Stadt getreten, nichts mehr geſchehen. Sie ſah in der Schlucht ja ſchon den Bach, der weiter oben durch das Wäldchen von Sommershof rann, und an dem ſie ſo oft geſeſſen war und den wiegenden Waſſerlilien und den ſchwirrenden Libellen zugeſehen hatte. Auch Abdon war gerne am Bach geſeſſen und hatte unter dem Raſen mit freier Hand Forellen hervorgefangen. Kann ſchon öfters ſo ſein, die Forellen ſterben nicht aus . . . Und ſie ſah nun unterwegs auch ſchon den blauenden Schober des Adamberges, der hinter Sommershof aufſtrebte und an deſſen Fuß das große Dorf Edelſee lag.

Freilich ſchoben ſich über dem Adamberge immer höher die ſchweren, höckerigen Wolkenbänke heran; die Sonne hatte ſich dahinter ſchon verſteckt, als wollte ſie aus aller Verantwortlichkeit ſich ziehen für das, was heute noch geſchehen könne. Das Brummen des Donners war zu vernehmen, im Gewölk flackerte zuweilen ein ganz matter Blitzſchein, und gleichwohl noch ſcheinbar Windſtille war, drehten ſich auf der Straße die Rädchen des Staubes und in den Blättern der Erlbüſche war hie und da das Klatſchen eines fallenden Tropfens hörbar.

Gunde hatte aber Glück und gute Füße; als der Sturm losbrach, hatte ſie das Wirthshaus „zum rothen Kreuz“ erreicht. Dieſes Wirthshaus, etwa eine Stunde von Sommershof entfernt, ſtand ganz einſam an einem Waldrande. Weiße Schußſcheiben prangten an den braunen Holzwänden, denn mancher der alten Kreuzwirthe hatte bei den in der Gegend üblichen Scheibenſchießen das Centrum getroffen und ſich ſo die Scheibe zu eigen geſchoſſen. Der Weinzeiger über der Thür, ein verdorter Zirm, gefiel den Leuten aber noch beſſer als die Schußſcheiben. Indeß war in der Gegend manch' böſe Sage erzählt, die den Reiſenden entſchieden abrieth, das Kreuzwirthshaus zur Nachtherberge zu wählen.

Heute aber herrſchte viel Leben und Luſt in dieſem Hauſe; gar übermüthig ging's her. Es war ein Samſtagabend, da hatte ſich Mancher aus der Umgegend zu einem langen Trunke hier feſtgeſetzt. Hauptſache jedoch waren die Rekruten.

Die Rekruten! Die Teufelskerle, die, ſie mögen ſonſt noch ſo fügſam im Zaume gehen, ſchlimme Geſellen ſind, wenn ſie zur Aſſentirung oder in's Regiment rücken. Häuſer abdecken, Fuhrwerke auf offener Straße anfallen, hilfloſe Weibsleute einfangen, — das ſind noch die ſchlichteſten Stücklein. Es iſt kaum ein Feind im Lande geweſen, der ſo arg hätte gewirthſchaftet, als die „braven Söhne der Heimat“, die „wackeren Vertheidiger des Vaterlandes“.

Und die Leute laſſen ſich's gefallen, denn das Unweſen iſt ein altes Herkommen; die Väter haben es auch ſo gemacht. Und die armen Burſchen, die fort müſſen von Allem, was ihnen lieb iſt und traut, fort in's fremde Land, vielleicht gar gegen den Feind, ſie müſſen toben in erzwungenem Uebermuth, in wilder Luſt, daß ihr Herzweh nicht zu laut wird. Etwelche ſind dann freilich jedesmal dabei, die kein Herzweh zu dämpfen haben, weil ihnen nichts im Herzen lieb iſt, was ſie verlaſſen, und weil Niemand um ſie trauert. Das ſind die Beſten nicht; und gerade Solche benützen die derbe Sitte, um ſich an einem Feind zu rächen, um einem längſt gehegten Gelüſte zu fröhnen, um ſchrankenloſen Muthwillen zu üben, kurz, um die zurückgedämmte Begier eines böſen Charakters einmal ſchießen zu laſſen.

Man verſchließt die Hausthüren, wenn man die Wildlinge heranjohlen hört; nützt aber gewöhnlich nicht viel. Ein Rudel ſolch' einrückender Rekruten war denn heute auch in's Kreuzwirthshaus gebrochen. Die Burſchen hatten hochgefederte und buntbebänderte Hüte, hatten ihre Cigarrenſtummel im Mund und waren laut und keck mit Wort und Armen. Die wildeſten Kerle der Gegend waren beiſammen. Ein paar Leute aus Edelſee (wo ſich die Bauern gerne Bürger nannten) ſaßen am hintern Tiſche; ſie mußten heute fein den Mund halten; für ſo „Herrenleut“, die ſtets gegen den Bauernſtand ſind, iſt es heute beſonders gefährlich. Indeß war es bislang noch ziemlich harmlos; die Rekruten kegelten, ſpielten Karten, wirtheten in der Küche bei den Weibsleuten und tanzten auf den leeren Scheunen, daß der Boden dröhnte und das ganze Gebäude zitterte.

Als Gunde ihren Oberrock über das Haupt geſchlagen, unter den erſten ſchweren Tropfen des Regens heran in das Haus eilte, kam ihr das junge Mannsvolk ſofort mit heiterer Artigkeit entgegen.

„Die ſchöne Jungfer von Sommershof!“ riefen Einige.

Und wie ein Täuberl macht's Aeugerl,
Und wie ein Engel ſchaut's aus!

Sogleich ſetzte ein Anderer bei:

Und der Schatz, der mir b'ſchaffen,
Kommt mir ſelber in's Haus!

Das war gar ausnehmend höflich von ſo Leuten. Nu, mit einer Sommershoferin ſpringt man eben anders um, als mit des Wirths Mägden draußen in der Küche. Zum vornehmſten Tiſch mußte ſie ſich ſetzen; von allen Seiten wurde ihr zugegrüßt, zugetrunken, die Muſikanten kamen herbei und ſpielten ihr einen übermüthigen Ländler vor. Und Lieder dazwiſchen:

Auf der Alm wachſt a Gras,
A röſerlads Kraut;
Han ihr wölln a Buſſerl gebn.
Han mich nit traut!

Drauf ein anderes:

Oft iſt mir ſo hart,
Möcht' woan (weinen) wie a Kind
Zwegn dem ſickra, ſackra
Weiberleut-G'ſind!

So hub's an, ſo ging's fort und die Lieder wurden kerniger. In allen Ecken ſcholl's. Gunde, das naturheitere, harmloſe Weſen, war wohlgemuth; jetzt war ſie ja wieder unter ihren friſchen, ſangesluſtigen Landsleuten.

Draußen rauſchten die Ströme des Regens; in der qualmenden Stube war es ſo dunkel geworden, daß ein alter Bauerngeſell' ſein langes, breites Meſſer aus der Ledertaſche zog, damit im Rauch herumfuchtelte und rief:

„Kreuzmillion! Ein Loch will ich ausſchneiden da in der Finſternuß, daß Einer hindurch unſere mudelſaubere Kellnerin ſieht!“

Sogleich ſtellte die Kellnerin ein Talglicht auf den Tiſch.

An einem der allerhinterſten Tiſche ſaß Einer, der blies beſonders viel Rauch aus ſeinem Rohr und ſtarrte geradewegs in's Weinglas. Was ſaß er denn da, wenn's ihn nicht freute? War ſo jung und keck gebaut, daß ihn ſeine finſtere Ernſthaftigkeit übel ſtand. Er gehörte zu den „Beſſeren“, das ſah man wohl an ſeiner Kleidung und an ſeinen ſilbernen Uhrgehängen. Aber die ſchwarzen Haarlocken ließ er gerade ſo wirr und zerriſſen über die Stirne hängen, wie der zerfahrendſte Waldmenſch. Und ſein jung ſproſſender Bart war durch kein Scheermeſſer in Zucht; und wenn er ſo das Rohr zuweilen aus der weißen Reihe ſeiner Zähne zog und mit ſteifen Nacken und finſterzuckenden Augen vor ſich auf die Tiſchplatte ſtarrte, ſo war es nicht anders, als ob er ſagen wollte: Blitzdumm, daß ich ein Menſch bin; wär' ein ſo prächtiger Waldbär aus mir geworden!

Die Leute kehrten ſich nicht daran. Der Sennen hatte keinen Feind und keinen Freund. Achtung ſollte man ihm, denn er war der junge Schloſſermeiſter von Edelſee, der kernfeſte Menſch bei der Arbeit, der Gefürchteſte bei den Raufhändeln, der Verwegenſte bei der Feuerwehr. Sein Mundwerk war ſtets wie eingeroſtet; wo er nicht mit ſeinem eiſenfeſten Arm ſprechen konnte, da ſchwieg er. Im Wirthshaus ſaß er zuweilen nicht ungern, aber er trank nicht, wie andere Leute trinken: ein Seidel in fünf oder ſechs Zügen; er trank wie ein Schloſſer, leerte das Glas auf einen einzigen Anſatz. Der Humpen, der vor ihm ſtand, war entweder voll oder leer.

Heute war der ſcharfe Blick des Schloſſers mehrmals und zwar blitzartig über das Glas gegen den Tiſch gefahren, an welchen ſie die junge Sommershoferin genöthigt hatten.

Dieſe merkte das nicht. Trotzdem wurde ſie von Minute zu Minute befangener. Aengſtigte ſie das wüſte Gewitter, das draußen tobte, ängſtigten ſie die Lieder, die hier geſungen wurden, oder ... In ihrem Leben war ſie unter ſolchen Zechern noch nicht geſeſſen, in ihrem Leben hatte ſie noch keine ſo kräftigen und zweideutigen Huldigungen erfahren, als in dieſem Wirthhaus und von Burſchen, die des „Kaiſers“ ſind. Von allen Seiten ſetzten ihr die erhitzten, weinduſeligen Geſellen zu, mit ſüßlichen Schmeicheleien und plumpen Späßen und Anſpielungen, die ihr bange machten, ohne daß ſie ſie verſtand. Sie wendete ſich ab und blickte durch die kleinen Fenſterſcheiben hinaus in den Regen und in die Nacht. Der Sturm war vorüber, von der Schlucht her rauſchte das Waſſer. Gunde ſchickte ſich an zum Aufbruch.

„Oho, bildſaubere Jungfrau!“ ſchrien mehrere Stimmen, „daraus wird heute nichts. Es hat ja die Brücke vertragen, die Edelſeer und die Sommershofer können nicht über den Bach. Da heißt's beim rothen Kreuzwirth beiſammen verbleiben über die Nacht. Wir werden uns wohl vertragen miteinand', he!“

Gunde erſchrack, daß ſie blaß wurde. Und es kamen Beſtätigungen von draußen herein, das Wildwaſſer habe die Brücke thatſächlich weggeriſſen.

„Iſt's denn ein Unglück!“ rief ein krummfüßiger Holzhauerburſche, „hat's dem Kreuzwirth nur die Weinfäſſer nicht fortgeſchwemmt.“

Trink' ih, ſo hink' ih,
Trink' ih nit, ſo hink' ih ah.
D'rum lieber trinken und hinken,
Wie nit trinken und doh hinken!

Dann hörte man einen Gefühlsſeligen:

O Schickſal, o Schickſal,
Hätt' ein' einzige Bitt',
Geh', laß mir mein Dirndl,
Und nimm mir's nit mit!

D'rauf wieder der Krummfüßige:

Auf's Dirndlgernhab'n peiſ' ih auffi,
Da kann ma ka Ruh' nit derkrieg'n,
Das Geld, was ih hab', das verſauf' ih,
Da brauch' ih ka Bett und ka Wieg'n.

Jetzt erhob ſich Gunde plötzlich und ſchlang haſtig ihr Uebertuch um die Schultern. Da umklammerte ein ſtämmiger Arm ihre Hüfte und zog ſie wieder zurück auf die Bank.

Das Mädchen widerſetzte ſich, zitterte an Händen und Füßen und hauchte:

„O mein Gott, wäre ich heute in der Stadt geblieben!“

„So mag das gnädige Fräulein morgen wieder mit uns gehen — gilt's?!“

Einer der wildeſten Rekruten ſprach:

„Unſere herzallerliebſte Marketenderin ſoll leben!“

Jetzt gingen Gläſer in Scherben und der Wein floß über das zagende Haupt und über die bebenden Glieder der Jungfrau.

Zum Wirth wollte ſie flüchten.

„Oho!“ lachte dieſer, „bin froh, wenn ſie mir mein Haus nicht umwerfen; die Weibsleut' ſollen ſelber mit ihnen fertig werden. Sind meineidig verteufelte Leut' ſo Rekruten.“

Und immer enger wogte der ausgelaſſene Kreis um das Mädchen und zuchtloſe Lieder wirbelten. Gunde war in ihrer Angſt einer Ohnmacht nahe. Sie riß ſich aber los, wankte zur Thür, eilte hinaus und am Wege dahin. Da ſtand ſie am giſchtenden Waſſer — und die Brücke war davon. Schon wieder umſchwirrten ſie die tollen, betrunkenen Geſellen und fingen johlend die niederſinkende Jungfrau in ihre Arme.

In demſelben Augenblicke ſchritt vom beleuchteten Hauſe die finſtere, gedrungene Geſtalt des Schloſſers Semmon heran.

„Wenn das Fräulein mit mir gehen wollen, ich gehe nach Edelſee,“ ſagte er laut.

„Um Gottes willen, ja!“ flehte Gunde.

Hierauf lärmte einer der Burſchen das Geſangel:

Du kohlſchwarzer Schloſſer,
Biſt ah ſcho mehr da,
Dein Bruder, der Teufel,
Fragt Dir allerweil nach!

Das Lied war kaum zu Ende, ſo lag der Sänger von den ſtrammen Muskeln des Verſpotteten zu allerlängs auf den naſſen Boden hingeſtreckt.

Noch manch' ſtechend Wort, noch manch' höhnend Lied; Holzlatten brachen ſie vom Zaun, daß es knatterte. Der Schloſſer aber hob, ohne die Anſtürmenden noch eines Blickes zu würdigen, das Mädchen hoch in ſeine Arme, ſchritt mit ſolcher Laſt gegen das Wildwaſſer und mit drei ſicheren Sprüngen auf die emporſtehenden, von Giſchten umſauſten Steinblöcke war er am jenſeitigen Ufer.

Die Burſchen glotzten nur ſo d'rein und ſchleuderten die Holzſtücke wieder von ſich, da ſie nicht den Muth hatten, dem Entführer der Jungfrau auf ſolcher Fährte zu folgen.

„Ich ſag' Dir's, eine verdammte Spitzbüberei iſt dahinter!" murmelten ſie verdrießlich zu einander. Dann zogen ſie ſich von dem Ufer des toſenden Gießbaches allmählich zurück.

Sennen aber ſetzte jenſeits in der Dunkelheit der Nacht und des Waldes ſeine Laſt ſachte zu Boden.

„Jetzt mag die Jungfer mit mir gehen, oder mag allein gehen, wie's ihr beſſer dünkt."

Sie ging mit dem ritterlichen Manne. Aber als ſie gegen Semmershof kamen, hatte er kaum hundert Wörtlein mit ſeiner Begleiterin noch geſprochen.

Wo der Weg nach Edelſee abbiegt, reichte ihm das Mädchen voll warmen Dankgefühls die Hand. Er hielt dieſe einen Augenblick in der ſeinen und drückte ſie ſo feſt und hart, wie es bisher noch Niemand gethan hatte. Dann murmelte er ein „Gut Nacht“, und ſie gingen auseinander.

Bald kam Gunde zum offenen Kirchhofsthor.

Sie ſtand unentſchloſſen ſtill, und als ſie von der andern Straße her die Schritte Sennon's noch hörte, überwand ſie das Grauen, eilte in den Gottesacker und dem Grabe ihrer Eltern zu. Dort brach ſie in ein heftiges Schluchzen aus, denn die Furcht und die Angſt und die Freude, wieder daheim zu ſein, hatte ihr Gemüth ſo tief aufgeregt.

Die Wetternebel waren vergangen, ein klarer Sternenhimmel funkelte über der ſtillen Gegend. Im Menſchenherzen wohl iſt ein lautes, ewiges Weben, Wünſchen und Wehen . . .

Als ſich Gunde wieder erhob, da hörte ſie von der nahen Au her die wehmüthige Weiſe des Volksliedes:

Da ſteh' ich denn wieder allein auf der Höh',
Bin bitterlich traurig, mein Herz thut mir weh.
Hab' Vater und Mutter und Freund verlor'n,
Bin ein unglückſelig Waiſelein wor'n.

Sonſt hat jeder Morgen mir Freude gebracht,
Hab' geſungen, bin jauchzend aufgewacht,
Und jetzt liegt ein Stein mir ſchwer auf der Bruſt,
Seh' andere Kinder ich ſpielen mit Luſt.

Da unten im Thal, da ſteht unſer Haus,
Und wildfremde Leut' gehen ein und aus;
Und ſchau' ich auf's Haus, auf das liebe hinab,
So möcht' ich wohl ſchlafen bei den Eltern im Grab . . .

Jetzt war's ſtill. Wer, der hier dem Mädchen das Weh aus dem Herzen ſang? War's doch wie die Stimme des ſonſt ſo fröhlichen Abdon!

Wieder erhob ſich und lebendiger der Geſang:

Doch nein, ich verzag' nicht, gen Himmel will ich ſchau'n,
Dort hauſt noch ein Vater, dem will ich vertrau'n.
Mein Herz, ſei getroſt, verlier' nicht den Muth,
Unſer Herrgott, der meint's mit uns Allen gut.

Auf dem Kirchthurme ſchlug es die Mitternachtsſtunde. In der Gegend von Edelſee gab es viele Nachteulen und ſo war kaum eine Stunde der Nacht, in welcher nicht ein Uhu krächzte. Gunde ſchauerte und ſchritt haſtig aus dem Garten der Ruh'.

Die Hunde im Sommershof erkannten ihre Herrin ſogleich, ſie hoben ein freundliches Gebell an. Aber die mit Mühe geweckte Haushälterin war höchlich überraſcht:

„Das gnädige Fräulein! Mitten in der ſtockfinſtern Nacht! Und mutterſeelenallein!“

Jetzt mußten die Gemächer erſt geordnet werden. Es war kein Platz mehr für ſie bereit im eigenen Hauſe. — Kaum eine Woche war ſie fort geweſen; wie ſehr hatte ſie ſich zurückgeſehnt in die Heimat, und jetzt trat ihr Alles fremd entgegen! — Dann fragte ſie ſich: „Ich armes Weſen, was will ich denn hier finden?“

Sie weinte lange auf ihrem Bette. Sie, die Beſitzerin von Sommershof kam ſich ſo bitterlich arm und verlaſſen vor. Endlich legte ſie die Hände gekreuzt über die Bruſt und ſagte faſt laut: „Getroſt, getroſt! . . . Unſer Herrgott, der meint's mit uns Allen gut.“

Dann kam der Schlummer mit ſeinem Frieden.

Am Morgen des nächſten Tages weckte ſie das Lied: „Wie ſchön iſt das ländliche Leben!“

Vor ihrem Fenſter wurde es angeſtimmt und zwar — ſie erkannte ſogleich ſeine Stimme — vom „Pfarrersbuben“. Ohne Singen ging's bei dem nicht ab.

Und die Schwalben und die Finken und die Lerchen waren da, und die thaufeuchten Blumen und das grüne Laub, das an den Fenſtern zitterte, und der Morgenſonnenſchein! — Hell auf jauchzte das Märchen: „Wie ſchön iſt das ländliche Leben!“

Der Herzenszwiſt war gelöſt, die Schwermuth gebrochen. Gunde war wieder das luſtige Kind, und war wieder auf der Welt — nämlich daheim auf ihrem lieben traulichen Landhauſe.

Zwei kohlſchwarze Kerſchkern
Und 's Dirndl hab' ih kreuzgern!

Mit dieſen Worten begrüßte der fröhliche Student die zurückgekehrte Geſpielin und Lerngenoſſin, die ihm mit offenen Armen entgegeneilte, ſchalkhaft das Liedchen ergänzend:

Und g'weint haſt um mih,
Wie ih fortgangen bi'.

„Gunde!" rief Abdon ernſthaft, und ſich ſofort verbeſſernd: „Fräulein, Sie haben es getroffen."

Da lachte das Mädchen.

„Und wenn ich's recht bedenk'," ſagte der Junge kleinlaut, „'s iſt nichts gewonnen; nach etlichen Wochen muß ich in die Stadt. Ach, Scheiden, das iſt eine harte Nuß!"

„Steckt aber ein ſüßer Kern d'rin," verſetzte das Mädchen.

„Freilich, das Wiederſehen."

„Abdon, kennen Sie das Sprichwort: Je weiter von mir, deſto lieber bei Dir?"

„Iſt unſinnig."

„Aber wahr! Ich weiß es wohl, ich hab's erfahren!"

Nach einer kleinen Weile des Schweigens ſagte Abdon:

„Und jetzt, Fräulein, wollen wir doch wieder mitſammen ſingen, leſen und zeichnen?"

„Wenn Sie mich dabei nicht mehr Fräulein heißen wollen. 's iſt ein ſchauderlich kindiſches Wort; ich mag es nicht leiden."

„Maid! — Nicht wahr, das klingt beſſer? — Holde Maid! — Schöne Maid! — Das Wort kommt von Mai."

„Das laß' ich mir ſchon gefallen, mein artiger Geſpons," ſagte ſie, ihm mit zwei Fingern die zarten Wangen ſtreichelnd. Dieſen Jungen durfte ſie, ja durften alle Mädchen ohne Rückhalt lieb haben, denn — er gehörte dem Himmel an.

Sie ſaßen nun eine Weile in einer Laube und laſen

Gedichte von Walter von der Vogelweide. Sie hielten ſich dabei mit den Armen umſchlungen und blickten mitſammen in ein und dasſelbe Buch.

„Ach!“ ſeufzte der Student plötzlich, „die Welt iſt doch ſo ſchön, ſo ſchön!“

Wie kam es, daß Gunde auf dieſen Ausruf keine Bemerkung hatte? Daß ſie aber jetzt die Worte ſagte:

„Abden, wenn Sie heute Ihren Bruder ſehen, grüßen Sie ihn höflich von mir und ich hätte ſehr vielen Dank für ſeinen Ritterdienſt.“

Der Junge blickte das Mädchen an, verſtand es nicht. Als er dann durch das Luſtwäldchen ſchritt, trillerte er das alte Lied: „Es kam ein ſchöner Ritter in's Land ...“

Als er bei der letzten Strophe anlangte: „Mägdlein, thu' hauſen und bauen, kein' Ritter darfſt Du nicht mehr trauen!“ da war er im Pfarrhofe.

Im Pfarrhofe war er daheim. Der Herr Pfarrer, obgleich katholiſch, war ſein Vater. Und doch ging's ohne Aergerniß ab.

Es gehört aber die Geſchichte dazu, die hier ſogleich erzählt werden ſoll.

Aukuseier.

Einundzwanzig Jahre vor der Zeit, da die junge Herrin von Sommershof in die große Stadt Wien ging, um derſelben ſofort wieder zu entfliehen — am 30. Juli war's, an einem Freitag, als im Pfarrhofe zu Edelſee zur frühen Morgenſtunde der Klopfhammer an die Thür geſchlagen wurde. Ein Bauernweib ſtand davor, hatte zwei neugeborne Kinder auf dem Arm.

„Gottes Segen!“ rief der Pfarrer, „gehören ſie Euch?“

„Behüte, die meinen kommen erſt nach,“ antwortete die Bäuerin. „Die da, die armſeligen Würmer, dürften leicht nicht Gottes Segen ſein, ſie gehören einem Bettelweib. — Laß' ſich's der würdige Herr nur erzählen.“

Er ließ ſich's erzählen.

„Geſtern ſpät am Abend,“ ſagte die Bauersfrau, „mitten im Regen kommt uns ein fremdes Bettelweib in's Haus, bittet um eine warme Suppe und um ein trocken Dach. — Rechtſchaffen brav ißt und trinkt ſie. ‚Im Stall iſt Heu!‘ ſagt mein Alter. — ‚Vergelt's Gott!‘ ſagt die Bettlerin und wackelt auf's Heu. Zur Mitternachtsſtund' herum weckt uns die Stallmagd: wir ſollten um des lieben Gottes Willen gehen und horchen, ſie höre von der Scheune her ein mächtiges Kindergeſchrei. — Herr Jeſu Chriſt! ſag' ich; und wie wir ſchauen, da hat euch das vertrackte Bettelweib zwei kleine Kinder bekommen! Zwei auf einmal! 's iſt hell aus der Weiſ'! Und allbeid' ſind ſie Buben über und über. — Hab' ſie da bei mir, thäten bitten um die Tauf'!“

„Recht gern,“ ſagte der Pfarrer, „wer iſt denn der Pathe?“

„Wer wird's denn ſein!“ verſetzte die Bäuerin und machte einen großen Schritt gegen den Seelſorger hin.

„Zwei Knaben, ſagt Ihr, und wie ſollen ſie heißen?“

„Jeſſes und Joſef!“ fuhr das Weib auf.

„Geht nicht,“ meinte der Pfarrer.

„Na — nicht ſo," ſtotterte die Bäuerin, „hab' nur g'meint, weil Eins auf die Namen ſchnurg'rad vergeſſen hat. Ich hab' nicht daran gedacht und das Bettelweib, das hat auch nicht daran gedacht. Schämen muß ſich Eins."

Der Pfarrer langte nach dem Kirchenkalender.

„Freitag, 30. Juli — ei, das trifft ſich. Zwei Männernamen ſtehen auf dem heutigen Tag: Abdon und Sennon. — Sind ſie Euch recht?"

„'leicht doch!" entgegnete das Weib ſchier verblüfft. — „Aber ſtockfremd ſind ſie mir, dieſe Namen, ſtockfremd. — Gute Chriſten, — ſelb' werden ſie doch geweſen ſein?"

„Verlaßt Euch darauf. Werden nur erſt die jungen Namensträger ſo brav!"

Die Zwillingsknaben wurden getauft, der eine Abdon, der andere Sennon.

Abdon — Sennon Vogelſang. Das arme Weib mit dem häßlichen Schickſal, hatte es einen ſo ſchönen Namen?

Wohlgemuth ging die Bäuerin mit den Kindern davon. Hoch erhitzt und in heller Verzweiflung kehrte ſie nach einigen Stunden mit den Kindern in den Pfarrhof zurück.

„Was iſt geſchehen," fragte der Seelſorger überraſcht.

„Das Kukusweib! — das Beeſt!" zetterte die Bauersfrau, mehr vermochte ſie in ihrer athemloſen Aufregung nicht hervorzubringen.

Gott weiß, wann ſie zu Athem kommt; — erzählen wir die Sache:

Als die Bäuerin mit den Kindern zurück in den Hof und auf die Heuſcheune kam, war die Wöchnerin nicht zu ſinden. Zu unterſt und zu oberſt wurde Heu und Stroh gekehrt, wurde das Haus durchſucht, wurde in der Nachbarſchaft geſtöbert. Das Bettelweib war ſpurlos verſchwunden.

„Das iſt eine Beſcherung,“ ſchrie die Bäuerin überlaut und wackelte heftigen Zornes umher und ſchaukelte wüthend die zwei Kindlein, die darüber mächtig zu ſchreien begannen, das eine in Tenor, das andere in Baß.

„Ich kann die Bälge nicht brauchen, Herr Hochwürden! Jetzt, was iſt anzufangen?!“

Der Gemeindevorſtand wurde gerufen.

„Romulus und Remus, Herr Bürgermeiſter!“ ſagte der Pfarrer, auf die Kleinen weiſend.

„Ja, ich werde gleich Anſtalt treffen, daß die entlaufene Wölfin mit der Milch wieder eingefangen werde,“ verſetzte der Gemeindevorſtand und wollte davon.

„Ich bitte!“ rief ihm der Prieſter zu, „das Wichtige ſind die Kinder!“ Denn das war ihm klar, ſeiner, des Pfarrherrn Sorge waren die hilfloſen Würmlein nun anheimgegeben.

Und als zwei Tage vergingen, Tage der ſchlaueſten Forſchungen und Nachſtellungen, die entflohene Wöchnerin aber nicht zu Stande gebracht werden konnte, ließ der Pfarrer den hohen Rath von Edelſee zuſammentreten. Und als auch die Bäuerin mit den Zwillingen geholt worden war, erhob er folgendermaßen ſein Wort:

„So prächtige Burſchen, als dieſe Kinder, ſind mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen, wahrhaftig nicht, und ich hab' doch ſchon über ein erklecklich Völklein mein Taufwaſſer gegoſſen. Ich ſag's: wenn Die in eine brave

Pfleg' und Zucht kommen, das werden ein paar herrliche Leut'! Ich verſichere, Denen ſteht was bevor, und der liebe Gott wird's gar gut gewußt haben, warum er ſie juſt nach Edelſee geſchickt, in unſer friedſames, geſegnetes Dorf. — Ihr freut Euch, Bürgersmänner, wenn in Euren Dachgiebeln die Störche und die Schwalben niſten, 's iſt eine Gewähr gegen Feuersgefahr, gegen jeglich Unglück. Ihr verehrten Aelteſten dieſer Gemein', ein paar liebe, unſchuldige, heimatloſe Menſchenkindlein bedeuten für ſo eine Ortſchaft noch viel Vornehmeres, als die Störche und die Schwalben — heißt das, wenn ſie aufgenommen werden in die Gemeinſchaft und liebreich gepflegt und ſorgfältig erzogen, dem lieben Gott zur Ehr' und unſerem Landesherrn zur Treue.“

Mehrere Mitglieder des Rathes räuſperten ſich.

„Es gibt kein einzig Haus in Edelſee,“ fuhr der Pfarrer fort, „das nicht Urſache hätte, für Gottes Segen zu danken und ſich desſelben auch für die Zukunft zu verſichern. Und es gibt kein einzig Haus in unſerem Dorfe, das an ſeiner Schüſſel nicht einen Löffel hätte für ſo ein armes Waiſelein. Wer, ihr Bürgersmänner —“

„Das braucht's Alles nicht, Herr Pfarrer,“ unterbrach ihn der Gemeindevorſtand; „Einen nehm' ich; ich denk' den Schwarzbraunen da mit der tiefen Stimm' — wenn man wählen darf.“

„Iſt jedenfalls der Kräftigſte, der Schwarzbraune, ein kerngeſunder Bub'“, ſagte der Pfarrer, „aber auch der Andere iſt ſchön gewachſen und gar fein und geſchlacht noch dazu, daß es eine Freude iſt. — Na, 's iſt nur ein

Glück, daß die Weiber nicht da ſind," rief der kluge Mann aus, „einen hellen Kampf gäbe es um das herzige Knäblein, auf Ehre, einen hellen Kampf!"

Die Männer ſchüttelten nur ſo ihre Köpfe.

„Man hat halt ſelber allerhand ſo Gewürm im Haus," bemerkte der Sattler Veit.

„Der Herr Burgermeiſter hat's freilich leicht," ſetzte der Schneider Michel bei, und wies ſo mit einem ſcharfen Nadelſtich auf die Kinderloſigkeit des Herrn Schloſſermeiſters Kammerböck.

Auch Rath Wiesmaier hatte keine Sproſſen und er zog ſchon den Athem ein zum Ausruf: ich nehm' den Andern! — Da kam aber der Eckweber, ein Verwandter und heimlich hoffender Erbe von Wiesmaier, dazwiſchen und ſagte mit leiſem, aber nachdrücklichem Tone: „Ich hab' eine Stuben voll Kinder, aber auf der Stell' thät' ich dieſen Balg zu mir nehmen, hätt' die Sach' nicht doch einen Faden!" Mit den Augen blinzelnd: „Man weiß nicht, was man ſich in's Neſt trägt! Der junge Kukuk, hab' ich einmal gehört, frißt, iſt er nur erſt großgezogen, ſeinen Nährvater auf. Und daß Eltern, die ihre Kinder ſo verlaſſen können, einmal nichts nutz ſind, das liegt auf der Hand; und daß der Apfel nicht weit vom Stamm fällt, das iſt eine alte und eine wahre Sach'!"

Der Wiesmaier hauchte den eingezogenen Athem wieder ſtill heraus.

„Will mich nicht wagen," ſagten jetzt Mehrere, „man kunnt ſich halt doch ein großmächtiges Kreuz aufladen; wer nähm's Einem ab!"

Die Männer verloren ſich nach und nach.

Und als der Pfarrer — auch die Bäuerin war mit dem Gemeindevorſteher fortgeſchlichen, das von dieſem angenommene Kind in ſein Haus zu tragen, — und als er ſah, daß das andere Knäblein ihm in der Hand geblieben, da ſagte er zu ſeiner Wirthſchafterin:

„Da haben wir's."

„Ja, das ſehe ich," antwortete jene.

Hierauf war's eine Weile ſo ſtill, daß man meinte, ein Mäuschen könnte man laufen hören unter dem Bücherbrett.

Das Knäblein ſchlief.

„Schweſter!" ſagte endlich der Pfarrer wieder, „es iſt merkwürdig, wie Einem ſo ein zart Geſchöpf auf dem Arm die Bruſt warm macht."

Die Wirthſchafterin ſchwieg.

„Schweſter! es hat mir oft geſchienen, wenn ich auf der Kanzel ſtand, es wären meine Predigten viel zu trocken und kalt. Könnte ich aber jetzt, zu dieſer Stunde, zum Volke ſprechen, ich denk', jetzt müßte ich mit dem Worte Gottes die Herzen erwärmen."

„Bewieſen haſt es vorhin juſt nicht," ſagte die Haushälterin, „aber wenn Du meinſt, daß Dir der Kleine predigen hilft — ſeine Stimme iſt letztlich beſſer als Deine — wenn Du meinſt, Bruder, nimm ihn in's Haus."

„Verſtanden haſt mich!" ſagte der Pfarrer freudig zu ſeiner Schweſter, „das arme Kind ſei unſer! — Und jetzt — jetzt hat ſich was gelöſt in meiner Seele, was mich, Schweſter, ſeit manchem Jahr insgeheim oft fürchterlich gedrückt hat. — O, ſei willkommen, ſei willkommen, Du Segen des Hauſes, Du Glück des Herzens, Du liebes, ſüßes Menſchenkindlein!“

Eine helle Thräne im Auge küßte er den Knaben.

Sennon und Abdon.

Das war die Geſchichte, wie der kinderloſe Bürgermeiſter und der Pfarrer jeder zu einem Sohne kam.

Von den Eltern der beiden Knaben war nichts weiter zu entdecken, als daß etliche Tage nach der Geburt in einem Walde unweit jenes Bauernhofes ein todtes Weib gefunden wurde, das man als die Mutter der Kinder erkannte. Nun die Brüder Vogelſang — der Name war offenbar aus der Luft gegriffen — ſind geborgen.

Für den Einen, den Sennon, paßte der Name allerdings nicht. Sennon war bei Herrn Kammerböck ſorgfältig und ſtreng erzogen. Selten ſah er um ſich einen lächelnden Blick, eine mildherzige Frauenthat. Er liebte das Eiſen und wollte nichts Anderes werden, denn Schloſſer. Und das war ſeinem Ziehvater eben recht. War es nun die wildſprühende Eſſe, war es der eherne Ambos, war es der ſchwere Hammer, was ſich mit der Naturanlage paarte — Sennon war ernſten, verſchloſſenen und herben Weſens. Die Heiterkeit der Jugend brach in ihm nicht durch. Er blieb ſtreng in dem Kreiſe ſeiner alltägigen Pflichten; und doch beklagte ſich der alte Meiſter einmal, daß ſein Sohn — er ſagte nie anders — eine ſo kalte Dankbarkeit hege.

Dieſer Ausdruck des Alten war unbehilflich und man wußte nicht recht, was er ſagen wollte. Herb wie Eiſen war jedes kurze Wort, das der junge Mann ſprach, und wenn einmal eine Rüge kam, ſo ſprühte er im Zorn. Dabei ſchien etwas Tückiſches in ihm zu ſein; zwar verſtand er's, Jedem feſt in's Aug' zu ſchauen, aber ſein Blick ſtach wie eine Lanze, und da wendete ſich jedes Antlitz bald von ihm.

In ſeiner Körpergeſtalt lag nichts Anmuthiges, ſie war eckig und ſcheinbar ungelenk; aber an Kraft und Kühnheit that's dem Sennon Keiner zuvor.

Als er in die Jahre kam, wo der Burſche ſich ſonſt zu luſtigen Genoſſen, bald auch zu ſchämigen Mägdlein geſellt, ging der Sennon entweder mit den allerwildeſten Jungen der Gegend, oder ganz allein. Das Weibsvolk fürchtete ſich faſt vor ihm; und das ſchöne Töchterlein des Eckwebers, das von ſeinem Vater den Auftrag erhalten hatte, ſich an den jungen Schloſſermeiſter, den alleinigen Erben des mittlerweile verſtorbenen reichen Kammerböck, zu machen, — das Töchterlein ſagte:

„So Einen, der die Kettenhunde mit dem Stocke ſchlägt und muthwillig die Blumen auf dem Felde todtſtampft, ſo Einen mag ich nicht."

Ja, er trat die Blumen auf dem Felde nieder, aber ritterlich war ſeine That beim Kreuzwirthshauſe. —

Ganz anders ſtand's mit Abdon Vogelſang.

Seid's luſtig, ſeid's luſtig,
Thut's ſingen und hupfen,
So kann euch der Teufel
Kein Haar'l ausrupfen!

Das war ſein Lieblingsliedchen. Der Pfarrer genoß an dem lebhaften blauäugigen Knaben ein inniges Glück. Mit unſagbarer Zärtlichkeit behandelte er den Kleinen und nie hörte Abdon ein herbes Wort, noch viel weniger erfuhr er eine harte That im Pfarrhofe. Eintracht, Liebe und Freudigkeit begleiteten ihn auf ſeinen Jugendwegen. Zwar war im Orte mitunter ein Stimmchen laut geworden, der junge Abdon ſei ein leichtes Blut, ein Hupfindiewelt. Aber den braven Nährvater focht das nicht an, er hatte Beweiſe von der großen Gemüthstiefe des Jungen. Hatte dieſer doch ſelbſt den ernſteſten und bedeutungsvollſten Weg gewählt, den ein Menſch hienieden wandeln kann. In ſeinem dreizehnten Jahre hatte ſich Abdon für den Prieſterſtand entſchloſſen. Freilich, wenn der junge Student das Hütchen ſchwenkte und ſang:

Leutl, nur luſtig,
Der Himmel iſt offen,
Die Höll' iſt verſunken,
Der Teufel erſoſſen —

ſo ſchüttelten alle Leute und ſelbſt der Herr Pfarrer zu dieſer ganz neuartigen Offenbarung den Kopf.

Hingegen wußte es Niemand, daß Abdon zur Abenddämmerung ſich in die Kirche einſchloß und mit gefalteten Händen und feuchten Augen vor dem Hochaltare betete. Und daß der Knabe im nächtlichen Schlafe zuweilen mit zitternder Stimme nach ſeiner Mutter, nach ſeinem Vater rief, das wußte — hörte nur der Pfarrer allein.

In der Zeit, da Abdon im Inſtitute weilte, wehte im Pfarrhofe eine faſt traurige Einſamkeit. Der betagte geiſtliche Herr und ſeine gutmüthige Schweſter ſahen ſich über den kleinen Tiſch hin oft ſtill in die Augen und ergingen ſich dann in Muthmaßungen, was zur Stunde wohl der Abdon in der Stadt treiben werde.

Wenn der Burſche — der zu einem wirklich ſchönen Jüngling gedieh — dann zu den Vakanzen wieder heimkehrte, welche Freude und Heiterkeit! und im Dorfe hörte man mit Vergnügen wieder ſeine fröhlichen Liedlein.

Als Kinder waren die beiden Brüder oft zuſammengethan worden. Da aber der Pfarrer ſah, ſein Pflegeſohn kehre von dem Brüderlein ſtets mit einem Kratz an Händen oder Wangen, mit einem blauen Fleck oder gar mit einer blutigen Schramme an der Stirne zurück, da wurde auf die Bruderliebe verzichtet.

Und ſie wurde auch ſpäter nicht ſonderlich gepflegt; je mehr die Jungen heranwuchſen, deſto weniger hielten ſie zuſammen Gemeinſchaft, und ſchließlich ſtanden ſie gegeneinander im Verhältniß, wie irgend ein paar weitläufige Bekannte; ſie riefen ſich auf der Gaſſe zwar ein paar Worte zu, der Abdon grüßte auch noch über den Zaun den Bruder; des Weiteren ging Jeder ſeine beſonderen Wege.

Beſſer, als bei ſeinem Bruder, traf's der junge Abdon, wenn er in den nahen Semmershof ging. Da kam er ſicherlich nie mit einer Wunde zurück, im Gegentheil, da trug er manches Blumenſträußchen an der Bruſt, manch' feines Kuchenſtück in der Taſche. Und als er von dem kindlichen Geſpielen zum höflichen Lehrer der Tochter des Hauſes emporſtieg, da gab's manches Dukätlein. Auch hatte ihm der gute alte Herr von Sommershof, auf eine Bitte ſeines Kindes, eine auserleſene Bücherſammlung angeſchafft. Und da wurde das Singen des Burſchen oft ſchier zum hellen Jauchzen.

Gunde hatte den feinen, ſanften Studenten von Herzen lieb. Einmal, als ſie ihm ſeine langen goldblonden Locken aus der ſchneeweißen Stirne ſtrich, daß dieſe in ihrer reichen und weichen Fülle über den glatten Nacken wallten, ſagte ſie plötzlich:

„Sollten nicht geiſtlich werden, Abdon. Sie ſollten eigentlich mein — meine Schweſter ſein.“

Die ſeltſame Wendung fiel ihm kaum auf.

„Na, doch!“ rief er und ſang:

Die ein' Sach', die ſollt' mich noch freuen,
Wenn ich ein Pfarrer werd' ſein:
Zahl' ich dem Staat keine Steuern,
Kommt mir der Zehent noch ein.
Vormittag 's Kragerl umbinden,
Nachmittags nehm' ich die Flinten,
Schieße die Gemſ' vom Geſtein,
Wenn ich ein Pfarrer werd' ſein.

Aber ein' Sach' — —

Er brach ab und blickte das Mädchen ſchelmiſch an.

„Aber ein' Sach'?“ fragte der kleine Schalk.

Aber ein' Sach', die wird mich verdrießen,
Und die hab' ich oft ſchon betrau'rt:
Wenn ich immer copuliren werd' müſſen,
Und ich hät' ſelbſt keine Braut.

Schön Mägdelein alle hingeben,
Und ich ſollt' alleine ſo leben.
Na, das Ding geht mir nicht ein.
— Wollt' ſchier kein Pfarrer mehr ſein . . .

Schwanken und Wanken.

So waren die Verhältniſſe, als Gunde, die junge Herrin von Sommershof, aus der Reſidenz wieder in das Landhaus zurückkehrte.

Ihr Vormund hatte, da er ſah, das Mädchen wolle in der Stadt nicht leben und lernen, ein altes Fräulein in den Sommershof geſtellt. Von dieſem war viel zu gewinnen, was feines Benehmen und frauliche Beſchäftigungen anlangte. Ein gewiſſes heimliches Ueberwachen des Mädchens aber ſchien überflüſſig. Gunde war leichtlebig und oft übermüthig geweſen, wie ein toller Knabe; in's Firmament wollte ſie hineinhüpfen. Sie wußte auch nichts von einer unſichtbaren Grenze, die ein Weſen ihres Alters niemals überſchreiten darf. Sie war nach der Eltern Tod faſt frei und ſich ſelbſt überlaſſen; ſie mußte wiſſen, daß ſie die Erbin des Gutes ſei, und daß ſie über kurz oder lang in die Lage kommen werde, aus den jungen Männern des Landes dem ſchönen Sommershof einen Herrn zu wählen.

Doch war es, als ob ein heiliger Engel ſie bewachte; jener Engel, der die Jugend leitet und in einem unſchuldigen Herzen ſein Kämmerlein hat. Und dennoch — ſelbſt die reinſte Lilie ſchwankt im Winde.

Seit dem Tode ihres Vaters war Gunde etwas ernſter geworden, und ſeit ihrer Rückkehr aus der Stadt war jene wunderſame Aenderung in ihr vorgegangen, die in unſerem menſchlichen Leben den dunkelnden, glitzernden, wechſelvollen April zum ſtillen, wonnigen Mai macht.

Doch lag es in ihrer kindlichen Natur, ſtets noch heiter und leutſelig zu ſein. Und ſie arbeitete, wo ſie ging, ſtand und ſaß, und ſie lernte — freilich mit beſonderer Vorliebe — das, was ihr der „Pfarrersbub“, wenn er auf Vakanzen war, vorſchlug.

So lebte ſie in ihrer gewohnten Weiſe manches Jahr auf dem friedſamen Sommershofe. Es trug ſich nichts Beſonderes zu, als daß Gunde immer ſchöner wurde, daß eine wohlthuende Ebenmäßigkeit in ihre Seele kam, daß ihre tiefe Güte und heitere Milde immer reiner und edler ſich geſtaltete zum Segen der ganzen Gegend, und daß von allen Seiten der Windroſe her die Freier angezogen kamen.

Anfangs war ſie peinlich befangen, wenn ſo ein Werber in untadelhafteſter Toilette und mit vollendetſten Manieren vor ſie hintrat, und ſie wußte um Gottes willen nicht, in welche Baumwolle ſie das harte Nein doch wickeln ſollte. Nach und nach aber machten ihr die fremden, vornehmen Herrchen Spaß; ſie ließ dieſelben ſtets mit großer Höflichkeit bewirthen, ließ ihnen zum Deſſert die ſüßeſten Früchte in einem — Körbchen reichen. Denn, deß war die junge Erbin von Sommershof gewiß: wenn ſie jemals heiratet — das ſei aber noch ſehr die Frage — ſo nimmt ſie einen aus der heimiſchen Gegend, den ſie ſchon kennt.

Sie fand ſich nun bereits vollſtändig in die große Wirthſchaft und ſie hielt genaue Aufſicht und Rechnung über das Gebahren ihrer Pächter und Werksverwalter.

Der Vormund, welcher in einem entfernten Flecken wohnte, ließ ihr immer freiere Hand. Sie verwahrte die Gelder und Werthpapiere bereits ſelbſt, und was dieſe an Zinſen abwarfen, mit dem beſtritt ſie nicht allein ihre einfache Haushaltung, ſondern verſorgte auch zum größten Theile das Spital, die Schule von Edelſee, ließ die Wege und Brücken feſter bauen, da dieſelben faſt alljährlich durch das Wildwaſſer zerſtört wurden, und ſtattete die wohlthätigen Vereine des Ortes aus.

Da ereignete es ſich eines Tages, es war eben eine Deputation aus einem abgebrannten Nachbarsorte vor der Thür, daß Gunde den Schlüſſel zu ihrem Geſchäftszimmer vermißte.

Iſt kein Unglück, es wird der Schloſſer geholt.

Schwerfällig und klirrend, wie ein geharniſchter Ritter, tritt Sennon mit ſeinen blinkenden Werkzeugen in's Haus — grüßt kaum, frägt nach dem Schloß. Der Dietrich klingt, die Thüre ſpringt auf. — Gunde kommt, ladet den jungen Meiſter und Bürger von Edelſee freundlich zu einem Glaſe Wein.

Sennon nimmt das Glas in die rußige Hand, bleibt unbeweglich ſtehen und ſtarrt der Jungfrau mit einem Blick in's Auge, der — er iſt ganz unbeſchreiblich — einen Weltbrand könnte ſolches Feuer entfachen. — Sie hat den Blick nimmer vergeſſen.

Dann trinkt er in einem einzigen durſtigen Zuge den Wein aus, ſagt einen kurzen Gruß und klirrt wieder davon.

Gunde bleibt auf ihrem Platze ſitzen und zittert am ganzen Leibe.

Sie war von dieſem Tage an wieder dieſelbe — und doch nicht ganz. Sie war arbeitſam und heiter, ſie freute ſich auf die baldige Ankunft des jungen Theologen, der auf ſeine vorletzten Vakanzen heimkehrte: ſie freute ſich auf ihn, wie der Pfarrer, der an wohligen Sommerabenden mit ſeiner Schweſter öfter und öfter ſchon das bevorſtehenden Feſt der Prieſterweihe ihres Lieblings beſprach.

Der Student kam und als er ſich wieder auf dem Sommershof einfand, begrüßte er ſeine Freundin mit folgendem Liedchen:

„Der Student, der Student
Hat die Bibel verbrennt,
Hat die Betſchnur verworfen
Iſt dem Mägdlein nachg'rennt."

Dafür erntete er einen Verweis. Der war aber keine ſtreng grellende Bußpredigt, womit ſonſt das Mädchen gewohnt war, dem Burſchen ſeine Unſitten vorzuhalten, und bei welcher ſie regelmäßig ſelbſt zuerſt in ein Gelächter ausbrach; der heutige Verweis that weher, denn er war in mildem Ernſte geſprochen. Geruhſam ſagte ſie, daß ſich derlei Poeſieen für ihn nun nicht mehr ſchicken.

Er blickte ſie an. War ſie nicht ganz anders auf einmal? So groß, ſo würdevoll, ſo ſchön! — Wie eine Königin!

Mit einem Schlage war nun auch Abdon ernſthaft; langſam trat er vor ſie hin und drückte ihr die Hand.

Allerdings, als ſie hierauf im Luſtwäldchen wandelten, lächelten ſie Beide und blickten ſich an.

„Maid!“ ſagte dann plötzlich der ſchlanke Jüngling, an welchem die zunehmenden Jahre den Zauber kindlicher Jugend und mädchenhafter Zartheit nicht verwiſchen konnten, „Maid, Sie haben mir heute den Geſang von der Zunge gerüttelt. Und ich hätte Ihnen gerne ein neues Lied vorgeſungen.“

„In der That?“ neckte das Mädchen, „gewiß aber ſchon ein geiſtliches Lied?“

„Ein ſehr, ſehr weltliches, Jungfrau. Nämlich —“ Er bückte ſich nach einem Maßliebchen — „und zwar“ — er zerknitterte das Maßliebchen — „meine liebe, liebe Freundin . . .“

Er ſchluchzte.

„Um Gottes willen, Abdon, was iſt Ihnen?“

„Nichts. Ich bin nur ſo: wenn ich nicht ſingen kann, ſo muß ich weinen.“

„Aber ſo ſingen Sie doch!“

„Jetzt kann ich nicht mehr. Und jetzt —“ er rieb zwiſchen den Fingern noch immer das arme Blümchen, — „jetzt will ich Ihnen was ſagen, Gunde, das hätte ich Ihnen ſchon vor einem Jahr dürfen mittheilen. — Ich mag nicht geiſtlich werden.“

Gunde hörte es und ſchritt an ſeiner Seite hin und ſagte lange kein Wort. Endlich blieb ſie ſtehen, blickte in ſein Antlitz und ſprach:

„Sehen Sie, das kommt von Ihren weltlichen Liedern.“

Er wog, ob das Wort in Scherz oder in Ernſt geſprochen.

„Nein,“ ſagte er hierauf, „nicht ſo! Die Weltlichkeit zieht mich nicht eben an. Weiß auch keinen Stand, der mich ſonderlich freuen könnte.“

„An's Heiraten denken Sie!“ rief der Schalk.

Darauf — es iſt die Thräne noch kaum trocken — ſchon wieder ein Liedchen:

Was ich thu', weiß ich nit,
Heiraten kann ich nit.
Die ich krieg', mag ich nit.
Die ich möcht' — krieg' ich nit.

„Ich an Ihrer Stelle,“ verſetzte das Mädchen raſch, zögerte aber ein wenig mit den weiteren Worten, „ginge in's Kloſter.“

„In's Kloſter,“ murmelte der Jüngling, „Jungfrau, das iſt für mich kein ſchlechter Rath; denn es iſt eine Beſonderheit in mir, die für's Kloſter eher paßt, als für die Dorfkirche. Weiß auch nicht, woher das kommt; habe die Albernheit noch bei keinem Menſchen ſonſt bemerkt.“

„Abdon,“ entgegnete Gunde, „dieſe Albernheit, iſt ſie zu groß, um ſie mittheilen zu können?“

„Wie kann ich denn geiſtlich werden!“ rief er, „wenn ich mich ſchäme, vor den Leuten zu beten!“

Das Mädchen lachte laut auf, hielt ſich aber ſogleich die Hand vor den Mund und ſagte:

„Wie? Sie, der zu allen Fenſtern der Welt ſeine Schelmenlieder hineinſingt, ſchämen ſich, öffentlich zu beten! Aber wenn ich's genau erforſche, Abdon, geht es mir gerade ſo wie Ihnen. — Und jetzt iſt es mir klar, warum ich einen Widerwillen gegen die Sonn- und Feſttagsgottesdienſte habe und warum ich nur immer des Werktags in die Kirche gehen möchte, wo nichts vor dem Altare brennt, als meine Andacht und das ewige Licht.“

„Wird auch dem lieben Gott ſo recht ſein,“ ſagte Abdon, „gehe, um zu beten, in's ſtille Kämmerlein, ſteht's geſchrieben. Und in mich ſind ſo Dinge einmal feſt hineingewachſen, wie manchmal das Erz in den Stein, und ich bringe ſie nimmer heraus. — Der Prieſter, wenn er mit ſeinem Gott ſpricht, hat Aller Augen auf ſich: und bedächt' ich das, ſo hätte ich gar keine Erhebung bei dem heiligen Werk. — Ja, nicht wahr, und da wird es viel vernünftiger ſein, ich laß' die heilige Weihe bleiben?“

„Und Ihr Pflegevater, der Herr Pfarrer?“ verſetzte Gunde mit ſehr leiſer Stimme.

Abdon ſchwieg und bedeckte ſein Angeſicht mit beiden Händen. Dann drückte er der Freundin wortlos die Hände und ging davon. Und als er hinſchritt unter den Buchen und unter den Pappeln, dem Dorfe zu, da ſang er, wenn auch mit gedämpfter Stimme:

Setz' ich mich nieder
Auf's grünende Moos,
Fallen zwei Röſelein
Mir in den Schooß.
Das eine iſt weiß,
Das andere iſt roth;
Das eine heißt Leben,
Das andere heißt Tod.

Gunde blickte ihm nach und durch ihr Haupt zogen viele Gedanken. — Hat auch er ein heimlich Herzweh, daß er es Gott nur unter vier Augen will klagen? Ein weißes Röslein und ein rothes, und ſiehe, er weiß nicht, welches er nehmen ſoll . . .

Nach dieſer Begegnung war die Erbin von Sommershof ein paar Tage lang faſt ſchwermüthig. Hingegen gab der dritte Tag eine prächtige Zerſtreuung.

Der Vormund hatte wieder einmal einen Freier geſchickt. Der war allerdings ein klein bischen ſäbelbeinig, hingegen trug er auf dieſen Beinen ein anmuthig gerundetes Bäuchlein. Er war wohl nicht mehr zu jung, hingegen durchaus erfahren und verſtändig. Heillos viel Geld hatte er, und ſo war er von dem fürſorglichen Vormund wärmſtens empfohlen.

Gunde war, als der Herr eintrat, eben mit ihrem Stubenmädchen beſchäftigt. Dieſes probirte ein Battiſtkleid der Herrin an, das gerade fertig geworden war. In dem Augenblick trat er ein.

Eine ſehr höfliche Verbeugung vor dem Stubenmädchen in der rauſchenden Robe; ein leichtes Kopfnicken gegen Gunde im einfachen Hauskleide. Den kurzen, verſtändnißinnigen Blick, den die beiden Frauensperſonen in dieſem Momente wechſelten, bemerkte er nicht.

„So hab' ich endlich das große Vergnügen," begann der fremde Herr mit einer ſehr galanten Verbeugung, „das ſchöne, liebenswürdige Fräulein von Sommershof zu ſprechen?"

„Gefall' ich Ihnen?" verſetzte das Stubenmädchen.

Einen Augenblick ſtutzte zwar der Werber über dieſe jedenfalls vorſchnelle Bemerkung; doch rief er ſich's ſogleich vor die Seele, daß er auf dem Lande ſei und daß das Fräulein in dieſer Bauerngegend kaum Gelegenheit gehabt haben dürfte, eine beſonders feine Erziehung zu genießen. Indeß war er Weltmann genug, um ſofort auch den zwangloſen Ton der allerdings hübſchen ländlichen Damen anzuſchlagen.

„Reizender Engel,“ ſagte er, „da Sie ſelbſt mich in ſo liebenswürdiger Weiſe zur Offenheit einladen, ſo geſtehe ich es: Sie gefallen mir!“

„Das freut mich, mein Herr,“ flüſterte das Mädchen erröthend und einen vielſagenden Blick in den Hintergrund werfend, wo Gunde in anſcheinender Gleichgiltigkeit an der Nähmaſchine ſaß.

„Wahrhaftig!“ rief der wohlbeleibte Herr, „Sie entzücken mich, und ich lobe mir die ländliche Natürlichkeit und Einfachheit, welche die für einander ſympathiſirenden Menſchen ſchlicht auf kürzeſtem Wege zuſammenführt. — Ihr verehrter Herr Vormund hat Ihnen jedenfalls brieflich ſchon Alles mitgetheilt. Ich bin der Bankier Strauching aus Wien.“ — Verbeugung. — „Aufrichtig, mein Fräulein, ich gedachte mich — obwohl, wie Sie ſehen, in den beſten Jahren, durchaus in den beſten Jahren — gedachte ich mich nicht mehr zu verehelichen. Doch, Ihr Auge ſagt es mir, daß nur —“ ein Seitenblick gegen die Nähmaſchine, die ihn etwas zu geniren ſchien, dann leiſer: „daß nur Sie, mein liebes Fräulein von Sommershof, allein es ſind, die mich glücklich zu machen im Stande iſt.“

Jetzt war dem Stubenmädchen angſt und bang geworden. Solch’ ſchöne Worte hatte ihr noch Niemand geſagt, ſelbſt der Kutſcher nicht; — es ſchwindelte ihr Kopf, ſie fühlte ſich nicht mehr im Stande, ihre Rolle weiter zu ſpielen.

„Sie werden entſchuldigen —“ hauchte ſie, in der guten Hoffnung, daß ihre angebeteten Reize durch die Richtigſtellung der Thatſache nicht verlieren würden, — „ich bitte, ich bin nicht das gnädige Fräulein. Ich bitte, das gnädige Fräulein — hier.“

Am Fenſter wiegte eine große, dunkelrothe Aſter; vergleichbar mit dieſer war jetzt das Antlitz des Freiers. Der Verſuch, zu lächeln, mißrieth. Die Pein war groß.

„Wollen Sie doch etwas Platz nehmen,“ lud nun Gunde, der Schalk, den Fremden ein. Er blieb ſtehen und flehte um Verzeihung.

„Hat ja nichts zu bedeuten,“ ſagte Gunde, „ich habe nichts gegen die Verbindung, könnte auch nichts dagegen haben. Einerſeits wird es mir zwar leid thun, das brave, fleißige Mädchen zu verlieren —“

Da ſah Herr von Strauching wohl, es war Alles für ihn verloren. Eine Verbeugung und er rettete ſich zur Thür hinaus.

Ihr fragt nun, wie das einem „Weltmann“ geſchehen konnte; dasſelbe fragte ſich auch der Bankier. Die Naivetät iſt eben im Stande, manchmal auch den Weltmann aus dem Geleiſe zu bringen. — Der Zufall war poſſenhaft genug geweſen. Gunde aber wußte ihm Dank, daß er ſo raſch ihr einen widerlichen Freier vom Halſe geſchafft hatte, der doch nur der anzuhoffenden Beſitzthümer wegen in den Brautwerberfrack geſchlüpft ſein mochte.

Nicht lange nach dieſem Begebniſſe kam ein Brief vom Vormund, in welchem dieſer ausſprach, daß, wenn das Fräulein von Sommershof denn ihr Glück mit Füßen von ſich ſtoßen wolle, er des Weiteren nicht mehr für ihr Wohl zu ſorgen geſonnen ſei. Er lege die Stelle des Vormundes zurück. Er werde nur noch die geſchäftlichen Angelegenheiten der Sommershofer'ſchen Güter überwachen; das Fräulein für ſich möge machen, was es wolle.

So iſt es auch in der Ordnung, dachte Gunde.

Mit gewohnter Heiterkeit ging ſie, den Brief zerknitternd, durch das Wäldchen gegen einen nächſten Meierhof.

Auf der Raſenbank unter der Lindengruppe ſaß Abdon. Er las in St. Pierre's „Paul und Virginie". Er war dabei ganz wehmüthig geſtimmt. Er wiederholte dann ſeiner Freundin, daß er die theologiſchen Studien wirklich aufzugeben gedenke, daß er es aber immer noch nicht gewagt habe, dieſes Vorhaben dem Ziehvater mitzutheilen.

Das Mädchen ſaß neben dem Jüngling; er ſtreichelte mit der rechten Hand ſein Kinn, an welchem kaum noch das Fläumchen eines Bartes zu ſpüren war; ſie hub an, vom jungen Schloſſer Sennon zu ſprechen. Der wiſſe, was er wolle, und führe es aus. Der ſei ein Mann. Das habe er bei dem letzten Ringen auf dem Adamberge wieder gezeigt. Die drei Stärkſten warf er auf den Raſen und gewann als erſten Preis den Degen mit dem ſilbernen Griff.

Abdon ſcharrte mit dem Stiefelabſatz im Sande und pfiff ein Liedchen.

Er ſchloß ſich dann dem Mädchen an auf dem Gange gegen den Meierhof. Als ſie durch den jungen Tannenwuchs ſchritten und der Student die Jugendfreundin, wie gewohnt, an der Hand führte, ſprach Gunde:

„Lieber Abdon, ich muß Ihnen nun einmal was ſagen.“

Der Jüngling blickte ſie mit ſeinen hellen Augen an.

„Wir kennen uns,“ begann ſie, „wir kennen uns Beide von Kindheit an; Sie ſind mir wie mein Bruder geweſen und ich möchte Ihnen gerne eine Schweſter ſein. Auch danke ich Ihnen ſo viel des Schönen und Wiſſenswerthen. Darum thut es mir ſehr, ſehr leid, lieber Abdon, daß ich Sie auf Etwas aufmerkſam machen muß. Sie werden aber gewiß einſehen, daß es nöthig iſt, vielleicht Ihretwegen ſowohl wie meinetwegen. — Daß Sie nicht Prieſter werden wollen, das werden die Leute nun bald erfahren. In meinen Augen, lieber Abdon, ſind und bleiben Sie, was Sie waren, ja, aufrichtig, werden mir von nun an vielleicht noch mehr ſein. Aber Eines, mein lieber Freund: zuſammenſein dürfen wir Beide von jetzt an nicht mehr ſo, wie bisher. Es will ſich nicht ſchicken, — und das iſt's, was ich Ihnen ſagen wollte.“

Abdon blieb ſtehen und blickte zu Boden. Seine Wangen glühten, ſeine Mundwinkel zitterten.

„Muß ich jetzt gleich fort?“ fragte er leiſe.

Da legte das Mädchen den Arm auf ſeine Schulter, wühlte mit den Fingern in ſeinen Locken und ſagte mit weicher Stimme:

„Nein, ſo müſſen Sie es nicht verſtehen, Abdon. Sie müſſen mein lieber Freund verbleiben für alle Zeit.“

Er küßte ihr die Hand und eilte davon. Die Sache war aber nicht geſchlichtet.

Etliche Tage nachher, am ſpäten Abend, hörte man im Roſengehege vor Gunde's Schlafgemach folgendes Liedchen ſingen:

Schön blau is der See,
Und mein Herz thut mir weh,
Und es wurd' wieder g'ſund,
Wann ih dih hab'n kunnt.

Mei' Hand haſt mir druckt,
Und in d' Aug'n haſt mir guckt,
Und a Buſſerl haſt mir geb'n,
Für dih wag' ih mei' Leb'n.

Der gute Junge! Jetzt, da ihm der Beſuch im Tageslicht mißrathen iſt, kommt er in der Nacht .... Doch wie anders? Der Funke unter der Aſche, der erſtickt werden ſollte, war plötzlich zur hellen Flamme ausgebrochen, — zur leidenſchaftlichen Gluth.

Gunde lauſchte und ſchauerte.

Und der Sänger im Hage fuhr fort:

Wenn ih dih nit krieg
Und kein' Andere mag,
So hab' mein leblang ih
Kein' luſtigen Tag!

Ja, du biſt mein Alles,
Biſt meine Luſt,
Dir reiß' ich das Herz
Aus meiner Bruſt!

Das Mädchen richtete ſich raſch empor. Ein Zittern und ein Wegen war in ihr; ſie mußte, mußte Antwort geben:

Im Herzen da d'rin
Wachſt ein Roſenmarin,
Brockſt ihn ab, g'hört er dein
Aber treu mußt mir ſein.

Sie hatte da unten ein weiteres Auflodern erwartet, aber es war ſtill, es zirpten die Heimchen.

Nach einer Weile erſt flüſterte der Sänger:

Wir Zwei geb'n uns d' Hand,
Und wir Zwei hab'n uns gern,
Und wir Zwei bleib'n bei 'nand,
Bis ſie uns austrag'n wer'n.

So männlich leidenſchaftlich die erſten Verſe geſchienen, ſo mädchenhaft weichmüthig wurden dieſe Worte geſungen, und ſo ſchwärmeriſch und traurig, daß die Herrin von Sommershof ſtill das Fenſter ſchloß.

Neuigkeiten.

In Edelſee machten zwei Dinge plötzlich von ſich reden.

Erſtens: der „Pfarrersbub" will nicht Pfarrer werden! — Pfarrer nicht und ſonſt vielleicht auch nichts. Er ſelber am wenigſten weiß es, was er ſein möchte. An dem iſt nichts Feſtes, nichts Beſtimmtes; wenn ihn eine Bänkelſängergeſellſchaft mit ſich nähme, das wäre für ihn noch das Beſte.

Die Bösmüthigen freuten ſich heimlich darüber, daß der feine „Pfarrersbub“ zum Aerger des Pfarrers den Weg verloren, und ſie wollten den biegſamen hübſchen Jüngling zu einem Werkzeug ihrer Ränke und Begierden machen.

Die Gutmüthigen ſuchten den Burſchen wieder für die prieſterliche Laufbahn zu gewinnen.

Und die Durchſchnittsmenſchen von Edelſee ſagten: Sei wie es immer, der Abron Vogelſang ſei ein lieber, luſtiger Geſelle, und ſo Leute kämen durch die Welt. Da ſei ſein Bruder, der ungefügige Schloſſer, ganz anders d'ran. Der — hätte er kein Handwerk gelernt — könne verhungern, ohne daß ein Hahn nach ihm krähe.

Dem wurde ſcharf widerlegt durch die zweite Neuigkeit: Das ſchöne Fräulein Gunde, die junge Herrin von Sommershof, hat ein Auge auf den Schloſſer Sennon!

Das war Anfangs platterdings nicht zu glauben.

Es lebten — wenn man ſchon in der Gegend bleiben wollte — ſo viele prächtige Burſchen in und um Edelſee — jung, hübſch, friſch, luſtig und mit hellen Köpfen.

Manchem wär's ſchon angeſtanden, den Herrn auf Sommershof zu ſpielen. Wie kam nur dieſer wilde Bär, der Schloſſer dazu, dem Fräulein zu gefallen?

Aber ſie bevorzugte ihn. Beim Volksfeſt am Bartholomäustag hatte man es wieder geſehen. Sie ſprach mit ihm, ſie ging an ſeiner Seite durch das Gedränge der Menſchen. Sie hielt ihn an der Hand, er lächelte — wahrhaftig, der Sennon hatte gelächelt. Der grauſame Hahnenkampf wollte ihr nicht gefallen; aber da Sennon es war, der mit der Binde vor den Augen den an einem Bande flatternden Hahn erſchlug, lächelte ſie doch. Und als er ihr den erlegten Hahn zur Spende machte, ſagte ſie ihm beim Löwenwirth ein Tänzchen zu. Und als dieſes Paar zuſammenſtand, da trat Alles zurück; ſelbſt den Muſikanten wollte vor Verwunderung der Athem ſtecken bleiben in den Pfeifen. Der Sennon tanzte ſehr ungeſchickt; Gunde ſchwebte mit großer Anmuth. Es war, als hinge an einem knorrigen Kiefernaſt ein Blüthenblatt.

In des herben Burſchen Auge lag ein Strahl, wildſchön, wie der Blitz.

Den „Pfarrersbuben“ hörte man zu dieſer Zeit im Dorfe noch häufiger und noch luſtiger ſingen, als ſonſt. Dem guten Pfarrer ſchnitt das Singen in's Herz. Er wußte, dem Burſchen war nicht wohl. Es ſteht zu leſen, daß der gefangenen Vöglein Sang, der unſere Wohnungen ſo freundlich belebt, nur ein Klagelied ſei. Vielleicht war es an Abdon daſſelbe. Allein, ganz allein mit ſich hatte der gute Junge den Kampf ſeiner Berufswahl und vielleicht noch manch' Anderes auszuringen; wer konnte ihm dabei helfen? Nur gütlich rathen wollte der Pfarrer, des Weiteren dem jungen Manne aber nicht vergreifen.

Um den Schlüſſel zum Herzen.

Auch im Wäldchen zu Sommershof waren Abdon's Lieder wieder zu hören, bisweilen keck und ſchalkhaft, bisweilen bitterlich traurig.

Gund horchte oft und ſuchte den Sänger. Der war wie der Kukuk, er erhob hinter den Bäumen und Büſchen ſeine Stimme, doch ſehen ließ er ſich nicht. Aber die Ruhebänke und Raſenplätze, wo ſie früher ſo oft mitſammen geweſen in heiteren Spielen und im eifrigen Lernen, ſie waren mit hellen Blumen geſchmückt, bekränzt, und ſelbſt auf dem Sandweg, den Gunde gerne wandelte, waren zuweilen Blumen geſtreut.

Ach, wie gern ich bei dir wär',
Du mein Liebſtes auf Erden!

ſang er einſt hinter einem thaufeuchten Flieder. Das Lied war ſchmerzbewegt und endete mit den Worten:

Doch, einſt wirſt du klagen,
Und einſt wirſt du ſagen:
Ein guter Burſch' war's!

Ei, das gab die Maid ja heute ſchon zu, und ſie hätte ſich zu einem Plauderſtündchen ja gerne finden laſſen von ihrem brüderlichen Jugendgenoſſen. Aber der Junge kam aus ſeinem Verſtecke nicht hervor, und da trillerte das Mädchen folgendes Trutzliedchen:

„Mein Herz, wie ein Trüherl,
Iſt verſperrt mit ein' Riegerl,
Nur ein einziger Bua
Hat den Schlüſſel dazua.“

Einmal ſah der Schloſſer Sennon ſeinen Bruder aus dem Wildgarten von Sommershof treten. Er wurde blaß bis unter den jungen, kohlſchwarzen Vollbart hinein. Er ſtieß einen kurzen, aber wuchtigen Fluch aus.

Abden grüßte freundlich den Bruder und hüpfte mit einem Liedchen davon. — Er eilte dem Schulhauſe zu und ſpielte mit den Kindern, er weilte vor dem Armenhauſe und erheiterte die alten und kranken Leute durch ſein luſtiges Singen. Wie glücklich war er, wenn man ſeinen Liedern, ſeiner Stimme lauſchte! In ihrer eigenen Mundart ſang er den Menſchen Troſt und Lebensfreudigkeit, ſonſt hatte er nichts für ſie.

Eines Abends, es war ſtill und gewitterſchwer und ſchwül — lauſchte Gunde in ſeltſamer Stimmung dem Geſange des Studenten. Derſelbe ſtand heute nicht vor ihrem Fenſter, ſondern befand ſich außerhalb der Umfriedung des Wäldchens und ſchien langſam vor ſich hinzuſchreiten. Gunde war nur zufällig noch im Wäldchen, um ein junges Sevenbäumchen zu begießen, da ſie der Verſprechung des wolkenſchweren Himmels nicht glaubte. Da hörte ſie ſein Lied, das ſie bisher noch nie vernommen hatte:

Zu Straßburg an der langen Brück',
Da ſtand ich ſpät am Tag,
Nach Süden wandt' ich meinen Blick,
Wo grauer Nebel lag.
Da dacht' ich mir, dahinter liegt
In wunderſamem Reiz,
Mit ihren Matten, ihren Höh'n,
Mein Vaterland, die Schweiz.

Und als ich dacht' und als ich ſann,
Da zog ein Knab' vorbei,
Er blies am trauten Alpenhorn
Die Heimathsmelodei.

Da ward's mir kalt, da ward's mir warm,
Raſch ſprang ich in die Fluth,
Ich ſchwamm hinaus mit ſtarkem Arm,
Ich ſchwamm davon mit Muth!

Im Tone der Hoffnung und Luſt waren die letzten Worte geſungen. Ein Jauchzen war's wie im Hochgefühl der Befreiung.

Wie gebrochenen Muthes fuhr der Sänger dann fort:

Hätt' mich der Häſcher nicht geſeh'n,
So hätt' es keine Noth.
Nun hatte man mich eingebracht,
Und ſchießt mich morgen todt . . .
— Ach, meine Freunde, glaubt es mir,
Das war ein ſüßer Ton!
Der Knabe, der das Alphorn blies,
Der trägt die Schuld davon. —

Sie führen mich zum Thor hinaus
Und zählen fünfzehn Schritt.
O, ſchießet wacker, doch zuvor
Gewähret mir die Bitt':
Und blaſt mir noch das Alpenhorn
In wunderſamem Reiz,
Und grüßet mir viel tauſendmal
Mein Vaterland, die Schweiz! . . .

Ein ſeltſam ergreifend Lied! Und mit welcher Seele es geſungen werden!

Tiefe, unheimliche Stille herrſchte, Gunde's Füße waren wie in den Boden gewurzelt. Eine ſchwere Bangniß, und es war, als müßten plötzlich die Schüſſe knallen.

Und als das Mädchen endlich dem Hauſe zuſchritt, ſagte ſie: „Abdon iſt ein liebes, goldenes Herz. — Er kennt kein Vaterland, iſt heimatlos, und doch lebt gewiß kein Menſch auf Erden, der das Lied von des Schweizers Heimweh mit ſolcher Gemüthsinnigkeit zu ſingen vermöchte. Ob er öfters ſolche Lieder hat, wenn er allein iſt? . . . Ach, ſo gut wie er, iſt Keiner mehr auf der Welt!“

Als ſie dann in ihrem Bettchen lag und die Seidendecke empor über den bewegten Buſen zog, weinte ſie.

Der Knabe, der das Alphorn blies,
Der trägt die Schuld davon.

Nicht gar lange hernach war im Hauſe zu Sommershof wieder einmal ein Thürſchloß ſchadhaft geworden.

Bei dieſer Gelegenheit ſagte Gunde zu dem jungen Schloſſer folgende Worte:

„Sie verſtehen es, mit Stahl und Eiſen die Schlöſſer zu öffnen, und Ihr Bruder, der beſitzt eine Wünſchelruthe, durch die ſich jedes Pförtlein aufthut.“

„So,“ ſagte Sennon und biß die Zähne aufeinander.

„Mein lieber Meiſter,“ fuhr das Mädchen fort und legte die Hand leiſe auf ſeinen Arm, „könnten Sie denn nicht auch heiter ſein, wie Abdon? Gerade von Ihnen möchte ich eines ſeiner Liedlein hören. Singen wir doch einmal zuſammen.“

„Steht mir nicht an,“ entgegnete Sennon, „Weiber mögen ſingen, wir Männer müſſen thaten!“

Als er dann wieder in ſeiner Werkſtatt war, murmelte er mehrmals: „Beſitzt eine Wünſchelruthe, durch die ſich jedes Pförtlein aufthut . . .“

Und dann hieb er mit dem Hammer auf den leeren Amboß, daß es Funken gab.

Kunigunde aber — immer inniger hub ſie an, Abden zu lieben, und immer leidenſchaftlicher mußte ſie an Sennen denken. Sie begann zu ahnen und zu bangen. Zu bangen um ihr Glück. Sie fühlte, ſie hatte keinen Freund in dieſer ihrer gefährlichſten Lage, und ſie hatte keinen Halt; ohne Steuermann ſchwankte und wogte das Schifflein ihres Herzens auf ſturmbewegtem Meere der Liebe.

Zwei Meiſterſchüſſe.

Und ſo neigte das Zünglein hin und her zwiſchen Blüthe und Frucht. Da nahte der Tag der Entſcheidung.

In der Gegend von Edelſee wurde viel des Waidwerks gepflogen; der Sommershof ſelbſt hatte ein großes Revier. Mehrere Jagden wurden alljährlich abgehalten, an denen ſich ſelbſt die junge Herrin des Gutes ritterlich betheiligte.

Sonſt war ſie gerne in Geſellſchaft ihres jungen Lehrers und Lerngenoſſen, des „Pfarrersbuben“, gegangen, obwohl dieſer kein Freund war „ſolcher Raub- und Mordzüge gegen die unſchuldigen Thiere des Waldes“.

In dieſem Jahre war es anders. Man weiß nicht, hielt ſich die Jungfrau von Abden fern, weil er ihr für echte Jagdluſt zu ſentimental war, oder weil ſie vor einer jungkeimenden Neigung bangte; ſie wußte das ſelbſt nicht. Doch war ſie in dieſem Jahre an der Seite des Schleſiers Sennen ausgeritten und hatte in ſolcher Geſellſchaft eigenhändig einen Rehbock erlegt.

Außer den Jagdzügen wurde auf der prächtigen Schützenſtatt im Wäldchen von Sommershof alljährlich im September, am Tage des heiligen Waidmannes Euſtachius, ein großes Scheibenſchießen abgehalten.

So war es ſchon zu Lebzeiten des alten Herrn von Sommershof, und ſo auch in dieſem Jahre. Gunde war Feſt- und Beſtgeberin. Wohl mehrere Dutzend niedlicher, neckiſcher, mitunter ſehr brauchbarer und werthvoller Gegenſtände ſtanden auf dem Prunktiſche in der Schießhalle. Das Theil für den beſten Schützen aber, das erſte Beſt, lag bislang noch begraben in der kühlen Erde des Kellers, es beſtand aus zwanzig Flaſchen Schaumwein.

Zahlloſe Kränze und Fahnen ſchmückten die Schießſtatt. Schon am frühen Morgen des obengenannten Tages füllte ſich die große Halle mit Schützen. An den Wänden herum ſtanden kernige Liedchen und Sprüche, der deutſchen Männer Biederkeit, Kraft, That und Ziel preiſend. Auf den Tiſchen klangen die Gläſer, in der Standhalle klapperten die Ladſtäbe, knackten die Hähne. Dazwiſchen ſcholl das muntere Geſpräch und heitere Lachen der Männer.

Hundertfünfzig Schritte über den Plan hin ſtand die weiße Scheibe mit dem ſchwarzen Aug' im Mittelpunkt, gegen welches probeweiſe mancher Lauf ſchon vor dem Beginne des Schießens gerichtet war. Der feſte Schutzwall des Zielers war mit bunten, luſtig wehenden Fahnen bepflanzt. Der Zieler ſelbſt, in die vielfarbig ſchillernden Lappen des Hanswurſt gehüllt, hüpfte poſſierlich hin und her, bereitete das Glöcklein, das mittelſt eines Drahtes mit der Schützenhalle in Verbindung ſteht und durch ſein Anläuten dem Zieler bedeutet, daß er aus dem Verſtecke ungefährdet zur Scheibe vortreten dürfe; und er bereitete den „Aufzeiger“, ein rothes Stäbchen, womit der in der Scheibe ſitzende Schuß den Schützen aufgezeigt wird; und er bereitete die Schußnägel, mit welchen die Löcher in der Scheibe ſtets verſtopft und markirt werden; und er richtete den Böller, der, hinter der Scheibe abgefeuert, einen Kern- und Centrumſchuß anzeigte.

Das Schießen begann. Steter Pulverrauch zog zu den Kronen der alten Eichen empor und das Geknatter hallte luſtig in dem Wäldchen.

Bald fand ſich die junge Herrin von Sommershof ein, angethan mit ihrer vollſten natürlichen Heiterkeit. So ſchien es. Daß eine Laſt auf ihrem Herzen wuchtete, die ſie ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte — man ſah es dem lieben lächelnden Geſichtchen nicht an. Sie war an allen Enden und Ecken, ſie munterte ringsum zur Luſtbarkeit auf, ſie verfolgte lebhaft die Reſultate der Schützen, die ein unermüdlich kritzelnder Schreiber — der Schulmeiſter mit den alten Glasaugen und der „rothen Schnupftabaksdoſe mitten im Geſicht“ verzeichnete; ſie ſtand bei dem gemüthlich heitern Abdon oder ſaß unweit des ernſthaften Sennen.

Es wurde gut geſchoſſen, und der betagte Herr Pfarrer, der heute das allererſte Mal mitthat, ſchlug eine ſchallende Freude an, als er die Scheibe traf.

Der junge Schloſſer Sennon that einen Schuß, bei welchem der Zieler zweimal hoch emporhüpfte und jauchzte und dann mit dem rothen Stäbchen die Kugel zeigte. Sie ſaß im ſchwarzen Auge.

Ohne ein Lächeln, ohne eine Miene zu verziehen, lehnte Sennon das Gewehr in ſeine Scharte und ſetzte ſich zu ſeinem Glaſe. — Gunde brachte dem Schützen lächelnd ein Sträußchen von Nelken und Thymian und ſteckte es ihm an die Bruſt. Er hielt ſie einen Augenblick feſt an der Hand und flüſterte:

„Jungfrau, iſt das Alles?“

Sie deutete auf den Beſttiſch: Er würde ſchon mehr bekommen. Ein wenig erröthend trat ſie zurück.

Schon nahte die Mittagsſtunde, da that der „Pfarrersbub“ den ſeltenſten Schuß. Derſelbe entlud den Böller; der Zieler ſprang mit kreiſchenden Jauchzen dreimal empor, ſchlug einen Purzelbaum und geberdete ſich wie toll. Dann wies er mit dem rothen Stäbchen den Schuß — der hatte mitten durch das Centrum geſchlagen.

Ein fröhlicher Lärm brach los; drei Männer huben den Studenten auf die Achſeln und trugen ihn ſo im Triumph durch die Halle.

„Schatzerl!“ ſang der Burſche,

Schatzerl, haſt's g'hört,
Wie mir's Herzerl hat zuckt?
Und auf dih hab' ih denkt,
Wie ih 's Hahn'l hab' druckt!

Gunde hatte vorhin das Sträußchen verſchenkt. Was hatte ſie jetzt dem neuen Helden zum Preis? In ihrer überſchäumenden Herzensfreude zog ſie ein Ringlein vom Finger und ſteckte dasſelbe vor aller Leute Augen dem glücklichen Abdon an die Hand.

„Bravo!“ hieß es im Chor, „ja, das war ein Meiſterſchuß! Und wenn wir's wochenlang treiben, das ſchnalzt ihm Keiner mehr weg. Trutz läßt ſich's jetzt ſchon ſagen: Abdon Vogelſang iſt der Schützenkönig!“

Von allen Seiten jubelte, trank man ihm zu. Nur Sennon ſaß finſter in ſeiner Ecke und hob das Glas nicht.

Einen kleinen Unfall hatte Abdon's Meiſterſchuß doch zur Folge gehabt. Der Zieler hatte ſich bei ſeinem tollen Purzelbaum die rechte Hand dermaßen verrenkt, daß ihm der Arzt einen Verband anthat und ihn ſo für die Scheibe unmöglich machte.

Wo iſt ein Zieler für den Nachmittag?

Es meldete ſich Keiner. Es war ſo leicht nicht, es an Narrheit dem gewohnten Männlein nach- und den Herren recht zu machen. Mancher wollte auch in das bunte Narrenjöpplein nicht ſchlüpfen, glaubte ſich durch den farbigen Rock was an ſeiner Bürgerwürde zu vergeben, Mancher ſagte gar: „Weit weg iſt gut gegen den Schuß!“ und zog ſich ſeitab.

Da trat Abdon herfür: Er habe ſeine Pflichtſchüſſe gethan, er wolle nicht müßig daſtehen, er kenne das Geſchäft aus der Knabenzeit her, er wolle Zieler ſein.

„Der Schützenkönig als Zieler?!“ riefen die Leute, „nein, das geht nicht. Der Schützenkönig gehört in einen goldenen Wagen, beſpannt mit ſechs ſilbernen Eſeln!“

Das wollte den jungen Mann verdrießen. — Glauben ſie, daß er ſich auf ſeinen Schuß was einbildet? Oder was ſollen die ſilbernen Eſel?

„Da will heut’ Einer demüthig ſein aus Hochmuth!“ wurde geflüſtert, man wußte nicht von wem; „ja, ja, reicht ſie ihm, die Narrenkappe, er nimmt ſie doch nicht.“

„Nicht?!“ rief Abdon, und er wußte kaum, gegen wen er ’s zu thun hatte. Es war, als hätte der Meiſterſchuß aber wirklich in dem Burſchen plötzlich den Geiſt des Widerſtandes und der Auflehnung geweckt. — Es iſt Zeit, daß er ſeinen eigenen Kopf habe. Gerade weil ſie glauben, er könne und ſolle nicht Zieler ſein, oder er wolle nur eine Ziererei damit bezwecken — man ſah, ſein Meiſterſchuß hatte Neider aufgeweckt — gerade deßwegen will er’s. Er ſteht auf die Schützenehre gar nicht an. Und der Junge draußen in den bunten Lappen thut zwar närriſch genug, weil er weiß, die Geſellſchaft will ſich was vormachen laſſen; er iſt aber doch der geſcheidtere, denn er zeigt Jenen, die in das Blaue hineinſchießen, das Ziel.

So philoſophirte Abdon, als er mit flinken Beinen in die blutrothen Hoſen mit den orangengelben Streifen ſchlüpfte. Dann zog er an den Leib das weiße Röcklein mit den rothen und blauen Bändern und Einſchnitten, dann hub er auf das Haupt die rothe Kappe mit den zwei beſchellten Hörnern. Dann bemalte er, wie es echter Brauch aller übermüthigen Zieler, Augenbrauen und Oberlippe mit ſeinem Ruß. Zu Trutz! Juſt weil ſie glauben, der König, der Schützenkönig, hätte nicht auch noch das Zeug zum Narren in ſich.

Und doch — man ſah es an ſeiner ungezwungenen Heiterkeit — war das ein liebenswürdiger Trotz, ohne Bosheit und Zorn — vielleicht auch ein Trotz gegen ſich ſelbſt, um ſich endlich aus ſeiner allzu großen Zartheit emporzuraffen.

Gunde lächelte insgeheim zum Schabernak, den der Burſche der bei all' ihrer Launigkeit ein wenig geſpreizten Schützengeſellſchaft ſpielte. Der Schalk, er hat recht. — Und beſonders gefiel der Herrin von Sommershof ſeine plötzliche Entſchloſſenheit, die ihn entſchieden noch viel beſſer kleidete, als die Narrenmütze. Es war plötzlich ein Mann aus ihm geworden.

Eine Flaſche Schaumwein ſandte ſie dem neuen Zieler aus dem Vorrath, der doch aller Wahrſcheinlichkeit nach ſchon ſein Eigenthum war.

Er hob das erſte Glas:

Wenn ih wär' im Himmel ob'n
Und hätt' ein Glaſerl Wein,
Und hätt' mein Schatzerl auch bei mir,
Wie luſtig würd's nit ſein!

Und toll über die Maßen war der Burſche. Jedem Schuß ein Liedchen ſang er, dem Einen zur Ehr', dem Andern zum Spott.

So zum Beiſpiel nach einem Knall aus des Pfarrers Büchſe trillerte Abdon:

Vater, wann gibſt mir denn 's Hamatl,
Vater, wann laßt mir's denn ſchreib'n?
Mein Dirndl wachſt auf wie a Gramatl,
Ledig will's ah nimmer bleib'n.

Bei einem weiten Fehlſchuß des Gärberſohn, den ſie den ſchielenden Jack nannten, ſang der Zieler:

Mei Dirn hat a Freud' mit mir,
Das weiß ih eh.
Hat's ka Freud', wann ih komm,
Hat's a Freud', wann ih geh'.

Ein Dreierſchuß von Sennen wurde durch folgende Strophe gefeiert:

Es iſt nichts ſo traurig
Und nichts ſo betrübt,
Als wenn ſich ein Krautkopf
In eine Roſe verliebt!

Natürlich war Alles zufällig, denn der Zieler kann an den Schüſſen den Schützen wohl nicht unterſcheiden.

Dann wieder jauchzte Abdon hell, das ſchier die Wildtauben, die das Knattern kaum achteten, davor erſchracken, und ſo oft das Glöcklein ſchrillte, hüpfte er tanzend zur Scheibe hervor, wies mit dem rothen Stäbchen den Schuß und ſchwenkte mit der Narrenkappe Brudergrüße, und ſchlug prächtige Purzelbäume und ſang:

Gott Vater im Himmel
Muß ſelber lachen,
Was die Leut' auf der Welt
Für Spektakel machen!

Und fort und fort knatterten inzwiſchen die Schüſſe, und endlich wirbelig vor Luſt war es in den Köpfen, und die Fahnen und die Bänder wehten friſch im Pulverrauch.

Plötzlich — ein angeheiterter alter Bürger von Edelſee hatte geſchoſſen — ſtand der Zieler einen Augenblick bewegungslos dort, wies aber nicht auf die Scheibe, zeigte mit dem Stäbchen auf ſeine Bruſt und brach zuſammen. —

Der letzte Schuß war's geweſen bei demſelbigen Schützenfeſte.

Alles war hinaus zur Scheibe geeilt.

Abdon lag auf dem Raſen hingeſtreckt und aus ſeinem Herzen ſprudelte der Blutquell.

Mit einem gräßlichen Wehſchrei ſtürzte Gunde vor dem Sterbenden nieder, hob ſein Haupt auf ihren Schooß.

Abdon wollte noch lächeln, aber man ſah, wie auf ſeinem Angeſicht, in ſeinem Auge das hellleuchtende Leben verblaßte.

Und ſiehe, in dieſer letzten Stunde — er konnte das Singen nicht laſſen. Nach einem alten Volksliede ſtammelte er:

Sie ſchoſſen her auf mich!
— — — — — — — — —
Das Eine bitt' ich dich,
— — — — — — — — —
Wenn ich geſtorben bin,
Leg' mich auf — Roſen und Marin.
— — — — — — — — —

Das war ſein Letztes geweſen, ſein letztes Lied — ſein letztes Wort.

In einem weiten Kreiſe um den Todten ſtanden die Männer da, tonlos alle, und alle blaß, als ſpiegle ſich im Geſichte eines jeden des Verblichenen erſtarrtes Antlitz.

Erſt die Schminke mußte von dieſem Antlitze gewaſchen, erſt die bunten Lappen von dieſer Geſtalt gezogen werden.

Und nun lag er da in ſeinem ſchneeweißen Unterkleide — lieblich und zart, wie eine geknickte Blume. Die weichen Locken ſchmiegten ſich nach rückwärts, die hohe, marmorglatte Stirne nimmer beſchattend. Die Augen waren nur leicht geſchloſſen, der Mund lächelte nicht mehr, doch war's, als wehe der Hauch des letzten Liedes noch auf den kreideblaſſen Lippen. Die eine Hand hielt er über der Bruſt, die kleine Todeswunde deckend; die andere Hand ſtreckte ſich nach dem rothen Stabe, mit welcher er als treuer Zieler den Schuß, der ſein Herz getroffen, noch aufgewieſen hatte.

Die Kugel war im Rückgrat geſeſſen.

„Er iſt ermordet worden!“ rief plötzlich eine laute, bebende Stimme — die des Pfarrers.

„Wer hat den Schuß gemacht?“ fragte man durcheinander.

Der alte Schütze lag auf dem Raſen, und wollte ſich wie wahnſinnig in die Erde graben.

„Was kann er dafür!“ hieß es, „er hat zur rechten Zeit geſchoſſen.“

„Aber der Zieler war zur Unzeit hervorgetreten aus ſeinem Wall.“

„Ja, man hatte das Glöcklein gehört, noch ehe der Schuß gefallen.“

„Wer hat das unglückliche Zeichen gegeben? Wer den Draht angezogen?"

„Niemand. Wer wird auch läuten, ehe der Schuß knallt!"

„Aber geläutet iſt worden!"

„Ach, mein Kind ermordet! ermordet!" mit dieſem Rufe brach der Pfarrer über der Leiche zuſammen.

Welche Anklage! Scharfen Auges blickte man in die Runde.

Auch der Schloſſer, — zu dieſer Stunde noch viel blaſſer und finſterer als ſonſt, ſtand er doch vor einem todten Bruder — auch er blickte umher. Ueber den Köpfen ſchwirrten ab und zu Tauben aus dem Wäldchen.

„Ach, wer wird geläutet haben!" ſagte Sennon, „iſt's nicht möglich, daß ſich eine der Tauben auf den Glockendraht geſetzt und ſo die Glocke in Bewegung gebracht hat? — Seht, eben hockt wieder eine auf dem Draht."

Wahrhaftig!

Welche Anſchuldigung gegen Menſchen konnte hier noch aufrecht bleiben? — Ein Täubchen hatte den Jüngling in den Tod gelockt . . .

Der arme Pfarrer von Edelſee war troſtlos. Er hatte ein Kind verloren, ohne eines beſeſſen zu haben.

Gunde floh in die finſteren Schatten des Waldes, um zu weinen. Und ihre Thränen wollten nicht enden. Sie wußte nicht, was ſie verloren: war's der Bruder, war's der Herzensfreund, war's ihre eigene Jugend . . .

Wie war das Lied, das er vor wenigen Tagen erſt zu einer einſamen Stunde geſungen?

— Nun hat man mich eingebracht
Und ſchießt mich morgen todt . . .
— — — — — — — —
Der Knabe, der das Alphorn blies,
Der trägt die Schuld davon . . .

Am dritten Tage wurde der Sarg des lieben, armen Abdon beigeſetzt.

— Leg' mich auf Roſen und Marin!
Ein Grab von Marmelſtein,
Ein Kreuz von Elfenbein,
Will ruhig ſchlafen d'rein.

Wie es das Lied ſagt, ſo ſoll es geſchehen.

Kurze Zeit nach der Beiſetzung in der Gruft der Pfarrkirche begann die junge Herrin von Sommershof einen Bau aufzuführen aus Quadern und Marmor.

Und ehe ein Jahr vorbei, ſtand auf der einſamſten und ſtillſten Stelle des Luſtwäldchens ein Mauſoleum, in welches nun die Reſte des lieben unvergeßlichen Freundes zur ewigen Ruhe gebracht wurden.

Ein Kranz von ſchimmernden Wildtauben umflatterte gerne die Kapelle im Waldesdickicht. Die Angeklagten!

Ob die Mörderin auch in dieſem Kranze?

Es lebe das Brautpaar!

Meiſter Sennon war ſeit dem Tode ſeines Bruders wo möglich noch ernſter und zurückgezogener geworden; nur ſchien er etwas minder herbe und wild zu ſein. Man hörte von ſeinen Lippen nicht ein einzig Wort der Klage, doch zu bemerken wahr es wohl, daß ihn das Ereigniß tief erſchüttert haben mußte. Eine gewiſſe, nervöſe Unruhe war in ihm. Er mied in erſter Zeit ſogar die Kirche, in die man ſeinen Bruder getragen hatte, und ſelbſt den Weg dahin, auf welchem der Trauerzug gewandelt war. Ein wenig abergläubiſch mochte der junge Mann trotz ſeines eiſernen Willens von jeher wohl geweſen ſein, denn das liegt oft in einer ſolchen Natur, wie im Volke überhaupt. Und die Erziehung der Jugend iſt nicht darnach angethan, dieſen böſen Schatten der menſchlichen Seele auszurotten, der oft zum Verderben, zuweilen auch zum gerechten Richter wird. Sennon hub ſich ſogar vor Grabkreuzen zu fürchten an; er wohnte keiner Todtenmeſſe mehr bei; er erſchrack vor Allem, was Sterben oder Geſtorbenſein bedeuten konnte, vor jedem Glockengeläute auf dem Thurme, ſelbſt vor dem Klingeln des Sakriſteiglöckleins. An ſeinem Hauſe hatte er ſogar die Thürklingel abſchaffen laſſen und dafür den alterthümlichen Klopfhammer an die Pforte gebracht.

Das Unglück ſeines Bruders mußte doch einen zarten Nerv in ihm geſchädigt haben.

Mit noch größerem Eifer, als ſonſt, hielt ſich Sennon an die Arbeit, mit noch größerer Kaltblütigkeit — hier ſeiner Furcht vor dem Tode widerſprechend — begab er ſich in Gefahren; bei Bränden, bei Ueberſchwemmungen und anderen Elementarereigniſſen, wie ſolche bisweilen die Berggegend heimſuchten, war er ſtets der Erſte, zu Schutz und Hilfe bereit.

Und mittlerweile war auch ſein Verhältniß zur jungen Herrin von Sommershof ein beſtimmtes geworden. Gunde's urwüchſiger Charakter war über dem Schmerz um den Freund doch wieder auf ſeine gewohnte Bahn zurückgekehrt; von ihrem Hauſe und von ihrem Herzen fand ſie ſich gedrängt, und eine entſchiedene Werbung des Schloſſermeiſters war zuletzt das Maßgebende.

Eines Frühſommertages verkündete der Pfarrer von Edelſee — er that's mit etwas zitternder Stimme, vielleicht, daß er dabei an ſeinen Abdon dachte — den Herrn Sennonius Vogelſang, Bürger von Edelſee, und das edle Fräulein Kunigunde von Sommershof als ein Brautpaar.

So lange war es ſchon vermuthet worden, aber die Thatſache überraſchte doch. Es war den Leuten eben gar nicht recht erklärlich: ein ſo heiteres, mildes, leutſeliges Mädchen nimmt den finſtern, rauhen, menſchenſcheuen Burſchen zum Gemahl.

Die Mandelblüth' heiratet den Gallapfel — ſo ging der neue Spruch.

Sennon kehrte ſich nicht nach der Leute Reden; iſt er nur erſt Herr auf Sommershof und als ſolcher Patron von Edelſee, es werden ſchon andere Saiten klingen.

Und in der That — noch ehe er der „Herr" war —

gefiel den Leuten der „ernſthafte junge Mann“; ſie huldigten ihm und ganz Edelſee flocht an den Kränzen und Triumphbögen zum Hochzeitsfeſte. Allerdings, mancher Burſche, der zu den Bekränzungen das Reiſig vom Baume ſchlug, knirſchte dabei die Zähne: „So gut, wie Der, wär' ich auch geweſen,“ oder etwa: „Bin ich nicht mindeſtens ſo angeſehen, ſo gut bürgerlich, wie dieſes ausgeſetzte Bettelkind? Und bin ich nicht dreimal ſo ſchön gewachſen, fünfmal ſo luſtig und zehnmal ſo ſchickſam wie dieſer Waldbär? Ich glaub' wohl!“ — Ja, er glaubte es wohl und ſchlug doch von den Bäumen die Zweige zu den grünen Feſtbögen.

Gunde trug ihre Heiterkeit wieder zur Schau. Aber inwendig fühlte ſie's, es wäre doch nicht die echte, aus allen Poren des Herzens ſprudelnde Freudigkeit von ehemals. Den Bräutigam hatte ſie lieb, deß war ſie ſich gewiß. Sie wußte, das war ein Hort, ein Stamm für ſie, an den wie eine freundliche Rebe ſie ſich emporranken konnte, ohne einen Sturm ſcheuen zu müſſen, ohne ſich zu verlieren im Gewinde des Bodens. Ein kerniger Charakter, ein eherner Wille, eine eiſerne Stärke, das waren ihr die Haupteigenſchaften eines echten Mannes. Ihr war — wie ſo vielen Frauenſeelen — nicht genug, einen Mann bloß lieben zu können; ſie wollte ihn auch ehren, vor ihm ſich beugen, als vor Einem, der größer und mächtiger iſt, denn ſie, das Weib. Ja, ſie mußte — kam es darauf an — ihren Mann auch fürchten können. Gunde gehörte zu jenen weiblichen Naturen, die ihren liebesfeuchten Blick nach *aufwärts* wenden, wenn ſie den Gatten ſuchen . . . . Freilich Abdon hätte wieder anderartig glücklich zu machen gewußt. — Der Hochzeitstag war da; ein glänzendes Feſt für die ganze Gegend. Alles war heiter, ſelbſt der Himmel. Sogar Sennon lächelte heute, und wahrhaftig, er vor Allen hatte Grund dazu. Morgen ſollte er der Gatte des liebenswürdigſten Weibes und Herr des ſchönen Gutes ſein. Doch, ſein Lächeln —

„Eine Schlehdornblüthe, die in Eſſig eingefriſcht wird, lacht gerade ſo,“ witzelte insgeheim Einer in der Menge der Hochzeitsgäſte.

Glocken, türkiſche Muſik, Blumenmädchen, Böllerknall, Ströme von Wein und Geſang, viel Geſang in allen Tonarten, all' das verſtand ſich von ſelber.

Am Hochaltare zu Edelſee ſagten ſie herzhaft ihr dreimaliges Ja.

Dann kamen die Feſtſpiele, das „Brautentführen“, das „Wegverrammeln“, das „Wiegenholzeinbringen“, die luſtigen, ſinnigen, neckiſchen Lieder all', an denen dieſe Gegend gar ſo reich war. Dann kamen die Tafelfreuden.

Sennon trank manches Glas. Der Myrtenſtrauß an ſeiner Bruſt wurde aufgefriſcht durch Tropfen des Schaumweines. Des Bräutigams blaſſe Züge, beſchattet von einem ſchwarzen Vollbart, wurden nach und nach blühend, als trachteten ſie doch, ſich anzupaſſen der lieblich-zarten Geſtalt der Braut, die, in blendend weiße Seide gehüllt, das helle Kränzlein in den Locken, zur Rechten des Mannes ſaß.

Rauſchende Muſik klang durch die Säle, ein Funkenmeer von Lichtern wogte in den niederhängenden Kronen und auf den ſilbernen Leuchtern der Tiſche.

„Die Lichter ſtreben aufwärts und brennen doch von Stunde zu Stunde tiefer der Erde zu!“ Dieſes Wort hatte Abdon einmal geſagt. Gunde dachte daran, da ſie nun in die Kerzenflammen blickte, die ſchon weit herabgebrannt waren.

Die Luft des Saales ſchien ihr drückend; eine bisher noch nie gefühlte Beklemmung war in ihrer Bruſt. War es die Erinnerung an den unglücklichen Freund, war es die Abſpannung nach dem rauſchenden Feſttage, war es die Bangniß vor der hereingebrochenen Nacht, in welcher ſie nicht mehr als freie Herrin von Sommershof zur Ruhe gehen konnte?

Auch den Bräutigam ſchien eine trübe Stimmung niederzudrücken; er ſtarrte unſtät umher — und er fand ja doch überall die bekannten, fröhlichen Geſichter . . .

Die Tiſchreden und das Gläſeranklingen hatten ſtundenlang gedauert; Jeder faſt fühlte ſich begeiſtert zu einem ſchönen Worte, und nicht allein an der Braut, auch an dem Bräutigam ſah man heute der herrlichen Eigenſchaften genug, die in hochtönigen Sprüchen gefeiert zu werden verdienten.

Der nun wieder verſöhnte Vormund Gundens brachte einen warmen Toaſt auf Sennon aus, in welchem er den edelherzigen Sinn der jungen Frau von Sommershof pries, die ſich durch klingende Titel und klingendes Metall nicht bethören ließ, ſondern der reinen Stimme des Herzens folgte, ihrer ſeligen Mutter gleichend, die auch einſt einen ſchlichten Arbeiter und braven Mann aus dem Volke zum Lebensgefährten gewählt habe.

Endlich, da Alles ſchon erſchöpft war, was ſprechen konnte und zu beſprechen geweſen ſein mochte, als eine Art Pauſe und Leere eingetreten war, erhob ſich noch der Pfarrer von Edelſee. Er ſtand in ſeinem ſchwarzen Kleid und mit ſeinem blaſſen Angeſichte ſo lange bewegungslos und ſchweigend, bis ſich in den Räumen aller Lärm gelegt hatte, um zu hören, was zu dieſer vorgerückten Stunde der Prieſter noch zu ſagen haben mochte. Dieſer hob denn ſeine Stimme und ſprach folgende Worte:

„Wir Lebendigen haben durch That und Wort uns für diesmal genugſamlich zu Gute gethan. Und ſo dächte ich, wir ließen jetzt auch die Todten leben.“

Eine tiefe, faſt unheimliche Stille. Der Pfarrer fuhr fort:

„Man hat zwar heute vergeſſen, ſeinen Namen zu nennen, ſein Gedächtniß zu Gaſte zu bitten auf die Hochzeit des Bruders. — Abdon, ſo lade ich dich ein. Nahe uns, du edler, verklärter Geiſt — ſegne das Brautpaar . . . !“

Uebermannt vor Rührung ſank der Prieſter auf ſeinen Sitz zurück. Einige wenige Gläſer klangen an und das Klingen war wie Todtengeläute. — Auch Sennon hob ſeinen Becher und ſtieß an. Er leerte das Glas bis auf die Neige.

Bald hernach löſte ſich die Geſellſchaft auf. Wirr, einſam und öde ward's in den Räumen.

Der geladene Gaſt.

Die Gemächer der Herrſchaft waren bereit. Ein Nachtlicht ſchimmerte durch die ſchweren Vorhänge hinaus in die ſternenloſe Nacht.

Das junge Ehepaar wandelte wortlos dem Flügel des Hauſes zu, in welchem die Wohnungen lagen. Der alte Pförtner öffnete mit einem ſtummen Gruß das Gitterthor. In dem mattbeleuchteten Flur lugte der ſchwarze Hauskater mit grünen Augen den Ankommenden entgegen, und von Neugierde geplagt, was es doch mit dieſem fremden Herrn, der heute Arm in Arm mit der jungen gnädigen Herrin ſchritt, für ein Bewandtniß habe, ſchlich er ihnen nach, die Treppe empor und ein gut Stück auch über den Gang hin, der mit breiten Teppichen belegt war.

Zurückbleiben mußte er doch, der gute, beſorgte Kater. Das Paar ſchloß hinter ſich eine Flügelthür zu.

Wie einem unheimlichen Fremden, den ſie das erſte Mahl ſehe, ſo ſtand jetzt Gunde ihrem Bräutigam gegenüber. Zitternd, mit einem leiſen Worthauche, wies ſie ihm ſein Gemach an. Die Thür in dasſelbe war halb offen. Traulich luden im Glanze zweier ſilberner Armleuchter die bilder- und ſpiegelreichen Wände, die rothſammetnen kunſtreichen Möbeln, das ſchneeweiße Lager ein. — Sennon jedoch zögerte, wollte nicht eintreten.

Ein ſanftes, halb ängſtliches, halb neckiſches „Gute Nacht“ flüſterte Gunde, dann war ſie davongeſchwebt in ihr Schlafkabinet.

Sennon war allein im weiten, düſtern Vorſaal. Anſtatt des Feſtlärmes umgab ihn ſchwere Oede. In ſeinem Haupte waren Märchen wach geworden von Todten, die wieder auferſtanden wären. Der Trinkſpruch des Pfarrers erfüllte ihn mehr und mehr mit Grauen. Lange ſtand er unbeweglich da und horchte und lauerte. Da war etwas, wie ein halb unterdrücktes Seufzen — wie ein Wiederhall deſſen, was in ſeiner Bruſt vorging.

Daß aber dort die Flammen des Armleuchters zucken, als blieſe der Athem eines unſichtbaren Weſens in ſie hinein? — Ah, 's iſt ja das Fenſter offen. — Sennon ſchritt durch's Gemach, trat zum Fenſter und blickte hinaus. Die Nacht war finſter und ſchwül; im Gebüſche war zuweilen das Rieſeln des Windes vernehmbar. Durch den Wald her ſchimmerte ein Lichtlein. Es zuckte, es war, als käme es näher. Es iſt ein Johanniskäferchen. Doch muß in der Nähe die Kapelle ſtehen . . . 's iſt eine Weiberlaune, im Luſtpark eine Todtenkapelle! — Sie muß weg. — Was ſchwirrt jetzt dort in der Luft? Eine aufgeſchreckte Taube. Eine Taube? . . . Der Mann bebte vom Fenſter zurück.

Da war's plötzlich auch in der Stube, als ſchwirre etwas über ſeinem Haupte, und ein geſpenſtiger Schatten ſchoß an der Wand hin. Dann wieder die Stille. — Aber noch einmal ein ſeltſames Seufzen, ein hohles Stöhnen im Saale, man wußte nicht von wo es kam. Ein tiefes Grauen fieberte durch die Seele Sennons. Doch ermannte er ſich und beſchloß den Saal zu durchſuchen, wer denn hier wäre. Er fand nichts, aber er hörte ein- um's anderemal das Geſtöhne. Auf ſein ruheloſes Hin- und Hereilen kam auch Gunde noch einmal — theils ſchon ins Nachtkleid gehüllt — in den Saal, und ſie forſchten beide nach der Urſache der ſonderbaren Töne, des Geräuſches, des unheimlichen Schattenzuckens im düſteren Raum.

„Die Tauben!“ murmelte Sennon mit zitternder

Stimme. Gunde verſtand ihn nicht. Wie ſollten auch den Sennon die Tauben ängſtigen können!

Sie war wieder in ihr Schlafgemach gegangen. Er horchte noch eine Weile; es iſt ganz ſtill, aber er horcht ſo lange, bis plötzlich wieder das tiefe Seufzen vernehmbar wird.

— Sein Grauen wächſt; er will zur jungangetrauten Gattin. Bei ihr ſoll ſeine aufgeregte Seele Ruhe finden.

Einiges zuviel mag er vielleicht heute getrunken haben, an ſolchen Tagen thut man's und denkt nicht daran, daß es die Nerven büßen müſſen. — Die zarte Hand Gundens ſoll ſeine Stirne ſtreicheln. In ihren Armen iſt ſein Hort. — Wer eingeſchloſſen in ſolch' heiligen Zauberkreis, den vermag kein böſer Geiſt mehr zu ängſtigen.

Ein ſanfter Druck und die Tapetenthür öffnet ſich. Ein mattes Nachtlämpchen iſt durch einen Schirm gedeckt; doch ſchimmert auf dem Kiſſen des Ruhebettes das zarte Weiß des jungfräulichen Antlitzes.

Sennon naht pochenden Herzens der Stätte. Gunde ſchlummert, doch ſcheint es, als wären die Augenlider nicht ganz ruhig. Sennon neigt ſich um ſein liebliches Geſpons wachzuküſſen — in demſelben Augenblick läutet der Glockenzug, der von draußen hereingeht und im Schlafgemach das Glöcklein hat.

Der Mann fährt zurück.

Gunde ſchlägt die Augen auf.

„Du! Warſt Du's?“ liſpelt ſie.

„Es hat Jemand geſchellt,“ flüſtert er.

„Sonſt kann Niemand geſchellt haben,“ ſagt ſie, „der

Glockenzug geht nur bis in den Vorgang und dieſer iſt abgeſchloſſen.“

Kaum daß dieſe Worte geſprochen waren, klang das Glöcklein an der Wand wieder — das Schwenkelchen ſchwang eine Weile fort.

Sennen war todtenblaß.

Gunde richtete ſich auf und hauchte: „Wie kann denn das ſein?“

„Sein kann's,“ ſagte Sennon tonlos, kauerte ſich vor das Bett hin und deckte ſein Antlitz mit den Händen zu. — „Von ſelbſt,“ murmelte er, „von ſelbſt läutet kein Glockenzug — gar keiner. Die Tauben . . . Mir iſt's immer geweſen, er kommt . . .“

„Du biſt aufgeregt, Sennon,“ beruhigte Gunde, „ich will die Kerzen anbrennen.“

Als die Lichter brannten, war es noch unheimlicher, das Grauen, ſonſt nur empfunden und gehört, nun ſah man es auch. Das Glöcklein bewegte ſich nicht. Gunde hatte ihr Haupt wieder auf das Kiſſen geſenkt; ſie wollte es nicht merken laſſen, wie ſehr ihr Herzchen pochte. — Das Athemholen des Gatten erſchütterte die laue Luft. Schreckliches mußte in ihm walten.

„Der Vorgang wäre abgeſchloſſen, ſagſt Du?“ ſtammelte er endlich.

„Gehe zur Ruhe,“ war die ſanfte Antwort.

„Gunde, ich will wachen — bei Dir . . .“

Er wollte ſeinen Arm um ihren Nacken legen, da riß der Glockenzug mit Gewalt an und das grelle Läuten hallte durch die nächtigen Gemächer.

Sennon war aufgeſprungen wie ein Hirſch an der Quelle, den der Schuß trifft. Nun ſtand er athemlos und mit ſtierem Auge da — wie eine Bildſäule.

Da rauſcht es im Vorſaal, ein ſchwarzes grauſes Ungeheuer flattert in's Schlafgemach, ſchießt von Wand zu Wand, ſchießt in die Lichter, daß ſie verlöſchen, prallt an's Fenſter, daß es toſt und die Scherben niederklirren auf den Boden.

„Jeſus! Jeſus!“ kreiſchte der Sennon und ſtürzte davon.

Mit Haſt war Gunde aus dem Bette geſtiegen, ein Schreckensruf war auch ihr entfahren da ſah ſie's, die Thür war zu und ſie war allein im Gemache. — Zum Fenſter ſtürzte ſie und hörte das Aechzen aus der Tiefe.

Um Hilfe rief ſie das Haus zuſammen, nun erſt ſchrillten die Signalglöcklein in allen Räumen. — „Der Herr, der junge Herr, vom erſten Stock iſt er hinabgeſtürzt.“

Bald kamen die aufgeſchreckten Leute; ſie eilten durch alle Zimmer, ſie eilten hinab vor das Haus. Sie ſuchten und ſchrieen und klagten umher, ohne recht zu wiſſen, um was es ſich handle. Gunde war voran und rief in heller Verzweiflung den Namen Sennon. Man fand vor dem Fenſter im Erdboden wohl die Spuren des Sprunges, aber der Mann war nicht zu finden.

Ein anderes Weſen jedoch lag unter dem Fenſter auf dem Erdboden. Eine Nachteule. Sie blutete und ſie verendete. Der Nachtvogel hatte ſich in die menſchliche Wohnung verirrt, dort ſein Unweſen getrieben, hatte ſich wohl hinter Möbeln verſteckt, oder in den Winkeln und Niſchen des Ofens, war dann auf den Glockenzug geſeſſen, hatte ſo das Läuten bewirkt, war in wilder Angſt herumgefahren und hatte ſich endlich beim Anprallen an die ſcharſen Fenſterſcheiben den Tod gegeben.

Dieſes Räthſel wäre gelöſt. Aber das Andere?

Wo war der Bräutigam?

Ein Sterben auf der Haide.

Ueber dem Aufgange des jungen Tages ſtand noch der blaſſe Stern, welcher voranging, um den Weſen auf Erden die nahende Herrlichkeit und das Heil zu verkünden. Die Finken waren auf und erzählten ſich flüſternd und jauchzend die Träume der Nacht. Die Schwalben flogen zwitſchernd über Feld und Garten und Haus, als wollten ſie zum Morgenſegen das liebe Land mit ihrem Fluge bekreuzen, das ihnen und ihren Jungen zur Heimat geworden. Die Lerche ſtieg aus freiem Felde hoch zum Himmel empor, als wollte ſie die Erſte ſein, die Sonne zu begrüßen. Das grüne Laub zitterte vor Freude an den Sträuchern; die Zweige der weißen Birken bebten vor Liebe — denn der junge Tag ſendete den Hauch ſeines Kuſſes. Die Knoſpen der Blumen und Roſen ſchlürften zum Frühſtück den erquickenden Tropfen des Thaues, der an ihren Lippen zitterte, um ſich dann zu entfalten in ihrem Kleide, das ihnen Gottes Liebe gegeben.

Jedes Thal iſt eine große Wiege, in welcher tauſendfach das junge Leben erwacht. Zwiſchen den ſilberigen Weiden ſprengt das Morgenroth Tropfen von Glut in die Bächlein. Im Walde aber duckt ſich der Fuchs in ſein

Verſteck, hingegen verlaſſen die jungen wilden Tauben ihre luſtigen Neſtlein und fliegen hinaus auf die Au, auf welcher zwiſchen blühenden Gewächſen die Hummeln ſchweben.

Und zur ſelben Stunde lag auf der Haide ein Mann im Sterben. Sennon, der Bräutigam war's, blutend aus einer tiefen Wunde auf der Stirne, die er ſich bei ſeinem Sprung aus dem Fenſter geſchlagen hatte. Geflohen war er vor den Schrecken eines böſen Gewiſſens — aber nicht entkommen. — Er ſtarrte in das Morgenroth hinein.

„Ich ſeh'," murmelte er klanglos, „ich ſeh' dich kommen, du furchtbarer Gott. — Ich hör' dich fragen nach — meinem Bruder. Ich hab' ihn nicht erſchoſſen, Herr!"

Er blickte zu den Wildtauben auf, die ſchimmernden Gefieders über ihn hin und her flogen.

„Ah, ſeid ihr auch da?" ſtöhnte er, voll des Hohnes und Schmerzes, „ihr allein? — Nicht wahr, ihr ſeid gekommen, um — ihn ſterben zu ſehen, euren — Verleumder? Um ihm die Augen auszuhacken? Nicht? ſeid ihr keine Raben? — Die Tauben ſeid ihr, die frommen Tauben! So betet für mich, betet . . ."

Endlich nahten Menſchen, durch Blutſpuren über Wieſen und Felder hergeführt, auf die Haide.

„Nicht wahr!" rief er ihnen entgegen, „das iſt eine Nacht geweſen! Selber hat er ſich gemeldet — iſt gekommen, der Erſchoſſene, in der Brautnacht. Wie ich's gedacht hab' . . . Wie ich's gedacht hab' . . ."

Die Leute wollten ihn mit Waſſer erquicken in ſeiner Noth. Es war mit aller Hilfe zu ſpät. Er trank, dann ſtammelte er:

„Der Durſt, der iſt zu löſchen, aber — die Schuld! Alle Waſſer auf Erden löſchen ſie nicht. — Ihr Leut!“ ſchrie er auf, „ich hab' ihn nicht erſchoſſen!“ — Dann deutete er mit zuckendem Arm gegen die fliegenden Tauben: „Die auch nicht; — ſind unſchuldig. Den Glockenzug auf der Schießſtatt — hab' ich geläutet. — Gunde — ſein Opfer hat ſie mit Freuden genommen — ihretwegen iſt Alles, Alles geſchehen . . .“

Oft reift das „Verhängniß“ doch, wie Menſchen es ſäen. Gebe Gott uns Weisheit und Kraft zu aller Zeit der Saat!

Kunigunde, die ſchöne Herrin von Sommershof, die, zu harmlos auf roſigen Pfaden wandelnd, den Einen lieben und den Andern beſitzen wollte — ſie birgt in ihrem Waldmauſoleum nun zwei Särge; den des Freundes und den des Gatten.

Sie hat den Einen beweint und dem Andern vergeben. Ihr fragender, thränenfeuchter Blick ſucht Gott: Beide Brüder in Einem Weſen hätten ſich erfüllt in ſchönſtem Ebenmaße zu einem ganzen Menſchen. Dieſen Einen hat Gunde geliebt. Sie waren aber getrennt — hier die liebevolle Milde, dort die rückſichtsloſe Kraft — ſie mußten geſondert ſich bekämpfen wie Waſſer und Feuer. Gunde hat Beide geliebt.

Es iſt vorüber.

Heute iſt der Sommershof mit ſeinem freundlichen Hauſe, mit ſeinem ſchönen Wäldchen wieder ein Heim der

Fröhlichkeit geworden und ein Aſyl aller guten, heiteren Menſchen. Die Herrin waltet darin voll Anmuth und Güte. Sie hat ihr ſuchendes, irrendes, ſtreitendes, ſiegendes Menſchenthum gelebt. Ihre Luſt und Freude beſteht in dem Glück Anderer, das ſie hegt und pflegt durch die Mittel eines reichen Erbes. — Wie die gewerblichen Geſchäfte gehen auf dem Gute, das fragt mich nicht. Ueber Sommershof liegt ein beſtändiger Sonntag.

Und Kunigunde — ſo heiter ihr Antlitz in allen Stunden zu lächeln weiß — tief im Herzen lebt ſie der entſagenden Liebe. Der Gedächtnißtag kehrt jedes Jahr, und am zwanzigſten September, als am Tage des Euſtachius, kniet in der friedensſtillen, waldſchattigen Kapelle an der Ruheſtätte des Freundes und an der Ruheſtätte des Gatten — die Jungfrau von Sommershof: am Grabmale der Brüder die Braut von Kain und Abel.

Es reigt in Luſt ein Liebespaar.

Es reigt in Luſt ein Liebespaar.

Hier will ich die Geſchichte erzählen, warum der Hammerl-Hans, der alte luſtige Hammerl-Hans mit dem erloſchenen Pfeifchen im Munde, am Sandhauſe im Koberwald ſo ſtill und gebückt vorbeiſchleicht.

Der Hammerl-Hans iſt ein fahrender Muſikant; er ſpielt durch kleine Hämmerchen ein ſchier wunderliches Inſtrument. Es iſt eine Art Hackbrett mit hölzernen Saiten. Da liegen auf Strohriegeln etliche dreißig Holzwälzchen, etwa einen Zoll dick und von verſchiedener Länge; ſie ſind aus Holz geſchnitten und ſo neben und zwiſchen einander gelegt, daß ſie durch Hämmerchen wie die Saiten des Hackbretts geſpielt werden können.

Der Hans iſt vormalen in den Freiſohlergräben Ziegenhirt geweſen. Dort hat er oft den Holzrutſchen der Leute zugeſehen, wie die zerſchnittenen und entſchälten Baumſtämme, die Mulden und Rinnen heranrollen und mit klingendem Schalle in die Kohlſtatt fliegen. Und da war dem Hans aufgefallen, daß dieſe Holzſtücke je nach ihrer Größe und Länge einen verſchiedenen Klang hatten. Je kürzer das Stück, deſto höher und greller das Klingen: je länger der Schaft, deſto tiefer und ſummender das Tönen.

Ein Freund der Tonkunſt war der „Gaishalter-Hanſl“ von jeher geweſen, und das Ideal ſeines Lebens: pfeifenblaſen oder geigen zu lernen und unter den Dorfmuſikanten auf dem Kirchenchor oder im Wirthshauſe Gott zu loben und die Menſchen zu erfreuen. Aber das Inſtrument koſtet Geld, der Schulmeiſter koſtet Geld, das Lernen koſtet Zeit, und ſo hat ſich der arme Hanſel mit ſeinem Naturgeſang und mit dem Meckern der Ziegen zufrieden geben müſſen. Wohl hatte er ſich mehrere Pfeifen aus Rohr geſchnitten, hatte Blätter von Enzian über die Lippen geſpannt und durch das Blaſen Töne erzeugt; doch waren ihm derlei Inſtrumente nicht vollkommen genug.

Als ihm nun aber das vielfältige Schallen der entſchälten Holzblöcke auffiel, kam ihm plötzlich der Gedanke: ſo ein Werkzeug aus Holz, daß man darauf Muſik machen könnte! Mit den großen Blöcken ließ ſich allerdings nichts anfangen, die gehörten auch nicht ſein; aber im Kleinen aus Fichten-Holzſtücken ein Spiel einrichten . . .

Er hat's verſucht, hat lange, lange Zeit damit herumgearbeitet, und ſo iſt allmälig jenes oben beſchriebene Inſtrument entſtanden. Mit zwei Hämmerchen hat er es geſchlagen, bald auf das eine, bald auf das andere der Stäbchen klopfend, und ſiehe, es haben dabei die Hunde geheult. Darüber war der Hans entzückt, denn Hunde heulen immer, wenn Muſik gemacht wird — ſo war es denn Muſik.

Viele Jahre lang hat es freilich gebraucht, bis das Inſtrument eine ſolche Vollkommenheit und der Hans darauf eine ſolche Fertigkeit erlangte, daß er vor aller Leute Ohren ſpielen konnte. Dafür thaten ſich nun aber die Ohren um ſo ſchärfer ſpitzen. Man hatte wohl ſchon gehört, wie auf Glöcklein oder auf einer Reihe von Trinkgläſern allerlei Weiſen hervorgebracht wurden, aber daß gar die Holzblöckchen, die wild aufgewachſen waren im Walde, muſikaliſch ſein konnten, das war gar aus aller Weiſe. Sechsunddreißig Stäbchen, von dem kürzeſten bis zum längſten, gaben ſechsunddreißig Töne, die ganz kunſtgerecht mit einander harmonirten. Und jetzt hämmerte der Hans den Leuten vor, was ſie wollten: ſteiriſche Tänze und wieneriſche Walzer, heitere Lieder und friſche Soldatenmärſche, auch Alpenjodler und Kirchengeſänge, was eben die Leute verlangten und — bezahlten.

Da war's mit dem Ziegenhalten vorbei. Da ging der Hans mit ſeinem Spielwerk thalauf, thalab, von einem Dorf zum andern, auch zuweilen über die Berge hin in ein anderes Thal, und an der Landſtraße weiter auf Märkte, in die Städte; kehrte aber ſtets wieder bald in ſeine heimatliche Gegend zurück. Man gab ihm den Rath, er ſollt's verſuchen, ſollt' in die Reſidenz reiſen, ſollt' in der weiten Welt ſein Glück probiren, er käme nach Jahren gewiß als reicher Mann zurück.

Der Hans that's aber nicht und er wußte gut warum.

Wenn er drüben hinter den Bergen war, in einem andern Thal, oder in der Gauſtadt draußen, da hatte er, außer in den Stunden, wo er ſpielte, keine gute Zeit. — „Thut mir halt allerweg ein biſſel ant, wenn ich nit daheim bin,“ ſagte er einmal im Vertrauen; ging er aber wieder zurück in's Thal, wo er geboren werden, wo er die Ziegen geweidet, wo er ſein Holzinſtrument erfunden, ſo fand er eigentlich doch nichts vor. Heimweh und keine Heimat! Keine Handbreit Erde war ſein. Wozu auch braucht er Erde, der Bettelmuſikant, er gehört zu jenen Leichtfertigen und Glücklichen, die bei der Theilung der Erde zu ſpät gekommen. Von ſeinen Blutsverwandten lebte Keines mehr. Aber die Leute hatte er alle lieb, die in der Gegend der Freiſohlergräben und des Koberwaldes lebten. Den Einen hatte er einſt die Ziegen gehütet, den Anderen was vorgeſpielt; die hatten ihn ſatt gefüttert, wieder Andere hatten ihm gute Schuhe machen laſſen. Ferner hatten ſie bei ſeiner Muſik viel getanzt und geſungen und hatten geſagt: „Wer wollt' ihm's anſehen, dem Lappen da, daß er ein ſolches Kreuzköpfel iſt und das ganze Spielwerk ſelber erfunden hat. So ein Menſch iſt hell eine Ehr' für die ganze Gemeind!“ Etliche waren freilich auch, die ſeine „Holzklemper“ verſpotteten — aber gut und in irgend welchem Verhältniß ſtand er zu Allen; auch ſagten Alle „Du“ zu ihm, und hatten ſtets ein drolliges Wort für ihn, wenn er kam, und mancher Gönner der Kunſt verehrte ihm ein Pfeiflein Tabak — und das Alles zuſammen und vielleicht noch Anderes mit machte es, daß er hinter den Bergen draußen jenes Gefühl hatte, welches wir Heimweh nennen.

Vor Allem hatte er die Kinder lieb, geſellte ſich gerne zu ihnen, und ſie hüpften und ſchlugen Purzelbäume bei ſeinem Spiele.

Ein kleines Mädchen wohnte im Hagerhauſe am Eingang in die Freiſohlergräben, dem ging der Hans, wenn er von ſeinen Wanderungen zurückkehrte, gerne zu und immer begrüßte er es mit den Worten: „Schau zum Wachſen, Frieda, Dein Bräutigam trägt ſchon ſpannlange Schuh!“

Anfangs hatte ſich das Mädchen auf ſolche Anrede kichernd davongetrollt, ſpäter hatte es ausgerufen: „Ja, ich hab' noch gar keinen Bräutigam!“ und endlich, wie es ſchon ſchlank geworden, entgegnete es gar nichts mehr auf die Anrede, ſondern blickte auf die Erde nieder. Und da dachte ſich der alte Hans: Freilich, freilich, der Menſch, ob klein, ob groß, braucht ſeine ſpannlangen Schuh! Und der Frieda ſeh ich's an, ſie hat jetzt einen Bräutigam. —

Auch dem Hans — dem Hammerl-Hans, wie ihn die Leute nannten — wird das Herz einmal geblüht haben. Ob ein Reif in Frühlingsnacht die Blüthe verſengt, ob ein Wetterſturm dieſelbe verweht hat, ob ſie zur Frucht gediehen iſt — ich vermag es nicht zu ſagen; er erzählt es vielleicht mit ſeinen Hämmerchen auf den hölzernen Saiten und die Leute verſtehen es nicht, oder vermeinen ihre eigenen Geſchichten dabei zu hören.

Die Frieda vom Hagerhauſe hatte ein blaues Auge und flocht die Locken nicht. Sie war auch Ziegenhirtin, und deswegen hatte ſie der Muſikant einmal um den Namen gefragt. — Umſonſt wollt' ſie den Namen nicht ſagen, „er müßt' ihr ein ſchönes Stückel dafür ſpielen.“ —

Das ſchönſte Stückel, was er kann, hatte er ihr vorgeſpielt. — Von dieſer Zeit her ging die Freundſchaft und der Spruch von den ſpannlangen Schuhen. Der Hans wußte gar nicht, wie es war, daß er das Kind ſo gern ſah, und gerade wenn er bei dieſem Mädchen ſaß, murmelte er mehrmals: „Bin wohl recht froh, daß ich wieder daheim.“

Und Frieda war doch fremder Waldleute Kind, und ſie war lange, lange noch nicht tauſend Wochen alt, und er — ſchon gebeugt und mit weißem Haar.

Als nun dieſe Zeit gekommen, in welcher das ſchlanke Mädchen den Sand auf dem Boden zählte, ſo oft der Hammerl-Hans das Wort vom Bräutigam ſagte, betete er des Abends in ſeinem Bette um ein Vaterunſer mehr als ſonſt, und mit dem Zuſatz: „Auf daß ſie halt ſollt' glücklich ſein!“

Da trug es ſich zu, daß eines Tages vom Koberwald herüber der junge Sandhauſer kam, das Mädchen auf der Au bei den Ziegen ſtehen ſah, zu ihm hintrat und das Wort ausſprach: „Frieda, jetzt bin ich da um Dich.“

„Iſt ſchon recht,“ entgegnete die Hirtin lächelnd.

„Mein Ernſt! in vierzehn Tagen mußt' das Herdfeuer im Sandhaus anzünden, und gehſt ſchon heut mit, ſo iſt's mir noch lieber!“

Da wurde das Mädchen ganz blaß. Mit ſeinem ſchönen, ernſten Geſichte, mit ſeinem milden Auge ſtand er vor ihr und legte die Hand auf ihren Oberarm und warb. Er wußte es nicht, daß er ihr Liebſter im Herzen war; ſie hatten ſich öfters geſehen auf dem Kirchpfad, aber nie ein Wort mit einander geſprochen.

— Iſt's ein Scherz — ſo vermochte das verwirrte Kind noch zu denken — ſo kunt' er ſich bitter verſündigen, und wenn's ſein Ernſt — — Sie ſtarrte nieder zu ſeinen Bundſchuhen: Eine Spanne mögen ſie wohl lang ſein . . .

„Und daß ich frag', Frieda, haſt ein Geld?“

Das Mädchen ſtieß einen Seufzer aus und flüſterte: „Nicht fünf Groſchen.“

„Das iſt mir lieb,“ ſagte der Sandhauſer, „das Geld macht beim Heirathen die meiſten Unebenheiten. Na, ſo hätt's keinen Umſtand; ich, der Blaſi, hab Haus und Hof, und Du häſt den Blaſi. Wir machen es auf Güterhalbſcheid.“

Sie hat kein Sterbenswörtchen geſprochen, ſie hat ſich hingelehnt an ſeine Bruſt. Doch, als er wieder davon war — ich meine, er iſt ſchnurgerade zum Pfarrer gerannt — da hat ſie den Ziegen zugeſchrien: „Ja, bin ich denn geſtorben — denn geſtorben, daß ich im Himmel bin?“

Bauers-Brautleute, wenn ſie ſich einmal erfaſſen, beſinnen ſich nicht lang; — in vierzehn Tagen iſt die Hochzeit geweſen.

Wohl iſt der Hammerl-Hans mit ſeinem Inſtrument um das Lindenwirthshaus geſchlichen, aber kein Menſch hat ihn hineingerufen; d'rin hat ja die vornehme Dorfmuſikbande aufgeſpielt, daß, mein Eid, haben die Wände gegellt, und der Tanzboden unter dem kecken Springen und Stampfen der Burſchen hat's büßen müſſen.

— Thät' nur die Braut ein einzigesmal zum Fenſter hinausſchauen! ſeufzte der Hans. Aber es wurde Nacht, und hell waren die Fenſter beleuchtet. Da ging der Alte über das thaunaſſe Gras. Er ſah Johanneskäfer leuchten; er ſah Sternenfunken vom Himmel gleiten; er dachte nichts, als daß er es der Braut ſagen möchte, welch ein großes Glück er ihr wünſche.

Und am Tage darauf zog die Frieda im Sandhauſe ein. Da konnte es der Hans nicht mehr länger aushalten; er eilte hin und ging vor dem Sandhauſe ſo lange auf und ab, bis ihn Frieda bemerkte, zur Thür heraustrat und ganz leiſe, als käme ihr das Wort noch gar nicht zu, folgendes ſagte: „Grüß euch ſchön Gott bei uns. Geht in's Haus und raſtet ab!“

Da ergriff der Alte ihre Hand: „Dich muß man ſo viel gern haben. Der lieb' Herrgott ſegne Dich! Der lieb' Herrgott ſegne Dich!“

Dann trat er in's Haus und lehnte den Kaſten, in welchem ſein Holzinſtrument eingeſchloſſen war, an die Ofenmauer und ſetzte ſich ſelbſt daneben hin auf die Bank, und ſah in der Stube umher, wie Alles ſo hübſch und heimlich eingerichtet war. Der Sandhauſer kam und meinte: Bei der Ofenbank ſei kein Sitzen, der Hans ſolle ſich ein wenig an den Tiſch begeben. Bald war ein gewichtiger Laib Brot und ein grüner ſchwitzender Moſtkrug am Tiſche erſchienen.

Der Sandhauſer hatte viel aus- und einzugehen, trug in ebenmäßiger Ruhe und doch mit einem gewiſſen Eifer den einen Gegenſtand hin, den andern her. Und auf dem Oberboden und in der Nebenkammer war der behendige Schritt der Frieda zu vernehmen, und bisweilen huſchte ſie mit einem Kiſſen, mit einer Decke durch die Stube.

Der Hammerl-Hans kaute langſam an dem ſchmackhaften Brot, dachte bei ſich: Wohl, jetzt thun ſie ſchon neſttragen, — und that einen gedehnten Zug aus dem Kruge.

Endlich ſetzte ſich der junge Ehmann zu ihm und fragte: „Na, Hans, kriegen wir gar nichts zu hören?“ — Er hätte das Wort wieder einfangen mögen; er war erſtens heute nicht in der Stimmung, auf dem Dreifuß zu ſitzen und einer Muſik zu lauſchen, und zweitens kam's ja gerade heraus, als wollte er ſich für die kleine Jauſe, die er dem Alten vorgeſetzt, bezahlt machen. Er ſagte daher, als der Hans ſchon mit freudiger Haſt die Lederriemen ſeines Kaſtens aufſchnallte: „Na, na, Hans, nicht deswegen, nicht deswegen. Thu' ſich der Hans ausraſten. Ein andermal.“

„Wohl nit vonnöthen!“ verſetzte der Alte raſch, „hab' mich jetzund rechtſchaffen geſtärkt. Muß ja dem jungen Ehpaar noch mein Brautliedl vormachen, — das wohl, ei, das wohl!“

Sofort that er die Strohriegel auf den Tiſch, entfaltete das Inſtrument und legte es darauf zurecht. In jeder Hand ein Hämmerchen, ſchlug er zuerſt auf eines und das andere der Stäbchen — auch ſein Spielwerk muß geſtimmt werden!

Töne ſind nicht zu beſchreiben, und am wenigſten, wenn ſie von einem eigenartigen Inſtrumente kommen, das die allermeiſten Menſchen noch gar nicht gehört haben. Und ſo muß ſich der Erzähler begnügen zu ſagen, daß der

Hammerl-Hans auf ſeinem Zeug gar ſeltſam zu ſpielen, die anmuthigſten Melodien hervorzubringen verſteht. Etwas komiſch berührt nur das haſtige Hinundherzucken mit den Armen; in raſchem Tempo müſſen ja die Hämmerchen faſt gleichzeitig in den verſchiedenſten Gegenden des Tonbrettes ſein — jetzt beim brummenden, grollenden Holz, jetzt wieder beim klingenden, ſchreienden. Das Ganze quillt etwas derb und grell hervor und macht die Nerven zittern. Von der Entfernung gehört iſt es eine weiche, melodiſche Muſik, doch ganz unvergleichbar mit allen anderen Tonſpielen.

Zuerſt gab der Hans im Sandhauſe mit ſanften Hammerſchlägen eine liebliche Volksweiſe zum Beſten. Das lockte die Frieda herbei. Sie ſchmiegte ſich mit Haupt und Gliedern an ihren jungen Gatten und horchte dem Spiele zu. In ſolcher Lage fand auch der Sandhauſer die Muſik angenehm, und als das erſte Lied zu Ende war, beſtellte er ein zweites und zog ſein Weibchen nieder auf ſeinen Schoß.

Das zweite Lied klang ſchon lauter und kecker, und der Blaſi trat dazu mit der Fußſpitze den Takt. Das dritte Stück war ein ſteiriſcher Tanz, da wiegte ſich die Frieda auf den Knien ihres Mannes, bis dieſer ſie emporhob, ſelbſt aufſtand und flüſterte: „Hopſen wir Eins mit!“

Da hat ſie ihren Arm um ſeinen Hals gelegt und da haben ſie jenen Reigen begonnen, der ſeiner Anmuth und Sinnigkeit wegen wohl den erſten Rang einnimmt unter den Tänzen des deutſchen Volkes.

Als der Hans einen Blick that hin auf das Paar, da vergaß er ſchier auf das Hämmern: die Frieda hob gerade das vorhin an Blaſi's Bruſt geſunkene Köpfchen und ſah dem Gatten in's Auge. Und dieſen Augenblick kann der alte Muſikant nimmer vergeſſen. „Toll," murmelte er, „toll haben ſie ſich gern!" und ſuchte wieder in den Takt zu kommen.

Nach dem Steiriſchen ging ein Walzer los, da glitten die jungen Leute ſchon raſcher durch die Stube, und als das Tonbrett ſchwieg, hob der Sandhauſer den Moſtkrug, rief: „Unſer Muſikant ſoll leben!" und trank. — Sie tanzten ſo gerne; ſie tanzten das erſtemal mitſammen, denn bei der Hochzeit mußte nach der Sitte der Bräutigam mit der erſten Kranzeljungfer und die Braut mit dem Brautführer und anderen Ehmännern reigen.

Dem Hans ſelber waren heute die Hämmerchen heiß in der Hand. Er begann eine Polka zu ſchlagen. Ein Jauchzer entfuhr dem jungen Mann; keck faßte er ſein Weib um die Mitte und flog mit ihr im Kreiſe. Raſch ging's. Es dröhnte der Fußboden unter den Sprüngen, es klirrten die Fenſter. Grell, faſt wild klapperten die Hämmerchen und dem Muſikanten rann es heiß durch's Mark, ſein Spiel war fieberig und ging raſcher und raſcher. Das tanzende Paar ſtieß an Bänke und Stühle und ſchien es nicht zu merken; der Frieda hatte ſich das Kopftuch gelöſt, es war niedergefallen auf den Boden, war mit den Füßen getreten. Wie im Sturme hin wirbelte ihr ſchlichtes Kleidchen, und wieder ſchmiegte es ſich weich um ihre Glieder und flatterte um des Tänzers Beine. Darauf hatten ſich ihre Locken entfaltet, waren niedergewallt bis zum Gürtel, waren hingeweht über die Schulter des Mannes und um ſeinen Nacken; in ehernem Krampfe umklammerte ſie ſeine Geſtalt, eine Brunſt lag auf ihren Wangen, ihr großes Auge blickte ſtarr in das ſeine und ihre Lippen, halb offen und zuckend, hielt ſie den ſeinen entgegen.

So raſten ſie hin unter dem gellenden Schallen des hölzernen Spielwerks — da hatte es plötzlich ein Ende. Eines der Hämmerchen war entzwei gebrochen und das abgebrochene Stück über den Tiſch und Fußboden hingekollert. — Ein, zweimal noch, ohne Muſik war das Paar durch die Stube geflogen, da ſank es hin auf einen Block und ſtöhnte ein tiefes, langes „Ah!“ Große Tropfen ſtanden auf ihrer Stirn, und Frieda hielt ſich feſt an des Gatten Schulter und ſchloß die Augen.

„Du biſt ganz damiſch (taumend)!“ ſagte der Sandhauſer, „ein wenig friſche Luft, iſt's gleich wieder gut.“

Der Alte ſuchte ſein Werkzeug wiederherzuſtellen. Das Paar erhob ſich und wankte in das Freie. Frieda ſog durch einen langen tiefen Athemzug die kühle reine Luft ein und hauchte: „Ah, Blaſi, das thut gut!“

„Ja freilich,“ verſetzte er, „friſche Luft iſt geſund!“

So ſaßen ſie, ſtets ſich liebeinig aneinander ſchmiegend, erquickten ſich an dem friſchen Hauche, der von den waldigen Höhen ſtrich und ſahen, gedankenlos vielleicht, den lebhaft zwitſchernden Schwalben zu, an deren eifrigem Umherſchießen nicht zu erkennen war, bauten ſie zu dieſer Spätſommerszeit an einem zweiten Neſte, oder bereiteten ſie ſich zum Abzuge.

„Jetzt hat's mir aber in der Bruſt einen Stich gegeben!" ſagte der Sandhauſer plötzlich.

„Jeſus Maria!" rief die Frieda und ſah ihn angſtvoll an. Er ſaß ein paar Augenblicke unbeweglich, holte tief Athem und ſagte: „Iſt ſchon wieder gut."

„Gehen wir in's Haus hinein," rief das junge Weib.

Der Blaſi erhob ſich langſam und ſie gingen in das Haus.

Die Frieda gab dem Hammerl-Hans ein freundliches „Dank Euch Gott!" So machte ſich der Alte auf den Weg und ſah noch mehrmals zurück auf den Bau, in welchem ein Glück ſich eingeniſtet hatte, wie er es ſein Lebtag bislang nicht geſehen. Als er auf der Anhöhe ſtand, wo man das letzte Mal zurückſieht auf das blinkende Schindeldach des Sandhauſes, hob der Hans ſeine rechte Hand und murmelte: „Ich mach' das Kreuz über Dich!"

Dann ging er davon in der Abendkühle und vergaß ein Pfeifchen anzuzünden, das er im Munde trug.

Der Blaſi war mehrmals langſam durch's Haus geſchritten, war zuweilen ſtehen geblieben und hatte mit einer gewiſſen Behutſamkeit Athem geholt.

Die Frieda ſchlich ihm zweimal nach und fragte: „Gelt, Blaſi, es iſt ganz gut?"

„Ja," antwortete er.

Das drittemal ſagte ſie: „Blaſi, es iſt nicht ganz richtig!"

„Ich werde heute nur etwas früher in's Bett gehen," antwortete er.

Da wurde ſie blaß.

Das Bett ſtand breit und hochgeſchichtet oben in der ſtillen Kammer über der großen Hausſtube. Es war bräutlich. Es waren die feinen ſchneeweißen Linnen überzogen, welche die Frieda von ihrer Pathin zur Hochzeitsgabe erhalten hatte. Und in die zwei linden Kiſſen waren hellrothe Bänder geſtickt. Und in die weiche blaue Decke waren zwei große Herzen eingenäht. Und auf die kopfſeitige Wand des Bettes war der „ſüße Name“ gemalt, mit dem Kreuze, mit dem Herzen und den drei Nägeln. Und darunter ſtanden roth und ſchlicht die Worte: „Schlaf' in Gottesnamen!“

In dieſes Bett legte ſich der junge Sandhauſer einen Tag nach der Hochzeit. Die Decke mit den zwei Herzen war ihm lange nicht genug; ſchier alle Betten des Hauſes mußten ausgeplündert werden, um den Mann mit Hüllen zu verſehen — ſo ſehr ſchüttelte ihn der Froſt. Und bald war die helle Glut auf ſeinem Antlitze und er lechzte nach Waſſer.

Noch in der Nacht kam der Doktor von Koberburg heraufgefahren; der ſah den Kranken an, deckte dann deſſen Bruſt ab, hub auf dem Bruſtblatte an zu klopfen und horchte den Tönen, die dabei herauskamen. Die Frieda wartete ſchier mit eingehaltenem Athem des Ausſpruches; allein der Arzt legte die Decke wieder ſanft über die Bruſt des Kranken herauf und ſagte nichts.

Erſt dem Boten, der wieder mit ihm gekommen war, um die Medizin zu holen, vertraute er, daß eine Lungenentzündung da wäre.

Frieda hatte in ſelber Nacht nicht eine Minute geſchlafen, ſie wachte bei dem Kranken, rückte die Decken, rückte die Kiſſen ſtets zurecht, reichte ihm Waſſer, legte ihm kalte Tücher über die Stirn, als der Kopfſchmerz kam, und las in ſeinem trüben Auge jeden Wunſch. Er lächelte ſie an, dann ſeufzte er wieder, dann bat er ſie, daß ſie ſchlafen gehe: „Heute unten in der großen Stube, Frieda; morgen iſt's ſchon wieder beſſer."

Sie wich nicht von ihm. Oft preßte ſie die Hände an ihre Bruſt, und wenn es der Kranke nicht ſah, ſo ſchlang ſie ſich ſelbſt ein naſſes Tuch um die Stirn.

Als am andern Tage der Arzt wieder kam, fand er die junge Sandhauſerin in einem ſchweren Lodenrock ihres Mannes eingeſchlummert bei ſeinem Bette kauern.

Der Arzt ſah ſie ſcharf an, langte nach ihrer Hand, um den Puls zu fühlen, und ſagte: „Die Sandhauſerin wird auch noch krank werden, wenn ſie ſich nicht ſchlafen legt."

„O nein," antwortete ſie raſch, „mir fehlt gar nichts — gar nichts —" eilig mußte ſie den Mund ſchließen, um das Beben ihrer Kiefer zu unterdrücken.

„Ihres Mannes wegen," ſagte der Doktor, „darf ſich die Sandhauſerin gar keine Sorge machen. — Sie hat die Nacht über nicht geſchlafen, die Aufregungen der letzten Tage ſind noch vorhanden; ſie hat Fieber — muß ſich ausruhen, dann wird Alles wieder gut ſein."

„Arg iſt's doch nicht?" flüſterte ſie, „arg — mit ihm?"

„Na nu — vor Allem muß auch er Ruhe haben. Geh' die Sandhauſerin zu Bette!"

Das war befehlend geſprochen.

Die Frieda beugte ſich über den Kranken. „Du, Blaſi," liſpelte ſie, „wir müſſen ſchon wieder auseinander. Ich leg' mich ein wenig nieder."

Er nickte ihr beiſtimmend zu.

„Du ſollſt auch ſchlafen, Blaſi, gute Nacht!"

Er lächelte. Sie drückten ſich die Hand.

„Du biſt auch heiß," murmelte er, „Du mußt Dich nicht kränken, Frieda, wenn nur in der Bruſt das Stechen gut iſt, ſo ſtehe ich ſchon wieder auf."

Dann gingen ſie auseinander.

Der Arzt kam auch zu *ihrem* Bette, das unten in der großen Stube ſtand. Und er ſchickte durch den Boten auch für ſie Medizin — ganz die gleiche, wie für den Mann.

Vier Tage hernach, als der Bote wieder nach Koberburg kam, ſagte zu ihm der Arzt: „Dieweilen nur Mandelmilchtrinken, ich komme bald nach. Und — was ich ſagen wollte — wenn Du den Geiſtlichen könnteſt mitnehmen."

Als auf dem Thurme das Verſehensglöcklein läutete, fragten die Koberburger, wen es anginge.

Der Lindenwirth that eben die aus Fichtenreiſern gewundenen Hochzeitskränze von der Thür, der ſagte: „Die Sandhauſerleut', hab' ich gehört, die jungen Sandhauſerleut'!"

„Das wird wieder eine breite Lug' vom Lindenwirth ſein," hieß es. Als der Prieſter zurückkam, ſprach er die Worte: „Eins tragen ſie heraus, wenn nicht allzwei."

Frieda, obwohl ſchier zu kurzathmig für eine einzige Silbe, fragte hundertmal des Tages, wie es dem Blaſi gehe. — Dem ging es ſchon beſſer. — Aber warum er nicht zu ihr herabkäme? — Das hätte ihm der Arzt bislang noch verboten.

Und er: „Was macht denn die Frieda, daß ſie gar nicht zu mir kommt?"

— Sie dürfe jetzt nicht zu ihm, hieß es anfangs, ſie ſei ein junges Blut und könne die Krankheit leicht einathmen. —

„Ich meine allerweg — die hat ſie ſchon eingeathmet.“

Da verläugneten ſie es ihm nicht mehr: allerdings ſei ſie auch bettlägerig, aber Gefahr ſei gar keine — gar keine.

Einmal, mit geſchloſſenen Augen, ſagte der Sandhauſer: „Mir iſt dem — Hans ſein Spielwerk — immer ſo bekannt vorgekommen. Und hab's doch nicht gewußt, was es iſt. Jetzt weiß ich's. Es iſt eine Charfreitagsklapper.“

Am Abend des ſechſten Tages der Krankheit hörte der Blaſi auf zu ſprechen. Die Wärter und die anderen Leute gingen raſcheren Schrittes durch das Haus. Eine alte Magd eilte herunter in die große Stube zum Wandkaſten, der nahe am Bette Frieda's ſtand.

„Was ſuchſt denn?“ fragte die Kranke.

„Jetzt hab' ich gemeint, es wär' der Theelöffel da drin,“ antwortete die Magd und erhaſchte gleichzeitig im Kaſten eine rothe Wachskerze, welche ſie ſofort in der Fauſt verbarg. Frieda hatte es doch bemerkt. „Was brauchſt denn — jetzt die geweihte Kerze?“ fragte ſie, und indem ſie ſich etwas aufrichtete, mit greller Stimme: „Du, ſag' mir's! — Mein Mann ſtirbt!“

Die Wärterin ſuchte ſie zu beruhigen; die Kranke ſank zurück auf's Kiſſen und hauchte: „Er wartet ſchon, bis ich auch mitgeh'.“

Und ihre Bruſt bebte heftig bei jedem Athemzug. —

Oben zündeten ſie die Kerze an und gaben dieſelbe dem Sterbenden in die Hand, der bewegungslos dalag.

Nachbarn und Verwandte kamen und fragten leiſen Tones: „Sandhauſer, kennſt mich noch?“

Er neigte kaum merkbar das Haupt.

„Hätteſt noch ein Anliegen,“ ſagten ſie, „wir wollten Deinen letzten Wunſch gern vollführen.“

Er blickte ſie halboffnen Auges betrübt an. Dann war es, als wollte er die Lippen bewegen, aber es waren nur die Stöße des Athmens.

„Leut', hebt an zu beten!“ rief die Wärterin.

Da knieten ſie nieder um das Lager, an den Stühlen und Schränken und beteten: „Vaterunſer!“

Die Flamme der Sterbekerze zuckte hin und her und warf ihren Schein auf die lehmblaſſe Stirn des jungen Mannes, auf welcher zahlloſe Tropfen ſtanden.

So dauerte es gegen eine halbe Stunde, da ſagte die Wärterin plötzlich: „Jetzt kommen die letzten Schöpfer (Athemzüge)! O Herr Jeſu Chriſt! verlaß ihn nicht! O heilige Maria, bitt' für ihn! O heiliger Joſef! ſteh' ihm bei! O ihr himmliſchen Engel, bewacht ſeine arme Seel'! thut ſie hüten vor dem böſen Feind! ſteht ihr bei vor dem letzten Gericht! Dir leb' ich, o Jeſu! Dir ſterb' ich o“ —

Sie hielt ein und horchte nach ſeinem Athem. Sie nahm ein Spiegelchen von der Wand und hielt es vor die Lippen des Sterbenden. Die Glasfläche trübte ſich etwas; da huben ſie wieder an zu beten.

Der Athem ging regellos und matt; die Augen waren ganz zugefallen. Da löſchte die Wärterin das Sterbelicht aus und flüſterte den Anweſenden zu: „Er ſchläft.“ Und ſie ſchlichen davon.

Nach einigen Stunden, als an den Fenſtern der nebelige Morgen graute, ſchlug der Sandhauſer die Augen auf, blickte unſtät umher und hauchte: „Die Frieda, — warum will ſie gar nicht mehr zu mir kommen?“

Ein Nachbar ſaß bei ihm, der ſchwieg nach dieſen Worten eine Weile; endlich ſagte er: „Jetzt iſt's beſſer mit Dir; aber das iſt eine harte Nacht geweſen, Sandhauſer.“

„Ja,“ antwortete der Kranke.

Er lag wieder wie im Halbſchlummer. Und ſo verging ein Tag und eine Nacht. Am nächſten Morgen, als es ganz licht geworden war, wendete er etwas das Haupt und fragte: „Wer iſt denn unten?“

Und als er keine Antwort erhielt, fuhr er fort: „So viel Leute gehen um — unten in der Stube!“

Er hatte die große Unruhe bemerkt, die im Hauſe war.

„Der Frieda, wie geht's ihr denn?“ fragte er.

„Sie iſt wohl recht ſchlecht, Sandhauſer,“ verſetzte der Nachbar.

Der Kranke hob ein wenig das Haupt und lauerte.

„Es kommt mir heut — nicht recht vor!“ rief er faſt laut.

„Iſt wohl recht gefährlich,“ ſagte der Nachbar, „wir müſſen gefaßt ſein.“

Die Unruhe im Hauſe wollte ſich den ganzen Tag nicht legen. Einmal wurde unten in der großen Stube gebetet; es war das Murmeln ſehr vieler Menſchen.

Wieder kam der Arzt zum Kranken. Er erklärte bei dieſem die größte Gefahr als vorüber und verſchrieb ihm nervenberuhigende Mittel. Im Uebrigen war er kleinlaut und ging bald wieder davon.

„Was iſt denn das?“ ſagte der Kranke plötzlich, „was wird denn im Haus heut gekocht? Ich riech' Backwerk.“

Man hatte keine Entgegnung.

„Ihr thut mich martern, Leut'!“ verſetzte er. Dann war er wieder ſtill und ſtarrte wie ſinnend drein.

Ein paar hohltönende Schläge, die unten ſchollen, ſchreckten den Kranken auf.

„Jeſus! — Jeſus!“ rief er laut, „eine Todtentruhen!“

Sie mußten ihn mit Gewalt im Bette zurückhalten. Er preßte die Hände in's Geſicht und ächzte: „Sie iſt geſtorben!“ und hub an herzerſchütternd zu weinen.

Am nächſten Morgen haben ſie auf hoher Bahre die Frieda davon getragen. Man hatte ihr den Brautkranz um die Stirn gewunden.

Im Sandhauſe war es noch ſtiller, als es vor der Hochzeit war.

Der junge Bauer erholte ſich nur langſam, und als er das erſtemal in's Freie ging, hatte der herbſtliche Reif die letzten Blümchen vernichtet. Und die Schwalben waren längſt davon.

Der Sandhauſer verlangte, daß man ihm erzähle, wie Frieda geſtorben ſei. Man wich der Frage lange aus, endlich aber wurde ihm mitgetheilt: In jener Nacht, da die Leute alle um ihn, den im Sterben Liegenden, verſammelt geweſen, ſei Frieda ganz allein und ſtill verſchieden.

„Gott ſei Dank,“ murmelte der Sandhauſer. „Da hat ſie in Frieden mögen entſchlafen. Ihr glaubt es nicht, Leut', was das ſchrecklich iſt, wenn ſie Einem die Sterbekerze in die Hand geben, wenn ſie klagen und die Gebete vorbeten, und was Alles dazu gehört. Und nichts kriegſt mehr zu hören, als wie: jetzt mußt Du ſterben! Die Todesangſt, ihr Leut'! 's iſt grauſig!“

Heute iſt der Sandhauſer, wie man gern ſagt, ein Mann in den beſten Jahren. Er iſt, wie die Leute im Koberwald und in den Freiſohlergräben meinen, wieder lebensluſtig; doch ob er ſich noch einmal verheirathen wird, darüber getraut ihn Keiner zu fragen.

Der alte Hammerl-Hans lebt auch noch. Er geht mit ſeinem hölzernen Spielwerk thalauf und ab. Er ſtellt ſich luſtig und hämmert keck drein; aber man merkt es doch, er hat keine rechte Freude mehr an ſeiner Kunſt und übt ſie nur aus, des lieben Brotes willen.

Am Sandhauſe im Koberwald ſchleicht er ſtill und gebückt vorbei. Und vielleicht nachſinnend darüber, warum Guteswollen auf dieſer Welt ſo oft zum Böſen ausſchlägt, wankt er hin in der Waldeskühle und vergißt ſein Pfeifchen anzuzünden, das er im Munde trägt.

◆

Inhalt.

	Seite
Geleitbrief	III
Felix der Begehrte	3
Der Flößer-Hans	87
Der Herren-Sepp	113
Die Braut von Kain und Abel	161
Es reigt in Luſt ein Liebespaar	243

Druck von G. J. Manz in Regensburg.

Verlag der Manz'ſchen k. k. Hof-Verlags- und Univerſitäts-Buchhandlung
in Wien:

Das neue Jahr.

Deutſcher Volkskalender

1879.

Herausgegeben von **P. K. Roſegger.**

Siebenter Jahrgang mit 60 Bildern.

Preis nur 60 kr.

Hiezu eine prachtvolle in zwanzig Farben hergeſtellte Oeldruckprämie betitelt

„Juſt nit"

nach dem berühmten Original-Oelgemälde von Profeſſor Eduard Young in München, gegen die geringe Nachzahlung von einem Gulden; Werth im Kunſthandel mindeſtens **fünf** Gulden. Dieſen herrlichen Zimmerſchmuck für die erwähnte geringe Nachzahlung zu erwerben, ſteht Käufern des Roſegger-Kalenders frei; wir wollen damit den Freunden vom **Neuen Jahr 1879** etwas Außergewöhnliches bieten.

Inhalt:

Kalendarium. — Der Wildſchütz. Eine Geſchichte aus den Alpen von **P. K. Roſegger**. — Waldlied von **R. Baumbach**. — „Nur nicht Steuer zahlen." Die Geſchichte vom Bauern auf dem Hinterberge. — „Sie wiſſen es nicht" Gedicht von **Robert Hammerling**. — Wie die Menſchen reiſen. — Steiriſches Sängerlied von **Roſegger**, mit Muſik von **H. N. Fuchs**. — Ränke und Schwänke zur Kurzweil gewählt und erzählt vom Kalendermanne. — Wie aus der Katz' eine Hexe wird. — Mit Einſchluß des Schulmeiſters — Einer, der noch ſchlauer iſt als der Zollwächter. — Der Kalbskopf. — Das Hauskreuz. — Der Todesengel und ſein Sohn. Von **J. Lewinsky**. — Der Bürger und der Bürgermeiſter. Von **K. G. Leitner**. — Etwas vom Licht. Zur Belehrung für Jedermann. — Naturforſcher auf der Alm. Ein fröhlich' Geſchichtchen von **P. K. Roſegger**. — Steiriſche Weis. — A weltlichs Lied. Von **P. K. Roſegger**. — Die Gamsjaga in Eiſenerz. Von **J. L. Lindner**. — Der rothe Räuberhauptmann aus der Sagenwelt des Volkes — Allerlei Alt und Neu. — Wie die Provinzen der öſterreichiſchen Monarchie gewonnen wurden. — Vom Manne, der einen Kaiſerthron verſchmäht. — Ein alter Tyroler an ſeine Kindeskinder. — Die Hauptſachen in der Monarchie. — Er ſtammelt ſchon. — Die Schrift der Blinden. (Mit Schriftzeichen.) — Von der Rieſenſtadt London. — Kleine Geſchichten. — Der alte und der neue Papſt. — „Lies es" und „Merk es". Gedichte von **Rückert** und **Bodenſtedt**. — Eine mit Geld. Hiſtorie von **P. K. Roſegger**. — Ich nehm' es leicht. Gedicht von **Auguſt Silberſtein**. — Der Neujahrsbote. — Nachſchlageblätter; Das neue Maß und Gewicht. Poſtweſen. Jahrmärkte.

Aus dem neueren Verlage

der Manz'ſchen k. k. Hof-Verlags- und Univerſitäts-Buchhandlung in Wien:

Falkland, Heinrich, Gedichte. Eleg. Lwdbd. mit Goldſchnitt. Zweite, vielfach verm. u. verb. Aufl. 12°. (344 S.) 3 fl.

Felſenthal, Rud. Edler v., k. k. Polizeirath. Aus der Praxis eines öſterreich. Polizeibeamten. Erſter Band. Der Banknotenfälſcher Peter v. B***. gr. 8°. (XLVI, 256 S.) 80 kr.

Gemeinde-Verwaltung, die, der Reichshaupt- und Reſidenzſtadt Wien in den Jahren 1871—1873. Bericht des Bürgermeiſters Dr. Cajetan Felder, vorgelegt dem Gemeinderathe im November 1874. Mit 3 großen Plänen, 30 Tafeln und 202 Tabellen. Lex. 8. 1875 (X, 776 S.) Eleg. cart. 12 fl.

— — Bericht in den Jahren 1874—1876. Mit 8 Plänen und 121 Tabellen. Lex.-8. (880 S.) 1878. Eleg. cart. 12 fl.

Haldinger, Andr., Selbſtadvokat, oder: Gemeinverſtändliche Anleitung, wie man ſich in Rechtsgeſchäften aller Art ſelbſt vertreten und die nöthigen ſchriftlichen Aufſätze wie Eingaben, Geſuche, Recurſe, Contracte ꝛc. ꝛc. ohne Hilfe eines Advocaten vollkommen rechtsgiltig abfaſſen kann. Auf Grundlage der neueſten Geſetze und insbeſondere auf die gegenwärtig in Ungarn geltenden Juſtizgeſetze durch mehr als 400 Beiſpiele und Formularien erläutert. Zwölfte, durchaus umgearb. vielfach verb. und verm. Auflage. gr. 8°. (XVIII, 714 S.) 4 fl. Solid geb. 4 fl. 50 kr.

Hämmerle, Heinrich, k. k. Bezirkshauptmann (Verfaſſer der „autonomen Gemeinde"), Handbuch für die Gemeinden über den ſelbſtſtändigen und übertragenen Wirkungskreis der Gemeinden und die Organe zur Ausübung desſelben. Durch 200 Formularien erläutert. Dritte verbeſſerte, vielfach vermehrte Aufl. gr. 8°. (XVI, 622 S.) 4 fl.

Helfert, A. Frhr. v., die Wiener Journaliſtik im Jahre 1848. gr. 8°. (IV, 384 S.) 3 fl.

Das Buch des berühmten Hiſtoriographen bekundet inſoferne ein eigenthümliches Intereſſe im hohen Grade, als „die Wiener Journaliſtik des Jahres 1848" in dem kurzen Zeitraume von zwölf Monaten alle drei Phaſen durchgemacht hat, denen die Preſſe in einem geordneten Staatsweſen überhaupt ausgeſetzt ſein kann: in den erſten dritthalb Monaten Cenſur, dann ſieben und einen halben Monat Preßfreiheit, zuletzt zwei Monate Belagerungszuſtand; mit anderen Worten: weil ſie in dieſer Zeit drei verſchiedene Herren hatte, von denen ſich einer tyranniſcher zeigte als der andere: zuerſt die Polizei, dann Markt und Straße, zuletzt der Säbel. Frei im wahren Sinne des Wortes, das heißt: nicht anders beſchränkt als durch das Geſetz — war die Wiener Preſſe das ganze ereignißvolle Jahr nicht.

Aus dem neueren Verlage
der Manz'ſchen k. k. Hof-Verlags- und Univerſitäts-Buchhandlung in Wien:

Steinbach, Emil, Dr., Die Rechtskenntniſſe des Publikums. Ein Vortrag, gehalten im wiſſenſchaftlichen Club zu Wien am 10. Januar 1878. 8°. (55 S.) geh. 40 kr.

Unſer neues Maß und Gewicht.

Umwandlung der alten öſterreichiſchen Maße und Gewichte in die neuen und umgekehrt ſammt den gegenſeitigen Preisumrechnungen.

An theueren Lehrbüchern über unſer neues Maß und Gewicht in großem Format fehlt es zur Zeit nicht, wohl aber an Anleitungen von zweckſprechender und überſichtlicher Eintheilung des Inhaltes **in handlichem Taſchenformat ſauber gebunden zu billigen Preiſen.**

Die günſtige Aufnahme, welche der von **Wechs** herausgegebene, ſtark verbreitete, mit einer Anſchauungstafel verſehene, 15 Bogen Preisumrechnungstabellen umfaſſende **Allgemeine Rathgeber** und **Schnellrechner ꝛc.,** Preis gebd. fl 1. —, allenthalben gefunden hat und noch täglich findet, war uns ein Fingerzeig, für jeden Beruf bequeme Büchlein ſammt Umrechnungstabellen in ſolidem Einband herauszugeben und dieſelben ebenſo zuverläſſig als praktiſch einzurichten. Wir erlauben uns demnach zu empfehlen:

Wechs, Hilfsbücher, Rathgeber, Schnellrechner, Umrechnungstabellen für

	ſolid gebd.	
Apotheker	50	kr.
Architekten	90	„
Arzneiwaarenhändler	50	„
Aerzte	50	„
Bäcker	40	„
Bauaccordanten	90	„
Bauhandwerker	90	„
Bauleute	90	„
Baumeiſter	90	„
Bau-Unternehmer	90	„
Beamte	80	„
Bierwirthe	50	„
Binder	80	„
Brauer	50	„
Brauereibeſitzer	50	„
Drechsler	80	„
Droguiſten	50	„
Eiſenbahnbeamte	80	„
Eiſenhändler	70	„
Eſſigfabrikanten	50	„
Feinzeugſchmiede	70	„
Forſtbeamte	70	„
Forſtleute	70	„
Gaſtwirthe	50	„
Gelbgießer	70	„
Getreidehändler	40	„
Gewichtverfertiger	70	kr.
Goldarbeiter	40	„
Goldwaarenverkäufer	40	„
Gürtler	40	„
Gutsbeſitzer	60	„
Gutspächter	60	„
Handelsleute	60	„
Hausfrauen	40	„
Holzhändler	70	„
Juwelenarbeiter	40	„
Juwelenhändler	40	„
Juweliere	40	„
Kaufleute	60	„
Kupferſchmiede	60	„
Landwirthe	60	„
Markſcheider	1 fl. —	„
Maſchinenſchloſſer	70	„
Materialwaarenhändler	50	„
Maurer	90	„
Mechaniker	70	„
Mehlhändler	40	„
Metallarbeiter	70	„
Metallgießer	70	„
Metallwaarenfabriken	70	„
Möbelfabrikanten	80	„
Müller	40	kr.
Oekonomen	70	„
Polirer	90	„
Poſtbeamte	80	„
Rechnungsbeamte	80	„
Schmiede	70	„
Silberarbeiter	40	„
Silberwaarenverkäufer	40	„
Spängler	70	„
Spritfabrikanten	50	„
Stahlſchmiede	70	„
Steinmetze	90	„
Tiſchler	80	„
Vermiſchtwaarenhändler	50	„
Wagmacher	70	„
Wagner	80	„
Waldbeſitzer	70	„
Weinhändler	50	„
Weinwirthe	50	„
Werkzeugſchloſſer	70	„
Wirthe	50	„
Zimmerleute	90	„
Zinngießer	70	„
Zollbeamte	50	„

Aus dem neueren Verlage
der Manz'ſchen k. k. Hof-Verlags- und Univerſitäts-Buchhandlung in Wien:

Wien im Jahre 1873,

Rundgemälde der Kaiſerſtadt aus der Vogelperſpective, **46 Wiener Zoll lang, 29 Wiener Zoll hoch.** Preis 1 fl. ö. W. Auf Alle, welche in Wien lebten, welche Wien aus früherer Zeit kennen oder Wien beſuchen, wird dieſes in ſeiner Ausführung und in ſeinen Größenverhältniſſen

☞ **einzig daſtehende impoſante Kunſtblatt** ☜

nicht verfehlen, einen gewaltigen Eindruck zu machen, da bis **jetzt keine Anſicht irgend einer Stadt in ſolcher Größe exiſtirt,** und ſich wohl keine Metropole ſchon der reichen Renaiſſancebauten wegen zur künſtleriſch vollendeten Darſtellung beſſer eignet. Das Bild erſetzt einen Orientirungsplan.

Wien's Baudenkmale und nächſte Umgebung. Zwanzig Anſichten der öſterr. Kaiſerſtadt und nächſter Umgebung. Nach Originalaufnahmen in Farbenholzſchnitt ausgeführt von F. W. Bader. 1874. Inhalt: Stephansdom. — Karlskirche. — Neue Univerſität (im Bau). — Kunſthiſtor. Muſeum (im Bau.) — K. k. öſterr. Muſeum für Kunſt und Induſtrie (Säulenhof.) — Opernhaus. — Stadttheater. — Nordbahnhof. — Augartenbrücke. — Neues Rathhaus (im Bau). — Neue Börſe. — Belvedere. — Palais Erzh. Wilhelm. — Heinrichshof. — Stadtpark. — Hôtel Imperial. — Schönbrunn mit Gloriette. — Volksprater. — Kahlenberg. — Vorder-Brühl. — Quer-Octav-Format. Eleg. cart. 2 fl.

Wirth, Max (Nationalökonom), Cultur- und Wander-Skizzen. 8°. (VIII, 388 S.) 2 fl.

Mann und Weib.

Liebesgeſchichten

von

P. K. Roſegger.

Zweiter Band.

Wien, 1879.
Manz'ſche k. k. Hof-Verlags- und Univerſitäts-Buchhandlung.

Der Hinterschüpp.

Der Hinterſchöpp,

oder die Geſchichte dreier zweifelhaften Perſonen.

Aus dem erſten Capitel wird man nicht klug.

Für den Hinterſchöpp in Schneewaldbach war das ein ſauberer Pfingſtſonntag.

„Mein Lebtag weiß ich noch keinen ſolchen Pfingſtſonntag!“ rief er dem Sarge nach, den zwei Männer aus dem Hauſe trugen und etliche Weiber und Kinder mit lautem Gebete begleiteten.

„Vor der Naſe ſtirbt ſie mir weg, und juſt jetzt. Wer kunnt dich denn g'rathen (entbehren)?“ So rief er ihr nach, die im Sarge lag, und die Leute ſchauten verwundert zurück, und einen ſolchen Scheideruf hatten ſie noch nicht gehört.

Sie hat ihm manche Bosheit zugefügt, aber jetzt ihm das junge Kind in die Händ' legen und auf „ſiagſt mih neama“ davonrennen, als wie wenn ſie gar niemals zuſammengehört hätten — das war doch der ärgſte Streich, den ſie ihm anthun konnte.

Der Hinterſchöpp ſtand an der Hausthür und zwiſchen den Hollerbäumen lugte die Sonne auf ihn. Solche Leute ſieht ſie wahrlich nicht alle Tage wie dieſen Hinterſchöpp. Schon von auswendig gab er ein wunderliches Bild. Er war ein ſehr ſchlanker, hagerer Mann, er trug einen brauen zerſchliſſenen Lodenrock, der bis über die Waden hinabging. Die Füße ſtacken in grauen Wollpatſchen, und das war's, was ſein Weib — Gott ſchenk' ihr die Ruh'! — ſo oft geärgert hatte, daß er meiſt plötzlich vor Einem daſtand, ohne daß man ihn gehen gehört. Aus dem Habit ragte ein ſchlanker, brauner und runzeliger Hals hervor, auf welchem ein kleines, gealtertes Haupt ſaß — ein Haupt, mit ſeltſamem Gemiſch von Schönheit und Häßlichkeit. Die Augen, welche ſich unter den weitvorſtehenden Stirnknochen hineinduckten, waren klein und hellgrau und zeigten ringsum gar keine Schattirungen, weil die Brauen die Farbe der Haut hatten. Die Naſe machte oben zwiſchen dieſen Aeuglein einen kecken Sprung hervor, um dann in einem ſcharfen, ſenkrechten Sattel niederzufallen. Haare und Bart waren ſchon etwas grau und zum Theile kurz geſchnitten, zum Theile verfilzt und verworren. Die dünnen Lippen waren jetzt, da er ſeinem ihn treulos verlaſſenden Weibe nachblickte, etwas zuſammengepreßt, nur ein einziger, ſchneeweißer Zahn ſtach dazwiſchen auf der linken Seite hervor. Auf dem Kopf hatte er einen ſehr hohen Filzhut, der ſeine Geſtalt noch ſchlanker und abenteuerlicher erſcheinen ließ. Ganz ſtramm ſtand der Mann da; — man kann auch gerade aufwärts ſtehen, ohne bei den Soldaten geweſen zu ſein!

Und als er ſo an der Schwelle ſeiner Hausthür dem Tode nachſtarrte, meldete ſich hinter ihm ein junges Leben.

„Es kreiſcht ſchon wieder! — So wird es heute kreiſchen und morgen und jahrelang — und der Alte ſoll die Kindsmagd ſein. Und iſt es groß und kreiſcht es nimmer, und iſt der Alte ſelber ein Kind, das man heben und legen muß — nachher iſt wieder ein anderer Teufel da . . . . Weib, Du haſt ganz Recht gehabt, daß Du durchgegangen biſt. — Jetzt möcht' ſie ſchon da ſein, die Schraglin.“

So muß der Menſch mit ſich ſelber reden, wenn Keiner mehr da iſt, der ihm zuhört.

Das Keifen des zottigen Hündleins verkündete aber, daß Einer komme. Auf dem Fußſteige zwiſchen dem Haſelnußgeſträuche wackelte mit einem langen knorpeligen Stocke die Schraglin herbei. Der Hinterſchöpp war ein Kleinhäusler, der zwiſchen Wildwieſen und Laubwäldern einen Erdäpfelacker und einen Krautgarten beſaß, und auch noch ein mit Kohlenlöſche gedüngtes Salatbeetlein mit etlichen Nagelſtöcken, die an der nun verſtorbenen Hinterſchöppin ſtets eine ſorgſame Pflegerin gefunden hatten. Der Schöpp arbeitete zumeiſt als Holzknecht in den Wäldern, oder als Kohlenbrenner, oder als Tagwerker draußen in den Bauernhöfen. Er that, was ſich gab und was ihn freute, erwarb die nöthigen Bedürfniſſe ſeines kleinen Hauſes und war ein freier Mann. Die Schraglin war die Witwe eines Flickſchuſters und Kurſchmiedes, hatte einen Sohn beim Militär, war des Weiteren aber an keinen Menſchen gebunden, und auch an keine ſonſtigen Dinge, weil ſie eben nichts beſaß. Im Sommer hatte ſie bisher ihr Brot mit Eierhandeln und Botengehen verdient, bis ſie dazu, nicht etwa aus Wohlleben, ſondern aus Naturanlage, nachgerade zu wohlbeleibt wurde. Im Winter war ſie bei den Bauern und nähte und ſpann, ließ ſich auch als Krankenwärterin recht gut verwenden; und war es, daß ein Weib in ſeinen verſchiedenen Umſtänden Rath oder gar Hilfe heiſchte, ſo ließ ſich die Schraglin gerne finden und brauchen.

Hatte denn auch der Hinterſchöpp in ſeiner Noth nach der Schraglin geſchickt. Aber ſie war auf weiten Wegen geweſen, und jetzt, da ſie kam und nach der Hinterſchöppin fragte, gab ihr der Schöpp achſelzuckend zur Antwort: „Ja, die Hinterſchöppin, die iſt auf einmal ſo viel vornehm werden — hat mir die Treu aufg'ſagt, hat ſich auf den Schragen gelegt!“

„Jeſus Maria Joſef Joachim und Anna!“ ſchrie die Schraglin und ließ den Stock aus der Hand fallen, „da ſteht noch die Ampel auf der Bank!“

„Hat letzt' Zeit ein Nachtlicht haben müſſen.“

„Und das Kreuz!“

„ — ſteht auch noch da. Das hat ſie mir im Haus gelaſſen.“

„Hinterſchöpp! ſie iſt Dir geſtorben!“

„Das war närriſch. Jetzt hätt' ſie ein Kind gehabt; hat ja fortweg eins haben wellen. Und wie es ſchreit, lauft ſie davon. — Schraglin, ich möcht' auch am liebſten davonlaufen!“

Die Schraglin war ſchon in die Stube geeilt, wo das Kind wimmerte. Er ſprang ihr nach und führte ſie wieder vor das Haus und ſagte haſtig: „Schraglin, ehvor Du was anrührſt im Haus, müſſen wir allerlei miteinander ausreden.“

„Geh, geh, reiß Eins nicht ſo herum, jeder Menſch kann nicht ſo rührſam aus- und einrennen, wie Du. Was kunnten denn wir miteinander zu reden haben, kaum daß Dein erſtes Weib aus dem Haus getragen iſt!“

„Schraglin, Du denkſt weiter als wie ich!“ lachte der Schöpp mit hohlem Tone. „Die Narrheit zweimal machen, an das hab' ich noch nicht gedacht; aber eine Wirthſchafterin muß ich im Haus haben, und das auf der Stell'.“ Er hub die Hände vor ihr auf, er klammerte die Finger aneinander. „Verlaß mich nicht, Schraglin!“ Er weinte.

„Wenn's ihretwegen iſt“, rief ſie, „ſo leid' Dich aus — leid' Dich nur aus. Aber meinetwegen darfſt keinen Tropfen weinen. Wenn ich einmal ſeh', Du ſtehſt auf mich an, ſo verlaß ich Dich nicht. Wenn Du Dir's gut überlegt haſt, daß ich auf Deine Hauswirthſchaft ſoll ſchauen und das Kind warten — Gottswegen, ſag' ich. Aber eine Gais bring ich mit, Schöpp, und die mußt mir fuhren (hegen, nähren).“

„Die Gais können wir brauchen; der Kleine ſchreit eh ſchon nach der Milch.“

„Iſt's ein Bub?“

„Ein Bub! Warum?“ murmelte der Schöpp und blickte ſie ſchief an.

„Nachher iſt's ein Unglück Nur keinen Buben, ſag' ich alleweil, wer nicht groß Haus und Grund hat, daß er ihn kann anſäßig machen.“

„Haus und Grund hab' ich nicht, hab's nie gehabt, krieg's auch nicht.“

„Glaubt man Dir gern, Du biſt kein Großbauer, man ſieht Dir's an. Nichts für Uebel. Schöpp, Du wirſt es nicht glauben, ich trag' auch mein Kreuz auf dem Herzen. — Mein Hanſel, der beim Soldatenleben iſt, der iſt jetzt wieder ſoviel geſchlagen worden.“

„Aha!“

„Er laßt mir's ſchreiben und da ſteht's zu leſen.“ Sie hatte den Brief bald zur Hand; er war zerknittert und war feucht. Der ihn ſchrieb, hatte geweint, der ihn las, hatte auch geweint. Das Regiment liegt in Ungarn; der Hanſel hatte es nicht mehr ausgehalten, war in einer Nacht aus der Kaſerne geflohen, hatte heim wollen. Sie nahmen ihn gefangen und ſchickten ihn dreimal durch die ſchlagende Gaſſe. Den Rücken haben ſie blutig geſchlagen, aber das Heimweh haben ſie nicht erſchlagen. — Und das iſt der Schmerz der armen Schraglin, den ihr von nun an der Hinterſchöpp tragen helfen muß, weil ſie auch ſein Leid erleichtern will.

„Ja!“ ſagt der Hinterſchöpp und lacht, „ſo gut hätt' ich's auch haben können, aber — geſcheidt — geſcheidt muß man ſein! — Daß Du weißt, ich vertrau' Dir, Schraglin, ſo werde ich Dir einmal ein Geheimniß ſagen.

Mußt aber fein ſtill ſein! Sonſt hat es nur mein Weib gewußt, ſchau, und mein Weib iſt auch fein ſtill. Ich bin nicht der Menſch, mußt wiſſen, der nichts Heimliches bei ſich behalten kunnt, aber Dir ſag' ich einmal was.“

Dabei ging er über den Lehmboden auf und ab, hatte die Hände hinter dem Rücken und den Hut tief über die Augen gedrückt. Wie ihn das Weib ſo anſah, da wollte ſie es wohl glauben: der kann was wiſſen. Er war faſt unheimlich anzuſchauen, der hagere, braune Hinterſchöpp mit dem kleinen Kopf und dem hochragenden Hut darauf. Stand er aufrecht, ſo war's, wie ein Ausrufungszeichen, lag er ausgeſtreckt auf der Holzbank, ſo war's ein Gedankenſtrich.

Jetzt wieder ging er über den Boden auf und nieder wie ein Fragezeichen, das ſich einmal in die Höhe gereckt hatte, ſo daß es die ſchwarzen Trambäume der Hütte faſt berühren wollte.

Als ihn die Schraglin eine Weile angeſehen hatte, ſagte ſie: „Hinterſchöpp, wenn Du etwan auf das Fragen warteſt, was Du denn für eine Heimlichkeit in Dir hätteſt, ſo magſt lang' auf- und abgehen. Ich bin keine von den neugierigen Weibsleuten, ich paß' gern bis auf den jüngſten Tag, wo Alles aufgedeckt wird.“

Damit kriegte ſie ihn herum.

„Ja ſo,“ ſagte er, „auf den jüngſten Tag, meinſt. Biſt nicht dumm. Wir warten Alle auf den jüngſten Tag. Aber ich denk', da werdet ihr Weibsleute noch ganz andere Sachen zu hören kriegen, daß Du auf mein Ding gar nicht wirſt loſen wollen. Jetzt mußt mich betrachten, jetzt. — Schraglin, red' Dich aus einmal, was ſagſt zum Hinterſchöpp?"

„Was kunnt ich denn zum Hinterſchöpp ſagen," gab ſie ihm zur Antwort und maß ihn trauig von Kopf bis zu den Füßen, „ein alter Witiber iſt er."

„Verſtehſt mich nicht — was Du zum Namen Hinterſchöpp ſagſt?"

„Zum Namen? — an dem iſt ſchon gar nichts d'ran."

„Haſt recht, gehört auch nicht mein. — Wie lang kennſt mich, Schraglin?"

„Wie lang ſoll ich Dich denn kennen? ich verſteh's nicht, was Du mich heut' ſo herumfragſt. Dich weiß ich ſchon ſeit dem großen Schauer her."

„Biſt recht. Im Jahr, wie der groß' Schauer iſt geweſen, bin ich hergekommen. Das wird jetzt ſchon zehn Jahr ſein."

„Du Halbeſel, ſeit dem großen Schauer ſind ſchon dreiundzwanzig Jahr aus. Ich weiß es daher, weil in demſelbigen Jahr das Maxinhof-Haus iſt niedergebrannt und ich juſt in der guten Hoffnung mit meinem Hanſel bin geweſen."

„Ein rechter Altweiberkalender. Ich kenn' mich nicht aus, was das für ein Beweis ſein ſoll, daß es ſchon dreiundzwanzig Jahr her iſt."

Jetzt zählte ſie ihm's an den Fingern vor: „Mein Hanſel iſt dreiundzwanzig Jahr alt, das wird Dir das Kirchenbuch ſagen, wenn Du mir's nicht glauben willſt. Und mein Hanſel hat das Muttermal auf der rechten Wang', weil ich ſo viel Schreck ausgeſtanden hab', wie das Maxinhof-Haus iſt niedergebrannt. Und das Maxinhof-Haus hat der Donnerkeil anzunden bei demſelbigen Ungewitter, wie der groß' Schauer war. Weiß es noch ſo gut, als wie wenn's geſtern wär' geweſen."

„Laß es Dir ſchon gelten," murmelte er und warf abwehrend die Hand hin; „aber wo ich dieſe dreiundzwanzig Jahr hinthan hab', das verſteh' ich nicht. — Auf die Weis' wär' ich gar nicht mehr jung. — Jeſſes, Jeſſes, Hinterſchöpp, Du alter Tatel, daß Du's nicht g'ſpürſt!"

„Wirſt es ſchon g'ſpüren!" ſagte ſie.

„Aber der Hinterſchöpp, mußt wiſſen, iſt um halben Theil jünger."

Sie haſchte mit ihrer breiten Hand nach ſeiner ſchmalen Stirne und rief: „Schöpp! Hinterſchöpp, mit Dir geht's nicht recht her."

„Freilich, Schraglin, und das thäten Alle ſagen, wenn ſie's wüßten. Ein Glück, daß ſie den Hinterſchöpp nicht finden, der hat ſich in kein Kirchenbuch einſchreiben laſſen, und auch in's andere nicht, aus dem ſie beim Kreisamt die Soldaten herausfiſchen."

„Schelm, Du haſt Dich verlaugn't!" grinſte ihm das Weib zu.

„Schau Du!"

„Und haſt letztlich gar kein Taufwaſſer und kein Chriſam auf Dir!" rief ſie entſetzt.

„Alles lang ſchon weggewaſchen. Kriegt — hat meine Mutter geſagt — ſoll ich's wohl einmal haben. Aber ſelb' Zeit, mußt wiſſen, bin ich wer Anderer geweſt —

ganz wer Anderer. Derſelb' Andere iſt in ſeinen jungen Jahren verſtorben."

„Na" — flüſterte die Schraglin in ihr rothes Sacktuch hinein, „vor Dir hebt man ſich an zu fürchten."

„Wär' ein Unſinn. Ich thu' keinem Menſchen was; bin froh, daß ſie mich in Ruh' gelaſſen haben. Nur daß ich mich nicht hab' laſſen fortſchleppen wie ein Schlachtvieh und ſchlagen und treten, wie einen Hund. Wird auch kein Unrecht ſein, daß ich im Land mein eigener Herr hab' bleiben wollen. Und wenn's ein's iſt, ſo ſoll's er büßen, der's ſo eingerichtet hat. . . . ."

Er murmelte noch etwas und preßte den hervorſtehenden Zahn ſcharf in die Unterlippe hinein.

„Da muß ich Dir wohl recht geben, Hinter — ja Du, wie heißt denn nachher?"

„Hinterſchöpp, alleweil Hinterſchöpp bis der Hinterſchöpp ſtirbt. Alsdann magſt meinetweg ſagen, was Du weißt. Oder geht die Geſchicht' von vorn wieder an? he? — Schau Schraglin, und das hab' ich mir bedacht ſchon geſtern und das hab' ich mir bedacht heut'." Er ſtreckte den Zeige- und den langen Finger ſeiner linken Hand aus und mit dem Zeigefinger der rechten ſchlug er auf jene: „Iſt's ſo gangen, nachher geht's auch ſo."

Und ſchwieg.

Wer das Geſicht des Hinterſchöpp geſehen hätte!

D'rinnen hub das Kind wieder zu ſchreien an.

„So biſt mir jetzt die Hauswirthin," ſagte er zum Weibe, „will trachten, daß ich Dich nicht zu kurz halt' — das will ich trachten, Schraglin. Du haſt einen Buben bei den Soldaten, der ſchon zweimal geſchlagen iſt worden, das bedenk'. Und jetzt geh' mit, ich muß Dir noch was ſagen."

Sie gingen in die Stube.

Um die Mittagszeit waren ſie einig.

„Es iſt verflucht falſch," ſagte die Schraglin, „aber es iſt recht. Es iſt ſchon recht. Ich hätt's auch ſo machen ſollen."

„Ja, wenn das ſo leicht gehen thät! Das geht nur beim Hinterſchöpp im hinterſten Schneewaldbachgraben."

„Gehen thät's oft wo, ſelb' hätt ich keine Sorg'. Aber nachher? Wenn die Zeit herumgeht, Schöpp, was wirſt denn nachher anheben? Du, ich thät' mich doch nicht trauen! Da kommt Dir was heraus, Schöpp, da kommt Dir was Schaudervolles heraus. Funfzehn, ſechzehn Jahr ſind bald vorbei."

„Wird ſich ſchon manteln (bemänteln). Die Hauptſach' iſt das Taufbuch, mußt bedenken. Nur nicht verreden thu' Dich, Schraglin, ich bitt' Dich zu tauſendmal, paß' auf. — Da haſt dieweil was, na, na, laß Dich nicht ehren! aber Schraglin, ich druck' Dir's mit Gewalt in die Fauſt. So nimm's! brauchſt es ſelber nicht, ſo ſchick's Deinem Buben."

Daß der alte, häßliche Mann ſo nagelneue Dukaten hatte! —

Am Nachmittag kam einer von den Leichenträgern aus der Pfarre Kraden zurück.

„Na, habt ſie in Gottes Namen hineingeſchoben?" fragte ihn der Schöpp.

„Haben ſie hineingeſchoben. Da bring' ich Dir ein Brieferl.“

„Den Todtenſchein?“

„Wird wohl ſo was ſein. Acht Gulden dreißig Kreuzer macht's.“

„Nachher iſt's ein anderer Schein. Drei Gulden für's Läuten, das iſt aber viel!“

„Haben mit allen Glocken geläutet. Sag' ich ja noch: 's iſt die Hinterſchöppin, ein braves Weib, und in Kindbetten geſtorben — da muß ſchon recht geläutet werden. Rechtſchaffen feierlich iſt's gehalten worden und alle Leut' haben geſagt, Schad', daß der Schöpp nicht dabei iſt, der müßt eine rechte Freud' haben. — Daheim beim Kind muß auch wer ſein, hab' ich geſagt. — Aber ſaggriſch druckt hat uns Deine Alte; wenn Du wetten willſt, meine Achſel hat einen blauen Fleck. — Ja, und daß ich nicht d'rauf vergeß', vom Pfarrer hab' ich Dir was auszurichten. Wie's mit dem Kind ausſchaut, laßt er Dich fragen, Schöpp, — der Tauf' wegen, ſagt er.“

„Will er da auch ſchon wieder Geld haben?“ fuhr der Mann d'rein. „Chriſtus der Herr iſt dreißig Jahre alt geworden, bis er ſich hat taufen laſſen. — Halt ja! morgen werden wir ihm das Dirndl ſchon bringen.“

Später meinte die neue Haushälterin, ſie fürchte nur, der liebe Gott würde die falſche Tauf' für Uebel halten.

„Die falſche Tauf'?“

„Was denn!“

„Haſt Recht.“

Sie beſannen ſich. Dem Weibe fiel das Richtige ein. Taufen kann Jedermann, ſteht's im Katechismus, und nur einmal kann der Menſch getauft werden; weitere Taufen ſind weder nütze noch ſchade. Der Schöpp tauft das Kind zu Hauſe, nennt es nach Gewiſſen und Belieben und ſchickt es dann erſt zum Pfarrer und läßt es Antonia heißen.

Im Wandſchrank ſteht das Weihwaſſer. Der Schöpp zögert eine Weile; ſolcher Handlungen ungewohnt, verrichtet er dann haſtig das Werk an dem ſchreienden Kinde.

„Da riecht Eſſig!“ bemerkte die Schraglin und ſchnupperte mit der Naſe. Schreit der Schöpp ſchon auf. Anſtatt der Weihwaſſerflaſche hat er das Eſſigglas erwiſcht.

„Ja, Du Narr!“ ruft die Schraglin, „da iſt es freilich kein Wunder, daß Dir das Geſchäft ſo ſauer ankommt!“

„O Tonnele, Tonnele!“ rief der Schöpf dem Kinde zu, „wie's mit Dir anhebt, das iſt aus der Weiſ'! Jetzt möcht' ich ſchon wiſſen, was das wird bedeuten!“

— Am nächſten Tag iſt Alles nach Schick und Ordnung abgethan worden. Die Schraglin iſt Pathin, bringt vom Hinterſchöpphauſe ein viertägiges, zierlich eingefatſchtes Mädchen zur Kirche hinab, läßt es taufen und gibt ihm den ſchönen Namen Antonia. Hierauf ſteckt ſie ihm ein rothſeidenes Säckchen an den jungen Buſen — die Kreſengabe, die Antonia einſt ihrem Bräutigam als Beweis der Sparſamkeit mitbringen wird. Dann zahlt ſie dem Pfarrer und dem Meßner das Begräbniß und die Taufe, dann geht ſie auf eine Stärkung in's Wirthshaus, und dann trägt ſie die kleine Antonia zu ihrem hageren baumlangen Vater zurück.

Zwei Spitzbuben kommen zuſammen.

Der hagere, baumlange Vater Hinterſchöpp zog eines Tages, es war aber um manches Jahr ſpäter, ſeine braune, zwei Ellen lange Lodenjoppe an, ſetzte ſeinen hohen Filzhut auf, nahm ſeinen gewundenen Kranabethſtock zur Hand und wanderte.

In der Zweiſtundenlänge von ſeinem Hauſe weg, ſprach er alle Leute an, oder ſie ihn.

„Wohlauf, Schöpp, ſteigſt auf Arbeit aus?“ fragte ihn der Eine.

„Ja,“ ſagte der Schöpp.

„Auf Schlein über?“ fragte ein Anderer, „wird wohlfeil ſein, auf dem Schleiner Markt, das Korn. Iſt dem Herrgöttl wieder einmal ein gut Jahr aus dem Sack gefallen. Kaufſt?“

„Ja“, ſagte er.

„Kirfahrten, Schöpp? Auf den Dreiwaſenberg?“

„Ja,“ ſagte er.

„Du, Schöpp, Du Schöpp, was haſt Dir aber für ein Paar Stiefel machen laſſen? Die führen Dich heilig im Heiraten um?“

„Ja,“ ſagte der Schöpp und ging ſeines Weges. „Ja,“ ſagte er, und ſo ſollte es Jeder errathen haben und Keiner brauchte weiter zu fragen. Das Fragen irrte ihn heute Es war ja wahr, er ſah ſich dort und da nach Arbeit um für die nächſten Monate, und er wollte in der Schlein etliche Metzen Roggen und einen Sack Heiden kaufen für den Winter, und er gedachte, wenn er am Dreiwaſenberg vorbei kam, auf ein Stündel hinanzuſteigen zur lieben Frau von den drei Waſen, heißt das, wenn er gute Geſchäfte gemacht hätte; — der Menſch muß dankbar ſein, es iſt wegen ein andermal. Und die Heiratsſtiefel? Es mag ja ſein, daß er ein paar ſolche erwiſcht hat — von Ochſenleder ſind ſie, und eine Schweinshaut iſt auch d'rin, weil's ſo kraxt — er verſpürt's wohl. So ein Schuſter ſtiefelt ja bisweilen das ungereimteſt' Zeug zuſammen. — Der Schöpp! der Hinterſchöpp! der alte Hinterſchöpp! Auswendig ein grauſtruppiger Witib, inwendig ein dreidoppelt durchtriebener Narr! und heiraten!

„Warum denn nicht?“ fragte der Hinterſchöpp.

„Möcht ſchier auch wiſſen, warum nicht,“ antwortete der Hinterſchöpp.

„Fang an noch einmal von vorn,“ rieth der Hinterſchöpp, „wie Du ein baumlanger Kerl biſt, her — laß wem Andern auch noch was von Dir.“

„Verdangelt gern“, entgegnete der Hinterſchöpp, „aber ſo Eins iſt hölliſch vielhabig; gibt man den Finger, iſt gleich das Tappen nach der Hand, und an der Hand — bigott — hängt der ganze Schöppel mit Haut und Haar. Na weißt, 's thut ſich beſſer, ich behalt' mich ſelber.“

Und die neuen Stiefel knaxten ihres Weges fort. Wer gut bei Fuß — zehn Stunden iſt's nach Schlein. — 's iſt geſcheidt genug, dachte er ſich, daß man eine Wegſtrecke mit Stunden meſſen kann, wie ſie die Uhr ſchlägt; ſo will ich's mal probiren und einen Tag nach der Klafter abklaftern. Wenn er eine ausmacht! Hat nicht juſt verwichenen Sonntag der Pfarrer predigt, daß das Men-chenleben nur eine kurze Spanne Zeit dauert? Schöpp, hernachen trägt dein Reſt kleber (kaum) noch die Läng' von der Dicken eines Meſſerruckens. Sind ja ſchon zwei Mannslängen hinter Dir; eine zwanzigjährige und eine zweiunddreißigjährige, das macht einen alten Lumpen von zweiundfünfzig Jahren. Und ſag' mir, wie vermeinſt die noch übrige Läng' von der Breite eines Meſſerruckens zu verthun? Verſtirbſt, und das Mädel bleibt zurück! Hinterſchöpp, da kommt ein ſchreckhaftes Weltwunder heraus, das größer wird ſein, als wie alle andern achte zuſammen. Hinterſchöpp, daver muß was gethan werden; denk' an dein Verſterben! — So redete er in ſeinem Gedanken, ſprang dann über einen Waſſergraben und ſagt: „He, ſo lang' Du noch flink hupfen kannſt, iſt keine Gefahr. Verlaß Dich d'rauf, weil ich Dir's ſag: in dreißig Jahren lebſt auch noch!“

Und weg war das Simuliren und ein ſehr langer, aber ein ganz leichtlebiger Mann war's, der dahinſchritt gen Schlein.

In Schlein wußte er alle Wege und Gäßchen und alle Kniffe der Kornhändler. Er kaufte wohlfeiles Körndl ein. Dann kehrte er beim Kronenwirth zu und hielt ſich feil. Er ſaß am Tiſch, gleich Eingangs, hatte Wein vor ſich und tauchte eine Semmelſchnitte das einemal in den Schoppen und das anderemal in den Schöpp — und ſah dabei jedem Ein- und Ausgehenden groß in's Geſicht. Ein paar Bauern redeten ihn an, ob er zu haben wäre zum Holzſpalten, zum Köhlern, zum Strohdach decken.

— Wenn's nicht juſt auf der Stell' ſein muß, recht gern. — Und hatte Arbeit für die nächſten Monate.

Hinter Schlein ſteht ein Berg, der von unten hinauf mit Haſelnußſträuchen bedeckt iſt, dann in eisgrauen Wänden aufſteigt, oben einen jungen Wald und einen grünen Raſenplatz hat und der Dreiwaſenberg geheißen iſt. Auf dem Raſenplatz ſteht eine kleine hölzerne Kirche, deren rothe Thurmſpitze auf Schlein herab- und weit in's Land hinausſchaut. Zwei Glöckelchen ſind im Thurm, die locken den Menſchen vom Thale hinauf zu den ſteinernen Stufen und zu dem hölzernen Frauenbild, das in den Hunderten von Votivtäfelchen um ſich eben ſo viele Empfangsbeſtätigungen ausgetheilter Gnaden und Wohlthaten aufweiſt.

Der Hinterſchöpp war kein Betbruder, aber die lieb' Frauen von den drei Waſen galt was bei ihm. Mit der hatte er es ausgemacht vormaleinſt: Wenn's glücklich vertuſcht wird, ſo bin ich, der Hinterſchöpp, von jetzt an nicht zu karg. Des Jahres eine Kirchfahrt zu Dir, allemal ein paar rothe Kerzen mit, oder ein Silbergröſchel für den Opferſtock, oder ſo Eins um's Andere.

's war glücklich vertuſcht und die Freundſchaft beſtand. Und neuzeit hat der Schöpp die lieb' Frauen von Holz auch in's andere junge Geheimniß beigezogen, und opfert ſeither drei Kerzen und zwei Silbergröſchlein.

Nachdem er in der Bergkirche ſeine Andacht verrichtet hatte, ſtieg er hinterwärts am Berg hinab gegen ein Waſſer. Das Waſſer liegt wie eine ſchwarze Scheibe in einem Felſenkeſſel. Die Sage geht, daß der kleine See gar keinen meßbaren Grund habe. Aus dem ungeheuren Loch wär' vormaleinſt Feuer herausgefahren, aber nach der Sündfluth ſei das Waſſer d'rin ſtehen geblieben. Der See hat zwei

Zuflüſſe: eine in denſelben ſprudelnde friſche Quelle und einen ungeſtümen Waſſerfall, der von mehreren Wänden niederbricht; aber keinen ſichtbaren Abfluß, ſo daß die Leute ſagen, es thäte Alles in die Weltkugel hineinrinnen, bis ihr einſtmals, wenn ſie ſich vollgeſoffen hätte, der Bauch aufſpringen würde. Sie haben ſo ihre abſonderlichen Wiſſenſchaften, die Leute zu Schlein.

An einer Seite des Sees unter den Wänden iſt gerade ſo viel Raum, daß etliche Bäume ſtehen können, die ſich zu dieſem Waſſerauge wie die Brauen reimen; iſt weiters ein trübſeliger Fußweg, auf welchem man in die Luſch hinaufkommt, wo es ſo ſchauderhaft wüſt iſt, daß jetzt, etliche dreißig Jahre nach den hier erzählten Geſchehniſſen, der Kronenwirth zu Schlein ein Wirthshaus bauen laſſen will für die Stadtleut', bei denen es in die Mode gekommen iſt, daß ſie zur Schwärmzeit, im Juli und Auguſt, aus ihren Mauerwänden hervor- und in die Felswände hineinkriechen.

Mitten am See, wo der Weg mit arger Noth am Gewände hinanklettern muß, daß er der völlig finſteren Waſſertiefe ausweicht, an einen widerborſtigen Fichtenbaum, iſt ein Votivtäfelchen genagelt. Das Dachbrettchen iſt ſchon mooſig über unt über, die Malerei ſchier verblaßt und verwaſchen, und noch zur Nothdurft iſt unterhalb folgender Bericht zu leſen:

„Im 1809er jar, am Feſttag des heil. Auguſtini, iſt dahier Anton Obersdorfer, vulgo Holzknecht-Toni in ſeinem 20. Lebensjar durch einen Sturz in die Waſſerfluthen elend zu Grund' gegangen. Gott Wirt ſein Seel in Himmel nehmen, der Wanderer ſei gebetten um einen Vaterunſer."

Unſer Hinterſchöpp blieb ſtehen vor der Tafel und ſah ſie an und betete das verlangte Vaterunſer. Dabei lachte er hämiſch und zog ſeine falben Augenbrauen wie zwei Häublein über die Augen herab, und ſein Oberzahn ſtach zwiſchen den zuſammengekniffenen Lippen noch länger und ſchärfer hervor, als ſonſt. Es war, beſonders in dieſem Augenblicke ein ſeltſam häßliches Geſicht. — „Der arme Anton Obersdorfer!“ murmelte er dann, „ſo frühzeitig hat er ſterben müſſen; — ſchlaf' wohl, Anton Obersdorfer, Dich findet Keiner mehr.“ —

Und ging weiter.

Unweit davon ſetzte er ſich auf einen Stein und unterſuchte ſich, wie's mit dem Imbiß ausſah, den er mittrug. Ja, daß Einer da, wo voreinſt ein Anderer ſo elend ſtarb, mit ſo gutem Behagen ſeinen Käs mit Schrotbrod verzehren kann! Und wenn ihn der Todte noch was angeht.

Als der Schöpp ſaß und aß, kam vom Berge herab ein altes Weib gehatſcht, das trug einen Kranz aus Feldpflanzen in der Hand und ſpannte ihn um die Votivtafel. Der Schöpp zog die Augenbrauen in die Höhe. Als das Weib herankam und den Mann ſitzen ſah, rechtfertigte ſie ihre That. Es ſei heute der Jahrestag vom Tode des jungen, braven Menſchen, der im tiefen See ſein Grab habe.

„ — Ei ſo!“ that der Schöpp, „der Jahrestag. Ja, mag wohl ſein. Wie iſt's denn zugangen, daß man's ſo genau weiß?“

„Wie wird Eins denn das nicht wiſſen?!“ begehrte die Alte auf; dann ſetzte ſie kleinlaut bei: „Recht hat Er eh. Man weiß auch nichts. 's iſt halt gar ſo viel traurig. Ueber die dreißig Jahr ſind vorbei, und aufkommen iſt gar nichts. Geſicht hat er gern, das iſt wohl wahr, es kann ihn aber leichtlich auch ein herabfallender Stein in's Waſſer geſchlagen haben. Er mag verrutſcht ſein — der Luſchweg iſt dazumal noch vermaledeiter geweſen, als wie jetzund. — Am Auguſtini-Tag bei der Frühmeß iſt er noch in der Schleiner Kirch' geſehen worden. Um die Abendſtund' bringt einer die Mähr', am See wär' der Hut und die Tabakpfeifen vom Holzknecht-Toni gefunden worden. Und ſeither hat kein Menſch vom Toni nichts mehr gehört. Bei Gotts-Chriſti Wahrheit iſt mir Der mitten in der Weltkugel d'rin!“

„Dir iſt er? Alte, Du thuſt ja hell, als ob er Dich was anging'?“

„Kunnt leicht wohl ſein!“ rief das Weib, „kunt wohl ſein, daß Einen der Liebſte was angeht!“ Und trippelte fürbaß.

Der Schöpp that ein Auge zu, und das andere that er auf. Und dachte nach, was das bedeuten ſollte. — Als ob der Anton Obersdorfer nicht ſein allerbeſter Freund geweſen wäre! Der hätte ihm von ſothaner Liebſchaft ja was ſagen müſſen. Und als der Toni in's Waſſer ſtürzte und der Hinterſchöpp hohnlachend davon huſchte durch den finſteren Wald bei freiem Tage und über das freie Gelände bei finſterer Nacht: ſollte er damit auch ein weiblich Menſchenkind getroffen haben? Sie mag dazumal ja jung geweſen ſein und ſauber, aber der Schöpp wüßte es heilig nicht, daß der Toni eine Liebſchaft hätte gehabt. — Und heut' zur Stund' der Jahrestag und der Todestag und der Schöpp ſitzt da an die zwanzig Schritt vom Martertaferl und verzehrt ſeinen Käſe mit Schrotbrod. Es thut ſich ſchier poſſierlich.

Die Sonne von oben und der warme Stein von unten thaten behaglich, doch ſtand er zeitlich auf und reckte ſich, ſtreckte ſich — bigott, der Menſch wird ja noch alleweil länger! — Schließlich ſah er ſich ſcheu um, als graue ihm vor dem See und der kleinen Tafel am borſtigen Baum und trug ſich mit langen Schritten weiter.

Auf einem Umweg kehrte er wieder zurück gegen Schlein, aber im Buchenwalde fand er ein Moosplätzchen, das ihm durchaus tauglich und lang genug ſchien, ſeine müden Glieder für ein halb Stündchen zu wiegen. Der Schöpp geht juſt eben nicht mehr auf ſeinen erſten Füßen und ſo ein Tag wie der heutige — man vermeint, er wecke auf, aber er thut Blei in's Blut. Der Traum ſchlich ihm heute ſchon lange nach — jetzt, da der Alte hingeſtreckt lag, ſprang er ihm kecklich auf das Haupt. Da gings los; die Schraglin keifte und riß den Kranz vom Martertaferl; dem widerſetzte ſich das andere alte Weib, ſie geriethen ſich in's Gelocke, da tauchte die kleine Antonia aus dem Seegrund auf und ſie hatte einen Schnurrbart mitten im Geſicht, und ſie fragte ſcharf, was denn das närriſche Treiben ſolle an dieſem See? Und darauf kamen die Ueberreiter (Häſcher) wie auf feſtem Boden über den See geſprungen, und fingen das Mädchen und rüttelten an dem alten Hinterſchöpp . . . .

Der Hinterſchöpp erwachte vor ſolch' einem gottloſen Rütteln. Er ſah ſich liegen auf dem Mooſe im Buchenwald, wie er ſich hingelegt hatte, und über ihm ſtand — die Beine ſtramm nach ſeinen beiden Seiten ausgeſpreitet — ein Menſch, der ganz wie Solche ausſah, vor denen uns Gott behüte. Ein ſchwarzer, zerriſſener, baumſtarker, widerhaariger Kerl über und über. Das Weiße in den zuckenden Augen und die fletſchenden Zähne waren das einzige Weiße an ihm. Sein Beinkleid war aus zerſchliſſenem Leder, von ſeiner Joppe, die aus feinem blauen Tuch gemacht geweſen war, hingen die Fetzen nieder in vielfältigen Zungen, ſo daß ſich vom Eingeweide des Rockes ſchier mehr bot, als von deſſen legitimer Seite. Hals ſchien gar keiner da zu ſein, um ſo breiter machte ſich der Unterkiefer, von dem aus der Kopf kegelförmig zum Scheitel zuſammenlief. Haar und Bart gab's in Ueberfluß. Seinen rechten Arm ſtemmte er derart auf die Bruſt des Schöpp, daß ſich der kaum rühren konnte. Mit der andern Hand hielt er die Brieftaſche des Schöpp in die Luft. — Solchergeſtalt war die reizende Erſcheinung, die ſich unſerem erwachenden Wandersmanne darbot. Ein gewaltiger Knüttl lehnte quer über am Arme des fürchterlichen Mannes und ein blinkendes Meſſerbeſteck hing an den Lenden desſelben. — Die letzte Länge von der Dicke eines Meſſerruckens ſchon alle, Hinterſchöpp? Und genau an dieſem Jahrestag! Der liebe Gott iſt doch ein gewiſſenhafter Mann, daß er Alles ſo eintheilt.

Der Wilde that den Mund auf und pipſte: „Wollt' meinen, Du wärſt ſchon alt genug! Einen Schilling ſollt' man Dir geben. Iſt mir das nicht grenzenloſe Leichtſinnigkeit, daß Einer in einem ſo höllenöden Wald einſchlaft und den Spenſer mit der Brieftaſchen laßt er neben ſich liegen, als wie wenn das Geld ein Hundsfott wär!“

Das Stimmchen des grauenhaften Menſchen war ſo dünn und fiſtelnd, wie das eines wimmernden Kindes. Und fuhr in ſolchem Tone — denn er hatte keinen andern — fort: „Ehrlichere Leut', als ich einer bin, hätten den Geldlederſack mit ſich gewunken und Dich auf Deinem guten Gewiſſen in Fried' weiterſchlafen laſſen. — Wieder ein Anderer — weil unſer Herrgott ja allerhand Koſtgeher hat — hätt' ſich leichtlich für verpflichtet gehalten, Dir, mein lieber Alter, mit einem guten Kolben die zeitliche Ruh' zu einer ewigen zu verlängern und hernachen mit löblichem Fleiß zu muſtern, was noch an Dir hängen möcht' an Uhren oder Ringen, oder anderen brauchbaren Sachen, die der Wirthſchaftliche nicht gern auf dem Boden liegen laßt. — Ich geh' ſtad daher und ſeh' Dich ſchlafen und die faiſt' Taſchen lacht mir entgegen aus Deinem Janker und ich ſchau' noch etlichemal um mich herum. Kein Menſch ſieht's, mein Gott verrath' mich nicht und das Geld kann ich brauchen. — Die Taſch' hab' ich genommen, hab' Dich aufgeweckt — ſchlafſt aber, wie ein Dreſcher, Du. Und jetzo, ruck auf, das Geld nimmſt wieder zu Dir, und ein zweitmal, wenn ich Dich wieder ſo ſollt' treffen im gelegenſamen Wald, möcht' ich's nicht gern machen, wie heut'. D'rum geſcheidt ſein, mein lieber Hinterſchöpp!“

„Kennt Ihr mich denn?“ fragte der Schöpp, richtete ſich auf und ſtrich mit der Hand in der Eile etwas Schweiß von ſeiner Stirne.

„Jerum, wer kennt den braven Hinterſchöpp nicht! Wie geht's Deiner Schraglin daheim im Schneewaldbach? Rechtſchaffen! Kindl auch? Alles wohlauf? — Bin ja erſt letztunter mit der Kraxen bei euch drüben geweſt. — Der Schauderer! Mein Nebengeſchäft iſt das Holzſchüſſel- und Holzlöffelſchnitzen für Leut', die der Müh' werth was zu beißen haben. — Und nachher, meine eigentliche Profeſſion, mit der ich auch beim Amtmann eingetragen bin, iſt, daß ich ſtehlen thu'. — Ja, mein lieber Hinterſchöpp!"

— Ein Wahnſinniger iſt mitunter noch gefährlicher, als ein Räuber, mochte ſich der Schöpp gedacht haben, denn in ſeiner Miene war nichts weniger, als Zutraulichkeit zu leſen.

„Wie praktiſch ich mein Handwerk zu üben verſtehe," fuhr der ſeltſame Menſch fort, indem er ſich eine Stellung gab, in welcher er ein durchaus anderes, faſt anſtändiges Bild bot, „wie ich's verſteh', das, Hinterſchöpp aus dem Schneewaldbach, haſt jetzo geſehen. Ich ſag's auf meine Ehr', Mann Gottes, mit dieſem Geſchäft brächt' ich's rein an den Bettelſtab! — Aber halt meine Firma, mußt wiſſen, mein Ruf! Ich bin der größte, gefährlichſte Dieb, der abgefeimteſte Spitzbüb' im ganzen Kreis — ſo ſteht's intabulirt beim hohen Gericht. Und wo ſich ein Einbruch zuträgt, und wo ſich ein Schaf verlauft in den Wald und dem Wolf in's Maul, und auf dem Kirchtag, wo eine Uhr abgezwickt wird — da hat's der Schauderer gethan. Wer wird denn dahinterſtecken, als wie der Schauderer, iſt ja wieder aus dem Kotter, jetzt! — Ja, Freund!" und er legte ſeine Hand zutraulich auf den Arm des Schöpp,

„das mußt wiſſen, iſt mir höchſt unangenehm. — Daß ich im Grund ein Spitzbüblein bin, deß hab' ich mich ſelbſt im Verdacht, aber, daß ich mich einmal bei einer leibhaftigen Schlechtigkeit erwiſcht hätt' — 's ſelb' müßt' ich lügen. Mir iſt um mein' Ehr', Hinterſchöpp, mir iſt um mein' Ehr'! — Und weißt, alter Mann, der Du ſo redlich klar biſt, wie das Waſſer im Keſſelſee und ſo lang wie die halbe Ewigkeit — Du mußt mir heut' meine Ehr' auffriſchen helfen. Das iſt Deine Schuldigkeit. Ich hab' Deine Brieftaſchen in der Hand gehabt, wie Du biſt munter worden; ſo nimmſt mich jetzt und treibſt mich in's Schlein hinab zum Gericht und beſagſt es: was ein vollgemeſſener Hallunk' wär', der thät' die Leut' nicht aufwecken im Wald, anſtatt mit ihrem Geld ſich tiefer in den Schatten zu machen. Und ſo Einen, der die feinſte Gelegenheit hat, und doch nicht ſtiehlt und nicht raubt, ſo Einen müßt' man aus dem Spitzbubenprotokoll endlich ausſtreichen. Das verlang' ich, Schöpp, und jetzt geh' mit mir in's Schlein hinab.“

Der Hinterſchöpp lachte verhältnißmäßig; denn entſchieden lachte er nie und man mußte ſchon recht zufrieden ſein, wenn er einmal den Mund quer in die Länge zog und der Vorderzahn über die Unterlippe niederſtach.

„Iſt gut,“ ſagte er hierauf, „ich nehm' Dich mit, Schauderer, und zeig' Dich beim Gericht an, daß Du mich nicht beſtohlen haſt. Voreh' muß ich wohl doch erſt nachſehen, ob mir nichts im Verſtoß iſt. Nur ein Eichtl weiter unten, wo man die Häuſer ſieht, denn, durch und durch trau' ich Dir nicht.“

„Wenn wir weitergehen", ſagte der Schauderer, „ſo muß ich auch meine Kraxen mittragen." Hinter dem Buſch ſtand die Rückentrage mit den hölzernen Schüſſeln, Schaufeln und Löffeln, deren Herſtellung und Handel ihren Mann ernährten. Dieſe Trage faßte der Schauderer ächzend auf den Rücken, ſtieß ſeinen Knüttel in den Boden und brummte: „So, jetzt bin ich's!"

Und er war's. Und ſah ganz aus wie ein ehrlicher Mann.

Hernach, weiter unten, wo das Wegmacherhaus ſtand, und wo hinter den Obſtbäumen die Häuſer von Schlein herverſchimmerten, unterſuchte der Hinterſchöpp ſeine Geldtaſche und ſeine Säcke. Es fehlte nichts.

„So will ich's hoch und theuer beſchwören, braver Schauderer, daß Du mich im Walde ſchlafend gefunden, daß Du mein Geld in der Hand haſt gehabt und — machen wir die runde Zahl — auch mein Leben, und daß Du, als der ehrlichſte aller Spitzbuben, mir beides unverſehrt wieder zurückgeſtellt haſt. Thät ja überhaupt viel weniger Geſcher' und Schreibereien geben in unſeren Gerichtskanzleien, wenn man anſtatt den Schurken einmal die redlichen Leut' zu Protokoll bringen wollt!"

„So was hat der Trummelböck auch geſagt, als wie ich ihm die erſten Aepfel ſtahl," entgegnete der Schauderer treuherzig. „Ich beutel die Rothbauchigen luſtig vom Baum; packt mich nicht gach Ein's am Genick und beutelt auch da? — Der Trummelböck ſteht — er und ſein Stecken. Iſt ein alter Bekannter von mir geweſen, der Stecken; ſelb', wie ich dem Böck die Erdäpfel aus der

Erden grab', hab' ich ihn kennen gelernt. Ein bitterlicher Stecken, Hinterſchöpp! Und wie ich ihn jetzt wieder hinter mir aufhupfen ſeh' unter'm Apfelbaum, und wie der Trummelböck die höfliche Frag' thut: Du kleinwinziger Schauderer-Bub' — bin dazumal noch lang nicht ausgewachſen geweſen — Du biſt ja ſchon ein ausgelernter Dieb, wohin ſoll Dich denn das führen? — Jetzt denk' ich, daß mir der Stecken erſpart bleibt, ſo mach' ich Ausſicht auf eine andere Straf'. Wohin das führen ſoll? ſag' ich, und es ſtößt mich ſchon der Bock, an den Galgenſtrick wird's mich führen. Und d'rauf gibt mir der Trummelböck die Antwort: Ja, ja, ja, an den Galgenſtrick, das iſt leicht geſagt, ihr Diebsgeſindel. Möcht' wiſſen, wo den Hanf hernehmen dazu, daß jeder ordentliche Dieb gehenkt werden kunnt! Stecken wachſen mehr auf der Welt, als wie Strickzeug, die braucht Ein's nicht zu ſparen. — Und das muß ich Dir beſchwören: Ein Filziger ſonſt, der Trummelböck, aber ſein Holz hat er an mir ganz gottesläſterlich verſchwendet. Mein Hinterſchöpp, mir wär' die Ausſicht auf den Galgenſtrick lieber geweſen, als wie dieſer gräuliche Baumaſt."

„Thu' nicht verzagen, mein Herz," antwortete ihm hierauf der Lange, „es wird Alles noch gut werden; das Holz iſt verwunden und friſcher Hanf wächſt alle Jahr."

„Du verſtehſt mich nicht, Hinterſchöpp," fiſtelte der Schauderer, indem er ſtehen blieb und ſeinen Knüttel unter die Rückentrage ſtützte. „Ich kaprizir' mich nicht auf's Henken! — Auch hätt's dazumal noch Zeit gehabt, denn der Menſch muß über und über ausgewachſen ſein. Nur an's Herz greifen hab' ich dem Kerl, dem Trummelböck mit dem Galgenſtrick wollen. Wenn mir um den Strick iſt, hörſt, ſo ſtehl' ich keine Aepfel — oh, da greif ich der Müh' werth was an! Alle Tag' hätt' ich Schick. Juſt wie vorgeſtern. 's iſt ſchon finſtere Nacht, ich geh' den Weg in's Lehviertel hinab; kennſt ihn ja — die Gegend iſt ödweilig wie eine ausgeſtorbene Mühl'. Und bei der Nacht ſchon gar. Denk' ich bei mir: Schauderer, da jetztund wär's gut rauben! Sollt' dir Einer begegnen, puff' ihn nieder mit der Fauſt. Todtſchlagen iſt nicht noth, nur daß er dir elmiſch (ohnmächtig) iſt und das Geld auslaßt. Und duckſt ab, und haſt viel nicht, ſo haſt ein Bißel was, und wenn du dir damit nur einen einzigen vergnüglichen Tag kannſt anthun, ſo iſt das Püfflein ſchon verlohnt.“

„Menſch!“ machte der Schöpp und ſah ihn groß und wunderlich an, „laß' Dir zum Guten rathen, ſchieb' bei Zeiten ab, geh' nicht mit mir zum Gericht, 's kunnt Dich dorten verdrießen, Schauderer, ſchauderlich verdrießen!“

„Sei kein Narr, Hinterſchöpp! Meinſt, ich thät Dir's erzählen, wenn's zu was kommen wär'? Und der guten Vorſätze allein wegen wird Keiner eingeſperrt. — Na weiter alſo. Wie ich Dir eine Weil' ſo hintrott', vor und hinter mir die Oedweiligkeit und zu beiden Seiten auch, da hör' ich Einen dahergehen. Ein gut unterſetzter Menſch übereinand' und der große Knüttel, den er bei ſich tragt, weiſt, gering angeſetzt, auf einen Hunderter in ſeiner Taſchen. Der Weg iſt breit genug, wir hätten recht leicht fünf Schritt weiter füreinander können, aber ſchnurgrad' gehen wir aufeinander zu. — Mit Verlaub, ſagt er, hat der Herr keinen Mann begegnet, der einäugig iſt und eine Pelzhauben trägt? — Hat er nicht einen braunen Schurz am Leib? frag' ich. — Ja, ſagt er, hat auch einen braunen Schurz am Leib. — Iſt mir nicht untergekommen, d'rauf meine Antwort; aber, guter Freund, ſag' ich, und will mich ſchon erkundigen, wie's wohl mit ſeinen Habſeligkeiten beſtellt wär'. Da ruft er: Deßweg' iſt's, daß ich nachfrag', beraubt hat mich Einer! — Oho! ſage ich. — Und hell unterwegs. — Wie denn das? ſag' ich. — In Otterkirch' hat er ſich zu mir geſchlagen; ein weltfremder Menſch. Wir ſteigen vom Lehviertel herauf eine Weil' gemüthlich daher wie zwei Brüder. Wie es finſter wird, packt er mich auf Ja und Nein bei'm Kragen, g'rad ſo, und gibt mir auf Ja und Nein mit der Fauſt einen Puff auf den Magen, gerade ſo —. Na, na, ſag' ich, Lump', das kenn' ich ſchon, und faß' ihm den Arm ab. Du willſt mir's ſo handgreiflich erzählen, daß ich umfall' und Du mich ſauber ausſuchen kunntſt. Schelm! — Wie ein Haſ' hat Dir der Kerl jetzt Beine kriegt."

„Muß aber kein heuriger geweſen ſein, ſo wenig wie Du," meinte der Schöpp, „iſt nur Schad', daß ihr nicht wie Brüder miteinander geſtiegen ſeid."

„Hinterſchöpp!" begehrte der Schauderer pipſend auf, „was hab' ich Dir gethan, daß Du mich beleidigſt? Ich bin ein ehrlicher Menſch, und wenn ich hätt' gewollt, ſo wärſt jetztund in der himmliſchen Welt oder hätteſt für's Wenigſt auf dieſer keine Geldtaſchen bei Dir. Das wirſt mir gerichtlich beſtätigen. Geh' mit.“

Wie ſich der Jonathan Schauderer rechtfertigen läßt.

Sie gingen mitſammen in den Mark Schlein und ſie gingen dem Gerichte zu. Im Vorhofe des alten Klostergebäudes, in deſſen Räumen ſich die Behörde ſeit Kaiſer Joſef's Zeiten niedergelaſſen hat, zog der Schauderer einen Taſchenkamm hervor, um zur Ehre des hohen Ortes Haar und Bart ein wenig zu hächeln. Dann ſchritten ſie fürbaß die Treppen empor. Die Herren in der Kanzlei erſchracken baß, als ſie die beiden Geſtalten — eine verdächtiger wie die andere — eintreten ſahen. Es war heute nur ein einziger Amtsdiener im Hauſe. Der Vormann der Behörde erkannte augenblicklich ſeine Sendung. Vor Allem das Wichtigſte war, daß er mit einer Stimme, die mindeſtens ſo ſtark ſein mußte, als wie die gewaltigen Handſtöcke der Eintretenden, ſie anfuhr: was ſie wollten!

Daraus vermuthete der Schauderer ſofort, daß ſein Begleiter hierorts unbekannt ſein dürfte; er ſagte daher mit einer tiefen Verbeugung: „Ich bitte zu Gnaden, das iſt der Hinterſchöpp von Schneewaldbach, ein kreuzbraver Mann durch und durch; hat nie keine gerichtlichen Anſtände gehabt. Ich bin der Jonathan Schauderer — bitt' — hab' ſchon die Ehr', hier bekannt zu ſein. Da oben im Wald' hab' ich den Hinterſchöpp begegnet und er wünſcht etwas anzugeben.“

Eine ganz manierliche Red' — aber die Herren gaben ſich faſt demonſtrativ den Anſchein, als hegten ſie Zweifel an der Rede Wahrheit. Da trat einer von den Schreibern herfür, hob ſeine Brillen auf die Naſe, ſah den Hinterſchöpp an und ſagte: „So weit in der Richtigkeit. Der Schöpp von Schneewaldbach iſt's. Iſt vor ein paar Jahren zu einer Zeugenausſag' berufen worden, eines Raufhandels halber. Liegt ſoweit nichts Bedenkliches gegen ihn vor.“

„Hat Er was vorzubringen?“ herrſchte der Richter den Schöpp an. „Vortreten!“

Der Schöpp that ein paar Schritte gegen den Tiſch hin, hielt den hohen Hut mit beiden Händen feſt, zwinkerte mit einem Auge und ſtreckte ſeinen Zahn hervor, der immer länger zu werden ſchien, je feſter der Mann die Lippen zuſammenkniff.

„Im Fall',“ ſagte er nun mit dumpfer Stimme, „daß meinetweg' ein Zweifel ſollt' ſein — nur gleich den Kronenwirth rufen laſſen. Der kennt mich, ich komm' ſeit zehn Jahren in's Schlein herüber und bin, kein Geheimniß, der Hinterſchöpp. Ueber mich ſelber red' ich nicht. Hab' ich einen redlichen Namen, ſo werden es die andern Leut' ſagen. Bin ich ein Spitzbub, ſo muß es wo in euren Schriften ſtehen —.“

„Was will Er?“ unterbrach der Richter.

„Der da —“ und der Schöpp deutete auf den Schauderer, „ich kenn' ihn erſt ſeit zwei Stunden — der will, daß ich über ihn was ausſag'. — Wenn ich's recht will ſagen, meine hohen Herren, dem da vertrau' ich keinen ſchimmeligen Groſchen an, herentgegen —“.

„Du Hinterſchöpp!“ rief der Schauderer mit höchſterregter Fiſtelſtimme d'rein, „hab' ich Dich mithergeführt, daß Du meine Ehr' ſollt'ſt abſchneiden? Wer iſt heut' gelegen oben im Buchenwald wie eine faule Sau, hat die viere von ſich geſtreckt und die Brieftaſchen ſteigt ihm hell ſelber beim Sack 'raus? Wer iſt's geweſen, Du zweifacher Schwerenoths-Lungerer, der Dich hat geweckt aus Deinem leichtſinnigen Duſel, in einem Wald, wo leicht ſchlechte Leut' kunnten ſein, und Dir Dein lumpig Geld hat in die Hand gegeben? Hinterſchöpp, ein Jurament verlang' ich, daß Du ablegſt d'rauf, wer das iſt geweſen!“

Der Schöpp antwortete ſehr gelaſſen: „Da braucht's kein Geſchrei und da braucht's kein Jurament. Ich bin da und zeig's auf Ehr' und Gewiſſen an, daß mich der Menſch da, ein Holzwaarenträger und Hauſirer, was er ſein will, und — Schauderer wie er heißen ſoll — daß er mich nicht beſtohlen hat. Ob er's im Sinn' gehabt hat, weiß ich nicht, warum er's unterlaſſen hat, weiß ich auch nicht.“

„Du biſt wie ein Judas!“ knirſchte der Schauderer, „ein Menſch wie Du, verdient es nicht, daß er unberaubt aus einem Wald geht — ich bitt' ſchon um Verzeihung, meine Herren. Ich rühr' keinen Menſchen an, bin froh, wenn ſie mich ſelbander in Ruh' laſſen, aber das thun ſie nicht. Die Herren werden es am beſten wiſſen, wie oft ſie mich ſchon eingetrieben haben, allemal ſaggriſch niedergeritten, allemal unſchuldig. Nachher ausgelaſſen, nichts bewieſen, nichts vergütet — Dein braver Namen iſt umgebracht, kannſt gehen wie die Dirn' vom Tanz. — Wenn ich ein ſchlechter Lump bin, meine Herren, ſo ſtolpert euch jetzt die lange Heugeig'n da in's Haus, ſchlagt die Händ' zuſamm': Das Geld hätten ſie ihm geſtohlen im Wald' oben! — Die Herrſchaften thäten den Fall fein ſauber zu Protokoll bringen, thäten hernachen die Pfeife anzünden und dabei kunnt's Einen einfallen, 's möcht' nicht uneben ſein, daß der Amtsdiener ein biſſel auf die Straßen ging' und nachſchauen, ob nicht etwan der Dieb ſich wo blicken läßt. Und ich — der ſchlechte Lump — bin derweilen mit dem Geld über Berg und Thal und bettel in jedes Haus hinein um ein Stück Brot, und lach' den Geber aus und den Beſtohlenen und das Gericht auch. Weil ich herentgegen aber, mein hochachtbares Gericht, ein ehrlicher Kerl bin, der Gelegenheit gehabt und doch nicht geſtohlen hat, ſo muß ich ſehr bitten, daß es auf der Stell' vermerkt wird. Wenn ich ohne Grund als ſchlechter Menſch beim hohen Gericht eingetragen bin, ſo verlang' ich, daß auch der brave, ehrliche Jonathan Schauderer einmal zu Papier gebracht wird.“

Der Mann war bei dieſen Worten bitter erregt geworden, und als der Hinterſchöpp ſah, daß es dem Schauderer um die Rettung ſeines Einzigen, was er als armer Mann haben konnte, um die Rettung ſeiner Ehre Ernſt war, ſagte er: „Thu's das hohe Gericht nur einſchreiben, daß der Jonathan Schauderer am 28. Auguſt 1841 um zwei Uhr Nachmittags nichts geſtohlen hat.“

„Das iſt ein ſpottſchlechtes Angeben!“ ſchrie der Schauderer d'rein, „daß er's hätte thun können, aber nicht gethan hat, muß es heißen!“

„Ihr ſeid ein paar wunderliche Kerle,“ ſagte der

Richter, und that einen ſcharfen, nieren- und herzdurchdringenden Blick in die widerhaarigen Geſichter; „den Hinterſchöpp dort möchte ich am liebſten unterſuchen, und den braven Mann da, der heut' um zwei Uhr nicht geſtohlen hat, hätte ich gute Luſt, auf der Stell' einſperren zu laſſen.“

„Da hat das hohe Gericht recht, ganz recht“, entgegnete der Schauderer voll heimlichen Ingrimmes; „nicht wahr, Hinterſchöpp, die paar ehrlichen Leut' nur gut einſperren, daß ſie von anderen nicht beſtohlen werden können. Oh, Ihr ſeid ein Gericht! Ihr ſeid ein Gericht!“

Der Schöpp ſah, daß dieſe Stunde, wenn ſie ſich derart entwickelte, noch gefährlich werden konnte, er drang daher mit möglichſt höflichen Worten, daß nach dem Willen des wunderlichen Menſchen in Gottes lieben Namen auf ein Blatt Papier gebracht werden möge, daß der Schauderer an dieſem Tage Gelegenheit zum Stehlen gehabt, aber dieſelbe nicht benützt habe — demnach wahrſcheinlich ein braver Menſch und ehrlicher Holzwaarenträger ſein werde.

Der Launigſte unter den Kanzleiſchreibern ſchrieb es nieder auf ein graues Blatt — zu Spaß und Ernſt. Und hierauf machten ſich unſere Beiden aus dem Actenſtaube.

Als ſie die Treppen hinabſtiegen in den Markt Schlein, zupfte der Schauderer den Hinterſchöpp am Aermel und ziſchelte: „Du hätteſt mir bei einem Haar bald Alles verdorben, und kein Aeugel war's mehr davon, ſo ergeht's mir, wie dazumal beim Ochſenſtehlen.“

„Das muß ſauber geweſen ſein.“

„Pfui Teufel! Ich bin ſauber geweſen und jung, das laß' ich gelten; meine Herzliebſte auch ſo viel. Ich will mich nicht ſelbſt heben, Schöpp, aber wenn ich dieſelbig Liebſte ſo gut hätt' geheiratet, als ich ſie nicht hab' geheiratet — wahrlich Gott, 's wär' was ordentliches aus mir worden. Haus und Hof hat ſie gehabt und viel Manier. Und juſt wie das Verſprechen ſein ſoll, ſtiehlt ſich der Nachbar Hans im Schlag ſein beſtes Paar Ochſen von der Weid' und laßt mich der Hundsfötter, noch am ſelbigen Tag dafür einſperren. Die Unterſuchung dauert etliche Wochen — d'rauf kann ich heimgehen, in der Hand ein blaues Blattel von grobem Papier, beweiſt's, daß mir nichts hat können bewieſen werden, und ich demnach ſo zu ſagen wieder als ehrlicher Menſch zu betrachten wär'! Die Ochſen, die ſind dem Hans im Schlag lang' ſchon wieder im Hof geweſen und — meine Herzliebſte auch. Die hat mir der Schwerenoths-Racker, der höllvermaledeite, dieweil weggeheiratet. Iſt anſonſten ein rechtſchaffener Mann, der Hans im Schlag, ſo viel ein rechtſchaffener Mann. Iſt Viertelrichter jetzt in der Schlagau. — Ei, lieber Gott, wenn ich d'ran denk', was mir ſchon Alles iſt paſſirt, bis morgen früh kunnt ich Dir erzählen. Aber durſtig bin ich worden. Gelt, Schöpp, Du verſchmähſt mir's Schöppel nicht, weil wir juſt bei der Kron' gehen. Du haſt mich heut' herausgezogen, ſo zieh' ich Dich hinein, aber zahlen mußt Du, denn ich bin ſo dumm geweſen und hab' heut' da oben im Wald' mein ganzes Geld aus der Hand gegeben."

„Haſt mich zwar wie einen Schulbuben heruntergemacht beim Gericht, doch einen Nachmittagstrunk ſollſt haben, alter Stromer," ſagte der Schöpp, „aber nachher ſei ſo gut und heb' Dich weg."

„Ich? mich wegheben? von Dir? daß Du allein ſollſt in's Schneewaldbach hinübergehen müſſen? Du, Hinterſchöpp, denk' auf die finſter' Nacht! Grüß' Gott, im Wirthshaus. Eine Halbe vom Feinſten dieweil. Wer Holzſchüſſeln braucht, die Kraxen im Vorhaus iſt mein. — Und daß ich Dir's ſag', Schöpp, es gibt Schurken in der Gegend. Verlaß' Dich d'rauf. Ich nimm's nicht auf mein Gewiſſen, daß Du mir mutterſeelenallein über die Berge gehſt."

„Wenn Du ſchon ſo gut willſt ſein, Schauderer, und mir das Geleit' willſt geben in's Schneewaldbach hinüber, ſo laß' ich mein Geld lieber da. — Mir auch eine Halbe, Kellnerin, und wenn was Warmes iſt?"

Beim Kronenwirth iſt immer was Warmes, und wenn auch nicht, man ſitzt ſich leicht warm in demſelbigen Wirthshaus.

Sie ließen ſich's wohl ſein, und nach einem halben Stündlein ſchon wollte der Schauderer mit dem Hinterſchöpp auf Du und Du trinken.

„Narr," malmte der Andere, ein widerſetzliches Stück Hammel im Munde bearbeitend, „haſt eh nie anders, als wie Du zu mir geſagt, Du kotzengrober Michel."

„Weißt, Schöpp", ſagte der Schauderer im Vertrauen, „ein verdächtiger Menſch muß alleweil grob ſein; die Höflichkeit macht ihn noch verdächtiger. Schöpp, o mein Schöpp, Du biſt ein gläubiges Schaf, denn weil Du heut' bei der Maria von den drei Waſen biſt geweſt! Aber das kannſt nicht glauben, was es für eine Elendigkeit iſt, wenn Einem die Leut' nicht trauen. Vor lauter Angſt, daß man ſich nicht in Verdacht bring', macht man's g'rad nach der Spitzbubenweiſ'. Nachher packen ſie Dich und halten Dich feſt und fragen Dich in's Kreuz und in's Krumm, und Du weißt nimmer recht, was Du voreh haſt geſagt, und verzappelſt Dich wie die Fliegen im Web und auf Ja und Nein iſt die groß' Kreuzſpinnerin da — vermein' damit das löbliche Gericht — und hin biſt. Freund, es iſt zum Verzagen, und ſo weit werden ſie mich hetzen, daß — wirſt es noch erleben, Hinterſchöpp — daß ich hinauf geh' zum See und mich hinabſtürz' zum Holzknecht-Toni. Hernachen — wirſt es ſchon ſehen — hernachen iſt der brave Menſch fertig — der arme Holzwaarentrager! was ihn nur überkommen hat! Man ſagt gar, der Leut' Reden und die Herumfrotzlereien von einem Gericht zum andern hätt' er ſich ſo zu Herzen genommen — wär' ſelber in's Waſſer gangen — die gute ehrliche Haut. Hernachen, Schöpp, krieg' ich ein ſchönes Martertaferl — juſtament wie der Toni ein's hat."

„Wohl, wohl — wie der Toni," murmelte der Hinterſchöpp und trank Wein. „Laſſen wir's gut ſein mit dem Toni und trink'."

„Trinken thu' ich ſchon; mit dem Toni laß' ich's auch gut ſein, aber die Leut' reden gar Viel darüber, juſt wie ſie über den Jonathan ſeinen Tag viel reden werden. Freilich allemal das Verkehrte. Von mir wird's leicht gar heißen: umbracht iſt er worden, und vom Toni ſagen ſie: ſelber iſt er gangen! Den muß Einer gekannt haben, wie ich. Mit dem muß Einer beiſamm' geweſen ſein jahraus, jahrein — Tag und Nacht, wie ich, der Schauderer. Der hat dieſe Welt viel zu gern g'habt, als daß er ſelber 'gangen wär'. Und geſagt hat ihn auch kein Menſch, und ſo tappig iſt er auch nicht geweſen, daß er aus Unachtigkeit in's Waſſer gefallen wär' — der iſt kein Kind geweſen, Schöpp! — Ha, wenn Ein's nur reden dürft' — über den Holzknecht-Toni — Anton Obersdorfer hat er ſich ſchreiben laſſen — kunnt' ich ſchon was ſagen, daß die Leut' einmal die Ohren, und hernachen Maul und Augen aufreißen thäten! — Ja, mein lieber Freund!"

Der Hinterſchöpp ſchien auf der warmen Wirthsbank für die Länge nicht ſehr gut zu ſitzen; er rückte hin und her und mit halb geſchloſſenen Augen blinzelte er den Schauderer an. Er wollte auf den halbberauſchten Geſellen gar nicht weiter hören, zahlte die Zeche.

Da faßte ihn der Hauſirer beim Arm ab und murmelte ihm unter den langen, runzeligen Hals hinein: „Der Toni iſt umbracht worden!"

Der Schöpp lachte mächtig auf.

„Das muß Einer wiſſen!" rief der Schauderer und trank Wein. Und fuhr fort: „Weil er gemeint hat, 's kunnt' kein Stärkerer mehr über ihn kommen. Der [illegible]liſche Raufer, der er geweſt iſt!"

„Der Toni?" fragte der Lange, „mein Lebtag hab' ich's nicht gehört, daß der Holzknecht-Toni ein Raufer geweſen ſollt' ſein."

„Eh, was weißt denn Du in Schneewaldbach drüben! Du haſt den Toni Dein Lebtag nicht geſehen. Iſt jetzt und ſchon dreißig Jahr, daß er hin iſt. Und warum hin?"

Ein guter Zug aus dem Glaſe und dann weiter: „Weil er mit Einem anbunden hat, der noch iſt ſtärker geweſen, als wie er mitſammt ſeiner Kuraſchirtheit. Kunnt's auch ſagen, wegen was es hergangen iſt, daß ſie ſich allzwei hinaufbeſtellt haben zum See, und daß es ausgemacht worden iſt: Der Feſtere ſchmeißt den Andern in's Waſſer.“

„Ein Duell?“ rief der Schöpp.

„Kunnt ſein! Und was für ein's!“

Am nächſten Tiſch ſaß ein kleines krummes Bäuerlein. Das ſchüttelte bei den Darlegungen des Schauderer fortwährend, theils ungläubig und theils mißbilligend, den Kopf.

Der Schauderer bemerkte es und ſchrie ihm zu: „Was? Dir iſt's nicht recht? Leicht warſt Du dabei und weißt es beſſer, Du Hungerleider, Du Bettelbauer, haben Dir eh' die vorgangen' Nacht Dein letzt' Trumm Speck aus der Kammer geſtohlen!“

Stand das Bäuerlein ganz langſam auf, trat her gegen den Schauderer und ſagte: „Das iſt richtig, mir haben ſie voreh' Nacht meinen Speck aus der Kammer weggeſtohlen. Aber nachher biſt es leicht Du ſelber geweſen, Schelm? denn ich hab' vom Diebſtahl bis zu dieſer Stund' keinem Menſchen nichts geſagt.“

Der Schauderer ſtotterte etliches Zeug übereinander; da hatte das kleine krumme Bäuerlein ſchon ein paar handfeſte Knechte aufgetrieben.

Und die handfeſten Knechte thäten den Jonathan Schauderer binden und hinanführen zu jenem Gericht, wo es bis heute noch geſchrieben ſteht, daß der Hauſirer

Schauderer am 28. August 1841 um 2 Uhr Mittags nicht geſtohlen hat.

Was man mit den lieben Kindern für ein Kreuz hat!

Als der Hinterſchöpp am nächſten Tage ſeine Wanderung vollendet hatte und gegen ſein einſames Haus hinſchritt, hörte er von demſelben her ein jämmerliches Kirren und Winſeln. Er beſchleunigte ſeine Schritte und ſah nun auf dem Anger das wunderſame Schauſpiel. Die alte Schraglin ritt auf der Sau, die ſich am Boden wälzte und der herzloſen Unterjocherin keine Gegenwehr hatte, als das klägliche Geſchrei und Gewinſel. Die Schraglin durchſtach ihr mit einer Ahle den Rüſſel und zog einen eiſernen Ring durch. Denn die alte Bockin — ahnend, daß dies der letzte Sommer ihres Lebens ſein könne — hatte ſich etwas zu eifrig dem Genaſche hingegeben, hatte den grünen Raſen aufgewühlt, ſchier als wäre gepflügt worden auf dem Anger, war in den Kohlgarten eingebrochen und hatte ſelbſt die Untermauerung des Stalles nicht geſchont, ſondern, durch einen pikanten Geruch gereizt, dieſelbe mit ihrem ſcharfen Rüſſel zu unterminiren geſucht. Von nun an ſollte das Ringlein in der Naſe der ſonſt braven Bockin eine ſinnige Erinnerung ſein, daß ein durchbohrter Rüſſel ſchrecklich ſchmerzt, ſo oft man mit demſelben wühlen will.

Der lange Hinterſchöpp ſtand da und ſah der Schraglin zu. Sie griff das Ding an, wie ein Mannsbild und die Bockin konnte nur froh ſein, daß es diesmal blos an den Rüſſel ging, denn wenn ſie ihren Stammbaum durchforſchte: kein Einziges aus dieſem Geſchlechte war eines natürlichen Todes geſtorben.

Dem Hinterſchöpp fiel die Haſt und Wuth auf, mit welcher die Alte dem Schwein den Ring durch die Naſe zog; die Bockin war ſonſt ja doch ihr erklärter Liebling, welchen ſie mit Zärtlichkeit hegte und pflegte, ſchier ſo gewiſſenhaft wie die kleine Antonia, und den ſie immer am liebſten fußfällig um Verzeihung gebeten hätte, ſo oft ſie bemüſſigt geweſen war, ihm ein neues Ringlein anzuſtecken. Weil es doch immer ein Unterſchied bleibt, ob das Ringlein an den Finger oder an die Naſe geſteckt wird. Und heute dieſer wilde Zorn, mit dem ſie auf den armen Rüſſel d'reinſtach. — Als es geſchehen war, ſtand ſie mit den Händen tappend und keuchend auf und die Sau zottete grunzend davon.

„Das iſt ja gar hitzig zugegangen?“ ſagte der Schöpp.

„So, Du biſt da!“ Und ſie fuhr mit der Schürze über das geröthete Geſicht, „Zeit iſt, daß Du da biſt; juſt hab' ich meinen Zorn ausgelaſſen. — Die gute Bockin muß es entgelten. Weil ich heilig hab' gemeint, ich hätt den verdalgelten Obriſten unter dem Knie!“

„Oho!“

„Mich ziemt, einen ſiebendoppelten Eiſenring wollt' ich dem alten Teufel — dem verſchwefelten — durch ſeiren Rüſſel treiben! Meinen Hanſel thut er wieder ſo viel peinigen!“ Sie hub zu ſchluchzen an.

„Ich kenn' mich nicht aus. Den Saurüſſel meinſt?“

„Der Hanſel hat wieder geſchrieben.“ Und ſie ſuchte den Brief. Zuerſt an ihrem Buſen, dann in den Kittelſäcken, nachher ging ſie in's Haus und ſuchte im Wandkaſten, auf dem Fenſterbrett, unter dem Bettkiſſen — und hub an zu ſchelten, daß der Teufel d'rauf thät ſitzen und einen fingerlang früher hätt' ſie das Briefel noch in der Hand gehabt.

Die Antonia hockte an der Thürſchwelle auf ihrem linken Bein und das rechte ſtreckte ſie von ſich — und ſie lud das Schußgewehr des Vaters.

Der Alte wußte wohl, daß kein Pulver zugegen war und fragte das Mädchen, was es denn ſchießen wolle.

„Den Feind ſchieß' ich todt!“ ſagte ſie in ernſthafter Weis.

„Du Fratz!“ rief die Schraglin, „dem Hanſel ſeinen Obriſten, das laß' ich mir gefallen.“

„Nein“, wiederholte das Mädchen kurz und entſchieden, „den Feind ſchieß' ich todt!“ und preßte mit dem Ladſtock einen Papierſchuppen in's Rohr.

Da fiel's der Schraglin ein: das iſt heilig der Brief vom Hanſel! und hepelte den Schuppen auseinander, und es war richtig der Brief vom Hanſel. Der ſchrieb an die Schraglin:

„Liebſte Mutter!

Ich grüße Euch vielmals und mache Euch zu wiſſen, daß es mir ſehr ſchlecht geht, bin ſeit fünf Tägen wieder im Stockhaus. Müſſet nicht denken, daß ich was angeſtellt hätte, es iſt wieder der alte Drach', mein Herr Obriſt, der mich in's Unglück gebracht hat. Zugegangen iſt es ſo: ſieben von meinen Kameraden — dienen davon zwei erſt vier Jahr — haben Urlaub kriegt und da laſſe ich es dem Obriſten ſtecken, daß ich ſchon über zehn

Jahr' beim Regiment bin und noch nicht ein einziges Mal auf Urlaub und daß ich auch heim möchte. Liebe Mutter! Und bei der nächſten Recognoscirung hättet ihr ſehen ſollen, wie der alte Satan auf mich losfahrt. Hundsfott! ſchreit er mir in's Geſicht der Herr Obriſt. Zweimal in der Execution wegen Deſertion, dreimal wegen Reſpektverletzung und Aufſtand gegen ſeine Vorgeſetzten. Und Urlaub haben wollen! Peitſchen laß' ich dich, du Schwerenoths-Lümmel, und meine Parole: Er verſchwitzt ſeine vierzehn Jahr in der Kaſerne und die drei Reſervjahr ſteck' ich Ihn in's Wallachiſch hinab. Ich werd' Euch zeigen, Aeſer, wer von uns der Stärkere iſt, marſch! und ſtößt mich mit der Fauſt zurück. Mir ſteigt die Gall' auf und das iſt halt mein größter Schaden, daß ich's nicht verhalten kann. Herr Obriſt! habe ich geſagt, ſind wir denn Vieher werden beim Militär? — Das iſt genug geweſen. Er wollt' mir die Vieher ſchon zeigen, ſchreit er und läßt mich auf vier Wochen in's Stockhaus ſpazieren, bei Waſſer und Brot. Und, liebſte Mutter, was Ihr mir habt geſchickt, das weiß ich nicht, wo es iſt, bekommen habe ich es nicht. O, das Soldatenleben! Wenn nur wieder ein Krieg thät' werden, daß dieſes Hundeleben ein End' hätt'. Aber dann geſchieht was: meinen erſten Schuß richte ich nach ihm . . .“

„Der unbeſinnte Menſch!“ Mit dieſem Rufe unterbrach die Schraglin den Alten, der den Brief las, „wenn der Brief wär' aufgefangen worden in der Kaſern'!“

„Da kunnts ſchlecht ausſchauen, Schraglin, mit Deinem Hanſel. — 's iſt auch hell zum rebelliſch werden, eine ſolche Leutſchinderei!“ Er ballte das Schreiben in Wuth zuſammen.

Die Alte ſchluchzte; die kleine Toni jagte draußen auf dem Anger der Beckin nach.

„Zu der Strengheit,“ fuhr der Schöpp fort, „wollt' Einer ja nichts ſagen, ein Ernſt muß ſein beim Militär. Wenn ſo ein wildlebiger Burſch einmal die roth' Suppen ſoll verſpritzen — da muß er ſchon hölliſch ſcharf angeſpannt ſein. Und bis ſich ihrer Hunderttauſend — was weiß ich — auf's Blutfeld laſſen führen, da gehört — der Teufel hol' mich — ein Thierbändiger dazu. Aber Schinderei iſt nicht vonnöthen. Daß man einen jungen Soldaten — ehvor ſie ihn noch zur Schlachtbank führen, ludern darf, das muß derlogen ſein — Sakerment!“

„'s iſt halt nicht derlogen, Hinterſchöpp!“ ſagte die Schraglin.

„Narr, wenn Du mußt. Wenn ſie Dich einfangen wie einen Bären! Ja, wer ſich derwiſchen laßt, dem geſchieht ſchon recht. Mit dem Laufen richteſt nichts aus, das laß' ich gelten — aber verdammt hintertrieben muß man ſein. Mein Bub kommt nicht zum Militär, ſelbander, ſo wenig, als wie ich.“

— Heute erſcheint uns eine ſolche Sprache nachgerade unbegreiflich. Heute freut ſich jeder wackere Burſche auf das Soldatenleben, und ich hab' manchen Vater gekannt, der unwirſch worden iſt, als ſie ſeinen Sohn zurückwieſen, weil er nicht tauglich war. Vor vierzig Jahren iſt's anders geweſen. Da gab's arge Gräuel beim Militär, beſonders zur Friedenszeit ſind die Soldaten behandelt werden, als wären ſie gar keine Menſchen geweſen. Der Bauer auf dem Hofe war Höriger, ſein Sohn in der Kaſerne war Sklave. Von der langen Dauer des Militärdienſtes, von den Qualen der ungeſchickten Montur, von der täglichen Behandlungsweiſe, die geradezu eine hündiſche war, nicht zu reden, aber: Stockhaus, Krummſchließen, Spießruthenlaufen, Standrecht! — Freilich war das Landvolk damals in einem Culturzuſtande, der ein ganz anderes Vorgehen, als heute, bedingte. Auf einen groben Klotz gehört ein ſcharfer Keil. Aber andererſeits verthierte die Schmach das Volk noch mehr, oder ſie empörte jene Gemüther, in welchen eine Ahnung von Menſchenrecht und Menſchenwürde lag. Die Stumpfen und Muthloſen ließen ſich treiben und ſchmähen, die Intelligenteren ſuchten ſich der Wehrpflicht zu entziehen, und die Verhältniſſe waren darnach, daß es ihnen ſehr oft gelang. Aber dieſe Flüchtlinge mußten verzichten auf den Schutz der Geſellſchaft und mußten Gemeinſchaft halten mit den Thieren der Wildniß.

Nun, der Hinterſchöpp ging nicht zu den Soldaten und ging nicht zu den wilden Thieren. „Aber verdammt hintertrieben muß man ſein.“

„Sei ſtill, Alte,“ brummte der Schöpp. „Du ſtehſt mir bei, und Deinen Hanſel, den werden wir noch herauskriegen, ehvor ihn die Teufelsleut' zu Grund' gerichtet haben. Sei ſtill, Alte.“

Gut, daß Beide ſtill waren, denn die Thür that ſich auf und ein kleiner, einfüßiger Menſch ſtolperte herein. Das war auch ſo Einer. Den fingen ſie vor Jahren von ſeinem alten Mütterlein weg, ſchoben ihn bei St. Michel an der Mur vor die Franzoſen und als der Fuß ab war, ſchickten ſie ihn wieder heim, auf daß ihn das alte Mütterlein ernähre. Das alt Mütterlein ernährte ihr Kind ſo lange, bis ſie ſich ſelber zu Tode gedarbt, dann fiel das einfußige Erbſtück der Gemeinde zu. Dieſe machte einen Schulmeiſter d'raus. Der Grindl — ſo hieß er — konnte leidlich leſen und ſchreiben, und die Gemeinde hatte gehört, man käme leichter fort in der Welt, wenn man leſen und ſchreiben könne, daher richtete ſie in einem alten Stübel in Schneewald eine Schule ein.

Der Hinterſchöpp hatte anfangs ſeine Toni nicht in die Schule ſchicken wollen. „Bei den Buben iſt es gut, wenn ſie was lernen, bei den Mädeln iſt es nicht nöthig.“

„Du, Schöpp!“ hatte da die Schraglin geſagt, „bedenk's! bedenk's, was Du jetzt haſt geſagt! Die Toni wird Dir auf einmal aus dem Kittel ſpringen!“

„Soll' ſich nicht unterſtehen, die Dirn'!“ d'rauf er — „aber wenn man's halt überlegt! — Glaub' mir's, Schraglin, an meiner Stell' iſt es hart ſchlafen in der Nacht. Oft zerſtudier' ich mich frei. Ich bin Dir in eine hölliſche Sackgaſſen geſprungen. Die Toni muß mir doch in die Schul'.“

Die Toni war jetzt — da der Einfuß mit der Stelze zur Thür hereinſtelperte — neun Jahr alt.

Das erſte Wort, das der Schulmeiſter hören mußte, war: „Jerum, Grindl, Du biſt da? ja, was ſuchſt denn Du bei uns heroben?“

„Daß Du mich nur erſt niederſitzen thät'ſt heißen, Schraglin,“ verſetzte der Schulmeiſter ein wenig verletzt und ließ ſich auf einen Holzſchragen nieder. „Daß ich mich ja nicht zu lang aufhalt', ſo heb' ich gleich an: Hinterſchöpp, Euer Mädel müßt's abſtrafen! Euer Mädel, das iſt ein Unhold, ſo ein Mädel iſt mir noch gar nicht vorgekommen; das iſt ſchneidiger, als wie der ungeſtümſte Bub'! möcht' ich ſagen.“

„He, ho, ho!“ machte der Hinterſchöpp.

„Die erſt' Zeit hab' ich's nicht beachtet, wie ſie mir vor und nach der Schul' um's Haus iſt gefahren, als wie ein Hirſch. Ein paar Fenſter hat ſie mir eingeſchleudert, die koſten nichts, Hinterſchöpp, nur daß ich's ſag'. Aber nachher iſt die Balgerei angangen; mit den Buben nimmt ſie's auf, ein blaues Aug' um's andere, eine blutige Naſe um die andere und vom geſtrigen Raufen kannſt heut' noch die Haarfetzen ſehen vor der Schulhausthür. Hinterſchöpp, wo haſt Du dieſen Wildfang her?!“

„Will ich Dir gern ſagen,“ war die Antwort, „aber ich denk', ein Schulmeiſter hat nur darauf zu ſehen, daß ein Kind was lernt. Iſt ſie faul, die Toni?“

„Ich ſag' nur ſo viel, Hinterſchöpp, wenn die ihr Köpfel für's Lernen wollt' verwenden, wie ſie's für die Bubenſtückeln verwendet — ein Biſchof iſt ſie in zehn Jahren, ein Biſchof! Auffaſſen, begreifen — keine Zweite nicht! aber halt kein Sitzfleiſch. Dieweil die Andern fleißig ihre Aufgab' abthun, reitet Euer Mädel draußen auf meiner Geis um, oder trautert unter's Dach hinauf und reißt die Vogelneſter auseinander, daß die Fetzen nur ſo im Wind herumgauſtern!“

Derlei bittere Klag' brachte der Schulmeiſter Grindl vor. Dann ſagte er noch, er habe es für ſeine Pflicht gehalten, das den Eltern zu berichten; wenn ſie das Kind ferner noch in die Schule zu ſchicken gedächten, ohne es gebührendermaßen ſelber zu züchtigen, ſo müſſe er mit dem Haſelſtock d'ran, denn mit Gutem richte er bei dieſem kleinen Unding nichts mehr aus.

Une ſtolperte davon.

Der Hinterſchöpp ſagte: „Man ſollt' lieber draußen im Land herumſtreichen, wie ein Stromer. Klewer (kaum), daß man in's Haus guckt, iſt die Kummernuß ſchon da."

Dann ſtellte er ſich hin vor die Schraglin und murmelte: „Jetzt haben wir's. — Unter's Dach trautert ſie hinauf um Vogelneſter! Du, meine liebe Hauswirthin, ich vermein', es iſt hohe Zeit, daß wir das Weſen aus der Schul' ziehen. Was aber nachher?"

„Mich fragſt um Rath? Du haſt es gelocht, Du magſt es auch ſelber auseſſen. Möcht' wiſſen, wo jetzund Rath hernehmen! Daheim muß ſie bleiben und einen Wachter kannſt jetzt hinſtellen zu Deiner kleinen Jungfrau."

Der Lange hub an zu lachen und er lachte merkwürdig laut, wie ſelten. Plötzlich brach er ab, wie der ſchwere Guß des Wetterregens oft plötzlich abbricht, wenn es in der Luft nicht geheuer iſt. — Er ſimulirte: „Etliche Jahr', hatt' ich gemeint, kunnt's noch fortrutſchen mit dem Mädel, bis in's fünfzehnte, ſechzehnte. Bis ſelbhin hätt' ich die alt' Krammel (baufälliges Haus) da verkauft und wär' in's Lehviertel ausgewandert; dort kann Keiner fragen, wo ich mein Mädel hätt', oder warum der Bub militärfrei iſt . . ."

„Verkauf' jetzt die Krammel!“

„Krieg' nichts dafür. Wer kann's denn brauchen als wie der Waldherr? Und der Waldherr kauft das klein' Stückel erſt, wenn auch der Oberſtockberger ſeinen Grund hergibt — ſo ſteht's zuſammen. Und der Oberſtockberger, mußt wiſſen, braucht nach meinem Erkennen noch ſechs, ſieben Jahr, bis er mit ſeiner Wirthſchaft ſoweit auf dem Hund iſt, daß er hergeben muß.“

„So ginge ich früher davon an Deiner Stell',“ rief die Alte.

„Du? Mit was wollt'ſt Dich denn hernach ankaufen drüben im Lehviertel? Ja, reden iſt leicht! Wir hängen, Schraglin, wir hängen närriſch in der Sach'!“

„Biſt ſonſt immer ſo proper,“ ſagte ſie, „und jetzt auf einmal verzagt. Unſer Kalender ſteht nicht ſchlecht; der reimt ſich, wie dem Pfaffen der Pſalter. — Nach etlichen Jahren kommt der Oberſtockberger auf den Hund. D'rauf kauft der Waldherr ſeinen Grund, d'rauf kauft er auch den Deinen, nachher gehen wir und kaufen uns im Lehviertel an und nachher wird das Mädel — “

„Majorenn erklärt. Wohl, wohl, wenn's nur all' geht nach dieſer Schnur. Nur mußt verſteh'n, Schraglin, das Ding darf die Zeit über nicht gar viel unter die Leut'!“

„Verſteh' ich auch. Was wir aber daheim mit ihm anheben, das verſteh' ich Dir wieder nicht. Spinnen, Nähen und Stricken; iſt das ein Zeitvertreib für ſo was? Die Arbeit im Ackerl und Hausgartel iſt nicht der Müh' werth, daß Ein's davon red't. In's Tagwerk kann man's nicht mitnehmen. Nu? — Das Beſt' iſt, Schöpp, Du nimmſt Dich wieder um's Haltergeſchäft an, das Du vom Waldherrn vor ein paar Jahren haſt gehabt und ſtellſt die Dirn' zum lieben Vieh. Da hat ſie ein Geſchäft und eine Sorg' und kommt Dir nicht unter die Leut'.“

Was die Männer auch anheben mögen, ausführen müſſen es immer die Weiber. Der Schraglin Rath war ſehr gut und der Hinterſchöpp ſtellte es feſt: die Toni wird Halterdirn' auf der Schneewaldalm. Dort bleibt ſie, bis ausgewandert werden kann. Und dann: eine andere Gegend, andere Leut'. Hernachen, Toni, kriegſt ein neues Gewand. —

Der Schuber des Küchenfenſterchens klappte auf. Die Toni lachte herein — hatte einen Schnurrbart über den Lippen. Mit Kohlen war er gemalt. Aber der lange Hinterſchöpp ſchüttelte bedenklich den Kopf: „Noch ein ſechs ein ſieben Jahr? ſo lang' wird's kiewer mehr halten. — Was man doch mit den Kindern für ein Kreuz hat!“

Wie die kleine Hexe mit dem Sohne des Ortsvorſtand's umſpringt.

Wir finden die Hinterſchöpp-Dirn' auf den Almen. Sie reitet gern den ſchwarzen Ziegenbock, deſſen Wohlduft die Matten durchſtrömt und ſie geht in's vierzehnte Jahr.

Von den letztvergangenen vier Jahren iſt nichts Beſonderes zu vermelden. Die Toni war des Tags ein Wildfang und war des Nachts ſtets verſunken in den dichten Schlaf, der in den Gebirgen von Schneewaldbach je geſchlummert werden kann. Der Schöpp war ihr treuer Wächter, ſah das Dirndl wachſen und gedeihen vor ſeinen

Augen und beobachtete im Stillen mit Intereſſe die Wirthſchaft des Oberſtockbergers, die von Jahr zu Jahr armſeliger wurde, ſo daß davon ein Fahrniß um's andere hinweggegeben werden mußte. Der Oberſtockberger ſah, daß auf ſeinem Steinberg nichts mehr verſchlug, wurde allverzagt und hub ſchließlich zu trinken an.

„Das iſt recht, das iſt recht!“ jubelte der Hinterſchöpp, „haben wir nicht lang' Aufenthalt.“

Und wahrhaftig, es ging ihm an die Zeit. Toni war bereits die kräftigſte Jungfrau weit und breit; nur ſo viel gut war's, daß die Leute nicht viel von ihr wußten, daß ſie ſich wie eine Amazone in den Wäldern umtrieb und bisweilen ſogar zu den Gemſen hinanſtieg in's Hochgebirge.

Sie war gutmüthig und offenherzig, aber bisweilen wußte ſie ſich vor Uebermuth, Trotz und Luſtigkeit gar nicht zu helfen, wie ſolche kerngeſunde und ſich ſelbſt überlaſſene junge Leute einmal ſchon ſind. Der Vater und der Großvater werden gerade ſo wild geweſen ſein in ſolchen Jahren; das Gebahren wird nicht angelernt, liegt in der Natur und die Natur ſchaut nicht auf's Kleid, die rutſcht im Blutstropfen fort von Geſchlecht zu Geſchlecht und es braucht viele hundert Jahre, bis ſie ſich anderen Verhältniſſen anpaßt.

Wenn die Toni aber im Schatten des Ahornbaumes lag und dem lieben Vieh zuſah, das ſich auf den Matten ſättigte und unterhielt, da war doch auch wieder etwas Träumeriſches in ihr. Ihr Haargelocke war braun und ſchwer und immer zerzauſt und immer hingen Zweigelchen, Nadeln und Zapfenſchuppen von dürren Fichtenbäumen daran: denn ſie kroch und ſchlüpfte und kletterte im unwirthlichſten Dickichte umher, wie eine Eichkatz', oder ſie ſprang auf einen Heuhaufen, ſtürzte ſich kopfüber hinein und grub und ſchlug und haſtete mit Händen und Füßen, daß ringsum die Fetzen flogen.

Sie hatte ſelten ihren gelben, zerfaſerten Strohhut auf dem Haupte; wenn die Sonne ſchien, oder wenn ſie auf dem Rücken hingeſtreckt lag und ihr die lichte Himmelsbläue in die Augen ſtach, dann kraute ſie mit den Fingern das Gelocke über ihr Geſicht, ſo daß man durch dasſelbe nur das kecke Stumpfnäschen hervortreten, zwiſchen den leicht aufgeworfenen Lippen die weißen Zähne ſchimmern und auch noch die Gluth des dunklen großen Auges blitzen ſah.

Wie ein ſo häßlicher Vater ein ſo ſchönes Kind haben kann! Aber die Mutter war ſchön geweſen, und die Toni hatte ſehr viel von der Mutter, nur daß ſie weit kräftiger an Geſtalt war und nicht jene Milde und Sanftmuth inne hatte, dieſelbe auch kaum jemals gewinnen konnte, wie die arme, duldungsgroße Frau des Hinterſchöpp.

Aber gerade des Mädchens Trotz und Wildheit war es, welche den Sohn des Ortsvorſtands von Kraden anzog.

Der Sohn des Ortsvorſtands von Kraden war nämlich insgeheim ein Wildſchütze, der an ſtillen Feſttagen, wenn die Leute gen Kraden in die Kirche gingen oder in hellen Mondnächten gerne hinanſtieg in die Waldungen und zu den Hochmatten der Schneewaldalmen. Der Tibur war ein Burſche von dreißig Jahren — ein tüchtiger, ſauberer Kerl, aber ohne Gluth und Luſtigkeit, ein ſtiller Lapp — ein „Loſer“, wie die Leute ſagen. Was Andere ſo gern' haben, dem wich er aus. Der Wein war ihm zu naß, das Kartenſpiel zu gefährlich, das Buckelringeln (Ringen) zu anſtrengend. Und die Weiber? Die Weiber mit ihrem Zieren und Girren, Liebeln, Kichern und Flennen waren ihm zu langweilig. Heiraten iſt ihr erſtes Wort und ihr letztes, ihr Gedanke bei Tag und Nacht; Weiberlieb' iſt nichts wie ein Heiratsfieber; junges Weib iſt ein patzig Ding, altes iſt eine Klette. — So das Glaubensbekenntniß des Tibur. Auf der Alm war's ganz anders. Zur unbelauſchten Stund' nahm er ſeinen Stutzen und eilte in's Gebirge und die Hirſchen und Gemſen zitterten vor ſeiner Leidenſchaft und Augengluth, die man unten in Kraden nachgerade ganz vermißte.

Und eines Juliſonntags am Vormittag, da ſah der Tibur dort unter dem Ahornbaum etwas Lebendiges, wie ein Rehbock, der ſich zuſammenwand, um zu lecken. Der Burſche legte ſein Rohr an, da ſtieß der Rehbock einen hellen Juchſchrei aus, und der Knall unterblieb. Der Tibur ſah das wildſchöne, friſche Kind und ſein erſter heißer Gedanke war: Waldjungfrau, an dir lieb' ich mich zu todt!

Toni gewahrte den Mann, ſprang auf und erfaßte, zur Wehr bereit, den Hirtenſtab.

„Ich thu' Dir nichts,“ ſagte er und ging auf ſie los.

„Ich hab' Dich nicht gefragt, ob Du mir was thuſt!“ war ihre trotzige Antwort, „ſag', was Du willſt!“

„Ich bin müd' und möchte bei Dir im Schatten raſten.“

„Was tragſt Du dort im Lederbeutel mit Dir?“

„Schinken.“

„Was iſt das?“

„Geräuchertes Schweinfleiſch.“

„So ſetze Dich zu mir in den Schatten. Ich will eſſen.“

Sie hatte bei dieſen Worten ihren Stock feſt umſpannt und ihre ſcharfen Augen blitzten herriſch auf den Tibur.

Dieſer that, wie ſie verlangte, ließ ſich nieder in den Schatten, legte ſeinen Stutzen an die Wurzel des Baumes, öffnete den Lederſack und that Speck, Selchfleiſch und Brot hervor. Haſtig kauerte das Mädchen vor ihn hin, ſtützte die Ellbogen auf ſeine Kniee, riß mit den Händen ein Stück Selchfleiſch an ſich und aß mit leuchtendem Antlitze. Tibur wußte nicht, wie ihm geſchah, als dieſes braune, ke>ke Kind ſich derart ſeiner bemächtigt hatte.

„Haſt Du auch Wein?“ fragte ſie plötzlich.

„Willſt Du trinken? Komm', dort unter dem Haſelnußbuſch iſt ein Brunnen.“

„Morgen bringſt Wein mit! Waſſer weiß ich ſelber.“

Sie wollte mit ihrer Schürze den fetten Mund trocknen.

„Du,“ ſagte er, „Speckfetten muß man mit einem Schnauzbart abwiſchen.“ Er wollte ſie küſſen. Toni ſprang auf, erfaßte das Schußgewehr des Burſchen, richtete das Rohr gegen ihn und rief: „Ergib Dich!“

„Was denn, Du Hex', was willſt denn?“ ſtotterte er und erhob ſich langſam.

„Deinen Schnauzbart mag ich nicht, geh' weg!“ Der Hahn knackte, ſie trieb den Burſchen vor ſich her.

„Dummheiten, das,“ kicherte der Tibur, „Mädel, thu' weg das Ding, 's kunnt ein Unglück geſchehen!“

„So trifft's Dich."

Sie trieb ihn an den Rindern vorbei, über die Matten hinab, bis zum Felſenhang.

„Steig' da hinab!" gebot ſie und es war wie der herbſte Zorn in ihrem Weſen.

Er weigerte ſich, über die hohe Felswand hinabzuklettern und ſuchte die Handlung auf Scherz hinüberzuführen.

„Steig' hinab!" rief ſie wüthend, „oder — Gott verfluch' mich — ich brenn' Dich nieder wie einen Hundling!"

Die iſt wahnſinnig! fiel es jetzt dem Burſchen ein und er ſprang und kletterte und rutſchte den ſteinigen Hang hinunter bis zur Tiefe. In der Tiefe ſtand ein Hagebuttenſtrauch.

„Jetzt auf der Stell' krauch' mir in den Roſenbuſch hinein!" ſchrie das Mädchen von oben hinab und zielte mit dem Schußgewehr.

„Liebſte, Liebſte!" rief er unten im weinerlichen Tone, „das iſt ja eine bitterböſe Dornhecken!"

„Ich rath' Dir's gut, ſpring' hinein, eh' der Stutzen lospfeift!"

Haſtig kroch er in den ſtechenden Hagebuttenſtrauch, noch zappelten die Beine nach, dann ſah man nichts mehr von dem Burſchen.

Die Toni lachte hell auf, lief hüpfend die Matten hinan, knallte den Schuß los, verbarg das Gewehr ſicher in einem hohlen Baum und jagte die Heerde ſeithin und eilte luſtig hinab zum Hauſe ihres Vaters.

Die Toni unter dem Jungfrauenkranze.

Von dem Staatsſtreiche auf der Hochmatte iſt weiters nichts bekannt worden. Hingegen ließ an einem der nächſten Sonntage der Pfarrer zu Kraden bekannt machen, daß am Himmelfahrtsfrauentag im Auguſt die neue unbefleckte Empfängniß-Kapelle unter den drei Buchen eingeweiht werde, wobei ſich zur größeren Ehre alle Jungfrauen der Pfarr' mit dem grünen Kranz auf dem Haupte einzufinden hätten.

Der Hinterſchöpp hörte dieſe Kundmachung und dachte bei ſich: Meine kommt gewiß nicht.

Aber Tags d'rauf rief ein alter Nachbar — 's iſt ohnehin der Oberſtockberger geweſen — der Toni zu: „Na, Dirn', jetzt friſch' Deinen Rosmarinſtamm ein. Am Frau'ntag iſt es zum Kranzelaufſetzen."

So hat ſie's erfahren. Und das Kranzeltragen inmitten der anderen Jungfrauen war ihr ein mächtiger Spaß. Da mußte ſie dabei ſein! Warum ſollte ſie allfert leben auf der Alm, wie ein Vieh; ſie will auch einmal unter die Leut', will auch wieder einmal einen luſtigen Tag mit den Dirndln haben, mit denen ſie iſt in die Schul' gegangen. Sie will!

Was können die Alten machen? Alle Mädchen ſetzen den Kranz auf, die ſich des Rechtes dazu bewußt ſind. Es wäre ja doch auffallend, wenn die Toni dabei fehlte. Warum geht die Hinterſchöpp-Dirn' nicht hervor? möchten die Leute fragen und etwelche gibt es in Kraden, die richtig nachſchauen gehen dürften in's Schneewaldbach, was denn der Hinterſchöpp-Dirn' widerfahren iſt.

Die Schraglin bereitete einen grünen Kranz und ein weißes Kleid; aber der Alte murmelte: „All' umſonſt, die Natur laßt ſich nichts weiß machen," und fluchte um's Haus herum und hatte Skrupel und hatte Angſt und brummte neben ſeinem ſcharfen Zahn heraus: „Verſtiefelte G'ſchicht! Geht mir ſchon zu weit, jetzund. Das iſt kein Spaß mehr!"

Und am Frauentag zur goldenen Morgenfrühe, da ging das ſchöne, ſchlanke, weißgekleidete Mädchen aus Schneewaldbach hervor und miſchte ſich unter die Anderen, die bekränzten Jungfrauen all' — darunter welche mit fünf Jahren und auch welche mit fünfzig Jahren — denn, auf manchem Haupte bleibt der Jungfrauenkranz ganz wunderbar friſch bis in ſpäteſte Zeit. Nur auf feinem, weißem Geſichtlein und auf dichtem, weichem Haar — es mag des Weiteren goldfarbig ſein oder rabenſchwarz — wollen die kühlen, grünen Zweiglein und Blättlein allzubald verwelken.

„Schaut Euch heuer der Hinterſchöpp-Dirn' ihr Kranzel gut an," ſagten die Leute zu einander, „auf's Jahr mögt ihr's leicht nimmer ſehen!"

„Die Toni iſt die Schönſte darunter. So ſauber gewachſen, wie die, iſt Keine. Und die vielen Haar um das helle Geſichtlein. — 's iſt juſt, wie ein ſchwarzer Wald, durch den der Mond ſcheint."

„Nicht dumm, die Red'. Aber frei ſo viel übermüthig! Thut's nur auf die Andern hinſchauen, was die ſtill und züchtig dahergehen und zu Boden lugen, wie ſich's gehört. Und die Hinterſchöppiſch'! Die ſtatzt daher, als hätt' ſie eine Stangen im Leib, die Arm' trollt ſie hin und wieder, als thät' ſie Haferſtroh dreſchen und Schritt macht ſie, wie ein Huſar."

„Ein Huſar macht gar keine Schritt', der reitet."

„Das thät' auch die Hinterſchöpp-Dirn' am liebſten. Wollt' mich gar nicht verwundern, wenn ſie heut' zwiſchen den Kranzeljungfrauen auf ihrem Geisbock thät dahertraben!" —

Weil die Toni ihr Geſicht nicht wie die Andern zu Boden ſchlug, ſondern kecklich in die Luft hineinſchaute, ſo ſagte ein Burſche: „Der gefallen auch die Vögel beſſer, als wie die Käfer. Hörſt, Dirndl, wer ſo viel den Spatzen nachſchaut, dem fällt hinten leicht der Kranz herab."

Es war ein Wunder, daß die Toni mit ihrem loſen Mundwerk auf das Wort nichts entgegnete, aber ſie hatte es nicht verſtanden. Dumme Burſchen ſchwatzen oft ſo Zeug; ſie iſt heute Kranzjungfrau, da muß ſie ernſthaft ſein.

Bei der Prozeſſion zur Kapelle unter den drei Buchen gingen die Jungfrauen zu Paar und Paar. Der Meßner hatte ſie zuſammengeſtellt nach ſeinem Vermeinen. Aber die Toni hatte auf des blöden alten Küſters Vermeinen nicht gewartet, ſondern ſich den Geſpons ſelber ausgeſucht. Ein zartes, ſtilles und gar eingezogenes Dirndl war darunter, das ſich die Augen nicht um die Welt aufzuſchlagen getraute von dem weißen Tüchelchen, welches es mit beiden Händen am Buſen hielt. Ein Dirndl, deſſen Wangen über und über brannten, weil es ſich faſt zu Tode ſchämte.

Sie hatte wohl auch einen buſchigen Rosmarinſtamm auf dem Haar, aber ſie hatte kein weißes Kleid an, ſondern ein blaßgrünes mit rothen Blümchen, wie ſie es ſonſt trug an den Sonntagen. Ihr Vater, der Bärenſchütz-Michel war arm, konnte ihr nichts Weißes kaufen, und ihre Mutter hatte geſagt: „Zuweg ſollt' die Dirn' nicht im Blümelrock gehen! Ich bei meinem Aufwachſen hab' zum Kranzeltag einen grobrupſenen Kittel tragen — iſt auch gut geweſen.“ Und ſo war die junge Dirn' im Blümelrock und ſchämte ſich deſſen faſt zum Verſinken. Sie bildete ſich ein, daß all' die tauſend Leute auf ſie blickten, und das war ein Aufruhr in ihr, nicht zu ſagen. Und als der Meßner die Mädchen zuſammenſtellte, ſchien es, als fände er Keine für ſie, die Bärenſchütz-Gregina, und als würde ſie allein ſtehen bleiben müſſen unter dem Hollerſtrauch, wo ſie juſt ſtand, oder an der Reihe der weißgekleideten Jungfrauen hinten hertrappeln, wie eine einſame Spatzin — im Blümelrock.

Da zupfte ſie jählings an dieſem Blümelrock die Toni, zupfte ziemlich ſtark und ſagte friſchweg: „Dreh' Dich her, Dirn', wir Zwei gehen miteinand'.“

Und gingen miteinand'. Die Toni zur Linken, die Gregina zur Rechten, aber zuſammenſtanden ſie nicht eben beſonders; die Toni war um einen halben Kopf größer, als wie die ſchüchterne Geſponſin, die neben her ſchlich, wie ein geängſtigtes Täubchen, immer noch glühend roth im Geſicht, aber nunmehr vor Glück. Unſäglich dankbar war ſie der Hinterſchöpp-Dirn', daß dieſe ſie hatte erkoren zum Geſpons auf der Prozeſſion zu den drei Buchen. Einen vielherzlichen Blick ſchlug ſie zweimal auf zu der Toni;

aber dieſe hatte ein Auge, in das gar nicht zu ſehen war, ohne noch röther zu werden. Vielleicht, weil es ſo unſchickſam war, wie die Toni kecklich daherging und d'reinſchaute, anſtatt in Demuth geneigt vor der Unbefleckten, die man auf einer roſenumwundenen Stangenbahre vor ihnen trug.

In der Kapelle unter den drei Buchen ſtreuten kleine Märchen Blumen, und die größeren ſangen ein Loblied auf die Himmelskönigin. Da iſt's bemerkt worden, wie ſchön die zwei Stimmen der Toni und der Gregina nebeneinander wiegten und ſich ergänzten. Von der Gregina war's wohl bekannt, daß ſie einen hellen, lieblichen Sang hatte, aber wer hätte es von der ungeberdigen Waldbirn' erwartet, daß ſie einen ſo reinen, rührenden Mollton in der Bruſt trug.

Und als ſie ſangen:

„Liebſte Jungfrau, wir ſind Dein,
Zeig' Dich, Mutter ſtets zu ſein,
Schreib' uns Alle Deinem Herzen
Unauslöſchlich ein.
Groß iſt unſ'rer Feinde Zahl
Hier in dieſem Thränenthal;
Rette, Mutter, Deine Kinder,
Vor dem Sündenfall!“

Da mußte wohl Jeder, der hier horchte und fühlen konnte, darüber klar ſein, daß ſo nur die Unſchuld ſingen kann. Wie ein unbewußter Aufſchrei war es der jungen Herzen, die — geſtern noch Kinder — ſchon heute in die Gefahren hineingetrieben wurden.

Und in welche Gefahren!

Die Feierlichkeit hatte lange gedauert, und als auch die Nachmittagsandacht vorüber war, warfen die drei Buchen, unter welchen das neueingeweihte Kirchlein ſtand, gedehnte Schatten über das Wieſenland hin.

Die Leute gingen auseinander und ihren weit im Gebirge zerſtreuten, ſtillen Wohnſtätten zu. Die Schaaren der Kranzjungfrauen waren im Bruckelwirthshauſe erquickt und weltlicher geſinnt worden, ſo, daß ſie — auf ihr züchtiges Zubodenſchauen vergeſſend — miteinander kicherten, tänzelten, ſich zutranken und unterlaufend auch ein bischen mit den Burſchen ſchäkerten. So geſchah es wohl Einer oder der Andern, daß ſie in ihrem Kranze eine verwegene Hahnenfeder oder eine boshafte Brenneſſel vorfand — heimliche Burſchenſpenden. Allmälig und mit derlei Scherzen und Muthwillen häkelte ſich die junge Geſellſchaft auseinander. Auch die Toni und die Gregina ſollten ſich trennen, die ſeit dem Augenblicke, da ſie ſich unter dem Hollerſtrauche zuſammen gefunden hatten, wie ineinander verwachſen waren.

„Wenn wieder ein Kranzeltag iſt, mußt Du wieder herauskommen von Schneewaldbach,“ ſagte die Gregina, „ich geh' mit keiner Andern.“

„Der Kranzeltag ſchert mich nicht,“ entgegnete die Toni, „ich komm' ſchon morgen wieder und ſetz' mich zu Dir in den Kirchenſtuhl. Ich mag nicht alleweil beim Vieh bleiben. Da z'Kraden gefallt's mir beſſer. Du gefallſt mir auch gut.“ Und ſie faßte die Gregina feſt an beiden Armen: „Du mußt meine Kameradin bleiben!“

Ihr Auge leuchtete ganz ſeltſam. Das ſah Gregina's Vater, der Bärenſchütz, und freute ſich darüber. Er hatte es geſehen, wie vor der Prozeſſion ſeine Tochter voll Beklommenheit am Hollerſtrauch geſtanden war, bis ſich die Hinterſchöpp-Dirn' um ſie angenommen hatte. Das fand er ſo viel brav von der Hinterſchöpp-Dirn'; und als er nun auch noch geſehen hatte, wie die beiden Mädchen ſauſtdicke Freundſchaft ſchloſſen, da ſonſt die Gregina nicht das Zeug hatte, ſich an eine Geſellin zu ſchmiegen, und wie ein armes Waiſelein allein und traurig herumſchlich — da ſagte er zu der Hinterſchöpp-Dirn':

„Geh', Toni, was wirſt denn heut' den weiten Weg traben bis in's Schneewaldbach hinein, und morgen Früh wieder heraus. Das wär' ungeſchickter Weiſ'! Das machſt geſcheidter. Du bleibſt heute bei uns, ſchlafſt bei der Gregina und morgen zur Sonntag-Früh biſt bei der Kirchen."

Das war der Toni gleich recht und der Gregina noch lieber. Arm in Arm ging die weißgekleidete Tochter des Hinterſchöpp mit der neuen Freundin im Blümelrock dem Bärenſchützhäuschen zu.

Hinterſchöpp, wo iſt die Toni?

Beim Nachtmahl im Bärenſchütz-Häuſel langte die Hinterſchöpp-Dirn' wacker zu. Da gab es Salat in Buttermilch und mit Speck geſprenkelt und Kirſchen in Suppe gekocht. Inſonderheit die Kirſchen! die wuchſen nicht d'rin in Schneewaldbach. Der Bärenſchütz-Michel eiferte die Toni immer von Neuem zum Zugreifen an, und der Guidl rückte ihr immer von Neuem die Schüſſel näher. Der

Guidl, der Bärenſchützſohn, ein Menſch von neunzehn oder zwanzig Jahren, das war auch ſo Einer! Dem war es ſchon recht, daß die junge, herlebige Dirn' im Hauſe blieb. Er fand es ſehr geſcheidt von ſeiner Schweſter Gregina, daß ſie ſich dieſe Kameradin ausgeſucht hatte. So eine Kameradin möchte er auch haben.

„Iß Kirſchen, Toni!" ſagte er und ſchob ihr die Schüſſel zu. — Sauber iſt ſie! Keck iſt ſie auch, jetzt wirft ſie ihm einen Kirſchkern in's Geſicht. Aber ſchad' um den Mund, daß er ſo ſchwarz wird bei dem Eſſen. Wird ſchon wieder roth werden.

„Iß Kirſchen, Toni!"

— Wenn Die auf den Almen d'rin das Vieh hütet — Teufel, da ſollt' Einer doch einmal auf die Alm gehen! — Iſt weit hin. Jetzo hätt' man ſie im Haus. Das tragt ſich nicht oft zu, daß man ſo Eine im Haus hat.

„Iß Kirſchen, Dirndl!"

„Mag nicht mehr," rief ſie, „hakelziehen möcht' ich!" Und hielt den gebogenen Zeigfinger der rechten Hand über den Tiſch zum Guidl. Allſogleich hatte auch der Burſche den Finger krumm und hakte an. Man ſollt's gar nicht meinen, was die Hinterſchöpp-Dirn' ſtark iſt, den ganzen Guidl mit Haut und Haar zieht ſie zu ſich herüber, daß er ihr ſchier an die Bruſt fällt, der ungeſchickte Burſch'. Dabei macht er ein ſo gutherziges Geſicht. Sind gar keine üblen Leut', die Bärenſchütz-Leut'.

Und der Guidl denkt: das iſt ein prächtiger Spaß. Die iſt keine Letfeigen, die iſt mir einmal wiff genug. Mit der heb' ich was an!

Als ſie mit der Gregina in die Kammer ging, faßte ſie der Guidl beim Kinn und ſagte: „Schlaf' gut, Dirndl. Aber in unſerem Haus thut's manigmal geiſtern."

„Fürcht' mich nicht!" verſetzte die Toni, „ein guter Geiſt thut mir nichts und ein letzer (ſchwacher) mag mir nichts thun."

„Wenn Dir aber einmal ein Geiſt kommt, der einen Leib bei ſich hat?"

„Der kommt mir grad' recht, den kann man prügeln!"

„Jetzt geht nur, geht, daß ihr in's Bett kommt!" unterbrach die Bärenſchützin und ſchob die beiden Mädchen vor ſich her über die Bodenſtiege hinauf und in die Schlafkammer der Gregina.

Sie bequemten ſich, löſchten das Kerzenlicht aus, legten ſich in's Bett und huben an zu ſchwätzen. Sie ſchwätzten von Schneewaldbach und von Kraden, ſchwätzten vom Viehhalten und vom Kranzeltanz, ſchwätzten von der Kapelle unter den drei Buchen, von den luſtigen Burſchen im Wirthshaus und vom Blümelrock. Legten ſich die Arme um den Nacken, daß ſie gegenſeitig den warmen Athem fühlten, und ſchwätzten von anderen Kranzjungfrauen, die heute ſo fromm gethan, aber dahinter ſchon Liebſchaften hätten. Und da fragte die Gregina ihre Geſponſin, ob ſie wohl auch einen Liebhaber möchte? und da antwortete die Toni, ſie möchte keinen; ob die Gregina einen möchte? Die Gregina meinte, ſie wiſſe es nicht.

„Du mußt es recht gut haben," ſagte jetzt die Toni.

„Warum meinſt es?"

„Weil Du halt nicht ſo mager biſt, als wie ich."

„Sei ſtill!" flüſterte Gregina, hielt den Athem ein und horchte. An der Thür war ein Geräuſch gehört worden — aber ganz leiſe. Die Mädchen verhielten ſich mäuschenſtill. Die Toni wollte bemerken, daß es wahrſcheinlich das Geiſtern wäre, wovon der Guidl geſprochen habe, aber die Gregina verhielt ihr den Mund.

Als es eine Weile ſo ſtill geweſen war, daß man von draußen herein den Brunnen rieſeln gehört hatte, wurde dort langſam die Klinke niedergedrückt und die Thür ging allmälig von der Wand.

Die Mädchen muckſten nicht. Gregina zog in Todesangſt noch die Decke über den Kopf. Die Toni ſtarrte zur Thür hin, in der jetzt eine Geſtalt erſchienen war, die, ſo viel in der Nacht erkenntlich, mit einem Menſchen im Nachtgewand große Aehnlichkeit hatte. Dieſe Geſtalt bewegte ſich jetzt leiſe gegen das Bett, in welchem ſich die Toni halb aufrichtete. — In demſelben Augenblicke entſtand unten im Hauſe Lärm. An's Fenſter pochte es laut, dann rief eine heiſere Stimme herein: „He, Leut', Bärenſchützenleut', iſt meine Tochter, die Toni, nicht da?"

„Wer iſt denn draußen?" fragte der Bärenſchütz.

„Der Hinterſchöpp von Schneewaldbach. Hab' gehört, ihr hättet mir die Dirn' abgefaßt, daß ſie nicht heimkommen iſt."

„Ja freilich, Schöpp, die Toni iſt bei uns im Haus. Sie ſchlaft ſchon, iſt gut aufgehoben."

„Thut euch nicht grimmen," redete die Bärenſchützin d'rein, „morgen kommt ſie euch ſchon wieder heim."

„Auf der Stell' geht ſie mit mir!" rief draußen der Schöpp, „das Zerggen (Vagabundiren) ſollt' ſie ſich angewöhnen, das ging' mir ab! Bärenſchütz, was geht Dich das Mädel an, das gehört heim in's Vaterhaus. Auf der Stell' geht ſie mit!"

„Ho, ho, ho!" brummte es herinnen, „Du biſt ein Töpp. Haben ihr's nur gut meinen wollen — wenn ſie morgen wieder heraus ſoll — daß ſie bei uns bleibt über Nacht. Zu eſſen hat ſie ja auch was kriegt."

„Weiß ich, Bärenſchütz — inſoweit rechtſchaffen von Dir. Aber ich, mußt wiſſen, brauch' eine Ordnung im Haus. Geht ſie heut' nicht heim, bleibt ſie morgen auch aus. Und wer' hat ihr's denn geſchafft, daß ſie morgen wieder heraus ſollt' gehen — morgen muß ſie auf die Alm. Geh', Schütz, wenn ſie ſchon ſchlaft, thu' mir den Gefallen und weck' ſie eilends auf."

Mittlerweile war oben in der Kammer der Geiſt in Menſchengeſtalt ſchnöde verſchwunden, und die Toni hatte geſagt: „Gregina, jetzt iſt mein Vater da um mich, jetzt muß ich heimgehen. Auweh!" Und ledigte die Locke ab, die ſich in jene der Geſponſin verwickelt hatte, und ſtieg aus dem warmen Neſt, und mußte in die kühle, dunkle Nacht hinaus.

Die Gregina weinte in ihrer einſamen Kammer. Der Guidl verfluchte den Hinterſchöpp.

Ein Durſtiger und zwei Wildſchützen.

Und jetzt gingen ſie miteinander nach Hauſe, aber gar nicht im beſten Einvernehmen.

Die Toni trug des Vaters Stock, damit ſchlug ſie zornig an die Steine, daß die Funken ſprangen.

„Nur noch giftiger, Dirn'," ſagte der Alte, „Deine Giftigkeit iſt heut' eine gute Latern. — Ja, das glaub' ich ſchon, daß Du gern in fremder Leut' Häuſer herumkrauchen thätſt. Leid's aber nicht; leid's einzig nicht. Wird noch eine Zeit kommen, wo Du weißt, warum. Und mit den Mädeln geb' Dich ſchon gar nicht ab, das ſag' ich Dir!"

„Mir ſind die Burſchen auch lieber," antwortete die Toni trotzig. „Aber nur die Bärenſchütz-Gregina hab' ich ſo viel gern!"

„Das darf nicht ſein, Dirn'!"

„Nicht? nachher hab' ich ſie noch lieber."

„Unterſteh' Dich nicht!"

„Oh, ich unterſteh' mich!" fiel ſie ihm raſch in's Wort, „juſtament unterſteh' ich mich. Und juſtament, weil's verboten iſt, jetzt geh' ich zu der Gregina!"

Mit einem Sprunge war ſie über den Weg hinaus und floh davon. Ein paarmal noch ſchimmerte ihr weißes Kleid durch den finſteren Wald her — dann war ſie weg.

Der Hinterſchöpp verfolgte ſie, ſtieß aber immer an Gewurzel und Baumſtämme und kam nicht weiter. Dann ſagte er ſich: Da haſt es, Schöpp! — Haſt gemeint, im vierzehnten, fünfzehnten Jahr wär Ein's noch Fratz. Jetzund reitet ihn ſchon der Teufel. — Was mir das Kind iſt anders geworden ſeit einem Jahr! 's iſt nicht wie die Mädeln und nicht wie die Buben; wenn ſich das ſo weiterwachſt, da kriegen wir ein Ungeheuer heraus. Weiß mir nimmer zu helfen. —"

Und nahm wieder den Rückweg gegen das Bärenſchützenhaus, um vor deſſen Thür die Ankunft der Toni zu erwarten. Als er hinter dem Bruckelwirthshauſe über den Bach ging, hörte er unter der Brücke etwas gröhlen. Er ſah nach und fand den betrunkenen Oberſtockberger im Schlamme liegen.

„Da wälzt ſich die Sau!“ ſchrie der Hinterſchöpp, „und ſoll daheim ſein und ſchauen, daß er fertig wird.“

„Wer iſt denn da?“ lallte der Oberſtockberger, „der Schöpp? Schau', das iſt geſcheidt — iſt brav, Schöpp, daß Du mich nicht — willſt im Stich laſſen. Halt alleweil — ein braver Nachbar, Bruder, aber gelt, jetzt hilfſt mir auf. Greif' an! ſo wohl, ſo wohl. Ja, Sakerment hinein, wo lieg' ich denn? Mein Bett — iſt das einzig nicht.“

„Beſoffen biſt und im Moraſt liegſt!“ ſchrie ihm der Schöpp in's Ohr.

„Wie denn das?“ entgegnete der Bauer verwunderlich, „da müßt' ich höchſtens ein Eichtl zu ſtark getrunken haben, anders kunnt's nicht ſein. Ah, der Wirth hat mich aus der Thür geſchoben, hätt' noch Durſt gehabt, aber kein Geld, keinen Knopf Geld, muß ich Dir ſagen. Geh', Hinterſchöpp, kauf' mir mein Haus ab, auf der Stell' kauf' mir's ab. — Eh', das iſt Dir ſchon ein hölliſcher Durſt!“

„So trink' Waſſer, Narr, liegſt ja im Bach!“

„Pfui Teufel! — In's Wirthshaus will ich. Schöpp, thu' mir den Gefallen aus Chriſtenlieb' — trag' mich und hilf mir mein Haus verkaufen.“

So träge war ihm die Zunge ſchon, daß er im Wort „verkaufen“ das ſ in Gottesnamen für ein k gelten ließ.

Wenn jetzt nur der Waldherr da wär'! flehte der Schöpp in ſeinem Innern. Dabei fiel ihm ein: kauf' es ſelber, 'leicht machſt ein Geſchäft.

Narr, wenn Du Geld haſt und es ſelber kannſt kaufen, hernachen biſt Großbauer und brauchſt gar nicht auszuwandern. Halt, auswandern mußt noch — da thut's es nimmer. Eine Heirat hätt' Alles können gleichen. Jetzt heißt's früher abwickeln. Na, will ſchauen, was zu machen iſt.

Im Wirthshauſe ging's noch luſtig zu, wie es in Nächten, die zwiſchen zwei Feiertagen liegen, der Brauch iſt. Der Schöpp ſchleppte den Oberſtockberger hinein, kaufte vor lachenden Zeugen die ganze Oberſtockberger Wirthſchaft um einen Spottpreis. Drei Fünferſcheine — die waren ſeine ganze Baarſchaft — die gab er als D'rangeld. Und dem Andern war heute eben nur um's D'rangeld zu thun. 's war ein bitterlicher Durſt!

Der Hinterſchöpp blieb hübſch nüchtern, der mußte ja morgen früh auf und zum Waldherrn gehen, und ſeine zwei Bauerngründe verkaufen. — Da ſchaut ein Profitel heraus. Hernachen taucht er an in's Lehviertel hinüber, und die Wurſt iſt abgebunden. — Juſt daß ich zurecht kommen bin. Ei na, wie das iſt gut geweſen, der Dirn' ihr Davonlaufen. Daß ich jetzt aber ſchau', wo der Drach' ſteckt!

Er hatte ſich noch einmal angemeldet im Bärenſchützhäuſel, ſtand hernach die ganze Nacht vor der Thür und wartete auf die Toni. Und als der Morgen aufging, und die Leute aus ihren Betten krochen, lachten ſie ihn aus. Die Dirn' war nicht da; und als er in's Schneewaldbach kam, war ſie auch dort nicht. Zur Zeit, als unten die Sonntagsglocken klangen, ging ſie oben auf der Alm herum, jagte in Uebermuth das Vieh hin und wieder, trillerte und jauchzte und aß Heidelbeeren. Da zog ſie auch das Gewehr aus dem hohlen Baum, um dem Tibur zu Ehren einen Schuß loszuknallen auf einen Haſen. War aber keiner mehr im Rohr. Trotzdem ſtolzirte ſie mit dem Stutzen auf dem Rücken über die Matten. Und als der Jäger Pepp heranſtieg, konnte er ſich gar nicht genug verwundern über die Jungfrau im weißen Kleide, auf den zerriſſenen Locken noch einen Fetzen vom Kranze und am Rücken das Schußgewehr.

Er rief ihr zu: „Wenn Du etwan vielleicht zufällig keinen Waffenpaß haben ſollteſt, ſo wäre es eigentlich wohl ſo zu ſagen verboten, daß ich Dir zufällig mit dem Schußprügel begegne.“

„Für das einemal ſoll's nachgeſehen ſein,“ trumpfte das Mädchen des Alten ſchlechte Ausdrucksweiſe ab.

„'s müßt' nur möglicher Weiſe ſein, daß Du etwan vielleicht mit dem Kugelſtutzen Deinen grünen Kranz wollteſt vertheidigen. Dirndl, das wär' rechtſchaffen brav.“

Sie ſah ihn trotzig an.

„Und auch ſelbunter nicht, daß es paſſiren dürft'. Mag wohl ſein, Dirndl, daß ich Dich höflich frag', wie ſo Du zum Kugelſtutzen kommſt?“

Sie verweigerte ihm die Antwort.

„Biſt Du nicht die Hinterſchöppiſch'? Kenn' Dich ja, ein kreuzbrav Mädel. Mußt ſchon ſo gut ſein, und mußt Dir den Weg gefallen laſſen nach Kraden abi. Brauchſt nicht allein zu gehen, daß Dir etwan vielleicht die Zeit thät' lang werden. Geh' ſchon mit Dir. Und den Gefallen thuſt mir, Hinterſchöpp-Dirn', die Bichſen tragſt ſelber; ein Eichtl, wenn Du magſt, zeig's her, ob ſie etwan vielleicht Pulver und Blei im Bauch hat. Nicht? Iſt ſchon recht jetzt: aber Faxen machſt mir keine, Dirndl, gelt! Ungern thät' ich's, daß ich Dir mit einem Strickel die Händ' ſollt' übereinanderlegen. Beim Ortsrichter unten m[illegible]ſt uns nachher den Spaß und verzählſt, wie närriſch das [illegible] zugangen, daß ich auf Deinem ſchneeweißen Buckel eine Bichſen hab' gefunden."

Und mit feinſter Manier trieb der alte Jäger die Toni als wie einen Wildſchützen hinab nach Kraden, und ſo hat die Hinterſchöpp-Dirn' dem Tibur das ihm entriſſene Gewehr wieder in's Haus gebracht.

Der Tibur war todtenblaß, als er das Mädchen mit einem Stutzen vor ſeinem Vater, dem Ortsvorſtande, ſtehen ah. Aber die Toni ſagte nichts aus; ſie gab an, ſie ätte das Gewehr oben auf der Alm in einem hohlen horn gefunden und ſie hätte den Baum nicht gefragt, er es hätte hineingeſteckt.

Jedenfalls — deß kam man überein — iſt es ein ildſchützenſtutzen und hat derſelbe dieweilen beim Orts- rſtande zu verbleiben.

Und in einer der nächſten Nächte darauf iſt der Tibur it ſeinem Stutzen wieder auf die Pürſch gegangen. Und hatte unterwegs gedacht: Das iſt doch ein verſchwammelts Mädel; jetzt weil ſie mich nicht verrathen hat, bin ich erſt recht in ſie verſchoſſen.

Uebrigens hatte der Tibur kein Glück mehr auf ſeinen wilden Jagden. Er hätte ſonſt leicht lachen gehabt. Er war gerade im letzten der „militärpflichtigen Jahre“, deren dazumal viel mehr geweſen, als heute ſind. Er war nicht mehr im Stellungsbrief, ſollte entſchlüpfen. Denn ſein Vater war Ortsvorſtand, ein wohlhabender und angeſehener Mann; und ſolche Leute hatten zur damaligen Zeit ſtets das Unglück, engbrüſtige, kurzſichtige, ſchwerhörige, plattfüßige, ſteckkropfige, oder ſonſt wie kränkliche Söhne zu haben. Armer Leute Burſchen waren ganz andere Kerle, die taugten faſt alle für's Soldatenleben. Der arme Tibur, der war plattfüßig und hatte noch dazu an der linken Seite, knapp neben der unterſten Rippe eine Stelle, da that's ihm oft ſchrecklich weh.

Leider Gottes — iſt untauglich.

So bedauerlich war's bis heute — bis an den Tag, da ihn der höfliche Jäger Pepp, welcher die Toni nach Kraden gebrachthatte, ebenfalls als Wildſchützen nach Kraden brachte. Der Jäger Pepp, na der war beſſerer Meinung.

„Hab' meiner Tage gar Keinen geſehen,“ berichtete er, „der etwan vielleicht ſo prächtig laufen kunnt, wie der Herr Tiburius. Und daß Der einen Plattfuß ſollt' haben, mag der Chriſtenmenſch platterdings nicht glauben.“

Laut iſt's worden, und für die nächſte Aſſentirung iſt der Tibur bei den Stellungspflichtigen.

Der alte Ortsvorſtand ſprach klein verzagt mit dem

Herrn Militärarzt: Ob ihm, dem Tibur, das Fleckel auf der linken Seite, das ihm oftmals gar ſo viel hölliſch weh thut, nicht noch einmal kunnt hinweghelfen, wenn man einen Hunderter thät' d'rauflegen?

Der Arzt zuckte die Achſel. Und wenn ein Militärarzt einmal die Achſel zuckt, hernachen hilft auch kein ſolch' Plaſter mehr.

Der Waldherr und Jagdeigenthümer hat die Geſchichte vom Wildſchützen gehört, da iſt all' umſonſt, der Burſch' muß zur Stellung.

Rekrutenſtreiche.

Wird aber nicht betrübt hergehen, denn es ſind die Luſtigſten dabei, dies Jahr. An die zwölf ſind von Kraden und drei von Schneewaldbach heraus. Es wären mehr, aber ein paar ſind ſeit den letzten Monaten abhanden gekommen. Sie leben irgendwo in den hinterſten Winkeln und vermeinen, ſich fortbringen zu können in der Armſeligkeit, und die Ueberreiter würden ſie nicht finden. Ihnen iſt die ſchwere Gefangenſchaft der Verbannung, die ſie ſich ſelbſt auferlegt haben, lieber, als wie die Knechtſchaft beim Militär. Aber der Bärenſchütz-Guidl ſagt: „Juſt, weil ſie das Soldatenleben gar ſo viel fürchten, juſt desweg' freu' ich mich d'rauf. Daheim iſt auch eine Noth und überall, und da iſt mir ſchon der ſauerſte Eſſig der liebſte."

Der Guidl iſt eben auch bei den Rekruten, und deß weinet ſeine Schweſter Gregina ſchon ſeit fünf Wochen. Ach, bisher hatte ſie gemeint, der Blümelrock am Kranzeltag ſei der größte Schmerz auf der Welt. Jetzt wollte ſie gern in alle Ewigkeit Blümelrock tragen, müßt' nur ihr Bruder nicht zu den Soldaten.

Je größer zu damaliger Zeit die Angſt und Furcht vor dem Militärdienſt geweſen iſt, deſto lauter und wilder waren die Gelage und Luſtbarkeiten, welche die Rekruten vor der Stellung und Einrückung anſtellten. Es gab ja Zeiten, in welchen die bei der Aſſentirung Gebliebenen gar nicht mehr heimgehen durften, um ihre Angelegenheit zu ordnen, um ſich zu beurlauben, ſondern allſogleich nach der Abſtellung eingeſperrt und bewacht wurden, um nach Schluß der Aſſentirung forttransportirt zu werden zum Sklavenleben im fremden Land. Den Glücklichen, den Hinkenden, Einäugigen, Kropfigen, Buckeligen, den Taubſtummen und den Zwergen — den Glücklichen mit einem Worte, wurde bei ihrem Austritte von den wachehabenden Soldaten das Bajonnet an die Bruſt geſetzt: „Geld her! Trinkgeld her!“ Die Heimkehrenden gaben gerne und in angſtvoller Haſt den letzten Knopf und flohen, und plünderten unterwegs die Wirthshäuſer, und machten die Wege unſicher, und kamen erſt wieder zur gewohnten Ruhe daheim in ihrer häuslichen Drangſal. Und die Gebliebenen verſchlemmten im Kaſernenhofe das Geld und hielten, in wüſtem Taumel Wuth und Weh erſtickend, ihr Henkermahl, ehe ihnen die Ketten eines tyranniſchen Reglementes an den Leib geſchmiedet wurden.

So war die ganze Rekrutirung eine tolle Reihe von Zechereien, grobem Schabernack, wilden Hetzen, vor welchen Niemand ſicher war. Die Obrigkeit drückte ein Auge zu.

Begeiſterung machen! hieß es, und in der Begeiſterung „für Kaiſer und Vaterland“ wurden die jungen Horden oft ein Schrecken einzelner Theile des Vaterlandes.

Schon ein paar Tage vor der Aſſentirung hatten ſich die Rekruten von Kraden und Schneewaldbach beim Bruckelwirth zum erſten Gelage zuſammengethan.

Das Weinfaß wurde in die Stube geſtellt. Der Eggſtammer Simon legte ſich in ſeinem Uebermuthe ſofort rücklings auf den Fußboden hin und hielt ſeinen großen Mund unter die Pippe, unter welche der Wirth ſonſt ein Schüſſelchen zu ſtellen pflegt, um die abſickernden Tropfen aufzufangen, aber die abſickernden Tropfen, die gaben dem Eggſtammeriſchen all' nicht naß genug, und er drehte ein wenig, daß ein kleines Brünnlein 'mälig in ſeine Gurgel rieſelte. Kaum hatte er Zeit, dasſelbe recht genießend zwiſchen Zunge und Gaumen zu leiten, weil der liebe Athem auch ſeinen Weg haben wollte. Da ſprang der Krähreiteriſche hinzu: „Simmerl, Simmerl, Du mußt ja verdurſten!“ ſprach's und drehte die Pippe um, daß die ganze Fluth des Weines dem Burſchen in den Mund ſchoß. Der wollte ſich verſcheiben, aber die johlenden Kerle hielten ihn am Boden feſt, und ließen es quirlen und gurgeln und der Wein ſchoß über das Geſicht hinaus und über den ſtaubigen Fußboden hin.

„Eſelsleut', er muß ja derſticken?“ rief der Bärenſchütz-Guidl, ſprang hinzu und riß den Simon hintan. — Es war ſchier zu ſpät geweſen, der dumm' Lotter drehte die Augen ſchreckhaft über und rührte ſich nicht mehr. Auf den Kopf ſtellen ließ er ſich, ehvor er anhub, wieder zu röcheln. Dann ſchleppten ſie ihn in eine Stallkammer auf's Stroh.

Das war das erſte Stücklein geweſen; hierauf wurde Etwelches geſungen. Als in der Begeiſterung für

„Den Kaiſer ſeinen Mann,
Für den Herrn Soldaten“

ein Fenſter in Scherben ging und der Wirth dagegen Einwand erhob, huben ihrer Etliche dieſen ſelben Wirth vom Erdboden auf, ſteckten ihn durch's Fenſter und keilten ihn in demſelben feſt. So oft des Armen Kopf draußen auf der Gaſſe den Hilferuf ausſtieß, thaten ſie einem jener Theile ſeines Körpers, die noch in der Stube waren, was an. Die Weibsleute hatten ſich alle geflüchtet. Ein paar der Burſche hatten ihre Mädchen bei ſich, aber mit dieſen war nichts zu machen, ſie wollten ſich der Luſtbarkeit nicht begeben, ſie hielten, je ausgelaſſener ihre Geſellen waren, die Sacktücher vor das Geſicht und ſchluchzten. Sahen ſie doch bereits im Geiſte ihre Liebhaber von allem Nöthigen entblößt unter dem Maße ſtehen: lang genug, ſtark genug, kerzeng'rad gewachſen, über und über prächtige Leut' — tauglich!

Und mußten dann den angeſtammten Liebhaber entbehren, eilf oder vierzehn Jahr' lang, oder noch länger, oder — immer! Wo iſt denn daheim gleich wieder Einer, der je proper wär'? — Und da ſollt' Eine nicht verzagt ſein?

Einer der Burſchen, es war der Geſcheidteren einer rief darob aus: „Ihr latſchigen Weiberleut', mit eurem verſchwefelten Verzagtſein macht's Einen ganz verzagt. Die Flennerei können wir nicht brauchen, dahier; wärt's lieber daheim verblieben?“

„Da iſt euch die Hinterſchöpp-Dirn' ein biſſel eine Andere!“

„Saggra-Michel! Buben, wenn wir die Hinterſchöpp-Dirn' da hätten!“

„Iſt uns viel zu hoch oben. Zu hinterſt auf der Alm, und reitet auf einem jungen Gamsbock um.“

Sprang der Bärenſchütz-Guidl auf den Tiſch: „Was krieg' ich, wenn ich ſie bring'?“

„Mitſammt dem Bock? den ſollſt haben. Die Dirn' gehört unſer.“

„Geſcheidterweis. Was krieg' ich, wenn ich ſie bring'?!“

„Zu ſaufen, ſo viel Du magſt. Kreuz-Fix-Himmel und Erden, Bärenſchütz-Guidl, wenn Du uns heut' die Hinterſchöpp-Dirn' in's Haus bringſt, hernachen biſt kein heuriger Haas, hernachen biſt ein dreidoppelter Teufelskerl mit Eſſig und Oel!“

Der Guidl riß ſeinen Janker vom Nagel — denn in Hemdärmeln waren ſie alle — und ſchrie: „Um die Zwiſchenlichtenzeit ſind wir da!“ und war fort.

Die verdroſſenen Weibsbilder fühlten ſich auf dieſe Sach' noch mehr verdroſſen und ſtahlen ſich davon, in der unerſchütterlichſten Abſicht, am Abend um die Zwiſchenlichtenzeit wieder zu kommen. Es war arg genug, daß man ſo junge Leut' ohne Aufſicht in wenigen Tagen ſchon ziehen laſſen mußte in die weite Welt.

Und der Wirth — o Heiland, daß wir den ſo lang' ſtecken laſſen im Fenſter! Kein Erbarmen wär' geweſen, aber das Faß war leer, und ſie wußten den Schlüſſel zum Keller nicht. Alſo wurde er befreit, halb weinend, halb lachend fluchte er ihnen in's Geſicht und ging um Wein.

Dieweilen ein grobes Geſchrei vor dem Hauſe, die Wand dröhnte, als würden Holzbündel an ſie geworfen. „Heut' halten wir Rechnung ab, verfluchter Spatzenſchütz!“ rief eine Stimme, da ſprang ſchon der Thürhaken heraus, und in die Stube taumelten, ineinander zu einem Knäuel verſchlungen und verbiſſen, der Tibur und der herrſchaftliche Jäger Pepp.

„Da — da,“ ſchnaufte der Tibur, „bring ich den Galgenſtrick, der mich hat eingeritten, den nageln wir heut' auf den Tiſch!“

„Auf den Tiſch nageln, her [illegible], auf den Tiſch nageln!“ ſchrie Alles. Denn dem [illegible]ſchaftlichen Jäger war Keiner gewogen; die meiſten w[illegible]n Wildſchützen, und wenn auf der Weid' der Wildhüte[illegible] Herr iſt, hier im Wirthshaus iſt's der Rekrut, der kein Civilgeſetz mehr achtet, weil er ſchon Soldat zu ſein glaubt, und der kein Militärgericht zu fürchten hat, weil er noch nicht in ſeinem Bereiche iſt. Die Gemeindepolizei möchte ſich auch wohlweislich hüten, mit den übermüthigen Jungen anzubinden, und ſo erbietet ſich für dieſe keine beſſere Zeit und Gelegenheit, ihren Muthwillen auszulaſſen, und wenn ſie einen Feind haben, ihre Rache zu üben — als die Tage vor der Aſſentirung. Da geht nichts ſicher, es mag männlichen, weiblichen oder ſächlichen Geſchlechtes ſein, und der alte Jäger war ſehr unbedachtſam, heute durch Kraden und am Wirthshauſe vorüberzugehen, wo ihn der Tibur abfing und unter die Zecher ſchleppte.

„Nägel her, Wirth!“

„Das laſſ' ich nicht angehen. In meinem Haus wird Keiner genagelt!“

„So ziehen wir die Nägel aus den Dachbrettern heraus!“ Und hatten ſchon die Beißzange zuweg.

„Ich bitt' euch, liebe, brave Leutel,“ flehte der Wirth, „thut's mich verſchonen. Geht's zum Lindenwirth hinab, der hat ſchon Heurigen im Keller!“

Unglückſelig war's, wie ſie jetzt über ihn herfielen: „Sonſt ſchaut Dir der grüngelbe Neid bei Deinen Glotzern heraus, wenn Einer zum Lindenwirth ſteigt. Aber halt ſo etlich' Kaiſerbuben, Vaterlandswachter, die ihren beineigenen Schädel müſſen hintragen dafür, daß Dir der Franzos das Haus nicht über den Kopf anzünden kann — die möcht'ſt freilich hinausſchmeißen und zum Lindenwirth ſchicken, weil Du etwan meinſt, ſie hätten kein Geld! Bruckelwirth, Dich kaufen wir noch, das verlaß' Dich!“

Mittlerweile hatte ſich die Nägellade gefunden. Der Jäger wehrte ſich mit Händen und Füßen, meinte dabei zu Troſt, „ſie thäten etwan vielleicht doch nur ein Eichtl Spaß machen“! — Da lag er ſchon hingeſtreckt auf den langen Tiſch, und zu Händen und Füßen, an den Seiten und an den Schultern wurden unter vielfältigem Geknatter die Nägel durch die Kleidungsſtücke geſchlagen.

Nach fünf Minuten war er mit ausgeſpreizten Vieren derart auf den Tiſch genagelt, daß er trotz ſeines Fluchens und Zappelns machtlos dalag.

„So nagelt man die Geier an die Wand!“ riefen ſie und trugen den Tiſch in's Freie und ſtellten ihn auf die Gaſſe. Dort höhnten ſie ihn noch, daß er ſich d'raus „doch etwan vielleicht nicht allzuviel machen ſoll," 's wär' ein Wildſchützenſpaß.

Und kehrten zu ihrem Weingelage zurück.

Als der Tibur hörte, die Hinterſchöpp-Dirn' komme, regte ſich ſein Rachegelüſte auf's Neue. — Sie habe ihn zwar nicht verrathen, als ſie ſein Gewehr in's Haus zum Richter brachte, aber ſie ſei eigentlich doch die Schuld an Allem. Daß ſie ihm wie einem Schulbuben den Stutzen hat weggenommen, das bleibt extra aufgemerkt, das muß ſie noch freſſen. Aber wesweg' muß ſie den verfluchten Prügel wieder herfür und in's Haus ſchleppen? Anſonſt wär' Alles ausgeblieben. Hat er kein Gewehr, ſo kann er nicht jagen, wird ihn der Jäger nicht in die Aſſentirung hetzen. Daß er Soldatenhund muß ſein jetzund, nicht daheimbleiben und heiraten auf des Vaters Haus, derſchoſſen kann werden auf dem Feld, wer iſt die Schuld, als wie die Hinterſchöppiſch'? Na, die mag ſich g'freuen! — Wer nur ſtets ſo folgerichtig denken möcht', wie der Tiburius, der ehleibliche Sohn des Verſtandes von Straden!

Der Wirth, da er ſah, die unheimlichen Gäſte wären ſobald noch nicht aus dem Hauſe zu bringen, ſuchte mit denſelben wieder auf Freundſchaft zu kommen. Er wollte, und zwar auf eigene Rechnung und Gefahr, Glühwein kochen.

„Iſt ein kreuzbraver Gedanken, Bruckelwirth; 'leicht wirſt doch noch einmal halb ſo geſcheidt, wie ein Kalb in in der Kuh, aber weißt, den Glühwein, den ſaufen wir, bis der Birenſchütz da iſt mit der Hinterſchöpp-Dirn'!"

Und der gute Bruckelwirth hätte ihnen gerade vor Ankunft des Almmädchens mit dem feurigen Trank gerne den Reſt gegeben. Er hätte den Gekreuzigten gerne befreit, er hätte die Toni gerne gewarnt, aber die Rekruten ließen ihn nicht aus dem Hauſe. Da meinte er, es verſuchen zu ſollen, ſie anderswie zu zerſtreuen. Er war Soldat geweſen und begann von ſeinen Feldzügen zu ſprechen; ſie meinten, das würden ſie ſchon ſelbſt erfahren und wären keine Kinder, denen man es beim Ofen erzählt. Er hub von den Merkwürdigkeiten und Luſtbarkeiten der großen Städte an. — „Da gibt's ein biſſel Häuſer und Kirchen! Und die Laſter (Menge) Röſſer! Und das Muſiciren überall, daß es ſchon ein Unſinn iſt vor lauter Herrlichkeit. Hernachen das Kanoniren, wenn eine Generalsleich' iſt. Und nun, wenn ihr hineinkommt's, nu könnt's Einen henken ſehen!“

„Einen General?“

„Halbnarren! einen Spitzbuben. Der alt' Schauderer wird g'henkt.“

„Das kunnt ja der Hauſirer, der Holzſchüſſeltrager ſein,“ verſetzte der Nüchternſten Einer, „der mit ſeiner Kraxen auch in Zeit und Weil zu Kraden herumſteigt.“

„Auf's Haar derſelbig'. Wird gehenkt, ſteht ſchon in der Neuzeitung.“

„Der alt' Schauderer? Daß der ſollt' glanggeln (baumeln)? Möcht' wiſſen wegen was? Wenn ich ſo ein rechtſchaff'ner Lugner bin als wie der alt' Fuchsbartel, da bin ich bei den angeſehenſten Leuten zu erfragen, und nicht bei den Schelmen am Strick. Bei einem Menſchen wie der Schauderer, wenn er gehenkt wird, kann man wohl ſagen, er iſt ſelber d'ran ſchuldig."

„Ein Spintiſirer und Rekrut!" — Wär' in ſeiner Betrachtung fortgefahren, wurde aber von den Anderen arg überſchrieen.

„Jetzt auf der Stell' verzähl's, Wirth, warum der Schauderer wird gehenkt! Sind gute Freund' allzwei, und das haben wir vornächſt Jahr beim Lindenwirth — hörſt, Bruckelwirth! — beim Lindenwirth erſt ausgemacht: Er iſt bei meiner Hochzeit und ich bei ſeinem Henken. Soll der Spaß Ernſt werden? Dem wird was grauſen!"

„Weißt was, Wirth, ſo mach's her!"

„Dir ſchon nicht, Du Krähreiteriſcher!" ſagte der Bruckelwirth, „Du biſt der Erſt' geweſen; der mich in's Fenſter hat g'ſteckt. Na, na, Spaß verſteht Einer ja."

Er war ſehr froh, daß ſich der Sturm ein wenig legte. Die Burſchen waren ja ſchier ſelbſt erſchöpft vor all' dem Uebermuth, den ſie ſchon getrieben und mußten ſich ſammeln für das, ſo ſie noch vorhatten. Auch kannte Jeder den Schauderer, der öfters in die Gegend kam und ſich durch ſeine erſtunkenen Geſchichten, die er zum Beſten gab, und durch ſeine poſſierlichen Spitzbübereien einer gewiſſen Beliebtheit erfreute. Mit dem Schauderer unterhielt ſich Jeder gern, aber trauen that ihm Keiner. Zwar — außer einem Schafdiebſtahl, ließ ſich nichts Erkleckliches gegen ihn aufbringen. Aber man müßte ihn nur reden hören, ſo war man ſich klar: für Den iſt kein Galgen zu hoch. Den erwähnten Schafdiebſtahl wollten ihm die Herren übrigens gar nicht zuſchreiben, denn die

Angaben ſtimmten nicht. Der Schauderer, nachdem er die Sache überhaupt eingeſtanden hatte, behauptete, der Schafe zwei geſtohlen zu haben, während der Beſchädigte im Stande war, zu beweiſen, daß ihm nur eines fehle. Nach heftigen Proteſten mußte ſich der Schauderer endlich für blos eines bekennen und darob fünf Monate lang ſitzen. Als er nach vollzogener Sühne wieder zurückkam, ſagte er: „Jetzo; da ich ſo lang hab' müſſen kuſchen, gereut's mich bis auf's letzte Haar, daß ich von den Schafen auch das Eine nicht hab' geſtohlen. Aber ich thu' was und ihr werdet's erfahren, Leut', die fünf Monat' bring' ich mir noch ein."

Außerdem gab es Manchen, der mit dem Schauderer ſo oder ſo im Bunde geweſen. Dem Wildſchützen wußte er Schießpulver zu verſchaffen, dem Arſenikeſſer Hüttenrauch; irgend einem Andern war darum zu thun, den oder den Haushund unſchädlich zu machen — der Schauderer that's; oder Einem lag's im Plan, irgend ein Gerücht auszuſprengen, der Schauderer beſorgte es. Oder es war ſonſt ein Schabernack, eine Spitzbüberei auszuführen — der alte Hauſirer war zu Allem bereit. Und hernach, wenn er dem Fiſcher Forellen aus dem Behälter ſtahl, ſprengte er, um den Verdacht von ſich abzulenken, aus, er hätte in derſelben Nacht eine Tagreiſe weit weg einem reichen Bauer die Kleidertruhen ausgeraubt.

So gab's Allerlei mit dem alten Holzwaarenſchnitzer und Hauſirer, und ſo thaten die Zecher jetzt die Ohren auf, um zu hören, für welche ſeiner Schandthaten man ihn eigentlich jetzt auf einmal hängen wolle.

„Ja!“ ſagte der Bruckelwirth, „wiſſen thut man's wohl. Aber ihr hundsjungen Bübeln. Der Schauderer iſt etwas früher aufgeſtanden! Ehvor einer von euch noch in die Welt hat guckt, hat Der ſeinen Mann ſchon um's Leben gebracht!“

„Oho, umbracht hätt' er Einen?“

„Ja, Leutl, in's Fenſter geſteckt iſt der Bruckelwirth leicht, aber ob's Einer weiß, was er kann derzählen, das iſt eine andere Frag'!“

„Jetzt aber geſcheidterweis,“ ſagte ein Beſenneuer, „voreh' bringſt ein Kerzenlicht und nachher wollen wir ein Eichtl Fried' geben und wollen loſen (horchen).“

Mit ſchwerer Müh', daß ſie einverſtanden waren. Dann ſprach der Wirth:

„Beim Keſſelſee in der Schlein geht's her — — na ja, der hinter dem Dreiwaſenberg liegt, ſeid's Einer oder der Andere gewiß ſchon kirchfahrten dort geweſen. Bei demſelbigen See iſt vor etlichen dreißig Jahren, was weiß ich, ein junger Holzknecht verloren gangen. Iſt ſelbig Zeit viel die Red' geweſen von ihm, aber was ihm den überfahren iſt, das hat kein Menſch ſagen können. Sein Hut iſt gefunden worden beim Waſſer. Die Geſchicht' iſt nach und nach vergeſſen worden, und jetzt auf einmal iſt's laut: Der Schauderer hat ihn umbracht.“

„Die Weiberleut' ſind da!“ rief der Tibur, der beim Fenſter ſaß, und ſie johlten zur Thür hinaus.

Muß jetzt freilich wohl ſtill ſein, der Bruckelwirth, mit ſeiner Mordsgeſchichte, muß eilends Glühwein kochen gehen. Die Weiberleut' ſind da!

Der Guidl bringt die Hinterſchöpp-Dirn'.

Der Bärenſchütz-Guidl war ihr gerade recht gekommen auf die Alm.

Es war ihr uneben, der Toni, und ſie wußte eigentlich nicht warum. Die Luſtigkeit war weg. Und eine Unruhe war da, gerade als ob was Arges in der Nähe! Ihr Vater war recht mieſelſüchtig (mißlaunig) letzt' Zeit her, und die Schraglin auch. Das Mädchen hatte ſchon lange gemerkt, daß die Zweie miteinander eine Heimlichkeit hätten, und war ihr ſogar vorgekommen, als ginge dieſe Heimlichkeit ſie — die Toni — an. Wenn ſie nun daran dachte, daß der einzige Menſch, den ſie auf der Welt hatte, ihr bluteigner Vater, es mit einer Fremden hielt, dem ſein Kind nur zum Aerger und Gram war, der gegen dieſes Kind noch was Abſonderliches im Hinterhalt führte — da war es aus, mit ihrem Uebermuth. Indeß war es die letzte Zeit her auch ein Anderes, was ſie beunruhigte. Aber was? Sie wußte es nicht. Bisweilen that es ſich heraus, als wie wenn es mit den Bärenſchütz-Leuten zuſammenhinge. Der Burſch' da, der Guidl! Hernachen die Gregina! Warum daß ſie kein Mannsbild iſt, und daß ſie nicht halten darf mit dem Burſchen? Das wäre doch ein Leben! — Ja, ja, hält's eh' ſchon zu viel mit den Buben! den Vorwurf muß ſie ſich von mancher Seite gefallen laſſen. Ein Madel in dieſen Jahren muß ſchön züchtig ſein, ſonſt geht's nicht gut aus. Es kommt ihr ſelber ſo vor, wenn ſie die Gregina betrachtet und

Andere. Aber warum ſagt der Vater, daß ſie fort ſollt' zu den Burſchen ſtehen? Wie die Gregina ſollt' ſie ſein, das ſieht ſie ſelber, ſo ſchön ſtill und ſittſam, ſo ſchön klug und warmherzig. Das kann ſie nicht, Jeſus Maria, das kann ſie nicht! Warmherzig könnt' ſie ſchon ſein, aber da iſt ihr gleich ſo heiß und wild und will's hinausſchreien nach Kraxen ſo laut, daß es die Bärenſchützleut' hören. Und das ſoll' ſich für ſo ein Mädel ſchon wieder nicht ſchicken. Sie iſt ſo, wie in einem Nebel d'rin und hat nichts als das liebe Vieh. Und wenn ſie dem Vieh zuſchaut, da kommt ſie oftmals in's Simuliren, da wird ihr angſt und bang und da däucht ihr, ſie wäre närriſch. Dann wieder lacht ſie ſich aus, Vieh und Menſch iſt ja ein großer Unterſchied. — Daß ſie nur einen recht guten Kameraden hätt', dem ſie's kunnt ſagen. Sie möcht' nur wiſſen, was die Gregina meint. Aber letztlich einmal, da hat ſie — die Toni — davon mit ihr anheben wollen zu ſprechen, iſt ihr aber wieder ſo viel angſt und bang werden. Und die Gregina lacht auf einmal d'rein: Herr Jeßtl, Toni, dir wachſt ja mitten im Geſicht ein Haar heraus! — Das ginge ihr juſt noch ab, daß ſie ſo häßlich würde, wie ein Mannsbild! — Wenn der Guiel ein geſcheidt' Wörtel mit ſich reden ließe! Aber der iſt gleich ſo viel anhabig. Wie die Buben ſchon ſind; Fingerhakeln, Halſen und Buſſeln, und lauter ſo Sachen. — Dazu iſt ſie nicht allemal aufgelegt. Wenn ſo gar nichts ſtimmt auf der Welt! Da iſt Einem ja ganz taumelig! — Hernachen wird ſie plötzlich wie wüthend und will die Kleider zerreißen, die ſie am Leibe hat, und ſchließlich gibt es doch immer wieder nur Ein Mittel gegen ſolche Flauſen: ſchreien, jauchzen, ſo viel ſie vom Mund kann bringen, ſpringen über Stock und Stein, den Thieren nachjagen und auf dem Ziegenbock hinraſen über die Alm. —

Als nun der Guidl zu ihr auf die Alm gekommen war, fand er ſie im Mooſe ſitzen und ſich den Kopf verbinden. Eben hatte ſie ihr zottiger und gehörnter Hengſt in einem unbeachteten Momente auf die Baumwurzeln hingeſchleudert, wobei der Kopf zu einem Loche kam. Sie lachte darüber: das närriſche und rebelliſche Blut käme heraus, das wäre ſchon recht.

„O Du liebe, blutige Hinterſchöpp Dirn',“ ſo redete ſie der luſtige Guidl an, „jetztund bin ich da um Dich. Du weißt, morgen marſchiren wir, und heut' kommen wir beim Bruckelwirth zuſammen. Jeder hat ſeine Liebſte bei ſich und Du mußt mit mir. Die Gregina kommt auch.“

— Iſt recht, denkt ſie, 'leicht, wenn ich einen Liebſten hab' wie die andern Mädel, daß ich ein Eichtl geſcheidter werd'. Noth thät's.

Ob ſie es ſeinetwegen that, oder der Gregina wegen, ſie wußte es nicht, ſie ging mit. Das Vieh vertreibt ſich ſchon allein die Zeit, und verlaufen thut es ſich auch nimmer, jetzt im Spätherbſt.

Und gingen mitſammen, Arm in Arm ſpringend, hüpfend, hopſend, ſingend, lachend. Die Toni war kaum um eine Fingerbreite kürzer, als wie der Guidl.

„Schade,“ ſagte ſie, „daß man die Mädl nicht brauchen kann beim Militär.“

„O ja!“ rief der Guidl, „Makadenterinnen. — Geh’ mit, Toni! Spaß und Ernſt, geh’ mit!“

„Iſt mir nichts um!“ ſchlug ſie ein, „geht die Gregina, ſo geh’ ich auch.“ —

Es dunkelte ſchon, als ſie in’s Kraden kamen, und Alles lag im grauen, feuchten Herbſtnebel. Die beleuchteten Fenſter beim Bruckelwirth zogen röthliche Bänder in den Nebel hinein. Ein ſolches Band fiel auf den Tiſch, der im Freien ſtand.

„Guidl,“ flüſterte die Toni und ſtieß ihn mit dem Arm, „da liegt Einer!“

„Gewißlich ein Beſoffener. He, Kamerad, hat’s Dich erwiſcht? Zippelt und zappelt und kann nimmer auf!“

„O je, o je, der iſt ja angenagelt über und über!“

„Höllteufel, Dirn’, Du haſt recht, der iſt angenagelt. Das iſt der Jäger Pepp. Hi, das haben ihm die Buben gethan.“

„Um Himmelswillen, Leut’, thut’s mich erlöſen!“ wimmerte der ausgeſpannte Mann.

„Gelt,“ raunte ihm der Bärenſchütz-Guidl zu, „jetzt biſt einmal eingegangen! Halt alleweil viel zu ſcharf biſt geweſen, alter Pepp, auf die Wildſchützen.“

„Helfen wir ihm aus,“ ſagte die Toni. „Die Narren ſind’s im Stand und ließen ihn liegen da, die ganze Nacht. Kalt iſt’s auch. Laſſen wir ihn los.“

„Möcht’ wiſſen wie? Beißzang’ iſt keine da und um meine Zähn’ thut’s mir leid, daß ich damit die Nägel wollt’ ’rausziehen.“

„So ſchneidet mir die Kleider vom Leib,“ ſchlug der Jäger vor.

„Eh', wirſt mutternackt heimlaufen! Ein Eichtl Geduld, vernagelter Jäger Pepp!“ Der Guidl ging hinauf in ſein Haus und holte eine Zange.

Mittlerweile ſtand die Toni bei dem Angenagelten und hatte Mitleid mit ihm.

„Hinterſchöpp-Dirn!“ klagte er, „dieſe Buben ſind ärger als wie die Teufel. Laß Du Dich nicht ein mit ihnen, geh' heim.“

„Oh!“ ſagte das Mädchen, „ſchon lang nicht, daß ich mich vor den Buben thät' fürchten. Und ſo was ließ' ich mir nicht anthun, vorch' ging ich mit dem Meſſer los!“

Bald war der Guidl mit der Zange da, und nun befreiten ſie den Mann aus ſeiner argen Lage. In ſeinen durchlöcherten Kleidern rannte er knirſchend davon: „Keinen treib' ich mehr auf's Gericht, wenn ich ihn beim Wildern treffe, Jeden brenn' ich nieder auf der Stell'!“ Mit dieſem Vorſatze eilte der Jäger Pepp ſeinen Wäldern zu.

Um das Bruckelwirthshaus ſchlichen und lauerten die Mädchen wie hungrige Katzen um den heißen Brei. Da ſahen ſie den Guidl kommen mit der Toni. Sogleich ſchloſſen ſie ſich an, und als der Guidl zwinkernd und mit den Fingern ſchnalzend in die Stube trat, folgte ihm ein ganzes Rudel junger Weibsbilder.

„Wirth, her mit dem Feuerwein!“

Was nun der Hinterſchöpp thut, das thäte nicht Jeder.

Für den langen Alten kamen nun Tage, die ihm nicht gefielen.

Für's Erſte war der Haushandel mit dem Oberſtockberger wieder rückgängig geworden. Im Weinrauſch am Wirthshaustiſch verkauft man kein Haus, wenn daſſelbe verſchuldet iſt bis zum Dachgiebel hinauf, ſo daß ſich nicht einmal die Schwalben ihre Neſter im Giebel zu bauen getrauen, weil ſie fürchten, daß dieſelben mitſammt den Jungen den Gläubigern verfallen könnten. Bei dem Verkaufe eines ſolchen Hauſes müßte ganz wer Anderer mitreden. Ungiltig iſt das Geſchrei im Wirthshaus, aber giltig war der Durſt des Stockbergers und giltig waren die drei Fünferſcheine, welche der Hinterſchöpp d'rangegeben hatte. Dreimal fünffach war nun die Wuth — dieſes ſchönen Geldes wegen; aber unendlich vielfältiger noch waren die anderen Sorgen, die den alten, langen Mann peinigten. — Er bringt ſein Gütchen nicht an Mann, er kann nicht fort, wüßte auch kein Mittel, ſein Kind wegzubringen. Aber deß iſt er mit ſich fertig: die Toni muß fort. Wenn ſonſt kein Ausweg, ſo führt er eines Tages das Mädel aus Schneewaldbach davon zu einem entfernten Verwandten, wenn er auch keinen hat; und geht in der Welt herum betteln um einen Dienſt für ſeinen Jungen, wo demſelben ungeſcheren der Bart wachſen kann. — Denn der Flaum iſt ſchon da, es iſt die höchſte Zeit. Auch thut's ihm im Weiberkittel kein gut mehr — man merkt's.

„Aber Schraglin, meine brave Hauswirthin, Du biſt von uns zweien allweil die Geſcheidtere geweſen, rath' mir, wie heb' ich's denn an, daß die Sach' in die Richtigkeit kommt? Wenn ich ihm's ſollt' beibringen — Schraglin, ich hab' eine hölliſche Angſt vor dem Buben. Der iſt mit Eſſig getauft!"

„Ja," meinte die Alte, „es iſt keine Kleinigkeit nicht. Wenn Du's nicht fein machſt, ſo kannſt eine ſchöne Sau anſtellen! — Ich vermein's auch, daß man's nimmer aufſchieben darf. Sie will nicht mehr daheimbleiben und zergt ganze Täg' draußen herum, und man weiß nicht wo. Es iſt, wenn man's bedenkt, eine ſchreckhafte Leichtſinnigkeit von Dir, Hinterſchöpp! Hat's denn ſein müſſen, dieſe unerhörte Narrheit? Hätt's nicht andere Mittel geben können: ein Bauerngut, eine Heirat?"

„Hat's bei Deinem Hanſel ein Bauerngut geben, oder eine Heirat? hä!"

„Freilich wohl nicht. Aber ſag' mir's: wie kommſt jetzt auf gleich? Wo ſiehſt denn einen größeren Unterſchied auf der Welt, als wie zwiſchen einem Mannsleut und einem Weibsleut'? Und Du willſt auswechſeln? — Schau' an die Dirn'. Wenn ſie daheim iſt, da macht ſie zeitweilig ſo ein verſchwefeltes Geſicht. Leicht iſt's eh' ſchon zu ſpät!"

„Letzlich komm' ich der ſauberen Geſchicht' wegen gar noch in's Zuchthaus!"

„Zweimal darfſt es nicht ſagen!"

„Der Schöpp rang die Hände und murmelte: „Du höllgeigenrabenverfluchtes Soldatenleben! So bringſt mich noch in die Schmier'!"

„Jetzt, das Schmenten (Fluchen) hilft nichts,“ ſagte ſie, „da muß der Menſch ſeinen Kopf aufſuchen und muß überlegen. Ich, nach meinem Derkennen rait' mir's ſo: Ich ſchick' die Dirn' nächſter Täg' wieder auf die Alm, weil die Leut' ja ihr letztes Vieh abtreiben. Du gehſt ihr nach — daheim hält ſie gar nicht einmal ſo viel ſtill. Du triffſt ſie wo und das thät Dir juſt paſſen, hätteſt was Wichtiges mit ihr zu reden. Hernachen bleibſt aber immer obenauf und ſagſt, daß es ganz aus der Weiſ' wär', und daß die Kinder den Eltern nimmer kunnten erſtatten und danken genug für das, was die Eltern ihretwegen thun und für Kümmernuß leiden. Verzählſt ihr auch von meinem Hans und wie der arme Haſcher ſchon ſeit ſechs Jahren gepeinigt wird beim Militär, viel ärger, als wie ein räudiger Hund. Und meine liebe Toni, ſagſt d'rauf, juſt ſo hätt's Dir auch können gehen — geſchaffen wärſt dazu geweſen. — Sie ſchaut Dich an; jetzt fragſt, ob ihr niemalen was aufgefallen wär'. — Hernachen ſagſt ſo: Muß Dir was anvertrauen,. mein liebes Kind, was Dich wohl tauſendmal gefreuen kann, was ich Dir auch ſchon tauſendmal hätt' ſagen mögen, wenn's nicht zu Deinem Guten geweſen wär', daß ich's verſchwiegen. Aber auferzogen hab' ich Dich darnach und in Deiner Natur hat ſich's zu meiner Freud' auch ausgewieſen und ausgewachſen, ſo daß wir mit Dir fortmüſſen, oder daß Du allein fortmußt, wegen dem daß Du es nicht lügen ſtrafſt, was im Pfarrbuch geſchrieben ſteht und in den Büchern beim Kreisamt, und was Dich von dem Soldatenleben gerettet hat. — Und iſt's ſo weit richtig, Schöpp, hernach ruckſt ſtad heraus mit der Farb'. — Die Dirn' iſt geſcheidt, ſie wird froh ſein. Die Männer ſind ja alleweil die erſten auf der Welt; Herrgott, wie oft immer Eine möcht' glückſelig ſein, wenn ſie den Weiberrock ſo kunnt verwerfen!"

Bei ſolchen Worten war dem Hinterſchöpp ordentlich leicht geworden, und er beſchloß nun, Anſtalten zu treffen, daß er im Lehviertel für Toni einen Dienſtplatz auftreibe einſtweilen, bis er ſich ſelber dort ankaufen und niederlaſſen könnte. Nun hatte der lange Alte aber noch ein Anliegen, ein ſchreckhaft arges Anliegen. Schon ſeit einiger Zeit trug er ſchwer daran, und es wuchs, und es wurde unerträglicher von Tag zu Tag, und es wurde ganz gräßlich.

Der 28. Oktober — der Simon- und Judastag — ſollte ihn zum Mörder machen. Und wenn er auch den ganzen Tag liegt in ſeinem Hauſe, fromm wie ein Lamm, und läßt ſich von der Schraglin die Hände und Füße binden, daß er ſich nicht anders bewegen kann, als wie ein geknebeltes Kalb auf dem Fleiſcherwagen: nutzt Alles nichts, an dieſem 28. Oktober wird der Hinterſchöpp ein Mörder, ein wiſſentlicher Mörder.

O Hinterſchöpp! Und wenn Du ein unſchuldiges Stück Kohle nimmſt, und auf eine unſchuldige weiße Wand den Teufel malſt, ſo ſpringt er auf Dich herab und erreißt Dich!

Deine Kohle iſt aber gar nicht ſo unſchuldig geweſen, Deine Kohle iſt etwas kritiſch geweſen, Deine Kohle iſt eigentlich ganz verteufelt geweſen — Du magſt ſagen, was Du willſt, oder magſt ſchweigen, wie der Grund des

Keſſelſees: den Tod des Anton Obersdorfer haſt Du doch auf dem Gewiſſen. — Und gehenkt, anſtatt Deiner, wird ein Anderer!

„O Du Schauderer, o Du Eſel von einem Schauderer!“ rief der Hinterſchöpp in dieſen Tagen oftmals vor ſich hin, „was verlogenes Zeug mußt Du wieder geſchwatzt haben! Was geht Dich der Holzknecht-Toni an? - Dir geſchieht ganz recht, wenn Du gehenkt wirſt, aber wie einem Andern dabei zu Muthe iſt?“

Er wollte ſich um die Sache gar nicht kümmern, fragte aber doch immer wieder herum, ob's denn wahr wär', das vom Schauderer?

„Ja, der wird gehenkt, wie ein naſſer Lump.“

Und endlich ſah er's im Zeitungsblatte: „Der Hauſirer Jonathan Schauderer aus Schlein iſt des vor ſiebenunddreißig Jahren am Keſſelſee bei Schlein an dem einundzwanzigjährigen Holzhauer Anton Obersdorfer verübten Mordes überwieſen und zum Tode des Stranges verurtheilt worden. Die Execution wird in der Kreisſtadt L. um 6 Uhr Morgens des 28. Oktober vollzogen werden.“

Mitte Oktober iſt ſchon vorüber. Der Hinterſchöpp hat ein paar durch und durch ſchlafloſe Nächte und eines Morgens ſagt er zur Schraglin: „Will einmal in's Schleiniſche und Lehviertel 'nüberſchauen, daß ich für den Buben einen Dienſtplatz find'. Dürft' wohl etliche Täg' ausbleiben. Gib dieweilen eppas Acht auf die Toni.“

Und ging.

Ging über das Gebirge, ging am Dreiwaſenberg vorbei und nahm ſich nicht einmal Zeit, ſeine Wallfahrt zu verrichten; ließ den Keſſelſee mit ſeinem Martertaferl ſeitwärts liegen, er hatte gar kein Verlangen, das Gedächtniß des Todten, frohlockend wie ſonſt, zu feiern. Er ging ſchnurgerade zum Schleiner Gericht: Was es mit dem Schauderer wär', ob Einer mit ihm ſprechen kunnt?

Das Schleiner Gericht geht der Schauderer, Gott ſei Dank, nichts mehr an. Der hat ſich höher hinaufgebracht — hat ein höchſt eigenes Logement in der ſchönen Stadt L. und Schildwach' vor ſeinem Palaſt, als wie der Gouverneur. Ob er zu ſprechen? Darüber müßte man ſich wohl erſt beim hohen Criminalgerichte zu L. anfragen.

Der lange Alte ging gerades Wegs in die Kreisſtadt. Und wie manch' Anderer in's Gericht nicht hineinwill, wollte man den Hinterſchöpp nicht hinein laſſen. — Habe aber von wegen des Jonathan Schauderer zu ſprechen!

Ob er ein Verwandter von ihm wäre?

Das nicht, wiſſe jedoch wichtige Zeugenſchaft in Sachen des angeblichen Mordes am Keſſelſee.

Wäre allzuſpät. Alles ſchon im Reinen und von Seiner apoſtoliſchen Majeſtät das Todesurtel unterzeichnet.

Endlich wurde er an einen Doktor Magerle gewieſen, welcher gerichtlich aufgeſtellt worden war, um im Proceſſe Schauderer die Anklage zu mildern und den Verbrecher möglichſt zu entſchuldigen.

„Und doch gehenkt!“ rief der Hinterſchöpp, „unſchuldig ſein und einen gerichtlichen Beſchirmer haben und doch gehenkt! Wenn das an einem Solchen geſchieht: Gott gnade allen ehrlichen Leuten!“

„Von Unſchuld kann hier keine Rede ſein“, bemerkte

Dokter Magerle, „Delinquent hat die That ſelbſt eingeſtanden, wenngleich ſein Geſtändniß widerrufen, als er gemerkt, wohin es führte. — Ich hab' meine Sach' gethan. Wir ſind überzeugt von ſeiner Schuld, aber — wenn dieſer Menſch nur einen Funken Schlauheit im Schädel hat, der Teufel hol' mich, ſo lauft er heute wieder frei auf der Gaſſe um."

„Die öffentliche Meinung hat ſchon ſeit Jahren gemunkelt," fuhr Dokter Magerle fort, „ſowie das Gericht in Hinſicht des Mordes am Keſſelſee ſchon ſeit acht Jahren ein wachſames Auge auf den Hauſirer hatte, bis dieſer ſich eines Tages in der Weinlaune ſelbſt verrieth, vermeinend, ein Mord verjähre nach dreißig Jahren, wie eine unverzinste Geldſchuld. — Aus Eiferſucht! Eine Art Duell ſoll's geweſen ſein, das ändert aber nichts an der Sache. Die liebe Eitelkeit hat den alten Mann verleitet, einzugeſtehen, daß er einſtmals der Stärkſte geweſen in der Schlein, ſtärker als wie der wildkräftige Holzknecht-Toni, den er in's Waſſer geſchleudert, wie einen Schulbuben. Genau ſeine Worte. Da haben ſie ihn gleich abgefaßt. Bei Gericht hat er Alles geläugnet, und die Herren haben einen ſchweren Stand gehabt. — Ich ſtreckte ihm ſchon die Hände entgegen und meinte, wir entkämen, da verwickelte er ſich wieder in die unglaublichſten Widerſprüche und iſt Alles verloren. Ich ſuchte nun mehrere Milderungsgründe geltend zu machen, allein die Herren gingen nicht darauf ein. Uebrigens — wenn ein Einblick in die Gerichtsacten gewünſcht wird? Steht Jedermann frei."

„Möcht' bitten."

„Ihr ſeid wohl ein Vetter, oder ſo was, vom Schauderer?"

„Daß mich Gott bewahr'," ſagte der Hinterſchöpp, „nur wegen des Anton Oberedorfer iſt's, den hab' ich gut gekannt, und ich kann's ganz unmöglich glauben, daß der ermordet werden ſein ſoll, weil ich die Ueberzeugung hab', daß er ſich ſelbſt fortgeſchafft hat."

Der lange Alte trocknete ſich den Schweiß, es war ihm ſchwül vor dieſem Manne des Geſetzes, der ihn mit durchbohrenden Augen anſah. Ihm war, als hätte er bereits um ein Wort zu viel geſagt.

„Woraus ſchöpft Ihr denn dieſe Ueberzeugung, Alter? Das intereſſirt mich."

„Ich ſag' nur ſo viel: Der Schauderer iſt ein Narr!" rief der Hinterſchöpp.

„Auch dieſe Möglichkeit habe ich zu bedenken gegeben," verſetzte Doktor Magerle, „jedoch, der Gerichtsarzt gab es nicht zu."

„Ein Lügner iſt er, ein niederträchtiger, dieſer Schauderer," fuhr der Hinterſchöpp d'rein, „als ſolchen kennen ihn die Leut', wo er hinkemmt. Herrgott, wenn das wahr wär', was der Alles angeſtellt haben will, zehnmal müßt' er ſchon gehenkt ſein. Das iſt ein Prahlhans!"

„Aber Freund, ein vernünftiger Menſch wird ſich doch nicht an den Galgen prahlen!"

„Deswegʼ ſag' ich ja, daß er ein Narr iſt!"

„Und wie ſo, Vetter, habt Ihr die Ueberzeugung, daß Jonathan Schauderer nicht der Mörder des Anton Oberedorfer ſein kann?"

„Weil's nicht wahr iſt!" ſchrie der Alte.

„Demnach wird's Euch doch intereſſiren, einen Blick in die Akten zu thun," ſagte Doktor Magerle, „habt nur ein wenig Geduld."

Er verließ das Zimmer.

Nachdem der Hinterſchöpp eine Weile zwiſchen den Folianten dageſtanden war, wurde ihm ſo heiß und unheimlich, daß er es für das Vernünftigſte hielt, dieſen Ort und eheſtens auch die Stadt zu verlaſſen.

Er wollte davon und — konnte nicht. Die Thür war verſchloſſen.

Der Mörder vor Gericht.

Als dann der Hinterſchöpp ſah, er hätte Verdacht erregt und wäre eingeſperrt, da kam eine gewaltige Aufregung über ihn. Das Blut ſtieg ihm zu Kopf, vor ſeinen Augen kreiſte ein blaues Firmament mit vielen Sternen. Seine Gedanken tanzten und ſchoſſen gegeneinander, wie Tollhäusler im Narrenthurme.

Ein Gerichtsdiener kam endlich und führte den langen Alten durch mehrere Gänge. — Jetzt werden ſie mich zur Verantwortung ziehen, dachte der Schöpp unterwegs, aber ich ſteck' mir die Fauſt in den Mund und red' kein Wort. Bis zum Galgen laß' ich's treiben, jetzt bin ich's im Stand'; dort aber fahr' ich d'rein und faß' dieſen Schauderer bei den Ohren und mach' das Gericht zu Schanden. Und wenn ſie mich ſelber knüpfen! Es iſt ſchreckhaft, es iſt ſchreckhaft!

Er war nicht mehr Herr ſeiner ſelbſt, und als er nun in den Saal geführt wurde, trug ſich ein wunderlicher Auftritt zu.

Etliche Herren mit vergoldeten Rockbeſchlägen waren da und hatten Papierblätter vor ſich liegen, auf dem grünen Tiſche ſtand ein Chriſtuskreuz und daneben waren zwei Kerzen; zum Anzünden bereit, ſobald der Eid geſprochen würde. Doktor Magerle war auch da. Und hinter ihm ſtand die armſelige, in Ketten gelegte Geſtalt des Schauderer. Des alten Hauſirers Geſicht war mager und blaß zum Erbarmen, aber in ſeinen Augen zuckte, wie einer der Richter ſo ſchön ſagte, die Unruhe des böſen Gewiſſens. Als der Schauderer den eintretenden Hinterſchöpp ſah, ſprang er einige Schritte vor, daß die Eiſenbande raſſelten an den Händen — und lachte. Lachte wimmernd und rief mit ſeiner pipſenden Stimme: „O Schöpp, was hab' ich denn alleweil geſagt! Hab' ich's nicht ſchon dem Trummelböck geſagt, damals beim Apfelbeuteln — hab' ich ihm's nicht geſagt! an den Galgenſtrick wird's mich führen! Aber," ſetzte er mit Genugthuung bei, „haben mir ja mein Lebtag nichts glauben wollen, die Leut'!"

Jetzt hatte der Hinterſchöpp alle Faſſung verloren. „Schauderer!" ſchrie er, „Du ſiebenfaches Lugenmaul! Hab' ich Dir was Ungutes in den Weg gelegt, Höllenbraten, daß Du mich willſt unglücklich machen auf Zeit und Ewigkeit, daß ich Deinetweg ein Mörder ſoll werden? Henken ſollen ſie Dich, Schauderer! Aber meinetweg' nicht!"

„Biſt ja gar aus dem Häuſel," ſagte der Schauderer, „geht's Dich was an?"

„Ja!“

„Des Holzknecht-Toni wegen geht's her!“

„Meinetweg' geht's her!“

„Haſt ihn leicht Du umbracht?“

„Ja!“ ſchrie der Hinterſchöpp mit lang vorgeſtrecktem Halſe.

„Ihr habt den Holzknecht umgebracht?“ fragte Doktor Magerle den Hinterſchöpp.

„Nein!“ ſtöhnte dieſer.

„Alſo was? Ihr werdet Euch rechtfertigen!“

„Den Holzknecht-Toni hat gar Keiner umgebracht.“

„Iſt ſelber in's Waſſer geſprungen, na, na, die alte Geſchichte.“

„Iſt auch ſelber nicht in's Waſſer geſprungen, iſt auch nicht ohnvergebens hineingefallen!“ ſagte der Hinterſchöpp, vor Aufregung bebend, „der Holzknecht-Toni lebt heutigstags noch. — Wo? wo er iſt? — So macht auf die Augen, Ihr Herren. Da ſteht er!“ Mit der Fauſt ſchlug er auf ſeine Bruſt, daß es dröhnte: „Da, da!“

Jetzt ſchwiegen die Richter und Doktor Magerle ſagte: „Alle Beide gehören ſie in's Narrenhaus!“

„Alle Beide gehören ſie in's Kriminal,“ ließ ſich einer der Richter hinreißen, zu ſagen, „das ſind zwei Spitzbuben!“

Der Hinterſchöpp war auf einen Stuhl niedergetaumelt, er ſtarrte zu Boden, die Tropfen ſtanden ihm auf der Stirne.

Der Schauderer wieherte vor Lachen. Ein Augenblick, wie er im Gerichtsſaale der Kreisſtadt nicht wieder erlebt worden war.

Plötzlich ſprang der Hinterſchöpp auf und rief: „Spitzbub! 's kann ſein, daß ich einer bin und noch als ſolcher will ich über Euch Richter Gericht halten. Wenn ich's Euch beweiſe, daß ich der lebendige Holzknecht-Toni bin, der ſich dazumal aus der Welt gemacht, weil er das Soldatenleben hat gefürchtet; was wird mir denn geſchehen: hart ſtrafen werdet Ihr mich — vielleicht Spießruthen laufen laſſen. Liegt weiter nichts d'ran. Aber wenn ich Euch beweiſe, daß Ihr dieſen alten Lumpenkerl da desweg zum Galgen habt verdammt: was wird denn Euch geſchehen?"

Ließen ihn nicht weiter reden. Führten Beide ab, ſteckten Beide hinter verſchloſſene Thüren.

Und als der 28. Oktober kam, wurde Keiner gehenkt, weswegen ſich die Bewohner der Stadt und Umgebung ſehr beſchwerten. Brave arbeitſame Staatsbürger, die ihre Steuern zahlen und kein „Henken" haben ſollten?!

„Der Spitzbub' iſt zu groß, man läßt ihn laufen," witzelte Einer.

„Hat ausgebrochen und iſt bei Nacht und Nebel davon," erzählte ein Anderer.

Und ein Dritter hörte, ein Engel habe den Schauderer — ſowie einſt den Petrus — aus dem Kerker befreit, aber dieſer Engel ſei der Geiſt des ermordeten Holzknecht-Toni geweſen. Und der Engel ſei eigentlich die unerlöſte Seele geweſen, welche in ihrer Sündenlaſt ſo plötzlich vom Leibe geſchieden war, und dieſe habe den Mörder bei lebendigem Leibe in die Hölle geführt. Bei Licht beſehen: den alten Schauderer hätte der Teufel geholt.

Die Mähr' dieſes Dritten ſchien den Leuten noch am glaubwürdigſten und man freute ſich, aus dem alten Vagabunden doch ein Erkleckliches an Geſprächſtoff geheimſet zu haben.

Welch' Erſtaunen aber, als Mitte November der Schauderer wieder frei herumging und mitten auf dem Marktplatz der Stadt ſeine Holzwaaren feilbot. Die Kochlöffel um einen Groſchen gingen reißend ab, denn jede Hausfrau und Köchin benöthigte ſo ein Ding jetztund und Jede ſuchte gelegentlich dem Hauſirer hinter ſeinen ſtruppigen Vollbart zu lugen, wie ſich's denn mit dieſem Halſe eigentlich verhalte.

„Iſt ſoweit in der Ordnung mit der Gurgel,“ entbrach ſich der Schauderer nicht manchmal zu ſagen; „nur daß ſie ſich zeitweilig halt gern ein Biſſel aufeuchten thät'. Zwei Gröſchel koſtet der Löffel, Euer Gnaden; ſteigt halt im Preis, das Zeug, ſeit ſie die Holzſchnitzer henken wellen. Na nu, für mich iſt ein Anderer eingeſtanden. Verſtatt' mir, Frau, das iſt ein bairiſch' Gröſchel, kann's nicht nehmen. Und fürder heb' ich's geſcheidter an, daß ſie mich nimmer derwiſchen, das weiß ich.“

„Ja, will den der Kerl wieder was anſtellen?“ rief eine dicke Köchin entrüſtet.

„Was denn!“ ſagte er, „von meinen leeren Holzſchüſſeln und Löffeln da werde ich nicht ſatt. Laß' ich mich nur wieder aufnehmen, wo ihrer vierzig ſind!“

Vierzig Räuber! Die Weiber machten ſich eilig davon und hielten es der hohen Obrigkeit arg für übel, einen ſolchen Menſchen frei im Land' herumgehen zu laſſen. — Der Leſer ſtimmt ihnen vielleicht bei. Ich nicht, ich kenne meinen Jonathan Schauderer. Es ſteigen deren Manche herum draußen auf dem Lande — arge Schwätzer, Phantaſten, die ſich überall gern intereſſant machen möchten, die lieber für ſchlau und niederträchtig gelten, als für ehrlich und dumm, die um jeden Preis gefürchtet ſein wollen, wo möglich gar der Häuptling einer Räuberbande, oder davon zum mindeſten abſichtslos in den Tag hineinſchwätzen, oder den zu hoffenden oder gehabten Arreſt lieber mit einer kecklichen Verbrecherthat motiviren, als mit ihrem gemeinen, armſeligen Diebſtählchen — im Grunde harmloſe Strolche, die gelegentlich aus Paſſion blos ein bischen Langfingerei betreiben, größerer Schelmenſtücke aber keinesfalls fähig ſind.

So wandert der Schauderer wieder in's Land hinein, tiefe Befriedigung im Buſen, denn — umleuchtet ſein altes, borſtenbärtiges Haupt nicht der Nimbus des Galgenſtricks? Er hört, lieſt und ſpricht von ſeinem Proceſſe, von ſeinem Todesurtheile mit freudiger Begeiſterung, läßt Andeutungen fallen, daß ſeine Schuldloſigkeit an dem Morde beim Keſſelſee durchaus nicht bewieſen ſei, und hat im Uebrigen ſein Ziel — gehenkt zu werden, ohne daß es weh thut — erreicht.

Unangenehmer ſtand's mit dem Hinterſchöpp. Der mußte wochenlang ſitzen, bis von allen Seiten her der Beweis erbracht werden konnte, daß er thatſächlich der ſeit ſiebenunddreißig Jahren vermißte Anton Obersdorfer ſei. Und da dieſes endlich zweifellos feſtgeſtellt war, hauptſächlich dadurch, daß in den Büchern die Exiſtenz eines Paul Hinterſchöpp gar nicht nachweisbar, mußte er wieder wochenlang ſitzen, bis man den Proceß gegen ihn, als gegen einen alten Militärflüchtling einleitete.

Die Schraglin daheim war ganz verzagt, und wußte gar nicht, was denn jetzo werden ſollte. Auch hatte ſich mit der Dirn was zugetragen — o mein Gott, wenn nur der Schöpp heimkäme!

Wird gar nicht mehr kommen, hieß es, das ſei der allergrößte Spitzbub', noch viel größer, als wie der Schauderer. Das Biſſel Verlegenheit das da noch herauskommen würde!

Aber Doktor Magerle war noch da. Der habe, ſagte er, den ſchon Verurtheilten, ſo zu ſagen, vom Stricke gelöſet und zweiſle gar nicht, auch den braven Hinterſchöpp wieder auf die Gaſſe ſetzen zu können. Dieſer Fall gehöre überhaupt nicht vor's Civilgericht und vor's Militärgericht auch nicht. — Und was that er, der Doktor Magerle? An den Kaiſer ließ er's gehen. Und fragte, ob man einen hinfälligen Greis, der, um einen ihm ganz fremden, ja verhaßten, aber unſchuldigen Manne vom Tode zu erretten, ſich ſelbſt geſtellt und in den Schlamm geſetzt habe, lediglich nur aus Gewiſſenhaftigkeit willen; ob man einen ſolchen Menſchen, der allerdings eines alten Fehls zu Folge ſtrafbar geworden war, was aber längſt als verjährt anzuſehen: ob ein ſolcher Menſch verurtheilt werden könne?

Der gute Kaiſer Ferdinand ließ zurückfragen, ob der in Rede ſtehende Mann Kinder habe.

Ja, eine Tochter, welche mutterlos, der ferneren Leitung des Vaters ſehr bedürftig ſei.

„Es hilft Alles nicht," ſagte der verzweifelte Hinterſchöpp zum Vertheidiger, „wenn Sie mich für dasmal auch hinausdoktorn, ich komm' doch wieder herein. Raiten Sie, Doktor Magerle, was ich ſag: Mit meiner Tochter heben wir noch eine Sau auf!"

Von Wien kam der Beſcheid: Meine Gerichte ſollen machen, was ſie wollen, aber nach meiner Meinung könne man den Alten laufen laſſen.

Es war gut. Sie ließen ihn laufen.

Und doch Soldat!

Auf dem Rückweg nach Schneewaldbach trieb der Hinterſchöpp im Lehviertel beim Breitegghofer einen Dienſtplatz für ſeinen Buben auf. „Sonſt brav und nicht ungeſchickt," ſagte er, „aber ein biſſel übermüthig. Geht in's ſechzehnte Jahr; für das Alter ſoweit noch unerfahren." — Nu das macht nichts. — Hat auch ein Töchterl, der Breitegghofer. Bis der Bub in's Mannbare geht, wachſt ſich die gerad' zurecht. Kunnt ein Paarl werden, das, feſter Breitegghofer! Nachher, du verwindirter Soldatenrock biſt verbrannt. Amen.

Gar zufrieden, daß ſich die zwei Laſten ſeines Herzens nun ſo leichtlich gehoben hatten, kam er nach Schneewaldbach zurück. Vor der Schraglin hatte er ein Verhör auszuſtehen. Er ſagte ihr's offen: „was er um Gotteswillen dafür könne, daß die Leute geglaubt hätten, er läge im Waſſer, und nicht weiter nach ihm gefragt hätten? Wollte den Herren das geſagt haben! Wo iſt mir die Toni?"

„Jeſus Maria!“ rief die Schraglin und ſchlug die Hände zuſammen, „das thät'ſt Du noch nicht wiſſen, Hinterſchöpp?“

Er ſtarrte ſie an. „Du, Weib,“ murmelte er, und ſeine Zunge war ſchwer, „was ſteckt jetzt dahinter?“

„Seit ſieben Wochen iſt ſie davon, iſt fort mit den Kradner Rekruten.“

„Was iſt ſie? Davon mit den Rekruten?“ Der lange Alte lachte wild auf.

„Iſt auch ſchon ein Brief von ihr da. Iſt doch noch gut, daß Du ihr das Schreiben haſt laſſen lernen.“

Das hätte der Alte ſicherlich niemals gethan, wenn er vorausgeſehen hätte, welch' einen Brief ihm dieſes Kind eines Tages ſchreiben würde.

Der Brief lautete ſo:

„Abzugeben an den Paul Hinterſchöpp genannt, in Schneewaldbach ob Kraden.

„Verzeihe mir's Gott im Himmel, daß ich nicht anders kann und ſchreiben muß, wo ich mir vorgenommen habe, mit dem Hinterſchöpp im Leben und Sterben nichts mehr zu thun haben will. S' thut ein Vater nicht, ſowas thut der größte Feind nicht und was habe ich Euch den beleidigt, daß Ihr mir das habt anthun können? Gemeint, ich muß ein Narr werden und was für Schand und Spott! Der Fleck geht in meinem Leben nimmer aus; ſo dumm. Und wenn mir nicht denken müßt', es wär' aus guter Meinung geſchehen von wegen dem Soldatenleben — keine Verzeihung. Und möchte wiſſen, wer geſagt hat, daß nicht Soldat werden will? Gar nichts lieber als wie das, bei meiner Seel'! Der Guido Bärenſchütz hat mich aufgeklärt und was Ihr da zu verantworten habt! Das es Euch nicht brennt in der Ewigkeit.

Bin mit, und hab' mir vorgenommen, daß bei den Soldaten verbleiben will. Keine ſolchen Eltern brauch' ich nicht und Ihr habt keinen Sohn wollen, jetzt habt Ihr keinen. Das iſt eine Schmach vor Gott und Welt.

Anton — —

P. S. Nicht einmal einen Vatersnamen habe ich, fremde Leut' müſſen mir einen geben."

Der Hinterſchöpp war niedergebrochen auf den Erdboden, auf welchem er nun knieend kauerte und die Fäuſte mit dem zerdrückten Papier in's Geſicht preßte. Nach einer Weile ſtand er auf, ſagte: „Geſchieht mir ſchon recht," und ging hinaus.

Am nächſten Tage traf eine Vorladung vom Gerichte ein, für den Anton Obersdorfer, vulgo Hinterſchöpp. Der Adreſſat war nicht daheim, der wanderte in die Kreisſtadt, und von dieſer nach Wien, um ſeinen Sohn zu ſuchen. Unterwegs war ihm der Hans Schragl begegnet, der endlich auf unbeſtimmte Zeit Urlaub erhalten hatte, gegen Kraden zog und nach Schneewaldbach zu ſeiner Mutter. Er war gealtert und hatte etliche Narben auf dem braunen Geſichte, aber ſein ganzes Weſen ſchwamm in Luſt, nun doch einmal des Joches los und ledig zu ſein. Der Hans wußte dem Schöpp das Bataillon des Regiments und die Kaſerne in der großen Stadt genau zu bezeichnen, wo die Rekruten aus Kraden untergebracht waren.

„Müſſen ſchon wohl recht übermüthig geworden ſein, die Kradner Burſchen," ſagte der Urlauber, „möcht' nur wiſſen, wer der junge Freiwillige iſt? — Soll' vom Hauptmann zum Oberſten und gar zum General gegangen ſein und wie ein Narr gebettelt haben, daß ſie ihn aſſentirten. Ein blutjung' Bürſchl! Daß er nicht etwa was angſtellt hat daheim."

„Geh' nur jetzt, haſt noch weiten Weg," ſagte der Schöpp, „die Mutter laß' ich grüßen und ſchaut mir gut auf die Wirthſchaft!"

Und gingen auseinander.

Zu Wien hat der Hinterſchöpp ſeinen Sohn geſehen in ſchmucker Uniform, ſchlank, friſch und flink — daß ein Herz könnt' lachen. Anton Obersdorfer wie ſie den jungen Soldaten nannten, beſaß bereits die Liebe der Kameraden und das Wohlwollen der Officiere. Aber, als ihm der lange Alte die Arme entgegenſtreckte, da verweigerte ihm der Burſch' die Hand und jeden freundlichen Blick.

„Anton, ſchau! daß Du mir nicht böſe biſt!"

„Böſ'? wüßt' nicht warum," antwortete der Soldat trotzig, „geht nur heim, Hinterſchöpp, kenn' Euch nicht. Bin Soldat und diene meinem Kaiſer!"

Und rechtsum kehrt euch! war er weg.

— „[illegible] bin ich fertig," ſagte der Hinterſchöpp, und ſage ich, der Erzähler.

Bis auf Eins.

Im Jahre 1857, als der lange Alte nach mancherlei Kümmerniſſen und Mißhelligkeiten mit dem Gerichte kränklich und armſelig geworden war, kehrte Anton Obersdorfer aus Ungarn als Major nach Kraden zurück.

Er hatte eine Narbe an der Stirne, ein Kreuz an der Bruſt, und — was die Weibsleut' zu Kraben mit großer Verwunderung und beſonderem Wohlgefallen vermerkten — einen ſchönen braunen Schnurbart im Geſicht.

Und wie hat Zeit und Leben ſein Herz gewendet!

Sein erſter Weg war nach Schneewaldbach zum Vater. Da war Alles gut und Anton erzählte dem ungläubig Horchenden von der Luſt, Soldat zu ſein.

Und der Alte ſagte: „So viel Jahr jetztund, ſeit der Toni in's Waſſer iſt gefallen; ſo viel Jahr, ſeit ich ein Mädel hab' taufen laſſen, und der Anton Obersdorfer iſt doch beim Militär. 's nutzt nichts. Was ſein muß, muß ſein und da hilft kein Gott und kein Hinterſchöpp. Und Major! Ja wenn's ſo geht, thät' ich ſchier vermeinen, der alt' Holzknecht-Toni, wenn er wär' dazugegangen, kunt heut' ein alter General ſein. Mach's halt gut für ihn, Toni, mach's halt gut. Und g'freuen thut's mich, daß wir zwei wieder auf gleich ſind — Major!“

Dann ging der Herr Major zum Bärenſchütz. Dort verkündete er, daß ſchon nächſter Tage der Korporal Guido auf Urlaub käme. Und warb dafür wen Andern an — auf Krieg- und Friedenszeit — für alle Fälle.

In der Kapelle unter den drei Buchen — gerade dort, wo vor Jahren die weißgekleidete Hinterſchöppdirn' und das Mädchen im Blümelrock beiſammengeſtanden, ſtanden jetztund dieſelben Zwei wieder beiſammen: der Major Anton Obersdorfer und die Gregina Bärenſchütz.

Denn die Gregina war aſſentirt und für tauglich befunden worden.

Ohne Urlaub und zeitliche Befreiung. Auf Lebenszeit!

Haben in Kraden und in Schneewaldbach Lager abgebrochen, letzte Ordre ertheilt, Salut gegeben und ſind abmarſchirt zum Regimente.

Maria im Elend.

Maria im Elend.

Ein Kirchlein im Tempel Gottes.

Herrlich! wunderbar herrlich! jauchzt der Bergfahrer auf, wenn er über das Joch der Voralmen tritt und plötzlich den weiten, wild erhabenen Felſenkeſſel vor ſich ſieht. Aber weilt er nur erſt ein paar Stunden, einen Tag in dieſer Gegend, ſo iſt ihm gar, als wäre die reine, dünne Alpenluft zu Blei geworden und drücke ſein Gemüth. Es iſt eine große Oedniß und Starrniß. Das Leben, das hier waltet, iſt dem Menſchen nimmer freundlich. Die Schluchten und Gründe unten liegen in blauender Dämmerung; die Wildwäſſer, die aus den Bergſpalten und über ſenkrechte Hänge ſtürzen, die kühnen Ueberhänge der tief gefurchten und geſpaltenen Wände, die von den ewigen Gletſchern immer weiter hervorgeſchobenen Steinwälle, die überragenden Eiswuchten, die bei jedem Föhn erwachenden Schnee- und Erdlawinen der Schluchten bedräuen den ſchwarzen Tannenwald, der in der Tiefe ſteht, wo einſt ein See lag. Der See wurde verſchüttet, auf dem Schutte wuchs der Wald, um eines Tages das Schickſal des See's zu theilen. Ungeheuere Schuttrieſen ziehen ſich zwiſchen dem grauen Gewände nieder. Um die zackigen Zinnen kreiſt der Lämmergeier, der Königsadler und lauert auf Gemſen und Steinböcke, nachdem er das Geſchlecht der Birk- und Schneehühner vertilgt hat. Das Völklein der kleinen Vögel iſt ſchier ganz hingemordet, nur die Alpenlerche wußte ſich hinter dichtem Zirmgebüſch noch zu wahren, und der Falke rettet ſich vor den Feinden durch ſeinen pfeilſchnellen Flug.

Was auf der ſchwarzen Erde, welche in den Steinſpalten liegt, an Pflanzen und Blumen erſtehen möchte, das tödtet der Froſt, der Sturm, der Schnee. Wenn draußen fern in den Thälern der belebende Sommerhauch fächelt, ſo brauſen und pfeifen hier um die ehernen Riffe und Kanten die wüſten Alpenwinde; wenn draußen lauer, befruchtender Regen rieſelt, entwickelt ſich hier aus finſteren Nebelmaſſen das Wirbeln des Schnee's.

Es iſt keines freundlichen Lebens Gedeihen in dieſer Felſenwildniß; in den hoch ſich thürmenden und weit ſich rundenden Bergfeſten wohnt die Gewalt und die Zerſtörung.

Und dennoch ſteht mitten in dieſer Wildniß auf den blaßgrünen Matten einer geſchützten Berghöhe ein Menſchenaſyl. Es ſind ein paar Häuſer aus dicken Mauern aufgeführt und mit Fenſtern ſo klein und tief wie Schießſcharten. Die Dächer ſind mit Balken und ſchweren Steinen feſtgemacht und aus den Dächern ragen breit und maſſig wie kleine Feſtungen die Schornſteine. Und neben dieſen Burgen ſteht, ebenfalls ſo feſt und ſicher gebaut, eine Kirche. Sie iſt in gothiſcher Art und der ſchlanke weiße Thurm ragt wie ein Markſtein in das Dämmergrau der Gewände, die ringsum den Sehkreis begrenzen. Die ſchmalen hohen Fenſter des Gotteshauſes ſind feſt vergittert, nicht böſer Menſchen wegen, denn die haben im Heiligthum nichts zu ſuchen, aber der Adler könnte durch das Fenſter brechen und das bunte Geſtämme der Kerzen zerhacken, das vor dem Gnadenbildniſſe prangt.

Ein ſeltſam Gnadenbildniß ſteht in der Niſche über dem Altare. Es iſt mit Schmuck und Zier nach Art einer gekrönten Königin bekleidet; ein rindenbraunes, völlig ungeſtaltes Antlitz iſt zu ſehen und zwei verknorrte Arme ſtrecken ſich aus nach beiden Seiten. Es iſt aber eine hochheilige Geſtalt, ein Marienbild, nicht von Menſchenhänden gemacht wie Götzengebilde, ſondern von der Allmacht Gottes geformt.

Vor Jahrhunderten war's, als an einem Samſtagabend eine Heerde von Schafen, die auf dieſem Berge weidete, vor einem dichtverflochtenen Zirmſtrauch (Legföhre) knieend gefunden worden. Aus dem knorrigen Geäſte des Strauches aber wuchs ein Menſchenbildniß hervor, das von den Prieſtern als ein Bild unſerer lieben Frauen, der ewigen Jungfrau und Mutter Gottes erkannt wurde. Man trug das Bild hinaus in's Thal und in einer prachtvollen Stiftskirche ſtellte man es auf. Allein es wollte nicht verbleiben im Thale, und am nächſten Samſtagabend fanden es wieder die Schafe in dem Zirmſtrauche der Alpenwildniß. Da hat man den Wink des Himmels wohl erkannt und hat die Kirche und das Hoſpiz gebaut auf den hohen Berg; und bald ſind die Pilger gekommen zu einzeln und in Schaaren, von Nah' und weiter Ferne und haben ihr Kümmerniß und all' ihr Leid und Herzensfehl der himmliſchen Frau zu Füßen gelegt. Nur Unglückliche und Elende aber kamen herangewallt zum Kirchlein im wilden, öden Felſengebirge.

Und der einſame Wallfahrtsort iſt geheißen: Maria im Elend.

Ein junger Wart Mariens.

Die Kirche gehörte zu einem ſtattlichen Kloſter, das draußen in einem weiten, fruchtbaren Thale ſtand. Dieſes Kloſter hatte den Ort zu verſorgen und zu ſchützen und verwaltete den Opferpfennig, den die Wallfahrer vor dem Gnadenaltare niederlegten. Das Kloſter hatte auch einen Prieſter auf den Berg zu ſtellen, der zur Sommerszeit den Pilgern die Spenden des Heiles reichte. Mit dieſem zogen ſtets auch ein paar Gaſtgeber und Krämer nach Maria im Elend, um die Wallfahrerſchaaren mit Lebensunterhalt, Heiligenbildchen, Roſenkränzen und anderen Angedenken zu verſorgen. Im Herbſte aber zogen Alle wieder zum Thale; kein Menſch blieb oben, und wilde Schneeſtürme brauſten um die verlaſſenen Mauern, und zu Eis gefroren war der Gnadenquell unſerer lieben Frauen.

Da hatte das Kloſter alte Geiſtliche, die mit einem Gläschen Wein, einer Priſe oder einer Pfeiſe Tabaks am warmen Ofen ſtets zufrieden geſtellt waren, die der Welt nichts gaben und nichts nahmen und ihre kirchlichen Verrichtungen jeden Tag in gewohnter, kaltmüthiger Form abwickelten.

Solche Leute kamen auf die Seelſorge Maria im Elend.

Da brach aber eine Zeit an, in welcher ſolche Leute im Kloſter nachgerade ausgeſtorben waren, in welcher ſich Keiner finden wollte, der ſich für ehrwürdig und tugendſam genug hielt, um als frommer Wart Mariens wirken zu können da oben im Elend.

In dieſer Zeit, da das Alpenkirchlein Gefahr lief, prieſterlos zu werden, lebte im Kloſter der junge Pater Emanuel. Er war erſt vor ein paar Jahren zum Prieſter geweiht worden. Er war ein Mann von ſeltenem Eifer; er mochte am Altare, auf der Kanzel, im Beichtſtuhle ſein, oder ſich auch im geſelligen Kreiſe ſeiner Genoſſen befinden, überall nahm er ſeine Miſſion ſo überaus ernſt, daß ihm die Beſtrebungen ſeines Ordens kaum genügten und er eigene und neue Wege einſchlug, um der Stimme ſeines Gewiſſens gerecht zu werden. Er liebte die Einſamkeit, aber er ſuchte zuweilen leidende Menſchen auf. Schon ſeine Erſcheinung brachte Troſt; er war von ſchöner hoher Körpergeſtalt und in ſeinem jugendlichen Antlitz lag Milde und Würde. Aber die Kloſterlauben mied er, in denen ſeine Amtsbrüder kegelten, und wenn er im Refectorium ſaß, und Alles um ihn leichtlebig, luſtig war, weil Küche und Keller im Grunde gar keine Traurigkeit zuließen, ſaß Pater Emanuel ſchweigſam und faſt langweilig da. Man wußte es wohl, auch Emanuel konnte zu Zeiten heiter, lebhaft und witzig ſein, dann aber war er's vom Grunde ſeines Weſens aus und brauchte nicht erſt den Wein und den holländiſchen Thee dazu. Ihn erfreute nur ein Seelenglück, beſtand es in einer guten That, oder in dem Genuſſe der ſchönen freien Natur.

Es lag ſchon lange nahe, was der Abt eines Tages bei der Tafel ausſprach.

„Pater Emanuel!“ rief er in einigermaßen ſcherzendem Tone, „wollen Sie Pfarrer werden?“

Der junge Prieſter legte Meſſer und Gabel weg und entgegnete in eben ſolchem Tone: „Herr, ich bin bereit!“

„Die Stelle Maria im Elend iſt offen.“

Jetzt brach ein ſchallendes Gelächter los. Das Gelächter war wie Hohn auf das arme Kirchlein in der Alpenödniß. Der Abt lachte auch mit.

Emanuel lachte nicht, ſondern ſagte, als der Lärm ein Ende nahm: „Wenn das Kloſter den Wallfahrtsort verlacht, warum denn ſchafft es ihn nicht ab? und wenn es ihn aufrecht zu erhalten für gut findet, ſo iſt das Spottgelächter nicht zu begreifen. Maria im Elend iſt kein Herrenſtift, wie dieſes ſtolze, prachtvolle Haus, dem ich anzugehören die Ehre habe; es iſt ein Stiefkind —“

„Es iſt eine Melkkuh!“ rief ein vorlautes Weingeſicht d'rein.

„Wohin,“ fragte Emanuel, „wohin pilgern die Gläubigen, die kummervollen Herzens ſind? Zu unſerem Kloſter, oder zu Maria im Elend?“

„Alſo ja? Sie ſind bereit?“ unterbrach ihn der Vorſteher; jetzt aber klang ſeine Stimme ernſt.

Ehe ſich's der junge Prieſter verſah, war er auf dem hohen Berg inmitten der Felſen, und ſah nichts von der Welt, als Geſtein und Wolken. Und was da war, das war die Armuth, und was die Pilger hereintrugen aus fernen Gegenden und Landen, das war der Jammer und das Leid.

Das prieſterliche Gemach im Hoſpiz glich einem Gefängniſſe. Durch zwei tiefe, vergitterte Fenſterlein ſtarrte ein Stück der Felswände und fiel ſo viel des Lichtes herein, das der rauhe Strohſack und das braune Betpult und das hölzerne Crucifix darüber juſt zu ſehen waren. Die anderen Winkel des Stübchens wieſen nicht viel auf, nur prangte auf einer der graugetünchten Wände eine Tabakspfeifenſammlung, von den Vorgängern hinterlaſſen.

Die Nahrung und Pflege beſorgte dem neuen Seelſorger eine alte Beſchließerin, die ſeit dreiundfünfzig Jahren jeden Sommer über auf dieſem Berge gelebt hatte. Die Alte war faſt ſo häßlich, als das Bildniß in der Kirche, aber ſie wußte Beſcheid in allen Verhältniſſen des Hoſpizes, der Witterung, der Wirthſchaft. Dieſes Weib mußte den jungen Seelſorger häufig unterrichten, wie's ſeit jeher in Haus und Kirche Gebrauch war auf dem Berge. Gertrud allein wußte, wann die Meſſe ſein, wie lange die Predigt währen, wann des Morgens, Mittags und Abends geläutet werden müſſe. Sie wußte im Voraus, an welchen Tagen die meiſten Pilger kämen, und von woher und weſſen Zunge ſie ſeien; denn es kamen Deutſche, Slaven, Ungarn und Welſche. Pater Emanuel war glücklicherweiſe ein guter Philologe und erbaute die Leutchen ſtets in ihrer Mutterſprache. Für Jungfer Gertrud jedoch erwuchſen aus ihrer überlegenen Erfahrenheit unendliche Vortheile. So behauptete ſie, die geiſtlichen Herren, die vor unſerem Pater im Elend waren, hätten, wie es an einem ſo heiligen Orte auch recht und billig, ſchier nichts als Milch und Brod gegeſſen, nur an hohen Feſttagen noch ein Schmalzmus dazu. Pater Emanuel wollte es nicht beſſer haben, als ſeine greiſen Vorgänger und war zufrieden mit Milch und Brod, während die wackere Haushälterin etwelches Erſparniß an Fleiſch, Krapfen und Wein in ihren Sack ſchob.

Nur wenn der junge Prieſter in freien Stunden mit der Flinte ausging und mit einem erlegten Habicht oder wohl gar mit einem Adler nach Hauſe kam (denn nur Raubthiere waren erlaubt zu ſchießen), da wußte ihn Jungfer Gertrud zu überzeugen, daß ſo ein kräftiger Geflügelbraten doch ſo unſchmackhaft nicht ſei.

Emanuel mochte vielleicht die Uebervortheilung der Alten ahnen, doch des lieben Hausfriedens willen erhob er keinen Einſpruch, ſchwieg, machte ſich mit der Haushälterin nichts zu ſchaffen, lebte ſeinen Pflichten und zog ſich noch tiefer in ſein Selbſt zurück. — Und gerade das ärgerte, kränkte, erbitterte die ehrſame Jungfer ſo ſehr, daß dieſer junge Pater ſo ſtolz verſchloſſen, ſo hochmüthig ſei, während die früheren geiſtlichen Herren ſo geſellſchaftlich und unterhaltſam geweſen wären, daß es oft über die Maßen luſtige Zeiten gegeben habe da heroben zu Maria im Elend.

In den Tagen des Menſchenandranges befand ſich der junge Prieſter am wohlſten, da wurde er inne, daß er Jemand war und etwas vermochte; im Beichtſtuhle tröſtete er, auf der Kanzel erbaute er. Gern und mit glühender Begeiſterung redete er von Marien, der Jungfrau und Königin, an der er mit aller Liebe ſeines jugendlichen Herzens hing. Mit der Anmuth, Glut und Weihe eines gottbegnadeten Minneſängers pries er ihre Schönheit, ihre Fraulichkeit, ihre himmliſche Würde, ihre Erbarmung und Liebe. — Es war ſonſt der Gebrauch geweſen, daß während der Predigten vor dem wundervollen Gnadenbilde über dem Altare ſechs Kerzen brannten; Emanuel aber ließ vor Beginn ſeines Vortrages die Flammen ſtets auslöſchen und nur die rothe Ampel des „ewigen Lichtes“ brennen, deſſen matter Schimmer einen geheimnißvollen Nimbus legte über das ungeſtalte häßliche Bildniß.

Auch war es Sitte zu Maria im Elend, daß der Prieſter Kerzen aus rothem Wachſe ſegnete und vorräthig hielt, die er in der Sakriſtei an die Wallfahrer verkaufte. Jeder Pilger nahm eine ſolche Kerze mit ſich in ſein fernes Daheim; denn weit war der Glaube verbreitet, daß ein ſolches zu Maria im Elend geweihtes Wachs, zur Sterbeſtunde angezündet, die Todesangſt mindere und die Anfechtungen des Teufels zu Schanden mache. — Pater Emanuel aber ließ ſich dieſe Nebenerwerbsquelle entgehen; wohl vertheilte auch er von dem großen Vorrathe ſolcher Kerzen, doch verſchmähte er es, ſich Troſtmittel für die Sterbeſtunde ſeiner Nebenmenſchen bezahlen zu laſſen.

Oft ſah der Prieſter im Stillen dem Treiben der

Wallfahrer zu, die nicht wußten, wie ſie vor dem Gnadenbildniſſe ihre Verehrung, ihre Liebe, ihr Herzweh, ihre Sehnſucht zum Ausdrucke bringen ſollten. Viele lagen ſtundenlang wie leblos hingeſtreckt auf den Steinplatten; Andere ſtanden aufrecht und ſtreckten ihre Hände aus, wie Chriſtus am Kreuze; wieder Andere rutſchten auf den Knieen um den Altar. Einen alten Mann ſah er, der kauerte in einem Winkel der Kirche und hatte vor ſich ſieben Kerzen angezündet, den ſieben liebe Angehörige hatte er zu Hauſe, für die er hier der glorreichen Gottesgebärerin das Brandopfer bringen wollte. Ein Weiblein brachte einen großen Stein zur Thür hereingeſchleppt, den es mit Mühe und Schweiß den ſteilen Berg herangetragen hatte; ein anderes Opfer hatte es nicht, denn es war ein armes Weib, und ſo legte es, um dem frommen Herzen zu genügen, den Stein vor den Altar.

Dann wieder zogen ſingend und betend neue Schaaren heran, und ließen ihre Fahnen flattern im Alpenwind, und neigten ihre Kreuze tief vor dem Wunderbilde. Und manche Münze klingt in den ſteinernen Opferſtock, der mit vielfachen Eiſenbändern umſchmiedet neben dem Eingange ſteht. Zu Allem jedoch gehört Beichte, Communion und Buße und Aufopferung aller Schritte und Tritte zu Ehren Mariens.

Und wenn ſie ſo ihrem Drange und Verlangen Genüge gethan hatten, dann zogen ſie wieder davon und hatten Frieden im Herzen.

Einſamkeit — einſam Leid!

Pater Emanuel aber blieb in der Oedniß zurück, und an ſtillen, einſamen Tagen tauchte eine Stimmung in ihm auf, wie Herzensleere und Seelentrockniß. Seine Bücher waren wohl äußerſt ſalbungsvoll und lehrreich, aber ſie wollten ihm nicht genügen. Einen Garten gab's hier nicht anzulegen, Bäume und Blumen nicht zu pflegen. Wohl blühte hier und da das blutrothe Büſchchen des Bergklees, oder das weiße Frauenmäntelchen, und am Hange prangten Alpenroſen — aber nur für kurze Zeit. Eine überaus zarte ſchneeweiße Steinlilie grub er mitſammt der Wurzel aus, ſtellte ſie in ſein Stübchen an's Fenſter und that ihr viel Liebes. Schließlich geſellte er noch auch ein blaues Alpenglöcklein dazu, das ſollte minniglich läuten der Lilie zu Ehren. — Leider ſtarben dieſe zarten Kinder der Flora noch vor der Zeit eines gewaltſamen Todes und zwar unter der Hand der geſchäftigen Haushälterin. — Und es iſt gut, dachte ſich Emanuel, mein Schickſal ſpricht keine Blumenſprache.

Dann ging er hinaus mit dem Spaten und verbeſſerte den ſteilen Weg, der den Berg heran zur Kirche führte, hub die Steine hinweg und grub Waſſerkehren. An gefährlichen Stellen legte er breitere Stege und verſah ſie mit Geländern. Dann ſteckte er am Wege von Strecke zu Strecke Stangen in die Erde, damit im Falle einer plötzlichen Schneeverwehung der Pfad gefunden werden könne. Auch verſuchte er einen Brunnen zu graben, was ihm aber nicht gelang. Das Waſſer, welches ſie auf dem Berge genoſſen, war mehr als eine Stunde weit zu holen; es kam durch eine tiefe Felſenſpalte von den Gletſchern herab.

Jeden dritten Tag kam ein Bote aus den Vorgegenden herauf mit Lebensmitteln und Zeitungen. Die Lebensmittel gab er an die Jungfer Gertrud, die Blätter an den Pater ab.

In den Zeitungen ſtanden die Spectakel und Welthändel und der Leute Geſchwätz darüber. Sie ließen ſo leer wie die lateiniſchen Bücher, die auf dem Betpulte lagen.

Was ſollte der junge, thatkräftige Mann nur beginnen? Er ging immer und immer wieder hinaus und betrachtete die Natur. Er vernahm das Niederbröckeln der Sandkörner von den Wänden; er hörte das Donnern der Schneelawinen und ſah die weißen Staubwolken hinter den ſchartigen Riſſen. Und auf den höchſten Hörnern hingen Nebelfahnen, und in den Hochmulden lag der ewige Panzer des ſchründigen Eiſes. — Der ewige Panzer! Hatte ihm, dem jungen Prieſter, über einem geologiſchen Werke eingeſchlummert, nicht einmal geträumt, auf den Höhen, wo die Gletſcher liegen, wuchere ein herrlicher Urwald von Tropengewächſen, Feigen- und Orangenbäumen, Palmen und Cypreſſen? Ein wenig tiefer aber ſchon hätten die Wellen des hohen Meeres an die Felſen geſchlagen, und in den gähnenden Schluchten, wo heute die bedräuten Tannenwälder dämmern, hätten fabelhafte Seeungeheuer ihr Weſen getrieben.

Es war ein wunderlicher Traum, durch das Buch der Bücher, die Bibel, vergeblich deutbar.

Eines Tages kletterte Emanuel mit Mühe und Gefahr einen Weg der Gemſen empor zu den Zinnen, von wo aus das Hoſpiz wie im Thale tief unten zu ſehen war, gleichwohl es auf einem ſiebentauſend Fuß hohen Berge lag. Hinter den Zinnen begannen die Wüſten unabſehbarer Karfelder. Da lagen die knochenfarbigen Kalkfelſen; ein ungeheures, zuſammengebackenes Geſtein ſtumpf geſchwemmt, ausgehöhlt, durchfurcht und verwittert. Mulden, Rinnen, Löcher, Canäle und Höhlen von wunderlichſten Formen; alle erdartigen Theile abgeſchwemmt. Aber in den Kerbungen und Mulden lag hier und da ſchwarzes, ſtilles Gewäſſer, von keinem lebenden Weſen bewohnt; es war von Regen oder den Gletſchern gekommen und hatte noch kein Rinnſal, keinen Schacht gefunden, um gleich anderen ähnlichen Wäſſern in's Innere des Gebirges zu ſickern, zu rieſeln, zu ſtürzen und unten an den Hängen, in den Schluchten als Quelle oder Sprudel und Waſſerfall wieder aufzutauchen. Es mußte warten, bis der Wind kam und es aufleckte, oder bis der Froſt kam und es erſtarrte. — Harrt nicht auch der Jüngling auf dem Berge, genannt im Elend, einem ähnlichen Geſchicke? — Zerſtreut, vertrocknet und verweht, oder erſtarrt. —

Als Emanuel von dieſen leb- und troſtloſen Höhen wieder auf ſein Kirchlein niederblickte, ſchoß ihm ein Schreck durch die Nerven. Auf dem weißen Sandweg gegen den Wallfahrtsort hin kroch und wogte ein langer brauner, hundertfüßiger Wurm mit einem rothen, zitternden Flämmchen am Haupte. Es war aber kein Drache, kein Lindwurm, wie ſolche Ungeheuer der Sage nach voreinſtmalen das Hochgebirge beherrſcht haben, es war nur eine Kreuzſchaar mit Pilgerſteck und Fahne, die dem Gnadenorte zuwallte. Und das eben verurſachte den Schreck des Prieſters, denn während dieſer bei der Kirche zu jeder Stunde der Wallfahrer gewärtig ſein ſollte, um ſie mit Glockengeläute und einem geiſtlichen Willkommsgruße zu empfangen, ſtand er hieroben auf der unwirthlichen Hochwarte und wußte nicht, wie er ſich ſofort hinabhelfen konnte.

Als er endlich nach drei Stunden mit zermarterten Gliedern in die Kirche kam, da vernahm er etwas Erbauliches. Vor dem Gnadenaltar hockte Gertrud, die alte Haushälterin, und betete näſelnd und mit wackelndem Haupte den angelangten Wallfahrern Pſalter und Litanei vor, und inzwiſchen, während das Volk die Worte nachſagte, äußerte die wackere Alte unumwunden ihre Entrüſtung über den davongelaufenen geiſtlichen Herrn, der, weiß der Himmel wo, herumvagabundire und dem lieben Herrgott den Tag abſtehle.

Eine ergreifende Abendpredigt Emanuel's entſchädigte die Pilger reichlich für die Andachtsübung der Alten. In dieſer Predigt, unter freiem Himmel gehalten, verwies der junge Prieſter die Blicke der Zuhörer empor zu den im Abendſcheine tiefglühenden Spitzen der Felſen. „Allüberall,“ rief er, „iſt Gottes Gegenwart zu ſpüren, aber hier in dem erhabenen Hochgebirge iſt ſein ſichtbarer Tempel aufgeſchlagen. Das Alpenhaupt, mit ewigem Eiſe bedeckt, iſt ſein hoher Altar. Die glühenden Felshörner ſind die ehernen Leuchter mit den Opferflammen. Die toſenden Wäſſer, die von allen Wällen des Gebirges niederſtürzen, verſinnlichen uns die unverſieglichen Gnadenquellen Gottes. Und darum wohl hat auch der Menſch auf dieſen weltentrückten Höhen einen Tempel aufgerichtet, weil er hier mitten in der Majeſtät der Natur empfänglicher iſt für das Große und Erhabene, als unten in der Alltäglichkeit, und weil nur dort, wo das Menſchenherz geſammelt und bereit iſt, der Geiſt und die Gnade Gottes es überſchattet.“

Bei Jungfer Gertrud verfing's aber nicht, und an demſelben Abend wäſſerte ſie dem Pater zum erſten Mal die Milch. — „Jerum,“ kicherte ſie vor ſich hin, „heut' hab' ich auch eine ſchöne Predigt gehört, von Gott und den Bergen! — Ach, dieſe jungen Geiſtlichen heutzutage! Von unſerer lieben Frauen zu predigen, finden ſie gar nicht mehr der Müh' werth!“

Was im Zirmbuſch ſonſt noch wächſt.

Von nun an achtete Pater Emanuel wohl darauf, daß er ſich auf ſeinen Spaziergängen nicht allzuweit von der Kirche entferne. Er ging nur in's Kar hinein, wo im letztvergangenen Frühjahr eine Staublawine Felſen ſpaltete und einen Föhrenſchachen vernichtete. Er fand zwiſchen dem Schutte einen erdrückten Steinbock und viel todtes Geflügel. Er ſtieg zuweilen auch hinab zum ſchwarzen Auge, zu einem kleinen finſtern See, der in einem tiefen Keſſel lag. Wie auf den Höhen auch ſtete Winde ſegen und nicht ſelten Stürme wüthen mochten, dieſer See blieb glatt und ſtill, wie eine Spiegeltafel; er hatte ſcheinbar keinen Zufluß und keinen Abfluß; wenn man ein Blatt oder ein Stück Holz hineinwarf, ſo waren die ſanft ſich weitenden Kreiſe des Waſſers die einzige Bewegung des Sees; der Gegenſtand glitt eine Weile ruhig auf der glatten Fläche, plötzlich jedoch war er verſchwunden und wurde nicht mehr ſichtbar. Emanuel trieb das Spiel gern und ſchloß aus der Erſcheinung auf Untiefen und Strudel, die der See in ſich bergen mochte.

Einmal fand der junge Mann an dem mooſigen Ufer des ſchwarzen Auges ein liebliches und ſeltſames Veilchen, aus deſſen Kelch ein zweites Veilchen hervorſproß. Dieſer Fund machte ihn ſinnend und träumend; da ſchoß jählings eine ſtahlgraue Natter heran und bäumte ſich ziſchend vor ihm auf, als wollte ſie ihn von dem doppelſinnigen Blümchen zurückſchrecken. Aber Emanuel fing das Thier mit keckeu Händen und ließ es luſtig über ſeine Bruſt und über ſeinen Nacken rieſeln. Und als ſie ſich gegenſeitig den Muthwillen ausgelaſſen hatten, ließ Emanuel die Ringelnatter wieder laufen. Sie ſchoß in ein nahes Zirmgebüſch, und in demſelben Augenblick erſcholl aus dem Gebüſch ein menſchliches Zetergeſchrei.

Emanuel fuhr empor. Ueber dem dichten, baumgrünen Buſch erhob ſich ein falbgelocktes Haupt; ein junger Mann ſtand da, bis an die Bruſt im Zirm; ſein graues Auge zuckte, ſein lebhaft geröthetes Antlitz wollte lächeln, aber es grinſte nur vor Verwirrung.

Der Burſche war in Gebirgstracht und ſah gutmüthig, aber doch ein wenig ſchalkhaft aus. Nun machte er ſeinen Gruß vor dem geiſtlichen Herrn.

„Was thuſt Du da?“ rief der Prieſter.

„O, beileib nicht, o, beileib nicht!“ war die Antwort des Mannes im Zirm. Es war ein unzeitgemäßes und mißrathenes Verneinen.

Jetzt erkannte ihn Emanuel. Er war ein Hirte, der Gaiſer-Bimel geheißen, der in einer Waldklauſe wie ein Einſiedler lebte, der ſich von einigen Ziegen ernährte und im Sommer mit Wildheuen beſchäftigt war. Der Bimel war zuweilen ein Bischen Kirchendiener auf dem „Elendberg“ und genoß den Ruf eines gottergebenen Menſchen und dazu auch noch den eines Halbnarren. Seine Lebens- und Ausdrucksweiſe war ſeltſam, weil ſie aus anderen Verhältniſſen und Beweggründen hervorging, als die der übrigen Menſchen. Seine Voreltern, in den Glaubenswirren verfolgt, ſollen aus nordiſchen Gegenden eingewandert ſein, und Bimel's Vater ſoll eine große Geiſtesvollkommenheit erlangt haben. Er war plötzlich geſtorben und der Sohn wuchs auf in der Armuth und Einſamkeit, und nichts Beſſeres kennend, wirthſchaftete er getroſt mit den Thieren im Walde und verwilderte baß. Seine Denkart war eigen und ging, unbekümmert um das Beſtehende, die Wege einer ganz beſonderen Logik. Er kehrte ſich an Niemand, ſowie Niemand ſich an ihn kehrte; — er war der Halbnarr.

Dieſem Burſchen trat Emanuel nun näher; und ſiehe, da bemerkte er zu Füßen desſelben, im Geſträuche ſich bergend — ein Weib.

Beide waren jetzt ſprachlos. Der Prieſter ſelbſt rang nach Faſſung.

„Gaiſer-Bimel!“ ſagte er endlich, „iſt das wildheuen?“

Da ſprang der Burſche aus dem Strauchwerk hervor und luſtig keck entgegnete er:

„Ja, das iſt wildheuen.“

„Komm nur auch hervor,“ rief Emanuel gegen das ſich noch immer verſteckende Weib, „und ſag' mir, wer hat euch denn da zuſammen in den Buſch geſteckt?“

„Gewachſen ſind wir im Zirm, wie die lieb' Frauen oben auf dem Elendberg,“ antwortete der Bimel blinzelnd.

Das ſich nun langſam hervorwindende Weib war jung und lebensfriſch, aber die braunen Locken hingen ihm viel zu wirr über das Geſicht. Es hob nun einen Stein und wollte ihn gegen die Natter ſchleudern:

„Du ſchauderlich Gezücht, du biſt die ganze Schuld! Und wär' einem gleich der Mund vernagelt, ſo müßt man hell ſchreien, läuft Einem jäh ſo ein Teufelsthier über die Pfoten.“

Das Natterchen doch war längſt in eine Felsſpalte geſchlüpft und der Prieſter ſagte ernſt:

„Ich meine zu Troſt, hier hatte die Schlange das Umgekehrte vollführt, wie im Paradieſe.“

„Herr Pfarrer!“ rief jetzt der Burſche und faßte kecklich das Mädchen an der Hand, „was kann man machen? Das iſt meine Urſel! — — Und Unrechtes wird nichts geſchehen ſein.“

„Wenn nicht, wozu habt ihr euch in's Strauchwerk verkrochen?“ fragte der Prieſter.

„Ja, weil," meinte der Ziegenhirt, „weil der geiſtliche Herr Hochwürden oft ſo ſcharf predigen thun."

Das war ſcheinbar die Antwort eines Narren, aber ſie erbitterte den Mann mit den ſtrengen Grundſätzen.

„Du biſt ein Heuchler!" ſprach er im Eifer zum Burſchen, „da willſt Du vor den Leuten den Heiligen ſpielen und ein Einſiedler ſein, ſchlägſt die Augen zu Boden, wenn Du an Weibervolk vorübergehſt — und Alles das, damit Du insgeheim das lüderliche Leben treiben kannſt. Und im Beichtſtuhl verſchweigſt Du's."

„Weil's mein Geheimniß iſt," flüſterte der Bimel mit vorgebeugtem Haupte.

„Aber Gott der Herr ſieht in's Verborgene!"

„Gerade ſo hab' ich mir auch gedacht, da ich's verſchwiegen."

„Du biſt ein Läſterer!" rief der Prieſter, „die Leute ſagen, Du wäreſt einfältig; aber ich kenne Dich nun beſſer, Du biſt verſchmitzt, tückiſch, vielleicht noch mehr!"

„Bedank' mich ſchön für den geiſtlichen Zuſpruch!" verſetzte der Burſche und that ſich minniglich verbeugen. „Und, ich wollt's ſchier ſagen — aber nicht böſ' ſein, Herr Hochwürden — warum Er gegen mich ſo laut aufbegehrt, — das iſt halt weil —"

„Jeſſes Maria! nimm Waſſer in den Mund, Bimel!" rief das junge Weib, faßte den Burſchen am Arm und zerrte ihn haſtig davon.

Sie verſchwanden in der Waldſchlucht. Der Pater Emanuel hörte das Mädchen lange noch zetern und über die Natter zanken, die den Wirrwarr verurſacht habe.

Noch einen ſcharfen, tiefen Blick in den Zirmbuſch warf der Pater, dann ging er auch davon. Oftmals blieb er unterwegs ſtehen. In einer Kluft zwiſchen zwei wettergrauen Steinen ſah er ein Falkenneſt, in welchem es ſehr lebendig herging. Davor ſtand er eine lange Weile, und ſpäter bereute er die Art und Weiſe, wie er dem Gaiſer-Bimel die Vermahnung ertheilt hatte. Allerdings war er gereizt worden, aber es hätte der Vorwurf auch anders geſchehen können.

Der Tag Mariens.

Gegen Ende des Hochſommers, am 15. Auguſt begeht die katholiſche Kirche eines ihrer glänzendſten Feſte. An dieſem Tage ſteigert ſich der Mariencultus zur Glorie einer faſt dämonenhaften Begeiſterung. Es iſt der wunderbare Tag, an welchem einſt die Mutter Jeſu, im Angeſichte der Apoſtel, von den Chören der Engel begleitet, mit Seel' und Leib in den Himmel gefahren.

Ueberall, wo im fruchtprangenden Thale ein marianiſcher Tempel ſich erhebt, wo in den Schluchten der Wälder oder auf Bergeshöhen das Glöcklein einer Frauencapelle klingt, ſtrömen Wallfahrer zuſammen, um in Prunk und Herzensfreude den Gedächtnißtag zu begehen.

Pater Emanuel ſah dieſem Feſte mit Sehſucht und Bangniß entgegen. Die Kirche im Elend wurde mit Zirmkränzen und Wachholderzweigen geſchmückt von innen und außen; neue ſchlanke Wachskerzen an den Altar geſteckt und zwar in ſolcher Anzahl, daß ſie ſchier das

Gnadenbild verdeckten. Alle Räume des Hoſpitz thaten ſich auf, aber als am Vorabende von drei Seiten des Berges die Kreuzſchaaren heraufwallten, und ihre Gebete und Geſänge in allen Felſen ſchallten, und als ſie einzogen mit den fliegenden Fahnen zu Tauſenden und Tauſenden, da vermochten die Kirche und die Herberge die Gäſte bei Weitem nicht zu faſſen. In den Krämerläden und auf dem Steinpflaſter des Gotteshauſes mußten Hunderte der müden Pilger übernachten. Dabei war ein ewiges Beten, Singen und Seufzen in allerhand Sprachen; der ungeduldige Ungar ſuchte den Feſtgruß des Deutſchen, der leidenſchaftliche Welſche das wehmüthige Lied des Slaven zu überſchreien; wer am lauteſten ſchreit, den wird die Gebenedeite am eheſten hören. Zuweilen ſtellte ſich ein alter Vorbeter auf den Opferſtock und warnte mit ſeiner ſchon durchaus heiſeren Stimme vor Taſchendieben. Ein Anderer wieder ſuchte durch den zuſammengepreßten Menſchenknäuel eine Gaſſe zu räumen für ein ohnmächtig gewordenes Weib, für ein halberdrücktes Kind.

Emanuel hielt am Vorabende, als ſchon die Sonne untergegangen war, jedoch immer noch neue Kreuzſchaaren herbeiſtrömten, eine feierliche Vesper; ungezählte Lichter flackerten am Altare, an den Wänden, und ſelbſt mitten unter den Andächtigen. Ein ſchwerer blauer Qualm braute in den Räumen der Kirche, und die fieberhaft erhitzten Geſichter all' waren dem Gnadenbildniſſe zugewendet. — Heute galt's. Was zu dieſer Stunde und an dieſem Orte erbeten werden konnte von der mächtigen Himmelskönigin, das war erbeten. Segen für die Feldfrüchte, Frieden oder

Frucht im Eheſtande, Geſundheit, Reichthum, Erlöſung armer Seelen aus dem Fegfeuer, eine glückſelige Sterbeſtunde — und Alles, Alles, was im Menſchenherzen Wünſche weckt, war Gegenſtand der Bitte. Eine betagte Magd betete mit derſelben Inbrunſt für ein krankes Schaf, wie ein junges Weib für den ſterbenden Gatten. Ein alter Pferdehändler beſchwor die Mutter Gottes um Geheimhaltung ſeiner Schliche, mittelſt welcher er ſeine Geſchäftsfreunde beſchwindelte. Ein ſechzehnjähriger Junge ging die Gnadenreiche an um einen Schnurbart. — Wer aber wollte die geheimſten Leiden des Menſchenherzens zählen und ermeſſen, die hier nicht in Worten und Gedanken, ſondern in Strömen von Thränen hervorbrachen?

Nach der Veſper ſetzte ſich Pater Emanuel in ſeinen Beichtſtuhl und tief in die Nacht hinein horchte er den Gebrechen, Verirrungen und Ungeheuerlichkeiten der menſchlichen Seele. Es mußten grauenhafte Stunden ſein für den Jüngling, da nur die Schatten dieſer Welt heranſchwebten in ſein ohnehin ſo ödes, einſames Leben. Aber ſeltſam war's, dem jugendlichen Prieſter waren all' die ſündengebärenden Regungen, die ſich ihm vor dem Beichtgitter kund thaten, nicht fremd — er war ihnen ſchon begegnet in ſeiner eigenen Seele. Und er ſollte richten die Fehltritte Anderer? Und zu ihm, dem jungen Menſchen kamen Männer mit tiefen Geſichtsfurchen und eisgrauen Haaren und verlangten Weiſung und Rath. Und zu ihm kam auch manches junge, lebenswarme Gemüth, und offenbarte ſich ihm vertrauensvoll bis in ſein innerſtes Heiligthum, das ſonſt die glühende Scham bewacht. —

Mit wirrem Haupte ſtand endlich um Mitternacht Emanuel vom Beichtſtuhle auf und wankte ſeinem Gemache zu. Er konnte aber nicht einſchlafen, der Hexentanz der menſchlichen Leidenſchaften wirbelte in ſeinem Gehirn. Ach, dem ſtarren Bildniſſe auf dem Altare hatten ſie liebreiche Lieder und freundliche Blumen mitgebracht; aber für ihn, den Prieſtermenſchen, hatten ſie nichts herbeigetragen, als ihr Bitterſtes und Häßlichſtes, den Schmerz und die Sünde.

Recht beſonders aber beunruhigte ihn ein einziges Beichtkind. Ein ſchwarzlockig, großäugig Mädchen war es, von achtzehn oder zwanzig Jahren. Lange war es zitternd und ſchluchzend vor dem Beichtſtuhle gekniet, ehe es ein Wort hervorzubringen vermochte. Dann hatte die Beichtende geſagt, ſie ſei einen weiten, böſen Weg gekommen, um Hülfe zu ſuchen bei Maria, ſie könne ſich nimmer helfen, es graue ihr vor ſich ſelbſt, ſie ſei ſo lieblos, undankbar und treulos. — „Mein Kind,“ hatte ſie darauf der Prieſter getröſtet, „deine Sünden ſind durch die Erkenntniß derſelben gelöſt. Von dieſem Augenblicke an, da du dich des Undankes und der Liebloſigkeit beſchuldigeſt, biſt du es im Herzen nicht mehr. Gehe hin in Frieden!“ Und er hatte das Kreuzzeichen über das Beichtkind gemacht; dieſes aber blieb knien auf der Stufe und weinte, bis ſie ein paar keifende Weiber hinwegſtießen, um ſelbſt an die Reihe zu kommen.

Es war dem jungen Prieſter zu Muthe, als ſei dieſes Mädchen ungetröſtet vom Beichtſtuhle gegangen. Und als er endlich die Augen ſchloß, ſah er ſie im Traume mit gelöſten Haaren zu ſeinen Füßen liegen, aber viel anmuthiger und ergreifender, als man Magdalenen knien ſieht vor dem Heilande.

Lange noch, ehe die Sonne die Zinnen und weiten Gletſcher der Alpen übergoß, war Emanuel wieder in der Kirche, um dem erneuten Andrange der Volksmenge zu genügen. Der ganze Bergkegel war voll von Menſchen; Alles drängte dem Gotteshauſe zu, um das Gnadenbild zu ſehen. Und als die Glocken tönten und die Orgel in feierlichen Klängen ſpielte, da entſtand ein völliger Sturm und Viele wollten ſich mit Gewalt den Eingang zur Feſtmeſſe erzwingen. Noch erregter wurden die Gemüther, und als die Meſſe zu Ende war, brach, dem Drucke nachgebend, die hölzerne Schranke ein, die das Presbyterium von dem Raume des Volkes trennte, und die Leute ſtürzten zum Altar, um das Frauenbild zu küſſen, und plötzlich wurden Stimmen laut: „Hebt es herab, das heilige Bildniß, tragt es in's Freie, daß es Alle ſehen können!" Und erſtürmt wurde die Stätte, und die Statue aus der ſtaubwirbelnden Niſche geholt.

Emanuel bebte. Wie wird das widerwärtige Bild ſeines Schmuckes entblößt, im hellen Tageslicht beſtehen? — Aber die Menge ſchrie, johlte und weinte vor Entzücken, als man die aus dem Zirmſtrauch hervorgewachſene Geſtalt im Triumph um den Kegel des Berges trug. Ja, noch größer wurde der Jubel und die Verehrung Vieler, als ſie nun mit Augen ſahen, was ſie ſo oft ungläubig gehört hatten, daß das Bildniß nicht menſchlicher Hand entſtamme, ſondern durch die Allmacht Gottes geformt worden war.

Den Prieſter hatten ſie in ihrer Begeiſterung gar nicht zu Worte kommen laſſen; aber der Auflauf endigte befriedigend und das Bild ſtand wieder in der Niſche. Das Bild hatte heute die Feuerprobe beſtanden; des Volkes Gottesſtimme hatte es für wahr erkannt, und ein ſeit Langem nagender Zwieſpalt in Emanuel's Weſen ſchien gelöſt zu ſein.

Nach dem Gottesdienſte hob der Prieſter den Kelch aus dem Tabernakel, um den durch das Sacrament der Buße gereinigten Gläubigen den Leib des Herrn zu reichen. In langen und vielfachen Reihen kniete das Volk, und Emanuel legte mit den Worten: „Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehſt unter mein Dach; o ſprich nur ein Wort, ſo wird geſund meine Seele!“ Jedem das runde weiße Blättchen auf die Zunge. Doch aber, als er jenes Mädchen ſah mit dem ſchwarzen Haar und dem großen Auge, wie es mit frommgefaltenen Händen da kniete, das roſige Lippenpaar ſchamhaft öffnete, das helle Auge noch kindlich gegen den Prieſter hob, bis in heiliger Ergebung die langen Wimpern ſanken — da begann Emanuel's Hand plötzlich zu zittern, und ehe die Hoſtie noch den Mund des Mädchens berührte, fiel ſie nieder auf das Steinpflaſter. Das Mädchen that einen Schrei: „O Gott, mein Gott hat mich verlaſſen!“ und ſank ohnmächtig in das Gedränge der Menſchen.

In einer Zelle des Hoſpitz hat ſie Emanuel beſucht. Sie lag auf einem Strohbett und verdeckte ihr Antlitz mit den Händen. Der junge Prieſter ſtand unentſchloſſen da, denn er wußte nicht, war er als Prieſter oder als Menſch gekommen.

„Iſt dir beſſer, mein Kind?“ fragte er völlig zaghaft.

„Du?!“ rief das Mädchen verwundert aus und blickte zum Prieſter auf, „du geiſtlicher Mann kommſt zu der Elenden her? O, ich bin elend über die Maßen, und du haſt es ja ſelber geſehen, wie der große Gott von mir iſt geflohen.“

Alſogleich gedachte Emanuel des Volksglaubens, der es für ein böſes Zeichen deutet, wenn bei der Communion eines Beichtkindes die Hoſtie zerbricht oder gar auf den Boden fällt.

„Du gutes Weſen,“ ſagte er, „was geſchehen, deß bin ich ſelber Schuld; meine Hand hat gezittert, ich habe die vergangene Nacht wenig und ſchlecht geruht. Auch hat mich der Auftritt mit dem Marienbilde erregt, und ſo iſt der Zwiſchenfall geſchehen. Ich bitte, verzeihe mir. — Hätteſt du vielleicht ſonſt noch irgend etwas auf dem Herzen, was am Beichtſtuhle mitzutheilen des großen Andranges wegen nicht mehr Gelegenheit war, ſo ſteht nun ein Diener Gottes vor dir.“

Faſt inſtinctiv betrat Emanuel den Schleichweg, um als Prieſter zu erfahren, was er als Menſch gerne wußte.

„Du biſt recht gut,“ antwortete das Mädchen und richtete ſich vom Lager auf, „und deine Gutheit macht mir das Herz wieder warm. — Ich hab oft gehört, daß es eine Beichte gibt, in der man ſein ganzes vergangenes Leben dem Beichtvater erzählt; ja, iſt denn das Leben eine Sünde? — Aber wenn auch nicht, ich möchte vor dir dieſe Beichte ablegen.“

Deß war Emanuel mit Freuden bereit.

Das Mädchen erhob ſich, ging, um den Holzriegel vor die Thür zu ſchieben, ſtrich ſich die Locken aus dem blaſſen Geſicht und wollte vor dem Prieſter auf einen Schemel knien.

Emanuel wehrte ihr das; bei einer Generalbeichte iſt es gebräuchlich, daß ſich Beichtvater und Beichtkind rückhaltslos neben einander ſetzen, wie Freund und Freund, denn die Generalbeichte iſt nicht ſowohl eine Anklage des Sünders, als vielmehr ein gänzliches Entfalten des menſchlichen Weſens und eine Berathung mit dem Seelſorger, wie die Fehler und Verkehrtheiten dieſes Weſens ausgerottet und geſchlichtet werden könnten.

Draußen war das Gewoge und dumpfe Geſurre der Wallfahrermenge; an den kleinen Fenſtern rüttelte bisweilen ein Windſtoß.

Emanuel ſaß an einem Tiſchchen und ſtützte ſein Haupt auf die Hand. Und auf dem Schemel ſaß das junge fremde Mädchen und hub nach Säumen und Seufzen ſo an zu reden:

„Ich weiß doch nicht, geiſtlicher Herr, wie ich beginnen ſoll. Oft geht's mir in den Sinn, mein Leben wäre deshalb ſo unſelig, weil es die Sünde meiner Eltern iſt. In der Stadt Innsbruck haben ſie mich als neugeborenes Kind an der Schwelle einer Kirche gefunden. Ich bin in's Verſorgungshaus gekommen. Vom Verſorgungshauſe werden kleine Kinder an Privatleute gegeben, die ſich darum melden. Es melden ſich Manche darum, weil mit den Kindern auch ein Geldbetrag verabreicht wird. Mich hat ein Weib vom Lande bekommen, das aber, wie die Leute ſagen, eine Engelmacherin war, das nämlich das Geld, welches es zur Erziehung bekam, für ſich brauchte, und die Kinder ſterben ließ; verſtorbene Kinder werden Engel im Himmel, das weißt du, geiſtlicher Herr. — In mir iſt aber ein zähes Leben geſteckt, und da meine Ziehmutter ſieht, ich will nicht verſterben, ſo meint ſie, brächte ſie mich zur Arbeit auf, um ſo beſſer. Sie hat mich geſchlagen und gepeinigt und in ſchwere Arbeiten eingeſpannt und hungerleiden laſſen. Ich hab' nichts Beſſeres und nichts Schlechteres gekannt, und ich habe geglaubt, es müſſe ſo ſein. Aufgewachſen bin ich doch, und luſtig bin ich bei Allem geweſen und hab' hell geſungen. — Nicht aus Eitelkeit, geiſtlicher Herr, will ich's erzählen, aber die Leut' haben oftmals geſagt, ich hätt' eine ſchöne Stimme, und haben meinem Singen gern zugehört."

Das Mädchen ſchwieg und blickte zu Boden. Und als ſie der Beichtvater bat, in ihrer Erzählung fortzufahren, ſchlug ſie ihr Auge betrübt zu ihm auf und fragte:

„Nicht wahr, hochwürdiger Herr, es darf nicht ſein, daß ein Menſch den andern verkauft? — Ich muß doch recht undankbar geweſen ſein und meiner Pflegemutter gar keine Freude gemacht haben, wie ich ja noch undankbar bin, und ihre Sünden beichte, anſtatt die meinen. Aber ſie hat mich verkauft."

Der Schmerz würgte, ſie konnte kaum ſprechen.

„Ein ſchöner großer Mann in Tirolertracht, mit

Federn und Gemsbart auf dem Hut, und mit einem rothen Vollbart iſt eines Tages in's Haus gekommen,“ fuhr ſie fort; „'s wird wohl nur im Spaß geweſen ſein, daß er die Frage that, was die Nachtigall koſte. — ‚Um hundert Gulden und ein gutes Wort iſt ſie feil!‘ ruft meine Ziehmutter. Da liegen die hundert Gulden auf ihrer Hand und — die Nachtigall bin ich.“

Emanuel war aufgeſtanden und ging hochrothen Antlitzes mehrmals über die Stube. — „Iſt's möglich!“ murmelte er, „in unſerem Lande! im biederen Volke der Alpen!“

„Ich habe nicht geweint und nicht gelacht; ich bin mit dem rothbärtigen Manne gegangen. Wir ſind weit herumgereiſt; er hat die Zither geſpielt, ich hab' dazu geſungen. Wir haben Geld eingenommen; er hat mich fein gekleidet, und iſt wie ein Vater gegen mich geweſen, und hat mich ſtreng geſchützt, wenn mir übermüthige Mannsleute haben wollen nahe kommen. — So vergehen etliche Jahre. Wie ich aber ſo in mein jetziges Alter heraufkomme, da hat mir mein Genoſſe eines Tages ein Wort geſagt, — geiſtlicher Herr, ich kunnt's in Ewigkeit nicht über meine Zunge bringen. Ich hab' ihm's hell verwieſen. Du wirſt mir's wohl nicht glauben, was ich jetzund für einen heiklen Stand gehabt hab'; mein Herr iſt ſüß und grob gegen mich geweſen; bigott, ich mag's ſagen, es hat ihm nichts genützt. Er zithert und ich ſinge wie vor und eh, und wir haben ſchon ein gut Stück Vermögen beiſammen. — Aber, ich werde wohl müſſen aufhören, geiſtlicher Herr, ich ſehe, das iſt kein Beichten?“ —

unterbrach ſich die Erzählerin, mit den Augen fragend und bittend zugleich, daß ſie fortfahren dürfe.

Emanuel faßte ſie bei den Händen und ſagte: „Ich bin dein Bruder!“

Das Mädchen blickte ihn wie befremdet an; es wußte ja kaum, was das wäre, ein Bruder. Es wurde kleinlaut und verzagt, und der Prieſter dachte, endlich müſſe die Schuld dieſes lieblichen Kindes, offenbar werden, dieſes Kindes, das wie eine Büßerin zur Kirche im Elend gekommen war und nun zu ſeinen Füßen ſaß.

„Auf einer Reiſe im Hochgebirge,“ nahm endlich die Fremde ihre Worte wieder auf, „ſtiegen wir aus dem Poſtwagen, weil mein Herr einen nahen Alpenſee beſuchen wollte. Ich hatte ſonſt nicht gewußt, daß er ein Freund von Naturſchönheiten war, aber der See lag auch ſo anmuthig zwiſchen den Wäldern und Felſen, und war ſo friedlich und einſam, daß wir uns Beide recht freuten. Mein Herr hatte einen Fiſcherkahn aufgefunden. Es war Niemand zugegen, ſo haben wir uns anſtandslos in das Schiff geſetzt; mein Herr hat es losgekettet und es hinausgerudert auf's hohe Waſſer. Und wie wir mitten auf dem See ſind, da —“

Das Mädchen erröthete und ſchwieg. Emanuel zog die Augenbrauen empor; am Fenſter rüttelte der Wind.

„Ich habe mich nicht anders zu retten gewußt,“ ſagte das Beichtkind, „ich bin in's Waſſer geſprungen. — — Von ihm befreit, iſt mir wohl wieder die Luſt zum Leben gekommen; ich hab' mich erinnert an die Worte eines alten Soldaten, wie Untergehende, die das Schwimmen nicht gelernt hätten, ſich halten und bewegen müßten, um über dem Waſſer zu bleiben. Ich hab' die Weiſung nach aller Möglichkeit befolgt, und zuletzt hab' ich mich gar glücklich an's Ufer geſchlagen, bin in's Gebüſch geklettert, hab' auf den fluchenden Rothbart hinausgelugt, und ehe er noch hat nahen können, bin ich davongelaufen — Davongelaufen durch den Wald, wie ein wildes Thier. — Jetzt hab' ich keinen Menſchen auf der Welt mehr; jetzt bin ich tief verlaſſen. Und ſo iſt's eingerichtet in meinem Leben, daß ich die einzigen zwei Leute, die mir Gutes gethan haben, bitter muß haſſen. Das thut weh. Und ich möcht' — ach, du kannſt es nicht glauben, geiſtlicher Herr, wie ſehr ich einen Menſchen möcht', den ich recht, ja ſo von Herzen könnte lieb haben. — Ja, du ſchauſt mich ſo ernſthaft an über dieſes Wort, aber einem Andern mag ich's auch mein Lebtag nicht ſagen, nur dir, geiſtlicher Herr, weil du ja der lieb' Herrgott biſt, wenn die Menſchen dir beichten."

Emanuel knöpfte eifrig das Collare zu, das ihm aufgeſprungen war; die Arbeit kam lange nicht zu Stande, denn ſeine Finger waren unſtät und machten es ſchlecht.

„Es iſt mir aber in der Noth noch ein guter Gedanke gekommen," ſagte das Mädchen, „kannſt ſchon keinen Menſchen lieben, habe ich mir geſagt, ſo liebe die heilige Jungfrau Maria! ſie iſt's ja geweſen, die dich aus dem Waſſer gerettet hat. Verrichte zum Dank eine Wallfahrt in's Land und auf den hohen Berg zu Maria im Elend. — Und ich heiße ja auch Maria und bin im Elend; beſſer kunnt ſich's gar nicht ſchicken."

Sie ſchwieg und weinte.

„Maria im Elend!“ ſagte Emanuel mit fiebernder Stimme und hob das Mädchen zu ſich empor.

„Aber auch das iſt mir zum Uebel ausgeſchlagen,“ verſetzte Maria, „es iſt eine ſchreckliche Sünde und Du wirſt mir ſie nimmer mögen verzeihen, aber verſchweigen will ich ſie nicht bei dieſer Beicht. Geiſtlicher Herr, eine ſolche Mutter Gottes, wie Du ſie in Deiner Kirche haſt, die kann ich nicht lieb haben.“

Die kann ſie nicht lieb haben! hallte es ſchauerlich nach in der Seele des Prieſters.

„So hab' ich gemeint, zu Gott ſelber müßt man ſich wenden, der ja die ewige Liebe iſt,“ ſagte das Beichtkind, „aber es will mir ſcheinen, Gott hat mich nicht werth befunden, weil er lieber zertreten ſein will auf dem ſtaubigen Pflaſter, als in mein Herz einzugehen. — Und jetzt bin ich ganz allein — und das thut mir ſo bitterlich weh!“

„Du biſt nicht allein, mein gutes Kind!“ hauchte der Prieſter, und legte ſeine Hand auf die weichen Locken ihres Hauptes, und das Köpfchen ſank an ſeine Bruſt.

„So eine Beicht iſt wohl gut,“ ſchluchzte Maria, „jetzt, meine ich, iſt mir ſchon beſſer. — Könnte ich nur bei Dir verbleiben, Du guter geiſtlicher Herr!“

Nun war's ſtill. Draußen rieſelte der Regen und manchen Tropfen peitſchte der Wind an's Fenſter. Da hat der Beichtvater das Beichtkind auf die Stirn geküßt.

Es war im Grunde kein übler Dienſt, den die Haushälterin Gertrud dem Prieſter dadurch erwies, daß ſie unten in der Küche hell nach dem Pater zeterte, der in

Haus und Kirche nicht zu finden, während die Wallfahrerleut' die unſinnigſten Spectakel ſchlügen. Und das ſei jetzt kein Schick mehr im Elend, und man müſſe es nun endlich wohl dem Kloſter ſagen laſſen, auf daß es anders werde.

Am Rande des Abgrundes.

Am ſpäten Nachmittage, als die Feierlichkeiten des Himmelfahrtsfeſtes zu Ende waren, machte ſich ein großer Theil der Pilger zur Abreiſe auf. Sie machten vor dem Bilde noch einmal ihre ſeltſamen Andachtsbezeigungen; Manche ſchienen geneigt zu ſein, dasſelbe nochmals vom Altar zu heben und um den Bergkegel und ſchließlich gar mit fortzutragen in die Heimat, um die göttliche Helferin allzeit bei ſich zu haben.

Emanuel wies die erregte Menge mit ſtrengen Worten zurück. Dem Bilderſturm konnte auch ein Bilderraub folgen. Es hatte ſich heute gezeigt, was in Fanatismus entbrannte Gemüther im Stande ſind. Ein Stein war ihm vom Herzen, als ein großer Theil der Wallfahrer endlich abzog und er gab ihm gern das Ehrengeleit. In Chorrock, Stole und Baret zog er mit der Schaar hinaus bis unter die Felshänge. Dort gab er ihr den prieſterlichen Segen und kehrte um.

Der Regen hatte aufgehört, aber an den Wänden hingen Nebelfetzen und die Berghäupter ſtanden hinein in das graue Gewölke. Eine düſtere Stimmung lag über der Gegend, ähnlich der Schwermuth, die das Herz des jungen Prieſters belaſtete.

Als er ſo auf dem feuchten Sandwege der Kirche zuſchritt, begegnete ihm Maria, ſein ſeltſames Beichtkind. Sie hatte ſich erholt und wollte nun ſtill und traurig den Ort wieder verlaſſen, zu dem ſie in Sehnſucht und Hoffnung die weiten Straßen herangekommen war.

„Und Du willſt mir nicht ein Lebewohl ſagen?“ fragte ſie der Prieſter.

Das Mädchen zögerte mit der Antwort, dann aber verſetzte es:

„Ich hab' Dich in der Kirche und im Hauſe nirgends geſehen.“

„Haſt Du doch nach mir ausgeblickt?!“ rief Emanuel, ſuchte aber während des Rufes ſeine Stimme zu dämpfen, ſo daß die erſten Worte ein Schrei, die letzten vielmehr ein Hauch waren.

„Und Du gehſt ſo allein, Maria? und es wird Abend, und die Wetterwolken drohen und Du kennſt die Pfade nicht im wilden Gebirge?“

„Wenn ich nur erſt unten bin an der rothen Säule, auf welche der Engel ſteht, ſo will ich den Weg leicht finden. Für Leute, die nicht wiſſen, wohin ſie wollen, iſt jeder Weg der rechte.“ So ſagte das Mädchen.

„Bis zur rothen Säule iſt es drei Stunden weit,“ verſetzte Emanuel, „willſt Du, Maria, ſo mag ich Dir eine Weile und über die gefährlichen Stellen hinweg das Geleit geben.“

Das war wieder einer jener Entſchlüſſe, bei denen Emanuel den Prieſter vergaß. Er hatte ſonſt auf ſtrenge Pflichterfüllung gehalten, aber ſeine prieſterliche Pflicht, ſein Amt und ſein Streben kam ihm nun auf einmal ſo weſenlos, ſo unnütz vor. Er ſah nicht ein, wie der Menſchheit mit einer Maria im Elend wahrhaft gedient ſein konnte. Allerdings mochten einzelne Pilger in Glauben und Vertrauen echten Herzenstroſt an dieſer geweihten Stätte finden. Der große Hauſe aber beging hier ſeinen Gottesdienſt nicht, wie Jeſus ihn gelehrt hatte. Trotzdem hatte Emanuel ſtets eine tiefe Verehrung für das Gnadenbildniß empfunden; das hohe Alter, die anmuthige Sage, die Liebe des Volkes, ſo daran hing, hatten ihm das Bild, deſſen Hüter er war, ehrwürdig gemacht. Aber das Bekenntniß des armen fremden Mädchens, es könne dieſe Maria im Elend nicht lieb haben, hatte ein Gefühl, das der Prieſter ſtets zu unterdrücken beſtrebt war, laut und ſchrecklich ausgerufen. Seit dieſem Bekenntniſſe eines armen bedrängten Herzens aus dem Volke war ihm das Marienbild auf dem Altare ein Gräuel geworden, und es ſcheuchte ihn fort, und nun plötzlich, da er vor dem davonziehenden Mädchen ſtand, kam es ihm in den Sinn, er ſei leicht ein beſſerer Hirte, wenn er das hilfloſe und unerfahrene Mädchen durch Nacht und Nebel begleite, als wenn er die Holzgeſtalt in der Niſche bewache, jetzt, da die meiſten Wallfahrer ſchon davongezogen waren.

Maria nahm mit erröthender Dankbarkeit Emanuel's Anerbieten an; der Prieſter zog die kirchliche Kleidung aus und hing ſie in einem Bündel an ſich. Und durch die Wildniß in die Nacht hinein zogen ein junger Mann und ein junges Mädchen.

Sie ſchritten über Gerölle, wo Emanuel ſeinen

Schützling an der Hand führen mußte; ſie gingen an ſteilen Lehnen dahin, wo ſie ſich Arm in Arm zu halten gezwungen waren; ſie kletterten an ſo ſchmalen Steigen, von Abgründen bedroht, von Wänden überragt, daß das ſchwindelnde Mädchen es zugeben mußte, wenn es der Prieſter mit kräftigen Armen über ſolch' böſes Gebrücke trug.

Die Dämmerung war angebrochen. In den Wänden hallte zuweilen das Donnern niederfahrender Lawinen, die durch den Regen gelöſt worden waren. Und plötzlich ſtanden unſere Wanderer vor einem klaffenden Abgrund, den ein niederfahrender Erdhang geriſſen hatte. In der Tiefe ſchäumte trübes Gewäſſer über den Schutt; der Weg war unten dem Wildbach und oben den Wanderern abgeſchnitten.

Umkehren und einen andern Steig ſuchen im Gewände, was war Beſſeres zu thun? Mit großer Mühe kletterten ſie in die Tiefe nieder; an Steinkanten und Strauchwurzeln mußten ſie ſich halten Einander feſt umklammert waren ſie mehrmals in's Rutſchen gekommen, bis ſie endlich im Dickicht des Waldes ſtanden, der in der Thalſchlucht wucherte.

Leiſe in den Felſen klang die Abendglocke von der Kirche nieder. Es war die Zeit, da der Prieſter vor dem kerzenbeſtrahlten Gnadenaltare die Veſper zu beten hatte. Nun aber konnte Emanuel das Mädchen nimmer verlaſſen, ehe es wieder auf einen ſicheren Weg geführt war.

Als ſie ſich, um ein wenig auszuruhen, auf den Stamm einer entwurzelten Tanne niederließen, brach das Mädchen plötzlich ſein Schweigen und ſagte:

„Du geiſtlicher Herr, ich kann Dir's nicht ſagen, aber ſo wie heut', iſt mir mein Lebtag noch nicht geweſen. Heute ſtürzt die Welt zuſammen."

Ohne eine Antwort zu geben, raffte ſich Emanuel wieder auf und zog haſtig, fieberhaft haſtig das Mädchen mit ſich fort durch den finſtern Wald. Ein tückiſcher Baumkauz verlachte mit heiſerer Stimme das Menſchenpaar, das auf falſchem Pfade wandelte.

Plötzlich ſchimmerte durch das Geſtämme ein röthliches Licht. Eine Menſchenwohnung. Emanuel athmete erleichtert. Sie ſtanden bald vor einer Hütte aus unbehauenen Steinen und mooſigen Fichtenſtämmen gebaut. Ein wenig Rauch ſchlug zu der offenen Thür heraus, denn d'rin, auf dem Erdgrunde, mitten in der Wohnung, brannte ein lebhaftes Feuer. Ein paar Ziegen ſchürfelten um das Feuer und wollten ſchier verſuchen, ob die zitternden Flämmchen nicht ebenſo prächtig zu genießen wären, wie das grüne Brombeerlaub. Der Verſuch koſtete einige Härchen des weichen Bartes, der den mäckernden Thieren unter dem Kinne niederhing. Hinter der Herdſtelle aber ſaßen der Gaiſer-Bimel und ſeine Urſel.

Emanuel konnte nicht mehr zurück, denn der Bimel hatte ſie ſchon geſehen und rief laut der Seinen zu:

„Herr Jeſſes, Herr Jeſſes, Urſel, jetzt hat ſich der Elendpfarrer auch Eine ausgeſucht!"

Wie ein Pfeil in's Herz ſchoß dieſes Wort dem Mädchen an des Prieſters Seite; Emanuel rang nach Faſſung.

„Na, da wird der lieb Herrgott aber lachen!" ſchrie der Waldmenſch und fuhr ſich mit beiden Händen in ſein zerzauſtes lichtfalbes Haar und lachte ebenfalls. „Freilich,“ ſetzte er bei, „und eine rechte Freud' wird er haben!“

„Wer?“ fragte Emanuel mit möglichſt würdevoller Stimme.

„Na, der lieb Herrgott halt! und wesweg? weil der junge, kreuzſaubere Pfarrer doch endlich Eine genommen hat.“

Maria ſtürzte aus der Hütte. Emanuel eilte ihr nach. Auf einen mooſigen Stein ſank ſie nieder, er hob ſie empor zu ſeiner Bruſt: „Maria, Du armes, gutes, Du holdes Mädchen. Laut iſt geſprochen, was ich hab' begraben wollen für alle Ewigkeit in meinem Herzen. — Den Altar habe ich verlaſſen, Dir bin ich gefolgt, Du biſt mein Frauenbild, in dem ich meinen Gott verehren will. Du ſollſt nimmer im Elend ſein. Maria, Du liebes Herz, ich bleib' bei Dir!“

Noch hatte ſie ſich ſeiner glühenden Umarmung entwinden wollen; mit dieſem Beſtreben war's aber bald vorbei; ein junges Weib wie dieſes, kann nicht lange gegen einen kühnen Mann und gegen ihr eigen Herz kämpfen; ſchon ſchlingt ſie ihre beiden Arme feſt um ſeinen Nacken und neigt ihr Haupt zurück, daß die Locken weit hinabwallen über den ſchwarzen Talar.

In dieſem Moment hatte die lebhafte und gut unterſetzte Urſel wollen aus der Hütte laufen, aber ihr Burſche ſagte:

„Geh' ſchenk' ihm den Zirmbuſch!“ und ſie zogen ſich tief in die Wohnung zurück und der Bimel zündete ſich ſchmunzelnd eine große Pfeife an. „Wenn's ſo iſt,“ murmelte er dabei, „ſo werde ich auch wieder auf den Elendberg in die Kirche gehen.“

„Er hat Dich einen Heuchler und einen Läſterer geheißen,“ bemerkte das Weibchen.

„Weißt, Urſel,“ meinte der Gaiſer, „er hat nur ſo laut gegen mich aufbegehrt, weil er ſelber Keine gehabt hat. — Ich hätt's an ſeiner Stell' gerad' ſo gemacht; er iſt ſtudirt und ich bin nicht ſtudirt; er iſt ſchön und fein, ich bin ein Waldbär; aber ein Blutströpfel iſt in Jedem, das uns Alle gleich macht.“

Es brannte der erſte Kuß der Liebe noch auf Emanuel's Lippen, als er wie halb berauſcht in die Hütte taumelte. Er legte ein Packet in die Hand des Gaiſers und ſagte mit erkünſtelter Gelaſſenheit:

„Lieber Freund, Dir habe ich einmal ein Unrecht zugefügt als Menſch; aber als Prieſter habe ich ſo handeln müſſen. Jetzt bin ich kein Prieſter mehr. Siehe, in dieſem Päckchen liegt die prieſterliche Kleidung. Haſt Du Gelegenheit, ſo trage ſie morgen zur Kirche hinauf; erweiſe mir den Gefallen.“

Der heitere Burſche hob hoch ſeine flache Hand und ſchlug ſie in die Emanuel's, daß es klatſchte:

„Es gilt! Die Kutten kommt hinauf. Aber einen Lodenſpenſer wird der Herr haben müſſen, wenn er im Wald verbleibt.“

„Ich verbleibe nicht im Walde, Gaiſer. Doch gib mir einen Lodenkittel, da haſt Du dieſes Kreuz dafür, es iſt von Silber. Es mag Dir auch ein Andenken an mich ſein; Du wirſt vielleicht nichts mehr von mir hören.“

Emanuel und Maria irrten weiter durch den Wald.

Es ging ein hohes wildes Meer in ihren Herzen, und Maria blieb oft ſtehen und that die Frage:

„Wenn's nur auch Gottes Wille iſt? Emanuel, ich bin Dein Verderben."

„Den Weg an Deiner Seite hat mir Gott gezeigt."

„Wenn ich aber Dein Verderben wäre, oder wenn in Dir doch ein guter, braver Prieſter verloren geht," ſagte das Mädchen leiſe, „dann wollte ich, es hätte mich heute die größte Lawine begraben."

„Wir werden glücklich ſein, mein liebes Herz. Uns knüpft nichts an dieſes Land, wir eilen über die Gränze in's Reich und werden Mann und Weib."

So Emanuel. Die ſo lange zurückgedämpfte Leidenſchaft ließ den unerfahrenen jungen Mann auf Alles vergeſſen und ihn handeln wie einen Knaben. Sein Herz ſtürmte, ſein Kopf wirbelte. Aus dem lebendigen Becher ihres Mundes, im erſten Kuß des Weibes, hatte er ſich den böſen Rauſch getrunken. Vierundzwanzig Stunden waren kaum verfloſſen, ſeitdem das Mädchen ſich in ſeinem Beichtſtuhle der Liebloſigkeit angeklagt hatte. Ach, wie iſt der rechte Pfad ſo ſchmal; vielleicht kommt bald die Zeit, und Maria hat ſich der Liebe ſchuldig zu bekennen.

In der ſelbigen Nacht zog noch eine letzte Kreuzſchaar von Maria im Elend her durch die unwirthliche Gegend. Es war der Mond aufgegangen und ſo glaubten die kundigſten Führer den nächtlichen Weg wagen zu können, um die Zeit, die ſie zu lang am troſtreichen Wallfahrtsorte zugebracht hatten, wieder zu erſetzen. Auf Unwegen war die

Schaar in die Waldſchluchten gekommen, in welchen auch unſer Liebespaar in Freuden wandelte. Um raſch und ſicher aus der Wildniß zu gelangen, ſchloß dieſes ſich im Finſtern unerkannt dem Zuge der Wallfahrer an, ohne beſonders bemerkt zu werden. Noch weit ehe der Morgen anbrach, mußten ſie in freundlichere Gegend kommen und dann wollte Emanuel mit ſeiner Erkorenen wieder einſame Pfade ſuchen.

Langſam ſtolperten die Pilger dahin. Einzelne beteten ſtill, Andere keuchten wort- und gedankenlos drein, noch Andere ſprachen über den Wallfahrtsort und den Eindruck, den derſelbe gemacht. Auch von dem Prieſter war die Rede, der gleichwohl ſo jung und freundlich und doch ſo fromm ſei.

„Jetzt weiß ich, was das iſt, eine gute Beichte,“ ſagte Einer, „ich bin verzagt geweſen durch und durch, denn mir reimt ſich gar nichts auf der Welt. Ihr könnt mir's glauben oder nicht, den Roſenkranz in der einen Taſche, den Strick in der andern, ſo bin ich auf den Elendberg geſtiegen: find' ich da oben keinen Troſt, ſo hau' ich den Roſenkranz — Gott vergieb — zum Teufel und leg' mir den Strick an. Nach der Beicht iſt mir ſo friſch um's Herz geweſen, daß ich den Strick für alle Zeit neben den Altar auf einen Nagel gehangen hab', zum ewigen Gedächtniß der gnadenreichen Maria im Elend.“

„Und ich,“ ſagte ein Anderer, „hab' ſeit dreißig Jahren da oben wieder einmal geweint wie ein Kind, wie der Prieſter gepredigt hat von der lieben Barmherzigkeit Gottes. Und ich hab' mir feſt vorgenommen, in meinem

Leben will ich nimmer kleinmüthig ſein, es mag mich treffen, was da will. Meine Pflichten trachte ich zu erfüllen und alles Andere überlaß' ich der lieben Barmherzigkeit Gottes."

„Mir hat die Blatternſeuche im vergangenen Frühjahr meinen Mann und drei Kinder hinweggeriſſen," erzählte ein Weib. „Mit meinem jüngſten Kinde bin ich zurückgeblieben auf der Welt Hab' keinen Troſt gefunden, bin zu Maria im Elend hergezogen. Aber das Beten vor der Mutter Gottes iſt mir nicht recht vom Herzen gegangen, weil ich fortweg hab' gedacht: 's iſt doch eine große Ungerechtigkeit von unſerem Herrgott, daß er mir das Unglück hat geſchehen laſſen. Erſt der Beichtvater hat mir zugeſprochen: thät's auch tief im Herzen weh' was mich getroffen — und das thät ſo weh, daß man's mit tauſend Zungen nimmer ſagen könnt' — ſo hätt's im Grund ſo viel nicht zu bedeuten. Die Lieben wären nur ein Stündel vorausgegangen und thäten dort an der Himmelsthür mit Treuen auf mich warten, und thäten mir in meiner Sterbſtund' die Händ' entgegen halten: Komm, du liebe Gattin, komm, du liebe Mutter, wir haben dir den Platz ſchon bereitet! — Aber auch auf dieſer Welt hätt' ich noch die ſchönſte, heiligſte Aufgabe, die ein Menſch nur haben kann. Dem einzigen Kinde müßt' ich Vater und Mutter ſein und es mit Lieb' und Weisheit zu einem braven Menſchen machen. Gott hätt's wohl gemeint und meiner nicht vergeſſen. — 's wird wohl ſo ſein und ich will nimmer klagen."

Und ein Greis ſprach von der herrlichen Rede, die der Prieſter in der Wallfahrtskirche über die menſchlichen Leidenſchaften und ihre Bekämpfung hielt. Die größte Majeſtät und Kraft auf Erden ſei, Herr über ſich ſelbſt zu ſein. Dieſe Kraft ſei der Beweis unſerer Kindſchaft Gottes, und das himmliſche Erbe, durch das wir die irdiſchen Mächte beſiegend als Helden zu Gott zurückkehren können.

So redeten ſie und ſo erbauten ſie einander durch den Nachhall der Prieſterworte. Und aus Allem ging die Lehre hervor: ſeine Pflicht erfüllen; die Widerwärtigkeiten mit Geduld ertragen; freundig das Gute ſchaffen und genießen; den Tod nicht ſcheuen.

Emanuel und Maria gingen mitten unter den Sprechenden. Was ſie fühlten iſt nicht ausgeſprochen worden, aber eine ſeltſame Pein war es, die das eben erſt ſo glückſelige Herz des fliehenden Prieſters zerriß. Maria hatte ſich während des Geſpräches der Wallfahrer mehrmals mit faſt wilder Fieberkraft an ihren Begleiter geſchmiegt. Später hielt ſie ihn nur noch an der Hand und erwiederte kaum ſein heftiges Preſſen der Finger.

Die Wallfahrer waren nun kleinlaut geworden und endlich ganz ſtill, denn ſie paſſirten die gefährliche Strecke der Riedwand. Es war aber finſtere Nacht und man ſah nicht, wie ſchmal der Fußſteig war, man ſah nur die ſchwarzen Maſſen der grauſigen Felsüberhänge, die den Mond verdeckten. Man hörte auch das Donnern des Wildwaſſers im tiefen Abgrund. Die Pilger hielten ſich an den Händen zu einer langen Kette zuſammen, um ſo den Pfad am Hange hin mit Vorſicht zu gehen.

Emanuel legte ſeine Linke in die Hand ſeines Vormannes und mit der Rechten hielt er Marien, die hinter ihm ſtill und ſachte hinſchritt. Er flüſterte ihr bisweilen ein ermuthigendes Wort zu, allein der Wildbach in der Tiefe brauſte ſo gewaltig, und ſie dürſte die Worte nicht gehört haben.

Jetzt ſtanden ſie Alle ſtill um auszuruhen, und manch' ängſtliches Weib rief insgeheim den Schutz der lieben Frauen im Elend an. Die Kette hatte ſich für einen Augenblick gelöſt, da mancher die freie Hand bedurfte, um ſich den Schweiß des Antlitzes zu trocknen. Auch Mariens Arm war ein kleines Weilchen vermißt, bald jedoch umſchloß Emanuel wieder die liebe Hand, an der er nun durch's Leben gehen wollte. Mit Innigkeit wurde ſein Druck entgegnet.

Endlich war die gefährliche Strecke zurückgelegt. Der Weg ebnete und weitete ſich; der Mond breitete ſeinen ſchimmernden Schleier über die wandelnden Geſtalten. Als Emanuel ſich wendete, um ſein Mädchen wieder enger an ſich zu ziehen, da fehlte Maria in der Reihe, und er hielt eine fremde Hand in der ſeinen, und das Geſicht eines alten Weibleins grinſte ihn an.

Ein wilder Schrei aus ſeinem Mund, ein vielſtimmiger Ruf: „Wir ſind nicht Alle!“ gellte in den Felſen. —

Als die Morgenröthe aufging und die Finken und Droſſeln anhuben zu ſingen, wurde Maria gefunden. Sie lag zerſchmettert tief in der Schlucht zwiſchen den naſſen, grauen Steinklötzen des Wildbaches. Ihr Blut röthete noch das Waſſer.

Still und ohne einen einzigen Laut war ſie an der Riedwand aus der Kette der Genoſſen in den Abgrund geſtürzt.

Im tiefen Walde, umwuchert von wilden Büſchen und Blumen umgaukelt von Käferchen, Spinnen, Schmetterlingen und heiteren Vöglein lag Emanuel und preßte ſein Antlitz in's kühle Moos, das ſelten noch vom Thau der Menſchenthränen, ſo bitterer Thränen, befeuchtet worden ſein mochte. — Emanuel hatte nun Alles errathen und verſtanden. Er hatte an Marien's Wort gedacht: „wenn ich dein Verderben wäre und durch mich ein braver Prieſter verloren gehen müßte, ſo wollte ich, es hätte mich früher die größte Lawine begraben.“

Das Mädchen hatte aus den Geſprächen der Wallfahrer Emanuel's Bedeutung als Prieſter erkannt, hatte erwogen, auf welch' unſeligen Wegen Emanuel ihretwillen wandle. — Sie hatte ſich aufgeopfert. — Er hatte die Bekämpfung der Leidenſchaften, die Entſagung und Aufopferung gepredigt; ſie hatte die prieſterliche Lehre des Heißgeliebten beſiegelt mit ihrem jungen Leben.

Der Läſterer des Heiligthums.

Ein Anderer, als vor Stunden darauf hingeſunken war, erhob ſich aus dem Mooſe. Ein leidenſchaftlicher junger Menſch war hier begraben worden, ein Prieſter ſtand auf. Ein Prieſter nach Gottesherzen, der die Lehre ſeines Mundes beſtätigt mit ſeinen Thaten. — Zurückkehren will Emanuel wieder zu Maria im Elend, und ein treuer, ſtrenger Pfleger ſein der Stätte, die des Volkes Glauben und Vertrauen ſich hat auserwählt. So hat es ja das Geſchick gewollt, und vielleicht verklärt der Geiſt jenes wunderſamen Weibes, das ſich auch Maria im Elend genannt, das ſtarre Bildniß in der Gnadenkirche. — Und Maria, die Märtyrin, die ſich zweimal in den Abgrund geſtürzt, das eine Mal, um ihre Unſchuld, das andere Mal, um ihres Geliebten Gewiſſensfrieden zu retten — ſie ſoll ja begraben ſein oben an der Kirchenmauer, wo verunglückte Wallfahrer ihre Ruheſtätte finden.

Um dieſes Begräbniß zu veranſtalten und mit Ernſt ſein Amt wieder aufzunehmen, kehrte Emanuel auf den Elendberg zurück.

Neue Wallfahrerſchaaren waren mittlerweile gekommen, und in der Sakriſtei wurde ein fremder Prieſter geſehen, der in der unerklärlichen Abweſenheit des Ortsgeiſtlichen ſich anſchickte, auf die Kanzel zu ſteigen. Die Kirche war überfüllt, und Emanuel im Lodenrock des Gaiſers wollte ſich unerkannt durch die Menge winden, um die Sakriſtei zu erreichen und ſein Ordenskleid umzuhüllen. Da ſtand der fremde Prieſter mit rother Stole und ſchwarzem Baret ſchon auf der Kanzel. Es war ein noch junges, ſonngebräuntes Antlitz mit lichten Locken, aber die Stimme klang ſeltſam fremd. Die Predigt war kurz, denn bald durchtobte die Aufregung das Gotteshaus.

„Heiden ſeid ihr All' miteinander!“ rief der Prediger, daß die Mauern ſchallten, „dort oben ſteht das Götzenbild. Bilder dürfen nicht angebetet werden. Der Herrgott hat's verboten!“

Ein tauſendſtimmiges Gebrüll in der Kirche. Der Prediger war verſchwunden; man hatte ihn nicht mehr geſehen. Sein Chorrock, Baret und die Stole lagen in der Sakriſtei; es waren dieſelben Gegenſtände, die Emanuel an den Gaiſer-Bimel abgegeben hatte mit der Bitte, ſie der Kirche zuzuſtellen. Und Emanuel war unter den Zuhörern der Einzige, der den Prediger erkannt hatte, es war der Waldmenſch, der Gaiſer geweſen, den ſie den Halbnarren nannten in der Gegend.

So lange die Kirche im Elend ſtand, hatte keine Predigt in derſelben — und es hatten Prälaten und Biſchöfe gepredigt — einen ſolchen Eindruck gemacht, als dieſe grell herausgeſtoßenen Worte des Waldmenſchen. Steinigen wollten ſie ihn, den Läſterer des Heiligthums, Aber ſie fanden ihn nicht, und der Bimel eilte längſt wieder in den Felſen auf den Pfaden der Gemſe und des Steinbocks.

Emanuel war von den Keulen des ſeltſamen Redners noch am ſchwerſten getroffen, er wußte nicht, wie ihm geſchah, da der ſo lange ſchon keimende aber verborgendſte Gedanke ſeiner Seele ſo plötzlich und ſchauerlich laut zum Ausdrucke gekommen war. Jetzt lag keine geheime Kümmerniß mehr in ihm; wild losgebrochen war das künſtlich Zurückgedämmte und hatte ſein Weſen erſchüttert.

Das Erſte aber mußte nun ſein, daß Emanuel den Talar überwarf und auf die Kanzel ſtieg, um die Menge zu beruhigen. Es gelang ihm kaum, denn er fand heute die rechten Worte nicht, um dem „Wahnſinnigen" gegenüber die Ehre des Gnadenbildes zu retten. So ſehr erregt und aus ihrer frommen Stimmung geriſſen waren die Meiſten, daß ſie ohne Beichte und Communion den Wallfahrsort verließen und ſich vornahmen, dieſe Kirche, wo der ſchrecklichſte Gotteslästerer nicht auf der Stelle vom Blitze erſchlagen wurde, nicht mehr zu beſuchen.

Kaum war Maria, die „verunglückte“ Pilgerin, an der Kirchenmauer beſtattet, als aus dem Kloſter ein Decret anlangte, welches Emanuel von ſeinem Poſten abberief.

Er ſtieg vom Berge nieder, allein er lebt nicht im Thale. Das Kloſter will ihn gerade keinen Abtrünnigen heißen, doch übergeht es ſtillſchweigend ſeinen Namen.

Die letzte Kunde.

Seit all' dem iſt manches Jahr vergangen.

Da kam vor nicht langer Zeit ein Schreiben in's Hochgebirge, deſſen Adreſſe nach dem Gaiſer-Bimel fragte. Der lebte noch in ſeinem Waldkeſſel. Das Schreiben war von Emanuel, dem einſtigen Seelſorger zu Maria im Elend und lautet wie folgt:

„Lieber Freund!

An der Mauer der Elendkirche, die gegen Sonnenniedergang ſchaut, werden auf dem Erdboden, nahe beiſammen, zwei graue Steine liegen. Vielleicht wächſt auf ihnen ſchon das Moos. Flechte einen Kranz aus Wachholder und Alpenroſenſtrauch, und lege ihn auf die Steine. Du biſt ein guter Menſch und wirſt meine Bitte erfüllen. — Mir geht es gut an Leib und Seele; ich lebe als Miſſionär in Neu-Süd-Wales, im Welttheil Auſtralien.“

Vor Freuden ſchrie der Gaiſer auf, als wäre lang erſehnte Nachricht von einem liebſten Bruder gekommen. Er und ſein Weib flochten hierauf den Kranz aus Wachholder, Alpenroſenſtrauch und allen immergrünen Gewächſen der Alpen. Und heute noch prangt das Grab an der Kirchenmauer in friſcher Zier.

Das Hoſpiz aber iſt menſchenleer, der Wallfahrtsort verwahrloſt. Die wenigen Pilger, die doch zu ihm emporſteigen, ziehen bald wieder davon. Der traurige Glockenton auf dem Thurme vermag jenes Wort des fremden Prieſters nimmer zu löſchen, das Vertrauen des Volkes nimmer zu wecken.

Aus den Felswänden ſind zwei Bergſpinnen herniedergekommen zur verlaſſenen Kirche und haben einen dreifachen Schleier gewoben über die Niſche, in der das Bildniß ſteht, das voreinſtmalen dem Zirmbuſch ſo wunderſam entwachſen war.

◆

Der Liebste ist mein Glaube!

Der Liebſte iſt mein Glaube!

Das ewige Leiden von Lieben und Meiden.

Im Zeilhofe ſprang raſch ein Mann zur Thür heraus.

Und wie hinter ihm die Thür in's Schloß fiel, da zitterte das ganze Gebäude. Am letzten Ausfahrtsthore blieb der Mann ſtehen, wendete ſich um und knirſchte: „Zeilhofer, das wird Dir Reu' thun, ſo lang' Du ein Haar auf dem Kopf haſt!“

Dann ging er hinaus auf die Straße.

Es war ein ſtrammgewachſener Burſche in einer halb bäuerlichen, halb ſtädtiſchen Kleidung mit einer blauen Soldatenmütze auf dem Haupte.

Unter der Linde im Schatten ſaßen drei Knechte in reitender Stellung auf drei Bänklein, die voran einen Holzbock mit einem kleinen Amboß hatten. Auf dieſem Amboß hatte Jeder eine Futterſenſe wagrecht liegen und Jeder klopfte mit einem Hammer die Schneide aus. Als ſie den Burſchen vom Hauſe ſpringen ſahen, hielten ſie in ihrem Dängeln ein und der Eine ſagte: „Schau, Du, der Hauptmann! Was mag's denn geben haben?“

„Ueber den muß heut' ein viel Stärkerer gekommen ſein,“ ſagte der zweite Knecht, „der lauft ſonſt nicht davon.“

„Der Ochſenziemer wird über ihn gekommen ſein.“

„Iſt einer im Haus?“

„Ich hab' noch keinen geſehen, aber wenn unſerem Bauer einmal die Gall' aufſteigt, nachher kann ich mir's denken, daß er leicht einen findet.“

Sie dängelten weiter und in den weitläufigen Gebäuden des Hofes hallte das Geklopfe nach, als wie wenn hinter allen Wänden und unter allen Giebeln emſige Dängler ſäßen.

Bald wieder ſetzte der zweite Knecht ab und ſagte: „Möcht' nur wiſſen, wie er mit dem Hauptmann ſollt' über Weg's gekommen ſein?“

„Weißt,“ antwortete der eine Knecht, „heut' iſt Samſtag und da kehrt man gern einmal den Hof aus.“

Sie dängelten wieder und nach einer Weile fragte der andere Knecht: „Wie meinſt Du das?“

„Der Lump ſchleicht neuzeit viel um den Hof herum.“

„Wird uns beim Heu helfen wollen.“

„Ja, liegen d'rauf vielleicht und alle Viere hinausrecken. Das iſt dem ſein Heuen. Arbeit ſucht der keine im Hof, das weiß ich.“

„Kunnt mir's nit denken, was er ſonſt bei uns wollt' ſuchen.“

„Kannſt Dir's nit denken, ſo frag' bei den Weiberleuten an."

So der Knecht und klopfte mit Eifer auf die Senſe d'rein.

„Möcht' nur wiſſen, warum ſie den Urlauber Nikodem alleweil den Hauptmann heißen," bemerkte jetzt der dritte Knecht, der noch nicht lange in der Gegend war, „iſt ja kein Hauptmann."

„Kunnt aber einer ſein!" rief der erſte Knecht zu ihm herüber. „Und lieber wirſt leicht doch Herr Hauptmann heißen, als wie Schinder-Demi."

Und dängelte weiter.

„Weißt, Toni," ſagte der Altknecht, der hinzugetreten war, „jetzt ſind die Senſen ſcharf, jetzt gehen wir auf die Wieſen."

„Laß' Zeit, Toni, bis zum Feierabend," rief der zweite Knecht. „Wirſt ſchon was hören vom ſchönen Demi."

Noch ein paar Klopfer und fein war's, gut war's.

Im Stalle, wo in zwei langen Reihen die ſemmelfalben, gut genährten und gut gepflegten Kühe an den Ketten ſtanden, ſaßen unter den Bäuchen von zweien, auf einfußigen Stühlen zwei Mägde und molken.

Als die Eine der Mägde durch die offene Stallthür den Burſchen mit der Soldatenmütze aus dem Hauſe ſpringen ſah, verfehlte der Milchbrunnen einen Augenblick den Zuber und ſprang auf die Streu hin.

„Jeſſes, Sandl, Dein' Milch!" rief die Andere, „wo haſt denn Deine Augen?"

„Ich ſchau' halt die ſauberen Leut' ſo viel gern an," geſtand die Sandl. „Der Demi iſt vorbeigangen."

„So, der iſt vorbeigangen?" entgegnete die Andere gleichgiltigen Tones und molk emſig in ihren Behälter.

„Brauchſt Dich nit ſo zu verſtellen, Kathrin," ſagte die Sandl, „müßt's ſchon vergeſſen haben, daß Du mich vornächſt' Nacht im Schlaf ſchier erſtickt haſt vor lauter Halſen."

„Weil ich Dich gern hab'," antwortete die Kathrin.

„Ja Du, mich wird's nicht angegangen ſein; hab' gehört, daß Du dabei alleweil einen ganz andern Namen geſagt haſt."

„Geh', im Schlaf hätt' ich was g'redet? — Kunnt mir's nit denken — Iſt's wahr auch?" Und ſie war über und über roth geworden im Geſicht, molk aber emſig weiter.

„Wie's ſchon iſt, wenn Einem närriſches Zeug zuſammenträumt," meinte die Sandl ſchalkhaft, „der Nikodemi muß Dir untergekommen ſein."

„Ja Du, verſetzte die Andere raſch, „der iſt mir auch untergekommen; und daß er ſo viel ſchlecht wär'. In gar keine Kirchen wollt' er mehr gehen, hat mir träumt, und ſo viel ſchelten und fluchen thät' er, hat mir träumt und hoffärtig wär' er mit ſeiner Schönheit und Kräftigkeit und halt ſo viel ſündhaft, hat mir träumt."

„Thuſt Du die ſündhaften Leut' halſen?"

„Juſt haſt es ſelber geſagt, daß ich Dich hab' g'halſt. Und daß ich von ihm träumt hab', wie er halt ſo gar nit wollt' in die Kirchen gehen, lieber alleweil im Wald unterm Schatten liegen, wo er Unſereinen gar nit vorbeilaßt — dafür kann ich nit.“

„Mußt in die Lotterie ſetzen,“ rieth die Sandl.

„Wenn er nit in die Kirchen gehen will, gewinnſt nichts mit ihm,“ rief die alte Großmagd von der Futterkammer heraus. Sie hatte es doppelſinnig gemeint, aber die Kathrein ſagte: „Wart', ich probir's; auf den ſetz' ich was. — Nau, Braune, iſt's heut' ſchon gar?“

Mit Schweifgewedel winkte die Kuh: es wäre heute eben ſchon gar. —

In ſeiner Stube ſaß der Zeilhofer. Nicht auf dem gepolſterten Lehnſeſſel ſaß er, ſondern am äußerſten Ende der Holzbank, mit einem Fuß faſt auf dem Boden knieend, als wäre er im Vorübergehen an dieſer Stelle zuſammengebrochen.

Mit geballten Fäuſten und eingeknickter Geſtalt ſah er jetzt noch kleiner aus, als er ſonſt war. Er war noch nicht alt, war glatt raſirt und hatte ſchwarze Haare, die vorne über die Stirne hinabgekämmt und einen Zoll hoch über den ſcharfgezeichneten Augenbrauen gleichgeſtutzt waren. Dem Geſichte ſah man's wohl an, daß vor Kurzem erſt ein wildes Zornwetter darüber hingefahren war. Es waren auf der Stirne noch die Gräben geriſſen und es wetterleuchtete noch ſtark.

Plötzlich ſprang der Mann auf und ſchritt mit Haſt durch mehrere Stuben und Gänge, riß eine kleine Thür auf und ſtand in dem Gemache ſeiner Tochter.

Das war ſchneeweiß übertüncht, hatte weiße Fenſtervorhänge mit blauen Quaſten. An den Wänden hingen mehrere in Goldrahmen gefaßte Kupferſtiche religiöſen Inhaltes und ein in Silberrahmen gefaßtes Glaskäſtchen, in welchem ein geflochtener, brauner Lockenkranz war, der eine auf weißer Seide geſtickte Jahreszahl umgab. Die Fenſter waren mit einem zellenförmigen, ſchön gewundenen Gitter verſehen, hinter welchem das dichte Laubwerk einer Linde wogte, ſo daß im Zimmer eine mattgrünliche Dämmerung lag. Eines der Fenſter war offen und durch dasſelbe flatterte ein bunter Falter herein. Er tanzte im Zimmer herum, flog zum Fenſter hinaus und kam bald wieder zurück. Es war ihm lieber hier, als draußen. Ein weiß überhülltes Bett und mehrere braun politirte Möbelſtücke, darunter ein Tiſchen mit einem thauigfriſchen Blumenſtrauße vervollſtändigten das freundliche Bild. Es war keine Bauernſtube, es war kein Herrengemach; es war wie ein treu verwahrtes, heilig gehaltenes Schatzkäſtchen des Hauſes.

Mitten im Zimmer vor einer ausgebreiteten Tafel, auf welcher Stöße von ſchneeweißem Linnen lagen, ſtand eine ſchöne Mädchengeſtalt in lichtblauem Kleide. Das Kleid ſchmiegte ſich zart an die Geſtalt und ging von der weißen Kreſe des Halſes züchtig über den leichten Buſen und dann in mäßigen Falten bis hinab zu dem reingeſcheuerten Boden. Das Geſichtchen ſchien — wohl von dem grünen Schatten der Linde — etwas blaß; aber die Lippen waren roth, wie das Nelkchen im Blumenſtrauß, und die Augen waren lichtblau, wie das Vergißmeinnicht. Die nußbraunen Locken ihres Hauptes waren ähnlich geflochten, wie jene im kleinen Glaskaſten.

Das Mädchen glättete die Leinwand.

Es ſah faſt träumeriſch d'rein. Vor einigen Minuten noch, während das Glätteiſen im Feuer war, hatte ſie ein halbwelkes Kleeblatt und einen Kümmelſtängel betrachtet. Sie hatte dieſe Pflänzchen geſtern Abends von Jemandem zum Geſchenk erhalten. Da that ſie nun aus einem Schranke ein weit im Hintergrunde verſtecktes Büchelchen hervor und blätterte darin. Es war das Brevier ſo mancher ſchönen Mädchen, der Dolmetſch ſo mancher Liebesleute, ſo lange ſich dieſelben noch durch die Blume lieben — es war die „Blumenſprache“. Sie ſuchte im Büchlein den Kümmel und den Klee. Bei erſterem ſtanden die Worte: „Noch ſoll es Niemand wiſſen, daß ich und Du uns küſſen.“ Beim Kleeblatt: „Ich liebe Dich immer, ich liebe Dich heut', und werde Dich lieben in Ewigkeit.“ — Sie drückte das Sträußchen an ihr Herz.

Und das Eiſen war heiß.

Nun trat ihr Vater, der Zeilhofer, zur Thür herein. Einen Augenblick ſtand er ſtill, als wäre er ſelbſt überraſcht von der Lieblichkeit des Bildes. Dann ſagte er: „Biſt immer fleißig, Helene. Eine ganze Hausfrau. Bin zufrieden mit Dir.“

Der Ton dieſer Worte war ſo bitter, daß das Mädchen zum Vater aufblickte, dann aber freilich das Auge ſogleich niederſchlug und heftig erröthete.

„Biſt noch nicht ſiebzehn Jahr und haſt mir ſchon einen Freier in's Haus geſchickt,“ fuhr der Mann fort.

„Vater,“ hauchte Helene, „ich verſteh's nicht.“

„Nachher weißt es nicht, wie geſcheidt Du biſt. Du verſtehſt es recht gut. Haſt ihm's ja ſelber gerathen, daß er Dich zum Weib nehmen ſoll."

Das Mädchen zuckte mit der Hand gegen den Mund und biß ſich in den Finger.

„Kind," rief der Bauer ſchmerzlich, „von Dir hätt' ich das nicht gedacht — von Dir nicht. — Und wenn jetzt der Beſte und der Bravſte kommt und um Dich anhält, ſo muß ich ſagen: Es gefreut mich, Vetter, aber meine Helene kann ich jetzt nicht von mir geben. Die Mutter, die iſt verſtorben vor drei Jahren, das Mädel iſt mein einziges Kind, das mir das Haus muß beſorgen und an das ich zu viel gewohnt bin, allzuviel gewohnt, — als daß ich's laſſen kunnt. — So müßt' ich zum Bravſten ſagen. Und wie ſoll ich erſt dieſen — dieſen — Du geh' mir weg mit Deinem Liebſten! wenn Du keinen Beſſern kriegſt, als den da, hernachen —"

Jetzt konnte ſich das Mädchen nicht mehr halten. Nach ſolchen Worten gab's kein Verläugnen mehr. „Vater," ſagte ſie, „ich weiß, was die Leut, über ihn reden; ſie mögen ihn wohl auswendig ſchlecht machen; aber inwendig, da kunnt wohl Mancher froh ſein, wenn er ſo rechtſchaffen wär', wie der Nikodem."

„Du junges Ding, willſt ihn beſſer kennen als wie ich? Weißt Du was vom Schinder-Wenz? Haſt das ſaubere Söhnlein von ihm als Kind gekannt? Ich will Dir's nicht ſagen, was ich weiß. Schlau iſt er, das muß man ihm laſſen, — nichtsnutzige Leut' ſind's immer."

„Der Kaiſer hat ihn doch mögen," wagte das Mädchen einzuwenden.

„Ja, der iſt gerad' ſo, wie ihr Weiberleut', wenn Einer nur ſchön gewachſen iſt, auf's Weitere ſchaut er nicht. Für Manchen iſt's ja recht gut, wenn er zum Militär kommt, aber nichtsnutzige Leut' werden beim Soldatenleben nur noch nichtsnutziger."

Helene war ſonſt gewohnt, ſich unter den Worten des Vaters zu beugen; aber jetzt, da plötzlich ihre Fraulichkeit in all' ihren Tiefen aufgerüttelt war, fühlte ſie ſich kein Kind mehr — und mannbar wollte ſie einſtehen für den arg Verleumdeten, den ſie wie ein Ideal im Herzen trug.

„Von Euch ſelber, Vater, hab' ich's ja gelernt," ſagte ſie, „daß man über Leut', die Einem nichts Böſes gethan haben, nicht lieblos urtheilen ſoll."

„Den heutigen Tag verzeih' ich ihm nimmer," rief der Bauer. „Ich halt's für einen Schimpf, der mir angethan worden, daß dieſer Menſch mit ſolcher Abſicht in mein Haus gekommen iſt."

„Iſt es denn ſo ſchlecht, daß wir heimlich keine Liebſchaft haben wollen? Iſt's denn ſo ſchlecht, daß er mich gern hat?"

Der Zeilhofer ſtarrte dem Mädchen in's Geſicht. — „Dirn'," ſagte er, „Du biſt eine Hitzige. — Wann iſt's geweſen? vor etlichen Monaten erſt, da haſt noch in's Kloſter zu den Eliſabethinerinnen gewollt. Wie hat's der Strolch denn angeſtellt — —? — Schau' mir in die Augen, Kind!"

Seine Stimme zitterte, ſein Athem ſtarrte; Helene blickte ihm ruhig in das Geſicht.

„Ich läugne es ja nicht, daß wir ſeit fünf Wochen im Gartenhaus oder unter der Linde ſitzen."

„Und ſag' mir einmal, mein Töchterlein, wie hat denn die ehrenwerthe Bekanntſchaft angehebt?"

Und in ihrer Herzenseinfalt antwortete Helene: „Er hat mir nichts Gutes gethan und ich hab' ihm nichts Gutes gethan. Wir haben uns geſehen und haben uns gern gehabt. Einen Bruder, wenn ich hätt', kunnt ich gar nicht lieber haben."

„O Gott, o Gott!" rief der Zeilhofer, „was iſt es ein Unglück, wenn das Weib ſtirbt! Die Kinder haben keine Zucht und werden leichtſinnig. — Iſt wahrſcheinlich ſchon am erſten Tag vom Heiraten geſprochen worden!"

„Erſt am zweiten," ſagte das Mädchen.

„Daß er Dich leiden mag, glaub' ich gern; daß er Dich heiraten will, glaub' ich noch lieber. Da ſäß' der Thunichts, der Habnichts warm im Neſt — ja, das glaub' ich! — Mit ſeinem Soldatenrock hat er ſich brüſten wollen, der Lüderlich. Da hab' ich ihm's geſagt, was die Leut' von ihm reden. D'rauf ſchwatzt er was vom Gericht und dort wollten wir's miteinander ausmachen. Auf das kommt mir der Zorn und mit dem Stecken jag' ich ihn zur Thür hinaus. — So, jetzt haſt ſie gehört, die Freierg'ſchicht' von Deinem Liebſten."

Das Mädchen war auf einen Stuhl hingeſunken und ſchluchzte bitterlich in den Aermling ihres Kleides.

„Du biſt eine mißrath'ne Dirn'!" ſchrie ihr der Bauer zu und verließ wüthend das Zimmer.

Helene hatte bei den letzten Worten laut aufgeſtöhnt, dann war das Weinen gebrochen, die Thräne verſiegt. Faſt wirr ſtarrte ſie umher in dem freundlichen Gemache, in welchem, ſeit ſie es bewohnte, kein böſer Gedanke gedacht, kein böſes Wort laut geworden war. In dieſem Zimmer hatte man ihr den grünen Kranz in's Haar geflochten, als ſie zur erſten Communion ging. In dieſem Zimmer war ſie einmal ſchwer krank gelegen und die Eltern hatten ſie bewacht und der Vater hatte kein Auge gewendet von dem blaſſen Angeſichte ſeines einzigen, heißgeliebten Kindes. In dieſem Zimmer war ihre Mutter geſtorben . . . .

Das ſtille, das ſüße und wehmuthsreiche Heiligthum war nun zerſtört. Helene erhob ſich, ihr war, als müſſe ſie zur Stunde fort aus dieſem — fremden Hauſe.

Das kleine Sträußchen mit dem Kleeblatt und dem Kümmelſtamm hob ſie vom Tiſche, ſah es an und ließ es zu Boden fallen.

Dieſes Gemach war der Jungfrau ſo wonnig durchhaucht geweſen von der Liebe zum Vater, von der Ahnung des Glückes.

In dieſem Gemach war, bethaut und durchwärmt von dem ſteten Gedenken an den einzigen Mann, die Liebe gereift bis zu jener Größe und Glut, in der ſie ſich derſelben mit Entzücken und Schauern ſelbſt bewußt wurde. — Und nun auf einmal war mit unbarmherziger Hand ein Riß geſchehen in den zarteſten Saiten ihres jungen Herzens.

Helene verließ das Zimmer, ging langſam am Gange dahin, an der Stube ihres Vaters vorbei, hinaus in den heißen Sommertag.

Der Liebe Regenbogenfarben im Mühlbachthau.

Der Zeilhofer hielt ſich eingeſchloſſen und war gepeinigt vor Wuth und Schmerz. Ihm war, als habe er dem verhaßten Freier zu wenig gethan und ſeiner Tochter zu viel. Er mußte ſich wohl geſtehen, daß dieſer Menſch dazu angethan war, junge Mädchen zu bethören. Seine Geſtalt war ſchlank und glatt, ſeine Worte klangen herzlich, offen, wie die reinſte Wahrheit. Es waren Viele in der Gegend, die dem Nikodemi auf Treu' und Glauben Geld geborgt hatten und die heute, nach Jahr und Tag, noch ſagen: er lebt ja und wird zahlen. Gleichwohl ſie heute nicht mehr Luſt hatten, ihm weitere Geldſchulden aufzubürden. Einige ſagten gar: der Demi ſtünde ganz anders da, wenn er nicht der Sohn des Schinder-Wenz wäre, der ſich ſo verhaßt gemacht, weil er den Leuten die Hunde und Katzen von den Häuſern wegſtibizt habe. Aber Andere behaupteten immer wieder, der Apfel fiele nicht weit vom Stamm und zählten Beiſpiele auf, ſo viel man wollte.

Zu dieſen Leuten gehörte der Zeilhofer.

Gegen die Tochter nun waren heute ſeine Worte allerdings härter geweſen als ſeine Meinung.

Das arme Mädchen liebt wie ein Kind — ſo einfältig und offen. Sie weiß es kaum, daß erſte Liebe ein Geheimniß iſt. — Um ſo nachdrücklicher muß ſie gewarnt werden.

Der Mann dachte und ſann; und Eines ahnte er nicht. Er ahnte nicht die unendliche Verwüſtung, die ſein letztes Wort im Gemüthe des Mädchens angerichtet hatte.

Gegen Abend ſuchte er Helene — und fand ſie nicht. —

Das Mädchen war planlos herumgeirrt.

Es hatte ſich nie an Jugendfreundinnen geſchloſſen, ſo hatte es jetzt Niemand, um das Leid zu klagen. Hätte vielleicht auch keine Worte dazu gefunden. Helene war ſeit der Mutter Tod zumeiſt mit ſich allein geweſen, ſo hatte ſich ein inneres Leben und Träumen in ihr entwickelt, das mit ihrer Umgebung nicht vereinbar war. Man hieß ſie daher gerne die Verſchloſſene und die Stolze. Sie löſte ſich immer mehr von den Nachbarinnen los, die ſie oft neckten und ihrer Klöſterlichkeit wegen beſpöttelten. Die kecken Blicke der jungen Burſchen hatte ihre kalte Entſchiedenheit und Ernſthaftigkeit ſtets zurückzudämmen gewußt. Ihr inneres Glück beſtand in dem Bewußtſein, die Liebe und Zufriedenheit ihres Vaters zu beſitzen.

Dieſer Halt war nun gebrochen; der Vater nannte ſie ein mißrathenes Kind. — Und ſie war es vielleicht, gleichwohl ſie nicht wußte, warum . . . .

Träumend war ſie durch den Wald gegangen und war endlich hinabgekommen in die Thalſchlucht, wo das Waſſer der Zeilhofmühle rauſchte.

Ueber der Schlucht lagen ſchon die Schatten des Abends. Unter dem Dache der einſamen Mühle wollte ſie ruhen. Schläft man nur erſt, dann iſt Alles gut.

Sie war doch nicht allein. Als ſie den Blick wendete, ſah ſie mitten im Mühlbache einen Mann ſtehen, der ſich eben eine Piſtole an die Bruſt ſetzte. — Helene that einen wilden Schrei — denn der Mann war Nikodem. — Der Hahn knackte, ſie ſtürzte hin und riß ihm die Waffe aus der Hand.

Der Mann blickte ſie traurig an. — „Warum?“ fragte er tonlos, „warum, Helene, willſt Du mich nicht ſterben laſſen? Weißt Du denn nicht, daß ich nicht mehr leben kann?“

Sie zog ihn mit ſich zur Bank, die an der Wand der Mühle war. Dort erhob ſie ihre Stimme und rief ihm zornig zu: „Jetzt weiß ich, daß Du ſchlecht biſt!“

„Das weiß ich auch,“ entgegnete er und ſtarrte mit blaſſem Antlitze auf den Sandboden.

Sie ſchwiegen lange. Helene bereute das Wort. War doch auch ſie ſelbſt gekommen mit der Sehnſucht, zu ſterben. Das war ein Selbſtmord in Gedanken, weil ſie vielleicht zu einem Selbſtmord in der That zu feige iſt. Wenn er mannhafter iſt und ein Leben kurz enden will, das ihm und Anderen Unglück bringt — Gott im Himmel frägt ſie, ob das ſchlecht ſein kann.

Sie ſieht den Burſchen an. Sein Geſicht iſt ſo kummervoll, ſein dunkles, tiefes Auge ſo betrübt, die feuchten Locken hängen ihm wirr über die Stirne. Die blaſſen Lippen beben unter dem Schatten ſeines Schnurrbartes wie in Todesſchauern. — Da konnte ſich das Mädchen nicht mehr faſſen. Denſelben Mann, der ihr heute ſo verhaßt geworden war, den für alle Zeit zu fliehen ſie ſich vor einer Stunde noch vorgenommen hatte, nahm ſie bei der feinen, weichen Hand. Und in demſelben Augenblicke, als ſie ihn berührte, brach ſein Haupt nieder auf ihren Schoß.

„So ſchwer hab' ich zu tragen," ſtöhnte er; weiter konnte er nicht reden.

Der Thau des Waſſers, das vom Floß über das Mühlrad hinab goß, wehte heran und die rothen Abendwolken, die über den Bergen ſtanden, legten einen feurigen Schein in die Flut.

Helene ſtrich dem Burſchen die Haare aus der weißen, ſchöngewölbten Stirne. Ihr war, als hätte ſie das Leid nun erſt ewig mit ihm verbunden. Dann ſchrack ſie wieder zuſammen.

„Nikodem," ſagte ſie mild, „auf das mußt Du nicht mehr denken!"

„Auf das, meinſt?" verſetzte er und ſtieß mit der Fußſpitze an die Piſtole, die auf dem Boden lag. „Wenn ich mir was Beſſeres weiß, gewiß nicht. — Du ſiehſt ja, wie ich d'ran bin. Ueberall auf der Welt bin ich fremd, und in der Heimat wollen ſie mich gar verderben. Wenn ich mich umbring', ſo kommt der Mord auf Diejenigen, die meinen ehrlichen Namen haben umgebracht. Was kann ich dafür, daß mein Vater ein verachtetes Gewerbe hat führen müſſen? Was kann ich dafür, daß ſie mich als Knaben wegen Diebſtahls eingeſperrt haben? Kein Menſch hat mir geſagt, daß es Unrecht iſt, ſeinen Lebensbedarf zu nehmen, wo man ihn findet. Meine Mutter war krank, wir hatten kein Brot; mein Vater und ich gingen in der Nacht zum Nachbar und zogen ihm ein Lamm aus dem Stall. — Als ſie mich aus dem Arreſt ließen, ſagte der

Richter zu mir: Deinen Fehltritt haſt Du erkannt und gebüßt, den darf Dir kein Menſch mehr vorhalten. — Was hat's geholfen? Die Leute haben mich verachtet, und als ich erwachſen war, gefürchtet und haben ſich beeilt, mich unter die Soldaten zu bringen. Freilich iſt das mein Glück geweſen. Beim Militär habe ich Gelegenheit gehabt, Schulen zu beſuchen und auch ſonſt Vieles zu lernen. Zweimal bin ich in der Feldſchlacht geſtanden. Daß ich jetzt etwa Verdienſte aufzählen wollt'? — Ich ſag' nur, daß ich avancirt bin. Ich bekomme Urlaub, freue mich nach der Heimat und denke, jetzt werden mir die Leut' wohl wieder ehrlich in's Geſicht ſchauen mögen. Was wird denn? Lächerlich machen ſie mich, als Heuchler und Prahlhans und als verlogener Menſch ſteh' ich da — ich weiß nicht wie. — Nur ein Einziges iſt geworden, das mich alles Andere vergeſſen gemacht hat, das mir wieder das Vertrauen zu mir ſelber gegeben hat und das mich ſo muthig gemacht hat, daß ich gemeint, ich kunnt mir mein Glück mit Einem Ruck vom Himmel reißen. — Daß Du mich gern haſt gehabt, Helene!"

Er wendete ſich von ihr weg, ſtand endlich auf in ſeiner ganzen ſtolzen und doch ſchmiegſamen Geſtalt. Seitwärts hin murmelte er: „Ja freilich hab' ich's mit Einem Ruck vom Himmel geriſſen. Aber das gefehlt' Trumm hab' ich erwiſcht."

Das Mädchen ſuchte ihn zu beſänftigen.

„Ich weiß wohl, daß man vornehm und reich ſein muß," fuhr er fort, „wenn man den Zeilhofer um die

Tochter angehen will. Aber, weil Du mich närriſch gemacht haſt, Märel, ſo bin ich doch hingegangen und hab' mich aus dem Hauſe werfen laſſen. — Jetzt biſt da und ſchauſt mich an. Willſt mich nicht, ſo wäreſt lieber ausgeblieben."

„Ich bin Deinetwegen nicht herabgekommen," ſagte das Mädchen.

„So hätteſt Dich nicht mehr eingemiſcht! wollt' im Mühlbach ruhig liegen."

Da fiel ſie ihm an die Bruſt und ſchluchzte: „Peinige mich nicht, Nikodem — Du biſt mein Leben und mein Verderben!"

Er riß ihr Haupt empor und preßte einen ſtürmiſchen Kuß auf ihren Mund. Sie wand ſich los und floh davon.

Grüß' Dich, Bachwirthin, ei ſchau, Du wirſt ja alleweil jünger!

Die Knechte lagen in ihren Betten, jeder in einer andern Ecke des Stallbodens. Der Eine rauchte vor dem Einſchlafen noch eine Pfeife Tabak; der Andere kaute an einem Mehlkloß, den er vom Nachtmahle mit ſich gerettet hatte; der dritte war kein Raucher und kein Eſſer — wollte aber doch auch ſeinen Genuß haben und ſog an einem Riſpenhalm.

Und der Vierte, der weder ſchmauchte noch kaute, noch ſog, that den Mund auf und ſagte: „Wo der Hauptmann heut' wieder ſchlafen wird?"

Der Eſſer gab eine Antwort, aber dieſe verſtrickte ſich ſo ſehr im Kloß, der gerade in den Backen war, daß ſie unverſtanden blieb.

„Jetzt möcht' ich doch einmal wiſſen, warum ſie dieſen Urlauber den Hauptmann heißen?“ fragte der neue Knecht wieder, dem Mittags beim Dängeln der Beſcheid verweigert worden war.

Der Raucher, es war der Altknecht, nahm die Pfeife aus dem Munde und meinte: „Suchſt ihn auf und fragſt ihn ſelber.“

„Für den guten Rath brauch ich Dich nicht,“ gab der Andere zurück.

Der Kloß war vertilgt, ſo ſagte der Eſſer: „Bereits ein Jahr wird's her ſein, daß der Brief kommen iſt. Dem Schuſter-Peter hat er zugeſchrieben — der iſt fort ſein Kamerad geweſen, wenn's ein Spitzbubenſtückel geſetzt hat. Sonſt hat ſich mit ihm Keiner gern abgeben. Halt zugeſchrieben, daß er Hauptmann worden wär'. Daß er Korporal iſt, haben wir ſchon gewußt; und es iſt auch gar keine Kunſt, daß Du Korporal wirſt, wenn Du die Kameraden verſchergſt und vor dem Oberſten recht geſchmiert thun kannſt. — Aber Hauptmann! da haben wir gleich einen Pfiff gethan, daß es nit wahr iſt. In etlichen Monaten d'rauf kommt er heim und hat richtig ſeine drei Sterne am Kragen. — Wie er aber geſehen hat, die Leut' wollten auch mit dem Hauptmann nichts zu thun haben, wenn er in der Haut vom Schinderbuben ſteckt, iſt er gleich abgefahren mit ſeinem falſchen Kragen — und das iſt hohe Zeit geweſen, ſonſt wär' ihm wer Anderer an den Kragen gegangen. Aber wir Ober-Eſchendorfer, wir ſind ſchon ſo höfliche Leut' und laſſen den Hauptmann nicht mehr abkommen."

„Was liegt denn d'ran," ſagte jetzt Der mit der Pfeife, „Hauptmann iſt jeder Menſch, der einen Kopf hat. Und weil der Demi nun zehnmal geſcheidter iſt, als wie andere Leut', ſo machen ihn die anderen Leut' um zehnmal ſchlechter, als ſie glauben, daß ſie ſelber ſind. Ich ſag' nur das: Die ganz' Hauptmanngeſchicht iſt vom Schuſter-Peter angeſpielt, und jetzt will ich Ruh'!"

„G'red't iſt's und aus iſt's!" ſpottete der Kloßvertilger, „und unſer Altknecht ſtrengt ſich ſchauderhaft an, daß er auch ein Hauptmann kunnt ſein."

Da ging es in der Futterkammer, wo die Mägde ſchliefen, doch friedlicher zu. Auch dort naſchten ſie an Mehlklößchen, die ſie heimlich aus der Küche bezogen hatten, damit ſie beim Nachtmahle vor den Knechten enthaltſamer hatten ſein können — weil ja das Sprichwort geht, daß ſchöne Leute wenig eſſen. Und als ſie ſich nun in der Futterkammer geſättigt hatten, bat die Sandl ihre Bettgenoſſin Kathrin, dieſe möchte doch nicht allzuviel vom Demi träumen; die Kathrin verſprach es und ſo ſanken ſie bald in den Schlummer.

Alles war im Frieden, nur der Herr des Hauſes nicht. Er ſchritt die halbe Nacht in ſeiner Stube auf und ab, öffnete die Fenſter und ſchloß ſie wieder zu.

„Mutter!" rief er aus.

Er meinte die Hausfrau, die er verloren hatte, nach der er ſich heute ſo ſehr ſehnte — daß er nicht allein und nicht beiſtandslos ſei.

Helene war wohl noch ſpät in ſein Zimmer getreten und hatte ihm eine gute Nacht geſagt. Aber vor dieſem „Gute Nacht“ hatte er ſich entſetzt. Es war eine ganz fremde Stimme geweſen.

Und als die Hälfte der Nacht vorbei war und über den Bergen der Halbmond aufging, da zog der Bauer ſein Feiertagsgewand an, nahm einen Stock und verließ das Haus. — Er ging durch das Thal hinein, ging über das Gebirge, und als die Sonne hoch am Himmel ſtand, war er drüben im Murboden. Dort wußte er ein Wirthshaus, in welchem er manchmal, wenn er in Geſchäften aus war, zugeſprochen hatte. Auch heute kehrte er daſelbſt wieder ein. Die Wirthin war eine ſtattliche, behendige und ſchneidige Frau.

„Der Zeilhofer!“ rief ſie ihm entgegen, „wenn Du heut' ſchon von Eſchendorf herüber kommſt, ſo biſt auch noch nicht auf Deinen letzten Füßen.“

„Das noch lang nicht,“ antwortete er und gab ihr die Hand: „Grüß Dich, Bachwirthin! Ei ſchau, Du wirſt ja alleweil jünger!“

„Thät' mich gefreuen. Was magſt, Zeilhofer?“

„Dieweilen gib mir ein Glas Wein. Nachher werden wir's ſchon ſehen.“

Sie eilte ſelber in den Keller und brachte ihm den Wein im Trinkglaſe ihres ſeligen Mannes. — Sie ſetzten ſich in's Extraſtübel hinein und plauderten lange und über allerlei.

Zu Mittag wurde für den Zeilhofer ein Huhn geſchlachtet. Zwei Stunden nach dem Eſſen wurden draußen im Hofe die Pferde an den zweiſitzigen Wagen geſpannt.

Helene war im Garten und begoß die Blumen, als der Wagen in den Zeilhof einfuhr. Sie ſah im Wagen ihren Vater ſitzen und eine fremde Frau, die, als ſie ausſtiegen, faſt größer daſtand, als der kleine Zeilhofer. gingen nebeneinander her und beſahen ſich den Hof. Sie Sie kamen am Garten vorüber; der Vater blickte über den Zaun auf ſeine Tochter und ſagte nichts. Die Frau rief herein: „Nur brav gießen! Die Blumen werden ſchen genug haben, aber der junge Kohl wird was brauchen.“

Und gingen fürbaß.

Helene blickte ihnen nach. In welchem Tone hatte nur dieſe fremde Perſon mit ihr geſprochen? Sie ſtellte die Waſſerkanne auf den Boden und begoß weder die Blumen, noch den Kohl. — Eine alte Magd kam mit Waſſer, dieſe fragte Helene, wer denn das fremde Weib ſei, welches mit dem Vater gekommen wäre.

Die Alte legte die Hand an den Mund und flüſterte über das Rettigbeet herüber: „Deine Stiefmutter.“

Als das Mädchen in's Haus zurückkehrte, trat ihr der Vater entgegen. Er hatte ſich vorgenommen, recht liebreich mit ſeinem Kinde zu ſprechen. Doch als er jetzt ihren kalten Blick ſah, mit welchem ſie ihn anſchaute, der halb vorwurfsvoll und halb trotzig war, fand er den warmen Ton nicht.

„Helene,“ ſagte er, „Du wirſt heut' ſchon in der Kreuzkammer ſchlafen müſſen. Die Frau, welche mit mir gekommen iſt, wird bei uns über Nacht bleiben und ich will ihr Dein Zimmer anweiſen.“

„Mir iſt es recht,“ antwortete Helene und es war ihr, als ſolle ſie ſich bedanken, daß man ihr überhaupt noch einen Platz in dieſem Hauſe einräume. Aber ſie ging ſtill die Stiege hinauf.

Ihr Bett in der hölzernen Kammer war fein und weiß hergerichtet worden; der Zeilhofer ſelbſt war hinaufgeſtiegen, um zu ſehen, ob das Geräthe wohl in jenem Stande wäre, wie Helene es gewohnt. Die Unfreundlichkeit der Kammer ließ ſich freilich für dieſe Nacht nicht mehr ändern. Es war eine Art Dachzimmer, das von den anderen Wohnungen getrennt lag. Das einzige Fenſter ging an die ſteile Berglehne hinaus. An der Wand hing ein großes, aus Holz geſchnitztes Krucifix, unter welchem eine lange Bank ſtand. Helene ſchauerte, als ſie dieſe Bank ſah; es war der Leichnam ihrer Mutter darauf gelegen, es waren alle Todten darauf gelegen, die in dem Zeilhofe verſtorben waren.

Daß ſie von der fremden Frau verdrängt worden war, that ihr unſäglich weh. Daß ihr mit Beſtimmtheit gerade dieſes Zimmer angewieſen worden war, glaubte ſie ſich erklären zu können. Sie war ja das mißrathene Kind, das in die Bußkammer gehörte. Vor dieſem Krucifix ſollte ſie etwa knieen mit aufgelöſten Haaren, wie Maria Magdalena. — Ihre Natur bäumte ſich dagegen auf — ſie hatte nichts zu büßen. Der Vater konnte ſie wohl hinausſtoßen von ſeinem Hauſe, wenn er glaubte, daß ſie entartet war; aber die Sühne der Schuld war ihre Sache.

Welcher Schuld? Daß ſie den armen Burſchen lieb hatte, da ſich doch die Leute das Wort gegeben hatten, ihn zu verachten. — Helene bebte vor Aufregung. In ſpäter Nacht noch verließ ſie die Kreuzkammer und ſuchte die kleine Laube im Garten auf, um ſich dort auf der Lehnbank auszuruhen.

Die Stimme aus der neuen Welt.

Die Frau Bachwirthin hatte aber auch nicht gut geſchlafen im Zimmer Helenen's. Das Gemach gefiel ihr. Nur der Lockenkranz im Glaskaſten that ihr unangenehm. Der iſt ſicherlich von der erſten Frau. Den kann der Zeilhofer ganz dem Mädel ſchenken, als Gedenken an ihre Mutter. Der Bauer, meinte ſie, bedürfe eines ſolchen Gedenkens nicht mehr. Das könne ſie nicht brauchen, wie es in manchem Hauſe zu gehe, daß der Mann mit der zweiten Frau verheiratet ſei, mit der erſten, todten aber noch die Liebſchaft fortführe.

Als ſie das Licht ausgelöſcht hatte und einſchlafen wollte, erſchreckte ſie ein Klopfen am Fenſter. Sie richtete ſich auf, und da das Klopfen mit einem Stäbchen ſich wiederholte, ſtieg ſie aus dem Bette, um zu ſehen, was er wäre. Da ſah ſie trotz der Dunkelheit, daß vor dem Fenſter draußen auf einem Aſt des Lindenbaumes eine männliche Geſtalt ſaß.

Ei ſo, denkt ſie, da gibt es gleich eine ſaubere Arbeit — reißt den Fenſterflügel auf und zetert einen Schock Schmachworte hinaus, ausgeſuchte Läſterungen, wie ſie in dieſer Stube gewiß ſchon lange nicht mehr erklungen waren.

Der Mann ſtieg ziemlich ſachte vom Baume hinab und ſchritt über den Anger davon.

Wie ein Gelddieb ſieht er nicht aus. Das reimt ſich mit dem, was der Zeilhofer hat geſagt, 's wird derſelbe Strolch ſein. Da muß ein ſtrengeres Regiment ſein, das ſeh' ich ſchon! Und das iſt kein Zimmer für junge Mädchen! — So war das Denken der wackeren Frau, dann zog ſie ſich die Decke bis über die Ohren — und iſt hoffentlich bald eingeſchlafen.

Der Mann, welcher auf der Linde ſaß, war der Nikodem. Er war nicht eben erſchrocken über die ſo ungeahnte Abfertigung; aber ärgerlich war er, gerade heute, da er ſo Wichtiges zu beſprechen gehabt hätte, das Mädchen nicht zu finden.

Als er an dem Garten vorbeiging und das Thor halb offen fand, fiel ihm ein, daß in der Laube eine bequeme Bank zum Ruhen wäre. Es war eine ſo warme, wohlige Sommernacht; die Heimchen ſangen und die Johanniswürmchen ſchwammen in der milden Luft. Nikodem trat in den Garten, in die Laube und erſchrak nun Anfangs, als er einen Menſchen liegen fand auf der Lattenbank. Und als er ſich vorſichtig hinbeugte und gewahrte, wer es war, der heute hier ſchlief, da hätte man bei Licht wohl ſehen mögen, wie er blaß wurde im Angeſicht, und wieder glühend roth, und wie ſein Athem faſt ſtill ſtand.

Helene hatte den rechten Arm als Kiſſen gelegt unter ihr Haupt, und das Antlitz halb in den Arm verborgen, ſo ſchlummerte ſie. Die andere Hand ruhte über ihrem Buſen; das Kleid ergoß ſich hin über die Lehnbank. — Jetzt tauchte ein Leuchtkäferchen auf und flog in einem Bogen über die Mädchengeſtalt und kreiſte über ihrem Haupte.

Nikodem hatte ſich niedergelaſſen auf's Knie und beugte ſein Geſicht ſo tief, daß er in demſelben ihren Athem fühlte. — Plötzlich durchzuckte es das Mädchen und es fuhr empor.

„Helene!“ liſpelte der Urlauber.

Sie ſprang von der Bank und wollte davoneilen; er erfaßte ihren Arm: „Kennſt Du mich nicht? Der Nikodem!“

„Laß' mich los!“ rief ſie, „das leid' ich nicht, daß Du mir nachſtellſt auf ſolche Weiſ'. Geh' weg.“

„Helene, Du thuſt mir Unrecht. Es kann ein Glück ſein, daß wir uns hier treffen. Ich hab Dich lang' geſucht, ich hab' Dir was zu ſagen.“

„Da nicht,“ verſetzte ſie abwehrend, „kein einziges Wort red' ich mit Dir — um ſolche Zeit . . . .“

„Du biſt noch im Schlaf'. Helene. Wir ſind ja öfter ſo beiſammengeſeſſen.“

„Beim lichten Tag. So nicht ein einzigmal.“

„Ich hab' Dich nur erſchreckt; und im Schreck ſchaut Alles ganz anders aus. Beſinn' Dich.“

„Da brauch' ich kein Beſinnen. Du kannſt mir der liebſte Menſch ſein auf der Welt, aber ſo bleib' ich keinen Augenblick mit Dir allein. Haſt mir was zu ſagen, ſo geh' auf die Gaſſen, und ſag's mir über den Zaun herein. Auf die Weiſ' will ich Dir Red' ſteh'n.“

„Daß auch Du mir nicht vertrau'ſt, Helene," ſagte er betrübt, „das thut mir weh'. Wollt' ich's nicht redlich mit Dir meinen, ich wär' Deinetweg gewiß nicht zum Zeilhofer gegangen, daß er mich konnt' ſchmähen und treten, wie einen Hund. Und daß Du's noch einmal ſiehſt, ich bin Dir aufrichtig, ſo geh' ich Dir zu Lieb' jetzt auf die Gaſſen."

Aber nicht erſt zum Thore machte er den Umweg; mit einem einzigen, flinken Satze war er über den Zaun geſprungen.

Jetzt faßten ſie ſich an der Hand, und die Bretterſchranke war dazwiſchen, mit ihren Dornhecken und ihren Roſenknoſpen.

„Für's Erſte, mein Mädchen," flüſterte Nikodem, „mußt Du mir ſagen, warum Du heut' Deine Schlafkammer verwechſelt haſt."

Helene ſchwieg ein Weilchen, die Antwort war ſchwer. „Man kann ja bis ſpät Abends im Garten arbeiten, die Pflanzen gießen — ein wenig raſten in der Laube und unverſehens einſchlafen."

„Das kann man freilich," ſagte er, „aber es kann auch anders ſein; es kann eine Stiefmutter in's Haus kommen und die Tochter aus ihrem Schlafſtübel vertreiben."

„Wie kannſt denn Du das wiſſen?" verſetzte das Mädchen.

„Helene," fuhr er fort, „Du biſt eines reichen Bauers Kind, aber Dir geht's nicht beſſer, wie mir, Du biſt auch verlaſſen, wie der Stein auf der Straßen."

„Es iſt nicht wahr!" rief ſie raſch „mein Vater . . ."

„Dein Vater thut Dir das größte Uebel an, das er vermag; er gibt Dir eine Stiefmutter. Wärſt Du die unterſte Magd im Haus, Du kämeſt beſſer weg. Aber Du biſt die Tochter von ſeinem erſten Weib — das verzeiht ſie Dir nicht. Mit lauter Red' wird ſie Dich lieber haben, als wie ihre eigenen Kinder; im Stillen wird ſie Dich verfolgen und peinigen auf alle Art. — Deinem Vater biſt gewiß ein liebes Kind, aber ſie wird's ſo wenden, daß Du ihm ein unliebes wirſt."

„Was haſt denn davon, Demi, daß Du mir das Alles ſagſt," antwortete das Mädchen, „wenn's ſo kommt, ſo werd' ich's ſchon früh genug erfahren."

„Dem weich'ſt aus, Helene," ſagte er mit Nachdruck. „Auch ich hab' mir vorgenommen, daß ich meinen Feinden aus dem Weg' geh' und mich dort niederlaß', wo ich ein gutes Leben weiß. Helene, Du haſt mir vor zwei Tagen das Leben gerettet; heut' möcht' ich nimmer im Mühlbach' liegen. Und weil es von Dir iſt, ſo werf' ich's mein Lebtag nimmer leichtſinnig weg. Das verſprech' ich Dir. Und das hab' ich mir auch vorgenommen: Aus Deinem Geſchenk will ich jetzt was machen. Du, ich ſag' Dir's, Helene, ich erleb' den Tag, wo alle Eſchendorfer die Hüt' vom Kopfe reißen werden, wenn wir durch die Gaſſen fahren."

„Das müßten andere Eſchendorfer ſein," meinte das Mädchen.

„Das werden dieſelben ſein," ſagte er, „aber wir zwei werden andere ſein, als wir heute ſind, wenn wir mit Gut und Ehr' zurückkommen aus Amerika."

Er ſchwieg.

Das Mädchen ſchwieg auch, weil es ihn nicht verſtanden hatte.

Der Zaun krachte zwiſchen beiden, denn der Nikodem beugte ſich zu weit herüber, als er ihr ſagte: „Helene, wir wandern aus.“

„Auswandern? wer?“

„Du und ich. Wir ſind einmal beiſammen und verbleiben beiſammen. Du haſt mir mein Leben zurückgegeben und ich will Dich damit glücklich machen auf dieſer Welt. Aber weil Freund und Feind dagegen ſein werden, aus Neid und aus Vorurtheil, daß wir nicht ſollten Ein's werden — Helene, ſo vertrauen wir auf uns ſelber, nehmen uns bei der Hand und gehen nach Amerika.“

Sein Puls war heiß, ſeine Stimme zitterte vor Bewegung, als er dieſes ſprach.

Das Mädchen war verzagt und hauchte: „Mein Gott, Nikodem, wie kommſt Du auf einmal zu dieſem Gedanken?“

„Der Gedanke iſt ſchon lange in mir geſteckt, ich hab' ihn gehabt ſeit Jahr und Tag. Die neue Welt iſt für ſolche Leut', die in der alten keinen Platz mehr haben. Ich bin heimatlos — aber dennoch muß die Auswanderung tauſendmal überlegt werden. — Sie wäre vielleicht nicht zu Stande gekommen; da iſt Dir geſtern auf einmal ein Brief da — der ruft mich hinüber.“

Das Mädchen legte die Hand an die Stirne: „Mir wird gar der Kopf ſchwindlig von dem, was Du jetzt redeſt.“

„Da iſt der Brief,“ ſagte er und legte ein zuſammengelegtes Papier in ihre Hand, in der es liegen blieb, ſo wie es hingegeben war.

„Mein Vater iſt aus Böhmen eingewandert,“ ſagte der Nikodem, „und daß er dort einen Bruder hinterlaſſen hat, der nachher in Verluſt ging, das wirſt Du wiſſen?“

„— weiß es nicht,“ antwortete Helene.

„Nun, ſo hab' ich Dir's jetzt geſagt. Er iſt in Verluſt gegangen und die Leute — die glauben überall das Schlechteſte am liebſten — haben gemeint, es hätt' ihn der Teufel mitgenommen. Meines Vaters Bruder haben ſie für einen Zauberer gehalten, weil er Brunnen finden und Wetter vorherſagen hat können. In ſeiner Jugend hat er ſtudirt, iſt aber kein Geiſtlicher worden, hat ſich mit ſeinen Wiſſenſchaften Geld verdient. Er iſt gerade ſo verachtet geweſen, wie mein Vater und man hat ihm auch nachgeſagt, das er den Leuten die Feldgrenzen ſo verrückt hätt', daß für ihn Grund herausgekommen wäre, und daß er die Nachbarn ſo verblendet, daß ſie es nicht gemerkt hätten. — Du ſiehſt wohl, Helene, wie dumm die Leute denken und reden können, wenn ſie Einen nicht leiden wollen. Nun ſo iſt der Mann auf einmal verſchwunden geweſen, und in ſeiner Heimat — ja, Du wirſt lachen — in ſeiner Heimat zeigen die Leut' noch jetzt ein Stück von ſeiner Haut, die gefunden worden, nachdem ihn der Teufel zerriſſen hätte.“

„Jetzt laß' mich aus“, bat das Mädchen und ſuchte ihre Hand der ſeinigen zu entringen, „ich geh', Du red'ſt mir heut' ſchon zu wunderlich.“

„Nicht ich, die Leut', mußt Du wiſſen!“ verſetzte der Burſche, „die Leut', die den ehrlichen Namen von meinem Vetter zu Grunde gerichtet haben, wie ſie den von meinem

Vater und den von mir noch heute umbringen. Meinen Vetter hat nicht der Teufel geholt, ſonſt könnte er mir jetzt dieſen Brief kaum ſchreiben, den ich nicht um zehntauſend Gulden hergeb'."

Da wurde dem Mädchen die Neugierde rege; ſie ließ ihre Hand wieder ruhig in der ſeinen und fragte, was denn hernach in dem Briefe Schönes ſtünde.

„Der kommt aus Amerika, Helene, aus dem Lande, wo der Zucker und das Geld wächſt. Mein Vetter iſt vor zwanzig Jahren dort hingegangen und hat ſich mit der Zuckerwirthſchaft und mit der Goldgräberei ſo viel Geld gemacht, daß er ſelber nicht weiß wie reich er iſt, und daß es ihn traurig macht — weil er keinen Erben hat, der mit und nach ihm den Reichthum genießen könnte. So hat er nachgeforſcht, ob nicht von ſeinem Bruder wer da wäre, und iſt auf mich gekommen. Jetzt fordert er mich auf, daß ich zu ihm hinüberkommen ſoll. Und wenn's Dir dort auch gut geht, Neffe, heißt's in dem Briefe, gehe doch zu mir, denn hier wird es Dir noch beſſer gehen. Komme bald, komme mit Weib und Kind, wenn Du haſt, und wähle Dir hier den Aufenthalt in einem meiner Stadthäuſer, oder auf einem meiner Landgüter. Das Land iſt hier ſo fruchtbar und ſo herrlich, die Menſchen leben nicht in jenem Wahn, wie drüben in der alten Welt, wo ſie mit den Vorurtheilen einander peinigen und zu Grunde richten. Schiffe Dich in Hamburg ein; ich werde Dir bei dem Hamburger Kaufmannshauſe Mengeld's Erben das Reiſegeld anweiſen, weil ich Deinen jetzigen Aufenthalt nicht ſo beſtimmt weiß, als daß ich Dir die Summe ſchicken wollte."

„Und das kannſt Du Alles ſchon ſo auswendig?“ fragte das Mädchen.

„Daß ich dieſes Schreiben ſchon hundertmal geleſen hab', das kannſt Du Dir wohl denken. Morgen wirſt es auch Du ſo oft leſen. Denn es iſt ebenſo für Dich geſchrieben. — Helene, ſo ändern ſich die Tage. Vorgeſtern haben wir noch gemeint, es gäbe keinen Ausweg mehr für uns — und heute iſt uns ein Leben offen, wie wir es ſo glücklich nimmer hätten denken können. — Wir reiſen bald, Helene.“

„Wer? ich? ich und Du?“ ſtieß daß Mädchen haſtig hervor — man wußte nicht, war das Angſt oder Entzücken.

Er beugte ſich noch mehr über den Zaun und hob Helene faſt empor und flüſterte: „Wir reiſen bald.“

„O Gott,“ ſagte ſie, „das iſt ja unmöglich — ich kenne meinen Vater!“

„Den kenne ich auch. Der wird nicht einverſtanden ſein. Leicht, daß er ſagt: was brauchſt Du einen Mann, wenn Du eine Stiefmutter kriegſt! Daß das Weib Vater und Mutter verlaſſen ſoll, um dem Manne zu folgen — auf das zu denken, ſo chriſtlich iſt der Zeilhofer freilich nicht. Darum — ich habe mir das Alles zu Deinem und zu ſeinem Wohle genau überlegt — iſt es am Beſten, Helene, Du fragſt gar nicht, hälſt Dich an mich und thuſt, wie es ſein muß.“

„Nikodem,“ hauchte ſie und ſchloß ſich einen Augenblick faſt krampfhaft an ihn, „ich bitte Dich, laß' mich fort, mein Kopf kann ein ſolches Reden nicht vertragen.“

„— Und ſchreibſt ihm erſt von Amerika aus, daß

Du ihn um Verzeihung bitteſt, daß Du glücklich wäreſt — und ſchickſt ihm Geld — Geld, Helene, ich weiß es, das ſöhnt ihn aus.“

Da ſchrie das Mädchen, daß es gellte in der Nacht: „Du biſt ſchlecht, Nikodem!“ und riß ſich los und lief dem Hauſe zu.

Er blieb eine Weile noch lehnen am Gartenzaun und zupfte in Gedanken verſunken Flechten von den Brettern. Dann ging der Mond auf. Nikodem hob den zu Boden gefallenen Brief auf und ſchritt die Gaſſen dahin; und ſein langer Schatten ſchwankte über den Hecken.

Liebſter, Du biſt mein Glaube!

Am andern Morgen ſaßen ſie in der Stube des Bauers beim Frühſtück, der Zeilhofer und die Bachwirthin vom Murboden. Auch Helene war beigezogen worden. Die Bachwirthin war recht ſauber zuſammengeputzt und ihre Haare lagen glatt und glänzend gekämmt, ſie theilten ſich in der Mitte des Hauptes und gingen an beiden Schläfen zierlich in kleinen Bogen herab, um ſich dann hinter das Ohr zu ſchlingen und dort in einer dreifach geflochtenen Krone mit einem fein durchbrochenen Kamme befeſtigt zu ſein. Dieſer Krone wegen war ſie ziemlich ſpät zum Frühſtück gekommen, hingegen war ſie nun um ſo aufgeräumter. Sie ſchenkte den Kaffee in die Schalen; in die Helenens goß ſie viel Milch und warf ein Stück Zucker hinein; den Bauer fragte ſie, wie er den Kaffee liebe: ſchwarz oder licht, ſüß oder ſtark.

Der Zeilhofer hatte auch heute ſein Feiertagsgewand an; that ſehr heiter und als er der Bachwirthin den Semmelkorb über den Tiſch hielt, ſchob er mit dem Ellbogen wie unverſehens das Zuckerkäſtchen etwas gegen die Schale ſeiner Tochter hin.

„Ja, und was ich ſagen wollte,“ unterbrach die Bachwirthin plötzlich das Geſpräch, welches ſich um gleichgiltige Dinge gedreht hatte, „wenn ich in dieſem Hauſe einmal ein Recht habe, der Lindenbaum muß mir weg, der im weißen Stübel vor dem Fenſter ſteht.“

Der Bauer wurde etwas verlegen, denn er hatte Helenen noch gar nicht mitgetheilt, daß dieſe Frau einmal ein Recht im Hauſe haben würde.

„Oder das Mädel muß in eine andere Schlafkammer,“ fuhr ſie fort. „Mußt es nicht wiſſen, Zeilhofer, was Deine Linde vor dem Mädchenzimmer für ſchöne Blüthen treibt.“

Er ſah ſie fragend an.

„Saubere Mannerleut' wachſen auf dem Lindenaſt!“ ſagte die Bachwirthin beißend und ihr Auge zuckte gegen das Mädchen hin, „ſolchen iſt es ungelegen, Zeilhofer, daß Du mich in's weiße Stübel einquartierſt.“

Ohne noch einen Biſſen angerührt zu haben, erhob ſich Helene und ging hinaus.

Auch die Bachwirthin ſprang auf, eilte ihr nach und rief: „Schau Du, verübelhafte (empfindſame) Jungfrau! Geh' nur her zu uns und trink' Deinen Kaffee. Das muß ich Dir gleich ſagen, wenn Du mit mir teutzen willſt, ſo wie mit Deinem Vater, da kommſt an die Unrechte!

Ich will Dir die Lieb' und Ehr' zu Deinen Eltern ſchon lernen."

Jetzt richtete ſich das Mädchen auf und mit jenem unheimlich kalten Blick, der ſeit einigen Tagen in ihrem Auge lag, wie eine trübe Eisdecke über jenem See, der ſonſt ſo tief und klar und mild geweſen war — mit dieſem Blicke ſah ſie auf die Bachwirthin hin und ſagte die Worte: „Was habt denn Ihr mit mir zu ſchaffen?"

Nun ſtand auch der Bauer vom Tiſche auf und die eingetunkte Semmelſchnitte noch zwiſchen den Fingern, ſprach er ſtreng: „Schweig' Helen'! Dieſe Frau wirſt Du in Ehren halten! Sie wird Deine Mutter ſein. Und jetzt ſetze Dich zu Deinem Frühſtück'!"

Sie ſetzte ſich hin, genoß aber nichts. Und als die beiden Verlobten — ſie ſchienen es doch ſchon zu ſein — aufſtanden, erhob auch ſie ſich und ging in den Garten zu ihrer Arbeit. Die Beſchäftigung mit Salat und Bohnen wollte aber nicht recht vorwärts gehen. Ein Stämmchen Thymian riß ſie ab und ein Sträußchen Reſeda. Das eine ſagte nach der „Blumenſprache": „Was ich that, verzeihe, denn mich brennt die Reue." Das Reſedchen hieß: „Ich glaube Dir, Du meinſt es gut mit mir." Die „Blumenſprache" hatte ihr Nikodem gekauft, ſo wie er, da ſie zuweilen gerne las, ſie auch mit anderen Büchern verſah. Eines dieſer Bücher enthielt die Geſchichte von einem jungen Mann, der von den Leuten gemieden, vieler Laſter und Verbrechen angeſchuldigt war, und doch das beſte, treueſte Herz im Buſen trug. Nur allein ſein Liebchen glaubte an ſeine Unſchuld, folgte ihm durch

Elend und Noth bis zum Hochgerichte hin, wo durch einen glücklichen Zufall noch im rechten Momente ſeine Schuldloſigkeit offenbar wurde! — Wie Helene davon bewegt wurde! Das war ja zuhalb die Geſchichte ihres Nikodem. Und darum hatten heute auch ihre Blümchen von Thymian und der Reſeda ſo tiefe Bedeutung. Sie ſteckte das Sträußchen an den Gartenzaun bei jener Stelle, wo ſie ihm in der Nacht das harte Wort geſagt hatte.

Bis Mittag war das Sträußchen welk und legte ſeine Köpſchen auf das ſpröde Moosgeflechte, das an den alten Brettern wucherte. Am Abende, als Helene wieder an der Stelle vorüberging, waren Thymian und Reſeda verſchwunden.

Der Zeilhofer und die Bachwirthin aus dem Murboden waren an demſelben Tage wieder fortgefahren, und im Hofe ging es an ſolchen Tagen, da der Bauer nicht zu Hauſe war, lockerer und heiterer zu als ſonſt. Die Knechte trieben allerlei Hallodria und die Mägde ſangen Schelmenliedchen, wo ſie gingen und ſtanden. Sonſt war es die Gegenwart der Tochter des Hauſes geweſen, welche das allzufreie Treiben ſtets etwas mäßigte; heute war Helene nicht zu ſehen. Bis ſpät in die Nacht hinein ſaß ſie einſam auf der Gartenbank unter einem Hollunderſtrauch und träumte. Das Blitzen und halberſtickte Donnern eines nahenden Gewitters ſchien ſie nicht zu ſehen und nicht zu hören. Erſt etliche ſchwere Tropfen, die durch das Laubwerk ſchlugen, ſchreckten ſie auf, daß ſie in das Haus ging. Durch die ſtillen, nächtigen Gänge taſtete ſie ſich langſam fort, bis ſie hinaufkam in die Kreuzkammer, wo ihr Bett auch heute noch aufgerichtet war. Die Thür der Kammer war nur angelehnt, doch war es, als würde ſie von innen zugehalten, denn durch das gegenüberliegende offene Fenſter ging der Wind herein und drückte auf die Thür.

Helene ſchloß Pförtlein und Fenſterglas und wollte ſich eben anſchicken, zur Ruhe zu gehen, als ein ſcharfer Blitz die Kammer grell beleuchtete. Das Mädchen that einen Angſtſchrei. Aber nicht vor dem Blitz hatte es ſich entſetzt, ſondern vor dem, was der Blitz gezeigt hatte. An einer Ecke der Kammer ſtand ein Mann — ſtand der Nikodem.

Bevor das Mädchen die Flucht ergreifen konnte, trat er hervor und ſagte: „Helene, vorhin haſt Du mich um Verzeihung gebeten, jetzt bitte ich Dich darum.“

Sie zündete raſch ein Licht an.

„Demi,“ flüſterte ſie fiebernd. „Wie kommſt Du da herein? Wenn Du mich lieb haſt, ſo geh'.“

„Du denkſt nicht daran,“ entgegnete er, „daß vor dieſem Fenſter kein Lindenbaum ſteht, von dem aus ich mit Dir ſprechen könnte.“

„Um Gotteswillen, Nikodem, geh' fort!“ befahl ſie.

Draußen rauſchte der Sturm und dichter Regen ſchlug an's Fenſter; ſo ſagte der Nikodem: „Jetzt willſt mich hinausſtoßen? jetzt?“

„Bleib' im Vorgang', bis das Wetter vorbei iſt — nur aus dieſem Zimmer geh'!“

„— daß ich entdeckt würde im Hauſe und mißhandelt, als wie ein Einſchleicher und Dieb. Ja, ja, ich gehe, Helene, und weiß, wie es ſteht mit Deiner Lieb' zu mir, und daß Du mich verderben willſt.“

Sie ſchwieg.

„Das erſte Zeichen einer treuen Lieb' iſt das Vertrauen,“ ſagte er bitter, „Du haſt kein's zu mir.“

Helene hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt, hielt die Hände gefaltet und hauchte: „Wenn Du wüßteſt, Nikodem, wie mir iſt!“

Er legte die Hand langſam an die Thürklinke und blickte mit ſeinen ſchönen, aber jetzt ſo betrübten Augen auf das Mädchen. Dieſes rang mit ſich ſelber. Ihre Hände bebten, ihr Buſen wogte, ihr Haupt und ihre ganze Geſtalt neigte ſich vor, bis ſie auf den Knieen lag vor Nikodem und in die Worte ausbrach: „Du biſt ja der einzige Menſch jetzt, auf den ich vertrau'! Liebſter! Du biſt mein Glaube!“

Sie fiel mit den Ellbogen auf den Fußboden hin und weinte.

Er hob ſie auf. Dann ſetzte er ſich ihr gegenüber an's Tiſchchen auf die Bank, ſo daß gerade über ſeinem Haupte das Kruzifix hing. Und nun ſagte er es noch einmal mit Entſchiedenheit, ja mit der Feierlichkeit eines Schwures, daß er mit ihr nach Amerika auswandern werde.

Als ſie darauf nichts erwiedert hatte, begann er den Plan näher auseinanderzulegen. In dieſer nächſten Zeit wird der Zeilhofer tagelang nicht zu Hauſe ſein, denn das Heiraten macht viele Fahrten in verſchiedene Gegenden und viele Gänge zu Befreundeten und Verwandten nöthig. In dieſer Zeit muß Alles geſchehen, auf daß die neue Hausfrau ihr Haus geleert findet und kein Stiefkind mehr da iſt, das ſie peinigen kann. Helene verläßt am beſtimmten Tage Morgens das Haus mit dem Anſcheine, als ginge ſie nach Eſchendorf in die Kirche. Auf der Föhrenhöhe ſchlägt ſie aber anſtatt rechts nach Eſchendorf hinabzugehen, den Weg links gegen Kürberg ein. Hinter Kürberg beginnt der Kürwald, in welchem die Rupertikapelle ſteht. Durch dieſen Wald führt der Weg, den Helene zu gehen hat; bei der Kapelle wird ſie Nikodem erwarten. Dann werden ſie mitſammen über Oberſchachen und Lewald der Eiſenbahn zutrachten. Das iſt aber nicht die nächſte Straße zur nächſten Eiſenbahnſtation, ſondern ein weiter Umkweg. Am Orte der Eiſenbahnſtation Sillthal hat Helene eine Muhme, bei der ſie an ihren Vater einen liebevollen Brief ſchreiben kann, um ihn und ſich ſelbſt zu beruhigen. Ja, von dort aus kann ſie noch umkehren, wenn die Sehnſucht nach Vater und Mutter zu groß, die Liebe zum Manne aber zu klein werden ſollte. Von Sillthal ſind ſie nach zwei Tagen in Hamburg und nach drei Wochen in Neu-York, wo für die Weiterreiſe in's Land hinein der Vetter ſorgen wird. Für die kirchliche Trauung kann nach Wunſch des Mädchens in Neu-York oder ſchon in Hamburg geſorgt werden.

Helene hatte dieſe Auseinanderſetzungen gehört und wendete dagegen kein einziges Wort ein. Mit Bewunderung blickte ſie auf den Geliebten, welcher mit männlicher Umſicht und Entſchloſſenheit den großen Schritt plante, der ſie und ihn befreien und zum Glücke führen ſoll. Und ſie blickte auf das Kruzifix über ſeinem Haupte, das wie zum Schutze die Arme ausbreitete über ihn und das Unternehmen.

Er hielt ihr bittend die Hand über den Tiſch, daß ſie einſchlage. Sie erhob ihren Arm nicht, ſondern ſagte: „Ich ſehe wohl, daß es ſo gut iſt und daß es nicht anders ſein kann. Aber ob ich's über's Herz bring', das weiß ich nicht.“

„Wir denken nicht daran,“ fuhr Nikodem fort, „die Heimat auf immer zu verlaſſen. So bitter ſie mir Unrecht thut, aber beim Gewiſſen geſprochen, ich hänge doch an ihr, an jedem Baum, an jedem Stein. Nach wenigen Jahren werden wir wieder zurückkehren und hier unſer Haus aufſchlagen, um in demſelben zu leben und zu ſterben. Und Du wirſt Wunder ſehen, meine Helene, wie unſer Reichthum die Feinde zu Freunden verwandeln wird; wie das Gold die Härte Deines Vaters brechen wird und wie er ſich hernach freuen wird darüber, daß wir mit eigener Kraft die Hinderniſſe überwunden und unſer Glück aufgebaut haben. Ja, wir werden ſchon nach etlichen Wochen zeigen können, wie treu wir zu ihm geſinnt ſind; ich habe vor, ihm aus Amerika eine Geldſumme zu ſchicken, mit der Bitte, daß er dieſelbe irgendwie zu ſeinem Beſten verwende, oder, wenn er das nicht will, ſie für uns aufbewahre. Du glaubſt es nicht, Helene, wie glückſelig ich ſein werde, wenn ich Deinen Vater überzeugen werde können, wie aufrichtig ich ihm bin, wie gut ich es mit Dir meine!“

Mit großer Bewegung hatte er geſprochen; ſeine

Wangen hatten ſich geröthet, ſein Auge leuchtete, ſeine Lippen ſchienen zu zittern.

Jetzt erſt erhob Helene ihre Hand, legte ſie in die ſeine und ſagte mit feuchten Augen: „Wie Du gut biſt, Nikodem! Aber meinſt, daß es denn gar nicht möglich wäre, meinen Vater anders zu ſtimmen, wenn Du ihm den Brief aus Amerika zeigen wollteſt, und daß das heimliche Abreiſen nicht ſein müßte?"

„Meinſt Du es, daß es möglich wäre?" fragte Nikodem.

Nach einem längeren Schweigen und Nachdenken antwortete ſie: „Wenn er nicht gar ſo gegen Dich wäre, und wenn er nicht ſo jähzornig wäre! Wie ich meinen Vater kenne, große Hoffnung iſt nicht."

„Siehſt Du. Dann iſt für uns aber auch Alles verdorben. Weiß er unſere Abſicht einmal, ſo wird er Dir jeden Weg abſchneiden, bei mir zu ſein. Er wird Dich einſperren, er wird Dich in's Kloſter ſtecken; Du kannſt Dich nicht wehren, biſt noch nicht alt genug und ich muß allein in's Amerika hinüber. Wir ſind auseinander geriſſen und Gott weiß, ob wir uns jemals wieder ſehen."

Sie hatte ſeinen Arm mit beiden Händen erfaßt, als wollte ſie ihn halten und an ſich ziehen. — Ein Windſtoß riß das Fenſter auf und verlöſchte die Lampe. Nikodem hatte bald ein Streichhölzchen zur Hand und zündete das Licht wieder an. Sie gab ihm einen dankenden Blick.

Nikodem ſaß nachdenklich da und ſagte lange kein Wort.

„Wenn ich nur Einen Freund hier hätte!" murmelte er ſchließlich, „nur einen einzigen!"

„So blieben wir?" fragte das Mädchen.

„— Und wenn's ein Jude wäre, der zweihundert Percent verlangte — oder tauſend, oder einen Finger von meiner rechten Hand!"

„Nikodem, Du redeſt wie närriſch," flüſterte ſie, „Du haſt noch ein Anliegen."

„Laß' Du das gut ſein, Helene, das iſt Sache des Mannes."

„Nicht aus Neugierd' iſt's, Nikodem, nur daß ich Dich bitte, daß Du Alles, was Dich drückt und kränkt mit mir theilſt. Ich will Dir treulich tragen helfen."

Er ſprang auf und ging über das Zimmer auf und ab.

„Der armſeligen paar Gulden wegen!" ſtieß er heraus. „Nicht einmal telegraphiren kann ich dem Vetter, daß er uns das Reiſegeld hier anweiſen ließe. Und im Grunde —" ſetzte er gelaſſener bei, „wäre das nicht gut. Da wäre gleich Verdacht. Es iſt beſſer in Hamburg. Aber wie nach Hamburg kommen! Ich beſitze keinen Groſchen Geld."

Sie fragte, wie viel denn nöthig wäre. Er antwortete, daß zweihundert Gulden nicht überflüſſig ſein dürften.

Nun hielten ſie Rath. Helene meinte, wenn ſie nur ſchon großjährig wäre, daß ſie über ihr von der Mutter fälliges Gut verfügen könnte.

Nikodem ſagte, wenn ſie auch großjährig wäre, die Stiefmutter würde es ſchon zu verhindern wiſſen, daß ihr die Erbſchaft in die Hand käme. Ja vielleicht wäre die Stiefmutter für ihre eigenen Kinder ſo ſorgſam, daß es ſchließlich hieße, für das Kind aus erſter Ehe ſei von

Mutters Seite nicht viel dageweſen, und das Wenige hätte die Krankheit und das Begräbniß aufgezehrt.

Ueber Helenens Angeſicht flog eine Zornröthe. Sie ſah das Weib vor ſich, von welchem ſie an dieſem Tage ſchon ſo tiefe Demüthigung erlitten hatte.

„Am beſten wäre es,“ meinte Nikodem, „man wiſſe ſeinen Antheil genau —“

„Den weiß ich. Mir fallen von der Mutter zwölfhundert Gulden zu.“

„— und brächte ihn bei Zeiten in Sicherheit, bevor noch die neue Hausfrau das Regiment antrete.“

Helene verſetzte: „Wie könnt' man das nur anfangen?“

„Ich in dieſem Falle würde mein Eigenthum ruhig nehmen, wo ich es fände,“ ſagte Nikodem.

„Das wäre auch am beſten,“ verſetzte das Mädchen.

„Damit wäre die Sache geſchlichtet und aller ſpätere Zwiſt hätte ein Ende. Ja ſiehe, wie bei dieſem Plaudern mit Dir die Zeit vergeht. Es ſchlägt zwölf Uhr. Mein liebſtes Herz —“ er legte ſeinen Arm um ihren Nacken, „leb' wohl, ſchlaf' ſüß!“ er küßte ſie auf die Stirne, auf die Augen, „Halt' mich lieb', Helene, bis wir zuſammen ſein verbunden!“ Er küßte ſie auf den Mund. — „Gute Nacht! — Gute Nacht!“

Er verließ die Kammer. Sie flüſterte ihm noch nach: „Nur rechts halten, der Stiege zu. Der Hausthorſchlüſſel liegt unter dem Pfoſten.“ —

Und ſchloß ſich ein und weinte vor Glück.

Du liebes Haus, jetzt behüt' Dich Gott!

Am nächſten Tage kam der Zeilhofer allein nach Hauſe, aber mit Roß und Wagen der Bachwirthin. Am übernächſten Tage ließ er ſich das Frühſtück von ſeiner Tochter auf die Stube bringen.

Nachdem er einen Blick auf die Thür geworfen hatte, ob ſie wohl gut in den Fugen wäre, räuſperte er ſich und ſagte in einem gutmüthigen Tone: „Helen'! daß ich ein paar Wörtel mit Dir red'. Setz' Dich nieder und trink' mit mir den Kaffee.“

„Heute gern,“ flüſterte das Mädchen.

„Schau Kind,“ fuhr der Bauer fort, „Du biſt brav und Du biſt geſcheidt und ich weiß es, die Sach' mit dem Demi haſt Dir lang' wieder aus dem Kopf geſchlagen. Nachher iſt Alles wieder gut. So Narrheiten gehen vorbei; oft ein anderes Mädl hat ſie auch und laßt's vorbeigehen und iſt wieder brav. Es wäre ja eine Unmöglichkeit, Du und dieſer Menſch — eine Unmöglichkeit, Helen'. — Er wird ohnehin nicht lang' mehr da ſein, wird nicht mehr oft nach Eſchendorf kommen, der — und wir reden nicht weiter davon. — Geh' Helene, nimm Dir Brod, ſtreich' Butter d'rauf.“

Das Mädchen dankte und trank den Kaffee ohne Brod.

„Bei uns daheim,“ ſagte der Bauer hierauf und wiſchte mit der hohlen Hand die Broſamen auf ein Häufchen, „bei uns daheim wird's jetzt wieder beſſer werden. Du haſt es erfahren, wie traurig es iſt, wenn die Mutter fehlt. — Iſt eine gute Frau, die Bachwirthin."

„s' iſt noch nicht drei Jahr' vorbei, daß meine Mutter geſtorben," ſagte das Mädchen und wendete ſich ab, um das Geſicht in ihr Tuch zu verbergen. Der Zeilhofer ſagte nichts darauf; er mochte ſich erinnern an den Ausſpruch, den er an der Bahre ſeines erſten Weibes gethan hatte: Dir bleib' ich all' meiner Tag, und für mich iſt keine Andere mehr auf der Welt!

Die Worte ſeiner Tochter waren ihm nun wie ein Vorwurf geweſen und er ſagte endlich: „Ja, reden iſt leicht, aber leben! Kinder erſetzen Einem das Weib nie; gar im Gegentheil, Kinder machen Einem das Weib erſt nöthig. Und meine Wirthſchaft iſt nicht aufwärts gegangen in den letzten drei Jahren. Es iſt kein Ernſt und kein Zuſammenhalten im Haus, wenn das Weib fehlt. Wer's nie erfahren hat, der glaubt's nicht. Und Unſereiner ſteht da, und lauft herum wie ein herrenloſer Hund, wird hier angelockt, dort mit dem Fuß zurückgeſtoßen — und weiß nicht, wem man zugehört."

Helene ſagte: „Ihr habt ja Recht, Vater."

„Die Bachwirthin hat ihren Mann vor einem halben Jahr verloren. Sie hat ihn allzu gern gehabt, als daß ſie jetzt fort allein leben wollt'; denn das mußt bedenken: nur Eins, das unglücklich iſt verheirathet geweſen, wird auf eine zweite Ehe nicht ſo leicht mehr denken. — Die Bachwirthin iſt ein braves Weib, und ich will hoffen, Helene, daß Du ſie allfort wie Deine rechte Mutter wirſt betrachten. An mir haſt Deinen Vater, ~~wie~~ bisher; aber wenn ich und die Mutter in Allem zuſammenhalten werden, ſo Darf Dich das nicht wundern. In der Ehe muß es ſo ſein. Biſt noch gar jung und wirſt Dich darnach richten. — Das hab' ich Dir ſagen wollen.“

„Thut, wie es Euer Willen iſt,“ entgegnete das Mädchen, „auf mich habt Ihr nicht zu denken, mir iſt ſchon Alles Recht.“

„Schau, Helen', das freut mich von Dir,“ verſetzte er und hielt ihr die Hand hin, „es wird Alles wieder recht werden. — Wart' ein wenig; ich hab' Dir noch auftragen wollen, von wegen —. Weißt, ich bin jetzt die längſte Zeit nicht daheim, hab' viel herumzufahren bis Alles in Richtigkeit kommt. Hüben und drüben beim Pfarrer müſſen wir's dieſer Tage auch ausmachen. Uebermorgen wollen wir in's Mürzthal hinausfahren, wo die — Mutter Verwandte hat. Es iſt mir d'rum, daß ich mich für daheim nicht zu ſorgen brauche. Die Wirthſchaft führt der Altknecht; in der Küche iſt die Hanne. Schau Du im Ganzen ein wenig nach, daß immer Alles zugeſperrt wird. In mein Zimmer da laß gar Niemanden herein — iſt mir am liebſten. In dem Kaſten, in der unterſten Lad', daß weißt, iſt das Geld d'rin. Sind etliche Schuhlederfleck' d'rüber. Den Schlüſſel halt' fleißig abgezogen, er gehört auf den Nagel hinter der Kaſtenwand. So.“ Er brachte den Schlüſſel ſelbſt an die angedeutete Stelle. Helene fühlte ein inneres Beben.

„So, Mädel,“ ſchloß der Bauer, „in vierzehn Tagen haben wir Alles in der Ordnung.“

Nach einer Stunde fuhr er wieder davon.

Er hat es gut, dachte ihm Helene nach, er geht hin und ſucht ſich den Geſpons aus, der ihm gefällt und kein Menſch hat was dagegen. Er ſagt es ſelber: man iſt wie ein herrenloſer Hund, wird hier angelockt und dort mit dem Fuß zurückgeſtoßen. Wenn das beim Witwer ſchon wahr iſt, beim Stiefkind iſt es noch wahrer.

Ein kleines, blaſſes Mädchen kam in's Haus, das trug in einem Körbchen Himbeeren und fragte der Helene nach.

Dieſe langte alſobald in den Sack, als ſie das Bettelkind ſah; aber die Kleine reichte ihr das Körbchen mit den Füchten und ſagte: „Das gehört Dein. Das mußt Du eſſen."

Helene ſah ein Leinſtämmchen auf den Himbeeren liegen und las in Gedanken: Du warſt ſtets beſtändig, nichts mache Dich abwendig. Du wirſt ſein mein häusliches Glück. — Sie nahm das Körbchen und ging damit in ihre Kammer. Sie genoß einige der zarten, ſüßen Beeren; ſie blickte jeder in das Innere und fand kein Würmchen, wie ſich ſolche ſonſt ſo gerne in dieſer Frucht verſtecken. Jetzt ſah ſie zwiſchen den rothen Beeren etwas Weißes ſchimmern; auf dem Grunde des Körbchens lag ein Brief. Der Brief trug keine Aufſchrift, war aber mit einem Veilchen verſiegelt. Das Mädchen wußte ſchon, das Veilchen hieß „Helene", und ſie öffnete den Brief. Die Schrift war von ſeiner Hand und lautete:

„Jetzt will ich nicht viel Worte machen, iſt die Zeit zum Handeln. Es iſt wie eine Nothwehr für Dich und mich. Ich muß morgen fort, es iſt kein Abwenden. Willſt mir gut und willſt mit mir leben auf der Welt und in Ewigkeit, ſo thu', was ich Dir jetzt ſagen will. Lege morgen früh Deine ſtärkeren Kleider an, nimm' Dein mütterliches Erbgut alles und ſtell' Dich, als wollteſt Du nach Eſchendorf in die Kirche gehen. Morgen iſt Margarethentag, da gehen manche Leut' in die Kirche. Auf der Föhrenhöhe gehſt Du linker Hand und ſo, daß Du bis zu Mittag nach Kürberg, kommſt. Es wird Dich dort Niemand leicht mehr kennen. Iſt wer, der Dich fragt, wohin, ſo ſage, Du gehſt nach Sillthal zu Deiner Muhme auf Beſuch. Eine Viertelſtunde hinter Kürberg, wo der Wald angeht, zweigen zwei Wege auseinander; auf einem wirſt Du einen grünen Tannenzweig liegen ſehen, und denſelben wirſt Du einſchlagen. Und überall, wo Wege auseinandergehen, nimm den, wo der Tannenzweig liegt. Eine Stunde unter Kürberg im Wald ſteht an der Straße die Rupertikapelle, dort wirſt mich finden. Iſt ein Weggenoſſe mit Dir, ſo geh' an der Kapelle vorbei und ſchau' nicht um, und bleib' weiter unten zurück; ich werde ſchon nachkommen. Weiter brauchſt nimmer zu ſorgen. Mache Alles genau ſo wie ich Dir geſagt hab' und laſſe Dein Geld nicht im Stich, das iſt ſehr wichtig, und mache den Abſchied kurz, weil bald Wiederſehen iſt.

Mit tauſend Grüßen und Küſſen, treues Herz, Dein . . .“

Weder ſein Name noch der ihre war im Schreiben genannt, und das fand Helene klug, weil man doch nicht wiſſe, in weſſen Hände der Brief fallen konnte.

Aber wie ſie jetzt vom Papiere weg in ihre Umgebung blickte, ſah Alles ganz anders aus. Es war ihr, als blicke ſie aus der Ferne her auf Gegenſtände, die mit ihr nichts mehr gemein hätten. Und als ſie hinabging in den Hof und die Leute ſah, die bei ihren angewieſenen Arbeiten thätig waren, und wovon dieſer oder der andere ſie mit irgend einem heiteren Worte begrüßte, kamen ſie ihr alle wie Feinde vor. Sie mußte ja vor ihnen ein großes Geheimniß hüten; ſie wußte, daß Jeder, der dieſes Geheimniß ſähe, nach ihrem Lebensglücke einen vernichtenden Schlag thun würde. Sie wußte, daß dieſelben Menſchen, die hier ſo friedlich arbeiteten, ſie ſo freundlich anlächelten, in zwei Tagen alle aus ſein würden, um ſie einzufangen wie ein wildes Thier; daß ſie all' Verſtand und Kraft aufbieten würden, ihren neuen Lebensweg zu zerſtören. — Sie fühlte Bitterkeit.

Ein Bote aus dem Murboden kam in den Hof und brachte ein Brieſchen an Helene. Ihr Vater ſchrieb, daß er erſt nach drei Tagen heimkommen würde, da die Fahrt in das Mürzthal beſtimmt worden ſei; daß er für dieſe längere Abweſenheit zu wenig Geld bei ſich habe und die Tochter ihm aus ſeinem Kaſten fünfzig Gulden durch den Boten ſchicken möge.

Helene ließ dem Boten einige Erfriſchungen vorſetzen, begab ſich in die Stube ihres Vaters, nahm den Schlüſſel des Kaſtens von dem beſtimmten Platze, ſchloß auf, öffnete die unterſte Lade, ſchob die alten Lederſtücke bei Seite und auch ein Käſtchen mit Schmuckgegenſtänden von ihrer Mutter und Großmutter, und nahm eine Ledertaſche hervor. Sie fand in derſelben eine Tauſendgulden-Note, mehrere Hunderter und kleinere Stücke.

Mit Haſt, als ob ſie jedes Papierblatt in die Finger brenne, hob ſie einen Fünfzigguldenſchein heraus, verwahrte dann Alles wieder, wie es früher geweſen war, und händigte dem Boten das Geld ein.

„Ich laß' den Vater grüßen," ſetzte ſie bei, „und daß er . . . nur geſund bleibt."

„Wird wohl, wird wohl, der iſt gut verſorgt," lachte der Bote.

An demſelben Abende bekamen ſie Helene nicht mehr zu ſehen. Sie ſchloß ſich in ihre Stube; die Leute meinten, ſie wäre unwohl, es ginge ihr die zweite Heirat ihres Vaters nahe.

Helene konnte nichts, als immer und immer wieder den Brief Nikodem's leſen; er wirkte wie ein Bann auf ſie, zum Theil tödtete er ihr Herz, zum Theile regte er es auf zu Empfindungen, die brennend und wild waren. Endlich ſah und hörte ſie ſonſt nichts mehr als ihn und ſeine Worte.

Die ganze Nacht ſchloß ſie kein Auge. Und als der ſanfte Schimmer der Morgenröthe in's Zimmer fiel, ſtand ſie auf, kniete hin vor das Krucifix und betete. Sie betete zu dem Geiſte ihrer Mutter, deren Leib auf dieſem Brette geruht hatte, bevor man ſie hinaustrug. Sie betete für ihren Vater, daß er glücklich ſein möge an der Seite ſeines zweiten Weibes, wie er es an der Seite ſeines erſten geweſen war. Und endlich betete ſie für Nikodem, der ſo ſchwer geprüft war durch das Vorurtheil der Leute, und der doch ſo männlich war und großherzig, wie von ſeinen Verleumdern keiner. Wie will ſie ihm's lohnen mit ihrer Aufopferung und Treue! Nur Eines, Eines kann ſie nicht, was er verlangt. Er wird ihr's verzeihen, wie er ja ſo gut iſt und redlich. Wie will ſie ihm's wünſchen, daß er bald ein ſchöneres, ſorgenloſes Leben führen möge und die ungerechte Verachtung, unter welcher er ſo ſchwer und geduldig leidet, in große Ehren verwandle!

— Amerika! Sie hatte ſchon in ihrer Kindheit von dem Lande gehört. Die neue Welt! Wie da die Sonne heller ſcheinen wird, als in der alten. Wie die Blumen farbenvoller blühen und die Waſſer klarer ſein und die Menſchen glücklicher leben werden, als in der alten! — Sie geht in eine andere Welt, ohne daß ſie ſterben muß, ſie geht an der Seite des Liebſten dorthin — wie ſüß das iſt! — Wenn ſie heute auf dieſer Bank läge, und morgen trügen ſie vier Männer hinüber nach Eſchendorf und legten ſie in die Grube, die nur ſechs Schuh tief iſt — ſie wäre weiter weg von ihrem Vater, als ſo, wenn ſie in Amerika wird leben . . .

Sie zog ſich an und nahm — wie er es geſagt hatte — die ſtärkſten Kleider. Der Rock vom Hals bis zum Fuße war aus feiner, dunkelblau bedruckter Hausleinwand. Der Hut war ſchwarz, wollig und aus Haſenfilz, wie man ſolche in der Gegend trägt. Sie knüpfte ihn mit einem ſchwarzen Seidenbande unter dem Kinn feſt. Sie packte ein Handbündel von den allernothwendigſten Dingen und konnte kaum aufhören einzupacken, weil ihr jedes

Stück unentbehrlich ſchien. Da fiel es ihr erſt ein, ſie dürfe gar nichts mittragen, um keinen Verdacht zu erregen. Trotzdem band ſie das Bündelchen.

Jetzt war ſchon die Sonne aufgegangen. Die Hanne brachte das Frühſtück und rief, als ſie das Mädchen im halben Feiertagsanzuge ſah: „So, Du willſt auch fort, Helen'? Wie man meint, jetzt thät' das Haus wieder voll werden, wird's erſt recht leer.“

Helene blickte die Köchin unſicher an, dann ſagte ſie: „Am Margarethentag iſt aus unſerem Haus immer wer in die Kirche gegangen.“

„Iſt ja ſo Recht,“ meinte die Magd, „ich denk', Helen', wir mögen jetzt wohl um viel Gnad' Gottes beten; bei der neuen Bäuerin werden wir ſie ſchon brauchen.“

Helene hatte keine Neigung zum Eſſen, aber ſie verzehrte doch ihr Frühſtück. Sie hatte ja einen weiten Weg vor ſich. Wenn ſie wiederkehrt und in dieſem Hauſe eſſen wird — das ſoll eine andere Zeit ſein.

Als ſie nun fertig war, und im Stübchen noch einmal rund herumgeblickt hatte, verließ ſie es und ging in das Zimmer ihres Vaters. Sie that innen den Riegel vor die Thür' und öffnete haſtig den Kaſten. Sie zog die unterſte Lade hervor, ſchob das Leder bei Seite, hob die Taſche und das Schmuckkäſtchen heraus und nahm von dem Schmucke ein kleines goldenes Kreuz.

Im Kaſten, unter den Kleidern des Vaters hing auch der goldbeſäumte Bruſtfleck, den einſt ihre Mutter dem Vater geſtickt hatte. Als Helene dieſes Kleidungsſtück ſah, brach ſie plötzlich in ein bitteres Weinen aus. Die glückſelige Zeit ſtand vor ihr mit Vater und Mutter, und wie die Mutter den Vater ſo unendlich lieb gehabt, und wie ſie mild war und aufopferungsvoll, und wie ſie Alles, Alles auf Erden hätte erduldet und hingegeben, nur ihrem Gatten zu Lieb'. — Der Zeilhofer war nicht immer der Zeilhofer, ſondern in ſeiner Jugend ein armer Holzſchläger geweſen, der im Kärtneriſchen, Salzburgiſchen und Tiroliſchen herumziehen mußte, um Arbeit zu finden. In Tirol hatte er eine ſchöne Bauerntochter kennen gelernt. Sie hatten ſich gern. Das Losreißen von den Ihren und von ihrem Land war auch nicht gut geweſen und überall hat's geheißen, eine ſolche Ehe zwiſchen dem Holzhauer und der Bauerntochter wäre nicht in der Ordnung. Aber ſie hat ihn nicht verlaſſen, iſt mit ihm gezogen in's Steiriſche her und hat ihm in ſeiner Heimat einen Bauernhof gekauft. Es iſt ein gar ſchöner Ehſtand geweſen. — Daß es die Tochter der Mutter nur nachmache! — Und der Vater, wenn er zurückdenkt auf ſeine eigene Jugend, und wie er froh geweſen ſein wird, daß ſein Geſpons ihm treu gefolgt iſt — er muß verzeihen . . . .

Sie küßte ſein Gewand und netzte es mit Thränen.

Endlich verſchloß ſie den Kaſten. Dann ſtand ſie in der Stube ſtill und ſagte: „Du liebes Haus, jetzt behüt' dich Gott!"

Dann ſchloß ſie die Stube ab, verwahrte den Schlüſſel und eilte raſch davon. Vor dem Hauſe, wo aus der Standröhre der ewige Waſſerquell ſprudelt, hielt ſie die hohle Hand unter den Brunnen und trank daraus, und fuhr hernach mit der naſſen Hand über die Stirne. Aus den Stallungen gackerte das ganze Hühnervolk herbei mitſammt den watſchelnden Küchlein, ſie umkreiſten das Mädchen, ſo daß es kaum einen Schritt vor ſich hinzumachen im Stande war. Mit einigen ſcharfen „Pſcht!“ mußte ſie ſich Bahn brechen; aber die Hühner flatterten ihr noch eine Weile nach. Sie kannten ihre Gönnerin, hatten aber heute das Futter noch nicht erhalten, das ſie des Morgens von ihr gewohnt waren.

Der Weg in's Amerika.

So hatte Helene, die Tochter des Zeilhofers, das Haus verlaſſen.

Die Wege über die Nachbarsfelder hin ſchritt mancher Kirchengänger. Auf den Wieſen arbeiteten die Mähder und die Sonne ſchimmerte in den Senſen und in den Thautropfen der Gräſer.

Die Zeilhofer Mähder waren heute juſt nicht die fleißigſten, hingegen aber die luſtigſten. Wenn Hochzeit ſo nah' iſt! Da mußten ſie ſich doch einüben im Geſangelſingen; und das thaten ſie redlich.

Da ſang der Eine:

„Im heurigen Johr
Geht Olls vor und vor,
Nur ih bin alloan,
Wir a Ständl afn Roan!

Zweg ſul ih nit trauri ſei,
Wann's mir a ſo geht;
Trau'rt 's Stoandl af'n Roandl,
Wann's gor alloan ſteht.“

Und ein Anderer:

„Schau her, Dirndl, wia 's Bacherl
Von Berg owa rinnt,
Und ſchau her af mei Herzerl,
Wiea d' Liab' auſſa brinnt!“

Und ein Anderer:

„Hiaz mecht ih deuh wiſſ'n,
Sul ih bleib'n, ſul ih geh'n,
Mei Dirndl is ſou liab'
Und die Welt is ſou ſchen.

Is d' Welt nouh ſou ſchen,
Geh' dou wieda z' Haus,
Ohne dih, mei liab' Dirndl
Holt ih's länga nit aus.“

Auch die Mädchen ließen ſich hören und ſangen Liedchen, die nicht minder unzweideutig waren, ſo daß ſich Helene dachte: Sie ſind alle verliebt.

Mit dieſem Gedanken ſchied ſie aus der Heimat.

Weiter oben auf der Föhrenhöhe wendete ſie ſich noch einmal um und ſah zu den Häuſern von Ober-Eſchendorf zurück. Sie waren alle in den Silberrauch der Morgenſonne gehüllt, ſo daß einzelne Hausdächer kaum von den Gebüſchen zu unterſcheiden waren. Nur an dem funkelnden Dachknopfe, der wie ein Sternchen herauf leuchtete, erkannte ſie den Zeilhof.

Auf einer alten Schwarzkiefer der Föhrenhöhe hing unter einem Dachſchilde das halbverwaſchene und verwitterte Bild der heiligen Dreifaltigkeit. Vor demſelben gingen drei Wege auseinander. Auf dieſem Platze ſetzten die Ober-Eſchendorfer ihre Leichen zu Boden, daß dieſe noch einmal in's ſchöne Thal von Ober-Eſchendorf zurückſehen konnten, bevor man ſie hinabtrug auf den Kirchhof zu Eſchendorf. Helene dachte daran. Auch ihrer Mutter Sarg war auf dieſe braunen Baumwurzeln niedergelaſſen worden. Sie ſtand nun genau auf derſelben Stelle.

Den ſteilen Eſchendorferweg ſtieg mit glitzerndem Bajonnet auf dem Gewehre ein Gendarm heran. Als dieſer die Wegzweigung ſah und das Mädchen, that er die Frage: „Mit Erlaub, ſchöne Jungfrau, welcher Weg führt nach Ober-Eſchendorf?“

Sie wies mit der Hand die Richtung und der Wachmann ſchritt fürbaß.

Sie ſah ihm nach, ſo lange ſein Bajonnet noch durch den Wald funkelte, dann ſchlug ſie die Richtung gegen Kürberg ein. Der Weg zieht ſich lange über eine Höhe hinaus, die mit viel Moos und Heidekraut, aber wenigen, und das noch verkrüppelten Bäumchen bewachſen iſt. Nach beiden Seiten hin ſieht man die Gegend: links weites Waldland mit fruchtbaren Thälern; rechts über grünen Almen die blauende Zackenmauer des Hochgebirges.

Aber Helene hatte kein Auge für die Schönheiten ihres Vaterlandes, das ſie nun verließ; ſie blickte ſtets vor ſich auf den Sandweg hin — ſie ſuchte nach den Spuren der Schritte deſſen, welcher ihr heute auf dieſem Wege vorangegangen war.

Es war ſehr heiß, und hinter den Kämmen des Hochgebirges ſtiegen weiße Wolkenballen auf. Als Helene über weite Felder hinabſchritt gegen Kürberg, läutete auf dem weißen Kirchthurm die Mittagsglocke. Im großen „Gaſthaus und Fleiſchhauerei“, das an der Straße ſtand, kehrte ſie zu, ſetzte ſich ermüdet und betrübt im Gaſtzimmer an das Ofentiſchchen, wo es kühl und dunkel war, und ließ ſich eine Schale Suppe und ein halbes Seitel Wein geben.

Wie ſie ſo daſaß und bei ſich ſann, kam es ihr vor, als gehe ſie im Traume herum und wiſſe eigentlich nicht, wozu und wohin. — Es war hier ſchon Alles ſo fremd . . . . Wie, wenn ſie jetzt umkehrte? Gegen Abend wäre ſie wieder daheim, und kein Menſch hätte eine Ahnung, was da hätte werden ſollen.

An anderen Tiſchen ſaßen mehrere Gäſte, die ein ſehr lebhaftes Geſpräch führten. Die dicke Wirthin mit den aufgeſtreckten Hemdärmeln und den ſilbernen Halsketten ſaß auch bei ihnen und war nicht die letzte beim lauten Diskurs.

Neben ihr noch eine andere Frau, die gerade nicht das kleinſte Glas vor ſich ſtehen hatte, und welche jetzt rief: „Nein, die mag der Pfarrer ſiebenmal von der Kanzel rufen, ſo glaub' ich's doch nicht. Die müßt' ich erſt mit dieſen meinen leiblichen Augen vor dem Altar ſtehen ſehen.“

„Wenn die Nachbarin Montag über acht Tag' nach Eichendorf fährt, ſo kann ſie das ſehen,“ ſagte die Frau

Wirthin, „es iſt ja nichts Neues mehr, ſie reden ſchon überall davon. Wie er ihm das erſte Mal in's Haus kommen iſt, ſoll ihn der Bauer zwar bei der vorderen Thür hinausgeworfen haben, aber bei der hintern Thür iſt der Fuchs halt allemal wieder hineingeſchlichen.“

„Sie ſagen,“ wußte ein Anderer zu erzählen, „er wär' immer auf den großen Lindenbaum geſtiegen und von demſelben durch's Fenſter in die Tochterkammer.“

Und wieder ein Anderer: „Wie der will, d'rin geweſen iſt er, das weiſt ſich. Und der Zeilhofer hat keine große Wahl mehr.“

„Iſt doch ein Erzſchelm, dieſer Schinder-Demi!“ ſagte die Wirthin und lugte vertraulich in den Kreis ihrer Gäſte. „Aber das ſag' ich, wenn ich der Zeilhofer bin, es mag ſchon ſein, was will, dem geb' ich meine Tochter nicht! — Dem nicht! — Wenn ein Menſch einmal ſo ſchwarz iſt, wie dieſer Demi, und verſchandirt, daß kein Hund mehr einen Biſſen Brod von ihm nimmt! So Einer wird mein Schwiegerſohn nicht!“ Und klatſch lag die flache Hand auf dem Tiſch, daß die Ausſprach' auch geſtempelt und geſiegelt war.

Helene hatte gemeint, ſie wäre hier ſchon fremd. Nun ſah ſie, daß die Leute mit dem Zeilhofe ſo bekannt thaten, als ſtünde er in der nächſten Nachbarſchaft. Nun erfuhr ſie aber auch, und zwar an ihr ſelber, was das iſt: Verleumdung, wie das entſteht und wie es eigentlich ausſieht. Aber das Unrecht, das ihr geſchah, that ihr nicht einmal weh, es zeigte ihr nur wieder klar, wie man Leute ſchwarz macht, die inwendig weiß ſind, und wie man ihren Nikodem ſchwarz gemacht hat, der doch ſo gut iſt. — Und ſie konnte einen Augenblick an die Umkehr denken? Ihn, den ja Alles ſchon verlaſſen hat, ſollt' auch ſie verlaſſen, auf die er liebevoll glaubt und vertraut! Und zurückkehren in's Haus, wo ihre Ehre zerriſſen und vernichtet worden war! — Mit neuem Muthe trank ſie ihren Wein zur Stärkung für die weitere Reiſe.

Einer der Gäſte hatte während der Worte der Wirthin mit den Fingern auf dem Tiſche getrommelt, hernach eine zappelnde Fliege aus ſeinem Bierglaſe gefiſcht und darauf Folgendes geſagt: „Ihr ſeid's närriſche Leut', allmiteinander. Jetzt möchte ich wiſſen, warum der Nikodem die Zeilhofer-Tochter nicht ſollt' haben dürfen. Er iſt jung, geſund und ein bildſchöner Burſch', und iſt Unterofficier bei den Jägern. Ein geſcheidter Kopf iſt er auch, und wenn's d'rauf ankommt, daß er zuletzt Zeilhofer ſollt' werden, ſo bringt er's ſo gut zuweg, wie ein Anderer."

Helene an ihrem Ofentiſchchen hatte gemeint, ſie müſſe aufſpringen und dem Vertheidiger ihres Nikodem um den Hals fallen. Indeß ſprach ſchon wieder die Wirthin: „Sagſt, was wahr iſt, Waldjackl, aber die Bravheit haſt vergeſſen; warum führſt denn die nicht an?"

„Wer kann ihm was Schlechtes beweiſen?"

Da lachten die Anderen.

Der Wirth trat ein und fragte, was es gebe.

„Herr, Du wirſt es auch nicht glauben," rief ihm die Wirthin zu, „beim Zeilhofer z' Obereſchendorf iſt nächſt' Wochen Hochzeit."

„Eine alte Geſchichte,“ ſagte der Wirth wegwerfend, „ſind die Brautleut' vor etlichen Tagen ſchon vorbeigefahren.“

„Der Demi mit der Zeilhofer-Tochter? So möcht' ich doch bei meiner Treu' das Brautpaar gern geſehen haben. Er iſt ja ſo ſauber und ſie ſoll, ſagt man, auch ein ſchönes Mädel ſein.“

„Na, na, das iſt ja nicht ſo,“ verſetzte der Wirth, „der alte Zeilhofer heiratet eine Witwe vom Murboden herüber.“

Noch ein Schlag auf den Tiſch von der Wirthin, und dann rief ſie entrüſtet: „Aber das iſt doch auf der Welt ungleich, was heut' zu Tag Alles zuſammengelogen wird! Und der Alte heiratet noch einmal? Na, der hat's auch noth, daß er ſeiner Tochter die eigene Hausthür verriegelt. Einem Mädel, das ſchon ſelber die ſchönſten Partien hätt'!“

Das Mädchen am Ofen verlangte zu zahlen.

„Biſt gewiß von weit zu unſerm Doctor hergekommen?“ fragte die Wirthin; „nicht? Ich hab' nur gemeint, weil zu unſerem Doctor ſo viele fremde Arztgeherinnen kommen, und weil Du ſo ſtill und traurig daſitzeſt, daß Du daheim ein Krankes kunnt'ſt haben.“

Helene ſtand auf und ging. Als ſie auf die ſchneeweiße und heiße Straße hinaustrat, ſchlug es ihr faſt die Augen zu. Sie mußte ſich mitten in den Häuſern erſt beſinnen, welchen Weg ſie einzuſchlagen hatte; da ſah ſie zu ihren Füßen plötzlich ein Tannenreis, das mit einem Steinchen beſchwert im Staube lag. Ein Zeichen von ihm; ſie wandelte den Weg muthig weiter. Schulkinder begegneten ihr, die fragte ſie, ob es da recht wäre nach Oberſchachen.

Einige antworteten mit ja, andere mit nein und lachend trippelten ſie davon. Nur ein einziges Mädchen blieb ſtehen und ſagte: „Nach Oberſchachen iſt es da ſchon recht, aber da müßt ihr durch einen Wald gehen, der fünf Stunden lang iſt, und in welchem ſie den Viehtreiber erſtochen haben.“

„Ich danke Dir ſchön und da haſt zwei Kreuzer!“

Das kleine Mädchen ſah fragend auf und ſäumte anzugreifen.

„Nimm nur, und bet' dafür einmal ein Vaterunſer.“

Die Kleine nahm und eilte gegen das Dorf hin.

Als Helene zum Rande des Waldes kam und noch einmal umſchaute zu den Häuſern von Kürberg, ſah ſie vor dem Wegkreuze, welches am Ende des Dorfes ſtand, das Schulmädchen knieen. Das betete wohl ſchon ſein Vaterunſer für die Reiſende.

Am Waldrande zweigte ſich die Straße; die eine ging rechts über Hochwieſen hin, entfernten Häuſergruppen zu; die andere ging ſanft aufſteigend in den Wald hinein. Mitten auf dieſer letzteren lagen drei Tannenzweige; und an einem dieſer Zweige lag eine Wegewarte und eine wilde Hyacinthe. Helene zog ihr Büchelchen hervor. Wegewarte: „Die Liebe ſoll Dich leiten.“ Hyacinthe: „Laß' den Muth nicht ſinken.“

Fröhlich ging ſie in den Wald hinein.

Zuerſt war an beiden Seiten der Straße ein Dickicht von jungen Lärchen, über das herein die Sonne noch auf den Weg ſchien. Bald kamen hohe Fichten und Tannenbäume mit ihrem Schatten. Mancher Baumaſt ſtreckte ſich weit über die Straße, wie ein drohender oder warnender Arm. Manches Geſtämme war knorrig und umflochten von langem, fahlem, nadel- und rindenloſem Geäſte. Andere Bäume waren ſchlank und glatt bis hoch hinauf und zwiſchen ihren röthlichen Stämmen gähnte die endloſe Dunkelheit des Waldes durch. Helene hatte hier für Alles Augen, weil ſie ſich ängſtigte. Sie hielt die Hand an ihren Buſen, als gälte es ſchon, ein Gut zu ſchützen, welches ſie vielleicht vom Hauſe ihres Vaters mit ſich trug. Sie war noch nie durch einen ſo wilden Wald gegangen. Aus einem niedergebrochenen Baumaſt brach ſie ſich einen Stock, den hielt ſie feſt in der Hand.

Als ſie eine Weile gegangen war, hörte ſie aus dem Waldesdunkel her plötzlich einen Schrei. Sie ſtand nicht ſtill, um zu horchen, ſondern beſchleunigte ihre Schritte, trat aber ſo leiſe auf, daß ſie die Wiederholung der Stimme vernehmen konnte, und dieſelbe endlich als den Ruf eines Habichts erkannte. Auch hörte ſie bisweilen das Girren von Wildtauben. Die Straße ging immer ſachte hinan; mehrmals zweigten ſich Seitenwege ab und immer lag auf der breiteren Straße der Tannenzweig.

Da machte ſie ſich Vorwürfe über ihre Angſt. Er war ja bei ihr, er begleitete ſie ſo ſorgſam und treu, und bald ſoll ſie an ſeinem leiblichen Arme wandeln.

Aber der Wald blieb immer finſter und die Straße blieb immer einſam. Früher war das Mädchen ermüdet geweſen; aber jetzt fühlte ſie ſich neu erfriſcht, haſtig und haſtiger wurde ihr Gang, — ſie ahnte die Nähe des Geliebten.

Endlich ſchien die Straße die Höhe des Berges zu erreichen, um ſich jenſeits ſo gemach abwärts zu ſenken, als ſie diesſeits emporgeſtiegen war. Durch das Geäſte ſchimmerte ein Rothes. Es war das Dach der Kapelle. Helene meinte, ſie müſſe hinſtürzen wie ein gehetztes Reh, aber ſie ging langſam. Ihr Auge ſank zu Boden, und vor der Kapelle ſtand ſie unbeweglich ſtill und blickte nicht ſeitwärts.

Sie hörte keinen einzigen Laut. Auf der Straße lagen zackige Tafeln der Sonne, die ſich durch das hohe Gewipfel gebrochen hatten. Ameiſen liefen geſchäftig über die lichten Flächen; Mücken kreiſten in den Strahlen.

Endlich blickte Helene gegen die Kapelle hin. Dieſe war mit einem eiſernen Gitter verſchloſſen. D'rinnen in der Maueriniſche ſtand Sanct Rupertus vor einem Hirſchkopfe, zwiſchen deſſen Geweihen ein Chriſtuskreuz ragte. Sonſt war nichts in der Kapelle und die platten Steine vor derſelben waren in ihren Fugen mit Gras bewachſen. Neben der Kapelle war ein Anger mit kurzem Graſe, ganz beſchattet von den umſtehenden Tannen. Auf dieſem Graſe ruhte Nikodem und ſchlief.

Helene trat leiſe hinzu und blickte auf ihn nieder. Die Sorgen und Anſtrengungen der letzten Tage mochten ihn erſchöpft haben, ſein Geſicht war blaß. Eine Ameiſe lief über ſeine Stirne; Helene wollte ſchon die Hand ausſtrecken, um das Thier zu verſcheuchen, da fiel es ihr ein, ſie wolle ihn ſchlafen laſſen und bei ihm Wache halten. — Er war in ſeinen gewöhnlichen Kleidern, deren Taſchen gefüllt erſchienen und den Wanderſack erſetzen mochten.

Nur anſtatt der blauen Mütze lag ein brauner Hut neben ihm. Und ſein in das Gras niedergehender Arm hielt noch leicht den Wanderſtock umfaßt.

Seine Lippen zuckten zuweilen, als habe er einen lebhaften Traum und müſſe in demſelben reden. -- Er vertheidigt ſich vielleicht im Geiſte gegen die ſchweren Anſchuldigungen, Verleumdungen. Oder er ſpricht mit dem Oheim in Amerika und empfiehlt ihm ſeine Braut. Oder er flüſtert zu ihr ſelber, wie er jetzt ja den Arm an ſein Herz legt. — Liebſter Mann! Du weißt es gar nicht, wie ganz und einzig ich Dein bin . . . .

Eine geraume Weile war ſie ſo vor dem Schlummernden geſtanden, da war es ihr plötzlich, als habe ſie donnern gehört, als wäre ein Gewitter im Anzuge. So beugte ſie ſich: legte ihre Hand auf die ſeine und liſpelte: „Nikodem!“

Er regte ſich und ſchlug die Augen auf. Er ſchien befremdet, daß er ſich im Walde fand; als er das Mädchen vor ſich ſah, lächelte er.

„Nun biſt Du da,“ ſagte er, „nun ſollſt Du ein wenig ausruhen.“

„Ich bin nicht mehr müde und ich glaube, es iſt ein Gewitter nicht weit.“

„So wollen wir gehen.“

Er erhob ſich und faßte ſie an der Hand: „Helene, jetzt glaub' ich es, daß Du mich lieb haſt.“

Sie antwortete nicht, und er fragte nicht weiter, wie der Abſchied von daheim war und was ihr unterwegs etwa wohl begegnet ſei.

Sie gingen Hand in Hand fürbaß die Straße, immer etwas abwärts, immer durch Wald, der hier hoch und finſter war, dort eine Lichtung bildete, daß man hinaus ſehen konnte in die fernen blauen Berge, über welchen ſich höher und dunkler das Wolkengebilde ausdehnte.

„Dieſes Amerika muß wohl weit weg ſein,“ bemerkte das Mädchen einmal.

Er gab keine Antwort.

Helene wollte nicht verrathen, wie ſehr ſie die Füße ſchmerzten, aber er merkte es an ihrem Gange, und wie ſie ſich auf ſeinen Arm ſtützte. Er ſchlug vor, zu raſten; ſie fürchtete ſich vor dem Gewitter und ſagte, ſie welle gehen.

Die Sonne war ziemlich tief hinter die Wipfel hinabgeſunken.

„Wir haben noch drei Stunden bis nach Oberſchachen,“ ſagte Nikodem.

Helene blieb ſtehen und ſprach die Hoffnung aus, daß gewiß ein Wagen des Weges fahren würde, der ſie mitnähme.

„Das iſt unwahrſcheinlich,“ meinte der Burſche, „um dieſe Zeit wird nicht viel durch den Kürwald gefahren; die Poſt geht in der Woche nur zweimal und heute iſt kein Poſttag. Ich finde es aber nicht nöthig, daß wir uns ſo quälen, um heute noch nach Oberſchachen zu kommen. Das Gewitter würde uns doch überraſchen. Wir wollen früher ein Dach und eine Unterkunft über Nacht leicht finden, daß wir morgen wieder friſch und heiter wandern können.“

Bald darauf kamen ſie an eine Stelle, wo ſich links quer durch das Geſtämme ein Waldweg abzog. Auf dieſem Wege lag nun zwar kein grüner Tannenzweig, wohl aber dürres Lärchengeſtrünke und rothes Genadel — doch Nikodem ſchlug ihn ein und Helene ging lautlos mit ihm. Hoch in den alten Lärchen hüpften Eichkätzchen auf und nieder, daß es kniſterte, und manches aufgeſchreckte Wildhuhn rauſchte durch, daß das Mädchen erſchrocken zuſammenzuckte. Der Weg wurde ſchlechter, der Hang ſteiler, und da ſich über den Himmel bereits das dunkle Gewölke gezogen hatte, der Wald immer finſterer.

„Das iſt jetzt ſchon bald zum Fürchten,“ bemerkte das Mädchen.

„Warum?“ fragte er und blickte ſie lebhaft an, „an das wirſt Du Dich gewöhnen. In Amerika gibt es noch ganz andere Urwälder.“

— Sollen wir denn in die Urwälder gehen? dachte Helene, ſchwieg aber ſtill.

In den hohen Wipfeln begann der Wind zu rauſchen, während am Fuße der Bäume, wo das Paar langſam und mühſam dahinſchritt, nicht das leiſeſte Lüftchen zog. Sie kamen zu einer Quelle, wo das Mädchen auf einem Steine raſten und zur Kräftigung einige Blätter Waldkreſſe eſſen wollte. Da fielen ſchon die erſten Tropfen und der Mann zog Helene haſtig mit ſich fort, bis ſie in einer von Haſel- und Himbeerbüſchen dicht bewachſenen Schlucht vor einem hölzernen Häuschen ſtanden.

Dieſes Häuschen war, aus der nahen Meilerſpur zu ſchließen, einſt wohl die Wohnung eines Kohlenbrenners geweſen; jetzt wuchſen an ſeinem Thürpfoſten die Brennneſſeln und aus ſeinen ſcheibenloſen Fenſtern ſtarrte die ſchwärzeſte Finſterniß hervor. Das Häuschen ſchien ſchier verſunken in's Buſchwerk, ſo daß Nikodem ſich erſt den Pfad bahnen mußte hin zur Wandbank, über welcher ein Vorſprung des Bretterdaches Schutz bot.

Nikodem zog das Mädchen zu ſich auf dieſe Bank und ſagte mit der Miene des Behagens: „Jetzt mögen die Wolken berſten, wie ſie wollen, wir ſind im Trockenen.“

Das Mädchen athmete auf, wie nach der Ueberwindung einer großen Laſt. „Haſt Dich wacker gehalten, mein Schatz!“ ſagte er und legte ſeine Hand auf ihre Achſel. „Und nun will ich aber ſehen, ob meine kleine Hausfrau auch für eine Jauſe geſorgt hat. Dein Alter, mußt Du wiſſen, hat heute einen prächtigen Appetit.“

Helene erſchrack.

„Ei!“ lachte er, „wir wollen es ja ſo machen, wie die Anderen, der Mann bringt die Mittel in's Haus und das Weib bereitet ſie zum Genuß.“ Damit zog er einen Ballen aus dem Sacke, in deſſen Umhüllung ſich ein friſches, rohes Stück Fleiſch befand. Ein anderer Sack barg einen Blechbehälter, in welchem Wein war. Verſchiedenes Zugehör fand ſich auch vor.

Das Mädchen aber ſtand auf und ſagte ſehr ernſthaft: „Du mußt mir keinen Vorwurf machen, Nikodem, daß ich jetzt auf der Reiſe noch nicht für das Eſſen ſorge. Mußt Dir merken, daß ich noch nicht Deine Hausfrau bin.“

„Wirſt es aber ſchier ſein müſſen, wenn uns ſonſt Niemand das Wildpret kocht.“

„Ich bin gar nicht müde,“ fuhr ſie fort, „das Wetter wird auch nicht viel bringen, und mir iſt es am liebſten, wir gehen gleich wieder weiter. Hier können wir doch nicht bleiben.“

Lachend rief er: „Ja, mein liebſtes Herz, auf der Reiſe muß man ſich in Alles fügen. Nach Oberſchachen können wir heute nicht mehr gehen; und wie Du weißt, daß wir Flüchtlinge ſind, iſt es weit rathſamer, wir raſten die Nacht in einer abgelegenen Hütte. Morgen um dieſe Zeit ſind wir vollſtändig ſicher und fahren ſchon auf der Eiſenbahn.“

„Ich kann nichts dagegen ſagen,“ meinte ſie, „Du wirſt es am beſten wiſſen — aber daß wir da beiſammen bleiben, iſt nicht mein Wille.“

„Raum iſt in der kleinſten Hütte,“ rief Nikodem, und ſtieß faſt übermüthig die Thür des Häuschens mit dem Fuße auf. Im Innern ſah es nicht ganz ſo elend aus, als man vermuthet hätte.

Es war eine gut erhaltene Feuerſtelle, ein Tiſchchen, eine Lagerſtatt mit Stroh, ein Schrank da, und ſogar einige Kochgeräthe hingen an der Wand. Auch Glasſchuber ſtanden an den Fenſtern, die aber zurückgeſchoben waren. Ein Kienſpanbuſchen, der am Herde lehnte, etliche verrußte Heiligenbilder, die als Hausaltar prangten, vollendeten die Einrichtung; das Schlechteſte an der ganzen Wohnung war nur das zerbrochene Holzſchloß an der Thür, welches Nikodem eben ſelbſt zerſtört hatte.

„Wir können ſehr zufrieden ſein,“ ſagte dieſer, die Stube durchforſchend, „der Himmel meint es uns gut gleich am erſten Tage.“

„Alſo, iſt es Dir recht, Nikodem?“ fragte das Mädchen.

„Gar nichts Beſſeres zu wünſchen!“

„Nachher iſt es mir auch recht.“

Nun huben ſie an und richteten ſich ein. Helene trug Holz in's Haus, machte Feuer an und ließ ſich's angelegen ſein, aus dem mitgebrachten Wildpret einen Naturbraten zu Stande zu bringen. Da das Gewitter ſich nur in vielem Blitzen und Donnern erging, ohne ſich des Weiteren in Regen zu ergießen, ſo huſchte Nikodem draußen in den Büſchen herum, auf daß er Heidelbeeren und Himbeeren ſammle. Auch Erdbeeren, die zwiſchen Steinen wuchſen, ließ er nicht ungepflückt. So kam er mit einer köſtlichen Ernte zurück und fand im Hauſe den Tiſch ſchon gedeckt, in Ermanglung eines andern Stoffes mit dem lichtblauen Vortuche Helenen's. Das Mädchen hatte die Oberkleider abgelegt; es erſchien in einem leichten, häuslichen Anzug. Hatte in der Stube auch ſchon hübſch aufgeräumt. Herd, Bett, Bank und Tiſch ſo gut beſtellt, als bei den wenigen Mitteln nur immer möglich war.

Auf einem reingeſcheuerten Brettchen zerſchnitt ſie nun den prächtig duftenden Braten und er entkorkte den Wein. Sie fragte ihn, wie er denn zum Wildpret gekommen ſei; er antwortete, er hätte heut' früh einem Wildſchützen einen erſchoſſenen Hirſchen abgejagt und aus dem Thiere das Stück Fleiſch herausgeſchnitten.

„Ich hab' gemeint, Du hätteſt den Hirſchen ſelber geſchoſſen,“ ſagte ſie.

„Schmeckt er Dir nachher beſſer, ſo denk' halt, ich hätte ihn ſelber geſchoſſen.“

Sie waren heiter, lachten und ſcherzten und die Mahlzeit ging vor ſich, als hätten ſie ſchon ſeit Jahren in dieſem Hauſe gewohnt. Daß ſie Beide den Braten mit den Fingern in den Mund führen und den Wein aus Einem Halſe trinken mußten, das focht ſie nicht an; Adam und Eva im Paradieſe hätten, wie Nikodem bemerkte, nicht einmal das gehabt.

Und dann kamen auf den grünen Tellern der Sauerampferblätter die Früchte: die Heidelbeeren, die Himbeeren, die Erdbeeren. Nikodem fragte Helene, ob ſie wiſſe, wie verliebte Leute Erdbeeren pflügten.

Sie antwortete, daß ſie das nicht wiſſe.

„So will ich Dir's lehren. Jedes von uns nimmt ein Erdbeerſträußlein in den Mund, aber ſo, daß die Beeren von den Lippen niederhängen. Nun muß Eines mit den Lippen die Erdbeeren des Andern pflücken und dabei Acht haben, daß das eigene Sträußlein nicht aus dem Munde fällt. Ich verwett' alle Himbeeren, das bringſt Du nicht zuwege.“

„Das wird keine Kunſt ſein,“ ſagte Helene, nahm ein Sträußchen zwiſchen die Zähne und der Burſche that auch ſo. Sie pflügten ſich gegenſeitig mit den Lippen die Beeren herab, ohne daß auch nur eine einzige zu Boden fiel; und die Sträußchen blieben feſtgeklemmt zwiſchen den Zähnen; daß ſchließlich die rothen Lippen ſelbſt für Erdbeeren gehalten wurden, verſteht ſich von ſelbſt.

Als dann endlich abgeſpeiſt war, und als das kniſternde Herdfeuer ſeinen freundlichen Schein an die Wand der Stube warf, weil es draußen ſchon dunkelte, und als an die Nachtruhe gedacht wurde, bat Helene den Burſchen, er möge mit der leeren Blechflaſche zur Quelle hinauf gehen und friſches Waſſer holen; es verlange ſie des Nachts, wenn ſie erwache, bisweilen nach einem Trunk.

„Mein lieb' Dirndl, den ſollſt Du haben!“ ſagte Nikodem zärtlich, nahm die Flaſche und ging hinan gegen die Stelle, wo ſie beim Herabſteigen die Quelle geſehen hatten. Es war eben das Rinnſal ſchon zerſtört, welches einſt dieſes friſche Waſſer zum Häuschen hinabgeleitet hatte. Die Quelle war ziemlich entfernt, der Abend ſchon ſehr dunkel, aber Nikodem ſtieg fröhlich hinan und fröhlich herab — wie freute er ſich, daß er endlich ſeiner Allerliebſten den Trunk Waſſer reichen konnte!

Als er zurückkam, war die Hütte leer. Das Feuer brannte wie früher auf dem Herde, alles Andere war wie früher da, aber Helene fehlte, und kein einziges Stück von ihrer Kleidung, und keine einzige Spur von ihr war da.

Nikodem ſtand zuerſt rathlos und blickte umher. Dann ſah er nach in den Winkeln, ob ſie ihn nicht neckte; dann ging er vor das Haus und horchte, und rief ihren Namen; dann ſtrich er in den Büſchen herum und ging voll von Liebe und von Zorn die Schlucht aus und ein, und kehrte wieder in das Haus zurück — und fand ſie nicht.

Es war ſpät, die Herdflamme war verloſchen. Nikodem zog ſeinen Rock aus, hob aus demſelben eine Piſtole hervor, unterſuchte den guten Stand ihrer Ladung und legte ſie auf den Tiſch, der an der Bettſtätte ſtand. Und ſich ſelbſt ſtreckte er mit einem Fluche auf's Stroh.

Sie ließen mich ſinken — und hielten Gericht . . . .

Am andern Morgen, um die Zeit des Sonnenaufgangs wurde er durch einen leichten Schlag auf die Wange geweckt. Helene ſtand vor ihm, friſch und munter und reiſefertig.

„Wo biſt Du geweſen?!“ Das war ſein erſtes Wort. Strenge, Zärtlichkeit und Neugierde lag darin.

„Ueber dem Ziegenſtall, der da hinterhalb angebaut iſt, auf dem guten Heu hab' ich geſchlafen. Ich denke wohl, daß auch Du eine friedſame Nacht wirſt gehabt haben.“

„Helene, wie haſt Du mir das anthun können?“ ſagte er vorwurfsvoll und ſetzte bei: „daß Du mir ſo ganz heimlich fortgegangen biſt! Haſt Dir's nicht denken können, daß mir das weh thun muß'?“

„Das wohl, aber ich hab' mir auch denken können, daß Du heut' früh wieder ausgeſöhnt ſein wirſt. Und jetzt ſteh' auf Bärenhäuter, daß wir bei Zeiten in's Amerika kommen.“

— Sie war ſo unbegreiflich, wie es die Liebe ſelbſt iſt. —

Er ſtand auf, ſie verzehrten den Reſt des geſtrigen Nachtmahls und verließen das Haus.

Helene ſchrie noch in die Thür hinein zurück: „Dank' Dir Gott, Haus, für's Dach, aber dableiben möcht' ich nicht bei Dir!“

Friſch ausgeraſtet, war ſie auch friſch aufgeräumt im hellen, klaren Morgen. — Vielleicht freute ſie ſich auch über ihre Liſt und den Sieg. Die Männer ſind leichtſinnig, ſo heißt's ja allerwege. Iſt ihnen vielleicht angeboren und ſteht Manchem gut; nur muß man ſich von ihnen nicht auch ſelbſt leichtſinnig machen laſſen. —

Sie waren nach langem Waldwege endlich wieder zur Straße gekommen. Es wurde aber beſchloſſen, dem Orte Oberſchachen durch einen Umweg auszuweichen. Nikodem ſetzte feſt, daß, im Falle ſie von irgend Jemandem um Name und Charakter befragt würden, ſie das Ehepaar Namens Bruckner wären — Teichgräberleut' aus Böhmen. Er habe einen Schein bei ſich, der darauf laute.

„Ja, hörſt,“ meinte das Mädchen bedenklich, „wir kommen aber recht in's Lügen hinein.“

Seine Antwort war: „Wer a ſagt, der muß auch b ſagen, da hilft kein Mittel.“

„Das kannſt Du thun, wenn's ſchon ſein muß. Ich red' einmal, was wahr iſt, oder laß' die Leut' fragen und bin ganz ſtill.“

„Und — was ich weiters ſagen wollte,“ verſetzte er faſt zögernd, „es wird gut ſein, wenn wir, Du oder ich, das Geld ſorgfältig verwahren, oder gar in's Kleid einnähen.“

Dabei ſah er ſo ſchief d'rein, als ob er auf eine Antwort lauerte.

Ihre Antwort war: „Ja, das wird gut ſein.“

Er war recht heiter geworden. Er trillerte zum Schritte den Takt, er ahmte den Geſang der Vögel nach, er ſang Liebesliedchen auf Helene.

Die Gegend war freundlich und licht geworden und hatte ein almenartiges Ausſehen.

Zu Mittag kehrten unſere Wanderer in Lewald ein und ließen ſich ein gutes Mahl bereiten. Die Leute im Gaſthauſe machten ſich über dieſes Paar ſo ihre Gedanken. — Sie thun miteinander wie Verheiratete, ſind's aber nicht. Geſchwiſter ſind ſie noch weniger. Brautleute? Das mag ſein, aber auf ihre Hochzeit werden die nicht viele Gäſte laden. Mein Gott, was heuzutage doch für Leute auf der Straße ſind!

„Darf ich nachſchenken?“ fragte der Wirth und nahm die leergewordene Weinflaſche beim Kragen. Nikodem geſtattete es. Und als es dann zum Zahlen kam, ſagte er leiſe: „Jetzt ſei ſo gut, Helene . . .“

Sie blickte ihn an, zog dann ihr Geldtäſchchen hervor und beglich die Zeche.

„Sind halt doch Eheleute geweſen,“ ſagte ſpäter der Wirth zu den Seinen, „er iſt Simandl, ſie hat's Geld im Sack.“

Als ſie wieder unterwegs waren, ſagte Nikodem: „Wie ich mir's bedenk', geht's nicht, daß wir in Sillthal in den Eiſenbahnzug ſteigen. Wir müſſen, daß wir raſch weiter kommen, mit dem Eilzug reiſen; der hält in Sillthal aber nicht an. Wir gehen nach Neuhofen hinab, iſt um eine halbe Stunde näher und kommen dort noch zurecht zum Eilzug.“

„Und daß ich bei der Muhme in Sillthal den Brief an meinen Vater ſchreib'?“

„Herz, das geht nicht. Wir haben es ſo beſtimmt, es iſt wahr, aber man muß handeln nach den Umſtänden. Du wirſt dem Vater ja von Hamburg aus ſchreiben.“

Das Mädchen hatte keine Entgegnung. Sie dachte an den armen Vater, welcher heute auf den Zeilhof heimkehren und ſein Kind nicht finden wird.

Nikodem errieth ihre Gedanken und ſagte: „Der mit ſeinem nagelneuen Weib wird jetzt nicht viel fragen nach Deinem Brief.“

Nun ſchwieg ſie erſt recht und ſchwieg lange. Sein Ausſpruch hatte ihr weh gethan. Sie gab ihm auf mehrere Bemerkungen keine Antwort, ſo daß Nikodem lachend rief: „Jetzt iſt unſere Lieb' ſchon gar feſt, jetzt bricht ſie nimmer, denn wir ſind ſchon böſ' aufeinander.“

„Biſt leicht auch Du böſ' auf mich?“

„Helene, Du ſollſt mir die Schwierigkeiten, die ich ohnehin nur mit Noth überwinden kann, nicht noch größer machen.“

„So will ich nichts mehr ſagen. Thue Du wie Du willſt, mir wird Alles recht ſein.“

Sie wanderten weiter und kamen endlich in das Thal hinaus, in welchem der Markt und die Station Neuhofen liegt. Sie gingen geradeswegs dem Bahnhof zu. Das Signal verkündete ſchon den Eilzug.

Nikodem leitete das Mädchen in einen Winkel des Wartſaales und flüſterte: „Helene, jetzt gib her.“

„Was denn?“

„Das Geld, ich muß die Karten löſen.“

„Ich hab' ja kein's, um Gotteswillen!“ hauchte ſie angſtvoll.

Nikodem wurde blaß, ſeine Augen traten hervor, und füllten ſich mit Blut. — „Das wäre verflucht!“ murmelte er, „nein, Helene, mach' jetzt keine Späße, es iſt nicht mehr viel Zeit! Dein Geld, das Du von Heim mitgenommen haſt!“

„Du, Nikodem!“ entgegnete ſie und blickte ihm ſcharf in's Geſicht, „ich hab' mein Taſchengeld mitgenommen und ich hab' zum Andenken von meiner Mutter ein Kreuzel mitgenommen. Sonſt hab' ich nichts.“

„Dein Erbgut! — Helene!“

„Das wird doch nicht Dein Ernſt geweſen ſein, daß ich an meinem Vater einen Diebſtahl ſollt' begehen! Und was wär's denn anders geweſen?“

„Dein Erbgut, Helene!“

„Das Geld, welches im Kaſten meines Vaters liegt, iſt nicht mein Erbgut.“

„Und haſt kein Geld bei Dir? — Und wie haſt denn gemeint, daß wir fortkommen ſollten?!“ fragte er haſtig, aber tonlos.

„Da hab' ich gar nichts gemeint, weil es Deine Sorge iſt.“

„Jetzt ſind wir fertig.“ —

Der Bahnbeamte hatte gleich bei dem Eintritt des Paares mit beſonderem Intereſſe durch den Glasſchuber auf dasſelbe hingelugt. Er durchflog wiederholt eine Depeſche und ſchickte dann eilig einen Boten in den Markt, an das Gendarmerie-Commando.

„Verfluchtes Weibervolk!“ murmelte Nikodem in den Winkel hin, „wer mit den Weibern was anhebt, der iſt hin. Den Männern nachlaufen, da ſind ſie nicht faul, aber wenn man ihnen was Anderes aufträgt, da ſind ſie dumm und blöd, und falſch vor lauter Ehrlichkeit.“

„Meinſt mich?“ fragte Helene.

„Haſt Deinen Vater betrogen um das Seine, und biſt zu tugendhaft, als daß Du ihm das Deinige wollteſt nehmen. Mich haſt verblendet und umgarnt, daß Du mich kannſt zu Grund' richten. Was iſt denn an Dir, was hab' ich denn von Dir? Der Teufel hat Dich mir an den Hals gehetzt!“

Helene ſtand da wie eine Bildſäule, keine Aufregung war an ihr zu bemerken. Ihr Blick, der noch immer auf dem innerlich wüthenden Burſchen lag, war nicht mehr ſtreng, nicht zornig, und war nicht bittend — er war gleichgiltig und kalt.

Jetzt ſchlug die Glocke an und der Zug brauſte in den Bahnhof.

„Eine Minute.“

Nikodem ſtand einen Augenblick vor dem Mädchen, preßte die Hand auf die Bruſt: „Um tauſend Gotteswillen, Helene, verzeih' mir!“ ſtürzte hinaus auf den Perron und miſchte ſich in das Gedränge der Ein- und Ausſteigenden — es waren deren Viele, denn Neuhofen iſt eine Touriſtenſtation. In demſelben Augenblicke ſchritten zwei Gendarmen durch die Halle des Bahnhofes. Nikodem ſprang in ein noch offenes Coupé des ſich ſchon wieder bewegenden Zuges und ſchlug hinter ſich raſch die Thür zu.

„Anhalten! Anhalten!“

Der Bahnwächter winkte mit dem Fähnchen, der Zug hielt wieder ſtill; die Gendarmen eilten zum Coupé, in das Nikodem geſprungen war, riſſen den Schlag auf — da knallte ein Schuß . . . .

Der Eilzug hatte in Neuhofen fünf Minuten Aufenthalt. Die Gendarmen ſchleppten einen Todten aus einem Coupé erſter Klaſſe.

Der Deſerteur hatte ſich vor ihren Augen eine Piſtolenkugel durch's Herz gejagt.

Helene drängte ſich zwiſchen den Leuten durch, den Todten zu ſehen. Dann taumelte ſie ſeitwärts und fiel zu Boden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie mußten Beide vor's Gericht. Helene gab offene Antwort auf alle Fragen und geſtand, ſie hätte den Burſchen geliebt und nicht geglaubt, daß er ſchlecht wäre. Aber in der letzten Stunde hätte er ſie davon überzeugt und ſie wäre nun zufrieden. Sie kehre zum Vater heim, ſage aber das: eine Andere, die einen Mann ſo lieb' habe, wie ſie den Nikodem, die folge demſelben auch nach Amerika.

Dem todten Burſchen aber, der nicht mehr reden konnte und dem man vielleicht auch nicht geglaubt hätte, ſelbſt wenn er geredet haben würde, dem öffnete man den Schädel und die Bruſt mit dem Secirmeſſer, um in ſein Inneres zu ſehen.

Sein Fleiſch und Blut war, wie das anderer Menſchen. — Jene Urſache, die des weiteren den Menſchen bewegt, zu ſein wie er iſt, wird dem Secirmeſſer unfaßbar bleiben. — Sie hüllten ihn in ein Tuch und ſenkten ihn hart an der Kirchhofsmauer in ein enges, tiefes Grab.

Der Kaſtanienzweig in der Blumenſprache.

Der Zeilhofer war wie wahnſinnig. Das Erſte, als er nach Hauſe gekommen und die Suche nach dem Mädchen anging, war, daß er die Thür in ſeine Stube aufſprengen ließ. Sie war aber nicht im Zimmer. Im Kaſten war Unordnung, aus der Geldlade waren die Lederſtücke geworfen, des Weiteren fand ſich Alles in Richtigkeit. — Alle Räume des Hauſes waren wiederholt durchſucht, alle Nachbarſchaften durchforſcht worden, bis man endlich glauben konnte, daß Helene fort wäre. Aus Eſchendorf war ſie am Margarethentage nicht zurückgekehrt. Aber in Eſchendorf war ſie an jenem Tage gar nicht geſehen worden. Der Zeilhofer wußte nicht, was anfangen. Zweimal ließ er einſpannen, um dem vermißten Kinde nachzufahren, aber er wußte nicht, nach welcher Richtung hin die Pferde zu lenken und blieb zu Hauſe. Sie mußte ja doch von ſelber kommen, ſie mußte kommen. So nachthaltig kann der Verführungsteufel nicht wirken, daß er das ganze Herz eines von Natur aus ſo gut gearteten Kindes für immer verwüſtete. Wohl, dieſer Menſch iſt im Stande zu hexen — das hat er von ſeiner Mutter. Aber im Himmel lebt ein Gott, der das junge, unerfahrene Weſen nicht verläßt!

Seit zwei Tagen iſt ſie abweſend; ſeit zwei Tagen iſt der Urlauber in Ober-Eſchendorf nicht mehr geſehen worden. Urlauber? Es war ja ein Deſerteur; war — wie es jetzt herauskam — vor fünfzehn Tagen einberufen worden und nicht erſchienen. Als der Gendarm im Dorfe nach ihm ſtöberte, war er davon — mit dem Mädchen davon. Steckbriefe flogen nach allen Seiten aus. Der Zeilhofer hatte am zweiten Tage graue Fäden in ſeinem Haar.

Das wollte aber die Bachwirthin nicht, daß ihr Bräutigam grau ſollte werden noch vor der Hochzeit. Sie ſagte daher: „Was wirſt Dich da ſo viel ſcheren, Franz! Wenn ſie ſchon ſo weit iſt, daß ſie dieſem Vagabunden nachläuft, ſo iſt es ein kleiner Schad' und nicht der Müh' werth, daß man ſich ihretwegen grämt. — Und," ſetzte ſie lachend bei, „das Elend wird ſie ſchon wieder heimtreiben!"

Von dieſer Rede an hatte der Zeilhofer auch keine Braut mehr.

„So biſt Du, Bachwirthin?" gab er ihr zur Antwort. „Wenn das Deine ehfrauliche Theilnahme iſt und Deine Mütterlichkeit — hernach ſpann' ein und fahr' hinüber in Deinen Murboden. Wir Zwei ſind fremd!"

Ging zornig davon und war zweiter Witwer, bevor er zweiter Ehmann geweſen war.

Mit einer zeternden Inſaſſin fuhr der Wagen davon; aber mit einer weinenden fuhr zur nächſten Stunde ein anderer in den Hof. Der Bauer ſah ihn kaum, ſo ſtürzte er ſchon zu ihm hin. Helene ſank ihm in die Arme.

Er führte ſie in ein Stübchen, in das weiße, freundliche, wo die Bilder waren und im Glaskäſtchen das Haargeflechte von der Mutter.

Hier kniete Helene nieder vor dem Vater und bat ihn um Verzeihung.

„Steh' auf, Mädel, steh' nur auf. Ich ſeh' ſchon, Dir muß es ſchlecht ergangen ſein.“

„Ich hab' ihm mehr geglaubt, als Euch,“ ſchluchzte Helene, „und jetzt hab' ich's ſehen müſſen, wie er ſich erſchoſſen hat.“ — Sie erzählte dann ihre Flucht und das Geſchehniß auf dem Bahnhofe zu Neuhofen, hatte aber kaum genug Faſſung, es thun zu können. Der Bauer nannte den Nikodem einen Schurken. Und daß der einen Oheim in Amerika gehabt hätte, wäre ſo wenig wahr, als wie alles Andere, was er je geſagt hätte.

„Ich bitt' Euch, Vater,“ rief Helene, „von Natur aus kann er nicht ſchlecht geweſen ſein. Aber die Verachtung, die er hat leiden müſſen! Was die kann anrichten in einem Menſchen, das hätt' ich ſchier ſelber erfahren. — So tief hat er Niemanden gekränkt auf der ganzen Welt, als wie mich. Ich will Gott bitten, daß ich's kann vergeſſen. Er hat's blutig gebüßt.“

„Und Du —?“ Der Bauer wendete ſich weg, „ich getrau mich nicht zu fragen — was Du zu büßen haſt.“

„Daß ich Euch hab' verlaſſen können, Vater, daß ich's ſo hab' verlohnt, wie ihr's doch heilig recht mit mir habt vermeint. Das will ich Euch abbitten, all' mein Lebtag lang.“

„Und — ſonſt nichts? — Nein, Mädel, gib mir keine Antwort; ich möcht' Dir nicht glauben wollen, Du kunnt'ſt von ihm das Lügen haben gelernt!“

„Ihr ſtoßt mich zurück — und es geſchieht mir Recht,“ ſagte ſie voll des Schmerzes; „aber, ich nehm' dieſes Kreuz in die Hand, das hab' ich mitgenommen, es iſt von meiner ſeligen Mutter.“

„Gib Acht, daß Du Dich nicht verſündigſt!“

„Ich weiß nichts Beſſeres, bei dem ich Euch kunnt ſchwören, daß ich bei Eu'rer Hochzeit vor Gott und Euch noch einen grünen Kranz darf tragen.“

„So iſt ja Alles gut!“ rief er laut und hell und riß das Mädchen an ſeine Bruſt: „So biſt ja wieder mein Kind, mein ſüßes, gutes, mein liebes Lenerl!“ Und er wollte ſie ſchier erſticken mit ſeinen Umarmungen und Küſſen. „Gott Lob und Dank! Jetzt hab' ich's wieder gefunden, mein Herz, mein Kind — Dein Kind, Du mein liebes, einziges Weib! — Gott Lob und Dank!“

Mit den Aermeln fuhr er ſich über das Geſicht — all' umſonſt, es waren immer wieder die hellen Thränen da.

„Helene!“ brach er noch einmal aus, „ſchlecht hat's ausgeſchaut mit Dir, ſchauderlich ſchlecht. Aber Unrecht hab' ich Dir doch gethan. Dein grüner Kranz, der freut mich. Zu meiner Hochzeit,“ das ſagte er leiſer, wirſt ihn aber nicht tragen. 's wird ſo gut ſein. Die Sache hat ſich wieder zerſchlagen. Wir wollen fortleben, wie wir bisher gelebt haben. Du biſt bei mir und ſchauſt auf mich und auf's Haus, und ſoll ſchon einmal eine Veränderung ſein, ſo ſchickt ſich's beſſer, es kommt ein neuer Bauer auf den Hof, als wie eine neue Bäuerin. — Wird ſich der Rechte ſchon finden, Helene, mußt nicht verzagen, und leicht kommt Dir das, was Du jetzt haſt erfahren, noch recht gut zu ſtatten.“

An demſelbigen Abend — es war im heißen Juli — machte Helene im Ofen ihres Zimmerchens ein Feuer an. In dieſem Feuer verbrannte ſie welke und dürre

Blumen und Pflanzen, und endlich auch das Büchlein, genannt die „Blumenſprache“, unter deren Roſen ſich die Schlange barg. Als aber das Feuer verglommen war, lag noch faſt unverſehrt auf der Aſche der Blüthenzweig einer wilden Kaſtanie. — Der Spruch, der dazu gehörte, war verbrannt mit dem Büchlein.

Aber im Gedächtniſſe Helenen's wurde er noch einmal wach. Der Kaſtanienzweig über der Aſche eines Geſunkenen bedeutet:

„Ich ſtrebte, wie Alle, nach ſüßem Glück,
Sie ſtießen mich hart in den Staub zurück.
Sie ließen mich ſinken und hielten Gericht,
Un ahnten den Streit meines Herzens nicht.“

* * *

Hier auf dieser Strassen hat mich
Gott verlassen.

Hier auf dieſer Straßen hat mich Gott verlaſſen.

Eine, die aus Allgäu herüber kam, hatte am Stamme der Autlistanne den weißen, rindenloſen Fleck zuerſt geſehen. Und als ſie hinzutrat, zu ſchauen, wie ſo man dieſen ſchönen Baum geſchädigt habe, bemerkte ſie auf dem Splint die Schrift: „Hier auf dieſer Straßen hat mich Gott verlaſſen.“

Was bedeutet das? Und als ſie in das finſtere Geäſte der Tanne emporblickte, ſtieß ſie einen Schrei aus, der wild an's Geſtämme ſchlug, und lief davon und ſchrie es von Haus zu Haus, was ſie auf dem Baume geſehen.

Jetzt, mein Leſer, iſt es noch früh genug, daß Du dieſe Blätter ungeleſen wendeſt. Denn die Geſchichte trifft grob und Mancher wird fluchen über die Menſchen, über

Gott und über den Erzähler. Daß es keine Dichtung iſt, das entſchuldigt wohl den Erzähler, aber ſonſt Niemanden.

An einem jener Tage war es, da die Menſchen des Dorfes nicht arbeiten wollen, aber auch nicht ruhen, — der Tag zum Beten und Sündigen.

Der Küſtersſohn Anaſti, ein kräftiger, gebräunter, rabenlockiger Mann von ſechsundzwanzig Jahren, liegt hingeſtreckt auf dem Raſen, im Schatten des Obſtgartens. Aus ſeinen Augen funkelt die Glut, die in ihm loht, der ſchwarze Bart auf ſeiner trotzig geſchärften Oberlippe iſt wie eine Warnungstafel: Weiber mit Feuer ſollen nicht zu nahe kommen.

Doch nein, jetzund wird nicht mehr geſündigt. Anaſti hat eine Braut, in kurzen Wochen ein Weib. In der Kirche zum heiligen Wolfgang ſind ſie heute das erſte Mal aufgeboten worden, er und die ſchöne Gratina, die einzige Tochter des reichen Spornthales. Das Glück iſt doppelt und dreifach herrlich, weil er weiß, daß ihn Alles darum beneidet. Aber von der Gratina iſt es nicht zu verwundern, daß ſie eben gerade den Anaſti erwählt hat: er iſt zwar der Küſtersſohn, aber er iſt ein Mann. Seine Kraft dient nur ſeinem Willen und ſein Wille entſpringt wie ein elektriſcher Funke aus den heißen Nervenſtrömen ſeines kühnen, ſtolzgebauten Körpers. So iſt Einheit in ſeinem Weſen und jene rückſichtsloſe Entſchloſſenheit, welche die Weiber an den Männern mehr lieben, als die edelſten Eigenſchaften der Seele.

Auch Gratina beſitzt alles das, was ein Weib dem Manne ſo ſehr wünſchenswerth macht — und ſo ſteht hier ein Leben zuvor, wie ſich's der dem Teufel Verſchriebene nicht vollendeter beſtellen könnte und in welchem man nebſtbei noch Ehrenmann ſein kann. Ein Windhauch bläſt die Blüthen der Apfelbäume wie roſige Schneeflocken nieder auf den Ruhenden, der im Gedanken an die Zukunft ſchwelgt, ſo gut das eben bei einem Manne gehen mag, der nicht durch Schwärmerei gewohnt, zu lieben iſt.

„Anaſtl!“

Der Mann hebt ſein Haupt und ſieht zwiſchen Buſchwerk über den Gartenzaun ein blondes Mädchenköpfchen wiegen.

Suschen! Das ſchöne Kind des beſtverachtetſten Mannes in St. Wolfgang. Ihr Vater iſt zwar ein ehrlicher Mann, ſein Gewerbe iſt zwar keine Schande, aber ein Spott — er ſchafft die verendeten Thiere abſeits. Das müſſen ſchon die Großherzigeren ſein, welche ſich herbeilaſſen, dieſen im Gemeindeweſen unangenehmſten Dienſt zu leiſten. Meiſter Gottlieb war auch gar nicht gedrückt darüber. Er waltete ſeines Amtes und lebte. Seine zwanzigjährige Tochter Suſanna beſorgte ihm den Haushalt; ſie ſtand recht gut in dem Anſehen der Leute, obwohl die Männer, denen ſie gefiel, nicht recht mit ihr anzubinden wagten, ſie wußten ſelbſt nicht warum. „Die iſt zu heiß!“ ſagte Einer und der Andere. —

„Anaſtl!“ flüſterte ſie jetzt über den Gartenzaun.

„Was willſt denn?“ fragte ſie der Küstersſohn.

„Dich will ich,“ antwortete ſie.

„Warſt Du heute nicht in der Kirche?“

„Freilich wohl.“

„So ſollteſt Du's wiſſen, daß meine Sach' mit der Spornthaler-Tochter richtig iſt."

„Deine wäre ſchon richtig, Anaſti, aber meine nicht. Steh' nur auf und komme zum Zaun her; wirſt Dich doch nicht fürchten vor mir?"

Er that einen Lacher und ging zum Zaun.

„Wirſt doch nicht ſchon vergeſſen haben, daß Du mich auf dem Weg bei der Antlistanne ſo gern gehabt haſt?" ſagte ſie.

„Dummheiten."

„Vorgeſtern iſt's gerade zwei Monat geweſen, Anaſti."

„Mag ja ſein, wer wird denn ſo was aufmerken."

„Ihr Männer freilich nicht; wir Weibsleute haben halt einen Kalender nach dem Mondſchein. Und Mondſchein iſt dazumal geweſen, das wirſt wiſſen."

„Das weiß ich."

„Seither hat er nimmer geſcheint, und es iſt ſchon zwei Monate vorbei."

„Geh' heim und rede nicht ſo albern."

„Nein, Anaſti, ich geh' jetzt nicht heim und Du biſt nicht ſo dumm, daß Du nicht auch das alberne Reden verſtehen ſollteſt."

„Du fängſt mir wieder ſelber an!"

„Nein, ich verlang' heute nichts von Dir, ich melde mich nur. Und wenn ihr gleichwohl vergeſſen habt auf die Suſi, ſie wird doch zu eurer Hochzeit kommen, aber noch vor der Copulation."

„Suſi!" rief er aus.

„Ja", gab ſie zur Antwort.

„So biſt Du mir?! Jetzt kenne ich Dich! Hab' ich Dich verführt? Wie eine Schlange biſt Du mir nachgeſchlichen am Oſterſonntag durch den Wald. Habe ich Dich angeſprochen? Wer hat ſich denn an jenem Abende an mich gehängt, weil er ſich allein nicht durch den Wald zu gehen getraut? Wem iſt denn ſo um's Raſten geweſen bei der Antlistanne?"

„Das weiß ich nimmer," antwortete ſie, „das Raſten iſt auch nichts Unrechtes, wenn man müd' iſt."

„Es hat ſich aber gewieſen, daß Du gar nicht müde geweſen biſt!"

„Biſt ja Du auch nicht müde geweſen und haſt Dich doch auch geſetzt und weit näher zu mir, als es hätte ſein müſſen. Das iſt eine Schmach für Dich, daß Du jetzt ſo unſchuldig thuſt."

„Ich thu' nicht unſchuldig, aber ich weiß auch, daß Du mir vormachen kannſt, was Dir beliebt; Du mußt erſt ſehen, ob ich Dir's glauben will oder nicht, daß es ich allein bin, zu dem Du das Vertrauen gehabt haſt, daß er Dich durch den Wald nach Hauſe führt."

„Ob Du es glauben willſt oder nicht, mein lieber Anaſti, das iſt gleichviel, wenn's nur die Andern glauben."

„Suſi!" Er ſtieß mit der Bruſt an die Bretter und krampfte nach ihr die Finger, ſie trat zwei Schritte vom Zaun zurück.

„Schau, wilder Burſche, ſo biſt Du immer," ſagte ie, „ob Du Eine gern haſt, oder umbringen möchteſt, gleich allemal mit ganzer Gewalt. Ich ſehe, daß heute nit Dir nicht zu reden iſt und es hat auch Zeit. Ich gebe Dir's nur zu bedenken, Anaſti, ob Du ſelber bei den Spornthaler-Leuten abſagen willſt, oder ob ich es thun ſoll. Bilde Dir nur nicht ein, mein Lieber, daß ich zurückſtehe!"

„Kannſt mich zwingen, Schinderdirn', daß ich Dich heirate?"

„Das nicht. Ich will nur, daß Dich auch die Andere nicht ſoll haben. Und wie ich den Spornthaler und ſeine Tochter kenne, wird's mir gar nicht ſchwer, daß ich meine Sach' durchſetze. Behüt' Dich Gott, Anaſti!"

Sie ging davon. Er ſah ihr knirſchend nach. — Das iſt der Teufel von einem Weibe! —

Dann vergingen die nächſten Tage. Ueberall wurden Vorbereitungen getroffen zur großen Hochzeit. Gratina lebte im ſtillem Glücke. Sie hätte den feinen Verwaltersſohn von Oberlahn heiraten ſollen. Lange hatten Ehrgeiz und Liebe in ihr gekämpft, endlich hatte letztere geſiegt und ſie entſchloß ſich für den armen Küſtersſohn, deſſen Herzhaftigkeit ſie beſtochen hatte, von deſſen Liebe ſie überzeugt war, auf deſſen Treue ſie ſchwor. Ihr Vater ließ ihr in der Angelegenheit freien Willen und war überzeugt, daß ſeine vernünftige Tochter einen vernünftigen Schluß faſſen werde.

In dieſen Tagen leitete der Anaſti das Geſpräch mit ihr einmal auf die Unbeſtändigkeit in der Liebe, wie ſolche ſo häufig vorkäme. Da erfuhr er denn alſogleich, wie ſeine Braut über dieſes Kapitel dachte: ſie verdammte die Treuloſigkeit des Weibes und ſie verdammte die Falſchheit des Mannes. Sie würde lieber ſterben, als untreu ſein; und einen treuloſen Mann würde ſie nicht erſt zur Rede ſtellen, ſie würde ſich ſofort von ihm ſcheiden laſſen. Daher nehme ſie Einen, der vor ihr noch kein Verhältniß gehabt, von dem ſie die Ueberzeugung haben könne, daß ſie ſeine erſte und ſeine letzte Liebe ſei.

Der Anaſti machte ſonſt nicht gern viele Worte, aber hier ſagte er, daß es doch auch viele Weiber geben ſolle, deren Liebe zum Ehemanne ſo groß wäre, daß ſie manchmal lieber durch die Finger ſehen, als an eine Trennung dächten.

„Freund!" antwortete ſie darauf, „ſollteſt Du auch mich zu dieſen zählen, ſo könnteſt Du dich grob täuſchen. Ich will mit Leib und Seele dazuthun, daß Du ein rechtes Weib haſt; und ſo verlange auch ich es von Dir."

Das war recht klar geſprochen.

Und die Tage vergingen, die Hochzeit war kaum eine Woche mehr fern. So wußte Anaſti in einem Winkel von St. Wolfgang wieder einmal das Suschen zu treffen. Er hatte ſich vorgenommen, ſie beim Herzen zu packen.

„Haſt Du mich noch ein wenig lieb, ſo wirf mir kein Hinderniß in den Weg!"

Sie lachte ihm in's Geſicht: „Eben deswegen, weil ich Dich zu gern habe, laſſe ich Dich keiner Andern. Vielleicht daß Du das Kunſtſtück verſtehſt: die Eine gern haben und die Andere heiraten — ich nicht."

„Liebelei iſt bei Euch Weibsleuten das Erſte und das Letzte und Ihr meint, ſonſt gäb's an nichts mehr zu denken."

„Bei Euch kommt zur Liebelei noch die Falſchheit dazu, da braucht man freilich einen Kopf."

„Nach unſerem Kopf fragt Ihr gewiß nicht, ſchon eher nach unſerer Hand, die Euch das Brot erwerben ſoll; aber ganz gewiß und allemal und auf alle Weiſe ſucht Ihr Das an uns, von dem Ihr nicht ſprechen könnt, weil Ihr kein Wort wißt, das groß genug wäre, dies Euer Erſtes und Letztes zu nennen."

„Da gebe ich Dir ſchon Recht. Euch geht das, was Du meinſt, blutwenig an, nur daß für Euch der Spaß dabei iſt. Aber unſer Glück und Unglück iſt daran und was Ihr Luſt habt, das müſſen wir tauſendfach leiden. Die Sünde, die an Euch hängt, müſſen wir büßen mit Verderben und Sterben."

„Glaub's ja, glaub's ja," beſchwichtigte Anaſti, „nur können wir nichts dafür. Ich verhoffe, Suſi, daß Du mich nicht in's Unglück ſtürzen wirſt. Wenn es der Straßen an der Antlistanne wegen iſt, ſo biſt dabei Du ſo gut zu Theil gekommen, als wie ich."

„Oh, viel beſſer noch!" rief ſie, „und juſt deswegen biſt Du mein."

„Was ich an Geld thun kann, deß will ich mich ja nicht entſchlagen."

„So!" ſagte ſie, „eine Solche bin ich Dir? Oh nein, mein junger Mann, um Geld verkaufe ich Dich nicht. Zwar ſchätze ich Dich heute lange nicht mehr ſo hoch, wie einſtmals, wo ich mich ſelber für Dich habe ausgeſpielt. — Von mir, mein Bübchen, kommſt leicht nimmer los!"

„Du biſt mir tauſendmal verhaßt!" ſchrie er.

„Das glaube ich! Wir wollen nur ſehen, wer diesmal ſtärker iſt, ich oder Du. Haſt Du gemeint, ich wäre ſo Eine, wie die meiſten Anderen — Du wirſt gewiß Viele kennen — ſo biſt in einem Irrthum. Haben will ich Dich einmal; ob ich Dich mit meinem Umarmen für mich lebendig mach' oder erwürgen muß, das iſt mir jetzt ſchon Alles eins.“

„Unterſteh' Dich, Dirn'! Du kennſt mich nicht!!“ rief er, blaß im Geſicht und mit funkelndem Blicke.

„Zwei Tage laß' ich Dir noch Zeit, Anaſti. Heute iſt Mittwoch, am Freitag um zwölf Uhr Mittags melde ich mich im Sporntphalerhof.“

„Kannſt es thun,“ ſagte er mit umflorter Stimme, „nur rathe ich Dir, daß Du früher beichten gehſt.“

„Warum ich?“

„Man kann nicht wiſſen, was geſchieht.“

Am nächſten Tage ſchrieb Anaſti einen Brief an Suschen, er bitte ſie um Leben und Sterben, ſie ſolle ihn nicht zum Aeußerſten treiben, denn das möge ſie wiſſen, bevor er ſich von der Sporntphalerheirat abbringen laſſe, geſchehe ein Unglück.

Es kam auf dieſe Zeilen keine Antwort.

Am Freitag früh ſah er Suſi in der Kirche. Sie war wirklich am Beichtſtuhl gekniet und nun ſtand ſie lange und unbeweglich vor dem Hochaltare. Sie ſchien ſehr andächtig zu beten; man ſah es ihr jetzt nicht an, welche Bosheit ſie im Herzen trug. Vielleicht jedoch hatte ſie ſich beſonnen, oder bat jetzt um Gnade, ihre Leidenſchaft überwinden, ihm zu Liebe der Rache entſagen zu können.

So dachte Anaſti, der es ſich gar nicht vorſtellen konnte, daß nicht die ganze Welt ſich um das Glück ſeiner Perſon drehen ſollte. — Daß dort in der Geſtalt des blonden Mädchens ein unlöſchbares Anrecht, eine ewige Forderung ſtand an ſein Leben und an ſein Himmelreich, das kam ſeiner ſelbſtſüchtigen Natur nicht zu Sinne.

„Heute biſt Du ſchon gar ein Andächtiger, Anaſti!" liſpelte ihm plötzlich eine Stimme zu und eine Hand legte ſich auf ſeine Achſel, „Du kannſt Dein Auge ja vom Altare gar nicht wenden!"

Gratina ſeine Braut ſtand neben ihm!

Er ging mit ihr aus der Kirche. Sie kehrten im Wirthshauſe zu, denn Anaſti ließ ſich neben dem ſchönen Mädchen aus dem Großbauernhofe gern ſehen; und gleichwohl Alles in der Leute Mund kreiſte, was an Schellſucht zu kreiſen hat, wenn ein beneidenswerthes Paar zuſammenheiratet, ſo genoß Anaſti doch ſchon jetzt all' jene Ehren, die ihm ja in wenigen Tagen als dem vielvermögenden Spernthaler gebühren werden. Und einem Menſchen, wie dem Küſtersſohn der nicht viel wohlhabender war, als wie die Mäuſe ſeiner Kirche, thun derlei Auszeichnungen über alle Maßen wohl.

Nach dem Wirthshauſe begleitete der Anaſti die Braut hinauf zu ihrem Hofe. Derſelbe ſtand eine Stunde weit im Hochthale oben und der Weg dahin war gut gepflegt, nur menſchenleer und ein bischen romantiſch. An einer ſchattenreichen Waldhänge ſtieg er hinan und in der Tiefe brauſte der Scharnbach. Dort, wo hinten das Thal ſich zu breiten und das Beſitzthum des Spornthalerhofes ſich zu dehnen beginnt, iſt ein förmliches Felſenthor. Die Schlucht mit dem Bergbache gähnt finſter zwiſchen dem faſt ſenkrecht aufſteigenden Gefelſe; der Weg iſt in die Wand eingegraben und ein maſſiges Holzgeländer ſchützt vor dem Sturz in die Tiefe. Ueber dem Wege prangt ein Bild der Mutter Gottes, deren Herz von einem Schwerte durchſtochen iſt. Nach dieſem Bilde heißt der Punkt an der wilden Schlucht „zur ſchmerzhaften Mutter“.

Als ſie zu dieſer Stelle kamen, ſagte Gratina: „Da mag der junge Spornthaler auch gleich was anwenden laſſen. Wie ich ſehe, wird das Geländer ſchon morſch. Früher iſt viel geſchehen bei der ſchmerzhaften Mutter; aber während meines Vaters Zeiten hat ſich kein Unglück zugetragen.“

„Freilich muß was angewendet werden,“ antwortete Anaſti, „und jetzt wollen wir ſchauen, daß wir weiter kommen.“

Sie hätte dort an den Haſelbüſchen gerne geraſtet. Sie bat ihren Bräutigam, daß er ihr einen Haſelſtock ſchneide; ſie wolle ein Andenken haben an das heutige Nachhauſegehen mit ihm. Er that's mit Eile und mit einem einzigen Schnitte war der ſchönſte, ſchlankſte Stab gelöſt.

„Vor Allem, das ſehe ich ſchon, muß ich Dir einen bequemeren Taſchenveitel kaufen,“ bemerkte ſie, „Du tragſt ja gar ein ungeſchicktes Meſſer bei Dir.“

„Bisweilen kann man's ſchon brauchen,“ antwortete er und ſie gingen weiter.

Im Hofe war große Beſchau. Der Jungbauer wurde in den Ställen, Scheuern, Vorrathskammern herumgeführt; Alles ſtrotzte vor Fülle. Schließlich ließ ihn Gratina durch die nur ein paar fingerbreit geöffnete Thür in's Schlafgemach blicken. Es war völlig fertig. Er wollte einen Schritt hinein thun, um Alles bequem ſehen zu können; allein ſie zog ſchalkhaft die Thür zu.

Als es zum Mittageſſen kam, entſchuldigte ſich Anaſti, er könne bei demſelben heute nicht bleiben. Er habe noch weſentliche Vorbereitungen zum Hochzeitstage zu beſorgen, komme vielleicht am Nachmittage wieder.

Er ging, aber nicht um Vorbereitungen zu treffen, ſondern vielmehr um ein Hinderniß zu beſeitigen, wenn es nöthig ſein ſollte.

Wenn ſie Wort hält und kommt, ſo iſt jetzt die Zeit dazu. —

Er ging hinab gegen die Thalenge der „ſchmerzhaften Mutter“. Hier müßte ſie kommen. — Hier vorbei darf ſie nicht und wenn ich ſie auf den Armen nach Wolfgang zurückſchleppen muß. Ich will es noch einmal mit Güte probiren. Iſt ſie eine Schlange, ſo muß ſie mit Verheißungen beſchworen werden; iſt ſie ein Stein, ſo muß ſie mit jener Gluth geſchmolzen werden, der kein Weib widerſteht. Ich ſetz' Alles d'ran, daß ſie ſtill bleibt. Es iſt ſchon faſt Mittag vorbei; ſie hat ſich doch wohl beſonnen. Sie iſt beſſer, als ſie thut: ſo wird ſie auch für ihr Leben einen Freund an mir haben. —

In der Felſenniſche unter dem Bilde ſetzte er ſich auf einen Haufen von geſchlagenen Steinen. Er ſtarrte hinüber in das jenſeitige graue Gefelſe, an welchem der Waſſerſtaub emporthaute von den Wellen des Scharnbaches, die unten zwiſchen den Wänden und Blöcken hin und hergeworfen wurden.

Plötzlich ſchritt Suschen heran.

Er erhob ſich raſch und vertrat ihr den Weg. So blieb ſie ſtehen und ohne erſchrocken zu ſein, blickte ſie ihn höhniſch an.

„Das habe ich mir gedacht, daß dahier Einer auf mich warten wird,“ ſagte ſie. „Ich rathe Dir gut, Anaſti laß' mich meinen Weg gehen!“

„Wenn Du zum Hof willſt, ſo iſt das Dein Weg nimmer!“

„Das will ich ſehen!“ rief ſie und hob eine Piſtole.

„Er wich einen Augenblick zurück. „So willſt Du mir?“ ziſchte er und fiel wüthend über das Mädchen her. Der Schuß krachte. „Mein lieb' Dirndl!“ ſchnaufte er und rang mit ihr.

„Stich mich nieder!“ ſtöhnte ſie.

„Das brauch' ich nicht. So iſt's beſſer!“ Und ſchleuderte ſie mit einem wilden Satze über das Geländer.

Ein einziger Schlag unten im Geſtein — und das Waſſer brauſte fort und fort. —

Anaſti lief wegabwärts und dann den Hang hinan in's Dickicht.

Zwei Bauern ſchritten raſch heran.

„Da iſt der Schuß gefallen und da iſt Einer in's Gebüſch geſprungen.“

„Blutſpuren ſeh' ich auch. Es iſt was geſchehen. Wir müſſen den Wicht fangen.“

Anaſti entkam. Sein Halstuch wand er um die blutende Hand, die der Schuß geſtreift hatte damit die rothen Tropfen ſeinen Pfad nicht verriethen. Aber er ſah, daß nun Alles aus ſei.

Im Waldhäuschen einer alten Muhme ſprach er zu, ſchrie ihr einige Worte des Schreckens in's Ohr, trennte mit einem Schnitte das Tragband von dem Holzkorbe der Alten — eilte damit davon.

An demſelben Tage noch fand ihn ein wanderndes Weib aus dem Allgäu im Geäſte der Antlistanne leblos.

Und auf dem weißen Splint des Stammes ſtanden die Worte, die noch heute nicht verwaſchen ſind:

„Hier auf dieſer Straßen
Hat mich Gott verlaſſen."

◆

Als Hans der Grethe ſchrieb.

Als Hans der Grethe ſchrieb.

Iſt ſie daheim, die Kühgretl?" rief eine ſchnarrende Männerſtimme zum Fenſterchen herein in den Stall, „ein Briefel von der Poſt hätt' ich da, gehört der Margarethe Krautwaſcherin. Schreibſt Dich ja ſo, Gretl?"

Die junge, rothwangige und flachshaarige Magd, die juſt unter der ſcheckigen Kuh ſaß; den Melkzuber zwiſchen den Beinen, erhob ſich jetzt: „Die bin ich, die Gretl, ja freilich bin ich ſie, und von wegen — gelt, Er iſt ſo gut und thut ein Eichtl warten, da muß ich wohl den Bauern fragen, ich ſag', 's ſteht wo zu leſen und er wird's wiſſen, wie ich mich ſchreiben laß'. Mich deucht wohl, Krautwaſcherin, ja, mich deucht wohl." Und etwas leiſer, zutraulicher: „Auf dem Briefel ſteht's leicht d'rauf? und von wem denn?"

„Gar von einem Kaiſerlichen. Iſt zu weiten Landen, kann ſelber nicht mehr durch's Fenſterl rucken, ruck halt Du, ſein Briefel hinein. Wirſt ihn nix kennen, Grell, Hans Kinigl heißt er."

„Uh Jeſſas, aber na!" jauchzte das Mädchen auf, „bin ich aber jetzt erſchrocken! auweh!" Die Milch ſickerte zur Hälfte durch die Streu. Dann leiſe hauchend: „Jetzt hab' ich aber Schaden than, uh mei, jetzt hab' ich Schaden than!"

Der Bote war fort. Die Gretl wiſchte ihre Arme und Finger ſäuberlich in der Schürze ab, und nahm dann völlig furchtſam das Brieflein vom Fenſterbrett. Sie guckte es an, ſie kehrte und wendete es: „Mein Lebtag, der Hansl hat geſchrieben. Und verpetſchirt iſt er auch, ganz verpetſchirt. Wer macht mir ihn auf! ich nicht, ich trau' mich nicht d'rüber." Sie guckte noch lange, ſie ging in den dunkelſten Winkel, weil die Scheckige gar ſo intereſſirlich herüberglotzte. „Brauchſt derweilen juſt nicht Alles zu wiſſen." Im Geheimſten öffnete ſie den Brief mit Müh' und Noth — was er denn ſchreibt, wie's ihm denn geht? Geſund wird er mir leicht doch ſein. — Daß er gar zuletzt muß kriegführen gehen!?"

Die Kuh ſchellte an der Kette und ſchnupperte. Sie kannte den Hans recht gut; wie er in derſelbigen Nacht ſtecken blieben iſt im Fenſter, das iſt eine dicke Glasſcheiben geweſen.

Endlich war der Brief offen, entfaltet, und überraſcht rief die Gretl aus: „Der Närriſch, das iſt aber ein rechter Närriſch!" Sein Conterfei war oben an der Ecke des Briefes, ſein leibhaft Conterfei mit dem Czako, dem weißen Röckel und der blauen Hoſe, friſch und hell gemalt, und der

Schnurbart dabei. „Jegerl, uh mein! aber ſauber iſt er, freilich wohl rechtſchaffen ſauber. Und wie er ihm gewachſen iſt, ſo viel gewachſen, der Schnauzbart! — Na, der Hansl, was wird er denn ſchreiben? — Jeſſas, jetzt kann ich nicht leſen! Wer hätt' mir's denn gelernt! Daß ſo ein Briefel kunnt kommen, auf ſo was hätt' Eins von klein auf ja gar keine Gedanken. Aber na, daß ich nicht leſen kann!"

Sie preßte das Papier wohl zum Mund und langſam gleitete die Hand damit nieder gegen den Buſen ſo jung und zart — ließ den Brief dort ruhen. Plötzlich aber zuckte ſie ihn weg: „Sapperwald, Hansl, das darf nicht ſein! Nein, Hansl, das darf nicht ſein!" Und noch lebhafter flüſternd: „Ich bitt Dich um Alles in der Welt, ſein darf's nicht!" — Dann ſpäter, wie aus einem Traum erwachend, ruhig: „Weil Eins meint, er wär's ſelber — wie er da ſo ſauber gemalt iſt."

So lehnte ſie im dunklen Winkel an ihrem Bettchen. Da zeterte draußen vom Hauſe her plötzlich eine Stimme: „Gretl, ja weiger, was iſt denn das heut', biſt leicht in den Milchzuber gefallen? So ein junges Mädl wie Du, hat meine Mutter allfort geſagt, ſoll nit ſo lang müßig ſein, als eine Taube ein Korn aufpickt. Ich, wie ich in den jungen Jahren bin geweſen, über drei Zäun' bin ich geſprungen, hab' ich ein Federl ſehen liegen. Und heutzutag — Muß ich Dir weiter helfen vom Kuhſtall heraus?"

Die Bäuerin war's. Schnell verbergen den Brief unter dem blauen Buſenplatz, an dem heut' ein Schnürchen war zerſprungen, und der Arbeit zu. Im Dienſt, im Bauerndienſt! 's iſt halt eine ſchwere Sach'; wenn ſo ein Mägdelein auf einen Buben wollt' denken, beileib nit, das wär' Sünd', ſo viel Sünd'!

Die Gretl hat an demſelbigen Tag Alles verkehrt angefaßt. Die Streu im Hof kratzte ſie mit der Mehlſchaufel zuſammen und als ſie auf der Tenne Korn in den Mühlſack faſſen ſollte, wollte ſie es mit der Streugabel thun, und als ſie zu Mittag die Suppe ſalzen ſollte, da hat ſie das ganze Salzfaß in den Waſchkeſſel geſchüttet. Sie hatte ja das ungelöſte Räthſel des Schreibens auf dem Herzen — die arme Gretl.

Am Nachmittag, als ſie die galten zwei Kühe einſpannte und damit auf die Granitzwieſe um Futter fuhr, ſagte ſie zu ſich ſelbſt: „Die Chriſtl kunnt ſchon leſen, ſie braucht ja ein Betbüchel in der Kirch', die Chriſtl.“

Die Chriſtl war des Schwanenwirths Weiddirn, die an Kirchtagen auch die Gäſte bedienen half, die auch den Hans Kinigl kannte, rechtſchaffen gut kannte. Und die Chriſtl war Gretl's G'ſpannin, wenn's um Frohuleichnam zum Kranzelaufſetzen kam. Indeß, ohne daß Eine von der Andern wußte, allbeide waren dem Hansl verbunden; er hat nie was d'rein geredet, wenn ſie, weiß gekleidet, das Kranzel im Haar, bei der Prozeſſion geweſen ſind; er hat, wie's ja Recht und Sitte iſt, die Knöpfchen ſeines Roſenkranzes abgebetet und nicht ein Wörtl hat er geplaudert.

So iſt er nachher geſtellt worden, haben ihn abgemeſſen — er iſt halt lang genug geweſen — iſt blieben beim Militär. Ein ſauberer Soldat iſt er worden, der Kaiſer nimmt halt von ſeinem Land' die ſchönſten Leut'.

Ich thät's auch. Jetzund iſt ſeitdem ſchon ein ganzer Sommer vorbei.

Die zwei Kühe trotteten hin über den Steinweg, der Granitzwieſe zu und der Karren knatterte und die Gretl, die d'rauf ſaß und in ſüßen Gedanken war, wurde recht arg dabei geſchüttelt. Freilich ſo ein Schütteln und Hopſen ließe man ſich gefallen, wenn Eins nur das Leſen hätt' gelernt. Verſterben kunnt man, hat man ſeinen Brief in der Hand und weiß nicht, was er Einem ſchreibt.

Sie war ſchon dort, wo der Wald aufhört und die Wieſe anhebt — that ſie auf einmal einen Juchſchrei und ſprang vom Karren. Sie hatte die Chriſtl geſehen, die über dem Zaun Eſchenlaub ſammelte.

„Biſt leicht auch da, Chriſtl?“ ſchrie ſie hinüber, „geh' magſt nicht ein Eichtl herüberhupfen zu mir, ich zieh' Dir zwei Stangen aus.“

Aber die Stangen waren ſtörrig und die Lücke in dem Zaun nicht ſo leicht gemacht. So lehnten ſich Beide nur daran und ließen die Stangen und Stecken, wie ſie waren, dazwiſchen.

„Wirſt es nicht meinen, ich hab' was Neues bei mir,“ ſagte die Gretl freudeſtrahlend, „einen Soldatenbrief von Hans — ja von Hans, freilich und ſein Pultree (Porträt) iſt auch dabei, und für mich, für die Margaretha Krautwaſcherin gehört er, der da — der Soldatenbrief.“

Die Chriſtl hatte mit beiden Händen emporgezuckt: „Geh', laß ſchauen!“

Sie ſah den gemalten Krieger an. Sie ſteckten die

Köpfe zuſammen, Chriſtl's Hände zitterten faſt und wollten der Andern das Papier aus den Fingern zerren.

„Na, Du; auslaß' ich ihn nit!“ ſagte Gretl, „aber dasſelb' bitt ich Dich, leſen thu' mir ihn; kannſt dafür wiſſen, was d'rin ſteht. Gelt Chriſtl, leſen, das wirſt mir nicht verſagen, nit, gelt?“

Da verſetzte die Andere: „Weißt Gretl, das iſt halt ſo, ſagen will ich Dir's wohl, wie's iſt. Druckleſen ſchon, aber Schriftleſen, weißt, das hab' ich halt nicht gelernt. Vom Herzen gern, daß ich's thät.“

Die Gretl war durch dieſes Wort niedergeſchlagen. „Ja ſo,“ ſagte ſie dann kleinlaut, „das Schriftleſen, dasſelb' kannſt nicht. Das iſt mir aber ſchon rechtſchaffen unlieb; jetzt, was heb' ich an? — Ja ſo, nur Druckleſen. Und Schriftleſen, dasſelb' nicht, meinſt. Nu, wenn Du's halt nicht kannſt. Aber na, ich weiß mir jetzt frei keinen Rath. Ich weiß mir keinen Menſchen in der Gemein und ich trau' mich nicht; freilich trau' ich mich nicht. — Ging Dir halt nicht von Statten, meinſt, das Schriftleſen? Wenn Du's aber dennoch in Gottesnamen thätſt probiren — leicht ging's, Chriſtl.

„Einen thät' ich wohl wiſſen, der's könnt,“ ſagte die Chriſtl nach einigem Nachdenken, ein wenig unſicher, wie lauernd; „will Dir's wohl ſagen, der alt' Schmiedrochel iſt ein grundgelehrter Mann.“

„Der alt' Schmiedrochel, meinſt?“

„Kennſt ihn doch, den alten, tauben Mann — ſtocktaub — kennſt ihn ja.“

„Freilich wohl, aber — Chriſtl, weißt, das iſt ſo, der ſoll's halt nit wiſſen, das mit dem Hansl. Mein Vormund iſt er, der Rochel."

„Um ſo beſſer," rief die Chriſtl.

„Nein, ich — weißt, er ſoll's halt nicht wiſſen, und — wirſt ſteh'n bleiben, Scheckin! Ob'ſt mir gleich ſteh'n bleibſt, Scheckin! — Er leid'ts nicht, daß ich mit dem Hansl was hab' — ich weiß, daß er's nicht leid't — freilich nit."

„So braucht er auch von der ganzen Geſchicht' nichts zu wiſſen," ſagte Chriſtl wie ſchalkhaft; „mußt ihn den Brief denn gerad' still leſen laſſen? Laut ſoll er ihn leſen, Dir vorleſen ſoll er ihn, und ich ſag' Dir's, bei ſeiner Taubheit, er verſteht kein Wort davon — kein Wort."

Da hob die Gretl ihr friſches einfältiges Geſichtchen: „Meinſt? Ja — weißt, ich verſteh' das zu wenig, hab' mein Lebtag keinen Buchſtaben angeſchaut, mein Lebtag keinen. Aber, ich hätt' doch gemeint, wenn er den Brief ſelber leſen thät', daß er's leicht wiſſen kunnt, was d'rin ſteht."

„Aber ich bitt' Dich gar ſchön, Gretl, was Du heut' für einen Unſinn redeſt! Wenn er laut lieſt und kein Wort hört, wie ſoll denn das ſein, auf alle Mittel und Weiſ'!"

„Ja freilich wohl, ich laß' Dir's gern gelten."

„Sagſt halt, mußt ihm's aber ordentlich in's Ohr ſchreien, mir thät' er zugehören, der Brief, von meiner Muhm in Kirchbach, und ich hätt' Dich damit geſchickt und ließ ihn bitten, er ſoll Dir ihn leſen, daß Du mir's könnt'ſt ſagen, was d'rin ſteht."

„Das iſt geſcheidt — wird wohl geſcheidt ſein," verſetzte die Gretl, „biſt ein' ausbündige Dirn, Du. Du wärſt die erſt' bei der Hochzeit, thät' mich der Hansl heiraten. — Wie's aber graſen, meine Küh; wollen leicht das Futter lieber im Magen, wie auf dem Karren heimbringen. Schaut völlig ſo aus. Dank Dir Gott, Chriſtl, für den guten Rath, und laß' Dir Zeit und Weil zum Laubrechen — ja, laß' Dir Zeit!"

Das Mädchen eilte zu den Kühen, mähte das Futter, füllte den Karren in hoher Schichte, ſpannte an, fuhr heimwärts.

Die Chriſtl aber lauerte hinter dem Zaun und kicherte: „Leicht iſt ſie wirklich ſo dumm und zeigt den Brief ihrem Vormund. Und weiß der alte Luzifer die Geſchicht' von Hans und der Gretl, nachher ſtehen die zwei nimmer zuſammen. Nachher, mein lieber, ſauberer Schatz, weiß der Briefbot mein Fenſterl auch zu finden. Hi, Hansl, hott, Gretl!" Und laut: „kei (kippe) die Fuhr nicht um, Gretl!"

„Selb gib ich ſchon Acht, freilich, ſelb gib ich ſchon Acht!" rief dieſe noch aus dem Walde zurück.

Die gute Gretl ging neben ihren Kühen her. Wieder zog ſie das Briefchen hervor: „Schau, Scheckin, das ſchickt mir der Hans!" Sie hielt das Papier den Rindern hin, dieſe glotzten es an, leſen konnten ſie nicht.

Und als es Feierabend war, ſchlich die Gretl fort vom Haus, wo ſie diente, und hinein in die Thalſchlucht gegen die kleine Schmiede. Aus dem Schornſtein ſprühten Funken, der Alte war noch in der Werkſtatt.

Mit Bangen und Zagen nahte ſie ihrem Vormund, ihrer einzigen Stütze, ſeitdem Vater und Mutter geſtorben.

„Die Dirn' iſt da," brummte er, als ſie in die Schmiede trat. Mägde und Weibervolk genug, aber „Dirn'" gab's ihm nur eine einzige auf der Welt, ſeine Mündel; Dirn, das war ihm der zärtliche Ausdruck für Schützling, Tochter, Kind.

Ehe das Mädchen noch ordentlich über die Schwelle kam, es ſtolperte ſchier, rief es: „Von der Schwanenwirth Chriſtl bin ich geſchickt, den Brief da ſoll mir der Vatermann leſen und laut, daß ich's ihr kann ſagen, der Schwanenwirth Chriſtl."

Dreimal mußte es die Worte dem Alten in's Ohr ſchreien, ehe dieſer ſeine rußigen, mächtigen Glasaugen hervorholte.

„Was wird's denn ſein? So einen Brief leſen, wird auch juſt keine Hexerei ſein!" Er machte ſich aber doch wichtig.

„Von der Schwanenwirth Chriſtl ihrer Muhm' iſt er!" rief das Mädchen befangen ſchnell.

Der Alte wendete ſich gegen die ausſchnaufende Eſſe, daß der Brief, den er nun öffnete, roth beleuchtet war: „Kreuz und Eiſenſtern übereinand, da iſt ja gar ein Kaiſerjäger oben!"

„Halt ja, ein Soldat, halt ja," zitterte die Gretl, „der Schwanenwirth Chriſtl ihrer Muhme ihr Sohn." — „Der Schwanenwirth Chriſtl ihrer —"

„Muhme ihr Sohn." „Ja freilich, freilich wohl. Laut, nur gleich laut leſen, weil — weil ich nicht recht Zeit hab'. Muß gleich wieder heim, aber gleich wieder."

Der Alte verſtand kein Wort. Er las bereits. Mit dem einen Fuß trat er den Blaſebalg, daß er an der Eſſe eine Leuchte hatte. Mit dem andern ſtand er feſt, recht feſt. „Du verſchwefelts Volk!" rief er plötzlich. „Alſo vorleſen ſoll ich Dir die Schrift, vorleſen? Recht gern. Innigſtgeliebte Margaretha! — ſteht's geſchrieben."

Da war's dem Mädchen wie zum Umfallen. – Taub iſt er freilich, aber ſo heraus hat er's geſchrieen, er kunnt's verſtanden haben. — „Juſt gar ſo laut, dasſelb' iſt keine Nothwendigkeit, Vatermann."

„Ich grüße Dich tauſendmal und wünſche, daß Dich mein Schreiben in beſter Geſundheit antreffen möge. Ich bin Gott ſei Dank geſund und mache Dir zu wiſſen, und daß ich vor etlichen Tagen zum Corporal avancirt bin und ich in ein Jahr auf Urlaub zu Haus kommen werde, was mich wegen Deiner ſo freut, vielgeliebte Margaretha, und ich denk' bereits Tag und Nacht auf Dich, und Dein Zellerpreverl trage ich auf der Bruſt, daß mich mit Gottes Hilf' kein' Kugel trifft. So ſchau' ich aus, wie das Gemal (Gemälde) da oben, und ich bitte Dich, daß Du mir getreu bleibſt, und glaube der Leut' Reden nicht, weil ſie einen Neid haben auf uns zwei. Und ich möcht' auch wiſſen, das von der letzten Kirchweih, wie ich fortgangen bin, wird Dir nicht geſchadt haben." Der Alte hielt inne, ſtarrte das Mädchen an. Dieſes ſagte mit einer packenden Keckheit: „Hör ſchon, Vatermann, recht gut hör ich, freilich!" Und der Alte fuhr fort: „Und ſei ſo gut, thue auf mein tuchenes Gewand ſchauen, von wegen die Schaben, und ſchreib' mir paar Zeilen, wie es Dir geht und was Neues iſt, und für den Brief brauchſt nicht zahlen. Und auf Dich kann ich nicht vergeſſen bis in den Tod, innigſtgeliebte Margaretha, und ſo vielmal als Stern ſein am Himmelszelt und Tropfen im Meer und Blümlein auf der Welt, ſollſt Du von mir gegrüßet ſein. Halt mir nichts für Uebel, und ich ſchließe mein Schreiben im Schutze Gottes und verbleibe bis in's kühle Grab.

Dein Johann Kinigl,
Corporal, 27. Infant.-Reg. König v. Belgien."

Der alte Schmiedrochel ſchüttelte ſehr lange den Kopf. — „Von der Muhme das!" ſagte er endlich.

„Ja," rief die durch den Brief entzückte Gretl, „der Schwanenwirth Chriſtl-ihrer —"

„Dirn'!" rollte jetzt die Stimme des Alten dazwiſchen wie ein niederſtürzender Eiſenklumpen. Da ſah die gute Gretl Alles verrathen, verloren. Still war's, nur der Blaſebalg pfauchte.

„Er hat mir's verſprochen," hauchte das Mädchen, ihre Finger ineinanderhäkelnd und ſehr laut: „'s Heiraten hat er mir verſprochen und es hat ſo ſein müſſen, weil der Herr Pfarrer hat predigt, die Ehen werden im Himmel geſchloſſen.“

„Ja, und die Thorheiten auf Erden begangen. Heirathen! und einen Habenichts vom Militär! Hörſt, Einer, der einmal den Torniſter auf dem Buckel trägt, gewöhnt ſich den Höcker nicht mehr ab, hängt, hat er ſonſt nichts, den Bettelſack um.“

„'s ſchickt ſich nicht, daß ich was red', Vatermann, aber mich deucht halt, rechtſchaffen fleißig bei der Arbeit wär' der Hansl, rechtſchaffen fleißig und brav; thut nicht trinken und nicht ſpielen; kann ſchreiben wie der Herr Verwalter und thut manigsmal gern in den Büchern leſen —“

„Ja, in ſolchen leicht, wo man die Blätter mit dem Knie umwendet. Marſch in Deinen Stall, Dirn! — Mein Lebtag hab' ich noch kein Mädl geſehen, das Einen heiraten will, der gar nicht da iſt. — Kommt der Hans heim und er red't noch wie heut', und Du haſt ein' ehrliche Frag' — ich halt Dich nit auf. Jetzt weg mit dem Wiſch da, den brauch' ich nit!“

Glückſelig erfaßte ſie das Papier und ſeine Hand zu Dank und eilte ihrem Hofe zu.

Am nächſten Sonntag beſorgte der Vatermann das Antwortsſchreiben in ihrem Namen:

„Lieber Hans!

Das Schreiben laß bleiben. Kommſt heim, biſt brav, ſollſt mich haben. Margaretha Krautwaſcherin.“

Wie war ſein Brief ſo gut und treu und „gottsunmöglich“ ſchön, und wie war dieſe Antwort ſo kurz und kalt. Die Gretl litt viel Marter und Pein, aber ſie vermochte nichts über den Alten, nur daß ſie noch heimlich zwei Blümlein in den Brief zu ſchmuggeln verſtand. Ein Vergißmeinnicht und eine brennende Lieb'.

◆

Inhalt.

Seit

Der Hinterſchöpp . . . .
Maria im Elend 11
Der Liebſte iſt mein Glaube 16
Hier auf dieſer Straßen hat mich Gott verlaſſen . . 25
Als Hans der Grethe ſchrieb 26

Druck von G. J. Manz in Regensburg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Aus meinem Handwerkerleben.

Aus

meinem Handwerkerleben.

Beiträge zur Charakteriſtik der Aelpler.

Von

P. K. Roſegger.

Leipzig.
Verlag von Duncker & Humblot.
1880.

Das Uebersetzungsrecht bleibt vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Es giebt ſehr viele Leute, die an einem Buche nicht das richtige Vergnügen haben, wenn ſie nicht etwas darin überſchlagen können, für ſolche ſchreibt ein rückſichtsvoller Autor das Vorwort. Dann giebt es wieder Leute, die von den Büchern nur das Vorwort leſen; für ſolche ſchreibt ein gefälliger Schriftſteller das Buch, um darüber ein Vorwort verfaſſen zu können. Nebenbei verfolgt der Autor den Zweck, ſolchen Freunden, welche weder Vorwort noch Buch verſchmähen, in erſterem freimüthig mitzutheilen, was er über letzteres auf dem Herzen hat.

Der Autor hat ſich hübſch zu beſcheiden, auch dann, wenn er ſich in ſeinem Buche ſcheinbar ſelbſt aufführt. Dem Forum der Kritik gegenüber ſelbſtverſtändlich ehrfurchtsvolles Schweigen. Doch war ihm zu aller Zeit gegönnt, aus dem Vorwort ein perſönliches Fürwort zu machen, indem er ſein eigener Fürſprecher wird.

Von dieſem Rechte mache ich Gebrauch.

Vor eilf Jahren erſchien mein erſtes Buch. Seit dieſer Zeit bin ich viel belobt worden, beſondere Anerkennung hat meine große Fruchtbarkeit und die hübſche Ausſtattung meiner Bücher gefunden; wo noch ein Weiteres gethan wurde, da ſtand von meiner „Urſprünglichkeit" und „Waldfriſche" zu leſen. Glimpflicher iſt wol kaum Einer weggekommen, als ich, ſo daß mir ſ. Z. einer meiner Verleger ganz unwirſch ſchrieb: „Machen Sie doch, daß Sie endlich einmal ein Buch fertig bringen, welches ordentlich verriſſen wird, ſonſt müßte ich für die Zukunft Ihre Manuſkripte ablehnen." Und der Mann hat, als das nächſte Buch die Rezenſenten auch wieder „ſo waldduftig und thaufriſch anmuthete", wirklich abgelehnt.

Ich bin von Herzen dankbar für die Nachſicht, die meinem literariſchen Beſtreben zu Theil geworden iſt; mich hat trotzdem nicht einen Augenblick das Bewußtſein verlaſſen, wie fehlerhaft, verfehlt und nichtig Vieles war, was ich drucken laſſen mußte. Zu meinem Privatvergnügen habe ich an meinen Leibexemplaren faſt die Hälfte des urſprünglichen Textes geſtrichen, und wie gern will ich an dieſem Vergnügen bei neuen Auflagen alle Welt theilnehmen laſſen.

Warum nun aber das Nichtige geſchrieben? Darüber mache man einen Dichter nur nicht verantwortlich; Keiner *ſchreibt* was Schlechtes, wenn nachträglich auch Manche ſtill zugeben müſſen, Schlechtes *geſchrieben zu haben.* Es iſt die elementare Luſt am Schaffen, die den Autor während des Entſtehens eines Opus berauſcht und unfähig macht zur Selbſtkritik, welche bekanntlich ja ſelbſt oft Solche verlieren, die, unbeeinflußt von Gefühl und Begeiſterung, ihre literariſchen Arbeiten im Lichte wiſſenſchaftlicher Bildung machen.

Aber Unbedeutendes drucken laſſen, das iſt ſchwer zu verantworten, indeß, man will durchaus leben, und dieſe für Viele ſo verderbliche Leidenſchaft ſetzt alle Rückſichten auf Andere bei Seite. Und ſo wird Manches, was beſſer nicht geworden wäre.

Häufig iſt mir von wohlwollender Seite der Rath ertheilt worden, Wald und Dorf zu verlaſſen, meine Stoffe aus der großen Welt zu holen und durch philoſophiſche Studien zu vertiefen. Ich habe das verſucht, habe aus den Studien ſchöne Vortheile für meine Perſon gezogen, doch in meinen Bauerngeſchichten haben ſich die Spuren von Bücherſtudien niemals gut ausgenommen. Nur der Geiſt der Toleranz und Reſignation, den man aus der Geſchichte der Menſchen und ihrer Philoſophie zieht, mag meinen Büchern zu ſtatten kommen. Weiteres fand ich nicht anwendbar, ja, es irrte und verwirrte mich und verflachte mich, wo es Andere vertieft. Jedem iſt es nicht gegeben. Mir iſt es auch nicht gelungen, der ſogenannten Welt genug Verſtändniß und Geſchmack abzugewinnen; ſo Vieles, worin die „gute Geſellſchaft“ lebt und webt, kam mir flach, leer, ja geradezu abgeſchmackt vor. Und aus den gelehrten Büchern ſchreckte mich nur allzuoft der Dünkel und die Menſchloſigkeit zurück. Aus der Philoſophie der modernen Naturgeſchichte, ſo anregend dieſelbe ſonſt auch wirken mag, iſt für Poeten nicht viel zu holen, und wo ich mich mit meinen ländlichen Stoffen einmal dem Zeitgeiſt anbequemen wollte, da kamen jene Produkte zu Stande, von denen mein literariſches Gewiſſen behauptet, ſie wären beſſer ungeſchrieben geblieben. Andere haben gerade auf dieſem Felde Bedeutendes geleiſtet, aber ich, deſſen Weltanſchauung wenigſtens in Grundſtrichen ſchon gezogen war, als ich im zweiundzwanzigſten Lebensjahre aus meinen bäuerlichen Kreiſen trat, vermochte in der tauſendſtimmigen Klaviatur des Weltlebens den rechten Ton nicht mehr zu finden.

Es war mir auf ſolchen Wegen nicht wohl zu Muthe, ein tiefes Unbefriedigtſein begann ich zu fühlen, etwas wie Heimweh kam über mich und ſo habe ich zu mir geſagt: Du kehrſt zurück in jene große kleine Welt, aus der ſo Wenige zu berichten wiſſen, du erzählſt nicht, was du ſtudirt, ſondern was du erfahren haſt, du erzählſt es nicht in ängſtlicher Anlehnung an äſthetiſche Regeln, erzähle es einfach, frei und treu. Und dieſen Charakter, meine ich, ſoll nun die Mehrzahl meiner Schriften tragen. Bei vielen habe ich ſcheinbar meine Perſon zum Mittelpunkt gemacht, eine Form, von der ſich freilich manche Beurtheiler täuſchen ließen, indem ſie die ſtarke Selbſtgefälligkeit eines Autors betonten, der immer nur von ſich ſelbſt zu ſprechen liebt.

Ich hatte darauf gebaut, daß die Leſer in meinen betreffenden Erzählungen meine Perſon für den Stab am Weinſtock halten würden. Was ſich dran und drum rankt, das iſt die Sache. Ich erzähle von Menſchen, die ich kannte, von Verhältniſſen, die zufällig auch die meinen waren, von Erfahrungen, die vor meinen Augen gemacht worden ſind und deren Werth an ihnen ſelbſt liegen muß. Meine Perſon darin läßt ſich, wenn man will, in den meiſten Fällen durch eine andere erſetzen, man möge ſich an ihr eine Type denken. Ich ſelbſt hätte vielleicht eine fremde Figur hingeſtellt, wenn ich Raffinement genug beſäße, etwas, als Träger was ich perſönlich erfahren, oder was in mir entſtanden, einem Andern anzudichten. Die Unmittelbarkeit und Wahrheit hätte dadurch aber nicht gewonnen.

Wer ſich nach einer Richtung hin konzentrirt, der wird ſtets einer gewiſſen Einſeitigkeit in Stoff und Stil verfallen und allmälig wird man ihm „Manierirtheit" zum Vorwurfe machen. Die Gefahr, manierirt zu werden, iſt gerade bei ſolchen Autoren, die man Originale nennt, vorhanden; ich ſuchte mich vor ihr zu hüten, indem ich ſie mir ſtets vor Augen hielt. Man nebelt wol lange zwiſchen Extremen herum, bis man zur Einſicht kommt, daß das Natürlichſte das Beſte iſt.

Hier liegt wieder ein neues Buch, deſſen Stoff ich aus meinem eigenen Leben ſchöpfte. Ich betone noch einmal: ich erzähle die Dinge nicht, weil ich ſie erlebt, ſondern weil ich ſie erlebt. Mein „Handwerkerleben" ſchließt ſich vorzugsweiſe an meine „Waldheimat" (Verlag G. Heckenaſt's Nachfolger, Preßburg), iſt gewiſſermaßen eine Fortſetzung und Ergänzung derſelben, gleichwol es in Bezug auf die Charakteriſirung des bäuerlichen Handwerkerlebens ein Werkchen für ſich bildet.

Als ich die erſten Kapitel aus meinem Handwerkerleben ſchrieb, geſchah es für meinen „Heimgarten" und hatte ich nicht die Abſicht, ſie extra herauszugeben; als aber dieſe Dinge eine ſo überaus freundliche Aufnahme fanden, nicht blos bei den Leſern des Heimgarten, ſondern auch bei zahlreichen anderen Blättern, welche dieſe luſtigen und harmloſen Geſchichten eben ſo luſtig und harmlos nachdruckten, da ſchloß ich, daß dieſe Darſtellungen allgemeines Intereſſe haben müßten und ich erweiterte dieſelben zu einem Buche, in welchem Vieles zuſammengeſtellt wurde, was ich während meiner Handwerkerſchaft und durch dieſelbe erlebt und erfahren habe. Der erſte Theil handelt vom Handwerkerleben ſelbſt, wie es Schneider, Schuſter, Weber u. ſ. w. im Ganzen gemeinſam haben; der zweite Theil weitet ſich in's Allgemeinere, enthält Erfahrungen und Beobachtungen, die ich während meiner vielbewegten Schneiderzeit in der Bevölkerung gemacht habe.

Schon mancher Kopf iſt darüber geſchüttelt worden, wieſo ich in meiner Bauernhütte all die verſchiedenen

Zuſtände und Sitten und die vielen wunderlichen Kerle kennen gelernt hätte und ob denn Alles ſo bei der Hand geweſen, oder von allen Seiten herbeigekommen wäre, um ſich von mir beſchreiben zu laſſen? Die Frage iſt ſehr gerechtfertigt, denn in meiner entlegenen Waldbauernhütte kann ein ſiebzehnjähriger blöder Junge nicht viel Volksſtudien gemacht haben. Als ich zu einem Schneidermeiſter in die Lehre kam, da erſt eröffnete ſich mir die Bauernwelt. Die Bauernhandwerker, als der Schuſter, der Schneider, der Weber, der Böttcher u. ſ. w. ſind in vielen Alpengegenden eine Art von Nomadenvolk. Sie haben wol irgend eine beſtimmte Wohnung, entweder im eigenen Häuschen, oder in der gemietheten Stube eines Bauernhofes, wo ihre Familie lebt, wo ſie ihre Habſeligkeiten bergen und wo ſie ihre Sonn- und Feiertage zubringen; am Montagsmorgen aber nehmen ſie ihr Werkzeug auf den Rücken oder in die Seitentaſche und gehen auf die Ster, d. h. ſie gehen auf Arbeit aus und heimſen ſich im Bauernhauſe, wohin ſie beſtellt ſind, für ſo lange ein, bis ſie die beſtimmte Arbeit, den Hausbedarf, verfertigt haben. Dann wandern ſie wieder zu einem andern Hof. Der Handwerker wird in ſeinem Sterhauſe wie zur Familie gehörig betrachtet und iſt in wenigen Tagen eingeweiht in die Verhältniſſe, Eigenarten und Geheimniſſe des Hauſes.

Ich habe im Laufe meiner vier Schneiderjahre in ſiebenundſechzig verſchiedenen Häuſern gearbeitet und zwar in den oberen Gegenden des Mürzthals und im ſogenannten Jackelland. Das war meine Hochſchule, in der ich das Bauernthum im Großen und Einzelnen kennen lernte Auf meinen ſpäteren Reiſen in den Alpen habe ich meine diesbezüglichen Kenntniſſe nicht ſo ſehr vermehrt, als erweitert. Ich fand, ſoweit ich kam, in der Bauernſchaft überall denſelben Grundzug, wenn auch in unzähligen Abartungen wieder. Und im Vergleiche mit der ſtädtiſchen Geſellſchaft fand ich im Bauernthume mehr Mannigfaltigkeit, Tiefe, mehr urſprüngliche Weltanſchauung, echten Humor und ſittliche Kraft, als in erſterer. Und ſelbſt die bäuerliche Roheit widerte mich nicht in dem Maße an, als jene, die man trotz Allem und Allem ſo oft in den Städten findet. Selbſtverſtändlich bin ich der Roheit ausgewichen, ſo gut es anging und habe nur das Menſchliche und Seeliſche in meinen Schriften zu fixiren geſucht. Auch das Elend, dem nicht zu helfen iſt, kann kaum Gegenſtand eines poetiſchen Werkes ſein. Meine Schilderungen und meine Erzählungen aus dem Volksleben mögen ſich hier und da ſcheinbar widerſprechen; der Grund liegt darin, daß ich als Schilderer meine Stoffe aus der Regel, als Novelliſt meine Stoffe aus den Ausnahmen gezogen habe.

Nun giebt es aber in der Dorfſtube und in der ländlichen Bevölkerung Originale und Ausnahmen, die für den Dichter einen mindeſtens ſo intereſſanten Gegenſtand bieten, als die Erſcheinungen des Salons. Ich weiß wohl, was gegen dieſe Behauptung geſagt werden kann, oder geſagt worden iſt; die Beweiſe, die ich für meine Anſicht habe, liegen in den Werken der Dichter ſelbſt.

Es ſoll nicht geſagt ſein, daß ich meinen Schriften einen großen Werth beimeſſe; vielleicht hätte ſie ein Anderer an meiner Stelle beſſer gemacht. Da aber ein Anderer an meiner Stelle nicht war, oder nicht gerne geweſen ſein würde, ſo lange die ſchätzbaren Erfahrungen noch mit allerlei Bedrängniſſen bezahlt werden mußten, ſo möge man mit mir zufrieden ſein und mich ſo lange als poetiſchen Darſteller des Steiriſchen Volkscharakters beherbergen, bis ein Beſſerer kommt und mich ablöſt. Ich habe ſelbſt zur Zeit meines intenſivſten Schwärmens mich niemals einer Unſterblichkeitsilluſion hingegeben, ſah ich doch, wie ganz bedeutende Männer innerhalb einer kurzen Spanne Zeit gefeiert und vergeſſen wurden.

So mögen denn dieſe Zeilen, welche ich meinem neuen Buche zum Fürworte vorausſchicke, dargethan haben, daß ich die Ausdehnung und Bedeutung meines Gebietes, aber auch die enge Beſchränkung meines Talentes erkenne. Jenen, die mich darum etwa bedauern, ſei noch bemerkt, daß ich mich in dieſer Beſchränkung niemals beengt, ſondern ſtets frei, reich und zufrieden gefühlt habe.

P. K. Roſegger.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite
Am erſten Tage 1
Robinſon in der Schneiderkeuſchen 14
Ein reiſender Handwerksburſch 34
Vom Geſellen Wenzelaus 46
Der verſteigerte Schneider 55
Das Mahl 75
Patrull iſt da! 99
Das Lehrſtück 114
Eine lederne Ster 128
Philoſophen 145
Die beſeſſene Traudel 154
Der Chriſtus-Schneider 170
Eins zur Kurzweil 189
Bübchen, wirſt du ein Rekrut! 198
Bauernhöflichkeit 221
Bauerngemüthlichkeit und -Humor 233
Bauerneitelkeit und -Uebermuth 243
Bauernaberwitz 252
Bauernpatriotismus 261
Bauernzähheit 278

Seite
Bauernſchlauheit 287
Bauerntrotz 293
Bauernliebe und Eiferſucht 312
Der Bauern Liebestreue 326
Bauernreſignation 338
Was ſich aus dem Ei entwickelt hat 359
Nachbild 374

BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Am erſten Tage.

„Für einen Bauersmenſchen iſt er zu kleber (zu ſchwächlich, zu nichtig); wird halt ein Pfarrer oder ein Schneider müſſen werden?"

Das war das Reſultat der Berathung, welche eines Abends in der Stube des Waldbauern abgehalten wurde, und wobei ich, auf dem umgelegten Melkzuber reitend, den Vorſitz führte.

„Zu kleber nicht," meinte ich, wurde aber ſogleich zurückgewieſen, als mein Vater ſagte: „Was hilft denn 's Reden! Wenn ſo ein ſiebzehn Jahr alter Stock einmal auf einem alten Melkſechter kann reiten, ohne daß die Daubeln einbrechen — nachher weiß man's."

Ich ſchnellte vom Zuber empor; als ſich ſpäter mein jüngerer Bruder darauf ſetzte — knack, waren die Dauben eingeknickt. — Mein Bruder blieb in der Wirthſchaft, und ich als „Schwächling“ mußte nach einem ſpartaniſchen Geſetze, das den Kampf um's Sein diktirt, aus dem Hauſe.

Meine Mutter ging nun bei den Geiſtlichen um, Hülfe heiſchend, daß ich in die Studie kommen könnte. Der alte Dechant von Birkfeld war ein ehrlicher Mann, der ſagte meiner Mutter Folgendes: „Thu' die Waldbäuerin das bleiben laſſen. Wenn der Bub' ſonſt keine Anzeichen für den Prieſter hat, als juſt, daß er ſchwach iſt, ſo ſoll er was Anderes werden. Schwache Prieſter haben wir eh' genug.“

„Aber zum Beichthören und Predigen, meint der Bub, wollt' er nicht zu kleber ſein,“ bemerkte die Mutter.

„Was weiß der jung' Lapp vom Beichthören und Predigen! — für's eine gehört eine gute Stimme, für's andere ein guter Magen. Er ſoll ein Handwerk lernen.“

Beichthören und Predigen! Ich bin heute noch der Meinung, meine Natur hätte beides ausgehalten; bin ſogar der Meinung, daß ein wahrhaftig Pfäfflein in mir ſteckte, welches ja in meinen erſten poetiſchen Erzeugniſſen genügende Spuren hinterlaſſen hat, und welches erſt viel ſpäter unter meinen akademiſchen Studien umgebracht worden iſt.

Nun, ſo ging denn meine Mutter vom Herrn Dechanten zum Schneidermeiſter von Hauenſtein: ſie hätte einen Buben, der Schneider möcht' werden.

Was ihn auf dieſen Gedanken brächte?

Na, weil er halt ſo viel kleber wäre.

Stand der Meiſter auf und ſagte: „Jeder Miſt will heutzutage Schneider ſein. Ich will der Waldbäuerin nur ſagen, daß der richtige Schneider ein kerngeſunder Menſch ſein muß. Einmal das viele Sitzen; nachher zur Feierabendzeit, wenn ſich andere Leut' ausruhen können, das weite Gehen über Berg und Thal, wie es in unſerer Gegend ſchon ſein muß, und den ganzen Zeug mitſchleppen, wie der Soldat ſeine Rüſtung. Hernach die unterſchiedliche Koſt: bei einem Bauer mager, beim andern faiſt; in einem Haus lauter Mehlſpeiſen, im andern wieder Alles von Fleiſch; heut' nichts als Erdäpfel und Grünzeug, morgen wieder Alles Suppen und Brei. Ein Magen, der das aushält, muß in b'ſonderer Gnade Gottes ſtehen. Und red' ich erſt von den unterſchiedlichen Leuten, mit denen man ſich abgeben muß: Do eine biſſige, brummige Bäuerin, der kein ordentlicher Zwirn feil iſt; dort ein geiziger Bauer, der mit ſeinen närriſchen Späßen den Handwerker erheitern und ſatt machen will. Wieder wo anders ein Betbruder, der Einem mit dem Hausgeſinde die längſten Abende Pſalter über Pſalter vorleiert. Drauf ein alter Polterer, ein jähzorniger Knopf oder ſonſt ein unſauberer Patron. Und die ungezogenen Bauernknechte und die ungekämmten Weibsleute — in jedem Haus eine andere Schwachheit.

Und all' die Leut' ſoll der Schneider mit einem Maße meſſen! Es iſt viel verlangt. Ja, meine liebe Waldbäuerin, und was die Hauptſach' iſt: Kopf muß Einer haben! Was der Schöpfer an einem krummen, buckeligen, einſeitigen Menſchenkinde verdorben hat, das ſoll der Schneider wieder gut machen. Die Leute verlangen von ihren Kleidern nicht allein, daß ſie den Adam zudecken, ſondern auch, daß ſie eine ſaubere Geſtalt herſtellen. Und der Schneider muß nicht allein den Körper ſeines Kunden, er muß auch ſeinen Charakter kennen lernen, muß, ſo zu ſagen, das ganze Weſen erfaſſen, um ihm ein Kleid zu geben, welches paßt! Und wie er den Menſchen kennen muß, den er nach außen hin vollendet, ſo muß er den Stoff kennen, von dem er den Anzug zu verfertigen hat. Manches Tuch dehnt ſich, manches kriecht zuſammen, dieſes hält Farbe, das andere ſchießt ab. Wer das in vorhinein nicht weiß, der macht ein Unding zuſammen. Kurz, der Kleidermacher muß Menſchen- und Weltkenner ſein. Ja, meine gute Waldbäuerin, ein Kleberer thut's nicht.“

„Iſt aber ſonſt ausbündig (intelligent), der Bub',“ wagte meine Mutter zu bemerken.

„Macht er ein Biſſel Figur?“

„Lang gewachſen wär' er juſt eben genug, aber halt ſo viel g'füg' (dünn, ſchlank), ſo viel ein g'füg' Bürſchel.“

„Na“, verſetzte der Meiſter, „werde ihn halt ein mal anſchauen. Nächſt' Erchtag ſoll er zum Alpelhofer kommen; dort wird er mich finden.“

„Bitt' gar ſchön, wenn's es thät. Bitt' gar ſchön!“

„Wird ſich ſchon weiſen. Behüt' Gott, Waldbäuerin.“

So bin ich denn am nächſten Erchtag in heller Morgenfrüh zum Alpelhofer gegangen. Lange ſtand ich auf dem Antrittſtein der Hausthür und dachte; Wie wird es ſein, wenn ich wieder heraustrete? Eine faſt feierliche Stimmung lag um das Haus, welches auf dem Berge zwiſchen Eſchen und Linden ſtand, und in welchem die Entſcheidung meines Schickſals ſaß.

Sie ſaß am großen Tiſche, ſaß in Geſtalt eines kleinen, feinen Männleins in ſchwarzem Anzuge und ſehr weißer Wäſche: ein Männlein mit feinraſirtem Geſichte und einer Glatze, die gerade ſo groß war, daß ſie dieſes Geſicht recht offen und würdig geſtaltete. Das war der Meiſter. Er war ein Hageſtolz und lebte ganz allein in einem Berghäuschen, wo er für ſich ſelbſt kochte und ſich pflegte, oder er arbeitete in irgend einem Bauernhauſe der Gegend, und war ſo im Laufe des Jahres in vierzig oder fünfzig Bauernhäuſern daheim. Ziemlich weit ab, in der Fiſchbacher Pfarre hatte er ſeine alte Mutter, die er jährlich mehrmals beſuchte und ihr Geld mitbrachte. Er ſelbſt war auch nicht mehr jung, war aber in Ehren und Sitten ein Freund der Frauen. Ja, ſeine Artigkeit gegen die Weiber ging ſo weit, daß er ſich für keine entſcheiden wollte, aus Beſorgniß, die anderen zu kränken. Er arbeitete auch in Frauenkleidern und ermaß recht gut, daß, wenn er verheirathet wäre, die Hälfte dieſer Kunden ausbleiben könnte. So blieb er einſtweilen unbeweibt. In guten Zeiten hielt er ſich einen Geſellen, oft auch einen Lehrjungen; als aber die Gewerbsfreiheit aufkam, wollte jeder Geſelle ſelbſt Meiſter ſein, und mein guter Meiſter Natz — ſo hieß er — ſaß allein und bewältigte ſeine Arbeit allein.

Nun, da ich in die Stube trat, ſaß er am Tiſch und nähte. Vor ihm lag der Handwerkszeug, daneben zugeſchnittenes Lodentuch und an der Sitzbank hing das Bügeleiſen.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus,“ flüſterte ich.

„In Ewigkeit,“ antwortete er mit milder, ſonorer Stimme.

Ich blieb an der Thür ſtehen. Es war Alles ſtill. Er zog die Nadel auf und nieder; nur die Wanduhr tickte, und mein Herz pochte dem Augenblicke entgegen.

„Was willſt' denn?“ fragte mich nach einer Weile der Meiſter.

„Schneider werden möcht' ich halt gern,“ antwortete ich zagend.

„So, biſt Du derſelbe“, ſagte er, und blickte eine Weile auf mich her. „In Gottes Namen, geh's an.

Setz' Dich her, nimm Nadel und Zwirn und nähe mir dieſen Aermling zuſammen.“

So that ich — aber es iſt leichter geſagt als gethan. Da ſtaken im Kiſſen an die dreißig Nadeln aller Größen, da lagen Zwirnknäuel verſchiedener Feine und Farbe. Und die beiden Theile des Aermlings, wie werden ſie behandelt und zuſammengethan? Ich warf fragende Blicke auf den Meiſter. Er that nichts dergleichen, als wiſſe er mehr als ich. So hub ich denn an. Ich fädelte ein und legte den Loden auf's Knie, und machte einen Stich. Der Faden ſchlüpfte durch. Der erſte Stich war mißlungen. An den Wangen tief erglühend, forſchte ich der Urſache nach und kam endlich d'rauf, daß von mir vergeſſen worden war, am Faden einen Knoten zu machen. Ich ſchlang alſo mit großer Mühe ein Knötlein und beſchäftigte all' meine zehn Finger dabei. Hierauf nähte ich mit Erfolg, aber auch mit Hinderniſſen. Es verwand und verdrehte ſich der Zwirn, es ſtaute ſich die Nadel am Finger, es verſchob ſich der Loden und ließ ſich mit jedem Zug hoch in die Lüfte ziehen, es riß ſogar der Faden.

Mittlerweile kam der alte Alpelhofer in die Stube und rief:

„Zum Tunner, jetzt iſt ein junger Schneider herkommen!“

„Ja,“ ſagte mein Meiſter.

Wie mir dies Wörtlein wohlgethan hat! Im Vollbewußtſein meiner Ungeſchicklichkeit hatte ich von Minute zu Minute erwartet, daß der Meiſter mich fortſchicken werde; aber dieſes Ja war wie eine Anerkennung und Einſetzung.

„Das iſt brav,“ ſagte der Alpelhofer und ging wieder davon.

Als ich ein paar Stunden ſo herumgenäht hatte, ohne daß mein Meiſter auch nur eine Silbe zu mir geſprochen hätte, und als ich endlich mit dem Aermling fertig zu ſein wähnte und mit dem Auge fragte, was nun zu beginnen ſei, antwortete er: „Jetzt trenne den Aermling wieder auf — bis auf den letzten Stich alles auf und ziehe die Fäden ſauber aus. Achtung geben mußt nur, daß Du den Loden nicht anſchneideſt.“

Und als ich das mit Angſt und Schmerz gethan hatte und die Theile des Aermlings wieder ſo dalagen, wie mir ſie der Meiſter in die Hand gegeben hatte, ließ dieſer von ſeiner Arbeit ab und ſprach zu mir Folgendes:

„Waldbauernbub. Ich hab' nur ſehen wollen, wie Du die Sach' angreifſt. Juſt nicht ungeſchickt, aber den Loden muß man zwiſchen Knie und Tiſchrand einzwängen, ſonſt liegt er nicht ſtill. Später, wenn Du's einmal kannſt, wird er wol auch ohne Einzwängen ſtillliegen, ſo wie bei mir da. Auf den Finger, mit dem Du die Nadel eindrückſt — das iſt der mittlere, der lange — mußt Du einen Fingerhut ſtecken, ſonſt kriegt Deine Haut gerade ſo viele Löcher, als wie der Loden. Den Zwirn mußt mit Wachs glätten, ſonſt wird er franſig und reißt. Die Stiche mußt im Loden ſo machen, daß einer über dem andern reitet, das heißt man Hinterſtiche — ſonſt klaffet die Naht. Und die Theile mußt Du allemal ſo zuſammennähen, daß Du ſie nicht wieder von einander zu trennen brauchſt, wie dasmal. Und giebt es ſchon doch einmal zu trennen, ſo mußt kein ſaures Geſicht dazu machen, mein lieber Waldbauernbub. Empfindſam ſein, das leidet unſer Handwerk nicht. Jeder Ochſenknecht wird Dich meiſtern und jeder Halterbub wird Dich ausſpotten und wird Dich fragen, ob Du wol das Bügeleiſen bei Dir hätteſt, daß Dich der Wind nicht verträgt, und wird, ſo lang er Deiner anſichtig iſt, wie ein Ziegenbock mäckern. Laß' ihm die Freud' und geh' ſtill und ſittſam Deiner Wege. Ein geſcheidter Menſch ſchämt ſich nicht ſeines ehrlichen Handwerks, und ein Dummer vermag es nicht zu lernen. Der Schneider ſtudirt nie aus; jede Kundſchaft hat einen anderen Leib, jedes Jahr hat eine andere Mode; da heißt's nicht gerade Zuſchneiden und Nähen, da heißt's auch denken, mein lieber Waldbauernbub. Aus dem tüchtigen Schneider iſt ſchon manch ein hoher Herr hervorgewachſen. Der große Feldherr Derfflinger, der Wiedertäuferprophet Johann von Leyden ſind Schneider geweſen; in Amerika giebt es ſogar eine Gattung von Schneidern[1], welche Präſidenten von den Vereinigten Staaten werden. Ich hab' ein Büchel, das will ich Dir einmal zeigen, da wirſt alle berühmten Schneider darin finden. Deswegen, Waldbauernbub, wenn Du in Dir wirklich die Neigung und das Talent zu dieſem Stande empfindeſt, ſo bleibe da, und ich will Dir lernen, was ich ſelber kann.“

Ich neigte dankend mit dem Kopfe.

„Du wirſt Dich“, fuhr der Meiſter fort, „von den Beſchwerden des Berufes nicht abſchrecken laſſen. Bereitwilligkeit und Genügſamkeit iſt wol das Erſte, was ich verlangen muß. Ich will Dich ſo halten, wie mich voreinſt mein Meiſter gehalten hat. In der Woche arbeiten wir auf der Ster und haben dort Koſt und Liegerſtatt. Zum Samſtagfeierabend gehſt allemal zu Deinem Vater heim, der hat Dir das Sonn- und Feiertagsquartier, die Koſt und das Gewand zu geben. Sind wir an Sonn- und Feiertagen dort zum Mittagsmahl geladen, wo wir die Woche zuvor gearbeitet haben, ſo komm'. Auch in die Sonntagsſchul' mußt gehen, weil Du bei Deiner Freiſprechung ein Religionszeugniß brauchſt. Deine Lehrzeit dauert drei Jahre; nachher — wenn Du brav und fleißig biſt — laß ich Dich freiſprechen und dann ſteht's Dir frei, wenn ich Dich brauch', für einen Wochenlohn bei mir zu bleiben, oder in die Fremd' zu gehen. Wenn's Dir ſo recht iſt?“

„Wem ſollte das nicht recht ſein?“

Später, als der Alpelhofer wieder in die Stube trat um für das Mittagsmahl Suppenbrot aufzuſchneiden, ſagte zu ihm mein Meiſter: „Gelt, Bauer, Du biſt ſchon ſo gut, daß ich meinen neuen Lehrburſchen bei Dir da anfangen laſſen darf?“

„Ja, wegen was denn nicht?“ antwortete der Alpelhofer, „mich gefreut's. Wie heißt er denn, der jung' Schneider? Peter, ſo? Peter — liegt er nit, ſo ſteht er. Na, wenn heut' der erſt' Tag iſt, da müſſen wir ihn ja einſtallen (inſtalliren). So, da haſt einen Löffel, Peter. Schau nur zum Eſſen, daß Du ſtark wirſt. Vom Waldbauern biſt ein Sohn? Brav, brav. Geh, Natz, leg' weg jetzt die Arbeit, 's iſt zum Eſſen, Schneider.“

Heute noch ſehe ich ihn, den guten Alten mit den blauen Augen und den grauen Haaren. Er war ein großer Mann mit etwas vorgebeugtem Haupte, auf dem einſt Drangſal gelaſtet hatte; er war nun ſchon bei den Siebzigen oben, aber noch ſo ſtramm und flink und warmherzig, in Allem, was er that und ſprach. Seit zweiunddreißig Jahren war er Dorfrichter in Hauenſtein; in dieſer Zeit iſt zu Hauenſtein nicht Einer wegen Steuerrückſtänden gepfändet worden, denn der Alpelhofer zahlte allemal vorläufig Alles aus ſeinem Säckel. Ja, die armen Kleinhäusler in der Gemeinde wußten oft gar nichts und erfuhren nichts davon; und erſt ſpät, als man den alten Alpelhofer hinabgetragen auf den Gottesacker und daneben im Wirthshauſe geſchwind einen Andern zum Richter gewählt hatte, wunderten ſich die paar Kleinhäusler, daß ſie nun auf einmal Steuern zahlen mußten.

Als es nun an dieſem erſten Tage meiner Schneiderſchaft Abend geworden war und auf eine Stunde die „Lichtfeier“ eintrat, fragte mich der Alpelhofer: „Petrus, was ſpricht Paulus?“

Als ich darauf nicht antworten konnte, gab mir mein Meiſter ein: „Sag' nur gleich: Paulus ſpricht, wer nicht arbeitet, der ſoll auch nicht eſſen.“

Hierauf winkte mir der Alpelhofer mit gekrümmtem Zeigefinger, daß ich ein bischen mit ihm kommen möge. Er führte mich in den Keller hinab und mit einem Kerzenlicht zwiſchen Rüben- und Erdäpfelhaufen hindurch zu einem Holzbänklein. Dort ſchaffte er ein Gläschen Branntwein zu Stande, hob mir es in die Hand und ſagte: „Petrus, den trink' aus. Auf Glück!“

„Auf Glück, Alpelhofer!“ ſagte ich und war in meinem Gemüthe ſehr bewegt. Dann nippte ich von dem guten Geiſte, der mir augenblicklich friſchen Muth in's Herz goß.

„Schneider werden“, ſagte nun der Bauer, „wie iſt Dir denn das eingefallen? Alleweil in der finſteren Stube ſitzen; in den meiſten Häuſern laſſen die Leut nicht einmal Luft zu den Fenſtern hinein. Wenn Du meinſt, daß Du für Bauernarbeit zu gefüg' biſt, hätteſt nicht können was Anders werden? ein Almhalter, oder ſo was, wo Du auf freier Weid wärſt geweſen! Na, trink! jetzt biſt einmal Schneider, ſo bleib' dabei und ſchick' Dich, und wenn Dir das Kreuz weh thut vom vielen Sitzen, ſo denk' auf Den da oben, der will's haben, daß der Menſch mit Müh' und Fleiß ſein Brot verdient. Kreuzer wirſt nicht in Ueberfluß gewinnen, als Lehrling ſchon gar nicht. Nur Alles ſchön mit Willen und Geduld, 's wird Dir ſchon einmal beſſer gehen. Trink, Petrus! — In meinem Haus haſt heut' angefangen, ſo bin ich Dir der Path' für's Handwerk. Wenn Du ein Anliegen haſt oder eine Klag', ſo komm zu mir, und nur alleweil wohlgemuth. Trink' aus, trink' aus!"

Während dieſer Worte fühlte ich etwas in meiner hohlen Hand. Ich hielt es, bis wir aus dem Keller wieder heraufgeſtiegen kamen und das Ding in der Fauſt ganz warm und feucht geworden war. Ein Thalerſtück war's aus den Zeiten der Kaiſerin Maria Thereſia. Ich beſitze es heute noch und ſo oft ich es anſchaue, kommen mir die Worte zu Sinn: „Nur alleweil wohlgemuth."

In meiner Lehrzeit gab's wenig zu klagen; ich hätte mein Anliegen dem Alpelhofer auch nicht vorbringen können, denn der gute Mann iſt ſchon fünf Wochen nach meinem Eintritt in's Handwerk geſtorben.

Robinſon in der Schneiderkeuſchen.

Mein Meiſter — der Natz — bewohnte auf der Höhe, wo die Bauerngründe zu Ende gehen und der Almwald beginnt, ein Häuschen, welches ſeiner vereinſamten Lage wegen das Einſchichthäuſel hieß, ſeit unſerer Einwohnerſchaft in demſelben aber die Schneiderkeuſchen (Keuſchen = Gehäuschen) genannt wurde. Ich ſaß zuweilen nur Werktags in demſelben, wenn eine „Hausarbeit“ war; der Meiſter brachte viele Tage und Nächte einſam in der Einſamkeit zu. Das kleine Haus war aus Holz feſt gebaut, die Thür gründlich zu verſchließen, und die Fenſter ſo klein und dazu noch vergittert, daß eine Gefahr der ſchlechten Leute wegen nicht leicht zu fürchten war. Und hier iſt mir denn, einige Wochen nachdem ich in die Lehre eingeſtanden, etwas Wunderliches paſſirt.

Eines Montagsmorgens beſtellte mich der Meiſter in ſein Häuschen hinauf. Ich hatte von meinem Elternhauſe mehr als eine Stunde dahin; doch kam ich zu guter Zeit an und wir rüſteten uns zu einem Gang in's Mürzthal hinüber, wo wir auf mehrere Wochen Arbeit hatten.

Im Mürzthale waren wir Handwerker vom Gebirge ſtets geſuchte Leute, weil wir billiger arbeiteten und in der Verpflegung weniger anſpruchsvoll waren, als die Profeſſioniſten vom Thale, die freilich immer ſehr verachtend auf uns niederſahen, wenn wir vorübertrippelten, um ihnen ihre nächſten Kunden wegzufiſchen.

Ich freute mich immer auf das Mürzthal, es war ſo gut dort und der Weg dahin ſo ſchön, und Alles ſo ſeltſam.

Vor ſo langer Abweſenheit mußte Alles, was wir nicht mitnahmen, gut verwahrt und verſchloſſen werden. Nachdem dieſes geſchehen, goß der Meiſter Waſſer auf die Herdgluth, die ihm vorher das Frühſtück gekocht hatte, damit kein Funke Unheil ſtifte. Dann zog er die Hängeuhr auf; das war eine, die nach jedem Aufziehen vierzehn Tage lang ging. Vernimmt der horchende Dieb das Ticken der Uhr, ſo meint er leicht, es ſei Jemand zu Hauſe und unterläßt das Einbrechen.

Bevor der Meiſter die Fenſterläden ſchloß, ſagte er zu mir: „Jetzt geh' nur voraus, 's wird herinnen gleich finſter ſein. Steig' ſtad' an, ich komm' ſchon nach." Ich wußte wol, er hatte noch den Hausſegen zu beten, durch welchen er ſein kleines Hab und Gut, das er hier am Waldrande zurückließ, den Heiligen des Himmels und beſonders ſeinem

Namenspatron, dem heiligen Ignatius, empfahl. Auch ſprengte er Weihwaſſer an Thür und Fenſter, um ſomit zum Schutze des Eigenthums Alles gethan zu haben, was ein guter Chriſt zu thun vermag. Dabei wollte er ſtets allein ſein, und ich trollte mich alſo aus dem Stübchen, um noch eilig in der Hinterkammer für den weiten Weg eine gutbeſchlagene Elle hervorzuſuchen. Auch ein Bügeleiſen fand ich in der Kammer, welches mir weniger unbequem ſchien, als der ſchwere Eiſenblock, den ich ſonſt von Haus zu Haus mitſchleppte und damit wohl dem ſteifen Loden zum Trotze, aber den Leuten zum Spotte war.

Als ich nun mit dem neugewählten Werkzeuge durch das dunkle Gelaß ſtolperte und über die Stiege hinab der Hausthür zu — war dieſe verſchloſſen. Dreifach verſchloſſen und verriegelt, und das Haus war leer, der Meiſter davon und hatte mich eingeſperrt.

Alſogleich erhob ich ein ſchallendes Geſchrei; ich ſelbſt erſchrak vor der Stimme, die aus mir fuhr, die gellend an die Wand ſchlug und die gefangen war, wie ich ſelber. Der Meiſter meldete ſich nicht, er war fort. Er mußte glauben, daß ich durch den Wald hinauf ſchon voraus ſei. Selbſtverſtändlich ein raſendes Rütteln an der Thür, an den Wänden, und ſelbſtverſtändlich ein — vergebliches. Ich riß einen der Fenſterläden auf und rief hinaus: „Meiſter, Meiſter, ich bin noch drin! ich kann ja nicht nach. Das iſt hölliſch!“ Er hörte mich nicht mehr, mußte ſchon über den Bühel gegangen ſein.

Tief unten in einem Keſſel lag die Gegend, lagen die Bauernhäuſer, mit ihren braunen Strohdächern faſt wie Maulwurfshügel anzuſchauen, ſtand zwiſchen Lärchen und Birken in winziger weißer Figur die Kirche von Hauenſtein. — Da kannſt ſchreien, wie du willſt, Schneiderbub, deine Stimme iſt noch leichter, als du ſelber, die taucht nicht in's Thal hinab, die ſteigt zu den Wolken auf. — Wie wird der Meiſter laufen und ſchnaufen durch den Wald und wird ſich denken: Bin doch auch kein Haſcher (Krüppel), aber Der, wenn er einmal auskommt, iſt nimmer zu erwiſchen. Hat ja ſo viel lange Füß'!

Bei dem vorigen Gang in's Mürzthal war ich auch ſo närriſch vorausgeeilt, um mir drüben in Langenwang die Scheere ſchleifen zu laſſen, bevor wir auf die Ster rückten. — Was dieſer Menſch nur allemal ſchleifen zu laſſen hat? wird der Meiſter heute denken, und wird nacheilen und ſpringen wie ein verſprengter Steinbock, und der Lehrjung ſitzt in der Keuſchen und kann nicht nach.

Was iſt jetzt zu machen?

Ausbrechen? Möchte nur wiſſen, wie? Das Thürſchloß ſchwer verſchlagen, die Fenſter eng vergittert. Der Rauchfang? Ein Schneider kann halt alleweil noch nicht dünn genug ſein, der Rauchfang iſt nicht über eine Spanne weit. — Alſo hübſch in Geduld warten, bis der Meiſter wieder zurückkommt.

Ich öffnete alle Fenſterläden, daß es wenigſtens in meinem Kerker licht war. Ich ſchritt von einem Gelaß zum andern und warf in meinem Hirn Alles drunter und drüber, ob ſich denn im ganzen Haupte des Menſchen — man ſagt, es ſei ſo mächtig und beherrſche die Welt — kein Mittel vorfinde, um aus der Schneiderkeuſchen zu kommen. Es fand ſich nichts vor. Sonſt entſpannen ſich in dem Köpflein dieſes Lehrjungen oft ſo geſcheidte Ideen, daß die Leute ſagten: Der Schneiderbub iſt halb verruckt. Aber heute kam's nachgerade darauf an, mit dieſem Kopf an die Wand und durch dieſelbe ein Loch zu rennen.

Im Häuschen war es grauenhaft langweilig. Stiller als ſtill kann's nicht ſein, ſagt man. Wenn du aber ſo eingeſchloſſen im Einſchichthäuſel ſitzeſt und hörſt gar nichts, als das Tick—tack—tick—tack der Uhr, welche mit ihren langſamen Schritten der Ewigkeit entgegen geht, und das Ticken iſt ſo eintönig, daß du es ſchließlich auch nicht mehr hörſt — ſo iſt es ſtiller, als ſtill.

Es wurde endlich Mittag. Der Meiſter kam nicht zurück. Wohl aber war jählings eine leiſe Stimme zu vernehmen — der Magen frug höflich an, was es heute mit der Knödelſuppe wäre?

Da hub ich an zu ſuchen. Alle Käſtchen und Laden waren verſchloſſen, und als ich die Schlüſſel fand und die Behälter öffnete, war Alles leer. Aus Beſorgniß, daß während der längeren Abweſenheit die Lebensmittel Schaden leiden könnten, hatte der Meiſter das Möglichſte verzehrt, und den Reſt zur Fankelbäuerin hinabgetragen, auf daß ihn dieſelbe benütze und ſpäter mit friſchen Theilen zurückbezahle. Nur ein großes Stück Brot fand ſich in einer der Laden, das war aber ſchon ſo hoch betagt, daß ein ehrwürdiger grauer Bart auf ſeinem Antlitze wuchs. Ferner entdeckte ich in einer Papierdüte ein wenig Reis.

Um Reis zu kochen braucht man Feuer und Waſſer. Dieſer Satz gehört zu jenen ewigen Wahrheiten, an denen zu rütteln eine Frechheit iſt. Draußen, zehn Schritte vor dem Häuschen rieſelt der Brunnen. Ich durchſtöberte alle Winkel nach Feuerzeug: die Flamme iſt der beſte und trauteſte Geſellſchafter in ſolcher Lage, und der über dem Dache aufſteigende Rauch konnte doch vielleicht Jemanden herbeilocken und mir Erlöſung bringen. Ich fand im Kaſten einige Briefe von Weibern an meinen lieben Meiſter Ratz, in welchen ſie verſucht hatten, ſein Herz in Flammen zu ſtecken. Und das war auch das einzige Feuerzeug im Gelaß. Kein Stein, kein Schwamm, kein Zündhölzchen. Ich ſuchte weiter, und ſehr unangenehm war es mir, als ich in einem der unverfänglichſten Winkel unter der Ofenbank, in einem Käſtchen zwiſchen den Ziegeln eingeſchoben, meines Meiſters geheimſte Schätze fand; einige Silberlinge, deren Werth ich kannte, aber auch verwelkte, getrocknete Roſen und Haarlocken, deren Werth ich nicht kannte. — Zuletzt, ſo dachte ich mir, wenn er's wahrnimmt, wie ich da in ſeiner Wohnung eigenmächtig herumgewirthſchaftet habe, läßt er mich noch einſperren! — Aber Gott und der Hunger iſt mein Zeuge, ich ſuchte nur nach Herdfeuer!

Da ſah ich im dunkeln Winkel am Ofen auf dem Boden etwas phosphoresciren. Mein Meiſter hatte die Gewohnheit, Zündhölzchen als Zahnſtocher zu gebrauchen, nachdem er ihnen die Köpfchen weggeriſſen hatte. Ein ſolches Köpfchen ohne Rumpf lag nun da und leuchtete in blauem, mattem Scheine, ein einziges, winziges Körnchen Feuer, noch verſchloſſen und kalt und nichtig, aber doch Rettung tragend im Keime, wenn es mir gelänge, ſie zu wecken und zu fördern. Als ich denn ſonſt nichts mehr vorfand, verſuchte ich es mit dem kleinen Kopfe und legte ihn auf den Herdſtein, daß ich ihn bearbeite. Aber: ſo viel Köpfe, ſo viel Sinne, und hier ging es nicht nach meinem. Wie ich in der linken Hand den Fidibus auch in Bereitſchaft hielt und mit der rechten das Phosphorköpfchen kniff, rieb und zwickte, es blieb kalt und finſter. Mit einem Nadelzänglein packte ich es, um die Reibung auf dem Steine zu erzielen, — da ſprang es mir plötzlich davon gegen die Mauer hin, ziſchte dort auf, und bis ich mit meinem Fidibus nachkam, war es verlodert. Und damit auch mein Hoffnungsſtern verloſchen!

In einem Fache des Kaſtens hatte ich des Meiſters Piſtole gefunden, welche er ſonſt draußen vor dem Häuschen häufig abbrannte, damit die Leute aller Stände wiſſen ſollten, daß auch eine Waffe im Hauſe wäre. Ich fand ſie ſcharf geladen. — Ja, mein lieber Junge, da wäre freilich Feuer drin. Und welches! Aber! Halte ich es gefangen, ſo nützt's nichts, und laſſe ich es frei, ſo verpufft's. Das iſt ein unſeliges Verhängniß.

Nachmittags hub es zu regnen an. Ich hielt einen Topf zum Fenſter hinaus, denn ich hatte Durſt. Aber die wenigen Tropfen, die hineinfielen, machten nichts aus. Da ſtieg ich zum Dachboden hinan, wo es mir mit ſchwerer Mühe gelang, eine Dachſchindel ſo zu verſchieben, daß Waſſer hereinſickerte. Darunter richtete ich nun meinen Topf auf, und ſo gewann ich Waſſer. Faſt gleichzeitig entdeckte ich im Stroh, auf welchem ſonſt die Geſellen zu ſchlafen pflegten, einige Eier. — Wer nur dieſe Eier gelegt haben mag? Hühner waren ſeit Menſchengedenken nicht im Hauſe. Es mußte der Meiſter die Eier heimgebracht und hier aufbewahrt haben, anders war es nicht denkbar.

Nun, ich trank ſie aus und aß einen Biſſen des ehrwürdigen Brotes dazu. Dann kamen die Gewiſſensſkrupel:

Menſch, jetzt faulenzeſt du da und verzehrſt deinem Meiſter allen Vorrath, während er im Mürzthal ſich muß plagen! — Nun ſuchte ich nach Arbeit, daß ich doch für das Eſſen auch was nützen könne. Es war wol ein Stück Tuch in der Lade, aber nichts Zugeſchnittenes. Hierauf viſitirte ich den Kleiderſchrank des Meiſters, ob nicht in irgend einem Beinkleide ein Loch zu viel, ein Knopf zu wenig wäre. Einen einzigen, etwas zweideutigen Ellenbogen fand ich, ſonſt war überall Alles recht ordentlich in Stand gehalten. Da ſich hier denn nirgends Gelegenheit bot, mich dienlich zu zeigen, ſo begann ich in der Küche Holz zu ſpalten. Unter den Holzſcheitern fand ich einen Hausſchlüſſel.

Ich ſprang vor Freude in die Luft, ſo hoch, als nur Einer meines Zeichens zu ſpringen vermag. — O, wie eitel ſind die Freuden dieſer Welt! An der Thür war ein mit ſtarkem Eiſenmantel umhülltes Vexirſchloß, welches mit dieſem Schlüſſel, wie ich ſah, nur von außen geöffnet werden konnte. — Ich begann faſt zu wiehern, zu lachen vor Wuth. — Waſſer war in der Nähe, und ich hatte Durſt gelitten, Holz und Feuer war da, und ich fror der finſteren Nacht entgegen; den Schlüſſel hielt ich in der Hand und — war gefangen. Alles geſperrt!

Der Abend kam, unten im weiten Keſſel lagen die Häuſer von Hauenſtein, und der Regenſchleier hing darüber. Kein Menſch kam des Weges zum Einſchichthäuſel heran, weshalb auch? Die Leute wußten es: die Keuſchen iſt leer, die Schneider ſind hinüber in's Mürzthal gezogen. Und der Meiſter kam auch nicht. Der ſitzt jetzt ſchon im Mürzthal und flucht über den Lehrling: wo er denn heut' ſteckt, dieſer verdangelte Bub! Alleweil zieht's ihn ſo in die Fremd'; am End' iſt er fort, der leichtſinnig' Schlingel! — Wie konnte der Mann wiſſen, welch' eiſerner Patriotismus mich daheim feſthielt! —

Ich verkroch mich endlich in des Meiſters Bett.

Der Schlaf war gut; auch die Träume waren nicht ſo übel. Ich fühlte wen bei mir, deſſentwillen ich laut ſagte: „Jetzt macht's mir nichts mehr, daß wir eingeſperrt ſind:

Was frag' ich nach den Leuten?
Es iſt ein eiſerner Riegel für.
Komm her an meine Seiten
Und bleib' bei mir!"

Im Traum ſind nämlich alle Reime echt. Um ſo mißlicher war das Erwachen. Ein Geräuſch an der Wand hatte mich aufgeweckt. Ich horchte; draußen pochte, grub und bohrte etwas. Einbrecher! Wollen ſie gar die Holzwand durchſtoßen? Wollen ſie die Untermauerung durchbrechen und zwiſchen den Grundfeſten hereinkriechen, um das Gut meines Meiſters zu rauben? Dann werde ich den guten alten Brauch wieder aufbringen, werde mich, wie jene Müllerstochter, vor's Loch hinſtellen und die Räuber nach einander köpfen. Nachher wird auch das Sprichwort von der Schneidercourage anders gemacht werden müſſen. — Gerne wäre ich in die Küche gegangen, um das breite Beil zu holen, mit welchem ich Tags zuvor Holz gekloben hatte, aber ich getraute mich nicht aus dem Bette. — Wenn es wenigſtens zu machen wäre, daß, während die hereingekrochenen Räuber bei den Kiſten und Käſten ſich beſchäftigten, ich durch das Loch hinauskäme! Ich wollte ſodann dieſen Haupteingang ſchon geſchwind verrammeln, daß die Verbrecher gefangen wären, und ich frei! — Nun wagte ich mich aus dem Bett und ſchlich an's Fenſter. An der Ecke des Hauſes ſtand wirklich Einer und daneben währte das Poltern und Krachen fort.

In Gottes Namen, ich hüte das Haus meines Meiſters, und mein Leben, das geb' ich nicht wohlfeil! In dieſem Gedanken bereitete ich, auf den Zehen ſchleichend, die Axt und die Piſtole. Mit Haſt warf ich noch einige Kleider um mich, murmelte jenes Gebetlein, welches mir der chriſtliche Glauben zur Reu- und Leiderweckung an die Hand gegeben hat, machte den ernſtlichen Vorſatz, falls ich aus dieſer Gefahr doch lebendig hervorgehen ſollte, wo möglich ein frommer Mann zu werden, nahm mir vor, auch nicht mehr allzuweltlich zu träumen, und öffnete dann leiſe das Fenſterlein.

Dort ſtand der Kerl und ſah gerade auf mich her.

„Sakerment, wer iſt denn draußen?“ ſchmetterte ich. Mitten in der Nacht im Einſchichthaus ein ſolcher Ruf! er hörte ſich ſchauerlich.

„Schelm, ich ſchieß' Dich nieder!“ ſchrie ich noch einmal und ließ krachen . . .

Das Geräuſch des Einbrechens währte fort, auch der Kerl ſtand noch in ſeiner ganzen Verwegenheit da. Aber bei dem Scheine des Schuſſes hatte ich geſehen, wer es war. Dieſer alte, gottverlaſſene Wicht war's am Zaun, der Baumſtrunk, dem tagsüber gar die Rindenſetzen vom Leibe hingen und der Moder aus allen Spalten rieſelte. Und nachtſchlafend Stund' möcht' er die Leut' erſchrecken! Aber der hat jetzt genug für ſein Lebtag und mich erſchreckt er nimmer. —

Als ich hernach kühn geworden, den Kopf zum Fenſter hinausreckte, ſo weit es ging, gewahrte ich auch die Einbrecher. Ein paar Breter, die an der Wand lehnten, wurden vom Wind, der gekommen war, um den Regen zu vertreiben, hin und her geſchlagen, an die Wand gedrückt und wieder hintan geriſſen, daß ſie knarrten und ächzten.

Seine Feinde gründlich kennen gelernt zu haben, iſt der halbe Sieg. Ich verſchloß das Fenſter und legte mich wieder ſchlafen.

Am andern Morgen ſchien draußen die liebe, helle Sonne, daß es ein Jammer war.

„Wenn heut' auch noch Niemand kommt, ſo geht das nicht ſo gut aus, wie geſtern!“ ſagte ich mit drohender Miene. „Unſereins möcht' einmal was Warmes eſſen.“

Da ſah ich den Feldſteig her gegen das Häuschen einen Mann ſchreiten. — Alſo, endlich! Ich legte den Schlüſſel zurecht, daß ich ihn zum Fenſter hinausgebe und den Vorbeigehenden bitte, mir von außen dieſes malefiz Vexirſchloß aufzuſperren. Als jedoch der Mann näher kam, zuckte ich mit dem Kopfe vom Fenſter zurück und ſtieß einen Fluch in die Wand hinein, wie weder vor, noch ſeither ein ſolcher hineingeſtoßen worden ſein mochte.

Es war Gori, der blaßbraune Schuſtergeſelle. Der war mein Todtfeind. Es hätte nicht ſein müſſen. Wir hätten in Fried' und gutmüthiger Gegenſeitigkeit Platz neben einander gehabt, wie nur je ein Schuſter und ein Schneider hienieden neben einander Platz haben können. Aber wir hatten eine gemeinſame Weltanſchauung, wir hielten unter allen Jungfrauen Eine und dieſelbe für die Schönſte und Liebenswertheſte im Kaiſerreiche. Und ſo war es gerade an einem der letztvergangenen Sonntage geweſen, daß dieſelbe Eine mit ihrem Vater im Wirthshauſe war, daß ich mich zu ihrem Nebentiſche hinſetzen wollte und daß der Gori plötzlich vor mir ſtand und ſagte: „Einer von uns Zwei'n iſt dahier zu viel!“

Der achtzehnjährige Schneiderlehrling kam gegen den fünfundzwanzigjährigen Schuſtergeſellen nicht auf, und noch ehe ich zum Bewußtſein der eigentlichen Sachlage kam, war ich vor der Hausthür. Zur Genugthuung gereichte mir aber, daß faſt gleichzeitig auch dieſelbe Eine mit ihrem Vater das Wirthshaus verließ, „von wegen dem ſchandhaften Raufen allemal“.

So ſtand's zwiſchen mir und dem blaßbraunen Geſellen, der jetzt am Einſchichthäuſel vorbeiging. Er hatte eine Tracht Leiſten auf dem Rücken und nebelte mit ſeiner Porzellanpfeife — ein Weibsbild war d'rauf — langſam an meinem Fenſterlein vorbei. Von Dem wollte ich nicht befreit ſein und ſollte ich ſitzen bleiben müſſen im Einſchichthaus ſo lang', bis mein Bart neunmal um den Ofen wüchſe!

Dieſer kleine Vorgang hatte eine merkwürdige Hitze in mich gebracht; nur zu bald wurde es wieder langweilig. Es war ein und das andere Buch da und manches Blatt Papier; leſen, ſchreiben war ja ſonſt meine Paſſion. Doch in ſolchem Aſyle ſoll's ein Anderer verſuchen, mit Belletriſtik die Zeit ſich zu vertreiben; dem rechten Arreſtanten mag's behagen, der weiß, daß Mittags der Profoß mit der Suppe kommt; und kommt derſelbe Mittags nicht, ſo kommt er Abends.

Um die Mittagszeit ſah ich einen Bettelmann ſich draußen ſonnen. — Der, wenn ich ihm den Schlüſſel hinaûslang', iſt gewiß ſo gut und macht auf. — Hättet ihr's mit ihm gewagt? Und hättet ihr nicht den Hochverrath bedacht, der an dem Meiſter begangen worden wäre, wenn man die Geheimniſſe ſeines wunderſamen Vexirſchloſſes einem Fremden, vielleicht einem Strolche, preisgegeben hätte? — Nein, auf dieſes Aeußerſte kommt's noch nicht an. Bleibt der Vagabund nur noch ein paar Minuten ſitzen auf dem grünen Raſen — er iſt ja beſchäftigt — ſo wird Alles gut. Raſch ſchrieb ich auf einen Zettel: „Thue mir die Fankelbäuerin doch wen heraufſchicken. Der Schneider iſt eingeſperrt und kann nicht aus.“ Das Papier legte ich zuſammen, verklebte es mit Wachs, dann rief ich zum Fenſter hinaus: „He, guter Freund!“

Der Bettelmann ſprang auf und da er ſah, daß das Haus bewohnt war, murmelte er ſogleich ſeinen Bettelſpruch. Ich reichte ihm durch das Fenſter ein Vierkreuzerſtück hinaus; Geld war in meinem Exil für mich ja ein werthloſer Gegenſtand. „Aber Ihr müßt ſo gut ſein“, ſagte ich, „und dieſes Briefel da zu dem Bauernhaus hinabtragen, wo ſie den Waſchkeſſel vor der Thür haben, und es der Bäuerin geben. 's iſt eine kleine Poſt, und ich hab' nicht Zeit, daß ich hinablauf'.“

Der Mann verſprach's von Herzen gern und torkelte mit meinem Nothſignal hinabwärts gegen den Thalkeſſel, wo die Menſchen leben in Geſelligkeit und Ueberfluß und die großen Güter nicht zu würdigen wiſſen.

Nun verging Stunde um Stunde, und es kam Niemand. Ich durchſpähte nochmals alle Vorrathsräume und genoß zur Jauſe Pfeffer und Salz, ein Nahrungsmittel, welches geſtern noch verſchmäht worden war. Als der Abend nahte, begann ich wild zu werden. Ich rüttelte furchtbar an der Thüre, ich verſuchte, ob denn nicht doch die Dachbreter zu durchbrechen wären. Vergebens. Der Spaß fing an gefährlich zu werden.

„Schneider!“ hörte ich auf einmal draußen ſchreien. Ich ſtürzte zum Fenſter. Der tauſend, das auch noch!

Fankelbauer's Mariechen ſtand draußen . . . .

„Aufmachen ſoll ich?“ fragte ſie.

„Sei ſo gut, Dirndl. Da iſt der Schlüſſel. Mein Meiſter hat mich unverſehens eingeſperrt.“

„Der iſt drin!“ rief ſie aus. „Jetzt haben wir gemeint, der Meiſter, und desweg' hat mich die Mutter heraufgeſchickt. Den Brief haben wir ſchon Nachmittag kriegt, wir ſind auf dem Feld geweſen und haben nicht Zeit gehabt. Hätt' ich aber gewußt, daß Du's biſt, ſo wär ich jetzt auch noch nicht heraufgegangen.“

„Haſt was gegen mich, Marie?“ fragte ich beklommen

„Gar nit. Du wirſt wol wiſſen, wegen was.“

„Du thuſt alleweil ſo ſtolz gegen mich!?“

„Mir tragt's den Stolz nicht. Aber Dir ſtund's beſſer an, Du thäteſt anders."

„Möcht' wiſſen, wie Du das meinſt?"

„Was haſt Du mich bei den Leuten in Schanden zu bringen?" ſagte ſie und ſchluchzte in ihre Schürze hinein.

„Um Gotteswillen, Marie, was haſt denn? Wie ſo bring' ich Dich in Schanden? Geh' her da, zum Fenſter, geh' her und ſag' mir's, wie ſo bring ich Dich in Schanden?"

Anſtatt mir zu nahen, ging ſie noch einige Schritte vom Fenſter hinweg. Ihr lichtes, weiches Haar war loſe, ihr junger Buſen war bewegt, wie der See im Sturm. Ich war ſo aufgeregt, daß ich mich mit aller Gewalt zwiſchen dem Gitter hinauszuzwängen ſuchte.

„So!" ſagte ſie nun, „das iſt keine Schand, wenn Du über mich Gedichter machſt, daß ich ſo viel fein und ſauber wär' und daß ich Dein Schatz ſollt' ſein, und lauter ſo närriſche Sachen! Und giebſt es allen Leuten zu leſen, daß man ſich ſchamen muß, bis unter die Erden hinein."

Das war ein Schlag für mich.

„Mirzerl", ſagte ich endlich, „wenn Du nur ein Biſſel thätſt hergehen. Mach' auf und komm'. Es wird Dich doch nicht verdrießen, wenn man ſagt, daß Du ſchön biſt!"

„Wenn man den Leuten das erſt muß aufſchreiben, daß ſie's glauben, nachher iſt es ſchon ſchlecht genug.“

„Aber ſchau, mein Herz, man redet doch gern davon.“

Willſt reden, Du Lapp, ſo weißt, wo Du mich findeſt. Was brauchen denn andere Leut' zu wiſſen, daß ich Dir gefall'!“

Das ſchreibe ich heute zur Belehrung für Poeten, welche da glauben, Alles und noch ein Uebriges zu thun, wenn ſie ihre Mägdlein beſingen. — „Du weißt, wo Du mich findeſt,“ hatte Mariechen geſagt.

„Komm' nur einmal herein, wir werden uns ſchon ausreden“, lockte ich und ſtreckte den Arm aus. „Aber aufmachen mußt. — Da haſt den Schlüſſel.“

Sie lachte hell, lachte unter den Thränen des Aergers: „Ich werd' mich hüten, daß ich Dich heut' auslaß. So einen Wolfshunger, wie Du haſt! da geht kein Menſch ſicher!“

„Willſt mich umkommen laſſen? Bin ich Dir denn gar nichts lieb?“

„Biſt ein ungeſchickter Bub, ſperrt der Schlüſſel von auswendig, ſo wird er von inwendig auch ſperren. Probir' nur einmal.“

„Probirt hab' ich ſchon. Es iſt ein Verirſchloß.“

„Biſt ſelber Schuld, wenn Du Dich vexiren (narren) laßt. — Iſt untenauf keine Stiften beim Schloß?“

„Freilich wol, mit der es feſtgenagelt iſt.“

„Bei dieſer Stiften druckſt an, nachher drehſt den Schlüſſel um — nachher gehſt heraus."

Mit Macht mußte ich arbeiten, daß ich meinen verklemmten Kopf und Arm vom Fenſter zurückbrachte; ſie ſchaute mit ihren blauen Augen ſo ſchalkhaft auf mich her, daß ich bei mir dachte: Das Ding geht beſſer aus, als ich hab' vermeint.

Dann verſuchte ich noch einmal, und zwar nach ihrer Weiſung das Schloß zu löſen, und ſiehe, die Thür war offen.

Offen war ſie in weiten Angeln, und vor mir lag die Freiheit und das Abendroth — und das Mägdlein lief, was es laufen konnte, davon — davon.

Was ſoll ich noch ſagen? Als ich von der Verfolgung zurückgekehrt war, ſtellte ich die Wohnung in Stand und verſchloß, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß Niemand mehr im Hauſe ſei, mit überaus großer Sorgfalt die Thür.

Hernach eilte ich dem Hofe meiner Eltern zu.

„Jetzt iſt Der da", ſagte die Mutter, „biſt denn nicht im Mürzthal drüben?"

„Was zu eſſen möcht' ich," war meine Antwort.

„Semmelſtrauben hab' ich heut' keine", ſagte ſie, „und ſonſt nimmſt mir ja nichts."

„Mir iſt Alles recht."

So aß ich, und dann ſchlief ich, und am nächſten

Tage ging ich in's Mürzthal und ſuchte meinen Meiſter auf. Der brummte und lachte; aber die Tantalusqualen, welche ich im Einſchichthäuſel erlitten, habe ich ihm nur zu halb erzählt.

Ein reiſender Handwerksburſch.

Auch der lange Chriſtian muß aus alter Erinnerung hervorgeholt werden.

Der ſchob eines Tages die Thür unſerer Meiſterſtube ſo weit auf, daß er ſeinen kleinen Kopf hereinſtecken konnte: „Ein reiſender Handwerksburſch bittet gar ſchön . . .“

Der Meiſter ſteckte alle zwei Hände in die Hoſentaſchen und fragte: „Was iſt Er denn?“

„Ein vacirender Schneidergeſell', bitt' ich.“

„Wesweg ſteht Er nicht in Arbeit ein?“ ſagte der Meiſter, und die rechte Hand fuhr unverrichteter Dinge aus dem Sacke zurück.

„Ich bitt', weil ich keine krieg'. 's iſt ſchon überall Alles voll Schneidergeſellen.“

Jetzt kam auch die Linke des Meiſters, auf die alle Hoffnung geſetzt war, leer aus der Taſche, und der

Meiſter ſprach: „Wenn Er will, bei mir hat Er gleich Arbeit. 's iſt der Winter da, die Leut' brauchen Gewand.“

Der Handwerksburſche ſah, daß er aufgenommen war, mit ſaurem Geſichte trat er in die Stube; er war länger, als dem hereingeſteckten Kopfe nach vermuthet werden konnte, und es hing an dem ältlichen und gutmüthig ausſehenden Kopfe ein ziemlich zerſetzter Schneider. Der Meiſter ſelbſt ſchien von dem Ausſehen ſeines neuen Gehülfen etwas überraſcht zu ſein. Das Wanderbuch war aber befriedigend, es ſtand zwar wenig Arbeit d'rin, aber dieſe wenige war durchaus belobt.

„Wo haſt denn Deinen Ranzen, Chriſtian?“ fragte jetzt der Meiſter.

„Meinen Ranzen? Warum?“ verſetzte der Geſelle mit Befremdung, „brauch' keinen.“

„Du wirſt doch eine gute Kluft (guten Anzug) bei Dir haben?“

„So weit ja,“ ſagte der Andere und blickte an ſich hinab bis zur Zehe, die aus dem Stiefel hervorguckte, „bin zufrieden, bin allerweil zufrieden.“

„Ruck', Lehrbub, daß er ſich ſetzen kann!“ Dieſe Worte des Meiſters waren zu mir geſprochen, und einige Augenblicke ſpäter ſaß der ſchlottrige Geſelle an meiner grünen Seite und ſah den Meiſter ungewiß an, als wollte er fragen, welcher Hausbrauch hier herrſche, ob der Lehrjunge gelegentlichen Falles bei den Haaren oder bei den Ohren zu faſſen wäre. — Als er ſpäter die gutherzige Weiſe merkte, in welcher mein Meiſter mit mir verkehrte, fing auch er an, kollegial zu ſein, heißt das, er bemängelte mir gegenüber die Pflege, welche man uns angedeihen ließ und beluſtigte ſich über den Meiſter, wenn dieſer abweſend war. Ich war für ſolche Beweiſe des Vertrauens dankbar, hütete mich aber, dieſelben zu entgegnen, ſondern that, wie einem Lehrjungen geziemt: hielt die Ohren offen und den Mund zu.

Nur die Nächte waren nicht ganz ohne Konflikte. Zuerſt hieß es, ich möchte mit dem neuen Geſellen mein Bett theilen; nur zu bald ſtellte es ſich heraus, daß er nach Gutdünken mit mir theilte, aber ſo, daß der größte Theil mit Leintuch, Decke und Kopfkiſſen ihm zufiel. Er lag an der Wand, nur zu Regenzeiten tauſchten wir die Plätze, weil an der Wand das Waſſer herabrann.

So lange ich wachte, beſchied ich mich, aber während ich ſchlief, thaten Arme und Beine im Kampf um's Daſein Manches, was hernach von Seite des langen Schlafgeſellen ein anderer, ganz unſchuldiger Theil des Körpers arg entgelten mußte.

Trotzdem waren wir ſtets gut Freund, was mir um ſo erfreulicher ſchien, als die Erhaltung dieſes ſchönen Verhältniſſes ganz in meiner Hand lag. Gab ich in Allem nach, ſo war ich geſichert, und er verlangte nichts Unbilliges von mir, denn im Leben eines Lehrjungen iſt

Alles billig. Zudem beſaß der lange Chriſtian einen unſchätzbaren Vorzug, nämlich er log — und log, daß es eine Paſſion war. Wer nie ſein Brot als Schneider aß, wer nie die halben Winternächte bei Schafwoll' und beim Zwirne ſaß! — — Was da ein gutes Plaudermaul für ein Kleinod iſt! Der lange Chriſtian hatte den Krimkrieg mitgemacht, hatte bei der Revolution eine Rolle geſpielt und das keine kleine, denn er war Koſſuth's Stiefelwichſer geweſen. Denn warum? Er hätte es zu ganz was Anderem bringen können, aber der Koſſuth hatte geſagt: Loß ich nicht aus, Schwob. Brauch ich zum Wichſen.

„Sei jetzt ſtill und thu' nah'n!“ verwies ihm der Meiſter bisweilen ſolch' biographiſche Darſtellungen.

„Warum ſoll ich's denn nicht ſagen?“ meinte hierauf der Chriſtian immer, „es iſt ja ſo Alles nicht wahr.“ Und hub wieder von Neuem an.

„Und wenn ich auch hätte dabei ſein können,“ fuhr er fort, „ich hätte nicht einmal mögen. Da mag Einer ſagen, was er will, mir geht das Reiſen über Alles. Das Reiſen als Schwalier, natürlich.“

„Jetzt ſei ſtill und thu' nah'n!“ gebot der Meiſter ſtrenge. Da war er ſtill und that nähen, und ich ermaß traurig, wie hier die ſchönſten Reiſen und alle Weltwunder ſchnöde unterdrückt wurden. Ein Gefühl der Bitterkeit wurde in mir gegen den Meiſter wach. Wenn dieſer aber abweſend und wir in der Werkſtatt uns ſelbſt überlaſſen waren, dann wurde Alles nachgeholt; bald wurde ich inne, daß der lange Chriſtian auch bei der Entdeckung Auſtraliens dabei geweſen war.

Auf einem Luftballon wären ſie hingekommen. — „Geht auf einmal nieder. Auf den Bäumen lauter Schlangen und Paradiesäpfel; Weinberge, wo auf den Reben die Kaffeebohnen wachſen und der Wein rinnt in Brunnen unter der Erde heraus. Löwen und Tiger, ſelbſtverſtändlich alle beſoffen, darum ſind die auſtraliſchen ſo gefährlich. Und ſind auch große Pappeln, denen auf und auf die Wolle wächſt und müſſen im Frühjahr und im Herbſt geſchoren werden. Das iſt die Baumwolle. Und lauter ſo! Die Leut' ſind alle ſchwarz über und über und brauchen daher keine Kleider. Was iſt denn das für ein Land? fragen wir. Antwortet ein Schwarzer: J bitt', das iſt Auſtralien."

Als ich anfangs an Einzelnem zweifelte, rief er: „Na ja freilich, bei Euch heißt allerweil: erlogen, erlogen! Das Biſſel erlogen wird Dich doch nicht geniren! Wenn's d'netta Alles wahr ſein ſollt', na bedank' mich, da möchteſt ſaubere Sachen hören. So tapfer wie der Chriſtian, der itzo neben Deiner ſchneidert, hat Keiner gefochten!"

„Soldat?"

„Soldat! Gott ſei Dank, nein. Ein Fechtbruder bin ich geweſen und wollt', ich wär' es heute noch!" Er ſeufzte und zog melancholiſch einen langen Faden vom Zwirnknäuel.

Meine Bemerkung darauf mußte der Stimmung des Augenblicks nicht ganz gerecht geweſen ſein, denn er beugte ſich weit gegen mich vor und ſagte nachdrücklich genug: „Du biſt ein junger Lecker, daß Du's weißt!"

Ließ ihm's gelten, und ſo waren wir wieder einig.

„Biſt erſt ausgelernt, wirſt es auch treiben," verſicherte der Chriſtian, „was ein ordentlicher Handwerksburſch iſt, der geht fechten. Blitzdumm ſeid's Ihr Jungen anfangs ſchon dabei, das iſt richtig, und wenn man Euch nicht aus Erbarmen zeitweilig was thät ſchenken, ihr müßtet verhungern wie die jungen Kälber, wenn ſie nicht genudelt werden."

„Möcht' nur wiſſen, weswegen man Euch Alten was ſchenkt, wenn nicht aus Erbarmen!" erlaubte ich mir zu bemerken.

Er krähte laut auf und rief dann: „Das koſtet mir einen Lacher! Uns aus Erbarmen, wie einem Bettler! Junge, Dir fehlt es an Unterricht! Wenn wir Handwerksburſchen fechten, ſo heißt das nagelfeſt nichts anders, als wir heben unſere Gebühr ein. Es iſt ein Recht von Alters her. Sie alle, die Herren Profeſſioniſten, die heute prächtige Häuſer ſtehen haben an den Straßen, ſie alle haben einſtmals gefochten, und tüchtig gefochten. Und wenn Du nicht weißt, wozu ſie an ihren vornehm geſchnitzten Hausthüren die Klinken haben, ſo will ich Dir's ſagen: daß Unſereiner d'raufdrucken kann, ſo wie's neuzeit Haustelegraphen giebt, wo der Herr nur zu drucken braucht und die Dienerſchaft ſteht da. Wenn wir dabei den Hut in der Hand halten und freundlich bitten, ſo iſt das Höflichkeitsſache, denn der Fechtbruder muß Schwalier ſein!"

„Redlich geſagt aber," fuhr der lange Chriſtian fort, „die Profeſſioniſten, die ſelbſten haben ſchnallendruckt, das ſind die ſchmutzigſten. Zu hart Kräften ein ganzer Kreuzer, wenn ſie keinen halben im Sack finden, und verſtatten ſich des lumpigen Kupferlings wegen ſchon das Recht, das Wanderbuch eine Weil' durch ihre feiſten Finger zu wutzeln, oder gar etlich' Sottiſen loszulaſſen, als wär' ein ehrlicher Burſch juſt ihrer Grobheiten willen auf der Länderpaſſier. — Ueberhaupt, Lehrbub, merk' Dir's: was an der Straßen ſteht, heißt nicht viel. In die Seitendörfer muß Einer ſich ſchlagen, in die Berggräben muß man hinein, es lohnt ſich. Kannſt das Mundſtückel brauchen, machſt den Weibern was vor — lebſt wie ein Prinz. Aber nur nicht vergeſſen, den Finger ſchön in's Weihbrunnkeſſerl tauchen, wenn Du bei der Thür hineingehſt. Steht vor dem Haus, wo die Leut' vom Fenſter hinſehen, ein Kruzifix, oder ſo was, nur fleißig den Mund d'raufdrucken. Frummheit lohnt ſich immer. Bleibſt über die Nacht und ſitzeſt auf der Ofenbank, ſo verzählſt was;

je größer die Lug iſt, deſto lieber glauben ſie's, deſto gewiſſer laden ſie Dich zu ihrem Nachtmahl ein. Mit dem Bauer hebſt für's Erſt' vom Wetter an; iſt trockene Zeit, ſo giebt's guten Kornbau, iſt Regenwetter, ſo geräth das Futter für's liebe Vieh. Der Köchin vertrauſt, Du hätteſt auch ſchon Etwelches verkoſtet auf dieſer Welt und wüßteſt, was gut ſei, aber ſo ein Schmalzmus, oder Haidenſterz, oder was es eben iſt, wär' Dir bislang noch nicht in den Mund gekommen. Wirſt ſehen, nach ſolcher Red' wird Dein Eſſen zuſehends vermehrt und verbeſſert. Sind Knaben im Haus, ſo machſt ihnen Vogelfallen, Fiſchfangen und ſo was. Mit den Mädeln, und ſind ſie auch erſt halbgewachſen, kann man vom Heirathen reden, allzeit vom Heirathen. Raſteſt Dich tagelang aus und wirſt ſehen, wie erträglich die Zeit vergeht."

Darauf erwiederte ich einmal dem langen Schneider: „Freilich vergeht die Zeit, wenn der Reiſende ſo von der Straße abweicht, aber wann kommt er nachher an's Ziel?"

Er ließ die Nadel ſtecken, wo ſie ſtak und fragte: „An welches Ziel?"

„Wo er Arbeit kriegt."

Jetzt ſtützte er ſeinen ſpitzen Ellenbogen auf's ſpitze Knie und ſagte: „Was glaubſt denn Du eigentlich von einem Handwerksburſchen? Meinſt, er paſſirt die Länder, daß er Arbeit ſucht? Für was ſtünd' er denn drei Jahr' und länger in der Lehr und ließ ſich zum Fußhadern brauchen, wenn er nachher kein reiſender Handwerksburſch' werden wollt'? Jetzt haben wir die Eiſenbahnen. Nichts leichter, als an's Ziel zu kommen und Arbeit zu finden. Aber kannſt Du Dir einen reiſenden Handwerksburſchen denken, der auf der Eiſenbahn fährt? Für was, möcht' ich bitten, werden denn neben den Eiſenbahnen hin die alten koſtſpieligen Landſtraßen erhalten, als wie für den Handwerksburſchen? — 's iſt ein Plaiſir, kann ich Dir ſagen, wie kein zweites auf der Welt. Und ſchon gar in einem Ort, wo an jedem End' die Tafel ſteht: Hier iſt das Hauſiren verboten! — Wie ſich's da ſicht! Lehrbub, Du weißt noch nichts."

„Weshalb iſt denn der Chriſtian hernach bei uns eingeſtanden?"

„Das eben iſt's ja!" flüſterte er, „hab' ich's denn vor der Thür wiſſen können, daß ich vor einer Schneiderwerkſtatt ſteh'? So g'ſcheidt wäre ich ſchon geweſen, daß ich alsdann meinetweg als Tiſchler oder Schuhmachersgeſell angeklopft hätt'. Und juſt dasmal iſt's nicht erlogen geweſen, akkurat, daß ich ein Schneider muß ſein! Dein Meiſter hat mich frei ſo viel, als in meinen eigenen Worten gefangen. Anderstheils, weil jetzt Winter iſt und der Menſch ſeinem Brot nicht gut nachkommen kann, will ich's auf etliche Wochen gleichwol aushalten. Ein rechter Burſch' muß Alles probiren auf der Welt."

— Auch das Arbeiten! hatte er in Gedanken ſicherlich beigeſetzt. Uebrigens war der Chriſtian in der Arbeit flink, wenn auch zuweilen ein kleiner Schlendrian mit unterlief. Letzteres rügte mein Meiſter eines Tages nur indirekt, indem er ſagte: „Lehrbub, für Geſchwindigkeit nimm Dir ein Beiſpiel am Chriſtian, für Genauigkeit an mir.“

Abends während der Lichtfeier — das iſt die Stunde der Dämmerung — war der lange Chriſtian unſichtbar. Erſt knapp vor dem Lichtanzünden erſchien er wieder und ging mit friſcher Luſt an die Arbeit.

Da ſtupfte einmal der Bauer, bei dem wir auf der Ster ſaßen, meinen Lehrmeiſter an der Seite, er möge ſo gut ſein, ein „Randel“ mit in's Nebenſtübel zu kommen, er habe ein klein wenig was zu reden. Und im Nebenſtübel ſoll denn der Arbeitsgeber zum Meiſter folgender Weiſe geſprochen haben: „Wenn Euch Schneidern bei uns die Koſt zu ſchlecht iſt, ſo thut es mir nur ſagen, iſt mir lieber, als wie wenn ich vor der Nachbarſchaft zu Schanden gemacht werde.“

„Wie denn das?“ entgegnete der Meiſter und ſah den Bauer groß an, „die Koſt zu ſchlecht? Bei Dir? Doch gar keine Red' von ſo was. Alles gut und genug.“

„Ja,“ ſagte der Bauer, „zuweg geht denn nachher Dein Geſell zwiſchen der Lichten in die Nachbarſchaft betteln?“

Der Meiſter wurde ganz blaß vor Schreck.

„Sie reden ſchon überall davon, daß der Niederberghofer ſeine Schneider verhungern ließe, und der Geſell, wenn's dunkel wird, mit dem Brotſack ausſchleicht. Wenn's ſo iſt, habt Ihr bei mir aufgearbeitet.“

Ohne ein Wort der Entgegnung, rief der Meiſter den Chriſtian in's Stübel.

„Möcht's frei wiſſen, Chriſtian, was Du zwiſchen der Lichten allemal machſt?“ fragte er mit düſterem Ernſte.

„Ich? — Ein Biſſel in der Nachbarſchaft geh' ich um, daß ich mich nach dem langen Sitzen eppas ausſpring'.“

„Und trägſt den Leuten das Brot ſtückweis aus dem Haus!“ ſagte der Bauer.

„Warum denn nicht,“ antwortete der lange Chriſtian, „ich bitt' ja ſchön d'rum und nachher verſchenk' ich's wieder. Bei Dir, Niederberghofer, hab' ich's Gottlob nicht von Nöthen.“

„Zuwas thuſt es denn nachher, Du alter Steineſel?“ rief der Meiſter mit allem Zorne, deſſen er fähig war.

„Weil's mich g'freut“, ſagte der Geſelle, „und wenn's dem Meiſter nicht recht iſt, ſo kann er ſich's recht machen. Wir ſind nicht zuſammen verheirathet. Ich mach' mich fremd.“

Mit dieſen Worten ſagte er die Arbeit auf.

Voller Innigkeit nahm er von uns Abſchied, nachdem er mich noch eingeladen hatte, mitzukommen. Ich begleitete ihn bis vor das Haus und ſah ihm nach. Schon an der nächſten Thür drückte er die Klinke nieder und mit einem Geſichte, das vom Glücke erhellt war, murmelte er ſein: „Ein reiſender Handwerksburſch' bittet gar ſchön . . .“

— 's iſt reine Liebhaberei; wer ſoll's verdenken!

Vom Geſellen Wenzelaus.

Ein ander Mal hatten wir einen Geſellen, der hieß Wenzelaus Kragerl — ſein Name ſtehe nun einmal ſchwarz auf weiß, da er doch ſo oft weiß auf ſchwarz ſtand — an der Tafel beim Hauerwirth, beim Kreuzwirth, beim Goldenen Löwen, beim Grünen Baum u. ſ. w. Der Wenzelaus Kragerl war ein Kiſelak der Wirthshäuſer.

Er arbeitete bei meinem Meiſter über ein Jahr; er war ein geſchickter und fleißiger Kleidermacher; der Meiſter überließ ihm oft das „Zuſchneiden“. Er konnte Wochen lang, ſelbſt ohne Unterbrechung an Sonn- und Feiertagen auf Einem Fleck ſitzen und arbeiten; wenn es ihn aber doch einmal drängte, eine heilige Meſſe zu hören, ſo verfehlte er gottsunſelig die Kirche, kam in's Wirthshaus hinein und blieb auf Einem Sitz Tage lang drinnen, bis der letzte Kreuzer vertrunken war. Er trank Wein, zuerſt ohne, ſpäter mit und ſchließlich wieder ohne Waſſer; ganz zum Schluſſe verſickerte die Sache in Schnapsgläschen, zu deren Frommen, wenn es darauf ankam, er ſich ſeines Taſchenmeſſers, ſeiner Sacktücher, ſeiner Halsbinde und dergleichen überflüſſigen Dinge entäußerte. Hernach ſuchte er wol wieder die Werkſtatt auf und war an den erſten Tagen etwas mißmuthig, man wußte nicht recht, ob über das vertrunkene Geld, oder über das vermißte Weinglas. Indeß munterte ihn die Arbeit und dadurch die neue Anwartſchaft auf neue Freuden bald wieder auf, er war leutſelig, ſtets zufrieden mit Koſt und Pflege und oft, während der gute Meiſter wegen mißlicher Zubereitung der Speiſen über verſchiedenerlei innere Beſchwerden ächzte, ſang und erzählte der Geſelle Kragerl die luſtigſten Poſſen. Und ſo wußte ſich der brave Schneider beim Wirth und bei den Arbeitgebern beliebt zu machen und Alle, die ihn kannten, ehrten ihn ob ſeiner Beharrlichkeit.

Eines Montags früh ſchickte der Meiſter den Geſellen und mich zum Bauer unter der Alm. Das war das letzte Haus oben auf dem Berge, es ſtand wie ein Wärzchen auf hoher Stirne, darüber filzte ſich ſchon das braune Gelocke des Gezirms und noch weiter oben breiteten ſich die Glatzen der kahlen Kuppe von Stuhleck. Von dieſen Höhen nieder war mancher Schrund, manche Schlucht durch Wetter und Waſſer in den Erdboden geriſſen und das Haus unter der Alm ſtand unheimlich eingefriedet von ſolchen Gräben und Rieſen, in welchen

Wäſſerchen rieſelten. Im Hauſe ſelbſt war es recht wohnlich, und die Leute empfingen und behandelten uns, die wir aus dem Thale kamen, aus der Weltgegend, wo eine Kirche ſtand und ein ganzes Dorf voll aller Herrlichkeiten, mit Ehrfurcht und ſuchten uns mit Allem, was ſie vermochten, zu entſchädigen dafür, daß wir aus der großen Welt in die Einöde hinaufgeſtiegen wären, um ihnen Hoſen und Joppen zu machen. Und da ſagte Wenzelaus Kragerl einmal zu mir: „Lieber im letzten Häuſel der Erſte, als im erſten Dorfe der Letzte ſein!“ Er hatte nämlich zur ſelben Stunde bereits Erkundigung eingezogen und in Erfahrung gebracht, daß gegen die Nättenegger Seite hin, eine Stunde von unſerer Ster ein Holzmeiſterhaus ſtehe, in welchem Tabak, Wein und Branntwein zu haben wäre. Er gedachte zur Stunde vielleicht kaum mit dem Hauſe in Verbindung zu treten, doch die Nähe und Möglichkeit beſeelte ihn, das äußerte ſich im ſchönen Schwunge, welchen er in den Zuſchnitt der Lodenkleider legte.

Zur Zeit der Lichtfeier ging ich gerne um's Haus herum, erſtens, um — wenn im Thale kein Nebel lag — mit den Augen die Punkte der Häuſer aufzuſuchen, an welche ſich holde Erinnerungen knüpften, zweitens, um mir die Höfung des Almhauſes zu betrachten, mit irgend einem Jungen zu rangeln, eine Magd zu necken, oder ähnliche Ergötzlichkeiten eines halb übermüthigen, halb ſchwärmeriſchen Schneiderlehrlings zu treiben. Auf ſolchem Rundgange um das Haus bemerkte ich eines Tages oben auf dem Dache einen großen hölzernen Hammer, welcher durch Schnüre mit einem der Waſſergräben in Verbindung ſtand. Ich fragte den Bauer, was dieſe Vorrichtung bedeute.

„Das iſt der Nachtwächter“, antwortete der Bauer, „wenn's ein Gewitter giebt, ſo haben wir allemal ſo viel Waſſer; ja ein' ſolchen Laſter, man glaubt's nicht! Seit ich beim Haus bin, hat's uns zweimal den Stall weggeriſſen und das liebe Vieh vertragen. Nachtig Stund' iſt's da: bis das Gebäude kracht, daß man's wahrnimmt und in die Hoſen findt und zu Hülf' kommen kann, iſt ſchon Alles g'fahlt. So hab' ich mir da ein Z'ſammg'richt gemacht. Dort oben im Waſſergraben iſt eine Wehr und gleich, wie das Waſſer ein Eichtl höher ſteigt, als wie für gewöhnlich, richtet's ein Radel an, die Schnur zieht und der Hammer auf dem Dach hebt rechtſchaffen zu glöckeln an, daß wir munter werden. Auf ſolches Wecken ſind wir auch noch allemal früh genug hinauskommen, eh' der Schwall iſt dageweſen, und daß wir geſchwind haben können vorarbeiten.“

Leuchtete mir ein. Das Handwerkerbett ſtand auf dem Dachboden, gerade unter dem Hammer; ſomit ſchienen wir vor der Gefahr des nächtlichen Ertrinkens im Schlafe geſichert zu ſein.

„Eh weh, das Waſſer“, bemerkte der Geſelle Kragerl, „das hab' ich ohnehin im Magen, daß ich's gar nicht ſagen kann und allerweil kommt's mir vor, die Waſſerſcheu wird noch einmal mein Tod ſein.“

Eines Tages ging ihm der Tabak aus. Gegen Abend ſagte er zu mir, daß er gehört habe, drüben im Holzmeiſterhauſe ſei Tabak zu bekommen und er wolle ſich welchen holen. Ich erſchrak inſtinktiv über dieſes Vorhaben und bot mich an, ihm um die Lichtfeierzeit Tabak holen zu wollen. Er entgegnete, daß er dieſen Dienſt nicht annehmen könne, da er wiſſe, daß ich — ohnehin nur eine einzige Stunde des Tages frei habend — dieſelbe gerne mit dem Hausgeſinde auf dem Anger oder in der Scheune zubringe; zudem fühle er ſich ſelbſt durch das viele Sitzen ſo verkrümmt und eingetrocknet, daß ihm das kleine „Sprüngel“ zum Holzmeiſterhauſe hinüber gar nicht ſchaden werde.

Solch doppeltem Beweggrund widerſtand ich nicht. Der Wenzelaus ging und kehrte nicht zurück. Ich ſchlief dieſelbige Nacht allein unter dem Hammer und ſchlief die folgende Nacht allein. Des Tages über nähte ich mit Fleiß, wurde aber von Stunde zu Stunde trübſinniger.

Man fragte, wesweg der Geſelle nicht da ſei? Ich theilte meine Vermuthung mit und arbeitete. Man legte der Abweſenheit keine Bedeutung bei und überhäufte mich, den treulich Verharrenden, mit um ſo größeren Auszeichnungen. Sie ahnten nicht, daß dieſe Auszeichnungen für mich von Stunde zu Stunde drückender wurden; ſie ehrten in mir den Vollendeten und ahnten nicht, wie nahe ich der Grenze meines Wirkens ſtand. Das Zugeſchnittene war faſt aufgearbeitet; ſollte ich es geſtehen, daß ich noch Lehrling ſei, der zum Zuſchneiden weder berechtigt noch befähigt iſt? Oder ſollte ich gehen, den Wenzelaus zu holen? Aus Erfahrung wußte ich, daß Letzteres nicht thunlich ſei. Einſt, als mich der Meiſter geſchickt hatte, den Geſellen aus dem Wirthshauſe zu bringen, hatte mich der Menſch anfangs zwar mit Jubel empfangen und zu ſeiner Tränke treiben wollen, dann aber, als er mein Begehren hörte, mich davongejagt. Er wußte eben keinen Raum auf Erden, in welchem er ſich als freier Mann, ja als Herr fühlen konnte, als das Wirthshaus; und ſo war er im Zeichen des Weinzeigers ein gar rabiater Geſelle. Demnach entſchloß ich mich, wenn der Wenzelaus am Abende des zweiten Tages nicht komme, dem Herrn Arbeitgeber höflich zu geſtehen, daß ich mit der zugeſchnittenen Arbeit fertig und ſomit petſchirt wäre. Der Abend kam, der Wenzelaus nicht; ſo habe ich denn meine Mittheilung gemacht.

„Hu — hu!“ ſtieß der Bauer unter der Alm hervor und machte ein ſaures Geſicht, „das iſt rar.“

Ich machte wol den Vorſchlag, daß ich's verſuchen wolle, irgend ein neues Stück zuzuſchneiden, wenn ſich Ein's wollt' anmeſſen laſſen.

„Iſt halt eine zuwidere Sach'," meinten ſie Alle, „von einem Lehrjungen was zuſchneiden laſſen; wenn der Loden verſchnitten, der Janker vermacht wird, — wer ſteht mir gut dafür?"

Was ich dazumal litt! Wie ich den Geſellen verfluchte — ſelbſt meine eigene, ſo unſelige Exiſtenz verwünſchte!

Da war ein Mädchen im Hauſe — ein ſchon betagtes —, welches meine innere Pein geahnt haben mußte.

„Wenn er keine andere Arbeit mehr hat, der jung' Schneider," ſagte es, „ich bin froh, wenn er mir mein Jöppel anmißt und macht; wird ſchon recht werden, ein Faltel mehr, oder eins weniger, da bin ich nicht ſo heikel."

Wahrlich, in demſelben Augenblicke hatte ich auch dem Mädchen alle Fältchen verziehen, die auf ſeinem ſo wohlwollenden Geſichte tagten. Kann nicht ſagen, wie dankbar ich war. Ich maß ihr das Jöppel an und verſtändigte mich mit ihr in ſchönen Ehren, in welcher Form, wie weit, wie lang ſie das Ding haben wolle. Danach machte ich im Meßfaden meine Knöpfe, achtend darauf, daß ich ſpäter auch wiſſe, was jeder Knopf zu bedeuten habe. Denn möglich wäre es bei einem ſolchen Lehrling mit einem ſolchen Faden an einer ſolchen Joppe für einen ſolchen Kunden — daß das gottverlaſſenſte Zeug zu Stande käme.

Dann nahm ich die große Meiſterſcheere des Geſellen zur Hand und ſchnitt im Namen Gottes in den Loden.

Daß ich die nächſte Nacht kaum ein Auge ſchloß, iſt denkbar. Ich fühlte mich gedrückt und gehoben zugleich von der Wucht der Aufgabe, die ich auf mich genommen hatte. Die Theile waren geſchnitten, das Loos gefallen, aber morgen erſt ſollte es ſich zeigen, in welcher Weiſe. Als ich endlich einſchlummerte, hatte ich die ſchrecklichſten Traumbilder. Ich ſah das Mädchen, das betagte, mit der neuen Joppe. Ein Ungeheuer war's. Dem reihten ſich noch andere Bilder an, ſehr verſchiedenen Gehaltes, das eine ängſtigte mich, das andere verſöhnte mich wieder. — Plötzlich hub es über meinem Haupte an zu hämmern, daß es hallte und ſchallte. Ich ſprang auf und rief laut: „Leute, eilends, eilends! Das groß' Waſſer iſt da!"

„Was hat denn heut' der dalkete Schneider?" ſagten die Leute aus ihren Winkeln, „wie wird jetzt ein groß' Waſſer ſein, iſt ja draußen ſchöne, ſternhelle Nacht!" Dieweilen hörten ſie aber auch ſelbſt das Hämmern und ſtanden doch auf und gingen, um nachzuſehen, was denn vom Poltern des Hammers auf dem Dache die Urſache ſei.

Und haben dieſe Urſache auch gefunden.

Oben in der Wehr lag der Wenzelaus. Der hatte durch ſeinen Körper den gewöhnlichen Abfluß des Waſſers verhindert und daſſelbe auf das Signalrad geleitet. Und der gute Hammer auf dem Dache pocht nicht allein, wenn Waſſer kommt, ſondern auch, wenn ein Schneider in den Bach fällt. Bald war der Schneider aus dem Waſſer gezogen. Es war kein Leben in ihm. Der Bauer knetete ihm den Magen, rieb mit aller Gewalt an der Herzgrube, ſtellte ihn auf den Kopf, und das war dem Wenzelaus denn doch zu arg. — Er kam zu ſich und war ſehr erſtaunt, daß er heute gleichwol ſo viel Waſſer getrunken habe. Mittlerweile war auch der Rauſch, der ihn auf dem Heimwege in den Bach geworfen hatte, verflogen, und er war wieder ein Schneidergeſelle, wie vor und eh, nur daß er noch ein paar Tage gepflegt werden mußte.

Endlich war meine Joppe fertig geworden. Klopfenden Herzens half ich nach, als ſie das Mädchen anprobirte; ſie war gerathen, nur — und das that mir ſelbſt am meiſten leid — über dem Buſen war ſie zu weit.

„Dafür kann der Schneider nichts," ſagte Wenzelaus. Und mit dieſem Worte hat er meine Verzeihung, meinen Reſpekt und meine Liebe wieder erobert.

Der verſteigerte Schneider.

Wir hatten ihn gern, den blonden, vierſchrötigen Geſellen. Von Außen war er lauter Ernſthaftigkeit, im Innern war er voll Späße und Poſſen.

Er kam uns eines Tages — wildfremd wie er war — in's Haus geregnet. Er hielt eine weite Lodenhülle umgeworfen; das Waſſer rann ihm von allen Seiten auf den Fußboden hinab, daß er auf demſelben eine ſchwarze Straße hinter ſich herzog von der Thüre bis zum Tiſche, wo mein Meiſter und ich ihre Werkſtatt aufgeſchlagen hatten. Er ſchaute uns ſo poſſirlich in's Geſicht, daß wir lachen mußten, er bat in fremdartiger Sprechweiſe um trockene Kleider. Aber es war Keiner im Hauſe des Firſtinghofes, deſſen Hoſen und Leibeln dem Goliath nicht viel zu enge und zu kurz geweſen wären. So hüllte der in die Stube geregnete Menſch, während ſein Anzug trocknen ſollte, ein Leintuch und eine rothe Bettdecke um ſich und ſpazierte wie ein König im Purpurmantel gravitätiſch den Fußboden auf und ab; fragte auf einmal den alten Firſtinger, ob nicht eine gut geſtopfte Tabakspfeiſe zur Hand wäre, er hätte Zeit und Weil zu rauchen.

Mein Meiſter konnte keine Leute leiden, von denen er nicht wußte, was ſie wären und in welcher Weiſe ſie beitrügen, die Welt zu fördern. Er richtete daher an den Großen kecklich die Frage: „Was ſein mer denn?“

„Bis ich trocka bi, will ich's ſchon ſäga,“ entgegnete der Fremde und ſetzte ſeinen gemeſſenen Gang fort und blies den Tabaksrauch in einer Art von ſich, daß der alte Firſtinger uns zuflüſterte: „Gott weiß, wer der Menſch iſt! Wie vor zwei Jahren der Graf Schildberg auf der Jagd da iſt geweſen, hat er den Rauch juſt akkurat ſo herausgeblaſen. Und ſchon in der Ausſprach merkt man, daß er von fürnehmen Stammen iſt.“

Wir kamen ihm höflich entgegen; er that höflich Beſcheid. Der Firſtinger lud ihn artig zum Nachtmahle und zur Herberge ein, er nahm es freundlich an. Er bekam daſſelbe Bett, in welchem zwei Jahre früher der Graf Schildberg geſchlafen hatte.

Am andern Morgen waren die Kleider trocken. Wir ſahen, dieſelben waren nicht allzu vornehm, doch ſchien er ſich darin recht behaglich zu fühlen. Draußen war noch immer ſchlechtes Wetter. Der Fremde ſetzte ſich an unſern Tiſch und förderte durch ſein ſinnendes Zuſchauen unſere Arbeit.

„Ihr ſchaffet auch mit Hinterſtich,“ ſagte er plötzlich, „iſcht auch beſſer bim Loda. Daß man hernach halt gut ausklopfa muß, Jung'!“

Das letzte Wort war an mich gerichtet; der Meiſter aber legte ſeine Fauſt auf's Knie, wie er immer that, wenn er einen gewichtigen Ausſpruch plante und verſetzte: „Verſteht der Herr auch was von der Schneiderei?“

„Wega was ſoll ich denn nicht?“ ſagte der Fremde, „bin ja ſel' ein Fädlezieher.“

So hat er ſich zu erkennen gegeben. Mein Meiſter warb ihn. Er antwortete, daß er zwar auf Luſtreiſen ſei. Geboren, geſchopft und freigeſprochen zu Appenzell ſei er auf der Reiſe durch die Welt; aber ſo lange Sankt Petrus Bärte waſche, ſtehe er gerne in Arbeit ein, wiſſe aber nicht, ob man mit ihm auskommen könne, er ſei manchmal ein wüſter Querkopf.

Der alte Firſtinger, der vor lauter Krüppelhaftigkeit nicht mehr arbeiten konnte und ſtundenlang an unſerem Tiſche ſaß, fragte noch, ob das Appenzell in Böhmen ſtehe; denn er hielt jede fremde Mundart für böhmiſch.

„Schwizer, Schwizer!“ ſagte der Fremde.

„Ja, ja,“ meinte der Bauer, „'s iſt auch ſchon wieder heiß.“

So war der Hans Aettinger zu uns gekommen. Neun Wochen lang zog er mit uns um; es war ein fleißiger, vorzüglicher Arbeiter, und immer wieder voll Humor und Poſſen.

Weil er ſo groß und ſauber gewachſen war — der ſchönſte Schneider in unſerer Gegend, vielleicht ſeit Erſchaffung der Welt — ſo hatten es die Weiber auf ihn heiß.

Eine der erſten Begebenheiten war, daß ihm am heiligen Magdalenentage die Schleiferdirn nachlief und ihn flehentlich bat, er möge ſie doch beſchützen vor den Nachſtellungen der Burſchen; nur zu ihm habe ſie das Vertrauen. Die Mannsleute ließen ihr um und um keine Ruhe und wollten ihr immer den Schnurbart in die Wangen reiben; neulich hätte ſie aber in ihrem Zorn ſo feſt in einen gebiſſen, daß der Burſche ihr bei allen Heiligen verſprochen, ſie nicht mehr zu verfolgen, wenn ſie auslaſſe. Als ſie hernach ausgelaſſen, ſei er doch vor ihr ſtehen geblieben und hätte geſagt, das wäre nicht übel geweſen und ſie ſolle nur noch einmal tapfer hineinbeißen. Sie habe ihn aber davon gejagt, und nur zum Hans Aettinger habe ſie das Vertrauen.

Worauf ihr der Mann aus dem Schweizerlande antwortete: „Hätt' inſowit wol mi Vertraua zu Dir; fürcht' nur, daß eme Maidle, das ſich ſchon einmal in en Schnurbart verbiſſe hätt', möchte licht a

Haar zwiſchen de Zähne ſtecke blieba ſi. Und ſo a Härle thut ke Gut meh. Gott behüt' Dich, Schliſermaidle!"

Die traupperte fort, aber was geſchah? Das Spreitzer Beſerl ging auf ihn zu und fragte, was er denn mit dieſer Schleiferdirn zu ſprechen hätte? Ob er nicht wiſſe, was am vergangenen Sonntage geſchehen ſei — im Wirthshaus unten?

„Was wird denn geſcheha ſi, Närrle? Ein Schoppa han ich mit Dir trunka."

„Und meinſt, Du wirſt mir den Krug geben und einer Andern den Wein?" ſo fragte das Beſerl gar bitter und war gelb im kleinen Angeſicht vor Zorn und Aergerniß. —

Aehnlich ergings dem guten Hans Aettinger mehrmals. So überaus überlegen er mir war, ſo hatte er gegen mich doch nicht den Geſellendünkel, den arme Lehrlinge ſo oft erfahren müſſen. Er gab ſich mit mir ab, er meinte, ein Lehrjunge wäre ſo zu ſagen doch auch eine Art von Menſchenkind; — und deß gedenke ich heute noch mit dankbarer Rührung. So ſagte der Schweizer eines Tages — ſpät Abends im Bett war's, und der Meiſter nicht zugegen, — „biſcht denn Du gar nichts werth, Bürſchle, daß ſie All' mich gern hant? Bin jetztund drei Wocha vorhande und zähle fünf oder ſechs Wibsbilder, die mir nachlaufa. In dieſer Gegend verſaure will ich nicht; ſo lange ich aber da bin, mag mir ſchon Eine tauga. Nur frag' ich mein Herrgöttle: die Welch'?"

An der Stelle ſeines Herrgöttle's antwortete ich: „Die Schönſte."

„Ja, die Schönſte," lachte er, „Lehrjung', itzt glaubſt, weiß Gott, was Du Geſcheidtes gſait häſcht. In a paar Wocha, ſpäteſtens in ema Monat bin ich fremd und lauf um a Ländle weiter. Wäreſt Du der Tropf und kuntſt die Schönſte verlo (verlaſſen)?"

„Da iſt leicht gerathen," meinte ich, „nimm die Häßlichſte, wird Dir das Scheiden weniger Mühe koſten!"

„Wirds ihr um ſo ſchwerer. Sie verlo, verſetza in Spott, daß ſie ſich blind thät zahna und ihr Lebe lang meina, der groß' Schwizer hätte ſie um ihr Glück betroga — das will ich nicht. — Das Beſcht wird ſi, ich mach' es, wie zu Bludenz in Vorarlberg. Bludenz wirſcht Du doch kenna. Nicht? ei ſchon ſo groß und nicht in Bludenz gſi! Sechs oder ſieben Tagſprüngli hin — für ema Schnider iſt das keine Weite. Aber, 's iſcht mir Spaß und Ernſt auch, ich mach' es, wie zu Bludenz, ich laß' mich verſteigera."

Hierauf hat er mir die ganze Geſchichte erzählt. In Bludenz bei einem Balle wäre es geweſen; der Tanzboden voll von Weibsbildern, denen alle Pfeifen und Geigen in die Beine gefahren, und zwei oder drei

Stücke Mannsleute. Die zwei hätten Jeder ſeine Gewiſſe gehabt, der Dritte — und das ſei der Schweizer Hans ſelbſt geweſen — wäre von den Weibern umworben worden, wie eine Methbude auf dem Jahrmarkt. Sie wären ihm Alle lieb geweſen, er wollte Keine verſchmähen, daher konnte er Keine nehmen. Da kam ihm der Gedanke: verſteigern! Die das Mehrſte giebt, die hat ihn, mag ſich mit ihm die Füße abtanzen bis zu den Strumpfbändern — und der Erlös gehört den Muſikanten. Sind einverſtanden geweſen und die Sauberſte unter Allen thut zuerſt den Mund auf und bietet einen alten Batzen. Sie wird überboten, es iſt ein Gehetz und Geſchrei; im Nu jagen ſie die Batzen hinauf bis zu achtzehn — zwanzig. Dann kommen die Ohrgehänge dran, die Fingerringe, und wie die Weiber ſchon hitzig ſind wenn's um einen Mann geht, reißt die Eine ihr neues, rothſeidenes Buſentuch herab, hält es hoch in die Lüfte wie eine Siegesfahne und ſchreit: „Das gebe ich! wer giebt mehr?“ — Ueber ein ſeidenes Buſentuch konnte Keine mehr. Der Schweizer wurde ihr zugeſchlagen, und wer iſt ſie geweſen?

„Wer ſie gſi iſcht?“ berichtete der Hans, „die allerälteſt' Bettel iſchts gſi! — — Drei Tänzle hab' ich mit derſele Buß than und bi drauf nächtig verſchwunda.“

„Und nun willſt es noch einmal verſuchen, Hans?“

„Bi miner Schniderſeel, das Späßle mach ich noch einmal. Was kann mir denn geſcheha? Sind lauter ſubere Maidle, die mir nachjage — ich laß' mich verſteigera."

Der Jacobitag wurde dazu beſtimmt. Mir fiel die Aufgabe zu, es unter dem Weibervolke lautbar zu machen, daß an dieſem Tage nach der Meſſe beim Hauſteinerwirth der ſchweizeriſche Schneider verſteigert würde. Ich ſollte den Hammer handhaben und den Ausrufer machen.

„Mit fünf Groſcha fanga mer an", unterwies er, „und das Geld vermach ich für ein Armesleuthaus."

Als wir ſo ſprachen, that ſich nebenan ein alter Knecht aus ſeinem Stroh hervor, der ſagte: „Einen Kapitalſpaß giebt das, Schneider, aber ich rathe Dir: paß' auf! Wenn's an's Männerverſteigern geht, da bleiben die Jungen weg und juſt die alten und häßlichen Kreaturen kriechen aus ihren Höhlen hervor und bieten das Meiſte. Du meinſt, Du biſt findig, mein lieber Hans, aber das ſage ich Dir: einer Alten, wenn ſie nur ein Haar von Dir erwiſcht, der kommſt Du nimmer aus!"

„Iſcht nicht in den Wind zu ſchlaga, die Red'," meinte der Hans.

„Ich will Dir aber einen Gefallen thun", ſagte der Knecht, „ich ſchicke meine Alte hin, die thut mit — hockt in einem Winkel und hat allemal zu überbieten, ſo oft eine Garſtige obenauf iſt. Bleibſt meiner Alten in der Hand, ſo brauchſt Dich deswegen nicht zu kränken; laß't Ihr heimlich das Geld nach, denn ſie hat keins, zahlſt Ihr ein Schlückel Wein, dann geht ſie gern ihres Weges.“

So wurde es verabredet. Am nächſten Tage theilte der Hans das Unternehmen dem Meiſter mit. Der Meiſter ſchüttelte den Kopf — der war damals ſchon grau — und ſagte, mit ſolchen Sachen triebe man kein Spiel; wolle der Geſelle eine Mannin haben, ſo ſolle er es ſo machen, wie es braven Männern anſteht, ſich friſchweg Eine ausſuchen und anheirathen.

Jetzt war's, als der Schweizer das merkwürdige Wort ſprach: „Eine iſcht mir z'viel und Keine iſch mir z'wenig.“

„Und zur Halbſcheid giebt's nit“, ſetzte der Meiſter drauf. Alle drei waren wir nun ſtill und nadelten, und als der Meiſter zum Bügeln kam, ſchlug er das heiße Eiſen mit großer Entſchiedenheit auf den Loden, als wollte er dergeſtalt ſein Wort beſiegeln. Wie er dann in die Küche ging, um den Stahl wieder in die Glut zu legen, murmelte der Hans: „Und das Späßle mach' ich doch. —“

Am Vorabende des Jacobitages gingen wir — der Schweizer Hans und ich — über die Felder, um die Einzelheiten der morgigen Verſteigerung noch einmal zu beſprechen und feſtzuſtellen. Ich hatte ſchon Leute dazu geworben und gab der Hoffnung Ausdruck, daß wir eine recht ſchöne Geſellſchaft haben würden.

„Werden die Schönen ſich einſtelle?“ fragte der Schweizer.

„Alle kommen. Viele nehmen es gar für Ernſt. Ich habe gehört, daß die Schleiferdirn ſeit geſtern ihre Kuh mitſammt dem Kalb zum Verkauf ausbietet. Wie die ihre Vieher anbringt, nachher — Hans — nachher geht ſie weit mit, nachher bleibt ſie obenauf.“

„Die Schliſerdirn wäre das größt' Unglück noch nicht,“ meinte er.

Auch erinnere ich mich, daß an demſelben Tage ein Weib fragen kam, ob verheirathete Frauen auch mitlizitiren dürften.

„Warum nicht,“ beſchied der Schweizer, „wenn ihnen ihre Männer das Geld dazu gent!“

„Der Meine,“ klagte ſie dann, „der iſt halt gar ſo viel zuwider auf mich. Iſt ſonſt ein guter Lapp, aber wenn ihm was über die Leber kommt, ſo laßt er an mir ſeiner Aerger und Zorn aus.“

„Lieb's Wible,“ verſetzte mein Hans, „iſcht recht ſchön von Euch, daß Ihr Eurem Mann lauter Gutes nachſäget. Aber, müſſent Ihr wiſſe: Wenn der Ehemann einmal zerfahre heimkommt und er will ſein bitteres Herzli usgießa, vor wem ſoll er's denn thua, wenn ſein treues Hälftli nit ſagt: gieß' nur her, wenn Dir nachher leichter iſcht — mag's willig ertraga? Bei gutem Humor iſcht der Mann überall gern ſieha, aber wenn's weh thut da [illegible]b iſcht und kalt iſcht, da braucht er das guth[illegible]i.“

Sie gi[illegible] ſich nicht mehr blicken; vielleicht hat ſie die [illegible] Schweizers bedacht.

Als wir [illegible]iben Abende gegen den Wald hinkamen, blieb der Hans ſtehen und drückte mit dem Daumen aus einer Kornähre mehrere Körner, die davonſpritzten.

„Den Buer, dem dieſes Kornfeld angeht, ſöllt ma ein Bitzele auf ema Bock ſpanna,“ ſagte der Hans.

„Warum?“

„Iſcht die heilig' Gottesgab' ſchon zitig bis zum Abfalla und der Strolch thut nicht ein Fingerſpitzle derglicha, als ob er es einmal wöllt ſchnida.“

„Ja, das iſt anders“, belehrte ich den Geſellen, „dieſes Kornäckerlein gehört der armen Lehmbacherin, die dort unter den Bäumen ihr Häuschen hat. Der iſt vor etlich Monaten ihr Mann verſtorben und ſeither kränkelt ſie ſelber und kann ihr Korn nicht ſchneiden.“

Nach dieſem Beſcheide kam der Mund des großen Schweizers ganz nahe an mein Ohr: „Was gilt's Jung', mir zwei ſtelle heut noch was an?“

Wieſo er das meine?

„Mir ſchnidend der armen Witib hüt Nacht 's Korn!“

„Wir zwei Schneider?“

„— ſchnidend ihr 's Korn und verratha's nicht.

Wird ein Späßli ſi, morga Früh, wenn ſie aufſchaut und ſieht ihr Korn in Schöberla ſteha.“

Allein, das Kornfeld war nicht allzuklein, und es gehörten für eine Nacht wol vier oder fünf Schnitter dazu. Der Mond verſprach zu leuchten, er reckte ſein weißes Geſichtlein ſchon über die Berge herauf. Der Gehülfen wegen ſprach der Hans im großen Wandegghofe vor. Der Wandegghofer ſaß eben bei ſeinem Jauſenkrug, ſchnitt ſich Weißbrot dazu und fuchtelte, indem er ſprach, mit dem Meſſer hin und her. „Was das wieder für Narrheiten ſind,“ ſagte er, „könnte mir nicht einfallen. Habe ſelber noch viel Getreide auf dem Feld und brauch' meine Leut' morgen Früh wieder ausgeraſteter Weiſ'. Gaulen ohnehin viel nächtig herum in der Nachbarſchaft — ginge die Dummheit mit Eurem Kornſchneiden juſt noch ab.“

„Der arma Witfrau z' Lieb wollt' ich's doch vermeina, daß der reich' Wandegghofer —“

„Das käme mir gerade recht auf,“ eiferte der Großbauer, „daß man den Schluckern bei der Nacht die Feldfrucht heimſe! Und ſie ſelber thäten liegen auf der faulen Haut und ſich des Morgens in die Fauſt lachen, wenn die Arbeit gethan wäre. Müſſen Andere auch hart arbeiten, wenn ſie was haben wollen. Wer ſchneidet denn mir die ſieben großen Felder, die in der Reiſe ſtehen —“

„Wohl wahr, wohl wahr," ſagte mein Schneider ſanftmüthig, „wöllt's der Wandegghofer nur bedenka: Das Wible iſcht krank."

„Hab' ihr genug geſchenkt!" rief der Bauer, „mit Händen und Füßen lauft alles Bettelvolk zu mir zuſammen. Kurzum, ich geb' nichts und ich thu' nichts. Schneid' Er ſelber das Korn, braucht's nicht nächtig Weil, wie zu einem Schelmenſtuck und — "

„Schon gut, ſchon gut, Wandegghofer," unterbrach ihn der Hans, „krieg ich kei Schnitter, ſo bedanke ich mich für de guta Rath."

Wir gingen davon. „Das iſcht auch Einer, der da drinna," der Hans klopfte ſich auf das Bruſtblatt der Herzgegend, „ema Geldſack hänga hat!"

Zehn Minuten vom Hauſe begegnete uns der junge Fanker-Michel. Den ging ich gleich an, ob er uns in dieſer Nacht helfen wolle, der Lehmbacherin das Korn zu ſchneiden.

Der Michel zog mich etliche Schritte bei Seite, daß es der Hans nicht ſollte hören können, was er mir vertrauen wollte. Und hierauf geſtand er, daß er den Spaß gern mitmachen möchte, ſchade nur, daß er ſich für dieſe Nacht ſchon verſprochen hätte.

„Kann mir's denka," ſagte hernach mein Schweizer, „was Der Dir hat in's Ohr geblaſa: Der hat Säezeit jetzund und iſcht zum Ernte nicht zu haba."

Noch wollten wir zu einem andern Bauer gehen, da begegnete uns auf der Straße ein Kobelwagen, der von zwei Maulthieren dahergezogen wurde. Mein Schweizer rief durch ein Loch der faßartig aufgeſpannten Plache hinein: „Künnen Sie Kornſchnida?“

Da wurde es drinnen lebendig. Zuerſt kroch ein junger Mann hervor, dann ein alter, dann guckte ein Weib heraus und im Gezelte wimmelte es von Kindern. Die Männer erboten ſich; Kornſchneiden das könnten ſie. Der Hans war in Freuden und verſprach ein Maß Wein zu zahlen — ob nachher, ob im vorhinein — je nach Wunſch. Er rieb ſich die Hände: „Das giebt ein Späßle, das giebt ein Späßle!“ — Ich trieb Sicheln auf. Der Hans fand noch eine alte Kräutlerin: „Wenn Sie Korn ſchnida hilft, ſo kann Sie morga mitlizitire!“

So waren wir — eine wunderliche Rotte mit glitzernden Meſſern — verſammelt im Walde, zunächſt am Lehmbacherhäuschen, und erwarteten den Einbruch der Dunkelheit.

Als es auf dem Hauſteiner Kirchthurme unten zehn ſchlug, verloſch im Häuschen der Wittwe der Fenſterſchein; bald darauf gingen wir ſtill an unſer Geſchäft. Die Sicheln ſchimmerten im Mondſcheine, aber ſie rauſchten viel zu ſehr, ſie rauſchten weit lebhafter, als am hellen Tage.

Ich — der ich auf meines Vaters Hofe das Kornſchneiden regelrecht gelernt hatte — ſtellte mich auf Anordnung des Schweizers voran. Hernach kam der alte Mann aus dem Kobelwagen, hierauf folgte die Kräutlerin, nach dieſer ſtand der junge Mann aus dem Kobelwagen und endlich war der Hans.

Der Hans ging uns ſcharf auf die Ferſen und er war es auch, der die tiefſten Einſchnitte machte und die größten Garben band. Dabei flüſterte er fortwährend: „Nur voran, Leutle und keinen Lärm macha!“

Da that die Kräutlerin plötzlich einen Schrei, der drei- und vierfach im Walde wiederhallte.

„Ihr Leut, was iſt denn das,“ rief ſie, „da iſt was aus dem Korn geſprungen — ein wildes Thier und juſt auf die Hand her! eiskalt über und über — Jeſſes, Jeſſes, da iſt es ſchon wieder!“ Und ſie ſprang und tänzelte wie toll auf den Halmen herum.

„Geh' mach' keine G'ſchichta net!“ brummte der Hans, „von wegen ema Fröſchle da! Wenn das Hupferle ſich vor Dir erſchreckt, ſo mag ich's eher glauba.“

Nach dieſem Auftritte kauerten wir eine Weile am Korn und regten uns nicht. Erſt als wir uns überzeugt hatten, daß unten im Lehmbacherhäuschen und weiter hin in den Höfen Alles ruhig blieb, begannen wir wieder zu ſicheln. — Die Heimchen wiſperten, die Halme waren thauig.

„Was das für a fröhlichs Schnida iſcht in der kühle Nacht!“ ſagte der Schweizer ermunternd, als er merkte, wie an unſeren Helſern Luſt und Muth zu erlahmen begannen. Als es zwölf Uhr ſchlug, gab er das Zeichen zur Raſt. Wir ſetzten uns auf die Garben und trockneten den Schweiß an unſeren Häuptern. Drüben im Steghofe ſchlug der Haushund an.

„Es ſcheint, dort drüben ſchläft nicht Alles, was liegt,“ bemerkte der Alte aus dem Kobelwagen. Ueber den Himmel ſtrich dort und da eine Sternſchnuppe.

„Die Engel thue Steinle werfa,“ ſagte der Hans, „und wir werde jetzt wieder Korn ſchnida.“

Damit ging die Arbeit von Neuem an. Allzufein ſah es auf den Stoppeln nicht aus, doch der Hans ſammelte während des Schneidens und Bindens unabläſſig die verſtreuten Halme und ſteckte ſie in die Garben. Er war der Emſige und Unermüdliche und Eifrige und Alles des „Spaß’swega, wenn die Wittib morga ufſchaut und meint, das ganze Korn wär’ ihr g’ſtohla.“

Um drei Uhr waren wir fertig und die Garben ſtanden in einer Reihe von Schöberchen, hübſch geſchichtet zum Trocknen und wohlgeborgen gegen Regen.

Die Gehülfen entlohnte der Hans nach ſeiner Weiſe, ſie ſollten ſich beim Hauſteinerwirth einfinden zum Weine und im Uebrigen glaube er, der gute Gott würde das, was er im Schweizerlande thue, auch in Steiermark nicht laſſen, es wäre ja ſein Geſchäft, gute Werke zu belohnen.

Und ein ſolches wäre dieſes Kornſchneiden wohl geweſen, was aber ſeinen — des Schweizer Hans — Theil an Lohn betreffe, ſo verzichte er darauf zu Gunſten der vier Gehülfen, ihm ſelber ſei es nur um „das Späßle“ zu thun geweſen. „Aber ſein ſchweiga!“ ſchärfte er noch Jedem ein, „der Witib ihr Seliger iſcht mit eme Schock Engele dageweſe — was ſoll mer weiter noch reda!“

Als wir beide unſerer Wohnung zugingen, ſtand ſchon das Morgenroth am Himmel. Wir mochten ein wenig verſchlafen dreinlugen und ich gab dem Hans meiner Beſorgniß Ausdruck, daß ſein ſchläfriges Ausſehen der Verſteigerung nicht zum Vortheile ſein dürfte.

„O Herrgöttle von Mannheim!“ ſchrie der ſtämmige Burſche jetzt auf, „hüt werda mer ja verſteigerat!“

Der Schelm hatte darauf vergeſſen.

Das erſte, was er jetzt that, war, daß er ſich im Kaltbache, der auch zur Sommerszeit bisweilen über Nacht ſeine Eiszapfen ſpann, das Geſicht wuſch. Wer kennt die Wirkung des friſchen Waſſers nicht! Jetzt war er roth und friſch und ſchaute ſo munter in die Welt, daß ich ausrief: „Hans, und wenn's ihre Seelen gilt, ſie überbieten ſich zu todt um Dich, Du prächtiger Hans!“

„Du dummer Buab!“ —

Drei Stunden ſpäter machten wir uns zur Kirche auf. Der Hans ſah aus wie ein Bräutigam.

„Fünf Groſche zum Erſchta!“ rief er luſtig in den Tag hinaus. Da ſtand an der Thür auf einmal die Lehmbacherin. Sie war noch jung und fein, ſie war ſonſt blaß und abgehärmt, weil man ihr ja den Gatten begraben hatte; aber jetzt waren ihre Wangen faſt roth wie zwei reifende Aepfel und aus ihren Augen ſprang ein ganz merkwürdiges Feuer, als ſie uns beide anfaßte, mich mit der linken, den Hans mit der rechten Hand und die Worte ſagte: „Ihr kommt am Beſten draus, wenn Ihr's ganz offen geſteht!“

„Was ſölle mer denn gſtoh in Gott's Morgenfrüh, kaum Einer die Aeugla ufmachet!“

„Na, na, Ihr habt Eure Aeuglein heut ſchon lang offen“, ſprach das Weib lebhaft, „Schneider, Ihr habt mir in dieſer Nacht mein Korn geſchnitten!“

„Kunt mir nit infalla! In der Nacht Korn ſchnida! Nit im Traum, nit einmal denka!“ So rief der Hans unwirſch und wie er jetzt einen Blick auf ſie warf, da trat er faſt erſchrocken einen Schritt bei Seite und murmelte: „Potz duſig, iſcht Die noch ſo jung!“

„Ich kann mir's nicht deuten,“ ſagte die Wittwe, „ſoll ich Euch ſchelten oder ſoll ich mich bedanken, ich weiß nicht, wie es gemeint iſt. Ich bin kränklich und hätte die Frucht noch lange nicht vom Stoppel gebracht. Und heute, wie ich zum Fenſter hinausſchau, erſchrecke ich hell, da kommt ſchon die Müllerin daher und ſchreit mir's zu, wer es gethan hätt'. Gleich bin ich auf und davon und weiß ich ſelber nicht, wie leicht ich da bin hergekommen. Schneider, Ihr ſeid verrathen. Es dank' Euch zu tauſendmal Gott, ich kann es nicht!" Sie ſchluchzte in ihr Vortuch hinein und ſetzte ſich erſchöpft auf die Thürſchwelle.

Der Hans zupfte mich am Aermel, daß ich mit ihm hinter die Bodenſtiege komme. „Du Bürſchli," ſagte er dort, „mach' mir de Gefalla, gang in's Wirthshaus: ſie ſöllet ſich ſelber nach ema Späßla umthua, verſteigera laß' i mi nöt."

Ich habe meinen Auftrag ausgerichtet und weil die Stube ſchon beſetzt war mit luſtigen Burſchen und Dirndln, ſo wollte ich den Spaß auf eigene Rechnung üben. — Für den Lehrjung' fünf Groſchen zum Erſten! — Wer giebt mehr? —

Keine Einzige bot, und ſo bin ich mir ſelber geblieben.

Anders der Schweizer Hans. Der hat an jenem Jacobitage die junge Wittwe bis an ihr Häuschen begleitet. Vor der Thür wollte er umkehren; ſie aber meinte, er hätte ſich nach ſolcher Nacht wol ein Morgenſüpplein verdient.

Wir haben es noch an demſelbigen Tage geſagt: „Dieſes Kornſchneiden führt zu einer Heirath."

Und richtig war's.

Bis zur Hochzeit hat der Schweizer Hans noch bei meinem Meiſter gearbeitet, dann verkauften ſie das Lehmbacherhäuschen und wanderten dem Schweizerlande zu.

In einem Dörfchen bei Appenzell haben ſie ihr kleines Haus mit einer Schneiderwerkſtatt und einem Kornfeld. Dort habe ich die Leutchen im Jahre 1870 beſucht. Der Hans war noch ganz der alte, nur um ein Erkleckliches dicker. Wir wurden heiter und wehmüthig in der Erinnerung an vergangene Zeiten; aber einen kleinen Jungen hatte er, den ſchaukelte er, hob ihn mit beiden Armen hoch in die Lüfte und rief: „Mit ſo ema Burſcha da! Ob's uf der Welt noch ein finer Späßli giebt, will ich fraga!“

Das Mahl.

Es geht ein Beſtreben, in den katholiſchen Ländern die Feiertage abzubringen, ja vielleicht auch die Sonntage inſofern zu vermindern, daß nicht jeder ſiebente, ſondern, wie in Frankreich zur tollen Zeit, jeder zehnte Tag ein Ruhetag ſei.

Damit treffe man wieder einmal die kleinen Leute. Die Großen machen ſich Feier- und Ruhetage, wenn ſie ſelbſt wollen, und kehren ſich keinen blauen Pfifferling d'rum, was im Kalender roth oder ſchwarz iſt. Dieſe Herren Nationalökonomen ſollen einmal ein halbes Jahr Schneidergeſellen ſein. Täglich 15—16 Stunden an der „Pudl" ſitzen, da würden ſie ihre nationalökonomiſchen Sünden zum guten Theile abſitzen. — „Die Arbeit ehrt," ſagen ſie, aber die Woche 6 mal 15 = 90 Arbeitsſtunden (manchmal werden ein rundes 100 d'raus) machen erſtens verdammt müde und zweitens verdammt ſozialdemokratiſch.

An letzteres dachte ich zwar nicht, vielmehr meinte ich als Schneider: „Ja, ja, ſo geht's auf der Welt, der Menſch muß arbeiten, wenn er was zu Eſſen haben will“ — und ſeufzte dabei. Seither freilich habe ich Leute kennen gelernt, die da ſagen: „Ja, der Menſch muß arbeiten, wenn er ſein Eſſen verdauen will!“ — und ſeufzen dabei.

Na, ich will davon ſtill ſein; es iſt mir bei Dingen, die man nicht gern hört, ohnehin ſchon geſagt worden, derlei verſtünde ich nicht und der Meßner bleibe hübſch bei ſeiner Stange. Nun bin ich aber kein Meßner, bin's auch niemals geweſen, nicht einmal ein Schulmeiſter zu jener Zeit, da ein ſolcher noch bei der Fahnenſtange ſtehen mußte, er mochte zur Kirchenfahne geſchworen haben oder nicht. Das Wenige, was ich thun kann, iſt, daß ich beim Hirtenſtab bleibe, beim Pflug oder bei der Nadel.

Die Nadel iſt das netteſte und leichteſte Werkzeug, das man ſich denken kann, aber, mein Gott in Deinem Reich! wie mein guter Freund Eduard in Krieglach gern ausruft, wenn er etwas Verwunderliches hört oder ſagen will, der knorpelige Hirtenſtab auf der lichten Au und die Pflugſchar im Bergfeld iſt mir nicht ſo ſchwer geworden, als wie dieſes kleine hölliſch ſpitze Ding, von deſſen ewigen Sticheleien mein rechter Zeigefinger eine Art von Hornhaut bekommen hat, die er heute noch trägt, gleichwol jetzt nichts mehr auf mich ſtichelt, als etwa die Feder irgend eines ſchlauen Rezenſenten, die, wenn ſie den Einen ſtreicheln will, auf einen Andern ſticheln muß.

Heute habe ich keine ſo ſeligen Samſtagabende mehr, als dazumal. Ich wüßte aus meinem heutigen Leben keine Freude herzunehmen, welche an Schein und Gehalt jener vergleichbar wäre, da mein Meiſter die Maßfäden von ſeinem Nacken neſtelte, das Nadelkiſſen, welches mit ſeinen Nadeln die ganze Woche über wie ein kleiner Igel auf dem Tiſche gekauert war, zu rupfen begann und das Ränzlein zum Einpacken auf den Tiſch legte.

„Laſſen wir Feierabend!“ ſagte er.

Ich that allemal auf dieſes wunderſchöne Wort nichts desgleichen und nähte noch etliche Stiche weiter, daß der Meiſter nicht merken ſollte, wie der Schlingel ſchon lange innerlich nach dem Spruche gelechzt habe, der ihm auf ſechsunddreißig Stunden die Freiheit gab.

„Laß' es gut ſein“, ſprach er dann, „und leg' das Zeug ſchön zuſammen. Bis wir hineinkommen, wird's finſter ſein.“

Die Bäuerin hatte ſtets ſchon eine geraume Weile heimlich geſpäht, wann wir Anſtalten zum Feierabend treffen wollten, denn da mußte die „Fortgehjauſen“ fertig ſein; ſie will die Strauben (Eier mit Mehl in Schmalz gebacken) friſch ausgekocht und nicht abgeſtanden auf den

Tiſch bringen, eine Sorge, die nicht die kleinſte iſt unter den Sorgen der umſichtigen Hausfrau.

Eine richtige Bäuerin an ihrem Herde iſt bekanntlich nicht, ſie wird ſatt vom Koſten, vom Geruch ihrer Speiſen und vom Lobe, das man denſelben zollt. Und gerade nach dem Handwerkerlobe ſteht ihr der Gaumen, wie es dem Gourmand nach Nachtigallzungen gelüſtet, denn das iſt etwas Delikates, der Handwerker iſt auf ſeinen Wanderungen von einer Küche zur andern ein Feinſchmecker geworden, und eben er iſt es, der den Leumund einer Köchin weiter trägt von Haus zu Haus und in alle Welt verbreitet. Daher müſſen ſolche Zungen beſtochen werden mit dem Feinſten, was die Küche zu bieten vermag.

Auch ich habe dieſen Vortheil genoſſen; aber die „Fortgehjauſen“ hat mir niemals gemundet. Das Wort: „Laſſen wir Feierabend“, hatte mein Herz jedesmal in dem Maße geſchwellt, daß der Magen nachgerade ganz in den Winkel gedrückt wurde. Die mancherlei Umſtände, die an der Fortgehjauſe hingen, als die Lobſprüche über „das rechtſchaffen gute Eſſen“, als das „Vergeltsgottſagen“ und „Behütgottnehmen“ waren mir läſtig; nur fort aus der Stube, nur in's Freie und Weite, nur meinem Almhauſe zu!

Für den Meiſter kam, wenn wir die Ster vollendet hatten, nach der Fortgehjauſe freilich etwas, das ihm noch lieber war, als die Freie und die Weite. Es kam der

Bauer, wetzte und ſchleiſte ſo eine Weile um den Kaſten und um den Tiſch, kraute ſich auch wol den Haarſtrupp und entſchloß ſich endlich zur Frage: „Thät ich halt jetzt fragen, Schneider, was die Schuldigkeit wär'?“

Es ſtak häufig viel Angſt in dieſer Frage, und es ſtak auch viel Angſt in der Antwort. Gegen Ende der Ster hatte den Meiſter allemal der Gedanke beſchäftigt: Der Bauer, wird er zahlen oder wird er ſchuldig bleiben? — Mein lieber Meiſter hatte niemals über Gebühr gerechnet und ſtand nicht danach, daß ihm dieſer Entſcheid ſo gleichgültig ſein konnte, maſſen mancher Arbeitgeber das „Schuldigbleiben“ in dem bekannten Sinn des Till-Eulenſpiegel aufzufaſſen liebte und ſchuldig blieb. So geſchah es denn jedesmal mit beklommener Bruſt, wenn der Meiſter den verdienten Lohn ausſprach: „Wir haben unſer zwei eine Woche gearbeitet; für Einen des Tags vierzig Kreuzer, thät' zuſammen gerade vier Gulden achtzig Kreuzer ausmachen“

„Iſt ſchon recht“, ſagte der Bauer und wenn er das ſagte und ſonſt nichts mehr, ſo war es gut. Dann lag das Geld auf dem Tiſch. Wenn er aber ſagte: ‚Vier Gulden und achtzig— ſo ſo. Na, viel thät's eh nit ſein, ſoweit rechtſchaffen zufrieden, aber halt das ſchlechte Jahr, das ich heuer wieder gehabt hab'; der Schauer hat mich troffen, Holz haben wir keines mögen auf die Kohlſtatt bringen, weil das Waſſer den Weg juſt frei ſo viel zerriſſen hat und mit dem Vieh iſt auch nichts zu machen geweſen — deswegen thät' ich halt wol ſchön bitten, wenn —"

Es war zum Erbarmen, in ſolchen Augenblicken des Meiſters Märtyrthum auf ſeinem Geſicht zu leſen. Die Rede, die hier ſo weich und gütig geſprochen wurde, als Schauer zerſchlug ſie dem guten Meiſter die Ernte, als Waſſer zerriß ſie ſeine Wege, als Seuche wüthet ſie in ſeinem Viehſtand, denn ſeiner Hände Erwerb war Alles, was er hatte.

Die Hauptſache war demnach heraus, der Bauer ſetzte nur noch bei: „Wenn halt der Meiſter ein kleines Nachwarten wollt' haben."

„Wegen einem kleinen Nandel (Weilchen)," meinte der Meiſter etwas gedämpft, „wird's nicht aus ſein."

Wird dem Bauer ganz warm um's Herz, daß die gefürchtete Sach' ſo raſch und gut abläuft. „Will ſchon trachten," ſagt er, „daß ich ehzeit zahlen kann, will ſchon trachten, bin wol recht froh."

Der Meiſter ſchweigt, er weiß, von nun an hat er Einen mehr von Denen, die ihm auf dem Kirchweg ausweichen.

Außer dem Zahlen oder nicht Zahlen giebt's zu Ende der Ster auch noch was Anderes, was mir die Wonne des Feierabendes oft hölliſch verbitterte. Es iſt der Brauch, daß der Meiſter vom Arbeitgeber nach vollendeter Arbeit den „Sterlaib“ kriegt. Das iſt ein großer Laib Weißbrot für die Familie des Meiſters daheim. Da mein Meiſter weder Frau noch Junge hatte, denen er Futter hätte zutragen müſſen, ſo ließ er ſich den Sterlaib zumeiſt in Geld ausfolgen, wobei er ebenſo beſcheiden als unartig war; beſcheiden, weil er ſich ſtets mit ein paar Sechſern begnügte, unartig, weil er den großen, ſchönen Laib mit dem hohen glänzenden Bauch, in welchen die Bäuerin alle Sorgfalt und den ganzen Stolz einer Backfrau hineingebacken hatte, nicht höher, als auf ein paar Sechſer taxirte. Der Bauer dachte ſich: Da behalt' ich mir das ſchöne Brot ſelber, ſchmier' mir Honig drauf und eſſe eine ganze Woche dran — und zahlte die Sechſer; die Bäuerin dachte ſich: Thuſt nicht Recht, Schneider, daß du meinen Laib verſchmähſt! Gieb Acht, verredtes (verſchmähtes) Brot wird viel gegeſſen. Der Lehrling dachte ſich: Juchhe, da brauch' ich das Ungeheuer nicht zu ſchleppen! Und der Meiſter dachte ſich: Um die zwei Sechſer zwei Seidel Wein ſind mir lieber, als ein Laib trocken Brot.

Der ungariſche Schneider — es wird von ihm noch die Rede ſein — war aber Einer, der mit jeder Bäuerin ſo gut ſtand, daß er ihren Laib ſelten verſchmähte; doch vertraute er einmal ſeinem Freund, dem Schmied-Franzel aus dem Schwendgraben, er eſſe ſolches Brot lieber mit einem einfachen ei, als mit einem ai, worauf der Schmied-

Franzel antwortete: Mit einem Ei wäre es auch beſſer. Die Lotter waren einer wie der andere, waren beide nicht viel werth.

Mancher Bauer ſteifte ſich und ſagte: Wenn wir das Brot nicht wollten, Geld gäbe er keines dafür; ſo wollte der Meiſter das Brot, und ich mußte den Laib mir auf den Rücken binden laſſen und trappelte ſolchergeſtalt wie ein kleines Kameel keuchend hinter dem Meiſter her.

Sitte iſt auch, daß der Handwerker an den Sonn- oder Feiertagen, die zwiſchen, oder unmittelbar nach Schluß der Ster zu ſtehen kommen, vom Arbeitgeber zum Mittagseſſen eingeladen werde. Liegt ein Haus aber gar zu weit von der Wohnung des Handwerkers, oder der Kirche, wo er zum Gottesdienſte iſt, abſeits, ſo wird das Mittagsmahl wol auch mit einem mäßigen Geldbetrag vergütet. Der generoſe Bauer jedoch lädt ſeine Handwerker anſtatt für den nächſten Sonn- oder Feiertag gern für einen hohen Feſttag ein, da ſich ſeine Küche hervorthut und er ſeinem Hausgeſinde ein ſtattliches Mahl zu geben gewohnt iſt. So war es mitten im Sommer, daß wir im Ziſelhofe unſere Ster beendeten, und der Bauer, nachdem er den Lohn proper mit einer Zehnerbanknote bezahlt, für den Sterlaib noch zwei Silberzwanziger auf das Papier gelegt hatte, in ſeiner höflichen Weiſe die Einladung machte: „Für den nächſten

Sonntag zum Eſſen, das thäte ſich bei der Abgelegenheit von meinem Haus wol nicht auszahlen; aber am heiligen Chriſttag, Schneider, thut's mir zum Mittagsmahl kommen, — nicht vergeſſen."

„Werden ſchon kommen, wenn wir noch leben," antwortete der Meiſter.

Da ſchaute der Bauer ſo drein, ob's dem Meiſter nicht etwa doch zu lang hingezogen wäre mit dem Mittagsmahl. „Will's auch zahlen," ſagte er, „wenn's Euch lieber iſt."

„Bei Leib nicht, Bauer, der Chriſttag bei Dir iſt uns ſchon recht. Und ſollt' einer von uns Schneidern nicht mehr da ſein, ſo gieb dafür das Mittagsmahl dem alten Schandhans."

Der Schandhans war in Ehren grau geworden und lebte zu jener Zeit in einer Halterhütte als Beſenbinder. Es ging ihm ſehr ſchlecht; ſein Name: Johann Schand hatte ihn eigentlich zum Bettelmann gemacht. In der Jugend ſoll er im Begriffe geweſen ſein, eine reiche Heirath zu machen; aber die Verwandten und beſonderen Bekannten der Braut hatten dieſe ſo viel und ſo lang mit dem Schand-Bräutigam geneckt, daß ſie den guten Hans ſtehen gelaſſen hat und einem andern Burſchen mit viel ſchönerem Namen zugelaufen iſt, der ſie aber erſt recht in die Schand' gebracht haben ſoll. Wenn ſich die meiſten Leute auch über den Namen des ehrlichen, gutmüthigen Hans hinausſetzten, ſo konnte man doch nicht behaupten, daß derſelbe für den Träger eine beſondere Empfehlung war, und dem Armen ging's in ſeinem Alter, wie es tauſend Anderen geht, ſie mögen übrigens heißen, wie ſie wollen.

Dieſer Mann alſo war im Falle unſerer Abweſenheit für den Chriſttag im Ziſelhofe zum Mittagsmahl beſtimmt.

Es kam der Winter, und am Chriſttage nach dem Gottesdienſt ſtand der Ziſelhofer ſchon auf dem Kirchplatz und fahndete nach uns und wir ſollten mit ihm kommen.

Nun war aber an demſelben Tage ein ſolches Schneegeſtöber, daß man — wie der Egghofer zu St. Kathrein gern ſagte — ſchier meint, es habe im Himmel einen Bettler zerriſſen, weil ſo viele Fetzen herabfielen. Die Leute auf dem Kirchplatz ſahen wie Schneemänner aus, nur daß ſie nicht ſo ſtarr daſtanden, ſondern ſich bei Zeiten aus dem wehenden Schneeſtaube machten. Bis zum Ziſelhofe war es weit über eine Stunde, und doch gingen wir mit dem Bauer, für's Erſte, um ihm den Beweis zu liefern, wie hoch wir die Ehre, daß er uns zum Chriſtmahle geladen, zu würdigen wußten und für's Zweite, weil wir kein anderes Mittagsmahl in Bereitſchaft hatten.

Mit Mühe und Noth kamen wir zum Ziſelhofe. Ein ganz beſonderer Duft, der uns aus dem Hauſe entgegen wehte, deutete uns ſofort an, daß es ſich der Mühſal verlohnen werde.

Als wir in die große Stube traten, wo wir im Sommer unſere Werkſtatt aufgeſchlagen gehabt, wandte ich meinen Blick vorerſt auf den Hausaltar hinter der Tiſchecke, ob die lieben Heiligen wol noch alle da wären, die uns dazumal bei der Arbeit ſo ſtill zugeſchaut hatten; auf ſie wollte ich mich heute berufen, wenn ich allzutief in den Genuß der Fleiſchkrapfen verſinken ſollte: ſie hatten es durch ihre gläſernen Tafeln heraus geſehen, wie ich mir die Sache redlich verdient.

Auf den Bänken der Stube ſaßen die Knechte des Ziſelhofes in ihren weiten und ſchneeweißen Hemdärmeln herum und rauchten ihre Sonntagspfeifen; Eins vor dem Eſſen, das ſoll Appetit machen; ſie hatten zwar ſchon vom Kirchweg eine auserwählte Eſſensluſt mit heimgebracht, aber heute konnte der Appetit unter keinerlei Umſtänden zu groß ſein — das wußten ſie. Nur dem kleinen Friedel, dem Schafjodel, wie ſie ihn hießen, weil er die Schafherde verpflegte, hätte ich es nicht rathen mögen, jetzt zu rauchen. Denn er that's das erſte Mal. Und wahrhaftig, als die vorderſte Schüſſel herangedampft kam und der Bauer das Tiſchgebet losthat, war mein Schafjodel aus der Stube verſchwunden, und iſt die ganze Mahlzeit über nicht mehr geſehen worden.

Als wir uns zuſammenſetzten — mein Meiſter und ich wurden höflich auf den Ehrenplatz geſchoben — ward uns eine Ueberraſchung zu Theil.

„Schandhans!“ rief der Ziſelhofer mit ſeiner weichen Fiſtelſtimme, nach deren Flöten die ganze große Wirthſchaft tanzte und der beſonders zu dieſer Stunde bereitwilligſt gehorcht wurde, „Schandhans, geh' nur her und ſetz' dich zu den Schneidern.“

Jetzt kroch vom dämmerigen Ofenwinkel ein altes, verdammt buckeliges Männlein hervor, aber heute hübſch glatt raſirt und gekämmt und ein ſauberes Sonntagsgewand an dem Leib. Er machte ſo etwas, wie eine Reverenz vor den Schneidern und rückte ſich dann zu ihnen, und ſaß ganz klein da, daß kaum ſeine breiten Achſeln ein wenig über den Tiſch heraufragten. Macht aber nichts, heute, wenn nur der Kopf mit dem Munde zugegen, ſo iſt's häufig genug. Das alte Männchen betrug ſich gar ſittſam und beſcheiden und wartete faſt mit jedem Löffel voll, bis er dazu vom Bauer extra eingeladen und preſſirt wurde, und ſchämte ſich faſt ein Bischen, daß er auf der Welt war.

Mein Meiſter hatte, als der Schandhans vorgerückt war, den Bauer ſo von der Seite angelugt, und der Bauer wieder den Meiſter, ſo daß ſich die Augen unterwegs begegneten und gute Bekanntſchaft machten. — Iſt's recht? fragten die des Ziſelhofers. — Das gefreut mich toll von dir, Bauer, ſagten die des Meiſters. —

Iſt dein Wunſch chriſtlich geweſen, ſagten die Augen des Bauers, ſo wird wol mein Chriſttagstiſch auch chriſtlich ſein müſſen. Der arme Mann ſoll heute mit uns eſſen, auch wenn die Schneider nicht abweſend ſind — euch Gäſten zur Ehr'! — Sagten hierauf die Augen meines Meiſters: Ich arbeite ſchon dreißig Jahre in deinem Haus, und daß ich dir noch nicht ein Handbreit Tuch ſtibizt hab', das gefreut mich heute zwiefach.

Aller Anderen Augen hatten jetzt keine Zeit zum plaudern, ſie hüpften in der Schüſſel um, nur daß etwa der Großknecht einmal die Großdirn anblinzelte: wie es heut' ſchmecke?

Der drallen Ziſelhoferin aber, die, während wir aßen, immer draußen am Herde waltete und zwei flinke Küchenmägde beſchäftigte, ihr ſetze ich aus Dankbarkeit hier ein Denkmal, indem ich die Gänge der Mahlzeit verewige.

Zuerſt kam eine große Schüſſel würziger Rindſuppe, in welche der Bauer mit würdiger Opferhand Weißbrot ſchnitt. Die Suppe aßen wir aus der gemeinſamen Schüſſel. So auch aus der zweiten Schüſſel das reichlich mit Speck eingebrühte Grubenkraut, deſſen Erinnerung noch heute im Stande iſt, mir in Zähnen und Gaumen begehrliche Gelüſte zu wecken. Dann kam wieder eine Schüſſel mit Rindſuppe, in welcher ſich ein Schock dampfender Weizenknödeln mit Semmel und Speck gefüllt herumwalgte. Dieſe Schüſſel hatte einen Seitengänger, einen mächtigen Topf mit geräuchertem Schweinfleiſch, aus welchem der Ziſelhofer vermittelſt einer Gabel Jedem ein redlich Stück auf den Teller legte. Dabei fragte er allemal an, ob faiſt oder mager erwünſcht? Nach faiſt war großes Begehren, nur wir Schneider erbaten uns mager, und der kleine Schandhans flüſterte: „Oh, vergelt's Gott, ich hab ſchon rechtſchaffen genug."

„Oho!" rief der Ziſelhofer, „das dürft' nicht ſein, wir fangen ja erſt an."

Hierauf kam eine Schüſſel Rindfleiſch und ein Gefolge von Krennſauce-Töpfen. Jeder nahm ſeinen Fleiſchlempen (großes Stück), tranſchirte ihn auf dem hölzernen Teller und tauchte die Stücke mit der Gabel in den Krenn.

Nach dieſem Aufzuge erſchienen Schweinfüße in Sulze, hübſch mit Pfeffer gezuckert. Dieſe Schüſſel ſah aus, wie ein zugefrorener Teich mit Aſche beſtreut.

„Da wäre es zum Eisſchießen (ein Volksſpiel auf dem Eiſe)," bemerkte einer der Knechte.

„Ich denke, wir brechen es auf und fiſchen," ſagte der Bauer und riß mit ſeinem Inſtrumente die Schweinsfüße mitſammt Haar und Klauen aus der Sulze empor. Als wir daran aßen, ſagte die Weidmagd folgendes Wort: „Du verhöllte Sau, du biſt mir im vorigen Sommer oft genug davongelaufen, jetzt das iſt dein letztes Laufen!" und ſteckte den Schweinsfuß in den Mund.

Nach dieſem Gerichte wankte, von den runden Armen einer Magd getragen, eine ungeheure Schüſſel hoch aufgeſpeichert wie ein Scheiterſtoß — die Krapfen heran. Es waren große, viereckige Kuchen, üppig aufgebläht und mit Zucker überpfeffert. Auf den Bauerntiſch kommen ſeit Beſtehen der Welt keine ſolchen Krapfen, ohne daß Einer die Bemerkung thäte: „Schau du, heut' hat's in die Schüſſel geſchneit!" Diesmal ſagte es der Unterknecht, und der Waldbub ſetzte bei: „Ja, Unterknecht, du wirſt eher als ich einen Wein trinken, hab's gerad' auch ſagen wollen."

Das vom Weintrinken iſt ſprichwörtlich, aber es war nicht uneben angebracht. Der Ziſelhofer erinnerte ſich an das ſchwere, kühle Fäßchen, welches er auf der Wandbank ſtehen hatte. Er ſchenkte den großen grünen Krug, der bislang mit friſchem Waſſer um den Tiſch gekreiſt war, mit Wein voll, und jetzt gab es — deß mußten ſicherlich die fetten Krapfen Urſach' haben — weit mehr durſtige Leute an den Tiſch, als früher. Der Krug hatte dort, wo es herausrann, einen ſcharfen Schnabel, und da hielt Mancher ſeinen Mund hübſch lange an dieſen Schnabel und die Kuhdirn fragte hernach den Hausvater: „Bauer, wo kaufſt denn Du die Krüge, daß es daraus ſo gut trinken iſt?"

„Beim Stockerwirth,“ antwortete der Ziſelhofer.

„Ja,“ rief die Magd einfältig aus, „ſeit wann kriegt man denn beim Stocker Trinkkrüge?“

„Trinkkrüge nicht,“ ſchmunzelte der Bauer, „aber das, was hineingehört.“

Der Schandhans ließ ſich zu jedem Trunke nöthigen, und wiſchte ſich allemal, bevor er ihn that, mit großer Sorgfalt den Mund ab; dieſer Umſtand bewog mich, meinen Durſt ſo zu regeln, daß er immer unmittelbar nach dem Schandhans zur Stillung kam.

Die Krapfen ſprachen in ihrer Ueberzahl den Eſſern Hohn; der größte Anſturm war gebrochen, ein guter Reſt des ſchweren Geſchützes wanderte in die Küche zurück. Alsbald kam eine Schüſſel mit gekochten Zwetſchken in der Suppe. Dieſe wurden vernichtet; dann erſchien in wuchtigen Stücken der Braten, deſſen dicke, wohlgeſchmorte Speckhaut in tiefen Schrammen klaffte. Als Zugabe appetitlich in Schüſſelchen aufgeſchnitten, mit Weineſſig und Kümmel zubereitet, rothe Rüben.

Hier wurden meinem kleinen Nachbar die alten Augen naß. — Er möchte noch gern und er kann nicht mehr. —

„Bradel eß ich wol, ich,“ ſagte der Großknecht und that, was er ſagte — und that's gründlich.

Nach dem Braten kam — es iſt die volle Wahrheit, ich ſchildere nur ein normales Feſtmahl bei dem oberländiſchen Großbauern — das Schmalzkoch, oder wie es näher bezeichnet heißt — das deutſch-weizene Gries-Schmalzkoch. Der Brei ſchwimmt, wie es ſein muß, in Schmalz und iſt reich beſpickt mit Korinthen und Zibeben, was auch jedesmal zur Bemerkung Anlaß giebt, wieſo denn der Köchin ſo viel Fliegen in's Koch gefallen wären!

Dieſes Gericht erfreute ſich nur mehr eines matten Zuſpuches, was indeß die Hausfrau nicht hinderte, ſofort eine mächtige Schüſſel mit Branntweinnudeln auf den Tiſch zu ſchicken. Das waren kleine, in Schmalz gebackene, in Branntwein gedünſtete und extra noch mit Branntwein und Zucker überſchüttete Kräpſchen, deren Duft ſchon im Stande war zu berauſchen. Männiglich nahm die Gabel wieder zur Hand und zuletzt den Löffel, um den Branntweinſumpf auf dem Grunde der Schüſſel trocken zu legen. Selbſt der kleine Schandhans that hier wacker mit und ſein Geſicht zog ſich behaglich in die Breite.

Während alldem war der ſtets neugefüllte Weinkrug immer lebhafter in's Kreiſen gekommen, die Unterhaltung verwilderte, ſogar die Schranken des Reſpektes gegen die Schneider wurden nicht mehr reſpektirt; Keiner hörte mehr, wenn der Meiſter ſprach, außer der Hausvater.

Mein Meiſter wurde allemal wehmüthig, ſo oft er Wein trank, auch wenn's ein geſchenkter war. So ſchaute er jetzt vor ſich hin und ſagte: „Ja, mein lieber Gott, wer weiß, ob wir den Chriſttag noch einmal derleben!“

„Ja wol,“ gab der Ziſelhofer bei und ſtopfte ſich den Mund mit der letzten Branntweinnudel.

Und nun kam aus der Küche noch etwas, von dem der Peter Haidenberger damals ſtetig behauptete, es richte die Bauernſchaft zu Grunde. Es war nämlich etwas Neues, aus der Fremde gekommenes, ein Ding, das für die vornehmen Leute auf der Welt wäre und der Bauersmenſch nur aus Hoffart zu ſich nähme. Mein Ziſelhofer hatte eigentlich daſſelbe geſagt, aber ſeine Hausmutter hatte ihm bewieſen, daß die Sache zu einer rechten Mahlzeit gehöre, daß ſie in allen „beſſeren“ Häuſern eingeführt ſei und daß ſie im Grunde um keinen Pfennig mehr koſte, als eine Schüſſel mit Milchrahm und Semmelſchnitten, wie man ſolche früher als letztes Gericht aufgetragen habe. Auch wußte der Ziſelhofer bereits aus Erfahrung, das Ding trinke ſich nicht ſchlecht — und ſo kam es, daß jetzt durch die weit offene Küchenthür eine unermeßliche Schüſſel mit Kaffee hereingetragen wurde.

Nicht etwa Schwarzer — den kennt man in der Bauernſchaft nur als Medizin — ſondern Milchkaffee, in welchen jetzt ein halb Dutzend Semmeln geſchnitten wurde.

Kein Tropfen davon iſt übrig geblieben.

Nach dem Kaffee lugte der Jungknecht nach der Küchenthür, ob nicht noch etwas käme, aber der Hausvater ſagte gegen meinen Meiſter und mich gewendet: „Müßts halt vorliebnehmen, Schneider, wir ſind fertig,“ und ſchlug das Tiſchgebet an.

Nach demſelben ſtand Alles vom Tiſche auf, das Geſinde der Reihe nach küßte dem Hausvater und der Hausmutter die Hand: „Vergelt's Gott, Bauer, vergelt's Gott fleißig, Bäuerin — vergelt's Gott!“

Wir, die Schneider, hätten gern etwas Feineres geſagt, aber es fiel uns nichts ein und ſo blieben wir auch beim „Vergelt's Gott“. Der Ziſelhofer erwiederte unſern Händedruck und ſagte: „Geſegne Euch's Gott, 's iſt nicht viel geweſen und ich denk', jetzund zünden wir ein Pfeifel an.“

Der kleine Schandhans war im Laufe der Begebenheiten hübſch geſprächig geworden, er wollte dem Bauer jetzt beide Hände küſſen, und da dieſer die Bedrohten immer hinter dem Rücken barg, ſo torkelte der Alte ſo lange um den Ziſelhofer herum, bis er ſein Ziel zur Nothdurft erreicht hatte.

Nach der Dankſagung ſuchte ſich Jeder nach Belieben einen Platz zum Sitzen, ſei es auf der Wandbank, ſei es am Tiſche, ſei es am Ofen oder auch tief unten auf einem Betſchemel — man ſetzte ſich, dampfte Tabak an, ſtocherte die Zähne mit Strohhalmen aus, erzählte, hörte, oder duſelte ein — je nach Talent und Neigung.

Mein Meiſter und ich gehörten zu den Zahnſtocherern, der kleine Schandhans ſteckte ſeinen hölliſch rußigen Pfeifentiegel vor's Geſicht und als er in's Zeug kam, fragte ihn der Hausvater, was er doch für einen ſtarken Tabak rauche?

„Ueberreiterkraut“, ſchmunzelte der Hans; das war Ungariſcher, Geſchwärzter.

„Vertragſt ihn?“

„Muß wol“, antwortete der Alte, „rauch ihn für's Podagra. Wenn mich das Deibelsding rechtſchaffen zwickt, ſo rauch' ich Ueberreiterkraut.“

„Sollſt doch auch ſonſt was dagegen anwenden,“ meinte der allzeit theilnehmende Ziſelhofer, „ſollſt einen Bader fragen.“

„Weißt mir einen, der das Podagra hat?“ verſetzte der Alte.

„Der's hat?“

„Das Podagra muß er haben. Wer das Podagra nicht hat, zu dem hab' ich in der Sach' kein Vertrauen, er weiß es nicht, verſteht es nicht. Mit Einem, der das Podagra nicht hat, kann der Menſch gar nicht davon reden. Und zu einem Arzt muß der Menſch Sympathie haben, ſag' ich alleweil, wenn er zum Arzt keine Sympathie nicht hat, ſo kann ſein Lebtag auch kein Sympathiemittel nicht helfen."

„Mag wol ſein, das," ſagte der Ziſelhofer, „und hilft der Tabak!"

„Sind halt wol Tage," fuhr der Hans fort, „wo auch das Ueberreiterkraut nicht angreifen will. Nu, da verſperrt ſich der Menſch in ſeine Hütten, vergrabt ſich in ſein Stroh und wartet, bis ſich das Geſpenſt an den Knochen ſatt genagt hat."

„Daß Dir die Zeit nicht lang wird, Hans, in Deiner ödweiligen Hütten, das wundert mich," ſo ſagte mein Meiſter, und ſprach uns damit Allen aus der Seele.

„Ich bind' Beſen", antwortete der Alte.

„Und kommſt nicht bisweilen in's Simuliren?" fragte der Meinige — wie die Schneider ſchon ſind, die müſſen zu der federleichten Handarbeit allemal auch eine Kopfarbeit haben, aber ja keine ſolche, wie der alte Bühelſteiger meint, wenn er die Stadtherren ärgern will. „Meine Ochſen arbeiten auch mit dem Kopf", ſagt der Bühelſteiger und bindet den Viehern das Zugjoch an die Hörner. „Ich meine, Hans," ſagte der Meiſter, „ob Du nicht unterſchuſſen (von Zeit zu Zeit) in's Nachdenken drüber kommſt, daß andere Leut um ſoviel beſſer leben, als wie Du, und giebt's Viele dabei, die ihr Lebtag nicht ſo brav und fleißig geweſen ſind, wie Du."

„Hab' wol ſchon dran gedacht", meinte der Alte, „hilſt aber nichts, ſo denk' ich nimmer und bind' Beſen?"

Schüttelten halt Mehrere von uns ihre Häupter, was immer geſcheit ausſchaut und ſein Anſehen giebt.

„Ja, was glaubt Ihr denn, Leut'!" ſagte der Schandhans und that einen verwunderlich lauten Lacher, „ich leb' nicht ſo ſchlecht, wie es ausſchauen mag. Hab' auch meine heimlichen Sünden; wenn ich einmal geſtorben bin, ſo fragt neuding (abſichtlich) die Stocker Roſel — die weiß was."

„Aber ſchneien thut's ſchon damiſch draußen", ſagte der Ziſelhofer und legte ſeine Naſe an's Fenſter; er fand's nämlich hoch an der Zeit, die Unterhaltung zu wenden, er merkte, im alten ehrlichen Schandhanskopf begann der Wein zu blühen. Ja, das damiſche Schneien war richtig, aber mir wäre das Geheimniß der Stocker Roſel lieber geweſen. Die Roſel — die Leute in der Gegend werden mir's heute noch beſtätigen — war das ſchönſte Dirnlein weit und breit; an Sonntagen war ſie Vormittags Primadonna auf dem St. Kathreiner Kirchenchor und Nachmittags machte ſie daheim die Kellnerin und ſang den lugenden Bauernburſchen mit allerlei Schelmenliedchen den Verſtand aus dem Kopf. Und dieſes Mädel ſollte mit dem Schandhans Heimlichkeiten haben?

In der Stube war es dunkel geworden, im Weinkrug auch, ſo rüſteten wir uns zum Nachhauſegehen. Der alte Hans fand auf der Bank ſein blaues Sacktuch nicht mehr; das kam jetzt an der Hand der Hausfrau von der Küche herein, als Bündel voll Krapfen und Braten, „daß halt der Hans morgen daheim auch noch was hätt'."

„Oh Du Narriſch, Du guter Narriſch," ſtotterte der beglückte Alte der Ziſelhoferin vor, „das iſt ſchon gar zu viel, das kann ich nit vergelten, na wart', Hausmutter, da muß ich Dir doch nächſt einen braven Beſen herauftragen."

Uns gab der Ziſelhofer ſeinen ſtärkſten Knecht mit, daß er uns den Pfad trete. So ſchob der baumſtarke Kerl voraus, mit ſeiner Bruſt wie ein Schneepflug die Gaſſe bahnend — und hinter ihm drein haſteten die beiden dünnen Schneiderlein, die immerhin noch genug zu thun hatten, um mit Ehren weiterzukommen.

Als wir zu Hauſe im Stübel ſaßen, der Meiſter die Brillen aufthat, mit der Scheere die Kerze ſchneizte und dann ſeine Hauspoſtille vornahm, um den heiligen Tag auferbaulich zu beſchließen, begann ich im Stillen eine Unterlaſſungsſünde zu bereuen und konnte gar nicht begreifen, warum ich beim Mittagsmahle ſo wenig gegeſſen hatte. Wohl ſagte mir das Gewiſſen: beunruhige Dich nicht, kleiner Schneider, Du warſt ganz ſatt, ich weiß es.

„Bet' auch was aus dem Büchel!" mahnte der

BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Meiſter und ſchneizte das Licht mit den Fingern, weil's ihn um die Scheere für die Länge leid that. Ich ſuchte im Ueberrock mein Gebetbuch und fand im auswendigen Sack einen großen Krapfen. Jetzt, das war ein würdiger Gegenſtand meiner Andacht. —

Der Schandhans band nach dieſem Tag noch eine Zeit lang Beſen, dann begab er ſich ſelbſt dem Staube.

„Jetzt kommt er mir am Samstagfeierabend nimmer und ich kann ihm ſein Schnapsplutzerl nimmer füllen", ſo ſagte am Tage ſeines Begräbniſſes die ſchöne Stocker-Roſel zu den Gäſten.

Sein Schnapsplutzerl! Du gute alte Haut — und das war deine heimliche Sünde!

Patrull iſt da!

Als die drei Lehrjahre um waren, ſagte mein Meiſter zu mir: „Nächſt Erchtag wirſt frei“.

„Was wird denn da *ſein*?“ fragte ich, mich erinnernd an die großen Veranſtaltungen, Gebräuche und Feierlichkeiten, die ſonſt bei einer Freiſprechung von Lehrlingen ſtattgefunden hatten. Ein neues Gewand, eine Prüfungsarbeit vor dem Richterſtuhle der Innung, eine Predigt vom Lehrmeiſter, eine feierliche Erklärung und Aufnahme in den Geſellenverband, und Wirthshaus, viel Wirthshaus. Die Schneidergeſellen haben ein großes Gethue, wenn ſie einen Neuen in ihre Mitte kriegen; vor Allem wird die „naſſe Bruderſchaft“ gemacht; wenn man weiß, woher das Naß kommt, ſo weiß man auch, wie luſtig es dabei zugeht.

„Was wird denn da *ſein*?“ fragte ich alſo, da der Tag nahte, ohne daß irgend welche Anſtalt getroffen wurde.

„Da wird gar nichts ſein", antwortete mein Lehrmeiſter. „Seit der Gewerbsfreiheit iſt das Alles abgekommen. Heut' iſt jeder Meiſter, der Steuer zahlt, hat er was gelernt oder nicht. Alldeswegen giebt's heut' Schuſter und Schneider, daß es g'rad ſchwanzelt. Wenn Einer auch nichts machen kann, wenn er den Leuten nur 's Maul machen kann. Der beſt' Schwatzer iſt heut' der beſt' Handwerker. Werden ſchon ſehen, wohin das führt. — Was Dich angeht, Peter, ſo braucht's nur, daß ich nächſt Erchtag ſag: die drei Jahr' ſind aus — und Du biſt frei. Das Lehrſtück ſchenk' ich Dir, willſt aber eins ablegen, ſo geh' heim und mach Deinem Vater eine neue Joppen. Wird froh ſein. Willſt extra noch was, ſo kannſt nach Birkfeld hinabgehen und Dir vom alten Innungsvorſtand — ich weiß gar nicht, wer's jetzt iſt — den Freibrief ausſtellen laſſen; brauchſt ſonſt gar nichts, als meinen Namen und einen Gulden — den mußt Du in die Lad' zahlen. Willſt ein Freieſſen anſtellen, ſo werden Dir die Birkfelder Schneider gern dabei helfen; ſie können recht paſſabel Geſundheittrinken — zahlen mußt Du. — Ja, mein Bub, um's Geld kann Einer heut' Alles haben. Zu meiner Zeit war's anders; da iſt nur der Fleiß und die Tüchtigkeit was werth geweſen."

Nach dieſen Worten ſah ich ihm in's Geſicht, ob in demſelben nicht etwa Spuren wären, von einem Seitenſtoß, der mir gegolten hätte; denn über meine Tüchtigkeit im Handwerke hatte ſich weder er, noch mein Gewiſſen bisher unumwunden ausgeſprochen. Indeß fuhr er fort:

„Daß Dir jetzt das Loch in die Welt offen iſt, das weißt. Nur um drei Wochen eher ſagen thu' mir's, wenn Du Dich fremd machen willſt. Bleibſt mir aber noch länger, ſo gefreut es mich und verhoff' ich, daß wir trutz der vielen Herren Schneider, die in's Land kommen ſind jetztund, ſchon noch Arbeit haben werden, allzwei. Bei mir haſt die Wochen neunzig Kreuzer und kannſt es mit der Zeit noch auf einen Gulden bringen. Wer mehr geben kann heutzutag, der zwickt's den Kunden ab. Ich thue, was recht iſt.“

Und dieſes Geſpräch am Arbeitstiſch war eigentlich die ganze Freiſprechung. Des Meiſters Wort hatte ich nun, aber den Gulden hatte ich nicht und ſo ließ ich den Freibrief fahren. Wenn es in Birkfeld noch ein Schneiderinnungsamt giebt, ſo habe ich meinen Freibrief noch heute dort zu gute. Ich möchte drum bitten.

Beſiegelt wurde mein Eintritt in den Geſellenſtand an einem der nächſten Sonntage im Wirthshaus mit Wein und Braten, vom Meiſter feierlich vorgeſetzt, für mich bezahlt und von mir verzehrt. An dem Abende deſſelben Tages auf meinem glückſeligen Heimweg — denn glückſelig war er in meinem Bewußtſein, daß an den Bauernhäuſern, die am Wege ſtanden, jetzt kein Schneiderlehrling vorbei ging, ſondern ein „Geſell", der mit anderen Geſellen Du und Du ſein darf, und im Wirthshaus ſitzen und Tabak rauchen und die Lehrbuben auslachen — auf dieſem glückſeligen Heimweg ſchlug ſich der Schneider Steff zu mir. Das war ein junges, glattes Männlein mit einem blühweißen Geſicht und einem dunkeln Schnurbärtchen, ein Freund der Bäuerinnen und ein Aergerniß der alten hausgeſeſſenen Meiſter. Er hatte ſich kurz zuvor in unſerer Gegend angeſiedelt und in ſeinem ſchlechten Deutſch — er war ein Ungar — wußte er den Leuten die Vorzüglichkeit und Billigkeit ſeiner Arbeiten [illegible] klar und begreiflich zu machen. Das war der, den mein Lehrmeiſter mit dem „Schwatzer" gemeint hatte.

Er rief mir einen ſo luſtigen und kameradſchaftlichen Gruß zu, als hätten wir ſeit Erſchaffung der Welt miteinander aus einer Schüſſel gegeſſen Und doch mußte er ſo gut als ich wiſſen, daß wir bisher Feinde geweſen waren, denn mein und jedes alten braven Meiſters Glaubensbekenntniß mußte lauten: Ein Gott im Himmel und Ein Schneidermeiſter auf Erden! Und ich als treuer Jünger und zukünftiger Lehrmeiſter begann denſelben Haß und dieſelbe Verachtung gegen den jungen Eindringling zu nähren, der einem Solchen von Rechtswegen zukommt!

Ich wäre nun in den tauſend Schneiderwerkſtätten dieſer Erde daheim geweſen, fühlte aber ſo heiß für die Sache meines Lehrmeiſters, daß mich ein Schlag auf ſein Geſchäft und auf ſeine Ehre tödtlich verwunden konnte. Er ſelbſt war in dieſer Sache viel gleichgültiger als ich und er ſagte einmal: „Das Aergern und das Prahlen hilft nichts. Brav und fleißig arbeiten. Die Leut' werden es ſchon einſehen.“

Der ungariſche Schneider ſchlug mir ſeine Hand luſtig auf die Achſel und beglückwünſchte mich, daß ich die harte Lehrzeit hinter mir hätte und nun mein eigener Herr wäre. Hierauf rieth er mir, von dieſer Eigenherrſchaft auch Gebrauch zu machen und – wie tüchtig mein Lehrmeiſter auch ſein möge — doch zu verſuchen, auch einem Andern noch etwas abzulernen. Ein junger Menſch dürfe nicht hocken bleiben und man lerne nie aus. Es ſei auch nicht nöthig, allſogleich in die Fremde zu laufen, es gebe auch daheim noch manch geſchickten Mann, bei dem man ſein Glück verſuchen und ſich vervollkommnen könne.

Endlich lud er mich ein, daß ich bei ihm in Arbeit treten möge und verſprach mir allerlei Vortheile und einen Gulden Wochenlohn.

Ich antwortete kurzweg: „Das thue ich nicht. Mein Lehrmeiſter hat die Plag mit mir gehabt, ſo ſoll er jetzt einen braven Geſellen an mir haben.“

Schneider Steff ſetzte nun auseinander, wie die drei Lehrjahre lang genug wären, daß ein Lehrmeiſter Plag' und Vortheil in denſelben haben könne, und daß Keiner ſeinen Lehrling freiſpreche, bevor er nicht zweifach für alle Mühe bezahlt wäre. Außerdem möge ich gelegentlich bei den Leuten auf dem Kirchplatz ſelber ſehen, was für ein Unterſchied ſei zwiſchen ſeinen Hoſen und denen meines Lehrmeiſters. Er ſei kein ſolcher, der etwa wegen Brotneid oder ſo was — aber das könne er dreiſt ſagen, die Pantalons mache ihm Keiner nach — Keiner! mein Lehrmeiſter am wenigſten.

Das war mir genug. Ich hatte ſeitlings gar nichts zu thun, aber ich bog vom Wege ab. Ich fühlte mich ſehr verletzt und beſtrebte mich am nächſten Tage meinem Lehrmeiſter doppelte Liebe angedeihen zu laſſen, zur Entſchädigung für das Feindſelige, das über ihn geſagt worden war und von dem er zum Glücke nichts wußte.

Uebrigens waren wir in dieſen Tagen ein wenig preſſirt. Wir arbeiteten auf der Ster beim Unterhefer und hätten gleichzeitig beim Stegbauer und beim Spreitzhofer arbeiten ſollen. Dem Stegbauer hatte es der Meiſter ſchon an fünf Sonntagen auf dem Kirchweg verſprochen: „Ja, Du, 's iſt wahr, Du haſt uns ſchon ſo viel lang nachgewartet, aber morgen — morgen kommen wir heilig; kannſt Dich verlaſſen."

Und jedes Mal war's heilig erlogen. Der Stegbauer wurde endlich ungeduldig und rief meinem Meiſter auf dem Kirchplatz und juſt vor dem Weihbrunnkeſſel zu: „Ihr verdankten Schneider! Ihr habt's mich gefoppt genug. Jetzt nehm' ich den Steff!“

Wir zwei werden vermuthlich todtenblaß geworden ſein, denn heute, nach ſiebzehn Jahren noch fühle ich es kalt über den Rücken laufen, wenn ich an den Eindruck denke, den die Worte: „Jetzt nehm' ich den Steff!“ in mir hervorgebracht hatten.

Mein Meiſter hatte dem Bauer nur noch entgegnet: „Wenn Du meinſt, daß Dir der Krawat beſſer taugt! Nimm ihn. Iſt mir ganz lieb.“ Und halb betäubt waren wir vom Platz getorkelt.

Das Stegbauernhaus — ſeit Menſchengedenken dem Natz getreu — war verloren. Hingegen der Spreitzhofer, ein guter Freund und Muſikantenbruder vom Meiſter — mein Meiſter blies in der Kirche die Trompete, der Spreitzhofer das Flügelhorn — war ohne Mühe noch zu halten, wenn wir ihm die letzten Tage dieſer Woche in's Haus kommen konnten.

So arbeiteten wir beim Unterhofer ſpät in die Nacht hinein und gingen erſt um eilf Uhr zu Bette. Da war's am Dienſtagabend, wir hatten ſchon ausgelöſcht und ich auf dem Stroh meinen Leib verſucht, ob er nach einem ſechzehnſtündigen Gekrümmtſein doch etwa noch in die Grade und in die Länge ginge, als wir an der Hausthür ein heftiges Gepolter hörten. Bevor man ſich noch unter die Decke retten konnte, wurden auch ſchon Stimmen gehört: „Die Patrull iſt da!“

Jetzt krochen wir hervor. Die „Patrull“ hat für einen ehrlichen Menſchen nichts Schreckliches, hingegen etwas ſehr Beruhigendes, denn ſie iſt der Arm des Geſetzes. Anfangs iſt ſie blos der Finger — und zwar der Zeigefinger. Da wird eines Tages dem Dorfrichter die Anzeige gemacht, es gebe allerlei Vagabunden und verdächtiges Geſindel in der Gegend. Eine Streifung und Säuberung thut Noth. — Die Mitglieder entlegener Landgemeinden ſind ihre eigene Polizei und wenn ein Theil ihrer Steuer „Sicherheitsſteuer“ heißt, ſo kommt der Name nicht etwa davon, daß der Staat durch dieſe Steuer die Sicherheit ihres Eigenthums wahrt, ſondern davon, daß ſie verſichert ſein können, den Gensdarmen erſt nach dem Diebſtahl zu ſehen. Hingegen geht der Sicherheitswachmann hernach mit Nachdruck an die Verfolgung der Diebe, er mißt die Dicke der Thür, durch welche eingebrochen worden iſt, zählt die Sproſſen der Leiter, über die der Dieb klettern mußte, unterſucht das Stemmeiſen, durch welches die Käſten geſprengt ſind, läßt ſich genau berichten, was entwendet iſt, läßt auch ſchätzen wie hoch ſich das Entwendete im Werth beläuft — ſchreibt all' das ſauber auf einen Bogen Papier, zündet ſich eine Cigarre an und trägt den Bogen Papier in's Bezirksamt, wo er in's Fach der Diebſtähle gelegt wird

Jeder Staatsbürger thut daher gut, ſeine Sicherheitsſteuer zu zahlen und darauf zu achten, daß ihm nichts geſtohlen wird.

Darum ſtand eines Nachts der Dorfrichter von Hauenſtein aus ſeinem Bette auf und unterſuchte zuerſt ſein eigen Haus und Hof. Da fand ſich außer einigen Unregelmäßigkeiten in den Liegerſtätten des Geſindes nichts Verdächtiges vor. Die Unregelmäßigkeiten wurden mit Nachdruck korrigirt, ſo daß mehr als ein Hemd durch den Hof huſchte; dann ging der Richter zum Nachbar, weckte den auf: „Geh mit, Bettlerſtreifen, 's thut noth.“ Sogleich wurde auch des Nachbars Haus durchſucht, dann gingen die zwei miteinander, klopften an jedem Hauſe: „Die Patrull iſt da!“ durchſuchten überall die Räume von oben bis unten und nahmen von jedem Hauſe für die weitere Streifung den Bauer und die Knechte mit. So wuchs die „Patrull“ bald zu einem anſehnlichen Haufen und ſo hatte ſie nun auch an das Thor des Unterhefers gepocht.

„Der Unterheſer iſt nicht daheim, iſt auf den Ochſenhandel ausgegangen, und der Knecht liegt krank.“ Dieſen Beſcheid rief mein Meiſter zum Fenſter hinaus.

„Wer ſagt's denn?“ fragte der Dorfrichter.

„Der Schneider Natz.“

„So muß der Schneider Natz mit."

„Mein Geſell' kann gehen, ich bin gar nimmer jung."

„Der Geſell' muß auch mit."

Es half uns nichts. Eine ſo feine warme Grube wir Jeder in unſerem Stroh uns gehöhlt hatten, wir mußten aufſtehen und „ſtreifen" gehen.

Im Unterheferhauſe fand ſich nichts, nicht einmal der kranke Knecht Michel, der in der Scheune ſein Bett hatte. Neben dieſem Bette ſtanden zwei große Medizinflaſchen, worauf zu leſen: „alle Stund' einen Eßlöffel voll." Aber das Neſt war leer und kalt, als hätte man ſeinen Inhaber ſchon hinausgetragen auf den Kirchhof.

Ohne des Räthſels Löſung zu finden, zogen wir weiter zum nächſten Hauſe. Hier fanden wir auf dem Heuboden eine Bettlerfamilie, deren Oberhaupt uns verſicherte, daß es ſeit fünf und einem halben Jahre nichts mehr geſtohlen habe. Die Leute wurden durch eine Abtheilung der Patrull in's Gemeindehaus eskortirt.

Beim Wallhofbauern ſprang, als wir uns dem Hauſe näherten, ein Strolch aus dem Dachfenſter herab, von dem der Wallhofbauer nicht wußte, wie er auf den Dachboden gekommen wäre.

„Den ſperren wir nicht ein," ſagte der Dorfrichter.

„Warum nicht?" fragte ich entrüſtet.

„Weil er uns auskommen iſt.“

Ueberall, wohin wir kamen, öffneten uns die Leute Thür' und Thor, und mancher Hausvater überantwortete uns den Gaſt, welchen er über Nacht unter ſein Dach genommen hatte. Wer einen guten Paß hatte, durfte ſich wieder auf die Haut legen. Manch' Anderer jedoch war ſehr erſtaunt über das zur nächtlichen Weile ſo plötzlich hereinbrechende Strafgericht. Einer von dieſen ſagte: „Saggra, Ihr ſeid's ärger als wie Unſereiner. Wenn ich mir bei der Nacht in einem Hauſe ſchon was nehmen will, ſo geb' ich Achting, daß ich die Leut' nicht aus dem Schlaf ſchreck' — weil das nicht geſund iſt. Und Ihr da, Ihr fallt's gleich über den nachtſchlafenden Menſchen her; ſchreit's ihm in's Ohr, daß er die Fraiß kunnt' kriegen, nehmt's den ganzen Kerl mit und fragt's nicht, ob er auch Euch gehört. Das iſt eine Gewaltthätigkeit, meine Herren, gegen die ich mich ſehr verwarne!“

Der Schmiedmeiſter von Hauenſtein war unter uns, der erſchrak, als er dieſe Stimme hörte, die bekannte Stimme. Einen ehemaligen Geſellen von ihm als Vagabunden zu finden!

In einem andern Hauſe, in einem Bette der Futterkammer, an deren Wand zu Häupten der ſüße Name Maria ſtand, fanden wir — den kranken Knecht Michel vom Unterhefer.

„Michel!“ rief der Dorfrichter, „Du verſäumſt das Einnehmen. Alle Stund' einen Eßlöffel voll!“

Der auf dem Wege üppigſter Geſundheit ſo ſchmachvoll ertappte Kranke ſprang mit einem Fluch aus dem Bett und davon. Der Richter hielt die Laterne über das Bett und ſagte zu einem großen Knäuel, welcher unter der Decke lag: „Jetzt haſt auch Du ein' Fried.“

Als wir unſer „Patrull iſt da!“ vor dem Spreitzhoferhauſe riefen und der Bauer zum Fenſter auf uns herausſah, wollte er nicht aufmachen.

„Mußt was Verdächtiges haben in Deinem Haus!“ bemerkte der Richter.

„Gewiß nicht. Von was Verdächtigem bei mir keine Red', darauf könnt's Euch verlaſſen.“

„So kannſt uns um ſo leichter hineinlaſſen. Jedem wird heut' das Haus durchſucht.“

„Ich bin der Spreitzhofer, und wenn ich ſag', in meinem Haus giebt's nichts Verdächtiges, ſo wird's auch ſo ſein. Ich bin ein ehrlicher Bauer und ausſuchen laß ich mich nicht.“

„Wie kommſt mir denn vor, Spreitzhofer?“ ſagte der Richter, „biſt ſonſt in ſo Sachen ja nicht ſelberhörig. Wirſt es doch nicht drauf ankommen laſſen, daß wir Dir die Thür aufbrechen.“

Da öffnete der Mann. Als wir in's Haus traten und er in der Dunkelheit den Tiſch noch abgeräumt hatte, reichte ihm mein Meiſter die Hand: „daß Du mir ja nicht bös wirſt, Spreitzhofer, aber es iſt uns bisher friſch nicht möglich geweſen. Beim Unterhefer müſſen wir fertig machen, voreh. Aber wir kommen Dir noch in dieſer Woche, die letzten Tage. Aber ſchon ganz gewiß!"

Der Bauer murmelte was und ging mit uns, die Stuben, Gelaſſe und Gemächer ſeines Hauſes aufzuſperren. Ueberall Alles in Ordnung. Auf der Rückkehr ſagte der Richter: „da iſt auch noch eine Thür, die haſt uns nicht aufgemacht."

„Hab' den Schlüſſel nicht bei der Hand," antwortete der Spreitzhofer.

„So hol' ihn, wir warten ja gern."

„Haben ihm den Bart gebrochen, iſt beim Schmied."

„Bei mir haſt keinen Schlüſſel," redete der Schmied drein. Jetzt bemerkte der Bauer, der bisher ſein Auge immer auf mich und meinen Meiſter geheftet hatte, erſt die Gegenwart des Schmiedes. „Ja, ja, ja," knurrte er, „mußt nit glauben, du wärſt der einzige Schmied auf der Welt."

„Teremtete! draußen wos is für verdammter Lärm!" rief innerhalb der verſchloſſenen Thür plötzlich eine Stimme. Die Männer blickten ſich an. Mein Meiſter erblaßte, und ich wußte warum.

Der Spreitzhofer machte jetzt die Thür auf, und was ſahen wir?

Den ungariſchen Schneider in der Gattie.

„Meiſter Steffan!" rief der Richter. „Aber Bauer, wesweg haſt denn mit dieſem braven Mann ſo heimlich gethan?"

„Dumm genug," ſagte der Spreitzhofer mit einem ärgerlichen Seitenblick auf uns. „Aber man muß den Brotneid kennen."

Jetzt trat mein Meiſter zum Bauer und fragte mit leiſer aber doch ſehr nachdrücklicher Stimme: „Wie meinſt Du das, Spreitzhofer? Wenn es meinetwegen iſt, und Du glaubſt, daß Du mich beleidigen wirſt, weil Du mich auf die Ster gebeten und einen Andern genommen haſt, ſo irrſt Du Dich. 's iſt mir allemal eine Ehr' geweſen in Deinem Haus, aber drauf anſtehen thu' ich nicht. Du kannſt Dir Schneider nehmen, welchen Du willſt, und wenn Du einen haſt, den Du der Patrull verheimlichen zu müſſen glaubſt, ſo geht das einen Andern nichts an."

Als ich dieſe herrlichen Worte des Meiſters hörte, ging ein Wonnegefühl durch mein Herz. Der verhaßte Nebenbuhler einerſeits und der abtrünnige Bauer andererſeits waren glorreich gerächt.

In dieſem Bewußtſein verwand ich den Verluſt der Ster leichter, als ich je gedacht hätte.

Hierauf graute der Morgen und die Patrull zerſtreute ſich. Wir gingen zum Niederhefer zurück. Am nächſten Abend, zwiſchen der Lichten beſuchte ich den kranken Knecht Michel in der Scheune. Er war wol noch etwas blaß und erſchöpft, aber Rekonvaleszent. Er ſchien keine Ahnung zu haben, daß ich von der nächtlichen Streifung etwas wiſſe. Als ich ihn fragte, wie er die Nächte zubringe, antwortete er, mißmuthig die Achſel zuckend: „Schlaflos, ſchlaflos.“

Das Lehrſtück.

Den Bauer auf der breiten Eben hatten wir blos um vierzehn Tage belogen. Wir hatten ihm unſer Kommen für den „nächſten Montag" zugeſagt, und zwei Wochen ſpäter ſtiegen wir wirklich über ſeine Schwelle.

Wir hörten ſchon von Büchſenſchußweite aus dem Hauſe ein dumpfes Pochen, und als wir eintraten, ſahen wir das Unheil. Im Stubenwinkel, wo ſonſt der Tiſch geſtanden und wir ſtets unſere Werkſtatt aufgeſchlagen hatten, war ein ſchreckbar großer Schragen, ein Gerüſte mit hundert Stäben und Balken aufgerichtet, und in dieſen Schragen unter allerlei Geſädel und Geſchleier hatte ſich ein Weber eingeſponnen. Der alte Weber Schoſſel mit dem grauen Bart.

„Wenn's ſo iſt, Bauer, haben wir bei Dir keinen Platz", ſagte der Meiſter. Der Bauer von der breiten Eben war hölliſch verlegen und ſtotterte, wir hätten ihn halt überrumpelt; wer hätte denken können, daß die

Schneider nicht länger „zugäben", er hätt' auf vier Wochen mindeſtens gerechnet, weil wir ihn ſonſt auch allemal ſo lang hätten ſitzen laſſen.

„Iſt auch recht", ſagte der Meiſter, „ſo gehen wir halt wieder."

„Ja, das wär' 's Wahre!" rief der Bauer, „da künnt' ich nachher Jahr und Tag warten und der Schulbub geht in ſeinem Gewand eh' ſchon wie ein zerriſſener Pudel um. Ihr bleibt fein da; den Tiſch rucken wir zum andern Fenſter und ſo werden Schneider und Weber in meiner Stuben nit zu eng haben. Ja, bitt' Euch gar ſchön, Schneider."

Der Weber Schoſſel hatte mit ſeinem Geknarre nicht einen Augenblick eingehalten und man ſah ihm's wohl an, daß er nicht gewillt war, ſeine Herrſchaft in der Stube aufzugeben.

Der Weber Schoſſel, das war ein Saurer. Bei einem Handwerk aber, wo ſich alleweil was knüpft, ſpannt, verwirrt und zerreißt, kann kein Menſchenblut ſüß bleiben. Der Mann kaute fortweg an gedörrten Feigen, angeblich für die Bruſt, in Wahrheit jedenfalls, um ſich das Leben ein wenig zu verſüßen.

Kaum wir uns auf dem angewieſenen Platze einzurichten trachteten und der Meiſter unter dem Krachen des Webſtuhles noch ſagte: „Na, geſegne es Gott unſeren Ohren!" traten zur Thür zwei Schuſter herein. Es war der alte Leitner aus dem Fiſchböckgraben, unter dem Spitznamen „der ſcheltend' Schuſter“ bekannt, und ſein Geſelle.

Das war derſelbig' ſcheltend Schuſter, der einmal ſolcher Geſtalt in den Kirchenbann gethan worden war, daß er für jeden Fluch, den er ausſtieß, für kirchliche Zwecke einen Sechſer opfern mußte, und der auf dieſe Weiſe einen ganzen Weihbrunnkeſſel für die Fiſchbacher Kirche zuſammengeflucht hatte. Nun er alt wurde und ihm ſeine Mittel dieſe Paſſion nicht mehr recht zu erlauben ſchienen, beſchied er ſich mit Knurren und Zähneknirſchen, und das that er denn auch weidlich, als er jetzt in die Stube trat und in derſelben an der einen Ecke den Weber und an der andern die Schneider ſah.

Als ſich's aufklärte, wie ſo auch die Schuſter gekommen, waren wir Schneider gerechtfertigt. Wenn uns der Bauer auf der breiten Eben den Vorwurf gemacht hatte, daß wir diesmal zu wenig lang gelogen, ſo mußte er an den Schuſtern erfahren, daß ſie gar nicht gelogen. Sie waren am Tag zuvor, als am Sonntag gebeten worden, ſie hatten zugeſagt auf „morgen“ und der Bauer glaubte nach vielfachen Erfahrungen dieſes „morgen“ getroſt auf drei Wochen hinaus verlegen zu können.

Leder, Garn, Sauborſten und Schmer war allerdings in Bereitſchaft, aber der Raum und der Vorrath für die Landplagen auf einmal?! — Die Bäuerin war keines Wortes mächtig; der Bauer aber behielt ſeinen Kopf und ſagte mit feſter Entſchloſſenheit: „Was ſtellen wir jetzt an?"

Vom Weber traf ihn ein giftiger, vom Schuſter Leitner ein wüthender, von meinem Meiſter ein wehmüthiger Blick. Da that ſich der Schuſtergeſelle hervor, ein junger Burſch mit ſchuſterblaßem Geſicht aber dunkeln friſchen Augen und einem ſchwarzen Schnurbärtchen. Er warf gleich ſein Zeugrühlein, das er über der Achſel vorne, und ſeinen Leiſtenknäuel, den er über der Achſel hinten trug, auf den Boden hin, daß es knatterte, ſogar den Weber überknatterte, warf ſeine Mütze und ſeinen Rock von ſich, ſtreifte die Hemdärmeln auf und ſagte: „Schneider und Weber kümmern uns nit. Dieſe alte Kriſten (ungefüges Möbelſtück) muß hinaus!" und legte ſeine Hand an das Ehebett der Bauernleute. Man ſtimmte bei und nach wenigen Minuten war es entſchieden, wo für die nächſte Zeit das ehrſame Ehepaar ſchlafen würde: draußen in der Lauben, unter den Stangen, wo die Hühner ihren Aufſitz haben. Und in der Stube, wo das Bett geſtanden, ſchlugen die Schuſter ihre Werkſtatt auf. Sie dehnten aber ihre Botmäßigkeit weiter aus. An den Webſtuhlbalken ſpannten ſie die gegerbte Kuhhaut aus, um ſie zu ſchwärzen; an der Wand juſt über meinem Haupte ſchlugen ſie den Haken ein, an welchem der ſchöne Schuſtergeſelle mit Pech und Handfleck den Garndraht zog, daß es nur ſo dröhnte und die ganze Wand zitterte mitſammt den Schneidern, die daran ſaßen.

Wir wurden mit einander bald gut Freund, nur der Weber blieb eingeſponnen und kam blos hervorgekrochen, wenn einmal das Schiffchen dem Garn entlief und hinausflog in die Stube.

So ging's nun an, der Webſtuhl knarrte, die Schuſter pochten und hämmerten, wir Schneider bügelten, das Haus ächzte, und dem Bauer auf der breiten Eben ſollen zur ſelben Zeit alle Ratten und Mäuſe ausgewandert und ſeither nicht wieder zurückgekehrt ſein.

Die Mahlzeit bewies, daß der Hof auf der breiten Eben einer dreifachen Attaque gerüſtet war; ſie wurde an unſerem Schneidertiſch eingenommen. Der Weber hatte ſeinen Durchziehfaden mit zum Tiſch gezogen, ſo daß es ſpielte, als ob ein knurrender Kettenhund zum Troge gehe. Er ſchluckte für's Erſte die gedörrte Feige hinab, alſogleich war ſein Angeſicht noch bitterer. Als die Knödeln kamen, betupfte er den ſeinen auf dem Teller mehrmals mit der Gabel und ſagte dann zu der mit dem Fleiſchtopf erſcheinenden Hausfrau: „Du gelt, Bäuerin, den Taufſchein haſt nit zuweg vom Knödel da?"

„Wie meint das der Meiſter?" fragte das Weib beſcheidentlich.

„Das Geburtsjahr von ihm thät ich gern wiſſen", antwortete der Weber mit ſanftmüthiger Stimme. Die

Hausfrau ſprang in die Küche und war troſtlos. Da beugte ſich aber der ſchöne Schuſtergeſelle vor und ſagte: „Weber, das iſt ein alter Spaß, ſicherlich viel älter, als dieſe Klöße da, die ſind gar nit ſo ſchlecht, daß man deswegen die Bäuerin kränken ſollt. Daheim in Deiner Keuſchen wärſt froh, Weber, wenn Du ſolche Knödeln hätteſt, wollteſt nach keinem Geburtsjahr fragen, das weiß ich.“

Der alte Schoſſel hatte für dieſe kecke Rede des Schuſtergeſellen nichts als einen Blick der Verachtung, es war der letzte, den er auf den Burſchen warf. Um ſo freundlicher ſah ich den ſchönen Schuſter an, er hatte mein Wort geſprochen; auch ich vertheidigte die Klöße und zwar am nachdrücklichſten, indem ich ihrer drei Stück verzehrte. Beim dritten ſchaute mir mein Meiſter ſchon ſo ein wenig ſcharf auf den Teller; die Leute mußten rein glauben, ich hätt' ſeit einer Woche nichts mehr gegeſſen.

Das Schwierigſte kam erſt gegen Abend. Die Bäuerin wagte ſich nicht mehr in die Stube; der Bauer trat herein, ließ hinter ſich aber die Thür offen, um im Falle es zur Flucht käme, ungehinderten Ausweg zu haben. Darauf theilte er mit, daß im Hauſe nur ein einziges Handwerkerbett ſei, in welchem nicht mehr als zwei Mann Platz hätten.

In dem Augenblick blieb der Webſtuhl ſtehen, die

Schuſter hörten auf das Leder zu hämmern und uns Schneidern erlahmte der Arm.

„Ich nicht, ich“, knurrte der Weber, „daß ich der Narr ſein werde. Ich bin der Erſte im Haus geweſen, ich forder' meine Liegerſtatt.“ Und ſchob eine friſche Feige in den Mund.

„Ich bin nit heikel“, ſagte mein Meiſter, „bin leicht mit was zufrieden, aber ein gutes reines Bett geht mir über Alles.“

Der alte Schuſter Leitner hieb jetzt mit doppelter Gewalt auf die Stierſohle und knirſchte: „Das iſt ganz hölliſch in dem Haus.“

Jetzt that der ſchöne Schuſtergeſelle den Mund auf — er hatte ſchneeweiße Zähne — und ſagte: „Es bleibt nichts Anders übrig, wir müſſen Sauborſten ziehen. Unſer ſind drei Parteien, brauchen zwei kurze und eine lange; die lange gilt das Bett.“

Was geſchah? Er nahm drei ſchweinerne Nadeln zwiſchen die Finger — ich zog für uns Schneider — und zog die lange.

„Soll ich alter Mann etwa unter dem Webſtuhl ſchlafen?“ fragte der Weber und kaute mit Macht.

„Gar nit, gar nit“, beſänftigte der Bauer, „wer im Bett nit Platz haben ſollt, für den hätten wir ſchon ein friſches Stroh draußen im Geſchoß; liegen Sommerszeit auch die Dienſtleute im Nebengeſchoß, iſt ihnen lieber, ſagen ſie, als wie in der dunſtigen Stuben. Iſt eh' wahr auch."

„Iſt mir auch noch nit vorkommen", brummte der Schuſter Leitner, „daß die Lehrbuben im Bett liegen und die Meiſter auf dem Stroh."

Darauf ſagte mein Meiſter: „Mein Peter da, das iſt kein Lehrbub mehr, iſt vorig Monat frei geworden."

„Hab' nichts gehört davon," verſetzte der Schuſter dann ſtand er auf und ſagte: „Iſt er bei der Innung geweſt? He? Hat er in die Lad gezahlt? Haben ihm Meiſter und Geſellen ein Willkomm gebracht? Hat er getrunken mit bedeckter Schulter und unbedecktem Haupt, mit ſtehendem Fuß ohne Zucken und Rucken, ohne Bartwiſchen? Hat noch gar keinen, der Lecker. Weiß er den Geſellenſpruch, als: ſeid züchtig vor Vater und Mutter, vor Schweſter und Bruder, wo ihr gehet und ſtehet, und in dem Meiſterhaus. Kömmt keine Klag, ſo iſt keine Straf' — das Gebot iſt aus. Weiß er das? Hat er ein Lehrſtuck gemacht? He?"

Auf das vertheidigte mich mein Meiſter: „Wirſt wol wiſſen, Nachbar, daß ſeit der Freiheit der alte Brauch nit mehr noth iſt. Der Peter hat nit getrunken, aber das Lehrſtuck hat er gemacht. Seinem Vater eine neue Joppen mit grünen Aufſchlägen und Schößeln — iſt genug für einen dreijährigen Lehrbuben."

„Dem Lenz ſeine neue Schößeljoppen!" rief der

Schuſter und that einen lauten Lacher. Mir ging der Lacher tief in's Mark, denn ich war mir wohl bewußt, woran die Joppen litt.

„Ich brauch kein Bett," ſagte ich, „lieg auf dem Stroh!"

Mein Meiſter verſetzte ſcharf gegen den Schuſter hin: „Ueber meinem Geſellen ſeine Arbeit hat Niemand zu lachen."

„Ja, wohl gewiß nit," war die Antwort, „und er ſelber am wenigſten. Das iſt ein Lugendichter und Leutausrichter!"

„Ich lieg auf dem Stroh!" rief ich und muß ein ſehr rothes Geſicht gehabt haben.

„Beweiſ' was, Schuſter Leitner," forderte ihn mein Meiſter auf.

„Oh, recht gern. Hat er's nit ausg'ſprengt, der Lump, daß ich, der ehrliche Schuhmachermeiſter, den Weihbrunnkeſſel in der Fiſchbacher Kirchen zuſammen geſcholten hätt?"

„Ich ſchlaf auf dem Stroh!" ſchrie ich.

Der Schuſter hieb ſchreckbar wild auf das Leder ein. —

Bald darauf kam die Dämmerung, wir ſchloſſen das Tagwerk, und ich ging hinaus unter die Bäume. Ich ſah die luſtigen Burſchen und die heiteren Mädchen vom Felde heimkehren, da vergaß ich bald auf die Kränkung, die wir uns angethan hatten. Und nun fügte ſich's, daß mich eine halbe Stunde ſpäter der Schuſter Leitner beim Rockkragen in die Stube führte.

„Da, da haſt ihn!“ knurrte er und ſchob mich vor meinen Meiſter hin, „jetzt hab ich ihn einmal erwiſcht dabei, da draußen im Schachen — Deinen ſauberen Geſellen.“

„Was hat er denn angeſtellt?“ fragte mein Meiſter.

„Frag ihn nur ſelber, unterſuch ihn, wirſt es ſchon finden. Wirſt es ſchon finden!“

„Ich mach ja kein Geheimniß daraus,“ ſagte ich und übergab meinem Meiſter ein Notizbüchlein, „da hab ich was hineingeſchrieben.“

„Gegen den Schuſtermeiſter?“ fragte der Meiſter.

„Gegen den nichts und Schlechtes iſt's auch nichts“, ſtieß ich heraus, „mir iſt's nur ſo eingefallen und ich hab's nicht bei der Arbeit gemacht. Wenn's dem Meiſter nicht recht ſein ſollt', ſo kann ich's für ein ander Mal ja laſſen.“

„Ich verlang, daß Du mir's vorlieſt!“ befahl mein Meiſter.

„Ich nicht, ich leſ' das nicht“, rief ich, „wenn's der Meiſter ſelber leſen will.“

„Mir iſt's ſchon zu finſter. Hat Einer gute Augen?“

War der ſchöne Schuſtergeſell da, er hätt' gute Augen.

„So leſ das Zeug vor," ſagte mein Meiſter, „will ich doch wiſſen, was mir der Bub hinter meinem Rucken zu kritzeln hat. — Halt, Peter, nichts davongeſchlichen jetzt, Du bleibſt da!"

Der ſchöne Schuſter legte ſeine Finger an ein ſchlecht geſchriebenes Wort und fragte mich: „Was ſoll das heißen?"

„Das muß Höll heißen," antwortete ich mit Faſſung.

„Von der Höll' iſt's was", murmelte der Weber, „nachher kann's nit viel Gottloſes ſein."

„Na, fang an!" brummte der Schuſter Leitner; ſein Geſelle that einen erzwungenen Huſter und begann:

Ih bin jüngſt verwichn
Hin zan Pfora gſchlichn:
„Därf ih's Dirndl liabn?"
„Untaſteh dih nit, ba meiner Seel,
Wan du's Dirndl liabſt, ſo kumſt in d'Höll."

„Iſt recht brav das, recht brav!" machte der Weber und wendete ſeine Feige. Der Schuſter fuhr fort:

Bin ih vul Balonga
Zu da Muada gonga:
„Därf ih's Dirndl liabn?"
„O, mei liaba Schotz, es is noh z'frua.
Nach funfzehn Jahrln erſt, mei liaba Bua."

War in großen Nöthn,
Hon ihn Bodan beten:
Därf ih 's Dirndl liabn?"

„Duners Schlangl!“ ſchreit er in ſein Zurn,
„Willſt mein Stecken koſtn, ſonſt es thuan.“

Wos is onzufonga?
Bin zan Herrgott gonga:
„Därf ih 's Dirndl liabn?“
„Ei jo freili,“ ſogt er und hot glocht,
„Wegn an Büaberl hon ih 's Dirndl gmocht.“

Der ſchöne Schuſter hatte zu Ende geleſen, Alles ſchwieg; aber mein Meiſter ſagte nach einer Weile zu mir: „Wo haſt denn Du das her?“

„Das hab' ich gar nirgends her,“ antwortete ich, „das hab' ich mir nur ſo zuſamm' denkt.“

„O Du Lump Du!“ rieſen ſie jetzt aus, „was das für ein Spitzbub iſt, ein heimlicher! Man ſieht ihm's gar nit an.“

Mein Meiſter nahm mich bei Seite und ſagte: „Peter, da muß ich ſchon ein ernſtes Wort mit Dir reden. Ich hab's nit gern, wenn Du ſo lüderliche Gſangeln ſchreibſt. So was wird gleich weitergetragen und auf Ja und Nein weiß der Pfarrer davon. Deswegen, ich ſag Dir's in Güten: reiß das Blattl heraus und verbrenn's, aber“ — ſetzte er leiſer hinzu, „abſchreiben laß mir's früher.“

Der ſchöne Schuſter machte hierauf folgenden Vorſchlag: „Die Meiſter ſollen im Bett ſchlafen, ſo gehört ſich's; haben ſchon Platz, alldrei, iſt keiner gar groß. Ich und der jung Schneider gehen auf's Stroh.“

Und ſo wurde es.

Auf's Stroh ſchien durch eine Dachlucke der Mond herein, den ruf ich zum Zeugen. Im Augenblick, wo ich juſt einſchlafen will, legt mein ſchöner Schuſtergeſell die Hand auf mich herüber und ſagt: „Liegſt gut?"

„Ja," ſag ich, „liegſt Du auch gut?"

„Das ſchon," ſagt er, „aber ſchlafen kann ich nit. Weißt, ich muß alleweil dran denken."

„An was mußt denken, Schuſter?"

„Schneider," ſagt er, „Du biſt ein hölliſch geſcheidter Menſch."

„Wenn Du hänſeln willſt, Schuſter, ſo geh' auf ein anderes Stroh," ſag' ich, „ich will ſchlafen."

Da ſpringt er empor und gerade auf mich her und ſagt: „Du, Schneider, wenn Du glaubſt, daß es Schimpf iſt, was ich Dir geſagt hab', ſo biſt ein Eſel! Geh her und ſchau um und nenn mir Einen, der ſo ein Gedichtets zu Weg bringt! Mußt nit böſ' ſein, Schneider, ich verſteh' in Deinem Handwerk nit viel, aber nachdem, wie ich Deinem Vater ſeine neue Joppen betracht, kann ich Dir ſagen: Schneider wirſt Du keiner zum beſten. Dein Liedl — wenn Du willſt, ich ſing's gleich — Dein Liedl das iſt ein Lehrſtück! Du, denk drauf, da beim Bauer auf der breiten Eben im Haferſtroh hab ich Dir's geſagt: Du bleibſt nit Schneider. Du kommſt in die Stadt und wirſt was; Du wirſt ein Buchbinder! paß auf, Du wirſt noch ein Buchbinder!“

„Hat Dir denn mein Gedichtets ſo gut gefallen?“ frag ich.

„Sag' Dir nur ſoviel: den Ausgang davon ſchreib' ich der Meinigen. Der greift an. Wirſt ihn gewiß auch der Deinigen ſchicken.“

„Nein,“ ſag ich, „weiß gar nit, wo ſie iſt.“

„Geh, plauſch nit!“

„Hab' mir noch Keine ausgeſucht.“

„Haſt Keine!“ ruft er, „und wegen was ſchreibſt nachher ſo Sachen auf?“

„Weil ſie mir g'rad einfallen, und jetzt laß mich ſchlafen.“

Der ſchöne Schuſtergeſelle ſagte nichts mehr weiter, ſtand aber leiſe auf und ſchlich davon. — Am nächſten Morgen, als durch die Dachlucke der glutrothe Sonnenſtrahl hereinfiel, lag mein Schuſter mit naſſen Stiefeln im Stroh. Ich weckte ihn mit Mühe und fragte, wo er in der Nacht geweſen ſei?

Er rieb die Augen, kraute ſich die Strohſplitterchen vom Haar und ſagte: „Ei ja ſo, das meinſt. Na, weißt, Dein Gedichtets hab' ich probirt.“

„Iſt's was nutz?“

„Für ein Lehrſtück nutz genug.“

Eine lederne Ster.

Mitten im Sommer und mitten im Winter waren die Zeiten, in welchen wir Schneider am wenigſten Arbeit hatten. Zwar ſtets waren wir beſtrebt, das Frühjahr recht weit in den Juni und Juli, und den Herbſt in den Dezember und Jänner hinauszudehnen, aber ſchließlich hat Alles ſeine Grenze, und wenn der Schneider im Herbſte nicht kommt, ſo wartet der Bauer auf das Frühjahr; denn in den kurzen Tagen des Winters richten die Handwerker nichts aus, begehren aber eben ſo viel Koſt und Lohn, wie in den langen.

Im Hochſommer iſt ſchier kein Bedürfniß nach neuen Kleidern, außer es iſt eine Heirath, in welchem Falle freilich der Bräutigam einen neuen Menſchen anziehen muß. So geſchah es wol mehrmals — und das waren bittere Tage — daß wir in der Werkſtatt keinen Stich Arbeit hatten und in's „Heuheben" ausgehen mußten. Da tänzelten und hüpften wir auf der

Wieſe herum, wie die Heuſchrecken, aber in unſerem Innern nagte der Gram über die Geſchäftsloſigkeit, die uns nicht ſo ſehr des entgehenden Gewinnes wegen, als vielmehr aus moraliſchen Gründen weh that. Zur Winterszeit ſchnappte uns unſer Feind, der ungariſche Schneider, manche Ster weg und machte ſich über uns oft noch luſtig. Zu ſolcher Zeit, wenn wir keine friſche Arbeit hatten, trennten wir unſere eigenen Kleider auf und nähten ſie wieder zuſammen. Wir nannten dieſe Arbeit „übermachen,“ doch war die Verbeſſerung mitunter derart, daß wir, wenn es ging, noch einmal auftrennten und noch einmal zuſammennähten, um den alten Zuſtand wieder herzuſtellen.

An einem ſolchen Wintertag der Konflikte war's, daß wir durch einen Wegboten eingeladen wurden, auf die Ster zum Bachrüppel im Fiſchgraben. Da unſere Hoſen gerade friſch wieder zuſammengeſchneidert waren, ſo wollten wir in der erſten Freude allſogleich aufſpringen und zum Bachrüppel gehen, aber ſchließlich ſiegte die Vernunft; denn, ſagte der Meiſter, es werfe kein günſtiges Licht auf ein paar Handwerker, wenn ſie gar ſo ſchnell zu Wege wären. Zum mindeſten etliche Tage müſſe man warten laſſen. So thaten wir. Kein Menſch glaubt es, was das für drei langweilige Tage waren, aber endlich gingen ſie vorbei und am vierten machten wir uns auf den Weg in den drei Stunden entfernten

Fiſchgraben. Dieſer Fiſchgraben iſt eine gar entlegene, bewaldete Bergſchlucht zwiſchen Fiſchbach und Birkfeld, und dieſer Umſtand erregte in uns ſchöne Hoffnungen. An belebten Straßen und in größeren Orten, wo es allerlei Leute giebt, hat der Handwerker keinen Nimbus; dort kennt man ihn als reiſenden und fechtenden Burſchen. Aber in einſchichtigen Gegenden gehört der Weber, der Schuſter und beſonders der Schneider ſchon zu den höheren Erſcheinungen; ſie werden mit Ehrfurcht behandelt, ſie kriegen die feinſte Speiſe, deren die Küche fähig iſt, das beſte Bett, das im Hauſe ſteht. Der Menſch wächſt nicht blos mit ſeinen höheren Zwecken, ſondern auch mit ſeinem Nimbus und ſo iſt im Schneider, der ſeine verdiente Ehre und Auszeichnung erfährt, das höhere Weſen fertig.

„Wenn wir nur einmal dort wären," ſagte der Meiſter unterwegs, da wir uns im tiefen Schnee mühevoll weiter arbeiteten, „fehlen wird uns nichts beim Bachrüppel."

Wir waren noch niemals dort geweſen, aber die ausgeſprochene Zuverſicht erwärmte und ſtärkte wie der feurigſte Schnaps die ermüdeten Glieder.

Endlich kamen wir zum Häuschen; es ſtand im Engthale mitten im Walde und hatte zu ſolcher Jahreszeit zwei Monate lang keine Sonne. Es war mit Stroh gedeckt. Vor dem Häuschen ſtand ein kleiner Mann im

Pelzrock und Hauthoſe, der war ganz roth im bartſtoppeligen Geſichte und hatte entzündete Augen. Eine Pelzhaube hatte er ſich über das Haupt und die Ohren herabgebunden. An den Händen hatte er ein paar lederne Fäuſtlinge, mit einer Schaufel warf er Schnee an die Wand.

„Zuweg wirfſt denn Schnee auf's Häuſel?" fragte mein Meiſter den kleinen Mann.

„Daß mir keine Kälten hinein kann," antwortete der Schaufler.

„Biſt Du der Bachrüppel?"

„Freilich."

„So ſind wir ſchon recht dran. Wir ſind die Schneider."

„So," antwortete der kleine Mann, aber die Betonung des Wortes war hölliſch kalt. „Wollt's mir vielleicht da bleiben?"

„Gern, ſind ja desweg' gekommen."

„Nachher geht's nur hinein, ſie iſt eh d'rinnen."

Wir gingen in das Haus und mein Meiſter murmelte, als er über die Thürſchwelle ſtieg: „Lederner Patron!"

Die Stube war dunkel und froſtig; in einem Winkel ſaß das Weib, das ebenfalls einen Pelzrock trug und deſſen Haupt mit Lappen turbanartig umwunden war. Es war beſchäftigt, es ſchnitt Rüben in einen Topf.

„Grüß Gott!“ ſagten wir und legten unſer Zeug auf den Tiſch, von welchem wir zwei Hühner verſcheuchten, „wir ſind die Schneider!“

„So,“ verſetzte das Weib, „er iſt eh draußen.“

„Wer kriegt denn was?“ fragte der Meiſter, „weil ich anmeſſen will.“

Jetzt kam der Rüppel hinkend in die Stube. „Zuſammengerichtet ſind wir halt nicht recht,“ ſagte er; dann gab er an, daß er ein ganzes Gewand haben wolle, Hoſen, Janker und Leibel. Und wenn was übrig bliebe, ſo kriege ſie ein Jöppel.

Der Meiſter nahm dem kleinen rothäugigen Mann das Maß ab und fragte dabei: „Bei wem haſt denn bisher arbeiten laſſen? Dein Pelzjanker iſt Dir zu kurz.“

„Wird zuſammenkrochen ſein,“ meinte der Rüppel, „mag ihn ſchon Stuck ein fünfzehn Jahr tragen; hab’ ihn dazumal einem Juden abgeſchachert.“

„Bringſt mir nachher den Stoff, daß ich zuſchneiden kann,“ ſagte der Meiſter. Der Rüppel ging und brachte unter beiden Armen zwei Bündel Schafhäute und Bockfelle herbei, die zum Theile auf der einen Seite plattgegerbt, auf der andern wollig waren.

„Bin nimmer jung und durch und durch ſo viel galliſch,“ meinte der Häusler, „und laß mir’s wieder vom Pelz machen.“

Der Meiſter drehte und wendete die Häute, maß hin und maß her und begann endlich zuzuſchneiden. Die Scheere knurrte, ſie hatte keine Zähne für ſolches Futter. Der Meiſter fluchte in ſich hinein; ich kramte meine größten und ſchärfſten Nadeln hervor.

Nebenbei ließen wir unſere Augen fragend in der Stube herumgleiten, und ließen dieſelben faſt herausfordernd auf der Hausfrau ruhen, die in ihrem Pelze zuſammengekauert immer noch Rüben in den Topf ſchnitt. Wir waren doch gewohnt, eine Ankunftsjauſe einzunehmen, und beſonders nach ſo weitem Gange. Ich fand in meiner Taſche ein Stückchen Semmel, zog es hervor und begann faſt demonſtrativ daran zu kauen.

„Haſt noch ein Stückel?“ fragte mich der Meiſter erklecklich laut, „ich möcht' auch was beißen.“

Vergebens, das Weib ſchnitt Rüben in den Topf und rührte ſich nicht. Uns fror an den Fingern. Endlich wurde es finſter. Das Weib brachte eine brennende Talgkerze und dann hielt ſie den Kopf mit beiden Händen und ging in die Küche, wo wir ſie wimmern hörten. Zu unſerem Troſte begannen in der Küche endlich die Flammen zu knattern.

Wir hörten Töpfe rücken und Pfannen klirren, hörten allmälig etwas wie das Praſſeln von ſchmorrendem Fette. Wir ſchmunzelten uns gegenſeitig zu und der Meiſter liſpelte: „Paß auf, wir werden heut' noch ſatt!“

Ein ganz merkwürdig prickelnder Geruch drang an unſere Naſen. Wir gewannen unſere Laune wieder, obgleich in den Häuten eine Nadel um die andere brach. Endlich hinkte der Rüppel daher, er hatte einen böſen Fuß, und als er Anſtalten traf, den Tiſch zu decken, machten wir ihm dazu freudig Platz. Bald dampfte vor uns die Schüſſel, und wir ſchlugen das Tiſchgebet an. Der Rüppel ſchob uns Löffel vor: „Eſſet, Schneider, werdet eh ſchon hungrig ſein!“

Wir widerſprachen ihm nicht. Mir lachte das Herz. Das erſte Gericht war zwar nur eine Gerſtenſuppe, aber ich dachte an das Praſſeln in der Küche und beſchloß, mich an eitel Gerſtenſuppe nicht zu ſättigen. Nach einer Weile brachte das Weib ein zweites Gericht: Bohnen in Eſſig. Wir warfen uns einen etwas erſchrockenen Blick zu; aber die Bohnen konnten doch unmöglich ſo gepraſſelt und geduftet haben. Auch erwogen wir, daß in einem Hauſe, in welchem es ſo viele Häute gab, naturgemäß auch das Fleiſch nicht fehlen könne. Ehren halber, oder was merkwürdiger Weiſe daſſelbe iſt, Schanden halber aßen wir doch ein Weniges von den ſaueren Bohnen. Als wir die Löffel weglegten, drang der Rüppel in uns, doch noch zuzulangen, anſonſt müßten wir hungrig in's Bett. Das iſt ſo eine Redensart, dachten wir und dem Gauch wäre es lieber, es bliebe vom Kuchen oder vom Braten ein größerer Reſt übrig, als von den ſauren Bohnen. Wir aber waren entſchloſſen, uns heute einmal mit gänzlicher Außerachtlaſſung aller Beſcheidenheit auf etwas Fettes und Duftendes zu ſtützen.

„Iſt es doch richtig wahr, daß die Schneider ſo viel wenig eſſen,“ bemerkte der Rüppel in fröhlicher Stimmung und dann zu ſeinem Weibe: „Mußt morgen keine Bohnen mehr ſieden, wenn ſie nachher nicht gegeſſen würden. Wir haben nur gemeint, daß wir heute etwas Beſſeres hätten. Iſt allemal eine ſchöne Sach', wenn die Leut' ſo zufrieden ſind. So, nachher beten wir.“ Und er begann: „Wir danken Dir, o Herr, für Deine Speis und Trank u. ſ. w.“

Wir waren Beide blaß geworden. Unverſtändlich ſtammelten unſere Zungen zum Gebete und während deſſelben fuchtelten und warfen wir mit den Häuten herum und murmelten allerlei Verwünſchungen in die Stücke hinein, aus denen dem Bachrüppel die Hoſen gedeihen ſollten.

Nach dem Gebete geht die Küchenthür auf. Was iſt das? Die Bachrüppelin erſcheint mit einer dampfenden Pfanne, ſetzt dieſelbe auf den Tiſch und wir lugen ſo ſeitlings hin auf den grünlichen Brei, der in wohlduftendem Fette ſchwimmt. Was geſchieht? Das Ehepaar ſetzt ſich an den Tiſch, breitet vor ſich zwei Leinwandfetzen aus, taucht Späne in den Brei und beginnt dieſen auf die Leinwand zu ſtreichen.

„O mein, das iſt ein Uebel!“ ſeufzte der Rüppel,

„Ihr glaubt es nicht, Schneider, was ſie Einen martert!"

„Wer?" fragte der Meiſter gedämpft.

„Die Gicht und die Gall'. Ich hab's im Fuß; ſie hat's im Kopf. So iſt uns gerathen worden, daß wir Salbeiblätter in Schweinſchmalz backen und dieſe Salben auf ein Pflaſter ſtreichen und auflegen."

„Ich hab' die Gicht und Gall' im Magen," murmelte der Meiſter.

„Ei, doch nicht!" rief der Rüppel bedauernd, „im Magen meinſt, Schneider? ja ſo, im Magen! Das muß erſt ein Elend ſein! Deswegen ſchauſt ſo jämmerlich aus. Geh Du, leg' auch ſo ein Pflaſter auf, ich rath' Dir gut, leg' auf eins. Wirſt ſehen, was Dir ſo eine Fetten gut thun wird!"

„Auswendig nicht!" entgegnete der Meiſter und knack, war im harten Lederzeug wieder eine Nadel hin.

Dem Nachtmahle angemeſſen war das Nachtlager auf dem Stroh zu Füßen des Ehebettes, in welchem jetzt ſie wimmerte, dann er ächzte, bis ſie in ihren Schmerzen uns Geſunde endlich zu Schlaf gewimmert hatten. Und dem angemeſſen war auch das Frühſtück am andern Morgen. Wir waren durch und durch verzagt, und es war keine Ausſicht, ſobald aus dieſem Hauſe zu kommen, denn der Stoff, den wir zu verarbeiten hatten, war ſo widerbockig und ſtarr, daß wir damit nicht vorwärts kamen. — Laſſen wir Alles im Stich und gehen durch! wie nahe lag dieſer Gedanke; aber der Meiſter ſagte: „Weil ich den Toifel jetzt zugeſchnitten hab', müſſen wir ihn aufarbeiten, ſonſt wär's eine Schand' und ein Spott für uns Zweie, wenn es aufkäme, daß es uns bei der angefangenen Arbeit ausbrennt und abtrumpſt hätt'. 's iſt das erſte und das letzte Mal, daß ich mich mit ſo verdankten Häuten abgeb'. Wenn ich's vorweg gewußt hätt', daß die Nadel nicht will durchgehen, ich wollt' dem alten Geizhals den ganzen Saggra vor die Füß geworfen haben, daß es nur Alles geſtaubt hätt'. Aber da wir einmal anbiſſen haben —"

Kricks war wieder eine Nadel um.

„Das iſt kein Geſchäft für uns," ſagte ich, „das gehört dem Kürſchner zu. Klagen geht uns der Birkfelder Kürſchner noch, wenn er's erfährt, daß wir ihm in's Geſchäft pfuſchen."

„Und wenn's aufkommt, daß zwei Schneider mit einer ledernen Hoſen nicht fertig geworden ſind, ſo haben wir unſer Lebtag den Spott. Auf die Schneider ſind die Leut' eh biſſig, wie der Teufel —"

Kracks — ſprang die Nadel ab.

„Hölliſch G'frött!" ſchrie der Meiſter und ſchleuderte Haut und Fingerhut von ſich. —

Kurz und gut, wir kamen nicht zurecht. Was wir uns auch mühten, daß uns der Schweiß auf der Stirne ſtand und die Finger zitterten, es ging nicht voran. Muthlos ſanken uns endlich die Hände.

„Was iſt zu machen?" fragte der Meiſter.

Meine Antwort war: „Ja, das weiß ich auch nicht."

„Soll ich jetzt gehen und es dem Rüppel ſagen, daß wir ſtecken 'blieben ſind? Ewig nicht."

„Ja, was heben wir ſonſt an?"

„Ewig nicht, ſag' ich Dir!"

Geſcheidter war der Meiſter, als ich, der Geſelle, das wies ſich faſt in allen Dingen, aber diesmal glaubte ich einen Gedanken zu haben, auf den der Meiſter nicht gekommen zu ſein ſchien.

„Darf ich was pobiren?" fragte ich.

„Möcht wiſſen, was Du probiren willſt."

Hilft's nicht, ſo ſchadet es auch nicht. Ich gebe und gebe den Bachrüppelleuten die Schuld, daß wir ſtecken."

„Meinetwegen, probir's; wirſt wol ſehen, was herauskommt."

Mit dieſer Vollmacht ging ich in die Küche. Das Weib des Rüppel ſaß wieder tief in ihren Pelz gekrochen, das Haupt in Tücher geſchlagen, und ſäuberte Bohnen, die ſie auf einem Brete vor ſich hatte, in denen ſie mit den dürren Fingern herumwühlte und aus denen ſie den Staub blies. Sie mochte dabei denken:

Haben ſie gleichwol geſtern nicht Bohnen gegeſſen, ſo werden ſie ſicher heute Bohnen eſſen. Und wahrlich, ſie konnte Recht haben, wenn ich nur nicht plötzlich Alles anders gemacht hätte.

Ich trat hin zu dem Weibe des Rüppel und ſagte: „Jetzt, Rüpplin, thäten wir ihn ſchon brauchen.“

Sie hob den Kopf und fragte: „Wen?“

„Den Bockzwirn.“

„Bockzwirn? Was für einen Bockzwirn?“

„Ihr werdet doch einen Bockzwirn in Bereitſchaft haben!“ ſagte ich mit entſprechender Lebhaftigkeit, „Ihr werdet doch wiſſen, daß der Menſch ohne Bockzwirn kein ledernes Gewand machen kann!“

„Du erſchreckſt mich, Schneider,“ ſagte ſie, „ich hab' keinen andern Zwirn, als den, der vor Euch auf dem Tiſche liegt.“

Ich ſtand wie ſprachlos da. Endlich ſagte ich leiſe: „Was machen wir nachher? Der Zwirn da drinnen iſt nur für Loden- und Tuchgewand. Zum Leder gehört der Bockzwirn und den kriegt man nur beim Lederer z'Wien.“

„Was Du ſagſt!“ verſetzte ſie und ihre Kniee zitterten, daß etliche Bohnen vom Brete kollerten.

„Wir ſtehen jetzt da und haben keine Arbeit!“ ſagte ich vorwurfsvoll. Da ſtand ſie auf, ging in die Stube.

„Was Eins aber aushalten muß auf der Welt,“

wimmerte ſie, „das Kopfweh alleweil und die Schneider dazu. Wenn der Zwirn nicht recht iſt, müßt's halt heimgehen, bis wir einen Bockzwirn kriegen.“

„So weit hertappen im Schnee,“ brummte ich, „und hernach die Sachen nicht finden, wie man ſie braucht!“

Sie bat uns um Verzeihung, und dann waren wir frei und konnten gehen.

Der Meiſter wendete ſich an mich: „Was Du eigentlich für ein durchtriebener Schlingel biſt! — Mir iſt's recht, daß wir jetzt heimgehen, aber daß Du's weißt, unſere Arbeit laſſen wir deswegen nicht im Stich. Die nehmen wir mit; vielleicht geht's daheim beſſer und wenn nicht, ſo gebe ich ſie auf Umwegen zum Kürſchner und ſchicke ſie dann fertigerweiſe dem Bachrüppel zu. So machen wir's.“

Dann ging er zur Rüpplin: „Ja, wir gehen heim und das Zugeſchnittene nehmen wir mit; werden ſchon einen Bockzwirn finden.“

„Wenn's ihm recht iſt,“ ſagte die Rüpplin.

Der Bachrüppel aber ſchaute uns mit ſeinen entzündeten Augen ſcharf an und rief: „So ſauber! da kommen ſie Einem hell ungeheißen in's Haus, machen nichts als wie allweil ein finſteres Geſicht und wollen am End' noch das ganze Zeug davonſchleppen.“

„Hell ungeheißen in's Haus?“ fragte mein Meiſter, als hätte er nicht recht verſtanden. „Haſt uns nicht einladen laſſen?“

„Wer, ich? Weiß nichts davon. Ich brauch' keinen Schneider. Meine Felle hätt' ich zum Kürſchner geben. Na, weil Ihr ſchon ſelber zugeſprochen habt, ſo hab' ich mir gedacht: Heikel bin ich nimmer und ganz verſchneidern werden ſie mir die Häut' doch nicht.“

Das war genug. Das war mehr als genug. Wortlos, aber im Innern bebend, räumte der Meiſter ſeine Sachen in die Taſche, ich folgte ſeinem Beiſpiele. Als das geſchehen war, als wir die Taſche ſchon an der Seite hängen hatten und die Elle an der linken Hand hielten, trat mein Meiſter feſten Schrittes hin vor den Bachrüppel, hob die Rechte gegen Himmel und ſprach: „So wahr wir zween einſtmals zu Gott kommen wollen, Rüppel, ich bin zu Dir geladen worden. Wenn Du nichts weißt davon, ſo hat mir das ein Feind gethan.“

Dann gingen wir und ließen die zwei Leutchen zurück im Waldhäuslein bei ihren zerſchnittenen Häuten und bei ihrer Gicht und Gall.

„Das hat mir der ungariſche Schneider angethan!“ ſagte unterwegs mein Meiſter. „Wenn ich's nur gewiß wüßte, dem thät ich's heimzahlen.“

Der Bote, der uns zum Bachrüppel beſchieden hatte, war nirgends mehr zu finden. Mein Rath war, wir könnten einen andern Boten ſchicken, der den ungariſchen

Schneider zum Bachrüppel auf die Ster laden ſollte; in der Art und Weiſe, wie er dieſe Einladung aufnehme, müſſe er ſich verrathen.

Mein Meiſter ſagte zu mir: „Wenn Du für die Arbeit auch ſo viel Witz im Kopf' hätteſt, als wie für Schelmenſtücke, ſo könnteſt Du der erſte Schneider im Lande ſein.“ — Der erſte Schneider im Land, das war ihm der Inbegriff aller Vollkommenheit. Indeß handelte er diesmal nach meinem Rathe. Der Bote wurde geſchickt und kam bald vom ungariſchen Schneider zurück.

„Na, was hat er zu der Einladung geſagt?“

„Ausgejagt hat er mich und ſollt' ſchauen, daß ich weiterkäm',“ berichtete der Bote.

„'s iſt richtig,“ ſagten wir, „der Ungariſche hat's gethan. Der weiß d'rum; ſonſt lehnt dieſer Ster-Bettler all' ſeiner Tag keine Arbeit ab.“ — „Aber halt!“ rief mein Meiſter und hielt den Zeigefinger an die Naſenſpitze, „juſt weil dieſer Paprikafreſſer glaubt, er hätte uns mit der Lederarbeit was angethan und weil er meint, ein Schneider, wie etwan er ſelber, kunnt damit nicht fertig werden, ſo wollen wir es ihm beweiſen, daß wir mit einer häutenen Hoſen auch noch fertig zu werden wiſſen. Und wenn ich ein Jahr lang mit dem Leder zu thun hab', dem ungariſchen Herlaufer zu Trutz machen wir dem armen Bachrüppel das Gewand.“

Mit aller Höflichkeit bat er ſich vom Rüppel die zugeſchnittenen Stücke aus, wir arbeiteten daheim zwei Wochen lang, da war unſer ganzer Nadelvorrath alle, waren unſere Finger verſteift und zerſchunden, aber Hoſen und Janker waren fertig.

Und am nächſten Sonntage auf dem Kirchplatz zu Fiſchbach prangte der Bachrüppel in ſeinem neuen Leder und ſchrie es Jedem in's Geſicht, er wiſſe auf der Welt keinen beſſeren und wohlfeileren Schneider, als den Natz. Der habe ihm die Schafs- und Bockshäute — man müſſe nur wiſſen, was das heiße, mit ſo einem Leder arbeiten! — wie an den Leib gegoſſen. Sein Lebtag habe er noch kein Gewand gehabt, das ihm ſo gut gepaßt, als wie dasmal die neue Kluft (der neue Anzug). Und ſonſt: es gehe ihm freilich armſelig, weil er und ſie fortweg ſo viel an Gicht und Gall' litten, doch er hätte dem Meiſter gerne bezahlt, was recht geweſen. Aber der Meiſter hätte auch nicht einen Kreuzer angenommen, und ſo ein braver Menſch, wie der, wäre ihm, dem Rüppel, noch nicht vorgekommen. Ohne geladen worden zu ſein, wäre er mit ſeinem Geſellen, der auch ſo viel ein handſam Bürſchel ſei, gekommen, daß er dem armen Kleinhäusler das Gewand mache; und in der Koſt und Verpflegung ſeien ſie nicht ein Biſſel wunderlich geweſen und wenn er, der Bachrüppel, Jemand einen Schneider anrathen müſſe, ſo ſage er: Der Natz und nur der Natz!

Weit und breit wurde das bekannt, es drang auch zu den Ohren des ungariſchen Schneider Stefan, der wurde grün und gelb vor Aerger. Und das war unſere Genugthuung.

Philoſophen.

Der lang' Toni — das war derſelbe, der das Sprichwort hatte: „Ich möcht' mir ſonſt nichts wünſchen, als daß ich bei meiner Leich' als kleiner Bub' hinten nachlaufen kunnt."

„Du biſt närriſch, Toni," ſagten ihm hierauf die Leute und Andere meinten: „Du biſt nicht geſcheidt, Toni." Nur Einen kannte ich, der ihm auf ſein Sprichwort ſtets entgegnete: „Ja, Toni, das glaub' ich, daß Du bei Deiner Leich' als kleiner Bub' hinten nachlaufen möchteſt." Und dieſer Eine war ich. Wir ſaßen beiſammen und nähten mitſammen, und auch beim Schwätzen ging uns der Faden nicht aus. Und wollte er ſchon mitunter ausgehen, ſo verſtand der Toni das Anknüpfen. „Ja," berichtete er, „deshalb ſpar' ja ich meine Sach' zuſamm', daß ich eine ſchöne Leich' krieg'. Werdet ſchon finden unter meinem Kopfpolſter, das Teſtament. Nur nichts Trauriges, das iſt langweilig. Die Muſikanten müſſen was Luſtiges aufſpielen; Walzer nicht, die ſchicken ſich nicht auf dem Zeithofweg; den Radetzkymarſch, oder ſo was, das es recht klingt im Wald und die Leut' mit [illegible]kt traben können. Und daß ſie mir nur das Sack[illegible], mit in die Truhen geben. Alsdann nach dem Begräbniß eine gute Tafel, daß ein Schippel Leut' mitgeht.“

„Glaubſt Du denn, daß ſie Dich zur Tafel laſſen werden, wenn Du als Gaſſenbub' hinten nachläufſt?“ Dieſen Einwand machte ich.

„Iſt mir auch nichts d'rum, ich laß' ſie eſſen und geh' meinem Schneerutſchen nach, oder iſt's in anderer Jahreszeit, dem Krebſenfangen oder dem Vogelneſter-Ausheben; ein Schlingel bin ich, ein Schlingel bleib' ich und ich mag tauſend Mal auf die Welt kommen.“

Er arbeitete gern, der Toni, aber ſtets nur mit größeren Unterbrechungen. Er hatte einmal ein ſchwarzes Röcklein aus feinem Tuche halb erworben, halb geſchenkt bekommen und wenn er das trug, war es, als dehne ſich der Mann noch mehr in die Länge. Man konnte nicht ſagen, an dem Toni ſei ein feiner Weltmann verloren gegangen, der feine Weltmann war ja doch da und zeigte ſich, wenn er Schnaps trank oder betteln ging, voll jovialer Herablaſſung ſeiner Umgebung. In das gewöhnliche Geſpräch der Leute miſchte er ſich nicht gern, er verlegte ſich nur auf die Philoſophie.

Und da ſagte Mancher von ihm: „Ewig ſchade, daß Der nicht ſtudirt hat, der hat was im Kopf!“

„Haben die Apoſtel ſtudirt?“ fragte er. „Wem's angeboren iſt, was braucht denn der noch zu ſtudire[illegible] Gebt Acht, was ich das nächſte Mal thue!“

Mit dem nächſten Male meinte er das neue Leben, wenn er wieder auf die Welt käme; denn es erging ihm, wie es allen Optimiſten ergeht, ſein Wunſch war ihm zum Glauben geworden.

Einer Bettlerin Kind war der lang' Toni geweſen, hatte ſich durch vierzig lange Jahre heraufgedarbt und heraufgelitten bis zum Bauernſchneidergeſellen, der länger auf der Wander iſt, als in der Arbeit und deſſen Ideal in einer „ſchönen Leich'“ beſteht, als ob das Sterben nur ſo eine Art Jubiläum wäre, das Jeder, der ſeine Sach' ehrlich durchgemacht, etwa von ſiebzig zu ſiebzig Jahren einmal das Recht hat, zu begehen. Und in dieſem Manne die Sehnſucht nach Wiederholung ſeines Lebens! Wie gefällt Euch, Ihr ſauertöpfiſchen Weltverleumder dieſe Philoſophie? — Der ganze lang' Toni wird nicht wahr ſein, meint Ihr? Oh, der iſt wahr bis auf den letzten Zoll, der arme Kerl war voll Lebensluſt bis in die Fingerſpitzen hinaus, ſo daß es ſelbſt für Andere eine Luſt war, ſeinem flinken Nähen zuzuſehen. Der Mann iſt wahr bis in die Zehenſpitzen hinab, mit denen er ſeine Wege hüpfte und hopſte, als wäre die Erdſcheibe ein Tanzboden. Der lang' Toni iſt wahr, bis in die Spitze ſeiner Zunge hinaus, mit der er unabläſſig heitere Lieder ſang, fröhliche Sprüche wußte, luſtige Schwänke zum Beſten gab. Noch mehr, der Mann iſt naturwahr, er iſt eine Type des Menſchen, der — er mag euch tauſend Mal zum Leide geboren ſein — der Luſt zuſtrebt. Draußen in den Dörfern, auf den Bergen, in den Wäldern findet ihr die Weſen, die ſich nicht genug leben können, deren Klage auf dem Todtenbette immer wieder lautet: „Ach, muß ich fort von dieſer ſchönen Welt!“, die in ihrem achtzigſten Jahre von Neuem wieder anfangen möchten. Und ich meine, es wird wol auch in der Stadt ſolche geben, ſonſt müßte man ja die Städte vom Erdboden vertilgen, als die giftigen Neſter einer Menſchenabart, die nicht leben kann und nicht ſterben will.

„Ei, geh,“ würde mir mein langer Geſelle in die Rede fallen, „die Städter können ganz kurios leben! Da giebt es Leute dabei, die in einem Monat mehr Geld für Vergnügungen ausgeben, als mancher Kohlenbrenner im Walde ſein Leben lang in die Hand kriegt. Ja, das glaub ich! aber langweilen thun ſich ſolche Leut', das iſt ſchad'!“

Er hat nämlich ein loſes Maul gehabt, der lang' Toni.

„Ein Mittel wüßte ich ſchon, daß Du als Bübel hinter Deinem Sarg dreinlaufen könnteſt," ſagte ich ihm einmal! „heirathen."

„Narr!" rief er, da lauft ja das Weib hintendrein und ſucht ſich unter den Leidtragenden den Zweiten."

„Und meinſt nicht, daß auch ein kleiner Bub' da ſein kunnt?"

„Ein halb Dutzend können da ſein, und Mädeln auch ſo viel, das ſag' ich Dir! — Aber halt eine Sach' iſt zu bedenken. — Ich weiß nämlich nur Eine, die ich möcht'."

„Eine iſt ja genug."

„Ganz gewiß auch. Aber nehmen will ſie mich nicht. Für Einen, ſagt ſie, wäre ich ihr zu lang und für Zwei zu kurz. So foppt ſie mich."

Ich war damals ſchlecht genug darauf zu entgegnen: „So foppe Du ſie auch!", worauf er mir in's Ohr flüſterte: „Sie läßt ſich aber nicht foppen."

Seine Angebetete war eine ſchöne Wirthstochter zu Mürzzuſchlag -- „die ehr- und tugendſambſte Jungfrawen im Land," wie er ſie in Anwendung alter Leſeart gerne bezeichnete.

Sonſt ſoll ihm ſeine Mutter geſagt haben, ein Handwerk müſſe er lernen, damit er einſtmals einen Hausſtand gründen könne. Und jetzo war ihm juſt dieſes Handwerk im Wege, denn „keinen Schneider nimmt ſie nit."

„Deswegen,“ ſagte der lang' Toni ſchwermüthig, „wenn ich noch einmal auf die Welt komm', kein Schneider werd' ich nimmer.“

„Wirſt es aber vergeſſen haben, mein lieber Toni,“ entgegnete ich im pathetiſchen Ernſte der Weisheit, „wirſt es vergeſſen haben, daß Du ſchon einmal ein Schneider geweſen biſt und daß Dir der Stand nicht gefallen hat!“

„Desweg' ſag' ich ja, daß ſie mir ein Sacktuch mit in die Truhen geben ſollen. Siehſt Du!“ und er zog ſein Tuch aus dem Sacke, „ſchon jetzt mach' ich einen Knoten d'rin, daß ich nicht vergeß' d'rauf.“

„Und was willſt Du nachher werden?“

„Ein reicher Stadtherr, der nichts als wie gut eſſen und trinken, ſpazieren fahren, feine Cigarren rauchen, und auf dem Federbett liegen kann.“

„Da wär's wol ſchad' um den Knoten,“ meinte ich.

„Und was wirſt Du werden?“ fragte er.

„Es iſt nur das, Toni,“ antwortete ich, „daß doch keine rechte Gewißheit iſt, ob wir noch einmal auf die Welt kommen. Wenn's ſollt ſein und ich hab' die Wahl, ſo komm' ich als ein recht armes Kleinhäuslerkind auf die Welt. Bleib' ich's, nun ſo kann ich nichts verlieren. Vielleicht aber richte ich mir's ſo ein, daß ich mit ſieben Jahren ein geſunder Bauernbub', mit zwanzig Jahren ein ſauberer Almburſch, mit zweiundzwanzig Jahren ein friſcher Soldat, mit fünfundzwanzig Jahren ein luſtiger Student, mit fünfunddreißig Jahren ein herlebiger Stadtherr, mit vierzig Jahren ein berühmter Staatsmann und mit fünfundvierzig Jahren ein Baron bin. Auf ſolchem Wege ſauert man nicht ein und hat den meiſten Spaß. Bin ich anfangs ſchon hoch oben und bleib ſitzen, ſo wird Einem das Ding langweilig. Und trifft's zu, daß man gar niederwärts geht, nachher iſt's des Teufels. Desweg ſag' ich allemal, Toni, lieber herunten anfangen, als oben."

„Da denkſt ganz geſcheidt," ſagte der Toni, „ganz geſcheidt denkſt. Und jetzt möcht' ich Dich nur fragen, ob Dir's auch ſo iſt; ich hab' ſo Augenblicke, wo es mir vorkommt, als ob ich ſchon einmal auf der Welt geweſen wäre."

„Du," entgegnete ich und ließ die Nadel ruhen, „mir kommt's auch bisweilen ſo vor. Das iſt merkwürdig!"

„Wenn man nur wüßte, was man geweſen iſt. Ich muß in einem Lande gewohnt haben, wo die Sacktücher nicht Brauch ſind, ſonſt hätte ich ſicherlich —"

„Geh, geh, mit Deinem Knoten! das iſt ein Spaß für einmal, dann laß' gut ſein. Wenn ich ſo nachſimulir über die Sach' von wegen ehemals und es zuckt mitunter ſo ein Licht'l auf — grad' ſo wie ein Licht'l möcht ich ſagen — ſo däucht mich, ich bin derſelbig' Tropf geweſen, wie jetzt.“

„Meinſt? Ja, nachher iſt's vielleicht doch ſo, daß wir als kleiner Bub' mit unſerer Leich' mitrennen.“

„Ja, Du Toni, was glaubſt denn! Wenn das alleweil ſo fortginge, wann käme ſo ein armer Schneider hernach in den Himmel?“

„Weißt,“ antwortete der Toni und ſtützte den Ellenbogen auf das Knie, „der Himmel! mich luſt's nicht gar ſo ſtark nach dem Himmel. Hab' ich mein Stückel Brot zu eſſen und mein Glaſel Branntwein, nachher laß' ich's gut ſein.“

Und wirklich, er ließ es gut ſein, der lang' Toni. Und es war gut. Und es iſt heute noch gut. Vielleicht ſeid Ihr ihm auf irgend einer Straße ſchon begegnet.

Das ganze alte Kerlchen, welches ſich heute noch ſo innig des irdiſchen Sonnenſchein's erfreut, daß ſogar die Zehen aus den ſtaubgrauen Stiefeln hervorgucken in die lichte Welt. Er geht ſchon recht bucklig und iſt nicht mehr ſo lang wie dazumal. Sein Bart iſt viel weißer als die Pfaid, die ihm am Ellenbogen hervorſchaut. Der Mann trägt faſt nichts mit ſich, als ein Spazierſtöckchen, das er ganz fein zu ſchwingen verſteht und das ſich hinwiederum mächtig biegt, und baucht, ſo oft er ſich d'rauf ſtützt. Nicht wahr, er iſt Euch ſchon begegnet?

Und iſt Euch nicht ſein raſcher, zierlicher Gang aufgefallen? Er muß ja auch ſein Käppchen gelüftet und Euch gegrüßt haben — flink und luſtig gegrüßt und gütig dabei, als wollte er Euch was ſchenken. Seh't, der iſt's, das iſt mein langer Toni.

Ich zweifle nicht, er wird ſterben der lange Toni, aber er wird nicht ausſterben, er wird immer ein ärmliches Leben führen, er wird immer poſſirliche Hirngeſpinſte weben, er wird ſich im Gegenſatze zu Ahasver immer nach ewigem Leben ſehnen, wird auf all' ſeinen Wegen und Stegen hüpfen, hopſen und tänzeln mit leichtem Fuß', alleweil guten Muth's, alleweil ein wenig windig, kurzum — der ewige Schneider.

Die beſeſſene Traudel.

In jener Gegend bedurfte man zu jener Zeit für die Kinder keines Barthels, keines Krampus, keines Knechtes Ruprecht, oder wie ſonſt die Gottesgerichte für die kleine ſündige Welt heißen mögen. Da hieß es zur Mahnung und Drohung nur: „Wart', die Traudel kommt!"

Die Traudel kommt! Ich habe in meinem Leben manche Schreckenspoſt ſchon gehört, aber ſo gewaltig wirkte keine mehr auf den Mann, als dazumal auf das Kind der Ruf: Die Traudel kommt!

Das beſeſſene Weib, es wohnte von meinem Heimathshauſe quer über drei Berggräben hoch oben, wo die Bauerngründe aufhören und die Almhalden beginnen. Wir ſahen nur den Schachen, hinter welchem ſich das Neſt der Beſeſſenen barg. Dieſer Schachen ſtand ſo friedlich auf der Höhe, wie andere Hutwäldchen auch und ſeine Wipfel ragten ſo fein und ſcharf in den lichten Himmel hinein, als wären ſie aus ſchwarzem Papier geſchnitten; aber ich erinnere mich noch, daß mir, ſo oft ich dieſen Schachen anſah, der „hölliſche Drache“ einfiel. In meinem Kindeshaupte fanden ſich mehr ſolch' unbegründete Bilderverbindungen. So war in unſerem Hauſe eine finſtere Rumpelkammer mit alten Möbeln, roſtigem Eiſen, Lederwerk und dergleichen; und ſo oft ich in dieſe Kammer trat, mußte ich an ein beſchneites Mühlrad denken, obwol nichts dort war, das auch nur im Entfernteſten an ein ſolches erinnern konnte. Wenn ich auf die ſteile Wand der hohen Veitſch hinſah, ſo fiel mir immer der Name „Michel“ ein; das Geläute der Kirchenglocken zu Hauenſtein erinnerte mich an das Milchtrinken u. ſ. w. Demnach war die Verbindung des Schachens, in welchem die Beſeſſene hauſte, mit dem hölliſchen Drachen eigentlich noch naheliegend.

Ich hatte die Traudel ſchon mehrmals in der Kirche geſehen; ſie ſtand ſtets in einem finſteren Winkel nahe des rückwärtigen Einganges, von wo aus der Altar nicht zu ſehen war. Seit jenem Tage, da die Traudel bei einer Kommunion das weiße Tuch vom Speiſegitter riß und ſich wüthend auch auf den Altar ſtürzen wollte, wovon ſie noch rechtzeitig zurückgehalten wurde, ſeit jenem Tage ſtand ſie während des Gottesdienſtes immer rückwärts im finſteren Winkel. Es war eine ſchon etwas ältliche Perſon, die ſich in nichts von anderen Weibern unterſchied, als daß ihr langes, dunkelblaues Kleid den

Erdboden berührte, während die Röcke der Uebrigen kaum über die halben Waden reichten, um aller Nachbarſchaft zu zeigen, was ſich bei ordentlichen Weibsbildern dahinter befindet, nämlich ein paar ſchneeweiße Strümpfe. Die Traudel ſah ſtets blaß aus und hatte kurzgeſchnittene Haare; ſie trug eine braune Haube, die ſich glatt an den Kopf ſchmiegte und ihr ein kindiſches Ausſehen gab. Ihre großen Augen ſchauten bisweilen, beſonders, wenn ſie ſich beobachtet wußte, gar ſcharf d'rein, dann ſchloß ſie ſie plötzlich, als kämpfe ſie gegen einen Schwindelanfall.

In der Kinderwelt von Alpel und Hauenſtein ging die Sage, daß die Traudel ſchlimme Knaben und verlogene Mädchen zuſammenfange, dieſelben mit Semmeln und Nußkernen mäſte und dann verzehre. Die Erwachſenen wußten, daß ſie von Milch, Brot und Kraut lebte und daß ſie ſich ihren Bedarf ehrlich erwarb. Sie ging in's Tagewerk aus, aber man hatte ſie nicht gern, weil es geſchehen konnte, daß ſie plötzlich, und zumeiſt ohne Urſache, in ein fürchterliches Toben ausbrach und Alles um ſich gefährdete. So blieb ſie die meiſte Zeit in ihrem kleinen Hauſe unter dem Schachen und beſchäftigte ſich mit Spinnen; die Leute lieferten ihr gerne Arbeit, boten ihr mitunter auch Almoſen, wollten aber des Näheren nicht viel mit ihr zu thun haben. Außer ihren wunderlichen Anwandlungen von Tobſucht, welche in ſehr ungleichen Zwiſchenräumen eintraten, war die Traudel von ſanfter, weicher Gemüthsart; aber man nannte ſie die „Beſeſſene," obwol in der Gegend nicht fünf Menſchen lebten, welche im Ernſte glaubten, daß ſie vom Teufel beſeſſen ſei. Nur von einem Einzigen weiß ich es ganz beſtimmt, daß er ob der wahrhaftigen Beſeſſenheit dieſer Perſon nicht den geringſten Zweifel hegte — und das war ich. Bäuerliche Idealiſten machen ſich gerne mit Gott und Teufel zu ſchaffen und iſt ihnen beſonders der Letztere intereſſant. So ward ich nicht müde, überall, wo ſich Gelegenheit bot — aber ſtets von einer gewiſſen Entfernung — die Traudel, dieſes zweibeinige Reitpferd des Teufels, anzuglotzen.

Als ich dann in's Handwerk trat, mag ich wol ſchon etwas vernünftiger geweſen ſein, zum mindeſten kam mir bei der reichen Abwechslung im Verkehr mit Menſchen die Traudel ein wenig aus dem Gedächtniß. Wie erſchrack ich aber, als eines Tages mitten im Winter — als ich im dritten Jahre in der Lehre war — mein Meiſter zu mir ſagte: „Ich werde in dieſer Woche beim Pfarrer nähen und Du wirſt zur Schachen-Traudel hinauf müſſen; ſie tribulirt (drängt) mich ſchon ſo viel lang um einen Schneider."

„Das Weibergewand kann ich nicht!" ſchrie ich auf.

„'s iſt Mannsgewand, 's iſt Mannsgewand," beſchwichtigte der Meiſter.

Das war nicht ehrlich von ihm. Er wußte es recht gut, daß ich nicht das Weibergewand, ſondern dieſes Weib fürchtete. Hatte doch auch er ſelbſt ſie immer die beſeſſene Traudel genannt. Er geht in's Pfarrhaus, und ich ſoll da in die unheimliche Schachenhöhle hinauf! — Indeß, ich hatte nun faſt drei Jahre ohne die geringſte Widerrede meinem Meiſter gehorcht, ich war ſtets bereit geweſen, für ihn in's Feuer zu gehen, nun ſchickte er mich dahin. — Wohlan!

Meine Werkzeug-Taſche an der Seite, das große Bügeleiſen in der linken, die Elle als Stock in der rechten Hand, ſo ſtieg ich in Schnee und Nebel den Berg hinan bis zu jenem letzten Hauſe unter dem Schachen. Dort lebte die beſeſſene Traudel mit ihrem einäugigen Bruder, der noch älter war als ſie, und dem ich das Lodengewand machen ſollte. Das Haus hatte gar kleine Fenſter, war inwendig recht düſter, aber ganz wohnlich eingerichtet. Ueber dem Tiſche, wo ich, ohne viel zu fragen, meine Werkſtatt aufſchlug, hing ein Muttergottesbild, das mich außerordentlich beruhigte. Außer den beiden Geſchwiſtern wohnte in dieſem Hauſe keine Seele, wohl aber eine ſchwarze Katze, die mit ihren grünen Augen hinter dem Ofen verdächtig auf mich herfunkelte.

Sonſt, wenn wir in ein Haus auf die Ster gekommen, war das Erſte, was uns der Bauer brachte, die Lodenrolle, und die Bäuerin kam mit dem Zwirn.

Hier jedoch war das Erſte, daß der geſchäftige Alte ein Lederkiſſen auf meine Sitzbank legte und die Traudel mit einer blumigen Porzellanſchale kam, aus der friſcher Kaffee dampfte. Beide waren über die Maßen gütig und leutſelig und dabei ſo beſcheiden, ſie bedienten mich und ſuchten es aus meinen mißtrauiſchen Augen zu leſen, was ich etwa noch wünſchen mochte. Ich verlangte ziemlich trocken nach der „Arbeit," dann maß ich dem Einäugigen Rock und Beinkleid an, wobei er mehrmals ſagte: „Nur nicht zu klein, thät' ich bitten, lieber ein Eichtl zu groß."

Traute er mir nicht zu, daß ich es gerade recht machen ſollte können?

„Wie wird's?" fragte ich, „nach dem Alten (nach alter Mode), oder wie ſie's jetzt tragen?"

„Iſt nicht heikel," meinte er, „ich denk' nach dem Alten, aber halt nicht zu klein."

Währenddem hatte mein Faden ſeinen Körper nach allen Richtungen hin durchforſcht und zur Markung der Länge, Breite, Tiefe ſchlang ich im Faden die Knoten. Viel ſpäter habe ich erſt von dem unerhörten Raffinement erfahren, nämlich, daß es auf dieſer Welt Schneider giebt, die mit zifferirten Maßbändern meſſen und die Nummern in's Büchel ſchreiben. Wir haben das, was die Knoten an den verſchiedenen Stellen des Fadens bedeuten, im Kopfe merken müſſen, und das war bei den

Fäden, die oft dutzendweiſe uns um den Nacken hingen, keine kleine Aufgabe.

Nun kam auch die Traudel, ſteckte mit dem Zeigefinger die braune Haarlocke, die ihr über die Stirne hing, hinter das Häubchen und ſagte ſchüchtern, ſie thäte halt auch was kriegen — ein Winterjöppel. Da ſah ich wol ein, daß an ein baldiges Entkommen aus dieſem Hauſe nicht zu denken war. Ich arbeitete mit vieler Emſigkeit, gleichwol mir mein Meiſter an's Herz gelegt hatte: „Nur nit ſchleudern! für die Geſchwindigkeit laßt ſich der Taſchenſpieler zahlen; gut mußt es machen."

Geſagt war's leicht; hätte er's nur ſelber gethan und wäre da oben bei der Beſeſſenen eine Woche lang geſeſſen, alle Augenblicke in Gefahr, von der Wüthigen zerriſſen zu werden! Zwar von einer Tobſucht merkte ich an der Traudel in den erſten Tagen gar nichts; nur entging mir nicht, daß das Weib beim Spinnen — ſie ſaß nahe an meinem Tiſch — bisweilen, wenn der Faden ſich knotete oder die Schnur vom Rade flog, ſo ſeltſamlich aufzuckte und die geballten Fäuſte aneinander ſchlug. Dann war's wieder gut.

Und einmal flüſterte mir der Einäugige, ihr Bruder, zu: „Schneider, wenn etwan mit meiner Schweſter da jäh was ſein ſollte — Du weißt ja — ſo ſchrei mich geſchwind in's Haus, ich thu' draußen im Stall Streu hacken."

Aber Alles war wie in jedem andern Haus und bei anderen Leuten, nur daß ich hier viel höher aeſtimirt wurde, als anderswo; ſie waren ſo dankbar, daß ich zu ihnen gekommen, daß ich ihnen Gewand machte, daß mein Geſicht immer offener und gutmüthiger auf ſie hinſchaute und daß ich bisweilen ſogar ein frohes Liedchen ſang.

Das Beſte, was dieſes kleine, nicht eben ſo ärmliche Haus bot, wurde mir dargebracht, und mit Liebe und Herz dargebracht, daß ich dem Meiſter nur gratuliren konnte, wenn es ihm im Pfarrhofe ſo gut ging, als mir im Schachenhauſe. Von der Zeit an, als die Traudel merkte, daß ich Strudelkrapfen ausnehmend gern eſſe, brachte ſie mir jeden Tag Strudelkrapfen auf den Tiſch, und dieſelben ſchmeckten mir jeden Tag beſſer. Mein Bett wurde aus blüthenweißer Leinwand bereitet; des Abends luden ſie mich bald zur Ruhe ein, denn, „ein junger, wachſender Menſch ſchläft gern,“ ſagte der Bruder Einaug. Des Morgens ſtand die Traudel um Stunde früher auf als ich und ſchlich dieſe Zeit Zehenſpitzen herum, daß ſie mich nicht wecke; wol ein ſeltſamer Gegenſatz zu anderen Arbeitgebern, welche uns Schneider ſonſt ſo früh als möglich wachpolterten und Abends ſo ſpät als thunlich zur Ruhe kommen ließen, damit wir unſern Tagelohn auch gründlich abdienten.

So hatte ich es hier gut, war aber fort und fort von einer Ahnung gepeinigt, als müſſe mir in dieſem Hauſe etwas Unerhörtes widerfahren. Draußen war kein Nebel mehr, wohl aber ein undurchſichtiges Schneegeſtöber, welches die Fenſter verlegte, ſo daß es in der Stube bis Mittag Morgendämmerung und von Mittag an Abenddämmerung war, und welches mich über die Weihnachtstage im Schachenhauſe einzuſchneien drohte.

Eines Tages kam die Traudel nicht in die Stube und auch ihr Bruder machte ſich viel bei ihr in der Küche zu ſchaffen. Und als ich mein Bügeleiſen hinaustrug, um es in's Herdfeuer zu ſtecken, da ſah ich, wie die Traudel auf dem Boden lag, der Einäugige neben ihr kauerte und mit ſeinen kräftigen Fäuſten ihre zuckenden Hände geknebelt hielt. Ich ſtürzte in meine Stube zurück und blieb vor Schreck mitten in derſelben ſtehen und wollte um Hülfe rufen, wäre nur ein Nachbarshaus in der Nähe geweſen. Wenige Minuten ſpäter traten die beiden Geſchwiſter in die Stube, deckten den Tiſch zur Mahlzeit, machten Bemerkungen über den argen Schneefall und thaten, als ob gar nichts Außergewöhnliches geſchehen wäre. Die Traudel war nur etwas bläſſer als ſonſt; aber ſo blaß als das geängſtigte Schneiderlein war ſie gewiß nicht.

An demſelben Tage kam durch den hohen Schnee ein Bote dahergewatet, der rief dem Einäugigen zu: „Schachner, du mußt auf den Friedhof.“

„Du auch,“ gab dieſer zurück.

„Nicht ſo, Nachbar, nicht ſo!“ ſagte der Bote; „alle Männer müſſen eilends zuſammen von der ganzen Gemein, auf dem Friedhof iſt was geſchehen. Geh' geſchwind mit mir.“

Die beiden Männer gingen davon, ohne daß uns etwas Näheres offenbar wurde. Die Traudel und ich blickten ihnen aus den Fenſtern nach, ſo lange ſie im Geſtöber zu ſehen waren.

„Um des lieben Gottes Willen!“ ſagte die Traudel und faltete die Hände über ihren Schooß, „was mag ſich haben zugetragen!“

Es ließ ſich gar keine Vermuthung ausſprechen. Am Abend hörte das Schneien auf, der Blick in's Thal wurde frei und wir ſahen dort, wo der Kirchhof liegen mußte, mehrere Lichter hin und her zucken. Die ganze Nacht hindurch ſah man die Lichter und ich ſchloß kein Auge.

Der Schachner kam auch am nächſten Tage nicht nach Hauſe, die Traudel war wo möglich noch aufmerkſamer und gütiger gegen mich Zu jeder Viertelſtunde faſt prüfte ſie mit der aufgehobenen Hand die Luft in der Stube und fragte mich, ob es mir doch nicht etwa noch zu kühl wäre, und ſchob ſtets Scheit um Scheit in den Ofen. Mit meiner Arbeit kam ich nahe zu Rande; da hub das Weib plötzlich an, aus der Küche die Töpfe und Thonſchüſſeln und allerlei anderes Geſchirr zu mir in die Stube zu ſchleppen. Sie that das mit einer ſeltſamen Haſt, und dann hob ſie in der Küche auch die Glasfenſter aus und lehnte ſie in der Stube um den Ofen herum, während in der Küche der kalte Wind die Aſche des Herdes aus einander blies. Endlich ſchleppte ſie den vollen Milchtopf herein und ſtellte ihn neben mir auf die Bank, that einen Laib Brot dazu und brachte mir die Gebrauchsanweiſung bei: „Das Gelbe" obenauf im Topf, daſſelb' ſein auf die Brotſchnitten ſtreichen; die Milch hernach, dieſelb' dazu trinken, oder das Brot einbrocken, wie es der Schneider halt am liebſten mag." So gütig ſchaute ſie mich dabei an, daß ich dachte: beſeſſen mag ſie ſein, aber von einem Engel.

Sie ſelbſt ſperrte ſich dann in die Küche ein.

Mir war plötzlich überaus unheimlich, und es gelang mir nicht, durch Arbeit meine Bangigkeit zu zerſtreuen. Der Bruder Einaug kam nicht heim — was mochte unten auf dem Kirchhofe vorgehen? Warum hatte ſich die Traudel zurückgezogen? Ich hörte aus der Küche mitunter etwas, wie Schnaufen und Stöhnen. Dann war wieder Alles ſo ſtill — ſo öde und ſtill, als ſäße ich, der kleine Schneider, ganz allein mitten in der trüben, ſchneienden Welt.

Auf einmal aber wurde es mir laut genug. In der Küche erhob ſich ein Poltern, Krachen und Schreien, als ob Räuber eingebrochen wären. Balken und Scheiter wurden hin und her geworfen und dabei Fluchen und Hülferufen. Ich ſagte zu mir: Schneider, nur jetzt ſei kein Schneider! Da iſt wer in Lebensgefahr. — Brachte aber die Thür nicht auf. Und wieder die Stimme der Traudel: „Daß mir Keiner mehr nahe kommt! Ich erwürg' Euch! O Du verdammter Schneider, ich will Dir helfen!“ — Und ſie rüttelte mit Gewalt an der Thür, die zu meiner Stube führte.

Ich — nichts vergeſſen — laß' Alles im Stich, laufe davon.

Laufe durch Schnee und Wetter thalwärts, bis mir da der Einäugige begegnet. Er frägt mich erſchrocken, ob ſich denn auch auf dem Berg etwas Abſonderliches begeben hätte? Ich wollte mit der Farbe nicht heraus.

„Iſt leicht meine Schweſter arg worden?“ fragte er.

„Das ganze Haus wirft ſie zuſammen,“ antwortete ich, und weit wird's nicht gefehlt ſein, wenn ich ſage, es ſind mir dabei Augen und Mund übergelaufen. „Nicht eine Stunde bleibe ich mehr da oben.“

„Du Lapp, wirſt mir doch mein Gewand fertig machen. Geh' nur wieder mit, Schneider, 's wird Alles gut ſein. Lauft ſie herum?“

„Eingeſperrt hat ſie ſich.“

„Nachher iſt's ſchon recht. Geh', Schneider, geh'. Schau, ich wollt' ja früher heimgegangen ſein; ſind Tag und Nacht fleißig geweſen, haben nicht früher können fertig werden."

„Was iſt denn geſchehen?"

„Ein Schneelähn iſt vom Berg niedergangen und gerad' auf dem Friedhof liegen blieben," berichtete der Schachner. „Jetzt iſt aber vor etlichen Tagen der alte Alpegger geſtorben und wartet auf ſein Bett. „So haben wir halt mentiſch müſſen ſchaufeln."

Das Eine wußte ich nun, aber das Andere noch nicht. Ein gerader Michel, der ich war, fragte ich nun den Einäugigen kurzweg, wieſo es käme, daß die Traudel beſeſſen wäre?

Der Mann blickte mich eine Weile ſo von der Seite an und entgegnete endlich: „Die Leut' ſagen, Du wäreſt nicht dumm, kleiner Schneider. Aber geſcheidter wär' es, wenn Du noch geſcheidter wärſt. Wenn Du das Beſeſſenſein ſo verſtehſt, als daß ein böſer Zuſtand oder eine Krankheit auf meiner Schweſter ſitzt, ſo haſt Recht; aber nachher kunnt's leicht ſein, daß wir Alle beſeſſen wären. So was Ungutes, das ihm angeboren, oder von ſich ſelber angethan worden iſt, hat Jeder, ſonſt wären wir lauter Engel. Die Leut' ſind alle — alle beſeſſen."

Ich bat ihn, daß er nicht böſe ſein möge. Das wäre er nicht, verſicherte er; und während ich mit ihm wieder zurück in's Schachenhaus ging, erzählte er mir die Geſchichte, wieſo es kam, daß die Traudel beſeſſen war. Es iſt eigentlich keine Geſchichte, die ſich abſpielt, es iſt ein Schickſal, das erlebt wird. Vielleicht erſcheint irgend ein gelehrter Herr — ſolcher giebt es heutzutage auf allen Gaſſen und Straßen — und will dieſer Schilderung die Wahrheit abſprechen. Nun, ſei es drum, ich ſage, was ich weiß. Luſtige Geſchichten mag man erfinden; traurige zu dichten, das wäre ein trauriges Geſchäft.

Die Mutter der Traudel, das war die alte Schachnerin, ſoll ein jähzorniges Weib geweſen ſein, und zumal, da ſie das zweite Mal geſegnet ging, gerieth ſie jeden Tag über irgend etwas in Wuth, und fluchte und ſchlug um ſich und raſte und tobte, daß es ein Gräuel war. Ihr Mann ließ ſie gewähren und wich einfach aus, wenn ſie wüthete, weil er der Meinung war, Weiber in „ſolchen Umſtänden“ müſſe man gewähren laſſen, ſonſt ſchade es ihnen. Als ſie aber in einem Zornanfalle dem dreijährigen Söhnlein das Auge ausgeſchlagen hatte — ſo daß aus dieſem Söhnlein mein guter einäugiger Schachner heranwachſen mußte — erſchrack ſie überaus und die Natur kürzte die Zeit ab und führte das Töchterchen plötzlich an's Tageslicht. Die Mutter ſuchte ſich von nun an zu bezähmen, aber der Jähzorn war im Kinde. Anfangs machte die Untugend den Eltern Spaß, denn ſie war an dem zappelnden Weſen ſo poſſirlich; allmälig gewöhnten ſie ſich dran, und der Teufel lebte ſich ein. Ja, es war, wie ein wahrhaftiger Teufel, es brach hervor ohne Grund und tobte fürchterlich. Sonſt war das Mädchen ſanft und zart; gerieth es aber in irgend eine Aufregung und Gemüthsbewegung, ſo war der Teufel los. Sie kannte ihren Zuſtand gar wohl, ja es gelang ihr ſogar, die Aufwallung manchmal zu bemeiſtern; beſonders bei wirklichen Anläſſen zum Zorn wußte ſie ſich zu bändigen, während bei anderen Aufregungen ſie der plötzliche, unvorhergeſehene Ausbruch übermannte. So ging ſie höchſt ſelten mehr unter die Leute und auch daheim verſtand ſie es, ſich unſchädlich zu machen, indem ſie manchmal im Vorgefühle eines Ausbruches alle zerbrechlichen Gegenſtände von ſich entfernte und ſich einſchloß, bis die Entladung vorüber war.

So ſtand es mit der Traudel. Der böſe Zuſtand hatte ſie verhindert, zu heirathen, gleichwol ihr ein alter Arzt als einziges Mittel gegen ihre „Beſeſſenheit“ einen braven Mann verſchrieben hatte. Sie hielt es für einen Spaß und hat ſich das Rezept nicht zu Herzen geführt. Auch ihr Bruder heirathete nicht, weil er fürchtete, Weib und Schweſter könnten ſich gegenſeitig unter ſolchen Verhältniſſen leicht Uebles zufügen. Er blieb bei ihr und ſie beſorgten mitſammen das kleine Hausweſen und trugen geduldig, was ſie zu tragen hatten. —

Als wir in das Haus zurückkamen, ſaß die Traudel erſchöpft und blaß auf der Ofenbank.

„Mein lieber Schneider!“ ſagte ſie und hielt mir die gefalteten Hände entgegen, „thu' mir's nicht für Uebel halten. Ich kann halt nicht anders, ich kann halt nicht anders!“

Jetzt konnte ich's nimmer verhalten, ich begann aus Erbarmen zu weinen, wie ein Kind, und wir weinten alle drei.

Dann aber blieb ich im Schachenhauſe ſitzen und arbeitete meine Ster auf. Als ich fertig war, ließ ich Beiden das neue Gewand anprobiren. Bei der Traudel ſaß es; beim Einäugigen ſchlotterte die Joppe, ſchlotterten die Hoſen, als hingen ſie auf Zaunſtecken. Mein Schreck war groß, aber der Schachner ſagte: „Das iſt brav, daß ich jetzt endlich einmal einen Schneider gefunden hab', der mir das Gewand recht macht. Nächſt Jahr mußt uns wieder kommen.“

Aber nächſt Jahr kam ein anderer Schneider in's Schachenhaus, dieſer maß der Traudel ein Kleid aus Fichtenholz.

Der Chriſtus-Schneider.

Eines der abſonderlichſten und rührendſten Menſchenbilder habe ich an dem alten Schneider Peter kennen gelernt. Der Mann iſt viel verſpottet worden und mir ſelber fiel ſein innerer Werth erſt auf, nachdem er mir längſt entrückt war und im Grabe ruhte.

Ich erzähle hier die Merkmale ſeines Lebens nach den Mittheilungen verſchiedener Perſonen und nach der eigenen Anſchauung, die ich während der kurzen Zeit, da er mit mir in der Werkſtatt ſaß, von ihm gewonnen hatte.

Ich beginne im Anfang. Doch iſt es nicht nöthig, daß wir der Ankunft des kleinen Peter beiwohnen. Es genügt vollauf zu wiſſen, daß die eine Frau bei ſeinem erſten Erſcheinen ausrief: „Jeſus Maria, das iſt ja eine wahre Mißgeburt!"

„Wer denn, du heilige Mutter Gottes?" kreiſchte die andere Frau auf.

„Na, von dieſem Bettelkind da drüben rede ich, was geſtern im Weghäuſel zur Welt iſt gefahren. Ah, Dein's da iſt ganz paſſabel, wird noch ein recht ſauberer Junge werden, bis er ſich auswachſt?"

Aber, als der Peter ſchon großgewachſen war, hatte er ſich immer noch nicht „ausgewachſen." Seine Form war mißrathen, die Hände waren zu lang, die Füße zu kurz, der Kopf war zu groß, die Naſe zu klein, die Mundwinkel waren zu weit aus einander, die Augen zu nahe beiſammen. Die Zähne waren wol weiß wie Porzellan und die Augen waren ſchön. Ja — geradezu ſchön. Sie ſtanden ſtets weit offen und blickten gütig und ein wenig ſchwärmeriſch in die Welt. Dieſe Augen zogen ſich nur zuſammen, drohten ſich zu ſchließen, wenn ſie etwas Unſchönes ſahen. Wer wird mir's glauben wollen, daß der mißgeſtaltete Peter nichts Häßliches leiden konnte! Den ſchönſten Burſchen im weiten Thalkeſſel — der Sohn des Scharndorfer Nachtwächters war's — wählte er ſich zu ſeinem Kameraden, mit dem er an den Sonntagen umſtrich. Auch der hieß Peter und die Leute nannten ihn allerwärts den ſchönen Peter. Während ſich alle Anderen — die Wohlgeſtalteten wie die Krüppel — über den armen, mißgebornen Peter luſtig machten, wußte der Dorfadonis nicht, was es da zu ſpötteln gäbe, wenn Einer von Gott etwas ungleich erſchaffen worden ſei. Der ſchöne Peter war ſonſt ein hölzerner Geſelle, mit dem ſeine Genoſſen nicht viel anzufangen wußten; er beſtach weder durch Witz noch durch Herzensvorzüge, es war Einer, wovon auf Jahrmärkten das Dutzend einen Batzen koſtet. Der mißgeborne Peter aber trachtete ihm zu, weil er ſich an der ſchönen Geſtalt nicht ſattſehen konnte, und dem Schönen gefiel die Gutmüthigkeit und Offenheit deſſelben; ſo wurden ſie Freunde.

Was die loſen Mäuler dazu ſagten? Ich beantworte ſolche Frage nur dies eine Mal; ſie ſagten, der ſchöne Peter habe ſich darum an den häßlichen gemacht, damit ſeine Wohlgeſtalt um ſo auffallender hervortrete; der arme Tropf habe ſonſt nichts, als ſein bischen Schönheit, darum kehre er dieſe allerwärts hervor. In Wahrheit aber wußte derſelbe gar nichts von ſeiner Herrlichkeit, darum fuhr er den Freund, wenn dieſer im Anſchauen verſunken war, ſo oft an: „Was ſtierſt denn wieder ſo dumm auf mich her!“

„Wenn ich Du wäre, ich wüßte was ich thäte,“ ſagte ihm einmal der mißgeborne Peter.

„Sei halt ſo gut und gieb mir den Rath,“ antwortete der wohlgeborne Peter.

„Ich, wenn ich Du wäre, ginge ich in die Fremde, ein ſchönes Mädchen ſuchen.“

„Meinſt denn, daß ich im Scharndorferiſchen Keines kriege?“ begehrte der Adonis auf.

„Kriegen," meinte der Andere, „freilich keins kriegen, weil es in unſeren drei Kirchſpielen gar keins giebt."

„So," ſagte der Wohlgeborne wegwerfend, „viel haſt Du Dich unter den Weibsleuten noch nicht umgeſehen."

„Gefallen ſie Dir? Iſt gut für Dich. An die Müllleriſche denkſt jetzt oder an die Randauer Tochter, ich weiß es. Auch die Zweie beim Röſſelwirth ſtehen Dir nicht übel; im oberen Viertel könnte ich Dir auch noch etliche nennen. Unſer Thalkeſſel iſt ja verſchrien, als einer, wo die ſauberen Dirndln wachſen. — Ich aber — mein lieber Peter — ſage Dir: Schön iſt keine Einzige. — Was man ſo ſauber nennt, oder lieb, nett, herzig, fein — deren giebt's genug, für jeden Finger kriegſt Eine. Es wachſen Schlanke und Runde, Rothe und Schwarze, in's rechte Alter kommt auch Jede einmal oder iſt ſchon geweſen; wir haben ſie nach der Wahl, aber wir haben keine Schöne."

Der Wohlgeborne ſchaute ganz verblüfft auf den Mißgeſtalteten; dieſer that ſein helles Auge noch weiter auf und fuhr fort: „Iſt Eine dabei, die ein Geſicht hat — ich rede nur vom Geſicht — wie die Mutter Gottes auf dem linken Seitenaltar?"

„Jetzt hebt er mir ſchon wieder mit dem Heiligenbild an," warf der ſchöne Peter ein, „ſo verliebe Dich doch nur in Deine Mutter Gottes — Betbruder!"

Der andere Peter ſchmunzelte; er ſchmunzelte immer nur, denn er wußte, daß beim Lachen ſein Geſicht überaus unſchön war. „Ich fürchte, mein lieber Peter," verſetzte er dann, „ich bete in der Kirche weniger, als wie Du. Ich kann gar nichts Anderes thun, als alleweil die ſchöne Mutter Gottes anſchauen, und je länger ich ſie anſchaue, deſto ſchöner wird ſie. Ja, ich will Dir ſchier Recht geben, ich bin verliebt in dieſes Bild, ich mach' mir auch nichts d'raus, denn ich habe keine böſen Gedanken."

„Schön von Dir, daß Du ſie wenigſtens nicht verführen willſt."

„Ja freilich, wie Du's meinſt, dabei überſieht man die Schönheit, wo ſie iſt und glaubt ſie zu finden und leuchten zu ſehen, wo ganz was Anderes brennt. Freund, ich habe oft eine merkwürdige Sehnſucht nach einem ſchönen Weibe, aber das müßte ſo ſchön ſein, wie das Bild auf dem Altare."

„Armer Peter; eine ſolche kriegſt Du nicht."

„Weil es vielleicht gar Keine giebt."

„Es kann ja Eine ſein, aber, mein gutes Ungeheuer, die nimmt einen Anderen."

„Sie ſoll Dich nehmen; ich gehe darum nicht in's

Waſſer. Nur, daß ich mein Leben lang nicht heirathe, wenn ich keine Schöne gewinnen kann.“

Es wäre daher kein Wunder, wenn der brave Peter als Junggeſelle ſtürbe. . .

Mit den Mädchen des Thalkeſſels — und es ſind Etliche dabei, die ſich nicht zu ſchämen brauchen — hatte er alſo keine Gemeinſchaft. Er hat ſie geehrt, wie man jede brave Maid ehren muß; er iſt gar fein mit ihnen umgegangen, auch mit ſolchen, die ihn auskicherten, aber er hat ſie verſchmäht. Keine war dem mißgeſtalteten Peter ſchön genug.

* * *

Als Peter vorerſt aus der dreiklaſſigen Volksſchule von Scharndorf trat, gab man ihn zu meinem Schneider in die Lehre; doch da blieb er nicht lange, er wollte Maler werden. Aber die erſte Skizze — ein lockiger Knabenkopf war's — mißrieth dergeſtalt, daß er das Blatt zu einem Knäuel zuſammenballte und denſelben in die Erde vergrub. In der darauf folgenden Nacht konnte er keinen Schlaf finden, der Papierknäuel drückte ihn fort und fort, bis er aufſtand, ihn nächtlicher Weile wieder aus der Erde grub und über einem Kerzenlichte verbrannte. Die Aſche ſtreute er abſeits, wo kein Weg und Steg führte, ſondern wildes Geſtrüppe war, in den Wind. Dann legte er ſich wieder zu Bette und ſchlief ruhig ein.

Willig verzichtete er auf das Glück, ein Künſtler zu werden. Hingegen entſchloß er ſich zu einem Gewerbe, welches der Kunſt verwandt iſt, in welchem er in der Lage ſein konnte, manches Uebel ſchlechten Geſchmackes zu verhindern, manches Wohlthuende zu fördern — er wurde Zimmermaler. Er malte nach beſcheidenen Muſtern und mit matten Farben, am Liebſten hätte er überall das warme Grau angebracht — aber die Leute wollten, wo ſie ſchon malen ließen, Grelles ſehen, Berlinerblau, Kaiſergrün, Zinnoberroth u. ſ. w. Darauf ging der Peter nicht ein.

„Ihr habt zu malen, wie ich's wünſche und nicht wie es Euch gefällt, das Zimmer gehört mir,“ ſo wies ihn einmal ein Arbeitgeber zurecht.

„Das Zimmer gehört freilich Euch,“ verſetzte gutmüthig der Peter, „aber dieſe Augen gehören mir. Und Jeder, wie ſie da draußen auf der Gaſſe vorübergehen und zum offenen Fenſter hereinſehen, hat ein paar Augen, die ihm Gott in den Kopf geſteckt hat, auf daß er damit Schönes ſehen ſoll. Wenn Ihr die Fenſter ſtets verſchloſſen haltet und Niemand in dieſes Zimmer führt, in Gottes Namen, ſo male ich es nach Eurem Wunſche.“

„Peter, Ihr ſeid verrückt,“ ſagte hierauf der Arbeitgeber, „geht Eures Weges.“

Um dieſelbe Zeit hat er ſich in ein Eiſenwerk verdingt, wo er die täglichen Arbeitslaſten mit Geduld und

Fleiß verrichtete. Dabei that ihm das Herz nicht weh; was da war und erzeugt wurde, hatte nicht den Zweck, ſchön zu ſein. Er arbeitete in Rauch und Ruß und ſein innerer Garten, wo die Ideale der Schönheit ſtanden, blieb licht und maienhaft. Die Sonntage waren ſein eigen. So lebte er fort und ſo hatte für ihn das Jahr zweiundfunfzig Tage. Da er an die ſechsundzwanzig Jahre im Eiſenwerke war, ſo lebte er in dieſer Zeit drei Jahre und ſechsunddreißig Wochen für ſein eigen — er berechnete es und hatte ſeine Freude darüber. Mittlerweile war der Peter in den Geruch eines Ketzers gekommen. Und das iſt für Einen, der unter Bauern leben muß, ein Unglück. Sie nannten den Mann eine Mißgeburt an Leib und Seel'.

Der Peter wollte nämlich in keine Kirche hinein und wo am Wege ein Kruzifix oder ein Heiligenbild ſtand, da wich er dieſem aus und that ganz, wie der Teufel, der ſich vor geweihten Dingen fürchtet. Es zog ihn anfangs dazu hin, er pilgerte mit ſeinen kurzen Beinen zu vielen Kirchen und Kapellen, wie ſie in der Gegend ſtanden, aber kaum er in eine eingetreten war, ſchrak er meiſtens zurück und floh ſo lange, bis ihm die Thurmſpitze wieder aus dem Auge war.

Er floh die Mißgeſtalten.

Er floh die geſchmackloſen Bilder und Statuen mit ihren oft gräulichen Verrenkungen, Verklerungen und mit allem unglaublichen Frevel gegen das Schöne und Heilige. — Wenn eine Mißgeburt zur Welt kommt, wer kann dafür? Sie iſt da und hat ein inneres Leben, hat die Fähigkeit ſich zu freuen an der ſchönen Welt und auch Anderen Freude zu geben, ſie hat das Recht zum Daſein. Wer hingegen verantwortet eine Mißgeſtalt, die gemacht wird, willkürlich, wie zum Hohne und zur Beleidigung gemacht, die leblos und lieblos iſt und keinen andern Zweck hat, als ihr äußeres Bild!

Der gute Peter mit den langen Armen wäre ein Bilderſtürmer geworden, wenn er nicht den tiefen Abſcheu vor jeglicher Gewaltthätigkeit gehabt hätte. Aber er war ein Bilderſtürmer in Worten; er hatte nichts gegen die bildliche Darſtellung Gottes, die bei Moſes verboten war, aber er eiferte gegen die unſchönen Geſtalten; er konnte kein Kruzifix ſehen und gerieth in Zorn vor den üblichen Darſtellungen, wie ſie an allen Wegen und Stegen zu finden waren.

Der Ketzer! Sie verachteten ihn, denn wenn er die Bilder verläſterte, ſo meinten ſie, es ginge Gott an; ſie wollten ihn einmal lynchen, da rief er: „Kreuzigt mich und Ihr habt dieſelbe Mißgeburt auf dem Holze, wie bisher. Faßt Ihr's denn nicht, daß Gott in ſeiner Herrlichkeit unvergleichlich iſt mit uns Alltagskröten? Es kann nicht verlangt werden, daß der Menſch ſeinen Gott anders denkt, als den Vollkommenſten aus ſeinem eigenen

Geſchlechte. Aber ſelbſt dieſer, am Kreuze ausgeſpannt, könnte uns niemals den Genuß der Schönheit ſchaffen. Ein verrenkter, verwundeter, ſterbender Körper kann unmöglich Gegenſtand der Kunſt ſein.“

Sie verſtanden ihn gar nicht. Was er da nur von Kunſt ſpricht, wo es um Gott und Religion geht! Das Richtige wird ſein, wenn man ſagt, dieſer Menſch iſt ein Narr.

Der Kirchenvorſtand zu Scharndorf war ein vernünftiger und beleſener Mann, der bemerkte einmal: „Ich kann mir's denken, was der Peter meint, aber ich kann ihm beweiſen, daß er Unrecht hat und daß auch ein Kruzifixbild Kunſtwerk ſein kann.“

„Lieber Vorſtand, das ſoll mich vom Herzen freuen,“ entgegnete der Peter, „aber wie wollt Ihr das angehen, es iſt weit und breit kein Kreuzbild, das ſich auch nur ſehen laſſen könnte. Ihr dürft mir's auch nicht für Uebel halten, daß ich nicht mehr in die Kirche komme; ſeit Ihr vor das Muttergottesbild am linken Seitenaltare das alte unförmige Kruzifix habt ſtellen laſſen, weiß ich nicht mehr, wohin mit meinem Auge.“

„So mach' es der Peter zu.“

„Hab's ſchon verſucht, aber da ſind mir die Püffe und Ellenbogenſtöße von links und rechts gekommen und hat's geheißen: In der Kirche wird nicht geſchlafen! — Derohalb gehe ich gar nicht mehr hinein.“

Da geſchah eines Tages was Neues. Es war ein Sonntagsnachmittag, und der Peter ging allein in den Weiten um. Er wollte heute um ſo weniger im Dorfe ſein, da in demſelben Komödianten hauſten und Afterkünſte trieben. Seinen Freund, den wohlgeſtalten Peter, hatte er lange ſchon nicht mehr, den hatte ſeine Schönheit umgebracht, weil er ſie allzuſtark in Genuß umgeſetzt hatte. Die Weiber rauften ſich, zuerſt war ſeine Schönheit kaput, ein Jahr ſpäter er ſelber. Der mißgeborne Peter wußte nichts von ſolcher Gefahr, er ging mutterſeelenallein in den Weiten um und war ſtets der alte Schwärmer. Alſo auch heute. Wo ein ſchöner kräftiger Baum aufgewachſen war, da blieb er ſtehen und ſah ihn an. Er bedauerte nicht, daß er ſolch' ſtolzem Weſen gegenüber mit ſeiner armſeligen Geſtalt ſo nichtig daſtand, ſondern er freute ſich darüber, daß er zwei Augen hatte, die den Baum und alle Schönheit des Waldes ſehen, und ein Gemüth tief d'rinnen, welches ſich daran erquicken konnte.

Als der Peter am Abende in's Dorf zurückkehrte, begegnete ihm auf dem Wege zu dem Hauſe, wo ſein Stübchen war, der Kirchenvorſteher und redete ihn an, ob er ſich des Wortwechſels von wegen des Chriſtusbildes noch erinnere?

„Ich erinnere mich an Alles, was zu mir geſagt worden iſt und was ich ſelber geſagt habe. Wollt Ihr noch Etwelches über die Sache reden? Ich ſage Euch nur Eins: es führt zu nichts."

„Wer weiß, Peter!" ſagte der Vorſteher. „Wenn Du mitgehen willſt, ich kann Dir heute ein Kruzifix zeigen."

„Weil Ihr's ſagt, Vorſteher, ſo macht's mich neugierig. Möchte Euch auch gerne beweiſen, daß ich keine Abneigung habe gegen das Bild unſeres Erlöſers," — als er das ſagte, wurden ihm die Augen feucht — „nur vor ſchlechten Darſtellungen fürchte ich mich ſo ſehr: Sie thun mir weh durch und durch, ich bin ganz machtlos dagegen und kann mir nicht helfen."

„Nun, wollen einmal ſehen, was Du zum Bilde ſagen wirſt, das ich Dir heute zeigen kann."

Der Peter ging mit dem Mann. Dieſer führte ihn in ſein Wirthſchaftsgebäude und ließ ihn unter den Kühen ſtehen, welche von der Magd eben gemolken wurden. Die Magd trug ihm einen Trunk friſcher Milch an und ſagte, kuhwarme Milch mache ſchön.

Er entgegnete, das Schönwerden zahle ſich bei ihm nicht mehr aus und fürchte er auch, daß die Milch doch zu wenig kuhwarm ſein dürfte, um bei ihm zu wirken, indeß trinke er der Anbieterin zu lieb.

Und er trank und dachte im Trinken an ein Weib und wie ſchön, wie unerhört ſchön es ſein müſſe, daß es für ihn recht wäre. Denn, wenn der häßlichſte Mann nicht das ſchönſte Weib nimmt, ſo iſt für die Zukunft Alles verdorben.

Nun kam der Vorſteher, nahm den Peter bei der Hand, führte ihn durch dunkle Räume bis zur Tenne, wo ſonſt das Korn gedroſchen wird, wo es aber zu dieſer Sommerszeit ganz leer und dämmernd war. Und hier ſtand es.

Der Peter ſtieß vor Schreck einen Seufzer aus, dann blieb er ſtehen und in ſeiner Bruſt, begann es zu pochen und zu zittern.

Das Kreuz war ſo hoch, daß es mit ſeiner Inſchrift I N R I bis zum Dache hinan ragte, und daran hing mit ſchlank geſtreckten Händen und Füßen in Lebensgröße der Gekreuzigte. Die Geſtalt, deren Lenden durch ein Leintuch umhüllt waren, zeigte die herrlichſten Formen und durch die Geſtrecktheit — die Arme waren durch die Schwere des Körpers etwas nach abwärts gedehnt, — trat die Schönheit jedes einzelnen Körpertheiles nur noch mehr hervor. Wie zart und weiß, o wie wahr in ihrem Gliederbaue, in ihrer Haltung war dieſe Geſtalt! Ueberall Ebenmaß und Harmonie, ſchlicht und ausdrucksvoll, ohne Abſicht zu wirken, und doch zutiefſt ergreifend. Es war nicht der ſterbende Heiland, es war der Verſchiedene, ſeine edlen Züge waren friedensvoll, die Reſte eines unſäglichen Schmerzes waren im Verdämmern. Das Haupt neigte ſich, die reichen Haare von einem

Dornenreiſer nach rückwärts gebunden, goſſen ſich auf die Schultern nieder; Wundmale zeigten ſich nur an der rechten Bruſt und an den Schäften der Hände und Füße.

Tiefe Stille umgab das gewaltige Bild. Der Peter hatte ſich in einen Winkel gekauert, verdeckte das Geſicht mit den Händen und weinte.

„Was iſt denn das! was iſt denn das!“ wimmerte er, „ich kann die Schönheit nicht ertragen. Ein *ſolcher* Menſchenleib! und ſtirbt, auf daß die Seelen leben. *Die Schönheit iſt nicht das Höchſte, ſie opfert ſich dem Guten.* — — Ja, ja, Kirchenvorſteher, ich hab's ſchon geſehen.“

Dieſer ſagte hierauf zu Peter: „Es freut mich. Ich habe faſt geglaubt, es wäre Einbildung von Dir und Du würdeſt ſagen, auch an dieſem Kruzifixe wären die Glieder unnatürlich, oder die Verhältniſſe unwahr, da hätte ich Dich gefangen. Denn dieſes Bild, wie es vor uns ragt —“

„Wer hat es geſchaffen?“ rief der Peter.

„Es iſt keines Menſchen Werk. Siehe — nun hebt er das Haupt, ſchlägt die Augen auf. — Peter! Iſt Dir ſchlecht? — Um Gottes Willen, Peter! Du biſt ja todtenblaß, halte Dich an mich! Peter! ſiehſt Du denn nicht, daß es ein wirklicher, lebendiger Menſch iſt!“

Jetzt kamen ſchon die Männer, welche den Gekreuzigten loslöſten. Als Peter aus ſeiner Ohnmacht die

Augen aufſchlug und wirren Blickes hinſtarrte auf das Kreuz — war dieſes leer.

Der Vorſteher bekannte nun, daß die im Orte anweſende Schauſpielertruppe heute das Paſſionsſpiel aufgeführt hätte, und ihm — dem Vorſteher — dabei der Gedanke gekommen wäre, durch den herrlich gebauten Darſteller des Chriſtus, dem kruzifixfeindlichen Peter einmal ein echtes, vollendetes Kreuzbild zeigen zu laſſen.

Es war ein Spiel, das tiefer in's Weſen des armen, alten Jungen traf, als ſie ahnen mochten. Dieſer Abend, ſagte er, wäre ſeine Stunde der Erleuchtung geweſen. Er hätte der Schönheit hinter die Joppe geſehen — inwendig ſei ſie noch größer, als auswendig. — Man weiß nicht recht, was er damit ſagen wollte. Er änderte ſich. Er ging nicht mehr den ſchönen Menſchen nach, ſondern ſolchen, in welchen er einen Kern vermuthete. Doch ſuchte er keinen Freund und gewann kein Weib.

⁂

Peter war nun funfzig Jahre alt.

Um dieſe Zeit betrachtete er einmal ſeine Erſparniſſe. Sechsundzwanzig Jahre hatte er gearbeitet, um in ſpäteren Jahren ein freier Mann ſein und ſich ſorg- und plagelos der Schönheit und dem Frieden der ländlichen Natur hingeben zu können. Nun ſah er zu ſeiner Ueberraſchung, daß ſein Erſpartes durch jährliche Zuthat und Verzinſung ſo groß gewachſen war, um ihn bei ſeiner Bedürfnißloſigkeit zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre vollſtändig zu ſichern. Das war eine angenehme Entdeckung. Er konnte ſofort Feierabend machen; aber er war noch kräftig, geſund, durfte er ſich mit gutem Gewiſſen zur Ruhe ſetzen?

Zur Ruhe ſetzen wird er ſich ja nicht. Er wird jetzt anfangen zu wandern, wird das Land durchreiſen, wird Städte aufſuchen und Kunſtwerke ſehen. Jetzt wird er leben; der liebe, ewige Herr im Himmel wird's einem funfzigjährigen Manne nicht verübeln, wenn er einmal etwas leben will. Das Vermögen iſt da und langt reichlich für die noch übrige Lebenszeit; ja, daſſelbe iſt ſo beträchtlich, daß es ein beſcheidener Alter gar nicht aufzehren kann. Da kommt ihm der Gedanke: Peter, reicher Peter! reicher, mißrathener Peter! Stelle was an. Mache die Fauſt auf, gründe was! Nicht des Himmelslohnes wegen — ſondern, daß was von dir übrig bleibt auf dieſer Welt, daß die Menſchen was Rechtes und Schönes haben von dem armen, mißgebornen Peter. Sie haben meinen vertrakt häßlichen Leib in ihren Augen geduldig ertragen, ſie ſollen dafür belohnt werden. Da oben auf dem Birkenhügel, wo man ſo ſchön in das Thal ſieht und auf das Waſſer, und auf die Mühle, die vor dem Walde liegt, laſſe ich ein Kreuz aufrichten. Der meiſterhafteſte Bildhauer im Lande muß mir dazu den lebensgroßen Chriſtus ſchnitzen, genau ſo, wie der ſchöne lebendige Menſch war, den ich am Kreuze hängen ſah. Und am Kreuzesfuß die Mutter Gottes, ſo wie ſie in unſerer Kirche iſt. Das will ich noch ſehen und dann will ich ſterben.

Das Kreuz wurde erbaut, die Kunſtreiſen wurden unternommen, die ganze Erſparniß des Peter wurde verzehrt. Für die ſchweren Schmiedearbeiten war er nicht mehr kräftig genug, ſo erinnerte er ſich, daß er einſt ein viel leichteres Handwerk erlernt hatte. Er ging von einem Schneidermeiſter zum andern, aber keiner wollte den Sonderling als Geſellen aufnehmen. Nur bei meinem Meiſter ſtand er einmal, als wir eine Kommißarbeit für arme Schulkinder bekommen hatten, auf etliche Tage in Arbeit ein. Er war fleißig, aber ſehr unbehülflich, er war in ſich gekehrt und am Abend, wenn wir Lichtfeier hielten, ging er auf eine Höhe, von der aus man in die Gegend von Scharndorf ſieht und den Hügel mit dem Birkenwäldchen, wo das Kreuz ſtand.

Für ſein neues Geſchäft hatte ſich bald ein neuer Name gefunden; die Leute hießen ihn als den Stifter des Kruzifixes den „Chriſtus-Schneider.“ Dieſer Name hielt länger vor, als der Schneider ſelbſt. Mein Meiſter entließ den Peter mit Güte und er iſt mit treuherzigem Abſchiedswort von uns gegangen.

Das Kreuz im Birkenſchachen ob Scharndorf aber ſehe ich heute noch. Dort iſt die ſchöne Ausſicht und die Ruhe des Waldes, dort ſteht eine hölzerne Kapelle, und darin das lebensgroße Kruzifix und die Mutter des Heilandes. Es war urſprünglich kein Weg hinan zu dieſer Höhe, aber heute iſt einer breit und glatt getreten von den Leuten, die täglich hinaufſteigen, um die außerordentlichen Bildniſſe zu betrachten und davor zu beten. Weit und breit im Lande iſt kein geſchnitztes Bild, welches dieſen an Adel und Schönheit vergleichbar wäre. In der Geſtalt des Heilandes hat der Glaube des Menſchen, die Idee des Künſtlers den vollendetſten Ausdruck gefunden. Und Maria, der ſtillweinende Mutterſchmerz, das Thränenlächeln der Hoffnung und des Bewußtſeins, wer es war, der da litt und wofür er ſtarb. Sie hat das herbſte Weh erfahren, nun ſchaut ſie gütig in jedes Bedrängten Herz und tröſtet es und ſpricht für ihn den Sohn und Mittler an.

Was iſt bei dieſem Kreuze nicht ſchon geſchluchzt worden! Die Betrübten gingen getröſtet von hinnen, denn gerade auf naive, und auch auf weltverlorene Gemüther wirkt die Schönheit, und Manche beten, als ſähen ſie hier ihren Gott von Angeſicht zu Angeſicht.

Und ich ſehe mit geiſtigem Auge noch das alte, häßliche Greislein. Es kauert ein wenig abſeits auf einem aus Steinen zuſammengeſetzten Bänklein und lugt ſo durch das Birkenlaub auf die Betenden hin und ſein grauſtruppiger Kopf nickt beſtändig und zufrieden — der kann gar nicht anders, er iſt ſchon ſo alt, ſo locker, er muß nicken fort und fort, auch wenn das Kerlchen hungert, auch wenn es friert, auch wenn die Leute über ſeine Mißgeſtalt ſpotten. Er nickt und nickt, es iſt ſchon recht.

Die Alten ſind geſtorben, die Jungen wiſſen es nicht, fragen nicht danach, wer das Kreuz geſtiftet hat.

Er nickt und nickt — es iſt ſchon recht.

Zur Abendſtunde, wenn Niemand mehr zugegen, wenn die Birkenſtämme roth ſind im verglimmenden Tag, ſchleicht der Peter von ſeinem Steinhäuſlein heran und ſetzt ſich auf's Kniebrett und ſchaut die Bildniſſe an. Das ſind ſeine einzigen Freunde auf Erden und im Himmel. — Bald legt er ſich nun hin, ſie decken ihn zu, den alten, mißgeſtalteten Peter, ſie haben Recht — nur tief, ſo wie er einſt den mißrathenen Knabenkopf in die Erde grub. Und wenn er jemals wieder ſollte erwachen — ſei es in dieſer Welt, ſei es in einer noch beſſeren — ſo bittet er: für ſolchen Fall, mein lieber Heiland, gieb mir wieder meine alte Seele, aber einen neuen Leib!

Eins zur Kurzweil.

Im unteren Mürzthal, gerade noch ſo weit weg, daß wir oberen Schneider es nicht zu haſſen brauchten, lebte ein junges Schneiderpaar, von dem eine unglaubliche Geſchichte zu erzählen iſt. Wir glaubten ſie oder ſtellten uns wenigſtens ſo und erzählten ſie gern weiter. Ich erzähle ſie auch hier nur zur Kurzweil — einen andern Zweck ſcheint die Sache nie gehabt zu haben.

Es waren zwei poſſirliche Leutchen. Er war Schneider, aber ſo jung, ſo hübſch, daß eine junge und hübſche Schneiderin nicht lange auf ſich warten ließ. Als er mit den Meiſterrechten von der Fremde heimkehrte, war es Zeit zum Heirathen. „Willſt mir ſchneidern helfen?“ fragte ſie der Ludwig. Das konnte ſie aber nicht und ſo machte er ihr den Vorſchlag, auf ihn ſo lange zu warten, bis er für einen kleinen Haushalt das Erkleckliche zuſammengeſchneidert hätte. Deß erſchrak das Mädchen, denn in der Gegend, wo mein nun ſchon betagter guter Meiſter lebte, ſchneiderte ſchon ſeit vierzig Jahren oder länger Einer herum, der ſeit vierzig Jahren heirathen wollte, ſobald er nur erſt das Erkleckliche für den Haushalt beiſammen hätte.

„Nein," ſagte das Mädchen, „da will ich Dir doch lieber ſchneidern helfen: willſt mich zum Lehrling nehmen?"

Was wurde dann? Der Meiſter heirathete den Lehrling

Es war ein Paar zum Entzücken — fleißig, heiter und kindlich; wir anderen Leute nannten es aber kindiſch, wenn Ludwig ſchon um Pfingſten herum an den Chriſtbaum dachte. Wir rechneten es aus, daß es mit rechten Dingen nicht zugehen könne, wenn das Chriſtkind ſchon zu den nächſten Weihnachten beim Meiſter Ludwig erſcheinen ſolle. Lieber Gott, wer wird beim lieben Chriſtkind nach natürlichen Dingen fragen! Nur ein guter Glauben und es kommt vom Himmel.

Ei, das Chriſtkind freilich, aber das andere? Es gehört doch auch das Andere dazu.

„Nun," meinte der Ludwig zu ſeiner hübſchen Andrina, „für dieſen nächſten Chriſtbaum werden wir uns zur Noth ſchon mit ein paar großen Kindern behelfen müſſen, und ich verhoff's, die ſind wir ſelber. Aber den Chriſtbaum laß' ich nicht aus; Du weißt es noch gar nicht, wie das ſchön iſt; draußen im Land haben ſie ihn überall, in unſerem Hauſe wollen wir ihn einführen.

Er bringt Segen und viele Leute habe ich geſehen, die gar keinen Glauben mehr haben und beim Weihnachtsbaume ſind ſie wieder über und über gute Chriſten.“

„Wie ſchaut das Ding dann nachher aus?“ fragte das Weibchen.

„Einen Baumwipfel ſtellt man auf den Tiſch, klebt an die Zweige recht viele Kerzen und zündet ſie an.“

„— Und? —“ fragte ſie, „was wird denn nachher bei dem ſchönen Licht gemacht?“

„Die Leute ſtehen herum und thun ſich gern haben und ſchenken ſich auch was dabei.“

„Geh, geh, da wird Eins dazu noch erſt aufzünden!“

Er ſah, daß ſein junges Weib mit ſolchen Gedanken auf falſchem Wege war und berichtigte und beſchrieb die Sache, ſo gut er konnte und er ſuchte ſich im Geiſte ein gar buſchiges, duftendes Bäumchen aus und hing recht viel Goldpapier auf das Bäumchen und zündete recht viele Lichter an und ganz oben auf dem Wipfel auch eins — das bedeutet etwas Beſonderes. Da wurde ſie ganz freudevoll, aber das wahre Entzücken und die Aufregung ging erſt an, als er an den Fuß des Bäumchens ein mit rothem Bande umwickeltes Packet legte, ohne zu ſagen, was drinnen iſt.

Und ſo grauſam iſt er, daß er ſie von Pfingſten bis Weihnachten warten, träumen, hoffen, fürchten, ahnen und zweifeln läßt, was denn in dem Packete mit dem rothen Bande ſein wird.

Aber — und das hat ſo vielen Anderen auf dieſer Welt gegenüber der Chriſtbaum umgekehrt — dem Poetiſchen geht hier das Proſaiſche voraus. Das Chriſtkind will bezahlt ſein und zwar anticipando. Und der junge Schneidermeiſter — ich an ſeiner Stelle hätte es nicht gethan — vertraut es ſeiner Geſellin, daß etwas Geld zur Sache gehöre; die Hälfte davon werde er, die Hälfte ſolle ſie beſtreiten — ich an ſeiner Stelle hätte es denn doch auch ſo gethan — aber das Geld müſſe der Wirthſchaftskaſſe kleinweiſe abgezapft werden, daß es ihr nicht weh thue. Er hätte, als er vorigen Winter in der Stadt geweſen ſei, auf dem Trödelmarkt ein nettes Sparbüchschen erſtanden, welches ſein anvertrautes Gut mit ſeinem eigenen Leibe hüten und gewiß nicht früher loslaſſen würde, als bis man es zertrümmert. Und ſo ein Ding wäre für ſie ſchon recht. In dieſes Büchschen wolle er täglich vor dem Schlafengehen zwiſchen Abendgebet und Weihbrunn' ein Silbergröſchlein werfen, ſie — die Andrina — möge es auch ſo machen und dann ſolle ſie einmal ſehen, was zu Weihnachten im Packet mit dem rothen Bande ſein werde.

Und das Geldinſtitut war gegründet. Ueber dem Bette auf der Wandleiſte, neben dem Bild des heiligen Ehepatrons Joſeph mit dem Lilienzweig, ſtand das bauchige Thontöpfchen mit ſeinem Spaltlein, das, wie die Pforte der Ewigkeit Alles hinein und nichts mehr herausließ. Und in dieſes Töpfchen ſteckten beide Eheleute täglich vor dem Schlafengehen die Silbergroſchen. Der gute Ludwig ſteckte bisweilen um einen mehr hinein, als es ausgemacht war, was er aber heimlich that, damit es ſeiner Zeit ein fröhliches Zählen gebe.

Bis Jakobi hin kollerte es in der Thonbüchſe ſo noch etwas hohl hin und her; zu Michaeli rollte es ſchon ſchwerer und weniger geräuſchvoll. Im Advent — wenn der Schneidermeiſter das Büchschen in die hohle Hand nahm — war es gar gewichtig und gab keine Reſonanz mehr.

Am Tage des heiligen Thomas war's, an einem Samſtag, Weihnacht vor der Thür und im Eheſtübchen das Bedauern, daß der Chriſt nicht ſieben Wochen ſpäter geboren — für das gute Schneiderpaar wäre er noch früh genug erſchienen, hätte aber demnächſt mit dem nöthigen Zubehör gebührender empfangen werden können.

„Was meinſt, Weiblein," ſagte der Ludwig und hielt die Sparbüchſe in der Hand, „ich glaube, bei der da iſt jetzt die Zeit aus." — Pratſch! lag ſie auch ſchon auf dem Tiſch, Scherben, Papier und Silbergroſchen durcheinander.

Ein hübſches Häufchen! aber wie dieſes Papier hineingekommen ſein mag! es iſt zerknittert, der Meiſter löſt es aus einander und ſchaut die Meiſterin an. Sie ſchaut wiederum den Meiſter an. „Haſt Du das hineingethan?“ ſo frägt er, ſo frägt ſie. Iſt's denn ein Geiſt? Nein, das Geld hat keinen Geiſt, es hat nur einen Schein, und der Schein liegt da, eine leibhaftige Funfzigguldennote, unter welche ſich die kleinen Silberlinge drängen und ducken wie Ferkeln unter der Sau.

Das Ehepaar iſt ſprachlos. Wie kommt der große Schein in die Sparbüchſe? Er hat Verdacht auf ſie, ſie auf ihn. Sie ſchauen auf die Wandleiſte. Der heilige Joſef? ſonſt kommt Niemand in die Stube.

„Es macht nichts,“ ſagt endlich der Ludwig, „nur möchte ich wiſſen, wer?“

Jedes Ding hat zwei Seiten, ſo auch die Funfzigguldennote. Von hinten ſoll man das Geld nicht anſchauen, hat der Webermichel zwar geſagt, das giebt Verdruß, und wahr iſt's! Nichts kann mich mehr verdrießen, als wenn ich vom Geld das leere Nachſehen hab'.

Aber der Schneider, der ſeinen Funfziger feſt in der Hand hielt, betrachtete ihn doch auch einmal von hinten. Vorne ſteht, wer er iſt, hinten ſteht, von wannen er kommt.

Auf der Rückſeite der Geldnote — dieſe Note iſt ſeiner Zeit nicht mitverbrannt worden, ſie ſteht noch heute im Kurs, aber nur mit der Rückſeite — auf dieſer Rückſeite ſteht in ſchlechter Bleiſtiftſchrift Folgendes:

„Ich, Moriz Hirſenkern, bin ein Lump worden und hätte geſtohlen, wenn ſich die Leute nicht hätten betrügen laſſen. Am Chriſtabend iſt's — auf den ſpekulirt auch der Jude, ob's nun ein israelitiſcher iſt, oder ein anderer — da ich ausgehe, ein Geſchäft zu machen. Wie ich auf der Straße ſteh', iſt zu meiner linken Hand die rauchende Brandſtätte einer Hütte, zur rechten fährt ein Vierſpänner vorbei. Ich fall' auf's Knie, weiſe hin auf die Trümmer des Hauſes und flehe. Der Herr im Wagen denkt ſich: Gott's Himmel, dem iſt heute ſein Haus niedergebrannt, der hat traurige Weihnachten hält an, langt mir die Fünfzigernote und ein Gott helf weiter! herab und fährt davon. Ich eile weg und erſt in der Nacht fängt das böſe Gewiſſen an. Früh ſtehe ich auf und gehe zur Brandſtatt und will den Verunglückten das in ihrem Namen empfangene Geſchenk geben. Da heißt's, eine einzige alte Frau hätte im Häuschen gelebt, aber die wäre geſtern beim Brand vor Schreck erkrankt und in der Nacht vor Kümmerniß geſtorben. Wem gebe ich das Geld? Einem Armen, der an der Straße kniet? Dann bekommt's vielleicht wieder ein Hallunke. Oft unterſtützt man ein Verbrechen — man weiß nicht, wen man beſchenkt. Darum überlaß' ich's dem Zufall. Auf dem Trödelmarkt ſah ich heute eine alte kleine Sparbüchſe. Vor den kleinen Sparern habe ich noch Reſpekt; das ſind die Fleißigen und die Ehrlichen. Ich gehe hin und ſtecke heimlich dieſe Note in die Sparbüchſe. Gott möge ſie ſegnen und mir vergeben, Amen.“

Das ſtand drauf. Und der Meiſter Ludwig ließ den Funfziger fallen und rief: „Gott behüte, daß ich das Ding noch einmal anrühr'! Kommt her, ihr lieben Silbergroſchen, ihr alten Bekannten, ich halt's mit euch und will mit dem Großen nichts zu thun haben.“

Der ſchönen Andrina wurde nach der Ueberraſchung ganz merkwürdig zu Muthe, und am nächſten Morgen ſagte Gott: „Ich meine, hier kommt wer Anderer zu früh — mein Chriſtkind nicht.“

Was weiter geſchah? Der Chriſtbaum ſtand in lieblichen Freuden, aber der Kleine ſchlief und verſparte ſich den Spaß für ſpätere Zeiten. — Jetzt kommt eine meiner liebenswürdigſten Leſerinnen herangeſchlichen und frägt leiſe, was ſich denn alſo im Packet mit dem rothen Bande befunden hätte? — Das wiſſen Sie nicht? Dann iſt der Ihrige noch ein Junggeſelle und wir ſprechen ſpäter davon.

Aber noch Andere ſehe ich kommen, höre ich fragen, was mit der Funfzigguldennote geſchehen ſei?

Ihr Herren! Das alte Geld kommt in's Feuer, weil es auf dem Markt des Lebens doch wie ſündig geworden iſt, aber jene Note iſt nicht verbrannt worden — ſie hängt in der Arbeitsſtube des Meiſters Ludwig in einem Glastäfelchen und darüber auf dem Rahmen ſteht zu leſen: „Schau ihn zweimal an, bevor Du ihn einmal beſchenkſt.“

Die Straßenbettler und Vagabunden verfluchen dieſen Satz, die Ortsarmen ſegnen ihn. Und der wohlhabend gewordene Meiſter Ludwig, der ſo wunderlich zu dieſer Moral gekommen iſt, ſtellt alljährlich einen Chriſtbaum auf, den auch die Armen leben.

Bübchen, wirſt du ein Rekrut!

Jenen Februarmorgen vergeſſe ich in meinem Leben nicht, er war vorauszuſehen, und hat uns doch überraſcht. Ich war ein wenig über zwanzig Jahre alt; obwol ich mich durchaus ſchon als junger Mann fühlte und auch beſtrebt war, als ſolcher zu handeln, ſo hielt ich mich doch noch immer für ein Kind, weil ich von meinen Eltern ſtets als ſolches geachtet und von meinem Lehrmeiſter gewiſſermaßen noch als ein ſolches behandelt wurde. Ich mußte mich ſchon bücken, wenn ich durch die Thür in's Haus trat, und wenn ich in der Stube am Tiſchwinkel ſtand, ſo reichte ich mit meinem Haupte hinauf bis zu der heiligen Dreifaltigkeit an der Wand, um deren Geheimniß zu erſpähen ich als Knabe ſo oft Stuhl und Tiſch erklettert hatte. Aber die Leute riefen mich immer noch bei meinem kleinen Koſennamen, und ich hörte noch immer auf denſelben — und ſo ſchlich in aller Stille jener Februarmorgen heran.

Es war ein Sonntag, an dem ich mich, von einer weiten Ster zurückgekehrt, recht behaglich auszuraſten gedachte. Als ich erwachte, ſtand in der Nähe des Bettes mein Vater, der ſagte, es wäre die höchſte Zeit zum Aufſtehen, er hätte mit mir was zu reden.

Ich ſtreckte mich nicht nach der Decke, ſondern nach allen Seiten weit unter derſelben hinaus. Ich gähnte friſch drauf los und da der Mund ſchon einmal offen war, ſo fragte ich meinen Vater, ob ich es nicht auch liegend hören könne, was er mir zu ſagen hätte.

„Biſt Du beim Bürſcherwirth zu Krieglach leicht was ſchuldig?“ fragte er mich und harrte mit Spannung auf eine Antwort. Aber ich fragte meinerſeits, weswegs er dieſe Frage ſtelle: was ich beim Bürſcherwirth getrunken, das hätte ich allemal bezahlt.

„Hab' mir's ja auch gedacht. Nur weil der Bürſcher heut' ein' Zettel ſchickt, der, mein' ich, Dir thät gehören.“

Er gab mir den Zettel; derſelbe war grau, und ich wurde roth. Der Vater bemerkte das und ſagte: „Mir kommt's vor, es ſteht halt doch eine Schand' drin!“

„Schand keine,“ ſagte ich und wendete mein Auge nicht von den Zeilen, die zum Theile gedruckt und zum Theile geſchrieben waren, „da ſchon eher eine Ehr'. Stellen muß ich mich.“

Der Zettel lautete:

Vorrufung. Roſegger Peter. Haus Nr. 18 . . in

Alpel, im Jahre 1843 geboren, von der Gemeinde Krieglach, hat behufs ſeiner Militärwidmung am 14. März 1864 Vormittags 8 Uhr am Aſſentirungsplatze zu Bruck rein gewaſchen und in gereinigter Wäſche verläßlich zu erſcheinen, widrigens er als Rekrutirungsflüchtling behandelt werden und ſich die diesfälligen geſetzlichen Folgen zuzuſchreiben haben würde. Kindberg, den 15. Februar 1864.

Der k. k. Bezirksvorſteher
Weſtreicher m. p.

Loos-Nr. 67. Altersklaſſe 1.

Jetzt war ſchon auch die Mutter da. Sie konnte es nicht glauben. — Wie lang thät's denn her ſein, daß ich kleber (kaum) ein Halterbübl wär' geweſen. Und jetzt auf einmal Soldat!

„Noch iſt er's nicht,“ ſagte der Vater.

„Laß nur Zeit. Und ſchau ihn nur an. Den ſchicken ſie Dir nicht mehr heim. Jeſus Maria, und die Bruſt wachſt ſich jetzt auch aus. Dein ſchmales Brüſtel iſt mir allerweil mein Troſt geweſen. Daß Du letzt' Jahr aber gar ſo viel daher gewachſen biſt!“

Ich war aus dem Bette geſprungen, wußte aber nicht, wie ich mich gegen den Vorwurf der troſtloſen Mutter vertheidigen ſollte.

Mein Vater ſagte zu ihr: „Sei froh, daß er geſund iſt. Willſt denn ein Krüppel haben? Wär' Dir das lieber, als wie ein braver, ſauberer Kaiſerlicher?"

„Recht haſt ſo wol auch, Lenzel (Lorenz); wenn ich ihn nur bei mir haben kunnt! 'letzt muß er gar noch vor den Feind. Ich darf gar nicht dran denken." Sie weinte.

„Wärſt liegen blieben noch," ſagte zu mir der Vater, „hätteſt ja noch liegen bleiben können, wenn's Dir taugt."

Mir war nicht mehr um's Liegen. Mir war heiß in allen Gliedern. Ich hatte dieſe Vorrufung wol insgeheim mit Angſt erwartet; nun ſie da war, fühlte ich was unendlich Angenehmes, Friſches in mir. Luſt und Stolz empfand ich. Es hatte mich der Kaiſer gerufen. Ich ſprang vor die Thür, ich hätte es mögen ausſchreien von Haus zu Haus, von Berg zu Berg: „Ich bin Rekrut!"

Bis zum 14. März waren noch mehrere Wochen. Die Mutter wollte, daß ich gar nicht mehr auf die Ster gehen, ſondern zu Hauſe bleiben ſollte, damit ſie mich die kurze Zeit noch um ſich hätte. Mein Meiſter war immer gütig, er gab ihr nach. Sie verlor ſich in Sinnen und Plänen, wie ſie mir dieſe Zeit, die letzte, die ich um ſie ſein ſollte, angenehm machen könne. Sie beſann ſich auf all' meine Lieblingsſpeiſen. Sie ſprach die Botengeherin an, daß ſie ihr rothe Rüben und getrocknete

Kirſchen verſchaffe, Dinge, die meinem Gaumen damals zur Luſt geweſen ſind. Sie ſtreute den Hühnern Hafer über Hafer vor und ſuchte ihnen hierdurch zu bedeuten, daß ihnen den ganzen nächſten Sommer über die Pflicht erlaſſen ſei, nur jetzt in dieſer großen Zeit ſollten ſie Eier legen, ſonſt wiſſe ſie ſich nicht anders zu helfen, als Kopfabhacken, denn der Kaiſerliche, wenn er keine Eierſpeiſe kriege, ſo eſſe er auch gebratene Hühner, und wären ſie noch ſo alt und zäh; man glaube nicht, was ſo ein junger Menſch, der juſt im Soldatwerden iſt, für Zähne hat!

Geliebtes Mutterherz, ſo heiß einſt und ſo treu! wie kann es möglich ſein, daß du heute ein kühles Stückchen Erde biſt! Wie ſtrebe ich heute dir zu! wie bitte ich dich, daß du dich von mir lieben laſſeſt, ſowie einſt du mich gebeten haſt. Du biſt mir nun faſt noch kühler, als ich damals zu dir. Ich habe nicht daran gedacht, wie viel unendliches Wohlwollen, wie viel Liebesfreudigkeit und Opferſehnſucht in den kleinen Gaben und Freuden verborgen war, die du mir bereiteteſt! Ich habe dich, Mutterherz, genommen, wie man den Morgenhauch, den Sonnenſchein nimmt, ohne dafür zu danken.

So nahm ich damals, als die Rekrutirung bevorſtand, die Güte der Mutter ziemlich gleichgültig hin, und anſtatt bei ihr zu Hauſe zu bleiben, ging ich in die Nachbarſchaft und hatte Gemeinſchaft mit den Burſchen, welche, wie ich, die Vorrufung erhalten hatten. Es waren welche darunter, mit denen ich ſonſt wenig zu thun hatte — ich hielt's nicht gern mit meinen Nachbarsburſchen, unſere Neigungen gingen allzuſtark auseinander — aber das gemeinſame Schickſal führte uns nun zuſammen, wir gingen mit einander um, wir zechten mit einander in den Wirthshäuſern, und weil ich ganz vom esprit de corps beſeelt war, ſo gab ich mich nicht weniger ausgelaſſen, als die Anderen.

Jeder rauchte Tabak, und zwar jetzt nicht mehr aus den Pfeifen, ſondern Cigarren, ſo daß die Leute meinen ſollten, der Kaiſer habe ſeinen jungen Rekruten ſchon Kommistabak vorausgeſchickt. Jeder ſtrengte ſich an, hübſch gerade und aufrecht zu gehen, es ſoll aber — wie ich ſpäter vernahm — etwas geſpreizt herausgekommen ſein. Ob Jeder ſein Liebchen hatte, weiß ich ſo genau nicht: gewiß iſt nur, daß jeder von ſeinem Liebchen ſang. Die Lieder ſind da, für Schöne und Häßliche, für Treuloſe und für Verlaſſene, für Begehrte und für Heißherzige, Lieder für den täglichen Gebrauch und für beſondere Anläſſe. Ich ſang bei jedem Liede kecklich mit, als ob ich Mädchen aller Gattungen beſäße. Und doch war mir im Geheimen bange um den Rekrutenſtrauß.

Hier diene zur Belehrung, daß jeder Burſche, der zur Rekrutirung muß, von ſeinem Liebchen einen bunten

Strauß mit Bändern auf den Hut geheftet erhält. Die Bänder ſind zumeiſt roth und flattern — wenn die Träger gerade recht Wind machen — wie Fahnen. Die Roſen und Knoſpen ſind meiſt aus gefärbter Leinwand, oder aus Papier geſchnitten — haben den Vortheil, daß ſie immer hell und friſch bleiben und nicht gleich die Köpfchen hängen laſſen, wie grüne Blumen, denn das Kopfhängeriſche taugt bei Rekruten einmal nicht.

Nur ein grünes Stämmchen Rosmarin iſt dabei, das iſt die Seele des Straußes und in dieſem grünen Zweiglein redet die Liebſte zum Liebſten, und was für Holdes und Süßes! So lange es die Liebſte mit Rosmarin zu thun hat, iſt noch Maien in der Liebe.

Von woher nun ſollte ich meinen Strauß nehmen? Ein Liebchen! ich wußte eins, aber ich hatte keins; ich hatte nie daran gedacht, wie unerläßlich für den Rekruten das Liebchen iſt.

Sollte ich nun — während Alle Anderen mit wallenden Sträußen von hinnen zögen — ſollte ich „munſad“ (ohne Kopfſchmuck) hinten drein drotteln? Und was nützt mich das Fortgehen, und was nützt mich das Soldatwerden, wenn kein Mädel daheim weint?

Der Tag kam heran. Die Mutter that gefaßt, ja bisweilen ſogar heiter, hatte aber immer rothe Augen. Einmal ging ſie zu meinem Meiſter und weinte ihm vor und wunderte ſich, daß er nicht auch mitweinte. Aber er lachte und ſagte, er ſehe nicht ein, worüber man ſich da zu grämen hätte: der Peter brauche ſich vor dem Militär gar nicht zu fürchten, den würde es gut gehen dabei, der hätte die Schneiderei gelernt, der könne ſogar einmal ein Zuſchneider bei den Kommisſchneidern werden, und da lache er Alle aus. — Aber die gute Mutter wollte jetzt vom Lachen nichts ſehen und nichts hören, ſie blieb troſtlos — es war ihr dabei verhältnißmäßig am wohlſten. Sie bereitete mir die feinſte Wäſche, die aufzutreiben war, es wurde aber nichts weiter von der Rekrutirung geſprochen bis zur letzten Stunde, da ich fortging, und da die Mutter mich bis nach Krieglach begleiten wolle.

„Um Gotteswillen, nur das nicht!“ rief ich aus; wie hätte ſich das gemacht, wenn ich an Mutters Seite dahergegangen wäre, und vor uns die Burſchen mit tollen Spottliedern! — Ei, das hätte ſich freilich übel gemacht; ſo ſehr des Teufels iſt oft die Jugend, daß es Zeiten giebt, in welchen das weichherzigſte Mutterſöhnchen ſich ſeiner Eltern ſchämt.

„Na, na, Alte,“ ſagte mein Vater zu ihr, „mitgehen kannſt nicht; Du taugſt nicht dazu, und den Buben thäten ſie närriſch hänſeln.“

Die Mutter ſagte kein Wort mehr. Sie ging, um mich nicht etwa dem Spotte der Vorüberkommenden auszuſetzen, nicht einmal bis vor die Hausthür mit mir. Drinnen in der Stube tauchte ſie ihren Finger in das Weihbrunngefäß und machte damit ein Kreuz über mein Geſicht, und eilte dann in die Nebenkammer, um die Thränen frei zu laſſen. Ich ſpürte nur im Halſe ſo ein ſonderbares Zuſammenſchnüren, ließ es aber nicht überhand nehmen! und gut ſtehen will ich nicht dafür, ob ich im dunkeln Vorhauſe mit dem raſchen Zug über die Augen nicht auch die feuchte Stelle des Kreuzzeichens ausgetilgt habe.

Beim Stockerwirth am Alpſteig kamen wir Alle zuſammen. Jeder hatte, wie ich geahnt, ſeinen Hut voll Herrlichkeiten; nur mein Haupt war glatt, wie das eines armſeligen Böckleins, dem noch keine Hörner gewachſen, das mit den langen Ohren allein zufrieden ſein muß. Demnach war ich noch beim erſten Glaſe todesunglücklich, beim zweiten fiel mir ſchon der Czako ein, auf dem der Kaiſeradler prangt, und der mir ſo ſicher war, als den Anderen.

Es waren ſaubere Kerle darunter, aber auch elendigliche Knirpſe, denen die mächtigen Bänder den Höcker, den Kropf und — wenn ich ein wenig übertreiben darf — faſt auch die Säbelbeinigkeiten verdecken ſollten. Wo die nur ihre Liebchen hergenommen hatten, daß ſie zu den ſtolzen Sträußen kamen? Alle hatten ihre Hüte auf, nur ich hatte den meinen in einen Winkel geworfen.

um den Hohn zu vermeiden, mit dem ſie mich übrigens ſchon früher überſchüttet hatten.

Als wir endlich aufbrachen und ich meinen Hut doch wieder hervorholen wollte, fand ich ihn nicht. Denn an ſeiner Stelle war ein anderer mit prächtigem Strauß und mit zwei Bändern, das eine roth und das andere weiß; und ich ſah es nun, daß es doch mein Hut war, der von unbekannter Hand ſo glorreich zu Gnaden gekommen. — So hatte ich denn doch vielleicht ein Liebchen? ich beſann mich, aber es fiel mir keins ein, dem ich es zutrauen wollte, daß es mich, den „Traumihnit“ gern hätte. Der Stockerwirth hatte ſchöne Töchter, aber ſie waren ſchon alle verheirathet. Die alte Stockerwirthin war einer Sage nach auch einmal jung geweſen, aber aus dieſen Zeiten konnte der Strauß und der wunderſam zarte Rosmarinſtamm in demſelben unmöglich rühren.

Die alte Wirthin hatte aber keinen andern Antheil an der Sache, als daß ſie mir zuliſpelte, es wäre am Hauſe Eine vorbeigegangen und die hätte mir den Buſchen zugeſchanzt.

Nun, ich hatte ihn einmal, und er ſtand ſchöner und üppiger als wie alle der Anderen. Was ich mir nun unter dieſem Strauße den Kopf zerbrach! that aber den Anderen gegenüber, als ob ich recht gut wiſſe, von wem ich ihn hätte, und brachte es auch ſo weit, daß ich ſelbſt an eine Beſtimmte dachte, glaubte und ſchließlich überzeugt war, welche es ſei, die ich liebte. 's iſt nicht zu ſagen, wie ſehr eine ſolche Gewißheit gleich mannbar macht! Ich war nun unterwegs der Herlebigſte unter Allen, und Mehrere waren dabei, die ſagten, ſie hätten es nicht gewußt, daß der „Lenziſche" (der Sohn des Lorenz) ein ſolcher Teufelskerl ſei. Deß habe ich mir nicht wenig eingebildet.

Einer der unzähligen Späße war, daß wir „den Eiſenbahnzug zum Stehen" brachten. Wir ſtellten uns vor der Bahnſtation auf und riefen dem einfahrenden Zug ein gellendes: „Halt, ſtehen bleiben!" zu. Blieb er dann ſtehen und wir lachten. Immer ging's ſo harmlos nicht ab.

Als wir ſchon auf der Eiſenbahn ſaßen — der Gemeindevorſtand in Krieglach hatte uns das Fahrgeld angewieſen, welches, wie wir glaubten, geradeswegs vom Kaiſer geſchickt kam — warf einer von uns, der Zedel-Zenz, den Vorſchlag auf, wir ſollten einmal all unſere Rosmarinſträuche unterſuchen; weſſen Stamm in's Welken übergehe, der ſei zu öfteſt im Arm der Liebſten gelegen. — Und da ſtellte es ſich heraus, daß der grüne Zweig auf meinem Hute ſich ein wenig matt und welk an die rothen Leinwandblumen ſchmiegte. Mich verſetzte das innerlich in neue Unruhe. Sollte denn dieſer Rosmarinbuſch mehr von ihr und von mir wiſſen, als ich ſelber? Sollte ich denn wirklich ſchon glücklich geweſen ſein? —

„Ja, ganz ſelbſtverſtändlich!" lachte ich auf und that mir manches darüber zu Gute.

Aber, ſtatt damit zu imponiren, zog ich mir Spott zu. Sie ſprachen vom Wiegenholzführen und knüpften an das Welken des Rosmarins allerlei Vergleiche, bis ich endlich aufbegehrte. — Wen das was anginge? fragte ich ſchneidig, wem's nicht recht wäre, der ſolle nur hergehen! — Denn ſofort war es mir eingefallen, ein echter Rekrut dürfe ſich nichts gefallen laſſen, müſſe wild werden können und zu guter Zeit einen Raufhandel anheben. Und ſo polterte ich, bis ich mich wirklich in den treuherzigſten Zorn hineingepoltert hatte, mit den Füßen ſtampfte, mit den Armen herumfocht und glücklich eine Fenſterſcheibe zertrümmerte.

Jetzt war der Conducteur da: Welcher das Glas zerſchlagen hätte?

„Der Lenziſch!" krähte Einer, „der Schneider." aber die Anderen ſchrien, es wäre nicht wahr und es würde nicht geſagt, wer es gethan hätte.

„Von Euch brauch' ich keine Vertuſcherei!" fuhr ich drein, „ich hab' die Scheiben zerſchmettert, was koſtet der Bettel?"

„Das wollen wir in Bruck miteinander abmachen," entgegnete der Conducteur, „werd' mit dem Hauptmann ſprechen; wirſt ſchon zahm werden, Burſch', beim Militär."

— Jetzt iſt's aus, dachte ich bei mir, Lenziſcher, jetzt biſt Soldat. Hierauf ſoll ich recht ruhig geworden ſein, als hätte mich die Winterluft, die durch das zerbrochene Fenſter ſtrich, hübſch abgekühlt.

Auf dem Bahnhofe in Bruck war von der Glasſcheibe keine Rede mehr, und als wir die Stadt durchjohlten, ſchlang ich meine Arme um die Nacken meiner Nebengehenden und fühlte Dankbarkeit, daß ſie mich als den Thäter hatten in Schutz nehmen wollen.

Von den Fenſtern der Häuſer ſchauten Stadtfräulein auf unſer tolles Treiben herab, und wir waren überzeugt, daß ſie alle in uns verliebt ſein müßten, und daß, je ungeberdiger wir thaten, und je wilder unſere Hutbänder flogen, deſto glühender ihre Liebe noch werden müſſe. Wir hatten ein bischen Ahnung davon, daß ſo ein vor Trotz und Uebermuth wiehernder Bauernburſch' aus dem Gebirge, der als Ritter des Vaterlands ausmarſchirt, auch für das Stadtweib immerhin ein kleines Intereſſe hat.

Schon von Korporälen geleitet, zogen wir auf der anderen Seite wieder zur Stadt hinaus und einem alleinſtehenden Gebäude zu. Da hinein. Jedem von uns war ein wenig wirr, Keiner wußte, als was er wieder aus dieſem Hauſe gehen würde. Und hier in der Stadt ſah ſich das Soldatenleben nicht mehr ſo glorreich an, als daheim in den ſtillen Wäldern. Die Meiſten von uns — die wir ſonſt nicht die Frömmſten waren — ſeufzten, als wir die Stiege hinanpolterten ein „in Gottes Namen.“

Wir kamen in einen großen Saal, der faſt Aehnlichkeit mit einer Scheune hatte, und wo ſchon über hundert junge Männer verſammelt waren, ſo daß es ein wunderliches Geſurre und Durcheinanderhuſchen und einen ſehr ſeltſamen Anblick gab. Einige hüpften und ſprangen des Galgenhumors voll in bloßen Strümpfen oder barfuß drüber und drunter; Andere banden ihre Kleider zuſammen und ſetzten ſich auf die Bündel und waren todestraurig. Wieder Andere lehnten und ſtanden an den Wänden herum wie geſchnitzte Heilige und der Angſtſchweiß ſtand ihnen auf der Stirne. Gerade von den Zwergen und Krüppeln könnte man ſagen, daß ihnen das Herz am tiefſten in die Hoſen gefallen wäre, wenn ſie noch welche angehabt hätten.

Ich ging im Saale herum, meinte es mit Jedem gut, wollte aber mit Keinem reden; ſie wunderten ſich, daß ich ſo gleichgültig ſein konnte; von der ſehr großen Aufregung, die in mir gährte, habe ich nichts merken laſſen.

Plötzlich wurde die Eingangsthür geſchloſſen, ſo daß Einer murmelte: „Schaut's, jetzt iſt die Fuchsfallen zugeſchnappt!“ Dafür ging eine gegenüberliegende Thür auf, ein paar Soldaten — das waren aber ſchon fix und fertige — ſtiegen unter uns um und beförderten

Einen um den Andern durch die Thür in den inneren Raum. Zur Zeit habe ich die blaſſeſten Geſichter geſehen in meinem Leben. Die Meiſten ſchritten übrigens recht tapfer durch die verhängnißvolle Pforte. Wir waren aber numerirt. Damit an einer und derſelben Altersklaſſe in der Reihenfolge der Vorrufung keine Willkürlichkeit herrſchen konnte, indem es für den Rekruten gewöhnlich vortheilhaft iſt, einer der Letzteren zu ſein, ſo wird die Reihenfolge einige Wochen früher ſtets durch das Loos beſtimmt, welches jeder Stellungspflichtige perſönlich ziehen, oder durch beliebige Perſonen ziehen laſſen kann. Für mich hatte der Krieglacher Vorſtand gezogen, und zwar die günſtige Nummer 67.

Die Nummern bis 30 hinauf kehrten faſt zur Hälfte nicht wieder. Ein Feldwebel holte ihre Kleider. Wir wußten, was das zu bedeuten hatte. Die aber zurückkehrten, brachten ein um ſo vergnüglicheres Geſicht mit, kleideten ſich ſo raſch als möglich an oder nahmen aus Furcht, daß es die Herren drinnen gar noch reuen könne, ſie laufen gelaſſen zu haben, eilig die Kleider unter den Arm und entſchlüpften durch irgend ein Loch in's Freie.

Von Nummer 51 bis 65 kehrte Jeder zurück. Die Nummer 66 erſchien nicht mehr; der Feldwebel kam um ihren Anzug. So wurde endlich nach Nummer 67 gerufen. Ich ſchritt mit möglicher Gemeſſenheit — eher zu ſchnell als zu langſam — in die Löwenhöhle.

Was war denn da Beſonderes? Drei oder vier Herren in ſchwarzen Röcken mit funkelnden Knöpfen, ſilbernen Halskragen, raſſelnden Säbeln und martialiſchen Schnurbärten. Cigarren rauchten die Käuze. Mein erſter Gedanke war, ob ſie nicht durch ein höfliches „Guten Morgen“ zu beſtechen wären. Aber ich hatte von meinen Vordermännern gehört, daß die Herren auf ſolchen Gruß gar nicht gedankt hätten; wir waren nichts als eine Sache, und wer wird denn mit einer Nummer 67 Gruß tauſchen? Ich biß alſo die Zähne zuſammen und ſchwieg, und warf den trotzigſten meiner Blicke vor mich hin.

Sofort wurde ich an eine aufrechtſtehende Stange geſtellt. Einer der Offiziere dirigirte mit ſachtem Händedruck die Bruſt hervor, die Kniee zurück und ſagte: „Vierundſechzig ein halb!“

Ein Anderer ſchien das aufzuſchreiben.

„Bruſt friſch; Muskeln bildungsfähig.“

„Noch ein Jahr laufen laſſen,“ ſagte ein Anderer.

„Geh' und zieh' Dich an!“

Das war der ganze Vorgang. Ich wußte kaum, wie ich wieder in den Vorſaal gekommen war. Beim Ausgang an der Treppe hielten die wachehabenden Soldaten das Bajonnet vor den Weg; das iſt eine Bitte an die Glücklichen um Trinkgeld. Es bedürfte des Bajonnetes nicht, Jeder giebt: iſt es doch der Moment, in welchem er aus dem verhängnißvollen Hauſe und ſeinen oft harten Folgen wieder in die liebe Heimath zurückkehren darf.

Die „Gebliebenen“ dürfen zumeiſt auch noch einmal heimgehen und dort die Einrückung abwarten; aber heute werden ſie in Gewahrſam gehalten, bis die Herren mit der Aſſentirung fertig ſind; dann werden ſie zu den Regimentern getheilt und haben den Fahneneid zu leiſten und nun ſind ſie — Soldaten.

Wir erwarteten ſie in den Wirthshäuſern von Bruck, ſie wurden mit lautem Geſchrei empfangen und ſie wurden gefeiert mit Wein und Geſang, und wenn mancher der „Behaltenen“ in's Brüten wollte verſinken darüber, daß er heute ſein heiteres Jugendleben in den grünen Bergen hatte verloren und nun fortmarſchiren ſollte vielleicht in ein fremdes Land, vielleicht auf's weite Feld und daß er — er lebte ſo gerne, wie die Anderen — ſein junges Blut ſollte einſetzen: ſo weckte ihn das Gejohle der Zechgenoſſen immer wieder zu neuer Wirthshausluſt, und endlich war in Allen eine Stimmung, als wäre blos dieſer eine Tag, aber er hätte kein Ende, er verſinke nur in die Nacht und die Nacht in Wein.

Aber es kommen und vergehen die Stunden, und es kommen und vergehen die Räuſche. Am andern Tage ſonderten wir uns, und nach Krieglach-Alpel ging, was nach Krieglach-Alpel gehörte. Aus unſerem Schocke waren zwei Mann zu Soldaten geworden: ein blutarmer, aber bildſchöner Kohlenbrenners-Sohn und ein Bauernknecht. Der Bauernknecht ſtellte ſich luſtig und faſt ausgelaſſen und wollte mit manchem Straßenwanderer, der uns begegnete, Händel anfangen. Der Kohlenbrenners Sohn war tief traurig. Wir wußten nicht, was denn er durch das Soldatenleben verlor, er wußte es auch nicht — er ſchaute die hohen Berge an und die ſchönen Waldbäume . . . .

Um ſo mehr ſorgten wir Anderen und die Wirthshäuſer am Wege, daß die tolle Rekrutenluſt nicht entſchlafe. Den Strauß und die Bänder behält nach der Väter Sitte nur der als Soldat zurückkehrende Rekrut auf dem Hute. Wir aber machten es heute anders, wir behielten Alle die Sträuße auf, um damit um ſo mehr Aufſehen und Reſpekt zu erzielen.

„Schau, ſchau, 's wird leicht wol Krieg werden," meinte manch ein Bäuerlein, „weil ſie jetzund Alle behalten — gleich Alle nach der Reih' her. Wird wol wahr ſein, was die alten Leut' haben geſagt, daß die Weibsleute um den Stuhl raufen werden, auf dem einmal ein Manneder iſt geſeſſen."

Hinter dem Dorfe Freßnitz erreichten wir einen Bettelmann, der einen Leierkaſten auf dem Rücken trug. Sogleich forderte ihm einer den Drehhebel ab, und während ein Zweiter den Alten voranführte wie ein

Zaumroß, werkelte ein Dritter auf dem Rücken des Bettelmannes alle Weiſen, die im Kaſten ſtaken, und wir Uebrigen tanzten und hüpften auf der gefrorenen Straße. Solchen Aufzuges kamen wir nach Krieglach, wo wir unſer muſikaliſches Geſpann in's Wirthshaus mitnahmen. Der Alte war gar ſehr vergnüglich und verſicherte uns, daß wir Engel von Rekruten wären, gegen jene zu ſeiner Zeit. Er hatte es auch getrieben, und wenn ſie einmal einen Bauer, der im Wagen ſaß und ſich von ſeinem Eſel den Berg hinanziehen ließ, an die Deichſel geſpannt und dafür den Eſel in den Wagen geſetzt hätten, ſo wäre das noch nicht das Keckſte geweſen. Er ließ uns leben und pries die alte Zeit.

Ueber den Alpſteig wurde viel geſungen. Ich möchte die Lieder nicht wiedergeben; wir ſangen uns warm, wir ſangen uns heiſer. Als uns an der oberen Reide eine Hauſirerin, die Eier-Mirzel aus dem Jackellande begegnete, welche im Korb die Dingelchen, von denen der Volksmund ſingt: „'s iſt ein länglichrund Kaſtel, hat kein Thürl und kein Aſtel, iſt eine Kaiſerſpeiſ' drin," nach Mürzzuſchlag beförderte, kam mir das Wort aus: „Lene (weiche) Eier wären gut für die Heiſerkeit!"

„Das werden wir aber gleich ſehen!" riefen die Anderen, nahmen dem Weibe den Korb ab und tranken ihre ſämmtlichen Eier aus. Der Köhlers-Sohn trank auch mit — ich ebenfalls.

Die Eier-Mirzel konnte in ihrer Entrüſtung ſonſt kein Wort hervorbringen, als: „Ihr ſeids Lumpen!"

„Das macht nichts," antwortete ihr der Zedel-Zenz, „wenn wir einmal Geld haben, zahlen wir."

Sie kehrte nun mit ihrem leeren Korbe um und äußerte brummend ihre verſchiedenen Anſichten über uns und unſer Gehaben. Wir huben wieder an zu ſingen und die Eier thaten ihre Schuldigkeit.

Beim Stockerwirth ließen wir's noch einmal toll übergehen. Ich unterließ es nicht, hier neuerdings nach der Straußſpenderin zu forſchen, und war feſt entſchloſſen, dieſes Mädchen, wann und wo ich es auch ergriffe, mit ganzer Herzensſeligkeit zu lieben.

Die alte Wirthin zwinkerte vielſagend mit den kleinen, grauen Aeuglein, aber Näheres habe ich bei ihr nicht erfahren.

Vor dem Wirthshauſe trennten wir Burſchen uns in dem unerſchütterlichen Bewußtſein, nach dieſen Tagen der Gemeinſamkeit uns gegenſeitig die zuſammenhaltigſten Kameraden zu bleiben. Für den Tag, wenn die beiden Gebliebenen fort müßten, wurde noch ein Abſchiedsfeſt beim Stockerwirth beſtimmt.

Nach verrauſchter Luſt faſt öde war es in meinem Innern, als ich hinaufging gegen mein Heimathshaus. Zu jedem Fenſter ſah ſchon ein lachender Kopf auf mich heraus. Der Vater ging mir langſam entgegen und ſchlug mir mit dem Arm den Hut vom Kopf, daß die Bänder rauſchten im hartgefrorenen Schnee.

Ich wußte im erſten Augenblicke nicht, was das zu bedeuten hätte, aber mein Vater ließ mich hierüber nicht lange im Ungewiſſen.

„Macht Dir das nichts,“ ſagte er, „daß Du mit einer brinnrothen Lug auf dem Hut heimkommſt? Von wem Du den Beſen haſt, davon werden wir ſpäter noch reden. Jetzt frag' ich Dich nur, wieſo Du Deiner Mutter das anthun kannſt? Wie hart ihr um's Herz iſt in der Angſt, daß ſie ein Kind kunnt verlieren, das weißt Du hundsjunger Laff freilich nicht. Aber daß Du uns ſo hätteſt erſchrecken mögen! Von Dir hätt' ich's nicht vermeint. Wenn nicht juſt die Eier-Mirzel gottsgeſchickt daher kommt und uns erzählt, daß Du dasmal doch glücklich drauskommen biſt, ſo hätteſt Du mit Deinem verdanktleden Buſchen eine ſaubere Geſchichte aufheben können. Wo die Mutter eh' allerweil kränklich iſt! ....“

Ich zitterte am ganzen Leib. Der Rekrutenduſel war weg, ich ſah plötzlich meine ganze Niedertracht. Mein Herz that einen Schrei nach der Mutter. Und dieſelbe Eier-Mirzel, die wir auf der Straße — ich ſage den rechten Namen — ausgeplündert hatten, war in ihrer Gutmüthigkeit vorausgelaufen, um den Meinen, von denen ſie manche kleine Wohlthaten empfangen hatte, zu ſagen, daß ſie ſich vor dem Soldatenſtrauß, mit dem ich wahrſcheinlich heimkommen würde, nicht erſchrecken möchten, ich wäre glücklich davongekommen.

Der freud- und liebevolle Händedruck der Mutter vergrößerte noch meine Zerknirſchung. Da hielt mir ſchon der Vater den Strauß vor die Naſe: „Und jetzt, Bub', mußt wol ſo gut ſein und mir ſagen, woher Du das ſchöne Geblümel haſt! Ziehſt mir gar ſchon etwa mit Einer um? Das muß ich wiſſen!"

So Vieles und Süßes von hübſchen Dirndln ich in mir dachte, ſo gern ich davon mit meinesgleichen ſprach, vor dem Vater ſah das Ding ganz anders aus.

Ich verſicherte, daß ich noch mit Keiner umziehe und daß ich nicht wiſſe, wer mir den Strauß gegeben hätte. Er lachte auf, dann fuhr er mich zornig an, von wegen „der dummen Keckheit, ihm ſo was vorlügen zu wollen".

Die Mutter kam dazwiſchen und ſagte, man könne froh ſein, daß ich wieder daheim wäre, und man ſolle mich nicht erſt hart ſchelten.

„Du machſt ihn in ſeiner Schlechtigkeit noch ſtark?" rief er, „wenn er mir hell in's Geſicht lügt. Oder iſt Dir ſo ein Halbnarr ſchon vorgekommen, der nicht weiß, von wem er den Buſchen auf dem Hut hat?"

„Jetzt muß ich lachen auch noch," ſagte die Mutter, „dasmal kann's der Bub' freilich nicht wiſſen, weil ich ſelber ihm den Strauß heimlich auf den Hut ſtecken hab' laſſen, daß er doch auch was Färbig's haben ſoll, als wie die Anderen."

Heimlich hat ſie's gethan, weil ſie geahnt hat, ihr Sohn verlange nach fremden Roſen und könne die Spende der Mutter leicht verſchmähen. Sie hat ihm ſeine Undankbarkeit ſchon im vorhinein verziehen. — Und der heimkehrende Sohn 'hätte ſie mit demſelben Strauß in's Herz treffen können! —

Die Geſchichte iſt aus; der Vater ſchwieg und ich auch — ich habe mir meinen Theil gedacht.

Daß die Kinder nur immer ſo in's Weite und in's Fremde ſtreben, nach Liebe hungern und nach Liebe haſchen, die ſie doch ſo rein und reich und unendlich nimmer finden, als daheim an der ewigen Liebe Quell — am Mutterherzen!

Bauernhöflichkeit.

Nun will ich in dieſem Büchlein noch einige Erfahrungen aus meinem Handwerker- und Nomadenleben ſchildern, die es einzig mit der Charakteriſtik des Bauernthums zu thun haben.

Ich ſehe in Bezug auf die Ueberſchrift dieſes Kapitels ein ironiſches Lächeln auf dem freundlichen Antlitze meines Leſers. Und eben dieſes Lächeln iſt mir Grund genug, zu beweiſen, daß wir den Bauern gegenüber in Sachen der Höflichkeit gar nichts zu lachen haben.

Zuerſt ſtelle ich den wunderlichen Satz auf: Die Bauern ſind höflicher als wir anderen Leute. Dann gehe ich an die Beweisführung.

Der bäuerlichen Höflichkeit giebt es drei Arten. Erſtens Höflichkeit des Bauern gegen Seinesgleichen, zweitens Höflichkeit gegen ſeine Untergebenen und drittens ſolche gegen ſeine Vorgeſetzten. Er ſelbſt giebt nur der letzteren Art den Namen; daß er auch gegen Seinesgleichen höflich iſt, ahnt er kaum; er iſt es unwillkürlich, er hat's im Blute, es iſt altes Herkommen und ihm angeerbt. Nur macht er's auf eigene Art.

Der Egoismus wuchert unter den ungebildeten Menſchen am ſtärkſten oder wenigſtens, ſagt man, am unverhüllteſten: nun iſt es aber merkwürdig, wie der Bauer ſeine Eigenſucht zu verdecken weiß. Immer und überall in ſeinem Handel und Wandel giebt er ſich den Anſchein, als ſuche er die Intereſſen Anderer zu fördern, als ſtelle er ſich ſelbſt dabei in zweite Linie, frage darüber bei Handelsleuten und Advokaten an. Freilich fällt er zuweilen jämmerlich aus der Rolle und dann iſt er das Thier, das mit bebenden Pfoten und fletſchenden Zähnen rückſichtslos um's liebe Daſein ringt.

Indeß, ſo ernſt wollen wir's diesmal nicht nehmen: es handelt ſich hier um Höflichkeit und Leutſeligkeit — leichte Spielwaaren, die eben ſchon unter der Etiquette „Tugend" in den Handel kommen.

Höflichkeiten ſind die kleinſten Verkehrsmünzen, die wir haben; ſie ſind allenthalben gangbar, ſie ſind unentbehrlich, doch im Allgemeinen deren ein Dutzend nicht einen Kupferbatzen werth.

Aber wenn dieſe Spielmarken fehlten! — Da möchte kein Hund noch länger leben. — Hunde ſelbſt — ſie wären denn beſonders bösartig — beſchnuppern, bewedeln, begrüßen ſich, wenn ſie zuſammenkommen. Ochſen auf der Weide lecken ſich die Haare und ihre gegenſeitige Gemüthlichkeit hört erſt auf, wo es ſich um einen Grasſchopf handelt, den jeder für ſein hält.

Beobachten wir nun den Bauer unter Seinesgleichen. Sei es in Haus und Feld, auf Wegen und Stegen, in der Schenke oder in der Kirche — er hat ſtets einen Gruß für den Nachbar. Iſt's nun das „Grüßgott“ oder das „Kummah“ (Willkommen) oder das „Gelobt ſei“ oder das „Geſegne Gott“ oder das „Gut' Nacht“; oder iſt's ein anderer Ausdruck, den wir für keinen Gruß halten, der aber doch einer iſt, weil er zur Anſprache das freundſchaftliche, brüderliche Verhältniß zwiſchen dem Anſprecher und dem Angeſprochenen ausdrückt. Wenn ein Landmann dem anderen in's Haus tritt, ſo ſagt er häufig: „Geht's auſſi in d'Sun!“ (Geht hinaus in die Sonne!) Der Gegengruß iſt: „Sie ſcheint halt nit gar viel,“ oder: „Raſt' ab!“ Oder es erreicht Einer auf der Straße den Anderen, ſo ruft er ihm zu: „Geh' ſtad!“ oder „Nimm Dir Zeit!“ Ein Anderer ſchreit auf dem Felde über den Zaun: „Na, biſt auch ſchon auf, Nachbar? Du Saggra, Du, haſt heuer ein ſchöneres Korn als wie ich. Na, grüß Gott!“

Uebermüthiger ſind die Anſprachen der Burſchen, beſonders im Wirthshauſe. „Du Haderlump!“ etwa ſchreit Einer dem Anderen zu, „biſt ſchon wieder beim Saufen, und haſt Dir die Wochen nit einmal a Waſſerſuppen verdient!“ „Recht haſt,“ erwiedert der Andere, „bin ſchier ſo ſtinkfaul wie Du! Wenn ſie Dir den Moſt in die Gurgel gießen thäten, Du ſtundſt Dein Lebtag nit auf vom Neſt. Na, trink einmal, ſetz' Dich a Biſſel zu mir her.“

Sonderbare Begrüßungen ſind's, aber ſie deuten auf gute Kameradſchaft. Wenn hingegen Einer zum Anderen ſagt: „Guten Morgen!“ ſo mag man ſchließen, daß ſie ſich völlig fremd ſind oder einander nicht gut leiden können.

Wenn ein Fremder in einem Hauſe gerade zur Mahlzeit recht kommt, ſo wird er ſtets eingeladen, mitzueſſen; anſonſten legt ihm der Hausvater den Brotlaib vor: „Koſt' von unſerem Brot, 's iſt halt nit gut!“ Für den Eingeladenen iſt es Sitte, daß er ſich eine Weile weigert, bevor er die Sache annimmt. „Ah, ih!“ iſt ſein ſtändiges Wort, was ſo viel heißen ſoll als: „Ach, ich bin's nicht werth?“ Oder er meint, bevor er ein Gebotenes annimmt: „Behalt's nur ſelber!“ und während er ſchon die Hände danach ausſtreckt: „'s wär' eine rechte Grobheit!“

Selbſt eine Bitte bringt der Bauer gewöhnlich in negativer Weiſe vor, z. B.: „Gelt, Michel, Du wirſt mir bis morgen nicht gern fünf Gulden leihen?“ Er ſtellt ſich als einverſtandener mit der abſchlägigen Antwort als mit der Gewährung und wird erſt grob, wenn dieſe abſchlägige Antwort erfolgt iſt.

Der Bauer ziert ſich gerne dadurch, daß er Alles, was ihn und das Seine betrifft, dem Fremden gegenüber tief herabwürdigt, hingegen die Dinge des Fremden über Gebühr lobt und preiſt. — Deine Kinder ſind ſtets größer und braver wie meine; Deine Ochſen auch; — doch halt! ſind Deine Ochſen größer und ſchöner wie die meinigen, ſo will ich damit nur ſagen, daß es mir nicht danach gelüſtet; denn wollte ich ſie kaufen oder eintauſchen, ſo würde ich ſie Dir früher ordentlich verſchimpfiren. — Dies ein Grundſatz bäuerlicher Lebensphiloſophie.

In Gegenwart eines Nachbars wird nur ſelten ein ungebührliches Wort im Hauſe geſprochen; Alles iſt im beſten Einvernehmen; ſelbſt die Kinder ſind ſittig und beweiſen dem Fremden ihren Reſpekt. Eine beliebte Form der Höflichkeit iſt, um die Beſchäftigung zu fragen: „Was arbeiteſt denn heut'?" oder: „Nit gar zu fleißig ſein!" Beſuche und Gegenbeſuche im Allgemeinen ſind im Bauernhauſe nicht üblich, doch am Sonntag zur Nachmittagszeit gehen Männer und Burſchen gerne in die Nachbarshäuſer. Dabei iſt freilich von Höflichkeit oft nicht viel zu ſpüren. Da poltert ſo Einer in's Haus, in die Stube, ſetzt ſich ſonder Gruß ſtumm auf die nächſte Bank und das erſte Wort, das er ſpricht, iſt der Befehl an ein Kind im Hauſe: „Geh' Bub (oder Menſchl), bring' mir ein Tabaksfeuer!" Aber das verſchlägt nichts; der

Gaſt wird artig behandelt, zur Jauſe oder zum Roſenkranzgebete eingeladen —; daß er gekommen, zeigt ja eben, er habe Neigung für das Haus.

Die Theilnahme bei Unglücksfällen iſt in der Bauernſchaft nicht ſeltener auf bloße Höflichkeit zurückzuführen als anderswo. Was den Bauer in's Herz trifft, das macht ihn gewöhnlich ſtumpf und ſtumm, moraliſch wie phyſiſch genommen; wenn er beim Unglücke Anderer die ſalbungsvolle Zunge braucht, weiß davon ſein Herz nicht viel.

Der Bauer iſt, ſo lange eben ſein perſönlicher Vortheil nicht gefährdet erſcheint, in der Regel rückſichtsvoll und artig gegen ſeine Nebenmenſchen. Ausnahmen ſelbſtverſtändlich giebt es auch hier.

Seine Untergebenen behandelt der Bauer nicht in jener herriſchen, trotzigen Weiſe, wie man das bei anderen Ständen findet. Der Bauer iſt mit ſeinen Dienſtboten auf „Du und Du,“ ſpeiſt mit ihnen an demſelben Tiſche und beſpricht mit ihnen die Fragen des Hauſes. Ich kannte einen Grundbeſitzer, der bei jeder Bürgermeiſterwahl ſich mit ſeinem Geſinde beſprach, welcher zu wählen wäre, obwol er dann ganz nach ſeinem eigenen Kopfe handelte.

Durchaus zuvorkommend iſt der Bauer den Handwerkern gegenüber, die er in's Haus nimmt. Gleichwol heimlich oft über dieſes nothwendige Uebel fluchend, zeichnet er den Schuſter, den Schneider, den Wagner u. ſ. w. durch alles Mögliche aus und ergeht ſich in Feinheiten nach ſeiner Art. Er ſpricht den Handwerker ſelten mit „Du“ an, ſondern ſagt „Ihr“ oder „der Meiſter“ oder auch z. B. ſo: „Thu' der Schneider eſſen! Der Schneider wird hungrig werden, wenn Er nit ißt. Wir haben dem Schneider ſonſt nichts zu geben.“

Eine Regel iſt, daß jüngere Leute die älteren, wenn dieſe verheirathet ſind, mit „Ihr“ anſprechen: unerhört wäre es bei den Kindern, zu ihren Eltern, Pathen u. ſ. w. „Du“ oder „Sie“ zu ſagen. Das „Er“ gegen ganz fremde Leute gilt für höflicher als das „Du.“ Zuweilen gebraucht der Bauer gegen Fremde auch das „Wir.“ „Von wo ſind Wir her, wenn ich fragen darf? Schaffen Wir was?“

Als Dankeswort für ein Geſchenk hat der oberländiſche Bauer zwei Formen; iſt das Geſchenk eine Speiſe, etwa ein Stück Brot, ein Krug Moſt, oder gilt es nach einer Mahlzeit, zu welcher er geladen war, ſo ſagt er: „Vergelt's Gott!“ Iſt das Geſchenk ein anderer Gegenſtand, ein Kleidungsſtück, eine Dienſtleiſtung u. ſ. w., ſo gebraucht er das „Dank Dir Gott!“

Selbſt dem Bettelmann bringt der Bergbauer eine gewiſſe Höflichkeit entgegen. Für's Erſte beantwortet er auf jeden Fall deſſen Gruß; dann fragt er, was jener begehre und entſchuldigt ſich ſchließlich, wenn er dem

Verlangen nicht nachzukommen vermag. Meine Mutter, von Herzen eine Gönnerin der Armen, fragte den Bettler ſtets: „Was will Er denn?“ Wollte ſonach der Mann die freigeſtellte Wahl ſtets benutzen, ſo begehrte er zumeiſt das Köſtlichſte: „Ein Stückel Rindſchmalz!“ „Wir haben halt jetzt kein Rindſchmalz,“ hierauf die Mutter gewöhnlich. Der Bettler: „Oder einen Speck!“ Die Mutter: „Der Speck iſt wol auch gar geworden.“ Bettler: „So gebt mir ein Fleiſch!“ Die Mutter: „Mein lieber Gott, wir haben ſchier ſelber das ganz' Jahr kein Fleiſch.“ Daraufhin rief einmal ein alter „Abſchieder“ (vom Militär Verabſchiedeter) aus: „Ja, zweg fragt's denn, Bäuerin, was Einer will, wenn's nachher nichts habt's!“ Meine Mutter hatte keine große Auswahl an Gaben, entweder ſie konnte eine Handvoll Mehl reichen, oder ein Stück Brot, oder einen Löffel Sterz, der von der Mahlzeit übrig geblieben war.

Wenn Bettelleute raiſonniren, ſo bedeutet das, meint der Bauer, immer gute Zeiten und nur ſelten gebraucht er ſein Hausrecht, ſondern trachtet die grollenden, drohenden Leutchen auf gute Art los zu werden. Hierin mag Aberglaube und Furcht freilich mehr Antheil haben, als angeborene Gutherzigkeit und herkömmliche Höflichkeit.

Nun der Bauer gegen ſeine Vorgeſetzten.

Im Allgemeinen hat der Landmann ſeine Norm bezüglich des Hutabnehmens. In ſeinem Dorfe zieht er den Hut vor der Prieſterſchaft, vor dem Arzte und bisweilen auch vor dem Gemeindevorſtande, wenn dieſer kein Bauer iſt. Vor Seinesgleichen lüftet der Bauer die Kopfbedeckung niemals. Hat er's jedoch mit dem Steuerbeamten, mit dem Bezirkshauptmanne, mit dem herrſchaftlichen Arbeitgeber zu thun, ſo wird ſeine Höflichkeit nicht ſelten zur Kriecherei. Man weiß ja, wie oft ein Bauer nach dem „Herein" noch an die Thür klopft, ehe er ſie furchtſam öffnet. Man weiß auch, um wie viel Schritte vor der Thür er ſchon den Hut abgezogen und mit der flachen Hand die ſtruppigen Haare geglättet hat, um nur recht höflich zu ſein. Dann ſteht er gebeugt wie ein armer Sünder da; er heuchelt und ſchmeichelt, läßt ſich abkanzeln und muckſt nicht, wenn ihm auch dreifach Unrecht geſchieht. Er kann ſich die „Herren," wie er dieſe ſeine Vorgeſetzten nennt, gar nicht anders als grob denken, und wenn ihm doch einmal Einer vorkommt, der mit einem Anflug von Leutſeligkeit mit ihm verkehrt, ſo iſt er innerlich beglückt und erzählt es aller Welt, was das „für ein handſamer Herr iſt, recht kamod mit ihm zu diſchgariren." Für einen ſolchen blüht ſeine Dankbarkeit auf und jedes freundliche Wort von ſeinen Vorgeſetzten betrachtet er als beſondere Gunſt und Wohlthat, die er nicht ſo leicht vergißt.

Die echte, uneigennützige Höflichkeit des Bauers jedoch kommt erſt zum Ausdrucke, wenn der Mann mit Menſchen aus höheren Geſellſchaftsklaſſen verkehrt, von denen er unabhängig iſt. Hier wird ſeine Umgangsweiſe freier. Selten wird dem Touriſten ein grober Bauer begegnen; der Landmann mag dem Städter gegenüber verſchmitzt, tückiſch, ſchalkhaft, auf Vortheil lauernd ſein, aber ſtets höflich. Der Bauer weiß es recht gut, wie oft und vielfach er das Stichblatt ſtädtiſcher Witze und Hänſeleien iſt; aber er beherrſcht ſich wie einer und thut, als ob er nichts merkte. Mancher allerdings verſucht, vor den „G'ſtudirten“ ſeine Naturweisheit leuchten zu laſſen, ihnen zu verſtehen zu geben, daß der Geſcheidte den Vielwiſſer zuweilen doch in den Sack ſteckt. Andere wieder ſtellen ſich vor dem Städter viel einfältiger, als ſie ſind und entſchädigen ſich dafür mit dem ſtillen Bewußtſein, die gelehrten Herren hinter's Licht geführt zu haben.

Die Städter, denen man ſonſt doch viel Schliff und Lebensart zuzuſchreiben gewohnt iſt, verkehren in der Regel (ich bitte ſtets auch zu bedenken, daß es Ausnahmen giebt!) nichts weniger als höflich mit den Bauersleuten. In herriſcher Weiſe werden dieſe oft herumkommandirt auf ihrem eigenen Grund und Boden, und nicht einen Augenblick vergißt der Städter, ſeine Ueberlegenheit dem Landmanne gegenüber zur Geltung zu bringen. Nicht ſelten auch wird die Taktloſigkeit begangen, über die uralten Sitten, die dem Bauer an's Herz gewachſen ſind, über die ſchlichten Verhältniſſe des bäuerlichen Lebens ſich luſtig zu machen und auf politiſchem oder religiöſem Felde mit dem Landmanne Proſelyterei zu treiben. Und das Alles läßt ſich der Bauer gefallen, verzieht nicht einmal den Mundwinkel, iſt artig in Frage und Antwort und dienſtfertig, wo immer er glaubt, damit den Stadtherrſchaften zu ſchmeicheln. Wenigſtens hält er den Hut in der Hand, bis ihm das Aufſetzen zwei-, dreimal befohlen worden. Wenn ein Bauer und ein Städter neben einander auf der Straße wandeln, ſo wird Erſterer gewiß ſeinen Gang immer ſo einrichten, daß der Städter auf den beſſeren, glatteren Theil des Weges zu gehen kommt. Bei jedem Brunnen, bei jedem Zaunſchranken, bei jedem Stege wird der Städter Gelegenheit haben, die zarten Aufmerkſamkeiten ſeines bäuerlichen Begleiters wahrzunehmen, ſelbſt wenn dieſer auch kein routinirter Fremdenführer iſt. Und kommen ſie zum Bauernhauſe, ſo wird es der Bauer kaum unterlaſſen, ſeinen Weggenoſſen zum Eintritte unter ſein Dach zu laden, wird vielleicht noch die Bäuerin aufrufen, daß ſie friſche Milch und Butter bringe oder ein anderes Labſal und wird echte Gaſtlichkeit üben an dem, der ihn vorhin aufdringlich bevormundet oder gar gehänſelt hat und zu dem er thatſächlich keine allzugroße Zuneigung verſpürt. Es iſt ja ſicher, Stadt und Land werden ſich nimmer gut mit einander vertragen. Auch der Bauer macht, wenn er gegen die gebildeten Klaſſen nicht etwa gar verbittert iſt, ſich wenigſtens luſtig über die „Herren," aber er thut es hinter ihrem Rücken, während er ſich andererſeits was einbildet, mit denſelben zu verkehren. Er ahnt vielleicht doch, daß er in ſolchem Umgange Manches lernen könnte, jedenfalls iſt es ihm auch der Abwechslung wegen zu thun und ſchließlich wirft das unter ſeinen Genoſſen ein vortheilhaftes Licht auf ihn, wenn es heißt: „Der weiß mit den Herren umzugehen: der iſt auch mit den Stadtleuten gut an: der iſt nicht dumm!"

Der Bauer weiß, daß der Städter für Höflichkeiten empfänglich iſt, und weiß endlich auch, daß ein artiges Benehmen gerade hier bisweilen irgend eine erfreuliche Vergeltung findet. Urſachen genug, das Auge zuzumachen, wenn der Städter etwa mitten über ſein grünendes Kornfeld ſpringt und die Wegſchranken angelweit offen läßt, während der Handwerksburſche, der ſo etwas triebe, mit Hund und Stock zurecht gewieſen würde.

So übt der Bauer nach ſeiner Art Höflichkeit gegen Jeden, der darauf Anſpruch macht. Ueber ſeine Grobheit wäre freilich auch ein Kapitel zu ſchreiben, ein viel größeres, als dieſes iſt — würde aber nicht anmuthig ausfallen. Hier habe ich nur zeigen wollen, daß auch unter dem Landvolke gangbar jene Spielmünze, die, nur in etwas anderer Prägung, den Salon beherrſcht — und daß, wenn Stadtherr und Bauer zuſammenkommen — Letzterer gemeiniglich der Höflichere iſt.

Bauerngemüthlichkeit und -Humor.

Gemüthlichkeit iſt eine dehnbare Haut, die ſich über alles Mögliche ſpannen läßt. Gemüthlichkeit ſoll von Gemüth abſtammen, iſt aber dieſem ſeinen edelherzigen Vorfahren ſehr entrathen. Gemüthlichkeit iſt eine Vagabundin, die ſich heutzutage mit den ungeſittigſten Geſellen herumtreibt. Im Gewöhnlichen verſtehen wir unter Gemüthlichkeit den Gegenſatz von Ernſt, Zurückhaltung, Gemeſſenheit, von ſtrenger Umgangsſitte und Höflichkeit. Und was iſt da nicht alles gemüthlich! Gemüthlichkeit beſitzt nicht einmal einen Rock, ſie läuft in Hemdärmeln um: ſie iſt bald mit Jedem gut Freund, ſchäkert und hüpft mit dem nächſtbeſten Fremden und ſchmiegt ihm den Arm um den Nacken, und trinkt aus eines Jeden Glas und ißt mit eines Jeden Löffel und hat allweg gutmüthig zwinkernde Aeuglein. Sie nennt ſich gerne treuherzig, iſt aber kein wahrer Freund, denn im Unglücke und ſelbſt in Geldſachen ſchon hört die Gemüthlichkeit auf.

Das wäre gar nicht ſchmeichelhaft, beſonders für den Steirer, der ſich des Rufes großer Gemüthlichkeit erfreut. Indeß aber iſt die Gemüthlichkeit des Landmannes wieder etwas Anderes als die des Städters. Die des Städters iſt ſo oft eine verunglückte Nachahmung der ländlichen Natürlichkeit und des natürlichen Humors. Die Natürlichkeit und der Humor des Landmannes jedoch iſt ſo häufig wieder was Anderes als das, was wir unter Gemüthlichkeit verſtehen. Der Bauer hat bisweilen weniger Gemüth als der Kulturmenſch, aber mehr ſogenannte Gemüthlichkeit, und dieſe Gemüthlichkeit des Naturkindes auf Weltmenſchen übertragen heißt — Frivolität. Eigen ſtellt ſich's dar, wo ſich die „Gemüthlichkeit" mit der Roheit paart.

„Heut' iſt's luſtig," ſchreit der Bauer bei der Kirchweih, „heut' muß gerauft werden!" Sie ſind ja unter ſich und aus lauter Gemüthlichkeit heben ſie Händel an und wenn Einer halbtodt geſchlagen iſt, ſo ſagt der Thäter zu ihm: „Mußt nit harb ſein deswegn; ſchau, ſo hab' ich's nit gemeint."

„Bin auch nit harb," entgegnet etwa der Geſchlagene; „aber wenn ich wieder auf kann, bring' ich Dich um."

Ein anderer „gemüthlicher" Fall. Der ſchwarz' Toni war ein Lumpenkerl: er trieb ſich in den Schenken und mit allerhand Weibsbildern um. Deß war ſein Weib nicht zufrieden und oftmals weinte ſie in ihre Schürze hinein: „Ach Gott, ach Gott, wäre ich ledig (unverheirathet) geblieben!“ Da kam eines Tages der ſchwarz' Toni halb beſoffen und ärgerlich über ein verlorenes Spiel vom Wirthshauſe heim. Sein Weib ſchluchzte wieder, da packte ihn der Zorn, er faßte das Tiſchmeſſer, ſtieß es ihr in die Bruſt und ſagte dabei mit weichmüthiger Stimme die Worte: „So, meine Luiſerl, izt biſt wieder ledig.“

Einen gemüthlicheren Mord kann man ſich doch nicht denken.

Ganz anders gemüthlich iſt freilich der Lackenſepp. Das iſt ein Großbauer in der Ratten, ſonſt ein ſehr ernſthafter Mann.

Sein Geſinde hat großen Reſpekt vor ihm. Wenn er aber im Wirthshaus iſt, wird er luſtig. Für's Erſte thut er den Rock aus, er hat allfort ein friſches Hemd am Leibe; dann thut er ſeine porzellanene Tabakspfeiſe hervor, auf welcher ein tyroliſches Liebespaar gemalt iſt, das mit einander Zither ſpielt, und auf der andern Seite ein tyroliſches Ehepaar, das ſich prügelt. Dann bringt der Wirth des Lackenſepp Stammglas, darauf iſt ein taumelnder Mann zu ſehen, der den Hut ſchief in den Kopf gedrückt hat und das Weinglas ſchwingt. Darunter ſteht zu leſen: „Heunt geh ih 's nit hoam!“ oder es liegt ein Betrunkener unter dem Tiſch und neben heißt's:

„Däs is a Lump, däs is a Lump,
Der mit an Rauſch kimt z' Haus!
Drum ſchlof ih mein Rauſch, ih mein Rauſch
Im Wirthshaus aus.

Oh, der Lackenſepp ſchläft noch lange nicht. Wein her! Den beſten und viel! er bewirthet den ganzen Tiſch.

„Und wan da gonz Rattnboch Wein wa,
Und wan da gonz Rattnboch mein wa,
Däs war a Welt!
Und olle Mühln bliebn da ſtehn in Birkfeld!“

Der Rattenbach oder die Feiſtritz fließt nämlich nach Birkfeld, und der Sepp meint, wenn der Rattenbach Wein und ſein wäre, ſo würde derſelbe gleich an Ort und Stelle ausgetrunken und ſo allen untenſtehenden Mühlen die Triebkraft genommen.

Hernach wird im Chor geſungen; die Lieder ſind alle gemüthlich, ſind alle in Hemdärmeln — ja, noch wunders, wenn das Hemd nicht geflickt iſt!

Spät in der Nacht muß ſich der Lackenſepp trennen von den luſtigen Genoſſen. Er geht nach Hauſe, er hat keinen Rauſch, aber der Wein iſt doch ein feines Trankl! „Herrgotts Vater, der iſt dir beſſer gerathen, als wie das Trinkwaſſer! — Gelt, Mond da oben, du ſagſt es auch? du Mond, du haſt heut' einen Rauſch! Tralla la, tralla la, wie iſt die Welt ſo wunderſchön! Aber Herrgotts Vater, iſt der Weg ſchmal! — Du Sonnwendkäferl, wenn Du nicht weggehſt, ich tret' dich zuſammen! — Was Dummheiten! Schön ernſthaft muß man ſein — tralla la, tralla la —"

Glücklich kommt er nach Hauſe. Still im ganzen Hofe, Alles ſchläft. Iſt das ein langweilig Neſt, ſo ein Bauernhaus! Der Sepp ſagt es ſelbſt: er möchte am liebſten die Knechte aufwecken, daß ſie ihm helfen, etzlichen Schabernack zu treiben — 's iſt allzu tauſendluſtig heut! Aber vor dem Geſinde muß der Großbauer ſtets ernſthaft ſein. So will er mit dem Kettenhund anbinden: „Türkel, ſchau, Türkel, geh' her da! ich laß' dich los, Türkel, wir ſpringen noch Eins um." — Aber der Hund knurrt, er erkennt ſeinen Herrn nicht wieder.

So ſucht der Sepp ſeine Kammer auf. Sein Weib ſchläft wie ein Maulwurf, und er weiß ſich vor Luſtigkeit gar nicht zu helfen. In allen Gliedern zuckt's ihm, was ſoll er nun anfangen? Die Oberdecke zerrt er dem Weibe aus dem Bett und hängt ſie an den Wandnagel. Das iſt ein feiner Spaß, er reibt ſich kichernd die Hände. Da kommt ihm noch ein beſſerer Einfall, er hüllt die Decke dem Kachelofen über. Er jubelt vor Entzücken. Da erwacht ſein Weib: Was treibſt denn, Seppel? Biſt närriſch worden?"

„Na du mein liab' Weibel," lallt er, „'s iſt ſo viel gemüthlich heut', ſo viel gemüthlich."

Derlei iſt ein gemachter Humor, und nicht jener natürliche, ſchalkhafte, der den Landmann charakteriſirt, der uns in alten Sprüchwörtern und Volksliedern ſo oft antritt. Manches ſchwere Geſchick legt der Bauer auf die leichte Achſel; es iſt nicht die ſtille Ergebenheit, die wir bei ihm finden; er ſucht ſich an ſeinem Elende durch Spott zu rächen und gleichzeitig mit dem unvermeidlichen Mißgeſchicke Du und Du zu werden. Das Unglück imponirt ihm nicht. Er iſt witzig, beißend, höhniſch aufgelegt, wenn ihn ein Ungemach verfolgt. Als dem Naid-Michel die Kornfuhr das erſte Mal umkippte, that er einen ſcharfen Fluch, worin gar keine Gemüthlichkeit lag. Als ihm die Kornfuhr das zweite Mal überſchlug, meinte er: „Aha, geht richtig auch der Teufel paarweiſe," und als die Kornfuhr das dritte Mal fiel, ſagte er: „Iſt ſchon recht, alte Kraxen, itzt kannſt ſelber aufſtehen, ich geh' und leg' mich auch in's Gras."

Gar draſtiſch iſt der Ausſpruch des alten Häusler-Natz. Der wollte Weizen anbauen und hatte keinen Dünger dazu. Er ſäete aber doch und machte eine Wallfahrt auf die gute Meinung, daß der gute Herrgott ihm doch einen guten Weizen wachſen laſſen möge. Als jedoch die Ernte kam, ſtand es ſchlecht mit ſeiner Frucht. „Ich ſeh's ſchon," klagte er dem Pfarrer, „das Beten hilft auch nichts. Iſt denn das ein Weizen?“ „Aber lieber Freund,“ ſagte der Pfarrer, „Ihr habt ja nicht gedüngt.“ „Je!“ rief der Bauer, „wenn ich Miſt hätt', brauchet ich den Herrgott nit.“

Eigen muthet es an, wenn zwei Bauersleute mit einander in heftigem Wortſtreit ſind. Die Ausdrücke und Gleichniſſe, deren ſie ſich bedienen, ſind nicht immer blos derb, ſondern oft auch witzig und beißend.

„Wie Du, ſind mir neun Tag Regenwetter lieber, das ſag' ich!“

„Das glaub' ich ſchon, die Kröten ſind dem Regen gar nicht ſeind.“

Oder anders.

„Wenn Eins von Dir was verlangen will, muß man eine gute Gnad' Gottes haben.“

„Wie kann denn ein Höllbratel, wie Du biſt, eine Gnad' Gottes haben?“

„Du, ein Höllbratel geb' ich Dir nit ab, das ſag' ich trocken!“

„Wärſt mir auch viel zu mager, Du. Biſt ja ein zaundürrer Scherben.“

In dieſem Tone geht's oft eine Weile fort, die gegenſeitigen Vorwürfe ſind mitunter gar trollig, und nicht zu ſelten geſchieht es, daß der wüthend angefangene Streit mit einem Gelächter endet.

Mit dem Humor geht die ländliche Gemüthlichkeit

Hand in Hand. So wie ſich im Allgemeinen der Humor erſt nach verſchiedenerlei Erfahrung im vorgeſchrittenen Alter einzufinden pflegt, ſo tritt uns die Gemüthlichkeit, hier die wohlwollende, ſtillvergnügt heitere Art, meiſt bei betagteren Bauersleuten entgegen. Die Jüngeren geben ſich lieber trotzig, übermüthig, oder witzelnd und ſpottend. Ich meinestheils weiche darum den jungen Bauersleuten, wo ſie in Mehrzahl beiſammen ſind, gerne aus und geſelle mich zu den Alten.

Selbſt wo das wahre, tiefe Gemüth ſpricht oder aufſchreit in Weh und Schmerz, iſt gerne ein meſſerſpitzvoll Schalkheit, Gemüthlichkeit dabei.

Dem alten Marhofer war ſein Weib geſtorben. Langſam, aber ſtetig ſchritt er in dem öden Hauſe umher. „Ei, ei," ſeufzte er, „nur noch einmal, wenn ſie mich nur noch einmal ausgreinen (auszanken) thät, meine Zilla!"

Echte Gemüthstiefe mit Gemüthlichkeit gepaart offenbarte ſich mir in einem Zwiegeſpräche, welches ich einſt zufällig zu hören bekam.

Vor einer Mühle auf dem Kornſacke ſaßen ein junger und ein betagter Bauer. Der junge wiſchte fortweg Staub von ſeinen Knien und ſagte dabei ein für's andere Mal: „'s iſt wol hart." Ihm war das Weib geſtorben.

„Ja freilich iſt ſo was hart," entgegnete der Aeltere endlich.

„Das Weib entrathet man verfluchtlet ſchwer im Haus."

„Das iſt gewiß," gab der Andere bei, „wirſt Dich wol wieder um Eine umſchauen müſſen, Hans."

Der Jüngere bürſtete mit der flachen Hand beharrlich an ſeinem Knie. Dann murmelte er: „Was es etwa nachher iſt, wenn man einmal geſtorben iſt? Was meinſt, Jak, kommen Eheleut' im Himmel oben wieder zuſammen?"

„Daſſelb' denk' ich mir wol."

„Nachher kann ich nimmer heirathen. Was fangſt denn im Himmel mit zwei Weibern an?"

Der Jak ſtutzte. „Iſt auch wahr," ſagte er dann, „auf das hätt' ich mein Lebtag nicht denkt."

„Ja, wie bin ich denn nachher dran? Die Erſt' will ich nit verſetzen."

„Leicht iſt's ſo, Franzel: Bleibſt der Erſten getreu und heirathſt nimmer, ſo kommſt wieder zu ihr. Heiratheſt aber wieder, ſo wirſt gotikeit der Erſten ungetreu und wirſt im Himmel wol mit der Letzten bei einander ſein. So denk' halt' ich mir's."

„Wird auch nit viel anders ſein. Und itzt weiß ich 's, ich verbleib' ledig."

Der Franzel hat dazumal thatſächlich nicht geheirathet. Aber weil es wahr iſt, daß man „das Weib verfluchtlet ſchwer im Haus entrathet," ſo hat er ſich eine

Wirthſchafterin genommen. Die war noch um etliche Jahre jünger als er. Und nach einer Zeit ſind der Franzel und der Jak wieder zuſammengeſeſſen auf den Mühlſäcken, oder anderswo.

„Franzel," ſchmunzelte der Alte, „wenn Du's ſo treibſt, ſo wirſt leicht nit mit Deiner Erſten im Himmel zuſammenkommen, viel eher mit Deiner Zweiten in der Höll."

„Meinſt?" verſetzte der Andere, „Du, in der Höll wär's mir zu heiß."

Darauf hat der Franzel ſeine Haushälterin Form Rechtens geheirathet.

Naivität und Schalkheit zuſammen macht das aus, was wir unter Gemüthlichkeit im guten Sinne verſtehen. Unverſehrt finden wir ſie nur noch in entlegenen Strichen, die bisher vom Zeitgeiſt nicht verſengt worden, und die vom tiefen Elende der Armuth verſchont geblieben ſind.

Bauerneitelkeit und Uebermuth.

Ich denke, die Weiber laſſen wir diesmal bei Seite. Uebermuth iſt nicht gerade ihre Sache, und Eitelkeit —? Die iſt bei den Frauen keine Schwäche, ſondern vielmehr Vorzug und Tugend. Der Hang zu gefallen, ſchön zu ſein, iſt löblich.

Aber die Männer laden wir uns ein, die gepuderten, geſchniegelten, parfümirten, aufgeprotzten — das giebt einen Spaß. Hier aber weichen wir wieder den feinlebigen Pflaſterſchleifern und Gecken von Profeſſion aus, deren Porträts die Salons der Kleiderkünſtler und Friſeurs ſchmücken; wir ſuchen den ernſten, oft ſorgenbelaſteten Mann der Arbeit auf. Wir laſſen uns nicht imponiren von der Würde ſeines Standes, auch nicht etwa von der Weihe der Armuth, der Urſprünglichkeit; uns gelüſtet heute nach den Schwächen und Sünden des ehrſamen Landmannes.

Die Kindheit und Knabenſchaft ſchenken wir ihm, ſchenken ſie ihm mitſammt der eitlen Freude über das erſte Höslein, das ach ſo bald bös durchfeuchtet und durchlöchert iſt: — ſchenken ſie ihm mitſammt dem erſten Rauchverſuch in der Wagenſchupfe, der ebenfalls übel ausgeht. Meinetwegen in ſeinem ſechzehnten Jahre packen wir ihn an, wo er in's Fenſter lugt, wie's mit dem Schnurbart ausſchaut. In die Naſe ſchnupft er hinauf, was hinaufgehört und nun ſieht er's: mutternackt iſt die Oberlippe. Er ſchleicht zum Herd. — „Was willſt denn mit der Kohle?" fragt ihn die Mutter. „Die heiligen drei Könige male ich auf die Kammerthür, weil's geiſtern thut," ſagt der Junge. In der Kammer dreht er den Reiber vor die Thür und mit Beihülfe des Fenſterglaſes ſtreicht er ſich den Schnurbart an. Zu ſcharf — verſteht ſich — darf der Flaum für's erſte Mal nicht ſein, er muß erſt allmälig wachſen. Aber heut' will der Burſch noch in die Nachbarſchaft gehen, es mögen dort die Kameraden und die Dirndln ſehen, daß „er ſchon herfürſticht". Ein nächſter Waſſertropfen ſchwemmt die ganze Anlage wieder weg. Da räth ihm ein Kamerad: „Balbiren, balbiren muß man ſich, wenn man will einen Bart haben!" Wol kratzt der Junge insgeheim mit dem Schermeſſer. Gar vergebens. Manches Paar Schuh' muß er noch zertreten, bis allmälig die Härchen kommen — etwas falb zuerſt, bald aber brauner und dunkler, wie ein „Bockshörndl“ (Johannesbrot) in der Farb’.

Nun geht er in den Wald hinaus und wichſt mit Harz und dreht über den Mundwinkeln zwei Hörnchen.

Das, Gott ſei Dank, wär’ jetzt in Ordnung. Nun gehört ein rothſeidenes Halstuch dazu, und eine ſilberbeſchlagene Pfeife, und ein Federbuſch, und ein Gamsbart. Die Haar werden ein wenig mit Schweinfett eingelaſſen — ſonſt hat er ſie nur mit Waſſer befeuchtet; ſie werden mit einem Kamm hübſch an der linken Seite geſcheitelt und glatt geſtrichen — ſonſt hat er ſie nur mit den fünf Fingern ausgekämmt. Wie ſteht’s denn mit der Sackuhr? Iſt eine da, die ſchlägt und repetirt, wenn man beim Knopf drückt, die ein Doppelgehäus’ und vier Stein’ (Rubinen) hat? Und an der gewichtigen Silberkette, iſt ein Hirſchbeindl d’ran, oder ein Frauenbildelthaler oder ſonſt ein Anhängſel, das über dem rothen Bruſtfleck oder grünen Leibel bis gegen den Magen hinabbaumelt? Und im Sack der Gamsledernen, hoff’ ich, iſt ein Hirſchſchalenmeſſer, eine ähnliche Gabel, ein Pfeifenſtocher mit der Gamsklaue, ein Schlagring und ein „hundshäutener“ Geldbeutel.

Voreh’ iſt im Geldbeutel auch etwelches Silbergeld geweſen, und nur mit Silbergeld iſt im Wirthshaus und am Spielleuttiſch ausgezahlt worden. Heute iſt höchſtens noch ein Papierfetzlein in der Brieftaſche, welches auf

Treu' und Glauben verſichert, das Silber ruhe in den Kellern der Nationalbank zu Wien.

Die bäuerliche Brieftaſche ficht das nicht an, ſie iſt deswegen doch breit und bauſchig; und der Beſitzer zieht ſie gern' hervor und weiß ſie in der Hand anmuthig zu wenden. Freilich iſt es nicht immer rathſam, ihr Inneres genau zu erforſchen; ich hab's, als ich ſo eine gewichtige Brieftaſche ſeiner Zeit auf der Straße liegen fand, einmal gethan, ich thu's nimmer. In derſelbigen Geldbörſe habe ich für's erſte einen Verſatzſchein über eine Sackuhr gefunden, dann ein Amulet mit ſieben kräftigen „Gebettern zu Schutz gegen Feuer und Waſſer," dann eine Vorladung zu einer Tagſatzung beim Gericht, weiter ein Rezept mit dem Stempel der Bärenapotheke und endlich ein vielfach zuſammengeknittertes Schreiben mit den Worten: „Du dreiloſer Man, wan du mi jez in ſtich laſt, ſo gehe ich dich Klagen, und das will ich ſegn das ich nur eh gud geweſt bin und jetz nichts von mir wiſſen wilſt. Johanna Braungartnerin." — Das iſt der Inhalt einer Geldtaſche geweſen, deren Aeußeres manchen Strolch verleitet haben könnte, den Inhaber im Walde zu überfallen.

Erſt halbvergangen iſt die Zeit, in welcher der Großbauer und der Holzmeiſterknecht mit Banknoten ihre Pfeife anzündeten; heute, ſobald ſich die Weiſſagung unſeres Finanzminiſters erfüllt,' thun ſie es wieder.

Der alte Sterlacher im Feiſtritzthal hat eine Joppe gehabt, deren Knöpfe aus „Frauenthalern“ beſtanden haben. Die Joppe iſt zerriſſen, die Knöpfe ſind vertrunken.

Wie der Oberberger im Rabenwald ſeine Hochzeit gefeiert hat, iſt vor ſeinem Hauſe den ganzen Tag ein Brünnlein in den Waſſertrog geronnen, bei welchem ſich die Leute in meilenweiter Runde die Räuſche geholt haben. Heute muß das alte Weibel, das dazumal die Braut geweſen, bei demſelben Brunnen viel keuchen und pumpen, bis es einen Trunk Waſſer hervorlockt.

Im Oberlande iſt ſeiner Tage ein ordentlicher Bauer nur mit Roß und Wagen in die Kirche gekommen. Das war ein gnädiges Nicken oder Ganzüberſehen, wenn im Kirchdorf die Wirthe höflich grüßten. Der Wagen ging nicht ſelten auf Federn, die Pferdegeſchirre waren mit Silber beſchlagen; den Pferden wurde Arſenik gefüttert, damit ſie recht flink und feurig waren. In der Kirche hatte der Bauer ſeinen geſperrten Sitz mit dem Meſſingblättchen, auf dem der Name ſtand. In der Sakriſtei ſtrich er etliche Banknoten aus, damit der Pfarrer auf der Kanzel verkündete, der N. N. laſſe ein muſikaliſches Amt leſen und ſtifte ferner ein ewiges Licht am Seitenaltar. Im Wirthshaus kam auf den Tiſch, was gut und theuer; und ſaß ein Beamter dort oder gar einmal ein

Stadtherr, ſo wurde klingend gezeigt, wer ſich höher geben kann, der Großbauer oder der Stadtherr.

Heute iſt der Wald aus und das Geld auch. Der junge, kräftige Mann iſt gefahren, der alte gebeugte humpelt zu Fuß.

Heute iſt der Bauer noch ſtolz auf ſeine Rinder, auf ſein gutes Heu, auf ſeine Bekanntſchaft mit dem Herrn Pfarrer, auf die Rath- oder Richterſchaft, die er im Orte zufällig begleitet, auf ſeinen Kirchenſtuhl und auf die gute alte Zeit, in der er übermüthig war.

Die körperliche Kraft des Bauers iſt heute im Allgemeinen nicht mehr die, welche ſie noch vor funfzig Jahren geweſen. Ich habe ihn als Kind noch geſehen, den alten Stiegerbauern, von dem man erzählt, wie er mit Roß und Wagen einmal den Berg hinangefahren war. Der Mann ſaß behaglich im Wagen, das Pferd aber war altersſchwach und vermochte das Gefährte nicht weiterzubringen. Da ſtieg der Bauer aus, neſtelte das Pferd ab, legte es in den Wagen, ſpannte ſich ſelbſt an die Deichſel und zog Roß und Wagen den Berg hinan. Derſelbe Stiegerbauer war es auch geweſen, der einſt über Nacht ſeinen ſchlafenden Nachbar mitſammt dem Bett in den Wald hinausgetragen hatte.

Jetzt iſt kein ſolcher mehr darunter. Die Burſchen treiben bisweilen wol noch Schabernak mit ihrer Kraft und mit ihrem Witz, der heute auch nicht mehr ſo urwüchſig iſt, wie voreh, da die Menſchen weniger dachten und mehr dichteten. Bei den Rekrutirungen hat man noch Gelegenheit, den Uebermuth der Bauern zu beobachten, doch iſt derſelbe hierbei mehr Galgenhumor, als luſtige Tollheit. Bei Kirchweihen wird nur ſelten mehr eine Schlägerei veranſtaltet, zu dem Zwecke um ſeine Kraft zu zeigen.

Stets ſtolz iſt der echte Bauer auf ſeine Bauernſchaft. Die „Herren“ ſcheinen ihm ſtets vom Uebel, giebt aber tolerant zu, „daß ſie halt auch ſein müſſen“. Der Bauer iſt wißbegierig und würde ſich gerne zum Leſen von Büchern und Zeitungen herbeilaſſen, aber er iſt zu ſtolz dazu; „die Bücherguckerei ſchickt ſich nicht für einen braven, handfeſten Bauer; das iſt nur etwas für ſolch' Leut', die nichts zu thun haben.“ Uebrigens iſt er überzeugt, daß er aus ſeiner Sach' die „Herren“ füttert und ſagt's nicht ungern, daß der Bauer wohl den Herren g'rathen (entbehren) könne, der Herr aber ohne die Bauern verderben müſſe.

Bemerkenswerth iſt, daß, jemehr durch die Miſeren der Wirthſchaft der Bauernübermuth herabgeſtimmt wird und allmälig verſchwindet, die Eitelkeit derſelben überhand nimmt. Wer auch mag's leugnen, daß unſere Zeit das Volk verweichlicht! der ungebildete Mann verliert in dem Nivellirungsbeſtreben des Zeitgeiſtes ſeine kernige Rauheit und wird weibiſch gemacht. Es iſt nichts

Seltenes, daß der Bauernburſche Stiefelwichſe, Bartſalbe, Haarpomade, Kölnerwaſſer vom Kaufmann holt, während ſein Großvater nicht einmal die Seife gekannt hat. Unſere Bauern heben ſelbſt an, ſich die Zähne zu pflegen, die Fingernägel zu regeln. Sie haben ſich der Landesart entſchlagen und tragen glatte Tuchkleider und befleißigen ſich eines feinen Benehmens. Und trotzdem, wenn man ſie genau beguckt, iſt's der alte Adam; nur daß ihr Blut etwas träger und dünner iſt, als das der Vorfahren geweſen.

Wenn der Apfel einmal etliche Klaftern vom Stamm fällt, und der Bauernſohn etwa ein Fuhrmann wird, oder im nächſten Eiſenwerk ein Schmied, ein Schloſſer, dann iſt der Vornehmheit kein Ende. Man muß ſo Leute des Sonntags ſehen! Wortkarg ſpazieren, ſtehen, lehnen ſie herum, geſpreizt und kerzengerad' — als hätten ſie, wie das Volkswort ſagt, „einen Tremmel geſchluckt" — und beſtändig laſſen ſie ihr Auge über ihren ſchönen Wuchs, über ihre Beine ſchweifen, von deren Strammheit ſie entzückt ſind. Ihr ganzes Vermögen haben ſie am Leibe hängen; hinten am Rockſchößel heben ſchon die Schulden an.

Wenn man über derlei in's Erwägen kommt, ſo möchte man fragen: Welch' beſonderen Grund hat der Mann zur Putz- und Prunkſucht? das Weib will und muß gefallen, des Weibes Sinn ſteht von Natur aus nach Anmuth, Tändelei und Glanz. Hier iſt die Eitelkeit verzeihlich. Der Mann will auch dem Weibe gefallen. Einverſtanden! Aber wenn er glaubt, daß er durch die Kunſt des Schneiders und durch Wohlgerüche ein Herz erobert, ſo denkt er weibiſch und wirft jenes Netz aus, mit dem die Weiber zuweilen uns Männer zu fangen ſuchen. — Genug!

Das gilt von Allen. Uns ſpeziell über die bäuerliche Eitelkeit luſtig zu machen, haben wir nicht einmal das Recht, ſo lange wir noch ſelbſt — nicht zugeben wollen, daß gerade das, worauf wir uns am meiſten einbilden, — unſere Schwächen ſind!

Bauernaberwitz.

Das ginge, wenn man wollte, in's Unendliche. Anſtatt tauſenderlei Beiſpiele von bäuerlichem Aberglauben und Aberwitz ſei hier nur ein Geſchichtchen erzählt, eines der harmloſeſten, aber bezeichnendſten.

In der Neujahrsnacht zu 1863 fiel es mir ein, ich ſollte doch aufſtehen, zum Haſelbauernhof hinübergehen, mich an's hintere Kammerfenſter ſtellen und der Agathel ein glückſeliges Neujahr wünſchen. Es war zwar überflüſſig, einem ſolchen Mädchen konnte es nicht fehlen, — ſo jung, ſo ſchön, ſo herzig! Man konnte ihr nur Eines wünſchen: daß ſie in dieſem nächſten Jahre ihren liebſten Buben zu eigen kriegen ſollte. Zu eigen, denn anders hatte ſie ihn ſchon, oder hätte ihn wenigſtens leicht haben können. Aber ganz zu eigen! Damit hat es eben ein eigenes Bewandtniß, wenn der Vater einen eiſernen Kopf und das Kammerfenſter ein eiſernes Gitter beſitzt. Indeß, mitunter handelt ſich's nur um letzteres, und müßte das eine matte Liebesgluth ſein, die nicht einmal ein Fenſtergitter zu ſchmelzen vermöchte.

Auf keinen Fall konnte aber ein tüchtiger Glückwunſch in der Neujahrsnacht ſchaden. Und einen blatternarbigen Urlauber, der eben Feldwebel worden war und daher zweifach keck dem Mädchen nachjagte, und an dem ſonſt nicht viel war, als die graue, knappgehaltene Montur und der braune, martialiſche Schnurbart, einen ſolchen wird ein ſchlanker Jüngling etwa noch ausſtechen.

So ſtand ich auf und ging in die mondhelle Winternacht hinaus. Für's Erſte ſchaute ich nach, ob über den Sternenhimmel nicht ein Zaun gezogen ſei, den der Mond um zwölf Uhr überhüpfen müßte. Aber der Himmel ſchien keinerlei Neujahrsfeier veranſtalten zu wollen, um ſo nothwendiger müſſen es die Menſchen auf Erden thun — und ich beſchleunigte meine Schritte.

Da begegnete mir mein Freund, der „doppelte Karl“. Der war um Vieles älter als ich, aber wir zogen uns gegenſeitig an und ſtanden zuſammen, wie der Meiſter und der Schüler. Wenn ich ſagen wollte, was Der mir Alles gelehrt hat! Verblenden und Hexen hat er können und hat mir insgeheim Alles vertraut; mir iſt es nur ſtets mißrathen, weil ich zu ungeſchickt und auch viel zu jung war. Bevor der Menſch großjährig iſt, will der Teufel keinen Kontrakt mit ihm eingehen, weil ein ſolcher doch keine rechtliche Gültigkeit hätte. Indeß, das Schatzgraben ſoll auch dem doppelten Karl ein paar Mal mißlungen ſein; es iſt nichts ſchwerer, als von den hunderterlei Dingen, die dazu gehören, keines zu überſehen, und ſo grub der gute Karl gewiß alle Mal dort ein, wo nichts drinnen war. Es war mit ihm ſo unterhaltſam! der Mann dachte und gab zu denken, und das iſt bei Bauersleuten immer ſchon etwas. Den doppelten Karl hießen ſie ihn aus doppeltem Grunde: erſtens weil er im Sommer der Almhalter-Karl und im Winter der Kohlenbrenner-Karl war, und zweitens, weil ihm einmal, als ſie ſpät vom Wirthshaus heimgingen, ein Kamerad, der hinter ihm hertorkelte, zugerufen haben ſoll: „Wie ſtellſt denn das an, Karl, daß Du heut' ſo doppelt daher gehſt?"

Dieſer doppelte Karl begegnete mir nun in der Neujahrsnacht. Zuerſt wollte er mir ausweichen, als er mich erkannte, fragte er ganz zutraulich, wohin ich denn ſo ſpätnächtig noch ginge?

Da ich vor ihm niemals ein Geheimniß gehabt hatte, ſo antwortete ich, daß ich Neujahr wünſchen gehe.

„Zu Welcher?" fragte er.

„Zu der Haſelhoferiſchen an's Fenſter."

„Das iſt nicht dumm," antwortete er, „das iſt gar nicht dumm. Wie alt mag ſie denn ſein?"

„Kunnts nit ſagen."

„Halt in dem Alter, wo ſich der Liebhaber drum noch nicht zu kümmern braucht."

„Magſt Recht haben, Karl."

„Burſch," ſagte er, „Du könnteſt mir heut' einen Gefallen thun."

„Gern, wenn ich kann."

„Einen größeren Gefallen, als ihn ein Bauer mit ſechs Ochſen im Stande wär'. — Ich thät heut' Eine brauchen, die noch in den erſten tauſend Wochen iſt."

„Wie meinſt Du das?" fragte ich.

„Ganz anders, als Du etwan glaubſt. Es wird nicht Dein Schaden ſein und auch der ihrige nicht, wenn Du ſie heut' um Mitternacht — aber noch ehvor Du ihr Neujahr wünſcheſt — zum weißen Kreuz hinaufſchickſt."

„Was haſt denn wieder Willens?"

„Es tragt Geld, muß ich Dir ſagen."

„Sie wird nicht ſo dumm ſein," meinte ich, „wird ihr warmes Neſt verlaſſen, in die kalte Nacht hinausgehen und zum alten Kirchhof hinauf, wo das Geſpenſterkreuz ſteht."

„Und Du wirſt nicht ſo dumm ſein, und ihr davon abrathen, wo ſo viel Geld zu kriegen iſt, daß Du Dein Schneiderhandwerk aufgeben magſt und ihr auf der Stell' das Eckhoferhaus kaufen und beinſeſt zuſammenheirathen könnt."

„Geh', geh', Karl, laß das Schatzgraben ſein," rieth ich.

„Narr," lachte er, „das laß ich freilich ſein, ich wart bis der Schatz ſelber aus der Erden wächſt."

Ich ſchüttelte den Kopf ſo heftig, daß es auch in der Dunkelheit leicht bemerkbar war. So ſagte der Karl: „Mußt nicht gar viel in Deinem Kopf haben, weil er ſich ſo leicht beuteln läßt. Wenn man keinen Schatz anbaut, ſo wird freilich keiner wachſen, ſo geſcheidt bin ich ſelber. Sollteſt Du vom Silberbaumſetzen noch nichts gehört haben?"

„Silberbaumſetzen?"

„Merkt man wol, daß Du noch ſo viel jung biſt," flüſterte er, „gehen wir, ich erzähl' Dir's unterwegs. Da ſchau — greif' einmal, da iſt er drinnen! Er tupfte mit dem Finger auf ſeinen Leibelſack. „Da iſt er drinnen, der Frauenbildlthaler, wo die liebe Frau das Kind auf der rechten Seite hat. Juſt ſo einer muß es ſein. Der Thaler muß Dir wachſen wie ein Zwetſchkenbaum! Schau nach, wenn die neun Jahre aus ſind — Zwetſchken, daß die Aeſte krachen; koſt' eine, beiß' Dir aber am Kern keinen Zahn aus; in jeder Zwetſchken ſteckt ein Fraunbildlthaler d'rin! Gelt jetzt ſchauſt!"

Wer da nicht ſchauen ſollte!

„Das iſt der Silberbaum!" ſagte der doppelte Karl.

„Wo ſoll er denn wachſen?" fragte ich dann.

„In einem Topf mit Erden ſoll er wachſen. Aber — jetzt zog er mich ganz nahe an ſich — „Friedhofserden muß es ſein und in der Sylveſternacht. Und dazu möcht' ich die Haſelhoferiſche haben, daß ſie mir die Erden ausgräbt."

„Aber das iſt doch ſehr einfach, doppelter Karl," meinte ich, „das wirſt ja leicht ſelber thun können. Zu ſo einem Geſchäft paßt ein Mannsbild alle Mal beſſer, als wie eine junge, leichtgeſchreckte Dirn."

„Zu ſo einem Geſchäft," erwiederte jetzt der Karl, „paßt ein Mannsbild gar nicht; ſogar von den Weibsbildern die allerwenigſten. Wenn die Friedhofserde fruchten ſoll, ſo muß ſie eine reine Jungfrau heben. Verſtehſt?"

Das war doch leicht zu verſtehen.

„Und dazu willſt Du die Agathel haben?" war meine Frage.

„Dazu will ich die Agathel haben," war ſeine Antwort. „Aber noch vor Deinem Neujahrwünſchen, Burſch!"

„Ich kann gar nichts verſprechen," ſagte ich.

„Denk' auf's Zwetſchenſchütteln," murmelte er, „ich laß' Euch Beide helfen."

„Laß' mich jetzt gehen," drängte ich, „will ſehen, was ſich machen läßt, aber verſprechen will ich nichts."

Er ſchärfte mir noch mancherlei ein. Als ich in die Nähe meines Zieles kam und an der Kirche vorüber, gewahrte ich an der Uhr, wie der Zeiger immer höher emporſtieg, und ſein vergoldetes Scheibchen glänzte im Mondlicht ganz nahe an Zwölf.

An ihrem Fenſter waren Eisblumen. Ich mußte die wärmſten Worte darauf hinhauchen, bis ſo viel frei wurde, daß ich in die Kammer gucken konnte. Es war Licht darin. Die Agathel hatte mich noch nicht bemerkt; in einem Kleide, das etwas zuverſichtlich für die Eisblumen berechnet war, ſtand ſie vor ihrem Tiſchchen und that — Bleigießen. Auf dem Löffel ging es ſchon heiß her und die Flüſſigkeit zitterte nicht weniger, wie die Hand, die den Stiel hielt. Jetzt praſſelten die heißen Tropfen in's Waſſertöpfchen und jetzt — was war drinnen?

„Ein Mann!“ rief ſie jubelnd aus, „alſo doch! alſo doch!“

„Ich ſtrengte meine Augen an, vermochte aber die Form des Bleiſtückes nicht zu unterſcheiden. Sie hielt das Ding in der Hand und ſagte ein um's andere Mal: „Aber ſchau, aber ſchau! — Ein wahrhaftiger Schnurbart!“ —

Ich vermag heute noch nicht, es zu beſchreiben, wie ſehr ich damals über dieſes Wort erſchrocken bin. Ich gebe zu, daß aus einem Stücke Blei ein Schnurbart herausgeleſen werden kann, wenn man dazu den guten Willen hat, aber ich muß auch zugeben, daß meine neunzehnjährige Oberlippe ſo glatt war, wie ein gegerbtes

Kaninchenfell und für den Lauf des angehenden Jahres noch keine großen Hoffnungen rechtfertigte.

Den bleiernen Schnurbart preßte ſie an ihren Mund, dann loſch ſie, ſpät genug, die Lampe aus. — Ich ließ das durch meinen bluteigenen Athem aufgethaute Scheibchen am Fenſter wieder vereiſen und ſchlich davon. Auf dem hohen Stege, der über den Haſelbach führt, begegnete mir der Feldwebel. Wir mußten des ſchmalen Weges wegen ſo nahe aneinander vorüber, daß ſein bereiſter Schnurbart meine Wange ſtrich. Aber wir haben kein Wort mit einander gewechſelt, kein „Gutenacht,“ kein „Gutmorgen“. Er hatte es auch ohne mein Wünſchen.

Als ich an der Kirche vorüberging, ſank der Zeiger nieder auf Ein Uhr. Das neue Jahr war da.

Als ich am weißen Kreuz vorbei ſchlich, rief mir der Karl zu: „Na, was iſt's? bringſt ſie?“

„Sie paßt nicht,“ murmelte ich und ging meines Weges. Der Doppelte hat ſchrecklich geflucht, hat *mir* die Schuld gegeben, daß er in dieſer Nacht ſeinen Silberbaum nicht pflanzen konnte.

Im nächſten Jahre ſoll er ihn unter Beihülfe eines blühenden vierzehnjährigen, im übernächſten Jahre unter Aſſiſtenz eines höckerigen, ſchielenden ſechzigjährigen Mädchens gepflanzt haben, aber der Baum ging nicht auf. Da hat er den Muth verloren und den Glauben — aber nicht an den Silberbaum, ſondern an das Mädchen, welches allein im Stande iſt, die geeignete Friedhofserde zu heben.

Und die Haſelhoferiſche?

Heute nach ſiebzehn Jahren gießt ſie wahrſcheinlich wieder Blei. Sie wünſcht, daß kein Schnurbart werde, ſondern ein Herzlein.

Es geht ihr nur mehr um ein treues Herz.

Bauernpatriotismus.

Das war am Tage des heiligen Ritters Georgi. Ein Montag war's — ſonſt für Arbeitsleute der unangenehmſte Morgen der ganzen Woche. Der liebe Sonntag iſt vorbei und hat nichts zurückgelaſſen, als einen leichten Geldbeutel und etwa einen ſchweren Kopf; und zuvor ſtehen wieder ſechs lange, alltägliche Geſellen, oft mager beim Tiſch und ſtreng bis in die ſpäte Nacht hinein. Da ſeufzte zwar unſer Knecht Mathias allemal wenn der Haushahn die Montagsfrühe krähte, aber ſchließlich brummte er: „Arbeiten iſt auch kein Unglück!“ und ſprang flink vom Bette auf. Und heute, als die Leute zum Frühſtück zuſammen kamen, ſahen ſie mit Verwunderung das ſchneeweiße Tiſchtuch mit den rothen Querſtreifen, welches ſo groß war, daß es an allen Seiten weit über den Tiſch hinabhing, eine Erſcheinung, die mich allemal an das Bild vom letzten Abendmahl Chriſti erinnerte. Und auf dem Tiſche lagen ringsum die beinernen Löffel mit niederwärts gekehrter Schaufel, jeder ſeines Mannes oder Weibes harrend, deſſen Ernährung er übernommen hatte. Dieſe Löffel waren von einem Bauer in Wenigzell aus Kuh- oder Ochſenhörnern verfertigt und wieſen je nach der geſprenkelten Farbe der Hörner die prächtigſten Zeichnungen. Mein Vater beſaß deren ein Dutzend, hielt ſie die meiſte Zeit in ſeiner Truhe verwahrt und gab ſie nur zu beſonderen Anläſſen und Feſtlichkeiten in Gebrauch. Endlich kam heute auf den Tiſch auch noch die große Porzellanſchüſſel mit den gemalten rothen Blumen; ſie war voll gelblichweißer Milch, in welcher diesmal nicht das Mindeſte von jenem unliebſamen bläulichen Ton bemerkbar war, über welchen der biſſige Knecht Mathias einmal die Worte geſagt hatte: „Jeſus Maria, heut' iſt uns die Suppen ertrunken!" Wir ſahen ihn alle erſchrocken an, wie er das meine? „Im Waſſer ertrunken," fuhr er fort, „ſeht's denn nicht, daß ſie ſchon ganz blau angelaufen iſt!"

Aber heute, als er in der Milch das erfreuliche, zarte Gelb ſah, und wie jetzt noch ſchneeweißes Brot hineingeſchnitten wurde, ſchmunzelte er, zerbrach ſich aber den Kopf darüber, was denn in dieſer Woche für eine hantige (herbe) Arbeit kommen müſſe, daß ſie mit ſolcher Koſt anfange.

Nun die Leute beiſammen waren, kam mein Vater in ſchneeweißen Hemdärmeln und hatte die Haare gekämmt und ſeine ſchöne rothe Weſte an.

„Jetzt ſetzt's Euch zur Suppen," ſagte er, „und nachher mögt's Euch anlegen gehen."

Sie ſtutzten, ſie waren ja ſchon angelegt (angezogen).

„Das beſſere Gewand meine ich," fuhr der Vater fort, „wir halten heut' einen Feiertag."

Da hellten ſich die Augen auf und die Magd lobte den Hausvater, daß er ein ſo großer Verehrer vom heiligen Georgi ſei.

„Nicht deswegen," antwortete der Vater, „der heilige Georgi iſt wol auch nicht zu verachten, aber für den iſt geſtern in der Kirche ſchon etwas gethan worden. Heut' iſt's wegen was Anderm, heut' iſt dem Kaiſer ſeine Hochzeit."

Da war eine helle Verwunderung und ſo fragte der Vater, ob ſie es denn nicht gehört hätten, wie es der Pfarrer von der Kanzel verkündet.

Ja, meinte der alte Knecht, gehört hätte er wol ſo etwas vom Kaiſer, aber er hätte gemeint, es gehöre nur zum Evangelii oder zu der Predigt und hätte nicht weiter darauf geachtet."

„Thut's halt jetzt fleißig in die Kirche gehen, Leutl, und beten. Wird ſchon ein Glück zu brauchen haben, wenn's auch der Kaiſer iſt." So ſagte mein Vater und wir — ich bin dazumal das loſe zehnjährige Bürſchel geweſen — richteten uns zuſammen zum Kirchgang.

Und als unſere Leute unterwegs waren und gleich auch die Morgenſonne ganz anders golden war, als an einem ordinären Montag, da führten zwei Mägde unter ſich folgendes Geſpräch.

„Aber na,“ ſagte die Eine, „jetzt heirathet der Kaiſer auch! Der wird was eine Noble nehmen!“

„Das kannſt Dir denken,“ verſetzte die Andere, „eine Poſtmeiſteriſche zum Niedrigſten, vielleicht gar eine Verwalteriſche.“

„Meinſt!“

„So ein Herr, da!“

„Aber na — mei!“

„Ihr redet ſo viel närriſch daher,“ bemerkte eine Dritte, „der Kaiſer wird leicht doch wol eine Prinzeſſin nehmen.“

„Giebt's denn Prinzeſſinnen auch noch?“ fragte die Erſte ſehr überraſcht, „jetzt hätt' ich vermeint, die wären nur ſo in den alten Geſchichten drinnen. Na, nachher wohl.“

Hierauf ſagte ein Knecht, „'s iſt doch auch nicht, daß er eine Prinzeſſin nimmt. Hat's ohnehin der Pfarrer verkündet, daß er eine Bäu'riſche heirathet.“

„Eine Bäu'riſche? Geh, Rüppel, da lugſt leicht doch.“

„Wenn der Pfarrer lugt, lug ich auch.“

„Ah na, der Pfarrer nit — das nit — der Pfarrer nit —"

„Ja, ja," ſagte ein Anderer, „es iſt richtig, ich hab's auch gehört, eine Bäu'riſche nimmt er."

Darüber kamen nun alle Mägde in eine mächtige Aufregung. Und der Aelteſten wurde es zuerſt klar: „Wenn er ſchon ſo iſt und eine Bäu'riſche mag, ſo hätt' er auch auf mich können verfallen! Gefehlt wollt ihm bei mir nichts haben, ich bin nicht ſo, daß ich etwan grob wär'. Kochen kann ich auch was. Das Kaiſerhaus hätt' ich ihm ſchon ſauber hergeputzt und alle Wochen hätt' mir der Fußboden müſſen hinausgewaſchen werden, na, das hätt' ich nicht anders gethan."

Die Magd war nicht ſo dumm, daß ſie das blos dachte, ſie war ſo dumm, daß ſie es auch vor ſich hinſagte. Da lachten die anderen Mädchen hell auf und riefen: „Die Kathel will Kaiſerin ſein!"

Der Haber-Michel Anton — ein verabſchiedeter Soldat, dem im Neunundvierziger Jahr eine piemonteſiſche Kugel durch den linken Arm gefahren war — trat nun auf die Kathel zu und ſagte: „Kathel, es iſt zu ſpat, heut' hält er Hochzeit. Grimm' (gräme) Dich nicht, kriegſt den Kaiſer nicht, ſo nimmſt einen Kaiſerlichen. Schauſt meine Uniform an, ſo wirſt es ſehen, daß ich Feldwebel bin. Leider Gottes habe ich den Abſchied, bin aber erſt einunddreißig Jahr alt und möcht' doch noch einmal einrucken. Kathel, pack' ihn z'ſamm, den Kaiſerlichen!"

„Wenn Du meinſt, Anton, daß Dich Deine linke Hand nicht irrt?"

„Aber ſchon gar nicht, Kathel. Die Kugel iſt heraußen, das Loch iſt verwachſen. Geh' Du, es wär' gar nicht dumm, wenn wir uns heut' miteinander thäten verſprechen."

Und die Kathel — gut kaiſerlich war ſie — —

„Geh' ſchau, daß Du weiter kommſt, kleiner Spatz! da tröttelt er Unſereiner alleweil hinten nach." So grollte die Kathel, meinte aber nicht den durchſchoſſenen Feldwebel, ſondern mich, der hinter Beiden einhergelaufen war und ſich nur für den piemonteſiſchen Kugelſchuß intereſſirt hatte. So eilte ich nun zu den Anderen, die immer noch darüber hin- und herredeten, daß es kaum glaublich ſei, wie der Kaiſer eine Bäu'riſche nehmen könne.

So kamen wir zur Kirche nach Hauenſtein. Vor der Kirche, wo das große, ſchöne Kruzifix ſteht, welches die Gemeinde zur ſchuldigen Dankſagung für die glücklich abgewendete Gefahr des 18. Februar 1853*) aufrichten ließ, ſtanden heute auch die fünf Muſikanten, welche an hohen Feſten mit Trompeten, Klarinetten, Geigen und Trommel zuſammenwirkten, um dem lieben Gott oder einem ſeiner Heiligen ein fröhlich Ständchen zu bringen. Als nun der Herr Pfarrer im Talare vom Pfarrhof den Kirchberg herabſtieg, begann das klingende Spiel. Dem Pfarrer brachten ſie's, dem Kaiſer vermeinten ſie's. Der war weit weg in der Wienerſtadt, dem konnten ſie perſönlich die Ehre nicht anthun, ſeiner Braut auch nicht, ſo bereiteten ſie dieſelbe dem Fürnehmſten der Gemeinde. Der Pfarrer jedoch ſah ſich im Volke um und entdeckte den achtzigjährigen Höfelbauer mit ſeinem Weibe, beide tief gebeugt am Stock und weiß an Haaren und halb taub. Vor mehreren Jahren ſchon hätten ſie die goldene Hochzeit halten können; die Jahre waren dazu da, aber das Gold nicht, um ein Feſt zu machen und ſo lebten die Leutchen ſtill über den Gedächtnißtag hinaus. Dieſes greiſe Paar nahm nun der Pfarrer in ſeine Arme, ſo, daß ſie zur Rechten und er zur Linken war und ſtellte ſich mitten im Kirchplatze auf. Als die Muſikanten ihr erſtes Stück zu Ende geſpielt hatten, nahm der Prieſter das Wort und ſprach Folgendes:

---

*) Attentat auf Kaiſer Franz Joſef I. in Wien.

„Es iſt recht erfreulich, liebe Pfarrkinder, daß Ihr ſo zahlreich erſchienen ſeid, um den heutigen Tag zu ehren und Gott zu bitten, daß er unſern allergnädigſten Kaiſer Franz Joſef, der ſich heute mit Eliſabeth, der ſchönen und tugendreichen Prinzeſſin aus dem erlauchten bayeriſchen Hauſe vermählt, ein langes Leben, Glück und Segen für das durchlauchtigſte Kaiſerhaus und für unſer geliebtes Oeſterreich beſcheeren möge. Wolle Gott unſerem geliebten jungen Kaiſer, der ritterlich iſt wie der heilige Georg, deſſen Gedächtniß die Kirche heute begeht, die Kraft und Gnade verleihen, den Drachen zu beſiegen, der in dieſer bewegten Zeit Reich und Thron noch immer bedroht! — Weil es aber nach dem Willen Gottes iſt, daß ſeine Ehre wieder den Menſchen zu Gute komme und weil es nach dem Wunſche unſeres gnädigſten Kaiſers iſt, daß die heutige Feſtfreude auch den Aermſten des Reiches zu Theil werde, ſo habe ich hier unſere guten, alten Höfelbauernleute aufgefunden und lade Euch ein, mit mir zuerſt in der Kirche und dann im Wirthshauſe bei einem frohen Glas Wein, ſchlicht, wie es ohne alle Vorbereitung nur ſein kann, dieſes betagten Ehepaares goldenes Gedächtniß zu begehen. Und das iſt halt wie ein Gebitt an den lieben Gott, es möchten auch der Kaiſer und die Kaiſerin den goldenen Hochzeitstag erleben!"

So ſprach er, und da drängten die Leute auf ihn ein und riefen: „Das iſt brav, Herr Pfarrer, das iſt brav! — Wir ſind alle dabei!"

Die alten halbtauben Höfelbauerleute hatten wol ihre Ohren geſpitzt und dem Herrn Pfarrer ſtockſcharf auf den Mund geſchaut, was er denn da zwiſchen ihnen heute für eine ſchöne Predigt halte — aber ſie konnten es doch nicht recht loskriegen, um was es ſich eigentlich handle. Fragend blickten ſie umher, bis ihnen Einer recht ins Ohr ſchrie: „Eure goldene Hochzeit iſt heut'!“

„Jeſſes und Joſef!“ ächzte das Weib erſchrocken auf und ſah nach allen Seiten auf ihr Gewand hinab, das freilich nicht gerade hochzeitlich war.

Nun that auch der Höſelbauer den Mund auf — ach, der arme Alte hatte ſich an der harten Nuß eines achtzigjährigen Lebens alle Zähne ausgebiſſen — und fragte mit ſeiner heiſeren Stimme: „Eine goldene Hochzeit iſt heut? Ei, ſo wohl! Und wann man fragen darf: wer denn?“

„Unſere iſt, Du alter Lapp!“ ſchmetterte ihm das Weib freudvoll unter's runzelige Kinn hinein.

Da fiel ſchon wieder die Muſik ein, und mit den Klängen des „Kaiſerliedes“ zogen wir in die Kirche. Die zwei alten Leute kamen auf den Ehrenplatz vor dem Altar; der Mann ſah immer noch höchſt verwundert drein, das Weib preßte ihre Schürze in's Geſicht und ſchluchzte.

Der Gottesdienſt war recht feierlich, ſelbſt die Buben hinterſeits des Chores, wo die Glockenſtricke hingen, ließen heute ihr heimlich' Kartenſpiel, zogen aber um ſo heftiger an den Stricken, damit das Geläute recht hell und weit hinausklinge in die Berge und Wälder, wo der junge Frühling aufſtand.

Ich hockte unter dem Seitenaltare des heiligen

Michel und befliß mich der Andacht. Ich hatte drei Bitten: Erſtens für das junge Kaiſerpaar, zweitens für die alten Höfelbauernleute und drittens für mich ſelber. Mein Anliegen war, ob mich der Knecht Mathias wol in's Wirthshaus mitnehmen werde. Ein kleiner Bub', der kein Geld hat und ſich auch noch keinen Kredit zu machen weiß, kann nur unter dem Horte eines Erwachſenen zu den geſegneten Tiſchen gelangen. Nun habe ich denn aber wol die Erfahrung gemacht, daß der Mathias der Anſicht war, kleine Buben gehörten nicht ins Wirthshaus. Doch heute ſchien auf mein Gebet Gott den alten Knecht wunderbar erleuchtet zu haben, denn, als wir aus der Kirche gingen und mir der rothe Bruſtfleck zitterte vor dem Moment, da der Mathias ſagen werde: So, du gehſt jetzt heim, Bub'! Aber daß du mir unterwegs keine Allotria treibſt! — nahm er mich am Arm und ſagte: „Darfſt heut' ein Glaſel Wein mit mir trinken, Peter!“

So gingen wir Alle mit einander in's Wirthshaus. Ich kam juſt neben einem ſehr angeſehenen Mann zu ſitzen, den Schneider Natz, der nachmals mein Lehrmeiſter geworden iſt. Der nahm plötzlich eine Semmel aus dem Korb, brach ſie mitten aus einander, legte die eine Hälfte zu ſeinem Glaſe, die andere Hälfte aber vor mich hin und ſagte: „Die gehört Dein, Bub', daß Du auch was zu beißen haſt.“

Wir kannten uns nicht weiter und er hatte gewiß keine Ahnung, daß er mit dem Jungen, mit dem er jetzt die Semmel theilte, dereinſt ein Stück Leben mit Arbeit, Schüſſel und Bett zu theilen haben würde. In mir iſt aber an jenem Tage das erſte Mal der Gedanke erwacht: Ich möcht' auch ſo ein braver Schneider werden.

Die alten Höſelbauernleut' ſaßen beim vorderſten Tiſch; ſie verzehrten mit ſtillem Behagen den vorgeſetzten Braten, ſie nippten vom Wein, das Weib that Zucker in's Glas und tauchte die Semmel ein und nun begann ihre Glückſeligkeit, an welcher wir Alle uns freuten. Bald wurde Geſundheit getrunken und der Haber-Michel-Anton ſtand auf — dem ſaß die Kathel richtig ſchon bei — pochte mit dem Glaſe auf den Tiſch und brachte einen Trinkſpruch aus auf das kaiſerliche Brautpaar in der Wienerſtadt.

„Ich wünſch' Glück!“ ſagte er, „das Heirathen iſt freilich leicht, wenn der Bräutigam ſo mannbar iſt und die Braut ſo ſchön. Das Beieinanderleben iſt auch leicht, wo ſich Zwei ſo gern haben. Aber halt das Länderregieren! Gleich auf einmal neununddreißig Millionen Leut' in Ordnung zu halten, wenn Krieg iſt und wenn Sturm iſt und die Leut' auf ſind und ſelber nicht wiſſen, was ſie wollen! Da gehört ein Kopf dazu! Unſere Hauſteinerpfarr' hat vierhundertundſechzehn Seelen und was das ſchon immer einmal ein Kreuz iſt! nicht wahr, Herr Pfarrer? Na, ich ſag's ja. Und erſt ſo ein unſinniger Leuthaufen, wo die einen ungariſch ſind, die anderen böhmiſch, ſlovakiſch, wälliſch, deutſch, polniſch — was weiß ich! Aber wenn's Einer im Stand iſt, ſo ſag' ich: Unſer Kaiſer Franz Joſef hält's auf gleich! denn warum! ſie haben ihn Alle gern. Drum heb' ich mein Glaſel Wein zu Gott dem Herrn: Der Kaiſer ſoll leben und die Kaiſerin daneben!"

Nach dieſem Spruch war das beim Wirthe und der Kellnerin ein Rennen und Laufen, denn alle Gläſer waren auf einmal leer geworden. Und die Kathel, wie ſie ſtolz war darauf, daß ihr Beiſitzer ſo fürnehm reden konnte, und ſo geſetzt und ſo geſcheidt! Ja, wer einmal bei den Kaiſerlichen geweſen, gleich ganz was anders iſt's!

Wie alt er denn thäte ſein, der Bräutigam z' Wien? wurde gefragt.

„Nicht ganz vierundzwanzig Jahr."

„Juſt recht. Und die Braut?"

„Iſt ſiebzehn."

„Schau Du! Schon gar blutjung. Na, iſt auch recht, älter wird der Menſch."

Und jetzt kam man auch auf das Mißverſtändniß, daß ſie keine Bäu'riſche, ſondern eine Bayeriſche ſei und da wurde viel gelacht.

„Es iſt viel," meinte ein Bauer, „daß ein ſo junger Herr ſchon das Haus Oeſterreich regiert."

„Vor ſechs Jahren iſt er noch jünger geweſen," berichtete der Anton, „und der Kaiſer iſt gar über die Revolution Herr geworden."

„Ja, das hat man gehört."

„Ich nicht, wenn ich ein achtzehnjährig Bürſchel bin, ich nicht."

„Aber einer muß doch ſein, der ſich traut. Wenn der Kaiſer Ferdinand auf einmal hergeht und ſagt, ich mag nimmer regieren, das Volk iſt mir zu bockbeinig. Soll's ein Jüngerer probiren. Was wirſt denn machen? Einen Bruder hat er, der iſt nicht viel jünger als er ſelber, der macht einen Deuter mit der Hand und ſagt: Mich laßt's aus, ich bin nicht für das und will mein' Fried' haben. — Hat auch Recht gehabt, der alte Herr, ich hätt' ihnen's g'rad ſo geſagt. Das Kaiſerſein wäre ſchon recht, aber das Länderregieren iſt eine verkifelte Sach'! Ich nicht, ich; lieber den ganzen Tag Holz hacken im Wald!"

„Das ſag ich auch."

„Nun, und ſo hat der Herr Erzherzog — vom Kaiſer Ferdinand der Bruder — geſagt: Wenn mein Sohn, der Franzel, will, der iſt jung und ſtark, die Leut' haben ihn auch gern, ſo ſoll er's in Gottes Namen probiren. Der Franzel aber hat ihm zur Antwort gegeben: Herr Vater, um's Kaiſerſein iſt mir gar nichts, aber wenn ich's übernehme, ſo thue ich's, weil Einer ſein muß, der ſich die Sach' angelegen ſein läßt und ihr vor ſein kann. Die Oeſterreicher ſind im Grund brave Leut', ich komme mit ihnen ſchon wieder auf gleich. Ich fahr' überall herum und mach' gute Gemeinſchaft mit jedem Land extra, und frage die Leut', was ſie für Geſetze haben wollen, und dieſelbigen mach' ich ihnen nachher. Ich bin nicht der Menſch — hat er geſagt — der ſich auf was kaprizirt; wie es dem mehreren Theil recht iſt, ſo ſoll's ſein. — Hat darauf ſein Vetter, der gute Kaiſer Ferdinand, geſagt: Franzel, das gefallt mir von Dir, Du biſt der Rechte. Auf das, ob Du als Regent ſelber glücklich ſein wirſt, darfſt nicht ſchauen, aber 's Land mach' glücklich. — Ausgeredet iſt's geweſen und Oeſterreich iſt gleich ganz verliebt worden in ſeinen braven blutjungen Kaiſer."

So redeten ſie und der alte Höſelbauer legte die hohlen Hände an die Ohren, daß er den Schall der Worte hineinleite und murmelte dann traurig: „Daß ich aber ſchon gar nichts verſteh', wenn von meinem Kaiſer die Red' iſt!"

Aber der Pfarrer theilte ihm's mit, und da nickte der Alte gar befriedigt mit ſeinem weißen Haupt und dann ſagte er: „Na, das! So hätten wir ſchon ſeit ſechs Jahren einen neuen Herrn? Nicht ein Biſſel was hab' ich davon gehört; halt dasſelbig' iſt mir letzt' Zeit her wol vorgekommen, daß Alles einen andern Lauf hat

Hab' ich's nicht immer einmal geſagt, Alte, ich weiß nicht, was das iſt, daß jetzt die Welt ganz anders kugelt, als voreh!"

„Freilich, freilich, Alter, wie ſie voreh iſt kugelt, da ſind wir alleweil untenauf geweſen. Jetzt heben wir uns paſſabel in die Höh'!"

Für die Weiber war das kein Geſpräch; die wollten lieber von der „Frau Kaiſerin" was wiſſen, wann und wie die Zwei ſo nahend wären bekannt worden, daß es zu der Heirath geführt hätte.

„Wie werden ſie denn auch ſein bekannt worden?" verſetzte der Toni, „hat halt gehört ſagen von der ſchönen Prinzeſſin im Bayernland. Darauf hat er ſich als Rittersmann verkleidet und iſt hingereiſt und hat ſie gefragt, ob ſie ihn nehmen wollt'. Sie ſchaut ihn an und giebt zur Antwort: Thu' der Herr halt mit meinen Eltern reden. Die Eltern — verſteht ſich — die haben ihm gleich zu verſtehen geben, die Prinzeſſin dürfte wol doch nicht recht paſſen für ſo einen einfachen Rittersmann, und er ſolle ihnen nichts für ungut halten. Darauf hat er geantwortet: wenn ſie ſchon für den einfachen Rittersmann nicht paßt, leicht paßt ſie für den Kaiſer von Oeſterreich. Könnt Euch wol denken, daß jetzt keine Dreinred' mehr geweſen iſt; aber die Prinzeſſin hat geſagt: ich heirathe ja nicht den Kaiſer von Oeſterreich, ich heirathe meinen Franzel."

„Schau, das iſt brav!“ ſagten die Bauern und biſſen feſt in ihre Pfeifenrohrſpitzen. Und die Weiber waren über die Geſchichte ſchier glückſelig, und die Kathel geſtand ſich's nun auch, ihr ſei eigentlich nicht ſo ſehr um den Kaiſerlichen zu thun, als um den Anton.

Die Kaiſer-Hochzeit wäre nach Bauernart noch des Weitern erörtert worden, hätten die Muſikanten den Dingen nicht einen andern Lauf gegeben. Dieſer andere Lauf ging in der Stube rund im Kreis herum. Das alte Paar ſelbſt mußte ein Ehrentänzchen reigen.

Der alte Höſelbauer iſt erſt vor wenigen Jahren heimgegangen. Er war dankbar bis zu ſeinem letzten Augenblick für den goldenen Ehrentag, der ihm zur Kaiſer-Hochzeit bereitet worden. Von den Anderen, wie wir dazumal beiſammen waren in jugendlicher Luſt, leben heute noch die meiſten.

Die Wirthshausfreuden haben dazumal ſicherlich bis tief in die Nacht hinein gedauert. Bei mir waren ſie am Nachmittage, als der Kirchthurmſchatten das Wirthshaus ſtrich, zu Ende.

Der Mathias ſtand auf, langte mir das Filzhütlein von der Wand, ſagte noch: „Trink aus dein Neigel.“ Ich that's, wandte mich noch zum Meiſter Natz und ſagte kleinlaut: „Ich bedank' mich nochmals für die halbe Semmel.“ Dann gingen wir heimwärts.

Zu jener Abendſtunde, als in der Hofburgkirche zu

Wien, umjubelt von einem großen Reiche, im Feſtſtrahle von tauſend Kerzen und des milden Abendrothes unſer Kaiſer mit ſeiner lieben Erwählten getraut worden war, gingen wir durch den ſtillen lenzenden Wald! und das Gefühl des Friedens und der Liebe, welches in jener Stunde mein war, weht ſtets noch durch mein Herz, ſo oft ich des Tages gedenke, an welchem der Kaiſer die Kaiſerin nahm.

Bauernzäheit.

Vorſtehender Fall trug ſich ebenfalls einige Jahre vor meiner Schneiderzeit zu; da er aber in dieſen Betrachtungen über den Bauerncharakter eine Ergänzung bietet, ſo ſei er nicht umgangen.

Ich erinnere mich noch gar gut an jene Nacht.

Ein dumpfer Knall, als wie wenn die Thür des Schüttbodens zugeworfen worden wäre, weckte mich auf. Und ein Weilchen ſpäter klopfte Jemand am Fenſter und rief in die Stube herein: wer des Klein-Maxel Haus brennen ſehen wolle, der möge aufſtehen und ſchauen gehen.

Mein Vater ſprang aus dem Bette, ich erhob ein Jammergeſchrei und dachte für's Nächſte daran, meine Kaninchen zu retten. Wenn bei beſonderen Ereigniſſen wir Anderen über und über aus Rand und Band geriethen, ſo war es allemal die Mutter, die uns beruhigte. So ſagte ſie auch jetzt, daß ja nicht unſer Haus im

Feuer ſtehe, daß das Klein-Maxel-Haus eine halbe Stunde weit von uns weg wäre; daß es auch nicht ſicher ſei, ob das Klein-Maxel-Haus brenne, daß ein Spaßvogel vorbeigegangen ſein könne, der uns die Lug zum Fenſter hereingeworfen und daß es möglich ſei, daß gar Niemand hereingeſchrieen hätte, ſondern uns das nur ſo im Traume vorgekommen wäre.

Dabei gab ſie dem Vater jedoch ſchon die Kleider in die Hand und ſtreifte mir das Höſelein und die Schuhe an, und wir eilten vor das Haus, um zu ſehen.

„Auweh!“ rief mein Vater, „'s iſt ſchon Alles hin.“

Ueber den Waldrücken herüber, der ſich in einem weitgebogenen Sattel durch die Gegend legt und das Ober- und Unterland von einander ſcheidet, ſtrebte ſtill und hell die Flamme auf. Man hörte kein Kniſtern und Knattern, das ſchöne neue Haus, welches erſt vor einigen Wochen fertig geworden war, brannte wie Oel. Die Luft war feucht, die Sterne des Himmels waren verdeckt; es murrte zuweilen ein Donner, aber das Gewitter zog ſich ſachte hinaus in die Gegenden von Birkfeld und Weiz.

Ein Blitz – ſo erzählte nun der Mann, der uns geweckt hatte, der Schaf-Giſtel war's, — wäre etliche Mal hin- und hergezuckt, hätte ein Trudenkreuz auf den Himmel geſchrieben und wäre dann niederwärts gefahren. Er wäre aber nicht mehr ausgeloſchen, der lichte Punkt an ſeinem untern Ende wäre geblieben und raſch gewachſen und da hätte ſich er, der Mann, gedacht: Schau du, jetzt hat's den klein' Maxel troffen.

„Wir müſſen doch ſchauen gehen, daß wir was helfen mögen," ſagte mein Vater.

„Helfen willſt da?" verſetzte der Andere, „wo der Donnerkeil d'reinfahrt, da rühr' ich keine Hand mehr. Der Menſch ſoll unſerm Herrgott nicht entgegenarbeiten, und wenn der einmal einen Himmletzer (Blitz) auf's Haus wirft, ſo wird er auch wollen, daß es brennen ſoll. Hernachen mußt wiſſen, iſt ſo ein Einſchlageis auch gar nicht zu löſchen."

„Deine Dummheit auch nicht," rief mein Vater, und zornig, wie ich ihn noch ſelten geſehen hatte, ſchrie er dem Giſtel in's Geſicht: „Du biſt blitzdumm!"

Ließ ihn ſtehen und führte mich an ſeiner Hand raſch davon. Wir ſtiegen in's Engthal hinab und gingen am Freſenbach entlang, wo wir das Feuer nicht mehr ſehen konnten, ſondern nur die Röthe in den Wolken. Mein Vater trug einen Waſſerzuber bei ſich und ich rieth, daß er denſelben gleich an der Freſen füllen ſolle. Mein Vater hörte gar nicht d'rauf, ſondern ſagte mehrmals vor ſich hin: „Maxel, aber daß dich jetzt ſo was treffen muß!"

Ich kannte den kleinen Maxel recht gut. Es war ein behendiges, heiteres Männlein etwa in den Vierzigern; ſein Geſicht war voll Blatternarben und ſeine Hände waren braun und rauh wie die Rinden der Waldbäume. Er war ſeit meinem Gedenken Holzhauer in Waldenbach.

„Wenn einem Andern das Haus niederbrennt," ſagte mein Vater, „na, ſo brennt ihm halt das Haus nieder."

„Iſt's beim klein' Maxel nicht ſo?" fragte ich.

„Dem brennt Alles nieder. Alles, was er geſtern gehabt hat, und heut' hat und morgen hätt' haben können."

„So hat der Blitz den Maxel leicht ſelber erſchlagen?"

„Das wär' 's Beſt', Bub. Ich vergunn' ihm das Leben, Gottseid', ich vergunn' ihm's — aber, wenn er eh'vor hätt' beichten mögen und in keiner Todſünd' wär' geweſen, wollt' richtig gleich ſagen, das Allerbeſt', wenn's ihn auch ſelber troffen hätt'."

„Da wär' er jetzt ſchon im Himmel oben," ſagte ich.

„Watſch' nur nicht ſo in's naſſe Gras hinein. Geh' gleim (nahe) hinter mir und halt' dich beim Jankerzipf an. Vom Maxel, von dem will ich Dir jetzt was ſagen."

Der Weg ging ſanft berganwärts. Mein Vater erzählte.

„Jetzt kann's dreißig Jahr aus ſein — iſt der Maxel in's Land kommen. Armer Leute Kind. Die erſt' Zeit hat er bei den Bauern herum einen Halterbuben gemacht, nachher, wie er ſich ausgewachſen hat, iſt er in den Holzſchlag 'gangen. Ein rechtſchaffener Arbeiter und allerweil fleißig und ſparſam. Wie er Vorarbeiter iſt worden, hat er ſich vom Waldherrn ausgebeten, daß er das Sauerwieſel auf der Gſarerhöh' ausreuten und für ſein Lebtag behalten dürfe, weil er ſo viel gern eigen Grund und Boden hätte. Iſt ihm gern zugeſagt worden, und ſo iſt der Marxl alle Tag, wenn ſie im Holzſchlag Feierabend gemacht haben, auf ſein Sauerwieſel 'gangen, hat den Strupp weggeſchlagen, hat Gräben gemacht, hat Steine ausgegraben, hat die Wurzeln des Unkrautes verbrannt — und in zwei Jahren iſt das ganze Sauergütel trocken gelegt und es wachſt gutes Gras d'rauf, und gar ein Fleckel Brandkorn hat er anbaut. Wie es ſo weit kommen, daß er's auch mit Kohlkraut hat probirt, und geſehen, wie gut es den Haſen ſchmeckt, iſt er um Waldbäume einkommen. Die können ſie ihm nicht ſchenken, wie das Sauerwieſel, die muß er abdienen. So hat er Arbeitslohn dafür eingelaſſen, und die Bäume hat er umgehauen und viereckig gehackt und abgeſchnitten zu Zimmerholz — Alles in den Feierabenden, wenn die anderen Holzknechte lang' ſchon gut auf dem Bauch ſind gelegen und ihre Pfeifen Tabak haben g'raucht. Und nachher hat er angehebt, an ſolchen Feierabenden andere Holzhauer zu verzahlen, daß ſie ihm bei Arbeiten helfen, die ein einziger Menſch nicht dermachen kann, und ſo hat er auf dem Sauerwieſel ſein Haus gebaut. Fünf Jahr lang hat er daran gearbeitet, aber nachher — Du weißt ja ſelber, wie es dageſtanden iſt mit ſeinen goldrothen Wänden, mit ſeinen hellen Fenſtern und ſeiner Zierrath auf dem Dach herum — ſchier vornehm anzuſchauen. Ein fein Gütel iſt worden auf der Sauerwieſe, und wie lang' wird's denn her ſein, daß uns unſer Pfarrer bei der Chriſtenlehr' den klein Maxel als ein Beiſpiel des Fleißes und der Arbeitſamkeit hat aufgeſtellt? Nächſt Monat hat er heirathen wollen; und daß er heraufgeſtiegen iſt vom Bettelbuben bis zum braven Hausbeſitzer und Hausvater — Bub', da ruck' dein Hütel! — Und jetzt iſt auf einmal Alles hin. Der ganze Fleiß und alle Arbeit die vielen Jahr her iſt umſonſt, Der Maxel ſteht wieder auf demſelben Fleck, wie voreh'."

Ich habe dazumal meine Frömmigkeit noch aus der Bibel bezogen, und ſo entgegnete ich auf des Vaters Erzählung: „Der Himmelvater hat den Maxel halt geſtraft, daß er ſo auf's Zeitliche iſt gegangen wie die Heiden, und der Maxel hat ſich leicht um's Ewige zu wenig geſorgt. Sehet die Vöglein in den Lüften, ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht —"

„Sei ſtill!" unterbrach mich der Vater unwirſch, „der das hat geſagt, das iſt der König Salomo g'weſt, der kann ſo was ſchon ſagen. Unſereiner ſollt's probiren! — Ich kenn' mich nimmer aus, und das ſag' ich, wenn's mir ſo geht, wie dem klein Maxel, ich bin verzagt, und heb an zu faullenzen. Wenn ein Menſch mit dem Zündholz in ein Strohdach fährt, ſo wird er in den Kotter geſteckt — iſt auch recht, gehört ihm nichts Anderes. Aber wenn Einer vom Himmel herunter Feuer auf das nagelneue Haus wirft, das ein armer, braver Arbeitsmann gebaut —"

Er unterbrach ſich. Wir ſtanden auf der Anhöhe und vor uns loderte die Wirthſchaft des Klein-Maxel, und das Haus brach eben in ſeinen Flammen zuſammen. Mehrere Leute waren da mit Hacken und Waſſereimern, aber es war nichts Anderes zu machen, als dazuſtehen und zuzuſchauen, wie die letzten Kohlenbrände in ſich einſtürzten. Das Feuer war nicht wüthend, es brüllte nicht, es krachte nicht, es fuhr nicht wild in der Luft herum; das ganze Haus war Eine Flamme, und die qualmte heiß und weich zum Himmel auf, von wannen ſie gekommen.

Eine kleine Strecke vom Brande war der Steinhaufen, auf welchen der Maxel die Steine der Sauerwieſe zuſammengetragen hatte. An demſelben ſaß er nun, der kleine, braune, blatternarbige Maxel und ſah auf die Glut hin, deren Hitze auf ihn herſtrömte. Er war halb angekleidet, hatte ſeinen ſchwarzen Sonntagsmantel, das einzige, was er gerettet, über ſich gehüllt.

Die Leute traten nicht zu ihm; mein Vater wollte ihm gerne ein Wort der Theilnahme und des Troſtes ſagen, aber er getraute ſich auch nicht zu ihm. Der Maxel lehnte ſo da, daß wir meinten, jetzt und jetzt müſſe er aufſpringen und einen ſchreckbaren Fluch zum Himmel ſtoßen und ſich dann in die Flammen ſtürzen.

Und endlich, als das Feuer nur mehr auf dem Erdengrund herum leckte und aus dem Aſchen die kahle Mauer des Herdes aufſtarrte, erhob ſich der Maxel. Er ſchritt zur Glut hin, hob eine Kohle auf und zündete ſich die Pfeife an.

Ich war damals doch noch klein und konnte nicht viel denken. Aber an das erinnere ich mich: Als ich in der Morgendämmerung den klein' Maxel vor ſeiner Brandſtätte ſtehen ſah, und wie er den blauen Rauch aus der Pfeife ſog und von ſich blies, da war mir in meiner Bruſt plötzlich heiß. Als ob ich es fühlte, wie mächtig der Menſch iſt, um wie viel größer als ſein Schickſal, und es für das Fatum keinen größeren Schimpf gäbe, als wenn man ihm in aller Seelenruhe Tabaksrauch in die Larve bläſt.

Und als die Pfeife brannte, ſetzte er ſich wieder auf den Steinhaufen und blickte in die Gegend hinaus. Was er gedacht hat, möchtet Ihr wiſſen? Ich auch.

Später hat der klein' Maxel die Aſche ſeines Hauſes durchwühlt und aus demſelben ſein Schlagbeil hervorgezogen, Er ſchaftete einen neuen Stil an, er machte es an einem Schleifſteine der Nachbarſchaft wieder ſcharf — und ging an die Arbeit. Seither iſt's fünfundzwanzig Jahre. Um die Sauerwieſe liegen heute ſchöne Felder, und auf der Brandſtätte ſteht ein neu gegründeter Hof. Junges Volk belebt ihn, und der Hausvater, der klein' Maxel, lehrt ſeinen Söhnen das Arbeiten, erlaubt ihnen aber auch das Tabakrauchen. Nicht gar zu viel — aber ein Pfeiflein zu rechter Zeit.

Bauernſchlauheit.

Der reiche Bauer vom Sonnenberg (ich ſehe den großen, ſtolzen Mann, in deſſen Haus wir ſo oft gearbeitet, noch vor mir ſtehen) ging mit ſeinem Sohne Jochtl aus, um zu freien. Das waren auch zwei, die ſich dieſen ſauren Weg hätten erſparen können. Der Gang zur Braut iſt ſonſt kein ſaurer Weg, beſonders wenn wir ein ſo wohlhabender und angeſehener Mann ſind, als der Bauer vom Sonnenberg. Es liegen ihrer funfzig oder ſechzig Höfe in der Landa, deren Töchter den jungen Jochtl vom Sonnenberg in ihr Abendgebet einſchließen, Töchter, die Gott in ihrer aufgeblühten Schönheit feil hält, ſchon manches Jahr, Töchter, die gerade erſt auf den Markt gekommen ſind, Töchter, die bereits angekündet worden und demnächſt im Kalender der heirathsmäßigen erſcheinen werden. Und der Weg zu Jeder wäre für den jungen Jochtl mit Roſen beſtreut und der Alte vom Sonnenberg hätte es nicht nöthig, unterwegs eine wohlgeſetzte, ehrerbietige Anrede zuſammenzuſtellen; er könnte, den Daumen im Gurt mit Selbſtbewußtſein in's Haus treten und — je herriſcher, deſto beſſer — die Begehrenswerthe für ſeinen Sohn verlangen. Er läßt's ja doch auch ſonſt ſo gerne ſpüren, daß er der Fürnehmſte iſt in der Landa, der Größte und der Einflußreichſte. Sie nennen ihn den Gott Vater — zuerſt war's aus Spaß, nach und nach ſind ſie das Wort gewohnt worden — und er läßt ſich's ſchmunzelnd gefallen. Iſt er ja doch allmächtig, ſo gut das vom Sonnenberge aus gehen mag, iſt heute gütig, herablaſſend, heiter, morgen ſtreng, zornig, grollend und donnernd — juſt wie es ihm gefällt. Der Gott Vater vom Sonnenberg iſt überhaupt gewöhnt, nur das zu thun, was er thun will.

Und heute?

Heute geht er einen harten Weg, geht mit ſeinem Sohn auf die Freit, über den Berg, der die Landa abſchließt, in's Grönthal und dem Eiſenſchlößl zu.

Denn ſo ſind die Leute, die Reichen wollen noch reicher, die Angeſehenen noch angeſehener ſein — es iſt ein Unfrieden da, eine Begier, ein Fluch, daß auch dort kein Glück ſei, wo es ſein könnte. So bildete ſich der Bauer vom Sonnenberge ein, daß wenn er ſchon einmal Bauer vom Sonnenberge iſt, er ebenſo gut auch Hammerherr im Grönthale ſein könne. Der alte Hammerherr im Eiſenſchlößl war geſtorben, hatte zwei große Hammerwerke, eine große Anzahl von Huben, Wäldern und Almen hinterlaſſen und als Erben drei hübſche halberwachſene Töchter.

War das nicht gerade wie ein Fingerzeig vom Himmel, daß der Alte vom Sonnenberg für ſeinen Sohn Jochtl um die Aelteſte im Eiſenſchlößl werben ſolle?

Danach waren ſie jetzt auf dem Wege. Der Alte ging voraus, der Junge hinterdrein. Letzterer trug etwas in der Hand, über das ein rothes Sacktuch gedeckt war. Er trug es mit Aengſtlichkeit und großer Sorgfalt, als wär es etwas ſehr Heikles.

Die beiden Wanderer ſchritten nicht gerade raſch voran und ſie waren etwas kleinlaut. Einmal blieb der Alte ſtehen, blickte ſeinen Sohn von oben bis unten an und ſagte:

„Iſt ja gar nicht wahr, daß Du um einen Kopf kürzer wäreſt, als andere Burſche, ich weiß nicht, was die Leute für Augen haben, Du biſt ein gut und ſtark gewachſener junger Mann und ich habe auch richtig keine Angſt, daß wir Schaub führen*) gehen könnten.

„Ich hab' auch keine Angſt,“ antwortete der Jochtl und ſtellte ſich ein wenig auf die Zehen. Auf ſeine weite

---

*) „Schaub führen“ heißt in der Bauernſchaft ein mißlungenes Werben, das, was andere Leute „einen Korb bekommen“ nennen.

Bruſt, auf ſeine breiten Achſeln, auf ſeinen feſten Nacken konnte er nur ſtolz ſein und den Ledergurt trug er ſeit einigen Monden im letzten Loche gehakt. Ging das mit dem leiblichen Gedeihen ſo fort, ſo mußte er ſchon in nächſter Zeit dieſen feingearbeiteten Gut mit der kunſtvollen Silberſchnalle, ein altes Familienſtück, als zu eng geworden ablegen. Dieſe Nothwendigkeit war bisher noch an keinen Derer vom Sonnenberge herangetreten, es waren lauter ſchlanke baumſtarke Männer, wie der Alte heute noch bezeugt und allemal die Schönſte war es in der Landa, die von den Sonnenbergern heimgeführt wurde.

Fein aufgeſtellt war er heute, der Jochtl, ſein kurzes Zöppel und ſeine Bocklederhoſe rochen ganz noch nach uns Schneidern, und auf dem Haupte der „Sternſtecher“ mit den bunten Quaſten und der breiten Krempe, die ſtellten den kleinen, dicken Kerl her, daß es eine Freude war. Der Jochtl war in ſeinem achtundzwanzigſten Jahre und recht vollbackig und nicht kaltblütig, ein wenig ſchlau und ein bischen hartköpfig dabei. Er hatte noch nicht viel nach Weibsleuten ausgelugt und der Alte fürchtete faſt, er könne das „Schnalzerl“ verpaſſen und es ohne Ehefrau verſuchen alt zu werden. Das durfte nicht ſein. Daher rieth ihm der Alte Eine aus dem Eiſenſchlößl an, und dem Jochtl war's recht.

Als ſie nun dem Schlößl in die Nähe kamen, ſetzten ſie ſich auf den Raſen, „daß wir nicht gar über und über verhitzt und verſchwitzt vortreten,“ meinte der Alte.

„Daß Du Dich hübſch manierlich ſtellſt,“ fuhr er fort, „und Dein Naſenſchnuppern ſtehen läßt. Späterhin kannſt wieder ſchnuppern, wie der Will', wenn Du die verfluchte Angewohnheit ſchon einmal nicht laſſen magſt. Nur heut' nimm Dich zuſamm'. Schön den Hut abnehmen und daß Du mir nicht vergißt, wenn wir vortreten: Der alten Hammerfrau küßeſt die Hand! So Frauenweiber halten was drauf und wird Dein Schaden nicht ſein. Reden werde ſchon ich. Bin ich fertig und haben wir die Antwort — und ich verhoff's eine erfreuliche Antwort — nachher trittſt Du vor und bringſt ſchickſamer Weiſe Deine Sach an. Was Du zu reden haſt, das kann ich Dir jetzt nicht ſagen, muß Dir das recht Wort ſelber einfallen; auch ſo zu der Braut. Nur zu viel nicht reden. Wird vielleicht ein Eichtl flennen, die Junge; mach' Dir nichts draus, iſt ſo der Brauch, legſt ihr nur ſo ein wenig die Hand auf die Achſel. — Was Burſch?! — ich glaub' gar! — das wär doch eine rechte Schand für ſo einen Jungen dahier! geh!“

Der Jochtl preßte ſein Geſicht in den Ellenbogen hinein und weinte. Nach langem Zärteln und Fragen brachte es der Alte heraus, was dem Jungen fehle.

„Schamen thu ich mich,“ ſchluchzte der Jochtl.

„Geh' Närriſch! Schamen wird ſich ſchon das

Mädel. Geſcheidter um einen fingerlang zu keck, als zu lahmlackig — allemal geſcheidter. Du biſt ein Sonnenberger, darfſt Dich ſchon was getrauen. So, jetzt gehen wir's in Gottes Namen an."

Als ſie in's Eiſenſchlößl traten, fragten ſie zuerſt in der Küche nach der Herrſchaft. Ein ſchlankes, blondhaariges Küchenmädchen wies ihnen beſcheiden Treppe und Thür. Der Jochtl fragte ſie wie ſie heiße und wollte ihr einen Silberzwanziger in die Hand drücken. Sie antwortete: „heißen thue ich Katharina und für das bedanke ich mich." Wies das Geldſtück ab und eilte flink davon. Der Jochtl ſchaute ihr nach.

Die Frauen im Eiſenſchlößl waren gerade verſammelt in der großen Stube bei der Arbeit; Nähen, Stopfen, Sticken, Glätten und was ſo Verrichtungen ſind, womit die Einen den Mann erhalten, die Anderen erwerben wollen. Glätten, Nähen, Sticken, Stopfen ſind die edlen Thaten jener Weſen, aus denen die Welt reſultirt. Sticken, Stopfen, Glätten, Nähen zu rechten Zeit iſt des Hauſes Segen und der Hausfrauen Ehre; aber Nähen, Glätten, Stopfen, Sticken zu aller Zeit iſt ſinnloſes Spiel und Müßiggang.

Wie ſie es im Eiſenſchlößchen hielten, das weiß man nicht, aber heute waren ſie emſig, alle fünfe, die Großmutter, die Mutter, die drei Töchter bei häuslicher Arbeit, als hätten ſie ahnen können, daß ein Freier kommt

Nun klopfte es an der Thür und wie? Der Alte vom Sonnenberg verſtand es nicht allein, mit entſchiedenem Herrſcherdrucke die Klinke zu faſſen, er wußte anzuklopfen — weich, höflich, daß es eine Art hatte.

So ſagte denn die Hammerfrau, nachdem ſie einen prüfenden Blick auf die arbeitende Gruppe geworfen hatte — ebenſo höflich ihr „Herein!“

Als die Thüre langſam aufging, flüſterte hinter dem Rücken der Mutter die Aelteſte den beiden Schweſtern zu: „Der Gottvater vom Sonnenberg!“

„Und der Gottſohn!“ hierauf die Zweite, da kicherten ſie.

Der Alte trat einige Schritte vor und ſagte den feinſten der Bauerngrüße, die ihm einfielen. Die Frau dankte mit freundlicher Miene. Hierauf ſtand Der vom Sonnenberg ein paar Augenblicke da, ohne recht zu wiſſen, wie er anfangen ſollte. Der Jochtl hielt ſich ganz nahe hinter ihm und duckte ſich, was dem Kleinen hinter dem Großen nicht ſchwer wurde.

Der Alte that einen Blick auf die Mädchen, einen gutmüthigen Blick, an dem aber die Abſicht, überflüſſige Zeugenſchaft hinwegzuſchieben, nicht zu verkennen war. Die Frau verkannte dieſe Abſicht auch nicht, doch gab ſie keinen Wink und die Gruppe ſaß, wie ſie ſaß.

„Ehrenwerthe Frau Hammermeiſterin,“ hub Der vom Sonnenberg mit etwas befangener Stimme an:

„Wir ſind die Beſitzer vom Sonnenberg und thäten bitten auf ein Wörtel.“

„Ja,“ ſagte ſie, „was verſchafft mir ſo werthe Gäſte?“

„Wie ſich's bisweilen halt ſchickt,“ antwortete der Alte, „mein Sohn der Jochtl da, mein Einziger —“ er wendete ſich, um den Burſchen vorzuſtellen, dieſer jedoch barg ſich immer noch hinter dem Rücken und der nun von ſeiner rothen Hülle befreite Blumenſtrauß zitterte ihm in der Hand — „Der hat,“ fuhr der Alte fort, „ſchon alleweil wollen hergehen — in dieſes hochwerthe Haus, aber das erſte Mal muß ich ihm den Weg in Ehren wol zeigen. Er hat ſonſt auch Manieren für Eine aus dem Schloß. Will er ſich halt, wie ihn Gott erſchaffen hat, entſchließen, in den heiligen Eheſtand zu treten und hat wol ſein Auge auf die Allerfürtrefflichſte geworfen, die weit und breit im Sonnenſchein gewachſen iſt. Und ſo iſt jetzt unſer heiliges Fürnehmen, daß wir in Ernſten und Ehren um die Jungfrau anhalten, ſintemalen ſchon Gott dem Adam im Paradieſe —“

„Ich kenne den ſchönen Spruch,“ unterbrach ihn die Hammerfrau, indem ſie ſich in ihrer ganzen Breite aufrichtete und ſo die hinter ihr flüſternden und kichernden Töchter deckte. „Ich kenne den Spruch, lieber Sonnenberger, und es freut uns recht, daß Ihr uns die Ehre wollt erweiſen. Es mag Jede froh ſein, die einmal auf dem Sonnenberg ſitzen kann und einen ſo braven Mann bekommt; könnte auch meinen Töchtern nichts Beſſeres wünſchen, als eine ſo gute und ſichere Hut, möchten ſie den Pflichten und Obliegenheiten einer Großbauersfrau nur auch gewachſen ſein."

Der Alte vom Sonnenberg machte eine ſehr höfliche Bewegung mit der Hand: keine Frage, ſie wären ihnen ſchon gewachſen: der Jochtl erhob ſeinen Blumenſtrauß.

„Jedochhalben," fuhr die Hammerfrau fort, „iſt es wol einzuſehen, daß in einem Hauſe, wie das unſere am Waſſer bei den Schmieden und Hammerwerken die Mädeln nicht recht für eine Bauernwirthſchaft abgerichtet werden. Für's Eine haben ſie zu wenig, für's Andere haben ſie zu viel, wie es halt ſchon geht. Man läßt ihnen allerlei lernen und angewohnen, und bis ſie erwachſen ſind, ſieht man, die Weſen taugen nur noch für die Stadt. Darum bedanken wir uns noch einmal für die Gunſt und Ehr' und wünſchen von Herzen, daß der Herr Sohn eine Ehefrau findet, die an Stammen und Erziehung rechtſchaffen für ihn taugt."

Dem Alten vom Sonnenberge geſchah in dieſem Augenblicke übel, er hatte ſeine Geſtalt, die bisher gebückt wie ein Fragezeichen vor der Hammerfrau geſtanden war, aufgerichtet zu einem ſtarren Ausrufungsſtrich. Er wußte nicht, wie er ſich ſofort für die Schmach rächen ſollte, die in dieſer Stunde ſeinem Sonnenberge widerfahren war. Da trat neben ihn der Jochtl vor und ſagte ehrerbietigen Tones: „Die Frau wird uns nicht recht verſtanden haben. Sie hat was von ihren Töchtern geſagt – das werden vielleicht die drei munteren Kinder dort ſein. Ach na, das wäre nichts für den Sonnenberger, der hat jezeit her die Tüchtigſte und Sittſamſte genommen, und will ich's auch nicht anders machen. Nach viel Fürnehmheit und Reichthum braucht der Sonnenberger nicht zu fragen, er muß Eine haben, die für Haus und Küche taugt, und ſo halte ich in Ernſten und Ehren an, um das brave Dienſtdirndl, um die Katharina.“

Der Alte, dem bereits der Schweiß von der Stirn geronnen war, nickte lebhaft beiſtimmend mit dem Haupte. Er hatte jetzt keinen andern Gedanken, als abſtatten, die Schmach zurückgeben!

Das Kichern hinter der Frau Hammermeiſterin war nun völlig verſtummt. Die Frau Hammermeiſterin ſelbſt war etwas gedämpft, aber ſtets freundlich entgegnete ſie, bei ſo wichtigen Sachen ſolle man wol immer ganz deutlich reden. Sie frage nur, ob man mit dem Küchenmädchen ſchon im Reinen ſei? in dieſem Falle habe ja ſie nichts mehr drein zu reden: die Katharina ſei armer Leute Kind, gegenwärtig hier nur im Dienſt und ihrer Aufführung wegen ſei keine Klage. Sie, die Hammermeiſterin, ſei der guten Haut zu ihrem Glücke nicht im Wege.

Der Alte hatte anfangs gemeint, dieſe Katharina wäre für den Burſchen nur ſo eine Finte geweſen, um ſich aus der Schmiere zu ziehen. Deß wurde er bald eines Anderen überzeugt. Da der Jochtl ſchon einmal auf Weiberſuche aus war, ſo wollte er mit leerer Hand nicht mehr heimwärts; ſein Auge war einmal dafür offen, die Katharina gefiel ihm auf den erſten Blick, und als er ſie nachher näher beſah, gefiel ſie ihm noch weit beſſer, kurzum ſein Werben hielt er aufrecht.

Die Katharina iſt heute angeſehene Großbäuerin auf dem Sonnenberge, ſie ahnt es nicht, wieſo ſie dazu kam, und der Jochtl hat ihr's niemals geſagt. Oft noch, wenn ſie ihren Arm um ſeinen kräftigen Nacken ſchlingt, fragt ſie ihn, wieſo er juſt auf ſie verfallen ſei?

„Weil Du mir die Liebſte biſt," iſt ſeine Antwort; und warum auch nicht! ſie iſt ein ſtattliches, ſchönes Weib, und an Feſttagen, wenn ſie die ſiebenfache Goldkette um den Hals trägt und in ihrem feinen natürlichen Anſtande ſchlicht und gütig mit den Leuten verkehrt, da freut ſich insgeheim der Alte und der Junge vom Sonnenberg, daß ſie dazumal bei der Frau Hammermeiſterin ſo glückſelig — abgeblitzt ſind.

Bauerntrotz.

„Ja!“ ſagte der Flori.

„Nein!“ ſagte die Vrona.

„Und noch einmal Ja!“ flüſterte der Burſche — ſein dunkles Auge leuchtete.

„Und noch einmal Nein!“ antwortete das Mädchen — ihr blaues Auge zuckte. Sie entwand ſich einem kräftigen Arm.

„So,“ ſagte der Flori, „eine Solche biſt Du, bei der es allemal Nein heißt, wenn der Mann Ja ſagt, und eine Solche will mich lieb haben? Eine Solche will mit mir ſein in Freud' und Leid, wie es der Pfarrer ſagt!“

„Der Pfarrer hat es noch nicht geſagt, mein lieber Flori.“

„Auf's Widerpart richteſt Du Dich ein! Na, das kunnt ein hübſches Zweigeſpann geben. Geh', Du haſt mich nicht lieb! Adieu, Adieu und in Ewigkeit Adieu!“

Sie ſank an ſeinen Leib, er ſchob ſie von ſich und wollte davon; ſie hielt aber feſt an ſeinem Arm und rief: „Die Bruſt reiß' mir auf und ſchau' in mein Herz! — Einzig lieb biſt mir, ſonſt ſag' ich nichts."

„Will auch nichts hören, aber ſehen will ich's. Beweiſen ſollſt mir's einmal, was Du mir tauſend Mal haſt geſagt."

„Wenn Du wiſſen könnteſt, mein Flori!" ſagte ſie, und ihr feuchter Augenſtern wuchs, daß er das Weiße faſt verdeckte. „Meinetwegen wollt ich' Dir Ja ſagen, was liegt an mir! Biſt mein, ich frag' nach keiner Jugend und keiner Tugend. Ohne Dich bin ich mir doch nichts werth. Wenn Du Dich aber heut' mit einer eiſernen Ketten an mich bindeſt, ſo gehört morgen Dein Leben und Dein Glück nimmer Dir."

„Dir gehört's und ich werde Dich nehmen."

„Du wirſt mich nehmen, das glaube ich von Dir gleichwol, aber ich werd' nicht wiſſen, iſt's aus Lieb' oder aus Muß. Ganz frei ſollſt Du ſein, wenn Du mir vor dem Altar die Hand reichſt."

„Ganz frei, Vrona, das kann gar nicht ſein. Vierzehn Tage vor der Hochzeit macht man das Verſprechen; das gilt und bindet ehrenhafte Leut' ſo feſt wie die geweihte Stola. Heut' iſt dieſer Tag und heut', Vrona, mach' ich Dir mein Verſprechen zur Zeit und Ewigkeit."

„Und meinſt, Flori, daß Du in vierzehn Tagen mit mir Hochzeit haben kannſt?"

„Möcht' wiſſen, wer mir das wollt' verbieten!" rief der Burſche.

Sie antwortete: „Wer Dir's wollt' verbieten! Niemand Anderer als der Kaiſer."

„Wieſo der Kaiſer?"

„Ich weiß recht gut, daß Du einundzwanzig Jahre alt biſt und daß Du in drei Wochen mit den Rekruten gehen wirſt."

„Wer ſagt das? Kein Menſch hat Recht auf mich. Du weißt, ich bin der einzige Sohn auf dem Schwandhof, meine Eltern ſind alt und gebrechlich, die Wirthſchaft iſt groß — ſo bin ich frei vom Soldatendienſt."

„Frei biſt?" rief das Mädchen aus — es war ein Jubelruf.

„Und ſo frei, daß ich Dich noch einmal frag', ob's Dir recht iſt, wenn wir Hochzeit halten?!"

Ihr war's recht, ſie ſagte nicht mehr Nein. Und als ſie vom jungen Getanne hinaustraten in den Sommertag, der blendend licht in ihr Auge fiel, war der Bund geſchloſſen und der Schlüſſel in den bodenloſen Abgrund geſchleudert.

* * *

Was da geſchehen, es lag nicht in der richtigen Reihenfolge und verſchob nun das Herz und den Frieden der Menſchen.

Der Schwandhof war eines der vornehmſten Bauerngüter im Gau. Mein Meiſter hatte mit dem ungariſchen Schneider Jahre lang um deſſen Ster gerungen, bis wir ſie behaupteten, weil die altväteriſchen Kleider, die der Schwandhofer noch trug, keiner ſo gut und richtig machte, als wir. Der alte, trotzige Schwandhofer war einſtmals hoch und ſtramm dageſtanden wie die Wetterfichte hinter ſeinem Hauſe. Vor nichts hatte er ſich gebeugt als vor ſeinem ſiebzigſten Jahr, vor dieſem ſtand er gedrückt, auf den Stock geſtützt, und ſeine Hand zitterte. Sein Wille ſtand noch aufrecht und ſchwang ſich wie ein Herrſcherſtab und wie eine Ruthe über den Hof und die Gründe. Sein Weib war ihm angemeſſen. Mit vierzig Jahren hatte er die Zwanzigjährige geheirathet und ſie getragen und erzogen und geliebt wie ein Kind. Jetzt ſchien es bisweilen, als wäre ſie der Mann und er das Kind geworden; er wollte es lange nicht glauben, aber ſie überzeugte ihn, und ein Glück war's, daß ſich ihr Wille an dem ſeinen ſtark gewachſen hatte, daß ſie im Ganzen ſo dachte und ſchuf, wie es ihr Mann gewohnt war — und ſo ſtand der alte Doppelmenſch trotz Manchem ungebeugt da. Die meiſten Leute behaupteten, die Schwandhoferiſchen beſäßen Geld; Etliche aber ſagten: ſie wären vom Geld beſeſſen. Nun ja, der Neid! Sie thaten nichts Schlechtes.

Von beſonderer Herzenswärme, aus welcher ſonſt ſo viel Luſt und ſo viel Schmerz emporkeimt, wußten ſie nichts. Ihr Gemüth, ſonſt etwa im Augenglanze des eigenen Kindes ſich wieder erweichend, hatte ſich gefeſtigt und verknorrt, bis — in ſeinem funfzigſten, in ihrem dreißigſten Jahre der Sohn kam. Sie begrüßten den lange erwünſchten Stammhalter mit berechnender Freude, hatten des Weiteren aber nicht viel Liebe geboten und nicht viel Liebe geweckt. Der Junge war kernig im Charakter und ehrſam wie die Eltern, auch ſelbſtbewußt und trotzig wie ſie.

Der alte Schwandhofer hätte wahrlich noch nicht daran gedacht, das Gut an ſeinen Sohn zu übergeben; mit dem Gute übergiebt der Bauer nur allzu oft auch ſeinen Freiſtand, er wird Knecht — der Knecht ſeines Kindes, wird bisweilen ſogar Bettler, der die Brotkrumen erflehen muß von dem Tiſche, den er ſelbſt ſo reich und üppig gedeckt hat. Der Flori iſt auch noch viel zu jung; ſolche Leute, wenn ſie in die Wirthſchaft geſetzt werden, leben flott in den Tag hinein, denken an nichts, als daß ſie „Herr“ ſind, zeigen auch den Herrn und blaſen ihn noch auf, ſo gut das Zeug hält, und das Vermögen verrinnt gemach in den Sand.

Das bedenkt der Schwandhofer.

Aber der Dorfrichter giebt ihm noch was Anderes zu bedenken. Der Flori iſt ſeinem Alter nach ſtellungspflichtig: wie der prächtige Kerl daſteht, ſo behalten ſie ihn auf der Stelle zu den Küraſſiren. Will der Schwandhofer den Burſchen losbringen, ſo muß er ihm Haus und Hof verſchreiben. Für die Bäuerin iſt das arg. Haus und Hof will ſie nicht laſſen und den Flori auch nicht. Ihr Mann ſagt: zwei Wege ſeien ſchlechter als einer, daher müſſe man einen davon raſch fallen laſſen. Er will den Burſchen auf Haus und Hof ſchreiben laſſen, aber dem Flori zu verſtehen geben, daß Herrenſchrift und Bauernwille nicht Ein Ding ſei!

So war es veranſtaltet an jenem Tage, als der Flori von dem Stelldichein mit der Vrona nach Hauſe kam. Feſt faßte er die Thürklinke, ſtolz trat er auf die friſch geſcheuerte Diele — ſeit kurzer Zeit fühlte er ſich ganz Mann. Er kannte in weiter Runde keinen Herrn. Doch mit dem Vater verlangt's ihn heute zu ſprechen, nur weiß er nicht recht, will er dem Alten einen Befehl geben oder von demſelben einen empfangen.

Sie ſitzen jetzt in ihrem Extra-Stübel, ihrem kleinen Rathsſaale, in welchem die Geſetze für den Schwandhof gemacht werden. Er ſitzt im maſſigen Armſtuhl, hat einen Polſter unter dem Leder, ſie auf der Ofenbank; ſie iſt ein ſeltſames Weib; ſie iſt ſtill, wenn er ſpricht, und läßt ihn allemal ausreden, ehe ſie ihre Meinung abgiebt. Es ereignet ſich wol bisweilen, daß die Meinungen der Beiden ſo weit aus einander ſtehen wie Ja und Nein; in ſolchen Fällen rückt zuerſt ſie ein Weniges, dann rückt er ein Weniges, — ſind noch nicht beiſammen; ſie beginnen wieder zu wenden und zu winden, und endlich ſtehen ſie richtig dort, wo ein braves Ehepaar zu ſtehen hat: in der Einigkeit. Geht's an einem Tage nicht, ſo wird darauf geſchlafen, am nächſten Tage geht's ſpielend. Und ſo halten ſie zuſammen ſeit dreißig Jahren und beſtehen Alles und ſind verwunderlich geſtiegen an Macht und Anſehen.

Nun tritt ihr Sohn, der Flori, in das Stübchen. Er hatte bisher wol ſeinen Sitz im hohen Rath — auf dem Schemel neben dem Wandſchrank, auf dem die Stockuhr mit dem Glaskaſten ſteht — aber er hatte keine Stimme. Heute ſetzt er ſich nicht auf den Schemel, heute lehnt er ſich mit dem Rücken an die Tiſchkante, kreuzt die Arme über die Bruſt und ſchickt ſich an, als wollte er reden.

Der Schwandhofer ſchaut den Burſchen ſo etwas über die Achſel hin an und ſtellt ihm ein paar gleichgültige Fragen über die Wirthſchaft.

Da macht der Flori den Mund auf und ſagt kernhaft: „Werden wir's halt angehen!"

Der Alte wendet zur Hälfte ſein Geſicht, läßt die Augenlider zufallen, als wenn er ſchläfrig wäre, und murmelt: „Was meinſt Flori?"

„Wenn ich auf's Haus geſchrieben werde," meint der Burſche, „ſo kann ich nicht allein ſtehen."

„Setz' Dich nieder," lallte der Alte.

„Ich will heirathen!" ſagte der Flori.

„So!“ antwortete die Mutter in einem merkwürdig kühlen Tone.

„Ich weiß Eine,“ fuhr der junge Mann fort, „und will nicht lang umziehen. In vierzehn Tagen kann Alles vorbei ſein.“

Der Alte trommelte mit ſeinen ſteifen Fingern auf der Armſtütze des Seſſels. Endlich verſetzte er, noch immer mit ſchläfriger Miene: „Darf man fragen, wer es iſt?“

„Die Vrona. Die Stegbrunneriſche Vrona.“

„So!“ ſagte nun auch der Alte. Beide ſchwiegen und der Sohn begann nun ſeine Wahl mit kurzen Worten zu begründen, die Nothwendigkeit derſelben klarzuſtellen, und der Gründe waren ſo triftige, daß er den eigentlichen, triftigſten gar nicht einmal anzuführen brauchte.

Die Mutter hatte dabei mehrmals mit dem Kopfe und mit der Hand gezuckt, als wollte ſie Fliegen abwehren. Der Vater war ſtarr, wie aus Lärchenholz geſchnitzt, dageſeſſen, und als nun der Sohn ausgeredet hatte und ſich anſchickte, die Stube zu verlaſſen, ſagte der Alte: „Bleib' noch ein paar Augenblicke da bei uns, die Sache iſt noch nicht ganz in der Richtigkeit.“ Dann ſtand er ſchwerfällig auf, ſtellte ſich vor den Burſchen, indem er ſich auf den Seſſel ſtützte, und begann nun Folgendes zu ſagen:

„Mein lieber Flori! Du haſt da etwas geſprochen, aber greif' mit der Hand in die Luft hinein, ob das Wort noch wo herumfliegt. Wirſt nichts mehr finden; ich find' auch nichts. Ich will's nicht gehört haben und hab's nicht gehört. Sollteſt Du einmal heirathen wollen, ſo weißt, wen Du zuerſt zu fragen haſt. Deine Eltern, das brauchſt nicht zu glauben, weil Du 's lange ſchon erfahren haſt, wollen Dein Beſtes und werden Dir nicht juſt Die auferlegen, die Du am wenigſten magſt, und Du biſt geſcheidt und wirſt nicht gerade die Eine ausſuchen, die Deinen Eltern am wenigſten anſteht. — Jetzt kannſt ſchon gehen, Flori."

Der Flori ging aber nicht, ſein Auge war wild und ſein bebender Mund murmelte: „Soll das eine Antwort ſein, Vater?"

„Frag' wird's keine ſein!" ſagte der Alte.

Nun hub auch die Mutter an.

„Biſt denn närriſch worden, Flori!" rief ſie; „Du könnteſt im Gau und im Kärtneriſchen d'rüben keine Unrechtere finden. Die hat Alles beiſammen, was für Dich nicht paßt. Sei ſtill und red' nicht, Lecker! Sie hat die Stegbrunneriſche Hoffahrt an ſich. Hätteſt um etliche Jahre früher wol können erfahren, dieweil ſolche Leut' noch Geld haben g'habt, wie ein Bidelmann (Freier) aus der Bauernſchaft dort aufgenommen iſt; ſie haben nicht mich und nicht Deinen Vater angeſchaut, in Sammt und

Seiden ſind ſie daherſtolzirt, und bei allen Leuten der Hahn im Korb ſein, das war ihr Begehren. Jetzt, weil ſie ihren Wirthskeller und ihren Kaufmannsladen verhauſt haben und ſo viel als wie Bettler ſind worden, jetzt glaub' ich's gern, daß ihnen der reich' Bauerſohn gut genug wär'. Auf die Schönheit gehſt? Möcht' ſchon wiſſen, wo an Der die Schönheit ſteckt, und ich rath' Dir, Flori, ſuch' ſie nicht an der unrechten Stell'! Wie Du heut' daſtehſt, denk', wen Du kriegſt und wen Du brauchſt! Das möcht' eine Wirthſchaft ſein, du heilige Mutter Gottes! Das Verſchwenden und das Feine-Frau-Spielen hat ſie gelernt; von einer braven Haushaltung weiß ſie nicht ſo viel, als meine Unterdirn im kleinen Finger hat. Nimm eine Dienſtbotin meinetwegen, wenn ſie arbeiten kann und hauſen, aber Eine, die reich geweſen und arm geworden iſt, ſtellſt mir nit auf den Schwandhof, dafür bin ich und der Vater da!"

Der Alte, der ſich wieder auf ſeinen Seſſel niedergelaſſen, nickte beiſtimmend und kühl, als ob er weiter der Sache nicht genug Wichtigkeit beilegte, um ſich darüber zu ereifern. Dem Flori war nun auch ein ſcharfes Wort aus dem heftig ſchlagenden Herzen auf die Junge geſtiegen, aber — wie die Weiber ſchon ſind — ſeine Mutter hub noch einmal an und brachte allerlei gegen die Vrona vor, übertrieb, was das Zeug hielt, und als ſie nichts Neues mehr vorzubringen wußte, wiederholte ſie das Alte und wurde immer hitziger dabei, bis ihr der Alte zuwinkte: „Geh', hör' auf, Hanna, und laſſ' das Traumauslegen ſein!“

Da ſtampfte der Flori mit dem Fuße in den Boden und ſchrie: „Verflucht! Gegen die Vrona laſſ' ich nichts ſagen! Die wird mein Weib!“

Jetzt ſchlug der Alte ſein Auge auf, es war grau und nebelig.

„Du ungeberdiger Laff',“ ſagte er, „zum Schreien und Fluchen iſt das freie Feld draußen weit genug. Kannſt gleich ſchauen, daß heute der Schafdung auf den Rübenacker kommt; wie es mir in den Arm zuckt, glaub' ich, daß wir Regenwetter kriegen.“

„Vater,“ entgegnete hierauf der Burſche, indem er ſeine Aufregung niederzuhalten ſuchte, „ſeit ich Hand und Fuß rühren kann, habt Ihr mich zur Arbeit geſtoßen. Oft manche Stimm' hab' ich gehört, wie ich, der einzige Sohn auf dem großen Hof, der Narr ſein kunnt' und ließ mich hin- und herſchummeln wie ein Knecht, früh und ſpat, jahraus, jahrein. Ich hab' mich nicht anfechten laſſen, bin willig und fleißig geweſen — wegen Vaters willen. Wer mich aber jetzt auch noch will unter den Füßen haben, daß ich nicht einmal im Weiben mein Herr ſein ſollt', mit dem red' ich aus einem andern Ton.“

„Haſt ganz recht, Flori,“ höhnte der Alte.

„Dem ſag' ich, daß mich kein Gott und kein Teufel von meiner Sach' abbringt!“

„Herein!“ ſchnarrte der Schwandhofer auf ein Klopfen an der Thür.

Der Gerichtsdiener war's. Ein Papier entfaltete er; um Unterſchrift hatte er zu bitten.

„Was habt Ihr denn ſchon wieder?“ murmelte der Alte.

„Nichts Unangenehmes diesmal,“ antwortete der Bote und las:

„Laut Geſetz vom (Datum, Paragraph und Zahl genau angegeben) kann dem Geſuche des Lorenz Pürgher, derzeitigen Beſitzers des vulgo Schwandhofes im Gau und ſeiner Ehegenoſſin Katharina Pürgher, Mitbeſitzerin auf genannter Realität, Beide gegenwärtig zur ſelbſteigenen Verwaltung und Führung der Wirthſchaft nicht mehr befähigt, wegen gänzlicher Befreiung ihres einzigen Sohnes Florian Pürgher von der Militärpflicht hiergerichts entſprochen werden und hat außer genannten Bittſtellern das obwaltende Gemeindeamt die oben als Begründung des Geſuches angeführte Thatſache ordnungsgemäß zu beſcheinigen.

Das k. k. Kreisgericht.

N.

„Was ſoll mir das?“ fragte der Schwandhofer. „Da ſteht eine Unwahrheit, die ich nicht unterſchreibe.

Ich bin gottlob wieder geſund und ſtark genug für mein Haus. Ich brauch' Keinen. Gieb her, Bote, das will ich aufſchreiben . . ."

Der Flori fiel dem Alten in die Hand.

„Iſt recht," ſagte der Bauer, „ſo ſchreib' Du's auf, Flori: „Ich nehme mein Geſuch zurück, bleib' Herr in meinem Haus und laſſ' die Stellungskommiſſion mit meinem Sohn machen, was ſie will. Na, ſchreib', ſchreib'!"

„Das iſt ja Alles nicht nöthig," meinte der Amtsbote, „fehlt die Unterſchrift, ſo iſt der Wiſch ohnehin ungültig."

„Dann ſind wir fertig!"

„Gefreut mich recht, daß wir in unſeren alten Tagen noch ſo rüſtig ſind!" ſagte der Bote nicht ohne Spott und verließ die Stube.

Flori war blaß bis in den Mund hinein, ſein Auge rollte wild; die Adern ſeiner Stirne ſchwollen an, ſeine Hände ballten ſich zur Fauſt. Aber es geſchah nichts, als daß die dumpfen Worte geſagt wurden: „Ich brauch' Euch nicht. Gebe Gott, daß auch Ihr mich nicht braucht!"

Und Flori trat zu dieſer Stunde das letzte Mal aus der Thür ſeines Vaterhauſes.

In wenigen Wochen war er Soldat. Ein halbes Jahr ſpäter ſtand er auf der Wacht inmitten der heißen Steinberge der Herzegowina.

Die alten Leute auf den Schwandhof waren mürriſch und hinfällig. Eines Tages wurden ihnen zwei Dinge in's Haus getragen: ein ſchwarzer Brief und ein kleines Kind — erſterer kam aus Moſtar von der Militärbehörde, letzteres vom Krankenbette der Stegbrunneriſchen Brona.

Beides blieb im Schwandhofe — es war ein Ende und ein Anfang.

Bauernliebe und -Eiferſucht.

Die Jagd war unglücklich ausgefallen. Der Fürſt hatte einem Treiber die rechte Hand durchſchoſſen. Der Geſchoſſene aber hatte Weib und Kind, ſonſt nichts für ſich und ſeine Familie, als dieſe Hand; er war Waldarbeiter und bei ſolchem Geſchäfte muß die Rechte allemal wiſſen, was die Linke thut, weil ſie derſelben in Allem beizuſtehen hat.

Gut war noch das Eine, daß der Fürſt es geweſen, der in Unacht den böſen Schuß gethan hatte, und die Leute ſagten: „Sei froh, Thoma, jetzt biſt verſorgt für alle Tage, die Dir Gott vom Himmel giebt!“

Und Gott gab ihm noch manchen Tag vom Himmel, nahm ihm hingegen ſein Weib — da ſtand er, der Krüppel, mit ſeinem Kinde, einer heranwachſenden Tochter, allein. —

In einem Thale jenes Gebirges ſteht das Schloß Hollerſtein. Es iſt ein großes, altes Gebäude, der Sage nach einſt von Raubrittern gegründet, von Templern erobert und bewohnt, durch die Türken zerſtört und als Jagdſchloß für den Fürſten wieder erbaut. Die längſte Zeit des Jahres ſtand Hollerſtein leer und wurde nur von einem Vogte bewacht, einem Invaliden aus dem Franzoſenkriege. Als nun der eine Invalid ſtarb, kam der andere d'ran — der Thoma mit der durchſchoſſenen Hand. Der bekam im Schloſſe zwei große Stuben und ein kleines Gemach, und darin wohnte er nun und war der alten Mauern und dem blühenden Kinde treuer Wart.

Die grauen Steine ſind leicht zu hüten, aber ein hübſches Mädchen, das zwiſchen dem Kinde und der Jungfrau in der Schwebe iſt, wie ein Blüthenreis in der Nacht zwiſchen April und Maien, iſt Gefahren ausgeſetzt, von welchen der alte Thoma ſelbſt nicht viel Ahnung hatte. Es iſt ſcheinbar eine kühle oder laue, ruhige Nacht, aber es iſt dunkel und das Mädchen ahnt, bangt in das Ungewiſſe hinein. Es fühlt wol, daß ihm ein anderes Leben kommen müſſe — es fiebert leiſe zwiſchen Froſt und Sonnengluth . . .

Julina hieß ſie. Julina ging nun in das achtzehnte Jahr. — Ich wollte, ich könnte malen, ich würde dem freundlichen Leſer ein Bildchen ſchenken, das er aufſtellen ſollte an dem trauteſten Platze ſeines Heim. Im rauhen Gemäuer des Schloſſes ein Fenſter, deſſen offene Flügel mit den klaren, ſechseckigen Zellenſcheiben in der Morgenluft leiſe facheln. Das Fenſter iſt einen Stock hoch in der Mauer, aber die Ranken des Epheu ſind doch hinangeklettert und umkränzen die Rahmen und ſchwingen und ſchlingen ſich über das Geſimſe hinein und möchten am liebſten auch das holdſame Mädchen umſchlingen, das mit ſeinen goldfarbigen Locken am Fenſter ſteht und juſt mit zarter Hand ein Dornröslein befeſtigt an der blüthenweißen, ſchmiegſamen Pfaid ſeines Buſens. Sein Lippenpaar iſt auch ſo ein Dornröschen, ſo knoſpend, ſo friſch; und wer ihm in's große, helle Auge ſchaut, der kann ein Vöglein d'rin ſehen — es iſt das winzige Spiegelbild einer Schwalbe, die heiter zwitſchernd auf einem Zweige wiegt und dann luſtig um den Thurm des Schloſſes kreiſt.

Ja, ihr Närrchen! wennſchon der immergrüne Epheu und die loſe Schwalbe um das Mädchen minnen, wie erſt die warmlebigen Burſchen des Thales! — es iſt ja ſo wunderbar, ſo närriſch, ſo göttlich auf dieſer Welt! — Am Abend, wenn die Schwalbe ſchon längſt in ihrem Neſte hockt und den ſtillen, ſüßen Freuden des Familienlebens obliegt, und wenn über den ſteinigen Höhen des Tauern der Mond aufſteigt, ſchamrothen Antlitzes zuerſt wie ein Junge, der das erſte Mal minnt, doch helleren, keckeren Auges bald die Mauern des Schloſſes beſcheinend und im Gemache einen ſcharfen Schatten ſchneidend aus dem Köpfchen der jungen Maid! die wiederum am Fenſter ſteht – zu ſolcher Abendſtunde mögt ihr heimlichen Lauſcher wol einen wunderlichen Geſang hören unten im Haſelgeſträuche. Anfangs iſt es nur eine Entſchuldigung:

„Meine Schuh, die ih trag,
Sein vom Fuchsleder gmacht,
Sie ſchlafen beim Tag
Und gehn aus bei der Nacht.“

Gleich darauf mag ſchon das Geſtändniß kommen, das Geſtändniß von warmer Neigung oder einer heißen Herzensſehnſucht; es kann ein glühend Verlangen werden, gemildert nur durch die anmuthig ſchalkhafte Liebesform, in welche ſchon die Alten ihre trotzigen Wünſche zu kleiden gewußt haben. Auch den Jungen nun iſt ganz daſſelbe mundgerecht.

Nicht abhold ſind die Mädchen ſolchem Kultus der Liebe und Julina ſang mit ihrer weichen Stimme manche Antwort gegen das Haſelgebüſch hinab — bald Gegenneigung, bald Ablehnung, bald Gewährung, bald Spott verkündend. Da kniſterte es wol zuweilen im Strauchwerk, da ſtrebte wol mancher rüſtige Fuß über die rollenden Schuttſteinchen dem Gemäuer zu; aber die Wand war glatt, und gleichwol man ſagt, die Liebe hebe den Menſchen in höhere Regionen, hier an der Mauer von Hollerſtein vermochte ſie nicht einen einzigen der Minnenden bis zu Julina's Fenſtergeſimſe zu heben.

Nur Oswald, der zweiundzwanzigjährige Sohn des

Forſtmeiſters, vermuthete, daß hier eine Leiter mit zwölf Sproſſen beſſere Dienſte leiſten dürfte, als die begehrendſten Liebesliedchen. Von Heim mitbringen konnte er die Leiter allerdings nicht, denn das Förſterhaus ſtand drei Stunden tiefer im Gebirge, und dem Burſchen, ſchlank und glatt und fein, zart und männlich dabei, friſch und heiter — der Abgott aller jungen Weiber, die ihn ſahen — dem ſtand es nicht an, anſtatt der Flinte eine Holzleiter zu ſchleppen auf ſeiner Achſel dem Schloſſe Hollerſtein zu. So zimmerte denn Oswald eines Tages im Haſelgebüſch unter dem Schloſſe die Leiter. Der harmloſe Thoma hatte ihm Axt und Bohrer dazu geborgt, denn ſo eine Leiter — meinte er — ſei freilich wol nöthig für den jungen Jäger, um die ſchroffe Falkenwand jenſeit des Baches zu erklimmen. Und Oswald, der herlebige Junge, hatte ſelten noch eine Arbeit mit ſolcher Paſſion verrichtet, als nun, da er die Sproſſeln in die Leiter bohrte; von Sproſſel zu Sproſſel wurde ihm wärmer und als er den letzten, den oberſten in's Holz ſchlug, murmelte er: „So, meine Mutter hat allerweil geſagt, der Menſch ſoll ſich ſeine Staffel in den Himmel ſelber bauen. Meine ſind fertig.“

* * *

Nicht gar weit vom Schloſſe ſteht das Senſenwerk, in welchem zu dieſer Zeit der Hammer-Wend Eſſemeiſter war. Der Hammer-Wend iſt in der Gegend noch heute als ein Mann bekannt, der ſo hart, ſpröde und ſchwarz, wie rohes Eiſen war, und wenn der glühte, da ſtoben die Funken. Es war ein finſterer, rachgieriger Geſelle, ein kerniger Arbeiter gleichwol, aber ein wüthender Raufer und Würger, wurde er gereizt. Keinem war ſo gefährlich Kleider machen, als dieſem, keiner gab ſo gutes Trinkgeld, wenn ihm was ſaß, aber keiner wetterte auch ſo wild, wenn im Gewand ein kleiner Fehler war. Indeß diente es als Empfehlung, wenn es hieß: Der arbeitet auch für den Hammer-Wend. Er war über die Dreißiger hinaus in Liebesſachen kalt geblieben. Ueber den Wein, die Spielkarten und über die Wilderei hatte er das Weib vergeſſen.

Als nun aber in der Nähe des Senſenwerkes des Schloßwarts Töchterlein erblühte und ſelbes in allen jungen Männern des Thales Liebesſehnſucht weckte, da fing der Wend plötzlich Feuer und glühte und ſprühte ſchauderlicher, als all' ſeine Eſſen zuſammen. Eines Sonntags im Schloßhag, wo Julina juſt zwei zahme Rehe fütterte, machte er ihr ſeine Liebeserklärung. Seine Worte waren wie eherne Hammerſchläge, wie lodernde Eiſenklumpen. Das Mädchen erſchrak vor ſolcher Leidenſchaft, wortlos ſenkte es das Haupt und zitterte wie eine Taube unter dem niederſchwirrenden Adler. Das Nahen des Vaters rettete ſie. Der Hammer-Wend ſchritt fürbaß und hielt ſich das Mädchen für erobert.

Auch er war nun manche Nacht im Haſelgebüſch gekauert, doch ſang er nur ſelten ein Lied, weil ſeine Minnentöne vom Fenſter her nie eine Antwort erfuhren. Er lauerte auf eine Gelegenheit, dem Mädchen zu nahen, und ſich deſſen Gegenliebe zu verſichern. Da fand er eines Abends im Gebüſche den Förſterſohn lehnen an einem Steine, ſüße Lieder ſingend und ſüße Antwort empfahend. Vor Wuth bebte der Wend; ſein Feind, der ihn ſchon einmal wegen Wilderei vor Gericht ziehen ließ, ſein Feind ſtand nun zwiſchen ihm und dieſem jungen Weibe. Erſt als Oswald mit drei Fingern einen Kuß gegen das Fenſter ſandte: „Gute Nacht, gute Nacht, mein Schatz!" huſchte auch der Wend davon. Und mit Zähneknirſchen ſchwur er's, in den nächſten Tagen wieder auf Jagd zu gehen, und zwar mit ſeinem ſicherſten Kugelſtutzen, und Stände zu ſuchen, nicht wo der Rehbock ſpringen konnte, ſondern wo der Förſterſohn vorübergehen mußte.

Julina trillerte noch ein heiteres Schnadahüpfel und legte ſich ſchlafen. So ſang ſie ſtets ihren Abendſegen und meinte in ihrer Schalkheit, vielleicht gefalle dem lieben Herrgott das Singen beſſer als das Beten, denn ſeinen Vöglein in den Lüften habe er nicht das Beten, wohl aber das Singen gelehrt — Ein Blitzmädchen war's!

Und ſiehe, während im Herzen des Kindes ſo die Liebe waltete, grub in der durchſchoſſenen Wand des

Vaters die Gicht. Die Salben aller alten Weiber der Umgegend waren längſt verſucht und verflucht; ſo entſchloß ſich nun der Alte einmal, einen entfernten berühmten Arzt aufzuſuchen, um Linderung ſeines Leidens zu erlangen. Er ging davon und Julina blieb allein im großen Schloſſe, allein bei Tage und Nacht.

„Das iſt die rechte Zeit,“ ſagte der wilde Hammer-Wend zu ſich. Und des Abends ſpät, da Wolken die Sterne des Himmels verdeckten, ging er dem Schloſſe zu. Er ſann auf Mittel, die hohe Mauer zu überwinden, da fand er im Haſelgebüſche die Leiter. Er grinſte, er ahnte bald, von wem ſie bereitet und wozu ſie beſtimmt war. Sein Blut glühte, theils aus Liebes-, theils aus Rachbegier. Er lehnte die Leiter an die Mauer und kletterte vorſichtig hinan. Er lauerte, das Fenſter war geſchloſſen; er horchte, im Gemach war es ſtill; er klopfte, das Klopfen war vergebens.

Sollte ſie nicht daheim ſein? Sollte ſie in einer anderen Stube ſchlafen? oder gar bei den Ziegen im Stalle? denn Weiber gehen, wenn ſie ſich vor Menſchen fürchten, gerne zu den Thieren. — Schon wollte der Wend wieder zur Erde ſteigen, da hörte er im Gebüſch ein Raſcheln. Er ſtieg nun nicht hinab; behendig wie eine Katze kletterte er von der Leiterſproſſe auf einen Mauervorſprung hinaus, ſchmiegte ſich in eine mit wilden

Ranken umwucherte Niſche, die hart neben dem Fenſter war, und lauerte.

Unten wurde ein Vierzeiliges geſungen:

„'s Vögerl am See
Schwingt hin und ſchwingt he
Schwingt auf und ſchwingt nieder,
Und mein blauäugigs Dirndl,
Heut komm' ich Dir wieder.“

Oswald's Stimme.

Der Wend griff mit behender Hand nach dem Meſſer, das in der Ledertaſche ſeines Beinkleides ſtak. „Mein Stoßeiſen, Du! Sollſt mir heute gut ſein!“ ſo murmelte er knirſchend. „Und das ſchwör' ich Dir, Jüngling, in dem Augenblick, wo Du ihren Mund anrührſt, grab' ich Dir das Meſſer ein!“

Hätte Oswald emporgeblickt, er würde zwei Augen haben funkeln geſehen im Geranke. Aber dem argloſen Burſchen fiel es nicht einmal auf, wie ſo die Leiter ſchon am Fenſter lehnte; oder er hielt das als ein Zeichen des Entgegenkommens von Julinen. Zwar hatte ſie heute bisher ſein Liedchen nicht entgegnet; doch, ſie mußte ja vorſichtiger ſein als ſonſt, wenn der Vater daheim, und einem Mädchen, das ſich einſam fühlt, vergeht das Singen. — Leichten Blutes ſtieg Oswald die Leiter hinan. Mehrmals mußte er an den Scheiben klopfen und Julinens Namen flüſtern, bis der Fenſterflügel ſich aufthat.

„Julina! Wacheſt Du? ich bin's.“

„Oswald,“ liſpelte das Mädchen und zog die Pfaid über die Bruſt hinauf bis zum Kinn.

„Ja,“ ſagte er.

„Oswald, heute hätteſt Du nicht kommen ſollen.“

Er ſetzte ſich an's Fenſtergeſimſe, ſchlang den linken Arm um eine Rankenſtange, die zugleich als Gitter diente, und ſtreckte die Rechte dem Mädchen zum Gruße hinein. Sie hielten ſich an der Hand, ſie flüſterten und der Burſche umſchmiegte immer feſter ihre weichen Fingerchen.

„Julchen,“ ſagte er plötzlich, „wie Du ſiehſt, bin ich hier auf dem Geſimſe in keiner geringen Gefahr. Wenn die Ranke bricht, ſo lieg' ich unten.“

„Warum ſoll die Ranke denn brechen?“

„Weil ſie Deinen ganzen Burſchen halten muß. Und juſt den Geringſten haſt Du Dir nicht ausgeſucht. Willſt mich wägen?“

„Nach dem Gewicht kauf' ich Dich nicht,“ ſpottete ſie.

„Ah, Ihr Weibsleut' ſchaut's nur auf das Maß; und allemal, es wäre ſchad' um den Deinigen, wenn die Ranke jählings brechen ſollt'.“

„Ein Biſſel wär's halt freilich ſchad',“ liſpelte ſie und zog ſeine Hand ein wenig näher an ihre Bruſt.

„Wenn Du's meinſt, ſo thäteſt wol doch ein chriſtlich

Werk, wenn Du mich aus der Gefahr wollteſt befreien."

„Wüßt' nit, wie Eins das müßt' angehen."

„Ich wüßt' ſchon, Julina, wie das Eins müßt' angehen. Da weg vom Fenſter ſollſt mich heißen — zu Dir in's Stübel hinein."

„Kunnt mir im Schlaf nit einfallen," meinte ſie.

„Schlafſt ja nit," ſagte er, „warum ſollte ich nicht ein Eichtl neben Dir ſitzen, daß wir über Eins und das Andere plauderten und uns mit einander die Zeit vertrieben?"

Jetzt war im Geſtrüppe neben dem Fenſter ein leichtes Raſcheln.

„Hörſt es!" ſagte Oswald, „die Fledermäuſe, oder was mir da zuſetzt. Nein, lieb' Dirndl, ich kunnt's nit verantworten, daß ich Dich in dieſem alten G'ſchloß allein ließe die heutige Nacht. Möcht's nit auf mich nehmen."

„Jetzt iſt Schlafenszeit," ſagte ſie.

„Magſt ſchlafen ſo viel Du willſt; ich ſitz' daneben und bleib' ſchon munter."

„Geſcheidter wird's ſein," meinte ſie nun, „ich verlaß mich für dieſe Nacht auf den heiligen Schutzengel, als auf Dich."

„Das iſt gewiß auch; aber Dein Schutzengel, der ſchickt mich ja her zu Dir. Geh', lang' zu Dein Köpfel, ich will Dir was in's Ohr ſagen."

„Sag's nur, ich höre es ſchon," entgegnete ſie und hielt das Köpfchen zurück.

„Schatz," flüſterte er, „hätteſt wirklich eine ſo ſchlechte Meinung von mir, daß Du glauben kunnt'ſt, ich ging Dir heut' ohne Buſſel fort?!"

„Du Bübel, Du keckes!" drohte Julina halb im Spaß, halb im Ernſt. „Meine Mutter hat gern geſagt: Das Buſſel hat einen langen Faden, da hängt allerhand dran und da verzappelt man ſich hinein, wie die Mucken in das Spinnenweb. — Hätteſt nur erſt den Arm um meinem Hals, wär' Dir's ein Leichtes, in's Stübel zu rucken; und auf der harten Bank ſitzen, das kunnt' Dir leicht nit lang taugen. Flugs iſt die Gnad' Gottes weg und wir kunnten uns von einander nicht erwehren. Und morgen thät's uns gereuen. Oswald ſei geſcheidt und geh' heim."

Da hub es dem Burſchen in allen Adern an zu kochen. Des Mädchens innige Worte waren nur Oel in's Feuer. Er konnte es in dunkler Nacht nicht ſehen, wie nahe an ihm das ſcharfe Meſſer blitzte. Schon ſchickte er ſich an, durch das Fenſter zu ſteigen, aber die Jungfrau rief den Namen Gottes an und hielt ihn mit zitternden Händen zurück: „Oswald, überwinde Dich! nur heut' überwinde Dich. Ich hab's dem Vater verſprochen, daß ich tugendſam bin, dieweilen er aus iſt. Und mußt auch bedenken, daß heut' Maria-Namenstag iſt, wo vor einem Jahr an dieſem Tage Deine Mutter iſt geſtorben —“

Sie ſprach nicht weiter und ſo wies ſie ihn hin, den lieben Burſchen, den ſie am liebſten mit beiden Armen an ihr Herz gezogen hätte. Mit einem tiefen Athemzuge ließ Oswald ab. Eine Weile ſaß er noch ſtumm auf dem Fenſterbret, dann ſagte er traurig: „Gute Nacht, Julina!“ ſtieg raſch die Leiter hinab, warf dieſe in das Dickicht und eilte davon.

Der Hammer-Wend in ſeiner Mauerniſche ließ verblüfft das Meſſer in die Scheide gleiten. Mit einer Art von Wolluſt hatte er in ſeinem Racherauſche den angeſchworenen Moment zum Stoße erwartet. Jetzt war das Opfer plötzlich davon, er wußte kaum wie. Nun, im Grunde dachte er, um ſo beſſer . . . .

Mit einem Satze war der wilde Eſſemeiſter auf dem Fenſtergeſimſe. Ein Schreckruf des Mädchens; ſie ſchlägt das Fenſter zu. Er ſtößt es wieder auf; ſie erkennt den Hammer-Wend, ein Stoß mit beiden Armen nach ſeiner Bruſt — er taumelt zurück, ſtürzt nieder in's Strauchwerk.

— — — — — — — — — — — —

Den Eſſemeiſter Wendelin haben ſie in's Krankenhaus getragen. Der alte Schloßwart iſt mit friſchen Salben von ſeinem Arzte zurückgekommen und hoffte wol, daß ſeine Hand ſich wieder inſoweit ſtärken würde, um damit den ſeither in Anwartſchaft ſtehenden Enkel ſchaukeln zu können; denn Oswald, der junge Förſter, hatte um Julinen geworben. Und der Epheu rankt fort und fort, und die Vöglein umkreiſen luſtig ſchmetternd, koſend, geheimnißvoll lugend und flüſternd das Fenſter.

Der Bauern Liebestreue.

Die Liebe Anderer kann käuflich oder durch Tauſch erworben werden; die Treue der Herzen hingegen gehört zu jenen Dingen, die man nicht erwirbt, die Einem zugeweht werden wie der Blumenduft auf dem Felde. Die Liebe ſteht zwiſchen zweien Menſchen ſtets in einer Geſtalt, ſie jauchzt oder klagt, ſie gewährt oder verſagt. Die Treue ſchwebt zwiſchen beiden wie ein ſtiller, unſichtbarer Engel; in glücklichen Stunden merkt man gar nicht, daß ſie zugegen iſt, in Nacht und Froſt aber fühlt man den warmen Hauch ihres Kuſſes. Die Liebe iſt allen fühlenden Weſen gemeinſam, die Treue kommt nur bei edelgearteten vor, ſei es im Menſchengeſchlechte, ſei es im Thierreich. Die Treue wächſt nicht in dem Verhältniſſe mit den geiſtigen Anlagen, man kann im Gegentheile oft die Erfahrung machen, daß das Licht der Vernunft kein günſtiges Klima erzeugt für die ebenſo ſeltene als unvergängliche Blume.

Die Treue im Allgemeinen war zu aller Zeit geſchätzt, die Liebestreue jedoch hat ihre Feinde. So geht durch unſere Roman- und Dramen-Literatur ein ganz merkwürdiger Zug, der wol noch die Treue der unverehelicht Liebenden protegirt, jene der verheiratheten aber lächerlich zu machen und auf das Eis zu führen liebt. Dem franzöſiſchen Dramatiker iſt der Ehebruch ſchon lange kein tragiſcher Gegenſtand mehr, er behandelt ihn viel lieber im Luſtſpiele, und der Deutſche meint, das wäre ſo übel nicht. Man merkt wol, die Tendenz hat es auf die Löslichkeit der Ehe abgeſehen, und als ſolche hat ſie ihre Berechtigung. Ich kenne aber eine Menſchenklaſſe, welche Kraft, oder nennen wir es Reſignation genug beſitzt, ſich in ein Beſtehendes zu fügen und im (vielleicht unmoraliſchen) Zwange einen moraliſchen Halt zu finden.

In der Bauernſchaft kommt der Ehebruch viel ſeltener vor als in ſtädtiſchen Kreiſen, vielleicht weil in denſelben — ich möchte ſagen: die Intelligenz der Liebe nicht jene große Rolle ſpielt wie in der gebildeten Geſellſchaft.

Es iſt hier, wie in vielen anderen Dingen, das Verhältniß zwiſchen Stadt- und Landbevölkerung ein umgekehrtes. In der Stadt kommt bei Liebesleuten die Treue vor der Trauung zur Geltung, auf dem Lande nach derſelben.

Die Liebe auf dem Lande iſt ein loſes Ding. Da ihr die Wege und Thore allezeit offen ſtehen, ſo kann ſie ſich nur ſelten zu jener ſeelenverzehrenden Leidenſchaft verdichten, wie ſie der Dorfgeſchichten-Erzähler gern ſchreibt und das Stadtfräulein gern lieſt. Das ſchäkert und flattert ſo herum:

Ih hab' dich ſchon gern,
Aber lang wird's nit währ'n,
A Stund', a zwei, drei,
Aft iſt's wieder vorbei.

Es kann aber auch wochenlang dauern, was mitunter ſchon einen Vorwurf nach ſich zieht:

Haſt mih vierzehn Tag' gliabt,
Haſt dih drei Woch'n gſchamt,
Ih hätt's ja die kurze Zeit
Ah nit verlangt.

„Haſt mich gern? haſt mich gern?" Weiter denkt und fragt der Liebende nicht, er liebt in der Gegenwart, nicht in der Zukunft. Nur in der Stunde des Scheidens, zum Beiſpiel, wenn der Burſche zu den Soldaten muß, regt ſich ſchüchtern die Frage: „Wirſt mir treu bleiben?"

„Ja, ich bleib' Dir treu!" ſagt er, ſagt ſie, und ſie glauben auch d'ran, aber ſchon liegt ihnen das Liedchen auf der Zunge:

Ich bleib' dir ja treu,
Wie 's Röſerl im Mai,
Wie 's Wölkerl im Wind,
Bis ich an Andere (an Anderen) find'.

Wie es die Herren Soldaten treiben, das weiß man ja; aber bisweilen wandelt den Hans doch das Heimweh an und er kauft ſich ein mit buntem Rande ſchön bemaltes Briefpapier und ſchreibt der Grethe einen Brief:

„Innigſtgeliebte Margarethe!

So viel Stern am Himmel, ſo viel Sandkörner im Meer, ſo viel Blumen auf dem Felde ſind, ſo viel tauſend Mal grüße und küſſe ich Dich!“

Die ſchwungvolle Epiſtel ſchließt mit dem „Dich bis in's kühle Grab liebenden Hans R.“

So eine Zuſchrift muß die Grethe freuen, und ſie kann den Samſtag-Abend ſchon nicht mehr erwarten, wo ſie dieſen Brief dem Michel zeigen wird. D'rauf muß ſie auch antworten; ſie ſelber kann das Schreiben nicht gut genug, als daß ſie ſich damit an einen Kaiſerjäger wagen möcht'. Der Michel iſt ſo gut und ſchreibt für ſie nach einem alten Konzept, und Grethe's Brief wird nicht weniger ſchwungvoll, als es der vom Hans war, ſchließt aber mit dem guten Rath, nur ſchön geſund zu bleiben und ſich recht zu unterhalten. Vom Michel kommt an den alten Schulkameraden ein ſchöner Gruß dazu.

Etliche Tage ſpäter vielleicht fühlt die Grethe Anlaß, zu ſingen:

Mein Herz is verwickelt,
Verwebt und vernaht,
Vernaht mit der Seiden,
Kann die Falſchheit nit leiden.

Und der Michel antwortet dem Mädchen mit heller Stimme:

Dirndl, du ſchmierſt dich an,
Du biſt betrog'n,
Ich hab' mein Lebtag
Viel Dirndln ang'log'n.

Hiazt hat ſih ſchon wieder
Der Hollerbam bog'n,
Und hiazt han ih ſchon wieder
A ſchön's Dirndl ang'log'n.

Fertn und heuer
Und 's frühere Jahr'
Han ih mei Dirndl g'foppt
Und jetzt nimmt ſie's erſt wahr.

Der Schmerz des betrogenen Mädchens iſt groß, denn ſie weiß für den Augenblick keinen Erſatz. Beſeelt iſt ſie nur von dem Wunſche, ſeiner „Neuen," dieſer „rothhaarigen Hex'" oder dieſer „ſchwarzſchopfigen Schlangen," die Augen auskratzen zu können.

Der Burſche iſt ſeiner „Neuen" gewiß ſehr zugethan, macht ihr aber kein Hehl daraus, wie er's zu halten gedenkt:

Schön is die Hollerſtaud'n.
Weiß is die Blüah,
Das ſag' ih Dir voraus:
Allein haſt mih nia.

Sie geht ja d'rauf ein und ſchließt den Bund vielleicht unter folgender Bedingung:

Bitt' dih gar ſchön, mein Bua,
Wann du ſchon mein biſt,
Kumm nur g'rad' ſelm nit,
Wann der Andere bei mir iſt.

Die Burſchen treiben es luſtig fort in einer ſolchen Welt, die Gott ſo ſchön erſchaffen hat; die Mädchen werden bisweilen in ihrem Wandel unangenehm unterbrochen. Iſt ein junges Weſen da, ſo wird kaum der Verſuch gemacht, ihm einen Vater zu beſchaffen; mitunter freilich macht ſich die Praktiſche ihre große Auswahl zunutze und ſie giebt die Ehre dem Wohlhabendſten, vielleicht dem einzigen Sohne eines reichen Bauers, der möglicherweiſe, um anderſeitigen Wahlakten zu entgehen, raſch mit ihr in den heiligen Eheſtand ſchlüpft.

Kurz, in den unehelichen Verhältniſſen bei den Bauern wird Treue ſelten verlangt und noch ſeltener geleiſtet. Ausnahmen giebt es freilich auch hier, bitteres Leid und gebrochene Herzen.

Wie ergreifend iſt der Vorwurf, den der Enttäuſchte mild und ernſt der Geliebten macht:

Draußen im Wald
Rinnt a Waſſerlein trüab,
Haſt an andern Buab'n g'halt'n,
Biſt nix mehr ſo liab.

Haſt an andern Buab'n g'halt'n,
Biſt nix mehr ſo liab,
Kannſt dich hundertmal waſch'n,
Rinnt's Waſſerlein trüab!

Schöner und tiefer als in dieſem Volkslied kann der Schmerz über ein unerſetzlich Verlornes nimmer ausgedrückt werden. Doch bitterer noch iſt die Klage eines betrogenen Mädchens:

Haſt mich an's Herz druckt,
Haſt mir in d' Augen guckt,
Haſt mir viel Buſſerln geb'n,
Treu verſprochen für's ganze Leb'n

Hab' kennt ka Herzenleid,
Hab' g'lebt in Seligkeit;
Hiazt haſt an And're gern,
Und ih muaß ſterb'n.

Selbſtmord aus Liebe kommt in der Bauernſchaft kaum vor: „Romeo und Julie auf dem Dorfe" von Gottfried Keller iſt eine herrliche Dichtung, aber der bewußte „Doppelſelbſtmord" von Anzengruber — es ſei hier nicht weiter angedeutet, worin er beſteht — beruht auf tauſendfältiger Wahrheit. Wol giebt es Fälle, daß das Bauernmädchen aus unglücklicher Liebe an gebrochenem Herzen, der Burſche aus demſelben Grunde an mißverſtandenem Erſatze und gebrochenem Leibe ſtirbt — die Norm aber iſt, nach dem gelöſten Verhältniß raſch eine luſtige, neue Liebſchaft, ſo lange ſie zu kriegen. Häufig kommt es vor, daß das Mädchen den alten Liebhaber, mit welchem ſie etwa noch vor wenigen Wochen den Tanzboden beſucht hat, zu ihrer Hochzeit mit dem neuen einladet, und der Verſchmähte erſcheint wirklich und bringt eine gute Geſundheit auf das Brautpaar aus und unterhält ſich prächtig. Es möchte ihn Wunder nehmen, wenn er unter den Hochzeitsgäſten nicht eine geweſene Freundin des Bräutigams fände!

So ſteht's einmal mit der lieben Proſa der Liebe da draußen, während der junge Städter in ſeinem ſüßen Gegirre nicht genug Reime auf „Treue“ finden kann, ſie zuerſt mit „Scheue“ paart, dann mit „leihe,“ endlich mit „Reue“; damit iſt ſie auch zu Ende.

Ich habe hier darum ſo ungeſcheut von der Flatterhaftigkeit ländlicher Liebe geſprochen, weil ich des Gegengewichtes ſicher bin. Es giebt auch im Dorfe Ehen, welche, in ſtiller Stunde geſchloſſen, bis in den Tod währen. Paare, die ſich in freudiger Jugend fanden, oft Dienſtboten ohne Möglichkeit zu heirathen, halten zuſammen in Arbeitsplage, in Armuth, in Anfechtungen, in allerlei Bedrängniſſen; ſie halten zuſammen frei und treu, theilen ihre Luſt, theilen ihre Leiden, theilen ihre Pflichten und ihre Kreuzer, gehen ſtill vorbei an den Läſterungen der Prüden, an den Flüchen und Verhöhnungen, tragen ergeben an dem Joche, das ihnen ein ſtarres Geſetz, eine herzloſe Gemeinde aufbürdet, halten zuſammen bis in ihr kummervolles Alter und ſterben endlich, ohne die Worte „Liebe" und „Treue" in ihrem Leben jemals ausgeſprochen zu haben. Das ſind die keuſchen, glückſeligen Herzen, deren jeder Athemzug ein Aufjauchzen iſt:

Mein einziger Schatz,
Du biſt mein Leben,
Du biſt mein' Freud'
In alle Ewigkeit!

Wol auch an ſolche Gemüther ſchlägt bisweilen das Wehen des Mißtrauens, der Eiferſucht, die Ahnung eines grenzenloſen Unglücks. Ausdruck leiht ihrem beklommenen Gefühle folgendes Lied:

Nachſt bin ich hin zu ihr,
's hat g'rad' der Mond ſchön g'ſcheint,
's war Alles mäuſerlſtill,
Es rührt ſich nix.
Und gach, da fallt's mir ein:
Wann ſ' epper untreu war!?
— — — — — — — — —

Na na, mein Dirndl,
Das kann's nit geb'n,
Da wär's ja aus
In aller Ewigkeit! —

Alle dieſe Zweifel ſchwinden vollſtändig, wenn der Prieſter erſt ſeine Stola über die Hände eines Paares gelegt hat. Ob ſie ſich ſelbſt gefunden und gewählt haben, oder ob ſie zuſammengekuppelt worden, aus was immer für Gründen ſie miteinander die Ehe ſchloſſen — ernſt, gewaltig ernſt nehmen ſie des Prieſters Wort von der „Treue, bis ſie der Tod trennt." Vielleicht trägt es ſich zu, daß Eines oder das Andere, oder daß Beide für ſich in finſteren Stunden beten, der Tod möge ſie doch bald trennen, vielleicht daß im glückloſen Herzen einmal Pläne wach werden, wie man dem großen Erlöſer erfolgreich an die Hand arbeiten könne. . . . Wir erſchrecken vor dem Statiſtiker, der es uns in Zahlen ſagt: Je weniger Ehebrüche, deſto mehr Gattenmorde.

Doch das iſt eben wieder nur die Schattenſeite. Selten werden bäuerliche Ehen aus Liebe geſchloſſen; bisweilen iſt zwiſchen den Brautleuten ſogar eine perſönliche Abneigung vorhanden; doch ſie haben ausgeliebelt, keines hat andererſeits mehr viel zu erwarten — ſo fügen ſie ſich nun praktiſchen Gründen, heirathen zuſammen, gewöhnen ſich zuſammen, ſind gegen einander vielleicht kalt, rauh, herbe, brutal, aber leben ſich einander an, und die gleichen Schickſale theilend, verwachſen ſie im Laufe der Zeit ſo ſehr ineinander, daß, wenn endlich Eines von Beiden ſtirbt, das Andere raſch folgt.

Ueber Manches, worüber wir gebildete Sophiſten ſo leicht ſtolpern, hilft ſich der Bauer durch ſeine verſteinerten Grundſätze, zumal, wenn ſolche mit ſeiner Religion gemeinſam gehen. Er kennt kaum eine ſchwerere Sünde als den Ehebruch; in der Liebe entſchuldigt er mehr als der Städter, in der Ehe weniger. „Das iſt der von Gott eingeſetzte, der heilige Stand. Eine rechte Ehe trennt nicht Noth und Tod, ſie wird auch im Himmel noch ſein.“

Ich habe einen Bauersmann gekannt, dem im zweiten Jahre ſeiner Ehe das Weib erkrankte, in Schwermuth und Irrſinn verfiel und in eine Irrenanſtalt gebracht werden mußte. Der Mann lebte eine Weile ſtill und einſam fort, endlich wurde es lautbar, daß er mit ſeiner Dienſtmagd, einem hübſchen, friſchen Mädchen ein Verhältniß habe. Auf der Stelle zogen ſich die Nachbarn von ihm zurück, mieden ihn auf dem Kirchweg, Keiner ſetzte ſich im Wirthshaus an ſeinen Tiſch, er war verachtet wie ein Ketzer. Weit verbreitete ſich die Kunde von dem Ehebrecher; wir Kinder wußten nicht, was das heißt, bekreuzten uns aber, ſo oft wir den Mann ſahen, und fühlten halb Genugthuung, halb Erbarmen bei dem Gedanken, wie der einmal in der Hölle braten werde. Unter ſolchem Leumund iſt kein Leben, der Mann verkaufte endlich ſeine Wirthſchaft und wanderte aus. Sein armes Weib ſoll ihn überlebt haben.

Wer möchte den „Wittwer bei lebendigem Weibe“ nicht entſchuldigen! Und doch, wie ganz anders handelt die Treue in ihrer oft faſt übermenſchlichen Kraft. In meiner Heimath lebte ein Weib, dem noch in jungen Jahren der Ehemann in ein unheilbares Siechthum verfiel. Man rieth ihr, man bot ihr die Mittel, dem Kranken in ein Spital nach Graz zu bringen, wo er die zweckmäßigſte Pflege finden würde. Aber ſie ließ ihm nicht, ſie arbeitete und darbte und ſie pflegte ihren Mann bei Tag und bei Nacht. Wenn ſie allein war, weinte ſie, wenn ſie um ihn war, machte ſie ein fröhliches Geſicht und tröſtete ihn, ermunterte ihn; nicht ein einziges Wort der Klage kam über ihre Lippen, ſie war die liebe Geduld ſelber. Sie verblühte, ſie verkümmerte, ſie wurde kränklich, ſie wurde alt an ſeinem Siechenlager, aber ſie hielt aus und erquickte das alte, mürriſche, armſelige Weſen, das ihr — ach, vor langen, langen Jahren — am Altare angetraut worden, täglich mit ihrer Liebe und Güte. Endlich ſtarb er. Am Tage ſeines Begräbniſſes, nachdem ſie das Holzkreuzlein auf ſein Grab geſteckt, legte ſie ſich zu Bette und nach kaum zwei Wochem ruhte ſie im kühlen Grunde bei Dem, der ihres Lebens Inhalt — Glück und Schmerz geweſen.

Bauernreſignation.

Liebe Leſerin mit Deinen ſchönen Augen! Wenn es Dich getroffen hätte, wenn Du es geweſen wäreſt, die dazumal von einer armen Magd in der Strohkammer des Rüſenhofes zur Welt geboren war! Es hätte ja ſein können, und wenn es wahr iſt, daß wir auch in Zukunft mitunter auf die Welt kommen, ſo kann es noch fürder ſein. Aber wünſchen mag ich dir's nicht.

Die kleine Jula gehörte zu jenen Kindern, die keinen Vater haben, weil es ſündhaft wäre, einen zu haben. Mutter hatte ſie gerade ſo viel, als unerläßlich nöthig iſt, um geboren werden zu können. Eine Bauernknechtin hat mit hart Kräften zu thun, ſich ſelbſt zu atzen und zu bedecken, ſo ſagte die Magd, kaum ſie vom Bette aufgeſtanden war, zu ihrem Dienſtherrn: „Mein Rüſenbauer! Baue Dir drei Staffel in den Himmel und nimm mir das Kleine ab!“

Dachte ſich der Rüſenbauer: Das wäre nicht dumm. Drei Staffel in den Himmel und nach etlichen Jahren eine brauchbare Halterdirn, und nachher eine eigene Knechtin, die im Haus das Unhandſamſte verrichtet und nicht viel koſtet. 's thäte ſich. —

„Ja," ſagte er, „das Kleine nehm' ich Dir ab, aber nur der Staffel in den Himmel wegen thue ich's."

Die Magd ſchluchzte wol, als ſie in einen andern Hof zog und ſich von dem Kinde trennte; aber der Bauer tröſtete ſie: „Geh' nur, geh', mach' kein Waſſer an, ſchauſt Dir doch wieder um ein anderes."

Die Knechtin ging und ſah nicht mehr um und ſtarb nach kurzer Zeit.

Die Jula wuchs heran und war eine brauchbare Halterdirn und wurde eine willige Magd, die im Haus das Unhandſamſte mit Geduld verrichtete. In jedem ordentlichen Hof muß ein Hofnarr ſein; will das Witzigſte ſich dazu nicht hergeben, ſo muß der Einfältigſte d'ran. Die Jula war die gläubige Einfalt, die Alles für baare Münze nahm, was klingelte, die aufopferungswillige Güte, welche einmal eine ganze Nacht damit verbrachte und ſich die Hände wund rieb, am Brunnen den Pechlappen des Schuſters weiß zu waſchen. Ihr Lohn dafür war das Spottgelächter des ganzen Hauſes.

Den Sommer ihres neunzehnten Lebensjahres verbrachte ſie mit Träumen. Es war ſonſt nicht ihre Art, thatlos dazuſtehen und in die leere Luft hineinzuſtarren, aber in dieſem Sommer that ſie 's, und im Herbſte d'rauf kam's an's Tageslicht, warum. Es war wieder kein Vater da, aber die junge Mutter preßte ihr Wunder um ſo ſtürmiſcher an die Bruſt, je eindringlicher man ihr rieth, es in fremde Hände zu geben.

Zur ſelben Zeit traf ſie ein Geſchick, das ganz unmotivirt daſteht, wie das Ereigniß in einer ſtümperhaften Erzählung, oder wie eine ſchlechte Laune des Himmels. Zu mir iſt nichts davon ſonſt gekommen, als was die Jula ſpäter oft und oft erzählt hat.

Sie zog am Morgen mit ihrem Graskorbe hinaus auf die Wieſe und mähte, und rechte das Futter zu einer Schichte. Und als die Sonne aufgeht, bleibt ſie ein wenig ſtehen, ſtützt ſich auf den Rechen, ſchaut hin und denkt, wie doch die Sonne ſchön iſt! — Wie ſie ſich wieder zu ihrer Arbeit wendet, ſieht ſie kein Futter mehr, keine Wieſe, ſieht den Rechen nicht, den ſie in der Hand hält — und ſchreit auf: „Uh, Halbeſel, was iſt denn das?" 's iſt ſo ein Nebel vor. Sie reibt ſich die Augen, da tanzen rothe, grüne und gelbe Sonnen im Nebel herum und ſie ſieht ihren Rechen noch immer nicht. Jetzt taſtet ſie umher und findet den Korb nicht, da ruft ſie nach den Leuten.

Dort vor dem Hauſe ſteht die Bäuerin, die hört's, kommt etliche Schritte herbei und fragt, was denn das heute für ein albernes Geſchrei wäre beim Futtermähen?

„Du Bäuerin,“ ſagt die Jula, „ich weiß nicht, was das iſt, ich ſehe auf einmal nichts.“

„So wirſt halt blind geworden ſein,“ meint die Bäuerin.

„Jeſus Maria, doch das nicht!“ ſchreit die Jula und reibt mit Angſt und Macht an den Augen, „nein — ich ſehe Alles! Ich ſehe ja Alles!“ Aber ſie taſtete herum und ſtolperte endlich über die Senſe, daß ſie ſich ihre Hand blutig ſchnitt. Endlich kamen Leute herbei und führten ſie und ſagten, es hätte ſchier den Anſchein, als wie wenn ſie blind geworden wäre.

„Nein,“ rief ſie, „blind! Was Ihr närriſch ſeid, wie kunnt ich denn blind werden? — Zu meinem Kind führt's mich geſchwind!“

Man führte ſie in die Kammer. Sie taſtete nach dem Knäblein, ſie riß es von ſeinem Neſtchen empor und vor ihr Auge, und jetzt that ſie den Schrei: „Blind! ſtockblind!“ und ſtürzte vor dem Bettchen auf's Knie.

Nun erſt, als ſie ihr eigenes Kind nicht mehr ſehen konnte, wußte ſie es, glaubte ſie es.

Sie war blind. Und ſie blieb von dieſem Tage an blind, und ſie lebte augenlos noch dreiundſechzig Jahre lang.

Geſagt mußte was werden, und ſo ſagten die Leute, es wäre ſchon im Blute gelegen, und ſchwache Augen hätte ſie immer gehabt.

Anfangs mögen die Quackſalber und Kurpfuſcher gekommen ſein mit ihren Schmieren und Pflaſtern, Tropfen, Laxiren und allen jenen Uebeln, die dem Kranken — nachdem ihm ſein Leiden vom Himmel geſandt iſt — vom Teufel ſpendirt werden. Dann mag, ohne daß an einen Arzt, an eine Augenheilanſtalt gedacht wurde — das Beſtreben zu helfen erlahmt ſein, und man hatte der Armen geſagt: „Wenn's der lieb' Herrgott ſo haben will, ſo iſt kein anderes Mittel, als wie geduldig leiden!“

Und zu dieſem Mittel hat ſich die Jula bequemt. Weniger Geduld hatten andere Leute, welche wol ſehen konnten, aber allzuſchwarz ſahen. Das waren die Vorderſten der Gemeinde; dieſe thaten dar, daß ſie ohnehin ſchwer belaſtet ſeien, daß die Mutter der Jula nicht in ihrem Bereiche geboren, daß ſie aus der Waldgemeinde Alpel gekommen war, und daß die Blinde nun in die Gemeinde Alpel zuſtändig ſei. So wurde ſie von ihrem Kinde hinweggeführt und in die Waldgemeinde eingelegt. Hier ſollte ſie als „Einlegerin“ von Haus zu Haus wandern und in jedem eine beſtimmte Anzahl von Tagen oder Wochen behalten und verpflegt werden.

In mein Vaterhaus kam ſie von einem Boten des Nachbars begleitet, die erſte Zeit des Jahres zweimal, und wir hatten ſie jedesmal zwei Wochen lang zu behalten. Sie hatte einen Buckelkorb, in welchem ſich ihre Habſeligkeiten befanden, und den ſie ſich nie vom Boten tragen ließ, ſondern auch dann noch ſelbſt ſchleppte, als ſie ſchon gar alt und mühſelig geworden war. Ferner beſaß ſie einen Handſtock, der am Griffknorpel ein Riemlein hatte, den ſie außer Haus immer und überall bei ſich trug, den ſie zur Nachtszeit neben ihrem Bett mit ängſtlicher Sorgfalt aufbewahrte, und der ihr wirklich mehr Gutes gethan hat, als je ein Menſch auf dieſer Erde. Dann hatte ſie in ihrem Mieder ſtecken einen Blechlöffel, bei dem die Verzinnung ſchon faſt weggewetzt war und überall die ſchwarzen Stellen hervorſchauten. Was man ihr vorſetzte, das aß ſie nur mit dieſem Löffel. Endlich beſaß ſie ein ledernes Geldtäſchchen, in welchem ſich ſtets — wenn irgendwo eine Noth war — was vorfand. Denn in der ehrwürdigen Kirche zu Krieglach ſteht der ſteinerne Opferſtock für die Armen, der über Kreuz und Quer mit Eiſen beſchlagen iſt, nicht umſonſt. Etliche Mal des Jahres brachte der Richter vom Alpel aus dieſem ſteinernen Behälter Geld mit in die Waldgemeinde und vertheilte es dort unter die Armen. Die Jula wurde jedesmal unruhig, wenn es hieß, der Richter komme. Zum öfteren Male freilich war es ganz vergeblich, wie ſie ſich auch um den Mann herum zu ſchaffen machte. Er fragte wol ſtets: „Na, Jula, wie geht's? Halt alleweil fleißig? Brav, brav!“ Nur gar ſelten, „zu allen heiligen Zeiten einmal,“ wie die Bauern ſagen, ſetzte der Richter noch bei: „Schau Du, ich hab' was für Dich, Jula. Da — lang' her. So, heb's gut auf!“

Da that ſie denn jedes Mal bitten: „Nur keine Sechſer nit! alles Kreuzer ſind mir lieber. Recht vergelt's Gott! will ſchon fleißig beten.“

Mancher Bettelmann hat es erfahren, warum ihr die Kreuzer lieber waren, als wie das „große Geld.“ Ihr war um's Austheilen zu thun.

Beten ſah man die Jula übrigens ſeltener, als man glaubt, daß ein Menſch, der ſo ganz auf den Himmel angewieſen iſt, ſollte. Im Gegentheil, wenn wir uns an Feſttagen etwas eingehend mit dem Roſenkranz abgaben, hörte ich ſie nicht ſelten ihren Knieſchemel rücken und ein wenig dabei brummen. Einſtweilen ſchien ihr die Erde wichtiger, denn der Himmel. Konnte ſie die Erde auch nicht ſehen, ſo doch taſten. Und das that ſie denn getreulich, ſie arbeitete. In jedem Hauſe, kaum ſie eintrat, wußte ſie ſich nützlich zu machen, und war ſie die Oertlichkeit einmal gewohnt, ſo waren ihre Verrichtungen von wirklichem Belange. Sie hackte Streu, ſie wiegte die Kinder, ja, ſie molk ſogar die Kühe. Und wenn es ihr gelang, ihre Arbeiten zur Zufriedenheit des Bauers und der Bäuerin zu machen, ſo wuchs ihr Eifer und ihre Freude, und ſie vergaß, daß ſie blind war.

Der Stern ihres Auges war grau, ſie ſah nichts, als den blaſſen Schein des Tages.

Mein Vater behielt ſie häufig länger als zwei Wochen, denn er konnte ſie gut beſchäftigen und ſie wollte nicht fort. Und als hernach wir kamen — wir Kinder mit unſerem anſpruchsvollen Geſchrei, die Mutter aber wie vor und eh an ihre Arbeiten in Haus und Feld gebunden, die Großmutter ſchon auf den Kirchhof getragen worden war, da wurde die blinde Jula unſere Wärterin, ja gewiſſermaßen unſere Erzieherin. Dazumal war ſie freilich ſchon hoch in den Vierzigern. Heute weiß ich es, daß ihr Ideenkreis gar klein, ihr Mund nicht beredt war — aber dazumal horchte ich mit Luſt und Andacht ihren Worten, ihren Liedern.

Wie ſanft ſchlief ſich's ein, wenn ſie die Wiege ſchaukelte und dazu mit weicher Stimme ſang:

„Schlof, mei Büabel ſüaſſe,
Die Engelein loſſn die grüaſſe,
Sie loſſn di grüaſſe, ſie loſſn di fragn,
Ob Du willſt mit eahner in Himmel einfohren!“

Und was war das für eine Luſt, wenn ſie uns auf dem Knie hopſte:

„Hopp, hopp, hopp,
Reit mar in Gelopp,
So reitn kloane Kindelein,
So lang ſie noh kloanwinzi ſein.

Wenn ſie naher größer wern,
Reiten's wie die hohen Herrn,
Reiten's wie die Bauern drein:
Hopp, hopp, hopp,
Das wird luſtig ſein!"

Und mit jedem Worte heftiger wurde das Hopſen, ſo daß wir kleinen Reiter oft hoch in die Luft flogen und vor lauter Luſt ein mächtiges Geſchrei erhoben.

Ganz grauenvoll aber wurde uns, wenn ſie ſang:

„Der is a Jorr,
Und däs is nit guat,
Der ſein Weib d'Roſn wegbeißt,
Und ſteckt ſi auf'n Huat!"

So war die Jula Herrin unſerer Gefühle und Stimmungen.

Allzulange währte es freilich nicht, ſo hatten es auch wir Kleinen rein, daß der liebe Gott die Jula nur erſchaffen habe, auf daß die Leute ihre Narretheien mit ihr treiben konnten. So hockte ich ihr gerne auf dem Nacken, und was ſie auch anfangen, drohen und bitten mochte, ſie brachte mich nicht herab, ich ſang: „Reiten's wie die Bauern drein: Hopp, hopp, hopp, das wird luſtig ſein!" und ritt ſie zun Erbarmen. War ich endlich herunter und ſie erwiſchte mich beim Rockflügel, und es gelang mir nicht huſchend das Röcklein rechtzeitig im Stiche zu laſſen, dann machte ſie haarſträubende Anſtalten zum Prügeln und rief im entſcheidenden Moment: „Für diesmal ſoll's Dir noch geſchenkt ſein, Du Unhold, aber wenn Du mir's noch einmal ſo machſt, nachher!“

Ich duckte mich und war ſtets ſo dreiſt zu fragen: „Was denn nachher?“

„Wirſt es ſchon ſehen!“

Wie ſpekulirte ſie ſchlecht! Die Neugierde, was eigentlich „nachher“ ſein werde, war nicht die letzte Urſache, daß ich ein nächſtes Mal wieder Schabernak mit ihr trieb.

Da ſind mir endlich einmal die Augen geöffnet worden.

Die Jula hielt viel auf hohe Feſttage, nicht etwa, weil's da Schmaus gab — dieſen religiöſen Grund der bäuerlichen Feſtfreude ſchien ſie nicht zu kennen — ſondern weil ſie ſich wirklich in eine weihevolle Stimmung zu verſetzen wußte, die ihr wohl that. Beſonders das Weihnachtsfeſt! Wo das Kind mitſpielt, da iſt das Weib gewonnen, um ſo mehr, wenn das Kind der leibliche Sohn des himmliſchen Vaters iſt, der da geboren wird, um die Welt zu erlöſen. Sie, die bettelarme, ſtockblinde Magd, die für ſich keine Freude hatte auf Erden und keinen Freund, der man einſt das Kind weg von der Mutterbruſt nahm, die keine Erinnerung hegen konnte an ſchöne Jugendzeiten und keine Hoffnung an einen beſſeren Tag, ſie konnte es fühlen zu tiefſt, daß die Welt erlöſt iſt! Sie, die Lichtloſeſte, war die Dankbarſte für das Licht der Welt, und gleichwol ſie in ſtiller Chriſtnacht nicht zur Kirche gehen konnte, ſo blieb ſie wach und kniete an ihrem Bette und betete. Sonſt, wenn ihr die Arbeit im Kopfe lag und in den Händen zuckte, war ſie zum Frommſein nicht aufgelegt, aber heute fühlte ſie ſich ganz glückſelig in dem Bewußtſein, dem lieben Jeſukindlein in der Krippe durch ihre ungezählten „Vaterunſer" eine Freude zu machen.

In einer ſolchen Chriſtnacht gingen wir zur Kirche nach Hauenſtein. Nur der Knecht Michel, und Kathel die Magd, und die Jula blieben daheim, um das Haus zu hüten. Um vier Uhr des Morgens kamen wir zurück, Alles ſchlief; meine Mutter zerrte mir noch mit vieler Mühe die an die Strümpfe angefror'nen Schuhe von den Füßen, wobei ich meinte, es gingen auch alle Zehen mit, und nur dem vor Kälte zitternden Chriſtkind im Stalle zu lieb' nicht vor Schmerz aufſchrie — dann begaben wir uns Alle zum ſchlafen.

Aber ſchon nach kurzer Zeit wurden wir wieder aufgeſchreckt. Der Nachbar Thomas ſchlug an die Hausthür und ſchrie, wir ſollten aufmachen. Als er vor meinem Vater in der Stube ſtand, fragte er ſchneidig: „Nachbar, ich muß Dich ſchon fragen, was mit der Einlegerin geſchehen iſt!"

„Die Jula meinſt!" verſetzte mein Vater, „was wird denn mit ihr geſchehen ſein? Verhoff's, daß ſie friſch und geſund in ihrem Bett' wird ſchlafen."

„So geh' nur, ſchau nach!"

Mein Vater ging mit dem Licht in die Kammer — und das Bett der Einlegerin war leer.

„Wie kann denn das ſein!"

„Gelt!" ſagte der Bauer und ſah meinen Vater an. „Das möchte man nicht glauben, daß bei Dir ein armer Menſch ſo ſchlecht aufgehoben wäre. Kannſt lange ſuchen in Deinem Haus, wirſt ſie nicht finden."

„Du erſchreckſt mich, Nachbar, wird doch nichts geſchehen ſein!"

„Was geſchehen iſt, frage ich Dich!" ſagte der Nachbar und fuhr fort: „Ich erzähle, was ich weiß. — Wie ich voreh von der Kirche heim gegen mein Haus hinauf gehe, höre ich unten in der Schlucht was ſchreien. — Schau, denke ich mir, ſollt' im nächſten Jahr bei mir doch wer hinausſterben, weil die Nachteul' ſo ſchreit? Erkenn's aber bald, daß es keine Nachteul' iſt, daß wer nach Hülfe ruft. Muß doch ſchauen gehen, was das zu bedeuten hat, wate im Schnee in die Schlucht hinab und finde mitten im Dickicht und im Eis — wenn denn? — Dieſelbige, die Du da im Bett geſucht haſt. Wie ſie mich wahrnimmt, hebt ſie gottserbärmlich an zu weinen, ſagt nur: Zu tauſend Gottes Willen, nimm mich mit in Dein Haus! Sonſt habe ich von ihr nichts herausgebracht. Jetzt hockt ſie in meiner Stube beim Ofen, ſie iſt halb erfroren. Und möchte nun wiſſen, Nachbar, was es bei Euch gegeben hat?“

Mein Vater pochte den Knecht Michel wach und fuhr ihn an, was in dieſer Nacht, während wir in der Kirche waren, daheim geſchehen ſei?

„Daheim?“ lallte der ſchlaftrunkene Knecht, „ſchreiſt Einen ſo närriſch an, Bauer, was wird denn geſchehen ſein?“

„Wo iſt die Jula?“

„Die Blinde?“ fragte der Knecht entgegen und wurde geſchmeidiger, „ſollte Die noch nicht da ſein? — Weil der Patſch gar keinen Spaß nit verſteht.“

Und Weiteres war nichts vom Michel herauszubringen. Die Jula hingegen erzählte unter vielem Schluchzen, daß ſie in einem Hauſe, wo es in der Chriſtnacht ſo ſündhaft hergehe, nicht habe bleiben können. Man möge den Michel und die Kathi nur fragen, was ſie für einen ſauberen Pſalter gebetet hätten? Die Zwei würden gemeint haben, eine Blinde ſehe nichts; aber ſie hätte es gehört; und als ſie mit Schrecken die beiden Ohren zugehalten, da hätte ihr's im Herzen geſtoßen, juſt, als wie wenn der böſe Feind nicht weit weggeweſen wäre. Sie hätte dann den Kopf in ihre Bettdecke graben und beten wollen, aber der Michel wäre gekommen und hätte ihr die Decke über das Haupt geworfen und hätte geſagt, ſie wäre in ihrer Jungheit ſelber nichts beſſer geweſen. Weil ſie darüber hart aufbegehrt habe, und auseinandergeſetzt, das Gernhaben und das Schabernaktreiben in der heiligen Nacht, gerade dem Herrgott zu Trutz, ſei zweiding! ſo hätten der Michel und die Magd ihr einen Strohwiſch um den Kopf gewunden und ſie ſo lange verhöhnt, bis ſie davon ſei gegangen in die Winternacht hinaus, und über die Felder hin, und ſich dann in die Schlucht arg verſtiegen habe.

Mein Vater führte die blinde Jula mit gütigen Worten in unſer Haus zurück, und zum Knecht und zur Magd ſagte er: „Daß Ihr's wißt, in acht Tagen iſt das Jahr aus."

Der Knecht brummte etwas, die Kathel hub zu klagen an, ſie, die fleißige und arbeitskräftige, würde doch dieſer alten, bettelhaften Perſon wegen nicht den Platz verlieren?

„Du Dirn!" verſetzte mein Vater geſpannt, „zünde mich nicht an! Ich will, daß wir gut aus einander kommen."

Die Jula war durch die Erkältung ſchwer erkrankt. Und als ich an ihrem Bette ſaß und in das blaſſe, alternde Antlitz mit den lichtloſen Augen ſah, da nahm ich mir vor, wenn ſie wieder geſund würde, nicht mehr auf dieſem Rößlein zu reiten.

Sie wurde wieder geſund und ſie blieb bei uns.

Und als wir Kinder ihrer Pflege entwachſen waren, übernahm ſie das Stallamt — pflegte die Kühe und Kälber, molk, was zu melken war und verſah den Dienſt beſſer und verläßlicher, als ihn je eine Vorgängerin verſehen hatte. Mit den Leuten hatte ſie nicht viel Gemeinſchaft, ſie ſchien ſich, das hat ſie mir einmal vertraut — zu einfältig dazu. Hingegen verſtand ſie ſich mit den Thieren des Stalles. Abends, wenn ſie ſchon in ihrem Bette lag — das nun im Stalle ſtand — konnte man ſie oft ſtundenlang ſprechen hören. Sie erzählte den Rindern ihre Jugendzeit, theilte ihnen ihre Erfahrungen mit, ihre Anſichten und Bedenken über den Gang der Welt. Und nach dem Erwachen war wol ihr erſtes Wort: „Du Kalberl, biſt ſchon auf? Gelt, gut geſchlafen haſt auf der friſchen Streu?“ — Sie war es, die mancher Kuh durch gute Worte und Geberden mehr Milch aus dem Euter zu ſchmeicheln wußte, als den Anderen gelingen wollte; eine Kuh hatten wir, die Niemandem Milch ließ, als der blinden Jula, wenn dieſe beim Melken Jodler ſang. Auch luſtige Lieder wußte ſie, und juſt am liebſten ſang ſie ſolche, die gar nicht für ſie zu paſſen ſchienen. So ein's war das:

„A luſtiga Bua,
Bin ih immer g'weſ'n,
Auf'm Wirth ſeiner Thür
Kon ma's g'ſchrieb'ner leſ'n.

A luſtiga Bua,
Der giebt ſelten a Rua,
Bold holſt er, bold welzt er,
Bold trinkt er dazua.“

Und wenn bisweilen ein Fremder an unſerem Hauſe vorbeiging und er hörte das fröhliche, hell und weichklingende Singen, ſo mochte es wol paſſiren, daß er durch die Stallthür' lugte, was denn da drinnen für ein ſchönes Kind ſei. Und ſah dann das alte blinde Weiblein! Da kam aber bisweilen — wenn ein paar Feiertage neben einander ſtanden, die dem Bedienſteten weitere Gänge eigener Wege ermöglichten — ein Mann aus der Langenwanger Pfarre; er war noch jung, aber ſchon kräftig ausgewachſen und trug ein falbes Schnurbärtchen im Geſichte und einen weißen Federbuſch auf dem Hute. Der belauſchte mit Luſt die Sängerin und ſchlich ſchließlich zu ihr in den Stall. Er blieb mitunter länger drinnen, als das Melken währte, und die Jula redete nicht laut, wie ſonſt, wenn ſie allein war, ſondern flüſterte. Und wenn ſie dann mit der Milch in's Haus kam, lag ein Himmel von Glückſeligkeit in ihrem gerötheten Antlitze.

Zweimal des Jahres ging ſie zur Beichte. Dazu traf ſie jedesmal eine Woche vorher umfaſſende Vorbereitungen und ſuchte ſich im Hauſe oder in der Nachbarſchaft einen Gefährten aus, der ſie in die Kirche führte. Es ließ ſich Jeder gern herbei, denn nach dem Gottesdienſte ging die Blinde mit dem Führer in's Wirthshaus und ließ ihm ein Mittagsmahl aufſetzen, deſſen ſich kein Herrnbauer hätte ſchämen dürfen. Hatte ſie doch ein halbes Jahr lang das ihr zugefallene Armengeld dafür zuſammengeſpart, und außer dem Almoſen, das ſie mitunter an Bettlern vertheilte, für ſich kaum einen Kreuzer ausgegeben. Und dieſe Wirthshausſtunden, da ſie Jemanden bewirthen konnte mit ſeinem Speis und Trank, und dabeiſitzen und mitfühlen, wie es ſchmecke — dieſe Stunden ſchienen die glorreichſten ihres Lebens zu ſein.

Ein paar Mal trug es ſich zu, daß meine Mutter nicht in die Kirche gehen konnte, weil nicht ſo viel Geld im Hauſe war, daß ſie ſich im Kirchdorf hätte können eine Labniß gönnen. Das nahm die blinde Jula wahr und grollte, daß man ihr die Sache verheimlicht hätte. Geld ſei ja doch im Hauſe! Und ſie ſuchte aus ihrem Bettſtroh das bekannte Lederbeutelchen hervor, und die Einlegerin gab der Hausgeſeſſenen Almoſen.

In Ruhe habe ich die Jula Tags über nie geſehen, immer bei einer Arbeit. Und wenn ſonſt nichts für ſie zu thun war, ſo tappte ſie ſich mit dem Stock zu einem Steinhaufen hinaus, und legte die auseinandergerollten Steine zuſammen. Sie wollte nicht die Blinde und die Arme ſpielen, und wer ſie bemitleidete und bedauerte, dem war ſie unhold und gab ihm zu bedenken, er möge rechte Leute in Ruhe laſſen und zuſehen, daß er nicht ſelbſt zu bedauern ſein werde!

Sie war die Wachſamſte im ganzen Hauſe und wußte auch in allerlei Dingen Auskunft und Beſcheid beſſer und verläßlicher, wie wir Anderen; und nicht ſelten, wenn wir irgend eine in Verſtoß gerathene Sache alle miteinander mit offenen Augen vergeblich geſucht hatten, war es die blinde Jula, die ſie auffand und herbeibrachte. Sie war die erſte, die mich an den Schritten erkannte, wenn ich am Feierabend von der Ster heimkehrte; ſie war auch die aufmerkſamſte Zuhörerin, wenn ich von meinen Erlebniſſen im Handwerk erzählte: ſie, die meine Aja war, hatte mich lieb behalten und freute ſich, daß ich es in meinen jungen Jahren ſchon ſo weit gebracht: ein ehrenwerther Handwerksmann.

Zuweilen in Unglücksfällen, wenn uns der Kopf verloren ging, war ſie es, die Rath und Troſt wußte. Ich ſah ſie nie verzagt. Unwirſch war ſie oft, aber wenn ſie ſich ausgebrummt hatte, bat ſie allſogleich, daß man es ihr nicht für übel nehme.

Ich vermuthe, die Jula hatte die ganzen dreiundſechzig Jahre nicht ein einziges Wort geſagt, aus welchem zu entnehmen geweſen, daß ſie blind war. Die Kühe nannte ſie ſelten bei ihren rechten Namen, die wir ihnen beigelegt hatten, ſondern ſprach nur von der „Braunen,“ der „Scheckigen,“ der „Falben,“ der „Weißen.“

Für ihr Leben ſprach ſie nur einen einzigen Wunſch aus: wie alle Menſchen, ſo wollte auch ſie emporgelangen: Wenn ſie eine Schwaigerin kunnt ſein auf der Höh'!

Wie oft hörte man ſie ſingen:

„Je, auf der Olm, da wa mei Glück
I tauſchad mit kana Gräfin nit! —
A Sennerin blieb ih ewiglich,
Und wann ih ſtirb, wir ih a Schwolb'n;
Bis ma da Tod mei Herzerl bricht,
Gang ih nit weg von meiner Olm."

„Ja," murmelte ſie dann, „ſchon lang! wenn ich nicht ſo wäre!"

Dieſes „ſo" war ihre einzige Hindeutung auf ihren Zuſtand. Uebrigens waren ihre weiteren Sinne derart ausgebildet, daß man glaubte, ſie habe ihre Augen in den Ohren, an der Naſe, an den Fingerſpitzen. Sonſt iſt die Seele gewohnt, bei den glänzenden Thoren der Augen aus- und einzugehen; aber wo dieſe Thore verſchloſſen ſind, da tritt ſie ſich durch die anderen Organe ihren verläßlichen und lieblichen Pfad.

Eines Tags kam wieder einer unſerer Nachbarn, zündete ſich am Herd die Pfeife an und fragte, wie lange wir denn die Jula noch zu behalten gedächten? Er hätte ſie auch zu brauchen. Und das arme Weib, welches man einſt nur mit Widerwillen in die Gemeinde genommen hatte, war jetzt in ihren alten Tagen geſucht, umworben und allerorts als eine vorzügliche Arbeitskraft geſchätzt.

So weit hatte ſie es gebracht. Und wer früher an die Pflicht erinnert werden mußte, die Jula zu nehmen, der pochte jetzt auf ſein Recht, ſie zu erhalten.

Und der Mann mit dem falben Schnurbart kam immer noch zu ihr, und brachte ihr ſtets ein Handbündelchen mit, von Semmeln, Obſt oder Lebkuchen. Wie war ihr hart, wenn ſie ihm nichts ſpenden konnte, und wie war ſie meinem Vater dankbar, wenn er den Mann aus der Langenwanger Pfarre zu Tiſche lud oder ſonſt ein freundliches Wort mit ihm ſprach. Und wenn ſie den Burſchen betaſtete an ſeiner breiten Bruſt, an ſeinen Schultern, an ſeinem ſtemmigen Nacken — bis zu den dichten Haaren ſeines Scheitels vermochte ſie kaum emporzulangen — da flüſterte ſie wol: „Wie groß Du mir geworden biſt, mein Tritzel (Patritz), ſeit ich Dich das letzte Mal hab' geſehen!"

Freilich, damals, als du ihn das letzte Mal geſehen hatteſt, war er ein kleines Kind geweſen, mit rothen Wängelchen und himmelblauen Aeuglein .... O, weine nicht jetzt, du armes, lichtloſes Mutterauge! Du ſiehſt ihn ja; ewig unverdrängt bleibt dir ſein Kindesangeſicht im Herzen, während andere Mütter, wenn ſie vor erwachſenen Söhnen ſtehen, klagen, daß ſie kein Kind mehr hätten.

Als ich in die Welt zog, ließ ich die blinde Jula noch bei meinen Eltern zurück.

Als dieſe davon zogen — der Vater in das Thal der Mürz, die Mutter in den himmliſchen Frieden — da begann die Jula wieder ihr Wanderleben von Haus zu Haus. Aber nirgends ſoll ſie ſich mehr ſo in die Verhältniſſe gefunden haben, als bei uns. Ihr Sohn, als armer Bauernknecht im Gebirge, wurde bald von ſeiner eigenen Arbeitskraft gebeugt. Als ich die Jula vor einigen Jahren wieder ſah, waren ihre Haare grau, und gar gekrümmt ſtützte ſie ſich auf den Stock — es war noch derſelbe mit dem Riemlein am Griffknorpel. Seither hatte ich mir oft vorgenommen, der vieljährigen Genoſſin meines Heimathshauſes einmal etwas Liebes zu erweiſen. Wie es aber zumeiſt geht, wenn man ein Gutes, das dem Herzen entquillt, nicht gleich am erſten Tage übt — es wurde verſchoben bis zu jenem ſonnigen Frühlingsmorgen, da der Sarg aus weißen Tannenbretern vorüberſchwankte an meinem Fenſter. Ein unendliches Meer von Licht umwogte die Welt; ein ſonniger Strom quoll ihr nach in's tiefe Grab — und das gute Herz hat müſſen lichtlos aus irdiſchen Schatten eingehen in die ewigen.

An ihrem Grabe lege ich die Hand an's Herz und wende meinen Blick den licht- und gluthvollen Augen des Lebens zu: Wären wir auf dieſer Erde Alle ſo froh und zufrieden, wie ſie es geweſen!

Was ſich aus dem Ei entwickelt hat.

Jahr für Jahr war's daſſelbe: in der Thomasnacht konnte ich nicht ſchlafen. Den Hexen, welche in dieſer Nacht auf den Blocksberg zur Rathsverſammlung reiten, kann ich an meiner Schlafloſigkeit keine Schuld beimeſſen, denn dazumal war mir Alles, was Hexe hieß — ob jung, ob alt — über die Maſſen gleichgültig. Aus dem Lager ſelbſt iſt auch nichts Beſonderes zu berichten, denn ich erinnere mich, daß zur Winterszeit die Bettdecken allwöchentlich einmal in den heißen Ofen kamen, in ein Klima, welchem nachgerade jeder der flinken, braunen Springer zum Opfer fiel.

Die Urſache meiner Schlafloſigkeit war wol der am nächſten Tage ſtattfindende Thomasmarkt.

Das Geld hatte ich ſtets beiſammen und hielt es in einem hohlen Ei, welches aus Holz beſtand und roth gefärbt war, wohl verwahrt. Die Hühner im Alpel legten keine hölzernen Eier, aber eine alte Hauſiererin ging um, die mir, dem „gamperen Bübel*)," jenes ſchenkte, mit der genauen Anweiſung, wie man es auseinander ſchraube und Geld hinein thue. Das Erſtere war keine Kunſt, aber das Letztere, wie man Geld hineinthue, gelang mir nur, wenn ich eins hatte. Da nun aber der Menſch einmal das hohle, hölzerne Ei beſitzt, ſo hat der liebe Gott die Hühner erſchaffen, welche andere Eier legen, die ſo eingerichtet ſind, daß ſie die Mutter verkaufen kann. Und ſo ſchickte mich denn die Mutter ſtets mit einem Handkörbchen voll Eier zum Dorfwirth, woſelbſt ich für meinen Theil ſtets zwei Kreuzer „Tragerlohn" erhielt. Solche Einnahme that ich regelmäßig in mein hölzernes Ei, welches ich ſonach allemal feſt zuſchraubte und als Schatzkäſtlein aufbewahrte. Ich erinnere mich noch, wie mir bei dieſem Einſchrauben der Kupferkreuzer einmal ein weitläufiger Vetter zugeſchaut und geſagt hat: „Bub', Du haſt in Deinem Ei ja kein Eiweiß drinnen! Da ſeh', ich geb' Dir eins." Und legte mir ein blinkend weißes Silbergröſchlein hinein.

So oft ich in's Dorf zur Kirche ging, nahm ich mein Ei mit. Und wenn ich dann am Obſtkrämer vorbeiging oder am Lebkuchenſtand, griff ich in den Sack nach meinem Ei, zog es aber nicht heraus, ſondern dachte: Wenn ich wollt', ich kunnt mir gut Sach' kaufen, aber ich mag nicht, ich heb' mein Geld für den Thomastag auf.

---

*) Niedlichen Jungen.

Und am Thomastag — es mochte ſchneien oder der alte Schnee vor Kälte winſeln — gingen wir zur frühen, finſteren Morgenſtunde mit einer Spanfackel den weiten Weg nach Krieglach zur Rorate und zum Markt. Als wir über den Kirchplatz ſchritten, wo bei Fackelbeleuchtung die Krämer ihre Buden errichteten, blickte ich jedes Mal gegen das Eckhaus hin, an welchem ſchon ein leerer, kahler Bretterſchragen ſtand, der mir das Herz raſcher klopfen machte. Die feierliche Rorate war für mich an dieſem Tage ſo viel, als verloren; mein ganzes Herz fühlte ich in der rechten Hoſentaſche, denn in derſelben ſtak das hölzerne Ei — fruchtbar den Keim zu Luſt und Leben in ſich bergend.

Nach dem Gottesdienſte drängte ich mich durch die ſurrende Menſchenmaſſe und zwiſchen den prangenden Buden gegen das Eckhaus hin. An den Wänden und Dächern der Häuſer lag ſchon der Schimmer des aufgehenden Tages; oftmals auch zitterte ein Nebel von Schneeflocken nieder auf die wimmelnde Menſchenmaſſe und auf die Zelte der Verkaufsſtände, und da ſtrebte ich mit doppelter Ungeduld dem bewußten Holzſchragen zu, beſorgt ob dort die Dinge gegen den Schnee wol gut verwahrt ſeien.

Und ſo ſehe ich Dich im Geiſte noch heute ſtehen, Du lieber Mann aus Kindberg mit Deinem weiten Lodenmantel und Deinem grünen Steirerhute — haſt noch einen Fetzen davon, ſo ſchenke ihn mir; Du glaubſt es nicht, wie Du mir noch theuer biſt aus jener Zeit, da Du in den Reihen der anderen Krämer daſtandeſt und zwiſchen dem Pelzkragen Deines Mantels und Deinem blonden Schnurbarte gemächlich den Rauch der Cigarre hervorblieſeſt und ſo auf Deinen „Stand" hinſchmunzelteſt, auf welchem die Güter ausgebreitet lagen. Ich konnte damals nur nicht begreifen, wie Du die Schätze gegen eitel Geld hinzugeben vermochteſt; aber mir kam dieſer Dein Leichtſinn gut zu ſtatten, ſoweit mein Eiweiß und Dotter reichte. —

Bücher! Bücher hatte der merkwürdige Mann. Aber nicht Bücher mit vergilbten Blättern und verſchimmeltem Schweinsledereinband; nicht Bücher mit lateiniſchen Predigten, wie der Schwend-Toni eines beſaß und aus welchem er ſeine Zauberformeln las, wenn er das Wetter oder eine Krankheit ſeiner Rinder beſchwören wollte — bis es erſt ſpät offenbar wurde, daß im Buche nicht Zauberformeln ſtünden, ſondern lauter Predigten „gegen die Verdamblichkeit der Hexereyen und denen Folgen in derer und der anderen Welt." — Ganz neue Bücher hatte mein merkwürdiger Mann. Sonſt war mir faſt geweſen, Bücher ſtammten alle aus alter Zeit, Bücher mache man heutzutage gar nicht mehr. (Den Irrthum mögen mir Gott und die 12000 deutſchen Schriftſteller von heute vergeben!) Und hier ſah ich Bücher, deren

Blätter ſo weiß waren, wie der Schnee, der darauf fiel, mit ſchönen Bildern irdiſcher Dinge und mit einem Drucke, der ſo glatt und ſcharf war, wie feinſter Streuſand. Dieſe Eigenſchaften hatten vor Allem die „Volkskalender“. Der Kalender war daran das Wenigſte, dieſem aber folgten Geſchichten, Lieder, Weltbeſchreibungen und poſſirliche Späße, daß es ſchon eine Freude war.

Anfangs ſtarrte ich immer nur ſo von Weitem darauf hin, lange aber ließen ſich die Finger nicht zurückhalten, obwol der Mann im Lodenmantel einigen Zweifel in die Zahlungsfähigkeit des kleinen Knirpſes zu ſetzen ſchien.

„So ein Büchel da — was es denn koſtet?“

„Das da? Das koſtet ſechsunddreißig Kreuzer.“

„Schlechtes Geld?“

„Gutes Geld.“

Zu jener Zeit war nämlich die Wiener Währung unter der Bezeichnung „ſchlechtes Geld“ und die Konventionsmünze als „gutes Geld“ in Umlauf. Letzteres wog ſchwer und ganz ging er d'ran und d'rauf, der Inhalt meines hölzernen Eies. Hingegen war der Volkskalender mein Eigenthum.

Während ich meinen Schatz in den Sack preßte, nahte der Herr Pfarrer. Wohlgefällig blickte er mit ſeinem breiten Geſichte, auf welchem ſehr viel Freundlichkeit Platz hatte, zu dem Bücherſtand hin und blätterte in den Werken. Dann langte er gemächlich in den Rockſack und zog die Brieftaſche hervor. — Jetzt paß' auf! ſagte ich zu mir ſelber, jetzt kauft der Herr Pfarrer die Bücher alle weg! Wahrlich, ſo ein Herr hat den Himmel ſchon auf der Welt. — Der Herr Pfarrer machte ein Paar Schritte ſeitwärts und kaufte ſich — ein Kiſtchen Cigarren. Ohne ſich weiter um den Bücherſtand zu kümmern, nahm er das Kiſtchen unter den Arm und ging, ſtets das Handküſſen der Leute von ſich abwehrend, durch die Menge davon.

Ich hatte ihm lange nachgeſtarrt. Ich konnte mich ob der Selbſtverleugnung und Entſagung des Herrn Pfarrers kaum faſſen. Endlich warf ich noch einen Blick auf die Bücher und machte mich auf den Heimweg. Ich konnte mir an dieſem Tage keine Semmel kaufen, denn das Ei war erſchöpft, und ich hatte wahrlich auch keinen Hunger: Herz, Seele und Magen klammerten ſich an das Buch, das ich im Sacke trug.

Und als hernach — nein, man muß nicht alles Närriſche haarklein erzählen — kurz, ich las das Buch von Anfang bis zu Ende, las im Kalender jeden Heiligen, jede muthmaßliche Witterung, jede Bauernregel, jede Finſterniß, ich betrachtete an den Bildern jeden Strich und erbaute mich zum Schluſſe noch an den Anzeigen von allerlei Gegenſtänden, die mich nur deshalb intereſſirten, weil ſie im Kalender ſtanden. Und als ich mit dem Allen fertig war, fing ich von vorne wieder an. Es iſt wahr: ſo werde ich den Kalender mit der gleichen Aufmerkſamkeit und Freude wol ſechs oder acht Mal geleſen haben. Und dabei zählte ich ſchon die Tage bis auf den nächſten Thomastag, da ich mir den neuen Jahrgang zu erwerben hoffte.

Da begegnete mir in dem neuen Jahre, ſo etwa Anfangs Mai, ein Unglück.

Unſere Hühner, die — ich ſage es etwas demonſtrativ gegen manches menſchliche Paar — mit ihrem Eheherrn ſtets in beſtem Einvernehmen lebten — überſchütteten alle Neſter, Heuböden und Scheunen mit Eiern, und ich mußte wöchentlich zwei Mal mit der Waare in's Dorf, was meinen Erſparniſſen recht zu ſtatten kam.

Auf ſolchem Wege traf ich einmal mit des Brotſchimmelſchneiders Marianne zuſammen. Sie ging immer barfuß und war gerade ſo lang wie ich, und ich hatte ihr ſchon mehrmals auf die Zehen getreten, ohne daß es ihr beſonders wohl und mir beſonders weh gethan hätte. Die Marianne trug heute auch einen Eierkorb.

Wir gingen eine Zeitlang ſtill neben einander her, ſie mit den Eiern, ich mit den Eiern. Endlich redete ich ſie an: „Tragſt Eier?“

Darauf ſie: „Tragſt Du auch Eier?“

Und ich: „Wie giebſt ſie denn?“

Und ſie: „Wie giebſt ſie denn Du?“

Und ich: „Wo gehſt denn hin?"
Und ſie:

„Zum Schmied um Zinn,
Zum Bäckn um Brot,
Dein Frogn hoſt ret." *)

Damit bog ſie wegs ab. So hinreißend gottlos war das! Ich wendete ihr meine Augen nach, meine Füße ſtolperten über eine Baumwurzel — im nächſten Augenblicke war der Pfad übergoſſen mit Eiweiß und Dotter. Das erſte Mal, daß es mir paſſirte. Freilich wol auch das letzte Mal, denn an dieſem Tage ſuspenſirte mich meine Mutter ein für alle Mal vom Eiertransporte; das Geſchäft und deſſen Ertrag fiel auf meinen jüngeren Bruder.

Inſoweit verſchlug es nichts, ich hatte es nun auf dem Kirchwege viel bequemer als ſonſt, konnte mich zu anderen Burſchen geſellen, die mich früher ſpöttiſch das „Eitrappel" genannt hatten, und konnte auf einſamen Wegen der Marianne die Eier tragen helfen, was ſie zwar nicht recht leiden wollte, weil ſie fürchtete, es könne mir wieder Aehnliches paſſiren, wie an jenem Maitage. — Als jedoch der Thomastag kam, war im hölzernen

---

*) „Dein Frogn hoſt rot" iſt eine beliebte Abfertigung und heißt ſo viel, als: „Das Fragen kannſt Du bleiben laſſen, Du erfährſt nichts."

Kaſſetchen kein Geld da für den neuen Kalender. Ich ſtand wol lange vor dem Bücherladen und las von Weitem die Titel. Ich ſann und ſann, wie ich doch zum Kalender käme, aber ehern und unumſtößlich war die Thatſache: Haſt kein Geld, ſo kannſt keinen kaufen. — In dieſer Stunde kam mir der Gedanke: Und kannſt keinen kaufen, ſo mach' Dir ſelber einen! — Raſch wandte ich mich um, verſchaffte mir durch meine wenigen Kreuzer Papier, Tinte und Feder und ging heimwärts. — Derſelbe Weg war nicht minder glückſelig, als jener, da ich den neuen Kalender in der Taſche getragen hatte. Heute trug ich ihn im Kopfe. Allerlei fiel mir ein, was ich in das Buch ſchreiben würde, und als ich nach Hauſe kam, ergriff ich Nadel und Zwirn und nähte flink aus den weißen Papierbogen ein Büchelchen und begann zu ſchreiben. Das wurde der erſte der fünf Jahrgänge jener wunderlichen Erzeugniſſe, die ich „Volkskalender" benannte und die heute noch in meiner Lade aufbewahrt liegen. Ich ſchrieb Erzählungen, Gedichte und allerlei andere Aufſätze hinein, ich zeichnete die Bilder dazu, ich verfaßte das Kalendarium und traf's in der „muthmaßlichen Witterung" ſo gut, wie jeder „gelernte Kalendermacher." Für den nächſten Pfingſtmontag kündete der gedruckte „Mandelkalender" meines Vaters Sonnenſchein, in meinem Jahrbuche aber ſtand für dieſen Tag Donnerkeul und Regen: und ſiehe, ſchon zur Morgenſtunde, da wir in die Kirche gingen, hub es an zu donnern und zu regnen, daß an unſerem Leibe kein Faden trocken blieb. Meine eingetroffene Weiſſagung wurde verbreitet, mein Kalender gewann an Anſehen. Leider iſt dieſer gute Ruf nur zu bald kläglich zu Schanden geworden, als im nächſten Jahrgange unerhörter Weiſe — Pfingſten vor Oſtern ſtand.

Für das Leſen der Kalender oder das Beſehen der Ausſtattung hatte ich zwei Kreuzer (ſchlechtes Geld) als Sold beſtellt; doch ſeit ich aus jenem unſeligen Verſehen Pfingſten, das liebliche Feſt, auf Ende März verlegt hatte, wollte Keiner von meinem Volkskalender mehr etwas wiſſen. Nur der Schanz-Schuſter-Florl kam eines Samſtag Abends, verlangte den Kalender anzuſchauen, und als er damit fertig war, begehrte er die zwei Kreuzer. Es wurde unerquicklich, als ich ihm erklärte, daß die zwei Kreuzer er mir zu geben habe, doch ſagte ich, daß ich des Mißverſtändniſſes halber dies Mal auf meinen Anſpruch verzichten wolle, worauf er entgegnete, ich dürfe froh ſein, wenn er von dem ſeinen abſtehe und mir nicht den Kopf waſche!

So blieb nichts übrig, als meine Volkskalender ſelbſt zu leſen. Trotzdem fabrizirte ich an den Jahrgängen fort; der weitläufige Vetter, der öfters zu uns in's Haus kam, ſah mir bei meiner Arbeit ſogar mit ſtillem Vergnügen zu, und einmal, als ich aus weißem

Papier wieder ein Buch zuſammenheftete, um es friſch vom Kopfe weg voll zu ſchreiben, zog er ſeine Pfeiſe aus dem Mund und ſagte: „Ich ſeh's, Bub', Du biſt kein Bauer nicht, Du biſt zu was Anderem geboren. Was Du findig biſt und flink mit der Nadel! Du mußt ein Schneider werden.“

So iſt es der weitläufige Vetter geweſen, der zuerſt mein Talent entdeckt hat. Und ſein Wort iſt in Erfüllung gegangen.

Doch nach wie vor, an ſtillen Feierabenden und in langen Nächten, ſchrieb ich Kalender und Bücher, die ich mir zum großen Theile während der Arbeit zurecht gelegt hatte, ſo daß mein Meiſter weit öfter, als einmal fragte, wo ich denn meine Gedanken hätte? Da ich ſie verleugnete, ſo war anzunehmen, daß gar keine vorhanden. Ich ſchrieb ein Predigtbuch unter dem Titel: „Weg in die Ewigkeit.“ In Stunden weltlicher Stimmung ſchrieb ich an einer periodiſchen Schrift: „Freue Dich des Lebens.“ Dazwiſchen arbeitete ich an Dramen und Luſtſpielen. Später verfaßte ich eine Monatsſchrift, benannt: „Fröhliche Stunden, erſcheint alle Vollmondnächte.“ Ferner gab ich eine Zeitſchrift, betitelt: „Meine Gedanken,“ heraus und auch ein Prachtwerk, von eigener Hand ganz beſonders glänzend illuſtrirt, zwei Jahrgänge „Muſe m.“

Die Leute verwunderten ſich, wollten aber mein

Gebahren nicht recht gutheißen, und als ich mittlerweile Schneider geworden war, ſagte mein Lehrmeiſter mehrmals: „Wenn er nicht ſonſt ſo brav thät ſein, und ehrſam, ich wollt' ihn gleich fortſchicken; bei der Arbeit iſt er gar nicht ſo geſcheidt, als man's ſeinen G'ſchriften nach vermeinen kunnt. Es ſtecken ihm allzuviel Fabelein im Kopf."

So vergingen die Jahre und die Zahl meiner Schriften wuchs von Woche zu Woche. Da begann ſich in mir allmälig jener Teufel zu regen, den manche meiner Leſer vielleicht aus Eigenem kennen — ein ruhelos Geſpenſt, ſchmeichelnd und trügeriſch — die Sehnſucht nach der ſchwarzen Kunſt, nach der Druckerſchwärze. Heute weiß ich's: die Druckſchwärze iſt ſo harmlos und wohlfeil wie Stiefelwichſe und wird zuweilen auch als ſolche verwendet. — An einem Freitagsabend ſpät war's, da ich neben meinem ſchlummernden Meiſter noch nähte, als mir der Gedanke kam, etwas von mir Gedichtetes in die Zeitung zu geben. Am nächſten Sonntag verfaßte ich das Schreiben und dann geſchah das, was in meiner „Waldheimat" erzählt worden iſt. Vom Leiter der Zeitung wurden alle meine bisher verfaßten Dichtungen erbeten. Ich erſchrack. Woher das Poſtporto nehmen, wenn der einfache Brief ſchon fünf Kreuzer (Neugeld) koſtete?!

Zu jener Zeit aber wurde ich inne, wozu auf Erden ein Firmpathe gut iſt. Mein Firmpathe, der brave Schmithofer in Alpel — er lebt heute noch — hatte zur ſelben Zeit einer Waldangelegenheit wegen in Graz zu thun. Der ließ den Eiſenbahnzug im Mürzthale lang pfeifen und ging zu Fuß den ſechzehn Stunden langen Weg in die Hauptſtadt. Bevor er fortging, fragte ich mich bei ihm an, ob er mir eine Gefälligkeit erweiſen wolle.

„Von Herzen gern, Peter, thu' mir's nur ſagen, was Du für ein Anliegen haſt.“

Ob der Göd nicht ſo gut ſein wollt' und meine G'ſchriften nach Graz mitnehmen und in die Zeitung tragen?“

„Warum denn nicht? Thu mir das Zeug halt zuſammenrichten.“

Der argloſe Mann! Als er meine „G'ſchriften“ ſah, ſchlug er die Hände zuſammen und rief: „Jeſſes, da muß ich ja einen Buckelkorb nehmen!“

Die Papiere gaben wohlgewogen fünfzehn Pfunde.

„In Gottes Nam'!“ ſagte der Pathe, „wenn Du den ganzen Kram im Kopf haſt tragen können, ſo werde ich ihn doch leicht wol auf dem Buckel tragen mögen.“ Und nahm einen Tragkorb, und lud auf — und ich ſah dem Manne lange nach, als er, faſt gebeugt unter der Laſt, mit all' meinen Dichtungen den ſteinigen Waldweg hinanſchritt und endlich im Schatten der Tannen verſchwand.

Ich glaube, ich bin in jener Stunde dageſtanden, lahm und ſtarr, als wär' meine Seele davongetragen worden.

In Graz werden ſie ſich hell verwundert haben über den bäuerlichen Pegaſus mit dem Buckelkorbe; habe ich mich doch ſelbſt verwundert, als ich Glied für Glied die Kette verfolgte, von damals bis jetzt, und fand, wie ſich aus dem Ei ein Dichter entwickelt hat. Und Jeder, dem heute meine Schriften zur Laſt werden, möge Geduld haben und bedenken, wie oft damals der gute Schmithofer unterwegs nach Graz hat raſten müſſen!

Nachbild.

Jenen, welche ſo liebevoll waren, die Erzählungen aus meinem Lebenslaufe zu verfolgen, muß ich noch anvertrauen, daß — als ich aus der Waldheimat in die Welt ging — mich mein Lehrmeiſter mit einigem Mißmuthe entlaſſen hat. Er gab mir zu verſtehen, daß es mir ſchon zu gut gehe, und es gäbe Leute, die das gute Sein nicht vertragen könnten und die in ſolchem Zuſtande ſtets beſtrebt ſeien, es anders zu machen. Ein ehrlich Handwerk mühevoll und gründlich zu lernen, um es dann zu verlaſſen, das wäre das Unſinnigſte, was ihm je vorgekommen ſei und nur einem Menſchen wie mir ſehe es ähnlich, ſo verrückt zu ſein. Uebrigens halte er mich nicht auf, nur möge ich zuſehen, daß ich den Schritt nicht zu bereuen hätte.

Er hielt mich nicht auf, aber da er mich in ſein Handwerk eingeweiht und mir ſelbſt das Geheimniß vertraut hatte, wie man Maß nehme, ohne daß ein Anderer nach dieſem Maß arbeiten könne, ſo mußte er ſich wol ein immerwährendes Anrecht auf den Schneider in mich erworben haben.

Ich erinnere mich an eine Geſchichte, welche mein Vater oft erzählt und die ſich zu Zeiten ſeines Großvaters zugetragen hatte. Dieſer Großvater hatte einen Nachbar, welcher in einer Nacht den Grenzſtein überſetzte, ſo daß dadurch der Großvater um einige Klaftern Wieſengrund benachtheilt wurde. Der Nachbar ſtarb, ohne ſein Unrecht gut zu machen und was geſchah? Jede und jede Nacht mußte er aus ſeinem Grabe ſteigen und den Grenzſtein auf ſeinen urſprünglichen Platz zurücktragen. Der Großvater meines Vaters ſelbſt hatte den Geiſt des Nachbars mehrmals geſehen, wie dieſer an der Grenzſcheide hin- und herging, bis der Großvater die Sache unterſuchen ließ, den verſetzten Grenzſtein richtig ſtellte und zum Zeichen ſeiner Verzeihung für den Nachbar eine Meſſe opferte. Von dieſer Zeit an war der Geiſt nicht mehr zu ſehen, er war erlöſt, er konnte ruhen.

Nicht viel beſſer wie dieſem Nachbar iſt es mir ergangen. Ich zog dann fort von meinem Meiſter und ſeinem Handwerk, habe in der Welt gelebt und geſtrebt — und habe doch noch bei ihm ſitzen und nähen müſſen. Siebzehn Jahre iſt es, ſeit ich von meinem Lehrmeiſter gegangen bin; ſiebzehn Jahre iſt es, ſeit ich jeden Tag an der geiſtigen Ausbildung und Vollendung meines

Weſens arbeite, hundert und hundert von Büchern leſe und ſelbſt welche ſchreibe; und eine faſt ſo lange Zeit iſt es, ſeit ich gar manche Nacht neben meinem Lehrmeiſter in irgend einem Bauernhauſe ſitze und nähe. Etwa ſinkt Euch nun das Buch aus der Hand und Ihr ſagt: Jetzt iſt er verrückt geworden.

Das iſt vielleicht oder es iſt nicht; ich ſelbſt kann darüber am wenigſten entſcheiden. Ich erzähle Träume und ſage die Wahrheit; das mag freilich unvernünftig ſein. Aber Leuten, die auf Träume was halten (Nummern kommen zwar in den meinen nicht vor) und Leuten, die ſich etwa gar mit dem Studium des Traumes abgeben, um in demſelben die Wahrheit und das Geſetz zu finden, mag meine Mittheilung willkommen ſein. Mir iſt es mit der Sache überaus ernſt. Ich erfreute mich ſonſt eines geſunden Schlummers, aber ich habe die Ruhe von ſo mancher Nacht eingebüßt, ich habe neben meinem beſcheidenen Studenten- und Literatendaſein den Schatten eines veritabeln Schneiderlebens durch die langen Jahre geſchleppt, wie ein Geſpenſt, ohne ſeiner los werden zu können.

Es iſt nicht wahr, daß ich mich Tags über in Gedanken ſo häufig und lebhaft mit meiner Vergangenheit beſchäftigt hätte. Ein der Haut eines Philiſters entſprungener Welt- und Himmelsſtürmer hat Anderes zu thun. Aber auch an ſeine nächtlichen Träume wird der flottgewordene

Burſche kaum gedacht haben; erſt ſpäter, als ich gewohnt worden war, über Alles nachzudenken, oder auch, als ſich der Philiſter in mir wieder ein wenig zu regen begann, fiel es mir auf, wieſo ich denn – wenn ich überhaupt träumte — allemal der Schneidergeſell' war, und daß ich ſolcher Geſtalt ſchon ſo lange Zeit bei meinem Lehrmeiſter unentgeltlich in der Werkſtatt arbeitete. Ich war mir, wenn ich ſo neben ihm ſaß und nähte und bügelte, recht wohl bewußt, daß ich eigentlich nicht mehr dorthin gehöre, daß ich mich als Städter mit anderen Dingen zu befaſſen habe; doch hatte ich ſtets Ferien, war ſtets auf der Sommerfriſche und ſo ſaß ich zur Aushülfe beim Lehrmeiſter. Es war mir oft gar unbehaglich, ich bedauerte den Verluſt der Zeit, in welcher ich mich beſſer und nützlicher zu beſchäftigen gewußt hätte. Vom Lehrmeiſter mußte ich mir mitunter, wenn etwas nicht ganz nach Maß und Schnitt ausfallen wollte, eine Rüge gefallen laſſen; von einem Wochenlohn jedoch war gar niemals die Rede; oft, wenn ich mit gekrümmtem Rücken in der dunklen Werkſtatt ſo daſaß, nahm ich mir vor, die Arbeit zu künden und mich fremd zu machen. Einmal that ich's ſogar, jedoch, der Meiſter nahm keine Notiz davon, und nächſtens ſaß ich doch wieder bei ihm und nähte.

Wie mich nach ſolch langweiligen Stunden das Erwachen beglückte! Und da nahm ich mir vor, wenn dieſer zudringliche Traum ſich wieder einmal einſtellen ſollte, ihn mit Energie von mir zu werfen und laut auszurufen: es iſt nur Gaukelſpiel, ich liege im Bette und will ſchlafen! Und in der nächſten Nacht ſaß ich doch wieder in der Schneiderwerkſtatt.

So ging es viele Jahre in unheimlicher Regelmäßigkeit fort. Selbſt, als ich ſchon beweibt war, mußte ich noch das Handwerk beſorgen. Da war es einmal, als wir, der Meiſter und ich, beim Alpelhofer arbeiteten, bei jenem Bauern, wo ich in die Lehre getreten war, daß ſich mein Meiſter beſonders unzufrieden mit meinen Arbeiten zeigte. „Möcht' nur wiſſen, wo Du Deine Gedanken haſt!“ ſagte er und ſah mich etwas finſter an. Ich dachte, das Vernünftigſte wäre, wenn ich jetzt aufſtünde, dem Meiſter bedeutete, daß ich nur aus Gefälligkeit bei ihm ſei, und wenn ich dann davon ginge. Aber ich that es nicht. Ich ließ es mir gefallen, als der Meiſter einen Lehrling aufnahm und mir befahl, demſelben auf der Bank Platz zu machen. Ich rückte in den Winkel und nähte. An demſelben Tage wurde auch noch ein Geſelle aufgenommen — bigott, es war der Böhm, welcher vor neunzehn Jahren bei uns gearbeitet hatte und auf dem Wege vom Wirthshauſe in den Bach gefallen war. Als er ſich ſetzen wollte, war kein Platz da. Ich blickte den Meiſter fragend an, und dieſer ſagte zu mir: „Du haſt ja doch keinen Schick zur Schneiderei,

„Du kannſt gehen, Du biſt fremd gemacht." — So übermächtig war hierüber mein Schreck, daß ich erwachte.

Das Morgengrauen ſchimmerte zu den klaren Fenſtern herein in mein trautes Heim. Gegenſtände der Kunſt umgaben mich; im ſtilvollen Bücherſchranke harrte meiner der ewige Homer, der gigantiſche Dante, der unvergleichliche Shakeſpeare, der glorreiche Göthe — die Herrlichen, die Unſterblichen alle. Vom Nebenzimmer her klangen die hellen Stimmchen der erwachenden und mit ihrer Mutter ſchäkernden Kinder. Mir war zu Muthe, als hätte ich dieſes idylliſch ſüße, dieſes friedensmilde und poeſiereiche, helldurchgeiſtigte Leben, in welchem ich das beſchauliche menſchliche Glück ſo oft und tief empfand, von Neuem wieder gefunden. Und doch wurmte es mich, daß ich mit der Kündigung meinem Meiſter nicht zuvorgekommen, ſondern von ihm abgedankt worden war.

Und wie merkwürdig iſt mir das: ſeit jener Nacht, da mich der Meiſter „fremd gemacht" hatte, genieße ich Ruhe, träume nicht mehr von meiner in ferner Vergangenheit liegenden Schneiderzeit, die in ihrer Anſpruchsloſigkeit ja ſo heiter war und die doch einen ſo langen Schatten in meine ſpäteren Lebensjahre hereingeworfen hat.

Pierer'ſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Berlin und St. Petersburg.

Preußiſche Beiträge
zur Geſchichte der
Ruſſiſch-Deutſchen Beziehungen.

1. und 2. Auflage. 17½ Bogen 8°. Preis 6 M.

Inhalt: I. Zu den Zeiten des Kaiſers Nikolaus. — II. Der polniſche Aufſtand von 1863. — III. Das neue Deutſchland und das neue Rußland. — Anhang: 1. Memoire des Kaiſers Nikolaus aus d. J. 1848. — 2. Warſchauer Zuſtände der Jahre 1863 und 1864.

Moſchko von Parma.

Geſchichte eines jüdiſchen Soldaten.

Von

Karl Emil Franzos.

20 Bogen 8. Preis 5 M.; geb. 6 M. 40 Pf.

Die Juden von Barnow.

Geſchichten
von
Karl Emil Franzos.

Dritte vermehrte Auflage.

XI, 332 S. 8. Preis 5 M.; geb. 6 M. 40 Pf.

Inhalt: Der Shylock von Barnow. — Nach dem höheren Geſetz. — Zwei Retter. — Das Kind der Sühne. — Eſterka Regina. — Baron Schmule. — Das Chriſtusbild. — Ohne Inſchrift.

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Aus Halb-Aſien.

Culturbilder

aus

Rumänien, der Bukowina, Südrußland und Galizien.

Von

Karl Emil Franzos.

Zweite revidirte Auflage.

Zwei Bände.

XVI, 365 und V, 334 S. 8. Preis 10 M.; geb. 12 M. 60 Pf.

Inhalt des 1. Bandes: Aus Halb-Aſien (Einleitung). — I. Aus Galizien: Der Aufſtand von Wolowce. Der Richter von Biala. Wladislaw und Wladislawa. Schiller in Barnow. Jüdiſche Polen. Ein jüdiſches Volksgericht. Der ſchwarze Abraham. Nur ein Ei. II. Aus Süd-Rußland: Im Hafen von Odeſſa. Der Schnapsgraf. Am Altare. Nikolaj Pawloff.

Inhalt des 2. Bandes: III. Aus Rumänien: Rumäniſche Frauen. Jancu der Richter. Gouvernanten und Geſpielen. Todte Seelen. — IV. Die k. k. Reaktion in Halb-Aſien: Koſſuth-Jagden. Auch ein Hochverräther. Der lateiniſche Kanonier. — V. Aus der Bukowina: Von Wien nach Czernowitz. Zwiſchen Dnieſter und Biſtritza. Ein Culturfeſt. Die „Leute vom wahren Glauben“.

Stambul und das moderne Türkenthum.

Sociale, politiſche und biographiſche Bilder.

Von einem Osmanen.

Preis 5 M. 40 Pf.

Inhalt: Rückblick auf die Geſchichte der Türkei. — I. Sultan Abdul Aziz. — II. Aali Paſcha. — III. Mahmud Nedim Paſcha. — IV. Unterrichts- und Erziehungsweſen. — Ahmed Vefik Paſcha (1. Präſident des Parlaments). — Münif Effendi. — Sawas Paſcha. — V. Innere Fäulniß: Ismail Paſcha. Damad Mahmud Dſchelaleddin Paſcha. — VI. Alttürken — Jungtürken: Juſſuf Dſchemil Effendi. Zia Paſcha. Kemal Bey.

Stambul und das moderne Türkenthum.

Sociale, politiſche und biographiſche Bilder.

Von einem Osmanen.

Neue Folge.

Preis 6 M. 60 Pf.

Inhalt: Die Verwaltung der Provinzen. (Die Hungersnoth in Kleinaſien. — Midhat Paſcha.) Auswärtige Verhältniſſe. Diplomatie. (Fuad Paſcha. Alexander Karatheodory. Safvet Paſcha.) Finanzverwaltung. Oeffentliche Arbeiten. Ackerbau. Induſtrie. (Edhem Paſcha.)

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Aus der

Petersburger Geſellſchaft

Vierte,
ſtark vermehrte und durchweg verbeſſerte Auflage.

Preis 6 M. 40 Pf.

Inhalt: Die Großfürſtin Helene. — Graf Peter Schuwaloff. — Die Gräfin Antoinette Bludoff. — Die Grafen Adlerberg. — Die Brüder Miljutin. — Fürſt Gortſchakoff. — Graf Protaſſoff. — P. A. Walujeff. — General Ignatjeff. — Unſere Unterrichtsminiſter. — Journaliſten und Schriftſteller.

Neue Bilder
aus der

Petersburger Geſellſchaft.

Zweite, unveränderte Auflage.

Preis 6 M.

Inhalt: Die Nationalitäten. — Kaiſerliche Brüder und Söhne. — Fürſt Bismarck in St. Petersburg. — Literatur und Literaten unter dem Kaiſer Nikolaus. — Puſchkin und Dantès. — Das höhere Beamtenthum. — Waſſily-Oſtroff und die Akademie der Wiſſenſchaften.

Vom Don zur Donau.

Neue Culturbilder aus „Halb-Aſien“.

Von

Karl Emil Franzos.

Zwei Bände.

XIII, 335 u. V, 342 S. 8. Preis 10 M.; in Lwdbd. 12 M. 60 Pf.

Inhalt des 1. Bandes: Mein Onkel Bernhard. — Martin der Rabe. — Die Kleinruſſen und ihr Sänger. — Die geiſtigen Strebungen der Bulgaren. — Chodika. — Rumäniſche Poeten. — Rumäniſche Sprichwörter.
Inhalt des 2. Bandes: Die „Gezwungenen“. — Markttag in Barnow. — Der wilde Staroſt und die ſchöne Jütta. — Henker und Bajazzo. — In Peſt's Verbrecherhöhlen.

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Aus dem

wahren Milliardenlande.

von

Max Nordau.

2 Bände 8. Preis 10 M.; geb. 12 M. 60 Pf.

Inhalt des 1. Bandes: I. Schauplatz und Acteurs: Die Stadt und ihre Bewohner. — Ein verſchwundenes Quartier. — Paris im Schlafrock. — Die Faubourg St. Germain. — Das quartier latin. — Belleville. — Die Champs Elyſées. — Das Palais Royal. — Das Grab Napoleons. — Vom alten Hotel Dieu. — Das Hotel Drouot. — Die Cafés. — Die Clubs. — II. Pariſer Leben: Der Alkoholiſmus in Paris. — Pariſer Frühling. — Kindererziehung und Jugendleben. — „Väterchen Staat". — Die officiellen Carrièren in Frankreich. — Die Bohème. — Die Journaliſtik der Bohème. — Das Weib und ſeine Stellung in Paris. — Die Frömmigkeits-Mode. — Das Junggeſellenthum. — Salons und Cauſerie. — Das Lied in Paris. — Paris und die Barbaren. —

Inhalt des 2. Bandes: III. Porträts und Chargen: Alexander Dumas als Moraliſt. — George Sand und ihre Zeit. — Der Ex-père Hyazinthe. — Herr Joſef Prudhomme. — General Changarnier. — Der Papſt der Civiliſation. — König Orelie I. — Der Pariſer Ariſtophanes. — Sarah Bernhardt. — Got und Coquelin. — Die Operettenſterne. — IV. Feſt- und Jahrestage: Pariſer Sylveſterabend. — Pariſer Allerheiligen. — Von einer verſunkenen Welt. — Der Jahrestag der großen Revolution. — V. Typiſche Cauſes célèbres: Freie Liebe vor der Jury. — Ein uneheliches Kind. — Eine Cocotten-Laufbahn. — Der homme d'affaires. — Schauſpielerehen. — Das politiſche Hepp! Hepp! — VI. Die Wandlungen der Revanche-Idee: Im Gerichtsſaal und in der Lyrik. — Im Café chantant. — In antikem Gewande. — Allegoriſch. — Als dramatiſirte Spionenriecherei. — Die Zukunft der Revanche-Idee.

Ueber das

Weſen der Liebe.

von

G. Leidmüller.

Preis 4 M. 80 Pf.

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Biographiſche Denkblätter

aus perſönlichen Erinnerungen.

Von

Alfred von Reumont.

Preis 9 M.

Inhalt: Eliſabeth, Königin von Preußen. — Louiſe von Bourbon, Herzogin von Parma. — Marquis von Normanby. — Don Carlo Filangieri, Fürſt von Satriano. — Wilhelm von Normann. — Giovanni Roſini. — Ceſare Alfieri. — Johannes Gaye. — Antonio Coppi. — Dr. Joſeph Müller. — Thereſe Gräfin Spaur. — Luigi Cibrario. — Luigi Chriſoſtomo Ferrucci. — Carl Freiherr von Hügel. — Francesco Bonaini. — Alphonſe de Rayneval. — Gian Carlo Coneſtabile della Staffa. — Emmanuele Cicogna. — Federigo Sclopis.

Vier Wege durch Amerika.

Von

Max Freiherrn von Thielmann.

Mit Illuſtrationen und Karten.

Preis 30 Mk.

Caroline von Linſingen,

die Gattin eines engliſchen Prinzen.

Ungedruckte Briefe und Abhandlungen

aus dem Nachlaſſe des

Freiherrn H. von Reichenbach

herausgegeben und mit einer Einleitung verſehen von

*

* *

Preis 3 M., geb. 4 M. 20 Pf.

Verlag von Duncker & Humblot in Leipzig.

Aus alter und neuer Zeit.

Vorträge und Aufſätze.

Von

Friedrich von Weech.

6 Mark.

Inhalt: Ludwig der Baier und Clemens VIII. — Nürnberg im 14. und 15. Jahrhundert. — Burkhard Zink, der Chroniſt von Augsburg. — Die Markgräfinnen Maria Victoria und Caroline Luiſe von Baden. — Franzöſiſche Zuſtände zur Zeit der 100 Tage und während der Occupation. — Die Anfänge des conſtitutionellen Lebens in Baden. — Eindrücke der Julirevolution in Deutſchland. — Karl von Rotteck. — Metternich und Häerlin. — Johann Friedrich Böhmer. — König Max II. von Baiern. — Karl Mathy. — Ludwig Häuſſer. — Robert von Mohl. — Eduard Devrient. — C. F. Leſſing's Disputation Luthers mit Eck. — Die Eröffnung der Straßburger Univerſität.

Bilder aus dem geiſtigen Leben unſerer Zeit.

Von

Julian Schmidt.

Vier Bände.

à Bd. 6 Mk.

I.

Die neue Generation. — Der Einfluß des preußiſchen Staats auf die deutſche Literatur. — Studien über die romantiſche Schule. — Walter Scott. — Sainte Beuve und die franzöſiſche Romantik. — Eduard Bulwer. — George Eliot. — Paul Heyſe. — Iwan Turgénjew. — Erckmann-Chatrian.

II.

Dickens. — Caballero und Alt-Spanien. — Lamartine. — Pariſer moraliſche Velleitäten. — Heine. — Berliner Plaudereien.

III.

Shakſpeare und unſere Zeit. — Georg Gervinus. — Wilibald Alexis. — Herman Grimm. — Friedrich Spielhagen. — Fritz Reuter. — Maurus Jókai. — Alexis Piſemski und andere Ruſſen.

IV.

D. F. Strauß. — B. Auerbach. — O. Ludwig. — M. Jókai. — Turgénjew und Piſemski. — Studien über den engliſchen Roman. — Paul Heyſe. — K. Roſenkranz. — M. Haupt. — F. Halm. — F. Grillparzer. — Hoffmann v. Fallersleben.

34314

Das

Geſchichtenbuch des Wanderers.

Neue Erzählungen

aus Dorf und Birg, aus Wald und Welt

von

P. K. Roſegger.

Erſter Band.

Wien. Peſt. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1885.

(Alle Rechte vorbehalten.)

F.5.11 [illegible]

Verhandlung

zwiſchen Autor und Verleger.

Der Verleger: Zeit iſt Geld. Alſo zur Sache: Ich wünſche ein neues Buch von Ihnen.

Der Autor: Sie ſind ein kühner Mann. Haben Sie doch ſchon faſt anderthalb Dutzend Bände von mir!

V. Machen Sie die genannte Zahl voll.

A. Ich würde an Ihrer Stelle die Verlagswerke nicht zählen, ſondern wägen.

V. Das überlaſſe ich dem Maculaturkäufer. Doch einſtweilen iſt man gewohnt, unter dem Chriſtbaum einen neuen Band vom Waldpoeten zu finden.

A. Man vergißt über die Waldbücher den Wald.

V. Wir brauchen keinen Wald. Wenn alles Holz verthan iſt, brennen wir Bücher.

A. Wiſſen Sie, warum den Fauſt der Teufel geholt hat? Weil er den Bücherdruck erfunden. — Soll ich denn ſo viel ſchreiben, daß man mich auf meinen Schriften verbrennen kann?

V. Machen Sie ſich nichts draus. Der Karthager Clitomachus ſchrieb über vierhundert Bücher, Chryſippus an ſiebenhundert, Didymus gar viertauſend. Keiner ward verbrannt.

A. Weil ſie keiner drucken ließ.

V. Luther ließ 1136 Schriften und Broſchüren drucken.

A. Die Tinte eines ſolchen Mannes iſt, wie der Koran ſagt, werthvoll gleich dem Blute des Märtyrers. Wenn wir Anderen dem Beiſpiele folgen wollten, müßte unſere Erdoberfläche in kurzer Zeit eine Bibliothek werden.

V. Sie übertreiben. Ein moderner Schriftſteller ſchreibt ſein ganzes Leben lang nicht mehr, als was ein Eſel ihm nachzuſchleppen vermag.

A. Aber bedenken Sie, daß kein Eſel groß genug iſt, ſeinen Weg mit dem eines deutſchen Poeten zu theilen. — Und deß bin ich überzeugt, wenn aller Spreu von der Weltliteratur aller Zeiten ausgeſchieden wäre, ſo trüge ſie ein Eſel leicht auf ſeinem Rücken, und zwar auf einmal.

V. Sie wären frivol genug, ſich über den Untergang der Alexandriniſchen Bibliothek zu freuen.

A. Bedauern können den Verluſt fremder Gedanken nur Die, welche keine eigenen haben. Hingegen vergleiche ich Schriftſteller, welche aus fremden Büchern eigene ſchreiben, mit jener Katze, die ein Pfund Butter fraß und doch nur dreiviertel Pfund wog.

V. Herr, Ihre Bemerkungen mögen am Ende auch kein eigenes Fett ſein.

A. Vielleicht ſpare ich mir ſelbes auf das Werk, welches ja eigentlich noch gar nicht exiſtirt.

B. Sie ſchreiben doch jeden Tag!

A. Briefe.

B. Wohl doch nicht lauter —

A. Nein, nicht lauter Beſänftigungsbriefe an die Gläubiger, ſondern auch Artigkeitsſchreiben an gute Leute, die in Zuſchriften meine Bücher loben und um Frei-Exemplare bitten; tiefſinnige Sprüche für Autographenſammler, Gedichte für Anthologien und Wohlthätigkeits-Albums. Ferner Antworten auf briefliche Anfragen wißbegieriger Leſer, in welchem Bergwinkel der „Waldſchulmeiſter“ ſpielt, wann und wo ſich die Geſchichte des „Gottſucher“ zugetragen habe, wo man die „Dorfſünden“ zu kaufen und den „Heimgarten“ zu ſchenken kriege? — So vergeht der Vormittag.

B. Und Nachmittags?

A. Macht man ſich über die hiſtoriſchen Dramen hoffnungsvoller Gymnaſiaſten, über die lyriſchen Gedichte feinbeſaiteter Ladenſchwengel, über die Novellen und Romane höher gebildeter Töchter u. ſ. w., die mit dem Erſuchen geſchickt worden ſind, darüber ein „wenn auch noch ſo ſtrenges Urtheil“ zu fällen und ſie einer Zeitungsredaction oder einem Verleger zu recommandiren. So vergeht der Tag.

B. Um Gotteswillen, wann dichten Sie denn Ihre Novellen und Skizzen, denen man in den Blättern begegnet?

A. Beim An- und Auskleiden, auf der Eiſenbahn, wenn ich Beſuch habe oder öffentlichen Vorleſungen über Kunſt und

Literatur beiwohne, bei welchen man ungeſtört ſeinen eigenen Gedanken nachhängen kann.

V. Und von dieſen bei ſolchen Gelegenheiten entſtandenen Dorfgeſchichten, Waldnovellen, Volksſchilderungen und dergleichen wollen wir wieder eine neue Sammlung flott machen.

A. Denken Sie an die Kritiker! Dieſe haben lange geſchwiegen. Aber immer wieder Bauern und nichts als Bauern! Geben Sie Acht, den Herren reißt endlich die Geduld!

V. So ſchreiben Sie einmal aus der Geſellſchaft, aus der großen Welt.

A. Wollen Sie mich zu Grunde richten? Wiſſen Sie nicht, daß man mir meine Dorfgeſchichten nur verzeiht, weil es keine Stadtgeſchichten ſind? Wiſſen Sie nicht, daß die Recenſenten unruhig werden, ſo oft man einen Bauernburſchen nur aſſentirt, oder ein hoffärtiges Dienſtmädel aus einer Dorfgeſchichte weg in die Stadt läuft — weil ſie fürchten, daß der Autor dieſen Leutchen nun geiſtig nicht mehr zu folgen vermöchte!

V. Seit wann denken denn Sie an die Recenſenten, anſtatt an das, was in Ihnen keimt und reift und gedichtet ſein will? Hat die Geſellſchaft, die Welt, in der Sie nun doch ſchon ſeit zwanzig Jahren leben, Sie denn niemals angeregt? Vermag denn das Culturleben und ſeine Alles mit ſich fortreißende Gewalt, ſein Tauſenderlei von Geſtalten, Ideen, Beſtrebungen, Verirrungen Sie nicht zu begeiſtern, zu intereſſiren, aufzuregen, Ihre dichteriſche Kraft herauszufordern?

A. Gewiß.

V. Alſo warum ſchreiben Sie nicht Weltgeſchichten wie Sie Waldgeſchichten ſchreiben?

A. Ich ſchreibe ſie ja. Ich bin viel in der Welt gewandert, nicht allein von Thal zu Berg und von Land zur See, ich bin geiſtig — auf den Beinen des ewigen Juden — durch die Geſchichte geſchritten von Epoche zu Epoche, bin gewandert durch die Schichten der Geſellſchaft vom Bauer bis zum Fürſten und wieder zurück bis zum Zigeuner. Ich habe nicht allein in der Werkſtatt angehalten und in der Stube des Bürgers, ſondern auch beim Lehrer und Gelehrten, beim Künſtler und Soldaten, beim Geiſtlichen und Ariſtokraten. Ich habe erfahren, gelernt und geleſen, wie Andere. Manches hat mich gefördert, Vieles hat mir mißfallen. Daß mein freies Auge in Dorf und Wald klarer und richtiger ſieht, als durch die Stadtbrille, iſt natürlich. Die Bauernaugen werden in einer künſtlichen Perſpective leicht irre. Aber die Freude und das Herzleid und den Spott und den Zorn über das, was ich auf meinen Wanderungen geſehen, konnte ich ſo wenig bei mir behalten, als die Eindrücke des Landlebens in meiner Heimat. Ich rächte mich an der Welt, indem ich nach den ſchlimmſten Muſtern ihrer Literatur geſchrieben. Die Leſer würden davor entſetzt ſein, wie ich ſelbſt es bin.

V. Wo ſind dieſe Manuſcripte?

A. In meinem Kaſten, mit ſieben Schlöſſern verſchloſſen.

V. Und der Schlüſſel?

A. In's Waſſer geworfen.

V. Ich habe einen Krebs gekauft, der den Schlüſſel in der Scheere trug. Alſo können wir die Sachen drucken.

A. Sind Sie denn ein Freund von Krebſen, Herr Verleger?

V. Nur von denen aus dem Thierreich.

A. Und ſind Sie ſicher, daß Ihnen meine Schriften aus dem Weltleben nicht zurückgehen werden?

V. Geben Sie mir zwei Bände, damit ſie in der Fremde nicht ſo leicht Heimweh bekommen.

A. Sie beunruhigen mich. Ich habe Sie bisher für einen klugen Mann gehalten.

V. Sehr ſchmeichelhaft. Ein kluger Mann macht zuweilen ein Experiment. Waldgeſchichten und Weltgeſchichten.

A. Mesalliance.

V. Aber pikant!

A. Werther und Verehrter, ich will Ihnen was ſagen. Das Pikante, das laſſen wir, darum allein ſind auch die Weltgeſchichten nicht geſchrieben worden. Sie kamen ebenſo tief, als die Dorfbilder; es mag mancher Tropfen Galle daran ſein, aber ſicherlich auch ein wenig Herzblut. Das Herzblut den Menſchen, die Galle den Spitzbuben und Thoren. Es liegt Abſicht in den Sachen, ich geſtehe es. — In Gottesnamen, reihen wir ſie ein. — Jagen Dich die Recenſenten heim, ſo laufeſt flink, verſteckeſt Dich hinter einem Baum und lugeſt munter herfür.

V. So gefallen Sie mir. Die Dorfgeſchichten wollen wir voranſtellen, damit der derbe Bauer das zimperliche Weltkind decke.

A. Etwas Bauernblut wollen wir auch in's zarte Weltkind transfuſiren, falls es nicht todt geboren iſt. Nur möchte ich wiſſen, wie Sie dieſe beiden Weſen mit ihren vielartigen Erzählungen, Schilderungen, Schnaken und Schrullen, Spott und Ernſt unter Einen Hut bringen wollen.

B. So wie ſie Gott unter Einen Hut gebracht hatte, als er den Himmel ſpannte über Wald und Stadt.

A. Mann, Sie verlegen Bücher und ſind poetiſch! Aber bedenken Sie, der blaue Himmel iſt leichter zu ſpannen über Wald und Stadt, als ein paſſender Titel zu finden für ein ſo ein zwieſpaltiges Buch.

B. Sie haben geſagt, daß dieſe erzählenden Schriften aus Wanderungen herrühren. Daher nennen wir dieſes neue Werk „Das Geſchichtenbuch des Wanderers“.

A. Das erſte Blatt gehört Ihnen. Der Inhalt möge der Leſewelt mein literariſches Weſen vervollſtändigen. Sollten Sie von meinen Schriften einmal eine neue Ausgabe drucken wollen, ſo hätten Sie aus dieſer Sammlung den „Liebesbrief“, „Die Geſchichte einer Nähterin“ in die Waldheimat zu thun, den „Uhrhändler“, den „Ameisler“, „Herrn Florin“ in die Aelpler, den „Staudenhieſel“, den „Naturfreund“ in die Sonderlinge, den „Korbflechter von Abelsberg“, den „Gerichtstag von Abelsberg“, „Wie der Abelsberger Geſang-Verein preisgekrönt worden iſt“ und „Auf der Wacht“ in die Abelsberger-Chronik (Feierabende). Die kleinen Skizzen ſieben ſich durch.

V. Und alles Andere gehört wohl in's Buch der Novellen?

A. Laſſen wir das Wort „Novellen". Die Herren Kritiker machen ohnehin ein ſchiefes Geſicht wegen unſeres Buches der Novellen, ſie haben was gelernt und iſt ihnen der Unterſchied zwiſchen verſchiedenen Erzählungsarten wohl geläufig. Ich bin weder ein Novellen- noch ein Romanſchreiber, ich bin ein Wildling und muß auch ſo gut ſein.

V. Gewiſſen Herren gegenüber würden Sie auch dann nicht aufkommen, wenn Sie Ihre Stoffe aus dem Bauernleben in die denkbar künſtleriſcheſte Form kleideten.

A. Sie meinen die literariſchen Bauernfreſſer. Sie führen mich da auf die Wahlſtatt, mein Freund. — Hinaus mit dem Bauern aus der ſchönen Literatur! Hören Sie den Schlachtruf?

V. Ein thörichtes Geſchrei.

A. Warum? Die Sache giebt ſich ſehr hübſch, man kann Mätzchen machen dabei. „Der Realismus in der Literatur wird nachgerade unerträglich! Beſonders das Dorfgeſchichtenunweſen! Was fängt der echte Dichter mit dem Bauern an? Dieſer bietet viel zu wenig pſychologiſche Probleme dar, er hat keine Berührungspunkte mit der Welt. Höchſtens iſt der Bauer in der Poeſie als komiſches Element zu gebrauchen, etwa für Poſſe und Schwank." — Schön. Somit ſind gleichzeitig große ſociale, volkswirthſchaftliche Fragen gelöſt. Der Bauer iſt nicht ernſt zu nehmen. Er läuft in der Welt nur ſo nebenher und ſchlägt ſeine Purzelbäume.

V. Nun, was ſagen Sie dazu?

A. Daß uns die Socialiſten, Naturforſcher, Pſychologen, Ethnographen, Literarhiſtoriker u. ſ. w. hinter's Licht geführt haben. Da wurde gefaſelt, daß die ganze Sippe der Bauer ernähren müſſe, und größtentheils auch beſchützen. Nach Darwin ſollen die Menſchen ſogar vom Bauern abſtammen. Aeſthetiker behaupteten, die Poeſie kenne weder politiſche Grenzen noch Standesunterſchiede, ihr Reich ſei in allen Menſchenherzen. Ethnographen und Pſychologen wollen gefunden haben, daß der Landmann in Bezug auf die Kraft ſeines Sinnenlebens, in Bezug auf den Schwung ſeiner Weltanſchauung, in Bezug auf die Gewalt ſeiner Phantaſie mit dem Städter ſich meſſen könne. Die Literarhiſtoriker haben die älteſten und unſterblichſten Denkmäler der Poeſie angeblich dort entdeckt, wo das Volk in der Werkſtatt wohnt und in der Hütte: Das Volksmärchen, das Volkslied. Wie ſchwer hierin ſelbſt große Poeten irren können, beweiſt, daß Goethe ſeine lieblichſte, Schiller ſeine herrlichſte Dichtung bei den Bauern ſpielen ließ. — Nun wiſſen wir es beſſer, der Banquier auf der Börſe, der Lieutenant am Billard oder an der Credenz der Caſſierin, der gelehrte Stubenhocker, die fürſtliche Ehebrecherin, der gräfliche Intriguant, das ſind poeſiefähige Leute. Aber Andreas Hofer iſt es nicht. Die friſchen Burſchen und Dirnen, die ſich vor lauter Lebensfreude kein Ende wiſſen; der Bauer mit den eiſenſtarren Rechtsbegriffen iſt nicht poeſiefähig. Der äußerlich wilde, innerlich gemüthstiefe Waldmenſch, welcher mit ſich allein den Kampf zu ringen hat, der draußen die Welt bewegt; der als Soldat in der Fremde vor Heimweh vergehende Alpenjunge; die bis in ihr hohes Alter zum Vortheile Anderer ununterbrochen arbeitende und geplagte, aber innerlich zufriedene und humorvolle Magd iſt nicht poeſiefähig. Der arme Dorfpfarrer, der beſcheidene Schulmeiſter, die der Menſchheit höchſte Güter für ihre Gemeinde hüten und austheilen, haben mit Poeſie nichts zu ſchaffen. Die ländliche Liebe iſt nicht poetiſch, „weil ihr Horizont zu klein iſt“. Des Landvolkes Vereinigung mit der Natur, ſein ſtilles Walten in derſelben, ſein Leben und Beben unter ihren Gewalten iſt nichts; ſein Glauben, Zweifeln und Wiederaufrichten in der Religion, der raſende Aufſchrei des Verzweifelnden in Waldesnacht iſt nichts, „weil die pſychologiſchen Probleme fehlen“. Die Dorfgeſchichte und was wir Alles in dieſen Sack ſtecken, hat alſo nur einigen ethnographiſchen, vielleicht blos zoologiſchen Werth.

B. Und die unzähligen hervorragenden Männer, die aus dem Bauernſtande hervorgewachſen und in der Weltgeſchichte glänzend verzeichnet ſind?

A. Ignoriren wir.

B. Und keine Berührungspunkte zwiſchen Bauer und Welt, ſo daß der Dorfgeſchichtenſchreiber den bäuerlichen Horizont künſtlich erweitern müſſe?

A. Behaupten wir.

B. Und von den modernen Erſcheinungen und Bindemitteln, als der allgemeinen Wehrpflicht, der bäuerlichen Neigung zur Stadt, zum Studiren, von den zahlloſen Autodidakten, dem Eiſenbahnweſen, der Touriſtik, den Sommerfriſchen —

A. Haben wir noch nichts gehört. — Wir ſitzen noch auf dem alten Schimmel, den die Literaturprofeſſoren geritten zur Zeit, als der Ritter und die Köhlerin, die Räubermühle, die Zauberlieſe u. ſ. w. die Dorfgeſchichte bevölkerten. Wir wiſſen nichts davon, daß dem modernen Erzähler für den Salonroman wie für die Dorfgeſchichte der gleiche Grundſatz gilt, daß nicht das Häufen packender Thatſachen, effectvoller Ereigniſſe die Hauptſache ſei, ſondern die Darſtellung der pſychologiſchen Zuſtände, deren Entwicklung aus innerer Nothwendigkeit, das organiſche Heranwachſen der Geſchehniſſe, des Segens, der Schuld und des Unheils aus der Artung der handelnden Perſonen. — Und indem wir alſo die moderne Dorfnovelle nach jener Schablone abthun wollen, die einſt für die Räuber- und Zufallsgeſchichten geſchnitten worden iſt —

B. Seid ihr vergleichbar jenem Märchenmann, der — aus hundertjährigem Schlafe plötzlich auffahrend — nach ſeinem Zopfe greift und nun mit Verwunderung inne werden muß, daß ihm mittlerweile alle Haare ausgegangen ſind.

A. Nur hat ſolcher Märchenmann den Vortheil, daß man ihn nicht beim Schopf nehmen kann. —

Ein Leſer: Ich glaube, Herr Autor, Sie thäten beſſer, für den zweiten Band Ihres Buches eine Lanze zu brechen, als in dieſer hämiſchen Manier für die Dorfgeſchichte, deren Exiſtenzberechtigung kein Vernünftiger beſtreitet. Ich kenne die Sachen aus dem „Heimgarten“ und wäre begierig, wie Sie Ihren „Modernen Helleſpont“ oder Ihr „Tagebuch einer Ehefrau“ vertheidigen wollen?

Autor: Je nach dem Angriff. Ich verwahre mich nur dagegen, daß ich derlei etwa für höhere Töchter ſchriebe — es wären denn ganz hohe. Weiters rechtfertige ich mich nicht und raiſonnire nicht. Demüthig übergiebt der Autor das Werk ſeinem Schickſal —

V. Und ſeinem Verleger —

A. Der nicht ſelten des Buches Schickſal iſt. Mein Freund, ich überreiche Ihnen „Das Geſchichtenbuch des Wanderers“.

Erſter Band:

Geſchichten und Bilder

aus Alpen, Wald und Dorf.

Die Sennerin und ihre Freunde.

Beim Dotterhaſch in der Stube ſchien's, als wäre etwas nicht ganz in der Richtigkeit. Die Bäuerin hockte hinter dem großen Ehebette und flennte, der Bauer ſaß als ein vom Mittageſſen Zurückgebliebener am Tiſche, nebelte ein ganzes Firmamenn Tabakrauch vor ſich hin und ſtierte in dasſelbe hinein.

Daneben auf der Wandbank, ſchlank hingeſtreckt, lag der älteſte, einundzwanzigjährige Sohn.

Der Kerl konnte todt ſein, ſo regungslos lag er da, er war aber nur faul. Er hielt Sonntagsruhe und that die Augen zu. Es war ein Prachtburſche, wie er ſo dalag, und ſchöne Leute ſind ſeltſam berückend, wenn ſie ſchlafen. Was Wunder, daß die Mutter bitterlich weinte! Denn, wenn wieder Sonntag iſt heute in acht Tagen, und wenn wieder abgegeſſen iſt und die Leute ihre Raſt halten, wird der Egyd nicht mehr daliegen.

„Der wird derſchoſſen,“ knurrte der Alte in ſein Gewölke hinein, weil manche Leute Troſt darin finden, ihr Mißgeſchick und Unglück noch größer aufzubauſchen, als es in der That iſt.

Nun war es eine Weile ſtill, als wäre der Schuß ſchon gefallen und verhallt.

Daß ich's erzähle, es war nämlich an dieſem Sonntag ein ſchlimmes Decret in's Haus gekommen.

„Ich wollt' ihm gern die etlichen Tag', die wir ihn noch haben, gut geſchehen laſſen," ſagte der Alte halb vor ſich hinaus und halb in ſich hinein, „kunnt Eins nur wiſſen, was er am liebſten möcht'."

Jetzt räuſperte ſich der Egyd und bog ein Knie in die Höhe.

„Biſt munter, Gidel?" fragte der Vater. „Muß ja hart liegen ſein auf der Bank. Wollt' mir's an Deiner Stell' doch kamod machen und mich in's Bett aufheben."

Da ſprang der Junge auf, daß die Bank erſchrak; was ſollt' er liegen!

„Daß ich Dir ſag', Gidel, die paar Tage haſt Feiertag."

„Früh gehſt in die Meſſ'," ſchlug die Mutter vor.

„Ei freilich, als wenn ein' Leich' im Haus wär'," ſpottete der Burſche.

„Herrgott's Schutz wirſt wohl vonnöthen haben, mein Kind," ſo die Mutter und verdeckte ihr weinendes Geſicht mit der Schürze.

„Bleibſt daheim, wenn Du willſt," ſagte der Vater, „thuſt, was Dich gefreut, laßt Dir kochen, was Dir ſchmeckt, gehſt auch ein wenig bei den Nachbarn um, unterhaltſt Dich mit Deinen Brüdern, ſind ohnehin hart verzagt, Deinetwegen. Wird ſie auch treffen, ſag' ich, dauert nicht mehr lang. Brauchſt Geld dieweilen?"

„Nichtsthun ſteht mir nicht an," ſagte der Egyd und rieb ſich den Schlaf aus den Augen. „Im Dorf umgehen und Mitleid betteln oder mich prahlen, daß ich Soldat bin

und in den Krieg muß, das mag ich auch nicht. Ich ge.
die Alm.“

„Was willſt denn auf der Alm?“ fragte der Vater.

„Hat nicht die Marthel herabſagen laſſen, 's wär' die Hochwieſen ſchon zeitig? In drei Tagen werden wir paſſabel fertig mit dem Mähen, ich und die Marthel.“

„— Du und die Marthel,“ ſagte der Bauer nach mit etwas zweideutigem Tone. Und dann: „Haſt recht, geh' hinauf.“

Die Mutter klagte, daß ſie ihn nicht einmal dieſe letzten Tage mehr haben ſollt'. Der alte Dotterhaſch meinte, die Hochwieſen ſei zeitig, da müſſe die Mutter zurückſtehen. Und ſchmunzelte bei ſich. Der Junge ſoll auch ſeine Freud' haben auf der Welt. Wer weiß, was ihm ohnehin bevorſteht. Die Landſtraße draußen ſoll Tag für Tag voll ſein mit vorbeimarſchirender Infanterie und Reitervolk. Es ſoll kein Spaß ſein, ſagen die Leut', wir werden noch was hören.

„Morgen iſt Montag, gehſt hinauf. Am Mittwoch kannſt fertig ſein, am Pfingſttag (Donnerſtag), als am Jakobitag, biſt wieder da und heißt's nachher fort — in Gottesnamen.“

's iſt aber toll, daß ich ihm's erlaubt hab', denkt der Bauer noch bei ſich. Wollt' man's ihm nicht erlauben, dem Kaiſerlichen, wär's auch toll.

Am Montag Früh nahm der Egyd die Senſe über die Achſel, den Wetzkumpf an die Lenden und ſtieg der Alm zu.

Wie er munter war! Nicht, als ob es ihm der heitere Sommermorgen angethan hätte, der mit ſeiner friſchen, leuchtenden und klingenden Herrlichkeit Berg und Thal umſpielte. Junge Naturmenſchen haben kein Auge für das Sonnengold auf den Felſen und kein's für das Glitzern der Waſſer im Wieſenthale, ſie haben keine bewußten Gefühle für den Schrei des Adlers in hohen Lüften, für den hellen Minneſang der

Vögel auf den Kronen der Bäume, für den ſüßen Hauch, der aus den brechenden Knoſpen der Matten aufſteigt, noch viel weniger Gedanken über die Schönheit der Welt, ſie ſind zu tief eingeſponnen in ihr eigenes leidenſchaftliches Selbſt.

Egyd dachte einſtweilen an nichts, als wie er zu Berge käme. Das war bei ſeiner Kraft und Gelenkigkeit freilich ein Leichtes, ſolche Leute halten es mit den Haſen: aufwärts lieber als abwärts. Auch vor Zeiten ſind die wehrpflichtigen Burſchen in's Hochgebirge geeilt, aber nicht um zu mähen und zu heuen, ſondern um ſich zu flüchten und zu verkriechen. Das Soldatenleben war auch darnach geweſen, heute iſt es ein Stolz und Vortheil — nur die Hochwieſe will der Egyd früher noch abgraſen daheim. Wer hätte es dem lebluſtigen Knaben anſehen mögen, daß er ſo für die Arbeit iſt!

Nun ging's doch nicht ſo leicht. Das Thal mit ſeinen Büheln und Waldbergen hatte er wohl ſchon hinter ſich geworfen. Jetzt reckte ihm über den bläulich-grünen Hängen her ſchon der Mandelſtein ſeine weißen Spitzen zu. Der junge Mähder ging am ſchäumenden Karbach entlang, der in Kreuz und Krumm durch eine baumloſe Steinmulde niederraſte. Zornig warf der Bach den weißen Giſcht empor, wo ihn eine kahle Kieferwurzel neckte, ein grauer Felsblock hinderte. Da oben waren über dem klüftigen Bett drei glatte Waldbäume nebeneinander gelegen, die hatte er mit ſich geriſſen und zertrümmert und geſpalten. So ſtand der junge Mann aus dem Dotterhaſchhofe da und konnte nicht hinüber, wo er hinüber ſollte. Die breiten Steine, auf denen der Steg gelegen, waren noch hüben und drüben zu ſehen, als warteten ſie auf einen Luftſpringer, wie einer mit der hier nöthigen Schwungkraft wohl kaum herbeikommen dürfte. So war dem Egyd der jenſeitige Berg mit der Alm auf dem Rücken abgeſperrt wie eine Feſtung.

Wofür iſt man aber Soldat? Er ging am Waſſer entlang, wobei er mit ſeiner Senſe freilich oft an dem dürren Gezirme hängen blieb, das ſich lieber hätte mähen laſſen, als hier in Sturm, Schnee und Sonnengluth zu verwittern. Nun endete plötzlich die Karſchlucht, das Waſſer ſtürzte in einem weißen Doppelbande hoch von einer ſenkrechten Felswand nieder. Sonſt war dieſes Waſſer ſo klein und zahm, daß es an der braunen Wand in leichten Schleiern und Rieſeln und Brunnen von Vorſprung zu Vorſprung plätſchernd niederſtieg. Jetzt aber, das Wildwaſſer wurde oben aus ſteiler Rinne ſcharf hinausgeſchleudert und ſchoß in einem kühnen Bogen krachend hernieder.

Selbſt die Elemente werden überwindbar, ſobald ſie über's Ziel ſchießen. Egyd ging, am Felſen gedrückt, unter dem Waſſerfalle durch. Da war's zwar arg wild im grauſen Geſtein und über den ſchwarzen Tümpeln und im ziſchenden Donner, aber außer daß erölliſch naß wurde, geſchah ihm nichts und er war drüben. Er ſchaute etwas verwundert zurück. Das Ding war unheimlicher geweſen als er's vermeint. Nun, jetzt ſoll Waſſer rinnen, ſo viel da will. Er ſucht ein ſonniges Angerlein und entkleidet ſich, denn für eine Trockenſtange iſt er ſich zu gut. Ein großer grauer Vogel, der in den Lüften ſchwimmt, läßt ſein ſcharfes Auge mit Bewunderung haften an der Geſtalt, die zwiſchen den Felſen wandelt. Wie der Menſch ſchön iſt! Wie er ſchön iſt, wenn er keine Schale und keine Waffe trägt!

Und der ſchalke Burſche dachte, die Ehre würde der Hochwieſe auch noch niemals zu Theil geworden ſein, daß ſich Einer friſch badet und in der Sonne bräunt, ehe er ihr das Gras abſchneidet.

Endlich zur ſpäten Mittagszeit war er trocken — auch hinter den Ohren — und war oben auf der freien, weiten

Alm. Der Menſch iſt größer als er ausſieht. Wieſo fühlte er ſich ſonſt im Thale beengt und frei auf den Höhen? Er dehnt ſich aus, läßt ſein Auge fliegen und ſeinen Juchſchrei; je leichter die Luft iſt, die er trägt, deſto leichter das Blut und die Sorge. Egyd kennt überhaupt keine Sorge, als die, ob die Marthel wohl daheim ſein wird in der Almhütte und ob ſie allein ſein wird? Der Hütten ſind nicht viele in dieſem Gebirge, umſo geſuchter ſind die wenigen. Die freien, grünen Matten lagen hin über ſanften, ſchwellenden Kuppen und über den Wiegen der Thalungen. Dort und da ein wuchernder Beſtand von Knieholz und Donnerroſenſträuchen, dort und da ein weißes Felswändlein, dort und da eine Gruppe von ſchweraſtigen Schirmbäumen und dort und da ein Schärchen rothbrauner oder bunter Punkte, die ſich ſachte bewegten, wie naſſe Käferlein auf grünem Buchenblatte. Das waren die auf den Almen weidenden Rinderheerden.

In einer ſanft gegen die Tiefe gleitenden Mulde — Egyd ſtand davor — lag nun die Hochwieſe. Es war richtig, was die Marthel verlauten laſſen, das Gras ſtand hoch zum Verſinken. Es war aber ein reiner Blumengarten, weit hinleuchtend in eitel Weiß, Gelb und Blau. Da ſtanden auf hohen Stämmlein die weißkronigen Schlüſſelblumen mit ihren goldgelben Neſtlein in der Mitte, da leuchteten die Strahlenroſen der Arnica, der vielzweigige Hahnenfuß mit ſeinen wachſigſchimmernden Scheiblein, die hochwiegenden Glöcklein und Kelche der blauen Feldblume, die violetten, thurmartig aufragenden Blüthentrauben der Kukukblume mit den ſchwarzgefleckten Blättern. Da waren die mattrothen Blüthenbüſchel des Klees, die Dotterblume, der Löwenzahn, da hob der langſtengelige Kümmel ſeine weißen Schleierblüthen empor, da wiegten die Riſpengräſer ihre grauen Aehren, an denen die kleinen Blüthenflöcklein zitterten. Und hinter dieſem bunten Gewebe der ſaftiggrüne Grund mit dem Unendlicherlei von Halmen und Blättern. Ein weicher Dufthauch ging über die Wieſe her, um arglos den Egyd mit der Senſe zu grüßen.

Keine dieſer Pflanzen wiegt eine reife Frucht, jede iſt noch in ihrer frühen Jugend; aber im Blühen gemäht iſt das Gras am beſten, ſo weiß es der Dotterhaſch, und ſo meint es ſein Sohn. In dieſem ſonnigen Blumengehäge flattern wie zuckende Flämmlein die hellfarbigen Schmetterlinge, ſäuſeln die Waldhummeln und Bienen — auch ſolche ſuchen den Honig nicht in der Frucht, ſondern in der Blüthe.

Egyd geht mit ſeiner Senſe der Wieſe entlang und an ihr vorbei. Dort oben in der Falte des Berges, zwiſchen zwei breiten grünen Kuppen hingeſchmiegt, ſteht die Hütte mit ihrem weißen Schindeldache. Sie liegt ſo, daß man von ihr aus lange nicht mehr hinabſehen kann in die tiefe Gegend, wo der Dotterhaſchhof ſteht, dem ſie zugehört. Sie ſchaut hinaus in's ferne, luftblaue Gelände, wo die Welt und das Firmament zuſammenfließen und wohin die Almerin gar nicht mehr denkt, weil es dort ſchon unergründlich iſt und ſie nichts mehr angeht. — Egyd ſchritt durch eine hügelige, ſteinige Halde, wo über jungen Nachwuchs halbverdorrtes Roſen- und Knieholzgeſträuche ſpießig ſtand, denn das war die Windrinne, durch welche von den Scharten des Schneegebirges und den näheren Niederungen her die ſcharfen Stürme geſauſt kamen und wo ſie ſich auch brachen, ſo daß die Hochwieſe dahinter und die Hütte geſchützt waren. Heute ſtrich über dieſe kleine Wildniß nur ein leiſes, friſches Lüftchen, daß ſich kaum die Steinnelken regten. Und mitten im Geſtein und dem dürren Zirmgerippe ſtand die Marthel.

Egyd erſchrak — ſo ſchön — ſo ſchön war ſie geworden.

Die Marthel war ein armes Kind, ſagten die Leute, ſie ſelber wußte nichts davon. Sie war ein Waiſenkind bei Lebzeiten ihrer Eltern. Ihre Mutter ging jetzt in anderen Gegenden um, ſammelte Ameiſeneier und Beeren und Kräuter und heilſame Wurzeln, die ſie draußen im Flecken verkaufte und nicht ungerne eine lebendige Draufgabe machte. Sie genoß als ſchönes, zuthunliches Weib einen Ruf und als ihr Kind — die Marthel — heranwachſend Gefahr lief, in die Fußſtapfen der Mutter zu treten und auch wilde Früchte zu ſammeln, die von Waldhüters wegen und anderswie verboten waren — fragte der Pfarrer in ſeiner Gemeinde herum, wer ſich mit dem Dirndl einen Himmelslohn verdienen und es in Haus und Zucht nehmen wolle? Da war es nun der Dotterhaſch geweſen, der, da er die Arbeitſamkeit und den Fleiß des Mädchens ſchon loben gehört hatte, es zu ſeiner Heerde auf die Alm nahm, weil er die Meinung hegte, ſolch ein junges Blut könne bei dem lieben Vieh weniger Schaden nehmen, als bei lieben Leuten.

Egyd hatte ſie nur auf einen Blick geſehen, als ſie im Frühjahre in den Hof gekommen war und, neben einem bekränzten Kälblein hergehend, mit dem es im Geſpräche begriffen, in Begleitung eines alten Knechtes die Heerde bergwärts getrieben hatte. Er fand es ſofort wahr: es wäre die höchſte Zeit geweſen, ſie der Mutter zu entführen. Als der alte Knecht von der Alm zurückgekehrt war, wußte er zu berichten:

Die Marthel ſei ein großes Kind. Zum Vieh ſtelle ſie ſich zwar wie eine erfahrene Magd, wie ſie es im Hofe, wo ſie mit ihrer Mutter früher gewohnt, auch nicht anders geſehen habe; allein wenn ſie ihren Feierabend habe, da drehe ſie ſich aus alten Lappen ein Wickelkind und ſchaukle es auf den Armen und koſe es und ſchwatze mit ihm und ſinge ihm Wiegenliedlein vor, bis ſie ſelber dabei einſchlafe.

„Ei ja, ſie wird auch die Rechte, nur daß ſie noch nicht zeitig iſt,“ war die Anſicht der Leute.

So paßt ſie ſchon auf die Alm — mochte der Bauer denken — Solche, zu denen viel zu verderben, ſtellt man ohnehin nicht gerne hinauf. — Aber was iſt's mit dem Himmelslohn, mein lieber Dotterhaſch? — Na, den wird er ſich gelegentlich ſchon holen.

Einſtweilen ſchickt er ſeinen Sohn. Und der ſteht da vor dem Mägdlein und erſchrickt — ſo ſchön iſt ſie.

Was ſie da mache im dürren Struppwerk?

Sie mache nichts, war die Antwort, ſondern ſie breche etwas. Und brach die fahlen Aeſte für ſich zum Herdholz.

Wie ſie daſtand, ſich neigte, ſich ſtreckte und dem Körper allerlei Richtungen gab im Zulangen, Brechen und Aufheben — da mußte ſie es wahrlich ſelber nicht wiſſen, wie weit ſie nach oben und unten ſchon aus ihrem Gewandlein hinausgewachſen war. Beſchreiben kann man ſo ein feines Ding nicht recht. Für den erſten Blick iſt die Marthel wie andere junge Mädchen: friſch, hübſch, ſchnippiſch, hat Haare, Auge und Mund wie Jede, die was Rechtes vorſtellt; aber wer ſie nur mit ſcharfem Auge anſchaut, der ſchaut ſich eine Schönheit und Süßigkeit aus ihr heraus, daß ihm die Sinne vergehen. So meint der Egyd.

„Sennerin,“ ſagte er munter, „jetzt bin ich da mit der Senſe.“

„Das kann der Tod auch ſagen,“ war ihre luſtige Bemerkung, dann hüpfte ſie mit ihrer Armlaſt über die Steine hin und der Burſche mußte dazuthun, daß er ihr folgen konnte bis zur Hütte.

So war das erſte Begegnen. Dann bekam der junge Dotterhaſch etwas zu eſſen und dann beredeten ſie ernſthafterweiſe, wie ſie miteinander nun ſollten die Hochwieſe mähen. Unten iſt die Mahdzeit ſchon vorbei, aber auf der Alm, da kommt Alles ſpäter.

„Freilich, auf der Alm, da kommt es ſpäter,“ gab ſie bei.

„Schön Wetter wird auch bleiben zum Heuen.“

„Darfſt gerad' einmal beim Fenſter hinausſchauen.“

Draußen fielen große Tropfen. Es ſtand eine braune Wolke gerade über der Alm, aber ſehr hoch oben. Und jetzt war ſie auch ſchon wieder vergangen und nur einige Fränslein davon ſchwebten noch im blauen Himmel. Als ob die Tropfen Balſam geweſen wären, ſo friſch und duftend war jetzt die Luft. Und die zwei Leute gingen mähen.

* * *

Ob er ihr die Senſe wetzen ſolle?

Schönen Dank, er möge ſchauen, daß er ſelber bei der Schneid bleibe. Sie habe ſchon ihren eigenen Kumpf. Und hatte den hölzernen Waſſerbehälter mit dem Wetzſtein wirklich an einem Riemlein ſeitlings hängen und baumeln. Als nach einer Anzahl Hieben durch's Gras die Senſe allemal wieder ſtumpf war, machte ſie flink von dem Schärfzeug Gebrauch.

Schon nach den erſten Streichen ſtieg der ſüße Grasgeruch auf, und erſt als ſie nach ſtundenlangem Mähen eine Schichte zuſammentrugen, um darauf zu raſten und das Jauſenbrot zu genießen, war des Duftens kein Ende. Marthel gab dem Burſchen in der Arbeit nichts nach, ſie war ihm ſtets hart hinter der Ferſe und einmal, als er vor ihr nicht weiter wollte, mähte ſie um ihn herum und war voran. Er dachte: auch gut, ſo habe ich ein Vorbild — und bemerkte ſeine Schande nicht. Sie hatte alles Ueberflüſſige längſt von ſich geworfen; die Niederſchuhe hatten ſich beim ſchleppenden Schritte des Mähens ſelber losgeſtreift, barfuß war's ihr auch bequemer. Als die Sonne mäßiger geworden war, warf ſie auch ihren gelben Strohhut in die Luft, daß er tanzte und durch die Löcher, die wintersüber die Maus in ihn genagt, der blaue Himmel blickte. Und wer wird ein Halstuch tragen, bei einer Arbeit, die ſo heiß macht!

Was ſie am Nacken hinter der linken Schulter für ein Braunes hätte?

Er ſolle lieber auf's Grüne ſehen, als auf's Braune, meinte ſie und es wäre jetzt die Zeit zum Mähen.

Er ſah aber doch auf's Braune, er lenkte ſich ab, aber ſein Auge ging immer wieder darauf zurück. Anfangs hatte er es für ein welkes Kleeblättchen gehalten, das da am Nacken klebte, aber es war kein Kleeblatt, es klebte auch nicht, es war ein Mal in der Haut, „womit ſich der Teufel die ſchönſten Dirndln merkt," wie der Volksmund ſagt.

Wie ſie jetzt wieder einmal zum Rande der Wieſe gekommen waren und umkehrten, faßte er ihren ſonnengebräunten Arm an; dagegen war nichts einzuwenden. Dann fragte er, ob ſie glaube, daß er blos gekommen ſei, um das Gras zu mähen? Das könne ein Anderer vollbringen ſo gut als er, oder beſſer, denn zur knechtlichen Arbeit ſei er — redlich geſagt — dieſer Tage nicht aufgelegt. Es hätte ihm aber geträumt, die junge Sennerin auf der Alm ſei ſo wunderſchön geworden und da ſei er heraufgekommen, um zu ſehen, ob man den Träumen denn in gar keinem Punkte glauben dürfte. Aber richtig, die Träume, wenn man das letztemal in ſeinem Bett ſchlafe, die ſeien immer wahr.

„Ja, Du wirſt das letztemal in Deinem Bette geſchlafen haben!" warf ſie zweifelnd ein.

„Wird ſchier ſo ſein, Dirndl, die nächſten zwei Nächte ſchlafe ich bei Dir auf der Alm, und am Jakobitag nimmt mein jung Bauernleben ein End'. Wirſt es nicht wiſſen, daß ich ſchon ſeit vorigem Winter Soldat bin.“

Sie ſchwieg, denn ſie wußte es recht gut. Hatte ſie doch damals darüber mit ihrem Einſeitigen geſprochen, wie es denn ſein muß auf der Welt, daß juſt bei den ſchönſten Knaben der Kaiſer die Vorhand hat! Worauf der Einſeitige geantwortet: Die Knaben müßten exerciren und fechten lernen, damit ſie ſpäter im Ehekrieg ihren Mann ſtellen könnten.

„Und jetzt, Dirndl,“ ſagte der Burſche mit betrübter Geberde, „jetzt muß ich fort. 's iſt Kriegszeit, wie Du ſchon gehört haben wirſt. Aber Du, Marthel, ſollſt meine weiße Bruſt noch ſehen, ehe ſie darauf ſchießen.“

Das Dirndl möchte ich kennen, das Abwehr hätte auf ſolche Red'. Um den Hals wollte ſie ihm fallen und weinen, denn das war ihr jetzt klar: dieſen Menſchen hatte ſie lieb über alle Maßen. Indeß, ſie rückt ſich ſelber zurück, und foppen, denkt ſie, foppen thu' ich dich doch.

Am ſelbigen Nachmittag war ein Anderer über die Alm gegangen, ein alter, hagerer, ſchiefer Mann in halb prieſterlicher, halb bettelhafter verſchoſſener und verſchliſſener Gewandung: er trug auf und auf zuſammengeknüpften Lodentalar von grünlicher Farbe mit großen Meſſingknöpfen, und er ging barhaupt, ſo daß ſein flachsfalbes Haar von weitem zu ſehen war, als habe er ein weißes Häublein auf, wie ein Herrſchaftskoch. Sein Lebenstagwerk hielt er noch nicht für abgethan, er ging um und bettelte und ſagte überall, wo er eintrat, er ſei unſers Herrgotts Kammerdiener und komme Nachſchau zu halten, ob die Leute barmherzig wären. Er wußte allerlei Sprüche und Fabeln herzuſagen, und die ihn beſchenkten, die konnten bei ſeinen Schwänken lachen, und die ihm nichts hatten, als ein vages „Helf' Gott", denen begann er ſo trübſelige Geſchichten zu erzählen, daß, ſo unwillig ſie ihm anfangs auch zuhören mochten, ſie allmählich doch davon beſtrickt wurden und ſchließlich in's Aergern oder gar in's Weinen kamen. Beſonders den Weibern that er's an. Und als ſie erſt weinten, gaben ſie ihm mehr, als Jene, die lachten. Hätte der Mann ſeine Phantaſiereime aufſchreiben können und wäre das Zeug in die Welt hinausgekommen, man würde weiß was Weſens daraus gemacht haben. Erlogen war Alles, was er ſagte, und wahr war Alles, es kam nur darauf an, ob man's mit dem Leibe vernahm, oder mit der Seele. Solche Leute ſind gerade recht zum Betteln. Weil er arg ſchief gewachſen war, theils ſchon von ſeiner Mutter her, theils von ſeiner Arbeit — die rechte Achſel ſtand um eine Fauſtesbreite höher als die linke, und der linke Fuß ſchien um ſo viel kürzer als der rechte — ſo hieß man ihn allerwärts, wo die zierliche Geſtalt ſich blicken ließ, den Einſeitigen. Dieſer Einſeitige hatte ſich von jeher aus der kleinen Marthel ein Recht gemacht. Als der Prieſter einſt das Neugeborne gefragt hatte, wem es widerſage und was es von der Kirche begehre, hatte der Einſeitige, der es auf den Armen hielt, an deſſen ſtatt geantwortet: dem Teufel! und das ewige Leben! So mußte er der Marthel nun dieſe Dinge zu wahren ſtreben. Er war's geweſen, der den Pfarrer um Vermittlung anging, daß dieſes arme Kind doch einen Platz bekommen ſollte, der weniger gefährlich ſei als jener bei der eigenen Mutter, bei deren Wurzeln und Kräutern und Waldbeeren doch leichtlich auch einmal was Giftiges darunter ſein könnte.

Ob die Alm des Dotterhaſch ein ſolcher war? Ein ſolch [illegible] Platz für's Dirndl?

Heute, als der Einſeitige über die Höhen aus und ein ging, um „vor der Himmelsthür Wache zu halten", hörte er ein- um's anderemal von der Hochwieſe her das Schrillen, als ob man Senſen ſchärfe, dann wieder die weibliche und eine männliche Stimme und Gelächter. Und als er nun auf dem Grashang zwei Leutchen ziemlich nahe beiſammen ſitzen ſah, dachte er an's ewige Leben, kletterte über den Steinwall und ſchlüpfte durch das hohe Gras zu ihnen hin.

Die Marthel wand ihren Arm von der Hand des Burſchen los, der Egyd aber bemerkte dem herannahenden Bettelmann mürriſch, es würde dahier nichts geſchenkt!

„Wer ſagt denn das?" fragte der Alte zwinkernd und preßte mit der Unterlippe die Oberlippe bis zur Naſe hinauf, weil drinnen keine Zähne mehr vorhanden waren, „ich ſchenke überall, wo ich hinkomme, ich ſchenke auch Euch was. Was wollt Ihr denn haben?"

„Einen Hut voll Ducaten," rief der Burſche.

„Mein junger Freund," ſagte der Einſeitige und legte ſeine Hand dem Egyd auf die Achſel, „das Stoßſeufzerlein magſt thun, wenn Dir der grüne Jäger was anbietet auf dem Kreuzweg in der Neujahrsnacht. Vor unſers Herrgotts Kammerdiener kannſt Dich ſchon höher verſteigen."

Sie redeten noch hin und her, halb im Spaß und halb im Ernſt.

Man mußte Liebe und Zutrauen gewinnen zum Alten, er war gar ſo abſonderlich treuherzig in ſeinem Gehaben und Reden. Endlich geſtand die Marthel, ſie wüßte ſchon, was ſie wolle, wenn ſie wünſchen dürfe . . .

„Weißt Du was, Dirn," ſagte er, „jetzt ruckt an und thut noch eine Stunde Gras mähen. Macht die Sonn' ihre Augen zu, nachher reden wir weiter."

Sie faßten die Senſen. Der Einſeitige blieb da und te mit ſeinem langen Stabe die Futterwellen auseinander, es trocknen und dörren konnte. Dabei flog ſeine Kutte und her, daß es poſſirlich war.

* * *

Es hat ſich an jenem Nachmittage weiter nichts ereignet, ſo können wir erſt dort wieder anknüpfen, wo die Marthel dem Einfuß unter der Kuh ſaß und die Milch aus dem er zog. Im Stalle war's dunkel, die Sonne hatte ſchon Augen zugemacht.

Dem Egyd war es nicht gelungen, den läſtigen Alten zu fernen. Das Aeußerſte, ihm zu ſagen: Dies Dach iſt n Dach, fahr' hin! wollte er doch nicht, und ſo hieb er t, da er auf dem Dängelſtock ſaß, um mit dem Hammer Schneide der Senſe zu glätten, ſchärfer auf den zarten ahl ein, als es gut geweſen.

Der Einſeitige ſaß im Stall und redete leiſe mit der elkerin. Sie habe einen beſonderen Wunſch, das ſei recht, er uche es auch nicht zu wiſſen, was für einen, ſie möge ihn r bei ſich behalten. Er rathe ihr was Gutes, und wenn ſie g ſei und Muth habe, ſo werde ihr Wunſch erfüllt werden. — weiß gar nicht, was ſie will, und verſpricht die Erfüllung! Du kannſt alsdann mehr als Birnen ſieden!" ſagte ſie.

„Freilich, ich kann ſie auch eſſen," verſetzte der Alte und ckelte auf ſeinem Zuber, auf dem er ſaß, ſachte hin und her. ber lach' nicht, Dirndl. Die Geſchichte iſt ernſthaft, wie jüngſte Gericht. Muth mußt haben, und den haſt, ſonſt lebeſt nicht mutterſeelenallein auf dieſer Alm heroben."

„Was kann mir denn geſchehen?" fragte ſie und geſtand ährend das Brünnlein unter der Kuh aufhörte zu rauſchen: „Ich trag' ja einen Tobiasſegen in die Pfaid ei genäht am Leib!"

„Ei, nachher freilich kann Dir nichts geſchehen," rief d Alte überlaut. Dann redete er ein wenig noch ſo herum u rückte endlich mit ſeinem Geheimniß vor.

„Den Mandelſtein wirſt wohl kennen, der da ob hinter der Alm ſteht und die zwei Hörner hat wie ei Biſchofsmütze, und wo in den Nächten, da der Mond ſchei immer ein ſchwarzes Mandel (Männlein) hin und her hu von einer Felsſpitze auf die andere."

„Sei ſtill, es iſt ein Grauſen," wehrte das Mädch ab, indem es wieder molk. „Den Schatz brauch' ich nic der in den dortigen Höhlen vergraben liegen ſoll. Wirſt wohl wiſſen, daß vor etlich Jahren ein Hirtenknab' in di Höhlen geſtiegen iſt, um den Schatz zu heben, und nicht mehr zum Vorſchein gekommen."

„Freilich weiß ich's," ſagte der Einſeitige, „und ich weiß auch, daß von heut' in zwei Tagen die junge Marthel-Dirn' in die Höhlen hinabſteigen wird zum verwunſchenen Geiſt, der's machen kann, daß ihr Wunſch in Erfüllung geht."

„Weil ich den Tobiasſegen bei mir hab', meinſt?"

„Der Tobiasſegen, mein Kind, der wird Dir in der Höhlen am Mandelſtein nicht viel nutzen. Da gehört wes Anderes bei. Laß ihn dängeln, den da draußen vor der Hütten, und hör' mir zu, ich will Dir's gut."

Das weiße Brünnlein war nämlich verſiegt, die Kuh ſtrampfte mit dem Hinterfuß und fächelte mit dem Schweif gegen die Marthel hin: Was hilft das Anziehen, wenn nichts mehr drinnen iſt! — Jetzt ſollte die nächſte d'ran kommen, aber das Mädchen vergaß d'rauf und hörte dem Alten zu. Der wußte eine verwunderliche Mär'.

„Tief drinnen in der Höhlen am Mandelſtein, wo der verſteinerte Waſſerfall iſt und ein hoher Saal, ſteht eine Bank aus Marmelſtein. Und da geht alle Jahr in der heiligen Jakobinacht eine arme Seele mit einer brennenden Ampel über den Erdboden in die Höhlen und ſetzt ſich auf den Marmelſtein und thut raſten. Und wenn die Nacht aus iſt, wiſcht ſie ſich den kalten Schweiß vom Angeſicht, macht einen traurigen Seufzer und muß wieder in das Fegfeuer zurück, wo ſie verlaſſen und vergeſſen iſt. Wenn aber einmal in der Jakobinacht eine Jungfrau in die Höhlen thät hinabſteigen und zu der armen raſtenden Seele ſagen: „Gott grüß' Dich, arme Seel'!" ſo wäre ſie erlöſt. Aus Freud' und Dank wollt' ſie der Jungfrau eine weiße Roſenknoſpe in die Hand geben. Und im Morgenlicht, wenn ſie aus der Höhlen tritt, blüht die Knoſpe auf, und der allergrößte Wunſch, den die Jungfrau auf dem Herzen hat, geht zur ſelben Stund' in Erfüllung, durch die Fürbitte der armen Seel' beim himmliſchen Vater."

„Du machſt Einen auch hell zum Narren mit Deiner Fabelei," ſagte das Mädchen, „ich ſoll ja meine Kühe melken."

„Deine Kühe wirſt melken, aber was ich da rede, das iſt keine Fabelei. 's iſt ſchon probirt worden, mein Kind, aber 's iſt ſchlecht ausgefallen. Nicht Jeder, die am Frohnleichnamstage einen grünen Kranz auf dem Kopfe trägt, möchte ich's rathen. So iſt vor zehn Jahren ein altes Weiblein, das keinen Mann gekannt und ihre Jungfrauſchaft dem Heiland Jeſu aufgeopfert hat, in die Höhlen getreten und nicht mehr geſehen worden. Von ihrem rothen Gewand ein paar halbverbrannte Fetzen ſind gefunden worden auf den Wanden des Mandelſtein. Darnach kannſt Dir denken, was geſchehen iſt. Viel länger iſt's her, hat's ein fünfzehnjähriges

Dirndl verſucht. 's hat's Einer zur Höhlen begleitet und dort warten wollen; wenn ſie zurückkommt mit dem Gold und Silber, das ſie gewünſcht, will er ſie in ſeine Arme nehmen und einen luſtigen Tanz mit ihr machen auf grünem Waſen. Gut. Sie kommt nach einer Stunde zurück, aber anſtatt der Roſenknoſpe hat ſie einen dürren Zirmaſt in der Hand, wie ſie auch da draußen wachſen, und ſie ſelber iſt nicht mehr zu erkennen vor lauter Runzeln im gelben Geſicht, ſchier kein Haar mehr auf dem Kopf und keinen Zahn im Maul. Eine alte Bettel, vor welcher der Knab' davon gelaufen iſt, weil ſie ihm noch ſchreckbarer vorgekommen, als das ſchwarze Mandel, das beim Mondſchein oben auf den Felsſpitzen hin und her ſpringt. Ja, Marthel, das ſind Sachen!" Die Marthel hatte es gehört und ſchwieg. So viel ſah ſie beim Abendſtrahl, der durch ein Fenſterlein fiel, es ſchwamm in der Milch ein Halm um. Und während ſie dieſen Halm herausfiſchte, ſagte ſie leiſe wie im Traum: „Wenn's d'rauf ankäm', ich wollt's probiren."

„Was wollteſt Du probiren?" fragte der Einſeitige, und wie er im Dunkel den alten Kopf ſo vorneigte, ſchien er noch viel einſeitiger als ſonſt. Der Höcker an der rechten Achſel war nachgerade höher als der weißhaarige Kopf. Aber der Kopf war geſcheiter.

„Probiren will ich's!" ſagte das Mädchen und ſetzte den Milchzuber entſchloſſen auf den Streuboden, „ich geh' die Seel' erlöſen."

„Es ſind wohl allerlei Schrecken in der Höhlen," ſagte der Alte. „Ich verſchweig' Dir's nicht, es giebt Würmer, auf die Du treten wirſt, und Drachen, die Dich anſchnauben werden, und Gethier, das in den finſteren Lüften umflattert. Vorzeit iſt in der Höhlen ein großer Waſſerfall geweſen, der iſt verſteinert worden wegen ſolcher Schrecken. Dir wird nichts geſchehen, wenn Du's biſt! Ich kann Dir's heilig verſprechen."

Der Andere draußen hatte aufgehört zu dängeln, ſo mußte leiſer geſprochen werden.

„Zu der Jakobinacht muß es ſein?" wollte ſie ſich vergewiſſern.

„Haargenau in derſelbigen. Oder es mag auch die Nacht von einem andern Apoſteltag ſein. Solche giebt's zwölf im Jahr."

„Nein, nein, ich bleib' ſchon beim Jakobus."

„Iſt auch der Beſte," gab der Alte bei. „Wenn im Niedergang vom Tag der letzte Streifen vergangen und auf dem Mandelſtein kein Glühen mehr iſt, dann gehſt Du hin. Eine Laterne nimmſt mit und einen guten Vorſatz. Auch beten kannſt was, wenn Dir zum Beten um's Herz iſt."

Es iſt förmlich verabredet worden, die Marthel wird von nun in zwei Tagen in der Jakobinacht die arme Seele erlöſen, auf daß der Wunſch, der ihr ſo heiß anliegt, wahr werde.

„Bereuen wirſt es nicht, liebe Dirn!" ſagte noch der Alte, dann fand er nichts mehr zu ſchaffen in dieſen Wänden, aß mit Mühe einen Schnitten Brot mit aufgeſtrichenem Topfen (Käſeſtoff), mit dem ſie ihn bewirthet. „Vergelt's Gott," ſagte er hernach, „ich kann's nicht," und er ging in der Nacht davon, ging hinaus zu ſeinem Hauſe, um „vor den himmliſchen Thüren" zu ſchlafen.

Für das Nachtmahl ließ die Almerin dem Gaſte die Wahl; der Egyd entſchied ſich für einen großen Eierkuchen, bei dem ihm die Marthel Geſellſchaft leiſten mußte. „Unſer Drei ſind wir zu Tiſch gegangen und unſer Zwei ſtehen wir auf“, dieſen Bauernſpaß brachte der Burſche vor, als der Kuchen verzehrt war.

Sie hielt es nicht für nöthig, daß die Unterhaltung fortgeführt werde, ſondern wies dem Egyd draußen über dem Kuhſtall ein Lager an, verſorgte raſch noch das Kleinvieh und verſchloß ſich in die Hütte. Sie ſchlief nicht ſo bald ein, ſondern reckte das Köpflein durch das Fenſter hinaus in die ſtille, laue Nacht und ſchaute den Sternen zu, wovon einer und der andere wandernd wurde und über den Himmel flog. Es war, als hörte ſie vom Kar herauf das Brauſen des Waſſerfalls. Was das für grauenhafte Schrecken ſein müſſen, daß ſo ein Waſſerfall davon verſteinert werden kann! Was doch eine reine Jungfrau ſein muß, daß ſie ſtärker iſt als der Waſſerfall! Unter derlei Gedanken, die kamen und ſchwanden, lag ihr einer feſt und unwandelbar im Sinn. Als ſie ihn heute gefragt, ob's ihm nicht leid thäte, daß er die zarten Blumen ſo hinſchneide mit der Senſe, hatte er geantwortet: Sie riechen erſt ſüß, wenn ſie liegen. Und wie er dabei d'reingeſchaut hat, ſchelmiſch, und gezwinkert hat! Er hat allerlei ſo Reden gethan, die ein Dummes nicht verſteht.

An die Thüre klopfte es jetzt, erſt leiſe, dann heftiger.

Wer es wäre?

Auf dem Heu ſei kein Schlafen. Das Dach ſei ſchadhaft, es falle der Thau herein.

„Wenn das iſt, Egyd, ſo ſchlafſt in der Hütten.“

Sie öffnete die Thür, und als er hereinging, ging ſie hinaus, ſchloß hinter ſich zu, und er, der vorch hinausgeſperrt geweſen, war jetzt hineingeſperrt. Sie ſchlief auf dem Heu, und der Thau, der dort fiel, kam aus ihren Augen, denn ſie ſah den lieben Knaben auf weitem Felde hingeſtreckt, das

Blei in der blutenden Bruſt. — Das Gernhaben, daß es ſo weh thut! . . .

* * *

Am andern Morgen waren ſie wieder auf der Wieſe. Während der Arbeit ließ ſich nicht viel ſprechen, aber wenn ſie hin und her gingen und raſteten, oder während ſie ſchärften, wußten ſie allerlei miteinander zu bereden, Luſtiges und Ernſthaftes, und hatten keinen Hinterhalt, als wären ſie ſchon jahrelang miteinander gut bekannt.

„Wir verſtehen uns halt, Dirndl," ſagte da der Egyd einmal.

„Das wird auch juſt kein Wunder ſein, wenn zwei deutſche Leut' zuſammenkommen." So d'rauf ſie.

Das geſtern gefallene Gras war heute ſchon Heu, es kniſterte, wenn der Egyd aus Uebermuth zu allerlängs hinein fiel und die kleinen Heuſchrecken hüpften über ſeine Beine her.

Das Mädchen mahnte zur Arbeit, es würde das Wetter nicht anhalten, thäte ſchon „waſſerziehen". Es ſtanden allerlei Wolken am Himmel, ſolche mit weißen ſcharfgeſchnittenen Rändern, und ſolche, die eine harte bläuliche Farbe hatten, ſo daß man ſie ſchier für blaues Firmament halten konnte, wenn ſie nicht theils die Sonne verdeckt und gelbliche Ränder gehabt hätten, wie Stahl, den man halb glühend aus der Eſſe zieht. Dieſes Gewölke hatte Lücken und aus dieſen Lücken gingen hie und da, breiter und ſchmäler, die ſchimmernden Bänder der Sonnenſtrahlen herab, mehr ſchleierartig verhüllend, als beleuchtend. Das ſah die Marthel, und meinte, es thäte waſſerziehen. Die Sonne zieht's hinauf, der Regen regnet's herab. „Deswegʼ Bübel, flink wieder dran!"

„Angeſchmiert iſt er nicht, wer Dich zur Hauswirthin nimmt," ſagte hierauf der Egyd und richtete ſich etwas ſanf mit Hilfe des Rechenſtabes auf, „fleißig biſt. Wenn Du nur auch gutherzig wollteſt ſein.“

Sie wußte darauf nichts zu ſagen, ſondern ſchob emſig das Heu zuſammen in Haufen. Sie wird immer dummer, denkt ſie bei ſich ſelber, ſonſt hat ſie die Burſchen keck abgetrumpft, wenn ſie was dergleichen geſagt haben, jetzt verſchlagt's ihr die Red'. Was das noch für ein End' nehmen wird!

Als ſie mit dem Rechen das Gras aus einem Sträuchlein kraute, welches um einen modernden Baumſtock hervorwuchs, flatterte plötzlich etwas vor ihr auf, daß ſie einen Schrei that.

Ein Heherneſt, auf dem ein buntgefleckter ſtruppiger Vogel ſaß und mit ſeinen Flügeln ſo raſend ſchwirrte, daß man nicht ſehen konnte, ob er unter ſich nur das Ei hatte oder ſchon ein Junges.

Der Egyd wollte mit einem langen Halm das ängſtige Thier noch necken, da that ſelbes ſeinen plumpen Schnabel auf und krächzte.

„Wie es zeert (ſchreit), das Vieh!“ ſagte der Burſche.

„Ich denk',“ verwies ihm das Mädchen, „Du möchteſt ſchon auch zeeren, wenn ſie Dir Dein —“. Sie hielt inne. Es kommt doch ſchon gar Alles ungereimt heraus, was ſie heute ſagt. Das Neſt ließen ſie in Ruh', aber ein geſprenkeltes Federchen, das dem Vogel davon geflogen, ſteckte der Knab' auf ſein braunes Hütlein.

Als der Egyd im Grünen ein Kleeſtämmchen fand, das vier Blätter hatte, nahm er Anlaß zu ſagen, er werde heute noch ein großes Glück haben, der Vierblättrige deute d'rauf hin.

Was er ſich für ein Glück wünſche? wollte ſie wiſſen.

„Das will ich dir gerne ſagen,“ verſetzte er, und ſtellte ſich ganz demüthig und ernſthaft vor ſie hin: „Meine liebe

Marthel, hör' mir zu: Meinen Durſt, den kann kein Waſſer löſchen. Ich will meinen Mund feſt an Deinen Nacken drücken, wo Du das Braune haſt."

Es war, als ob's ſein mußte, daß jetzt über den Mandelſtein ein dumpfer Donnerſchlag erſcholl.

„So!" ſprach das Mädchen, „das laßt Dir der himmliſche Vater ſagen für dein tollwitzig Reden."

Nun, wenn der himmliſche Vater ſpricht, da muß der Dotterhaſch-Sohn freilich ſtill ſein, ſo viel er zu ſagen hätte. Und er war ſtill und blieb ſtill den ganzen übrigen Tag. Das drohende Gewitter murrte noch eine Weile; es ging weiter d'rinnen in den Alpen nieder und es ging draußen auf dem Lande nieder, über unſere Gegend kam kein Tropfen Regen. Endlich heiterte es ſich wieder aus und die Pflanzen bogen ſich welker als früher dem Boden zu. Noch der Abend war ſo warm, daß ſich die Marthel mehrmals mit der Schürze die Tropfen vom Geſicht wiſchen mußte. Sie fürchtete die Nacht. Es war auch zu ſchwül, und bei ſich flehte ſie, wenn nur dieſe Hundstage vorbei wären! Es war ihr in ihrem ganzen Leben noch nicht ſo druckend und ängſtlich geweſen . . . .

Nachdem am Abende die Kühe gemolken und die Hühner verſorgt waren, die Senſen gedängelt, das Nachtmahl gegeſſen und als die Marthel den Stab des Buttertübels auf- und niederſtieß und im Ganzen Alles wieder zu werden ſchien, wie in der vorhergehenden Nacht, da machte der Egyd einen Vorſchlag, der dem Dirndl ſehr gefiel. Wenn die Tage ſo heiß ſind, ſollte man eigentlich in der kühlen Nacht nicht ſchlafen. Geſcheite Leute mähen mit der Sichel — mit der Mondſichel, die dazu leuchten ſoll. Mähen wir den Reſt der Hochwieſe bei der Nacht nieder!

Da hörte ſich in derſelbigen Nacht das Zirpen der Grillen, das Rauſchen der durch's Gras fahrenden Senſen; es hörte ſich das Schrillen, wenn ſie den Wetzſtein handhabten und man ſah das Glitzern der Senſen im niedergehenden Monde. Die Mähder kamen in die Niederung, wo das Futter üppig ſtand und hoch, daß es den beiden bis an die Lenden ging. Die großen Blätter des Huflattich und der Germen, die wuchtigen Fächer der Farnkräuter umwogten ſie wie ein Meer, und tief am Boden rieſelte wohl ein Wäſſerlein. Einmal, als ſie ganz nahe beiſammenſtanden und der Egyd die Hand an ihren Leib legte, weil ihm ſein Wetzſtein zu Boden gefallen war und er nun den ihren entlehnen wollte, da ſchwankte der Boden. Er wankte und ſchwankte unter ihren Füßen, daß ſie erſchrocken auseinanderfuhren.

„Wenn uns der Erdboden verſchlingt!“ flüſterte das Mädchen voller Angſt.

„Nachher mag der alte Dotterhaich ſelbſt heuen,“ rief der Burſche luſtig. Sie waren auf ein Zittermoor gerathen, das bei den Tritten der Mähder nachgab, um ſich gleich daneben aufzubauchen, als wäre unter der zähen Raſenhaut ein hohler Raum mit Luft angeblaſen.

Und kurze Zeit hernach ſchien es wirklich, als ſei das Eine in den Grund geſunken. Die Marthel war plötzlich nicht mehr zu ſehen. Der war das nächtliche Mähen auf einmal ſo unheimlich vorgekommen, daß ſie in ihre Hütte floh. Allein war's kein Spaß, ſo nahm der Burſche die beiden Senſen über die Achſel und ſuchte den Heuboden auf.

Am nächſten Morgen — es war der letzte Tag auf der Alm, ja der letzte in der Heimat — faßte der Egyd einen feſten Vorſatz. Aber jetzt war es ihm gar nicht mehr und in keinem Sinne um die Hochwieſe zu thun. Es hatte ihn tiefer gepackt und es kam ihm ſchier unmöglich vor, von der Marthel fortzugehen. Es hatte ihm ein Leichtes geſchienen, in's luſtige Soldatenleben hineinzuſpringen, den Kummer der Eltern hatte er gar nicht begriffen. Jetzt hatte er den ſeinen.

Das Futter mag gemäht ſein, gedörrt, aber nicht eingeführt. Da wird ein Anderer heraufkommen und mit ihr an den Ziehkarren geſpannt das Heu in den Stadl bringen. Sie werden es unter Dach thun und ihr Weſen treiben dabei. 's iſt doch ſauer, das Soldatſein, das Fortmüſſen. Oder ſollte er dableiben? Das Dirndl haben und in's Schneegebirge flüchten, wenn ſie ihn ſuchen?

Was half das Sinnen! Es konnte doch nicht ſein. Aber was ſein kann, das ſoll geſchehen, bevor er Abſchied nimmt.

Heute fiel das letzte Stückchen Gras auf der Hochwieſe. Und als es um war und die Marthel ihren Rückenkorb füllte, wie ſie ja niemals leer zur Hütte zurückging, da hatte ſie vom feuchten Graſe ſo ſchwer aufgelaſtet, daß ſie mit der Laſt nicht auf die Beine konnte. Nun kauerte ſie auf dem Raſen, um die Achſeln die Tragbänder geſchlungen, das Haupt weit vorgebeugt, mit Fuß und Hand ſich anſtemmend. So ſah es der Egyd. Er eilte flink herbei, aber anſtatt ihr aufzuhelfen, beugte er mit ſeiner Hand ihr Haupt noch weiter nach vorwärts und preßte einen ſchreckbar heftigen Kuß auf das braune Mal des Nackens.

„Aus iſt's!“ ſchrie ſie auf und war im Augenblick aus den Bändern. Sie ſtand aufrecht, als wäre ſie nie geſeſſen, zuckte, als ob ſie ſich auf ihn ſtürzen wollte, that es aber nicht, ſondern ging langſam bei Seite und weinte.

Der hochgeſchichtete Korb war umgekippt und der Egyd ſtand rathlos daneben. Der Korb war leicht wieder aufrecht, aber wie das Mädchen beſchwichtigen? Willſt Soldat ſein und kannſt kein Weib flennen ſehen! Ja, das iſt auch ein Unterſchied, der bis an die Zähne bewaffnete Feind und ein hilfloſes Weib. Der größte Held wird Letzterem unterliegen.

Zagend ſchlich der Egyd zum ſchluchzenden Mädchen und bat treuherzig, ſie ſolle wieder gut ſein, es wäre nicht ſchlecht gemeint geweſen.

Sie ſagte eine Weile nichts, ſondern weinte ſo heftig, daß ihre leichten Buſenwellen wie in einem Orkane wogten, und daß der Burſche glaubte, das Herz müßte ihr auseinanderſpringen. Er wußte es eben nicht, daß der Kuß wohl der leichteſte und der geringſte Anlaß geweſen war zu ihrem Weinen. Ihr Glück, daß er ſie lieb hatte, ihre Freude, daß er da war, ihr Schmerz, daß er fort mußte, ihre Erwartung, daß ihr das Vorhaben im Mandelſtein gelingen werde, ihre Angſt, daß der Liebſte ihrer vergeſſen könne und wohl auch der wonnige Schreck, wie er ſie plötzlich ſo mächtig überfallen und geküßt hatte: das Alles tobte jetzt im Weinen aus. Selbſtverſtändlich ließ ſie ihn glauben, es ſei Alles nur, weil er ſie beleidigt habe und ihr Weinen gewann für ſie gerade dadurch eine unendliche Süßigkeit, daß ſie wußte, ihm ſei ihretwegen wehe.

Er bat noch einmal: „Sei gut, ich habe Dich nicht kränken wollen!“ und legte ſeine Hand ganz leicht auf ihre Achſel. Sie ließ ſie darauf liegen und ſagte endlich mit ſtockender Stimme: „Du weißt halt nicht, was Du hätteſt anſtellen können, und daß es uns allzweien zum Unglück ſein kann!“

Er konnte es freilich nicht verſtehen, wie das gemeint war. Wenn ein Kuß allemal ein Unglück wäre, was gäbe es da für Unglück auf der weiten Welt, geſchweige von Feuer, Waſſer, Krieg und Peſtilenz! — Alle faſſen es zum Glück nicht ſo auf und die Marthel iſt eben noch ein Kind.

So hat er ſich am ſelben Nachmittage, als die Arbeit geſchlichtet war, aufgemacht. Den Kumpf an der Seite, die blinkende Senſe über der Achſel, ſo ſtand er vor ihr, gab ihr ruhig die Hand und ſagte: „Alſo Marthel, wenn ich nicht mehr heimkomme, ſo denk: Er ſoll im Frieden ſchlafen, wo er ſchläft. 's iſt ein guter Burſch' geweſen."

Jetzt ſprang ſie ihm an die Bruſt, preßte ihre Arme feſt um ſeinen Nacken und rief: „Ja, Du kommſt wieder heim! Du kommſt geſund wieder heim! Wirſt es ſchon ſehen, Du lieber Bub! Du herzlieber Bub! Und jetzt geh', geh' eilends fort!" Sie ſtieß ihn von ſich, daß die Senſe in der Luft zuckte und einen Blitz warf, hin auf die ſchattige Hüttenwand.

Sie floh über die Matte hin, wo die Heerde graſte. Er ſchaute ihr gar verwundert nach, und dann ſtieg er zu Thale.

* * *

Während Egyd unter verſchiedenartigen Gefühlen hinabging, um unten wenigſtens die letzten Stunden ſeines Daheimſeins noch einigermaßen angenehm zu verbringen, hatte die arme Marthel in ihrer Hütte unbeſchreibliche Qualen zu erdulden. Sie hockte im dämmernden Winkel hinter dem Herde; ihre Hände hätten von einem halbeingedorrten Laibe ſollen Brot in die Abendſuppe ſchneiden, aber ſie vergaßen immer d'rauf, ruhten im Schoß, weil vom Kopfe keine Anleitung kam. Endlich ſchob das Dirndl den Topf gar von ſich: Sie ißt heute lieber gar nichts, ſie hat keinen Hunger.

Wie das Wetter draußen iſt? Es thut „nachtlitzen" (wetterleuchten). Sie ſoll heute noch zum Mandelſtein hinaufgehen. Wenn nur das nicht wäre geweſt, daß er ſeinen Bart ſo gottlos an ihrem Nacken hätt' angerieben! Es kann ja nichts Schlechtes ſein, aber ihr iſt die Sach' durch den ganzen Leib gegangen, daß es ihr den Athem verſchlagen, als ob ihr Einer hätt' gluthheiße Funken in's Herz geworfen, gerade ſo iſt's geweſen. Sie weiß nichts Luſtigeres mehr auf der Welt, aber wenn's etliche Augenblicke länger gedauert, ſo hätte ſie ſterben müſſen. Ob ſie's nun aber wohl wagen darf, mit der Höhlen im Mandelſtein?

Sie fährt ſich mit beiden Händen raſch über das Geſicht und ſpringt auf. Sie wird's wagen. Fahren laſſen kann ſie ihn nicht mehr, dieſen lieben Buben. Und weil gar kein anderes Mittel ſein kann, daß ſie zuſammenkommen, als der einzige Rath vom Göden (Pathen), ſo ſetzt ſie darauf all ihr Vertrauen. Lügen thut er nicht, und daß im Mandelſtein ein Schatz iſt und daß man dort eine Seele erlöſen kann, und daß man darauf einen Wunſch frei hat, das hat ſie ſchon oft gehört.

Sie ſteht vor der Almhütte und ſchaut hinaus in's weite Land, wo es immer ſo blau iſt. Nachtig ſteht's, und gar nicht zu denken, wie weit. Und jetzt ſoll ſie doch dorthin denken und ihren Sinn hinausſchicken, daß er in's Blaue verſinkt. Sie weiß nur das, es iſt die Gegend, nach welcher die Soldaten marſchiren.

Sie hält noch Umſchau im Stall, ob beim Vieh Alles in Richtigkeit iſt, ſie ſchiebt mit dem Eiſenſchlüſſel, der ſtatt des Bartes eine lange bewegliche Zunge hat, den Holzriegel innen vor die Hüttenthür und denkt dabei: Wie wird's ſein, wenn ich den Riegel zurückſchieb'? Wie wird's ſein?

Und dann geht ſie eilig über die mäßig anſteigenden Matten empor. Durch die Scharte, zwiſchen den ſcharfen Zacken des Hochſtoll und den faſt ſenkrechten Abfällen der Finſterhalde, ſchimmert noch der letzte Streifen des Abendrothes. Auf dem Federgraſe geht ſich's ſo weich und ſtill, wie auf unredlichen Wegen.

Dort und da hockt ein ſchwarzer Körper; ſie weiß, daß es die Schöpfe des Zirmſtrauches ſind. Dort ſieht ſie etwas, als ob ein Körper, ſo lang wie ein liegend ausgeſtreckter Menſch, mit einem weißen Tuche zugedeckt wäre; ſie weiß, es iſt einer der weißen Steine, die auf dieſer Hochmatte herumliegen. Nein, vor dieſen Erſcheinungen bangt ihr nicht; dafür hat ſie für alle Fälle in ihrer Pfaid den Tobiasſegen. Wenn ſie den verſchachert hätte! Einen halben Winter lang iſt ſie in die Schule gegangen, da hat ihn ihr der Lehrer abſchwatzen wollen. Damals hat ſie ihn nur nicht gegeben, weil er ein Angedenken von der Großahne war; heute, da ſie das geweihte Blättlein auf der einſamen Alm beſchützen muß vor Unholden, weiß ſie beſſer, was es werth iſt.

Hoch vor ihr ſteht eine ſchwarze gewaltige Maſſe, die ihre zwei Spitzen, eine ſcharfe und eine ſtumpfe, faſt bis zum Halbmond aufreckt, der ſtill am blaſſen Himmel ruht. Das iſt der Mandelſtein. Sie ſchaut genau, ob ſie dort oben Keinen hin und wider hüpfen ſieht. Das nicht. Hinten jedoch bleckt manchmal ein rother Schein hervor, aber auch nicht das leiſeſte Murren iſt hörbar. Es iſt Alles in der Ruh' und denkt die Marthel daran, es würden ſie auf dieſem ihrem Wege gewiß ganze Rotten armer Seelen verfolgen. Jede drängt ſich vor die andere, jede ſtreckt flehend ihre Hände aus: Mich erlöſe! Mich erlöſe! Es ſind von ihren Bekannten und Blutsfreunden auch ſchon etliche geſtorben, es kommen ihr Alle vor, die ſie auf der Bank liegen geſehen, kalt und eingefallen in den Geſichtern, die wachsfarbigen Hände über der Bruſt. Wenn ſie alle erlöſen könnt', die im Leide ſind, wie gern, wie gern! Daß ſie noch einen weiteren irdiſchen Wunſch daran knüpft, das kommt ihr jetzt auf einmal ſündhaft vor. Aber Gott weiß es, auch auf Erden giebt es Seelen, die erlöſt ſein wollen. Und wenn ſich's heute um ihre eigene handelt, die ſie ja ausſpielt, die heilige Jungfrau im Himmel möge ihr Schutz und Schirm ſein!

Nach länger als einer Stunde Wanderns, da ihr Haupt ſchon naß geworden vor Aufregung, und ihre Füße von dem Thau des Graſes, ſtand ſie endlich in einer der Falten des Mandelſteines. Rechts und links hatte ſie Felſen, auf deren höchſten Tafeln und Zinnen der blaſſe Mondſchein lag. Vor ihr, aus hohen Spalten und Schründen ging eine breite Schuttrieſe nieder; in derſelben, über das loſe Gerölle, das bei jedem Schritte rieſelnd nachgab, mußte ſie hinauf. Sie wußte ſich aber mit ihrem Bergſtocke gut zu helfen und ſo war ſie bald hinter dem ſcharfen Steinvorſprung, von dem ſie wußte, daß er das Wahrzeichen zum Eingang in die Höhle war. Sie ſah vor ſich unter breiten überhängenden Wänden auch thatſächlich die ſchwarze Scheibe der Höhlung. Hier zündete ſie das Lichtlein in der mitgebrachten Laterne an, ſchaute noch einmal hinaus zu den finſteren Wänden des Mandelſteins, an dem ſie hing, und zu den weiten blaß überſchienenen Almen, die wie ein weites Thal unter ihr lagen. Dann hob ſie ihren Gedanken zum allmächtigen Gott und betrat die Höhle.

Unter ihren Füßen hatte ſie den feſten, faſt glatten Boden des Felſens, an beiden Seiten ſtarrten die rauhen Wände, an denen ſchwarze Waſſerſtreifen niedergingen. Eine kalte Luft ſtrömte ihr entgegen, wie aus der Kloſtergruft zu Niederſing, in die ſie mit Anderen bei einer Wallfahrt einmal hinabgeſchaut hatte. Was nur Jenen widerfahren ſein mochte, die einſt in dieſe Höhle hineingegangen und nicht mehr zurückgelehrt ſind? Für reine Jungfrauen hätte es keine Gefahr, ſagt der Einſeitige. Aber ein andermal hatte derſelbe geſagt: Die Reinen liegen alle noch in den Windeln. Es mag ſchon etwas Wahres daran ſein, denkt ſich die Marthel, und weil ihr doch wieder in den Sinn kam, mit Willen und Abſicht ſei ſie bis zur Stunde nichts Anderes, denn als was ſie Gott erſchaffen, ſo bewahrte ſie ihren Muth und ſchritt rüſtig vorwärts. Ihre Tritte wiederhallten ſo laut, daß es zu hören war, als gingen neben und hinter und vor ihr im ſelben Schritte allerlei nächtliche Wanderer. Sachte abwärts höhlte es ſich und die Wände rückten enger zuſammen, und hie und da ſtanden oder hingen Gebilde, ſo weiß und glatt wie Marmelſtein, wie ſie ſich durch das Herniedertropfen des kalkhältigen Waſſers geformt hatten.

Das Lichtlein zuckte und zitterte und wies mit ſeiner Lanze immer nach rückwärts, als meine es, umkehren wäre hier das Beſte. Ein kleines Unthier kam plötzlich durch die dumpfe Luft geflattert, prallte an die Laterne, ſchwirbelte an der Geſtalt des Mädchens zu Boden und huſchte wieder davon. Die Marthel blieb ſtandhaft und erwartete nun im Namen Gottes das Gewürme, auf das es treten ſollte, und die Drachen, die es anſchnauben würden. Aber es kam nichts, als losgebrochenes Geſtein, auf das es treten, und naſſe Klammen, durch die es ſich zwängen mußte. Ihr Gewand war ſchon feucht von den niederfallenden Tropfen, und manchmal ging ein flüchtig Schauern durch ihr Weſen. Sie dachte aber nichts mehr Anderes, als: jetzt biſt ſo weit, jetzt vorwärts, und geht's aus wie's will. Schlechtes haſt nichts angeſtellt.

Da war's, als wüchſe mit einemmal ihr Fuß feſt an den felſigen Boden. Der unterirdiſche Gang hatte eine Biegung und auf der Wand lag ein rother Schein, der nicht von der Laterne kam. Da ſah ſie auch ſchon das Aemplein und die glühenden Formen der Gegenſtände, die es zunächſt beſchien. Ein Theil dieſer Formen wurde lebendig, es war eine Hand, ein Arm, ein Mantel, ein tiefgeneigtes Menſchenhaupt. Die Geſtalt war nur in dieſen ihren oberen Theilen ſichtbar und wie aus der Finſterniß des Bodens hervorgewachſen.

Das Mädchen beherzte ſich, that noch einige Schritte gegen die Erſcheinung, dann blieb es ſtehen und rief laut, daß es ſelbſt vor ſeiner Stimme erſchrak: „Gott grüße Dich, arme Seele!“

„Grüß' Dich Gott, meine brave Marthel,“ ſagte die Geſtalt, erhob ſich und wandelte mit ihrer Ampel dem Mädchen entgegen. Und welche Verwandlung ging nun vor mit der armen Seele — es wurde daraus der einſeitige Körper und das gute, ſchalkhafte Geſicht des alten Pathen.

„Grüß' Dich Gott!“ ſagte er noch einmal und nahm ſie an der Hand, „ich hab's nicht verhofft, daß Du kommen würdeſt. Ich habe gefürchtet, daß Du nicht kommſt, Marthel, ich habe es ſehr gefürchtet. Es freut mich, wie ein ganzer Korb voll himmliſcher Freuden, daß Du gekommen biſt. Es freut mich über alle Maßen.“

Nun ſtanden ſie eine Weile ſtumm nebeneinander; dann ſchritt der Alte tiefer in die Höhle, ſie glaubte, er führe ſie der armen Seele zu und folgte ihm. Bald aber blieb er wieder ſtehen, leuchtete ihr mit der rußigen Ampel in's Geſicht und ſagte: „Du biſt es, Marthel, es iſt nun ganz gewiß, Du biſt es. O ſchau! Was ſich meine alte Seel' abgekümmert hat um Dich, daß Du ſicherlich auch nicht weit möchteſt vom Stamm fallen, daß Du ſo viel Gelegenheit haſt zum Leichtſinnig- und Schlechtwerden und ſchier keine zum Bravbleiben, und daß Du in's zeitliche und ewige Verderben rennſt, dieweilen Du mir tauſchhalber biſt auf's Gewiſſen gebunden, dieweilen Du mir ſo grauſam erbarmeſt und ich mich an Dich angewachſen hab', daß ich vermeine, wenn ich einſtmals Dich nicht finde im Himmel, dann dürft' mir auch das Andere alles miteinander geſtohlen werden. Jetzt bin ich im Zutrauen und im Frieden; Du haſt gewußt, wer das ſein muß, der ſich da herein darf wagen und biſt gekommen. Gott danke Dir's, Du haſt meine arme Seel' erlöſt! . . .“

So ging ſein Redeſtrom und ſeine Freude. Das Mädchen ſchien aber nicht erbaut über dieſe Wendung. Seine Seel'! Das wäre ein ſchlechter Spaß, und wo iſt denn die Knoſpe, die im Sonnenlicht aufblüht und mein Begehr? . . .

„Dein Begehr'? Dazu, was Du meinſt, wird noch Zeit ſein,“ fuhr der Alte fort; „halte Du die Laterne feſt, ich trage die Lampe, wir wollen jetzt miteinander in die Unterwelt hinabſteigen.“

Er zerrte die willenlos Gewordene mit ſich fort und weiter mit ſich fort. Die Höhle weitete ſich hallenartig aus, ihre Schritte ſchallten wie der Hall von Piſtolenſchüſſen und ſo oft der Einſeitige ein Wort ſprach, huben die Wände an zu reden, und man hörte die gleichtönigen Stimmen aus der Nähe und aus der Ferne. Der Einſeitige machte die Begleiterin auf einen ſtillen, lichten Strom aufmerkſam, der aus der Höhe niederging und auf dem Boden in Wellen und Adern auseinanderfloß. Der verſteinerte Waſſerfall. Die Marthel machte ein ablehnendes Zeichen mit der Hand: er möge verſteinert ſein, ſie ſei es auch.

Einmal bückte ſich der Alte, hub vom Boden ein graues Stänglein auf, gab es dem Mädchen in die Hand: „Wieg' einmal, wie leicht dieſer Stein iſt!“

Sie ließ ihn ſogleich erſchrocken wieder fallen, denn ſie hatte erkannt, daß es kein Tropfſtein, ſondern ein Knochen war.

„Ein Reſt von Denen, die ſich verirrt haben," ſagte der Einſeitige.

Die ſich verirrt haben! Er mochte es im gewöhnlichen Sinne meinen, ſie aber verſtand es bildlich. Jetzt wurde ihr leicht, ſie verſtand die Stunde. In ihrem Herzen dankte ſie Gott für die Gnade in den Tagen der Gefahr und machte ein heiliges Gelöbniß für die Zukunft.

Noch ſtiegen ſie eine Weile niederwärts, da ſchimmerten ihnen aus der Tiefe zuckende Lichtſtreifen entgegen — ſie ſtanden vor einem ſchwarzen, ſchauerlich gurgelnden Gewäſſer.

„Wenn wir wieder auf die Erde zurück wollten," meinte der alte Mann, „ſo könnten wir in dieſes Waſſer ſpringen. Möchte nicht gar lange dauern, thäten wir Beide unten mit dem Waſſerfall in's Kar hinausfahren."

„Um des heiligen Leidens und Sterbens willen, kehren wir um!" bat das Mädchen zitternd. Es konnte ja wohl doch ſein, daß der Pathe übergeſchnappt. Sie war bisher zwar der Meinung geweſen, er ſei der Klügſte weit und breit. „Mein Path', wo führſt mich hin? Mein lieber Path', kehren wir um?"

„Auf die grüne Welt willſt Du wieder hinaus?" rief der Greis. „Haſt Du noch nicht genug von ihr? Ei ſo, Du biſt ja erſt ſiebzehn Jahr alt. Aber bedenk's, wenn Du ſpäter in die Erden ſteigſt, ob Deine Seel' ein weißes Kleid wird tragen, wie heut'!"

„Ich will nichts hören, ich will nichts haben, nur hinaus, um Gotteswillen hinaus in die freie Welt!"

Noch umgingen ſie kletternd den Tümpel, ſtiegen einige Schritte an, zwängten ſich durch einen Spalt, wobei ſich die

Marthel ſo ſehr ſträubte, daß ſie faſt mit Gewalt mußte durchgepreßt werden. Da war es plötzlich lau und lind und in den Höhen funkelten die Sterne des Himmels.

„So iſt es," ſagte der Alte, „ich bin einſeitig, aber der Mandelſtein iſt zweiſeitig, bei der einen Seite geht man hinein, bei der andern wieder hinaus."

Das Mädchen begann vor Freude zu weinen. „Nun haſt Du es," ſchrie ihr der Greis faſt jauchzend in's Geſicht, „die erlöſte Seel' hat Dir noch nicht einmal die Knoſpe in die Hand gegeben, und ſchon iſt Dein größter Wunſch erfüllt. Du willſt *ſein*. Sollſt es, ſollſt es wahrhaftig! Das iſt noch die Nacht, aber erſt wenn die Sonne aufgeht! Die anderen Leut', die da umgehen und oft ein ſo armſeliges Herz haben, daß ſie ſich und Anderen nichts Gutes gönnen, die wiſſen es nicht, was das iſt, die Sonne, Du weißt es jetzt. Die Laterne liſch' aus."

Sie gingen darauf nebeneinander hin, über den rauhen Steinſchutt zuerſt, dann umwandelten ſie zwiſchen Klötzen und Geſtrüppe einen Theil des Felsſtockes und endlich kamen ſie auf die weichen feuchten Matten. Der Greis blieb mehrmals ſtehen und athmete, und ſchaute zur Höhe.

Der Mond war nicht mehr da, auch keine Schwüle und kein Wetterleuchten, nur der weite, ſtille, ſternklare Himmel.

Als ſie hinabkamen zur Hütte, wehte ſchon die ſcharfe Kühle des nahen Morgens. Der Einſeitige ging mit ihr in die Wohnung. „Weil wir noch nicht ausgeredet haben mitſammen," das war dafür die Begründung.

Das Trautſame der menſchlichen Behauſung that Beiden wohl.

„Du biſt erſt wenige Wochen auf der Alm," ſagte der Alte, „aber Du wirſt noch dableiben und im nächſten Sommer etwan wieder herauſkommen. Dein Leben wird viele ſo heiße Tage haben, als die waren ſeit vorigem Sonntag. Vielleicht noch heißer. Aber ich werde nicht mehr lange um Dich ſein, um das an Dir zu halten, was ich für Dich verſprochen habe. Wenn ich ſo mitten im Sommertage ſitze drüben in meinem ſtillen Thal und den alten Kopf auf die geſtemmte Hand lege und der Stille zuhöre, da iſt's mir zuweilen, als hörte ich in weiter Ferne eine helle Stimme rufen oder einen Geſang ſingen. Und wenn ich genau darnach horche, ob's wirklich ſollte wahr ſein, daß mich meine heimgegangenen lieben Leut' ſchon rufen, dann merk' ich's wohl, es kommt nicht weit, es kommt nur aus meiner Bruſt herauf. Der Athem, mein Kind. Ich glaube, daß ich auch da drinnen ſchon ſtark einſeitig bin. Viel habe ich nicht geleiſtet auf der Erden; der von ſo geringem Namen iſt, einer blinden Einlegerin Kind, 's iſt gar keine Wage dafür, wie gering, dem vertraut man nichts an. Der Bettelmann hat wohl auch ſein Gutes, er iſt unſers Herrgotts Zuchtruthe, mit der er herumfuchtelt, wenn die Leut' nicht arbeiten wollen. Ich war fortweg allzugeſcheit und allzufaul, heißt das, was man in der Bäuerei faulſein heißt; gearbeitet hab' ich ſchon, aber wie der Jochochs, nämlich mit dem Kopf. Das gilt nicht dahier. So bin ich eine Münze worden, die man auf der Straße hat liegen laſſen, aber ich denke mir, man hat ſie nur nicht wechſeln können. Deiner Mutter war ich gut bei Deiner Taufe, weil kein Beſſerer zu kriegen geweſt. Von der Straßen hat ſie mich hereingeholt, 'leicht wie Dich auch. So hab' ich mir geſagt: Stefan, das nimmſt ernſt, das Dirndl iſt verlaſſen, um das nimmſt Dich an. Schlecht machen hab' ich Dir den Burſchen nicht wollen, es wäre ihm Unrecht geſchehen und Du hätteſt ihn dafür erſt recht ſchadlos gehalten. Närriſche Mittel braucht's ſchon, daß

Ihr nicht aus dem Kittel ſpringt, Ihr nichtsnutzig Weibervolk Ihr! So wie heut'! Na, Gottlob, 's iſt g'rathen, Du biſt brav. Und das wird wohl meine einzige Aufweiſung ſein vor der himmliſchen Thür. So, und jetzt ſag' auch Du was."

Sie wiſſe nichts, ſie ſei ganz kleinſinnig. Es ſei gut gemeint geweſen, aber die Mär' hätte auch einen ſchlimmen Ausgang nehmen können. Und mit ihrem einzigen Verlangen ſtehe ſie jetzt da wie ein Narr.

„Thuſt es gern, ſo kannſt mir's ja ſagen, was Du Dir von der armen Seele gewünſcht hätteſt."

„Sagen kann ich's, aber helfen kannſt mir nicht, dafür biſt Du eine zu arme Seel'! Soll er denn zu Grund' gehen im Krieg?" ſchluchzte die Marthel in den Winkel ihres Ellbogens hinein, in den ſie ihr Haupt niedergeſenkt hatte. „Daß er glücklich wieder heimkommt, nur das wollt' ich, nur das!"

Er ſtand eine Weile ſtill neben ihr, wie ſie weinte, dann legte er ſeine zitternde Hand auf ihr Köpflein und ſagte ganz leiſe: „Biſt ein gutes Weſen. Biſt ein gutes Weſen."

Nun wollte er aber, daß ſie ſich ſchlafen lege, er werde draußen im Heu ſeine Raſt ſuchen. Doch als er ſchon hart an der Thür war, drehte er ſich um, machte ein paar raſche Schritte zum Mädchen hin und ſagte: „Er kommt glücklich heim, verlaß Dich d'rauf!" Dann war er fort.

Ob der alte wunderliche Mann im Heu des Stadls ſeine Raſt gefunden oder in dieſer Nacht noch ſeinem Hauſe zugegangen iſt, man weiß es nicht. Man weiß überhaupt von ihm nichts mehr Weiteres. Von Jakobi bis Maria Himmelfahrt ſind drei Wochen. Als Maria in den Himmel fuhr, hat ſich der Einſeitige ihr angeſchloſſen. Sein Leib ſaß auf dem Bänklein des armſeligen Daches, das der Bettelmann ein Haus und Heim genannt.

Faſt genau ein Jahr ſpäter war unten im Thale, beſonders um den Dotterhaſchhof herum, helle Luſtbarkeit. Die Alten hatten ſich der Ruh' begeben, Egyd hielt Hochzeit mit ſeiner Almerin, der Marthel. Ob's geworden wäre, wenn ſich die junge Sennerin auf der Alm weniger ſpröde gezeigt? Geworden wär's, aber anders. Der Egyd kennt ſich aus. „Wohlfeile Zwetſchten," ſagt er, „muß man koſten, aber nicht kaufen."

Nun war's wunderſchön und der muntere Bräutigam hatte an ſeiner Bruſt neben der Myrthe ein goldenes Blättlein, ein Ehrenzeichen, daß er im raſch entbrannten und raſch gelöſchten Krieg ſeinen Mann geſtellt hatte.

Daheim — ſo Gott will, Marthel — wird er ihn auch ſtellen, und ſomit iſt die arme Seel' erlöſt.

⁂

Empor zu Gott.

Zur Weihnachtszeit, wenn der tiefe Winter liegt im Gebirge, und die wenigen Häuſer, die auf den Höhen oder in den Schluchten ſtehen, eingemauert ſind in Schnee und Einſamkeit, und hoch darüber die nebelumzogenen Wände aufragen, da fällt mir die Geſchichte von jenem jungen Prieſter ein.

Das war einer der Wenigen, die aus wirklicher Achtung und Neigung den geiſtlichen Stand erwählen; er ſuchte in dieſem Stande weder Verſorgung noch Ehre, das hätte er bequemer haben können, denn er war eines reichen Mannes Kind. Er hatte im Hauſe ſeiner Eltern eine ſehr katholiſche Erziehung genoſſen, denn ſo iſt es der Brauch bei vornehmen Leuten, und auf ſolchem Syſtem beruht die Macht ſo manch altadeliger Familie. Aber der junge Hiron hatte unrecht verſtanden, er dachte nicht an Brauch und Macht, ſeine Sinne hatten ſich von dem berückenden Weſen des Katholicismus durchdringen laſſen, er hatte den Glauben und die Religion wahrhaft und tief in ſein Herz geſchloſſen. Er erwählte den prieſterlichen Stand nicht, um Biſchof zu werden oder Cardinal oder „noch was Aergeres“, wie ſich bei uns die Bauern ausdrücken, wenn ſie „noch was Größeres“ ſagen wollen. Nein, Hiron wollte Prieſter werden, um in Demuth ſeinem Gott zu dienen. Die Andacht, das Sichverſenken in Gott, der in irgend einer körperlichen Weſenheit den Sinnen nahegerückt wird, iſt ein Genuß, den nur Wenige kennen. Nicht eine Aufopferung, ſondern ein Genuß. Die Neigung hielt während Hiron's Studienzeit an und war noch in ihrer vollen Lebendigkeit da, als er zum Prieſter geweiht wurde. Er trachtete nicht den Höhen der Geſellſchaft, ſondern den Tiefen des Lebens zu, und ſo wurde er von Einigen zwar bewundert, von den Seinigen aber ſchier wie ein mißrathenes Kind betrachtet. Das hochwürdige Conſiſtorium wandte übrigens ein wirkſames Mittel an, dem jungen Manne die Paſſion beſtens zu verleiden; es beſtallte ihn mit einem Caplanspoſten weit draußen in einem Gebirgsdorfe, genannt die Klarau, bei Kleinbauern und armen Waldleuten.

Im Spätherbſt, da die kalten Winde niederſtrichen von den hohen Bergen und aus dem grauen Nebel ſchon Schneeflocken tanzten, zog der junge Caplan in das Dorf ein, wo ihm der alte halbblinde Pfarrer ein etwas kahles Stübchen einräumen ließ, an dem der gute grüne Kachelofen das Beſte war. Hiron fühlte ſich nicht enttäuſcht, er hatte ſich die armen Leute noch ärmer und verkommener gedacht, als ſie ihm in dieſem arbeitſamen Bauerndorf mit einer gewiſſen leutſeligen Ueberlegenheit entgegentraten. Er hatte ſich die Berge viel höher gedacht, aber nicht ſo unendlich großartig und unerſchöpflich an Herrlichkeit und Gewalt. All das erhöhte noch ſeine fromme Stimmung und er freute ſich dem Weihnachtsfeſte entgegen, dem Gottesdienſte in der Chriſtnacht, den er in der ſchlichten Dorfkirche mit aller Weihe und Herzensſeligkeit zu begehen gedachte. Die letzten Wochen des Advents, da der Winter trübe und ſchwer über die Gegend niedergeſunken war, verlebte er, wie einſt die Propheten, in ſtiller Erwartung des Erlöſers.

Bald werden die nächtigen Glocken klingen und die Menſchen zuſammenrufen aus Berg und Thal, daß ſie vor dem Herrn in Brotesgeſtalt knien, wie einſt die Hirten vor der Krippe.

Das Weihnachtsfeſt kam, und der junge Prieſter hat es auch gefeiert, aber ganz anders, als er erwartet hatte, ganz anders.

Der Heilige Abend war ein heiterer Tag; ein reiner Himmel lag ſtill über der ſtillen Schneelandſchaft; um die Mittagszeit troffen die Dächer des Pfarrhofes, und als die ſcharfen Schatten des Hauſes und der Kirche ſich weit hinausdehnten auf die glatte, faſt glänzende Schneefläche der Wieſe, wuchſen an den Dachrändern die Eiszäpflein.

Um dieſelbe Zeit war's, daß im Pfarrhofe ein Weſen erſchien, eines von jener Art, wegen welcher der Gottſchöpfer ſchon manchen Vorwurf hat einſtecken müſſen. Das Weſen ſtand anfangs eine Weile im Vorhauſe, jetzt ängſtlich lauernd, ob hinter einer der Thüren nicht etwas zu vernehmen wäre, dann wieder ſtumpf vor ſich hinſtierend, die längſte Weile aber der Katze zuſchauend, die auf einer der Bodenſtiegeſtufen hockte und den Eindringling nicht ohne Mißfallen betrachtete.

Endlich hatte die Haushälterin den Halbcretin — ſo einer war es — bemerkt und fragte mit ſehr vernehmlicher Stimme zur Küchenthür heraus, was man wolle!

Der Wartende war über den plötzlichen Anfall ſo ſehr erſchrocken, daß er für's erſte nicht wußte, wo er war, und für's zweite noch weniger, was er wollte. Er war höckerig, hatte einen ſehr dicken Hals, ein glattes blaſſes Geſicht und ſah aus wie ein verkommener Junge von zwölf Jahren, während er mindeſtens über das zwanzigſte hinaus war. Er ſchien ſich nun zu beſinnen, machte in ſeiner zerflickten, ſchlappen

Lodenkleidung ein paar ſchleifende Schritte gegen die Fragerin und ſagte mit lallender Stimme etwas vom „abſterben“ und machte mit dem Arm eine Bewegung wie der Miniſtrant, wenn er das Glöcklein ſchwingt. Die Haushälterin ward daraus nicht klug, und erſt als das ganze Geſinde um den Jungen herumſtand und ihn begaffte und befragte und ſeine Späße über ihn machte, zog er mit unſäglichen Umſtänden aus einem Rockſack ein zuſammengeknittertes Papier. Nun ſahen ſie es: Das gehört dem Herrn Pfarrer.

Auf dem Papiere ſtanden in mühevollen Zügen folgende Worte:

> „Hochwürden Herr Pfarrer!
>
> Mein Mann, der Hans in der Scheiben, iſt ſo viel krank worden und laßt tauſendmal bitten um einen Geiſtlichen, weil's zum Sterben ſein wird. Zum Schicken haben wir halt keinen wie den Halterbuben, unſern Blaſel, was ein armes Geſchöpf iſt und nit reden kann, und ich es ihm aufiſchreibe. Aber den Weg weiß er und bitten um Gotteswillen um baldige Tröſtung, ſunſt muß er ſo fort.
>
> Die Hanſin in der Scheiben.“

Alſo ein Verſehgang hinein in's Gebirge. Die Scheiben liegt oben auf dem Gſcheid, wo man zwiſchen dem großen Rockſtein und der Karwand hinübergeht in's Eisthal. Wer gut bei Fuß iſt, der geht's in zwei Stunden hinauf. Der Pfarrer iſt alt und mühſelig, wen wird's treffen?

„Ich gehe ja gern, ſehr gern,“ ſagte der junge Caplan, „zum Abend bin ich leicht wieder hier.“

So möchte er eine zweite Kerze in die Laterne thun, rieth die Wirthſchafterin, daß er auch auf dem Rückweg Licht hätte, der Mond gehe erſt gegen Mitternacht auf.

Auch that das fürſorgliche Weibchen zu andern Dingen und kirchlichen Geräthen ein Fläſchlein Branntwein in den Ranzen, den ſie dem armſeligen Boten um den Hals hingen. Der Caplan wehrte ſich gegen den Branntwein: ob man denn glaube, daß er —

„Nur d'rinnen laſſen!" ſagte der Pfarrer und zog die Hand Hiron's von dem Ranzen zurück, „Sie kennen das Gebirge noch nicht. Es ſteht Ihnen ganz frei, bei Predigten und Chriſtenlehren gegen den Branntwein zu Felde zu ziehen, ſo ſcharf Sie wollen, es wird ſehr gut ſein, wenn Sie's thun, aber wenn Sie zur Winterszeit in's Gebirge gehen, ſo vergeſſen Sie den Schnapsplutzer nicht; iſt's kein großer, ſo ſei's ein kleiner! Ich rathe Ihnen gut."

In Winterſtiefeln und Pelzhaube, im Chorhemd und in der Stola, halb jägermäßig, halb prieſterlich, ſo machte ſich nun der Caplan auf den Weg. Mit der rechten Hand hielt er das Ciborium, als da iſt das Gefäß der Hoſtie, das ein goldgeſticktes Mäntlein um hatte und mit einer rothen Schnur am Halſe des Prieſters befeſtigt war; in der linken Hand hielt er einen feſten Bergſtock. Vor ihm watſchelte der Blaſel mit dem Ranzen, dem Metallglöcklein und der Laterne, in der eine Kerze brannte, weil das Heiligthum vom ewigen Licht begleitet werden muß auf allen Wegen. Von der Zeit an, als der Prieſter die Hoſtie in der Kirche aus dem Tabernakel nahm, bis ſie am Ende des Dorfes waren, wo die Häuſer aufhörten und am Wege keine Leute mehr knieten, tönte auf dem Thurm eine kleine Glocke.

Der Weg war ein glatter Schlittpfad, und der Bote wackelte leidlich anſtändig darauf entlang und ergötzte ſich an dem Klingen des Glöckleins, mit dem er fortwährend ſchellte, obwohl Niemand mehr zu rufen war, der da niederkniee vor dem heranziehenden Heiland. Es war zu ſolcher Feierabendſtunde Jeder ſchon in ſeinem traulichen Daheim, der eins hatte, oder beſtrebt, ſich wenigſtens für dieſes heilige Feſt in irgend einem Winkel eins zu ſchaffen. — Die Sonne beſchien nur noch höhere Berge; im Thale, wo der Bach floß, lag in einem leichten Streifen hingezogen blauer Duft. Aus einer Scharte des hinteren Gebirges ſchwamm eine Nebelflocke herüber, die ſich aber bald auflöſte, um einer zweiten Platz zu machen, die etwas weiter an den Wänden vorwärts kam und ſich endlich auch löſte.

Die beiden Wanderer waren nun auf eine Höhe gekommen, auf der ſich das weite Gebirge in ſeiner großartigen Gewalt zu entfalten begann. Es hatten ſich die Berge zuſehends verſchoben bei jedem Schritt, die nähern raſcher, die fernen allmählicher, bis ſich vor den erſtaunten Augen Hiron's ein Bild darbot, wie er es nicht hatte ahnen können. Da unten in der Tiefe lag die Klarau, das Dorf mit den ſanften Rauchfahnen ſeiner Schornſteine, mit dem roſigen Blinken ſeiner Fenſter, in denen ſich der Sonnenſchein auf den Bergen wiederſpiegelte. Dort und da trollte ſich ein geſchäftiges Pünktlein über die Gaſſe, dort und da glitt noch ein Schlitten. Wenn man von unten einen Blick emporthut, ſo glaubt man den hohen Bergen in's Angeſicht zu ſehen, und es ſind doch nur deren Knie, die Vorberge und Ausläufer der Rieſen, deren ſchimmernde Gipfel und blauende Felsriſſe erſt hier oben dem unerfahrenen Gebirgswanderer in's Auge fallen.

„Du biſt groß, o Natur!“ ſagte nun der junge Prieſter, „aber ſiehe, ich habe einen Größern bei mir!“ Und er hob das Heiligthum empor, vor dem ſich, wie er mit dem Auge ſeiner gläubigen Seele ſah, der Alpen Rieſenhäupter nun ſtill verneigten.

Dann ſchritten die beiden Wanderer fürbaß.

Der Weg, öfter von den Spuren der Rehe und Hirſche und anderen Wildes durchkreuzt, ging ſtets ſachte aufwärts und immer tiefer in die Falten der Wälder und Felſen. In die Klarau ſah man nicht mehr hinab. Der Schlittpfad war auch zurückgeblieben, und ſelbſt der ſchmale Fußpfad im gefrorenen Schnee wurde rauher und holperiger, je öfter er ſich zweigte. Von einem ſolchen Zweigpfad kam ein Mädchen herab, ein blühendes Kind, das übrigens der Bote tüchtig anſchellen mußte, bis es begriff, daß es hier zum Niederknien ſei. Sie kniete in den Schnee hinein, faltete die Hände und ſchaute dem Prieſter ſo fromm und treuherzig in's Geſicht, als ob er der wäre, vor dem ſie kniee. Der Caplan blickte ſie auch an, dann hob er das Heiligthum ein wenig von ſeiner Bruſt und ſegnete ſie.

Das Mädchen ſchlug über ſein Geſichtlein ein Kreuz, dann ſtand es auf und hüpfte den Weg weiter abwärts. Hiron hätte es vielleicht gefragt, von wannen es komme, wie der Weg gehe, wie weit es noch ſei bis hinauf in die Scheiben, endlich wohl auch, wie es heiße, und ob es zur Chriſtmette gehe, aber bei einer heiligen Handlung — und eine ſolche iſt der Verſehgang — ſchickt es ſich nicht, daß der Prieſter mit Jemand Worte wechſle, die nicht nöthig ſind. So ſah er nun nur noch die Spuren ihrer Knie im Schnee, dann drückte er den Heiland an's Herz und ging dem Blaſel nach. Dieſer war in den Steig eingebogen, den das Mädchen gekommen. Der Hochwald hatte ſich verloren, jetzt erſchien das halbeingeſchneite Buſchwerk des Alpenroſenſtrauches und der Zerben. Die freie weite Ausſicht war längſt wieder vergangen, es war eine Karmulde, die von einer ſchreckbar hohen, ſcheinbar überhängenden Felswand niederging. Gegenüber waren kahle

Lehnen, mit Felswänden geſprenkelt, und der Schnee an denſelben und auf den Kuppen dämmerte ſchon im kalten Blau des Abends. Ueber den Himmel zogen ſich leicht gewölkte Streifen, die noch im roſigen Scheine waren.

Hiron fragte nun den Blaſel, ob ſie denn nicht ſchon bald auf die Scheiben kämen? Er mußte mehrmals recht laut fragen, bis jener eine halbe Antwort gab und nach vorn deutete. Sie ſchritten fürbaß, und wenn ſie an einem aufragenden Baumſtrunk vorüberkamen, wie hier der Sturm oder der Blitz die einzeln daſtehenden Stämme auf Manneshöhe gebrochen hatte, ſo läutete der Blaſel mit aller Macht ſeines Armes das Glöcklein, als ſollten auch die Strünke niederknien, wenn das Sacrament kommt. Der arme Burſche ſchien ſich bisweilen ordentlich gehoben zu fühlen von dem Amt, das er heute trug oder beſſer, das ihn trug, und der Prieſter betete zu ſeinem Gott, er möchte dem armen Weſen ſo viel Licht und Gebrauch der Sinne zuwenden, als jeder Menſch hienieden nöthig hat, um Gott zu erkennen und der ewigen Seligkeit zuzuſtreben. Er wußte wohl, was der Volksmund ſagt: Die Trottel (Cretins) kommen nach ihrem Tode an einen Ort, wo keine Freude und kein Leid iſt. Alſo beraubt der Anſchauung Gottes! Das bedauerte der Prieſter noch am meiſten, wenn er den Blaſel betrachtete, der die längſte Zeit wie müde und halb verloren vor ihm herwankte. Nun kamen ſie empor zu einer Bergſcharte, hinter welcher Hiron das Haus auf der Scheiben zu erblicken hoffte. Aber dort peitſchte ein ſchneidiger Wind Nebelmaſſen von den Bergrieſen her, welch letztere in ihren düſter-blauen Schatten aufragten, und deren Zinnen ſich im Nebel verloren. Es war eine ganz fremde Gegend, und der Blaſel ging über rauhen Steinboden, von dem der Wind den Schnee weggefegt hatte, thalwärts. Aus dem Nebel, der ſich immer tiefer herabſenkte, begannen ſcharfe Eisnadeln zu fallen, die an den Wangen brannten, und endlich auch Schneeflocken.

Es war ſchon ganz dunkel geworden. Der Pfad hatte ſich verloren, der Abſtieg über das Geſtein wurde ſo ſteil, daß ſie klettern mußten; der Blaſel, ſtets mit dem ſchellenden Glöcklein am Riemen, kletterte ſchier beſſer, als er auf glattem Boden ging; er ſchien mehr zum Vierfüßler eingerichtet als zum aufrechten Gang. Er that dabei ſo munter, daß Hiron ſchloß, dieſer Weg müſſe ihm wohlbekannt ſein, ſie müßten nahe dem Ziele ſein. Die Laterne mit der brennenden Kerze hatte Hiron ſchon früher an ſich genommen und ſie mit dem Drahthenkel an ſeinen Arm gehangen, das Gefäß des Heiligthums hatte er mit der Stola feſt an die Bruſt gebunden, ſo daß er ſich mit beiden Händen des Stockes bedienen konnte, und nun kletterte er nach, ſo gut es ging.

Endlich ſtanden ſie in einer Engſchlucht, wo man nicht mehr weiter konnte.

Der Blaſel ſtand da wie ein Nachtwandler. Der Prieſter fragte ihn:

„Wo ſind wir? Wo iſt der Weg?“

Der Burſche glotzte ihn an, faſt verwundert, wieſo der Geiſtliche zu ſolcher Frage käme.

Hiron rüttelte ihn am Riemen des Ranzen: „Unglücklicher Menſch! Thier! Du haſt den Weg verloren!“

Der Blaſel war zuſammengezuckt und ſtöhnte.

„Wo iſt das Haus in der Scheiben?“ rief Hiron. „Wo iſt das Haus in der Scheiben?“ flehte er mit gerungenen Händen.

Der Burſche deutete mit einer trägen Geberde, er wiſſe es nicht.

Jetzt erſt ſah der Caplan, woran er war: verirrt, auf ſich ſelbſt angewieſen im hohen Gebirg, in der ſtürmiſchen Winternacht. Er begann wieder emporzuklettern dort, wo ſie niedergeſtiegen; dann rief er den Blaſel, daß er ihm folge, und mußte wieder umkehren, um den zwiſchen zwei Felsklötzen hockenden Halbmenſchen aufzurütteln und mit ſich zu führen.

So begannen ſie nun herumzuirren, denn die Richtung, von der ſie gekommen, fand Hiron nicht mehr. Er wand ſich durch ſprödes Zerbengeſtrüpp, er kam durch ſteile Kare, über Schuttreiſen, in wüſtes Geſtein. Das heftige Schneegeſtöber ſchnitt rauh in ſein Geſicht und bedeckte die kahlen Steine raſch mit Weiß, auf welchem der rothe Schein der Laterne irrlichtartig hin- und herzuckte. Mit jedem Schritt konnte Hiron in den Abgrund ſtürzen, mehrmals glitt er aus, einmal rollte er ſchon gegen ein Bodenloſes hinab, daß er dachte: Leb wohl, o Welt, jetzt fahre ich in die Ewigkeit! Da blieb er mit der Schnur des Heiligthums an einem Zerbenaſt hängen.

Nun ſagte der Prieſter: „Faſt hätte ich vergeſſen, biſt ja Du bei mir, mein Gott! Dein ſtarker Arm hat mich gerettet, Du haſt die Iſraeliten aus der Wüſte geführt, Du wirſt auch mich. Du haſt die Jünger auf ſtürmiſchem Meere gerettet, Du wirſt auch mich. Dräuet ihr Berge, brauſet ihr Stürme da oben in den Wänden, bei mir iſt der Allmächtige!"

Der Glaube gab ihm Kraft, er raffte ſich wieder auf, wand ſich fort, immer aufwärts, ſteil aufwärts, denn das Niederſteigen oder Klettern quer an den Hängen hin war zu gefährlich. Das Licht in der Laterne war verloſchen; Feuerzeug war im Ranzen, aber wo war der Ranzen und ſein Träger? Hiron rief im Toſen des ſich immer heftiger entfachenden Sturmes vergebens nach ſeinem armſeligen Gefährten; er ſuchte ihn und ſtolperte endlich darüber. Der Burſche hatte ſich in einer Felsrinne hingelegt zum Schlafen. Der Schnee beeilte ſich, darüber eine Decke zu weben; es wäre aus geweſen, ohne eine einzige Klage und ohne Schmerz, es wäre ein ſegenloſes Leben vorbei geweſen. Aber Hiron hob ihn auf, ſtärkte ihn mit Branntwein, ſchleppte ihn hinan in die Kluft eines Felſens. Wie kam es, daß dieſe abgehärtete, an die Herbheit des Lebens und des Gebirges gewohnte Natur mit ihrer Kraft ſchon zu Ende war, während Hiron kaum eine Ermüdung fühlte, obwohl ſeine Glieder zitterten? Mit dem Burſchen war eben nichts, was das Thieriſche aufgeſtachelt hätte; mit Hiron war die Angſt und der Glaube.

In der Felſenkluft, die vor Wind und Wetter zum Theil geſchützt war, gelang es, das verloſchene Licht wieder zu beleben. Die Kluft ging tief in den Berg; doch als ſie Hiron mit der Laterne verfolgen wollte, erhob ſich in der finſteren Tiefe ein Geräuſch, als ob allerlei Gezücht aufgeſchreckt herumflattere, an die Wände ſtöße; eines der Ungethüme ſchwirrte über Hiron's Haupt in's Freie.

Es graute ihm, und doch mußte er daran gehen, ſich in dieſer Felſenſpalte wohnlich einzurichten, denn an ein Weiterkommen war in der brauſenden Sturmnacht nicht zu denken. Er brach dürre Zweige der Zerben, die am Hange der Mündung ſtanden, und machte ſich damit mühevoll ein Feuer an. Der Blaſel kauerte in einer Ecke, kraute mit ſtumpfer Miene den Schnee aus den Falten ſeines Lodengewandes, und bald darauf war er eingeſchlafen.

Hiron's erſte Sorge war nun, das Heiligthum an einem geſchützten Platz zu bergen. Er entdeckte in der Wand eine Niſche, er richtete ſie zum Tabernakel her und ſtellte das

Gefäß mit der Hoſtie hinein. Vor dieſem Altar kniſterte das Feuer wie eine Opferflamme, und daneben kniete nun der Prieſter und betete Den an, den er aus der Kirche im Thal auf dieſen hohen Berg getragen, voll des Glaubens und voll der Liebe, und der ihn hier verlaſſen wollte. Denn wie war ein Entkommen möglich, da die Winterſtürme in dieſen Gegenden nur ſelten raſch vorüberziehende ſind, ſondern gewöhnlich tage- und wochenlang währen! Der Sterbende im Haus auf der Scheiben ſehnt ſich vergebens nach dem Heiland: ſind denn deſſen Sünden ſo groß, daß ſich der Herr vor ihnen in die Felswildniß flüchtet, wie er einſt vor dem König Herodes nach Aegypten geflohen iſt? — Einſt, o Du ſüßes göttliches Kind, warſt Du auch verlaſſen in dieſer Nacht und mußteſt Zuflucht nehmen in einer Felsgrotte bei Bethlehem, und Keiner im weiten Land iſt heute erkoren zu ſolcher Hirtenandacht, als ich es bin. —

So dachte Hiron und dann betete er für den Kranken im Scheibenhauſe, zu dem er den Weg nicht hatte finden können.

Plötzlich hub es über dem Haupte des Prieſters an zu ſchwirren und zu flattern, ſtruppiges Gevögel ſchoß umher, ſtieß an die Wände, an die Decke, taumelte auf die Erde nieder, zuckte zur Spalte hinaus und pfiff und kreiſchte, daß dem Prieſter vor Grauen die Haare zu Berge ſtanden. Es waren Falken und Geier, die im Felſen ihre Neſter hatten und nun durch den Rauch beunruhigt worden waren. Einer der grauen, zu ſolcher Zeit halbblinden Habichte ſtürzte gerade in's Feuer nieder, daß die Funken auseinanderſtoben und das Thier lebendig für Hiron zum Chriſtmahle gebraten worden wäre, wenn es dieſer nicht haſtig mit dem Stocke aus den Flammen geſchleudert hätte.

Aber die Vögel kamen allmählich wieder zur Ruh'. Das Feuer war in ein zuckendes Glimmen zuſammengeſchwunden; vom Winde, der ununterbrochen um die Wand pfiff, konnte es nicht erreicht werden, nur daß ſich bisweilen eine Schneeflocke herein verirrte, um im rothen Schein ſofort zu vergehen. Nun kam über Hiron die Erſchöpfung; er ſtärkte ſich mit Branntwein, und um ſich vor dem Schlafe zu bewahren, in den der arme Genoſſe ſo ahnungslos verſunken war, und der in ſolcher Lage ſo gefährlich werden kann, begann er vom Boden platte Steine loszulöſen, um damit vor dem Heiligthum einen Altar zu bauen. Es naht das Chriſtfeſt, der Tag, an welchem jeder katholiſche Prieſter drei Meſſen leſen ſoll, die erſte davon ſchon in der heiligen Nacht, zur Feier der Geburt. Unten werden ſie bald herankommen, aus den Häuſern, den nahen und den fernen, mit Fackeln oder Laternen der Kirche zu, auf deren Thurm freudenreich die Glocken klingen und wiederhallen in den nächtigen Wäldern. Das Gotteshaus iſt hell erleuchtet, und beim feſtlichen Tönen der Orgel, bei den alten Hirtengeſängen des Volkes wird ein Hochamt gehalten um Mitternacht, ſo heilig und herzbewegend, wie keines ſonſt im ganzen Jahr.

Ein mächtiges Sehnen erfaßte den Prieſter nach der feſtlichen Gemeinde, er ſchaute hinaus in die ſchwarze, brüllende Nacht, dann ging er wieder zu ſeiner Arbeit und legte Stein auf Stein, bis der Tiſch fertig war. Auf dieſen rauhen Tiſch ſtellte er nun das Ciborium, worin die Hoſtie lag.

Der Blaſel ſchlief und regte ſich kaum, Hiron hatte ſchon früher den Mantel aus dem Ranzen gezogen und den Schläfer damit zugedeckt. Es fiel ihm ein: „Was ihr dem Aermſten meiner Brüder thut, das thut ihr mir!“ So kann's ja wohl auch das Chriſtkind ſein, das in dieſem armen Menſchenweſen ſchlummert auf kaltem Stein! Je länger er den Schläfer betrachtete, deſto wärmer wurde ſein Herz, deſto lebhafter der Wunſch, dieſem geringen, von aller Welt mißachteten Menſchen, der ſchuldlos war und doch wie ein Verwunſchener dahinathmen mußte in Dämmerung, was Gutes thun zu können. Und ſo vollzog ſich das Wunder, daß ſich Hiron's Liebe zum kirchlichen Sacrament auf das arme Menſchenweſen übertrug.

Dann ſank er hin vor den Altar und weinte vor Freuden. Er hatte den Heiland gefunden. Es war plötzlich etwas in ihm, das er früher nicht gekannt hatte: eine Ahnung, als ſei ſein Heiligthum in der Brotgeſtalt wohl das Symbol des Höchſten im Himmel und auf Erden, aber nicht das Höchſte ſelbſt. Empfinden und Denken, das ſich ſonſt einzig nur der Hoſtie zugewendet hatte, ging nun über auf den Aermſten ſeiner Brüder. Die Angſt und Noth hatte ſein Herz geöffnet, und aus dem Prieſter war ein Menſch geworden.

Hiron wachte vor dem daliegenden Halbcretin, zog ihm nach jeder Bewegung desſelben immer wieder den Mantel zurecht, hob ſein ſtruppiges Haupt und legte den Ranzen darunter als Kiſſen, machte wieder friſches Feuer und trachtete den Rauch abzulenken, wenn ſolcher hinqualmte gegen den Schläfer. Das hielt ihn ſelbſt warm, das beruhigte ihn, erfüllte ihn mit Zuverſicht.

So vergingen Stunden und Stunden, und von Glocken, die im ganzen Lande klingen mochten, drang kein Ton empor zur Krippe in der Felſenkluft, und von den Weihnachtslichtern, die wie ein feuriger Gürtel den Erdball umkränzten, grüßte keines herauf in die Wolken der Alpen. Plötzlich jedoch war etwas, vor dem Hiron mächtig erſchrak. Er war ein paar Schritte nach vorwärts getreten, um in die Finſterniß hinauszuſchauen, da ſtand vor ſeinem Auge in den Lüften ein rothleuchtendes Halbrad. Es war der aufgegangene Mond, den die hinfliegenden Nebelmaſſen jetzt enthüllten, jetzt wieder verdeckten. Es war zu ſehen, als ob der Mond im Bogen fliege, von einer gewaltigen Hand in die Nebel hinein-, in die Himmel emporgeſchleudert.

So iſt in dieſer ſeltſamen Chriſtnacht unſer Hiron das tiefe menſchliche Elend und die Erhabenheit der Schöpfung inne geworden, und ſo waren ihm auf dieſem Sinai zwei Geſetztafeln erſchienen: Du ſollſt den Herrn ſchauen in ſeinen Werken und Deinen Nächſten Gutes thun!

Im Hauſe auf der Scheiben, das tief unten in einer geborgenen Niederung ſtand, umgeben von Wald und Matten, war ſchon ſeit Nachmittag der Tiſch gedeckt mit weißem Tuch, und vor dem Crucifix auf demſelben brannten zwei rothe Kerzen. Daneben im Strohbett lag der alte Hans und hatte die blaſſen ſchmalen Hände gefaltet über der ſchwer wogenden Bruſt. Seine ſcharfen, blutloſen Lippen bebten, auf ſeiner Stirn ſtanden große Tropfen. Es war die bittere Angſt vor dem Sterben. Er war alt und gebrochen genug dazu, er ſah das ſelber, es verlangte ihn auch nicht mehr länger nach dieſer Welt, und wenn er daran dachte, wie nach dem langen Leben voll harter Arbeit und ſchwerem Kummer ſein Leib nun bald raſten würde in der Erden, ſo that ihm dieſer Gedanke völlig wohl. Auch in's Abſchiednehmen wollte er ſich ergeben, denn ſein Weib war alt und mußte ihm bald folgen. Sollte ſie noch ein paar Jährchen zu bleiben haben, ſo war vom Waldherrn für ſie mit einer kleinen Penſion geſorgt. So weit hatte er's doch gebracht, der Hans, das war ſein Denken und Arbeiten geweſen fünfzig Jahre lang, daß er verſorgt ſei für die alten Tage.

Aber das Sterben hatte einen andern Haken, einen ganz andern! Der ewige Gott iſt gütig und barmherzig, ſo lange der Menſch noch auf der Welt iſt, aber in der Ewigkeit läßt er mit ſich nicht ſpaßen. Wohl durfte ſich der Hans ſagen, er war ſein Lebtag ſo weit ein guter Chriſt geweſen, daß er die Kirchengebote vorgeſchriebenerweiſe mit Fleiß gehalten. Trotzdem ſind außerhalb derſelben mancherlei Sachen vorgekommen, die ſich der Menſch alleweil zu leicht aus dem Kopf ſchlägt, auf die aber, wie man hört, der Herrgott ein großes Gewicht legt. Wenn nun der Hans heute oder morgen vor dem Richterſtuhl ſteht, was wird der Herr ſagen zur Geſchichte mit dem Baum-Peter? So lange er geſund geweſen, hatte er ſich immer geſagt: des Peters wegen haſt Du nur Deine Pflicht erfüllt.

Jetzt wollte er ſich dasſelbe ſagen, aber ſein Gewiſſen rief: Nimm Dich in Acht!

Dieſe Angelegenheit vor Allem möchte ſich der Hans in der Scheiben gern vom Herzen wälzen, indem er ſie dem Prieſter erzählen wollte, um von ihm die Losſprechung zu erlangen und als Wegzehrung das heilige Sacrament.

So lag der Hans nun in Bangniß und Erwartung da. Es wurde dunkel draußen vor den Fenſtern, die Kerzen brannten nieder und legten einen trüben Schein auf die Stubenwände, und der Prieſter kam nicht. Das Hin- und Hergehen iſt das einzige, worin der Blaſel verläßlich iſt, es mußte denn ſein, daß er ſich unterwegs bei einem Thiere verweilte, ſo wie er einmal einem Eichhörnchen zugeſchaut hatte, das einen Baumſtamm hinaufgelaufen, und er davor ſo lange ſtehen bleiben wollte, bis es herabkäme. Er ſtand ſo lange vor dem Baum, bis er ſchließlich ſelber nicht wußte, worauf er wartete, und ſicherlich bis an's Ende der Welt auf dem Flecke ſtehen geblieben wäre, wenn ihn nicht ein vorübergehender Halter aus ſeiner Verſunkenheit geweckt hätte.

Aehnliches bedenkend, hub der Kranke zu klagen an, daß er nun gar ohne Prieſter ſterben müſſe, er höre die Senſe ſchon rauſchen im Graſe, und wie ſie näher und näher komme und ſein Leben abſchneiden werde noch in dieſer Nacht.

Endlich, als es ſchon lange finſter war, hörte ſein Weib draußen im Schnee Tritte, und der Schein einer Laterne zuckte zu den kleinen Fenſtern hinein und an den Wänden hin.

„Das ſind ſie, Gott Lob und Dank, das ſind ſie!“ hauchte das Weib und eilte ihnen entgegen hinaus in die Vorkammer.

Die Erwarteten waren es aber nicht; ein kleines kurzhalſiges Männlein war's, das mit Stock und Laterne haſtig zur Thür hereintrat. Das Weib des Hans erſchrak ſchier bis an den Tod. Wer da kam, das war kein Guter, war der einzige und tief verbitterte Feind, den ſie hatten auf der Welt. Es war der Baum-Peter.

„Lebt er noch?“ haſtete er der Frau entgegen.

Dieſe fiel vor ihm auf die Knie: „Peter, um Chriſti Leiden und Sterben willen, verſchone uns! Peter, Du wirſt auch ein Erbarmen brauchen in Deiner letzten Stund', ſei barmherzig, er liegt in der Todesangſt, er bereut es tauſendmal, er hat's geſagt.“

„Was bereut er?“ fragte der Peter ziſchend und zog das zitternde Weib in den Winkel, wo eine alte Truhe ſtand zum Sitzen. „Was bereut er?“

„Du weiſt es ja,“ ſagte ſie, „Du haſt es uns oft genug bewieſen, daß Du es nicht vergeſſen, wie Dich dazumal der Hans von der Holzmeiſterſtelle verdrängt hat, weil er's verrathen, daß Du als Wilderer den Rehbock hätteſt geſchoſſen im Rutwald. Und biſt desweg mitſammt Deiner Familie brotlos geworden."

„Denkt er an das? Denkt er daran?"

„Peter!" fuhr ſie fort, „gleichwohl Deine nachherige Stelle als Vorarbeiter im Eiſenwerke zu Sanct Aegydi weit beſſer iſt als die Holzmeiſterei, ſo haſt es dem Hans doch hart nachgetragen, was mich freilich nicht wundert, weil er Dir jede Anfeindung zehnmal ſchärfer zurückgegeben hat, wie er ſchon ſein Lebtag ein zorniger Menſch war. Aber ſonſt nit ſchlecht, ſchlecht gewiß nit, Peter, das kannſt mir glauben, und iſt's nit ſeine Abſicht geweſen dazumal, daß er Dich um die Stelle bringt; er hat's des Rehbocks wegen nur ſagen müſſen, weil er ſelb' Zeit im Rutwald Jäger iſt geweſen."

„Deswegen geht's nicht mehr her, deswegen," ſagte der Peter, „das iſt ihm vor zwanzig Jahren ſchon vergeſſen geweſen. Aber nachher!"

„Und doch iſt die große Feindſchaft entſtanden zwiſchen Euch, und er hat Dir ſeither viel Kränkung und Unrecht angethan, das iſt wohl wahr — er ſieht's ein."

„Er ſieht's ein," ſagte der Baum-Peter ganz leiſe, und ſeine Worte waren unglatt und zitterten: „Dank Dir Gott dieſes Wort, jetzt kommt's mir leicht an, was ich thue. Schau, ich habe heut' gehört, der Hans wär' im Sterben. Da iſt's mir eingefallen, wie wir in jungen Jahren gut ſind geweſen miteinander, und wie wir uns nachher ſo unnöthigerweis in die Feindſchaft hineingehetzt haben, bei der mir nicht und ihm nicht wohl iſt geweſen; 's iſt der Heilige Abend, denk' ich, gearbeitet wird eh nicht im Werk, gehſt auf die Scheiben und ſuchſt den Hans heim. — Darf ich hinein zu ihm?"

„Wenn Du ſo biſt!" ſagte das Weib und machte ihm die Thür auf in die Stube.

„Wer iſt's denn?" fragte der Kranke heiſer; daß es der Prieſter nicht war, hatte er ſchon bemerkt.

„Kennſt Du mich, Hans?" ſagte der Peter weich, „gieb mir die Hand."

„Soll das —" verſetzte der Kranke unſicher, „ſoll das nicht der Baum-Peter ſein? Der Stimme nach ſchier. Weib, zünde ein Licht an."

„Ein Licht?" fragte ſie erſchrocken, „es brennen ja zwei Kerzen."

„Wird ſchon ſo ſein," ſagte der Hans, „ich bin nicht bei mir ſelber. Juſt hat mir geträumt, der Baum-Peter wäre neben mir geſtanden da beim Bett. Ei närriſch, der kommt nicht zu mir. Es wäre mir lieb, wenn er wollt' kommen, es wäre mir lieb. Ich kann nicht zu ihm."

Der Peter hatte ihn nun ſchon an der Hand gefaßt: „Ich bin gern gekommen. Hans, wir wollen wieder gut ſein miteinander. Alles Schlechte ſoll vergeſſen ſein zwiſchen uns, und der von uns Zweien zuerſt vor's Gericht Gottes muß, ſoll den Andern nicht verklagen, und der länger auf der Welt bleibt, ſoll für den Andern beten. Iſt es Dir recht, Hans?"

„Ich bin einverſtanden," ſagte der Kranke, von ſchweren Athemſtößen unterbrochen, „Peter, Du biſt doch ein guter Menſch, unſer Herrgott wird Dir's vergelten an Weib und Kind, daß Du jetzt zu mir gekommen biſt. — Und Du," ſo wandte er ſich an ſeine Frau, „ſollſt ihm was kochen, er muß hungrig ſein, der Peter; den weiten Weg da!"

„Wenn mir nur ein Menſch kunnt' ſagen, warum der Geiſtlich' denn gar nit will kommen!" rief ſie.

„Ei ſo, der Geiſtlich' iſt noch alleweil nicht dageweſen?" verſetzte der Kranke, „nun, daß ich's aufrichtig ſage, jetzt brauch' ich ihn nicht mehr. Seit ich mit dem Peter wieder auf gleich bin, brauch' ich ihn nicht mehr. Das Weitere habe ich mit meinem Gott und Herrn ſchier hübſch in Ordnung. — Trinken möcht' ich."

Der Baum-Peter reichte ihm den erquickenden Trank.

„Daß Du mir's thuſt, Peter," dankte der Hans und befeuchtete die Lippen, „daß Du mir's thuſt, ſo iſt's mir eine rechte Wegzehrung in die Ewigkeit."

Sie blieben alle Drei beiſammen. Im Ofen winſelte zuweilen das Feuer, die Wanduhr ging ihre gleichmäßigen Schritte, als ob ſie auf langen Wegen wandelte und nicht über den Steg vom Leben zum Tode. Sonſt war Alles ſtill. Der Kranke verſank in den Schlummer, ſie ſaßen neben ihm, und das Weib weinte ſtill vor ſich hin. Es war eine bange Chriſtnacht.

Draußen ſchneite und ſtöberte es, und es war ſchon lange nach Mitternacht, als Jemand an's Fenſter klopfte.

Wer es ſei? Was es bedeute?

Ein Mann aus dem Dorfe war's, der fragte durch die gefrorene Glasſcheibe herein, ob der geiſtliche Herr Caplan da ſei?

Um Gotteswillen, der wäre gar nicht gekommen.

Dann müſſe er ſich im Gebirge verirrt haben, denn er ſei am Nachmittag mit dem Boten im Dorfe davongegangen und ſeither nicht zurückgekehrt. Die Leute wären in der Nacht zuſammengekommen in der Kirche zur Chriſtmette, der Meßner habe zur Mette geläutet, aber es habe keine ſtattgefunden, der Herr Pfarrer ſei ſtark unpaß, wie immer, wenn das Wetter umſchlage. Endlich ſei es laut geworden, der Caplan ſei von einem Verſehgang im Gebirge nicht zurückgekehrt, und da wären die Leute eilends aus der Kirche gelaufen, hätten ihre Fackeln angezündet und ſeien im Schnee und Sturm ausgezogen, den geiſtlichen Herrn zu ſuchen. Er, der Berichtende, ſei der Scheiben zugegangen und habe ſeine Fackel wegen der Feuersgefahr da unten in den Schneeboden getaucht. Er wiſſe nun nicht, wohin ſich wenden, denn alle Pfade und Spuren ſeien ſchon verſchneit und verweht. Eine ſolche Chriſtnacht hätte er noch nicht erlebt.

Und als er ſich ſo ſein Herz erleichtert hatte, ging er wieder davon, zündete unter einer Schirmtanne ſeine Fackel wieder an und machte ſich auf die Suche im unwirthlichen Birg. Da war unter den Leuten ein Mädchen, und das erzählte nun, es ſei am vorigen Nachmittag vom Schiermoos herübergegangen und habe geſehen, wie der Geiſtliche und ſein Führer nicht den Weg in die Scheiben, ſondern den Steig rechts hinan in die Kare eingeſchlagen habe.

„Jeſu Chriſt!“ rief hierauf Einer, „da ſind ſie heilig in die Todten Oefen hinaufgerathen!“

Da thaten Viele einen Schreckruf; die Todten Oefen, ſo hieß das wilde Gewände, das hinter dem Rockſtein wie eine ungeheure Felſenburg hoch über dieſes weite Bergland aufragte, nebelblaß ſchimmernd im Sommer und düſtergrau im Winter, da ſich kein Schnee hielt an ſeinen Schroffen und nur die weißen Adern des Eiſes niedergingen gegen die öden Kare. Gemsjäger und Edelweißſucher waren die Einzigen, die ſich in die ſteinernen Mulden hinaufwagten, das ſenkrechte Gewände ſelbſt umkreiſten nur die Steinadler und die Falken. Und da hinauf ſollten ſich der Blaſel und der des Gebirges unkundige junge Caplan verſtiegen haben?

„Und warum haſt ſie denn nicht zurückgewieſen, da Du ſahſt, ſie wollten hinauf?“ Dieſen Vorwurf machte ein alter Mann dem Mädchen.

Ja, weil ſie gedacht, ſie wollten in's Schiermoos hinüber.

Sie ſtrebten hinan. Sie hatten Schußgewehr und Hörner bei ſich, um ſich gegenſeitig zu verſtändigen, die Fackeln waren im Nebel und Geſtöber nicht weit zu ſehen. Einer wollte im Pfeifen des Windes das Verſehglöcklein klingen gehört haben, ein Anderer ſah hoch in den Schroffen das Flimmern des Verſehganglichts; aber in jener Richtung, wo der ſich die Stroſſen dachte, war die freie Weite des Himmels und die Nebel, zwiſchen deren Wogen vielleicht einmal ein Sternlein niederblinken mochte.

„Wäre es der Stern von Bethlehem!“ bemerkte einer der Alten.

Wie lang iſt eine Nacht in der Schlafloſigkeit, in der Einſamkeit, in der Bangniß und Gefahr! Da mag wohl der Gedanke kommen: Wenn's Nacht bliebe! Wenn die Sonne nicht mehr erſchiene! — Das menſchliche Herz verträgt dieſen Gedanken nicht. Der Blinde kann ſich freuen, er ſieht zwar das Licht nicht, aber er fühlt es, denn das Licht wirkt nicht allein auf's Auge, es wirkt auf Leib und Seele mit ſeinem himmliſchen Athem. Aber wenn in einer längſten Nacht des Jahres, in der Chriſtnacht, des Ewigen Arm ſacht in die Speichen des Weltenrades griffe: Genug! Meine Schöpfung hat ausgelebt und ausgelitten, es ſoll Ruhe ſein! — Und die Sonne ſtiege nicht mehr herauf! Was würde in den letzten Stunden der Grauen und Schrecken die Liebe machen auf Erden? Würde ſie milde weinend als ſanfte Tröſterin von Haus zu Haus gehen? Oder würde ſie, raſend geworden, die Menſchen würgen und die Brandfackel ſchleudern in ihre Wohnungen, damit es wieder licht werde im Thale der Thränen?

So ſann Hiron in ſeinem Felſentempel; da ſtieg ſein Herz wieder empor die Jakobsleiter des Glaubens.

Endlich erſchien in tiefen Fernen unten der Tag. Die Nebel zerſtreuten ſich oder ſchmiegten ſich in die Schluchten. Rothglühende Nadeln und Bänder zogen hin an dem Horizont, und die weite Bergwelt wurde roſig hell. Wie war die Welt tief unten, und wie tauſendfach lag das Gebirge entfaltet, die Thäler und Schluchten dämmernd, die Wälder blauend, die Höhen ſchimmernd im friſchen Schnee!

Aus den feinen ſcharfen Zacken eines ſehr fernen Gebirgszuges ging die Sonne auf. Hiron erſchrak vor ihr. Das war nicht die tägliche Sonne, es war eine ungeheure Gluthſcheibe, die ſich dort emporhob aus den zarten ätheriſchen Kämmen des Horizonts, das ganze Bergrund erfüllend mit unbeſchreiblicher Pracht. Hiron ſank ſchluchzend auf ſeine Knie und konnte nichts ſtammeln, nichts denken als: O Gott! o heiliger Gott! —

Als er ſich umwendete, war auch die Höhle erfüllt mit roſigem Licht. Das Antlitz des armen Schläfers war im Sonnenſtrahl faſt verklärt und ſchön. Nur ein einziger ſchwarzer Streifen zog ſich ſcharf hin an der beſonnten Wand, es war der Schatten des Ciboriums, das auf dem Tiſche ſtand. . . .

Erſt nach einer Weile konnte er ſich an das Erforſchen des Abſtieges machen. Das war wunderlich! Wie konnten ſie da heraufgekommen ſein in Sturm und Nacht? Es war ſteil wie ein Thurmdach, und nach einer Seite hin unermeßlich tief ſenkten ſich die Abgründe. Hiron ſchwindelte. Er wuſch ſich nun Hände und Geſicht im Schnee, um die Glieder zu erwärmen und ſich zu erfriſchen. Da war in der Luft plötzlich ein weicher Knall, etwa, als ob aus einem Flaſchenhals der Stöpſel ſpringe. Das wiederholte ſich nach kurzer Zeit, und nun ſah Hiron unten im Kar ſchwarze Punkte ſich hin und her bewegen. Anfangs meinte er, es wären Vögel, aber als er gewahr wurde, daß einer und der andere von dieſen Punkten von Zeit zu Zeit Rauch ausſtieß und dieſem Rauche nach etlichen Augenblicken allemal ein Knall folgte, ſah er, daß es Menſchen waren, die Signalſchüſſe abließen.

Eilig ging er in die Tiefe der Kluft zurück, um den Blaſel zu rütteln. Dieſer ließ ſich ſehr viel Ehre anthun, bis er ſtöhnend erwachte und ſich taumelnd die Augen rieb. Ja, das war einer von denen, die Leben und Sterben, ja ſelbſt den jüngſten Tag verſchlafen könnten. Nun ſchaute der Blaſel einmal etwas verwundert um ſich; es ſchien ihm nicht ganz wie ſonſt — doch ließ er es dabei bewenden und biß wacker in das Stück Brot, das ihm Hiron aus dem Ranzen gezogen hatte. Mittlerweile ſtand der Prieſter, immer noch in Stola und Chorrock, an der ſteilen Mündung der Höhle und ſchellte mit dem Metallglöcklein nach allen Kräften und rief mit lauter Stimme hinab gegen die Leute. Aber der Schall ſteigt lieber zur Höhe als in die Tiefe, und die ſchwarzen Punkte bewegten ſich ſchon wieder thalwärts. Jetzt zündete Hiron den kleinen Vorrath von Zerbenholz an, den er ſich gebrochen hatte, und als nun der Rauch wirbelte aus der dunklen Felskluft und empor an der Wand, da ſtieß unten Einer den Schrei aus: „In die Todten Oefen ſchauet hinauf, an der Adlerwand, dort ſind ſie!"

Es war aber noch nicht gewonnen. Die kühnſten Steiger beſannen ſich, da emporzuklettern, und einer der Bauern ſagte vorlaut: „Die müſſen herabgeſchoſſen werden." Erſt gegen die Mittagszeit, als in der warmen Sonne der Schnee klebrig wurde, wagten es drei Männer mit langen Stöcken und Seilen und ſchafften die beiden Verirrten endlich glücklich herab.

Bevor der Prieſter die Felſenkluft verlaſſen hatte, fragte er nach dem Hans in der Scheiben. Der war früh Morgens im Frieden entſchlafen. So ſagte Hiron: „Ich will für ihn meine Chriſtmeſſe halten in dieſem Tempel.“ Dann kniete er nieder vor dem ſteinernen Altar, hob die Hoſtie aus ihrem Gefäß, ſprach das übliche Gebet und nahm ſie zu ſich.

Jetzt erſt durfte er die kirchliche Kleidung ablegen. Er hatte ſein Amt nach Menſchenmöglichkeit erfüllt.

Als er auf dem feſten Boden der Niederung ſtand, kam über ihn endlich die Ohnmacht. Sie mußten ihn laben und auf einer nothdürftig geflochtenen Sänfte hinabtragen in die Klaran. Mit Jubelgeſchrei und Freudenthränen wurde er vom Volke empfangen. An den Stufen des Hauſes richtete er ſich auf und ſagte zu den Leuten, die den ganzen Platz bis zur Kirche hin füllten:

„Ich habe ihn geſehen. Er iſt groß und gütig in Ewigkeit. Er iſt herrlich!“

Und das war die Feſtpredigt an demſelbigen Chriſttag.

Die Zwingmeſſe.

Ich glaube an Geiſtererſcheinungen! Wie aber meine Geiſtererſcheinungen ausſehen, das ſoll die folgende Geſchichte zeigen.

Für ſein Erdenleben kommen wir ſchon zu ſpät. Der Paul war todt. Noch ſtieß man ihm die Fauſt an die Bruſt, knetete ſeinen Leib, rieb die Fußſohlen mit härenen Fetzen — umſonſt. Er war dahin. Sein Weib wollte das Korbband entfernen.

„Oho!“ riefen ſie, „das Band bleibt da, die Obrigkeit ſoll's auch ſehen, wie ſich die Leute aufhängen!“

Warum denn? Der Paul war arm, das iſt jedoch kein Grund; arme Leute hängen, aber ſie hängen am Leben; ſie wollen im Sonnenlichte athmen und nebenbei noch was von der Welt erſchnappen. Die Reichen hängen oft dem Trübſinne und der Verbitterung nach, weil ſie wiſſen, daß beim Reichthum auch nichts dahinter iſt. Zum wirklichen Hängen kommt der Eine wie der Andere ſelten. Im Ganzen aber iſt die Langweile ein beſſerer Seiler als die Arbeit; der Ueberfluß dreht mehr Stricke, gießt mehr Kugeln als die Entbehrung. Es war ein hartes Los, das den Paul getroffen: ſein Brot unter der Erde ſuchen — und Steine finden. Wochenlang in den Steinkohlengruben kein Tageslicht ſehen, nichts in den ſchauerlichen Einöden, als die Ampel und das licht- und liebedürſtende Herz. Unter ungeheuren Berglaſten nicht aufrecht ſtehen können, das mag ſich mählich wohl auch auf das Gemüth laſten. Paul hatte unterirdiſche Brände geſehen, war in den Gefahren ſchlagender Wetter geſtanden; ſie hatten manchen ſtarren, kalten Genoſſen an ihm vorübergetragen, empor zum Tageslicht, da ſein Auge es doch nicht mehr trinken konnte. Und trotz alledem, er arbeitete und war guter Dinge. Ein ſcharfes, kurzes Aufziſchen, wenn mitunter von außen ein böſer Funke in ſein Gemüth geworfen wurde, aber bald war wieder Alles glatt und rein, und die Leute hatten den Paul lieb, weil er ſtets ſo ſtillvergnügt und munter ſeiner Pflicht oblag und ſeiner Wege ging. Viel leiſten und wenig begehren — das ſind allweg die beliebteſten Leute.

Eines Tages aber, als er nicht arbeitete, ſondern zu Hauſe bei ſeinem Weibe war, in der Sonntagsruhe — ſchnitt er ſich das Leben ab.

Kein Menſch wußte, warum. In den grellſten Muthmaßungen erging man ſich; die Frommen ſchoben es auf die Gottloſigkeit der Zeit, die Freigeiſter auf religiöſen Wahnſinn, die Aerzte auf eine Krankheit des Gehirns und Alle machten ſehr geſcheite Reden daraus. Das Weib des Paul war raſend vor Schmerz.

„In den Himmel darf der nicht hinein!" Das war ſelbſtverſtändlich. Zu jenen heiligen Reihen, die ſich von Anderen umbringen ließen, oder Andere umgebracht hatten, zu gedenken der Kreuzzüge, der Inquiſition und anderer Glaubenskriege, paßt der Paul nicht, und damit er am jüngſten Tage, wenn Alles auferſteht, nicht zufällig darunter kommt, muß man ihn abſeits vom Kirchhofe begraben. Dort auf der Au ſteht eine hohle modernde Buche; am Boden wuchert welkes Gediſtel und anderes Blattwerk, nie von einer Sichel ehrenvoll erlöſt, wild aufwachſend, üppig hinprangend, öde abdorrend, verweſend Jahr für Jahr. Dort wurde die Grube gemacht. Der Todtengräber ſchichtete einen Hügel über den ſonder Glockenklang und Prieſterſegen Beſtatteten und trug noch Steine zuſammen auf den Hügel.

„Laß das,“ ſagte der Arzt, „der ſteht nicht mehr auf!“

„Wäre auch das Allerbeſte!“ antwortete der Gräber und ſtützte ſich halb quer auf ſeinen Spaten; das iſt ſolcher Leute Raſt. „Wenn der beim Poſaunenſchall herfürgeht, da kommt er ſchön an! Es giebt etliche fromme Brüder, die haben ſich vom Herrgott eine beſondere Gnad' ausgebeten. Die wollen in den neunten Himmel hinauf. Ja! Und weiß der Herr Doctor, was im neunten Himmel iſt? Natürlich, das hab' ich mir gedacht, daß er's nicht weiß. Vom neunten Himmel aus kann man's ſehen, wie die Ketzer und die Selbſtmörder in der Höllen gebraten werden! Schon ganz curios, lieber Herr! Und wird der Paul zur Seligkeit ſolcher Brüder auch ſeine Sach' beitragen, wenn er aufſteht. Derohalben rath' ich ihm's, er ſoll liegen bleiben!“ So ſagte der Todtengräber und fuhr fort, Steine zuſammenzuſchleppen auf das Grab des Mannes.

Wenn's nur auch wahr iſt, was ſo ein Todtengräber ſagt! Es ſtimmt nicht allemal mit den heiligen Schriften. Nach dieſen hält man doch im Ganzen darauf, daß der Selbſtmörder zur Strafe dafür, daß er ſich's mit Gewalt beſſer machen wollte, es noch ſchlechter kriegen ſoll. Ewig verdammt ſein, das iſt kein Spaß! — Ewig todt ſein, dagegen wäre das beſte Mittel — wird aber nicht genehmigt.

Es iſt leicht denkbar, wie nun die Witwe des Paul klagend umherirrte. Bei ihren Verwandten war ſie, beim

Pfarrer war ſie, bei der Kartenaufſchlägerin war ſie: Ob ihr's denn nicht ein Menſch ſagen kunnt, wie es mit dem Paul ſteht! Ob nicht doch eine Ausſicht wäre für ſeine arme Seel'? Und wenn's auch nur ein finſteres Platzel hinter der Thür wär' im Himmel, wenn nur nicht ganz ausgeſchloſſen. Sie ſetze ſich dann zu ihm . . . .

„Wer weiß, ob er ſich den Himmel verlangt?“ ſagte einer ihrer Verwandten. So thöricht ſprach der Pfarrer nicht, der rieth: „Nur nicht viel ſimuliren, Paulin! Nur Alles dem barmherzigen Gott überlaſſen! Eine heilige Meſſe zahlſt.“

Das Geſcheiteſte aber ſagte die Kartenaufſchlägerin. „Meßzahlen,“ ſagte ſie, „ſchon recht das! Aber wenn er verdammt iſt, was helfen die guten Werke! Die Hauptſach' iſt, daß Du's erſt weißt, ob Deinem Mann überhaupt noch was zu gut kommen kann, oder ob Alles umſonſt iſt. Daß Du Deine guten Werk' nit für nichts und wieder nichts verthuſt!“

„Kannſt mir auf das die Karten legen?“

„Bedank' mich! Daß mich der Teufel zerreißt, wenn er ihn hat!“

„Aber mein Gott, wie ſoll Ein's denn d'raufkommen, wie's mit ihm ſteht?“

„Selber ſoll er Dir's ſagen! Rufen ſollſt ihn!“ ſagte die Kartenaufſchlägerin.

„Na, na,“ wehrte die Wittib ab, „auf ſo was glaub' ich nicht!“

„Hat's Dich auch ſchon, Paulin!“ drohte die Alte und hob den Zeigefinger wie eine Ruthe. „Mit der Lauheit im Glauben hebt's an, mit dem Antichriſt hört's auf.“

„Gott ſoll mich behüten!“

„Nun alſo. So wirſt von einer Zwingmeſſe was gehört haben. Iſt ſchon gut, das Meßzahlen, aber zur rechten

Stunde muß es ſein, und auf das Verlangen, daß Deinem Mann ſein Geiſt gezwungen wird, daß er erſcheint, daß er's ſagt, wie es ihm iſt.“

„Und kann er das? Kann er's?“

„Wenn er muß. Der Pfarrer wird's ſchon wiſſen. Eine Zwingmeſſe, ſagſt!“

„Zu Tod wollt' ich erſchrecken, wenn der Geiſt thät' kommen!“

„Weißt,“ ſagte die Kartenaufſchlägerin, „keine Gefahr iſt nicht. Man erſchrickt vor dem Geiſt nur, weil man ihn nicht gewohnt iſt.“

„Wird eh ſo ſein!“

„Iſt ſo.“

Hierauf unterrichtete die Alte noch, wie die Zwingmeſſe in der Mitternachtsſtunde geleſen werde, und zwar von einem beſonders frommen Prieſter; wie die Verwandten des Verſtorbenen dabei anweſend ſein müßten; wie dann zwiſchen Evangelium und Offertorium der Geiſt des Verſtorbenen erſcheine, entweder von Engeln geführt oder von Teufeln in glühenden Ketten geſchleppt. Sei das Erſtere, ſo könne die arme Seele verlangen, was ihr zur vollen Erreichung der Seligkeit etwa noch nöthig wäre. Sei das Letztere, ſo hätten die Glöcklein keinen Klang und die Hoſtie färbe ſich dunkel — die Seele ſei verloren. Beim Agnus dei habe man die Frage frei an den Geiſt, wegen welcher Sünde er verdammt ſei, und er wäre gezwungen, Antwort zu geben. Die Sache könne aber doch auch ſchreckbar ausfallen. Einmal hätten es an der Wildoner Kirche einige vorwitzige Burſche unternommen, auf hohen Leitern zu den Fenſtern hineinzuſchauen, als drinnen juſt eine Zwingmeſſe abgehalten wurde. Sie wären über das Furchtbare, das ſie erblickt, von den Leitern herabgeſtürzt und wahnſinnig geweſen. — Was die Kartenlegerin der Wittib darthat, das geht in mehreren Gegenden des ſteieriſchen Unterlandes heute noch um. Man glaubt, daß jeder durch eine „Zwingmeſſe“ gerufene Geiſt kommen müſſe, wenn anders der Prieſter fromm genug ſei.

Jetzt ging die Paulin wiederum zum Pfarrer; ſie ließe ſich was koſten, wenn ſie wüßte, daß ihrem Mann noch zu helfen wäre. Und wäre kein Mittel, ſo thäte ſie ſich die Koſten erſparen. Alſo die Zwingmeſſe, ob er ihr ſie leſen wolle?

„Die ſogenannte Schwurmeſſe?“ fragte der Pfarrer.

„Halt die Zwingmeſſe!“ antwortete das Weib; es wollte nicht einmal vom Namen abweichen.

„Iſt dasſelbe.“

„Und daß der Paul wohl gewiß kommt!“ ſagte die Paulin.

Sprach der Pfarrer: „Sei nicht ſo dumm!“

Dieſer geiſtliche Zuſpruch gefiel ihr nicht. Sie ging aus nach einem frommen Prieſter.

„Kannſt lange ſuchen!“ ſagte ihr der Todtengräber ſo über die Achſel her. Aber ein Bauer ſagte: „Ich weiß Dir einen. Der alte Beneficiat in Sanct Peter iſt recht.“

„Derſelbe, der die guten Salben für Gicht und Gall macht?“

„Derſelbe. Kann auch Geiſter beſchwören.“

„Bisweilen kriegen ſie ihn unter,“ ſagte der Todtengräber.

„Wer?“ fragte der Bauer.

„Die Geiſter.“

„Wen?“

„Den alten Beneficiaten.“

„Wo?"

„Im Keller."

Aber die Paulin hatte gleich das Vertrauen zu Dem in Sanct Peter.

Der weigerte ſich anfangs. Er ſei ſchon zu alt, ſagte er. Auch wären die Geiſter heutzutage, wo man gottloſerweiſe ihre Exiſtenz beſtreite, viel ſtörriſcher als vor Zeiten, wo ſie einem jeden Narren erſchienen. Die Paulin, die ſich ſolche Sach' einmal in den Kopf geſetzt hatte, wußte ihm aber ſo verſchiedenartig beizukommen, daß die Meſſe für eine der nächſten Nächte angeſetzt ward.

In der Kirche von Sanct Peter war für die Zwingmeſſe kein Altar abgetreten worden; ſo mußte der Beneficiat ſie in der abſeitigen Veronicacapelle halten. Saß denn die Paulin allein in den Stühlen und ſtarrte mit leiſem Grauen auf die zwei Lichter des Altares hin, die den alten Bau ſo unheimlich düſter beleuchteten. Wenn der Prieſter nicht murmelte, das Glöcklein des Miniſtranten nicht klang, war es ſo ſtill, daß man das dumpfe Schrillen der alten Orgel vernahm; die Orgel ſpielte Niemand, als der Wind. In dieſer Oede und Düſterniß fiel der Paulin das Leben der Bergknappen in den tiefen Stollen und Schachten ein. Sie dachte an jenen Tag, da ſie mit einem jungen blaſſen Knappen im lichten Sonnenſchein zur Kirche ging, wie ſie dort ihre Hände zuſammenlegten zur Lieb' und Treue bis in den Tod. Bis zu ſeinem Tode hatte er ſie gehalten, nun wollte ſie das auch bis zu ihrem. Seit er dahin war, ſtand in ihr erſt die gewaltige Liebe auf. Er war allzu gut geweſen. Für ſie war er hinabgeſtiegen in die Gefahren der Bergestiefen, und allen Erwerb hatte er ihr in den Schoß gelegt aus Dank und Freude, daß ſie ſein war. Ein fröhlich Weſen, ein friedlich Haus, wenn er heimkam, mehr begehrte er nicht. Ein fröhlich Weſen, ein friedlich Haus, das gab ſie ihm aber nicht. Sie — ha, jetzt ſtand ſie ſelber auf vor ihren Augen, wie ein böſer Geiſt, der beſchworen wird — ſie war eines von jenen unbegreiflichen Weibern, die den Mann aus Liebe peinigen müſſen — herzlos, ruhelos peinigen müſſen! Als ob ſie ſich mit den Fingernägeln und den Zähnen recht tief in ſein Herz eingraben wollten! Je mehr es blutet, deſto tiefer ſind ſie drinnen. Die Paulin hatte Stunden, wo es ſie reizte, ihrem ſanften Mann Herbes zu ſagen, ihm die beſcheidenſten Freuden zu vergällen, ihn in ſeiner kindlichen Munterkeit plötzlich zu betrüben, oder wenn möglich, zornig zu machen. Zu jener freien Höhe des Zornes, die ſie erſchreckt hätte, vermochte ſich der weichmüthige Mann nicht zu ſchwingen, und ſeine Unbehaglichkeit, ſeine Wehmuth hatte für ſie etwas Wonniges, und ſeine milden Bitten, Vorwürfe brachten ſie in jene hitzige Aufgeregtheit, in der ſie zeterte und keifte und weinte, und in der ihr doch ſo wohl war. Er mochte ſagen, thun, was er wollte, ſie bemängelte es; ſeine beſte Abſicht wußte ſie vor ſeinen Augen mit der Fertigkeit eines Taſchenſpielers in's Gegentheil auszulegen. In ſeiner Abweſenheit ſehnte ſie ſich nach ihm unſäglich und war ſich bewußt, wie ſehr ſie ihn liebe. Oder wer auf der ganzen Welt machte ſie glücklich, indem er ſich geduldig quälen ließ, als Paul? Am tiefſten ging's ihm, wenn ſie ihm vorwarf, er habe ſie unglücklich gemacht, ſie müſſe an ſeiner Seite kümmerlicher und armſeliger leben, als Ihresgleichen; das Beſte wäre Eines — wenn ſie thun könnte — ihrem Leben ein Ende zu machen! Da brauſte er auf und ſchrie: Schlecht, ſchlecht, ſchlecht ſei ein Menſch, der ſolche Sache auch nur denken könne! — Er ſetzte ſeine ſchwere Berufsarbeit fort, ohne auch nur ein einzigmal zu murren; er ſetzte ſeine liebreiche Fürſorge für ſie fort, und ſie ſetzte ihre Quälereien fort. Uebrigens lag ihr auch viel an der Verſöhnung, zu der er nur zu bald bereit war, was den Reiz der Sache wieder abſchwächte. Es ſoll — ſo ſagt man — ſich manche Hausfrau nur darum auf's Wettermachen verlegen, weil es ihr um den Regenbogen geht. Mitunter aber kommt von allen ſieben Farben nur die blaue zu Stande. Der Paul blieb geduldig. Gönnte er ſich auf ſeinen harten Beruf einmal ein Glas Wein, ſo ſchalt ſie ihn einen Verſchwender; blieb ſein Auge einmal zufällig eine Secunde an den bunten Fetzen eines Weibsbildes hängen — hei, da waren die Furien ledig! — Einmal hatte ſie einen ganzen Sonntag-Nachmittag gebraucht, um ihn in jene Verſtimmung zu bringen, die ſie für ihre Harmonie bedurfte. Aber der gräuliche Menſch war ſo ſtumpfſinnig geworden, daß er ruhig daſaß, in einem Buche blätterte und das nergelnde Weib mitunter freundlich anſchaute. Allmählich jedoch — und das merkte ſie — war ſein blaſſes Geſicht noch blaſſer geworden, ſeine Mundwinkel zuckten ein wenig. O, grell und lebendig ſtand er vor ihrer Seele, da ſie jetzt daran denken mußte! Sie ſah es, wie er aufſtand, um hinaus in die freie Luft zu gehen. Aber ſie hatte ſeinen Hut in ihren Kaſten geſperrt und wollte ihn nicht herausgeben — ein braver Mann ſolle hübſch daheim bleiben und nicht in den Weiten umſtreichen. Wenigſtens für eine Stunde wolle er Frieden haben! rief er und ſuchte den Kaſten zu öffnen; ſie fiel ihm roh in den Arm: Was er ſich an ihrem Eigenthum zu vergreifen habe! — Mit einem Schlag in's Geſicht ſtieß er ſie zurück. — Jetzt war ſie ſtill, zog ſich in einen Winkel und weinte leiſe vor ſich hin zum Erbarmen. — Dieſe Taktik traf. Paul war todtenblaß. Es war ihm nicht mehr um den Hut; er ging hinaus. — Sie ſaß noch lange in ihrem

Winkel, bereit zu neuem Aufſchluchzen, wenn er einträte. Es wurde dämmerig, es wurde Nacht — er trat nicht ein. „Ich habe ſie geſchlagen!“ hatte ihn noch Jemand wimmern gehört draußen in der Futterkammer. Spät in der Nacht fand man ihn . . .

In der Capelle der heiligen Veronica zitterte mitternächtig ein ſchweres Weinen. Es war ihr ernſter damit, als an jenem Sonntage, und groß und grell ſtand vor ihr die Erkenntniß: Ich habe ihn in den Tod gehetzt.

Der Miniſtrant klingelte, der Prieſter wandte ſich um: Dominus vobiscum! Die Meſſe war aus.

Nach derſelben ging der alte Beneficat zum Kirchenſtuhl, in welchem die Paulin noch regungslos kauerte, als hätte ſie das Ite missa est! gar nicht gehört.

Ob ſie etwas geſehen habe? war ſeine Frage.

Da geſtand ſie es wohl; der Geiſt ſei ihr erſchienen, aber anders, als ſie vermeint. Nicht von der Ewigkeit her, ſondern aus ihrem eigenen Herzen heraus ſei er ihr erſchienen. Und als ſie dem Prieſter Alles gebeichtet hatte, was ihr bei dieſer Gedenkmeſſe das eigene Gewiſſen ſo lebhaft aufgeweckt, da ſagte er: „Der Paul hat das Fegefeuer ſchon überſtanden, er iſt ſelig. Und Du, Weib, ſiehe zu, wie Du es wirſt.“

So iſt dieſelbige Zwingmeſſe ausgefallen und ſo iſt der Wittib jener Geiſt erſchienen, den auch wir rufen mögen, der uns erlöſt — der Geiſt der Selbſterkenntniß.

Der Liebesbrief.

Wenn der Menſch," ſagte der Hubelbauer, „die ganze Woche im Heu arbeitet, mäht, ſchöbert und einſtadelt, ſo braucht er am Sonntag geiſtige Erholung." Und ging alſo am Sonntag Nachmittags allemal auf den Stadel und legte ſich in's Heu und ſchlief.

So machen es auch Andere, und es war eine Zeit, da ich ſelbſt mir dieſe „geiſtige Erholung" gönnen konnte.

Auf dem duftigen Heu iſt's überhaupt gut liegen, und am beſten noch, wenn man es ſelber gemäht, gehäufelt und unter Dach gehoben hat. Das kniſtert ſo fein, und jeder Halm legt und ſchlichtet ſich, wie es die Glieder haben wollen, und da iſt's ſo kühl luftig und durch die Dachbrettſpalten blitzt dort und da der Strahl des Sommerhimmels durch. Muntere Heupferdchen hüpfen Dir über die Knie und meinen: Wenn der Mann ſo häufig auf dem Pferde ſitzt, warum ſoll nicht auch einmal das Pferd auf dem Manne ſitzen!

Aber einmal iſt mir ſolch wonnige Raſt auf dem Heu unterbrochen worden. Ich liege im Heu und denke: Jetzt ſchlafſt, damit Du am Abend rechtzeitig aufwacheſt zum Schlafengehen. Da höre ich die Leiter knackſen und aus dem Loch, das von der Futterkammer heraufgähnt, ragte zur Hälfte ein martialiſcher Kerl hervor, wendete mehrmals den bärtigen Kopf hin und her und ſchnarrte endlich: „Iſt Er munter?“

„Was will Er denn?“ fuhr ich auf. Er ſtieg vollends auf den Heuboden, ſchlüpfte und kroch an mich heran, und als ſich ſein Auge an die Dunkelheit gewohnt hatte, ſah er mich liegen und ließ ſich ſchwerfällig neben mir nieder. Gleichzeitig richtete ich mich auf, denn es war kein Menſch vom Hauſe.

„Kind Gottes, Dich habe ich lange geſucht!“ ſagte er und ſetzte leiſe bei: „Du mußt mir was ſchreiben!“

Wenn es auch wahr, daß ich nach heißer Woche meine Erholung im Heu ſuchte, ſo verſchweige ich nicht, daß ich ſchon damals als Schriftgelehrter im Rufe ſtand und von allerhand Leuten, die was zu leſen oder zu ſchreiben hatten, viel geſucht ward.

Denn in dieſer Welt, wo die Menſchen durch Zeit und Raum voneinander getrennt ſind, kann die Schriftzeichen ſelten Einer ganz und gar entbehren.

Ein Holzarbeiter aus dem Maſſenwalde war's, der da neben mir kauerte; ich hatte ihn öfters an Sonntagen geſehen, da er in der Kathreiner Kirche an einem Seitenaltare ſtand, ſich mit den Ellbogen auf das ſteinerne Taufbecken ſtützte und den Hut vor ſein Geſicht hielt, als bete er ſein Anliegen in denſelben hinein. Zwar konnte man ſich nicht denken, was ſo ein kerngeſunder Holzknecht viel Anliegen haben mochte, an den Werktagen ſeine Schmalznocken, ſeinen Tabak, an Feiertagen ſein Wirthshaus, kein Weib, kein Kind, kein Häuſel, das niederbrennen, kein Rind, das über die Wand ſtürzen kann. Es müßte ihm denn um den Himmel ſein, auf welche Meinung er etwa dem lieben Gott ſein Gebet hutvollweiſe darbrachte.

„Kennen wirſt mich eh',“ ſagte er nun, „ich bin der Erneſt und die Sachen habe ich alle bei mir.“

Er begann auszukramen; einen zuſammengerollten, ſtark verknitterten Papierbogen, ein Glasfläſchchen mit Tinte, eine Gansfeder. „Den Tiſch,“ meinte er, „richte ich Dir da auf dem Heu her.“

„Auf dem Heu iſt kein Schreiben,“ war mein Einwand; „da gehen wir lieber in die Stuben hinein.“

„Das nit, Peter, das nit. In der Stuben ſind Leut'. Lieber auf der Ochſenkrippen, die da unten in der Futterkammer ſteht; ich lege Dir ein Brett d'rüber und der prächtigſte Tiſch iſt fertig. Ich bitt' Dich ſchön, Bürſchel, mach' mir keine Umſtänd', die Leut' brauchen nichts zu wiſſen.“

Gut, dachte ich mir, ein ordentlicher Schreiber muß es auch auf einer Ochſenkrippe können. Die nöthigen Vorrichtungen waren bald getroffen. Ich ſaß auf der Krippenkante, ſteckte die Füße in den Trog und über meinem Schoß das Brett mit dem Schreibzeug, ſo wartete ich nun darauf, was der Erneſt ſchreiben laſſen würde.

Dieſer ſchob ſich ſachte an mich heran und ſagte: „Es wird ſchier ein Liebesbrief werden. Aber nicht für mich, mußt wiſſen, für einen Andern.“

„Laß das nur ſein, Erneſt,“ verſetzte ich, „es muß ja der Name darunter, da hilft keine Ausflucht. Mich geht's weiter nichts an und ſonſt ſoll's Niemand erfahren.“

„Du biſt aber ſchon gar ein kerniges Bürſchel!“ ſagte hierauf der Holzknecht und kräuſelte mit dem Finger ſeinen Backenbart. „Alſo mich ſelber, meinſt, ginge es an?“

„So was beſorgt Jeder für ſich ſelber.“

„Magſt recht haben. Schlecht genug, daß die Mannerleut' ſo ſind, daß ſie Weibsbilder brauchen! Hätt' ich das als kleiner Bub' wiſſen können, ich wollt' dem alten Fiſchbacher Lehrer — dem dicken Zikal, wenn Du ihn noch gekannt haſt — nicht aus der Schul' gelaufen ſein. Du glaubſt es gar nicht, was ſo eine Liebſchaft für Umſtände macht! Und ſie iſt nicht einmal groß. — Jetzt mach', mach', Bub', daß Du zum Zeug kommſt!"

„Ich bin ſchon lange bereit. Ruck' nur endlich einmal heraus, Erneſt, was ſoll ich ihr denn ſchreiben, der Liebſten?"

„O Narr!" rief er, „das mußt Du ſelber wiſſen."

Deß war ich ſehr überraſcht, aber im Grund hatte er recht. Es kennt's Einer wie der Andere, es iſt ein Liebesbrief, wie der andere. Ich war damals zwar in einem Alter, in welchem ich die Weltachſe, wie ſie läuft und wie ſie geſchmiert wird, noch nicht ſo genau hätte kennen müſſen, doch fragte ich ganz geſchäftsmäßig: „Willſt ihr zu wiſſen thun, daß Du geſund biſt? Willſt ihr die Lieb' aufſagen, oder willſt ihr in's Gewiſſen reden, daß ſie Dir treu bleiben ſoll? Oder hat's was Anders?"

„Gott Lob und Dank, nein," antwortete der Erneſt, „haben thut's nichts; will ihr nur wiſſen laſſen, daß ich's wiſſen möcht, ob ſie's weiß, daß ich ſie alleweil noch gern hab'."

Das war nun etwas verzwickt, man legt ſich derlei mit Mühe zurecht, im Grunde aber iſt's ganz einfach: Er hat ſie gern und möchte wiſſen, ob auch ſie ihn noch gern hat.

„Mirzel heißt ſie und ſein thut ſie in der Breitenau drüben," gab er an, „und möcht wieder einmal mit ihr zuſammenkommen."

Das war's.

Wenn man die friſchgeſchnittene fettige Gansfeder das erſtemal etwas zu tief in die Tinte taucht, ſo gibt's faſt jedesmal auf dem Papier ein Malheur. Wer mit dem Fließpapier, welches jeder Menſch im Munde hat, das Ungeheuer raſch aufleckt, der thut das Beſte, was er thun kann. Ich begann hernach — während der Erneſt daneben auf einem Strohſchaub ſaß — meinen Liebesbrief:

„Innigſt geliepte, bis in den Dot geliepte Maria!

Weill Wir jetz ſo Weit auseinander ſein, ſchicke Ich Dir im Prieff ſo fieltauſent grüſſe, als Stern ſeind Am Himel, als ſandkorn am Meer, als Bludstropfen ſein in Allen meinen adern. Alle Blümelein, die blihen in der Breitenau, grüßen Dich fon mir; alle Vögelein, die durch die Lifte flügen, ſohlen es Dir Sagen, wie ich in Lieb und Dreie Dein gedenke, Tag und nacht und zu jeder ſtund, und ich beim Arbeiden denge: Das due ich für ſie, und beim Eſſen: Wer ſie bei Mir; und Beim beten: Himliſcher Vader, beſchitz mein Dirndel, jag Alle Deifel von ihr das ſie Mir drei bleib — denn ſo fiel gern habe Ich das Trutſcherl, das ih ir das Hertz möcht mitten auseinand Küſſen.“

So ging es fort; es ſchreibt ſich woltern warm in der Ochſenkrippe. Als ich dem Holzhauer hernach das Schriftſtück vorgeleſen hatte, ſchaute er mich eine Weile ſtarr an und ſagte: „Du biſt ſchon ein vertrackter Knauß! Haſt denn ſelber ſchon Eine, daß Dir das Alles ſo einfällt?“

Selber habe ich Keine gehabt, und als ich ſpäter Eine gehabt, fiel mir Solches niemals ein.

„Wenn Du jetzt noch aufſchreibſt,“ ſprach der Erneſt, „daß ich am Kirchweihſonntag in die Breitenau komme und hinter der Erhardicapellen auf ſie warten werde — wirſt es ſchon ſetzen, daß es ſauber ſteht — und noch ein brennendes Herz dazumalſt, nachher kannſt wieder auf's Heu gehen.“

Ich vollzog den Auftrag nach beſtem Können. Dann ſchlug ich den Brief ſo zuſammen, daß er ſein eigenes Couvert wurde, klebte ihn mit etwas Harz zu, das in etlichen Tropfen von der Lärchenholzwand hervorgeſchwitzt war, verſah ihn mit der Aufſchrift: „An die ehrſame Jungfrau Maria Fellnerin, Dünſtmagt beim Bruckenhofer in der Pfarre Breitenau. Durch Güde“ und empfahl ſomit das Schreiben in den Schutz Gottes.

Der Erneſt griff in ſeinen Beutel, ſteckte mir raſch was in mein Rockſäcklein. „Das gehört Dir,“ ſagte er, „haſt Dir's heilig verdient! Das Schreibzeug laß ich auch da, kannſt es beſſer brauchen als ich!“ Und eilte mit dem Briefe davon.

Ich ſchaute nach, was ich mir heilig verdient hatte, und erſchrak. Zwei Silbergröſchlein! Zwei! — So heiß war noch keine Liebſchaft geweſen. Aehnliche Liebesbriefe, ſelbſt wenn ich durch's brennende Herz noch einen Pfeil gezeichnet hatte — mehr als einen Kupfergroſchen trug Keiner, und ſperrte ich mich ſtets eine Weile, bis ich den einen annahm, weil ich es für Chriſtenpflicht hielt, den Leuten in ihrer Noth beizuſtehen. Seitdem aber der alte Bach-Beigel, der auch noch was Liebes haben wollte, den Groſchen, den ich beſcheiden zurückſchob, wieder in ſeine Taſche gethan hatte, ſchob ich keinen mehr zurück, ſondern ſagte nur, es wäre zu viel — gab aber nichts heraus.

Wenn der Vater ein Schaf oder ein Kalb verkauft hatte, fiel allemal auch für mich, den Halter, was ab — aber mehr als ein Kupfergroſchen niemals. Einmal hatte ein Fremder bei uns zugeſprochen und mich als Führer auf den Teufelsſtein mitgenommen, der gab mir dafür einen Silbergroſchen und das Verſprechen auf die ewige Seligkeit, was ich beſonders eſtimirte. Aber ſo ſehr aus Rand und Band hatte mich nichts gebracht, als dieſe Belohnung vom Holzknecht Erneſt.

Weil das Schreibzeug noch da war, ſo ſetzte ich mich ein zweitesmal dazu und ſchrieb einen Brief an den Erneſt im Maſſenwald, in welchem ich ihn meinen Gönner und Wohlthäter nannte und tauſend Vergeltsgott ſagte für das Geſchenk, das er mir gemacht, und allen Segen des Himmels auf ihn herabbeſchwor.

Dann war derſelbige Sonntag zu Rande.

In der darauffolgenden Woche machten wir auf der Niederwieſe neues Heu, aber am nächſten Sonntage war es nicht ſo gut darauf liegen, als am vorhergegangenen, beſchriebenen.

Ich war in der Kirche geweſen. Am Vormittag hatte mir auf dem Kirchweg der Holzer Begg zugeflüſtert, ich ſolle mich vor dem Erneſt aus dem Maſſenwald in Acht nehmen, der ſei ſchreckbar gegen mich aufgebracht. Er habe geſagt, ſobald er mich irgendwo treffe, wolle er mir die Haare mit ſeinen fünf Fingern ſcheren.

Ich fragte um des lieben Himmels willen, warum?

Das würde ich ſchon ſelber am beſten wiſſen, meinte der Begg.

„Wie ein neugebornes Kind, ſo wenig weiß ich!“

„Geh', geh', Lenziſcher, Du biſt ein Feiner!“

„Nicht die Haar' allein, den ganzen Kopf ſoll er mir wegreißen, wenn ich ihm wiſſentlich was Uebles gethan hab'!“

„Wär ſchad' um Deinen Kopf, der ſo ſchön Leut' hänſeln kann.“

„Leut' hänſeln? Wie meinſt das?“

„Der Erneſt iſt ein armer Holzknecht, mußt wiſſen,“ ſagte der Begg, „von dem hätteſt mit zwei Silbergroſchen ſchon gerade fürlieb nehmen können, gleichwohl Du viel hölliſches Feuer in den Brief geſchrieben haſt.“

„Und hab' ich nicht fürlieb genommen? Habe ich mich nicht höflich bedankt extra in einem Brief?“

„Ich möchte mich auch bedanken für ein ſolches Bedanken!“ ſagte der Begg. „Wenn er Dir zwei Ducaten ſchenkt, meinetwegen, daß Du einen ſolchen Brief ſchreibſt; für zwei Groſchen ein Wohlthäter, das ſieht ein Blinder, daß es gefrotzelt iſt!“

Der Begg ging davon und ließ mich bei meiner Noth. Ich lag Nachmittags im Heu und ſann nach über das Welträthſel, wieſo mein warmherziges Dankſchreiben als Spott und Hohn aufgefaßt werden konnte!

Aber ich konnte nichts thun. Und der Erneſt that auch nichts.

Ein Jahr ſpäter war's, daß eines Sonntags die Leute beim Hauſteinerwirth Dichtungen, Räubergeſchichten, Narrenpredigten, allerlei Schwänke, mit Bildern geziert, von mir beguckten und belachten. Der Holzknecht Erneſt war auch dabei. Auf den trat ich zu und ſagte: „Holzknecht Erneſt, wir Zwei haben noch eine Abrechnung miteinander.“

„Ja wahrlich!“ knurrte er und ſtand von der Bank auf.

„Aber zuerſt laß mich reden,“ ſprach ich rechtſchaffen feſt. „Du haſt das Geſchrift dort angeſchaut und mitgelacht. Iſt recht, freut mich. Du meinſt etwan, daß man ſo was anſchaut und darüber lacht, das ſei Alles und desweg' ſei's gemacht. Denkſt das, ſo irrſt Dich. Ich hab's gemacht, weil's mich gefreut hat; hab' ein ganzes Jahr meine Luſt gehabt mit dieſen Sachen und ein Glück, vielleicht ein größeres, als Du mit Deiner Maria. Die Luſt und Freud' hätt' ich aber nicht haben können, wenn Du mir dazumal nicht das

Geld gegeben, daß ich damit das viele Papier und alles Dazugehörige kaufen können. Ich bedank' mich nimmer dafür, ich hab's ſchon gethan, ich ſage das nur, daß Du's glauben ſollſt, es wäre mir dazumal mit meinem Brief wenigſtens ſo ernſt geweſen, wie Dir mit dem Deinen. — Und jetzt, haſt was abzurechnen mit mir, ſo ſag's."

Da ſagte er: „Du biſt halt ein anderer Leut', wie andere Leut'. Wenn Du wieder einmal zwei Groſchen brauchſt, daß Du Dir ein gutes Jahr anthun kannſt, ſo denk' d'ran, daß ein Gott lebt und ein Holzknecht Erneſt. Aber Liebesbrief — das weiß ich — Liebesbrief laß ich von Dir keinen mehr ſchreiben!"

„Sollt' er nicht gewirkt haben, derſelbe?"

Der Erneſt zog mich in einen Winkel und flüſterte: „Nur viel zu ſtark hat er gewirkt, mein Menſch!" —

Das wollte ich erzählen. Aber nicht etwa, als möchte ich Reclame machen für mein Liebesbriefſchreiben — das iſt längſt vorbei! — ſondern um ein Beiſpiel zu ſagen, wie arg die beſte Meinung eines einfältigen Menſchen mißdeutet werden kann. Leute, die es — wie der Holzhauer Erneſt — nicht gewohnt ſind, von Anderen Herzlichkeiten zu erfahren, kann man mit der kindlichen Gutmüthigkeit bitter verletzen — ſie glauben, es giebt auf der Welt nur Grobheit und Spott.

Das iſt nun abgethan, damals machte mir nur noch die angedeutete Wirkung des Liebesbriefes einige Sorge. Habe aber nichts Näheres darüber erfahren. Der Brief iſt mir nach Jahren ganz zufällig wieder in die Hand gekommen — gar zerknittert, als hätte ihn einmal Jemand in die zornige Fauſt gepreßt, und Waſſertropfen müſſen hingeronnen ſein über die Zeilen.

Die Geſchichte von der Nähterin.

Erinnerung aus dem Handwerkerleben.

„Schneider, Ihr müßt mir heiraten helfen!“ redete auf dem Kirchplatz der Bauer Burgfrieder meinen Meiſter an.

„So, thut das nicht Deine Braut?“ verſetzte mein Meiſter.

„Sie wird ſchon auch was beiſteuern,“ ſagte der Bauer ſchalkhaft, „aber den auswendigen Bräutigam, den müßt Ihr mir hinausſchneidern.“

So nahmen wir an einem der nächſten Tage die Werkſtatt unter die Arme und gingen in den Burgfriederhof. Es wäre das eine Ster geweſen wie jede andere, wenn ſich auf derſelben nicht die höchſt ſonderbare Geſchichte von der Nähterin zugetragen hätte.

Als wir in dieſes Bauernhaus eintraten, ſtanden in der großen Stube zwei Tiſche. Der eine war noch leer und wartete mit ſeiner breiten Platte auf die Schneider. An dem andern, der in der gegenüberſtehenden Stubenecke war, ſaß die Nähterin Sanna mit ihrer Ziehtochter. Sie ſchneiderten an dem inwendigen Bräutigam, nämlich an den Pfaiden und Bruſtflecken — daraus erhellt, daß der Burgfrieder ein Bräutigam zum Wenden werden wollte. Die beiden Nähterinnen waren gar ungleich. Das Geſicht der Sanna verglich man insgeheim mit einem roſtigen Reibeiſen, nur daß an der Naſe und dem ſcharfen Kinn graue Härlein ſtanden, was bei einem Reibeiſen nicht vorkommt. Um das Haupt hatte ſie faſt turbanartig ein braunes Tuch gewunden, unter welchem hervor die Haare allerhand Arabesken machten in Ringlein und wirren Strähnen. Das Geſichtlein ihrer Ziehtochter, der Adelheid, war wie Milch und Blut. Richtig iſt das zwar nicht, denn ein Geſicht „wie Milch und Blut" müßt' wunderlich ausſehen; aber man ſagt einmal ſo und man weiß, was dabei zu denken iſt. Es iſt im Himmel und auf Erden gar kein herzigeres Geſichtlein denkbar, als das der Adelheid war, es müßte denn die Hölle noch ſchönere im Vorrath haben, um der holden Nähterin den Liebſten abſpenſtig zu machen. Wenn ſie erſt einen hat!

Dieſe beiden Frauen ſaßen an ihrem Tiſche und nadelten. Als wir zur Thür hereingetreten waren, ſollen die Beiden Farben gewechſelt haben — die Alte wäre tadtenblaß geworden und die Junge glühroth. Des Weiteren kümmerten ſie ſich nicht viel um uns, nur merkte ich, daß die Alte, wenn ſie bisweilen zu unſerer Werkſtatt herblickte, auch in den Augen Nadeln hatte; gottlos ſtachen ſie herüber auf die unſchuldigen Geſtalten der zwei Schneider. Die Junge ſchlug den Blick mit den ſchwarzſeidenen Vorhängen ihrer Wimpern ſtets nieder auf ihren Schoß, wo die Arbeit war.

Sie führten miteinander leiſe Geſpräche, die ich anfangs nicht verſtand; als ſich jedoch mein Gehör ſchärfte, nahm ich wahr, daß ſie ſich durchaus nicht immer über ihre Mitmenſchen unterhielten, die in allerlei Sünden der Welt umherwateten. Sie ſprachen auch von ganz anderen Leuten und Dingen.

„Meint die Frau Mutter, daß die heilige Nothburga auch bei der Roſenkranz-Schweſterſchaft dabei geweſen iſt?" hörte ich die Adelheid ſagen.

„Das kannſt Dir denken," antwortete die Alte. „Sonſt hätte ſie ſchwerlich die Gnade Gottes haben und eine Heilige werden können. Wirſt es auch im Büchel von der heiligen Veronica geleſen haben, wie der böſe Feind Tag und Nacht Köder ausſtreut auf den Wegen der Welt, um Menſchen zu fangen."

„Ja, da hat die Frau Mutter wohl Recht," ſagte das Mädchen.

Die Alte fuhr fort: „Da habe ich mir gedacht, ob Du Dich nicht doch auch in die heilige Johannes-Bruderſchaft ſollteſt einſchreiben laſſen. Da ſoll auch auf jeden Samſtag ein großer Ablaß zu gewinnen ſein."

„Selb wär' eh eine Hauptſache," ſagte das Mädchen leiſe und nadelte.

So unterhielten ſie ſich, und wenn ich auf die Adelheid hinüberlugte, ſeufzte ich bei mir: Ach, wie möchte ich auch ſo fromm ſein können, als wie Du biſt! In der Höll' muß es ja gar nicht auszuhalten ſein, wenn man weiß, daß Du im Himmel biſt.

Gern hätte ich geſehen, wie die Adelheid an ihrem Tiſche allein dageſeſſen wäre mitten unter den blüthenweißen Leinwandflocken; aber Frau Sanna war immer und immer um ſie. Wenn Adelheid in die Küche ging, um auf dem Herde den Glättſtahl zu beſorgen oder Anderlei zu verrichten, ſo ging die Alte mit ihr, „daß Du Dich nicht brennſt, mein Kind!" ſagte ſie, oder „wart', ich will Dir die Thüren aufmachen," oder „im Vorhaus iſt es ſo viel finſter, ich muß Dich ſchon führen. Das iſt ein Kreuz bei dieſen alten Häuſern!"

Es wird niemals eine rührendere Sorgfalt zu finden ſein, als die der Sanna für die Adelheid geweſen, ſo daß ich endlich anhub, darob auch die Alte lieb zu haben.

Zu den Mahlzeiten kamen ſie an unſeren Tiſch herüber, hockten dort aber ſo enge und bänglich beiſammen, wie zwei Schäflein in der Wolfsgrube. Sie miſchten ſich nicht in's Geſpräch, und wenn an ſie eine freundliche Anſprache fiel, ſo erröthete Adelheid und erblaßte Sanna. Die guten Biſſen mußten ihnen faſt mit Gewalt beigebracht werden, dann aber ließen ſie auch gar nichts davon übrig. Beim Burgfrieder war's, wo die Speiſen allemal ſo heiß auf den Tiſch kamen, daß ſie Jeder erſt mit vielem Hineinblaſen in die Löffel zur Noth abkühlen mußte. Adelheid getraute ſich — wohl aus Furcht, damit die Aufmerkſamkeit der Anderen auf ſich zu ziehen — nicht, den kleinen Mund zu ſpitzen und zu blaſen, ſondern verſchluckte die heißen Suppen ohne Umſtände.

So waren das Nähterinnen, wie man ſie ſobald nicht wieder findet. Es wehte überhaupt im ganzen Hauſe ſo viel Friede und Vergnüglichkeit, daß mein Meiſter einmal ſagte: „Es iſt höchſte Zeit, daß ein Weib in's Haus kommt!“

Wieſo das der Meiſter meine?

„Damit ſie auch was davon hat.“

Ueber die Nächte wurden wir ſo eingetheilt, daß zwiſchen den Schneidern und den Nähterinnen eine Bretterwand war.

„Man ſollte meinen,“ flüſterte mir da mein Meiſter einmal zu, „wir wären auch keine Hundsfötter, aber gegen dieſe zwei Frauenzimmer ſind wir reine Heiden. Hörſt Du, wie ſie wieder beten?“

Halbe Nächte lang murmelten ſie in der Nebenkammer allerlei Gebete und fromme Sprüche hatten ſie, wovon ſie die meiſten dreimal und noch öfter wiederholten. Mit dem Früheſten ſaßen ſie ſchon wieder an ihrem Tiſch, arbeiteten emſig, wobei ſie ganz ſchwiegen oder leiſer Stimme ſich mit Legenden, dem katholiſchen Katechismus oder auch mit den

Heiligen Gottes unterhielten. Unſer Verhältniß zu ihnen nahm faſt eine Art von Ehrerbietigkeit an, und wir hätten nicht übel Luſt gehabt, uns an den erbaulichen Geſprächen zu betheiligen, wenn wir nicht hätten fürchten müſſen, mit unſeren religiöſen Kenntniſſen zu Schanden zu werden.

„Der Thor ſieht auf's Haar einem Weiſen gleich, wenn er's Maul nicht aufmacht,“ hatte mein Meiſter oft geſagt und ſo waren wir denn einmal eine ganze Woche lang Weiſe im ſchönen Burgfriederhof, Pfarre Fiſchbach in Oberſteier.

Aber bevor dieſe Woche zu Ende ging, geſchah etwas.

Eines Vormittags, da die Adelheid doch allein in der Küche war und dort — wie ich glaube — vermittelſt warmen Waſſers die ſteifen Hemdnähte glättete, ſprang die alte Sanna plötzlich von ihrem Tiſche auf und kam mit ſolcher Haſt zu uns heran, daß wir nachgerade zuſammenſchauerten.

„Schneidermeiſter!“ ziſchelte ſie und fiel mit ihren Händen dem Meiſter in die Arme, daß er die Arbeit unterbrechen mußte. „Schneidermeiſter, wie alt biſt Du?“

Er wußte ſein Alter gewißlich, war über ſolchen Anfall aber derart betroffen, daß er ſie wortlos, faſt flehend anſtarrte.

„Stückelt Euch zuſammen, Dich und Deinen Geſellen — ſeid Ihr ſelbzweit jünger als ich! Kinder ſeid ihr.“ So ſprach ſie. „Alſo wißt Ihr noch nichts. Alſo muß ich Euch's ſagen. Es iſt ein Almoſen, man kann auch den Seelen Almoſen geben. — Schneider! Hütet Euch vor der Welt! Die Welt iſt des Teufels Feld! Die Leut' ſind ſchlecht! Hölliſch ſchlecht ſind die Leut'! Alle! Bis auf etliche, ſo die Gnad' Gottes haben. Was Du anſchauſt, iſt nichts nutz! Ich kenne das. Viel Gutes wird gethan. Der Teufel lacht dazu, er hat's gern, wenn die Leut' Gutes thun, haben umſo viel mehr Phariſäerhoffart. Die Leut ſind barmherzig und helfen einander um Gotteswillen. Iſt Alles erlogen. Alles! Thuſt wem was Gutes, ich will Dir's ſagen, warum: Aus Affenlieb zu Dir ſelber. Was ſind die beſten Leut'? Dreſſirte Vieher. Sonſt nichts. Sonſt gar nichts. Traue keinem Menſchen! Dir ſelber am wenigſten! Biſt geſcheit — biſt ſchlecht. Biſt fromm — biſt falſch. Sauteufel und Peſtblader! Judenhund und Rabenaas! Das iſt die Wahrheit. Und die Wahrheit ſag' ich! Aber Eins nenn' ich nicht, Ein Wort kommt mir nicht über die Zungen, weil's ärger wär', als Läſtern und Fluchen. Du, alter Bock, biſt es nicht mehr, was ich meine, willſt es auch nicht mehr ſein. Aber Du, Junger, willſt es noch ſein, und biſt es auch nicht mehr. Ja, ledigerweiſ' in die Höll' fahren, das können ſie. Den heiligen Eheſtand fürchten ſie wie das Fegfeuer! Betet! Betet, daß Euch der Rippenhans Euren Sündenſack auszieht. Betet, Schneider!"

So ſprach ſie, ging dann wieder gegen ihren Tiſch, in der Mitte der Stube aber hielt ſie an, kehrte noch einmal um, rang vor uns die Hände und rief: „Betet, Schneider!"

Dann eilte ſie auf ihren Platz, begann zu arbeiten und war wie früher.

Wir zwei Schneider haben uns angeſchaut. Jetzt war's an uns, ich ſoll im Geſicht glühroth geweſen ſein, der Meiſter war todtenblaß. Geſagt haben wir nichts.

Endlich kam auch die Adelheid wieder zur Thür herein, und ſie arbeiteten Beide, und es war Alles ſo friedlich und lieblich, wie früher. Alles? Mein Meiſter auch? Ich auch? — Mein Meiſter ging hinaus und warf mir einen Blick zu, Ich ſolle nachkommen. Auf dem grünen Raſen ſtanden wir und hielten Rath, ob es thunlich wäre, drinnen in der Stube zu ſitzen — ſchutzlos in der nächſten Nähe einer Wahnſinnigen.

Ich erinnerte, daß man die Sache vielleicht nicht ſo ernſt nehmen ſolle. Der Küſter zu Fiſchbach hätte ein Buch, da drinnen ſei es auch beſchrieben, wie grundſchlecht die Welt wäre und an Menſchen nichts als Thier und Eigennutz, und Alles, was die Sanna gezetert, ſei in jenem Buche enthalten und viel mehr noch des Geſchimpfes; wenn die Alte wahnſinnig ſei, ſo wäre auch jenes Buch wahnſinnig.

„Meinetwegen!“ ſagte der Meiſter, „das Buch hat keine Finger zum Augenauskratzen. — Der Burgfrieder ſoll uns in unſerer Schlafkammer die Ster aufnähen laſſen. Zu der Hexe gehe ich nicht mehr hinein.“

Dieſe Muthloſigkeit war mir begreiflich, nichtsdeſtoweniger aber äußerſt betrübend. Wie ihn die Hexe hinaustrieb, ſo zog mich die Hexe hinein, der Unterſchied nur, daß es bei ihm die alte war, und bei mir die junge. — O, verborgener Schatz, bewacht vom Drachen! Großmutters Märchen, wie ſeid ihr alle ſo wahr! — „Was wird Adelheid leiden!“

„Sie wird gar nichts leiden, mein liebes Peterlein,“ ſagte der Meiſter. „Sie iſt ja ſelber eine Solche, ſonſt würde ſie nicht mithalten. Ich bin kein Antichriſt, aber vor ſolchen Sachen habe ich genug. Wenn dieſe Nähterinnen ihre guten Gedanken und Meinungen dem Bräutigam in die Pfaiden hineinnähen, das wird ſauber kratzen und beißen. Ich dank ſchön!“

Ohne noch einmal in die große Stube zu gehen, ließen wir durch eine Magd unſere Werkſtatt in die Schlafkammer räumen. Da war auch tagsüber die Bretterwand zwiſchen uns und den Hexen.

Als wir dort Alles in Ordnung hatten, fragte mich mein Meiſter, der ſonſt nicht rachſüchtig war, ob ich das Lied vom Brombeerbrocken ſingen könne?

Ja, das könne ich.

Er ſinge mit.

Es iſt ein etwas ſtark weltliches Lied, wer's kennt. Wir waren gar nicht ſchlecht bei Stimme. Als wir geſungen hatten, horchten wir, ob ſich hinter der Wand etwas melde. Es war mäuschenſtill. So huben wir ein Anderes an:

„Es ging ein verliebtes Paar
Im grünen Wald ſpazieren,
Der Jüngling, der ihr untreu war,
Wollt' ſie im Wald verführen.
Er nahm ſie wohl bei der ſchneeweißen Hand,
Wollt' ſie in Wald hinleiten.
Er ſprach: „Du Allerliebſte mein,
Genieße Deine Freuden.“
„Was ſoll ich denn im grünen Wald
Für eine Freude haben?“ —

„Meiſter,“ unterbrach ich unſer Singen, „dieſes Lied wachſt ſich auf ein trauriges aus. Sie bringen ſich Allzwei um's Leben!“

„So?“ ſagte der Meiſter, „nachher hören wir nur geſchwind auf.“

Wir ſtimmten ein Anderes an:

Heunt is die Nacht halt gar ſo ſchön,
Soll ich, zu meiner Liebſten gehn.
Die Lichtlein leuchten, als wie die Stern,
Bei meiner Liebſten bin ich gern.
Es bleibt verſchwiegen ein halbes Jahr,
Die heimliche Lieb wird offenbar.
Ih trink kein Bier, ih trink kein Wein,
Ih bin als ein Waldvögelein.
„Wann Du als ein Waldvöglein biſt,
So ſag mir's wann's gut ſcheiden iſt.“
„Wann's gut ſcheiden iſt, das will ich Dir ſagen,
Z'morgens in der Früh, wann's Vieri thut ſchlagen.“

Jetzt legte ich das Ohr an die Wand, denn wenn man was leiſtet, ſo will man doch gerne eine Kritik darüber hören.

„Meiſter," flüſterte ich, „ſie reden was?"

Auch der Meiſter horcht. „Ja," ſagt er, „ich höre murmeln — einmal die Alt', einmal die Jung'."

„Das kommt mir nicht recht vor," ſage ich.

„Mir auch nicht," ſagt der Meiſter.

„Sie thun Litanei beten," ſage ich.

„— — Sie thun Litanei beten!" haucht der Meiſter und neigt den Kopf.

Nach einer Weile — die Arbeit ging ja unter den Händen munter von ſtatten, und Bräutigamsgewand, meinten wir, müße luſtigerweiſ' gemacht werden — ſagte der Meiſter: „Wir haben heut' einmal unſern ſingenden Tag, was läßt ſich machen? Schlag noch Eins an, Geſell!"

Ich begann:

Wann oft der Kukuk ſchreit,
Hört man ihn weit und breit,
Nau, Dirndl, g'freu Dih!"

Der Meiſter fiel, wie üblich bei:

Jo, auf was denn?
Ich: Da ſchlagen die Bäume aus,
Führ' Dih als Braut nach Haus,
Nit wahr, das g'freut Dih?
Meiſter: Jo, das is gwiß.
Ich: Schlagt oft der Fink im Wald,
Kommt dann der Sommer bald,
Nau, Weiberl, g'freu Dih:
Meiſter: Jo, auf was denn.
Ich: Ih trau mir's doh nit z'ſagn,
Mußt ſchon ein Andern fragn,
Weißt wohl, ih ſcham mih.
Meiſter: Jo, das is g'wiß.

„Meiſter!“ unterbreche ich, „die Zwei da drüben —“

„Was denn?“

„Meinen Kopf laß ich mir abſchneiden, wenn —“

„Was denn?“

„Wenn nicht Eine mitgeſungen hat!“

„Nachher iſt Zeit, daß wir aufhören,“ ſagte der Meiſter. Und wir nadelten ſcharf.

Am ſelbigen Abend, als ich das Glätteiſen in die Küche trug, traf ich die Junge am Herd. Sie ſuchte mit der Zange ihren rothglühenden Stahl aus dem Feuer zu krauen. Ich half ihr dabei und ſagte: „Iſt viel zu glühend worden!“ Einen kurzen trotzigen Blick warf ſie mir zu, ſchob den Stahl in's Meſſingfutter und ſchwebte davon.

Brave Schneider erforſchen ſpät Abends, bevor ſie einſchlafen, ihr Gewiſſen. Seufzte dieſes Abends mein Meiſter dabei und murmelte: „Heut' bin ich nicht ganz mit mir zufrieden. Wenn dieſe Frauenzimmer ſchon ihren curioſen Glauben haben, ſo wird er auch für ſie paſſen. Was ſoll ſie Einer denn irrmachen d'ran! — Ich kann's nicht vertragen, wenn ich mit Jemandem nicht ganz auf gleich bin — ich bitte ſie morgen um Verzeihung.“

„Der Meiſter ſie? Dafür vielleicht, daß ſie den Meiſter geſchmäht hat?“

„Dafür nicht. Aber daß ich ihr's übel genommen hab', dafür. Daß wir ſie mit dem Singen geneckt haben, dafür. Sie iſt wohl nicht recht im Kopf beiſammen, ſie kann nicht anders. Wir ſollen die Geſcheiteren ſein. Ich rede morgen mit ihr. Gute Nacht, jetzt.“

Und am nächſten Tag ließ der Meiſter richtig bei der Nähterin Sanna anfragen, ob und wann er ein paar Worte mit ihr ſprechen könne, unter vier Augen?

Sie ließ zurückſagen: Am ſelbigen Abend zwiſchen Lichten in der großen Stube.

Der Meiſter war tagsüber wortkarg. Gegend Abend hin beklagte er ſich über die Jahreszeit, daß es ſchon ſo bald finſter würde. Es war nämlich im Herbſt, wo wir um die Dämmerungsſtunde Lichtfeier hielten, das heißt, ausruhten von der Arbeit, uns im Hauſe auf die Bank legen oder im Freien ergehen konnten, bis das Licht angezündet wurde und wir wieder an den Arbeitstiſch mußten. Als dieſe Dämmerſtunde kam, zog der Meiſter ſeinen ſchwarzen Rock an, drehte ſich vor meinen Augen einmal um ſich ſelbſt: Ob nichts zu bürſten wäre? Ob nirgends ein Schneider hinge? — Er meinte einen etwa am Tuche klebenden weißen Faden. Es war nichts von Bedeutung. Noch ſchlichtete er ſeine grauenden Haare über die von Jahr zu Jahr höher werdende Stirne hervor. Dann ſagte er: „In Gottesnamen. Die Thür laſſe ich offen.“

Er ging in die große Stube, wo Frau Sanna ſeiner bereits zu harren ſchien. Da kam es mir — ich weiß nicht, wieſo — auf einmal vor, meine Gegenwart in der Nebenkammer ſchicke ſich nicht; wenn es auf vier Augen verabredet ſei, würden ſie kaum ſechs Ohren brauchen können. Ich wollte hinausgehen in den Baumgarten; der Burgfrieder hatte eine Sorte von Birnen, die um dieſe Zeit ſchon lockten. Als ich draußen um den Holzſtoß bog, ſtieß ich faſt erklecklich mit der Adelheid zuſammen.

„Oho!“ ſagte ich und wollte ausweichen. Sie blieb ſtehen und ſchaute an ihrem feinen Wuchs hinab. Da blieb ich auch ſtehen.

„Adelheid!“ redete ich ſie leiſe an.

Sie weinte.

„Adelheid," ſagte ich, „habe ich Dir weh gethan?"

Hatte ich ihre Arme ſchon um meinen Nacken, ihr Haupt an meiner Bruſt.

„Peter!" wimmerte ſie unter Schluchzen, „Du mußt mich heiraten. Ich kann ſo nicht mehr weiterleben, ich kann nicht mehr!"

„Aber um Gotteswillen, Adelheid!" rief ich beſtürzt, „haſt Du mich denn ſo gern?"

„Ich kann nicht mehr ſein bei dieſer Perſon!" fuhr das Mädchen fort. „Keine Freiheit, keine Raſt und Zerſtreuung, alleweil arbeiten und beten und vom Teufel reden! Die Worte kaut ſie mir vor, die ich reden muß; die Brocken in der Suppe zählt ſie mir vor. In der Nacht bindet ſie meinen Fuß mit der Roſenkranzſchnur an ihr Bein, daß ich ihr, wenn ſie ſchlaft, nicht ſollt' davongehen können. Werktags nichts als Nähebank, Sonntags Kirchenſtuhl, oder Gebet und heilige Leſungen zu Haus. Iſt ja recht, wer's aushält. Und alle Monat Sünden beichten, die man nicht hat, und verſchweigen, die man hat. Seit zehn Jahren bete ich für die Alte um eine glückſelige Sterbſtund. — Und das iſt meine Jugend! Wenn ich einmal munter ausſchauen will, oder gar wen anlachen, da ſetzt's Bußtage. Kein luſtiges Wort das ganze Jahr, kein Geſang! Wie Ihr geſtern habt geſungen, und ſie einen Augenblick draußen iſt geweſt, und ich bei mir ſelber ein wenig hab' mitgeſungen, und ſie es hat wahrgenommen, da habe ich Abends auf dem Scheit knien müſſen. Achtzehn Jahr! älter bin ich nicht. Sie iſt meine Ziehmutter, die mich als kleines Kind von Wien hat kommen laſſen. Ich bin in ihrer Gewalt, bis zum Eheſtand, wie ſie ſagt, und kann mir nicht helfen. Das einzige Mittel, daß mich Einer von ihr wegheiratet. Wär's was immer für Einer, nur daß ich von dieſer Perſon erlöſt werde. Ich muß wahnſinnig werden, bin's ſchon zuhalb. Schneider!"

„Was ſagſt?"

„Weißt Du mir keinen Rath?"

Ich that, als ob ich überlegte, indeß ſtand mir nur der Verſtand ſtill. Sie lehnte ſich an mich und weinte dahin.

„Gern, ſehr gern, daß ich Dich heiraten würde," fiel mir endlich ein zu ſagen, „aber ich bin erſt im vorigen Sommer Geſell geworden, und bis ich Meiſter werde, das dauert noch ſeine guten —"

„Du magſt mich nicht — ſag's kurz!" unterbrach ſie. „Was Meiſter! Du könnteſt mich ja entführen. Handwerksburſchen gehen in die Fremde; ich wollte als Burſche mit Dir gehen, wir fänden Arbeit, oder wir wollten fechten — Alles wäre himmliſch im Vergleich zu meiner jetzigen Verdammniß."

„Jetzt auf der Stelle kann ich gar nichts ſagen," war mein Einwand, „ich werde mir's überlegen."

„Vielleicht weißt Du mir einen Andern!" ſagte ſie.

„Ich will umfragen."

„Iſt Keiner, auch gut! So bringe ich wen um, daß ſie mich in den Arreſt thun, da wird die Furie doch nicht mitgehen."

„Weißt, Adelheid," ſagte ich und ſtreichelte ihre heißen Wangen, „Du haſt es jetzt ſo lange bei ihr ausgehalten, auf ein paar Wochen mehr wird's Dir nicht ankommen. Vielleicht nehm' ich Dich doch ſelber. Ich hätte gute Luſt dazu. Und jetzt wollen wir miteinander ſpazieren gehen."

„Um des Himmelswillen, daß die Alte beim Fenſter herausſchaut!"

„Es iſt ja ſchon finſter."

„Sie hat Katzenaugen.“

„So wird’s beſſer ſein, wir ſetzen uns auf die Korngarbenfuhr, die ſie dort hinter dem Stadl haben ſtehen laſſen. Dort findet uns kein Menſch und können Alles ausreden.“

„Maria und Joſef!“ hauchte ſie und fuhr mit den Händen nach ihrer Bruſt, daß ich erſchrak, weil ich glaubte, es habe ihr im Herzen oder in der Lunge plötzlich einen Stich gegeben.

„Ich bin ordentlich im Himmel!“ vertraute ſie mir, „daß ich einmal wen habe, mit dem ich reden kann, dem ich Alles ſagen kann.“

„Weißt Du auch, daß das ſo luſtig iſt?“ ſagte ich und gab ihr auf den Mund einen Kuß.

Im ſelben Augenblick erſcholl das Zetergeſchrei der Alten. Adelheid knickte zuſammen und wankte, ohne auch nur einen Laut von ſich zu geben, dem Hauſe zu.

Ich fand — als wir wieder bei der Arbeit ſaßen — es juſt nicht nöthig, dem Meiſter meine Begegnung mitzutheilen, hingegen befragte ich ihn nach ſeinem Befinden.

„Mir ſtehen die Haare zu Berg,“ war ſeine Antwort. „Jetzt habe ich ſie erſt grauſam kennen gelernt. Die Alte iſt verliebt. — Ja, ich habe mir’s gedacht, daß Du erſchrecken wirſt. Und in einen von uns Zweien! Für’s Erſte hat ſie mir’s abgebeten, daß ſie ſich geſtern ſo ſehr vorgewagt. Es wäre aus Nächſtenlieb’ geſchehen, wir wären nicht ſchlecht, wir wären blind, darum zünde ſie auch kein Licht an, obzwar es in der Stube ſchon finſter würde. Wir wären hier im Burgfriederhaus beim Brautkleidermachen, ich ſolle mich nur einmal neben ſie hinſetzen und hätten wir Beide hohe Zeit, nachzudenken über die von Gott vorgeſchriebenen Zwecke des

Menſchen auf Erden. Auf ſolches Zureden hat mich jählings das Grauen erfaßt. — Wenn mir aber dieweilen die Katz mein Wichswachs frißt! habe ich geſagt und bin in die Kammer herein.“

Ordentlich dankbar blickte der Meiſter auf das Stückchen Wachs, das wir zum Wichſen des Zwirnes bedurften und an das er ſich in ſeiner Noth geklammert hatte.

„Ich glaube ſelber —“ verſetzte ich.

„Was glaubſt Du?“

„Daß die zwei Frauenzimmer ſollen auseinander geheiratet werden.“

„Bei der Jungen möchte man ſich nicht ſo geſchwind um's Wichswachs kümmern.“

„Und die Alte ſoll ſich ausſpielen laſſen.“

„Pſt! — ſie beten ſchon wieder.“ —

Endlich kam der Samſtag. Wir gingen unſeres, die Nähterinnen ihres Weges. Wie eine arme Seele neben dem Lucifer, ſo wankte Adelheid neben ihrer Genoſſin dahin. Als ſie ihr Körblein an den Arm ſtreifte, warf ſie einen heimlichen zuckenden Blick nach mir. Ich that das Gelöbniß, ſie zu erlöſen.

Schon an einem der nächſten Tage kam ich mit dem Zimmermann Zenzel zuſammen. Der war ein ſtattlicher, ſehr fleißiger Mann mit ſtets glattraſirtem Kinn und einem rothen Schnurrbart. Er hatte ſich zu Fiſchbach im Dorf ein kleines Haus gebaut und ging in der Suche nach Hausmöbeln um.

„Ich weiß Dir Eine, Zimmermann,“ war mein' Antwort. „Die Nähterin Adelheid nimm.“

„Die haſt Du geſtern auch ſchon dem Binder-Michel angerathen,“ antwortete der Zimmermann, „möcht' ſchon wiſſen, warum Du gerade die junge Nähterin ſo gern verheiraten möchteſt!"

Hierauf habe ich ihm faſt Alles erzählt. „Wenn ich heiraten kunnt, die nähme ich ſelber," damit ſchloß ich. Er war ein wenig neugierig geworden und meinte, anſchauen könne er ſie ja gelegentlich einmal. Er wolle ſich bei den Nähterinnen Pfaiden frümen (beſtellen).

Fünf oder ſechs Tage zogen darauf hin, da erhielt ich ein flüchtig geſchriebenes, zerknittertes Briefchen von der Adelheid:

> „Habe erfahren, Du biſt wirklich ſo gut und ſuchſt für mich Einen. Laß es bleiben. Vorig Sonntag Nachmittags habe ich Einen kennen gelernt. Seither will ich den Erſtbeſten nimmer, Den oder Keinen, und wenn's aus iſt.
>
> Adelheid."

Ging ich unterwegs auf eine neue Ster zum Zimmermann Zenzel. Der war hoch auf einem Dach oben. Er ſollte herabkommen! Als er herunten war, ſagte ich ihm, er ſolle es bleiben laſſen, das mit dem Pfaidfrümen, wenn's der Nähterin und nicht der Pfaid wegen wäre.

„Aber, jetzt bin ich ſchon dort geweſen!" rief er.

„Wann?"

„Vorig Sonntag Nachmittags."

Einen Lachſchrei habe ich ausgeſtoßen. Selten in meinem Leben werde ich glückſeliger geweſen ſein, als in jenem Augenblick. Dem Zimmermann übergab ich das Brieflein. Er las es ruhig und ſchmunzelte:

„Mir gefällt ſie auch."

Nach vier Wochen nahmen ſie — der Zimmermann Zenzel und die Nähterin Adelheid — beim Kirchenwirth zu

Fiſchbach einen Wagen, ſetzten ſich d'rauf und fuhren ſtundenlang über die Berghöhen hin bis zur kleinen Muttergotteskirche Heiligenbrunn. In jener Bergkirche iſt mit leiſen Segensſprüchen ein altes Band geſprengt und ein neues geſchmiedet worden.

Und die alte Sanna? — Oh, ſeid doch froh, wenn ich ſchweige.

Der Sonntagsſchütz.

Da lag er im Bette, auf das die Sonne hereinſchien, und betrachtete ſchmunzelnd das ſchwarze Kreuz auf der blauen Decke.

Wenn der Menſch abergläubiſch wär'! So ein ſchwarzes Kreuz da — juſt wie auf Bahrtüchern, nur ſchmälere Streifen, weil die Fenſtergitter eben nicht dicker ſind.

Ein Schattenkreuz läßt ſich für allerlei deuten, da muß der Menſch nicht gleich allemal an's Sterben denken. Treff' ich den Rehbock am Kreuz, ſo bricht er ein. Fällt mir im Spiel das Kreuz-Aß in die Hand, ſo ſteche ich. Und halſt mich ein Dirndl über's Kreuz, ſo wird's mich auch nicht grämen.

Wer iſt's denn, der ſchon ſo früh Morgens im Bett ſo wunderlich ſimulirt?

Der Preſtl, der Jungknecht im Hollershof iſt's, der leibhaftige Uebermuth, und heute ſchon gar — heute am Sonntag. Jetzt wirft er die Decke fußüber hin, als wollte er das ſchwarze Kreuz von ſich ſchleudern, aber dieſes, ſo ſtill und ſchlank wie früher, liegt jetzt auf der weißen Pfaid.

Da iſt ſchon wieder was Verkehrtes, denkt der Preſtl in ſeiner Schalkhaftigkeit, auf der Netteldirn ihrer Hüll' (Decke) wird jetzt gewiß kein Kreuz liegen, weil ihr Fenſter kein Gitter hat.

— Jetzt iſt's ſchon ſieben Wochen, ſeit wir das eiſerne Gitter dort aus dem Loch gehoben und hier eingeſetzt haben, daß ſie aus dem Hollershof den Jungknecht nicht ſtehlen, wenn er's nicht ſelber thut — und der Bauer hat's immer noch nicht bemerkt.

Plötzlich wurde in der Sonnentafel, die das Fenſter auf's Bett legte, aus dem Kreuzbilde eine ſchwarze Scheibe, denn durch's Fenſter ſchaute der Kopf der Netteldirn herein.

Ob denn die Kirche heute zu ihm komme? war die Frage, da er um Stund acht noch nichts dergleichen thue zu ihr zu gehen.

„Wenn ſie mir was will," antwortete der Preſtl, „ſie weiß, wo ſie mich findet."

„Ja, im Bett," ſagte das Mädchen, „ich geh' halt voraus und verhoff's, Du paſſeſt mir nach dem Amt beim Bäckenkramerſtandl auf und führſt mich zum Tanz."

Da war ſie fort. Und der Burſche hub nun, während er ſich langſam anzog, mit ſich ſelber ein Geſpräch an. „Ja freilich," ſagte er, „das ginge mir ab — ja freilich. Heute haben wir was Anderes zu thun, meine liebe Netteldirn, als Dich zum Tanz führen. Für's Erſte" — er that ſein Rauchzeug hervor — „ſtopfen wir uns Eine an. Nachher thun wir uns über die Griesſuppen her, wenn die Kirchleute wohl eine übriggelaſſen haben. Haben ſie ſ' alle g'ſchledert (aufgegeſſen), auch gut, ſuchen den Branntweinplutzer herfür. Nachher gehen wir Gott loben, 's iſt ſchön, wir machen's ganz, wie die Neuchriſten, von denen der Steuereinnehmer einer iſt, der ſeinen Gottesdienſt im grünen Walde hält. Wo die Geſchöpf' ſind — der Baum, der Fuchs — der Rehbock. Heute ſteht er mir, das weiß ich, der Bock, und der Jäger Mathias iſt zum Glück noch einer von den Altchriſten. Geht ihn zwar weiter nichts an, das Dankamt für's fruchtbare Jahr, ſo wenig wie mich; unſer Acker iſt das Hirſch- und das Rehfell, in das wir Bohnen ſäen, der ganze Unterſchied zwiſchen uns iſt der, daß er der Jäger heißt und ich der Wildſchütz. Jetzt iſt der Teufel auseinander."

Der Teufel, der auseinander war, das war der Schuhriemen, den er bei dem Durchziehen entzweigeriſſen hatte.

„Das iſt kein Hundshäutener!" brummte er; „der Gürtler ſchmiert Leut' an, der Krämer, der Müller, der Wirth und Alles ſchmiert Leut' an, nur Unſereins ſoll den Narren machen und ehrlich ſein. Und Gottigkeit (ſozuſagen) thu' ich's nicht einmal des Leutanſchmierens wegen, wenn ich mir den Bock nehm'; der Wirth braucht Wildpret und ich brauche Geld. Ja, Nettelдirn, und nach dem Amt werd' ich Dir beim Bäckenſtandl aufpaſſen und Dich zum Tanz führen! Das wird juſt ſo ſein. Juſt ſo. Als ob ich g'rad wegen Deiner auf der Welt wäre! Wir werden es ganz gut machen, wenn Du Dich wieder einmal willſt anhängen. Nettel, werden wir ſagen, was ſollſt in Deiner Jungheit an Einem kleben bleiben; von einer Schönen wollen Andere auch was haben. Der Bäckerjung' ſtellt Dir ſchon lang' nach, der braucht Eine zum Heiraten, weil er ein eigenes Geſchäft anhebt — ich will Deinem Glück nicht im Wege ſtehen. Was kann ſie d'rauf ſagen? Daß ich gutherzig nachgebe, wo Andere raufen! — Leicht, Preſtl, leicht raufen wir heut' nach der Veſper auch noch um Eine, der Wirth iſt ſchon mitgeſpielt und ich nehm' dem Schmied-Franz die Dirn weg — die rothhaarig' Threſel. Das iſt ein Brocken! — Auf das wird der Tag wohl vorbei ſein."

Das Programm war gemacht, der ganze junge Kerl ſtak im Sonntagsgewand — und jetzt kann's vorangehen.

Als er bei dem rückwärtigen Thürchen aus dem Hauſe tritt, könnte man ſich nur verwundern, daß er ein ſo ſchweres Gebetbuch im Sacke trägt. Es zieht die graue Jacke nach einer Seite tief hinab. Der Burſche legt auswendig den Arm drüber hin, daß es nicht ſchlenkern kann, und eilt durch den Hohlweg gegen den Wald hinan. Der langen Woche harte Arbeit hat nicht eine Spur an dem friſchen, ſehnigen Burſchen zurückgelaſſen, ſo leicht und flink wie ein Seiltänzer ſpringt er dahin über die Steine, die das Waſſer kahl geſchwemmt hat, und ſo geräuſchlos hüpft er hin, als wäre der Sand Pelzwerk und als hätten die Steine Schnellfedern.

Der alte Waldjodel torkelt mühſam auf ſeinen dünnen Beinen und mit einem langen Stocke des Weges herab. Der hat da oben ſeine Hütte; er geht in die Kirche und gedenkt der Freuden, die nach dem Gottesdienſt ſein könnten, wenn man einen Sechſer in der Taſche hätte. In ſeinem mageren Geſichte, aus dem der weiße Bart hervorſticht, hat er das Pfeiflein ſtecken, er raucht den ganzen Tag, der alte Jodel, aber kalt — dazu braucht man keinen Tabak und es kommt nur auf die Gewohnheit an. Jetzt zieht er die Pfeife aus dem Mund, und mit wackelndem Kopf ſagt er zum Preſtl: „Schenk' mir was!“

Der Burſche ſchenkt ihm eine Lüge, er müſſe heute in die Roßhald hinauf, es ſei — habe der Halter ſagen laſſen — der Braune krumm geworden.

Er ſtieg an. Der alte Jodel ſchüttelte ſein Haupt: „Heut' iſt ſchon wieder ein Unglückstag. Auf dem Wege kriegt man nichts und zum Betteln vor der Kirchenthür kommt man zu ſpat. Jeſſas und Jeſſeles, wenn ich ſo jung wär' und laufen kunnt, wie der da, ich wollt mir Eins zuſammbetteln beim ſommerlangen Tag!“ Und torkelt ſeines Weges weiter.

Der Preſtl ſtand endlich oben auf der Hochblöße, wo ſonſt kein Menſch mehr war, wo ihm der ſtrotzige Baumſchlag das Thal verdeckte, wo er die fernen Berge nur über die Wipfel hereinblinken geſehen, wenn er dafür einen Blick gehabt hätte. Er ſtand gekrümmt und ſchaute auf den Erdboden und in's Gekräute nach Spuren und lugte in das nahe Dickicht hinein und horchte. Es war ſehr ſtill, nur ein leiſes Summen ging, wie wenn Hummeln flögen. Unten im Dorfe läuteten ſie zum Hochamt. Der Preſtl denkt: Da kommt er mir, er kann nicht weit ſein. Dann zog er's denn hervor, ſein Gebetbuch, und ſteckte es zuſammen, Schaft zum Rohr und ließ aus einem meſſingbeſchlagenen Hörnlein das Pulver in's Rohr rieſeln und that eine Bleikugel nach und den Papierſtöpſel mit leichtem Stoß des Ladſtockes, an's Zündloch das Hütchen, ſomit konnte die Andacht beginnen und er ſtellte ſich an den Anſtand.

Bisweilen war im Walde ein Geräuſch, als ob etwas auf dürres Reiſig trete. Dann ſtrich aber ein Lufthauch von ſchlechter Seite; das Thier hat eine ſcharfe Naſe und kann um Alles den Menſchen nicht riechen. Der Burſche will des Luftſtriches wegen juſt einen anderen Standplatz wählen, da ſagt plötzlich Einer hinter ihm: „Guten Morgen!“

Der Jäger Mathias ſteht da.

„Preſtl,“ ſagt er, „wirf' den Stutzen weg!“

Anſtatt das zu thun, fährt der Burſche mit dem Gewehr zur Wange.

Der Jäger thut's auch und ſchreit noch einmal: „Den Stutzen weg!“

Da knallt ein Schuß und raſch darauf der zweite.

Der Jäger eilt ſeitab, denn man kann nicht wiſſen, ob der Wildſchütze nicht Genoſſen hat.

Der Preſtl hat auch einige Sprünge gemacht, wankt nun ein wenig und auf einen Baumſtock niederſinkend röchelt er: „Jetzt hab' ich's.“

Ueber den Schuh des rechten Fußes rieſelt Blut hinab. Der Burſche reißt ſich das bunte Halstuch vom Nacken und verbindet die Wunde am Schenkel. Dabei wird ihm gar übel, ſeine Glieder zittern, kalter Schweiß ſteht auf ſeiner Stirne, vor ſeinen Augen iſt ein graues Firmament mit kreiſenden Sternlein.

Nach einer Weile ſpringt er erſchrocken auf und fährt durch den Wald bis zu den Feldern hinab, wo das Wetterkreuz ſteht und wo man das ſchöne breite Thal überblickt. Dort ſtürzt er zuſammen und aus der ſchlecht verbundenen Wunde rinnt das Blut.

Unten ſteht das Dorf mit der Kirche, wo die Glocken läuten. Ueber die grünen Wieſen hin bewegt ſich langſam die bunte Reihe der Proceſſion. Manchmal weht halb verloren der Schall der Lobgeſänge herauf, welche ſie unten dem allmächtigen Gott darbringen für das geſegnete Jahr.

Sie ſind voller Freuden, ſo vermag der verwundete Wildſchütze noch zu denken; ſie haben Ueberfluß dies Jahr, haben einen luſtigen Winter vor ſich — und ich muß heut' ſterben. — Der Braune iſt krumm auf der Alm, hab' ich dem Jodel geſagt — gar ſehr iſt er krumm, der Braune. — Daß ich heut' nach der Veſper raufen thu', das wird ſchier ausbleiben. Wundern werden ſie ſich, daß der Preſtl nicht in's Wirthshaus kommt. Der hat gewiß wo ein ander Schelmenſtück. Ja, freilich hat er. Ausbluten. — Iſt ſchon recht geweſen — das mit dem Kreuz — heut' Früh auf dem Bett. — Daß ich der Netteldirn die Lieb' wollt künden, ganz geſcheit iſt's. Jetzt brauche ich Keine mehr. — Auch dem

Schmied-Franz Seine nicht. — Jetzt, wenn ich mir was wünſchen kunnt — daß ich ſein bei Einer blieben wär', wollt' ich mir wünſchen. — Morgen kann's ſchon umgehen im Dorf: Da oben beim Wetterkreuz iſt er gelegen — maustodt. — Jetzt kommen ſie nach der Reih'. Jede will mich noch einmal anſchau'n. — In der Todtenkammer! wird's heißen. — Sein thut er's richtig, werden ſie ſagen und ſchaudern und davonlaufen — und einen Lebendigen aufſuchen. — Und Keine denkt d'ran, daß ich ihretweg' in der Höll' bin. — Bis ſie ſelber nachfahren. —

So ſann der entkräftete Schütze halb im Wachen und halb im Träumen, bis neben ihm ein heller Schrei war.

„Aber ſo ſchlecht ſein!“ rief die Stimme der Netteldirn, die eben von der Kirche heimkehrte, „daß Du in der Kirchen kein' Andacht haſt, weiß ich ſchon lang, aber daß Du gar nicht hineingehſt, iſt mir was Neues. Auf Längs in die Sonn' hinlegen und faullenzen!“

„Faullenzen!“ wiederholte der Burſche und that ein Lachen, voll Wehmuth, voll Hohn! Jetzt ſah ſie ſein aſchenblaſſes Geſicht, das Blut auf dem Raſen, jetzt ſagte ſie halbbetäubt: „Preſtl, was iſt das?“

„Lieber wär's mir geweſen, Du wärſt um eine Stund' ſpäter kommen,“ ſagte der Burſche. „— Ich brauch' — kein Jammergeſchrei.“

Sie machte auch kein's.

Die richtigen Weiber ſind ſchon einmal ſo, bei klein Ding, da zetern und lärmen ſie, daß man meint, der Himmel ſtürzt ein, und iſt auf einmal ein großes, ſchweres Unglück da, daß oft die Männer nicht wiſſen, wo ſie für den Augenblick ihren Kopf haben, da vergißt manches Weib auf's Klagen und Zagen und thut das Rechte und tröſtet und hilft und iſt ſtark.

„Wenn's ſo ſteht!“ ſagte die Nettеldirn, fragte aber nicht weiter, was da geſchehen. — Mit einem Riß war das Beinkleid entzweigetrennt; mit ihrem Buſentuch verband ſie die Wunde, nachdem ſie ein blutſtillendes Kraut darangelegt mit Sorgfalt und Geſchick, lief dann zum nahen Wachholderſtrauch, kam mit Beeren zurück, die ſie zerrieb und ihm vor die Naſe hielt und auf die Zunge legte. Das brachte die entſchwindenden Lebensgeiſter zurück — und jetzt wollte er ihr danken und erzählen und abbitten; aber das Mädchen ſchlug ihre Eitelkeit und Neugierde zurück, das Heldenhafteſte, was ein Weib thun kann, und gebot ihm, daß er ſtill ſei und raſte.

Weil keine Möglichkeit da war, den Verwundeten in den Schatten der nahen Fichtenbäume zu bringen, und weil die heiße Sonne ſo ſcharf niederſengte auf den halbohnmächtigen, fiebernden Burſchen, ſo ſtellte das Mädchen aus ihrer Schürze, die ſie mit zwei dürren Aſtſtielen aufſpannte, ein Schutzdach her. Auch hatte ſie ihre weichgefütterte Joppe ausgezogen, um dieſelbe dem Preſtl als Kopfkiſſen zu eignen. Und ſo ſaß ſie nun halb entkleidet neben dem ſchlummernden Burſchen da und ſchaute ihn an mit einem ſo wehmuthsvollen, milden, liebesinnigen Blick, wie ſie dem Wachenden wohl in ihrem Leben nicht zeigen möchte. Sie ſelbſt war vor Schreck und Angſt ganz blutlos geworden an den Wangen und an den Lippen. Und nun dachte ſie nach, wieſo das gekommen ſein mochte. Wie, wenn ſie nicht zum Wetterkreuz gekommen wäre! Der Kirchweg führt ja gar nicht da herauf. Aber ihr iſt's auf dem Heimweg geweſen: weil Du ſchon in der Nähe biſt, ſollſt doch wieder einmal zum Wetterkreuz hinaufſteigen, und an dieſem Tag, wo Alles nur auf die Lebendigen denkt, auch ein Vaterunſer für Deine Verſtorbenen beten. —

Das war ja gerade, als ob ſie die armen Seelen hergeführt hätten, um dem Burſchen beizuſtehen in ſeiner Noth.

Oben am Waldrande ſchritt der Jäger Mathias dahin, er hatte zwei Gewehre umgehangen. Die Netteldirn eilte ihm zu: „Jäger, da iſt Einer erſchlagen!“

„Ich gehe in's Dorf und will eilends den Arzt heraufſchicken,“ ſagte der Jäger, ohne näherzukommen, „'s wird eine Kugel aus dem Bein zu ziehen ſein.“

Da hat ſich's das Mädchen wohl zuſammengereimt. Etwan hat ihn der Jäger geſchoſſen. Jäger ſchießen — das wußte ſie von ihrem Oheim, der auch Jäger geweſen — nur auf Wildſchützen, und zwar, wenn ſie von dieſen bedroht ſind. Sollte der Preſtl ſo einer ſein! So ſchlecht, ſo wild?! — Wenn man glaubt, daß beim Weibe die Liebe zu einem Manne aufhört, wenn ſie erfährt, daß er ſchlecht iſt und wild, ſo iſt man tief in einem Irrthum.

Als der Abend kam, lag der Preſtl in der Kammer des Hollershofes, in der er am Morgen gelegen. So ſchwarz, wie in der Sonnenfrühe das Schattenkreuz auf ihm gelegen, ſo ſchwarz lag jetzt der Abend in der ſtillen Kammer. Die Nettel war bei ihm, ſonſt Niemand mehr, ſo voll Neugieriger auch das Haus geweſen, als ſie ihn hereingetragen!

„Alſo nicht?“ fragte der Burſche.

„Es iſt keine Gefahr mehr,“ antwortete das Mädchen; „nur das Bluten hat Dich ſo ſchwach gemacht, ſagt der Bader.“

„Mir wär's ſchon g'rad alleseins geweſt, 's wär' ausgeweſt. — Jetzt noch einmal lebendig werden — und ein verachtet's Krüppel ſein — und nachher noch einmal ſterben, verderben und ſterben! — Hätteſt mich fahren laſſen!“

„Preſtl!“ ſagte nun das Mädchen und faßte ihn feſt und kernig bei der Hand ab. „Mit ſo Reden ſollſt Dich nicht verſündigen, jetzt, wo Dich der lieb' Herrgott wieder aufgeweckt hat — "

„Zum Bettelngehen!" unterbrach ſie der Burſche. „Wie mein Fuß zugerichtet iſt, der lauft nimmer und ſteht nimmer. Heut' Vormittags iſt mich der Waldjodel angegangen, ich ſollt' ihm was ſchenken. Morgen geh' ich ihn an."

„Das wirſt nicht vonnöthen haben," ſagte die Netteldirn, „und jetzt will ich Dir Eins ſagen; Preſtl, jetzt kann ich's ſagen, jetzt darf ich's ſagen, was ich ſonſt nimmer geſagt hätt' und wenn Du mich auch in Unehren verlaſſen hätteſt. Du mußt mich heiraten, Preſtl!"

„Hi, hi, das ginge mir jetzt gerade noch ab," lachte der Burſche heiſer.

„Das geht Dir auch ab!" rief ſie, „nicht meinetweg! Ich bin ein geſundes Menſch, Gott Lob und Dank, und mag arbeiten. Daß ich auf Dich ſchau, daß ich Dir verdien', was Du brauchſt — daß ich Dich nicht verlaſſ', geh', Narr, das verſteht ſich gleichwohl. Aber den Leuten wird's alleweil nicht recht ſein und werden mich ſchmähen und Dich ſchmähen und uns voneinander abbringen wollen. Deßweg müſſen wir zuſammheiraten, daß ſie uns beieinander laſſen. Nachher ſchauen wir uns um ein kleines Stübel um, und ich geh' in's Tagwerk aus . . . ."

Etliche Minuten lang lag nach dieſen Worten des Mädchens der Preſtl ganz ſtill da und ſpürte an ſich zwei Freiersfüße. Einer war durchſchoſſen und mit Inſtrumenten zermartert, aber ein Freiersfuß war's denn doch. Der Burſche preßte ihr die Hand feſter und ſagte: „Heiraten meinſt! Dirndl, das Geſcheiteſte wird's eh ſein." — Das Geſcheiteſte war's freilich und die friſche Netteldirne wußte recht gut, warum ſie ihre ganze Lebenszeit und Kraft an dieſen Burſchen hing.

Nach ſechs Wochen war's ſo weit, daß der Bräutigam leidlich humpeln konnte. Die Hochzeit war recht ſchlicht. Der einzige Aufputz war an der Kirchenthür der alte Waldjodel, der auf einem Kirchhofſtein hockte und der, als die Brautleute vorüberkamen, ſeine Pfeiſe aus dem runzeligen Geſichte zog und dem Paare den Vorſchlag machte, es möge ihm was ſchenken.

Die Braut, die an dieſem Tage ihr Lederbeutelchen ohnehin fortwährend in der Hand halten mußte, dachte: Warum denn nicht, ſo lang' was drinnen iſt.

Ein „tauſend vergelt's Gott!“ ſagte der alte Mann und mit dieſem Spruch gingen ſie in die Kirche. —

Und daß ich Solches noch berichte: Den zwei Leuten erging es beſſer, als man ihnen zugetraut. Der Preſtl ging das Korb- und Strohteppichflechten an, auch das Beſenbinden und Wollkrauen verſtand er und mancherlei ſo Arbeiten, bei denen man mehr die Hände und den Kopf als die Füße braucht. Die Nettel war ſchon gar tüchtig, und wo es im Dorf oder in der Umgegend etwas zu verdienen gab, ſie war zu Allem verwendbar, da rückte ſie an und ließ nichts fahren. Sie war der Mann und er die Hausfrau, der während der Abweſenheit der Mutter auch an dem Knäblein Mutterſchaft vertrat, allerdings mit Beihilfe der Amme, die einen Ziegenbart trägt.

So leben die drei Leute heute noch beiſammen, ſind fleißig und haben ſich lieb. — Wenn man bedenkt, wie ſchlimm das Alles hätte werden können, wenn jener ſchlimme Sonntagsſchuß nicht gefallen wäre! — Da ſchmähe mir Einer noch einmal die Sonntagsſchützen!

Der Judas von Tirol.

Im Hauſe des Raffl konnte ein Flintenſchuß abgefeuert worden ſein, ſo heftig war der Knall. Er kam aber nur von dem heftigen Zuſchlagen einer Stubenthür. Es war die Hauswirthin etwas unmuthig. — Da bleibt er die ganze Nacht aus und man weiß nicht, wo er ſich umtreibt, dieſer Rothſchädel, und zuletzt kommt er leer heim und hat nicht ein Knöchlein Wildpret auf dem Buckel. Was es doch ein Aerger iſt mit dieſen Mannerleuten! Dort ſteigt er daher, wird nicht lange anſtehen, ſitzt er da in der Stuben und wird was zu eſſen haben wollen. Iſt ja allweil ausgehungert wie ein Rab', und ſchon gar, wenn er nächtiger Weile auswärts iſt geweſen. Wo ſoll man's denn hernehmen, das Freſſen, jetzt mitten im Winter? Iſt ja Alles zu Grunde gegangen bei dieſem Franzoſenrummel, weil die dummen Tiroler lieber Bettler ſein wollen, als wie nachgeben und gut leben, wie es die Bayern haben. Hungerleiden läßt er Keinen, der Franzos! —

Das mochten die Gedanken des unmuthigen Weibes ſein, welches erſt ſeit kurzer Zeit mit ihrem Raffl in dieſem Hauſe lebte. Sie waren Beide Dienſtleute geweſen, hatten ſich aber während des Krieges auf dieſes Haus gebracht, deſſen Kammern freilich längſt ausgeleert und nun ganz auf den Stutzen des Wildſchützen angewieſen waren.

Und nun lief er wieder einmal daher: leicht wie de
Wind — ein noch junger Mann mit fuchsrothem Haar u
Bart — und als ihm das Weib entgegenzeterte, bog
ſeinen ſchiefen Blick ſo merkwürdig um die Naſe und ſeltſa
ſchmunzelnd huſchte er zur Thür hinein.

„Haſt wieder nichts!“ herrſchte ihn das Weib an.

Er ſchmunzelte und drehte ſeine grauen Aeuglein langſam wie eine Eule in den Höhlen hin und her. Er hatte ſich auf die Siedel hingeſetzt, im Arm noch das Gewehr, den verwitterten Spitzhut ſchief in die Stirne gedrückt, ſo lugte er auf den wurmſtichigen Tiſch nieder und murmelte: „Was ich heut' hab', das iſt mir lieber wie alle Gemſen von Fartleis.“

Sonſt ſagte er nichts. Sie wurde nun aber zuthunlich, ſo zuthunlich, daß er ſie plötzlich an ſich riß und ihr Alles vertraute.

„Den Sandwirth hab' ich gefunden!“ ſchnaufte er. Sie that einen Schrei, halb vor Schreck, halb vor Freude. Tauſend Ducaten waren — ſo ging's im Lande um — auf Andreas Hofer's Kopf geſetzt, wer ihn lebendig oder todt überlieferte.

Nachdem er erſt vor wenigen Wochen als unumſchränkter Regent und Obercommandant von Tirol in der Hofburg zu Innsbruck die Huldigung ſeiner Landsleute und vom Kaiſer Franz die goldene Kette entgegengenommen, hatte er ſich durch die plötzliche, ungeahnte Wendung der Dinge nun flüchten müſſen und er war faſt ſpurlos verſchwunden. Die franzöſiſchen Schächer ſtreiften durch das Land, ſuchten, lauerten und trachteten durch Liſt, Verſprechen und Drohen von der Bevölkerung ſeinen Aufenthalt zu erfahren. Aber die Geiſtlichkeit predigte von den Kanzeln: „Kein Tiroler weiß, wo der Sandwirth iſt!“

Die Meiſten wußten es auch wirklich nicht. Zu Letzteren gehörte bis zu dieſem Tage der Bauer Raffl in Paſſeier.

„Und jetzt hab' ich ihn!" ſagte er mit einer faſt krächzenden Stimme und ſcharrte mit den Fingernägeln über den Tiſch her.

„Wo haſt ihn denn?" fragte das Weib.

„Er kommt mir nicht aus. 's iſt viel Schnee, er kann nicht weiter."

Dann rückte er ſich bequemer, ſtarrte in die finſtere Wandecke hinein und erzählte: „Wie ich in der Morgenfruh von Fartleis hergehe und über die Alm heraus — der Schnee trägt ſtellenweiſe — ſehe ich vor mir einen Lichtſchein, nur auf einen Augenblick, iſt gleich wieder vergangen. Da iſt ja die Prantacherhütten, denke ich mir, wer kann denn da drinnen ſein? Im Schnee — ſo viel wird's ſchon Tag — ſind grobe Schuhe zu verſpüren und auch Herrenſtiefel. Wildſchützen allein ſind's nicht. Ich ſchleiche mich hin und will durch ein Fenſter hineinſchauen. Die Fenſter ſind mit Brettern verdeckt geweſen. Der Schein iſt ſicherlich von der Thür gekommen, die iſt aber ſchon wieder zu und ich überlege, ob ich keck antauchen und hineingehen ſoll. Thue es aber nicht, man kann nicht wiſſen, wer drinnen iſt. Jetzt ſehe ich, daß die Hüttenmauer unter dem Dach oben Scharten hat, es ſcheint dort das Licht heraus. Da bin ich an der Wand und horche. Es ſind ihrer Mehrere drinnen, aber Wildſchützen ſind das nicht; wie ich merke, thun ſie miteinander laut Roſenkranz beten. Das iſt recht, hören ſie's nicht ſo leicht, wenn ich da hinaufſteige und bei den Scharten hineinſchaue. Ich thue es, ſehe zuerſt beim Feuer hocken — wen meinſt? — den Schreiber Dörninger. Ah, denke ich, da iſt auch der Sandwirth nicht weit! Gleich habe ich mir's gedacht. Daneben ſteht Einer, thut beim Beten Stutzen laden. Ein Anderer rührt in der Schmalzpfanne die Nocke um. Das ſind ſeine Buben. Wenn nicht alle zwei, einer davon gewiß. Neben an der alten Truhen kniet ein Weib mit der Betſchnur, ich habe ihr nicht in's Geſicht ſehen können. Auf der andern Seite, beim Viehtrog, ſteht auch noch Einer. Der kunnt's ſein! Steht der Nockenkocher gerad' ein wenig zur Seite, der Schein leuchtet hin: der Sandwirth iſt's richtig! — Ich habe genug geſehen und ſpringe luſtig auf den Schnee. Da iſt's drinnen auf einmal ſtill. Sie beten nicht mehr, 's iſt ganz ſtill, ſie haben mich wahrgenommen. Springt die Thür auf: Wer da wäre? — Ich habe mich eilends davongemacht."

„In der Prantacherhütten, ſagſt? Hat's Dich wohl nicht betrogen?"

„Meinen Kopf laſſe ich mir wegſchneiden, wenn er's nicht iſt!" rief der Raffl; „die ganze Brut iſt da oben beiſammen. — Haſt was zu eſſen, Weib?"

„Der letzte Scherz (Reſtſtück) Brot und ein Reindl Sau-Faiſt."

„Her damit! Wir werden bald Sachen haben."

Während er aß, befahl er, daß ſie ihm das Sonntagsgewand zurecht mache, er gehe nach Meran.

Eben ſtreifte er ſich den rothen Bruſtfleck über den Kopf, als die Thür aufging und niemand Anderer als der Schreiber Döringer in die Stube trat. Der gab zuerſt ſeinen guten Morgen, ſagte dann etwas vom Wetter, daß es im Thal kälter ſei, als auf den Bergen, daß es aber bald umſchlagen und thauen dürfte. Dann rückte er damit heraus, er hätte mit dem Raffl ein paar Worte zu reden, unter vier Augen.

„Kann auch ſein," ſagte der Raffl und hieß, weil das Weib in der Stube war, den Döringer mit in die Nebenkammer.

„Raffl,“ ſagte der Dörninger, welcher zu Innsbruck der Leibſchreiber Hofer's geweſen und ſeither ſein treuer Begleiter geblieben war, „Raffl, Du biſt heute Früh auf der Prantacheralm geweſen?“

„Ich?“ that der Bauer verwundert, „ich ſoll heut' ſchon auf der Alm geweſen ſein? Wer ſagt denn das?“

„Du biſt dort geſehen worden, an der Hütte.“

„Ich bin froh, wenn ich im warmen Bett kann ſein und nicht der Narr, daß ich in der kalten Nacht im Gebirg herumſtreiche.“

„Was leugneſt denn, Raffl?“ ſagte der Dörninger, „iſt ja nicht Dein Schade, wenn Du's geſtehſt. Du biſt erkannt worden, ganz ſicherlich, und iſt's ja nichts Schlechtes, daß Du oben warſt. Wir ſind auch oben. Du haſt es wohl geſehen, wie viele unſer ſind?“

„Es iſt der Sandwirth dabei,“ ſchoß es dem Bauer heraus.

„Er iſt bei uns,“ ſagte der Schreiber mit leiſer Stimme, „Dir kann man's geſtehen, Du wirſt wohl keinen Spitzbuben machen?“

Der Raffl ſchielte beiſeite und wehrte mit der Hand ab: Was er denn dächte!

„Ich habe gehört, daß es Dir ſchlecht geht,“ fuhr der Dörninger fort, „aber daß Du nicht ein braver Tiroler wärſt, das möchte ich nimmer glauben. Steckſt vielleicht tief in Schulden mit Deinem Hof!“

Das möchte ſchon wahr ſein, deutete der Andere, und zog ſeinen Bruſtfleck hin und her, obwohl er ſchon lange ſaß; wollte dem Dörninger mehrmals treuherzig in's Geſicht blicken, es war aber, als ob ſein Blick allemal fehlſchöſſe, am Kopf des Mannes vorbei auf die Wand hin.

„Sollteſt Du was nöthig haben — Geld oder was —?“ ſagte der Schreiber; „die Bauernwirthſchaften haben genug gelitten die letzten Jahre her, es muß ihnen wieder aufgeholfen werden. Der Bonaparte möchte uns freilich Alle zu Soldaten haben, in's fremde Land treiben wie die Kälber zum Abſchlachten. Wir jedoch bleiben daheim in unſerem ſchönen Land Tirol und halten es mit den Männern, die es ehrlich mit uns meinen — und wovon wohl der Sandwirth der Fürnehmſte iſt. — Es wird wieder Fried' werden im Land und Segen kommen —“

Der Mann ſtockte hier, denn der Tiroler ſagt ſchwer etwas, das er ſelbſt nicht glaubt. Und ſeit dem Friedensſchluſſe und der Abmachung, daß die Anführer der „Empörer“ an die Franzoſen ausgeliefert werden ſollten, hatte der gute Dörninger keine große Zuverſicht.

„— es wird Segen kommen mit Gottes Beiſtand,“ fuhr er fort, „und da iſt es wohl wichtig für das Land, wenn die Bauerngüter wieder auf die Füße kommen. — Hier ſchickt Dir die Sandwirthin eine Kleinigkeit für Deine Kinder, ſchau', Du ſollſt Freude erleben an den Deinigen und Gott ſoll ihnen beiſtehen in Gefahr und Noth. Und wenn Du von mir was brauchſt, Raffl, Du ſollſt es haben, will auch keinen Schuldbrief — vergeſſen gegen vergeſſen — verſtehſt?“

„Kein Tiroler weiß, wo der Sandwirth iſt,“ ſagte der Raffl.

„Gott ſegne Dich, Landsmann, für dieſes Wort! — Und hier, das mußt Du nehmen, das mußt Du einſtweilen nehmen, 's iſt für die ſchärfſte Noth, Du ſollſt nicht darben. Nimm!“

Er drückte dem Bauer eine Banknote an die Fauſt, die ſich ſachte dazu aufthat.

„Schön Dank!“ murmelte der Raffl.

„Und jetzt, Tiroler, gieb mir die Hand!“ Der Dörninger faßte ſie, drückte ſie feſt, blickte den Bauer flehend an, ſagte aber nichts. Der Raffl ſtreifte ihn mit einem grellzuckenden Blick und war dann zur Thür hinaus gehuſcht.

Der Dörninger, als er durch die große Stube ſchritt, ſagte zum Weib des Bauers: „So wird's doch endlich ernſt mit dem Straßenbau in's Eiſackthal. Man muß wieder anfangen, das Land zuſammenzuflicken.“ Er wollte damit das Weib über die Urſache ſeines Kommens täuſchen, als gehe er ſo herum und pflege mit den Bauern Beſprechungen über den Straßenbau.

Hernach ging er eilig ſeiner Alm zu, die höher als fünftauſend Fuß oben lag im Schnee und in den Stürmen des Winters. In der Prantacherhütte hatten ſie ſchon gerüſtet zum Abzug, aber als der Dörninger erzählte, was er ausgerichtet habe, ſagte der Sandwirth: „Wenn er Geld genommen hat, ſo verrath er uns nit. Wir können bleiben.“

„Anderl!“ ſagte ſein Weib, „geh', folg' mir und ſteigen wir noch höher in's Gebirg. Ich trau' nicht. Auf den Raffl iſt kein Verlaß. Ich hätte in dieſer Hütten keine Raſt und Ruh' mehr.“

„Er verrath uns nit,“ rief Hofer noch einmal. Da blieben ſie in der Prantacher Almhütte, wo ſie — von Thal zu Thal immer höher in's Gebirge gedrängt — ſich ſchon ein paar Wochen aufgehalten.

Mit Lebensmitteln waren ſie zur Noth verſorgt und hatten auch ſchwierige, aber verläßliche Wege, ſolche herauf zu bekommen. Die Hütte war abgetheilt in den unteren und oberen Raum. Tagsüber hauſten ſie größtentheils im unteren. Dort war mit Steinen roh ausgemauert der Feuerherd ohne

Rauchabzug. Dort war eine morſchende Truhe, in welcher die Vorräthe aufbewahrt wurden. Dort ſtand ein langer, aus einem Baumſtamm gehöhlter Viehtrog, in demſelben war aus Stroh ein Lager bereitet. Wollten ſie einen Tiſch haben, ſo legten ſie Bretter über den Trog und rückten die wenigen Holzblöcke heran, daß ſie ſich herum ſetzen konnten.

An dieſem Tiſche ſaßen ſie denn oft und ergingen ſich wohl beim Scheine und im Rauche des Herdfeuers in Erinnerungen an die Tage des Kampfes, des Sieges, an die Tage in der Hofburg zu Innsbruck. Hofer ließ ſich jedoch nicht viel ein in Vergleiche zwiſchen dort und hier. — Das taugt nicht. Viel lieber ſprach er vom Kaiſer Franz, auf den er alles Vertrauen ſetzte, alle Hoffnungen baute. „'s iſcht nit wahr, was ſie ſagen! Der Kaiſer Franz verlaßt uns nit!“

Sie waren unverzagt, weil ſie ja wähnten, bald würde von ihren Freunden aus Wien die Bedeckung kommen, unter welcher ſie aus der Verbannung wieder hervortreten könnten.

Dann thaten ſie wieder einmal ein wenig Giltſpielen, denn die Spielkarten hatten ſie unten ſo wenig vergeſſen, als den Stutzen und den Roſenkranz. Sie wurden — wie die Blätter ſchon oft verwunderlich fallen — mitunter ganz lebhaft dabei, daß das Weib ſie dämpfen mußte: So ein tolles Geſchrei höre man ja weit und breit! Zu den drei Tageszeiten vergaßen ſie nicht auf das laute Gebet, wobei Hofer vorbetete und die Uebrigen im Chore nachthaten. —

Und unten in ſeinem Hauſe, der Bauer Raffl! Der war ſehr gerührt. Es ſei gut, ſagte er zu ſeinem Weibe, daß er den Aufenthalt des Sandwirthes wiſſe, ſo könne er die Gefahr von ihm abwenden, wenn ihm welche drohe. Denn dem Hofer ließe ein braver Tiroler nichts geſchehen. Der Andreas Hofer ſei ein großer Held, von dem die ganze Welt ſpreche, und vor dem der Franzoſenkaiſer ſelber Reſpect habe. Er hätte hundertmal ſein Leben gewagt für's Land Tirol; ein Menſch, der den Hofer in's Unglück bringen könne, habe keine Ehre und kein Gewiſſen.

Sein Weib war überaus damit einverſtanden; ihr hatte es die Gabe der Sandwirthin angethan, und ſie fluchte über die Feinde, die dieſe ehrwürdigen Leute bis zum Tode verfolgen konnten.

Der Raffl überlegte aber bei ſich: Geld muß er doch noch haben. Wer einmal in der Burg zu Innsbruck ſitzt und ſo viel iſt, als Fürſt vom Land, der weiß ſich ſchon was auf die Seite zu ſchaffen. Ich habe mein Lebtag Mangel gelitten genug, jetzt will ich auch noch meinen Theil haben von dem Reichthum der großen Herren, der ohnehin vom armen Land kommt. Brauche ich was, ſo gehe ich hinauf zur Prantacherhütte. — So weit ſein Gedankengang, dann trat eine Pauſe ein; ſo einmal, ſo mehrmals. Weil aber ein arges Schneegeſtöber einfiel — denn im Januar war's — weil der Raffl ſchon wieder eine Handvoll Geld vonnöthen hatte und weil er erwog, daß ein zweitesmal eher weniger als mehr ausfallen würde, und das Ganze doch eigentlich eine Bettelei ſei, wo nicht gar eine Erpreſſung, was er ſich nimmermehr nachſagen laſſen möchte — ſo fielen ihm die tauſend Ducaten wieder ein.

Nicht des Geldes wegen, Gott bewahre! Aber, wenn man bedenkt, daß der Kaiſer Franz mit den Franzoſen Frieden geſchloſſen hat und Alles in Recht und Ordnung ſein ſoll, während der Sandwirth noch immer Krieg führen möchte gegen den Willen des Kaiſers, ſo iſt der Hofer am Ende halt doch nichts Anderes, als ein Empörer und Volksverhetzer und bringt das Land noch in ein weit tieferes Unglück, als in dem es ohnehin ſchon liegt. Für alles Elend, das die letzte Zeit her über Tirol gekommen iſt, dürfen wir uns beim Sandwirth bedanken, und er will noch nicht Fried' geben!

Das Weib kam und klagte, daß wieder nichts mehr vorhanden ſei und er — der Raffl — ſolle doch jetzt nicht allweil auf der Bank liegen, ſondern wie Andere auch was ſchaffen, daß Geld in's Haus käme.

„Wird wohl eh ſein müſſen," antwortete der Bauer und ſtand auf.

Stand auf und ging thalabwärts und trug folgende Gedanken: — Aus kommt er ihnen ja doch nicht mehr. Iſt erſt wieder davon geſprochen worden im Wirthshaus, daß der Sandwirth nicht weit davon ſein könne. Das Sandwirthshaus ſei Tag und Nacht von franzöſiſchen Soldaten bewacht. Auf Ja und Nein werden ſie ihn haben. Bin ich ſtill, ſo ſagt's ein Anderer, da iſt ihm nicht zu helfen. Und wenn's ſchon ſein muß, ſo will ich den Nutzen davon haben. Um's Geld wird nicht das Land ärmer, das geben die Franzoſen; ein Narr, wer da nicht zugreifen und ſich für ſeine alten Tage verſorgen wollte!

Im Thale kam er zu dem Felshügel mit den Kreuzwegſtationen. Da kann er ja was beten, denkt ſich der Raffl. Das Beten hat jeder Menſch vonnöthen. Er betrachtete während der Vaterunſer die halbverwaſchenen Bilder von der Einſetzung des heiligſten Sacramentes, Chriſtus am Oelberg und ſeine Gefangennehmung. Ringsum ſtehen die Häſcher mit den langen Spießen; Judas küßt den Heiland. — Willſt du auch ein ſolcher ſein?! —

Raffl wendete ſich raſch um und ſchaute um ſich. Es war kein Menſch in der Nähe, nichts zu ſehen weit und breit, als ein Törcherwagen draußen auf der Straße. Aber — hat da nicht Jemand etwas geſagt? Es war ihm ſchier ſo, es kann ihn aber wohl getäuſcht haben.

Raſch geht er weiter, und wie er am Kreuze des Herrn vorbeikommt, fällt's ihm ein: Ei, Raffl, kümmere dich nicht um Sachen, die dich nichts angehen: du weißt nichts und willſt nichts; du halte dich an's ehrliche Arbeiten. Gott der Herr iſt Richter über den Hofer und über uns Alle.

Ordentlich warm wurde es in ſeiner Bruſt, als er dieſen chriſtlichen Gedanken hegte, und er freute ſich desſelben und er wurde inne, wie Einem das wohlthut, wenn man ein ehrlicher Menſch iſt.

Beim Bach ob St. Leonhard ſtand das große Wirthshaus mit den vielen Schießſcheiben an der Wand, die ihn wie große Augen anlachten. Wenn's ſo kalt iſt, daß der Bach Grundeis hat und die Schlitten winſeln im Schnee, iſt's ſchon der Geſundheit wegen, daß man ſich ein feuriges Tröpflein hineinthut.

Im Wirthshauſe ſitzen zwei Scherſchanten (Sergeanten), die radebrechen halb welſch, halb deutſch der Kellnerin Artigkeiten vor. Einer zieht aus der Taſche des ſchlotternden Beinkleides eine goldene Uhr mit ſchwerer Kette. Das ſteht ſeltſam zu der zerfetzten Montur des halbverwilderten Soldaten. Er thut auch, als ob er das Zeug loshaben möchte, hält es in der hohlen Hand, wie wiegend vor die Kellnerin, aber der Raffl kann's nicht verſtehen, was er dafür verlangt. Das Dirnlein lächelt ſo hin und zeigt dabei die weißen Zähne; das ſcheint aber dem Scherſchanten zu wenig zu ſein. Er läßt die Uhr lachend wieder in den Hoſenſack gleiten. Dann wendet er ſich zum Bauer Raffl: Ob er ihnen einen Führer wiſſe auf die Almen von Paſſeier?

„Warum denn nicht, wenn die Herren gut zahlen, ich ſelber habe Zeit.“ — Er ſoll ja ohne Geld nicht nach Hauſe kommen und ein Führer im Winter auf die Berge verdient ſich das Geld gewiß redlich genug.

Sie waren bald handeleins und als alle Drei ihre Zeche in Ordnung hatten, wie es redlichen Leuten anſteht, verließen ſie das Haus und gingen thalaufwärts.

Aber der Almen gäbe es viele ob Paſſeier, erklärte der Führer, zu welcher ſie denn eigentlich wollten?

Das wäre gleichgiltig. Sie hätten den Befehl, die Paſſeier Almen zu recognoſciren, des Inſurgentenhäuptlings Andreas Hofer wegen.

Dem Bauer gab's einen Stich in's Herz, aber er ging mit ihnen und ſann nach, was er jetzt zu ſagen habe.

Es wäre eine Schande für die Franzoſen, daß ſie dieſen Mann immer noch nicht hätten, bemerkte er.

Es wäre auch eine für die Tiroler, daß ſie dieſen Menſchen, der ſo viel Jammer über das Land gebracht, indem er es trotzig und unſinnig gegen den großen Kaiſer aufgehetzt habe, immer noch nicht auslieferten. Sie ſollten umfragen in der Welt, wo ſich ein Volk beklage, das der Kaiſer beherrſcht. Jedes iſt zufrieden, ſo gut wie ſeine Soldaten, jedes hat Freiheit, Erwerb und Brot. Die Tiroler jedoch ſeien verführt und zu Grunde gerichtet, und nährten an ihrem Buſen die Schlange.

Ob der Preis für des Sandwirths Kopf noch aufrecht ſtünde? wollte Raffl wiſſen.

Der Preis aufrecht! Ferner vollkommene Sicherung der Perſon und ſeiner Familie gegen etwaige Angriffe innerhalb oder außer Landes und eine Verſorgung vom Staate auf lebenslang.

Was dem Sandwirth geſchehe, wenn ſie ihn erwiſchten?

„Bonaparte würde ihn zu einem General machen.“

„Damit möchte der Hofer wohl ſchwerlich einverſtanden ſein."

„Dann müßte er ihn wahrſcheinlich erſchießen laſſen."

Darauf ſchwiegen ſie, denn es machte ihnen der tiefe Schnee zu ſchaffen, der noch dazu eine harte Kruſte hatte.

Nach einer Weile, als es der Weg erlaubte, daß man wieder ſprach, ſagte der Bauer artig, wie er es von den Franzoſen hörte: „Sie entſchuldigen ſchon, meine Herren, man ſchwatzt nur gern, daß der Weg nicht ſo lang wird. Geſetzt den Fall, die Soldaten nehmen einen Führer, der führt ſie und ſagt ihnen den Aufenthalt des Sandwirthes. Wie vergewiſſert er ſich, daß er ſeine Sache kriegt? Und können ihn die Soldaten nicht umbringen und ſagen, ſie hätten den Sandwirth allein gefunden, damit ſie den Preis bekommen?"

Einer der Scherſchanten klopfte dem Raffl nach dieſem Einwande auf die Achſel und ſagte lachend etwas auf franzöſiſch, das der Bauer nicht verſtand.

„Wir ſind Soldaten, für uns gilt der Preis nicht. Wir alſo haben keine Urſache, dem Herrn, der uns inſtruirt, ein Leid zu thun." So ſagte der zweite.

Hierauf wieſen ſie die Documente vor, worauf der Führer nochmals um Verzeihung bat: es ſei nur eine vorwitzige Frage geweſen, er vertraue den Herren Franzoſen ganz und gar. Das ſei ja überhaupt ſein Fehler, daß er in die Leute zu viel Vertrauen ſetze. So habe er zum Beiſpiel von Tag zu Tag, von Woche zu Woche gewartet, der Sandwirth würde ſein Unrecht einſehen, die Tiroler zur Ergebenheit gegen die neue Obrigkeit auffordern und ſich ſelber unterwerfen. „Aber nein, er thut's nicht!" rief der Raffl, und gab ſich den Anſchein großer Entrüſtung, „er iſt gegen Gott und Geſetz und Vaterland! Und ſo viele der guten Seiten ſonſt an ihm ſein mögen, man kann keine Geduld und Schonung mehr für ihn haben. Bei Gott, mir kommt's ſchwer an, aber die Gerechtigkeit fordert's, die Vaterlandsliebe." — Er blieb ſtehen und ſagte leiſe, zu einem der Scherſchanten vorgeneigt: „Ich weiß, wo er iſt."

Sie packten ihn vor Freude und Begier an den Rockflügeln.

„Stoßet mich nur nicht um!" ſagte der Führer, wir müſſen geſcheit ſein, und daß er uns nicht etwan zuletzt auskommt. Wenn ich Euch ſchon führen ſoll, ſo müſſen wir umkehren. Das iſt nicht der beſte Weg hinauf in's Fartleis und es haben uns auch Leute geſehen, die ihm's zu früh hinterbringen könnten. Ihr müßt wieder in's Wirthshaus zurück, daß Ihr Euch ausruht und ſtärkt; der Weg iſt nicht lind, das ſage ich Euch. Um elf Uhr Nachts macht Euch auf, geht bis zur Brücke herein, wo das Kreuz ſteht, dort will ich auf Euch warten!"

So iſt's ausgemacht worden. Hierauf kehrte der Raffl in ſein Haus zurück, wo er den ganzen Abend ſehr ſchweigſam war, in einem alten Kaſten nach Kleidern ſuchte, obwohl er ohnehin die ſeinen am Leibe hatte und immer nach dem Wetter ausſchaute. Als die paar Dienſtboten des Hauſes in ihre Betten gegangen waren, ſchnitt er ſich den Bart weg. Sein Weib dachte: da trägt ſich wieder einmal was zu, eine tolle Wilderei oder ſo was. Sagte aber nichts, weil er ſie in ſeiner ſchlechten Stimmung — und eine ſolche ſchien zu ſein — oft ſehr grob abfertigte. Als ſie nach Mitternacht einmal aufwachte, war er nicht da.

* * *

Auch die Bewohner der Hütte auf der Prantacheralm waren in derſelben Nacht ſpäter als ſonſt zur Ruhe gekommen. Es war ihnen aus dem Thale ein Zeichen geworden, ſie ſollten wachſam ſein, es wäre Gefahr!

Im Familienrath, den ſie darauf gehalten, war beſchloſſen worden, das Lager in dieſer Hütte abzubrechen und im Hochland einen noch unzugänglicheren Aufenthalt zu ſuchen. So hatten ſie ſich in den ſpäten Abend hinein gerüſtet, und weil ſich Nebel und Schneegeſtöber zeigte, kamen ſie überein, es ſei nicht nöthig, in der unwirthlichen Nacht zu wandern, ſie würden wohl auch am nächſten Tage derart eingehüllt und geſchützt werden, daß ſie kein ſchlimmes Auge von der Ferne bemerken könne.

So hielten ſie noch ihr gemeinſames Abendgebet und dann legten ſie ſich zu Bette. Hofer und ſein Weib ſchliefen in dem wohl vierzehn Fuß langen, ſchmalen Holztrog, die Anderen im Ueberboden der Hütte, wo etwas Heu war.

Um halb vier Uhr Früh mochte es ſein, daß der Dörninger erwachte und durch die Dachluke hinausſchaute nach dem Wetter. So viel ſah er bald, für den Quartierwechſel würde das kein Tag. Es war heiterer Himmel. Der Mond leuchtete hell und neigte ſich dem Gebirge zu. Der Schreiber ſchaute eine Weile ſinnend in die Ruhe der Nacht hinaus und betrachtete die Allmacht Gottes in ſeiner weiten Welt. Da hörte er auf einmal etwas, wie wenn Jemand vom Fartleis her mit beſchlagenen Schuhen über den gefrornen Schnee ginge. Er dachte zuerſt an Wild, oder es wären irgendwo Schneeſchollen abgerollt, die das Geräuſch verurſacht hätten. Aber die Schritte kamen näher; da ſah er auch ſchon einen unterſetzten Mann heranſchleichen und hinter ihm Soldaten mit blinkenden Waffen. — Teufel, was iſt das?

dachte der Dörninger und wollte eilends die Leute wecken. Noch einen Blick hinaus, da ſah er, wie der Vordere — er erkannte nun den Raffl — ſein Haupt an die Hüttenwand legte, um zu horchen. Er mußte den athmenden Sandwirth gehört haben, er huſchte an einen der Soldaten hin und flüſterte: „Drinnen ſind ſie!“ Darauf floh er davon.

Die Franzoſen pochten mit dem Gewehrkolben an die Thür, daß ſie ächzte. Im Augenblick war's in der Hütte lebendig. Mitten in der Verwirrung blieb der einzige Hofer ruhig und ſagte: „In Gottesnamen, jetzt haben ſie mich.“

Er öffnete ſelbſt die Thür. Sie führte hinaus auf den Weg — nach Mantua. —

Als ſie ihn unten, wo der Wald begann, an der alten Holzerhütte vorbeiführten, hätte man hinter einem glasloſen Fenſter im Dunkel den Kopf eines Mannes lauern ſehen können. Andreas Hofer ſchaute weder nach links noch nach rechts, ruhig und aufrecht ſchritt er vorüber. — —

Das iſt denn eine der mancherlei Arten, wie die Geſchichte vom Verräther erzählt wird. An jener Hütte auf der Prantacheralm, wo Hofer vier bange Wochen zugebracht hatte, und über welcher — wie ein Schilderer bemerkt — noch jetzt die Stimmung eines Gethſemane ſchwebt, hat vor wenigen Jahren das Officiercorps der Landesſchützen und der deutſche und öſterreichiſche Alpenverein ein Denkmal geſtiftet. In die Mauer, links am Eingange der Hütte, iſt eine Marmortafel eingeſetzt mit der Inſchrift: „In dieſer Hütte wurde der vaterländiſche Held Andreas Hofer am 28. Januar 1810 gefangen genommen.“

Vom Raffl verlor ſich bald die Spur. Aus dem Lande mußte er eilends, ſo viel iſt gewiß; er ging vor ſeinen Landsleuten nicht ſicher. Sie hätten ihn in Stücke zerriſſen.

Viel ſpäter will man den ſchielenden Tiroler Bauer mit dem fuchsrothen Haar in Wien geſehen haben, natürlich in ſtädtiſcher Gewandung und „beſſeren Verhältniſſen", aber „ein Ausbund von Falſchheit im Angeſicht"; die Leute hätten mit Fingern auf ihn gewieſen: „Das iſt der Verräther Andreas Hofer's!" — Er ſoll gegen ſolche Anwürfe bereits gefeit geweſen und immer nur mit einem giftigen Seitenblick ſeines Weges gegangen ſein.

Nach Anderer Bericht ſei Raffl mit ſeiner Familie in Bayern geſtorben und verdorben.

Wie der Haß der Tiroler gegen dieſen Erbärmlichen noch jetzt lebt, beweiſt die Sage, daß Raffl hinter einem Kirchhofe des Paſſeierthales begraben ſei, daß aber auf ſeinem Grabe nicht ein einziger Grashalm wachſe bis auf den heutigen Tag.

Ambros.

Das Feſt der Fiſcher.

Die Begebenheit klingt mir noch heute in der Seele nach — wie eine ſeltſame Mär. Wenn ich den See ſehe, muß ich daran denken.

Das Unheil begann an einem Sommernachmittage. Ich ſehe es weben.

Ein weiches Lüftchen haucht hin über die große Fläche, kreiſelt und bläſt lebendige Bilder auf den zitternden Grund.

Und als die Sonne ſich den fernen Bergen nähert, iſt der Tanzboden gefegt und bereitet.

Der Tanzboden auf dem See.

Morgen iſt das Feſt des heiligen Petrus. Der Apoſtelfürſt war ein armer Fiſcher geweſen in Galiläa, und ſo hatte ihn das Schiffer- und Fiſchervolk dieſes Sees zu ſeinem Schirmpatron erkoren. Und alljährlich am Feſtabende des Schirmpatrons wird ein Feſt gefeiert auf dem See. Die Kirche mit dem Feſtaltare gleitet auf dem Waſſer; das Wirthshaus mit ſeinen begnadeten Fäſſern und Pfannen gleitet auf dem Waſſer; der Tanzſaal mit den luſtſprudelnden Muſikanten gleitet auf dem Waſſer des weiten Sees.

Und das ungezählte Volk der Landratten mag ſich verſammeln an den Ufern, mag das Schauſpiel mit Augen verfolgen, bis ſich der ſchaukelnde Luſtplatz verliert draußen auf der glitzernden Schneide. Aber an dem Feſte theilnehmen dürfen ſie nicht, die Bewohner der trockenen Erde, oder es werden in den Tiefen die Waſſergeiſter lebendig und ſchleudern das Gemiſch zurück an das ſteinige Ufer, oder ziehen es hinab in's Kryſtallgrab, wo dann der gebrochene, halb ertränkte Dämmerſchein des Tages die Verſunkenen umweben wird.

Die Schiffe und Kähne ſchaukeln noch am Ufer; die weißrothen Segel wallen im Abendlüftchen, verlangend nach fröhlicher Fahrt. Menſchen in bunten Seemannskleidern oder völlig entblößt — ſchöne, markige Geſtalten — bewegen ſich wie ſchwebend, wiegend und gleitend auf den Fahrzeugen, oder ſie ſind emſig noch am Ufer beſtrebt, die Bedürfniſſe der Freude und Feſtluſt zu ordnen und flott zu machen.

Ein klingendes Horn ſendet zuerſt ſeine Tonwellen hinaus über die Fläche; dieſem folgen andere Muſiktöne und Jauchzen und Liederſchall. Seemannsweiſen ſchweben ſtets auf ätheriſchen Schiffen, ſie poltern nicht keck auf dem Erdboden, wie das Trotzlied des Landmannes; ſie ſchießen nicht auf, gleich einer Rakete, wie der Juchſchrei eines des Aelplers — Seemannsweiſen gehen im Bogen wie ein Blutquell aus dem Herzen und zittern hin und wallen hin, halb Luſt, halb Wehmuth — faſt wie ein Gebet.

So war's und ſo klang's auf den ſchaukelnden Brettern; das Landvolk drängte ſich immer näher an die Uferhänge und mancher Junge hatte nicht übel Luſt, auf einen Kahn zu ſpringen, irrte ihn nicht das Waſſergiſchten, mit welchem ihn die Matroſen zurückſcheuchten.

Auf dem Deck des größten Schiffes war ein Zelt aufgerichtet, außen roth von der Abendgluth, innen beſtrahlt von Kerzenglanz. Mitten in ſolchen Flammen ſtand Sanct Peter und zu ſeiner Verehrung ſchallten Geſänge.

Ein Weib ſprang auf das Deck und entfachte ein langes, feuerrothes Band, das wie heller Strahl hinauswehte weit über den Rand des Schiffes.

„Hi ho!“ riefen Einige, „das Band fliegt gegen den Wind, was ſoll das bedeuten?“

„Woran Ihr glaubt, das wird es bedeuten,“ antwortete das Weib, eine alte, häßliche Fiſcherin.

„Kündet Ihr guten Abend, Afra?“ fragte einer der Männer.

„Still iſt der See — ſtill iſt die Seele. Ein einzigmal flattert das Fähnlein gegen den Wind — ein einzigmal hegt die Seele Begier entgegen der ewigen Ordnung . . . Da ändert ſich die Fahrt gegen der Menſchen Hoffen und Abſicht.“ —

So im erkünſtelten Tone der Sibylle redete das Weib, das ſie die Mutter Afra hießen. Darauf lachte ein brauner Matroſe und rief:

„Derart wahrſagen kann Jede, dazu braucht ſie nicht erſt eine Hexe zu ſein.“

„Der alten Hexe glaube ich ſchon lange nichts mehr, aber vor der jungen hab' ich Reſpect!“ rief ein Anderer und ſpannte ein Tau an, „wem Oda einen ſchönen Abend verheißt, der mag ſich freuen und ſtürmt gleich die ganze Windroſe aneinander.“

Oda, die Tochter der alten Fiſcherin, ſaß auf einer breiten Holzbrücke, die auf dem Waſſer ſchaukelte und nur mit einem Weidenband am Uferpfahl befeſtigt war. Sie lehnte am Block und hatte das Haupt nach rückwärts gebeugt, als ſchliefe ſie. Aber unter ihren ſchwarzen, halb geſunkenen

Brauen lauerten Augenſterne, ſo dunkel und glänzend wie Tollkirſchen — Tollkirſchen, die ſchon ſo manchen Burſchen toll gemacht hatten.

War das Mädchen denn juſt aus dem Waſſer emporgetaucht, daß ſich die Kleider ſo weich um die ſchönen üppigen Glieder ſchmiegten? Und die loſen, tiefbraunen Haarſträhne gingen nieder über den Rand der Brücke, als könnten ſie ſich nicht ſatt trinken an der lauen Fluth.

Oda blieb ruhig und erhob ſich nicht, als mehrere Burſchen und Mädchen johlend auf die Brücke ſprangen; und ſie blieb ſchlummern, als ein junger Matroſe ſie mit einem Riſpenhalm an der Wange kitzelte; aber als er ſich zuletzt niederbeugte zu ihren glühenden Lippen, zwiſchen welchen ein klein wenig die ſchneeweißen Zähne ſchimmerten, da ſprang ſie plötzlich auf wie wild, packte den Burſchen bebend an der Bruſt, riß ihn an ſich — und ſtieß ihn von dannen, daß er ſchier über den Rand geſtolpert wäre.

Dann war ſie wieder die Kalte. Und da nun die Muſikanten auf das Floß ſprangen, da das junge Volk zu reigen begann, da ſie ſelbſt zum Tanz begehrt wurde, that ſie, als ſehe und höre ſie nichts.

Plötzlich aber, als all die feſtlichen Fahrzeuge ſtott wurden, erfaßte Oda eine Axt, hieb das Weidenband ab, und die breite Brücke glitt vom Ufer. In demſelben Augenblicke ſprang aus der Zuſehermenge ein Mann hervor und ſetzte in einem mächtigen Bogen vom Ufer auf das abgleitende Floß. Die Brücke wogte von ſeinem Sprunge — und da ſtand er mitten d'rauf — ein junger, ſchlanker Mann, dem die Kraft und die Kühnheit aus den Augen leuchtete.

Der Tanz auf dem Floß war unterbrochen, die Schiffer ſtutzten. Wer drängt ſich da herein in den geſchloſſenen Kreis des Fiſcherfeſtes? Schon die Urväter haben den Peterstag gefeiert auf dieſem See und nie hat ſich ein Fremder hereingedrängt. Wer wagt es heute? Das wird Schlimmes bringen. Wer denn iſt es, der hier die Grenze zwiſchen Land- und Seevolk ſo trotzig überſpringt?

Ihr Unwille aber wurde nicht laut. Sie flüſterten nur, denn der Eindringling war der Beſitzer des reichen, weitbekannten Edelreifgutes, das nur wenige Stunden vom See entfernt lag und das ſeine Felder, Wieſen und Wälder bis zu dieſen Ufern her erſtreckte. Die Kleider des jungen Mannes waren in guter Form der Landestracht. Den Hut ſchief in der Stirne, ſo blickte er fragebegehrend um ſich.

Da trat ein alter Matroſe vor ihn: „Herr, wir achten Euch gut, aber wir müſſen das Floß wieder wenden, daß Ihr an's Ufer ſteigen mögt.“

„Ich ſteige nicht an's Ufer,“ antwortete der Eindringling.

„Wir bitten! Wir führen heute keinen Fremden über den See, es iſt das Feſt der Fiſcher.“

„Dem Edelreif iſt noch kein Thor und Weg verſperrt worden,“ entgegnete der junge Mann.

„So wird's heute das erſtemal ſein.“

„Die Bäume, aus welchen dieſe Brücke gezimmert iſt, ſind auf meinem Grund gewachſen,“ ſagte der Großbauer.

„Und wenn der König ſelber kommt, ſo müſſen wir ihn heute zurückweiſen,“ rief der Seemann, „es iſt ein alter Brauch, daß am Petersfeſte nur Fiſcher theilnehmen.“

„Wohlan, ſo will ich jetzt den Edelreif abſtreifen und ein Fiſcher ſein, wie Ihr.“

„So wirſt auch was fangen!“

„Mädchen, reiche mir Dein Netz,“ ſagte der Edelreif herriſch.

Oda löſte das Netz; der Mann faßte die Stange und ſenkte ſie. Das Waſſer rieſelte durch das Geflechte, und nach zwei Minuten wälzten ſich zwei ſchimmernde Alben auf dem glatten Boden der ſchaukelnden Brücke.

Ambros, der ſtolze Grundbeſitzer, war nun Fiſcher und auf dem Holzfloße daheim. Dieſes glitt abſeits von den anderen Fahrzeugen, ſich ſelbſt überlaſſen, mit ſeinen ſorgloſen Tänzern auf der Waſſerfläche langſam dahin.

Und als es dämmerte über dem weiten See, als mählich die gold'nen Berge der Abendwolken verloſchen und nur von dem ſchwimmenden Altarzelte her die Lichter ſtrahlten, ſchloß Ambros das herrliche Fiſchermädchen Oda in ſeine Arme und tanzte mit ihr den Feſtreigen. Mit dieſem Weſen einmal zu reigen, das war ſeine Abſicht geweſen. Und wenn ein Edelreif eine Forelle liebt, ſo wird er zum Spiele leicht ſelbſt für eine ganze Sommernacht ein Fiſcher.

Und nun ſprangen ſie in Luſt und Uebermuth und der Grund wiegte, ſchwankte unter ihren Füßen, ein lebendiger Tanzboden auf weiten Waſſern.

Gar bald war's bekannt auf allen Fahrzeugen: Der Edelreif ein Fiſcher geworden! Und die alte Afra rief: „Hi ho, Bübchen, laß Dich's nicht gereuen. Petrus iſt ein Menſchenfiſcher geweſen; er hat die ganze Nacht gefiſcht und nichts gefangen!“

Wer kümmert ſich um das Geſchwätz der Alten! Ambros jauchzte; ein luſtig Tänzchen mit dem Mädchen war ſein Sinn geweſen.

Ja, das allerletzte hätte es ſein ſollen, und nun war er in Freudenrauſch umſtrickt und wartete nur auf den Augenblick, da ihn ſeine ſchöne Tänzerin würde hinabziehen auf den Seegrund . . .

Aber Oda war keine Nixe; Oda war die ſchlaue Tochter einer ſchlauen Mutter.

Mitten in der Nacht und mitten auf dem See hielten die Schiffe, Kähne und Brücken und die Feſtgenoſſen kamen zuſammen zum Gelage. Bunte Papierlaternen ſpiegelten ſich in den Wellen und die Nachtluſt löſchte die Kerzen des heiligen Petrus aus. Vergeſſen war der fromme Anlaß des Feſtes; die Schiffe wogten im Waſſer und die Herzen in Luſt.

Das Gezelt des heiligen Petrus allein war einſam, oder vielmehr — dürfte man ein neues Wort mitfahren laſſen — zweiſam.

„Oda,“ liſpelte Ambros zärtlich, „ich habe keinem Weibe ſonſt mein Herz noch vergeben. Wahrhaftig nicht. Bin ich von dem Land auf's Waſſer gegangen, Dir zu Lieb', ſo gehſt Du ja wohl mit mir vom Waſſer auf's Land. Der Edelreif ſteht auf feſtem Boden, ſchaukelt nicht und kann nicht untergehen. Bleibſt Du hier; wie lang, ſo zerreißen die Raubfiſche das Netz und Du biſt verlaſſen. Dann kommt kein Freier mehr. Und wenn Du Dich auch waſcheſt Tag und Nacht im See, das Blaß geht nicht mehr von Deinen Wangen, der Gram nicht mehr von Deinem Herzen. Zieh' mit in mein Heim, Du ſchönes Kind . . .“

Oda weinte.

Was verſchwendete er ſo viel der Worte, wo ein einziges genug geweſen wäre, ſie, die ja ſchon lange mit heimlicher Leidenſchaft dem jungen Manne ergeben war, ganz gefangen zu nehmen? Sie war ſonſt nicht die naive, ſie war eine gar berechnende Sirene; heute und jetzt auf einmal verlor ſie ſich ſelbſt.

Die Nachtluft ſtrich ſchärfer; da ſank der Vorhang des Zeltes nieder . . . Doch haſtig über das finſtere Deck heran holperte die alte Afra; ſie ſchwang ein Branntweinglas in der zitternden Hand: „Hi ho! Sanct Peter, mit mir will Niemand ſcherzen, tanzen und herzen, ich bin ihnen zu alt. Du biſt noch ein Stück älter als ich — leicht wirſt Du die Fiſcherin Afra nicht verſchmähen.“

Das betrunkene Weib wollte den Vorhang heben, da ſchlüpften zwei Geſtalten aus dem Zelte und eilten hüpfend über die aneinandergeſchloſſenen Fahrzeuge dahin und verloren ſich im Gewirre des Feſtes.

Die Alte ſtarrte drein und murmelte: „Iſt das der reiche Mann geweſen? Der neue Fiſcher? Iſt ihm das Fiſchlein entſchlüpft oder hat er's gefangen? Hat er's gefangen, ſo wird's wachſen, wird größer werden als das Netz, wird größer werden als der See, wird größer werden als das Edelreifgut . . . Kann dich verſchlingen, Ambros! Oh, jetzt weißt Du ſelber nicht, wie falſch Du biſt!“

Die Schiffe ſchwankten und die Schiffer ſchwankten und das Feſt der Fiſcher verrann und verklang in der Sommernacht.

Einen Molch gefangen.

Als über dieſe Nacht einige Tage verfloſſen waren, ſaß unter den Weiden des Ufers Oda und fiſchte.

Es ſtrich kein Lüftchen, aber die Blätter des Strauches wiegten ſo eigen, als Oda fiſchte. Die Thiere des Waſſers ſchlüpften in das Netz und ſchlüpften wieder heraus — die Fiſcherin vergaß das Emporziehen.

Sie iſt jetzt nicht mehr daheim auf dem Waſſer, ſie ſitzt am Ufer. Sitzt ſie vielleicht ſchon auf ihrem eigenen Grund und Boden? Edelreif, das iſt ein ſchöner Name; Ambros iſt edel und reif für das häusliche Glück. Und der goldene

Reif am Finger — iſt er nicht der wahre Edelreif? — Sie wird ihn bald tragen. Dann mag ſie die ſtolze Frau ſein. Hoch auf dem Berge ſteht der Hof und tief unten zu ihren Füßen am feſten Wall des Geſtades kriecht das Bettelvolk der Fiſcher. —

So ſann ſie.

Dann hob ſie die Stange, und ſiehe, im Netze wand und dehnte ſich ein großer, gelbgefleckter Molch. Erſchrocken ließ ſie dieſes Thier wieder in's Waſſer gleiten, erhob ſich dann und ging in die Hütte ihrer Mutter.

Die Hütte ſtand auf einer Halbinſel, überwuchert von Schilf und Weiden. Das Sonnenlicht ſickerte nur wie durch einen dichten, grünen Schleier in die armſelige Wohnung.

Mutter Afra kauerte auf einer Lehmbank und ſtarrte in die Sonnenpünktchen, die wie Goldkörner auf dem ſchwarzen Erdboden lagen.

„Was macht meine Mutter?“ fragte das Mädchen.

„Deine Mutter zählt ihr Geld,“ antwortete die Alte grinſend. „Lug', unſer Silber iſt der Mond, unſer Gold iſt die Sonne. Arme Leute heißen ſie uns. Aber geh' her, Du reicher Edelreif, magſt mir meine Gold- und Sibermünzen wechſeln? — Du nennſt mich kindiſch, Leib aus meinem Leib, daß ich an die Himmelsſterne halte und an die Waſſertropfen. Satt wird Eins nicht von den Waſſertropfen, das iſt gewiß, und was die Geſtirne reif machen auf dieſer Welt, das verzehren andere Leute. — Will ich,“ fuhr ſie, in ſich hineinmurmelnd, fort, „will ich, die mühſelige Fiſcherin, nach meiner alten Gewohnheit mich bisweilen ſatt eſſen, ſo mach' ich den Leuten was vor. Karten- und Orakelſpiel werden für übel gehalten, aber ſie ſind auch für was gut. Und will ich meine Freude haben, ſo kehre ich mich nicht nach den Leuten, ſo zähle ich mein Gold bei Tag und mein Silber bei Nacht. Geizhälſe machen es ſo und Geizhälſe ſind die glücklichſten Leut' auf der Welt. Dann denk' ich dabei: Mein Silber und Gold iſt ein großer Schatz, können Kind und Kindeskind davon leben, denn Dein, mein Kind, ſind Sonne, Mond und Sterne — und das iſt mein Teſtament."

Oda lachte über derlei Worte. Sie, die zukünftige Herrin des Edelreiſgutes, konnte ſich wohl luſtig machen über ſolch Vermächtniß der Armen.

„Was biſt Du nur heimgekommen jetzt mitten am Tag?" fragte die Alte, „der Herrgott brennt das Licht umſonſt, wenn die Leut' nicht arbeiten wollen."

„Das Netz iſt zerriſſen," log Oda, „auch iſt's viel zu heiß, es beißen die Fiſche nicht an. Da draußen habe ich einen Menſchen geſehen, der hielt ſein Netz eine Stunde lang in den See, und als er es herauszog, war nichts darin, als ein großmächtiger Molch."

„Uh, Kreuz Gottes, ein Molch!" fuhr die Alte auf.

„Ein gelb gefleckter Molch. Der Menſch hat mich noch gefragt, was das bedeutet. — Ich hab's ihm nicht mögen ſagen."

„Weil Du es nicht gewußt haben wirſt," verſetzte die Alte, „hat der Menſch einen Molch gefangen, ſo bedeutet das Hochzeit — Hochzeit vor der Thür. — Für einen Sechſer hätteſt ihm das wohl ſagen mögen."

Das Mädchen that einen freudigen Ruf; nun war es ſicher. Nun hatte auch das Waſſer Ja geſagt zu ihrem Einzug in das Edelreiſhaus.

„Für einen Sechſer kann man den Leuten allſort eine luſtige Mär' erzählen," ſagte die Alte und wackelte unſtät auf ihrem Bänklein hin und her, „ſonſt aber iſt der Molch ein arges Ding, und Du, meine Tochter, hüte Dich vor ſo einem Thier, es ſagt eine böſe Zukunft voraus. Wie iſt's bei mir geweſen? Ich war auf gutem Wege, eine vornehme Frau hätte ich werden können. Auf der Wieſe bin ich geſeſſen und hab' Herzenslieb' und Vergißmeinnicht geflochten für den Liebſten. Kriecht mir zur ſelbigen Stunde ein eiskalter, gelbſteckiger Molch über das Bein, und ſchau, mein Kind, und ſchau, eh noch der Mond voll wird, hat mich Dein Vater verlaſſen. Heut' noch bin ich das elende Weib."

Die Alte hatte ſich aufgerichtet und war wieder zuſammengeknickt.

Oda war wieder hinausgetreten unter die hohen Weiden. — Die Schilfrohre gingen empor bis zu ihrem wogenden Buſen. In ihr war's wie ein Krampf. Plötzlich rief ſie erregt der Hütte zu: „Mutter, alle Leut' verlachen Dich, daß Du ſo abergläubiſch biſt. Ich ſelber lach', ha, ha!"

Da kroch die alte Afra aus der Hütte; ihre knochigen Hände grub ſie in die wirren, grauenden Haare, ihre Augen hoben und ſenkten ſich ſachte, wie die einer Eule.

„Was iſt das, mein Kind?" fragte ſie, „da haben ſie einmal Einen aufgeknüpft, der hat juſt ſo gelacht, wie Du."

Da lachte Oda noch lauter. Nicht weit davon quakten Fröſche.

Eine Wolke zog vor die Sonne, da konnte Afra die Goldkörner auf dem Boden nicht mehr zählen — ſie waren verſchwunden.

„Das iſt ein böſes Spiel auf dieſer Welt," murmelte die Alte, „zu eigen haben thut Keiner was; wer kein Bettler iſt, der iſt ein Dieb."

Dann ging ſie hin zu anderen Fiſcherhütten und war auf der Lauer.

Die Braut.

Im Edelreifhofe waren ſehr gute Zeiten.

Der Hirtenjunge befand ſich unter der Botmäßigkeit des Stallknechtes recht wohl, denn der Stallknecht ſchlief den ganzen Tag. Der Weidburſche lag im Schatten unter der Linde und hatte die Zipfelmütze über das Geſicht gezogen, damit ihm die Mücken nicht ungebührlich wurden. Der Oberknecht naſchte mit dem Zeigefinger aus dem Rahmtopf der Kuhmagd. Und die Kuhmagd wehrte ihm nicht, ſondern ſagte: „Willſt auch einen Kuchen dazubeißen, Bub, ſo lauf' ich eilends zu der Köchin.“

Die Köchin ließ es gehen, wie's am luſtigſten ging; ſollte nun doch ihre Herrſchaft bald vorüber ſein.

Die Felder und Wieſen ließen ſie liegen, wie es dem lieben Gott gefällig war; und der liebe Gott ließ die Felder und Wieſen machen, was ſie wollten. Da verdarb das reife Korn und das üppige Heu.

Die Spatzen auf den Dächern fragten ſich einander, wo in aller Welt nur der Hausherr ſtecke!

Ein Gimpel antwortete, der Hausherr wäre gegangen, ſich eine Hausfrau zu ſuchen.

Das wäre gut, meinten die Spatzen; Vater und Mutter ſeien verſtorben, da müſſe nun ein anderes Zauberkrönlein im Hauſe ſein, daß Glück und Wohlſtand nicht möchten ſchwinden. Das Zauberkrönlein ſei die Hausfrau.

Der Gimpel pfiff auf dieſe ſchöne Weisheit ſo vor ſich hin und ſchüttelte ſeinen großen Kopf.

„Meinſt Du was, Gimpel?“ fragten die Spatzen.

Der Gimpel pfiff wieder und flog davon. Er ſchien auf das bräutliche Unternehmen des jungen Edelreif gerade keine großen Dinge zu ſetzen.

Ambros zog völlig planlos in den Weiten umher. Er empfand es heiß: ſein Hof bedürfe einer Hausfrau, er eines Weibes.

Weiber genug unter dem blauen Himmel. Jeder Wegmacher wußte dem Wandernden eine paſſende. — „Nichts für Ungut, aber Die oder Die wär' die Rechte für das Edelreiſhaus — eine Wirthin, wie im Lande keine mehr wächſt. Oder Die — ja, Die wäre noch beſſer: ſauber, reich, und in der Gutheit ein Engel. Die hat die Schuhe im Kaſten und geht barfuß. Und wenn ſo eine Eine barfuß geht, ſo iſt ſie ſparſam — iſt eins, und nicht hoffärtig — iſt zwei, und hat gewiß anſtändige Waden — iſt drei. Ja, die iſt unſerm Herrgott ſeine Beſte. Ich, wär' ich der Edelreiſhofer, nach der thät ich greifen mit Händen und Füßen!“

Gut gemeint war's, doch Ambros ging weiter. Und wenn er am heißen Tage im Waldſchatten lag und es zwitſcherte die Droſſel und wiſperte die Grille und es krabbelten die Ameiſen und Käfer zu ihm heran, ei, da wußte ihm jedes Thierchen zu ſagen, das ſüßeſte Weib auf Erden ſei die junge Fiſcherin.

Da raffte er ſich auf und dachte, auf kühlem Mooſe im finſteren Wald ſei es gefährlich zu ruhen, er gehe lieber hinaus auf die lichte Au.

Aber als der junge Edelreif auf der grünen Au ſaß mitten unter den weißen und blauen Blumen, da tauchte ein anderes Frauenbild in ſeiner Seele auf.

Und eine Geſchichte mit ihm. — Vor einem Jahre war es, oben auf der hohen Wieſe. Ambros, damals noch ein kindlich übermüthiger Junge, ſchritt oder hüpfte in der Schwüle des Hochſommers von den Almweiden nieder dem Hofe zu. Im Walde war es düſter, oben vor die Sonne ſchob ſich

res Gewölk. Ein Rauſchen zog durch das Geſtämme und
Wipfel duckten ſich ächzend vor dem Sturme — und die
gſten brachen. Eiskalte Tropfen ſauſten dem Burſchen
Geſicht. Plötzlich wogt vor ihm eine blendende Feuer-
, ſein Athemhauch iſt erſtarrt, bis ein ſchmetternder Knall
wilden Augenblick löſt. — Als hierauf Ambros hinauskam
die hohe Wieſe, kniete dort im Wetterſturm ein blau
eidetes Mädchen vor einem ſterbenden Mann.

„Kommt zu Hilfe!“ rief das Mädchen, „vor meinen
gen hat ihn der Blitz erſchlagen!“

Ein Greiſenhaupt hielt ſie in ihrem Arm, mit naſſem
aſe labte ſie ſeine Stirne.

Das Mädchen war die Tochter eines Bürgers aus dem
gen Flecken. Sie war in einer Geſellſchaft von Weibern
Erdbeeren ausgegangen; das nahende Gewitter trieb ſie
nwärts. Ein alter Bettelmann haſtete mühſam vor ihnen
— da war plötzlich der Blitzſtrahl. Alle Anderen flohen
ſetzt davon, nur ſie, Kunigunde, ſah es: der alte Mann
k lautlos zu Boden mitten auf der Wieſe; ehe noch der
onnerſchlag verhallt war, beugte ſie ſich nieder zum Sterbenden.

Hoch ſchlug der Greis die Augen auf zu dem lieblichen
ngel, der ihm beiſtand in der Todesſtunde; noch flüſterte
die Worte: „Fiſcherdirn! Aſra!“ — dann war ſeine Seele
loſchen.

So hatte der Edelreiſ-Sohn Kunigunde geſehen und nun
and in ſtillen Feierſtunden das ernſte, mildheilige Mädchen
or ſeinen Augen. Und wenn der junge Mann am Morgen und
lauſchiger Abendzeit zu ſeinem Schutzengel betete, wie er
s gewohnt war ſeit Kindestagen, ſo war Kunigunde vor
einer Seele. Er hatte das Mädchen ſeither mehrmals bei
en Schulkindern als Unterweiſerin und im Garten ihres

Vaters geſehen. Aber er hatte nie mehr ein Wort zu Kunigunden geredet, er hatte nur im Gedanken zu ihr gebetet, wie zu einer Heiligen.

Jene Stunde des Gewitters auf der hohen Wieſe blieb ihm mit all ihren Einzelheiten im Gedächtniß. So gedachte er auch oft der letzten Worte, die der ſterbende Bettler geſprochen hatte. Und eines Tages ging der Edelreif hinab zum See und forſchte nach einer Fiſcherin, die Afra heiße. Er fand die Alte in ihrer ſchlechten Hütte; er erzählte ihr, wie ein ſterbender Greis oben auf dem Berge ihren Namen genannt.

„Das glaube ich wohl,“ ſagte die alte Fiſcherin, als ſie ſich näher erkundigt hatte, „das iſt ja vor Zeit mein Liebſter geweſen. Aber mich däucht, nicht die Lieb’ hat in der Sterbſtunde meinen Namen genannt, ſondern das böſe Gewiſſen. Er iſt reich geweſen und iſt arm geworden. Er iſt gut geweſen und iſt ſchlecht geworden. Meinetweg ſoll ihn kein Feuer brennen. Oda, willſt einmal die Fromme ſein, ſo bete drei Vaterunſer für Deinen Vater.“

Das ging ein Mädchen an, welches im Schilfe ſaß und an einem Netze flocht. Der junge Edelreif hat einen Blick hin in das Schilf geworfen . . .

So war das erſte Begegnen mit Oda geweſen.

Seither war nun das Jahr verfloſſen. Verfloſſen mit ſammt dem Fiſcherfeſte. — Und als Ambros auszog, um zu freien, ſtrich er ſchier pfadlos durch die Gegend. Da war ein Tag, als das Gerücht entſtand: Die liebholde Kunigunde wird Edelreifhoferin.

So wie ſich einſt der Wetterſturm erhoben hatte auf der hohen Wieſe, ſo erhob ſich dieſes Gerücht. Und ſo plötzlich wie jener Blitzſtrahl leuchtete es auf in dem jungen Manne: Ja, die Kunigunde! — Für den ſchönen, ſtolzen Edelreiſhof giebt es ſonſt keine. Dieſe engelhafte Frau führt er ein in das ehrwürdige Haus, in welchem ſeine Väter und Urväter gewohnt ſeit alten Zeiten.

Ambros kam ſich ſelbſt höher und edler vor bei dieſem Gedanken. Ueber Oda und das Fiſcherfeſt zog er die Hülle: Pah, ein toller Streich, die Jugend muß austoben. 's iſt vorbei.

Freilich zuckten nun auch die zweiſchneidigen Schwerter, Läſterzungen genannt, welche die Neider führen. Von der Stunde an, da Kunigunde als Zukünftige des Edelreif bezeichnet wurde, war das Mädchen nicht mehr ſo gut, ſo marienhaft und ſchön, und andererſeits wieder war es Schade um das Kind, daß es das Spielzeug dieſes herriſchen und lockeren Großbauers werden ſollte. Derlei Gerede reizte den trotzigen Sinn des jungen Edelreif und eines Tages ging Ambros hin und warb um Kunigunden.

Das Mädchen ſchlug das Auge erröthend zu Boden und zitterte. Es war nicht erſchrocken vor dem Blitzſtrahl, aber es war erſchrocken vor dem Freierswort des ſchönſten und vornehmſten Mannes in der Gegend.

Sie bat um Bedenkzeit. Sie verſchloß ſich in ihr Stübchen und weinte. Und ſie betete, daß ſie erfüllt würden, die herrlichen Tage an der Seite dieſes Mannes, die ſie ſich ſo oft im Stillen geträumt hatte.

Aber wenn ſie nun durch den Flecken ging und an ihm vorüberſchritt, ſo blickte ſie zur Erde und er hörte die Erwiederung ſeines Grußes nicht. Und wenn ſie mit Genoſſinnen auf Spaziergängen am Edelreiſhofe vorbeikam, ſo hatte ſie nur Augen für die Steine am Boden und nicht für das ſchöne, prächtige Gebäude, das zwiſchen vier alten Linden mit ſeinen lichten Wänden freundlich in die Landſchaft hinauslachte.

Dem zottigen Kettenhunde war's zuerſt klar geweſen, was da kommen ſollte; er hatte ſchon lange ſchier die Kette zerriſſen, wenn Kunigunde vorbeiſchritt, er wollte ſeiner künftigen Herrin ſo gerne an die Bruſt ſpringen und mit ſeiner zarten Zunge ihre blühenden Lippen berühren.

Der Oberknecht merkte wohl dieſes Begehren des Thieres und ſagte einmal: „So ein Narr wär' ein Anderer auch!" und wiſchte ſich dabei den Mund.

Die Kälte des Mädchens ſtimmte die Zuverſicht des jungen Großbauers herab, ſpornte hingegen die Ungeduld an. Ehe noch die Bedenkzeit aus war, ſprang er über den Zaun in Kunigundens Garten und eilte über die prangenden Beete hin zu den Füßen des Mädchens. Er wiederholte entſchiedener ſeine Frage. Da gab Kunigunde erröthend zur Antwort: „Ambros, jetzt haben Sie mir meine ſchönſten Blumen zertreten."

So mild und innig als dieſes Geſtändniß war noch kein Wort geſprochen worden im Blumengarten. Und ſo ſüß und liebgetreu war noch kein Kuß gegeben worden, als er nun im Uebermaße des Entzückens von den Lippen der Jungfrau floß.

Ambros ging ſeinem Gehöfte zu und ſann nach, wie das Zweierlei wäre: Das ſtörrige, wilde Fiſchermädchen und dieſes milde, ſich vertrauensinnig hingebende Kind, das, einen Engel des Himmels, erſt der Manneskuß in Fleiſch und Blut verwandelt hatte.

„Ob er mich liebt von Herzen?"

Als auch in die ſchlechte Fiſcherhütte die Kunde von Ambros' und Kunigundens Brautſchaft gedrungen war, da ticherte die alte Afra.

Oda lief hinaus an das Ufer, wo es am ſteilſten war. Dort ſtand ſie ſtill und ſagte zu ſich: „All meiner Tag' eut es mich, daß ich das Schwimmen hab' gelernt. Jetzt teh' ich da, und wenn ich mich kopfüber hineinſtürz', ſo ring' h mich in der Todesangſt wieder heraus . . .“

„Hi ho!“ rief die Alte herüber, „ſpring' nur hinein nd ſchwimme durch den See bis auf den jüngſten Tag, 's t umſonſt — 's iſt ganz umſonſt — das luſtige Fiſcherfeſt äſcht Dir kein Waſſer mehr ab.“

Hierauf verkroch ſie ſich in ihre Hütte und murmelte lüche gegen den alten Bettler, der oben auf dem Berg im erſterben noch durch den Ausruf des Namens ihrer Tochter en Verführer zugeſandt habe, als wäre es nicht genug eweſen, was ihr, der Alten, einſt ſelber von jenem Menſchen iderfahren.

Sollte es denn wahr ſein, daß aus der Schuld der ltern auch den ſchuldloſen Kindern Verderben keime? Das äre eine verfluchte Welt.

Und könnte es denn möglich ſein, daß eben jene in eue, vielleicht in Liebe ausgeſtoßenen Worte die Urſache zu eiterem Jammer und Elend werden ſollten? — Das wäre ne dreimal verfluchte Welt.

Nun ja, der Edelreif war durch den ſterbenden Bettler f die Fiſcherin aufmerkſam geworden — hatte zu gleicher eit die Braut und — die Andere gefunden.

Menſchen wähnen, ſie wären die Spieler . . . nein, ſie ſind Kartenblätter eines oft tückiſchen Schickſals. —

Oda ruderte auf einem Kahn hinaus über den See und nkte das Netz in's Waſſer.

Und Kunigunde ſenkte ihr Herz in's Meer der Hoffnung. ie hoch die Wellen gingen! — Aber nicht rein war der

Himmel. Ihr war ahnungsvoll. In der bräutlichen Seele war Bangniß. — Die Kerzen am Traualtar waren der Leuchtthurm, der Edelreifhof war das Geſtade. Es war ſo nahe, es war ſo fern. Kunigunde wußte ſich nicht zu helfen in ihrer Furcht, in ihrer Hoffnung, in ihrer Liebesſehnſucht. Da ging ſie eines Tages heimlich zur Fiſcherhütte der alten Afra.

Die alte Afra lächelte, als das Mädchen eintrat.

„Bräutliche Jungfrau,“ ſagte ſie, „ſetze Dich auf dieſes Kiſſen von Erden; — die arme Fiſcherin kann Dir einen beſſeren Platz nicht weiſen. Du wirſt Sammt und Seide gewohnt ſein.“

„Sammt und Seide verſtehe ich nicht,“ antwortete das Mädchen mit Haſt, „ich wünſche mir kein Gut der Welt. — Ihr ſeid die Frau, die von Gott die Gnade hat, das zu ſagen, was Andere nicht wiſſen. Zu Euch kommen die Glücklichen und die Unglücklichen im Vertrauen — und Euch will ich's geſtehen: Ambros, der Edelreif, iſt mein Leben und mein Sterben!“

Die alte Afra hatte dieſes Mädchen, welches die Urſache an dem Unglücke ihres Kindes war, oft ſchon mit grauſem Haſſe heimlich verflucht. Nun ſtand es vor ihr, eine Rath- und Hilfeſuchende.

„Soll ich Dir die Karten ſchlagen?“ fragte die Alte lauernd.

„Sonſt brauche ich gar nichts zu wiſſen,“ rief die argloſe Kunigunde, „nur das, ob er mich lieb hat von Herzen.“

„Hi ho! Das iſt leicht zu erfragen,“ ſchnürfelte Afra, langte in einen ſchwarzen Topf und zog ein Kartenbüſchel hervor. Die Karten waren arg abgegriffen; das Mädchen ſchauerte, als es die geheimnißvollen Blätter erblickte.

„Ich bitt' Euch, Frau, haltet ein," hauchte ſie, „ich werde es nicht ertragen können. Auf meinem Herzen liegt ein ſchwerer Stein."

„Das hat mir auch mein Kind geklagt, geſtern in der Abendſtunde," ziſchelte das alte Weib und miſchte die Karten.

Und nach einer Weile murmelte Afra für ſich: „Gott hat ſie zu mir geſchickt, daß ich ihr die Wahrheit ſage. Aber meine Worte kommen aus einem zahnloſen Mund, da wird ſie mir nicht glauben, denn die ſeinen mit der Lüge ſtrömen von friſchen Lippen . . . Wohlan, will ſie meinem Munde nicht trauen, ſo ſoll ſie ſehen mit ihren lebendigen Augen." Mit dem Zeigefinger wies ſie auf ein Blatt und rief: „Herz-Aß mitten durchſtochen!"

„Jeſus Maria!" ſchrie Kunigunde und ſprang auf.

„Nein, das iſt eine Andere," murmelte die Alte und legte ein zweites Blatt auf: „Herz-Bub!"

Das Mädchen horchte mit Angſt.

„Iſt's was Böſes?" fragte es, und ſein Athem wollte ſtocken.

Die Alte ſchlug noch mehrere Karten heraus, dann ſchüttelte ſie den Kopf: „Hi ho, was iſt denn das für ein Spiel? Heut' kann man ja nichts erfahren! — Ei ſieh', da liegt's. — Jungfrau, komm morgen, komm' übermorgen, da werd' ich Dir's ſagen. — Halt! Ein's verſprich: Verrath' unſer Beginnen nicht an fremde Ohren — ſonſt iſt es Dein Verderben."

Aufgeregt verließ Kunigunde die Hütte. — Ihr Schickſal lag nicht ſo frei oben auf den Spielkarten, wie das anderer Menſchen. Ihres lag tiefer, was Wunder, daß es ihr ſelber ſo grauenhaft geheimnißvoll vorkam! Und die Alte mag — kann es nicht enthüllen.

Doch glaubte ſie nun noch feſter an die Wahrſagerin, die ehrlich iſt und nichts behaupten will, ohne darin vorher vollſtändige Gewißheit zu haben.

O, wäre dem unerfahrenen Mädchen nur ein einziger Seherblick gegeben geweſen, wenigſtens jener Seherblick, den Andere Inſtinct nennen, ſie hätte die Hütte der Alten nicht mehr betreten.

Ihrer Liebe Stern war ſo glühend und funkelnd, daß er die jungen Augen des Mädchens für alles Andere blendete.

Die Alte wirft das Netz aus.

Am nächſten Tage, als Oda von ihrer Arbeit in die Hütte zurückgekehrt war, lächelte die Alte ſüßlich und ſagte: „Du, meine Tochter, fiſcheſt auf dem Waſſer und ich auf dem Lande. Haſt Du ſchon gehört, daß man mit guten Netzen auch Haifiſche fängt? Nicht die ſchöne Braut, der ſchöne Bräutigam iſt heute bei mir geweſen. Das Fiſcherfeſt iſt ſchon zwei Monate vorbei, da hat er darauf vergeſſen. Der Leute Gedächtniß für's Schuldigſein hat die Schwindſucht. In neun Tagen will er Hochzeit halten. Da hat der Edelreif recht, hab' ich geſagt. — Darauf hat er gemeint, auch ich dächt' nicht mehr an Vergangenes, und iſt zutraulich geworden. Ich habe ihm wahrſagen müſſen. Meinſt Oda, was hat er ſich gedeutet wiſſen wollen?"

„Warum er zu Dir gegangen iſt," antwortete die junge Fiſcherin.

„Meinſt, was habe ich ihm gedeutet?" fragte die Alte wieder. „Schau — der Eichelkönig iſt gefallen auf den Herzſiebner; ſo habe ich zu Fleiß geſagt: Viel Glück, Edelreif! eine Freudennacht außer dem Hauſe. — Hat anfangs gethan, als hätt' er's nicht verſtanden. Bald hat er mich gefragt, ob ich für morgen eine Fahrgelegenheit wüßt' über den See; er hätte drüben bei Verwandten Geſchäfte. — Iſt leicht geholfen, ſag' ich, meine Tochter fährt den Edelreif gegen ein gut' Fahrgeld gern über den See. — Zur Abendzeit müßt's ſein, meint er. — Warum zur Abendzeit? — Ja, des Tags iſt vor dem Hochzeitsfeſte heillos viel zu thun. — Du Fuchs, denk' ich. Und meine Tochter iſt ein guter Matroſe, ſag' ich, der fährt auch zur Nachtzeit."

„Mutter!" ſchrie Oda auf, „in der Nachtzeit mit ihm auf dem See?"

„O Du heuchleriſche Dirn!" rief die Alte.

„Allein mit ihm in der Nacht!" ſchrie Oda, „deß ſtraf' Dich Gott!"

„Du Närrchen!" lachte Afra, „meinſt, die arme, alte Fiſcherin verkuppelt ihr Kind! — Oda, in der dritten Höll' unten iſt kein Feuer ſo heiß, daß es ein treulos Mutterherz genugſam kunnt brennen. Diſteln und Dornen will ich ſtreuen auf den Pfad Deines Verführers. Und ſein Weg zum Altar ſoll gehen über glühenden Sand, und in ſein Ehebett will ich legen giftige Schlangen. — Merk' auf, meine Tochter: während Du den Edelreif über den See fährſt und er ſeine Arme ſchlingen will um Deinen Leib, ruheſt Du hier in dieſer Hütte, und träumſt, wenn's Dich freut, vom Fiſcherfeſt, von des Edelreif Hochzeit oder von was Beſſerem."

„Mutter," ſagte Oda und ſtarrte ſie an, „Du biſt närriſch geworden."

„O Du überlaute Creatur, Deine Mutter iſt heute geſcheiter als geſtern."

Sie ging und brütete über ihren Plan, bis er reif wurde.

Gefangen.

Und darauf ſchlich wieder Kunigunde durch das Schilfrohr, um in Angſt und Hoffen das Orakel in der Fiſcherhütte neuerdings zu befragen.

Es war Abend.

Ueber den dunklen, wolkenloſen Himmel zuckte zuweilen ein matter Schein. Im Schilfe rauſchte es; zwei glühende Augen richteten ſich nach Kunigunden. Das waren Oda's Augen. Eine wilde Leidenſchaft leuchtete in ihnen.

In der Hütte kauerte die Alte und ſchürte einen Gluthhaufen. Ihr ſonſt blaſſes, knochiges Geſicht, faſt dreieckig wie das Antlitz einer Katze, war bei dem Scheine dunkelroth gefärbt. Als Kunigunde eintrat, ſtieg aus der Gluth ein blaues Flämmchen hervor. Afra deutete auf daſſelbe und flüſterte: „Hi ho, Jungfrau, Du nahſt zur guten Stunde. Siehſt Du, ſo brennt die Lieb' in ſeinem Herzen!"

Das Flämmchen zuckte aber wirr hin und her.

Die Alte erhob ſich und öffnete einen klappernden Fenſterſchuber, daß der Rauch hinausziehen konnte.

„Der Rauch ſteigt gegen Himmel," ſagte ſie dann. „Das iſt auch ein gutes Zeichen."

Wohl, dachte ſich das Mädchen hüſtelnd, aber der Rauch verlegt mir den Athem.

Da faßte Afra mit ihren kalten Fingern des Mädchens zitternde Hand und fragte: „Haſt Du Muth, Deinem Bräutigam in's Herz zu ſchauen?"

Kunigunde ſenkte das Haupt, ſchwieg einige Augenblicke und hauchte dann: „Ja."

„Die Männerherzen — mein Täubchen — ſind mit ſieben Siegeln verſchloſſen. Aber die Lieb' des Weibes iſt ſtark wie der Tod. Die Lieb' des Weibes ſprengt die Pforten der Hölle und ſprengt die Thore des Himmels. Der Mann iſt der Herr dieſer Erde, aber das Weib beſiegt den Mann durch die Lieb'." — So ſagte die Alte.

Kunigunde legte ihre Hand auf den unſteten Buſen.

„Kannſt Du rudern?" fragte plötzlich das Fiſcherweib. „Antworte, es gehört zur Sache."

„Ich habe mich wohl darin geübt auf unſerem Weiher," ſagte das Mädchen.

„Gut, gut!" verſetzte die Alte, „und jetzt mach' die Ohren auf. — Morgen, wenn es Abend wird, fährt Dein Bräutigam über den See. Du wirſt allein mit ihm ſein und den Kahn leiten."

Kunigunde that einen Schrei.

„Hi ho, Närrchen, wer nicht ſpielt, der kann nicht gewinnen. Morgen iſt die heilige Bartholomäusnacht, da hat jedes Mädchen den Blick frei in's Herz des Liebſten."

„Ach," ſagte Kunigunde, „es iſt eine Sünde, an ſeiner Treue zu zweifeln."

„An der Treue zu zweifeln iſt keine Sünde, aber dieſelbe zu brechen iſt eine," gab Afra zur Antwort. „Die Treue zu prüfen iſt eine Tugend. Du wirſt morgen bei Deinem Bräutigam ſein und Du wirſt es ſehen, wie es im Innerſten mit ihm beſchaffen iſt."

„Eher will ich ſterben, als vor unſerem Trauungstage ſo mit ihm auf dem See zu ſein."

„Dir oder ihm, wem trauſt denn nicht?" verſetzte die Alte boshaft.

„Dem See!" rief die Braut.

„Mein Wort darauf, daß Dir nichts geſchieht!" verſicherte die Alte. „Was? Mein Wort gilt nichts? Weswegen kamſt Du denn, als um mein Wort zu hören?"

„O Gott, mit ihm jetzt allein auf dem Waſſer! Wie könnte ich vor meinem Vater beſtehen?"

„Gut, der Vater, das iſt ſchon ein Schritt weiter," grinſte die Alte, „haſt Du nicht eine Muhme unten in Seewald?"

„Lieber Himmel, die liegt krank ſchon ein ganzes Jahr lang."

„Dieſe wirſt morgen beſuchen. Heißt das, ſo ſagſt Du dem Vater, wenn Du von Heim fortgehſt. Der Poſtwagen fährt den See entlang. Es iſt leicht einzuleiten, daß Du ausſteigſt, und mein Dach iſt Dir eine Zuflucht. Haſt Du Vertrauen zu mir, ſo will ich Dich leiten. Haſt Du keins, ſo geh' und laß den Bräutigam mit einer Andern über den See fahren, laß eine Andere in ſein Herz ſchauen."

„Wie könnt' Ihr das Alles ſo ſagen, Frau?"

„Der Edelreiſ hat bei mir einen Nachen beſtellt und einen Begleiter. Sollte der See nicht ruhig ſein, ſo reden wir morgen Weiteres."

„Die heilige Maria mög' mich nicht verlaſſen!" jammerte da[illegible] Mädchen. „Was ſollt' er ſich von mir denken?"

„Hopps! ſind wir ſchon beim zweiten Schritt," kicherte die Fiſcherin. „Schau, Kind, wenn die Alten nicht thäten denken für die Jungen, wohin mit der Welt! — Loſ' auf! — Du begleiteſt ihn über den See, giebſt Dich aber nicht zu erkennen. Meine Tochter borgt Dir ihre Schifferkleider. Dein Redwerk laß daheim, meine Tochter macht's auch ſo, wenn ſie fährt. Die ſtumme Fiſcherdirn! Haſt ſie nicht ſchon ſo ſchelten gehört?"

„Nein," verſetzte Kunigunde, „wie könnt' ich ihr die Schmach anthun, daß es dann hieße, ſie wäre allein mit einem Mann über den See gefahren."

„Du Närrchen, ſo heißt's jeden Tag. Das iſt ihr Handwerk. Biſt Du blöde, ſo denke ich, wird ſie wohl auch morgen ihr Amt erfüllen."

Das war gut berechnet.

Kunigunde ließ ihre Hände von der Bruſt ſinken und ſagte: „Macht mit mir, was Ihr wollt. Ich weiß nichts, ich verſteh' nichts, ich bin hilflos. Ich weiß nicht, wie ich jetzt da bin und wie ich jetzt heimkommen ſoll. Ich lauf' herum in der Welt, wie verrückt und verhext." Und ſie faltete die Hände: „Heilige Mutter Gottes, verlaß mich nicht!"

Die Gluth hauchte einen hellen Schein über ihre Geſtalt. Die Alte lauerte.

„Wirſt dabei ſein?" war ihre Frage.

„Alles, wenn ich nur überzeugt werde, daß er mich lieb hat."

Das arme, liebeskranke Mädchen irrte und wankte dem Städtchen zu.

Manche Sternſchnuppen glitten hin über das Himmelsgezelt und verſchwanden, wie ſie entſtanden. Und zahlloſe Sterne leuchteten in ſtiller, ewiger Beſtändigkeit.

Ob da oben glüht ein Stern ſo heiß, wie die Liebesgluth eines hoffenden Weibes?

Sie naht dem See.

Es war ein milder, reiner Frühherbſttag. Die Glocken der Kirchthürme klangen in Nah und Fern, und die Leute eilten den Gotteshäuſern zu. Sanct Bartholomä hat viele Verehrer; man traut ihm mehr zu, als manch anderem Heiligen. Die Liebenden und die Haſſenden opfern ihm beſondere Gaben.

Kunigunde fuhr zu ihrer Muhme.

Sie werde des nächſten Tages wieder zurückkehren, hatte ſie zu den Ihren geſagt.

Sie fuhr den See entlang. Auf der kaum bewegten Waſſertafel zog manches Kettchen und mancher ſich dehnende Ring, wie eben der Lufthauch ſpielte oder das nach Mücken jagende Fiſchlein.

„Das wären ſchon die Brautringe,“ meinte der Poſtknecht lächelnd.

Später erhob ſich ein Wind und die Bäume, die am Ufer ſtanden, neigten ihre Wipfel gegen Weſten.

„Schau,“ ſagte der Poſtknecht, „Bartholomä geht mit Sturm über den See. Es kehrt das Wetter um. Die Bäume verbeugen ſich gegen das Gebirge.“

Wenn dort an einem Herbſtmorgen die Wipfel ſich gegen Sonnenaufgang neigen, ſo heißt das: Sonne, Dir ſei Lob und Dank, daß Du uns einen heiteren Tag willſt verehren! — Beugen die Bäume aber ihr Haupt gegen die weſtlichen Berge, ſo iſt das ein Zeichen der Furcht und Demuth vor den Mächten des Sturmes, die über kurz von dort losbrechen werden.

Solche Bedeutung hat in der Gegend des weiten Sees der Morgenwind.

Es wird ja Er bei mir ſein, dachte Kunigunde — an Weiteres dachte ſie nicht. Es war ein gewaltiges Wogen in ihrem Herzen und ein wildes Glühen in ihrem Haupte. Was auch hatte ſie von außen zu fürchten, wenn der mächtigſte Gewitterſturm in ihr ſelber tobte! Ganz und gar war ſie beherrſcht von Leidenſchaft. Ein einzigmal flüſterte ihr der Engel zu: Kehre um, Dein Herz iſt rein, Du ſollſt nicht verderben!

Doch ein Anderes rief ihr laut: Im Herzensgrunde Deines Bräutigams liegt Deine künftige Welt — Du mußt ſie erforſchen.

Und die Eiferſucht ſchrie mit krächzender Stimme: Willſt Du's nicht thun, ſo thut's eine Andere!

Noch vor Kurzem war Kunigunde das harmloſe, unſchuldsvolle Kind geweſen; fromm, liebhold — marienſchön hatten ſie die Leute geheißen. So würdevoll war ihr Weſen, daß es Keiner gewagt hätte, ſie auch nur mit leiſem Blicke zu beleidigen. Da, plötzlich hatte der Funke an ihr Herz geſchlagen und eine Gewalt war lebendig, von der ſie bisher kaum eine Ahnung gehabt — die ſie nicht gelernt hatte zu bezähmen. Im Gedanken des baldigen Einsſeins mit dem Geliebten überließ ſie ſich ganz der erwachten Macht. Ihr junges Herz, das wie ein Lämmlein weidete auf der grünen Au, hatte keinen Hirten; da brachen aus dem Walde zwei Raubthiere hervor: die Leidenſchaft und der Aberglaube — und verzehrten das Opfer . . .

Als der Poſtwagen an die Stelle kam, wo die Landzunge mit dem dichten Weidengebüſche hinausging in den See, ließ Kunigunde halten. — Sie habe ſich's plötzlich anders überlegt, ſie fahre nicht nach Seewald. Sie ſei durch die Fahrt etwas unwohl, beſuche eine Schulfreundin, die hier herum wohne und wolle dann wieder zurückkehren in den Flecken.

Der Poſtknecht brummte über ſo ein zimperlich Weibsbild, das ſchon in den Brautſtänden kränkle, ſagte ihr aber doch, weil er die künftige Edelreiffrau vor ſich ſah, einen artigen Gruß und fuhr davon.

Kunigunde ſtand auf der einſamen Au und ſah dem Wagen nach, der über den rauhen Schuttweg hinwegholperte und endlich hinter den Büſchen verſchwand.

Sie kam ſich vor, wie hilflos ausgeſetzt auf einer wüſten Inſel im Weltmeere und das Schiff ziehe davon und kehre nimmermehr zurück.

Aber Ambros! Sie wird ihn hier finden an dieſem Abende! Der Gedanke ermunterte ſie wieder. Sie ging, ſich zwiſchen dem hohen Schilfe fortwindend, der Fiſcherhütte zu.

Die alte Afra hatte ſie ſchon erwartet — mit dämoniſcher Luſt das Opfer erwartet, an welchem ſie ſich ſelbſt und ihre Tochter rächen wollte. Dieſes Mädchen hatte die Sterbeſtunde geſegnet jenem Manne, den ſie viel tauſendmal verflucht. Dieſes Mädchen ſtiehlt ihrem Kinde das Liebesglück.

Als Kunigunde nun zagend heranſchlich, eilte ihr die Alte mit Haſt entgegen und führte ſie bald an das Ufer hin.

Dort hieß ſie das Mädchen in einen Kahn ſteigen und unterwies es im Rudern. Draußen ſtrichen Möven über das glitzernde Waſſer und ſchoſſen bisweilen nieder auf ein Fiſchlein.

Die fernen Berge waren im Dufte des ſonnigen Tages kaum ſichtbar. Der Wind hatte ſich ganz gelegt und Afra ſagte: „Eine gute Fahrt wird's ſein. Und iſt es Noth, ſo führt auch der Edelreif das Ruder.“ Dann belehrte ſie, wie Kunigunde wohlvermummt in Oda's Kleidung auf der ganzen Fahrt kein lautes Wort ſprechen ſolle; wie Ambros dann einſchlummern werde und wie ſich ihr hierauf ein Geſicht darthun müſſe, welches das ganze Innere des Bräutigams ohne Hehl und Hinterhalt offenbare. Am jenſeitigen Ufer noch vor der Morgenſtunde könne ſie ſich entweder entdecken, oder allein zurückrudern, oder den Kahn der Aufſicht eines Schiffers anvertrauen und zu Lande heimkehren.

Kunigunde hörte die letzten Worte kaum. Mit Argwohn und Zuverſicht zugleich dachte ſie an die ihr bevorſtehende Offenbarung.

Und die Alte murmelte für ſich: „Das geht noch beſſer, als ich hab' gedacht. Die Lieb hat ſie zum Narren gemacht vom Kopf bis zum Fuß. — Schier thut's Einem leid um das Weſen." — Sie ſtarrte auf das ſteinige Ufer, an welches die Wellen lind anſchlugen. Eine Regung des Mitleids fühlte ſie. Aber ſie dachte an Oda, das blaſſe, betrogene Mädchen, das arme Fiſcherkind, nur gut genug zum Spiele — dann hingeworfen zum Spotte, zum Abſcheu. Und eine Andere an ihre Stelle geſetzt, die kein Recht mehr hat an die bereits verpfändete Liebe.

Wohlan, nun konnte ſie Rache üben für zwei verlorene Leben — für ihr Kind, für ſich ſelber. Und das war ſüß, ſo ſüß, daß es Erſatz bot für all das Elend und den Schmerz.

Wenn aber der Edelreif nicht kommen ſollte? Nein, von dieſem Manne war es kaum zu denken, daß er ſich die letzte Gelegenheit entgehen ließe. Wenn er aber und vielleicht erſt auf dem See die ganze Falle durchſchaute? Was wäre dadurch für die Fiſcherin denn verloren? Der eine letzte Weg, der Braut ſeine neugeplante Untreue zu verrathen, blieb ihr immer offen.

Freilich ſollte die Vergeltung herrlicher ſein.

Der Tag verging. Kunigunde ſchwebte in Angſt und Erwartung.

Gegen Abend ſteckte die Alte das Mädchen in die fahlfarbigen Kleider ihrer Tochter. „Schöner ſind die Deinen," grinſte ſie, „aber es mag ſich zutragen, daß auch der Fiſcherkittel ſeinen Reiz hat. Dieſes Tuch lege um das Haupt, ſchlage es fein über das Geſicht; ſo macht es auch meine Tochter gern, wenn die Nachtluft geht. — Sei fein ſtark und halte Dich ruhig, daß er Dich nicht erkenne; es iſt zu Deinem und zu ſeinem Guten, das mußt Du bedenken. Hab' Muth, Täubchen, die Nacht wird dunkel ſein."

Das Schifflein zieht davon.

Die Nacht wird dunkel ſein. — So dachte ſich auch Ambros, als er in der Dämmerung der Hütte im Schilfe zueilte. Er konnte keine Ahnung davon haben, wie ſeine nächtliche Seefahrt in der Fiſcherhütte gedeutet, noch viel weniger davon, was gegen ihn für ein arges Netz gewoben wurde. — Wohl, ein wenig leichtſinnig war er geweſen. Er hatte Manchem, was zwiſchen ihm und Oda vorgefallen, zu geringe Bedeutung beigelegt, als daß er heute noch an Folgen davon denken konnte. Ihm war's eine Jugendtändelei geweſen, ihr doch auch? — Was weiter?

Ambros hatte vor, bei Verwandten jenſeits des Sees ſeiner Braut eine Ueberraſchung für den Hochzeitsmorgen zu beſtellen — einen glatten vornehmen Schrank aus Nußbaumholz, den er mit dem allerfeinſten Linnen zu füllen gedachte — wie ſolches ja die Wonne echter Hausfrauen iſt. Deshalb hielt er Kunigunden die Fahrt über das Waſſer geheim und deshalb war's ihm lieb, daß dieſelbe zur Nachtzeit geſchehen konnte.

Still, freudig an die zu ſchaffende Ueberraſchung denkend, wand ſich der junge Mann durch das Schilfgras. Der Himmel war nicht trüb und nicht heiter, er hatte einen leichten Schleier. Einige der hellſten Sterne nur guckten durch.

Es war finſter als Ambros in die Fiſcherhütte trat.

„Alles bereit!“ flüſterte ihm die Alte vielſagend zu.

Der Edelreif hatte ein Goldſtück als Fahrlohn hervorgezogen und ſuchte damit ihrer Hand beizukommen. Afra jedoch verſteckte die Hände unter den Fetzen und ſo ging ſie ihm voraus gegen den See hinab.

Der Kahn, noch an's Ufer gebunden, ſchwankte. In demſelben kauerte die junge Schifferin.

— Alſo doch mit ihr — der heißblütigen Fiſcherdirne, über das Waſſer! dachte der Edelreif. Abſicht oder Zufall?

Der Abendhauch war mild und lau. Das Waſſer rieſelte lauſchig an den Ufern.

Ambros ſprang mit einem Juchſchrei in das Fahrzeug.

Die junge Fiſcherin hielt das Ruder krampfhaft in der einen Hand; die andere Hand legte ſie auf die eiſenbeſchlagene Kante des Schiffsſchnabels. Das kalte Metall that ihr wohl, ihr war fiebrig heiß.

„In drei Stunden mögt Ihr drüben ſein,“ ſagte die Alte, „gute Fahrt!“

Das Mädchen ſtemmte das Ruder gegen das Ufer — da glitt das Schiffchen ab.

Oda — die echte Oda — lauerte hinter einem Buſch und preßte die geballten Fäuſte an die Bruſt. — Da zogen ſie hin auf wiegenden Wellen, er und Oda, das ſchöne Fiſchermädchen. Nein, nicht Oda, ihre Puppe, ihr bloßer Name nur. Ihr Name wird hier geſchändet, und ſie ſelbſt iſt verdrängt von ſeiner Bruſt durch eine Andere.

„Kennſt Du die Pein, die ich leide?“ rief Oda ihrer Mutter zu. „Kein Menſch auf der Welt hat ſie noch ausgeſtanden: Die Eine hat Ihn, die Andere hat die Sünde! Mutter, Du haſt meinen Namen verſchachert.“

Die Alte horchte auf, als verſtände ſie ihre Tochter nicht.

„An Deinem Namen iſt nichts mehr zu verderben,“ murmelte ſie hierauf langſam, „Du haſt ihn ſelbſt wohlfeil gegeben; nicht in Liebe haſt ihn geopfert, wie ich, wie Andere, ſondern in Hoffart. Es ſind Dir Freier gekommen aus unſerem Stande, aber ein Fiſcher iſt Dir viel zu ſchlecht, der Edelreifhof liegt Dir juſt noch hoch genug. Willſt leugnen? Ich weiß einen Zeugen! Sanct Peter hat's geſehen! Du ſchlechte Creatur haſt ſeinen Feſttag verſehrt! Und mich willſt anklagen?"

„Und ich klage Dich an!" rief Oda bebend, „mein Vater iſt auch keiner geweſen von Deinem Stand, und kann's Peter nicht bezeugen, ſo kann es Paul, daß ich auf der Welt bin!"

Da hob ſich die Alte ſchier geſpenſterhaft empor: „So fährſt Du mich heut' an! Heut', wo ich Menſchenglück ſchlachte mit eigenen Händen, um Dich, mein Kind, zu rächen! — Schau hinaus! Die Nacht hat ſie ſchon eingehüllt, den Ruderſchlag kannſt noch hören. Mit dem liſtigen, luſtigen Teufel fahren ſie davon — mit der brennenden Hölle kehren ſie zurück und bei dem Hochzeitsreigen tanzen die böſen Geiſter. — Hi ho! Glück auf die Reiſe."

Die Alte torkelte vom Ufer zurück; ſie verkroch ſich in ihre Hütte. Oda kauerte in wirren Gedanken an der Strandung und die Wellen fächelten heran zu ihren brennenden Füßen.

Das Waſſer rieſelte und plätſcherte leiſe. Erzählte es, was auf dem einſamen Schifflein war, draußen in den Weiten des Sees?

Die Schleier fallen.

Das einſame Fahrzeug in den Weiten des Sees zog langſam dahin. Sein Ruderſchlag war wie das gedrückte Athemholen eines Schwerträumenden.

Der Edelreis ſaß anfangs ſtill auf ſeinem Bänklein. Bei dem lauen Hauch der Nacht, bei dem lauſchigen Flüſtern des Waſſers wurde ſein junges Blut allmählich wärmer, ſein Herzſchlag lebendiger. — Heute hatte er die Trauringe beſtellt beim Goldſchmied. In wenigen Tagen wird er den Reifen an der Hand fühlen, als Sinnbild des ewigen unlöslichen Bundes. Dann iſt er geſchritten über die Brücke und hinter ihm iſt eine blühende Welt voll ſüßer Luſt und bunten Lebens untergegangen. Was hatte er am Verlobungstage Kunigunden doch nur verſprochen? Er hatte verſprochen, daß er ihr ewige Treue ſchwören werde am Altare; von einer Treue vor der Trauung war die Rede nicht geweſen. — Und Oda iſt eine wilde Blume im Morgenthau, die — kommt erſt die Sonne, bald welkend verblaſſen wird, kommen die Hummeln, bald ſaftlos entblättert hinſinken wird auf den Sand . . .

Was geſchürzt iſt, muß gelöſt werden . . .

So ſann der junge Edelreif, als die Waſſer rieſelten in nächtlicher Ruhe.

Er hatte lange unverwandt gegen das Ufer geblickt. Und als dort die Büſche und Bäume in der Dunkelheit verſchwommen waren, als nur mehr eitel Waſſergrund zitterte ringsum, da wendete er ſich. — Er blickte die Schifferin an, er lächelte ſtill. — Das iſt wieder die Stolze, die ſich jedes Wort, das ſie ſprechen ſoll, im Voraus mit einem Kuß bezahlen läßt.

Es ging ein warmer, faſt ſchwüler Hauch, aber das Fiſchermädchen zog ſein Uebertuch enger um ſich und ruderte emſiger.

„Das iſt eine ſchöne Nacht, da trinkt man warmes Leben ein," ſagte Ambros endlich.

Das Mädchen ſchlug das Ruder tiefer in die Wellen.

Sie hätte es am liebſten fahren laſſen, hätte mit beiden Armen den Geliebten umfangen und hell gerufen: Ja, Ambros, eine ſchöne Nacht! — Aber ſie mußte die weichen Wellen peitſchen, daß ſie den Kahn ſchaukelten, daß ſie den Bräutigam einwiegten in den Schlummer. Denn nur wenn er ſchläft, ſoll ſie in den Grund ſeines Herzens ſchauen. — Wenn er aber wachend bliebe, wie konnte ſie ihn täuſchen, wie konnte ſie vor ihm beſtehen? — Ja, falſch ſein mußte ſie heute, um ſeine Treue zu prüfen. Nur einen einzigen Händedruck wollte ſie ihm geben, in dem ihr Herz überſtrömen konnte. Aber Gott! ihm — der ſie nicht kannte — kam der Händedruck ja nicht von ihr, der Braut, ſondern von der Fiſcherin . . . Dieſer Gedanke gab ihr Kraft; ſie riß das Ruder an ſich; einen Fußtritt that ſie gegen den jungen Mann.

„Laß die Stange und ruhe,“ ſagte Ambros.

Das Mädchen ſchien das Wort nicht zu hören.

Ein mattes Leuchten flog über den ſternenloſen Himmel; Ambros bemerkte es kaum, die Schiffſerin aber zuckte zuſammen vor dieſem Schein. Konnte er doch bald heller flammen und zum Verräther werden. — Und wenn ein Gewitter ausbrach? Sie, die Unkundige, hatte es übernommen, ihn über den See zu führen, ſie war verantwortlich für ſein Leben.

Er dachte nicht an eine mögliche Gefahr.

„— Oda, wir ſind allein,“ ſagte Ambros. Er ſagte es faſt zitternd, es war ihm unſtet in der Bruſt, im Haupte — ihm war ſchier, als wolle das Fahrzeug verſinken mit ihm, mit ihr in unendliche Tiefen, als ſei er mit dem Mädchen ganz allein mitten in einer untergehenden Welt.

Die Schifferin war bei dem obigen Worte leiſe zuſammen geknickt — faſt als wäre ein Blitzſtrahl hingefahren nah' an ihrem Haupte.

Und Ambros dachte auch an den Blitz: wenn er jetzt niederzuckte, und ſie vor mir getroffen zuſammenſtürzte, ob ich wohl ſo ſtark wäre, wie Kunigunde auf der hohen Wieſe? — Ach, Kunigunde iſt ſo groß, ſo ſtark — ſo ſtill und rein, wie eine herbſtliche Mondnacht — ſie iſt wie eine Braut Gottes . . . Aber des Menſchen Glück reift an Sonnengluth . . .

Die Ruderſtange ſchlug nun krampfig in's Waſſer, aber das Fahrzeug kam nicht weiter, es wendete ſich um ſich ſelbſt es ging im Kreiſe wie ein Taumelnder. Die Schifferin hatte das Lenken verlernt.

„Laß doch jetzt die Plage," ſagte Ambros, „ſetze Dich hierher und raſte!"

Da ließ das Mädchen die Ruderſtange los; es ſanken ihr die Hände.

Jetzt war es faſt ganz ſtill auf dem See und die Nacht brütete in ihrer tiefſten Finſterniß.

„Mädchen," flüſterte Ambros, ihr näher rückend, „Du haſt bei den Fiſchen das Sprechen verlernt, aber Du haſt mir doch das Hören und Erhören noch bewahrt?" — Er wußte kaum mehr was er ſagte.

Kunigunde legte ihre fiebernde Hand auf die kalte Eiſenkante des Kahnes; ſie wollte die ſcharfe Ecke einbohren in ihr Fleiſch, daß es davonbrauſe, das wilde, wüthende Blut ihres Herzens. — Sah ſie ſo das Innere ihres Bräutigams? Weh', ihre Ahnung!

„Siehe, wie das Schiffchen ſanft uns ſchaukelt," ſagte Ambros, der ſtets in linden Worten zu ſprechen wußte, wenn es galt, freundliche Huld zu gewinnen. „Liebchen, fühle die weichen Wellenarme und die ſchweigenden Vorhänge der Nacht, die von allem Neide der Welt uns trennen. — Du königlich reiche Fiſcherin, welch ein reizendes Brautgemach haſt Du zu eigen! — Du weiſeſt mich heute zurück —?"

„Deine Braut!" ſtieß das Mädchen tonlos hervor.

„Oda," ſagte er, „Du weißt es, der Menſch iſt nicht Herr ſeiner Verhältniſſe, die Ehe iſt Beſtimmung, da kann man nicht wählen. — Ich achte meine Braut, ich liebe ſie auch, doch verlange nicht, daß ich ſie ſo wie Dich . . . Du zitterſt Mädchen! Ach, komm' zur Bruſt herauf, ſei Du jetzt meine Braut!"

„Ich bin Oda!" kreiſchte ſie.

„Eben das weiß ich ja, mein ſüßes Kind!" flüſterte Ambros, und wie er ſein Haupt gegen das Mädchen neigte, erhob ſich dieſes raſch — hoch über ihn — ſtürzte ſich nieder und ſchlug ihr Haupt mit wilder Gewalt in die eiſerne Kante.

Der Schrei war bald verklungen in den Oeden der Nacht und der Wäſſer. Ambros hatte in demſelben Kunigundens Stimme erkannt; hintaſtete er nach der zuſammengebrochenen Geſtalt. Dieſe lag da, ſtill und regungslos — und ein Strom ergoß ſich über ihr Geſicht. — Schlägt das Waſſer herein? Ein heller Schein zuckte über den See, da ſah Ambros das blutbedeckte Antlitz ſeiner Braut.

Sie athmete, ſie hauchte noch ein Wort — er verſtand es nimmer. Das Flüſtern des Waſſers hatte ihm ihr letztes Wort geraubt.

Bald athmete ſie nicht mehr. Und Ambros, der junge, ſchöne, reiche Mann kniete im Blute vor der Leiche ſeiner Verlobten.

Da verging ihm alles Denken. Er ſchlug ſich hart auf die Stirne, daß er erwache aus ſolch ſchwerem Traum.

Nein — aus Schuld und ſelbſtgeſchaffener Qual iſt kein Erwachen. — Ambros fühlte das Blut rieſeln, das ihn ſo heiß geliebt hatte. Er fühlte das Weſen mählich erkalten und erſtarren. Und wenn er's nicht glauben wollte und nicht faſſen konnte, ſo flammte die Röthe eines Blitzes und zeigte, wer da lag und was geſchehen war.

Laut und wild verfluchte er ſich ſelbſt und ſo oft ein Blitzſtrahl zuckte, hob er die Hände: „Auf mich fahr' nieder!" — Das Gebet, in welchem blutbefleckte Hände ſich falten, findet nicht Erhörung. Da dachte er an den Flammentod des alten Mannes auf der hohen Wieſe; dem war die Sünde vergeben; in den Armen eines Engels konnte er verſcheiden. Dieſer Engel lag nun vor Ambros' Füßen und er, der arme, bräutliche Witwer irrt auf des Lebens Schifflein ohne Schutz und Troſt — verworfen und verloren.

„O, wer hat mir's angethan?" rief Ambros plötzlich aus. „Oda, biſt Du die Schlange? Iſt's das alte Weib? — Biſt Du es ſelbſt Kunigunde? — O, ſiehe, ich habe Dich geliebt, o, ſiehe, ich küſſe, trinke Dein Blut — ach! Thränen ſind es. Du haſt geweint. — Ich trockne ſie, Du wirſt wieder glücklich ſein, meine Braut! — Scherze nicht, ſteh' auf! Laß dem Teufel kein Haar, er treibt leicht ſein Spiel. Ich ſeh's ja wohl, Du machſt es gut — ich lach' über den Spaß; laß genug ſein! Das Blut waſch' ab . . . Was? Todt! Und rothe Ströme auf dem See? Ueber Blut geht das Schiff? — O, verblindet, löſcht aus, ihr ſchrecklichen Wolkenflammen! . . ."

So raſte er in wüſter Qual. Dann wurde er ſtumm. Seine Seele war gebrochen. Stumpf, wie im halben Schlummer ſaß er neben der Leiche und der Kahn ſtand ſtill und bewegte ſich kaum. Kein Lüftchen ſtrich, im Gewölke leckte häufiger der Wiederſchein ferner Blitze.

Ambros richtete den Leichnam auf und gab ihm eine lehnende Stellung. Er legte ſeine Hand auf die tiefe Wunde an der Schläfe. Dann hub er an zu weinen.

Ein kalter Lufthauch wehte plötzlich, der Kahn hub an ein wenig zu ſchaukeln.

Ein dumpfes Donnerrollen war vernehmbar; es war nicht zu beſtimmen, von welcher Seite es kam, in welcher Richtung das Gebirge lag. Der Kahn ſchwankte planlos auf hohem Waſſer.

Ambros hielt der Leiche rechte Hand in der ſeinen. Einmal hatte er nach der ſcharfen Eiſenkante getaſtet und gemurmelt: „Dich wird auch der Roſt verzehren vor der Zeit. Blut iſt ein arges Ding!“

Plötzlich riß in den pechſchwarzen Himmel eine brennende Spalte, die alle Wolkenmaſſen und Wellen des Sees entzündete. Die Wogen wurden ungeſtümer, das Fahrzeug ſchwankte nach allen Seiten, Waſſer giſchte empor an den Wänden, beſpritzte eine heiße Stirne und eine kalte. Da brach es los. Eiskalter Regen ſtrömte, vermiſcht mit Schloßen, der Sturm brauſte drein und das Schifflein glitt in weitem Bogen auf und nieder.

Es ſei in Verzweiflung, in Wahnſinn, in Stumpfſinn — ſein Leben will der Menſch nicht vergeſſen. Ambros langte nach dem Ruder. Er kämpfte mit Macht gegen den Sturm; aber was ſind gegen elementare Gewalten zwei ringende Menſchenarme? Der Kahn wurde geſtoßen und geworfen — Blitz um Blitzſtrahl flammte und ungeheuerlich war das Toſen und Grollen weit in der Runde.

* * *

Zur ſelben Stunde lag der Edelreiſhof wohl geborgen unter ſeinen Linden.

Alle Bewohner desſelben ruhten in ihren Betten und horchten halb bangend, halb mit Behagen auf das Unwetter, das draußen wüthete. Der „Herr“ war nicht daheim. Der hat ſich irgend wo anders ein trautes Neſt beſtellt, der weiß für ſich ſchon zu ſorgen. — Wer hätte ahnen mögen, daß der junge Beſitzer des großen Hofes in dieſer Nacht, von Allem verlaſſen, auf dem weiten See rang mit den Elementen! — Nur der älteſte Menſch im Edelreiſhof, ein Mütterlein von achtzig Jahren, konnte gar nicht ſchlafen und Ruhe finden: ſie ſtand auf, zündete eine Kerze an und betete. — Wenn man, ſo hatte ſie gedacht, um Mitternacht nicht ſchlafen kann, ſo ſoll man immer beten, denn die Welt iſt weit und es können zur Stunde Menſchen in Bedrängniß ſein zu Waſſer und zu Land. —

Im Flecken wachte Kunigundens Mutter. Sie verhüllte die Fenſter dicht gegen die grellen Blitze und dachte bei ſich, ob unten in Seewald, wo Kunigunde weilte bei der Muhme, wohl auch eine ſo wüſte Nacht ſei.

Unheimlicher war es in der Hütte der alten Fiſcherin. Faſt der Boden bebte vor dem Branden des Sees, und die bereits erlöſchenden Funken des Herdes wurden wieder aufgefacht von dem brauſenden Sturme und ſie ſtoben auseinander und gar der alten Afra in das wirre grauende Haar.

„Hoi!“ rief dieſe kreiſchend aus, „was haben denn die Teufel heut mit meinem Haar?“

Oda hatte auf ihrem Lager dem Toſen zugehört, nun aber erhob ſie ſich und warf einen Mantel um ihre Glieder.

„Wo willſt mir hin, mein Kind?“ rief die Alte, „hörſt nicht? Das Himmelreich iſt niedergebrochen!“

„Du kannſt ruhig ſein, Mutter?“ entgegnete Oda erregt, „weißt es nicht, daß draußen auf dem See zwei Menſchen ſind?“

„Närrchen, die ſind Dir lang' ſchon drüben; die haben in Oberberg ein beſſeres Dach, als wir alle Beide. Schau, wie da die Tropfen herabgucken und zucken. Wir haben naß bei Tag und Nacht, in jungen und in alten Tagen; wir ſind arme Fiſchersleut' — verlaſſen unſer Leben lang.“

Oda eilte hinab zum Ufer. Im Scheine der Blitze ſpähte ſie hinaus auf den See; dieſer wogte, wallte und giſchtete und die ſtrömenden Nebel wälzten über ihn hin.

Oda rief laut den Namen Ambros und ſank händeringend auf einen Stein. Einen ſcharfen Splitter hatte ſie ſich in den Fuß geſtoßen; ſie achtete nicht darauf, dieſer Schmerz rieſelte faſt wohlthätig gegen die Angſt in ihrer Seele.

Lange ſaß ſie auf dem Stein und betete im Herzen zu Sanct Peter, dem Patrone der Schiffer.

Und als nach und nach die Blitze ſeltener, die Donner dumpfer, die Wogen ruhiger wurden, ſchöpfte ſie am Strande einen Nachen aus, ankerte ihn los und fuhr hinaus auf den See. Anfangs wollten ſie die Wellen zurückwerfen, aber ſie arbeitete mit faſt übermenſchlicher Kraft. Erſt als das Waſſer eine andere Strömung nahm, glitt ihr Fahrzeug raſch dahin.

Ein dreifaches Grab.

So hatte ſich's zugetragen in dieſer Nacht.

Als die Morgenfrühe kam und im Oſten die langen lichten Streifen tagten über den verſchwommenen Rand des hinabziehenden Gewitters — trieb Oda noch in Kreuz und Quer auf dem See. Sie ſteuerte jedem Schattenpunkte, jedem Baumſtrunke zu, der vom Lande hereingetragen umher ſchwamm. Aber von dem Kahne, den ſie ſuchte, war nichts zu entdecken.

Ein alter Korbflechter fuhr im Morgengrauen gegen eine Landzunge hinaus, um Weiden zu ſchneiden. Er ſah den Kahn der Fiſcherin, er hörte ihr Wort: ſie ſuche den Liebſten. — Eine Weile blickte er dem kleinen, unſtäten Fahrzeuge nach.

Und Oda ſtarrte hoffend und verzweifelnd über die weiten Waſſer. Dort, zwiſchen zwei Nebeln erhob ſich klar und ſcharf das Gebirge; dorthin mußten ſie ihre Richtung genommen haben. Auch über den See zogen immer noch Nebelgeſtalten, da oben ſchon der Himmel blaute und auf den Berghäuptern die Sonne lag.

Plötzlich, als ſich wieder einer der Dunſtſchleier löſte, ſchwamm ganz in der Nähe Oda's der Kahn, den ſie ſuchte. Keine Geſtalt ragte in ihm auf; ſich ſelbſt überlaſſen, wiegte er auf der Fluth.

Mit aller Kraft ruderte die Fiſcherin dem Fahrzeuge zu. Da ſah ſie darin zwei Menſchen liegen, regungslos und mit Blut begoſſen.

„Ambros!" ſchrie ſie mit gellender Stimme. Da richtete ſich eine der Geſtalten halb empor, ſtarrte mit wirrem Auge um ſich und verdeckte das Geſicht mit beiden Händen.

Einen wilden Blick that er nach der Fiſcherin, die mit zerriſſenen Locken, umgiſchtet von Waſſerſchaum, wie ein Dämon haſtig ihm nahte — dann ſtürzte er ſich in die Fluthen.

Oda rang mit ihm in den Wellen, er ſchlug ihr die Fauſt in's Geſicht und riß ſich von ihr los. Wieder erfaßte ſie ſeinen Arm; er klammerte ſeine Finger um ihren Hals; ſo rangen ſie lange — ſie um das Leben, er um den Tod. Allmählich ſanken ſie unter. Die Wellen ſchlugen hin über ihre Köpfe — ein Wehſchrei verhallte über den morgentlichen Waſſern.

Der alte Korbflechter hatte den Kampf geſehen, hatte eilig ſein Boot herbeigelenkt, hatte mit ſeinem Eiſenhaken die Untergehenden errafft und ſie emporgezogen in ſein Fahrzeug.

— — Als die letzten Nebel vergangen waren auf dem See, als darüber das endloſe Himmelsrund blaute mit ſeinem funkelnden Sonnenſtern, da glitten zwei Kähne auf der Fläche. — Der eine war leer und wurde bald aufgefangen und der andere Kahn ſchwamm noch einen Tag und eine Nacht auf dem See; endlich glitt er in der Nähe der Ortſchaft Seewald dem Ufer zu, bringend eine Jungfrau mit der Todeswunde auf der Stirne.

Faſt zur ſelben Stunde war's, als im Dorfe Oberberg die Glocken klangen. Oda war ſchon einige Stunden nach dem Todeskampfe auf dem See verſchieden. Ambros, der Edelreif, lebte noch einen Tag und legte das Bekenntniß ab von ſeiner Schuld und willigen Sühne. —

Auf wilden Wogen der Liebe giebt es ſchlimme Fahrten; Ambros ſtarb nicht ſchuldiger, als hundert Andere leben.

Auf dem Kirchhofe zu Seewald wurde er beſtattet — ihm zur Rechten Kunigunde, ihm zur Linken das Fiſchermädchen.

Die alte Afra kauert heute noch am Strande des Sees. Sie ſieht das Flunkern und Zittern des Waſſers; den Ungrund ſieht ſie nicht, der — wie die Liebe — Herzen in Seligkeit wiegen, und Herzen verſchlingen kann.

Das Chriſtkind von Scharan.

Das Frommſein iſt doch wohl ſchön! Und 's iſt Einem dabei ſo anmuthig. Nur ſchade, daß es blos alle heiligen Zeiten einmal ſein kann. Die übrige Weile muß der Menſch an was Anderes denken. Zu viel von der Gattung macht mager, meint der Baumbart-Bauer. Aber wenn eine heilige Zeit kommt — inſonderheit die Weihnachtszeit, da thut er die Bibel herfür. Die Bibel und das Bübel, das Letztere iſt ſein jüngſtes Söhnlein und dem legt er die Bibel aus und ſagt: „Mein Gott, die Kinder!"

Denn der Knabe brennt durch und durch vor Liebe zum Chriſtkind und die heiligen Flammen ſchlagen ihm zu den hellen Augen heraus. Und die Fäuſtlein ſind gar feſt gekniffen, denn es giebt auch ganz elendlich ſchlechte Leute in der Bibel.

Es iſt der heilige Abend und es geht ſchon um's Dunkeln. Der Baumbart-Bauer iſt eben auch ſchon in den Jahren, wo man mit der Frömmigkeit nicht mehr viel verſäumt. Er hat ſich's in der Stube bei der Bibel recht behaglich gemacht, denn das gehört dazu, und er deutet nun dem Kleinen das Weihnachtscapitel:

„Iſt ſelb' Zeit, mußt wiſſen, im heiligen Land eine Volkszählung geweſt, im Vergleich wie bei uns vorigen

Sommers, wo der Schulmeiſter als Umgangsſprache die lateiniſche angegeben hat, was richtig iſt, weil beim Frohnleichnamsumgang die Geiſtlichkeit und Meßner lateiniſch beten."

„Und die Miniſtranten auch," vervollſtändigte der Knabe, weil er ja ſelber einer war.

„Gehört nicht her da," ſagte der Baumbart-Bauer. „Und bei der Leutaufſchreibung im heiligen Land iſt auch unſere liebe Frau von weit her nach Bethlehem kommen, wo ſie zuſtändig geweſen, und daß ſie ſich angeben wollt'. Iſt ein arm' Weib geweſen und wie's finſter worden iſt, hat ſie in der ganzen Stadt Bethlehem keine Nachtherberg gefunden."

„Hat ſie nicht bei ihren Blutsfreunden anfragen können, wenn ſie zuſtändig iſt g'weſt?" warf der Knabe ſehr brav ein.

„Meinen ſollt' man's," ſagte der Alte, „aber wer ſo bettelarm iſt, der hat keine Vettern und keine Muhmen. So gern ſich die ganze bethlehemitiſche Freundſchaft ſpäter bei der Himmelfahrt der Mutter Gottes an ihre Falten angeheftet hätte, ſo gern hat ſie zu Bethlehem dem armen Weib die Thür vor der Naſe zugeſchlagen. So ſind die Leut', mein Bübel, ſind grundſchlecht, die Leut'!"

„Gelt, wenn ſie zu uns wär' kommen, die liebe Frau, wir hätten ihr das hintere Stübel warm heizen laſſen?"

„Gehört nicht her da!" ſagte der Bauer, „ſo chriſtlich ſind wir gleichwohl in der Scharau, daß wir die Mutter Gottes nicht in einem Ochſenſtall übernachten ließen, wie das Judenvolk von Bethlehem ſo unbarmherzig iſt geweſt; die armen Hirten haben braver ſein müſſen. Hör' nur zu!"

Da iſt die chriſtliche Unterhaltung plötzlich unterbrochen worden. Die Baumbart-Bäuerin kam eilig in die Stube getreten, aber ſo leiſe als ginge ſie in eitel Socken; und halb über den Tiſch hingelehnt, liſpelte ſie dem Ehemann zu:

„Du, jetzt iſt Eine draußen, die will ſicherlich dableiben heut' Nacht."

„Aha," meinte er, „für die Feſttage ſucht ſich das Bettelvolk allemal den Baumbarthof. Die Krapfen, die Du heut' backen haſt, riechen halt weitum in der Luft."

„Ein Bettelweib iſt's dieweilen zwar auch noch nicht, die draußen ſteht," ſagte die Bäuerin.

„Iſt's wer der will, behalt' ſie und gieb ihr eine Suppe."

„Und biſt gar nicht begierig, wer's ſein möcht'?" fragte das Weib. „Rathen kannſt lang', derrathen wirſt es nicht."

„Nachher wird ſie von weit her ſein."

„Vom Maſenthal herüber."

„Etwan doch nicht die Plonel?"

„Schau, was Du für eine ſcharfe Naſe haſt," ſagte die Bäuerin und indem ſie ſich weiter über den Tiſch bog und noch näher an's Ohr ihres Mannes hin: „Das ſtinkt aber auch darnach. — Sie laßt den Vetter ſchön grüßen."

„Kann mir's denken. Umſonſt kommt die nicht zu ihrem Vetter. So Leut' tragen allemal weniger in's Haus herein, als hinaus."

„Dasmal," verſetzte nun die Bäuerin, wies aber, bevor ſie weiter ſprach, den Knaben davon; die Kinder brauchen juſt nicht Alles zu hören. „Dasmal möcht's umgekehrt ſein, däucht mich ſchier —"

„Wie meinſt das?" fragte der Bauer und lugte ſie ſchief an.

„Geh' hinaus, in der Küche ſteht ſie, wenn ſie ſich nicht niedergeſetzt hat. Betracht' ſie Dir einmal, die Plonel, ob ſie nicht ſchwerer aufgefaßt hat, als ein Weibmenſch in ſolchem Alter tragen ſoll . . ."

In der Küche ſtand ſie wirklich, denn ſie hatte ſich nicht niedergeſetzt. Obwohl der größte Theil ihres Geſichtes und

Körpers in ein wollenes Umhängtuch eingemummt war und obwohl ſie ſo demüthig und armſelig daſtand, merkte man doch leicht, daß ſie jung und hübſch war. Die großen dunklen Augen, die zwiſchen der Vermummung aus einem feinen, vor Kälte und Anderem noch gerötheten Geſichte hervorſchauten, waren gar treuherzig und gar traurig dabei. Die Hände, die in fingerloſen Handſchuhen ſtaken, hielt ſie vorne unter dem Buſen aneinander und in denſelben ein Handbündel.

In die Länge war ſie ſeit zwei Jahren nicht gewachſen, das ſah der Baumbart-Bauer auf den erſten Blick. Die Plonel war ein armes, fleißiges und gutherziges Ding, eine Waiſe und zur Zeit, als ihre Dienſtherren mit ihr wohl zufrieden, mit dem Baumbart-Bauer weitläufig verwandt geweſen. Aber ſeit ſie vor zwei Jahren aus der Scharau in's Maſenthal hinübergewandert war, wo die Leute um ein gut Stück luſtiger ſind als da herüben, und wo ſie in dieſer Sache die Ehre der Scharauer rettete, indem ſie thatſächlich darthat, daß Scharauerblut noch viel luſtiger ſein könne, als welches vom Maſenthal, und ſeit der Ruf davon in's Heimatsdorf zurückgekehrt war — fand der Baumbart-Bauer, daß die Verwandtſchaft mit ihr eigentlich nur eine „erheiratete“ geweſen und dieſelbe längſt „mit Tod abgegangen“.

Dieſe erheiratete, aber mit Tod abgegangene Verwandtſchaft hatte das Mädchen jetzt mitten im ſcharfen Winter aus dem fernen Thale herübergeführt, um zu den Weihnachtsfeiertagen ihre Vettern und Muhmen auf dem Baumbarthofe heimzuſuchen. Als der „Vetter“ in die Küche trat, wollte ſie ihm die Hand küſſen. Er ließ es nicht angehen, ſondern ſagte recht gutmüthig, das wäre was Neues, daß ſich die Plonel auch wieder einmal anſchauen ließe. Sie ſollt' nur ein wenig abraſten und einen Löffel warmer Suppe eſſen, auch dürfe ſie ein Stück Weihnachtsbrot nicht verſchmähen, obwohl er wiſſe, daß die Majenthaler ein beſſeres hätten. Er thäte gern ſagen, daß ſie in ſeinem Haus über Nacht bleiben möchte, wenn ein einzig Platzel aufzutreiben wäre; aber es ſei über und über Alles beſetzt; Verwandte, die ihn über die Feiertage beſucht, hätte er auch im Haus. — Na, wie's ihr allweil ginge? Das Ausſehen wär' nicht ſchlecht.

Der Plonel hatte es die Rede verſchlagen. — Wie es ihr ginge? Daß ſie müde iſt vom weiten Weg und in einer ſchweren Bangigkeit! Und daß ſie jetzt in der Scharau keine Herberg hat! — Sie hat's nicht geſagt. Als ſie des Bauers, ihres einzigen Verwandten, Worte gehört hatte, konnte ſie weder eſſen noch trinken. Da müſſe ſie wohl wieder anrücken, ſagte ſie gar kleinlaut und betrübt, ſie hätte noch einen weiten Weg. Die Bäuerin ſuchte ihr etliche Krapfen aufzunöthigen; der Bauer ſagte ihr noch freundliche Worte, und als das Mädchen das Umhängtuch feſter um ihren Körper gebunden hatte und langſam, mit jedem Schritte völlig zögernd, in den dämmernden Winterabend hinausgegangen war, athmeten die guten Baumbartleute auf: „Gott ſei Dank, daß wir Die fortgebracht haben!“

Der muntere Knabe trachtete den Vater bei den Rockſchößen wieder in die feierliche Stube zu zerren und rief: „Jetzt mußt Du mir die Geſchichte von unſerer lieben Frau in Bethlehem weiter erzählen!“

„Gehört nicht her da!“ ſagte der Bauer etwas unwirſch, wußte aber ſelbſt nicht, warum er unwirſch war.

Als es ganz finſter geworden und ſo recht der Frieden der heiligen Nacht über das Dorf ausgebreitet lag, als auch das Aveläuten verklungen war, die Glocken mit ihren letzten Schlägen aber noch anzudeuten ſchienen: Heute ſagen wir nicht: gute Nacht! heute fangen wir noch einmal was an! — da hieß es im großen Baumbarthofe plötzlich: „Der Kinigl-Peterl iſt da!“ Das Knäblein ſchoß wie ein Pfeil zur Thür hinaus und ſtand auch ſchon vor dem wunderlichen Mann.

Der Kinigl-Peterl war ein alter, großer, hagerer Patron, der zu jenen beſtgeſuchten und ſchlechteſt geachteten Leuten gehörte, wovon jedes Dorf die ſeinen hat, Leute, die Alles können und anfaſſen, wofür zufällig ſonſt Niemand zu Wege iſt. Sie ſind Strohdachdecker und Brunnengräber, Krankenwärter und Rattenfänger, Obſtbaumpelzer und Honigausheber, Kapaunzüchter und Ochſenmacher, und noch viel mehr, kurz: nahezu Alles — und darum nichts.

Der Kinigl-Peterl, der mit ſeinem rechten Namen Peter König hieß, verlegte ſich außerdem noch auf die Kaninchenzucht, was ihm allerdings nicht viel zu ſchaffen machte, denn die Kaninchen beſorgen derlei ſelber. Er hatte davon manch feines Brätlein und den Namen Kinigl-Peterl. Nebenbei hatte er eine kleine Familie mit einem nicht immer harmoniſch gluckenden Weiblein und drei Töchtern, die ſchon erwachſen waren und zur Sommerszeit vor dem Häuschen mitten auf der Straße ſaßen und mit Sandhäuflein und Steinchen ſpielten. Es waren die „drei armen Haſcher“ von Scharau. Ihr Vater hatte denn viel zu ſchaffen, daß ſie zu ihrer unendlichen Armuth der Sinne nicht auch noch Hunger leiden mußten. Im Häuschen ſah's wohl arm aus, aber nicht bettelhaft, und der Peterl nahm jede Gelegenheit wahr, ſich was zu „verdienen“.

Eine ſolche Gelegenheit zum „Verdienen“ war die heilige Weihnachtszeit, da er von Haus zu Haus ging und den Leuten die „Geburt Chriſti“ ſang, wofür er eine kleine Gabe erntete. Denn überall beſchloß er ſeinen Sang mit den Worten: „Glück hinein, Unglück hinaus, Gott beſegne dieſes Haus!“

So ſtand der Kinigl-Peterl in ſeiner langbemantelten, hageren, vorgeneigten Geſtalt, mit dem kleinen Geſichtlein und den weißen Bartſtoppeln d'ran, mit frommen Geberden, aber fürwitzigen Aeuglein — ſo ſtand er da an der offenen Hausthür; der Schein des Herdfeuers fiel auf ihn und er ſang die Geſchichte der Einkehr zu Bethlehem, wie ſie eine Stunde früher der Baumbart-Bauer aus der Bibel dem Knaben erzählt hatte. Nun kam der Bauer und legte ſich aus dem Beutel zwei Silberzehner in die hohle Hand zurecht, denn das chriſtliche Singen nach altem Brauch gefiel ihm gar wohl, und das Almoſengeben ſchien ihm heute recht ſtimmungsvoll; es kam ihm bedeutend leichter an, wie ſonſt: Nur heraus damit, heiliger Abend iſt nicht alle Tag.

Der Peterl hatte die „Geburt“ ſchier zu Ende geſungen; jetzt war er gerade dabei, wie die römiſchen Beamten zur heiligen Familie in den Stall treten, um von ihr die Beſchreibung aufzunehmen. Da ſagt

Der Schreiber: „Sagt an, ſagt an, wie des Kindleins Namen iſt?“

Der Vater Joſef: „Das Kindlein heißt Herr Jeſu Chriſt.“

Schreiber: „Sagt an, wie heißt die Mutter ſein?“

Joſef: „Die Mutter heißt Maria rein.“

Schreiber: „Und ſaget, wie der Vater heißt?“

Joſef: „Der Vater heißt der heilige Geiſt.“

Während ſolcher Ceremonie war aber auf dem Geſichtlein es Peterl keine rechte Andacht zu erkennen. Das gefiel dem Bauer nicht. Er hielt dem Alten die flache Hand mit den Silberſtücken hin und ſagte: „Du ſiehſt, Peterl, es ſind ihrer wei. Und hab' ſie Dir geben wollen allzwei. Aber weil Du's ein wenig ſpöttleriſch machſt mit der heiligen Sach', ſo kriegſt nur einen.“ Damit nahm er mit der andern Hand den einen weg und ſchob ihn in die Taſche. Den zweiten nahm der Peterl mit einer ſchönen Verbeugung und ſang den Schlußvers:

„So ſei Dir, Hans, wohl ehrenwerth
Des Boten letzter Gruß beſcheert,
Glück hinein, Unglück hinaus,
Gott —“

Der Peterl unterbrach ſich und ſagte recht demüthig: „Ich hab' Dir zwar das Ganze vermeint gehabt, Baumbart-Bauer, aber ich denk', das Letzte behalte ich für mich ſelber.“

Und ſchob davon. —

Wie dieſe Zwei zu ſolcher Stund' und in der Weiſe auseinandergingen, hätte man nicht vermuthet, daß ſie ſobald wieder miteinander ſollten zu thun kriegen. Und doch ſchon in derſelbigen Nacht.

Als der Baumbart-Bauer vom Mitternachtsgottesdienſte nach Hauſe ging — es war ein heftiges Schneien und Stöbern eingetreten, der Weg über die Wieſe hin halb verweht — und als er an ſeinem einſam ſtehenden Heuſtadl vorüber kam, eilte aus dieſem eine Geſtalt hervor. Eine lange, hagere Geſtalt. Der Bauer rief ſie an, was ſie im Stadel zu ſuchen gehabt? Der Kinigl-Peterl war's und der ſagte ganz erregt: „Ah, Du biſt's, der Baumbart! Schau, das iſt ſchon wieder überflüſſig, daß Eins bei Nacht und Nebel ſo weit in die Kirchen geht, wenn man das Chriſtkindl auf eigenem Grund und Boden hat. Willſt es wiſſen: da drinnen iſt's, da drinnen im Heuſtadl. Ochs und Eſel ſtehen nicht dabei, d'rum geh' nur geſchwind hinein, ich komm' auch bald zurück.“

Er lief davon. Wie der Alte noch laufen konnte! Im Stadl war etwas zu hören. Der Bauer horchte. Das war ja ſchier das Schreien eines kleinen Kindes! — Er ging in die alte Bretterhütte, kroch über Stroh und Heu, rief herum, was denn da wäre und war endlich ganz nahe dem jungen Geſchrei. Da es ſtockfinſter war, ſo machte er keinen Schritt mehr weiter, ſondern fragte, wer da ſei.

Nun antwortete ihm die matte Stimme eines Weibes, wenn er etwa nur aus Neugierde frage, ſo nenne ſie ihren Namen nicht.

„Iſt auch nicht nöthig," verſetzte der Bauer, „ich kenne Deine Stimme, mir ſcheint, die habe ich heut' ſchon gehört. Warum ſagſt es denn nicht, daß es ſo mit Dir ſteht?"

„Der Vetter hat mir bei Zeiten den Riegel vor den Mund und vor die Thüre geſchoben."

„Wenn ich Dein Vetter bin, ſo wird's mir auch zuſtehen zu fragen, wer die Schuldigkeit hat, daß er jetzt für Dich ſorgt; heißt das, wenn Du's ſelber weißt."

„Bauer!" ſagte ſie und ihre Stimme war kräftiger, „mein Mann iſt jetzt beim Militär!"

Warum ſie's nicht geſagt hätte, daß ſie verheiratet wäre?

Weil ſie nicht darum gefragt worden ſei. Ihr Mann ſei ein Lutheriſcher und mit ſo Einem hebe man in Scharau keine Ehre auf.

Warum ſie jetzt in die Scharau herübergekommen ſei?

Weil ſie noch vor den Wochen ihre Verwandten beſuchen wollte. Die Zeit aber ſei Gott bekannt. Die Verwandten hätte ſie nun wohl geſehen — jetzt wolle ſie Frieden haben.

Da kam ſchon der Kinigl-Peterl mit einem Laternlicht und mit einem überaus mächtigen Buckelkorb, wie man ſolche im Sommer zum Grastragen braucht. Er ſtäubte ſich am Eingang ſorgſam den Schnee ab, dann kroch er über das Heu her und hinter ihm kroch ſein Weib nach, das ſchleppte

Mäntel und Bettdecken und rief der Mutter mit dem Kinde ſchon von weitem Koſeworte zu, und daß ſie nur getroſt ſein ſollten, es kämen ja ſchon die Hirten mit warmen Suppen und Wollzeug! Und der Peterl ſchlug vor, ſie ſolle das liebe Chriſtkindel nur keck anpacken und damit in den Korb kriechen, dann wolle er ſie Beide rechtſchaffen weich und warm einwickeln und in ſein Häuſel tragen, wo ſchon Alles bereit ſei.

Und als der Baumbart-Bauer merkte, die zwei Häuslersleute wollten ſich hier wirklich auf die frommen Hirten von Bethlehem hinausſpielen, ſagte er: „Na, na, das übernehm' ich, und der Baumbart wird, wenn's d'rauf ankommt, einer der heiligen drei Könige ſein.“

„Vielleicht der Schwarze!“ verſetzte das junge Weib raſch, „ich bedank' mich für die gute Meinung; ich bin eine arme Magd und will mit den Hirten gehen.“

Sie ging aber nicht, ſondern ließ ſich hübſch tragen und dankte Gott in ihrem Herzen, daß dieſe nöthenreiche Nacht einen ſo freundlichen Chriſtmorgen gefunden hatte.

Am Chriſttage, als die Leute erfahren hatten, was ſich Merkwürdiges in der Scharau zugetragen, kamen ſie in's arme Häuslein mit Lob und Gaben. Die Gaben für Mutter und Kind, das Lob für den Peterl und ſein Weib. Die „drei armen Haſcher“ ſtanden auch vor dem Bett und ſchauten das Wunder an. Es war, als ob von dieſem ein Strahl ausginge, ſo verklärt lächelten ihre einfältigen Augen. Und ſo iſt das Wort laut geworden und iſt dem Kleinen, der hold heranwächſt, der Name geblieben: „Das Chriſtkind von Scharau“.

Die ſieben Todſünden.

Die Hoffart.

Die Leute von Heilingbach hatten gut lachen. Ihr Dorf ſtand weit ab von der böſen Welt und an jenem heiligen Bache, an welchem nach der Sage Maria auf der Flucht nach Egypten die Windeln des Jeſukindes wuſch.

Der Umweg von Bethlehem nach Egypten über die ſteieriſchen Alpen war groß, hingegen beſaß der Bach nun die Kraft, daß er Jedermann vom Ausſatz reinigete, der in ſolcher Meinung an das Ufer hintrat und ſich mit dem friſchen, klaren Waſſer den Leib benetzte. Dergleichen Dinge werden ja faſt immer falſch verſtanden. 's iſt Schade um die Menſchenherzen!

So kamen manche Wallfahrer gezogen gen Heilingbach und wenn das Waſſer im obigen Sinne nicht anſchlug, ſo ſagte der Diakonus allemal, es ſei der Ausſatz der Seele verſtanden, von dem dieſes heilige Waſſer reinige. Das war noch mehr und die Leute des Bergdorfes freuten ſich, und der Wirth von Heilingbach that ein Uebriges. Er dachte, wenn das Waſſer die Seelen waſchen ſoll, ſo muß es in's Innere kommen, und that ein Erkleckliches von der Heilquelle in den Wein, den die Wallfahrer bei ihm tranken.

In dieſem Heilingbach war es, wo einſt ein fremder Prieſter gepredigt über Luther's Satz: „Das Waſſer thut's freilich nicht." Er empfahl die Reinigung in der Selbſtopferung für Andere. Er rühmte die Wohlthätigkeit, die Liebe zu den Armen und daß die Armen die beſten Schimmel wären, um in's Himmelreich hineinzureiten. Wenn ſich die braven Leute von Heilingbach nach ſolcher Lehre richten wollten, dann hätten ſie im geiſtlichen Sinne auch wieder eine erneute Kraft ihrer Heil- und Gnadenquelle zu erhoffen.

Die ganze Predigt klang zwar ein wenig lutheriſch, aber die Hebung der Heilquelle war eine Angelegenheit, die Allen zu ſehr am Herzen lag, als daß die Predigt nicht eine gewiſſe Wirkung erzielen ſollte. Umſo mehr, da, abgeſehen von allen mitlaufenden Vortheilen, in den Menſchen eine gewiſſe Neigung vorhanden iſt, Geber und Gönner zu ſpielen, ſich Jemanden tief untergeordnet und abhängig zu wiſſen, damit ihre eigene Abhängigkeit gegenüber Mächtigeren ein Gegengewicht habe.

Alſo wohlthätig ſein! Den Armen beiſpringen! Erſteres war leicht durchführbar, wohlthätig ſein kann man überall vor Jedermann. Aber das Letztere!

Dieſes Heilingbach ſammt Umgebung war nämlich eine ſo unglaublich glückliche Gegend, daß man in ihr nicht einen einzigen Bettler fand. Die Leute arbeiteten im Walde und auf ihren Wieſen und kleinen Feldern; es ging ihnen zu ſchlecht, als daß ſie profeſſionellen Bettlern einträglich genug geweſen wären, und zu gut, um ſelbſt beieinander betteln zu gehen. Sie hatten auch kein Armenhaus, obzwar nach Auffaſſung der Weltkinder faſt jedes Haus in Heilingbach ein ſolches war. Aber das wußten ſie nicht, dieſe unwiſſenden Leute, ſo wie es die wenigſten Land- und Dorfbewohner wiſſen, was eigentliche und wirkliche Armuth iſt.

Nun lebte in Heilingbach ein alter Mann, den ſie den verbogenen Joſue nannten. Es hat nämlich da draußen Jeder, der ſich durch ein äußeres oder inneres Merkmal von den Anderen unterſcheidet, einen Spitznamen, mit dem er gerufen, geſpottet, ſelbſt gelobt wird, den Alle kennen, obwohl man nie weiß, wer ihn anfangs aufgebracht hat, und der an ſeinem Träger oftmals gar den Geſchlechtsnamen verdrängt, ſo daß ſich der Spitzname in's Kirchenbuch einniſtet und dort eine Nachkommenſchaft erzeugt.

„Die Krumpen", die „Rothſchopfigen", die „Schieglenden" (Schielenden), die „Buckligen", die „Krahſchinketen" (Krähenfüßigen) ſind gar nichts Seltenes. Ich kannte einen „leutſchimpfenden Toni", eine „langfingerige (diebiſche) Kathel", einen „ſeiſtenden Lipp", der ſo viel Wind machte, daß ſie ihn immer an die Mittagsſeite ſtellen wollten, weil Südwinde in Heilingbach ſchönes Wetter bringen. Ich wußte von einem „Hackpeter" der ſeiner Mutter einmal mit der Hacke gedroht haben ſoll, worauf ihm die Leute ſolches Denkmal kindlicher Liebe ſetzten. Ich wußte von einem „Schnautznaſen-Maxl", mir war der „ſcheinheilig Rocherl" bekannt, und der „Trentſcher-Urberl", dem immer nach Allerlei die Zähne wäſſerten und der Mund überging. Aber auch der „Himmelhupfer-Marterl", der „Schenker-Karl", der „gutherzig Rotel", der „Gottes-Hieſel" war, und es war die „Jeſus-Maria-Joſef-Sandel", die keinen Satz ſagen konnte ohne Anrufung der heiligen Namen. Es war der „Einſeitige", und es war der „dreiköpfig Oſel", welcher nebſt ſeinem Haupte zwei kindskopfgroße Kröpfe trug, und es war der „verbogene Joſue".

Der Joſue war in ſeiner Jugend gewiß auch ein gerader, ſchöngewachſener Burſche geweſen. Dann kam er in's Gebirge als Almhirt und wer ihn dort ſo verbogen haben mochte, daß er hinkend und gebückt und ſchiefachſelig und krummarmig und verkrüppelt über und über zurückkam, das iſt nicht nachweisbar. Man vermuthet, daß es in den kalten und naſſen Wettern der Höhen die Gicht geweſen ſei, oder ein galliger Nebenbuhler, ſo den Joſel zugerichtet, daß er jetzt in ſeinen alten Tagen dem Brote kaum mehr nachkommen konnte.

Alſo, Heilingbacher Leute, iſt das kein Armer, der verbogene Joſel? Wahrhaftig, ja. Und ſie nahmen ihn in die Einlege, ſo daß er von Haus zu Haus humpelte und überall etliche Tage verpflegt wurde. Nebenbei hatte er die vollſte Freizügigkeit, auf die Gaſſen und Straßen, in die Häuſer und Hütten betteln zu gehen nach Belieben, damit Jedermann Gelegenheit habe, um Chriſtiwillen Almoſen zu geben. Nun erſt war Heilingbach eine richtige Gemeinde, nun hatte es auch ſein Armenweſen. Der Prediger nannte in beſter Abſicht den armen Mann einen Bruder Gottes auf Erden; aber wir wollen zeigen, wie der Eigennutz Alles mißdeutet und mißbraucht.

Jetzt hatten die Leute von Heilingbach einen Schimmel, auf dem ſie ſelbander in den Himmel reiten konnten.

Und der liebe, demüthige, verbogene Joſue konnte ſich nun mählich aufrichten: Ich bin der Arme! Und auf ſeine Würde pochen: Ich bin der Arme von Heilingbach! Er wuchs ſich wunderlich aus: Keiner von den Aelteſten der Gemeinde war ſo ſtolz als der Joſue, keiner ſo herablaſſend als er, wenn er bei guter Laune war, keiner ſo leutſelig im Entgegennehmen der Gaben, der Huldigungen, deren er ſich als officiell eingeſetzter Armer von Heilingbach zu erfreuen hatte.

Ganz theatraliſch rührend wußte der Joſue in ſeinem Bettlermantel und ſchwer an den Stab geſtützt mit leiſe zitternden Gliedern über den Kirchplatz zu wanken, unter dem

Crucifix zu kauern. Maleriſch wußte er die geflickten Lappen um ſeinen eckigen Leib zu ſchlagen. Die gut erhaltenen Kleider, die ihm geſchenkt wurden, verachtete er und blieb bei den ſtandesgemäßen Flicken, bei den mit Stroh zuſammengebundenen Schuhen, bei dem zerfranſten verfetteten Bettelſack. Auch hatte er ſich einen langen Bart wachſen laſſen, der noch dazu recht ehrwürdig weiß war. Er wußte mit der Geberde und dem Tone der Erſchöpfung herzbewegend um Almoſen anzuflehen; dann hockte er vor irgend einer Hausthür und kaute an einer Brotrinde, Dankgebete murmelnd für den Geber.

Das war ſein öffentliches Amt; wenn er ſich aber in ſeine Kammer zurückzog, dann durfte er ſich auch an die beſſeren Biſſen machen, mit denen er bedacht worden war, dann konnte er ſich nach des Tages Mühen dem Federbett anheimſtellen, das er von Haus zu Haus mit ſich zu tragen pflegte, wohl verhüllt mit armſeligen Lodenfetzen.

So vermochten die Leute von Heilingbach nun ihrem chriſtlichen Wohlthätigkeitsſinn Genüge zu thun und der verbogene Joſue war eine geheiligte Perſon, die an Nimbus dem Pfarrer nicht viel nachgab. Die Leute von Heilingbach pflegen nicht fein miteinander umzugehen, aber dem alten Joſue thaten und ſagten ſie nichts Schlimmes, weil das Gott zehnfach ſtraft, was man einem ſeiner geringſten Brüder Böſes zufügt. Wer mit dem Bettelmann grob iſt, der hat kein Glück in Haus und Hof, an Leib und Seele. Die Armen ſind Fürſprecher beim lieben Herrgott, daß kein Blitz in's Dach fährt und kein Waſſer in die Grundfeſten, daß keine Seuche kommt in den Stall und kein Hagel über das Feld, und keine Krankheit über den Knecht und kein Knecht über die Tochter. Der Geiſtliche fordert ſeine Sach', der muß ſie kriegen, aber der Arme bittet darum mit dem heiligen

Vaterunſer, und ob man hier giebt oder nicht giebt, daran erkennt Gott die Barmherzigkeit und Frömmigkeit ſeiner Leute von Heilingbach.

Kam ein hoher Feſttag, ſo hieß es: „Dem Joſue müſſen wir auch was theilen!“ War eine Hochzeit: „Des Joſue dürfen wir auch nicht vergeſſen!“ Ereignete ſich ein Sterbefall: „Der Joſue ſoll was kriegen, daß er betet!“ Der Herrgott hält ſeine Hände auf durch die Armen, ſendet ſeine Schutzengel und Fürſprecher in dem Armen. Gott ſelber beſtechen zu wollen, das iſt nicht rathſam, aber in ſeinen Armen darf man's wagen.

Der alte Pfarrer der Gemeinde war echt auch unter der Kutte. Dem war's recht, was ſie da trieben mit dem Armen, wohl wiſſend, deß ſie's anders thäten, wenn ſie mehr hätten als Einen. Aber zum Joſue ſagte er einmal: „Joſue, höre!“

Und der Verbogene beugte ſein Haupt vor und legte die Hand an's Ohr, denn auch das Schwerhörigſein gehörte zu ſeinen Obliegenheiten.

„Joſue, ich möchte mich an Deiner Stelle nicht immer damit abgeben, Andere ſelig zu machen, ich wollte auch an mich ſelbſt einmal denken.“

Ueber dieſes Wort begann der alte Bettler nachzuſinnen und meinte bei ſich: Damit hat der Pfarrer was ſagen wollen. Wenn ein alter Mann zum andern alten Mann ſo was ſagt, dann wird's was bedeuten. Wir ſind zwar ein armer Greis und Bruder Gottes, aber eine ſündige Seele haben wir trotzdem. Am Heilingbach mag ſeinen Schmutz ſich abwaſchen, wer will, ich weiß es beſſer, ich bin Chriſt, und kenne es recht gut, das Sacrament, durch welches ich meine Seele reinigen kann. Ich habe es ſchon bemerkt, es iſt mir etwas ungleich, wenn ich Sonntags neben dem Hochaltar hocke, wie ein zweiter Herrgott, als wollte ich mir mein Theil nehmen von allem Lob und Preis, den die Leute darbringen. Schon mehrmals iſt's mir zu Muthe geweſen, als ſtünde Einer hinter mir und wolle mich hinwegtauchen vom Altar. Und ſeit ich letztens mit meinem Brotſack auf dem Feldweg an einem vor Hunger weinenden Kind eilends vorbeigegangen bin, weil ſich's halt doch nicht ſchickt, wenn der Bettelmann Almoſen giebt, ſeither ſchreit immer was in mir, wenn ich in der Kirche recht tapfer vorangehen will: „Halt ſtill! Du gehörſt nicht zum Hochaltar. Du gehörſt hinten neben den Thurmpfeiler in dem finſteren Winkel. Sei demüthig, alter Sünder, ſonſt kann's Dir ſchlecht gehen! Der Himmel-Herrgott laßt mit ſich kein Geſpött treiben!“ Ich muß zur Beichte gehen, und öfter als bisher, ſonſt kann's gefehlt ſein.

So bedachte ſich der alte Joſue und bedachte auch im Innerſten ſeines Innern, daß es für einen armen Mann ehrenreich ſei, wenn er in der Religion den anderen Leuten ein gutes Beiſpiel giebt, und daß er ſo auch zu einem richtigen Heiligenſchein kommt. Er ſucht im Kirchenkalender einen Ebenbürtigen, mit dem er ſich vergleichen könnte, aber die meiſten der Heiligen ſind Biſchöfe geweſen und Päpſte, und andere Kirchenväter, und Könige und Kaiſer; wohl auch ein paar Fiſcher und Soldaten und Bauern. Aber Bettelmann kaum einer. Wohlan, es ſoll auch ein heiliger Bettelmann in den Kalender, und wenn kein Tag mehr leer iſt, ſo muß ein Anderer hinaus. — Einen davon wollen wir doch über kriegen.

Von nun an ging der alte Joſue allmonatlich einmal zur Beichte und Communion. Gar demüthig und ganz beſonders verbogen, mehr kriechend als gehend, ſo nahte er ſich dem Beichtſtuhle, und wie ganz anders verließ er denſelben! Als ob er eine ſchwere, ſehr ſchwere Laſt hingeworfen hätte, ſo richtete er ſich nun empor, alles Verbogene an ihm ſchien in die Gerade und Höhe zu gehen; es wollte der Joſue, wie er nun daſtand, aus ſeinen Lumpen herauswachſen. So ſchritt er dann allemal würdevoll dem Hochaltare zu und ſtellte ſich Bruſt an Bruſt vor den Tabernakel hin und that bei der Communion ſo kameradſchaftlich mit dem Herrn, als wäre er — wie das Sprichwort ſagt — mit ihm in die Schule gegangen.

„Zum Mindeſten hat er ihm beim Welterſchaffen den Wind machen helfen,“ ſpotteten die Leute.

Aber der Joſue hatte ein ſcharfes Gewiſſen und es dauerte nicht lange, daß er ſo herrgottsſelig vor dem Hochaltare ſtand. Schon in den nächſten Tagen war er um etliche Bänke weiter zurück, weil er ſich der Sünden bewußt war, die jeder Tag brachte und die ihn „demüthig“ machten. Bisweilen überſprang er von einem zum andern Tage zwei bis drei Kirchenbänke nach rückwärts auf einmal, je nachdem der Abend ſchlimme Zerſtreuung, die Nacht böſe Begierden gebracht hatte. Es iſt nicht wahr, daß der Teufel blos junge Häute kitzelt; alte, von denen man glaubt, daß ſie von der Gerbſäure der Leiden und Enttäuſchungen lange ſchon gegerbt worden ſein ſollten, zwickt und kratzt er umſo lebhafter und juſt mit ſolchen, die ſich auf Heiligkeit hinausſpielen wollen, treibt er ſeine ärgſten Bosheiten. Es mußte oft viel des Argen ſein, wenn ſich der Verbogene darauf um zwei bis drei Bänke degradirte. Ein übertretenes Faſtengebot, eine verſäumte Meſſe koſtete nicht mehr als eine Bank. Als er dem Schulmeiſter auf einſamer Weide die Kuh ausmolk, das koſtete gar keine, weil ſich das Euter unter Gottes freiem Himmel leicht wieder füllt, und der Schulmeiſter nicht auf der Welt iſt, um Milch zu trinken, ſondern um die Orgel zu ſpielen. Als er oben in der Muttergottescapelle das Oel aus der Lampe ſtahl, um ſich damit für den Frauentag die Schuhe zu ölen, das koſtete in der Kirche nur eine Bank. Als er draußen an der Wegtheilung einen fremden Bettelmann über den Haufen warf, der ſich nach Heilingbach einſchmuggeln wollte, das koſtete zwar gar keine.

Eines Sommerſonntags war der verbogene Joſue vier Bänke auf einmal nach rückwärts gerückt. Im ſelbigen Stuhl ſaß ein verkniffenes Bäuerlein, das ſagte dem Alten in's Ohr: „Na, alter Krebs, Du mußt ſakriſch aufgeladen haben, daß Du Dich nicht weiter nach vorwärts ſchleppeſt!“

Wurde der Joſue über und über roth im Geſicht.

„Leicht kann ich Dir tragen helfen,“ meinte das Bäuerlein.

„Trag' Du Deinen Pack, ich will ſchon Einen finden, der mir tragen hilft.“

Und bis der Monat zu Ende ging, hockte denn der Joſue faſt immer ſchon hinten neben den Thurmpfeilern im finſteren Winkel. Da war's freilich hohe Zeit, daß er Einen ſuchte, der ihm tragen half. Er fand ihn gleich daneben im Beichtſtuhl. Und von demſelben aus ging er wieder in ſeiner ganzen Gottwohlgefälligkeit dem Hochaltare zu, wo er mit beneidenswerthem Behagen die Communion empfing.

Der alte Pfarrer ſagte einmal zu ihm: „Joſue, ich möchte Dir den Leib des Herrn lieber hinten an den Thurmpfeilern reichen, vor der Beichte, als dahier am Hochaltare nach derſelben.“

Der Joſue hatte ihn nicht verſtanden, ſondern bei ſich gedacht: Unſer alter Pfarrer wird auch ſchon ſtark verwirrt in ſeinen Reden.

Und ſo ging es jahrelang fort, daß der Bettelmann wohlgehalten war in der Gemeinde, und daß ſie in der Hoffnung auf Glück und Segen durch den Armen ihr Theil dahin hatten. So ging es fort, daß der verbogene Joſue allmonatlich zur Beichte ging und unmittelbar nach derſelben im Bewußtſein ſeiner Bettlerwürde ſich am Hochaltare aufpflanzte, um ſich dann allmählich von Bank zu Bank zurückzuziehen unter die düſteren Thurmpfeiler, und ſtolz zu ſein auf ſeine Demuth. Wenn er vom Beichtſtuhle weg in ſeiner verſchliſſenen, ſchlotternden Gewandung und in der komiſchen Aufgeblaſenheit ſeiner frommen Exiſtenz durch die Kirche trabte, nicht nach links und nicht nach rechts ſchaute, ſondern ſein verdorrtes Köpflein hoch und ſteif auf dem braunen Halſe trug, da flüſterten ſich die Leute zu: „Heut' geht mehr der Joſel wieder!“

Und eines ſolchen Tages war's, als der alte Bettelmann wieder mit hoher Gravität durch die Kirche geſchritten kam, geräuſchvoll und mit den Fetzen flatternd, als wäre die Kirche für ihn allein erbaut, und er ſich am Altare hingeſtellt hatte mit Stab und dem richtigen Wurfe der Mantelfalten wie eine Heiligenfigur, die ſich hoch verehren, wo möglich ein wenig anbeten laſſen will — wie er gerade noch ſo ſtarr dageſtanden war, ſchrie er plötzlich laut auf, daß es im Kirchenſchiff hallte: „Betet mich an, ich bin der Arme von Heilingbach! Betet mich an! Betet mich an!“ Dann ſank er zuſammen. Zuerſt ſank er an das Poſtament des Altarbildes, von dieſem glitt er auf das ſteinerne Pflaſter hinab — lautlos — leblos.

Der alte Pfarrer ſagte an jenem Tage in der Predigt die folgenden Worte: „Der Menſchen Straßen ſind vielfältig und oft ſeltſam. Jede hat ihr eigenes Ziel. Dem alten Joſue ſind vor einer Stunde die Sünden vergeben worden, aber beſſer ihm, er wäre vor der Stunde geſtorben unter den Thurmpfeilern — in ſeiner Demuth“

Der Geiz.

Vor dreißig und mehr Jahren haben ſich die Leute von Hinterbergen noch Alles ſelber gemacht, gebaut. Ihr Haus, ihr Gewand, ihr Eſſen — und auch die Löffel dazu.

So war Einer unter ihnen, den hießen ſie den Löffel-Maier. Es war ein gelernter Zimmermann, war aber zur Ueberzeugung gekommen, daß Axt und Winkeleiſen nicht Jedermann ernähren, daß es nur ein einziges Werkzeug giebt, welches das thut, nämlich der Löffel. Nicht blos Den ernährt, der ihn zum Munde führt, ſondern meiſt auch Den, der ihn macht. Ich vermuthe, aus Ahorn- oder Nußbaumholz ſind die Löffel geſchnitzt worden, weiß es aber nicht beſtimmt, denn zur Zeit, da ich mich noch mit derlei „Suppenſchaufeln“, wie wir ſie hießen, abgeben mußte, fragte ich weniger darnach, woraus ſie beſtanden, als was ſie enthielten.

Der vornehme Herr würde mit Blechlöffeln beſſer eſſen als der Arme, aber er muß Silberlöffel haben. So hat ſich auch der Großbauer mit den Holzlöffeln nicht begnügt, ſondern ſich der Beinlöffel bedient, die aus den Hörnern ſeiner Ochſen gemacht wurden. Auch ſolche verſtand der Löffel-Maier zu verfertigen. Daß die Hörner nur auch immer groß genug waren, denn man weiß ja: was bei den herriſchen Leuten eine Portion iſt, das heißt bei den Bauern ein Löffel voll.

Es war eine rechte Freude, zu ſehen, wie in Maier's Stube die fertigen Löffel zu vielen Dutzenden — er verkaufte ſie nach dem Dutzend — in anmuthig gebundenen Büſcheln oder in loſen Reihen herumlagen. Die hölzernen Dinger gaben ſich hübſch demüthig, aber die beinernen in ihren bunten Naturzeichnungen, vom Perlmuttergrau bis zum glänzendſten Schwarz, geſtreift, gefleckt und am Rücken, wo der Stiel auslauft, mit netten eingegrabenen Zeichnungen verſehen, dieſe beinernen träumten von Rahmſuppen und Schmalzkoch, Brennſterz und gar vom Kaffee!

Der Maier gab ihnen viele Empfehlungen mit an ihre wohlhabenden Käufer und wenn er dann einmal in ein ſolches Haus kam, da fragte er die Bäuerin: „Nu, Mahm, wie laſſen ſich die neuen Löffel an? Sind ſie nicht zu ſeicht und kratzen ſie nicht?“

War es wohl manierlich, daß hierauf die Bäuerin ſagte: „Wirſt halt einen probiren müſſen!“ und ihm was zum Schaufeln vorſetzte.

So ging denn der gewiſſenhafte Mann an den Feiertagen in der Gegend umher, um ſeine Löffel zu probiren. Und dieweilen blieb ſein Leiblöffel daheim verſchont und nützte ſich nicht ab. So wie ein Schuſter die ſchlechteſten Schuhe an den Füßen hat, ſo hatte der Löffel-Maier den armſeligſten Löffel. Es war richtig ein beinerner, aber ſchon rauh und ſchuppig über und über und an den Rändern arg zerbiſſen, wie ja der Bauersmann mit Sterz und Schmalzmus, mit Rahm und Knödeln und Allem was er hat, allmählich auch den Löffel auffrißt.

Der Löffel-Maier war nicht für Fraß und Völlerei, wenn's auf ſeinen Leiblöffel ankam, und die Sparſamkeit, meinte er, iſt eine Tugend, die ſchon auf Erden belohnt wird, wem's auf den Himmel zu lang dauert.

Der Löffel-Maier hatte keine Familie. Weib und Kind haben wollen, ſagte er, das ſind Schwachheiten! Daß gerade die kräftigſten Männer ſolchen Schwachheiten verfallen, das konnte er gar nicht begreifen. Er war auch ein Mann in den beſten Jahren, und ſo oft er Gefahr lief, ſtellte er ſich lebhaft vor, was eine Familie für Geld koſtet, erquickte ſich dann im Anblicke ſeines Sparpfennigs und war wieder ſtark. Er that Alles allein. Er kochte ſich allein, verpflegte ſich in Allem, ſeine Anſprüche waren ja beſcheiden.

Da hatte er einmal bei einem Nachbar ein junges Schweinlein adoptirt, das wegen ſeiner vielen Geſchwiſter, die ihm die Muttermilch von dem Rüßlein wegſchnappten, recht armſelig war. Er hatte den Kindern des Nachbars ein paar mißrathene Löffelein geſchenkt und fragte dann, was das halbcrepirte Vieh koſte?

„Mein Gott, das koſtet nichts, Du haſt eh den Kindern die Löffel geſchenkt. Nimm's nur mit, das Fackerl; wünſch' Dir viel Glück, daß Du's aufbringſt!"

So war's recht.

Der Löffel-Maier atzte das Schwein mit warmer Liebe. Abfälle von Kraut und Rüben hatte er, oder erhielt ſie von der Nachbarſchaft. Die nöthige Milch gab ihm ſeine Ziege, die ſich auch ſonſt recht anſtändig mit dem Stallgenoſſen vertrug. Da gedieh das Schwein und wurde groß. Ungeahnt wuchſen dem Maier hier egyptiſche Fleiſchtöpfe heran und er freute ſich auf die Zeit, da er dieſes dankbare Weſen ſchlachten und verzehren würde.

Aber als das Schwein kugelrund geworden war, da dachte der Löffel-Maier in ſeiner Beſcheidenheit: Es iſt doch Sünd' und Schad', dieſe ſchöne fette Sau ſelber zu eſſen! Anderen iſt mehr zu thun um einen ſolchen Klumpen Erdenfreud', als mir. Ich habe an einem braven Erdäpfelröſter juſt ſo viel, als wie an Fleiſch und Speck; ich mag gar nicht fett eſſen, iſt auch nicht geſund. Das Rechtſchaffenſte wird ſein, ich treib' ſie hinüber in's Rättenegg zum Fleiſchhacker.

Und eines Tages im Spätherbſt, da legte der Löffel-Maier dem Schwein beim Hinterfuß einen Strick an, und an dieſem Strick führte er es aus dem Stalle und vor ſich her. Das Thier war ein ſolches Spiel nicht gewohnt und wollte davonlaufen; aber diesmal ging der linke Hinterfuß nicht mit, das Thier ſtrauchelte, fiel zu Boden, wälzte ſich auf der Erde, ſtand endlich doch wieder auf und trippelte grunzend weiter, weil der Mann mit der Gerte hinterdrein war. Der Maier hatte aber ſehr viel Geduld, er ſchlug nicht zu und er hetzte nicht, denn ſo eine Sau, wenn ſie ſich etwas abmühen und ärgern muß, iſt boshaft genug und wird unterwegs um ein Pfund geringer.

Wie theuer das Pfund jetzt etwan bezahlt wird? Es geht um, daß in Rättenegg die Saubuis (Schweinekrankheit, Seuche) ſein thät. Aber wer weiß, ob's wahr iſt. Wenn's wahr iſt, geht unſere Dicke gut weg, denn jetzt kommt der Kirchweihſonntag und da brauchen ſie viel Schweinernes zu Rättenegg.

So rechnete der Löffel-Maier unterwegs, da ſtieß die Sau plötzlich einen Schreckensruf aus in ihrer Sprache und machte einen kräftigen Sprung nach der Seite, daß ſie den Maier, der gewiſſermaßen an ihrem Fuße hing, ſchier über den Wegrain hinabgeriſſen hätte. Die ganze Aufregung kam von einem Haſen, der über den Weg geſprungen war, und zwar von links nach rechts, was übrigens Glück bedeutet. Glück, wenn Eins zum Fleiſchhacker geführt wird? Das arme Thier war wahrlich nicht mit Unrecht ſo nervös auf dieſem Wege.

Der Maier war guten Muthes, und zwar in einem ſo hohen Grade, daß er religiöſe Stimmungen bekam. Im Gefühle der Zuverſicht geht eigennützigen Menſchen das

Frommſein am beſten von ſtatten. Darum kam ihm die Capelle ganz recht, die auf dem Bergpaſſe ſtand, über den ſein Weg führte. Sie ſtand unter einer Gruppe von alten Schirmfichten, war zwar nur aus Brettern aufgeführt, an denen graue Moosbärte wuchſen. Die Thür war ſchon aus den Angeln gefallen und im Innern ſtanden auf dem Erdboden kleine Pilzlein. Das macht Alles nichts, der Maier ſah es kaum, er dachte nur an Den, der drinnen auf der Wand war, dem die Capelle geweiht worden — kein Geringerer, als der heilige Viehpatron Erhardi, mit dem geſchnitzten Ochſen zu ſeinen Füßen, als Symbol ſeines Patronates.

Die katholiſche Kirche hat bekanntlich zum Troſte der Gläubigen gegen jede Plage des Lebens einen Patron aufgeſtellt, reſpective zur Verehrung und Anrufung vorgeſchlagen, was ſeinen großen Nutzen aufweiſt für die Vertrauenden und Hoffenden. So haben wir zum Exempel gegen Hochgewitter den heiligen Donati, gegen Feuersgefahr den heiligen Floriani, gegen Waſſernoth den heiligen Sebaſtiani, gegen Peſtgefahr den heiligen Rochus, gegen Halsübel den heiligen Blaſius, gegen Zahnſchmerz die heilige Apollonia, zur Wiederfindung verlorner Sachen den heiligen Antonius von Padua, zur Wiederbringung verlorner Ehre den heiligen Johannes von Gott und die heilige Genovefa. Die Wiederbringung verlorner Ehre iſt eine ſo ſchwere Sache, daß zwei der mächtigſten Heiligen dazu gehören! Und gegen Viehſeuchen iſt es der heilige Erhardi, der von dem Volke angerufen wird.

„Mit Dir habe ich heute was zu reden," ſagte der Löffel-Maier, als ſie zur Capelle kamen, und meinte damit den Heiligen.

Nicht weit von der Capelle hing an einem Pfahl eine weiße Blechtafel mit der Aufſchrift: Freiſchurf. Ein Eiſengewerkemann aus dem Thale hatte in dieſer Gegend nach Erz geſucht, und zwar ſo lange, bis er ſein Geld verloren. Auf dem Schutte, den er aus dem Stollen gegraben, wuchs Blätterwerk und Geſtrüppe, der Stollen ſelbſt war halb verfallen, die Tafel aber, mit der er ſein Schürfen zur Kenntniß brachte, ſtand immer noch da. Weil der Nagel daran juſt ſo hakengerecht hervorſtand, ſo befeſtigte der Löffel-Maier den Strick an demſelben, damit das Schwein geſichert war und ihn nicht in der Andacht ſtören konnte.

Hierauf ging er in die Capelle, hockte ſich an dem windſchiefen Betpult hin und hub an zu beten. Das Gebet lautete beiläufig ſo: „O heiliger Erhardi, der Du davor auf der Wand ſtehſt und ein ſehr ſchönes goldenes Gewand anhaſt. Zu Deinen Füßen ſitzt ein Ochs. Aber Du biſt nicht für die Ochſen allein, Du biſt für jedes Vieh, alſo auch für die Schweine. Ich bedank' mich für's Erſte bei Dir, daß Du das meinige ſo faiſt haſt werden laſſen. Und nachher hätt' ich ein ſchönes Gebitt. Erhörſt mich, ſo laß ich Dir den Opferſtock renoviren, der, wie ich ſehe, caput iſt, und daß Dir die Leute wieder was opfern können. Zu Rättenegg iſt jetzt die Saubuis arg. Da geſchieht ihnen ganz recht, die Rättenegger ſind übermüthig und thun an den Samſtagen tanzen, ſitzen während der Meß und Predigt in den Wirthshäuſern um und treiben auch ſonſt Allerlei. An Deinem Erharditag iſt eine ſtille Meß geweſen und hab' ich nicht fünf Leut' in der Kirchen geſehen. Der Fleiſchhacker verkauft Knochen für Fleiſch und ausgemergeltes Kuhfleiſch für Ochſenlenden. Den Schweinsbraten dunſtet er auf, daß aus einem ſpottſchlechten Stückel eine Portion wird; das nichtige Gedärm verkauft er armen Leuten als Speckfleck und G'ſchneidel und das Abfallet und Ueberlaßlet thut er in die Würſte, daß der Geizkragen auch dafür noch hartes Geld kriegt. So geſchieht den Rätteneggern, und inſonderheit dem Fleiſchhacker, über die Maßen recht, wenn Du ſie mit der Saubnis ſtrafeſt, und ich kann die meinige um das beſſer verkaufen. Wenn viel verrecken, verhoffe ich mir für die Dicke doch fünfundzwanzig Gulden zu löſen. Nicht etwan, daß Du meinſt, es ginge mir nach etlichen Groſchen mehr oder weniger, mir iſt's nur um Deinen Opferſtock zu thun, dem lege ich dann ein lärchenes Band an, hält beſſer wie ein eiſernes und koſtet nicht ſo viel. Mir geht's nicht um's Koſten, wenn ich Dir einen Gefallen thun kann, aber die eiſernen Bänder, mußt bedenken, die ſtehlen ſie, die hölzernen laſſen ſie daran. Alſo ich verlaß mich d'rauf, ſchau, wir ſind ſchon alte Freunde, biſt mir auch dazumal bei der Viehſeuche beigeſtanden, daß die Hörner ſind billiger worden."

Das war die Anrufung, und dieſer haarſträubenden Läſterung hing der Löffel-Maier ein Vaterunſer an.

Nach ſolcher Andacht verließ er die Capelle, um nach „Derjeinigen" zu ſchauen. Und jetzt ging das Unglück an. Das Schwein war nicht mehr da. Es war der Strick nicht mehr da, an dem es gehangen, und es war die Blechtafel des Freiſchurfs nicht mehr da, an welcher der Strick befeſtigt geweſen. Das an ſeinem Fuße angebundene Geſchöpf Gottes wollte von einer ſolchen Verbindlichkeit nichts wiſſen, es hatte das ganze Zeug vom Pfahle losgeriſſen und auf ſeiner Flucht mit ſich geſchleppt.

Das Erſte, was dem vor Schreck halb ohnmächtigen Maier einfiel, war natürlich: geſtohlen, denn jeglicher Argwohn ſolcher Leute geht zuerſt auf ſchlechte Menſchen. Das Fehlen der Freiſchurftafel belehrte ihn eines Beſſeren. Anfangs horchte er, ob er vom Waldgeſtrüppe herauf kein Raſcheln oder Grunzen höre. Dann begann er das Schwein bei ſeinem Koſenamen zu rufen, womit er es ſonſt auch immer zum Fettwerden angeeifert hatte. Als das nichts half und von der Flüchtigen keine Spur zu entdecken war, fluchte er ihm den leidigen Teufel nach, hob dann einen Stein auf, um ihn gegen die Capelle zu ſchleudern, ließ ihn aber wieder ſinken und hub endlich bitterlich an zu weinen.

Weil er den Stein nicht geſchleudert hatte, ſo mochte ihm — nach Maier's Gedanken — der Heilige den Rath eingegeben haben: Auf den Lehmweg mußt Du gucken! In demſelben fand der Maier nun auch die Spur der Klauen; dieſe gingen aber nur eine kurze Strecke wegshin, dann verloren ſie ſich.

Der Maier ſuchte ſonach den ganzen Tag ſein Schwein. Er ſuchte an den Waldhängen und in Wildſträuchern, er blieb ſchier ſtecken in Moorgründen. Wen er anſichtig wurde, den fragte er: „Habt's keine Sau geſehen mit einer Freiſchurſtafel?“ In den Bauernhäuſern fragte er dasſelbe. Sie hielten ihn für verrückt, und Keiner wußte Rath.

Er war zu ſeinem Häuschen gegangen, für den Fall ſie häuslicher Sinn oder Heimweh zurückgeleitet hätte. Sie war nicht dort, ſie war nirgends. Ein Nachbarsknecht ſprach die Vermuthung aus, daß ſie ſich gegen den Steibelhof gewendet habe, denn dort hätten ſie einen Focken. „Wenn das iſt, wird ſie mir mager!“ rief der Maier. „Und kriegſt lauter Junge mit Freiſchurſtafeln!“ ſpottete der Knecht.

Der ſchwerbedrängte Mann ging weiter.

Als die Abenddämmerung kam — welch ein trauriger Abend! — ſuchte er noch immer. Da war es ihm, als höre er aus einer Schlucht herauf das Angſtgeſchrei eines Schweines, wie es ſolche Thiere gellend ausſtoßen, wenn ſie mit dem

Tode ringen. In der Schlucht ſteht die Hütte des Schneider-Michels, der mit ſeiner Familie bisweilen dem Verhungern nahe iſt, ſeitdem die Nähmaſchinen und bei den Krämern das „Kaufgewand“ den armen Bauernſchneidern das Handwerk legen.

Dieſer Michel wäre es ſchon im Stande!

Der Löffel-Maier fährt halb raſend die Berglehne hinab. Vor der Hütte huſchen zwei halbnackte Kinder um, beſtrebt, das Hühnervolk in's Haus zu jagen.

Einen der Jungen hielt der Maier an und fragte ihn, wo ſein Vater wäre?

„Der Vater thut Sau tranſchiren,“ war die Antwort.

An der Thür zornte ein Weib über das laſterhafte Gewinſel des Schweines, das alle Hühner von den Auffitzſtangen verſcheucht habe.

„Ja, ja, Du möchteſt wohl gewiß auch winſeln, wenn man's Dir ſo triebe!“ rief er der Schneiderin zu.

Dieſe machte große Augen, als ſie den Löffel-Maier ſah. Ihr Geſichtlein, das zur Hälfte vom Herdfeuer beleuchtet war, ſah ſich in dieſem Augenblicke gar nicht übel an. Der Maier trat an ihr vorbei in die Stube; da drinnen ſtand an der Spanfackel der Schneider-Michel und ſchürfte eben das Schwein auf.

„So recht, ſo recht!“ redete ihn der Maier an, „hätt' ich doch Einen gefunden, der mir die Sau gut zahlt.“

„Iſt das Deine Sau geweſen?“ fragte der Michel.

„Geweſen, Schneider?! Wie Du willſt, ſie koſtet fünfzig Gulden.“

„Das iſt anders, mein Menſch,“ ſagte der Michel, „das Thier da koſtet mich gar nichts, als das Einfangen.“

„Wieſo, möcht' ich wiſſen!“

„Iſt doch,“ meinte der Schneider und ſchnitt und ſchürfte luſtig d'rauf los, „die Freiſchurftafel d'rangeweſen. Dort liegt ſie noch, gelt, Thadädl, Du haſt es auch geſehen?“

Der zur Zeugenſchaft Aufgerufene war der Gemeindebote, welcher auf ſeiner Heimkehr eben ein wenig beim Schneider zugeſprochen hatte, um ſich eine Pfeife Tabak anzuzünden.

„'s iſt ſo! 's iſt ſo!“ ſagte der Thadädl, ſonſt ſagte er nichts.

Der Löffel-Maier, der hier ſeinen Vortheil wahrnahm, forderte für ſein getödtetes Schwein immer entſchiedener fünfzig Gulden.

Dem Michel wurde die Sache ſchon unangenehm; er wußte wohl, daß er kein Recht gehabt hatte, das herrenloſe Thier zu fangen und zu ſchlachten. Er verlegte ſich nun auf's Bitten, verſprach Entſchädigung, ſobald er nur könne, die Noth in ſeiner Hütte ſei nicht gering, er, der Maier, ſolle ſich Weib und Kinderwerk anſehen.

Wieſo er ſich als arbeitsloſer Mann den unnöthigen Aufwand erlaube? fragte der Maier.

„Welchen Aufwand?“

„Weib und Kind!“

„O lieber Gott im Himmel!“ lachte der Schneider ſeufzend auf.

„Wenigſtens nimmt man ſich keine Junge!“

Der Schneider bat ihn, das Schwein zurückzunehmen und ſtill zu ſein.

„So dumm bin ich nicht,“ verſetzte der Maier ſehr gemüthlich. „Das Schwein werde ich freilich nehmen und Dich auch. Haſt daheim ohnehin nichts zu eſſen, ſo wird Dir der Arreſt gut genug ſein!“

„Maier!“ ſchrie jetzt die Schneidersfrau.

„Ei ſo, Du!“ ſagte der Maier und legte ſeinen Arm um ihren Leib, „es iſt wahr, Du könnteſt vermitteln. Wollen den Leckerbiſſen einmal tauſchen. Der Meiſter mag ſich an meinem Schweinsbraten doch wohl ſatt eſſen, ich bin kein Stein. Aber beim Tiſch ſoll er bleiben und keinen Neid laſſen ſpüren!“

„Das iſt genug, juſt genug!“ redete jetzt der Thadädl d'rein, „ich hab's gehört und jetzt wollen wir einmal den Löffel-Maier einſperren laſſen. Auf das, was er eben angeſpielt hat, haben die braven Vorfahren die Todesſtrafe geſetzt. Köpfen wollen wir ihn nicht, aber unſer Richter verſteht in dieſen Sachen keinen Spaß. Hat erſt vor Kurzem den Schmiedjack auf ein halb Jahr feſtſetzen laſſen, von wegen der Frau Wirthin, und iſt leicht nicht einmal was d'ran geweſen. Nachher, Löffel-Maier, kannſt Du mit Deinen eigenen Löffeln das auseſſen, was Du Anderen eingebrockt haſt. Da Du daheim ohnehin immer ſo viel zu eſſen haſt, ſo wird Dir der Arreſt ganz geſund ſein!“

So kräftig ging der Gemeindebote d'rein, daß dem Maier angſt und bange wurde. Wenn der Menſch ſchon keinen Spaß mehr haben dürfe, ſo behauptete er, dann höre ſich ja Alles auf.

Dieſen Spaß dürfe er nicht haben, unter keiner Bedingung! belehrte der Bote.

„So hol's der Teufel mitſammt der Sau!“ fluchte der Maier und machte ſich davon.

„Ich wünſche guten Appetit zum Braten!“ ſagte der Thadädl, und auch er ging ſeines Weges.

Die Schneiderleute ließen ſich's wohl ſein.

Der Löffelmacher hat ſich ſeither mit der Schweinezucht nicht mehr abgegeben; lieber ging er ſeinen Löffeln nach, wie vor und eh, bis der Gemeindebote, der ſchon einmal zu ſeinem Unglück geboren war, die blechernen in's Land brachte.

Sanct Erhard hat immer noch keinen renovirten Opferſtock. Er miſcht ſich nicht d'rein.

Der Hageſtolz.

Der Boden iſt zwar ein wenig ſchwankend, aber meine ſchöne Leſerin möge ſich mir unbedenklich anvertrauen. Ich bin ſtets in hohem Grade diſcret, und um dieſe Tugend recht hervorzuheben, will ich als einen Gegenſatz nur erzählen, wie es der junge Anton Hinterhölzl getrieben hat.

Dieſer Anton Hinterhölzl, Sohn des verſtorbenen Joſef Hinterhölzl in der Gemeinde Gſcheid, Bezirk Oberplankendorf, dreiundzwanzig Jahre alt und friſch und geſund, Gott ſei Dank! trat an einem ſchönen Feierabende des letztvergangenen Sommers zum Dorfbrunnen hin, wo etliche plaudernde Mädchen beiſammenſtanden. Die netten Dinger gaben an Geſchwätzigkeit dem ſprudelnden Dorfbrunnen nicht viel nach. Aber Eine ſtand dabei, die ſagte nichts, ſondern wartete nur, bis ihr Krug voll war. Zu dieſer trat der Anton hin und ſagte: „Jungfrau Suſanna, wenn Du wüßteſt, was ich heute für einen feſten Durſt habe!“

„Da iſt der Brunnen,“ antwortete ſie.

„Laßt mich trinken aus Deinem Krug?“

„Meinetwegen,“ ſagte ſie, „Dich laß ich trinken, Du haſt keinen Schnauzbart.“

Es war in der That ſo, der Burſche hatte auf ſeiner leicht aufgeworfenen Oberlippe nur einen loſen Flaum; die blonden Härchen glänzten wie Gold, wer ſie auf das hin anſah, und das that die Suſanna jetzt, denn es war ihr um den grünglaſirten Krug, und ſie mochte nicht trinken aus einem Gefäß, in welches vor ihr „ſo ein Bartſetzen" hineingehangen hatte.

„Der Durſt iſt nicht gar groß geweſen," bemerkte ſie, als er nach kurzem Nippen ihr den Krug wieder zurückgab.

Jetzt legte er keck ſeine Hand an ihr Köpfchen, bog es an ſich und flüſterte ihr was in's Ohr.

„So!" ſagte ſie laut, daß es auch die Anderen hören konnten, „ſpazierengehen willſt mit mir? Spazierengehen thun die Herr'n; ich bin eine Bauerndirn."

„Und ich ein Bauernbua," d'rauf er, „und wollen wir nicht ſpazierengehen, ſo kunnten wir doch zum Wenigſten ein biſſel miteinander herumſchlankeln —"

„Schlankel zu!"

„— in den Baumgarten hinauf!" flüſterte er.

„Was wollten wir denn im Baumgarten oben, möcht' ich wiſſen!"

„Schauen, ob die Zwetſchken ſchon zeitig ſind." —

So ſcherzten ſie ſich zuſammen und ſo ſcherzten ſie ſich davon. Als ſie in den Baumgarten kamen, war es ſchon finſter. Auf dem grünen Raſen lagen weiße Tücher; das war der Mondſchein, der zwiſchen den Baumkronen niederfiel. Mitten in einem ſolchen großen, weißen Tuche ſtand der Stock eines alten Birnbaumes, der geſpalten und verſtümmelt geweſen, keine Frucht mehr getragen hatte und alſo vor Kurzem umgeſchnitten worden war.

„Wenn der Menſch eine Bank zum Niederſitzen haben will," ſagte nun der Anton, „ſo muß er ſich eine ausſuchen, die nicht bricht."

Nach dieſem Lebensgrundſatz ſetzte er ſich auf den Birnbaumſtock und zog das Mädchen ohne viel Anſtrengung an ſeine Seite nieder.

„Ja freilich, ſo ein Stock wird juſt groß genug ſein für zwei Leut'!“ ſagte ſie, denn je mehr ſo ein munteres Dirndl befangen iſt, deſto unbefangener ſucht ſie zu ſchwatzen und ſchwatzt gerade das, was ſie ſelbſt am wenigſten glaubt. Sie ſah es recht wohl, daß der Stock breit genug war für zwei Leut'. Er legte ſeinen Arm um ihren Nacken: „Suſerl, Dich habe ich ſchon lang' ſo neben meiner haben wollen.“

„Eh? Und haſt jetzt mehr, weil ich neben Deiner bin?“ Dieſe Worte zitterten ihr vom Mund, und es zitterte ihr die Hand, die er auf ſein Knie gelegt hatte, und ſie dort mit der ſeinigen feſthielt, und es zitterte ihr das Herz.

„Ich weiß es ſchon lang, daß Du mich gern haſt, Suſerl!“

„So? Das höre ich auch das erſtemal.“

„Mag ſchon ſein, weil ich Dir's das erſtemal ſag'.“

„Hat Dir's leicht die Kartenaufſchlagerin verrathen?“

„Was brauch' ich die alten Weiber dazu, wenn ich's von Dir ſelber weiß. Wiſſen thue ich's daher, weil Du mich allemal ſo keck abgetrumpft haſt.“

„Ja, weil ich Angſt gehabt hab', die Leut' kunnten's ſonſt merken. Sie brauchen es nicht zu wiſſen.“

„Jetzt iſt's abgemacht,“ ſagte der Anton und preßte ihre Hand mit der ſeinigen. „Wir zwei halten zuſammen.“

„Allzu geſchwind geht's,“ ſagte ſie, „haſt Dir's wohl überlegt?“

„Seit einem Jahr hab' ich's überlegt, wie ich Dich zu mir krieg.“

„Und ich hab's auch immer überlegt,“ geſtand ſie, „wie ich Dich recht ärgern kunnt und doch wieder anlocken. Es iſt ſo viel zum ſchämen, wenn man Einem ſagt, daß man ihn gern hat.“

„Schämſt Du Dich jetzt noch, Suſerl?“

„Jetzt nimmer, jetzt däucht mich, wir wären unſer Lebtag beiſammen geweſen.“

„Und bleiben beiſammen. Ich ſchau keine Andere an, als wie Dich, und Du keinen Andern, als wie mich, gelt?“

„Ja,“ ſagte ſie.

„Und jetzt, Suſerl, jetzt zeig' einmal Dein Geſichtel her!“ Er ſagte es, und bog ihr Köpfchen mit dem geflochtenen Haar ſo, daß der Mond voll und licht auf ihr Antlitz ſchien. Die Augenlider mit den langen Wimpern ſchloſſen ſich halb vor dem hellen Schein und zwiſchen den Lippen ſchimmerten die weißen Zähnlein hervor.

Wie der Anton das Köpflein nun ſo zwiſchen ſeinen Händen hielt und er ihr in's Auge ſchaute und dann auf das weichzuckende „Göſcherl“, beugte er ſich, um auf letzteres einen langen Kuß zu drücken. Der Kuß wollte gar nicht enden, ſie hatten ſich ſchier aneinander feſtgeſogen. Zu demſelben Augenblick ſtupfte Jemand mit einem Stöcklein auf den Rücken des Burſchen hin und eine heiſere Stimme ſagte: „Pfui!“

Das Paar ſtob auseinander.

Das Mädchen floh, der Burſche kehrte ſich um — wer da ſei? Wen's was anginge?

„Ich bin da und mich geht's was an!“ antwortete der Störefried, ſtützte ſein Stöcklein auf den Birnbaumſtock und ſtarrte den Anton an. Niemand Anderer war's, als die „Dorfglocke“. So wurde der hagere, ein wenig eingeknickte Mann geheißen, der wegen Schwächlichkeit ſein Schuſterhandwerk aufgegeben hatte und nun die lebendige Kundmachung vorſtellte. Bei Feſtlichkeiten machte er den Einlader oder Anſager; wenn eine Bittproceſſion um Regen oder um Sonnenſchein gehalten wurde, ging er in ſeinem ſchwarzen Tuchgewand von Haus zu Haus, um es den Leuten zu künden; wenn ein Begräbniß war, ging er in die Runde und ſagte an jeder Thür ſeinen Spruch: „Morgen wird der N. N., den Gott der Allmächtige von dieſer Welt abgerufen hat, chriſtlich beſtattet und laſſen die Angehörigen ihre chriſtlichen Mitbrüder und Mitſchweſtern bitten um zahlreiche Betheiligung!“ Auch wenn ſonſt etwas zu künden war, wurde dieſer Mann gerne verwendet, und lag es alſo wohl nahe, daß er nun von Haus zu Haus gehen und in ſeiner eintönigen Weiſe darthun möchte: „Es iſt den chriſtlichen Mitbrüdern kund und zu wiſſen gethan, daß der Anton Hinterhölzl und die Suſanna Bergerin nächtig miteinander im Baumgarten betroffen worden, ſo nahend beiſammen, daß kein Vogel ſeinen Schnabel zwiſchen Beide hätte ſtecken können.“

Indeſſen iſt der Mann verſchwiegen, er kündet nur, wo er dafür bezahlt wird. Allerdings würde der Anton auch bezahlen, aber in einer Weiſe, die nicht Jedermanns Sache iſt. Etwas Anderes war's, was jetzt die Dazwiſchenkunft der „Dorfglocke“ ſo unangenehm machte: der Mann war der Oheim und Vormund des Anton, hatte alſo gewiſſermaßen ein Recht, mit dem Stocke den Burſchen am Rücken zu ſtupfen und Pfui zu ſagen — ſo ſchlecht angebracht dieſe Demonſtrationen auch ſein mochten.

Ueber den Vormund würde ſich der Anton nöthigenfalls hinausgeſetzt haben, denn von ſeiner vollen Selbſtſtändigkeit trennte ihn kaum ein Jahr mehr; dann hatte er in gewiſſen Dingen allein nur Gott zum Herrn, und mit dieſem ließ ſich reden, der doch — wie der Burſche einmal ſingen gehört hatte — „Das Dirndl wegen dem Büaberl gmacht“ hat. Anders aber war's mit dem Oheim. Der hatte ein Säckelchen erſpart und der Arzt ſagte: Der Mann wird nicht alt. Und das Sächelchen rutſcht dann auf den Neffen über, heißt das, wenn der Oheim nicht früher einen Stein in die Rinne legt. Das iſt zu vermeiden, und daher muß der Anton nun ganz demüthig daſtehen und hören, was der Oheim ſagt.

Der Oheim ſetzte ſich auf den Birnbaumſtock, denn er ſtand ſchwer, wenn er ſich nicht wo anlehnen konnte, und lud den Neffen ein, ſich daneben zu ſetzen. Wie gerne hätte dieſer verſichert, der Birnbaumſtock wäre für Zwei zu ſchmal, wenn nicht juſt früher der glänzende Gegenbeweis erbracht worden wäre.

„Setz' Dich, Junge, ſetz' Dich!“ drängte der Oheim. Und als ſelbiger hart an der Kante ſaß — Galle im Herzen — da ſprang eine Kröte auf ſeine Hand; es war aber nichts als die feuchtkalte Hand des Oheims.

„Anton!“ ſagte er gewichtig, „was habe ich dahier vorhin ſehen müſſen?!“

„Unrechtes nichts!“ antwortete der Burſche.

„Unrechtes nichts?“ lachte der Oheim heiſer auf. „So ſage mir einmal, ſeit wann iſt es denn ausgeſtrichen, das ſechſte Gebot Gottes?“

„Das iſt nicht ausgeſtrichen,“ antwortete der Burſche, „deshalb will ich mich um einen Schatz umſehen.“

Ueber dieſes freche Wort war der Oheim derart empört, daß er den Zeigefinger hob und warnend ausrief: „Jüngling! Das Umziehen mit ledigen Weibsbildern iſt Sünd'!“

„Deswegen, Oheim, möchte ich mich an eine Verheiratete machen.“

„Thor! Thor! Das iſt noch größere Sünd'!“

„Heißt das, an Eine, die mit mir ſelber verheiratet iſt.“

Der Oheim ſchwieg, er war ein wenig ärgerlich, daß er in's Garn getappt hatte.

„Ich muß heim zum Roſenkranzbeten!“ ſagte der Anton und wollte raſch aufſtehen.

Der Oheim hielt ihn zurück:

„Bleib' noch da. Wir wollen ein Anderes beten Allzwei. — Ich weiß nicht, Ihr jungen Leut', was Ihr denn habt. Ihr bildet Euch ein, es müßt' ſein, und es iſt allmiteinander nur Verführung, nichts als Verführung. Weil Ihr immer die verruckten Lieb'sliedeln hört und ſelber ſingt! Und weil Ihr jeden Weiberkittel ſchon auf das hin anſchaut! Was iſt denn d'ran, möcht' ich wiſſen? Das iſt ein Geſchrei von den ſauberen Mädeln und eine ganze Litanei weiß man von ihren Augen und Haaren und Wangen und Statur und was weiß ich! Ich finde nichts an den Weibsleuten, hab' nie was d'ran gefunden, in dieſen Stücken bin ich alleweil geſcheit geweſen.“

Warum Gott dem Adam die Eva erſchaffen hätte? war die Frage des Burſchen.

„Mein lieber Junge,“ ſprach jetzt der Oheim, „wenn Du über derlei reden willſt, ſo mußt Du auch genau wiſſen, wie es zu leſen ſteht. Am ſechſten Tage, als alles Andere fertig geweſen, ſchuf er den Adam, und er ſah, daß es gut war. So heißt's, und gut war's! Die Eva iſt erſt ſpäter dazu gekommen, darauf ſteht's nirgends mehr zu leſen: und er ſah, daß es gut war.“

„Der Spaß iſt nicht ſchlecht,“ meinte der Anton.

„Der Teufel auch, iſt denn das ein Spaß?“

„Ein ſauberes Dirndl buſſeln, das iſt freilich noch ein größerer Spaß. Den verſtehſt aber nicht, Oheim.“

„Gott ſei Dank, nein! Vor dem Abſchmatzen und Buſſeln, da hat mir immer gegrauſt; ſoll ich Einer den Mund ablecken?!“

„Das muß ich ſchon ſagen, da bin ich anderer Meinung," entgegnete der Anton.

„So beſchreib' mir's, ſo beweiſ' mir's!" ſagte der Oheim geſchmeidig.

„Beweiſen," meinte der Burſche, „das müßte ich wohl wem Andern überlaſſen."

„Wem denn?"

Nun wollte der Anton beginnen, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen dem Oheim das Weib und das „Gernhaben" und das „Buſſelgeben" darzuſtellen. Er ſpannte ſchon den Athem dazu an, unterließ es aber noch im letzten Moment. Denn er dachte ſo: Gelingt es mir nicht, ihn zu überzeugen, ſo hilft es nichts, und gelingt es mir, ſo nimmt er ſich am Ende ſelber Eine und die Erbſchaft iſt hin.

„Ja, Oheim," ſagte er denn, „wenn man's genau nimmt, Du haſt nicht ſo Unrecht. Was kann an ſo einem Weibsbild denn viel d'ran ſein! 's iſt vielleicht mehr Einbildung als Wirklichkeit in der Sache."

„Biſt halt doch ein vernünftiger Burſch'! Mich gefreut's und werden gut miteinander auskommen. Nur wiſſen möcht' ich's, der Weiber wegen, warum die jungen Teufel alle ſo d'rauf losgehen!"

„Nicht allein die jungen, Oheim, gemeiniglich auch die alten!"

„Deut' mir's!"

„Probir's!" ſagte der Anton, wollte aber das unbedacht entſchlüpfte Wörtlein wieder einfangen.

„Meinſt, Anton?" verſetzte der Oheim weich, „und — ? Wenn man's nimmt, ich bin noch nicht fünfundvierzig, ich werd's erſt in drei Wochen. Die beſten Tage! Es wird viel ſein, wenn ich nicht noch dahinterkomme, was an der Sache iſt."

„Daß es Dir am Ende nicht ſo ergeht,“ meinte der Neffe dämpfend, „wie dem Bachſchneider.“

Das war genug geſagt. Was der Bachſchneider von ſeinem jungen Weibe litt, das ahnte männiglich. Sie ſperrte ihn unter Anderem in die Werkſtatt ein und ging in das nachbarliche Eiſenwerk, um ihre Kinder zu ſuchen. Aber die Freude vom alten Meiſter, wenn ſie geboren wurden, die wog alle Trangſal auf!

„Du haſt recht, ich laß es ſein,“ ſagte der Oheim. Da fiel dem Jungen ein Stein vom Herzen; er fiel aber ſo laut zu Boden, heißt das, der Burſche athmete ſo vernehmlich auf, daß der Oheim fragte: „Was geht es denn Dich an?“

Dieſe Frage kam ſo plötzlich, daß ſie in dem Burſchen, der ohnehin mit der kochenden Galle zu kämpfen gehabt hatte, nicht minder plötzlich den Wiederhall wachrief: „Und was geht es denn Dich an, ob ich mir Eine zulege oder nicht? Das iſt mir zu dumm, daß Du Dich da dreinmiſcheſt. Ich mag die Suſanna einmal und ich mag ſie einmal! Heirate ich ſie heut' oder auf's Jahr, das iſt Einerlei, mein iſt ſie von heut' an, ich finde nichts Schlechtes dabei und glaube, das ſechſte Gebot iſt für was Anderes da, als für das, wenn man einen Schatz hat und ihm treu bleibt. Gute Nacht, Oheim! Ich ſchlag' Dir auf die Finger, wenn Du nicht auslaßt! Gute Nacht, Oheim!“

Flink riß er ſich los, raſch lief er davon. Der weite, klare Himmel ſtand über ihm und in demſelben der ſtille, freundliche Mond, der ihm zuwinkte: Mit dem Oheim haſt Du es nun zwar verdorben, Du hitziger Junge, aber Dein Schatz, der wartet auf Dich, dort wo das Fenſterlein funkelt.

Der Mond hatte recht — er hat in ſolchen Dingen immer recht, er mag voll oder neu, im erſten oder letzten

Viertel ſein. In unſerem Falle war er im erſten Viertel, er wurde von Tag zu Tag voller, wie das Liebesglück der beiden jungen Leute, bis er am Hochzeitstage ganz voll und rund am Horizont emporſtieg.

Der Oheim hatte noch einige Begräbniſſe ausgerufen, das ſeine ſchließlich aber verſchwiegen. Es kam frühzeitig, wie es der Arzt vorausgeſagt hatte. Auf dem Todtenbette ſoll der arme Mann geſagt haben, nichts Lebendiges bleibe von ihm zurück, alſo ſei ſein Leben eine Todſünde geweſen. Er wiſſe weiters nichts mehr gut zu machen: was an Gut und Geldeswerth von ihm übrig bleibe, das gehöre den Kindern des Anton.

Der Neid.

Daß ſie ſich nicht einen Mann nimmt! So ſchlank und intereſſant und blaß! So ſchwarz an Haaren, ſo vergißmeinnichtblau in den Augen! Ein Paar leiſe Fältchen der Wehmuth um die Mundwinkel, und ſich keinen Mann nehmen! Des Herrn Oberamts-Directors eingeborne jungfräuliche Tochter ſein und ſich keinen Mann nehmen! So zart gebildet, ſo beleſen, ſo reich an Fertigkeiten: Zeichnen, Malen, Pianoforteſpielen, ſo geübt im Sticken von künſtlichen Blumen — ſo züchtig und gretchenhaft, und ſich keinen Mann nehmen!

Wer ſie in der Laube hingegoſſen ſieht in ihrem lilienweißen Kleide, wie ſie eine Roſe entblättert mit den ätheriſchen Fingern, verſunken in Gedichten von Mathiſſon, Schiller, oder verſunken in Träume ſüßer Schwermuth! Denn Röschen kann in Mancherlei ſehr hübſch verſunken ſein, wenn ſie es weiß, es geht ein indiscreter junger Mann vorbei, der durch die Fugen des Gartenzaunes lugt. Auch weiß ſie in ſolchen unbewachten Augenblicken das große Auge — dem ich alles

Lob geben darf, womit waſſerfarbenkundige Lyriker je ein blaues Mädchenauge beſungen — gedankenſchwer zum Himmel aufzuſchlagen und reizend zu ſeufzen. 's mag auch ſein, daß ſie dichtet.

Dabei ſieht ſie ſich von draußen an, nämlich ſie ſchaut im Geiſte durch die Zaunfuge herein auf die holde hingegoſſene deutſche Maid, die ſo tief verſunken iſt in das Ahnen der Jungfrau und deren dichteriſche Seele dahinweht, „hoch über den Welten“.

„O Blümlein hold, o klage nicht, wenn Dich ein ſchlimmer Knabe bricht!“ ſingt ſie. Aber ach, die Knaben von Krumppenau ſind nicht ſo ſchlimm, als ſie in den Romanen ſtehen, es giebt keine Toggenburge und Don Juane darunter, und giebt es deren, ſo huldigen ſie dem Häßlichen und Gemeinen und „Schön Röschen bleibt im Haine ach, wohl einſam und alleine!“

Der neue Adjunct des Oberamtes erhält zu ſeinem Namensfeſte eine anonyme Sendung zugeſchickt, ein Blatt, auf das ein herzförmiges Kränzlein von gepreßten Blumen geheftet iſt, rothes Herzlieb darunter und Vergißmeinnicht und eine Wickenblüthe, welche — was aber der junge Ignorant nicht weiß — ein aufgebrochenes Schlößlein bedeutet. Und ganz unten, wo das Herz in eine Spitze ausgeht, ſind mit ſehr blaſſer Tinte winzig klein zwei Buchſtaben: R. H.

Junge Männer, die gegen derlei noch nicht abgehärtet ſind, beſchleicht bei ſolchen Briefen in der Blumenſprache allemal ein unruhiges Gefühl, das ſich noch ſteigert, je lebhafter eine willenskräftige Mannesphantaſie an der Geſtaltung der unbekannten Spenderin arbeitet. Aber des Adjuncten Freund, der Unterlehrer von Krumppenau, hilft ihm alsbald aus dem Traume.

„Das Ding kenne ich," ſagte der Unterlehrer, als er den herzförmigen Blumenkranz ſah, „ich habe es zu den vorigen Weihnachten geſchickt erhalten, aber es ſofort zurückgeſandt."

„Wem haſt Du es zurückgeſandt?" fragte der erſchrockene Adjunct.

„Nun, dem Fräulein Roſa Hollerbuſch."

Da ging es dem Adjuncten eiskalt über den Rücken.

Der Poſtbeamte beſaß ihre Photographie, auf der ihr ſchelmiſch ſchwärmeriſches, kindlich junges Geſichtlein überaus reizend mit einem dunklen Schleier halb verdeckt war. Jeder verliebte ſich in dieſes Röschen.

„Wie alt mag es nur ſein?" fragte der Unterlehrer.

„Wohl an die fünfzehn Jahre."

„Das Röschen?"

„Das Bild."

Zahlen ſprechen und erklären Alles. Aber unerklärlich, daß eine ſolche Frucht nicht zu ihrer Zeit geerntet wurde! — Sie hatte einſt zwei Bräutigame, aber ſie hatte — um die Wahrheit zu ſagen — zwei Bräutigame zu gleicher Zeit, und das ſoll ihr jeder von beiden übel genommen haben. Es war aber ein Mißverſtändniß, denn heiraten wollte ſie nur Einen. Was thäten um Gotteswillen die Romanſchreiber, wenn alle Mädchen ſo proſaiſch wären und Gott nicht lieben wollten in ſeinen Geſchöpfen! Als ob nur der legitime Bräutigam und Ehemann ein Geſchöpf Gottes wäre, und alle Anderen nicht! Aber auf dem Dorfe iſt hierin kein Spaß zu treiben; hat Eine mit Einem zu wenig, ſo kann ſich's fügen, daß ſie ganz alleine bleibt; oder daß ſie iſt wie ein Kirſchbaumzweig, auf welchen nur vorüberfliegende Spatzen hocken zu einem kurzen Raſten und Naſchen.

„Vöglein, Vöglein ſchwirre,
Die Kirſchen ſind ſchon dürre,
Den harten, herben Kirſchenkern,
Den hat das Vöglein nimmer gern.
Vöglein, Vöglein ſchwirre.“

Seither fühlt Röschen um ihr blaſſes Antlitz den Nimbus der Verlaſſenen. Noch hat ſie zwei Freunde: den Mai und den Mond.

Und in einer mailichen Mondnacht iſt's, da wandelt ſie über die Wieſen hin dem Kirchhofe zu, wo die Todten ruhen.

Dort im Knochenhauſe ſpielen tagsüber die jüngeren Kinder des Todtengräbers mit den Beinen der alten Gemeinde Krumppenau. Aus den Arm- und Schenkelknochen bauen ſie ein Häuslein, mit den Beckenbeinen und Bruſtblättern decken ſie es ein, mit den Todtenſchädeln ſchieben ſie es nieder. Oder ſie erhaſchen einen Schmetterling und halten ihn gefangen in den Augenhöhlen eines Schädels und was dergleichen mehr iſt. Wer ſoll's den unvernünftigen Kindern verübeln, wenn ſelbſt die allwaltende Natur die unglaublichen Allotrias treibt mit den Todten, ſie, die in dieſen Stücken nicht Anderes iſt als die Kinder ſind, welche ein hübſches Spielzeug zerbrechen, um dann mit den Trümmern erſt recht ſpielen zu können.

Solch tollwitzige Gedanken hat nun zwar das Röschen nicht; iſt ſie tagsüber auf dem Friedhof, ſo „indignirt“ ſie ſich vor Allem über die älteſte Tochter des Todtengräbers, welche die Gräber der alten Frau Poſtmeiſterin und des Großbauers Oberſelner und der kürzlich erſt verſtorbenen Pfarrerköchin zu beſorgen und mit Blumen zu beſtreuen hat, und dabei dudlt (jodelt). Die Perſon iſt, ſo viel man hört, noch nicht zwanzig Jahre alt und ſchon ſo frech, daß ſie, anſtatt Mathiſſon'ſche Gedichte zu leſen, ihre Liebesgeſangeln trillert auf den Hügeln der Verſtorbenen! Es ſoll nur einer wach werden, von den im vorigen Jahre durch das Nervenfieber dahingerafften Burſchen, und mit blutloſen Händen aus der Erde ein Loch wühlen und hervorkriechen und die männerſüchtige Närrin mit hinabholen in ſeine Truhen! Es geſchähe ihr ganz recht!

Das ſind die Gedanken Röschen's, wenn es ſinnend über den Kirchhof ſchwebt und in edler Würde eines züchtigen Mädchens unter den Cypreſſen der hammerherrlichen Gruft ſteht, auf welche vom nahen Pfarrhofe das Fenſter des Herrn Caplans herüberſchaut. Sie wendet ſich und thut ſo unbemerkt als möglich einen kurzen Blick gegen das Fenſter, ob in demſelben nicht etwa die ſchwarze Geſtalt mit der weißen Halsbinde und dem roſigmunteren Geſichte ſtehe.

Neben dem Beinhauſe ſteht ein Hollunderſtrauch, der zu ſolcher Maienzeit in üppigen Zapfen blüht. Der Herr Caplan iſt ein Freund davon und geht manchmal des Abends, ſich ein paar ſolcher Blüthentrauben zu holen. Sie duften gar zu herrlich; Manchem ſteigt der Duft zu Kopf. Das wäre ihm juſt recht, daß der Duft ihn nächtlich betäube und holde Traumbilder aufbaue; denn für die Freuden des Traumes könne ihn Niemand verantwortlich machen.

So ſchwebt nun das Röschen ſpät am Abend über den Kirchhof dahin. Sie mag ja ein liebes Grab dort haben und kann ſich dergeſtalt ihre treue Seele zeigen Dem, der die Jungfrau wandeln ſieht, einſam zwiſchen den Cypreſſen.

Es iſt ſchon ſo finſter, daß der aufgehende Vollmond alle ſeine Zauber ſpielen laſſen kann. Zu blaſſen Roſen ſtehen die Wände des Pfarrhofes da und die klugen Fenſter haben ein ſchalkhaftes Feuer in ihren Augen. Der Kirchthurm ragt wie ein Streifen weißen Tuches in die Nacht empor. Selbſtverſtändlich hört man auch die Unruhe der Kirchenuhr, die kein Schilderer eines nächtigen Kirchhofs vergeſſen darf. Die Grabkreuze werfen ihre langen ſchwarzen Schatten. Im Ganzen iſt die Nacht ſtill und lau und die Hollunderblüthen duften ſo ſtark, daß dem Röschen ſchier die Sinne vergehen wollen.

In demſelben Augenblicke wird auf der Kirchhofsmauer eine dunkle Geſtalt ſichtbar, wie ein rieſiger ſchwarzer Rabe. Ich ſage abſichtlich: ſchwarzer Rabe, weil es auch weiße giebt, die aber bekanntlich außerordentlich ſelten ſind, während ſolche Vögel, wie dort einer auf der Kirchhofsmauer hockte und jetzt innerhalb derſelben auf die Erde ſprang, auf dieſer Welt ſehr häufig vorkommen.

Wenn es der Caplan iſt, dachte ſich Röschen, ſo falle ich vor Schreck in Ohnmacht.

Es war aber ein Anderer, ſo viel an der Kleidung und dem Wuchſe zu ſehen war, ein ſtämmiger Bauernburſche aus dem Dorf. Röschen zog ſich ein wenig in den Hollunder zurück. Der Burſche kam nicht, um Blüthen zu pflücken.

Gegen das Häuschen des Todtengräbers ſchlich er hin. An der Mauer desſelben ſtand ein Grabkreuz, an dieſem kletterte er leiſe und vorſichtig empor bis zum Fenſter. Sachte begann er mit den Fingerſpitzen an den Fenſterſcheiben zu trommeln. Da ward die Scheibe plötzlich weggeſchoben und des Leutebegrabers Töchterlein flüſterte heraus, er ſolle keinen Lärm machen.

Sagte hierauf der Burſche: Darum wären die Knochen mit Fleiſch und Blut überzogen, daß ſie nicht klappern könnten.

„Stehſt feſt?“ fragte ſie heraus.

„Ich ſtehe auf einem Kreuz, weil ich mir denke: wenn der Menſch ſo oft das Kreuz tragen muß, ſo ſoll das Kreuz auch einmal den Menſchen tragen. Aber wenn's bricht, lieg' ich unten."

„Wollt' an Deiner Stelle doch lieber daheim bleiben und auf dem Strohſack liegen, als mich da ſo in die Gefahr begeben."

„Mich tragen die Engel daher zu Dir," ſagte der Burſche. „Mußt ſolches wiſſen: Wie ich beim Nachtgebet mit meinem Schutzengel red', ſagt der zu mir: Heut' iſt Samſtagnacht und Du könnteſt auch was Geſcheiteres thun, Sepp, als das Stroh niederpreſſen. Denn ſchlafen — ſagt er — magſt Du doch nicht und ſo ein Liegen, es mag auf der rechten oder auf der linken Seiten ſein, auf dem Rücken oder auf der Bruſt, iſt ungeſund. Sollſt zu Deinem Dirndl gehen, hat er geſagt, mein Schutzengel."

„So!" antwortete das Mädchen, „der meinige hat gerade das Verkehrte geſagt, der hat mir geſagt, ich ſoll Thür und Fenſter gut zuſperren."

„Ganz recht, damit der Liebſte nicht wieder hinaus kann."

„Oho, damit er nicht herein kann!" behauptete ſie.

„Nachher haſt Du ihn ſchlecht verſtanden. Ich will Dich aber nicht überreden, mein liebes Agathel. Du biſt Dein und kannſt Dich behalten ſo lang Du willſt, und kannſt Dich geben, wem Du willſt. Ich mach's auch mit mir ſo. Aber ich ſelber brauch' mich nicht und bin mir auch wieder zu gut, daß mich die Erſte, die mich brauchen kunnt, haben ſollt'. Mir iſt die Sauberſte und Herzigſte grad' gut genug und wenn Du mich fortgehen läßt, wie ich gekommen bin, ſo mußt Dir nicht denken, ich klopf' aus Zorn und Trotz an ein Nachbarsfenſter, obgleich ich etlich' wüßt', wo Einer wie geſchmiert hineinrutſchen kunnt. Nein, ich geh' in meine Kammer, und iſt's ſchon nicht geſund, wie ich dort lieg', ſo magſt Du's verantworten, und ich vermeine, Du wirſt für Dich allein nicht geſünder liegen und iſt's gar nichts Anderes, als eine zweifache Narrheit, was hier zwei Liebesleut anſtellen, wenn ſie mir nichts dir nichts auseinander gehen."

So ſagte der Burſch.

Das Mädchen war ganz kleinlaut und meinte nun nach einigem Säumen, ſie übernähme gar keine Verantwortlichkeit.

„Da haſt Du ganz recht."

„Gleichwohl ihr Mannsleute der Meinung ſeid, wir Weibsbilder wären recht zum Schuldaustragen, weil wir dazu die Schürzen um hätten."

„Darum flink weg!"

„Und damit das ſchamrothe Geſicht verdecken, gelt! Biſt mir ſchon ein ſauberer Rathgeber, Du! Geh' heim ſchlafen, daß Du morgen die Predigt nit verſäumſt. Die thut Dir noth!"

„Meinſt!" ſagte der Burſche, weil er für den Augenblick nichts Anderes zu ſagen wußte.

„Freilich meine ich's!" hierauf die Maid, weil auch ſie jetzt nicht Anderes zu ſagen wußte.

„Ihr Dirndln ſollt's froh ſein, daß wir Burſchen die Predigt verſchlafen. Es möcht' Euch ſonſt einmal ſchön langweilig werden auf der Welt!"

„Meinſt!" ſagte jetzt ſie.

„Geh', Agathel, zier' Dich nicht. Biſt mir eh' ſchön genug. Laß mich nicht ſo lang ſtehen."

„D'rum rath' ich Dir ja, daß Du gehen ſollſt."

„Mußt nit ſo unbarmherzig ſein, Dirndl!" ſagte er in faſt trauriger Weiſe, „ſchau, das Weiß-Heimgehen iſt ſelbſt dem Geiſtlichen hart, um wie viel härter erſt einem Liebhaber!"

Ob das Agathel die Bemerkung verſtanden hat, weiß man nicht, aber verſtanden iſt ſie worden, das beweiſt ein tiefer Seufzer, den in demſelbigen Augenblick der Hollunderſtrauch fahren gelaſſen hat.

Das Agathel wollte jetzt das Fenſter zuſchieben, der Sepp aber reckte den Arm hinein und ſagte ſehr leiſe, aber ſehr deutlich: „Nein, Dirndl, jetzt nimmer. Jetzt, weil wir einmal ſo viel miteinander geſprochen haben, jetzt bleib' ich da. Wenn Einer, mußt wiſſen, beim Fenſterln einmal ſo lang auf dem Fenſter ſitzt, daß das Brettel warm wird, nachher geht er nimmer nüchtern heim!"

„Du ſitzeſt ja auf keinem Brettel," berichtigte ſie.

„Hingegen iſt ſchon die ganz' Wand heiß, an der ich lehne," ſagte er, „aber was hilft das viel Schwatzen, desweg ſteh' ich nicht auf dem Todtenkreuz. Ich will auch einmal wiſſen, warum es der Pfarrer gar ſo ſcharf verboten hat."

„In Gottesnamen," ſagte ſie bittweiſe ſchmeichelnd, „aber nicht ſchlimm mußt ſein, Sepp, ſchau, geſcheit mußt ſein ... "

Das Alles hatte Röschen im Hollunderſtrauch hören und ſehen müſſen. Wie ihr dabei zu Muthe war, das iſt unbeſchreiblich. Aber jetzt hielt ſie es länger nicht mehr aus, und als ſie gewahrte, daß der Burſche vor dem Fenſter verſchwunden war, ſchoß ſie aus dem Strauch hervor wie ein aufgeſchrecktes Wieſel, und über Grab und Gruft dem Kirchthurme zu. Der Kirchthurm hatte unter ſich einen offenen Durchgang, in den die Glockenſtricke niederhingen. Zwei ſolche Stricke erhaſchte das Röschen, zwei zugleich, und riß und riß, daß die Glocken ſchrill aufſchrien, weit hinaus wimmernd in die nächtliche Runde.

Zur Tageszeit machen die Kirchenglocken in der Krumppenau juſt keinen ſonderlichen Eindruck und geht Jeder trotz des Aufrufes zum Gottesdienſte ſachte ſeinen Geſchäften oder Vergnügungen nach. Aber in der Nacht, wenn die Glocken plötzlich rufen! Da iſt's Nothſchrei, da iſt's Hilferuf! Alle Thüren flogen auf, die Gaſſen wimmelten von Menſchen und Thieren. Von den Dachfenſtern flogen Feuereimer herab; aus dem Hofe des Gemeindehauſes rollte der Wagen mit dem großen Waſſerfaß und in den Schoppen arbeiteten Männer, um die Spritzen flott zu machen.

„Wo brennt's?"

Da lief ſchon des Oberamts-Directors Röschen des Weges daher. „Im Todtengräberhaus! Im Todtengräberhaus!" rief ſie in fürchterlicher Erregung und verlief ſich.

Juſt als die erſte Rettungsabtheilung an's bezeichnete Haus kam, ſprang dort der Stamgruber Joſef vom Dachfenſter herab und rief: „Iſt ſchon gelöſcht!"

Da gingen die Leute beruhigt auseinander.

Selbiges geſchah ſechs Wochen vor der Hochzeit des Stamgruber-Sepp mit dem Agathel. Und das Röschen Hollerbuſch — das hat immer und immer noch Keinen genommen.

Der Fraß.

„Bruder Iſidor, das iſt eine zuwidere Sach'!" ſagte der halbe Schartenwirth.

„Eine ſehr zuwidere Sach', Gallus!" ſagte die andere Hälfte.

„Eine zuwidere Sach'," wiederholte der Bruder Gallus noch einmal.

„Steigt dieſer Alte etliche ſiebzig Jahr lang in der weiten Welt um, und juſt bei uns da heroben, und juſt heut' geht ihm der Athem aus. Iſt hölliſch zuwider."

„Sollen wir die Tanzmuſik abſagen, jetzt, wo wir mit harter Müh' die Licenz kriegt und die Kälber geſchlachtet haben, und der Wein —?"

„— muß in Kürze aus. Der Bleizucker hält's nicht lang."

„Wird uns ſchier nichts Anderes übrig bleiben, wenn nicht etwa — was mir eingefallen iſt — der Bachweber ſo gut ſein und den Todten übernehmen wollt'? Daß wir ſagen wollten, er wär' in ſeinem Haus geſtorben?"

„Geht nicht. Kommt unter die Leut', möchten es uns gleich aufbringen, beim doppelten Schartenwirth haben ſie heimlich einen Todten aus dem Haus geſchleppt."

„Wer wird ſich denn kümmern um den alten Bettler!"

„Bei ſeinen Lebzeiten hat ſich freilich kein Menſch um ihn gekümmert, ſo weit haſt recht, Bruder; aber paſſ' auf, jetzt, da er verſtorben iſt, wird der Pfarrer und der Amtmann bald nach ihm fragen. Müſſen es haarklein angeben, wo und wie und warum er geſtorben iſt."

„Wie und warum? Wenn er's heimlich thut hinten in der Krampenkammer bei kohlrabenfinſterer Nacht? Kann man's wiſſen warum?"

„Aus Hunger wird er geſtorben ſein, der arme Schelm."

„Zu todt gegeſſen wird er ſich haben."

„Es kommt auf Eins hinaus. Kommt er geſtern Abends ganz ausgemergelt in's Haus, ſetzt ihm die Köchin die verſalzenen Butternocken vor, die vom Mittag übrig geblieben ſind. Er ißt, ſo lange er kann, denn etwas in der Schüſſel laſſen, das iſt bei ſolchen Leuten allzu große Verſchwendung. Die Butternocken ſind für ſechs Dreſcher gekocht worden."

„Gott ſei ihm gnädig!" ſagte der Bruder Gallus, „wir wollen zu ihm gehen und ſchauen, was zu machen iſt."

Sie gingen in die Kammer, in welcher der todte Bettelmann lag. Wir müſſen aber vom Zweigeſpräch etwelches erklären.

Der Iſidor und der Gallus waren zwei Brüder, welche gemeinſam das auf dem Schartenpaß liegende Wirthshaus beſaßen und bewirthſchafteten und welche zuſammen von den Leuten der Umgebung und der Straße der doppelte Schartenwirth genannt wurden. Aus dieſem Ehrennamen begründeten es die beiden Brüder, wenn ſie bisweilen, zu beſonderen Feſtlichkeiten, mit der doppelten Kreide rechneten.

Dieſer doppelte Schartenwirth hatte heuer wie alljährlich für den Kirchweihſonntag eine Tanzunterhaltung veranſtaltet, zu der ſich alle luſtigen Leute der Gegend einzufinden pflegten. Jetzt war geſtern der alte Kirchen-Schnaur, wie er genannt wurde, daher gekommen, hatte ſein hölzernes, zweithürmiges Kirchlein vom krummen Rücken abgeladen, auf die Bank vor dem Hauſe hingeſtellt und mit den kleinen Glocken angefangen zu läuten, bis Eins aus der Küche kam und ihm einen Kreuzer in die Haube warf.

„Gott gebe Euch,“ ſo dankte der Alte, „für dieſes Geſchenk einen braven Mann und die himmliſche Freud'. Aber die Nacht iſt nimmer weit, es ſitzen ſchon die Hühner auf, und ſo hätte ich bei dem rechtſchaffenen Schartenwirth ein doppeltes Gebitt: Eine Nachtherberg und was zu eſſen.“

Die Schartenwirthsleute ſind immerzu als gerecht und gutherzig gegen die Armen ausgeſchrien geweſen. Der Kirchen-Schnaur bekam die Butternocken und die Kammer. Als es finſter geworden und im Hofe Alles zur Ruhe gekommen war, läutete der Bettelmann noch lange ſeine Glöcklein. Von Allen, die im Hauſe waren und in ihren Betten dem Tanzfeſte entgegendachten, entgegenlachten, ahnte es freilich Keiner, daß Todtenglocken klingelten. Am Morgen, als ſie den Schnaur wecken wollten, weil die Kammer als Lazareth für im Raufen Verwundete oder für in Traulichkeit Verſinkende hergerichtet werden ſollte, war er kalt und ſtarr. Einen Tag vor dem Kirchweihtanze! Und nun ſollte der Todte mindeſtens zwei Tage lang im Hauſe aufgebahrt liegen; denn wenn man mit ſo Einem auch nicht viel Umſtände macht, chriſtlich beſtattet muß er doch werden, das war der doppelte Schartenwirth ſich ſelber und ſeiner Hausehre ſchuldig. Das Tanzfeſt ließ ſich nicht verſchieben, der Todte ließ ſich nicht vertuſchen, daher die Bedrängniß der Brüder Iſidor und Gallus.

Als ſie nun in die Kammer gingen, um den erſtarrten Bettelmann auf das Brett zu legen, fanden ſie in ſeinem Bruſtlatz einen zweifach zuſammengelegten Lederfleck.

„Das iſt ein Amulet,“ ſagte der Gallus.

„Ein kaiſer-königliches!“ antwortete der Iſidor, denn im Leder lag ein ganzes Päcklein Fünfguldennoten.

Die beiden Brüder lächelten ſich an.

„Es war ein braver Mann,“ ſagte der Iſidor, „er hat ſich was erſpart für ein chriſtlich Begräbniß. Es ſind — zähl' einmal mit, Bruder Gallus — es ſind achtzehn Fünfer.“

„Wir laſſen die Tanzmuſik abſagen. Wir wären es dem armen Mitbruder ſchuldig, der in unſerem Hauſe verſchieden iſt.“

„Schlage den entgangenen Gewinn gering gerechnet auf fünfundzwanzig Gulden an.“

„Wir ſtellen Leichwachen an, wie es der Brauch iſt.“

„Raite Moſt und Brot auf fünf Gulden.“

„Laden die Nachbarſchaft ein zum Begräbniß.“

„Truhen, Kerzen, Träger und was dergleichen iſt, thut fünfzehn Gulden.“

„Nehmen einen halben Conduct und ein Todtenamt.“

„Der halbe Conduct ſteht, glaub' ich, auf acht Gulden. Das Amt koſtet nach neuem Tarif drei.“

„Der Gräber, der Meßner?"

„Schlagt ſich auf vier Gulden."

„Wie viel haſt noch?"

„Dreißig."

„Dafür geben wir ein Todtenmahl, wie ſich's ziemt, und daß wir unſere Kälber anbringen."

„Wollen unrechtmäßigerweiſe auch nicht einen Kreuzer einſtecken von dieſem Blutgeld."

„Gott bewahre uns davor!"

„Kein Menſch weiß es, daß der Alte Erſparniß gehabt hat."

„Kann's Keiner wiſſen."

„Braucht's Keiner zu wiſſen." —

Das gab nun dem doppelten Schartenwirth ein rechtes Anſehen. „Es ſind doch kreuzbrave Männer," meinten die Leute, „wie ſie da den armen Kirchen-Schnaur in Ehren aufbahren und begraben!"

„Mein Gott," ſagte der Gallus, „was kann man da machen! Der arme Mann iſt eben auch ein chriſtlicher Mitbruder. Gott hat ihn in meinem Haus zu ſich gerufen, da muß die weltliche Luſtbarkeit zurückſtehen, und iſt's das letzte Almoſen, das man dem Bettelmann reichen kann: eine chriſtliche Beſtattung."

Das wäre wohl brav gedacht, meinten die Leute, und dasſelbe ſagte auch der Herr Pfarrer, der anfangs erſchrocken war über die Nachricht, daß der alte Schnaur gerade in ſeinem Sprengel geſtorben.

Zu der Leichwache in der erſten Bahrnacht fanden ſich nicht Viele ein. Als es aber laut wurde, was man bei derſelben für weißes Brot gegeſſen, für guten Moſt getrunken, konnte in der zweiten Nacht das Haus die Anweſenden kaum faſſen.

Zur Begleitung in's Pfarrdorf und auf den Kirchhof ſtellten ſich etwa ein paar Dutzend Leidtragende ein; darunter auch ein alter Steinſchlager von der Landſtraße, der mit dem Schnaur ein wenig verwandt geweſen war. Der erkundigte ſich ſo nebenher, ob man wiſſe, welchen Weg der Schnaur gegen das Wirthshaus herangekommen ſei, ob er nicht etwa geſagt habe, daß er kürzlich in der Stadt geweſen? Wollte auch wiſſen, wie der Bettelmann geſtorben ſei, ob er in der Sterbeſtunde bei Bewußtſein geweſen und etwa nichts aufgetragen habe, an den Steinſchlager auszurichten —?

Das war Alles nicht zu ſagen, weil der Schnaur des Abends nicht viel geſprochen, als von Hunger und Müdigkeit und weil er in eitler Nacht ohne Beiſtand verſchieden.

„Wirſt halt als Andenken ſeine Kirche haben können, Steinſchlager,“ ſagte der Iſidor.

„Was hätteſt nachher Du für Deine Mühe und Gutheit?“ verſetzte der Steinſchlager.

„Ich thu's um Gotteswillen.“

„Und meinſt, halbeter Schartenwirth, daß ich den alten Flitterkaſten auf den Buckel nehmen und damit hauſiren gehen ſoll?“

„Meinſt Du, mein lieber Steinſchlager, daß der Schartenwirth damit hauſiren gehen ſoll?

„Ich meine, die Kirche gehört zum Wirthshaus.“

„Wer wird denn jetzt wörteln!“ redete einer der Nachbarn drein, da er merkte, das Geſpräch wäre ein wenig ſäuerlich und Jeder bedanke ſich für die Hinterlaſſenſchaft des Bettelmannes, die wieder nur für einen Bettelmann gut war.

Bevor man den Sarg hob, gab's zu eſſen; dann theilte der Gallus rothe Wachskerzlein aus, die bei dem Todtenamte anzuzünden wären, und hernach ſagte er, mitten unter den Leidtragenden aufrecht ſtehend, ſchlicht und deutlich folgende Worte:

„Jetzt werden wir unſern lieben Mitbruder aufheben und auf den Freidhof tragen. Nachher iſt das Todtenamt für ſeine arme Seel'. Und alsdann mach' ich meine Einladung, daß die ehrſamen Leidtragenden wieder möchten hergehen zu meinem Haus auf der Scharten, wo ihnen ein kleines Todtenmahl wird aufgeſetzt werden. Jetzt beten wir noch die fünf Wunden unſeres Herrn Jeſu Chriſti für die abgeſchiedene Seel' unſeres Mitbruders.“

Die Umſtehenden waren ſehr gerührt. Und die Brüder im Schartenwirthshauſe ſtiegen zuſehends in der Achtung und Bewunderung der Leute.

Das Begräbniß fand unter den üblichen Feierlichkeiten ſtatt und nach dem Gottesdienſte zog ſich Alles ſachte, aber doch in gerader Richtung dem Schartenwirthshauſe zu. Es waren junge Burſche und Dirnlein darunter, die miteinander den Paß hinanſchäkerten, als gingen ſie nicht zu einem Todtenmahl, ſondern zu einem Kirchweihtanz. Und das wäre recht, gab der Iſidor zu, auch die Alten — wie es in den Büchern ſtünde — hätten ihre Todten im Luſtigſein geehrt!

In der großen Stube des Schartenwirthshauſes waren ſchon die Tiſche gedeckt und mit Tellern und Gläſern beſtellt.

Der Iſidor machte den Truchſeß und ordnete Alles in leutſeliger Weiſe. „Geht's nur her, Leut'," ſagte er, „'s wird nicht viel ſein. Nehmt's halt fürlieb. Setzt's Euch zuſamm'. Steffel, mach' den Anfang, ruck' in's Winkel. Deine Alte daneben. So! Alsdann, Ihr Andern, ſchiebt's Euch nach, wie's eben kommt, Männlein und Weiblein durcheinand, iſt das beſt' Mittel gegen den Tod. Ha, ja freilich, der Menſch muß einen Spaß haben auf der traurigen Welt. Todtengraber, haſt auch noch keinen Platz! Tauch' heut' Deine Schaufel einmal in die Schüſſel. Schau dazu. Der Steinſchlager ſteht auch noch da. Ruck' an, Steinſchlager, daß Du nicht allzuweit von der Schüſſel bleibſt. Verhoff's, die Knödel ſind nicht ſo hart, wie Deine Steiner. Nau, gunn Dir den Platz!"

„Warum ſoll denn juſt ich mich zum Todtengraber ſetzen?" fragte der Steinſchlager nicht ganz glatt.

„Vor dem Todtengraber fürcht' ich mich nicht," rief ein kerniger Burſch und ſetzte ſich hin; „den Todtengraber trinken wir heut' unter den Tiſch hinab."

„So iſt's recht, meine Gäſt'!" lachte der Jſidor. Da kamen ſchon die dampfenden Schüſſeln.

Der Jſidor ſchlug ein lautes Kreuz und ſprach das Tiſchgebet, mit Einſchluß der „armen abgeſchiedenen Seele, die der Herr zu ſeinem himmliſchen Hochzeitsmahle möge laden".

Sonach machten ſie ſich d'ran.

Etliche waren dabei, die nicht recht wußten, wie ſie ſich den Knödeln und dem Kreunfleiſch gegenüber verhalten ſollten. Kam noch was nach? oder nichts mehr? Es iſt kein Spaß, eine ſolche Bauernmahlzeit, man hat keine Ueberſicht im Vorhinein, keinen Speiſezettel, es kann Beſtand haben, es kann aber auch plötzlich aus ſein. Der einzige Anhaltspunkt ſind etwaige Gerüche, die verrätheriſch aus der Küche dringen und nach denen dann der Praktiker berechnet, inwieferne er mit dem Raum ſeines Magens hauszuhalten hat. Heute miſchten ſich die Gerüche ſo ſeltſamlich, daß es den Zweifelhaften für alle Fälle am ſicherſten ſchien, ſich an den erſten Gerichten gründlich zu atzen.

Nun kamen — als Nachlaufer oder Vorläufer? — kälberne Sulzfüßeln. Sie gingen ziemlich raſch den Weg alles

Fleiſches. Hernach erſchienen Speckwürſte mit Sauerkraut, Geſelchtes auch und gedünſtete Rüben dazu. Dann kam der Todtenſtrudel, faſt ſchwarz über und über von lauter „Weinberln“ und „Zibeben“, und braungeröſtet die fettigen Kruſtlein. Beim Todtenſtrudel hub es an luſtig zu werden, denn es kamen die Moſtkrüge.

„Iſt der Boden gelegt?“ fragte der Gallus, der mitten unter den Gäſten ſaß und fortwährend zum Eſſen und Trinken antrieb, was aber nur anfangs nöthig war. Je mehr ſie ſchon zugegriffen hatten, deſto glatter ging es voran. Der Bauernſchlund muß erſt geſchmiert ſein, dann bewährt er ſich.

„Wenn der Boden gelegt iſt, ſoll das Weitere anrucken!“

Es kam Braten mit rothen Rüben und Erdäpfelſalat. Es kamen die Fleiſchkrapfen, es kam Griesbrei in Schmalz gekocht. Und es kam allerlei, was die Köchinnen aus Kälbern und Schweinen, aus Mehl, Gemüſe und Schmalz zu bereiten verſtehen, jedwedes mit einer andern Delicateſſe. Und ſie aßen, ſie aßen.

„Heut' freſſen wir ja, als ob Faſttag wär'!“ rief einer von den Gäſten.

„Wie iſt das gemeint?“ fragte der Iſidor etwas ſchief.

„Das iſt ſo gemeint, halbeter Schartenwirth, weil ich mich nur alle Faſttage einmal recht ſatt eſſen kann. Der Sterz und das Schmalzloch füllt beſſer, als wie das Stückl Fleiſch mit Kraut.“

„Iſt eh wahr!“ beſtätigten Alle und goſſen Wein auf die Wahrheit.

Im untern Winkel ſaß ein kleiner dicker Halter, der aß bedachtſam und langſam und war in ſich gekehrt, und wurde mit jedem Löffelzug langſamer und betrübter.

Ob ihm der Tod des alten Kirchen-Schnaur ſo ſehr zu Herzen ginge? fragte ihn ein Nachbar.

Dann rannen dem Kleinen die Thränen von den Wangen und er geſtand ſchluchzend, es ſei ihm bitter wehe, denn er äße noch gerne und könne nimmer.

Sie hörten es, aber Keiner lachte! Denn ein allgemeines Empfinden war hier kurz und echt zum Ausdruck gelangt.

So machte der Gallus nun einen Vorſchlag.

„Wenn," ſagte er, „wenn in einen vollen Kornſack nichts mehr hinein will, ſo muß man ihn rütteln, dann geht wieder was d'rauf. Manner und Weiberleut ſind da, wir wollen Eins tanzen. Der Zithernſchlager ſitzt in der Kuchel, hat auch ſchon gegeſſen."

Einen guten Rath läßt man ſich nicht zweimal ſagen. Die Tiſche wurden an die Wand geſchoben, aber ſachte, daß die Schüſſeln, Krüge und Gläſer nicht litten, denn man gedachte ſich ihrer noch zu bedienen. Bald kreiſten die Paare, und die Heiterkeit und Luſt ſtieg immer höher und höher. Alles war aufgelegt, witzig und immer wieder durſtig. Der Todtengräber ſang die tollſten Liedlein, aber ſtark lallend, ſuchte die drallſte Tänzerin, denn immer Knochen und nichts als Knochen, das ſei keine Sach'! Der Iſidor reigte mit ſeinem Bruder Gallus, und für die Nichttänzer, die immer nur aßen und tranken, war es ein heller Spaß, den doppelten Schartenwirth tanzen zu ſehen.

Plötzlich, als die Zither einen Augenblick ſchwieg, war es, als ob im Kirchlein des Bettlers, das draußen im Vorhauſe ſtand, die Glocken klingelten.

Die Tänzer hielten ſtill. Die Glocken ſchwiegen. Die Tänzer begannen wieder zu reigen, zu hopſen; die Glocken klangen von Neuem. Einer rief, man ſolle das Tanzen ſein laſſen an dieſem Tage. Etliche ſtutzten, aber der Todtengräber kam vom Vorhauſe mit dem Bericht, ſie ſollten es nur d'runter und d'rüber gehen laſſen, der alte Schnaur tanze ſelber mit!

„Wieſo das?"

„Bei Eurem Springen zittert das ganze Haus und zittern auch die Glöckeln mit."

„Wenn's ſonſt nichts iſt, da tanzen wir weiter."

Zur Luſt kam der Uebermuth. Sie warfen dem Wirthe Geld hin, daß er für die Weiber Kaffee bringe und für die Männer Glühwein und Krampamperl (Crambambuli).

Höher ging es her, als bei der Kirchweih. Da ſchmunzelte der Gallus zum Iſidor hin und der Iſidor ſchmunzelte zum Gallus her.

„Wir haben Profit!" flüſterte die eine Hälfte des Wirthes zur andern. „Es iſt gar von den neunzig Gulden noch ein Reſtel da."

„Davon wollen wir noch eine Meſſe leſen laſſen. Es ſoll uns vom armen Mann nicht ein Pfennig brennen."

„Ihr ſprecht da etwas von neunzig Gulden," ſagte nun auf einmal der Steinſchlager, der ganz nahe hinter den beiden Brüdern ſtand, ohne daß ſie ihn bemerkt hatten. „Ihr habt Geld gefunden bei dem Schnaur. Ihr ſeid ehrliche Männer und wiſſet, daß das Geld beim Gericht niederzulegen iſt und daß ich ſein einziger Verwandter bin."

Die beiden Brüder wußten nicht, wie ihnen geſchah. Sie taumelten in ihre Privatſtube, einer dem andern nach. Dort ſagte der Gallus: „Da haben wir's!"

„Wir haben überall herumgeſagt, wir thäten es von unſerer eigenen Sach', daß wir den Alten chriſtlich begraben laſſen und das Todtenmahl gäben, Alles um Gotteswillen.

Und jetzt können wir das ganze Geld hergeben, als wie wenn's der Teufel geholt hätt'!"

„Sagen, wir hätten nichts gefunden, das ginge wohl nicht?" warf der Gallus leiſetretend ein.

„Bruder!" entgegnete hierauf der Iſidor, „aus zwei halben Wirthen zwei ganze Schurken machen, jeder einer um fünfundvierzig Gulden, das wäre uns doch zu lumpig. Wir ſind einmal die Geprellten: aber machen wir zum ſchlimmen Spiel ein luſtig Geſicht, denn das läßt ſich nicht leugnen, einen luſtigen Tag haben wir doch gehabt."

„Wie Du willſt, Bruder," ſagte der Gallus.

Hierauf ſuchte der Iſidor im tollen Gedränge den Steinſchlager auf: „Ah, da biſt! Hätt' ein paar Wörtel mit Dir zu reden, ehe Du mir davongehſt. Wie ich gehört hab', biſt Du vom ſeligen Schnaur der einzige Verwandte. Ich mache Dir als ſolchem zu wiſſen, daß wir, wie wir den Todten aufgebahrt, in ſeinem Bruſtlatz neunzig Gulden gefunden haben. Das wird wohl Deine Erbſchaft ſein."

„Ich ſeid erſt brave Leut', Schartenwirth," anwortete der Steinſchlager. „Das Geld iſt mein Eigenthum. Ich habe es ihm vor etlichen Wochen gegeben, weil er gegen Leoben wollte, daß er mir's in die Sparcaſſe legen ſollt'. Hab's nur nicht gewußt, ob er ſchon dort geweſen iſt, oder nicht. Achtzehn Fünferbanknoten ſind's geweſt."

„Das ſtimmt. Das Geld gehört Dein."

„Wirſt wohl was abziehen wollen für's Begräbniß?" fragte der Steinſchlager mit Bangen.

In der Bruſt des Wirthes ſtritten verſchiedene Mächte. „Freilich wohl, daß Alles Geld koſtet," ſagte er, „der Gräber, der Schreiner, der Pfarrer, der Meßner, der Wachszieher und der Fraß. Noch jetzt freſſen und ſaufen ſie d'rauf los.

Indeß, das Steinſchlagen! Wird wohl eh' Dein einzig Erſpartes geweſen ſein, Alter. Will Dir nichts abzwicken davon. Machen wir das Kreuz darüber. Das Schartenwirthshaus hat auch Gottesſegen zu brauchen."

„Vergelt Dir's Gott!" gröhlte der Steinſchlager und umfaßte mit ſeinen beiden Händen den rechten Arm des Wirthes. „Und jetzt, daß ich's aufrichtig ſag', wenn ich mich auf das noch einmal zu Tiſch ſetzen dürft', jetzt wollt's mir erſt ſchmecken. Ich hab' vor Angſt um mein Geld nicht gar viel eſſen und trinken mögen."

„Wird mich gefreuen, wenn Du recht viel zehrſt," ſagte der Iſidor, „da haſt Dein Geld, aber — muß ich Dir ſagen — das Todtenmahl iſt zu Ende."

Nichtsdeſtoweniger blieb das Haus voll Ueberfluß und die vollen Mägen der Schwelgenden preßten unverſehens die Geldbeutel leer.

Die Leidtragenden ſind den Abend und die Nacht im Wirthshauſe verblieben, und zwar ſo lange, bis ſie wirkliche Leidtragende geworden ſind. Weiteres iſt — nicht zu melden.

Der Zorn.

Es iſt die Montagsfrüh für arbeitsunluſtige Leute der unangenehmſte Morgen in der ganzen Woche. Dem Blaſius aber iſt der Werktag lieber, als der Sonntag, da weiß man doch, was man anzufaſſen hat und warum man auf der Welt iſt. An Sonn- und Feiertagen ſoll der Bauernknecht für den Himmel arbeiten, Du mein Gott, das geht Einem nicht ſo von der Hand wie der Pflug, die Sichel, der Dreſchflegel.

Der Knecht Blaſius hat auf dem thaunaſſen Felde ſchon ihrer ein Dutzend Furchen geackert, bevor nun die Sonne über die ätherblaſſen Wälder heraufſteigt, zu ſehen, wie ſich der Sonntag verſchlafen hat. Der Blaſius geht hinter dem Ochſenpaare her und leitet den Pflug. Um ihn dampfen in der Sonnenwärme die ſchwarzen Furchen, daß er bisweilen ſchier in den raſch aufwehenden Dunſt gehüllt iſt und ihn die Fredel, die an dreißig Schritte mit der Haue hinterher geht, kaum ſieht. Wenn ſie ihn nicht ſähe, die Fredel den Blaſius! Das wäre ein Unglück!

In dem Blaſius — er iſt jetzt dreißig Jahre vorüber — hatte ſich ſehr viel Wachsthum entwickelt; nur fand dieſes Wachsthum die gebräuchlichen Wege und Formen nicht, anſtatt in die Gerade und Höhe und Schlanke zu gehen, wie das der Kaiſer und die Weibsbilder an einem Burſchen erwarten — und mit Recht! — trieb ſie hinten an der linken Achſel hinaus und im Hals an der rechten Seite; ſogar das Angeſicht war ein wenig ſchief gerathen, was wohl daher kam, daß der Blaſius mit einem Auge fortwährend zwinkerte und das andere gern weit offen hielt. Einen ſehr ſchönen, faſt goldig ſchimmernden Backenbart hatte er, den er wohl zu pflegen verſtand, nach dem Grundſatze: Die Angelſchnur zum Weibsbilderangeln müſſe aus Barthaaren gedreht ſein. Die Knie des Blaſius hatten ſich gegenſeitig ſo gern, daß keins an dem andern vorübergehen konnte, ohne es grüßend zu berühren. Die Füße — doch wozu das! Wir haben die Leute geſcholten, daß ſie den armen Burſchen ob ſeiner mißrathenen Körpergeſtalt neckten und verſpotteten, und jetzt thun wir's ihnen nach! Der Blaſius war einfach ein wenig häßlich. Die Fredel — die Felddirn — hingegen war eines der hübſcheſten Mädchen in der Gegend und hatte mit Händen und Füßen zu thun, um ſich vor den Huldigungen der Männerſchaft zu erwehren.

Aber dem Blaſius ging ſie gern nach, nicht blos weil ſie heute mit der Haue hinter ihm jene Furchentheile zu wenden hatte, die das Pflugbrett zufällig nicht umlegt, ſondern auch, weil —

Ihr wollt es natürlich wiſſen, warum die ſaubere Dirn dem verkrüppelten Burſchen ſo gern nachging. Nun, weil ſie ihn lieb hatte.

Jetzt gab er ſich mit den Ochſen ab, die ſich noch das thaufriſche Gras nutzbar machen wollten, bevor die Eiſenſchar hinter ihnen den Raſen wendete. Da krackſte plötzlich was, als ob ein Stück Holz breche und die Ochſen machten einen Sprung. Was da vorfiel, ſah die Fredel nicht, ſpäter ſtellte es ſich heraus, daß eins von den Pflughörnern gebrochen war.

Als ſie unter dem Schatten eines Ahorns die Vormittagsraſt hielten, die Ochſen am niederhängenden Laube naſchten und der Blaſius auf dem Rücken lag, ſeinen Kopf auf dem Schoße der Fredel, und ſo in's Aſtwerk hineinzwinkerte, ſagte er gar langſam und leiſe: „Für mich wäre es auch beſſer, ich wäre nicht auf die Welt gekommen!“

„Biſt ſchon wieder kindiſch, Blaſel?“ verwies ſie, „haſt mir doch erſt vorgeſtern Abends geſagt, Du wollteſt mit keinem König tauſchen.“

„Deinetwegen bin ich ſo froh geweſen.“

„Das gunn' ich Dir.“

„Und Deinetwegen bin ich verzagt.“

„Wie meinſt Du das, Blaſel?“

„Weil ich Dein Unglück bin.“

„Jetzt gehſt weg!“ rief ſie und hob ſeinen Kopf raſch von ihren Knien, „biſt Du mein Unglück, ſo kunnt's ein Anderer auch ſein.“

Er ſagte: „Ich bin nicht ſchön, ich bin nicht geſcheit, ich bin nicht reich —“

„Aufhörſt!“

Er fuhr fort: „Ich kann Dir nichts geben und nichts verheißen. Das Heiraten kann ich Dir verſprechen alle Wochen einmal, aber daß zwei blutarme Leut' nicht zuſammenheiraten können, das weißt Du ſo gut als ich.“

„Mir kommt's vor, Du willſt mich abbeuteln,“ verſetzte ſie jetzt.

„Der Breiteben-Bauer will Dich heiraten!“

„Haſt Du die Lug auch ſchon gehört!“

„Es iſt keine Lug, Fredel! Du ſagſt mir's nur nicht, aus lauter Gutherzigkeit, Du haſt ihn abgewieſen. Der Bauer iſt ein braver Mann, hätteſt können eine reiche Bäurin werden, haſt ihn abgewieſen. Meinetwegen haſt es gethan, weil Du weißt, wenn Du von mir gehſt, dann bin ich gar allein und verlaſſen auf dieſer Welt mit meinem armſeligen Leib. Derbarmen thu' ich Dir!“

„Gernhaben thu' ich Dich!“ rief ſie ſchier lauter, als man derlei ſonſt zu ſagen pflegt. „Und heiraten werden wir auch noch, wenn's Gottes Willen iſt. Was frag' ich nach dem reichen Breiteben-Bauer, das iſt ein Protz, der Breiteben-Bauer. Ich will Dich haben.“

„So haſt mich auch,“ verſetzte der Blaſius „und haſt mich, bis ſie mich eingraben. Und haſt mich am jüngſten Tag, wenn ich wieder auferſteh' — mit einem neuen Leib, ſteht's in der Schrift, mit einem ſchönern, Fredel, ſchlank und ſtark, wie ein junger Lärchenbaum, und wie Milch und Blut, ſo weiß und roth. Meine Erden iſt gut, das glaube mir, ſie iſt jetzt nur verwachſen; aber mit der Allmacht Gottes wird Dir noch ein ſchöner Mann daraus, wie Du ihn verdienſt, meine Fredel, und wird Dein ſein in der ganzen langen Ewigkeit!

Er ſagte das mit lächelnder Miene, als ſei es ein halber Scherz, aber ſeine Augen ſtanden voll Waſſer.

Sie gingen wieder an die Arbeit. Er führte Ochſen und Pflug voraus, die heiße Berglehne hin, ſie ging weit hinter d'rein — ſo weit als es ſein konnte — und wußte ſich des Weinens ſchier kein Ende.

Derbarmen thu' ich Dir! hatte er geſagt. Sie mußte ſich wohl ſelbſt geſtehen, daß ihr manch Anderer beſſer gefiel als der Blaſius, daß ſie ſich bei manch Anderem beſſer unterhalten konnte als bei ihm, daß ſie vom Breiteben-Bauer lebhafter geträumt hatte als je vom Blaſius, daß ihr ſchon die goldenen Ringe und Halsketten gefielen und das ſchöne Gewand, und wenn ſie als reiche Bäurin eſtimirt würde in Weit und Breit.

Aber das Herz möchte ihr brechen vor lauter Erbarmen, wenn ſie an den guten, armen Blaſius denkt. Sie hatte ſich immer vorgeſtellt, das wäre eben die rechte Liebe zu ihm, die Gott giebt. Und jetzt fällt's ihr ein, ob's wohl auch wahr iſt, daß Mitleid Liebe iſt? Täuſche Dich nicht, nur derbarmen thu' ich Dir! das ſagte er ſelber. Jetzt hatte ſie ſich auch ſchon geprüft, hatte ſich den Breiteben-Bauer in großer Noth gedacht, elend und verlaſſen; ſie hatte ſich Andere vorgeſtellt in Jammer und Schmerz ſtill dahinweinend — und bei Keinem war's ihr ſo tief gegangen, als beim Blaſius. Das muß doch davon kommen, weil ihr von Allen der Blaſius am liebſten iſt. Hernach kommt noch dazu, daß er gar rechtſchaffen iſt, und arbeitſam und ſparſam, daß er Niemandem Unrecht thut, nicht grobe Reden führt und in Allem ſo viel treuherzig iſt. Solche Leute hat man immer gern, und des Höckers wegen? Lieber Gott, auch im Höcker iſt nichts drinnen, als lauter Blaſius.

Das hat ſie Alles erwogen, die Fredel, und ſie bleibt beim Blaſius.

Sie halten zuſammen, das eine Jahr ſind ſie getrennt bei verſchiedenen Bauern als Dienſtboten, das andere Jahr ſind ſie vielleicht wieder unter einem Dach. Sie ſorgt für ſein Gewand, daß es rein und nicht zerriſſen iſt, er trägt ihr manchen guten Biſſen und Tropfen vom Wirthshaus heim und giebt ihr alles Geld, das er ſich erwirbt und erſpart; denn ſie braucht das Geld, ſagt ſie, und er frägt nicht, wozu. Sie braucht es zum Aufheben, und legt auch noch das ihre dazu. Kaum er ſechsunddreißig Jahre alt iſt und ſie ſiebenundzwanzig, kann ſie es ihm ſagen: „Blaſius, wir haben was Erſpartes, wir können heiraten.“

So hatte auch Niemand was dagegen, am wenigſten der Blaſius. Sie wollen eine Hube in Pacht nehmen und in Gottesnamen anfangen.

Aber in dem Gewiſſen des Knechtes iſt ein böſer Streit. Er hat einen Fehler, einen ſchweren Fehler, der noch weit häßlicher iſt, als der Höcker, der Kropf und einwärtsgebogene Knie. Soll er ihr dieſen Fehler geſtehen? Soll er ihr ſagen, wie es mit ſeiner Willenskraft und Charakterſtärke, auf die ſie ſo große Dinge hält, beſtellt iſt? Daß im Augenblick, wo er wahrhaft ein tüchtiger Mann ſein ſoll, der Teufel mit ihm durchgeht? Es war ihm bisher gelungen, den Schandfleck faſt ganz zu verheimlichen, und wenn ſie nun erfährt, daß zu ſeiner äußeren Häßlichkeit auch noch eine innere dazukommt, ſo daß ſchließlich an dem ganzen Menſchen gar nichts iſt — gar nichts — ſo ſagt ſie nein. Wendet ſich von ihm und ſagt: nein, ſo einen Narren mag ich nicht. — Er will ihr aber doch beichten, kommt's wie's kommt, die Ehrlichkeit voraus; denn verſchweigt er's, ſo haben wir gleich zwei Teufel, weil auch die Unredlichkeit einer iſt, und wo einmal deren ein Paar, da ſorgt es für richtige Nachkommenſchaft. Zwar, und das fiel ihm noch wundershalber ein, iſt denn ſie ohne Fehler? Er hat noch keinen an ihr entdeckt, ſie iſt ſo brav und fromm und ſanftmüthig wie die Mutter Gottes ſelber. Aber kann ſie nicht doch ein kleines Ungethüm irgendwo in ihr verſteckt halten, das ſie heimlich nährt und pflegt und koſt und großzieht und das ſie über ihn loshetzen wird, bis er nur erſt nicht weichen kann. Die Weiber! Ganz kann man Keiner trauen. Es iſt kein Menſch ohne Fehler und weil er an ihr noch keinen entdeckt hat, ſo hält ſie ſelben verborgen, und wenn ſie den ihren nicht aufzeigt, warum ſoll's juſt er thun?

So ſchlecht ſind die Leute. Selbſt die braven Leute ſind ſo ſchlecht. Es giebt für Alles ein Denken, das auswendig gar klug erſcheint und inwendig gar niederträchtig iſt. Der Blaſius ſchwieg, nahm ſich zuſammen, daß das wilde Thier nicht plötzlich und beſonders nicht vor ihren Augen aus ihm hervorſprang, und ſie heirateten.

Es war ein rechtſchaffenes Paar, man ſagte es allerwärts, und wie man anfangs auch Gloſſen gemacht hatte gegen dieſe Heirat: „Aber Fredel, weißt Dir denn kein größeres Kreuz aufzuladen, als dieſen Krüppel?“ oder: „Ja, Blaſius, wohin denkſt denn? Willſt denn der Gefoppte ſein Dein Lebtag lang?“ — allmählich waren dieſe Gloſſen verſtummt. Es war kein Kreuz und kein Foppen, die zwei Leutchen hielten ſo ſchlicht und treu zuſammen und waren fleißig und munter. Der Blaſius ließ bisweilen ſogar Uebermuth ſpüren; es waren Momente, da dem buckligen Mann das Leben blitzartig durch alle Glieder fuhr, daß die Augen loderten und die Arme zuckten und daß es war, als wäre dem ſonſt ſo behäbigen Blaſius plötzlich das Herz explodirt. Wenn der Augenblick vorbei war, that er, als wiſſe er nichts davon, denn er ſchämte ſich überaus. So weit hatte er's gebracht, daß die Leute den Zuſammenhang gar nicht merkten zwiſchen dem meiſt geringfügigen äußeren Anlaß und der ſonderbaren Erregung. Er wollte es noch weiter bringen, wollte ſich die leidige Sache abgewöhnen, ohne ſie dem Weibe je geſtanden zu haben, denn an ihr kam in der That keine üble Eigenſchaft zum Vorſchein, es müßte denn ſein, daß ſie ſich beſſer verſtellen konnte als er, was freilich auch nicht unmöglich war und Jeder glauben kann, der davon gehört, wie falſch oftmals gerade die geſchmeidigſten Weiber ſind.

Aber je mehr der Blaſius den böſen Geiſt in ſich zurückdrängte, deſto kräftiger ſpannte er ſich dort drinnen an, und wenn das wochen- und monatelang fortging, dann ſchmeckte dem Blaſius kein Eſſen, kein Schlafen, und es kam eine Oede und Verſtimmung in ihn, daß die Fredel ihn öfter als einmal fragte, warum er denn ſo langweilig werde? Sie verträgt es nicht? Sie verdient durch ihre engelhafte Milde und Sanftmuth ein Lamm zum Gefährten zu haben, und ſie verträgt es nicht?

Eines Feierabends machte ſich der Blaſius an die alte Schwarzwälderuhr. Dieſe Uhr war ſeit Wochen ſtörriſch geworden und blieb ſtehen, wann ſie wollte, ob nun das Gewicht abgelaufen war oder nicht. Der Blaſius verſtand ſich ein wenig darauf und ſo hob er heute die Uhr vom Wandhaken herab auf den Tiſch, um nachzuſehen, wo es denn fehle. Er ließ die Rädchen raſſeln und blies den Staub aus dem Gehäuſe, und weil er den Mund aus ſolchem Anlaſſe ſchon geſpitzt hatte, ſo hub er an zu pfeifen. Dann holte er die Holzaxt, um den Haken feſter in die Wand zu treiben; auf das ging aber der Perpendikel nicht ein und es ſträubte ſich immer das kleine Gewerke. Noch einmal mußte die Uhr auf den Tiſch, dabei fiel ein Zeiger zu Boden, es verhängte ſich die Gewichtsſchnur an der Tiſchecke; da zuckte ſchon etwas Blitzartiges durch die Glieder des Blaſius; er riß die Schnur los, dabei kam ſie aus der Rinne des Schnurrädchens. Es war dies und es war das.

Die Fredel war draußen am kniſternden Herdfeuer und kochte das Abendmahl. Dabei dachte ſie, was ſie doch für einen fleißigen Mann habe, der ſich nicht einmal am Feierabend Raſt gönne. Er giebt ſich keine Ruh', er giebt ſich keine. Alleweil arbeiten und alleweil luſtig dabei. Ob aber die Hausuhr geht oder ſteht: ſie ſtehen auf, wann ſie ausgeſchlafen haben, und das iſt niemals zu ſpät, ſie gehen eſſen, wann ſie Hunger haben, und das iſt niemals zu früh; ſie beten, wann es ihnen vom Herzen geht, und das iſt immer zu rechter Zeit.

Plötzlich war drinn' in der Stube ein ſchmetternder Knall, an die Wand und Fenſter flogen ſcharfe Trümmer, als wäre etwas zerſprungen. Was iſt jetzt geſchehen? fragte ſich die Fredel und eilte in die Stube.

Todtenblaß ſtand mitten in derſelben der Blaſius, zu ſeinen Füßen niedergeſunken lag die ſchwere Holzaxt, die Uhr war in tauſend Scherben, theils in den Tiſch hineingeſchlagen, theils in alle Ecken der Stube geſprungen, einige Fenſterſcheiben lagen in Splittern.

„Jeſus Chriſt, was thuſt denn, Blaſel?“ rief das Weib.

Er ſtand unbeweglich da und ſagte kein Wort.

„Wie iſt denn das geſchehen?“

Er wendete ſich weg, athmete auf und ſagte: „Das weiß ich ſelber nicht.“

Sie ſammelte die Scherben und ſagte nichts mehr. Sie ahnte es wohl, was da war. Sie trug die Trümmer hinaus und es war keine Rede von der Uhr und von den Trümmern.

Der Blaſius war wieder munter und friſch und leicht im Herzen. Nur das Eine gab ihm zu denken, daß die Fredel auch nicht mit einem einzigen Worte —. Aber etwas Naſſes hatte er an ihren langen Augenwimpern geſehen, als ſie damals die Scherben zuſammen gethan. Sie iſt wirklich ein Engel. Es ſoll derlei nimmer geſchehen, nimmer! Ihr zu Lieb'. Er ſtößt die Fauſt gegen ſeine Bruſt: Merk' Dir's, es geſchieht nimmer! Er ſchreit es in den Himmel hinauf: nimmer! Beſchwört den Herrgott, daß er ihm helfe. So feſt hatte er ſich's noch niemals vorgenommen, als diesmal, daß er ſich beherrſchen wolle, müſſe. So ſicher war es noch niemals vor ſeiner Seele geſtanden, daß er von nun an ein neuer Menſch ſein werde. Sie — die Fredel — hat ihm Alles geopfert, hätte es gut und groß haben können, hat Alles gelaſſen, iſt beim Blaſius verblieben. Es iſt ja ein wahres Glück, daß auch er ihr wenigſtens ein Opfer bringen kann. Den Höcker kann er nicht abwerfen, das kann er nicht. Aber die Häßlichkeiten der Seele kann er ablegen, das kann er. Sie ſoll einen ſchönen Mann haben, nirgends ausgewachſen und nirgends verſtümmelt, wenn ſie auf das Innere ſchaut. Sie ſoll alle Weiber der Welt auslachen können, ſelbe mögen die ſauberſten, reichſten, mächtigſten, angeſehenſten Männer haben. Die Fredel ſoll ſie auslachen können und ſagen: mein Mann iſt's inwendig, was die Euren auswendig ſind. Er iſt ein ganzer Mann. Die Euren mögen große Herren ſein über viel hundert

Menſchen; der meinige iſt ein noch größerer Herr, er iſt's über ſich ſelber. So wird's! So iſt's! Und dabei bleibt's!

Am zweiten und dritten Tage nach dieſem Entſchluß fühlte er ſchon den großen Segen desſelben, er empfand das Glück und den Stolz, ihrer werth zu ſein. — Am ſechſten Tage nach dem Vorſatz hat er ſie erſtochen.

Es war am Freitag Abend. Etliche junge Hühnchen, die erſte Brut, ſeit die zwei Leute das Haus zu eigen erworben hatten, waren durch die offene Thür in die Stube geflattert. Der Blaſius fächelte mit den Armen herum und wollte ſie hinausſcheuchen. Das Geflügel ſchwirrte an die Wände, an die Fenſter, an die Winkelleiſte, wo ein Glas Brennöl ſtand, das zu Boden fiel. Jetzt fuhr's in den Blaſius, mit würgluſtigen Fingern ſtürzte er auf die kreiſchenden Hühner, die Fredel ſuchte ihn zurückzuhalten; auf dem Tiſche lag neben dem Brotlaib das Meſſer, das erfaßte er und ſtieß es dem Weib in's Herz.

„Weh, mein Blaſius!" mit dieſen Worten ſank ſie hin.

— — „Umgebracht hätte ich Dich?" rief der Blaſius, als er zu ſich kam, als die blauen flimmernden Nebel ſeiner Augen vergingen, als er ſein Weib im Blute und mit gebrochenem Blick auf dem Boden liegen ſah, „umgebracht hätt' ich Dich? — Na wart, Fredel, wir wollen es ſchon machen."

Als er jedoch das Meſſer aus ihrer Bruſt riß, um es in die ſeine zu ſtoßen, da fehlte ihm dazu der Muth. — Er ſchrie wie wahnſinnig zu Gott um Zorn, er wälzte ſich auf dem Boden und wimmerte um einen einzigen Funken Zorn. Der war ihm verjagt in dieſem Augenblick, wo er den Zorn mit dem Zorne ſühnen wollte. Nichts war in ihm, nichts, nichts, nichts, als der ungeheure Schmerz. Kann's die

Verzweiflung nicht thun, was der Zorn feige verweigert? Kann ſie's nicht, die ſonſt ſo ungerufen dieſes Letzte vollführt? Kann ſie's nicht? Kann's auch der Haß nicht? Der Haß gegen dieſen vernunftloſen, wahnwitzigen, thieriſchen Wütherich, gegen dieſe feige Beſtie, gegen dieſes ſcheußliche Ungeheuer, für das kein Menſchenleib häßlich genug iſt? — Verlaſſen war er, verlaſſen von allen erlöſenden Leidenſchaften. Wie ein Wurm mußte er ſich hinſchleppen vor das Gericht, um das Almoſen bittend, ihn zu tödten. Nur die Barmherzigkeit giebt Almoſen, die Gerechtigkeit nicht. Die Gerechtigkeit ſagte, es wäre kein vorſätzlicher Mord geweſen, die That ſei im Jähzorn geſchehen — und beſtrafte den Mörder mit der grauſamſten Strafe — ſie ließ ihn leben bei ſeinem Schmerze.

Die Trägheit.

Im Baumgarten hinter dem Wirthshauſe, auf das weiche Gras ſchlank hingeſtreckt, ruhte ein Mann. Er hatte glänzende Stiefel, ſchwarze Tuchhoſen und eben ſolche Weſte an, aber keinen Rock. Er war in ſchneeweißen Hemdärmeln, die zu ſeinem gemüthlich runden, glatten Geſichte gar nicht übel ſtanden. Die braunen Kräuſelhaare waren ein wenig feucht von der Hitze des Sommertages und vielleicht auch von der Anſtrengung. Der Ruhende hatte ſich nämlich alle Mühe gegeben, nach dem Mittagsmahle auf dem Raſen ſüß einzuſchlafen, aber vergebens, der heidenhafte Lärm der Bauernburſchen dort unten auf der Kugelbahn ließ es nicht dazukommen. So zog er jetzt ſeine Pfeife hervor und ſeinen Schweinsblaſenbeutel und ſtopfte ſich zur größeren Ehre Gottes Eine an.

Die Bauernburſchen kegelten und lärmten und machten allerlei Spectakel. Sie tranken, ſie rangen, ſie ſangen, ſie trieben „Fingerhakeln“, ſie ſprangen ſich einander auf den Nacken, ſie kletterten auf den Kirſchbaum, der gleichwohl ſchon längſt „abgegraſt“ war, ſie gingen weiter auf den Anger hin und knallten mit den großen Knallpeitſchen, wie ſolches zu Keilring in den Herbſtmonaten üblich iſt. Und ſie wußten vor lauter Luſt und Uebermuth nicht, was ſie beginnen ſollen.

Es iſt Sonntag, denkt der Ruhende im Graſe, ſie mögen ſich erholen.

Und ſo ſchaut die Erholung aus bei Leuten, die eine Woche um die andere hindurch vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht hart arbeiten müſſen? Schon in der vorhergehenden Nacht haben ſie vor lauter „Sonntagsruhe“ nicht mehr geſchlafen, haben gruppenweiſe über Felder und Wieſen hingetollt, ſind um die Nachbarshöfe geſchlichen, aus denen ſie irgend einen Weibsbilderkittel rochen. Die folgende Nacht gedenken ſie auf dem Tanzboden zuzubringen, um morgen Früh friſch ausgeraſtet wieder an die Arbeit zu gehen.

Nun ja, in den großen Eiſenſchmieden laſſen ſie Sonn- und Feiertags über das Feuer nicht ausgehen, weil hernach das Anheizen zu viel koſten würde. Beim Landmann iſt's auch ſo, der darf ſeine Körperkraft und Bewegung über den Sonntag nicht abſtellen, ſondern muß ſie im Schwung erhalten, wenn er ſie Montags Früh wieder ohne viel Umſtände zur Hand haben ſoll. Daß der Bauer an den Feiertagen ſeine Körperkraft anders ſpielen läßt, als an den Werktagen, das eben iſt bei ihm die Erholung. Das Ausruhen muß nicht gerade im Nichtsthun beſtehen. So denkt auch der Mann im Baumgarten und raucht Tabak.

Gegen die Faulheit braucht alſo der Keilringer Pfarrer nicht zu predigen, denn die es nicht angeht, ſind während des Gottesdienſtes beim „Schmirageln“ (ein Kegelſpiel), und die es angeht, ſitzen in den Kirchenſtühlen und ſchlafen.

„Ein Maß Wein, Wirth!“ ſchreit jetzt Einer auf der Kugelbahn.

„Prahler!“ ſagt ein Anderer, „Du kannſt ein Seidel nicht zahlen.“

„Zwei Maß!“ ſchreit der Eine. „Mit Maß und Ziel! iſt mein Sprichwort.“ Da ſchlug ſeine Kugel den Eckkegel und den König.

„Das Ziel war gut, wenn's die Maß auch iſt!“

„Drei Maß, Wirth!“

„Aufſetzer! Wo iſt der Kegelaufſetzer?“

„Ich mag nit,“ entgegnet der Franzl, der's iſt, „mir iſt's z'bös.“

„Bei uns iſt's ihm z'bös,“ ſpottet ein Anderer; „der Franzl will alleweil nur bei der Leitenhofer Kathel kegelaufſetzen.“

„Halt' Dein Vaterunſerloch!“ ſchreit der Franzl zurück.

„Hei Sakra! ſteigt mir Einer auf's Hühneraug!“ flucht der Stegtoni auf. Vielleicht thut er's, daß er ihre Blicke auf ſeine Stiefel lenkt, denn ſie ſind heute gewichſt.

„Hühneraugen haben iſt eine herriſche Mod'!“ miſcht ſich ein Weiterer d'rein.

„Desweg' wichſt er ihnen zu Lieb' die Stiefel, daß ſich ſeine geſpitzten Knie in Spiegel ſchauen können.“

„Beim Toni heißt's halt etwan auch: Vormittag ſtädtelt's, Nachmittag bettelt's!“

Das iſt dem Toni gerade genug. „Wen hab' ich angebettelt!“ begehrt er auf, „wenn ich einmal betteln geh', zu Euch nicht, Ihr Haſcher! Ihr Häferlnaſcher! Ihr Miſtgrubenkratzer!“

„Oho, teilt's ihm den Brotladen zu!"

Da krachen ſchon die Zaunlatten und der Kirchweihſonntag iſt fertig. Es geht raſch vor ſich und alle ſieben Todſünden ſpielen ſich ab, dreißig Schritte vom Baumgarten, wo der gemüthlich ruhige Mann ſeine Raſt hält. Er hört weiter nicht drauf, das iſt ihm nichts Neues und die Porzellanerne, die er geſtern vom Oberförſter eingetauſcht hat, zieht nicht ſchlecht. Wenn nur das mollige Weibsbild nicht d'rauf wär'! Keiner glaubt's von den Bauern, daß das die heilige Magdalena ſein ſoll. Des Kaufmanns Primaner ſoll ihr einen Schnurrbart anmalen. Nur kein Aergerniß. — Na wahrlich, wenn's heute im Schatten nicht ſeine achtundzwanzig Grad hat!

Vom Pfarrhofe her ruft eine weibliche Stimme: „Der Schulmeiſter laßt fragen, ob er läuten ſoll?"

„Wer iſt denn geſtorben?" fragt der Ruhende.

„Zur Chriſtenlehr' läuten."

„Ah ſo. Na, ich mein' nicht. Den Leuten iſt's heute zu heiß."

Dann iſt er wieder im Frieden. Den Arm unter dem Haupt, die Augen halb geſchloſſen, die Pfeife im Mund, ſo denkt er jetzt: Müßt' Einer der Narr ſein! Wenn man ſich ſeine zehn Jahr und länger als Caplan muß herumhetzen laſſen wie ein Jagdhund, wär's doch eine wahre Undankbarkeit gegen den Himmel, wenn man ſich als Pfarrer auch noch keine Ruhe gönnen wollte. Iſt ohnehin traurig genug, daß der Keilringer Sprengel immer noch keinen Caplan hat. Die Seelſorg' iſt hier keine Kleinigkeit; man hört's ja, was ſie treiben da unten, die wilden Kerle. So ſind ſie Alle. Zum Glück theilt man ſich's ſo ein, daß wenigſtens mit dem Predigtſtudiren keine Zeit verthan wird. Man nimmt die

Zeit und ihre Bedürfniſſe aus den Blättern wahr und im Gaſthauſe, was braucht man da erſt viel Bibel und Kirchenväter zu leſen. Uebrigens, wer die Welt beſſer machen will als ſie iſt, der muß geſcheiter ſein als der Herrgott ſelber, der ſie gemacht hat. Ich nicht, daß ich ſo anmaßend wär'!

„Ich muß ſchon wieder incommodiren," ſagte die herantrippelnde Haushälterin, „der Herr Werksverwalter ſchickt das Packetl und läßt um Antwort bitten."

Der Angeſprochene richtete ſich langſam auf zu einer ſitzenden Stellung und indem er das Packet zu enthüllen begann, murmelte er, die Pfeife zwiſchen den Zähnen: „Wollen einmal ſehen, was der Alte für einen guten Gedanken gehabt hat. Ich glaube gar, das iſt Zwieback. — O je, ein Buch!"

Es war auch eine Karte dabei, und der Verwalter ſchrieb:

> „. . . . . . . giebt ſich das beſondere Vergnügen, den Herrn Pfarrer zu einer kleinen Partie auf das Breitegg einzuladen, die Umſtehender und die Herren Beamten heute zu machen gedenken. In einer Stunde brechen wir auf, der Weg geht durch ſchönen Tannenwald bis zur Höhe, wo die Ausſicht herrlich iſt und wir den Sonnenuntergang betrachten wollen. Da der Herr Pfarrer die Partie noch nicht kennen und heute ein prächtiger Abend zu erwarten iſt, ſo erhofft Ihre werthe Theilnehmerſchaft
>
> Dero ergebenſter . . . ."

Als Nachwort: „Erlaube mir das geſtern in unſerem Zirkel ſo lebhaft beſprochene neue Buch: „Das Chriſtenthum als Culturelement in Amerika" zur gefälligen Einſicht zu überſchicken. Obiger."

Der Herr lehnte ſich wieder zurück.

„Was ſoll ich ſagen laſſen?“ fragte die Haushälterin.

„Schönen Dank und die Herren möchten ſich gut unterhalten.“

„Und wollen denn der Herr Pfarrer die Partie nicht mitmachen?“

Der Angeredete ſtreckte ſich und ſagte: „Mir iſt's zu bös. Aber nicht ſo; ſie könnten gleich ihre Späße d'rüber machen. Ein Prieſter kann in ſeinen Ausdrücken nicht behutſam genug ſein, heutzutag. Sag', ich könnte nicht leicht fort, es dürfte doch ein Verſehgang auskommen oder ſo. Zu ſtudiren hätte ich auch. Eine Empfehlung. Nimm doch das Buch wieder mit.“

„Wollen der Herr Pfarrer nicht leſen?“

„Was kümmert mich das Chriſtenthum in Amerika! Bin froh, daß ich mein Brevier fertig habe. Warte! Zurückſchicke ich das Buch heute doch nicht. Es ſoll anſtandshalber ein paar Wochen auf meinem Zimmer liegen bleiben. So, ich will nur noch ein bischen Sonntagsruhe halten. Wart! Den Kaffee nachher kannſt Du mir herausbringen, es liegt ſich hier gerade bequem. Und die Cigarettenbüchſe mit.“

Sie war fort, und er überließ ſich wieder ſeiner Beſchaulichkeit und freute ſich der friedensvollen Stimmung, die am Tage des Herrn über ihn gekommen war.

Nicht lange aber und die Haushälterin kam wieder, doch ohne Kaffee und Cigarettenbüchſe.

„Heut' iſt's ſchon gar!“ entſchuldigte ſie ſich, „daß ſie doch dem Herrn Pfarrer ſo deutſch keine Ruh' laſſen wollen. Die ehvorige Red' vom Verſehgang iſt bei Zeiten wahr worden. Die alte Liſabeth auf dem Greneck ſchickt. Sie ſoll ſchlecht (ſchwer krank) ſein, ſagt der Bote.“

Der Herr blieb ganz ruhig in ſeiner Stellung liegen und ſagte gelaſſen: „Die alte Liſabeth auf dem Greneck ſoll zum Moſenbach-Pfarrer hinüberſchicken.“

„Ich dächte nur —“ wendete die Haushälterin ein, „weil das Greneck zur Keitringer Pfarr' gehört!“

„Das Greneck wohl, aber die Liſabeth nicht. Sie läßt alle ihre Meſſen beim Moſenbach-Pfarrer drüben leſen, der ſoll ſie jetzt nur auch verſehen. — Sage dem Boten, ich wäre nicht zu Hauſe.“

„Aber — im Garten —“ meinte das naive Weib.

„Das mußt eben nicht ſagen.“

Sie ging, und hierauf hatte er wieder Ruhe. Aber es war doch keine ganz behagliche mehr — wenn man ſo oft geſtört wird! Der Humor iſt auch weg. Als die Jauſe kommt, giebt er Auftrag: „Ich laß den Oberförſter herüberbitten auf eine Tarokpartie.“

„Der Oberförſter iſt eben vorhin in den Wald gegangen.“

„Alſo den Schulmeiſter.“

„Der iſt gerade mit der Büchſe vorbeigegangen.“

„Der Schulmeiſter? Und ohne Waffenpaß?“

„Mit der Kräuterbüchſe.“

„Ah ſo, botaniſiren. Dann wird der Adjunct Zeit haben.“

„Der iſt mit auf das Breitegg.“

„So hole ſie der — Andere.“

Der Pfarrer erhob ſich, und wir ſehen nun, daß er auch ſtehen und gehen kann auf eigenen Füßen. Er ging in das Gartenhaus hinüber, wo er ſich auf eine Rohrbank ſetzte und die erſte Cigarette wand.

Mittlerweile haben ſich die Burſchen unten auf der Kugelbahn zerſtreut. Die Einen rüſten ſich für den Tanzboden und gehen den Dirnen nach. Die Verliebten ſind im

Ganzen immer noch die Harmloſen; aber die Anderen! — Da ſchleichen ſich Etliche um's Dunkeln in die Schlagbank des Wirthes, wo noch das Schaf liegt, welches eben früher für das Tanzfeſt geſchlachtet worden iſt.

„Biſt gelaufen genug, jetzt laß Dich einmal tragen!" ſagt von den Burſchen einer und packt das Thier bei den Vorderfüßen. Den Augenblick ſind die Anderen mit einverſtanden, faſſen an und tragen das Schaf dem Wirthe durch ein Hinterthor davon.

Sie kommen damit über den Kirchhof; am Kirchenthor ſteht das chriſtusloſe Miſſionskreuz.

„Hei!" ſagt Einer im frevelhaften Uebermuth, „da iſt ſo Keiner oben, da nageln wir das Schaf hinauf!"

„Ah na," meint ein Anderer, „da thu' ich nicht mit; wer weiß, ob's dem Pfarrer recht wär'!"

„Dem alten wär's freilich nicht recht geweſen, der hätt' Einen auf ſo was ihrer drei Wochen krumm ſchließen laſſen. Aber unſer jetziger, das iſt ein commoder Herr, der lacht dazu, wenn er morgen Früh den vierfüßigen —"

„Der Spaß iſt dumm," gab ein Anderer dazu.

„Weißt Du einen geſcheiteren?"

„Ich weiß einen geſcheiteren. Ihr müßt Eure Ohrwaſchel in der Hoſen haben, wenn Ihr nicht hört, wie der Wirth umſchreit in ſeinem Haus, wer das Schaf geſtohlen hätt'! Wir ſind Diebe!"

„Das macht ja nichts."

„Ich ſag's auch ſo. Und wenn wir's ſchon ſind, ſo wollen wir es nicht umſonſt ſein. Wir tragen das Vieh eilends in den Lahnwald hinaus, dort ziehen wir ihm die Haut ab und braten es bei einem großen Rauberfeuer. Ob das kein Spaß iſt!"

„Ein trockener.“

„Naß machen können wir ihn. Der Pfarrer hat geſtern ein Eimerfaſſel voll Wein in den Keller rutſchen laſſen. Der Pfarrer ſitzt im Wirthshaus. Die Köchin daneben. Die Hausdirn hockt bei ihrem Lotter im Baumgarten, das iſt Eine, die Alles offen laßt. Soll ich gehen? Schickt's mich? Was gilt's, den Wein trinken wir zum Schafbraten!“ —

Am andern Morgen gab's viel Aerger im Pfarrhof, überaus viel. Kaum der Pfarrer aus dem Bett war — und ließ ohnehin allemal erſt um acht Uhr zur Meſſe läuten — kamen Klagen über nächtliche Allotrias, Zuchtloſigkeiten, Raufereien, Diebſtähle.

„Was kann ich dafür!“ ſagte der Pfarrer, „die Tanzmuſiken ſind Schuld, die verdorbenen Sitten, und daß man den Ruhetag zu einem Ludertag macht!“

„Es iſt kein gutes Beiſpiel mehr in Keilring!“ begehrte ein Weib auf, „an wem iſt denn das, an wem?“

„Ihr ſchreit mir lang gut,“ murmelte der Pfarrer und ging ruhig in die Kirche, um ſeine Meſſe zu leſen. Dort aber jammerte der Meßner, es wäre der ganze Opferwein beim —

„Bei wem?“ fragte der Pfarrer.

„Gott verzeih' 'mir's, man kann nicht anders ſagen, wenn er geſtohlen iſt. Mitſammt dem Faß!“

Dieſer Schlag war noch nicht vergellt, als ein Bote vom Greneck kam, die alte Liſabeth ſei geſtorben. Einen ganz einfachen Conduct.

„Einen einfachen?“ fragte der Pfarrer, „mir ſcheint, die Alte wuchert mit ihrem Gelde noch über den Tod hinaus!“

„Hoffärtig,“ meinte der Bote, „iſt ſie niemals geweſen, die Liſabeth, und ſo will ſie ſich recht einfach begraben laſſen.

Freilich wohl auf dem daſigen Friedhof, weil ſie hergehört. Aber für ihre arme Seel' will ſie was thun, und die Todtenämter und Jahresmeſſen, die geſtern beim Verſehen mit dem Moſenbacher Pfarrer von der Liſabeth geſtiftet worden ſind, werden in der Moſenbacher Kirche geleſen."

„So," ſagte der Keilringer Pfarrer. „Ich bedank' mich."

Aber das war nun allzu ſpät.

„— Heut' iſt's nichts. — Hanni, bring mir 'mal meinen Kaffee und die Pfeife!" —

Der gute Mann hätte länger Pfarrer in Keilring ſein können, als er's war. Heut' iſt wieder ein tüchtiger Prieſter auf jener Seelſorge. Den Hauptwuſt hatten nach dem Abgang des „Vorfahren" freilich die Gendarmen ausführen müſſen, aber den leichteren Kehricht hatte der neue Pfarrer mit ſeinem feurigen Wort hinweggefegt, hatte mit ſeinem liebreichen Rath und mit ſeiner nachdrücklichen That wieder moraliſche Kraft und Segen geſtiftet in der Gemeinde.

Irgendwo im Lande ſteht ein Kloſter. Hinter dem Kloſter iſt ein kahles, ſteiniges Plätzchen, auf welchem zerzauſte Strohfetzen, alte Papierſchnitzel und Glasſcherben liegen. Im Sommer, wenn die Sonne warm d'rauf hinſcheint, liegt dort gern Einer in der Kutte. Die Fliegen umſummen ihn, hocken ſich gern auf ſein Gewand, auf ſeine fleiſchigen Wangen, auf ſeine Naſe. Er rührt ſich nicht, er läßt ſie machen. Er hält Sonntagsruhe.

Wie der Oberſteirer Hochzeit hält.

(Schreiben einer Dame aus der Sommerfriſche.)

Liebſter Edwin!

Ob Du lachen wirſt über meine heutige Poſt, oder Dich darüber entſetzen?

Vor zwei Tagen waren Mama und ich bei einer Bauernhochzeit. Unſer Hausherr, der Bruder des Bräutigams, lud uns dazu ein: denn, ſagte er, ich ſolle es auch lernen, wie man heiratet. Das iſt aber auch wirklich nicht ſo einfach, Edwin! Wenn ich all das mitmachen müßte, was dieſe Bauernbraut gemußt hat, ich würde mich ſchwerlich entſchließen zum Heiraten.

Schon am Morgen begann das Pöllergeknall, was uns gebührend auf die kommenden Dinge vorbereitete. Um acht Uhr war der Hochzeitszug angeſagt, um 9 Uhr 35, ſage neun Uhr fünfunddreißig Minuten erſt erſchien er. Und wie? Es war faſt wie ein Aufzug in Operetten, ſo ging's durcheinander. Voran ſchritt die Capelle, zwei Trompeten-, zwei Clarinettenbläſer, ein Flügelhorniſt und ein Trommelſchläger. Sie hatten Sträuße mit langen Bändern auf den Hüten. Hernach kam der Bräutigam, der zwiſchen ſeinen zwei „Beiſtänden" einherſchritt und ſchwarze Kleider trug, ſo daß er ausgeſehen hätte wie ein Superintendent in Sachſen, wenn er nicht ebenfalls einen gewaltigen Strauß mit kirſchrothen Bändern auf dem Hute gehabt hätte. Er war im Geſichte ganz blaß und machte eine Miene, als ginge er zum Hochgericht.

Hinter dieſer Gruppe, an Seite des Brautführers, eines jungen kecken Burſchen, ging die Braut. Sie trug hellbunte Kleider und ein feuerrothes Seidentuch über Schultern und Bruſt. Auf den glattgekämmten geſcheitelten Haaren hatte ſie einen Rosmarinzweig. Sie hielt das weiße Taſchentuch vor das Geſicht und weinte; es ſoll ſo der Brauch ſein.

Dann folgten ſechs Paare Burſchen mit Mädchen, die „Junggeſellen“ und die „Jungfrauen“, die alle künſtliche Kränze auf dem Haupt trugen; die Burſchen Sträuße mit Maſchen. Die Burſchen waren faſt alle in ſteiriſchem Coſtüm, was ſich ſehr hübſch ausnahm. Sie ſchrien und jauchzten fortwährend. Endlich kamen die übrigen Hochzeitsgäſte; es waren mehr als hundert.

Mama wollte abſeits ſtehen bleiben, aber der „Bidelmann“ (Hochzeitordner), der links neben dem Bräutigam gegangen war, commandirte uns in die Menge hinein. Wir bekamen auch kleine Kunſtblumenſträuße, die uns die „Brautmutter“ — die Hochzeitsmutter — an den Buſen heftete, der Mama an der rechten, mir an der linken Seite. Rechts trügen ſie die „alten Weiber“, links die „Jungfrauen“. Ich gehöre zu den „Jungfrauen“.

Unterwegs zur Kirche war vom „Brautſtehlen“ die Rede und weil über dieſe Sitte ſchon ſo viel geſchrieben worden iſt, ſo war ich recht neugierig darauf. Es geſchah aber nichts. In der Kirche bei der Trauung ging es etwas langweilig zu, weil die Capelle nicht ſpielte und die Männer nicht juchezten. Der Pfarrer las etwas ſehr Langes aus dem Buche, endlich ſtellte er die Fragen. Was man daraus macht, daß Bauersleute ſo kräftige Stimmen hätten — ich habe nicht ein einziges „Ja" gehört. Wenn ich einmal getraut werde, mein „Ja" muß die ganze Kirche deutlich vernehmen.

Nach der Trauung kam der Meßner mit einer großen Weinflaſche und Trinkgläſern. Der Pfarrer ſegnete den Wein, ſchenkte ein Glas voll, erhob es auf das Glück des Bräutigams und trank. Dann reichte er das Glas dem Bräutigam, der machte auch einen Schluck und gab es hernach dem Beiſtand, dieſer trank ebenfalls daraus und langte es den hinter ihm ſtehenden Hochzeitsburſchen. Hierauf ſchenkte der Prieſter das zweite Glas voll, trat an die Braut, trank auf ihre Geſundheit und reichte es ihr. Sie nippte, gab das Glas ihrem Beiſtand — dem Bidelmann — dieſer that desgleichen, langte hernach das Glas der Brautmutter, und von dieſer ging es auf die Jungfrauen. Die Gläſer wurden immer neu gefüllt, ſo daß alle Anweſenden ihren Schluck bekamen. Mir gefiel das, kannſt Dir aber denken, daß ich — als die Reihe an mich kam — mit meinen Lippen das Glas kaum berührte.

Während dieſes Geſundheittrinkens der Hochzeitsgäſte hatte das Brautpaar in der Sacriſtei zu thun. Als die letzte Weinflaſche leer war, ſtellte ſie einer auf das Taufbecken und ſagte fürwitzig: „Auf Deine Geſundheit, Taufſtein!" Sie lachten, weil Bauern immer nur über die albernen Dinge lachen und bei den witzigen ernſthaft bleiben. — Du ſiehſt, daß ich mir ſchon Volkskunde angeeignet habe.

Der Zug aus der Kirche war, wie er in dieſelbe geweſen, nur daß der Bräutigam die Braut führte. Der Zug ging mit klingendem Spiel in's Wirthshaus „zum goldenen Hirſchen". Wir mußten auch mit. Ich ſah es, wie die Braut in die Küche ſchlüpfte, wo das Hochzeitsmahl gekocht wurde, und einen Löffel voll Salz und zwei Silbergulden in den Krauttopf ſtreute. Die Silbergulden that die Köchin ſogleich wieder heraus, das war ihr Trinkgeld. Hernach ging es treppauf in den Oberſtock, wo ſich die Capelle um einen Tiſch poſtirte, und wo die Ehrentänze begannen. — Den erſten machte der Bräutigam mit der Braut, dabei hatten ſie ſchon muntere Geſichter; den zweiten tanzte der Bräutigam mit der Brautmutter und die Braut mit dem Bidelmann. Jeder Hochzeitsburſche oder Junggeſelle tanzte mit ſeiner Jungfrau. Dabei behielten die Männer ihre Hüte auf und zogen ihre Röcke aus, daß ſie — denke Dir! — in Hemdärmeln waren. Solchergeſtalt wollte ein junger, hübſcher Burſche mit mir tanzen. Ich dankte. Bald hernach hörte man im Gedränge einen Ruf: „Bei ſo einer Hochzeit mag ich nit ſein. Es ſind herriſche Leut' dabei!“

Unſer Hausherr flüſterte mir zu, ich und Mama möchten doch um Gotteswillen Alles mitmachen, da wir ſchon einmal zu den Hochzeitsgäſten gehörten, ſonſt könne es Verdruß abſetzen, die Bauern verſtünden in ſolchen Sachen keinen Spaß. „Mitgefangen, mitgehangen!“ ſagte Mama, und wir baten uns Jede einen hemdärmeligen Tänzer aus. Der meine — Ehre dem Ehre gebührt! — er tanzte nicht ſchlecht.

Nach dieſen Ehrentänzen ging's zum Diner! Die Tafel war in Hufeiſenform und ſo groß, daß alle hundertdreißig Perſonen dabei Platz hatten. Das Gedecke mit den unzähligen großen Weinflaſchen und den dampfenden Suppentöpfen ſah ſich gar nicht übel an. Wir wurden gegenüber dem Brautpaare geſetzt, und jetzt ſaßen wir zwiſchen den hemdärmeligen Geſellen, die weder ihre Hüte vom Kopfe nahmen, noch ihre Pfeifen oder Cigarren aus dem Munde thaten — kaum, daß ſie die Suppe, und was nun folgte, Kraut, Saucen u. dgl., zu eſſen vermochten. Immer wieder wurde das Eſſen vom Rauchen, Tanzen und Singen unterbrochen. Die Fleiſch- und Mehlſpeiſeſtücke, wie ſie für jede Perſon kamen, aß faſt Keiner, ſie legten dieſelben auf das dazu neben jedem Teller bereitete Papier zum Nachhauſetragen. Das, was ſie nach Hauſe tragen, nennen ſie „Beſcheideſſen“ oder „Moaſen“. Später kamen Angehörige von einzelnen Hochzeitsgäſten nach, wovon ſich Eines oder das Andere auf den Platz des Hochzeitsgaſtes ſetzte, aß und trank und ſchließlich das „Beſcheideſſen“ in Bündel band und davontrug. Dieſe Leute heißen ſie die „Moaſenſchützen“.

Was bei dieſem Hochzeitsmahle zuſammengegeſſen und getrunken wurde, das iſt unbeſchreiblich. Es waren eigentlich drei Mahlzeiten nebeneinander. Ich habe von den Gerichten nur noch einige Namen in Erinnerung, z. B.: Tröpfelſuppe, Rindfleiſch mit Meerrettigſauce, Speckfleck (sic!), Bratwürſte mit Sauerkraut, Zwetſchkenpfeffer (sic!), Kalbsbraten mit Salat, Guglhupf, Schmalzkoch mit Weinberl (sic!), Krapfen. Den Wein, den ſie nicht in die Gurgel goſſen — denn trinken heißt ſo was nicht — den goſſen ſie auf das Tiſchtuch hin. Die Weiber warfen ausnahmslos große Zuckerſtücke in den Wein, denn auch ſie hatten es heute darauf abgeſehen, ſo viel als möglich zu trinken. Uns tranken ſie zu und hielten ihre Gläſer her, daß wir daraus trinken ſollten. Wir ſagten, ſie ſähen es ja, wir tränken nicht Wein, wir ließen ſogar den unſern ſtehen. So ſollten wir doch wenigſtens von dem ihren koſten! meinten ſie. Nun muß ſich überwinden, doch wurden wir durch oftmalige Ueberwindung faſt betrunken, ſo daß wir mitſangen, wo ſie ein bekanntes oder auch unbekanntes Lied anſtimmten. Um ein Uhr Mittags hatte die Mahlzeit begonnen, um ſieben Uhr Abends, als die Lichter auf die Tafel geſtellt wurden, war ſie noch nicht vorüber.

Um die zuletzt angedeutete Stunde war es, als mich plötzlich Jemand — denke Dir meinen Schreck! — am Arme packte und in einen Winkel zerrte. Dort fragte er mich ſchneidig, warum ich juſt mit ihm nicht tanzen wolle, da ich doch auch mit Anderen getanzt hätte?! Der nette Burſche war's, dem ich anfangs den Tanz abgeſchlagen. Ich machte es gut, denn jetzt war ich die Hemdärmeln ſchon gewohnt. Wir tanzten einen Steiriſchen und mehrere „Schnelle", wie ſie die Polkas heißen, miteinander, und faſt war es, daß Du auf mich hätteſt eiferſüchtig werden können, aber zum Glück mochte er meinen, der Wein mache ihn noch liebenswürdiger, und trank immer noch mehr hinein — bis ich genug hatte. Hernach begann er mit anderen Burſchen zu ſtänkern und wollte Händel anfangen, aber der Bidelmann trat beſchwichtigend dazwiſchen und ſprach, der Hochzeitstag wäre kein Jahrmarkt. Der Burſche verſchwand hierauf, mir that es leid um ihn.

Der Bidelmann hatte einen langen Rock an, den zog er nicht aus, ſo ſehr derſelbe um die Füße flatterte, als der Mann mit Mama durch den Tanzboden ſchob.

Das Intereſſanteſte war, als die Muſikanten in den Speiſeſaal kamen und dort anfingen, ganz gräßlich zu muſiciren. Es ſang nämlich der Reihe nach ein Jeder — beſonders die Junggeſellen — ein Liedchen in irgend einer beliebigen Melodie, und dieſe Melodie mußte hernach die Capelle nachblaſen. Dann warfen ſie Geld in ein Glas, welches die Muſikanten der Reihe nach herumgehen ließen. Ein Glas iſt für dieſen Zweck beſſer als ein Topf; es zeigt aller Welt, was Jeder hineinwirft. Dieſes Geld war ihr

Honorar für den Tag; man ſagte uns, daß ſie eine andere Zahlung nicht erhalten.

Von den Liedern und Sprüchen, die bei dieſem „Geſundheittrinken“ geſungen und geſprochen wurden, habe ich mir manche aufgeſchrieben und ſchicke ſie Dir.

Der Bräutigam, der mittlerweile recht luſtig geworden war, machte den Anfang; er lehnte ſich an ſeinen Stuhl zurück und ſang:

„A Häuſerl, a Felderl,
A Kalberl, a Ku ,
A Stüberl, a Betterl,
A Weiberl dazua!“

Die Muſikanten blieſen die Melodie nach. Der Bräutigam fuhr fort:

„A Weiberl dazua,
Und a Beuterl vull Geld,
Und a buxkloana Bua
Wa mei Freud auf der Welt!“

Die Capelle blies es nach. Der Bräutigam erhob ſein Glas und ſprach:

„Geſundheit die Geiſtlichkeit und alle Hochzeitleut’, und alle Moaſenſchützen, die beim Ofen ſitzen!“

Die Muſikanten ſpielten einen Tuſch, der Bräutigam warf einen Ducaten in das Glas.

Die Braut ſang nicht, ſie hauchte nur: „Geſundheit!“ nippte und warf nichts in der Muſikanten Glas. Von nun an hat wohl immer ihr Mann für ſie das Geld zu legen.

Der erſte Hochzeitsburſche ſang:

„Unſer frummer Herr Pfarrer
Soll tauſend Jahr lebn,
Weil er der ſchön’ Braut
Ein’ ſchön’ Bräutigam hat gebn!“

Die Capelle ſpielte es. Der Burſche brachte den Spruch: „Geſundheit Brautleut, Spielleut, Weiberleut, und Mannerleut, und alle Moaſenſchützen, die beim Ofen ſitzen!“

Darauf der Tuſch.

Ein Anderer ſang in ſehr verzwickter Melodie:

„Mei Boda, wann giebſt ma dann s Hoamatl,
Mei Boda, wann laßt ma s dann ſchreibn?
Mei Dirndl wachſt auf, wir a Groamatl (Grummet)
Ledi wills ah neama bleibn.

Und mei Boda, der giebt ma hiazt s Hoamatl,
Mei Boda, der laßt ma s ſcha ſchreibn.
Mei Dirndl wird gmaht wir a Groamatl,
Braucht kan alti Sandirn mehr z bleibn.“

Die Capelle hat es mit großer Mühe gepfiffen. Je weniger ſie es traf, deſto mehr wurde gelacht.

Hernach ſang Einer:

„Beim Loatabaum han ih mein Strumpf verlorn, Strumpf verlorn,
Ohni Strumpf geh ih s nit hoam,
Hiaz geh ih s halt wieder zum Loatabaum, Loatabaum,
Suach ih s mein Strumpf zu dem oan.“

Dann ließ ſich ein junger Geſelle ſo hören:

„Heiraten mag ih nit,
Is mir noh z'früa,
Kein Warmſtein, den brauch ih nit,
Kalt is ma nia!“

Ein Anderer warnte vor dem Eheſtand:

„He, des meine Mentſcher (d. h. Mädchen),
Enk därfs nit verdriaſſn,
Die Manner zahln ſauren Wein,
Die Junggſelln an ſüaſſn!“

Ein Anderer:

„Ih wünſch halt viel Glück
Unſerm liaben Brautpaar,
Und a rothmaulads Büaberl
Nach Dreiviertljahr.“

Ein Weiteres lautete:

„Ei, mei liabi Braut,
Jetzt muaßt es ſchon leidn,
Und muaßt Deine Hemeter
Zan Windln zerſchneidn.“

Ein Ehemann ließ ſich hören:

„Mir ſein a drei Brüada,
Da jüngſte bin ih,
Habn a jeder a Weibl,
Die Schlimmſte han ih.“

Wieder ein Anderer:

„Wann mei Weib in Zügen liegt,
Da greif' ih nach der Geign;
Luſti ſein ma z'ſammalem,
Luſti wöll'n ma ſcheidn.“

Es ſoll aber nicht ſo ernſt gemeint ſein. Für die Braut iſt es jedoch immerhin nicht ſchmeichelhaft.

Die Geſundheit wurde von Verſchiedenen auf Verſchiedene ausgebracht, aber Keiner vergaß auf die „Moaſenſchützen, die beim Ofen ſitzen.“ Einige machten „Spatzenſchützen“ daraus, ſo wie ſie ſich auch regelmäßig verſprachen und ſtatt: „Geſundheit Brautleut!“ ſagten: „Geſundleut Brautheit!“

Ein munterer Greis that ſich beſonders mit Liedchen hervor und war ganz unerſchöpflich. So ſang er z. B. dieſes:

„Wann die dummen Fiſchgraten
Nur nit das thaten — das thaten,
Daß ſie gar ſo ſtechen thaten!

Aber die dummen Heiraten
Sein halt wie die Fiſchgraten,
Wann ſie nur nit das thaten — das thaten,
Daß ſie gar ſo ſtechen thaten!“

Ein übermüthiges Bürſchchen ſang:

„Die ganze Welt, wannſt haben willſt,
Ih bring Dirs, mei Dirn,
Und ih laß Dir auf'n Sunntag
A paar Erdäpfel ſiadn!“

Alsdann wieder ein Weiterer:

„Mei Dirndl is ſauber,
Vom Fuaß bis zum Kopf,
Beim Hals hats a Tipert (Knötchen),
Das hoaßt mar an Kropf.“

Derſelbe hatte noch eins:

„Da Bua hat an ſakriſchn
Zwoagſpitztn Frack,
Und s Dirndl hat an ſakriſchn
Heiratscontract.“

Ein Anderer ſang:

„Mei Schatz is a Schmied,
Aber brennt is a nit,
Und hiazt laß ih ma n brenna,
Sunnſt kennat ihn nit.“

Das iſt nun ſo die Bauernpoeſie. Ich danke ſchön! Beinahe eine Stunde lang ging's ſo fort. Als die Reihe an uns kam, hieß es, die „Herriſchen“ ſollen auch etwas zum Beſten geben. Mama ſagte, geben wir nichts zum Beſten, ſo halten ſie uns zum Beſten, und ſang das Liedchen vom „Schwarzkirſcherl“. Darauf mußten wir wieder aus allen Gläſern trinken. Mama wollte auch Geld in das „Spielleutglas" werfen, fürchtete aber, die Capelle damit zu beleidigen, und unterließ es, worauf ſie mit einem ſehr ſchrillen Tuſch abzogen.

Was ich geſungen habe, weiß ich nicht mehr, es ſchwindelte mir im Kopf und ich hatte Lampenfieber.

Sie freuten ſich, daß wir Alles mitmachten, und ein alter Mann, der ein gemüthliches Geſicht hatte und ein grünes Sammtkäppchen auf dem Kopf, wollte mit Mama „Bruderſchaft" trinken. Sie ging auf dem Spaß ein; da richteten wir aber was an. Es kamen nun die jungen Burſchen und wollten auch mit mir „auf Du und Du werden". Es tanze ſich hernach beſſer, ſagten ſie. Mama ſtieß mich mit dem Ellbogen, wir hätten nun hohe Zeit, daß wir nach Hauſe gingen. Unſer Hausherr hielt uns aber zurück und ſagte, jetzt komme erſt das Luſtigſte. Höre nur.

Der Bidelmann ſtellte ſich mitten in den Saal und hielt eine Rede, auf welche die Geſellſchaft ſehr geſpannt horchte. Ich verſtand nicht Alles. — Aehnlich war's: Er habe an dieſem Freuden- und Ehrentage etwas viel Wein getrunken, habe ſich hierauf verirrt hinab in die unteren Räume. Da hätte er im Keller Jemanden bitterlich weinen gehört. Und wie er gefragt, wer an einem ſo luſtigen Tage allhier ſo bitterlich weine? habe ihm der Hirſchenwirth zur Antwort gegeben: Wie ſoll der Menſch nicht weinen, wenn das ganze Haus voller Leut iſt und Alles ißt und trinkt den ganzen Tag und Keiner ſagt etwas vom Zahlen! So habe ihm — dem Hirſchenwirth — der Bidelmann entgegnet: er wolle es den Gäſten zu Gemüthe führen, es wären lauter ehrſame Leute beiſammen, ſie würden ihren Speiſemeiſter nicht zu Grunde gehen laſſen, ſondern gewiß ihre Schuldigkeit gerne abſtatten. Was er verlange? Sonach hätte der Wirth den

Aufgang hergezählt: Einen ganzen Ochſen hätte er geſchlachtet, zwei Kälber, ein paar Sau; zwei Metzen Kaiſermehl, drei Häfen Schmalz habe er verbacken, vier Zuckerhüte verbraucht, zwei Pfund Weinberln verthan; Brot und Gemüſe gehen in's Unendliche; drei Fäſſer Wein wären weg; kurz, er wäre ein ruinirter Mann. Wenn er's billig rechne: drei Gulden auf den Kopf! Iſt auch wahrlich nicht zu viel, habe der Bidelmann geſagt und ſich erboten, dieſe Kopf- oder, beſſer geſagt, Magenſteuer einzutreiben.

Noch Mehreres ſprach er. Hinter ihm ſtand ſchon der Hirſchenwirth in ſeiner weißen Schürze, einen Porzellanteller in der Hand. Zuerſt gingen die beiden Männer zum Bräutigam, dieſer zahlte je drei Gulden für ſich, für die Braut, für den Bidelmann und für die Brautmutter. Jeder der Hochzeitsburſchen zahlte für ſich und für ſeine Jungfrau. Wie ich höre, ſoll die Jungfrau ihrem Hochzeitsburſchen ſpäter mit einem ſeidenen Halstuch oder dergleichen erkenntlich ſein.

Die Reihe des Zahlens kam auch an uns. Mama winkte dem Wirth, wir wären geladen.

„Geladen ſind Alle," war die Antwort. „Es iſt für die Perſon drei Gulden!"

Du kannſt Dir denken, was wir für lange Geſichter machten. Man bedenke aber auch: wenn die Brautleute für all ihre Gäſte das Hochzeitsmahl zahlen wollten, da ginge ihr Heiratsgut drauf. Wir zahlten.

Dieſes Zahlen nennen ſie das „Weiſen". Nach dem Weiſen wurden noch einmal die Weinflaſchen gefüllt, und was man von da ab noch haben wollte, das mußte beſtellt werden. Die egyptiſchen Fleiſchtöpfe waren leer. Wir gaben einen Theil unſeres übriggebliebenen Beſcheideſſens einem Hausarmen, am andern Theil zehren wir heute ſelbſt noch.

Das Tanzen währte die Nacht über fort. Das Brautpaar mußte dabei aushalten; es heißt, wenn ſich das verliert, dann iſt es für die Anderen nicht mehr luſtig. Es war ſchon Morgen, als die letzten der Hochzeitsburſchen jodelnd nach Hauſe taumelten.

Jetzt weißt Du faſt Alles.

Man findet ſich überraſchend ſchnell hinein; ich wollte gleich heute wieder eine ſolche mitmachen — und ſelbſt wenn es meine eigene wäre. Was ſagſt Du dazu?

Deine bereitwillige

Hermine.

Jn meinem „Volksleben in Steiermark“ iſt eine landesübliche Bauernhochzeit beſchrieben. Die feine Beobachterin „Hermine“ weiß Neues, ſo ſei ihr Brief zur Vervollſtändigung jener Schilderei hier nachgebracht.

Der Herausgeber.

Die Uhrhändler.

Ein Bildchen aus dem Dorfe.

Auch bäuerlich Mann hat heutzutage ſeine Taſchenuhr — Einer und Jeder. Heißt das, der ſie nicht vergurgelt. Wer die Zeit vertrinkt, wozu braucht der eine Uhr?

Aber man weiß, daß bei den Bauernburſchen nicht allein das Dirndlhandeln (tauſchen), ſondern auch das „Uhrhandeln" im Schwung iſt. Eine und Dieſelbe iſt Einem und Demſelben nicht alleweil „ſeltſam". Geht ſie gut, ſo iſt vielleicht das Gehäuſe nicht brav genug verſilbert, oder die Schildkrötenſchale hat einen Sprung. Geht ſie mittelmäßig, ſo iſt auf ſie natürlich kein rechter Verlaß. Und geht ſie ſchlecht, ſo muß damit Einer angeſchmiert werden. Bei ſolchen Tauſchhandeln wiederholt ſich freilich gar oft das ſchöne Märchen vom Hans im Glücke, der durch oftmaliges Umtauſchen vom vollen Geldbeutel allmählich auf einen Kieſelſtein kam und dabei immer noch gewonnen zu haben glaubte.

„Freundlein! Ich hab' Dir jetzt Eine! Schön iſt ſie nicht, meinſt? Nachher weißt Du nichts. Daß man ihr's auswendig nicht anſieht, was ſie nutz iſt, das glaub' ich. Geh, Du kennſt nichts. Du kriegſt Dein Lebtag keine ſolche. Keine ſolche nicht; das ſag' ich Dir dreidoppelt!"

„Was koſtet ſie?"

„Der Uhrmacher hat gar keine mehr. Die iſt ſeine letzte geweſen von der Gattung."

„Und die?"

„Iſt nicht feil."

Eine halbe Stunde ſpäter thut der Eine einen luſtigen Pfiff in ſich hinein — man kann auch in ſich hineinpfeifen, man thut's zumeiſt, wenn man einen Andern insgeheim auspfeift. Der „elendigliche Taſchenbrater" iſt glücklich weg.

Die alten großen, dreigehäuſigen Spindeluhren ſtehen auf der Bauernſchaft draußen heute noch theurer im Preis, als die neuen guten Cylinder- und Chronometerwerke in der Stadt. Die Uhrenhändler wiſſen, mit was ſie den Bauernmarkt füllen müſſen, wenn ſie recht tüchtig gewinnen wollen.

Mit manchem alten „Knödel", wie man die halsſtörrigen Taſchenuhren zu ſchelten liebt, ſind ſchon ſo viele Liebhaber angeſchmiert worden, als ſie Stunden auf dem Blatte hat. Eine ſolche kommt dann zu einer gewiſſen Berühmtheit.

„Die hat Der jetzt!" heißt's mit Spott.

„Die foppt Den jetzt. Der mag ſich ſeine guten Stunden auf einem andern Zifferblatt ſuchen. Das iſt ein reiner Säckelrauber, die!"

„Wenn ich das Geld hätt', was die ſchon dem Uhrzurichter eingeſpielt hat, ich kunnt mir damit eine Goldene anſchaffen, und kriegte die Kette mit den Frauenbildelthalern, die d'ran hängen müſſen, mit d'rein."

Der ſie aber eben hat, der preiſt ihr alle Tugenden an, welcher eine Taſchenuhr jemals fähig ſein kann; wenn er ſie aber trotzdem nicht an Mann bringt, und er iſt mit ihr allein, dann geht's ihr nicht gut. „Rabenbradl Du! Haſt eh' kein Funkerl Silber an Dir, und zu Lohn, daß ich geſagt hab', das ganze B'ſchlacht mitſammt der Ketten wär' eitel feines Silber, zu Lohn bleibſt mir jetzt wieder ſtehen, und hab' Dich erſt vor einer Viertelſtund' aufgezogen! Zu Lohn, daß ich geſagt hab', Rubinenſteine thut man in die beſten Uhren heutzutag gar nicht mehr hinein — weil ſie Dir herausgebrochen ſind, wie einer alten Vettel die Zähn' — zu Lohn laßt mir jetzt auch noch den Zeiger abfallen — haſt eh' nur einen mehr, Du ſchandbar's Geſpenſt! Hin ſollſt ſein!"

Er ſchleudert ſie auf den Raſen, aber im letzten Auslaſſen noch ſo behutſam, daß ſie ſich nicht allzuſehr beſchädigt. Dann ſchaut er ſie eine Weile an und bückt ſich. — „Nein," ſagt er, „nein, Luder, liegen laß ich Dich doch nicht, die Ehr' thu ich Dir nicht an. Mit Dir muß noch Einer angeſchmiert werden."

Am Sonntag im Dorf auf dem Kirchplatz wird der Uhrhandel zumeiſt betrieben. Da giebt's auch Leute, die rein davon leben und gut leben. Denn Jeder iſt kein „Hans im Glück"; Mancher hat ſich von einer Zweiguldenuhr zu einer Zwanzig- und Dreißigguldenuhr hinangetauſcht.

So ein „Uhrhändler" von Profeſſion iſt ſelbſtverſtändlich auf allen Kirchweihfeſten und Jahrmärkten. Mir ſteht aus meiner Jugend eine Geſtalt, der „Uhren-Oſel" geheißen, noch recht feſt im Gedächtniß. Das iſt ein wunderlicher Geſelle geweſen. Dort geht ſie behäbig wackelnd, die kurze dicke Figur, weit ausgepauſcht über und über — aber Fleiſch und Bein ſind das Wenigſte d'ran. Das Männlein iſt außerhalb ſeiner Haut lebendiger als innerhalb derſelben. Es iſt voller Uhren. Nichts als Uhren.

Kommt er dann Sonntags in's Dorf, ſo errichtet er ſich auf einem leeren Faß ſeinen Tiſch. Noch iſt Gottesdienſt. Er muß ſich gedulden, denn heute geht einmal Alles nach dem Kopfe der Kirchthurmuhr. Endlich iſt der Strom da. Die Weiber ſchlagen ſich zum Zwirn- und Bandelkrämer, die Dirnen (bei uns heißt man alle unverheirateten Weibsbilder und halberwachſene Mädchen Dirnen) und die Kinder ziehen ſich um den Semmelſtand, oder Kirſchenkorb, oder um das Zwetſchkenfaß herum. Etliche Männer trachten dem Tabaksladen zu oder verſchwinden höchſt räthſelhaft in der Nähe des breiten Einfahrtsthores zum „goldenen Löwen“. Eine große Zahl der Männer aber — junger und alter — gruppirt ſich um den Uhrenhändler, und jetzt hebt das Geſchäft an.

Der Oſel handelt. Das Merkwürdige iſt nur, daß ſeit vielen Jahren, da er in der Gegend das Geſchäft betreibt, alle Uhren, die er verkauft und vertauſcht, die ſolideſten Silbergehäuſe und Beſchlachte haben; jene aber, die er nehmen muß, von eitel Pakfong oder Blech ſind. Er hat, giebt und nimmt Spindeluhren, Ankeruhren, Cylinderuhren, Repetiruhren, Chronometer — was weiß ich, wie ſie alle geheißen werden. Ich habe die meine ſchon ſeit ſieben Jahren im Sack und kenne ſie nicht mit Namen. Wäre ſie nur ſo gutherzig, wie jene längſtvergangene, von der ich zum Schluß erzählen will!

Mit Uhrgläſern — der Oſel war ein gelernter Glaſer — hat er den Handel angefangen, und dann reiſte er jährlich zwei- oder gar dreimal in die Stadt, um dort die älteſten und zerfahrenſten Uhren zu kaufen und die neueſten und beſten nach Hauſe zu bringen.

Heute — es iſt nun freilich ein längſt entſchwundener Tag — geht's um ſein Faß noch höher her wie gewöhnlich, heut' wird etwas ausgeſchrien. Eine Uhr wird verlicitirt — ihr lieben Leute — eine merkwürdige Uhr! „So iſt's ja auf der Welt, Glück und Ehr' kriegt man nicht zu kaufen!“ ruft der Oſel, „das muß man licitiren. Und wer das Glück hat, und dieſe Uhr kriegt, dem muß man auch die Ehr' geben. Denn das Zeugel da — 's iſt nicht groß, 's iſt auch nicht verjuramentirt, ob es von Silber iſt, oder ſonſt was werth — aber wenn's ein Engländer ſieht, das Dingel, wie ich's jetzt halt' in der Hand, ſo ſind auf der Stell' hundert Ducaten mein. — Drei Gulden zum Erſten! —"

Sie fahren um ihn zuſammen. Sie lärmen und lachen und ſtoßen ſich die Ellbogen in die Weichen. Sie licitiren mit und jagen ſich gegenſeitig während ſeiner hellausklingenden Rufe luſtig hinauf.

„Nur nicht balgen und drücken, Leut'!" ſo fährt der Uhrenhändler fort, „fein ſtill ſein und loſen. — Vor vierzehn Tagen iſt der Dräuberl-Franz gehenkt worden, das wißt ihr. — Vier — fünf Gulden zum Erſten! — Der Dräuberl-Franz hat drei Leut' umbracht und einen Schuſter. Darum haben ſie ihn gehenkt. Wenn er's nicht gethan hätt', hätten ſie ihn leben laſſen. — Acht Gulden fünfzig zum Erſten! — Wie ihn der Henker eingraben will, findet er im Hoſenſack vom Dräuberl-Franz dieſe Taſchenuhr — zehn — fünfzehn — neunzehn — zwanzig Gulden zum Erſten! — Und die Uhr iſt noch gegangen! Der Dräuberl-Franz iſt maustodt geweſen. Die Uhr iſt mit ihm gehenkt worden und iſt noch gegangen! — Dreißig Gulden zum Erſten — Zweiunddreißig Gulden zum Erſten! — Und geht heut' noch! Und iſt dabei geweſt, wie der Dräuberl-Franz die drei Leut' hat umgebracht und iſt gehenkt worden! Und geht heut' noch — geht ohne End' und Aufhören! — Fünfunddreißig zum Erſten! — zum Zweiten! — Fünfunddreißig Gulden zum! — Wer giebt mehr? — Fünfunddreißig Gulden zum — Dritten!"

Der's am wenigſten vermeint, dem iſt die Uhr in der Hand geblieben. Dem alten Leckenbauer.

„Geldbeutel!“ murmelte er, und zog ſeine Brieftaſche heraus, „jetzt wollen wir ſehen, ob Du ſie werth biſt!“

Hätte er geſtern an den Schragen-Bartel nicht eine Kuh verkauft — wohl als „tragend,“ während ſie „g'alt't“ (unbefruchtet) war — der Geldbeutel wär's nicht werth geweſen.

Etwas kleinlaut nahm er die erſtandene — die gleichſam vom Tod und vom alten Leckenbauer erſtandene — Taſchenuhr in Empfang und troſtbedürftig fragte er, ob's doch wohl gewiß wahr ſei, daß ſie ohne End' und Aufhören gehe.“

„Das verſteht ſich bei einer Galgenuhr,“ ſagte der Oſel, „nur auf's Aufziehen mußt nicht vergeſſen.“

„Ja freilich,“ bemerkte näſelnd und ſäuſelnd ein Anderer — der Rockſchneider von der Lehne — „das Aufziehen iſt eine Hauptſache, wenn eine Uhr gehen ſoll. Du ſelber wärſt es.“

„Was?“ fragte der Leckenbauer.

„Aufgezogen. Schau, die Uhr“ — der ſäuſelnde Schneider hielt ſie an's Ohr — „dieſe Uhr da muß einen Herzfehler haben, weil der Puls ſo ungleich geht. Alle Stund' kann's der Schlag treffen. — Und der roſtige Flecken da, am Blechgehäuſe! 's iſt recht ſchön, die Uhr von einem Raubmörder beſitzen, aber — ich für meinen Theil — Blut möcht' ich doch kein's d'ran haben.“

Es gingen nicht fünfzehn Minuten um, ſo war der Rockſchneider Eigenthümer der „Galgenuhr“. Der Leckenbauer beſaß hingegen nun eine eisgraue Greiſin, halbblind auf dem Zifferblatt, halblahm am Gehwerk, zahnſchartig die Räderchen, runzelig und zerdrückt das Paſſongbeſchlacht — aber eine ehrliche Uhr. Und der Leckenbauer war's zufrieden oder that ſo — freilich insgeheim wünſchend, daß ſich geſtern der Schragen-Bartel von ihm nicht hätte anſchmieren laſſen ſollen.

Das iſt ſo ein kleines Stück aus dem Leben des weitberufenen Uhren-Oſel, der ein ſo munteres Leben führte und ein ſo ſchlimmes Ende nahm. — Wieſo letzteres, wollt Ihr wiſſen? Erſchlagen iſt er worden oben im Pöſtwalde und ſeiner Uhren beraubt. Es läßt ſich nicht ergründen, ob eine davon etwa auch wieder ſolcherweiſe wie die verlicitirte unter den Galgen gekommen iſt. Gut wär's.

Der Uhrenhandel wird auch unter den Weibsleuten betrieben, aber beileibe nicht auf offener Gaſſe, ſondern unter Dach und Dämmerung. In der Bauernſchaft iſt der Brauch, daß der Burſche ſeinem neuerwählten Dirndel eine Sackuhr giebt. Das iſt ſtatt des Verlobungsringes. Sie trägt das Uhrlein treu und zärtlich hinter dem Buſentuche verwahrt und vernimmt an ihrem Herzen allezeit das traute Ticktack. Iſt das nicht unendlich ſinniger, als ein leb- und inhaltsloſer Ring am Finger? — Freilich, wenn ſie einmal den Uhrſchlüſſel verliert, ſcheint es ſelbſtverſtändlich, daß ſie ſich mit dem Anliegen an den Spender der Uhr wendet. Nicht immer! Es giebt auch andere Leute, die Uhrſchlüſſel haben. Und bei ſolcher Gelegenheit wird dann getauſcht. So bedeutet bei den Weibsleuten der Uhrenhandel geradezu Untreue. — Ein häßliches Wort. Die gute Uhr, deren beſtändig vorrückender Zeiger ſtill und ernſt auf die fliehende Zeit weiſt, auf das ſchwindende Leben — ſie wird Judaslohn. — Eben weil's ſo raſch dahingeht, dieſes Leben, muß man's nach Gelegenheit und Laune beim Schopf faſſen und an's Herz reißen! ſagen die Einen. — Eben weil die Zeit ſo kurz, ſollen zwei Menſchen, die ſich einmal gern haben, treu zuſammenhalten, ſagen die Andern.

Und der Zeiger der Uhr mißt die Stunden Jedem vor und Jeder — zu frommem Liebesglücke oder zur Falſchheit.

O du geliebtes, verachtetes Uhrlein, das ich einſtmals beſeſſen! Der mir's angeprieſen, glaubte mich damit zu übervortheilen, weil ſie arm und ſchmucklos war am Leibe und bisweilen ein wenig raſten wollte, wenn die Triebfeder ihrer Pflicht nicht gerade allzu ſtark geſpannt geweſen.

Da kam ich einmal zu einem ſüßen Kinde, und das bat ich um ein Stündlein Glück. Ein einziges, das mag ſie gewähren. Der Nachtwächtersruf um Mitternacht ſchreckte ſie auf, aber ich berief mich auf die Uhr, es ſei das Stündlein noch nicht aus. Der erſte Hahnenſchrei endlich hat ein Ende gemacht — der Zeiger wies treuherzig noch die verſprochene Stunde.

O du geliebtes, verachtetes Uhrlein, du haſt mir's gut gemeint!

Der Stauden-Hieſel.

Da hilft kein Beſchönigen, ſie nennen ihn eben den Stauden-Hieſel, weil er oft wochenlang in den Stauden umkriecht. Seines Zeichens iſt er Bauernknecht, aber dieſe Stellung iſt auf die Länge über alle Maßen langweilig. Im Winter, da geht's. Im Winter, da ſind die Tage kurz und die Nächte lang, da nimmt man ſich auch ordentlich zum Eſſen Zeit, weil die Arbeit nicht drängt, da hält der Bauer — beſonders zu den Feſttagen und im Faſching — Moſt im Keller, da giebt es friſches Kuhfleiſch, giebt Schweinernes und Würſte, giebt an den langen Abenden ein Kartenſpielchen oder ſo was; — im Winter, da geht's.

Der Hieſel war vorzeit für ſeine Feiertags-Unterhaltung ein ſtarker Zitherſpieler, kratzte aber mit ſeinem Fiſchbein nur einen ſteieriſchen Landler, der weder Anfang noch Ende hatte, alſo einen ganzen Sonntag-Nachmittag ununterbrochen dauern konnte. Da kein Menſch dabei tanzte, Jeder ſich viel lieber in eine Nebenkammer zog, weil das „Geſpiel" ſchon ſchauderlich in den Ohren bohrte, ſo gab ſich der Hieſel mit ſeinen Pfundſohlenſchuhen auf dem Trittbrett des Tiſches ſelbſt Tact und Baßbegleitung, wackelte dabei auch minniglich mit dem Kopf hin und her, kurz, wollte ſeinen ganzen inneren Menſchen glauben machen, der äußere tanze.

Ich habe übrigens Urſache, zu glauben, daß der Stauden-Hieſel ſein Lebtag mit Weibsleuten nicht einen Schritt getanzt, nicht einen Schlag gerauft, nicht ein Dirndl gefoppt hat. Er war nämlich über alle Weiſe träge und dumm, und mit ſolchen Eigenſchaften iſt es leicht, eingezogen zu ſein. Als ich den Hieſel kennen lernte, war er ein Jungling von etwa fünfundvierzig Jahren. Er war von unterſetztem Körperbau und hatte einen wackelnden Gang, ſo daß er bei jedem Schritt entweder nach links oder nach rechts zu ſinken drohte, bis er plötzlich ſtolpernd nach vorne fiel. Sein Geſicht, beſonders Naſe und Wangen, blühten im freundlichſten Zinnoberroth, die grauen Aeuglein, deren Pupillen mir immer eckig vorkamen, wie bei Ziegen — duckten ſich ſtets tief unter dem finſteren Schirmgeſtrüppe der Brauen. Haar und Bart waren ſchwarz und wollig gekräuſelt. Die Gewandung — im Winter und Sommer von grauem, zerſchliſſenem Loden — war etwas ſchlotternd und vernachläſſigt und die ſchwarz-roth-gelb geſtreifte Zipfelmütze — bei Gott, es waren die Farben, vor denen heute ganze Staaten beben! der Hieſel trug ſie ohne jegliche Abſicht, außer etwa der, daß ihm die Zipfelmütze die Ohren wärmen ſolle — dieſe ſchwarz-roth-goldene Zipfelmütze ließ unter dem wuchtigen Filzhut ihren Sack mit der Quaſte gemüthlich hin und wieder baumeln. Ich freue mich ordentlich darüber, wie der Kerl ſo lebendig in meinem Gedächtniſſe daſteht.

Unter beſtändiger Anleitung war der Hieſel ein tüchtiger und fleißiger Arbeiter; wo er ſich aber in einer Verrichtung allein überlaſſen war, ſei es auf der Tenne beim Korngarbenausſchlingen, ſei es auf der Wieſe beim Raſenwäſſern, ſei es im Walde beim Brennholzſpalten oder Reiſighacken, da kam er bald in's Trödeln und Dodeln, vergaß auf die Arbeit, that ſeine Mundharmonika aus dem Sack, wo er ſie, ſorgfältig in's blaue Taſchentuch gewickelt, mit ſich zu tragen pflegte, und begann Muſik zu machen. Wie mit der Zither, ſo ſpielte er auch mit der „Maulwetzen" fortwährend denſelben ſteieriſchen Ländler, der keinen Anfang und kein Ende hatte, und dabei trippelte er im Tact, klopfte die Schuhe aneinander und drehte ſich um die eigene Achſe. Da den meiſten Bauern ſolch muſikaliſche Tagwerke zu vornehm waren, ſo behielten ſie ihren braven Knecht am liebſten unter Oberaufſicht. Da war wohl monatelang über den Hieſel keine Klage.

Einer oder der andere ſeiner Dienſtgeber ließ ihm für Arbeitslohn feſtes Lodengewand machen. Das vertauſchte er aber zumeiſt gegen alte Mund- oder Ziehharmoniken, Maultrommeln, Schwögelpfeifen (flötenartiges Inſtrument); Alles, was Muſikinſtrument war, ſchloß er in's Herz und war glücklich, wenn es ihm gelang, den Dingen Töne zu entlocken. Einſt ging er ganz neuzuſammengeſtiefelt davon; nach mehreren Tagen kam er zerlumpt wie ein Vagabund, in lichtgelbe Fetzen gehüllt, zurück. Mit glückſeligem Geſichte, denn auf dem Rücken trug er eine alte Baßgeige, deren Hals hoch über den Hieſel emporſtand, die aber nicht eine einzige Saite an ſich hatte. Hierauf ging er in die Nachbarſchaft, kein Pferdeſchweif war vor ihm ſicher, aber aus ſolchen Haaren ließen ſich die erhofften Saiten nicht nach Wunſch drehen, und eines Tages gab der Hieſel entrüſtet der Baßgeige einen Fußtritt in den Bauch, der ihr Ende war.

Mit wie wenig ein beſcheidener Menſch auskommen kann, das zeigte ſich an dem Hieſel. Er hatte ein ganz fehlerloſes Sprechorgan, eine nachgerade hübſche Baßſtimme, aber er ſang nicht, er ſprach nicht viel, er murmelte nur. Er mochte — gut gezählt — an vierzig Redensarten haben, mit denen er ſeine menſchliche Stellung auf Erden behauptete. So ſagte er z. B. beim Sonntags-Mittagsmahl, wo er ſtets gut aufgelegt war, und bei welchem man, mehr als an Werktagen, über allerhand zu plaudern pflegt: „Wird eh' völlig ſchön bleiben jetzt, das Wetter. 's iſt, daß es ſchön bleibt, mich deucht ſchier. Ja eh', 's kann frei ſein, daß es ſchön bleibt, das Wetter. Es verzieht ſich zwar der Sonnenſchein ein wenig. Mag ſein, daß es regnet. Iſt ſchon möglich. Na, 'leicht doch, daß es ſchön bleibt, das Wetter."

Oder, es iſt von der Jahreszeit die Rede, da weiß der Hieſel auch mitzuſprechen. „Ah ſo!" meint er, „kurz iſt er, das Jahr, der Faſching. Die Oſtern kommen frühzeitig heuer. Schon im Märzen thäten ſie kommen, die Oſtern? Voriges Jahr werden ſie im April geweſen ſein. So, auch im Märzen ſind ſie geweſt, die Oſtern? Schau, ſchau, nachher ſind ſie im vorigen Jahr auch im Märzen geweſt, die Oſtern. Heuer kommen ſie ſpäter? Heuer thäten ſie auch ſchon im Märzen kommen? So, nachher iſt er ja ſchier kurz, der Faſching, das Jahr. Schau, ſchau."

Es iſt eigentlich alſo gar nichts Schlimmes zu ſagen über den Hieſel. Aber eines Tages iſt er davon. Er kommt zur Arbeit nicht, er kommt zum Eſſen nicht, er kommt zum Schlafengehen nicht. Er ſitzt im Wirthshaus und ſauft wie ein Loch. Den Tag über ſitzt er am Zechtiſch und trinkt Moſt, oder Wein oder Schnaps; er ißt nicht, er raucht nicht, er ſpricht nicht, er ſtiert glückſelig vor ſich hin und trinkt. Iſt das Glas leer, ſo ſchiebt er es nur etliche Zoll weit von deſſen gewöhnlichem Standplatz über den Tiſch hin, da weiß der Wirth ſchon, was er zu thun hat. Kommt die Nacht, daß im Hauſe Alles zur Ruhe geht und das Glas nicht mehr gefüllt wird, ſo thut ſich der Hieſel wagrecht auf die Bank hin, auf der er geſeſſen, und ſchläft. Am Morgen, wenn das

Wirthshaus wieder lebendig wird, richtet er ſich auf, ſchüttelt ſich, tortelt hinaus, um zu ſehen, ob die Welt noch auf dem alten Fleck ſteht, geht wieder in die Stube, ſetzt ſich auf ſeine Bank und macht's wie am vorigen Tage.

So treibt er's, bis der Monatslohn oder Jahrlohn vertrunken iſt, worauf er dem Wirth vielleicht den Vorſchlag macht, er wolle ihm ſpäter was tagwerken, nur jetzt ſolle er noch zu trinken geben, denn er wäre arg durſtig. Der Wirth iſt kein Stein, verdurſten läßt er Niemanden in ſeinem Haus, er nimmt das Moſtglas beim Henkel und bringt friſches Waſſer.

Der Hieſel koſtet und gröhlt, und koſtet wieder, aber es geht nicht. — Da geht er ſelbſt.

Daheim, auf ſeinem Dienſtort, das weiß er, blühen ihm, wenn er zurückkehrt, keine Roſen. Es kommt ganz auf das Temperament des Bauers an, ob er einen ſolchen Knecht, der ihn bei genöthiger Arbeit im Stiche gelaſſen, kurzer Hand verjagt oder prügelt. So denkt ſich der Hieſel, es ſei das Geſcheitere, keine Feindſchaft anzuheben, und kehrt gar nicht mehr in ſeinen Dienſt zurück. Er geht hinaus in die Waldungen, in die Auen und kriecht in den Stauden um. — So that er oft. — Man wußte nicht, was er trieb, ſeine Nahrung beſtand wohl größtentheils aus Beeren und Pilzen; er ſtellte ſich, wenn ihn doch einmal ein Jäger oder Förſter ſah, wie ein wildes Thier, man kümmerte ſich nicht weiter um ihn. Wenn er dann nach Wochen wieder ſachte hervorging, da war mehr Bart an ihm, als Gewand.

Selbſt zur Winterszeit blieb er einmal viele Wochen von den menſchlichen Wohnſtätten ferne, ſo daß man ihn für verſchneit oder erfroren hielt, und bereits anfing, mitleidsvoll bedauernd über den „armen Haſcher“ zu ſprechen, bis er zu

Beginn des Frühjahrs plötzlich wieder auftauchte. Als ob er in irgend einer Köhlerhütte oder in einem hohlen Baum Winterſchlaf gehalten hätte! Man brachte auch nichts Rechtes aus ihm heraus, und als ob damit Alles in ſchönſter Ordnung hinginge, ſo verdingte er ſich wieder in einen Bauernhof und arbeitete und war gutmüthig und dumm.

Ganz ununterbrochen war er das aber nicht. Es konnte ſein, daß er gählings aus geringfügigem Anlaß in Zorn gerieth,. in ganz ſchauderhaft wilden Zorn. Da ſchrie und fluchte er, daß der Erdboden bebte, da ſchlug er drein. In ſolchen Momenten ſprangen ihm auch außergewöhnliche Reden über die Zunge, daß man's merkte, er war nicht ſo harmlos, als er ausſah.

Es wäre von dieſem Hieſel noch mancherlei zu erzählen, ich bringe von ihm nur noch Eins.

An einem Oſterſamſtag war's. Der Hieſel hatte Feierabend bekommen und ging von ſeinem Dienſthofe über die feuchten Felder hin — in die Oſterzeit hinein. Die Oſterzeit war im Dorfe Fiſchbach unten, denn dort läuteten ſchon die Feſtglocken und feiertägige Leute ſtanden auf der Gaſſe herum. Er ging hinab. Da begegnete ihm der alte Kreuzegger, hübſch im Sonntagsgewand und mit glattraſirtem Geſicht. Da dachte ſich der Hieſel: Der iſt balbirt, ich bin nicht balbirt. Zu Oſtern ſoll der Menſch doch balbirt ſein, das gehört ſich, freilich ſoll er balbirt ſein. — Nun war aber in ganz Fiſchbach kein Bartſcherer, ſeit der Kramer-Veit mit Tod abgegangen.

Sich ſelber das Meſſer an den Hals ſetzen — man thut's nicht gern.

„Biſt aber ſchön balbirt," ſagte der Hieſel zum Kreuzegger, „haſt Dich ſelber ſo ſchön balbirt?"

„Ah na, ſelber nit," antwortete der Alte. „Der Herr Pfarrer und ich, wir thun es uns Einer dem Andern."

„So," ſagte der Hieſel, „meinſt nicht, daß er mich auch thät', der Herr Pfarrer?"

„Wird's eh' gern thun," ſagte der Kreuzegger, und dachte bei ſich: Tepp!

„Ich trau' mich halt frei nicht hinein zu ihm," verſetzte der Hieſel, „Du thätſt mit ihm bekannt ſein. 'leicht möchteſt ſo gut ſein und ihm ſagen, er ſoll mich balbiren."

„Recht gern," ſagte der Andere, „er wird ohnehin nichts Beſſeres zu thun haben, heut' am Charſamſtag, wird ſich recht gefreuen, daß er Dir den Pelz darf abkratzen."

„Was raitet er denn dafür?"

„Einen Groſchen, aber wenn er Dich über den Löffel balbirt, koſtet es Dir mehr. Ich gehe es ihm jetzt gleich ſagen."

Er eilte in den Pfarrhof: „Muß ſchon noch einmal aufhalten, Hochwürden. Der Stauden-Hieſel iſt draußen und er getraut ſich nicht herein."

„So ſoll er draußen bleiben."

„Freilich wohl kunnt er draußen bleiben, aber er hat ſich auf das Oeſterliche noch gar nicht vorbereitet."

„Beichten will er?" fragte der Pfarrer raſch, „und ehevor hat er nicht Zeit gehabt, die ganze ſiebenwöchentliche Faſtenzeit lang? Jahraus, jahrein kommt er nicht zu mir. Iſt aber eine unzeitige Bekehrung, daß er jetzt zur Stund' kommt, wo die Leute ſchon zur Auferſtehung in die Kirche eilen. Und für morgen noch keine Predigt ſtudirt! — Er ſoll hereinkommen!"

Der alte Kreuzegger ging geſchmeidig hinaus zum Hieſel und ſagte: „Du darfſt hineinkommen."

Strich der Hieſel in den Pfarrhof, begann, als er vor dem Pfarrer ſtand, den Hut zu walzen und grinſte dabei. Es iſt höflich ſo.

„Geh' in die Nebenſtube da hinein und bereite Dich vor!“ befahl der Pfarrer, „ich hab', wie Du ſiehſt, juſt mit dem Chriſam zu thun und komme ſogleich nach.“

Die Nebenſtube war des Herrn Pfarrers Schlafkammer. In derſelben begann nun der Hieſel ſich vorzubereiten. Er zog den Rock aus, rückte den großen Lederſeſſel vor den Waſchkaſten, ſchlug das Handtuch um ſeinen Nacken und ſeifte ſich tüchtig ein.

Der Pfarrer nahm ſeine blaue Stola über die Schultern und ging zum Hieſel. Da ſah er's.

„Biſt Du's endlich doch!“ rief er nach der erſten Ueberraſchung, „biſt Du toll geworden, Hieſel? Heißt das zur Beicht vorbereiten?“

„Ah na,“ meinte der Hieſel, „nur gleich ein wenig den Bart abkratzen, möcht' ich bitten.“

„Mein lieber Hieſel,“ ſagte der Pfarrer, „Du biſt verfehlt dran. Ich bin nicht der Raſirer, ich bin der Pfarrer, verſtehe in dieſen Dingen keinen Spaß — und jetzt ſchau, daß Du hinauskommſt!“

Nun hob ſich der Stauden-Hieſel empor und ſchaute den Pfarrer mit zuckenden Augen an; dieſe Augen waren ſchier das Einzige, was er uneingeſeift gelaſſen hatte.

„Pfarrer!“ pfauchte er, „balbiren will Er mich nicht? Und den Kreuzegger hat Er balbirt? Iſt der Kreuzegger beſſer als ich? Iſt er ein beſſerer Chriſt als ich? Daß er balbirt wird und ich nicht? Wenn Er kein Balbirer iſt, was balbirt Er denn nachher den Kreuzegger? Und bin ich kein Pfarrkind nicht? Ein ſauberer Pfarrer, der einen Unterſchied macht bei ſeinen Pfarrkindern. Ich zahl' meine Sach' auch! Ich zahl' ſie auch! Kreuzſakerment! Balbirt will ich ſein!“

„Hieſel, ſei nicht närriſch!“ verſetzte der Pfarrer beruhigend.

„Predigt Er,“ fuhr der zornige Hieſel fort, ſchrie es aber zu halb in die Wand hinein, weil er dem Herrn Pfarrer nicht in's Geſicht ſehen mochte, „predigt Er, daß Einer ſchickſam und gepflegt in die Kirchen kommen ſoll. Ich habe kein Schermeſſer nit und hab' Niemand nit, auch kein Weib nit. Soll ich mir den Bart ſelber ausraufen? Den Kramer-Veit, den grabt Er ein, und balbiren will Er nit! — Soll ich Dein Narr ſein, Pfarrer?!“

Der Pfarrer von Fiſchbach war ein friedfertiger Menſch. Was blieb ihm übrig, als eines Amtes zu walten, das nicht ſein war, und dem halbtollem Geſellen das Geſicht zu raſiren. Er that's halb mit Aerger und halb mit Laune. Als er fertig war, wollte der Hieſel ſeinen Groſchen entrichten.

„Das nicht,“ ſagte der Pfarrer, „Ich mache zwiſchen Pfarrkind und Pfarrkind keinen Unterſchied. Vom Kreuzegger habe ich auch nichts genommen, aber er hat mich raſirt. Jetzt, mich kannſt Du nicht mehr, hingegen habe ich im Stall einen ſchwarzen Ziegenbock ſtehen, den möchte ich für die Oſtern ein wenig herausputzen laſſen, und daher biſt Du ſo gut, Hieſel, mir als Gegendienſt den Ziegenbock zu ſcheren.“

Mit einer ſtumpfen Schere wurde der Stauden-Hieſel in den Ziegenſtall geſchickt, aber der Empfang, der ihm dort zu Theil ward, ließ an Aufrichtigkeit nichts zu wünſchen übrig. Der Ziegenbock rannte den Hieſel ſofort über den Haufen. —

Bei dem Auferſtehungsumgang am ſelbigen Abende ging der Hieſel ganz rückwärts im Zuge. Anſtatt des ſtruppigen Bartes hatte er um die Backen ein Tuch gewunden.

Am nächſten Tage während des Oſtermahls ſagte der Hieſel: „Wird ſich halt doch nicht ſchicken für einen geiſtlichen Herrn, wenn er Leut' balbiren thät. Ich glaub's eh, daß es ſich nicht ſchickt. Hat doch die geiſtliche Weih', ſo ein Herr, nachher iſt's ſchon möglich, daß ſich das Balbiren für ſo Einen nicht thät ſchicken. Weil er, wenn man's nimmt, doch ein geiſtlicher Herr iſt. Wenn er Balbirer thät ſein, nachher wär's was Anders, nachher thät ſich das Balbiren für ihn ſchon eher ſchicken. — Aber den Gaisbock ſoll der Teufel holen!“

Seit jenem Oſterſamſtag läßt ſich der Stauden-Hieſel gar nicht mehr raſiren. Auf dieſe Weiſe, meint er, komme man mit der hochwürdigen Geiſtlichkeit am beſten aus.

Der Ameisler.

Ein Bildchen aus dem Walde.

Wer in den Wald geht, der kommt ſelten leer zurück. Zerrt er ſchon keinen Baumſtamm hinter ſich her, ſo hat er doch ein friſches Stöcklein in der Hand; ſchleppt er ſchon keine Reiſigfuhr, ſo trägt er doch ein grünes Zweiglein am Hute; hat er ſchon keinen Korb mit Wildobſt bei ſich, ſo doch ein Sträußlein duftiger Beeren; und trägt er ſchon kein erlegtes Wildpret, ſo krabbeln doch an ſeinem Leib Käfer und Ameiſen auf und nieder.

Freilich nimmt der Menſch — der famoſe Erfinder des Wörtleins „Gerechtigkeit“ — Alles mit Gewalt und ohne etwas dafür zu geben. Ich wüßte auch nicht, was der Wald von ihm brauchen könnte, als etwa Ruhe, die der Menſch eben nicht giebt. Die Holzſchläger, die Reiſigſchneidler, die Streukrauer, die Pechſchaber, all dieſe und andere ſeiner „Freunde“ ſind ihm gefährlicher, als ſein Todfeind, der Borkenkäfer.

Doch der Waldparaſiten giebt es auch noch andere, die ihn indirect ſchädigen, da ſie ihm ſeine Beſchützer verderben. Einſt war der Bär und der Wolf des Waldes Beſchützer, heute ſind es weit unſcheinbarere und harmloſere Weſen, die im Kleinen unermüdlich und allüberall arbeiten, um den Wald von den ſchädlichen Inſecten zu befreien. Freilich hat der

Wald nur ganz zufällig davon den Vortheil, denn ſie thun es aus Eigennutz, ſowie auch ſie ſelbſt wieder dem Eigennutze Anderer, Stärkerer zum Opfer fallen.

Da kannſt Du im Walde einen ſonderbaren Mann begegnen. Seinem zerfahrenen Gewande nach könnte es ein Bettelmann ſein, er trägt auch einen großen Sack auf dem Rücken; aber über dieſem Bündel und an all ſeinen Gliedern, von der beflickten Beſchuhung bis zum verwitterten Hut, laufen in aller Haſt zahlloſe Ameiſen auf und nieder, hin und her, in Schreck und Angſt und wiſſen ſich keinen Rath in der fremden, wandelnden Gegend, in die ſie gerathen.

Der Mann iſt ein Ameisler. Er geht aus, um die Puppen der Ameiſen, die Ameiſeneier, zu ſammeln, die er in Markt und Stadt als Futter für gefangene Vögel verkauft. Er ſammelt auch die Harzkörner aus den Ameiſenhaufen, um ſolche als den in der Bauernſchaft beliebten Waldrauch, der in den Häuſern beſonders bei Krankheiten als Räucherungsmittel dient, oder gar als Weihrauch zu den bekannten kirchlichen Zwecken zu verwerthen.

Da geht der Ameisler in den Nadelwald auf die Suche. Vor dem Wildſchützen erſchrickt er nicht, aber dem Förſter weicht er aus. Endlich findet er einen Ameiſenhaufen, er iſt zumeiſt an einen halbvermoderten Baumſtock hingebaut und in Form eines bisweilen meterhohen Kegels aufgeſchichtet aus dürren Zweiglein und Splitterchen, aus den abgefallenen braunen Nadeln der Bäume. Er iſt über und über lebendig und die unzähligen ſchwarzen oder braunen Thierlein rieſeln beſtändig durcheinander hin und wieder, zu den tauſend kleinen Stollen und Schachten aus und ein, jedes eine Laſt auf ſich oder eine ſolche ſuchend; Andere wieder Ordnung haltend, daß überall die gemächliche Emſigkeit herrſche und nirgends geſtört werde. Die Einen tragen ihre Puppen in's Freie, daß ſie von der Sonne erwärmt werden; die Anderen fangen Blattläuſe ein oder Goldkäfer, die ſie als ihre Melkkühe zu verwerthen wiſſen. Die Puppen jedoch nähren ſie mit eigenem Safte. Der Verrichtungen ſind tauſenderlei. Manche Haufen haben auch ihre eigenen Wegmacher, welche auf den begangenſten Straßen die dürren Baumnadeln und Holzſtückchen klein beißen. Trotzdem ſind die Wege und Stege juſt nicht die glatteſten und bequemſten; eines der Thiere ſteigt über das andere und wird dann ſelber wieder niedergetreten, aber das macht nichts. Vom Haufen hinweg über Baumwurzeln oder unter Heidekraut laufen ſie zu Tauſenden und kehren mit Baumateriale, mit Harzkörnern, mit erbeuteten Käfern und Würmlein mühevoll aber guten Muthes zurück. Die innere Ordnung und den muſtergiltigen Haushalt der Ameiſen können wir zufällig Vorübergehende kaum ahnen. Aber wie ein kunſtvolles Uhrwerk geht das fort den ganzen Tag und nur wenn der Abend naht oder bei Regen oder Gewitterſchwüle ziehen ſie ſich in ihre Stadt zurück, zum häuslichen Herde, wo ſie ſorgfältig die Puppen bergen. Blos Einzelne ſteigen langſam an der Oberfläche um, wie Wächter auf den Wällen.

Ueber dieſe Gemeinde kommt plötzlich das Unglück.

Kaum der Mann in die Nähe kommt — ſie riechen ihn, bevor ſie ihn ſehen — gerathen die Ameiſen in eine größere Haſt, ſie laufen wirr durcheinander, überſtürzen ſich, purzeln eine über die andere hin, ergreifen Nadeln, Körner, um ſie wieder fallen zu laſſen. Anſtatt ſich in die Löcher zu verkriechen, eilt Alles aus denſelben hervor, ſo daß die Oberfläche des Haufens ganz ſchwarz wird und ein wildes Drängen und Wogen entſteht, wobei die wenigen Beſonnenen die große Maſſe nicht mehr zu beruhigen vermögen.

Der Ameisler reibt ſeine Hände noch mit Terpentin oder einem anderen Oel ein, damit ſie gegen die Ameiſenſäure geſtählt ſind; dann erfaßt er ſeine Schaufel und reißt den ſeit Jahren mit unſäglichem Fleiße kunſtvoll aufgeführten Bau auseinander. Die Thierchen ſpritzen noch wehrhaft ihre ſcharfen Säfte gegen den Feind; aber nun, in dem Greuel und Schreck der Zerſtörung, wo Dieſe unter den Trümmern begraben ſind, Andere dem grellen Tage bloßgelegt, Andere verſtümmelt, erdrückt — denken ſie an nichts mehr, als an ihre Kinder, die Puppen! Jede ſtürzt ſich auf eine Puppe, um ſie zu retten, zu verbergen; in den Trümmern der Stadt, das wiſſen ſie, ſind ſie nicht ſicher, alſo fort, hinaus in's Freie, in den Wald. Aber der Ameisler ſputet ſich, denn auch er will die Puppen, und bevor dieſe verſchleppt ſind, thut er ſeinen Leinwandſack auf und ſtopft und kraut und ſcharrt den ganzen Ameiſenhaufen mit Allem, was d'rum und d'ran iſt, in den Sack. Der Haufen war gut bevölkert geweſen, wohl an fünfundzwanzigtauſend Puppen mag er in ſich geborgen haben — ein hoffnungsvolles Geſchlecht, und jetzt im Sacke des Räubers!

Dieſer bindet ihn zu, wirft ihn auf die Achſel und indem er über und über voll von Ameiſen iſt, eilt er mit der Brut weiter durch Wald und Schlucht, um neuen Fang zu thun. Und findet er wieder einen Haufen, ſo macht er's wie mit dem erſten und die Ameiſen, große und kleine, ſchwarze und braune, ſammt ihren Puppen, ſammt dem Nadelgefilze ihres Baues, ſammt ihren Harzkörnern und Vorrathskammern kommen zuſammen in den Sack, bis er voll iſt.

Wir beſchreiben den Jammer der Gefangenſchaft nicht. Wir können vergleichsweiſe nur ſagen: Wie wäre den Menſchen zu Muthe, wenn ſie mitſammt ihrer Stadt und Allem, was drin iſt, in einen großen Sack geſteckt würden! Die Ameiſen ſind weit unſeliger dran, ſie bleiben lebendig! Allvergebens iſt ihr Kämpfen um die Freiheit, in der Verzweiflung Wuth faſſen ſie ſich gegenſeitig an, wie es bei großem Unglück ja auch die Menſchen machen und ſich einander die Schuld geben. Die kleine rothe Ameiſe iſt die wildeſte, ſobald ſie einſieht, all ihr, Mühen um die Freiheit wäre umſonſt, fällt ſie die Genoſſinnen an und erwürgt ſie mit ihren Zangen. Eine gräßliche Meuterei entwickelt ſich zwiſchen den verſchiedenen Gattungen von Ameiſen; in ihrer Raſerei morden ſie ſich hin ohne Plan und Zweck, ein Beweis, daß auch das Thier in ſeinem Wahnſinne ſo thieriſch werden kann als der Menſch.

Der Ameisler ſucht nun einen geſchützten, ſonnigen Anger. Dort breitet er auf dem Raſen ein großes, weißes Tuch aus; am Saume des Tuches ringsum legt er grünes Laubwerk, über das er dann den Rand des Tuches zurückſchlägt. Nun öffnet er den Sack und ſchüttet den ganzen Inhalt desſelben mitten auf das Tuch. Einſtweilen hat hernach der Ameisler nichts zu thun, er kann ſich in den Schatten des nahen Waldſaumes hinlegen, Brot und Speck aus dem Schnappſack holen, auch Moſchbeerbranntwein, wenn er welchen mit hat, mag ſich hernach eine Pfeife anzünden und guten Muthes ſein; die Ameiſen ſind von ihrer ärgſten Qual erlöſt. Dieſe nehmen ihre Freiheit wahr, aber auch die Gefahr, die ſie noch immer bedroht, ſie eilen, laufen, rennen, um ſich zu orientiren; ſie kommen an den Rand, wo das grüne Blattwerk iſt, das heimelt ſie an, doch nicht an ihre eigene Rettung denken ſie, raſch kehren ſie zurück, jede zu einer Puppe, um ſie aus dem Trümmerwerk in's Grüne zu tragen. Da ſucht nicht erſt Jede lang nach dem eigenen Kinde, Jede nimmt das nächſte; die große Ameiſe die Puppe der kleinen, während die kleine ſchwer an jener der großen ſchleppt. Da iſt alle Feindſeligkeit vergeſſen und die Mörderin ſucht das Ei der Gemordeten zu retten.

Der Ameisler ſchaut aus ſeinem Schatten dem Treiben und „Auslaufen" der Ameiſen zu. Sichtlich wachſen die Häuflein der Puppen, die ſie unermüdlich aus dem Wuſte ſchleppen und am Rande abladen, wo das hingelegte Blätterwerk iſt, ſo daß die Thiere glauben, dort ſchon fängt das freie Land an, während ſie die Eier doch noch auf dem Gebiete des Feindes ablegen. Sie haben mit ihrem Rettungsverſuch nur wieder für den Ameisler eine mühſame Arbeit verrichtet, haben ihm die Puppen vom Wuſt geſondert und in Häuflein geſammelt. Jetzt ſteht der Ameisler auf, nimmt ſein blechernes Becherlein und füllt es immer wieder mit den aufgehäuften, gelblichweißen Puppen, um ſie in den dazu bereiteten Behälter zu thun.

Viele Ameisler, die das Geſchäft im Großen betreiben, pflegen die Säcke an ſicheren Orten aufzubewahren, bis ſie eine größere Anzahl beiſammen haben, ſchütten ſie dann mitſammen auf das Tuch und gewinnen beim „Auslaufen" an einem Tage oft an dreißig Maß Puppen.

Finden endlich die Ameiſen im Wirrſal des zerſtörten Haufens keine Puppe mehr, ſo laufen ſie davon; laufen über das Tuch hinaus auf den Raſen und fort. Von all ihrer Arbeit und Habe beſitzen ſie jetzt nichts mehr. Arm bis auf's Blut, thun ſie ſich zuſammen und gründen wieder kleine Familien und dieſe thun ſich zuſammen zu einer Gemeinde, zu einem kleinen Staat und beginnen allſogleich den Bau eines neuen Haufens. Gottlob, wenn der Winter noch fern iſt, ſo können ſie noch einmal fertig werden. Und Gottlob, wenn er nahe iſt, dann haben ſie Feierabend und vergeſſen im Winterſchlafe der Drangſal, die ſie heimgeſucht hatte, bis nach leid- und freudloſer Ruhe in der Maienſonne ihr Leben wieder erwacht.

Hat der Ameisler die Eier untergebracht, ſo macht er ſich an den todten Wuſt, der auf dem Tuche zurückgeblieben iſt; aus dieſem weiß er die wohlriechenden Harzkörner zu ziehen und kehrt ſonach mit doppelter Beute in ſein Dorf zurück, um im nächſten Jahre die Gegend wieder abzugehen, was etwa die Ameiſen neuerdings beiſammen hätten.

Ich habe ſolchem Treiben, beſonders dem „Auslaufen“ oft zugeſchaut, weil die Meinung geht, daß der erquickende Wohlduft, der ſich beim Ausſchütten der Säcke verbreitet, kräftigend für die Bruſt wirken ſoll. Zwar hat mir die Brutalität nicht immer wohlgethan, mit welcher der Menſch die fleißigen Thierlein beraubt; doch, Du lieber Gott! wohin käme man mit ſolcher Sentimentalität auf dieſer Welt, wo es der Menſch mit dem Menſchen nicht beſſer treibt, wenn er die Macht hat. Hingegen wohl hat's mir gethan, das Hinauseilen der befreiten Weſen in die ſonnige Welt zu betrachten und ihren Muth, mit dem ſie neuerdings arbeitsfroh an's Werk gehen, nimmer verzagend, ſo lange der himmliſche Tag iſt über den Wäldern.

Wohl iſt in vielen Gegenden unſeres Landes das Ameiſeln verboten. Man hat den Nutzen, den dieſe Thierchen für die Waldcultur haben, ſchätzen gelernt. Wenn der Forſtmann ſonſt beſorgt geweſen war um ſeine Bäume, da die Ameiſen den Stamm auf- und niederrieſelten, ſo freut er ſich jetzt darüber, denn er weiß, daß die Ameiſen nach den Larven anderer Inſecten Jagd machen, die dem Baume gefährlicher ſind, als ſie. Die Ameiſen ſind Fleiſchfreſſer, während dem Walde nur die pflanzenfreſſenden Thiere gefährlich werden, und umſo gefährlicher, je kleiner ſie ſind, je weniger ſie von den Menſchen verfolgt und ausgerottet werden können.

Doch, was nützt das Verbot! Wie die Gemſen und Hirſchen ihre Wilderer haben, ſo haben ſie auch die Ameiſen. Es ſind Jahre, da man ſtundenlang in unſeren Fichtenwäldern wandern kann, ohne einen Ameiſenhaufen zu finden, umſo mehr Raupenneſter anderer Inſecten, Mücken und Käfer aller Art.

Der Ameisler betreibt nebſt dem Sammeln von Ameiſeneiern und Waldrauch gewöhnlich auch andere Dinge, er ſammelt Wurzeln und Kräuter, die er in den Apotheken abſetzt; verſteht ſich auf das Bereiten von Branntwein aus Wachholderbeeren oder anderen Waldfrüchten, den er gut verwerthet; graſt von allen Schlägen und Waldblößen die Erdbeeren, die er an lecker-lüſterne Sommerfriſchler verkauft; geht bisweilen ſogar im „Pechern“ um und weiß überall zu ernten, ohne geſäet zu haben, ja ohne Grund und Boden zu beſitzen. —

Waldbeſitzer haben mitunter der lieben Ordnung wegen all ihre Waldfrüchte ſchon im Vorhinein an zumeiſt fremde ſtädtiſche Unternehmer verpachtet, ſie haben mit gewiſſem Vorbehalt des Waldes Heilkräuter verpachtet und die Ameiſen, das Harz und die Pilze, die Erd-, Heidel-, Him- und Brombeeren. Die Pächter haben ihre Polizei aufgeſtellt und das arme Weib mit ihren Kindern darf in ſolchen Gegenden nicht mehr in den Wald gehen, um Beeren und Schwämme zu ſammeln.

Wir meinen, man müſſe dem Pecher und dem Ameisler ſtrenge auf die Finger ſehen, aber im Walde das Eigenthumsrecht allzuſcharf auszunützen, das gefällt uns nicht. Einen ganz kleinen Vorbehalt hat ſich Gott doch gemacht, als er dieſe Güter vertheilte: Daß ich im Waldſchatten den Kindern und Armen ein Tiſchlein decke, das bleibt mein eigener Wille.

Ein Meßopfer in der Hütte des Waldpeter.

Man ſoll kleine Kinder nicht allein laſſen, auch nicht, wenn man in die Kirche gehen will, um zu beten. Dieſen Ausſpruch hat der Waldpeter hundertmal gethan.

Der Waldpeter iſt ein Oheim von mir geweſen und oft in unſer Haus gekommen. Seine Hütte ſtand noch tiefer im Wald als die unſere. Und wenn er in die Kirche gehen wollte, um den lieben Gott zu erinnern, daß er und ſein Weib und ſeine Kinder doch auch auf der Welt wären, ſo mußte er auf dem Hin- und Rückwege an die ſieben Stunden wandern. Thät' ihm aber nichts machen. „Je weiter in die Kirchen, deſto näher in den Himmel,“ ſagt das Sprichwort, und er wanderte und betete. Seine Schuhſohlen wurden zerſchliſſener, je mehr er wanderte, und ſein ſorgenſchweres Herz wurde leichter, je mehr er betete.

Da kam eine Zeit, in welcher der arme Peter ganz beſonders das Bedürfniß hatte, vor dem Hochaltare ſeiner Pfarrkirche zu knien.

Das Weib, die Waldpeterin, war ihm ſchwer erkrankt.

„Kann nichts dafür,“ ſagte der Peter zu ſich ſelbſt, „Gott muß mir ſie geſund machen; das muß ich erbitten, und ſollt' ich ihm müſſen auf den Knien nachrutſchen bis zum jüngſten

Tag. Sie iſt mein Weib und von meinen Kindern die Mutter.“

Am erſten Adventſonntag nimmt er bald nach Mitternacht ſein fünfjähriges Söhnlein aus dem Bette und führt es hinaus zur Pfarrkirche. „Zuerſt bete für die Mutter,“ unterwies der Peter den Knaben, „nachher bete für Dich ſelber —.“

Der Kerzenlichterglanz bei der Rorate (Frühmeſſe) hatte dem Kleinen wunderſam gefallen; er lugte nach allen Enden, betete nach ſeiner Art auch ein bischen für die kranke Mutter; aber ſeine eigene junge Seele vergaß er nachgerade ganz und gar.

Eine trübe, ſchnee- und nebelſchwere Woche verging; die Waldpeterin lag wie vor und eh ſchwer danieder. Und als hierauf der Feſttag der Empfängniß Mariens kam, da machte ſich der Waldpeter noch einmal auf, mitten in der Nacht, aber diesmal allein, um draußen bei der Rorate ſeines Weibes Geſundheit zu erbitten.

Er hatte daheim noch früher in den Ofen geheizt und eine friſche brennende Unſchlittkerze neben das Crucifix und mehrere Gebetbücher auf den Tiſch geſtellt, damit ſein Weib Wärme und Licht habe. Dann hatte er geſagt: „Jetzt, Aga, geh ich beten für Dich; bis der Tag aufgeht, mag ich ſchon wieder daheim ſein.“ Das Weib hatte nur ein klein wenig mit dem Kopfe geneigt, zum Zeichen, daß es höre und verſtehe; es konnte ſich kaum regen, kaum einen Laut hervorbringen. Dann waren ihr wieder die Augen zugeſunken und der Peter hatte noch geſagt: „Steh ihr bei, Du lieber, heiliger Schutzengel, und thu' ſie behüten, ich will Dir zu Ehr' ſchon auch ein Vaterunſer beten!“ — Und dann war er davongegangen.

Gar eintönig tickt die Uhr; ſtill und unbeweglich ſteht die röthliche Lanze der Kerzenflamme, als bewache ſie eine Todtenbahre. Und als ob die ewige Ewigkeit wäre eingekehrt, ſo unfaßlich, unendlich iſt der Kranken zu Muthe. Der liebe, rothbackige Säugling ſchläft ſüß an ihrer Seite; dieſes Bewußtſein lindert ihre Bangniß. Und im Schiebbettlein ſchlummern der Knabe und das Mädchen. Die Mutter horcht nach den Athemzügen ihrer Kinder und hört ſie kaum.

Die Kranke kann nicht ſchlafen und nicht wachen; eine ſchwere Lähmung hält ſie gefangen ſchon ſeit manchem Tage; kaum daß ſich das nimmer ruhende Mutterherz zuweilen emporringt aus der Erſchlaffung.

Wie träge ſchreitet die Uhr; ach, die Zeit wankt in Winternächten ſchlaftrunken dahin; in einer einzigen Stunde träumt die wachende Kranke im Waldhauſe ihre ganze Lebenszeit durch, von heiteren Kindestagen an bis heran zum unſeligen Herbſtmorgen, da ſie an ihres Mannes Seite ein Schlaganfall hat daniedergeſtreckt.

Um drei Uhr herum iſt plötzlich ein dumpfes, erſchütterndes Dröhnen vor dem Hauſe; eine Schneelaſt iſt vom Dache nieder auf den Boden gefahren. Das Kerzenlicht hat ein klein wenig dabei geflattert, um dann wieder — ſchier ein verſteinertes Länzchen — in tiefſter Stille weiter zu glühen.

Um fünf Uhr hebt ſich aus den blauen Polſterwellen des Schiebbettleins ein Krauskopf empor. Das Mädchen iſt's, das eine Weile herumſchaut in der beleuchteten Stube, einen langen Hals macht zu der Eltern Bett herauf und nur die kranke Mutter erblickt. Der Vater iſt nicht da; das Mädchen horcht, hört ihn nirgends ſchnarchen, da hebt es ſich an zu fürchten und weckt mit leiſen Ellbogenſtößen das Brüderlein auf.

Der Knabe reibt ſich eine Weile die Augen, iſt ſelbſt überraſcht, daß der Vater fehlt, tröſtet aber: „Du Kunderl, draußen im Stall iſt er, füttert die Gais und das kleinwinzig Zickerl.“ Da lächelt das Mädchen.

Nicht lange hernach krochen ſie aus dem Bettchen hervor; der Knabe that ſich mit gewichtiger Miene ſein Sonntagshemdchen um und half auch dem Schweſterchen beim Anziehen.

„Weißt Du,“ ſagte er, „heut' iſt der Frauentag und jetzt gehen wir in die Kirche, wo die Rorate iſt und beten für die Mutter.“

„Ja,“ ſagte das Mädchen, „jetzt beten wir für die Mutter.“

Die Kranke hörte die Worte. „Bleibt liegen, Kinder, und ſchlafet in Ruh',“ wollte ſie ſagen, aber ſie hatte die Stimme nicht.

„Jetzt, Kunderl,“ flüſterte der Knabe, „komm nur, jetzt, wirſt ſehen, baue ich die Kirche und werde Dir zeigen, wie es bei der Rorate geweſen iſt.“

„Ja!“ hauchte das Mädchen erwartungsvoll.

„Du, da ſind Dir aber viele Lichter geweſen, und auf dem Altar oben ſind goldene Engel geſtanden. Wart' nur, jetzt —“

Der Knabe kroch auf den Tiſch und hub an, aus den Gebet- und Leſebüchern, wie ſie zum Troſte der Kranken und des Waldpeters herumlagen, und von den Bildern und Papierflittern des Hausaltars auf dem Tiſche einen Bau aufzuführen. Das Mädchen war auch behilflich und zerrte zuletzt ſein blaues Strohkißchen herbei, um den Bau einzudecken. Als dieſes geſchehen war, that der Knabe das Crucifix in dieſe ſeltſame Niſche und ſagte: „So, jetzt, das iſt die Kirche. Und jetzt thu' ich das Licht hinein und nachher hebt die Rorate an.“

„Ja!“ liſpelte Kunderl und bewegte die kleinen Arme ungeduldig auf und nieder.

Ein plötzliches Aufſtöhnen war im Bette der Kranken. Das arme Weib ſah die fürchterliche Gefahr, die hier nahte; aber es konnte nicht warnen und retten, und der Knabe ſtellte das Kerzenlicht in den kleinen Bau aus Papier und Stroh.

„So, jetzt hebt ſie an!“ flüſterte er dann und kroch nieder auf die Bank zur Seite des Mädchens, und Beide hockten nun ſtill da und falteten die Händchen. Sie beteten für die kranke Mutter.

Die Kerze brannte ruhig und mild und beleuchtete die Bücherdeckelwände und des Gekreuzigten Bildniß.

Das Weib lag im Schweiße der Todesangſt; ſie ächzte, ſie ſtrengte ſich gewaltig an zum Rufe: „Löſcht die Kerze aus!“ — Sie ſpannte krampfhaft ihre Sehnen, um aus dem Bette zu ſpringen. Gar vergebens. Nur daß die Kinder eifriger beteten, da lieb’ Mutter gar ſo ſchwer ſeufzte.

Und das Lichtlein brannte ruhig und mild. Das Weib flehte und klagte im Herzen. — Jetzt kniet der Peter in der Kirche und bittet um Geſundheit, und daheim verbrennt ſein Haus mit Weib und Kind! O Gott, barmherziger Gott, will denn kein Retter und Erlöſer kommen?!

Der Knabe blickt leuchtenden Auges auf ſein von ihm gebautes Kirchlein; das Mädchen hebt die gefalteten Hände, daß die kleinen Fingerſpitzen das liebe, roſige Mündchen berühren, und betet wie ein Engel.

Sie merken es nicht, wie das Kiſſen über der Kerze ein röthlich-braunes Scheibchen bekommt, das zuſehends wächſt und wächſt, merken das Prickeln und Kniſtern nicht — — da ziſcht plötzlich die helle Lohe auf und die Kinder kollern vor Schreck alle beide unter den Tiſch.

Das kranke Weib, wie vom Blitze aus dem Lager geworfen, ſteht neben dem Bette, hat den Säugling im Arm; aber ſchon ſinkt es ohnmächtig zu Boden.

Bald iſt der Tiſch ein Feuerherd und die Flammen lecken hin gegen die Holzwand und auf gegen die rußige Decke und der Rauch wogt durch das Haus.

In demſelben Augenblick kracht die Thür, ſtürzt ein Mann in die Stube, rafft die ſchwere Wollendecke vom Krankenbette, ſchleudert ſie über den brennenden Tiſch — da iſt es in der Stube plötzlich pechfinſter. Ein grün-weißer Streifen fährt über die Wand, ein Streichhölzchen brennt und mitten im Rauche ſteht der Peter. Er war nicht bei der Rorate geweſen. Gott war ihm entgegengekommen.

Ein Eisſturz hatte die Brücke über den giſchtenden Oedbach zertrümmert, ſo konnte der Waldpeter nicht weiter auf ſeinem Kirchwege und mußte wieder umkehren. Er hatte das Unheil abgewendet. Bebend hob er ſein Weib vom Boden auf und hörte nun nach vielen Tagen wieder das erſte Wort — ſeinen Namen — von ihrem Munde. Wohl fiel ſie zunächſt wieder in eine tiefe Ohnmacht, die ſtundenlang währte; aber — die Geheimniſſe der Natur ſind unfaßbar — der Schreck war wie ein belebender Funke durch ihre Nerven gefahren, und als das Feſt der Weihnacht kam, da konnte ſie ſchon ſitzen an dem neu gezimmerten Tiſch und mit Mann und Kind ſtill und froh das einfache Feſtmahl genießen.

Das Wunderbild.

Wir ſind auf dem beſten Wege, uns eine Legion Feinde zu machen, denn wir werden hier etwas erzählen, was vielleicht Mancher gerne mit dem Mantel chriſtlicher Liebe verdeckt wiſſen möchte. Aber uns iſt die chriſtliche Liebe ein zu gutes Tuch, als daß wir daraus lauter Deckmäntel nähen wollten.

Wir wollen Alles beim rechten Namen nennen, nur die rechten Namen ſelber nicht.

An der Rudolfsbahn im Murthale, unweit des ſchmucken Städtchens, das den ſchlanken, ſpitzen Kirchthurm hat — unweit davon in einem Seitenthale ein Wirth auf dem Berge. Iſt das genug.

Iſt berühmt worden der Bergwirth in neuerer Zeit. Es wurden Sammlungen eingeleitet, um hinter dem Bergwirthshauſe im Waldſchachen eine Kirche zu erbauen. Aber ich bitt' Euch, ein Opferſtock im Wirthshaus? Da wirft man ſein Kleingeld doch lieber in die Fäſſer hinein, das giebt größeren Spaß.

Wenn ſie aber mit dem Klingelbeutel umhergehen und zu mir kommen, ſo gebe ich auch meinen Pfennig, denn ich bin ein Freund von Bergkirchen, wenn ein gutes Wirthshaus dabei ſteht.

Hinter dem Bergwirthshauſe im Waldſchachen ſteht ſeit alten Zeiten eine kleine Capelle, aus Brettern zuſammengenagelt. Auf den Brettern wachſen Flechten und die Capelle lehnt ſich mühſelig an einen alten Fichtenbaum, wie eine graulockige Greiſin, die beim Heidelbeerſammeln im Walde ein wenig ſchlummert. Auf dieſen Fichtenbaum möchte ich mich aber nicht verlaſſen, wenn ich Capelle wäre; er iſt erſtens an ſeinem Fuße ſchon arg bebohrt, weil dort die Baumſpechte ihren Tummelplatz haben; und in ſeinem Schatten, den er Nachmittags hinter der Capelle wie ein dunkles Geheimniß hinlegt, hat ſich manches vertrauliche Luſtſpiel abgewickelt, das drinnen bei ſüßem und feurigem Weine ſeinen Urſprung genommen.

Bisweilen war ein Wallfahrer männlichen, bisweilen einer weiblichen, und zum öfteſten einer ſächlichen Geſchlechtes — das alte Weiblein — zur Capelle hinangeſtiegen. Viel Andacht und wenig Geld, was half das dem Wirthshaus? Ich weiß nicht genau, welcher Heilige in der Capelle ſaß, aber ich weiß, daß ſeit Menſchengedenken kein Mirakel oder dergleichen dahier geſchah und der Ort nach und nach in Vergeſſenheit zu gerathen drohte. Der Bergwirth hatte alljährlich viel „ſelbſterzeugten" Weineſſig zu verkaufen; er war übrigens ein geſchickter Mechaniker und nicht auf die gnadenloſe Capelle angewieſen; ſo ſprach er mehrmals davon, das Wirthshaus zu verkaufen. Da geſchah plötzlich ein Wunder.

Eines Tages war nämlich vom alten Schachenkreuz das alte Bild verſchwunden — genau ſo, wie ein richtiger Miniſter geht, wenn er ſieht, daß er das Vertrauen nicht mehr beſitzt. An ſeiner Stelle ſtand eine faſt vier Fuß hohe Statue, welche man als ein Marienbildniß erkennen wollte und welch letzteres ſo ſchön war, daß man im ganzen Murgebiete bisher kein ſchöneres geſehen hatte. Bekleidet war es mit weißer

Seide, goldenen Sternen und einer funkelnden Krone; das Antlitz war zart, jung und weiß, hatte hellblaue Augen und die Locken waren wie weicher Flachs.

Man wußte nicht, wie dieſes Bildniß, das einen wahren Glanz verbreitete auf die morſchen Bretter hin, in die arme kleine Capelle gekommen war. Es war eben erſchienen. Ein Volksweiſer vermuthete, die Engel hätten es vielleicht gebracht und ſchlug vor, man möge zu Loretto in Italien anfragen, ob nicht etwa dort die Lorettomutter abhanden gekommen. Es ſollte ſich Einer nur von dem unerhörten Wunder überzeugen, das nun tagtäglich in der Capelle geſchah! Wir erzählen die Sache mit Befangenheit, denn die Welt iſt ſo ſehr geneigt zum Spotte.

In der Regel hatte das Gnadenbild die Augen geſchloſſen, als ſchlummere es, wie's im Liede heißt, einen himmliſchen Traum. Sobald aber einer der Andächtigen auf die hölzerne Altarſtufe kniete, da that das Bild die großen blauen Augen auf, und mit einem Blick voll Ernſt und Liebe, daß alle Grauen und Entzücken über den Andächtigen kamen, ſchaute es zu ihm nieder. Bis ſich der Beter bebend wieder erhob, ſanken der Frau langſam die Augenlider zu. Anfangs hat man geſchrien, das wär nicht möglich, denn auch der Bauersmann hat ſich bereits die Unart angewöhnt, manchmal am unrechten Orte auszurufen: Es iſt nicht möglich! Daß bei Gott Alles möglich iſt, das zu vergeſſen iſt möglich?!

Wir ſelbſt haben profanen Sinnes ſeinerzeit das Schachenkreuz beſucht. Als wir den Fußfall machten, ſchlug ſie die Augen auf. Wir ſind ein ziemlich ſtattlicher Mann. Nach uns kam ein etwa vierjähriger Bauernknabe barfuß gelaufen und kniete halb in Vorwitz auf die Stufe hin. Und ſiehe, vor dieſem Kleinen öffneten ſich die Lider des Frauenbildes nur halb und ſanken ſchläfrig bald wieder zu, als der Knabe davonlief. Wir waren nicht niedrig genug, dem Bildniſſe in ſeiner Augenmimik irdiſche Motive zuzuſchreiben, und ſo konnten wir uns das Räthſel nicht erklären. Iſt doch die kindliche Unſchuld bei den Himmliſchen ſonſt angeſehener . . .

So ging es nun und das Bild warf manchem Andächtigen einen verheißenden Blick zu.

An ſchönen Sommertagen war der Waldſchachen und das Bergwirthshaus ſtets belagert von Wallfahrern. Und jetzt war das Bergwirthshaus nimmer feil und jetzt hatte der Bergwirth keinen Weineſſig mehr zu verkaufen. Jetzt ſollte anſtatt der morſchen Capelle eine Kirche erbaut werden und der Ruf war auch in die Stadt gedrungen, wo die wildeſten Freigeiſter und die zahmſten Betſchweſtern leben.

Die Baronin Grünthal — ſagen wir getroſt ſo, denn ſie hatte in einem grünen Thale des Unterlandes ihr Schloß — war nun zwar weder Freigeiſt noch Betſchweſter, ſondern eine von Kümmerniß gedrückte Frau. Leute, denen die Welt in ihrem Leide nicht helfen kann oder mag, ſuchen ihr Heil gerne bei dem Ueberirdiſchen und Wunderbaren. So kam die Baronin mit ihrem zehnjährigen Töchterlein in's Bergland gefahren und gen den Bergwirth zum Schachenkreuz. Sie hatte, in roſafarbiges Seidenpapier gewickelt, ein goldenes Herzlein bei ſich, das wollte ſie der Gnadenreichen opfern und ſo ihr verſtehen zu geben, was ſie drückt. Sie war Witwe.

Sie kam glücklich an und blickte mit heiligem Schauer auf die Schlummernde in der Capelle. Dann kniete ſie demüthig auf die Altarſtufe hin — und das Bild ſchlug freundlich die Augen auf.

In demſelben Augenblicke rief das Töchterlein: „Mama, meine Puppe! Das iſt meine Puppe!“

Es fällt uns ſchwer, die Leſer enttäuſchen zu müſſen, und ſo frühzeitig, bevor noch die Kirche erbaut und der Bergwirth eigentlich ein reicher Mann geworden. Aber Kinder und Narren ſagen die Wahrheit und beredt war der kleine Sprung am Halſe, der von dem Falle herrührte, den die Puppe einſt von dem Arme des Mädchens auf das Steinpflaſter gethan.

Die Puppe hatte die kleine Baroneſſe zu ihrem fünften Geburtstage bekommen; ſie war glatt wie Wachs, hatte Flachshaar und blaue Augen von Glas, die ſich vermittelſt eines inneren Mechanismus von ſelbſt ſchloſſen, wenn man das Püppchen niederlegte und die ſich in ihrer ſchönen Größe wieder aufthaten, wenn man es emporrichtete. Allmählich wurde die Baroneſſe, wie das ſchon zu geſchehen pflegt, des niedlichen Spieles überdrüſſig und ſchenkte die Puppe den Kindern einer armen Häuslerin.

Zu dieſer Häuslerin verfügte ſich jetzt die Baronin Grünthal, als ſie von ihrer Wallfahrt zurückgekehrt war, und fragte, ob jene alte Puppe noch vorhanden ſei?

„Ach, gnädigſte Frau Baronin!“ rief das Weib, „da muß ich wohl hunderttauſendmal um Verzeihung bitten, muß ich. Die Rangen haben ihr eine Hand gebrochen und hab' ſie zum Krippentiſchler hinabgegeben, die Docken, daß er mir ſie heilen thut, denk' ich, der Tiſchler. Iſt d'rauf g'rad etliche Wochen hergangen, bis ich geh' nachfragen, wie es denn mit der kleinen Frau ausſchaut, ſag' ich. O liebſte Marei, ſagte der Tiſchler, die kleine Frau, die findeſt Du nimmer bei mir, liebſte Marei, die hab' ich verrathen und verkauft, hat er geſagt, der Tiſchler. Ich muß auf die Red' noch lachen, muß ich. Sagt er: Haſt leicht lachen, Marei, Du kriegſt ein Heidengeld dafür, für die Docken. Einen hellen Zehnerbanknoten wirft er mir her, daß ich todts erſchrocken bin, Du närriſche

elt! Und von der Docken, gnädigſte Baronin, weiß ich
ad ſo viel, wie von den armen Seelen im Fegfeuer — helf'
s Gott, wahr iſt's!“

Hierauf hat ſich die Frau Baronin zum Krippentiſchler
geben. Wo er jene Puppe hätte mit den beweglichen Augen?

Der Krippentiſchler iſt ein gebildeter Mann, der thut
ſtig ſein Sammtkäppchen vom Haupte und ſagt: „Ergebener
iener, hochwohlgeborne Frau Baronin. Es iſt in der That
rkwürdig, was ſich mit dieſem curioſen Spielwerk zugetragen
t. Ich bin in meinem Geſchäfte ſtets gewiſſenhaft und nahm
mit den Gegenſtand in Reparatur. Zur ſelben Zeit kam
fremder Mann in meine Werkſtatt herein, wenn ich mich
cht entſinne, erſuchte er um einen Trunk Waſſer. Iſt viel-
cht der Frau Baronin auch ein Glas Waſſer gefällig?
icht. Nun, um bei der Sache zu bleiben, der Fremde ſah
e Puppe, verwunderte ſich höchlich über das Augenſpiel und
annte es ein Kunſtwerk einzig in ſeiner Art. Ja wohl, lieber
ann, ſage ich, ja wohl, und wir ſpielen Beide mit der
uppe wie kleine Kinder, ich bitte. Schließlich frägt er nach
m Preis derſelben. Ich antwortete, es thue mir leid, allein
rkaufen könne ich den Gegenſtand nicht, indem er nicht mir
höre und ich in meinem Geſchäfte ſtets gewiſſenhaft ſei.
ichtsdeſtoweniger bot mir der Fremdling einen Betrag, der
ach meiner unmaßgeblichen Meinung einer unbemittelten
äuslerin wohl beſſer zu ſtatten kommen möchte, als ſoches
Spielzeug, von dem ich zur Zeit notabene nicht gewußt habe,
ß es von Euer Gnaden herrührt. Ich habe den Gegenſtand
un allerdings hingegeben, mich noch höchlich darüber verwun-
ernd, wie ein ſo alter Menſch — der Fremde war ſchon bei
agen — ſich noch mit derlei Spielwerk abgeben könne. Wenn
h indeß auch nur geahnt hätte, daß die Frau Baronin —“

„Laſſen ſie das gut ſein, Meiſter,“ unterbrach ihn die Frau, „erinnern Sie ſich, wie der Fremde ausgeſehen hat?“

„Die Wahrheit zu ſagen, wie ein oberländiſcher Bergwirth, der auf Weinkauf aus iſt.“

Die Spur war gefunden. Die Identität des Wunderbildes in der Sachencapelle war hergeſtellt. Der Bergwirth hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als ſein Bergwirthshaus zu verkaufen. Der's kaufte, war ein gar unfrommer Mann, denn er ließ die alte Capelle im Schachen ſofort niederreißen und das Wunderbild vertilgen.

⁂

Der Korbflechter von Abelsberg.

Es iſt immer gut, wenn der Menſch zweierlei Handwerk kann. Und beſonders gut für einen Teichgräber, wenn er ſich auch ein wenig auf's Korbflechten verſteht; denn der Teichgräber iſt im Winter gefroren, aber die Körbe laſſen ſich in der warmen Stube flechten, und deſſ' freut ſich der Teichgräber von Ober-Abelsberg.

Die böſe Welt ſagt freilich, er hätte das Körbemachen von den Weibsleuten gelernt, die ihn mit derlei Waare einſtmals reichlich verſorgt haben ſollen. Nun, jeder Menſch hat ſeinen Theil Spott zu tragen, und wenn einer ein doppelte iſt, nämlich Teichgräber und Korbflechter, ſo gebührt ihm de doppelte Spott, maßen doch die Welt damit allemal freigebiger iſt, als mit der Ehre. Und ich vermuthe, dieſ Geſchichte hat ebenfalls nichts Gutes im Sinne.

Kam einſt der Bauer von der Lärchleud herüber un fragte im Häuschen des Teichgräbers höflich an, ob der Mann auch Kohlenkrippen flechten könne oder ob zu dieſem Geſchäfte eine beſondere Wiſſenſchaft dazu gehöre.

„Zu einem Kohlenkrippenflechten gehört Mancherlei dazu, vor Allem aber recht viel Weiden,“ antwortete der Teichgräber in ſeiner vernünftigen Weiſe, „bringſt Du mir die Weiden in's Haus, ſo kannſt Du in acht Tagen die Krippen haben.“

Der Eine that's und der Andere hielt Wort. Er ließ ſich in ſeiner Stube warm einheizen, damit die Weiden weich blieben und die Finger nicht ſteif wurden — denn es war ſcharfer Winter — er erwog Weite und Tiefe, ſchnitzte die Jöcher, ſtellte das Schragwerk auf und begann zu flechten. So eine Kohlenkrippe, wer ſie kennt, iſt nichts Kleines! Sie iſt berechnet, auf einen vierräderigen Unterwagen geſtellt zu werden und ſo viel Holzkohlen zu faſſen, als zwei ſchwere Pferde vom Fleck bringen können. Da gehört ſchon Schick und Fleiß dazu, in einer Woche eine ſolche Krippe! Und der Flechter hatte einige Angſt, ob er ſein Wort wohl werde einlöſen können.

Weil er ein gemüthlicher Hans war, der Flechter, ſo blieb er bei ſeiner Arbeit nicht lange allein. Es kamen die Nachbarskinder zu ihm, es fanden ſich auch Erwachſene ein, die ihre Pfeife rauchten, der Flechterei zuſchauten und ihren Spaß hatten, wenn der Mann recht luſtige Schwänke erzählte.

Der Jugend gegenüber war er ſtets lehrhaft geſtimmt und erzählte diesmal aus Anlaß der Krippe die Naturgeſchichte der Weiden, die gerne am Bache wachſen und recht tüchtig hin und her wedeln, wenn der Wind geht. Dann ſprach er von den Holzkohlen, daß dieſelben aus Holz gebrannt würden, gleichſam wie die Ziegeln aus Lehm, daß ſie dann der Schmied zum Eiſenmachen brauche, daß der ſcharfe Schnitzger, mit dem er hantire, ohne Kohlen nicht hätte zu Stande kommen können, daß es daher recht und billig ſei, daß der Schnitzger jetzt mithelfe, den Kohlen eine neue Krippe zu machen, weil die Dankbarkeit eine Tugend und Zier ſei aller Creatur. — So wird dem Weiſen auch das einfache Handwerk zu einer Quelle der Weisheit. Den Erwachſenen gegenüber war er der Humoriſt, erzählte die Schwänke vom baumlangen Hanſel, von dem

Eulenſpiegel oder „Eigenſpiegel“, wie er ſagte, von den ſieben Schwaben auch, zum Exempel, wie ſie ein Haus bauten, bei dem ſie vergaßen, Fenſter zu machen, ſo daß ſie das Licht in Säcken hineintragen mußten, und ſo weiter.

Dabei wurde viel gelacht, aber der Korbflechter erklärte, es ſei in ſolchen Sachen viel Wahrheit drin, und die ſieben Schwaben wären noch nicht ausgeſtorben, ſelbſt in Abelsberg ſeien etliche Nachkommen derſelben zu finden, ſo die Thurmbauer von Abelsberg, welche das Geld, aus dem ein zweiter Kirchthurm hätte erbaut werden ſollen, vertranken, worauf ſie den einen Thurm doppelt geſehen; oder der Türken-Sepp, der ſich bei einem Heutrogkauf aus Irrung durch einen Zweiten ſelber geſteigert hat; oder der Amtmann, der den Schulmeiſter einſperren ließ, weil der Gutsherr geſchrieben, er wolle diesmal ſein Namensfeſt durch ein großes Eſſen feiern, woran ſich die Bürger mit Einſchluß des Schulmeiſters betheiligen ſollten; oder der Bürgermeiſter ſelber, der vom Gemeindediener beim Wildern ertappt und in's Gemeindehaus getrieben wurde — das wären lauter Streiche, wo die Schlauheit von der Dummheit geſchlagen werde. Eine ähnliche Moral war allemal das Käpplein, das der Korbflechter ſolchen Geſchichten ſchließlich aufſetzte.

Weil der Korbflechter ein ganzer Mann war, bei dem jedes Wort eine That iſt, ſo war am achten Tage die Krippe fertig.

Der Bauer von der Lärchlend kam, trat in die Stube und ſtieß einen Schrei aus. Der Korbflechter erſchrak; ſollte dem Bauer die Krippe nicht recht ſein?

„Ueber und über recht!“ rief der Bauer, „eine brave Form, die rechte Größe, was nicht leicht iſt.“

„Ja, das glaube ich, daß es nicht leicht iſt,“ verſetzte der Flechter, „wenn Du ſagſt, fünfzehn Faß Kohlen muß ſie tragen, da nimmt der Menſch den Bleiſtift und rechnet. Wäre das Ding viereckig oder rund, ſo möchte Umfang und Durchſchnitt leicht berechnet ſein, aber Sachen, die unten eng ſind und in der Mitten einen Bauch haben ſollen — mein Lieber, da gehört ſchon ein Kopf dazu!"

„Iſt ja Alles recht, aber Flechter, aber Korbflechter!" rief der Bauer wieder, „wie bringſt denn das Ungethüm bei der Thür hinaus?!"

„Herr Jeſſes, auf das hab' ich vergeſſen!"

— — Das iſt die Geſchichte vom geſcheiten Korbflechter zu Ober-Abelsberg. Wie ſich der Conflict zwiſchen der Kohlenkrippe und der Hausthür gelöſt hat, das erhellt nicht; wahrſcheinlich hat erſtere müſſen nachgeben und ſich in hundert Trümmer auseinanderreißen laſſen. Wenn nicht, ſo ſteht ſie heute noch in der Stube.

Wo iſt der Frauentag?

Vor etlichen Jahren war's, an einem Palmſonntag, da die Bauernknechte, ihre Palmbuſchen (Weidenſträuße) wie rieſige Kehrbeſen über der Achſel haltend, vor der Kirche ſtanden. Sie zündeten ihre Pfeifen an, denn der Gottesdienſt war vorüber; „tütſchten“ mit den rothen Eiern, die ſie bei ſich hatten, weil die Burſchen zur Oſterzeit mit ſolchen Eiern beſchenkt werden, und zwar von den Mädchen, die freilich nichts umſonſt thun, ſondern Alles wieder zurück haben wollen. Die „zertütſchten“ Eier wurden vollends entſchält und das hartgeſottene Weiße mitſammt dem Dotter in den Mund geſteckt. Der ganze Kirchhof war mit den rothen Schalen beſtreut, und es bereitete ſich allerwärts in der Erdenfeuchte des Bodens und des Menſchenherzens ein ſtilles Keimen vor. Einer oder der Andere ſcherzte mit einem Weibsbild, indem er ihm ein „Palmkatzel“ hinter das Buſentuch ſteckte. Die Weiber thaten, als nähmen ſie's nicht rechtzeitig wahr oder hätten die Hände nicht frei, um ſich zu wehren. Und im Grunde macht's ja nichts, das „Katzel“ iſt ſchon geweiht!

Nur Eine ſagte zum Biegelbauer-Buben: „Du, Franzl! Ob Du mir in acht Tägen, wenn Du die Weihfleiſch-Butten (Oſterfleiſch-Kübel) in die Kirchen tragſt, auch was zuſtecken wirſt, möcht' ich wiſſen!“

„Mit den heiligſten Sachen liebeln Sie, die Saggra!" — rief der alte Biegelbauer dazwiſchen, „und iſt's kein Wunder, wenn nachher zur Sommerszeit das Palmholz nicht helfen will gegen Blitz und Hagel, wenn ſolche Sünden d'ran hängen. Auseinander geh', Lottergeſindel, vertracktes!"

Freilich theilten ſich die Wege, aber das Dirndl verſpürte unter dem Pfaidlein doch das weiche „Palmkatzel", welches ſich einniſtete, mit der Anwartſchaft, daß auch das geweihte Fleiſch nicht mehr fern ſei. Die Feſte des Jahres und die Sitten des Landes, ob ſie der Menſch aufſtellt oder Gott vom Himmel giebt: das junge Volk ſchlingt ſie um ſeine Herzen.

Einer aber war an dieſem Palmſonntag unter der Menge, dem waren die Weibsbilder ein zu geringes Ding, als daß er auch nur Ein „Katzel" an ſie verſchwendet hätte. Er war nicht alt und nicht jung, er hatte einen ſchmalen ſchwarzen Bart, der von ſeinem blaſſen, hagern Geſichte ſpitzig über den rothen Bruſtfleck niederging. Sie hießen ihn den „narriſchen Haſel", nicht weil er geſcheiter war als alle Anderen, ſondern weil er mehr ſimulirte, las und wußte. Es war eben nicht die Bauerngeſcheitheit. Er war nicht ſowohl klug und verſchmitzt, er war Einer, der ſich fortwährend damit ängſtigte, „unſer Herrgott ließe die Leut' im Stich". Er war ſeines Zeichens ein Wagenmacher, war auch Soldat geweſen und alſo ein wenig in der Welt herumgekommen, und von Natur nachdenklich, ging die Philoſophie ſeiner Erfahrungen dahin: Wenn Gott noch was d'reinzureden hätte, ſo müßte es anders ſein auf dieſer Welt! „Der Wagen hat nicht mehr ſeine vier Räder," pflegte er zu ſagen, „es muß eins ausgerutſcht ſein, weil's gar ſo hölliſch wild hinſchleift. Wenn ich nur dahinterkäm', welches!" Im Ganzen war ſeine Geſinnung gar chriſtlich, ſo daß er im Sprengel für den „Feſteſten im Glauben“ galt. „Hat er im Kopf um ein Radel zu viel,“ meinten die Witzigen, „dafür iſt er eben ein Wagner.“

Auch dieſer narriſche Haſel hatte heute ſeinen Palmbuſchen auf der Achſel. Jetzt aber, da ſie aus dem Kirchhofsthor traten, ſagte er zu ſeinem Nachbar: „Du könnteſt mein Palmeſel ſein, wenn Du ſo gut wäreſt. Dort ſehe ich den Pfarrer gehen, mit dem hab' ich was zu reden.“

Der ſo Angeſprochene nahm willig den Palmbuſchen an ſich, und der Haſel eilte dem Pfarrer nach. Dieſer wollte eben die Thür des Pfarrhofes hinter ſich zumachen, als der Wagner rief: „Mit Verlaub, ich möcht auch nachſchlupfen!“

Und als ſie Beide im Zimmer waren, zwiſchen den weißen Wänden und Vorhängen, und zu den hellen Scheiben die Sonne hereinſchien auf den Tiſch, wo das vergoldete Crucifix ſtand und das lateiniſche Buch lag, und die Glasaugen und die krötenſchalene Schnupftabaksdoſe dabei, und als der würdige Pfarrer ſein Sammtkäppchen abzog, ſo daß die ſchlichten grauenden Haare ſein volles, wohlgeröthetes Geſicht ſchier anmuthig begrenzten, und er nun ſo in ſeinem ſchwarzen Taffet-Talare im Zimmer auf und ab ging, ſich die weißen, geweihten Hände reibend, fragte er den Miteingetretenen: „Ei nun, was bringt der Wagner-Haſel Gutes?“ Da neigte der Haſel mehrmals wie vorwurfsvoll den Kopf.

„Heute in acht Tagen,“ ſagte er, „haben wir den heiligen Oſterſonntag.“

„Hoffen ihn geſund zu erleben,“ entgegnete der Pfarrer und rückte ihm einen Seſſel zurecht.

„Ich danke ſchön. Ich bleibe ſtehen," ſagte der Haſel. „Ich thu' nicht lang' um, ich will nur fragen, wer alljährlich die Oſtern hin und her ſchiebt, daß ſie das einemal ſo früh und das anderemal ſo ſpät kommen?"

„Wer anders, mein Lieber, als Der, welcher Sonne, Mond und Sterne in ſeiner Hand hält!" ſagte der Pfarrer.

Dann der Haſel: „'s iſt das recht wunderlich! Die kleinen Täglein der Heiligen, um die ſich kein Menſch kümmert, ſtehen feſt wie ein Steinblock auf der Gemeinwieſe, und die großen, die ſchweren, das Oſtern, Pfingſten, Frohnleichnam, die laſſen ſich rutſchen wie ein Steirerwäglein, und die heilige Pfingſttaube wird zwiſchen Mai und Juni hin und wieder gejagt, als wie ein fremder Vogel, den man gern fangen möchte und nicht erwiſchen kann."

„Die beweglichen Feſte," ſagte der Pfarrer, „ſollen eben zeigen, daß jeder Tag des Herrn iſt."

„Wie man lieſt," bemerkte jetzt der Wagner recht brav, „ſoll aber deswegen in alten Zeiten der ſtarke Oſterſtreit geweſen ſein."

„Richtig, da wollte die eine Partei zu Oſtern blos das letzte Abendmahl Chriſti feiern und die andere nur ſeine Auferſtehung von den Todten. Und weil ſie ſich nicht haben einigen können, ſo iſt auf der Kirchenverſammlung zu Nicäa beſchloſſen worden, Oſtern ſolle die Auferſtehung ſein und der Herr im Himmel ſelber ſolle alljährlich die Zeit dafür beſtimmen."

„Und — wenn man fragen darf — läßt der Herr das den Kalendermachern allemal wiſſen?"

„Gewiß, denn wir leſen es in ſeinem ewigen Buche, dem Sternenhimmel. Mich freut es, Haſel, daß Du Dich um ſolche Sachen bekümmerſt, anſtatt Allotria zu treiben, wie

Andere. Und ich ſage Dir's gerne, wie die Oſterzeit beſtimmt wird. Der einundzwanzigſte März iſt, wie Du weißt, nach dem Kalender der erſte Frühlingstag. Von dieſem Tag an der erſte Vollmond und von dieſem Vollmond der erſte Sonntag iſt der Oſterſonntag.“

„Daß es ſo ſein ſoll, hat die Kirchenverſammlung beſchloſſen,“ bemerkte der Haſel. „Und deswegen — ich bin ſchon ſo grob und ſag's frei heraus — werde ich nicht den Herrgott, ſondern die Kirchenverſammlung verantwortlich machen, wenn der Oſtertag, wie dies Jahr, auf den fünfundzwanzigſten März fällt.“

„Und iſt dem Haſel das etwa nicht recht?“ fragte der Pfarrer.

„Ich bitte, hochwürdiger Herr, wo iſt heuer der heilige Maria-Verkündigungstag?“*)

Ueberaus ernſthaft war dieſe Frage des Mannes. Der Pfarrer war auf eine ſolche Forderung für den Augenblick nicht gefaßt. Der Haſel fuhr fort:

„Fällt der Frauentag ſonſt auf einen gemeinen Sonntag, gut, ſo fällt er auf einen Sonntag und wird gehalten. Der glorreiche Oſtertag, der als größtes Feſt des Jahres die Fahne ſchwingt und noch den rothen Schleppmantel des Oſtermontag nachzieht, der läßt keinen andern neben ſich aufkommen, und gar am wenigſten einen ſolchen Frauentag, wo der auferſtandene Gott wieder menſchlich kleinweis anhebt.“

„Haſel!“

„Hochwürdiger Herr, ich bin ein Chriſt und weiß, was der Menſch zu glauben hat. Und ich frage noch einmal, wo iſt dies Jahr der Maria-Verkündigungstag?!“

---

*) Es war im Jahre 1883, da der Oſterſonntag auf den 25. März fiel, als an dem Tag, an welchem die Kirche ſonſt das Feſt Maria-Verkündigung feiert.

„Es iſt ſchön von Dir, Haſel, daß Du auf die Frauenfeſte ſo viel hältſt! Leider Gottes, die Neuzeit ſchimpft, daß zu viele Feiertage wären! Da iſt gleich einer dahin!“ So der Pfarrer, ſehr froh bei ſich, daß ihm in bedrängter Stunde dieſer Vorwand eingefallen.

Der Haſel ſchüttelte den Bart und fuhr fort: „Sonſt, wenn dieſer Frauentag auf den Charfreitag oder Oſtertag gefallen iſt, und es geheißen hat: die Char- und Oſtertage nehmen keinen Marientag an, ſo iſt ſolcher verlegt worden nach rückwärts oder vorwärts, und iſt auf dieſelbige Meinung der Mittwoch vor Oſtern oder einer nach dem weißen Sonntag roth angeſtrichen worden. Heuer nehm' ich den Kalender und ſuche hinten und vorn und ſuche umſonſt! Ich aber ſage Euch, Herr: wenn Ihr dieſen Verkündigungstag aus der Welt ſchaffet, ſo werden wir auch keinen Chriſttag haben!“

„Laß das gut ſein! Du biſt Dein eigener Herr, Wagner, und Du kannſt Dir ja beliebig einen anderen Tag ausſuchen zum Wirthshausſitzen, wenn Dir die Oſterfeiertage dazu nicht lang genug ſind!“

„Nicht das, Hochwürden, nicht das!“ rief der Haſel, über ein ſolch grobes Mißverſtändniß ſchier aufgebracht. „Man muß auch eine Gerechtigkeit haben für die anderen Leut'. Wie viel giebt's nicht Weiber, denen Maria-Verkündigung zu ihrem Namenstag gegeben worden iſt und die ſich das ganze Jahr darauf freuen, weil ſie am Namenstag ihre Ehren kriegen nach altem Brauch mit Schellen und Haſenckeln eingeläutet, im Brunnentrog abgeſcheuert und dann mit Wein getauft werden, ihre Angebinde bekommen, und wo ſie mit der heiligen Namenspatronin wieder auf ein Jahr Bund ſchließen! Von ſo was iſt bei uns ohnehin keine Rede, wie etwa bei den Lutheriſchen im Ennsthal oben, wo auch Jedes, groß oder klein, ſeinen Geburtstag hat. Die Unſeren haben nur den einzigen Namenstag, und jetzt wird ihnen auch der noch wegſtibitzt; ich frage: ob das in Ordnung iſt!"

„Was das den Haſel angeht!" ſagte der Pfarrer, „ſo viel ich weiß, hat er keine Mutter, keine Schweſter, kein Weib, keine Tochter, die auf Maria-Verkündigung getauft wäre."

„Aber Geld hab' ich einzubringen, das darauf getauft iſt!" verſetzte der Haſel und machte ein gar wichtiges und ein gar verzagtes Geſicht.

„O Heide!" ſchrie der Pfarrer.

„Geldſack'!" ſagte der Andere. „Ich will's ja erzählen, was ich für einen Schaden hab', ſeit auf den chriſtlichen Kalender kein Verlaß mehr iſt. Mit dem Martin in der Haut geht's her."

„So," ſagte der Pfarrer, „da geht's ſchon mit dem Rechten her! Im ganzen Pfarrviertel Haut habe ich keinen liederlicheren Geſellen als den Martin."

„'s iſt der nämliche. Dem habe ich im vorigen Herbſt einen Feldwagen machen müſſen. Zum Holzäpfeleinführen, ſagt er. Ja, ſage ich, ſechzehn Gulden koſtet er, weil das Birkenholz für die Räder hart zu kriegen iſt. D'rauf macht er ein ſaures Geſicht, und wie ich das ſehe, denke ich: Teufel! und mach' auch ein ſaures Geſicht."

„Ich glaub's, ein Wagen zum Holzäpfelführen!" lachte der Pfarrer.

„Es wäre ſo, Hochwürden, es wäre ſo! . . . Der Martin in der Haut macht den Mund auf, ich ſage: den Mund und nicht den Geldbeutel! Mir ſtockt der Athem. Der Wagen iſt rechtſchaffen ſchön, ſagt er, und kurſt die Deichſel hin und her. — Und ſtark! ſage ich. — Und nicht ſchwer!

ſagt er, dieweilen er ihn zur Prob' mit der Hand vor- und rückwärts ſchiebt. — Der Schmied allein koſtet vier Gulden ſiebzig Kreuzer, ſage ich. — Bis ich den Holzäpfelmoſt verkauft hab', ſagt der Martin, wenn Du mir auf das Geld ſo lang wollteſt warten. — In Gottesnamen! hab' ich geſagt. — Und bis vor Weihnachten gehe ich zum Martin in der Haut: daß ich mein Geld wollt'! — Aber Haſel, ſagt er, ich hab' ja den Moſt gar nicht verkauft. — So wird er noch im Keller ſein, iſt meine Gegenred', ich nehm' ihn im Faß für die Schuld.

D'rauf giebt mir der brave Mann zur Antwort, der Holzäpfelmoſt wäre auch nicht mehr im Keller, ſondern er hätte ihn ausgeſoffen."

Der Pfarrer that einen hellen Lachſchrei.

„Mir nicht, mir," fuhr der Haſel fort, „mir iſt eher um's Weinen geweſt, denn um's Lachen! Ich werde grob und drohe ihm mit dem Gericht. Darauf wird der Martin ganz demüthig und ſagt, er ſehe es ein, ich müſſe zu meinem ehrlich verdienten Gelde kommen. Aber jetzt könne ich ihn auf den Kopf ſtellen, es fiele aus ihm nicht ein bayeriſcher Pfennig heraus. Ich ſollt' mit dem Wagen, den ich ihm gemacht, meine Seel' in den Himmel führen und noch ein wenig Geduld haben. Das Dreiundachtziger Jahr wäre vor der Thür, und in demſelben würde es ſeine erſte und größte Sorge ſein, daß ich zu meiner Sach' käm'. Bis längſtens zu Maria-Verkündigung hätt' ich mein Geld. — Bis zum 25. März, denk' ich und ſag': Gut, Martin, aber es iſt mein letztes Wort: wenn ich zu Maria-Verkündigung nächſt Jahr mein Geld nicht hab', ſo laſſ' ich Dich mitſammt Deiner letzten Hoſen verganten! Schriftlich hat er mir's gegeben, der Gauch, der Schelm!"

„Nun iſt's mir freilich klar," verſetzte der Pfarrer, „daß Dir an dem heuer ausfallenden Frauentag ſo viel gelegen iſt. Indeß iſt der Fuchs noch zu fangen. Unter dem fetten Köder des Oſterfleiſches iſt die Schlinge doch gelegt. Siehe einmal!"

Der Pfarrer nahm den Kirchenkalender zur Hand, da ſtand unten in der Anmerkung: „Auf den 25. März fällt auch das Feſt Maria-Verkündigung; dasſelbe iſt angemeſſen der öſterlichen Zeit zu begehen."

„Nachher will ich meinen Martin ſchon kriegen!" ſagte der Wagner. „Und jetzt bedank' ich mich fleißig für die chriſtliche Auskunft, und nichts für ungut! Jetzt will ich ſchauen, ob mein Palmeſel noch draußen ſteht."

Er machte eine recht hübſche Verbeugung und drehte ſich zur Thür hinaus. Der Pfarrer nahm eine Schnupftabaksdoſe, klopfte ſie, that ſie auf, nahm eine Priſe zwiſchen die Finger und ſagte ganz laut: „Das ſind die guten Chriſten, das!" — und ſchnupfte.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite
Verhandlung zwiſchen Autor und Verleger 5
Die Sennerin und ihre Freunde 17
Empor zu Gott 55
Die Zwingmeſſe 80
Der Liebesbrief 90
Die Geſchichte von der Nähterin 99
Der Sonntagsſchütz 116
Der Judas von Tirol 127
Ambros 144
Das Chriſtkind von Scharan 187
Die ſieben Todſünden 197
Wie der Oberſteirer Hochzeit hält 269
Die Uhrhändler 282
Der Stauden-Hieſel 290
Der Ameisler 301
Ein Meßopfer in der Hütte des Waldpeter 308
Das Wunderbild 314
Der Korbflechter von Abelsberg 321
Wo iſt der Frauentag? 325

1/2 325 . [illegible]
[illegible]

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Das

Geſchichtenbuch des Wanderers.

Neue Erzählungen
aus Dorf und Birg, aus Wald und Welt

von

P. K. Roſegger.

Zweiter Band.

Wien. Peſt. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1885.

(Alle Rechte vorbehalten.)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Zweiter Band:

Novellen und Skizzen

aus dem Weltleben.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
[illegible]

Wenn Dämonen ſpielen.

Aus dem Leben eines Freundes.

Es war das reizendſte Erkerzimmer, das ich je bewohnt habe. — Es war mit mattfarbigem Sammte tapeziert, mit meiſterhaften Jagd- und Genrebildern geſchmückt, mit echt orientaliſchen Teppichen belegt, mit kunſtvoll geſchnitzten Eichenholzmöbeln beſtanden, und es hatte an der Wand einen elfenbeinernen Telegraphentaſter, der nach der Verſicherung des Hausherrn bereit war, neu auftauchende Wünſche des Gaſtes prompteſt zu erfüllen. Und das war noch das Wenigſte, denn derlei beſitzt in irgend welcher Stadt jeder reiche Schlucker.

Aber zwei Fenſter waren da, deren Spiegelſcheiben ſo hell und rein waren, daß man meinte, ſie ſtünden offen und die reine Nordlandsluft wehe aus und ein. Das eine Fenſter zeigte die hellgrünen Buchen- und Eichenwälder von Jasmund und die weißen Strandfelſen von Stubbenkammer, das andere die blaue, unabſehbare Fläche des Meeres. Die ſinkende Nachmittagsſonne legte Gold auf die Wälder, Silber auf die Kreidefelſen, und ein Segelſchiff am Horizont leuchtete wie ein aufſteigendes Sternlein.

Ich hatte an jenem Tage zum erſtenmale das Meer geſehen. Ich war erſt vor zwei Stunden von der Reiſe gekommen, die von Wien bis Rügen zwei Tage und Nächte ununterbrochen gedauert hatte. Die Neugierde, den alten Freund zu ſehen und wie ſich der einſtige arme Zimmermalerjunge als Gutsbeſitzer ausnehme, hatte mir weder ein Intereſſe an den maleriſchen Elbe-Ufern der ſächſiſchen Schweiz, noch an der ſtolzen Kaiſerſtadt Berlin aufkommen laſſen. In Stralſund hatte er mich erwartet — es war ſonſt noch der alte Burſche, aber Welt hatte er nun, als wäre er geborner Majoratsherr geweſen auf dieſem zauberhaften „Edelſitz“ Zurkow. In drei Stunden hatten wir mit den feurigſten Hengſten, die mich je durch die Luft geriſſen, die ganze Inſel Rügen von Weſten nach Oſten durchſchnitten.

Auf Zurkow angelangt, erwartete uns ein Mahl, welches zwei weißbehandſchuhte Diener ſervirten, die ſo ſtumm waren, wie der Fiſch im Waſſer. Mein Gaſtherr wußte auch nicht gleich, wo und wie er das vor ſechs Jahren durch eine plötzliche Studienreiſe nach Italien unterbrochene Geſpräch wieder anknüpfen ſollte und glaubte es am ſchicklichſten damit zu thun, daß er die Abweſenheit ſeiner Frau entſchuldigte, die einer unaufſchiebbaren Familienangelegenheit wegen nach Putbus gefahren ſei.

Und ich? Fürwahr, mit einem Millionenmann, den man in der Künſtlerblouſe eines Wandmalers ſo oft geſehen und ſo liebgewonnen hat, ſpricht ſich's etwas unglatt. Ich konnte nicht leugnen, daß Alles ſehr gütig und wohlgemeint war, was mir in dieſem Hauſe zu widerfahren begann, und doch blickte ich immer wieder mit verſtohlenem Mißtrauen auf den Gaſtherrn hin, ob er's denn wirklich ſei, der gute Wendel Bleys. Daß er's geweſen war, konnte man hie und da noch ſpüren, aber ob er's noch ſei, das ſchien mir in der That zweifelhaft. Ein hübſcher Junge war er immer geweſen, aber ſein Schnurrbärtchen war nun entſchiedener, ſeine Geſichtszüge ausdrucksvoller und vornehm blaß, ſein Mund höflicher und ſein braunes Auge lebhafter geworden. Daß er ſeine Abſicht, Künſtler zu werden, nicht bewerkſtelligt hatte, war aus ſeinem ganzen Weſen unſchwer zu erſehen. Nirgends der ſchöpferiſche, idealbeſchwingte Geiſt; überall der formenängſtliche, emporgekommene, reiche Mann. An dem überladenen Aufputz der Tafel, an der Auswahl der ziemlich auffallenden Leckerbiſſen und an der etwas barſchen Art, womit er die Dienerſchaft behandelte, war zu erkennen, daß er in dieſen Verhältniſſen nicht immer heimiſch geweſen und das rechte Maß nicht ganz leicht zu treffen wiſſe.

Nachdem ich meine Reiſe-Erlebniſſe zur Noth ſkizzirt und meinem Freunde über mein allgemeines Befinden die geziemende Mittheilung gemacht hatte, ſchloß Wendel, daß ich von der Reiſe ermüdet ſein würde und wies mir mein Zimmer an, „um mich auszuruhen“.

Ich hatte nun unerſättlich zu den Fenſtern hinausgeſchaut in die mir ſo ſeltſame, zauberhaft ſchöne Gegend. Ich hatte eine der vortrefflichen Cigarren angebrannt und mich auf das Ruhebett hingeſtreckt und den mich umgebenden Luxus betrachtet und in die ſtille leere Luft hinein gefragt: Wendel Blees, du leichtſinnig Wienerkind, wie kommſt du zu dieſem Herrenſitz im Inſelreiche der Hünen?

Es war damals kaum neun Jahre her, als ein aufgeſchoſſenes Bürſchchen ziemlich ſelbſtſicher in meine Arbeitsſtube getreten war, meine Bilder ſcharf angeblickt und mich gebeten hatte, daß ich ihn in ſeiner Abſicht unterſtützen möge, er wolle Maler werden. Wer er wäre? fragte ich. „Nichts“, war ſeine Antwort, „ich bin ein Waiſenkind, das ein entfernter Verwandter aufgezogen und dann im ſtädtiſchen Rechnungsamte untergebracht hat, wo ich Ziffern zeichnen ſoll. Das iſt aber nichts, ich bin durchgegangen, denn ich will Maler werden.“ Ob er mir Proben von ſeinem Talente zeigen könne? Da hatte er ſchon mehrere Papierblätter aus der Taſche gezogen; dieſelben enthielten Zeichnungen aus dem Schönbrunner Thiergarten, aus dem Militärleben und eine Auffahrt bei Hofe; Manches war mit ziemlich grellen Farben bemalt. Nachdem ich dieſe Bilder beſehen hatte, ſagte ich zu dem jungen Mann, daß ich aus dieſen Proben nichts zu erkennen vermöge und ihm doch rathe, ſich einem Beruf zuzuwenden, der weniger trügeriſch ſei, als das Künſtlerthum. Er verwies auf Maler, die ſo klein wie er angefangen, es aber zum Ruhm gebracht hätten. Ich blieb bei meiner Anſicht, lud ihn aber ein, wenn er in ſeinen freien Stunden neue Bilder verſuchen ſollte, mir dieſelben ſeinerzeit wieder zu bringen. Das war das erſte Begegnen mit Wendelin Blees. Wir ſahen uns von dieſem Tage an oft. Obwohl ich gar nichts für ihn zu thun vermochte, ſchloß er ſich an mich. Da er bei einem Maler nicht unterkommen konnte, ſo ging er zu einem Anſtreicher in die Lehre, denn die Farbe hatte ihm's angethan. Die freien Stunden, die er hatte, war er bei mir, ſah meinen Arbeiten zu und übte ſich ſelbſt. Er eignete ſich eine gewiſſe Technik an, aber es war kein Schwung da, keine Originalität — überhaupt kein Talent.

Ich ſagte es ihm, er glaubte mir nicht.

Indeß gewann ich ihn lieb, anfangs ſeines Intereſſes für die Kunſt wegen, ſpäter, weil er ein offener, herzens- und geiſtesfriſcher, fröhlicher Junge war. Schrullen hatte er freilich, oft ſo wunderliche Schrullen, daß ich mir dachte: das wächſt ſich zu einem Narren oder doch zu einem großen Manne aus. Er war um ein Bedeutendes jünger als ich, aber wir wurden Freunde. Er hatte eigentlich keine Bildung genoſſen, aber er hatte liebenswürdige Naturanlagen, und wenn in ſeinem Weſen auch ein gewiſſer Trotz lag, ſo diente derſelbe mehr zur Stählung ſeines Charakters, als um anderen Menſchen unangenehm zu ſein. Es hat ſich manch ſtrenge geſchulter Mann als mein Freund bekannt, der mir nicht ſo viel war, als der kleine Wendel. Er hat, in Bezug auf das, während unſeres zweijährigen Beiſammenſeins nur eine einzige Dummheit gemacht. Auf mehreren Ausſtellungen erregte ein Bild von mir beſonderes Aufſehen. Als Folge des Beifalls erwuchſen — wie das immer ſo geht — auch die Widerſacher. Einen ſolchen Widerſacher, es war ein Zeitungsredacteur, forderte der kleine Wendel meines Bildes wegen zum Duell. Der Redacteur machte ihn abtreten und lachte ihn aus. Nun kam er wüthend zu mir und ich lachte ihn auch aus.

Seinem Meiſter, dem Anſtreicher und Zimmermaler, war er ein fleißiger Gehilfe, aber Niemand als ich wußte, mit welchem Widerwillen er das Handwerk betrieb. Und eines Tages trat er aufgeregter als ſonſt in meine Stube und ſagte, daß er nun komme, um von mir Abſchied zu nehmen. Er habe ſich ſo viel erſpart, daß er nach Italien gehen könne, um ſich an den berühmten alten Meiſtern zu unterrichten.

Ich fragte, ob er wohl ermeſſe, was er geſagt habe. Er antwortete, daß ich noch von ihm hören würde und daß er auch als Künſtler meiner Freundſchaft, die ihm das Theuerſte auf dieſer Welt ſei, würdig werden wolle. Ich ſuchte ihm in der Eile ein paar Empfehlungsſchreiben aufzudrängen, dann ging er. Ging ohne Geld — denn ſein Erſpartes half ihm kaum bis über die Grenze — ohne Kenntniſſe, ohne Freunde und ohne Plan nach Italien.

Von dem Tage ſeiner Abreiſe an war er verſchollen. Und war's jahrelang, ſo daß mein Gedenken an ihn voll Wehmuth wurde, wie man eines Todten gedenkt. Mein Leben ging in der Stille fort, aber jedes Jahr machte mich um mehrere Jahre älter, weil mit dem Wachſen meiner Einſicht mich meine künſtleriſchen Erfolge, ſo lärmend dieſelben auch ſein mochten, immer weniger und weniger befriedigen wollten. Die Ehre, welche mir die durch Effect leicht zu beſtechende Menge zollte, vermochte meinen inneren Unmuth nicht aufzuwiegen und ſo zog ich mich ſachte zurück in die Beſchaulichkeit, lebte der Natur und machte Reiſen von Gallerie zu Gallerie, um das an Anderen mit Ehrfurcht zu bewundern, was mir ſelbſt nicht gelingen wollte. Von Wendel fand ich auch nicht die leiſeſte Spur. Da erhielt ich eines Tages in Wien das folgende Schreiben:

„Geſchätzter Freund!

Für den Fall Du einmal Luſt nach maleriſchen Landſchaften haſt, ſo reiſe nach der Inſel Rügen. Und wenn Du dort ſein wirſt, ſo verſäume ja nicht, nach dem Landgute Zurkow zu fragen, denn der Beſitzer desſelben iſt ein alter Freund von Dir, der Dich bittet, es Dir bei ihm recht wohl ergehen zu laſſen. Er hofft, daß Du ſeiner nicht vergeſſen haben wirſt und freut ſich ſehr, Dich nach ſechs Jahren endlich wieder zu ſehen. Es iſt Dein alter

Wendelin Blees."

Die Schrift war glatter geworden als ſie einſt geweſen, aber es war die ſeine. Mein Erſtaunen war faſt grenzenlos. Zur alten Neigung kam nun auch die Neugierde. Leicht mobil gemacht war ich überhaupt und ſchon an einem der nächſten Tage ſaß ich auf der Nordbahn.

Von Anklam bis Stralſund hatte ich Gelegenheit, mich bei einem Paſſagier, der aus Bergen, dem Hauptorte der Inſel Rügen, war, nach dem Landgute Zurkow und ſeinem Beſitzer zu erkundigen. Da erfuhr ich, daß Zurkow zwar kein Edelſitz ſei, wohl aber eines der ſchönſten und reichſten Güter der Inſel. Es wäre ein Edelſitz geweſen, aber der letzte Edelmann hätte ihn am Spieltiſch eines rheiniſchen Bades verloren und ſich flink darauf erſchoſſen. Hierauf ſei ein pommerſcher Holzhändler gekommen, Markeitze geheißen, der habe das zerfahrene Zurkow gekauft und in einen Stand geſetzt, wie es ſeit Menſchengedenken nicht erhört worden. Der Landbau und die Waldwirthſchaft, die Jagd und die Fiſcherei blüheten nun. Auch habe der neue Eigenthümer von Zurkow Bergwerke in England beſeſſen und Schiffe, die zwiſchen Stettin und Kopenhagen verkehrten. Und das Schloß habe er herſtellen und einrichten laſſen, daß es nun einer königlichen Reſidenz ähnlich ſehe. Das habe ihm aber Alles nichts geholfen; mit ſeinem Sohne ſei er unglücklich geweſen und ſo ſei er, nachdem das Gut ſo fürtrefflich hergeſtellt war, aus Gram geſtorben. Es ſei aber ein junger Menſch aus dem Süden dageweſen, der habe die Tochter von Markeitze gefreit und ſei nun Herr auf Zurkow und ſei gut für drei Millionen. Man erzähle ſich von dieſer Familie Mancherlei, aber da nichts Beſtimmtes zu ſagen ſei, ſo thue man am beſten, zu ſchweigen.

So war ich vorbereitet worden und ſo lag ich nun auf dem Ruhebette des Schloſſes Zurkow — ich konnte nicht ſagen, daß mir gerade wohl zu Muthe war.

Nun dämmerte es und als ich wieder zum Fenſter hinausblickte, war das Meer nicht blau, ſondern lichtgrau und in ſeinem Queckſilberſchimmer am Horizonte ſcharf abgeſchnitten von der aufſteigenden Nacht. Das Schiff, welches früher fern wie ein Sternchen gefunkelt, war näher gekommen, es war das einzige Fahrzeug auf der unmeßbaren Fläche. Auf den Felſen von Stubbenkammer glühte der Wiederſchein des Abendrothes und ſie ſpiegelten ſich im Meere wie blutige Schatten.

Als ich träumend ſo zum Fenſter hinaus ſchaute, legte ſich ſachte eine Hand auf meine Achſel. Wendel ſtand hinter mir.

„Wenn Du ausgeruht haſt,“ ſagte er, „ſo lade ich Dich ein, mit mir zum Abendbrot zu kommen.“

„Hier haſt Du eine merkwürdige Welt um Dich,“ lautete meine Entgegnung, „ich habe dieſen ſtillen, meerumſchlungenen Hain als Knabe im Traume geſehen, zur Zeit, da wir die nordiſche Mythologie ſtudirten.“

„So iſt es,“ antwortete er raſch, „ſo iſt es. Darum kann dieſer Ort ſo anheimelnd und ſo ſchrecklich ſein.“

„So ſchrecklich?“

Jetzt faßte mich Wendel an meinen beiden Händen und ſagte: „Geliebter Freund, ich danke Dir tauſend-, viel tauſendmal, daß Du zu mir gekommen biſt.“

Seine Hände zitterten, ſein Stimme war ſo ſeltſam bewegt, daß es mir durch Mark und Bein ging.

Die Kruſte war nun gebrochen, bei ihm, bei mir. Arm in Arm gingen wir auf das Zimmer, in welchem unſer Abendtiſch gedeckt war. Es war ein anderes, als jenes, in welchem wir das Mittagmahl genommen hatten, es war viel einfacher und viel heimlicher. An der Wand fiel mir ein techniſch mit Meiſterſchaft gemachtes, aber an Aehnlichkeit nicht beſonders gelungenes Oelporträt meines Gaſtherrn auf. Wir ſaßen uns bei etwas gedämpftem Lampenlichte an einem kleinen Tiſch gegenüber; ſonſt war Niemand da, und der Mann, der uns bediente, erſchien nur, wenn er mit dem Glöcklein gerufen wurde. Die Speiſen waren nach Wiener Art zubereitet, und anſtatt des aufgeblaſenen Champagners ſtand eine Flaſche jenes ehrlichen, männlich herben Rothweines da, wie er in den gottgeſegneten Thalungen der tiroliſchen Etſch wächſt, und wie ich ihn in Gemeinſchaft mit Wendel einſt ſo gerne getrunken hatte.

„Nun haben wir uns wieder," ſagte mein Freund und ſchaute mir mit feuchtem Auge in's Geſicht.

„Ich kann mich immer noch kaum faſſen vor Verwunderung, Dich ſo wiederzufinden," bemerkte ich.

„Mir erging es nicht beſſer," ſagte er, „aber ich bin in den letzten Stunden, während Du Dich von den Reiſeſtrapazen für den erſten Augenblick ein wenig erholteſt, nicht müßig geweſen. Ich habe nach der Art geſucht, die uns wieder zuſammenbringen ſoll, wie wir dazumal beiſammen geweſen ſind. Offen herausgeſagt: mit den erſten Stunden unſeres Wiederſehens war ich nicht zufrieden."

„Ich auch nicht. Aber nun ſage mir endlich, Wendel, was um Alles in der Welt iſt mit Dir vorgegangen?"

„Du ſiehſt es," antwortete er mit einer wehmüthigen Miene, „ein reicher Mann bin ich geworden."

„Das paſſirt Manchem und geht es gewöhnlich mit ſo natürlichen Dingen zu, daß man weiter gar nicht darüber ſpricht. Aber bei Dir iſt's was Anders. Du warſt ſtets unpraktiſch, haſt weder Schick gehabt zum Spiel noch zum Speculiren, haſt weder ein Los beſeſſen noch einen reichen Onkel. Du haſt auch meines Wiſſens nie ein Intereſſe gehabt an Geld und Herrlichkeit — Künſtler werden wollteſt Du, dieſen Weg ſah ich Dich von mir fortziehen, nun finde ich einen Millionär. Das geht nicht mit rechten Dingen zu, mein Freund!"

„Du haſt eine naheliegende Eventualität nicht erwähnt.“

„Ich weiß es, die reiche Heirat. Doch der Gedanke iſt mir zu trivial.“

„So decorire ihn mit der Liebe.“

„Wirklich? Nun, die Liebe rentirt eine reiche Heirat immerhin.“

„Und meinſt Du, daß eine reiche Heirat nicht auch die Liebe rentiren könnte?“

Der Ton und der Blick, mit dem dieſe Worte geſprochen wurden, war etwas verblüffend. Ich ſchwieg.

„Du hatteſt damals Recht,“ fuhr er fort, „ich bin kein Künſtler geworden.“

„Aber Du biſt Mann geworden, das iſt mehr.“

„Es mag mehr ſein, aber es iſt nicht ſo ſchön. Freund, wann war ich glücklicher, als damals, als ich mich wie ein Bettelvagabund durch die Alpenländer nach Italien ſchlug! Ich war feſt überzeugt, daß meine Rückkehr ein Triumphzug ſein würde und daß die abenteuerliche Wanderſchaft des Zimmermalers einſt ein intereſſantes Capitel in der Biographie des berühmten Künſtlers geben müſſe. Ein junger Idealiſt, und wäre es auch nur ein eitler Tropf, nimmt im Reigen irdiſcher Seligkeit den erſten Platz ein. Ich habe dieſen Platz bald verloren. In der ſchönen Stadt Mailand ſah ich das Abendmahl — ein Triumph der Zimmermalerei,“ ſetzte Wendel lächelnd hinzu. „Ich griff dort aus Noth wieder nach dem alten Gewerbe. Ein Zufall verſchlug mich mit einem Arbeitsgeber nach Genua und vor dem baroken Denkmale des Columbus kam mir der Gedanke, ob ich mich nicht etwa doch der Bildhauerei zuwenden ſolle. Auf jeden Fall wollte ich von hier aus zur See nach Rom gehen, dort weht alte, echte Künſtlerluft, die wollte ich erſt athmen, das Weitere konnte nicht fehlen. Da trat ich eines Tages in ein Gaſthaus der Via nuova. Das, Freund, war der erſte Schritt nach dem Herrengute Zurkow auf Rügen."

„Im Gaſthofe lernteſt Du ſie kennen, nicht wahr?"

„Wen?"

„Die ſchöne Maid, die mit dem Vater auf Reiſen war und die hernach Deine Frau wurde."

„Du dichteſt," ſagte Wendel Blees, „meine Geſchichte iſt noch viel romanhafter — faſt unheimlich romanhaft."

„Bin ungeduldig, ſie zu hören," ſagte ich.

„So werde ich raſch und kurz erzählen. — In einer Weinlaube des Gaſthausgartens ſetzte ich mich ermüdet hin und muſterte die Speiſekarte. Ich ſuchte nicht nach dem feinſten Braten, ſondern in der Preisrubrik nach der kleinſten Ziffer — nun, das kannſt Du Dir ja denken. Es war für die Italiener noch nicht die Zeit des Mittags, ſo war der Garten noch faſt leer, nur hinter einem Citronenbaum ſaß ein Herr mit weißem Backenbart und ſchaute zwiſchen den grünen Blättern zu mir herüber. Er ſchob endlich ſeinen Teller beiſeite und blickte noch ſchärfer auf mich her. Endlich ſtand er auf, kam an meinen Tiſch und drückte mir die Hand. Er that es, ohne ein Wort zu ſagen, dann trat er wieder an ſeinen Tiſch zurück und brütete vor ſich hin. Dann zog er aus ſeinem Ledertäſchchen eine Photographie und ſah ſie an und ſchaute auf mich — und ſtützte ſein Haupt traurig auf die Hand. Jetzt mußte auch ich immer wieder auf ihn hinblicken und ich wurde dabei ganz unruhig; ich bildete mir ein, das wäre ein großer Künſtler und habe an mir vielleicht das Genie entdeckt; Du ſiehſt, ich hatte nicht mehr weit zum letzten Ziele manchen Künſtlers — zum Narrenhaus. Es gehörte ein Wunder dazu, um mich davon zu retten — und das Wunder geſchah."

„Als ich,“ fuhr mein Freund Wendel fort, „mich zur Noth geſättigt hatte, erhob ich mich, um meine nebelhaften Wege weiter zu wandeln. Da ſprang der Mann am Citronenbaume auf, hielt mich zurück, er wolle wiſſen, wer ich wäre.“

„Alſo ein Polizeiorgan!“ rief ich aus.

„Mein Beſter,“ ſagte Wendel, „wenn Du in meiner Geſchichte die Wahrheit errathen willſt, ſo mußt Du Dich gerade an die größten Unwahrſcheinlichkeiten halten. Der Mann hörte meine Geſchichte, kaufte mir neue Kleider und ich war tagelang ſein Gaſt. Er war liebevoll und faſt zärtlich mit mir, und er war doch nur ein Fremder. Mehrmals ſah ich ihn weinen. Er lud mich ein, mit nach Rügen zu kommen, wo er ein Gut habe, er wolle für mein Fortkommen ſorgen helfen.“

„Er hatte Dich ſo plötzlich lieb gewonnen?“

„Und weißt Du, warum? Weil ich große Aehnlichkeit mit ſeinem verſtorbenen Sohne hätte.“

„Du gingſt mit ihm?“

„Natürlich, ich ging nicht mit ihm, ich ging nach Rom. Und als ich dort meine Künſtlergelüſte gründlich ausgehungert hatte, und in dem Gemäuer des Coloſſeums bei den Fledermäuſen mein Nachtlager hielt, fiel mir wieder die Einladung des greiſen Mannes ein. Ich ſchrieb ihm, daß ich nun kommen wolle und ob er für mich einen Erwerb hätte; wäre es was immer, nur ein ehrlich Brot. Er ſchickte mir Geld, ich reiſte auf dem kürzeſten Wege nach Rügen. Als ich nach Zurkow kam — auf dieſes ſchöne, reiche Zurkow, ja — da hat er mich wie einen lieben Anverwandten empfangen, hat ſeine Tochter gerufen, mich ihr vorgeſtellt und ausgerufen: Nun Freda, iſt er's nicht? — Ja, ſagte Freda, und doch wieder nein, Albin war nicht ſo ſchlank. Aber er hatte dasſelbe nußbraune Haar, das ihm gerade ſo in die Stirn ſtand, denſelben Mund, das ganze Geſicht; ſchau ſein Aug' an, Freda, ſchau ſein Aug' an! O Gott, mein Albin! — Er hat geweint, ſie hat ihn mit Mühe beruhigt —"

„Und Dein Auge?"

„Das hat ſie angeſchaut."

„Dann verliebt?"

„O nein," antwortete mein Freund Wendel, „ſo ſchnell ging das nicht. Wir mußten uns erſt aneinander gewöhnen. Der Alte gab uns zu ſchaffen, der wollte — höre es! — er wollte uns ſchon in den nächſten Wochen zuſammenhaben. Er war durch den plötzlichen Verluſt ſeines Sohnes verwirrt und ſchwachſinnig geworden."

Wendel führte mich dann zum Fenſter: „Du ſiehſt dort die weißen Felſen?"

Ich ſah ſie in des Mondenſcheines nebelhafter Bläſſe ſchroff aus dem Meere aufragen.

„Von jenem Felſen," fuhr mein Freund fort, „iſt Albin Markeitze, der einzige Sohn des reichen Mannes, in ſeinem dreiundzwanzigſten Lebensjahre auf einer geologiſchen Excurſion, bei welcher er ſich zu tollkühn an die Hänge hinauswagte, in das Meer geſtürzt und zu Grunde gegangen. Der Vater war troſtlos, ſeine Tochter, nun ſein einziges Kind, ſuchte ihn umſonſt zu zerſtreuen, er gab ſie zu Verwandten nach Putbus, überließ das Gut einem Verwalter und ließ ſich von ſeinem Grame ziellos in der Welt herumtreiben. So war er auch nach Genua gekommen, wo wir uns begegneten. Ich kann ihm die Liebe, die er mir ſchenkte, nimmer vergelten, der kranke Greis ſah in mir ſeinen verſtorbenen Sohn. — Haſt Du dieſes Bild ſchon betrachtet?" Wendel wies auf das Oelgemälde an der Wand.

„Das ſcheint ein gewandter Künſtler geſchaffen zu haben. bemerkte ich, „es iſt viel Individualität in dem Bilde und doch ſtört mich ein Etwas in den Zügen, ohne daß ich mi ſagen könnte, worin es liegt. Durch die wohlbekannte Form ſchaut mich eine fremde Pſyche an."

„Im Ganzen leugneſt alſo auch Du die Aehnlichkeit nicht. Und ſiehe, das iſt das Porträt des verunglückten Albin."

Das fand ich denn doch merkwürdig und nun fing ich an, das beſondere Intereſſe des alten Markeitze für Wendel zu begreifen.

„Da mir," fuhr mein Freund fort, „die Luſt, Maler zu werden, begreiflicherweiſe vergangen war, wenigſtens einſtweilen vergangen, ſo fügte ich mich gerne den fürſorglichen Wünſchen meines Gönners, ich gab mich, anfangs gleichgiltig, ſpäter mit Intereſſe, der Landwirthſchaft hin und machte in derſelben Fortſchritte. Außerdem geſchah Manches zur Vermehrung meiner ſonſtigen Kenntniſſe, damit wuchs auch — möchte ich ſagen — mein Herz und ich ſchloß mich warm und dankbar meinem Wohlthäter an. Ich war kaum drei Jahre auf Zurkow, als mir Markeitze eines Tages zu verſtehen gab, daß es ihm lieb wäre, wenn noch vor ſeinem Tode meine Verbindung mit ſeiner Tochter zu Stande käme. Freda war um einige Monate älter als ich, ſie war mir nicht unangenehm geweſen. Es hatten ſich, wie leicht erklärlich, reiche Bewerber eingefunden, allein —"

„Sie hat den friſchen, guten Jungen vorgezogen," unterbrach ich in meiner vorwitzigen Ungeduld, „reich war ſie ſelbſt, geſellſchaftliche Rückſichten war ſie nicht ſchuldig, ſo nahm ſie ſich einen Herzensmann. Ich habe mir oft gedacht, Wendel, daß in Dir Trotz und Geſchmeidigkeit, Männlichkeit und

Weichheit gerade ſo gemiſcht ſind, wie es die Weiber gerne haben.“

„Genug. Als der Vater ſtarb, waren wir ein Ehepaar und ich habe mich wohl oder übel mit meiner neuen Würde und Herrlichkeit abfinden müſſen.“

„Aufrichtig geſagt, hoffe ich, daß Dir die Kunſt, ein reicher und glücklicher Mann zu ſein, beſſer gelingen wird, als Dir jemals ein gutes Gemälde gelungen wäre.“

Eine Weile nach dieſer Bemerkung antwortete Wendel: „Es gehört zum Einen wie zum Andern ein großes Talent. Wenn ſich der reiche Mann in ſeine Lage nicht zu ſchicken weiß, ſo iſt er ein armer Mann — ein ſehr armer Mann.“

Derlei beſprachen wir, da begann allmählich das Geſpräch zu ſtocken. Wir machten noch manchen ſtillen Schluck aus unſeren Gläſern, dann wünſchten wir uns in freundlicher Höflichkeit gute Ruhe und ich wurde hierauf in mein Zimmer geführt.

Ich ſtand noch lange am Fenſter und blickte in die Nacht hinaus. Auf dem Meere lag der Schimmer des Mondes und die zackigen Kreidefelſen von Stubbenkammer ſtanden wie Geſpenſter da. Jetzt legte ſich auf meine Schulter wieder die Hand. Wendel ſtand neben mir und war bleich und verſtört, wie ein Nachtwandler.

„Verzeihe mir, mein Freund, daß ich Deine Ruhe ſtöre,“ ſagte er mit unſicherer Stimme, „Ich wollte Dich heute noch fragen, wann Du von hier abreiſeſt?“

Mit Befremden entgegnete ich: „Wann ich abreiſe? Ich glaube, Du könnteſt es ebenſo gut erfahren, wenn Du mich gefragt hätteſt, wie lange ich denn zu bleiben gedächte. Du weißt, daß ich auf Deine Einladung aus Wien komme, um Dich zu beſuchen.“

„Ich danke Dir, daß Du gekommen biſt!“ ſtieß er hervor, „aber ich verreiſe morgen und wünſche in Deiner Geſellſchaft zu reiſen.“

Ich ſtarrte ihn an.

„Du hältſt mich für verrückt,“ ſagte er.

„Allerdings —“

„So muß ich Dir’s denn geſtehen, Freund, mein geliebter einziger Freund — ich bin unglücklich, ſehr unglücklich. Ich ertrage es nicht mehr länger, ich will fliehen, ich will nach Wien zurück. Mein Weib und ich, wir lieben uns nicht. Sie behandelt mich mit Hochmuth, ſie hat ihre Freunde, mit denen ſie ſich herumtreibt, fiſcht und jagt; ihrem Reitpferde ſchenkt ſie mehr Aufmerkſamkeit als mir. Von einem Familienleben iſt in dieſem Hauſe nicht der Schatten, entweder ſie zieht ihre junkerlich faden oder aufgeblaſenen Sportgenoſſen herbei und giebt laute Feſte, wobei ich offen und verſtohlen die Zielſcheibe ihrer Launen bin, oder ſie reitet davon und läßt mich allein in dieſem Schloſſe, das mir unheimlich geworden iſt, wie eine Gruft. Ich hätte mit ihr für mein Leben gern einmal eine Reiſe nach Oeſterreich gemacht; ſie ſchlug mir’s ab, ich möge allein reiſen, wenn es mir auf Zurkow nicht behage, ſie ſei keine Freundin der vielgerühmten öſterreichiſchen Gemüthlichkeit. Das einzige Glück iſt, daß ich ſie nicht liebe, denn ſonſt müßte ich mich von jenem Felſen dort, welcher die erſte Urſache meiner Leiden iſt, in das Meer ſtürzen. Ich habe nichts und will nichts, ich bin frei, ich verlaſſe Zurkow noch in den nächſten vierundzwanzig Stunden, arm wie ich gekommen bin. Ich gehe mit Dir nach Wien.“

„Du mußt Deine Aufregung vorübergehen laſſen, armer Freund,“ ſagte ich, „wenn Du ruhig geworden ſein wirſt, wollen wir es überlegen.“

„Dieſe Ceremonie iſt nicht mehr nöthig. Ich habe es längſt überlegt und heute mich entſchloſſen. Ich habe ſie von Deiner Ankunft unterrichtet und ſie gebeten, daß ſie zu Hauſe bleibe, um Dich zu empfangen; ſie weiß, daß Du, mein liebſter Freund biſt, der aus der Ferne zu mir kommt, und ſie konnte das Haus verlaſſen, und ſie konnte mir das liebloſe Wort ſagen."

„Welches Wort?"

„Wen ich eingeladen, den möge auch ich bewirthen, ſie könne ſich denken, wie mein beſter Freund aus der Zeit der Farbenkleckſerei ausſehe, ſie ſei auf derlei vagabundirendes Künſtlervolk nicht neugierig. Tiefer hätte ſie mich nicht mehr verletzen können. Ich trenne mich von ihr."

„Ich danke Dir," ſagte ich, „alſo mich willſt Du zur Urſache eines unſinnigen Schrittes machen! Dann empfehle ich mich."

„Bleib', Hans!" ſchrie er auf und packte mich an beiden Armen, „von Dir iſt keine Rede. Es handelt ſich um mich! Mir hat ſie den Schlag verſetzt, ſonſt wollte ſie nichts, als mich, mich beleidigen, aber das wollte ſie. Meiner überdrüſſig iſt ſie, den Bruch wünſcht ſie zu vollziehen. Der Wunſch kann erfüllt werden."

Der Mann ſchoß wildſprühende Blicke um ſich und knirſchte mit den Zähnen.

„Du haſſeſt ſie alſo?" war meine Frage.

Hierauf antwortete Wendel: „Wenn ich ſie haßte, ſo würde ich ihr dieſen Wunſch nicht erfüllen, ich würde Herr auf Zurkow bleiben und das Leben des Reichen genießen und ihr im Wege ſtehen und mich an ihrem ohnmächtigen Aerger beluſtigen. Nein, ich haſſe ſie nicht, ſie iſt mir gleichgiltig."

„Gleichgiltig? Deine Aufregung ſtraft Dich Lügen."

„Bin ich aufgeregt? Dann bin ich's nicht ihretwegen, ſondern meinetwegen. Mein Unglück, ich ſchleudere es von mir, ich nehme wieder die Armuth und Nichtigkeit auf mich. Seit ich Dich ſehe, mein Freund, habe ich wieder Muth, ich gehe mit Dir nach Wien!“

Das kam mir nun etwas verworren vor; da frägt er mich: „Könnteſt Du an meiner Stelle bleiben? Es mögen Geſetze und Sitten hundertmal für dich ſprechen, wenn die Thatſache zeigt, daß Du überflüſſig biſt, ſo wirſt Du auf alle Rechte verzichten und lieber mit Stolz und Ehren wieder der arme Anſtreichergeſelle ſein, als auf Zurkow ein — was weiß ich! Es war ja nichts, ein toller Traum, nichts als ein Roman, aber ein Roman ohne Liebe. Eine fixe Idee, geſchmeichelte Eitelkeit und der Kitzel, reich zu ſein, waren die Helden! Könnteſt Du mich denn noch achten, wenn ich ſo noch hier ſitzen bliebe?“

„Ich gebe keine Antwort, ſo lange ich nicht Deine Frau geſehen habe.“

„Die wirſt Du nicht ſehen,“ ſagte Wendel Bleeß, „wie ich ſie kenne, kehrt ſie erſt zurück, wenn ſie die Gewißheit hat, daß Du nicht mehr im Hauſe biſt.“

„Dann erlaube mir, daß ich jetzt einige Stunden ruhe. Bevor die Sonne aufgeht, werde ich dieſes Haus verlaſſen.“

„Thue ſo, mein Freund, und ſchlafe wohl.“

Raſch hatte ſich mein Gaſtherr nun entfernt. Unſere Unterredung hatte einen faſt trotzigen Charakter gehabt. Ich ſchlief ſchlecht in derſelben Nacht. Reue, daß ich hierhergekommen, Mitleid mit dem armen Wendel, Rathloſigkeit, was nun anzufangen, peinigten mich. Es kam mir der Gedanke, Frau Freda aufzuſuchen und den Vermittler zu ſpielen; dieſen Gedanken ſchleuderte ich raſch von mir — zwiſchen Eheleute dränge ſich kein Dritter, am wenigſten ein Fremder. Er

würde es unter allen Umſtänden noch ſchlechter machen. Als der erſte Schimmer des Morgens aus dem Meere ſtieg, war ich entſchloſſen. Ich packte haſtig meine Sachen zuſammen, ſchrieb auf ein Blättchen Papier die Worte: „Wendel, ich bin aus Wien hierher gekommen, um Dir auf dieſes Stück Papier das Wort zuſchreiben: Sei ein Mann. Lebe wohl.
Dein treuer Hans.“

Als ich durch den Hof eilen wollte, fuhren zwei Bullenbeißer auf und ließen mich nicht weiter. Ich mußte umkehren in mein Zimmer, warf mein kleines Gepäck zum Fenſter hinaus und kletterte ſelbſt nach. Das Schloß und das naheliegende Gehöfte lagen noch in Ruhe da; ich huſchte durch Geſtrüppe hin und bog erſt eine Strecke weiter hin zum Wege.

Ich war auf demſelben etwa dreihundert Schritte gegangen, als von einer Eichengruppe ein Mann auf mich zuſprang und mich mit dem Worte: „Da biſt Du ja ſchon!“ an der Hand faßte.

Wendel war's, der Herr auf Zurkow: Und doch nicht mehr der Herr auf Zurkow, in dem Kleide eines fahrenden Geſellen ſtand er da.

„So, Kamerad,“ ſagte er, „nun wollen wir einmal mitſammen wandern.“

Dagegen ließ ſich nun nichts einwenden. Wir trabten wortkarg nebeneinander her. Als wir eine Stunde gegangen waren, machte mein Begleiter plötzlich einen Juchſchrei, wie er ſo friſch und laut auf Rügen vorher wohl kaum erklungen ſein mochte.

„Sieh da, dieſer Stein iſt mir noch auf dem Herzen gelegen,“ ſagte er hernach und deutete auf einen bemooſten Grenzſtein, „hier endet das Gut Zurkow, hier beginnt die weite Welt. Freund, nun bin ich wieder Dein!“

Da dachte ich: Wenn ich nur wüßte, was ich mit Dir anfangen ſoll!

So begann die Wanderſchaft. Den Sund überſetzten wir auf einer abſeits gelegenen Fiſcherbarke, Stralſund umgingen wir, weil Wendel ſich vor dem Erkanntwerden fürchtete. Und dann wollte er zu Fuß nach Wien reiſen. Er hatte von dem Schloſſe ja nichts mit ſich genommen, als was er einſt dahin mitgebracht hatte, ein abgeſchabtes Ledertäſchchen und einen Hagenſtock. Ich hatte viele Mühe, um ihm die Eiſenbahnfahrt anzuzwingen. Endlich, als es in's Oeſterreich hereinging, fanden wir uns und waren harmlos heiter, wie einſt; ich ſuchte ſeine Verhältniſſe mit Ruhe und Erwägung zu beſprechen, allein er war dazu viel zu nervös aufgeregt; bei ihm ging Alles im Ueberſchwunge und ſein ganzes Weſen wurde mit fortgeriſſen.

Als er die alte Kaiſerſtadt ſah, war er überglücklich. So ſaßen wir nun endlich wieder in meiner Stube, wo wir vor Jahren oft froh beiſammen geſeſſen und ich fragte ihn: „Wenn Du jetzt zurückdenkſt auf Zurkow, wie iſt Dir zu Muthe?“

„Unſäglich wohl!“ rief er, „haſt Du einen zweiten Freund, Hans, der im Stande iſt, ein Herrenſchloß und ein reiches Weib von ſich zu ſchleudern, wie eine faule Birne?“

„Du biſt der einzige,“ ſagte ich, „und nun ſuche ich mir noch einen, der im Stande iſt, ein Herrenſchloß und ein reiches Weib zu beherrſchen.“

„Da wird ſie zurückgekehrt ſein auf Zurkow,“ ſagte Wendel, „ausgerüſtet mit neuen Mitteln, mich zu demüthigen, und wird ſelbſt die größte Demüthigung erlebt haben, die ein reiches Weib erleben kann: von dem Bettler abgelehnt zu ſein.“

Schon am nächſten Tage war Wendel Blees ſo glücklich, in einem Vororte Wiens als Zimmermaler Beſchäftigung zu finden. Er beſuchte mich häufig, aber für meine Bilder und äſthetiſchen Studien hatte er kein Intereſſe mehr, er ſaß zumeiſt ſtill da und blickte zum Fenſter hinaus auf die alten Ulmen und Eichen eines verwahrloſten Parkes. Von ſeinem abenteuerlichen Gutsherrnleben ſprachen wir nicht mehr; ich aber dachte daran und mir kam die ganze Geſchichte nicht geheuer vor.

Ich wußte nur, daß er ſeiner Gattin nicht ſchrieb und ihr abſichtlich ſeinen Aufenthaltsort verheimlichte. Umſo eifriger las er ein Pommer'ſches Wochenblatt und in demſelben einmal eine Feilbietung des Gutes Zurkow auf Rügen. Er zeigte mir mit dem Finger die Stelle; wir haben nicht ein Wort darüber geſprochen.

Mittlerweile bemerkte ich, daß die Farben — die grünen ſollen beſonders ſchädlich ſein — dem Wendel Blees nicht mehr ſo wohl bekamen, als einſt, er wurde bleich und bekam eingefallene Wangen. Seine Beſuche bei mir verminderten ſich, er ſtrich in ſeinen freien Stunden allein umher in den Vorſtädten oder er ſaß in ſeiner Dachkammer und brütete vor ſich hin. Als ich von einer größeren Reiſe zurückgekehrt war, gedachte ich wieder einmal ſeiner und ſuchte ihn auf. Ich fand ihn auf dem Fußboden kauernd, wo er eben ein paar Patronen (Formen für Zimmermalerei) aneinanderzuheften vorhaben mochte, aus Erſchöpfung aber raſten mußte. Ich erſchrak vor der herabgekommenen, krankhaften Geſtalt, vor dem ſtieren Blick, der mich völlig unheimlich anglotzte.

„Biſt Du krank, Wendel?" fragte ich.

„Was habt Ihr denn mit mir?" fuhr er jetzt auf, „warum ſoll ich krank ſein?" Dann ſetzte er wehmüthig und ſanft bei: „So haſt Du doch nicht ganz auf mich vergeſſen. Du kannſt mir aber nicht helfen."

„Willſt Du nicht bisweilen mit mir einen kleinen Spaziergang machen? Das zerſtreut und erfriſcht."

„Wenn Du recht langſam gehen willſt," verſetzte er, „ich war ſchon lange nicht mehr auf der Gaſſe und habe das Gehen verlernt."

Als ich von ihm fortging, haſtete mir die alte Frau, die ihn pflegte, zur Thüre nach und fragte: „Wie lang' kann er's denn noch machen, Herr Doctor?"

Es waren freundliche Spätherbſttage. Ich führte den armen Wendel mehrmals auf den Ring; er ſprach wenig, nur einmal, als er ſtehen blieb und ſich an mich ſtützte, ſagte er, mit großen Augen hinſchauend: „Es iſt eine herrliche Stadt!" Dann ſaßen wir auf einer ſtillen Bank des Stadtparkes und er ſchaute die gilbenden Blätter an, wovon eins um's andere langſam zu Boden ſank.

Da war's eines Tages, als wir über den Schwarzenbergplatz ſchritten, daß mein Begleiter plötzlich einen Schrei ausſtieß. Ein Fiaker rollte vorüber, in welchem eine ſchwarzgekleidete Dame ſaß. Wendel riß ſich von mir los und mit ausgeſtreckten Armen lief er dem Wagen nach. Ich ſuchte ihn zurückzuhalten, aber er eilte, als wären ſeine Arme Flügel, er verfolgte den Wagen bis zur Brücke, dort ſtürzte er zuſammen.

Allſogleich waren wir von einem Menſchenhaufen umringt. Wir hoben ihn auf. Seinem Mund entſtrömte Blut; er ſchlug die Augen weit auf, und ſtierte um ſich und murmelte: „Sie iſt fort."

„Wen meinſt Du, Wendelin?"

„Freda!" hauchte er matt. —

Man trug ihn in einem geſchloſſenen Lederkaſten in's nächſte Lazareth; als ſie ihn in der Halle niederließen und ich die Klappe öffnete, um zu fragen, wie er ſich befinde, da waren die blaſſen Lippen für immer verſtummt.

* * *

Man erinnert ſich vielleicht noch an eine Zeitungsnotiz, daß an jenem Octobertage ein Mann einem Fiaker nachgelaufen, auf der Schwarzenbergbrücke mit dem Rufe: „Freda!“ zuſammengebrochen und bald darauf verſchieden ſei.

Aber man weiß wohl nicht, daß dieſe Notiz einen ſeltſamen Beſuch in der Leichenhalle zur Folge gehabt hat. Eine fremde Dame fand ſich ein, bat ſich die Leiche des Zimmermalers Wendelin Blees aus, bekränzte ſie mit Eichenlaub, überführte ſie auf einen ſtill und lieblich gelegenen Friedhof des Wienerwaldes und begrub ſie in einem eigenen Grabe.

Ich verſuchte, ſie zu ſprechen, aber ſie war unzugänglich und iſt ſeither nicht wieder geſehen worden. Auf Wendel's Grabſtein ſtehen die Worte: „So groß iſt meine Liebe zu Dir, daß ich Dir verzeihe und ſterbe.“

Ob ſich dieſe Worte auf ihn beziehen oder auf ſie?

Weitere Erkundigungen, die ich einholte, haben nur ergeben, daß das Gut Zurkow auf Rügen von einem Engländer gekauft worden ſei, worauf ſeine frühere Beſitzerin aus Gram über ein trauriges Familiengeſchick in's Ausland gezogen wäre.

Ich ſchließe meinen Bericht und drücke nur noch die Vermuthung aus, daß mein armer Wendelin und ſeine Freda zu jenen Paaren gehören, welchen es der Tod erſt ſagen muß, daß ſie ſich liebten.

Meiſter Hermann.

Die Geſchichte des Gerbermeiſters Hermann beginnt mit der Ochſenhaut. Dieſe lag mit ihren aufgefalteten Rändern auf dem Werkstiſch ausgebreitet und der Meiſter war juſt im Begriffe, ſie für den Kleinverkauf in Stücke zu trennen.

Er wurde bei dieſer ledernen Arbeit anmuthig unterbrochen. Sein junges munteres Weibchen flatterte herbei. Er ſtemmte das ſcharfgeſpitzte Meſſer auf den Tiſch und hielt ſeine muskulöſe Geſtalt ſtramm, daß ſich das warmherzige Weſen recht weich daran ſchmiegen und das apfelrothe Wänglein an ſeinen Arm legen konnte, an welchem das Hemd der Arbeit wegen bis hinter die Ellbogen zurückgeſtreift war.

Eveline wurde von Tag zu Tag huldvoller. Sonſt war ſie ſeinem gutmüthigen Ernſte halb ſchüchtern und faſt kindlich fromm gegenüber geſtanden, hatte ihn Meiſter, oder Alter, oder Mann genannt, oder höchſtens Väterchen, obgleich gar keine Urſache für dieſes reizende Wörtlein da war. Die liebe Juniſonne des Frauenjahres ſchien erſt in den letzten Wochen hervorzubrechen, da hieß ſie den Gatten in unverhüllter Zärtlichkeit ihr Männlein, ihren Schatz, ihr Herz, ihren kleinen Engel, ihr weißes Lämmchen, was der ſtattliche, derbknochige Gerbermeiſter mit beſonderem Wohlgefallen vermerkte. Er war ein Mann von vierzig Jahren; ſie hätte ſeine Tochter ſein können, ſagten die Leute.

Jetzt war eben der Knabe von der „goldenen Roſe“ dageweſen, von der Tiſchgeſellſchaft geſchickt, dieſelbe verlange nach dem Meiſter: Er möge ſich dieſen Abend im Wirthshauſe zu einem Spielchen einfinden. Die Anderen ſäßen ſchon beiſammen und miſchten die Karten.

„Mir kommt's nicht ungelegen heute,“ ſagte Hermann, „da beſorge ich zeitig den Häute-Einkauf beim Fleiſchhauer.“ Und ſteckte die Geldtaſche in das Wams. „Aber,“ ſetzte er bei und ſchaute ſchmunzelnd auf Eveline: „Was wird das Weibchen ſagen?“

„Was kann ich denn machen, wenn ſie mir mein Männlein wegnehmen? Ihrer ſind Viele, ich bin allein. Ich muß warten, was ſie übrig laſſen.“ So ſagte Eveline betrübt, wie es von einem jungen Frauchen nicht anders zu erwarten, und ergeben, wie es einer Ehefrau geziemt.

„Komm' mit!“ rief er und breitete ſeine Arme vor ihr aus, als wollte er ſie um die Mitte faſſen und davontragen.

Sie wich einen Schritt zurück und ſagte: „Gott verhüt's! In der Herrengeſellſchaft! Ich bin einmal dabeigeweſen — und nicht wieder! Niemals wieder, mein Goldherz. Weiß ich nur, Du zerſtreuſt Dich von Deiner Müh' und Sorg', ſo bin ich ſchon zufrieden.“

„Aber es wird ſicherlich Unterhaltung geben,“ warf der Meiſter ein.

„Geh' nur, Ihr ſpielt Karten. Soll ich etwa daneben hocken und Finger nutſchen?“

„Iſt der Geometer dort, ſo wird ja gar nicht geſpielt. Der erzählt wieder Geſchichten.“

„Was geht mich der Geometer mit ſeinen Geſchichten an!“ ſagte Eveline faſt unwirſch, „geh' Schatz. Ich lege mich bald in's Bett und ſchlafe.“

So nahm er Rock und Hut, ſagte einen guten Abend und ging durch die lange Gaſſe des Städtchens hinab gegen die „goldene Roſe“.

Dort im Extrazimmer ſaßen etliche Bürger und kartelten. Der Eintretende grüßte, ſie knurrten den Gruß zurück, er ſetzte ſich zu ihnen und kartelte mit. Die Kerze brannte trüb und Einer ſchob ſie mit dem Ellbogen dem Andern zu, daß er ſie putze, denn Keiner hatte die Hände leer. Der Wein war heute nicht gerade ſüffig. Es flog kein munteres Wort; ein Einziger machte zwei Witze raſch nacheinander, ſie verpufften, ohne daß Einer lachte, das verdroß ihn und er ſchwieg. Es waren die Rechten noch nicht beiſammen. Auch war's dumpfig ſchwül im Zimmer. Ein Fenſter auf, und es ſtreicht die kalte Nachtluſt durch Mark und Bein. Die Kellnerin ſitzt im Winkel, ſcheinbar der Wünſche gewärtig, aber es ſinken ihr die Augen. Die ganzen Nächte keine Ruhe. Noch am beſten raſtet ſie, wenn die Gäſte karteln.

„Geſtochen!“ rief Meiſter Hermann und warf ein Aß aus.

„Dasmal nicht geſtochen, Gerber,“ ſagte der Nebenmann, „der Herzbub iſt Trumpf.“

„Geſtochen, ſag' ich!“ rief der Meiſter nochmals, „ich will einmal ſtechen!“

„So ſtich Deine Katz',“ gab ein Anderer halb ſcherzhaft d'rauf. Ein zurechtweiſendes Hinwort, ein biſſiges Herwort.

„Ich pfeif' Euch heut' auf die Karten,“ ſagte der Gerber und legte das Spiel weg. „Ich bin nicht aufgelegt.“

Er zahlte den Wein und ging nach Hauſe.

— Dieſe Hohlberger Bürger, ſo dachte er unterwegs, lauter Sauertöpfe ſind es. Wer gewandert iſt und die Welt geſehen hat! — Manchen Tag meint man, das Hirn friere ihnen im Kopf.

Da iſt der Geometer ein Anderer!

Der Geometer! Freilich, das war ein junger, munterer, witzſprudelnder Spanier, der vor einem halben Jahre mit einer „geometriſchen“ Geſellſchaft in die Gegend gekommen war, um Berg und Thal abzumeſſen. Seine Genoſſen waren abgezogen, nachdem ſie der ſchönen Umgebung von Hohlberg das Maß genommen; der ſchwarzbärtige Spanier blieb ſitzen und wurde durch ſeine gefälligen Manieren, durch ſein ſtets aufgewecktes, feuriges Temperament und ſeine tollen Anekdoten der Liebling von Hohlberg und der unentbehrliche Zechgenoſſe in der „goldenen Roſe“. Die Frauen wußten von ihm auch zu erzählen, daß er ein ſchönes Auge habe und eine intereſſante Stimme. Er ſprach etwas gebrochen deutſch, was ihn aber nicht hinderte, ſeine Gedanken und Wünſche auf die eleganteſte Weiſe auszudrücken. Gewißlich lebten Etliche im Städtchen, die es gerne hätten wiſſen mögen, was in ſeinem Taufſcheine ſtand. Wenn man darauf anſpielte, ſo zeigte er den Schein ſtets auch mit der größten Bereitwilligkeit, aber allemal von hinten, wo nichts d'raufſtand. Er erzählte fortweg aus ſeinem Leben, von ſeinen Abenteuern und Plänen die heiterſten Stücke, aber die griffen nie ſo tief, daß auch nur ein Einziger aus ihm klug geworden wäre. Geld ſchien er zu haben, das war einſtweilen den Männern genug; galant war er, das ließen ſich die Frauen gern gefallen, und ſo gehörte er in das Städtchen Hohlberg hinein, als wäre er daſelbſt geboren und wolle daſelbſt ſein Leben beſchließen — was noch lange gute Weile habe.

Der Geometer hatte ſich in der „goldenen Roſe" Zimmer genommen, in welches er ſich manchen Abend ei ſchloß, um ſeinen Studien zu obliegen, denn er war nicht allein Lebemann, ſondern auch ein Mann der Arbeit und der Tha. und da ließ er denn die Tiſchgeſellſchaft im Extrazimmer, di ſtets mit Sehnſucht ſeiner harrte, manchen Abend allein ſitzen.

So auch an dieſem Abende, und darum war heute die „goldene Roſe" ſo welk geweſen. Der Fleiſchermeiſter war ebenfalls langweiligerweiſe daheim ſitzen geblieben und ſo konnte der Gerbermeiſter nicht einmal die Hauteinkäufe beſorgen. Kurz, es war ein verlorener Abend und Hermann ging verdrießlich ſeinem Hauſe zu. Wenn der Aerger einmal da iſt, dann ſucht er ſich nicht juſt immer den richtigen Gegenſtand aus, dann bindet er mit Allem an. — Was nur dieſer Stein da zu liegen hat, mitten auf der Straße? Verfluchter Stein! Müſſen denn die Müllers juſt am Weg hin ihren ſpi Gartenzaun haben? Sollen Laternen dazu ſetzen. Da wird auch wieder kein Licht ſein, daß man ſich den Sch einſtoßen könnt'. Was ſie allemal ſchon ſo früh in's Bett zu kriechen hat! Wäre ſie mit geweſen, hätt's anders ſein können, aber das iſt ihre neue Art: bleib' ich zu Haus, ſo will ſie gehen, und gehe ich, ſo iſt ihr um's Schlafen. Nicht einmal die Hausthür iſt heute noch geſchloſſen — brummte er weiter, als er an ſein Haus gekommen war. — Soll man dem Geſindel den Thürhaken in den Buckel ſchlagen, daß ſich's merkt: nächtig muß das Hausthor verſperrt ſein!

Der Hausgang war finſter, das Geſinde ſchon zur Ruhe gegangen. Der Meiſter bekämpfte ſeinen Unmuth, leiſe ſchritt er durch die Werkſtatt, in welcher eine Lampe halb niedergedreht brannte. Leiſe drückte er an der Thürklinke des Schlafzimmers, um das Weib nicht zu wecken. Sie ſoll nur ſchlafen, ſie hat [illegible] recht, wenn ſie ſchläft. Die Thür ging nicht auf, war [illegible]ſperrt. Ein derber Druck des Armes, das Schloß ſprang entzwei, die Thür war offen, hart an ihm ſtand im Nachtkleide Eveline, mit Haſt im Begriffe, das Lampenlicht auszutilgen. Er ſchleuderte ſie an die Wand, ergriff an der Lederbank das Meſſer, ſtürzte auf einen Mann, der zum Fenſter hinausſpringen wollte, und ſtieß ihm das Eiſen in die Bruſt. Der Spanier — lautlos ſank er zu Boden. Eveline fiel mit einem heiſeren Schrei in Ohnmacht — Hermann lief zum Hauſe hinaus in die finſtere Nacht. — —

Da war der Baumgarten, da ſtanden die ſchwarzen Ulmen. Weiter unten waren die dunklen Dächer der Stadt, oben funkelten die Sterne.

Jetzt kam er zu ſich, jetzt fragte er: „Was iſt da geſchehen? Iſt das wahr, daß Du jetzt Einen erſtochen haſt? — Roſen[illegible] was haſt Du mir heute in den Wein gethan? Wahn[illegible]erden! So auf einmal wahnſinnig werden! — Das [illegible] untreu! Der Spanier! — Das kommt davon, weil [illegible]n Salpeter in dem Wein thuſt. — Jetzt muß ich geſchlafen haben, da auf dem Raſen. Im thaunaſſen Gras liegen! Das iſt nicht geſund. Dann hat man das Hämmern im Kopf und die Träume. Untreu. Man ſoll ſo tollwitzigen Gedanken niemals Gehör geben, ſonſt ſtellen ſie ſich im Schlaf ein. Ach, das Hämmern, das Hämmern im Kopf! — Wie ich nur auf den Geometer gekommen bin? Auf den luſtigen Geometer? Das wird ein Gelächter beim Roſenwirth, wenn ich's erzähle demnächſt, daß der Geometer — — daß ich den Geometer! . . . hat, 's iſt toll, 's iſt toll, ich bin nicht geſund. Eveline.“

Er wollte in's Haus gehen und einmal recht zanken mit ſeiner Frau, daß ſie ihn im feuchten Garten ſchlafen laſſe, und ihr dann den Traum erzählen und ihr abbitten, daß er ſo von ihr geträumt habe. Schon der Traum iſt ein Verbrechen. O Gott, wenn die Weiber allemal ſo ſchlecht wären, als ſie die Männer träumen! Von jetzt an will er ſie nicht mehr halten, wie ein munteres Kind; er will ſie verehren wie eine Frau, der er einmal tief Unrecht gethan. Er will zu ihr gehen. — Da ſtürzte zur Thür ſchon eine Magd heraus, händeringend, zeternd, es wären Räuber und Mörder im Hauſe, Meiſter Hermann liege ermordet in ſeiner Schlafſtube.

Mehr wollte er nicht hören. Jetzt war er wach, jetzt träumte er nicht mehr, daß er geträumt hätte. Jetzt war er wach. Er eilte quer durch den Garten, ſprang über den Zaun hinaus auf das Feld und lief dem Walde zu. Als er aber zum Kreuze kam, welches ſie das Armenſünderkreuz nennen, weil auf dieſem Platze einſt die Verbrecher gerichtet worden waren, ſtand er ſtill und ſagte: „Was ſoll das unſinnige Laufen? Das ſieht ja ganz aus wie eine Flucht! Wer wird denn fliehen? Dort drüben liegt die Straße, die zur Kreisſtadt führt, morgen Früh, bis die Richter aufwachen, bin ich dort. Es läßt ſich bequem mit ihnen reden. — Ihr Herren Richter! Der Gerbermeiſter Hermann aus Hohlberg bin ich. Ein fleißiger, braver Mann, wie die Leute ſagen, auch nicht über Gebühr trinkend, auch nicht rachſüchtig und nicht jähzornig. Ein gutmüthiger Menſch, der gern lacht, wenn Einer luſtige Geſchichten erzählt. Der Gerbermeiſter Hermann. Geboren zu Heſtritz in Schleſien, vierzig Jahre alt. Verheiratet, Ihr Herren. Unbeanſtändet bisher, nur wegen ehrlicher Zeugenſchaft einmal vor Gericht geſtanden. Der Gerber Hermann, Ihr Richter! Schaut ihn nur einmal an, der gehört jetzt Euch. Den Spanier hat er niedergeſtochen, heute Nacht. — Den Arm hat mir Einer hingeſtoßen, ich weiß nicht wer. Aber gethan habe ich's. Der Kopf weiß nichts davon, und wird's doch büßen müſſen.

Sputet Euch, daß das Henken auch ſo ſchnell vor ſich geht, als das Zuſtoßen! — Nehmt Euch aber in Acht, Ihr Herren Richter! Was ich heute vollbracht habe, das kann Einer von Euch morgen vollbringen. Geglaubt hätte ich's mein Lebtag nicht, daß ſo wenig Schlechtigkeit dazu gehört, um ein Verbrecher zu werden. Aber das nutzt Alles nichts. — Thut nicht lang' um mit Schreiben und Verhandeln. Unterſucht, wenn Ihr wollt, ob ich bei Sinnen bin, und nachher macht's kurz, ich bitt' Euch. —

Auf der Straße ging er jetzt ſtill und gleichmäßig hin und ließ die Aufregung ſeines Blutes vertoben. Er hörte das Waſſer rauſchen, er ſah manche Sternſchnuppe vom Himmel fallen. Dann ſtand er einmal ſtill und ſchaute um ſich und dachte: Ich habe oftmals gehört, daß den Schuldigen nach der böſen That Furcht und Angſt erfaſſe. Ich merke nichts dergleichen. Meine Ahne hat mir doch auch erzählt, was die Sternſchnuppen bedeuten. Ich hätte immer gemeint, ein Weniges dürfte ſich das Gewiſſen doch rühren, wenn man in die Sterne aufſchaut. Ich merke nichts. 's iſt wohl wahr, ich hab's vollbracht, ohne zu denken; ganz als ob plötzlich ein Blitz losgeſprungen wäre aus meiner Bruſt, ſo iſt's geweſen. Wenn ich's aber jetzt überdenke, und wenn ich ſie noch einmal ſo finden ſollte, ſie und ihn, gerade ſo, und ich könnte mit Bedacht handeln — ich ſtieße ihn noch einmal nieder. Beim Herrgott im Himmel, ich ſtieße ihn noch einmal nieder. Dann ginge ich zum Gerichte wie ich jetzt gehe und wollte ſagen: Gericht, ich habe meine Ehre vertheidigt, das iſt meine Schuldigkeit. Und jetzt henkt mich, das iſt Eure Schuldigkeit. Es geht ſeinen geraden Weg. —

Als er in die Kreisſtadt kam, war es noch eitel Nacht. So in der kalten Stille dahin gehen zwiſchen den Häuſermaſſen, und drinnen ſchlafen ſie und legen ſich einander den Arm um den Hals, wie ſie ſich lieb haben. — Als er den Hammer an das Thor des Gerichtsgebäudes fallen ließ, einmal und zweimal, da hub drinnen der Pförtner gottesläſterlich zu fluchen an, daß denn in dieſer vermaledeiten Nacht die hölliſchen Nachtſchwärmer wieder gar keine Ruhe gäben! Daß er ſie aber, ſo wahr er eine höchſt-unſterbliche Seele habe, mit Hunden zum Teufel hetzen laſſe, wenn ſie das Thor noch einmal auch nur mit einem krummen Finger berührten! Der wahrlich genugſam geplagte Chriſtenmenſch wolle in der Nacht ſchlafen, Keiner möge ſich verſündigen, ſondern Jeder möge Gott danken, der an dieſem Thore nichts zu thun habe.

Jetzt, da Meiſter Hermann wieder eine Menſchenſtimme hörte, brach ſich ſeine heroiſche Büßerſtimmung. — So, dachte er ſich, da wird nicht aufgethan? Gut, du ſtolzes Haus, ſo lebe wohl. Mögen wir uns nicht mehr ſehen. Ich habe meine Schuldigkeit gethan und bin zum Gericht gegangen. — Hernach eilte er mit leichten Füßen, als hätte er ein neues Leben geſtohlen, zur Stadt hinaus, und als er durch die Auen zog, wo ſich die Pappeln und die Birken in nebelichtem Morgenſchimmer zu lichten begannen, hub er an, ſich folgendermaßen ſelbſt freizuſprechen: Wo liegt's denn eigentlich? Ich bin Herr meines Hauſes und meines Weibes und werde den Räuber wohl unſchädlich machen dürfen. Es ſind ja Geſetzparagraphen dafür da, daß ich's darf — und ſoll. Hätte ich nicht zugeſtoßen, ſo hätte es er gethan. Das Gericht ändert nichts mehr; der Ankläger hätte einen Teufel und der Vertheidiger einen Engel aus mir gemacht und das Rechte hätte Keiner getroffen. Alles in einen Topf und laugen, wie der Gerber die Häute. Das kennt man. Und für's Weitere unſchädlich machen, das gilt bei mir nicht. Der Spanier ſteht nicht mehr auf, und einem Andern thue ich nichts. Weib hab' ich kein's mehr und nehme mir kein's. Mein Haus und Geſchäft in Hohlberg iſt das Lehrgeld, das ich zahle für meinen geſtrigen Schultag. Ich bin als Burſch in Bremen geweſt und finde wieder hin. Dort ſtehen die Schiffe und in der neuen Welt giebt's auch zu gerben.

Als die Sonne aufging, war er ſchon ſo weit von der Kreisſtadt entfernt, daß er von ihr nur mehr die höchſten Thürme ſah. Dort ſäße er nun im finſtern Gewölbe und ſähe nichts mehr von der ſchönen Welt. Es iſt beſſer ſo. Der Menſch muß manchmal eine Reiſe thun.

Als die heißen Mittagsſtunden kamen, legte er ſich in einen Kiefernwald zu einer mehrſtündigen Raſt. Das iſt ja ganz wieder, wie in der Burſchenzeit. Wenn man dieſe fünfzehn Jahre in Hohlberg herausſchnitte, wie den brandigen Fleck aus der Kuhhaut! Es wäre gut, aber ein Loch bliebe doch zurück. Manche Leute füllen ſolche Löcher mit Schnaps und anderem Gebräu. Mögen es thun, ein braver Burſch denkt an die Geſundheit. — Hernach kehrte er in einem Bauernwirthshaus zu, welches ſchon ſo weit von Hohlberg ſtand, daß man ihn nicht mehr erkennen konnte. Aber die Wirthin erzählte ihm zur Neuigkeit, daß in der vergangenen Nacht unten im Hohlbergerſtädtlein ein ſchreckbarer Mord geſchehen ſei. Ein fremder Geſelle, der ſich ſchon längere Zeit im Orte aufgehalten, habe den Gerbermeiſter Hermann erſtochen.

„Das wird wohl nicht ſo ſein," antwortete Hermann auf ſolche Nachricht, denn er hatte die leidige Gewohnheit, alle Unwahrheiten berichtigen zu wollen. Alſo, der fremde Geſelle würde den Gerbermeiſter nicht erſtochen haben!

„Aber ich ſag's!" rief die Wirthin ſchneidig.

„So ſagt Ihr eine Unwahrheit."

„Ich?!“ begehrte ſie auf, „alſo bei einer Lügnerin wollt Ihr jetzt was eſſen und trinken? — Geht mir, geht, ich hab' nichts für ſolche Leut'!“

Er hatte Hunger und mußte es alſo nachgerade gelten laſſen, daß der Gerber zu Hohlberg erſtochen worden ſei. Aber nach dem kleinen Mahle ging er raſch davon.

Und nun trat er ſeine weite Wanderung an. Er reiſte als Gerber, nahm aber nirgends Arbeit. „Ich habe mich fremd gemacht,“ ſagte er nach Handwerkers Art. Er hat ſich fremd gemacht. — — —

Nach Wochen war es, daß er krank und abgehärmt in Bremerhaven ankam. Da war der graue feuchte Nebel und durch denſelben ſchimmerten verſchwommen die Maſten der Schiffe. Noch einmal ſtieß Hermann ſeinen Fuß zornig auf die Erdſcholle, die zu einem Welttheile gehört, auf welchem der Rächer ſeiner Ehre Verbrecher heißt. Dann beſtieg er das Auswandererſchiff die „Hoffnung“. Das Geld, welches er an jenem unſeligen Abende für den Häute-Einkauf zu ſich geſteckt hatte, ſollte ihm jetzt hinüberhelfen über das große Meer. Erſchöpft, wie er war, wurde er in eine dunkle Cajüte gebracht, wo er nach den Aufregungen und Strapazen in eine Krankheit verfiel. Tagelang lag er bewußtlos dahin oder phantaſirte von Mord und Blut. Aber in einer Nacht, da kam er ſo viel zu ſich ſelbſt, daß er darüber nachdachte, warum denn fortwährend ſeine Bettſtatt ſchaukle und was nur das immerwährende Geräuſch außerhalb an der Wand bedeute? Das war oft, als ob man ganze Laſten von Sand an die Wand werfe, der dann wieder langſam abrieſele. — „Es iſt doch der Kerker!“ ſagte er ſich, „es iſt nichts als der Kerker, den ſie mit Schutt und Erde zuwerfen, um mich lebendig zu begraben.“ Aber ſein Nachdenken regelte ſich allmählich, und es kam ihm dunkel in Erinnerung, daß er ein Schiff beſtiegen habe. Er wollte Gewißheit haben. Er erhob ſich von ſeinem Lager und taumelte die Eiſenblechtreppe hinan auf das Verdeck. Er ſtieß an Maſten, er ſtieß an Geländer, er klammerte ſich an einen Balken und ſchaute hinaus und ſah nichts als unendliches Gewäſſer. Es war die graue, belebte Meerfluth im erſten Morgenſchein. Im Bauche des Schiffes ſchnob die Dampfmaſchine, auf den Takelwerken ſaßen ein paar Matroſen, die von Zeit zu Zeit eintönige Laute ausſtießen. Am Oberraume, wo das warme Rohr des Rauchfanges emporſtieg, ſaß ein dicht in den Mantel gehüllter Mann, der gedankenvoll hinauszublicken ſchien auf die weiten Waſſer.

Hermann fühlte das Bedürfniß nach einem Menſchen und nahte ſich dem Manne. Dieſer ſtarrte ihn fragend an, und Hermann taumelte entſetzt zurück und floh angſtvoll in ſeine Cajüte hinab. „Ich bin ſehr krank!“ wimmerte er auf ſeinem Lager und preßte die Hände an ſein Haupt.

„Selbſtverſtändlich, wenn Ihr in der kalten Nachtluft herumgeht, daß Euch wieder ſchlechter wird,“ rief ihm ein Cajütengenoſſe zu.

„Seinen Geiſt habe ich geſehen!“ ſtöhnte Hermann.

„Geſehen!“ ſpottete ein Genoſſe, „es ſcheint eher, daß Ihr welchen getrunken!“

„Seinen Geiſt habe ich geſehen!“ wimmerte der Kranke.

„Weſſen Geiſt?“

„Den Geiſt des Spaniers, den ich erſchlagen habe.“

„Geht in's Bett.“

Von dieſer Nacht an währte es wieder tagelang, bis ſich der kranke Auswanderer ſo weit erholt hatte, daß ihm der Arzt geſtattete, nach Gutdünken auf dem Decke der „Hoffnung“ herumzugehen. Nur ſelten dachte Hermann über die gräulichen

Fieberphantaſien nach; häufiger quälten ihn die Erinnerungen an verlorenes Glück. Es waren doch ſchöne Zeiten geweſen, die er mit Eveline verlebt. Er hatte ſie lieb gehabt. Was ſoll jetzt aus ihr werden? Aus den Armen des Verführers ſinkt Jede in's Verderben. O, des Elenden! ſtraflos ſchleicht er — als böſer Geiſt in menſchlicher Geſtalt, um überall abenteuerlich zu zerſtören, was die Geſetze weiſe ſchützen und die Elemente gütig verſchonen. — So war oft ſein Sinnen, aber ſeine männliche Natur wurde der Wehmuth Herr. Der Gerbermeiſter war im Grunde ja nicht allzu weichmüthig geartet, er war — wie er ſich ſelber gerne einredete — ein Mann für Amerika.

Eines ſchwülen Abends, als er lange dem Arbeiten der Matroſen zugeſchaut hatte und als er nun gegen den Kiel hinausſchritt, um dort den freien Ausblick auf die untergehende Sonne zu genießen, die, eine rieſige Scheibe, roth und glanzlos in das Meer ſank, ſah er vor ſich auf einer Kiſte ſitzend — Eveline und den Spanier.

Hermann dachte nun an keinen Geiſt mehr. Raſch wandte er ſich um und ſchritt über das Deck, um ſeine Aufregung zu bemeiſtern. — Er lebt, er flieht mit ihr! deß war er ſich nun gewiß. Doch, nicht umſonſt ſoll ſie die Nemeſis auf dieſes Schiff geworfen haben. Zum Lieben iſt er nun zwar nicht mehr aufgelegt, und um ſich an dem Spanier zu rächen, wäre es faſt ein gutes Stück, ſie mit ihm unbehelligt ziehen zu laſſen, damit ſie dereinſt auch ihn betrügen und verderben könne. Doch nein, ſo billig ſoll man's nicht geben. Als Hermann wieder zum Kiel zurückkehrte, wollte das Paar eben davonhuſchen. Er vertrat ihm den Weg. Eveline verdeckte ihr Geſicht und wimmerte: „Herr Gott, erbarme Dich unſer! Erbarme Dich unſer!“

Ohne ſie zu beachten, murmelte Hermann dem Spanier zu: „Alſo hab' ich meine Sache ſchlecht gemacht!“

„Führen Sie hier keine Scene auf!“ verſetzte der Geometer kalt. „Der Stoß hat das Herz verfehlt. Die Rippenwunde iſt heil, Eveline hat gewählt, alſo laſſen Sie uns ferner mit den Vorurtheilen der alten Welt in Ruhe.“

„Sie ſind ein nichtswürdiger Abenteurer, ein Schurke!“ rief Hermann.

„Wenn Sie glauben, daß Einer von uns Beiden auf dem Schiffe zu viel iſt — — —“

„Zum Teufel, das glaube ich!“

„So werdet Ihr Euch ſchlagen!“ fiel das Wort eines nebenſtehenden Matroſen ein, bevor der Spanier ſein bereits ſichtbares Vorhaben, den Angreifer über Bord zu werfen, ausführen konnte.

„Ich ſchlage mich mit keinem Schelm!“ rief Hermann.

„Und ich mich mit keinem Hahnrei!“ höhnte der Spanier.

Da ſtürzte der Gerbermeiſter auf ihn los, und er hätte den „Geometer mit den luſtigen Geſchichten“ auf der Stelle erwürgt, wenn die Herbeieilenden ſich nicht dazwiſchen geworfen hätten. Das Weib hatte ſich, als der Kampf begann, davon gemacht; die beiden Männer wurden getrennt und in ihre Cajüten gebracht, die Strafe gewärtigend, die für eine Gewaltthat auf dem Schiffe verhängt iſt.

Hermann wußte nun gar nicht, wie ihm geſchah.

„Zum Teufel!“ knirſchte er, „man meint doch, weil die Weiber d'rauf gehen, es müßt' Fleiſch und Blut ſein. Daß ich ihn aber jetzt ſchon das zweitemal anrühre, und er iſt noch nicht todt, das nimmt mich Wunder. Eveline, beſchaue Dir ihn einmal!“

— Dem ſchwülen Abend folgte eine ſtürmiſche Nacht. Alle Mannſchaft auf Deck. Das Schiff wurde aus ſeinem Lauf geworfen, raſch gegen die Klippen der Azoren getrieben. Alle Schrecken des Schiffbruches wütheten: Der Sturm, die Fluthen, das Feuer, die Verzweiflung, die Raſerei — doch nach einer Stunde war Alles vorüber. Der ſtolze Dreimaſter zerſchellt, Mann und Maus ertrunken. Drei einzige Menſchen hatten ſich an das treibende Stück eines Maſtbaumes geklammert und ſo auf ein ödes Eiland gerettet. Als ſie ſich anſtarrten im blaſſen Mondſchein, thaten ſie einen gräßlichen Schrei, es waren der Gerber Hermann und ſein Weib Eveline und der Spanier. — Der Schrei des eigenen Mundes weckte Hermann aus ſeinem ſchweren Traum. — Die „Hoffnung“ zog unverſehrt auf den ſtillen Waſſern dahin.

Aber der nächſte Morgen brachte eine Neuigkeit. Seit dem vorigen Abende wurde eine Frauensperſon vermißt, die ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach in's Meer geſtürzt habe. Hermann ahnte — und als er den Spanier ſah, allein, blaß und verſtört, da blieb ihm kein Zweifel mehr.

Hermann hatte keine Klage, ja, er ſchien von dieſem Tage an ruhiger und munterer als ſonſt. Er meinte faſt, der Tod eines treuloſen Weibes ſei für den Mann die auserleſenſte Huld des Himmels.

Bevor ſeine Disciplinarſtrafe angehen ſollte, wollte er noch etwas Luſtiges anſtellen. Er ging auf das Deck und bewirthete die Matroſen mit Schnaps, bis ſie übermüthig wurden. Um dieſelbe Stunde erſchien wie gewöhnlich der Spanier, der wortkarg an der Mannſchaft vorbei gegen den Kiel hinausging, ſich dort an die Brüſtung lehnte, eine Cigarre anbrannte und einem Walfiſch zuſah, der draußen auf der Waſſerfläche Wellen ſchlug und bisweilen mit Schweif oder Rachen an die Oberfläche kam.

Hermann gab den Matroſen einen Wink; dieſe näherten ſich dem Kiel und dämpften ihre Geſpräche. Jetzt trat Hermann hervor, ſtellte ſich mit unterſchlagenen Armen dem Spanier und rief:

„Schurke! Der Walfiſch dort drüben ſcheint Fleiſch gewohnt zu ſein, meinſt Du nicht? Und nach einer friſchen Portion zu luſten, meinſt Du nicht? Ich hätt' ihm ein Stück für dieſen Mittag. Nun weiß ich wohl, daß er Dirnen frißt, jedoch ob er auch Spitzbuben verträgt, das möcht' ich ſchier verſuchen. Thu's aber nicht, Windkerl, mag keinem unſchuldigen Thier was zu Leide thun, Wichtling. Ich will Dich noch eine Weile Luſt ſchnappen laſſen, aber merk' Dir's, Schurk', Du haſt ſie von mir!“

Jetzt war der Spanier aufgeſprungen, und mit einem gezückten Dolch ſtürzte er auf Hermann. In dem Augenblicke ſchleuderten ihn die Matroſen zurück auf die knarrenden Dielen. — Die beiden Männer begegneten ſich nicht mehr.

Als die „Hoffnung“ in den Hafen von New-York einlief, ſprang Jeder für ſich fluchtartig aus der ſchwimmenden Burg.

Den Gerber litt es in der Weltſtadt nicht, er trachtete landeinwärts. Seine weiteren Wege ſind unbekannt geblieben; vielleicht iſt er als Bettler geſtorben, vielleicht als Millionär — als Glücklicher kaum. Denn da hat er noch folgendes Wort geſagt: Wem in ſolcher Art das Weib Eins verſetzt, der mag das Wörtlein „Glück“ flink aus ſeinem Büchlein ſtreichen, er ſetze dafür Gold, Ehre, Sinnengenuß hinein, oder was er will. Das Leben wird endlich ja wohl verſtreichen.

Und der Spanier, der „luſtige Geometer"? Der hat ſich ſicherlich munter durchgeſchlagen; er ſoll wieder nach Europa zurückgekehrt ſein, um die Männer im Wirthshaus zu erheitern — und die Weiber —

— in der Kammer — hilft kein Schloß und kein Gitter, wenn die Treue nicht drinnen iſt.

Ein moderner Helleſpont.

Bruno Yſong wollte als Künſtler leben und als Hageſtolz ſterben. Kein ſchlechtes Vornehmen! Allein die Weiber ſind das Schickſal der Männer, und ſchon die alten Weiſen haben es geſagt, daß man ſeinem Schickſal nicht entgehen könne.

Bruno Yſong war ſozuſagen ein ſchöner Mann, und ſo haben an ſeinem Lebenswege die Weiber Spalier gemacht, und er hat der Einen verbindlichſt zugenickt, der Andern wärmſtens die Hand gepreßt, der Dritten ſchelmiſch die Wange gekneipt, der Vierten vielſagend zugeblinzelt — und iſt ſeines Weges gegangen. Sein Weg führte ihn durch Lorbeerhaine, er war ein berühmter Maler geworden. Der König hatte ihn vielfach ausgezeichnet, das Volk hatte ihn vergöttert.

Er zählte nun vierzig Jahre, aber die Weiber verſicherten ihn, das Genie bliebe ewig jung. Ein reiſendes Mädchen vor Allem zu nennen, welches ſeine Kunſtwerke glühend verehrte und beſonders von einem ſeiner Bilder, „Hero und Leander," ſo ſehr entzückt war, daß ſie ſtundenlang wie im Traume verſunken vor demſelben ſtand, daß ſie für alles Andere geradezu ſtumpfſinnig wurde und ſelbſt in den Nächten ſchlummernd von dem Bilde ſprach.

Sie war die Tochter eines reichen Kaufherrn der Stadt, in welcher Yſong lebte. Und da von der Begeiſterung des Kindes auch die Eltern angeſteckt wurden — wie das in ſolchen Fällen häufig zu geſchehen pflegt — und da berühmte Gäſte dem Hauſe eines reichen Mannes immer zur Zierde gereichen, und da der Kaufherr Hoſekuſt von jeher gewohnt war, ſeine Salons mit tropiſchen Gewächſen, ſeine Tafeln mit ſeltenen Leckerbiſſen und ſeine Menagerie mit fremdartigen Thieren auszuſtatten, ſo lud er denn auch einmal unſeren ſonſt zurückgezogen lebenden Bruno Yſong in ſein Haus. Das Töchterlein Irma war gar befangen, wich dem Künſtler aus und hatte doch wieder für nichts Auge und Ohr, als für den neuen Gaſt. Sie war ungeſchickt und befangen in ihren Geberden und Antworten, wenn Yſong eine leichtverbindliche Frage an ſie richtete, ſo daß die Hausfrau und Mutter es für gut fand, während der Mahlzeit dem Gaſte zuzuflüſtern: „Wiſſen Sie, daß meine Tochter geradezu in Sie verliebt iſt?"

Das genügte, um den Maler darauf zu bringen, daß er ſie mit anderen Augen anſah, daß er ihre große Schönheit und ihre gewinnende Beſcheidenheit wahrnahm und daß ſein Herz anhub, unruhig zu werden. Er kam nunmehr öfter in's Haus des Herrn Hoſekuſt und ein kurzes Jahr nachher war Irma die junge Frau des Malers Bruno Yſong.

„Er iſt zu alt für ſie," ſagte man.

„Das nicht, aber ſie iſt zu jung für ihn."

„Aelter wird ſie mit jedem Tag, doch der Mann, wenn er klug iſt, macht ſtets noch mit Fünfzig einen Mann in den beſten Jahren."

„Er könnte ihr Vater ſein."

„Er iſt es ſicherlich nicht, hingegen wird er der Vater ihrer Kinder ſein, und das iſt weit beſſer."

So die Welt, die über Alles ihr Gutdünken abzugeben pflegt; ſie war diesmal beſonders gut gelaunt, die liebe Welt, denn ein junges Ehepaar kommt ſonſt ſo leichten Kaufes nicht davon.

Irma hing an ihrem Manne, wie ein eben erwachtes Kind an der neuen Puppe, die ſie herzt und koſt und lachend von ſich ſchleudert und koſend wieder aufnimmt. Bruno konnte es kaum faſſen, wieſo es denn kam, daß alle Wonnen des Himmels niedergeſunken waren in ſein Erdenleben. Wie glänzte auch ihr Auge, wenn ſie in den öffentlichen Blättern ſeinen Namen fand, ſtets überhäuft mit Lob und Auszeichnung! Wie glänzte ihr Auge, wenn ſie an ſeinem Arm durch den Corſo ſchritt, von allen Seiten gegrüßt, bewundert als die junge Frau des verehrten Künſtlers. Wie das ſtolz macht, an der Seite eines Auserkornen durch Ballſäle zu ſchreiten, ſich im Theater, im Concert, im Bazar zu zeigen! Irma hatte gewiß auch als anmuthige Tochter eines reichen Mannes mancherlei Aufmerkſamkeiten erfahren, aber der Abglanz des Künſtlerruhmes iſt doch noch was ganz Anderes!

Yſong nahm die Huldigungen, die ihm gebracht wurden, mit gelaſſener Freundlichkeit hin; er hatte nun ja angeblich erfahren, daß Ehre und Ruhm noch lange nicht das höchſte irdiſche Glück ſei. Seine Augen leuchteten, wenn er mit Irma in der ſüßen Abgeſchiedenheit ſeines Hauſes war, das er der jungen Gattin zu Liebe mit reichem Glanze und feinſtem Geſchmacke ausſtatten ließ. Dieſe ſchöne Ausſtattung ihres Gemaches ſchien ihm umſo nothwendiger, da bald die Zeit kam, wo er wieder mehr in ſeinem Atelier zu ſchaffen hatte, als im Boudoir. Und ſie ſollte es in ſeiner Abweſenheit recht hübſch und behaglich haben. Da hing ihr Lieblingsbild: „Hero und Leander“, vor welchem ſie auch jetzt — nach den

Flitterwochen — noch oft und oft träumte und ſich an den Geſtalten dieſes Liebespaares nicht ſatt ſehen konnte.

Nun ging etwas mehr als ein Jahr dahin, als Meiſter Yſong eine neue Bekanntſchaft machte. Schon ſeit einiger Zeit war ihm auf der Gaſſe ein junger Menſch aufgefallen, der ihn mit ganz außerordentlicher Höflichkeit grüßte. Er blieb allemal ſtehen, zog ſeine Mütze vom Kopf und ſetzte ſie nicht eher auf, als bis Yſong vorüber war. Es war ein Burſche in den Zwanzigern mit etwas verkommenem Ausſehen, aber hübſchen Zügen und mit verwegenem Blick. In allen Gaſſen war er zu ſehen, wie er etwa, die Hände in den Hoſentaſchen, gleichmüthig dahinſchlenkerte oder vor Kunſt- oder Eßwaarenauslagen ſtand, oder mit einem Monocle, welches zu ſeinen etwas fadenſcheinigen ſchwarzen Kleidern ein wenig abenteuerlich ſtand, die Vorübergehenden muſterte. Alles, was da fuhr und ritt und lief und ſchlenkerte, ſchien ihm gleichgiltig zu ſein, nur wenn Meiſter Yſong des Weges kam, machte er in angedeuteter Weiſe ſeine Reverenz.

Und eines Tages, als Yſong mit ſeiner Irma unter den Platanen der Promenade hinſchritt, kam der junge Menſch auf ſie zu und vertrat ihnen mit ehrerbietig entblößtem Haupte den Weg.

„Was wünſchen Sie von uns?“ redete ihn der Meiſter an.

Der Burſche ſagte in raſchen Athemſtößen: „Glauben Sie nicht, daß ich was Ungeziemendes will, ich heiße Karl Craſti. Ich habe einen Wunſch, den Sie mir gewähren wollen.“

„Mit Vergnügen, wenn es in meiner Macht ſteht.“

„Herr, Sie haben ein Bild gemalt, das ich noch einmal ſehen möchte und nirgends finde. „Hero und Leander.“ Wohin haben Sie es verkauft? Wo kann ich's finden?“

„Dieſes Bild," ſagte der Meiſter, „habe ich nicht verkauft, und in der Ausſtellung, die in wenigen Wochen hier eröffnet wird, können Sie es ſehen."

„Ich danke Ihnen," ſagte der junge Mann, verneigte ſich vor dem Maler und ſeiner Frau und wendete ſich ſeitab.

Yſong blickte ihm nach und ſagte zu Irma: „Das iſt ja ein ganz wunderlicher Kauz. Für wen würdeſt Du ihn halten?"

„Jedenfalls für einen jungen Künſtler," verſetzte ſie.

„Ich möchte in ihm eher einen Studenten ſehen, der vor einem Jahre die Rigoroſen nicht beſtand und ſeither herrenlos iſt."

„Der Arme!" rief Irma. „Und jetzt ſoll er warten bis zur Ausſtellung! Du hätteſt ihm doch erlauben ſollen, zu uns zu kommen, um das Bild anzuſehen."

„Ich glaube nicht," ſagte Yſong, „daß es des Bildes wegen iſt. Dies kann ein Vorwand ſein."

„So," verſetzte ſie, „Du meinſt am Ende wohl auch von mir, daß „Hero und Leander" blos ein Vorwand war, um — in Dein Haus zu kommen!"

„Soll dieſe Bemerkung ein Witz ſein? Dann applaudire ich."

„Wie Du es für gut findeſt."

„Irma," ſagte der Meiſter in weichem, aber ernſtem Tone, „wieſo kommſt Du auf dieſen Vergleich? Habe ich Dir je dazu Veranlaſſung gegeben? Nein, mein liebes Kind, eben darin beſteht ja ein ſo großer Theil meines Glückes, daß Du Sinn und Seele für meine Schöpfungen haſt. Nicht jeder Künſtler trifft's ſo gut. — Doch, Du ſagteſt, der junge Menſch ſoll ſich das Bild bei uns anſehen. Ich bin damit einverſtanden und wenn ich ihn demnächſt wieder auf der Gaſſe begegne, ſo werde ich ihn einladen."

Es fügte ſich und ſchon nach einigen Tagen war es, daß der junge Mann in das Atelier des Malers trat. Seine etwas nachläſſig gehaltene Kleidung ſtand mit dem überaus ſorgfältig geſchniegelten ſchwarzen Haupthaar in Widerſpruch, ebenſo auch ſeine in gewiſſen Augenblicken wegwerfenden Geberden mit der ehrfurchtsvollen Miene, mit welcher er vor dem Meiſter ſtand.

„Nun darf ich wohl fragen, wer Sie ſind?“ begann Yſong das Geſpräch.

„Was ſollen Sie von mir denken, wenn ich ſage, daß ich es ſelbſt nicht weiß,“ verſetzte der junge Mann, der mit ſcharfem Blick und kerzengerade daſtand wie ein Soldat, der Rapport bringt, vor dem Vorgeſetzten. „Ich wohne ſeit meiner Kindheit bei einem Tiſchler in dieſer Stadt, bei dem für mich gezahlt wird. Wer meine Eltern ſind, weiß ich nicht, glaube aber, daß ich mich ihrer nicht zu ſchämen brauchen würde.“

„Und es ſteht wohl zu hoffen, daß es auch umgekehrt nicht der Fall ſein wird, wie?“

Der junge Mann verneigte ſich.

„Sie ſtudiren?“ fragte der Meiſter.

„Ja, mein Herr.“

„Und warum intereſſiren Sie ſich ſo beſonders für mein Bild?“

„Weil ich mich der Künſtlerlaufbahn widmen will und weil ich ſehen will, wie Bilder beſchaffen ſein müſſen, mit denen man ſein Glück macht. Man ſagt, Sie hätten mit „Hero und Leander“ Ihre Frau Gemahlin gewonnen.“

„Sie ſind etwas ſtark unverfroren,“ lachte der Maler, „indeß ſollen Sie denn ſehen, wie ſolche Bilder beſchaffen ſein müſſen.“

Frau Irma hatte von ihrem Gemache aus das Geſpräch belauſcht und nun raſch ein blumiges Kleid umgeworfen, da die beiden Männer bei ihr eintraten.

So ſtand der fremde Burſche mitten im Cabinet der jungen Dame und blickte finſter auf das Bild hin, welches die Scene darſtellte, wie Leander, dem Meere entſtiegen, ſeine Arme nach der lieblichen Hero ausſtreckt. Ringsum iſt Nacht, nur die weißen Schäume der Wellen ſpielen Lichter und auf den ſchönen Leib des Jünglings fällt der helle Strahl einer Lampe, welche eben der zitternden Hand der Hero entſinken will.

Endlich glitt das glühende Auge des Burſchen vom Bilde ab und blieb an dem roſigen Geſichtchen Irma's hängen. „Madame,“ ſagte er, „Sie haben es jeden Tag vor Augen.“

„Sie wünſchen vielleicht ein kleines Abbild davon mit ſich zu nehmen,“ ſprach der Meiſter und wollte dem Burſchen eine Photographie von dem Gemälde in die Hand geben.

„Das will ich nicht,“ ſagte der junge Menſch, „ich habe jetzt das ganze Bild in dieſer Schale,“ und er ſchlug mit der flachen Hand an ſeine Stirn. Ich werde es zu Hauſe wiedermalen. Darf ich's bringen, wenn es fertig iſt?“

„Thun ſie das!“ fiel Irma raſch ein. Man wußte nicht, war es leiſer Spott oder ein wenig Intereſſe.

Mit einem kühnen, aber doch wieder geſchmeidigen Griff faßte der junge Mann ihre kleine weiße Hand und hob ſie zu ſeinem vorgeneigten Haupt empor, bis die Lippen ſie leicht berührten.

Mehr, als die angeführten Worte hatte Karl Eraſti bei dieſem Beſuche kaum geſprochen. Doch kam er von nun an öfter in's Haus, ſetzte ſich in das Atelier und ſchaute dem

Meiſter bei ſeinen Arbeiten zu. Dabei ließ er bisweilen ein ganz vernünftiges Wort fallen, dann wieder that er paradoxe Ausſprüche, und Alles mit einer gewiſſen Verwegenheit, ohne aber die Beſcheidenheit dem Künſtler oder ſeiner Gattin gegenüber im Mindeſten außer Spiel zu laſſen. Yſong war dem jungen Manne nicht abgeneigt, er ſchlug ihm Beſchäftigungen und Studien vor, die Eraſti ſtets raſch ergriff, aber gewöhnlich auf eine ungeahnte Weiſe ausführte. So begann er einmal mit einem Werke über griechiſche Bildhauerkunſt, ſprang aber plötzlich auf Makart's „Katharina Cornaro“ über, indem er ſagte, für's Plaſtiſche habe er keine Neigung, das Plaſtiſche in der Bildnerei ſei nicht Poeſie, ſondern nur eine verſteinerte Wirklichkeit. Die Farbe ſei Poeſie, weil ſie die Vorſtellung von Körpern bezwecke, die gar nicht exiſtiren, Körper, die ſichtbar ſind, ohne einen Raum einzunehmen. — Rieth ihm Yſong das Studium der Geſchichte an, ſo behauptete Eraſti, ihm ſei der öffentliche Platz einer großen Stadt, wo ſich alle Claſſen von Menſchen mit ihren Lüſten und Leiden herumtummeln, weit lehrreicher, als die todten Buchſtaben, erzählend von todten Geſchlechtern.

„Auf dieſe Weiſe, lieber Freund,“ bemerkte der Meiſter einmal nach ähnlichen Ausſprüchen, „dürften Sie für Ihre künftigen Berufspflichten kaum befähigt werden.“

Darauf antwortete Eraſti, er hätte keine Pflichten gegen die Welt, weil die Welt jene gegen ihn nicht erfülle. Rabeneltern hätten ihn in die Fremde geworfen, die Fremde habe ihn ausgenützt. In den Schulen habe man ihn zu einem Zugochſen für die Geſellſchaft abrichten wollen, aber er habe das Joch zerſprengt. Daß man arbeiten müſſe und jeden Genuß verdienen, das ſei eine fixe Idee der Menſchheit, ein Schacherprincip, ſonſt nichts.

„Mein Zweck iſt leben und genießen; kann ich das nicht, ſo tödte ich mich."

Meiſter Yſong lächelte.

„Er intereſſirt mich," ſagte da Irma einmal.

„Man ſieht, daß auch die moderne Jugend ihre Ideale hat," ſprach Yſong.

„Nur daß ſolche Willenskraft ſympathiſcher iſt, als die verſchwommene Schwärmerei, aus welcher ſpäter der Philiſter herauskommt," hierauf ſie.

Da Meiſter Yſong kein Moralprediger war, am wenigſten gegenüber ſeiner reizenden Frau, ſo ließ er ihre Bemerkung ohne Antwort, gab auch zu, als Irma den „modernen" Idealiſten mehrmals einlud, ſich an dem häuslichen Imbiß oder Veſperbrot zu betheiligen. Der junge Mann von der Straße wußte dabei der Hausfrau gar artig den Ritter zu ſpielen, was der munteren Irma nicht übel gefiel.

Eines Tages fand ſich Craſti wieder ein, und trotzdem ihm der Diener bedeutete, daß Herr Yſong nicht zu Hauſe ſei, trat er in den Salon, warf dort ſeine Mütze in eine Ecke des Sofas und ſetzte ſich an das Clavier. Er begann mit ziemlich geläufigen Fingern ein lärmendes Präludium, ſo daß aus ihrem Boudoir Irma hervorkam, um zu ſehen, wer ihr ſtilles und vereinſamtes Haus mit den hellen Tönen erfülle.

Craſti ſtand raſch auf und begrüßte ſie höflich mit einem entſchiedenen Handkuß. Er war die letztere Zeit her ſorgfältig und nach dem Schnitte des Tages gekleidet und durch die vertraulichere Bekanntſchaft mit dem Hauſe hatte ſein Auftreten und Gehaben nur gewonnen.

„Sie ſind auch muſikaliſch?" rief Irma.

„Nein," antwortete er raſch, „ich bin wagnerianiſch. Sie lächeln, ſchöne, gnädige Frau, es iſt kein Spott gegen den großen Reformer. Wagnerianiſch heißt mehr als muſikaliſch — tauſendmal mehr — es heißt muſikaliſch, maleriſch, architektoniſch, dramatiſch, griechiſch, germaniſch, antik, modern.“

„In dieſer gelehrten Sache kann ich Ihnen nicht folgen, Eraſti,“ ſagte Irma, „hingegen möchte ich wiſſen, ob Sie Ihr Vorhaben mit „Hero und Leander“ ſchon ausgeführt haben?“

„Das Bild iſt fertig, hören Sie es!?“ rief der Burſche und begann neuerdings auf dem Clavier zu ſpielen. Anfangs war's, wie der Schwanengeſang aus „Lohengrin“, dann wie der „Tannhäuſer“-Marſch und dann ging's in jenes wilde Gewirre von Tönen über, in denen das Elementare in Natur und Seele ſo genial ausſtrömen ſoll.

Als Eraſti geendet hatte, wandte er ſich in einer Art von gedämpfter Schwermuth an Irma: „Das war Hero und Leander.“

Sie blickte ihn fragend an.

„Dieſes Bild mit dem Pinſel zu malen, genügt mir nicht,“ ſagte der Burſche mit lebhafter Miene, „es iſt in Tönen ſchöner als in Farben; ich wollte es malen, dichten und dramatiſiren zugleich, ſo brachte ich es in Muſik. Hören Sie!“ Und mit Muſikbegleitung ſang er:

„Hero's und Leander's Herzen
Rührte mit dem Pfahl der Schmerzen
Amor's heilige Göttermacht.“

Nachdem er eine Weile nachgeſpielt hatte — es waren unzuſammenhängende, willkürliche Accorde, fragte er die Hausfrau: „Soll ich es Ihnen nun mit profanen Worten ſchildern? Wohlan:

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen

Von der ſchwerbeſtand'nen Fahrt,
Und den Götterlohn empfangen,
Den in ſeligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgeſpart . . .

Ach, reizende Frau!" unterbrach er ſich mit Leidenſchaft, „was ſind Worte, blutloſe Begriffe! Laſſen Sie mich das Bild ſehen!"

Der heimkehrende Gatte veränderte die Scene.

Irma verabſchiedete den jungen Mann ziemlich raſch; ſie hätte, ſagte ſie, eben Mancherlei zu beſorgen, da ihr Mann morgen auf ein paar Tage verreiſen wolle.

„Du haſt ihm ja geradezu die Thür gewieſen," bemerkte Yſong, „iſt vielleicht auch das beſte Mittel. Herr Eraſti erſcheint mir mitunter denn doch etwas zudringlich."

„Warum ſagſt Du das hinter ſeinem Rücken?" fragte ſie pikirt, „wenn mir Jemand nicht behagt, ſo lade ich ihn nicht in's Haus."

„Ich that's auf Deine Veranlaſſung."

„Uebrigens weiß ich nicht, was Du gegen ihn haſt! Er iſt artig gegen Dich, ein Verehrer Deiner Werke und allſeitig gebildet."

„Allſeitig gebildet?"

„Er treibt z. B. Muſik, und zwar mit Verſtand," erzählte Irma und begann dem Manne Eraſti's Ausſprüche über Muſik brühwarm mitzutheilen.

„Ich kenne das," unterbrach er ſie, „in der Muſik alle Künſte! Aber mein Weibchen, muſicire mir einmal eine Laokongruppe vor. Gieb mir das Plaſtiſche, das Epiſche, das Dramatiſche, das Lyriſche derſelben zugleich! Muſicire mir eine Erzählung ohne Titel, und man wird in neun von zehn Fällen nicht wiſſen, was Du gemeint haſt. Die Muſik iſt rein lyriſch, wenn Du erlaubſt. Herr Eraſti liebte ſich wieder in Paradoxen zu ergehen und weder er noch Du verſtehſt es, was Richard Wagner mit ſeiner Vereinigung aller Künſte in der Muſik meint.“

„Du fühlſt Dich wohl gar verletzt,“ lachte ſie, „weil er die Muſik über Deine Malerei ſtellt. Wirſt Du es beſtreiten, daß z. B. „Hero und Leander“ in Tönen ſchöner iſt als in Farben? Eraſti hat das Bild auf dem Clavier geſpielt.“

Der Meiſter brach ab und ging auf ſein Zimmer.

Dort ſchritt er eine Weile gedankenvoll auf und ab. Endlich kam ſeine junge, reizende Frau mit friſcher Munterkeit zu ihm hereingehüpft und glättete ſeine trübe Stirne.

Er ſchämte ſich der Eiferſucht, und um ſich vor allem Scheine zu wahren, als wäre er dieſer Schwäche und Lächerlichkeit verfallen, ſagte er, daß, wenn an dem jungen Manne ein wirkliches Künſtlerſtreben bemerkbar ſei, er gerne bereit wäre, ihn darin zu unterſtützen, vielleicht gar in die Schule zu nehmen.

Dann kam ihm in den Sinn, ob er nicht die projectirte kleine Reiſe verſchieben ſollte. Weshalb? Auf wann? Es war ja keine Urſache dazu da. Ja doch, er ſollte ſein liebes Weib verlaſſen. Er iſt — das fühlt er jetzt auf einmal — an ihre Geſellſchaft ſo ſehr gewohnt; die Welt hat für ihn nur zwei Zellen, in denen es nicht öde und leblos iſt: Das Boudoir ſeiner Gattin und ſein Atelier. Er liebt Irma, weil ſie ihn wiederliebt. Die quälende Leidenſchaft zum Weibe iſt durch ſein vorgeſchritteneres Alter und durch das künſtleriſche Schaffen, dem er ſich ergiebt, gemildert und macht neben ſich einer philoſophiſchen Toleranz Platz. Liebe läßt ſich nicht zwingen, ſie iſt ein Geſchenk der Natur, das dieſe geben und nehmen kann, wann ſie will. Thöricht iſt es, ſich mit

Eiferſucht zu quälen. Entweder, das Weib iſt treu, dann iſt die Eiferſucht grundlos und niedrig; oder das Weib iſt untreu, dann iſt an ihr nichts zu lieben, nichts zu hüten, nichts zu verlieren, nichts zu beklagen. Und wenn das Weib zwiſchen Treue und Untreue ſchwankt, wenn ſie nur noch mit dem Rechtlichkeitsgefühl am Manne hängt, die Liebe ſie aber zu einem Andern zieht, auch dann mag der Ehegatte auf ſie verzichten, denn er hat von ihr nicht mehr und nicht weniger zu fordern, als Alles — nämlich die Liebe. Nun kann es auch ſein, daß ſie dem Gatten mit Liebe ergeben iſt, hingegen aber plötzlich durch eine halb unbewußte Leidenſchaft zu einem andern Manne hingezogen wird, gleichſam von einem Schwindel erfaßt, der auch Solche, die gar keine innere Neigung zum Falle haben, in die Tiefe ſtürzt — in ſolchem Verhältniſſe iſt es am beſten, die Spannung der Leidenſchaft ſachte aufzulöſen. Das geſchieht nicht, indem man die Liebenden durch ein Meer trennt, wie Hero und Leander's Geſchichte bezeugt, denn Hinderniſſe ſpannen die Begier ſtets noch ſchärfer an — ſondern es geſchieht, wenn man die phyſiſchen Schranken ganz niederreißt, denn das kräftigt die moraliſchen.

Nach ſolcher Erwägung trat Meiſter Bruno Yſong am nächſten Tage ſeine Reiſe an.

* * *

Wie ſelten wird der ſtillen Leiden einer jungen Frau gedacht, die einem heiterbelebten Kreiſe von Vater, Mutter und Geſchwiſtern entzogen wurde und nun in der laut-, aber nicht ſorgloſen neuen Häuslichkeit ihre langen Tage verbringen muß.

Der Mann kann nichts dafür; er iſt an ſeinen Beruf gekettet und kommt des Abends erſchöpft und ruhebedürftig nach Hauſe, um nun erſt das Weibchen für die Langweile des Tages entſchädigen zu ſollen.

Irma hatte ſich den Eheſtand als einen mit Roſen umwundenen Taubenſchlag gedacht, in welchem das Paar fortwährend ſchnäbelt. Und wenn ſie jetzt die Wirklichkeit nahm, ſo machte das Schnäbeln im ganzen vierundzwanzigſtündigen Tag kaum an die zehn Minuten aus. Heiratet man ſich denn, damit der Mann in ſeiner Arbeitsſtube und die Frau in ihrem Schmollwinkel ſitzen ſoll? Die Männer ſind langweilig. Der Maler malt entzückt von der Schönheit ein Weib und vergißt über das Abbild das Original. Iſt eine Figur auf Leinwand vor den glänzenden Augen ihres ſelbſtgefälligen Schöpfers ſchon einmal lebendig geworden? Manche junge Gattin hingegen iſt erkaltet, weil ſie der Mann nicht oft genug an ſein warmes Herz ſchloß.

Irma fühlte die Abweſenheit ihres verreiſten Gemahls nicht allzu tief, als ſie an dieſem Herbſtabende im Roſaſchimmer einer bereits angezündeten Lampe in ihrem Gemache ſaß, denn ſie war es gewohnt worden, daß er ſie allein ließ. Andere Frauen zerſtreuen ſich beim Kinde; Irma hatte Zeit, das Modejournal zu ſtudiren und Romane zu leſen. Das that ſie denn auch. In den Romanen zieht der Mann, der ſeine Frau vernachläſſigt, immer den Kürzern; das unterhielt ſie. In den Romanen geſellt ſich Jung und Jung zuſammen und heimlich Verliebte kommen trotz allerlei Widerwärtigkeiten an's Ziel; das unterhielt ſie überaus.

Was lieſt der Mann? Politik, Geſchäftsbriefe, Rechnungen. So eine Philiſterlectüre war eben wieder mit der Abendpoſt gekommen: Ein Kunſthändler ſandte den Rechnungsausweis über photographiſche Nachbildungen von Meiſter Yſong's berühmteſten Gemälden. Der „Minneſänger“ per Dutzend vier

Mark, „Die Krönung Karl des Großen“ per zehn Stück drei Mark; „Hero und Leander“ per Dutzend fünf Mark. Das iſt die Poeſie des Künſtlerthums. „In einem übermüthigen Gaſſenjungen liegt mehr Poeſie, als in einem unſerer ruhmgekrönten Maler,“ murmelte die gelangweilte junge Frau und warf die Rechnung auf ihren Schreibtiſch.

In dieſem Augenblicke pochte es ſtark an der Thür und bevor Irma fragen konnte, wer es ſei, ging dieſelbe auf und Eraſti trat ein.

„Sie hier? Wen ſuchen Sie?“ fragte Irma etwas betroffen.

„Zürnen Sie nicht, gnädige Frau, ich gedachte Meiſter Yſong hier zu finden,“ ſagte der junge Mann gefaßt, indem er vollends in’s Gemach trat und die Thür hinter ſich zuzog.

„Ich ſagte Ihnen doch vorgeſtern, daß mein Mann verreiſe,“ entgegnete ſie halblaut.

„Sie ſagten es,“ verſetzte er ſchlagfertig, „aber ich glaubte es nicht.“

„Habe ich Ihnen je Veranlaſſung gegeben, an meinen Worten zu zweifeln?“

„Ich glaubte es nicht, weil ich es für unmöglich hielt, ein ſo entzückendes Weib verlaſſen zu können.“

„Hat Sie die Dienerſchaft bemerkt?“ fragte Irma, wie zerſtreut mit einem Spitzentüchlein ſpielend.

„Nein, es iſt mir Niemand begegnet, als der Poſtbote, der mir die Thürklinke in die Hand gab.“

„Kommen Sie morgen, Eraſti, aber jetzt verlaſſen Sie mich,“ ſagte Irma, indem ſie ſich erhob.

Er überhörte den Befehl und ſchaute auf das Lieblingsgemälde hin. — „Könnten Sie ſo grauſam ſein, mich dieſes unſchätzbaren Genuſſes zu berauben?“

„Welches —?“

„Das Bild bei ſolcher Beleuchtung bewundern zu können.“

„Aber es iſt ja ganz dunkel,“ lachte ſie, „man ſieht kaum die Umriſſe der Geſtalten.“

„Für dieſes Bild giebt es kein beſſeres Licht,“ ſagte Eraſti. „Und wenn es das Werk eines Genius iſt, Madame, ſo wird es auch im Finſtern leuchten.“

„Wie meinen Sie das?“

„Löſchen Sie jetzt das Licht aus, ſo wird die Lampe der Hero ſtrahlen. Und dann erſt wird Leander ſchön ſein, und die Geſtalt der Hero wunderbar. Ja, wunderbar, ſchönſte Frau! Löſchen Sie das Licht aus, und es wird an dieſem Bilde ein Wunder geſchehen!“

„Die Lampe der Hero ſoll leuchten?“

„Löſchen Sie das Licht aus!“ ſagte Eraſti und beugte ſich mit dem Haupte gegen die porzellanene Petroleumlampe vor, um es ſelbſt zu thun.

Sie ſchob ihn mit der Hand zurück: „Das ſchickt ſich nicht, Karl!“

„Hero und Leander!“ murmelte der junge Mann unmuthig. „Einſt war's das Meer, das ſie trennte, heute iſt es dieſes: Es ſchickt ſich nicht. Ein glimmender Oeldocht, ein Fetzen Tuch ſoll mächtiger ſein, als das ſtürmiſche Meer? Die Liebe ſoll Hochfluthen beſiegen und vor dieſem: Es ſchickt ſich nicht! erlahmen?“

„Eraſti!“

„Ein Stümper war der Maler, der dieſe Hero machte!“

„Uebertreffen Sie ihn, wenn Sie können!“ ſagte Irma gereizt.

„Ich werde es können, wenn Sie mich küſſen.“

Sie ſchob ihn energiſch zurück: „Zuerſt das Verdienſt, dann der Preis.“

„Wohlan," knirſchte Eraſti, warf ſich in's Fauteuil und ergriff haſtig ein Blatt Papier.

„Ein Künſtler, der die höchſte Schönheit mit Lappen verhüllt, iſt ein Verräther an der Kunſt," ſagte er und begann mit einem Bleiſtift zu zeichnen.

Das junge Weib blickte dem leidenſchaftlich erregten jungen Manne über die Achſel; ſie war doch begierig zu ſehen, wie Der das Kunſtwerk ihres Gatten übertreffen wollte. Sein Angeſicht war blaß, ſein Auge brannte wild bewegt, ſeine Hand zitterte und der Griffel flog zuckend über das Blatt.

Plötzlich erhob ſich Irma und zog den Glockenzug.

Er ſprang auf: „Was thun Sie? O Weib! Ich habe Dich ſchon geliebt, ehe Du ſein warſt! Alle Liſt habe ich erſonnen, um zu Dir zu kommen. Was iſt dieſes Bild! Du biſt meine Hero!"

„Eraſti," ſagte Irma ſanft, „ich habe Sie lieb, aber Sie müſſen vernünftig ſein. Durch dieſe Tapetenthür gelangen Sie durch ein Vorzimmerchen unmittelbar in den Gang hinaus."

„Gott und Teufel bringen mich nicht von Dir!" hauchte er mit wahnwitziger Geberde.

„Aber mein Stubenmädchen," ſagte Irma, „ſie naht ſchon. Gute Nacht, Karl."

Einen heftigen Kuß in ihr Haar, und Eraſti floh durch den bezeichneten Gang.

* * *

Mit einem Kuſſe ſchied der Eine, mit einem Kuſſe kam am nächſten Tage der Andere.

Als der heimgekehrte Gatte ſeiner Artigkeit Genüge gethan zu haben glaubte, fragte er, was Neues angelangt ſei.

Irma wies auf die Zeitungen und Briefe. Auch Yſong war vom Poſtgeiſt beſeſſen. Es war ein behagliches Gemach da, es war der Tiſch gedeckt, es war das reizende Weibchen zugegen, es meldeten ſich vielleicht Beſuche oder es drängten häusliche Angelegenheiten — aber Yſong grub ſich in die Poſt ein. Suchte er nach Neuigkeiten, nach Kritiken über neue Bilder? Er kam ja eben aus der Stadt, von der Quelle. Intereſſirten ihn eingelaufene Beſtellungen? Er hatte ja nicht Zeit, ſie zu befriedigen. Heiſchte er nach Lebenszeichen von guten Freunden? Solche ließen ihn längſt gleichgiltig. Und doch durchwühlte er mit Haſt und Gier die Poſt, um wieder davon überzeugt zu ſein, daß ſie inhaltslos iſt. Aber die erſte öffentliche Anerkennung war mit der Poſt gekommen. Die großen Honorare waren mit der Poſt gekommen und die Orden und Auszeichnungen und auch Billetdoux — parfümirte Billetdoux — das Alles war ihm in die Nerven gefahren, und die Nervoſität wirkte noch fort und hielt den Mann im Banne des Poſtgeiſtes.

„Wer hat dieſe Skizze gebracht?“ fragte Meiſter Yſong und hielt der Gattin ein Papierblatt über den Tiſch hin.

„Der Rechnungsausweis vom Kunſthändler,“ berichtete Irma, „den hat geſtern der Geſchäftsdiener gebracht.“

„Ich meine dieſe Zeichnung auf der Rückſeite,“ bedeutete der Mann; „wenn ich nicht irre, iſt das Eraſti's Hand.“

„Und wenn es wäre, was weiter?“ entgegnete ſie mit erkünſteltem Gleichmuth.

„Nichts weiter, natürlich,“ ſagte er, „der Burſche zeichnete die Hero nach dem Bilde, das in Deinem Schlafzimmer hängt, blos die Hero — die bloße Hero, nichts weiter. Er verſteht ſich nicht übel auf den hüllenloſen Gliederbau, der junge Mann.“

Irma ſchwieg.

Bruno ebenfalls. Es iſt an demſelben Abende weiter nichts geſprochen worden.

Aber als Yſong allein in ſeinem Gemache war, ſprach er wieder mit ſich ſelbſt. — „Nun iſt es ſicher,“ ſagte er. „Iſt es aber ein Wunder? Der Burſche iſt jung. Macht's die Jugend? Junge Mädchen pflegen für Ehegatten ſtets reife Männer vorzuziehen, und hat das Weib einen ſolchen, dann wird das Verlangen nach — dem Unterſchiede wach. Einen jungen! Einen ſehr jungen. Laß ſie gehen, laß ſie machen! ſagt der Franzoſe, ſie kehrt gerne zum Mann zurück. Wenn ſie kann! Wenn ſie darf! — Ja einſt, meine Irma, einſt, als Dir das erſtemal mein „Hero und Leander“ an's Herz ging! — Das Bild gefiel ihr, denn es gefiel ihr der Maler. Aber das Clavierſpiel gefällt ihr noch beſſer, denn noch beſſer gefällt ihr der Spieler. Am beſten ſollen ihr aber die gewichſten Stiefel gefallen, denn ich will einen charmanten Stiefelputzer in's Haus nehmen. Hahnrei ſein iſt eine Schande, wenn's der Mann unfreiwillig iſt. Iſt er's freiwillig, dann kommt die Schande auf das Weib.“

Als demnächſt ſich Eraſti wieder bei Meiſter Yſong einfand, ihn zur glücklichen Rückkehr beglückwünſchte und mit großem Intereſſe ſich nach den neuen Arbeiten des Meiſters erkundigte, ſagte dieſer plötzlich: „Lieber Freund, Sie könnten mir vielleicht einen Gefallen erweiſen?“

„Werde glücklich ſein, wenn Sie mich in Stand ſetzen, Ihnen zu dienen.“

„Ich ſuche ſchon ſeit einiger Zeit einen verläßlichen Menſchen für mein Haus, der Schick hat und zu mancherlei häuslichen Geſchäften verwendbar iſt, beſonders aber die Requiſiten zu beſorgen und in Stand zu halten und mir bei

Bereitung der Farben behilflich zu ſein hat. Ich verlange von einem ſolchen — ſagen wir — Factotum vor Allem Ehrlichkeit, Discretion und ein ſympathiſches Aeußere. Sie kommen viel herum, lieber Eraſti, vielleicht könnten Sie mir — wenn's juſt der Zufall wollte — ſo einen Mann vermitteln. Er ſoll gut bei uns gehalten ſein."

„Nehmen Sie mich!" ſagte Eraſti.

„Ich bitte, Sie haben überhört, daß ein ſolches Individuum auch mancherlei häusliche Arbeiten zu verrichten haben würde."

„Herr!" entgegnete hierauf Eraſti, „ich nannte mich, ſo oft ich die Ehre hatte, Sie zu ſehen, Ihren ergebenſten Diener; das Wort iſt Phraſe in aller Welt Mund, aber in dem meinen nicht. Ich kenne keine Phraſe, was ich ſage, das meine ich. Ich verehre Sie, ich bewundere Ihre Werke, Sie ſind ein großer Meiſter, ich bin Ihr Diener, ſo bin ich es auch. Befehlen Sie über mich. Vielleicht kann ich Ihren Anforderungen entſprechen, verſuchen Sie es, nehmen Sie mich, ich ziehe noch heute in Ihr Haus."

Der Meiſter nahm ihn, und Karl Eraſti überſiedelte ſchon am nächſten Tage in ſein Haus. Das Vorzimmerchen, durch welches man aus dem äußeren Gange in die Gemächer der Hausfrau gelangen konnte, wurde ihm auf Yſong's Befehl zur Wohnung angewieſen.

Frau Irma hatte, wie wir ſahen, dem unternehmenden jungen Manne das lebhafteſte Intereſſe entgegengebracht. Seine etwas dunkle Vorgeſchichte erweckte ihre Neugierde, ſeine jugendliche Erſcheinung muthete ſie an, ſeine Paradoxen unterhielten ſie, ſeine Kühnheit nahm ſie für ihn ein, ſeine Leidenſchaft — beſiegte ſie. Beſiegte haſſen den Eroberer, aber ſie verzieh ihm, und je mehr ſie ihm zu verzeihen hatte, deſto wärmer — heißer wurde ihr Empfinden, ſo daß ihr mitunter die Ahnung aufdämmerte, glücklich wäre ſie, ihm Alles verzeihen zu können. So iſt die holde Tochter Eva's: dem ſie Alles zu verdanken hat, den wird ſie quälen; dem ſie Alles zu vergeben hat, den wird ſie lieben. Der Mann, mit Ausnahme des Ehegatten vielleicht, hat nicht Anlaß, mit ſolcher Evas-Art unzufrieden zu ſein.

Als Irma vernahm, daß Karl Craſti ſich als Diener aufnehmen ließ, um in's Haus zu kommen, war ſie über den abenteuerlichen Plan entzückt; als ſie gewahrte, daß er in ihrer nächſten Nachbarſchaft ſein Wohnzimmer einrichtete, war ſie über eine ſolch beiſpielloſe Kühnheit außer ſich. Und als ſie erfuhr, daß dem jungen Manne dieſes Zimmer von ihrem Gatten zugetheilt war, überfiel ſie eine Art von Lähmung. Stundenlang war ſie theilnahmslos für Alles, kauerte auf ihrem Canapé und ſtarrte an die Wand. Dort hing das Bild — ſie ſah es nicht. Liebeglühend entſtieg Leander den Wellen, in Sehnſucht aufgelöſt ſank Hero an ſeine Bruſt — ſie ſah es nicht. Die Lampe der Jungfrau verloſch, das Meer wogte, der Sturm brauſte, alle Elemente trieben ihr gewaltiges Spiel — Irma empfand es nicht.

Als der Abend zu dämmern begann, erhob ſie ſich und ſchritt blaß und unheimlich wie ein Geſpenſt in das Atelier ihres Mannes.

Dieſer war eben mit einer Studie beſchäftigt, einem Frauenkopfe von antiker Schönheit.

„Bruno!“ ſo redete ſie ihn an, ihre Stimme war entſchieden, aber klanglos, „Bruno! Warum haſt Du dieſen Menſchen in's Haus genommen?“

„Das fragſt Du mich?“ war ſeine Antwort.

„Warum haſt Du ihn in jenes Zimmer gethan?“

„Warum hätte ich ihn in ein anderes thun ſollen? Dein Gemach iſt etwas entlegen, ich will, daß Du nicht ſchutzlos ſeieſt.“

„Ich verlange, daß Craſti die Kammer noch in dieſer Stunde räumt!“ rief Irma.

„Was haſt Du nur gegen dieſen Menſchen?“ fragte Fiong mit Hohn.

„Meine Ehre!“ ſtöhnte ſie krampfhaft und hielt ihr weißes Batiſttüchlein an den Mund.

„Ei ja richtig, Deine Ehre. Es iſt ein Anderes, wenn die Welt ſagt: Dieſen jungen Menſchen und dieſe junge Frau trennt nur eine Tapetenthür, als —“ er hielt ihr das Blatt mit der Bleiſtiftzeichnung vor. „Ein ganz Anderes iſt's, das hätte ich bedenken ſollen. Weniger pikant mag die Tapete ſein.“

Ohne noch ein Wort zu ſagen, verließ Irma das Atelier. Sie rief das Dienſtperſonale, daß es auf der Stelle die Kammer ausräume, in welche das neue Mitglied des Hauſes eingezogen war.

Craſti hatte ſich ſchon bequem gemacht. Dieſen heutigen, unerhörten Tag, der ja eben zu Ende ging, wollte er durch Arbeit nicht mehr entweihen; ſo lag er nun mitſammt Rock und Stiefeln auf dem Bett, drehte an dem jungſproſſenden Schnurrbart, betrachtete die ſauberen Tapeten, die ſich glatt und gleich über Wand und Thür legten — ſein Helleſpont! — und dankte Gott, daß er unbegreifliche Ehemänner erſchaffen habe.

Da trat die Hausfrau ein.

„Herr Craſti,“ ſagte ſie, indem ſie die Thür hinter ſich weit offen ließ, ſo daß die Perſpective über die Häupter des Dienſtperſonals hin eröffnet war, „Herr Craſti, Sie verlaſſen in dieſem Augenblicke das Zimmer und dieſes Haus!“

Der junge Mann war aufgeſprungen und ſuchte nach Worten. Er hatte deren ſonſt immer zur Verfügung gehabt, nichts war jetzt da. Ein „Gnädige Frau!“ — ein armſeliges „Gnädige Frau!“

„Sie verlaſſen dieſes Haus und kommen mir nicht mehr vor die Augen. Schaffet die Sachen fort!“

„Was habe ich gethan?“ rief er und ſtellte ſich vor ſie hin: „Ich liebe Sie!“

„Ich Sie auch, mein Herr, und darum rathe ich Ihnen, laufen Sie ſo ſchnell Sie können, und laufen Sie keinen tollen Abenteuern nach! Erſchleichen Sie ſich das Vertrauen ehrlicher Menſchen nicht. Legen Sie Ihren Narrheiten Zügel an, gehen Sie in eine Schule, lernen Sie was und werden Sie ein anſtändiger Menſch. Das merken Sie ſich und jetzt fort!“

Irma ſprach's, und mit Flammenröthe auf ihren Wangen begab ſie ſich hinweg. Eraſti eilte zu Meiſter Yſong, um ihm das Unerhörte zu klagen, was ihm ſoeben geſchehen.

„Leander!“ rief Yſong lachend aus, „nicht durch den Helleſpont geſchwommen und doch der Kopf gewaſchen worden! Nehmen Sie von einer Ehefrau die wohlgemeinte Lection. Und nun trollen Sie ſich!“

So hat die Geſchichte geendet.

Aber dem Meiſter Bruno Yſong war jetzt das Herz voll. Er hatte geahnt, daß ſein Plan eine Wirkung haben werde, nun war es aber gar ſeltſam gekommen. Und es ſollte noch ſeltſamer kommen.

Als er jetzt in's Gemach ſeiner Irma trat, um ſich mit ihr auszuſöhnen, ſie um Vergebung zu bitten, inſofern er ſie mißkannt, ihr zu verſprechen, daß er ihr ſein ganzes, bisher von der Kunſt abſorbirtes, aber doch noch ſo jugendliches

Herz wieder zuwenden wolle, daß Alles vergeſſen ſei, Alles wieder gut — da hat er Irma nicht mehr gefunden. Im Gemach nicht und im ganzen Hauſe nicht.

Der erſte Gedanke war: Die Falſche iſt mit dem Taugenichts geflohen.

Aber noch an demſelben Abende kam durch einen eigenen Boten folgendes Schreiben:

„Mein Herr!

Dieſe Zeilen ſchreibe ich im Hauſe meiner Eltern, wo ich Zuflucht gefunden habe. In Ihrem Hauſe bin ich fremd. Meine Handlungsweiſe wäre ſelbſt im ſchlimmſten Falle menſchlich geweſen, Sie jedoch haben es teufliſch mit mir gemeint. Unter tauſend Beweiſen von Liebloſigkeit haben Sie den wirkſamſten erbracht. Mich hat die Ehe enttäuſcht, ich geſtehe es; dasſelbe iſt mir auch an Ihnen nicht entgangen. Vor Kurzem tröſtete mich noch der Gedanke, daß Sie Erſatz in der Kunſt fanden — heute iſt mir das Alles gleichgiltig. Was da geſchah, es war ſchlau geplant und ſchlecht geſpielt. Sollten Sie fühlen, daß Genugthuung zu leiſten wäre — nein, es giebt keine! — ſo laſſen Sie ſie darin beſtehen, daß Sie mir von heute an Ihren Anblick erſparen. Wir kennen uns nicht mehr. Leben Sie wohl.

Irma Hoſekuſt.“

Seit dieſer Begebenheit ſind nun ſieben Jahre verfloſſen. Karl Craſti, der illegitime Sohn einen Banquiers, iſt in einem Zwangsarbeitshauſe; Irma iſt die Braut eines ſächſiſchen Officiers. Bruno Yſong ſitzt einſam zwiſchen ſeinen Bildern. Er ſagt, daß er ſich zufrieden fühle, aber wenn er an langen Winterabenden die verödeten Räume ſeines Hauſes durchſchreitet, ſo iſt es faſt, als ſuche er etwas.

Es giebt Menſchen, welche das, was ſie ſuchen, mit Augen ſehen, mit den Händen faſſen — und doch nicht finden. Bruno Iſiong, ſo iſt es einſt auch Dir ergangen. Du wollteſt als Hageſtolz ſterben und wirſt es nun thun müſſen als Witwer — bei lebendigem Weibe.

Die Gattin meines Freundes.

Wie ſchätzt Ihr ein Weib, welches vor Gericht ſeine Ehre und Frauenwürde verleugnet, um das eheleibliche Kind zu behaupten?

Ich hatte einen Freund. Der war ein blaſſer, hagerer Geigenſpieler und auf ihn ließ ſich das Sprichwort münzen: im Spiel größeres Glück als in der Liebe. Auf den reichen Lorbeern, die ihm ſeine berühmten Concerte eintrugen, konnte er zu Hauſe nicht ausruhen, weil ſeine Frau ihm keine Ruhe ließ. Sie war um zwanzig Jahre jünger als er und ſehr intereſſant. Aber war es, daß ſie mit den Muſen eiferte, denen ihr Mann ergeben war, oder daß ihr ein Jugendgeſpiele fehlte, kurz, wie er die Geige ſpielte, ſo ſpielte ſie die Unglückliche. Sie hatten ein Kind, einen ſchönen Knaben von etwa zwei Jahren. Sie lebten in dieſem Kinde; er wünſchte, daß es aufwachſe und die Geige ſpielen lerne; ſie hingegen ſagte, es wäre tauſendmal beſſer, das Kind wäre nicht, weil es auf der Welt ja ohnehin kein Glück gäbe. Auf ſolche Bemerkungen ſtrich Guſtav's Fiedelbogen mitunter ein bischen zu ſcharf über die Saiten, worauf die Gattin mit verhaltenen Ohren ſchrie: das ſei nicht auszuhalten; ſie laſſe ſich von ihm ſcheiden.

Ich weiß nichts Näheres davon, ich weiß nur, daß oft ſolche Scenen vorfielen, daß Beide dabei höchſt aufgeregt waren, daß ſie ſich jedesmal ſchwerer beleidigten, als es der Anlaß — der oft ſehr geringe Anlaß — erheiſcht hätte, daß das Wort Scheidung immer häufiger fiel und daß ſie endlich das Gericht angingen, ſie zu ſcheiden.

Das Gericht iſt oft rührend naiv, aber ſie ließen ſich nicht rühren. Die Behörde hielt dem ſo arg von der Centrifugalkraft erfaßten Paare eine eindringliche Rede über die Bedeutung der Ehe, über den Werth des häuslichen Friedens, über die Pflichten gegen Kinder u. ſ. w., das Paar wurde dabei noch zorniger und alte Fetzen von Familienangelegenheiten wurden hervorgezerrt, die beſonders die Frau wie Siegesfahnen zu ſchwingen wußte. Habt Ihr — liebe Leſer — einen ehelichen Krieg vor Gericht ſchon geſehen? Nicht? Dann iſt es verdienſtlicher für mich, wenn ich ihn Euch nicht näher beſchreibe. Wäre ich dabei geweſen, ich hätte meinen Freund, der ſonſt ja ſo vernünftig war, an der Hand genommen: „Laſſ' ſie! Geh' mit mir. Frauen ſind nur geſchlagen, wenn ſie der Mann allein läßt!“ Aber ich war nicht bei ihm und mein guter Gaſtav hat ſich bei ſeinem nervöſen Temperamente in die Sache hineingebohrt, als ob ſie ihn etwas angegangen wäre. Und er war bei der ganzen Angelegenheit doch nur bloß der Ehemann — da hätte er ruhig ſeines Weges gehen können.

Endlich erklärte ſich die Behörde zum Vollzuge der Scheidung bereit.

Nun aber war die Frage: Was geſchieht mit dem Kinde?

„Das Kind gehört zur Mutter!“ rief die Frau.

„Der Sohn gehört zum Vater,“ behauptete der Mann.

„Nun, darüber müßt Ihr Euch einigen,“ ſagte der rührende Richter.

Jetzt entbrannte der Streit noch heftiger und es hatte den Anſchein, daß dieſe Frage nur durch den bekannten ſalomoniſchen Vorſchlag gelöſt werden könne. Das Gericht entſchied wie folgt: Maßen die von nun an alleinſtehende Frau vielleicht weder die Subſiſtenzmittel, noch den moraliſchen Halt beſitzt, um das Kind zu ernähren und zu erziehen; maßen das Kind als Knabe mehr auf den Einfluß des Vaters angewieſen iſt, deſſen Namen es trägt, als auf den der Mutter: maßen geſetzliche Beſtimmungen über das Heimatsrecht legitimer Kinder ſolche dem Vater zuſprechen und maßen in dieſem Falle kraft väterlicher Gewalt der Vater ſein Anrecht behauptet — hat das dieſer nun gelöſten Ehe entſprungene Kind bei dem Vater zu bleiben.

Jetzt war die Frau einen Augenblick ſtill geweſen und man ſah an ihrem erbleichenden Angeſichte, was in ihrem Mutterherzen vorging. Wenn ſie ſonſt in Ohnmacht gefallen war, ohne zu erblaſſen und ohne eine Veränderung des Pulsſchlages zu zeigen, blieb ſie jetzt aufrecht ſtehen, aber ihr Körper bebte, ſie rang ſchwer nach Athem, bis ſich der krampfige Schmerz in einen Thränenſtrom löſte.

Dieſe Thränen gingen den Mann nun eigentlich nichts mehr an; aber man kennt ja die Frauenthräne als die wirkſamſte Flüſſigkeit, in welcher ſich das ſteinerne Herz des Mannes löſt. Guſtav dachte daran, wie unendlich dieſes Weib an ſeinem einzigen Kinde gehangen war, wie ſie die Amme und die Kindsfrau verſchmäht hatte, nur um ſich ſelbſt ganz dem Kinde zu widmen und den Kleinen ſich anhänglich zu machen. Sie, die ſonſt nach Prunk haſchende, nur der Bequemlichkeit ergebene Frau, hatte ſich ganz an's ſchlichte Kindszimmer gewöhnt, hatte dem hilfebedürftigen oder gar erkrankten Weſen ſorgenvolle Tage und ſchlafloſe Nächte gelebt. Und ſo oft ſie auch geäußert: „Beſſer, das Kind wäre nicht auf dieſer unſeligen Welt!“ war ſie doch ſtets bereit geweſen, das Leben desſelben mit dem ihren zu ſchützen und zu bezahlen. Hatte ſich der Kleine auch mehr dem milden und gemüthlichen Vater angeſchloſſen, als der launiſchen, leidenſchaftlichen Mutter, ſo konnte Guſtav doch trotz alldem das Recht nicht beſtreiten, das die Mutter an dem Kinde hatte, und er ſchwankte, ob nicht etwa doch er das ſchwere Opfer zu bringen und den Knaben hinzugeben habe.

Der Schreiber ſetzte ſchon die Feder an, um die Clauſel vom Kinde niederzuſchreiben. In demſelben Augenblick trat die junge Frau zu Guſtav heran. Ihre Glieder bebten, in ihren Augen lag ein wilder Glanz.

„Weißt Du denn ſo beſtimmt," haſtete ſie ihm zu, „ob Du an dem Kinde ein Recht haſt?"

„Mein Recht an meinem Kinde iſt nicht zu beſtreiten," ſagte er.

„Weißt Du denn auch, ob es Dein Kind iſt?"

Auf dieſes ihr Wort iſt dann mein Freund Guſtav einen Schritt zurückgewichen.

„Lieber, als ich mein Kind laſſe," rief ſie in fürchterlicher Aufregung, „lieber geſtehe ich Alles. Dieſer Menſch iſt nicht der Vater von dem Kinde!"

Nun war die Reihe zu erblaſſen an Guſtav. Er blieb äußerlich ruhig — aber endlich fragte er mit tonloſer Stimme das Weib: „So darf ich doch vielleicht wiſſen, Madame, wen ich als Ihr formeller Gatte öffentlich zu vertreten die Ehre hatte?"

„Sie werden ſich ſeiner kaum zu ſchämen brauchen," ſagte die Frau, „er zählt zu Ihren beſten Freunden."

„Hans!?" rief Guſtav aus.

„Sie ſollen Recht haben," ſagte ſie und ſtürzte aus dem Saale.

Der Richter ſprang dem zu Boden ſinkenden Manne bei. Dieſer legte ſeine Hand auf die Achſel des Stützenden. „Es iſt eine Lüge!“ ſagte er, „nicht wahr, Herr, es kann nicht ſein! Das Kind, ich hab' es allzu lieb! Ha, der Maler! Der Maler! Doch, ſie mögen ſchlecht ſein, wie ſie wollen; das Kind iſt unſchuldig. Iſt's auch nicht mein Blut, ſo iſt es doch mein Herz, mein Leben geworden. Ich laſſe es nicht. — Ha, ha, mein Knabe, Du warſt unvorſichtig in der Wahl Deiner Eltern. Aber ſie ſollen Dich nicht verderben, Du bleibſt bei mir.“

So hatte er geſprochen; dann verließ er den Saal und kam zu mir in meine Wohnung.

Ich erſchrak, als ich ihn ſah. Das war ein wirrer Burſche.

„Was erſchrickſt Du, Hund!“ rief er faſt ſtöhnend vor Aufregung. „Du glaubſt wohl, daß ich Dich nun niederſchießen werde!“

„Was iſt Dir, Guſtav?“ rief ich aus.

„Du leugneſt es? Darum alſo die Feinheiten mit ihr, die Zärtlichkeiten mit dem Kinde!“

Es bedurfte lange, bis ich aus ſeinen Worten klug wurde. Als ich endlich aber ſah, um was es ſich handle, fragte ich, wie alt ſein Junge ſei.

„Du wirſt es recht gut wiſſen, daß er in einem Monat zwei Jahre wird.“

„Und Du — doch es iſt ja nur ein Scherz von Dir, aber ein recht unpaſſender, lieber Freund.“

„Ich rathe Dir, das Höhnen ſein zu laſſen!“ rief er mit wüthender Geberde.

„Und Du,“ fuhr ich fort, „ſollteſt wiſſen, daß ich erſt ſeit anderthalb Jahren aus Italien zurück bin, wo ich ununterbrochen vier Jahre in Rom gelebt habe.“

Der Beweis davon war leicht erbracht, umſo leichter, da Guſtav ſich nun ja ſelbſt daran erinnerte, daß ich erſt ſeit einem Jahre in ſein Haus kam, wir uns früher perſönlich fremd geweſen waren, nur daß er von meinem Aufenthalte und meinen Kunſtſtudien in Rom gehört hatte.

Wie träumend ging Guſtav ſeiner Wohnung zu. Dort fand er vor dem Bettlein des Knaben, der mit roſigen Wangen ein Mittagsſchläfchen that, ſein Weib knien, bitterlich weinend. Als er eintrat, wendete ſie ſich mit gerungenen Händen zu ihm.

„Tödte mich, Guſtav!“ rief ſie, „ich verdiene das Leben nicht mehr, aber das Kind iſt Dein!“

„Ich weiß es, Margarethe.“

„Hätte ich aus ſinnlicher Leidenſchaft Dich betrogen,“ fuhr ſie fort, „ich wäre nichts als ein leichtſinniges, beklagenswerthes Weib, daß Du verſtoßen könnteſt. Aber ich habe meine Ehre mit Abſicht verleugnet, aus Eigennutz. Ich habe die Ehre Deines Hauſes befleckt, nur um das Kind zu behaupten. Ich ſtand nicht an, dem Kinde den Vater und Namen zu rauben, ſeine geſellſchaftliche Stellung und Legitimität zu vernichten, nur damit ich es an meiner Bruſt koſen und herzen könne. O mein Guſtav, ich habe in der Angſt um das Kind ſo niederträchtig gehandelt, daß ich jetzt verzagen muß.“

„Ein Beweis, wie gewaltig und rückſichtslos die Mutterliebe iſt,“ ſagte Guſtav. „Ich komme eben von Hans und weiß, daß Deine Behauptung grundlos iſt. Aber ich gebe Dir nun das Kind — dieſen lieben Knaben — mein ganzes Glück auf der Welt . . .“

Er konnte nicht weiter ſprechen. Sie umklammerte ſeine Knie und ſchluchzte: „Nimmer zu ſagen, Guſtav, wie lieb ich Dich habe! Nun iſt mein Trotz gebrochen. Das Unrecht, welches ich Dir und Deinem Kinde zufügen konnte, die Schuld iſt ſo groß, daß ſie alle Launen, Gereiztheiten und Bosheiten, womit ich bisher meine Umgebung gequält habe, niederdrückt auf mein Leben lang. Ich habe kein Anrecht mehr auf Deine Liebe, keines mehr auf die Liebe dieſes Engels. Verſtößeſt Du mich nicht, Guſtav, ſo will ich Deine Magd ſein und meine Unthat löſchen, ſo viel ich kann; willſt Du mich aber nicht mehr um Dich ſehen —“ ſie wimmerte wie ein Kind.

Er hob ſie auf zu ſeiner Bruſt. Der Tag ihrer Trennung iſt der Tag ihrer Vereinigung geworden. Der ſchwere Fehler, der die Gattin zur Einſicht aufgeweckt und zahm gemacht, war eine Lüge und dieſe Lüge hat ihr der Gatte gern verziehen. Ich meide ſeitdem ſelbſtverſtändlich ihr Haus. Ich höre den guten Guſtav zwar geigen, aber bei ihm ſoupiren — das laſſe ich bleiben.

Aus dem Tagebuch einer Ehefrau.

Graz, am 7. April 18**

Ich heirate ihn. Meiner Mama zu Trotz heirate ich ihn. Couſin Karl lacht mich aus und Mama ſagt, am Ende nähme mich auch Der nicht, ich bekäme gar Keinen. Karl ſagt, ich bekäme Jeden. Mama ärgert ſich, daß er Profeſſor der Philoſophie iſt, ja ſogar — wenn er ſeinen Titel zeigen wollte, aber er will das nicht — Ritter von! Das macht alle ihre Prophezeiungen von meiner Taugenichtſigkeit zu Schanden und ich ſoll in der ſchönen Villa am Roſenberge die Hausfrau ſein.

Er iſt genau zweimal ſo alt als Karl, ich habe ihn auch zweimal ſo lieb. Lieben muß eine brave Frau ihren Mann, das weiß ich ſchon, und ich will eine brave Frau werden, gerade der Stiefmutter zu Trotz, weil ſie immer ſagt, ſie beweine den Mann, der mich nimmt.

Sie mag's thun und er ſoll ſie belachen, das will ich.

10. April.

Heute war die Verlobung. Mama hat wirklich dabei geweint, aber vor Freuden und über mein Glück, wie ſie laut ſagte. Es iſt auch Eins. Ich weiß gar nicht wie mir iſt, ſo als ob ich in den Lüften ſchwebte, und Alles beweiſt mir Ehrerbietung, und die ganze Welt, ſo iſt mir, wendet ſich ringsum auf mich her und alle Bäume, alle Sträucher, an denen wir beim Nachhauſegehen vorbeikamen, flüſterten mir zu: Sie iſt Braut.

Ich werde es aber nicht lange ſein. Mama behauptet, ich zähle im Traume ſchon die Tage, bis ich einen Mann hätte. Mein Onkel ſagte mir ſcherzend: „Bleibe ſo lange Braut als möglich, heirate ſo bald als möglich. Der Eheſtand iſt am ſchönſten von vorne, der Brautſtand von hinten.“ — So etwas Unverſtändiges kann nur der gute Onkel ſagen.

Gottlob, daß ich Braut bin!

30. April.

Geſtern war's. Aber geſtern war ich unfähig, auch nur ein Wort zu ſchreiben.

Heute will ich's, denn ich kann das Geheimniß nicht in mir verſchließen, ich kann nicht. Das Papier will ich ja dann verbrennen.

Mein Bräutigam richtet die Villa neu ein, ich hörte, daß er in meinem künftigen Boudoir ein Fenſter ausbrechen laſſe gegen Mariatroſt hin, weil er weiß, daß mir dieſer Blick ſo lieb iſt. Ich bin mit Mama und dem Couſin Karl ſehr oft in Mariatroſt geweſen; aber wenn ich vom Walde auf das weiße Haus am Roſenberg herübergeblickt hatte, wie hätte ich denken können, daß es einmal mein ſein ſollte!

Ich war begierig, die neue Wohnung zu ſehen und wollte geſtern meinen Bräutigam überraſchen. Er war aber nicht zu Hauſe, er hatte Vorleſung auf der Univerſität. Ich fand die weißbefleckſten Maurer, die dummen Tapezierer, die auf ihren Leitern ſtanden und nicht einmal grüßten. Ich wünſchte, daß es heimlicher würde in dieſem Hauſe und verließ es bald. Zu der Panoramagaſſe begegnete mir der Couſin. Ganz zufällig war er ſpazieren gegangen gegen Mariagrün hin und lud mich ein, ihn zu begleiten. Ich ging gerne mit ihm, aber er war ſehr langweilig, riß im Vorbeigehen Blätter von den Bäumen und warf ſie wieder weg.

Als wir zum Kirchlein kamen, war mir weich zu Muthe und ich ſagte, wir wollten doch hineingehen und die Mutter Gottes grüßen.

Karl antwortete, er habe ſie ſchon oft gegrüßt, ſie hätte ihn aber niemals erhört. Sein Fuß ſei halblahm wie immer — er hat ihn von einer ſchlimmen Erkältung als Kind ſchon ſo bekommen — er ſei arm und verachtet, wie immer, verlaſſen, von Niemandem geliebt. Ich bat ihn, daß er nicht ſo reden möge, und vielleicht, daß ihn die Mutter Gottes heute erhöre. Ich ſagte das, weil er mir leid that und weil ich einen Spaß machen wollte und endlich auch, weil ich wirklich immer ein großes Vertrauen hatte zu Mariagrün.

Wir gingen aber an der Kirche vorüber und durch den Wald hinauf. Er wollte noch nicht ſprechen und als ich ihn von der Seite heimlich anblicke, ſehe ich, daß ſein Auge voll Waſſer ſteht. Mir wollte das Erbarmen mein Herz zerdrücken. Ich ärgerte mich, daß mir gar kein Wort einfiel, ihn zu tröſten. Wenn er nur zu Hauſe bei uns wäre, dachte ich, unter Leuten macht er ja ſeine luſtigen Gloſſen, daß Alles lacht.

Da iſt es plötzlich. Er reißt mich an ſich und küßt mich ſo heftig, daß ich vor Schreck ohnmächtig werden mußte . . .

Wir ſind ſpät nach Hauſe gegangen.

Jedes allein.

30. Juni.

Die Hochzeit iſt vorüber; ſie war in der Domkirche, einfach und würdig. Ich hätte aber vermuthet, es würden mehr Leute in der Kirche anweſend ſein. Mir ſei beim Heiraten alles Aufſehen zuwider, hatte ich geſagt, aber insgeheim wäre mir doch um Zuſchauer zu thun geweſen. Mama war zärtlich mit mir, wie vorher noch nie; ich hätte mir nicht träumen laſſen, daß mir der Abſchied von ihr ſo ſchmerzlich fallen würde.

Als mich mein Mann — ach, mein Mann! — durch unſere neue Wohnung führte, war mir ſehr bange und wußte ich nicht, was ich ſagen ſollte, um meine Beklemmung zu erleichtern. Ich hatte einen unverſtehbaren Drang, als müßte ich etwas ſagen, was mir oder ihm weh thäte. So ſagte ich, daß ich nur Eines fürchte in dieſem Haus: Die Gegenwart ſeiner verſtorbenen Frau. Ich ſei maßlos eiferſüchtig.

Er lächelte und meinte, beſſer, die zwanzigjährige Frau ſei es, als der vierundvierzigjährige Mann habe Anlaß dazu. Dann gab er mir den Schlüſſel zu einem kleinen Zimmer und ſagte, das Zimmer ſolle mein Brautgeſchenk ſein, mein ganz allein, er wolle es nimmer betreten und nicht mehr wiſſen, daß es auf der Welt ſei.

Während er mit dem Hausmeiſter ſprach über das, was bei unſerer Abweſenheit zu geſchehen hat, öffnete ich das Zimmer, denn ich war ſehr begierig auf die Brautgabe. Im Zimmer befanden ſich alle Gegenſtände von der erſten Frau, von ihrem Oelbilde an bis zum Hochzeitsſchmuck, ihr Schreibtiſch, ihre Kleider, ihr Toilettekaſten, die kleine Wiege mit dem blauſeidenen Vorhang, die nicht verwendet worden iſt. — Das Alles! Und es war mein Eigenthum, ich konnte es vernichten.

Als mein Mann zu mir zurückkam, fragte er in ſeiner gütigen Weiſe, warum ich weine?

„Wie lange iſt es, daß ſie nicht mehr lebt?“ ſo mußte ich fragen.

Ich hätte faſt gewünſcht, daß er entgegenfragen möchte, von wem ich ſpreche, aber er ſagte nur: „Seit Du lebſt, Juliana, iſt ſie nicht. Du wirſt geſehen haben, wie Alles ſchon verblaßt iſt. Dein Geburtsjahr iſt ihr Sterbejahr geweſen.“

Nun ſitze ich im Zimmer des Hôtels. Mein Mann erkundigt ſich beim Portier nach dem morgigen Wagen auf den Bahnhof. Ich ſolle mich um gar nichts kümmern, ich ſoll nur die ſchöne Welt genießen.

Wenn nur ſchon morgen wäre!

16. Juli.

Wir ſind von der Hochzeitsreiſe zurückgekehrt. Es waren herrliche Tage. Ich habe mich während derſelben in meinen Mann verliebt. Das iſt ein goldener Mann und kann ſcherzen wie ein zwanzigjähriger Student.

„Ei geh', Ludwig!“ verwies ich ihm einmal neckend, „ein Profeſſor der Philoſophie und ſo übermüthig!“

Was ich mir unter Philoſophie denn eigentlich vorſtellte, war ſeine Frage, wenn nicht die Lehre vom heiteren Genuß der lieben Welt?

Ich könnte damit einverſtanden ſein — aber für mein Unglück giebt es keine Philoſophie.

1. September.

Keine Fürſtin kann's ſo haben als ich. Draußen die paradieſiſche Landſchaft mit der ſchönen Stadt im Thale.

Im Hauſe die frohe Umgebung, in meinem Gemach der ſtille Frieden — in mir die unbeſchreibliche Pein.

Wie Wochen ſind mir die Stunden, da Ludwig nicht bei mir iſt, und wie zittere ich, wenn er bei mir iſt! Er iſt jetzt in den Ferien Bauer, Gärtner und Jäger und immer munter, immer gut und liebevoll. Gar nie tritt er in's Zimmer, ohne mir eine Blume, eine Knoſpe mitzubringen, er ziert damit mein Haar, meinen Buſen, tritt dann zwei Schritte zurück und ſchaut fröhlich her, wie es mir paſſe. Geſtern Abends, da wir beiſammen im Garten ſtanden vor einem Strauche tiefrother Herbſtroſen, nahm er mich an beiden Händen, ſchaute mir mit feuchtem, leuchtendem Auge in's Geſicht und ſagte: „Juliana, ich danke Dir! Ich danke Dir, daß Du mein biſt!“

Einen Stich gab's mir im Herzen, ich wankte halb ohnmächtig in's Haus.

Ich liebe ihn! Ich liebe ihn ſo heiß, daß ich den Frevel nicht begreifen kann, wie ich einſt ſagte: blos Mama zum Trotz.

4. September.

Es wird nicht anders. Es iſt fürchterlich!

11. September.

Heute ging Karl vorbei und blickte zu meinem Fenſter herauf. Kaum konnte ich mich noch verbergen, daß er mich nicht ſah. Ich weiß nicht, was größer iſt, mein Haß gegen ihn oder meine Verachtung gegen mich.

30. September.

Heute fand Ludwig, daß die Haustreppe für mich zu ſteil ſei und will ſie flacher legen laſſen. Ich beſchwor ihn, daß es nicht der Fall iſt. Zum mindeſten belegt er ſie mit ſchweren Teppichen, daß es meine Füße recht ſanft haben ſollen.

Wie er ſtrahlt vor Glück, wenn er mir etwas Liebes erweiſen kann! Mein ganzer Tag, meine ganze Exiſtenz iſt lautere Liebe von ihm.

Mama kommt mit ihren Rathſchlägen, die mir zuwider ſind, ich will nur ihn hören — und daß ich's thue, thun kann, iſt eine Schmach für mich.

Ihm geſtehen! Es iſt unmöglich! Unmöglich!

9. October.

Seine Studenten lieben ihn auch. Sie haben ihm geſtern zu ſeinem Geburtstage einen Fackelzug gebracht.

„Der gilt Dir!“ jubelte er mir heimlich zu, „es iſt ja der erſte, den ſie mir bringen.“

Zum Fenſter rief er hinab: „Ihr jungen Freunde! Mein Leben iſt licht geworden. Opfert den Göttern, daß ich demüthig bleibe!“

„Ludwig,“ ſagte ich ſpäter zu ihm, da wir allein waren, „Philoſophen pflegen ſonſt dem Glücke nicht ſehr zu trauen. Ich kann nicht ſo zuverſichtlich ſein.“

Nach einer Weile habe ich beigeſetzt: „Du haſt nur einen einzigen Fehler, lieber Mann. Daß Du gar nicht eiferſüchtig biſt.“

„Dieſe Bemerkung,“ ſagte er darauf, „beweiſt, daß ich ganz recht habe, es nicht zu ſein.“

Ich las einmal, daß es Frauen giebt, die ihre Männer nicht allein mit Eiferſucht quälen, nicht allein hintergehen, ſondern ſie auch eiferſüchtig haben wollen. Bei Gott, von dieſen bin ich keine. Wie könnte ich glücklich ſein, daß er mich ſo kennt, und über ſein Vertrauen!

12. October.

Heute ſind wir in die Stadt gezogen. Ich ſehe von meinen Fenſtern aus die ſchönen Alleen des Glacis und den Schloßberg. Die herbſtlichen Schattirungen der Bäume ſind gar zu ſchön. Seit ich dieſen Mann habe und ſeinen Geſprächen lauſchen kann, gehen mir erſt die Augen auf für Allerlei, das mir ſonſt gleichgiltig geweſen iſt. Wie könnte ich es genießen!

Er hat mit dem Inſpector des Hauſes einen förmlichen Pact geſchloſſen, daß Letzterer jeden Lärm möglichſt hintanhalte und wie ein Engel mit flammendem Schwerte unſer Paradies bewache. Und doch ahnt er es nicht, wie nahe die Zeit iſt.

Hat er jemals ſo viel an ſeine erſte Frau denken können, als ich es thue? Alle Sachen von ihr, alle Erinnerungen an ſie habe ich in das Stadthaus mitgenommen, hier damit ein Zimmer eingerichtet, das wie meine Hauscapelle iſt. Wenn mir gar zu ſchwer wird um's Herz und ich trotz des geliebteſten Menſchen, der mit mir lebt, nicht weiß, wem ich meine Angſt und Noth klagen ſoll, gehe ich in das Zimmer der Verſtorbenen und weine mich aus.

Und bete, ſie möchte mich dahin rufen, wie ſie dahin gerufen worden iſt. Sie hat die Wiege bereitet, die Linnen geſtickt mit Freuden — ſie hätte gerne gelebt mit dieſem Mann.

Ich kann nichts bereiten und Ludwig wird ſich darüber wundern. Ich kann nicht, ich habe es verſucht — es iſt, als ſtickte und webte ich an der Sünde weiter.

Darf ich denn wünſchen, daß es aus werde mit mir, da ich doch weiß, es könnte ihn nichts ſo hart treffen auf Erden?

Ach, wenn ich ihn nicht ſo ſehr liebte! Wenn er nur nicht ſo unſäglich gut wäre!

25. December.

Das war ein trauriger Chriſtabend.

Ludwig überſchüttete mich mit Gaben, mich und das Kind, als ob es ſchon da wäre und ſpielen und jubeln könne. Und er ſaß in der dunklen Ecke des Zimmers und ſagte kein Wort, ſondern verdeckte ſein Geſicht mit den Händen. Ich wußte nicht, was es war, und der Chriſtbaum gab einen Schein, wie die Lichter an einer Bahre.

Ich wagte nicht, ihn zu fragen nach ſeinem plötzlichen Kummer, denn ich glaubte, daß er nun Alles wiſſe. Aber es war doch was Anderes, denn endlich ſtand er auf, trat zu mir heran, die ich allein am Tiſche des Baumes geſeſſen war, und küßte mich ſo herzlich und treu, daß es nicht zu beſchreiben iſt.

28. December.

Er iſt nicht, wie er ſonſt war.

Er iſt liebreich und gütig gegen mich wie immer, aber er iſt nicht ſo heiter. Er iſt zerſtreut, iſt viel an ſeinem Arbeitstiſche, arbeitet aber nicht, ſondern ſchaut mit aufgeſtütztem Haupte nur ſo vor ſich hin.

Er muß einen großen Kummer haben. Hundertmal wollte ich ihn ſchon fragen, was es ſei, aber ich kann nicht, ich vermag's nicht, ich weiß nicht warum. Weiß er etwas, wie könnte er ſo herzlich mit mir ſein, es wäre ja nicht möglich.

30. December.

Er ahnt doch etwas. Heute ſprach er davon, daß es Zeit ſein dürfte, das Wochenzimmer zu bereiten.

1. Januar 18**

Er ahnt nichts. Wir haben in der Nacht die zwölfte Stunde wachend erwartet.

„Ich ſegne Dich, Du vergangenes Jahr,“ ſagte er, „Du haſt mir mein Menſchenthum verzweifacht. Und ich ſegne Dich, Du kommendes Jahr, Du wirſt es verdreifachen.“

Er iſt wieder heiter und voll Zuverſicht.

5. Januar.

Ich wüßte keine andere Pein, die ſo hölliſch ſein könnte, als die meinige iſt. Den Menſchen, den man über Alles liebt, dem man Alles verdankt, ohne den man nicht mehr leben könnte, mit jedem Tage neuerdings täuſchen und betrügen zu müſſen.

Ihm geſtehen? Meinetwegen glaube ich, daß ich es könnte. Sei es um ſeinen Haß, lieber den ertragen, als ihn zu hintergehen. Aber ſeine Verachtung! Nein, ich kann es nicht. Und wie ein Teufel für meine Sünde die Hölle ausſchütten in ſein liebes Herz? Nein, nein, eher ſoll er mich im Sarge ſehen.

O unſeliges Kind! Wie ich Dich haſſe, jetzt ſchon. Das Einzige, was die Mutterliebe für Dich thun kann, daß ſie betet, Du mögeſt das Tageslicht nimmer erblicken. Erſcheinſt Du mir todt, ach, wie werde ich Dich lieben und dankbar küſſen und jubelnd begraben! O, Mutter Maria, ich rufe Dich an! Mein Herz iſt zum Zerſpringen ſo ſchwer. Wenn ich dieſes Büchlein nicht hätte! Alles in mich könnte ich nicht verſchließen.

13. Januar.

Der Gedanke verläßt mich nicht, o Gott! Es wäre ja zu unſer Aller Beſten. Mein Fehltritt gebüßt, kein fremdes

Weſen zwiſchen uns. In der Ehe Harmonie und Frieden nach Gottes Willen. Wie kann etwas, das ſo zum Guten führt, ein Verbrechen ſein?

Wenn ich nur mit ihm darüber ſprechen könnte, wie über ein Fremdes, ſo daß ich ſeine Meinung wüßte für ſolchen Fall. Einmal hat er geſagt: Den Gott am meiſten liebet, den nimmt er als Kind zu ſich.

17. Januar.

So bin ich vor mir ſelbſt nicht mehr ſicher. Heute Morgens fragte mich Ludwig, woher ich denn plötzlich das Tigerherz genommen? Ich hätte in der Nacht vom Erwürgen geſprochen.

Er mußte merken, wie ich erſchrak, denn er ſagte ſogleich: „Wenn die Frauen ſo ſchlimm wären, als ihre Träume — beſonders in ſolcher Zeit! Der Traum iſt das Ventil, durch das ſich die Laſter der tugendhaften Frau austoben.“

Gott wolle, es wäre ſo!

25. Januar.

Es iſt merkwürdig, wie ich ſeine erſte Frau, die ich anfangs als meine größte Feindin betrachtet habe, nun ganz zu meiner Vertrauten mache. Wie ſehr ſie ihn geliebt hat, er ſpricht auch nicht ein Wort darüber, aber tauſend Spuren geben davon noch Zeugniß.

O weiſe mich, ſeliger Geiſt, wie ich Dich ihm würdig erſetzen kann!

10. Februar.

Heute bin ich das erſtemal aus dem Bette. Im Nebenzimmer ſchläft es.

Ludwig war über die Frühgeburt nicht beſonders überraſcht. Es iſt auch gar zu klein.

Wenn er vom Collegium nach Hauſe kommt, ſetzt er ſich an's Bettlein und ſchaut es an. Ich habe immer gehört, es ſpreche das Blut, das muß doch nicht ſo ſein. Er liebt es ſo zärtlich.

Wenn ich jetzt denke an meine Gedanken! Ich bin doch ein ſchlechtes Weib und eine Rabenmutter. Solches nur denken zu können!

Das Kind iſt ſo hilflos und arm, daß ich weinen muß, ſo oft ich es anblicke. Ich ſoll ruhen und ſchlafen, ich kann nicht, ich denke an das Kind immer und immer. Liebe darf es nicht ſein, das wäre Untreue gegen Den, der mir in meinen ſchweren Stunden wieder bewieſen hat, daß er mir Alles iſt, daß ich ihm Alles bin. Ich litt viel, er litt noch mehr. Er weinte und lachte, als es geboren war.

Er kommt.

12. Februar.

Und ſo ſoll es nun fortgehen? Das Geheimniß ſoll bleiben und ich ſoll ihn betrügen bis an's Lebensende?

Das ſei nicht. Das ſei nimmer.

Gut kann es ſich nicht löſen — aber es löſt ſich, ich weiß einen Ausweg. Da das Kind nicht hier bleiben darf und ich ohne dasſelbe nicht ſein kann, ſo muß ich mit ihm fort. Nach Wien, zur Schweſter meiner Mutter. Von der Ferne werde ich ihm Alles ſchreiben und die Form finden, die ihm am wenigſten weh thut. Ludwig iſt nicht allein im Hörſaal Philoſoph, er wird ſich zurechtfinden. Hat er den Verluſt des treuen Weibes ertragen können, ſo wird ihn der des falſchen nicht zu Boden drücken. Habe ich ſein

Andenken an die erſte Frau unterbrochen, ſo wird es nach meiner Flucht — es ſoll nichts von mir zurückbleiben — wieder erwachen und er wird nicht verlaſſen ſein.

20. Februar.

Ein Schreiben wollt' ich ihm zurücklaſſen, daß ich ihn bis zu meinem Tode unausſprechlich lieben werde, daß ich von ihm gehe, weil ich ſeiner nicht werth wäre.

Ich darf es nicht, ich darf dieſen Brief, in den ich mein ganzes Herz und Leid gelegt habe, nicht an ihn gelangen laſſen, das würde den Schmerz nur ſteigern. Ich will ohne Alles, ſo wie eine Undankbare, eine Unwürdige geht, ſo will ich davongehen.

Seine Verachtung gegen mich ſoll ihn retten und mich ſtrafen, wie ich es verdiene. O mein Gott!

3. März.

Ludwig iſt mit einer kleinen Geſellſchaft von Hiſtorikern auf einige Tage nach Cilli und Pettau gegangen, um dortige Römerdenkmale zu beſichtigen.

Er war ſehr munter und ſagte zu mir beim Abſchied, ich ſollte ihm nur recht den kleinen Ludwig hüten.

Ich will nicht d'ran denken, will ſtark bleiben, ich habe viel zu vollbringen.

Bei dem Packen ſehe ich erſt, wie wenig ich in dieſes Haus gebracht habe, und wie viel von ihm empfangen.

Der Dienerſchaft ſage ich, es ſei verabredet, daß ich der Luftveränderung wegen auf einige Wochen nach Wien gehen werde.

Alſo heute Nachmittags vier Uhr in Gottesnamen!

6. März.

Nun iſt es ſo gekommen!

Ich zittere jetzt noch, da ich es ſchreibe. Wozu ſchreibe ich es nur, ich ſage ihm ja Alles und darf es ſagen, o Glück!

Ich habe ihn geliebt, jetzt bete ich ihn an und den Nachkommen ſchreibe ich es entgegen: er iſt anbetungswürdig!

Jetzt weiß ich erſt, was das iſt: ein Menſch! Er hätte mich göttlicher nicht ſtrafen, herrlicher nicht demüthigen können und erheben zugleich, als er es gethan hat. —

Das Kind dicht eingehüllt am Arm, ſo floh ich wie eine Diebin. Der Wagen ſtand vor dem Thore; über die Aufregung vergaß ich des Schmerzes, der mich ſchrecklich gequält hatte die Nacht und den ganzen Tag hindurch.

Am Thore ſteht Ludwig und fragt den Kutſcher, wer wegfahre. Dieſer deutet auf mich, die ich haſtig aus dem Hauſe trete.

„Was iſt das, Johanna?“ ruft Ludwig.

Mir iſt zum Zuſammenbrechen, er ſtützt mich und bringt mich und das Kind zurück in die Wohnung.

„Du wollteſt — mir entgegenfahren, mein Herz?“ fragte er, „konnteſt es nicht wiſſen, daß wir die Reiſe um einen Tag abgekürzt haben.“

„Ludwig,“ verſetzte ich und mir wollte der Athem verſagen, „laſſ' mich jetzt ein wenig raſten, mir iſt ſchlimm zum Sterben. Es wird bald beſſer ſein. Ich will Dir dann was ſagen.“

Er führte mich voll zärtlicher Sorgfalt auf mein Zimmer und ſchloß die Thür ab.

„Daran thuſt Du wohl, Ludwig,“ ſagte ich, dann fiel ich vor ihm auf die Knie.

Ich habe ihm Alles geſagt — Alles.

Er hörte es. Sein Blick war traurig, aber blieb liebevoll. Er hob mich auf und ſetzte ſich neben mich, er war blaß, und ſeine Hand, mit der er die meinige hielt, zitterte ſehr.

„Juliana," ſagte er, „dieſe Stunde mußte kommen, ich habe ſie erſehnt, ich habe ſie gefürchtet. Gerne möchte ich Dir die Qual mildern, vielleicht dadurch, daß ich Dir ſage: Ich wußte es ſchon, wußte es ſeit dem Chriſtabend."

So viel ſprach er, dann ſtand er auf und ging einigemale das Zimmer auf und ab. Hierauf ſetzte er ſich wieder und ſagte: „Ich fand an jenem Tage auf Deinem Arbeitstiſchchen das kleine Notizbuch liegen; es hätte meinetwegen immer dort liegen können, ich ſah es nur diesmal, da ich etwas ſuchte, um Dir ein kleines Gedicht einzuſchmuggeln, einen Gruß dem Nahenden, der uns das nächſtjährige Chriſtfeſt feiern helfen ſoll. Ich pflege nicht indiscret zu ſein, aber als ich das Büchlein aufſchlug, ſprang mir ein Wort in's Auge, das mir ſofort Deine nächtlichen Träume und Ausrufe in Erinnerung brachte. Ich mußte leſen, denn es war ein Sturm in mir, den ich beſchwören wollte mit Deinen Aufzeichnungen. Aber kein Wort gab mir den Frieden zurück und ich las Alles."

„Und haſt uns nicht verſtoßen und haſt uns lieben können!" rief ich aus.

„Die Ehebrecherin hätte ich verſtoßen," ſagte er ruhig, „Dein Fehltritt war vor dem Tage, da wir uns die Treue gelobten. Ich entſchuldige nichts, denn daß es eine große Schuld war, beweiſt das Leid, welches ſie in Dein Herz warf."

„Und das Kind?"

„Iſt unſer. Ich geſtehe Dir wohl, es war eine ſchwere Betrübniß in mir, da mich die Thatſache ſo plötzlich überraſcht hatte; aber als ich des Gemeinen Herr wurde und die Wahrheit fand, da war ich zufrieden. Es iſt mein Kind, wie es das Deine iſt, denn in unſeren Armen ruht es, durch unſere Fürſorge wird es gedeihen, durch unſer Herz wird das ſeine genährt und erweckt, durch unſer Vorbild wird es uns ähnlich an Seele und Leib. Es wird uns und nur uns lieben und nichts Anderes wiſſen. Nicht der Augenblick iſt mir der höchſte, welcher der niedrigſte iſt und mir möglicherweiſe vom Kind einſt zum Vorwurf gemacht werden kann. Nicht wer das Menſchenkind erzeugt, iſt ſein Vater, ſondern wer es erzieht. Dieſem nur hat es zu danken, denn dieſer macht es zum Menſchen, dieſen nur kann es lieben. Kein thieriſches Band iſt es, das mich an unſern Ludwig feſſelt, ethiſche, menſchliche Beziehungen ſind es, und wenn der Himmel den lieben Kleinen beſchützt, ſo wirſt Du ſehen, daß keines Andern, daß mein Weſen verjüngt aus ihm hervorgeht. Auch uns verknüpfen dann unlösliche Bande der Natur, aber ſolche beſſerer Art, und der nur kann mir mein Anrecht ſtreitig machen, der mir beweiſt, daß je ein leiblicher Vater ſein Kind ſo theuer erkauft hat, als ich das meine."

In dieſem Sinne hat er geſprochen. Ich wimmerte zu ſeinen Füßen, dann an ſeiner Bruſt wie ein Kind, das den Ruthenſtreichen trotzt und durch milde Worte der Liebe zerknirſcht iſt.

„Jedoch ein ernſtes Wort," ſo fuhr er fort, „habe ich mit Dir zu ſprechen, Juliana, Deiner geplanten Flucht wegen. Ich erwäge die Gründe, die Dich dazu bewogen haben, ſie mögen gewichtig ſein oder Dir ſo geſchienen haben. Aber ich hätte von Dir ſo viele Kenntniß meines Weſens und Charakters erwartet, durch welche Du wiſſen ſollteſt, daß unter allen Umſtänden ein vertrauensvolles Bekenntniß das Beſte geweſen wäre. Ich habe dieſes Bekenntniß von Dir faſt beſtimmt noch vor der Geburt des Kindes erwartet; es hätte

Dir Beruhigung und Muth gebracht, es hätte Dich meinem Herzen wo möglich noch näher gebracht, ſchon durch das Mitleid mit der Reuigen und durch den Vortheil, verzeihen zu können. Wie, wenn Du in den Wochen hätteſt ſterben müſſen, gepeinigt von dem Gewiſſen, und ohne von mir den Beweis der wahren Liebe, den ich heute erbringen kann, hören zu können! Das Alles war nicht, aber verlaſſen wollteſt Du mich heimlich, uns Drei in ein Elend ſtürzen, wie ein größeres auf dieſer Welt kaum zu denken iſt. Dieſe Untreue, meine Juliana, iſt mir noch ſchmerzlicher, als die erſte es war . . ."

An all das kann ich mich noch erinnern, daß er's geſagt hatte, dann weiß ich nicht mehr, was mit mir geſchah. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf meinem Bette, der Arzt ſtand neben mir und zu meinen Häupten Ludwig, der mir mit einem kühlen Tuch die Stirne trocknete.

Ich legte den Arm um ſeinen Nacken, und ſein liebes Haupt beugte ſich nieder auf mein Geſicht, und auf meine Stirne fiel eine warme Thräne . . .

— — — — — — — — — — — —

Als ein letztes Siegel der Treue, ja ſozuſagen als eine Votivtafel zur Dankſagung für ein ſo ſeltſamerweiſe gefundenes Eheglück fühlte ſich die Frau Profeſſorin veranlaßt, dieſe Tagebuchblätter — ſelbſtverſtändlich mit Hinweglaſſung der perſönlichen Merkmale und Erkennungszeichen — zu veröffentlichen.

Ich, der ich dieſes zu vermitteln übernahm, habe nur zwei Bedenken: als erſtes, ob die Scrupel der Frau, als zweites, ob die Philoſophie des Mannes wohl das richtige Verſtändniß finden werden?

Das verkehrte Laternlein.

Ein Kindermärchen für Ehemänner.

Da lebte in alten Zeiten einmal ein Mann. Den hatte der König zu wichtigen Dienſten erkoren und ſandte ihn einſt in ein fernes Reich, um dem Fürſten deſſelben eine geheime Botſchaft zu bringen.

Herr Alerich entſchloß ſich zur großen Reiſe nur ſchwer, denn er hatte daheim eine junge, ſchöne Frau, um deren Huld ſich viele Männer der Nachbarſchaft bewarben und an deren wonnigſüßem Angeſichte der König ſelbſt ſein Wohlgefallen hatte.

Bei ſeinem Abſchiede hatte er ſie gebeten, ihm treu zu bleiben; ſie ſchloß ihr Auge und ſah ihn nicht an. Er hatte ihr befohlen, ihm treu zu ſein; ſie warf ihm einen trotzigen Blick zu. Als er davonging, küßte ſie ihn mit Inbrunſt und that ihm ſo ſchön, als wäre ſie dankbar, daß er gehe.

Unterwegs ſchickte er ſein Gefolge weit voraus, oder ließ es weit hinter ſich. Er ritt allein, um ungeſtört der Qual ſeiner Liebe obliegen zu können. Er dichtete die farbenreichſten Bilder, wie ſie ihn daheim betrüge, und er wiegte ſich in dieſen Bildern, und dort in ſeinem Herzen, wo ſonſt die Liebe gewaltet, empfand er etwas, wie Pein und Luſt und Rachegefühl. Es war ein böſes Reiſen, umſo unerträglicher, als er kaum Hoffnung hatte, vor Jahresfriſt zurückzukehren. Seine Pein ſtieg von Tag zu Tag, denn auch die Träume der Nacht thaten das Ihrige.

Da war es eines Tages, daß Herr Alerich durch einen großen Wald ritt und daß er zu einer Stelle kam, wo Räuber gerade einen hilfloſen Greis überfielen. Herr Alerich ſpaltete einem der Strolche den Schädel, die Uebrigen machten ſich kopfſcheu davon. Der Gerettete, ein häßliches, uraltes Männlein, warf ſich vor dem Ritter auf die ſpitzen Knie und dankte für die Rettung und hob mit hageren Armen ein ſchwarzes Käſtlein zu ihm empor, zum Lohn für die Erhaltung des ſüßen Lebens.

„Laßt das ſein, Alter, laßt das ſein,“ ſagte abwehrend Herr Alerich, „ich that's wahrlich nicht Euretwegen, ich that's der Räuber wegen.“

Wie er das meine?

„Ob Ihr todt oder lebend ſeid, das iſt mir gleichgiltig; meine Luſt iſt, das Verbrechen zu beſtrafen.“

„Deß habt Ihr wohl Recht,“ ſagte der Greis, „daß der Unſchuldige lebt, iſt kein Glück, aber daß der Schuldige lebt, iſt ein Unglück. Ihr wißt wacker zu handeln und zu denken, und darum ſollt Ihr meinen Lohn nicht in den Wind ſchlagen. In dieſem Käſtlein iſt ein reicher Schatz.“

„Ihr meint wohl, daß ich Euch den Räubern abgejagt habe, um Euch ſelbſt zu berauben?“

Da lächelte der Greis. „Um das, lieber Herr, was dieſes Käſtlein birgt, ſchlagen die Söhne der Wildniß Keinen todt. Die goldene Kette ſahen ſie, die ich am Halſe trage und die nur ein äußeres Zeichen iſt von dem, was ich bin und habe. Denn alles Gold auf Erden zuſammengenommen wiegt die Kleinode nicht auf, die in dieſem Schränklein ſind.“

Er öffnete es und als Herr Alerich einen Blick hineinwarf, rief er: „Das iſt ja Trödel!“

„Trödel ſagt Ihr?“ grinſte der Greis. Dann begann er mit zwei Fingern die Dinge herauszuheben. Zuerſt ein elfenbeinernes Stirnband: „Das iſt der ſchlafende Schlaf.“ Dann ein ſilbernes Horn: „Das iſt das hörende Ohr.“ Und endlich ein kryſtallenes Laternlein: „Das iſt das ſehende Auge.“

„Und das,“ ſagte der Ritter, dem Männlein auf die Achſel klopfend, „das iſt der närriſche Narr.“

„Ihr ſeid armſelige Wichte,“ rief der Greis, „Ihr meint, weil Ihr ſchlaft, ſo ſchliefet Ihr auch; und meint, weil Ihr das Tauſendſte vom tauſendſten Schall höret, der Euch umbrauſt, Ihr wäret nicht taub; und meint, weil Ihr in der unendlichen Welt beim himmliſchen Lichtmeer etliche tauſend Spannenlängen vor Euch hinſehen könnt, Ihr wäret nicht blind. Zähmt Euer Rößlein, Ritter, daß es ſich beſcheide, noch ein wenig auf dieſem Waldplatze ſtehen zu bleiben und ſagt mir, habt Ihr eine Grille im Kopf, die Ihr Euch gern aus dem Sinn ſchlagen möchtet? Tragt Ihr keine Erinnerung in Euch, die Euch das Leben vergällt? Ihr wollt ſie tödten, ſie ſtirbt nicht, Ihr wollt entfliehen, ſie verfolgt Euch wie ein böſer Geiſt. Zum Schlafe glaubt Ihr Euch retten zu können, aber was iſt Euer Schlaf, wenn jeden Augenblick der böſe Gaſt des Traumes einfallen und Euch quälen kann! Es nähme mich Wunder Herr, wenn Ihr keiner von Denen wäret, die dieſes Stirnband brauchen könnten!“

„Nun, was hat's damit für eine Bewandtniß?“ fragte Herr Alerich, den die Sache anfing, ein wenig zu berücken

„Wer dieſes Stirnband auf ſein Haupt legt,“ ſagte der Greis, „und dabei wünſcht, einer beſtimmten Erinnerung, auch mehrerer los zu ſein, an etwas ganz und gar zu vergeſſen, der wird davon frei ſein und ſo lange er das Stirnband trägt, nicht mehr an das denken, was ihn gepeinigt hat.“

„Das wäre nicht übel,“ ſagte Herr Alerich. Dann dachte er, wie ſchön und munter ſeine Reiſe ſein könnte durch der Herren Länder, wenn er nicht immer an ſein Weib denken müßte, und daran, was während ſeiner Abweſenheit möglicherweiſe zu Hauſe vorgehen könne. Aber nein, an ſie zu denken, das iſt ja ſein Leben. Er will daran denken, er will. „Hinweg mit dem Stirnband, Alter,“ ſagte er, „ſchenke es dem armen Sünder.“

„So wäre vielleicht das hörende Ohr etwas für Euch?“ fragte der Greis. „Setzet dieſes ſilberne Horn an Euer Ohr, denkt dabei an irgend einen Menſchen auf der Welt, er ſei wo immer, und Ihr werdet hören, was er in demſelben Augenblicke ſpricht. Habt Ihr keine Luſt, das Lob zu vernehmen, welches in Eurer Abweſenheit Eure guten Freunde Euch ſpenden? Habt Ihr kein Liebchen daheim, deſſen Sehnſuchtsſeufzer nach dem Erkorenen Euch zu hören gelüſtet?“

„Darf man das Horn verſuchen?“

„Ja, Herr.“

Herr Alerich hielt es an ſein Ohr und indem er dabei der Freunde und Bekannten dachte, hörte er ein lebhaftes Geſurre von Schimpf und Spott und üblen Nachreden, die ihm galten. „Pfui,“ ſagte er, „da ſingt der Teufel heraus, ich will nur noch hören, was jetzt mein liebes Weib ſagt.“

— O ſüßer Knab' — Du höchſte Luſt — ruh' aus an meiner — weichen Bruſt. — Das iſt ihre Stimme. Der Ritter wurde blaß.

„Es dünkt mich, daß Ihr auch an dem hörenden Ohr keinen rechten Gefallen findet,“ ſagte der Greis, „vielleicht behagt Euch das ſehende Auge. Guckt in dieſe kryſtallene Laterne und Ihr werdet ſehen, was zu ſehen Euch verlangt.“

„Gebt her!“ Mit raſchem Griff faßte Herr Alerich das Laternlein, er wollte ſehen, was in dieſem Augenblick ſein Weib treibe. Er ſchaute hinein. — Sie ſaß in ihrem Gemach und an ihrem Buſen lehnte das Lockenhaupt eines — „Wer iſt es?“ rief Herr Alerich und es flimmerte ihm vor den Augen. „Ein junger Mann?“

„Behaltet Eure Sachen,“ ſagte der Ritter dumpf, „ich habe genug gehört und geſehen.“

„Und wollt Ihr nichts mit Euch nehmen?“

„Ich will die Dinge in Wirklichkeit ſehen und hören.“ Dabei legte er die Hand an ſein Schwert. „Vielleicht, Alter, wenn wir uns ſpäter je noch einmal begegnen, daß ich den ſchlafenden Schlaf begehre. Jetzt will ich wachen. Gehabt Euch wohl.“

Damit wendete Herr Alerich ſein Roß und ritt den weiten Weg, den er herangekommen war, wieder zurück.

Er ritt heim und hielt in ſeinem Zorne Gericht über das treuloſe Weib, das gegen ſeine wuchtigen Anklagen kein einziges Wort der Vertheidigung fand. Er verſtieß ſie ſammt dem Kinde, entließ Söldner und Knappen, verſchloß die Burg und floh vor dem Zorne ſeines Königs, deſſen Dienſte als Botſchafter er ſo ſchlecht ausgeführt hatte.

Planlos und unglücklich irrte er im Lande umher und an nichts konnte er denken, als an ſein verſtoßenes Weib. Er konnte es nun nicht glauben, daß ſie untreu war, und doch war dieſer Glaube an ihre Schuld ſeine einzige Stütze und Rechtfertigung und auch — ſeine Hölle.

Er ging dem Meere zu, er wollte hinüberfahren in die neue Welt und dort ein neues Leben beginnen. Dort wollte er ſein Glück nicht mehr auf Treu und Glauben gründen, ſondern auf die Schlechtigkeit und Verworfenheit der Menſchen — da wird es feſter ſtehen, da wird es nicht enttäuſcht werden.

Am Strande, wo die Giſchten der See brauſend an die ſchwarzen Felsblöcke ſchlugen, ſaß der Greis mit dem Käſtlein.

„Wollt Ihr auch hinüber?“ fragte ihn Herr Alerich.

„Was denkt Ihr!“ verſetzte der Alte, „da drüben hätten meine Kleinode ſo wenig Werth, als damals vor den Räubern im Walde. Da drüben wollen ſie nur Gold. Vielleicht frommt's Euch, lieber Herr, mit meinem ſehenden Auge einen Blick hinüberzuthun, bevor Ihr Euch dem Schiffe anvertraut.“

„Das kümmert mich nicht,“ ſagte Herr Alerich, „aber wenn Ihr mir das ſehende Auge noch für einen Blick in die alte Welt leihen wollt, bevor ich ſie verlaſſe, ſo will ich Euer mit Dank gedenken.“

Der Greis reichte ihm die Laterne, der Ritter blickte hinein, zu ſehen, was in dieſer Stunde das Weib treibe, welches er einſt zur Seinen gemacht hatte. — Er ſah ſie. Sie ſaß mitten in einer verfallenen Hütte in der Armuth. Aber das Elend hatte ihr Herz nicht gewendet; ſie umſchlang mit ihren Armen den lockigen Jüngling und küßte mit Leidenſchaft ſeine Stirne und ſeinen Mund.

„Wie Ihr doch die Laterne haltet,“ bemerkte der Greis, „Ihr ſchaut beim verkehrten Loch hinein, da vergrößert ſie ſtark. Wendet das Ding doch um!“

Das that nun Herr Alerich, und als er zur andern Seite hineinſchaute, ſah er das Bild einigermaßen anders. Das Weib ſaß allerdings noch in der elenden Hütte und küßte und herzte den lockigen Jüngling, aber der Jüngling war viel kleiner als vorhin, war ein Knabe, war noch nicht zwei Jahre alt und hatte die Geſichtszüge des Herrn Alerich.

„— Am Ende,“ ſo ſagte nun der Ritter, „am Ende habe ich auch damals im Walde das Zeug verkehrt gehalten!“

„Das mag ſchon ſein,“ antwortete der Greis, „manche Leute haben eine merkwürdige Neigung, das Laternlein verkehrt zu halten und Alles, was ihnen in der Ferne Uebles zu widerfahren ſcheint, in einer argen Vergrößerung zu betrachten.“

„Wollet Ihr mir jetzt noch Euer hörendes Ohr für einen Augenblick borgen?“

Der Greis langte ihm das ſilberne Horn hin; gedenkend ſeiner Frau, was ſie zu dieſer Stunde wohl ſprechen mochte, horchte er hinein. — Mit einer vor Schluchzen halb erſtickten Stimme ſang ſie: „O ſüßer Knab', Du einzige Luſt, ruh' aus an Deiner Mutterbruſt . .“

„Ich weiß genug,“ ſagte Herr Alerich, „ich bleibe in der alten Welt und ſuche mein Weib.“

Er wanderte durch's Land und kehrte in alle Hütten ein. Er fand Elend und Noth, er fand Unſchuld und Sünde.

Und als er drei Jahre vergebens geſucht hatte, war er an Leib und Seele erſchöpft, ging in eine Wildniß, um dort als Einſiedler ſein Leben zu beſchließen, und heimte ſich in eine Felſenhöhle ein. — Eines Tages, 'als er ausging, um Wurzeln und Kräuter zu ſuchen, begegnete ihm ein ſchöner Knabe, der Erdbeeren pflückte und dieſelben in ein Binſenkörbchen that.

„Sammelſt Du die Beeren für Dich?“ fragte er den Knaben.

„Für mich und die Mutter,“ antwortete der Kleine, „denn wir feiern morgen ein großes Feſt.“

„Welches Feſt mögt Ihr doch in dieſem Walde feiern?“

„Ja,“ ſagte der Knabe, „den Tag, wo der Vater di Mutter begehrt hat.“

„Wer iſt denn Dein Vater?“

„Der Herr Ritter Alerich iſt mein Vater.“

„So führe mich zu Deiner Mutter.“

— Eine Frau, die man zu Recht beſtraft hat, verzeiht niemals; eine Frau, der man Unrecht gethan hat, verzeiht immer. Alerich's Weib war zufrieden, daß ſie den Gatten von ihrer Treue endlich zu überzeugen vermochte. Er führte ſie wieder auf ſein Schloß und ſein Wunſch war, noch ein einzigesmal dem Greiſe zu begegnen, nicht um das hörende Ohr oder das ſehende Auge noch einmal zu verſuchen, ſondern von ihm den ſchlafenden Schlaf zu erbitten — das Stirnband, welches die Erinnerung an ſeinen großen Irrthum und an ihr tiefes Leid ganz und gar aus ſeinem Gedächtniſſe bannen ſollte.

Herr Alerich iſt dem Greiſe nicht mehr begegnet, ſondern hat das Bewußtſein des verübten Unrechtes tragen müſſen bis an ſein Ende.

Ein Gerichtstag zu Alt-Abelsberg.

Skizze aus der Culturgeschichte der Deutschen.

Wir ſind für den 28. October anno 1628 nach Alt-Abelsberg auf den Amtstag vorgeladen. Da werden wir wohl einen Vorfahren ſchicken müſſen, uns entſchuldigend, daß wir ſelber nicht erſcheinen könnten, weil wir noch gar nicht auf der Welt wären.

Was es denn geben mag? Die Abelsberger Vogtei hat einen tiefen Thurm und draußen auf dem Hügel, wo man weit in's Land ſieht, ein hohes Gerüſte, an welchem eine Leiter lehnt — eine Ausſichtswarte der alten Zeit — mit dem Blick in's Jenſeits. Man thut verdammt ſchwer mit dem Vogt von Alt-Abelsberg. Da ſitzt er am breiten Tiſch und iſt mit Actenſtößen vermauert, daß nur der Kahlkopf daraus hervorſchaut. Zwiſchen den Papierwuchten ſteht ein Crucifix, der Schrecken aller Böſewichter, vor dem ſich Mancher im Meineide wohl den lichten Galgen ab-, hingegen die „ewige Höllen“ angeſchworen hat. Unter dem Tiſch iſt aber ein Querbrett und auf demſelben ſteht ein ſtattlicher Krug, aus welchem der Vogt bisweilen einen Schluck Weisheit zu ſich nimmt, oder einen ſcharfen Trunk Strenge, oder einen Tropfen Milde, je nach Bedarf. Denn „dieweilen der allmächtige Gott dießes Jahr einen ziemlichen Herbſt beſcheert, zudem der Wein gut, ſo ſind der Vogtei die großen Fäſſer zu füllen."

So iſt's amtlich bekannt gegeben worden.

Weiter unten ſitzt ein Rathsherr von Abelsberg, der nur ausnahmsweiſe fungirt, daher eines beſonders richterlichen Anſehens befliſſen iſt. Noch weiter unten hockt der Schreiberknecht, der die Gerichtsverhandlungen jenes Tages ſorgfältig auf's Papier thut oder vielleicht gar auf's Pergament, auf daß es nach Jahrhunderten „zur Warnung chriſtlicher Perſonen" geleſen werden kann. Die Gerichtsſtube hat ſchwere Fenſtergitter, was der heute vorgerufene Jörg Metze für überflüſſig hält. „Wird's wohl ſicherlich Keinem einfallen, daß er da beim Fenſter hereinſteigt!"

Aber hinaus, mein Jörg Metze!

Wir, oder vielmehr die Unſern, ſitzen am äußerſten Rande der Anklagebank — ganz am Ende — und müſſen warten, bis alle Anderen fertig ſind. Das wird vielleicht gar etwas mit Ausſchluß der Oeffentlichkeit.

„Die Barbara Obrechtin hie?"

Die Genannte meldet ſich, ſie wäre hie.

„Sie ſoll aufſtehen und hergehen und dem Gericht ihre Reverenz erweiſen. — Die Barbara Obrechtin hat ein böſes Maul, iſt des gräulichen Fluchens verklagt, hat auch die Schüttnerin eine Hundsflug geheißen!"

„Und hat mich," fährt die Klägerin Schüttnerin auf, „ein Schreibermenſch und Pfaffenroß geheißen."

„Iſt's wahr?" frägt der Vogt.

„Beim heiligen Sacrament ſag' ich's aus, es iſt wahr!" ruft die Klägerin.

„Wenn's wahr iſt, mag ſie's ja ſagen," entſcheidet der Vogt, denn die Obrechtin hat ein fein Geſichtlein.

„Wahr iſt's, daß ſie mich's geheißen hat," ſchreit die Schüttnerin, „aber nit wahr iſt's, daß ich's bin."

„Und ich ſag's umgekehrt!" ruft die Obrechtin. Sie hat ein fein Geſicht, doch es iſt ihr nicht zu helfen, ſie hat in dem letzten Wort — in dem Widerruf — die Beſchimpfung wiederholt. Der Richter muß ſie verdammen. Sie ſoll in den Thurm und drei Tag beten. —

„Der Ulrich Riedling!"

„Hie!"

„Er hat ſein Eheweib mit dem Axthelm auf die Bruſt geſchlagen."

„Mit Vergunſt, hoher Herr, ſie iſt ſelber d'ran Schuld, ſie hat mir nicht den Rucken zugehalten."

„Schlagt Ihr ſie oftmalen?" fragt der Richter.

„Mit Vergunſt, hoher Herr, nur an Sonn- und Feiertagen."

„Weshalben?"

„Weil ich zu Werktags im Oberwald arbeite und nit daheim bin."

„Damit Ihr Euch einander attachiret, ſetze ich Euch zuſammen in den Thurm. — Man ſoll ihnen aber nur einen Suppentopf und einen Löffel geben."

So der weiſe Entſcheid des Vogtes. —

„Itzo kommen die Zwei!" ſagt der Büttel und deutet mit dem Zuchtſtock auf ein jüngeres Paar, dem er ein beſonderes Intereſſe zu ſchenken ſcheint.

„Der Joſef Birſtl und die Agatha Grießel!"

„Sein bereit!" ſagt der Burſche und ſteht mit dem Weibsbild von der Bank auf.

Der Richter: „Vor etlich Monaten habt Ihr hierorts zugeſagt, daß Ihr Euch ehelich verbinden werdet. Iſt bis dato nicht geſchehen."

„Wir finden keinen Geiſtlichen, der's ſo gut kann, als wir's brauchen," entgegnet der Burſche.

„Es kommen," ſagt der Richter, „bei den jungen Eheleuten jetzt die Siebenmonatskinder in Brauch."

„Ja, wenn das Weib über die Stiegen fällt," giebt der Burſche zu bedenken.

„Iſt nur die Frage," wendet jetzt der Rathsherr ein, „warum die Weisheit Gottes das junge Geſchöpf neun Monat lang der Welt vorenthält, wenn es, wie man ſehen kann, mit ſieben ſchon ganz und gar reif iſt! Darum iſt mein Begehr: Früh genug heiraten."

Das junge Weibsbild hebt zu weinen an; es wäre ihr das Heiraten ſonſt ja recht, aber Ehemänner ſchlügen ihre Weiber, während Andere mit ihnen größtentheils zärtlich wären.

Wird verordnet, das Paar hätte ſo lange, bis es „ehekirchlich" getraut, jeden Freitag eine Stunde auf der Schimpfkanzel zu ſtehen.

Der Rath wendet ein, ob man die Zwei nicht lieber auseinanderjagen ſolle?

„Kann bei denen Leuten nit mehr ſtattfinden," iſt der Beſcheid des Vogtes und der Büttel führt die Abgethanen ihrer Wege. —

Jetzt wird der Säufer Hannes Brenn vorgeführt, man kennt ihn allerwegen. Aber er ſtellt ſich ganz nüchtern und iſt vor dem Vogt der Höflichſte und Gewandteſte von Allen. Er iſt wie daheim in dieſer Gerichtsſtube und weiß genauen Beſcheid, wie man ſich zu verhalten habe. Den Richter beſticht das nicht.

„Hannes Brenn," ſagt er, „Du biſt neulings wieder auf Suff betreten worden."

Der Hannes zuckt mit Bedauern die Achſeln.

„Biſt demzufolge eines Meineides gegen den allmächtigen Gott überwieſen, Hannes Brenn!“

„Das iſt ein Irrthum, ehrenwerther Herr Vogt,“ vertheidigt ſich der Hannes, „meineidig worden bin ich nicht.“

„Dieſer Ausſpruch iſt eine verdammliche Frechheit, Hannes Brenn,“ ſagt der Vogt, „und will ich Dir Deine eigene Urfehde in Erinnerung bringen, die Du vor Jahresfriſt, wie Du wegen Suff das drittmal aus dem Thurm biſt entlaſſen worden, gegeben haſt.“

Und lieſt die Schrift:

„Ich Hannes Brenn, ſeßhaft zu Ober-Abelsberg, Gericht Abelsberg, bekenn: Nachdem ich mich zuwider der Römiſchen, Kayſerlichen Majeſtet meines allergnädigſten Herrn ausgegangenen Mandaten mit Suff und Fluch und Stritt bisher trotz alles Verwarnens oftmals überſehen, dennoch durch Gnad und Barmherzigkeit des Herrn Landvogt milde gebüßt worden bin, ſchwöre ich anheute einen aufgehobenen Eid leiblich zu Gott und den Heiligen, daß ich von heut dato in der Landvogtei und gnädigen Verwaltung keine offen Herberg oder Wirthshaus beſuchen will. Wo ich aber an mir ſelbſt Untreue begehen und dieſe Urfehde nit halten möcht, ſoll alsdann mein gnädiger Herr Landvogt volle Gewalt und Macht haben, mich ſtraks gefänglich einzuziehen auf Jahr und Tag. Dieſe Urkund habe ich gethan zu Abelsberg am 13. Juli Tag, anno 1628. Hannes Brenn.“

So die Urfehde. Der Richter fragt: „Nun, Hannes, wie ſteht es jetzt? Du biſt neuerlich im Wirthshaus bei Suff und Fluchen und Stritt betreten worden.“

„Mag ja ſein, Herr Landvogt.“

„Und alſo meineidig!“

„Meineidig bin ich nicht worden, Herr Landvogt.“

„Wiederhole demnach noch einmal,“ lieſt der Richter, „ſchwöre ich anheute einen aufgehobenen Eid leiblich zu Gott und den Heiligen, daß ich von heut dato in der Landvogtei und gnädigen Verwaltung keine offen Herberg oder Wirthshaus beſuchen will.“

„Darum bin ich in die Hirſchberger Vogtei hinüber gegangen, wann der Durſt zu groß worden iſt.“

„Soll ich den Kerl peinlich berathen?“ fragt der entrüſtete Vogt.

Der Rathsherr meint, ſolchen Rath könne der Hannes leichtlich übel aufnehmen und dafür gelegentlich einen rothen Hahn verehren. Er ſchlage vor, den Eid des Hannes Brenn auch für die Vogteien Hirſchberg, Obermoos und Neumünſter erweitern zu laſſen.

Iſt angenommen und wird verfügt. —

Nun kommt die ſaubere Geſellſchaft der Sacramentsſchwänzer. Das ſind fünf Bauern aus Ober-Abelsberg, deretwegen der Kirchherr ſich bei Gericht beſchwert hat, daß ſie die öſterliche Beichte umgangen hätten und am verwichenen Ablaßſonntag auch noch bei keinem Beichtſtuhl geſehen worden wären.

Die fünf Männer ſtehen roſtig und eckig von der Bank auf.

Sie ſollten vortreten.

Sie heben ſich mit vieler Noth ein paar Schritte voran.

Ob ſie des Teufels wären? fragt ſie der Richter.

Sie ſchauen ſich gegenſeitig an: Daß ſie nicht wüßten!

„Michel Schmied, wesweg biſt Du am verwichenen Sonntag nicht zum Sacrament gegangen?“

„Iſt halt ſo eine Sach’,“ antwortet der Angerufene und wallt in Verlegenheit ſeinen Filzhut, was die übrigen vier genau ſo machen, „bin desſelbigen Tags ſchon Morgens früh ſo viel zornig worden, weil's geheißen hat, meine Kühe wären in der Nacht verhext worden, was ſich aber alsdann herausgeſtellt hat, daß es nicht wahr iſt geweſen. So hab' ich mir d'rauf gedacht: An einem ſolchen Tag, wo Du in der Gottesfrüh ſchon ſo hölliſch geſcholten haſt, gehſt nit zum Sacrament."

„Und der Tubel-Franz, warum iſt Der ausblieben?"

„Wenn ich Birnknödel freß, ſchier noch ehevor ich die Augen recht aufmach'!" entſchuldigt ſich der Tubel-Franz. „Sind juſt ſo geſtanden im Bettkaſtel, vom vorigen Tag her, und mein Weib, das hat ſie, wegräumen thut ſie gar nichts. Ich reck' die Füß' aus und denk': aufſtehen ſollſt! Und reck' die Händ' aus, und auf ja und nein kommt mir eine mit dem Birnknödel zurück — und ſchnurgerade in's Maul. Sagt mein Weib: Birnknödel ißt und willſt heut' zum Sacrament? Ich ſchrei ihr das letzte Wort nach und ſpring' auf — und aus iſt's für den Tag. Muß ſchon warten, bis ich einmal nüchternerweiſe aufſteh'."

„Alſo, das wäre der Tubel-Franz geweſen," meint der Vogt und klaubt in ſeinen Papieren; „jetzt möcht' ich aber gerne wiſſen, was der Anton Wolten für ein Hinderniß gehabt!"

Der Anton Wolten ſtarrt ſeine Genoſſen an, ob das ihn angehe? ob er's wohl auch wäre, der Anton Wolten? Und als hieran alle Zweifel behoben ſind, ſtottert er, daß an jenem Tage ſeine Hoſen ſo unziemlich viele Löcher gehabt hätten, daß auch die Joppe, die man wohl noch an ihm ſehen könne, derart ſchäbig wäre, daß es einem chriſtlichen Gewiſſen wohl ſchon die Ehrerbietung vor dem Heiligſten verbiete, in ſolchem Aufzuge das Sacrament zu empfangen.

Der Vierte ſagt aus, daß er ſonſtwie nicht genugſamlich vorbereitet geweſen ſei, um die heilige Handlung zu begehen. Und der Fünfte, der Chriſtian Holluf, ruft, als er zur Rede geſtellt wird: „Das überſteigt ſchon alle Gnad' und Barmherzigkeit!“

„Gnad' und Barmherzigkeit verlangſt Du, alter Sünder!“ ſagt der Richter.

„Nicht für mich, Herr Vogt, nicht für mich, aber für den Kirchherrn. Bedenkt's einmal! Den ganzen Tag im finſteren Winkel ſitzen — mitten in der Sündenbrut, und nichts hören als Lumpereien und Schurkereien und allerhand ſtinkende Laſter. Da müßt Einer kein Herz im Leib haben, wenn Unſereins auch noch kommen thät mit der ſchmutzigen Wäſch'. Wer kann denn das aushalten? Nein, nein, ich komme an einem andern Tag, wo der Kirchherr ausgeraſtet iſt.“

So ſagt nun der Rathsherr: „Das ſind ja lauter chriſtliche Leute! So viel Ehrerbietung haben vor dem Sacrament und ſeinem Diener, das wird man nicht bald wieder finden.“

Der Vogt iſt anderer Meinung und verurtheilt die Fünfe zur ſofortigen Beicht und Communion. —

Jetzt wird's draußen laut, die Thür ſpringt auf und knarrt in ihren ſchweren Angeln. Sechs Männer ſchleppen ein gebundenes Weibsbild herein. Das hatte, weil Hände und Füße gefeſſelt, von ihren weißen Zähnen Gebrauch gemacht, ſo lange ſie konnte und nun keine andere Gegenwehr, als die ſchneidende Zunge.

Der Landvogt fährt die Büttel an, was denn das für eine Art ſei, die anberaumte Gerichtsſitzung mit einem nicht dahergehörigen Weibsbild zu unterbrechen.

„Wir kriegen Jeder drei Schinderlinge,“ entgegnete einer der Büttel. „Wir haben die Hexe abgefangen.“

„Von Dato 30. Julius Tag an wird für das Hexenabfangen nit mehr als zwei Schinderlinge gezahlt, per Perſon," redet jetzt der Schreiberknecht drein und weiſt auf die Schrift, die ſolchen Beſchluß enthält. „Doch ſoll hinfüro der Hexe Bett und dazugehörige Federn den Bütteln, als Folterknechten und Scharfrichtern, zu gleichen Theilen zugeſprochen werden."

Damit geben ſich die ſechs Geſellen zufrieden und es beginnt das Verhör der Hexe. Sie iſt ein junges Weib mit rothem Harr und ſchielenden Augen. Sie iſt angeklagt, ein Hagelwetter gemacht zu haben, das alles Obſt in der Abelsberger Gegend zunichte ſchlug. Urſache: Weil man ſie bei einem Apfeldiebſtahl ertappt und ſcharf gezüchtigt habe. Beweis: Der Schlürer Jakob habe vor ſeinem Haus ein hühnereigroßes Hagelkorn aufgehoben und in demſelben ein rothes Haar gefunden, das nur von der Magdalena Heitin herrühren könne.

Die Magdalena Heitin wird losgebunden und gütlich befragt. Sie leugnet, wie alle Hexen anfangs leugnen. Aepfel habe ſie geſtohlen, das geſteht ſie, und dafür ſei ſie auch geſchlagen und eine Weile bei den Haaren umhergezerrt worden und könne es ſchon ſein, daß dem Schlürer Jakob dabei ein's in der Hand geblieben.

Wenn jeder Hexe, ſo bemerkt jetzt der Rathsherr, auf ihr erſtes Ausſagen geglaubt worden wäre, ſo hätte Abelsberg viel Geld erſpart, das ſonſt auf Scheiterhaufen d'ran gegangen ſei. Aber es nütze nichts. Gegen die Heitin ſei ausgeſagt worden und in ſo wichtigen Sachen gebe vor Gott dem Allmächtigen Keiner ein falſches Zeugniß.

Nun beginnt die peinliche Frage und dazu wird ein anderes Local gewählt. Wir hören durch die Wand die Magdalena Heitin ſchelten und wimmern, wir hören ſie nach einer

Weile herzbrecheriſch ſchreien und alle Heiligen anrufen. Und wie die Qualen ſo groß werden, daß es nicht mehr möglich iſt, dabei zu leben, und noch nicht möglich iſt, dabei zu ſterben, da hebt ſie an, auszuſagen. Wie ihr nach der Mißhandlung von wegen den Aepfeln vor Leid und Schand das Herz hätte abſpringen wollen, da ſei ihr im Niederſchachen ein fremder Mann begegnet, der habe ihr zugeredet, daß er ihr helfen wolle, wenn ſie Gott und allen Heiligen abſchwören und ihm zu Willen ſein möchte; ſie habe es gethan und dann vom Fremden eine Haſelgerte bekommen, mit der ſie nachher das böſe Wetter gezaubert.

„'s iſt allemal dieſelbe Geſchichte," ſagt der Rathsherr.

Freilich wohl, mein ehrenwerther Rathsherr, iſt's allemal die alte Geſchichte, weil Einer unter den Martern der Folter nichts Neues einfällt und nur ſie das nachſagt, was ſie von Anderen gehört hat. — Aber bei der Magdalena Heitin ſind ſie an eine Unrechte gekommen; das iſt eine Rachgierige, die denkt: Wenn ſie mich zu Grunde richten, ſo ſollen auch Andere hin ſein. Und reitet die bravſten und angeſehenſten Weiber von Abelsberg und Ober-Abelsberg in's Verderben. Sie ſagt aus, daß ſie nicht allein wäre, und fragt, ob man nicht wiſſe, daß ein Hexenſtück nur dann gelingen könne, wenn alle Zauberer und Hexen der ganzen Gegend damit einverſtanden wären? Nun habe ſie auf dem Beſenritt viel gute Bekannte und ehrenwerthe Frauen begegnet, ſo die Gerbermeiſterin von Ober-Abelsberg und die Frau des Küſters daſelbſt mit ihrer Tochter, dann den Schuhmacher Okenſaß zu Abelsberg und ſein Weib, und die Schwägerin des Rathsherrn Bühlkamm und deren Schweſter, die Schulzensfrau und die Frau des Landvogtes und viele Andere. Die Schulzensfrau verlege ſich aber nur auf das Umbeten der Krankheiten von einer

Perſon auf eine andere, während ſich die Traitmeſſerin von Abelsberg zumeiſt mit Verhinderung ehelicher Pflichten befaſſe.

Jetzt iſt's Zeit für den Landvogt, zu beſchwichtigen. Es würde ein boshaftes Geſchwätz ſein, man ſolle die Magdalena Heitin ein wenig peitſchen und dann auf freien Fuß ſetzen. Dagegen wehren ſich aber die übrigen anweſenden Angeklagten und Vorgeladenen. „Wenn gemein Mann und Frau auf bloße Gerüchtausſagen eingeführt werden, ſo begehren wir das auch bei Herrenleuten. Die Schwägerin des Rathsherrn Bühlkamm und deren Schweſter und die Frau des Schulzen und des Landvogtes müſſen ſo gut wie Andere in den Hexenſtuhl geſtellt und peinlich befragt werden!“

So will nun der Vogt die gefährliche Weibsperſon ein- für allemal unſchädlich machen. Es wird ohnehin morgen eine Geſellſchaft verbrannt; er läßt den Bütteln ſagen: „Wenn wir mit der Magdalena Heitin können fertig werden, ſo mag ſie mitgehen.“ —

Schreiten hierauf zur Tagesordnung.

Wir haben jetzt aber gerade genug. — Landvogt von Alt-Abelsberg! Du haſt uns Kinder einer neuen Zeit vor Deinen Richterſtuhl gefordert! Oh, laß das, für uns wäre Dir doch kein Galgen hoch genug. Anders ſteht heute die Welt, anders der Himmel und wir ſind Deine Richter. Du warſt beſeſſen von Aberglauben, Bigotterie und Fanatismus, menſchlich Fühlen haſt Du erſt gekannt, als es Dir an den eigenen Hals ging. Irren iſt menſchlich, ſo damals, ſo heute, aber mit trotzigem Unfehlbarkeitsdünkel auf dem Irrthume zu beharren und demſelben unzählige von Menſchen zu opfern, das iſt teufliſch. Das iſt der Teufel des Mittelalters, den die Keule der Vernunft wohl betäubt, aber noch lange nicht getödtet hat. Wir haben hier kurzen Einblick gehalten in einen

Deiner Gerichtstage, Du armſeliger Landvogt von Alt-Abelsberg. Du biſt der Irreleiter und der Henker Deines Volkes geweſen. Brich zuſammen, morſcher, blutbefleckter Richterſtuhl und begrabe den Vogt mit Deinem Moder!

Unſer Büttel, die Zeit, hat dieſen Urtheilsſpruch bereits vollführt.

Fiat justitia — pereat mundus!

Im nächtlichen Frauengemache eines Edelhofes ſaß ein junges Weib und ſchaute trüben Auges zum Bildniſſe auf, das an der dunklen Wand hing. Es war das lebensgroße Bild eines Mannes und über ihm hing ein Kranz von Immortellen — Unſterbliche dem Todten. Das Gemach war finſter, aber auf dem Bildniſſe lag ein rother, zitternder Schimmer, der zu den Fenſtern hereinkam — es war der Schein brennender Häuſer im Thale.

Den Edelhof umgab eine unheimliche Ruhe, die Thore waren verrammelt, und hinter Mauerwerken lauerten bewaffnete Männer. Es war eine große Bedrängniß gekommen über den Edelhof, in dem die junge Witwe wohnte. Herr Marthelm, der Samgunder, war in den Gau gedrungen und hatte der Frau Johanna Wort ſagen laſſen: „Frauen, die ſich ſchwarz tragen, gehören in's Kloſter. Meine fromme Mutter hat die Abtei zur heiligen Anna gegründet, ich mache Dich zur Aebtiſſin in derſelben und Deinen Edelſitz will ich verwalten.“

Darauf ließ Frau Johanna erwidern: „Mein Haus iſt kein Herrenſitz, ſeine Gründer ſind Bauern geweſen; weil es in Ehren beſtanden, hat ihm der Kaiſer den Namen Edelhof gegeben. Ich will in ihm leben und ſterben, das ſei Herrn Marthelm zu wiſſen.“

Aber Herr Marthelm der Samgunder antwortete: „Was ſprichſt Du von Deinem Manne? Er ſtarb auf weichem Pfühle und hat für den Stammen nicht geſorgt. Laſſe den Ritter in Dein Gemach treten, und Du haſt als Frau und Mutter ein Recht auf den Edelhof.“

Auf dieſes Wort ordnete Frau Johanna die Befeſtigung des Hofes und die Bewaffnung ihrer Knechte an.

Da zog der Samgunder feindlich in den Gau und ſetzte den rothen Hahn auf die Häuſer, die zum Edelhofe gehörten. Die Weiber und die Kinder waren in die weitläufigen Gebäude des Edelhofes geflüchtet, die Männer vertheidigten ihre Erde.

So ſtand's in jener Nacht, da Frau Johanna ernſten Blickes zum Bilde Deſſen aufſchaute, der einſt ihr und des Hauſes Beſchützer geweſen. Jetzt trat der alte Diener Gottfried in's Gemach; er kam zur ungewohnten Stunde, aber in ſeinem behäbigen und wohlgenährten Weſen war keine beſondere Erregung zu ſpüren.

„Frau Johanna,“ ſagte er und blieb mit ſeinem brennenden Armleuchter an der Thüre ſtehen, „es iſt gut, daß Ihr ſchon wachet, ſonſt hätte ich Euch ein Unrecht anthun müſſen.“

„Auch Du mir, Gottfried?“

„Ja wohl, Herrin, ich hätte Euch wecken müſſen. Es iſt etwas zu vermelden, aber entſetzt Euch nicht zu ſehr, macht die Augen zu und vergeßt nicht: wenn wir todt ſind, iſt Eins ſo gut wie's Andere.“

„Laß das ſein, Alter, ich will nicht ſterben,“ ſagte die Frau und erhob ſich zu einer ſchönen, ſchlanken Geſtalt.

„Das will ich zwar auch nicht,“ meinte der Alte, „und darum iſt die Nachricht hart, die ich Euch bringen muß.“

„Was iſt's? Du weißt, man hat mich noch ſtets gefaßt gefunden.“

„Ja, bis jetzt ſind auch noch keine Samgunder in den Hof gebrochen.“

„Sind ſie's jetzt?“

„Sie ſetzen eben den Sturmbock an die hintere Mauer. Hört Ihr's, wie bei jedem Anprall die Wände zittern?“

„Und unſere Mannſchaft?“

„Die läuft im Hof und in den Gebänden kopflos umher, ſie iſt ſtark bei Kraft, ſie reißt die Thorpfoſten los, verrammelt damit die Fenſter und thut gerade das Unſinnigſte. Kopflos, ſage ich Euch, Frau Johanna.“

„Soll ſie denn ein Weib commandiren? Wohlan!“ Sie riß das Schlachtſchwert ihres Mannes von der Wand und wollte hinaus, da trat ihr zwiſchen der Thür ein junger Mann entgegen. Es war Meinhard, des Hofwarts Sohn, der ſeit dem Tode des Herrn die geſchäftlichen Dinge leitete, die auf den Feldern, Wieſen und in den Scheunen waren. Es war eine hohe, kräftige Geſtalt, ſeine Lockenmähne war rothgelb, wie das Haar der alten Germanen, in ſeinem Auge glühte das Feuer der Kampfluſt, und in ſeiner Hand hielt er eine langſtielige Streitaxt.

„Wie ſteht's?“ fragte ihm die Frau entgegen.

„Wir ſind noch lange nicht verloren,“ rief Meinhard, „gebt mir die Vollmacht, daß ich den Holzſtoß in Brand ſtecke. Das Feuer verlegt dem Feind, wenn die Mauer fällt, den Weg in den Hof.“

„Hier nimm das Schwert. Gedenke des Spruches, der ſeinem Griffe eingegraben iſt. Senge und brenne, wie Du willſt, um Recht und Ehre zu retten. Lieber im Feuer zu Grunde gehen, als dieſem Samgunder in die Gewalt zu fallen.“ So rief die Frau. Das Schwert aber trug den Wahlſpruch des Hauſes: Fiat justitia — pereat mundus!

„Ihr gebt mir die Vollmacht und die Mannſchaft, Herrin — ich ſchütze Euch!“ So ſprach der junge Recke und warf einen Blick auf die ſchöne Witwe . . . Blickt ſo der ergebene Sohn des Hofwarts? . . . Oder der Herr des Hauſes? . . . Oder der ſiegreiche Feind, der eine eroberte Feſtung inſpicirt?

Dann ſchritt er von dannen und der Boden knarrte unter ſeinen Füßen.

„Hätte man ihm das angeſehen?“ ſagte jetzt der alte Gottfried, „da iſt er nur ſo ſtill in Haus und Hof herumgegangen, aber das iſt wahr, die Leute haben auf ihn geachtet, als wären ſie dreſſirt geweſen. Er hat mit ihnen nicht viel Gemeinſchaft gehabt, in der guten Laune hat er die Wolfshunde geſtreichelt. Und jetzt will er ſich ſo theuer verkaufen! Seht, der thut's, er denkt: ſterb ich heut, ſo iſt kurz abgethan.“

„Leuchte mir in die Capelle,“ befahl die Frau, „ich will beten.“

Sie ſchritten durch den ſtillen Gang und hörten den Lärm nicht, der ſich draußen erhoben hatte. Als ſie vor dem Altarbilde kniete und die Welt ſich ſo eng um ſie wölbte, ſo eng und ſtill und düſter im Zwielichte der blauen Ampel, da kamen ſchwere und unheimliche Gedanken. Ihr verſtorbener Gatte mahnte ſie, der Samgunder bedrohte ſie, ihr Knecht Meinhard beunruhigte ſie. An's Sterben ſoll's jetzt gehen? — Ihr Heiligen Gottes! zu Euren Ehren habe ich dieſen Altar gebaut, Ihr Heiligen ſteht mir bei! — Sie erröthen die Himmliſchen? Erröthen im Scheine des brennenden Gehöftes, der durch's ſchmale Fenſter fällt. — Sie hörte das dumpfe Anprallen des Sturmbockes an die Mauern, das Schreien ihrer Knechte, die unter dem Commando Meinhard's im Hofraume ſich rüſteten. Aber dort ſchlagen die Flammen auf und die Statuen am Altare ſtehen wie Dämonen. In dieſem Augenblicke wird es ihr klar: der Menſch mag die Göttlichen verehren, aber Hülfe verlangen kann man nur von ſich ſelbſt. — Sie rafft ſich vom Betſtuhle auf und tritt hinaus auf den Söller. Sie reißt dem Diener die Fackel aus der Hand und ſchwingt ſie, daß man ihrer gewahr werde; der Wind reißt ihre Locken vom Stirnbande los, daß ſie flattern. Wie ſie ſchön iſt! Wie ſie in ihrer Wildheit ſchön iſt!

„Leute! Männer!“ ſie ruft's hinab in die hin- und herwogende Schaar, ihrer Stimme Schall übertönt das Waffenklirren, das Knattern des brennenden Holzhaufens, „die Lanzen, die Schwerter, die Aexte, die Ihr jetzt erfaßt, es ſind die Waffen Eurer Vorfahren, mit Heldenblut ſind ſie geſtählt! Rettet mein Haus, es iſt das Eure. Die einbrechen wollen, es ſind nicht Soldaten, die ihr Land beſchützen, es ſind Räuber, die in fremdes Bereich ausziehen, Räuber, die vom Geſetze verdammt, vom Himmel verflucht ſind, die den Teufel im Schild führen — und Ihr zieht mit dem allmächtigen Gott! Wer ſich berauben läßt, der läßt ſich ſchänden. Spaltet ihnen die Schädel, ſie ſollen nicht leben! Schützet Eure Heimſtätten, hütet den heiligen Erdboden, in welchem die Helden ruhen, auf welchem Eure Nachkommen ſtehen werden und Euer, der Streiter und Sieger, gedenken. Vorwärts! Seht ihr den treuen Meinhard mit Beil und Schwert durch Rauch und Feuer dringen? Ihm nach! Vorwärts! Tödtet ſie! Vernichtet ſie Alle! Alle!“

So hat ſie — wie mit Schlachtgeſang — die Männer beeifert, und nun fuhren ſie los. Als der Kampf begann, trat der alte Gottfried zur Frau Johanna und ſagte ihr in einer recht gemüthlichen Weiſe, die ſeiner wohlgenährten Geſtalt wohl anſtand: „Allhier auf dem Söller müßt Ihr nicht ſtehen bleiben, Herrin; von oben herab ſieht ſich eine Schlacht nicht hübſch an. Zieht Euch zurück in's Gemach, an deſſen Fenſter ich für den Nothfall ſchon die Strickleiter habe anbringen laſſen."

„Ich werde nicht fliehen," ſagte ſie.

„Ich würde es auch nicht thun," meinte der Alte, „auf einer Welt, wo ſo viel Rauben und Unrecht geſchehen kann, iſt's eine Schande, weiter zu leben. Man iſt's ſeiner Ehre ſchuldig, daß man ablehnt."

Kaum war Frau Johanna in ihr Gemach zurückgekehrt, kam draußen der Lärm näher. Sie verriegelte die Thür und that Pulver in ein Waſſerglas — weißes Pulver. In dem Augenblick, da der Edelhof verloren und ſie gefangen iſt, wird ſie mit dieſem Pulver alle Feſſel ſprengen. Das Geſchrei und Gejohle kam die Treppe hinauf zu ihrer Thür. Sie hob das Glas gegen ihren Mund; da hörte ſie bekannte Stimmen: „Ein Gefangener! Herrin, wohin mit dem Gauch?"

Sie öffnete die Thür: „Iſt das bei Euch Heldenthat, einen alten, hinkenden Wicht zu fangen?" rief ſie den Knechten zu, während ſich der Gefangene, ein armſelig gebückter, graubärtiger Geſelle, unter ihren rohen Fäuſten ächzend wand.

„Wir hängen ihn auf die Thurmſpitze, wenn Ihr wollt!"

„Ich will, daß Ihr den Alten in den Thurm führt und ihm friſches Stroh zum Lager ſchafft. Mich dünkt, das iſt ein gar verzagter Samgunder; gebt ihm Wein."

„Hör' einmal, edle Herrin," ließ ſich jetzt einer der Knechte vernehmen, „wenn Du Deinen Feinden gutes Lager giebſt und Wein zum trinken, da werde ich auch Dein Feind."

„Wer iſt's, der dieſes Wort geſagt hat?" rief Frau Johanna.

„Der einäugige Tickel."

„Führt ihn ebenfalls in den Thurm," befahl die Frau zornig, „er ſoll auf Steinen ſchlafen und Waſſer trinken. Er hat ſeine Herrſchaft verhöhnt, und ſo kann er ſie auch verrathen. Dieſer Samgunder hat, als er gegen uns auszog, den Befehl ſeines Herrn gethan. Er that ſeine Pflicht. Bringt mir den Herrn Marthelm herein, den ſehe ich gern auf der Spitze meines Thurmes hängen."

Sie ſprach's und trat in ihr Gemach zurück.

Dort hatte der alte Gottfried das Glas mit der Flüſſigkeit bemerkt. Er betrachtete es im Scheine der aufgehenden Morgenröthe und murmelte: „Alſo doch?"

„Laß den Becher ſtehen!" ſagte ſie.

„Herrin," verſetzte Gottfried, „ich bin ein Diener und habe mich niemals in Eure geheimen Angelegenheiten gemiſcht. Aber da, wo wir beide jetzt ſtehen, ſind wir gleich groß. Aus dieſem Glaſe wollt Ihr Bruderſchaft trinken?"

„Mit Dir nicht, alter Tropf."

„Mit mir nicht, das weiß ich, Frau Johanna, aber mit dem Tode! — — Es iſt kein ſchlechtes Beginnen, aber Mancher thut's heute nicht gern, weil er's morgen auch noch thun kann. Und kommt ihm bis morgen ein Anderer zuvor, der ihm's erſpart, umſo beſſer. Wir wiſſen nicht, wo wir ſind, wiſſen auch nicht wohin es geht, wir ſind blind. Und wer blind iſt, der thut klüger, ſich ſchieben zu laſſen, als daß er ſelbſt dreinſpringe. Nichts für Ungut, es iſt ſo meine Meinung." Damit ſchüttete der Alte den Inhalt zum Fenſter hinaus.

„Gottfried," ſagte nun die Frau, und ſie ſagte es leiſe, denn ihre Stimme war gepreßt von zweierlei Gefühlen, die in ihr kämpften, „wenn meine Mutter bei ihrem Sterben mich nicht in Deine Hände gelegt hätte und geſagt: Gottfried, Du treue Seele, ich vermache Deine Treue dieſem armen Kinde, — und Du mir das Vermächtniß nicht gehalten hätteſt bis zu dieſem unglückſeligen Tage, ich müßte Dich richten. Du überantworteſt mich der Gewalt des Feindes — iſt das die That, womit ein treuer Diener ſein Leben beſchließt?"

„Edle Frau," ſagte der Alte, „ſonſt habt Ihr mich verlacht, wenn ich vom Tode geſprochen; heute — mit Erlaubniß — könnte ich Euch es thun. Es ſteht ja nicht gefährlich um uns. Hört Ihr noch den Schlachtlärm? Nein, er hat ſich verzogen, unſere brave Mannſchaft verfolgt den Feind bereits gegen die Grenze. Ihr könnt es ſehen."

Er wies zum Fenſter hinaus, über die Au; zwiſchen den aufſteigenden Morgennebeln hin ſtoben auf Roſſen und zu Fuß in wilder Flucht die Samgunder. Die bunten Lappen flatterten im Winde, dort und da ſchwirrte noch eine Fackel hin, die der Träger auszulöſchen vergeſſen hatte und nun anſtatt der rothen Fähnlein geſchwungen wurde, welche ſie auf dem Kampfplatze eingebüßt. Und hinter dieſen zerſtreuten Haufen des Feindes eilte in guter Ordnung die Mannſchaft des Edelhofes drein, voran auf hohem Rappen Einer, dem Frau Johanna von ihrem Fenſter aus helle Freudenworte zurief. Die hörte der Reiter freilich nicht, aber ihr that es wohl, ein- um's anderemal: „Du tapferer Ritter Meinhard!" ausrufen zu können.

Und als die Feinde und ihre Verfolger in dem grauen Nebel verſchwunden waren, wandte ſich Frau Johanna vom Fenſter weg und mit glühenden Wangen ſprach ſie zum alten Gottfried:

„Laſſe eilig das blaue Zimmer bereiten."

„Das Zimmer unſeres ſeligen Herrn?"

„Laſſe es bereiten, wie es zu ſeinen Lebzeiten war, ich will in demſelben unſern Retter empfangen.“

„Es ſoll geſchehen,“ ſagte der Alte, „empfangt ihn mit Dankbarkeit, Frau, aber macht ihn nicht übermüthig. Thut auch jetzt die Augen zu und denkt, dem Glück iſt nicht zu trauen.“

„Du biſt läſtig, Menſch!“ rief ſie, „das Glück iſt treu, wenn man ihm treu entgegenkommt. Ich will es feſt umfaſſen und halten und nimmer laſſen. Das Heim iſt gerettet, in dieſem Hauſe iſt der Sieg eingezogen. Laß den Waffenſaal mit Eichenkränzen ſchmücken, auch die Capelle. Geh'.“

Als der alte Diener langſam durch die Gänge des Hauſes hinſchritt, murmelte er bei ſich: „Auch die Capelle? Ich glaube, die Capelle mit Myrten.“

* * *

Frau Johanna ſtand im geſchmückten Saale. Sie hatte befohlen, daß man den gefangenen Samgunder zu ihr bringe. Der wurde nun herbeigeführt; es war eine häßliche Erſcheinung. Die gebrochene Geſtalt war in dicke, wulſtige Lappen gehüllt, ſein graues Haar, ſein wilder Bart bedeckten das Angeſicht, von dem nichts zu ſehen war, als eine braune, unförmige Naſe und zwei zuckende Aeuglein. Seine Arme und Füße waren mit ſchweren Ketten belegt. Drei handfeſte Knechte hatten ihn johlend und balgend hereingebracht. Nun kauerte er vor der ſchönen Frau, die in ihrem blauen Faltenkleide und mit dem diademartigen Schmucke auf dem Haupte wie eine Königin vor ihm ſtand.

Als der alte Gottfried bei der Thür an dem Gefangenen vorübergeſtrichen war, hatte er ihm zugeflüſtert: „Mach' Dir nichts d'raus. Wenn Du geſtorben biſt, iſt Ein's wie's Andere.“

Dieſes Wort ſchien ihn nicht gerade zu beruhigen. Die Frau lächelte und ſprach zu ihm: „Sind alle Samgunder ſo tapfer als Du?“

„Spottet, ſpottet!“ gröhlte der Gefangene, „ich war der Erſte voran, darum haben ſie mich erhaſcht. Vier gegen Einen. Jetzt bin ich ein Wurm unter Eurem Fuß, Frau Johanna, aber bevor Ihr mich tödtet, will ich Euch was ſagen.“

„Ich will von Euch nichts wiſſen. Ich erwarte hier die Rückkehr meiner Leute. Iſt keiner gefallen und gefangen, ſo gebe ich Euch frei, ſonſt bleibt Ihr meine ſchlechte Geißel.“

Sie ſprach noch, als im Hofe die Hörner klangen. Hallogeſchrei und Gejauchze überall. An den Fenſtern vorbei ſchwankten die großen Ballen der gemachten Beute, flatterten luſtig die vom Feinde eroberten Fähnlein; der Gefangene verbarg ſein Geſicht mit den Händen. Nun flog die Thür des Saales auf und Meinhard ſtand da, Eichenlaub auf dem Sturmhut und mit blutigen Waffen. Die Verbeugung, welche er vor der Frau des Edelhofes machte, war nicht die eines Knechtes, ſondern die eines Ritters. Sie lächelte ihn an, reichte ihm ihre Hand und ſprach: „Ich grüße Dich, ritterlicher Meinhard. Ich verdanke Dir das Gut meiner Väter, ich verdanke Dir mein junges Leben. Du haſt den Feind aus meinem Gau verjagt.“

„Schöne Frau,“ ſagte Meinhard, „ich habe ihn aus Deinem Gau verjagt, ich habe ihn verfolgt in *ſeinen* Gau; ich habe ihm vergolten, denn ich habe ſeine Dörfer zerſtört, ich habe ſeine Unterthanen zerſtreut, ich habe ſeine Burg in Brand geſteckt.“

Der Gefangene that einen Aufſchrei.

„Du biſt in ſein Gebiet eingebrochen und haſt die Häuſer geplündert?“ So Frau Johanna.

„Ich habe Marthelm den Samgunder gezüchtigt!"

„Du haſt Feuer gelegt?"

„Herrin, wie Du es befohlen."

Da wurde die Geſtalt der Frau Johanna noch größer und königlicher und ſie ſprach: „Was habe ich befohlen? Ich habe befohlen, daß — wenn's die Noth erheiſcht — mein Hof in Brand geſteckt werde, ehe er dem Feind in die Hände falle, ich habe Dir befohlen, die Samgunder aus meinem Gau zu vertreiben. — Ich habe Dir nicht befohlen, in ihr Gebiet einzubrechen und jene Schandthaten zu verüben, die mir angethan oder zugedacht waren. Du kennſt meinen Abſcheu und meinen Haß gegen den gewaltthätigen Samgunder, und nun haſt Du mich ſelbſt zu dem gemacht, was ich haſſe und verabſcheue. Mein Edelhof, er war ſo hoch gehalten in Nah und Fern, weil kein ungerechter Heller in ihm war; mir iſt er ſo lieb und werth geweſen, weil kein blutiger Makel an ihm war — und Du haſt ihn geſchändet. Mein Edelhof, er war ein Muſter der Arbeitſamkeit, der Redlichkeit, der Tapferkeit — Du haſt ihn geſchändet. Du haſt meine Leute zu Räubern und Brandlegern gemacht. Du haſt den Haß gegen mich geſäet. Wenn wieder Feinde nahen, wo ſoll ich Schutz und Recht ſuchen, wenn ich ſelber Leid und Unrecht ſtreute? Du haſt in meinem Namen das Geſetz beleidigt, Du haſt den Stolz meiner Väter, die Kraft meines Herzens vernichtet, denn Du haſt meinen Leitſtern, die Gerechtigkeit geſtürzt."

„Ich habe Böſes mit Böſem vergolten, das iſt Gerechtigkeit," ſagte Meinhard.

„Schweig!" rief ſie, „wenn Böſes immer mit Böſem vergolten werden müßte, ſo käme ein Elend in die Welt, das die Menſchheit in kurzer Zeit zu Grunde richten müßte.

Iſt das ein Proteſt gegen die Gewaltthat, wenn ich Gewaltthat übe? Das iſt ein Rechtfertigen der Gewaltthat. Soll ich das Unrecht, das ich über Alles haſſe, vermehren, indem ich es thue? — Ich muß nicht leben, der Edelhof muß nicht ſtehen, die ganze Welt mag vergehen, aber das Recht muß ſein."

„O, wie chriſtlich!" murmelte der Gefangene.

„Chriſtlich," fuhr Frau Johanna fort, „mag ſein. Aber ich brauche es nicht. Haſſet Eure Feinde, verachtet ſie, aber thut an ihnen das Unrecht nicht! dieſen Grundſatz haben meine Vorfahren auf den Schild geſchrieben, den Du zertrümmert haſt. Meinhard, ſoll ich Dir den Lohn nach Deiner Weiſe meſſen, ſo tödte ich Dich."

„Frau!" ſchrie jetzt der junge Mann und ſprang einen Schritt nach rückwärts. Und dann ſagte er leiſe: „Ich hab's aus Liebe zu Dir gethan."

„Geh' weg, hinweg von mir. Ich will Dich nimmer ſehen!"

„Herrin —"

„Hinweg, Ungeheuer, das aus Liebe mordet!"

Ihr Zorn war gewaltig. Blaß wie ein Todter wankte der Eichenbekränzte dem Ausgange zu. Gottfried ſtand an der Thür, dem blies Meinhard zu: „Sie iſt wahnſinnig!" Er antwortete: „Sie handelt nach dem Gebote."

„Was ſoll ich thun?" fragte Meinhard in Wuth und Rathloſigkeit.

„Früh Morgens an dieſem Tage hätte ich das beſte Mittel für Dich zur Hand gehabt, aber ich habe es zum Fenſter hinausgeſchüttet."

„Wie meinſt Du's?"

„Geh und mache Dich bald zu Ende, dann biſt quitt."

Er ging und wurde in dieſem Gaue nicht mehr geſehen.

Als Meinhard den Saal verlaſſen hatte, befahl Frau Johanna, daß man die Feſtkränze von den Geſimſen reiße. In demſelben Augenblicke rief der Gefangene mit heller Stimme: „Du herrliche Frau! Dein Sieg iſt größer, als alle Siege, die ich je geſehen habe, ſo ſei auch großmüthig!“ Er warf ſeine Lappen, warf ſeine Maske ab und ſtand als Marthelm der Samgunder vor der Frau Jahanna.

Lange hielt ihre Verblüffung nicht an. „Liſt!“ hauchte ſie.

Er war ein ſtattlicher Mann. Aber in einer Art von Ehrfurcht ſtand er nun vor Der, die er geſtern noch bekriegte.

„Liſt, Frau Nachbarin,“ ſagte er, und ſeine Stimme war tief und ſchwer, „nein, Liſt nicht. Nennt es Klugheit. Um im Kampfe ſicherer zu ſein, habe ich mich in dieſe Geſtalt vermummt. Die Begierde trieb mich vorwärts, ſo bin ich in die Hände Eurer Knechte gefallen. Daß ich mich Euch nicht entdecken wollte, erklärt ſich auch. Ihr hättet mich nun freigelaſſen, ich wäre heil aus dem Hauſe der Feindin entkommen. Aber — wie ich Euch jetzt — jetzt kennen gelernt habe, Frau Johanna, ſo will ich Eure Verzeihung oder ſterben. Wendet Euch nicht von mir. Zu dieſer Stunde, wo meine Burg in Flammen niederbricht, bitte ich Euch, verzeiht mir!“

So ſagte nun Frau Johanna: „Ich wollte, ich könnte vergeben, ohne ſelbſt um Vergebung bitten zu müſſen. Mein Haus ſteht noch, das Eure iſt zerſtört.“

„Es wird ſchöner und größer, als es war, wieder gebaut werden, denn ich werde in dasſelbe eine Hausfrau einführen.“

„Gott mit Euch!“ ſagte ſie.

„Ihr mit mir!“ rief er und wollte ihre Hand ergreifen, „das Verlangen nach Euch, welches mich zu rückſichtsloſen, wilden Thaten verleiten konnte, iſt in dieſem Saale Eures Edelhofes zu Ernſt geworden. Euer Hochſinn wiegt meinen

Stammbaum auf. Ich bitte Euch zur ehelichen Genoſſin meines Lebens, ich mache Euch zur Trägerin meines uralten Namens, ich mache Euch zur Herrin meiner weiten Gebiete."

„Und ich danke Euch," antwortete Frau Johanna. „Kehrt in Frieden heim. Und wenn Euch die Spuren der Gewaltthaten begegnen, ſo laßt ſie Euch zur Lehr' und Warnung ſein."

„Und Ihr?

„Ich befolge Euren Rath und gehe in's Kloſter. Aber nicht in das Eurer ſeligen Mutter, damit die böſe Welt nicht ſage, mein Edelhof wäre doch ein Opfer Eurer Habſucht geworden. Lebt wohl."

Sie war davon. Der alte Diener ſtand noch da, der mitten unter aller Bedrängniß durch ſeine Philoſophie des Indifferentismus zu einem ſo runden Bäuchlein gekommen war. Der behäbige Gottfried ſagte nun zu Herrn Marthelm: „Macht Euch nichts d'raus. Bis Ihr todt ſeid, wird Euch die Schmach nicht mehr wurmen, die heute Frau Johanna dem edlen Herrn Marthelm von Samgund angethan hat."

Der Kammerdiener.

Der junge Menſch war allenthalben bekannt, hier und dort. Daß man ihn aber auch irgendwo kennen gelernt hätte, dazu blieb er nicht lange genug auf einem Flecke. Er war hüben und er war drüben, und immer hatte er ein ſchwarzes Tuchgewand an und über der Weſte eine goldene Uhrkette hängen, die mitunter ziemlich locker wog, es war eben nicht immer dieſelbe. Die Hemdkrägen waren nicht immer ſo weiß, als ſie zum ſchwarzen Anzuge gut geſtanden wären, ſo daß es ſchien, der junge Mann wechsle öfter die Uhrketten, denn die Wäſche. Wohl trug er gerne geſtreifte Hemden, denn wenn der Schmutz hübſch in Reihen und Quadrätchen eingetheilt iſt, ſo hat er auf das Auge doch immerhin eine freundlichere Wirkung. Die Hauptaufmerkſamkeit wendete der junge Mann wohl ſeinem Haar zu, das war von Natur faſt pechſchwarz und immer ſo fein gefettet und geglättet, daß es den Weibern als Toiletteſpiegel hätte dienen können.

Seine Eltern waren unbekannt; er ſelber ſoll, aus einem Dorfe an der galiziſchen Grenze ſtammend, ſich in einem Erziehungsinſtitute befunden haben, wo es ihm aber nicht gefiel, denn er floh daraus. Es war Jemand, der braverweiſe die Chriſtenpflicht vorſchützte, um dem Drange ſeines

Herzens genüge zu thun und den jungen Menſchen nicht verſinken zu laſſen. So wurde Julian wieder eingefangen und in ein anderes Juſtitut gethan. Dort hatte man ihm das Entfliehen ſo gottlos ſchwer gemacht, daß er es vorzog, die Sache ſo einzurichten, daß ſie ihn ſelber fortjagten. Er kam in die Gegend, wo die Sommerreſidenz des Grafen Borgſtam ſtand; der Graf war ein alter Sonderling, ein morſcher Reſt des alten Adelsgeſchlechtes gleichen Namens, der faſt einſam daſaß inmitten ſeiner ausgebreiteten Güter. Er intereſſirte ſich für den hübſchen, intelligenten Burſchen, ſtattete ihn aus und half ihm in ein Militärinſtitut. Das fand Julian nicht wohl gethan und eine Weile ſpäter ſah man ihn mit einer Schauſpielertruppe durch das Land ziehen. Da war er ſchon zwanzig Jahre alt; aber bald bekam er den Komödiantenteint im hohen Grade. Seine Wangen fielen ein, ſeine Geſichtsfarbe wurde fahl, faſt grünlich-grau, ſeine Augen brannten abſonderlich, wie ſcharfzackige Sternlein. Seine ſchlanke Geſtalt war zweifach geknickt, einmal an den Knien und einmal am Nacken. Der ſchwarze Anzug wurde nicht mehr gebürſtet.

Graf Borgſtam, der ſich nun einmal dieſem Menſchen zugewandt hatte, wollte ihn nicht mehr aus den Augen laſſen. Ein ſo wohlgebildeter und wohlgearteter junger Mann! Er nahm den Julian zu ſich als Kammerdiener. Der Graf war betagt und durch mancherlei Mesalliancen und abenteuerliche Lebensperioden hindurch glücklich dort angekommen, wo man müde und iſolirt daſteht. Dieſe Einſamkeit war umſo unheimlicher, je größer ſein Reichthum und je mehr der Wohldiener ihn ſchmeichelnd umkrochen. Doch ſammelt ſich immer noch ein Reſtchen Weichmuth und Wärme in einem alten Herzen, wenn es ſcheinbar auch ſchon ausgebrannt iſt, und dieſes Reſtchen kam dem neuen Kammerdiener nicht ſchlecht zu ſtatten.

Julian erholte ſich bald, ſeine Wangen blühten und ſein Rückgrat ſtrebte wieder der aufrechten Richtung zu. Bei der freundlichen Behandlung, die er im Schloſſe genoß, kamen auch ſeine geiſtigen Anlagen raſch zum Vorſchein. Die Luſt zum Vagabundiren war weg und obgleich in eine gewiſſe Disciplin geſteckt — denn der Graf war ein alter Soldat — heimte ſich Julian raſch ein, zeigte eine tiefe Anhänglichkeit zu ſeinem Herrn und nach zwei Jahren war er mehr oder weniger der Vertraute des Grafen, und der Kammerdiener bekam ſelbſt wieder einen Diener zugetheilt.

Den Winter verlebte der Graf in der Hauptſtadt, wo er eines der vornehmſten Palais beſaß, das aber in ſeinen größten Theilen unbewohnt blieb, weil der Herr nur einen kleinen Hausſtaat zu führen pflegte und es auch ſein alter Adel und deſſen Verhältniſſe verlangten, daß das Gebäude nicht praktiſch verwerthet werde, ſondern mitten in der lebensluſtigen Stadt ſtill und ernſt wie ein düſtergewaltiges Monument, an das alte Herrengeſchlecht erinnernd, daſtehe.

Julian war alſo des Grafen rechte Hand geworden, ſo daß dieſem der übrige Haustroß mehr oder minder überflüſſig erſchien und er ſich von demſelben räumlich abzuſondern liebte. Der Graf pflegte allabendlich einen alten General bei ſich zu ſehen, mit dem er ein Tarockſpielchen machte und ein paar Flaſchen Wein ausſtach. Vor Mitternacht wurde dem Gaſte aus dem Hauſe geleuchtet und der Graf ſtieg bisweilen ſchon etwas ſchlaftrunken zu ſeinem Schlafzimmer empor. Julian verſchloß alle Fenſter und Thüren der Vorgemächer, hatte noch die Aufgabe, dem Herrn im Entkleiden zu helfen, ihm irgend ein Buch auf den Nachttiſch zu legen zur Lectüre, damit ſich's leichter einſchläft, und ſich dann im Vorzimmer ſelbſt zu Bette zu legen.

Da war es eines Tages, daß, als der Graf ſchon im Bette lag und juſt das Buch weglegen wollte, Julian in's Gemach trat.

„Was willſt Du?“ fragte der Graf.

„Euer Gnaden das Licht auslöſchen,“ war die Antwort; da ſtand er ſchon am Bette und in ſeiner Fauſt hielt er den Griff eines ſcharfblinkenden Hirſchfängers.

Der Graf richtete ſich raſch empor, der Kammerdiener griff ihm an die Gurgel und preßte ihn raſch und mächtig auf das Kiſſen zurück.

„Sie wiſſen, Herr, um was es ſich handelt,“ ſagte Julian ganz leiſe, indem er Sorge trug, daß die Spitze des Meſſers dem vor Schreck ſtöhnenden alten Manne vor's Auge kam. „Erſchrecken Sie aber nicht ſo ſehr, Sie werden Ihr Leben mit einem einzigen Worte retten. Sie waren mir ſtets ein guter Herr und ich bitte Sie inſtändigſt, ja nicht den mindeſten Schrei zu verſuchen. In der Nothwehr bin ich Alles im Stande.“

Dieſe bodenloſe Frechheit des Anfallenden gab dem Grafen das Bewußtſein der Ruhe wieder. Er wehrte ſich nicht, er ſtarrte dem Burſchen nur wunderlich in's rollende Auge.

„Was — bedeutet denn das, Julian?“ fragte er.

„Sagen Sie mir nun einmal ganz ruhig, wo Sie die Schlüſſel zur Geldcaſſe haben.“

„Laß mich los, Unglücklicher!“

„Herr, wenn Sie lärmen wollen!“ Der Burſche machte die Miene des Zuſtoßens.

„Ich meine nur,“ fuhr der Graf fort, „wenn Du mich nicht losläßt, ſo kann ich nicht zu Worte kommen. Daß ich nicht Lärm ſchlage, magſt Du glauben, dafür iſt mir mein Leben zu lieb, und Du würdeſt zehnmal durch's Fenſter entſpringen können, bevor man zu Hilfe käme. Ich ſehe Deinen Vortheil recht gut ein.“

„So werden Sie mir die Caſſe öffnen.“

Der Graf hatte ſich nun vollends geſammelt. „Julian,“ ſagte er mit einem Humor, den man dem alten Herrn für eine ſolche Situation nicht zugetraut hätte, „da Du Dich ſo gut ſichergeſtellt und auch, wie ich nun ſehe, die Piſtolen entfernt haſt und ſelbſt die Klingelſchnur durchgeſchnitten, da wir uns recht ſtill verhalten und es noch viele Stunden dauert, bis im Hauſe der Erſte aufwacht, ſo können wir die Sache ganz bequem machen und Alles miteinander wohl überlegen, denn Du mußt zugeben, daß es etwas Wichtiges iſt, was Du vorhaſt. Ich verſuche nicht, Dir davon abzurathen, aber ich gebe Dir zu bedenken, ob Dein Weg bis nach Amerika — und einen andern kannſt Du wohl nicht wählen — auch vorbereitet genug iſt, daß Du ihn von dieſem Fenſter aus ſchnurgerade nehmen kannſt!“

„Das iſt meine Sache, nur habe ich keine Zeit zu verlieren. Alſo!“

„Ach ja, die Schlüſſel! Aber ich fürchte, daß, wenn Du die Caſſe geräumt haben wirſt, Dir doch nichts Anderes übrig bleibt, als mich todt zu machen. Und inſoferne ich väterlich für Deine Zukunft beſorgt bin, ſage ich Dir: Du könnteſt gar nichts Schlimmeres thun, als mich zu ermorden!“

„Sie höhnen mich!“ knirſchte der Kammerdiener, der als Angreifer nun weit erregter war, als der Angegriffene.

„Stoß zu!“ ſagte der Graf, immer noch ruhig auf ſeinem Bette liegend, „ſtoß zu, wenn Du's gratis thun willſt!“

Das wollte der Burſche allerdings nicht und faſt irre gemacht durch das Verhalten des Grafen, verlangte er in bittendem Tone die Schlüſſel zur Caſſe.

„Julian!“ ſagte der Graf und wollte den Burſchen an der Hand faſſen, während dieſer aber durchaus nicht geſonnen war, von ſeiner wehrhaften Stellung auch nur den geringſten Vortheil aufzugeben.

„Du haſt Recht, Julian,“ fuhr der Graf fort, „ich geſtatte Dir, daß Du mich feſſelſt, aber den Mund laß mir frei,, denn ich habe Dir Einiges zu ſagen, was für Dich nicht unweſentlich iſt. — Dort in der Ecke ſteht die Caſſe, die Schlüſſel kann ich Dir auch angeben, ja ſelbſt die geheimen Kunſtgriffe, ohne welche das Ding nicht zu öffnen iſt, möchte ich Dich lehren, allein Du würdeſt über den Inhalt des Schrankes enttäuſcht ſein. Zumeiſt ſind es Papiere, mit denen ein Flüchtling nichts anzufangen weiß, das vorhandene Baargeld dürfte Dich zur Noth nach New-York bringen, aber nicht weiter. Und in dieſem Lande wird nach meinem Tode das Gericht ein Teſtament öffnen, das ſchon ſeit ſechs oder ſieben Monaten geſchrieben iſt und in welchem der unglückliche Graf Borgſtam, als der letzte, ſeinen Kammerdiener Julian Zellenbach zum Univerſalerben einſetzt. Ein Duplicat des Teſtamentes wirſt Du in der Caſſe finden.“

„Wir werden uns überzeugen.“

„Gut Junge. Aber was nützt das? Ich ſehe es ein, Du meinſt, Du könnteſt jetzt nicht mehr zurück.“

„Sie ſehen es ſelbſt ein, Herr Graf.“

„Vielleicht aber doch, wenn wir die Sache erörtern. Denn es wäre jammerſchade, wenn Du über die Flucht wegen der Kleinigkeit die Dir einſt rechtmäßig zufallenden Güter im Stiche laſſen müßteſt.“

„So thöricht bin ich nicht, daß ich mich durch ſolche Märchen hinhalten laſſe,“ ſagte der Kammerdiener in verſchmitztem Tone.

„Es thut mir leid,“ fuhr der Graf fort, indem er ſich unter dem drohenden Meſſer nun einmal ein wenig zurecht rückte, „ich würde Dich gerne von der Richtigkeit meiner Worte überzeugen, aber Du biſt ein toller Junge und ſtoßeſt aus Angſt ſchließlich doch noch Deinen leiblichen Vater nieder.“

Das Bekenntniß war heraus, allein es wurde darum die Unterhaltung nicht weſentlich gemüthlicher.

„Ich habe mancherlei an Dir erlebt, mein Sohn,“ fuhr der Graf fort, „und ich habe Dir außerdem noch mancherlei zugetraut; allein ein Raubmörder, das berührt mich unangenehm. Man kann Leute tödten und Güter confiſciren, ſo viel man will, aber auf ritterliche Weiſe, wie wir's gethan haben. — Doch Dir mangelte die ſtandesgemäße Erziehung und ich habe Dich leider aus den Augen gelaſſen und jahrelang aus den Augen verloren; was ich konnte, habe ich ohnehin gethan.“

Nun war denn doch der ſcharfe Hirſchfänger in der Fauſt des Kammerdieners etwas locker geworden. Er trat einen Schritt vom Bette zurück und ſagte mit heiſerer Stimme: „Erheben Sie ſich und zeigen Sie mir das Document, denn Sie werden begreifen, daß ich mich ſichern muß.“

„Daran thuſt Du wohl. Nur möchte ich wiſſen,“ ſagte der Graf und machte Anſtalten, aufzuſtehen, „ob Dir niemals eine Ahnung gekommen iſt von unſerer — Zuſammengehörigkeit?“

„Mag ſein,“ antwortete der Burſche, „momentan handelt es ſich aber darum, daß ich mich aſſecurire. Hierher, wo ich Sie jetzt habe, dürfte ich Sie ſobald nicht mehr kriegen.“

„Das Vernünftigſte iſt, Du gehſt zu Bette,“ ſo nun der väterliche Rath, „und keine Seele ſoll wiſſen, was in dieſer Nacht zwiſchen uns vorgefallen.“

„Aber Sie werden umſo ſicherer daran denken, mein Herr, und werden mich enterben oder mich aus dem Wege ſchoffen, auf welchem ich Ihnen nun unbequem ſein muß.“

„Ich ſehe, daß Du klug biſt, mein Sohn. Doch dürfteſt Du beruhigt ſein, wenn ich Dir meine, Deine Geſchichte, inſoferne Du ſie nicht kennſt, mittheile.“

„Die kümmert mich nicht und möchte für mich dabei kaum mehr Ehre herauskommen, als am heutigen Tage. Sie haben ein ſchönes, armes Weib in's Unglück gebracht, damit wird's beginnen.“

„Ich habe ſie verſorgt.“

„Sie iſt verachtet worden und zu Grunde gegangen.“

„Weißt Du's?“

„Das iſt leicht wiſſen, weil es der natürliche Gang iſt. Und die Leichtſinnigſten kommen immer noch am billigſten.“

„Auch Du wirſt Dich nicht zu beklagen haben.“

„O klagen, Papa! Lieber nehm' ich mir meinen Theil und ſchweige.“

„Schweigen, das glaube ich.“

„Ich könnte ja in der That eine Rührſcene aufführen,“ meinte nun der junge Mann, „und ausrufen: Tauſendmal beſſer für mich, ein Bauer hätte mich auferzogen, als daß ich hin- und hergeworfen worden bin zwiſchen Dorf und Stadt, zwiſchen Schule und Kaſerne, einmal Geld im Ueberfluß, einmal gar keins, verkommen, verdorben — verdorben!“

„Vergißt es wohl nicht, daß ich Dich in mein Haus nahm und hielt wie ein liebes Kind?“

„Warum haben Sie das nicht gethan, ſo lange es noch früh genug geweſen? Sie haben mich verhehlt. Sie haben Ihr eigen Herz und Gewiſſen bis an's Lebensende betrügen können, weil es das Decorum verlangt. — Ha, ſo könnte ich

Komödie ſpielen, wenn mir die ganze Teufelei nicht verflucht gleichgiltig wäre. Nur, wollen Sie keine kindliche Liebe, oder wie das Zeug heißt, von mir verlangen!“

„Ich verlange gar nichts von Dir, mein Junge, als Klugheit,“ unterbrach ihn der Graf, „aber Du wirſt dieſelbe auch an mir erklärlich finden. Wir befinden uns jetzt Beide in einer ſchlimmen Situation. Oeffne ich Dir die Caſſe, um die Urkunde zu zeigen, ſo wirſt Du fürchten, ich könnte nach ſolchem Zwiſchenfall das Teſtament gelegentlich widerrufen und wirſt das mit geeigneten Mitteln bei Zeiten zu verhindern ſuchen. Ja, ja, Du verſtehſt mich vollkommen.“

„Und Sie werden die Nothwendigkeit begreifen, daß ich für meine perſönliche Sicherheit ſorge und zwar radical . . .“ So der Kammerdiener.

Mittlerweile hatte ſich der Graf in's Nachtkleid gehüllt, an der Wand umhergetaſtet, um ſcheinbar nach den Schlüſſeln zu ſuchen. Der Kammerdiener folgte jeder ſeiner Bewegungen und dabei war er doch rathlos und wußte nicht, was er unter ſothanen Verhältniſſen zu thun hatte. Sie waren gegenſeitig gebunden, wo ſich's um Convenienz, Decorum und materiellen Vortheil handelte, aber nicht gebunden, wenn es auf Leben und Sicherheit ankam. Der Augenblick war kritiſch und Julian umklammerte wieder feſt und entſchloſſen die Mordwaffe.

Da pochte es draußen an eine Thür.

„Auftreten die Thür! Raſch herein!“ rief der Graf mit voller Stimme. Da krachte das Getäfel. Julian erblaßte, die Waffe entſank ſeiner Hand. Das vom Grafen durch einen heimlichen Druck an der Wand gerufene Geſinde ſtürzte herein, der Portier voraus.

„Kommt uns zu Hilfe,“ ſagte der Graf, „dem Julian iſt ſchlecht geworden. Bringt ihn in's Krankenzimmer, ſchafft ihm Beiſtand, und es ſollen die Nacht über Leute bei ihm ſein.“

Den Hirſchfänger hatte er, während er den Befehl gab, mit dem Fuße unter das Bett geſchnellt. Der auf ein Fauteuil geſunkene Kammerdiener ließ ſich hinaustragen und der Graf ſchloß die Thür und war nun allein in ſeinem Gemache.

Am nächſten Morgen fühlte ſich Julian wohl, aber der Graf ſah ein, für ihn, den Julian, der etwas ſchwächlich angelegt, ſei die Kammerdienerſtelle wohl doch zu anſtrengend. Er rathe ihm ein ſüdliches Klima, beſonders könnten die Aerzte das ſo geſund gelegene Hochland von Braſilien nicht genug empfehlen. Die Mittel dafür waren bald beſchafft und Julian war's zufrieden. Beim Abſchiede ſagte der Graf zum jungen Auswanderer: „Mein Sohn, ich ſegne Dich! Bleibe brav und klug, damit Du Dich finden laſſen kannſt, wenn das Gericht für die Güter des Grafen Borgſtam einen Erben ſucht. Wüßte ich einen Andern mit Sicherheit aufzutreiben, ſo würde ich Dich mit der Angelegenheit wahrlich gerne verſchonen.“ —

Ueber die weiteren Schickſale Julian's kann nichts berichtet werden. Der Graf lebte in Polen. Als er ſtarb, ſind die Aufzeichnungen dieſer kleinen Geſchichte bei ihm gefunden worden und auch das Teſtament; dieſes doch war überflüſſig, denn die Gläubiger haben alle Güter des alten Herrn confiscirt.

Das Bekenntniß eines Verurtheilten.

Im Staatsgefängniſſe zu Sydney ſaß ein merkwürdiger Mann. Seine knochigen, ſonnengebräunten Glieder waren nur zum geringſten Theile mit armſeligen Lappen bedeckt. Sein Haupt war wirr umwuchert von Haar und Bart, zwiſchen welchen ein Paar ſcharfe Augen glühten, wie die Lagerfeuer von Wilden im Buſch. Der Mann war am Murrayfluſſe mit einer Meute von Wilden gefangen worden. Er ſchien ihr Häuptling geweſen zu ſein, ſo wie er an Geſtalt und Kraft ſeine Genoſſen überragte, einen längeren Wurfſpieß und ein ſorgfältiger geſchmücktes Kängurufell trug, als die Uebrigen. Er war auch der Muthigſte geweſen; alle Anderen ſtoben vor dem erſten Schuſſe der Engländer auseinander, er trotzte und ſuchte die Rotte zum Angriff zu führen. Aber dieſe ſuchte zu fliehen, was ihr mißlang. Der Häuptling wurde niedergeſchlagen und gefangen. Er ſtieß brüllende Töne aus und biß wüthend mit den Zähnen um ſich; ſpäter jedoch, als er in feſtem Gewahrſam ſaß, ſtellte es ſich heraus, daß er mit großer Geläufigkeit engliſch, deutſch und franzöſiſch ſpreche.

Man vermuthete, daß er ſich niemals zu Trotze geſtellt, ſondern mit ſeinen Gefährten geflohen wäre, wenn er nicht vermuthet hätte, die Engländer führten mehr Gold als Pulver mit ſich. Dann begann er zu raſen, ſich und das Gold zu verfluchen, und als man d'ran ging, ihm den Proceß zu machen — denn es hatten ſich ſeltſame Sachen herausgeſtellt — wurde er gefaßter und verlangte einen Prieſter. Man ſandte ihm einen Paſtor, den ſchickte er wieder zurück — er ſei ein geborner Irländer, alſo Katholik.

Als der katholiſche Prieſter zu ihm in das Gefängniß trat, lag er ausgeſtreckt auf der Erde und verbarg ſein Geſicht in das Ziegelpflaſter und rief: „Kannſt Du es glauben, Du, einer von Denen, die mich getauft haben: ein wildes Thier bin ich geworden!“

Der Prieſter ſuchte ihn zu beruhigen, aufzurichten. Der Wilde grinſte ihm in das Geſicht und ſchrie: „Stehe mir nicht ſo würdevoll da. Was, wenn ich jetzt Du wäre und Du das verdammte Menſchenthier, das ich bin?“

„Komme zu Frieden,“ ſagte der Prieſter, „ich will die Würde des Dieners Gottes gerne ablegen, wenn ſie Dich blendet, ich will mit Dir ſein, wie ein Menſch zum Menſchen. Du biſt unglücklich, aber Du gehörſt zu uns. Biſt Du ſtrafbar, ſo ſtraft Dich das Geſetz, nicht der Menſch, der bleibt bei Dir und verläßt Dich nicht in Deiner größten Noth und nicht in Deiner letzten Stunde. Er bittet Dich nur Eins: Sei auch Du menſchlich und mache Dein Herz auf, damit Dein Bruder Frieden hineinlegen kann.“

„Ich bin braun, nicht wahr?“ fragte der Gefangene und wies auf ſeinen halbnackten Körper, „das hat die Sonne gethan und der heiße Wind im Scrub. Und mein Herz, das Du haben willſt, iſt nicht braun, das iſt ſchwarz wie die ſchwimmende Hölle, die mich hergebracht hat; wer es ſchwarz gemacht, das ſollſt Du hören. Es ſoll aber noch einmal roth werden, bevor ich todt bin.“

Der Prieſter ſetzte ſich auf die ſteinerne Bank und ſagte nun: „Damit Du ſiehſt, daß ich Dir gut bin und vertraue, ſo ſchicke ich den Soldaten davon, der zu meinem Schutze dort an der Pforte ſteht.“

„Das iſt muthig, Mylord,“ verſetzte der Gefangene mit finſterem Auge. „Ich habe an den Händen keine Ketten und könnte Dich erwürgen.“

„Was würde Dir das nützen?“

„Was würde es mir ſchaden?“ lachte der Wilde, „um Einen mehr, das wiegt nicht viel, und es könnte ſein, es ginge mir gerade noch nach einem katholiſchen Prieſter. Doch nein, laß den Soldaten gehen oder ſtehen, ich pflegte nur um Gold zu morden, aus Rache nicht.“

„Wie ſollte ich, der ich Dich heute das erſtemal im Leben ſehe, ein Gegenſtand Deiner Rache ſein können?“ fragte der Prieſter.

„Du haſt Recht. Du biſt als Menſch gekommen und nicht als Geiſtlicher. So kann ich Dir nur ſagen, daß ein Geiſtlicher die Kugel geſchoben hat, die jetzt ſo grob geſchlagen, ſo grob, daß ich aus Verzweiflung einen Schrei thun möchte, der die Welt könnt' erzittern machen. — Nun, Du ſollſt es hören.“

Er erhob ſich nicht vom Pflaſter, die ſchweren Verletzungen bei ſeiner Gefangennahme hatten ihn körperlich arg entkräftet. Er kauerte da und redete.

„Ich bin der Sohn eines Schäfers in Irland,“ begann er, „meine Eltern waren fromme und ſogar ehrliche Leute. Auch ich war beides und ich hatte einen phantaſirenden Sinn, wie ihn die Hirten oft haben auf ihren ſtillen Weiden; dann war ich ehrgeizig und ſtrebte dem Höchſten zu, was ein Hirtenjunge kennt auf dieſer Welt, ich wollte Biſchof werden.

Von Gold und Edelgeſtein habe ich damals noch nicht viel gewußt, ich wollte nur Biſchof werden. Der Pfarrer von unſerer Gemeinde — der gute alte Mann! — der rieth mir nicht dazu, er meinte, man könne als armer Hirte ebenſo gut ſelig werden, denn als Erzbiſchof. Aber mir wäre es doch als Erzbiſchof lieber geweſen. Der Pfarrer nimmt ſich meiner an, und ſein gutes Herz iſt mein Unglück geworden. Er fängt an, mich zu unterrichten und ſchickt mich nach Dublin in eine geiſtliche Anſtalt, wo ich koſtenfrei aufgenommen werde. Ich ſtudire dort etliche Jahre, ſteige raſch aufwärts, und wenn es in ſolcher Art fortgegangen wäre, ſo könnte ich heute zum Mindeſten Erzpropſt zu Cork oder Waterford ſein. Da bringt mir eines Tages einer meiner Studiengenoſſen ein Werk von dem gottloſen Franzoſendichter Voltaire. Kennſt Du den? Ich auch nicht, weiß nur, daß er gottlos war, mag meinetwegen in der unterſten Hölle brennen. Mein College ermuntert mich, ich ſolle das Buch leſen, aber heimlich, denn es wäre verboten. Verboten? Das iſt immerhin eine Empfehlung. Ich nehme das Buch mit zu Bette, bin aber ſchon bei der zweiten oder dritten Seite eingeſchlafen. Am Morgen, als der Präfect kommt, um zu wecken, findet er auf meiner Bettdecke den Voltaire. Er confiſcirt ihn und confiſcirt auch mich — ſteckt mich auf vierundzwanzig Stunden in das Carcer. Im Carcer habe ich genügend Zeit nachzudenken, was denn in jenem Buche enthalten ſein mochte, daß das Leſen desſelben ſolche Strafen nach ſich ziehe. Meine Neugierde ſteigt von Stunde zu Stunde, und als ich wieder frei bin, iſt mein Trachten, mich unbemerkt in die Präfectur zu ſchleichen und das confiſcirte Buch wieder zu erhaſchen. Das gelingt mir. Ich verfüge mich an einen ſicheren Ort, um ungeſtört der Lectüre nachhängen zu können; aber der Teufel hol' mich noch vor dem Henken, wenn ich daraus klug geworden bin! Nicht einmal den Titel dieſes Buches habe ich mir behalten. Was iſt das Ende? Ich werde auf meiner Heimlichkeit entdeckt und auf der Stelle relegirt. — So, das war das erſte Capitel."

Wunderlich war's, wie das der wilde Menſch halb in Grimm und halb in Selbſtironie erzählte.

„Mein Lebenslauf," ſo fuhr er dann fort, „ja, das wäre was für einen Voltaire oder einen andern Gottloſen — wie ſie ſagen, giebt es heute deren genug — zum Erzählen. Hundert Bände, wenn er wollt' — mein Lebenslauf iſt dazu geſchaffen, in Bänden zu ſein. Du verſtehſt mich. — Ich habe mich wohl noch einmal an die Direction des geiſtlichen Inſtitutes gewandt, in Demuth bittend um Wiederaufnahme. Vergebens, ſie wurde mir verſagt. Ausgeſchloſſen und verſagt. — Nun, jetzt bin ich ein freier Mann in der großen Stadt Dublin. In's Gebirge zurückkehren und meinen boshaften Landsleuten ſagen: Ich habe wollen ein hochwürdiger Herr werden, aber ſie haben mich verjagt und jetzt bin ich wieder da. — Nicht um Altengland! So habe ich mich herumgetrieben, ſo lange es ging, habe mich als Führer und Laſtträger nützlich machen wollen, aber es war kein Erwerb. Ich war ein Gaſſenjunge mit zwanzig Jahren, aber viel unbeholfener und blöder, als Andere meinesgleichen. Ich habe den Gedanken gefaßt, in einer andern Stadt Aufnahme zu ſuchen, um meine Studien zu beenden, aber ich ſtand bereits zu tief, hatte nicht mehr den Muth. Ein Kleidungsſtück um's andere habe ich verkauft, in Branntweinhöhlen habe ich gekartelt, und in einer Nacht hat mich die Polizei von der Gaſſe aufgehoben und in Gewahrſam gebracht. Im Arreſt macht man intereſſante Bekanntſchaften, nicht wahr?

Nun, ich habe von ihnen profitirt; ich habe erfahren, wie ſich der Taugenichts Geld erwirbt und wo die ſicherſten Spelunken ſind. Als ſie mich auf meine Betheuerung, ein arbeitſames Leben beginnen zu wollen, frei laſſen, verlege ich mich ſofort auf die Bauernfängerei. Dieſes Geſchäft gelingt mir beſſer, als den Anderen, denn ich kenne die Bauern. Anfangs treibe ich es zahm und begnüge mich mit einer Jauſe, führe ſie in der Stadt eine Stunde herum an ein kaum fünf Minuten entferntes Ziel, um ein größeres Stück Geld verlangen zu können. Endlich gehe ich weiter und führe ſie in die Spielhöllen. Ich bin reſpectabler Falſchſpieler, finde aber meinen Meiſter, und in einer Nacht verſpiele ich Leib und Leben. Leib und Leben! Wir ſpielten darum. Ich hatte keinen Heller mehr in der Taſche, keinen Knopf mehr am Leib, der mir gehört hätte. „So gilt's um Deine Haut und was dazu gehört!" ſagte mein Partner. „Es gilt," ſagte ich. In einer Minute darauf gehöre ich ihm. „Jetzt habe ich das Recht, Dich zu erdroſſeln," ſagte mein Herr. „Das haſt Du," antwortete ich. „Das wäre doch ein ſchlechtes Geſchäft," lachte er, „Du biſt ein ſchöner, junger Mann und haſt ein Geſicht, wie ein junger Heiliger — Dich verwerthe ich beſſer. Wir reiſen nach London, dort blüht unſer Weizen und ſollſt nicht allein das Stroh davon haben. Zeigſt Du Dich verwendbar, ſo wird es Dein Schade nicht ſein." — Es iſt gut, denke ich, in London kann ich vielleicht meine theologiſchen Studien fortſetzen — daraus ſiehſt Du, was ich für ein naiver Junge geweſen bin. Naiv und verſchmitzt! Wir fuhren dann über die See und von Liverpool nach London. Dort begann mein Ruhm. Vom Hehlerjungen zum Taſchendieb, zum Einſchleicher und Einbrecher iſt für ein Talent kein langer Weg. Ich übergehe die Heldenthaten, ſie ſind Dir und mir langweilig, ſie ſind tauſendmal dieſelben. Ich ſtieg auf meiner Stufenleiter ſo hoch, bis ich eines Tages Polizeibeamter der City war. In der That, ja! Es ſind mir — ich war ſtets der treue Diener meines mächtigen Herrn — Papiere verſchafft worden, mittelſt welcher ich Prieſter der heiligen Themis wurde. Du kannſt Dir denken, welche Vortheile daraus unſerer Sache erwuchſen. Es waren unſer eine wohlorganiſirte Bande von viertauſend Köpfen, die meiſten derſelben trugen Seidenhüte, viele davon wurden von manchem ehrſamen Bürger Londons unterthänig gegrüßt. Unſere Hauptverbündete war die Themſe, ſie verbarg unſere Todten. In den erſten Jahren, ſelbſtverſtändlich vor meiner Polizeiperiode, ſaß ich ein paarmal kurze Zeit, ſpäter wohnte ich nur mehr als Gentlemen, bezog einen anſtändigen Gehalt vom Staate, aber einen dreifach größeren von unſerer Verbindung. Da kam ein Tag, und es war plötzlich aus. Ein Einbruch in den Tower, um eines unſerer Häupter aus dem Gefängniß zu befreien, mißlang. Nun war es mein Amt, daſſelbe auf diplomatiſchem Wege zu befreien; da durchbrach ein vermaledeiter Profos das Gewebe, womit wir die Londoner Polizei ſo ſinnig umſponnen hatten, ich war entlarvt und leider auch gleichzeitig gefangen. Ich war gefaßt auf zwanzig Jahre Kerker, aber England dachte ſeinem emeritirten Polizeibeamten eine Vergnügungsreiſe zu. England beſitzt in Auſtralien eine Sträflingscolonie — alſo nach Auſtralien.“

Nach einer Weile, während ſich der Erzähler zu ſammeln ſchien und auf ein Crucifix blickte, das an der Mauer hing, ſagte er:

„Morgen will Neu-Süd-Wales eine ſchöne Ausnahme vom britiſchen Geſetz machen und Einen henken, weil ſeine Bande den Reiſenden Ludwig Leichhardt umgebracht haben ſoll. Ich ſage Dir, Prieſter, ich habe Dich nicht rufen laſſen, daß ich mich vor Dir vertheidige, aber das wiederhole ich Dir, wie ich es dem Gerichtshofe wiederholt habe, an dem Morde Leichhardt's bin ich ſo unſchuldig, als wie der Schächer am Kreuz an Chriſti Tod. Du weißt etwas von Dismas? mir iſt auch noch davon im Kopf geblieben, er war unſchuldig und war doch ein Uebelthäter. Ich will nicht geheult ſein, das iſt etwas für gemeine Gäuche. Ich will, daß ſie mir den Kopf abſchlagen; mein Blut ſoll nicht im Körper erſtarren, es ſoll auf den Erdboden rinnen; das Ungeheuerliche ſoll mit dem Blut gelöſcht werden. Es ſoll, es muß!"

Er ſchwieg hierauf lange. Der Prieſter erlaubte ihm, fortzufahren.

„Sehr gern," verſetzte der Gefangene, „wenn ich nur zerknirſcht ſein könnte! Ich fühle in mir nicht genug Reue, mir iſt, als hätte es ſo ſein müſſen und lebe ich wieder, ſo handle ich vielleicht wieder ſo. Darum muß ich aus der Welt gebracht werden, ich ſelbſt beantrage es. — Der Dampfer, auf welchen wir eingeſchifft wurden, hieß „Irland". Mir zum Hohne der Name meines Vaterlandes. Wir nannten ihn aber die ſchwimmende Hölle. In Wahrheit, das war er. Unſer ſind an Dreihundert geweſen, lauter Verbrecher aus England. Die Aufſeher haben uns, um ſich auf dem Schiffe der Sorgloſigkeit hingeben zu können, in den tiefſten Cajüten mit Ketten zuſammengeſchmiedet. Wir ſahen viele Wochen kaum einen Sonnenſtrahl, unſere halbblinden Rundfenſter waren meiſt unter Waſſer. Keine Luft und die kümmerlichſten Rationen Nahrung, leider noch zu viel zum Verhungern. O Voltaire! Hätte Dich im Mutterleib der Blitz erſchlagen, ich ſtünde im Dom and trüge prachtvollen Ornat, anſtatt in dieſer Peſtgrube auf dem Weltmeere zu verderben. Mir zur Linken der

Nachbar wurde typhuskrank und ſtarb. Wir verheimlichten den Aufſehern ſeinen Tod, um ſeiner Portion Nahrung nicht verluſtig zu werden, die wir Nächſtſtehenden uns als Erbſchaft theilten. Aber der Todte, der nicht zu ihren Ohren kam, kam zu ihrer Naſe und wir wurden auf einige Tage gelüſtet. Im Indiſchen Meere ging es ein wenig unſtät her und wir wurden durch Stürme ſüdlich, ich glaube gegen die Kerguellen, verſchlagen. Das Schiff mußte an einer öden Inſel landen, um Waſſer zu ſchöpfen. Hier gelang es Dreien von uns, zu entkommen. Ich war mit ihnen. Es war aber ein böſer Gewinn. Wir durchirrten die unfruchtbare Steinwüſte. Einer von uns, der nach der finſteren Cajüte das grelle Licht und das heiße Sandwehen nicht ertragen konnte, erblindete. Wir hatten Keulen bei uns, um Thiere zu erſchlagen und von ihrem Fleiſche zu leben. Aber die Gegend war todt und ſtarr, ſo weit das Auge ſpähte, der Hunger drohte uns wahnſinnig zu machen, da erſchlugen wir unſern Blinden .... Nach einigen Tagen, als der Vorrath bereits alle oder verdorben war, ſann ich nach einer Gelegenheit, auch meinen andern Genoſſen umzubringen und derſelbe hat ſpäter kein Hehl daraus gemacht, daß er einen gleichen Anſchlag gegen mich im Schilde geführt. Wir trauten Einer dem Andern nicht; wir hatten in der fürchterlichen Wüſte Niemand, als uns allein, und wir waren unſere gefährlichſten Feinde. Endlich wurden wir von unſeren Soldaten wieder glücklich eingefangen und, beim heiligen Gott, wir ſetzten uns nicht zur Wehr. Wir kamen endlich nach Auſtralien und landeten in Van Diemens-Land — wir nannten es das Teufelsland, aber im luſtigen Sinne, denn in demſelben regierte Vater Howe."

„Howe," unterbrach ihn der Prieſter, „ſo hieß ja der berüchtigte Räuberhäuptling in Tasmania."

„Ganz richtig, Mylord, eben derſelbe. Ein Landsmann von mir — hatte ähnliche Schickſale und ich war entſchloſſen, um jeden Preis unter ſeine Fahne zu kommen und, wie er, ein gefürchteter Bandenführer zu werden. Aber man war ſchlau und ahnte, daß Howe's Schaar auf uns neue Einwanderer eine große Anziehungskraft haben dürfte, wir wurden nach Neu-Süd-Wales eingeſchifft. Und in dieſem Lande erging es mir ſo wunderlich, wie ſonſt nirgends. Wir Sträflinge wurden freigelaſſen und arbeiteten theils an Häfen, Canälen, Straßen und Eiſenbahnbauten und am Aufbaue der Stadt Sydney. Ich ſah bald ein, hier war die Stufenleiter wieder eine andere und ich richtete mich darnach. Ich arbeitete und heuchelte und war auch fleißig in der That und war verwendbar und machte mich verläßlich. Nach einem Jahre war ich Arbeitsaufſeher, nach drei Jahren gaben ſie mich und einige Andere, die ſich brav gehalten, frei. Jeder von uns erhielt ein Stück Land mit Schafen und Pferden. Ich verſtand was davon und der Hirte aus Irland wurde ein Squatter am Darlingfluſſe. Ich baute mir ein Haus auf der Station und baute mir ein Haus in der Hauptſtadt. Ich war ein reicher und ſomit ein ehrenwerther Mann. Ich lebte auch darnach und hatte eine laute Stimme in unſerem Parlament. Es war gut, ich könnte heute Bürgermeiſter von Sydney ſein; mancher der Deportirten hat es hoch gebracht. Vor Allem reich ſein, das iſt die Hauptſache. Darnach handelte ich und wie iſt es geworden? — Daß ich heimlich einen ſchwunghaften Rumſchmuggel betrieb — Du weißt, daß Rum bei uns verboten war — und daß ich ſelbſt auf meinem Landgut eine Branntweinbrennerei beſaß, hätte nicht geſchadet, wenn es nur nicht an den Tag gekommen wäre. Mir koſtete die Sache mehr als die Hälfte meines Vermögens und ich mußte trachten, dasſelbe wieder zu ergänzen. Und nun beging ich die größte meiner Thaten."

„So erzähle ſie," ſagte der Prieſter, „aber faſſe Dich kurz."

„Kurz? Haſt Du keine Zeit?" fragte der Gefangene, „Du willſt Dich beklagen und ich zähle mein Leben nur mehr nach Stunden."

„So erzähle, wie Du willſt. Hauptſache iſt hier die Erleichterung Deines Herzens."

„Es wird nun vom Gold die Rede ſein," fuhr der Irländer fort, „und das iſt ein böſes Thema. Es war zur Zeit, als Auſtralien auf war, um Gold zu graben. Der Squatter wie der Vornehme, der Fiſcher wie der Beamte, Alles grub Gold. Alle aus der alten Welt anlangenden Schiffe brachten Goldgräber. Viele wurden reich, Viele gruben ſich das Grab. Noch mehr wurden elend. Auch ich habe gegraben, aber die Lohnarbeiter haben mich betrogen und für meine Perſon war mir die Wühlerei nicht amuſant genug. Es giebt beſſere Mittel, um reich zu werden, als die Arbeit der Hand. Die Speculation, Du erräthſt es ja. Ich ſah, wie ſich die goldſuchenden Menſchenmaſſen immer mehr in das Binnenland zogen, während die Lebensmittel, je mehr von der Küſte entfernt, deſto kümmerlicher und ungenügender wurden. Ich verkaufte mein Haus in Sydney und kaufte ganze Schiffsladungen mit Nahrungsmitteln und ſchaffte ſie in Gegenden, in welchen große Goldfunde vorausgeſehen werden konnten. Aber die Berichte von neuen Goldgruben ſchwankten hin und her und die Goldgräber zogen der Fata Morgana nach, gleichviel, ob Viele in den waſſerloſen Wüſten oder im Skrub verſchmachteten. Ein großer Theil meiner Waaren lag an einem Nebenfluſſe des Murray und lief Gefahr, zu verderben. Dieſe Waaren mußten an Mann gebracht werden. Aber wie? Die Gegend war wieder öde geworden, nur die Kängurus und die Dingoshunde durchſtrichen den Skrub. — In denſelben Tagen war's, daß ein Squatter, nennen wir ihn John Peak, von ſeinem Bruder am Murrumbidſchifluß ein Schreiben erhielt, daß in ſeiner Gegend, weſtlich der Blauen Berge, ein unbeſchreiblich reiches Goldlager entdeckt worden ſei. Ich ſelbſt ſah den Brief und machte ihn bekannt. Alſogleich große Aufregung in den Küſtenprovinzen und die Leute eilten herbei, um ſich bei John Peak des Näheren zu unterrichten. Peak kündigte an, daß er geſonnen ſei, an einem der nächſten Tage Früh mit großen Waarenladungen von Lebensmitteln nach dem Murrumbidſchifluſſe aufzubrechen, wer wolle, der könne ſich dem Zuge anſchließen. Und ſiehe, an dem beſtimmten Morgen, kaum die Elſter ihr Lied ſang, war eine große Anzahl von Männern mit Grabſcheit und allerlei Arbeitsgeräthe zuſammengekommen, um ſich dem Zuge anzuſchließen. Zwanzig Paar Ochſen waren an ſchwer beladene Wagen geſpannt und dieſen ſchwerfälligen Fuhrwerken folgten die Goldgräber junge, kräftige, lebensluſtige und arbeitsmuthige Leute, heiter und hoffend, und ſo bewegte ſich die Karawane den neuen Goldfeldern entgegen. Es war im Januar, alſo mitten im Sommer. Die Gegend war heiß und wurde von Stunde zu Stunde öder. Das Gras an der Wurzel war zu Heu geworden, die Bäche waren vertrocknet, kaum daß in einzelnen ſchlammigen Dümpfen Menſchen und Thiere ihren Durſt zur Noth löſchen konnten. Die fahlen Blätter der Gummibäume hingen welk herab, gaben aber keinen erquickenden Schatten. — Ich erzähle Dir dieſen Zug genau, wie er in meiner Erinnerung iſt, weil er mir von allen meinen Wegen heute am ſchwerſten auf dem Herzen liegt. Der Weg hatte über unwirthliche Gebirgskämme und rauhe Steinflächen geführt, auf denen wir zwar fortkamen — ich war auch dabei, das merke Dir — die Ochſen dagegen aber harte Mühe hatten, die ſchweren Wagen weiterzubringen. Wir mußten Hand anlegen, jetzt vorwärtsſchieben, jetzt zurückziehen und dann wiederum die Laſten vor Sturz in die Abgründe bewahren. Einige hatten dem Fuhrwerk bereits auch ihre mitgeſchleppten Habſeligkeiten aufgebürdet, wofür ſich Miſter John Peak wacker bezahlen ließ. So hatte die Reiſe bereits vier Tage gewährt und wir befanden uns nun in einer vollſtändigen Wildniß, wo weit und breit keine Anſiedlung war, ein dürrer, trauriger Boden, den wohl noch niemals die Füße eines Europäers betreten hatten.

Der fünfte Tag war ein Sonntag, da wurde Raſt gehalten. Es iſt aber keine Sonntagsruhe geweſen, die Leute waren unzufrieden und drangen in John Peak, ihnen doch endlich mitzutheilen, wann dieſe troſtloſe Gegend ein Ende nehme, wo die Goldfelder wären. John Peak hatte die Ungeduldigen zu vertröſten gewußt von Tag zu Tag und jetzt entgegnete er unwirſch, ob ſie denn glaubten, daß er das Goldland herbeizaubern könne? Ob nicht auch er ſelbſt, ſeine Leute und ſein Vieh von dem Ungemache der Reiſe zu leiden hätten, ob er ſie denn gebeten habe, mit ihm zu kommen, ob es nicht reine Gefälligkeit von ihm geweſen wäre, ſie mit ſich zu führen? Das ſprach er vernünftig. Es ließ ſich laut nichts darauf entgegnen, jedoch hinter ſeinem Rücken begannen die Männer zu murren: „John Peak hat den Weg verloren und will es nicht geſtehen.“ Ob er ſich ſeiner Sache gewiß ſei? wurde er befragt. Das wäre er. Er ſolle noch einmal den Brief ſeines Bruders zeigen. Er zeigte den Brief und da ſtand's: Am Murrumbidſchifluß ein unbeſchreiblich reiches Goldlager gefunden. Der Fluß mußte ja in dieſer Gegend ſein, nur war er unter anderen Schründen, die ſich im wüſten Grunde hinzogen, ſchwer zu erkennen, da er ausgetrocknet ſein konnte. Sie beruhigten ſich alſo wieder. Die Menge der Goldſucher war bereits bis zu tauſend Köpfen geſtiegen. Das Lager wurde nicht abgebrochen. John Peak ſandte Leute aus, angeblich nach der Beſitzung ſeines Bruders. Mittlerweile zehrte die Menge von ſeinen Vorräthen und zahlte ihm hohes Geld. So ging ein Tag um den andern hin und nun erhob ſich eine Unruhe im Lager, die nichts Gutes ahnen ließ. Der Argwohn war da: Die ganze Goldgrubengeſchichte wäre erfunden. John Peak habe die Leute in die Wüſte verlockt, um ſeine Lebensmittel zu enormen Preiſen zu verkaufen. Und in der That, die Lebensmittel wurden von Stunde zu Stunde knapper und ſtiegen im Preiſe, ſo daß Viele, deren Baarſchaft zu Ende ging, bereits Hunger litten. Einzelne trennten ſich von der Menge los und irrten in Sand und Skrub umher, in der Hoffnung, auf die geträumten Goldfelder zu ſtoßen. Man ſoll nichts mehr von ihnen gehört haben.

Im Lager wuchs die Aufregung, es kam zu einer Volksverſammlung, in welcher die Vermuthung des Verrathes offen ausgeſprochen wurde. Nach einer ſtürmiſchen Stunde ſchien es ſichergeſtellt, daß die Menge nur in dieſe Oeden geführt worden war, um dem Squatter die bereits im Verderben begriffenen Lebensmittel zu conſumiren. Um aber dem Manne nicht Unrecht zu thun, ſondern vollſtändige Gewißheit zu erlangen, wurde beſchloſſen, auf Koſten der Verſammlung eine Expedition auszuſchicken, den vorgeſchützten Bruder oder die Goldlager zu finden. John Peak ſollte bis zur Rückkehr der Männer ſtrenge bewacht werden.

Am folgenden Morgen wurde die Expedition, mit Lebensmitteln und guten Pferden verſehen, abgelaſſen. Sie durchſtrich die rothbraunen Flächen, fand weder Vegetation noch Waſſer, weder Weg noch Steg, überall nur die nackten Granitfelſen, ſtellenweiſe knietiefen Sand und wirbelnden Staub. So weit das Auge reichte, kein grünes Blatt, kein Grashalm, nach allen Seiten hin nichts als grauer Himmel und brauner Sand.

Heiße Winde aus Nordweſten blieſen da und dort ein finſteres Gewölke heran, aber es waren nicht die willkommenen Waſſerdünſte, es war glühender Staub. Die Expedition ſoll viel gelitten haben, ſtieß aber am dritten Tage auf eine kleine Oaſe, wo ſich eine Schafzucht befand. Es war die Gegend, wie ſie von John Peak als der Wohnort ſeines Bruders verzeichnet worden. Die Männer fanden bei den Hirten freundliche Aufnahme; ſie zogen ihre Erkundigungen ein und erfuhren erſtens, daß hier kein Menſch wohne, der einen John Peak zum Bruder habe, und erfuhren, daß in dieſer Gegend von einem Goldlager weder jemals eine Spur, noch eine Rede geweſen ſei.

Die Expedition hatte ihren Zweck erreicht und trat die Rückreiſe an. Um der gefürchteten Sandwüſte zu entgehen, wollte ſie eine andere Richtung einſchlagen, ſtieß aber auf grundloſen Moraſt des Murrumbidſchi und auf undurchdringlichen Skrub. Von der Expedition erlagen zwei Mann. Auf der wieder betretenen Sandwüſte ſtand eine weitere Ueberraſchung bevor. Eine Anzahl von Raubvögeln umflatterten drei menſchliche Leichen, welche auf dem Rücken lagen und ihr ſtarres Antlitz gen Himmel gerichtet hatten. Gen Himmel, zum gerechten Gott, Mylord. Sage mir, iſt es, giebt es wirklich einen Gott?“

„Das menſchliche Gewiſſen iſt der beſte Beweis davon,“ antwortete der Prieſter.

„Das wäre furchtbar, furchtbar!“ rief der Gefangene und erfaßte den Geiſtlichen mit beiden Händen.

„Das ſind wieder Drei, die zum Himmel ſchreien!“ fuhr er dann fort. „Sie hatten ſich vom Lager des John Peak losgelöſt, hablos, vom Hunger daraus vertrieben, und waren in der heißen Wüſte verſchmachtet. — Endlich nach einer fürchterlich harten Wanderung ſahen die Männer der Expedition die weißen Zelte des Lagers. Bei den Zurückgebliebenen war die Aufregung bereits auf das höchſte geſtiegen.

Die Nahrungsmittel waren bis zu den höchſten Preiſen emporgeſchraubt worden, das lange Ausbleiben der Expedition und anderer Davongezogenen hatte ſie tief beunruhigt; Viele waren kaum mehr von einer Gewaltthat an John Peak zurückzuhalten.

Die zurückgekehrte Expedition machte Bericht, daß weit und breit kein Bruder des Squatter und keine Spur einer Goldmine entdeckt worden ſei. Da brach in der Menge ein Gemurmel aus, das war wie ein Erdbeben. Dann geriethen ſie in eine heiße Wuth und kaum gelang es den Beſonneneren, John Peak nothdürftig vor den Raſenden zu ſchützen. „Lynchjuſtiz! Lynchjuſtiz!“ riefen ſie; ſo ſchickte man ſich an, ihn auf der Stelle zu richten. Unter den Goldgräbern war ein Mann, der in England einſt eine höhere Juſtizbeamtenſtelle bekleidet hatte; der wurde faſt einſtimmig zum Richter erwählt. Ein Anderer wurde zum öffentlichen Ankläger ernannt. Ferner wurde nach der Vorſchrift des Geſetzes ein Geſchwornengericht von zwölf Mann gebildet. Aus Steinen und herbeigeholten dürren Baumſtrünken errichtete man die

Sitze; nun nahm der Gerichtshof Platz und um ihn gruppirte ſich die Verſammlung.

Der gefangene Squatter wurde vorgeführt und aufgefordert, ſich einen Vertheidiger zu wählen. Der Mann heuchelte Faſſung und betheuerte, daß er unſchuldig ſei.

Ohne auf dieſe Betheuerung zu achten, wiederholte der Gerichtshof die Aufforderung, ſich einen Vertheidiger zu wählen.

Er verzichtete darauf und wählte keinen.

Jetzt wurde in die Mitte des Kreiſes ein leeres Rumfäßchen gerollt — Prieſter, ich habe darauf das eingebrannte Zeichen meiner Firma erkannt! — auf dieſes mußte ſich der Angeklagte ſtellen, daß die Erde von ſeinem Fuße nicht entweiht werde. — Mylord, ein ſolches Gericht in der weiten Wüſte iſt ſo ſchrecklich, wie das Gericht Gottes!

Nun wendete ſich der Richter zu den Geſchworenen und zum Volke und eröffnete ſeine Anſprache: „Männer! Es iſt ſonſt gegen das Princip, daß das Volk ſich ſelbſt Recht verſchaffe und ſeine Hände erhebe zur Ausführung des Geſetzes. Unter den obwaltenden Umſtänden aber, und weil die beſtehende Obrigkeit von uns nicht erreicht werden kann, ſind wir gezwungen, uns ſelbſt Hilfe und Recht zu verſchaffen. Es iſt überflüſſig, das Verbrechen des Mannes, der vor uns ſteht, näher darzulegen, jeder Anweſende fühlt es in ſich ſelbſt und andere unſerer Genoſſen irren durch ſeine Schuld weiter hin in den Wüſteneien um, oder ſind bereits erlegen. Und dennoch bitte ich Sie, daß Sie ſich nicht von Haß und Rache leiten laſſen, daß Sie bedenken: es iſt ein Menſch, den wir Menſchen richten und daß Sie einſt vor einem höheren Richterſtuhle Rechenſchaft ablegen werden über dieſe Stunde. Nun gebe ich dem Ankläger das Wort.“

Der Ankläger trat vor und rief mit leidenſchaftlicher Stimme: „Sein Name iſt John Peak, ein Engländer von Geburt, ein importirter, vor Jahren freigelaſſener Verbrecher, nun Squatter in der Colonie Neu-Süd-Wales. Er hat uns durch Vorſpiegelung in dieſe Wüſte gelockt, um uns das Geld abzupreſſen, es iſt der raffinirteſte Raub, der vollführt werden kann. Fünf Mann ſind durch ſeine Schuld bereits todt, ſiebzehn andere ſind in Verluſt gerathen und ich ſage, wir dürfen die Mehrzahl derſelben auch zu den Todten zählen. John Peak hat den Brief ſeines angeblichen Bruders ſelbſt geſchrieben, um uns in eine Wüſte zu leiten, deren Schrecken wir vor Augen haben. Gott mag uns weiter führen. Auf den gewiſſenloſen Mann aber fordere ich die ganze Strenge der göttlichen und menſchlichen Vergeltung. Er ſoll ſterben.“

Als Belaſtungszeuge ſtand die ganze Verſammlung da. Aus ihr traten zwölf Männer hervor, ſchworen auf die Bibel und beſtätigten die Worte des Anklägers.

Der Richter wandte ſich zum Angeklagten und ſagte: „John Peak, vertheidigen Sie ſich?“

Der Angeklagte gab zur Antwort: „Was man aus Neid und Mißgunſt gegen mich vorbringt, iſt nicht wahr, ich bin unſchuldig. Ich habe ſie nicht aufgefordert, mir in dieſe Gegend zu folgen; ich habe ſie nicht gezwungen, mir die Lebensmittel um gutes Geld abzukaufen. Sie haben mich darum gebeten, beſchworen. Große Nachfrage vertheuert die Waare in der ganzen Welt, warum nicht auch hier in der Wüſte? Oder wäre es beſſer geweſen, man hätte die Lebensmittel billig haben können und ſchon in der erſten Zeit verzehrt? Jeder Capitän verringert die Rationen, wenn die Fahrt ſich zögert oder das Schiff auf einer unfruchtbaren Inſel ſtrandet. Glauben Sie, daß mir um das Geld zu thun war? Ich wollte durch die Steigerung den Vorrath bewahren, ſo lange es möglich.“

„Sie vertheidigen ſich in einer Sache, in der Sie nicht angeklagt ſind,“ unterbrach ihn der Richter. „Sie haben dieſe Verſammlung aus ſelbſtſüchtigen Gründen, durch lügenhafte Vorſpiegelungen in dieſe Wüſte gelockt. An tauſend Menſchen haben Sie unſäglichen Mühen und Gefahren ausgeſetzt, denen bereits Mehrere unterlegen ſind. Deſſen ſind Sie angeklagt, deſſen haben Sie ſich zu rechtfertigen.“

„Ich bin unſchuldig,“ wiederholte John Peak.

„Und ſonſt haben Sie nichts vorzubringen?“

„Ich bin unſchuldig.“

„Dann, Ihr Männer, waltet Eures Amtes,“ ſagte der Richter zu den Geſchwornen. „Aber bedenkt noch einmal die Verantwortung, die Ihr übernehmt und prüſt noch einmal mit Ernſt die Sachlage. Die Schuld dieſes Mannes ſcheint allerdings bewieſen zu ſein, ſcheint, ſage ich, aber oft trügt der Schein. Iſt es abſolut unmöglich, daß in dieſen Strichen ein Bruder des Angeklagten exiſtirt? Iſt es abſolut unmöglich, daß in dieſen Strichen Gold vorkommt? Wie, wenn der Angeklagte geopfert iſt und es erſcheint der Bruder und es offenbart ſich die Wahrheit des Briefes, deſſentwillen wir John Peak gefolgt ſind? Ich beſchwöre Sie noch einmal, Männer des Gottesurtheils, wenn der geringſte Zweifel an ſeiner Schuld in Ihnen lebt, wenden Sie ihn zu Gunſten des Angeklagten.“

So ſprach der wackere Mann und die Geſchwornen zogen ſich hinter ein Gebüſch zur Berathung. Auf dem Platze war ein düſteres Gemurmel. Keiner verhehlte ſich, was der Ausſpruch der Geſchwornen und das richterliche Erkenntniß ſein werde. Der Angeklagte zweifelte daran am wenigſten.

Nach einer Weile erſchienen die Geſchwornen wieder in ihrem Kreiſe und der Vormann wandte ſich mit blaſſem Angeſichte an den Richter.

„Was iſt das Erkenntniß?“

„John Peak iſt ſchuldig.“

Die Geſchwornen traten zurück und verloren ſich in der Menge.

Der Richter fragte den Verurtheilten, ob er noch was vorzubringen habe.

Der Mann hat geſchwiegen.

Und der Richter hat noch die folgenden Worte geſprochen: „John Peak iſt ſchuldig des Todes, er iſt dazu verurtheilt, am Halſe aufgehängt zu werden, bis er todt, todt, todt iſt. Ohne Haß und Groll übergeben wir ihn ſeinem Geſchicke, möge der himmliſche Herr Gnade haben mit ſeiner Seele! — Eine Stunde iſt ihm gegönnt, um ſich auf ſein Ende vorzubereiten. Dieſe Stunde ſei ſein Eigen. Ich fordere die Verſammlung auf, jetzt in Frieden auseinander zu gehen; möge Keiner im Leben vergeſſen, an welch ernſter Handlung er heute theilgenommen.“

Mit dieſen Worten gab der Richter ſeine Gewalt ab und ſtieg zur Menge nieder. In dieſer erhob ſich nun aber plötzlich ein Geſchrei. Der aufgeregten Menge hatte man vor das Zelt, in welchem Peak's Waarenlager ſich befand, ein Faß Rum gerollt, den Boden eingeſchlagen und Alles drängte ſich vor, einen Becher des Getränkes zu erlangen. Bald war das Faß leer und auch ein zweites, ein drittes, dann wurde mit wildem Lärm das Waarenlager geſtürmt und Jeder nahm, was ihm das Nächſte war. Der Eine trug einen Sack Reis fort, der Andere einen Sack Zucker, der Dritte eine Kiſte Thee; Andere Mehl, Butter, Schinken, Tabak. Jeder wollte ſich nun entſchädigen, ſich einen guten Tag machen, und es ging toll zu im Wüſtenlager.

Als man ſich endlich nach dem Verurtheilten umſah, um ihm zur Krone des Feſtes ſein Recht anzuthun, war der Vogel ausgeflogen. — Ein ſchlauer Freund hatte die Plünderung in Scene geſetzt und dem Verurtheilten zur Flucht verholfen. Jetzt ſahen ſie den Flüchtling auf flüchtigem Renner über die weite Ebene dahinjagen."

So der Gefangene.

„Ja," verſetzte nun der Prieſter, „ich habe ſeinerzeit von dieſer Geſchichte vernommen. Aber warum erzählſt Du nicht von Dir?"

„Ich erzählte von mir," ſagte der Gefangene, „haſt Du in John Peak denn nicht mich erkannt? Nicht wahr, Dir graut? Mir auch, Mylord, mir auch, meine Haut ſchaudert daß ein ſolcher Teufel in ihr ſteckt."

„Nun biſt Du wohl zu Ende?"

„Faſt. Was jetzt noch kommt, iſt zahm. Ich floh zu den Wilden. Da ich ſchon früher ihre Sprache erlernt hatte, ſie aber in jenem Skrub an mir das erſtemal einen Weißen ſahen und ſich vor mir fürchteten, ſo gab ich mich für den Geiſt ihres Stammvaters aus, der aus der andern Welt zu ihnen zurückgekehrt ſei, um ihnen zu verkünden, daß ein fremdes, furchtbares Volk gegen ſie über das Meer heranziehe, welches den Blitz des Himmels und den Donner bei ſich hätte, und um ſie im Kampfe gegen dieſe fremden Ungeheuer zu ſtärken. Sie haben mir geglaubt, haben mich in ihrer Weiſe angebetet, haben mich in eine große Höhle geführt und mir dort ihre Opfergaben zu Füßen gelegt. Merkſt Du den böſen Witz des Schickſals? Nun war ich's, was ich einſt auf den Heiden Irlands ſein wollte: ein Prophet, ein Prieſter, ein Erzbiſchof. Aber wo? — Sie brachten mir das Beſte, was ſie hatten, es war für mich kaum genießbar; ich ſagte, ich ſei bei Speiſe und Trank die Zubereitung der andern Welt gewohnt und bereitete ſie, wie es die Weißen thun. Ich ſuchte die Wilden für meine Zwecke zu erziehen und galt als ihr Häuptling und Gott, gleichwohl Manche unter ihnen waren, die mir nicht zu trauen ſchienen. Die Furcht hielt ſie im Zaume. Ich ſuchte ſie mit dem Speer, mit dem Bumerang, mit der Keule im Kampfe zu üben, um mir ein ſtreitbares Heer gegen meine eigene Race heranzubilden. Ich wußte wohl, daß ich für alle Zeit aus der menſchlichen Geſellſchaft verbannt ſein mußte; wohlan, ich ging mit dem Plan um, die Wilden Auſtraliens zu ſammeln, um mit ihnen gegen die engliſchen Colonien zu ziehen und Alles zu zerſtören, was an Europa und Cultur erinnerte.

So groß war in mir, dem unſeligen Miſſethäter und Auswürfling, der Haß geworden gegen die Sitte und Ordnung, gegen die menſchliche Geſellſchaft. Nun war ich der Teufel. — Mein Vorhaben, die Wilden zum Kriege zu erziehen, war aber nicht durchführbar. Und weißt Du, wer mich bei meiner Gefangennahme am Murray niedergeſchlagen hat? Der Wilden Einer, mein eigener Waffenträger. Er hätte mich gewiß getödtet, wenn ich ihm nicht von den Soldaten entriſſen worden wäre. — So bleibt es doch Dir, mein alter Vaterſtamm, anheimgeſtellt, an mir, dem unſeligſten, dem ärmſten Deiner Kinder, Dein Richteramt zu vollführen. Jetzt entweiche ich nicht mehr auf flüchtigem Renner, jetzt leugne ich nicht mehr, daß ich ſchuldig bin, jetzt will ich nur Eins, o Menſchen, nur dieſes Eine verſagt mir nicht!“

Mit dieſen Worten war der Mann laut wimmernd auf den Ziegelboden hingefallen. Der Prieſter hob ihn auf und fragte, was denn ſein letzter Wunſch ſei, er ſolle ihm gewährt werden.

„Könnt Ihr das auch, Ihr Menſchen, mir, mir mein letztes, einziges Bitten zu erfüllen. Nun ſeht, das iſt's: ich will nicht erwürgt werden mit dem Strick, ich möchte langſam, langſam ſterben und mein Blut ſehen. Ich möchte dabei ſein und mich ergötzen an der Todesqual dieſes Thieres."

Mit geballter Fauſt ſchlug er an ſeine Bruſt, daß es dröhnte. Er brach in eine Art von Wahnſinn aus. Die Gefängnißwärter kamen und legten ihm die Feſſeln an. Der Prieſter ging davon, der Gefangene ſtarrte ihm hohläugig nach.

Am nächſten Morgen, als der rothe Schein lag über den unermeßlichen Wäſſern des Oſtens, wurde der Gefangene aus dem Kerker geholt und in den Hof des Gerichtsgebäudes geführt. Dort erwarteten ihn die Richter und der Prieſter. Dieſer ſprach ihm Troſtworte zu und betete.

Als der Todgeweihte mitten im Hofe den Galgen ſah und den Henker daneben, rief er aus: „Verſagt! Verloren!" Mit dieſem gräßlichen Schrei ſtürzte er ſich kopfüber auf das Steinpflaſter — und das rothe Blut entſtrömte dem zerſchmetterten Haupte.

Hoch über den Giebeln des Gebäudes flogen die Tauben — lieblich ſchimmerte ihr Gefieder im Glanze der aufgehenden Sonne.

Scheintodt.

Aus dem Leben eines Familienvaters.

Bis zum Jahre 1869 lebte ich in der Reſidenz, wo ich an der techniſchen Hochſchule als Aſſiſtent im phyſikaliſchen Cabinet und ſpäter als Profeſſor thätig war. Im Jahre 1869 wurde ich zum Bürgerſchuldirector im Landſtädtchen B. ernannt. Im Vorfrühling des beſagten Jahres überſiedelte ich mit meiner Familie an den neuen Beſtimmungsort. Meine Familie beſtand aus der Gattin, mit welcher ich im neunten Jahre vermählt war, ferner aus zwei Kindern, einem Knaben von ſieben und einem Mädchen von ſechs Jahren. In B. bezogen wir eine geräumige und freundliche Wohnung und richteten uns fröhlich ein. Ich hatte mir in der Reſidenz die nöthigen phyſikaliſchen und chemiſchen Inſtrumente nebſt einer kleinen Sammlung von Mineralien, Schmetterlingen, Käfern und ähnlichen Dingen erworben, wie ſie jeder Schulmann beſitzen ſoll. Ich ſtellte dieſe Gegenſtände in meinem geräumigen Arbeitszimmer auf; meine Gattin ſchmückte die Fenſter mit ihrem kleinen Herbarium und freute ſich der reinen Sonnenſtrahlen, die hier nicht mehr von großſtädtiſchem Staub und Nebel zurückgehalten wurden, ſondern hell und lieblich auf die zarten Pflanzen und jungen Bäume fielen.

Die Kinder ergötzten ſich an dem Vogelgezwitſcher vor den Fenſtern, hüpften um die Mutter, wenn ſie emſig die neuen Verhältniſſe ordnete, ſprangen in meinem Arbeitszimmer herum, waren ſtets geſchäftig und gelehrſam, und der Knabe verſuchte manches Inſtrument, das ich wieder in den Stand ſetzte und einübte, auch zu handhaben, und zu ſeinem Jubel häufig mit Erfolg.

Am glücklichſten waren die Kinder, wenn wir die Elektriſirmaſchine ſpielen ließen, deren Strom uns durchzuckte und die Haare gegen Berg trieb. Bald verſtand es der Kleine, ſelbſt die Batterie vorzubereiten und das Experiment auszuführen.

So waren wir Alle recht heiter und ich ahnte nicht, welche Schrecken und welcher Jammer in dieſem Hauſe ſo bald über mich kommen ſollten.

Meine Gattin, von Natur aus etwas ſchwächlich und nervös, welche zuvor kaum einmal aus der gewohnten Atmoſphäre der Großſtadt gekommen war, fühlte ſich zu B. gleich in der erſten Zeit, wahrſcheinlich in Folge der ſchärferen Luft und der häufig wechſelnden Temperatur, etwas angegriffen. Sie achtete es nicht, beſtellte, als der Schnee geſchmolzen war, den kleinen erworbenen Garten — glücklich darüber, ihren Lieblingswunſch erfüllt zu ſehen und endlich einmal einen Hausgarten zu beſitzen. Wie kurz war ihre Freude! — Am 18. März fiel ſie plötzlich ein heftiges Fieber an, am 19. konnte ſie das Bett nicht mehr verlaſſen. In der erſten Zeit ihrer Krankheit lag ſie in ſteter Fieberhitze und zweimal brach ſie in Delirium aus; in der letzten Zeit war ſie ruhiger, weil erſchöpft, und oft lag ſie ſtundenlang in einem ohnmachtähnlichen Zuſtande. Von den beiden Aerzten des Städtchens war ſtets einer am Bette der Kranken; am ſechſten Tage der Krankheit, als eine Art Kriſis eingetreten zu ſein ſchien, telegraphirte ich an einen der berühmteſten Aerzte der Reſidenz, Profeſſor R. Dieſer langte noch an demſelben Tage ein; ein Conſilium wurde abgehalten und als Reſultat desſelben mir bedeutet, daß ich mich wohl für alle Fälle gefaßt machen müſſe.

Profeſſor R. reiſte wieder ab, nachdem er der Patientin ein hoffnungsreiches und mir ein troſtloſes Wort zugeflüſtert hatte. Ich kam nicht vom Bette der Gattin; ſie ſchlummerte zumeiſt, nur manchmal ſchlug ſie die Augen plötzlich wie erſchreckt auf, blickte haſtig um ſich, ſah mich dann betrübt an, oder that mir wohl auch den Gefallen, ein wenig zu lächeln. Sie ſagte mitunter einige Worte, die ganz deutlich und verſtändig waren, und verfiel dann bald wieder in den Schlummer. Ihre Geſichtsfarbe war ſehr blaß geworden, nur bisweilen waren glührothe Flecken auf ihre Wangen, auf ihre Stirn gehaucht. Der Puls war auf 134 und 140 Schläge in der Minute.

Die Kinder waren vom Krankenzimmer abgeſondert; die Kranke fragte mehrmals nach ihnen, ich gab ihr die beſten Auskünfte über das Wohlbefinden der Kleinen, und ſo beruhigte ſie ſich ſtets.

Am 26. März, in der Morgenſtunde war's, als ſie mit größerer Entſchiedenheit als ſonſt nach den Kleinen verlangte. Wir ſagten, ſie ſchliefen noch.

„So weckt ſie auf!“ ſagte ſie mit faſt heller Stimme, „ich muß ſterben und will noch einmal meine Kinder ſehen!“

Mir fuhr das Wort wie ein Meſſer durch's Herz.

Die Wärterin brachte die Kinder herein.

„O, kommt, ihr lieben, armen Weſen!“ rief ihnen die Mutter halb aufgerichtet mit ausgeſtreckten Armen entgegen, „ihr habt keine Mutter, ihr lieben Kinder, ihr lieben Kinder!“ Sie herzte und küßte den Knaben, das Mädchen und wieder den Knaben, und ein Thränenſtrom ergoß ſich über die Wangen.

Die Wärterin wollte die Kleinen wieder entfernen, allein die Kranke wehrte ſich dagegen, preßte das Mädchen an ihren Mund, den Knaben an ihr Herz; mit ſanfter Gewalt wollte man ihr ſie entreißen, da rief ſie laut: „Ich laſſ' ſie nicht, ich laſſ' ſie nicht von mir! — Jeſus, Maria und Joſef!“ Mit dieſem Schrei ſank ſie zurück auf die Kiſſen.

Wir ſtürzten um ſie zuſammen, ſie war regungslos, ihr Auge war ſtarr. Die Pflegerin wollte ihr einen Taſchenſpiegel an den Mund halten, wahrſcheinlich, um die Athemloſigkeit zu conſtatiren. Ich erinnere mich nur noch, daß ich derſelben den Spiegel aus Hand ſchlug — weiter weiß ich nicht mehr, was in jener Stunde vorgegangen iſt. —

Als ich wieder erwachte, ſaß ich im Lehnſtuhl eines anderen Zimmers; der Doctor ſtand neben mir und aus meinem entblößten Arm rieſelte ein Blutquell in ein Becken. Der Aderlaß ſoll nöthig geweſen ſein. Bald beſann ich mich auf Alles, was geſchehen war, und verlangte nach dem Ruhebette meiner Frau. Sie hielten mich zurück, verſuchten mich zu tröſten und vorzubereiten.

„Laſſet das,“ ſagte ich, „ich weiß ja, daß ſie todt iſt. Ich will auch jetzt nicht zu ihr; laſſet mich allein oder bringt die Kinder zu mir.“

Sie ließen die Kinder herein. Dieſe erzählten mir ſogleich mit aufgeweckten Mienen, daß in meinem Arbeitszimmer Leute beſchäftigt ſeien, eine lange Bank aufzurichten und die Wände und die Käſten und die ſchönen Inſtrumente mit ſchwarzen Tüchern zu verhängen. — Von meinem Arbeitszimmer ging die Thür direct in den Vorſaal, darum hatten ſie dasſelbe zur Aufbahrung der Todten gewählt.

Ein paar Freunde ſuchten mich zu einem Spaziergange in den Frühlingstag zu bewegen. Ich fühlte das Bedürfniß, die Todte zu ſehen und an ihrer Bahre zu beten. Eben als ich eintrat, hatte ſie der Todtenbeſchauer verlaſſen; noch war die Leinwand zurückgeſchlagen von ihrem Haupte. Ich meinte, ſie ſchlafe, ich wollte anfangs nicht glauben, daß ſie todt ſei. Zu bald nur ſah ich die bläuliche Bläſſe ihrer Lippen, das ſtarre, gebrochene Auge zwiſchen den halbgeſchloſſenen Lidern; ich befühlte ihre kalten, erſtarrten, faſt bleifarbigen Hände.

Ja, ſie war dahin. Ich wankte aus dem Zimmer, aus dem Hauſe, ging hinaus vor die Stadt und wandelte in halbbetäubtem Zuſtande. Spät gedachte ich meiner Kinder und eilte meiner Wohnung zu. Die Kinder waren bereits zur Ruhe gebracht; ſie waren ja ſo früh geweckt worden. Dann waren ſie an dieſem Tage auch viel im Freien und im Hauſe ſelbſt herumgeſprungen und hatten ſich manches Gegenſtandes zum Spiele bemächtigt, der ihnen ſonſt verſagt geweſen war. Sie hatten keine eigentliche Aufſicht, waren ſich ſelbſt überlaſſen, und ſo war dieſer Tag ganz nach ihrem Geſchmacke. Zwar ſoll das Mädchen dem Brüderchen wohl einmal den Vorſchlag gemacht haben, in das ſchwarze Zimmer zu gehen und die Mutter zu wecken. Der Knabe mochte den Vorſchlag auch ausführen haben wollen, verweilte jedoch am Mineralkäſtchen, an welchem er das ſchwarze Tuch zurückzog und die Steinchen auseinanderlegte. Gerade wollte ſich der Kleine auch an den elektriſchen Apparat machen, um Funken zu erzeugen, wie er das wohl von mir oft geſehen hatte — als er aus dem Bahrzimmer entfernt wurde.

Mir hat man das erſt ſpäter erzählt, weil es für den Moment ja an und für ſich nicht wichtig ſchien.

Am andern Morgen war mein erſter Gang wieder zur Bahre. Die Blumen, die man in das Zimmer geſtellt hatte, dufteten ſtark, die Lichter brannten ſtill — an der Todten war keine Veränderung eingetreten; genau ſo, wie geſtern, war ſie auch heute zu ſehen; die Zeichen der Verweſung hatten ſich noch nicht eingeſtellt. Ich küßte ihre Stirn, dann kniete ich nieder und zog ihr den Brautring vom Finger. Als das geſchehen war, tauchte ich die kalte Hand wieder über ihre Bruſt hin, auf der ein Crucifix lag — dann ging ich davon und mich in das Unvermeidliche fügend, ſuchte ich ſo viel Ruhe und Kraft zu gewinnen, um das Begräbniß anzuordnen. Sie hätten es auch ohne mich gemacht. Auf dem Friedhofe war bereits das Grab fertig; der Schreiner zimmerte am Sarge; der Singverein hielt ſchon die Probe der Trauerlieder ab und mehrere Frauen des Städtchens ſandten Kränze.

Ich kehrte wieder zu meinem Hauſe zurück. Auf dem Betſchemel vor der Bahre kniete mancher Fremde, dem es wohl im Geſichte zu leſen war, daß ihn nicht ſowohl Pietät, als vielmehr Neugierde hergeführt hatte. Dann kamen Andere, beteten, flüſterten oder fuhren ſich mit dem Sacktuch über die Augen, beſprengten die Leiche mit geweihtem Waſſer und gingen wieder davon. Zuweilen war gar Niemand zugegen, und aus der geöffneten Thür ſtarrte das Todtenbild in den öden Vorſaal.

Ich ging auch davon. Ich mied die Menſchen und ging gegen den Wald und dorthin, wo der Fluß über eine Wehr ſtürzte. Das Rauſchen des Waſſers that mir wohl. Ich lag ſtundenlang am Ufer, und es kamen mir lebensgefährliche Gedanken. — Da fielen mir wieder meine armen Kindlein ein, die verlaſſen waren unter fremden Leuten in jenem Hauſe, in welchem die todte Mutter lag.

Ich eilte heimwärts. Ich eilte über die Treppen zu meiner Wohnung hinan. Kein Menſch war da; ſelbſt die Magd war ausgegangen, um irgend etwas zu holen. Es wären — dachte ich — wohl auch die Kinder mit ihr. Ich nahte der offenen Thür, die zur Bahre führte, und ſah es bald, da drinnen war Unordnung angerichtet. Von der einen Wand, wo in den Käſten die phyſikaliſchen Apparate ſtanden, war der ſchwarze Tuchverſchlag herabgeriſſen. Einer der Käſten war gar geöffnet und die Elektriſirmaſchine ſtand auf dem Fußboden. Das Mädchen hockte dabei und blickte beſorgt auf ſeine Fingerchen. Der Knabe war zur Leiche emporgeklettert und kicherte. Und was ich nun ſah, das iſt über alle Beſchreibung grauenhaft. Die Geſichtszüge der Todten zuckten und verzerrten ſich, ſie ſchlug die Augen auf und ihre Lippen bebten wie im Krampfe.

Ich glaube, daß ich im erſten Momente, da ich dieſe Erſcheinung ſah, über die Treppe hinabgeſtürzt bin und nach Hilfe gerufen habe. Sofort aber kam mir der Gedanke, ſie war ſcheintodt, ſie iſt wieder erwacht. Ich eilte in das Zimmer zurück und hin, um ſie zu ſehen. Das Mädchen auf dem Boden hielt die Maſchine in Bewegung und ich ſah, wie von dieſer die Drähte um die Hand gewunden waren. Ich hörte das Kniſtern des elektriſchen Stromes; der Knabe lachte laut, als das Antlitz und endlich auch das Haupt der Mutter ſich mehr und mehr bewegte.

Mein Erſtes war, daß ich die Bahrleuchter umſtürzte, der Aufgebahrten das Crucifix von der Bruſt entfernte; dann riß ich ſie empor, daß ihr Haupt an meinem Buſen zu lehnen kam. Jetzt eilten ſchon Leute herbei, die vor Entſetzen aufſchrien, mich für wahnſinnig hielten, bis ſie an der Todtgeglaubten die Lebenszeichen ſahen.

Was nun folgte, weiß ich nicht genau; was in mir vorging, kann ich nicht erzählen; faſt war mir wirklich zu Muthe, Alles ſei Blendwerk und ich wäre in die Nacht des Wahnſinns gefallen.

Als die Wiedererwachte ſchon in ihr, oder vielmehr in mein Bett gebracht war, da man das ihre ſchon zerſtört hatte, brachte mir ein Amtsbote ein gefaltetes Stück Papier. Es kam aus der Sanitätskanzlei. *Es war der Todtenſchein meiner Gattin.*

Die Kinder hatten ihre ſcheintodte Mutter durch den elektriſchen Strom zum Leben erweckt. Sie wurden nun in's Verhör genommen. Unbeaufſichtigt, wie ſie waren, hatten ſie ſich in das Bahrzimmer begeben, hatten, unbekümmert um die Leiche, die Inſtrumente hervorgeholt, von welchen ſie geſtern verſcheucht worden waren, und gedachten heute beſonders am elektriſchen Apparat, der ſtets der Gegenſtand ihrer Wünſche geweſen war, ihr Müthchen zu kühlen. Sie wußten das Ding nach dem, was ſie von mir geſehen haben mochten, trefflich in den Stand zu ſetzen. Anfangs mußte das Mädchen die ſpringenden Funken aushalten, und that es ſo lange, bis ihm die Fingerchen verbrannt waren. Hierauf belud ſich der Knabe ſelber ſo lange, bis ihm alle Haare zu Berge ſtiegen. Und ſchließlich kam den Kindern der Einfall, die ſchlafende Mutter zu elektriſiren.

Daß die Schläferin erwachte, ſetzte nicht ſowohl die beiden Kinder, als vielmehr die ganze Stadt B. und die Umgebung in mächtiges Erſtaunen.

Noch vor Mitternacht dieſes merkwürdigſten Tages meines Lebens war nach vielen entſprechenden Mitteln und Maßregeln die Wiedererſtandene zu ihrem vollen Bewußtſein gekommen. Ihre Hände waren wieder weich, ihr Auge war wieder lebendig und klar, doch blickte ſie etwas verwirrt. Ich hätte ihr mit heißen Freudenthränen mögen an die Bruſt ſinken und ihr die Wucht, welche in meinem Gemüthe lag, ausſchütten; die Aerzte aber beſchworen mich, jede Aufregung zu vermeiden und es in Allem ganz ſo zu halten, wie mit einem gewöhnlichen Kranken.

Nach Mitternacht verfiel ſie in einen ruhigen Schlaf, aus welchem ſie gegen Morgen wieder erwachte. Sie ſuchte mit den Augen mich, wendete ſich ein wenig zu mir und ſagte: „Mein Freund, jetzt iſt doch Alles gut. Aber das iſt ein ſchwerer Traum geweſen; — den möchte ich nicht ein zweitesmal träumen!“ Und hierauf erzählte ſie, es ſei ihr geweſen, als läge ſie auf der Bahre — viele Stunden lang. Man habe Anſtalten getroffen, ſie zu begraben, man habe ſchon den Sarg in den Vorſaal getragen; ſie habe die Lichter der Bahre geſehen, habe jedes Geräuſch, jedes Wort, das in der Nähe geſprochen wurde, ganz genau gehört, ſei aber nicht im Stande geweſen, einen Laut oder auch nur das mindeſte Lebenszeichen von ſich zu geben. Sie habe ſchon das gräßliche Geſchick, lebendig begraben zu werden, vor Augen gehabt. Am ſchrecklichſten ſei ihr das herzerſchütternde Weinen ihres Gatten geweſen, der ihr ſchließlich den Ehering vom Finger gezogen habe. — Als ſie dieſes erzählte, hob ſie ihre Hand gegen das Auge und ſtieß den Schrei aus: „Wo iſt der Ring? Mein Gott, wo iſt der Ring!“

Wir ſelbſt Alle im tiefſten Herzen erſchüttert, ſuchten ſie zu beruhigen, ihre Hand wäre in der Krankheit abgemagert, der Ring müſſe zufällig vom Finger geglitten ſein und würde ſich leicht finden.

„O, nein, nein!“ rief ſie, „das iſt kein Traum geweſen! Ich bin auf der Bahre gelegen!“ Und ſie verbarg ihr Geſicht mit den Händen und verfiel in ein ſolches Zittern und Beben, daß ihr ganzer Körper ſich ſchüttelte und wir ſie mit kräftigen Armen im Bette niederhalten mußten.

Die fürchterliche Aufregung, in welcher ſie weinte, um Hilfe rief, mit Gewalt von dem Lager wollte und laut betete, dauerte etwa eine Stunde lang. Dann trat plötzlich die Abſpannung ein.

Noch an demſelben Tage, faſt genau vierundzwanzig Stunden nach ihrem Erwachen aus dem Scheintode, iſt ſie geſtorben.

Wieder verſuchten wir den elektriſchen Strom, aber vergebens. Die Geheimniſſe der Natur ſind unerforſchlich; ich veranlaßte, daß noch einmal die Kinder den elektriſchen Strom ſammelten und leiteten — vergebens; die Schläferin wachte nicht wieder auf. Wir legten ſie nicht mehr auf die Bahre, wir ließen ſie auf dem Sterbebette ruhen, bis ſich — und das dauerte nicht lange — die erſten Symptome der Verweſung einſtellten.

Dann war das Begräbniß.

Nicht in jenes Grab ließ ich ſie ſenken, das beſtimmt geweſen war, die Scheintodte aufzunehmen. Eine neue Stätte wurde ihr bereitet.

Möge ſie im Frieden ruhen!

Herr Florin.

Ein verfehltes Leben! Er hätte Künſtler werden können, er hätte Profeſſor werden können, er hätte Bürgermeiſter werden können — Landtagsabgeordneter, Herrenhausmitglied — dann Baron oder Präſident, ſo oder ſo. Baron, wenn der Staat eine Monarchie verblieben, Präſident, wenn er eine Republik geworden. — Und iſt nichts, als ein windiger Raſirer.

Ein Bartſcherer, ein Haarkräusler und Geckenaufputzer, ein Perückenflechter und Haarzopfſträhner. Man verlangt, daß er Späße mache, und da er ſie nicht macht, ſo macht man ſich welche mit ihm. Man nennt ihn Doctor, er proteſtirt nicht dagegen, der Titel gebührt ihm, er iſt beleſen, er nennt alle hohen Berge der Welt beim Namen und weiß, wie hoch ſie ſind, weiß es in Fuß und Metern, kennt die Tiefen des Meeres und berechnet nach einem alten Atlas, wo die größten Untiefen ſind. Er giebt dem Landmann, während er ihm den Bart abſchabt, Fingerzeige über die Witterung der nächſten Monate, belehrt ihn, wie er den Dung ſtreuen, woher er den Samen beziehen müſſe. Er hat Agentſchaften, und zwar deren ſo viele, daß er vor lauter Schildertafeln die Tünche ſeines Häuschens erſpart. Er verſichert dem Bauer das Haus, das Vieh, die Feldfrüchte, das Leben. — Wenn mir dieſer

„Lebensverſicherer“, denkt ſich der Bauer, „nur jetzt die Gurgel nicht abſchneidet! Anſtellt er ſich g'rad ſo. Kratzen thut der Saggra ſchon, daß man die Engel ſingen hört! Schneidet denn das Meſſer nicht?“ — Allerdings, das Meſſer roſtet ſchon, denn Herr Florin hängt das Geſchäft an den Nagel und raſirt den Mann nur aus Gefälligkeit. Er will ihm aus Gefälligkeit auch den Proceß führen helfen, den der Bauer mit einem Nachbar hat. Meiſter Florin weiß ſich gut aus im Geſetzbuch und wird dem findigſten Doctor zu geſcheit. Er führt verſchiedenerlei Schreibergeſchäfte, hat hier einen Strauß mit dem Steueramt, dort einen Handel mit dem Bezirksgericht, da ein Rencontre mit dem Notar oder mit einem Gläubiger, mit Dem oder Jenem — und gewinnt, gewinnt Alles.

Daher will er das Raſirgeſchäft aufgeben, es ſind ſchlechte Zeiten. Ja, früher, in ſeines ſeligen Vaters Jahren, wo jeder brave Staatsbürger fortweg ſein glattes Geſicht haben mußte, da war's leicht, Raſirer zu ſein. Aber jetzt, wo die Leute ihren Patriotismus und ihre Weisheit und ihr politiſches Bekenntniß in den Barthaaren herauswachſen laſſen, jetzt wird der Raſirer — und er mag der klügſte und fleißigſte Mann ſein — ein Bettler.

Ueberhaupt — und das Wörtlein hat Meiſter Florin immer auf der Zunge — überhaupt, das fliegt ſo über Alles hin, da ſteckt Alles d'rin, was der Sprecher meint, aber nicht weiß, oder wenn er gar nichts meint und nichts weiß, als nur, daß hier eine Phraſe gut ſtehe, ſo ſagt er: überhaupt, und hat damit ſehr viel und ſehr vernünftig geſprochen. Alſo — „überhaupt“, ſagt der Meiſter Florin, „es iſt nicht mehr ſo wie früher, die Welt iſt ganz anders geworden, heute ſiegt nur das Geld und der Protze, der Brutale, der

Aufdringliche, überhaupt der Windbeutel. Ich könnte heut' auch anders daſtehen, aber ich bin immer zu ehrlich und beſcheiden geweſen. Den erſten Prügel hat mir mein Vater unter die Füße geworfen, weil er mich nicht ſtudiren ließ, ſondern mich zu ſeinem Handwerk zwang, zu dem ich niemals Luſt und Schick gehabt habe. Ich bitt' Euch, ein ſtrebſamer, intelligenter, für alles Schöne begeiſterter junger Mann, Friſeur! Aber ich habe mich herausgearbeitet. Wenn ich heute das Geld hätte, das mir die Kerzen gekoſtet haben, bei denen ich die ganzen Nächte hindurch ſtudirt habe! In den einundzwanzig Jahrgängen der Theaterzeitung und in den Jahrbüchern des Gothaer Almanach und im Selbſtadvocat giebt's kein Blatt, das ich nicht in mich aufgenommen hätte. Ich habe meine Freude d'ran gehabt, überhaupt, ich habe immer Sinn für was Beſſeres gehabt. Und ich hab's mitgemacht, wie wir die Eiſenbahn bekommen haben und den Telegraph. Bei meinem Aufwachſen hat noch Keiner in unſerer Gegend eine Baumwolljoppe getragen, und das Einjährig-Freiwilligen-Inſtitut jetzt, die Hinterlader, überhaupt das ganze Kriegsweſen. Das iſt ein Fortſchritt! Ich bin fortweg bei den Fortſchrittsmännern und Aufgeklärten geſtanden und überhaupt, früher iſt die Welt in zweihundert Jahren nicht um das weitergekommen, als wie zu meiner Zeit. Es iſt beſſer geworden und es wäre ganz gut geworden, wenn nicht die Anmaßung das große Wort führte. Der ehrliche Mann verarmt. Es iſt ja zum Raſendwerden, wenn man betrachtet, wer heute das Heft in der Hand hat.“ So ſeine Betrachtungen.

Er war im Stadtſchulrath, aber ſie haben ihn nicht zum Obmann gemacht, er iſt in den Gemeinderath gewählt worden, aber bei der Bürgermeiſterwahl, da —! Er hätte wenigſtens zwei Drittel der Stimmen gehabt, aber die

Cabale! Die Cabale, ihr Herren! — Sie haben es ganz gut gewußt, was ſie thun, denn wenn er, der Meiſter Florin, obenauf gekommen wäre, da hätt's anders gehen müſſen. Er wüßte ſchon, was zu machen wäre! Eine Muſtergemeinde hätte er geſchaffen, an welcher ſich ſelbſt der Staat ein Muſter genommen haben würde. Man hätte „oben“ gefragt: wer iſt der treffliche Mann? Gehörte er nicht vielmehr hierher an's Ruder, als daß er ſeine Kraft in dem engen Wirkungskreiſe vergeude?

Vor einer ſolchen Perſpective wird jeder Geſchäftsmann — er braucht nicht erſt Friſeur zu ſein — die Luſt an ſeinem Berufe verlieren. Meiſter Florin macht bekannt: er raſirt nicht mehr. Jetzt kommen Fremde in's Städtchen, Touriſten, ſie ſuchen einen Friſeur. Iſt keiner da. Sie ſuchen auch einen Führer. Allſogleich tritt Meiſter Florin hervor und macht ſeine höfliche Aufwartung, er kennt die Gegend, wie ſonſt gar Keiner mehr, er iſt gerne bereit. — Schön, was er begehre? — Bitte, es macht ihm ein Vergnügen, er iſt mit von der Partie. Sie ſuchten einen Führer und finden einen Cavalier. Umſo beſſer. Den Träger für Mäntel und Mundvorrath beſtellt der Herr Florin; ſie laden ihn ein, aus ihrem Vorrathe mitzueſſen, mitzutrinken; er will nicht ablehnen, er thut den Schinken und Flaſchen ſehr viel Ehre an; er iſt ſtets delicat, aber das iſt zufällig ſeine Leibſpeiſe, ſein Tropfen — hoch ſollen ſie leben!

Er weiß unterwegs ſtets zu erzählen und ſpricht ganz im Geiſte der Zeit, heißt das, wenn er merkt, die Fremden hätten keinen. Er erzählt gern von ſich und was ihm eben ſo am geläufigſten iſt; die Fremden heucheln Intereſſe, ſo lange ſie's vermögen, endlich aber danken ſie für ſeine freundliche Begleitung und gehen ihrer Wege.

Trotzdem, oder — überhaupt, die Fremdenführerſchaft trägt mehr, als das Friſeur- und Raſirgeſchäft, es trägt wenigſtens die Koſt und man iſt in der friſchen Luft und Naturfreund iſt man auch. Iſt's und wird's von Tour zu Tour mehr, denn überall erinnert man ſich, was einen früheren Touriſten entzückt hat und das entzückt Einen nun auch und ſo bringt man im Laufe der Jahre eine Unzahl von „romantiſchen“ Wegen, entzückenden Punkten und Ausſichten zuſammen.

Endlich nimmt er wahr, daß er ein ſo gewaltiger Naturfreund und Touriſt geworden iſt, daß er davon leben kann. Er läßt ſich als Führer immer noch nicht löhnen, aber die Präſente, die der Cavalier dem Cavalier verehrt, die darf er nicht abweiſen. Er hat davon ſchon eine reſpectable Sammlung, er verkauft ſie nicht, es ſind werthe Andenken von hohen Bekanntſchaften und lieben Freunden — und verſetzen, nur wenn's ſein muß. Auch die Touriſtenvereine ſind ihm erkenntlich, und wie die Aſſecuranzen — die er längſt vernachläſſigt und verloren hat — einſt das Aeußere ſeines Hauſes mit Agenturtafeln decorirt haben, ſo decoriren die Touriſtenvereine dasſelbe von innen mit Diplomen, Gebirgskarten und Edelweißorden. Er übt wieder Gegenerkenntlichkeiten und wirbt Mitglieder für die Vereine. So wird er bekannt und geſucht und jeder Fremde, der am Bahnhof dem Zug entſteigt, frägt als ſein Erſtes nach dem Herrn Florin. Der ſteht ſchon da, ſtets nett beiſammen, in Nationaltracht, ſtets höflich, lüftet ſeinen Touriſtenhut, iſt dem Herrn zuvorkommend zur Hand beim Ausſteigen, beim Gepäcktragen, bei der Suche nach einem Hôtel, und dem Fremden bleibt nichts Anderes übrig, als ſich gefangen zu geben.

Der Gaſthofbeſitzer weiß meinen Florin wohl zu würdigen, und wenn Letzterer für genoſſene Speis und Trank um die

Rechnung erſucht, ſo vertröſtet ihn der Wirth von Tag zu Tag, bis Herr Florin endlich nicht mehr erſucht und ſich die Gaſthauskoſt von Tag zu Tag ſo trefflich munden läßt, als ob's auf der weiten Welt kein einzig Stücklein Kreide gäbe. Es geht. Sehr gut geht's, und Meiſter Florin ſagt es ſelber: es ginge ihm ſehr gut! und er muß es am beſten wiſſen. Daß er einmal Raſirer geweſen, hört er nicht gern, es war auch nur ein Spaß von ihm geweſen, ein ſchlechter Spaß. Er wohnt auch gar nicht mehr im Friſeurhäuschen, das iſt der Habgier eines Gläubigers zum Opfer gefallen, gegen den der Meiſter den langjährig geführten Proceß ganz unſtreitig gewonnen hätte, wenn nicht Beſtechung und Hinterliſt von Seite des Gläubigers ſtattgefunden hätte. Ueberhaupt ſind die Leute heutzutage von einem gräulichen Eigennutz beſeſſen, nur der Wirth nicht, nein, der iſt ein braver Mann. Jetzt wohnt er auch bei ihm.

So verkehrt Meiſter — was Meiſter! Herr von Florin nur mehr mit feineren, vornehmeren Leuten, und wenn man dem Geſpräche zuhört, das er und ein zugereiſter Univerſitäts-Profeſſor führen, ſo iſt kein Zweifel, wer der Geſcheitere iſt — nämlich der Herr von Florin. Man kann aber ordentlich erſchrecken, wenn Florin plötzlich behauptet, das deutſche Kaiſerreich tauge nichts und er mit wenigen dictatoriſchen Ausſprüchen mir nichts dir nichts die Republik einführt und der Fürſt Bismarck wie ein armer Schlucker daſteht, noch um ein paar Stündlein Leben bittend. Der Profeſſor iſt gar nicht im Stande, der Tragweite dieſer unerhörten Reformen zu folgen, daher ſchweigt er, und das imponirt den umſitzenden Zuhörern. — „Ja, wie Florin geſprochen, da hat der gelehrte Herr nachgerade kein Wörtlein mehr zu ſagen gewußt, iſt ſtill geweſen wie ein Baumſtock.“

Wie ſteht er jetzt da, der Herr von Florin! Von alters-her — und zwar ſeit etlichen vierzig Jahren — heißt er Franz Victor Florin; jetzt, der Name iſt ihm zu lang, er ſt ſelber nicht über fünf Schuh lang, er braucht keinen ſo angen Namen, er kürzt ihn, jetzt anſtatt des Wortes Victor ur ein kleines v. und jetzt lautet die Viſitkarte: Franz . Florin. Das ſteht! ſehr gut ſieht's, und ſomit wäre er un eigentlich oben.

Aber da ſehe man den Neid des Schickſals! Ueberhaupt, er zum Unglück geboren iſt u. ſ. w. Auf einmal legt ſich der Wirth hin und ſtirbt und macht den Herrn von Florin brotlos nd dachlos. Denn der junge Wirth iſt ein Zopf und ſagt, Florin ſolle arbeiten, er ſei noch ſtark genug dazu. — So! lſo das iſt der Lohn, daß er die Fremden herbeigezogen nd die Gegend bekannt gemacht hat! Das iſt der Lohn für ie Dienſte, die er dem Hauſe und der Gemeinde und Jedermann eleiſtet hat! Die Kinder werden einſt als alte Leute erzählen on Herrn von Florin, wie ſchlicht er war und jovial und elche Reden er der Jugend oft gehalten hat und wie er ür den Fortſchritt geweſen und was ihm das Städtchen erdankt. Manche alte Schrift von ſeiner Hand wird verblaßt nd vergilbt noch Zeugniß ablegen von dem ſtrebſamen, viel-itigen Manne, der ſeiner Zeit voraus geweſen. Aber heute! eute läßt man ihn darben. Zwar findet er immer noch gute Seelen, die ſeinen Nahrungsbedürfniſſen Rechnung tragen, ein Gott, er iſt ja leicht zufrieden! Aber der Rock will ver-laſſen und die fremden Herren, wenn ſie kommen, wollen it dem fadenſcheinigen Rock nicht gerne an Einem Tiſche tzen. Er iſt immer noch geiſtesfriſch, ja luſtiger als früher nd weiß allerlei Schnurren, auch ſingt er und macht Muſik azu auf der Zither oder der Guitarre. Er weiß poſſirliche

Lieder, Sprüche und ſchalkhafte Anekdoten. Man lacht darüber, man wartet ihm mit einer Cigarre auf oder läßt ihm ein Glas Wein vorſetzen und ſo iſt es immer recht unterhaltſam. Es giebt Leute, die ſagen ihm, er ſolle ſich nicht ſo an die Ferſen der Fremden heften und ſich nicht zum Spaßmacher hergeben, er ſolle lieber wieder ſeinen Raſirladen aufmachen. Das ſind die Kurzſichtigen. Sie wiſſen nicht, was er will und worauf er es abgeſehen hat. Er wird noch eine einflußreiche Stellung gewinnen und dann ſeine weltbeglückenden Pläne durchführen.

Einſtweilen verkommt er immer mehr. Mancher Fremde, der im Städtchen abſteigt, er mag Touriſt ſein oder Agent oder Vereinsmeier, nützt ihn aus, ſo viel noch auszunützen iſt. Andere fragen gar nicht mehr nach ihm, aber er iſt eine allbekannte Figur und viel armſeliger und niedriger denkende Subjecte, als er iſt, machen ihn zur Zielſcheibe ihres Spottes.

Endlich glaubt er's, daß er nichts erreichen wird; er klagt über ein verfehltes Leben, ſetzt die Hoffnung aber auf ſeine Kinder.

Er hat einen Sohn; der iſt geiſtig ſehr begabt, hat ganz den Kopf von ſeinem Vater. Der ſoll ſtudiren. Es iſt kein Geld da, es iſt keine Protection da, oder hat ein oder der andere ſeiner guten Bekannten doch etwas zugeſagt? Gewerbsmeiſter des Städtchens wollen den aufgeweckten Jungen in's Geſchäft nehmen, ihm ein Handwerk lernen. Ha, das wäre wieder die alte Leier; dieſes floriniſche Blut iſt für was Beſſeres roth geworden; der Burſche muß in die Hauptſtadt. Er ſoll ſich dort ſelber fortbringen, Freunde ſuchen und ſich aus eigener Kraft aufſchwingen. Das macht den Mann. Der Vater hält ihm noch eine ſchwunghafte Standrede, wie ſie wortprächtiger in keinem Buche zu finden iſt, und der unge geht in die Stadt. Er ſchreibt verzagte Epiſteln heim, er Vater ſchickt ihm Briefe voll begeiſternder Phraſen, aber onſt ohne Inhalt. Da ſchreibt der Sohn in immer längeren Zwiſchenräumen immer kürzere Briefe, endlich bleiben die riefe ganz aus und das iſt dem Herrn Florin ein Zeichen, aß die Taube ein Geſtade gefunden hat.

Nun hat Florin — ſein Weib iſt ganz Nebenſache, das t da oder es iſt nicht da, einerlei; iſt es da, ſo wird es ohl irgendwo eine Dachkammer haben, wo es ſich mit Nähen der Stricken fortbringt — trotzdem hat Herr Florin eine ochter. Mit der läßt er ſich nicht ungern auf der Gaſſe licken, denn ſie iſt ſchon bald kein Kind mehr und wächſt ch recht ſauber aus. Sie als Küchenmädchen zum Wirth eben, oder gar zu einem Bauer in die Arbeit? Nein. Das Mädchen hat beſſere Ausſichten. Ein Baron war da, ein ouriſt, der ſagte, das Kind müſſe in die Stadt, da könne s ſein Glück machen. Da erinnert ſich der umſichtige Vater ofort an geleſene oder gehörte Fälle, wo arme aber hübſche Mädchen auch in der Stadt ihr Glück — bisweilen ſogar n unglaublich großes Glück gemacht haben. Der Herr aron erklärt ſich bereit, für das Kind eine Stelle ausfindig u machen, einſtweilen könne es in ſeinem eigenen Hauſe ohnen. — Alſo doch überall gute Leute, und Herr Florin gt, Glück habe er niemalen viel gehabt, aber gute Menſchen abe er immer gefunden, überhaupt habe es den Anſchein, aß ſich ſein Glück erſt bei ſeinen Kindern einſtellen werde.

Er läßt das Mädchen fort und nun — ſind die Kinder erſorgt. Sie ſind's zwar nicht, aber Florin iſt gewohnt, lles ſo auszulegen, wie es am ſchönſten klingt. Sein Stolz t, wenn er erzählen kann: Der Sohn ſtudirt auf einen octor, die Tochter iſt beim Herrn Baron.

Florin beginnt zu altern, aber er hat noch einen Plan, das iſt der einzige, den er in ſeinem Leben durchgeführt hätte, wenn er ihn durchgeführt hätte. Er kann ſingen, verſteht ſich auf Saitenſpiel, hat die Gabe, zu unterhalten; er will fahrender Muſiker werden. Das iſt gar nicht dumm, das iſt der erſte Schritt zum Mitgliede eines größeren Kunſtinſtitutes.

Das Mißgeſchick ließ es aber nicht dazu kommen. Ueberhaupt, das Mißgeſchick! Nun ſitzt er viel in den Schänken herum und ſetzt ſich zu Dem, der juſt da iſt und hebt einen flotten Discurs an und läßt Poſſen los und will fortgehen. Die Leute ſind warm, da darf der Herr von Florin nicht fortgehen, ſie laſſen ihm Wein bringen. Das Waſſer, das er zum Wein gießt, hält ihn noch aufrecht. Aber beim Branntwein, da gießt man nichts dazu, da iſt das Waſſer ſchon dabei.

Der Branntwein aber thut das Seine und es giebt einflußreiche Leute in der Gemeinde, die behaupten, für den alten Florin wäre es am beſten, wenn man ihn in's Armenhaus thäte.

Der alte Florin!

Ja, es iſt wahr, er iſt grau, er ſieht verfallen aus. Wenn er ſich nur öfters ein ſaftiges Stück Fleiſch gönnen könnte! Warum ſollen denn ſeine Kinder, denen es in der Stadt gut geht, nichts für den Vater thun? Keines läßt was von ſich hören.

Nun wird in die Stadt geſchrieben. Es kommt eine Antwort; ſie iſt von fremder Hand und berichtet, daß der Sohn vor längerer Zeit wegen Bauernfängerei eingezogen, ſpäter wieder freigelaſſen und ſeitdem verſchollen ſei.

Herr Florin erſchrickt zuerſt, dann aber lächelt er, denn er glaubt es nicht.

Aufgefordert, ſchreibt auch die Tochter, ſie ſei nicht mehr
n Herrn Baron, aber ſie wolle ihren Eltern nicht mehr
er die Augen treten.

Herr Florin ſchüttelt den Kopf — er kann es nicht
ſtehen.

Und ſo rinnt die Zeit hin, von Tag zu Tag mit
gender Geſchwindigkeit — wie es im Alter ſchon geht.
r Florin ſitzt auf der Gartenbank des Armenhauſes und
ut den Bienen zu. Einer, der vorbeigeht, denkt ſich: Ja,
r Florin, Du hätteſt den Bienen früher zuſchauen und
an ihnen ein Beiſpiel nehmen ſollen, wie man durch
eit und Fleiß ſich eine geſicherte Exiſtenz ſchafft. Du haſt
h Deines ehrlichen Gewerbes geſchämt, haſt es verlaſſen
verleugnet. Haſt hingeflunkert, haſt hergeflunkert, Dein
ſindiges Spintiſiren und Deine hohle Schlauheit hat
h auf die Holzbank vor dem Armenhaus gebracht. Und
n jetzt einer von den fremden Herren, denen Du gefällig
rſt, von den hochgeſtellten Freunden, die Dir geſchmeichelt
en, hier vorbeigeht, ſo wird er Dich nicht kennen, und
nt er Dich, vielleicht ſein Haupt wegwenden und in ſich
einmurmeln: Ei, das iſt ja dieſer Idealiſt, dieſer Fex,
er — er hat allerlei Namen zur Auswahl. Er iſt bald
über. Ich aber bin der, welcher Dir einſt vielleicht den Rath
eben hat: bleibe Deinem Gewerbe treu und arbeite! Ich
nicht an Dir vorbei, ich frage Dich: „Wie geht es Dir,
r Florin?“

Er ſchrickt auf. „Danke, danke,“ ſagt er, „ſo weit gut,
t gut. Dank der Nachfrage!“

Eine ſolche Zufriedenheit auf dieſer Bank verdient doch
en Zehner. „Da, Alter, gönne Dir ein Glas auf mein
ht!“

O, im Glaſe, das er nun trinkt, iſt mehr d'rin, als der Spender ahnt, der Florin — der Herr Franz von Florin iſt Bürgermeiſter, Touriſtenvater, Abgeordneter, Regierungsrath, Schöpfer und Ordner aller politiſchen, wirthſchaftlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe des Landes.

Um einen Silberzehner! In der That, billiger kann man das Glück nicht haben.

Ein Naturfreund.

Das war auch wieder einmal eine Kindesſeele, die ſich
in einen Stadtmenſchen verirrt hatte, und das iſt
ſo häufig ein Unglück.

Ich ſehe ihn ſehr lebhaft vor mir, obzwar er ſich vor
niger Zeit wieder aus dem Staube gemacht hat. Seine
eſtalt war komiſch und ſein Herz war rührend. Man hätte
hn geliebt, wenn man ihn nicht hätte belächeln müſſen. Er
ar ein kleiner unterſetzter Mann, deſſen gutes Gemüth es
rlaubte, daß das Bäuchlein wuchs. Die Beine ſchienen der
aſt, auf die ſie urſprünglich nicht berechnet geweſen, auch
icht ganz gewachſen zu ſein, ſie ließen ſich etwas weich und
nücher, ſo daß bei jedem Schritte der Körper ſtark hin und
r neigte. Auch mit den ſtets etwas krummgebogenen Armen
at er mit, gleichſam, als wollte er den maroden Füßen durch
chwimmen in der Luft nachhelfen. (Für das Schwimmen
der Luft hatte er überhaupt Vorliebe, wie ſich's ſpäter
igen wird.) Zumeiſt trug er lichtgraue, wenn nicht gar ſchnee-
eiße Blouſen und Beinkleider und auf dem Haupt einen
ylinder mit ſtark geſchweifter Krempe und von lichtgrauer
arbe. Der Hemdkragen war ſelbſtverſtändlich faſt immer
ank, und an der Bruſt wehte ein flottgeſchwungenes buntes
alstuch. Das wirkliche Merkmal aber war das Haupt, das

Geſicht. Zu Salzburg, wo er ſich ſeinerzeit in den Tagen der Kaiſerzuſammenkunft aufhielt, wurde er von den Thor- und Stadtwachen mit den höchſten Ehren begrüßt, die einem Potentaten zuſtehen, denn man hielt ihn für Napoleon III. Auch als er einſt eine Weile in Paris bei ſeinem Freunde, dem Luftſchiffer Godard, lebte, ſtürzten die Leute, wenn er harmlos luſtwandelte, auf die Gaſſe und hielten ihn für den Kaiſer. Einmal trieb ein Gendarm den Pöbel zurück und rief, wenn es Seiner Majeſtät beliebe im Incognito ſpazieren zu gehen, ſo habe Paris ruhig zu bleiben und den Kaiſer nicht zu ſehen.

Die Aehnlichkeit unſeres Mannes mit dem letzten Franzoſenkaiſer war in der That merkwürdig! Dieſelben ſcharfen grauen lebhaften Augen, dieſelbe derb gewachſene und „feinausgearbeitete" Napoleonnaſe, derſelbe aufgehörndelte Schnurrbart, derſelbe graumelirte kühne Knebelbart, dasſelbe meiſt kurzgeſchnittene Haar, das die Glatze blos zur hohen Stirne machte, dieſelben feinen Runzeln des fahlen Geſichtes, und vollends die franzöſiſch lebhaften, nervöſen Geberden in allen Bewegungen, in der Sprache, welche, weiß Gott woher, welſchen Accent hatte und ſich gerne ſprudelnd und munter in krauſen Hyperbeln erging.

Ja, das war der gute, harmloſe Peter Berner, geborener Steiermärker und Handelsreiſender mehrerer ſolider Firmen in Wien, Brünn und Trieſt.

In unſerer Stadt kannte ihn jedes Kind, es war ja Keiner unter den hunderttauſend Einwohnern ſo wie er. Er hatte es gerade nicht ungern, wenn man ihn mit Napoleon verglich und wußte den Mann zu repräſentiren, ſelbſtverſtändlich nur von außen. Die Natur mußte in einer köſtlichen Laune geweſen ſein, als ſie es unternahm, dieſem gutherzigen, harmloſen, poetiſch angelegten Gemüthe die Maske des Erzſchelmes an der Seine zu geben.

„Die Natur!“ Da habe ich ein Wort ausgeſprochen, welches mit ſeinem unermeſſenen Inhalte das Leben Peter Berner's mit Schmerzen und Wonne ausfüllte, ja demſelben geradezu verhängnißvoll wurde. Er verſtand unter der „Natur“ die Landſchaft mit ihren Wieſen, Feldern und Wäldern, die Bergwelt mit ihren Felſen, Gletſchern und Seen, und das einfache Leben des Landvolkes mitten drinnen. Es iſt ein wunderliches Merkmal unſerer Zeit, daß ſich der Kulturmenſch ſo ſehr ſehnt nach der ſtillen Größe des ländlichen Lebens. In Peter Berner, dem Handelsagenten, hatte dieſe Sehnſucht die draſtiſcheſte Verkörperung gefunden, die ich je geſehen. Streckte und reckte denn auf ſeinen Handelsreiſen „Napoleon der Dritte“ ununterbrochen den Kopf zum Coupé-enſter hinaus und that fortwährend Ausrufe der Freude, er Ueberraſchung, der Begeiſterung, ſo oft ein hübſches Landſchaftsbild — und er mochte es ſchon hundertmal geſehen aben — vorbeiglitt. Mußte er in der Stadt weilen, ſo eſuchte er Gaſthäuſer, wo ſich irgend eine Tiſchgeſellſchaft and, die ihm zuhörte, beiſtimmte, wenn er von der herr-chen Natur und einzelnen Gegenſtänden derſelben in unbe-hreiblicher Lebhaftigkeit und Begeiſterung ſchwärmte. Fand r nicht das gewünſchte Intereſſe an ſeinen Tiſchgenoſſen, ſo erfiel er bald in ſchweigſame Schwermuth und war über rz aus der Geſellſchaft verſchwunden.

Es gab Zeiten, wo er beſonders Urſache hatte, den materiellen Hang der Städter nach Prunk, Flitter und falſchem Schein und die tölpelhafte Stumpfheit gegen Sonnenauf-d Untergang, gegen Waldeszauber, Vogeljubel und Berges-rrlichkeit zu beklagen. Wiſſenſchaftliche Dinge liebte er nicht, weil derlei — wie er ſagte — die Schönheit von den Weſen reißt; Muſik, bildende Kunſt und Theater waren ihm leidig, weil er das Echte daran nicht ſehen konnte, und wenn der Carneval kam, da verlor er kein Wort, ſondern floh aus der Stadt. Verehelicht war er nicht, und ſo vergaß er leicht alle Bande, die ihn mit der in Unſinn raſenden Welt zuſammenhielt, vergaß ſeine Freunde, ſeine Geſchäfte, verlor ſich auf Wochen lang und Niemand wußte, wohin er gerathen.

Kehrte er endlich wieder zurück, ſo war es ſtets etwas zerfahren beſtellt mit ſeiner Gewandung, mit ſeinen geſchäftlichen Verbindungen, mit ſeinem Haushalte überhaupt, aber ſein Auge war hell und ſein Mund ſprudelte unerſchöpflichen Preis den paradieſiſchen Gefilden der Bergwelt.

Weil Peter Berner ein geſchickter Agent war, ſo kam er dadurch raſch in gute Verhältniſſe; und weil Peter Berner ein ſo unbändiger Naturenthuſiaſt war, ſo kam er dadurch auch allemal raſch wieder in die kümmerlichen Umſtände zurück.

Einſt ſollte ſeine Sehnſucht nach den Höhen, nach dem Ausblick in's weite, liebliche Land, ſein Drang, aus dem Bereiche des ſtädtiſchen Staubes, des anmaßenden und hohlen Pöbels aller Stände zu kommen, eine ſeltſame Erfüllung finden.

Der franzöſiſche Luftſchiffer Godard kam in unſere Stadt. Sofort bot Peter Berner dem Mann alle ſeine Dienſte an, wenn ihm dagegen die freie Mitfahrt in die Lüfte geſtattet werde. Seine Thätigkeit für dieſe Sache war erſtaunlich; er ſchlichtete alles Nöthige bei den Behörden, beſorgte den Platz der Auffahrt, die Reſtaurirung des durch frühere mißlungene Fahrt und die Reiſe geſchädigten rieſigen Ballons, beſorgte die Füllungsarbeiten, hatte den ganzen tauſendgeſtaltigen

Reclame-Appart der Stadt in die klapperndſte Bewegung geſetzt — und daß die weite Wieſe die herbeiſtrömende Menſchenmenge kaum zu faſſen vermochte, es war ſein Werk.

Man hatte den guten Peter noch niemals ſo in ſeinem Elemente geſehen. Er ſchleppte Holz zur Feuerſtelle, wo die Luft erwärmt wurde, er ſpannte die Stricke an, er machte den Korb zurecht, und zwar mit einer Fertigkeit, die den Luftſchiffer ſelbſt zur Bewunderung hinriß, ſo daß er in ſeinem gebrochenen Deutſch ihn ſogleich für ſeine Reiſen als Helfer engagirte. — Nun gab es aber unter den Zuſchauern Leute, die ihr Geld nicht dafür gezahlt haben wollten, daß ſie den Peter Berner glückſelig gen Himmel fahren ſehen konnten, ſondern dafür, daß ſie das Napoleongeſicht mit einer noch längeren Naſe erblicken ſollten. Wie es zuwege kam, konnte nicht erhärtet werden, aber auf einmal wehte von einer Seite des ſchier völlig gefüllten Ballons ein luſtiger gelber Rauch auf, und im ſelben Augenblick ſank das bauchige Ungeheuer in ſich zuſammen.

Im erſten Augenblicke ſchlug Peter Berner die Hände zuſammen und rief alle Heiligen an. Dann, als es ſich herausſtellte, daß der Ballon an ſeinen Brandwunden verloren ſei, begann er zu raſen. Mit geballten Fäuſten rannte er umher, warf Holzſtücke, warf Steine in das Feuer, haſtete ſuchend nach dem Miſſethäter, fiel dann wieder Mr. Godard um den Hals und weinte laut. Die Zuſchauer unterhielten ſich köſtlich.

Als Peter wieder zur Beſinnung kam, rief er in die Menge hinein, die Vorſtellung ſei noch nicht aus; wenn ſie ihn ſteigen laſſen wollten, ſo ſollten ſie es nur thun! Hierauf nahm er ſeinen weißen Cylinder in die Hand, und mit feuchten

Augen ging er Geld ſammeln für das verunglückte Luftſchiff. Da flogen die Papierfetzen nur ſo in den Hut, denn im Grunde thut die Welt einer guten Seele doch mehr zu Lieb', als ſie ſich ſelber geſtehen mag. Die Sammlung wurde in den nächſten Tagen fortgeſetzt durch einen öffentlichen Aufruf, in welchem Berner an die edlen Menſchenherzen appellirte, ſeinen theuren Freund, den ſo ſchwer geſchädigten Luftfahrer, der „zur Ehre Gottes und zum Heile der Menſchen die unbeſchreiblichen Wunder der großartigen Natur erforſchen wollte“, nicht zu verlaſſen.

In wenigen Wochen nachher war Godard in Stand geſetzt, einen neuen Ballon zu bauen, mit welchem er endlich an der Seite ſeines Gönners und Freundes Peter Berner eine glückliche Fahrt that.

Berner's Beſchreibung dieſer Fahrt iſt in Druck gelegt worden, ſie ſpricht in ſtets geſperrten fetten Lettern von der unbeſchreiblich herrlichen Pracht, der über alle Maßen großartigen Ausſicht und dem furchtbaren Schwindel, der Einen auf dieſer unendlichen Höhe erfaßt.

An Kaufmann Steinbacher in unſerer Stadt hatte Peter einen Freund, der nicht, wie Andere, mit ihm ſein Spiel trieb, der das goldene Herz mit Kennerblicken wog und ſchätzte. Dieſer Mann wußte den Naturfreund von ſeinen aëronautiſchen Plänen abzubringen und vermittelte ihm eine Agentſchaft für ſteieriſchen Bauernloden, die ihm den Verkehr mit den Landleuten und der Natur von neuem erſchloß.

Der Luftſchiffer zog nach ſtürmiſchen Umarmungen und heißen Küſſen ſeitens Berner's von dannen, und Berner zog in's Gebirge.

Von Zeit zu Zeit las man im Inſeratentheile unſerer Journale Aufrufe, wie folgenden:

„Aufruf!

Anläßlich der bevorſtehenden Feiertage ſehe ich es als meine heiligſte Pflicht an, alle Naturfreunde, Bergbeſteiger, wie nicht minder alle Ausflügler auf die herrliche prächtige Perle unſeres Heimatlandes, auf das Paradies Steiermarks, auf Deutſch-Landsberg, als das würdigſte Ziel eines Touriſten, aufmerkſam zu machen und ſie aufzufordern, dieſem wahrhaft gelobten Lande zuzuwallen. Dort, umgeben von den herrlichſten Bergen, fühlt man ſich frei und dankt dem Schöpfer, der all das Herrliche geſchaffen. D'rum auf, nach Deutſch-Landsberg, wo nicht nur für die Seele, ſondern auch für den Leib geſorgt iſt durch die vortreffliche Küche und den ausgezeichneten Keller im Brauhauſe. Peter Berner, Touriſt."

Selten und ſeltener wurde der Mann, der nun — wie er in der Beſchreibung ſeiner Luftreiſe darthat — ſchon mehr als „fünfzig Lebensjahre ſein Eigen nannte", in der Stadt geſehen, immer unregelmäßiger beſorgte er die Handelsintereſſen ſeiner Firmen, und endlich blieb er ganz aus. Sonſt war Peter ſeiner abſonderlichen Weſenheit wegen allemal unſchwer auffindbar geweſen, diesmal aber vergingen Monate, ohne daß eine Spur von ihm zu entdecken war. In den Blättern blieben die Aufrufe aus; der Hausherr, bei welchem Peter ſich die Kammer gemiethet hatte, delogirte die beſcheidenen Habſeligkeiten, und man mußte annehmen, daß der „Touriſt" auf einer ſeiner Hochtouren verunglückt ſei. Da ging im Spätſommer desſelben Jahres in der Stadt das Gerede um, draußen hoch in den Bergen, im Dorfe des heiligen Oswald, ſei ein Bauernknecht geſehen worden, der zwar nicht an Gewandung, wohl aber im Angeſichte und allem Gebahren dem verſchollenen Peter Berner auf's Haar ähnlich ſehe.

Kaufmann Steinbacher machte ſich auf den Weg in das entlegene Bauerndorf, wo er nach vielem Suchen ſeinen Mann hoch oben an einer Feldlehne fand, wo dieſer hinter einem Ochſenfuhrwerk vermittelſt einer Eiſenkrampe mit nervöſer Haſt vom Karren Stalldung auf die Erde kraute. Sein Anzug beſtand aus arg zerfahrenen Bauernkleidern, wovon die Hoſe zu ſchlotternd, die Joppe zu knapp war. An den Füßen trug er nichts als „Schuh von Menſchenhaut“, wie er die Barfüße nannte, auf ſeinem Haupte aber ſaß — von braunen Stallfliegen umſummt — der weiße Cylinder.

„Peter!“ rief der Kaufmann, „Peter, aber um Gottes willen, was treibſt Du da?“

„Grüß Dich!“ knurrte Peter, ohne von ſeiner Arbeit abzulaſſen, commandirte dann mit den Ochſen, daß ſie ein paar Schritte weiter gehen ſollten, und er ein neues Häuflein vom Karren krauen könne.

„Biſt Du endlich toll geworden, mein lieber Freund!“ rief der Kaufmann. Da warf Peter die Krampe weg, ſchlug die Arme aus. „Toll geworden! Toll geworden!“ ſprudelte er in ſeiner ſchnarrenden Weiſe, „weil ich aus dem übelriechenden Steinhauſen geflohen bin, den Ihr Stadt nennt, Ihr armen Teufel! Weil ich Eure Windbeuteleien verlache, die Ihr Culturleben heißt, Ihr armen Teufel! Weil ich in der ſchönen Natur leben will, in der friſchen Luft, unter dem freien Himmel Gottes, den Ihr nicht ertragen könnt, Ihr armen Teufel! Da er die blendende Sonne hat, die gewaltigen Stürme hat, darum, ſagt Ihr, toll geworden?! O, Du armer, armer Knabe, komm an meine Bruſt, laß Dich küſſen!“

Damit ſtürzte er dem Freunde an's Herz. Der Kaufmann ſchämte ſich unbändig, daß ihm die Augen naß wurden, aber es war nicht anders, denn Peter weinte wie ein Kind.

So hatte dieſer wunderliche Mann, deſſen Exiſtenz nach allgemeiner Schätzung eine ſorgloſe, behagliche geweſen, dieſelbe von ſich geworfen, ſo hatte er ſich als Bauernknecht verdingt aus Liebe zur Natur. Willig hatte er die ſchwerſten Arbeiten, denen ſein Körper nicht gewachſen war, verrichtet, die ungewohnte Nahrung, das ſchlechte Nachtlager ertragen, und die Rohheiten der Dorfleute, die ihn freilich nicht ſo anwiderten, weil ſie ja „Natur“ waren gegenüber den giftigen Bosheiten und ſüßelnden Falſchheiten der Städter.

„Stadtdodel!“ ſchrie ein Junge vom Hof herüber und meinte Peter. „Ja,“ ſagte dieſer, zum Kaufmann gewendet, „das muß ich mir gefallen laſſen, weil ich's einmal geweſen bin, weil ich heute noch ſtädtiſche Unarten an mir habe. Stadtdodel! Haſt ſchon recht, Franz! Mordsbub!“

Es bedurfte viel, den Mann, den ſie auf dem Dorfe geradezu verhöhnten dafür, daß er ihnen ſeine Kraft weihte, ſein Herz gebracht hatte! — es bedurfte viel, um ihn von den Fluren des heiligen Oswald loszubringen und wieder zu einem halbwegs civiliſirten Menſchen zu machen. Es bedurfte vielen Zuredens, vieler Liſt und beſonders vieler Seife.

Aber endlich ſah man den Napoleon doch wieder durch die Stadt haspeln, hörte im Gaſthauſe wieder ſeinen ſcharfen Accent, wie er in raſch herausgeſtoßenen Worten unermüdlich das ländliche Leben beſchrieb, bis ihm vor Begeiſterung und Rührung die Stimme brach.

Und nun zu dieſer Zeit, da ſeine Schwärmerei für Idylle und Einfachheit den höchſten Grad erreicht hatte, that er etwas, was er thun mußte, weil es im Schickſalsbuche ſolcher Menſchen ſteht, mit heiligem Schwunge ſtets das Ungereimteſte zu vollbringen. Peter Berner ging nach Paris. Freilich nicht die Weltſtadt lockte ihn, aber der Freund rief ihn, Godard der Luftſchiffer telegraphirte aus Paris, er möge ſo bald als möglich zu ihm kommen.

„Der Mann iſt in Noth!“ rief Peter vor ſich hin, „ich muß ihm zu Hilfe kommen!“ Mit einem Ruck waren alle commerziellen Fäden, die ihn bereits wieder umgarnt hatten, zerriſſen, er reiſte nach Paris.

Dort fand er ſeinen Freund in einem Zuſtand, von dem er bis in's Innerſte erſchrak. Godard war reich geworden. Mit dem Luftballon, den ihm Peter einſt erbettelt, hatte er ſich ein Vermögen erworben, denſelben dann in die Rumpelkammer geworfen und ſich in das Weltleben geſtürzt, an welchem er nun mit allen Faſern ſeines franzöſiſchen Weſens hing und ſog.

„Was willſt Du mich? Was ſoll ich da?“ ſchrie ihn der empörte Berner an, als ihn jener in die prunkenden Gemächer ſeines Hôtels führte.

„O, Freund! Freund!“ rief der Franzoſe, „ik Dich aben laſſen holl, pour remercier, ik Dir danken, ma fortune, ma prospérité, mein Sukunft! Ik Dir wollen erweiſen la joie, l'honneur, l'amitié! Oh, Freund, pardon, daß ik ſprecke en ma Mutterſprak, es jauchzen mein 'erz zu können Dich umarm! Ik grüßen, ik grüßen Dich!“

Godard gab hierauf zu Ehren der Anweſenheit ſeines Freundes ein glänzendes Feſt, überhäufte ihn mit Liebe und Ehren. Der Mann, der ein paar Monate früher in einem ſteieriſchen Gebirgsdorfe Stalldung vom Karren gekraut hatte, war jetzt Mittelpunkt einer der feinſten, geiſtſprühendſten Geſellſchaften der Seineſtadt. Die franzöſiſche Liebenswürdigkeit, mit der ihm das Feſt in großem Style geboten wurde, berückte ſein leicht erregbares Gemüth; das Weltleben, das er bisher verachtet hatte, umgarnte ihn plötzlich mit allen

Zaubern und Reizen einer ſchönen, koketten Frau, die ihn „zu einer nie dageweſenen Begeiſterung“ hinriſſen. Nach ſeiner Rückkehr aus Paris erzählte er uns ſtrahlenden Angeſichtes, daß er bei jenem Feſte „mit tiefbewegter Stimme eine brillante, von toſendem Beifall oft unterbrochene Rede“ gehalten habe, in der er für die „höchſt ehrende, eines Königs würdige Auszeichnung“ dankte.

Der Aufenthalt in Paris ſchien für einige Zeit der Mittelpunkt ſeines Lebens geworden zu ſein. Wohl pries er die Natur wie vor und eh, aber er ſtand nicht mehr mit jener weltüberlegenen Luſt auf dem hohen Berge, ſah nicht mehr durch die glückſelige Kindesthräne den Aufgang der Sonne. Es beunruhigte ihn — Paris. Es war ein Zwieſpalt in ihn gekommen, deſſen er ſich ſelbſt kaum bewußt ward, der aber tückiſch an ſeinem Gemüthe nagte. — Das Gedächtniß ſeines Freundes hielt er fort und fort über Alles hoch in Ehren, und das großmüthige Geſchenk, eine goldene, auf ſeinen Namen geprägte Erinnerungsmedaille, mit dem der dankbare Franzoſe jenes Feſt gekrönt hatte, war und blieb bis heute ſein Stolz und ſeine Freude.

Ein Jünger Darwin's.

Erzählung eines Geretteten.

Es möge ſich unter dem Begriffe „Gott“ Jeder das Seine denken — etwa das Beſte und Vollkommenſte, was nicht an der Erdenſchwere hängt, was uns alſo befreien kann; wie man ihn verliert und wie man ihn findet, ich bin davon ein Beiſpiel aus Vielen. Ich werde nicht philoſophiren — die Sache geht mir zu ſehr an's Herz.

Ich bin der Sohn eines niederöſterreichiſchen Landwirthes. Nach einigen abſolvirten Gymnaſialclaſſen in Wiener-Neuſtadt kam ich auf die land- und forſtwirthſchaftliche Anſtalt in Hermsdorf. Von Haus aus hatte ich eine ſehr religiöſe Erziehung genoſſen, wozu auch noch meine weiche, empfindſame Gemüthsart kam. Daß mir bei jedem Abſchiede meine Eltern unter Thränen gute Lehren gaben, brav zu bleiben und auf Gott nicht zu vergeſſen, bin ich jedoch nach und nach ſo gewohnt geworden, daß es gar keinen Eindruck auf mich mehr machte. Ich fand es im Grunde ja doch ſo ſelbſtverſtändlich, für was hielten ſie mich denn, wenn ſie mir zutrauen konnten, unbrav zu werden und auf Gott zu vergeſſen!

Einen ganz anderen Eindruck hingegen machten eines Tages, als ich wieder in's Inſtitut abreiſte, auf mich die Worte unſeres alten Pfarrers, der in der Volksſchule mein

Katechet und Beichtvater geweſen und dem ich als Knabe in der Dorfkirche miniſtrirt hatte. Der ſaß in einem Lederſeſſel und zog mich neben ſich nieder auf einen Stuhl und hielt mich an der Hand — die ſeine war völlig kühl und zitterte — und ſagte zu mir beiläufig Folgendes: „Mein Sohn, ſo oft Du fortgehſt, befällt mich eine Bangigkeit. Wenn ich Dir in's Auge ſchaue, da iſt ſo viel Vertrauen d'rin. Du gehſt munter in die Welt, es iſt ſo ſchön draußen, Du wirſt vieles Gute lernen, ſie wird Dir allerlei große Aufgaben ſtellen und allerlei Vergnügungen anbieten — und eines Tages wirſt Du gewahr werden, daß Du den kindlichen Glauben an Gott nicht mehr haſt."

So ſagte er, ich wurde hierauf faſt erboſt und rief: „Niemals, Herr Pfarrer, ich laſſe mich nicht verführen, und meine Religion laſſe ich mir nicht rauben, ſo wahr —"

Ich hob den rechten Arm, er drückte mir ihn ſanft zurück und ſagte: „So behüte Dich Gott!"

Dann ging ich hin und war ganz glücklich im Bewußtſein meiner Frömmigkeit und meiner Feſtigkeit, und ſchaute in die grüne beſonnte Landſchaft hinaus, wo Alles ſo lebendig und freudenvoll war im Blühen, Glänzen und Jubiliren, und ch erinnerte mich auf jener Wanderſchaft an den Ausſpruch: Die Welt iſt nur ſchön als Transparent Gottes.

Zu jener Zeit war ich ſiebzehn Jahre alt. Ich hatte den Ruf eines geſitteten, fleißigen Schülers; die Collegen und die ehrer und die Bücher und vielerlei Welt waren um mich, iele Freunde hatte ich, und ein paar kleine, kindiſche Feinde, ber Niemand und nichts machte den geringſten Verſuch, mich om Glauben abwendig zu machen. Im Gegentheile, weil ich trebſam und ordentlich und ſtets munter war, ſo wurde ich Anderen als Beiſpiel aufgeſtellt. Wenn ich dann allein war in meinem Zimmer, ſpät Abends vor dem Einſchlafen oder an hohen Feſttagen, gedachte ich Gottes und meiner Eltern mit dem gleichen Herzen.

In den Studien ſtieg ich auf: Geographie, Ethnographie, Zoologie, Botanik, Mineralogie. Hatte mir doch mein alter Pfarrer geſagt, das Studium der Schöpfung Gottes ſei auch ein gutes, Gott wohlgefälliges Werk. In freien Stunden gab ich mich gerne mit Dichtern ab, mit den beſten, die wir haben: mit Klopſtock, Körner, Herder, Schiller, Leſſing, Goethe. Wohl ſah ich Manches in verſchiedenen Zeiten mit verſchiedenen Augen an. So hatte Fauſt für mich nicht weniger als drei Stücke. Als ich ihn das erſtemal las, ergötzte mich darin der Spuk und der poſſirliche Teufel, der ſchließlich den Doctor in die Hölle holt; bei einem ſpäteren zweiten Leſen intereſſirte mich vor Allem die Liebesgeſchichte mit Gretchen. Das drittemal — da war ich ſchon weit — ſah ich nichts als den Philoſophen Fauſt. In der Naturgeſchichte weiß ich nicht, wann ich das Brücklein überſprang von den alten Gelehrten zu den modernen. Es iſt ja eigentlich keine markirte Grenze, aber die ſchlechtgetretenen Pfade ſind markirt, wie in einem Urwald. So geht es ſachte hin, es iſt Manches fremd. Der Katechet und der Lehrer der Naturgeſchichte hatten keine Berührungspunkte mehr, das fiel mir anfangs gar nicht auf.

Einmal, als ich zu Hauſe auf Ferien war, kam der alte Pfarrer auf Beſuch und blätterte ein wenig in meinen Lehrbüchern. Sagte aber kein Wort, ſondern war herzlich wie immer. Nicht mehr war es der Pflichteifer, der mich zum fach- und naturgeſchichtlichen Studium trieb, ſondern das wirkliche Intereſſe an demſelben; ich las alle einſchlägigen Werke, die ich bekommen konnte, ſelbſt wenn ſie weit über das Ziel unſerer Fachſtudien hinausgingen. Endlich bei einem lebhaften Geſpräch mit einem Collegen über Abſtammung und Vererbung im Thierreiche ſah ich's, wo ich war. Ich war mitten im Darwin.

Jetzt wiſſen Sie Vieles von mir, was ich damals noch nicht wußte. Alſo gut, Thiere und Pflanzen ſtammen aus ganz wenig Urformen her, vielleicht aus nur einer, und die Weſen züchten und entwickeln ſich im Kampfe um's Daſein. Das iſt was Neues, aber es leuchtet ein. Doch das höchſtentwickelte Thier, bei dem knüpft ja der Menſch an! Und die ganze Organiſation des Letzteren zeigt unwiderleglich, daß der Menſch in vielen Tauſenden von Jahren aus dem Thierreiche herausgewachſen iſt. So erzählte man mir Dinge, die nicht waren! — Die neue Lehre dehnt ſich mit ihren Grundſätzen durch unendliche Zeiten und Räume. Und nirgends von Gott die Rede? Nirgends eine Spur von ihm? Was iſt das? — In meiner Bedrängniß ſchrieb ich dem alten Pfarrer, ich ſei in eine große Verwirrung gerathen, die Naturgeſchichte ſtimme mit der Bibel nicht und im Weltall wäre mir Gott abhanden gekommen.

Der gute alte Mann that ganz harmlos und ſchrieb zurück, meine Beängſtigung ſei einerſeits ein Beweis von der tiefen Religioſität meines Gemüthes, andererſeits aber eine Mahnung, wie ſehr ich in dieſen Dingen auf der Hut ſein müſſe. Mein Zweifel — wenn er die augenblickliche Stimmung ſo nennen wolle — ſei übrigens ganz grundlos. Daß man die Bibel nicht wörtlich, ſondern gleichnißweiſe zu nehmen habe, ſei oft genug geſagt worden, und ſo ſtimme ſie, däuchte ihm, wirklich mit dem von mir angeführten Syſteme. Wiſſenſchaftliche Forſchungen könnten ſich weit ausdehnen, aber endlich ſeien ſie doch nur etwas Menſchliches, alſo Unvollkommenes und Begrenztes. Und außerhalb dieſes menſchlichen Spielraumes

— der im Vergleiche zur Unendlichkeit doch ganz armſelig wäre — hätte Gott Raum genug, wenn es die Herren Gelehrten ſchon nicht zugeben wollten, daß er die Seele aller ſeiner Geſchöpfe ſei.

Auf dieſem Karren ſchleifte ich meine Religioſität noch eine Weile fort. Doch als es immer weiter in die Erkenntniß und immer tiefer in's Leben hineinging, ſah ich endlich ein, es wäre umſonſt. Der kindliche Glaube war nicht mehr zu halten. Der Gott, der ſich denken ließ, war nicht der Gott meiner Väter.

Ich dachte viel an das Oberhaupt der neuen Schule. Alt-England iſt ein gut katholiſches Land, Darwin's Familie hat einen hochgeachteten Namen, der Gelehrte ſelbſt iſt ein makelloſer Charakter, von deſſen Seelenadel ſo Manches erzählt wird. Wie kann es möglich ſein, daß ſolch ein Mann eine Lehre ausbildet, die das Daſein Gottes ignorirt und den Menſchen die Religion nimmt! Das kann nicht möglich ſein.

In einem perſönlichen Geſpräche mit dem alten Pfarrer theilte mir dieſer zu meinem Troſte mit, daß er vernommen habe, Darwin ſei ein guter katholiſcher Chriſt, ſeine Lehre werde nur ſchlecht verſtanden und falſch ausgelegt. Für den Augenblick leuchtete mir das wieder ein. —

Meine Fachſtudien waren beendet. Ich kam auf ein großes Gut in Mähren als Praktikant. Das war im Jahre 1880. Kurze Zeit darauf ſtarb meine Mutter. Noch ſterbend hatte ſie geſagt, ſie laſſe mich, den fernen Sohn, grüßen und bei Gott im Himmel wollten wir uns Alle wieder zuſammenbeſtellen.

Was nun in mir für ein Leid anhub, das iſt unbeſchreiblich. Meinem prieſterlichen Freunde klagte ich Alles. Er war erſchüttert und wußte mir nichts mehr zu ſagen, als ich ſolle beten und arbeiten.

Arbeiten, ja, Tag und Nacht, bis zur Erſchöpfung. Draußen auf den Feldern und in den Wäldern ging ich umher, ſo lange ein Licht am Himmel, und legte ſelbſt Hand an den Pflug, an das Schnittſcheit, und in den Nächten ſaß ich bei meinen Rechnungen und theoretiſchen Ausarbeitungen. Aber beten?! Gebete ſagen kann man, wann man will, aber beten nicht. O Mutter, Mutter, daß Du mir auf ewig ſollteſt genommen ſein!

Und in einer ſolchen Nacht, da draußen ein leiſer Nachtwind rieſelte in der Linde, und im Hauſe Alle ſo ruhig und ſüß ſchliefen, als wäre Himmel und Erde für ſie eine ſanft ſchaukelnde Wiege — da kam mir plötzlich der Gedanke: Bei Bibel und Prieſtern klopfe ich vergebens an. Nur der mir den Glauben geraubt hat, kann mir ihn wieder zurückgeben.

Ich zündete das ausgelöſchte Licht wieder an und ſchrieb an Charles Darwin zu Down in England.

Ich ſtellte ihm meine Bedrängniß vor und bat ihn um Aufklärung, was er von Gott halte, was er von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele denke? Den Brief ſandte ich am nächſten Tage ab. Zwei Wochen darauf hatte ich Antwort, die aber ſo kalligraphiſch geſchrieben war, daß ich die Handſchrift des großen Gelehrten darin nicht vermuthen konnte. Darwin entſchuldigte ſich durch eine zweite Perſon mit ſeinem Alter, mit ſeiner Kränklichkeit, mit der Bürde ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten; er ſei außer Stande, die ſchwierige Frage zu beantworten.

Alſo, er läßt mich ſitzen. Er hat mich beraubt um meine Labniß und läßt mich in der Wüſte verſchmachten. Er hat ſeine Weltberühmtheit — die tauſend Herzen, die da brechen, kümmern ihn weiter nicht.

Als ich jedoch — denn das war mir wie angethan — wieder in den Schriften des Forſchers las, ſtellte ich mir die Frage: Iſt es bei ihm die Lockung des Ruhmes? Soll es nicht vielmehr — ſo wie ja auch bei mir — der Drang nach Wahrheit ſein? Und wie wäre es möglich, daß ein Forſchergeiſt ſo groß und ſo tief ſein kann, wenn nicht Gott mit ihm iſt? Und war in ſeinem Schreiben nicht von einer ſchwierigen Frage die Rede? Er müſſe über dieſen Punkt alſo doch was zu ſagen haben und ſehr viel, wenn es ſich in einem gewöhnlichen Briefe nicht beantworten ließe. — Es mag ſeine Kränklichkeit noch ſo groß ſein, wenn es ein Seelenheil gilt, da muß er die Frage beantworten und ſollte es ein Buch werden.

So habe ich dem Gelehrten noch einmal geſchrieben, habe ihm vorgeſtellt, daß mein Heil von ſeiner Antwort abhänge, daß er es ſeinem Jünger ſchuldig ſei, das Gewiſſen zu beruhigen, daß der Forſcher, nachdem er ſo viel geſagt, nicht zurückſchrecken dürfe davor, das letzte Wort auszuſprechen, daß ich dieſes letzte Wort für eine Offenbarung halten wollte, und daß es, fiele es aus, wie immer, mich aus der peinigenden Ungewißheit reißen und beruhigen würde. Ich bat inſtändig, wie der Verſchmachtende um einen Trunk Waſſer bittet, mir wie ein ſterblicher Menſch dem ſterblichen Menſchen offen und treu anzuvertrauen, was er von Chriſtus und ſeinen Offenbarungen, und alſo auch von der Unſterblichkeit der Seele halte.

Am eilften Tage nach der Abſendung dieſes meines zweiten Briefes kam ein Schreiben, deſſen Schriftzüge und Namensunterſchrift als die des großen Forſchers erkannt werden. Das Schreiben lautet:

„Down, 5. November 1880.

Lieber Herr!

Ich bin ſehr beſchäftigt, ein alter Mann und von ſchlechter Geſundheit, und ich kann nicht Zeit gewinnen, Ihre Frage vollſtändig zu beantworten, vorausgeſetzt, daß ſie beantwortet werden kann. Wiſſenſchaft hat mit Chriſtus nichts zu thun, ausgenommen inſoferne, als die Gewöhnung an wiſſenſchaftliche Forſchung einen Mann vorſichtig macht, Beweiſe anzuerkennen. Was mich ſelbſt betrifft, ſo glaube ich nicht, daß jemals irgend eine Offenbarung ſtattgefunden hat. In Betreff aber eines zukünftigen Lebens muß Jedermann für ſich ſelbſt die Entſcheidung treffen zwiſchen widerſprechenden, unbeſtimmten Wahrſcheinlichkeiten.

Ihr Wohlergehen wünſchend, bleibe ich, lieber Herr,

Ihr hochachtungsvoller
Charles Darwin."

Seine Meinung hatte ich nun. Was half ſie mir? Sie ſetzte ſeinen Werken die Krone auf. Er war gottlos.

Was wäre ſchließlich aber daran gelegen? Hätte ich mich von ihm nur freimachen können. Das konnte ich nicht. Seine Lehre hielt mich gefeſſelt, wie eine geſchehene unerbittliche Thatſache. Ich verſuchte mich mit Studium wieder auszugleichen, ging ſogar auf eine berühmte deutſche Univerſität, um zu ſehen, wie Andere mit der Sache fertig werden. Ich hielt es aber nicht lange aus, kehrte zurück und ſuchte in meiner unerleuchteten Troſtloſigkeit einen andern Weg. Das Gegengewicht, das mich bisher vor dem Niederſinken zur Erde bewahrt hatte, war verloren, ich war ein Leib ohne Seele. Nun kamen ſchon die Stunden, in welchen ich ſolche Menſchen beneidete, die im Stande ſind, des Nächſten Glück ſpielend zu ihrem eigenen Vortheile auszunützen. Das eben ſind ja die wohlorganiſirten Menſchen, die den Kampf um's Daſein ſiegreich beſtehen und in ihrer Gattung den Egoismus zu immer größerer Vollkommenheit ausbilden.

Ich trachtete zwiſchen meinem Wiſſen und Leben eine Harmonie herzuſtellen, nämlich indifferent in moraliſchen Dingen, alſo grundſchlecht zu werden. Aber hierin hatte der Alte ja auch wieder recht: Du kannſt nicht beſſer und nicht ſchlechter ſein als Du biſt.

Statt ſchlecht zu werden, wurde ich krank. Ich vermochte in eine Welt, in der nichts dahinterſteckt, keinen Werth zu legen. Wo Andere ſich balgen um die Früchte des Augenblickes, dort wurde ich gleichgiltig gegen alle Genüſſe, deren letztes Ziel die Enttäuſchung iſt. Die Nervenſpannungen wurden lax, ich begann abzuwelken. Weil juſt der Winter war, ſo ſagten gutmüthige Menſchen, das Frühjahr würde mir Beſſerung bringen. Andere flüſterten — und die hörte ich am liebſten — bis die Bäume ausſchlügen, würde ich's überſtanden haben.

Es kam das Frühjahr. Und zwar nicht an Einem Tage, aber in einer und derſelben Woche ſtarb in meiner Heimat der alte Pfarrer und zu Down bei Kent in England Charles Darwin. Ich lebte weiter. Meine Phantaſie wurde noch einmal thätig, ich ſtellte mir vor, wenn ſich der alte Gentleman doch geirrt hätte und wenn die beiden Hingeſchiedenen in der Ewigkeit ſich begegneten, was ſie wohl ſagen würden zueinander?

Mein Zuſtand verbeſſerte ſich nicht, ich fühlte wirklich, daß ich keine Seele mehr hatte, nur mitunter Nervenſtimmungen, die mir bitter wehe thaten. Wer mich ſah, der gab mir einen guten Rath, um geſund zu werden, und einer meiner ehemaligen

Collegen rieth mir geradezu — und pries es als das ſicherſte Mittel meiner Rettung — ich ſollte mich verlieben. Das Weib würde mich ſchon wieder Gott erkennen lernen. Einſtweilen ſollte ich in's Gebirge gehen, um in der reinen kräftigen Luſt körperlich zu erſtarken.

Den letzteren Vorſchlag, den auch mein Vater, ein geborner Tiroler, ſehr unterſtützte, befolgte ich in der That, ich zog in's Puſterthal und habe dort den Sommer zugebracht. An flache Gegenden gewohnt, fühlte ich mich anfangs im engen Geſichtskreiſe zwiſchen hohen Bergen noch mehr gedrückt, hingegen thaten mir die Menſchen wohl. Zuerſt überkam mich freilich eine unbeſchreibliche Wehmuth, als ich bei ihnen die liebe Gottesgläubigkeit und die Harmonie des Gemüthes wiederfand, die mir verloren gegangen war, aber allmählich befielen mich Anwandlungen, daß ich das Glück meiner Perſon überhaupt nicht mehr als Hauptſache in Betracht zog, ſondern leidlich zufrieden war, wenn ich's an Anderen ſah.

Als die kalte, regneriſche Zeit des Septembers kam, wurde mir übler und ich trachtete milderen Gegenden zu. Da begab ſich außer und in mir ein Ereigniß.

Auf einem Bahnhofe des Etſchthales harrte ich gerüſtet auf den nächſten Zug, der mich nach Italien bringen ſollte. Als der Zug im Bahnhofe ſtillſtand, wurden alle Paſſagiere aufgefordert, auszuſteigen, der Zug könne nicht abgelaſſen werden, da ſüdlich von Trient das Hochwaſſer einen Damm zerſtört habe. Wie lange Verſpätung? fragte man. Der Verkehr nach dem Süden überhaupt eingeſtellt! war der Beſcheid.

So wollte ich nach Norden, der Heimat zufahren, was konnte ich dabei verlieren? Der Zug gegen Innsbruck wurde abgelaſſen. Er war groß und ſehr überfüllt. Alle Fenſter waren beſetzt, denn da konnte man intereſſante Dinge ſehen. Der Regen floß in Strömen und immer von neuem ſank ſchweres, finſteres Gewölke an den Berghängen nieder, wallte, braute und ſtaute ſich in den Keſſeln, als wolle es die Felſen ſprengen. Jede Wand hatte ihre ſchneeweißen Adern, die hundertfältig niedergingen. Das waren die Waſſerfälle. Hier ſprangen ſie in Bogen, dort in breiten Bändern, dort in dünnen Schleiern. Aus den Schluchten donnerten braune Fluthen, die dort und da mit beängſtigender Gewalt an den Bahnkörper ſchlugen. Der Fluß war an den meiſten Stellen ausgetreten, die Thalſohle glich ſtreckenweiſe einem trüben See, aus welchem Bäume, Hügel, einzelne Gebäude, Zäune und Wegſäulen ragten. Hier ſtand das Waſſer ruhig, dort ſchoß es in breiten, verzweigten Adern heftig dahin. Mitten durch führte unſer Bahndamm, auf welchem der Zug langſam und heftig puſtend dahinfuhr. Ich war gegen meine Reiſe gleichgiltig geweſen, aber je zweifelhafter nun das Weiterkommen wurde, deſto lebhafter wünſchte ich es.

Bei einer nächſten Station gewannen wir die tröſtliche Verſicherung, daß die oberen Gegenden weniger gelitten hätten und die Bahn durch und durch intact ſei. Wir kamen in der That glücklich in's Puſterthal, doch hier wurde es grauenhafter und endlich waren wir glücklich an einem Punkte, wo wir nicht vorwärts und nicht mehr rückwärts konnten. Vor uns hatte die raſende Rienz den Bahnkörper durchbrochen und die Schienen ſtanden wie eine Rieſengabel in die Luft hinaus. Hinter uns ſahen wir eine Brücke niederbrechen. Ein mächtiger Fichtenſtamm ſammt Aſtwerk und Wurzel mit Erdballen hatte ſich herangewälzt und ſchmiegte ſich an einen der Brückenpfeiler feſt. Alsbald ſtaute ſich weiteres Geſtämme, das empörte die Waſſer, die heute keinen Widerſtand kannten, und einer der Pfeiler begann zu krachen, das hielt noch ein paar Minuten Stand, endlich aber wankte es und brach Joch um Joch langſam nieder.

Der Zug ſtand. „Wir haben Raſttag," rief einer der Conducteure. Zur einen Seite hatten wir die Berglehne, zur andern die überfluthete Thalſchlucht. Wir konnten einige Männer beobachten, Touriſten mochten es ſein, die jenſeits am Felshange hinkletterten, weil die Straße unter Waſſer war. Wir mußten, ob jammernd, lachend oder fluchend, unſere Behauſung endlich auch verlaſſen und in Wind und Regen unſer Fortkommen ſuchen. Der leere Zug ſchob ſich langſam zurück auf eine geſichertere Stelle. Ich kroch den Berg hinan, und inſoferne der Nebel Ausblick geſtattete, ſah ich neue und grauenhafte Verwüſtungen. Da unten war ein Seitenthal, in welchem gerade ein Haus zuſammenfiel. Aus dem Trümmerhaufen ſtob zuerſt Rauch, es ſchien ſich ein Feuer zu entwickeln, welches aber gar bald gedämpft war, weil Alles in's Waſſer niederſank und ſich auf demſelben knackend auseinander legte. Am Ufer ſchoſſen Menſchen hin und her, ſchlugen die Hände zuſammen, hantirten planlos mit langen Stangen herum, und ein Weib wollte in's Waſſer ſpringen, um eine ertrinkende Ziege zu retten, wurde aber noch rechtzeitig zurückgehalten.

Ich trieb mich einen Tag lang herum, immer von Waſſer und Erdbrüchen verhindert und abgelenkt und ſelbſt am Leben bedroht. Ich hatte damals begreiflicherweiſe keinen Sinn für die wilde Großartigkeit der Natur, die mich Würmchen mit ihren ungeheuren Gewalten umgab. Heute weiß ich, daß mir eine ſolche Größe und Göttlichkeit in dieſem Leben wohl kaum mehr begegnen wird. Endlich kam ich zu einem Hofe, der auf ſolidem Grunde einer Höhung ſtand. Aber er war angepfropft von Leuten, die im Thale ihr Haus und Habe verloren hatten. Das war ein Weinen und Klagen! Die Einen kauerten halb nackt in den Winkeln, daß ihre Kleider trocknen mochten; die Anderen verſchlangen in Heißhunger Nahrung, die ihnen die gaſtlichen Bewohner reichen konnten. Aber die Bäuerin ſagte: „Helf' Gott, wir werden bald ſelber nichts mehr haben!“

Hier konnte ich alſo nicht bleiben.

Nach einer ſchlechten Nacht, die ich in einem Heuſtadl zubrachte und in welcher ich inne wurde, was eine gute Nacht werth iſt, kam ich wieder zum See der Rienz hinaus, man konnte nicht mehr ſagen: Thal, denn es war ein See, der heute, da ich dieſes ſchreibe, noch nicht abgelaufen iſt und vielleicht gar nicht ganz ablaufen kann, weil die unzähligen Lawinen die Schluchtpäſſe verlegt haben. Mitten im See, aus dem die Dächer von Hütten, Mühlen und Holzſägen ragten, wovon Eins um's Andere verſchwand, mitten in dieſem weiten Gewäſſer auf einer ſchmalen, langgeſtreckten Inſel ſah ich ihrer ſechs oder acht Männer, die mit verzweiflungsvollen Geberden um Hilfe riefen. Ich fand nach langem Suchen Leute zuſammen, die mit einem kleinen Floße jene Männer retteten. Dieſelben hatten einen Tag früher den Flußdamm vertheidigt und waren dabei, indem weiter oben eine Wehre brach, plötzlich vom Waſſer eingeſchloſſen worden. Eine furchtbare Nacht hatten ſie verlebt auf dem ſchmalen Damm, von welchem Stück für Stück weggeſchwemmt wurde. Zwei weitere Genoſſen, die bei ihnen waren, hatten ſich in der Finſterniß der Sturmnacht von ihrer Seite verloren, waren zu Grunde gegangen, ohne daß es von den Uebrigen bemerkt worden.

Nun erfuhr ich auch, daß dieſe Gegenden von aller Welt abgeſchnitten waren. Alle Thäler bis hinaus nach Lienz, bis

Defreggen und Oberdrauburg wären verheert. Aus dem Eiſackthale brachte Einer, der auf Umwegen über's Gebirge kam, Nachricht von den ſchrecklichen Verwüſtungen, die dort und ſüdlicher im Etſchthale bei Bozen, Trient und in der Meraner Gegend angerichtet ſeien. Und alle Straßen und Eiſenbahnen vernichtet, alle Telegraphenleitungen zerriſſen. Ganze Dörfer und Städte überſchwemmt, zum Theile eingeſtürzt, fortgeriſſen. Wie viele Menſchen ſchon um's Leben gekommen und bei dem fortwährenden Steigen der Waſſer noch um's Leben kommen würden, das ſei nicht annähernd zu ſagen. Aus manchen Engthälern ſei gar keine Nachricht gekommen, aber das Waſſer hätte unerhörte Maſſen von Getrümmer hervorgeſchwemmt. Wie es den Leuten ergehe, das wiſſe Gott. Man begreife nicht, woher all das Waſſer kommen könne, die Regenfluthen allein könnten es nicht ausmachen. Allerdings gehe ein Wind, als wären die Dolomiten lauter heiße Oefen, der ſchmelze den Schnee auf den Gebirgen. Aber es ſcheine, als ſei in den Tauern und in den weißen Bergen (Dolomiten) und in den Trientiner Alpen und im Ortlergebirge und überall die Fluth aus der Erde hervorgebrochen, wie es bei der Sintfluth geweſen, und es ſei nicht abzuſehen, was daraus noch werden ſolle!

Während die Leute zuſammenſtanden, um dieſe Poſten zu hören, läuteten ſie in den Nachbardörfern, die theils im See ſtanden, fortweg Sturm, und es vergrößerte ſich auch für dieſen Ort, der hart am Berghange lag, die Gefahr. Man räumte die Häuſer aus, aber plötzlich kam die Dorfgaſſe herauf das braunrothe Waſſer gewallt. „Das Waſſer rinnt aufwärts!“ riefen die Kopfloſeſten, „da iſt Alles aus.“

Aus den Häuſerräumen hörte man das Quirln und Gurgeln des Waſſers, das Niederbröckeln von Mauerwerk; dann wieder ein Knattern und Schmettern einſtürzender Wände und Dächer. Bei den Häuſern ſchrien die Leute, auf den Anhöhen röhrten und blökten die Hausthiere, und über Alles hin war das dumpfe Toſen.

Ein Weib kam durch's Waſſer geſprungen: das Spital ſei hin, die Kranken müßten ertrinken, wenn man ihnen nicht zu Hilfe käme. Jetzt fiel es mir ein: da könnteſt Du ja helfen! Wir trugen die Kranken in die Kirche hinauf, die höher ſtand. Aber auch einen Todten ſchleppten ſie jetzt herbei, einen jungen, hübſchen Burſchen, der ſeine mühſelige Großmutter aus der überſchwemmten Kammer gerettet und dabei den Tod gefunden hatte. Die Gerettete war ohnmächtig, die übrigen Mitglieder der Familie erhoben ein lautes Klagen. Da trat ein alter Mann zur Gruppe und rief: „Was beweint Ihr Den da! Der iſt der Glückliche. Wir ſind die Unglücklichen!“ Wer einen Blick in die Gegend hinaus that, der konnte wohl verſtehen, wie's gemeint war.

Der Himmel war finſtergrau, aber die Berge ſtanden jetzt rein bis zu ihren weißen Gipfeln. Im dunkelbraunen See ſpiegelte ſich ihr Bild. Von den entwaldeten Lehnen gingen ununterbrochene Erdlawinen nieder, als wäre „die Erde rinnend geworden“, wie ſich Einer ausdrückte.

Kaum hatten ſie den Ertrunkenen in die Todtenkammer gelegt, erſcholl — ſo gut es durch das Toſen der Waſſer hörbar war — neues Jammergeſchrei. Ein Kind hatten die Wellen fortgeriſſen, die Mutter desſelben lief mit herzbrechenden Hilferufen und Weinen hin und her, Keiner wollte ſich in's wallende Waſſer wagen, und das Leiblein wogte ſchon dem reißenden Hauptſtrome zu.

Jetzt kam's über mich. Kannſt Du ſchwimmen? rief ich mir ſelber zu, nicht? So lern's! — Und ſtürzte mich in's Waſſer. — Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einer ſteinernen Treppe, und um mich waren Leute und vor mir kniete ein Weib und beſchwor mit gerungenen Händen, unter Thränen ſchreiend, alles Glück des Himmels auf mich herab. Andere Weiber beſchäftigten ſich mit dem geretteten Kinde, einem Mädchen von fünf bis ſechs Jahren. Und während auf das unſelige Dorf immer neue Waſſermaſſen anbrauſten von allen Seiten, und die Leute in heller Verzweiflung um ihre Exiſtenz rangen, war ein überglückliches Weſen da, dem ſeine ganze kleine Habe zu Grunde gegangen, das als Bettlerin ſaß an den Stufen des Kirchenthores und das nimmer ſatt werden konnte, ſein wiedergefundenes Kind jubelnd zu herzen und zu küſſen.

„Das iſt er!“ ſchrie ſie und zeigte auf mich, „o, ſchaue ihn an!“

Und der Blick, den das kleine Mädchen auf mich geworfen, iſt mir tief gegangen.

Ich habe es dann nicht mehr geſehen. Ich trug noch mein Weniges zu den Schutz- und Rettungsarbeiten bei, bis am dritten Tage das Waſſer zu fallen begann, und wir Alle tief erſchöpft zur Raſt ſanken. —

Später habe ich nach Tagen mühevollen Wanderns in Kärnten den Punkt erreicht, wo das Eiſenbahncoupé die verſprengten und verſchlagenen Reiſenden und Touriſten wieder in Empfang nehmen konnte.

Und als ich glücklich daheim in meinem Hügellande ſaß, da machte ich die Wahrnehmung, daß ich nicht mehr krank war. Nicht mehr krank und nicht mehr ſchwermüthig, ſondern ſo jung und munter, als ich's einſt geweſen.

Jetzt prüfte ich mich, was denn die furchtbare Leere, die Darwin in mein Gemüth geriſſen, wieder ausgefüllt haben möchte. Ich fand's nicht, ſo ſehr ich nachdachte. Vielleicht, daß das große Unglück, welches ich miterlebte, mich wieder in's Gleichgewicht gebracht, wie es ja bisweilen geſchehen ſoll, daß Peſſimiſten und Verzweifler gerade durch eine ſchwere Gefahr und Noth wieder zur Achtung des Lebens bekehrt werden. Aber wenn ich mitunter ſo vor mich hinträumte, da ſah ich in der Dämmerung meines Herzens, wo einſt das „ewige Licht" wie vor dem Altare gebrannt hatte, zwei blaue Sternlein ſchimmern — und das waren die Augen des geretteten Kindes.

Ein Mann, ein Wort!

In einer kleinen Männergeſellſchaft war davon die Rede, daß in dem Spruch: „Ein Mann, ein Wort“ eigentlich der Hauptgrundzug des bürgerlichen Rechtes, ſowie des Völkerrechtes, folglich die Baſis aller Civiliſation liege.

Obwohl dieſe Behauptung Stoff zu einer ſchönen Debatte gegeben hätte, widerſprach ihr kein Einziger — bis auf den Major Schläger.

„Ein Mann, ein Wort!“ ſagte er ablehnend, „ich bin auch ein Mann, aber ich kann dieſes Wort nicht hören.“

Das machte Aufſehen, denn juſt den Major kannte man als einen höchſt wahrhaftigen, pflichttreuen Charakter.

„Ja,“ ſprach der Major mit einem Ernſte, der für dieſen Abend ſonſt die Geſellſchaft nicht beherrſchte, „der Spruch iſt mein Schild geworden, ihm lebe ich, aber hören kann ich ihn nicht mehr, er iſt hart, manchmal zu hart für die Menſchen. Mit dem Princip von der Gerechtigkeit iſt's nicht immer gethan, wir Alle bedürfen Rückſicht, Nachlaß, Liebe. Die Liebe iſt ſchöpferiſch, die Gerechtigkeit iſt im beſten Falle nur erhaltend. Man kann aus Gerechtigkeitsliebe manchmal ungerecht werden. Wenn ich von mir verlange, mein Verſprechen zu halten, ſo iſt das edel; wenn ich dasſelbe unerbittlich von Anderen begehre, ſo kann das unter Umſtänden ſehr unedel ſein. Ein gegebenes Wort läßt ſich nicht mehr biegen, aber ein Menſch kann ſich biegen, wenn er daran denkt, daß höher als die Gerechtigkeit die Liebe ſteht.“

Da ſich die Geſellſchaft über eine ſolche Weichheit des ſonſt trotzigen, auch phyſiſch ſoldatenhaft ſtrammen Mannes verwunderte, ſo begann der Major ein Erlebniß zu erzählen, durch welches ſeine Ausſprüche tiefere Begründung erlangten.

„In der Touriſtenſaiſon des vorigen Jahres“ — ſo erzählte der Major — „beſchloß ich, die Schwabenkette in Steiermark zu durchwandern. Ich begab mich nach Aflenz, um von dort aus den Hochſchwab zu beſteigen und jenſeits des Bergſtockes den Abſtieg nach Weichſelboden oder Wildalpen zu machen. Ich hatte mich ſchon am Vortage in Aflenz eines Führers verſichert, eines kräftigen Aelplers, der — da in der Gegend die Holzarbeiten eingeſtellt waren — keinen Erwerb hatte, wohl aber ein zur Zeit arbeitsunfähiges Weib und eine Hütte voll von Kindern. Der Schütter-Franz war mir als ein ſehr verläßlicher und gutmüthiger Führer geſchildert worden, und ſo war ich für meine nicht unbeſchwerliche Tour der Hauptſorge enthoben.

Am nächſten Morgen — es war ein prächtiger Tag zum Wandern — ſprach ich verabredetermaßen in der Hütte meines Führers, die am Wege in die Fölz lag, vor, um den Franz abzuholen. Durch die Hüttenthür eilten mehrere Weiber aus und ein, und im Innern hörte ich ein gewiſſes zartes Geſchrei, ſo daß ich zum Franz, der an der Schwelle ſtand und nicht recht wußte, was er hier zu thun habe, die Bemerkung machte:

„Ich glaube, daß Du heute nicht auf den Hochſchwab ſteigen wirſt.“

„Warum denn nicht?“ fragte der Mann faſt befremdet.

„Wenn Das, was ich da drinnen in der Stube bemerke, Deine Familie angeht.“

Er zog mich ein wenig zur Seite und vertraute mir, ſein Weib hätte eben einen kleinen Buben 'kriegt, weiter wäre es nichts.

Ich beglückwünſchte ihn und erkundigte mich, ob er mir einen anderen Führer anrathen oder verſchaffen könne.

„Will der Herr denn mich nicht haben?“ rief er erſchrocken.

„Wie ſie, ſo biſt auch Du entbunden — von Deiner Zuſage, das iſt ſelbſtverſtändlich.“

„Des kleinen Buben wegen ſoll ich daheim bleiben? O Du blutiger Heiland, wenn ich allemal daheim bleiben hätt' wollen, ſo oft ich einen kleinen Buben 'kriegt hab', da hätte ich mein Lebtag viele Tagewerke verſäumt!“

„Nein, nein,“ ſagte ich, „das geht nicht.“

Hierauf zog er mich mit in die Stube, und inſofern es ihm gelang, dort den Jüngſten zu überſchreien, verklagte er mich bei ſeinem Weibe, daß nun doch wieder nichts aus dem Verdienſt würde, weil ich, unſerer Verabredung entgegen, ihn nicht mitnehmen wolle.

Die Wöchnerin, die wohl ein recht blaſſes Geſicht mit den rührenden Dulderzügen der Armuth hatte, bat mich mit leiſer Stimme, unſere Vereinbarung doch gelten zu laſſen; es ſei Alles in guter Ordnung, was auch die anweſenden Nachbarinnen beſtätigen könnten. Sie wüßten ja gar nicht, was jetzt anfangen, wenn kein Kreuzer Geld im Hauſe.

Der Führerlohn war auf vier Gulden feſtgeſetzt, wovon ich allſogleich den vierten Theil dem jungen Weltbürger zum Angebinde auf das Fenſterbrett legte und den Franz, der mir als gemüthvoller Menſch geſchildert worden, nochmals aufforderte, in dieſer Zeit bei Weib und Kind zu verbleiben. Die Partie würde an drei Tage in Anſpruch nehmen, ich könnte es nicht verantworten, ihn ſo lange von ſeinem Hauſe abzuziehen.

Ob es nur das wäre oder ob ich etwa ſonſt einen Widerwillen gegen ihn gefaßt hätte, daß ich ſeiner auf einmal los ſein wolle? So ſeine Frage. Ich verſicherte ihn, daß es einzig nur aus Rückſicht auf das eingetretene Ereigniß ſeines Hauſes geſchehe, wenn ich ihn ablehne.

Er ließe ſich aber nicht ablehnen, meinte der Franz.

„Du gingeſt mit und würdeſt unterwegs unruhig ſein, in ſteter Furcht und Angſt: wie mag's daheim zugehen? Würdeſt mürriſch werden, die Partie abkürzen wollen und kein Ohr und Auge haben für Das, was ich will. Einen ſolchen Führer und Geſellſchafter kann ich nicht brauchen. Mein Begleiter ißt und trinkt und raucht mit mir, ſoll mich aufmerkſam machen auf dies und das, ſoll mich unterhalten, ein munteres Geſicht haben und ſo ſorglos ſein, als ich es bin. Guter Franz, dazu biſt Du nun einmal nicht der Mann."

Ich ſah es, wie er mit leichtem Kopfnicken beiſtimmte, aber als er ſein bekümmertes Weib anſchaute, das Kind, welches ſie in arme Fetzen wickelten, die größeren, die ſich um die braune Rinde des Morgenbrotes balgten, da war er doch wieder entſchloſſen, er ginge mit mir. Die Weiber verſicherten einſtimmig, es ſei um und um gar kein Bedenken da, und ſollte ſich etwas ändern, ſo könne der Mann am wenigſten was dabei ausrichten, ſo Leute ſtünden bei derlei Dingen eher zum Hinderniß im Wege, als daß ſie ſich nützlich machen könnten. Der Franz verſprach mir, unterwegs recht luſtig zu ſein und mein treuer Diener, ſo lange ich ihn brauche.

„Bedenke es wohl!“ ſtellte ich ihm noch einmal vor, „bis wir Mittags zur Fölzerhütte kommen, wird Dir ſchon bange werden, durch die Dulwitz wirſt Du nichts mehr Anderes reden, mindeſtens denken, als: wie wird dem Weib ſein? dem Kind? . Es iſt leicht was geſchehen. Am Abend, wenn wir in der Dulwitzhütte ſchlafen ſollen, wirſt Du nach Hauſe wollen und vielleicht Morgens wieder kommen, abgehetzt und ſchläfrig. Ich aber ſage Dir, Franz, ich werde keine Rückſicht haben, ich werde Dich nicht von mir laſſen. Du wirſt mich übergeben wollen an einen andern Führer, wenn uns Einer begegnet, daß Du nach Hauſe eilen kannſt. Ich aber werde Dich halten feſt, wie der Herr den Sklaven; ich bin nicht gewohnt, mich in fremder Gegend an fremde Leute hintauſchen zu laſſen, ich behalte den, deſſen Dienſte ich mir gekauft habe, ſo lange, bis der Vertrag abgelaufen iſt. Ich werde unerbittlich ſein, darum rathe ich Dir noch einmal: Bleibe zu Hauſe, ich werde einen Andern finden, Dich aber für ein andermal vormerken und bei Gelegenheit empfehlen. Wir ſcheiden als gute Freunde.“

„Ich gehe mit!“ rief er entſchloſſen, „ich werde meinen Mann ſtellen, wie es der Herr wünſcht.“

„Alſo denn!“ ſagte ich, „wenn Du durchaus nicht anders willſt. Du wirſt drei Tage lang mit mir ſein.“

„Ich werde den Herrn nicht verlaſſen.“

„Ein Mann, ein Wort!“

Er ſchlug in meine Rechte.

Der Wöchnerin ſchien ordentlich leichter zu ſein, da ſie das Geſchäft abgemacht ſah. Sie lächelte, als ſie ihre kühle Hand in die meine legte und dann in die ihres Mannes: Wir ſollten nur recht gutes Wetter haben, und der Franz ſollte ihretwegen ganz und gar unbeſorgt ſein. Sie ſagten ſich:

„Behüt Dich Gott!“ und das Weib ermahnte ihn noch, wenn er ſchon was thun wolle, ſo ſolle er dem Büblein ein Kreuz über das Geſicht machen, es würde dann in Gottes Namen zur Taufe getragen.

Er that's, lud die bereiteten Sachen auf, und wir gingen davon.

Der Weg durch die Fölz iſt einzig ſchön. In der ſtundenlangen Schlucht lagen noch die blauen Schatten, die blühenden Alpenroſenſträucher am Wege feucht vom Thau und dem Waſſerſtaube der rauſchenden Fölz. Voll Harz- und Tannen- und Speikduft war die kühle reine Luft. Hoch an den Felſen lag der goldene Sonnenſchein. Friſch und flink, wie wir wanderten, war freilich das Herz heiter und die Seele klingend.

„Franz,“ ſagte ich unterwegs, „nachdem wir Beide uns unſerer Pflichten und Rechte wohl bewußt ſind, wollen wir als Kameraden miteinander wandern. Ich bin aus der großen Stadt gekommen, um mir als Unterbrechung meines harten Berufes einige frohe Tage zu machen. Ich wünſche, daß Du ſie mit mir theilſt und, ſo wie ich, das herbe Leben vergiſſeſt.“

Er ließ einen Juchſchrei los als Antwort, wie ſehr er mit meinem Vorſchlage einverſtanden ſei, und er ſuchte mich durch Munterkeit und mancherlei Schwänke, die er vorbrachte, zu überzeugen, daß er den guten Humor nicht zu Hauſe gelaſſen hätte.

Dann kamen die ſteilen Anſtiege, es kam die heiße Sonne, es kam der Durſt. Wir raſteten im Schatten und labten uns aus unſerem reichlichen Vorrath. Der Tag war lang, wir erfreuten uns an den Almen mit ihrer Flora und ihren Heerden, an den wildſchründigen Felſen des Fölzſtein, der

Mitteralpe, der Dulwitz, wir ergötzten uns an Steinfalken und Stoßgeiern, die den blauen Himmel belebten, an den Schroffen und Ueberhängen des „Ochſenſteiges“, an dem iſigen Kryſtall des „goldenen Brünnleins“, an den Gemſen, die in ganzen Rudeln über Kare und Schuttrieſen ſetzten oder von den Zinnen auf uns niederlauerten. Mein Franz that manche treffende Bemerkung mit klarem Hausverſtand, der ſtets anſpruchslos auftrat, nicht ſo wie bei manchen Berg- ührern, deren Naivetät und Urwüchſigkeit ausgeklügelt und gemacht iſt. Ich erinnere mich noch, daß ich ihn fragte, weshalb er bei ſeiner Mittelloſigkeit geheiratet hätte, worauf r zur Antwort gab: als er nicht hätte heiraten wollen, habe hm ſein Vater geſagt: „Willſt ein rechter Mann ſein, ſo mußt auch Weib und Kind haben!“ So hätte er freilich heiraten müſſen. — Ich bin, wie Ihr wißt, Junggeſelle und habe dieſes Geſpräch nicht fortgeſetzt. Indeß gab's andern Stoff genug. Doch der Tag iſt lang, das Wandern macht müde, auch wenn man noch ſo oft raſtet; die Ergötzung ſpannt b. Das würde ein Aelpler leicht verwinden,. wenn die Ermüdung und Abſpannung nur die Schatten nicht aufkommen ieße, die im Herzen ſchlummern mögen! — Es kam, wie ich geſagt hatte, es kam genau ſo.

Franz ſagte kein Wort von daheim, aber er war kleinlaut geworden.

Ich begann von ſeinem Weibe zu ſprechen, daß er vielleicht ſein Herz ausſchütten wollte, er lenkte ab und ſchwieg. In der oberen Dulwitzhütte, die leer ſtand, machten wir Feuer, ereiteten uns ein Abendbrot und Nachtlager. Er ging zwar icht davon, aber ich merkte, daß er auf ſeinem Reiſig nicht chlief, ich hörte die Seufzer, die er zu unterdrücken ſuchte. Ich ſagte nichts, freute mich aber faſt, daß ich Recht hatte, und daß der Mann nun erfahren mußte, wie ich, der Fremde aus der Stadt, ihn beſſer kenne, als er ſich ſelbſt.

Am andern Tage ſtiegen wir empor bis zur höchſten Spitze des Gebirges. Mein Genoſſe ſprach unterwegs ſehr wenig und ich nicht viel mehr, denn dieſer Aufſtieg, die ſteilen Hänge und Wände beſchäftigten die Lunge andererſeits zur Genüge. Auf der Höhe, wo kein Strauch und kein Halm mehr wächſt, peitſchten eiskalte Winde, flogen Nebelfetzen, zwiſchen denen wir nur zeit- und ſtellenweiſe die Ausſicht in die weite Alpenwelt genießen konnten. Mein Führer war ſtets hinter mir her, gab meinen Bemerkungen und Fragen kurze und verkehrte Antworten und ſchien gleichgiltig ſowohl gegen mich, als auch gegen die Herrlichkeiten des Gebirges.

Auf der Spitze des Berges begegneten wir einigen Touriſten, die von Weichſelboden heraufgeſtiegen waren und juſt ihren Führer entließen, da ſie den Abſtieg durch die Dulwitz nach Seewieſen allein zu machen gedachten. Aus dem kleinen Geſpräche, das ich mit ihnen führte, erinnere ich mich nur, daß ſie zum Theil aus Graz, zum Theil aus Leoben waren.

Wir hielten gemeinſamen Ausblick mit freiem Auge, wie mit Fernröhren, wir tranken uns gegenſeitig Wein zu, ſteckten dann in die leeren Flaſchen unſere Viſitkarten und friedeten ſie mit Steinen ein, damit die Nachkömmlinge von uns auf ſolcher Höhe ein Denkmal fänden, und thaten, was Bergbeſteiger an ihrem Ziele eben zu thun pflegen. Ich hätte es vorgezogen, mit meinem Franz allein auf der Spitze dieſes Berges zu ſtehen, vorausgeſetzt, daß wir Beide bei Humor geweſen wären.

Als ich mich wieder nach meinem Genoſſen umſah, ſtand derſelbe abſeits hinter einem Felsblock und führte mit dem

Führer aus Weichſelboden ein Geſpräch. Mir kam das gleich verdächtig vor.

Nicht lange währte es, ſo kam — während ſich Franz hinter dem Felſen mit ſeinen Bergſchuhen zu ſchaffen machte — der fremde Führer zu mir heran und ſagte: „'s iſt ſchade, daß die Ausſicht nicht ganz rein iſt, gnädiger Herr, aber es wird heute noch heiter. Der Barometer ſteigt. Sehen Sie, dieſer Kameelrücken dort, das iſt die hohe Veitſch."

„Ich weiß es," war kurz meine Antwort und wendete mich nach der andern Seite.

„Aha, der gnädige Herr ſchauen ſich die Ennsthaleralpen an," ſchwatzte er weiter, „der Dachſtein hat leider Gottes eine Haube auf. Der hohe Berg, der dort wie ein Heuſchober ſteht, das iſt der Grimming."

„Ich weiß es!" ſchnauzte ich ihn an, „Franz, wo ſteckſt Du denn?"

Der Führer aus Weichſelboden ließ ſich nicht verblüffen. „Der Herr ſind von Aflenz heraufgekommen," ſagte er, „und wollen gewiß zur Salza hinabſteigen. Das iſt auch mein Weg und kunnten wir leicht miteinandergehen. Mit Verlaub!" Er ſuchte mir dienſteifrig den Plaid umzuhüllen, den mir der Wind von der Achſel geriſſen hatte. Ich ging gegen den Felſen und ſah, wie dort Franz kauerte und in die Gegend von Aflenz hinabſchaute. Der Weichſelbodner Führer kam mir nach und ſagte:

„Ganz im Ernſt auch noch, gnädiger Herr, wir haben den gleichen Weg hinab und ich will den gnädigen Herrn für ein kleines Trinkgeld recht gern weiſen."

Nun merkte ich wohl ſchon, daß ich verrathen und verkauft war, doch ſtieß ich derb heraus, man möge mich in Ruhe laſſen, ich hätte ohnehin meinen Führer.

„Das ſchon,“ meinte der Weichſelbodner, „aber der ſagt mir, daß ihm ſchlecht geworden iſt.“

Da kam ſchon der Franz auf mich zu mit aufgehobenen Händen und bat: „Herr, ich kann's nicht mehr aushalten, ich muß heim. Ich bitte tauſendmal, daß mich der Herr gehen läßt. Der Mathias dort, der iſt aus Weichſelboden, ich kenne ihn gut, er übernimmt meinen Dienſt gerne und kennt den Weg beſſer als ich. Ich kann nicht mehr, mir thut's Herz weh, wenn ich auf Heim denk'.“

So ſprach er. Ich habe ihn an der Hand genommen und in aller Ruhe Folgendes zu ihm geſagt: „Franz, Du wirſt nicht gehen, Du wirſt bei mir bleiben, ſo lange ich Dich brauche. Ich habe Dir früh genug Alles vorgeſtellt, Du haſt es ſo haben wollen, Du haſt mir Dein Wort gegeben. Ich bin ein alter Soldat und laſſe mit einem Ehrenwort nicht ſpaßen. Ich laſſe mich nicht nach Laune und Stimmung verſchachern, ich habe Dich gekauft, Du biſt mein und Du bleibſt bei mir, bis die drei Tage um ſind.“

„Wenn daheim ein Unglück geſchieht!“ ſtotterte er.

„So geſchieht's!“ rief ich zornig, „und wenn Dein Weib ſtirbt, Deine Kinder umkommen, Deine Hütte niederbrennt, Du haſt Dein Wort gegeben, daß Du bei mir bleibſt und ich gebe Dir's nicht zurück, Du bleibſt!“

Darauf war der Franz ſtill und ſagte kein Wort mehr — und blieb bei mir.

Wir begannen den Abſtieg, paſſirten das Gſchöderkar, und auf dem Edelboden, wo uns wieder die ganze Milde eines heiteren Sommernachmittags umfloß und die Würze der Alpenkräuter uns erquickte, hielten wir Raſt. Franz war immer noch ſtill, aber aufmerkſam für alle meine Wünſche und gutmüthig. Ich war ſehr mit mir zufrieden, daß ich meine

Sache ſo gut durchgeſetzt hatte. Wohin käme auch die Welt, wenn das Verhältniß zwiſchen Herrn und Diener ſo lax würde und willkürlich! Die ganze geſellſchaftliche Ordnung ginge aus den Fugen und der Teufel möchte da noch Herr ſein. Es that mir leid, aber mein Franz, der mußte nun pariren und als wir ſpät Abends im Wirthshauſe zu Weichſelboden anlangten, wollte ich ihn und mich für die Mühen entſchädigen mit Allem, was das Haus bieten konnte. Doch mein Franz ſuchte bald das Bett. Wie er geſchlafen, das weiß ich nicht.

Am nächſten Morgen mochte er, ſo lange ich ſchlief, mäuschenſtill geweſen ſein, aber als ich die Augen aufthat, machte er einen gewaltigen Lärm. „Es giebt nichts Schöneres auf dieſer Welt, als den heutigen Tag!" ſo rief er aus. Ich fand den Tag nicht juſt beſonders, der Himmel war mit Wolken bedeckt, die ſtellenweiſe an den Wänden niederhingen. Als wir ſpäter durch das großartig wilde Engthal gingen, das der Ring heißt, und dann in der Steinwüſte, der „Höll", dem Karſtriegel zuwanderten, ſchnitt uns von den Höhen nieder eine froſtige Luft entgegen; dort und da rieſelte es in den Schuttmulden oben, dann krächzte irgendwo ein Rabe. In den ſchwarzen Waſſertümpeln, an denen wir vorbeikamen, ſpiegelte ſich das Gebirgsbild in ſeiner ganzen Düſterniß. — Aber nichts Schöneres als dieſer Tag! hatte mein Begleiter ausgerufen; es war eben der dritte unſerer Partie, der letzte, an deſſen Abend er frei ſein und die Seinigen ſehen ſollte! — Den Ausläufer des Schwab, die Aflenzerſtarritze, wußte er auf ſchlechten Steigen zu umgehen, ſo daß wir am Mittag ſchon in Seewieſen waren.

Im Wirthshauſe zu Seewieſen lag ein ſchwerkranker Maria-Zeller Wallfahrer, der ſchon Früh nach Aflenz um Arzt und Prieſter geſchickt hatte und immer noch vergebens auf ſie wartete. Franz machte ihm die Zuſage: wenn ſie uns auf dem Wege begegnen ſollten, ſo würde er zur Eile ermahnen.

Wir waren eine Stunde gegangen, da begegneten ſie uns. Der Prieſter, vom Boten mit dem Verſehglöcklein und dem heiligen Licht in der Laterne begleitet, war im Chorrock und trug das Allerheiligſte. Wir beugten die Knie, er ſegnete uns und warf dabei einen ſeltſamen Blick auf meinen Begleiter, den der aber nicht bemerkte, weil er das Haupt geſenkt hielt. — Ein paar hundert Schritte weiter hin begegnete uns der Arzt.

„Ihr ſollt nur eilen!“ rief ihm der Franz zu, „der Kranke wartet mit großen Schmerzen.“

„Wer wird uns aufgehalten haben?“ ſagte der Arzt und blieb ſtehen. „Mein lieber Franz, wenn Du heute heimkommſt, wirſt Du halt nichts Gutes finden! Mit Deinem Weibe iſt's vorbei . . .“

Ich weiß kaum, wie wir nach Aflenz kamen, ich weiß nicht, wie mir zu Muthe war, ich erinnere mich auch nicht, ob Franz ein einziges Wort des Vorwurfes, der Klage ſprach, oder ganz ſtumm war.

Sein Weib fand er auf der Bahre.

Er trug den Schmerz, wie man den herbſten trägt — todtenblaß, thränenlos. Erſt als er die Kinder ſah, welche einſtweilen die Nachbarn zu ſich genommen hatten, brach die Fluth aus ſeinen Augen, und ich habe meiner Tage kein tieferes Schluchzen gehört, als es jetzt die Bruſt des Aelplers erſchütterte.

Ich bat ihn um Verzeihung, daß er meines Starrſinns wegen ſein Weib nicht mehr lebendig ſehen konnte, ich bot ihm Alles an, was ich bei mir trug. Er lehnte es ab und ſagte nur, ich ſei im Recht geweſen.

Im Recht! Seitdem iſt mir das Wort verdächtig. Der Franz hat wie ein Menſch gehandelt, und das wie ein tüchtiger, guter Menſch. Ich wie der Dämon eines Princips. Daß er mit mir gegangen, aus Pflichtgefühl war es geſchehen, er hatte ſeiner Familie Brot zu ſchaffen. Aus Liebe und Sorge und Angſt um ſeine Familie war's, als er mich auf dem Berge verlaſſen wollte. Nicht jeder von uns würde in ſolcher Lage die Herzensgewalten der einfachen Verpflichtung gegen den Fremden unterzuordnen vermögen. Er hätte ja heimlich fortgehen können. Nein, er ſuchte mir Erſatz zu verſchaffen und bat mich dann, wie in der Noth ein Menſch den andern bittet, um Nachlaß. Ich dachte und fühlte nichts, als daß ich im Rechte ſei, ich war ein blutloſer Geſetzparagraph — und das iſt ein Ungeheuer. Ein Mann, ein Wort! 's iſt ſchön geſagt, aber das „Wort“ allein iſt für ihn nicht genug. Mir hätte damals der Spruch: Ein Mann, ein Weib! beſſer gefrommt. Als Familienvater hätte ich menſchlicher gehandelt. Wie oft dachte ich ſeither an den Ausſpruch, den der Vater des Franz gethan hat: „Willſt Du ein rechter Mann ſein, ſo mußt Du Weib und Kind haben.“

So hatte der Major erzählt und die Geſellſchaft blieb nachdenklich, bis ſie auseinanderging.

Auf dem Herrenabende.

In unſerem „Zirkel“ giebt's jeden zweiten Freitag einen „Herrenabend“. Manche unſerer Frauen iſt auf ihre ſtärkere aber ſchlechtere Hälfte zwar mitunter ein wenig ungehalten darüber, daß ſie juſt an den Herrenabenden daheimbleiben ſolle; ſie hat eine dunkle Ahnung davon, es ginge dabei — anders her, als bei den Tafelrunden, die mit einem Flor der liebenswürdigſten Damen geſchmückt ſind. Allerdings hat einmal Einer vorgeſchlagen, die Damen möchten zur Genugthuung unter ſich Frauenabende veranſtalten, ein Vorſchlag, der von ihnen ſelbſt ſtillſchweigend fallen gelaſſen worden iſt.

Eine der revolutionärſten meinte im Rathe mehrerer Genoſſinnen, ohne Grund werde es nicht ſein, daß ſich die Männer für ſolche Herrenabende abſonderten, man wiſſe ſchon oder könne ſich's denken, die Unterhaltung gehe ſtark auf Koſten der Ehefrauen, wenn nicht etwa gar —. Der Satz wurde nicht ausgeſprochen, damit ſich ihn Jede nach Eigenem fertig denken konnte.

Auf ſolche Weiſe kann man zu gleicher Zeit vielerlei Meinungen vertreten.

Zum Theile hatten ſie jedenfalls Recht. Die Frauen ſpielen bei den „Herrenabenden“ eine große Rolle, denn für den Mann giebt es allerwege keinen intereſſanteren, pikanteren lehrreicheren, unergründlicheren, unerſchöpflicheren, räthſelhafteren und anmuthigeren Gegenſtand, als die Frau. Jeder hat ſie oder bedarf ſie; Der liebt ſie, Der fürchtet ſie, Der iſt ihretwegen raſend, Der iſt ihretwegen träumeriſch, Der hat ſie geſtern erſt errungen, Der feiert morgen mit ihr die ſilberne Hochzeit — Keiner kennt ſie. Jede Frau iſt ein Erfahrung, ein Beiſpiel, aber alle Erfahrungen und Beiſpiele zuſammen geben hier keine Theorie. Eine Frau iſt nicht ein Charakter, ſondern ſie iſt ein Conglomerat der Charaktere oder Conglomerat aller Frauen zuſammen. Eine Welt von Männern iſt denkbar, eine Welt von Frauen nicht, denn es fehlt das Syſtem. Die Frau iſt das Chaos, aus dem die Welt erſchaffen werden kann, ſie iſt das unfaßbare All, ſie iſt der Himmel, ſie iſt die Hölle, aber ſie iſt weder gut noch böſe, denn ſie iſt das Elementare. Alſo kein Wunder, daß manchem Ehemanne bisweilen alle „Himmel-Kreuz-Elemente“ einfallen.

In den „Herrenabenden“ ſpielt man frevelhaft mit ſolch ungeheuerlichem Stoff. Manchem mag innerlich grauen, aber er weiß, hier iſt er geborgen, und ſo wird ihm das, was ihm ſonſt Widerſtand zu ſein pflegt, zum harmloſen Gegenſtande.

So war es auch an jenem Novemberabende, als die zwei kleinen Geſchichten erzählt wurden. Wir hatten noch allerlei Behauptungen aufgeſtellt; wir ſprachen von unſerem Freunde, dem Hof- und Gerichtsadvocaten Dr. Th., ſonſt einer der Allergemüthlichſten, der aber ſchon ſeit einiger Zeit nicht mehr in unſere Geſellſchaft kam. Einer behauptete, daß ſich der Doctor in neueſter Zeit nirgends ſo gut unterhalte, als zu Hauſe bei ſeiner Frau.

Das war denn aber nachgerade unglaublich, denn wir wußten, daß dieſer gutmüthigſte aller Männer die bösartigſte aller Frauen beſaß.

„Ja,“ ſagte der Berichterſtatter, „er war gutmüthig, ganz laſterhaft gutmüthig, er hegte den Grundſatz, ein guter Menſch müſſe mit Jedem auskommen und jeden Charakter wenden und erheben können. Er hatte ſich in den Kopf geſetzt, auch ſeine Frau gutmüthig zu machen, und an dieſem Unternehmen ſo lange gearbeitet, bis er endlich ſo böſe wie ſie geworden iſt. — Ja, das ging ſo zu: Er trug ihre Launen mit Geduld und gab ihr gute Worte, ertrug ihre Bosheit mit Demuth und gab ihr gute Lehren, und wenn ſie den größten Unfrieden ſtiftete, malte er ihr das Glück des Friedens mit ſüßen Farben. Selbverſtändlich machte das die Sache nur noch ſchlimmer. Nachdem der Mann Alles verſucht hatte, was menſchenmöglich iſt, um eine ſchlimme Frau vollends unerträglich zu machen, alſo mit ſeinen milden Rettungsanſtalten gerade das Gegentheil erreichte von dem, was er wollte, nahm er, wie Ihr wißt, ſeine Zuflucht zu unſeren Herrenabenden, wo er öfter als einmal die Bemerkung that, wenn noch Etwas im Stande ſei, zwiſchen uneinigen Eheleuten einen Ausgleich, eine Harmonie herzuſtellen: nur ein großes Unglück allein könne das zuwege bringen. Nun, das Unglück — wie Ihr wißt — für ihn und ſeine Gemahlin kam. Sie hatten ein einziges Kind. Iſt der Eheſchaden nicht zu groß, ſo wird ein Kind die Kluft immerhin ausfüllen, ſonſt aber macht es ſie nur noch größer. Im Kinde müſſen ſich die feindlichen Elemente immer wieder begegnen und über dem unſchuldigen Kinde ſchlagen ſie ihre Schlachten. Unſer Doctor Th. gebrauchte — und das war er endlich inne geworden — gegen ſein Weib die empfindlichſte Waffe, wenn er ſchwieg.

Schwieg und ließ ſie ſtreiten; das machte ſie raſend. Aber es griff endlich doch ſeine Nerven an und die Mühe, ſich zu beherrſchen, wurde immer größer. Eines Tages — im vorigen Spätherbſt war's — lag über der Stadt ein ſchwerer, froſtiger Nebel. Die Todtenliſte im Morgenblatt wies eine Reihe Diphtheritisfälle auf, ſo meinte der Doctor voreilig, das Kind ſolle nicht in's Freie geführt werden. Ueber dieſes Wort gerieth die Doctorin in einen jähen Zorn, denn ſie wollte der Kindsmagd eben dieſelbe Verordnung geben. Und jetzt ſoll das Zuhauſebleiben unmöglich ſein? Jetzt ſoll der arme, kleine Wurm in die naßkalte, mit Miasmen geſchwängerte Luft hinaus! Denn Er hat geſagt, daß er im Zimmer bleiben ſoll. Und Ihm nachgeben? Daß er meinen könnte, heute hätte er einmal Recht gehabt und ſich einbilden, es könne ein andermal ebenſo ſein? Nein, niemals! Das Kind geht aus! — Es ging aus, kam heiſer zurück. Den Doctor erfaßte die Angſt, ſein Weib würde den Arzt nicht holen, daher ſagte er bei Zeiten: „Wir wollen recht Hausmittel anwenden." — „So!" rief ſie, „das wäre! Verpatzen das Kind! Es umbringen mit Quackſalbereien! Du wärſt es ſchon im Stande. Der Arzt ſoll kommen, augenblicklich!" — Nun, diesmal hätte er ſeinen Willen glücklich durchgeſetzt. Doch, ſeine Nerven zitterten wie Spinnengewebe, wenn der Föhn hineinbläſt; er fühlte ſich kaum mehr im Stande, ſich zu bändigen; noch einmal wirkte zur Noth die Vorſtellung, die er ſich ſelbſt machte: Wenn Du fahnenflüchtig wirſt, Mann, dann iſt Alles verloren! — Das Kind war nach drei Tagen todt. Die Frau wollte wahnſinnig werden vor Schmerz, der Doctor trug ihn mit Reſignation; in ihrem fürchterlichſten Toben hielt er zu Troſt: Das iſt der letzte Sturm, jetzt bricht die herbe Schale um ihr gutes Herz, jetzt wird die Frauennatur ſich befreien, ſie wird ſich ausweinen in meinen Armen und ich werde ihr die Thränen vom Auge küſſen, auf den Knien ſie um Verzeihung bitten, daß ich ihr ſo oft habe weh gethan, und ſie tröſten und ihr endlich zeigen, wie innig ich ſie liebe. — Statt in ſeine Arme zu fallen, fuhr ſie ihn mit gekrümmten Fingern wüthend an: Er ſei ſchuld an Allem! Er! Er! und Niemand als Er! Er komme in's Freie, Er hätte das Wetter kennen ſollen und verbieten, daß das Kind in die giftige Luft hinausgetragen werde. Wofür ſei er ſonſt der Herr im Hauſe, als den er ſich immer aufblaſen möchte! Aber ſeinetwegen hätte das arme Weſen ſogar ohne Arzt ſterben können. Er ſei des Kindes überdrüſſig geweſen, er lache jetzt innerlich, daß es dahin, er ſei ein Rabenvater!

Jetzt hatte er die Wirkung des Unglücks erfahren. Sie war Dieſelbe geblieben. Während er an ſeiner Natur gebogen hatte und gezerrt, an ſeinem Temperament zu ändern, ſich ihr anzupaſſen geſucht, war ſie ihrer Natur treu geblieben. Er hatte Unrecht, ſie hatte Recht! Jetzt fielen ihm die Schuppen von den Augen, ſie that, wie ſie mußte und machte nicht den geringſten Verſuch, ſich zu fälſchen. Er wollte ſie verleiten, daß ſie wider die Natur handle; er hatte Unrecht an ihr, an ſich ſelbſt. —

Das Erſte war nun, daß er das wilde Thier, welches ſie in ihm allmählich großgezogen, und welches er mit ſo vieler Noth bisher gebändigt hatte, von den Ketten losließ und ihr ein Weltgericht vorhielt, vor dem ſie wonnig erſchauerte.

Seitdem macht unſer Doctor Th. nicht mehr den geringſten Verſuch, ſein Weib zu beſſern, ſondern trachtet nur, ihre Geſundheit zu erhalten, indem er ihr alle mögliche Gelegenheit giebt, ihr Naturell zu üben. Er reizt ſie, ärgert ſie, erzürnt ſie, iſt ſo nervös, daß er, ſo oft ſie will, in den ehrlichſten

Zorn, in die kräftigſte Wuth kommt. Und darum bleibt der Doctor bei ſeinem Weibe zu Hauſe und ſo vertreiben ſie ſich die langen Abende. Das Unglück hat ſie ausgeglichen, er hat ſich zu ihr bekehrt.“

Nach dieſer ſcheinbar etwas ſcharf markirten Erzählung bemerkte Componiſt J., daß die Zankſucht nicht das Aergſte am Weibe ſei. Die ſchlimmen Weiber ſeien noch lange nicht die ſchlimmſten; den ſtillen, ſanften Frauen ſei noch weniger zu trauen. Eher den luſtigen, ausgelaſſenen; die mürriſchen, zankſüchtigen jedoch ſeien im Punkte der Treue nachgerade harmlos zu nehmen. — Sachgemäß ſprangen wir auf die Männer über, denn auch unter dieſen giebt es die zierlichſten Abſtufungen. Der Geck, der Schwätzer und Courmacher verführt keine Frau; an gutem Willen mangelt es nicht, aber das Lächerliche ſeines Weſens läßt im Weibe kein tieferes Intereſſe für ihn aufkommen. Das Liebeln und Courmachen ertödtet die kernige Leidenſchaft. Der Hitzige, für Alles raſch Entbrennende, ſcheinbar in Leidenſchaft und Gluth Vergehende, er verführt keine Frau, denn der Inſtinct des Weibes ſagt: Dieſem fehlt die Concentration. Die Gefahr der Frau iſt der ruhige, ernſte, ſtolze, in ſich geſammelte Mann.

Da gab's Beiſpiele übergenug, aber auch Ausnahmen in ſolcher Zahl, daß ſie die Regel gefährdeten und endlich doch wieder den einen Grundſatz bewieſen: Das Weib iſt ohne Syſtem und Princip.

„Umſo mehr Princip,“ meinte nun der Bildhauer G., „ſteht dem Manne an. Ich liebe mit Kunſtſinn, meine Frauen gehören zur Schule Raphael's — madonnenhaft.“

Madonnenhaft, ſagte er, und hatte daheim zum Ehegeſpons eine kleine Xantippe. Wir gönnten ihm die Madonnen. Da meldete ſich Baron B., ein Mann von dreißig Jahren, von deſſen häuslichem Leben bisher nichts Rechtes zu erfahren war, als daß er eine zurückgezogene Frau und zwei muntere Kinder habe. Dieſer Mann, der ſonſt nicht gerade zu unſeren geſprächigſten Köpfen gehörte, nahm nun das Wort und ſagte:

„Auch ich ſtimme dafür, der Mann muß ein Princip haben. Aber eben darum mache er es nicht ſo, wie das Weib, das in Allem nur ſeinen Sinnen und Leidenſchaften nachfliegt. Des Mannes Hauptſache iſt nicht die Liebe, ſondern die Ehre. Habe ich meiner Braut verſprochen, ihr treu zu ſein, ſo muß ich's halten, oder ich bin ein Betrüger.“

Baron B. war ſonſt ſehr tüchtig, welterfahren und als Ingenieur einer der erſten des Faches, daher nahm ſich's komiſch aus, als ihm auf ſeine Worte Mehrere der Tiſchgeſellſchaft: „O Du heilige Einfalt!“ zuriefen.

„Ich hab's verſprochen,“ ſagte der Baron ruhig.

„Eine Formel! Wer wird heutzutage eine Ceremonie noch ſo ernſt nehmen!“

„Ich bitte, mir war ihr Verſprechen nicht minder ernſt.“

„Das iſt was Anderes. Der hintergangene Mann iſt im Nachtheil, die hintergangene Frau iſt es nicht.“

„Juridiſch hat er Recht,“ ſpottete der Componiſt J., „was man verſpricht, muß man halten.“

„Der Fall gehört nach meiner Anſicht vor das Forum des Dichters,“ ſagte Bildhauer G., auf mich blickend, „und vor dieſem Richterſtuhle dürfte unſer lieber Freund B. ſchwerlich Recht bekommen.“

„Wieſo?“ ſagte ich, „Ihr habt die franzöſiſchen Herren im Kopf; die deutſchen Dichter mögen recht lockere Vögel ſein, aber ganz iſt ihnen das ſittliche Ideal noch nicht abhanden gekommen.“

„Nennt Ihr das ſittlich, wenn zwei Menſchen ehelich verbunden miteinander leben, die ſich weder lieben noch achten, ſondern ſich betrügen, oft abſichtlich mit allen Mitteln kränken, ſich gegenſeitig das Leben vergiften, einander kaum dulden? Das iſt nicht ſittlich, weil es nicht ſchön iſt."

„Das iſt nicht ſittlich und ſelbſt wenn es ſchön wäre," ſagte ich, „das Sittliche iſt in dieſem Falle ein vor den Augen der Welt Unſchönes, nämlich die Trennung. So lange aber der eheliche Vertrag, das gegebene Wort, noch gelten und wirken ſoll, muß es auch in dieſem Falle gehalten werden. Ja, entgegen früher Behauptetem ſage ich: der eidbrüchige Mann iſt hier ein größerer Verbrecher als die eidbrüchige Frau, weil er zumeiſt größerer Ueberlegung fähig, ſie größerer Sinnlichkeit unterworfen iſt. Wie dem immer ſei: Jedes Uebereinkommen bietet Vortheile und verlangt Opfer. Unſelig eine Ehe, die keine Opfer heiſcht. Je willigere und größere Opfer man der Ehe bringt, deſto beglückender wirkt ſie zurück."

„Daß das nicht in allen Fällen zutrifft, beweiſt die Geſchichte vom Doctor," ſagte Bildhauer G.

„Wie wahr es aber ſein kann, vermag ich mit einer andern Geſchichte zu erhärten," bemerkte Baron B. „Was nun die Sinnlichkeit anbelangt, ſo könnte ich für den Mann in dieſem Falle gar nicht gutſtehen. Da Ihr — wie ich merke — nun doch geneigt ſeid, die Sache ernſter aufzufaſſen, ſo will ich Euch die kleine Geſchichte erzählen, die Euch zeigt, wie armſelig und wie ſtark der Mann iſt. Ihr dürft ſogar mich für den Helden halten, obwohl es auch ein Anderer ſein kann — jedenfalls ſitzt er an dieſem Tiſche und wird ſich rechtfertigen, wenn die Geſchichte für ihn ehrenrührig werden ſollte. — Seid Ihr bereit, ſo wollen wir uns die Krüge füllen laſſen, damit der junge Mundſchenk hernach ſeine geſchätzten Dienſte anderen Brüdern widmen kann, denn ich will nicht, daß Jemand dürſte, während ich die rührende Geſchichte meines Helden in dieſem engen Kreiſe zum Beſten gebe.“

So geſchah es. Wir ſtopften friſch unſere Pfeifen — denn auf dem Herrenabende wird keine Cigarre geraucht — wir rückten uns bequem und einer der Anweſenden wußte gewiſſe Zweifel nicht zu verhehlen, ob die Erzählung für den Herrenabend nicht unpaſſend — das heißt, wohl luſtig genug ſein werde

Baron B. begann:

„Ich habe vor acht Jahren geheiratet. Man hat, wenn man ein zweiundzwanzigjähriger, munterer Burſche iſt und dazu etwas Siebenkroniges auf ſeiner Viſitkarte beſitzt, die Wahl zwiſchen Vielen. Ich nahm Die, welche mir am wenigſten mißfiel, denn mein alter Oheim wünſchte mich an's Weib zu bringen; er wollte, bevor er ſchlafen ginge, Die noch ſehen, welche unſer Geſchlecht, das nur mehr an einem Haar hing, wieder beleben ſollte. Mir war's auch ganz lieb, denn ich hatte vom Eheſtand ſo viel des Widerſprechenden gehört, daß ich begierig war, ihn aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Meine Braut entſtammte auf Seitenlinien einem alten Grafengeſchlechte, das ganz verarmt war. Sie war mit mir in gleichem Alter, glaubte daher nicht mehr länger auf einen Mann und Ernährer warten zu ſollen, ſondern ſchickte ſich an, als Poſtbeamtin ihr Brot zu verdienen. Dieſe nahm ich. Ein Jahr lebten wir recht freundlich und ruhig nebeneinander her; ich ſtak tief in Studien, die mich erſt in dieſer Zeit, als Real- und Hochſchule längſt hinter mir waren, gefangen nahmen. Mir war daher das ſtille, geordnete Hausweſen, welches meine Frau geräuſchlos und anmuthig beſorgte, faſt behaglich. Wohl nahm ich wahr, daß es in der Welt weit feinere und ſchönere Frauen gab als die meinige war, doch ſagte ich mir, daß für derlei Erwägung die Zeit bei mir nun einmal vorüber ſei. Allerdings habe ich Grund zu vermuthen, daß ein reizendes Fräulein, welches zuweilen meinem Studirzimmer gegenüber zwiſchen koſtbaren Spitzengardinen ſichtbar wurde, mich ſchließlich noch zu einer eingehenden Erwägung gebracht haben könnte, wenn in meinem Hauſe nicht plötzlich ein unvorhergeſehenes Ereigniß vorgefallen wäre. Ich verliebte mich nämlich in meine Frau. Es geſchah das bei Gelegenheit der Geburt meines erſten Knaben, bei welcher ſie in den herbſten Schmerzen unter Thränen lächelte. Dieſes Lächeln ihres blaſſen, ſanften Leidensgeſichtes hatte es mir angethan.

Von nun an war ich mir meines Glückes bewußt. Aber es war ganz anders, als ich mir das Glück eigentlich vorgeſtellt hatte. Das war kein ſeliges Schwärmen, und keine brennende Begeiſterung — ich fühlte mich einfach wohl.

Es ging nun mehrere Jahre ſo hin und als mich endlich mein Amt in's Weite rief, konnte ich es kaum begreifen, daß ich fern von meiner Familie für mich allein leben ſollte. Einen ganzen, langen Sommer über hatte ich Beſchäftigung beim Traciren der Eiſenbahn durch den Pongau. Die Briefe von meiner Frau entbehrten der Leidenſchaftlichkeit, athmeten aber Liebe und Sorge für mich, ſchilderten mir in ſchlichten, lieblichen Bildern ihr häusliches Leben mit den Kindern. Wie das alltäglich war und wie es mich doch ſo froh machte! Als die ſchwierigſten Arbeiten endlich vollbracht waren, fühlte ich in mir das Wiedererwachen meines Menſchenthums. Meine Natur verlangte nach ſo einſeitiger Bethätigung wieder das Gleichgewicht. Anzeichen von Fettleibigkeit machten ſich bemerkbar, ſo daß mich der Ehering zu drücken begann und ich ihn entfernen mußte. Als ich eines Tages wegen Symptomen, die mich das Entſtehen eines Herzleidens befürchten ließen, einen Arzt conſultirte, rieth er mir zur Bekämpfung der Hypochondrie — die Würdigung der Frauen. Ich mag ihn fragend angeblickt haben, er ſagte, ein Familienvater müſſe auf ſeine Geſundheit achten.

Einſtweilen ſuchte ich mir durch viele Bewegung in der freien Luft zu helfen. Ich machte größere Spaziergänge und endlich, inſoferne es die Zeit erlaubte, förmliche Hochtouren in den ſchönen Gebirgen des Salzkammergutes. Und nun komme ich zu dem Kerne meiner Erzählung.

Es war im Hochlande, das zwiſchen dem Tännengebirge und der Dachſteingruppe liegt, als ich eines Tages von Nebel und Unwetter überraſcht wurde, mich weit verirrte und in dem verlornen Hauſe eines öden Engthales Zuflucht ſuchen mußte. Im Vorgelaß des Hauſes auf dem Lehmboden kauerten zwei alte Leute, ein Mann und ein Weib. Dem Letzteren hingen eisgraue Haare verwildert über das kleine, faltige Geſichtlein; der Erſtere war ſchier ganz glatzköpfig, nur hinten gegen den Nacken hinab hatte er, wie ein angeklebtes Pelzſtreifchen zu ſehen, kohlſchwarze, geringelte Locken. Sie hatten einen Haufen Feldrüben vor ſich, denen ſie das Gekräute und die Wurzelſchwänze abſchnitten. Sie huſchten erſchrocken aneinander, als ich eintrat, und auf meine Bitte um Unterſtand glotzten ſie mich ſtier an, und als der Alte hierauf in ein meckerndes Lachen ausbrach, ſtieß ihm das Weib den Ellbogen in die Seite — er ſolle ſich nicht ſo unanſtändig benehmen. Der Alte hob hierauf ſein Küchenmeſſer, an welchem die Erde der Rüben klebte, und machte damit gegen mich eine Geberde: er wolle ſchon zeigen, wie man ſich gegen mich — den fremden Eindringling, der noch dazu über und über pudelnaß ſei — zu benehmen habe!

„Ei geht, Vater, wer wird nur gleich ſo halsabſchneiden wollen!“ rief nun eine dritte Perſon, die aus der Küche trat, gluthroth vom Herdfeuer beleuchtet war, und die mir weit einladender ſchien als das blödſinnige Greiſenpaar. Es war ein junges Weib, drall, flink, munter, zwar etwas dürftig, aber reinlich gekleidet. Sie hatte die Feuerzanze in der Hand und that ſelbe auch nicht weg, während ſie mit mir ſprach. Allſogleich erklärte ſie ſich bereit, mir für die ſchon hereinbrechende Nacht Dach und Fach zu gewähren.

Sie führte mich in die Stube, warnte mich aber vor der obern Thürpfoſte, da ich ein unerhört langer Herr ſei.

„Für uns da iſt leicht eine Thür hoch genug,“ plauderte ſie, „bei uns heißt's halt:

Gar klein bin ih gwachſen,
Mag größer nit wern,
Und das ſchwarzaugert Büabel
Hat mih dena noh gern.

Ja, ja, der Herr iſt auch ſo ein ſchwarzaugeter! — Aber jetzt einmal ernſterweiſ'. Der Herr iſt waſchnaß, die Stuben iſt warm geheizt. Thu' er ſich aus und ich bring' ihm meinem Mann ſein Gewand.“

Hernach hub ſie draußen ein mächtiges Kochen und Schmoren an, ſchrie den alten Leuten in's Ohr, ſie ſollten's gut ſein laſſen, der himmliſche Vater ſchicke morgen auch noch einen Tag, und jetzt ſollten ſie ihr „Papperl“ eſſen und nachher in's Neſtel rucken.

Wie ſehr hinfällig die Alten waren, das ſah ich jetzt erſt, als ihnen das junge Weib vom Boden aufhelfen und ſie in die Kammer führen mußte, was gar ſchwerfällig vor ſich ging. Ja, ich nahm wahr, wie der Greis vor ſeinem Bette auf die Dielen niederfiel und dort liegen bleiben wollte, trotz des Keifens ſeiner Alten, die ihm allerlei ſchlimme Namen gab, welche aber nicht im Stande waren, ihn von ſeiner etwas willkürlich gewählten Ruheſtätte aufzuſcheuchen. Erſt als das junge Weib ihre rothen Wänglein auf das weiße Kiſſen ſeines Bettes drückte und mit kindiſchen Koſeworten verſicherte, wie weich und ſüß es dort zu ſchlummern ſei, ließ er ſich bewegen und, geſtützt auf ihren Arm, kroch er in's Bett.

Später deckte die dralle Hausfrau in meiner Stube den Tiſch und lachte dabei hell auf, als ſie ſah, was ich in der älpleriſchen Knielederhoſe ihres Mannes für eine Figur machte. Hernach theilte ſie mir mit, daß ſie heute die „Vaterleute“ allein abgefüttert habe, um mit mir zu eſſen, denn ſie wiſſe recht gut, daß es zu Zweien beſſer ſchmecke. So aßen wir die gekochte Milch und die Schmalznocken zu Zweien.

Jetzt fand ich's aber an der Zeit, einmal von den gewöhnlichen Redensarten abzuſpringen und ihr auch etwas Freimüthiges zu ſagen.

„Wir Zwei ſtehen ja ganz gut miteinander,“ ſagte ich, „mich wundert Eure Gaſtfreundſchaft und Euer Vertrauen. Ich könnte ja auch ein ſchlechter Menſch ſein?“

Sie lächelte ſtill, daß man ihre weißen Zähne ſah; ganz wie die Tirolerinnen auf den Defreggerbildern, ſo lachte ſie und ſchüttelte das Köpfchen: Ein ſchlechter Menſch, der wäre ich nicht, das ſähe man mir ſchon an. Zudem — fuhr ſie fort und ſchob mir mit ihrem Löffel in der Schüſſel die braungeröſteten Nocken zu — zudem kenne ſie mich ja. Ich ſei einer der Eiſenbahner, wie ſie unten in Biſchofshofen herumregierten, ſie habe mich am vorigen Sonntag geſehen, als ſie dort ihren Mann beſucht habe.

Ob ihr Mann denn nicht bei ihr zu Hauſe ſei? fragte ich.

Nein, der wäre ſeit fünf Vierteljahren in Biſchofshofen auf dem Friedhofe. Bei einem Steinzerſchießen am Werfnerſchloß ſei er verunglückt.

„Alſo Witwe?“ fragte ich mit Theilnahme.

„Ich mache kein Geheimniß d'raus,“ war ihre Antwort.

Ob ſie ihn nicht ſchwer vermiſſe? fragte ich nun, da ich an ihr ſo gar keine Wehmuth ſah.

Da fuhr ſie mit ihrer blauen Schürze über den Tiſchrand, als ſollte derſelbe jetzt auf einmal vom Staub gereinigt werden, und ſagte: „Wenn's Rehren (Weinen) und Reden was helf', ſo wäre er lang' ſchon wieder da. Jetzt, aufſteht er mir nimmer, ſo laß ich ihn in Gottes Namen ruhig ſchlafen.“

Bald darauf wußte ich auch die Geſchichte ihrer Ehe.

Beim Kreuzwirth zu Hüttau war ſie Kellnerin geweſen, dort habe der Forſtmeiſter Loiſel mit ihr auf Du und Du angeſtoßen und ſie gleich vom Fleck weg geheiratet. Jeſus, Maria und Joſef, hatte ſie dieſen Menſchen gern gehabt! Viel zu gern! — Aber allzuviel darf's nicht ſein auf der Welt, weil das dem lieben Herrgott ſeinen Himmel thät zu Schanden machen. So hat er's jählings abzwickt unten beim Werfnergſchloß. Sie iſt ſeither immer noch in ſeinem Häuſel verblieben, weil die alten, mühſeligen Vaterleut', ſeine Eltern, nicht mehr aus demſelben herauszubringen wären. Der Vater iſt ſchon gar ſo viel ſchwach im Kopfe und die Mutter iſt auch nicht mehr munter. So will ſie bei ihnen verbleiben, daß ſie wen Lieben haben, bis ſie ihre Augen ſchließen. Ihretwegen mögen ſie nur noch leben, ſo lange ſie der liebe Sonnenſchein freut. Aber wenn ſie einmal geſtorben ſein werden, dann verkauft ſie das Häuſel und geht wieder nach Hüttau oder anders wohin.

„Ich kann Euch nicht ſagen,“ unterbrach ſich hier Baron B., „was ich vor dieſem Bauernweib für einen gewaltigen Reſpect bekam.“

„Als ich mich,“ fuhr er fort, „nun aber geſättigt hatte, und als es mir nach den unwirthlichen Wanderungen im Gebirge in dieſer gemüthlich einfachen, leicht durchwärmten Stube ſo recht behaglich geworden war, und als ich draußen das dumpfe Rauſchen des Windes hörte und mich in den öden Bergen und in der ſchweren Nacht ſo recht innig vertraut mit dem Menſchenweſen fühlte, das, eine Armlänge entfernt, freundlich und fröhlich mir gegenüber ſaß — da fragte ich ſie, ob ſie wohl noch einmal einen Mann ſo recht herzhaft liebhaben könne?

„Warum denn nicht? Ich habe ja gegen Niemanden eine Schuldigkeit.“

Nicht um einen Schritt weiter auf dieſer Seite, dachte ich mir, da wäre ich ſehr im Nachtheile, ſie hat keinen Mann. Wie ſie ſich mit den zwei alten Leuten ernähre? war meine Frage.

Einen Gemüſegarten und eine Enzianbrennerei betrieben ſie. Ich ſolle doch Eins verkoſten, daß ich wiſſe, wie ſie brenne!

Da langte ſie unter der Sitzbank einen Plutzer hervor und ließ aus demſelben hölliſches Feuer in ein Schnapsgläschen rinnen. Das war kein Unglück, aber anders, als nach einer halben Stunde dasſelbe hölliſche Feuer in meinen Adern glühte! Es hatte mich etwas erfaßt, was mir bisher fremd geweſen, es war, als ſei eine letzte Schale von meinem innerſten Kern gefallen, und dieſer Kern war eitel Weh und Wonne und Wahnſinn. Ob Licht war oder nicht, ich weiß es nicht, alle Gegenſtände um mich ſchimmerten blau wie Phosphorſchein. Müßte ich meinen plötzlich eingetretenen Zuſtand ſchildern, ich könnte nicht anders ſagen als: ich ſchwamm in einer ungeheuren blauen Flamme. Ich muß meine Arme wie nach Rettung ausgeſtreckt haben, die Finger berührten eine heiße Wange, ein weiches Haar. Und in demſelben Augenblicke kam mir das Lockenhaupt meines Weibes in den Sinn, ihr ſtillfreundliches Auge ſchaute mich an, das weiße Geſichtlein ſah ich lächeln in Schmerz und Entzücken wie damals, als ſie mir den Erſtgebornen gab. Da rief's in mir wie ein halberſtickter Nothſchrei: Sei ihr treu! — Das war nicht ſo ſehr die Stimme des Gefühls, denn es tobte die Leidenſchaft zu laut, das war die Stimme der Vernunft, der Pflicht. Und in jener Stunde habe ich es erfahren, daß im Manne das Pflichtgefühl ſtärker ſein kann, als alle Neigungen. — Hätte ich daran nicht geglaubt, hätte ich mir dieſe Kraft nicht ſo oft vorgehalten und ſie auf ſolche Weiſe geübt, ich wäre damals verloren geweſen — moraliſch entmannt, denn ich hätte mein Wort gebrochen. — Ich fand mich noch zu rechter Zeit und als meine Wirthin mit Befremden fragte, weshalb ich jählings ſo verſteinert ernſt geworden ſei, habe ich zur Antwort gegeben:

„Bei Euch da iſt es ſo heimatlich, daß mir mein Weib und meine Kinder eingefallen ſind; ich möchte bei ihnen ſein."

„Wenn das iſt," ſagte ſie, „ſo ſoll der Herr jetzt ſchlafen gehen, damit Er morgen ſeinen Weg bei Zeiten weiter machen kann. Wenn man Weib und Kinder hat, ſoll man aber nicht ſo im wilden Birg herumſteigen."

So gutmüthig waren dieſe Worte geſprochen, ſo fürſorglich hatte ſie hierauf an der Ofenbank mein Lager bereitet, meine Kleider zum Trocknen gehangen, für mein Morgenbrot Vorbereitungen getroffen, ſo freundlich und faſt ohne jegliche Spur von Verſtimmung hatte ſie mir gute Nacht geſagt, daß ich allein noch lange darüber nachdachte, wie die ſittliche Tüchtigkeit der Naturmenſchen denn doch kein hohler Wahn ſei.

Am nächſten Tage habe ich die Hütte zur frühen Stunde verlaſſen. Sie hat mir treuherzig die Hand gedrückt, ich wagte es nicht, ein Geſchenk in dieſelbe zu legen. Sie war heute noch hübſcher als geſtern, aber in einer andern Art. Und als ich ſie ſo das letztemal anblickte, empfand ich jene eigenthümliche Genugthuung, die etwa der Hochtouriſt haben mag, wenn er auf eine gefährliche Felswand zurückſchaut, an der er ſich verſtiegen hatte und der er ſchließlich doch mit heißer Noth heil entkommen war.

Von dieſem Tage an trachtete ich meine Arbeiten ſo zu wenden, daß die Heimkehr zu meiner Familie beſchleunigt wurde. Eine wunderbare beſeligende Liebe fühlte ich zu meinem Weibe, ſeit mich das Gedenken an ſie zum Helden gemacht. — Und als ich endlich heimkehrte, wie glaubt Ihr, daß ich ſie gefunden habe?"

„In den Armen eines Andern," rief der Componiſt J., „denn derartig groteske Naivetäten ſonſt gebildeter Männer müſſen beſtraft werden."

„Doch im Gegentheil," ſagte ich, „vielleicht hat unſer Freund ſeine Frau am Bette eines ſchwerkranken Kindes gefunden, wo ein edles Weib am größten iſt und aller Treue würdig."

„Nein," ſagte [illegible] von B., „das Leben dichtet ſchöner und einfacher, als all ihr Di[illegible] jen- und diesſeits des Rheines. Ich fand mein Weib, wie ſie immer war: In ihrer Häuslichkeit thätig, die Kinder freundlich hegend und belehrend, ſtill glücklich, daß ich wieder gekommen. Als ſie ihre Arme ſanft um meinen Nacken legte und mir mit treuem, feuchtem Blicke in's Auge ſchaute, war ich belohnt und ſelig über alle Maßen. Seitdem iſt unſer Verhältniß ein noch innigeres, edleres.“ —

So hatte Baron B. erzählt. Ob von ſich oder einem Andern, das thut nichts zur Sache. Etlichen war bei der Erzählung ſo warm um's Herz geworden, daß ſie aufſtanden und heimgingen zu ihren Frauen. Die meiſten aber blieben auf dem Herrenabende ſitzen. Unter den letzteren auch Baron B.

Das Geheimniß von Defregger's Erfolgen.

(Ein Schwank.)

Kennt Ihr das Geheimniß von den fabelhaften Erfolgen des Genremalers Franz Defregger?

Ihr kennt es nicht, Ihr wollt es nicht kennen, weil die Kunſt da ſei, um zu täuſchen, wie Ihr meint, und weil ſich die Welt täuſchen laſſen ſolle. Bis zu einem gewiſſen Grade iſt das richtig, was aber den Genremaler Franz Defregger anbetrifft — kennt Ihr das Geheimniß? Ich bin geneigt, es gegen mäßiges Honorar mitzutheilen. Ein Defregger zu ſein iſt keine Kunſt. Ich wohne in der Nikolaivorſtadt, Obergaſſe Nr. 19, 1. Stock. Erhard Rafael.

Dieſes Inſerat ſtand im Wochenblatte eines Provinzialſtädtchens.

Erhard Rafael? Im Adreſſenkalender wurde der Name vergeblich geſucht, hingegen wohnte im genannten Logement ein ſicherer Erhard Raffal, Feuerwerker. Der wird's wohl ſein. Und der war's.

Kein Inſerat wird gedruckt in der weiten Welt, dem nicht wenigſtens Einer aufſäße. So kam denn auch eines Tages in die Obergaſſe ein Herr gegangen, ein Herr mit ſchwarzem Anzug, langen, ſchwarzen Locken und weißem Cylinder; der trat in das Haus Nr. 19 und zu Herrn Rafael, der ſich im erſten Stock eine dunkle und froſtige Dachkammer eingerichtet hatte. Herr Rafael war juſt mit der Zuſammenſtellung eines Receptes zu einem bisher unerhört großartigen Feuerwerk beſchäftigt. Der nächſte Geburtstag des Landesfürſten ſoll in den Lüften in feurigen, knatternden Farben die — Hermannsſchlacht ſehen.“ Andere haben zur Darſtellung dieſes großen hiſtoriſchen Bildes etlicher Meter Leinwand bedurft, wir brauchen dazu eine halbe Kubikmeile Luft! Alles, was die Kunſt bisher hervorgebracht, iſt Schatten gegen das Flammengemälde, zu welchem Meiſter Rafael eben die Farben miſcht. Rafael nennt er ſich nur aus Beſcheidenheit, denn eine gewiſſe Pietät darf man den Meiſter vergangener Zeiten nicht verſagen, obgleich ſie Alle Stümper waren. Und wie auch nicht? Sie haben der techniſchen und chemiſchen Hilfsmitteln entbehrt, die allein nur die fortſchreitende Wiſſenſchaft den Menſchen an die Hand gegeben hat und die ſich nur ein Mann von höchſter Intelligenz dienſtbar zu machen weiß.

Nachdem der Meiſter dem Eintretenden das Alles mit kurzen, klaren Worten, wie es nur der Feingebildete kann, auseinandergeſetzt hatte, geſtand der Fremde den Zweck ſeines Beſuches und fragte nach dem Geheimniſſe des Erfolges Franz Defregger's.

„Wir ſind höchſt wahrſcheinlich Maler?“ fragte Rafael.

„Maler, Alfonſe de Rouge, den aber, wohlgemerkt, die Zunft der Maler und Recenſenten aus Neid igno—“

„Das iſt mißlich,“ unterbrach ihn der Meiſter. „Ich bin auch Maler geweſen, ich habe auch einmal gewähnt, die Leinwand wäre ein würdiges Feld für das bildneriſche Genie. Wie kindiſch! Als das, was man unter dem landläufigen Ausdruck Maler verſteht — auf deutſche Weiſe geſagt: Farbenſchwindler — werden Sie aus meinem Geheimniſſe wenig

Nutzen ziehen können. Sie ſehen meine Uneigennützigkeit. Wären Sie Photograph —"

„Der bin ich," geſtand Alfonſe de Rouge, „die Kunſt muß heutzutage zum Handwerk herabſteigen. Sie geht nach Brot."

„Zu hausbacken."

„Das Brot?"

„Das Sprichwort meine ich. Doch, Sie ſind mein Mann." So ſagte Meiſter Rafael tiefen Tones und warf ſeine Grauwage aus der Hand, weil er dieſe Hand ja dem Fremden auf die Achſel legen wollte. „Verbinden wir uns, Alfonſe de Rouge! Ich gebe die Idee, Sie geben das Werkzeug. In der That, nein, Ihre ſo charmante Einladung zu einem Glaſe Wein kann man nicht abſchlagen, man kann nicht! Und es plaudert ſich auch beſſer dabei." Damit nahm er ſeine Haube und der verblüffte Herr Alfonſe mußte ſich fügen — ſie gingen in's Weinhaus.

Und im Weinhauſe hat Meiſter Rafael das Geheimniß von Defregger's Erfolgen ausgeplaudert.

„Defregger und ohne Ende Defregger! Jetzt iſt er gar noch in den Adelſtand erhoben worden — natürlich! Ich war auch einmal ſo albern, mir von ſeinen fabelhaften Erfolgen Apperit und Schlaf verderben zu laſſen. Wie beſchränkt! Was iſt Defregger's Kunſtgriff, daß er trifft? daß man ihm Wahrheit und Natur nachrühmt? Er beſchränkt ſich. Wohlan, auch ich bin beſchränkt. Iſt das genug? Nein, das iſt nicht genug. Das Geheimniß beſteht in etwas Anderem. — Trinken Sie! Auf Brüderlichkeit, College Alfonſe! — Gute Bauernbilder zu machen, das iſt keine Kunſt, wenn ich mir die Bauersleute herkommen laſſe, ſie gruppire, photographire und colorire. — Jetzt iſt's heraus."

Nach langer Unterredung, wobei dem Weine ſein Recht angethan wurde, gingen die beiden Zukunftskünſtler auseinander.

⁂

Auf dem Dorfkirchtag von Allwand, wo eine große Auswahl von ſchmucken und luſtigen Landleuten beiſammen war, gutmüthige Bauern mit kurzen Pfeiflein im Munde, verwegene Jäger und Holzer mit glühenden Augen und ſchwarzem Gelocke, ſchalkhaft lächelnde Hirten, keckmuntere Sennerinnen, halberwachſene Knaben mit Spitzhüten und Hahnenfedern, lachende Mädchen mit blonden Haarzöpfen, und Alle in maleriſcher Aelplertracht — da ging unter ihnen der Werber um.

Der nächſte Sonntag wäre in der Stadt der „Uhrhandel-Sonntag", wo Jeder, der einen hat, ſeinen „Brater" und „Knödel" gern wieder einmal vertauſcht. Wer da in die Stadt käme, ſolle ja nicht verſäumen, ſich beim Photographen, der gleich eingangs am Waſſerthore rechter Hand iſt, anzumelden.

Was es dort gäbe?

Ob man denn keine Liebſchaften habe?

Was es dort beim Photographen gäbe?

Bei Liebſchaften, beſonders, wenn ſie auseinandergingen, ſei ſo ein nettes Bildchen „zum treuen Andenken" viel gern gegeben. Es koſte nichts, das Photographiren, gar nichts koſte es, „keinen Kreuzer auch nicht". Sollten kommen. Eingangs beim Waſſerthore rechter Hand.

Die Sache war eingeleitet.

Am „Uhrhändler-Sonntag".

Am bezeichneten Sonntage gingen Viele zum bezeichneten Photographen. Doch der Photograph hatte einen Schreck um den anderen, ſo oft die Thür aufging. Den er letzthin in der maleriſchen Bocklederkniehoſe geſehen hatte, der ſtand jetzt „im ſchwarzen Pantalon" da. Die er draußen im Dorfe wegen ihres bunten Mieders und ihrer feinen Haarzöpfe bewundert hatte, die trug heute Gewand und Friſur wie eine Stadtköchin am Ausgehtag. Nun ja, wenn man ſich photographiren laſſen geht, „da wichſt man ſich gern ein wenig nobel zuſamm'“.

Einzelne, die ſtattliche Schnurrbärte und dankbare Adlernaſen hatten, wurden für ein andermal eingeladen, wenn ſie das Bauergewand an hätten.

Freilich ſagte Eine: „Wenn ich ihm nicht ſchön genug bin, dem Herrn, wie ich heut daſteh', ſo laſſ' ich mich gar nicht!“

„Und wenn's nur von wegen dem Gewand iſt — einen Kleiderſtock abgeben, das thu' ich nicht, ich!“ So ein Zweiter.

Und eine Berglerin: „Das Gewand ſchenirt ihn. Jetzt weiß ich, was das für Einer iſt!“

Alle gingen empört davon. —

Beſſer arrangirt war's ein anderesmal.

Da ſaß vor der Linſe eine reizende Almerin und ſollte einen Liebesbrief leſen.

„Uh Halbeſel!“ rief ſie lachend, „ich kann ja gar nicht leſen, mein Lebtag nicht, daß ich kann!“ Und leiſe mit dem Schürzenzipfel ſpielend — verſteht ſich — die Anfrage: „Hat der Hiaſel geſchrieben?“

„Es iſt ja blos ein leeres Blatt Papier, und Du ſollſt nur thun, als leſeſt Du, daß ich Dich ſo photographiren kann.“

„Nachher kommt ja eine Falſchheit auf das Bild! Die iſt aber dumm, werden ſie ſagen, die thut Brief leſen und kennt gar keinen Buchſtaben. Nein, Herr Otto Graf, das thu' ich nicht!“

Zwei andere junge Leute, ein prächtig gewachſener Burſche und eine dralle Sennin, ſollten ſich ſo gruppiren, daß er auf ſeinen Knien die Zither ſpielte und ſie ihm gegenüber ſaß und liebesinnig in's Geſicht blickte. Es war auch ſchon Alles in Richtigkeit, der Burſche war's recht zufrieden, daß man's in der Photographirerei ſo weit gebracht habe, auch die

„Steieriſchen“ auf der Zither zu photographiren. Das Mädchen meinte: Dieſer Menſch da ſei ihr zwar ſtockfremd, ſie wiſſe gar nicht einmal, ob er ſie möchte; aber wenn's ſchon ſein müſſe, ſo wolle ſie ihn halt in Gottes Namen verliebt anſchauen, ſie denke dabei wohl an einen Richtigen. Schließlich zerſchlug ſich Alles durch den Hund. Der Photograph wollte nämlich im Vordergrunde des Bildes einen ſtattlichen Haushund poſtiren, worauf das Mädchen vom Sitze emporſprang und mit zornglühendem Geſichte ausrief: Mit einem Hunde ließe ſie ſich nicht photographiren! Das wäre ſauber, ſich mit einem Hunde photographiren zu laſſen! Das möge der Jäger thun oder der Schinder, ſie habe von einem ſolchen Otto Grafen genug, bis an den Hals herauf genug! — Und ſtürzte davon, noch unten auf der Gaſſe keifend, daß man immer wieder das Wort „Hund“ vernahm. Die Aufnahme enthält den Zitherſpieler und den Hund allein.

Ein andermal kamen mehr Leute zuſammen, ſo daß Herr Alfonſe de Rouge an ein größeres Gruppenbild denken konnte.

Ob Keine ein Kind bei ſich hätte? war die Frage. Darüber Verblüffung. Wer denkt auch an ein Kind, wenn man ſich ottografiren laſſen will! Aber es ſoll eine Familienſcene werden — heißt das friedlicher Art, ſo etwa, daß die Mutter ein Kind auf dem Schoß hält und die größeren Kinder ſpielen mit ihm, und der Vater ſchaut zu und raucht ſchmunzelnd ein Pfeiflein. — Nun, einſtweilen ginge das nicht.

Vielleicht Wildſchützen im Berghauſe mit Sennineſtaffage! Keine üble Idee. Jetzt iſt aber Einer dabei, der ſich darüber empört, daß er halb mit dem Rücken gegen den Zuſchauer geſtellt iſt.

„Wenn Ihr mich von hinten ſehen wollt,“ rief er aus, „ſo iſt leicht geholfen!“ Und rannte davon.

Damit die mühevoll zuſammengeſchleppte bäuerliche Geſellſchaft willfähriger und der Spaß größer ſei, ſo iſt mit Branntwein nachgeholfen worden. Hierauf war für den Photographen die Arbeit um das Zehnfache leichter, und die Figuren ließen ſich ſtellen ſo willig, wie die Kegel auf der Kugelbahn. Mitunter wankt oder fällt Einer, aber dafür hat man heutzutage ja die ſchnellen Apparate. Wenn einzelne Geſtalten etwas verſchwommen ausfallen, das iſt ſogar gut, denn die Sachen werden ja doch colorirt, und es iſt ſehr zweckmäßig, wenn die photographiſchen Linien umſo leichter verlegt werden können.

Ueberaus ſchwer zu beſchaffen waren aber gewiſſe Geſichtsausdrücke der Stimmungen und Leidenſchaften, wie ſie der Künſtler bedurfte. Da ſoll ſo ein Mordskerl der Schönen einen ſchelmiſch-fragenden Blick zuwerfen. Das geht. Dort ſoll Eine eiferſüchtig ſein. Es thut ſich. Ein Anderer ſoll brüten, noch ein Anderer finſter und zornig thun. Einer muß dumm dreinglotzen. — Wer giebt ſich her für ſolche Sachen?

„Meinetwegen," lallt ein dickhalſiger Kohlenbrenner, „wenn ich's krieg, voll krieg — noch einmal voll krieg — das da — das Glaſel da — nachher — bin ich dumm."

„Das Glaſel wäre reine Verſchwendung," bemerkte ein boshafter Pecher, „der Köhler-Jodel iſt nicht ſo capricirt, der thut's billiger — auch ganz umſonſt."

Der ſo Geſchmeichelte hob ſchwer ſeine Hand gegen den Pecher: „Biſt ein — braver Mann!"

Der Holzer Rieſel, ein kernhafter Waldmenſch über und über, ſollte zornig ſein, die Fäuſte ballen und ein wuthverzerrtes Geſicht machen. Die Fäuſte ballen iſt keine Kunſt, Bauersleute thun's im Offenen, Stadtleute im Sacke; aber ſich giften und nicht wiſſen warum, das bringt der Rieſel nicht zuwege.

Er ſollte es einmal verſuchen, rieth der Photograph.

Der Rieſel verſuchte es, aber aus der wilden Miene wurde ein treuherziges Grinſen. Man lachte.

Was es da zu lachen gäbe! warf der Rieſel drein, ob man glaube, daß er da ſei, daß man ſich über ihn luſtig mache? Da wären ſie beim Unrechten. Zum Narren halten laſſe er ſich nicht! Wem's nicht recht wäre, der ſolle nur hergehen! Er wolle dieſes kreuzverdammte Geraſſel —

Da lag der Apparatkaſten hingeſchleudert und reckte ſeine drei Beine von ſich. Der Rieſel ſchoß glühend umher, es war der herrlichſte Zorn, den der Photograph in ſeinem Leben geſehen, aber ach! der Apparat, der ihn hätte fixiren ſollen, lag in Scherben. Die Leute machten ſich erſchrocken davon. Der Rieſel ballte noch einmal die Fäuſte zurück: „Du langhaariges Wirbelthier! Du foppſt mich nimmer!“ Und war, Gott Lob! auch davon.

So endeten die Aufnahmen der Bauernbilder in der photographiſchen Anſtalt des Herrn Alfonſe de Rouge.

Ein paar der Bilder ſind aber doch colorirt worden, leider hatten die Farben die urſprünglichen Züge in einer Weiſe räthſelhaft gemacht, daß der Maler, als er brütend vor ſeiner Arbeit ſtand, nichts that als den Kopf ſchütteln. Und wenn ſolch ein Meiſter ſelbſt über ſein Werk den Kopf ſchüttelt, dann freilich ſind dem Publiciſten alle Wege abgeſchnitten, das Werk zu protegiren, und wir könnten nichts, gar nichts, als ſchließlich die Vermuthung ausſprechen, Herr Rafael habe ſich mit Alfonſe de Rouge nur einen leider ſchlechten Spaß gemacht und das wahre „Geheimniß von den Erfolgen des Genremalers Franz Defregger“ für ſich ſelbſt behalten, wenn ſich von der Ausnützung desſelben bei ihm auch nur die geringſte Spur gezeigt hätte.

Uns hat der Mann das Geheimniß nachträglich vertraut, ſo daß wir in der Lage ſind, das, was unſer Titel verſprochen, doch noch zu halten.

„Defregger's Erfolge,“ ſagte Meiſter Rafael, denn der Wein war ſüffig, „haben mir niemals imponirt; und wenn er den großen Fetzen grauen Himmels, der über das ganze Tirol hängt, herausſchneidet und darauf alle 912.549 Tiroler und Tirolerinnen, wie ſie leiben und leben hinmalt — mich berückt er nicht! — mich nicht! Der Mann hat leicht malen, der hat's in der Hand. Was iſt denn das für eine Kunſt, für ein Verdienſt? Jeder kann's, wenn er die Hand dazu hat.“

Und das iſt das Geheimniß.

Wie der Abelsberger Geſangverein preisgekrönt worden iſt.

Die ſchöne Stadt Kramau liegt mitten in deutſchen Landen. Sie iſt ob ihrer Bierbäſſe weit und breit bekannt als Sängerſtadt, weshalb ich ſie nicht näher zu beſchreiben brauche. Dieſe Geſchichte handelt von einem heißen Sängerkriege, der vor wenigen Jahren in Kramau ſtattgefunden.

Es hatte nämlich der weite Sängergau bei einem ſeiner vorhergehenden Liederfeſte beſchloſſen, in der ſchönen und allzeit ſangbereiten Stadt Kramau ein großes Wettſingen zu veranſtalten, denn, ſagten die Brüder, Kriege müſſe es auf Erden ſchon einmal geben und da ſei es beſſer, ſie würden geſungen, denn geſchlagen.

So erhielt auch der Abelsberger Männergeſangverein „Orgel“ ſeine gebührende Einladung zum großen Wettkampfe, denn die Abelsberger — das muß man wohl zugeben — haben feine Pfeifen in der Kehle und ihre Tenöre haben einen guten Klang weit über den Gau hinaus.

Hochgemuth rüſteten ſich die Abelsberger zum Sängerfeſte und von der Zeit, als die Proben angingen, trat eine ſtrenge Disciplin in Wirkſamkeit, die jedem Sänger der „Orgel“ verbot, täglich mehr als zwei Humpen Bier zu trinken, länger, als bis zur Thorſperre außer Haus zu ſein, zu jodeln, zu fluchen, zu politiſiren und über die Gemeindezuſtände Zunge zu machen. Da gab es wohl auf der Welt kein ordentlicheres und friedlicheres Völklein, als die Abelsberger waren zur Zeit ihrer Vorbereitungen zum großen Sängerfeſte, und der alte Oberlehrer der Pfarr- und Hauptſchule zum heiligen Prokopus betheuerte in dieſen Tagen wiederholentlich, daß man hier wieder ſehen könne, was der Geſang auf den Menſchen für eine unerhört ſittliche Wirkung übe.

Auf der Reiſe nach Kramau wurde die Disciplin noch verſtärkt, doch machte das Reiſemarſchallamt, welches, ſeiner Obliegenheiten voll, im hinterſten Waggon ſaß, bekannt, daß auf der Heimfahrt, wenn keine Urſache mehr ſei, die Stimme zu ſchonen, zum Erſatz die luſtigſte Ungebundenheit platzgreifen dürfe. Deſſ' waren die ſechsundachtzig Sänger wohl zufrieden und ſo fuhren ſie gehobenen Herzens den Ehren entgegen, die ſie im ſchönen Kramau erwarten ſollten. Es war ihnen hinterbracht worden, daß die übrigen dreizehn Geſangvereine, welche an dem Kampfe theilnehmen ſollten, ſich vor den Abelsbergern fürchteten; denn was thut der tiefſte Baß und der gemeſſenſte Bariton, wenn der Tenor nicht genügend vertreten? Klingen muß es, wenn geſungen wird, das haben die Leute gern, und wovon ſollen die Frauen im Auditorium dann girren und ſchwärmen, wenn die Tenoriſten fehlen? Die Abelsberger werden ſiegen, das wußte man im Voraus. Bei der Einladung konnte man ſie nicht umgehen, aber man hatte erwartet, die Abelsberger würden — wie ſie ja ſonſt gar ſelbſtbewußt und charmant waren — im Vorgefühle ihrer ſanglichen Stärke die Betheiligung an dem Sängerwettkampfe ablehnen.

Nun, die „Orgel“ hat nicht abgelehnt, ſie hat gefunden, daß ihre wohl ſchon mit reichen Trophäen geſchmückte Vereinsfahne durch ein Siegeszeichen von Kramau nicht verunſtaltet würde und daß der erſte Sängerpreis von hundert Ducaten, in erquickendes Naß aufgelöſt, das Erdendaſein eher verſchönern als verſchlimmern könne.

Am Bahnhofe von Kramau änderte ſich das Wetter, gewaltige Flaggen verdeckten die Sonne, und ein Blumenregen ging nieder auf die Sängerſchaar. Von den bereits anweſenden Geſangvereinen wurden die Abelsberger — kernige Burſchen auf und auf, die noch dazu in der höchſt maleriſchen Abelsberger Tracht erſchienen — ſtürmiſch begrüßt; ein ſchallendes „Grüß Gott, deutſche Sangesbrüder!" und der Vereinswahlſpruch wurde abgeſungen, dann ſetzte ſich der impoſante Zug in Bewegung durch einen fabelhaft herrlichen Triumphbogen in die feſtlich geſchmückte Stadt. Die Gaſſen, durch die er ſeinen Lauf nahm, waren von jubelnden Menſchen beſetzt, alle Fenſter von lieblichen Frauen, die mit huldvollen Winken und fröhlichen Zurufen Roſen niederwarfen, beſonders auf die Abelsberger, und an Stricken Torten, Trauben und Champagner herabließen zum Vereine „Orgel", deſſen Mitglieder ſich nun nicht mehr halten konnten, ſondern in das ſchallende Geſchrei der Sänger einſtimmten. Die Ehrenbezeigungen häuften ſich, je näher der Zug der Sängerhalle kam; vom Inhalte der Flaſchen, denen man an den Standarten den Hals brach, und von dem wahnſinnigen Vivatrufen der übrigen Sangesbrüder ganz berauſcht, ſchrien nun auch die Abelsberger aus voller Kehle, ſelbſt die Altmeiſter und Reiſemarſchälle mit — und erſt ſpät, als die hellſten Abelsberger Tenöre einen Stich in's Gedämpfte hatten, bemerkte Einer zu ſeinem Nachbar: „Du, guck' Dir dort bei den Scheil-Sängern einmal das Naturwunder an: Die Einen reißen das Maul auf und die Anderen ſchreien!"

„Bei Gott, Bruder, das geht nicht mit rechten Dingen zu!"
Da wurden ſie's nun gewahr, daß die Scheik-Sänger zum Vivatrufen und zum: „Grüß Gott, Ihr ſchönen Frauen! Hoch die Stadt Kramau! Hoch und dreimal hoch!" ein Dutzend profeſſioneller Schreier von heim mitgenommen hatten, damit ſie hierin ihren Mann ſtellten, ohne ſich die Stimmen zu verderben. — Aber die Entdeckung war zu ſpät, einige Abelsberger Kehlen hatten bereits gelitten.

Sofort erging ein ſtrenger Befehl: Von jetzt an das Maul halten und ſich ſammeln, wogegen Dawiderhandelnde dem Standrecht verfallen!

Und bei der nach kurzer Stärkung ſtattgefundenen Generalprobe der geſammten Vereine zeigte es ſich, daß für die „Orgel" der Sieg höchſt wahrſcheinlich war, und ganz Kramau ſprach davon, daß den Ehrenpreis von hundert Ducaten niemand Anderer als die munteren Abelsberger heimführen würden. Die Abelsberger Altmeiſter warnten ihre Sänger fortwährend, im Angeſichte des Glückes nicht übermüthig zu werden, ſtrenge mit ſich hauszuhalten für das am nächſten Tage ſtatthabende Wettſingen. Es könne ſich bei geringſtem Verſehen Vieles wenden und Alles verſpielt ſein; was das für eine Schmach wäre, fragten ſie in düſterſtem Ernſte, wenn ſie nach der Vaterſtadt, die ſchon zum Empfange der Sieger rüſte, als elendiglich Durchgefallene zurückkehren müßten? Sie ſollten heute weder an Wein, Weib noch Geſang denken, ſondern den Reſt damit zubringen, in der ſchönen Umgebung der Stadt ſtille Spaziergänge zu machen und Abends ſo bald als möglich das Bett zu ſuchen. Daß die Zimmer in dem für ſie beſtimmten Hotel „zum goldenen Fuchſen" die richtige Temperatur hätten, dafür ſei geſorgt. Man wolle ſich nur in keiner Weiſe aufregen und ſich endlich nicht etwa noch durch einen unzeitigen

Morgenſpaziergang in der feuchtkalten Luft verderben, lieber im Bette bleiben bis eine Stunde vor Beginn des Wettſingens, welches um zehn Uhr Vormittags ſeinen Anfang nehme. — Zum Schluſſe ſolch väterlicher Ermahnungen wurden noch Bruſtbonbons ausgetheilt unter den Sängern, womit ganz leichte Schäden in der Kehle ausgebeſſert werden können.

Und hierauf hat ſich der Abelsberger Sängerchor für dieſen Tag aufgelöſt.

* * *

Die Sänger von der Scheik waren etwas aufgeregt. Sie beſaßen ein paar Tenöre, auf Grund deren ſie ſich in der Hoffnung wiegten, es den Abelsbergern abzugewinnen, für den Fall dieſe etwa durch ein kleines Mißgeſchick oder Diätfehler beeinflußt werden ſollten. Mit unendlicher Befriedigung hatten die Scheik-Sänger beim Einzug das enthuſiaſtiſche Geſchrei der „Orgel“ gehört, während ſie, die Scheik-Sänger, nur ſehenshalber den Mund aufthaten und mit den Händen agirten, das Uebrige aber ihrem ſchlau gegründeten Lärmchor überließen. Da ſich's aber hernach bei der Generalprobe leider gezeigt, daß die Abelsberger Stimmen an Indisposition und Heiſerkeit nicht das Gewünſchte leiſteten, ſo verſuchte jetzt das Comité, welches ſich eigens zu dem Zwecke conſtituirt hatte, den übrigen Geſangvereinen noch vor der Schlacht die ſchärfſten Spitzen zu brechen, in den einzelnen, im Städtchen herumirrenden Mitgliedern der „Orgel“ die denſelben angeborne Vorliebe für ihren Wahlſpruch: „Wein, Weib und Geſang“ zu wecken; aber die Abelsberger waren heute indifferent wie die Maulwürfe. Man fing an, die Hoffnung aufzugeben, verhielt ſich aber nichtsdeſtoweniger unthätig.

Während in der Stadt Kramau das muntere Leben der Sänger ſich bis tief in die Nacht hinein erſtreckte, während es Platzmuſik gab und Beleuchtung und Standreden und was der Herrlichkeiten mehr ſind bei einem deutſchen Sängerfeſte, ſuchten die Abelsberger, eingedenk ihrer Inſtructionen und ihrer morgigen Aufgabe, bei Zeiten ihr Hôtel „zum goldenen Fuchſen“ auf, in deſſen drei Stockwerken die „Orgel“ einquartiert worden war. Der Kehle zu Liebe machten ſie im „Reſtaurant“ der Gurgel nur mäßige Zugeſtändniſſe und ſuchten dann, je zu Zweien oder Dreien, ihre Schlafzimmer auf. Noch ließen ſie ſich's angelegen ſein, den Zuſtand ihres Feſtanzuges zu prüfen, und da ziemlich Alles in gewünſchter Ordnung war, ſo legten ſie ſich arglos zu Bette.

„Morgen um dieſe Zeit ſoll's anders umgehen!“ bemerkte vor dem Einſchlafen noch der zweite Baß zum Bettnachbar, dem erſten Tenor.

„Ja,“ ſagte der Tenor, „wenn wir nur erſt unſere Abelsberger Lieder loslaſſen! Die wollen wir ihnen einmal hinlegen, daß ſie nur d'ran lecken ſollen!“

„Schlafen!“ ſchnarrte im anſtoßenden Zimmer die Stimme des Reiſemarſchalls. So war's für heute aus. —

Schon halb neun Uhr war's am nächſten Morgen, als das Marſchallamt das Flügelhorn erſchallen ließ. Da hoben ſie ſich — der Eine früher, der Andere ſpäter — aus ihren Kiſſen. Sie zogen ſich ſittſam an, holten vor den Thüren die friſchglänzenden Stiefel und machten ſorgfältig Toilette.

„Die Tenöre haben je ein weiches Ei und eine Taſſe Thee ohne Rum zu ſich zu nehmen!“ ſo der erſte Tagesbefehl.

„Ich weiß nicht,“ murmelte unſer zweiter Tenor, „was meine Stiefel heut' haben. Ich kann in dies Sakermentsleder nicht hinein!“

„Und ich verwundere mich,“ entgegnete der Zimmergenoſſe, „daß mein Fuß heute einmal in den Schuh rutſcht, ſo leicht, wie der Bauer in's Wirthshaus.“

„Ich hab' zwei Linke!“ rief der Baß, „da hat ſich Einer einen dummen Spaß gemacht.“

„Scheidewaſſer will ich ſaufen, wenn das meine Schuhe ſind!“ ſagte jetzt auch der Tenor.

„Das iſt hölliſch!“ polterte im Nebenzimmer ein Anderer, „ich habe unrechte Stiefel!“

Und aus einem dritten Gemach: „Ich hab' zwei verkehrte Stiefel!“

Da flogen ſchon die Thüren auf, links und rechts im Gang: „Hausknecht!“ — „Stubenmädchen!“ — „Hausmeiſter!“ — „Meine Stiefletten!“ — „Ich habe zwei Rechte!“ — „Ich einen Kleinen und einen Großen!“ — „Da iſt ein Breiter und ein Geſpitzter!“ Derart riefen die Stimmen durcheinander, und die Stiefel flogen im Vorſaal umher wie die Maikäfer. So war's im zweiten Stock, ſo war's im erſten und im dritten. Alles Schuhwerk verwechſelt . . .

Das Reiſemarſchallamt fuhr hin und her wie eine fluchende Wolke, alle Stubenmädchen flatterten wirr durch die Räume, der Portier und der Hausmeiſter ſchmetterten, und der Hausknecht rang die Hände und betheuerte bei ſeiner Seelen Seligkeit ſeine Unſchuld. Er und ſein Gehilfe hätten die friſchgewichſten Stiefel ihren Nummern nach gewiſſenhaft wie immer an die betreffenden Zimmerthüren geſtellt.

„Das hat ein Feind gethan!“ hieß es, „das hat ein arger Feind gethan!“

Von den Sängern huſchten die Einen in bloßen Strümpfen um, Andere ächzten im Namen ihrer Hühneraugen über den Druck der neuen Verhältniſſe. Da war's denn aus mit aller Ruhe und Diät, und durch das Haus brauſte ein Gewirre von Fluchen, Lärmen und Lachen, und das Marſchallamt fahndete racheſchnaubend nach den Miſſethätern. Es mußten deren mehrere geweſen ſein, ſie konnten ſich nächtlicher Weile in's Haus geſchlichen haben, weil ſich ſo ein vertracktes Hôtelthor jedem Gauch zu jeder Stunde aufthun muß, ſie mußten ſtundenlang thätig geweſen ſein, um an den Thüren aller Stockwerke die Stiefel in ſo ſchaudervoller Weiſe durcheinander zu bringen.

Nach einer Stunde heilloſer Verwirrung war mit Hilfe der Zimmernummern, die an den Sohlen angekreidet waren, endlich ein Theil der „Orgel“ in ſeiner rechtmäßigen Beſchuhung.

„Ich habe Nummer 3 und 27!“ rief es hier, und ein Arm hielt die betreffenden Stiefel hoch empor.

„Hier iſt 96!“

„Wer braucht einen 44?“

„105 iſt da!“

Die Eigner meldeten ſich, aber leider zeigte es ſich bald, daß auf mancher Sohle die Nummern gefälſcht worden waren, ſo daß endlich die Reiſemarſchälle alle Hoffnung an dem rechtzeitigen Eintreffen in der Sängerhalle mit ohnmächtigen Stoßſeufzern aufgaben. Zudem Alles erregt, die Stimmen verſchrien, jede weihevolle Stimmung weggeblaſen, die Indispoſition im höchſten Grade vorhanden. — Unter ſolchen Umſtänden wird die „Orgel“ an dem Sängerwettkampfe ſich nicht betheiligen.

Aber die Abſage, wie ſoll ſie motivirt werden? Der eiligſt zuſammenberufene Rath, theils noch in Socken, faßte den Beſchluß, es ſei ſofort ein Schreiben an das General-Comité des Sängerfeſtes zu richten, in welchem angezeigt werde, daß der Abelsberger Geſangverein „Orgel“, nachdem er durch ſeine Anweſenheit ebenſo ſeine Sympathien für das Feſt, als durch ſeine Betheiligung an der Hauptprobe bewieſen zu haben glaube, daß er dem Gaue zu keiner Unehre ſei: daß beſagter und unterfertigter Geſangverein, um die in dieſer gaſtlichen Stadt verſammelten löblichen, ſtrebſamen und ſehr tüchtigen Sängerbünde und Geſangvereine in der Erringung eines wohlverdienten Ehrenpreiſes nicht etwa zu incommodiren — den Entſchluß gefaßt habe, ſich an dem eigentlichen Wettſingen nicht zu betheiligen.

In dieſem Sinne und in ähnlicher ſchwungvoller Styliſirung wurde das Schriftſtück abgefaßt und ſeiner hochlöblichen Adreſſe mit „deutſchem Sängergruße“ zugeſchickt.

Noch hatte die zehnte Stunde nicht geſchlagen, ſo ging von der Centralkanzlei des Feſtcomités ein Sturm aus und durch ganz Kramau. Die Abelsberger, die beſten Sänger des Gaues, die wiederholt ſchon preisgekrönten Sänger wollen nicht ſingen! Und warum wollen ſie nicht ſingen? Sind ſie beleidigt worden? Nein, die Abelsberger ſind viel zu gemüthlich, um beleidigt werden zu können. Oder ſingen ſie aus Beſcheidenheit nicht? Nein, die Abelsberger ſind viel zu aufrichtig, um die Beſcheidenen zu ſpielen. Aus Großmuth ſingen ſie nicht, aus reiner Großmuth nicht; ſie wollen den jüngeren Vereinen den Preis nicht wegſchnappen. Aber (und ſo wuchs die Revolution) ſie müſſen ſingen, jetzt erſt recht müſſen ſie! Die Abelsberger wollen wir hören, nur die Abelsberger! Wir ſtürmen den „goldenen Fuchs“ und tragen die ganze „Orgel“ auf unſeren Achſeln in die Sängerhalle!

Das Feſtcomité ſchrieb zurück, daß es die „Orgel“ von ihrer einmal geleiſteten Zuſage nicht mehr entbinden könne.

Die Sänger von der Scheik merkten es, jetzt ginge es doppelt ſchief für ſie, und alle Bemühungen waren vergeblich geweſen. Die Abelsberger aber gewannen mittlerweile Zeit, Muth und vor Allem — Stiefel. Zwanzig Minuten nach zehn Uhr marſchirten ſie in wohlgeordneter Doppelreihe, von dem Jubel der Menſchenmenge begleitet, in die Sängerhalle ein.

* * *

Wie es bei demſelbigen Sängerwettkampfe in der ſchönen Gauſtadt Kramau dem Abelsberger Geſangverein „Orgel“ ergangen iſt, das findet ſich in einem Blatte ſeiner ruhmreichen Chronik verzeichnet.

„Der Enthuſiasmus,“ ſo heißt es in der Sänger-Chronik, „der Enthuſiasmus, mit welchem der Verein bei ſeinem Betreten der Sängerbühne begrüßt wurde, war ein nicht endenwollender. Der Verein ſang das ausgeloſte Preislied: „O Vaterland, zu Schutz und Wehr!“, welches einen demonſtrativen Applaus entfeſſelte, und das Abelsbergerlied: „Mein’ Freud’ iſt die Sennerin“, welches er auf ſtürmiſches Verlangen des Publicums zweimal wiederholen mußte. Nachdem die abgetretenen Sänger ſiebenmal herausgerufen worden waren, erſtürmte das Publicum die Bühne und trug unſern Capellmeiſter, Herrn F. Schaubinger, durch den jubelbrauſenden Saal. Die hochlöbliche Jury hat dem Geſangverein „Orgel“ den erſten Preis, beſtehend in einer ſilbernen Ehrenſtandarte und in einhundert Ducaten, zuerkannt.“

Schließlich ſei aber noch einer Bemerkung erwähnt, die Einer von der Jury erſt vor Kurzem zum Capellmeiſter des Abelsberger Geſangvereines gemacht hat.

„Wir waren damals am grünen Tiſch zu Kramau,“ ſagte er, „in einer nicht geringen Verlegenheit. Sehr genau genommen, hätte der Preis eigentlich dem Sängerbunde von der Scheik gebührt. Ihr ſeid zu hitzig geweſen, habt übertrieben, während die von der Scheik trotz ihrer geringeren Stimmmittel durch ihr Maßhalten künſtleriſch mehr geleiſtet haben. Aber vor der Menge hat Eure Kraft und Friſche einen großen Effect erzielt. Die öffentliche Meinung war ſchon einmal durch die Reclame beſtochen, die Ihr durch Eure Abſage zu Gunſten der übrigen Vereine für Euch zu machen gewußt habt — und ſie war ſo entſchieden für Euch, daß wir es gar nicht wagen konnten, den Preis einem andern Vereine zuzuerkennen.“

Alſo iſt es — Urſache und Wirkung genau erwogen — höchſt wahrſcheinlich die ſchlimme Stiefelgeſchichte geweſen, die der „Orgel“ den Sieg vermittelt hat. Wer aber die Urheberſchaft der Stiefelgeſchichte ergründen wollte, bei den Scheik-Sängern würde er ſie nicht erfahren.

Auf der Wacht.

Herr Chriſtof war nach der Sommerfriſche ein Anderer, als vor derſelben. Er hatte ſich erholt, Gott ſei Dank, aber er hatte eine Gewohnheit mitgebracht, die ſeine Frau für ein Laſter, ſeine Freunde für eine Tugend hielten. „Gieb nur Zeit, ich werde mir ſie ſchon wieder abgewöhnen," ſagte er zu ſeiner Frau; „die neue Lebensweiſe ſchlägt mir recht gut an," ſagte er zu ſeinen Freunden. Die Gattin wendete all ihre Mittel an, den Herrn Gemahl des Abends zu rechter Stunde nach Hauſe zu locken — ein leckeres Nachtmählchen, ein feines Glas Wein, ein gut durchwärmtes Zimmer und alle nicht zu unterſchätzenden Vorzüge eines wohleingerichteten Schlafgemaches.

Und es war doch vergebens. — Herr Chriſtof blieb bei den Wirthshausbrüdern ſitzen; er, der ſonſt der Erſte geweſen, der aufſtand und nach Hauſe ging, wartete nun als der Letzte, bis der Kellner höflich mahnen mußte, daß die Sperrſtunde geſchlagen habe.

Das fiel ſeinen Mitgenoſſen ſelbſt auf und ſie fragten ihn einmal, worin die ſo vortheilhafte Aenderung denn eigentlich ihren Grund haben möge: ob es die Unterhaltung ſei, oder der Wein, oder das Rauchen, was ihn ſo ſehr feſſele.

„Es iſt blos die Gewohnheit," antwortete Herr Chriſtof aufrichtig, „und ich geſtehe es gerne, wie ich ſie mir angeeignet habe. Kellner, noch eine kleine Flaſche Nußdorfer!"

„Ober-Abelsberg, wo ich, wie Ihr wißt, aus Geſundheitsrückſichten den Sommer zugebracht habe, iſt ein großes Dorf, in welchem noch die alte, landesübliche Gemüthlichkeit herrſcht. Am Abende kommen die Bürger, an Sonn- und Feiertagen auch die Bürgerinnen im Wirthshauſe zuſammen; ebenſo finden ſich im Wirthshauſe die Sommerfriſchler ein, und die Geſellſchaft verträgt ſich mitſammen in brüderlicher Heiterkeit. Meine liebe Frau, das wißt Ihr, war in Linz bei ihrer kranken Mutter auf Beſuch; ſo ließ ſich für mich das Wirthshaus nicht umgehen. Und ich hatte es — dank meiner Selbſthilfe — auch kaum zu bereuen. Schon am erſten Tage wurde ich mit den Wirthshausbeſuchern vertraut, ſie kamen mir ſo treuherzig entgegen, boten mir in uneigennütziger Weiſe ihre Dienſte und verſchiedenerlei Vortheile; der Kaufmann ſtellte mir Waſſer von ſeinem beſonders guten Hausbrunnen zur Verfügung, der Schmied ſeine ſchattige Gartenbank, der Zimmermeiſter ſeinen Wald zum Spazierengehen, der Amtsſchreiber ſein Converſationslexikon, der Wirth Küche und Keller, der Bürgermeiſter ſein Roß und Wagen, der Schulmeiſter ſeinen Feldſtecher, der Sattlermeiſter ſeine Tochter. Der Feldſtecher wäre mir wohl vonnöthen, ſagte ich, was jedoch die Tochter anbelangt, ſo wäre ich in einer Lage, verbindlichſt dafür danken zu müſſen. — Alles, was mein Herz verlangte, war da; ſie ſtießen mit mir die Gläſer an: Auf gut Freund! Und wahrlich, ich fühlte mich wie unter Brüdern. Trotzdem wich ich von meiner Tages- oder vielmehr Nachtordnung nicht ab; wie gewohnt, mit —"

„Mit dem Schlage neun zahlteſt Du Deine Zeche und gingeſt."

„So war es. Ich gratulirte mir aber zu dem gemüthlichen Kreiſe, den ich gefunden, und des andern Abends ſaß ich zeitlich wieder im Wirthshauſe. Alles empfing mich, wie einen alten Freund, und der Kaufmann ſagte, daß ſie geſtern nach meinem Fortgehen noch lange von mir geſprochen hätten. Ich fühlte mich ſehr geſchmeichelt. An dieſem Abende ging's noch unterhaltlicher zu, als am erſten; ein Handelsreiſender war da, der erzählte allerlei Späße; ein Profeſſor aus Wien, ein in weiten Kreiſen berühmter Mann, hatte um ſeinen Tiſch eine Runde von dankbaren Zuhörern geſammelt, denen er in ſeinem wiſſenſchaftlichen Eifer populäre Erörterungen über Wald und Feld, Waſſer und Erdreich hielt; Schätze verſchwendete er in ſeinen Worten, Alles war Ohr, und der Ortsſchreiber, ein kleines, weißköpfiges Herrchen, wackelte in einemfort zuſtimmend und ſehr begreifend mit dem Kopfe. Bei einem anderen Tiſche wurde geſungen und der Herr Curat wußte die tollſten Schelmenliedchen. Der Profeſſor aus Wien mochte gewohnt ſein, nicht länger als eine Stunde zu dociren. Er war der Erſte, welcher ſich nach allen Seiten verneigend höflich empfahl und nach Hauſe ging.

„Gimpel!“ ſagte der Ortsſchreiber, „als ob es Unſereiner nicht ſchon längſt wüßte, und Gott ſei Dank gründlicher wüßte, was Der als funkelnagelneu aus der Stadt zu bringen glaubt. Man hat auch ſtudirt.“

„Und wie verzwickt er dabei geſchaut hat,“ verſetzte ein Anderer, „wie er bei ſeinem Predigen nach Luft geſchnappt hat! Ich habe fortan gefürchtet, er beißt ſich in die Naſenſpitze.“ Ein ſchallendes Gelächter.

„Thun thut er, als wie wenn er weiß was für ein hochgelahrter Mann ſein thät,“ bemerkte ein Dritter, „Rector und Director!“

„Und Hector!“ warf vom nächſten Tiſche her der Schneider ein. Hierauf ein unauslöſchliches Gelächter.

Nun nahm der alte Ortsſchreiber das Wort, und um den Leuten zu zeigen, wie ein ganz anderer Kerl er ſei, als ſo ein Profeſſor, begann er nicht blos über Wald und Wieſe Waſſer und Luft, ſondern auch über Philoſophie und Politik ein Langes und Breites zu ſalbadern, was den Zuhörern ſehr zu imponiren ſchien. Kaum war er jedoch aus der Stube, ſo beglückwünſchte ſich der ganze Tiſch, daß der alte Kannegießer endlich einmal fort ſei, nannte ihn einen eingebildeten Maulhelden und Windbeutel, der ſeine ganze Geſcheitheit mit alten Scharteken und mit Zeitungsblättern nähre und nicht einen einzigen ſelbſtſtändigen Gedanken im Kopfe habe.

Mittlerweile ſchickte ſich unter allgemeinem Bedauern eine Frau Hofräthin an, nach Hauſe zu gehen. Man beſtürmte ſie, noch zu bleiben, da man ſich bei ihren munteren Geſprächen ſo einzig unterhalte. Als ſie ſich aber trotzdem freundlich verabſchiedete, küßten ihr mehrere der Herren die Hand und becomplimentirten ſie in liebenswürdigſter Weiſe.

Als ſie fort war, ſtockte die Unterhaltung.

„Hätte ſie doch Einer nach Hauſe begleiten ſollen, die Frau Hofräthin,“ ſagte der Kaufmann.

„Die wohl Hofräthin, die!“ äußerte der Wirth, „ihre Zeche ſieht nicht darnach aus. Da gehen ſo Leute auf das Land, um groß zu thun und zwicken ſich um jeden Kreuzer die Fingernägel ſtumpf.“

„Wahr iſt's!“ beſtätigte der Greißler, „der war anfangs bei mir der feine Emmenthaler zu ſchlecht, heute kauft ſie nichts als Quargl, weil er wohlfeiler iſt.“

„Bei mir hat ſie's mit Zucker und Kaffee genau ſo gemacht,“ rief der Kaufmann.

„Kommt nur der Herr Hauptmann wieder auf Beſuch," bemerkte der Tiſchler, „da wird ſie ſchon ausrücken!"

„Ich vermein', die rückt ſchon beim Lieutenant aus!" verſetzte der Curat und lachte ſeinen Witz ſelbſt zu Grabe. Denn die Anderen lachten bereits wieder über was Anderes, über einen Hohn, den man auf irgend eine abweſende Perſönlichkeit gemünzt hatte. — Bei ſolcher Unterhaltung war es im Fluge dreiviertel Zehn geworden. Faſt mit Gewalt mußte ich mich von meinen lieben Zechgenoſſen losreißen; ſie blieben alle noch ſitzen.

Am nächſten Abend ſchaarten ſie ſich wieder in anhänglichſter Weiſe um den Profeſſor, um die Frau Hofräthin, auch der alte Schreiber war wieder in Ehren und die Herrſchaften waren ſtets neu entzückt von der gutmüthigen Zuthunlichkeit und Offenheit der Leute. Kaum ſie aber wieder fort waren, begann derſelbe Tanz von ſtechenden Nachreden und armſeligen Witzen über die Abweſenden, wie geſtern. Ich blieb inſtinctmäßig ſitzen, noch länger, als den Abend zuvor. Der Kaufmann entfernte ſich; da witzelte man über den Schacherer und Jüdler, über ſeinen guten Profit und über ſeine ſchlechte Waare.

Der Agent war fort; da ſprach man von ſeiner Geckenhaftigkeit und von ſeinen Schulden. Der Curat war fort; da machte man ſich luſtig über ſeine Schnaderhüpfeln, er ſolle ſie lieber daheim der Köchin vorſingen. Den Schneider hatten ſie gehalten, ſo lange als möglich, hatten ſich begaſtet an dem von ihm in Jubel aufgetiſchten Wein; nun war er fort, da beſprachen ſie im Tone mitbürgerlicher Theilnahme, wie es für den Mann weit vernünftiger wäre, er thäte für ſeine Familie, die zu Hauſe am Hungertuche nage, ein Stück Rindfleiſch kaufen, als das Geld im Wirthshauſe verjuxen.

Schon war es eilf Uhr, aber immer noch war ſo viel Publicum verſammelt, daß es mir gewagt ſchien, die Stube zu verlaſſen. Ein muthiges Aufraffen, ein kühner Schritt vor die Thür; doch lange, und als ich ſchon im Bette lag, immer noch fühlte ich es heiß und kalt über meinen Rücken laufen, als ob, wie man ſagt, der Tod über's Grab ſchritte. — Am nächſten Tage ging ich freilich wieder in's Wirthshaus, weil mir erſtens das Abendeſſen und zweitens die heitere Geſellſchaft Bedürfniß war. Aber je öfter ich ſah und hörte, wie man mit den Fortgegangenen und den Abweſenden umſprang, wie die ſcharfen Läſterzungen jedes gute Haar an ihnen wegraſirten, daß ſie reine Schelme wurden — deſto weniger konnte ich mich zum Nachhauſegehen entſchließen. Wenngleich ich mich an dem Wettkampfe im Verläſtern und Ehrabſchneiden weder betheiligte noch demſelben Einhalt zu thun verſuchte, ſo hütete ich durch meine Anweſenheit doch wenigſtens meine Perſon und deren Reputation. Bei ſolchem Wachtdienſte trank ich ſelbſtverſtändlich einen Schoppen um den andern, war nebſtbei fröhlich mit den Fröhlichen und ſah und hörte Einen um den Andern ſcheiden und ausläuten, und blieb und blieb, bis ich der Letzte war im Wirthshauſe, oft ſpät nach Mitternacht. Auch dem Wirthe und der Kellnerin traute ich noch nicht, hielt daher aus, bis Eins um das Andere in einem Winkel eingenickt war. Nun erſt ſprang ich leichten Herzens auf und floh vermittelſt der Zehenſpitzen zum Tempel hinaus. — Und auf ſolche Weiſe, meine lieben Freunde, habe ich mir's angewöhnt, bis ſpät in der Nacht im Wirthshauſe zu ſitzen.“ —

⁂

Die Vierzehnte.

Eine unheimliche Geſchichte.

Am Freitag bin ich alſo nicht abgereiſt.

„Reiſe Samſtag Früh,“ hatte meine Mutter vorgeſchlagen und ſo reiſte ich Samſtag Früh. Ich bin nicht abergläubiſch, aber wenn man bei Unglücksfällen nachdenkt: faſt allemal ſind Vorzeichen nachzuweiſen, die mit den Urſachen in geheimnißvollem Zuſammenhange ſtehen. Ich bin, wie ich mir ſchmeicheln darf, ziemlich vorurtheilslos, obzwar ich auf dem Lande lebe, doch, das muß ich geſtehen, daß, wenn man einmal in die Stadt fährt, um ſein junges Blut etwas durch die luſtige Welt des Carnevals ſchäumen zu laſſen, gewiſſe Vorſtellungen verflucht unangenehm ſind.

Ich reiſte Samſtag Früh und war zu Mittag in der Stadt. Daß ich im Gedränge des Bahnhofes mit dem Rockknopf an der weißen Schnur eines pompe funèbre-Mannes hängen blieb, war mir für den Augenblick überaus ärgerlich. Was hat dieſer Menſch auf dem Bahnhofe zu thun? Ein Bahnhof iſt keine Leichenhalle, außer, wenn mit dem Zuge ein Todter ankommt, was, wie ich ſpäter erfuhr, damals allerdings der Fall geweſen. Ich war mit einem Todten auf den Carneval gereiſt! Ich bin nicht abergläubiſch, aber den Knopf trennte ich mir ſelbſtverſtändlich ſofort vom Tuche.

Im Hotel nahm ich zwei gaſſenſeitige fein möblirte Zimmer; es iſt zwar auf eine beſondere Häuslichkeit nicht zu rechnen, wenn man Welt ſehen will, aber wohnen will man doch auch. Man erhält Beſuche, und ſelbſt wenn's nur für den Friſeur wäre — ſtets das Decorum, ſage ich, gegen Jedermann das Decorum.

In Bezug auf Salonanzüge, die ich mir ſofort verſchaffen mußte, wies man mich in das große Kleidermagazin „zum Uhu". Ein Ballkleidermagazin „zum Uhu!" Ich bitte Sie! Abergläubiſche Leute müßte das Schild ſchon in vorhinein zurückſchrecken; ich ärgerte mich blos über die Geſchmackloſigkeit und wählte ein anderes Geſchäft.

Theater, Muſeen, Concerte — Faſtenkoſt, nichts als Faſtenkoſt. Tanzen, ſpringen, raſen, leben! Die Leute ſind ſozuſagen lebendig und wiſſen nicht, was leben heißt. Mit den Elitebällen wollte ich den Anfang machen, abwärts geht's leicht und nach der Mahlzeit, bildlich geſprochen, wo man etwas pikanten Käſe liebt, nehme ich noch etwas „Sperl" oder „Elyſium" u. ſ. w.

Am zweiten Tage erhielt ich Einladung in ein bekanntes Haus zum Diner. Ich bin im Ganzen nicht für häusliche Zirkel hierhergekommen, derlei cultivirt man auf dem Lande zur Genüge. Doch, einmal kann man ja annehmen.

In der Familie waren — wie ich wußte — ein paar hübſche Kinder von Achtzehn aufwärts. Vortrefflich, das weiht in die Geſellſchaft, in die Verhältniſſe des diesjährigen Faſchings ein. Man lernt das Terrain kennen, auf dem man ſiegen will und wird. Ich decorirte mich mit einer Roſenknoſpe, die ich in's Knopfloch ſtak, und begab mich in's Haus, in welches ich geladen war. Am Eingangsthore begegnete mir eine alte Frau. Man braucht nicht abergläubiſch zu ſein, um von einer ſolchen Begegnung an der Stufe eines Hauſes, in welchem man ſich unterhalten will, unangenehm berührt zu werden. Ich kehrte um, fuhr noch ein paar Straßen auf und ab, um dann das zweitemal in's Haus zu treten.

Der Empfang war überaus herzlich. Vor Allem überraſchte mich die Wohnung. Man hat auf ſeinem Landgut auch Comfort, aber dieſe Eleganz — ich war überraſcht! Die Geſellſchaft war nicht groß, aber glänzend, blendend — reizende Mädchen darunter. Man iſt nicht blöde; das Buch vom „guten Ton in der Geſellſchaft" hat man im Kopf, man iſt ſattelfeſt in der Kunſt des Tanzmeiſters, in der Converſation, im Courmachen, kurz in allen ritterlichen Fertigkeiten eines Löwen. Man geht zu Tiſche; mir ſchneit der Zufall, nein, mein Glück, eine junge, entzückende Dame an den Arm, die ich an ihren Sitzplatz führe. Die alten Bekannten waren alsbald vertraulich, die ſich bisher fremd geweſen, verſtanden ſich und es entwickelte ſich jene ungebundene Munterkeit, die eine Gabe des Himmels iſt, eine himmliſche und ſeltene Gabe, die Keiner dem Andern ſpenden kann, wenn ſie nicht von ſelbſt kommt. In feinen Kreiſen kommt ſie von ſelbſt. Es iſt doch ein anderes Leben in der Stadt als auf dem Dorfe. Alles ſo gebildet, ſo aufmerkſam, ſo geiſtvoll! Es geht nichts über die Stadt.

Als wir im beſten Schnabuliren waren — ich zertrennte juſt ein Stück Filet du Boeuf und ſann mir dabei Artigkeiten aus, die ich meinen Beiſitzerinnen ſagen wollte — ſprang die Hausfrau von ihrem Sitze auf und ihr Blick irrte ſchreckerfüllt über die Tiſchgeſellſchaft hin.

„Was iſt?" war meine Frage an die Nachbarin. Man wird unruhig, auf allen Geſichtern Beſtürzung. „Was iſt geſchehen?" fragte ich.

„Dreizehn!" hörte ich murmeln. „Dreizehn Perſonen an der Tafel!"

Alles ſprang auf, aber die Hausfrau bat, daß man ſich beruhige und vorläufig wieder an die Plätze begebe, damit das Unglaubliche nochmals unterſucht werden könne.

Wir ſetzten uns wie auf glühende Kohlen. Die Dame des Hauſes, die mir zur Linken ſaß, zählte von ſich aus links hin die Anweſenden — es waren genau Dreizehn — und ich war der Dreizehnte.

Ein frivoler Patron war da, der meinte ganz unverfroren, er halte die Zahl Dreizehn bei Tiſche nur in dem einen Falle für fatal, wenn blos für Zwölf gekocht worden. Eine ſolche Bemerkung unter Gebildeten verdient, daß ſie einfach ignorirt werde — und das wurde ſie.

Hingegen rief die Hausfrau: „Unbegreiflich, es iſt doch für Fünfzehn gedeckt!"

Jetzt zählte meine ſchöne Nachbarin zur Rechten, indem ſie von ſich aus nach rechts hin vorging — es waren ganz genau Dreizehn — und ich war der Dreizehnte.

Was war zu thun?

Am ganzen Leibe zitternd, erbot ich mich, an einem Extratiſchchen Platz nehmen zu wollen.

„Na, das fehlte noch!" rief man.

Allſogleich wurde ein Diener zu einer Frau Müller, Apothekersgattin im dritten Stock, geſchickt:

Ob Frau v. Müller nicht das Vergnügen machen wolle, heute bei uns zu ſpeiſen, dann möchte ſie aber die Güte haben, ſofort.

Der Bote kam zurück: Frau Müller wiſſe nicht, wie ſie zur Ehre käme, ſie danke verbindlichſt, aber es ſei ihr momentan ganz unmöglich.

„Das iſt noch ein Glück," bemerkte eine Tochter des Hauſes, „eine Apothekerin! Mama weiß nicht, wo ſie den Kopf hat."

„In der That," ſagte die Hausfrau, „es giebt Augenblicke im Leben, wo man trotz Allem die Geiſtesgegenwart verlieren kann. Johann, gehen Sie in's Kinderzimmer, ich laſſe Fräulein Antonia erſuchen, ſie möchte mit uns ſpeiſen, aber ſogleich!"

Nach wenigen Augenblicken trat Fräulein Antonia ein, ohne Feſtkleid, ohne Schmuck, ein junges, recht einfaches Weſen, das geräuſchlos am unterſten Ende der Tafel Platz nahm. Man beachtete ſie nicht weiter und das Mahl nahm ſeinen Fortgang. Da die natürliche Heiterkeit jedoch einmal geſtört war, ſo mußte die gemachte dran, iſt für den Nothbedarf auch nicht übel, weil man ſie in der Stadt ganz leidlich zu imitiren weiß. Ich konnte mich aus einer gewiſſen Beklommenheit gar nicht mehr herausarbeiten. Die Anzeichen für meinen Carneval ſpielten ſich nicht gut. Ich war mit meinem jungen Leben in die Stadtluſt geſprungen, um — der Dreizehnte zu ſein. — Wenn man nachdenkt, es trifft immer zu — der Dreizehnte an einer Tafel ſtirbt. Man braucht darum nicht abergläubiſch zu ſein. — Doch es iſt ja vorbei, bei Tiſche ſitzen Vierzehn. Ich ſchaute verſtohlen zwiſchen Weinflaſchen, kunſtreichen Blumenvaſen und ſilbernen Obſt- und Backwerkaufſätzen hin gegen das Fräulein Antonia, das faſt hilflos und unbemerkt unter den lauten, rede- und eßgewandten Herrſchaften daſaß.

„In der Noth frißt der Teufel Fliegen," bemerkte meine ſtets geiſtreiche Nachbarin zur Rechten.

„Uebrigens," ſetzte die Hausfrau bei, um ihre Maßregel doch auch noch zu entſchuldigen, „es iſt ein braves, anſtändiges Mädchen, das ich erſt vor wenigen Monaten vom Lande bezog. Die Tochter eines kleineren Beamten, die mir für meine jüngſte Zucht empfohlen worden iſt. Es fehlt ihr noch Chic, wie Sie ſehen, aber mein Gott, man muß noch froh ſein, heutzutage eine ehrliche und verläßliche Perſon zu bekommen."

Wie ich aber ſo hinſchaute auf das Mädchen, das in ſeinem ſchlichten Hauskleide mit dem glattgekämmten braunen Haar ſtill und beſcheiden zwiſchen den in aller Buntheit und mit allem Raffinement aufgeputzten Frauen daſaß, ohne Befangenheit und Geziertheit die Gabel handhabend, und bisweilen mit ihrem großen Auge ruhig und mild aufſchaute, da kam mir der Gedanke: das wäre mir die Liebſte von Allen.

Man braucht darum nicht abergläubiſch zu ſein.

Bei dem Aufruhr, den der Champagner verurſachte, wollte das Mädchen ſich heimlich davonmachen. Ich merkte es und ſäumte nicht, mit meinem Glaſe zu ihr zu treten und mit ihr anzuſtoßen.

„Gegen die Lebensretterin muß man ſtets galant ſein," hörte ich hinter mir ſagen; das verletzte mich, ich weiß nicht warum. Ich ſtieß mit dem Mädchen doppelt herzlich an und ſchaute ihr in's Auge.

Dann entſchwand ſie. —

An den verſchiedenen Vorzeichen war aber doch was. Mir war der Faſching verdorben. Ich war überall dabei, man kann ſagen, ich machte Glück — aber mir fehlte das Animo. Ich dachte zu viel an — die Vierzehnte. Sie war nirgends dabei, aber ſie ſaß in meiner Seele, gerade ſo hold und beſcheiden, wie ſie dort bei Tiſche geſeſſen. Sie beherrſchte mich.

„Biſt Du in einem Hauſe zur Mahlzeit geladen worden, ſo mache einige Tage nach derſelben in dem betreffenden Hauſe eine Viſite, gemeinhin die Verdauungsviſite genannt," ſo heißt es im „Buch vom guten Ton". Mir wäre es gar lieb geweſen, wenn der gute Ton zehn ſolche Viſiten verlangt hätte. Uebrigens war ich in der Familie auch ohne Vorſchrift willkommen und die Töchter wurden von Tag zu Tag liebenswürdiger. Aber das meinte ich nicht. Durch ihre Vermittlung wurde ich zu Hausbällen geladen, wo ſie vortanzten und wo ſie mich bei den Damenwahlen höchlich auszeichneten. Aber das meinte ich nicht. Endlich luden ſie mich nochmals zum Speiſen; ach, wie hätte ich gewünſcht, daß wir wieder Dreizehn zu Tiſche ſäßen! Doch es waren unſer blos fünf Perſonen. — „Der engſte Familienkreis,“ wie die Hausfrau ſo anmuthend ſagte. Aber das meinte ich nicht.

Ich machte die unmaßgebliche Bemerkung, daß in den Familienkreis doch auch die kleineren Kinder gehörten. Die Töchter errötheten über dieſe Bemerkung. Aber das meinte ich nicht.

Bei der nächſten Viſite verfehlte ich beim Fortgehen in meiner Gedankenloſigkeit die richtige Thür und ſtand plötzlich im Kindszimmer. Mitten unter den fröhlichen Kleinen — fröhlich mit ihnen — ſaß meine Vierzehnte.

Ein halbes Jahr ſpäter habe ich ſie aus demſelben Gemache geführt. Ein weißer Schleier umrahmte ihr liebes Angeſicht, ein Myrtenzweig lag auf ihrem Haar.

* * *

Dieſe Zeilen ſchreibe ich heute — am Vorabende unſeres ſilbernen Hochzeitstages. Tag für Tag ſitzen wir zu Dreizehn an unſerem Tiſch: Sie, ich und die eilf Kinder. Man braucht darum nicht abergläubiſch zu ſein: aber welch ein Glück, ſo zu ſeinen Dreizehn mitſammen zu ſpeiſen!

Der Taubſtumme.

Eine Episode aus dem Künstlerleben.

Das war an einem Wintertage. Ich fuhr von der Hauptſtadt mit dem Eilzuge in eine Provinzialſtadt hinaus. Es war eine ſechs Stunden lange, recht öde Fahrt. Die dichtbeeiſten Fenſterſcheiben vermeinten weiß was zu verhüllen, und wenn man ſich an denſelben ein Flecklein freihauchte oder freikratzte, ſo ſah man draußen den Nebel und die bereiſten Telegraphenſtangen — ſonſt auch nichts. Ich ſaß im Nichtrauchcoupé zu Vieren und, theoretiſch genommen, hätte es recht ergötzlich ſein können, denn es waren unſer zwei Herren und zwei Damen. Aber Du lieber Gott, die Damen repräſentirten zuſammen ein volles Jahrhundert und der Herr kauerte tief in ſeinen Pelz vergraben und gab kaum ein Lebenszeichen von ſich.

Schon als ich beim Einſteigen zufällig auf die Stiefelſpitze des Letzteren getreten war, benützte ich das obligate: Pardon! um gleich mit ein paar jovialen Bemerkungen über das Zuſammenpferchen und die Unbehaglichkeit des Reiſens im Winter ein Geſpräch anzuknüpfen. Der Mann ſchaute mich mit ſeinen großen Augen betrübt an und hüllte ſich ſchweigend in ſeinen Pelz.

Hingegen griff das Jahrhundert, welches auch ſchon feſt ſaß, die Leine auf und gab der Muthmaßung lebhaften Ausdruck, daß Nebencoupés ſicherlich ganz leer ſein würden, daß aber die Herren Conducteurs die nicht ſehr löbliche Gepflogenheit hätten, dieſelben u. ſ. w. Es herrſchten hier überhaupt Unzukömmlichkeiten, die man auf ausländiſchen Bahnen nicht u. ſ. w. — Und wie eben die Unterhaltung im Coupé ähnlicherweiſe angeht.

Bei der Kartenviſitation fragte der Conducteur, ob wir in N. table d'hôte zu ſpeiſen wünſchten. Ich und ein halbes Jahrhundert bejahten ſofort, das andere halbe war ſtark unentſchieden und entſchloß ſich endlich für die Karte. Mein Gegenüber, der apathiſche Mann im Pelz, ſchaute den Conducteur jetzt fragend an, mit einem gewiſſen ängſtlichen Blick — ob hier etwas nicht in Ordnung ſei, oder was der Schaffner wolle?

Dieſer deutete uns noch durch ein Zeichen mit der Hand an, daß mit dem Manne im Pelze etwas nicht richtig ſei — und ſchloß dann das Coupé.

„Man thut doch immerhin am beſten, table d'hôte zu ſpeiſen," bemerkte ich hernach, um mit dem Herrn anzubinden, „man wird dabei am raſcheſten bedient und das Speiſen à la carte bedeutet doch nur ein Gabelfrühſtück im Vergleich mit dem in der Regel guten und verhältnißmäßig reichhaltigen Diner; die Preiſe unterſcheiden ſich nicht weſentlich."

Als mein Gegenüber ſah, daß ich zu ihm ſpreche, deutete es durch eine klar zu verſtehende Geberde und durch einen unarticulirten Ton an, daß es nicht höre und auch nicht den Gebrauch der Sprache habe, und mummte ſich — da es in der That recht froſtig war — noch tiefer in ſeinen Pelz.

„Alſo taubſtumm!" murmelte ich.

„Ach, der Arme!" — „Ach, der gute, arme Mann!" hauchten die beiden Frauen und ſchenkten ihm einen Blick, der überreich war an Theilnahme und Wärme.

Der Bedauernswürdige war ein noch jugendlicher hübſcher Kopf mit ſchwarzem Schnurrbärtchen und blaſſen Wangen, eine jener intereſſanten Typen, in denen ſich Schönheit und Schmerz ſo rührend vermählt hat. Meiſt ſchloß er die Augen, und dann war es freilich nur mehr der Taſtſinn allein, durch welchen er mit der Außenwelt zuſammenhing. Aber er taſtete nicht.

„Ein ſo hübſcher, feiner Kopf!“ meinte die eine der Frauen.

„Und reiſt allein!“

„Wie weit er wohl reiſen mag?“

„Nach G., ſoviel ich früher an ſeinem Billete ſah.“

„Für den Nothfall kann ich ihm auf dem dortigen Bahnhofe behilflich ſein,“ war meine Bemerkung, „denn auch ich fahre bis G.“

Nun war ein reeller Geſprächſtoff gegeben. Wir beſprachen das traurige Geſchick der Taubſtummen und ich kam mit dem Jahrhundert bald darüber in Zwieſpalt, was vorzuziehen ſei, taubſtumm oder blind ſein. Ich entſchied mich gewiß ganz unbedacht für das Taubſtumme, denn das Geſicht geht mir über Alles. Meine Seele ſitzt im Auge, mir liegt die Schönheit der Welt im Lichte, in der Farbe. Des Menſchen Wort iſt mir entbehrlich, genug, wenn ich ſeinen warmen Blick ſehe. Was ich zu ſagen habe, iſt wenig; auch iſt mein Wort als das des Fremden den Meiſten gleichgiltig, Jeder hört ſich ſelbſt am liebſten. Und was durch mein Auge einzieht, das bringt genug Stoff für ein reiches, inneres Leben und ich bleibe geſammelt, bleibe Eins mit mir. Zum Auge kann viel weniger Jammer eingehen als zum Ohre, und ich kann mit dem Auge viel weniger Unrecht thun als mit der Zunge. So bleibt der Taubſtumme glücklicher und beſſer, als etwa der Blinde.

„Aber bedenken Sie doch, beſter Herr!“ ſo drang jetzt das ganze Jahrhundert auf mich ein und führte gegen meine Anſicht die gewichtigſten Gründe in's Treffen. Durch das Gehör komme alle Lehre und Erziehung in den Menſchen, und ſo wie ſich ohne Gehör die Sprache nicht bilden könne, ſo blieben auch alle anderen Sinne zurück und man werde nicht ſagen können, daß der Taubſtumme umſo beſſer ſehe, während man vom Blinden wiſſe, daß er in der Regel ein ſchärferes Gehörorgan und einen ausgebildeteren Taſtſinn habe, als der Sehende. Der Blinde führe ein reicheres und ſchöneres Geiſtesleben, während der Taubſtumme zumeiſt ſtumpfſinnig, verſchlagen, mißtrauiſch und unzufrieden ſei.

Ich bekam nachgerade Reſpect vor den beiden Frauen. „Und bedenken Sie,“ fuhr die Eine fort, „von der Muſik, die den höchſten Rang in der Kunſt einnimmt, die bildend und veredelnd bis in die Seele dringt, von der Muſik gar nichts haben!“

„Ein ganzes langes Leben ohne Vogelſang!“ gab die Andere zu bedenken.

„Ein Leben ohne Strauß!“ rief die Eine.

„Singt der Strauß?“ fragte die Andere.

„Nein, aber er geigt.“

„Ah ſo, der Wiener Strauß. Ich dachte an den Vogel.“

„Und was in der Menſchenkehle ſteckt!“ rief die Eine. „Ach, wenn ich daran denke! Geſtern war ich in der Oper, in „Lohengrin“.

„Wildmann ſoll wunderbar geſungen haben.“

„Unvergleichlich! Unvergleichlich! ſage ich. Bei dem überfüllten Hauſe war es mir mit Mühe und Protection gelungen, einen Gallerieſitz zu gewinnen, von dem aus ich kaum auf die Bühne ſehen konnte. Ich war trotzdem glücklich, und bei dieſem Geſang, ich geſtehe es, daß ich ein wahres Gebet that: O, Gott, ich danke Dir für ſeine Stimme, ich danke Dir für mein Ohr!“

Mit heller Begeiſterung ſprach ſie's; dem Taubſtummen mußten unſere lebhaften Mienen auffallen, er ſchaute der Dame, ich möchte ſagen, wortdurſtig auf den Mund, als hätte er's denken können: Ich verlangte Opern nicht, wenn ich nur die Worte der Menſchen hören könnte! —

Ein ſeltſames Mitleid erfaßte mich für den armen Mann und die Dame ſetzte bei:

„Wie das traurig iſt! Sterben zu müſſen, ohne Wagner gehört zu haben!“ —

In N. angelangt, wollte ich meinem ſtummen Nachbar etwas zu eſſen verſchaffen, aber er ſprang ſelbſt aus, nahm am Buffet Schinken und Bier, warf dafür den Betrag hin, ſetzte ſich wieder in's Coupé und vermummte ſich in den Pelz.

„Er weiß ſich doch zu helfen,“ ſagte eine der Frauen. „In den Taubſtummen-Inſtituten genießen ſolche Leute heutzutage ja eine beinahe vollkommene Ausbildung.“

Und ſie hielten der Humanität ihres Jahrhunderts eine gebührende Lobrede.

„Ein wunderſchöner Menſch!“ hauchte eine der Frauen, in das Anſchauen des Unglücklichen verſunken.

Dann war davon die Rede, ob er etwa gar verheiratet ſei, oder ob Taubſtumme überhaupt heiraten dürften, ein geſundes Mädchen, ob ſich der Zuſtand auch auf die Kinder fortpflanze.

„Bleiben natürlich nur auf einem Ohre taub,“ war eine Anſicht.

„Und ſtumm nur die Knaben,“ gab ich dazu, „die Mädchen alle zungengeläufig.“

So ſpielte ſich das Geſpräch, dann kam Anderes dazwiſchen, auch jene Apathie, der bei längerer Fahrt jeder Reiſende, er mag anfangs auch noch ſo friſch geweſen ſein, anheimfällt. Schien es doch, als hätte uns der Taubſtumme angeſteckt, bis wir endlich um die Abenddämmerung in den Bahnhof von G. einfuhren.

Das Jahrhundert reiſte, nachdem ich mich recht artig von ihm verabſchiedet hatte, weiter; ich ſuchte dem ausſteigenden Taubſtummen behilflich zu ſein, dieſer aber war in der Menſchenmenge raſch verſchwunden.

Ich hielt mich in G. mehrere Tage auf, doch bekam ich den Reiſegenoſſen nicht mehr zu ſehen und ich vergaß auch bald der kleinen Geſellſchaft im Coupé. Dachte ſelbſt nicht an die ſchönen Ausſprüche der einen Dame über den Sinn des Gehörs und über die Muſik, als ich eines Abends in's Theater zur Oper „Aida“ ging. Dieſe meine Lieblingsoper hatte ich ſchon in verſchiedenen Ländern gehört, wozu ich noch bemerken will, daß mich gerade die italieniſche Aufführung im Vaterlande des Componiſten am wenigſten befriedigte. Dieſe überaus ergreifende und originelle Muſik wollte mir in dem hüpfenden Tempo des Welſchen nicht behagen; ſelbſt Meiſter Verdi ſoll ſie erſt in der getragenen Weiſe der Deutſchen recht liebgewonnen haben.

Als weiteres Motiv meines Theaterbeſuches war der Opernſänger Wildmann, der eben in G. gaſtirte. Ich hatte meinen Platz im zweiten Parterre und als der Vorhang aufging, war ich ſowohl von der geſchmackvollen Ausſtattung als auch von der guten Beſetzung der Oper an dieſer Provinzialbühne angenehm überraſcht. Wildmann als Radames wurde mit einem wahren Beifallsſturme begrüßt und als ich — es war das erſtemal — ſeinen in der That herrlichen

Tenor hörte, mußte ich des wunderlichen Ausſpruches gedenken: O Gott, ich danke Dir für mein Ohr! — Doch, die Züge des Sängers! Die ganze Geſtalt — wo war ich der ſchon begegnet? Ich wurde unruhig, ich bohrte meine Augen mit aller Anſtrengung in das Opernglas, und im erſten Zwiſchenacte tauſchte ich meinen Platz für einen des erſten Parterres um, daß ich noch beſſer ſehen könne.

Hier ſah ich's denn auch noch beſſer. Und ſah es: der berühmte Opernſänger Wildmann war niemand Anderer, als mein Taubſtummer vom Eiſenbahncoupé.

War's möglich? Das weiß ich nicht, aber es war. Auf der Bühne geht ja oft genug das Unmöglichſte vor — doch was ſollte einer gerade mit dieſer Maske bezwecken? Sonnenklar war's mir bald: nicht hier, im Coupé hatte er Komödie geſpielt. Doch warum? Für den Kunſtgenuß war mir der Abend verdorben. Wildmann ſang hinreißend, und er riß das Publicum zum raſenden Applaus hin — aber mich wurmte der Taubſtumme. Dieſer Taubſtumme, der das feinſte Gehör hatte im ganzen Reiche, und die herrlichſte Stimme!

Kaum daß das Sterbelied der Eingemauerten verklungen war, eilte ich auf die Bühne, ich mußte den Mann ſprechen, ich mußte ihn ſprechen hören zu mir, mir gegenüber in nächſter Nähe. Ich mußte ihm meine Freude zujubeln darüber, daß er nicht taubſtumm war.

Der Regiſſeur ſagte mir, Herrn Wildmann würde ich nach dem Theater im „Hôtel Dachſtein“ finden. Ich ging in's genannte Hôtel, in deſſen Silberſalon ſich die Künſtler, Schriftſteller und anderen Schöngeiſter von G. einzufinden pflegen. Da ſaß nun auch bald inmitten einer munteren Geſellſchaft mein Opernſänger und war der munterſte von Allen.

Ich ſaß abſeits an einem Tiſche und beobachtete mir das laute, luſtige Treiben des Theatervölkleins, in welchem Jeder und Jede ſo voll Geiſteselektricität war, daß während des Hantirens mit Meſſer und Gabel, während des Toaſtirens mit ſchäumendem Weine die Funken des Witzes wie lebhaftes Kleingewehrfeuer hin und wieder über den Tiſch ſprangen.

Endlich — als ſich die Geſellſchaft im Saale ein klein wenig zu lichten begann und auch von den Theaterleuten ſich Einige verabſchiedet hatten — ſtand ich auf, trat zum Künſtlertiſch, nannte meinen Namen und bat in höflicher Weiſe, ob ich es wohl wagen dürfe, mich für den Reſt des Abends dem glänzenden Kreiſe einzureihen, wie ein Glaskryſtall unter Diamanten.

Ich ſei willkommen, ſagten Einige ziemlich gelaſſen und rückten mit den Stühlen. Herr Wildmann aber rief: „Der Tauſend, das iſt ja mein Reiſegefährte!“

„So iſt es,“ ſagte ich mich verneigend.

„Dann habe ich mich gefaßt zu machen auf einen Angriff,“ lachte der Sänger.

„Allerdings beabſichtige ich etwas, was mir damals nicht gelungen iſt, nämlich Sie zur Rede zu ſtellen. Es freut mich, Herr, es freut mich ſehr, Ihre Bekanntſchaft zu machen, und ich bewundere den ausgemachten Schauſpieler, der in Ihnen ſteckt.“

„Ja,“ ſagte Herr Wildmann luſtig, „man verlangt von den Opernſängern eben, daß ſie auch ein wenig Schauſpieler ſeien.“

„Dieſe Verſtellung! Dieſer betrübte Blick zum Beiſpiel, als ich damals in's Coupé ſtieg!“

„Erklärlich auch ohne Verſtellung. Sie ſind mir nämlich auf das Hühnerauge getreten.“

Die Geſellſchaft war aufmerkſam geworden und wußte bald, um was es ſich handle, und ſie lachte.

„Wir haben Sie in der That für einen Taubſtummen gehalten,“ ſagte ich.

„Ich weiß es,“ verſetzte der Opernſänger, „iſt aber Ihre Schuld, oder hätte ich Ihnen geſagt, daß ich's bin? Uebrigens — Proſit!“ Er ſchob mir ein perlendes Stängelglas zu: „Proſit!“

„Uebrigens,“ fuhr er dann fort, „daß ich nicht allein ſpreche, ſondern daß ich Ihnen auch Wahrheit ſage! Ich habe es auf meinen häufigen Eiſenbahnfahrten darauf abgeſehen, für taubſtumm gehalten zu werden. Erkennt man mich nicht und gelingt es mir, die Mitreiſenden zu täuſchen, ſo erwachſen mir aus meiner taubſtummen Rolle unſchätzbare Vortheile. Erſtens ſchone ich meine Stimme, die unter dem ſteten Gepolter des Zuges nicht gewinnen würde, zweitens vernehme ich manches intereſſante Geſpräch, das man ſonſt in ſeinem Leben nicht wieder zu hören bekäme, köſtliche Bemerkungen über meine gehörloſe Perſon, mitunter auch die freimüthigſten Urtheile über Theater und Oper und über den Sänger Wildmann, wie das eben auch bei unſerer gemeinſamen Fahrt der Fall war. Allerdings kann man dabei auch Dinge zu hören bekommen, bei denen man nur herzlich bedauert, nicht wirklich taubſtumm zu ſein. Ich ſchmeichle mir, einige Menſchenkenntniß zu beſitzen, die mir wahrſcheinlich länger treu bleiben wird als meine Stimme und aus der ich noch einmal Capital zu ſchlagen gedenke. Wem verdanke ich ſie? Den Stunden, wo ich ſchwieg und ſcheinbar nicht hörte.“

„Vielleicht werde ich es Ihnen nachmachen,“ war meine Bemerkung.

„Sie ſind auch Künſtler," ſagte er, „verſuchen Sie's. Wohl dürften Sie ruhig bleiben, wenn man Ihre Bilder läſtert; aber wenn man dieſelben mit Enthuſiasmus preiſt, und es kommt kein Glanz in Ihr Auge, dann erſt ſind Sie Meiſter der Verſtellungskunſt. Verſuchen Sie's, es iſt nicht leicht."

Der Sänger und der Maler wurden an demſelben Abende Freunde zu einander und verlebten mitſammen noch eine köſtlich heitere Stunde, bis es Erſterer endlich an der Zeit fand, die Kammer zu ſuchen und ſieben Stunden lang wirklich taubſtumm zu ſein.

Die Rede des Vertheidigers.

Es war der erſte Mord, der ſich Zeit meines Gedenkens in meinem Heimatsthale zugetragen und daher einen untilgbaren Eindruck auf mich gemacht hatte. Ich konnte mich bisher nicht entſchließen, ihn zu erzählen, weil ich eine Abneigung davor habe, ſcheußliche Verbrechen dem Volke darzuſtellen und auszumalen. Aber allerhand, was man heutzutage in den Zeitungen lieſt, iſt ſo herausfordernd und merkwürdig, daß ich mich nicht enthalten kann, die Geſchichte als kleinen Beitrag zu unſerem Gerichtsweſen darzuthun.

Der Höfelhans war ein Kleinbauer in der Gemeinde Rabenbach. Ein kleines runzeliges Männlein, kränklich und brummig und zähe, ſo daß der Arzt öfter als einmal ſagte: Der wird trotz Allem älter als ich und der Todtengräber! dieſer glatzköpfige Alte hatte aber ein junges goldhaariges Weib, und das wiederum hatte einen guten Bekannten, einen heiratsfähigen Burſchen aus der Nachbarſchaft. Ich erinnere mich noch ſehr wohl an den Pankraz, der hatte ein bartloſes rundes tiefgeröthetes Geſicht und kleine graue Augen. Die Haare waren ſchier röthlich falb und gekräuſelt; durch die Ohrläppchen hatte er goldene Ringlein gezogen; ſo auch trug er ein paar ſchwere Ringe am Finger und eine gewichtige ſilberne Uhrkette mit Thalergehängſel über der grüntuchenen

Weſte. Sein übriges Gewand war grau, der Hut aus grünlich gefärbter Haſenwolle, die Stiefel hatte er ſtets glänzend gewichſt. Obzwar nur Kleinhäusler, hatte er doch Geld, er ging im Viehhandel um, und das thut ſich beſſer, wie das Viehzüchten, ſowie auch der Kornhändler einen „Herrn" ſpielen kann, während der Kornbauer kümmerlich leben muß. Bei den Bauern wie in der Stadt: Die Klugheit iſt der Tüchtigkeit über. Indeß, die Klugheit ſchmunzelt lange, aber die Tüchtigkeit lacht zuletzt.

So ſteht mir der Pankraz noch, obwohl ſie ihn lange ſchon gehenkt haben.

Die Luzina — das Weib des Höfelhans — war ein herrenloſes Weſen geweſen — ihr Sinn ſtand aber nach einem Häuslein. Da ſie zur ſelben Zeit keinen Jungen gefunden, ſo nahm ſie einen Alten. Und wenn's ſchon ein Alter war, ſo ſollte es wenigſtens ein ſehr Alter ſein. Ein Achtziger iſt in gewiſſer Hinſicht bedeutend angenehmer, als ein Sechziger.

Oefters ſaßen ſie auf einem hingeſtreckten Strunk im Walde beiſammen — die Luzina und der Pankraz — und redeten vom Alten. „Er iſt ſoviel „mieſelſüchtig" und 's iſt keine Freud' bei ihm," klagte die Luzina.

„Mein Gott, ein alter, kränklicher Menſch!" ſagte der Pankraz. „Hat ſeine Zeit hinter ſich, hat nichts Gutes mehr auf der Welt, und haben Andere nichts Gutes bei ihm."

„Das iſt wohl wahr."

„Das Beſte wäre ſchon —"

„Freilich wär's das Beſte —"

Es rauſcht der Wald, man verſteht nicht Alles. —

In einer der nächſten Nächte weckte die Luzina ihren Mann aus dem Schlafe.

„Was haſt denn? Was willſt denn wieder!“ brummte der Höſelhans. „Geht es ſo hart her, bis Einer einmal ein wenig einſchlafen mag — blederſt (ſcheuchſt) ihn wieder auf!“

„Hanſel,“ flüſterte ſie, „ich weiß nicht, was das iſt. Draußen im Schüttkaſten höre ich was. Daß nicht etwan Schelm' (Diebe) da ſind!“

„Das wäre!“ ſagte der Hans und krabbelte vom Bett heraus.

Der Schüttkaſten ſtand vor dem Hauſe über den Anger hin; in ihm waren die Vorräthe von Getreide, Fleiſch, Schmalz und Flachs aufbewahrt. Sie horchten nun und hörten ein dumpfes Pochen, als wollte Einer mit einem Holzblock beim Schüttkaſten die Thür einſtoßen.

„Ich bitt' Dich, Hanſel, geh' ſchauen, wer draußen iſt!“

„Will eh! Will eh!“ ſchnaufte der Hans und that ſich das Beinkleid an, that Licht in die Laterne, nahm ein Holzſchlägerbeil in die Hand und ging hinaus. — Als er die Hausthür aufmachte, fiel ein Schuß und der Höſelhans ſtürzt mit einem gebrochenen Schrei zu Boden. —

Bald waren Nachbarn da. Die Luzina geberdete ſich in heller Verzweiflung. „Die Schelm' haben meinen Mann erſchoſſen!“ jammerte ſie und hielt mit beiden Händen ihren Kopf. An der Thür des Schüttkaſtens fand man etliche Maſern, aber das Schloß war unverſehrt und die Diebe waren davon.

Der Gemordete war noch nicht beſtattet, ſo fingen zwei Dinge an zu wirken — das Gerücht und das Gericht. Den Leuten war es nicht entgangen, daß die Luzina und der Nachbar Pankraz ein Auge aufeinander hatten; daß ſich die Luzina nach dem Ereigniſſe ganz anders erregt zeigte, als das ſonſt im Schmerze zu geſchehen pflegt. Als ſie beim Zimmermann den Sarg beſtellte, beſprach ſie ſich mit der Zimmermannsfrau, die Nähterin war, wegen eines hellgrünen Seidenkleides, wie es die Witwen tragen, wenn ſie wieder heiraten. Es fiel auf, daß der Nachbar Pankraz ſchon um zehn Uhr Nachts von ſeinem Hauſe fortgegangen war, um dem Höfelhans zu Hilfe zu kommen, wie er ſpäter angab, während der Schuß erſt gegen eilf Uhr gefallen war. Auch fiel es den Leuten des Pankrazhauſes ein, daß am Morgen nach dem Morde das Schußgewehr nicht an der Wand hing in ſeiner Stube. Und als es dem Gerichtscommiſſär einfiel, die Bleikugel, die den Hans durchbohrt hatte und hinter ihm in der Ahornthür ſtecken geblieben war, mit dem Gewehr des Viehhändlers zu vergleichen, da ſtellten ſich die Befunde ſo, daß Pankraz todtenblaß ward. Todtenblaß nun kann wohl auch der Unſchuldigſte werden in ſolchem Augenblicke, wo durch tückiſche Zufälle ſeine Ehre und Exiſtenz auf dem Spiele ſteht; aber die Luzina war ſo ſehr aus aller Faſſung gekommen, daß ſie vor den Leuten dem Pankraz zuſchrie: „Geſteh's! Geſteh's! Ein reumüthiges Geſtändniß rettet uns wenigſtens vor dem Galgen!“

Noch ſchrie der Pankraz, das Weib wäre wahnſinnig geworden — aber im Ganzen waren ſie fertig. Später fing die Luzina freilich wieder an zu leugnen, weil man ihr geſagt hatte, ſo lange ſie leugneten, könnten ſie nicht gehenkt werden.

Nach wenigen Wochen ſtanden ſie vor dem Richterſtuhle, ſtanden zwiſchen Gendarmen, im Angeſichte eines überfüllten Saales und des feierlichen Halbkreiſes der Geſchwornen.

Der Pankraz hatte ſich einen wackeren Vertheidiger verſchrieben. Wenn ſchon der Ankläger die Thatſachen und das Geſetz für ſich hat, braucht man umſo nothwendiger einen Vertheidiger, der die Zunge und die Gedanken zu drehen und die Herzen zu bewegen verſteht. Richter haben zwar keine Herzen, dürfen keine haben; aber dieſen lebendigen Paragraphzeichen am grünen Tiſch muß wenigſtens die Menſchlichkeit entgegengeſtellt werden, ein Mann, der mitunter ein wenig die öffentliche Meinung zu dirigiren weiß. Der Ankläger iſt gewohnt, an dem armen Sünder nur das Teufliſche aufzuzeigen; ſo muß doch füglich auch Einer ſein, der, wenn ſchon nicht die Engelsfittiche des Angeklagten weiſet, ſo doch wenigſtens ſein Fleiſch und Blut. Der Vertheidiger gehört auch zum Gericht, er iſt nur die andere Hälfte des Menſchen, der den Ankläger macht — ſozuſagen die beſſere Hälfte. Die Gerechtigkeit allein würde die Welt nicht minder zu Grunde richten, als die Liebe und Verzeihung allein; das muß ſich im Gleichgewicht halten, wenn die Zunge der Wage gerade empor zum Himmel deutend das weiſe Urtheil ſprechen ſoll.

Bei den vorliegenden Beweiſen und den Widerſprüchen, in die ſich die Angeklagten verſangen hatten, gaben ſie das Leugnen auf; aber die Luzina ſchrie: „Ich verzeihe ihm! Ich verzeihe ihm!“

Man gebot ihr zu ſchweigen.

Als nach den leidenſchaftsloſen aber furchtbar ſachgemäßen Darlegungen des Anklägers von allen Anweſenden keiner für Pankraz' Leben auch nur mehr einen Heller gab, erhob ſich der Vertheidiger, warf einen feuchten Blick auf die armen Sünder, auf die Geſchwornen und auf das Volk; die Richter ſah er nicht an, er wußte wohl, das, was er heute zu ſagen hatte, war nichts für die Richter. Nun begann er mit weicher allmählich ſich zur Würde und zur hinreißenden Gewalt erhebenden Stimme zu ſprechen. Die Rede iſt aufgeſchrieben worden und ich kann ſie hier zum Theile wiedergeben. Der Vertheidiger hielt eine Einleitung, in welcher er darauf erinnerte, daß von allen Zuhörern Keiner — nicht ein Einziger — vor die Schranken treten und ſagen könne: Ich bin gerecht! Wen das Schickſal bisher nicht vor Gericht geſtellt habe, der möge auf die Bruſt ſchlagen und dem Glücke danken. „Und nun,“ fuhr er fort, auf die Angeklagten deutend, „nun betrachten wir uns einmal dieſe bedauernswerthen Opfer unſerer geſellſchaftlichen Einrichtungen. Sie haben gethan, was in ſeiner Weiſe Jeder von uns thut: Sie liebten ſich und trachteten ſich zu beſitzen. Es iſt wahr, Pankraz hat den Höfelhans getödtet. Wer war der Höfelhans? Er war der Gatte der Luzina, und als Gatte ihr Eigenthum. Was hat alſo Pankraz gethan? Er hat die Luzina an ihrem Eigenthum geſchädigt. Die Luzina hätte das Recht gehabt, klagbar gegen den Schädiger aufzutreten. Sie hat es nicht gethan, ſie hat ihm verziehen. Wenn der Geſchädigte verzeiht, wen geht das weiter an? Wenn mir Jemand tauſend Gulden nimmt und ich ſage ihm: behalte ſie, ich ſchenke ſie Dir! Iſt ein Solcher als Dieb oder Räuber zu behandeln? Und vollends, wenn er mir die tauſend Gulden mitſammt etwaigen Zinſen wieder zurückgiebt und ſagt, ich wollte Dir das Geld nur aufbewahren, Dir hätte es können verbrennen oder geſtohlen werden — ich frage Sie: Iſt er ein Dieb? Nein, er iſt ein Wohlthäter. — Der Pankraz hat der Luzina den Mann genommen, aber er giebt ihr wieder einen zurück, und einen weit beſſeren, viel jüngeren, erwerbsfähigeren, als der alte war, der gegen ihre Natur geweſen und ſie gequält hat. Er giebt ſich ihr ſelbſt; mit ſeiner eigenen Perſon macht er das Unrecht gut. Was kann er mehr thun? Wollt ihr ihn henken, damit er nichts mehr gut machen kann? Dann begeht ihr das Unrecht, das ihr ſühnen wollet. — Ich habe das Wort Unrecht ausgeſprochen. Denn Gott ſei vor, daß ich die That beſchönigen möchte! Aber gründlich genommen, wenn ich mich nun auf den Standpunkt des Höfelhans ſtelle, woran iſt es, meine

Herren? Iſt kümmerliches Alter in einem kranken Körper denn ſo begehrenswerth? Wird der arme Höfelhans ſeinem Erlöſer zürnen? Und angenommen: ja! ſo wiſſen wir doch Alle, daß ſich der Einzelne dem Allgemeinen unterzuordnen hat. Und nun frage ich: in welchem Falle gewinnt die Allgemeinheit, die Geſellſchaft, der Staat, wenn ein greiſer Krüppel zu verpflegen iſt, oder wenn ein erwerbskräftiger Mann der Gründer einer geſunden Familie wird? Und dann, meine Herren Geſchwornen! Weiß Einer was Schlimmes aus dem Vorleben der Angeklagten? Iſt die That aus Geldgier, Haß oder Rache geſchehen? Nein, ſie entſprang der edelſten menſchlichen Leidenſchaft, der Liebe. Und wenn ſelbſt das nicht zu entſchuldigen war — Sie ſehen die Strenge meiner Auffaſſung — haben die Beiden in ihrer düſteren Unterſuchungshaft nicht gelitten? Haben ſie nicht bitter gebüßt? Haben ſie nicht geweint, daß mitten in einem ſo braven, ehrenwerthen Leben, als ſie geführt, plötzlich der Dämon hereingebrochen über ſie, der nur deshalb ſo furchtbar iſt, weil wir ihn Schuld nennen! Und haben ſie nicht bereut und ehernen Vorſatz gefaßt, den verhängnißvollen Fehltritt durch ein Leben voll Tüchtigkeit und Tugend hundertfach wettzumachen? — Aber das geht ihr Gewiſſen an und nicht uns. Das Geſetz iſt da, um die Geſellſchaft zu ſtützen; die Juſtiz kennt keine Rache ſie hat nur den Staat zu ſchützen. Wer aber — ich wiederhole es — wer iſt in unſerem Falle geſchädigt? Der Staat? Der hat eher Vortheil als Nachtheil. Die Luzina? Die hat dem Schädiger verziehen und er iſt bereit, ſie zu entſchädigen. Der Höfelhans? Der wird nimmer als Ankläger auftreten, weil er unter allen Umſtänden gewonnen hat. Denn der Tod iſt das heiligſte Ziel des Lebens und wen Gott liebt, den nimmt er zu ſich. — Als ich vorhin in ſchweren Gedanken über all das Unheil, das Leid und den Jammer im menſchlichen Leben die Treppe heraufſtieg, hörte ich eine Stimme des Haſſes: Gehenkt ſollen ſie werden! — So der Verwegene in dieſem Saale anweſend iſt, frage ich ihn: Wenn ſie Verbrecher ſind, ſoll man ſie darum vom Leiden erlöſen? mit der Liebe Gottes lohnen? — Was ich hier geſagt habe, es iſt wohl überlegt worden, denn ich halte mir vor Augen, daß ich für mein Amt einem höheren Gerichte verantwortlich bin, ſo wie auch Sie es ſind, wackere Männer aus dem Volke, Sie, an deren geſundes Herz heute das Geſetz appellirt!“

So ſprach der Vertheidiger, wies dann auf die „kummervollen Geſtalten“ der Angeklagten und forderte die Freiſprechung derſelben.

Der Pankraz ſtand faſt ſtolz aufrecht. Die Luzina warf einen trotzigen Blick gegen die Richter, die ſie und ihn gerne hatten verderben wollen. Sie waren unſchuldiger, als ſie ſelbſt geahnt.

Nach dieſer Rede erhob ſich noch einmal der Ankläger. Man erwartete eine Replik, aber der Mann ſagte nur dieſes: „Jener Herren Geſchwornen wegen, die in ſolchen Sachen nicht geübt ſind, hätte ich den Wunſch, daß der Herr Vertheidiger ſein Plaidoyer noch einmal genau wiederholen möchte!“

Das geſchah nicht.

Die Geſchwornen zogen ſich zurück in das Berathungszimmer. Einer unter ihnen nahm vorlaut das Wort und ſagte: Ich glaube, wir haben nicht viel zu berathen. Wenn ſie, die Hauptbeſchädigte, ihm verzeiht —

„So iſt die Sache ja abgethan,“ fiel ein Anderer ein.

Zu dieſem ſagte ein Dritter: „Es iſt noch zu überlegen. Wenn ich das Plaidoyer genau überdenke, ſo komme ich auf allerlei ſonderbare Schlüſſe. Wenn Du ein altes Haus haſt, ich kann Dir's über dem Kopf niederbrennen; das giebt Erwerb für die Zimmerleute, Tiſchler und andere Gewerbsleute, das erzielt eine höhere Einkommenſteuer, iſt alſo vortheilhaft für den Staat. Ich darf nicht geſtraft werden.

„Wenn ich aber im Feuer umkomme!“ ſagte der Eine.

„So biſt Du ein Dummkopf, denn die Thür ſtand offen. Und wenn Dummköpfe umkommen, ſo wird dieſe Gattung allmählich ausſterben — der größte Vortheil für den Staat. Ich darf nicht geſtraft werden.“

„Spaß apart,“ ſagte ein Vierter, „die Grundſätze dieſes Herrn Doctors gäben dem Staate das Recht, alle unheilbaren Kranken und Greiſe zu tödten, alle Unfähigen aus der Welt zu ſchaffen, und wer weiß, dieſes Vertilgungsſyſtem würde Manchem gefährlich, der ſich heute für eine Stütze des Staates hält.“

„Aber nach dem Vertheidiger müßte man ja die Unſchuldigen tödten und die Verbrecher leben laſſen!“

„Und nach dem Vertheidiger müßten —“

„Laſſet das! Der Herr Vertheidiger redete wohl nur als Schalk,“ ſprach jetzt ein weißbärtiger Mann. „Die Thatſache des Meuchelmordes liegt klar vor uns.“

„Meuchelmord!“ unterbrach ein Anderer. „Kann der Pankraz nicht aus Nothwehr geſchoſſen haben? Wenn Einer raſend mit einem Holzhackerbeil auf mich zuſtürzt, ſoll ich mich nicht ſchützen dürfen?“

„Die Thatſache des Meuchelmordes liegt klar vor uns,“ fuhr der alte Mann unentwegt fort, „da giebt es für uns kein Wanken. Wer hätte gedacht, daß bei *dieſem* Falle die Geſchwornen unſchlüſſig ſein und zweifeln würden! Aber ſo weit kann es kommen, wenn im Zuſtande geſchwächten Rechtsgefühles der Bürger ſich durch glänzende Trugſchlüſſe blenden läßt. — Wir ſind Humaniſten geworden, ich habe nichts dagegen; aber die Nachſicht mit Laſtern und Verbrechen, wie ſie heut zu herrſchen beginnt, iſt inhuman. Schlimm ſteht es mit einem Volk, das kein Herz zur Beſtrafung des Böſen hat, es hat auch keins zur Belohnung des Guten. Es verliert die Richtſchnur und taumelt dahin, von ſeinen Stimmungen, Launen und Leidenſchaften getrieben, und iſt verloren. Wer allzunachſichtig mit dem Schlechten iſt, der hat ſelbſt kein reines Gewiſſen. Wenn wir den Verbrecher freiſprechen, ſo verurtheilen wir uns ſelbſt. — Pankraz und Luzina ſind ſchuldig.“

Die Tafelrunde der Berühmten.

Nach einem glanzvollen, aber kurzen Empfangsabend bei Hof ſaßen in einer Weinkneipe etliche berühmte Männer beiſammen. Sie hatten ſich heute ganz zufällig zuſammengethan, aber große Seelen finden ſich leicht und berühmte Menſchen haben ſtets etwas Weltbürgerliches, vertrautſam Brüderliches an ſich; in der Sphäre, in die ſie emporragen, weht eine friſchere, freiere Luft, in welcher ſich die Elektricität der Geiſter raſch ſammeln und entladen kann.

Die Unterhaltung war munter genug, und jetzt machte plötzlich Einer — man weiß nicht aus welchem Anlaß, wahrſcheinlich in Folge eines Geſpräches über die Berühmtheiten des Empfangsabends — den Vorſchlag, Jeder in der kleinen Geſellſchaft ſolle nun erzählen, wie er berühmt geworden ſei.

Wie er berühmt geworden? In der That, das war etwas. Ja! und eh bien! und wohlan! riefen ſie durcheinander, und Jeder war darauf geſpannt, aus eigenem Munde, ſeine eigene Geſchichte zu hören.

„Ganz merkwürdig, meine Herren, iſt das bei mir zugegangen,“ ergriff der Romancier Paulo (die Eigennamen ſind für die Oeffentlichkeit erfunden) ſofort das Wort.

„Ich bitte!“ rief der Schauſpieler Werner, „es muß ſyſtematiſch vorgegangen werden; etwa nach der Popularität des Faches, in welchem ſich Jeder bewegt.“

„Nach dem Alter die Reihe!“ ſchlug der Chemiker Iſeling vor, deſſen Berühmtheit von der Erfindung des ſpaniſchen Bruſtmalzes im Jahre 1818 nach Chriſtus herrührte.

„Nach dem Alphabet!“ ſchrie der Major Abacitz.

„Jetzt iſt nur noch der akademiſche Maler Rakutti, der ſich nicht gemeldet hat,“ ſagte Doctor Sauermann.

„Und Sauermann, Doctor der geſammten Heilkunde,“ entgegnete der Maler. „Die Geſundheit iſt die Hauptſache, der Doctor ſoll beginnen.“

„Nun, wenn Ihr durchaus wollt!“ ſagte Doctor Sauermann, denn er war der Beſcheidene. Die Geſellſchaft dämpfte ihre Stimmen. So begann er ſeine Geſchichte.

Sie iſt einfach genug. Sie iſt ſchlicht, wie der Doctor ſelbſt war. Auf einer Gebirgspartie verunglückte der reiche Baron Schuß von Ueberſchuß. Der Chirurg des Alpendorfes, in welchem der Verletzte liegen bleiben mußte, behandelte ihn und telegraphirte täglich das Bulletin in die Welt hinaus: „In dem Befinden des Herrn Barons Schuß von Ueberſchuß keine bedenklichen Symptome. Dr. Eras Sauermann.“ — „Der Zuſtand des Herrn Barons nimmt ſeinen normalen Verlauf. Dr. Eras Sauermann.“ — „In dem Befinden des Herrn Barons iſt eine kleine Verſchlimmerung eingetreten. Dr. Eras Sauermann.“ — „Das Wundfieber des Patienten hat ſich in beſorgnißerregender Weiſe geſteigert. Die Kräfte ſchwinden. Dr. Eras Sauermann.“ — „In dem Befinden des Herrn Barons Schuß iſt eine leichte Beſſerung eingetreten. Dr. Eras Sauermann.“ — „Der hochgeborne Herr Baron Schuß von Ueberſchuß, k. Oberkämmerer, der Krone geheimer

Rath, Ordensritter des goldenen Kreuzes, Beſitzer vom Orden des heil. Ludwig ꝛc., iſt heute Morgens drei Uhr geſtorben. Dr. Eras Sauermann.“ — Bei dem Leichenbegängniſſe folgt unweit hinter dem Galawagen in offener Kaleſche ein intereſſanter blaſſer Mann in tiefer Trauer. — Wer iſt das? — Der Arzt, der ihn behandelt hatte. — Alſo ſein Leibarzt. — Doctor Eras Sauermann. — Bald hernach zieht er in die Stadt und iſt der renommirteſte Arzt der Geld- und Geburtsariſtokratie. „Ich kann wohl ſagen,“ ſchloß der Herr Doctor, „ich bin auf ganz normalem Wege emporgekommen. Von Reclame war ich ſtets ein geſchworner Feind, das Einzige, was ich mir in dieſer Beziehung geſtatte, iſt, daß ich meinen Patienten möglichſt das letzte Geleite gebe.“

„Nun, es iſt ja gewiß keine Schande, heutzutage durch Reclame etwas zu erreichen,“ ſagte der akademiſche Maler Rakutti. „Neun Trommler und vierundzwanzig Trompeter müſſen ſiebenmal ſieben Wochen jeden Tag lärmend durch die Stadt ziehen, bis endlich Jemand frägt, was der Aufzug bedeute? — Ich bitte, meine Herrſchaften, ſeht Ihr dort den blaſſen Mann am Bettelſtab? — Jawohl, was ſoll der? — Der ſoll viel, Ihr ſchönen Frauen und Ihr noblen Herren, denn er kann Alles. Es iſt das Genie! — Ah!“

„Sehr gut, ſehr wahr!“ rief die Tiſchgeſellſchaft.

„Eine eigenartige Illuſtration für oder, wenn Sie wollen, gegen das Geſagte iſt meine Geſchichte,“ fuhr der Maler fort. „Ich habe Kunſtwerke geſchaffen, ich bin kein Freund von vielen Worten, ich ſage blos: Kunſtwerke. Dieſelben hingen in den Ausſtellungen oder ſie wurden durch Mißgunſt der Akademie-Directoren, von welchen die meiſten leider auch ſelbſt malen, dem Publicum vorenthalten. Die Kritik verſchwieg, oder was noch ſchlimmer, lobte mich mit jenen tückiſchen

Phraſen, die dem Publicum nichts ſagen als: Der Mann iſt ſehr arm, denn ſeht, wir geben ihm Almoſen. — Kurz, als ich das dreiundzwanzigſte Bild ſchuf, war das erſte noch nicht verkauft. — Vierundzwanzig macht majorenn, dachte ich, und das vierundzwanzigſte Bild ſoll etwas Beſonderes werden. Es wurde auch! Das ewig Weibliche, Frauen in unverhüllter Schönheit ſind immer willkommen! Als ich eine Reihe ſolcher Geſtalten gemalt hatte, ohne eigentlich dabei an etwas Anderes zu denken, als auf die Wirkung der Farben (denn die Farben ſind bei einem Gemälde doch die Hauptſache) nannte ich ſie: die Genien der Freude. — Sie gelangten mühelos in die Kunſtausſtellung, denn das Echte ſiegt endlich doch. Aber am dritten Tage nach der Eröffnung verlangten die Journale die Entfernung des Bildes — aus Sittlichkeitsrückſichten. Noch an demſelben Tage ſtrömte das Publicum maſſenweiſe in die Gallerie, um ſich an den Genien der Freude weidlich zu entrüſten. Allein, wo das Bild gehangen, gähnte nur mehr die leere ſchmutzigrothe Wand mit dem Zettel: Nr. 52 zurückgezogen. Aber die Genien blieben in ihrer Zurückgezogenheit nicht allein. Durch beſondere Schliche war es immerhin möglich, das Bild in ſeinem Gewahrſam zu ſehen, und weil Jeder mit ſtarkem Kopfſchütteln aus der Kammer trat, ſo wollten .immer noch mehr Beſucher hinein. Es war ein Scandal, von dem die halbe Stadt ſprach. Der Scandal lag jedoch nur im Scandal, nicht im Bilde. Und was geſchah? Ich erhielt eine Zuſchrift: Euer Wohlgeboren, da ich kaum vorausſetzen darf, daß Sie als Verfertiger — Verfertiger ſchrieb der Gauch! — und Eigenthümer Ihres geradezu ſcandalöſen Bildes: Die Genien der Freude, dasſelbe vernichten werden, ſo fühle ich mich im Namen des guten Anſtandes veranlaßt, es ein- für allemal vor unberufenen Augen unſichtbar zu machen. Ich biete Ihnen dafür dreitauſend Mark. — Unterſchrift der Name eines bekannten Börſenjobbers."

„Selbſtverſtändlich waren Sie entrüſtet über das unwürdige Angebot und verlangten ſechstauſend Mark!" meinte der Major.

„Nein," ſagte der Maler, „ich ſandte dem Herrn ein höfliches billet de correspondance, in welchem ich ſehr bedauerte, das Bild unter zehntauſend Thalern nicht abtreten zu können. — Am nächſten Tage hatte ich die dafür lautende Caſſa-Anweiſung in der Hand. — Die Genien wurden allſogleich abgeholt, ſollen aber bis heute noch nicht vernichtet ſein. — Ich malte nun Bild für Bild ähnlichen Genres, keines kam in die Ausſtellung, jedes wurde von den Reporters, die ſich in den Ateliers herumtreiben, und auch von neugierigen Kunſtdilettanten mit Intereſſe beblinzelt, mit Würde verdammt und faſt noch vor ſeiner Vollendung von Privaten angekauft. — Jetzt erſt verſtand ich das Wohlwollen der Preſſe und ich wollte den Recenſenten zu Ehren ein Feſt geben. Sie lehnten es in Mehrzahl höflich ab. Ich aber bin ſeither der berühmte Mann und gedenke es auch noch ein Weilchen zu bleiben."

Nun war die Reihe — es ging um den Tiſch wie ein Rundgeſang — an dem Major Abacitz. Der war jedoch zur Thür hinausgegangen.

„Er ſoll ſich ja im letzten Kriege ausgezeichnet haben," ſagte der Chemiker Iſeling.

„Meines Wiſſens," antwortete der Doctor, „hat er blos das Gefecht von Otterlitz verloren."

„Darüber ließe ſich zur Tagesordnung gehen, und ſo hätte wohl Herr Werner das Wort."

„Meine Geſchichte iſt groß!“ verſetzte der Schauſpieler hohlen Tones, als begänne er den Franz Moor des Lewinsky zu declamiren, „ſie iſt ſehr groß. Ich will den Schauſpieler nicht mit anderen Künſtlern vergleichen. Was iſt der Maler? Er hat als Material die Leinwand, die Farbe; der Bildhauer hat den Marmor, der Dichter das Wort, der Muſiker den Ton. Der Schauſpieler allein iſt ſein eigenes Material, ſeine eigene Leinwand und Farbe, ſein eigener Marmor, ſein eigenes Clavier. Der Schauſpieler iſt der einzige Künſtler, der aus ſich ſelbſt ſchafft.“

„Alſo aus nichts —“ warf der Maler ein.

„Was ſagen Sie?“

„Ich meine, aus nichts, wie Gott die Welt erſchuf.“

„In der That, ja. Doch davon zu ſprechen gebührt mir nicht,“ ſagte der Schauſpieler, „ich komme zu meiner Geſchichte. — In wenigen Monden gehen ſieben Jahre um, ſeitdem ich nicht mehr am Leben wäre, wenn mich damals auf dem Theaterplatz in — doch, wozu Ortsnamen! — die Polizei nicht geſchützt hätte. Was ſagt Ihr? — Ich frage Euch: iſt ein Applaus im Auditorium ein Applaus? Iſt das Klatſchen und Strampfen und Johlen und Namenrufen ein Applaus? Nein, meine Herren, das iſt kein Applaus. Sind die Lorbeerkränze mit rothen Seidenſchleifen und Goldbuchſtaben: „Dem großen Mimen Fridolin Werner“ ein Applaus? Sind hundert verhimmelnde Notizen in den Tagesblättern über unvergleichliche Darſtellungskraft, über Wiedergabe der Rolle, wie wir ſie nachgerade noch nie erlebt, über fingirte Engagements in großen Hoftheatern und dem unerſetzlichen Verluſt, der unſerer Bühne droht; ſind glorificirende Feuilletons mit Biographie und ſchwungvoller Aufzählung aller Triumphe in glühenden Superlativen ein Beifall? Wenn Dich Studenten von der

Bühne zur Garderobe auf den Achſeln tragen — nennt Ihr das Erfolg? — Es thut mir leid, dann ſeid Ihr ſchlecht berichtet. — Wenn Du in „Cabale und Liebe“ den Wurm ſpielſt, und das Publicum geräth über den elenden Böſewicht derart außer ſich, daß es Dich nach der Vorſtellung auf Deinem Wege in den Club abpaßt und aus wüthend empörtem Gerechtigkeitsgefühl todtſchlagen will: Das iſt Applaus, Beifall, Erfolg!“

Werner ließ ſich auf die Lehne ſeines Sitzes zurückſinken und ſagte weiter kein Wort. Es war auch keines mehr nöthig. Das war die Geſchichte, wie er berühmt wurde; der Vorfall ſtand damals in allen Blättern, und auch ſeither, ſo oft Herr Werner auf irgend einer Bühne Gaſtrollen gab, vollends wenn er den Wurm brachte, ließ er's „auf dem Platze“ abdrucken, wieſo ihm der Erfolg dieſer Rolle ſchier einmal an's Leben gegangen ſei.

Jetzt war's am Chemiker Iſeling.

„Ihr ſprecht da von Erfolgen,“ ſagte dieſer, „die mir nicht imponiren können. Ich möchte ſie Zufallserfolge nennen. Eine mit männlicher Entſchloſſenheit durch allerlei Hinderniſſe mit ſchweren Opfern zielbewußt ſelbſtgeſchaffene Exiſtenz weiſe mir Einer auf, wie die meine! Eine Berühmtheit, die über den Großen und Stillen Ocean ebenſo mächtig hinklingt, wie über unſere Donaugelände, weiſe mir Einer auf, die der meinen gleichkommt! Iſeling's ſpaniſches Bruſtmalz! Depots in Paris, London, Calcutta, St. Francisco, Melbourne —“

„Fiſchamend, Budweis —“ ſpottete der Maler.

„Nicht zu verachten, meine Herren! In kleinere Orte iſt es ſchwerer zu dringen, als in die großen. Wen der Kleinbürger und der Bauer kennt, der darf ſich auf ſeine Berühmtheit Eins gönnen!“

Er trank ſcharf ſein Glas Rheinwein aus. „Es hat mich ein gut Stück Geld gekoſtet," fuhr er fort, mit der hohlen Hand ſeinen Bart trocknend. „In ein paar Jahren hoffe ich das Jubiläum der Million feiern zu können."

„Die Sie mit dem ſpaniſchen Bruſtmalz gewonnen haben?"

„Ach Gott, dieſes Jubiläum iſt längſt gefeiert. Die Million, die ich für Inſerate und andere Reclame ausgegeben habe!"

„Ich kann mich aber in der That kaum erinnern, je einmal ein Inſerat über das ſpaniſche Bruſtmalz in den Zeitungen geleſen zu haben," bemerkte der Maler.

„Lieber Freund," belehrte Iſeling, „mit dem gewöhnlichen Annonciren und Anpreiſen, mit dem Abdruckenlaſſen der Dankſchreiben durch das Bruſtmalz geretteter Perſonen und was dergleichen Schwindel mehr iſt, befaſſe ich mich nicht. Da thäte mir wahrhaftig meine Waare leid. Wir verfügen über andere Mittel."

„Zum Beiſpiel?"

„Zum Beiſpiel wollen wir einmal den Kalender von der Wand nehmen. Da haben wir gleich — Zeitrechnung auf das Jahr 1883. Sie ſehen! Seit der Erſchaffung der Welt 5832 Jahre. — Seit der Einführung des Gregorianiſchen Kalenders 304 Jahre. Seit der Erfindung des ſpaniſchen Bruſtmalzes 65 Jahre . . . ."

Lachend ſtießen ſie mit ihm die Gläſer an, nur Paulo, der Romancier, ſtarrte finſter auf die Tiſchplatte, und als er wegen ſeiner ſchweren Schweigſamkeit zur Rede geſtellt wurde, murmelte er: „Das iſt mir zu frivol."

„Nun müſſen ja Sie mit Ihrem Latein vorrücken."

„Ich ſchweige," antwortete Paulo und ſchüttelte ſeine lange ſchwarze Mähne, die das blaſſe Geſicht wie bei einem

Magier umrahmte. Dazu hatte er eine Art Schlangenbändiger-Augen und um den Mund die Furchen des Weltſchmerzes und die Klammern des Spottes. „Ich ſchweige,“ antwortete er, „denn an einer Tafelrunde, wo Erfolg und Ruhm in ſolcher Weiſe charakteriſirt worden ſind, könnte die Erzählung eines ſich aus ſchwerer Noth und mit ſittlicher Kraft zur Anerkennung der Nation emporgerungenen Mannes wohl kaum jemals Verſtändniß finden.“

„So könnten wir jetzt vielleicht ein Kartenſpielchen arrangiren,“ meinte ſehr boshafterweiſe der Schauſpieler Werner.

„Ja und tauſendmal ja!“ rief Paulo, wirklich erboſt darüber, daß juſt er nicht zum Erzählen kommen ſollte. „Spielet, ſpielet! Das iſt ja die Art der guten Deutſchen, zechen und kartenſpielen, anſtatt ſich an dem geiſtigen Schatze der Nation zu belehren und aufzurichten und ihre Schriftſteller vom Untergange zu retten. — Mich haben, das kann ich wohl ſagen, lediglich die Gelegenheitsgedichte zu Hochzeitsfeſten, Kindstaufen und Jubiläen vor dem Hungertode gerettet. Meine Jugendgedichte! — außer Schiller und Heine ſchriebe ſie mir Keiner nach! — Und wenn ich Ihnen ſage, daß ich die Druckkoſten derſelben mit der kleinen Erbſchaft meiner Tante als meinem einzigen Vermögen beſtreiten mußte! In Deutſchland, wo jährlich Tauſende für Zeitungs- und Colportagegeſchmiere ausgegeben werden! Ich wollte hierauf eine große Dichtung ſchreiben als Seitenſtück zum „Fauſt“. Doch nein, Paulo ſagte ich mir, die Deutſchen ſind derlei nicht werth; ſie hätten auch den Geheimrath Goethe verhungern laſſen, wenn Geheimräthe zu ſolcher Todesart überhaupt inclinirten. Hingegen ſchrieb ich nach manch kleineren Arbeiten, die mir viel Lob eintrugen, aber kein Geld, einen großen

Roman unter dem Titel: Die Auſter von Tergeſtum. Daß dieſe Dichtung mein Glück machen werde — ich wußte es im Voraus. Ich trug das Manuſcript zu meinem Verleger. — Gucken Sie nicht ſo ſauer drein, lieber Mann, ſage ich, heute habe ich einmal etwas für Sie. Sie wollen doch Millionär ſein? — Ich hätte nichts dagegen, meinte er. Gut, ich verkaufe Ihnen das ein- für allemal, für alle Auflagen, für die Ueberſetzungen in allen Sprachen. — Aber, mein Theurer, es thut mir leid! ſagte der Verleger, und ſolche Leute, wenn ſie höflich werden, ſind unausſtehlich. Theuerſter! ſagt er, heutzutage einen dreibändigen Roman, und von einem unbekannten Namen! Wo denken Sie hin! — Herr, der Roman iſt gut! rufe ich. — Ach, das iſt Nebenſache, die Firma muß gut ſein, der Name muß ziehen! ſagte der Verleger. Schreiben Sie ein ſchlechtes Buch, ſo ſchlecht Sie wollen, aber ſetzen Sie auf's Titelblatt einen berühmten Namen, zum Beiſpiel Paul Freihagen, und ich drucke es und zahle dreißig Thaler für den Druckbogen. — Thun Sie das? frage ich. — Ja wohl. — Gut. — Ich nehme mein Manuſcript unter den Arm und gehe geradewegs zu Paul Freihagen. — Der Romanſchriftſteller Freihagen wohnte nämlich in derſelben Stadt in — doch wozu Ortsnamen! rufe ich mit Freund Werner. — Freihagen, ich wußte aus mancherlei Anläſſen, daß er mir wohl geſtimmt war und ein gutes Herz hatte. — Ich traf ihn zu Hauſe. Oh, lieber Freund! rief er mir ſchon an die Thüre entgegen, heute iſt's nichts! — Was iſt nichts? frage ich. — Sie wollen ja doch wieder Geld von mir! — Ach nein, Herr Doctor, ſage ich. — Das iſt gut, meinte er, denn heute habe ſelbſt keines. — Das macht gar nichts, ſage ich, denn heute müſſen Sie mir mit etwas ganz Anderm helfen. Sie müſſen mich glücklich machen für mein ganzes

Leben! Ich will nämlich heiraten — und ich wollte in der That, ich war gerade in ein reizendes Balletmädchen verliebt und in dem rechten Moment fiel es mir nun bei: wahrhaftig, das könnteſt Du als Motiv anführen, und ſie hernach wirklich heiraten. — Da ſoll ich Ihnen wohl gar den Brautwerber abgeben? lachte der Doctor. — Das nicht, ſage ich, oder ja, wenn Sie's ſo nehmen wollen. Sie müſſen mir nämlich meine materielle Exiſtenz gründen. — Aber, lieber Freund, wie vermöchte ich das? — Doctor, Sie vermögen es, Sie können es und Sie werden es thun. Hier habe ich einen Roman geſchrieben und Sie werden meinen Verleger vermögen, daß er mir dafür Honorar zahlt. — Wie ſoll ich das angehen? fragt er; ach, 's iſt ein liebenswürdiger Mann. — Das iſt ſehr leicht, berichte ich, es wird Ihnen im Leben ſelten etwas ſo wenig Mühe gemacht haben, als das, und Sie werden nicht leicht wieder Einen finden, der ſich mit ſo geringem Opfer namenlos glücklich machen läßt, als ich. Denken Sie: eine ſchöne, herrliche Braut, in die ich ſterblich verliebt bin. Es wäre mir unmöglich, auch nur einen Tag noch zu leben, ohne die Gewißheit, ſie heiraten zu können. — Ja, es ſcheint, daß Ihnen die Liebe wirklich ſchlimm mitſpielt, ſagt der Doctor nicht ohne Zweideutigkeit; wenn es jedoch in dem Bereiche der Möglichkeit liegen ſollte, Ihnen zu dienen —! Gut, ſage ich, ſo wäre das abgemacht. Ich danke Ihnen. — Nun, was wollen Sie denn eigentlich? ruft er aus. — Ach ja ſo. Sehen Sie, ſage ich, das iſt der neue Roman: Die Auſter von Tergeſtum, von Emil Paulo und Paul Freihagen. Oder wollen Sie voranſtehen? — Ich ſoll als Autor des Romanes? — Ja, Doctor, Sie werden als Mitverfaſſer Ihren Namen auf das Titelblatt drucken laſſen. — Als Mitverfaſſer! ruft er, ich als Mitarbeiter an Ihrem

Roman, ohne eine Zeile daran geſchrieben zu haben?! — Das können Sie nachholen, wenn Ihnen daran gelegen iſt. — So müßte ich das Werk doch zum mindeſten durchleſen, denn Sie werden begreifen, daß —. Nein, unterbrach ich ihn, Doctor, das begreife ich nicht. Haben Sie Luſt, den Roman heute zu leſen, ſo wird's mich freuen, aber was gewinnen Sie dabei? Entweder Sie finden, daß Sie ihn verantworten können, dann war's unnützer Zeitverluſt; oder Sie werden durch die Lectüre veranlaßt, Ihr Verſprechen zurückzunehmen, dann bin ich verloren. Und daran, Herr, daran zweifle ich keinen Augenblick, wenn Sie mit einem Namenszug einen Menſchen retten, ja deren zwei glücklich machen können, ſo ſchreiben Sie ihren Namen, wenn es ſein muß, ſelbſt auf ein ägyptiſches Traumbuch. Die Reviſionsbogen werden Ihnen ja Gelegenheit geben, den Roman kennen zu lernen, reſpective zu bearbeiten. Die Hauptſache iſt jetzt Ihr Name; mein Verleger ſchließt in einer halben Stunde das Comptoir. — Das war mein Begehr, und nicht einmal die Piſtole brauchte man dazu in der Hand zu haben. — — Er hat's gethan. Ich wußte recht gut: nach einer Stunde thut er's nicht mehr; ſobald ihm wieder der Herzſchlag langſamer geht, ſobald er nachzudenken beginnt, thut er's nicht mehr. Nun, es gelang und er hat's gethan.

Athemlos hatte die Geſellſchaft dem Romancier zugehört.

„Und wie verlief die Sache?“ fragte der Schauſpieler, der früher der Gleichgiltigſte geſchienen und jetzt der Aufmerkſamſte war.

„Sie verlief gar nicht,“ verſetzte Paulo, „ſie iſt noch heute, und ganz vortrefflich. Ich kam mit dem Roman zum Verleger zurück, der ſah auf demſelben freudeſtrahlend den berühmten Namen, den er für ſeinen Verlag ſchon ſeit Langem vergeblich zu gewinnen geſucht, und zahlte mir fünfzehnhundert Thaler als die erſte Hälfte des Honorars auf die Hand. — Außer einigen Streichungen fand der Doctor an dem Roman nicht viel zu modificiren, das Buch ging reißend ab und hat bis heute ſieben Auflagen erlebt. Selbſtverſtändlich ſchrieb ich nun munter voran und für den Compagnon Paul Freihagen's thaten die Verleger allerorts ihre Arme und Börſen auf, obwohl die folgenden meiner Bücher nur mehr unter meiner Firma allein erſchienen."

„Und hat der Streich dem Renommée Freihagen's doch nicht etwa —?" Iſeling ſprach's, hatte aber nicht den Muth, den Satz zu Ende zu bringen.

„Geſchadet, meinen Sie!" fuhr Pauto empört auf. „Herr, ſeit der Erfindung des ſpaniſchen Bruſtmalzes mag es allerdings erſt fünfundſechzig Jahre her ſein, aber ſeit der Entdeckung des geſunden Menſchenverſtandes iſt es doch etwas länger. Und der Menſchenverſtand ſagt ſonnenklar: Zwei iſt mehr als Eins. Freihagen kann froh ſein, ein höchſt bedeutendes Werk unter ſeinem Schilde zu führen, zu dem er kaum die Feder angeſetzt hat."

„Und Ihre Braut haben Sie geheiratet?" fragte der Maler.

Ohne darauf zu antworten, nahm Pauto ſeinen Ueberrock und ſagte: „Gute Nacht, meine Herren!"

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite
Wenn Dämonen ſpielen 5
Meiſter Hermann 28
Ein moderner Helleſpont 45
Die Gattin meines Freundes 70
Aus dem Tagebuch einer Ehefrau 77
Das verkehrte Laternlein 94
Ein Gerichtstag zu Alt-Abelsberg 102
Fiat justitia — pereat mundus! 114
Der Kammerdiener 128
Das Bekenntniß eines Verurtheilten 138
Scheintodt 161
Herr Florin 171
Ein Naturfreund 183
Ein Jünger Darwin's 194
Ein Mann, ein Wort! 211
Auf dem Herrenabende 224
Das Geheimniß von Defregger's Erfolgen 242
Wie der Abelsberger Geſangverein preisgekrönt worden iſt 251
Auf der Wacht 262
Die Vierzehnte 268
Der Taubſtumme 275
Die Rede des Vertheidigers 285
Die Tafelrunde der Berühmten 295

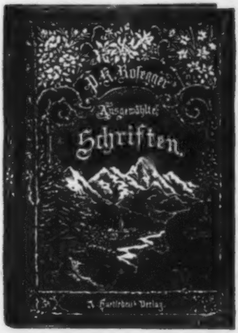
K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

P. K. Roſegger's
Ausgewählte Schriften.

Inhalt.

Das Buch der Novellen.
  1. 2. 3. Band.
Die Schriften des Waldſchulmeiſters.
Sonderlinge aus dem Volke der Alpen.
Die Aelpler.
Volksleben in Steiermark.
Heidepeter's Gabriel.
Waldheimat.
  1. 2. Band.
Feierabende:
  Sommerabende.
  Winterabende.
Am Wanderſtabe.
Sonntagsruhe.
Dorfſünden.
Meine Ferien.
Der Gottſucher.
Neue Waldgeſchichten.
Geſchichtenbuch d. Wanderers.
  1. 2. Band.
Bergpredigten.



Bezugsweiſe.

Complet, 20 Bände, geh. .	Preis: 25 fl. ö. W. = 50 M.	
Complet, 20 Bände, geb. .	Preis: 37 fl. ö. W. = 74 M.	
In einzelnen Bänden, geh. à Band	1 fl. 25 kr. ö. W. =	2 M. 50 Pf.
In einzelnen Bänden, geb. à Band	1 fl. 85 kr. ö. W. =	3 M. 70 Pf.

☛ In 100 Lieferungen à 25 kr. = 50 Pf. ☚

Jeder Band wird einzeln abgegeben. Bei Beſtellung aparter Bände bitten wir ſtets deren Titel genau anzugeben, da die Werke in anderer Reihenfolge als oben nach und nach ausgegeben wurden.

20 Einbanddecken zu Roſegger's Schriften (Zeichnung obenſtehend), von denen jede nur den Titel, nicht die Bandzahl auf dem Rücken trägt, koſten pro Decke 40 kr. = 80 Pf.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

Die Schriften
des
Waldſchulmeiſters.
Herausgegeben von
P. K. Roſegger.

Dritte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. — Reizvoll ausgeſtattet.

27 Bogen. Geheftet 2 fl. 20 kr. ö. W. = 4 Mark.

In Original-Prachtband mit Goldſchnitt 3 fl. 30 kr. ö. W. = 6 Mark.

* * *

Aus dem Walde.
Ausgewählte Geſchichten für die reifere Jugend
von
P. K. Roſegger.

Mit 25 Illuſtrationen. Zweite Auflage.

18 Bogen. Groß-Octav. Eleganteſte Ausſtattung. Cartonnirt mit Leinwandrücken und Farbendruck-Umſchlagbild 2 fl. ö. W. = 3 M. 50 Pf.

Daſſelbe, eleganter Leinwandband mit Goldſchnitt 2 fl. 50 kr. ö. W. = 4 M. 50 Pf.

* * *

Der Gottſucher.
Ein Roman
von
P. K. Roſegger.

Zwei Bände. Octav. 36 Bogen. Geheftet. Preis 3 fl. 30 kr. ö. W. = 6 Mark.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

Bergpredigten.

Gehalten auf der Höhe der Zeit unter freiem Himmel

und zu

Schimpf und Spott unſeren Feinden

den Schwächen, Laſtern und Irrthümern der Cultur gewidmet

von

P. K. Roſegger.

Wien. Peſt. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1885.

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Kanzelſpruch.

Die größte Schmach, die je mir werden kann,
Vermaledeit ſei ſie! thut der mir an,
Der von mir ſagt, ich hätte keinen Feind.
So kläglich arm, zu haben keinen Feind!
Hat je gelebt ſo arm ein braver Mann?

Ich haſſe keine Seele. Denn mir weiht
Den Erdenſohn das allgemeine Leid.
Doch, alles Schlechte, Falſche, was da baut
An dieſem Leid, ich haſſ' es tief und laut.
Um eitel Liebe buhl' ich nicht, iſt ſie
Durch fremden Schwächen huldigende Liſt
Zu wohlfeil mir auf jedem Markt zu haben.
An heißem Haß der Schlechten mich zu laben
Iſt meine Luſt. Es müſſen alle, alle
Die Schurken, Schleicher mich mit bitt'rer Galle,
Die Wichte mich mit giftigem Hohn begeifern,
Die Finſterlinge meiner fluchend eifern,
Die Knechte fliehen mich, die frevlen Herren,
Die hochmuthswüthigen, mir Krieg erklären.
Denn was ich will: die Menſchheit neu
Verjüngt zu ſeh'n, und ſich gefreu.

Der Zwingherr iſt mein Feind. Ich ruf' ihm Krieg.
Ich kann mein Bändiger ſchon ſelber ſein.
Der ewige Herr im Himmel, der iſt mein.
Mein auch der Streit — und ſein der Sieg.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

Der Geldprotz iſt mein Feind. Denn — Bruder gieb!
So mahn' ich ihn, ſonſt biſt Du ja ein Dieb.
Der Weltling iſt mein Feind. Beſtändig hege
Das Streben ich, zu zieh'n die lichten Wege
Der größten, beſten Männer aller Zeiten,
Gebaut, durch Freiheit, Tüchtigkeit und Liebe,
Durch Duldſamkeit, Bekämpfung roher Triebe
Die Menſchheit in das Himmelreich zu leiten.

Mein Feind auch ſind die hochgelehrten Narren,
Die nie mit ihrem Wiſſen Weisheit paaren,
Die werfen Herz und Hoffen, Glück, Gewiſſen
Der Wiſſenſchaft zum Fraß — und doch nichts wiſſen
Der Pfaffe iſt mein Feind. Denn meinen Gott,
Ich nahm ihn anders, als mir er ihn bot.
Der Kriecher iſt mein Feind, ſich halb bewußt,
Daß er trotz ſeiner reichgeſchmückten Bruſt
Kein ſtarkes, freies Herz darinnen hat,
Entſagend ſtets bereit zu großer That.
Nicht minder iſt mein Feind der Thronenwächter,
Wenn Volksverächter er und Menſchenſchlächter.
Der Hetzer, der ſich zwiſchen Völker ſtellt
Und trennen will, was Gott auf Erd' geſellt,
Der feigen Sinnes mit dem Wort entzweit,
Der unter falſchem Heldenſchimmer wichtet,
Und Menſchenrechte mit der Zung' zernichtet,
Er iſt mein Feind in alle Ewigkeit.

Wenn Gott mich fragt am Tage des Gerichts:
Wo ſind ſie, die Dich lieben? — ſag' ich nichts.
Doch zeig' ich zum Erſatz ihm, die mich haſſen,
Und bitt' ihn um die Prüfung des Gewichts.
Ich hoff' er wird es gelten laſſen.

Von unſerer Abneigung gegen das, was wir wollen.

Nun mögen wir, meine lieben Zuhörer, Eins miteinander plaudern. Ich werde reden, Ihr werdet ſchweigen, denn aus dieſen beiden Handlungen beſteht eine Predigt, welches Wort von beredigen oder bereden herſtammt, wobei ſich die Zuhörer nicht muckſen dürſen, ſelbſt nicht, wenn etwas Thörichtes, und auch nicht, wenn etwas Kluges geſagt wird.

Für's Erſte behaupte ich dreiſt, daß ich auf der Höhe der Zeit ſtehe, nämlich auf der meinigen — als Mann von vierzig Jahren. Ich habe Manches erlebt, aber viel mehr noch geſehen, gehört und gedacht — und das ſind die Quellen meiner Worte.

Ich predige unter freiem Himmel, was noch nicht heißt, auf freier Erde, darum haltet Euch nicht an meine Stimme; gerade das, was ich am leiſeſten ſage, ſollte am lauteſten ausgerufen werden. Haltet Euch nicht an meine Miene; die lächelt vielleicht gerade wenn mir am bitterſten zu Muthe iſt. Findet ſich im Worte kein Geiſt, ſo haltet Euch in Gottes Namen an den todten Buchſtaben.

Wir treten mitten in's Leben — unter die Leute. Zuvörderſt fragen wir, was die ſonderbare Bemerkung heißen ſoll: Von unſerer Abneigung gegen das, was wir wollen —? Dieſe Bemerkung iſt ja widerſinnig, unbegreiflich.

Vielleicht ſind es auch wir.

Wer nicht ganz gedankenlos mit den Leuten verkehrt, der wird auf manche Unbegreiflichkeit ſtoßen, die wegen ihrer Alltäglichkeit ſonſt gar nicht auffällt. Die allermeiſten Individuen ſind wie Ungeheuer, die man in Spiritus aufbewahrt; ihr Spiritus iſt der Zeitgeiſt, der bisweilen aus dem Weingeiſt oder aus dem Biergeiſt deſtillirt wird und in welchem ſie lärmend und keuchend, aber des Weiteren träge und plump dahinrinnen.

Unter Anderem fällt es mir immer wieder auf, daß dieſelben Perſonen, die unermüdlich über die ſchlechten Zuſtände der Welt ſchimpfen und raunzen, eine geradezu nervöſe Abneigung haben vor Gedanken und Ideen, die beſſere Zuſtände anſtreben. Dieſelben Leute, welche z. B. in der Börſenwelt die hochſtrebendſten Luftſchlöſſer zu bauen pflegen, ironiſiren mit einer gewiſſen Giftigkeit die Pläne zu einer rationellen Luftſchifffahrt. Jene, die bei jedem Anlaß über die Laſten der ſtehenden Heere fluchen — welche zuweilen auch laufende werden — geberden ſich geradezu grob, wenn man von einer Zeit ſpricht, in welcher Kriege unter gebildeten Völkern nicht mehr vorkommen ſollen. Die friedliebendſten Geſellen erklären dieſer Idee vom ewigen Frieden den Krieg und ſträuben ſich davor, den Gedanken auch nur zu hegen. Solche, welche gegen das Paß- und Grenzreviſionsweſen poltern, über die Ein- oder Ausfuhrzölle raiſonniren, kommen erſt recht in die Hitze, wenn man von einer gemeinſamen Völkerpolitik ſpricht, wenn man den Kosmopolitismus höher ſtellt, als die trotzige Abgrenzung der Nationen voneinander. Mancher, der nicht reiſen kann, fremder Literaturen nicht theilhaftig wird, weil er fremder Sprachen nicht mächtig iſt, oder der ſein halbes Leben lang im Schweiße ſeines Angeſichts an einer fremden Sprache büffelt, ohne ſie doch eigentlich inne zu kriegen, er wird die cyniſcheſten Witze reißen gegen eine etwaige Idee und wohlgemeinte Beſtrebung, eine allgemeine Culturſprache aufzuſtellen. Und das noch in einem Lande, wo der leidige Sprachenſtreit Tauſenden das Leben vergällt! Wie Viele zetern nicht gegen confeſſionellen Formenkram und pfäffiſche Uebergriffe und fügen ſich ſeinerzeit Allem wie ein Lamm. Wie Viele ſchreien nicht gegen jüdiſchen Geſchäftshumbug und laufen doch beim Schwindler ein, wenn es um ein paar Kreuzer billiger iſt, als beim reellen Geſchäftsmann, den ſie zu Grunde gehen laſſen. Wer zitterte nicht vor Krankheit und Siechthum! Aber ernſte Bewegungen, wie der Vegetarismus, die Wollkleidung und ſo fort, wie ſie in der Abſicht, das körperliche Wohlſein zu erhöhen und zu ſchützen, auftreten, ſie werden in den großen Maſſen lächerlich gemacht. Wer erkennt nicht die Faulheit und Gemeinſchädlichkeit des Privilegiumweſens, des Börſenſpieles, der Wuchergewinns! Aus Furcht, ſich ſelbſt zu ſchädigen, geht Jeder dieſer Frage knurrend aus dem Wege. Wer ſtellte nicht zum mindeſten elegiſche Betrachtungen an über den Unterſchied von Arm und Reich, von unrechtmäßiger Vertheilung der Güter zwiſchen Verdienſt und Unverdienſt! Aber ſobald die Herren von irgend einer tiefer gehenden ſocialiſtiſchen Reform hören, ſelbſt von einer Reform auf friedlichſtem Wege, ſo ſtellen ſie ſich in Oppoſition, werden alle Schattenſeiten der Neuerung hervorzukehren ſuchen, ſie vergrößern oder ſich die Schattenſeiten einbilden, und ſo die Muthloſigkeit an ſich und Anderen hervorrufen. Unpraktiſch! ſagen ſie im beſten Fall. Freilich, jede Idee iſt ſolange unpraktiſch, als ſich die Menſchen mit ihren Mitteln ihr verſchließen. Iſt denn das, was Ihr wollt, erfüllbar, haltbar? Iſt es möglich, bei beſtehenden Zuſtänden die Revolution zu vermeiden? Iſt es möglich, die Nationen ſtrenge und für beſtändig voneinander abzuſperren? Iſt es möglich, das Judenthum auszurotten? Und wenn ſchon, ſind wir dann weiter, menſchlich vollendeter?

Man ſollte glauben, in das, was die Menſchen ſo heiß wünſchen, würden ſie ihr Denken und Hoffen legen. Aber im Gegentheil, ſie werden den Idealiſten, der zuerſt die Leuchte emporhebt, um ihnen jauchzend oder aus Wunden blutend die Ziele ihrer ferngehendſten Wünſche zu zeigen — ſie werden den Propheten und Vorläufer verſpotten und verhöhnen, ſie werden ſich gegen die Annahme der Möglichkeit ſtemmen und die Regung zu unterdrücken ſuchen und Vandalenkämpfe beginnen gegen Den, der dem zutrachtet, was ſie im Grunde doch ſelber erreicht wiſſen wollen. Uebrigens ſind die Ideen, die aus menſchlichen Bedürfniſſen entſpringen, unſterblich. Wenn es nach den „Leuten“ gegangen wäre, ſo wüßten wir heute noch nichts vom Sonnenſyſtem, von Amerika, von der Dampfkraft, von der Elektricität und von manch Anderem, wir wären im guten Falle Leibeigene, könnten im beſten Falle mit Mönchen disputiren, wie es wohl mit der Menſchheit ſtünde, wenn Eva ganz allein in den Apfel gebiſſen hätte, oder darüber, ob Chriſtus hungern mußte oder hungern wollte, oder darüber, ob Gott auch in einem Kürbis wohne, oder wie viele Engel auf einer Nadelſpitze tanzen können. Wir hätten das Denken nicht gelernt, wären des edleren Empfindens, des Werthes gemeinnütziger Thaten, der freien Selbſtbeſtimmung nicht inne geworden. Doch, ſo iſt es einmal, die Maſſen ſind träge, und was unſere Gebildeten auch ſchwatzen von Fortſchritt, in der That bleiben ſie doch ſtehen auf dem alten Fleck und haben nicht allein nicht den Muth, das wirklich anzubahnen, was ſie wollen, ſie arbeiten demſelben geradezu entgegen.

Was die Kriege anbelangt, ſo pflegt man zu behaupten, ſie lägen in der Natur der Menſchen. — Wer macht heute die Kriege? Das Volk? Nein. Die hohen Herren? Die Diplomaten? Ja. Werden Kriege mit dem Herzen gemacht? Nein, ſondern mit dem Kopf, mit Berechnung, Ueberlegung und kaltblütig, nicht von der Leidenſchaft geleitet, ſondern von einer Idee. Von der Schlacht bei Königgrätz wird erzählt, daß Bismarck im Angeſichte der Schlacht einen Augenblick an dem Ausgang derſelben zweifelte. In dieſer Stimmung begegnete er dem General Moltke. Er bot ihm eine Cigarre an; der General wählte aus ſeinem Vorrath die beſte. Da dachte ſich Bismarck — er erzählte es ſpäter ſelbſt — wenn der General-die Ruhe hat, die Cigarren zu prüfen, ſo kann es noch nicht ſchlimm ſtehen. — Alſo die Herren rauchten Cigarren im Angeſicht einer gewaltigen Bruderſchlacht! Dieſelben Herren, die den Krieg heraufbeſchworen und leiteten! Wenn ſie rauchen können, während Deutſche Deutſche morden, wird ihnen an der Nation, an Menſchenleben und Elternjammer nicht viel gelegen ſein.

Aber freilich, es iſt unſinnig, von einem Feldherrn ein Herz für's Volk zu verlangen. Nur politiſche, ſtrategiſche Ideen. Ich wiederhole es: Nicht die thieriſche Leidenſchaft führt Menſchenheere feindlich gegeneinander, ſondern die Macht einer künſtlich erzeugten Vorſtellung.

Sociale und politiſche Ideen ſteigen auf aus der Weltanſchauung; die Weltanſchauung kann anerzogen, angelebt werden — und das iſt meine Hoffnung. Wir werden noch auf einen grünen Zweig kommen, aber auf Umwegen, weil auf dem geraden Wege Euer Peſſimismus und Indifferentismus oder Eure Dummheit mit dem Meſſer ſteht.

Es mag manche große Idee zur Verbeſſerung des menſchlichen Loſes auf Erden unausführbar ſcheinen, aber ſie iſt ſittlich, weil ſie das Rechte will, und als ſolche ſoll man ſie achten, das iſt wohl das wenigſte, was man für ſie thun kann, doch iſt es immerhin etwas.

Es giebt „Aufklärer“, die dem Volke den „Glauben“ auslöſchen wollen. Wiſſen dieſe Thoren, daß ſie damit den Glauben an's Ideal überhaupt vernichten? Wer die Ideen von Pflicht und Recht der Einzelnen glaubt, der kann Pflicht und Recht der Stände, der Völker nicht leugnen. Wer da ſieht, wie ſich in einer kleinen Gemeinde Pflicht und Recht erfüllt, der wird doch an dem allmählichen Siege der Arbeit und der Humanität der Völker zu einander nicht verzweifeln können. Aber er muß es verſtehen, die Dinge im großen Geſichtskreiſe zu betrachten und darf nach der Sonnenuhr nicht mit ſeiner Laterne gucken.

Unſittlich iſt der Atheismus. Und Atheismus iſt es, zu leugnen, daß das Gute und Echte auf dieſer Welt endlich zum Siege kommt. Unſittlich iſt es, zu behaupten, daß ein Weltbürgerthum bei den Culturvölkern nicht möglich, ein beſtändiger Völkerfrieden nicht denkbar ſei. Wenn Cultur und Bildung ihre Aufgabe erfüllen, dann iſt Alles möglich. Wir haben heute Geſetze, denen ſich viele Millionen leidenſchaftlicher, roher Menſchen beugen, warum ſoll ſich nicht eine ganze Welt beugen können vor Geſetzen, die dem Allgemeinen zu Schutz und Gedeihen ſind!

Unſittlich iſt es, Abſichten und Pläne, die auf das allgemeine Wohl gerichtet ſind, Verſuche, Erfindungen, Beſtrebungen lächerlich zu machen, zu verfolgen, blos weil ſie heute noch nicht realiſirbar ſind. Der Zweifel jagt uns zur That, aber die Verzweiflung legt uns lahm. Von allen Bollwerken, die der Teufel im armen Menſchen gegen das Gute baut, iſt die Skepſis das gewaltigſte. In der Vorſtellung, daß ſich die Menſchen nicht verſöhnen können, in dieſer Vorſtellung ſelbſt liegt die größte Feindſeligkeit und der Hauptgrund des Haders. Die Vorſtellung iſt der Keim aller Thaten. Edle Vorſtellungen zu erwecken heißt eine beſſere Zukunft ſäen.

Manche Idee bedarf zur Thatwerdung nichts als einige Generationen. Von Generation zu Generation kräftigt ſie ſich, nimmt Geſtalt an, gleichſam Fleiſch und Blut im Haupte der Menſchen, und plötzlich iſt ein bisher Unmögliches möglich geworden.

Je lebhafter wir eine Idee glauben, deſto lebensfähiger wird ſie. Daher könnten wir für die Zukunft unſeres Geſchlechts einſtweilen wohl kaum etwas Beſſeres thun, als unſere Kinder vertraut zu machen mit den großen Gedanken, in welchen ſich uns das künftige Reich Gottes ſpiegelt, ſie einleben zu laſſen in die Vorſtellung der Möglichkeit, daß es ſo werden kann, wie wir es wünſchen. Wir ſind ſo weit gekommen, warum ſollen wir jetzt auf halbem Wege ſtehen bleiben, warum ſollen wir nicht kühn weiter und emporſtreben! Die Gottheit grollt den Feigen und ſie kann nur verſöhnt werden, wenn wir ihr kühn das Göttliche vom Buſen reißen.

Ihr habt zwei Wege, entweder Ihr wünſcht ein beſſeres Los und habt den Muth, deſſen Erreichung ſofort mit Zuverſicht anzubahnen, oder Ihr verzweifelt an der Zukunft, dann aber — ſchweigt. Fahrt mit Eurem Geleiſe über die elenden Zuſtände nur nicht immer fort, Waſſer in Siebe zu ſchöpfen, in den Sand zu ſchreiben, Mohren zu bleichen, Böcke zu melken.

Ich werde meine Zuverſicht weiter tragen. Ich werde durch den Irrgarten Euerer jämmerlichen Aftercultur — die wie phyſiſche Frucht in ihrer höchſten Reife Fäulniß wird — den Weg finden an's Ziel, das ich freilich nicht erleben kann, aber aus der Ferne erblicke. Es wird der Nationalitäten- und Racenkampf ſich löſen in Dunſt, es werden die willkürlichen Dogmen ſchwinden, es werden die moraliſchen Schranken fallen zwiſchen den Ständen, es wird die ſittliche Freiheit und die Menſchenwürde herrſchen, es wird das Echte und Tüchtige ſiegen und das Falſche und Armſelige verderben, es wird Zweckmäßigkeit in der Lebensweiſe ſein, es wird wahre Erkenntniß der Schönheit ſein, in der Natur und in der Kunſt; die Wiſſenſchaft wird nicht mehr herzlähmend wirken wie heute, ſondern ſittigend und befreiend, die Menſchen werden wieder freudig werden und zuverſichtlich und glücklich. Nicht Gewaltſtreiche werden ſolche Aenderungen vollführen, weder die Erdbeben der Völker, noch die Donnerſchläge der Fürſten, denn jeder Gewaltſtreich, er mag in beſter Abſicht geſchehen, trübt und verwirrt unſere Pflicht- und Rechtsbegriffe und ſchleudert in Abgründe, anſtatt zu erheben. Die Erkenntniß unſeres großen Berufes läßt ſich trotz aller Skepſis nimmer ganz verfinſtern, aus ihr heraus wird Großes allmählich wachſen und die heute verſpotteten Ideen werden ſolche Verjüngung vollführen.

Was aber wird jenes vollendetere Geſchlecht von dem unſeren ſagen? Von dieſem eigennützigen, anmaßenden, frivolen, nach Sinnengenuß haſtenden, in ſittlicher Aufgabe jedoch thatloſen, der inneren menſchlichen Vervollkommnung oft ſogar feindſeligen Geſchlecht? Wird es Euch zürnen, verachten? Nein, es wird Euch nur bedauern, daß Ihr in unbegrenzter Selbſtſucht, in Zank und Streit um Ideale Euer Leben verbittert habt, ohne des Glaubens an die Ideale eigentlich fähig zu ſein.

Oft denke ich darüber nach, wie ſie nach fünfhundert Jahren unſere jetzige Zeit bezeichnen werden. Ob dieſe Epoche — weil ſie bis dahin doch nicht mehr Neuzeit heißen kann — nicht zum Mittelalter gerechnet werden wird? Oder wird man ſie die Zeit des Freiheitskampfes, oder die Zeit der Skepſis, oder die Zeit der erwachenden Humanität nennen? Jedenfalls wird der Menſch jener fernen Zukunft höher ſtehen als der heutige; nicht allein höher an Wiſſen und Können, ſondern — was unendlich mehr und das einzig Maßgebende iſt — höher an ſittlicher Vollkommenheit. Der Menſch iſt eine Beſtie, ſo lang er es ſein will. Die Thatſache wird es ſonnenklar beweiſen, daß er aus beſſerem Stoff gemacht iſt, als das Thier. Das ſieht man doch ſchon heute und ſah es immer. — Alſo was ſperrt ihr Euch denn?

Was ſtrebt Ihr die allgemeine Wehrpflicht an und nicht lieber den Frieden? Was wollt Ihr dem Bettler Almoſen geben und nicht lieber trachten, die Armuth abzuſchaffen? Was begehrt Ihr die Freiheit der Perſon, wenn ihr die Völker voneinander bannt? Was ſprechet Ihr von der Bekämpfung des perſönlichen Egoismus, wenn ein Volk das andere einſchränken und übervortheilen darf, aus dem einen Grund, weil es das ſtärkere iſt? Was ſchwätzet Ihr von der Freiheit des Gewiſſens, wenn Ihr die Vorurtheile der Stände, der Confeſſionen, der Nationen nicht aufheben wollt? Was ſeid Ihr ſo herb gegen den hungernden Vagabunden, der nicht Arbeit findet, und ſo unterthänig gegen das große Paraſitenthum der Geſellſchaft, das nicht arbeiten will?

Ich will Euch ein Capitel aus dem Evangelium der Zukunft leſen.

Das Kind wird ohne Rückſicht auf ſeine Familie nur jene Rechte und Vortheile haben, die es ſich ſelbſt erwirbt.

Wohl gehört es zuerſt dem Vater, der es zeugt, und der Mutter, die es gebärt. Aber bald wächſt es hinaus, es gehört dem Lehrer, der es unterrichtet, es gehört der Heimat, die es erzieht und beſchützt, es gehört dem Vaterland, in dem und durch das es wirkt, und endlich gehört es der Menſchheit, in der es aufgehen muß. — Und Gott? fragt Ihr. Ich ſage mit einem großen Franzoſen: Vater, Mutter, Lehrer, Heimat, Vaterland, Menſchheit, das ſind eben die Stufen auf der Himmelsleiter. Wer auf der letzten dieſer Stufen angelangt iſt, den ſchließt Gott in ſeine Arme.

Von der Hohlheit unſerer geſchwätzigen Vaterlandsliebe.

Die politiſche oder ſociale, ja überhaupt geiſtige Bewegung eines Volkes hat ſozuſagen in jedem Jahrzehnt ihre beſondere Richtung. So wie uns vor zehn Jahren das Schlagwort: „Kirche und Schule“ befeuerte und nach zehn Jahren vielleicht der Gegenſtand: „Capital und Arbeit“ beſchäftigen wird, ſo haben wir heute die nationale Frage.

Solche Fragen der Zeit ſind allemal ſo tief und ſchwer aus den Verhältniſſen herausgewachſen, daß Keiner, er mag ſcheinbar noch ſo ſehr außerhalb des Kampfplatzes ſtehen, von ihnen ganz unberührt bleibt.

Auch ich habe in Bezug auf unſere nationalen Güter meine Sorgen; und wenn meine Bedenken etwa einmal anderer Art ſein ſollten, als die Euren, werdet Ihr mich darum ſteinigen? — Wird Euer Sinn nicht ſo klar ſein, um zu ſehen, daß ich nach meinem ehrlichen Erkennen ſpreche und in keiner anderen Abſicht als der, mit meinem offenen Worte an der Beſſerung der fraglichen Zuſtände mitzuarbeiten?

Ich ſtelle der politiſchen Seite unſerer nationalen Frage die menſchliche, ethiſche gegenüber, und die iſt älter, als von geſtern auf heute. Ich ſehe die deutſchen Kämpen und

Knappen, Ritter und Recken in Kampfbereitſchaft ſtehen, und wundere mich darüber, daß unſerem Deutſchthume gerade dort, wo es in höchſter Gefahr iſt, Niemand zu Hilfe kommen will.

Es wird bisweilen darüber geklagt, daß ſich in unſerem deutſchen Alpenvolke kein deutſches Bewußtſein rege. Der Bauer will ſich nicht rühren. Wenn er's von der Kanzel hört, die Religion ſei in Gefahr, der Antichriſt ſei vor der Thüre, oder wenn es heißt: der Feind ſtehe an den Grenzen! ſo kann ihn das in Aufregung verſetzen; aber wenn Zeitungen und Volksredner ihm von der Gefahr des Deutſchthums ſprechen — das verſteht er nicht. Nur Einen, der doch halb und halb geahnt haben mußte, um was es ſich handle, hörte ich einmal ſagen: „Daß ſie es uns deutſchen Bauern immer vorhalten: Bleibe deutſch! kommt mir gerade ſo vor, als wollte man einem Apfelbaum fortwährend zurufen: Bleib' Apfelbaum! Gieb Acht, daß Du kein Birnbaum wirſt!“

Den Glauben kann der Menſch verlieren, von der Religion kann er abfallen, das iſt möglich; der Feind kann in's Land brechen, ſengen, brennen und plündern; aber, daß er — der Bauer — auf einmal nicht mehr Michel ſein ſoll und nicht mehr thun und meinen, wie ſein Vater und Großvater gethan und gemeint hat — das kann er ſich nicht denken.

Ob ein ſolcher Zuſtand heute wünſchenswerth iſt oder nicht, das laſſe ich unerörtert, aber natürlich iſt er und ſelbſtverſtändlich. Das Deutſchthum ſitzt unſerem Alpenbauer ſo elementar tief im Blute, daß er ſich deſſen ebenſo wenig bewußt wird, als etwa der Eiſenſtoffe, die ihm ebenfalls im Blute ſitzen.

Jahraus, jahrein, zu Weihnachten, Oſtern, Pfingſten, Sonnwenden, zu Allerſeelen, Martini u. ſ. w. pflegen Germaniſten und Culturhiſtoriker in allerlei Zeitungen

Abhandlungen drucken zu laſſen über die an den genannten Feſten üblichen bäuerlichen Sitten und Gebräuche und ihren Zuſammenhang mit dem uralten germaniſchen Leben. Das Chriſtenthum hat in dem Gebirgsbauer den altdeutſchen Heiden ſo wenig auszurotten vermocht, als etwa eine fremde Herrſchaft und Sprache die Sitten ſeiner Vorfahren an ihm erſticken würde. Jene Herren, die vor wenigen Jahren noch beſtrebt waren, den Bauer von ſeinem conſervativen Standpunkte zu befreien und zur modernen Cultur zu erheben, müſſen es ſchon heute einſehen, daß gerade das conſervative Element im Volke der verläßlichſte Halt des Deutſchthums iſt.

Soll ich nun an das bäuerliche Familienleben erinnern, wie das Weib die gleichen Rechte mit dem Manne hat, weil es wie er arbeitet und tüchtig iſt; wie die Mutter ihre Kinder an eigener Bruſt nährt, mit eigener Hand pflegt, mit eigenem Herzen erzieht? Soll ich vom patriarchaliſchen Leben einer bäuerlichen Familie ſprechen, von ihrem Zuſammenhalten und Heimatsgefühle, von ihren deutſchen Wohnungen und Kleidern? — Es iſt hier vom erbgeſeſſenen, wohlhabenden Bauern Oberſteiermarks, Kärntens, Salzburgs, Tirols, Vorarlbergs und Oberbayerns die Rede. Er iſt urdeutſch in ſeinen Liedern, Sprichwörtern, Schauſtellungen, Tänzen und Spielen, ſelbſt im Kartenſpiele mit deſſen vier deutſchen Farben, die er bekennt. Auch in ſeiner Ausdrucksweiſe hält ſich der Bauer ſo unzertrennlich an die alten Formen, daß ihm das Neuhochdeutſch faſt wie eine fremde Sprache erſcheint, trotzdem dieſe ſozuſagen aus ſeinen Mundarten herausgewachſen iſt.

Es iſt in dieſem Gebirgsleben nicht viel Hineingetragenes, und wie ſehr moderne Demagogie auch an ſeinen Grundfeſten wühlt, es iſt doch noch das Meiſte, was die Bauersleut haben und treiben, dem Boden, auf dem ſie ſtehen, und alten Verhältniſſen entſprungen.

Wenn ich mit dieſen Zuſtänden nun das ſtädtiſche Leben vergleichen wollte, das Leben Jener, die unabläſſig das Wort „Deutſch“ im Munde führen, die nur mit ſchönen Worten deutſche Ehre und Größe machen wollen; die da wähnen, in der deutſchen Sprache allein liege das ganze Deutſchthum, oder höchſtens dasſelbe noch bethätigen wollen in Abſingen von Kampf- und Schlachtliedern — als wären fremde Nationen nur dafür da, um von der deutſchen bevormundet oder todtgeſchlagen zu werden — es wäre dieſer Vergleich faſt boshaft. Johannes Scherr ſagt:

„Blond der Haare, Blau der Augen
Macht den Deutſchen, wie es heißt;
Beſſer zu Wahrzeichen taugen
Deutſches Herz und deutſcher Geiſt.“

Das iſt derſelbe rückſichtsloſe Johannes Scherr, der uns erſt vor Kurzem zu verſtehen gegeben hat, daß wir zu viele deutſche Worte und zu wenig deutſche Thaten machen. Anläßlich der Beſprechung eines deutſchen Dichterbuches aus Oeſterreich ſagte Scherr: „Aufrichtig geſprochen, ich möchte lieber, es käme von dort einmal eine deutſche That als ein deutſches Dichterbuch. Das Dichten der Deutſchöſterreicher iſt ja ſchon längſt eine erfreulich feſtgeſtellte Thatſache, das Trachten dagegen, ja das läßt viel, ſehr viel zu wünſchen übrig.“

Wohl kann auch das offene Wort eine deutſche That ſein, wenn es zu rechter Zeit geſprochen wird, ohne Rückſicht darauf, ob man's gern hört oder nicht, ob es in das Concert des Tages paßt oder nicht — wenn es nur ſagt, was noth thut, geſagt zu werden.

Vor Kurzem vertraute mir ein guter Freund, er fürchte, daß meine Darlegungen nicht Jedermann gefallen dürften und daß ich mir damit ſelbſt im deutſchen Lager Feinde machen und ſchaden könnte. Das mag wohl ſein. Aber ſollen mich Eigenintereſſen bewegen, mein Wort zu fälſchen in einer Sache, die uns Alle tief angeht, und worin jeder deutſche Mann ſeine Stimme abgeben muß? Von Dieſen, die ſich fürchten, bin ich Keiner. — Ich rufe für meinen Sermon den göttlichen Geiſt.

Während Ihr Stadtleute in der beſten Abſicht ſtets bereit ſeid, mit Zunge und Feder, und wenn es darauf ankommt, gewiß auch mit dem Schwerte unſere nationalpolitiſchen Grenzen zu vertheidigen, ſchleicht ein fremder Geiſt ſchmeichelnd und zerſetzend in Euer Herz. Ich laſſe ſelbſtverſtändlich viele Ausnahmen gelten, aber die Menge, die nach modernen Anſchauungen lebt, frage ich: Was iſt bei Euch aus dem Kerne der deutſchen Familie, der Ehe, geworden? Wie ſteht die Mutter zu ihrem Kinde? Nährt ſie es? Erzieht ſie es? Iſt es Sitte, das zu thun? Wer von Euch möchte noch als vollkommen gebildet gelten, wenn er nicht das Glück gehabt hat, von einer franzöſiſchen Bonne und Gouvernante ſich ſeine Mutterſprache und deutſche Artung verderben zu laſſen? Wer von Euch wagt es, ſich auf den Höhen der Geſellſchaft ohne franzöſiſchen Frack und Cylinder ſehen zu laſſen? Und ſo wie in dieſen Dingen, ſo iſt es in den Sitten des Hauſes und des Umganges überhaupt.

Es iſt ein rechtes Vergnügen, durch eine deutſche Stadt zu wandeln, mit ihren Agentur-, Commiſſions- und Incaſſo-Comptoirs, Annoncen-Expeditionen, Antiquitäten- und Realitäten-Changes-Bureaux, mit ihren Bandagiſten, Billard- und Canditen-Fabriken, mit ihren Charcutiers, Chocolade- und

Delicateſſenhändlern, Ciſeleuren und Modelleuren, Fournierern und Friſeuren, Galanterien und Graveuren, Juwelieren, Manufacturen, Poſamentirern, Modiſten, Parfumerien, mit ihren Specereihandlungen, Tapezierern, Victualien-Etabliſſements, Appreturen und Raffinerien, mit ihren Omnibus-, Tramway- und Spediteur-Unternehmungen u. ſ. w. u. ſ. w. — Und wer ſich aus der Schule an die ſchönen Worte: Vocale, Conſonanten, Caſus, Declinationen, der Masculina und Neutra, der Attribute, prädicative Adjective, Comparationen, Adverbe, Conjugationen, Präpoſitionen, Interjectionen u. ſ. w. erinnert, der giebt mir gerne zu, daß nirgends mehr Fremdwörter vorkommen, als in unſeren Lehrbüchern der deutſchen Sprache.

(Im Nachſtück will ich den Bau eines deutſchen Schauſpielhauſes erörtern, den ich der Beachtung unſerer teutoniſchen Kampfhähne ſchon im Vorhinein empfehle.)

Gehen wie einen Schritt weiter. Da giebt es, beſonders in kleineren Städten, heute ſogenannte deutſch-nationale Blätter, in denen nichts deutſch iſt, weder die Neuigkeiten und Berichte — denn ſie ſind ungrammatikaliſch — noch das Feuilleton, denn es kommt, allerdings nur angeblich, aus Paris, noch die Inſerate, denn ſie preiſen welſchen Flitter an, noch die Recenſionen, denn ſie protegiren franzöſiſche Sittenſtücke und Operetten — nichts als der Leitartikel, und der erſt recht nicht, denn er iſt Phraſe. — Ich nehme auch mich nicht aus, ſelbſt dieſe Bergpredigt nicht, wenn ich ſage, es giebt kaum einen deutſchen Aufſatz, in welchem nicht wenigſtens ein paar unnöthige Fremdwörter die reine Sprache verunzieren. Es ſitzt uns ſchon im Blut. Aber mit der ehrlichen Selbſterkenntniß müſſen wir anfangen, wenn es uns mit dem ſo oft genannten Deutſchthum und deſſen Wahrung wirklich ernſt iſt.

Die deutſche Literatur und Kunſt entartet an dem verwelſchten Geſchmacke des Publicums; auf den Theatern droht fremdes Weſen das deutſche nachgerade zu erſticken. Großgezogen iſt die Sucht nach „Pikantem“, das Haſten und Tanzen, wie die welſche Mode pfeift — ach, wie komiſch macht das der deutſche Bär! Allerwärts Sucht nach Zerſtreuung, Verflachung der „gründlichen“ Deutſchen; wie ſelten eine Vertiefung, eine Sammlung in ſich, ein ehrliches, uneigennütziges Opfer, ein treues Hingeben auf Leben und Tod ſeiner Familie, ein tiefer ſittlicher Ernſt, wie ihn Hutten, Luther, Schiller, Leſſing in Wort und That gepredigt haben!

Bei Euch, Ihr guten Leute, iſt die Phraſe heimiſch geworden und die Frivolität — Dinge, die mit dem deutſchen Geiſte nichts gemein haben. Ein Volk, das darauf ausgeht, mit ſolchen, oder auch materiellen Mitteln die Welt zu beherrſchen, könnte mir nicht imponiren. Ich weiß kein Volk, das ſo ſehr den Menſchen ſtellte, als das deutſche in ſeiner Herzensanlage. Und ſo war immer mein Denken, daß es als Träger der Menſchlichkeit — die in ihrer reinen Weſenheit mit politiſchen Grenzen- und Racenfragen nichts zu thun haben kann — dereinſt die Weltmiſſion erfüllen ſoll.

Ich hätte keinen Grund, das deutſche Volk als das edelſte und herrlichſte der Erde zu preiſen und zu lieben, wenn ich als Grundzug des deutſchen Weſens nicht die thatenſtarke Schlichtheit, die Treue, die Innigkeit, die Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit ſähe.

Ich bin nicht mit dem einverſtanden, was Jokai einmal ſagte: es ſei eine Tugend, ſeine Nationalität ſelbſt bis zur Ungerechtigkeit zu lieben. Dieſe Eigenſucht, dieſen Dünkel können wir halbrohen oder in Uebercultur weibiſch gewordenen Völkern überlaſſen — einem großen Volke, das an der Spitze der Civiliſation einherſchreitet, geziemt vor Allem Gerechtigkeit. Ein großer engliſcher Staatsmann (Fox) ſagt: Es iſt für eine Nation unendlich wichtig, ſich durch Gerechtigkeit, Großmuth und Mäßigung die gute Meinung der Nachbarnationen zu erwerben. — Solche Ausſprüche müſſen zu aller Zeit Geltung haben, und beſonders in bewegten Tagen; in ruhigen, wo der Nachbar freundlich mit uns lebt, iſt es keine Kunſt und kein Verdienſt, gemäßigt und großmüthig zu ſein.

Es ſind nicht immer deutſche Waffen, womit Ihr das Deutſchthum ſchützen wollet. Wenn es unſere fremden Feinde ſehen, daß Ihr in der Annahme fremder Eigenſchaften, Erzeugniſſe und Fehler ſo ſehr international ſeid, ſo werden ſie vor unſerem nationalen Geiſte nicht viel Reſpect haben. Wir müſſen dem Feinde heut' und alle Tage beweiſen, daß Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit bei uns nicht Phraſe, ſondern wirklich deutſche Sache ſei.

„Die Gerechtigkeit iſt die Cardinaltugend," ſchrieb vor Kurzem Friedrich Spielhagen an die deutſchen Studenten in Czernowitz. Ein Anderer ſetzte bei: „Feſt ſei Dein Schritt, und träteſt Du Dein eigen Glück zu Boden!" Denſelben Studenten ruft Robert Hamerling zu:

„Hoch oben glänzen ſie mit ewigem Strahle,
Die heiligen Ideale
Der Menſchheit: Freiheit, Recht und Licht und Liebe!
Das ſind die reinſten vollerglühten Flammen
Des Urlichts — ſie zu ſchüren allzuſammen
In eine Gluth im hadernden Getriebe
Des Völkerlebens, das iſt Deine Sendung,
Volk Odin's, das des Menſchenthums Vollendung."

Aber die deutſchen Dichter allein vermögen es nicht, unſere hohen Ideale als Gemeinſchatz des Volkes zu hüten, wenn nicht Ihr Alle, Ihr Lehrer und Studenten, Ihr Volksredner und Zeitungsſchreiber, Ihr Alle, denen unſere heilige Sache im Herzen lebt, in dieſem Sinne mitwirket. Victor v. Scheffel hat einmal gebetet, daß uns Gott vor Maſſenhaß und Claſſenhaß und Racenhaß und anderen Teufelswerken beſchützen möge. — Dichter ſeien in ſolchen Dingen nicht praktiſch, heißt es. Ich aber ſage, es iſt gar nicht die Aufgabe der Dichter, „praktiſch“ im Alltagsſinne zu ſein. Der Grundzug des modernen Lebens beſteht in Eigennutz und Spitzfindigkeit; der Grundcharakter des heutigen Zeitgeiſtes aber iſt die Oppoſition gegen ſich ſelbſt. Hierin können und wollen die Dichter nicht mitthun, dieſe trachten nur nach dem Einen: nach der Incarnation ihrer reineren Ideale.

Ich unterſchätze nicht die Wichtigkeit des politiſchen Kampfes, den wir Deutſche gegenwärtig (1885) in unſerem Vaterlande zu beſtehen haben, und der umſo ſchwerer iſt, je mehr wir in demſelben mit unſerer inneren, allgemein menſchlichen Ueberzeugung in Conflict kommen. Aber noch viel ſchwerer liegt mir die Sorge an wegen unſerer moraliſchen Entdeutſchung. Hierin ſind Die draußen in Bayern und Schwaben und Thüringen und Preußen in nicht geringerer Gefahr als wir. Die blutigen fünf Milliarden fließen für Luxus- und Modetand aller Art allmählich wieder nach Frankreich zurück. Wie viel Waſſer ſoll die Germania auf dem Niederwalde den Rhein hinabrinnen ſehen, bis eine Anzahl der beſten Söhne Hermann's eine Vereinbarung trifft, die deutſche Sitte in Haus und Leben, den deutſchen Charakter im deutſchen Manne zu fördern! Unſer deutſcher Schulverein, der an den Grenzen mit Buch und Griffel wacker um die Seelen der Jugend ringt, bedarf noch eines großen Brudervereines, der ſich über alle deutſche Lande und Colonien erſtreckte, zur unentwegten Pflege deutſcher Häuslichkeit, Hauseinrichtung, Gewandung, deutſcher Erziehung, deutſcher Sitten im Umgange, deutſcher Einfachheit und Schlichtheit, zur möglichſten Wiederaufrichtung eines patriarchaliſchen Verhältniſſes zwiſchen Herrſchaft und Geſinde, zwiſchen Arbeitgeber und Arbeiter.

Das ſeien Kleinigkeiten! ruft ihr aus, die gäben ſich ſchon von ſelbſt, die Hauptſache ſei politiſch deutſch zu ſein. — Was heißt das: politiſch deutſch ſein? Was ſoll das Volk in Friedenszeiten darunter verſtehen? *Die praktiſche Ausübung der angebornen und anererbten guten Eigenſchaften ſeiner Nation in Allem und Jedem, das heißt national ſein.*

Warum der Franzoſe trotz ſeiner politiſchen Niederlagen ſo unverwüſtlich iſt? Weil er ſeine Eigenart bewahrt, weil er ſich in ſeinem eigenen Geiſte lernt und feſtigt. Es iſt bei ihm vielleicht weniger Abſicht als Inſtinct, wenn er fremdes Weſen, fremde Literaturen nicht ſieht und nicht anerkennt. Seine Literatur kettet ihn an ſein Land; in den Tagen tiefſter Erniedrigung haben die franzöſiſchen Dichter, Schriftſteller und Künſtler den Glauben an Frankreich zu erhalten und zu beleben gewußt.

Bei uns höre ich fortwährend ſchreien: wir ſind deutſch, und deutſch wollen wir bleiben! Und dabei ergiebt man ſich dem fremden Einfluß in Literatur, Kunſt und Leben, daß man den Deutſchen von dem Welſchen nicht mehr unterſcheiden könnte, wenn er nicht plumper wäre, als dieſer. — Ihr lernt von den Franzoſen leichtſinnig, flatterhaft und flach zu ſein, warum lernt Ihr von ihnen nicht auch, wie man national iſt?

Was ich da ſage, kann ſehr leicht mißdeutet werden. Spötter, denen ein ſchlechter Witz mehr gilt als die gute

Sache, mögen es auslegen, als wolle ich das deutſche Volk luftdicht von aller Welt abſchließen, damit es wieder in die bäuerliche Verwilderung — das Ideal des Autors — zurücktaumeln könne. — Mir iſt wahrlich nicht um's Scherzen. So weit ſind wir doch, daß die großen Werke und Errungenſchaften eines Volkes zum Gemeingute der Welt werden können und ſollen. Aber müſſen wir Deutſche dafür denn unſere herrlichen Tugenden, die Wurzel und das Mark unſeres nationalen Lebens preisgeben?

Glaubt Ihr jedoch, daß das Fremde mehr werth ſei als das Eigene, dann ſeid Ihr ſehr beſcheiden — aber die deutſche Beſcheidenheit iſt es nicht. — Dann laſſet auch die Phraſen von Euerem Deutſchthum weg und werdet — ohne Verſtändniß für wahre Vaterlandsliebe und wahren Kosmopolitismus — windige Weltvagabunden.

Ich halte es mit den Wenigen, die ihr Heim dort ſuchen, wo man ſchlicht und wahr, innig und treu iſt, wo dem Manne eigene Kraft über fremde, und Gerechtigkeit über Alles geht.

Ich hoffe, das deutſche Heim wird dieſe Eigenſchaften hüten und kräftigen.

Nachſtück.

Ich bin ein deutſcher Mann und werde wahrſcheinlich darob von dem übrigen deutſchen Volke tüchtig ausgelacht. Andere ſind alſo deutſch mit dem Munde; ich gehe noch um einen Schritt weiter und will es auch mit der Sprache ſein. Wenn ich ein Franzoſe wäre, würde ich mich um meine franzöſiſche Sprache annehmen, obzwar kein Anlaß iſt, ſie beſonders zu vertheidigen, denn der franzöſiſchen Sprache geht es ganz gut, weil ſich ihr Volk wacker um ſie kümmert. Da nun aber einmal die deutſche Sprache mein iſt, ſo will ich auch eine möglichſt vollkommene und reine Sprache an ihr haben. Sie iſt mir nicht blos ein trockenes Ausdrucks- und Verſtändigungsmittel, ſie iſt mir an und für ſich ein Werthgegenſtand, aber nicht etwa in dem Sinne, wie unſeren Bureaukraten (für dieſe Leute iſt das häßliche Fremdwort gut genug), welche in ihren Schriftſtücken recht viele Worte machen, um das, was ſie ſagen ſollen, gar nicht oder ſo ſchlecht als möglich zu ſagen. Auch dieſen Herren iſt die Sprache alſo Selbſtzweck, über den ich gelegentlich ein recht luſtiges Hauptſtück ſchreiben könnte.

Für die deutſche Sprache muſtergiltig, ſagt man, ſei das Theater. Somit iſt es meine heutige Aufgabe, ein deutſches

Theater zu bauen. Es haben ſich um dieſen Bau viele Architekten beworben, aber ich kann nur einen Baumeiſter brauchen.

Mein Baumeiſter ſagt, ein Theater ſei zwar nichts Schlechtes, aber ein Schauſpielhaus ſei beſſer; ſo lange man kein gutes Schauſpielhaus habe, könne man es den Leuten nicht verübeln, in's Theater zu gehen. Ich habe mit meinem Schauſpielhauſe verſchiedene Neuerungen vor, deren Vorzug in weit größerer Bequemlichkeit liegt, und zwar ohne Mehrkoſten zu verurſachen. Die in die Augen ſpringendſte Neuerung dieſes Schauſpielhauſes wird ſein, daß es weder ein Veſtibule, noch ein Auditorium haben wird, die beiden Räume ſollen durch eine Vorhalle und einen Zuſchauerraum erſetzt werden. Auch wollen wir es der Feuersgefährlichkeit wegen ohne Couliſſen und Decorationen verſuchen, doch aber Schiebwände und Hängewände herſtellen. Selbſt die geſetzlich vorgeſchriebene Courtine wollen wir abſchaffen, hingegen uns nicht weigern, einen Sicherheitsvorhang beizuſtellen. Weil das Orcheſter in vieler Beziehung ſtörend wirkt — weshalb es Richard Wagner auch unter die Erde verſenkt hat — ſo wollen wir es in einen Spielleutplatz umgeſtalten. Die Cercleſitze müſſen ebenfalls fort, für vornehme Leute ſcheinen uns Rangſitze viel paſſender zu ſein. Am gewagteſten dünkt es uns, die Logen abzuſchaffen, weil die Leute vor der Zelle eine gewiſſe und nicht ganz ungerechtfertigte Abneigung haben. Da wir fürchten, daß es uns ein Duell zuziehen möchte, wenn wir ſagen, die Studenten und Officiere wären parterre, ſo wollen wir für ſie einen feſten Stehboden herſtellen. Damit im Falle eines Brandes oder eines Erdbebens der Plafond nicht einſtürzen kann, ſo wollen wir ſtatt deſſen den Raum mit einem Deckenzelt verſehen und ſtatt des üblichen, unter Umſtänden ſehr gefährlichen Luſtres einen Kronleuchter anbringen.

Nicht minder haben wir in Bezug auf das Perſonenweſen Neuerungen im Sinne. Da Portiers erfahrungsgemäß grobe Leute ſind, ſo wollen wir anſtatt eines ſolchen einen Thorhüter anſtellen, und um bei dem Caſſier das Durchgehen zu vermeiden, ihn gegen einen Säckelwart austauſchen, der nicht in der Caſſierloge, ſondern zur Bequemlichkeit der Beſucher im Kartenamt zu treffen ſein wird. Die Plätze werden nicht von Billeteuren, ſondern von Ordnern angewieſen. Zum Schrecken der Schauſpieler wird der Souffleur abgeſchafft, hingegen wird ihnen ein tüchtiger Vorſprecher gute Dienſte leiſten.

Da die Leute mit dem Repertoire ohnehin ſelten zufrieden ſind, ſo wollen wir ſtatt deſſen einen Wochenplan aufſtellen. Um den beſtändigen Klagen der Abonnenten wegen zu häufiger Abonnements Suspendus zu begegnen, haben wir uns entſchloſſen, das Abonnement gänzlich aufzulaſſen, hingegen Monats- oder Jahresmiethen einzuführen, die nur bei außergewöhnlichen Anläſſen, als etwa bei Vorſtellungen zum Vortheile hervorragender Schauſpieler auf ganz kurze Zeit unterbrochen werden. Die Beneficevorſtellungen ſind ein für allemal abgeſchafft. Es iſt uns gerathen worden, in unſerem Schauſpielhauſe weder Komödien noch Tragödien, weder Opern noch Operetten aufzuführen; man könnte allerdings durch Luſtſpiele, Poſſen und Trauerſpiele dafür entſchädigen, die Opern möchte ich hingegen nicht gerne abbringen, doch für die Operette, die ohnehin ſo ſchmählich heruntergekommen iſt, mit Vergnügen Singſpiele veranſtalten.

Auch fühlen wir uns im Vorhinein verpflichtet, zu geſtehen, daß bei uns auf offener Scene gar nicht geſpielt werden wird, ſondern immer nur auf offenem Schauplatz, und auch auf dieſem nicht in loſe aneinandergereihten Scenen, wie das bei ſchlechten Stücken vorzukommen pflegt, ſondern in Auftritten.

So viel andeutungsweiſe über die Neuerungen, die wir in unſerem deutſchen Schauſpielhauſe einzuführen gedenken. Was aber die Theaterrecenſenten dazu ſagen werden? fragen Zweifler. Wir pfeifen auf die Recenſenten, vor ehrlichen Berichterſtattern werden wir uns nicht zu verſtecken brauchen. — Und Schwarzſeher geben zu bedenken, ob ein ſolches Unternehmen wohl auch ein Publicum finden werde?

Wir brauchen kein Publicum; unſere Zuſchauermenge wird ſein das deutſche Volk.

Von dem, warum die Deutſchen ſaufen.

Die alten Deutſchen tranken immer noch Eins, ehe ſie gingen. — Das iſt eine der älteſten Nachrichten, die wir über unſere Vorfahren beſitzen. Sie tranken immer noch Eins. Auch Tacitus erwähnt es mehrmals, und in den alten Sprüchen, Handwerker- und Studentenliedern, in den Schriften der Mönche wird es unwiderleglich beſtätigt: Sie tranken immer noch Eins. Ehrwürdige Urkunden erzählen uns, daß ſie im Winter tranken, weil es kalt war, und im Sommer der Hitze wegen; daß ſie des Morgens tranken, um munter zu werden, und des Abends, um guten Schlaf zu kriegen; daß ſie tranken, wenn ſie nüchtern waren, eines Räuſchchens halber, und daß ſie tranken, wenn ſie voll waren, um nüchtern zu werden; daß ſie Geſundheit tranken, bis ſie krank wurden, und Geſundheit tranken, bis ſie wieder genaſen. Sie tranken immer noch Eins.

Von allen Anläſſen zu trinken wird der Durſt am ſeltenſten erwähnt. Ihr Trinken hatte einen höheren Zweck, als dieſen thieriſchen, und daraus erhellt, daß die Germanen ſchon frühe auf einer hohen Culturſtufe geſtanden ſind.

Vor Kurzem iſt in einer — ſelbſtverſtändlich deutſchen — Trinkgeſellſchaft die Frage aufgeworfen worden: Warum trinkt überhaupt der Menſch geiſtige Getränke? Ein Naſeweiſer war dabei, der rief vorlaut: „Weil ſie ihm ſchmecken!“ Traun, das war nicht deutſch geſprochen. Der Menſch trinkt geiſtige Getränke, weil er rauſchig ſein will. So behaupteten und bewieſen alle Anderen, und das in vollem Ernſte. Von der gebildeten Geſellſchaft, in welcher der Vorlaute ſeine Theorie begründen wollte, wurde er alsbald zurückgedrängt, da trinkt Alles, um froh und heiter zu werden. Er ſetzte ſich bei den Naturmenſchen feſt, bei den Bauern und Fuhrleuten und Schmieden und behauptete, die tränken wahrlich nur nach Durſt und des Durſtes wegen.

„Waſſer vielleicht!“ rief Einer von der Partei der „Räuſchchentrinker“, „Wein und Bier aber nicht, Branntwein am wenigſten. Oder wenn Du einem Durſtigen Waſſer und Wein zugleich vorſetzeſt, was wird er wählen? Den Durſt würde das Waſſer am ſicherſten ſtillen, aber er wählt den Wein, weil er wohl weiß, damit kommt ihm auch noch was Anderes zu Gute, ein leichtes Herz, ein froher Muth.“

„Wenn er den Wein wählt,“ meinte der „Durſttrinker“, das heißt der Mann, der behauptet, man trinke nur des Durſtes oder des Gutſchmeckens wegen, „wenn er den Wein wählt, ſo thut er es, weil der Wein ſüß iſt, oder ſonſt einen Geſchmack hat, der ſeinem Gaumen zuſagt. An die aus dem Trinken folgende Begeiſterung wird von den Naturmenſchen ſelten einer denken, wenn er inſtinctiv auch aus dieſem Grunde den Spirituoſen geneigt ſein mag. Es müßte denn ſein, daß er ſich zu irgend etwas Muth trinken wolle, daß er aus Verzagtheit trinkt, oder bei Kirchweihen, Hochzeitsfeſten, wo es Räuſche geben muß um jeden Preis, wo man ſich ſchon durch fettes, überpfeffertes Frühſtück einen künſtlichen Durſt ſchaffen will — das ſind Ausnahmen; dazu gehört eben ſchon

Reflexion und Raffinement. Aber im Allgemeinen trinkt der einfache und vernünftige Menſch, weil er Durſt hat oder weil das Getränke ſeiner Zunge ſchmeckt."

Ob der Bauer nach der Sonntagsmeſſe denn regelmäßig ſeinen Durſt habe? fragten die Gegner; ob der Herr Pfarrer und der Schulmeiſter und der Amtmann denn jeden Abend zur gleichen Stunde ihren Durſt hätten, daß ſie ſich im Krug verſammelten? Ob nicht auch der Tabak und der Kaffee ſeiner narkotiſchen Wirkung wegen beliebt ſei?

Denen ſtellte der Durſttrinker die Gewohnheitstrinker entgegen, deren beſtändiger Durſt ſprichwörtlich geworden ſei. Beklagt ſich doch der alſo Verkannte im Volkston:

„D Leut hobn was für Uebel,
Daß ih trink Wein und Bia.
Redn ollaweil von Trinkn,
Ben Durſcht oba nia!"

Und ein anderes Standliedchen ſagt:

„Da Wein iſt für den guat,
Der n trinkn konn.
Der n nit trinkn konn,
Der wird rauſchi davon."

Daraus erſehe man wohl am beſten, wie das Naturvolk den Wein zu gebrauchen beabſichtigt, und daß es in der Eigenſchaft des Weines, berauſcht zu machen, einen Nachtheil erblickt. Es gäbe Leute, die den Abgrund ſehen, welchem ſie durch übermäßiges Trinken entgegen gehen, und die ſich doch nicht aufhalten können. Sie haben die Erfahrungen, daß ſie der Wein zankſüchtig, raufluſtig macht, Prügel einträgt, vor's Criminal bringen kann, oder ſie wiſſen, was Katzenjammer iſt, ein Nachtlager im Straßengraben, ſie richten mit dem

Trinken ihr Haus, ihre Familie zu Grunde, und ſie trinken doch. Sie erwarten vom Trinken nichts weniger als Frohſinn oder geiſtige Behaglichkeit, ſondern erfahrungsgemäß zumeiſt das Gegentheil, und trinken doch, ſie können's nicht laſſen. Das iſt eine Oedniß im Magen, eine Appetitloſigkeit gegen das Eſſen, das iſt eine Abſpannung, eine Schalheit und Sprödigkeit der Zunge, eine Trockenheit des Gaumens, ein Lechzen und Fiebern, ein inwendiger Brand, der ſo wenig wie brennendes Oel mit Waſſer gelöſcht werden kann. Je mehr Einer trinkt, deſto mehr ihn dürſtet, ſagt das Sprichwort. Gewöhnlichen Durſt kann man's nicht nennen; aber es iſt doch das phyſiſche Verlangen einer krankhaften Natur, der phyſiſche Durſt nach Spirituoſen, dem nicht zu widerſtehen iſt. Es iſt eine Sache der Gewohnheit, ungefähr wie das Rauchen, das Kaffeetrinken oder der Genuß eines andern ſinnenreizenden Mittels zur unbezähmbaren Gewohnheit werden kann. Ungeſalzenes Brot ißt nicht Jeder gern, aber Niemandem wird's einfallen, darum Salz zum Brot zu geben, damit durch das Gewürz das Blut in raſcheren Lauf komme und die Nerven angeregt würden. Das geſalzene Brot hat eben einen beſſeren Geſchmack. Viele haben die Gewohnheit, zu ihren Fleiſch- oder Mehlſpeiſen Wein zu trinken; der Wein iſt ihnen eine Würze, es ſchmeckt das Eſſen beſſer und das Eſſen wieder macht den Wein gut. Es giebt ja genug Leute, die nicht trinken mögen, wenn ſie nichts „dazu beißen" können. Das gleicht ſich gegenſeitig als Nahrungsmittel aus. „Wer trinkt ohne Durſt und ißt ohne Hunger, der ſtirbt deſto junger." Allerdings iſt gelegentlich ein Gläschen über den Durſt nicht ausgenommen, wenn eine gewiſſe roſige Stimmung ſchon vorhanden, doch nicht ſowohl in der Abſicht, ſich in eine roſige Stimmung zu verſetzen.

Derlei Argumente brachte der Durſttrinker noch manche vor, doch die Gegner ſagten: Derlei nenne der Deutſche nicht trinken! Wer nicht wiſſe, was trinken ſei, der müſſe ſich nur einmal unſere Studentenſchaft anſehen. Die geht nicht in den Commers, blos um Nachtmahl zu eſſen und ihren Durſt zu löſchen. Wahrlich nicht! Mancher freie Burſche iſt dabei, den noch von geſtern her ein gewiſſes Grauen beſchleicht, wenn er an's Bier denkt, aber er muß trinken, viel trinken! Und damit an dem Gaumen der bittere Kelch vorüberziehe, werden die Humpen mit möglichſter Vehemenz in die Gurgel entleert. Sie rufen die Begeiſterung für die Freiheit, für die Einigkeit, für das deutſche Vaterland. Das iſt das deutſche Trinken. Es haben alſo die „Räuſchchentrinker" Recht behalten. Ob ſie überall Recht hätten, das ſteht dahin — aber in deutſchen Landen ſicher.

Der Durſttrinker warf nichts mehr zu ſeiner Vertheidigung ein, ſondern ſagte, wenn es ſo wäre, wie die Gegner meinten, ſo müſſe er ſich ſchämen, in einer Geſellſchaft Wein oder Bier zu trinken, es ſei eine Geringſchätzung der geiſtigen Mittel ſeiner Genoſſen, die ihn nicht anzuregen und nicht zu erheitern verſtünden, und es ſei das Einbekenntniß der eigenen natürlichen Unzulänglichkeit.

Das iſt es auch in der That! gaben die Anderen bei. Und hierauf kamen ſie auf den Gegenſtand, warum die alten Deutſchen tranken.

Das germaniſche Blut hat um ein paar Procente zu wenig Feuer. Es rollt dick und ſchwerfällig, träge, phlegmatiſch. Da gehört noch etwas hinein, was ein bischen erwärmt, den Saft verdünnt, ihn raſcher durch die Adern jagt und eine regere Wirkſamkeit des Gehirnes erzeugt. Der Deutſche muß erſt ſein Gläschen getrunken haben, bis er ſo leichtlebig und aufgeweckt iſt, als der Romane im nüchternen Zuſtande. Wer hätte es nicht ſchon an ſich ſelbſt bemerkt, daß er ſich behaglicher und beſſer fühlt, wenn er einen guten Tropfen gekoſtet hat! Er entdeckt nicht allein ſeinen Geiſt und Witz, ſondern auch ſein Herz, er ſpringt mit Leichtigkeit über Klippen hinweg, die ihm ſonſt ſo viele Scrupel und Sorgen gemacht, er faßt kühne Pläne, die Welt erſcheint ihm ſonnig, die Menſchen ſind ihm liebenswerth, er freut ſich an ihrem Glücke, er hat Mitleid mit den Armen und iſt zur Hilfe bereit — er iſt mit einem Wort ein geſünderer, glücklicherer, beſſerer Menſch. Ja er weint über das Unglück Anderer, weil er dieſer Andere zu ſein glaubt. Er vergißt ſich ſelber. Es iſt auch vorgekommen, daß ſich Herr und Diener betrunken zuſammen in ein Bett gelegt hatten. „Johann, es liegt Jemand bei mir!“ rief der Herr. „Bei mir auch, Euer Gnaden!“ „Schmeiß den Kerl hinaus!“ Und Johann hat ſeinen Herrn aus dem Bette geworfen. — Das iſt der gute Deutſche. Aber es iſt nicht ganz ſo ſeine Natur, wie bei den glücklichgebornen Romanen, es iſt — das Räuſchchen.

Denken wir uns die alten Deutſchen in ihrer ſchwerfälligen Ungeſchlachtheit. Das Bedürfniß nach Geſelligkeit war beſonders in den Kriegen, wo ſie zuſammenſtehen mußten, erwacht, ſo ſaßen ſie auch bei ihren Mahlzeiten zuſammen und ſchauten brummig drein und wußten nichts zu machen. Jetzt war der Meth, das Bier, ſpäter der Wein. Jetzt wurden ſie munter und geſellig, jetzt däuchten ſie ſich ſo ſchlau wie die Römer und waren ſo geſprächig wie die Gallier, jetzt ſangen ſie, jetzt koſeten ſie, jetzt waren ſie die übermüthigſten, luſtigſten Kumpane. Jetzt fiel ihnen allerhand ein; ſie waren nicht allein mehr weiſe, ſie waren auch geiſtreich, ſie waren nicht allein mehr ſtark, ſie waren behendig. Ihre Augen und ihre Wangen leuchteten, und in ſolchem Widerſcheine leuchteten die dunklen Wälder und trüben Nebel Germaniens wie das Sonnengold jenſeits der Alpen. Jetzt waren ſie ſchön, ſtark, groß, glücklich — Alles, Alles! — Das Räuſchchen war's.

Da ſie ſahen, ſie wären nicht minder als die Römer, machten ſie, was Jene thaten. Aber der Geiſt verflog, es war wieder nur die Schwerfälligkeit da, die Trägheit und Gleichgiltigkeit, das alte ſchläferige Weſen ohne Schwung — der immerdar knurrende deutſche Bär, den allerlei fliegendes und hüpfendes Gethier neckend umſchwirrte und der, wenn er ſich langſam drehte, um Eins zu erſchnappen, ſich ſelbſt in den Schweif biß.

Aber das merkten ſie doch, daß es nicht gut wäre ſo! Daß ſie neben den ſchlauen, rührſamen Nachbarn mit ſolchen Eigenſchaften nicht obenauf kommen würden! Daher mußten ſie ſich künſtlich beleben — mußten trinken. Waren ſie im Rathe, ſo tranken ſie; waren ſie im Werke, ſo tranken ſie; vor der Arbeit, daß ſie gelinge, nach der Arbeit, weil ſie gelungen war. Sie tranken im Kriege, da ſiegten ſie; ſie tranken in der Werkſtatt, da wurden ihre Erzeugniſſe tüchtig und fein. Sie tranken zur Hochzeit, da wurden ſie galant, ſie tranken zum Taufſchmaus, da ſahen ſie roſige Zukunft; ſie tranken beim Todtenmahl, da wurden ſie weich, um zu weinen. Der Knabe trank und gewann ſein Liebchen, der Dichter trank und erfand ein Lied, der Pfaff trank und malte in glühender Predigt Himmel und Hölle. Sogar die Landſchaft ſtimmten ſie um, denn ſie tranken, bis die ernſten Urwälder fielen auf den Höhen und die grauen Nebel vergingen auf den Ebenen. Sie tranken, bis die Burgen entſtanden auf den Felſen und die Städte in den Thälern. Sie tranken ſich die Donau zu eigen und den Rhein. Sie tranken ſich in die tiefſte Erniedrigung hinein, ſie tranken ſich zur politiſchen Höhe empor, aber ſie tranken immer noch Eins.

In deutſchen Landen wuchs — wie es hieß — zu viel Wein für die Meſſen und zu wenig für die Mühlen, alſo gerade genug zum Trinken. Dieſer nationalen Aufgabe ſind ſie derart nachgekommen, daß ſelten ein Deutſcher, wenn er in's Waſſer fiel, ertrinken konnte, weil der Wein, den er in ſich hatte, kein Waſſer mehr hineinließ. In Nürnberg fuhr alle Nacht ein Polizeiwäglein umher, ſo eine Art Sammelwagen, welcher die Betrunkenen auflas und nach Hauſe förderte. Sehr beklagten ſich die Bader, daß bei den Aderläſſen das Eiſen nicht durchſchlagen wolle, denn die Adern hätten alle Weinſteinkruſten. Dieſe Kruſten müßten aufgeweicht werden, meinten ſie, und tranken immer noch Eins. Nur jener Schneider, als er ſo viel getrunken hatte, daß er ſeine Frau doppelt vor ſich ſtehen ſah, hat aufgehört — trank keins mehr.

Daß in den erſten Zeiten die gewaltigen Hörner der Auerochſen zu klein waren und kein Krug groß genug, wer wollt's leugnen! Ein großer Sack iſt ſchwer zu füllen, und das deutſcheſte Wort für Trinkgefäß iſt Becher, denn das kommt von Bach und Bächen, die da in die Gurgel rinnen müſſen. Sie haben nicht allein ihre Lieder und Sprichwörter für's Trinken aufgebracht, ſie wollten — wie ein philologiſcher Philoſoph herausfand — die ganze Sprache dazu einrichten; ſo flößten ſie ihren Kindern Ehrfurcht ein, ſo liebten ſie, den Irregewordenen klaren Wein einzuſchänken, einem Widerſacher bei Gelegenheit ordentlich einzutränken; die Ungeduldigen ſchlugen dem Faſſe den Boden aus, dem Uebelthäter wurde endlich das Maß voll, die Glücklichen waren vor Liebe trunken, wonneberauſcht. Und da ſie ſchon einmal im Sprachverbeſſern, was Wunder, wenn ihnen ſchließlich für die wirkliche Sache das Wörtlein „trinken“ zu zahm geworden!

Trinken, das kann auch der durſtige Vogel aus der Nußſchale, auch das neugeborne Kindlein. Es mußte ein kräftigerer Ausdruck geſchaffen werden, und ſie haben ein Wort erfunden, ſo rund und bauchig wie ein Faß und deſſen Vollklang nichts zu wünſchen übrig läßt. Wir dürfen ſchon aus Pietät für unſere Vorfahren das herrliche Wort nicht vergeſſen, obzwar wir es heute nur noch ausnahmsweiſe gebrauchen können, denn unſer liebes deutſches Blut iſt durch das fortwährende Stoßen und Voranſchieben glatter geworden, iſt beweglicher, bisweilen ein wenig ſchlüpfrig ſogar und rollt leichter durch die Adern. Aber trinken müſſen wir immer noch, entweder ſchärfer oder leichter.

Nichts fehlt dem deutſchen Land, um ſo ſchön wie Italien zu ſein, als das Räuſchchen. Nichts fehlt den Deutſchen, um ſo vergeiſtigt wie die Franzoſen zu ſein, als das Räuſchchen. Aber ſie dürfen es nicht auslöſchen laſſen, es iſt das heilige Opferfeuer, das täglich ſein Oel braucht; es iſt das Wagenrad, das täglich eingefettet werden muß; es iſt die Mühle, die ihr Naß bedarf Tag für Tag, um zu klappern und zu mahlen, mit einem Wort, es ſind die Deutſchen, die ſich aus Traum und Trägheit herausgetrunken haben, die ihre Concurrenz mit den leichtblütigeren Nachbarn nur beſtehen, ihre weltgeſchichtliche Bedeutung nur behaupten können, wenn ſie trinken.

Und darum trinken ſie immer noch Eins.

Von der Bettelhaftigkeit unſerer Studenten.

Ich bin ein Freund der Studenten. Gut, ſo läßt ſich reden. Einen Uebelſtand habe ich zu rügen, der die Studentenſchaft verunziert. Zwar ſollte es vom Katheder aus geſchehen, doch was geht den rechten Studenten das Katheder an! Alſo das Buch. „Auch um das Buch kümmere ich mich nicht!“ ſagt der Student. Wahr iſt's. Doch das Buch kümmert ſich um den Studenten.

Von den Erbſchäden ſoll hier nicht die Rede ſein: die akademiſche Collegienſchwänzerei, die akademiſche Kannegießerei und Paukerei werden wir nicht abbringen. Des armen Studenten Beanſpruchung von Wohlthaten zum Behufe ſeines Fortkommens und Studiums iſt hier ebenſo wenig gemeint, denn zu ſolcher Unterſtützung hat er das heilige Recht des geiſtig Strebenden. Aber die akademiſche Bettelei! damit iſt's was Anderes. — Der Carneval iſt da, der Menſch will tanzen, alſo auch der Student, und da hat er recht. Aber der Student will glänzende Bälle geben, und daran hat er nicht recht, weil er ſie gewöhnlich nicht zahlen kann. Nun, was thut er? Er wirft ſich in die Wichs, fährt von einem anſehnlichen Haus zum anderen, nicht etwa um milde Gaben zu ſammeln, Beiträge von fünfzig Gulden aufwärts, ohne Beſchränkung der Großmuth — i bewahre! ſondern um „Patroneſſen“ zu ſuchen. Ballmütter, Vortänzerinnen — reine Ehrenämter; die ſie annehmen, wiſſen, was ſie zu thun haben. Nun, wer engherzig genug iſt — unſere Damen ſind es nicht! — um der Würde einer akademiſchen Patroneſſe ein beſcheidenes Opfer zu verſagen — ſei's drum, das geht uns weiter nichts an. Aber die lieben Studenten möchte ich gerne in aller Freundſchaft erinnern: Das Ding ſchickt ſich nicht. Wenn der Menſch ſchon als Student ſo flott Deficit zu machen lernt, dann iſt es freilich kein Wunder, wenn er dann als Finanzminiſter dieſe Kunſt ſo ſchwunghaft zu üben verſteht. Zu unſerer Väter Studentenzeit waren auch keine Kröſuſſe auf der Hochſchule, ſie haben doch ihre heiteren, ſtattlichen Ballfeſte gehabt und haben der akademiſchen Würde nicht Unrecht gethan. Sie haben eben keinen Pomp entwickelt, der auch ganz unzweckmäßig iſt, weil er die Gemüthlichkeit ſtört. Sie haben nicht tagelang vor dem Balle Fiaker zu Bettelfahrten zu miethen gebraucht, haben von den Demüthigungen des Antichambrirens nichts gewußt, haben für koſtſpielige Decorationen, bunt aufgemauſerte Thürſteher, blendende Beleuchtungen, flunkernde Garderoben nicht viel Geld ausgegeben, ſie haben den Tand der Spenden für Tänzerinnen und Patroneſſen erſpart, und haben doch die beſte Geſellſchaft, die hübſcheſten Mädchen in ihren Tanzſaal zu verſammeln gewußt und haben ſie, und ſich mit ihnen, ſtets köſtlich unterhalten. Warum, Ihr Studenten von heute, macht Ihr's nicht auch ſo? Mögen Andere in dieſer Sache Luxus entwickeln, ſo viel ſie wollen — Ihr ſeid jung, Ihr ſeid Tänzer, Ihr ſeid Studenten! Ihr braucht den Flitter nicht, Ihr ſollt Euch nicht entwürdigen.

Alſo weg mit den koſtſpieligen, geſpreizten Ausſtattungsbällen! Weg damit! Und wer da ſagt, es zahlten's ja die

Wohlhabenden, die ſich draus ein Vergnügen machen, und die armen Decorateure, Modiſtinnen, Blumenmacherinnen u. ſ. w. wollen auch leben, dem antworte ich: Will der Student ſchon den volkswirthſchaftlichen Vermittler ſpielen, ſo findet er dazu andere Wege, als hier in einem oft herzlich nüchternen Prunkabende zweifelhafte Werthe zu ſchaffen, die morgen wieder zerſtört ſind. Eitelkeit in Putz, das paßt nicht für junge Männer, und ſchon gar nicht, wenn die Mittel dazu auf Umwegen geſucht werden müſſen.

Laßt es einmal d'rauf ankommen, Burſche, ob Ihr mit Eurem Anſehen, Eurer Jugend und Eurem frohen Herzen nicht ſelbſt im Ballſaale die ſchönſten und geſuchteſten Zierden ſeid!

Das Mädchen möchte ich kennen, welches anderer Meinung iſt!

Die Studentenſchaft iſt — oder ſei — der Stolz ihres Volkes; und den Stolz ſieht man nicht gerne am Bettelſtab.

Von der Charakterloſigkeit unſerer Jugenderziehung in den Städten.

Allerlei theoretiſches Gewäſch, was da über Kindererziehung geſprochen wird. Es ſoll's in unſeren Städten einmal Einer verſuchen, ſein Kind ſtrenge und einheitlich nach den gediegenen Grundſätzen der Pädagogen zu behandeln, er wird bald erfahren, woran er iſt. In unſerem Mittelſtande iſt es bei den herrſchenden Zuſtänden unmöglich, ein Kind zu erziehen. Wären tauſend Widerwärtigkeiten überwunden, ſo zerſtören tauſend Zufälligkeiten die kümmerlichen Reſultate. Das Gewirre der geiſtigen Strömungen, welches im öffentlichen Leben herrſcht und dort fertige Charaktere verdirbt, durchfluthet auch das Haus des Bürgers und hat aus demſelben die Einheitlichkeit der Geſinnungen, den patriarchaliſchen Geiſt längſt hinweggeſpült.

Da iſt ein ſechsjähriges Kind, nichts noch als Kind, und bildſam wie Wachs, zu Gutem geboren und zu Großem fähig. Sein Vater iſt ein ſchlichter, rechtlicher Mann, vor Allem darum beſorgt, dem Sohne ſtreng ſittliche Grundſätze zu geben, ihm Treue und Wahrhaftigkeit anzuleben, ihm Achtung vor den Rechten der Nebenmenſchen und ihrem Eigenthume einzuprägen, ihn zu hüten und zu warnen vor verderblichen Handlungen — vor Allem beſtrebt, aus ſeinem Kinde einen in ſich zufriedenen, brauchbaren Menſchen zu machen.

Die Mutter, die das Kind bisher vielleicht nur als ihr drolliges Spielzeug betrachtet, um zwiſchen Beſuchen, Toilette und Vergnügungen ihre Langweile zu vertreiben, denkt nur daran, dem Söhnlein vor Allem fein Artigkeit beizubringen, ihm gefällige Manieren anzueignen, ihn zu einem angenehmen Geſellſchafter für feinere Kreiſe zu erziehen.

Ein Großvater iſt da, dem liegt beſonders die Sorge um's materielle Wohl des Enkels am Herzen, und zwar nicht ſo ſehr um das künftige, als vielmehr um das gegenwärtige; er ſteckt dem Kinde Geld zu, auch Näſchereien, wäſcht jeden Fehler, jede Unart des Knaben weiß, beſticht womöglich ſeine Lehrer und verhätſchelt ihn auf alle Weiſe.

Eine Großmutter iſt da, die dringt auf katholiſchen Lebenswandel, entführt das Kind in die Kirche, zu bigotten Baſen, nöthigt ihm Heiligenbilder, Gebetbücher auf, lehrt ihn Legenden, fromme Gebete und Stoßſeufzer, die des Morgens und Abends zu ſeufzen ſind, bringt ihm Intereſſe und Glauben an Amulette und Wunderdinge bei.

Ein Onkel kommt in's Haus, ein munterer, etwas frivoler Weltmann, und der weiß den Knaben mit pikanten Anekdoten zu gewinnen, erzählt ihm Sachen aus der Zeitung, führt ihn gelegentlich in ein Kindertheater, zu Gauklern, in Buden zu Mißgeburten und gerne überall hin, wo Seltſames zu ſehen iſt.

Eine gute Tante, die das Kind nicht oft genug verſichern kann, wie ſchön es ſei, welch ein kleiner prächtiger Kerl! lernt ihm allerei drollige Unarten an, überhäuft es mit den ausgeklügeltſten Spielzeugen, führt es in Geſellſchaften von fremden Kindern verſchiedener Stände und preiſt bei jeder Gelegenheit ſeine körperlichen Vorzüge.

Dazu im Hauſe fortwährende Wichtigthuerei mit Putz und Modetand, ſtete Geſpräche über Unterhaltungen, Klatſch über fremde Schwächen und Fehler, allerhand Schliche, Cabalen, lockere Beiſpiele und beſtändiges Uebertreten und Nichtbeachten der Grundſätze, die dem Kinde in Anwandlung von pädagogiſcher Laune gepredigt werden.

Vielleicht haben wir noch eine Gouvernante, deren ganze Erziehungskunſt darin beſteht, dem Kinde Worte einer fremden Sprache vorzuplappern. Oder ein Hauslehrer ſieht darauf, daß die Unarten des Knaben dem Vater verborgen bleiben.

Der Vater hat ſeinen Beruf und muß den Sohn mehr oder weniger der Sippe überlaſſen. Iſt er energiſch genug, ſo kann er allerdings ſein Hausrecht üben, aber das heißt bisweilen nicht weniger, als den Hausfrieden zu zerſtören und dem Kinde Beiſpiele von dem „deutſchen Familienleben“ zu geben, die nicht juſt gemüthbildend zu wirken pflegen. Wie froh iſt daher der Vater, wenn ſich endlich der Hort der Schule aufthut für das Kind.

Die bisher angedeuteten Uebel ſind mehr allgemeiner Natur; nun kommen erſt die beſonderen Uebel der Zeit. In der Schule wird der Zwieſpalt, der im Hauſe erzeugt wurde, ſyſtematiſch genährt. Bei der geiſtigen Entwicklung des Kindes will ſich's kein braver Pädagoge entgehen laſſen, demſelben freiſinnige Grundſätze einzuprägen, während der Katechet die Pflicht hat, den Schüler in die Dogmatik zu verſtricken.

Im zehnjährigen Knaben reifen ſchon die erſten Früchte: Ein wenig geckenhaft und kokett, ein wenig anmaßend und blaſirt, ein wenig leichtſinnig, altklug, phraſendreſcheriſch, religiös fanatiſch und ein wenig frivol; nirgends fremd, nirgends daheim, ohne Ernſt, ohne Ehrgeiz, ohne beſtimmte Richtung im Charakter.

Mit dieſen Reſultaten der erſten Erziehungsepoche tritt er in die zweite. Nun wiederholt ſich das, was bisher im Kleinen vorging, im Großen. In den Leſebüchern der Schule mit ihrem zuſammengeſtoppelten Text ſpiegelt ſich die Zerfahrenheit des ganzen Erziehungsbildes. Der Vater hat in ſeine Stube für den Knaben eine ſtreng ausgewählte Bibliothek bereitet, aber der Knabe hält ſich an die Anderen. Die Mutter lieſt aus Zeitungen die Notizen von Diebſtählen und Einbrüchen, Schlägereien, die Berichte aus dem Gerichtsſaal. Die Tante zeigt Intereſſe an der „kleinen Correſpondenz“, liebt auch hübſche Erzählungen aus dem Franzöſiſchen überſetzt; der Onkel bringt dem Knaben ein „Märchenbuch“ nach Hauſe, überſieht auf dem Titelblatt aber den kleingedruckten Zuſatz: „für Erwachſene“. Täglich ſchreien die Blätter und Placate allerei Ereigniſſe und Vergnügungen aus, begeben ſich auf öffentlichen Gaſſen allerhand Auftritte, kreuzen ſich auf den Plätzen Spielgenoſſen, Kameraden, Leute aller Gattungen. Vor all dem und noch unzähligem Anderen müßte ein Kind abgeſchloſſen werden, wenn man eine ernſte und wahrhaftige Erziehung an ihm durchführen wollte.

Viele Eltern ſehen nur in einer echt chriſtlichen Erziehung die beſte Grundlage zu einem ſittlichen Charakter. Aber ſage mir nur Einer, ob eine ſolche unter den Einflüſſen der heutigen Schule, Geſellſchaft und Literatur denkbar iſt? Andere finden es vortheilhaft, ihre Nachkommenſchaft im modernen Geiſt heranzubilden, von allen confeſſionellen Schranken, von Vorurtheilen des Staates, der Nationen, der Racen freizuhalten, und glauben, der Freiſinn und die Toleranz nach allen Seiten hin erzeuge die tüchtigſten Charaktere. Die Geſetze geſtatten es aber nicht, das Kind ſo zu erziehen, wie es die Pädagogen, Philoſophen und Philanthropen vorſchlagen, wie es in allen modernen Schriften und Zeitungen gelehrt wird. Das Schulkind muß confeſſionellen (ich ſage abſichtlich nicht: religiöſen) Unterricht nehmen; der Sproſſe des radicalſten Freigeiſtes wird zur Ohrenbeichte und Communion gedrillt, muß einen Heuchler abgeben, wenn er ſeinen Weg in der Schule machen will. Wenn noch ein einheitlicher vertrauender Charakterzug in ihm vorhanden wäre, zu dieſer Zeit, wo der Vater verſpottet, was der Lehrer ſagt, und der Lehrer verdammt, was der Vater meint, müßte er in die Brüche gehen.

Nun kommt der Burſch zur weiteren „humanitären“ Ausbildung in die höheren Schulen. Hier geht die Pädagogik wiſſenſchaftlich vor, nach ſtreng logiſchen und pſychologiſchen Geſetzen — da wird ſchon was Rechtes herauskommen. Wie ſieht's aus? Hier kreuzen ſich feindlich alle Geſinnungsrichtungen, alle geiſtigen Elemente. Je nach Fach oder Anlage iſt der eine Profeſſor conſervativ, der andere revolutionär, der dritte zelotiſch, der vierte liberal, der fünfte lehrt Kant, der ſechſte Schopenhauer, der ſiebente Darwin, der achte irgend einen veralteten Naturforſcher. In den Socialwiſſenſchaften derſelbe Zwieſpalt und in all dieſen Lehren zuſammen der Zwieſpalt mit dem praktiſchen Leben. Noch gut, wenn die Profeſſoren ihre Sache trocken und langweilig, ohne Beſeeltheit von ihnen heraus zum Vortrage bringen und nicht etwa — wie es auch geſchieht — ihre Hörer fanatiſiren, ſo daß dann unter dem edlen Schilde der „Burſchenſchaften“ Verbindungen zu Stande kommen, in welchen als jugendliche Ideale die hirnverbrannteſten, entſittlichendſten Ideen gepflegt werden und ſich ſchon die Jugend in feindliche Heere ſpaltet und nimmer müde wird, Gift und Feuer in's Lager der Nachbarn zu ſchleudern.

Alle Parteien ſchüren an der Jugend, buhlen um ſie. Alle denkbaren Schlagworte werden durcheinander geworfen; was das eine Buch baut, zerſtört das andere; was im Individuum der eine eigene Wille aufrichtet, das wirft der andere hin, denn Jeder iſt ausgebildet, Keiner, und am wenigſten der Egoiſtiſche, will ſich unterordnen. Jeder Tag bringt mit dem neuen Gelüſte eine neue Ueberzeugung; was heute vergöttert, wird morgen verhöhnt, übermorgen vergeſſen.

Nach ſolcher Erziehung und Ausbildung tritt der junge Menſch in's praktiſche Leben ein.

Und da giebt es noch naive Frager, woher doch in aller Welt die Charakterloſigkeit, die Corruption unſerer Geſellſchaft, die Frivolität und Blaſirtheit unſerer Jugend komme?

Ganz merkwürdig iſt der Tact, womit unſere ſchöne Literatur gegen die Mädchen und „höheren Töchter“ vorgeht. Liebesgeſchichten, natürlich! Denn die intereſſiren am meiſten. Der Jüngling und die Jungfrau ſehen ſich, faſſen Neigung zu einander, ſchmieden heimlich Pläne gegen ihre Eltern und Vorgeſetzten, um zuſammenzukommen, das gelingt, es wird geſcherzt, ſentimental gethan, gekoſt, geküßt — Alles genau und reizend geſchildert. Aber nicht weiter. Ein Schriftſteller, der die Folgen dieſer Vorgänge andeuten wollte, er wäre kein Dichter für die Jugend, für die Familie. Denn von den Folgen darf die Jugend nichts hören. — Das heißt doch den Abgrund mit Roſen verdecken, das heißt doch die ahnungsloſen Herzen in's Garn locken.

Nach meiner Meinung dürfte der Jugendſchriftſteller die Gefühle des Jünglings, des Mädchens wohl reizend darſtellen, ganz wie ſie ſich ja auch in der Wirklichkeit vordrängen, aber er dürfte dort nicht abbrechen, wo das Uebel anhebt, er müßte mit nicht minder hellen Farben die Folgen und Leiden ſchildern, die aus den heimlich gehegten Idealen und tändelnden Freuden entſtehen können. — Das wäre der richtige Wegweiſer und Freund.

Iſt das Kind ſechzehn oder achtzehn Jahre alt, dann ſoll man mit ihm ſprechen, ernſt und liebreich, denn nun tritt es in die Zeit der Gefahren. Man ſoll ihm die Wege, die es gehen muß, ſchildern wie ſie ſind und keine Rückſichten walten laſſen wo es gilt, es vor Verirrungen zu bewahren.

Ein relativer Vortheil in der heutigen Erziehung iſt bei jungen Männern das Einjährig-Freiwilligenjahr. Manches Mutterſöhnlein und Modegecklein lernt hier das erſtemal Strenge, Conſequenz und Pflicht kennen. Freilich viel zu ſpät! Andererſeits kann hier die rohe, oft ſklaviſche und hündiſche Behandlung auf den in allen Freiheiten aufgewachſenen jungen Menſchen und die Entfaltung ſeiner moraliſchen Anlagen unmöglich von günſtiger Wirkung ſein.

Wohl bin ich der Meinung, daß man das Leben von allen Seiten kennen lernen ſolle; daß die Erzieher Gottes, als Natur, Verhältniſſe, Freundſchaft, Liebe, Arbeit, Unglück, den Charakter eines Menſchen erſt feſtigen; daß man bei wichtigen Dingen und Fragen die Anſicht aller Parteien ſtudiren und reſpectiren müſſe, um zur wahren, ſittlichen Freiheit zu gelangen; aber für den in ſich noch halt- und grundſatzloſen jungen Menſchen iſt dieſe Vielſeitigkeit nicht das Richtige. Schwache bedürfen eines Stabes, Blinde einer Richtſchnur, Unerfahrene eines Führers, auf den ſie unbedingt müſſen vertrauen können. Die Jugend iſt ſchwach, blind und unerfahren — und findet in einer Zeit, die ſich doch ſonſt in humanen Beſtrebungen überbietet, ſo wenig wahren Beiſtand!

Das iſt auf dem Lande doch anders; dort mag die Jugend roh ſein, aber ſie iſt ganz gewiß nicht in ſo großen Maſſen verderbt und verdorben, als in den Städten. Unſere Volksſchullehrer wiſſen Geſchichten zu erzählen von dieſem Unterſchiede und halten im Allgemeinen — viele Ausnahmen giebt es ſelbſtverſtändlich — das ländliche Material für dankbarer als das ſtädtiſche. Dort haben die Kinder von Haus aus oft gar keine Erziehung, aber gar keine iſt beſſer als eine verkehrte, vielſpältige, die das junge Menſchenweſen geradezu zerfaſert und zerſetzt. Die Schulen ſind in den Städten beſſer als auf dem Lande, aber die Erziehung iſt ſchlechter.

Die Erziehung in den Städten mag auch in früheren Zeiten in gewiſſer Beziehung viel zu wünſchen übrig gelaſſen haben, aber ſie war einheitlicher und gewiſſenhafter, wie man ja heute noch (abgeſehen von dem Einfluſſe des Alters) in der älteren Generation der Städter weit mehr Ernſt und Gediegenheit findet, als im jungen Nachwuchs. Die gegenwärtige Generation mag noch einen Fond von ererbter Tüchtigkeit haben; wie aber, wenn ſich in nächſter Linie dieſer Fond ausgelebt hat? — Gute Schulen ſind für dieſe Wunde kein Pflaſter. Wer kann dafür? Die Eltern? Die Lehrer? Die Kinder? Oder etwa die Regierung? — Oder kann Niemand dafür und wir müſſen uns treiben laſſen, wie es der Zufall will?

Es mögen ſich tauſend Stimmen gegen mich erheben und mit Spitzfindigkeiten mir widerlegen; ich ſage das: Die Erziehung der Jugend, wie ſie heute in den Städten gang und gäbe iſt, entartet die ſittlichen Anlagen der Menſchen und führt zum Ruine.

Von der Schädlichkeit unſerer Kindertheater.

Heute bin ich doch einmal in einen prächtigen Zorn gekommen. Er hat mir faſt wohlgethan, denn er hat ſich wie ein Wetterſtürmen entladen über eine ſehr armſelige Sache.

Die Frau eines Theaterdirectors war da und wollte meine Kleinen anwerben zum Mitſpielen auf dem für dieſen Carneval veranſtalteten Kindertheater.

Der Frau, und Allen die ſie hören wollten, habe ich meine Meinung kundgethan.

Doch, der Aerger erſtreckt ſich viel weiter, als über das Komödiantenweib, das ja von ihrer Kunſt leben will.

Wenn unſere Tagespreſſe ſich ihrer Aufgabe bewußt wäre, ſo hätte ſie über derlei Kindervorſtellungen lange ſchon ein ernſtes Wort ſprechen müſſen. Es giebt außer der Politik und den Partei-Intereſſen auch noch Anderes im Lande, das dem Publicum nahe geht.

Es iſt nicht genug, daß das Operettenweſen die Erwachſenen bethört, ja, was den Geſchmack in Theaterſachen anbelangt, nachgerade dumm gemacht hat, es ſteigt nun auch ſachte nieder zu den Kindern. Unſere lieben alten deutſchen Kindermärchen, als „das Rothkäppchen“, „der geſtiefelte Kater“,

„Aſchenbrödel“, „Schneewittchen“ u. ſ. w. werden für die Bühne bearbeitet und von Kindern für Kinder zur Darſtellung gebracht. Wie herzig! Wie das die Kleinen anregt und ergötzt! Wie das den Kunſtſinn und das Gemüth ausbildet!

Trotzdem giebt es Leute, die von ſolchem „Komödiantenweſen“ nichts wiſſen wollen, die da ſagen, die Kinder möchten ſolche Märchen immerhin in ihrer ſchlichten, treuherzigen Buchproſa leſen, etwa auch in Haustheatern aufführen, aber öffentlich ſollten ſie ſich derlei als Darſteller nicht hingeben; es wirke ſchlimm auf den Sinn und Charakter des Kindes, auf den Brettern für Applaus und Zeitungslob herumzutrippeln, und es verdrehe ihm den Kopf, den es ſo nothwendig zum Lernen brauche. Man ſolle Kinder überhaupt ſo ſelten als möglich in's Theater ſchicken, ſelbſt zu guten Stücken nicht; um wie viel weniger erſt ſie mitſpielen laſſen in elenden Machwerken!

„Pedanten!“ ruft die Frau Director. Und ein Anderer:

„Warum ſoll man den lieben Kindern nicht die Freude machen, Operetten-Couplets ſingen, Ballet tanzen zu laſſen?“ Ja, ſo ſauber haben ſich unſere neuen Kinderſtücke entwickelt. Wir haben Kinderſtücke, die unter der Maske harmloſer Märchen oder Schwänke ſchlimmen Unfug treiben. Da begegnet man Verhöhnungen der Lehrerſchaft, der Obrigkeit, Spott über körperliche Gebrechen, man hört ordentlich das: „Kahlkopf, Kahlkopf, komm heraus!“ Nur daß kein Bär die boshaften Jungen zerreißt. Da kommen Zoten vor, die für Erwachſene berechnet, von den Kindern glücklicherweiſe nicht verſtanden werden, was aber durchaus nicht die Schuld der Macher und Veranſtalter iſt. Mit läppiſchen Poſſenreißereien wird um den Beifall des jungen Publicums gebuhlt, und dieſes kargt damit nicht, denn es freut ſich unbändig, daß ſo viele Unarten und Unſitten, die zu Hauſe nicht geduldet werden, hier ſo glänzend floriren. Ich frage, ob wir noch Pädagogen haben?

Es giebt Ausnahmen; doch ſelbſt wenn die guten Kinderſtücke die Regel, und die ſchlechten die Ausnahmen wären, ſo müßte man dem Kindertheater immerhin noch mit Mißtrauen und Abneigung begegnen.

Die Kinder ſind ein zu werthvolles Gut, als daß man ſie der Oeffentlichkeit ausſtellen, als daß man ſie nicht vor jeder moraliſchen Gefahr möglichſt zu ſchützen ſuchen ſollte.

Für Kinder iſt das Beſte gut genug, nicht aber das Schlechteſte; das iſt eine alte Wahrheit, aber ſie wird noch immer nicht erkannt.

Je aufmerkſamer ein Kind dieſen operettenhaft aufgeputzten, nicht für das naive Gemüth, ſondern für frivolen Sinn berechneten Sachen zuſieht, zuhört, deſto eher verfällt es der Blaſirtheit oder jenem unſeligen Kunſtgeſchmacke, an welchem nicht allein das deutſche Schauſpielweſen zu Grunde zu gehen droht, ſondern an welchem ſchon ſo unzählige, urſpünglich für wahre Kunſt erglühte kindliche Herzen zu Grunde gegangen ſind. Wem das Herz des Kindes noch heilig iſt, der kann das Kindertheater nicht gutheißen.

Für die mitſpielenden Kinder ſehe ich noch eine andere Gefahr, ſie werden nicht allein ihrem Lernen, ihrer Berufsrichtung entfremdet, ſie glauben Talent für die Schauſpielkunſt zu beſitzen, man ſagt ihnen das, ſie leſen es gedruckt — ſie wollen ſchließlich zum Theater gehen. Das wäre ja kein Unglück, wenn die Mehrzahl der Kunſteleven nicht bei dem Theater zu Grunde ginge.

Hinweg denn mit dieſen öffentlichen Kinderſchauſtellungen! ſie taugen nichts, ſie ſind eine Verirrung, entſtanden aus Gleichgiltigkeit der Pädagogen, aus Affenliebe und Eitelkeit der Eltern und aus Gewinnſucht der Theater und Theaterſchulen. Sie ſind ein Unding!

Von der Bildung und Verbildung des Künſtlers.

Das Wort „Bildung" gehört auch zu jenen tauſend Begriffen, die Jedermann im Munde führt und ſelten Einer verſteht. Die meiſten halten ſich für gebildet, wenn ſie die gehörigen Schulen durchgemacht haben, und hätten ſie gleich Alles wieder vergeſſen, oder wenn ſie im geſelligen Verkehr den ſogenannten guten Ton beobachten. Auch das Roman- und Zeitungleſen gehört ſolchen zur Bildung. Der Eine meint mit der Bildung das Vertrautſein oder Anſchließen an eine gewiſſe landläufige Geiſtesſtrömung oder Parteirichtung. So gehörte es vor einigen Jahren im Kleinbürgerthume zur Bildung, „liberal" zu ſein, während die Ultramontanen die Crême aller Bildung nur in der Kenntniß und dem Bekenntniſſe der kirchlichen Dogmatik ſahen. Der Profeſſor meint unter einem Gebildeten einen Vielwiſſer, und kann ſich überhaupt eine andere, als die wiſſenſchaftliche Bildung ſchwer vorſtellen.

Ihr dürft überzeugt ſein, daß von dieſen Allen das Richtige Keiner hat.

Und wie wunderlich das! denn der richtige Sinn liegt ſo nahe, liegt ſchon im Worte. Bildung heißt Ausbildung, Vervollkommnung eines Individuums. Die Individuen aber ſind bekanntlich individuell, in jedem ſteckt ein eigener Keim, eine beſondere Fähigkeit. Wenn alle Menſchen gleich wären, dann könnte man von einer gleichartigen Ausbildung ſprechen, und dann würde das, was den Einen bildet, auch den Andern vervollkommnen. — Nun kommt es aber darauf an, in jedem Individuum die Fähigkeiten, und gerade dieſe Fähigkeiten zu ſuchen und zu wecken, die in ihm ſchlummern, und dieſelben auszubilden. Ein Mann mit Talenten für die Bodencultur wird auf der Univerſität verhältnißmäßig geiſtig verkommen, aber auf der landwirthſchaftlichen Schule gedeihen. Beethoven oder Richard Wagner wären ſelbſt unter den Zigeunern etwas geworden. Michel-Angelo wäre nicht gebildet geweſen, wenn er alles das ſtudirt hätte, was Darwin ſtudirt hat; Darwin wäre nicht gebildet geweſen, wenn er das gelernt hätte, was vor ihm die hervorragendſten Geiſter gedacht und gewußt, und dabei ſtehen geblieben wäre. Franz Defregger wäre vielleicht ein tüchtiger Profeſſor für Philologie oder Rechtskunde geworden, aber er wäre damit nicht ausgebildet geweſen; Paganini hätte das Wiſſen eines Kant, eines Goethe haben können, er wäre nicht ausgebildet geweſen; Devrient hätte ſein ganzes Leben unter eifrigſten Studien in Bibliotheken zubringen können, ſein Talent wäre brach liegen geblieben.

Das iſt Alles ſehr ſelbſtverſtändlich und doch wird es immer wieder vergeſſen, und doch wird es immer wieder verlangt, daß der Künſtler, der eine eigene Welt, oder beſſer, ein Himmelreich für ſich zu tragen hat, außer dem obligaten Schulunterricht ſich auch noch mit allen möglichen anderen Kenntniſſen belaſten ſoll.

Oft hört man ſagen: Dieſer oder Jener iſt als Maler, als Bildhauer, als Schauſpieler höchſt bedeutend, aber ſonſt iſt er ungebildet. Es ſoll das vielleicht ein Vorwurf ſein, daß der Künſtler, der mit ſeinen Werken die Welt entzückt, nicht franzöſiſch parlirt, irgend ein epochemachendes naturwiſſenſchaftliches Werk nicht geleſen, die Kunſtkritiken moderner Aeſthetiker nicht ſtudirt hat; daß er nicht einmal Rechenſchaft zu geben weiß über ſein eigenes Schaffen, oder gar, daß er ſich im Salon nicht conventionell genug aufführt.

Profeſſor! wenn Du dem Künſtler nicht verzeihſt, daß er keine „wiſſenſchaftliche Bildung" beſitzt, ſo kann Jemand kommen und Dir zum Vorwurf machen, daß Du keine Kunſtwerke ſchaffſt. Oho! fährſt Du los, Talent kann man ſich nicht willkürlich geben, aber wiſſenſchaftliche Bildung kann man ſich aneignen. — Herr Profeſſor, Du ſprichſt wie ein Profeſſor, Du giebſt wohl damit zu, daß das Kunſttalent etwas Beſonderes iſt, und doch wirfſt Du den Künſtler in einen Topf unter die Durchſchnittsmenſchen. Weißt Du es denn ſo beſtimmt, daß in demſelben Individuum, in welchem ſo außerordentliche, ſchöpferiſche Fähigkeiten leben, auch alle Organe zur Aufnahme von theoretiſchen Sachen gleich leiſtungsfähig, wie bei anderen Menſchen vorhanden ſind? Und wenn ja, weißt Du es denn, ob ſich all die eingelernten Dinge in einem und demſelben Kopf und Herzen gut vertragen mit der Schöpferkraft? und ob dieſe gegen die fremden Eindringlinge nicht etwa ihr Hausrecht anwenden wird? Der elementar auftretende Schaffensdrang läßt ſich nicht gerne beengen, und im Grunde genommen wird der Kopf eines Künſtlers auch nicht viel überflüſſigen Raum haben. Sein geiſtiges Atelier, ſeine tauſenderlei von Vorſtellungen und Combinationen, von denen andere Leute keine Ahnung haben, brauchen ihren Platz; das Gemüthsleben iſt bei dieſen Vorgängen ganz und gar beanſprucht: wo ſoll das Intereſſe herkommen für Dinge, die nicht in ſein Fach ſchlagen, ſeinem Weſen nicht anklingen? Daß er indeß ſeine Fachſtudien emſig und ſtrenge betreibe, das iſt dem Künſtler nicht minder nöthig, als etwa dem Geologen und dem Jngenieur.

So ein Künſtlerkopf iſt in ſeiner Art durch und durch praktiſch. Er erkennt inſtinctiv, welche Dinge ihm förderlich ſind; gerade oft jene ſind es, auf welche der Theoretiker, der Mann der Wiſſenſchaft, keinen Werth legt, während andere Errungenſchaften des Geiſtes, auf die das Jahrhundert ſtolz, für den Künſtler unnützer Ballaſt iſt und als ſolcher unbeachtet bleibt oder ausgeſtoßen wird. Was ſoll der Maler denn anfangen mit der Dampfkraft und allen Erfindungen im Gebiete der Elektricität? Was ſoll der Dichter denn mit dem Darwinismus beginnen, er mit dem von den Vorfahren ererbten poetiſchen Gemüth? Auf Grund der Naturwiſſenſchaften dichten hat viel für ſich, aber es gehört dazu eine neumodiſche Poeſie und eine andere Begabung, als die bisher den Dichter ausgemacht hat. Wäre in einer rein darwiniſtiſchen Weltanſchauung Goethe's „Fauſt" möglich? oder die Odyſſee? Nichts dürfte vergeiſtigten Zug und Flug haben, Alles müßte roh und thieriſch ſein. Selbſt Zola wäre noch zu ideal für ſolche Philoſophie. Dieſer Schriftſteller beſchreibt das Laſter angeblich darum ſo natürlich, um die Menſchen von demſelben abzuſchrecken, während die Philoſophie der Naturwiſſenſchaften etwas vorlaut behauptet, daß der Menſch nicht anders ſein, werden und thun könne, als er von der Natur geartet ſei, und daß ſein Schickſal in ſeinem Organismus liege. Und wie ſoll der Dichter die Kenntniſſe fremder Sprachen für ſeine Sache verwerthen, er, der ſeine Urſprünglichkeit rein zu bewahren ſucht und dem die Kritik jedes fremde Element in ſeinem Werke als Fehler anrechnet! Die wiſſenſchaftliche Bildung giebt dem Menſchen als Charakter und Schöpfer nichts, was er nicht auch aus ſich ſelber haben könnte. Wohl aber kann ſie ihm unter Umſtänden Manches nehmen. Sie macht klüger, aber nicht immer beſſer, und in Bezug auf die Tüchtigkeit im Können iſt der Geiſt wie ein Schwert, je mehr man es ſchleift, deſto ſchärfer wird es wohl, aber auch deſto dünner und ſchwächer. Rege den Künſtler an, und Du thuſt mehr, als wenn Du ihn unterrichteſt.

Wenn im Künſtler das natürliche ſchöpferiſche Leben ſtockt, dann wird er ſelber nach künſtlicher Nachhilfe von außen trachten müſſen, dann werden ihm Studien ferner liegender Bereiche auch förderlich ſein. Anders jedoch wären ſie zum Hemmniß.

Der Materialismus unſerer Tage hat ſeine Lehre. Dieſe Lehre kennt nur das Thatſächliche oder was ihr als ſolches erſcheint, und will von allem Anderen nichts wiſſen. Daß ihr die Leute in Haufen zujubeln, iſt kein Wunder — aber nicht ſo ſehr der Liebe zur Wahrheit wegen geſchieht es, ſondern vielmehr aus anderen Gründen — deß mögt Ihr ſicher ſein. — Dieſen Herren nun mit der „concreten Vernunft“ iſt nichts greulicher, als ein phantaſtiſches, träumeriſch-dämmerndes Gemüth. Und gerade dieſer Seelenzuſtand (das Wort Seele iſt zwar nicht techniſcher Ausdruck genug, um ihn im Angeſichte der radicalen Wiſſenſchaftler zu gebrauchen), aber trotzdem iſt gerade dieſer Seelenzuſtand, der des Träumens und Dämmerns für den Künſtler am fruchtbarſten. Aus dem Chaos hat Gott die Welt erſchaffen! Der Gewährsmann dafür war zwar auch ein Künſtler, und zudem, glaube ich, hat die Wiſſenſchaft bereits nachgewieſen, daß der Berichterſtatter Moſes, wie wir ihn uns bisher vorſtellten, gar nie exiſtirt hat, daß ſein Buch von der Schöpfung alſo erſtunken, und daß demnach die Welt bis heute noch unerſchaffen iſt. — Indeß denket nach, ob bei einem Künſtler, deſſen Kopf voll iſt von abſtracten, unformbaren Vorſtellungen, eigene Geſtalten ſich klar und plaſtiſch entwickeln können? Die ſchöpferiſche Thätigkeit geht ganz anders vor ſich, als die nachmachende. Es iſt gewiß, daß ſie auch von außen Nahrung bedarf, aber entſchieden eine andere, als die, nachbildender, reflectirender oder lehrender Art.

Der genialſte Künſtler kann in der Mathematik oder in der Philologie geradezu dumm ſein, während er etwa in der Geſchichte, in der Phyſik, in der Anatomie u. ſ. w. richtig empfindet, ohne die Fächer herkömmlich ſtudirt zu haben.

Das Vielwiſſen macht alt. Der Künſtler ſoll jung bleiben und mit leichtem Ränzlein und hellen Augen durch das Leben wandern. Der Künſtler bedarf Formen nöthiger, als Formeln; ſein Haupt iſt keine Bibliothek, ſondern ein Bilderſaal; ſeine Schule iſt das Leben, ſeine Werkſtatt iſt das Leben, ſeine Werke gehören dem Leben.

Die alten Meiſter wurden groß in der Mythe, die neuen werden es in der Natur; aber nicht etwa, wie ſie ihnen durch die Naturwiſſenſchaft übermittelt wird, ſondern durch die Sinne. Wer in einer aufgeklärten Zeit ein großer Künſtler iſt, man ſehe nach, ob er zu dieſem Zwecke nicht ein kleines Kind geworden, ob er nicht Manches vergeſſen mußte, was er gelernt, ob ihm ſeine übrigen Fähigkeiten nicht eher ein Hinderniß, denn eine Förderung geworden ſind, bis er ſie endlich vernachläſſigt hat? Die Quelle alles künſtleriſchen Könnens und das Hauptmerkmal des Künſtlers iſt die Naivetät. Wie der Künſtler die Welt unmittelbar in ſich aufnimmt, ſo giebt auch er ſich ſelbſt unmittelbar ihr hin. So iſt es wohl begreiflich, daß er in der Geſellſchaft ſich von den gedrillten Durchſchnittsmenſchen unterſcheidet, und in den Augen der Letzteren vielleicht nicht immer günſtig. Man kann Manchen „arrogant" ſchelten hören, der im Grunde nur naiv iſt und ſich gerade ſo giebt, wie ſich die Anderen geben möchten, wenn ſie ſich nicht verſtellen müßten. Jeder Menſch hält viel von ſich, auch der Taugenichts; warum ſoll der Künſtler, der ſo viel zur Verſchönerung und Veredlung des Lebens beiträgt und der es empfinden muß, was allüberall, wo Gemüth noch lebt, empfunden wird, daß das Herz des Künſtlers das Herz der Welt iſt — warum ſoll er ſeinen Werth nicht fühlen, warum ſoll er dieſes Gefühl verbergen, er, dem es gegeben iſt, ſein inneres Sein immer wieder zu ſinnlichem Ausdruck zu bringen?

Die Ausbildung der Fähigkeiten bedingt beim Künſtler mehr als bei anderen Menſchen die Bildung des ethiſchen Charakters. Sein Weſen iſt erfüllt von Schaffensluſt und Ehrgeiz. Er iſt ſchon darum gut, weil ihm die Ausübung ſeiner Kunſt nicht Gelegenheit giebt, ſchlecht zu ſein. Seine Kunſt verdunkelt Alles um ihn, wornach ſonſt der Sinn der Menſchen ſteht. Was kümmert ihn Geld, ſo lange er ſchafft? was kümmert ihn Familienleben und häusliche Angelegenheit? Er iſt in gewiſſem Sinne ein Narr und blickt in Ruheſtunden erſtaunt auf das Treiben und Jagen der übrigen Menſchenclaſſen und ihre Ziele. „Da hat man die Buchdruckerei erfunden, auch das Schießpulver und die Locomotive, was iſt denn weiter dran? Man macht Weſens über die Entdeckung neuer Welttheile, über das Kabel durch den Ocean, über die Revolution von 1792 und 1848 — was ſoll's denn damit? Man haſcht nach thieriſchen Genüſſen, lobt das Kleine, iſt entzückt über die neuzeitlichen Fortſchritte und Errungenſchaften. Man hält über Alles gelehrte Abhandlungen, prüft, mißt, vernünftelt, Alles Logik, Methodik, Wichtigthuerei mit Dingen, in denen kein Werth liegt. Wozu das Alles? — Die Kunſt braucht's nicht.“

Niederdrückend für den Künſtler iſt ein Ausſpruch Schiller's, daß nämlich in jenen Epochen, in welchen die Künſte geblüht und der Geſchmack regiert, die Menſchheit moraliſch verſunken war, und daß in der Geſchichte kein Beiſpiel aufzufinden ſei, wie die äſthetiſche Cultur mit der bürgerlichen Tugend Hand in Hand gegangen wäre. Selbſtverſtändlich liegt die Urſache dieſer Erſcheinung nicht in der Kunſt, ſondern in der Welt, welche erſt in ihrer moraliſchen Verkommenheit das Bedürfniß nach einem Gegengewichte fühlt, ſich der Kunſt zuwendet und ihr Mäcen wird. Da die Kunſt — angeblich, aber irrthümlich — Selbſtzweck iſt, ſo ſtellt ſie ſich auch nicht die Aufgabe, die Menſchheit zu fördern — mithin ſteht der Künſtler als Fremdling mitten in der ſtreitenden Welt. Wer wundert ſich daher, wenn er mit ihr nicht Gemeinſchaft finden kann, wenn das, was Ihr Bildung nennt und für Euch auch wirklich Bildung ſein mag, für ihn Verbildung iſt?

Und wenn Ihr nun ſagt: Alſo brauche der Künſtler nichts zu lernen! — ſo weiß ich, daß Ihr mich mißverſtanden habt, oder meine Meinung abſichtlich entſtellen wollt. Abgeſehen von der Ausbildung der techniſchen Fertigkeiten, hat er ſich mit allen Bereichen und Gegenſtänden des Lebens und der Wiſſenſchaft bekannt zu machen, die mit ſeiner Natur vereinbar, anregend und kräftigend auf ihn wirken, die ſein Empfinden regeln, ſeinen Geſchmack reinigen. Der Künſtler darf ſich nur nicht ausweiten, verflachen, er muß ſich in ſich einigen, verdichten und vertiefen. Darnach hat er ſeine Studien einzurichten.

Von dem Hochmuth der Kathederweisheit.

Ich verzeihe ihnen Alles, unſeren zunftgelehrten Herren, nur ihren Dünkel nicht. Es mag ſich Jeder auf ſeinem Kothurn unfehlbar vorkommen, ich glaube es, ſie ſind auch Menſchen, deren Eigenliebe ſich gerne täuſcht. Aber ſie wollen keine Menſchen ſein, ſie wollen die Wiſſenſchaft ſein, ſie wollen die Wahrheit ſein — da haben ſie doch kein Recht, zu irren.

Es ſoll ſich einmal Einer von ihnen mitten in's Volk ſtellen und mit dem geſunden natürlichen Sinn das wirre Treiben der Herren anſehen. Das iſt ja ein wahrer Hexenſabbath! würde er ausrufen.

Der Naturforſcher, ei ja, der wirft ſich am meiſten in die Bruſt, für ihn ſprechen die Thatſachen. Da hat er ſo ein paar Dutzend Beiſpiele, wie ſeine Wiſſenſchaft dem Fortſchritt, dem Wohle der Menſchen diene; dieſe reitet er vor, immer wieder dieſelben und hinter ihnen irrt er hundertmal und zieht ſeine falſchen Schlüſſe. Das Schlimmſte aber iſt, wenn ſie ihrem Idole Menſchenopfer ſchlachten. Ich kenne berühmte Aerzte, denen iſt der Kranke nur ein Beiſpiel. Einem armen Weibe ſteckt im Schlunde ein Knochen. Sie droht zu erſticken; der berühmte Mann wird gerufen, er ſieht, das iſt ein ſchöner Fall. Er will ein Auditorium haben, das ihn bewundert. Bis das zuſammenkommt, vergehen viele Stunden — Stunden der Todesangſt für das arme Weib. Die Operation iſt nichts Anderes als ein Experiment für die Zuſchauer — damit ſie daran was lernen, natürlich. Und wenn ſie daran was lernen, die Studenten, ſo machen ſie es ſpäter natürlich genau ſo, wie der Herr Profeſſor.

Die Viviſectionen, ſie erſtrecken ſich ja nur auf die Thiere — doch aufgepaßt! der Menſch iſt auch ein Thier.

Iſt es ein Wunder, wenn es uns unwiſſenden Leuten graut vor einer ſolchen Wiſſenſchaft! — Und dann hätten wir gerne den Statiſtiker gefragt, ob in neueſter Zeit das durchſchnittliche Menſchenalter zu- oder abnimmt? Daß es mit unſerem Lebensbehagen abwärts geht, das wiſſen wir auch ohne Statiſtiker.

Manche Naturerſcheinungen, die wir in den letzten Jahren geſehen, Erdbeben, Vulcanausbrüche, Nebelglühen, Pocken, Cholera u. ſ. w., haben ſcharfe Fehden erweckt unter den Gelehrten. Das iſt ja ganz natürlich, daß es für und wider giebt bei Zweifelhaftem; es kann nicht Alles auf einmal ſein: durch Streit zum Sieg, durch Irrthum zur Wahrheit. Aber wenn die Dinge nicht feſtgeſtellt ſind, wenn die Herren noch nicht wiſſen, was pochen ſie denn ſo hochmüthig auf die „Wiſſenſchaft“, warum ſprechen ſie nicht beſcheidener von einer Forſcherſchaft?

Dem Glauben gegenüber thut ſich die Wiſſenſchaft am meiſten zu Gute und — ſagen wir — mit Recht. Aber kann die Wiſſenſchaft den Glauben entbehren? Selbſt dieſe nicht. Sie muß glauben, daß ſie vor Allem auf moraliſchem Gebiete einmal größere Erfolge erzielen wird, als die heutigen ſind, mit denen ſie ſich doch unmöglich zufrieden geben kann.

Wenn wir uns nun den Spaß machen und zu den Philoſophen übergehen! Philoſophie iſt auch eine Wiſſenſchaft!

Zuerſt kommt der Theologe mit ſeinem Gott. Er beweiſt ihn, jetzt wären wir fertig, denn ſo ein Beweis ſteht für alle Ewigkeit. Jetzt kommt aber ein zweiter Theologe und beweiſt einen anderen Gott, jetzt kommen zehn und zwanzig Theologen und jeder weiß was Beſſeres. Sie gerathen ſich in die Haare, ſie würden einander zerfleiſchen und würgen, wie ſie es in der That ſchon oft gethan haben, wenn nicht plötzlich der Atheiſt auftauchte. Gegen den Wolf halten alle Hunde zuſammen und raſch einigt ſich alle Theologie in dem ſchwer anfechtbaren Ausſpruch: die Religion und das Gottesbewußtſein liege in der menſchlichen Natur.

Hierauf behauptet der Atheiſt: „Die Götter ſeien ſtets ein Hemmſchuh geweſen und die Menſchheit könne ſich nur ohne Religion entwickeln.“

„Auf Religion ſind die Staaten gegründet!“ ruft der Theologe.

„Wurzel des religiöſen Gefühles iſt die Feigheit!“ darauf ein Anderer.

„Der Menſch kann ſich nur im Ideale eines vollkommenen Weſens vervollkommnen!“

„Die Religion wird durch die Kunſt erſetzt.“

„Die Kunſt iſt ein Product der Uebercultur. Je ausgebildeter die Kunſt, deſto demoraliſirter das Volk.“

Prächtig klingen die Sätze, die ſie ſich da wie Kieſelſteine an die Köpfe werfen, und zwar auf der Gaſſe (in Zeitungen, Kalendern, Volksſchriften und öffentlichen Reden) und da laufen „Berufene“ und Unberufene durcheinander und Jeder reitet ſeinen gelehrten Eſel.

Da ſchreit Einer: „Das Fundament der Staaten iſt die Freiheit. Wir verlangen confeſſionsloſe Geſetze!"

„Wozu?" ruft jetzt der Socialiſt dazwiſchen, „wir haben ſolche, wer macht ſich's zu Nutzen? Wir haben eine Civilehe, die Welt begehrte ſie, wie Viele beanſpruchen ſie? Unſer Heil liegt in der geſellſchaftlichen Reform. Wir brauchen conſtitutionelle Regierungen."

„Conſtitutionelle Monarchien ſind ein Unding," ruft wieder Einer. „Die heutigen Republiken ſind Maskeraden. Der Adel muß vermöge des Geſetzes der Fähigkeitsvererbung vollkommener ſein, als der Pöbel."

„Der Adel muß durch die enge Begrenzung ſeiner Zuchtwahl degeneriren. Er iſt ein Ueberbleibſel des Mittelalters, brutal nach unten und knechtiſch nach oben. Gleiches Recht für Alle!"

„Ungleichheit iſt ein Naturgeſetz. Die Erblichkeit des Vorranges iſt begründet."

„Verſtaatlichung aller Güter!" ſchreit der Socialdemokrat.

„Abſchaffung der Staatsſteuern!" ruft ein Anderer drein. „Der Staat ſichert weder Leben noch Eigenthum. Die Geſellſchaft behilft ſich ohne ſtehende Heere und ohne Polizei, ſie beſchützt ſich ſelbſt."

„Verſuche es. Der Menſch iſt ein Thier."

„Unſere Epoche erfreut ſich der Segnungen der Cultur und Wiſſenſchaft."

„Niemals war ein Zeitalter ſo peſſimiſtiſch, friedlos, lebensſatt, als dieſes. Zwiſchen unſerer Weltanſchauung und unſeren Handlungen iſt ein unüberbrückbarer Abgrund."

„Die Brücke zwiſchen Individuum und Geſellſchaft, zwiſchen Egoismus und Opferwilligkeit iſt die Familie. Die Ehe iſt die Grundfeſte des Staates."

„Die Unlöslichkeit der Ehe iſt ein Scandal."

„Die Liebe iſt ein thieriſcher Trieb. Alles iſt Egoismus."

„Die Liebe iſt das Göttliche im Menſchen, ſie fordert Selbſtverleugnung und ſucht das Glück Anderer zu fördern."

„Die Cultur bezweckt eine behaglichere Exiſtenz des Menſchen."

„Wiſſen iſt Reichthum."

„Ja, aber Arbeit iſt Armuth! Die Armuth iſt eine Folge der Civiliſation. Der Arbeiter genießt praktiſch weder Ehre noch Lohn. Großer Reichthum iſt nie die Frucht eigener Arbeit."

„Der Gebildete entzieht ſich gerne der productiven Arbeit und will ſchmarotzen. Nur aus der Scholle vermag die Menſchheit immer friſches Leben zu ſaugen. Aber der Bauernſtand geht zu Grunde."

„Ich ſehe lauter Rechtsſtaaten. Das Recht hat der Starke."

„Das Militär iſt der Schützer der Cultur."

„Der Krieg im Ganzen wie das Duell im Einzelnen tritt die Grundſätze der Civiliſation mit Füßen."

„Genießen will ich, oder nicht leben!"

„Das Glück des Individuums iſt die normale Bethätigung ſeiner Organe."

„Das Glück iſt die abſolute Ruhe." — —

Wie Viele haben da nicht durcheinander geſchrien! Der Lärm dauert fort, ſie ſtreiten über Alles, die gebildeten Kinder der Zeit, ſie ſtreiten über Vegetarismus, über Wollbekleidung, über Feuerbeſtattung, über Spiritismus; keine einzige dieſer und anderer Fragen entbehrt der Begründung, jede hat ihre praktiſchen Anhänger und ihre Philoſophie und wiſſenſchaftlichen Beweiſe. Und keine einzige iſt gelöſt.

Ob eine der Meinungen richtig iſt, oder welche, davon rede ich nicht. Ob eine ſolch ungeheure Verwirrung im Reiche der Geiſter troſtlos iſt, oder erfreulich, davon rede ich nicht. Davon aber rede ich, ob die Wiſſenſchaft, der es bisher nicht gelungen iſt, auch nur eines der wichtigen geſellſchaftlichen Probleme, einen der Seelenconflicte, zu löſen, ſich gar ſo viel herausnehmen darf, ſo hochmüthig auf Alles herabzuſehen, was nicht ihren Namen trägt?

Dieſe meine Worte, es ſind die Worte des Laien. Sie haben es von Jenen gelernt, dreiſt aufzutreten, ſie haben für ſich keine Berechtigung, beanſpruchen keine, gewinnen erſt Gewicht, wenn ſie die Meinung Vieler vertreten. Und das iſt wohl der Fall.

Sehr thöricht wäre es, die Wiſſenſchaft für die Unzulänglichkeit unſeres Geiſtes verantwortlich machen zu wollen. Wir ehren ihr Beſtreben, zu nützen, verachten aber ihren Hochmuth; ſie kann und vermag Manches, ſie hat beziehungsweiſe gewiß Antheil auch an der Verfeinerung unſeres Empfindens und an unſerer Selbſterkenntniß — aber ſo viel vermag ſie nicht, als ſie glaubt oder glauben machen möchte.

Die Rechtswiſſenſchaft wird im beſten Falle nur ein menſchliches Werk ſein und wie der beſte Menſch des Tages ſiebenmal irren.

Die Geſchichtskunde könnte allerdings wenigſtens ſtreng objectiv ſein, wenn ſie nicht von leidenſchaftlichen, durch Erziehung, Parteiſtandpunkte und Stimmungen fortwährend beherrſchten Menſchen aufgezeichnet und dadurch, freilich oft ganz unbeabſichtigt, gefälſcht würde.

Die Sprachwiſſenſchaft! Werthvolle Denkmäler der Cultur hat ſie uns aufgedeckt. Aber mehr bereichert hat ſie uns mit todten Buchſtaben, als mit lebendigem Geiſte und fragt ſie ſelbſt, ob letzteres ihr Zweck iſt! Sie iſt der Buchſtabe, ſie iſt die Form, ſie iſt die Sprache. Sie darf ſich freuen über ihre Erfolge, aber mir iſt das Lallen eines Kindes lieber, als der ganze Sanskrit.

Die Mathematik! Ich bin nicht erbaut darob, daß ſie mir über dem Sternenhimmel die Wohnung der Seeligen zerſtört hat, aber ich weiß, ſo mußte ſich's vollziehen. Man kann im Herbſte das Gilben und Abfallen der Blätter nicht hindern, das uns wohl die Geſtalt des Baumes bloßlegt, aber die Schönheit desſelben aufhebt.

Den, der das Pulver erfunden, beneide ich weder um ſeine Findigkeit, noch um ſeine Verdienſte, die er ſich damit um die Menſchheit erworben. Hingegen muß man die Wiſſenſchaft und Fertigkeit preiſen, von welcher uns die Buchdruckerkunſt, die Dampfkraft, die Elektricität vermittelt worden, weil wir noch immer hoffen, daß dieſe Verkehrsmittel allmählich die Völker miteinander verbinden und die wirklichen Errungenſchaften der Einzelnen zum Gemeingute Aller machen und ſomit die Verbrüderung aller Völker erzielen werden.

Solch große Ziele müßte man von der Wiſſenſchaft erwarten können. Wenn ſie jedoch ſtolz auf den Panzer pocht und ſagt: Was gehen mich die Leute an und ihre Prätenſionen! Ich, die Wiſſenſchaft, bin Selbſtzweck! — und doch herabſteigt auf den Markt und um den Beifall der Menge buhlt und immer wieder mit Pathos ausruft: Ich bin die hohe Prieſterin, die Königin, die Retterin! ſo hat ſie meine Achtung nicht.

Was den Selbſtzweck der Wiſſenſchaft anbelangt — es gibt keinen ſolchen; Zweck aller Dinge, mit denen wir uns abgeben, iſt, den Menſchen zu nützen. Ein Forſchen, das nicht dieſes Endziel hat, iſt ohne ethiſchen Werth. Die

Dinge, wie ſie ſind, gehen uns gar nichts an, ſondern wie ſie uns erſcheinen, in welchem Verhältniß ſie zu uns ſtehen. Es giebt ein Wiſſen, das uns die bisher als ſchön geſehenen Dinge häßlich und troſtlos erſcheinen läßt. Das iſt unſer Feind, den man feſſeln ſoll, ſtatt ihn frei auf der Straße herumlaufen zu laſſen.

Des Menſchen Wiſſen iſt groß und weit geworden wie das Meer. Aber auf dem Meere kann man verdurſten. Nur die Quelle labt und ſtärkt uns, das Urſprüngliche, die Natur. Die geiſtreichſten Theorien ſind mir nichts, als Züge auf dem Schachbrett des menſchlichen Gehirnes, die herrlichſten Experimente ſind mir nichts als Kinderſpielereien, wenn ſie uns innerlich nicht reicher und zufriedener machen.

Ich ſchreibe dieſe Worte vielleicht in einem elegant eingerichteten, durch Luftheizung wohl durchwärmten Zimmer, bei taghellem Lampenlicht. Um mich ſind zahlreiche Apparate zur Meſſung der Wärme, zur Reinigung der Luft, zum Verkehr mit der Außenwelt. Ueppige Fauteuils, weiche Teppiche, alles Denkbare, was zur Behaglichkeit und Geſundheit dienen ſoll, iſt um mich her. Mit all dieſen und tauſend anderen Dingen, die mich im Leben umſpinnen, hat mich die Wiſſenſchaft ausgeſtattet. Ich danke ihr dafür, wie ich einſt dem Zimmermann gedankt, der mir die rohe Hütte gebaut hat, dem Weber, der mir aus der Schafwolle den Rock gewoben, dem Müller, der mir das Korn zum Brot gemahlen, ich danke ihr als der für mein Wohl beſorgten Handlangerin, als meiner täglichen klugen Dienerin. Mehr verdanke ich ihr nicht. Sie hat mich nicht beſſer, nicht ſittlich ſtärker, nicht zufriedener gemacht. Ja, ſie hat, als ſie weiterging in ihrem Prieſteramt, Zweifel und Zwieſpalt in mein Weſen gebracht, die ſie nimmer wird löſen können. Sie hat mir und meinen Mitmenſchen nachgerade die Befähigung abgeſprochen, ſo gut und menſchlich groß zu werden, als wir wollen und ſollen. Vorbilder, an denen wir uns erbaut und erhoben, hat ſie in den Staub gezerrt; weil ſie ſelbſt nicht an's Göttliche emporreicht, ſo iſt ſie des Göttlichen leidigſter Feind und will es vernichten. Dieſes „Salz der Weisheit" hat mir die Freude am Menſchen verſalzen, und das verzeihe ich ihr nimmer. Was ſie in mir zerſtört, das kann ich nur wieder finden in der nicht grübelnden, aber vielkräftigen, ewig ſchaffenden, wundenſchlagenden, aber auch heilenden und verſöhnenden Natur.

Es wird ſich allmählich wohl Vieles wieder mehr abwenden von der „Wiſſenſchaft", die allerdings auf realer Baſis ſteht, wie ſie ſich gerne ausdrückt, aber die mit den realen Dingen das thut, was heute ſchier Jedermann thun will, weil es auf mühloſe Weiſe reich machen ſoll — nämlich ſpeculiren. Daher iſt ſie eben auch eine ſpeculative Wiſſenſchaft, die gerade das nicht geben kann, was man von ihr erwartet. Und beſonders der Jugend ſei es geſagt: Suche dein Heil nicht mehr ſo ſehr in der Bücherweisheit. Wende dich wieder mehr körperlichen Beſchäftigungen zu, dem Feldbau, dem Handwerk. Da iſt in letzter Zeit viel vernachläſſigt worden, da iſt für dich mancher Vogel abzuſchießen, den du auf dem grauen Baum der Theorie nicht triffſt, weil der, nach dem du zielſt — gar nicht oben iſt.

Nachſchrift.

Zuſchriften an den Verfaſſer der Bergpredigt: „Von dem Hochmuth der Kathederweisheit", nachdem dieſe am Chriſttage 1884 in der „Deutſchen Zeitung" zu Wien abgedruckt worden:

„Wir ſind ſehr überraſcht, daß ein Autor mit ſonſt ſo trefflichen u. ſ. w."

„Das Feuilleton muß nachgerade verblüffen. Wieſo wagt es ein Laie, über das Höchſte, über die Wiſſenſchaft, in derart wegwerfendem Tone zu ſprechen u. ſ. w."

„Ihre Erfolge haben Sie übermüthig gemacht, lieber Dichter. Sie wagen ſich an Dinge, die Ihnen ferne ſtehen. Sie bringen die Wiſſenſchaft in ein ſchiefes Licht und das Volk glaubt Ihnen leider."

„Der gemüthliche Roſegger iſt in dieſen Bergpredigten gar nicht mehr zu erkennen. Bleiben Sie bei der Dorfgeſchichte, in den kleinen Schwänken, als gemüthvoller Humoriſt, als der Sie ſchon ſo Hübſches geleiſtet, ſind Sie Jedermann willkommen u. ſ. w."

Die Antwort, die auf derlei zu geben iſt, kann nicht gemüthlich ausfallen. Ich ſitze gegenwärtig in einer großen Stadt, umgaukelt von allerlei Laſtern, Elend und Phariſäerthum der Civiliſation. Da vergeht Einem manchmal Spaß und Luſt zum Fabuliren. Wer die geehrten Correſpondenten und andere Mißvergnügte auch ſein mögen, ihnen Folgendes:

Ich laſſe mir nicht dictiren, was ich denken ſoll, folglich auch nicht, was ich zu ſchreiben habe. Ich bin gewohnt, die Getroffenen ſchreien zu hören, ſo murrten die Literaten, die Prieſter, die Schullehrer, die Soldaten, die Aerzte u. ſ. w., als ich Dinge ſagte, die ihnen unangenehm waren. Nun grollen auch die Profeſſoren. Ich mag ja Unrecht haben, aber ich denke und ich fühle es einmal ſo, und das größte Unrecht des Schriftſtellers wäre, aus Rückſichten Anderes zu ſagen, als er meint; daß Freimuth keine Roſen bringt, weiß ich längſt — aber gute Früchte bringt er über kurz oder lang — nicht vielleicht ſo ſehr dem Freimüthigen, als den Menſchen im Allgemeinen.

Jene, die über dieſe Bergpredigt überraſcht, verblüfft ſind, haben mich bisher mißverſtanden. Ob ich mit Rouſſeau ſtimme oder nicht, ich weiß es nicht, ich kenne ihn zu wenig; es mag wohl auch noch Anderen einfallen, daß die Uebercultur und der Hochmuth des Geiſtes von Uebel ſein können. Im Angeſichte der heutigen Weltzuſtände liegt ein ſolcher Schluß doch wahrlich nahe genug. Von meinen erſten Dorfgeſchichten an bis zum „Waldſchulmeiſter" und zum „Gottſucher" geht derſelbe Grundgedanke: ich ſtelle das Natürliche höher als das Gemachte, das Ländliche höher als das Städtiſche, die Einfachheit höher als den Prunk, die Thaten höher als das Wiſſen, das Herz höher als den Geiſt. — Wer das ſieht, mich ſo kennt, der kann von meiner Bergpredigt gegen den Hochmuth der Kathederweisheit doch unmöglich überraſcht und verblüfft ſein.

Ich habe mich durch verſchiedene Schichten der menſchlichen Geſellſchaft durchgelebt. Es giebt Ueberzeugungen und Ideale, die in der Erfahrung ſich auflöſen, die meinen ſind in der Erfahrung entſtanden und befeſtigt werden. Sollten mich neue Erfahrungen eines Beſſeren belehren, umſo beſſer, in jedem Falle leitet mich nur meine Ueberzeugung allein. Die Wahrhaftigkeit im Ausdrucke des Empfindens und Denkens iſt die einzige Wahrheit, welcher der Schriftſteller zuſtreben ſoll. Ob er ſich damit Freunde oder Feinde macht, das hat ihn nicht zu bekümmern.

Von der neuen Weltweisheit und den Spitzbuben.

Vor einigen Wochen war's, da hat ſich im hieſigen Landesgericht ein Straßenräuber nachgerade wacker vertheidigt.

„Was wollt Ihr denn?“ ſagte er, „ich bin wohl mit einem Magen geboren worden, aber nicht mit einem Geſetzbuch.“

„Unkenntniß des Geſetzes entſchuldigt nicht,“ entgegnete der Staatsanwalt.

„Alſo ſetzt Ihr voraus, daß man auch ohne Geſetzbuch wiſſen muß, was recht und unrecht iſt? Aber Herr Gnaden Staatsanwalt! Sie haben einen Bruder und dieſer Bruder iſt ein philoſophiſcher Profeſſor und dieſer Profeſſor hat erſt vor Kurzem eine öffentliche Rede gehalten, daß Rechtsſinn und Gewiſſen dem Menſchen nicht angeboren, ſondern anerzogen ſei. Von Natur aus wären wir alle Thiere, Sie auch, Herr Präſident.“

Dieſer ermahnte ihn, ſich reſpectvoller zu betragen.

„Mit Reſpect zu melden,“ fuhr der arme Sünder fort. „Sie, Herr Gnaden Präſident, haben einen gelehrten Vetter, der in einem Buche haarſcharf nachgewieſen hat, wie viele Verbrecher unter ſo viel tauſend Staatsbürgern vorkommen müſſen. Danken Sie Gott, meine Herren, daß ich hier einen Platz einnehme, auf welchem ſonſt möglicherweiſe Einer von Ihnen ſelbſt ſtehen müßte."

„Man ſollte ihm das Wort entziehen," meinte der Obmann der Geſchwornen.

Der Spitzbube fuhr fort: „Der Herr Obmann der Geſchwornen dort hat einen ſtudirten Sohn, der vor einiger Zeit eine ſchöne Abhandlung hat drucken laſſen darüber, daß der Menſch keinen freien Willen hat. Warum alſo quält Ihr an mir einen Unglücklichen, Unſchuldigen, beraubt ihn der Luft, des Sonnenlichts, verachtet ihn, wollt ihn henken? Ich habe gethan, was ich gemußt."

„Und wir thun auch, was wir müſſen," ſagte der Präſident. Nach einer Stunde war der Raubkerl zu Trotz aller modernen Philoſophie verurtheilt.

Mit dieſer Sache hängt, wenn auch nur innerlich, meine kleine Geſchichte vom Holzwurm zuſammen.

Wenige Tage ſpäter, als ich dies Jahr mein Sommerhäuschen bezogen hatte, rannte mir eines Morgens auf der Gaſſe der Holzwurm nach.

„Haben Sie's ſchon geleſen in den Zeitungen," ſchrie er mir munter zu, „die neue Weltweisheit?"

Bevor wir jedoch die neue Weltweisheit kennen lernen, müſſen wir den Holzwurm vorſtellen. Dieſer Holzwurm iſt ein kleiner hagerer Mann, der ſeit ſechzig Jahren ſehr behendig in der Welt umherläuft und vor lauter Bücklingen, die er ſeinen Zeitgenoſſen gemacht, ſchon ganz buckelig geworden iſt. Sie nennen ihn den Holzwurm, weil er ärger, als es der Borkenkäfer thun könnte, die Wälder verwüſtet. Er iſt Holzhändler, kauft Bauholz, Brennholz, Kohlenholz, Bretterholz für die Sägen, Telegraphenſtangen, Schwellen für Eiſenbahnen, Laubholz, Zirmholz für Tiſchler, Weiden für Korbflechter, Birken für Wagner u. ſ. f. Alles, was hölzern iſt, kann er brauchen. Den kahlen Bergen der Gegend iſt es leicht anzuſehen, daß hier Einer lebt, der ihnen die Haut abzieht. Aber der Bergſchinder bekommt demnächſt wahrſcheinlich was in's Knopfloch, denn er beſchenkte zu Weihnachten unſer Armenhaus mit drei Klaftern Brennholz und verſprach, noch Mehreres zu thun. Ueberhaupt iſt er ein Gönner des Armenhauſes, er liefert ihm nicht allein Brennholz, ſondern auch Arme. Denn ſo iſt es in unſeren Gegenden: Wo ſie die Bäume fällen, bleibt auch kein Bauer ſtehen.

„Die neue Weltweisheit!" ſchmunzelte mein Holzwurm. Sie ſchmeckt ihm. Er las in den Volksblättern den Auszug einer jüngſt öffentlich gehaltenen Vorleſung über den menſchlichen Rechtsſinn. Wir haben keine Verantwortlichkeit mehr vor einem höheren Gericht. Das ſogenannte Gewiſſen iſt nur eine anerzogene Schwäche, aus Nützlichkeitsgründen entſtanden, aus Nützlichkeitsgründen aufrechterhalten. Die Lehre rückt ſyſtematiſch vor. Kein Göttliches. Nichts als Thiere! ergo —!

Leuten wie dem Holzwurm muß das willkommen ſein. Denn mitunter — wenn's auch nicht oft geſchieht — fühlen ſie doch ein gewiſſes läſtiges Unbehagen. Der Ruf eines Unglücklichen, die Klage eines Darbenden, oder der Hammer auf einen Sargdeckel wiederhallt ſo ſeltſam und übel in ihrer Bruſt. Bah, anerzogene Schwächen! Man muß ſich kräftigen und in der neuen Lehre — ihr werdet es noch erleben — ſteckt ſehr viel Kraft.

Den Holzwürmern gegenüber verliere ich kein Wort; bei mir geſagt aber: Nicht blos das Tüchtige in uns ward uns von der Cultur anerzogen, als auch — und vielmehr noch —

die Laſter. Die größten unſerer Sünden wider die Natur finden wir beim Thiere nicht. Im Keime wird wohl Beides vorhanden geweſen ſein. Wer ſeine Tugend und Tüchtigkeit aus dem Geſetzbuche zieht, der iſt nicht mein Mann. Das Geſetzbuch iſt das Evangelium des Eigennutzes. Das Geſetzbuch iſt negativer Natur, Du ſollſt nicht, ſagt es, Du ſollſt nicht ſtehlen. Das uns von der Natur an's Herz gelegte Geſetz ſagt: Du ſollſt. Du ſollſt den Mitmenſchen Gutes thun.

Von der großen „Weltweisheit“ kommen wir nun auf ein kleines Bäuerlein. Das kam vor einiger Zeit zu mir, und aus den Anſtalten zur Höflichkeit, die es in ſeiner Art vor meiner Thür machte, ſchloß ich, daß es bittweiſe nahe. Der Schallreiter von Dreigräben war's. Der habe gehört, ich ſei ein guter Mann.

„Das habe ich auch von Euch gehört,“ war mein Entgegnen.

„Mag wohl ſein,“ ſagte er, „aber ich bin halt auch ein dummer Mann und weiß mir nicht zu helfen. Ich bin ſchon bei meinen Nachbarn und ſonſtigen Bekannten geweſen, die wiſſen mir auch nicht zu helfen und haben geſagt, ich ſoll den Herrn fragen. Aber ich denke, ich werde weit gehen müſſen, bis ich Einen finde, der klüger iſt wie der Holzwurm.“

Hierauf begann er ſein Anliegen ſachte vorzubringen: „Im vorigen Herbſt, wie gerade wieder das Steueramt anhebt grob zu werden und mir meine letzten paar Kühe wegnehmen will, weil ſonſt nicht mehr viel da iſt, kommt der Holzwurm. Iſt eine Schickung Gottes, denke ich; wo der Holzwurm einbohrt, da ſetzt's allemal Geld. Wie es fortweg ginge? fragt er, zu ſchnupfen feilt er mir an, und ich ſollt' mit ihm ein wenig in's Holz (den Schachen) hinausgehen. — Auch wegen meiner, ſage ich. — Dir thut's es gern, Schallreiter, ſagt er, ich kaufe Dir Dein ganzes Holz ab und überzahl' Dir's hoch. — Wär' ſchon recht, ſage ich, aber um die ſchönen Bäume thät's mir leid. — Wachſen ja wieder nach, meint er. — Wahr iſt's eh, ſag ich, ob er alle wollt'? — Dein ganzes Holz, ſagt er und haut mir dreihundert Gulden auf die Hand. Ich hätte ihn gern noch um etliche Zehner hinaufgetrieben, verſteht ſich; da hebt er mir an zu klopfen an den Baumſtämmen und das Holz wäre nicht mehr friſch und verrechnet hätt' er ſich auch, es gäbe nicht ſo viel an Klaftern, wie es auf den erſten Blick ausgeſehen. Mir wird Angſt, er könnt' ſein Gebot zurücknehmen und ſchlag auf die dreihundert Gulden ein. Hat's ſchriftlich begehrt und habe meine drei Kreuz d'runter geſetzt."

„Und hat er ſein Wort nicht gehalten?" war meine Frage.

„Viel zu gut," ſagte der Bauer. „Im Winter hat er mir den Schachen weggeſchlagen. Frei gefröſtelt hat's mich, wie ich dort, wo früher der ſchöne Wald iſt geſtanden, auf einmal hineinſehe in die dürren Steinwänd! Seither habe ich bei meinem Haus Sturmwind und der Hausbrunn iſt auch ausgeblieben."

„Ja, lieber Freund, dagegen kann man jetzt nichts mehr machen."

„Will auch nichts," ſagte der Schallreiter, „aber daß der Holzwurm hergeht und mir im Frühjahr die drei Eichen umſchneiden läßt, die auf der Wieſe ſtehen, und den alten Birnbaum nehmen will, der vor meinem Haus ſteht und noch gut iſt, daß mir der Sturm die Hütten nicht umwirft!"

„Habt Ihr ihm denn auch die Laubbäume verkauft?"

„Sagen thut er's, aber derlogen iſt's. Ich habe ihm nur den Schachen verkauft. Jetzt will ich ihn klagen gehen und er ſagt, ich ſoll's thun, und der Notar ſagt, es wäre eine ſchlimme Sach'. Iſt mir der Zorn aufgeſchoſſen und hab' den Holzwurm einen Spitzbuben geheißen. Mir thut's nicht leid um's Wort, aber — was glaubt der Herr — was dieſer Kund jetzt thun will? Mein Haus will er mir niederreißen!"

„Oho!" ſchrie ich auf und muß gelacht haben, denn der Bauer ſagt ganz verzagt: „Mir iſt gar nicht zum Lachen. Und daß ich mich auslachen laſſe, desweg' bin ich nicht hergekommen. Wenn Einer da lachen kann, ſo kann's der Lump, der allein, der's auf dem Papier hat, ich hätte ihm mein ganzes Holz verkauft. Die Eichenbäume ſind von Holz juſt wie der Schachen, der Birnbaum iſt von Holz, das Haus iſt auch von Holz, das kann kein Menſch leugnen."

„Nur zum Gericht gehen," gab ich hin, „das wird dem Holzwurm ſchon ſagen, was ihm gehört."

„Der Schneider Lipp iſt auch nicht dumm," fuhr der Schallreiter fort, „der ſagt, das Gericht kunnt nichts machen, das Geſetz thäte nach dem Buchſtaben gehen und der Buchſtabe ſagt, ich hätte ihm mein ganzes Holz verkauft. Meine drei Kreuzeln ſind daruntergeſchmiert — aus iſt's, wenn mir der Herr keinen Rath weiß. Ich ſoll bis in acht Tagen das Haus räumen, hat mir der Holzwurm ſagen laſſen."

Auf das antwortete ich: „Noch weiß ich nicht, welchen guten Rath ich Euch in dieſer ſchönen Geſchichte geben kann; einſtweilen den, daß Ihr ruhig in Eurem Hauſe ſollt ſitzen bleiben. In etlichen Tagen kommt wieder, da werde ich's überlegt haben, wie wir den Holzwurm zu Schanden machen wollen."

Als ich jedoch allein war, kam mir die Sache verteufelter vor, denn zuerſt. Es ſtand klar, verkauft war nur das Holz, oder das Gehölz, der Schachen; ſo hatte es der Holzwurm angelegt, daß es der Bauer meinen ſollte. Es iſt in hieſiger Gegend Sprachgebrauch, daß man ſtatt Wald oder Gehölz: Holz ſpricht, und wenn Einer ſagt: Ich gehe in's Holz, ſo hat man nicht zu denken, daß er etwa wie ein Bohrer oder ein Borkenkäfer ſich in einen Holzblock hineinfrißt, ſondern daß er in's Gehölz geht. Das iſt ja ſonnenklar. Aber der Buchſtabe des Geſetzes iſt bisweilen ein Ungeheuer und wenn der Schallreiter dem Händler all ſein Holz verkauft hat, ſo ſind die Eſchen und der Birnbaum hin, iſt Haus und Stadel hin und der Bretterzaun und das Heft des Taſchenfeitels, den der Bauer im Sack führt. Gut, daß ſo ein Menſch keinen Zahnſtocher hat, er wäre auch hin. Unſere Geſetze ſind klar, wie ſie ſagen, ſo iſt's, daran läßt ſich nichts deuteln. Jeder ſehe ſich ſelbſt vor, daß er nicht d'rangeht. Das ſagte mir ein alter Gerichtsadjunct, mit dem ich die Sache beſprach, und ſagte es mit ſo ſtrenger Miene und in ſo ſchnarrender Weiſe, daß ich allen Muth verlor. Der Holzwurm hingegen war ſehr munter und lobte die Strictheit des bürgerlichen Geſetzbuches, das die Rechte der Steuerzahler ſchütze.

Da lebt eine halbe Stunde von unſerem Dorf ein kleiner Branntweinwirth. Und die kleinen Branntweinwirthe, das ſind allemal noch die Verſchmitzteſten. Sie müſſen es ja zuwege bringen, daß die Leute bei ihnen alles leibliche und geiſtige Elend trinken und noch dafür Geld bezahlen. Dieſer kleine Branntweinwirth kann weder leſen noch ſchreiben; ſein einziges Buch iſt das Kerbholz; es war durchaus nicht anzunehmen, daß ihm etwa ein Schauſpiel des großen Briten bekannt ſein könnte, höchſtens irgend ein Schwank von Eulenſpiegel, mit welchem er an Drolligkeit und luſtigen Einfällen Manches gemein hatte. Bei ſolchen Winkelwirthen kommt's oft vor, daß der Spiritus ihrer Köpfe mehr werth iſt als der ihres Geſüffes.

Und der Branntweiner hörte alsbald von den Röthen des Schallreiters und meinen Anſtrengungen, ihm zu helfen. Er ließ mir Folgendes ſagen: Das, was er für mich habe, ſei zwar werth, daß ich zu ihm käme, weil ich jedoch ein woltern reſpectabler Herr ſei, er aber ein ſchlechter Giftmiſcher, obgleich ein privilegirter, ſo möchte ich die Gnade haben und ihn wiſſen laſſen, wann er bei mir anklopfen dürfe? — Wann er wolle, ließ ich antworten, und er wollte ſehr bald. Am ſelben Abende noch kam er und brachte ein ſo verkniffenes Lächeln mit, daß ich gleich ahnte, er bringe was Beſonderes.

„Dem Holzwurm will ich was anthun,“ ſagte er, kaum noch die Thür hinter ihm zugegangen war. „Ich bin ihm viel ſchuldig, dem Herrn Holzwurm. Er hat mir die Sorgen um mein groß Haus und Hof abgenommen, denn mich hat er klüger eingefädelt, als den Schallreiter; meinem Grund hat er nach und nach die Haut abgezogen, den grünen Wald; alsdann iſt mir ſelber kalt worden auf dem Berg, und hat er den glatzigen Bühel halb geſchenkt bekommen. Das habe ich Alles freiwillig gethan, denn ich habe es nicht gemerkt, wie er ſchon mit dem erſten Stamm, den er mir abgekauft, angefangen hat, mich dazu zu zwingen. Da haben wir das Geſetz weiter nicht gebraucht. Aber hier iſt's leicht. Der Schallreiter hat ihm ſein ganzes Holz verkauft, das iſt richtig, da läßt ſich nichts machen; Alles, was hölzern iſt an dem Bauern und ſeiner Wirthſchaft, gehört dem Holzwurm.“

Unwillig deutete ich mit der Hand, ich wolle von dieſer tollen Geſchichte nichts mehr hören.

„Jetzt ſoll der Holzwurm ſein Holz aber allſogleich wegſchaffen, allſogleich!“ rief der Branntweiner, und fuhr zu herriſchem Befehle mit der Hand aus. „Soll ſich aber hüten, an den Bäumen auch nur ein Blatt, eine Nadel zu verletzen, auch nur eine Glasſcheibe, einen Nagel an der Wand, einen Strohhalm auf dem Dach zu verrücken — ſoll ſich hüten!“

Jetzt merke ich's erſt. „Menſch,“ rufe ich aus und will den Branntweiner umarmen, „Du biſt ein Prachtkerl! Der Bauer iſt gerettet.“

Als nachher der Holzhändler von dem Anſchlag hörte, der ſich nicht weniger ſcharf an den Buchſtaben des Geſetzes hielt, als ſein Begehr, und wie ſehr er dabei zu kurz kommen könnte, da hat er ſich ſachte zurückgezogen und iſt mit dem Gehölze allein zufrieden geweſen.

Seither hat die neue Weltweisheit wieder an Credit bei ihm verloren. Was nützt die ſchönſte philoſophiſche Freizügigkeit bei einer ſolchen Pedanterie des bürgerliches Geſetzes?

Von Größenwahn, Protzen- und Verſchwenderthum.

Mein gegenwärtiger Vortrag handelt von der Größenſucht und der ſchlechten Haushaltung der menſchlichen Geſellſchaft.

Ein geriebener Prediger wird niemals mit Pathos beginnen, ſondern ſtets ſchlicht und womöglich mit einer kleinen Geſchichte aus dem Leben.

Ich hatte einmal ein Stubenmädchen. Dieſes Stubenmädchen war jung und unerfahren, und es kam, daß ich mich vor ihm geſchämt hatte etliche Tage lang. Das war ſo. Ich hatte dasſelbe eines ſchönen Maitages in die Stadt geſchickt, um für eine Landpartie en famille einen vierſitzigen Einſpänner zu holen. Sie kam bald mit einem zweiſitzigen Einſpänner und wurde ausgezankt; wenn ſie ſo ſehr vergeßlich wäre, ſo ſolle ſie es unterwegs doch beſtändig wiederholen, was ſie zu beſtellen habe — einen vierſitzigen Einſpänner! Das Mädchen ging noch einmal und kam lange nicht zurück, ſo daß wir uns wunderten, wie auf den üblichen Standplätzen die Wagen vergriffen oder beſſer verfahren ſein ſollten. Nach zwei Stunden kam ſie ſchnaufend, erſchöpft und ohne Wagen. Sie ſei die ganze Stadt abgelaufen, berichtete ſie athemlos, und habe nicht einen einzigen Vierſpänner gefunden. — Das heilige Kind hatte in der ganzen Stadt nach einem einſitzigen Vierſpänner geſucht!

Nun war mir aber ganz unerträglich, wenn ich mir vorſtellte, wie die Magd zwei volle Stunden lang gedacht haben mußte, ich wolle mit einem einſitzigen Vierſpänner über Land fahren. Wohl denken ſolche Leute in der Regel ſehr wenig über das, was ſie angeht, mehr jedoch über das, was ſie nichts angeht. Und wie mußte ich ſolchergeſtalt im Geiſte vor ihr geſtanden ſein! Ein Menſch, deſſen Vater auf dem Miſtkarren ſaß, wenn ſolcher leer vom Felde zurückfuhr, giebt's jetzt mit Viergeſpann, wie die Grafen und Fürſten, die verrückten natürlich, denn die vernünftigen wiſſen, daß ſich's zweiſpännig beſſer fährt. Ein Schlucker, der ſich zuſammennehmen mag, daß Weib und Kind ſich täglich einmal ſatt eſſen können — ſo ein Dichter da, man weiß ja eh! Der läßt ſeinen heiligen Leib, der nicht fünfzig Kilo Neugewicht wiegt, mit vier Röſſern über den Erdboden zerren! Er ſoll ſich nicht verſündigen mit ſeiner Hoffart, hat's manch Beſſerer ſchon an den Bettelſtecken gebracht!

Und all das einzig nur, weil ſich wahrſcheinlich während des Laufens in dem Kaleidoſkop ihres Gehirnes das Ding ein ganz klein wenig verſchoben hatte, ſo daß aus dem vierſitzigen Einſpänner ein einſitziger Vierſpänner geworden war.

Als wir endlich im vollgepfropften Einſpänner ſaßen, bat ich die Magd, uns nachzublicken, ſo lange ſie den Wagen ſehen könne, damit ihr die eingebildete Erſcheinung durch die wirkliche im Kopfe verdrängt werde. Und ſie konnte den Wagen zum Glück ſehr lange ſehen; dem Klepper ſchien darum zu thun geweſen zu ſein, daß er in ihr jungfräuliches Gedächtniß einen recht tiefen Eindruck mache.

Erſt nach einigen Tagen, auf meine Frage, ob ihr inneres Geſicht mehr Vierſpänniges oder Einſpänniges zeige, gab ſie mir die beruhigende Antwort, daß ſie ſich meine Figur nur hinter einem Einſpänner denken könne.

Das war nun wohl vernünftiger gedacht, als jener ungariſche Gerichtspräſident dachte, der einen dort wohlbekannten Volksdichter, welcher im Gerichtsſaale als Zeuge vorgeladen war, energiſch aus dem Saale wies, weil er in Hemdärmeln erſchienen. War denn der Herr Präſident deſſen ſo ſicher, daß der Volksdichter einen Rock überhaupt beſaß?

Wie aber mag ſich in ſolchen rockloſen Leuten, welche allergünſtigſtenfalls in einem Einſpänner mit ihrer ganzen Sippe eine Erſte-Maipartie machen, wie mag ſich in ihren Augen das übermüthige Treiben der Welt wiederſpiegeln? Das Treiben der großen, anſpruchsvollen, glanzvollen, herriſchen Welt, jener, die gar keine organiſche Nothwendigkeit, keine ſittliche Berechtigung hat, dazuſein?!

Dem Verdienſte ſeine Kronen! Das ſteht auf unſerer Fahne, die weder roth iſt, noch eine andere politiſche Farbe hat, es wäre denn blau und grün, weil ſie ſo weit reichen ſoll, als ſich der blaue Himmel wölbt über die grüne Erde. Dem Verdienſte ſeine Kronen, es habe nun als Arbeit der Hand, oder als Arbeit des Geiſtes der Menſchheit genützt; jedoch aber auch: den Kronen ihr Verdienſt!

Wohl, wir haben einen wirklichen Adel im Lande, einen, bei dem der Adel der Stellung mit dem der Geſinnung zuſammenfällt; dem ſei Ehre. Doch Viele ſind, die glauben, ihre Viſitkarte, weil darauf eine Krone ſteht, ſei eine Eintrittskarte in die Welt, giltig für alle Vorſtellungen, Luſtbarkeiten, Fahrten und Ritte, Aemter und Stellen, Schuldenmacherei, Niederträchtigkeiten und Thorheiten — eine Freikarte giltig, für Alles. Wollen die Herrſchaften doch einmal Acht geben, ob der Termin ſolcher Karten nicht bereits abgelaufen iſt? Prolongirt wird nicht mehr.

Es iſt kein Xerxesſchlag, es iſt kein Kampf mit der Windmühle mehr, es iſt keine Predigt vor leeren Bänken oder ſchlafenden Köpfen, es iſt aber ein Ruf des Wächters vom Thurme, auf den Alle hören, der alle Herzen beben macht, weil er Gefahr verkündet.

Wir verkünden Gefahr! Wir hören das Prickeln und Kniſtern und Schnalzen eines Gebäudes, deſſen Grundfeſten morſch ſind und die Laſt von Pracht und Prunk nicht mehr tragen können, die man ihnen aufgebürdet hat.

Etwa gegen den Luxus eifern? Fällt uns nicht ein, wir eifern gegen das Bedürfniß. Der Luxus wird Niemandem gefährlich, den wirft man ab, wann man will, wann er zu koſtſpielig wird, wann er aus der Mode kommt, wann er Unbequemlichkeit macht. Nicht ſo das großgezogene Bedürfniß, das als beſcheidenes Mädchen in's Haus kam, ſich einzuſchmeicheln wußte, durch Verführungskünſte hier eine offene Hand, dort ein lüſternes Herz eroberte, um endlich als prätentiöſe Dame das ganze Haus zu tyranniſiren. Allerdings, der Kuppler Luxus hatte ſie eingeführt.

Wir haben ein Beiſpiel aus dem Leben. Beim Herrn Meier war es vor dreißig Jahren Luxus, wenn er der Magd ſeiner Zimmerfrau wöchentlich einen Sechſer gab, daß ſie ihm Wurſt und Käſe vom Greißler holte, denn er hätte es ja ſelber thun können. Vor zwanzig Jahren war es ihm ein Bedürfniß, beim feinſten „Sacher“ der Stadt zu ſoupiren, denn ſein ſchlechter Magen vermochte gewöhnliche Küche nicht recht zu verdauen. Damals erlaubte er ſich nur den Luxus, wöchentlich ein paarmal mit Fiaker in die friſche Luft zu fahren. Vor zehn Jahren nahm er leider eine Stellung ein, die ihm eigene Caleſche mit Pferden und Kutſcher zum Bedürfniſſe machte; ſelbſtverſtändlich auch die nöthigen Lakaien. Zur ſelben Zeit baute er ſich in ländlicher Einſamkeit eine Villa, das war Luxus, ſagte er ſelbſt, denn er hätte ſich auch ein Landhaus miethen können für die Sommermonate; Jedermann weiß, daß man in ſeinem eigenen Hauſe am theuerſten wohnt. Heute beſitzt Herr Meier Villen im ſalzburgiſchen Gebirge, an den kärntniſchen Seen, am Geſtade der Adria, denn ſein Geſundheitszuſtand macht ihm häufige Luftveränderung zum Bedürfniß. Zum Glücke haben ſich ſeine Verhältniſſe derart günſtig geſtaltet, daß vor wenigen Wochen, als einige Aſthma-Anfälle ihm ſüdliches Klima nöthig machten, er ſich den Luxus erlauben konnte, zur Bequemlichkeit der Reiſe einen Eiſenbahn-Extrazug aufzunehmen. Und von jetzt nach zehn Jahren — ? Doch wozu heute unmöglich ſcheinende Conſequenzen ziehen? Einſt wird Herrn Meier junior — welcher als Sohn ſeines Vaters eine gute Beamtencarrière gemacht hat — ſeine Staubſerien zu einer eigens dazu arrangirten Vergnügungsflotte nach London, Newyork, Mexico und Liſſabon machen unter allem denkbarſten Comfort, dabei aber weniger Behaglichkeit empfinden, denn einſt ſein Vater als armer Student und Afterpartei nach vollbrachtem Penſum empfand, wenn die Magd Käſe und Speckwurſt gebracht hatte.

Das Schlimmſte iſt aber noch, daß den Einen die Speckwurſt nährte, den Andern ſeine Genußſucht und Windbeutelei ruinirt.

„Wenn ich König wäre,“ ſagte jener Bauernknecht, „ich wüßte wohl, was ich thäte! Ich legte mich in's Heu und ſchliefe den ganzen Tag.“ Ein genußſüchtiger Patron! Aber dem Manne kann geholfen werden, während den Prätentionen unſerer Parvenus, haben ſie hinter ihrem Wappen nun einen Stammbaum oder einen Baumſtamm — andeutend, daß der Großvater ein Holzhauer geweſen — nicht zu helfen iſt. Ein einziger Mann, der das Wünſchen und Verlangen gelernt hat, iſt weit unbegrenzter in ſeinen Anſprüchen, als alle ſeine Zeitgenoſſen zuſammen in ihrem Entdecken, Erfinden und Schaffen.

Wie es obbeſagter Herr Meier treibt, ſo treiben es heute Hunderttauſende aller Stände — ob in größerem oder geringerem Maßſtabe, das Verhältniß bleibt ein gleiches. Stets noch Eins, immer Eins voraus. Alſo: Der Bauer ſpaziert in den Stiefeln des Gutsbeſitzers herum, der Gewerbsmann ſtolzirt im Wagen des Fabrikanten, der Krämer verſilbert den Credit des Kaufmanns, die bürgerliche Stube iſt zum Salon, das ſolide Landſchloß zum prunkenden Stadtpalais geworden.

Der Jüngling findet, daß es größer ſei, in der Bierhalle ſprechen, als im Lehrſale hören. Und der Profeſſor ſieht mehr Ehre darin, ſeine Theorien in dickbändigen Druckwerken dem Staube der Bibliotheken einzuverleiben, als dieſelben in die bewegſamen Geiſter und lebendigen Herzen der Jugend zu pflanzen. Ein Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften iſt etwas, ein Hofrath aber iſt noch mehr!

Ach wie löblich iſt es, ehrenwerthe Zuhörer, daß heutzutage Alles Menſch werden will — der beim Baron anfängt. Dieſes erfreuliche Beſtreben nach Veredelung des Geſchlechtes wird klar veranſchaulicht durch eine kleine Geſchichte, die ich erzählen will.

In Frankreich lebte ein reicher Spießbürger. Der dachte objectiv, verachtete wie recht und billig den Plebs und ſchloß ſich an den Adel. Beſonders hielt er ſich an einen Baron, mit dem er dicke Freundſchaft ſchloß. Nun geſchah es, daß ſich der Baron in die Tochter des reichen Spießbürgers verliebte und um ihre Hand anhielt. Der Vater wollte anfangs davon nichts wiſſen, gab endlich aber auf ſtürmiſches Drängen ſeine Einwilligung. Und was geſchieht? Von dieſer Zeit an, da der Baron ſein Schwiegerſohn iſt, beachtet ihn der Spießbürger nicht mehr, grüßt ihn nicht, kurz, will mit ihm nichts mehr zu thun haben. So wird er endlich befragt: „Warum das?“ Worauf er antwortet: „Ich habe den Mann ſehr gern gehabt, aber ſeine Mesallianz werde ich ihm niemals verzeihen.“

Solche Beiſpiele der Selbſtloſigkeit weiſt die Welthiſtorie nur wenige auf. Ob die Geſchichte geſchah oder nicht, ſchon daß ſie erzählt wird und dergeſtalt luſtig um den Erdball flattert, iſt ein Zeichen der Zeit.

Wir wollen mehr ſein, als unſere Vorfahren, wir wollen es beſſer haben als ſie — was iſt denn da einzuwenden? Der Fortſchritt und die Entwicklung iſt Hauptaufgabe des menſchlichen Geiſtes. Und wenn die Reichen, die es thun können, Geld unter die Leute werfen, ſo daß tauſend und aber tauſend Familien von ihnen leben können, was in aller Welt iſt denn dagegen einzuwenden?

Dagegen wäre in aller Welt nichts einzuwenden. Es fragt ſich nur: Wofür werden die Kräfte verbraucht? Iſt das, was wir anſtreben, zum ſittlichen Vortheile der Generation? Iſt es zum moraliſchen oder wirthſchaftlichen Nutzen unſerer Nachkommen? Kommt es dem Vaterlande zu Gute? Iſt es ein ſiegreicher Kampf gegen die das Menſchengeſchlecht fortwährend bedrohenden Naturelemente? Iſt es eine ehrliche Fehde gegen unſere thieriſche Selbſtſucht und Leidenſchaften? Iſt es eine Grundlegung zu wirklichem, dauerndem Gedeihen? Oder iſt es endlich ein helleniſches Ringen nach dem Schönen, nach Heiterkeit des Lebens?

Von all dem nichts. Was uns bewegt und wir bewegen, es iſt der Drang nach phyſiſchem Genuß, den die Gemeinheit, nach äußerem Glanz, den die Geſchmackloſigkeit dictirt. Die Neubauten, die vor unſeren Augen entſtehen, ſind das beſte Sinnbild unſerer modernen Geſellſchaft: ein „monumentales“ Kleid deckt die dünnen Ziegelmauern, genau im Sinne des Dichters: „Dein Haus auf Erden iſt ein Zelt nur.“ Wir kennen Staaten, in denen ſo viel zur Hebung des allgemeinen Wohles geſchieht, daß unter den Steuerlaſten die Staatsbürger zuſammenbrechen. Solch ein Staat handelt eben auch im Geiſte ſeiner Zeit, er verbeſſert im Lande Grund und Boden, während von den Bauernwirthſchaften eine um die andere gerichtlich verſteigert wird. Er baut Verkehrsſtraßen, während ein Handelshaus um's andere, ein induſtrielles Etabliſſement um's andere fallirt. Er baut Schulen, niedere und hohe, in denen Alles gelehrt wird, nur nicht, wie man ſich durch ſchlichte arbeitſame Lebensweiſe vor gerichtlichen Verſteigerungen und Falliments ſchützen könne. Wir kennen Staaten, welche ſelbſt in den tiefſten Friedenszeiten alljährlich ungezählte Millionen für das Militärweſen verbluten, ſo daß der Ausſpruch, heute koſte Europa ein dreißigjähriger Friede materiell mehr, als einſt der dreißigjährige Krieg, kaum ein Paradoxon iſt. Und die Kunſt, die uns erheitern und erheben ſoll, ſie geht bei dem ungeheuren Geldumſatz faſt leer aus; wer ſich an derlei erquicken will, der muß zu den Reſten der Vorzeit zurückgreifen, die es beſſer verſtanden hat, ihre Reichthümer genußreich zu verwerthen, und deren Trümmer noch in der Kunſtwelt höhere Schätzung erfahren, als die Meiſterwerke der Modernen.

Wir verpuffen uns an dem Effectknall, und was zurück bleibt iſt Dunſt und Rauch. Und das Allerſchlimmſte noch, daß wir uns ſehr übel dabei befinden. Trotz allem Comfort keine Behaglichkeit, trotz aller Hymnen über die großartigen Fortſchritte und Errungenſchaften keine Befriedigung, trotz aller Glücksritterei kein inneres Glück.

Ganz unſinnig der Wahn, als könne die Menſchheit, oder auch nur ein Einzelner in ihr, je im Zuſtande vollkommener Behaglichkeit und Befriedigung ſein. Aber ſo ſehr war das Unbehagen wohl kaum jemals geſteigert, als in unſerer Gegenwart, deren Maximen wie ein Vampyr am Blut und Mark der Menſchheit ſaugen. Es iſt eben die Uebergangsperiode, ſagt man. Gut, dann trachte man nur immer noch fieberhafter nach dieſer Richtung in's Extreme weiter zu haſten, um möglichſt raſch darüber hinauszukommen. Aber man erwarte auf ſolchem Wege kein allmähliches Einlenken in geſündere Zuſtände, ſondern eine Kataſtrophe.

Wirklich wohl fühlt ſich bei ſolchen Verhältniſſen nur Der auf der Kanzel. „Das iſt die gottloſe Zeit! Seht Ihr? Weil Ihr Heiden ſeid!“

Das Schoßkind und der Prügeljunge unſeres Zeitgeiſtes, der Peſſimiſt, meint nun zwar, wir ſeien ſelbſt Heiden nicht mehr, denn es ſei nicht blos die gott-, ſondern auch die götterloſe Zeit angebrochen. Wir hätten Carricaturen, aber keine Vorbilder, Steckenpferde, aber keine Ideale; unſere Richtſchnur ſei die Laune des Tages, wir ſeien Automaten, die ſich bewegen, weil ſie die Mode am Schnürlein zieht, wir ſeien gezähmte, dreſſirte Thiere, unter Umſtänden auch wilde . . . .

So bohrt ſich der verzweifelnde Scorpion den Stachel in's eigene Fleiſch. Das iſt das Merkmal: der eine, weitaus größte Theil der Menſchen taumelt in halber Betäubung oder in leidenſchaftlicher Selbſtvergötterung dahin; der andere, beobachtende Theil gießt das Kind mit dem Bade aus, wirft die Flinte in's Korn, jammert und keift, läſtert die Laſter, läſtert die Tugenden. Daß zwiſchen den beiden Schächern der Heiland hängt, deß will ſich Keiner erinnern.

Das Gleichgewicht fehlt uns. Und was wird das Zeichen ſein, daß die Wage wieder eben ſteht? Wenn das Zünglein nach oben weiſt.

Unſer Anbild, unſere Achſe ſei das Gute und das Schöne, dann wird ſich's gleichen, daß dem ſinnlichen das geiſtige Element, dem Genuſſe die Arbeit, der Drangſal die Liebe, dem Leide die Hoffnung, der Gegenwart die Zukunft Wage hält. Dann noch Eins: Der Regulator für alle volkswirthſchaftlichen Bewegungen und dadurch im weiteren Sinne für die Lebensweiſe aller Geſellſchaftsclaſſen, für deren Entwicklungen und Ausartungen iſt und bleibt für alle Zeit das Quantum von Korn und Frucht, das auf unſerer Erde wachſen kann. Kommt eine Zeit, daß auf Erden noch einmal ſo viel Nahrungsmittel wachſen, als heute, ſo werden auf derſelben auch noch einmal ſo viel Bewohner Platz haben, als gegenwärtig, da man einzelne Gegenden „überfüllt" nennt. Nicht der Menſchen ſind zu viele, aber ihre Mägen ſind zu groß, will ſagen, ihre Anſprüche ſind zu übermäßig. Wenn die künſtlich erzeugten Güter das beſtimmte Verhältniß zu den natürlichen überſchreiten, ſo entſtehen falſche Bedürfniſſe, welche entſittlichend wirken, indem ſie verweichlichen und abſtumpfen und die Ziele des Lebens verrücken oder verwiſchen. Wo im Wohlleben ein Theil der Kraft vergeudet wird, die zur Cultur der Naturproducte oder ſonſt zur Erzeugung der nöthigen Güter bedürft würde, und wo überhaupt der Verbrauch der wirklichen Güter größer iſt, als die Hervorbringung derſelben, dort führt es ſicher zum Bankerott.

Alle Credit- und alle Werthpapiere der ganzen Welt zuſammen haben nicht den Nährwerth eines einzigen Samenkornes.

Die Gefahr iſt uns nahe. Zum Segen nur kann ſich's wenden, wenn nicht allein der Arme den ſittlichen Werth der Arbeit, ſondern wenn auch der Wohlhabende den ſittlichen Werth des Reichthums erkennt. Der Reichthum iſt eine große Pflicht und unſere Emporkömmlinge und Grandſeigneurs hätten wahrlich nicht Urſache, durch übermüthiges Flunkern mit demſelben das ſchwer arbeitende Volk herauszufordern. Ich kenne einen Mann, der ſich durch eigene Talente und wirkliche Verdienſte Reichthum erworben hat, der zwar nicht blöde iſt im Genuſſe *edler* Lebensfreuden, der aber im Uebrigen ſeinen Reichthum faſt mit Demuth trägt. Vor etwa zwanzig Jahren, als ſich bei unermüdlichem Fleiß, bei ernſter Arbeit und gewiſſenhafter Wirthſchaftlichkeit ſeine Verhältniſſe zu heben begannen, konnte er ſich ab und zu den Luxus erlauben, arme Studenten, dürftige Künſtler, verunglückte Arbeiter zu unterſtützen, habloſe Familien vor dem Untergange zu retten. Und ſiehe, auch dieſer Luxus iſt ihm zum Bedürfniß geworden. Heute baut er Schulhäuſer für arme Kinder, gründet Spitäler, iſt eine materielle Hauptſtütze der Wiſſenſchaft und Kunſt — betreibt ſeine Paſſion, die dürftigen Mitmenſchen zu Mitgenießern ſeiner Güter zu machen, im großen Style. Das iſt einer der wenigen wirklich *Reichen* unter den Millionären, welche größtentheils arme Schlucker ſind, weil ſie ihren Reichthum nur haben, damit er ſie friedlos und ſorgenvoll durch ein kurzes Leben jage, ihnen den Neid der Mitmenſchen erwecke und als ein ſchwer verkannter Segen des Himmels auf Erden Schlimmes ſtifte. Das Schlimmſte oft an ſeinen eigenen Beſitzern. Welcher von dieſen Glücksjägern und Großthuern verträgt das Armwerden? Das Glück iſt rund wie die Bleikugel in der Piſtole. Nicht jeder kann's, wie jener Altruſſe, der aus Zufall zu Reichthum kam, und darauf nicht mehr arbeiten, nicht mehr ſchlafen, nicht mehr heiter ſein konnte, aus Furcht vor dem Verlieren. Das wurde ihm auf die Länge zu toll, er verſenkte ſeine dreimalhunderttauſend Rubel in's kaſpiſche Meer und war wieder vergnügt, wie es in ſeiner Natur lag. Warum er das Geld nicht lieber an Dürftige verſchenkt hatte? Weil er fürchtete, daß es ihnen dieſelbe Verlegenheit, als ihm, bereiten könne. Warum er es nicht wohlthätigen Anſtalten verſchrieben? Weil er dachte, das können Andere thun, ich will etwas, das Andere nicht thun können, ich will den Ruſſen ein Beiſpiel geben, daß es für Manchen beſſer iſt, er werfe ſein Geld in's Meer, als daß es ihn verderbe. Dieſes Beiſpiel hat ihn runde dreimalhunderttauſend Rubel gekoſtet. Ob es auch ſo viel werth iſt? Ich bezweifle es, denn an Nachahmern, meine geliebten Zuhörer, wird dieſer Altruſſe nicht viele finden, nicht heute und nicht in alle Ewigkeit, Amen.

Von der Kümmerlichkeit unſeres Kleinbauernſtandes.

Daß die Bauern auf der Welt alleweil untenauf ſein", ſagte mir einſt ein ſteieriſcher Landmann, „das iſt ganz in Ordnung; wie könnten ſie auch ſonſt den Erdboden bearbeiten, wenn ſie nit untenauf wären! Aber nit in Ordnung iſt's, wenn Dieſelben, die obenauf ſein, auf die Unterigen losſtampfen und niedertauchen, daß Eins ſchier keinen Athem mehr kriegen kann. Uns Bauern achten ſie alleweil weniger und verlangen von uns alleweil mehr. Der Bauer vertragt viel, lang iſt er ſtill, Alles giebt er her. Zieht's ihm den Rock aus, ſo ſchreit er; zieht's ihm die Pfaid aus, ſo macht er eine Fauſt; greift's ihm an die Haut, nachher ſchlagt er erſt zu. Und ſchlagt er zu, ſo geht's ihm wie Jedem, der's ſelten thut, er kommt leicht zu grob an."

Wird ſo arg nicht ſein, meint Ihr? Heutzutage raunzt jeder Stand, warum ſoll gerade der Bauernſtand nicht raunzen, der am wenigſten geſchmiert wird! Uebrigens hört man bei uns in der Stadt ja nicht viel von ſeinen Nöthen. Wie und wo ſoll ſich der kleine Gebirgsbauer denn beklagen? Er hat kein directes Organ, das ſeine Intereſſen rechtenorts vertrete. Die Gewerbetreibenden, die Advocaten, die Aerzte, die Lehrer, die Geiſtlichen rühren ſich, wenn's mit ihnen ſchief zu gehen beginnt, machen Demonſtrationen im Geſchäft, im Volk, Lärm in den Blättern, auch einmal ein Revolutiönchen, wenn's ſein muß. Der Bauer knurrt wie ein Kettenhund; man unterſucht zeitweilig nur, ob die Kette noch ſtark iſt, weiter hat's nichts zu ſagen. Einem nur kann der Bauer ſein Elend klagen — dem Steuerbeamten. Helf Gott, das iſt ſelber ein armer Teufel. — Was da geſagt wird, gilt von den Gebirgsbauern.

Wir hören zwar vom Niedergehen des Bauernſtandes; aber ſeit die Eiſenbahnen und Dampfſchiffe uns aus fremden Ländern Nahrung zuführen, brauchen wir uns um unſere Bauern nicht mehr zu kümmern. Alſo verarmt er, degenerirt, wandert aus. Das Geld iſt ja fort, er geht ihm nach in die Fabriken. Der Bauernhof bringt ihm keine Ehre mehr wie einſt, nur Sorgen; befreit ihn nicht mehr von dem Militärdienſt wie einſt — wozu alſo braucht er ihn denn? Der häusliche Sinn, das Heimatsgefühl iſt untergraben, in die Stadt gehen, ſtudiren, ein „Herr" werden — das wäre des Bauern Ideal. Einſt iſt er roher geweſen, aber materialiſtiſcher iſt er heute. Er iſt unterrichteter, aber er iſt unverläßlicher, ſchlauer, charakterloſer; er hat ſchon zu viele Wege kennen gelernt, um auf dem Flecke ſeiner Väter ſitzen zu bleiben. „Elf Ochſen und ein Bauer ſind dreizehn Stück Rindvieh", ſagt ihr in eurer phariſäiſchen Bildungshoffart, „ein Thier iſt der Bauer doch." Wohlan, ſo gründet einen Thierſchutzverein. Der Bauer iſt ein eminent nützliches Thier, zieht wie der Ochſe, trägt wie der Eſel, ſammelt wie die Biene, läßt ſich melken wie die Kuh. Wir haben ein Geſetz zum Schutze der Singvögel, ich verlange eins zum Schutze der Bauern.

Wenn ich ſage, daß es Millionäre giebt, die jährlich und jährlich in einzelnen und tauſenden von Gulden den Staat um Steuern betrügen, ſo kann ich eingeſperrt werden. Wer betrügt? Wo, wann, wie betrügt man? Beweiſe! — Beweiſen läßt ſich nichts, ich nehme mein Wort wieder zurück.

Millionäre zahlen ja Steuern, und mehr als arme Bauern und Gewerbsleute; aber Letztere zahlen größere.

Was verlangt der Staat vom armen Manne? — Es giebt unzählige Beiſpiele — ich nenne nur Eines. Unzählige Opfer — ich nenne nur Eines. Dorfinſaſſen im oberen Mürzthale.

Sie waren arm. Der Mann, Köhlberger hieß er, arbeitete in einem Eiſenwerke, das Weib im Taglohn bei Bauern. Das Weib mußte außerdem noch Zeit finden, ihre drei Kinder zu hegen und zu erziehen. Der Vater zahlte für ſie das damals übliche Schulgeld und hielt ſie zum Erwerb an. Die drei Söhne wurden brav und ſtark. Nun arbeiteten ſie alle und erwarben mit den Jahren ein eigenes Häuschen. Da man vermuthete, daß ihr Einkommen ſechshundert Gulden überſteigen könne, ſo kam die Steuerbehörde. Sie zahlten — waren froh, Einkommenſteuer zahlen zu können, je mehr, deſto beſſer. Der Staat ließ ſich's nicht zweimal ſagen, es kamen aber die Grundſteuer, die Hausſteuer, es kamen die „Umlagen“ mit allen „Zuſchlägen“. Der Köhlberger that nicht wie ſein Nachbar, der Simelbauer. Dieſer verſtand unrecht, als ihm der Steuerbeamte ſagte, es wären auch Zuſchläge zu entrichten. Zum Glücke war der Kanzleidiener in der Nähe.

Da der Köhlberger im Dorfe ein Haus hatte, ſo bot er ſich mit ſeinen zwei Buben zur Ortsfeuerwehr an. Als ein neues Schulhaus gebaut wurde, leiſteten ſie zur Feierabendzeit freiwillige Robot, arbeiteten mit Händen und Füßen, während ſich der reiche Großhofer immer damit entſchuldigen ließ, daß ſeine Pferde krumm wären. Die Einleger (Armen der Gemeinde) wurden beim Köhlberger freundlicher gepflegt als anderswo, weil man ſich durch die Armuth mit ihnen verwandt fühlte.

Es ging in der kleinen, fleißigen, ſparſamen Familie trotzdem mitunter kümmerlich her. Die Frau, durch Arbeit zerrackert, begann nach und nach zu kränkeln; der Mann fand im ſtockenden Eiſenwerke nicht mehr genügenden Erwerb. Sie ließen den Kummer nicht merken, lebten ſtill und häuslich dahin.

Die Söhne waren hübſche, gemüthliche Burſche geworden. Der Vater ſagte ihnen oft: „Buben, ſeid's geſcheit, bandelt's nit mit Weiberleuten an; das Herumziehen ledigerweis mag ich nit und das Heiraten tragt's nit.“

Jetzt nahmen ſie den Aelteren zum Militär. Er mußte den Feldzug nach Bosnien mitmachen und fiel bei dem Einzuge in Serajewo, von einem meuchleriſchen Schuſſe getroffen. „In Gottesnamen!“ ſeufzten die Eltern daheim — ihre Thränen hat Niemand geſehen.

Ein Jahr ſpäter blieb bei der Aſſentirung der zweite Sohn. Auch er mußte hinab, um auf den heißen Steinbergen der Herzegowina zu verſchmachten. Nach zwei Jahren kam er zurück, ſchwerkrank, abgemagert bis an die Knochen. Da vergaß die Mutter, daß ſie ſelber krank war, wurde wieder rührſam, pflegte den Sohn Tag und Nacht, verſagte ſich die Labe, um ihn zu atzen. Als er genas, war auch ſein Urlaub zu Ende.

Die Behörden freuten ſich dieſer ergiebigen Familie, und bei der nächſten Stellung behielten ſie auch den dritten Sohn zum Soldaten. Das war der weichmüthigſte, er litt an Heimweh, die Mutter weinte ſich halb zu Tode. Weil er der einzige Ernährer ſeiner mühſelig werdenden Eltern war, ſo

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

hoffte man ihn loszukriegen. Aber derlei Angelegenheiten ſpielen ſich nicht ſo raſch ab als die Steuerexecutionen. Die Mutter hatte genug, ſie ſtarb. — Als man ſie vom Bahrbrett in den Sarg that, legten ſie den Vater darauf. Der jähe Schreck und Schmerz um ſein Weib! Der Todtenbeſchauer conſtatirte einen „Herzfehler“.

Der Staat ließ nachforſchen, ob von dieſen Leuten nicht etwa Uebergabsſteuer, Erbſteuer, oder vielleicht ſonſt etwas noch zu holen wäre. —

So giebt es draußen gar manche Familie, die nichts thut als arbeiten und opfern. Die Vortheile, die ſie vom Staate haben? „'s Heiraten tragt's nit.“

Und doch haben ſie Recht und tauſendmal Recht, daß ſie arbeiten und opfern. Das ſind die wahren, namenloſen Starken und Helden des Volkes, die den Staat tragen, wie die unſichtbaren Piloten das ſtolze Venedig.

Ihr weiſet vielleicht, mißgünſtig meiner Sache, auf die Polizeiſtuben, Criminale, Kranken-, Findel- und Irrenhäuſer hin, in denen ihr das Volk kennen lernen wollet. Machet nicht Ausnahmen zum Gemeinplatz, meine Herren! In's Gebirge, in die armen Hütten geht, wenn ihr das, was ihr predigt: die Arbeitſamkeit, Ehrlichkeit, Pflichttreue und Opferwilligkeit bethätigt finden wollet. In der Wohlhabenheit, in einer geachteten Stellung iſt es keine Kunſt, ſogenannt tüchtig und ehrenwerth zu ſein. Aber in der Kümmerlichkeit und Unbedeutendheit, auf dem Punkte, wo man nichts zu verlieren hat und durch Schliche doch Manches gewinnen könnte, iſt es weit ſchwerer, auf Gottes Wegen zu wandeln.

Die bäuerliche Armuth hat ihre Philoſophie, die gewiſſe Culturelemente nicht vertragen kann und daher bei Fabriksarbeitern und deren Elend nicht mehr zu treffen iſt.

Geht heute hinaus, ihr Sommerfriſchler, auf ein entlegenes Dorf, ihr werdet euch wundern über die redlichen, herzlichen, ſchlichten Leute. Geht nach einem Jahre wieder hin, und ihr werdet finden, daß bei einigen eurer Bekannten der Schmetterlingsſtaub weg iſt. Und geht von Jahr zu Jahr auf's Dorf, und beglückt es mit euren ſchönen Einrichtungen und wohlgemeinten Grundſätzen — ihr werdet die Leute bald nicht mehr erkennen. Eigennutz, Geziertheit, Heuchelei! Die kleinen Schwächen, die der Dorfmenſch vom Städter ſo gerne annimmt, werden bei ihm zu häßlichen Fehlern, die Fehler des Städters bei ihm zu Laſtern. Die ſtädtiſchen Elemente ſind beim Bauern gerade gut genug, um ſeine ſchlichte Natürlichkeit zu erſticken, jedoch viel zu wenig, um die Beſtie in ihm zu zähmen. Laſſet ihm die Einfalt, ſonſt wird er vielfältig verſchmitzt, verbildet, verdorben. Laſſet ihm den Bauerntrotz, ſonſt wird er das Spielzeug eines jeden Narren. Die Einfalt iſt ſein Himmelreich, der Trotz und das Mißtrauen ſein Schutz, die Zähigkeit ſeine Kraft.

Gegen die Bauernfeiertage und gegen zu koſtſpielige Ernährung auf dem Dorfe eifern gewiſſe Nationalökonomen; natürlich, der Bauer ſoll immer arbeiten und wenig verzehren, damit Andere umſo mehr faullenzen und beſſer eſſen und trinken können. Jedem Bauernburſchen iſt das Soldatenleben geſund, heißt es; das beſtreite ich nicht; aber kein Soldat kommt als Bauer zurück; wie Viele, die von der Fremde zurückkehren, vermögen ſich gar nicht mehr in den mühevollen, weltabgeſchiedenen Stand der Väter hineinzuleben. Unſere allgemeine Wehrpflicht beläſtigt alle Stände, aber wirklich und tief ſchädigt ſie nur den Bauernſtand. Weil aber die liebe Politik ſo viele Mordkerle braucht, ſo ſei's.

Volksbildung heißt ein Schlagwort. Schön das, Jedermann ſoll die für ſeinen Beruf erforderlichen Kenntniſſe beſitzen. Jedermann ſoll ſich ſeinen Verhältniſſen anzupaſſen wiſſen, in denſelben zu eigenem und fremdem Wohl was leiſten können und ſeine innere Natur mit ſeiner Außenwelt in Harmonie erhalten. Das iſt Bildung. Aber die ſtädtiſche Bildung ſcheffelweiſe und korbweiſe auf's Land hinaustragen, das iſt thöricht. Das erzeugt jene unſelige Halbbildung, die überall das Streberthum aufweckt, die aus der ſich ſelbſt kaum bewußten Armuth ein ſchlimmes Proletariat macht. Es gäbe für vernünftige Volksbildner wohl auch im Bauernſtand genug und übergenug zu thun, um denſelben in unſerer krankhaft bewegten Zeit im Gleichgewicht zu halten. Man könnte mit einfachen Mitteln Vieles wirken. Ich wollte die Leute nennen, die ihres Berufes und ihres Einfluſſes wegen dazu am geeignetſten wären! Daß ſie's leider nicht thun wollen, daß ſie andere Zwecke haben, und daß ihnen an dem irdiſchen Wohlbefinden ihrer Anvertrauten gar ſo wenig gelegen iſt!

Unſere braven Volksſchullehrer würden das Richtige ſchon treffen, wenn man ihnen ſo viel Einfluß und Anſehen ließe, daß der Bauer vor ihnen die gebührende Achtung hätte. Sie würden Lehrer nicht blos in der Schulſtube ſein, ſie würden den Landmann nicht ſowohl lehren, was ſie intereſſirt, als vielmehr, was er braucht. Der Schullehrer ſoll ſich aber in Acht nehmen, daß er den Bauer nicht aus ſeinem Stande hebe, wo er ohnehin nicht mehr drinnen bleiben will, ſondern ſoll ihm für dieſen Stand Freude machen, die Vortheile und Bedeutung desſelben immer wieder darthun. Der Bauernſtolz muß wieder geweckt werden! Wer ſich ſelbſt aufgiebt, der iſt aufgegeben — auch der Bauer. Dann ſoll der Schullehrer nicht etwa wie ein Agent der Uebercultur im

Bauernhauſe bisher unbekannte Bedürfniſſe wecken. Er ſoll landwirthſchaftliche Maſchinen einführen, rationelle Bearbeitung des Bodens, Pflege des Viehes, Schonung und Cultur des Waldes — o wie wichtig! — er ſoll zu Aſſecuranzen aneifern, zur Gründung von Feuerwehren und gegenſeitigen Hilfsquellen, er ſoll auf geſunde Lebensweiſe dringen, reinliche Wohnungen, praktiſche Kleidung, einfache nahrhafte Koſt, auf Mäßigkeit und Sparſamkeit; er ſoll Geſangvereine pflegen, auf edlere Geſellſchaftsſpiele ſinnen. Er ſoll nicht gegen die Juden eifern, aber er ſoll tiefen Abſcheu vor allem Wucher, vor aller Beſtechlichkeit und Tücke einflößen; er ſoll nicht fremde Nationen haſſen lehren, aber er ſoll ſtets mit Herz und Beiſpiel deutſche treue Sitte fördern. Vor Allem brechen muß er, wo ſie vorkommt, die Gemüthsroheit. Ob der Bauer dieſen oder jenen harmloſen Aberglauben hat oder nicht, darüber mag ſich der Lehrer kein graues Haar wachſen laſſen. Beim Bauer die Lehre der reinen Vernunft anbringen wollen, wäre rein unvernünftig. Der Lehrer ſoll nun aber auch nicht ſagen: Bauer, kaufe Dir ein Federbett! wenn derſelbe auf dem Stroh gut liegt. Er ſoll nicht über jeden aufgeweckten Jungen ſagen: Bauer, Dein Sohn hat Talent, der ſoll was Beſſeres werden als Bauer! Der Bauernſtand iſt gut genug, wahrhaftig, und bedarf kluger Köpfe. Es wird bald kein Stadtkopf mehr zu finden ſein, der geſcheit genug wäre, um bei den heutigen Zuſtänden eine Landwirthſchaft emporzubringen.

Bei dieſem Stiel ſoll's der Volksſchullehrer anpacken; eine ſolche Bildung iſt viel richtiger als das Einlernen von Formeln aus Grammatik, Geſchichte, Phyſik, Dogmatik u. ſ. w. Wir haben viele Schulmeiſter*köpfe*, aber wir haben nicht viele Schulmeiſter*herzen*. Ein Tiſchler, ein

Gärber kann man ſein des lieben Brotes willen, ein Schullehrer nicht. Ein untauglicher Lehrer kann in einem Jahre mehr verderben, als ein tüchtiger Lehrer in neun Jahren zu nützen vermag.

Da heißt es: „Der Bauer ſoll in der Volksſchule ſo viel lernen, daß er in der Welt fortkommt.“ Ich ſage, er ſoll ſo viel lernen, *daß er dableibt*. Wenn die Schule auf dem Dorfe die Leute ihrem urſprünglichen Berufe entfremdet, dann iſt ſie ſchlecht.

Wer heute im Gebirge wandert, der wird überall Huben, abgeſtiftete Bauernhöfe, verfallene Häuſer finden. Gewitzigte Capitaliſten, die ihr Geld lieber dem zwei Procent verheißenden Wieſen- und Waldgrund anvertrauen, als den ſieben- und zehnprocentigen induſtriellen und commercionellen Unternehmungen, fahren hin wie Raben auf das Aas und kaufen die Grundſtücke um geringen Schilling zuſammen.

„Bauernabtrenner“ heißt man ſie. Meines Dafürhaltens aber iſt hier der Bauernabtrenner ganz wer Anderer.

Von der Ungerechtigkeit gegen bäuerliche Dienſtboten.

Jetzt aber kehre ich den Spieß gegen den Bauern ſelbſt. Seit einiger Zeit iſt auf unſeren Bühnen ein alter Mann, der folgendes Liedel ſingt:

„Ih bin, ih bin da Reamt auf da Welt,
Ih hab, ih hab ka Feld und ka Geld,
Ka Hütterl, ka Kammerl, ka Fenſterl g'hört mir,
Ih bin, ih bin auf da Welt im Quartier.“

Ein alter Bauernknecht ſingt ſo, der ein langes Leben voll Arbeit und Bravheit hinter ſich hat und jetzt, da er nimmer arbeiten kann, ein Ableger und Einleger, ein Bettelmann, eine Null auf der Welt iſt. Dieſe Geſtalt iſt auf der Bühne ein neuer Gaſt; die Zuſchauer wußten anfangs nicht recht, wie ihnen geſchah, die Einen lachten, die Anderen weinten — es kam auf Eins hinaus, es hatte da etwas an ihr Herz geklopft und nicht ſo, als ob's vom Theater herabkäme, ſondern vom Leben her, wie die Ahnung von einem ſtillen tiefen Leiden.

Ein kleiner Theil des Publicums aber war, der ärgerte ſich und wußte nicht genau warum. Es kam Solchen nicht geheuer vor, endlich aber ſagten ſie: die Tendenzſtücke könnten ſie nicht ausſtehen und das Moraliſiren auf der Bühne auch nicht. Aha! — Wir können nun wohl begreifen, daß es Leute giebt, die im Kampfe um's Brot oder unter der Laſt ſchwerer Verantwortlichkeit ſo müde gehetzt werden, daß ſie von der Kunſt entſchieden nichts Anderes verlangen, als leichte Zerſtreuung, als ein ſacht einlullendes Gaukelſpiel der Phantaſie. Man kann ſich wahrlich nicht darüber wundern. Indes ganz anderer Art ſind jene Leute, Nichtsthuer, Cyniker und Genußjäger, welche in der Kunſt ihre Neigungen und Lächerlichkeiten, wenn nicht noch was Anderes verherrlicht ſehen möchten. Na, man ſollte ſie doch einmal anbinden an ihre Logenbrüſtungen und Sperrſitzlehnen und ihnen nichts als welſche „Sitten-Dramen" und Operetten-Blödſinn vormachen, ſo lange bis ſie an der Grenze wären wahnſinnig zu werden, dann aber ſollte man ſie immer noch nicht losbinden, ſondern den moraliſchen Theaterdichter von der Bühne herab auf ſie rufen laſſen: Ihr habt Recht, meine Herrſchaften, Euch ſollte man die Weiſung zum Rechten nicht im milden Glanze der Kunſt vortragen, das langweilt. Euch ſollte man ganz anders Moral predigen; Ihr ſeid Sünder und Heuchler und Faulenzer, flache Schwätzer und Gecken, die der Welt keine Freude und Gott keine Ehre machen. Könnt Ihr die Moral nicht mehr vertragen, gut, ſo verkriecht Euch vor dem Gewiſſen der Menſchheit, das durch den Dichter und Propheten zu ſprechen berufen iſt. Schweigt mir auch mit der Phraſe, daß in Zukunft die Kunſt die Religion erſetzen werde und laßt es auslöſchen, das Licht der Geſittung im Volke, im Herzen der Jugend, wenn der Poet und Künſtler es nicht mehr nähren ſoll. Dann ſeid Ihr nichtsnutzige Gäuche, die man mit der Peitſche aus dem Tempel jagt. Und das iſt die Moralpredigt, die für Euch paßt. Jetzt trollt Euch!

Jene aber, die hier feuchten Auges zurückbleiben und fragen, was ſie denn zu bedeuten haben im „Nullerl“, die Geſtalten dieſes Null-Annerl, dieſes Kraller-Hias, dieſes Jammerer-Hans, ob ſie aus der Dichterphantaſie geſtiegen oder aus dem Leben genommen ſeien, denen antworte ich hier: Ein Volksſtück — ein Stück Volk! Vernehmt den Bericht, wie es in unſerem Lande den alten Dienſtboten in den Dörfern und der Bauernſchaft ergeht. Ich habe die guten Eigenſchaften — deren die Bauersleute haben — ſtets mit Vorliebe dargeſtellt, aber ich darf auch ihre Schattenſeiten nicht vergeſſen. Dieſe ſind ſo finſter, daß ein wenig Aufklärung nicht ſchaden kann. Wenn wir von Armuth hören, ſo denken wir zumeiſt an die ſtädtiſche, die uns vor der Naſe herum huſcht und wimmert und klagt und darbt. Sie iſt in der That furchtbar, denn gräßlich iſt's, zwiſchen Paläſten und reichen Praſſern hungern und verkümmern zu müſſen. An jene tiefe Armuth da draußen auf dem Lande, an jene willig oder verbitterten Gemüthes ihrem Ende entgegendarbenden Märtyrer des Volkes, an die bäuerlichen Dienſtboten hat in unſerer Zeit der Humanität bisher kein Menſch gedacht. Ei doch, man hat die kräftigen Burſche zu Soldaten herangezogen, um ſie vielleicht als Krüppel wieder zurückzuſchicken. Man hat ihnen Dienſtbotenbücheln drucken laſſen, in welchen ihre Pflichten weit ſtärker betont werden, als ihre Rechte; ein Paragraph iſt, der unterwirft den Dienſtboten ſchier ganz dem Willen des Dienſtgebers; mildernde Nachſätze folgen, ſind aber drehbar wie ein „damiſcher Hieſel“. Man hat auch viel Klage in den Zeitungen geleſen über die Dienſtbotenmiſère, aber immer war von den armen Dienſtgebern die Rede, von den armen Haus- und Hofbeſitzern, von den großen Anſprüchen, Anmaßungen, Liederlichkeiten der Dienſtboten. „Bei ſolchen

Zuſtänden bin ich lieber Knecht als Bauer!" hat mancher Hausbeſitzer ausgerufen, habe jedoch nichts davon gehört, daß Einer mit ſeinem Knecht wirklich getauſcht hätte. Die Dienſtboten aber haben ſtill geſchwiegen und wenn in unſerer Zeit ein Stand nicht öffentlich jammert, ſo iſt es der, der bäuerlichen Dienſtboten. Denen muß es doch wirklich ſehr gut ergehen!

Indes jammern dieſe Leute nicht aus dem einfachen Grunde, weil ſie keine Stimme haben, die man im Lande hören könnte, Manche auch darum nicht, weil ihnen um die Gurgel ein Strick liegt, der zu jeder Zeit erforderlichenfalls enggezogen werden kann.

Der Dienſtbote iſt das Kind armer Leute oder auch das Kind eines Bauers, der einen der Söhne — ſeinen Nachfolger in der Wirthſchaft — bevorzugt und die übrigen Kinder ſo ſehr benachtheilt, daß ſie oft heimatlos werden und in fremden Häuſern ihr Brot, durch Roheiten der Dienſtgeber verſalzen, kümmerlich verdienen müſſen. Die Gerechtigkeit drückt zu Gunſten der Steuerzahler ein Auge zu.

Der Dienſtbote hat in ſeinen beſten Jahren allerlei Abſichten. Er will entweder den Bauerndienſt verlaſſen, in eine Fabrik oder in die Stadt gehen; oder er will eine gute Heirat machen und ſo zur Selbſtſtändigkeit kommen. Andere hoffen vom Lottoſpiel Verbeſſerung ihrer Lage, ohne zu ahnen, wie hoch ihre Dummheit beſteuert wird. Wieder Andere verlaſſen den Jahresdienſt, verlegen ſich auf die Taglöhnerei, weil dieſe ſie momentan ſelbſtſtändiger macht, verſuchen dies und das. Selten gelingt es Einem, eine beſſere Exiſtenz zu finden, die Meiſten bleiben Dienſtboten Jahr für Jahr, bis ſie alt und untauglich werden zur Arbeit.

Und was nun?

Gewöhnlich ſucht der betagte Dienſtbote ſeine ſich ſteigernde Unzulänglichkeit ſo lange als möglich zu verbergen, denn er weiß, wenn er ſein Brot nicht mehr verdienen kann, was ſeiner wartet. Größere Gemeinden haben etwas wie ein Armenhaus. Sie nennen es Spital. Seine Inſaſſen ſind Sieche und Lahme, Krüppel, Cretins, Preßhafte aller Art. Ein gar unſauberer verachteter Ort voll Hader und Elend. Und da ſoll der alte Dienſtbote nun hinein! Iſt Mancher noch froh, wenn ein ſolches Spital gar nicht exiſtirt, wenn er als Bettler ziehen kann in der freien Luft von Haus zu Haus. Da iſt es nun bis heute in ſolchen Gemeinden, die kein Spital haben, eingerichtet, daß der alte unfähige Dienſtbote der Reihe nach von einem Hof zum andern wandert, ſo daß er jährlich etwa ein- oder zweimal um die Runde kommt.

Das iſt alſo der Einleger (oder die Einlegerin). Er ſchleppt ſein Buckelkörblein mit ſich, in welchem er all ſein Hab und Gut hat und wird ihm an ſeiner Station ein Winkel angewieſen etwa in der Vorkammer, im Stall, auch im Strohſchoppen, wo er das Körbel hinſtellen und ſich einheimſen darf.

In einem Hofe bleibt er acht, vierzehn Tage oder auch länger, je nach der Größe des Gutes. Da ſoll er nun verköſtigt und verpflegt werden. Man nützt ihn wohl aus, ſo gut man kann; es giebt im Hauſe immerhin Arbeiten, die auch ein mühſeliger Menſch verrichten kann, als etwa Streu hacken, Miſt krauen, Kukuruz ſchälen, Rüben kräuteln und dergleichen. Mitunter auch viel unangenehmere Verrichtungen. Der Einleger thut's, es iſt ganz ſelbſtverſtändlich; ja er ſelbſt, der Greis mit ſchneeweißen Haaren, kommt nur ſelten zum Bewußtſein, daß ſeine armſelige Exiſtenz ein Unrecht iſt, von Anderen begangen. Vom Eſſen wird ihm das Schlechteſte im ſchlechteſten Geſchirr gereicht. Mißrathene, verkochte Nocken mit ranzigem Fett, die Niemand eſſen will, für den Einleger iſt es gut genug. Er torkelt damit in ſeinen Winkel — denn zu Tiſch läßt man ſo einen alten Menſchen nicht gern, der Unſauberkeit wegen — und ißt ſeine Sach' freilich wohl zumeiſt mit Appetit. Iſt auch gut, wenn er einen eigenen Löffel beſitzt, denn Löffel, mit denen der Einleger gegeſſen, will kein Anderer mehr gebrauchen. Die Anderen eſſen viermal des Tages; den Einleger vergeſſen ſie gern. Hat er jedoch einmal einen Trog voll vor ſich, dann iſt's kein Wunder, wenn er bisweilen das rechte Maß nicht wahrnimmt und es unter Wimmern auf ſeinem Stroh hart büßen muß.

Daß es mit der Reinlichkeit nicht am feinſten beſtellt iſt, wird wohl am meiſten ſelbſtverſtändlich ſein. Bart und Haar laſſen ſie ihm wachſen, ſo lang es will; Kamm, Seife, Bad — ach Gott, das iſt dem Hausbeſitzer oft fremd, der Einleger darf gar nicht daran denken. Und er denkt auch nicht daran. Wenn ſein Gewand nur nicht gar zu viel Löcher hat, nach Anderem frägt er nicht. Das Hausgeſinde weiß wohl, es iſt auf demſelben Weg, Einleger zu werden, und doch hat es zumeiſt Spott und Verachtung für das arme Geſchöpf und nicht ſelten auch — körperliche Mißhandlung. Daß der Einleger demnach herb, verbittert und biſſig wird und voll von Unarten und zuwideren Eigenſchaften, es liegt auf der Hand. Wohl ſelten, daß eine gute Seele dem Nothleidenden heimlich einen Biſſen zuſteckt, heimlich ein liebreiches Wort ſagt. — So verroht Armuth und immerwährende Dienſtbarkeit die Herzen. Es iſt wohl ein Jammer, Ihr lieben Weltleute! Ihr lebt in aller äußeren Behaglichkeit, oft im

Ueberfluß, in Uebermuth. Und dieſe Armen da draußen — Euere Brüder, die für Euch das Brot aus dem Boden gegraben — ſind in ihrem tiefen, bittern Elend ſo ganz verlaſſen!

Der Null-Annerl im Theater wird bedauert, beweint. Ach Gott, wenn es Allen da draußen in der Bauernſchaft ſo gut wäre, wie dem Null-Annerl. Wenn ſie einen Fürſprecher und Schutzengel hätten an der Tochter des Hauſes und wenn Alle ſeinen erlöſenden Humor hätten!

Humor haben wohl die Meiſten, denn ſonſt müßten ſie ja zu Grunde gehen trotz der Abhärtung an Leib und Seele. Auch die Religion iſt ihre Stütze, und bei Manchen die Schlauheit und Verſchmitztheit, in welchen die Noth ja die beſte Lehrmeiſterin iſt.

Im Mürzthal — auch das Urbild des Null-Annerl iſt im Mürzthal gefunden worden — war ein Einleger, der nachgerade zu den liebenswürdigen Menſchen gehörte und bei Allen gern geſehen wurde, die ihm — nichts ſchenken mußten. Der krumpp' Serafin war er geheißen. In Häuſern, wo ſie ihn ſchlecht behandelten, ſprach er tage- und wochenlang kein Wort, verkroch ſich ganz in ſich ſelbſt wie ein Igel, der nur die Borſten hervorkehrt. Wo er aber ein wenig Beachtung und Theilnahme fand, da ſprang aus dem Alten der Schall hervor und er ließ ſeine launigen Sprüche und Einfälle los, mit denen er wie vollgepfropft war.

So oft er etwas in ſeinen Bettelſack zu ſchieben hatte, band er ihn allemal raſch und ſorgfältig wieder zu und ſagte: „Daß es nit wieder herausfliegt! Es will nichts drinnen bleiben, als das ſchwarzbraun' Elend.“ — Wenn er irgend von einem reichen Schlemmer hörte, meinte er: „Iſt halt gut eingerichtet auf der Welt; jeder Menſch hat ſein Geſchäftel, der eine thut praſſen, der andere thut faſten. Aber lieber," ſetzte er dann mitunter bei, „lieber iſt's mir doch, ich möcht's und hab's nit, als wann ich's hätt' und möcht's nit." Von einem Geizigen ſagte er gerne: „Der macht ſich auch ſeine Höllfahrt ſauer." Und dem krumpen Serafin mag's wohl manchmal eingefallen ſein, was uns das Nullerl ſingt: „Wer den Leuten 's Brot anbaut, den hungern ſie jetzt aus. Iſt doch die Welt a Narrenhaus."

Einer der ärmſten Einleger lebte zur Zeit meiner Jugend in der Semmeringgegend. Er war ein herabgekommener Hausbeſitzer geweſen, der beim Eiſenbahnbau ſein Grundſtück an die Geſellſchaft verkauft hatte. Es wurde ihm zweifach überzahlt und das machte ſeinen Kopf wirbelig; bei ſo vielem Geld, glaubte er, brauche er ſein Lebtag nicht mehr zu arbeiten, ſaß in den Wirthshäuſern um, pachtete Jagden und trieb allerhand noble Paſſionen. In wenigen Jahren war ſein Geld glücklich dahin und er hatte noch dazu das Unglück, daß er ſich durch unvorſichtiges Gebahren mit Pulver eines Tages das Augenlicht vernichtete. Obgleich ſonſt noch nicht mühſelig, mußte er nun in die Einlege. Da hielten ſie ihm natürlich überall ſeine Vergangenheit vor und ihm, der ein beſſeres Leben gewohnt geweſen, that die Roheit doppelt weh. Sonſt vermag der Einleger wenigſtens ſo viel, daß er durchgehen kann, wenn es ihm irgendwo gar zu arg wird, daß er in einem chriſtlicheren Nachbarhauſe ſeine Zuflucht ſuchen oder im grünen Walde wohnen und ſich von Beeren nähren oder wenigſtens ruhig hungern und frieren kann, ohne Schimpf und Roheit leiden zu müſſen. Unſer armer Blinder konnte jedoch nicht fort, mußte aushalten; und ein boshafter Racker war, der behielt den Einleger allemal länger, als es ſeine Pflicht gebot, im Hauſe, um ihn den Hochmuth recht fühlen zu laſſen und ihn mit hämiſchen Anſpielungen und herber Behandlung peinigen zu können. So ſeufzte der arme Mann wohl oft: „Wann ich nur mein Augenlicht wieder kunnt finden!" Da traf er in einem ſchlimmen Bauernhof einmal mit einem andern Einleger zuſammen, der ſich vor den Mißhandlungen der Leute auch nicht zu ſchützen wußte, weil er lahme Füße hatte. „Wann ich nur laufen kunnt!" ſagte dieſer, „ich wollt' mir ſonſt gar nichts wünſchen." Die Beiden verbanden ſich nun ſo, daß der Blinde den Lahmen auf den Buckel nahm und mit ihm davongieng. Jetzt war Beiden geholfen, der Blinde hatte das Augenlicht gefunden und der Lahme konnte laufen, Beide nun im Stande, ihren — „Wohlthätern" zu entkommen.

Am beſten daran ſind immer noch die ſchlauen und ſchalkhaften Philoſophen, die an der Leute Eitelkeiten und Schwächen anmuthig zu pochen wiſſen.

Da lebt heute noch Einer, der in der Veitſcher, Turnauer und Aflenzer Gegend umſteigt, obwohl er ein über und über verbogener Krüppel iſt. Er könnte ja als Einleger in ſeiner Gemeinde ſitzen bleiben, aber beim Betteln, ſagt er ſtehe er ſich beſſer. Er bettelt aber nicht ſo kurzer Hand, ſondern weiß der Sache Schick zu geben. Kommt er in ein Bauernhaus, ſo bringt er für die Küche einen Arm voll Brennholz mit, oder ein Sträußel Tannenreiſig für Stubenbeſen, oder ein paar Pilze oder ein Körblein mit Waldbeeren, mit denen er der Bäuerin oder den Kindern ein Geſchenk macht. Jetzt muß ihm die Hausfrau „Vergelt's Gott" ſagen, aber ſie giebt ihm auch was zu eſſen. Selbſtverſtändlich läßt er keine Spur in der Schüſſel, ſo daß er ſie hoch aufheben und ſagen kann: „Bäuerin, rath' einmal, was iſt da drinnen g'weſt?"

Ob er etwan zu wenig gehabt? „Das nit, ſchon gar nit, gut iſt's g'weſt und genug iſt's g'weſt. Vergelt's Gott fleißig dafür! — Nur — " ſetzt er zaghaft bei, „daß ich noch ein Anliegen hätt'! Für heut' brauch ich nichts mehr, für heut! Aber für morgen möcht' ich mir halt gern ein warmes Süppel kochen und jetzt iſt mir dazu das Salz ausgegangen."

„Narriſch Du!" ſpricht die Bäuerin, „darfſt es nur ſagen," und giebt ihm ein Stück Salz.

„Jetzt wohl, jetzt wohl," meint der Bettelmann, „jetzt hätt' ich Alles auf eine gute Suppen, Salz — Waſſer —. Nur ein paar Stäuberln Mehl kunnten noch gut ſein dazu. Gelt, kreuzſaubere Bäuerin, Du wirſt mir nit gern einen Löffel voll ſchenken wollen?"

Sie läßt ſich die „kreuzſaubere Bäuerin" nicht umſonſt geſagt ſein und giebt Mehl.

„Uh, vergelt's Gott!" ſagt er und thut rechtſchaffen erſtaunt, „uh, gar zwei — drei Löffel voll giebſt mir! Und noch einen d'rauf! All's z'gut thuſt mir's meinen! All's z'gut. Vergelt's Gott ſchön!"

Senkt hierauf die Gaben in den Grund ſeines Korbes, und wie er dieſen will auf den Buckel heben, ſagt er ganz leiſe, wie für ſich: „Schau Du, jazt fallt mir g'rad was ein. — Du Bäurin, Du wirſt mir's g'wiß ſagen können: ſoll zu einer guten Suppen nit auch ein Stückel Schmalz ſein? Ja? Schau Du, mir iſt ſo was fürgangen. Aber das iſt! Das iſt! jazt weiß ich nit, wo ich ein. Schmalz werd' hernehmen. Du verhöllte Sau! Muß viel ſein? Nit viel, meinſt? nur ſo ein nußgroß' Patzerl?"

Natürlich ſchenkt ihm die Hausfrau auch das zur Suppe nöthige Stück Schmalz, worauf er ſich bedankt mit „Tauſend vergelt's Gott bis in Himmel auffi! Und oben bleiben, allweil oben bleiben, und ſein' Freud' wird er haben, der lieb' Herrgott, über ſo eine kreuzbrave, mudelſaubere Bäurin!"

Dann humpelt er zum nächſten Haus. Dort macht er's wieder ſo. Der Mann leidet freilich keine Noth.

Aber hier ſind nur Ausnahmen geſchildert; die Regel zu beſchreiben widert mich an. Es iſt wohl wahr, die Armuth und das Elend iſt der richtige Dung für den Humor, weshalb es da unten auch viel mehr Ergebung und innere Ueberlegenheit und Seelenheiterkeit giebt, als da oben. Aber wenn zum Unglück, das man tragen muß, auch noch das Unrecht kommt, und man ſieht, dieſe ſchlimmen Genoſſen wollen Einen für's ganze Leben nimmer verlaſſen, ſo iſt es auf die Länge doch ſchwer, bei Humor zu bleiben. Und bei naturrohen, ſittlich unentwickelt gebliebenen Gemüthern iſt es doch gar kein Wunder, wenn ſie in ihrem Alter und körperlichen Unbehagen launiſch, zänkiſch, tückiſch, klatſchhaft, hinterliſtig und ſogar diebiſch werden.. Nun glaubt der Bauer, ſolchen Fehlern und Laſtern gegenüber nicht verpflichtet zu ſein. Er iſt's aber doch. Der Dienſtbote iſt eben auch ein Product ſeiner Verhältniſſe, ſeiner ganzen Umgebung, von der ſchulloſen Kindheit an, bis zum hilfloſen Greiſenalter.

Und, wenn man genau nachſieht, dem braven Dienſtboten und geduldigen Einleger wird es nicht viel beſſer, als dem Nichtsnutz, in der Einlege für ſich giebt es keine Abſtufung mehr. — Als ein ſolches Leben, lieber im Arreſt! Das Wort kann man öfters hören.

Jetzt frage ich nur, wer ſich noch wundern kann, wenn Niemand mehr bei den Bauern Dienſtbote ſein, ſondern Alles in die Fabriken und Städte will? Sie kommen freilich auch von dort noch rechtzeitig zurück zum Einlegerelend und noch dazu mit einer ganz anderen Zerriſſenheit des Herzens, als wenn ſie nichts, denn die Einfachheit des Landlebens kennen gelernt hätten.

Jn manchen Gemeinden wird jährlich einigemale, gewöhnlich zu den Quatemberzeiten, in der Kirche für die Pfarrarmen abgeſammelt. Da gehen die Leute im Gänſemarſch um den Hochaltar und werfen Münzen auf einen Teller. Blos einen Pfennig giebt Keiner, weil wir keinen haben; die übrigen Scheidemünzen ſind alle vertreten, ſogar die alten Groſchen von anno 1836, die ſeit fünfundzwanzig Jahren nichts mehr gelten. Wenn nun aber gar ein reicher Bauer einen ganzen Gulden auf den Teller wirft, ſo glaubt er mit einem ſchwediſchen Sturmbock die Himmelsthür eingerannt zu haben. Die Pfarrarmen freuen ſich auf die Vertheilung wie ein Kind; aber wenn einmal zufällig ein größerer Betrag iſt, ſo kriegen ſie ihn gar nicht auf die Hand. Jn Gegenden, wo Gewerkſchaften oder Cavaliere die Bauernhöfe zuſammenkaufen, um ſie abzuſtiften, wird an die Gemeinde oder einzelne noch beſtehenbleibende Bauernhöfe gewöhnlich Baargeld gezahlt, damit die Einleger, die der abgeſtifteten Bauernhäuſer verluſtig geworden, dafür entſchädigt und verſorgt werden ſollen. Jch kann nur das ſagen: die Armen werden nicht immer der Abſicht des Einzahlers gemäß verpflegt. Mancher alte Einleger ſimulirt Tag und Nacht: Wo denn's Geld hinkommt, das für die Armen gegeben wird! — Wackelt ſo ein alter Haſcher wohl einmal zum Dorfrichter, bittet unterthänigſt, ob nicht doch ein wenig was abfallen möcht für ihn auf ein Paar Winterſchuh', auf eine warme Bettdecken oder — was die Genußſüchtigſten ſind — auf etliche Pfeifen Tabak! — Ganz umſonſt bittet freilich ſelten Einer, wenn was da iſt, aber ich hab's auch ſchon gehört, daß der Gemeindevorſtand dem Bittſteller mit dem Stecken gedroht hat oder gar mit dem Ausruf erſchreckt: „Das Bettelvolk, derſchießen ſollt' man's!“

Wieder mein Humoriſt, der krump' Seraſin war's, der dem fluchenden Bauer auf ſolche Red' einmal geantwortet: „Wahr iſt's, Herr Gemeindevorſtand, wahr iſt's. Derſchießen, das wär' für uns das Allerbeſte!“ —

Das ſind nur wenige Streiflichter in's Leben der Armen auf der Bauernſchaft. Doch ahnt Ihr es nun vielleicht, was jene Geſtalt auf der Bühne bedeutet.

Ich gebe zu, daß es viele Ausnahmen giebt, Gemeinden, die ihre unglücklichen, altersſchwachen Mitglieder nicht verkommen laſſen, Hausväter, die den Einleger mit Güte und Fürſorge behandeln, wie einen Hausgenoſſen. Manchmal denkt doch auch einer der Reichen an das Sprichwort, daß an keinem Hauſe der Geldſack hundert Jahre lang vor der Thür hänge, wie an keiner Familie ſo lange der Bettelſack. Aber ſelten, ſelten denken ſie daran. Da giebt es Protzen auf dem Lande, die ihr Geld im Wirthshaus und Kartenſpiel wie Spreu über die Tiſche werfen, jeden Anlaß bei den Haaren herbeiziehen, um prunken und flunkern zu können, die aber grob werden wie eine Lodenriſſel, wenn einmal von der Verbeſſerung ihres Gemeinde-Armenweſens oder gar von der Gründung eines Verſorgungshauſes mit geregelter und gewiſſenhafter Verwaltung die Rede iſt. Wenn man ſo einen Ehrenmann dann ſprechen hört, ja da fehlt keinem Einleger etwas, oder er iſt ſelber daran ſchuld, wenn's ihm ſchlecht ergeht.

„Nur probiren!“ ſagt der Jammerer Hans. — Das iſt der zumeiſt ungehört verhallende Klage- und Anklageruf von Tauſenden, die in unſerem ſchönen, geſegneten Lande in unverdienter Noth ſind und keinen Fürſprecher haben dort oben, wo die Geſetze gemacht werden.

Ein tüchtiger, braver Arbeiter, den der Bauer und der Staat ausnützt — und in ſeinen alten Tagen wartet auf ihn dieſes Elend. — Soll das ſo bleiben?

Von der Geldgier als Waldverwüſterin.

Für den täglichen Beobachter ändert ſich die Welt unmerklich. Aber wer nur ein halbes Jahr lang die Augen ſchließt, der hat bei ihrem Aufthun Gelegenheit, zu ſtaunen. Die Natur arbeitet langſam. Bis aus der Wieſe ein Wald wird, bis Regengüſſe die Felſen kahl legen, die Berge furchen, die Thäler verſanden, dazu gehört ein längerer Schlaf, als ſelbſt das ſchläferigſte Volk zu ſchlafen vermag. Die Menſchen arbeiten ſchneller. So wie ſich zur Herbſtzeit der heimkehrende Städter verwundert über die Neubauten, Pflanzungen und Gründungen, die während ſeiner Abweſenheit erſtanden ſind, ſo wird er im Frühſommer, wenn er auf ſeine Sommerfriſche zurückkehrt, mit gemiſchten Gefühlen die Aenderungen wahrnehmen, die ſich dort vollzogen haben.

Das Dorf, der Flecken verſtadtet ſich, die Landſchaft wird alt, wird glatziger mit jedem Jahr. Ich erlebe alljährlich das Herzleid, daß ich ſchöne Baumgruppen, anmuthige Schattenplätze, freundliche Ruhebänke, an denen manche Freude früherer Jahre hing, beim Wiederkommen nicht mehr finde. Dort iſt ein Feldweg verlegt, hier ein Steg über den Bach abgetragen, da eine buſchige Fichte abgeſchneidelt, ein Scheiterhaufen aufgeſchlichtet, ein Steinbruch aufgeriſſen wie ein wüſtes Loch in's grüne Kleid des Berges.

Sie haben ja das Recht dazu, ihr Eigenthum zu nutzen, aber die Schönheit war mein, und um die Schönheit iſt mir leid. Alljährlich werden die Thäler ſonniger, die Wälder weichen zurück, wie erſchreckt vor jedem Pfiff der Locomotive. Kein Brand und kein Käferfraß hat je ſo viel Wald vernichtet, als der ſchwarze Wurm frißt, der täglich auf den Eiſenſchienen hin- und wiederkriecht. Wo ich Wüſten ſehe an den Hängen, an denen ſonſt Waldesflur war, da ſchwöre ich darauf, eine Fabrik, eine Dampfſäge, eine Eiſenbahn iſt in der Nähe.

Eine Eiſenbahn, die Schwellen, Telegraphenſtangen braucht, die Holzkohlen, Brennholz, Bauholz, Schnitzholz, Flechtholz, Fournierholz, Bretter u. ſ. w. davonführt. Auch wir Schriftſteller tragen Schuld an unſerem wahnwitzigen Waldconſum, weil wir ſo viel ſchreiben, daß ſelbſt die Lumpen nicht mehr ausreichen und Papier aus Holz gemacht werden muß. Seit aber die Amerikaner anfangen, aus Gras Papier zu machen, und wir uns vielleicht wieder den Blättern des alten Papyros nähern, kann ſich der Schreiber aus dem Spiele ziehen und im Namen der Natur- und Volkswirthſchaft die Schindknechte zeichnen, die den Bergen die Haut abziehen.

Von allen Gewerben blos zwei würde ich ablehnen, trotz meiner Toleranz — nicht Henker und nicht Holzhändler möchte ich ſein. Der Henker hat von beiden noch weitaus die idealere, ſelbſtloſere, edlere Aufgabe, er reinigt die Welt von Spitzbuben. Der Holzhändler, der moderne, unerſättliche, der weder von den zehn Geboten, noch von dem Forſtgeſetze etwas weiß, dem nichts geblieben iſt von der Schule, als das Einmaleins, deſſen Herz ſo ledern iſt, wie deſſen Brieftaſche, er iſt der richtige Wald- und Culturſchinder, Bauernabtrenner, Landverwüſter. Der Staat ſchreibt Preiſe aus auf die Ausrottung der Borken- und Maikäfer, der Kohlweißlinge, wahrſcheinlich nur deshalb, weil dieſe Schmarotzer keine Steuern zahlen, denn ſonſt müßte man den Holzhändler zehnmal eher ausrotten, obzwar er umſo gefährlicher iſt, je mehr Steuern er zahlt.

Uebrigens arbeitet ihm das Steueramt wacker vor, iſt ſein Quartiermacher bei den Bauern, denen immer ein Stein vom Herzen fällt, ſo oft der Holzhändler kommt. Zwar thut dem Bauer mitunter Herz und Gewiſſen weh, es wäre doch Schade um den ſchönen Wald.

„Narr!“ ruft der Händler, überlaut lachend, „wenn Du die alten Bäume nicht weghauſt, können die jungen nicht wachſen!“ — Er ſagt aber nichts davon, daß der Baum mit vierzig oder fünfzig Jahren noch lange nicht alt iſt, denn er hat für die jungen, friſchen Stämmlinge ebe Verwendung. Er ſagt nichts davon, daß der Bauer nach dem Forſtgeſetze verpflichtet iſt, den abgeſtockten Waldboden wieder aufzuforſten, denn er weiß, dann würde Mancher lieber den Wald ſtehen laſſen, denn nichts iſt dem Bauer ſo zuwider, als Bäume zu pflanzen.

Doch wie auch ſoll der Bauer aufforſten, er ſchlägt die Waldſtelle ja ſelten ganz kahl. In ſo einem Bauernwald ſtehen Bäume aus verſchiedenen Generationen. Die jüngſten, die „Gräſſinge“, werden ja ſtehen gelaſſen. Aber das iſt noch keine Waldcultur. Es wäre in den meiſten Fällen beſſer, das Geſetz verlangte, es ſollten mit den Bäumen auch die Gräſſinge gefällt werden, damit eine rationelle Anpflanzung vorgenommen werden könnte und — müßte.

Täglich muß ich über den Platz gehen, wo die Telegraphenſtangen zu Zehntauſenden aufgeſchichtet liegen. Die jungen, einſt hoffnungsvollen Wälder auf der Bahre. Die Drähte, die auf dieſe Stangen geſpannt werden, mögen ſie ſo bald nicht die Nachrichten in die Welt tragen von Ueberſchwemmungen, Bergabrutſchungen, Stürmen und anderen Revolutionen! Wir wiſſen es, wie das in unſeren Gegenden iſt, wo der Baum fällt, bleibt auch der Bauer nicht ſtehen, und die entwurzelte, entheimte Bevölkerung fährt am Ende gerade ſo verheerend zu Thal und Stadt, wie die Wildwäſſer von den entwaldeten Bergen.

Nun weiß ich wohl, das Reden hilft nichts, all das vollzieht ſich nach dem Geſetze der Nothwendigkeit, dem nicht Einhalt gethan werden kann, ſo lange auf dieſer Bahn der Cultur fortgeſchritten werden muß.

Daß reife Wälder geſchlagen werden müſſen, iſt ſelbſtverſtändlich; leben wir nun im eiſernen Jahrhundert oder im papierenen, das Holz können wir nicht entbehren, und das goldene Jahrhundert würde jenes ſein, das am holzreichſten wäre.

Würde unſer Forſtgeſetz auch nur halb ſo ſtreng gehandhabt, als das Steuergeſetz, wir müßten die Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter nicht ganz fahren laſſen, während uns ſo das ſteinerne bevorſteht.

Wenn es wahr iſt, daß die Vorfahren unſerer Holzhändler Mondbewohner waren, dann iſt die Urſache des Mangels aller Vegetation auf dem Monde gefunden. Sie hoffen auch noch mit der Erde fertig zu werden; am jüngſten Tage muß ſie glatt raſirt ſein.

Da laſſen die „Herren“ durch die Schule Schonung des Waldes predigen; und wieder ſind es die „Herren“, die in den Händlern ihre Holzknechte, reſpective Geldknechte auf's Land ſchicken, um den Wald ſyſtematiſch zu verheeren. Dann iſt es kein Wunder, wenn ſich der Bauernburſche im Parke eines Sommerfriſchlers aus mit Mühe gezügelten Lärchenſetzlingen ſeine Peitſchenſtöcke ſchneidet, denn iſt jenes Bäuerlein unſchwer zu entſchuldigen, welches den Beſitzer eines ſchönen ſchattigen Naturparkes anging, ihm den „Oedgart" für ein Erdäpfelfeld auf etliche Jahre zu überlaſſen, die Ausrottung von Baum und Strauch wolle er ſchon ſelber beſorgen.

Eine Bevölkerung, die unter den Laſten der Natur und der Geſellſchaft gedrückt iſt, wird nicht viel Sinn haben können für die Schönheit der erſteren und die Anſprüche der letzteren. Ich verlange um Gotteswillen nicht, daß ſie den Wald ſtehen laſſen ſollten, lediglich, damit wir ſtädtiſche Staubſeelen uns an deſſen Anblick erfreuen könnten. Ich bin ſogar müde geworden, die Bauern zu bitten, ſie möchten mir meine kleinen Anlagen ſchonen, mir die beſcheidenen Sitzbänklein nicht zerſtören, die ich auf ihrem ſterilen Boden aufgeſchlagen, nicht die Tafeln mit Sprüchen aus Bibel und Claſſikern, die ich an paſſenden Weg und Waldſtellen anzubringen liebte. Ich habe gelernt, auf dem Lande mich mit dem Naturzuſtande zu begnügen. Aber der Waldſchinder iſt ein Anachronismus unter den Bauern, die Dampfmaſchine ein Anachronismus im Thale der Hirten, und der größte Anachronismus bin ich ſelbſt, als der raiſonnirende Stadtmenſch unter Mähdern und Schnittern. —

Apropos, Mähdern. Wer die ſchöne Mähderin mähen ſieht, die ich ſah, der vergißt auf alles Raiſonniren, ſo lange ſie ſelber ihm nicht Anlaß dazu giebt, was oft recht bald geſchieht, während man in anderen Fällen gerne ſtumm bleibt. — Ich ſtand im Graſe. Da ſagte ſie, ich wäre ihr ein zu dicker Halm, es thäte ihr die Senſe leid.

Worauf ich entgegnete, ſie ſolle doch nur genauer zuſehen, ich ſei gar kein Halm, ſondern gehöre der Zoologie an, wenn ſie aus der Schule noch wiſſe, was das ſei.

„Oh freilich!“ antwortete ſie, „in die Zoologie gehören die Affen und die Hirſchen und die Ochſen und die Röſſer und die —?“

Es ſei ſchon genug der Beiſpiele, war meine Meinung.

„Und die gelehrten Stadtherren,“ fuhr ſie unentwegt fort, „die ſich ſo viel Studien und Verſtand koſten laſſen, wegen dem, daß ſie zu den lieben Thieren gehören dürfen.“

Alſo auch die ſchöne Mähderin iſt ein Anachronismus. — So geht es heute; was ſie in der Schule nicht lernen, das lernen ſie von den Sommerfriſchlern, wenn ſie auch nicht Alles glauben, ſo lange ſie — glauben.

Um die Harmonie zwiſchen uns wieder herzuſtellen, pflückte ich ein Stämmlein Liebfrauenkraut mit der Blüthe, um es ihr zu reichen.

„Danke,“ ſagte ſie, „ich freſſ’ kein Gras.“

„Laß einmal ſehen, ob Deine Senſe ſo viel Schneid hat, als wie Du!“

„Wenn ſie nicht mehr hätt’, thät’ ich mit mir ſelber Futter mähen,“ war ihre Antwort.

„Von einer ſolchen Senſe ließe ich mich auch niedermähen,“ ſagte ich galant und zündete eine Cigarre an. Das iſt auch der Witz der jungen Bauernburſchen, ſie rauchen, damit ſie Männern ähnlich ſehen und leichter ein „Dirndel“ kriegen. Und iſt Letzteren in der That kein Tabak zu ſtark. — Meine Schöne aber begann zu hüſteln, weil ſie geſehen hatte, daß feinere Frauenzimmer hüſteln, wenn Männer rauchen.

Auch nervös werden unſere jungen Bäuerinnen bereits, und — wenn's eine Wette gilt — in Ohnmacht fallen können ſie beſſer, als die Stadtfrauen.

Ich wollte es diesmal aber nicht darauf ankommen laſſen, ſondern ſtellte meine Neckereien ein und fragte, ob ſie mit mir eine Friedenscigarre rauchen wolle?

„Warum denn nicht!“ meinte ſie — aber das Spitzel müßte ich ihr abbeißen.

Nun war es die höchſte Zeit für mich, den Rückzug anzutreten. Ein ſo hübſches Kind — ſchloß ich — müſſe ſeinen Liebhaber haben. Und Männer müſſen wiſſen, was ſie ſich gegenſeitig ſchuldig ſind.

Als ich weiterging — auf demſelben Wege war's — begegnete mir ein ſtattlicher Mann mit einem Barbaroſſahaupt, der Kleidung nach zu ſchließen ein ſtädtiſcher Touriſt. Wir kamen alsbald in's Geſpräch über den Bauernwald, durch den wir eben ſchritten.

„Man bedürfte eines Sonnenſchirms,“ ſagte ich.

„Ja, wahrlich!“ rief er und begann das dumme, kurzſichtige Bauernvolk als eine Rotte von Waldverderbern derart herunter zu machen, wie ich es bisher noch nicht gehört hatte. „An die Nachkommen denken dieſe Thiere nicht. Sie verfreſſen und verſaufen Alles, würden noch die Baumwurzeln aus dem Erdboden nagen, wenn ſie mit Speck geſchmalzt wären. Aus dem Lande verſengen ſoll man dieſe Ungeziefer!“

Auf dem Rückwege kamen wir zu der ſchönen Mähderin; da ſah ich's bald, ſie und mein Barbaroſſa waren alte Bekannte, und ſehr gute noch dazu. Sie führten miteinander einen halb bäuerlichen, halb ſtädtiſchen Discurs, der von einer Art war, daß ich ſah, es wäre das Beſte, ich machte mich aus dem Graſe.

Weiter unten begegnete ich dem Moswieſer-Michel zu Maiſenberg, den ich von früherer Zeit her kenne. Er kommt öfter in's Dorf hinab, weil er zum Gemeinderath gehört. Den fragte ich, ob er mir ſagen könne, wer die zwei Leute wären, die dort oben ſo vertraulich plauderten?

„Sagen will ich's wohl," antwortete der Michel, zauderte aber ein wenig. „Sie, die Mähderin, iſt mein Weib."

„Und iſt's Euch recht, daß ſie dem Stadtherrn ſo ſchön thut?"

„An der iſt nichts mehr," ſagte er. „Im vorigen Jahr der Wald — heuer das Weib — Alles muß hin ſein. — Meinetwegen!"

Mit einer ſcharfen Handbewegung ſchlug er den Unmuth von ſich.

„Und wer iſt nur er, der Rothbart?"

„Den kennt der Herr nicht? — Steigt doch ſchon ihrer fünf oder ſechs Jahre bei uns um. Hat ſchon etliche Bauernhäuſer abgetrennt und etliche Weiber toll gemacht mit ſeiner Geldkatz'. Der Holzhändler iſt's." —

Von der Kunſt, mit Ehren wohlhabend zu werden.

Leute, die es zur Hauptaufgabe ihres Lebens machen, reich zu werden, kann ich nicht gerne haben. Das ſind Unglückliche, die niemals, niemals im Leben Ziel und Befriedigung finden können; Unglückliche, die man nicht bedauert. — Aber ſtets „raiſonnabel,“ denn wo Geld iſt, giebt ſich's mit der Tugend von ſelbſt, ſagt der lachende Philoſoph, deſſen ſeine Sprüchlein mir manchmal einfallen. — Doch dieſe Tugend und der ganze Menſch hat genau den Werth ſeines Geldes, zieht man dieſes ab, ſo iſt der Kerl keinen Heller werth. Wohl iſt es eine Luſt, reich zu ſein, da darf man grob ſein mit den Untergebenen, kriechen vor den Vornehmen aus Hoffart, weil der Glanz des Adels ſelbſt den Bückling verklärt; man darf lauter huſten als Andere, weiter ſpucken als Andere, und da die erſten zehntauſend Gulden ſchwerer zu erwerben ſind, als die weiteren hunderttauſend, ſo geht's nun ſpielend vorwärts, neuer Reichthum ſtrömt Einem wie von ſelbſt zu, da die Welt gerade die fetteſten Schweine am Hintern noch mit Fett zu ſchmieren pflegt. Trotzdem ſterben ſolche Reiche ſchließlich aus Mangel. Aus Mangel an Mäßigkeit und vernünftiger Lebensweiſe.

Anders iſt es, wenn Jemand reich werden will, um frei und unabhängig zu ſein, oder um mit dem Vermögen Gutes zu thun. Solchen will ich einige Rathſchläge geben, wie ſie ſich durch Fleiß und Gewiſſenhaftigkeit ein Vermögen erwerben können.

Der Hauptgrundſatz zur Erlangung der materiellen Unabhängigkeit, zu den Mitteln, ſeine Kinder anſtändig zu erziehen, anderen lieben Menſchen etwas zu leiſten und dadurch ſelbſt glücklich zu werden, iſt folgender: Gieb nie ganz ſo viel aus, als Du einnimmſt. Selbſt bei geringen Einnahmen läßt ſich das machen. — Wer bei einer Jahreseinnahme von ſechshundert Gulden, ſechshundert fünf Gulden ausgiebt — man kann's, wenn man Schulden macht — der ſteuert ſchnurgerade dem Elende zu. Wer bei einem Einkommen von fünfhundert Gulden nur vierhundert und neunundneunzig braucht, der iſt glücklich und auf dem Wege zur Wohlhabenheit und Unabhängigkeit. Unſere Regierungen geben ihren Staatsbürgern freilich ein ſchlechtes Beiſpiel, wie man haushält. Manches „Reich“ hat ſo viele Staatsſchulden, daß, wenn heute mit der Auszahlung begonnen werden könnte, in lauter Gulden gezählt, täglich zwölf Stunden lang, man damit in dieſem Jahrhundert nicht mehr fertig würde. — Nebſt den Ziffern der Aſtronomen, die es ſelten unter Billionen thun, hört man die höchſten Zahlen ausſprechen, wenn von Staatsſchulden die Rede iſt. — Wir wollen die Lehre nicht abwarten, die daraus folgen muß.

Einem braven Menſchen gewährt ein vernünftiges Sparen viel mehr Befriedigung, als ein unvernünftiges Ausgeben. Viele ſparen beim Nothwendigen und verſchwenden beim Ueberflüſſigen — ein Capitalverfahren, um auf unbequemſten Wegen zum Bettelſtab zu gelangen. Sich kleiden über ſeinen Stand, und eſſen unter ſeinem Stand; prunkhafte Wohnung, mangelhafte Erziehung der Kinder — das iſt ſo die richtige Mißwirthſchaft. „Nicht unſere eigenen Augen, ſondern die fremder Menſchen richten uns zu Grunde,“ hat Franklin gern geſagt. Doch das wollen wir gut ſein laſſen, daran ändern Worte nichts. Daß Hunderttauſende arm bleiben oder verarmen, weil ſie auf zu großem Fuße leben, iſt eine Thatſache, die uns täglich durch Beiſpiele illuſtrirt wird. Es giebt Familien, die mit fünfzig- oder hunderttauſend Gulden jährlich kaum auszukommen wiſſen, während ſich andere Familien mit zwei- oder dreitauſend behaglich fühlen und ſich echte Genüſſe verſchaffen. Für Manche iſt ein plötzliches Glück nichts Anderes, als ein Unglück, und Jedem, der einen Treffer macht, iſt nicht zu gratuliren; nach wenigen Jahren ſehet zu! Ich kannte einen Bauern, der gewann in der Lotterie 900 Gulden und kaufte ſich davon nichts als einen Strick; er erhenkte ſich aus Verzweiflung, weil er durch ein ganz kleines Verſehen mit der Losgebahrung um den Haupttreffer von 70.000 Gulden gekommen war.

Die Hauptbedingung, um wohlhabend zu werden, iſt die Geſundheit, ein Capital, das ſo ſelten nach ſeinem Werthe geſchätzt wird. Seine Geſundheit zu bewahren durch Mäßigkeit und naturentſprechendes Leben iſt eine Arbeit, die gut bezahlt wird.

Wichtig iſt die Wahl des Berufes; wer nicht am rechten Platz iſt, der kann ſich nicht helfen. Man ſoll die Kinder ſchon in ihren Spielen darauf hin beobachten, nach welcher Seite ihre Fähigkeiten hinneigen.

Schlimm und leidig iſt das Ausborgen und Anlehen. Gleichwohl auf dem Credit der größte Theil des Handels und Verkehrs beruht, iſt das Schuldenmachen im Kleinen wie im Großen oft genug zum Verderben von Firmen und Menſchen. Nimm nicht Nahrung auf Borg, denn ſie verzehrt ſich, nicht Kleider, ſie tragen ſich ab. Willſt du ſchon auf Borg nehmen, ſo nimm Dünger, der wird dir das Darlehen redlich zurückzahlen helfen. Für den Gläubiger und ſeine Bereicherung arbeiten die Zinſen Tag und Nacht, auch an Sonn- und Feiertagen, wo allen anderen Knechten das Arbeiten verboten iſt. Aber mit der gleichen ununterbrochenen Emſigkeit arbeiten die Zinſen an dem Ruine des Schuldners.

Rothſchild's Grundſatz: „Sei vorſichtig und kühn,“ repräſentirt für ſich ſchon ein Capital. Vorſichtig im Entwerfen von Plänen, kühn in der Ausführung, das macht reich und mächtig. Sich immer auf Andere verlaſſen, ſein Fortkommen ſtets von Anderen abhängig machen, iſt Bettlers Grundſatz. Selbſt iſt der Mann! Von den heutigen Reichen — beſonders in England und Amerika — ſind neun Zehntel, welche als arme Knaben anfingen, mit Energie, Fleiß, Sparſinn und Beharrlichkeit gearbeitet haben.

Solide Geſchäfte, die ſich bewußt ſind, daß viele Menſchen aus ihnen Vortheil ſchöpfen können, brauchen ihr Licht nicht unter den Topf zu ſtellen; ja ſie haben ſogar die Pflicht, für das Beſſere und Tüchtigere Reclame zu machen, um das Schlechtere zu verdrängen. Für die Dauer vermag die Reclame allein ohnehin nicht zu wirken, wenn nicht die Tüchtigkeit des Geſchäftes, der Waaren, dabei iſt.

Ein reicher Amerikaner, P. T. Barnum hat nach eigener Erfahrung ein Büchlein geſchrieben: „Die Kunſt, Geld zu machen.“ Dieſes Büchlein, dem ich in der heutigen Predigt folge, erzählt mehrere hübſche Beiſpiele von klugen Reclamen. In New-York wurde ein Kaufmann dadurch populär, daß er vor ſeinem Laden ein Querſchild anbrachte, auf deſſen rechter Seite die Inſchrift prangte:

MAN LESE DIE ANDRE SEITE NICHT!

Natürlich las Jedermann die andere Seite, welche auf die Waare, die im Laden zu haben war, hinwies. — Viele kauften aus Neugierde, wurden reell bedient und kamen wieder — der Geſchäftsmann erwarb ein großes Vermögen.

Der Hutmacher Genin in New-York erſtand bei der Verſteigerung der Sitze zum erſten Concert der Jenny Lind das erſte Billet, das ausgegeben wurde, für den fabelhaften Betrag von 225 Dollars, weil er wußte, das werde für ihn Reclame machen. Er täuſchte ſich nicht. „Wer iſt der Erſteher?“ fragte der Auctionsbeamte. — „Der Hutmacher Genin.“ Die in großer Menge anweſenden reichen Leute von der Stadt und aus verſchiedenen Gegenden des Landes fragten überraſcht: „Wer iſt dieſer Hutmacher Genin eigentlich?“ Sie hatten nie von ihm gehört. Tags darauf ſtand in ſämmtlichen Zeitungen die Nachricht, „der Hutmacher Genin habe für das erſte Lind-Billet 225 Dollars gegeben.“ Allenthalben nahmen die Männer ihre Hüte ab, um zu ſehen, ob dieſelben von Genin ſeien. Inmitten einer Menſchenmenge in Jowa entdeckte ein' Mann, daß er einen Genin'ſchen Hut auf dem Kopfe habe, und ſchwang ihn triumphirend in der Luft, obgleich derſelbe ganz alt und ſchundig war.

„Ei!“ rief Jemand aus, „was Sie für ein Glücksmenſch ſind! Sie haben ja einen echten Genin-Hut!“

Ein Zweiter ſagte: „Bewahren Sie dieſen Hut wohl! Er wird ein Familien-Kleinod werden, ein werthvolles Erbſtück.“

Ein Dritter, der den „Glückskerl“ förmlich zu beneiden ſchien, ſchrie: „Ei was! Geben Sie Jedem von uns einen Hoffnungsſtrahl! Verſteigern Sie den Hut!“

Der Mann kam dieſer Aufforderung ſofort nach und erzielte für ſeine ſchäbige Kopfbedeckung nicht weniger als 12 Dollars!

Genin's 225 Dollars waren eine gute Anlage, denn er verkaufte ſchon im erſten Jahre zehntauſend Hüte mehr als ſonſt, und da die Käufer — zuerſt von der Neugierde angetrieben — für ihr Geld gute, befriedigende Waare erhielten, ſteigerte ſich der Abſatz von Jahr zu Jahr. Die Reclame lockte die Kunden an, die ſolide Bedienung feſſelte ſie.

Eine Hauptbedingung, um reich zu werden — ſo ſagt der Amerikaner Barnum — iſt die Ehrlichkeit. Nichts iſt ſchwieriger, als auf ehrliche Weiſe reich zu werden. Wir glauben es, nur kommt es darauf an, was man unter Ehrlichkeit verſteht. Es giebt eine landläufige Ehrlichkeit, die im Grunde aber keine iſt. Wir ſahen manchen reichen Mann vor dem Gerichte, den das menſchliche Gewiſſen verurtheilte, aber die Bürger freiſprachen, weil ſie ſich ſonſt ſelbſt mitverurtheilt hätten. Ich ſage, es iſt ſchwer, Millionär zu werden, ohne Jemandem Unrecht zu thun. Die Arbeiter drücken und ihnen für ihr Alter Armenhäuſer bauen (wofür noch Orden beanſprucht werden), das iſt nicht die rechte Art, für die Allgemeinheit zu wirken. Ein Mann, der ſich nicht zufrieden giebt mit einem Vermögen, das hinreicht, um ſich und ſeine Familie bürgerlich zu verſorgen, iſt für den allgemeinen Wohlſtand ſchon gefährlich. Uebrigens bin ich nicht ſo boshaft als jener Geſellſchafter, der eine Räubergeſchichte erzählen wollte. Er begann: „Es war einmal ein General-Director — den Reſt erlaſſet mir.“

Brave Leute, welche willig ſind, ſich ſelbſt zu helfen, muß der Reiche unterſtützen; das iſt nicht freiwilliges Wohlthun, das iſt ſeine Pflicht. Wenn er's nicht thut, ſo iſt er mit ſeinen Millionen ein großer Schelm unter kleinen.

Für unſere Geſchäftsleute haben wir noch einen beſonderen Rath, der ihnen gut bekommt, wenn ſie ihn befolgen. Eine wichtige Sache, um wohlhabend zu werden, iſt die Höflichkeit. Der Jude weiß das, handelt darnach, zieht durch ſeine Artigkeit, Gefälligkeit mehr Käufer in ſeine Bude, als der chriſtliche Kaufmann durch ſeine guten Waaren, die er oft ſpröde und knurrend bewacht, wie im Märchen der Drache den Schatz. Wer in ſeinem Geſchäft blos ſeinen ſchlichten, bürgerlichen Gewinn ſucht, in demſelben nur eine Anſtalt zu Gunſten des Publicums ſieht, der mag von ſeinem noblen Standpunkt aus den Leuten gegenüber ſeine würdevolle Zurückhaltung bewahren; wer aber Geld erwerben, reich werden will, der muß bei Groß und Klein, bei Reich und Arm darum kriechen und betteln; denn er will etwas, das ihm eigentlich nicht gebührt — er will Reichthum; dieſes Almoſen läßt ſich nur mit Demuth und Schmiegſamkeit erlangen. — Und mit Sparſamkeit. — Dieſe Sparſamkeit braucht übrigens nicht ſo groß zu ſein, wie bei jenen berühmten „Haushältern“, die uns K. J. Weber im „Lachenden“ vorführt, und von denen ich einige aufzählen will. Da weinte Einer darüber, daß er im Tode ſein Geld verlaſſen müſſe, gewöhnte ſich aber daran, ſeine Lippen ſo weit vorzuſtrecken, daß ihm keine Thräne zur Erde fiel. Denn Thränen enthalten Salz, und Salz nährt. Ein Anderer pflegte beim Schneidermaß den Athem an ſich zu halten, um weniger Tuch zu brauchen. Ein Dritter freute ſich darüber, noch vor Neujahr zu ſterben, damit ihm die Neujahrsgeſchenke erſpart blieben.

Weil ſolche Leute nichts umſonſt thun können, ſo hatte jener Arzt ganz recht, der ſich immer einen halben Gulden auf die Hand legte, ſo oft er ſich ſelbſt den Puls befühlte. Ein ſterbender Wucherer, dem der Prieſter ein ſilbernes Crucifix in die Hände gab, ſchlug das brechende Auge auf und ſeufzte: „So leicht iſt das Ding. Nicht fünf Gulden kann ich drauf leihen.“ Zu Berlin ſtarb nach einem kümmerlichen Leben ein alter Mann, der 20.000 Thaler hinterließ, ſeinen einzigen Verwandten aber blos darum enterbte, weil ihm ſelber aus Dresden einmal einen unfrankirten Brief geſchrieben hatte. Ein Anderer hatte eine alte häßliche Magd, von der er vermuthete, daß ſie ihm im Laufe der Jahre manchen Groſchen geſtohlen. Um das wieder hereinzubringen, heiratete er ſie. Ich will nicht von jener Frau ſprechen — denn geizige Frauen ſind noch ärger, wenn auch ſeltener — die ihrem Geſinde den Hunger durch Ekel vertrieb; auch nicht von jenem Sohne, der des Nachts ſeinen Tags zuvor begrabenen Vater ausgrub, um demſelben den neuen Tuchrock auszuziehen.

Der Geldtolle iſt Alles im Stande, und iſt es ſchließlich bei einem anhaltenden Raſen und Scharren keine allzu große Kunſt, einen Haufen zuſammenzubringen, zu dem auch der Teufel noch was dazumacht.

Und wenn ſo Einer endlich reich iſt? Es ſoll ſich Jeder fragen: Was dann? — Man kennt ein Sprüchlein:

Zwei Schelme müſſen ſein zu lang erſpartem Gut,
Der Eine, der's erwirbt, der Andere, der's verthut.

Mancher reiche Erbe treibt es wie jener Herzog, der bei ſeinem Geſandtſchaftseinzug in Wien den Pferden ſilberne Hufeiſen ſo loſe anſchlagen ließ, daß ſie nothwendig abfallen und dem Volke zu Theil werden mußten.

Reiche Häuſer pflegen ſich eben nicht lange zu halten, weil — beſonders in unſerem Bürgerthume — Kinder der Reichen verwöhnt und verweichlicht werden.

Jeder Sparer findet ſeinen Zehrer. Armſelig ſind Beide, wenn ſie es übertreiben. Den vernünftig ſparſamen Mann hält der Geizige für einen Verſchwender, der Verſchwender für einen Geizhals; nur der Vernünftige für einen Klugen.

Es iſt genug, ich will dieſen Sermon weder für den Geizhalz, noch für den Verſchwender gehalten haben. Würde doch Erſterer dieſes Buch nicht kaufen, und Letzterem koſtet der Spaß, in einem Buche zu leſen, zu wenig Geld. — Die Abſicht, auf anſtändige Weiſe wohlhabend, dadurch ſelbſtſtändig und wohlthätig zu werden, iſt eine Tugend, die der Allgemeinheit nützt. Dieſer Tugend allein rede ich das Wort.

Von der Sucht, zu reiſen und der Kunſt, zu Hauſe zu bleiben,

Ueber die Kunſt des Reiſens ſind gar mancherlei Lehrbücher geſchrieben worden. Die meiſten Leute, die Mittel und Luſt dazu beſitzen, haben das Reiſen auch ſo ziemlich gelernt, allerdings weniger aus Büchern, als aus Erfahrung. Es ſind ja nur wenige ſo geiſtig bevorzugte und lenkbare Menſchen, die aus Büchern nicht blos das Wiſſen, ſondern auch das Können ſchöpfen; die Erfahrung hingegen erzieht mit der Zuchtruthe.

Bei der Mode, zu reiſen, bei der Gewohnheit, die es zum Bedürfniſſe macht, bei den Mitteln, Wegen und allen denkbaren Anſtalten dafür iſt das Reiſen längſt keine Kunſt mehr — es gehört nicht einmal mehr Geld dazu, als es der Beamte, Geſchäftsmann u. ſ. w. für ſein Vergnügen in der Regel erſchwingen und beſtimmen kann. Eine Kunſt hingegen iſt das Zuhauſebleiben geworden.

Wenn Alles vom Reiſen und Wandern ſpricht, wenn Bücher und Zeitungen immer wieder von den Schönheiten der Alpen, Italiens, der Oſt- und Nordſeelande, des Rheins, der Karpathen u. ſ. w. erzählen, mit beredten Worten und mit reizenden Bildern; wenn der Nachbar zur Rechten fortgeht und der Nachbar zur Linken, wenn der Hausgenoſſe ſelbſt auf Reiſen iſt, und Du haſt die Luſt des Wanderns bereits kennen gelernt, wirkliches und eingebildetes Bedürfniß nach Luftveränderung regt ſich, das Auge möchte neue Bilder ſehen, Dich zieht's zu anderen Menſchen und ihrer Lebensweiſe, zum guten Ton gehört's auch, alljährlich ein- oder zweimal in die Welt zu fahren — das und Anderes wirkt in Dir und nun iſt es eine ſchwere Sache, zu Hauſe zu bleiben, ſchwer, wenn man's muß, noch ſchwerer, wenn irgendwo noch ein Loch offen iſt, den heimiſchen Wänden zu entfliehen.

Du kannſt nicht zu Hauſe bleiben, oder nur mit großer Mühe und Anſtrengung. Du mußt fort, es zieht Dich wie eine zauberhafte Gewalt.

Biſt Du Idealiſt, ſo erträumeſt Du Dir im vorhinein allerlei Vergnügen und Glück, das Du auf der Reiſe finden wirſt; da erklärt ſich's, daß Du dem Drange nicht zu widerſtehen vermagſt. Biſt Du ein ruhiger Denker und haſt etwas Erfahrung zur Hand, ſo weißt Du zwar, daß die Beſchwerden einer Reiſe, die gewöhnlichen und zufälligen Widerwärtigkeiten Dir den Spaß oft tüchtig verleiden werden, daß das Vergnügen in dem Momente, als Du's genießeſt, zumeiſt durch allerlei Nebenſächliches ſtark getrübt wird und nicht ſo entſchieden ſchön iſt, als es die Erwartung malt oder die Erinnerung. Du weißt das, und gehſt doch; Du mußt Dich zerſtreuen, ohne vielleicht jemals geſammelt zu ſein. Die Unbequemlichkeiten, Entbehrungen und Gefahren der Reiſe ſollen Dir ja dann das Daheim und das ruhige Leben in demſelben wieder werth und lieb machen. Kommt der Winter, ſo willſt Du Stoff haben, Dich an die weite Welt zu erinnern, an die blauen Seen und an die hohen ſonnigen Berge. Du reiſeſt für Daheim. Ganz reizlos, ſehr öde erſcheint Dir endlich Dein liebes Haus, wenn Du fort willſt und nicht kannſt.

Wer reiſen kann, der ſoll. Aber Alle können es nicht, wenigſtens nicht zur Zeit, wann ſie wollen — ſolche müſſen die Kunſt lernen, zu Hauſe zu bleiben. Heißt das, willig zu Hauſe zu bleiben und ſich die Freuden und edlen Genüſſe des Daheims nicht durch das fortwährende Denken an's Reiſen, und ſich Hineinſchwärmen in dasſelbe verderben zu laſſen.

Den Junggeſellen und Hageſtolzen die Reize des Daheims zu ſchildern, wird uns freilich ſchwer, weil ſie eigentlich keines haben. Aber auch dieſe ſollten getröſtet werden. Es gehört nur zu Allem ein wenig Beſcheidenheit und Genügſamkeit, will man auf dieſer Welt etwas Glück und Befriedigung erjagen. Wer nur reiſt, um ſein inneres Unbehagen zu betäuben, in der Zerſtreuung ſeine Seele zu verflachen und zu verflocken, der iſt wohl auch auf der Reiſe nicht zu beneiden, und ſelbſt wenn er täglich den Jahresgehalt eines kleinen Beamten zu verzehren hätte.

Dieſer kleine Beamte muß zu Hauſe bleiben, wenn er jedoch die ſeinem Stande eigene Bedürfnißloſigkeit hat, ſo iſt er Jenem gegenüber in dieſer Sache weit im Vortheile. Ein offener Sinn, ein anſpruchloſes Gemüth, und man braucht wahrlich nicht weit zu gehen, um die Welt ſchön zu finden, die Menſchen und ihre Verhältniſſe intereſſant; man wird überall Neues ſehen, darüber Studien machen können und ſich zerſtreuen, indem man ſich ſammelt und vertieft.

Wie iſt mir jener alte Taglohnſchreiber im Bezirksamte zu K. noch ſo gut im Gedächtniß! Das war die einfältigſte Seele im ganzen Amt, aber weitaus die größte. Dem ſechzigſten Lebensjahr war er nahe, war treu geweſen ſeiner Tage lang und hatte nach ſeiner Art vorwärtsgeſtrebt, daß er's doch zu einer Stellung brächte, wo der Menſch im Stande iſt, eine

Familie zu ernähren. Nun, er hatte viel erreicht, er hatte es bis zum Diurniſten gebracht und dann eine betagte Witwe geheiratet, die im Taglohn ſich das Ihre erwarb, ſo wie er das Seine. Davon iſt weiter nichts zu erzählen, es war Alles lauter Glück. Er hatte ein freundliches Stübchen, er hatte Tabak. Und Nachmittags, wenn er vom Amte heimgekommen und ſein Mittagsbrot verzehrt hatte, ging er auf Reiſen. War's im Sommer, ſo konnte er Weltreiſen unternehmen, er ging in die Wälder hinaus, in die Thäler, die jenſeits des Bergzuges lagen, zu den Seen und Flüſſen, oder machte eine Bergpartie, daß er in die Hochalpen hineinblicken konnte, oder in's weite Flachland hinaus, wo fern im Blauen die Mauern einer großen Stadt ſchimmerten. Ich vermuthe, daß ihm die Sehnſucht nach den Gletſchern, oder nach den Herrlichkeiten der Stadt nicht allzu weh gethan haben wird, denn er wußte: *es kann nicht ſein.* Waren die Tage kürzer, ſo machte er kleinere Touren, ging in die näheren Dörfer, ſprach in Bauernhäuſern zu und ſah, wie die Leute arbeiteten und lebten. Im Winter ſtand er in der Morgen- oder Abenddämmerung oben auf dem Feldrain und ſchaute herab auf den ſtattlichen Markt, ergötzte ſich an den Spatzen, die auf den Dächern hin- und herflogen, beobachtete Wind und Wetter, geſellte ſich zu Leuten und kam dann allemal hochvergnügt nach Hauſe. Den ganzen Abend wußte er ihr zu erzählen, ihr, die mit dem Strickſtrumpf auf der Ofenbank ſaß. Nun ja, wer eine Reiſe thut! Da hatte er irgend eine ſeltſame Erſcheinung geſehen, einen Haſen, der über's Feld ſprang, eine Raupe, die den Baum hinan wollte und immer wieder herabfiel, einen Stein, auf dem rother Schimmel wuchs; oder die unendliche Pflanzenwelt war's im Walde, oder die Waſſerſpiele waren es in Bach und See, oder die

Beſchäftigung der Bauern und wie ſie's machen, und warum ſo, und was ſie ſagen, und was Einem oder dem Andern zugeſtoßen, und wo er dem Pfarrer begegnet, der ſpazieren gegangen, und daß der vornächtige Sturm dem Eibelbauer ein großes Brett vom Dache geriſſen — oder ihm war gar irgendwo ſelbſt ein Abenteuer begegnet, das er dann ausſpann mit all ſeiner ſtillen Freude darüber, daß ſein Leben ſo reich an Wunderlichkeiten war.

Ja, dieſer alte Lohnſchreiber, das war Einer, der ohne „Reiſen“ und „Landpartien“ nicht hätte leben können! Als er kränklich wurde, mußte er ſich mit Spaziergängen der beſonnten Mauer des Hauſes entlang, oder in die Küche, in das Vorhaus hinaus zufrieden geben. Auch von ſolchen Ausflügen kam er niemals ohne Erfolg zurück, von einem Käfer mindeſtens oder von einem Sandkorn, das die Mauer herabgefallen ſei, wußte er immer zu erzählen.

Ihr, die Ihr nicht reiſen könnt, reiſet wie dieſer Mann — bleibt zu Hauſe. Bleibt zu Hauſe und thut einmal das Auge auf für die Welt, die Euch umgiebt. Die iſt groß, noch immer viel zu groß, als daß Ihr ſie faſſen und begreifen könntet, ſo groß, daß ihr alle Fähigkeiten Eures Geiſtes und Herzens daran beſchäftigen und ſättigen könntet, wenn — auch Ihr ſo groß wäret.

Die Eilzüge, die wir an unſerem Heim vorüberraſen ſehen, gehen raſch und gehen weit, ſie mögen Alles in der Welt erreichen, nur Eins nicht: nicht unſer trautes Heim. Der Reiſende, der es wieder finden will, muß umkehren — wie nach einem erkannten Irrthum umkehren. — Das ſage ich, und das ſagen Viele mit mir: Die Krone einer Reiſe, ihr Schönſtes und Beſtes iſt die Heimkehr. Manche Reiſe habe ich ſchon mitgemacht, nur um von derſelben zurückkehren zu können und meine Lieben wieder zu ſehen. Das iſt ja auch ein Räthſel unſeres Herzens, daß wir das Glück bisweilen unterbrechen müſſen, wenn wir deſſen bewußt bleiben oder bewußt werden wollen.

Das Beſte, was wir uns anthun können, iſt, das was wir nicht haben können, möglichſt zu überſehen, und das, was wir haben, möglichſt hoch im Werth zu halten. Das iſt klüger wie das Gegentheil, welchem alle Welt leider verfallen iſt, wie einem Fluche.

Wer ein Daheim und eine Familie hat, und dazu das Bewußtſein dieſes heiligen Glückes, der braucht keine weitere Unterweiſung in der Kunſt, zu Hauſe zu bleiben. Er weiß, daß er ſein Weniges an Zeit und Geld unmöglich beſſer und ſeiner Pflicht entſprechender verwenden kann, als für die Familie; daß er kein größeres Vergnügen haben kann, als die dankbare Liebe ſeines Weibes, als das Gedeihen ſeiner Kinder.

Kann er ſie hinausführen in die freie Natur, kann er ihnen im Bekannten Neues, im Kleinen Großes zeigen, kann er die jungen Gemüther anregen mit einem Kieſelſtein, erwärmen mit einer Blume, entzücken mit einem Vogelneſt, welch' ein Sonnenſtrahl muß nicht da in ſein eigenes Herz fallen! und ſo ein Spaziergang wiegt ihm eine Reiſe nach Italien bei weitem auf.

Doch, ich ſpreche hier zu glücklichen Familienvätern; ich beſtreiche die Butter mit Fett und Andere müſſen das Brot trocken verzehren. Jedem aber gebe ich das zu bedenken: Zu Hauſe geblieben zu ſein hat nachträglich ſelten Einen gereut, wohl aber bisweilen gereut, auf Reiſen gegangen zu ſein. Was kannſt Du in der Fremde verſäumen? Nichts. Was kann Dir daheim verloren gehen? Vieles.

Es ließe ſich noch gar Manches zum Troſte ſagen Denen, die nicht reiſen können. Eine andere Abſicht gewinnt aber der zweite Theil dieſer Betrachtung.

Es giebt eine Gattung von Leuten, die mit dem Reiſen nichts zu thun haben, und doch nicht zu Hauſe bleiben können.

Wer das bewußte Geſelligkeitsleben kennt, das Wirthshaus, das Kaffeehaus, den Club, den Ball, das Concert, das Theater! So wenig als gegen das Reiſen an ſich, habe ich etwas gegen Geſelligkeit oder gar Kunſtgenuß — Gott bewahre mich in Gnaden vor ſolchem Irrthum! — aber die Gewohnheit iſt es, mit der wir hier zu thun haben, die Gewohnheit allein. Wer gewohnt iſt auszugehen, der muß ausgehen. Mit dem Eintritte der Dämmerung ſchon wird ihm unheimlich in ſeinem Hauſe. Iſt er in der Arbeit, ſo verliert er dafür die Stimmung, ruht er, ſo faßt ihn die Langweile; beſchäftigt er ſich mit den Seinen, ſo wird er nervös, lieſt er ein Buch, ſo wollen die Gedanken den Worten nicht folgen.

Er muß fort. Wohin? Er geht den Unterhaltungskalender durch. Nichts iſt heute, gar nichts. Im Concert Beethoven und Schumann, im Theater Schiller. Aber lieber als zu Hauſe bleiben, geht er in den „Wallenſtein.“ Man ſchlägt doch den Abend damit todt, in's Gaſthaus kommen die Geſellen nicht vor zehn Uhr.

Dann entfaltet ſich, was ſich entfalten muß, Jeder weiß es, der's erfahren hat; ohne Animo geſchwätzt, gewitzelt, gegähnt wird. Die Zeit verſchleicht träge, bis Schläfrigkeit es endlich eingeſtehen muß: daheim iſt's am beſten.

Und das wiederholt ſich Tag für Tag mit einer Regelmäßigkeit und Genauigkeit, die einer großen Sache würdig wäre. Und zwingt einmal ein Umſtand, zu Hauſe bleiben zu müſſen, ſo iſt das „ein verlorener Abend“.

Wer daheim ein freundliches Weib hat und muntere Kinder, und er ſucht ſein Heil außer Haus, über den verliere ich kein Wort, als das des tiefſten Bedauerns. Jedoch, ich halte die Kunſt, zu Hauſe zu bleiben auch lohnend für Solche, denen zu Hauſe ſcheinbar keine Freuden winken. Das müßte ein armſeliger Patron ſein, der ſich mit einem guten Freunde oder mit ſich ſelber langweilt, der ſich nur in geiſtig und ſeeliſch oft bettelarmer Geſellſchaft erträglich wird. — Wer den ganzen Tag gearbeitet hat, der will ſich zerſtreuen, das iſt richtig und das iſt ihm gegönnt. Ja, ich habe gar nichts Anderes im Sinn, als ihm die der Erholung gewidmeten Stunden ſo vergnügt und fruchtbar als möglich zu machen. Eine Lieblingsbeſchäftigung, ein „Steckenpferd!“ In jedem Menſchen ſchlummert ein beſonderes Intereſſe, eine Geſchicklichkeit für etwas, nur wecken muß er dergleichen. Heitere Spiele mit den Seinen, anregende Geſpräche, Geſang, Muſik, Bücher, Zeichnen, Malen, Gartenarbeiten, Baumzucht, Vogelliebhabereien, Thierſtudien, Sammlungen u. ſ. w. Die Hauptſache, daß er ſeine freie Thätigkeit an etwas Beſtimmtes hängt, daß er ſich in derſelben ſammelt, vielleicht vertieft und daran ſich glücklich fühlt.

Ein Fluch unſerer Zeit iſt die Verflachung, die Verſandung der Urſprünglichkeit im geſelligen Verkehr, der ſo Vielen als das Höchſte erſcheint. Gewiß, der geſellige Verkehr hat ſein Gutes, er mäßigt den Egoismus, aber er tödtet auch die kernige Individualität, die allein nur das ſchöpferiſche, thatkräftige Element iſt. Darum lege ich auf das Haus ſo viel Gewicht, es giebt die innere Kraft, die ſich in der

Sammlung entwickelt. Im engen Kreiſe, im Hauſe wird der Deutſche groß und edel.

Während wir das Deutſchthum preiſen mit lauten Zungen, während wir es an ſeinen politiſchen Marken mit Recht zu ſchützen ſuchen — ich ſage es hier wiederholt — verlieren wir in unſerem inneren Leben einen deutſchen Zug um den andern. Die leichtfertige Vernachläſſigung des Hauſes und der Familie iſt ein welſches Ding; den Franzoſen ſchadet es nicht, denn es harmonirt mit ihrem innerſten Weſen, mit ihrer Geſchichte und Entwicklung, mit ihrem Temperament, mit der ganzen Organiſation ihres Lebens. Für die Deutſchen aber iſt es Gift, das ihre germaniſche Eigenart, ihren perſönlichen, ſocialen und politiſchen Charakter zerſetzt. Der Deutſche wurzelt im Hauſe, in der Familie mehr, als je ein anderes Volk; wenn der Deutſche einmal nicht mehr zu Hauſe bleiben kann, wenn er die Familie verſchmäht, dann verliert er ſich ſelbſt.

Seit Jahren hat das deutſche Herz ſchlimme Zeiten. Die Biergelage, Jubel- und Trutzfeſte, die Vereinsmeierei, Phraſendreſcherei, der Gründungsſchwindel und der bürgerliche Größenwahn — dieſe böſen Geiſter haben das deutſche Haus erſtürmt, den Familienvater mit Gewalt von den Seinen geriſſen. Ueber den Pathos iſt der Schlichtheit vergeſſen worden. Ein pfadloſes, planloſes Hinausirren war's in's Weite – manchem Guten entgegen, während man das Beſſere verlaſſen.

Groß iſt mir Der, der ſeine Perſon und ſeine Familie für's Vaterland freiwillig hinopfert am Tage der Noth! Aber ſo ernſt iſt es heute ſelten Einem, und um das handelt es ſich auch gar nicht. Wo ſich's wirklich um's Gemeinweſen dreht, um Wahlen, Schulweſen, communale Arbeiten, Wehrkraft — da bleiben ſie daheim oder möchten daheim bleiben.

Willſt Du den laſtenden Pflichten entfliehen, die in Deinem Hauſe ſind, ſo gehe hinaus und draußen werden noch ſchwerere Pflichten Deiner harren, wenn Du ſie erkennſt. Vielleicht ſchrecken ſie Dich zurück, vielleicht lehren ſie Dich die Kunſt, zu Hauſe zu bleiben.

Wir ſind abgewichen und ich höre Stimmen: Philiſter! Philiſter! — Ich kenne Dich, Freund. Du biſt entweder ein noch junger, gewiß für alles Edle begeiſterter Mann, oder Du biſt ein Ueberall- und Nirgendsdaheim, der das Haus nur ſucht, wie der Kukuk die Neſter der Nachbarn. Geſtern in der Bierſtube den Rock vertrunken, heute in der Schnapsbude das Beinkleid, morgen „ohne Hoſen" auf der Straße im wilden Geſchrei: „Nieder mit dem Capitale."

Nun eben, wir ſind abgewichen. Nicht für derlei Leute empfehle ich die Uebung in der Kunſt, zu Hauſe zu bleiben; ſondern Solchen, die es gerne möchten, die den Vortheil einſehen, wenn ſie zu Hauſe blieben, die aber der Gewohnheit und den ſchalen Lockungen nicht zu widerſtehen vermögen. Solche wollte ich beſtärken, wollte ſie Gründe und Gedanken finden laſſen, daß ihnen das Daheim ſo begehrenswerth erſcheine, als es in der That iſt. Wie viel Freude, wie viel Befriedigung und Segen, wie viel Menſchlichkeit und Treue und Adel ruht im Daheim! Draußen biſt Du wichtig und nichtig zugleich, ein raſtloſer Streber oder ſeelenloſer Leber, willſt viel, erreichſt wenig, erfährſt Undank, verfällſt der nervöſen Verbitterung oder der trägen Gleichgiltigkeit. Daheim kannſt Du unter allen Umſtänden groß ſein, ein ganzer Menſch, und den Deinen zu Danke leben.

's iſt aber närriſch, ſo ſubjectiv dahin zu reden. Die Hageſtolzen höre ich lachen, die lebgierigen Jünglinge höhnen, die unglücklichen Ehemänner fluchen über dieſes Capitel, die Maulreißer und Witzbolde, die zu Hauſe ihre Kunſt nicht üben können, witzeln darüber und die wenigen Daheimfreundlichen erklären es für überflüſſig. Vollkommen einverſtanden mit dieſem Sermon dürften die Greiſe, Kranken und Preßhaften ſein — dieſen wird ſie am leichteſten, die Kunſt zu Hauſe zu bleiben.

Von unſerer Uebertreibungsſucht und dem Wortheldenthum.

Ihr habt es, meine lieben Freunde, wohl allzeit erfahren, daß man ſtets eine hohe Meinung hat von Perſonen, die ſo ſprechen, wie ſie denken, die für Jegliches das richtige Wort finden und genau das ſagen, was ſie ſagen wollen, nicht mehr und nicht weniger. Dieſe Kunſt iſt weit ſchwerer, als man glaubt, ſie entſpringt — wie man häufig erſehen kann — nicht ſo ſehr der Gelehrtheit, der Sprachgewandtheit, der Zungenfertigkeit, als vielmehr der Charakteranlage.

Nicht zu viel ſprechen, und was man ſagt, ohne Uebertreibung, immer nur mit Rückſicht auf den Gehalt der Worte, das iſt das beſte Wahrzeichen der Schlichtheit und Verläßlichkeit.

Man findet dieſe Schlichtheit des Ausdruckes faſt bei allen bedeutenden Menſchen, ſie iſt auch ein Merkmal der Ariſtokratie im guten Sinne des Wortes, und wenn Fürſten bei öffentlichen Anläſſen ſich der gewöhnlichen Ausdrücke, ohne allen Aufputz der Rede, bedienen, ſo iſt ihnen nur darum zu thun, genau die Sache zu bezeichnen, zu decken, um die es ſich handelt — und das verleiht der Rede Wichtigkeit und dem Redner Würde.

Wie weit hat ſich von dieſer vornehmen Art — beſonders in unſerem lieben, freilich vielzungigen Oeſterreich — die Umgangsſprache entfernt! Schuld daran tragen auch die Schriftſteller, die Zeitungsſchreiber, ſelbſt das Parlament. Wie wenig Leute giebt es bei uns, die es wiſſen, daß Redſeligkeit und Beredſamkeit zweierlei iſt, wie wenige, die ſprechen, etwas erzählen, rügen, loben können ohne Uebertreibung! Wien, das ſchöne Wien, das niemals Maß zu halten verſtand, iſt die eigentliche Heimat des Superlativs. In Wien giebt es nichts Gewöhnliches, Alles iſt entweder ausgezeichnet oder miſerabel; in Wien giebt es aber auch nichts Schönes, lauter Brillantes, Wunderbares, Entzückendes, Göttliches u. ſ. w.; ebenſo nichts Schlechtes, ſondern nur Niederträchtiges, Scheußliches. Die Wiener haben nichts Mißlungenes, ſondern nur elende Machwerke, nichts Unbedeutendes, hingegen viel ſchandbaren „Schmarn“. In Wien iſt nichts recht hübſch (das Wörtlein „recht“ kann der rechte Wiener überhaupt nicht ausſtehen), ſondern Alles prachtvoll oder wenigſtens ſehr ſchön. In der alten Kaiſerſtadt iſt auch gar nichts unangenehm, ſondern Alles ſchrecklich, fürchterlich oder gar gräßlich. In Wien giebt es keine guten, braven Leute, ſondern lauter Engel, neben dieſen aber überall jämmerliche Schweinskerle, ſchäbige Hundeſeelen und Schurken. Nirgends auf der Welt kann ſo viel „ungeheuer Schönes“ oder „rieſig Kleines“ vorkommen, als in Wien. — Wenn die ſchöne, liebenswürdige Wienerin in ihrer begeiſterten Weiſe etwas darſtellt, ſo iſt das nachgerade immer ein Meiſterſtück der Dialektik voll Draſtik und Witz, aber man kann in ſolchen Fällen faſt allemal verſichert ſein, daß ſich die Thatſache ganz anders verhält, als ſie dargeſtellt wird. So weit iſt es gekommen, daß man den Erzählern nur mehr zur Unterhaltung zuhört, und ſchon im Vorhinein nicht auf Wahrheit und Sachlichkeit reflectirt. Nicht als ob ich damit die Ehrenhaftigkeit ſolcher Sprecherinnen und Sprecher bezweifeln wollte, ſie wollen nicht unwahr ſein, nicht abſichtlich entſtellen, die fortwährend aufgeregte Phantaſie geht ihnen nur mit der Zunge durch; ſie ſind entzückt, ohne entzückt zu ſein (denn wann iſt ein Menſch entzückt!); ſie können Jemand mit der Zunge henken, rädern, viertheilen, ohne ihn eigentlich zu haſſen. Sie ſchildern Gefühle, die ſie oft erſt aus ihren eigenen Worten momentan zurückempfinden, und nach all' derlei iſt der Sprecher wohl unbefriedigter, als der Hörer, weil Jener fühlt, er hätte was Anderes geſagt, als das, was er ſagen wollte, und trotz des ſchimmernden Wortſchwalls, auf dem die glühendſten Gemüthsfunken hin- und herzuſpringen ſcheinen, bleibt vielleicht ſein Herz einſam, unenthüllt.

Fröſche hören auf zu quaken, ſobald man ihrem Sumpfe mit Lichtern in die Nähe kommt; nicht immer ſo unſere redſeligen Weiber beiderlei Geſchlechtes. Selbſt wenn man ihnen den Mund verſtopfte, würden ſie durch die Naſenlöcher ſchwatzen und hyperbeln. Wenn man an dieſe guten Menſchen den ſonſt üblichen Maßſtab legen wollte! Wenn man ſie beim Worte nehmen wollte! Es gäbe alltäglich Ungeheuerlichkeiten, wie ſie bisher in der Geſchichte beiſpiellos waren. — Es ſcheint übrigens, als ſpräche ich hier ſelber im Wiener Jargon! Ich habe Wien zu lieb, als daß ich nicht theilweiſe auch von ſeinen Fehlern angeſteckt wäre; aber ſicher iſt, daß man gerade in dem Punkte am wenigſten übertreibt, wenn man die Wiener der hochgradigen Uebertreibungsſucht anklagt. Wir begegnen derſelben Sucht auch anderswo, aber ſo hoch entwickelt nirgends, als in der ſchönen Donauſtadt, an deren Ringſtraße ſchon das Aeußere der Zinshäuſer in Hyperbeln ſpricht.

Aus Hang, jede Sache zu decoriren, ſie auf die originellſte, geiſtreichſte Weiſe zu behandeln, haben wir verlernt, einfach die Wahrheit zu ſagen. Die einfache Wahrheit iſt ja ſo langweilig und zumeiſt ſo ſelbſtverſtändlich, daß man eigentlich gar nicht über ſie zu ſprechen brauchte — was würde da aus der geſellſchaftlichen Unterhaltung werden! Und Unterhaltung iſt denn einmal die Hauptſache in unſerem lieben Vaterlande, der von manchen Leuten Alles geopfert wird, nicht blos das edelſte und das ſchlimmſte Stückchen Fleiſch an unſerem Körper, die Zunge, ſondern auch was daran hängt, die Zucht und Züchtigkeit ſeiner ſelbſt und die Reputation Anderer.*)

Harmlos ſcheint der Fehler — aber er iſt gefährlich. Findet der Zungentaſchenkünſtler eine gläubige Zuhörerſchaft, dann wird dieſe auf Irrwege geleitet, die für ſie oder Andere bedenkliche Folgen haben können. Sonſt aber wird das Superlativ die Schule der Skepſis; man glaubt nichts mehr, und wenn man dem Sprecher eine Stunde zugehört, ſo hat man ſich vielleicht ergötzt, weiß jedoch am Ende ſo viel als früher, geht verſtimmt davon.

---

*) Ein Freund, der mir bei der Correctur meiner „Bergpredigten“ zugeſchaut, ſagte, plötzlich mir auf die Achſel klopfend: „Das iſt nichts, mein Lieber! Sie ſind nicht energiſch genug. Wenn Sie zur heutigen Brut reden wollen, da dürfen Sie nicht fortwährend am Stricke ziehen und Friedensglocken läuten. Kann ich's ein wenig anders! Den Strick zur Schlinge drehen, aus der Glocke Kanonen gießen und dreinpfeffern, das iſt die richtige Sprache für dieſes niederträchtige Geſindel!“

Der Mann iſt ſonſt ein ganz gemüthlicher Patron, der im Winter mit einem Kornſäcklein umgeht und die Tauben und Spatzen füttert in unſerem Stadtpark. Aber bisweilen wandelt ihn die vulgäre Großmauligkeit an und macht ihn zu einem poſſirlichen Ungeheuer, das ſchon im nächſten Augenblicke wieder das ſanftmüthigſte Lamm ſein kann. — Nein, Freund, die ehernen Feuerſchlünde wollen wir einſtweilen doch nicht predigen laſſen.

Ich ſage Euch, Freunde, der Mißbrauch der Sprache macht ſtumm. Ob Ihr da himmliſche Wonnen ausruft oder hölliſche Verzweiflung, ich glaube Euch nichts; ob Ihr vergöttert oder verdammt, ich glaube Euch nichts. Bei Euren geſprochenen Thränen der Freude oder des Schmerzes empfinde ich nichts. Nicht mich belügt Ihr, ſondern Euch ſelbſt; morgen ſeid Ihr in anderer Stimmung, morgen girrt Ihr anders. Oder morgen kommt die Thatſache und macht Euch zu Schanden, und übermorgen nimmt Euch Keiner mehr ernſt.

Wenn Ihr für die Alltäglichkeit das Superlativ aufbraucht, was habt Ihr dann für außerordentliche Fälle? Nichts; Ihr ſeid arme, ſtumpfe Töpfe.

Die Zeitungsſchreiber beſonders könnten ſich's geſagt ſein laſſen. Die wiſſen gar nicht, wie ſehr ſich ihre Verkäuflichkeit im Inſeratentheil ihrer Blätter rächt. Die Marktſchreierei desſelben hat ſie angeſteckt, iſt unwillkürlich in die Notiz, in's Feuilleton, vor Allem in den Leitartikel übergegangen. Und das iſt denn dort ein Geſchwätz zum Davonlaufen! Ein Gemiſch von Phraſen, Uebertreibungen, Entſtellungen, pathetiſchen Hyperbeln wunderlicher Art, ſophiſtiſchen Beſchönigungen oder Verleumdungen u. ſ. w. Und das nennt man Leitartikel! Und das giebt ſich aus als Vertretung von ſittlichen Ideen zum Wohle der Geſellſchaft!

Die Zeitungsſchreiber ſollten nicht ſprechen unter dem Einfluß der Stimmung, unter der Eingebung des Momentes, ſie müſſen die Bedeutung und Würde des öffentlichen Wortes kennen, ſie ſind daher weniger zu entſchuldigen, als die privaten Zungengymnaſtiker und Hyperbelnreiter. Und wenn es heißt, der Journaliſt müſſe im Drange des Augenblicks arbeiten und mit den ſchärfſten Waffen für ſeine Sache kämpfen, ſo antworte ich, die ſchärfſten Waffen nützen ſich am eheſten ab, und wir müſſen über ein heute ſtattfindendes Ereigniß den Leitartikel morgen noch nicht haben, wir warten gerne bis übermorgen, wenn er dann was Rechtes ſagt. Aber wir wiſſen es wohl, Euch iſt weniger darum zu thun, in irgend einer wichtigen Frage ſachlich zu unterrichten, als vielmehr mit leidenſchaftlichen oder brillirenden Auslaſſungen die Leſer zu blenden oder mindeſtens zu unterhalten, und der Concurrenz wegen morgen lieber als übermorgen. Ja wahrlich, die Leute unterhalten, das gelingt Euch zumeiſt, denn in Eurer Gilde ſind witzige Köpfe; aber tiefer auf unſer Publicum zu wirken, das bildet Euch nicht ein. Ihr habt durch die Art und Weiſe Eures Stiles dieſes Publicum verwöhnt, blaſirt gemacht, wie es das früher nicht war. Fortwährendes Pathos ermüdet, fortwährende Uebertreibung ſtumpft ab, ſowie zu viel Gewürz den Magen allmählich für dieſes unempfindlich macht. Das beſtändige Hyperbeln unſerer Preſſe iſt ſicher auch eine Urſache des berüchtigten wieneriſchen Indifferentismus. Man iſt gewohnt, das Wort als Selbſtzweck zu nehmen, ſich mit der Phraſe zu bequemen. Darum thut die Regierung unklug, wenn ſie den Wienern die Freiheit des Wortes einſchränkt — ſie begnügen ſich ja mit derſelben. — Die alten Griechen waren übrigens auch nicht anders und waren doch kluge Leute. Damit Alcibiades unbehelligt von der Simmme des Volkes regieren konnte, wie er wollte, ließ er ſeinem Hunde den Schwanz abhauen! da ſchwatzten die Athener über den abgehauenen Schwanz und ließen ihn machen. Sohin iſt es ganz claſſiſch, wenn bei drohendem Ausbruch einer ſocialiſtiſch-anarchiſtiſchen Bewegung eilends ein paar Spiritiſten herbeigeholt werden, um die Zeitungen und das Publicum mit Stoff über Geiſterſeherei, Gedankenleſerei und Entlarvung zu beſchäftigen. Entladen muß unſer ſenſitives Herz denn einmal werden; ginge es ſchon anders nicht, ſo grüben wir irgendwo im theuren Vaterland ein Loch und riefen unſere Hyperbeln hinein, damit wir erleichtert wären. — K. J. Weber, aus deſſen Evangelium ſo mancher Kanzelſpruch für uns zu entnehmen iſt, ſagt beiläufig, daß das kräftigſte Wort weiblichen, die ſchwächſte That männlichen Geſchlechtes ſei. Das wäre zu beherzigen. In Zeitläuften, wo die Leute durch das Wort noch nicht abgeſtumpft ſind, können Reden gewaltig wirken, endlich aber werden ſie bedeutungslos, wenn der Nachdruck der That fehlt.

Ich habe ſeit etwa fünfundzwanzig Jahren Gelegenheit, unſere Preſſe zu verfolgen. Die Fülle von Wiſſen und Geiſt, welche ſie in einem ſolchen Zeitraume in's Volk ausgießt, iſt bewunderungswürdig; ſie kommt einer Bibliothek des engliſchen Muſeums oder einem andern der größten Literaturſchätze der Welt gleich. Die Zeitung hat jedoch immer ihrem Namen gazetta (abgeleitet von gazze, Elſtern) Ehre gemacht. Die Zeitung hat in der naiven Leſewelt in gutem wie in ſchlimmem Sinne großartige Wirkungen erzielt. Da kam an erſter Stelle der Blätter ſtets etwas Alarmirendes. War ein Krieg in Ausſicht, oder waren auch nur eingebildete Anzeichen dazu da, war ein Miniſterwechſel, ein Bankerott oder eine andere volkswirthſchaftliche Kriſe, waren ſtaatliche Unebenheiten, Parteizwiſtigkeiten, waren es confeſſionelle Schwierigkeiten oder Ereigniſſe nicht politiſcher Natur, wie Ueberſchwemmungen, Theaterbrände u. ſ. w., welch' ein aufgeregtes Weſen in den Zeitungen! ein Klagen und Hetzen, ein Warnen und Drohen, dröhnende Kaſſandraſtimmen in ſchrillem Pathos, im Tone höchſter Erregung! Anfangs beunruhigte mich das und erinnere ich mich, daß, als wir im Jahre 1860 in unſerer Gemeindezeitung mehrmals vom „unvermeidlichen

Zerfall des Reiches“ und vom „alle Wurzeln der Geſellſchaft und der Cultur tückiſch zernagenden Ultramontanismus“ laſen, der Dorfwirth ſagte: „Mit Haus Oeſterreich iſt's gar. Verkaufn mers Gwand, vertrinkn mers, gehn mer nach Amerika!“

Welcher Art von Begeiſterung die volkswirthſchaftlichen Zeitungs-Hyperbeln entſprungen: Dieſes Schwein — ſo fett es auch heute ſchon wäre —, ſchlachten wir zu einem andern Feſttag.

Wenn aber wirkliche Gefahren waren, wie im Jahre 1859, 1866, da prieſen ſie anfangs die Größe und Glorie des Vaterlandes, die Tüchtigkeit aller öſterreichiſchen Nationalitäten und die Eintracht in vollen Hymnen. War das Unglück vor der Thür, brach es herein, da fand man kein Superlativ mehr, um die Gefahr entſprechend zu ſigniren. Man war erſchöpft, verſank in Lethargie.

Ich weiß wohl, daß die Preſſe nicht blos über bedeutende Sachlagen zu unterrichten hat, daß es oft genug noth thut, das Volk energiſch aufzurütteln, zu warnen, wie andererſeits wieder es zu beruhigen; aber das geſchähe beſſer in mäßiger, würdiger Weiſe und ſo, daß man morgen nicht ignoriren oder widerrufen muß, was man heute ſo entſchieden behauptet hat. Wenn England groß ward durch die Zeitungen, ſo geſchah das, weil ſie im Volke die thatſächliche Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten aufweckten; wo Zeitungen aber nur ihrer ſelbſt willen exiſtiren und zum bloßen Zeitvertreib, wie bei uns, da ſind in einer Stadt fünfhundert Zeitungen um vierhundert neunzig zu viel.

Die Hauptſchuld an der moraliſchen Entartung der Preſſe trägt das Publicum. Wie manches Blatt iſt entſtanden in der ernſten Abſicht, unabhängig, unparteiiſch, gewiſſenhaft, in edlem Sinne aufklärend, als Organ der Redlichkeit und Wahrhaftigkeit mit Maß und Würde in unſerer Zeitungswelt „eine empfindliche Lücke auszufüllen“. Das ging, ſo lang es ging — aber es ging nicht lange. Die Leute fanden das Blatt zu langweilig und wandten ſich wieder dem leichtfertigen, burſchikosflotten, in allen Ungründen wühlenden, und fluchenden, in allen Himmeln jauchzenden Tone zu. Und inſoferne man die Zeitung nur als Unterhaltungslectüre betrachten mag, hatten ſie recht. Amüſanter ſind die Marktſchreier auf der Gaſſe, als der Lehrer in der Schule. — Die mit ſo gutem Fürnehmen erſtandenen Zeitungen ſtarben entweder ab oder wandten ſich — was häufiger geſchieht — ebenfalls dem Götzen des Tages zu und tanzen ſo frech und lärmend wie die anderen um's goldene Kalb.

So lernen es die Zeitungen vom Publicum und das Publicum ſtärkt ſich wieder an den Zeitungen — ein Theil überbietet an Uebertreibung und Frivolität den andern und heraus kommt nichts, als daß das Vertrauen an die Macht des Wortes verloren geht, weil die Sprache geſchändet und impotent wird.

Von dem Zuſtande unſerer literariſchen Organe.

Es iſt ein wahres Glück, Schriftſteller zu ſein. Die Niederträchtigkeit der Menſchen und die Armſeligkeit und Verkehrtheit ihrer Einrichtungen erträgt man nachgerade mit Leichtigkeit, wenn man darüber ſeinen Zorn recht hinausdonnern kann über die Köpfe. Darum ſind die ſchärfſten Prediger auch immer die fetteſten Pfaffen. Das wollte ich aber nicht ſagen, das paßt nicht auf den Schriftſteller. Dieſer jedoch iſt nebenbei auch häufig ein bischen Dichter und wie er einerſeits niederreißt, ſo ſchafft er ſich andererſeits das Zeug, wie er es haben will. Ich wollte übrigens auch das nicht ſagen, denn je ſüßlicher ſo Einer ſäuſelt, je ſtattlichere Luftſchlöſſer er aufbaut, deſto hungriger iſt er. Das heutige Publicum wird nur unwirſch, wenn man ihm was Schönes und Hohes vordichtet, entweder weil ihm darnach umſonſt die Zähne wäſſern oder weil man damit das Gewiſſen zwickt. Idealiſirende oder gar moraliſirende Poeten — laßt ſie gehen, laßt ſie laufen!

Iſt gut! ſagt Hans Lothahn, der Literat, iſt recht gut, ja ſogar ſehr gut! Ich bin weit lieber Realiſt, weil ich dabei meinen Kopf nicht anzuſtrengen brauche. Abſchreiben, was ich vor mir ſehe, das iſt mir ſchon in der Schule von ſtatten gegangen. Ja noch mehr, ich werde Euch einen literariſchen Materialiſten abgeben, einen Claſſiker des neunzehnten Jahrhunderts, deſſen Zeitgenoſſen geweſen zu ſein Euch eine Glorie verleihen wird, um die Euch noch die Schweinehirten des nächſten Jahrtauſends beneiden werden.

Und nun, Ihr Mitmenſchen, nun beſchreibt Euch Meiſter Lothahn einmal einen Bretterzaun, der hinter dem Hauſe ſteht. Das iſt ein ſcheinbar unweſentlicher Gegenſtand, nicht wahr? Scheinbar, ſage ich, denn denkt Euch einen ſolchen Zaun, wenn er alt und morſch wird und in der Feuchtigkeit riecht wie ein Sumpf vor dem Gewitter. Denkt Euch die tauſend Pilzchen, die aus den moderigen Balken hervorwachſen, die unzähligen Inſectlein, die aus den Spalten kriechen. Der Staarmatz hockt ſich auf den Zaun, nimmt etliche ſo Thierchen zu ſich und läßt etwas Anderes dafür da — woran der Dichter eine pathetiſche Apoſtrophe über den Kreislauf der Natur zu knüpfen verſteht. Jetzt erſt kommt an den Zaun empor das Geranke der Neſſeln und Diſteln, und obwohl die Säuchen keine Freunde von derlei grünem Salat ſind — ſagt der geiſtvolle Schilderer — ſo fühlen ſie ſich doch hingezogen und wühlen mit ihren Rüſſeln zwiſchen dem Gekräute, deſſen Blattwerk neidiſch Manches verdeckt, wie es ein gewöhnlicher Dichter neidiſch verſchweigen würde. Aber unſer moderner Erzähler weiſt im entzückenden Wohllaut ſeiner Sprache auf des Schweines geringelten Schwanz, in deſſen Zucken und Wedeln die ganze Luſt des grunzenden Weſens ſich zeigt . . .

Das Publicum jauchzt. Der Literat erblaßt. Er wollte nichts, als den ſonderbaren Geſchmack verhöhnen, aber das liebe Publicum hatte den dicken Spott gar nicht bemerkt. — Welch' ein Glück, das Graben gelernt zu haben, um nicht

Schriftſteller ſein zu müſſen! ſo ruft Hans Lothahn aus und ſchleudert die Feder von ſich.

Aber ein Anderer hebt ſie auf, denn Schriftſteller zu ſein, das iſt und bleibt doch der ſchönſte Traum der Kinder des papierenen Zeitalters. Der Kinder!

Der neue Herr der Feder jedoch iſt ein Wunderlicher! Er iſt ein Mann in den beſten Jahren, aber mit dem ſchlechteſten Humor. Der hält die Feder für ein Schwert und will d'reinhauen dort zumal, wo Schurken an den wohlbeſetzten Tafeln ſitzen und dort, wo hinter der gleißenden Bigotterie und Heuchelei die Schelme hocken, die ſich Patrioten nennen und Freunde des Volkes, und dort, wo ſich Diebe und Räuber hinter dem breiten Rücken des Geſetzes verkriechen und Maſſenmörder ſich mit dem hehren Schilde des Vaterlandes decken.

Das konnte mal ein friſcher, fröhlicher Krieg werden — nicht, wie bisher, gegen das Schlechte, das alle Welt als ſchlecht nennt, ſondern gegen jenes Schlechte und Elende, das unter der Etiquette des Guten und Tugendhaften der Welt Sand in die Augen und Hölle in die Herzen wirft.

Gleich zum Beginne ſchreibt der naive Streiter für ein großes Blatt einen Artikel gegen die Feinde der Religion, die in berückendem Schmucke den bunteſten Fetiſchdienſt treiben, während das Herz des gottdurſtigen Volkes öde und ohne Labe verſchmachten müſſe.

Der Artikel kommt von der Redaction zurück, begleitet von einem ſehr verbindlichen Schreiben: Der Stil ſei glänzend, die Satire draſtiſch, der Stoff klar, die Beweggründe mit ſeltener Schärfe behandelt. Allein es gäbe im Lande eine einflußreiche Partei, welche ſich etwa getroffen fühlen und unſerem Blatte ſchaden möchte. Vielleicht könne ſich der

Herr Verfaſſer entſchließen, einen etwas harmloſeren Gegenſtand zu wählen zu einer Arbeit, „auf welche wir ſchon im Vorhinein unſere Hand legen“ u. ſ. w.

Wohlan, es giebt noch andere Stoffe, die ſich in der That harmloſer geben laſſen. Der Mann ſchreibt eine Novelle, in welcher er die modernen Eheſünden behandelt, aber nicht ſo wie der Franzoſe, der ſie liebenswürdig macht, ſondern ſo wie der ehrliche, muthige Mann, der das Laſter ohne Maske und ohne Schminke durch die Gaſſe peitſcht.

Der Redacteur bedauert ſehr, auch die Novelle retourniren zu müſſen, bedauert es umſo lebhafter, als ſie wirklich ein Meiſterſtück der Erzählungskunſt ſei, die Charakteriſtik der handelnden Perſonen voll packender Wahrheit, der Aufbau der Novelle in ſchönſtem Ebenmaß und die Kataſtrophe von geradezu erſchütternder Wirkung. Er beglückwünſche den Autor zu ſeinem großen Talente. Das Blatt aber zähle unter ſeinen Leſern viele Frauen und auch junge Mädchen und würde ſich durch Abdruck dieſer Arbeit der Gefahr ausſetzen, eine große Anzahl der Abonnenten zu verlieren.

Ei richtig, ſo ein Journal hat ja doch nicht den Zweck, eine geiſtige, ſittliche Miſſion zu erfüllen, es iſt nur ein Geſchäft, das Geld einbringen ſoll. Und gerade jene Leſerinnen würden ihr Abonnement abbrechen, welche von der Geſchichte irgendwie alterirt worden wären — ganz natürlich!

Nun kann unſer Literat eine der weiteren Einladungen berückſichtigen, die ihm von vielen Seiten zugehen.

Dem größten Tagesjournal des Landes ſendet er eine der wichtigſten Arbeiten, einen Aufſatz über das Börſen- und Spielweſen in den kleinen und großen Lotterien, über große Geſchäfte mit klingendſtem Namen vor der Welt und erbärmlichſter Nichtigkeit in ihrem Grunde; über das Unweſen der darauf bezüglichen großſprecheriſchen, irreführenden, oft geradezu lügenhaften Inſerate, über die Beſtechlichkeit aller Welt, in welcher Jeder Judaslohn auf die Hand nimmt, wenn dieſes Geld nur einen anſtändigen Titel hat; „beſtechen“ läßt ſich Keiner, das iſt wahr, wer da beſchuldigt, der kann eingeſperrt werden u. ſ. w.

Was ſchreibt der Chefredacteur zurück? „Geehrter Herr! Was verlangen Sie, daß Sie dieſen fatalen Artikel zurückziehen und in keiner Weiſe veröffentlichen? Nur einige Namen von Perſönlichkeiten fehlen, im Uebrigen iſt das Schriftſtück ſo meiſterhaft verfaßt, daß Sie ſich mit gutem Gewiſſen für deſſen ſofortige Vernichtung zweitauſend Gulden geben laſſen können. So viel hat ſich unſeres Wiſſens für die Zurückziehung einer ſeiner neueren Abhandlungen Dr. N . . . auf die Hand zahlen laſſen, derſelbe Mann, den Sie als unerſchrockenen Kämpfer gegen die Corruption anführen. Wir befaſſen uns mit ſolchen Arbeiten ſelbſtredend nicht, ſtellen Ihnen dieſelbe hiermit zur weiteren Verfügung und zeichnen“ ꝛc. ꝛc.

Wie dem harmloſen Schriftſteller nun geſchieht? Alſo ein Revolver-Journaliſt! Und wer iſt das Blatt, das mit ſolchem Hohne dieſen Artikel zurückweiſt? Es iſt eben auch ein Organ jener wirthſchaftlichen Zuſtände, die Du mit heiligem Zorne zu kennzeichnen ſuchteſt.

Einmal läßt ſich unſer Autor beikommen, gegen die Verbohrtheit der Tagespreſſe zu ſchreiben, die jahraus jahrein nichts als politiſches Gezänke cultivire und ihren politiſchen Tages-Idealen alles Andere, Alles, was ſonſt in der Menſchheit für groß und edel, für Recht gegolten, unterordnen oder hinopfern könne. Selbſtverſtändlich ſchickt er dieſen Aufſatz nicht an ein Tagesjournal, ſondern an eine nichtpolitiſche Monatsſchrift. Dieſe läßt ihm zurückſagen, es ſei für literariſche

Unternehmen irgend welcher Art nicht klug, ſich die Tagespreſſe zum Feinde zu machen.

Nun fragt ſich der arme Idealiſt: Iſt denn die Preſſe dem Volke treulos geworden? Nein, es giebt noch Richter in der Journaliſtik. Einem ſolchen ſendet unſer Literat eine Abhandlung über das Fauſtrecht des neunzehnten Jahrhunderts. Es ſei dasſelbe wie zu aller Zeit, da der Stärkere der Held und Sieger iſt. Nur ſei es heute viel großartiger, als in der Vorzeit. Die Schuljungen ſtießen zwar noch mit derſelben kindiſchen Thorheit die Klingen gegeneinander, als einſt die Herrlein und Gecken, die von der Mannbarkeit und Ritterlichkeit was läuten gehört und derlei kläglich mißverſtanden hatten. Aber die Claſſenkämpfe zwiſchen Reichthum und Armuth, Dienern und Herren, die Racenkämpfe zwiſchen Chriſten und Juden und die Maſſenkämpfe zwiſchen Völkern und Völkern würden heute mit einer ganz andern Macht und unter einem noch viel glänzenderen Nimbus geführt, als je. „Recht! Freiheit! Gott! Vaterland!“ ſei das herrliche Feldgeſchrei und was ſei die Sache? Die verruchteſte Gewalt, der gräßlichſte Mord u. ſ. w. — Der Artikel beſpricht einerſeits den Cynismus gegen die, andererſeits die Kriecherei vor den Mächtigen, den Hang zur Demokratie, ſo lange dieſelbe perſönliche Vortheile bringt; das windfahnenartige Umwenden zum Entgegengeſetzten, wenn Aemter, Ehren, Orden in Ausſicht ſtehen. Und jeder Standpunkt, er mag wöchentlich zweimal gewechſelt werden wie das Hemd, wird mit irgend einem philoſophiſchen Fetzen motivirt, mit irgend einer ſchillernden Phraſe geſchmückt, und gerade die größten Schurkenſtücke wiſſen ſich die ſchönſten Tugendnamen beizulegen, ſo daß für den Uneingeweihten die ganze Bande faſt den Eindruck der Tüchtigkeit und Bravheit macht.

Der „Richter in der Journaliſtik“ ſchreibt poſtwendend zurück und iſt eitel Entzücken über den muthigen Geiſt des Verfaſſers. „Endlich wieder einmal ein Mann!“ ruft er aus. „Das thut wohl wie ein Hochgewitter in ſchwülen Sommertagen! Das ganze Redactions-Collegium — und derlei Leute, müſſen Sie wiſſen, ſind etwas dickhäutig und froſchblütig — aber gejubelt hat es, als Ihre Arbeit vorgeleſen wurde und einſtimmig bedauert, daß es unmöglich iſt, den Artikel zu veröffentlichen. Schicken ſie uns doch Anderes, vielleicht über die ruſſiſche Politik im Orient oder etwas für's Feuilleton, eine heitere Erzählung, einen Schwank oder dergleichen; ein ſo eminentes Talent wie das Ihrige, möchten wir in keinem Falle brach liegen laſſen. Genehmigen Sie“ ꝛc. ꝛc.

Ein Talent wie das ſeinige in keinem Falle brach! Wie es ſchön iſt, wenn man in einer Zeit lebt, die das Talent anerkennt! — Unſer Autor geht nun weiter. Er vereint in einem dramatiſchen Bilde das Hohe und Niedrige der Zeit zu einem Rieſenkampfe und erzielt damit einen Schluß voll erſchütternder Tragik. Er ſendet das Stück an eine der wenigen Bühnen, die als ſolche noch exiſtiren mitten unter den vielen Schaubuden, in welchen alle Laſter und Tollheiten des Jahrhunderts ihre Orgien feiern. — „Wo denken Sie hin, mein Beſter!“ ſchreibt der Director, „ein ſolches Stück heuzutage! Es würde mein Inſtitut ruiniren.“

Jetzt erſt, mein lieber Literat, nicht wahr, jetzt erſt verſtehſt Du's. Seien wir nicht thöricht. Für die nackte, herbe Wahrheit braucht man keinen Schriftſteller. Ein Schriftſteller iſt Wortkünſtler, ſowie es Haarſpalter, will ſagen Haarkünſtler giebt; er iſt dazu da, um die Wahrheit, die in ihrem urſprünglichen Weſen das Geſchlecht der Wichte erdrücken würde, gefälliger zu machen, das Gerade zu kräuſeln, das

Widerhaarige zu glätten und zu ſchlichten. Erkennen wir doch endlich unſeren großen Beruf, wir ſind Schriftſteller geworden, um dem deutſchen Volke eine neue Bearbeitung der Geſchichte vom daumlangen Hanſel zu liefern oder ihm in der ganzen Herrlichkeit der deutſchen Sprache zu erzählen, wie die Grethel den Hanſel und der Hanſel die Grethel gefoppt hat, bis ſie ſich endlich doch nahmen und treu blieben bis an ihr ſeliges Ende.

Unſer Literat wirft die Feder in den Koth und geht graben.

Ein Karrner kommt heran, der ſieht die Feder dort liegen und denkt: als den Karren zu ziehen, wäre es doch beſſer, Schriftſteller zu ſein. Was Einem eben einfällt hinſchreiben, das Ding iſt ein Kinderſpiel.

Jawohl, das wäre freilich ein Kinderſpiel — aber ihm fällt nichts ein. Iſt es denn möglich? Nein, er denkt, er weiß es nur nicht, daß er denkt, ihm fehlt noch die Unbefangenheit. — Daß mir nichts einfällt! Daß mir des Teufels aber ſchon gar nichts einfällt! Iſt das kein Gedanke? — Da fällt ihm plötzlich aber doch was ein: Sage den Leuten, was ſie gern hören, was ſie zu hören gewohnt ſind, was ſie ſchon wiſſen. Das Wortgeklingel allein ſchon wird ſie beſtechen. Oder kannſt Du aus Eigenem nicht klingeln, ſo halte Dich an die Bücher! Studiren muß der Menſch. Geiſtig in ſich aufnehmen, dann auch kann er geiſtig ſchaffen. Gedichte, Anekdoten, Romane! Alte Waare, gute Waare! — Er nimmt Seiten um Seiten in ſich auf und ſchreibt Seiten um Seiten nieder. Ein Roman iſt beſtellt, er liefert ihn. Gedichte laſſen ſich auf ähnliche Weiſe auch produciren, aber ſolche rentiren ſich nicht und ohne Geld kein Gefühl, ohne Honorar keinen Gruß an den Mond, keine Sehnſucht im Frühling, keine

Wehmuth im Herbſt, kein Liebeserwachen. — Operettentexte, potz Blitz, das iſt was Anderes und ſo hätten wir der Dichtkunſt höchſte Stufe erſtiegen: die dramatiſche. Dichter und Publicum befinden ſich recht wohl dabei.

Daher die Legion. Wohl lange nicht Jeder iſt Schriftſteller, der ſchreibt, und nicht Jeder ſchreibt, der Dichter iſt. Wie ſoll er ſich genügen und Einfluß nehmen auf ſein Volk, wenn das Beſte, was er zu ſagen hat, kein Organ und kein Verſtändniß findet! Der franzöſiſche Schriftſteller von Talent hat die Nation hinter ſich, er iſt der Bannerträger ihrer Ideale, er findet Muth und Wege, das Höchſte wie das Niedrigſte zum Gemeingut des Volkes zu machen. Und bei uns? — Das Niedrigſte findet freilich auch bei uns Organe. Alles Andere erklärt man für unfruchtbaren Idealismus.

Von dem Judenhaſſe unſerer verjudeten Jugend.

(Ein offenes Schreiben an junge Antiſemiten in Ofen.)

Burſche!

Ihr habt mir im Namen Eurer Genoſſen — wie ihr behauptet — Vorwürfe darüber gemacht, daß ich das Judenthum protegirte. Ich will zu Eurem Troſte öffentlich ſagen, daß auch ich Antiſemit bin — nur auf ſolche Weiſe, die den Menſchen ſchont, aber ſeine Laſter verfolgt.

Ich haſſe die Geld- und Schacherjuden, die oft bis zur Tollheit um's goldene Rind tanzen. Ich haſſe die Protzjuden mit ihrem äußeren Prunk und ihrer inneren Hohlheit. Ich haſſe die Zeitungsjuden, die beſtechlichen, welche Meinungen und Ueberzeugungen kaufen und verkaufen en gros, wie ihre Väter mit Lumpen und Trödel handelten en détail, die ihr Blatt zum Feilbette preisgeben allen Laſtern und Leidenſchaften, und welche nebſtbei die Preſſe dazu benützen, um ihren giftigen Cynismus in's Volk zu ſpritzen; doppelt und dreifach haſſe ich ſie, weil ſie auch die Chriſten „verjudet" haben. Viele der heutigen „Chriſten" betreiben ihr Geſchäft genau nach jüdiſchem Principe, der Unterſchied iſt zumeiſt nur, daß es der Jude klüger macht. Ich frage, ob die craſſe

Geldgier, die Prunkſucht, das Parvenuweſen auf Grundlage der Gewiſſenloſigkeit nur bei den Juden allein vorkommt?

Ich ſage es manchem unſerer Juden in's Geſicht, daß ich ſie verabſcheue; ich ſage dasſelbe auch manchem Chriſten in's Geſicht. So iſt es bei Euch nichts als thörichter Fanatismus und Heuchelei, wenn Ihr das Judenthum in Eurer Weiſe bekämpft und nicht den Muth habt, jener niedrigen, wenn Ihr wollt, „jüdiſchen" Laſter Euch zu entäußern. Ihr jungen, chriſtlichen Schlemmer, Schreier, Streber in der Großſtadt ſeid zehnmal verjudeter als der arme Poet, der dem unſchuldigen Theil der Juden das Wort redet.

Oder ſeid Ihr trotz Eures Studiums der Culturgeſchichte ſo albern, zu glauben, daß es unter den Juden keinen ehrlichen, edel und ideal angelegten Charakter giebt? Unter je hundert Leuten getrauen wir uns einen wahrhaftigen Menſchen zu finden — auch bei den Juden. Das iſt wenig, ſagt Ihr, aber Ihr gebt es zu. Indem Ihr nun die hunderttauſend Juden Eurer Stadt ohne Ausnahme verfolgt, thut Ihr einem Tauſend davon ein Unrecht, das Euch weder Gott, noch ein billig denkender Menſch verzeihen kann.

Ihr belehrt mich, Burſche! daß die größten Männer aller Zeiten Antiſemiten waren. Gewiß, Richard Wagner, Leſſing, Spinoza, Chriſtus, ſelbſt Moſes waren Antiſemiten in dem Sinne, als ſie Feinde der craſſen Ichſucht und des goldenen Kalbes geweſen ſind. — Aber glaubt Ihr, daß Schiller, Rouſſeau, Luther das goldene Kalb der Chriſten weniger gehaßt haben?

Jungen! Eurem ganzen Geflunker glaube ich nicht, ſo lange Ihr in Eurem perſönlichen, ſocialen Leben nicht andere Wege einſchlagt, als ſie die „verjudete Welt" breitgetreten.

Die Juden ſind nicht Chriſten. Seid es Ihr? Seid Ihr liebreich, ſanftmüthig, beſcheiden? Die Juden ſind nicht Germanen. Seid es Ihr? Seid Ihr wahr, treu, ſparſam, häuslich, rechtlich, arbeitſam?

Zurück zur Einfachheit des Lebens, zum Ackerbau, zum Handwerk, wenn Ihr den Muth habt! Lernt, wie man Schulden zahlt, anſtatt ſie zu machen. Lernt Eure Untergebenen als Menſchen achten, den Mächtigen die Stirne bieten, wo ſich's um Menſchenrechte handelt. Habt den Muth der Wahrheit, wo ſie geſagt ſein will, ohne Rückſicht auf Euren perſönlichen Vortheil. Pfleget und ſtreichelt nicht immer nur den Verſtand allein — das thut der „Jude“; heget und pfleget auch das Gemüth, wie der Germane, die Menſchenliebe, wie der Chriſt.

Strebt Ihr dieſes an, dann ſeid Ihr wahre, welterlöſende Antiſemiten.

Ihr fühlt es ſelber ſo. Und wiſſet Ihr, daß die heutige Bewegung gegen das Judenthum ein unbewußter, elementarer Proteſt iſt gegen die Uebercultur, gegen den Luxus, gegen den Materialismus und die Corruption? Es iſt ſchwer geworden, den confeſſionellen oder Racenjuden von dem geſellſchaftlichen loszulöſen. Unſer Handel und Geldweſen hat die Grenzen verwiſcht. Früher gab es Judenchriſten, heute giebt es Chriſtenjuden, und dieſe müßtet Ihr mitfangen und mithangen. — So ſchwer hat ſich der Jude gerächt an der Welt, die ihn heimatlos gemacht und als einen Fremdling jahrhundertelang mit Füßen getreten hat. Vor des Chriſten Waffe, dem Schwerte, floh er, aber der Chriſt floh leider nicht vor ſeiner Waffe, dem Gelde. Das Geld hat denn auch dem Chriſten die Heimatsliebe zerſtört, die Treue vernichtet, die Ruheloſigkeit eingeimpft. — Wenn die kerngeſunde

Revolution gegen ſolche Verjudung Erfolg hätte und Alles zerſtören wollte, was das Geld im Beutel lieber hat, als den Gott in der Bruſt — was bliebe viel übrig, als ein armes Volk von Arbeitern, Philoſophen und Künſtlern!

Die Juden haben manche Schuld, aber darum, weil ſie Euch des Racenunterſchiedes wegen naturgemäß widerlich ſind, darum dürft Ihr ihnen noch nicht alle Schuld aufbürden.

Doch ſo iſt's, daß der Jugend Idealismus oft kläglich über's Ziel ſchießt. Aber geſteht doch wenigſtens Anderen das Recht zu, vernünftig und menſchlich zu ſein. Je brutaler Ihr das ganze Judenthum bekriegt, deſto lebhafter werden wir von der Poetengilde die wenn auch nur Wenigen vertheidigen, denen Ihr ein Unrecht thut, ein Unrecht, wie wir es in der blutigen Geſchichte der Menſchheit tief genug verabſcheuen gelernt haben. — Für Generationen und Reiche ſind eben Parteien herrſchend; was wir wollen und lehren, es iſt die Reinheit des Herzens. Von Moſes bis Chriſtus, von Spinoza bis Schiller klingt das göttliche Doppellied: Recht und Liebe.

Ich ſtehe demnach Euren Vorwürfen leicht. Ich und Ihr, Ihr und die Juden — ſind wohl nicht ſo weit auseinander, als Ihr glaubt, und die Erfahrung und Erkenntniß wird Euch allmählich das Rechte lehren. Ihr haſſet die jüdiſchen Laſter auch im Chriſten, und liebet die chriſtlichen Tugenden auch, wenn Ihr ſie am Juden findet.

Nicht ſo? — Heute prüfet Euch einmal ſelbſt, Ihr werdet erſchrecken . . . Im Uebrigen erinnert Euch daran, daß Gott Sodom und Gomorrha nicht zerſtört hat, ſo lange noch zehn Gerechte darin lebten.

Nachtſtück.

Die Leute von Groß-Abelsberg haben ein heroiſches Herz. Es waren beunruhigende Nachrichten eingelaufen. Großes Erdbeben in Spanien. Gewaltige Lawinenſtürze und Ueberſchwemmungen in Italien. Anarchiſtiſche Umtriebe in Deutſchland. Dynamitexploſionen in England. Ueberall Noth und Gefahr — aber Groß-Abelsberg blieb ſtark. Solche Kleinigkeiten bekümmerten es nicht. Groß-Abelsberg war nur von einer Sache erfüllt und begeiſtert: Hie Chriſt, hie Jude!

Mir war ganz wunderlich zu Muthe, als ich — ein Fremder — in der Bierhalle des Hotels ſaß, umſchwirrt von glühendem Antiſemitismus. Mir iſt's — ſelbſt von Nichtkennern — leicht anzumerken, daß ich kein Jude bin. Als ſich die Schreier allmählich verzogen hatten und ich in meiner Ecke noch behaglich die Cigarre zu Rande rauchen wollte, ſetzte ſich noch ein blonder Germane zu mir und führte mit mir das Geſpräch fort darüber, was von der Judenfrage zu halten.

Ich machte eine abwehrende Bewegung und das deutete ſich der Blonde ſo, daß nun auch er ſachte fortfuhr, im Sinne der Antiſemiten allerlei Ausſprüche zu entwickeln. Wir begannen hierauf gemeinſam die Fehler der Juden zu tadeln.

die Geldgier, den Cynismus, die Scheu vor productiver Arbeit, die Anmaßung und Gemüthloſigkeit, und wie die Fettaugen eben heißen, die auf dieſer Suppe ſchwimmen. Wir waren in Allem ganz einig, nur daß der Blonde ſchließlich an Entrüſtung gegen die Juden mich weſentlich übertraf. Da trat ein ältlicher Herr zu uns — zu ſehen wie ein behäbiger Univerſitätsprofeſſor, und der bat, ob er auf meine Bemerkungen hin ſeine Meinung ſagen dürfe. Der Blonde erhob ſich mit einiger Geringſchätzung und ging davon. Der alte Herr ſagte nun zu mir Folgendes: „So geht's Tag für Tag. Die Leute vergeſſen Alles, was ſie ſonſt bewegt hat, was ſie ſonſt gefürchtet, gehaßt, gehofft, angeſtrebt haben. Offene Feinde drohen der Nation, heimliche Feinde bedrohen die Geſellſchaft, die Geſittung. 's iſt nicht der Rede werth. Das einzige Unheil auf der Welt iſt der Jude. Ich vertheidige des Juden Fehler und Laſter nicht und ich kenne ſie beſſer als irgend einer von Denen, die eben vorhin in dieſem Saale ihr Licht leuchten ließen. Ich frage nur, ob das Judenthum als ſolches denn gar keine Achtung verdient? Iſt es wirklich ohne Verdienſt um die große menſchliche Cultur? Verdient ein Volk, oder wenn Sie das lieber hören, eine Race, die ihren jahrtauſendelangen herben Schickſalen nicht erlegen iſt, denn gar keine Theilnahme?" „Das allerdings," war mein Einwand, „allein dem Judenthume mangeln im Ganzen und Großen heute vielleicht jene ſittlichen Vorzüge, die eine Race berechtigt, an der Spitze der Cultur zu marſchiren, wie es der Jude gerne möchte."

„Seien wir offen," ſagte nun mein Partner, „um die ſittlichen Vorzüge iſt es unſerer Zeit nicht ſo ſehr zu thun, als ſie ihren naiven Schülern glauben machen möchte. Predigt nicht heute die materialiſtiſche Philoſophie — und ein Chriſt hat ſie begründet — die natürliche Zuchtwahl und ſomit das Recht des Tauglicheren, des Stärkeren, des Unverwüſtlichen? Erkennt Ihr dieſe Lehre nicht an? Und wenn Ihr die Geſchichte fragt: Welche Völker ſind im Kampfe um's Daſein unterlegen, und welche ſind nicht unterlegen? Muß ſie den Preis nicht den Juden zuerkennen? Die Laſter der Juden, gewiß, vom Standpunkt des Allgemeinen aus muß ich ſie ewig verdammen. Aber können Laſter und Leidenſchaften nicht zu Tugenden werden, indem ſie ein Volk groß und unüberwindlich machen? Auch Ihr habt ſolche nationale Tugenden und pflegt ſie und ehrt ſie. Warum ſollen ſie die Juden nicht haben? Es ſind Tugenden der Race!"

So und ähnlich ſprach der Mann. Auch ein Standpunkt, dachte ich. Weiter dachte ich nicht.

Am ſelben Abende machte ich einen Spaziergang durch die Stadt. Auf einer Höhung ſtand ein neuer Bau in mauriſchem Style. Aus den Fenſtern ſchimmerte Lichterglanz. Ein Theater? Ein Concertſaal? Ich ſtieg die Quadertreppe hinan und trat in eine Vorhalle. Hier merkte ich's, ich war in der Synagoge. Es war Freitag, der Vorabend des Sabbaths. Eine gedruckte Tempelordnung mahnte unter Anderem den Eintretenden zur Ehrfurcht im Hauſe Gottes. Ich trat, etwas zögernd zwar, in das Innere. Der Styl der Halle war nüchtern, aber höchſt ebenmäßig. In den Kirchenbänken ſaßen nur wenige Perſonen, vorwiegend Männer, die Hüte und Mützen auf dem Kopf. Den Meiſten hätte man den Juden nicht vom Geſichte geleſen, nur ein paar weißlockige Greiſe trugen in ihrem Weſen den deutlichen Stempel des Orientalen. Ueber den Bänken ſtanden an aufragenden Stielen in gleichmäßiger Entfernung voneinander zwölf Armleuchter, die ein feierliches Licht verbreiteten im ganzen Raum. Vorne, auf erhöhtem Orte, dem „Bimah“, ſtand eine Art Säulenaltar mit einem Pulte, Alles ohne Bildwerk. Ueber dem Pulte ragten die zwei Geſetztafeln mit ihren zehn Zahlen.

Der feierliche Ernſt ringsum hatte meine Stimmung vorbereitet und eigenthümlich gehoben. — Die Geſetztafeln! Dieſes uralte Fundament aller Geſittung, es kam mir in ſeiner ſchweren Bedeutung zum Bewußtſein. Im Oriente, unſerer Heimat, aufgeſtellt vor Jahrtauſenden, waren dieſe Tafeln den ſich auf Erden verbreitenden Völkern gefolgt nach Sonnenaufgang und Sonnenniedergang, hatten die Staaten gegründet, die Tempel und die Throne; und die ganze Weltgeſchichte, ſie kreiſt in wüthenden Stürmen oder in ſtiller Andacht um dieſe Tafeln. Das Schwert, es vergießt unverſiegbare Bäche von Blut und Thränen in allen Ländern; das Gold, es kauft und verräth Millionen von Seelen in aller Welt. Die Kraft des Schwertes und des Goldes iſt groß, aber größer iſt die Kraft der zwei Tafeln des Moſes . . . .

Vor dieſen urheiligen Zeichen ſteht in Erinnerung und Ehrfurcht die kleine Judengemeinde und ſchaut zurück in's Morgenland, in die mythiſche Kindheit des Menſchengeſchlechtes.

Nun begann tief und leiſe die Orgel zu klingen oder vielmehr zu klagen. Als ſie ſchwieg, erhob der Rabbiner, der in ſeinem ritualen Feſtgewande am Opfertiſche ſtand, ſeine helle Stimme und ſang in hebräiſcher Sprache wohl Weihelieder aus dem Buch der Propheten oder der Könige.

Mein Arm hatte ſich wiederholt unwillkürlich erhoben, um den Hut vom Haupte zu ziehen; ſollten es ja doch auch die Juden wiſſen, daß es Sitte iſt im Abendlande, vor allem Ehrwürdigen das Haupt zu entblößen. Aber hier ſind wir ja im Morgenlande, und hier iſt die Sitte eine andere. Draußen auf der Straße freilich, da entblößt der Jude für einen Kreuzer ſein Haupt, hier ſteht er vor Gott mit bedeckter Stirne. Schon das iſt ein Zwieſpalt, die Religion des alten Orients, ſie paßt nicht für den modernen Occident. Und ſo herrſcht vielfacher Zwieſpalt, und ſteigert ſich zwiſchen Tradition und Wirklichkeit, und nicht allein die Race und die Schickſale, auch der Cultus haben das Zwitterweſen hervorgebracht, als welches der Jude heute ſo unbegreiflich und unharmoniſch in Europa daſteht.

Die zwei Geſetztafeln des Moſes, auch wir haben ſie, aber uns hat Chriſtus dieſe Steine mit Roſen umflochten — mit den Roſen der Liebe. Dieſes Eine hat die ganze Aenderung zwiſchen dem Alten und dem Neuen Teſtament, zwiſchen dem Morgen- und dem Abendlande vollzogen. Wenn der Jude dieſe Roſen um ſeine Geſetztafeln und um ſein Herz ſchlingen wird, dann wird er heimiſch ſein in Europa und unter allen Völkern, wie ſo Viele der Beſten ſeines Stammes heute heimiſch ſind, und wie alle Menſchen heimiſch ſein könnten untereinander, wenn ſie die Liebe hätten.

Dieſe Gedanken wurden unterbrochen, als ſich der Rabbiner umwendete, um dem Volke ſein Angeſicht zu zeigen; er zeigte auch mir es und ich erkannte in ihm den alten Herrn von der Bierhalle, der das Judenthum ſo ſeltſam pathetiſch vertheidigt hatte.

Als nach einem bedeutenden Lärmen, den die Gemeinde erhoben, der Gottesdienſt zu Ende ging, trat von der Seite her aus einer Niſche ein Tempeldiener in ſchwarzem Talare und mit der üblichen ſchwarzen Mütze auf dem Haupt.

Ich erkannte in ihm meinen blonden Geſellſchafter, der einige Stunden früher mit ſo großer Entrüſtung vom Judenthume geſprochen.

So hatte ich denn in der Synagoge einen Einzigen verachten gelernt, und in ihm verachte ich all diejenigen Juden, die aus perſönlichem Vortheil, aus Feigheit oder Wohldienerei ihre Abkunft, ihr Volk verleugnen. Es giebt viele ſolcher! Und ſo weit iſt's gekommen, daß man gerade den ärgſten antiſemitiſchen Schreier vom Scheitel bis zur Zehe genau betrachten ſollte, ob nicht vielleicht in ihm ſelber ein ganz gemeines Tröpflein ſemitiſchen Krämerblutes kreiſe. — Schon der Umſtand, daß er materieller Vortheile wegen die Ideale der Geſittung und ewigen Menſchenrechte verletzen mag, deutet darauf hin.

„Was wollt Ihr mit dieſem Stück?“ fragt nun der Leſer, „ſoll es eine Erzählung ſein?“

So halb und halb.

„Oder eine Art Bergpredigt?“

So halb und halb.

„Steht Ihr bei den Antiſemiten oder bei den Philoſemiten?“

Ich ſtehe zwiſchen Beiden — in der Mitte, wo der Mittler zu ſtehen hat, der die Hände beider Parteien ineinander legen will.

„Die unſern in die des Juden?“

Sei kein Phariſäer!

Von der Verpachtung unſerer Vernunft und Menſchenwürde.

Es war zu Neujahr 1883.

Da ſaß am Tiſche ſeines Hauſes ein hoffnungsvoller Jüngling, welcher mit friſchen Blumenſträußen ſpielte. Neben ihm hockte ein Kerlchen, das ſich auf den Greis hinausſpielte, eher aber ein Mann in den beſten Jahren war.

„Nun,“ ſagte dieſer, „Burſche, wie ſteht's? Wollen dies Jahr doch auch wir Zwei ein Geſchäft miteinander machen!“

„Bleib' mir vom Leibe!“ rief der junge Mann unwirſch und ſchlug mit dem Strauß in die Luft hinein.

„Gut, gut!“ ſagte Jener und that, als ob er ſich erheben wollte. Weil er dabei mühſelig that, ſo ſuchte ihm der Jüngling behilflich zu ſein; aber die Hand, die dieſer ihm zur Stütze reichte, hielt der Andere feſt und ließ ſie nicht mehr los.

„Sei vernünftig, Jüngelchen!“ ſprach er. „Bedenke, wenn Du mich fortſchickſt, was das für ein ödes Jahr werden würde! Die Börſen geſchloſſen, das Militär lahmgelegt, die politiſchen Parteien aufgelöſt, die confeſſionellen Fragen verſandet u. ſ. w. Und erſt der Carneval! Junger Freund, denke an Deine Vorfahren, die mit mir auf gutem Fuße geſtanden ſind, und vermiethe auch Du mir das Gehirn der Menſchen!“

„Du haſt ja ohnehin Dein Ausgeding, was willſt Du mehr?"

„Der Leute Kopf will ich, wenigſtens auf ein paar Monate. Dein Vater hat ihn mir im vorigen Jahre auf ſechs, Dein Großvater auf mehr als acht Wochen vermiethet."

„Was bieteſt Du?" fragte der Jüngling als Sohn ſeiner Zeit, der ſchließlich Alles feil iſt.

„Sorgloſigkeit während der Pachtzeit."

Das klang dem jungen Hausbeſitzer freilich ſüß.

„Wohlan," ſagte er, „Du ſollſt das Hirn der Leute haben, aber nur auf einen Monat. Nicht um eine Stunde länger. Ich habe für dieſes Jahr Verſchiedenes vor, wozu ich es benöthige."

„Du biſt ein ſchrecklich hölzerner Patron," ſagte der Greis und grinſte dabei ſauer vor ſich hin. „Was ſoll ich denn mit einem Monat anfangen?"

„Das iſt Deine Sache."

„Wohlan! Abgemacht!"

Der Contract mit gegenſeitiger Unterſchrift lautete:

> „Das Jahr 1883 vermiethet mir gegen Sorgloſigkeit auf gleiche Zeit vom 6. Januar bis incluſive 6. Februar das Gehirn der Leute.
>
> 1. Januar 1883. Der Teufel."

Alſogleich nach Abſchluß des Geſchäftes erhob ſich der Greis, erhob ſich flink und hinkte haſtig davon, um ſeine Anſtalten zu treffen.

Und als der 6. Januar gekommen war, da fingen die Leute an, ſich wie toll zu geberden: zu hüpfen und zu tanzen, zu praſſen und zu ſchlemmen. Jegliches Ideal war umnebelt, die Leidenſchaften, die ſonſt hoch hinaus wollten, wurden zum Thieriſchen niedergedrückt. Nicht, was man liebte, wollte man beſitzen, ſondern was pikant war; nicht was ſchmeckte, wollte man eſſen und trinken, ſondern was viel Geld koſtete. Kein Menſch dachte an Geſundheit mehr, Jeder an tolle Ergötzung; die Freunde foppten ſich und das Reſtchen Wahrheit wurde noch maskirt, verſtellt — Alles war da, um zu täuſchen und getäuſcht zu werden. Geſcheite wurden närriſch, Narren lächerlich vernünftig, und Manchen, der das Jahr über an hochgradiger Ordensſucht ſchwer laborirt, ſahen wir mit einer Bruſt voll Cotillonorden getröſtet und ſelig ſein.

Der Teufel als Feſtgeber trieb ſich mitten drin als Harlekin, Debardeur oder Domino umher, dann wieder im ſchwarzen Frack als feiner Weltmann und machte die Honneurs.

So auch ſagte er einmal einem ſchwarzen Domino ſeiner hübſchen Augen wegen ein, wenn auch nicht überwiegend geiſtreiches, ſo im Ganzen doch recht artiges Compliment. Die Maske zog ihn in einen Winkel und liſpelte: „Kennſt Du mich? Deine Großmutter!“

Der Teufel ſchrak zurück.

„Du biſt ſehr harmlos geworden, mein Sohn,“ ſagte die Dame; „wenn Dir das genügt, die Leute in gedankenloſer Tollheit umherzujagen, ſich einander in kindiſchem Spiele zu täuſchen, ihnen die Sinne zu kitzeln nach kleinlichen Sünden, wie man ſie in jedem Bazar nach dem Dutzend kauft! Wie fructificirſt Du die ſieben Todſünden, mein Sohn? Die Hoffart befriedigſt Du mit Rauſchgoldkronen und bunten Papierſternen, den Neid ſteigerſt Du nur bis zu den weißen Lärvchen fader Tänzerinnen, die Unzucht . . .“

„Großmama,“ unterbrach ſie der Teufel, „ich bitte nicht zu vergeſſen, daß wir uns im Salon befinden!“

„In der That, da ſind die Worte nicht ſchicklich. Doch frage ich Dich, wie förderſt Du den Betrug?“

„Der Reſtaurateur verkauft das kleine Glas Bier um zwölf Kreuzer, die Trüffelpaſtete iſt gefüllt mit . . .“

„Lappalien! Keinen Raub, keinen Todtſchlag!“

„Keinen Todtſchlag?“ begehrte der Teufel auf und wies mit den ſchneeweiß behandſchuhten Klauen auf die im Tanze hinraſenden Gruppen: „Siehſt Du ſie glühen, ſchäumen das junge Blut, brennen die Wangen, toben im Fieber die Adern? Da gießen wir jetzt Eiswaſſer drauf, Gefrornes, Schaumwein, auch friſches Bier, treiben ſie in die kalte Nachtluft hinaus . . .“

„Ach, ſchade um die Reclame,“ klagte ſie, „um die lärmenden Anſtalten für Deinen Carneval! Das Reſultat bleibt doch ein ſehr armſeliges.“

Jetzt zog der Teufel ſeine Großmutter noch tiefer in den dunklen Winkel hinein. „Ehrwürdigſte!“ ſagte er, „Du thuſt mir in der That Unrecht und weißt nicht, was Du ſagſt. Es iſt nicht mehr ſo, wie einſtmals, als Du noch das Geſchäft geleitet. Es iſt eine andere Zeit, für die Du kein Verſtändniß haſt. Deine draſtiſchen Mittel, als Hexenweſen, Inquiſition, Raccenmord, wie ſie in Deinem tauſendjährigen Kalender als Hausmittel ſtehen, wirken nicht mehr. Die Leute nennen derlei bereits allgemein Irrthümer, und Irrthümer wollen ſie nicht begehen. Sie ſind ſchrecklich aufgeklärt geworden und haben vor jeglicher Aſkeſe einen ſolchen Abſcheu, daß ſie nur mit dem geraden Gegentheil zu fangen ſind. Man muß das Gift fein zerreiben, mehr Zucker dazu geben, es in niedliche Büchschen thun und bunte Etiquettchen mit renommirter Firma d'rankleben. D'rauf gehen ſie wie die Ratten auf den Speck, meine liebe Großmutter!“

„Als ob ich für den Alltagsgebrauch nicht auch meine Fineſſen gehabt hätte!“ bemerkte die Dame im Domino.

„Wie Du die unerfahrene Jungfrau auf den Ball ſchickeſt, damit ſie mit dem Buhlen Bekanntſchaft macht, ſo ſandte ich ſie zu meiner Zeit für dieſen Zweck mit dem Gebetbuch in die Kirche. Du haſt die kleinen und großen Sünden nur ein wenig verweltlicht und glaubſt, was Wunder damit vollbracht zu haben."

„Großmama, ich habe die Wiſſenſchaft entgöttert . . ."

„Und die Kunſt profanirt! willſt Du beiſetzen. Ich aber ſage Dir, mein Sohn, das haſt Du nicht gethan. Und wenn Du es gethan haſt, dann biſt Du mein Kind nicht mehr! Denn einen beſſeren Dienſt hätte ſelbſt Go - Go — Gott den Menſchen nicht erweiſen können, als das Weltliche vom Göttlichen zu ſondern. Dein Verdienſt dabei iſt nur die kleine Begriffsverwirrung, daß die neuen Weltweiſen bei dem Menſchen Leib und Seele unzertrennlich miteinander verſchmelzen, während ſie ſonſt das Göttliche und Weltliche für alle Ewigkeit von einander trennen wollen. Du ſiehſt, ich verſtehe auch etwelches von Eurer modernen Philoſophie!"

„Um Vergunſt, Großmama," ſagte jetzt der Teufel, „Deiner eben gemachten werthen Aeußerung nach zu ſchließen, verſtehſt Du von dieſer Philoſophie eben ſozuſagen gar nichts. Du ſollteſt doch wenigſtens Büchner's „Kraft und Stoff" leſen oder Eduard v. Hartmann's „Philoſophie des Unbewußten"! Das iſt leicht faßlich und kannſt Dir damit den Anſchein geben, als hätteſt Du etwas gelernt. . . . Vom Göttlichen ſprachſt Du da, liebe Mama! Unſere Weltweiſen kennen nichts Göttliches; ſie haben nur die Materie und was da aus- und eingeht, das iſt ihr Eins und Alles. Sollteſt Du denn nicht auf die Vermuthung kommen, daß ſolches ein wenig mein Verdienſt ſein könnte?"

„Laß hören, Enkel!"

„Das Göttliche war uns als Erbfeind immer gefährlich, darum haſt es Du zu Deiner Zeit recht geſchickt mit Menſchenblut beſudelt, zur Fratze entſtellt, zu einem Schreckbilde gemacht. Ich bin von derlei Rohheiten kein Freund; ich habe nichts gethan, als das Göttliche den Menſchen geſtohlen, ſeine letzte Spur aus den Köpfen weggeſpült, ſeinen Keim aus den Herzen vertilgt, ſeine Wärme aus dem Leben geblaſen. Das, was Du hier als Menſchengeſchlecht umhertanzen und -taumeln ſiehſt, das iſt nur ein chemiſches, elektriſches, magiſches Spielwerk der Natur, kaum der Ehre werth, daß ſich der Teufel noch damit befaßt.“

„So komme mit mir zu den Wilden Afrikas und Südamerikas. Wenn es mit dieſem blaſſen Geſchlechte ſo weit iſt, wie Du ſagſt, dann muß es ja auch ohne uns bald wie ausgedörrter Lehm in Staub zerfallen.“

„O, glaube das nicht!“ ſagte der Teufel. „Tief, tief im Grunde des Herzens glüht ihnen noch ein Funke, den ganz zu verlöſchen mir bisher nicht möglich war. Ich habe ihn in ſogenannten guten Zeiten durch Verweichlichung zu erſticken geſucht; aber in der friedlichen Entwicklung der Geſellſchaft glimmt er ſtill weiter. Ich habe wilde Stürme heraufbeſchworen, aber Noth und Drangſal fachen dieſen Funken immer wieder von neuem an und gehört allemal ſehr viel kritiſch philoſophiſcher Sand und thieriſches Excrement dazu, um das Feuer einzudämmen. Verlaſſe ich ſie, ſo währt's nicht ein Menſchenalter und Alles brennt lichterloh.“

„Was iſt alſo Dein Plan?“ fragte des Teufels Großmutter.

„Du ſiehſt es ja,“ antwortete er, und wies auf die Ballnacht hin, auf die Coſtüm- und Volksfeſte, auf die üppigen Tafeln, rauſchenden, ſinnlos tollen Schauſtellungen aller Art,

„ich betäube ſie. Das ganze Jahr iſt mir dazu günſtig, weil mir der Materialismus und Skepticismus gut vorarbeitet; der Carneval aber iſt mir in meiner Ausführung am günſtigſten. Im Jahre nur einen Monat gebt mir den Menſchen, für die übrigen elf giebt er ſich ſelbſt. Mir dient der Carneval mehrfach: er betäubt den idealiſtiſchen Zug der Geiſter, er regt das Thieriſche in den Sinnen an, fördert den gemeinen Geſchmack auf die erfreulichſte Weiſe und betrügt die Menſchen um ein werthvolles Stück ihrer kurzen Zeit, in der ſie ſonſt Großes ſchaffen könnten. Ihr Leben iſt gar vernünftig eingetheilt, ihr Plan zur materiellen und geiſtigen Entwicklung verdammt klug. Dann und wann eine Breſche hinein durch allgemeine Manifeſtirung der Narrheit, Unvernunft und Gemeinheit — und ſie werden ihr Ziel niemals erreichen. Daß ſie hier in bunten Lappen luſtig ſind, iſt noch das Wenigſte. Geh' in die Häuſer; in den Familien wird der heitere Ernſt, die trauliche Ruhe unterbrochen: Verkleidungen, geſchwärzte Geſichter, unſinnige Geſellſchaftspoſſen — es iſt ja Carneval! Die ſchlichte Hausfrau wird Weltdame, das Kind in der Wiege iſt nicht mehr ſicher, kein Platz für ihn da, wenn wir Gäſte haben! Prunkende Hausfeſte giebt man, um die innere Zerfreſſenheit zu maskiren; Mahlzeiten, die den Haushalt oft auf ein Vierteljahr lang alteriren — es iſt ja Carneval! Anſtand und Geſundheit auf die Schanze geſchlagen, mein Gott, im Carneval! Der reelle Geſchäftsmann iſt mißmuthig, der Wucherjude lacht ſich in's Fäuſtchen. Der Zeitungsſchreiber iſt ſuperwitzig, der Student ſuperfaul und ſtrengt ſich doch am meiſten an — es iſt ja Carneval! Betteln geht er, der Herr Student, der ſonſt jede vermeintliche Ehrverletzung auf der Menſur zu ſühnen pflegt und die Zukunft der Welt aus den Stiefeln trinkt — betteln um Geld Patroneſſen für ſeine Carnevalfeſte! Die Künſtlerwelt zerſtreut und gefällt ſich in Coſtümfeſten, deren Witz und Laune dem Galgenhumor auf's Haar ähnlich ſehen. Das Tollſte und Blödeſte von Allen kommt auf's Theater, und die Poſſen- und Operettenſchreiber laufen bereits Gefahr, den höchſten Grad der Dummheit erſchöpft zu haben. Denn dumm und trivial und zotiſch müſſen wir ſein, um jeden Preis — es iſt ja Carneval! . . . Es würde ſich in normalen Zeiten vielleicht hie und da ein Sümmchen Geld anſammeln oder ergeben, das möglicherweiſe der wirklichen Kunſt zugewendet werden könnte; liebäugelt man doch mit den alten Kunſtvölkern und möchte gerne vollendete Gemälde in den Gallerien, hehre Statuen auf den öffentlichen Plätzen, die echten Kunſtſinn wieder erwecken könnten. Auch das Verlangen nach einem guten Schauſpiel iſt noch nicht ganz erſtickt; nach reiner Muſik ſehnen ſich immer noch Etliche. Da iſt's allemal hohe Zeit, daß ſolche Vermögens- und Willensanläufe durch den Carneval zerſtreut und vergeudet werden. Ich wünſche nur, daß es keinem Statiſtiker einfallen möchte, zu berechnen, wie viele Millionen jährlich in einem Lande dem Carneval zu Ehren verpufft werden für Flitter, für Thorheit und Niedrigkeit, für katzenjämmerliche Unluſt zum Schluſſe — Pfui Teufel!"

„Am Ende biſt Du unwirſch darüber!" bemerkte die Großmutter.

Er lächelte fein und ſagte: „Eine gewiſſe Entrüſtung muß der Teufel ſtets zur Schau tragen, wenn etwas Böſes geſchieht. Sonſt kommt man ihm dahinter. Ich habe ſchon meine Geſellen, Ausrufer, Schreiber und Sänger, die dem Carneval Hymnen ſingen, die ihm eine hiſtoriſche, geſellſchaftliche, ökonomiſche und wohl gar — ethiſche Berechtigung zuerkennen. 's iſt eben auch ein Faſtnachts-Mummenſchanz!"

Noch ſprach er, als plötzlich ein junger Mann vor ihm ſtand und die beiden Geſtalten ſcharf fixirte.

„Was geht Dich mein hübſcher Domino an?“ verſetzte der Teufel übernächtig heiſer. „Hier meine Karte!“

„Ei laſſ' den Unſinn!“ ſagte der Jüngling. „Da ſieh, Dein Contract iſt abgelaufen!“

Während es Mitternacht ſchlug, warf er die Fetzen der Schrift dem Wichte vor den Pferdefuß.

„Sei's!“ knurrte der Teufel und ſtreute eine Handvoll Aſche über die Menge. Da verdüſterte ſich der Saal, nach ausgetobten Orgien taumelten die Geſchöpfe Gottes betäubt in den Staub.

Der ſchwarze Domino ſtand aufrecht und ſagte: „Mein Sohn, ich bin mit Dir zufrieden!“

Von der Troſtloſigkeit der Großſtädte und ihrer Leichenſtätten.

An einem heißen Spätherbſttage ging ich durch die große Stadt. Es war zur Mittagszeit und es war Dämmerung; denn der feuchte, roſtgraue Nebel lag über Allem, daß man kaum drei Häuſer weit von ſich ſah. In den Gaſt- und Kaufmannshäuſern, in den Beamtenſtuben mußten ſie Gaslicht brennen, während in den Thürmen die Zwölf-Uhr-Glocken läuteten. Freilich war dieſes Läuten kaum zu hören, denn der Lärm auf der Straße war gar zu wüſt. Auf den ſchmutzigen Pflaſterſteinen knarrten Hunderte von Rädern und ſchwere Fuhrwerke, die kein Ende nahmen, ächzten zur Linie herein, an mir — dem Hinauswandernden — vorüber. Berge von Heu und Schilfgras wankten auf den Rädern, und an ſchweren Röſſern her die Fuhrleute, blaukittelige, kurzſpenſerige, engbehoſte Slovaken und Croaten, Wagen mit ſchweren Fäſſern, und auf den Fäſſern lagen mit herabhängenden Armen oder Beinen die Fuhrleute und ſchliefen Räuſche aus, während die Pferde im Straßengewirre ſich ſelbſt überlaſſen waren. Neben und zwiſchen den Laſtwagen her tummelte ſich die Schuljugend, trippelten Korb- und Buttenträger, huſchten andere Geſtalten, Haſt oder Abſpannung in den Zügen. Einſpännige, zweiſpännige Kutſchen raſſelten, wanden ſich geſchickt zwiſchen, unter den Laſtfuhren durch. Breite Plättenwagen, mit gebundenen Kälbern beladen, klapperten raſch heran; die Köpfe der armen Thiere hingen theils über den Rand herab, mitunter hoben ſie ſich ein wenig, glotzten mit verglaſten Augen die Vorübergehenden an und verſuchten zu röhren, waren aber ſchon heiſer. Dazwiſchen ein beſetzter Pferdebahnwagen, eine überfüllte Omnibuskutſche, die eckigen Ungeheuer der Transportwagen, die Geſchäftskarren der Gewerbsleute mit den kecken Lehrjungen, ſchmutzige Rangen, barfuß oder in Schlappſchuhen, die beſtändig im Straßenkoth kleben bleiben wollten. Auch Hunde ſind zu Laſtthieren geworden und ſchleppen lechzend am vollgepfropften Karren. An Kreuzungspunkten ſtocken die Wagen, verwirren ſich ineinander, die Fuhrleute fluchen einander Herz und Seligkeit aus dem Leibe und bedrohen ſich mit den Peitſchen oder werden gar handgemein. Man kann gar nicht begreifen, wie dieſe Leute, die das gleiche Schickſal tragen und ſich als Zuſammengehörige fühlen ſollten, bei jedem kleinen Anlaß aufeinander ſo wild und roh ſein mögen! Dann kamen wieder Reihen von Getreidewagen, dazwiſchen Triebe von Schlachtochſen, Schafheerden, Rudel von kugelrunden, grunzenden Schweinen. Und wieder Heuwagen und wieder Fäſſerkarren und wieder Schlachtvieh, ſo ununterbrochen, daß man kaum über die breite Straße gehen konnte.

Das nahm kein Ende.

Ich war bereits vor die Linie gekommen; zur Rechten und zur Linken Spelunken, kleine Krämerladen, armſelige Hütten mit grünbemooſten Schindeldächern. Dazwiſchen neue drei und vier Stock hohe Häuſer mit prunkhaften Verzierungen an der Fronte und kahlen Feuermauern an den Seiten. Dann rücken hinaus auf die nebelige Heide, auf welcher die dunklen Umriſſe von Fabriksſchloten ſtehen, die ihren ſchwarzen Rauch in den ſchmutzigen Nebel hineinſpeien.

An den Häuſern hin taumeln übernächtige Geſellen, Weiber, denen Laſter und Elend im Antlitz geſchrieben ſteht, bettelhafte, freche Kinder und wieder keuchende Laſtträger, ächzende Wägen, ſchwerfällige Ochſentriebe, Heerden von halblahmen Pferden, Rieſenkäfige mit Geflügel, Obſtkrippen, Getreidefuhren endlos vom frühen Morgen bis in den ſpäten Abend. Eine Million Menſchen muß hier ernährt werden jeden Tag, und da werden die hundert Straßen, die von allen Richtungen her in die Stadt führen, faſt zu enge und ſind trotzdem viele Tauſende im Steinhaufen, die nicht ſatt werden jeden Tag, und Hunderte, die in Kellerlöchern der Paläſte wohnen und allmählich an Hunger ſterben.

Das iſt die große Stadt, der heute Alles zutrachtet. Zu dieſer Stunde, wo finſterer, ſtinkender Nebel hier Alles einhüllt und durchdringt, leuchtet draußen auf den Bergen der milde Sonnenſchein, ſchimmern wie rothes Gold die Buchen- und Lärchenbeſtände, ſteht der friſchgrüne Tannen- und Fichtenwald, rieſelt der klare Bach.

Verloren haben ſie die Empfindung für ſolche Schönheit, verloren die unſeligen Menſchen das Heimweh nach dem ländlichen naturgemäßen Leben; die edleren Sinne ſind ſtumpf geworden, nichts kennen ſie mehr, nach nichts trachten ſie, nichts träumen ſie als materiellen Genuß. Einſt waren die Städte das Verfeinernde, Vergeiſtigende, jetzt werden ſie bald das Gegentheil ſein. Große Städte ſind Eiterbeulen, an denen, wenn ihrer zu viele werden, die Menſchheit zu Grunde gehen muß. Sie ſind nothwendige Uebel der Cultur, nur wähle man von dieſen Uebeln nicht mit Vorliebe das größte.

Solche Gedanken kamen mir auf dem Wege hinaus durch die Vorſtädte und Vororte, und es war doch nichts als das alltägliche Uhrwerk, das Jedem offen daliegt. Ich ſah die Unruhe, aber ich ſah die Triebfedern nicht, und ich ſah nicht das eigentliche Laſter und Elend, ich ſah nicht das Ungeheuerliche, das ſich tauſendgeſtaltig in dieſem Häuſermeer verbirgt.

Endlich waren die letzten Gebäude zurückgeblieben und um mich war Feld und Nebel. Auf der Straße aber noch dasſelbe Gedränge, derſelbe Lärm und ein Doppelgeleiſe der Pferdebahn, auf dem immer noch die überfüllten Waggons rollten, deutete darauf hin, daß es noch nicht aus ſei.

Und es war noch nicht aus. Durch den Nebel tauchten öde Rohziegelgebäude auf und eine Umfaſſungsmauer, die an der Straße hin nimmer ein Ende nehmen wollte, zeigte den Beginn einer neuen Stadt.

Die Stadt der Todten! Friedhof kann man ſie nicht nennen, den Eindruck macht ſie nicht; Leichenfeld iſt dafür der beſte Name. Zahlreiche Friedhöfe hatte man einſt angelegt um die Stadt; mit dem Wachſen derſelben wurden ſie fortwährend vergrößert, daß ſie in weiten Aeckern dalagen, doch endlich machte ihnen eben dieſes Wachſen den Boden ſtreitig. Der Tod aber hält jeden Tag und jede Stunde ſeine Ernte, ſo ſicher quellen die Leichen ununterbrochen aus dieſem Steinhaufen, als der Waſſerſtrom, der an ihm vorbeirinnt, aus ſeinen fernen Quellen. Wohin mit den Todten? Eine weite Ebene, deren Kornfelder bisher einen ganzen Stadttheil ernähren konnten, wurde erworben und zum Leichenfeld gemacht. Ein ſchlechter Tauſch, den das ewig zum Geben bereite Fruchtfeld eingehen mußte. Auf dem Lande, wo die Leute an eine Auferſtehung glauben, iſt es leicht, Friedhof zu ſein, da iſt Alles Leben ringsum und Alles Hoffnung. Hier Alles todt, ſo weit das Auge reicht: Gräber und Steine und Nebel.

Die tauſend und tauſend Menſchen, die täglich hinaus ziehen mit ihren Todten, zu ihren Gräbern, ſie zerſtreuen und verlieren ſich auf der weiten Fläche, und Einöde iſt und Einöde bleibt über dem Moder des hingeſunkenen Geſchlechtes. Seit den wenigen Jahren, als das Leichenfeld beſteht, ſind auf demſelben ſo viele Menſchen begraben worden, als z. B. Brünn und Graz und Linz zuſammen Einwohner haben. Da liegen die Leichen übereinander in einer doppelten Schichte zu ſechs und zu acht Schuh tief. Auf dem Lande ruhen alle Schläfer mit den Füßen gegen Sonnenaufgang hin, gleichſam um dem ewigen Morgen entgegenzuſchauen. Hier nichts von Derlei, hier liegen in Doppelreihen die Köpfe gegeneinander, die Körper nach allen Richtungen hin — ſo wenig wie im Leben auch im Tode ein gemeinſames, idealeres Ziel. Die Vornehmeren haben ſteinerne Denkmäler, meiſt Obelisken, oft plump und ſchwerfällig, doch ohne monumentalen Charakter, zu ſehen wie der verſteinerte Wald im Märchen — eine öde, troſtloſe Einförmigkeit. Von den Armen iſt nichts übrig geblieben als — Nummern. Die Wege numerirt, die Gruppen numerirt, die Gräber numerirt — nichts als Ziffern. Ein ungeheurer Curszettel, aber — Baiſſe iſt!

Ich bin ein krauſer Kopf, hätte ich bei der Anlage dieſes Leichenfeldes was mitzureden gehabt, es wäre ſo einfach nicht abgegangen. Ich hätte nebſt den Ziffern und Zahlen für jeden Weg, für jede Gruppe auch noch Namen haben müſſen, die irgend einen ſinnigen Begriff, eine freundliche oder erhebende Vorſtellung bewirken könnten, daß der Friedhof an Poetiſchem und Idealem wenigſtens den Gaſſen der Stadt, den Bergmannsörtlichkeiten, der Eiſenbahn nicht nachſtehe.

Wie iſt's da im Leben? Dieſe Gaſſe heißt Schillergaſſe, dieſer Schacht heißt Barbaraſchacht, dieſes Schiff heißt Neptun, dieſe Locomotive heißt Admont oder Auſſee. Warum ſollen nicht auch die Gaſſen und Gruppen auf dem Leichenfelde ihre ſinnigen Namen haben, durch welche ſie im Gedächtniſſe des Volkes haften bleiben? Wie freundlich klänge es: Er ruht in der Gruppe zum Frieden Gottes. Wie lieblich hörte es ſich: Sie ruht in der Abtheilung Roſengarten. Wie erhebend: Das Grab iſt in der Gruppe der acht Seligkeiten. Wie ſinnig wären Gruppen mit der Bezeichnung: Oſtermorgen, Treue, Wiederſehen u. ſ. w.

Aber das Alles iſt einem Geſchlechte nicht zuzumuthen, das nur in Ziffern lebt und alſo auch in Ziffern begraben ſein will.

Ueber Grüften ſtehen prunkhafte Grabmäler. Häufig tragen ſolche die Porträts der Verſtorbenen in Marmor, wenn nicht gar in — der Photographie. Vor Kurzem erſt ſah ich jenes Marmor-Grabdenkmal in Trieſt, wie ein Engel über dem Grabe ſitzt, in der Hand die Poſaune, den Blick fragend gegen Himmel gerichtet, als warte er auf Gottes Befehl, die Todten zu wecken. Balſam iſt eine ſolche Vorſtellung für das Gemüth des Trauernden, und ſelbſt der Materialiſt kann ſich in ſeiner Thierwürde nach meiner Meinung nicht zu tief verletzt fühlen, auf dem Grabe ſeiner Lieben ein künſtleriſch vollendetes Symbol der Auferſtehung zu ſehen, da ja auch er den Tod nur als eine Verwandlung kennt.

Auf unſerem Leichenfelde ſind derlei idealiſtiſche Denkmäler ſelten. Immer nur die plumpförmigen, nichts bedeutenden Beſchwerſteine auf den Gräbern.

Raiſonnirt nicht! ſagen — oder vielmehr ſchweigen die Todten — wir raſten doch gut.

Ja, glaubt Ihr denn, Ihr lieben Todten, daß der Friedhof für Euch da iſt? Für Euch iſt's ſo gut und anders gut, und da und dort und überall gut. Aber wir armen Lebendigen, die wir den Tod empfinden, den Ihr geſtorben ſeid, wir bedürfen des Troſtes der Pietät, der Kunſt. Wir bedürfen der Rückſicht und Liebe unſerer Mitmenſchen, und unſere Herzen, die wund ſind Euretwegen, haben hartes Weh, wenn ſie geſtoßen werden mit den Ellbogen herber Wirklichkeit, die wenigſtens auf dem Friedhofe ſanftere Formen annehmen ſollte. Seht, wie da Alles ſo fabriksmäßig zugeht und ſo jahrmarktartig auf den Gräbern, und ſo kokett und ſelbſtliebig und großſprecheriſch und gewinnſüchtig, und Einer dem weinenden Herzen des Nebenmenſchen Fußtritte verſetzen kann, handelt es ſich darum, eines Andern Hügel mit Prunk zu ſchmücken! Da hat er dem Andern ſo lange Unrecht gethan, bis derſelbe geſtorben iſt und nun prahlt er mit ſeinem Grabe.

Und ähnliche Sachen ſind es, die man auf den Friedhöfen großer Städte viel häufiger findet, als auf den ſtillen Gottesäckern draußen zwiſchen Feld und Wald, wo ein auf den Hügel hinſinkendes Holzkreuzlein lauter an unſer Herz pocht, als dort das proſaiſch prunkhafte Marmormonument, durch welches der Gründer desſelben gleichſam allen Vorübergehenden zuruft: Auf zwanzigtauſend Gulden ſchätze ich die Trauer um meinen Todten, ſo viel hat mich dieſes Grabmal gekoſtet.

Warum kam mir kein weihevoller Gedanke, als ich in das Leichenfeld eintrat? Warum kam mir keiner, als ich davonging? Habt Ihr von einer Gräberausſtellung noch nichts gehört? Ich auch nicht, aber hier muthet es wie eine ſolche an. Und doch, wie viele Thränen ſind ſchon hinabgetropft auf dieſe Kieswege, auf dieſe Raſen! Es iſt ein heiliger Ort und um Verzeihung bitte ich die Weinenden für manche harte Bemerkung, ſie galt nicht ihnen, ſie galt dem Allgemeinen, dem Trivialen und Pietätloſen, dem aller Poeſie baren Maſſenleben und Sterben der Großſtadt.

Als ich wieder im Gewoge der Straße auf dem Rückwege war, da begegneten ſie mir ohne Zahl und ohne Ende, die ſchwarzen, kiſtenartigen, geſchloſſenen Wagen. Auf ihrem Deckel ſteht ein Kreuz. Ein ſolcher Wagen faßt vier, ſechs und auch mehr Särge. Raſch traben die Pferde mit dieſen unheimlichen Kutſchen dahin. Dann und wann ein reicher, geſchmückter Leichenwagen, aber im ſelben raſchen Trab. Erben halten wohl den Sack auf, aber die Naſe zu und von einem feierlichen Trauerzug auf den Friedhof kann hier keine Rede ſein. Auch Pferdebahnwaggons und Omnibuswagen ſind für Leichentransport eingerichtet und manch elegante Herrſchaftscaleſche, die hier dahinrollt, birgt in ſich einen Sarg oder ein Särglein. Laſtfuhrleute verdienen ſich gerne ein paar Kreuzer auf Schnaps, indem ſie eines Armen braunen Schrein befördern. Kurz, in allen möglichen Fahrgelegenheiten unternehmen die Todten ihren letzten Ausflug oder beſſer ihre Heimkehr. Von Mittags bis Abends jeden Tag bewegt ſich aus der großen lebensüppigen Stadt dieſer ſchwarze Zug des Asphodils. Wie hundert Quellen im Walde zum Bach, ſo ſickert er zuſammen aus den Häuſern der Bürger, aus den Paläſten der Großen, aus den düſteren Kammern der Armen. Er ſickert zuſammen aus den Kaſernen, Klöſtern, öffentlichen Spitälern und Leichenkammern für Unbekannte, Heimatloſe. Manche dieſer Leichen gab der Strom zurück, der durch die Stadt rinnt, manche lieferte der Revolver, das Gift, der Strick, der Hunger, die Keule des Mörders, manche das

Kohlengas, die Maſchine; tauſendfältig erntet der Tod in den Städten und alle Erfindungen der Cultur nutzt er als Werkzeug in ſeinem ewigen Amte. Wer von manchem Sarge, der hier dem Leichenfelde zueilt, den Deckel heben könnte, er würde nicht den friedlich ausgeſtreckten Schläfer finden, ſondern etwa einen zerſtückten Cadaver, Theile nur eines menſchlichen Leibes, vielleicht verſchiedener Perſonen, in einem Sarge vielleicht drei Hände und keinen Kopf, wie hineinzuwerfen es eben den wiſſenſchaftlichen Fleiſchhauern gefällig war.

So kreuzt ſich auf dieſer Straße der Todtenzug mit den unerſchöpflichen Zuflüſſen von Lebensmitteln. In die Stadt hinein todte Thiere, aus der Stadt heraus todte Menſchen.

Nach zwei Stunden ſolchen Weges ging ich entlang dem glänzenden Corſo der Stadt. Der putzige Leichtſinn, die genußſüchtige, unerſättliche Hohlheit der Gecken und Flanirer und Alles, was ſie hier die Luſt des Lebens nennen, vervollſtändigte in mir noch den widerlichen Eindruck, den dieſer Spaziergang auf mich gemacht hatte. So öde und betrübt war meine Seele geworden, daß es mich nimmer litt in der Stadt, daß ich fort mußte und hinan auf freie, ſonnige Bergeshöhe. Und als ich dort oben ſtand in der ſtillen, reinen, friedensreichen naturfreudigen Welt, fiel mein Blick noch einmal hinaus auf das graue Nebelmeer, das den Abgrund deckt.

Dann wandte ich mich um, und aus dem Fenſter einer nahen Hütte lächelte das rothwangige, helläugige Geſicht eines Kindes.

Von unſerem entarteten Todtenkultus.

Oft geſchieht es, beſonders in der Jugend, daß man ſein Herz an einen Menſchen hängt, der weder an Charakter, noch an Opferwilligkeit all der Freundſchaft und Herzensinnigkeit würdig iſt, die man an ihn verſchwendet. Es giebt Jugendfreundſchaften, die nicht auf Gleichartigkeit der Vorzüge, wohl aber auf Gleichartigkeit der Schwächen und Leidenſchaften begründet ſind. Ein junges, tiefer angelegtes Gemüth kann oft den ſeichteſten, eigenſüchtigſten Geſellen vergöttern und in ſich ſchließen, wie im Leben kaum wieder einen Andern.

Und es geſchieht, daß derſelbe liebesſelige Menſch gegen ſeinen wahren Wohlthäter, der in unwandelbarer Treue an ihm hängt, kühl und gleichgiltig iſt und es für ſelbſtverſtändlich hält, Der oder Jener müſſe ihm dienen, in Allem ſeine Vortheile wahren und zu jedem Opfer bereit ſein. — Dann kommt ein Tag, da er vor den Gräbern ſteht. Hier liegt der „Jugendfreund“, hier ruht der Leib des Mannes, der Liebe gab, ohne Liebe zu heiſchen. Jetzt ſchlägt das Herz des Lebenden um; am Grabe des Jugendfreundes gedenkt er der Vergänglichkeit der Freuden, an der Ruheſtätte des Wohlthäters fühlt er die Beſtändigkeit des Guten, welches lebte, ſo lange das treue Herz lebte, und welches nicht ſtarb, als das treue Herz brach, ſondern aus dem Grabe neu wieder emporquillt und den Dankloſen ergreift, beſeelt und adelt. —

Aus dunklen, moderigen Gründen der Welt flackern, ach, wie oft, Irrlichter auf; jene Flämmlein aber, die auf Gräbern glühen, ſind immer echt und immer wahr — an ihnen ſollten die Lichter des Traualtars und die Flamme des häuslichen Herdes angezündet werden. Ja noch mehr, auch die Kerzen der Salons, wo der Flitter, die Hoffart und die falſche Zärtlichkeit ſich breit machen, möchte ich mit einem Grablichte anzünden.

Es iſt ärgerlich genug, daß die Menſchen ſo verſchroben ſind und die größte Zeit ihres kurzen Lebens damit zubringen, ſich gegenſeitig zu quälen. Dieſe Welt an und für ſich iſt gar nicht eitel, ſie iſt ſo überaus ſchön und hat für Jeden etwas, um ihn auf eine Weile ſelig zu machen. Selbſt das Unglück, das uns die Elemente zufügen, und die körperlichen Schmerzen, die Keinem geſchenkt ſind, deſſen Leib für ſinnliche Freuden gebaut iſt, ſind leicht zu ertragen, wenn in uns der Gewiſſensfriede und um uns die Liebe der Mitmenſchen herrſcht. — Es ſcheint ſo einfach zu ſein; wir brauchten gar nicht einmal beſſer zu werden, nur ein klein wenig klüger, daß wir einſehen könnten: Es ginge Jedem von uns beſſer, wenn er der wahnwitzigen Selbſtſucht Herr werden könnte, wenn ihn die Freuden Anderer ein bischen mehr beglücken könnten, wenn er ſein Heil nicht ſo ganz und gar auf das allein ſtellen wollte, was die Naturgewalt jeden Augenblick zerſtören kann, wenn er dieſes Erdendaſein wenigſtens nur vom erſten Stock aus überblickte, anſtatt vom Parterre. — So einfach ſcheint's zu ſein, und es iſt doch unmöglich. Unmöglich auch einer Cultur, die dieſes Wort aus ihrem

Wörterbuche ſtreichen will. Die Menſchheit ſteht heute auf einer Höhe, auf die ſie ſich viel einbildet. Wie aber kann man übermüthig ſein, wenn man all ſeine Werke auf Gräbern bauen muß!

Doch, unſer Geſchlecht iſt ſo leichtſinnig oder, wenn man will, ſo gottbegnadet, daß es — auf Friedhöfen Volksfeſte abhält. In der That! Man ſehe den Tag Allerſeelen. Die Trauernden, die ihre Lieben zur Erde legten, das ſind die Feſtgeber; ſchon tagelang im Vorhinein ſind ſie beſorgt und beſchäftigt, den Feſtplatz zu bereiten, zu ſchmücken, zu beleuchten. Im Eifer des Ausputzens vergeſſen ſie faſt ihres Schmerzes und anſtatt der Thränen perlt von den Wangen der Schweiß. Die Liebe, die ein Jahr lang blaſſen Antlitzes in die Ewigkeit geblickt, wendet ihr Geſicht heute geſchminkt der Welt zu und in einer Art von Stolz ruft ſie es dem Volke hin: „Seht Ihr, ich habe auch meine Todten! Seht Ihr, ſo halte ich *meine* Todten, wer Luſt hat, für mich zu ſterben!“

Und das Volk, allzeit dort zur Stelle, wo es zu ſehen giebt, wo etwas Nichtalltägliches iſt, das läßt nicht lange auf ſich warten. Es kommt, es tänzelt heran, rauſchend, ſchwätzend, lachend, es fluthet zu den Thoren herein, ſtrömt die breiten Wege kreuz und krumm, ſtolpert über Hügel und bewundert oder beſpöttelt je nach Stimmung Alles, was ihm unter die Augen kommt. Weihrauch und Wachsduft ziehen zwiſchen den Kreuzen hin, vermengt mit dem Geruche der vor den Thoren ſchmorenden Kaſtanien. Die Leute tragen Kerzen und Kränze und naſchen, und die Geſpräche, die ſie führen, ſind hohl, wie die Grüfte, aber nicht ſo weihevoll. An ſich ſelbſt wäre der Todtencultus ja ſo ſchön, aber er artet aus, wie jeder Cultus ausartet, ſobald er den niedrigen Neigungen der Menſchen dient. Die Friedhöfe werden zu Allerſeelen zum Corſo, die Gräber und Monumente zu prunkenden Auslagen und mit den Luſtwandelnden ſchlüpfen zur Pforte herein die Schwächen und die Laſter, und der Pöbel, der mit ſeiner blöden Neugierde und mit ſeinem ſchmutzigen Spotte nichts verſchont, will nun ſein Müthchen auch einmal an den Todten kühlen. — Aber hübſche, dunkelfarbige Damentoiletten giebt es, und zwar nach dem neueſten Modejournal, damit die Trauer heuer nicht etwa denſelben Schnitt habe, wie im vorigen Jahre. Und vor Taſchendieben wird gewarnt!

Nur das Eine kann mich ſchier gleichgiltig machen gegen die Todten da unten, wenn ich bedenke, daß auch ſie voreinſt ſo pietätlos und windig zwiſchen Gräbern dahingeſchlenkert ſind. Es iſt auf Kirchweihen, Märkten und Bällen ſchon nicht erquicklich, das Publicum zu beobachten, auf dem Gottesacker vollends wird es in ſeiner Trivialität, in ſeiner Stumpfheit und Seelenloſigkeit zum Ungeheuer. Und ſo denke ich: wenn ſchon die einſinkenden Gräber und die darüber in tiefem Ernſte ragenden Symbole hochheiliger Ideale nicht vermögen, die Menſchen zu erſchüttern und zu erheben — was ſoll denn ſonſt noch wirken? Herzen, die von der gewaltigen Stimme dieſer ewig Stummen nicht aufgeſchreckt werden, ſind nicht mehr zu erwecken. Sie haben kein menſchlich Bedeuten, ſie ſind nicht zu gut und nicht zu ſchlecht, das, und nur das allein zu werden, woran ſie hängen — Staub.

Ich ſpreche hier ſelbſtverſtändlich nur von den großen Stadtfriedhöfen und von jenem Pöbel aller Stände, der im Garten der Todten nichts zu thun hat, als ſich einmal für ein halb Stündchen zu unterhalten; ich ſpreche nicht von Jenen, die in den Schleier des Schmerzes gehüllt auch an dieſem Tage heranwanken, um ihre Todten zu grüßen. Sie treten in den

Kirchhof als in den Vorhof der Ewigkeit ein und ſie pochen mit den Schlägen ihres Herzens an die eherne Pforte, die zwiſchen ihnen und den Hingeſchiedenen zugefallen iſt.

Du merkſt, Leſer, die Erregung, in der eine arme Seele dieſe Worte ſpricht. Ich bin ſonſt kein grämiger Burſche, aber zu Allerſeelen werde ich menſchenſcheu und gehe am liebſten über den herbſtlichen Steppenreif dahin, dort begegnen mir die Geiſter der Todten. Zwei meiner Freunde waren nach ihrem Tode vierzehn Jahre lang die Miethpartei eines Grabes im großen Stadtfriedhofe; ihr Gebein iſt längſt delogirt, ihre Aſche verſtreut in alle Winde. Heute iſt an ihrer Stelle eine monumentale Gruft, wohnt ein Mann von der Ringſtraße drinnen, der unter der Erde, wie über derſelben ſeinen Palaſt haben will. Er hat ſchlecht gerechnet. Den Todten iſt der feſte Bau ein Kerker, aus dem ſich die Atome nicht befreien können, um wieder in den Reigen des Lebens zu treten.

Einſt hat mir ein bekannter Reiſender zu Allerſeelen Folgendes geſchrieben:

„Mein einziges Kind, ein Sohn, der einundzwanzig Jahre alt geworden iſt, ruht im Mittelländiſchen Meere, vierzig Seemeilen ſüdlich von der Inſel Rhodos. Als Officier des Lloyd ſtarb er auf einer Reiſe nach Alexandria. Ich trat bald darauf die Reiſe nach Aegypten an, aber nicht um die Trümmer der Pharaonenſtädte am Nil zu ſehen und nicht die Pyramiden, ſondern über den Meeresſtrich zu fahren, vierzig Seemeilen ſüdlich von Rhodos. Ich wollte mein Allerſeelen haben aber die Natur ließ es nicht gelten. Es war ein ſo lieblicher Tag, als wir darüber hinglitten und die Sonne glitzerte in dem Gekreiſel des Waſſerſpiegels. Dort bildete ſich eine leichte Welle. Das iſt der Hügel ſeines Grabes, dachte ich, aber als wir an die Stelle kamen, war die Welle vergangen und das unendliche Meer wußte nichts von meinem Alfred. — Auf dieſen Wäſſern irrte einſt der ruheloſe Odyſſeus. Ich fuhr bis gen Cypern, dort beſtieg ich ein engliſches Fahrzeug und ſtrebte heimwärts, ohne die Küſten des Morgenlandes geſehen zu haben. Ich durchzog die Meerenge von Gibraltar, umſchiffte das große Frankreich und erſt in Oſtende verließ ich den Friedhof meines Kindes.

Zu jener Zeit bin ich mir bewußt worden, daß auch die Grabſtätte ein Glück iſt, ein Halt, auf den man ſein ſchweres Leid ablaſten kann. Und ſeit jener Zeit beneide ich Jeden, der ſeine Lieben im ſtillen Heimgärtlein eines Gottesackers bergen kann. Nur zu Allerſeelen, wenn Flunker und Eitelkeit und der zerſtreuungsſüchtige Leutetroß die Todtenruhe entweiht, habe ich eine Art von Befriedigung darüber, daß meines Sohnes Grab auf jenem Gottesacker iſt, vor deſſen Größe und Gewalt alle Menſchenherzen erbeben."

Der Friedhof iſt ein Tempel und jedes Grab ein Opferaltar, auf welchem wir den Todten abbittend oder verzeihend opfern. Denn quitt iſt — wenn das Auge bricht — Soll und Haben ſelten. Hat der Lebende gut, ſo iſt er meiſt gerne bereit, zu ſtreichen und fühlt dabei im brennenden Herzen eine Kühlung wie von Palmenfächeln in der Wüſte. Hat jedoch der Todte gut, dann ſtürmt der Lebende oftmals den Katafall und das Grab und weint und ſchreit, und wirft all ſeine Liebe hin — die ſo lange vergrabene — aber ſie prallt vom Sargdeckel ab und alle Brücken ſind zerbrochen. Herrenlos zittert die Liebe in der Thräne, duftet in der Blume, ſchimmert im Kerzenlicht, und dem ſie vermeint iſt, der nimmt ſie nicht mehr an. So kommt ſie zurück in das Gemüth des Lebenden und wird eine unſtillbare Pein, wenn ſie der Träger nicht noch einmal ausſendet, aber anſtatt dem Todten, den Lebendigen zu.

Und nun ſtehen wir, wo wir ſtehen ſollen. Bei den Todten holen wir uns die Liebe für die Lebenden und das iſt der ſtillen Schläfer Vermächtniß: Was Ihr von Eurem Herzen uns ſchuldet, oder ſchenken wollt, gebt es Denen, die um Euch noch ſind, ſie haben es zu brauchen. Denkt daran, daß die Tage raſch vergehen, da Ihr ſie habt, und daß kein Gutmachen und kein Nachholen iſt, wenn ſie nicht mehr ſind. Wir haben Euch Groll und Liebe nimmer, geht heim in Eure Wohnungen und thut, was Ihr an den Gräbern bereut, nicht gethan zu haben.

Von dem Zuſtrömen der Landbevölkerung in die Städte.

Und trotz Allem! Trotz Allem! — Dort vom Berge ſteigt eine Magd herab, ſie hat ein Bündel am Arm. Im Bündel trägt ſie ihre Habſchaft, denn ſie wandert aus.

Sie iſt jetzt vierundzwanzig Jahre alt, da muß der Gerhaber (Vormund) ſtill ſein; ſie thut, was ſie will. Sie iſt ausbündig (geſcheit), flink und ſauber, da findet ſie ihr Glück überall, ſagt ihre Freundin, die Hirſchenwirthiſche. Die Hirſchenwirthiſche iſt in der Stadt zum Kochen- und Nähenlernen und hat der Johanna — ſo heißt unſere muthige Auswanderin — geſchrieben, wenn ſie, die Johanna, in die Stadt kommen wolle, ſie, die Freundin, wiſſe ihr einen guten Platz.

Einen guten Platz in der Stadt? Wie wird da der Magd zu Muth! Sie iſt bei den Gebirgsbauern aufgewachſen, es hat ſie dort nie gefreut, haben ihr auch die Leute nicht recht gefallen. So viel einfältig und patſchig und roh und hochmüthig dabei ſind ſie; die Johanna hat nie viel mit ihnen zu thun haben mögen. Sie war bisher Dienſtmagd in verſchiedenen Höfen. Jetzt pfeift ſie ihnen was, geht in die Stadt und wird eine Frau.

Ein paar Monate nachher hat ſie einmal ihren Sonntagsausgang. Wahrhaftig, ſie iſt eine Frau geworden. Die Schulmeiſterin und die Pfarrersköchin daheim haben kein ſo ſchönes Gewand, als es die Johanna jetzt trägt. Ich kann ihr aber den Gefallen nicht thun, ihren Anzug — vom aufgefederten Seidenhütchen bis hinab zu den Sammtſchuhen — näher zu beſchreiben, denn ich verſtehe nichts vom Weibergewand. Ich ſehe nur, daß ihr Kleid ſo vornehm und gar nach der Mode iſt, daß ſich's ein unerfahrener Unterofficier ſehr lange überlegt, ob er ſie auf ihrem Spaziergange anſprechen ſoll oder nicht.

Weil ſie ihm aber ſo feſt auf den Leib ſchaut, denn ſie hat einen Bekannten von daheim, der iſt auch Soldat, ſo ſpricht er ſie keck aber höflich an. Ihr Bekannter iſt es nicht, aber das macht nichts, warum ſoll ſie nicht ein wenig mit ihm ſpazieren gehen — 's iſt ja ein ſauberer Menſch und er läßt ſie auch an ſeiner rechten Seite gehen, damit der Säbel ihr Gewand nicht zu ſehr wetzt. Doch hat ſie nur zwei Stunden Zeit; Punkt ſieben Uhr muß ſie wieder zu Hauſe ſein, denn die Gnädige iſt ſo viel ſtreng.

Und jetzt können wir's erfahren, daß die Johanna doch keine „Frau“ geworden iſt, ſondern eine Sklavin. Sie verkauft ſich zwar nur von vier zu vier Wochen, aber ſie verkauft ſich an eine Gnädige, die falſche Haare, falſche Zähne, einen falſchen Buſen und, wie ſie bisweilen leider glauben muß, auch einen falſchen Mann hat. Eine ſolche Frau iſt ein böſer Herr und für den Dienſtboten eine gar heilſame Gebieterin, denn ſie lehrt ihn Gott erkennen.

Im Gebirge hat die Johanna hart arbeiten müſſen, aber der Hausvater und die Hausmutter haben auch gearbeitet; hier liegt alle Arbeit des Hauſes in ihren Händen allein, die Gnädige thut nichts, als Gnädige ſein, und dazu muß ihr die Johanna alltäglich die Haare ausſtauben, die Zähne auswaſchen, die Schuhe binden und allerlei — ganz unglaublich allerlei — thun. Dabei wird gekeift, und die Magd muß ſtill ſein, auch wenn ihr Unrecht geſchieht; ich mag nicht Alles ſagen, was die Gnädige ihr anthut, wenn ſie ungnädig iſt. Im Gebirge iſt ſie mit den Hausvaterleuten an Einem Tiſch geſeſſen, hat zur Familie gehört, hat über Alles mitreden dürfen, hat ſogar lachen dürfen. Hier hat ſie keinen Tiſch und keine Tiſchgeſellſchaft, keine Eſſensſtunde und keine Ordnung im Eſſen. In einem finſtern Winkel kauert ſie und bringt ſo raſch als möglich unter Dach, was ihr abfällt. Was der Menſch am liebſten ißt, davon bleibt in der Regel nichts übrig. Im Gebirge hat ſie den Feierabend und die Sonn- und Feiertage zum großen Theile frei für ſich gehabt. Es war weit in die Kirche, aber es war ein kurzweiliger Weg, denn es gab unterwegs mit Genoſſen viel zu plaudern und allerhand Unterhaltlichkeit. Hier hat ſie — wenn's gut geht, wenn's ſehr gut geht — alle zwei Wochen einmal ihren Ausgehnachmittag, und dieſer Nachmittag dauert zwei Stunden — vom Kaffee bis zum Abend. Und am Abend, wenn ſie daheim im Gebirge zu Bette gehen, fängt hier von neuem die Arbeit an und dauert bis ſpät in die Nacht hinein. Morgens fünf Uhr heißt's wieder wach ſein.

Es wären hundert Vergleiche zwiſchen Land und Stadt zu ziehen, welche zeigen, daß es der Dienſtmagd auf dem Lande beſſer geht, als in der Stadt. Aber die Johanna ſagt: Nein, ſie bleibt in der Stadt, denn in der Stadt iſt's luſtiger, da ſieht man Leute. Wenn man einkaufen geht, wenn man zum Fenſter hinabſchaut, wenn man im Hofe die Teppiche ausklopft — überall ſieht man Leut'! Und ſaubere Leut'! Sind auch Alle ſo fein beiſammen und höflich. Wenn die

Gnädige brummt, das macht nichts, man läßt's bei einem Ohr hinein, beim andern hinaus; und wird's zu viel, ſo iſt man mit ihr ja nicht verheiratet, man kriegt auch einen andern Dienſt.

Ihr Dienſtbotenbüchel iſt eine rechte Ehrenſchrift für die Magd; alle zwei oder drei Monate ſchreibt eine Frau Räthin, oder Frau Profeſſorin, oder Frau Baronin, oder Frau Generalin hinein: „Treu und fleißig zur Zufriedenheit der Herrſchaft gedient.“ Man will ja ſelber bisweilen wechſeln, iſt froh, wenn man die Eine wegbringt; ſie hat zwar ihre großen Fehler gehabt, aber man will ihrem weiteren Fortkommen nicht im Wege ſtehen; eine andere Herrſchaft mag ſelber ſehen, wie ſie mit ihr auskommt. Da denkt ſich die Dienſtmagd: Iſt halt doch eine gute Herrſchaft geweſen, meine alte; hätte ſie es auch nur ein einzigesmal geſagt, daß ſie mit ihr zufrieden iſt, ich wäre nicht weggegangen.

Wenn jetzt der Gerhaber einmal kommt und ihr ſagt, es wäre vielleicht doch beſſer geweſen, ſie wäre auf dem Lande geblieben, ſo lacht ſie ihm in's Geſicht — das einzige laute Lachen, das ſie in ihrem Dienſte wagt — dann fragt ſie, ob er nicht rechnen könne? Sie habe in der Stadt für zwei Monate mehr Lohn, als eine Dienſtbotin auf dem Lande für ein ganzes Jahr.

Iſt richtig; aber ſie giebt in zwei Monaten hier auch mehr aus, als dort eine Dienſtbotin im ganzen Jahr. Auf's Gewand geht's hin. Alle Jahreszeiten iſt was Anderes in der Mode, die alten Fetzen werden verſchachert.

Was die ſtädtiſchen Hausarbeiten anbelangt, ſo wäre die Johanna nun eingeſchoſſen; ſie kann Stubenmädchen ſein, auch das Kochen hat ſie ein bischen gelernt und mit Kindern weiß ſie umzugehen. Es würde ſie nicht geniren, wenn jetzt auf einmal Einer käme und ſie fragte, ob ſie eine Hausfrau abgeben wollte. So ein kleiner Geſchäftsmann dürfte ja wohl fragen, etwa ein Handwerker, ein Greißler, ein Beamter. Auf die Soldaten — das hat ſie ſchon geſehen — auf die Soldaten iſt kein Verlaß. Die können ehrbare Mädchen nur in's Unglück bringen, ſonſt können ſie nichts.

Jetzt wird der Johanna mitunter heiß und kalt! Sie hat nicht mehr weit auf die Dreißig. Sie iſt gar ſehr artig gegen die Schuſter, Schneider, Tiſchler, die in's Haus kommen; gegen die Commis beim Kaufmann, gegen die Oberkellner im Gaſthaus, wo ſie mitunter was zu holen hat. Umſonſt iſt's; Keiner verſteht ſie, ledig bleibt ſie. Auf eine wirkliche Köchin oder Wirthſchafterin hat ſie's nicht gebracht, als Küchenwaſchel oder Zimmerſetzen dient ſie in den Häuſern herum, überall von oben herab angeſehen oder gar roh behandelt. Denn das Dienſtbotenbehandeln kann nicht jede Frau. Iſt endlich die Magd krank, ſo trachtet man ſie loszuwerden. Das Spital nimmt ſie auf, und jetzt kommt ſie wieder in Berührung mit ihrer Heimat, denn ihre Heimat muß für ſie zahlen.

Geneſen vielleicht, aber ſchwach und gealtert wird ſie wieder auf die Gaſſe geſetzt. Man räth ihr, auf's Land zurückzukehren, ihre Heimat müſſe ſie verſorgen, die Stadt könne nichts für ſie thun.

Nichts weniger als das! Nur nicht zurück in die Heimatsgemeinde. Dort gilt ſie als Frau! Sie hat ſich im Sonntagsſtaat mehrmals photographiren laſſen und die Photographien den Bekannten daheim geſchickt und geſchrieben, daß es ihr ſo gut gehe — ganz vornehme Briefe ſind es geweſen. Und jetzt ſollte ſie heimkommen in's Armenhaus? Lieber in der Stadt betteln von Thür zu Thür.

Endlich macht die Polizei kurzen Proceß und ſchiebt ſie in die Heimat ab.

Aehnlich iſt das Los ſo vieler Dienſtmädchen vom Lande, die in die Stadt gehen, um was „Beſſeres" zu werden. Es kann ausnahmsweiſe beſſer ausgehen, das Mädchen wird eine ehrſame Flickſchuſtersfrau, oder Bedientengattin, oder das Weib eines Fabriksarbeiters — zumeiſt wahrhaftig keine beneidenswerthe Exiſtenz. Es kann aber noch viel ſchlechter ſein; das Mädchen geht moraliſch und körperlich zu Grunde, und in den Leichenkammern und Secirſälen endet ihre Spur. Gute Ausnahmen, wo aus dem armen Dienſtmädchen eine reiche Fleiſchhauermeiſterin oder wohlhabende Wirthin wird, ſowie ſchlechte Ausnahmen, wo z. B. das ein „Beſſeres" anſtrebende Landmädchen durch einen Sprung in's Waſſer endet, ſeien hier weiter nicht berührt.

Und ſo wie die Dienſtmagd in die Stadt geht, ſo gehen viele Andere. Hat der Handwerker einige Fertigkeit erlangt, ſo iſt's ihm auf dem Lande nicht mehr gut genug, in der Stadt, meint er, gehe es ihm beſſer. Mancher Gaſtwirth verkauft ſein ſtattliches Haus im Dorfe und eröffnet eine Schenke in einem Winkelgäßchen der Stadt. Er ſtehe ſich daſelbſt beſſer. Gewerbs- und Handwerksleute, ſie mögen auf dem Lande reich geworden ſein oder Bankerott gemacht haben, verſuchen es noch einmal in der Stadt. Ausgediente Soldaten, die von der Welt was geſehen haben, halten es für ihrer unwürdig, wieder daheim mit den Bauersleuten Gemeinſchaft zu machen, ſie ſuchen eine Dienerſtelle in der Stadt oder verdingen ſich dort für öffentliche Arbeiten, und wären es ſelbſt die unangenehmſten, die eine Stadt zu vergeben hat. Der vermögliche Landbürger, welcher von ſeinen ererbten oder erworbenen Gütern ſelbſt nicht mehr fort kann oder mag, läßt wenigſtens ſeinen Sohn ſtudiren, damit doch der nicht an ſeine heimiſche Scholle gebunden ſei, ſondern es in der Welt weiter bringen, womöglich in einer großen Stadt ein großer Herr werden könne. Daß ſich die Penſioniſten und Rentiers aus allen Winkeln des Landes in die Stadt ziehen, iſt ſelbſtverſtändlich und ganz in Ordnung.

Wer aber noch nichts verdient hat, wer erſt arbeiten muß und ſparen und einen ganzen, tüchtigen Menſchen aus ſich machen, der hat nach Behaglichkeit und Genuß nicht auszuſchauen; wenn er aus ſolchen Gründen in die Stadt zieht, dann iſt er verloren.

So wie ein feingebildeter, ganzer Charakter nur in der Stadt, im großen menſchlichen Verkehre zur vollen Bedeutung gelangen kann, ſo wird umgekehrt dem Ungebildeten, Haltloſen die Stadt ſicherer und raſcher zum Verderben, als das Dorf, oder der in ſich abgeſchloſſene Bauernhof.

Aber jeder Dämon fordert ſeine Opfer. Das Zuſtrömen der Bevölkerung in die Stadt hat zum Theile ſeinen Grund im Niedergange des Bauernſtandes, in der ſchlechten Verſorgung der bäuerlichen Dienſtboten, aber auch zum großen Theile in einer wunderlichen Geiſteskrankheit unſerer Zeit — im Größenwahn. Dieſe Krankheit packt den Bauer, wie ſie den Städter packt. Früher war es der Stolz des Mannes, das, was er war, ganz zu ſein; heute will er mehr ſein — und wird weniger. Es iſt wahr, man thut alles Mögliche, dem Bauer das Leben ſauer zu machen. Den Bauer drängt's vor Allem, ſich aufzuſchwingen, daß er mitreden könne dort, wo man Geſetze macht. Dieſes Streben iſt ein durchaus berechtigtes und tüchtiges. Seinen Stand muß der Mann zu heben ſuchen, nicht aber aus demſelben hinaustrachten. Es iſt wahr, der Haus- und Erbgeſeſſene hat heute nicht mehr die Bedeutung wie einſt, und ſo ſteht der Jungbauer nicht an, ſein Haus und Hof zu verkaufen und in die Welt hinauszuwandern, in die Fabriken, wo es Geld giebt, in die Städte, wo man „Herr“ werden kann. Solche machen ſich heimatlos, ſie machen ihre Kinder heimatlos, ſie berauben ihren Stamm um die Wurzel, ſie zerſtreuen ſich in den Weiten, verkommen und vergehen.

Oh, die Welt iſt falſch! Sie lockt und ſchmeichelt, ſie bezahlt die Arbeit des kräftigen Mannes, ſie belohnt die Findigkeit, erhebt die Intelligenz zu Ehren, für heute — morgen kommt die Enttäuſchung. Der Starke hat Recht, der betagte Arbeiter wird beiſeite geſchoben, kommt im günſtigen Fall in ein Verſorgungshaus. Der Geiſtesmüde wird gehetzt, gehöhnt, vergeſſen. Selbſt der Glücklichſte hat kein Heimatshaus. Ihr wißt es doch, was das heißt, ein Heimatshaus auf dem Lande, ein abgeſchloſſenes, mit der Stätte organiſch verwachſenes Familienleben! Unſere unſtäte, athemlos haſtende, wechſelſüchtige Zeit kann derlei aber nicht brauchen, ſo zerſtört ſie es.

Ob dem Gemeinweſen damit gedient iſt, ob der menſchheitlichen Entwicklung damit ein Vorſchub geleiſtet wird, das iſt eine Frage.

Wenn man da frägt, was der Bauer denn zu verlieren habe? da ſei daheim Alles ſo bornirt und roh und ungebildet, es ſei ja doch ein Glück, wenn er einmal in die Lehre käme; ſo frage ich dagegen: Ob ein Stadthaus überhaupt ſo feſt ſtehe, als ein Bauernhof? Ob die Städter in der Mehrzahl in ihrem Dünkel nicht auch bornirt, in ihrem Eigennutz nicht auch roh und ungebildet ſein können?

Was man da ſagen mag, die Urſache, daß heute Alles höher hinaus, und daß der Bauer in die Stadt will, iſt nicht der Drang nach innerer Vervollkommnung, ſondern die Gier nach äußerem Glanz, nach Macht und Geld.

Der Bauernburſche, der daheim unter freiem Himmel nichts als Trotz und Unluſt zur Arbeit hatte, zur Arbeit, die ſeiner eigenen Sache gedient hätte, er iſt in der Fabrik geſchmeidig, läßt Rohheit um Rohheit über ſich ergehen, arbeitet in dumpfen Räumen und ungeſunder Luft den ganzen Tag wie ein Sklave, blos damit er Sonntags im ſchwarzen Tuchkleide durch die Straßen der Stadt ſtreifen, Nachts unter ſinnesrohen Geſellen in zweideutigen Schenken ſitzen kann. Denn, daß ſie's als Fabriksarbeiter in der Stadt auf einen grünen Zweig bringen könnten, dieſe Ausſicht haben wohl die wenigſten. Und um ein rechtes Familienleben zu gründen und zu führen, verläßt Keiner ſeinen Bauernhof und geht in die Stadt.

Daß im Fabriksweſen bisweilen Ueberproduction eintritt, iſt nicht zu vermeiden. Jetzt ſind auf einmal Hunderte und Tauſende von Arbeitern brotlos; darunter begehrliche Geſellen, die wollen Revolution machen. Zur ländlichen Beſchäftigung zurückzukehren, hat man weder Gelegenheit noch Luſt; man hat die großen Contraſte tiefer Armuth und prahleriſchen Reichthums vor Augen; man bildet ſich ein, die Reichen reich gemacht zu haben und will ihnen den Reichthum nun wieder wegnehmen. Der Bauer hält noch an ſeinem Rechtsbewußtſein, der Gebildete übt Billigkeit, aber der rohe Fabriksarbeiter kennt in der Regel keines von beiden. Eben in dem Contraſte zwiſchen Arm und Reich geht dem ungebildeten armen Mann das ſittliche Gleichgewicht verloren.

Es wird allerdings auch auf eine geiſtige Ausbildung der Arbeiter hingewirkt, es giebt ſtrebſame Leute darunter, aber das ſind ſchöne Ausnahmen. In der Natur der Sache liegt es nicht, daß, wo große Maſſen beiſammen ſind, der Einzelne ſeine Entwicklung und ſeine natürlichen Rechte findet.

Unſere Landſtriche wären fruchtbar, aber ſie liegen zum großen Theile brach. Der Grundbeſitzer bringt die Arbeiter nicht auf. Unſere gelehrten Nationalökonomen haben gut Vorſchläge machen, wie man das Land bebaue, ausnütze; ſie ſollen einmal die Burſchen und Dirnen zurückjagen, die aus Eitelkeit, Genußſucht u. ſ. w. in die Stadt gelaufen kommen.

Es iſt nicht meine Sache, zu unterſuchen, ob die ſo oft beklagte Verarmung des Bauers eine Urſache oder eine Folge dieſer Auswanderungen iſt, oder Rathſchläge zu ertheilen, wie das wirthſchaftliche Gleichgewicht hier wieder hergeſtellt werden könne. Ich habe nur zu ſagen, daß die Gründe, warum unſer dienendes Landvolk heute ſo ſehr nach der Stadt trachtet, in der Regel keine ſoliden und lauteren ſind und deshalb auch die Folgen dieſer Erſcheinung keine guten ſein können.

Der Menſch iſt allerdings ein geſelliges Weſen, darum bildet er Gemeinden, bildet den Staat. Man hat Städte gebaut, um ſich in denſelben gegen Feinde zu verſchanzen, oder wo beſonders günſtige Punkte für Handel und Verkehr waren. Heute ſind wir vor kriegeriſchen Invaſionen auf dem Lande ſicherer als in der Stadt, und jede Stadt, die eine Feſtung hat, iſt zu Kriegszeiten zehnmal bedrohter als eine andere. Heute vermitteln die Eiſenbahnen den Verkehr, die Geſelligkeit und man ſollte glauben, ſie müßten durch ihre Leichtigkeit des Transportirens ausgleichend wirken, während gerade die Eiſenbahnen zum Nachtheile des Landes große Städte geſchaffen. Aber ich behaupte, es iſt ein unnatürlicher Zuſtand. Die Reichen mögen wohnen wo ſie wollen, überall fließen ihnen die Hilfsquellen nach. Die Landleute haben aber dort zu bleiben, wo ihre naturgemäße Arbeit iſt, und nur dort können ſie feſten Boden gewinnen, behaupten und den materiellen und moraliſchen Zweck ihres Lebens erfüllen.

Wo ſich gebildete Menſchen zuſammenthun, dort wird das Leben ſchön, aber bald ſetzt ſich daran auch die rohe, trübe Maſſe des Pöbels, und wo ſich dieſer zuſammenrottet, dort giebt's kein Gedeihen. Die Fabriken ſind nicht abzuſchaffen, ſie ſind längſt zur Naturnothwendigkeit der Geſellſchaft geworden, aber ſie ſollen ſich nicht an gewiſſen, ohnehin belebten Punkten concentriren, ſie ſollen ſich zerſtreuen, ſollen vor Allem auf die Hausgeſeſſenheit ihrer Arbeiter hinwirken; ſollen ſich endlich aber nicht ſo breit und wichtig machen, daß ſie die Landwirthſchaft, dieſe älteſte und ſolideſte Grundlage der menſchlichen Geſellſchaft, gefährden.

Den vergangenen Jahrzehnten war es nicht ſo ſehr um den wirklichen, ſich organiſch entwickelnden Fortſchritt zu thun, ſondern vielmehr um eine Veränderung aller Zuſtände. Und da iſt denn nebſt vielem Guten, das zu Stande kam, auch viel Unheil angerichtet oder vorbereitet worden, und wir müſſen mancherlei wieder rückgängig machen, wenn wir unſer Gemeinweſen nicht einem ganz unberechenbaren Schickſal preisgeben wollen. Heute wird über eine Mahnung, wie vorſtehende, noch zur Tagesordnung übergegangen, aber bald werden zwingendere Factoren kommen und verlangen, daß man das unnatürliche Zuſammenſtrömen der Bevölkerung in die Städte hemme, dem Bauernthume wieder aufhelfe, die Anſäſſigkeit und den Familienſinn der Landbevölkerung fördere.

Zwar die Natur kennt in der Entwicklung ihrer Weſen keine falſche Wage, ſie corrigirt ſich immer wieder ſelbſt, ſobald der Schwerpunkt nach einer Seite hingefallen iſt; aber dieſe Correctur wirkt mitunter plötzlich und momentan zerſtörend; wir beugen ihr vor, wenn unſer eigenes Streben ſtets dahingeht, ohne Rückſicht auf die Vortheile einzelner

Stände, in Allem das rechte Maß und Gleichgewicht zu erhalten.

Dem einzelnen ſtadtluſtigen Arbeiter aber ſei nur noch das Eine geſagt: Von zehn Seinesgleichen, die in die Stadt ziehen, gehen mehr als einer zu Grunde; die übrigen führen ein unſtetes, unzufriedenes Leben. Wer eine behagliche Exiſtenz gewinnen und den Frieden ſeines Gemüthes bewahren will, der geht ſicherer, wenn er auf dem Lande bleibt.

Es ſollte auch einmal ein ernſtes Wort geſprochen werden gegen die immer mehr einreißende Studirwuth. Dieſe nimmt Dimenſionen an, die nachgerade gefährlich werden. Die Studirwuth, wie ſie ſich heute zeigt, entſpringt nicht ſo ſehr dem Wiſſensdurſte, den Anlagen und der inneren Neigung, als vielmehr der Scheu vor körperlicher Arbeit, der Sucht nach einträglicher und einflußreicher Stellung. Letzterer Hang iſt ja wohl zu entſchuldigen, aber ſein Ziel iſt für die meiſten Strebenden kaum erreichbar.

Wenn ſich unſere jungen Männer bequemen wollten, nach ihren vollendeten Studien nöthigenfalls wieder zur mechaniſchen Arbeit, zum Broterwerbe ihrer Eltern zurückzukehren, ſo würden wir die Studien unter allen Umſtänden für einen großen Gewinn halten, zumal ſich dieſelben ja überall im Leben verwerthen laſſen; aber Diejenigen, die dem Gewerbeſtande oder der Landwirthſchaft einmal aus Abneigung gegen die körperliche Arbeit entflohen ſind, werden nach abſolvirter Mittel- und Hochſchule umſo weniger zu ihrem urſprünglichen Stande zurückkehren. Und ſie können es auch kaum mehr und gehen in vielen Fällen dem Untergange zu.

Eine Haupturſache, warum heutzutage Alles zum Studiren drängt, iſt wohl auch die Begünſtigung des Studenten beim Militärdienſt. Der ſogenannte Einjährig-Freiwillige muß ſtudirt haben; es wird ihm gewiſſermaßen als Prämie für ſein Studium ein Theil der Dienſtzeit nachgelaſſen. Nur ſchade, daß er mit dieſer nachgelaſſenen Dienſtzeit hernach oftmals nichts anzufangen weiß. Das Dienſtjahr hat ihn aus ſeiner Bahn geriſſen, es iſt ſchwer, wieder hineinzukommen, und wer heraußen bleibt, der hat vielleicht den Weg verloren, er muß ſich noch beglückwünſchen, beim Militär bleiben zu können und einem Loſe, dem er urſprünglich entfliehen wollte, iſt er ſo recht in die Arme gelaufen.

Das Verſchmähen der ehrlichen Händearbeit, der Bildungsdünkel hat oft die traurigſten Folgen. Wahrhaft elend iſt ſelten die bäuerliche Armuth im Arbeiterkleid, denn ſie hilft ſich allmählich wieder auf, aber wahrhaft elend iſt die Armuth im fadenſcheinigen, durchlöcherten Tuchrocke. Aus letzterer recrutirt ſich das Gros unſerer Selbſtmörder.

Von dem Verhältniſſe unſerer Bauern zu den Sommerfriſchlern.

Nun auch etwelche Lichtſeiten. — Wer z. B. unſere ſteieriſchen Dörfer ſeit dreißig Jahren heute das erſtemal wiederſieht, der wird ſie kaum mehr erkennen. Das allgemeine Aufſtreben hat auch das Bauernthum ergriffen, und dort — inſofern es die Leute nicht vom Bauernſtand hinaus, ſondern eigentlich erſt in denſelben emporgehoben hat — erfreuliche Umgeſtaltungen hervorgebracht. Die Eiſenbahnen, die allgemeine Militärpflicht und viele andere Erſcheinungen der Zeit haben die Bevölkerung durcheinandergeſchüttelt; der Eine ſieht, wie der Andere lebt, arbeitet und wohnt, und gefällt es ihm, ſo ſucht er's nachzumachen. Die Schulen, die Erweiterung des geiſtigen Horizontes haben Einſicht und beſſeren Geſchmack erweckt. Jeder kann nicht „Herr" ſein, aber man iſt auch im Bauernſtand ein freier Mann; Jeder kann nicht in einem Stadtpalaſt wohnen, aber man hebt auch in der Hütte an, menſchenwürdig zu leben.

Im Unterlande der Steiermark — beſonders im fruchtbaren Lande der Slovenen — läßt dieſe „Menſchenwürdigkeit" freilich noch ſehr viel zu wünſchen übrig, und was die Zuſtände der Bauernhäuſer und Dörfer anbelangt, erinnere ich mich an den Ausſpruch jenes boshaften Fremden: die

Grenze zwiſchen Europa und Aſien gehe mitten durch die Steiermark. Das Unterland hat paradieſiſche Gegenden, wer weiß es nicht! und doch wird ſich ſelten ein ſtädtiſcher Sommerfriſchler in eine jener Bauernſchaften verirren, wenn er in derſelben nicht etwa ſein Winzerhaus oder ſein Schloß hat; während die oberſteieriſchen Dörfer, kaum minder als die ſalzburgiſchen, tiroliſchen und kärntneriſchen, ſelbſt die entlegenen, beſcheidenen, ſich von Jahr zu Jahr mehr mit Städtern füllen.

Mit dem unaufhaltbaren Wachſen der Städte wächſt auch das Bedürfniß nach Sommerfriſche. Die Sommerfriſche iſt kein Luxus, ſondern ein Bedürfniß wie die reine Luft, wie das friſche Waſſer, wie das Sonnenlicht; ich kann es daher nicht begreifen, wie man dieſes Bedürfniß durch die unerhört hohe Zinsſteuer der Sommerwohnungen ſo mörderiſch belaſten kann. Viele Jahre werden nicht mehr vergehen, ohne daß in unſerem Parlamente, oder von einem andern Tribunale herab eine Rede gegen derlei unverhältnißmäßige Steuern gedonnert werden wird, vor welcher alle Luxusgelüſte, ſeien ſie nun im Civile oder Militär, werden verſtummen müſſen.

Ob durch das Eindringen des ſtädtiſchen Elementes in den Bauernſtand dieſer moraliſch gewinnt oder verliert, dieſe Frage beantworte ich hier nicht, aber Ihr könnt Euch denken, wie die Antwort ausfallen möchte! — Nur die Thatſache conſtatire ich, daß in den erſten Sommermonaten ſtets eine förmliche Völkerwanderung vor ſich geht, von den Städten auf's Land hinaus, ſchier, als ob Pech und Schwefel vom Himmel fiele auf all unſere modernen Sodoms und Gomorrhas. Und ich conſtatire den momentanen Vortheil, den die Landleute als kleinen Erſatz für ſo vieles Andere aus dieſen ſommerfriſchebedürftigen Städtern zu ſchöpfen wiſſen.

Schon in den erſten Frühlingstagen beginnen in der Umgebung der Städte und weiter hinaus die Wohnungsſucher zu ſchwärmen. Es ſind zumeiſt Leute des Mittelſtandes, die ſelber kein Landhaus beſitzen und denen der Sommeraufenthalt in den Curorten zu koſtſpielig und — zu langweilig iſt. Dieſen Leuten geht es nicht um pittoreske Gegenden, nicht um feine Hotels und vornehmen Comfort; ſie ſind zufrieden mit der grünen Landſchaft, der friſchen Luft und dem klaren Waſſer; im Schatten eines Apfelbaumes unter Vogelgezwitſcher und mit dem Ausblick auf den blauenden Duft der Landſchaft ſind ſie glücklich; dort — mit einer kleinen Handarbeit, mit einem Buche, oder munter plaudernd, oder ſtill hinträumend, ruhen ſie aus von dem Culturmärtyrthum der Großſtädte. Sie ſind glücklich, auf Feldwegen und Wieſenrainen ſich ergehen zu können, zählen es zu ihren großen Ereigniſſen, im Walde einmal einen bemooſten Felsblock, einen rieſelnden Waſſerfall, eine Erdbeerlehne zu entdecken, ein Reh zu erblicken, ein Vogelneſt zu finden, mit einem alten Bauersmanne gemüthlich plaudern zu können, oder gar in einer Bauernhütte mit Milch und Brot freundlich bewirthet zu werden. Beſteigen ſie einmal eine Anhöhe, um von der Ferne die ſchimmernden Kirchthürme und die blauen Berge zu ſehen, dann ſind ſie ſelig wie ein Kind, und finden kein Superlativ, das kräftig genug wäre, ihre Hochſtimmung brieflich den unglücklichen Zurückgebliebenen in den Städten auszudrücken.

Ich habe Frauen geſehen, die in den erſten Tagen ihrer Sommerfriſche im kühlen Schatten ſaßen, in den lichten Sommertag hinausſchauten und ſtill vor ſich hinweinten vor lauter Glück. Der ländliche Frieden und die ſüße Gottesruhe, die er in's Gemüth legt, kann nur von dem Städter, oder dem Kenner der Städte, tief und voll empfunden werden.

Und ebenſo beſcheiden iſt der Sommerfriſchler in der Regel auch in Bezug auf ſeine ländliche Miethwohnung, auf Gaſthaus und Atzung. Reinlichkeit und einfache gute Zubereitung der Nahrung iſt wohl das Wenigſte, was er hierin verlangen kann. Allerdings giebt es auch Stadtcreaturen, welche auf dem Bauerndorfe elegante Logements mit Salons, vornehme Speiſe- und Unterhaltungs-Etabliſſements, gekünſtelte Promenaden und Parks, und was weiß ich Alles ſuchen, ſich aber ſchon über die mäßigſten Rechnungen moquiren und ihre Sommerfriſche mit Greinen und Keifen auf die ungemüthlichſte Weiſe verbringen. Auf gutgeartete, gebildete Menſchen wirkt die ländliche Natur immer veredelnd, allein ein arroganter, verſauerter Geſelle findet auf dem Lande ſo wenig wie in der Stadt ſeine Befriedigung und Harmonie. Doch gehören derlei Sauerampferſeelen zu den Ausnahmen.

Für mich giebt es kaum etwas Rührenderes, als eine Stadtfamilie am erſten Tage in der Sommerfriſche. Die Kinder raſen wie toll im Grünen herum, der Vater begiebt ſich ſtill vergnügt auf Entdeckungsreiſen nach angenehmen Spaziergängen und Ausſichtspunkten, die Mutter ſitzt auf der Gartenbank, hört den Jubel der Kinder und ſieht vor ſich die freie, lichte Weite und kann's kaum faſſen, daß um ſie keine Mauern mehr ſind, daß allerwärts eine friedensmilde, eine blühende, klingende, heitere Welt iſt. Nirgends Müßiggang, überall Arbeit, und die Leute ſind munter dabei und gehaben und bewegen ſich einfach und natürlich. Und die ſtädtiſche Dienſtmagd macht ſchon in der erſten Stunde ein halb Dutzend Bekanntſchaften, und überall ſind ſie mit ihr freundlich und offen, und da fällt ihr ein, was ſie in der

Stadt nachgerade vergeſſen mußte, ſie wäre auch noch ein wenig Menſch.

Hier auf dem Lande werden die armen Städter erſt inne, daß auch das Athemholen ein Genuß iſt — und ſo athmen ſie auf! —

Wie es denn komme? fragte einſt ein Städter einen alten Bergler, daß trotz der oft ſehr unregelmäßigen, ja unvernünftigen Lebensweiſe der Bauern auf dem Lande noch immer ſo viele Menſchen an Altersſchwäche ſterben?

„Was ſollen wir denn machen?“ antwortete der Alte, „wir dürfen und mögen nicht allzu oft krank werden, uns fehlt es an Aerzten und Trüffelpaſteten!“

Vom Mai an bis Mitte Juli, wenn ſich die Stadtſchulen ſchließen, kommen ſie alſo in unſere Dörfer heraus.

Das ganze Jahr über hat man geſpart für die Sommerfriſche, die zwar, von der Miethswohnung abgeſehen, billiger kommt als das Leben in der Stadt. Wohl iſt der anſpruchsloſeſte Städter verwöhnt, beſonders was Paſſagen und Reinlichkeit anbelangt, aber unſer Oberſteirer weiß ihm meiſtenfalls gerecht zu werden. Schwer vermißt werden faſt überall auf dem Lande noch gewiſſe engliſche Einrichtungen an Orten, die, wenn ſchon nicht zur Wohnung, ſo doch zum Hauſe gehören.

In den günſtig und anmuthig gelegenen Dörfern ſind die Gaſt- und Privathäuſer der Bürgersleute häufig vollbeſetzt, auch wo in Bauernhäuſern und Hütten ein freundlich Kämmerlein aufzutreiben iſt, wird es vermiethet und hat der Hausherr an ſeiner Miethspartei die beſten Abnehmer ſeiner Naturerzeugniſſe.

Zum Theile für ſolche Gäſte iſt es berechnet, wenn die Häuſer und Dörfer von Jahr zu Jahr hübſcher und ein ladender herausgeputzt werden. Die alten Holzhäuſer, wofern ſie nicht neuen, gemauerten, ſtattlichen Gebäuden weichen mußten, haben wenigſtens ihre Hausthüren erhöht, ihre Fenſter vergrößert, mit weißer Täfelung, hellen Scheiben und freundlichen Vorhängen verſehen. Das Innere der Zimmer iſt dem entſprechend licht und reinlich, mit anmuthigen Bildern, einfachen, aber bequemen Möbeln, mit traulichen Kachelöfen, guten Betten und oft mit Lederſeſſeln und Sofa verſehen; in den feuerſicheren Küchen Sparherde und weißgetünchte Wände. — Wer ſich erinnert, wie ſolche Hütten vor zwanzig oder dreißig Jahren bei uns ausgeſehen haben! Rauchige Höhlen mit engen Fenſterlöchern, an denen Spinnengewebe und erblindete Scheiben noch das Bischen Licht und Luft abhielten. — Die Dorfwege ſind geſchottert, die Fußwege trockengelegt, oftmals mit weißem Sand beſtreut. Die öffentlichen Brunnen ſind zugänglich und rein gehalten; die Wirthshäuſer haben beſchattete Gaſtgärten; auf den Spazierwegen giebt es an den hübſcheſten Stellen und Ausſichtspunkten ſchattige Ruhebänke; Wege, die zu weit entfernten Zielen führen, ſind mit Orientirungsmarken verſehen. Jedes Dorf hat ſein gutes Wirthshaus, in welchem die Sommerfriſchler zu Mittags und Abends zu ſpeiſen pflegen; Frühſtück und Jauſe bereiten ſie ſich lieber zu Hauſe. Faſt jedes größere Dorf hat ſeine kleine Badeanſtalt, wenn auch einfach, aber doch das Beſte eines Bades bietend: reines, erquickendes Waſſer.

Die Dorfbewohner ſind ſtets gutmüthig und zuvorkommend; ſie betrachten ihre Miethparteien wirklich als Gäſte in deutſchem Sinne. Die Preiſe ſind beſcheiden und würden nach der Leute Art noch viel beſcheidener ſein, wenn die Steuerbehörde es geſtattete, die aber, wie mein Freund Michel in Krieglach ſo malitiös ſagt, jede Aufnahme und Unterſtandbietung für Zigeuner und Sommerfriſchler mit den höchſten Geldſtrafen belegt.

Daß die angedeuteten Verbeſſerungen in unſeren Dörfern und Märkten zu Stande gekommen oder gegenwärtig ausgeführt werden, iſt großentheils das Verdienſt der Fremdenverkehrs- und Verſchönerungsvereine. Wunderlich iſt es aber, daß ſolche Vereine faſt immer nur von Perſonen angeregt und gegründet werden, die in kleinen Orten durch größeren Zuzug von Sommerfriſchlern materiell verlieren, als die Lehrer, die Beamten u. ſ. w., und daß derlei Vereine mitunter anfangs Oppoſition und Feindſeligkeiten gerade von ſolchen Perſönlichkeiten erfahren, die durch den Zuzug von Fremden die meiſten Vortheile haben, als die Wirthe, Kaufleute, Bäcker, Fleiſcher, Wirthſchaftsbeſitzer u. ſ. w. Uebrigens weiß man wohl, weshalb manche dieſer Leute die Städter nicht mögen. Kaufleute, Fleiſcher u. dgl. haben es nicht gerne, wenn die Landleute durch die Sommerfriſchler zu aufgeklärt werden darüber, was man in der Stadt doch Alles billiger und beſſer haben können als auf dem Dorfe.

Seitdem der Lehrer N. in S. den Ortsverſchönerungsverein gegründet und durch denſelben zahlreiche Sommerfriſchler herbeigezogen hat, muß er beim Fleiſchhauer das Kilo Fleiſch um ein Drittel theurer zahlen als früher, der Bäcker backt ihm die Semmeln um ein Drittel kleiner als früher. Kommt er des Abends in's Gaſthaus, ſo iſt ſein Stammſitz von Fremden beſetzt, ſeine Zeitung in fremden Händen. Geht er ſpazieren, ſo ſind ſeine Lieblingsplätze von Fremden occupirt; und wenn er ſich darüber mit einem Pfeifchen Tabak tröſten will, ſo ſchimpfen ſie über das ſtinkende Kraut. Wunderſelten, daß ihm Einer ein beſſeres anbietet. Aber der wackere Lehrer freut ſich doch der Fremden, die ſein Dorf beſuchen, ſich in demſelben behaglich fühlen und den Leuten Nutzen bringen. Der Chirurg hatte bei der Gründung des Vereines geſagt: „Es iſt für uns keine Verpflichtung da, den Städtern ihre Sommerfriſche angenehm zu machen, es müßte ja nicht Alles in die Städte zuſammenlaufen, wenn ſie's dann doch nicht in denſelben aushalten; aber unſer eigener Vortheil erheiſcht es, daß wir ſie ſommersüber in's Dorf kriegen!“ So konnte der Lehrer nicht ſprechen, ſein Vortheil erheiſchte es nicht, aber er wähnte daraus moraliſche Vortheile für die Dorfjugend, ſein gutes Herz freute ſich an dem Wohlbefinden der armen Städter. Allerdings brachte er den Vortheil, die paar Sommermonate über mit gebildeten Leuten umgehen zu können, auch in Rechnung. Schließlich ſagte er bei der Gründung des Vereines: „Und im ſchlimmſten Fall, wenn trotz unſerer Beſtrebungen, unſeren Ort zu verſchönern und behaglich zu machen, die Fremden nicht kommen, was verſchlägt's? Verſchönern wir für uns! Wir ſind auch nur einmal auf der Welt und haben nur eine Heimat. Heben wir dieſe liebe Heimat, ſchmücken wir ſie, ehren wir unſeren Wohnort auf Erden. Bequeme, trefflich eingerichtete Wohnungen, anſtändige Wege, reinliche Plätze, anmuthige Spaziergänge mit Raſtbänken für unſere Erholungsſtunden werden auch uns taugen.“

Sie gingen d'rauf ein und der Ort iſt heute ſo hübſch herausgeputzt, daß es eine Freude iſt, in demſelben zu wohnen. Der Verſchönerungsverein bleibt beſtehen; ich weiß überhaupt keine Ortſchaft, wo ſich eine Vereinigung und Beſtrebung zum Zwecke der Ortsverſchönerung und der Bequemlichkeit bisher wieder aufgelöſt hätte. Es muß ſich doch rentiren, ſo oder ſo. Es giebt alle Jahre was zu thun, ſei es zur Erhaltung, ſei es zur neuen Schöpfung. Und die Mitgliederbeiträge ſind ſo gering, und Jene, die anfangs gegen den Verein geweſen, weil ſie principiell gegen jegliche Neuerung ſind, geben ſich heute als die großherzigſten Protectoren desſelben. Sie werden wiſſen, warum.

Hingegen iſt der Lehrer, der ſich auf die Sommerfriſchler gefreut, mit denſelben nicht immer zufrieden. Daß ſie ihm das Stammplätzchen ſtreitig machen, verzeiht er ihnen gerne. Bis die kalten Winde kommen, wird es ihm ſchon wieder frei. Aber die Herren und Frauen Städter bringen manchen Brauch mit, der in's Dorf nicht paßt. „Man weiß, wie es beim Rindvieh iſt, wenn's den Winter über in den Stall geſperrt, im Frühjahr plötzlich auf die Weide gelaſſen wird, es weiß ſich vor Luſt und Uebermuth nicht zu helfen; es ſpringt und hüpft über grüne Wieſen und junge Saaten und hat kein Maß und Ziel. Accurat ſo iſt's — Chriſtenheit ausgenommen — auch mit dem Städter.“ — Der Kogelbauer hat das geſagt, nicht ich. Ich fürchte nur, daß bei vielen Fällen das fromme „Chriſtenheit ausgenommen“ unpaſſend oder wenigſtens überflüſſig ſein möchte, weil auch Juden und Heiden auf die Sommerfriſche gehen. Mit den gehörnten Vierfüßlern und Wiederkäuern möchte ich aber ſelbſt ſolche nicht vergleichen, obzwar es ſich nicht leugnen läßt, daß manche der Sommerfriſchler viel zu hoch gebildet ſind, um ſich den Sitten und Rechten des Dorfes anzubequemen. Auf dem Lande, glauben ſie, iſt Alles geſtattet. Sie ſchonen weder Wieſe noch Feld, weder Garten noch Baum, beſonders wenn ſie liebe Rangen mit haben. Nicht Blumen brechen ſie, ſondern Zaunlatten; nicht Kirſchen pflücken ſie, ſondern Kirſchbaumäſte. Alle Feldſchranken laſſen ſie offen, die Heerden ſcheuchen ſie auseinander, und daß ſie in den gemietheten Wohnungen keck mit den wehrloſen Möbeln anbinden und das Oberſte zu unterſt kehren, das verſteht ſich von ſelbſt. Zudem behauptet nun mancher Lehrer, den Dorfkindern thäten ſolche Vorbilder nicht immer gut, die Dorfkinder würden im Umgange mit den jungen Stadtherren und Fräulein allzu klug . . . und allzu . . . frech. . . .

Ich will mich in derlei Dinge hier weiter nicht einmiſchen. Gewiß iſt, daß der Bauer den materiellen Vortheil zu ſchätzen beginnt, und daß manche oberländiſche Ortſchaft ein gutes Sommerfriſchjahr einer guten Ernte vorzieht. Es iſt eben auch hier wieder die verkehrte Weltordnung zu ſpüren; ſonſt hat der Städter vom Bauer leben müſſen, heute iſt's umgekehrt. Darum iſt es alſo kein Wunder, daß ſich mancher verrottete Flecken, manches armſelige Bauerndorf in den letzten Jahren zu einem kleinen Luft- oder Kaltwaſſer-Curort, zu einer lieblichen Sommerfriſche umgeſtaltet hat. Und wie einerſeits heutzutage die Bauersleute in die Stadt drängen, ſo drängen andererſeits die Städter auf's Land. Wer dieſen Schachzug der Natur verſteht, der weiß wohl, daß es ihr um Ausgleich zu thun iſt.

Der Städter gewinnt dabei entſchieden. Ob in wahrem Sinne auch der Landmann gewinnt? — Bisher hat ihm der Städter für den Moment zwar hübſche, aber für die Dauer nur zweifelhafte Vortheile gebracht.

Von den Schund- und Schandbüchern im Landvolke.

I.

Wenn ein Landbuchbinder — der ja zugleich gewöhnlich auch Buchhändler iſt — auf den Jahrmarkt fährt, welche Waare muß er führen, daß er ſein Geſchäft macht?

Thun es die „Kräuterbücher“, die „Vieharzneibücher“, die alten Volksbücher vom Till Eulenſpiegel, vom daumenlangen Hanſel oder die Volksſchriften von Chriſtof Schmied, Hofmann, oder Volkskalender mit Holzſchnitten, oder gar Onkel Tom's Hütte, oder der Robinſon?

Es iſt gut, wenn er etwelches von ſolchen Büchern in Vorrath hat, im Ganzen aber thun ſie es nicht — durchaus nicht.

Volksmärchen, Legenden, Räthſelſammlungen, Gebetbücher, Amulette, Stoßſeufzer und dergleichen ſind ſchon nöthiger, thun's aber auch noch nicht.

Täuſchen wir uns nicht darüber, was es thut, und führen wir einige Bücher der Literatur an, aus welcher unſer Landvolk nach achtjährigem Schulunterricht ſeine Fortbildung und geiſtige Nahrung zu ſchöpfen beliebt.

Da finden wir:

„Kuno von Klauenfels, genannt Ritter Blaubart, der grauſame Mörder ſeiner ſechs Weiber. Rittergeſchichte.“

„Guido von Scharfenſtein, der mächtige Bezwinger der Zauberer und Hexen, oder die wunderbare Roſe. Rittergeſchichte.“

„Ritter Hugo von Schreckenſtein, genannt der Frevelhafte. Romantiſche Schauerſage der Vorzeit.“

„Der bayriſche Hieſel, der größte Wildſchütz und Räuberhauptmann in Bayern und Schwaben. Aeußerſt merkwürdige Beſchreibung ſeines Lebens, ſeiner Greuelthaten und ſeines ſchrecklichen Endes.“

„Der Erzteufel Wolfram. Eine grauſame Räubergeſchichte.“

„Der Todtenwirth und ſeine Galgengäſte und das mitternächtliche Feſtgelage der Todtengerippe. Teufels- und Hexentanz in der Walpurgisnacht. Eine höchſt abenteuerliche und wunderbare Ritter-, Mörder-, Geiſter- und Raubgeſchichte.“

Ritter-, Mörder-, Geiſter- und Raubgeſchichte! was will man denn mehr auf einmal? D'rum, Kinder, nur fleißig leſen lernen! — Doch was ſollen wir uns wundern! Sieht die Colportage-Literatur in den Städten viel anders aus?

Aber, was wir hier auch Schönes angeführt haben — der Kern des ländlichen Buchhändlerladens iſt das immer noch nicht. Die Wiſſenſchaft iſt es, die der Landmann vor Allem ſucht und pflegt. Nicht etwa geographiſche und völkerbeſchreibende Werke, Thierkunde, Wetterkunde, obwohl es im Bauern- und Handwerkerſtande immerhin auch Leute giebt, die ihre freie Zeit mit derlei Dingen vertreiben. Das wichtigſte, für das Glück und Fortkommen eines jeden Menſchen nothwendigſte Buch iſt das Aegyptiſche Traumbuch.

Nur thut die Auswahl weh, denn der Schätze ſind zu viele. Da iſt „Das echte, große ägyptiſche Traumbuch von anno 1231. Nebſt Auslegung und beigeſetzten Nummern, um ſein Glück in der Lotterie zu probiren.“ Aber daneben iſt gleich „Das einzig wahre ägyptiſche Traumbuch vom Jahre 1204.“ Wir hegen nicht den mindeſten Zweifel, denn es ſteht gedruckt ſchwarz auf weiß, und mit ſo ehrwürdigen Sachen wird Niemand eine Unredlichkeit treiben. Uns fällt nur auf, daß noch ein älteres, noch ein „echteres und beſſeres ägyptiſches Traumbuch von anno 1100“ vorhanden iſt, welches „die zuverläßlichſten Auslegungen aller Träume und deren ſichere Anwendung auf das Lottoſpiel“ enthält. Ferner iſt zugegen „Das größte und vollſtändigſte Univerſal-Traumbuch nach den älteſten chaldäiſchen, perſiſchen, ägyptiſchen und griechiſchen Handſchriften. Nebſt einem vollſtändigen Planetenbuch und allen die Lotterie betreffenden Erklärungen.“ Auch iſt noch ein anderes zu haben, „Die wahre, durch den ägyptiſchen König Pharao approbirte Kunſt, jeden Traum richtig zu deuten und hieraus künftige Ereigniſſe vorherzuſagen.“

Man muß das Ding aber recht verſtehen. „Was in dieſem Buche,“ ſagt die Vorrede des von Pharao approbirten Traumbuches, „von der Deutung der Träume geſagt wird, bezieht ſich nicht auf ſolche Träume, welche aus den alltäglichen Verrichtungen hervorgehen und nur im Schlafe eine Wiederholung des Geiſtes ſind. Denn wenn Jemand zum Beiſpiel bei Tag einer Mahlzeit beigewohnt hat und es träumt Einem hiervon des Nachts, ſo iſt dieſes eine natürliche Folge der Vergangenheit und kann alſo auf die Zukunft keinen Einfluß haben. Zu dieſer Deutung der Träume im Allgemeinen kommt noch zu erwähnen, daß man gleichen Träumen eine andere Bedeutung beilegt, wenn ſie in den verſchiedenen Himmelszeichen geträumt werden, und man hat zu dieſem Zwecke am Schluſſe eine Tabelle beigefügt, woraus man jeden Traum wird auffinden können. Hat man nämlich einen Traum gehabt, ſo merkt man ihn ſich genau und ſieht am Morgen im Kalender nach, in welchem Himmelszeichen die Erde ſtand, als man träumte; dann ſucht man in der Tabelle unter den Nummern 1 bis 24 die Art des Traumes auf, den man gehabt hat; weiß man die Reihe, in der er ſteht, ſo ſucht man das Himmelszeichen auf, fährt in der Reihe desſelben von oben herunter, und das Viereck, in welchem die beiden Reihen ſich durchkreuzen, enthält die Bedeutung. — Ich will dies hier durch einige Beiſpiele noch deutlicher machen:

Man träumt z. B. im Krebs von Fiſchen und Waſſerthieren, ſo ſucht man von vorn die 10. Reihe auf, oben die 4. und die Bedeutung iſt, wo ſich beide Reihen durchkreuzen: Seelenſchmerz.

Oder: Man träumt von Krankheit und körperlichen Leiden (Nr. 18) im Zeichen der Jungfrau (Nr. 6), ſo iſt die Bedeutung: Heiterkeit.

Dieſe Beiſpiele werden gewiß hinreichen, die Tabelle zu verſtehen."

So die Vorrede. Es iſt alſo überaus einfach, wie ja alles Große immer einfach iſt. Indeß bedarf es doch noch weiteren Unterrichtes. Wer da etwa glaubt, Traum ſei Traum und es ſei gleichgiltig, wer ihn träumt und wann, zu welcher Stunde, der irrt ſehr.

„Es iſt hierbei zu erinnern," ſagt die äußerſt inſtructive Vorrede, „daß, was Einem von 9 Uhr bis zur Mitternacht träumt, desſelben Bedeutung ſich bis 15 oder 20 Tage erſtrecke. Träume von Mitternacht bis 3 Uhr gehen in der Regel in 8 bis 10 Tagen in Erfüllung, ſowie ſolche, die von

4 Uhr bis an den Morgen geträumt werden, meiſtens nach 3 oder 4 Tagen zutreffen.“

Weil die aus dem Traume im Buche gefundenen Nummern nicht allein die Zukunft enthüllen, ſondern dieſelben auch in der Lotterie herauskommen müſſen, ſo wünſcht der menſchenfreundliche Verfaſſer oder vielmehr Verleger, „daß das Buch zum Wohle der Menſchheit die weiteſte Verbreitung finden möge!“

Wir zweifeln nicht im Geringſten, daß die große Verbreitung ſolcher Bücher von Nutzen iſt, wenn ſchon nicht für die Leſer, ſo doch gewiß für den Verleger.

Eingeleitet ſind dieſe Traumbücher durch folgendes ſinnige Gedicht:

„Verachte keinen Traum,
Denn die Erfahrung lehrt,
Daß man zu Schaden kommt,
Wenn man nicht auf ihn hört.
Oft warnet uns ein Traum
Vor vielen böſen Sachen,
D'rum muß man weiſe ſein
Und keinen Traum verlachen!“

Einen einzigen Traum wüßten wir aber doch, der eitel iſt, nämlich den Traum, daß ſich unſer Volk geiſtig bilde und veredle, ſo lange es an ſolchen Büchern hängt. „D'rum muß man weiſe ſein!“ ſagt das Gedicht und unſere Volksſchullehrer und Katecheten, die Hüter des Volkes, die ſeine Literatur zu überwachen haben, möchten dieſen Ausſpruch beherzigen. Indeß iſt das angeführte Gedicht für den Bauersmann zu pathetiſch gedacht, daher ſteht noch ein zweites dabei:

„Das Glück iſt immer kugelrund,
Oft macht man damit einen Fund.
Lieber Freund, Du fragſt noch wie?
Vielleicht durch die Lotterie.“

Das iſt deutlich. Und jetzt glauben wir auch die höhere Abſicht zu verſtehen. Die große Lotterie hat ihre Reclame an den Placaten, in den Zeitungen, an dem Steigen und Fallen der Curſe, an den Parvenus, die im Börſenſpiel „etwas" geworden ſind. Soll die kleine Lotterie denn keine Reclame haben? Man muß den Leuten erſt die Vernunft aus dem Kopfe ſchwätzen, dann machen ſie den Beutel von ſelber auf.

Wenn nun ein Ignorant frägt, was ein ſolches Traumbuch in ſeinem Weſen eigentlich enthält, ſo ſagen wir: willkürliche Wörter und Zahlen. Die Wörter deuten die Träume an, die Zahlen jene Nummern, die man bei dem betreffenden Traume in die Lotterie zu ſetzen hat, z. B.:

Faule Eier 74.
Naſenabſchneiden 3.
Judenſchule 19.
Maus 38.
Traumausleger 25.

Mit Letzterem einverſtanden; ein ſolcher Traumausleger verdient nicht mehr!

Vollkommener im Syſtem iſt jene Art von Traumbuch, in welchem zwiſchen Traum und Zahl das bevorſtehende Ereigniß oder die ſonſtige Bedeutung angegeben iſt, als:

Falke: Du haſt viele Feinde, 13.
Feigenbaum: Eine Reiſe ſteht Dir bevor, 57.
Hirſchgeweih: Du wirſt getäuſcht werden, 5.
Hochzeit: Du haſt einen Sterbefall zu gewärtigen, 80.
Trägheit: Du wirſt in Noth gerathen, 2.
Wirthshaus: Streit, Unmäßigkeit, 63.

Das „wahre ägyptiſche Traumbuch vom Jahre 1104" enthält auch folgende Zeile:

Weltausſtellungs-Rotunde: Großer Gewinn im Handel 24.

Daß ſich verſchiedene Traumbücher bei den Deutungen und Zahlen ſtets widerſprechen, ja kaum einmal zuſammenſtimmen, iſt ſelbſtverſtändlich.

Häufig will das Traumbuch moraliſche Winke geben und Sitten predigen, wobei es ſich gerade ſo ausnimmt, als wollte ein Marktſchreier in bunten Lappen und mit geſchminktem Geſichte dem Volke das Evangelium vorleſen.

Den Norddeutſchen draußen, die das Lottoweſen nicht kennen, muß unſere Traumbücher-Literatur etwas ſehr Poſſirliches ſein und etwas Unbegreifliches, wenn ſie hören, daß dieſe Machwerke in Millionen von Exemplaren bei uns verbreitet ſind. Es wäre erſt feſtzuſtellen, ob die Fibel und das „Leſebuch für die öſterreichiſchen Volksſchulen“ jährlich in mehr Exemplaren gedruckt werde, als das „Aegyptiſche Traumbuch“, das „Planetenbuch,“ „Das Glücksrad,“ „Fortunatus Liebesſpiel“, die ſogenannten „Sibylliſchen Bücher und Prophezeiungen“.

Mit dem Buchhändler rechte ich einſtweilen nicht, der hat die Intereſſen ſeines Geſchäftes zu vertreten, von dem er leben muß und für das der Staat die Steuern verlangt. Indeß iſt die Sache der Literatur für das Volk und die Kinder ſo wichtig, daß ich ſagen möchte: der Staat ſolle den Volksbücher- und Volksſchriftenverſchleiß den Volksſchullehrern in die Hand geben. Auch dieſe würden dabei das Intereſſe ihres „Geſchäftes“ vertreten, denn ihr „Geſchäft“ iſt die Heranbildung eines geiſtig geſunden, ſittlich gekräftigten Volkes.

Bevor ich dieſe kleine Schau ſchließe, will ich eines Heftchens, genannt: „Die ſibylliſchen Bücher“ gedenken. Selbes enthält ein freches Gemiſch von Wahrheit, Entſtellung und Unſinn. Das einleitende Geſchichtlein iſt faſt beſtrickend. Es lautet

„Zur Zeit des ſiebenten und letzten römiſchen Königs brachte nach Rom dieſe nachſtehende Prophezeiung ein altes unbekanntes Weib, die Sibylla Cumana, und hatte 9 Bücher, und bot ſie dem Könige zum Kaufe an, und ſagte ihm, daß in dieſen Büchern der Rath und die Weisheit Gottes enthalten ſei, und die Prophezeiung über künftige Dinge; wenn es ihm genehm iſt, ſo möge er ſie kaufen für eine gewiſſe Summe Geldes. Der König aber wollte die verlangte Summe Geldes nicht geben; und da verbrannte das Weib vor ſeinen Augen von den 9 Büchern 3 Bücher. Und den folgenden Tag fragte ſie wieder den König, ob er die noch übrigen 6 Bücher für den früheren Preis kaufen wolle. Da dachte der König bei ſich, es wäre doch nicht ſchickſam, daß er für die 6 Bücher ebenſo viel geben ſollte, wie für alle 9 Bücher.

Da wurde das Weib böſe, und verbrannte wieder 3 von den Büchern, und die übrigen 3 wollte ſie dennoch nicht anders geben, als was ſie für alle 9 verlangt hatte. Der König nahm ihr daher für die geforderte Summe, für welche er alle 9 Bücher haben konnte, die drei Bücher ab, und das Weib ging dann vom Könige weg und war niemals mehr zu ſehen. Als der König dann die Bücher geöffnet und in denſelben geleſen hatte, fand er darin zukünftige Dinge beſchrieben; er ließ allſogleich die Alte überall ſuchen, ſie war nicht mehr zu finden." — —

Die ſechs Bücher müſſen wir verſchmerzen, indeß ſagen die übriggebliebenen drei ſchon mehr, als uns lieb iſt.

Beſonders viel giebt ſich die Prophezeiung des römiſchen alten Weibes mit Böhmen ab, dem ſie ſchwere Drangſal verkündet. „Prag wird zerſtört werden, Auſſig, Sobieslau und Melnik werden zu Weltſtädten heranwachſen, Kuttenberg wird verſinken, Pilſen, Saaz, Königgrätz, Kaurzim und Czaslau werden vom Feinde zerſtört werden. Die böhmiſche Nation wird in alle Laſter verſinken, faſt zu Grunde gehen und unter der Fremdherrſchaft ſchmachten. Aber ein großer Held wird kommen und ſie befreien. Dann wird das Reich Gottes ſein.

Die Zeichen vom nahen Ende der Welt werden folgende ſein: Die Menſchen werden ihren Erwerb unter der Erde ſuchen, 300 Meter und tiefer, und verſchiedene Erze dort finden, auch Farben und Oele, und damit Sachen erzeugen, daß es nicht auszuſprechen ſein wird. Die Menſchen werden eiſerne Straßen bauen, großen Handel über alle Länder ausdehnen und einander betrügen, und es wird überall Falſchheit ſein, und man wird nur irdiſchen Götzen nachjagen und die Gerechtigkeit nicht mehr kennen. Und es wird auch ſein, daß ſie den Blitz als Boten gebrauchen von einem Land zum anderen, und daß ſie ungeheure Maſchinen erfinden und die menſchliche Hand verachten. Ueberall wird Luxus und Hoffart und Unzucht ſein. Alle Völker der Erde werden ſich miſchen. Es wird Einer den Andern nicht kennen, denn der Fremde wird gekleidet ſein wie der Einheimiſche, der Diener wie der Herr. Der Teufel wird die Menſchen in ſcheußliche Moden hüllen und ſie verblenden, daß ſie das für ſchön halten, was häßlich iſt. Dann werden ſie den falſchen Glauben annehmen und die Prieſter ſteinigen, und dann wird Gottes Langmuth erſchöpft ſein. Es wird beginnen, daß die Sonne drei Tage nacheinander im Weſten aufgeht. Sonne, Mond und Sterne werden roth ſein, wie Blut. Alle Pflanzen und Bäume werden verdorren, Inſeln werden verſinken, das Feuer wird aus der Erde hervorbrechen, die Meere werden brennen, die Berge werden einſtürzen, die Menſchen werden Blut ſchwitzen vor Angſt und Schrecken und Buße thun . . .“

Alles das und noch mehr ſteht in den „drei Büchern“, die der römiſche König ſo theuer gekauft hat. Indeß ſind wir frivol genug, um zu vermuthen, daß das Geſchichtlein von der Sibylla und dem römiſchen König nur eine poetiſche Licenz ſei, und daß das alte Weib ſeine Prophezeiung nicht vor einzelnen Ereigniſſen, ſondern nach denſelben oder während ihrer Dauer geoffenbaret hat. Obzwar die Sonne bisher noch niemals im Weſten aufgegangen iſt, außer in einem Roman von Jules Verne, kommen — um den Unſinn an Mann zu bringen — doch auch in der „Weisſagung“ Körner von Wahrheit vor, die ſo groß ſind wie Hühnereier. Es iſt der richtige Lapidarſtyl, der auf das Volk ſeine Wirkung niemals verfehlt, es iſt die entfeſſelte, abenteuerliche Phantaſie, die bei dem Volke immer zündet. — Derlei Bücher giebt es ungezählte, und daß von jedem in die Zehntauſende gedruckt und verbreitet werden, dafür ſorgen rührige Firmen in Znaim, in Urfahr bei Linz, in Altötting, in Rudolfsheim (Wien) u. ſ. w. Von wegen ihrer armſeligen Ausſtattung und großen Verbreitung iſt dieſe Afterliteratur ſo wohlfeil, daß gediegene Volksſchriften, ſelbſt wenn wir welche hätten oder aus dem Schatze der Nationalliteratur ziehen wollten, mit ihr kaum concurriren könnten.

Da das Landvolk nur wenig lieſt, aber dem Wenigen umſo mehr Glauben beimißt und Vertrauen ſchenkt, ſo wäre eine Reform der Volksliteratur eine wichtige Sache. Aber wie iſt eine ſolche Reform zu bewerkſtelligen? Man kann weder das Drucken des Schundes und des Falſchen, noch das Leſen desſelben verbieten; Geſetze, die dagegen aufgeſtellt würden, träfen leicht auch Gediegenes und Echtes, denn in dieſer Sache giebt es leider keine feſtſtehende Meinung und Entſcheidung. Das Beſte wäre, wir könnten Poſitives mit

Poſitivem verdrängen. Man ſollte für's Volk ein „Traumbuch“ ſchreiben, das ihm endlich aus dem Traume hälfe. Man ſollte ihm ein „Glücksrad“ geben, das ihm klar machte, wie der Menſch nur durch Arbeit und Pflichterfüllung, durch Beſcheidenheit, Genügſamkeit und geſellige Tugenden das Glück finden kann. Man ſollte dem Volke ein „Planetenbuch“ ſpenden, welches es über Himmel und Erde unterrichtet; man ſollte ihm Rittergeſchichten erzählen von großen, ritterlichen Männern, die für die Menſchheit was geleiſtet haben; und Räuber- und Mördergeſchichten, welche von den Folgen des ungebändigten Eigennutzes, des landläufigen Betruges, des Größenwahns, des Schwindels, der Corruption in allen Geſtalten zu ſagen wüßten.

Aber man müßte das Alles hübſch auf Löſchpapier drucken, mit ſchlechten Holzſchnitten verſehen und für wenige Kreuzer hinausgeben. Man müßte es vom Gedankengange und der Faſſungskraft des Volkes aus aufbauen, könnte dann unvermerkt weiter gehen und die Volksſeele ausweiten und erheben. In's Lehrhafte dürfte die Sache eigentlich aber nicht ſpielen; denn der Bauersmann, der in der Kirche bei der Predigt ſchläft und die Chriſtenlehre ſchwänzt, will nicht erſt, wenn er Sonntags auf dem Raſen liegt und ein Buch zur Unterhaltung lieſt, angepredigt werden. Im Ganzen nützt eine Unterhaltungslectüre dann ſchon, wenn ſie nicht ſchadet. Sie ſchadet aber, wenn ſie die Köpfe mit Unſinn füllt, Aberglauben und Vorurtheil beſtärkt und die wenigen freien Stunden ſtiehlt, ohne den Geiſt zu erfriſchen und das Herz zu erwärmen. Und ſie ſchadet, wenn ſie den armen Leuten die letzten Kreuzer für das leidige Glücksſpiel aus dem Säckel lügt, wie das die „Traumbücher“, „Glücksräder“, „Sibyllen“ und dergleichen Zigeunerbücher thun, für welche noch niemals ein Scheiterhaufen geſchichtet worden iſt — wahrſcheinlich, weil ſie des Brennmaterials nicht werth ſind.

II.

Wir ſollten uns den Hohn nicht ſo ruhig gefallen laſſen, mit welchem unſer redliches Trachten, das Volk zu bilden und zu erheben, fortwährend geſchändet wird.

Einzelne Volksſchullehrer zeigen bei verſchiedenen Gelegenheiten ihre Entrüſtung über dieſe Art von Afterliteratur und rufen nach Abhilfe. Doch die maßgebenden Behörden ſcheinen der Sache keine Wichtigkeit beizulegen, ſie glauben damit genug zu thun, wenn ſie Weizen ſäen; daß ſie auch das Unkraut ausrotten müßten, um eine gute Frucht zu erzielen, das leuchtet ihnen nicht ein. Man verlange ja nicht, daß die hohen Herren auf den Dorfjahrmärkten herumgehen und die Augen aufmachen ſollten, aber die Ohren möchten ſie nicht verſchließen, wenn man ihnen erzählt, was da draußen für Druckſchriften colportirt, für Schandbücher und Broſchüren in unzähligen Exemplaren unter's Volk geſtreut werden. Der Schriftſteller, der in reinſter Abſicht, beſeelt von edleren Richtungen und Vorbildern anderer Länder und Völker, ſeine Reformvorſchläge macht, iſt in beſtändiger Gefahr, confiſcirt zu werden; aber für die Dummheit und niederträchtigſte Geldſpeculation auf Koſten der Volksbildung und Geſittung gab es niemals eine Cenſur, niemals ein beſchränkendes Preßgeſetz, die geht frei und ſtolz durch die Welt und macht die großen Opfer, die der Staat für Schule und Cultur darbringt, illuſoriſch.

In Ph. Kraußlich's „Volksſchriftenverlag“ (Urfahr-Linz) als Numero 57 erſchien unter Anderen in ungezählter Auflage ein Werkchen unter dem Titel: „Die Wunder der Sympathie und des Magnetismus, oder die enthüllten Zauberkräfte und Geheimniſſe der Natur. Enthaltend 800 vielfach bewährte Mittel. Geſammelt und zuſammengeſtellt von Dr. Pleinhorati." Der Titel enthielte inſofern nichts Schlimmes, ja es wäre unter demſelben ein wiſſenſchaftliches und belehrendes Werk denkbar. Dieſe trügeriſche Stimmung wird auch noch im Vorwort fortgeſponnen, in welchem, wenn ſchon nicht der armſelige Verfaſſer oder Erfinder, der ſicherlich ſeit Jahrhunderten todt, aber im Reiche der Thoren unſterblich iſt, wohl jedoch der ingenieuſe Herausgeber eine geradezu philoſophiſche Manier annimmt und in folgender Weiſe docirt: „Sympathie bezeichnet in pſychiſcher und phyſiſcher Beziehung eine gewiſſe Uebereinſtimmung Verſchiedener, welche ſich in entſprechender Thätigkeit derſelben äußert. Am Auffälligſten tritt eine ſolche Sympathie in der Tonwelt auf, in der ſogenannten Sympathie der Töne. Befinden ſich z. B. zwei gleichgeſtimmte Violinen nebeneinander, und wird die G-Saite der einen geſtrichen, ſo tönt alsbald auch die G-Saite der andern, ohne berührt worden zu ſein. Ebenſo geben geſtimmte Gläſer den Ton, in welchem ſie geſtimmt ſind, von ſelbſt an, wenn derſelbe Ton in ihrer Nähe hervorgebracht wird.

Wie nun bei tönenden Inſtrumenten, ſo treten Erſcheinungen der Sympathie auch im Menſchen ſowohl in geiſtiger als leiblicher Beziehung auf. So z. B. nennt man es Sympathie, wenn zwei Perſonen durch dieſelben Ereigniſſe, Erſcheinungen u. dgl. in ihrem Gemüthe unmittelbar gleichmäßig ergriffen werden; noch merkwürdiger aber iſt es, daß Perſonen, obgleich oft weit voneinander entfernt, doch in einer ſolchen Beziehung zu einander ſtehen können, daß, wenn der Eine irgendwie afficirt wird, auch der Andere auf eine entſprechende Weiſe angeregt wird. Hierher gehören z. B. die

Ahnungen von dem Schickſal entfernter geliebter Perſonen oder auch von Sterbenden.

Aber nicht nur zwiſchen dem Menſchen werden ſympathetiſche Beziehungen angenommen, ſondern auch zwiſchen Menſchen und Thieren, Pflanzen, Steinen, Weltkörpern, Geiſtern u. ſ. w. und hat man auf dieſer Annahme dann den Glauben an die Wirkſamkeit ſympathetiſcher Curen geknüpft.

Obwohl die wunderbaren Erſcheinungen der Sympathie von Superklüglern mißkannt, für Hirngeſpinnſte ausgeſchrien und den unnützen, oft ſchädlichen Quackſalbermitteln gleichgeſtellt werden, ſo haben die Wunder der Sympathie und des Magnetismus insbeſondere in unſerer Zeit dennoch eine neue Bahn ſich gebrochen. Das Vertrauen auf die wenn auch unerklärlichen, doch als erfolgreich ſich bewährenden Wunder der ſympathetiſchen Curen nimmt immer mehr und mehr zu. In der That müßte man aber auch beſchränkten Verſtandes ſein, wollte man aus dem Grunde Alles leugnen oder verwerfen, weil man es nicht begreifen kann, da es in der Natur doch ſo Vieles giebt, was man ſich nicht enträthſeln kann. Ein kleines Beiſpiel diene: Warum wirkt z. B. ein Borsdorfer Apfel mit einem Meſſer gegen die Blüthe hin geſchabt laxirend, dagegen nach dem Stiele zu geſchabt verſtopfend? Warum befördert der rothe Beifuß von oben nach unten abgeſchnitten die monatliche Reinigung, während er in entgegengeſetzter Richtung abgeſchnitten dieſelbe ſtillt? u. ſ. w. Das Warum bleibt allerdings ein Räthſel: die Wirkung aber iſt bekannte Thatſache." — So die Vorrede.

Das klingt im Grunde Alles ganz ſauber modern, ungefähr als ob ein amerikaniſcher, engliſcher oder ſchweizeriſcher Spiritiſt gegen den Materialismus polemiſirte. Es giebt in der That Dinge im Himmel und auf Erden, von denen ſich unſere Schulweisheit nichts träumen läßt, doch wollen wir nun ſehen, wie wunderlich dieſe unumſtößliche Wahrheit ausgenützt wird. Ganz plötzlich ſpringt der Teufel aus der Kutte und der Verfaſſer fährt fort:

„Mit Recht darf dieſes Büchlein ein Schatzkäſtlein genannt werden, weil es in einem ſo kleinen Raume wahre Wunderdinge bringt und den Anhängern der Sympathie eine höchſt erwünſchte Sammlung derartiger Geheimniſſe bietet.

Schließlich wird nur noch bemerkt, daß jene Mittel, wo nicht eigens eine andere Periode des Mondwechſels ausdrücklich angegeben iſt, zur Zeit des abnehmenden Mondes ſtillſchweigend anzuwenden ſind, und daß man die Orte, wo man etwas vergräbt, nicht wieder berühren, oder noch beſſer ganz meiden ſoll.“

Nun iſt der Kerl bei ſeiner Stange und beginnt die Anführung ſeiner 800 „vielfach bewährten“ Mittel gegen alle möglichen Krankheiten, nicht minder für die Haus-, Feld-, Vieh-, Obſtwirthſchaft u. ſ. w.

Wenn es wenigſtens gewöhnliche Altweibermittel wären, die noch wahre Offenbarungen ſind gegenüber dieſer Heilverfahren, wovon hier eine kleine Auswahl geboten iſt.

Zahnſchmerzen zu vertreiben.

Nimm eine Bohne, bohre oder ſtich in dieſelbe ein kleines Loch und ſtecke eine Laus hinein, wickle hierauf die Bohne in ein Stückchen ſeidenes Zeug und hänge ſie an den Hals.

Oder:

Reibe den ſchmerzhaften Zahn mit demſelben Zahn aus einem Todtenkopfe, ſteck den Zahn wieder an ſeinen Ort und laß dann den Kopf wieder fortbringen.

Vorbauung gegen Zahnſchmerzen.

Den erſten einem Kinde ausfallenden Zahn laſſe von demſelben verſchlucken, ſo bekommt es zeitlebens kein Zahnweh.

Vertreibung der Kröpfe.

Stelle Dich an einem wolkenleeren Abende bei zunehmendem Monde und bei hellem, reinem Mondſcheine mit dem Geſichte nach Norden, drehe Dich dann in kurzen Zwiſchenräumen nach Oſten, Süden und Weſten, wieder nach Norden, und mache bei jeder Himmelsgegend eine ganz kleine Pauſe. Mit dem Geſicht wieder nach Norden gewendet, drehe Dich links nach dem Monde herum, ſiehe ſcharf in ſeine Scheibe, ſtreiche den dicken Hals mit der Hand und ſprich ganz laut: „Was ich ſehe, nehme zu, was ich ſtreiche, nehme ab, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, Amen!" Hierauf gehe ruhig nach Hauſe.

Wunden ſchnell, ohne Schmerz und ohne Eiterung zu heilen.

Nimm das Inſtrument, mit welchem Du Dich verwundet haſt, ſtecke es in Speck und laſſe es ſo lange darin, bis die Wunde geheilt iſt, was ungewöhnlich ſchnell geſchehen wird.

Zu beſtimmter Stunde aufzuwachen.

Lege ſo viel Lorbeerblätter als Du Stunden ſchlafen willſt in ein feines Tüchlein, binde dieſes auf den Wirbel des Kopfes und lege Dich auf die linke Seite ſchlafen.

Das Betrunkenwerden zu verhindern.

Iß des Morgens früh nüchtern 7 oder 9 bittere Mandeln, ſo kannſt Du an dieſem Tage trinken ſo viel Du willſt, und wirſt doch nicht betrunken werden.

Oder:

Trage einen Kranz von Ephen um das Haupt.

Muttermäler zu vertreiben.

Laſſe die Hand eines Todten ſo lange auf dem Male ruhen, bis es davon kalt geworden iſt.

Daß Du des Nachts im Finſtern ſiehſt.

Dies bewirkſt Du, wenn Du die Augenlider mit dem Blute einer Fledermaus beſtreichſt.

Gegen Krampfhuſten oder ſogenannte Bettelmannshuſten.

Dieſes Uebel weicht ſchnell und ſicher durch das öftere Küſſen einer hübſchen Frauensperſon. — Eine gewiß angenehme Cur!

Wie ein Frauenzimmer erfahren kann, wann es heiraten wird.

Sie reiße ſich ein Kopfhaar aus, binde an das Wurzelende desſelben einen Trauring, und halte mit aufgeſtütztem Arm am andern Haarende den Ring in die Oeffnung eines leeren Glaſes, ſo wird er anfangen zu ſchwingen und ſo oft er an das Glas anſchlägt, nach ſo vielen Jahren wird das Frauenzimmer heiraten. Schwingt er ohne anzuſchlagen, ſo heiratet die Fragende entweder noch dasſelbe Jahr oder gar nie.

Damit eine Frau ihrem Manne im Schlafe Alles beichte.

Nimm das Herz von einem Raben und lege es der Schlafenden auf's Herz, ſo erfährſt Du Alles, was Du wiſſen willſt.

Gegen die Staupe der kleinen Kinder.

Der Vater gebe dem Kinde einen Tropfen Blut aus dem erſten Gliede ſeines Goldfingers.

Vertreibung der Gicht.

Schneide dem Patienten an allen Orten des Leibes, wo er Haare hat, etwas davon ab, ebenſo auch von den Nägeln an Händen und Füßen, und binde dies Alles in ein reines leinenes Läppchen, welches dann einem Krebſe auf dem Rücken befeſtigt werden muß. Hierauf wirf den Krebſen in einen Fluß, ſo wird dem Patienten bald geholfen ſein.

Vertreibung der rothen Ruhr.

Netze ein rothes, wollenes Tuch ſtark in dem Blute eines im März getödteten Haſen und laſſe es trocken werden. Von dieſem Tuche lege dann ein Stückchen in rothen Wein und laſſe den Kranken davon trinken.

Heilung der Abzehrung.

Sauge bei abnehmendem Monde an den Brüſten eines jungen Weibes, die einen Knaben geboren hat, und iß jedesmal etwas Zucker nach, um das Gerinnen der Milch im Magen zu verhindern.

Vertreibung der Lungenſchwindſucht.

Laſſe an den Haupttheilen des Körpers den erſten oder dritten Tag nach dem neuen Monde etliche Tröpfchen Blut, fange ſie auf ein Stückchen ungebleichter Leinwand auf, wickle es zuſammen und thue es ſammt abgeſchnittenen Nägeln von Händen und Füßen, nebſt Haaren von allen Theilen des Körpers, in ein glattgedrücktes Stückchen Jungfernwachs, mache dieſes zu einem Zäpfchen, und ſpunde es in einen noch im Wachsthum begriffenen Baum gegen Oſten ein und ſetze einen Keil von eben demſelben oder von Eichenholz darauf.

Vorſchrift zur Bereitung der ſogenannten Lebenslampe.

Ein Docht von Asbeſt in das von Schleim gereinigte Blut eines Menſchen gethan und angezündet, brennt ſo lang als der Menſch lebt, und verliſcht mit deſſen Leben zugleich.

Kennzeichen, ob ein Schwerkranker leben bleibe oder ſterben werde.

Reibe des Kranken Stirne mit Brot oder ſeine Fußſohlen mit Speck und wirf dies einem Hunde vor; frißt er es, ſo bleibt der Kranke am Leben, läßt er es liegen, ſo ſtirbt jener.

Daß Dir das Geld nie ausgeht.

Nimm aus einem Schwalbenneſte ein Ei, koche es hart und lege es wieder in das Neſt, ſo findeſt Du nach drei Tagen ein Würzelchen darin, welches die Schwalbe geſucht und gebracht hat, um das Ei wieder gut zu machen. Dieſes nimm heraus und thue es in den Beutel, ſo bekommſt Du ſtets wieder ſo viel Geld als Du ausgiebſt.

Daß Du Jedermann wohlgefällſt.

Trage die Augen eines Wiedehopfes bei Dir, ſo biſt Du Allen lieb und angenehm.

Dauernde Freundſchaft zu erwecken.

Nimm von Deinem Blute, laſſe es trocknen, zerreibe es zu Staub und bringe davon der Perſon, für die Du Dich intereſſirſt, in einer Speiſe oder in Schnupftabak bei.

(Man hüte ſich aber ja, dieſes Mittel anzuwenden, wenn man krank iſt, denn dann verpflanzt man mit der Freundſchaft zugleich die Krankheit.)

Zu erfahren, welche von den am Tiſche ſitzenden Perſonen es gut und böſe mit Einem meint.

Habe die Zunge eines Geiers unter die linke Fußſohle und auf die bloße Hand gebunden, und in der rechten Hand halte die Wurzel von Eiſenkraut, ſo müſſen die Bösmeinenden aufſtehen und hinweggehen.

Weißen Wein in rothen und rothen in weißen zu verwandeln.

Im erſteren Falle thue Aſche von rothen, im anderen Aſche von weißen Reben in das Faß.

Kugeln zu gießen, die Alles durchdringen.

Dies bewirkſt Du, wenn Du beim Gießen in jede Kugel ein Weizenkorn thuſt.

Eine Feuersbrunſt zu löſchen.

Nimm drei glühende Kohlen aus dem Kamin heraus und halte ſie außerhalb desſelben hin, bis ſie verlöſchen, dann verliſcht zugleich der Brand.

Und ſo weiter. Nachdrücklich betone ich, daß hier nicht etwa die draſtiſcheſten, ſondern die zahmſten Beiſpiele gewählt wurden; denn gerade jene „Mittel“, die den Grundſtock und die Tendenz des Büchleins bilden, laſſen ſich *hier nicht wiedergeben*.

Wir ſind nicht prüde und zimperlich, am wenigſten, wenn es ſich darum handelt, durch Aufdeckung ſchwerer Schäden ein Gutes zu thun, aber ich wiederhole noch einmal, die meiſten Dinge, die in dieſem Werkchen verzeichnet ſind und auf dem Jahrmarkt von Kindern und jungen Mädchen um wenige Kreuzer gekauft werden können, laſſen ſich ſelbſt für

Männerkreiſe anſtändigerweiſe nicht wiedergeben. Ich wollte urſprünglich dieſes „Volksſchriftchen" mit Humor behandeln und habe bei dem erſten Blick in dasſelbe auch tüchtig aufgelacht. Aber das Lachen iſt mir bald vergangen. Es iſt mir vergangen, als ich die Unermeßlichkeit des darin aufgeſpeicherten Unſinns zu ahnen begann, als mir die ungeheure Frechheit zum Bewußtſein kam, mit der hier der Vernunft und dem geſunden Sinne des Volkes in's Angeſicht geſpien wird. Das Lachen iſt mir vergangen, als ich auf dem Dorfjahrmarkte ſah, wie ſich die Leute um die Exemplare ſchier balgten, wie es Solche, die keines mehr bekommen konnten, von Anderen entlehnten, um daraus abzuſchreiben, nicht etwa aus Spaß, ſondern im halben Glauben und Vertrauen. Das Lachen iſt mir vergangen, als ich erfuhr, wie bei einer Volksſchullehrer-Conferenz, in der die Angelegenheit wegen Steuerung ſolcher Schriften vorgebracht wurde, dieſe Sache vertagt, reſpective abgelehnt worden iſt. Wenn Einer in der weiten Welt über dieſes Büchlein lachen kann, ſo iſt es Herr Ph. Kraußlich in Urfahr-Linz.

Wenn Ihr Volksbildner glaubt, ſolche Schriften würden heute im Volke nicht mehr ernſt genommen, oder die Mittel verlören durch ihre Wirkungsloſigkeit bald allen Reſpect, ſo irrt Ihr Euch. Abgeſehen von der phyſiſchen und moraliſchen Schädlichkeit vieler dieſer „Sympathiemittel" wird das Volk ſeit Jahrhunderten Tag für Tag davon enttäuſcht und man verſucht ſie doch immer wieder und iſt geneigt, daran zu glauben, ſobald der Zufall nach hundert mißlungenen Verſuchen einmal einen ſcheinbar gelingen läßt. Je unerklärlicher ein Ding iſt, deſto größeren Reiz hat es auf ungebildete Menſchen. Und wenn Ihr darauf warten wollet, bis Eure dem Landvolke beigebrachte Schulbildung aus eigener Kraft derlei Neigungen abtödten werde, ſo könnt Ihr länger warten, als Ihr Luſt habt; die alten Thorheiten füllen und benebeln den Leuten die Köpfe und erſchweren den Einfluß des Unterrichtes.

Es giebt eine Art von Aberglauben, welche tief im menſchlichen Gemüthe ihren Grund hat, eine gewiſſe Poeſie auf unſer Leben und Leiden legt und oft ſogar veredelnd wirkt. Zu dieſer Art gehören die craſſen Thorheiten, wie ſie z. B. unſer Sympathiemittel-Büchlein predigt, ſoviel Ihr mir nach den wenigen Beiſpielen zugeben werdet — nun eben nicht. Das iſt offen und kurz geſagt, ein gemeinſchädliches Zeug, zu deſſen Ausrottung ſich Lehrer, Prieſter und Aerzte die Hände reichen ſollten. Mit Warnungen und Spötteleien iſt nicht viel gethan, ſolche erwecken nur die Neugierde und den Widerſpruch; wenn ſchon der Gewaltſtreich nicht durchführbar iſt, daß der öffentliche Verkauf von derlei Schriften verboten wird, wie der des Arſeniks verboten iſt, ſo ſollen wenigſtens die Männer, welche über das Wohl des Volkes zu wachen haben, die Verbreitung der Schmachliteratur mit all ihrem Einfluß zu verhindern ſuchen. Wenn ſie nur erſt ernſtlich wollten, es würde ſich manches geeignete Mittel gegen dieſen geiſtigen Krebsfraß finden. Ich habe oben ſelbſt eines vorgeſchlagen; es giebt vielleicht noch andere, und ſollten ſie ſich unter gegenwärtigem Geſetze nicht durchführen laſſen — wohlan, ſo machen wir ein Geſetz, worunter ſich die Geſittung und das Wohl des Volkes durchführen läßt.

Von der Geſchmackloſigkeit in unſeren Dorfkirchen.

Eben im Begriffe, über dieſen Gegenſtand zu ſprechen, kommt mir ein Schreiben zu, das die Sache klar charakteriſirt und das rechte Wort dafür findet. Ich führe es vor:

„Mein geehrter Herr!

Dieſe Zeilen ſchreibt ein katholiſcher Chriſt. Dieſelben ſind derart kirchlich, daß ſie von einem bekannten freiſinnigen Journal, für welches ſie urſprünglich beſtimmt waren, mit der Bemerkung des Redacteurs zurückgeſchickt wurden: Für ſolche Dinge hätte unſere Zeit kein Intereſſe mehr. Ich unterſuche nicht, wieſo ſich eine einzige Perſon erlauben kann, im Namen der „Zeit“ zu ſprechen, im Namen der Millionen von Menſchen, die in hunderterlei Ständen und Verhältniſſen ihre Jahre durchleben und ſich zuvörderſt für die Dinge erwärmen, die in ihren Kreiſen liegen. Nun höre ich, daß ein Mann „Bergpredigten“ verfaßt gegen manche Uebelſtände unſerer Zeit, und dieſem Prediger will ich mein Schreiben vorlegen, daß er daraus etwa Stoff ziehe. Uebrigens werden ihm die hier berührten Zuſtände ohnehin nicht fremd ſein.

Ich bin in einem Alter, welches man „die beſten Jahre" nennt, körperlich geſund und gehöre auch nicht gerade zu den Sentimentalen — gleichwohl Vorſtehendes hauptſächlich Sache des Herzens iſt. Ich habe das erſte Dritttheil eines Menſchenlebens in einer großen Stadt verbracht und an Herrlichkeit und Kunſt geſehen und genoſſen, ſo viel die offenen Sinne eines jungen Menſchen in ſich zu faſſen vermögen. Mit dem Sinne für Kunſt wurde in mir auch das religiöſe Gefühl ausgebildet — zwei Empfindungen, die ſich gegenſeitig ergänzen und ich möchte ſagen — das ethiſche Bewußtſein ausmachen. — Da fügte es ſich, daß ich das Stadtleben mit dem Landleben vertauſchen mußte. Ich bewohne ſeither in der Eigenſchaft eines Landwirthes ein Schlößchen, das zehn Minuten weit von einem großen Dorfe liegt. Die Gegend iſt ſehr ſchön und ſehr ſtill; bis zur nächſten Eiſenbahnſtation fahre ich mit dem flinkeſten Paar meiner Pferde ſechseinhalb Stunden. Der Weg dahin geht über Berg und Thal und wird alljährlich von Wildwäſſern arg mitgenommen. Ein anderer Gebirgsſteig, auf dem der Poſtbote verkehrt, iſt etwas kürzer, aber mit Rädern nicht zu befahren.

Mir bekommt dieſe Abgeſchiedenheit nicht eben übel, ich bin Naturfreund und die ausgedehnte Oeconomie nimmt mich ſo ziemlich mit. Trotzdem giebt es Stunden, wo ich mir vorkomme wie Robinſon auf der Inſel im Weltmeere. Ich habe mich wohl beweibt, aber meine Frau ſitzt Sonn- und Feiertags — gerade wenn ich vacant bin — in ihrem Kirchenſtuhle und ich mag ihr's nicht verdenken. Mich zog's ja ebenfalls in's Gotteshaus und ich dachte: Die Allgegenwart Gottes, die mich im Walde ſo oft beſeelt hat, wird wohl auch durch die dicken Mauern hereindringen. Zudem erbaut man ſich an dem Cultus, der bei den Katholiken ja ſo feſtlich iſt; man ſieht die Landleute, die man ſonſt nicht immer von ihrer beſten Seite zu beobachten Gelegenheit hat, in ihrer Andacht, in ihrem idealen Leben; man ſieht wieder einmal ein Bild, eine Statue von alten Meiſtern; man hört Muſik. Wer ſolche Dinge gewohnt worden iſt, der vergißt ihrer nicht mehr ſo leicht; auf dem Lande wird man beſcheiden und iſt mit Einfachem zufrieden.

Ich ging einmal in die Kirche und ging nicht wieder hinein. — Entſetzt beſprach ich mich mit dem Lehrer und einigen einſichtsvolleren Umwohnern; ſie ſagten, auf dem Dorfe ſei es nirgends anders; es ſei eine große Seltenheit, daß die Kirchenvorſtehung Sinn für Schönes hätte; die materielle Verwaltung der Pfarrkirchen und Capellen liege in den Händen roher, ja oft blöder Bauern. Als Kirchendiener, der das Gotteshaus rein zu halten, die Altäre zu ſchmücken, mitunter ſogar die Feſtlichkeit des Gottesdienſtes zu beſtimmen hat, wählt man am liebſten Krüppel, Halbtrottel, Creaturen, die zu ſonſt nichts fähig ſind. Nicht der wird zum Küſter gemacht, der am beſten dazu taugt, ſondern der es am billigſten thut. Und mit dem Kirchenſchlüſſel wird ihm die Gewalt zu binden und zu löſen übertragen. Allſogleich kommt über ſo einen bäuerlichen Patron der Dünkel der Unfehlbarkeit, er öffnet oder verſchließt die Kirche nach ſeiner Bequemlichkeit, er läutet die Tageszeiten nach ſeiner häuslichen Einrichtung, er ſchmückt den Altar und die Bildſäulen nach ſeinem Geſchmacke, er behandelt die Andächtigen nach ſeinem Gefallen, bedient den Prieſter nach ſeinem Style, iſt der perſonificirte Protzdünkel. Bar aller Pietät, rumort er während des Gottesdienſtes in der Kirche herum, jetzt mit dem Zündſtab, jetzt mit dem Klingelbeutel, unterbricht die Andacht der Verſammlung beliebig mit dem Geſchrei ſeines Gebetes oder Geſanges, Alles ungeſchlacht, aufdringlich, Alles eher, als ein demüthiger Diener im Tempel des Herrn. Seitdem der Schulmeiſter in der Kirche das Feld geräumt hat, herrſcht der Küſter auch auf dem Chore, wie in der Sacriſtei, und wie der geiſtliche Herr im Pfarrhofe von der Haushälterin tyranniſirt wird, ſo wird er es in der Kirche vom „Hausknecht Gottes“.

Unſere Landpfarrer ſind in Sachen des eigentlichen Cultus oft ſo gleichgiltig, daß man ſich nur wundert, wie ſolche Leute eine ſolche Lebensſtellung wählen konnten. Sie benützen die Kirche entweder als römiſche Beamte nur zur Befeſtigung des päpſtlichen Reiches auf Erden, oder ſie betrachten dieſelbe als eine Art von Werksſtube, in welcher ſie ihre Meſſe leſen, ihre Predigt herſagen, ihre Beichtkinder abfertigen, kühl und geſchäftsmäßig, wie jeder andere Menſch ſeine tägliche Arbeit verrichtet, nicht weil er ſie gern thut, ſondern weil er davon leben muß. Idealer Sinn, Herz für ihren hohen Prieſterberuf, Freude an einem ſchönen Cultus, in welchem der Glaube ſich mit der Kunſt paart — das ſind Dinge, die man in unſerer Prieſterſchaft nur ſelten findet.

Aber kann man denn dieſe Eigenſchaften geradewegs vom erſtbeſten Dorfpfarrer verlangen, da man ſelbſt in hochgebildeten, oder in vom Geſchicke begünſtigten Kreiſen ſo wenige ideal angelegte Naturen findet! Warum wird man Prieſter? Der Prieſterſtand iſt, und beſonders auf dem Lande, hochgeehrt, „der Bettelſtab iſt ihm verbrannt“, die Eltern und Verwandten drängen dazu, andere Lebensſtellungen, die ehrenvoll und ſorglos wären, ſind für Manchen ſchwer zu erreichen und noch ſchwerer zu behaupten — Gründe, weswegen ſich ſo manch hausbackener Patron dieſem Stande zuwendet.

Es ſind zumeiſt ehrenwerthe Menſchen, aber es ſind keine Prieſter und Sie werden ſich nicht wundern, wenn es ihnen ſo gar nicht gelingen will, in der Bevölkerung den Sinn für Religion und Ideal, deſſen ſie ſelber bar ſind, zu wecken.

Es giebt ſchöne Ausnahmen, Prieſter, die in ſchlichter Hoheit daſtehen inmitten ihrer Gemeinde und mehr durch ihr Weſen, als ihre Worte auferbauend wirken; ich habe von Prieſtern gehört, welche aus ihren beſcheidenen Einnahmen die Kirche geſchmackvoll reſtauriren ließen, um den Landleuten ein Aſyl der Schönheit in ihr armes Leben zu ſtellen. Das verlangen wir nun nicht, aber das verlangen wir, daß der Pfarrer über die Geſtalt der Pfarrkirche und des Cultus wachen, daß er als Gebildeter den Geſchmackloſigkeiten des Volkes entgegentreten und, wenn an der Kirche etwas erneuert wird, ſeine Leute zur Beſchaffung würdiger und kunſtgerechter Gegenſtände anhalten ſolle. Muß man unſeren Seelſorgern noch ſagen, daß Veredlung des Geſchmackes der erſte Schritt zur Veredlung der Seele iſt?

Nun, geehrter Herr, ich ging denn in meine Dorfkirche und habe Wunder geſehen! Die Kirche beſitzt einen alten, hübſchgeſchnitzten Altar, aber man ſieht ihn vor Flitter nicht. Blumen und Kränze, die vor vielen Jahren aufgeblüht ſein mögen in den Händen einer Modiſtin, verknittert, verblaßt, dicht beſtaubt, umgeben das Bildniß, während draußen in den Gärten die lieblichſten Blumen prangen und unbeſchaut vergehen. Die Wände ſind vollgehangen mit grauenhaft geſchnitzten, aber ſtets vergoldeten Statuen, grellfarbigen, aber erbärmlich gezeichneten Bildern, darunter roſtige Kerzenleuchter, Fahnenſtangen mit bunten Lappen und dazwiſchen und darüber Flitter — Flitter — Flitter!

Ich erinnere Sie an Ihre eigene Beſchreibung der Rohrheimer Kirche:

„In Rohrheim war eine wunderlich ſchöne Kirche. Sie war gar nicht klein, ſie hatte viereckige Fenſter wie die große Mühle im Thale, und einen hohen Thurm, auf dem als Bedachung ein rieſenhafter Zwiebel ſaß. Auf dem Zwiebel ſtand ein zweifaches Kreuz, und auf dem Kreuze ſtand ein Hahn, der den Schnabel weit aufthat. Sie hatten ihn immer für den Hahn Petri gehalten, aber der Schneider Wenz, der ein Schriftgelehrter war, behauptete einmal: Der Hahn auf unſerem Thurme bedeutet die römiſche Kirche. Deswegen thut er allweil den Schnabel auf. Gleich am Eingange in die Kirche ſtand ein Holzkübel mit Weihwaſſer, zwar blos zum Beſprengen, aber man hätte zur Noth darin auch baden können. Jeder Heilige, wie ſie zahlreich auf den weißgetünchten Wänden herumſtanden, hatte einen goldenen Rock und goldene Schuhe an, und goldene Bücher und Stöcke und Marterwerkzeuge in der Hand, und die am Altare hatten ſogar goldene Geſichter. Der gute Hirt auf dem Altare ſah derartig aus, daß gewiß der Wolf und jegliches Raubthier vor ihm davongelaufen wäre. Die Farbe ſeines tauſendfaltigen Mantels war ein tiefes Roth im Perlmutterglanze. Die Engel waren lackirt wie Töpfergeſchirr und hatten goldene Flügel; wieder von anderen Engelchen waren nur die Köpfe da, und die Flügel wuchſen gleich von den Ohren weg. Dann gab es noch goldene Wolken, die für ein tüchtiges Hochſommergewitter ausgereicht hätten, wenn Goldblech blitzen und donnern könnte, und es gab viel goldenen Heiligenſchein und goldene Schnörkeln an den gewundenen Säulen. Das Crucifix aber war nicht vergoldet, nein, das war roth von „Blut“ und überſäet von tauſend „Wundgruben“, und die Augen waren verdreht und der

Mund verzerrt, wohl herzerbarmend zu ſchauen. Und an die Kerzenleuchter waren Blumen gebunden, Blumen gar aus Leinwand und buntem Papier — die blühten ſchon über die zwanzig Jahr und wurden nicht welk. Und Bänder und Fahnen in der ganzen Kirche, daß man kaum die Bilder und die Wände ſah. Und zu den Sonn- und Feiertagen die zahlreichen Kerzen und den vielen Weihrauch — ſo fand man's weit und breit in keiner Kirche mehr. Es war eine rechte Pracht. Die Rohrheimer waren auch ſtolz auf ihr Gotteshaus, ſagten doch Alle, die aus den Nachbarpfarreien kamen: „Dasſelb' weiß man nicht, wo man's muß hinſchreiben, aber 's iſt richtig, ihr Rohrheimer habt's eine wunderlich ſchöne Kirchen!"

Die hohen Feſte wurden ſchon gar gefeiert, daß es aus der Weiſ' war. Da hatten ſie auf dem Chore fünf Trompeten und einen „Bompaton" und zwei Pauken. Der Waldhanſelbub blies das Clarinett, und ſein Vater ſtrich die Baßgeige zugleich und ſang. Das war denn ſo, was man Muſik nennt, und die Rohrheimer thaten nur wohlgefällig ihre Köpfe ſchütteln. Das Merkwürdigſte aber: In einer Niſche des Seitenſchiffes der Kirche, wohl unter Glas und Rahmen lag zur ewigen Verehrung aufbewahrt ein „heiliger Leib". —

Noch weit ärger ſieht es in unſerer Dorfkirche aus. Es iſt ein Geraſſel und ein Gerümpel, wohin man das Auge wendet. Es hat lange nicht Alles Weihe, was geweiht iſt. Völlig möchte man fragen: Glaubt denn der Prieſter nicht an das Kreuzesopfer, welches er in der Meſſe ſo überaus gleichgiltig zu verrichten pflegt? O, er glaubt daran, ſo gut die Gemeinde glaubt, die vor dem Altare auf den Knien kauert, ſich auf Ellbögen ſtützt und in den Bänken lehnt. Der Eine lallt den Roſenkranz, der Zweite prüft die Nachbarſchaft, der Dritte kaut Tabak, der Vierte ſchläft. Und auch die Capelle auf dem Chore glaubt, die pfeift, ſingt, geigt, paukt in allen Tonarten, nur nicht in der rechten. Ich übertreibe nicht, ſehen Sie ſelbſt nach, wie dieſe einzige Dorfkirche iſt, ſo ſind tauſend andere. — In eine ſolche Kirche gehe ich nicht mehr; mein religiöſes Gefühl iſt zu empfindlich.

Anfangs wollte ich in Sachen der kirchlichen Ausſtattung die Erſcheinung durch das Unvermögen der Gemeinde entſchuldigen, die zwar nicht klein und nicht arm iſt. Vielleicht iſt aber der für die Kirche beſtimmte Fonds erſchöpft. Man thut den Leuten und auch ſich ſelbſt was Gutes, wenn man die Kirche, deren alter Quadernbau würdig daſteht, mit edlem Geſchmacke renoviren läßt, einfach aber ſtylvoll, mit wenigen aber guten Bildern; in den Fenſtern Glasmalereien, eine reſtaurirte Orgel, gutgeſtimmte Glocken. So war mein Traum. Ich lud einen Sachverſtändigen ein, er kam, beſichtigte die Kirche, wir arbeiteten einen Plan aus und berechneten die Koſten der Herſtellung auf circa 8000 Gulden. — Ich werde wohl mein Leben lang in dieſer Gemeinde verbleiben, es wird in meinem Alter mich erquicken, wenn ich im ernſten Dunkel der Kirche, unter dem Klange der Orgel an meinen Schöpfer denken kann. Der Klang der Glocken wird mich zu Grabe geleiten und auf dem Lande muß die Kirche der Tempel der Kunſt und des Ideals ſein und bleiben.

Ich wandte mich an die Kirchen- und Gemeindevorſtehung mit dem Erſuchen, eine Renovirung der Pfarrkirche veranlaſſen zu wollen, legte den Plan vor und erklärte mich, wenn nach dieſem Plane vorgegangen würde, zur Beſtreitung der Koſten bereit.

Als nach ſechs Wochen auf meine Darlegung noch kein Beſcheid erfolgt war, erlaubte ich mir an die Gemeindevertretung eine zweite Anfrage, ſchrieb gleichzeitig auch an das Pfarramt mit der Bitte, mich in meinem Beſtreben zur würdigen Ausſtattung des Gotteshauſes freundlich unterſtützen zu wollen. Zehn Tage ſpäter erhielt ich den Beſcheid. Die Gemeinde erkenne meine gute Meinung dankend an, aber aus einer über den Gegenſtand veranlaßten Abſtimmung gehe hervor, daß eine Aenderung in der Pfarrkirche der Mehrzahl nicht wünſchenswerth erſcheine. Wenn ich aber für dieſe Sache ſchon ein Uebriges thun wolle, ſo erlaube man ſich darauf hinzuweiſen, daß an der Außenſeite der Kirche eine Uebertünchung des alten Mauerwerkes wünſchenswerth ſei.

Nicht die verletzte Eitelkeit, mein geehrter Herr, war es, die ſich jetzt in mir aufbäumte, ſondern der heiße Zorn — und ſchließlich das Mitleid mit einer ſo verkommenen Anſchauung. Damals, die Sache lag mir einmal an, war ich nahe daran, zu unſerem Cultusminiſter zu gehen, der ja bekanntlich eine Verordnung zur Ueberwachung des Geſchmackes bei Dorfkirchenbauten und Renovirungen erlaſſen hat. Ich wollte ihn fragen, weſſen Sache es nun eigentlich ſei, das Volk an religiöſem und künſtleriſchem Tacte zu erziehen, ihm jene verderblichen Elemente zu entziehen, die es in ſeinen idealen Anſchauungen irreleiten.

Vielleicht wird man über mich, als Einen, der heute aufſteht, um die Kirchen zu protegiren, die Achſel zucken. Der Cultusminiſter wird es aber nicht thun, er weiß zu gut, was die Dorfkirche bedeutet, heute noch und immerdar bedeuten wird. Warum nun aber die bodenloſe Vernachläſſigung der Gotteshäuſer auf dem Lande? Heute, wo geſchmackvolle Arbeit, künſtleriſche Ausſtattung ſo leicht und billig zu haben iſt! Hätte unſere Geiſtlichkeit in dieſer Sache auch nur einige Klugheit, ſie würde es längſt als einen erfolgreichen Schachzug gegen die Feinde der Religion unternommen haben, den Geſchmack an kirchlicher Ausſtattung zu veredeln, durch formſchöne Darſtellungen, durch Kunſt nach altem katholiſchen Principe die Welt wieder an ſich zu locken. Der heute in dieſem Sinne ſo allgemein herrſchende Indifferentismus ſieht ja ganz aus wie die Reſignation der Verzweiflung einer Sache gegenüber, die aufgegeben iſt.

Sollen denn wir weltliche Leute die Prediger in der Wüſte ſein und es auf die Kanzeln und an die Altäre rufen: Nein, das Gottesreich des Idealen darf nicht aufgegeben werden; würdig der herrlichen Religion Chriſti ſeien ihre Tempel wie ihre Prieſter! — Wer wird es vor Allem ſein, der auf ſolchen Ruf uns ſteinigt?! —

Sollten dieſe Zeilen nicht einen, wenn auch noch ſo leichten Anſtoß geben können für Jene, deren Sache es iſt, die Mißſtände zu betrachten, zu unterſuchen? Man verlangt nicht, daß alle Dorfkirchen auf einmal ausgefegt und neu eingerichtet werden ſollen, aber wo Mittel dafür da ſind und etwas geſchieht, da ſoll es zum Guten geſchehen. Bauerngeſchmack in Kunſtſachen iſt ein Greuel; laſſe man ihnen nicht freie Hand in ihren Kirchen; gebe man ihnen was Beſſeres, als ſie heute verdienen und ſie werden ſich bald ſelbſt daran freuen. Es iſt endlich ja auch für einen geſund gearteten Bauern ganz unmöglich, daß ihm die Kirche von Rohrheim auf die Länge beſſer gefalle, als das Gotteshaus zu Admont. Aber ſehen muß er dieſes erſt; ſo lange er es nicht ſieht, wird er im Wahne ſein, es gäbe nichts Schöneres als jenes.

Noch richte ich meine Apoſtrophe an Jene, welche zum Beſten des Volkes, ſeines Geiſtes und doch wohl auch ſeines Herzens die Schulreform durchgeführt haben, dieſe Reform, der auf dem Lande ſofort die Kirchenmuſik zum Opfer fiel.

Der Landmann fühlt es nicht ſo ſehr, wenn die Kunſt, die ſeit alter Zeit auch in ſeiner Dorfkirche Heimſtätte fand, nun allmählich untergeht — nur daß ſein Geſchmack noch troſtloſer verwildert und verkommt. Aber Einer, der Beſſeres kennt, verurtheilt iſt, auf dem Lande zu leben, in den Kirchen die Spuren des Schönen ſucht und neben den Ruinen aus beſſerer Vergangenheit die abſcheuliche Abgeſchmacktheit des bigotten Pöbels herrſchen findet — der fühlt das Unrecht, welches an dem Volke begangen wird, da man ihm die idealen Güter entzieht oder vorenthält, die wie das Geſetz allen Staatsbürgern, wie das Sonnenlicht allen Menſchen gemeinſam ſein ſollen.

Urtheilen Sie ſelbſt, geehrter Herr! ob ich Jemandem Unrecht thue oder zu viel verlange und genehmigen Sie den Ausdruck der Achtung von Ihrem

ergebenen

H. M.“

Von der Vernachläſſigung unſeres alten Volksliedes.

Ueber den Mangel an Muſik haben wir uns in den Städten nicht zu beklagen. Ich mag alle Gattungen von Muſik, die wir haben, gar nicht nennen; Jeder kennt ſie, die Einen zum Entzücken, die Anderen zur Qual. Eine Gattung aber iſt, die liegt ganz brach in der civiliſirten Welt, ſie iſt verlaſſen und vergeſſen. Die Muſikhiſtoriker ſagen, ſie wäre die Mutter aller Muſik und glauben ihr mit dieſem Pfründnerſcheine genug gethan zu haben.

Dieſe Gattung iſt das Volkslied.

Allerdings haben wir Componiſten, die das Volkslied cultiviren; ich nenne nur Schmölzer, Koſchat, Gauby. Wir haben Vereine, die es nach dieſen Meiſtern pflegen, aber die hohen Herren von der Akademie wenden ſich mit Geringſchätzung davon ab und ſagen, das ſei nicht mehr urſprünglich, das ſei gemacht und gekünſtelt, entſpreche weder der Natur noch der Kunſt, und ſie betheuern, das wahrhaftige Volkslied ſtehe ihnen viel zu hoch, als daß ſie der „Verballhornung“ desſelben das Wort reden könnten. — Ich frage nun dieſe akademiſchen Herren, wenn ſie das Volkslied ſchon ſo hoch halten, warum thun ſie denn gar nichts, um es zu retten?

Ja, meine ſchöne Frau Muſica, die du deine Mutter verlaſſen haſt und verachten kannſt — zu retten, ſage ich! Denn hier iſt etwas im Untergehen begriffen, was einer tauſendjährigen Cultur bedarf, um wieder zu erſtehen.

Ich vermiſſe in unſerer Muſikwelt eine Anſtalt zur Pflege des alten Volksliedes. Ich kann mich nicht einlaſſen in den Streit, ob die gegenwärtigen für Quartett und Quintett der Geſangvereine berechneten Bearbeitungen des Kärntner- und Steirerliedes künſtleriſch gerechtfertigt ſind oder nicht; ich für meinen Theil halte auch dieſe Cultivirung des Volksliedes für hoch verdienſtlich, obgleich zugegeben werden muß, daß ſie ſchon ihrer Einſeitigkeit wegen unzulänglich iſt. Die Sängergeſellſchaften, die in den Wirthshäuſern herumſingen und mit dem Nationalcoſtüm das Lied ſtützen wollen, ſind freilich auch nicht das, was ich meine. Am nächſten kommt der Art des Singens im Volke unſer weitbekanntes öſterreichiſches Damenquartett.

Ich meine und wünſche eine Pflegeſtätte des alten deutſchen Volksliedes, jenes Volksliedes, von dem man weder Dichter noch Componiſten kennt. Das beſteht nicht allein etwa aus Liebes-, Schützen- und Almliedern; es hat auch die Standeslieder, Bauern-, Burſchen-, Soldatenlieder; es hat die Wanderlieder, Feſt- und Todtenlieder; es hat die Romanzen und Balladen, die Krippenlieder, Marienlieder und überhaupt das geiſtliche Lied, welches an Weiſe und Text einen Schatz von Naivetät, Gemüth und Stimmung enthält. — Wo finden wir dieſe ſtets intereſſanten, theils herrlichen Geſänge? In der Stadt nicht, in unſeren Geſangvereinen nicht. In guten Volkslieder-Sammlungen haben wir ſie allerdings gedruckt, aber ohne Noten. Dieſe Lieder taugen aber nicht zum Leſen wie ein Goethe'ſches oder Heine'ſches Gedicht — ſie ſind im Singen entſtanden und zum Singen da. Weit muß man hinausdringen in die Dörfer und intimer in die Hütten hinein, will man einmal ein ſolches Lied hören und aus dem natürlichen Vortrag ſeine Schönheit genießen. Dort müßte man den Schatz auch heben, zum Texte die Arie aufſchreiben und den Leuten ablernen, wie geſungen wird. In ſolchen Sachen kann der Gelehrte von der Einfalt lernen. — Unſeren Sängerkreiſen, iſt ihnen denn die Doppelſeele der Kunſt, die Naivetät und Einfachheit ſo ganz und gar abhanden gekommen, daß ſie uns dieſe Lieder in ihrer urſprünglichen Weiſe gar nicht bringen könnten? Und brächte es die Kritik wirklich über's Herz, auf die Volksart und Einfachheit für immer zu verzichten? Sollte ſie nicht vielmehr wie ein treuer Compaß gerade auf das Volkslied hinweiſen, als auf den Jungbrunnen für alle Muſik?

Ich wünſche eine Geſellſchaft zur Pflege des alten Volksliedes. Man ſollte wenigſtens in der großen Stadt, die ein Archiv für alle Zweige der Cultur ſein ſoll, wiſſen, wohin man zu gehen hat, wenn man die alten Volkslieder hören will, die unſere Ahne und Mutter geſungen, nach denen unſer Großvater geworben, gejubelt, gelitten, geſtritten hat, an welchen den meiſten Menſchen ſüße Erinnerungen hängen. Es würde ſich für dieſe Lieder ein großes Publicum finden und es würden dieſe Lieder allmählich eine Läuterung des Geſchmackes vollbringen.

Es könnte der Kreis auch erweitert werden, obzwar das alte deutſche Lied aus allen Gauen und in allen ſeinen textlichen und ſanglichen Eigenarten Abwechslung genug böte. Es könnten die Volkslieder fremder Nationen mit einbezogen werden. Wie intereſſant wäre z. B. ein Concert mit der Zuſammenſtellung aller Landeshymnen, Nationallieder von der öſterreichiſchen Volkshymne an zur Wacht am Rhein, zur Marſeilleuſe, zum Rakoczy-Lied u. ſ. w. Wäre eine ſolche Reihe der weltbewegenden Geſänge nicht einmal vorzuziehen einem Programm von Claviergeklimper, Fetzen aus Opern und modernem Singſang, bei dem man ſich ſchon unzähligemal gelangweilt hat?

Der Aberglaube, möglichſt immer moderne Kunſtmuſik üben zu müſſen, ſchwierige Werke berühmter Meiſter aufführen zu können, iſt ſelbſt in's Dorf hinausgedrungen, wo es die kleinen Geſangvereine gewöhnlich vorziehen, ſich mit pompöſen oder ſogenannten claſſiſchen Muſikſtücken lächerlich zu machen, als mit einfachem, ihren Mitteln entſprechendem Geſange ſich den Dank des Publicums zu gewinnen. Oft ſchon habe ich aufrichtiges Mitleid empfunden mit derlei ländlichen Sangbefliſſenen, die bei ihrer beſten Abſicht, etwas Künſtleriſches zu leiſten, vom ländlichen Publicum nicht verſtanden, vom zufällig anweſenden ſtädtiſchen beſpöttelt werden. Nicht beſpöttelt, weil ſie ein ſchwieriges Stück ungenügend zum Vortrage brachten, ſondern weil ſie es gewählt hatten. Aber die Abneigung gegen das Volkslied iſt ſo groß geworden, daß ſie lieber Complicirtes und Raffinirtes ſchlecht, als Einfaches gut, zum Gehör bringen. Nun muß man aber noch froh ſein, daß ſie ſingen, und kann Denen vom Lande am wenigſten vorſchreiben, was ſie ſingen ſollen, denn ſie ſingen gewöhnlich zu ihrem eigenen Vergnügen, haben nichts und wollen nichts dafür.

Aber an den Städtern, die derlei doch ernſter zu nehmen pflegen, die ſich ſonſt in den Schulen, in den Vereinen, in der Politik und Kunſt ſo gerne und zu Recht mit der Vergangenheit unſeres Volkes, mit deſſen Sitten, Sagen, Sprache Kleidung u. ſ. w. befaſſen, an dieſen Städtern iſt es nicht verſtändlich, warum ſie gerade gegen das alte Volkslied eine ſo große Gleichgiltigkeit, um nicht zu ſagen Abneigung haben.

Ich wünſchte beſonders in größeren Städten Geſellſchaften zur liebevollen Pflege des alten Volksliedes. Ich glaube, daß das ſelbſt für ernſtere Kunſtbefliſſene eine dankbare Aufgabe wäre. Die Lieder unſerer Väter, in welchen ein reiches nationales und tiefmenſchliches Erbe für uns liegt, in ihrer urſprünglichen Einfachheit, aber mit geſchulten Stimmen und künſtleriſcher Genauigkeit geſungen, können ihre Wirkung nicht verfehlen. Manche dieſer Lieder ſind einſtimmig zu ſingen, die meiſten zweiſtimmig; einige, darunter Jodler, drei- und noch mehrſtimmig. Wenn viele geiſtliche Lieder einem Vorſänger nach im Chor geſungen werden, ſo möchte das auf's Ungenaue hin allerdings einen komiſchen Eindruck machen, weil uns die Vorſtellung der bäuerlichen Wallfahrerſchaaren beeinflußt; an und für ſich kann auch dieſe Form von berückender Wirkung ſein. Zwar möchte ich derlei alte geiſtliche Lieder lieber in der Kirche hören, wo ſie das Heimatsrecht beſitzen, aber heute — von rein rituellen Geſängen verdrängt — entweder gar nicht mehr geſungen werden, oder in jener Weiſe, die mit dem Schönen nichts zu thun hat.

Ich glaube, dieſe Sache iſt der Anregung werth, und wenn es unſeren Muſikern, Muſikfreunden und Kritikern wirklich ernſt iſt mit ihrer Liebe zum Volksliede, ſo dürften ſie wenigſtens darüber nachdenken, ob und inwieſern mein Vorſchlag durchführbar wäre.

Eine Zuſchrift.

Ueber dieſen ſchon in meinem „Heimgarten“ beſprochenen Gegenſtand ſind mir mehrere beiſtimmende Schreiben zugekommen. Eines kam von einem Schulleiter aus Oberkärnten, dasſelbe iſt gar kritiſch, aber es dürfte nach mancher Richtung hin Wahres und Beherzigenswerthes enthalten, ich drucke es ab:

Geehrter Herr Heimgartenmann!

Sie werden ſchon verzeihen, ich hätte Sie für klüger gehalten. Eine Volksliederſache ſo gewiß den zünftigen Muſikleuten vorzutragen, den akademiſchen Fachmuſikanten, vielleicht gar noch den Wagnerianern! Das kommt mir gerade vor, als ob Sie die Fleiſchhauer angingen, daß ſie für den Vegetarismus, oder die Leinweber, daß ſie für die Wollkleidung Propaganda machen ſollen. Ja, dieſe Herren von der Zukunftsmuſik mögen mir beim heiligen Gral ſchwören, wie hoch ſie das alte Volkslied in Ehren halten, wie ſehr Wagner ſelbſt das Volkslied geſchätzt und ihm zugeſtrebt habe — in der Theorie vielleicht — ich glaube ihnen nicht. Der eingefleiſchte Wagnerianer haßt das Volkslied wie der Teufel den Weihbrunnen — wenn Sie das Sprichwort kennen.

Und bei den Fachmuſikern älterer Schule werden Sie auch nichts erreichen; dieſe möchten ſich wohl den Kopf zerbrechen, wie die Sache anzugehen ſei, denn ſie iſt zu einfach für umſtändliche Leute, und möchten im beſten Falle ſo lange am Volksliede herumkünſteln, bis es keines mehr wäre.

Nach meiner Meinung müßten Sie ſich an Naturſänger wenden, deren etliche zuſammenſtehen, alte Lieder im Volke auffangen und nach der Volksart ſingen ſollen, ſo gut ſie können — aber beileibe nicht beſſer. Oder warum haben Sie ſich nicht an die Volksſchullehrer gewendet? Dieſe ſind am leichteſten in der Lage, die Liederſchätze zu heben, und da ſie ohnehin mit der Jugend ſingen, ſo ſollen ſie wieder die alten Volkslieder ſingen, inſofern ſie für die Jugend paſſen. Auch die Erwachſenen könnten gerade vom Schullehrer zu ſolchem Singen angehalten und wieder erzogen werden. Ich habe in meiner Gemeinde ſchon einen Verſuch gemacht, habe zwei Manns- und zwei Weibsperſonen beiſammen, die zu Zweien, Dreien oder Vieren ſchon etliche zwanzig alte Lieder recht hübſch zum Vortrage bringen. An den Feierabenden oder Sonntagen Nachmittags kommen ſie zuſammen, iſt mir aber lieber, nicht im Wirthshauſe, ſondern in einer großen Bauernſtube oder im Schulhauſe und haben wir Zuhörer in Haufen.

Vielleicht machen uns das Andere nach, und wenn ſie's beſſer machen als wir, ſo haben wir auch nichts dagegen. Wie ich mir vorſtelle, wäre das der richtige Weg, nach Ihrer Anregung dem Volkslied zu nützen.

Indem ich für meinen Freimuth recht artig um Entſchuldigung bitte, Ihr ganz ergebener N. N.

* * *

Dieſe Zuſchrift iſt mir erfreulich und ich lege ſie allen Volksſchullehrern an's Herz. Indeß hatte ich in meiner Anregung vornehmlich die Pflege des alten Volksliedes in den Städten vor Augen gehabt. Hat das Volkslied einen Werth, ſo wollen wir ihn auch in den Städten nicht miſſen; hat es keinen, ſo iſt die Pflege desſelben auch auf dem Lande nicht nothwendig. Weil es aber einen unbeſtreitbaren hohen Werth hat, nicht allein als Muſik, ſondern auch als Culturelement, vornehmlich für den deutſchen Geiſt und für die Heimatsliebe, weil auch in der ſtädtiſchen Bevölkerung eine große Neigung dafür da iſt, die ſich ſogleich zeigt, wenn z. B. in Concerten oder im Theater einmal etwas Volksliederartiges anklingt, ſo mahne ich wiederholt: Pfleget das alte Volkslied auch in den Städten!

Von der Mißachtung unſerer Schulbücher.

Wenn ich die Bibliotheken unſerer Bücherfreunde durchſehe, ſo finde ich viel des Gediegenen und Schönen — das Beſte der Claſſiker, der neuen Belletriſtik, die intereſſanteſten Werke der Franzoſen, Engländer, Italiener, Ruſſen u. ſ. w., ich finde Fachſchriften, Handbücher und Nachſchlagebücher; es iſt kaum eine auffallende Lücke da — und etwas fehlt doch.

Es fehlen faſt überall jene Werke, die für unſer Leben und Wiſſen, für unſere Charakter- und Geiſtesrichtung von erſter und deshalb größter Wichtigkeit geworden ſind. Es fehlen die Schulbücher, die Lehrbücher der Jugendzeit. Freilich iſt dem Knaben nichts ſo ſehr verhaßt, als ſeine Fibel, ſein Rechenbuch, ſeine Sprachlehre. Er hat ſein Mißfallen dem Buche auch bei jeder Gelegenheit zu erkennen gegeben oder es keck zum Gegenſtande ſeiner profanen Spiele gemacht. Das beweiſen die ſtumpfgeſtoßenen Ecken der Einbände, die aus Rand und Band gegangenen Leinwandrücken, die Eſelsohren aller Größen, wovon jedes Blatt nicht weniger als zwei hat, die Randzeichnungen, kühn gedachte Illuſtrationen, die ſich auf Alles, nur nicht auf den Text beziehen, das beweiſen endlich ganze Theile des Buches, die — nicht mehr exiſtiren.

Dem Knaben allerdings wäre es ganz und gar unverſtändlich, wenn ich ihm rathen wollte, ſeine Schulbücher zu ſchonen und aufzubewahren für ſein ſpäteres Leben, wo ſie ihm von Werthe ſein würden. Aufbewahren dieſe Bücher, welche die Plage und das Verhängniß ſeiner Jugend ſind!

Nach dreißig oder vierzig Jahren wird er's freilich verſtehen, was ich meine. Manchen habe ich auf der Suche geſehen nach ſeinen erſten Schulbüchern und er, der die größten Werke der Welt ſein nennen konnte, hat vergebens geſtrebt nach den beſcheidenen Büchelchen, die ihn einſt in das Wiſſen und in die Welt geführt hatten.

Gewiß iſt es auch gemüthlich-intereſſant, mit den Büchern aus der Schule eine Fülle von Erinnerungen zu beſitzen; aber noch werthvoller dünken ſie mir für Manchen als Nachſchlagebehelfe. In den Büchern der Volksſchulen iſt mehr Wiſſen enthalten, als man annimmt und der gewöhnliche Gebildete wird ſpäter kein Handbuch finden, in welchem er ſich z. B. in der Grammatik, in der Mathematik, in der Geographie und Geſchichte, in der Naturgeſchichte ſo leicht orientirte, als in jenen Grundriſſen, nach denen er die Gegenſtände gelernt hat.

Es iſt daher nicht allein Undank gegen die Bücher, die uns von all unſerem Wiſſen und Können weitaus das Wichtigſte gegeben haben, es iſt auch unklug, unpraktiſch — wenn wir uns um ſie nicht mehr kümmern, ſobald wir höhere Stufen erklommen haben.

Auch die Studenten der Mittel- und Hochſchulen ſollten jedes ihrer Lehrbücher aufbewahren — ſie würden einſt als große Gelehrte die alten Bekannten nicht verachten.

Ich nehme meinen Kindern alle Bücher ab, ſobald ſie ſelbe nicht mehr brauchen, und lege ſie in Verwahrung. Es kommt ein Tag, an welchem ich ihnen mit dieſen Bändchen und Heften, und ſie mögen noch ſo arg zugerichtet worden ſein, eine wahre, anhaltende Freude machen werde. Das iſt eine Freude, die nichts koſtet und unter Umſtänden manchen Gewinn bringen kann; die Schulbücher können nicht blos für den Einzelnen werthvoll als Erinnerung ſein, ſondern für ganze Familien einen Schatz ausmachen. Darum rathe ich allen Eltern, Erziehern und Lehrern, darauf zu achten, daß ihre Kinder und Zöglinge die werthvollen Denkmale ihres erſten geiſtigen Lebens, ihrer Kindheit und Jugend nicht vernichten und nicht verſcherzen. Ich halte die Sache nicht für unweſentlich. Hätte ich alle meine Schulbücher noch — ich habe nur einzelne, theils ganz zufällig die Originalexemplare, theils andere, nacherworbene Exemplare, ſoferne ſie noch zu bekommen waren — hätte ich ſie alle, ſie gäben mir den werthvollſten Theil meiner großen Büchersammlung.

Von unſerer Soldatenwirthſchaft.

Ich leſe folgende Zuſchrift vor:

Für das, was ich heute ſagen will, iſt mein Vater vor vierzig Jahren zwei Tage lang im Arreſt geſeſſen. Ich bin damals aſſentirt worden und hat mein Vater den Herren geſagt: „Mir thut's nicht leid um den Buben, Soldaten müſſen auch ſein, aber der Arbeit wird er mir entwöhnt; Ihr thut's die Soldaten entweder zu Tod rackern oder ſie faullenzen laſſen.“ — Iſt dafür einkaſtelt worden. Es iſt nicht ſo unrichtig geweſen, was er ſagte, die längſte Weil haben wir gar nichts gethan, als die Montour putzen und lauter ſolche Sachen, die wir in Kriegszeiten gewiß nicht gebraucht hätten, und auf einmal wieder haben wir Märſche gemacht und Hunger gelitten und Strapazen ausgeſtanden, als wären wir von Stahl und Eiſen geweſt. Leſen und ſchreiben habe ich dabei gelernt, das iſt das Beſte geweſen, und wie ich nach vierzehn Jahren ausgedient gehabt, hat's ſchier den Anſchein gehabt, als wär ich ein Faullenzer worden. Ein ausgedienter Soldat! ſapperment, das iſt ſchon was! das Holzhacken und Korndreſchen wäre nichts, mit den Bauerndöppeln umgehen wäre mir zu dumm — lieber das Sackel nehmen und: ein verabſchiedeter Soldat thät bitten, alsdann . . . Hätt's gethan, wenn nicht mein Vater mit Tod abgegangen und mir der

Hof zugefallen wär. Jetzt hat's doch geheißen: arbeiten! iſt mir wohl ſauer ankommen.

Ich bin ein einfacher Landmann, habe aber doch auch meine Meinung, und jetzt wird man deretwegen, Gott lob, nicht mehr eingeſperrt. So ſage ich nach meinem Verſtehen ſo viel:

Das Beſte und Allergeſcheiteſte wäre, wir thäten gar keine Soldaten brauchen, denn das Militärweſen, was es koſtet und was es auf der Welt für Elend ſtiftet, das iſt ein Unſinn. Aber es iſt einmal ſo, und wir können es nicht ändern. Heer-Reduction leſe ich in den Zeitungen. Zum Teufel, wer traut ſich denn? wenn alle Nachbarsländer bis an die Zähne bewaffnet daſtehen! Ich, wenn ich Haus Oeſterreich bin, ich mache den Anfang nicht, das ſage ich! Wenn's ſchon nicht dahinzubringen iſt, daß die hohen Herren von Europa zuſammenſtehen und es unter ſich ausmachen: So viele Soldaten koſten uns zu viel, bringen den Wohlſtand um, wir wollen Alle miteinander um die Hälfte herabfahren! koſtet uns Allen miteinander um die Hälfte weniger und haben vergleichsweiſe doch noch ſo viel Wehrkraft, weil wir uns ja vor niemand, als vor uns ſelbſt zu wehren haben. — Wenn das ſchon nicht zuwegzubringen iſt und die Laſt ſchon bleiben ſoll, als wäre ſie von Gott auferlegt und nicht von den Menſchen, ſo ſage ich, muß auf andere Art was gethan werden, daß uns leichter geſchieht. Es iſt wahr, auf drei Jahre lang wird's Keinen umbringen. Den Soldaten nicht, wenn er bisweilen auch ſtrapazirt wird, daß ihm die Zunge heraushängt, ein andermal raſtet er ſich doch wieder beſſer aus, als es der Bauersmenſch jemals thun kann. Und die Herren Officiere! Ich gönne es ihnen, ſie haben auch ihre Erholung nöthig, aber wenn man nur wo einen Nutzen thäte ſehen, man wollt ihnen alles Gute wünſchen.

Es muß wohl geſagt werden: das Militär iſt im Ganzen rechtſchaffen angeſtrengt; wenn nur ein Mittel zu finden wäre, um dieſen großen Kraftaufwand zu verwerthen!

Vor Zeiten ſoll man mit dem Militär die großen Arbeiten, Bauten, Urbarmachung des Bodens u. ſ. w. ausgeführt haben. Wenn ich bedenke, daß etliche hunderttauſend der kräftigſten Männer vom Staat leben und nichts ausrichten, ſo wird mir übel. Wir haben alle Jahre unſere Erntezeit, wo dem Bauer wegen Arbeitermangel viel verdirbt; wir haben Flußregulirungen, Eiſenbahn- und Straßenbauten; wir brauchen eine billige Polizei; es giebt Gemeinden, die ſich das Schulhaus, das Armenhaus nicht bauen können, was weiß ich! Wenn man Soldaten dazu haben könnte! das wäre ein Glück und dann wären die über das viele, koſtſpielige Militär ſchimpfenden Mäuler geſtopft. Die Leute würden ſich der körperlichen Arbeiten nicht entwöhnen und daß die Officiere vortreffliche Ingenieure ſind, das iſt gewiß, und daß es Schade iſt, wenn juſt die intelligenteſten Männer ſo wenig benützt werden, wird mir Jeder zugeben.

Das iſt ſo meine Meinung, iſt ſie nicht richtig, ſo laſſe ich mich gerne belehren; wenn mir aber entgegengeſagt wird, daß es ſich mit der militäriſchen Ehre nicht vertrage, auch im Frieden was zu ſchaffen und dem Land zu dienen, ſo laſſe ich das nicht gelten. Es arbeitet unſer Herr und Kaiſer zum Wohle des ganzen Landes, und iſt es ſo, wie der Kaiſer Joſef geſagt hat: Ich bin nur der erſte Beamte des Staates! — da wird es wohl auch für unſere Soldaten keine Schande ſein, wenn ſie ſich nicht blos in Kriegs-, ſondern vornehmlich auch in Friedenszeiten nützlich machen.

Wenigſtens thät man die blutige Steuer für's Militär lieber ſchwitzen, wenn man ſähe, das Ding wäre auch in gewöhnlichen Zeitläuften zu was nutz. —

Was ich dieſer Zuſchrift ſonſt noch beizuſetzen hätte, das ſei verſchoben — auf das nächſte Jahrhundert. Heute — Einer gegen dreimalhunderttauſend Mann! — Es wäre nicht rathſam.

Von dem Hange zur Selbſtvernichtung, und dem Drange lang zu leben.

Es iſt niederdrückend für uns, wenn die Statiſtiker behaupten und beweiſen, daß trotz der zunehmenden Bildung in einem beſtimmten Lande oder einer Stadt von Jahr zu Jahr ſich die Zahl der Selbſtmorde ſteigert. Und da hat man es ausgerechnet, daß z. B. in Philadelphia durchſchnittlich unter 16.000 Bewohnern ein Selbſtmörder vorkommt, daß ſich hingegen in New-York ſchon unter 7800 Perſonen eine um's Leben bringt, in London aber unter 5000 Perſonen eine, in Berlin ſogar unter 2900, in Paris unter 2000 eine Perſon, während in der Stadt Kopenhagen endlich unter 1000 Menſchen je einer ſich ſelbſt ermordet. — Dieſe Beiſpiele zeigen, daß in Amerika viel weniger Selbſtmorde vorkommen, als in unſerem Welttheile.

Es iſt die erſchreckende Erfahrung gemacht worden, daß die Zahl der Selbſtmorde ſteigt, und zwar außerordentlich raſch.

Während man in Frankreich im Jahre 1826 1739 Selbſtmorde zählte, ſteigt deren Zahl im Jahre 1872 bis auf 5275, hat ſich alſo in 46 Jahren mehr als verdreifacht. In Italien zählte man im Jahre 1864 709 Selbſtmorde, im Jahre 1871 (ohne Rom) bereits 836. In den Vereinigten Staaten kamen auf 100.000 Einwohner 3, in England 6 und in Oeſterreich diesſeits der Leitha über 7 Selbſtmordfälle. In Oeſterreich (Stadt und Land mit eingerechnet) iſt alſo unter je 14.000 Perſonen ein Selbſtmörder. — Die am meiſten vorkommende Art des Selbſtmordes iſt beim männlichen Geſchlecht das Erſchießen (31 Percent), beim weiblichen das Ertränken (55 Percent). Was die Haupturſachen des freiwilligen Todes betrifft, ſo ſtehen für die Männer zerrüttete Vermögensverhältniſſe (14 Percent), für die Frauen häuslicher Kummer (9 Percent) in erſter Reihe. Selbſtmord aus unglücklicher Liebe, begangen von Frauen, figurirt in dem Ausweiſe mit der Ziffer von 6 per 100 Fälle.

Das iſt eine düſtere Buchführung. Und weil dieſe und ähnliche Zahlen mit einer furchtbaren Regelmäßigkeit in den gewiſſen Zeitabſchnitten wiederkehren und wachſen, ſo könnte man wahrhaftig meinen, als müſſe es ſo ſein, und der Menſch könne nichts dawider thun. Das wäre aber ein gefährlicher Gedanke, und juſt dieſer Gedanke, der durch die heutige Richtung der Philoſophie neuerdings erweckt und gekräftigt wird, kann eine Urſache ſein, daß ſich die Selbſtmorde ſo ſehr vermehren. Der Menſch darf den Glauben an ſich nimmer verlieren und gerade in Noth und Elend, wenn der Selbſtmordgedanke anklopfen will, kannſt Du ſehen, welch eine gewaltige Kraft in Dir wohnt, eine Kraft, die über Jammer und Verzweiflung ſiegt, die uns emporhebt über das Schickſal, dem wir uns unterknechtet wähnten.

Verbrechen und Selbſtmorde kommen ſeltener in den armen Volksclaſſen vor, als bei ſolchen Menſchen, die durch Zufall oder eigene Schuld aus reichen, angeſehenen Leuten plötzlich arme und mißachtete Schlucker geworden ſind. Die Zeiten der volkswirthſchaftlichen Kriſen liefern davon zahlloſe Beiſpiele. — Wenn Schiller ſagt: „Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht“, ſo warnt er ſchon mit ſeinem zweiten Ausſpruche: „Der Uebel größtes aber iſt die Schuld!“ vor dem Selbſtmorde. Der Selbſtmörder wirft das Höchſte, was er hat, die Menſchenwürde, von ſich und entflieht der Pflicht, die ihm gegen ſich und die Mitmenſchen obliegt, und er iſt feig, er ſtürzt ſich in den Tod, weil ihm vor dem Leben graut. Das iſt die Schuld, mit der er von hinnen geht. — Menſchen, die in dem Augenblicke ihres Selbſtmordverſuches an der That verhindert wurden, kommen in der Regel bald wieder von dem ſchwarzen Gedanken ab und ſteuern einem zufriedeneren Leben zu. Ein Spaßvogel hat einmal folgenden Vorſchlag gemacht: Inſoferne heutzutage der Staat gegen Selbſtmorde etwa nichts mehr einzuwenden hat, möge er, nebſt ſeinen Wohlthätigkeitsanſtalten, als da ſind Schulen für Jene, die was lernen, Krankenhäuſer für Jene, die geſund werden wollen u. ſ. w. auch Selbſtmordinſtitute gründen für Solche, die ſich das Leben nehmen wollen. Der Selbſtmordbefliſſene miethe ſich in demſelben nun entweder das Cabinet mit dem Strick, dem Raſirmeſſer, der Piſtole, dem Waſſerbaſſin, dem Gift, dem Luftgas u. ſ. w., und iſt vermöge der vortrefflichen Einrichtung verſichert, daß er ſich auf die möglichſt ſchmerzloſe und angenehme Art aus der Welt ſchaffen kann. Ueber das Miethen und die Auswahl der Mittel wird ſo viel Zeit hinſtreichen, daß ihm die Luſt zum Sterben wieder vergeht und anſtatt auf communalem Wege todt zu werden, wird er's vorziehen, auf communalem Wege leben zu bleiben.

Jener ungariſche Landmann war mit dem Stricke ſchon auf den hohen Baum geklettert, in der Abſicht, ſich zu erhenken, weil ihn die Welt nicht mehr freue. Kam noch rechtzeitig ein alter Nachbar herbei, der ſchrie und bat: „Gevatter, thu' Dir das nicht an; aufhängen, na, das wär' eine Dummheit, die Dich Dein Lebtag reuen würde. Steig' herab, Gevatter!“ — Vergebens, Der oben im Laubwerk ſchlang ſchon den Strick um einen Aſt. Der Nachbar verſuchte auf den Baum zu klettern, um die That zu verhindern, allein, der Stamm war glatt und der Nachbar war alt, er konnte nicht hinan, und der Selbſtmörder warf ſich ſchon die Schlinge über den Kopf. Da fiel es dem Nachbar ein: Halt, der Janoſch trinkt ja den Wein gern! — „Gevatter!“ rief er ſogleich auf den Baum, „Du mußt herabſteigen, ich ſuch' Dich ſchon, ich hab' juſt ein friſches Faß angezapft!“ — „So?“ ſagte der Andere oben, „ja, das iſt ſchon wieder ganz was Anderes,“ und ſogleich ſchleuderte er den Strick dahin und kletterte vom Baume herab. — Er trank und trinkt heute noch; was wäre es Schade, wenn ſich Der die Gurgel zugeſchnürt hätte!

Uebrigens ſoll dieſe ſpaßhafte Geſchichte dem Ernſt des Gegenſtandes nicht vorgreifen. Wir können dem Selbſtmörder weder Fluch noch Segen nachrufen in ſeine öde, verlaſſene Grube. Aber fluchen müſſen wir einer Richtung unſerer Zeit, die den Menſchen durchaus als von dem Materiellen, von ſeinen Bedürfniſſen und Leidenſchaften, von ſeiner elementaren Artung abhängig erklärt, was für Viele ſo häufig das Vertrautwerden mit dem Selſtmord zur Folge hat; fluchen dem Hange zu Prunk und Größengier und Genußſucht und Verweichlichung. Hingegen ſegnen müſſen wir eine andere Richtung unſerer Zeit, die durch Schule und eine harmoniſche Bildung den Menſchen wieder einer idealeren und ſelbſtloſeren Weltanſchauung zuführen will. In der menſchlichen Natur muß ein möglichſtes Ebenmaß ſein zwiſchen Geiſt und Herz, zwiſchen Wille und Ergebung, wo dieſes fehlt, da iſt Zwiſt und Zerfall mit ſich ſelbſt, und daraus entſpringt bei rechten Anläſſen der Entſchluß, ſeinem Daſein ein Ende zu machen.

Die Natur wehrt ſich dagegen mit aller Macht. Die Meiſten ſind ſo wirkliche und intenſive Menſchen, daß ſie eher mit Bangen fragen: Wie lange kann ich noch leben?

Die Bücherweisheit kann uns keine Antwort geben, wenigſtens auf Grund der Materie nicht, ſie muß bei einer Lehrmeiſterin anfragen, die uns Allen nahe ſteht, bei der Erfahrung.

Der Erfahrung nach iſt es nicht abſolut unmöglich, daß der Menſch zweihundert Jahre alt werden kann.

Als Beiſpiel des höchſten Alters wird Methuſalem aufgeſtellt; er ſoll 969 Jahre lang gelebt haben. Man muß aber nicht vergeſſen, daß jene moſaiſche Zeitrechnung eine andere war, als unſere heutige; wenn wir die Lebenszeit Methuſalem's in *unſere* Zeitrechnung überſetzen, ſo beträgt ſie immer noch 200 Jahre — das einzige Beiſpiel einer ſolchen Langlebigkeit im Menſchengeſchlechte — und dazu noch in einer mythiſchen Geſtalt — das iſt allerdings nicht tröſtlich für Einen, der recht alt werden will.

Es will Keiner? Alt werden will freilich Keiner, aber lang jung bleiben will Jeder. Und ein auf 200 Jahre berechneter Mann wäre mit 120 gerade ein Mann in den beſten Jahren.

Wer ſich die Mühe nehmen wollte, ein Verzeichniß der Menſchen anzulegen, die heute über 100 Jahre alt werden, er würde zu ſeinem Erſtaunen nicht Wenige finden. Hundert- bis Hundertzehnjährige giebt es in allen Ländern, beſonders in der ländlichen, bäuerlichen Bevölkerung. Nach älteren Aufzeichnungen iſt auch eine erkleckliche Anzahl Hundertzwanzigjähriger bekannt; ſelbſt Hundertdreißig- bis Hundertvierzigjährige giebt es ein paar Dutzend. Das hundertfünfzigſte Jahr haben nur Wenige überſchritten.

Hier folgen einige Beiſpiele von Erreichung hohen Alters. Der venetianiſche Edelmann Cornaro war vor ſeinem 35. Lebensjahre durch ein unvernünftiges Genußleben erkrankt und dem Tode nahe gekommen. Er änderte ſeine Lebensweiſe und brachte es trotz eines ſchwächlichen Körpers bis zu 104 Jahren.

Der Deutſche Mittelſtädt lebte in den Tag hinein ohne alle Regeln, ohne an Geſundheit oder Krankheit zu denken, und erreichte ein Alter von 112 Jahren.

Baron Longueville hatte ſich zehnmal verheiratet, wurde in ſeinem hundert und erſten Jahre noch Vater und ſtarb in ſeinem hunderteilſten Jahre.

Baron Baravicino de Cagellis heiratete in ſeinem 19. Jahre zum erſten- und in ſeinem 84. Jahre zum viertenmale. Er ſtarb mit 104 Jahren.

Der alte Draakenberg lebte 146 Jahre.

In Schweden ſind einige Fiſcher bekannt, die 130 bis 140 Jahre alt wurden.

Der engliſche Bauer Thomas Parre war 152 Jahre alt und lebte in beſter Geſundheit noch immer fort. Er hatte neun engliſchen Königen gedient. König Carl der Erſte hörte von ihm und wünſchte ihn zu ſehen. Als der Bauer nach London kam, wurde er königlich bewirthet. Er verdarb ſich dabei den Magen und ſtarb in kurzer Zeit. Der Leibarzt des Königs unterſuchte die Leiche und conſtatirte, daß die Organe nichts Greiſenhaftes an ſich gehabt hätten. Thomas Parre ſtarb alſo als jugendlicher Mann von 152 Jahren.

Der Merkwürdigſte von Allen iſt aber der Engländer Jenkins. Dieſer Mann erſchien häufig als Zeuge vor Gericht, und zwar zum erſtenmale als er 17 Jahre alt war. Als er das letztemal erſchien, wußte er nicht, wie alt er ſei, doch war das, wie die gerichtlichen Protokolle bezeugten, 140 Jahre ſpäter. Er ſtarb in einem Alter von 157 Jahren.

Nachrichten von Perſonen, die dem vollen zweiten Hundert nahe gekommen ſein ſollen, ſind unverläßlich.

In einem Dorfe bei Fünfkirchen in Ungarn begruben ſie vor Kurzem einen Bauersmann, der in keinem amtlichen Verzeichniſſe zu finden war, von dem ſich aber ſiebzigjährige Leute aus ihrer Jugend erinnern, daß er damals als der älteſte Mann der Gegend mancherlei Auszeichnungen erfuhr. Siebzig Jahre lang der älteſte Mann in der Gegend zu ſein, dazu gehört Ausdauer. Der Mann ſoll oftmals erzählt haben, daß er als Gardiſt dabei geweſen ſei, als die Kaiſerin Maria Thereſia auf dem Reichstage zu Preßburg den kleinen Joſef aufzeigte. Dieſer Reichstag war aber im Jahre 1741!

Wenn man erzählt, daß Graf St. Germain in Folge eines Lebenselixirs ein Alter von 350 Jahren erreicht habe; wenn erzählt wird, daß der Alchymiſt Nicolaus Flamel, der im 14. Jahrhunderte lebte und von deſſen Tode nichts bekannt geworden iſt, 400 Jahre ſpäter in Indien im beſten Wohlſein wieder geſehen worden ſei, ſo gehört das ſelbſtverſtändlich in das Reich des Märchens. — Geſagt möge hier aber ſein, daß ein hohes Alter von über hundert Jahren gar nichts ſo Seltenes iſt, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, und daß mancher Jüngling, der ſich heute eine Kugel durch den Kopf jagt, damit eine ſchöne, dauerhafte Zukunft todtſchießt, die ihm ſonſt zugedacht geweſen.

Wer hat die Ausſicht, alt zu werden? Jeder, der einen geſunden Organismus hat und ein vernünftiges Leben führt, Mäßigkeit, Mäßigung und Vermeidung aller Extreme, das ſind die Hauptſachen.

Der Gelehrte Bacon hat den Satz ausgeſprochen, daß am längſten dauert, was am langſamſten wächſt. Je ſchneller ein Menſch wächſt und reift, deſto ſchneller wird er auch verfallen. Im Allgemeinen mag Wahres daran ſein, im Beſonderen ſteht es doch anders, wie Thatſachen beweiſen. Zumeiſt Perſonen, die früh heiraten, erreichen ein hohes Alter; namentlich in der Bauernſchaft trifft das zu. Die Erſcheinung iſt auf die regelmäßige Lebensweiſe zurückzuführen.

Merkwürdig iſt unſer Eindruck von der Ungleichheit der Zeit. Je älter man wird, deſto raſcher dreht ſich das Rad der Zeit. Ein zweijähriges Kind iſt kaum im Stande, das Geſtern und Heute zu unterſcheiden. Dann kommt der Eindruck von der großen Länge eines Tages, von der unabſehbaren Länge eines Jahres. Der Knabe ſehnt ſich, endlich ein Erwachſener zu ſein und kann das kaum erwarten. Ein Mädchen vor zwanzig Jahren ſagt ſich gerne älter an, als es iſt; erſt nach dem zwanzigſten Jahre macht ſie's umgekehrt. Das Mannesalter erfaßt die Gleichmäßigkeit der Zeit und beherrſcht die Vergangenheit, wie die Gegenwart und Zukunft. Und immer ſchneller fliegen die Jahre vorüber, daß der Greis ſie kaum zu fixiren weiß, ſondern nur mehr der Vergangenheit lebt.

Urſache iſt wohl die: Auf das Kind macht Alles und Jedes ſeinen Eindruck, es belebt und bevölkert das Gehirn und die zahlloſen Geſtalten dehnen ſcheinbar die Zeit auseinander. Iſt das Gehirn aber neuer Eindrücke nicht mehr fähig, weil ſozuſagen kein Platz dafür vorhanden, ſo gleitet die Zeit darüber hinweg, ohne Spuren zurückzulaſſen — ſie iſt „flüchtig“. Es giebt Leute, die ſich immer über Langeweile beklagen und doch darüber verwundert ſind, „wie ſchnell die Zeit vergeht“. Das iſt ein Zeichen des Alterns, und wären die Betreffenden auch erſt 25 oder 30 Jahre alt.

Die Gunſt, ein hohes Alter zu erreichen, haben die Götter nicht Jedem zugewendet, aber die Kunſt, lange zu leben, kann Jeder erlernen. Vielen iſt das Leben nur darum lieb, weil ſie in beſtändiger Gefahr ſind, es zu verlieren. Vielen iſt das Leben nur darum ſchrecklich, weil ſie ſich vor dem Tode fürchten. Dem rechten Lebemann darf aber der Tod nicht imponiren. In der Jugend auf das Alter bauen und im Alter die Jugend bereuen, dann ſieht's freilich aus, als würde man vom Leben betrogen; man betrügt ſich aber ſelbſt. In Wahrheit lebt nur Der, welcher auf die Vergangenheit ſeine Liebe und auf die Zukunft ſeine Hoffnung ſetzt — die Gegenwart aber mit weiſem Genuſſe wahrnimmt und jeden Augenblick gefaßt iſt auf das Ende.

Von einem Siege des Gewiſſens.

Eine einfache Geſchichte predigt oft lauter und eindringlicher als der weiſeſte Grundſatz in wohlgeſetzter Rede. Wie aus der Erde die beſte Frucht, ſo kommt uns oft aus dem Volke der Arbeit die beſte Lehre.

Im „rothen Hahn“ zu Eiſenerz gab es wilden Streit. Die Wirthin und die Kellnerin liefen athemlos im Orte umher und fahndeten nach der Polizei. Der dicke Hahnenwirth war ganz behende vor Angſt, lief zur Hausthür aus und ein, ergriff in der Vorkammer einen Hauſtiel, warf ihn wieder weg, ergriff einen Beſen, ſchleuderte ihn wieder in den Winkel, ſchlug die Hände zuſammen, begütigte und beſchwor, drohte auch und begütigte wieder; zuletzt ſuchte er wenigſtens ſeine Gläſer und Bänke und Fenſter zu ſchützen. „Wenn Ihr ſchon was zuſammenſchlagen wollt,“ rief er, „ſo ſchlagt Euch die Köpfe ein, aber meine Sachen laßt in Ruh’! Jeſus, jetzt haut dieſer welſche Sakra richtig auf einen Kopf los! Und würgen! würgen, das auch noch! Du bringſt ihn ja um, Pölli! Kennt Ihr ihn denn nicht, den lieben Leibestheil, den Gott zum Draufſchlagen erſchaffen hat? Schaut’s, die Rinnwieſer Knappen wiſſen’s! Jetzt haben ſie ihn. — Nur auf die Bank, den Welſchen, und daß das Sitzfleiſch gen Himmel ſchaut, ob die Sonne ſcheint!“

Ganz witzig wurde er, der rothe Hahnenwirth, als er ſah, daß ſich die Kampfluſt zu Gunſten ſeiner Geräthe blos gegen Perſonen wendete.

„Da iſt der Ochſenziemer!“ rief er und ſchleuderte die Geißel Gottes unter die rauftollen Geſellen.

„Und da iſt er wieder zurück!“ ſchrie einer der Burſchen und ließ das Ding einmal über des Wirthes Rücken winſeln.

Jetzt kam die heilige Hermandad, aber in Geſtalt zweier Amtsdiener.

„Ach Gott!“ klagte ihnen der Hahnenwirth mit weinenden Augen entgegen, „Euch zertreten ſie wie Schwabenkäfer. Wo ſind denn die Standarn (Gendarmen)?“

„Die ſind beim Seewirth draußen, dort wird auch gerauft,“ berichteten die Amtsdiener, mit ihren Säbeln raſſelnd. Der Eine wollte vom Leder ziehen, aber der Säbel mochte meinen: Ich bin drei Jahre lang in der Scheide geblieben, ich will auch im vierten nicht heraus! und behauptete ſich mit Erfolg.

Der Andere, der durch die Thüre ein wenig in das wilde Gedränge hineingelugt hatte, war nun der Meinung, man ſolle die Leute nicht noch mehr erbittern.

„Das iſt's auch!“ verſetzte der Erſte, „nur nicht noch mehr erbittern, da müſſen wir vernünftiger ſein.“ Hierauf ſchlichen die beiden Amtsdiener wieder davon.

Als ſich die elektriſchen Funken über den Welſchen ſtark entladen hatten, ergab ſich die Dämpfung von ſelbſt. Mägde kehrten die Scherben und Trümmer zuſammen, die Knappen ſetzten ſich wieder zu neugefüllten Gläſern oder reinigten draußen am Brunnen ihre befleckten Geſichter. Einer wurde mit Eſſig gelabt. Der Italiener war davongeſchlichen.

Um was ſich's nur heute wieder gehandelt hat? — Um was wird ſich's handeln bei den Bergknappen im Wirthshaus, wenn's Sonntag iſt? Um die Weibsbilder! Liebesangelegenheiten, die mit Prügeln geſchlichtet werden, was für die natürliche Zuchtwahl ſtets von großem Vortheile iſt, weil der Schwächere ausgeſondert wird und der Stärkere zum Weib kommt. Darum iſt's allemal ein frevelhafter Eingriff in die Naturentwicklung, wenn Gendarmen derlei Kämpfe um's Daſein unterbrechen.

Doch halt und guck'! Weiber ſind nicht die einzige Unruh' in der Weltenuhr; heute beim „rothen Hahn" ging es nicht der Weiber wegen her, ſondern einer Sache halber, um die ſich zu prügeln gewöhnliche Arbeiter auf eigene Fauſt kein Recht haben, weil ſolches Recht ganz anderen Herren vorbehalten iſt. Darum hätten doch die Gendarmen da ſein ſollen, als die Bergknappen von Eiſenerz heute in einen politiſchen Streit entbrannten.

Die Seuche liegt ja in der Luft. Des Erzes wegen hatten ſie geſtritten, die Knappen des Erzberges. Da hatte der Italiener Ozzotti, aus dem friauliſchen Lande herbeigekommen um ſich hier Geld zu verdienen, mit ſehr lauter Stimme, aber in ſehr ſchlechtem Deutſch, behauptet, der Erzberg gehöre ſchon gar am wenigſten den Deutſchen.

„Wem denn?" fragten die Burſchen des Thales.

Eher den Kelten, die ihn wohl zuerſt angeſtochen hätten.

So ſollten ſie immerhin kommen, die Herren Kelten, und den Erzberg auf einem Schubkarren davonſchieben!

Kommen? Das könnten ſie nicht, meinte der Welſche, denn ſie wären — was man ſo aus den Büchern leſen könne — todt ſammt und ſonders. Hingegen ſeien die Römer die Erben der Kelten geworden!

„Und die Deutſchen die Erben der Römer!“ warf der Schichtenſchreiber ein.

„Wieſo das?“ eiferte Ozzotti, „das wäre ein neuer Brauch, Jemanden zu beerben, bevor er todt ſei. Die Römer lebten noch ſehr friſch in den heutigen Italienern fort und würden ihr Recht in Noricum ſchon wieder zurückverlangen.“

Das wäre ſauber! verſetzte nun der Bergknappe Peter Oberdorfer, ſo ein welſcher Katzelmacher, der in Oeſterreich geboren ſei und ſein Fortkommen finde, der im Auslande ſich als Oeſterreicher brüſte, weil er als ſolcher und nur als ſolcher gern geſehen ſei; der die Deutſchen wohl heimtückiſch haſſe, aber vor ihnen krieche und ſie recht gern aufſuche, wenn er Geld brauche, ein ſolcher nenne ſich einen Römer!

Ozzotti war aufgefahren, daß ſeine weiten, fahlen Zwilchhoſen und ſein grobes Streifenhemd zitterten; ſein ſonnenverbranntes Geſicht wurde noch dunkler, ſeine ſcharfen unruhigen Augen noch unruhiger und zuckender, die derben Finger vergrub er krampfhaft in ſein Gewand, zu ſehen, als wollte er in demſelben ein Meſſer ſuchen und hervorziehen. Nicht der eigentliche Vorwurf hatte ihn ſo ſehr empört, ſondern das Wort „Katzelmacher“. Er wußte zwar gar nicht, was es heißen und ſagen ſollte, wohl ſo wenig als der es wußte, der es ausgeſprochen; aber es galt einmal als Schimpfname gegen die Welſchen, in den man allen Spott und Hohn, die Andeutung aller Schleicherei und Falſchheit, und alle Verachtung zu legen pflegte. Die Menſchen haben ja noch immer zu wenig Waffen in den Arſenalen ihrer Sprachen, um einander zu verletzen, ſie müſſen immer noch welche aufbringen, um beſonders ihrem Parteien- und Racenhaß, für den die ehrlichen Völkerſprachen gar keine rechten Worte haben, giftigen Ausdruck zu verleihen.

Katzelmacher!

Jetzt handelte ſich's beim kochenden Welſchen nur mehr um's Meſſer. Denn dadurch auch unterſcheidet ſich der feurige Südländer von dem kühleren Nordländer; er ſtößt lieber mit Stahl zu, denn mit giftigen Worten.

In Ermanglung eines erwünſchten Inſtrumentes ſchleuderte er dem Gegner über den Tiſch hin ein paar Biergläſer zu, mit denen er aber wegen der ſich während des Wurfes entleerenden Flüſſigkeit nichts Weſentliches traf. Jetzt fiel man ihm alſogleich in die Arme, er ſtieß, ſchleuderte die Angreifer mehrmals wild von ſich, wobei im Anprallen einige Stuhlfüße und Fenſterſcheiben brachen, er kämpfte mit fünfen von Solchen, wovon er Einem ſchon erlegen wäre, wenn es ſich nur um ſeine perſönliche Haut gehandelt hätte. Aber heute war es die Haut der Nation, die er zu Markte getragen und die er vertheidigen mußte! Daß römiſches Blut in ſeinen Adern rolle, mußte er zeigen, und er zeigte es auch. Etliche bekamen ein klingendes Fauſtſtücklein an den Kopf, und Den, der das Wort „Katzelmacher“ gebraucht, erwiſchte der durch Wein und Streit erhitzte Italiener am Halstuch, und das iſt eine gar vortheilhafte Handhabe für den Angreifer! Schon lag der Angegriffene auf dem Fußboden, röchelnd, ſchäumend und dunkelblau im Geſichte, ſchon ſetzte ihm Ozzotti das Knie an die Bruſt und ſeine Fauſt wand das Halstuch noch immer enger zuſammen, wobei ſeine Augen in einer wahren Luſtgier funkelten.

Der Friauler hatte auch etliche Kameraden, ebenfalls aus ſeiner Gegend, dieſe drängten die Burſchen zurück, und ſo wollte es kaum gelingen, den Italiener von ſeinem Opfer loszulöſen, bevor es zu ſpät war. Endlich erlag er der Uebermacht und kam nun raſch in jene Situation, in welcher „auf der Bank das Sitzfleiſch gen Himmel ſchaut, zu ſehen, ob die Sonne ſcheint“.

Sie war jedoch von allzu kurzer Dauer, denn die „Katzelmacher“ ſind wirklich in den rechten Momenten wie die Katzen — glatt und ſchlau entſchlüpfen ſie, während man ſie feſt zu haben glaubt.

So war's gekommen und ſo war's verlaufen. Dann war wieder das fröhliche Sonntagszechen. Nur dem Peter Oberdorfer wollte das Bier nicht recht durch die Gurgel rinnen, er hatte noch lange das Gefühl, als würge ihn Einer mit dem Halstuch. Er rieb ſich die liebe Kragenhaut mit der Hand, er ging in die freie Luft, um ſtark Athem zu holen; man rieth ihm ſogar, daß er ſich auf den Kopf ſtellen ſolle, damit die Gurgel wieder auseinandergedrückt werde, aber es wollte Alles nicht viel fruchten. Die meiſte Erleichterung verſchaffte ihm noch der Gedanke: Na, wart', welſcher Hund, es iſt noch nicht finſter!

Es iſt noch nicht finſter! Das war Peter's Sprichwort, und es war als ſolches bekannt und berüchtigt. Im gewöhnlichen Sinne galt es als Beſtätigung und Bekräftigung von etwas, das der Peter meinte, und wenn er welches mit dem Worte: Es iſt noch nicht finſter! verſprach, ſo war es ſo gut, wie ſeine Namensunterſchrift und ſein Ehrenwort. Wenn er's aber im Zorn ausrief, dann war es wie ein Fluch und wilder Schwur, eine Drohung, vor der Mancher ſchon gezittert hatte.

Es iſt noch nicht finſter, mein lieber Ozzotti! — Er murmelte dieſes Wort heute oftmals vor ſich hin, ſelbſt als auf dem hohen Pfaffenſtein das Alpenglühen längſt verblaßt war, als die Bergrieſen des Reichenſtein, des Kaiſerſchild, der Seemauer nur mehr wie ſchwarze Maſſen in den Sternenhimmel hineinragten.

Es iſt noch nicht finſter, mein lieber Ozzotti! . . .

Daß der Menſch im Grabe noch haſſen kann! Fragt den Bergmann, wie das kommt.

Freund und Feind arbeiten in den finſteren Gründen des rothen Berges, der Eine im Stollen, der Andere im Schacht. Wochenlang hören ſie keinen Vogelſang, ſehen kein Taglicht.

Glück auf! Glück auf! Keinem iſt der Gruß ſeiner Zunft ſo ernſt, als dem Bergmann. Während des Tages in den Tiefen graben und hämmern, begleitet nur von der einzigen ſtillen Freundin, der trüben Ampel! Ein hellerer Blick des Lebens ſpringt ihm nur entgegen, wenn entzündetes Pulver das braune Mineral zerreißt, das in Mühſal und Gefahr hier gewonnen, draußen in der weiten Welt ſo viel Reichthum und Unheil entwickelt.

Ein finſteres Los — das kann man wohl ſagen — haben die ehernen Würfel des Geſchickes dem Bergmann geſchlagen. Ernſt ſchreiten die hageren blaſſen Geſtalten der Genoſſen in den Stollen einher, wohl entſchloſſen, ſenken ſie ſich in die feuchten Gründe der Schachte, kriechen in ſolchen Tiefen wieder in Seitenſtollen, die ſo niedrig ſind, daß der Kniende noch ſich bücken muß, um aus den verſteinerten Erzadern den Schatz ſtückweiſe loszuhacken. Zuſammengedrückt kauern muß er oft, der brave Bergmann, auf dem Rücken liegen, um das Werkzeug dort nagen laſſen zu können, wo Nahrung iſt. Unermeßliche Wuchten des Berges trennen ihn von der trauten lichten Weite und dem lieblichen Leben, aber er hat nicht Zeit für Heimweh und andere Sehnſucht, er muß ſchlagen und nagen — und wagen.

Wenn in der Grubenlampe das Flämmlein zittert und glanzlos in ſich zuſammenſchauert, dann raſch, raſch hinaus zur Lebensluft, oder adieu du ſchöne Welt! Und wenn das

Flämmchen ſeinem Gitterkäfig entſpringt, die Freundin zur Beſtie wird, Gaſe entzündet und ein phosphorblauer Qualm raſend wie der Sturm durch die Höhlen, Schachte und Stollen fährt und explodirend die ewigen Gründe erſchüttert — dann ſchaffen die Aufzüge und „Hunde“ lange kein Erz zu Tage, wohl aber ſtarre kalte Knappen, die in den „ſchlagenden Wettern“ zu Grunde gegangen ſind.

Noch iſt es nicht finſter! meint der Peter Oberdorfer und arbeitet munter und kräftig und denkt an was Beſſeres, als an's Verderben und Sterben. Er hat draußen im Sonnenſchein ein ſchönes Weib, ein liebes Kind. Dieſes Glück iſt ja ſo mächtig groß, daß ſchon das flüchtige Gedenken d'ran die froſtigen Ungründe, in denen er athmen muß, warm und helle macht.

Wohl ſah er ſchon manchen todten Kameraden an ſich vorübertragen zur letzten Grubenfahrt, da ſprach er ein kurzes Gebet für ihn — für ſich: Glück auf! und grub und hämmerte weiter — noch iſt es ja nicht finſter! Und wenn er endlich aus dem Berge hervortrat und es Nacht war über dem Hochgebirge, und nur die Sterne oder der Mond ihm noch Zeugenſchaft ſtellten, daß in Gottes Welt das Licht noch nicht verſiegt ſei — da ging er der jungen Mutter mit dem Kinde zu, von dieſen Weſen ging aller Glanz und Strahl aus, der das Sein des Knappen ſo glückſelig erleuchtete.

Aber dieſes klare Gemüth war nun getrübt worden, ſeit eine gewaltſame Hand ſich an ſeinen Leib gelegt hatte. Peter war armer Leute Kind geweſen und hatte manchen harten Tag erlebt, und abgehärtet war ſein Körper vor Wetter und Arbeit, und abgehärtet ſein Herz gegen Weichmuth und Empfindſamkeit. Aber die Gewaltthat roher Menſchen hatte er bisher noch nicht erfahren, wenigſtens nicht an ſich. Harmlos wie er war, hatte er damals im Wirthshauſe auf das hochmüthige Gebahren des Welſchen raſch erregt das Wort hineingerufen, noch halb im Scherz ſogar. Und das hatte ihm den Würger an den Hals gehetzt! Eine Witwe und eine Waiſe weinten heute in ſeiner Hütte, wenn . . . Verfluchter Welſcher, Du! Warte, warte, noch iſt es nicht finſter! —

Wenn die beiden Männer — der Peter und Ozzotti, der Italiener — am Sonntag in den Ortsgaſſen, oder am Werktag auf dem Wege „zur Schicht“ aneinander vorüberkamen, da tauſchten ſie kurz und ſcharf ihre finſteren Blicke, aber Jeder hielt den Athem ein — was die Zunge kann, iſt hier nicht am Platz.

Der Schichtenſchreiber merkte es am beſten, was zwiſchen den Beiden vorging und er theilte dem Bergverwalter ſeine Meinung mit: Es dürfte klug ſein, den Welſchen zu entlaſſen.

Der Verwalter wieder war der Anſicht, daß man die halbe Knappenſchaft entlaſſen müßte, wenn man auf den Trotz und Hader dieſer Geſellen Rückſicht haben wollte.

So blieb Ozzotti in Eiſenerz. Wohl mied er das Wirthshaus „zum rothen Hahn“, das freilich auch der Peter Oberdorfer ſeit jenem Streite nicht mehr betreten hatte. Und doch kam der Tag. —

Wegen Auflaſſung einer Partie in den oberen Bergwerken wurden mehrere Knappen überſetzt. So kam auch Peter in einen neuen Stollen, und er arbeitete jetzt im Hubertus-Stollen, der durch mehrere Schachte gekreuzt wurde. Er war mit ſeinem Terrain noch ziemlich unbekannt und hatte darauf zu achten, daß er ſich in den zahlloſen Gängen und Höhlungen zurecht finde. Wenn er einmal die Haue einen Augenblick ruhen ließ und nichts die ſchwüle Luft und die kleine Flamme in der Grubenlampe bewegte, da konnte er aus den Nebenſtollen das Pochen und Scharren der Kameraden vernehmen.

Jn einer ſolchen Ruhepauſe war es, als den Schacht nieder, der ſeinen Stollen kreuzte, das bekannte Holzgeſtell, der Schragen, gebaumelt kam, auf welchem ein einziger Mann ſtand. Der hielt das Grubenlicht an ſeiner Bruſt und ſeiner gleichgiltigen Miene war es nicht anzumerken, daß er in die grauenhafte, ſticklufterfüllte Tiefe fahre, in welcher zu arbeiten ſich manch Anderer weigerte. Er war eben Bergmann durch und durch und wollte nicht geringer ſein, als ſeine Vorfahren, die vor keiner Gefahr zurückſchreckten, das noriſche Eiſen zu heben.

Peter, der, von dem Andern nicht bemerkt, in ſeiner Niſche unbeweglich ſtand, hatte den Mann ſofort erkannt. Doch kein „Glück auf!“ rief er ihm zu, ſondern er drückte ſich an das Gezacke der Erzwand. Auf dem niederfahrenden Schragen ſtand ſein Todfeind, der Jtaliener.

Aber noch bevor ſich Peter recht bewußt werden konnte, daß hier eine Gelegenheit gekommen, den Welſchen zum Kampf zu fordern und ſich zu rächen, verſank der Schragen auch ſchon in der Tiefe, nur daß er ihm nachmurmelte: „Noch iſt es nicht finſter, mein lieber Ozzotti!“

Das Seil, an dem der Senkſchragen hing, ſchien ſich kaum zu bewegen, nur daß es mitunter durch die ſchwere Laſt, die es trug, ſtramm geſpannt, ein wenig ſurrte, ſo oft der Schragen bei ſeinem Niederwärtsſchweben an einen Wandballen prallen mochte.

Dieſes Seil, das iſt ja ſein Lebensfaden! fiel es dem Peter plötzlich ein. Wenn ich es jetzt durchhaue, ſo fährt er in den Grund hinab und zerſchellt. Jch ſchlage mich eilends in den andern Stollen hinüber und nichts kommt auf. Ein altes Seil kann morſch werden und von ſelber brechen. Es kann auch an ein ſcharfes Holz oder Gezacke ſtreifen und ſo entzwei geſchnitten werden. Der Bergmann ſteht ja immer mit einem Fuß im Grabe — das müſſen wohl auch die alten Römer ſchon gewußt haben, mein lieber Ozzotti! —

Dieſe Gedanken waren dem Knappen durch den Kopf geſchoſſen, wie Eulen und Fledermäuſe über das Dorf ſchwirren, wenn es dunkel wird.

Aber oft eine einzige Wendung des Körpers genügt, daß Gedanke und Gemüth eine andere Richtung nehmen. Ein paar Schritte machte er haſtig in den Hintergrund, dann blieb er ſtehen und ſagte: „Peter! Was iſt das geweſen? Was iſt Dir jetzt eingefallen? So ſchlecht wäreſt Du? Zum Aufhenken wäreſt Du! Bei der Arbeit im Schacht Einen umbringen! Von rücklings umbringen! — Peter, das iſt Dein Ernſt nicht geweſen. Im Wirthshaus ſchlagſt ihn todt, wenn er weiß, **warum's** ihm geſchieht! So teufelhaſt denken! — Im Schacht da unten! Und meuchleriſch! Wäre das eine Rache? Kann's nicht Jeden treffen im Bergwerk? Im Wirthshaus ſchlagſt ihn todt. 's iſt noch nicht finſter.“ —

Er ging wieder an ſeine Arbeit und hieb und hämmerte ſcharf d'rauf los. Und als er ſpäter inne hielt, um ſich den Schweiß von der Stirne zu trocknen, murmelte er in ſich hinein: „Du wäreſt mir lieber geweſen, Peter, wenn Dir der hölliſche Gedanken nicht wär gekommen. Auf wen ſoll der Menſch denn ein Vertrauen haben, als auf ſich ſelber! — Wie wirſt heute Deinem Weib in's Geſicht ſchauen können? — Hinterwärts umbringen! Im Bergwerk! Verdammter Wicht!“

Er arbeitete wieder und ſchlug und hieb, als kämpfe er mit ſeinem Werkzeug noch hart gegen die Verſuchung oder gegen die Vorwürfe des Gewiſſens. —

Von dieſem Tage an war ſeine Empfindung eine andere, wenn ihm der Italiener einfiel. Es war ihm faſt wie in Furcht und Angſt, der Welſche könne ihn vor Gericht belangen, oder gar den ſüdländiſchen Brauch der Blutrache einführen. Denn jetzt wäre ja an dem Welſchen die Reihe. — Das Würgen an der Gurgel fühlte der Peter Oberdorfer nicht mehr ſeit jener Stunde im Schacht. Die ſchlimme That mit einem noch ſchlimmeren Gedanken geſühnt!

So wollte Peter nun nichts mehr, als auf den Welſchen vergeſſen, oder ihn zuhöchſt — weil es dem Kerl doch nicht ganz geſchenkt bleiben ſollte — bei guter Gelegenheit ein wenig durchbläuen.

So war es, als eines Tages in den Tiefen des Erzberges, unweit des Hubertus-Stollens, ſchlagende Wetter zuckten, die Knappen in Wirrniß die Flucht ergriffen — und die beiden Männer ſich plötzlich gegenüber ſtanden.

„Er muß doch mein Unglück ſein!“ ſtöhnte Peter und ſtürzte zu Boden, denn die Stickluft hatte ihn bereits betäubt.

Der Italiener raffte den Ohnmächtigen vom Boden auf, warf ihn über die Achſel und eilte mit ſolcher Laſt im nächtigen Labyrinth der Stollen hin und her — die Grubenlampe war ihm ſchon verloſchen, die Orientirung hatte er auch verloren, ſchwerer Grubendunſt beengte ihm die Bruſt. Er rüttelte den Peter: „Kannſt Du gehen, Kamerad? Kannſt Du? niente? Oh, jetzt iſt es finſter geworden!“

Schon wollten auch ihm die Sinne vergehen, als aus einem Seitenſtollen rother Lichtſchimmer winkte. Dort iſt Rettung. Wo Licht noch brennt, iſt Leben!

In der nächſten Minute waren die Beiden bei Genoſſen, die ſie an's Tageslicht beförderten. Sie waren gerettet. — Als der Peter Oberdorfer zu ſich gekommen war, neben ſich den Italiener ſah, da fragte er doch, was mit ihm vorgegangen ſei? Er wäre ja unten in ſeinem Stollen geweſen, es ſeien ſchlagende Wetter geweſen. Wer ihn herausgetragen hätte?

Der Katzelmacher! Mit dieſem Worte wollte der Welſche ſchon antworten, aber er ſchlug es nieder. — Sagſt was Beſſeres, dachte er, Du haſt dem armen Schelm das Leben gegeben, er iſt Dein Kind geworden.

Jetzt richtete ſich der Peter auf und ſtarrte dem Ozzotti mit einer Miene höchſter Verblüffung in's braune Geſicht. „Wenn Du es biſt, Du, der mich heraufgetragen hat?“ fragte er, „wenn Du es biſt?!“

„Was weiter?“

„Dann — dann! — der Teufel hol' mich, Du biſt doch ein braver Kerl!“

„Du hätteſt umgekehrt auch mich getragen, gewiß, gewiß!“ rief der Italiener.

„So?“ verſetzte Peter, es war ein merkwürdiger Ton, mit dem er das Wörtlein ſprach.

„In den Gruben ſind wir Alle Kameraden,“ ſagte Ozzotti.

Peter hielt ihm beide Hände hin: „Wir wollen es auch außer den Gruben ſein. Willſt Du? Du biſt ein braver Menſch und noch iſt's nicht finſter!“

* * *

Das iſt alſo die kleine Knappengeſchichte, in der es wegen leidiger Länder- und Völkerpolitik ſchier zu einem blutigen Kampf gekommen wäre. Allerdings nur zwiſchen Zweien. Die hohen mächtigen Herren, die da oben Weltgeſchichte machen, mögen treiben was ſie wollen und müſſen —

ſolange arme Arbeiter verſchiedener Völkerſchaften in der ſchweren Berufspflicht und den feindlichen Elementen der Natur gegenüber ſich als Kameraden fühlen, ſolange in den Stunden der Noth und Gefahr, unbekümmert um Nationalitäten- oder anderen Zwiſt, die echte Menſchlichkeit ſiegt, ſolange in der Verwirrung der Völkerſprachen und in der Betäubung der Leidenſchaften der Schrei des Herzens noch gehört wird, ſolange aus den blauen Augen des Germanen, aus den ſchwarzen des Romanen und aus den grauen des Slaven die Freude leuchtet, wenn eine große, gute That geſchehen iſt — ſolange ſage ich das Sprichwort des Peter Oberdorfer: „Noch iſt's nicht finſter!“

Saatkörner.

Willſt Du, Freundchen, doch einmal das hochgelobte Land erlangen,
Wo es unſerem alten Vater Adam einſt ſo wohl ergangen,
Darfſt Du nicht gen Weſten zieh'n, wo aller Tage Sonnen fallen,
Mußt Du, wo ſie auferſteh'n, hin in's Land des Oſtens wallen.
Darfſt Du nicht das Dampfroß, nicht das ſtolze Pferd des Ritters reiten,
Selbſt des Dichters Flügelhengſte könnten leicht Dich irre leiten.
Nur das Eſelein, das arme, das beharrlich voll Geduld
Trägt auf ſeinem breiten Rücken eig'nes Kreuz und fremde Schuld,
Nur das Eſelein, das arme, kann in's Paradies Dich tragen;
Weißt Du, Freund, wie ich das meine, brauch' ich weiter nichts zu ſagen.

Der Eine nennt das Göttliche im Menſchen „menſchlich“, der Andere das Thieriſche in ihm.

Wenn es wahr iſt, daß der Zeitgeiſt allemal gerade das hervorbringt, was zur Zeit der Menſchheit nöthig und förderlich iſt, ſo werden wir nicht mehr lange zu warten haben auf einen Wiedererwecker idealeren Sinnes und ernſten, ſittlichen Strebens. Der wirkſamſte Erwecker dieſer Güter, der mächtigſte Erretter aus animaliſcher Verſunkenheit war von jeher, wie die Geſchichte lehrt, ſchwere allgemeine Drangſal.

Was es auch Großes und Unſterbliches zu erſtreben giebt: Den Mitmenſchen Freude zu machen iſt doch das Beſte, was man auf dieſer Welt thun kann.

Sei gut und klug,
Das iſt Mir und Dir genug.

Unbegreiflich war mir ſtets das Eine, daß oft ſelbſt Gelehrte, welche doch die Weltgeſchichte, als die Geſchichte der menſchlichen Irrthümer und der aus ihnen hervorgegangenen Leiden, kennen müſſen, voll Vorurtheil, Fanatismus und Zelotismus ſein können. So viel wiſſen und nichts gelernt haben, das iſt faſt noch trauriger, als viel gelernt haben und nichts wiſſen.

Ein Freund, der dem Verfaſſer der „Bergpredigten“ bei ſeiner Arbeit über die Achſel zuſah, rief plötzlich aus: „O, was Du Alles ändern möchteſt! Da müßte ſich ja die Welt auf den Kopf ſtellen!“

Im Gegentheil, Geſchätzter, auf die Füße müßte ſie ſich ſtellen, auf dem Kopf ſteht ſie ja heute.

Der Schuſter hat's gut, der braucht ſeine Weltanſchauung nicht unter die Leute, ſein Herz nicht unter die Säue zu werfen. Der Dichter und Schriftſteller hat's nicht ſo gut. Der Schuſter taucht ſeine Ahle in's Schmeer und ſticht in's Leder. Der Dichter taucht ſeine Feder in ſein Herzblut und ſoll es der Welt vorhalten, was er denkt und empfindet.

Immer wieder ſich ſelber auszugeben, das iſt ſein Handwerk. Es iſt ein grauenhaftes Handwerk.

Die Religion, ſagt Ihr, ſoll Privatſache des Einzelnen ſein, reine Herzensſache. Schon recht das, wenn nur nicht zu beſorgen wäre, daß ſich dann Jeder die Religion ſo einrichtete, wie es ſein Herz verlangt. Mit dem bürgerlichen Geſetzbuch z. B. möchte ich nicht riskiren, es zur Privatſache des Einzelnen zu machen.

Gewiſſensfreiheit innerhalb des Geſetzes iſt für gebildete und wohlgeartete Menſchen gewiß am beſten. Aber für gemeine, egoiſtiſche Naturen iſt dieſe Freizügigkeit von Uebel. Der öffentliche Religionscultus führt den Menſchen aus ſeiner eigennützigen Selbſtverſunkenheit in die Gemeinſchaft, zeigt ihm, daß er nur ein Theil des Ganzen und in Leid wie in Freude gemeinſames Anrecht hat an den Mitmenſchen, und gemeinſame Pflicht.

In dieſem Sinne iſt jede Verſammlung und jede Geſelligkeit moraliſch fördernd. So wie der edle Menſch in der Einſamkeit größer wird, ſo wird der Egoiſt in einziger Gemeinſchaft mit ſich ſelbſt ein Scheuſal.

„Ich habe zwei Säue,“ ſagte jener Frömmler, „davon hat mir die eine geſtern ſieben geſunde Ferkeln geworfen. Darum gehe ich jetzt in die Kirche, um Gott zu loben und zu preiſen. Vielleicht thut er mir doch auch an der zweiten was Gutes.“

Wer nur wüßte, was größer iſt, die Erbärmlichkeit ſolcher Wichte, oder die Barmherzigkeit Gottes!

Am tiefſten kränkt es Dich, wenn Dir Jemand ohne Grund Böſes zufügt. Aber gieb ihm Grund dazu und Dein Nachtheil iſt noch größer.

Nicht blos Dem mußt Du dankbar ſein, der Dir Gutes thut, ſondern auch Dem, der Dich mit Böſem verſchont.

Wer die Luſt am Gemeinen nicht begreift, der ſteht hoch über dem Gemeinen; wer ſie begreift, ohne ihr zu verfallen, der ſteht noch höher.

Der höchſte Grad der Verkommenheit iſt der Indifferentismus; der höchſte Grad der Bildung die Objectivität. Und doch gleichen ſich beide ſcheinbar und werden ſo oft verwechſelt.

Es gehört eigentlich verdammt viel Idealismus dazu, um ſich mitten im Materialismus wohl zu befinden. Wenn Einem eine Auſter beſſer ſchmeckt, als eine Symphonie von Beethoven, nun, ſo iſt das Geſchmacksſache, aber wer ſorgenbringenden, ſeelenraubenden Reichthum dem ſtillen, arbeitſamen und gewiſſensreinen Kleinſtande vorzieht, der iſt ſchließlich ein größerer Idealiſt als Einer, der ſich mit Wenigem zu beſcheiden weiß und mit geſunden Sinnen und empfänglichen Gemüthes die unendlichen Schönheiten des Lebens aus erſter Hand genießt. — Die Macht zu glänzen, zu herrſchen, zu ſchwelgen iſt in vieler Beziehung nur ein imaginärer Werth.

Wer im äußern Umgang mit Discretion und Tact zu handeln weiß, dem pflegt man die ſchwerſten Verſündigungen an ſeinen Mitmenſchen — wenn man nicht ſelbſt davon betroffen iſt — gerne zu verzeihen.

Die Lüge kam zur Wahrheit: „Liebe Wahrheit, borge mir eine Maske!“

„Ich habe keine Maske,“ ſprach die Wahrheit.

Die Lüge ging zur Täuſchung und bat ſie um ihre Maske.

„Ich brauche ſie ſelber,“ ſagte die Täuſchung.

Nun ging die Lüge rathlos zu ihrem Vater, dem Teufel, und flehte: „Vater, verſchaffe mir eine Maske, ſonſt kann ich nicht beſtehen.“

„Gut, mein Kind, Du ſollſt ſie haben,“ ſagte der Teufel und erfand die Phraſe.

Wem Gott Humor gegeben oder ein Künſtlerherz, der kann lächelnd verzichten auf den ſchnöden Markt der Welt. Wem Gott den Humor verſagt hat, dem iſt das Leben nichts, als ein wilder Kampf der Sinne.

Ich hab' mit den Aelplern gejauchzt und geſungen
Und auch nach höherem Liede gerungen;
Doch ach, wie lahm ſind Menſchenzungen.
Wo Herzensgewalt zu künden wär',
Da ſagt des Aeplers Jauchzen oft mehr,
Als aller Weiſen Lied und Lehr'.

Einen welterfahrenen Mann hörte ich einmal ſagen: „Viele Leute ſtudiren ſich dumm und in manchem Kopf frißt der Geiſt den Verſtand auf.“

Für den Menſchen ſind jene Momente die gedeihlichſten, aber auch die gefährlichſten, in welchen er ſich gut, für den Künſtler jene, in welchen er ſich groß dünkt.

Ein Talent hat jeder Menſch, nur gehört zumeiſt das Licht der Bildung dazu, um es aufzufinden.

Ein Künſtler, der ganz und gar ſeine Zeit erfaßt, iſt groß; ein Künſtler, den ſeine Zeit ganz und gar erfaßt, iſt es nicht.

Populär werden kann jeder bewegſame Menſch, populär bleiben nur der bedeutende.

Denkmale ſind Annoncen an das Publicum der Zukunft. Je mehr ein Fabrikant oder Kaufmann an dem Werthe ſeiner Waare zweifelt, deſto eiliger und auffallender inſerirt er ſie. Glauben wir nicht, daß die Werke unſerer berühmten Zeitgenoſſen in künftigen Tagen für ſich ſelbſt ſprechen werden? Das Denkmalſetzen iſt Sache der Nachkommen. Die werthvollſten Denkmale ſind jene, welche erſt nach dem hundertſten Sterbetag des Gefeierten errichtet werden.

Vor einigen Jahren habe ich in einer Wiener Geſellſchaft die unkluge Behauptung aufgeſtellt: Makart ſei das Irrlicht einer verſumpften Kunſt. Er brenne wohl, aber er wärme nicht wie Defregger, Vautier, Grützner; er blende wohl, aber er erleuchte nicht wie Kaulbach, G. Max und Munkacſy.

Da kam ich an!

Aber daß man mir ſo bald beiſtimmen würde, hatte ich damals nicht gedacht.

Es liegt wohl in der Natur der Sache, daß ein lebensfriſches, munteres Geſchlecht mehr Sinn für ernſte und tragiſche Kunſt haben wird, als ein peſſimiſtiſches und verkommenes. Letzteres ſucht ſeinen Galgenhumor mit Fratzen zu befriedigen, ſeine Schlaffheit mit Poſſenhaftem zu beleben.

Hundertmal iſt das Verſteckensſpiel unſerer Schriftſteller und Journaliſten ſchon gerügt worden. Die Herren ſcheinen ſich bei dieſem Spiel ſehr wohl zu befinden, weil ſie es nicht laſſen mögen.

Hätten wir lauter gewiſſenhafte Publiciſten und wären ſie in der That nur die Vermittler der Thatſachen und der öffentlichen Meinung, ſo würde die Namenszeichnung unter ihren Aufſätzen überflüſſig ſein. Die Sache ſoll doch vortreten, nicht die Perſon. Weil es aber mit dieſer gewiſſenhaften Wiedergabe der Thatſachen, der Ueberzeugung und der öffentlichen Meinung eine eigene Sache iſt, eine ſehr eigene Sache! ſo ſteht die Rechnung anders.

Viele Autoren, die meiſten unſerer Journaliſten, ſchreiben im Verſtecke ihrer Anonymität ſo frivol d'rauf los, weil ſie wiſſen, daß ſie perſönlich nicht dafür verantwortlich gemacht werden können. Müßten die Herren für Alles, was ſie ſagen, mit ihrem Namen und ihrer Haut einſtehen, es wäre beſſer. Es iſt ja wahr, der Freimuth hat ſchon Manchem den Hals gebrochen; aber jeder Stand hat ſeine Gefahren, warum ſoll der Schriftſtellerſtand keine haben? Die Gefahren würden ihn heben und das Publicum würde nicht ſo oft von verwindirten Schreiberſeelen ſprechen. Im Handwerkerſtand iſt der Schneider das Stichblatt des Spottes — zumeiſt mit Unrecht. Mit größerem Rechte nenne ich den anonymen Journaliſten den Schneider des Schriftthums.

Der Eitelkeit, ſich gedruckt zu ſehen, wollen ſie nicht pflegen, die Herren. Richtig, die Eitelkeit iſt ein Fehler. Aber Fehler ſind oft die Eſeltreiber der Tugenden. Eben aus Eitelkeit wird ſich der Schriftſteller nicht auf Widerſprüchen und Unredlichkeiten ertappen laſſen wollen, ſondern ſo Tüchtiges leiſten, als er vermag. Dieſer Ehrgeiz ſchweigt in der Anonymität, die Furcht vor der Verantwortlichkeit ſchweigt auch und ſo können die ſchmutzigen Eigenſchaften, Leidenſchaften und geheimen Tücken recht zu Worte kommen.

Die Redaction verantwortet! ſagen ſie. Iſt es für ein Recept genug, wenn der Apotheker ſeinen Stempel d'rauf drückt? Muß nicht auch der Name des Arztes d'rauf ſtehen, der das Recept verſchrieben hat?

Als der Dichter B. von dem Fürſten S. den Orden erhielt, erſchrak er und prüfte alle ſeine Werke, wo denn der Fehler ſtecke.

Der beliebte Ausdruck, „feſſelnd“ geſchrieben, „feſſelnde“ Lectüre iſt ein Beweis, daß der Deutſche nur mit Widerwillen lieſt und ihm gewiſſermaßen dazu Gewalt angethan werden muß.

Die derbſten Wahrheiten muß man den Leuten in Proſa ſagen; in Verſen halten ſie Alles für Spaß und Spiel.

Wenn ein Genie und ein Talent von ferne gleich groß ausſehen, ſo ſteht ſicherlich erſteres auf nacktem Erdboden und letzteres auf dem Schemel conventioneller Bildung.

„Poeten übertreiben und planſchen,“
So rügen nüchterne Richter.
Doch — zaunmarterdürre Wahrheit zu ſagen,
Dazu brauch' ich keine Dichter.

Wenn es wahr iſt, daß man in der Hölle verurtheilt werde, juſt das zu ſein, wovon man auf Erden den größten Abſcheu gehabt, dann bewahre mich Gott tauſendmal vor der Hölle, denn ich müßte dort ein Geck oder ein dünkelhafter Demagoge ſein.

Weisheit macht die Welt erträglich,
Klugheit macht ſie uns gefällig,
Dummheit macht ſie kläglich,
Einfalt macht ſie ſelig.

Wer die Wahrheit laut ſchmäht, der erweiſt ihr einen größeren Dienſt, als wer ſie ſtillſchweigend übergeht.

Es muß in der Welt ein unendlicher Fonds des Guten und Tüchtigen vorhanden ſein, daß ſie trotz alles Böſen und Niederträchtigen nicht aus dem Gleichgewicht kommt.

Die weltbewegenden Thaten mögen wohl von Erkenntniß oder Humanität geplant ſein, aber ausgeführt können ſie in der Regel nur werden durch Wahn und Egoismus.

Da ſpricht man ſo oft von reactionärer Richtung, von Rückſchritt und dergleichen. Rückſchritt iſt nach meiner Meinung nicht möglich. Jede Aenderung, die ſich in der Abſicht vollzieht, den Culturverhältniſſen und den menſchlichen Bedürfniſſen immer mehr gerecht zu werden, iſt Fortſchritt, und ſelbſt wenn dabei alte Wege wieder betreten werden. Geht man doch dieſe Wege mit neuer Erfahrung.

Eine große Abneigung habe ich vor Pachtwirthſchaften; dieſelben ſind — was man ihnen meiſt ſchon von außen anſieht — mit wenigen Ausnahmen Pflanzſtätten des niedrigſten Eigennutzes. Der Pächter ſucht nur ſeinen momentanen materiellen Nutzen, während der Eigenthümer, doch enger mit dem Objecte verbunden, neben dem Gewinn auch idealere Zwecke, als Gemeinnützigkeit, Ehre, Renommée der Firma für die Nachkommen u. ſ. w. vor Augen hat.

Nehmt Euch in Acht, Ihr Touriſten, vor Wirthen, die in Feuilletons und Reiſebüchern belobt ſind; was ihnen das

Lob beim Verfaſſer gekoſtet an Eſſen und Trinken, das zwacken ſie Euch wieder ab.

Während der Weiſe aus der Thorheit Anderer neue Weisheit ſchöpft, wird der Thor in der Nähe des Weiſen noch thörichter.

Nichts iſt leichter für den Klugen, als den Thoren zu beſiegen,
Doch ein Weiſer mußt du ſein, um nicht der Einfalt zu erliegen.

Für jede That des Menſchengeſchlechtes beſchert ihm der Himmel ein beſonderes Glück. So iſt ihm für die Dienſtbarmachung der Naturkräfte, als Elektricität, Dampfkraft u. ſ. w., der Sinn für die Naturſchönheiten gegeben worden. Eine Gabe, der wir in der Geſchichte der alten Völker nicht begegnen; eine Gabe, die den Materialismus unſerer Zeit aufwiegt.

Die größte Auszeichnung läßt die Natur Dem angedeihen, den ſie mit dem Blitze tödtet. Sie erhebt ihn in den Adelsſtand des Lichtes. — Nach dem Naturgeſetz der Elektricität ſteigt der Blitz nur Solchen zu, in denen er die Bedingungen vorfindet, ſich zu erſetzen und auszugleichen, alſo die mit ihm ſympathiſiren.

Drei Gnaden hat der Himmel dem Menſchen gegeben: Das Ideal, die Liebe, den Tod.

Wer das Leben behaglich genießen will, der muß vor Allem mit dem Tode in's Reine gekommen ſein und Ergebung gelernt haben; denn der gefährlichſte Feind des Glückes iſt die Furcht vor deſſen Ende.

Jn unglücklichen Lebensperioden war mir der Tag zu lang, die Nacht zu kurz; in glücklichen der Tag zu kurz, die Nacht zu lang; in den allerglücklichſten wieder der Tag zu lang, die Nacht zu kurz.

Es iſt nicht zweckmäßig, von geliebten Menſchen, die man verloren hat, ein Porträt, eine Büſte oder dergleichen immer vor Augen zu haben; derlei verdrängt allmählich das lebendige Bild in der Erinnerung und es bleibt nichts zurück als die todte, ſtarre Form, die Einen kalt läßt. Nicht umſonſt haben die Propheten des Monotheismus den Bildercultus verboten.

Ich möchte es nicht nachſagen, daß das Weib weniger Verſtand habe, als der Mann; es hat im Gehirn dasſelbe Capital, als er, nur beſteht es in lauter kleinen Münzen, während der Mann ſeinen Schatz oft nicht gewechſelt hat und nicht immer herausgeben kann. Es giebt Gegenden, in denen man mit einem Tauſender im Sacke verhungern müßte, weil ihn Niemand zu wechſeln vermag. Es giebt Menſchen, die mit einem Schatze von Intelligenz und Weisheit für Einfaltspinſel gehalten werden können, weil ihre geiſtigen Reichthümer compact ſind und von Schwächlingen nicht aufgefaßt werden.

Frauen kann das nicht geſchehen, weil ſie für den täglichen Verkehr ſtets das nöthige Kleingeld zur Hand haben.

Werthpapiere der Geldinſtitute ſind ſtets von Uebel, entwerthen ſie ſich nicht ſelbſt, ſo entwerthen ſie ihren Beſitzer. Nichts leiſtet der allgemeinen Charakterverderbniß größeren Vorſchub, als die Anſtalten, durch fremde Arbeit reich zu werden.

Auf der Börſe „verdient“, ſagen ſie, und wollen damit das freche Glücksſpiel beſchönigen, als ob es ehrliche Arbeit wäre.

Ich war einmal auf der Börſe in Wien und werde den Eindruck nicht mehr vergeſſen. Ich ſah nicht Menſchen, ſondern Rudel von aufeinander losgelaſſenen geldgierigen Beſtien.

Die gute alte Zeit loben heißt ſeine eigene Jugend loben. Aber hat nicht auch die Menſchheit eine Jugend gehabt?

Nur eine Stunde des Tages laßt mich mit Kindern tändelnd ein Kind ſein,
Und ich bin Mann und leiſte Euch, was Ihr begehrt.

Zum Abſchied.

Tauſend Thaler Belohnung Demjenigen, der einen Prediger lebendig überliefert, welcher frei iſt von den Fehlern, die er an Anderen verurtheilt!

An mir ſind die tauſend Thaler einſtweilen nicht zu verdienen.

Das iſt's ja, was mich am allermeiſten ärgert, daß Keiner, trotz des beſten Willens, einer verlotterten Zeitrichtung ganz zu widerſtehen vermag. Sie führt Dich am Strick, wie der Fleiſcher das Kalb, und dem ſich Sträubenden ſchnürt ſie die Kehle zu.

Daher bilde ich mir nicht ein, daß wir auf ſolche „Bergpredigten“ ſofort Buße thun werden; wir warten, bis das Schickſal uns die Aſche auf's Haupt ſtreut. Ich habe nur darum geſprochen, weil die Gedanken in mir lebendig und ſtürmiſch waren. Und, wenn Einer auf der Welt beſtrebt iſt, dieſen Predigten in der That nachzuleben, ſo wird dieſer Eine ſchließlich doch der Prediger ſelber ſein.

Der reinen Abſicht wegen, das Rechte zu ſagen, Selbſterkenntniß in uns zu erwecken und ſo die verlorene Richtſchnur nach Beſſerem im Kleinen wie im Großen wieder zu finden — dieſer Abſicht wegen wird vorliegendem Buche mancher Irrthum und Widerſpruch — ſollte er in der That ſich zeigen —

verziehen werden müſſen. Allerlei Geſchichten und Beiſpiele habe ich reden laſſen, und Thatſachen, die eine unwiderlegliche Sprache führen. Alte und neue Wahrheiten und Anſchauungen haben ſich hier verdichtet zu einem Buche, aus welchem vielleicht ſo etwas, wie das Gewiſſen der Gegenwart ſpricht.

Ich bin Idealiſt und ſolche Leute pflegt die heißhungerige Welt nicht ernſt zu nehmen.

Ihrer ſelbſt willen betrübt ſie das auch nicht zu ſehr, ſie haben ihren Lohn dahin. Denn das kann ich ſagen, wer die Erfolge einer ſolchen Weltanſchauung erprobt hat, wer den Idealen — wie ſie auch in dieſem Buche beſprochen worden ſind — in treuer Beſtändigkeit anhängt, ihnen nachtrachtet, ſie theils auch einholt, der iſt nicht enttäuſcht. Glücklich wird wohl auch er nicht ſein können im Angeſichte des Elendes ſeiner Mitmenſchen, im Bewußtſein der eigenen Leidenſchaften, Mängel und Irrthümer; aber beſeligt iſt er in ſeinem Gewiſſen und dem Ausblick auf eine lichtere Zukunft.

Somit ſei das Buch — welches als Epilog zu meinen „Ausgewählten Schriften" gelten mag — geſchloſſen. Ich drücke meinem Leſer die Hand. Möge er die Fehler dieſer Schriften verzeihen, die Mängel entſchuldigen, den guten Willen ſchätzen.

Unſer Ziel ſei der Frieden des Herzens. Amen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Inhalt.

Seite

Kanzelſpruch 3
Von unſerer Abneigung gegen das, was wir wollen 6
Von der Hohlheit unſerer geſchwätzigen Vaterlandsliebe 15
Nachſtück 26
Von dem, warum die Deutſchen ſaufen 30
Von der Bettelhaftigkeit unſerer Studenten 39
Von der Charakterloſigkeit unſerer Jugenderziehung in den Städten 42
Von der Schädlichkeit unſerer Kindertheater 50
Von der Bildung und Verbildung des Künſtlers 54
Von dem Hochmuth der Kathederweisheit 62
Von der neuen Weltweisheit und den Spitzbuben 73
Von Größenwahn, Protzen- und Verſchwenderthum 82
Von der Kümmerlichkeit unſeres Kleinbauernſtandes 94
Von der Ungerechtigkeit gegen bäuerliche Dienſtboten 103
Von der Geldgier als Waldverwüſterin 117
Von der Kunſt, mit Ehren wohlhabend zu werden 125
Von der Sucht, zu reiſen und der Kunſt, zu Hauſe zu bleiben . 134
Von unſerer Uebertreibungsſucht und dem Wortheldenthum . . . 145
Von dem Zuſtande unſerer literariſchen Organe 154
Von dem Judenhaſſe unſerer verjudeten Jugend 163
Nachſtück 167
Von der Verpachtung unſerer Vernunft und Menſchenwürde . . 173
Von der Troſtloſigkeit der Großſtädte und ihrer Leichenſtätten . . 182
Von unſerem entarteten Todtencultus 191
Von dem Zuſtrömen der Landbevölkerung in die Städte 198
Von dem Verhältniſſe unſerer Bauern zu den Sommerfriſchlern . 211

Seite

Von den Schund- und Schandbüchern im Landvolke 221
Von der Geſchmackloſigkeit in unſeren Dorfkirchen 243
Von der Vernachläſſigung unſeres alten Volksliedes 254
Von der Mißachtung unſerer Schulbücher 262
Von unſerer Soldatenwirthſchaft 265
Von dem Hange zur Selbſtvernichtung und dem Drange lang zu leben 269
Von einem Siege des Gewiſſens 278
Saatkörner 292
Zum Abſchied 305

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

Die Schriften
des
Waldſchulmeiſters.
Herausgegeben von
P. K. Roſegger.
Dritte Auflage.
Miniatur-Ausgabe. — Reizvoll ausgeſtattet.
27 Bogen. Geheftet 2 fl. 20 kr. = 4 Mark.
In Original-Prachtband mit Goldſchnitt 3 fl. 20 kr. = 6 Mark.

◆

Aus dem Walde.
Ausgewählte Geſchichten für die reifere Jugend
von
P. K. Roſegger.
Mit 25 Illuſtrationen. Zweite Auflage.
10 Bogen. Groß-Octav. Eleganteſte Ausſtattung. Cartonnirt mit Leinwandrücken und Farbendruck Umſchlagbild 2 fl. = 3 M. 50 Pf.
Daſſelbe, eleganter Leinwandband mit Goldſchnitt 2 fl. 50 kr. = 4 M. 50 Pf.

◆

Der Gottſucher.
Ein Roman
von
P. K. Roſegger.
Zwei Bände. Octav. 26 Bogen. Geheftet. Preis 3 fl. 20 kr. = 6 Mark.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

Novellen und Gedichte.

Von

K. G. Ritter v. Leitner.

Eleg. geb. 1 fl. 50 kr. = 2 M. 70 Pf. In eleg. Ganzldbd. 2 fl. 25 kr. = 4 M. 50 Pf.

Franz Stelzhamer's

Ausgewählte Dichtungen.

Herausgegeben von P. K. Roſegger.

4 Bände.

160 Bogen. Octav. In zwei Original-Bänden geb. Preis 3 fl. 30 kr. = 6 M.

Ludwig Auguſt Frankl's

Geſammelte poetiſche Werke.

Drei Bände.

60 Bogen. 8. Geh. Preis 5 fl. = 9 M. Eleg. geb. 6 fl. 50 kr. = 11 M. 70 Pf.
In drei Halbfranz-Liebhaberbänden gebdn. 8 fl. 50 kr. = 15 M. 30 Pf.

Konrad Ettel

Wiener Weiſ' und Frauenpreis.

Gedichte.
Mit vielen Illuſtrationen.
Gr. 8. geh. 2 fl. = 3 M. 60 Pf.
Eleg. gebunden 3 fl. = 5 M. 40 Pf.

Dr. W. Ritter von Hamm

Geſammelte kleinere Schriften.

2 Bde. Gr. 8. Mit Porträt.

Geh. 5 fl. 50 kr. = 10 M.

Elegant geb. 6 fl. 60 kr. = 12 M.

H. Parlow

Spaniſche Nächte.

Skizzen.

Kl. 8. Zweifarbiger Druck.
Eleg. geb. 1 fl. 65 kr. = 3 M.
Geb. 2 fl. 20 kr. = 4 M.

Schweiger-Lerchenfeld

Abbazia.

Eine Idylle von der Adria.

Mit 19 Illuſtrationen.

8. Cartonnirt 1 fl. 80 kr. = 3 M. 25 Pf.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

Gedanken.

Von

Joſef Freih. v. Eötvös.

Dritte Auflage. Geh. 1 fl. 50 kr. = 3 M. Eleg. geb. 2 fl. 25 kr. = 3 M. 75 Pf.

F. W. Hackländer's

Ausgewählte Werke.

In 20 Bänden compl. Claſſiker-Format. 310 Bogen.

Geh. 15 fl. = 30 M. In 8 Leinenbänden elegant gebunden 20 fl. = 40 M.

Auch in 60 Lieferungen à 25 kr. = 50 Pf.

Inhalt:

Eugen Stillfried. 3 Bände. — Handel und Wandel. 1 Band. — Soldatenleben. 1 Band. — Europäiſches Sklavenleben. 5 Bände. — Wachtſtubenabenteuer. 2 Bände. — Namenloſe Geſchichten. 3 Bände. — Der letzte Bombardier. 3 Bände. — Der Roman meines Lebens. 2 Bände.

Geh. in 20 Bänden. Complet 15 fl. = 30 M. In 8 Leinenbänden elegant gebunden 20 fl. = 40 M.

Der Karthäuſer.

Roman von

Joſef Freiherr v. Eötvös.

Siebente Auflage.

2 Bände. Geh. 3 fl. 60 kr. = 6 M. Eleg. geb. 2 Ganzleinwandbände 4 fl. 50 kr. = 7 M. 50 Pf.

Der Dorfnotär.

Roman von

Joſef Freiherr v. Eötvös.

Dritte Auflage.

3 Bände. Geh. 5 fl. 40 kr. = 9 M. Eleg. geb. 3 Ganzleinwandb. 6 fl. 75 kr. = 11 M. 25 Pf.

Dekamerone v. Burgtheater.

Beiträge und Porträts von 25 Schauſpielern des Wiener Hofburgtheaters.

4. Auflage. 8.

Geh. 2 fl. = 3 M. 60 Pf.

Eleg. geb. 2 fl. 50 kr. = 4 M. 50 Pf.

L. A. Frankl

Zur Biographie Grillparzer's.

Zur Biographie Hebbel's.

Zur Biographie Raimund's.

8. Geh. à 50 Kr. = 90 Pf.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

P. K. Roſegger's Ausgewählte Schriften.

═ 20 Bände. ═

Octav. Eleganteſte Ausſtattung.

Preis geheftet 25 fl. = 50 Mark.

In charakteriſtiſchem Original-Prachtband (in grüner oder rother Farbe).

20 Bände. Preis 37 fl. = 74 Mark.

In 100 Lieferungen, von je 4 bis 5 Bogen Inhalt, à 25 Kr. = 50 Pf.
In 20 Bänden, geheftet à Band 1 fl. 25 kr. = 2 M. 50 Pf.
Elegant gebunden, jeder Band 1 fl. 85 kr. = 3 M. 70 Pf.

Jeder Band einzeln zu haben.

P. K. Roſegger
Ausgewählte
Schriften.
A. Hartleben's Verlag

Inhalt.

- Das Buch der Novellen. 1. 2. 3. Bd.
- Die Schriften des Waldſchulmeiſters
- Sonderlinge aus d. Volke der Alpen.
- Die Aelpler.
- Volksleben in Steiermark.
- Heidepeters Gabriel.
- Waldheimat. 1. 2. Band.

Inhalt.

- Feierabende: Sommerabende. Winterabende.
- Am Wanderſtabe.
- Sonntagsruhe.
- Dorfſünden.
- Meine Ferien.
- Der Gottſucher.
- Neue Waldgeſchichten.
- Geſchichtenbuch des Wanderers. 1. 2. Band.
- Bergpredigten.

Bezugsweiſe:

Complet, 20 Bände, geheftet	Preis: 25 fl. = 50 Mark.
Complet, 20 Bände, gebunden	Preis: 37 fl. = 74 Mark.
In einzelnen Bänden, geheftet	à Band: 1 fl. 25 kr. = 2 M. 50 Pf.
In einzelnen Bänden, gebunden	à Band: 1 fl. 85 kr. = 3 M. 70 Pf.

═ In 100 Lieferungen à 25 Kr. = 50 Pf. ═

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

Stoanſteiriſch.

Vorleſungen in ſteieriſcher Mundart

von

P. K. Roſegger.

Graz.
Druck und Verlag „Leykam".
1885.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Von vielen Seiten bin ich veranlaßt worden, jene Stücke, welche ich öffentlich vorzuleſen pflege — ſoweit ſie nicht ſchon in meinen beiden mundartlichen Werken „Zither und Hackbrett“ und „Tannenharz und Fichtennadeln“ enthalten ſind — zu ſammeln und herauszugeben.

Dies iſt nun geſchehen. Ich nenne das Werkchen „Stoanſteiriſch“*), das heißt: urſteieriſch, altſteieriſch. Die Sammlung dürfte vielleicht Allen willkommen ſein, die für unſer oberſteieriſches Bauernthum und ſeine intimere Denk- und Erzählungsweiſe Intereſſe haben, und Jenen, die den Vortrag im lebendigen Worte gehört haben und etwa von demſelben angeregt worden ſind. Solchen wird der Unterſchied der Wirkung, ob die Mundart in ihrer natürlichen Weiſe geſprochen, oder ob ſie nur ſtill geleſen wird, recht klar ſein und ſie werden mit leichter Mühe ſich ſelbſt den lebendigen Vortrag aneignen, welcher der Volksmundart erſt den wahren Reiz und der Dichtung die beabſichtigte Wirkung verleiht.

---

*) Das n in dieſem Worte als Naſenlaut auszuſprechen.

Die beiden in dieſer Sammlung enthaltenen Ueberſetzungen nach Peter Hebel und Fritz Reuter ſind als Anhang zu betrachten. Ungeübterer Leſer willen iſt zum Schluſſe des Werkchens eine Wörtererklärung beigegeben.

R.

Die ſteiriſchi Londsgſchicht.

Auf Gſpoas und Ernſt kurz und bündi dazählt.

s erſti Hauptſtuck:

Däs is der Onfong.

Wan ih aſo nochdenk, wias dan zuagonga ſein mog, eh va Zeitn in den liebn Steiralond, ſo kimts ma fir: ih ziach mei Lebn in d Längs, af a Gleichs, as wia wan ih an Zwirnknal obwicklad. Oba nit eppa hinfir ziah ih in Fodn, herentgegn zruck, über unſa Großvoter- und Urgroßvotazeit zruck und noh weiter in die oltn Zeitn eini, wo s ſcha ſo dämeri wird, daß ma moant, as ſcheinad an urolti ruaßigi Sun, und ollaweil weiter zruck ziah ih in Fodn üba ſchreckbori Zeitn und holbwildi Leut hin in a nebelfinſteri Wildnuß eini, wo da Fuaß ka Steigl, der Orm ka Krückl mehr findt, wo mih d Augn valoſſn und da Baſtond ſtill ſteht. Weita gehts nit meh.

Oba gfrein mogs Oan doh, daß ma ſei bluatoagns Lebn, däs lleber a ſechzg, a ſiebzg. wans guat geht, an ochtzg Jahrl daurt, af zwoa tauſend Johr und länger ausanondaziachn kon. Gfreit Oan ah, daß mar in liabn Gott Vodan ba der Erſchoffung da Welt zuaſchaun kon, weil er jo heint noh damit orbadt und vor unſern Augnan olli liabi Tog weiter erſchofft. Won er ongfongt hot damit, ſe frogad ma n freili wul gern; oba wia s ſchon is, wan in ſelchanan Sochn die Kiner in Vodan frogn, gleih gibt er d Ontwort: „Des brauchts ees nit zwiſſn!“

— ſas Maria! wia wirds in unſern Steiralond zuagonga ſein um dä Zeit, wia da Noah üba s Woſſa her ghobt hot nnd üban Wein nit, wia da Muiſes s Judnvulk aus n Egyptnlond hoamzua triebn hot! wir in Nillond die berghochn Kinigräba baut worn ſein und wia die oltn Kriachn, de Kreuzköpſla, de gſcheidtn, auf der bugladn Welt eahnen Himel auffſtelln! — Um die ſe Zeit derfs ban uns in Vodalond dahoam ſauber ausgſchaut hobn! Die hochn Berg wern freili wul ſcha dogſtondn ſein — oba ka Schwoagerin obn. s Woſſa wird gruna ſein, wia s heint rinnt — tholoh und woſchnoß, oba wilder, olls wilder und größer, ohni [illegible] und Wihr und Steg und Brucku. Wul gwiß pfundſchwari Forelln in Boch und endsgroßi Stoanböck und [illegible] auf n Bergn; oba ka Fiſchdiab und ka Wildſchütz in gonzn Lond, ka Vagabund und ka Betlmon, ka ſchlima Bua und kan ongſchmirti Dirn. Jeſſas, Freunderl, däs muas a ſchöns Lond ſein gwen!

Und daß ih nit vagiß z ſogn: Koani Leut ſein um und um nit do gwen.

Raubamaſſigi Thier oba ſcha grod gmua und vans hat s ondri owidaucht. Zerſt derf da Froſch und da Woldwurm ſein dogwen, üba den is d Wildkoß kema, nochha drauf üba d Wildkoß hot da Wulf her kriagt, in Wulf hot wieda da Bär zriſſn und in Bärn is noh a gröſſers Raubthier z ſtork worn — s ſewi gfahrli Thier, däs heint noh in Lond regirt, auf n zwen Hinta-Thier, däs heint noh in Lond regirt, auf n zwen Hinta-füaſſn umalaſt und mit die Vordafüaß Sochn zſomroſp — recht viel Sochn, ſa viel, daß nar ima dawiſchn kon. Da Bär hot an Fried gebn, bol er ſein Huma hot gſtellt ghobt, oba däs zwoafüaßladi Raubthier — elmaſch ſul mas ſchlogn! — geit ſei Leppa nit Fried, weil s ſei Leppa nit gmua hot.

Oba loſſn ma na Zeit, amol wern d Leut doh noh zu Menſchn wern; und mir wölln hiazt zruckſchaun aufn ſewin Zeitpunkt, wo ſ ausn Thier ſein zu Leut worn.

s zweiti Hauptſtuck:

Däs ſein die oltn Koltn.

Wer ſih epper in Rom nit damirkn kon, wia die ältaſtn Steira ghoaſſn hobn, der derf grod aufn Winta denkn: auf die Kältn. Keltn hobn ſ ghoaſſn, oder ah Koltn, die erſtn Einwohna von unſern Vodalond, va de ma noh wos wiſſn. Mir wurdn von d e ſicher ah nix wiſſn, wan nit d Röma, de ſ ſpäter ausn Lond gjoad hobn, davon wos dazählt und aufgmirkt hätn.

Die Keltn ſuln zu daſewin Zeit ſo a groſſas Vulk gweſn ſein, daß ſie ſih hell auf da holbadn Welt feſtgeſeßt ghobt hobn. Aufn Inſeln, wo heint Engeliond is, ſuln ſ — wia ma ſogt — eahna größti Bruat ghobt hobn; na ſa wern ſ holt übas Mir übragſchifft hobn, üba die weitn Lända, wo heints deutſchi Reich ſo ſchön broat doleid, daher gerumpelt ſein und übas hochi Gebirg kraxlt, und grod do, wo Berg und Thol ſa ſchön hondſum nebnanonda liegn, überoll wulta grean, do hots eahna gfolln und do hobn ſ eahna Hoamat aufgſchlogn. Damit ſie ſih leichter auskennt hobn, hobn ſ an iadn Trum Welt an Nom gebn; s hochi Gebirg furt nochanond hobn ſ d Olpn ghoaſſn; die groſſern Waſſer in unſern Gebirg hobn ſ ghoaſſn: d Enns, d Mur, d Raab, die Drau; und die ſewi Bergſchnoaſn, de zwiſchn der Enns und da Mur doſteht, hobn ſ die Tauern gnent. Ollahond ſo neugi Nam hobn ſ aufbrocht, die Keltn, ſowul von Berg und Boch as wir ah von Ortſchoftn, de ſ aufgricht't hobn; heint noh geltn ſ, de Nam; daſchoffn muas ſ da Herrgott, die Berg, ober an ſaubern Nom muas eahna da Menſch gebn, nit epper o ſo, wir eahms der Olmholda-Seppl denkt, daß da Gottvoda gſogt hät: So, do ſtell ih hiazt in Dochſtoan hin, und do hat der Schödl leicht Ploß, daß die Graza Bergfexn Suntas a wenk wos zan kraxln hobn, und do in da Felsſchluachtn daſchoff ih s todti Weib und loß d Mürz durchhi rina, daß namlawul recht rauſcht; und do ſtell ih an Semering her, daß eahma d Leut an Eiſnbohn kina drüba baun — Ih loßn ſchön grüaſſn, in Olmholda-Seppl, oba wan er moant, daß a ſo war gwen, ſo irrt er ſih grob. —

Und hiazt müaſſn ma wieda zruck zu die Keltn, ſiſt fohrn ſ uns daweil oh, weil eahna da Schiach ongeht va die Röma, de va da Mittogſeitn her ollaweil gläder und ſchirfer anruckn.

Seit won daß die Keltn eigentli in unſern Landl gweſn ſein, wia ſie ſih recht eingricht und gſtellt hobn, ſe kon ma nit dagründn; as muas gmua ſein, wan ma wiſſn, daß ſ de Gegndn aus a Wildnuß zan an fruchtborn Lond gemocht hobn, daß ſ Korn onbaut hobn und Nußbam züglt, und Viach aufzücht und Eiſn, und ollaloi onders Miadoll ausn Gebirg grobn hobn, und Dörfer und Stadtln baut. Däs is fürn Onfong ſcha viel, mei Menſch! Aus unſern Erzberg hobn eahna de Saggra Spiaß und Schwerta zan Kriagführn auſſagrobn und is auf ſelchti Ort unſer Eiſn s erſtimol in da weitn Welt betont worn. In olten Keltngräbern, de man heint intaſchuſſn noh findn kon, gſiacht ma, daß unſeri uroltn Landsleut ſchon ollahond ſchöni Zeugln und Putzſochn von Eiſn, Glos und Guld ghobt hobn. Daß ah ſchon auf a ſaubers, worms Gwandl wos gholtn hobn und gor Silbageld in eahnan Beidl hobn trogn — wos dan heintin Steira nit ollamol wohr is — ſ ſe hobn d Röma ah dazahlt.

Hiazt, mei Menſch, das is Olls zan a Zeit gweſn, wo zu Weihnachtn noh ka Kolender is kema, wir eppa heintzutog, weil noh gor koani Weihnachtn gwen ſein. Sie wern die Zeit ſchon ah eingricht't hobn, daß ſ eahneri Johr und eahna Lebn davon hobn kiner owameſſn, oba Johrzohl, wir eppa mir, hobn ſ noh koani ghobt. Späta, wia da Chriſti Heilond auf d Welt keman is, hot mar ongHebt, va der Zeit on d Johrzohln z mochn, auf hinfür und auf ruckwärts. Und auf däs kon ma ſogn, daß zwoahundert Johr vor Chriſti Heilond unſer heindiges Steiermork noh vul Keltn gweſn is.

s dritti Hauptſtuck:

Do ſein d Röma kema.

Is nit hundert Johr drauf ongſtondn, ſo ſein d

Is nit hundert Johr drauf ongſtondn, ſo ſein d Röma kema. Däs ſein die Storkn gwen, d Weltherrn! Dä hobn s woaß Gott ſcha wia nobl gebn! Werds gwiß ſcha wos ghört hobn va de Leut, ſe hobn jo an Lärm gmocht auf da Welt, daß Oan heint noh s Ohrwaſchl davon klingt. Schauts, und de ſein ongruckt. Ma moant, die hochn Berg warn eahna keck in Weg gſtondn, oba grod von Kroanlond her, wo s Gebirg ſo a vahöllti Schortn mocht, hobn ſie s Loch gfundn. Hiazt auf oanmol ſein ſ dogwen, mit Haufn dogwen, hobn die Einhoamiſchn überdöppelt, hobn ſ noch und noch auffitaucht, hobn ſ ſo ausanondagſprengt, daß s Thoal ins Ungariſchi und Türkiſchi owi, s Thoal gegn die Mittanochtſeitn hin gflücht ſein, wo die ormen Keltn va lauta Kältn z Grund gonga ſein, bis af a kloans Schöckel, däs ma heint noh hölliſch weit obn in Schottlond findn kon.

Nau hiazt ſein die römiſchn Steira do, hiazt gehts aus an ondern Ton. Ollaweil grafft wird. s hot ober ah ka Menſch a Rua gebn; gwen ſein d Leut hell wia da Fanggerl! Jo nit, daß epper a Volkaſchoft auf oan

Fleck, auf den ſie ſih amol ongſiedlt hot, ſchön brav ſitzn bliebn war und fleißi gorbadt hät: Balei nit! Umazoiſcht und umagſchlompp hots muaſſn ſein, von oan Lond ins ondri; oa Leuthaufn hot in ondern druckt und gſchobn und dol ſie ſih das nit gſolln hobn loſſn, is graft worn.

Und a ſo ſein zu da ſewin Zeit, wia ſih d Röma juſt ſchön broat ins wormi Neſt ſetzn wölln, auf oamol va da Mittanochtſeitn her an ends Haufn Germanenleut — die Kimpern — daherzigeunert: Auſſi mit die Wallaſchn, mir wölln ſelba do ſein! hobn ſ gſogt. In da Bergſchluachtn, wo heint s ſtilli Summabod Einöd liegt, ſeins

ſchluachtn, wo heint s ſtilli Summabod Einöd liegt, ſein s

zſommkrocht, die Germanen und d Römer. Guat is s gonga, die Germanen ſein die Stirkern gweſn. Oba d Röma ſein die Gſcheidtern gweſn und hobn doh auf d Leſt noh s Recht davontrogn, ſein in Murlond und in Draulond Herr bliebn. Sein Herr bliebn.

D Röma hobn eahna drauf s neug Lond ſelber ausgſteckt. Linkahond bis zan Rhein, rechtahond bis zu da Doana — nah ih donk, das is a ſchöna Fleck! — hots eahna ghört. Vaſteht ſih, hobn ſ aus den groſſn Fleck kleaneri ausgmeſſn, va wegn der Ueberſicht, und Nam gebn. D Raabtholer- und d Murztholagegnd, zwoaſſn ah s Murthol und s Draulond hot zu Pannonien ghört; der oberi Murbodn und s Ennstholalond hobn ſ zan Norikum zuwigſtickt.

Nit, daß mar eppa moant, die oltn Einwohna warn oll vajoad worn. Gor nit. Wer Fried gebn hot und brav zan orbatn gſchaut hot und eahm auf ſein Buckl in Steckn hot gſolln loſſn, der hot jo wul bleibn derfn. Holt jo. Oba Herrn ſein d Röma gwen, hobn eahneri

Gſetzer eingführt, eahneri Bräuch aufbrocht, eahneri Tempel baut und ah dazuagſchaut, daß da jung Nochwuchs poſſabl römiſch ausſollt.

Und aſo, mei Menſch, hots in unſern Hoamatlond ausgſchaut, um die ſe Zeit, wo weit drinen in Morgnlond, das ah in Römern hot ghört, da Chriſti Heilond auf d Welt kemen is. Freili is unſers liabn Herrn Lebn und Sterbn ſo ſtill obgonga, daß die Auswenign ka Bröſl davon ghört hobn. In unſern Lond is da chriſtli Glaubn erſt viel hundert Johr danoch auſkema, und daweil bleibn ma — mir mögn keltiſch ſein oda römiſch oda germaniſch, ſtockbumfeſti Heidn.

Oba das muas ih ſogn, gſund is in oltn Steirern die römiſch Herrſchaft holt doh gwen. Do ſein ſ recht gſodlt und kifelt worn und hobn wos glernt, hobn eahna beſſeri Hauſer eingricht, an urndlis Gwandl gmocht, hobn wos gholtn aufs Woſchn und Putzn, mit oan Wort, ſein Leut worn, de an Furm hobn ghobt. Prächti ſchöni Stroßn ſein baut worn ins Walliſchi eini, is oani davon ah üba Judnburg und durchs Mürzthol in die Mittanochtsgegndn hingonga, bis gor weit hin zan Mir, wo die oltn Volka jo — wia ma woaß — eahnan Bernſtoan gnoma hobn. Und auf ſelchani Stroßn is die neug Modi holt daherkeman und d Steira hobn ſih grechn fürnehm gebn. Herentgegn hobn ſ brav derſn Steur und Mauthn zohln, s Eiſn und s Guld aus Berg und Woſſa huln, die Gſundheitsbäder ausgrobn und in Fremdn überoll in Rahm ſchleckn loſſn.

Scha gor recht feſt onklett hobn ſih d Römer in Pettau, Leibnitz und Cilli, wo ma ſ heintingstogs noh wulla gſpürt; muaß ah ſogn, daß i aufn gſpitztn Donatiberg für an urolts Götznbild an Tempel hobn baut, vaſteht ſih, weil ah d Heidn eahneri Walfohrtsörta brauchn.

Siſt hätn ſih die römiſchn Kaiſa für unſa Landl nit amol ſo ſchlecht ongloſſn, s Thoal hobn gſchaut, daß die groſſn Sümpf drucka glegt wern, s Thoal, daß die wildn Thier übahabs a wenk ausgrodt wern und muaß ih extra von Röma Probus wos ſogn. Da ſewi Röma! wos moanſt, mei liaba Freund, wos der ongſtellt hot? Won ih ſog: Da Probus is da ſteiriſchi Noah gweſn, ſo kunnſt as doh ſcha bol darothn, das er d Weinrebn ins Steiralond hot brocht. In Dreihunderta-Johr beiläufi wern ſih unſeri Vorfohrn eahnan Durſt mitn erſtn Gonobitzer oda Luatnberga glöſcht hobn. — Und ih moan, mir koſtn hiazt a wenk oh und mochn eahnas noch.

s virti Hauptſtuck:

Dazählt von groſſn Völkarummel.

Wir ih danahſt onghebt hon, mei ſteiriſchi Gſchicht z ſchreibn, hon ih grod die hochglehrtn Herrn Profeſſorn zmoaſt gfürcht. Wia leicht, daß Oana hergehn kunt und ſogn: Ka Gſchicht in da ſteiriſchn Sproch gibts nit! Dös gang uns grod noh o, daß d Weltgſchicht in da ſteiriſchn Sproch ogholtn worn war; kunt ma ſ lacht einſolzn, unſeri kriachiſchn und loteinaſchn Brockn?! — Na, s hot juſt dos Koana gſogt. Ober Oana hot holt doh richti auf wos ongſpielt und hot ſogn loſſn: in Olmpederl ſei ſteiriſchi Weltgſchicht, de war holt wul noh a wenk grean.

Jh oba ſtell mih hiazt on und frog, zwegnwos die greani Steiermork dan ka greani Weltgſchicht ſult hobn? — Js s beſſa, wans roth is? Loßts na Zeit, roth wirds ſcha wern. Mir keman hiazt jo grod in groſſn Welttumel eini, wo s ſo viel Bluat gebn hot, wo olli Völker und Herrn ſein laufad worn, va Sunaufgong gegn Niedagong ſein zodlt, a ſchreckbor großes Rauber- und Zigeunagſindl überanond, und da Raubahauptmon Eßl dabei. Ees kents jo Gſanka von Eßl, va den ſchiachn

dabei. Ees kents jo Gſanka von Eßl, va den ſchiachn

Leutmartera, der die gonz Welt hät mögn z Grund richtn und den auf d Leßt zan olln Glück ſein oagns Weib in da Brautnocht dawürgt hobn ſull. Die Goaſl Gottes hobns n ghoaſſn, und ſe derf ma ſogn, daß de Goaſl ſcha ſaggriſch viel Knöpf hot ghobt, aufgſchrian und gjamert hobn d Leut zan daborma, de ſ troffn hot.

Unſeri Gegendn do ſein grod a ſo recht glegn, daß s gonzi fremdi Graſſel durch hot müaſſn. Meini Leut, do ſuls ſchiach zuagonga ſein! Warn zu da ſewin Zeit ſcha netti Stadln gſtondn in Mur- und Draulond, as wir eppa d Stodt Pettau, de wulta prächti ſul dogſtondn ſein, oba grod wir weckbolwirt ſein ſ gwen, und gſengt und brennt hobn enk de Teifel, de varaſluachtn, und d Leut nochanonda niedagmeßlt, de nit gſprunga ſein oda mitn Raubern mitglaſſn und ſelber ah nix beſſa gweſt ſein.

D Hunen ſein s gweſn und die Gothn, de s in wildaſt hobn triebn, und ah die Vandaln, de Olls zſomgſchlogn hobn, wia s ſchon oft Leut gibt, de ah wos

thoan wölln; und weils nix mochn kina, ſo brechn ſ wos. Und weils holt ghört hobn, de Volkaſchoftn in eahnan Nebeln und Wildnuſſn, daß in Kriachn- und Römalond d Sun ſo ſchön that ſchein, ſo ſein ſ dahergruckt nochanond, auf a Gleichs, as wia ba da Sündfluth s wild Woſſer is ausbrochn, ſein über Ebn und Gebirg grumpelt, ollaweil nur in Ländern zua, wo d Sun ſcheint. Und unſa liabs kloan Landl is hilflos doglegn und grechn gonz zomtredt und vawiaſt worn. D Röma, vaſteht ſih, hobn ſih ah gwirt, und um die obern Gegndn, de zan Noricum ghört hobn, is am moaſtn gſtritn worn; heint ſein d Römer obnauf gweſn, morgn wieda d Hunen,
ſein d Römer obnauf gweſn, morgn wieda d Hunen,
übamorgn die Gothn oda d Rugn, oda d'Awarn, de Raubabanda, oder Onderi, va de ma gor nit gewißt hot, wia ſ hoaſſn. Und a ſo is s fuatgonga, daß unſeri grean Bergthäla ſcha nit viel onders, as wia lauta Raubahöhlßn hobn ausgſchaut.

Däs is in fünftn Johrhundert gwen. Um die ſewi Zeit is von hoaſſn Afrika her a fruma Geiſtla kema, der hot d Leut tröſt, ſe ſulln doh na nit vazogt wern; is auf die Felswänd gſtiegn und hot predigt und hot wos gredt va da Geduld, va da Liab und daß die Daſchlognen wieda wurdn von Todtn auferſtehn und daß an ewiga Herr that ſein, der die guatn Leut in Himmel oll wieda kunt zſomfuhrn. Und hot eahna s Chriſtikreuz zoagt — leicht s erſtimol, daß unſeri Steira va ſo wos ghört und gſehn hobn. Der frumi Mon is da heiligi Severinus gwen, der heint noh in Ehrn gholtn wird, weil ſei Redn und Ontreibn holt leicht doh wos ghulfn hot.

Die oltn Röma, de ſein in eahnan Ubamuat ſa ſchorf gſohen, daß ſ auf oanmol umgſchmiſſn hobn. Umgſchmiſſn und kloan zriſſn. O heiliga Sankt Reſſi, do hots Feßn gebn auf da Welt, daß ſih gleih ſchon an iada Holdabna a Trum üba d Ochſl ghenkt hat, von römiſchn Kaiſamontl. Da leßti weſtrömiſchi Kaiſa, da Romulus Auguſtus, wia ſ n ghoaſſn hobn, is a geborna Pettauer gwen. An oſtgothiſcha Feldherr, der Odoaker, hot oba den Pettauer nit eſtamirn wölln, hotn obgſeßt, hot a groß Trum von Mur- und Ennslond in ſein Sock gſteckt.

An ſelchtn Ausgong hots mit die Röma gnoma,

nochdem ſ a ſo a ſechshundert Johr long Herr in Lond

nochdem ſ a ſo a ſechshundert Johr long Herr in Lond gweſt ſein.

s fünfti Hauptſtuck:

Da großmächtigi Korl.

Za der Zeit on ſein ſchon ollaweil germaniſchi — oda wia ma doh gſcheidta ſogt — deutſchi Leut in Lond gwen, s Thoal hobn ah Gothn ghoaßn, de ſein tüchti banond gwen, und eahna Kini, da Theodorich, hots vaſtondn, daß s Lond noch den ſchreckborn Zeitn wieder a wenk auf d Höch kemen is.

Freili derf ma nit vageſſn, daß ſih ſchon ah d Slavn, de ban groſſn Völkarumel va Mittanocht und s Thoal ah va Sunaufgong her ongruckt ſein, in Lond feſtgſeßt hobn, oba ſcha ſo pickfeſt onllett, daß heindigstogs noh do ſein und gor ka Luſt hobn, in ſchön Steiralond epper amol in Buckl z zoagn. Meintswegn, wan ſie ſih brav aufführn und mitholtn, wan ma wos Rechts in Sinn hobn, zwegn wos ſuln ſ dan nit dobleibn? Se hobn ah eahnan Thoal thon dazua, daß mar Ehr aufhebn mit unſern Lond, ſe ſein ah do dahoam! — mir wern, wan ma hiſch goani ſein, doh eppa wul Plotz hobn nebnanond.

Zu da ſewin Zeit oba, va der ih dazähl, hobn ſ nit Plotz ghobt nebnanond; dås is do herkema, daß ſ oanonda mit die Ellbogn ollaweil gſteßn und puſſi hobn. Im obern Lond hobn die wildn Awarn a por hundert Johr long regiert und umanondagraubt. Sein va da Traun-, Lech- und Inngegnd her Deutſchi ongruckt — die Bajuwarn, oda Boarn, wia ma ſ auf ſteiriſch hoaßt, rechti Hitzköpf, und do hots ollaweil Handl obgebn zwiſchn ſe und die Awarn und die Slavn, und auſſigſchumelt hobn ſie ſ noch und noch, die Deutſchn die Ondern. Die Boarn hobn ſih ongſiedlt in Ennsthol, in Mürzthol, in Raablond und wo s hiazt Jogllond hoaßt. Der erſti Boar, der ſih ſo weit eina traut hot, ſul an Oanſiedla gwen ſein, der gleim ban Wechſelberg herbei, wo hiaz Miniwold ſteht, ſei Hohlſn ghobt hot. D Slavn hobn zu da Trau und zu da San obimuaſſn, wo ſ eahner oba zan an Troſt a guats Weindl hobn onbaut.

Oba mei, die Boarn hobn ah bol nir z lochn ghobt — is a Stirkerer üba ſe kema — va Riedagong her da Fronkakini Korl da Großmächtigi.

Va den großmächtign Korl is in Kloan da Schiach ongonga. Und va den Korl kunt ih freili wul an Haufn dazähln. Däs is oana gweſn, der d Welt um a nutzas Stückl vorwärts gſchupft hot. Sei Kinireich — wia s aus n Trümmern von zſomgſchlognen Römareich noch und noch worn is — is dar a Fleck gweſn her, der, derf ih ſogn, s holbadi Europa zuadeckt hot. Zu da ſewin Zeit is in Rom ſcha da Popſt gwen; der hot in Korl z brauchn ghobt va wegn der Ausbroatung der katholiſchn Kirchn; da Korl hot wieder in Popſt z brauchn ghobt va wegn da Befeſtigung va ſein großn Reich; ſa hobn die Zwen oanonder in d Händ gorbadt. Da Korl hot in ſein Ländern Klöſter. Kirchn und Schuln baut, hot in Geiſtlingern Lond und Leut und ollahond guat Soch zuagſchonzt; und da Popſt hotn z Lohn zan römiſchn Kaiſa kront.

Däs is ochthundert Johr noch Chriſti Heilond gweſn. Da großmächti Korl is nit eppa ſitzn bliebn in ſein Kaiſapoloſt, ſein rothn Montl um und ſei Guldhabn auf. Wul gwiß nit. Der hot ſein Hof heint do gholtn, morgn durt; imeramol is in römiſchn Kaiſa ſei gonzi Reſidenz in an zſomgflicktn Feldloga gwen. Er hot koan Fried gebn mögn, heint Lända gwinga mitn Schwert, morgn die holbwildn Völka bekehrn mitn Kreuz, ſe zan ollahond Orbat ohlernen und hoamiſch mochn — däs is ſei Paſſion gweſt.

Nau, ſo is s n a Leichts gwen, unſa Landl do herzpockn, s Raubagſindl z vajogn oda gor ohztödtn. Jo wul! da Korl hot koan Gſpoaß vaſtondn mit Schelm und Mordbrenan. Zu der Zeit noh hot a Thoal von unſern Lond Pannonien ghoaſſn, der Rom is oba weit üba s Ungarlond einigonga. Und der onderi Thoal hot zu Carinthia ghört, wos auf deutſch Kärtn war. Do kimts auf d Leßt auſſa, daß Kärntn um a guats Trum älter is, wia Steiermork, va den zu Korls Zeitn noh ka Red is gweſn. Dos, wos heint s Steiralond hoaßt, is ſelm in eilf Gauen einthoalt worn, und do hobn a ſo Morkgrofn oder einhoamiſchi Obamäna d Aufſicht gführt. Da Kaiſa Korl hot ſ Oll wölln deutſch und chriſtli hobn, das is richti, ober er is nit eppa hergongan und hot gſogt: „Du heidniſches Lumpngſindl muaßt in neugn chriſtlichn Glaubn onnehma, ſiſt wirſt köpft!“ oder eppa gſogt: „deutſch müaßts ſein, es ſaggrawolts Leut! Ih will a deutſchi Nation hobn und wer nit mitthuat, den loß ih ka Recht oder ih vajeikn gor!“ Valei nit, da großmächtigi Korl is a gſcheidta Mon gwen. Do hot er zerſt d Urwälder ausrottn loſſn und d Sümpf drucka legn, weil ma jo va lauta Woſſalockan und Zidamos völli ſteckn is bliebn überoll und nix ghört hot, wia lauter Unkn und Fröſch kwakn. Nochha hot er Felder und Wieſan onlegn loſſn und Häuſa baun, weil in wildn Kriagszeitn vorher jo Olls z Grund gongen is. Und wir auf de Ort Woad und Hoad brauchbar worn ſein, hot er s untan beſſern und bravern Leutn vaſchenkt. Hot Klöſta baut mit Kirchn und Schuln, und die Geiſtinga hobn fleißi müaſſn orbatn und auf die Bauersleut ſchaun, daß ſ wos lernen und an Urdnung hobn. So ſein zu da nämlin Zeit der heiligi Ruaperti und Bonifazi umanondagongan, de s Solzburger Erzbisthum aufbrocht hobn. Von Solzburga Biſchof aus is nochher unſa Lond viel hundert Johr long geiſtlicha Weis regiert worn. Ah unſeri uroltn hoamiſchn Kirchn, as wir in Cilli, in

Weiß, in Hortberg, in Marein und noh Mehreri, ſuln ſcha zu Korls Zeitn baut worn ſein. s Lond is ſo othoalt worn, daß s mittogſeiti va da Drau zan italieniſchen Aquileja, mittanochtſeiti zu Solzburg hot ghört. Ober oll-mitanonda, vaſteht ſih, zan groſzn Reich von Kaiſa Korl. Do is s in Leutn nit ſchlecht gongan und hiazt hot ah s Noagl von die fremdn Vulksſtam, das noh do gwen is gſogt: Die Deutſchn ſein gſcheidter und die Chriſtn ſein beſſa wir Onderi, mir holtn s mit eahna. Und n Leutn, de nit deutſch kunt hobn, ſein die deutſchn Gſetzer und is da chriſtli Glaubn in eahner oagnen Sproch vorbrocht worn — na, do hot er ſih nit kaprizirt, da Korl; er hot doh gwißt, wos er will und hots durchgſetzt. Ueberoll ſein beſſeri Bräuch aufkema, d Leut ſein long neama ſo wild gwen, wir ehanta und da Korl hat haſn a Freud kina hobn mit ſein Reich.

kaprizirt, da Korl; er hot doh gwißt, wos er will und

Um an ſewin Zeitpunkt is s ah gweſn, und grod in an oltn Briaf von Johr 881, daß s ollererſtimol va Graz d Red is. Freili nit viel, oba doh grod gnua, daß ma woaß, s is zu da ſewin Zeit ſcha ſo wos dogwen — und reimt ſa ſih, daß unſa Hauptſtodt hiaz grod a wenk uba tauſend Johr olt is.

s ſechſti Hauptſtuck:

Az da Morkgrofnzeit.

As is ollimol a ſo gwen: Wia s in Schwobn lacht haſn a wenk guat gongen is, ſein ah ſcha d Ungarn aufgwen. Kiewa, daß da groſzmachtigi Korl unſa Landl a wenk auf d Höch gwidlt hot, ſchnolzn die Krowodn und d Madſchiarn mit eahneri aufdrahtn Schnonzbart krumpn Sabeln und ſchreckborn Pfeilbichſan daher, mit dena ſ ja hollaſch guat troffn hobn. Und de vadonktn Roß- und Sauholda hobns nit viel onderſcht, wir eh va Zeitn der Ezl ſelba triebn — olls zſomgſchlogn und vabrent und vawiaſt; najo, weil ſ ollaweil in Ritta hobn ſpieln wölln mit eahneri zaundürn Mihrner und eahneri Sporn, de eahm da Madſchiar gwiß ſchon eahner auf ſei Ferſchn hot klenkt, eh s er noh Stiefel aufn Fuaſſn hot trogn.

D Steira hobn gwiß eahna Leppa neamt nix in Weg glegt, oda ſtehts wo gſchriebn, daß ſ eahner oagns Muats eppa gach amol eingfolln war: hiazt gehn ma raubn aus! daß ſ rowellaſch warn worn und einbrochn hätn in a fremds Lond? Wans müaſſn hobn, ſe is wos onders, oba von eahna ſelba hobn ſ fleißi dahoam auf d Wirtſchoft gſchaut und hobn gern an Fried ghobt dabei. Leicht, daß mar Oaner übas Maul fahrt: Sein holt koani ritterlichn Leut, Deini Steira! — Bedonk mih ſchön für das Kumplament! Auf a ſelchti Ritterlikeit, de ausgeht, Häuſer onzündn und Leut daſchlogn, holt ih nix. Wan Oaner in Gebirg d Wildnuſſn ausrott und die reiſſendn Thier, und üba s Bergeis und wildi Woſſa her kriagt und mit Sturm und Lahnen ſtreit't johraus, johrein, und aus n ſondign Bodn und Stoan auf d Leßt doh a fruchtbores Lond mocht und auf den fruchtborn Lond ſchöni groſſi Stadt baut — ſo moan ih, is das Monborleit gnua! Wan oba die fremdn Kriagshaufn einbrochn ſein, auſſigworfn hobn ſie s ollimol wieda, voaßt dos, wan ſ nit ſelba ſein gonga.

Selm, wia die Madſchiarn zan erſtnmol ſein kema — da hauſti, daß ſ ka Menſch hät zähln kina, hot ſih däs kloan Schödl Leut freili nit z helfn gewißt, hot ſih inta d Füaß tretn loſſn müaſſn und zuaſchaun, wir Olls, wos ſ mit Fleiß und Müah gwunga hobn, wieda z Grund gongen is. Ueber a funfzg Johr long — Du heiliga Gott! — hobn die ritterlichn Madſchiarn s Lond plünert, knebl̇t und vadorbn, daß s richti ſcha bold a ſo ausgſchaut hät, as wir an ungariſchi Wildhoad, wo die holbnockadn Zigeuner auf da Goanzn liegen. Do is endla da Kaiſer Otto üba ſe keman und hot eahner in Gſegndasgott zoagt! Aufn Lechfeld, nit weit va da Stodt Augsburg, hobn die Madſchiern oba ſcha ſölchti Schläg kriagt, daß ſidadem ba die ungariſchn Huſarn die blow Forb neamar ohkeman is. De niedagſchmiſſn worn ſein, hobn aufs Aufſtehn vageſſn, und de vaſprengt worn ſein, hobn eahnas gmirkt.

Augsburg, hobn die Madſchiarn oba ſcha ſölchti Schläg

Hiazt hot unſa Landl ah wieder amol a Ruah ghobt und hot ſih wieder a wenk zſomklaubn kina. — Ehzeit drauf hots Landl an ondern Herrn kriagt. In da kaiſerlichn Freundſchoft ſelber is a Rumel ausbrochn. Da zweiti Kaiſer Otto hot an Thoal va ſein Reich ſein Vettern, in Lepuld Babnberger, übagebn müaſſn. Freili, d Obaherrſchoft, de hot da Kaiſa nit ausgloſſn, nia — ſpäter ah nit. As is a gonz a vawickelti Gſchicht, wia ſ mitn Lond hiazt umgſprunga ſein. Var oan Lond hobn ſ as donagriſſn, zan an ondern hobn ſ as ongſtuckt. Hiazt hots amol zu Karntn ghört, und olls mitanonder in Eppnſtoana Herrn, de obn, wo ma von Murbodn hiazt einigeht af Obdoch, auf an Felſnſtoan eahna Gſchloß ghobt hobn und dena s Mur- und Mürzthol ghört hot. D Eppnſtoana Herrn ſogt ma, hätn däs nariſchi Vieh, den s von Maul auſſabrinnt, ins Londswappn einmoln loſſn. Das feurigi Beſt aufn grean Feld wird ſchon ah ſei guti Bedeutung hobn; is da Steira doh hell wir a brinnenda Löw, wan an wer wild mocht. Oba gleih wieda guat. s Landl is zu da ſewin Zeit in Morkn einthoalt worn. A Mork oder a Morch, wia ma ſogt, bedeut ſo viel wie a Mirkfleck, a Mirkzoachn; ma muas oan do denkn, daß ſ as Lond in Stückln ausanondagmeſſn und da da Granaz obgmirkt hobn.

In untern Morkn ba da Sann und ah ba da Drau, wo d Morchburg, oda wias hiazt hoaßt, Morburg baut worn is, hobn die Traungauerherrn eahna Recht ghobt. Hinta der Olm entn, z Stodt Steier, hobn ſih die Traungauerherrn aufgholtn, und weil d Mork do herentn auf ſölchti Ort za Steier zuwighört hot und va die Morkgrofn von Steier aus — wia ſa ſih hiazt ghoaſſn hobn — regiert worn is, ſo hot ma s Steiermork ghoaſſn. — Na, däs hot wos braucht, bis mar endlar amol zan an Nom kema ſein! Da Nom därf hiazt beiläufi ſar olt ſein, wia s Johrtauſnd.

In zehntn und in eilftn Johrhundert hobn auf de Weis die Traungauerherrn Steiermork regiert. Mir wölln nit erſt an Jadn ban Nom nennen und üba d Lebnsdaur, Heiratsgſchichtn, Raſſerein und Ländawanſchlerei a Longs und a Broats dazähln. Däs brauch ma nit. Mir wölln ka Herrngſchicht, mir wölln a Londsgſchicht.

Da leßti va die Traungauer is a topferes Mandl gweſt, hot ſih mit ſeini Soldotn tüchti därfn ſehn loſſn und hots ſo weit brocht, daß Steiermork a Herzogthum is worn. Däs is in 1180er Johr gſchechn. Zu da ſewin Zeit is s ah Moudi geweſn in unſern Ländern, daß d Ritta mit Spiaß und Sporn ins heiligi Lond einigroaſt ſein, in liabn Chriſti Heilond zu Ehrn Leut umbringa. Hot a da bravi Morkgrof Ottaker mitwölln, hot oba wieda zruckgehn müaſſn, weil er untawegn die Krätzn hot kriagt. Is übahaupt in koana gſundn Haut gſteckt, da ſewi Morkgrof, und weil ers gleih kent hot, er kriagt koan Stomholda, ſa hot ers ſteiriſchi Landl ſein Vettern, in Ludl Babnberger gſpendirt. Hot bol drauf muaſſa ins Gros beiſſn, gonz jungaheit. Sei Leib is in Kloſta Seiz in Untaſteir, däs die Traungauerherrn baun hobn loſſn, nebn ſein vaweſtn Stambam in die ewi Rua glegt worn. Erſt neuzeit ſein die Traungauer Morkgrofn ols d Herzogthumſtifter, von oltn Seizkloſta, weil s ſcha zſomfollt, ins Stift Rein übertrogn worn, däs ſ eh va Zeitn ſelba gſtift hobn. Und ih denk, do wern ſ liegn bleibn.

Da leßti Traungaua Herzog hat a Teſtament gmocht, und in den Teſtament do hoaßts: Die Babnberger Vettern, de Oeſtreich (däs is ſelm ſchon aufkema gwen) regirn, ſuln ah Steiermork hobn. Und in Lond ſelba ſul an Urdnung ſein. Wan Oana ſtirbt und is ka Teſtament do, ſo ſul ſei Bluatsfreundſchoft irbn. Is a Streitikeit, ſa ſuln ſa s nit raffad ausmochn, wir eh, wo ſ mit die Meſſer auf oanonda losgonga ſein — däs war ſchondmaſſi! — mit Zeugn und Zuaſpruch ſuln ſie ſih vagleichn. Is für Haus und Grund ka Bua do, ſa därfs Menſch d Wirthſchoft führn. An Jada, der wos hot, därfs vakafn oda vaſchenkn, daß er woas, s is ſein oagn. Olli Bawolta, Beomti, Soldotn, Burger und Baurn, und wul lacht ah die hochn Herrichoftn, hobn in öſterreichiſchn Herzog z ſulgn, wia ſ eahnter eahnan ſteiriſchn Morkgroſn gſulgt hobn. Und da Herzog ſul ah ſei Pflicht und Schuldigkeit thoan, ſiſt kon ahn an niada Steira ban Kaiſa vaklogn.

So hoaßts in Teſtament, das die ſteiriſchn Morkgroſn in Lond zu Schutz und Schirm hintaloſſn hobn zu ana Zeit, wo ollsmol die hochn Herrn mitn gmoan Leutn thoan hobn kina, wia da well: ouſponan oder ausmergeln, oder eahna gor s Lebn nehma. — Der wildi Brauch is in unſern Lond früazeiti ohkeman und mögn mar uns ba die oltn Morkgroſn dafür bedonkn.

Va Karntn hot ſih um de Zeit Steiermork ſcha losdraht ghobt. Aus oltn kaiſerlichn oder morkgräflichn Beomtn ſein noch und noch Grundherrn und auf d Leßt lacht gor Odelsleut worn. Die gmoan Leut hobn eahnan Grund und Bodn nur z leichn ghobn und wans die hochn Herrn hobn valongt, ſo hobn ſ von Haus müaſſn gehn, wia die Dirn von Tonz.

Die hochn Herrn, as wir eppa d Sunecker, d Stubnberger, d Wildoner, d Liachtnſtoaner, die Pfonberger, d Schärſnberger, hobn eahner aufn Bergn, wo da Feind nit on hot kina, Gſchlöſſa baut, wo ma heint noh imer auf an Ort s olti Mauerwerch davon gſiacht und die Blindſchleichn und Oadrarln umanonda wurln. Und in Thol heruntn, wo recht ſchöni Platz ſein gwen, hobn ſ holt fleißi Klöſta baut. So is Göß gſtift worn und Sanct Lambrecht und Admont und Sekau und Oberburg und Spital in Zerwold (wos hiazt Spital am Semmering is) und Vorau, und hobn Wolfohrtskirchn baut, wir ah Mariazell aus der Zeit herſtamt.

Groſſeri Ortſchoftn, wo ah Hondl und Wondl is triebn worn, ſein nebn der Stodt Steier gwen: Luibn, Judnburg, Bruck, Cilli. Graz hot noh nit viel gboaſſn. Z Lambrecht hobn ſ zu da ſewin Zeit ſcha Kupfer ausgrobn, z Schladming und z Zeiring Silba, bis z Zeiring in 1158ga Johr a ſchreckbors Unglück is gſchechn: is s Woſſer in die Gruabn brochn, ſein üba vierzehnhundert Bergknoppn daſoſſn. Weil die Bergknoppn ſo viel übamüati gwen warn, hoaßts. Do hät, glab ih, Oana dan Keglſcheibn an kloan Dirndl, das zuagſchaut hat, in Kopf weckgriſſn, hätn auf gſchiebn, hät ſ freili wul olli neun weckputzt — oba s Togs drauf wa ſcha s Woſſa dogwen.

Na, wie holt d Leut redn. Olls derf ma nit glabn.

z Admont hobn ſ in Bachn Guld gfundn und in Berg Solz grobn; ſewi hobn ſ ah z Auſſee thon, hot Onwert ghobt und is s n Leutn ſaweit juſt nit ſa ſchlecht gonga. Geld hobns holt ah ollaweil z wenk ghobt und grod z hoaſſn da die hohn Herrn is der Aufgong für und on gröſſa gwen, wia d Einnohm Wan ah imer Oana gwen war, der a Geld ghobt hät, ſa hot er damit nochn Kirchngebot ka Gſchäft derfn mochn. Do ſein holt nochha d Judn guat z brauchn gweſt. Und Judn hots ſelm in unſern Landl gebn, daß nar olls gmodlt hot. Z Judnburg, z Judndorf, z Graz in da Korlau hobn ſa ſih in liabaſt aufgholtn.

Die Geiſtlinga hobn in Lond s moaſti Recht ghobt und de hätn d Judn ſcha gwis nit gloabt, wan ſ eahna

Geld grodn hätn mögn. Aufs Geld hobn die Geiſtlinga zu da ſewin Zeit viel gholtn; hot oft imer a Biſchof, a Prolot die ſilberanan Meßgwandler und s guldani Kirchngſchir vakaft, und auf d Letzt die heilgn Meſſn ſelba noh dazu — daß ſcha gor neama ſchön is gwen.

Oba ſiſt — ſe muas ma ſogn — hobn die Geiſtlinga wul viel Guats thon, und wos da Kaiſer und da Morkgrof mit ſein Schwert nit zwegnbrocht hot, däs hot da Pfoff mit da Höll ausgricht. As geht nit onderſcht ba die gmoan Leut. S is a ſo noh ſchindluadatriebn gnua worn und s Raubn und s Niedaſchlogn aus Hoß und Rochſucht is ſo vahöllt in Schwunk kema, daß die Geiſtlinger olli Wochn drei Tog aufbrocht hobn, wo s Raubn und s Leutumbringa vabotn is gwen. Olli Wochn drei Foſttag! — Oba hiazt hon ih s ah ungſchickt gnua gſogt: Vabotn wa däs jo die gonz Wochn gwen, ober in den drei Tagn von Pfingſter af d Nocht on bis afn Monter in da Früa, is s gor extra gſtreng gwen und hobn d Leut nit omol an Knitl oder a Brarn in d Hond nehma derfn. De drei Tag hobn ſ in Gottsfriedn ghoaßn; und ollamol Pfingſtas af d Nocht is er eingläudt worn, um die nämli Zeit, wo heut noh d Ongſt Chriſti gläudt wird. Oft imer af an ſteiriſchn Thurn wird heintigstogs noh a Glockn henkn, de von Gottsfriedläutn noh wos dazähln kunt. Do hobn ma gleih z Graz aufn Gſchloßberg-Uhrthurn d Feuerglockn; däs is früaha d Lumpnglockn gweſt, de Nochts um eilfi d Saufbrüader leicht wul gor imeramol von Sauglocknläutn wek ausn Wirthshaus gruafn hot; und in oltn Zeitn hot die ſewi Glockn in Gottsfriedn gläudt.

Nochha — daß ih nit vagiß — hots zu da Mortgrofnzeit ah ſchon ollahond Bizler und Baſtla gebn. Do hot oft imer a Grobſchmied a kunſtreichs Fenſter- oda Thürgata gmocht, däs heint in Leutn mit da frein Hond viel z müaſum war; oder a Tiſchla hot ollaloi ſauberi Figurn gſchnitzlt, wia mar in Admontakloſta noh ſelcheni Bildnuſſn ſechn kon — die ältaſtn Nuſſn, wir a Gſpoazvogel hot gſogt — de af an ſteiriſchn Nußbam gewochſn ſein.

Die Glehrtheit und die Dichterei hat ah ſchon onghebt — vaſteht ſih, lauta Geiſtla hobns triebn und gſchriebn, die ondern Leut hobn ſelm für ſelchi Sochn kan Kopf ghobt. So is s ah ka Wuna, daß lauta heiligi Sochn ſein austipfelt worn. Zan ſewin Zeitpunkt, eilfhundert Johr noch Chriſti Heilond, is s in Popſt Gregor — da Siebnti, hot er ſich gſchriebn — eingfolln: Scha Deuxl, as kunt doh beſſa ſein, wan die Geiſtla nit heiratn derfadn. Mir is s liaba, die Pforrer und die Biſchöf keman ſelber af Rom, als wia wan ſ eahneri Weiba ſchickn.

Nau und is der Brauch ſchön ſauber aufkema.

s ſiebnti Hauptſtuck:

Wos ba da Kreuzfohrerei für a Kreuz is gwen.

Na, guat üba dos. Die Babnberger Vettern ſein in unſern Lond bis tuif ins dreizehnti Johrhundert eini obnauf bliebn. Ma derf eahna nochſogn, daß ſ viel Guats hobn gſtift. Oana — in Liutpolt den Fünftn hobn ſ n ghoaſſn — hot eahm z Graz va die ſteiriſchn Stondsherrn gratalirn loſſn, und woas mas ſcha, daß d Leut um die ſe Zeit z Graz ziomkema ſein, in Gſchlos aufn Berg; s Stadl wird wul noh nit gor viel ghoaſſn hobn. Da Liutpolt is von Popſt aus da kathuliſchn Kirchn ausgſteſſn worn, weil er ſih glab ih ban an Kreuzzug, wo er nariſcha Weis ah dabei ſein hot müaſſn, nit guat aufgführt hobn ſul. Mit n engliſchn Kini Richard Löwenherz (ſapperawold eini, is däs a ſchöna Rom!) ſul er Handl hobn ghobt, wos in Popſtn ſo viel vadroſſn hot, weil da Richard ſei Herzzarterl is gwen. Hiaz, wan da Londsherr vadombt und vamolideit is, kon s Lond nit in Gnod und Segn ſtehn, däs derfts enk ſcha denkn. Sa hobn ſ in gonz Steiermork ka Sterbſakrament und kan Oblas triagt; hot ah ka Kirchnglockn derfn gläudt wern, ka Bittgong gholtn und kan ormi Seel dalöſt wern kina. Do ſein d Leut ſtedi worn und hobn gſogt: Wos nutzt dan unſer Geld, däs mar in Opfaſtock ſchmeiſſn, wan nix dakennt is! Wos nutzt dan s Sterbn, wan nit gläudt wird! — Do hot ſih da Hortberger Pforrer und da Solzburga Biſchof ins Mittel gelegt, daß s Lond und ſei Herr ban Popſtn wieda z Gnodn keman is. Da Liutpold is gleih drauf gſtorbn. Er hot s Moleer ghobt, is in an heilin Stefflastog ban an Reitafechtn aufn Tumelploß z Graz auf n Eis ſei Roß gſtürzt, is drinta kema und hot ſih vafluachtlad weh thon, wos drauf ah ſei Lebn koſt't hot. Sidan ſewin Steflastog thoan d Hausmoaſta z Graz Aſchn auſſaan, wans hal is.

In Liutpolt ſein Suhn, da Fritz, hots einbrocht, wos ſei Boda vaſamt hot, is a ſo a fruma Mon gwen, daß ſ n in Kathuliſchn ghoaſſn hobn. Hotn ah nit gloabt dahoam, is richti ah mitdrampelt mit die Kreuzritta, is neama zruckkeman, is untawegn draufgonga. —ſas und Joſef! was hobn de dolgadn Kreuzfohrerein für Leut koſt! Wia viel tauſnd Steira hobn eahna jungs Bluat in Morgnlond vagoſſn! Wan ſieh imer a Fürſt gſpreizt hot: er wult nit mitthoan, as wir eppa da zweiti Kaiſa Friedrich, gleih is Oana mit da Bonſtrohlruatn hintn noch: Wirſt gehn! wirſt ma s Chriſtilond darobern gehn! oder ih ſchnolz dar Oans owa, daß da Hörn und Zechn vageht. Aft nim ih dar erſt dei Kaiſakron wek, de ghört mei, wans recht um und auſſimt. In Bonſtrohl her! himlazn loß ih! — Und grent ſein ſ! Man glaubts nit, wos za da ſewin Zeit ſo a Wachla für a Gwolt ghobt hot! Da liabi Heilond in Himel hot long guat ſchrein lina: Ees Norn! a ſo hon ihs jo nit gmoant, daß enk meintswegn zu koßn ſults! Ih hon jo na gſogt, ees ſults goani und nochgibi ſein auf oanonder und enk ſchön fuathelfn auf da hortn Welt! — Jo freili, fuathelfn thuats enk, oba wia! O himliſcha Boda, ſein däs Holbeſel, hiazt ſtechn ſ mir z Liab oanonda nieda! Wer hot dan zerſt ongehebt? — Sogt da Pedrus: Onghebt hobn die Gonzgſcheidtn zerſt. In Obendlond hobns ongfongt, hobn ſih zſomgſchockt, ſein mit Feur und Schwert ins heili Lond eini trocht. — Na words! ſul da himliſch Boda gſogt hobn, das is enk nit vageſſn, däs zoht ih enk hoam.

s ochti Hauptſtuck:

D Raſhondlzeit.

In Fritz ſei Nochdretta, da ſechſti Liutpolt, hots mit die Ungarn z thoan ghobt. Is za da ſewin Zeit gwen, wo do intn aufn Pettauerfeld — grod in an heilin Oſtatog — d Madſchiarn von Steirern höllmaßi Schläg kriagt hobn. Sida den groſſn Sunta hoaßt d Ortſchoft, de in da Rahand aufn Bergl liegt, noh heintigstogs Großſunta. Za ſelchana Zeit ſulns ah s Friedauerſtadtl baut hobn, zan an Denkzoachn, daß d Steirer und d Ungarn auf n nämlin Plotz an ewin Friedn gſchloſſn hobn, der freili nit gor long daurt hot.

Da ſechſti Liutpolt is ollaweil ſo viel raſſeri gwen, daß ſ n aus lauter Ongſt ba ſeini Schläg in Spitznom Gloriosus gebn hobn, wos ſo viel hoaßt as wia: gſtraſliga Raſjodl, den ſ weit und broat kenen. Hiazt muas ih da s oba ſogn, mei Menſch, daß in Gloriosus lonkweili is worn dahoam. D Matſchiarn hobn a kloans Randl Fried gebn; Kreuzfohrerei is ah grod in Augnblick koani gwen, ſa hot eahm da Gloriosus denkt: Holt, hiazt ſotl ih mein Fuchſn und reit ins Spaniſchi eini. In Spaniſchn drina gibts Heidn, de daſchlog ih! — Hots richti thon. Und überoll, wo die hochn Herrn an Kriag hobn ongeſtellt, is unſa ſteiriſcher Liutl dabei gwen, und kons wul ſein, daß ih hiaz mei Wort wieda zruck nehma muas, wo ih gſogt hon: d Steira warn ollaweil ſchön dahoam bliebn ban eahner Orbat und hätn koani Handl onghebt. Freili muaß ihs ah lobn, daß da Liutpolt rechtſchoſſn drauf gſchaut hot, daß in (dem) Hoamatlond nix gſchehn is, und weil er mitn Kaiſer ollaweil guat Freund is bliebn, ſa hot ſih Steiermork wulta zſomklaubt. Um d Städt hot da Liutl feſti Maurn baun loſſn und hätn d Ungarn mit eahnan hortn Kopf frei müaſſn durch d Wond rena, wans hätn drina ſein wölln.

In ſein Gſchlos hot er gern ollahond Luſtborkeitn ghobt, wan er dahoam is gwen: Komediantn, Spielleut, Singer, Dichter und ollahond ſo Graſſl hot er zſomglockt, da Gloriosus, jo ſogor in Wolta va da Voglwoad, den kreuzluſtin Weibaleut-Ondichta, hot er herglerlt ins ſteiriſchi Landl und hobn s die Weltweiſn nahſt Johr jo auſſabrocht, daß do untn z Fürſtnfeld oda wo, d Voglwoad war, va der da Dichtabua ſein Nom hät. s kon ſein und s kon nit ah ſein.

Um an Liutl ſei Zeit is d Leechkirchn z Graz baut worn, nochha s Stanza Stift und Seckau und lacht wul ah onderi Kirchan, de heint noh ſchön feſt doſtehn.

Von Liutl da Suhn, da zweiti Fritz, hot ah nit viel Gnats ghobt. Der hot ſih zſomnehma müaſſn, daß er ſih vor n Raubrittern dawirn hat kina. Do hot ſih oft imer oana va de hochn Herrn mit ſeini Gſelln auf d Stroßn geſtellt und hot in Wondera ſei Sachl ohgnoma, daß er nit ſo ſchwar z trogn hät. Und wan d Odlsleut heint nochſchaun auf ehnan Taferl, und findn an Löwn, an Bärn, an Wulf, an Robn oda meintswegn an ondas Raubthier drauf, ſa is däs an ehrwürdiges Ondenkn an eahneri Vorfohrn.

Däs ſein die dopfern Mana gwen. Do hots ah onderi Leut gebn, as wir in Schmied, in Schuaſter, in Schneider, in Teichgrober, in Holter, in Baurn, in Spielmon und wos holt däs Glump is; däs ſein ſo viel, as wia die Unehrlichn gwen, hobn die zwidaſtn Orbatn verrichtn müaſſn, hobn eahner Olls gfolln loſſn müaſſn. Mit oan Wort: s Orbatn is a Schond gwen und s Raubn an Ehr — umkehrt is ah gfohrn.

Do derf mar oans freili leicht roatn, daß da Londsherr an hortn Stond ghobt hobn wird. Heint muas er die einhoamiſchn Ritta knebln, morgn ſul er in auswendin Feind zruckjeikn — und d Ungarn, ollaweil wieda de vaboantn Ungarn ſeins gwen, de n ſo viel Gſcher gmocht hobn. Gwen wirds holt ſo ſein: d Ungarn wern gmoant hobn, weil unſa Landl amol zan eahnen Panonien ghört hot, ſa kuntns nit ehanda Fried gebn, bis s nit wieda dazu kam — wir eahms ſchon imeramol a Vulksſtom bumfeſt einbildt, olls, wos eh va Zeitn amol banond gweſt is, ſult wieda zſamkema. Uh Holbnor, wo kamadn mir do hin!

Unſa ſteiriſcha zweita Fritz hots nit ollamol guat troffn. Va wegn der ewign Kriagführerei — für de er freili nix dafür kina hot — is in Steirern s Steurzohln z viel worn; mitn Stiftbüachel in da Hond hobns in Fritz ban Kaiſa vallogt, und da Kaiſa, der eh eh an Pik aufn Fritzl ghobt hot, hot gleich Moudi gemocht — hotn aushetzn loſſn. Däs is a ſo gwen: Wer zu da ſewin Zeit wos Groſſes ongſtellt hot, an Rechtsbruch, an Londsvaroth oda ſo wos, der hot ſein Thoal kriagt. Da gmoani Mon, vaſteht ſih, der is gleih aufghenkt worn;

da Rittersmon is von Kaiſa vaſtoſſn worn — is ehrlos und rechtlos worn, zan an wildn Wulf gmocht worn, den an Jada hot kina niedaſchlogn, oder ah vogelfrei wia ma gſogt hot; und is a ſo a Menſch ausghetzt worn und ninaſcht ſicha gonga. Is er aloan gwen, ſo hobns n s Gnack gleih umdraht; hot er Leut ghobt, ſa is er a Raubahauptmon worn, und is er ſtork gwen mit da Fauſt, vaſtecht ſih, ſa hot er ah wieda ſei Recht gfundn. Nau, ſa hot ſih ah da Fritz topfa durchgſchlogn, hot üba d Ungarn und die Böhm herr kriagt, hot z Weananeuſtodt ſagor in Kaiſer an Sieg daſecht, ſo daß ſ n ehrnholber in ſtreitborn Fritz ghoaſſn hobn. Ueba dos is da Kaiſer ah wieda mit eahm guat worn. Da Fritz is zu ſein Onſechn, s Steiralond wieda zu ſein Recht kema, da Kaiſa ſelber is üba d Weihnachtfeiter auf Graz keman und hot Urdnung gmocht.

Z Grund gongan is da ſtroitbori Fritz in 1246ga Johr in ar ungariſchn Schlocht bam Leithafluß, wo n zerſt a ſo an Irzzigeuna von Roß owagſchoſſn hot und nochha da Frangipani Grof ah noch ſei groſſi Topfakeit zoagn hot wöln und in Sterbendn mitn Spiaß ins Aug einigrent is.

In da Heilinkreuzkirchn in Oeſterreich ſchloft unſa zweita Fritz. Er is va die Babnberga-Bettern da letzti Stomholta gwen.

Nau, hiaz wirds wieda zriſſn zuagehn. Ka Herr in Land und ungſtemi Zeitn! Woaß Gott, wos noh gſchiacht!

s neunti Hauptſtuck:

Auswrenigi Zuwalaſſa.

Jo freilih, ſcha ban an kloan Bauern gehts zriſſn zua, wan Dana ſtirbt und loßt kan Stomholta hint; aft derfts enks ſcha denkn, wia s ban an hohn Herrn ausſchaut, der a gonzas Lond hintaloßt und koan Monadn dazua. Wia da ſtreitbori Fritz auf da Bonk is glegn, do ſein ſeini Schweſtern und Moaman völli raſſad worn ums Teſtament; do hat da zweiti Kaiſa Friedrich Mittel gmocht, und hot an neugn Stotholter eingſetzt, wos ober in Popſtn (der zu daſewin Zeit, daß ihs recht ſog, a ſchreckbori Mocht hot ghobt) wieda nit recht is gwen, weil der mit n Hochnſtaufna-Herrn, za de da Kaiſa ghört, ollaweil a Haglerei ghobt hot. Hot wieder amol an Fluacha gehn loſſn, da Popſt, über unſa Lond. Nochha hot er auf ſein oagni Fauſt in ſtreitborn Fritz ſei Schweſter und ihrn Monn übas Lond gſetzt, oba ka Menſch hat ſih gſchert um den neugn Brauch. Da Suhn va de zwoa Leut kunt ſein, daß er zoanzin z Schmies lema war, wans mit eahm nit gor a ſo an unglücklan Ausgong ghobt hät. Is mit ſein Komarodn Konradin noch Italien groaſt; ſelm ſeins von eahnan Feindn ohgfongt und köpft worn.

Hiaz ſein thuats a ſo, an Herrn ohni Kopf hots Steiralond nit brauchn kina und ſein d Steirer auf d Letzt dogſtondn, as wir a Schock Schof ohni Holta. Do ſuls lacht wieder amol zuagonga ſein! Daß epper amol da Braveri s Heft in d Hond kriagad, s ſe trogt ſih nit zua. Is Urdnung in an Lond, ſa kimt da Gſcheideri obnauf ou, und gehts zriſſn zua, aft hot da Stirkeri s Recht.

Schauts, und do nimts da Solzburga Biſchoft — Lippl hot er ghoaſſn — wohr, daß die ſteiriſchn Schof ohni Holta ſein: gleih fohrt er auſſer und her üba d Schof und pockts zſom. Hot da Herr Erzbiſchoft Lippl mit ſein Soldotnan in Steirern s Ennsthol und s Auſſeer Landl auf a Zeit long wekgnoma. In Oeſterreich draußt hobn ſ zu da nämlin Zeit in böhmiſchn und mähriſchn Morkgroſn Ottaker zan Obaherrn ghobt, oba d Steirer hobn va den Mon nix wiſſn wölln. An Einhoamiſchn wölln ma habn! hots ghoaſſn. Oba grod, as wia won das nit ſein hät därfn! Wia die ausgſchicktn ſteiriſchn Maner umanondagonga ſein an Herrn z ſuachn und va Gſchloß zu Gſchloß ſein groaſt, do ſeins, moan ih, amol ban an reichn und fürnehmen Gſchloßherrn gegn Sunaufgong hin gor ſo viel guat aufgnoma worn, hobn z eſſn und z trinkn kriagt — humeri und durſti ſeins worn ba den Umanonazoſchn, woas mar a ſo — hobn in da Gach lacht a wenk z viel trunkn und is eahna fürkemma: Der propperi gmüatligi Gſchloßherr war der rechti Mon für s ſteiriſchi Lond. Hobn an af da Stell zan Herrn gewählt und da Gſchloßherr hots lacherlad ongnoma. Nachha, wir er ſih zoagt hot in ſeina Herrlikeit, hots die ſteiriſchn Mana freilih wul gſchreckt, do hobn s as gſehn, wens dawiſcht hobn — is s da Bela gwen, da Kini von Ungarlond.

Du vadonkti Schmier!

Do hobn ſ hiazt giſchneblazt! Oba ſein nit mehr auskeman und hobn eahna d Fremdherrſchoft, de wulta ſchwar druckt hobn ſul, a ſo a guats Randl Zeit gfolln loſſn müaſſn. Noch und noch is s eahner oba doh zviel worn, hobn ſih die ſteiriſchn Großn zſomgſpielt, da Mehrnberger und da Pettauer ſein d Radlführer dabei gwen, hobn in ungariſchn Stotholta — der in da Morburgaſtodt ghuckt is — ſchön war ban Loch auſſigſtamt. Do hots wul ah ghoaſſn: die Kotz auſſi, da Wulf eina. Is der ungariſchi Prinz ſelba kema, hot ſih in da Pettauerſtodt bumfeſt hingſetzt. Nochher is da Belerl ſa brav gwen und hot d Steirer in ollahond Handl vawickelt, ah gegn an Solzburga Biſchoft, gegn an Lippl, der ollaweil liaba kriaggführt, wia meßgleſn hot. Weil oba de Streithandl für d Steirer ſchlecht ausgfolln ſein, ſa ſeins af oanmol wild worn aufn Onſtifte. In 1259ga Johr, grod vor Weihnachtn, hobns a Rowelion onghebt, hobn die gonz ungariſchi Banda vajeilt und hot ſih da Kini Bela willi begebn, nochdem er z Lohn für die Goſtfreundſchoft, de er in Kiniſuachern s oanimol dawieſn, s Steirerlond fünf Johr long auszutzlt hot. Und nochher is doh noh da bömiſch und mähriſch Morkgrof in Steirern eahna Herr worn und is unſa Landl auf de Ort wieda zan Oeſterreich kema.

Da böhmiſchi Kini Odaker is nit amol ſa zwida gwen. Er hot fürs Lond wos thon und die Burger und Bauersleut hobn an gern ghobt. Oba die oltn Odlsherrn hobn an nit leidn mögn, de hot er ollaweil braucht zan Kriagführn, hot s Karntn und s Kraonlond gwungan, hot d Steirer ſogor amol ins Preußnlond auſſighetzt zan an Kriag — und aft ka Geltsgott und ka Donkdagott dafür. Die hochn Stelln in Lond, de ſiſt ollaweil die Einhoamaſchn ghobt, hobn hiazt d Auslända kriagt, weil de viel beſſa ſchmiern und bugerlduckn hobn kina, wia die Ondern.

---

s zehnti Hauptſtuck:

Der erſt Hobsbua.

Is a großmächtiga Herr worn, da böhmiſchi Kini und ſei Reich hot von böhmiſchn Gebirg bis owi zan adriatiſchn Mir glongt. Da Kaiſa von Deutſchlond ſelber is zu da ſewin Zeit an Auswenige gwen — der hot in böhmiſchn Kini d Stong gholtn. Und af oanmol geht da Kaiſa her und ſtirbt. Gſchwind a neugi Kaiſawohl. In Rudolf hots troffn, in Rudolf von Hobsbua. — Sidadem is s heind a wenck üba ſechshunert Johr. Wia die Zeit vageht! — Hiaz is s mitn Böhmenkini gor gwen; da Rudolf hot nit viel gholtn af die Böhm. Und weil der Odaker ollaweil gſtenkt hot vawegn da neugn Kaiſawohl, weil er ſelber z todt gern deutſcha Kaiſa worn war, ſa hotn da Rudolf an Herrn zoagt und hots grodwek valongt, daß da Böhm die deutſchn Länder Oeſterreich, Steiermork, Karntn und Kroanlond wieda zruckgebn ſull. „Jo freili, däs kunt mar einfolln!“ hot der Odaker gſchrian und hot s Meſſer aus da Schoadn griffn. Oba d Odelsherrn hobn an d Feign zoagt und d Steirer ſein zſomgſtondn und in Stift Rein iss ausgmocht worn: „Mir holtn zan deutſchn Kaiſa, zan Rudolf von Hobsbua!“

Vaſteht ſih, den Brief hobns ah untaſchreibn müaſſn — nit eppa mit da Gons-federn, s ſewi is ſelm noh nit da Brauch gwen, wul oba mitn Schwert. Eahneri oagnan Städt, as wia Graz, Judnburg und ſo her nochanonder, hobns darobern müaſſn und die Böhm mitn Steckn ausjogn. Die Geiſtla, de s ollaweil mitn Auswenin liaba gholtn hobn, as wia mitn Deutſchn, hätn gern in Odaker zuaglegt, wans nit gſehn hätn, daß da Rudolf großmächtiga wird. Wia da Kaiſa d Steirer, die Kerntner, die Tiruler ghobt und auf d Leßt mit de ſchneidign Leut d Weanaſtodt zſompockt hot, do hobn die Geiſtlinga gſehn, s war Zeit zan Umſodln. Da böhmiſch Kini hot noh a Weil umanonda grewazt und umanondagſchultn, bis ſ n ban a Schlocht auf n Morchfeld niedaghaut hobn.

Un zan Steirern hot da Kaiſer Rudolf a ſo gſogt: „Ih gib enk nur an ſölchſn Londsherrn, der enk recht is. Ees hobts Vorrechtn, und wan enka Londsherr a ſo a Recht brechn will, ſo ſeids n nix ſchuldi, kints n ohſetzn, wias wöllts. A ſo i's und a ſo ſulls bleibn.“ — Is a Red gweſn, däs.

Drauf is in Rudolf ſei Suhn, a brava Menſch, Herr worn über Oeſterreich, Steiermork und Kroanlond und nochher is amol Fried gwen.

Scha za da Babnbergazeit ſein in Steiralond die vier hochn Herrn auftema: da Londshauptmon, da Londmarſchall, da Londrichter und da Londſchreiba. Nit viel ſpäta hobns in Londtog aufbrocht, wo s in Londsfürſtn ſchuldigaweis ſein Ehr onthon und die übrigi Zeit eahneri einhoamiſchn Londsonglegnheitn ausgroat hobn. Do ſein dabei gwen die oltn Odelsherrn, vaſteht ſih, nochha die hochi Geiſtlikeit, vaſteht ſih, und d Stodtrichta va di londsfürſtlichn Städt, vaſteht ſih. Die gmoan Leut hobn nit mitredn derfn, vaſteht ſih.

's wird nit bol a Lond gebn, wo zu da ſewin Zeit da Baursmenſch ſa ſchlecht dron is gwen, wir in Steiermork. Wan a Kriag is gweſt mitn Ungarn, oda mitn Böhm, oda wan die Kreuzfohrer gegn s Morgnlond ſein grumpelt — gwis ollamol hobns in Baurn d Felda zſomtret't, die Gärtn vawiaſt, s Viech niedagſchlogn, die Buabn mitgnoma, die Mentſcha vaſchandlt. Ma moant, d Ritta hätn in ormen Mon bſchützn und ſei guats Recht bſchirma kina — dafür warns jo d Ritta! — jo worts a wenk! — Raſſn und ſaufn und Weibaleut fonga — däs ſein in ſewin Rittern ehneri Hauptſtuck gwen. Wer va de Leut ohſtomt und däs kon Koana wiſſn — kan Ehr hebt er nit auf. — Unſeri ſteiriſchn Baurn, de ſiſt ollaweil hiſch in der Urdnung gwen ſein, kuntn heint gonz ondaſta doſtehn, wans nit ollaweil gor a ſo inta d Füaß tretn worn warn — oba Gott Lob und Donk, a wenk ſein heintzutog doh die Baurn ſcha weiter, as wir eh va Zeitn d Herrn und Ritta ſein gwen.

D Hondwercha hätn ah kam bſtehn kinen, oba de hobn hiazt onghebt, ſagriſch zſomzholtn und hobn 's Zunft- und 's Innungsweſn aufbrocht. s Maurahondwerch hot ſih noch und noch zan a Baukunſt ausgwochſn, va der ma heinl noh in Huat ruckn muas, wan mar unſeri uroltn Kirchan onſchaut. Dnetta die Bergknoppn und d Homaleut hobn zu da ſewin Zeit an Onwert ghobt, weil s ſteiriſchi Eiſn weit und broad in Ruaf is gſtondn. Z Luibn, z Judnburg, zu Vodanberg und z Eiſnerz is ollaweil da Loſter Eiſn hergrechtlt gwen und in an iadn Grobn, wo nar a klors Waſſerl hot grauſcht, hobns a Geldſchmittn baut und a Homahaus dazua, und wir obn af der Olm die Kuaglögerl hobn klunga, ſo hobn d Eiſnhama bredlt untn in Thol.

Und a ſo iſs: wan a Zeit recht afs Raſn und afs Geld und afs guat Lebn eingſprengt is, do keman die Dichta. As Toal mochn kraftigi Liader übas Raſn und Leutumbringa, wos ma Heldngedichta hoaßt; as Thoal lobn und preiſn s guat Eſſn und Trinkn und d Weibaleut üban grean Klee; und as Thoal dichtn a ſchöneri, beſſeri, a grechti Welt aus, wo Leib und Seel zſomſtimmt. Sa ſchön dichtn s as zſom, ſa liab moln s as aus, daß Oana, den grauſt davon wia d Leut Viecha ſein, hell d Hoamkronkat kunt kriagn noch der ſchön Dichtawelt. Und a ſo ſein ah za da ſewin Zeit Dichter aufgſtondn in Landl, zmoaſt Geiſtla, de heiligi Gſanka hobn gmocht, ober ah Heldn- und Weibaleutliadadichta ſein ſiragonga. Va da leztn Gottung oana, Ulrich da Liachtnſtoana, den hobn d Weibaleut ſchnurgrod zan an Norn gmocht. Sauberi Gſanka hot er ausdipfelt, s ſe muas ma n loſſn, oba ſiſt — wer in Weibaleutn wir a Bumerl nochlaſſt und wer ſih va die ſchön Frauner a ſo zan an Loppn brauchn loßt, wia der ſteiriſch Ritta — den ſeini Gſanka kon nit an iada Lotta brauchn. — Wegn weiters is gor ka Klog, und is der Ulrich a braver, a dopferer Mon gwen. An ondra Dichter aus da nämlichn Zeit hot Odaker ghoaſſn — wia da böhmiſchi Kini, den er oba ſcha gor nit leidn hot kina, wia mar aus ſein Zſomdichtn, da Reimkronik, wia ſei Büachl hoaßt, leicht ini wern kon. Und thatn s die oltn Dichta ſcha ſogn: „D Weibaleut gern hobn, die Böhm vajogn.“

s alſti Hauptſtuck:

Da Chriſt und da Jud und die Peſt.

Wo ſein ma dan hiaz? Hiaz ſein ma noh nit gor weit, ſein in vierzehntn Johrhunerd ba die Hobsbuaga. Hot cahnas gut gmoant, da Rudolf, in Geiſtlan, wan mas nimt, wir er ſelba von Roß gſtiegn und durchn Boch gwatſcht is, daß da Priaſta hot kinen übri reitn. Is brav g'wen s ſe Sochn! Is oba nir dakennt gwen und leſt ma, daß, wia d Hobsbuager üba Steiermork gregiert hobn, ollaweil zwideri Handl und Streitigkeitn mit die Geiſtla hot gebn. z ollamoaſt mitn Solzburga Biſchoft. Und gnod hobns zſomgholtn, die Schworzn und die Odlsleut, und do is gwis ollamol wos auskocht worn, wos fürn Londsherrn a Schodn und für die gmoan Leut an Unglück is gwen.

Grod in Albrecht von Hobsbua is s gor ſa ſchlecht gonga. An Oanziger is n treu bliebn, gor a gſcheita Mon — da Prolot Heinrich z Admont. Der isn Herrna ſeind gwen und isn Herzog Albrecht beigſtondn mit Roth und Thot. Die Ondern nit faul hobn eham s Kloſter ausplünert, ſein dahergrowellt gegn Luibn und Bruck — die Priaſter und die ſteiriſchn Herrn ols Feind in Lond!

— und der Albrecht hots mit Gwolt müaſſn vajogn, däs Bandl; die Baurn hobn an ghulfn dabei und da ſteiriſchi Odl hot ſih in ſein Gſchlöſſern und Höhlßan valrnicht und vaſteckt. Da Stubnberga Fritz is da Radlführa gwen, den hobns eingfongt und hot er zan bittn und bedln ſchaun müaſſn, da Fritz, daßn da Londsfürſt nit um an Kopf kürza gmocht hot. Hot eahm oba drauf denkt, der Albrecht: Ih thua eahnan Willn und loß ah in Odl ſeini oltn Vorrechtn, ſiſt iſt ka Fried.

Is ober a ſo ah noh ka Fried gwen. Zan an Beiſpiel: Hot da Herzog z Goſau obn a neugs Solzbergwerch grobn loſſn, gleih is da Solzburga Biſchoft do: Wos dös war, a Solzbergwerch grobn do! s Biaßthum hät eh ſelba Solz gnua, daß n Leutn s Leben kunt vaſolzn — a neugs Werch war n a Schodn! — Ober Ehrwürdn, mir is s a Nutzn, ſul da Herzog gſogt hobn. — Nix do, da Biſchoft hotn ſei neugs Solzloch zuaſchoppn loſſn.

Uebahabs gſogt, muaß der Albrecht ah nit gor viel ghoaſſn hobn, ollaweil und mit olla Welt hot er Handl ghobt. Sul an oanaugada Mon gwen ſein, gwoltti und hortherzi. Ma zeicht eahms in da Ghoam a went, daß er in Kini Adolf ums Lebn brocht ſull hobn, weil er ſelba gern Kini gwen wa, wos er nocher a richti gwordn is. Auf d Leßt is er ſelber umbrocht worn, und va neamt leichtern, wia va ſein oagnan Vettan. — Is nit viel Beſſers nochkema, viel Schlechters ah nit — wias holt ſcha geht auf da Welt.

Und daß ih weita dazähl — hiaz kimt zan Gruſln wos. In 1312er Johr is s gwen, kimt af amol a Gred auf, d Judn, de in Lond warn, thatn die heilin Hoſtien zſomkafn oder aus̕n Tabanakl ſtehln, und ſtechn und martern, daß s helli Bluat auſſarunn, wia von Chriſtileib ſelba; thatn ah Chriſtnkiner ohſtechn gſtot an Oſtalampel, weil ka Jud lebn kunt, wan er nit olli Johr an Tegl vul Chriſtnbluat trunkad; die Brün thathns ah vagiftn, daß d Leut die Peſt kriagadn, und ſo her nochanonda. Jo, wans a ſo ausſchaut, is s de Wochn zan Judndaſchlogn.

D Judnburga-Judn hobn ghört va da neugn Orbat und hobn in Chriſtnan wölln voronkema. Hobns hoamlar ausgredt: in da Chriſtnocht wultn ſ olli Chriſtn in da Stodt dawürgn. Hiaz is s oba gwen, daß a Judndirndl an Chriſtbuabn ghobt hot, und weil ihr load wa gwen drum, wan ihr Schoß ah an engi Holsbindn kriagad, ſo hots eahms gſteckt. Da Chriſtnbua, vaſteht ſih, hot a ſo a ſauberi Neugigkeit huſi ſein Leutn zuatrogn, de hobn ſih zſomgſpielt und ſein die Chriſtn aufgſtondn in da heilin Nocht und hobn olli Judnburga Judn daſchlogn. — Das wird a Mettn ſei gwen! na ih donk, do wird s Chriſtkindl a Freud ghobt hobn! — Und hiaz is s Judngjoad ongongan in gonzn Lond und die Chriſtn hobn plünert, graubt und gwürgt, daß nar Olls gſchlenert hot. Die Geiſtla hobn long guat predinga kina va da Menſchnliab, wans nit noch da Predi ollamol ghoaſſn hät: D Judn ſein koani Menſchn, d'Judn ſein Judn! Auſſigſtampad hobn ſie ſ ban Loch, und imer Oana, der dahoam a reicha Kaufmon is gwen, is in da Fremd wieda mitn Binggl umgrent. Va Weib und Kind will ih gor nit redn; wern ah a Herz ghobt hobn — oba mit die

Hund ſeins ausghetzt worn. In Judner is däs oft gnua paſſirt und af de Ort ſein ſ noh ollaweil zaher und ohdrahter und vaſüdlta worn. — Heint that ma holt wieda gern amol a wenk Judn daſchlogn. Heint wiſſn mas, daß däs mitn Hoſtiemartern und mitn Brünvagiſtn olls larifari gweſn is — und möchtns doh! do warn mir jo noh viel ſchlechta wia die Oltn! — Ih bin a duma Baur, mih hot da Jud a ſchon oft ongſchmirt. Oba derawegn gleih niadaſchlogn? ih kuntn doh z grob kema, dabormad mar ah. — Die gſcheitn, frumen, großmauladn Herrn oba, de s mitn Maul olls recht und guat mochn wölln af da Welt, va lauta Menſchnliab zan Winſln onhebn und in Nochbarn vaſulgn, weil er a Jud is, oder a Chriſt, oder a Deutſcher, oder a Böhm, oda wer Ondera! — Pfui Teufel! ſchomts enk!

Hiaz hon ih mih oba ſo viel gharbt, daß ih in Fodn hon valorn. — s is jo a ſchreckbors Durchanonda hiaz in Lond und d Leut hobn in Kopf valorn. Va da Peſt hört mar ah redn, ſie kimt ollaweil gläda zuwa; in Ungarlond und ah in Oeſtreich draußtn ſolln d Leut nochanonda ſcha hin wir a Stok und ſein maustodt. Gott wird uns behüatn! — Jo freili, Gott wird uns wos pfeifn! s wird haſn noh da ſebigi Herr ſein, der d Judn vorn Egiptnkini Pfarao hot beſchützt, der in Muiſes die zechn Gebot Gottes hot gebn.

Af oamol is die Peſt dogwen. In 1349ga Johr is ſchier die holbad Steiermork ausgſtorbn.

— — Na, däs is z viel zan an Gſpoas.

s zwölfti Hauptſtuck:

Is d Red va da Schurknzeit.

Za da ſewin Zeit ſei olli öſtreichiſchn Herzög z Graz eingſtallt worn und hobn ſih d Steira nit wenk drauf einbildt und d Odlsherrn viel koſtn loſſn.

Von zweitn Albrecht is s Wichtigſti z ſogn, daß er die reichn Sunecka Herrn in Groſnſtond erhobn hot — ſein die Groſn von Cilli draus worn. Däs is in 1341ga Johr gwen — muas mar Oan mirkn, weil die Cilla-Groſn hiaz da Hon in Korb worn ſein. Sogor Fürſtnmocht hobns ghobt, die Cilla-Groſn, und hobns ah danoch triebn, hobn eahner oagns Silbageld gſchlogn, das is freili kamoot gwen, hobn eahneri oagnen Handl ongſtellt, bol mit n Nochbarn, bol mitn Ungarn und Krowodn, bol mitn Londsherrn ſelba. Hobns ah ſchön ſauber onbandlt, die Cilla-Groſn, dosmol hobns a Kinitochta hoamgheirat — a bosniſchi Prinzheſſin, an ondersmol hobens eahna Tochter an ungariſchn Kini zan Weib gebn — wias mit da Barberl is gwen. Oba däs Luaderl hot in Steirerinen grod kan Ehr gmocht — ſein ma ſtil davon. Zu ſchönaſt hots ſcha der Ulrikl triebn. Der hot ſein erſti Frau vaſuadat, weiln an orms Edelfrauerl, des ban eahm Stubnmadl is gwen — Fronl hots ghoaſſn — gor ſo guat gſolln hot. Hots ah [illegible] zſomgheirat. Sein Vodan hot däs ſo vaſluachtlad in d Roſn gracht, daß der Ulrikl, da reich Grof und Fürſt, mit da herglaſſnen Flontſchn, wir ers ghoaßn hot, umanondafohrt, hat ſei neugi Schwiegatochter in an Bod daſaufn loſſn und ſein Suhn in die Keichn gſteckt. A ſo muas mas mochn, wan die Kina nit fulgn wolln! Wir er wieder auskemen is, der Ulrikl, hot ers noh wilda triebn, und „Mei Schwert is mei Recht!“ das is ſei Sprichwort gwen, den Schondkerl, den niedaträchtin! — Js daſchlogn worn zan Glück. Drauf hot die Herrlikeit mit die Cilla-Grofn an End ghobt.

Hiazt ſein mar aufn Zeitpunkt, wo ih die ſchön Gſchicht von Bamkirchner dazähln kunt.

Da Bamkirchner, das is a ſteiriſcha Ritta gwen. Und der Ritta hot in Kaiſa Friedrich in 1452ga Johr z Weana-Neuſtodt ban a Schlocht s Lebn gredt; und weils ohni Geld ka Lebn is auf da Welt, ſo hot er eahm ah Geld dazua glichn. Das wa guat. Hiaz is ower a Zeit kema, wo s in Bamkirchner ſelba ſchlecht gongen is und er von Kaiſa ſei Geld gern zruck ghobt hät. Da Kaiſa hotn vatröſt von oan Zeit af die oner und hot af d Leßt nix wiſſn wölln davon. Do is da Bamkirchner wild worn und hot mit n ondern ſteiriſchn Rittern, de ſeini guatn Kameradn ſein gweſt, a Rovellion ongſtift. Hot ſcha s holbadi Steirerlond af ſei Seitn ghobt und wurd ſchiach ausgonga ſein, wans nit va wegn an Türknkriag Fried mochn hätn muaßn. Na, wa guat. Oba das is nit gleih a ſo gwen; is da Bamkirchner hiaz af Graz beſulchn worn, daß er ſih ausweiſn ſult, zwegn wos und zwegn wia. Jo freili, ſogt da Bamkirchner, ih wir grod in d Folln gehn; ſo dumm bin ih nit. — Loßtn da kaiſerlich Konzla z Graz ſogn: Er ſul na kema, as wurdn nix gſchechn. Er gab in Bamkirchner und ſein Kamerodn, in Greiſnegga, der ah mitkema ſult, in heilign Irgntog fürn gonzn Tog bis zan Veſpaglöckl af d Nocht s freii Gloat und s kaiſerlich Ehrnwort, daß eahna jo nix gſchechn kunt; ſe ſultn na kema. — Nau, denkt eahm da Ritta, wan er uns s freii Gloat und s kaiſerlich Ehrnwort geit, wirds wul ka Gfohr hobn, und geht mitn Greiſnegga richti af Graz. Se kemen ins Gſchloß, wern umaglexlt und hingholtn mit guat Eſſn und Trinkn, mit Muſi und onderi Luſtbarkeitn, daß ſie ſih zlong hobn vaweilt. Und afn Obnd, wias wohrnehmen as war die höchſti Zeit, ſeins eilends davongridn, ower ehs noh ban Murthor außikeman, loßt da folſchi Konzla s Veſperglöckl lautn. s freii Gloat is aus, s Stodtthor follt in Rittern vor da Roſn zua, ſe wern von Roß griſſn, in an Hof eingſchlept und auf da Stell köpft.

Long danoch is aufn Bamkirchner ſeina Rittaburg der Spruch zan leſn gſtondn: „Rett in Kaiſa s Lebn, owa leich eahm ka Geld. Trau koan Konzla nit, er kon ſei Wort holtn und doh a folſcha Judas ſein.“

Späteri Londsherrn hobn gmoant, as war beſſa, wan ma de Gſchrift mit an weißn Kolch dick übaſtreichn that. — Na jo freili, vaſteht ſih.

s dreizehnti Hauptſtuck:

Da Türknkriag.

Um de Zeit hot in unſern liabn Landl die Türknnoth ongſongt. In 1396ga Johr ſeins zan erſtnmol kema, die beſtialiſchn Heidn, mit Sengen und Brenna, mit Raubn und Schondirn. Nix is ſicha gonga, ka Stodt und ka Haus, ka Weib und ka Kind. s Togs is Berg und Thol vul Rach gwen; Nochts is üba Städt und Gſchlöſſer a ſchiachi Röthn aufgſtiegn. In die Kirchan hobn ſih die ormen Leut gflücht't; die Kirchan hot da Türk onzundn, die heilign Bildnuſſn hot er zhaut. In Bachn is Bluat dahergruna; in grean Wold ſein die Chriſtn onbundn worn ba die Bam, is pfeilgſchoſſn worn auf eahna Bruſt. Weibaleut hobns ba die lonkn Hor in d Roßſchwoaff onknüpft, hobns ſuatgſchleift bis ſ maustodt ſein gwen. Woz is bet't worn, wos is gwoant worn zu der ſchreckborn Zeit! Vieltauſnd Leut ſein z Grund gonga, viel tauſnd Leut ſuatgſchlept ins fremd Morgnlond, ka Menſch hot va ſe wos meh ghört.

In da größtn Noth, wia ka Londsfürſt und ka Kini und Kaiſa meh hot helfn kina, hobn d Steirer eahna Zuaflucht gnoma zan eahnan Londspatron, in heilign Voda Joſef. Owa wia da Voda Joſef vor unſan Herrgottn ſteht und um Gnod und Schutz bittn will fürs unglückſeligi Lond, ſul da liab Herrgott Ontwort gebn hobn: „Ih ken ka Dabormnuß. Ih hons noh long nit vageſſn, wir eh vor Zeitn die Chriſtn, ah Deini Steira dabei, einikrocht ſein ins Morgnlond und gwirthſchoftt hobn ohni Dabarmnuß und Gnod as wia die wildn Thier. Wans d Heidn hiaz zruck zohln, ſo will ih eahna nit in d Hond folln. Für an iadn Jama, den ehna d Leut ſelber ongthoan, muß a Roch und Strof ſein — ih kenn ka Dabormnuß."

Ueba 300 Johr, bis zan 1704er Johr, hot die Türknnoth daurt. Randweis ſeins vajeikt worn, randweis hobn ſie ſih ſelba vazogn, ower af oamol ſeins wieda dogwen mit Haufn. Gleih zan an guatn Onfong hobns d Stodt Pettau niedabrennt und va da Gegnd nit mehr, als ſechzehntauſnd Menſchn in die ewi Gfongenſchoft fuatgführt. Aft hobns ausn Murthol und Mürzthol Leut welgſchlept, ſa viel, daß mas gor nit hot zählt — und a ſo iss weitagonga. Grod in da Raab-, Drau- und Feiſtritzgegnd von Ungorlond her iss in iagnaſt gwen; ower ah ausn bosniſchn Lond ſeins einbrochn ins Sannthol und hobn holt überoll grauſam ohgwildnt.

Die bravn Steira, wias gſechn hobn, s Betn war dasmol umſiſt, hobn ſih wirhoft, und ollamol wieda va neudin wirhoft gmocht. Die Kreutfeuer afn Bergna ſein ehna Zoachn gwen, daß ausruckn, wan da Feind in d Nahad kimt. Wia größa d Not, um ſo größer is eahna Kuraſch worn, ſein dreingfohrn wia da Teufel und noch und noch hobn ſi s doh außidraht, die Beſtien, daß ſ af d Leßt neamamehr kema ſein.

I moaſt hot an türkiſchn Paſcha die Kanonenkugel gſchreckt, de n z Graz grod ba ſein Mittogmohl durch die Zimerdeckn in d Schüßl gflogn is. Freili, a ſelchts ſteiriſches Knodl kon nit amol a Türknmogn vatochn.

As is gor nit zan ſogn und nit zan beſchreibn, wos unſer Steirerlond zu da ſewin Zeit ausgholtn hot, wos für Bluat d Steirer vagoſſn hobn und ondri Opſa brocht — a feſti Maur ohgebn hobn, daß da Türk nit weita hot kinen eini ins deutſchi Lond, wer woaß, wia weit hin, daß er Olls vawiaſt und znicht hät! Wan da Steirer um 300 Johr hintn bliebn war gegn an Schwobn und gegn an Sochſn und gegn an Weſtphälerer, und da Schwob und da Sochs und da Weſtphälerer wultn ausſpottn derawegn, ſa hät da Steira guat redn: Ih hon 300 Johr long Wocht ſtehn müaßn für Enk!

Zan olln Uebafluß ſein za da ſewin Zeit ah d Ungarn wieda ſtedi worn, und af d letzt ſein d Steira ſelba wild worn.

In 1515er Johr iss gwen, daß in Untaſteir ochtztauſnd windiſchi Baurn rowelliſch worn ſein und mit die Hockn und Sengſn und Miſtgobln hobn wölln herrndaſchlogn gehn. Na jo, ollaweil mehr hot ma von eahna valongt und ollaweil wenka hot mar eahna zuakema loſſn. Da Baur datrogt viel, long iss n recht, Olls gibt er her. Ziachts eahm in Rock aus, ſa ſchreit er; ziachts eahm die Pfoad aus, ſa diplt er d Fauſt; wöllts eahm d Haut obziachn, ſa ſchlogt er zua. Nau, wia da Baur gſechn hot, daß d Herrn aus ſeina Haut Ream und Peitſchn ſchneidn wölln, do hot er gmoant, as wa Zeit zan Zuaſchlogn.

Is owa zſchorf onkema, wias an Jadn geht, ders ſeltn thuat. Wild hobn die Baurn umtümelt in untern Lond; weils nariſcha Weis gmoant hobn, da Kaiſa ſelba — da Max af da Martinswond — war af eahna Seitn, hobns gleih die Gſchlöſſa niedabrennt nochanonder und die Herriſchn vajoat. A wenk ſpäta hobn d Obſteirer ah onghebt. Däs is a hoaßa Baurnkriag gweſt. D Leut redn noh heint gern davon...

Wir is er ausgonga? Nit guat. Da ſteiriſch Londshauptmon, da Diatrichſtoaner, is mit ſeini guat ogrichtn Soldotn um a Trum ſtirka gwen, wia die bockſtarn Baurn; d Rowella ſein afn Pettauafeld, däs ollaweil ſo a kamoota Kriagführaploß gwen is, ausanondagſprengt worn und d Radlführer um an Kopf kürza gmocht, weils in Herrna grod um an Kopf z groß gwen ſein.

Noch und noch is die vielhundertjährigi, finſteri Sturmnocht vabeigongen und is an onderi, a gonz onderi Zeit ongruckt. Oaner — owa ka Steira — hot s Schiaßpulver erfundn; pfui Teufel, däs ſtinkt! An Onderer hot an Uhrzoager austüpfelt, der ollaweil af holbazwölfi zoagt und den d Schiffaleut ſa guat brauchn kina. Mit den Zoaga hobn d Schiffaleut afn Mir an neugn Weg um d Weltkugl ongfundn gegn Sunnaufgong hin; ondri Schiffaleut hobn gegn Sunniedagong hin a neugi Welt ongfundn. A ſeins Kreuzköpfl hot die Büacheldruckerei aufbrocht und hiaz hot Olls af oamol an onders Ausgſchau kriagt, d Leut hobn ſih grechn vawunert und hobn gſogt zar oanonder: „As kimt ma grod für, as wia wan ma ſchön ſtad onhebadn, gſcheita zwern.“

Jeſſas, däs war a Glück!

D Steira hobn freili noh a guati Weil braucht, bis ſ eahna d Augn ausgwetzt hobn und munta worn ſein, owa gonz in der Irr ſeins za da ſewin Zeit doh neama gwen. Fleißi Kirchan baut hobns, und haſn ſauberi

Kirchan, as wia de z Pettau, z Spital, z Obaburg, z Seckau, z Stroßengel, z Graz und ſo her nochanonda. A Grazer hot za da namlin Zeit die groß, weit ausgſchrian Münſtakirchn z Freiburg in Schwobnlond fiatibaut; an ondera Grazer hot die wudaprächti Kupl afn gottsherrlichn Mailända-Dom baut. A ſteiriſcha Priaſta, der Irdninga-Pforrer in Ennstol, is Popſt worn und hot ſih Pius da Zweiti ſchreibn loſſn. Oller Ehrn wert, ſo wos!

Und hiaz iss Zeit, daß ma heint obzwickn.

s vierzehnti Hauptſtuck:

Die lutheraſch Zeit.

Daß die Baurn af da Welt ollaweil untnauf ſein, s ſe is gonz in Urdnung, wia kuntns dan ſiſt in Erdbodn beorbatn, wans nit untnauf warn! Oba nit in Urdnung is, wan die Sewin, die obnauf ſein, ollaweil af die Untenaufern losſtrompfn und niedatauchn, daß de oft ſcha bold kan Odn mogn kriagn.

In oltn Zeitn wa das noh viel ſchlechta, wia heuntzutog und is s ka Wuna, wan die Bauern imazua ſtedi worn ſein und mit Gwolt aufgſprungen und die Obnaufern ban Gnack pockt und umigloachn hobn afn Sond, daß ſchon gſchlenert hot.

Ih will in Baurna nit zualegn! wans wild ſein — do ſeins höllaſch wild — möcht eahna nit zualegn! oba dazahin muaß ihs do, wia ſih vo dreihunert Johrn d Steirer af d Höch draht hobn. — Hiaz gwen is s a ſo: Die obaſteiriſchn Baurn hobn af oanmol von Marthin Luther wos läutn ghört — daß der an neugn Glaubn aufbracht, da den nit ollaweil die Pfoſſn s Foaſti weckſchöpfadn, as wia ban oltn; daß da Martin Luther a neugi Welturdnung einführad, wo d Herrn in Baurna nit ollaweil afn Gnack reidatn und mit die gſpitztn Knia zſomdruckn thadn, wia ſiſt, wo der ormi Baurnhols ſcha nit viel onerſt, as wir in a Kluppn ſteckt. s Recht um an bluatoagnan Kopf, s Woldrecht und s Wildrecht, hots ghoaſſn, wurdns kriagn, wans lutheraſch wurdn. Und da Himel wurd eahna derawegn ah noh nit vafolln, weil da lutheraſch Glaubn jo weitaus kriſtlicha war, wia der olti. Und richti, luthraſch ſeins worn, die ſteiriſchn Baurn, voraus d Ennstholer und ah d Murtholer und d Mürzthola. Js gleih da Solzburga Biſchoft do gwen, da lonki Hiaſl, wias n ghoaſſn hobn; der hot an lutheriſchn Pforrer ohgfongan und in die Keichn ſteckn loſſn. Jeſſas Mariaſſas, ſein hiazt die Baurn hergfohrn! Jn lutheraſchn Pforra hobns mit Gwolt ausn Gfängnuß griſſn, und weil auf dās da Biſchoft d Radlführer köpfn hot loſſn, ſo is hiazt af oamol d Rewellion losgonga. Die Baurn hobn an Feurbrond von Herd und s Meſſer aus da Schoadn griſſn und in Ennsthol hobn die oltn Pforrhöf und Gſchlöſſa bruna wir a Wickel. Da ſteiriſch Londshauptmon, da Diatrichſtoaner is wul gleih mit ſeini Soldotn ongruckt, oba d Soldotn ſein eh ah z moaſt Bauernſühn gwen, hobn eahna denkt: gegn unſeri oagnan Leut gehn ma nit los! hobn ſih zu die Baurn draht.

Do is ober an Ondera kema — da Solm-Nickel ausn Oeſterreichalond mit ſein groſſn Kriagsheer. Der hot die Baurn af Schladming zſongjoad, wo ſ hintern Stodtmauern Schutz gſuacht hobn. Z Schladming ſulln die Baurn noh an etla Dutzad Herrn kopft hobn, zan an Joachn, daß ſe s ah kinen! oba da Solm-Nickel is eahner ehzeit zſtork worn. D Schladmingaſtodt hot er niedabrennt, die Baurn zſomgmetzgat — und weils hin gwen ſein, is freili d Rowellion ah aus gwen.

Oba da lutheraſch Glaubn hot (zu Herzog Ferdinand's Zeitn is s gwen) in Steiermork ſtork übahond gnoma; ah untern Herrna, ſogor da Londshauptmon is a Lutherana worn. Hots gor guat gmocht, da Londshauptmon Ungnod — wir er wunerligaweis ghoaſſn hot — weils dahoam nit guat gongan is, hot er ſih ins Reich auffizogn, hot ſelm a lutheriſchi Bibl druckn loſſn und hots in Steirern gſchickt, daß s in Häuſern um und um austhoalt worn is. Auf d Letzt ſein ſogor Pforrer und Prolotn lutheraſch worn und hot z Graz zwoanzg Johr long ka Frohnleichnomsungong gholtn wern kina, weil neamd mitgongan is.

Jo, do hobn ſih die Lutheraſchn freili potzat gmocht, hobn Schuln und Kirchan gſtift und z Graz a höcheri Lehronſtolt in Poradeishaus, das heut noh ſteht, und wo die Oltgläubign gſeant hobn: Die Lutheraſchn müaſſadn eahna freili af da Welt a Poradeis zſomrichtn, weils in der Ewigkeit mit da Höll wurdn zfriedn ſein müaſſn.

Derf nit vageſſn, daß in Poradeis z Graz da groß Sterngunckta Johannes Kepler ſechs Johr long Lehrer gwen is und Kolenda gmocht hot. Ih will nit ſogn, daß er in ſteiriſchn Mandlkolenda daſundn hot, oba s Wetaproſezein hot er ſa guat kunt, wia die heundin Mandlkolendamocha, de in Regn und in Sunſchein einidruckn, wo er grod Ploß hot. — Wos da Kepler mit ſein gſcheitn Köpſl in Firmament obn ausgricht hot, s ſe is uns viel z hoch, s ſe loſſn ma liaba guat ſein.

Wia d Fürſtnleut gſechn hobn: ſaggerawold, mitn oltn Glaubn gehts gfahlt! hobns gſchwind an Schock Jeſuiter ins Lond zarrt — und ſchauts, de hobn Steiermork ſchön ſauba wieda kathulaſch gmocht. — Grod in Obalond ſein a por Kretzln, wo in Baurnſtond die Lutheraſchn bis afn heuntign Tog nit gonz ausgrodt wern hobn kina. Do is Wold, Schladming und Ramſau, wo ſie ſih ſa topfa holtn — bravi, kernigi Leut, de olln Onfechtungen z Trutz und eahnan oltn Fürnehma z Liab feſt bleibn. Ih holt eahna nit d Stong, mir is ſelber a kathulaſchi Kirchn mit ihrn feſtlichn Auſputz, mitn vieln Bildern und da ſchön Muſi liaber, as wir an oda lutheraſcha Tempel, ih denk ma holt a ſo: won ih ſchon a ſichtbors Zoachn va mein Glaubn hobn will, ſo nim ih s ſchönaſti, daß ah mei Sinn und mei Herz a Freud dron hot. Oba tüchti ſeins wul doh ah, die Lutheraſchn, do loßt ſih nix ſogn.

Nochn Herzog Ferdinand is ſei Suhn, da Korl, kema, der hot ſih wulta ſtork ins Mittel glegt, daß der olti Glaubn wieda üba ſih kema ſult. Die lutheraſchn Schuln und Tempel zuaſpirn oda niedareiſſn, die lutheraſchn Büachla vabrenna, die lutheraſchn Leut vajogn! Wan mir de Gottung Leut noh hätn, de ſelm von Lond auſſipeitſcht worn ſein, mir kunntn uns olli zechn Finger ohleckn! Is ſcha recht, daß s heunt noch und noch wieder onruckn, oba wans ollaweil dogweſn warn, kunts beſſa ſein.

A gſcheita Gedonkn von Korl is s gwen, daß er in 1586ga Johr z Graz d Studentn-Hochſchul gſtift hot. In a por Johrn, wan ma noh lebn, kina mar a dreihunertjährigs Jublfeſt holtn — wan ma ſelmbin nit eppa ſcha böhmiſch ſein. Und ſein ma böhmiſch müaſſn ma holt ban Ort wieder onhebn.

Und wos zu da ſewin Zeit, va der ma heunt redn, in unſern Lond ſiſt noh Olls is aufkema: Is amol s ſauri Woſſa z Rohitſch aufgfundn worn, das die Zeit her viel Segn und Guat brocht hot. Nochher is d Londſtroßn übern Semering baut worn, de ſelm nit viel wenka bedeit't hot, wir eppa heunt d Eiſnbohn. Nochher is in Steiermork die erſt Buachdruckerei hergricht't worn. D Leut hobn tüchti onghebt zan lernen und kunt ih glehrti Manner aufzähln. Freili hot an iadi Wiſſnſchoft da Jeſuita ban Schnürl gführt und hot aus n vieln Schnürln an Strick draht und damit d Leut hingführt, wo ers hobn hot wölln.

Oba gach ima laſt a Mauſerl um d Weltkugel, das nogt oft long in an Strick und auf oanmol beißt s n oh.

s funfzehnti Hauptſtuck:

Va da Maria Therrſia bis afn heuntin Tog.

Da dreißgjährigi Kriag und hunert Johr drauf der ſiebnjährigi Kriag, der s deutſchi Lond do draußt haſn afn Hund hot brocht, hot n Steirern long nit ſa weh thon, as wir eppa die grausli Türknzeit. Se hobn ſih hiaz wulta zſomklaubt. Oba zan Taugn onghebt hots eahner erſt, wia die Kaiſerin Maria Thereſia is kema. Steiermork hot hiaz ſcha bumnoglfeſt zu Oeſterreich ghört und ſa hot ah d Londsmuader af d Steira guat gſchaut.

Ih will gor nit redn va den ſchreckborn Brauch, den die Kaiſerin Gott Lob und Donk ohbrocht hot, va den ſchondmaſſin Brauch, wo d Richter in ormen Teufel, der ſo oda ſo vadächti is gwen, ſa long zwickt und brennt und gſchundn und peinigt hobn, bis er d Wohrheit gſogt hot — oda d Lug. Die Diab und Rauber und die onern Schelm hobn ſih mit da Fulta nit long martern loſſn — gleih lüfti aufhenkn is eahna liaba gwen. Oba d Wetamocher und die Tholamelcher und die Budahern hobn ſih gſpreizt und hobn glaugnt, ſa long in eahna Haut noh oan Boandl gonz is gwen. Wias eahner oba gor z weh hot thon und daß s nit meh zan Ausholtn is gwen, hobns as ſelba glaubt, daß s Zauberer und Hern warn, hobn dazählt, wos s ſelba nit gwißt hobn, ſein afn Golgn oder afn Scheidahaufn gſtorbn. Hot ſih s hochi Gricht holt ah wiederamol gſchnidn: ongſtot daß d Julta d Hern obbrocht hät, hots Hern gmocht. — Jo, s wird Oan frei zeitlonk imeramol, wan mas betrocht't, wos d Leut af da Welt wul oft in da beßtn Moanin für Irrweg ſein gonga, für Elend hobn gſtift. Und a ſo wos kon eahna heunt ah noh poſſiren — o jo, gwiß ah noh! — Derawegn na nit gor z ſtulz ſein, meini liabn Leut! nur ollaweil ſchön deamüadi hinſuachn in da finſtern Welt und enk nit blendn loſſn von kloan Liachtl, dos s in da Hond trogts!

Die liab Kaiſerin Maria Thereſia hots tuifliſchi Hondwerch obbrocht. Sie hot die Baurnſchuln eingführt, hot fürn Ockaban wos thon und hots Lond um a guats Trum af d Höch ghebt.

Und ihr Suhn, da Kaiſa Joſef, der ſcha gor! Der hot in Baurna, derf ma ſogn, die Ketn obgnoma; weils ehanta jo onghenkt ſein gwen mit eahnan Leib und Lebn ba die Gſchloßmaurn, as wir a Ketnhund — akrat a ſo. Nochha hot da Kaiſa Joſef die Klöſta zuaſpirn loſſn, oda zu Schuln oder Ormenhäuſern einrichtn, in Steiermork nit wenker as oanadreißg Stuck; hot olli Bluategl obtödtn wölln, de s Vulk voreh auszutzelt hobn; hot a neugs Stroifgietzbuach auſſagebn und hot s Chriſtnthum wieda zu Nutz und Ehr bringa wölln, weils zu da ſewin Zeit ſcha höllaſch vahunzt is gwen. Uh mei, da Kaiſa Joſef hot d Welt dalöſn wölln, do is s aft freili ka Wuna, daß n gern kreuzigt hätn.

Man därf ſogn, mitn Kaiſa Joſef is in unſern Lond d Sunn aufgonga. s Thoal Leut, vaſteht ſih, hobn in Duſtern ſchwochi Augn kriagt, hobn s ſchorf Liacht nit ausholtn mögn, hobn ſchworzi Kuttan gegn d Sunn ghenkt — oba wan holt da Tog amol do is, geit a ſo a Fetzn nix aus.

Unſa liaba Joſef is viel zfrüa hoamgonga. Seini Nochfulga hobn nit Zeit ghobt, daß s af ſein ongmirktn Weg weitagfohrn warn; ba de hots wieda ghoaſſn, kriagführn.

Unta Kaiſa Fronz Zeitn is da Fronzoſnrumel gwen. Jeſſas, Leut, do is s wieda zuagonga! Die oltn Leut wiſſn davon zu dazähln. Dreimol ſeins dogwen, die Blowhoſadn: in Siebnaneunzgajohr, in Fünfajohr und in Neunajohr. D Leut hobn eahna nit helfn kina, hobns leidn müaſſn, wos da Feind thon hot; oba mitn Türkn vaglichn, ſulln d Franzoſn jo helli Engel ſein gwen.

Die Grazaſtodt hot ſih topfa gholtn und da Gſchloßberg hot ſih van Bonapade gor nit ſchreckn loſſn, hot ſein Stoanſchedl aufgſetzt und hät eahm nix ohgwinga loſſn, wan ſei feſts Gſchloß nit af d Leßt ban Friednsſchluß vawanſchlt worn war, daß s hot ohgriſſn wern müan. In Gottsnom, da Gſchloßberg is hiaz viel ſchöna wir eh und d Fronzoſn hobn daweil ah eahneri Schläg kriagt.

Gleih nochn Fronzoſnrumel is fürs ſteiriſchi Lond a Schutzengel kema — da Prinz Johann. Da Johann is a Bruada von Kaiſa Fronz gwen, hotn oba nit gfreut in da Weanaſtodt und in fürnehman Kaiſahaus, is liaba gern afn hochn Bergner umanondgſtiegn und hot unſern Herrgottn ſei Welt ongſchaut. Sei Welt und ſeini Leut, in Bauern afn Feld, in Holder af der Olm, in Jager in Wold, in Homaſchmied und holt Olls, wos tüchti is und fleißi orbatn thuat. Tirol und Steiermork hotn holt gor ſo viel guat gfolln, in Prinz Johann, und hot ſih die längſti Zeit in unſern ſchön Landl aufgholtn. Däs wurd a lonks Capidel, wan ih olls wult dazähln, wos da Johann für Steiermork Guats thon hot; gehts na gleih auſſi af die Goſſn und Stroßn, gehts ins Bauernhaus und ins Homawerk, gehts in d Schulonſtolten — gehts hin, wos wöllts, überoll wern s enks ſogn, wos da Johann hot gſtift, überoll werds n gſpürn.

Afn Hauptploß z Graz ſteht a Denkzoachn aus Stoan und Irz, a Denk- und a Donkzoachn — a guata Schlußpunkt, mit dem ma heunt unſern Ubablick üba die ſteiriſch Londsgſchicht bſchliaſſn wölln.

Ih muaß s freili wul ſogn, daß ma gſchwind wir a Folk üba de Londsgſchicht hingſchoſſn ſein, daß ma klewa s Ollawichtigſti af an Augnblick gſechn hobn. Oba ſein thuats a ſo: wos man ſogn därf, däs is nit intahaltli und ah nit lehrreich, und wos ma ſogn möcht, däs därf ma nit. Daß mar oft a hantigs Maul kriagt, wan mar ollaweil hantigi Biſſn z nogn hot, däs is ka Wunner und ih hons in da Gwohnheit, daß ih a Wort, däs ih ſogn will, nit long onſchau und nit erſt aweil ohwetz und ohſchleif. Und mit a ſölchta Gwohnheit üba die neu Zeit Londsgſchicht ſchreibn — ſaſſerawold, däs war unbſinnt! Derawegn is s zan Gſcheitern, mir mochn hiaz Feirobnd mit n Dazähln und helfn mit Kopf und Händ die ſteiriſch Londsgſchicht weitaradeln — daß unſeri Nochtreter ah amol wos Gfreulichs zan vamirkn hobn.

Mei Voda.

A Gſong ausn Woldlond.

I.

Mitn Vodan hebts on. — Mei Voder und Muada!
Ba Den is s a Juchaza, wan er de Nam ſogt,
Ba den a Gebet und ban Trittn a Seufza.
Mei Voder und Muada! Wir älta daß D wirſt und
Wia meh daß D dafuhrſt und wia tiefa daß D gipürſt, Menſch,
Umſa herzliga klingts, wanſt ſogſt: Voder und Muada. —
Z valoſſn ſeins leicht, wans Dih jungaheit ſnatziacht,
D Muada woant ſtill und der Voda ſogt: Brav bleib!
Und wanſt aſ däs Woan und däs Wort nit vagißt, Bua,
Sa wirds dar, ih kon da s vaſprechn, Dei Segn ſein. —
Oba nau, wia die jungen Leut holt amol ſein ſcha,
Ma derfs ea nit aufmeſſn ſchwar, ſe vaſtehns nit!
Daß s woan, moanſt, und Lehrn gebn, in Eltern ea Gſchäft wars,
Und Deins wa, vaſteht ſih, daß D eahna nit fulgn thuaſt.
Weils D ſelber ols z gſcheit biſt, Du blitzduma Bua, Du! —
So fledrazt in d Fremd und Dei Schutzengel zidert. —
Wul viel, häufti viel konſt lernen in da Fremd draußt,
Und s Beſti, daß D Voder und Muda lernſt gern hobn.

Z valoſſn ſeins leicht, oba z findn ſeins hort, woaßt,
Und eppa, wanſt hoamkimſt, die ſteiriſchn Forbn findſt:
Schnee weiß auf ean Haupt, oder grean auf ean Woſn. —
s war überoll guat und dahoam, hoaßts, am beſtn.
Jo, Weiber und Kiner und Freund kon ma gnua hobn,
Und is s, daß ma gach oans valuiſt, kon mas nochbſtelln.
Nur Voder und Muada hoſt oanmal und neama.
— Das woaß ih jo eh, ſogſt. Na wiſſn leicht freili,
Oba denkn nit dron, ehvo daß nit z ſpot is,
Wir ih nit hon denkt, bis ih obgſodn hoamkim.
Ih will da s dazähln, wans D ma zualoſt, as ſchodt nit.
Wan ſelm, wo ſih gfährlichi Weg thoaln, zan Woldſteig
Und Hoamgong a hülzerani Hond weiſt.

Hon gmoant, wir ih auſſa bin gſtiegn aus der Ormuat in Woldlond.
Wia ſchön daß s muad ſein in a Gegnd, wo d Leut biſch wos wiſſn
Und kinen und hobn — s muad a beſſeri Welt ſein.
Do hots dar Oan ongſchmirt! Ober ih ſog, a Schond is s,
Daß d Leut in da Welt mit olln Reichthum und Glehrtſein
Ka Welt kinen ziombringa, de ſih kunt meſſn
Mit der, wias in Bauernbuabn ſein ungwoſchnan Köpfl.
Das nit amol kampelt is gſcheit, ſo prächti ſchön doſteht! —
Probirs, geh nar auſſi und geh da den Uebamuat onſchaun.
Du wirſt as akrat ſogn: s is nit viel dahinta.
Wer wos woaß, bläht ſih auf wir a ſockvula Wind, jo,
Und gſtott daß er deamüati ſuachad wir a Blinda
Mitn Steckn in da Welt draußt und deamüati frogad
In Bam, wia dan der wochſt, in Baurn, wos dan der ſogt,
Weil da Gſcheitaſt, wias hoaßt, noh von Kind wos kon lerna,
So gſtott da dem frißt er ſih ein ins Papier, in die Büacha,
Wos Onderi gſreſſn hobn, kuit er, wos Onderi gmoant hobn.
— A Moanung is frei — daß nimt er für gwiß on,
Und ſpintaſirt weiter in Büacheln und ſchreibt ausn oltn

A neugs ziom. Und daß er an Ondern, der u epper ins Gſchäft pfuſcht,
Höllgiſti in d Hor fohrt, das ghört jo zan Hondwerch. —
Wer nix woaß und woaß, daß er nix woaß, woaß mehr
As wia Der, der s nit woaß, daß er nix woaß.

Wir orm, betlorm daß da Menſch is, der reich is
Und ollaweil reicha, na reicha noh wern will,
Das hot ſih da Holtabua ah nit kin denkn.
Uh, Holbnorr, wia hoch willſt dan auſſi? Bis Ziffern zan End gehn?
Dabormſt ma, Du Haſcha, hoſt Dei Leppa ka Roſt und ka Rua nit.
Mit an ſechsſpanin Wogn konſtn nochjogn, Dein Wunſchziel;
Das foppt Dih, fliagt munta voraus wir a Vögerl, und oft frei
Sa nohad, daß D moanſt, mit da Hond kunnſt as fonga;
Ih wett dar a haubnvuli Nuſſn, s fliagt weita.
Bedenks na, gſtott Federn hots Ziffern am Bidlin,
De werdn da nit muad und wans gleih durch d Ewigkeit hinfliagn.
Zan dawiſchn is s nit, s müad na ſein, as vaſluigad
Sih gach in a Gruabn — hiazt ſpring noch hiaz dafongſt as.
Mitn Schaufelſtiel mochn mar an Strich unta d Rechnung,
Und Null va Null hebt ſih.

Und der, der wos kon, ſult ma moan, muad a gröſſeri Seel hobn,
A zortari, ſchönari, wia ma ſcha d Engerla moln thuat.
Jo freili, ſie is jo ſchnurgrod von ihrn Gottſchöpfer hegflogn,
Und den hots as oglernt, wia mar aus nix wos kon mochn.
Und klewer is s do, ſa ſchickt ihr da Bôſ' an Kamerodn,
Der ſchmeichelnd und holſand und buſſelnd in Kronz ihr von Kopf ſtieblt.

Er ſchreibt ſih der Ehrgeiz, und d Eitelkeit, de thuatn kuppeln.
Und hot de guat Seel dena z gſolln ihr Soch ausgſpielt,
Sa bricht ers Baiſprechn, der Ehrgeiz, und ziacht ſih,
Und d Bettl, die ongſtunkn Eitelkeit bleibt ba da Seel zruck. —

Wos Wind waht und Leut redn, dås dårf Dih nit irrführn,
Schau, heint drahts Dih herzua und morgn drahts Dih hinton,
Umſa gringa daß D biſt, umſa höher wirſt aufghebt,
Und fliagſt wir a Federl in Wind, he ſa wird das a Gſchrei ſein:
Schauts na, Leut, ſchauts na, wia hoch daß Der obn is!
Wanſt ober a Gwicht hoſt, bleibſt liegn aufn Erdbodn
Wir a Stoan auf da Stroſſn, niads Wognrod, dås druckt Dih,
Niads Roß wird — paß auf! — dron ſei Hufeiſn wetzn.
Mitn Homa werns keman und wern Dih ſchon kloan ſchlogn,
Zan an Schoder auf da Stroßn — daß D ah fur wos nutz biſt.
Und wans Dih aſt zbluit hobn und zſompſt hobn, bis D Staub biſt,
Sa wird Dih da Wind wieda hebn üba d Hoad hin,
Aſt ſonſt nix und biſt nix — und guat is s. —
So kimts, wer ſih richt nochn Wind und n Leutn.
Und wer dar auf Heint denkt, der derf ſih nit wundern,
Wans Morgn nit auf eahm denkt. Und wer heint auf morgn denkt,
Muaß s leidn, wans n heint ban Mittogmohl vageſſn.
S is Rodlauf und Rothlauf, is Weltlauf und Geldlauf;
Du muadſt wul a Norr ſein, wanſt Dih liaßt foppn.
Wans Dih ſchmahn is s a Schond, wons Dih lobn, is s kan Ehr nit,
Und wans Dih umtonzn, umnebeln mit Weihrauch,
Sa ſchau Dih guat on, thua Dih hint und vorn onſchaun,
Obſt nit auf oa Seitn an Götznbild gleichſchauſt. —
Und a ſo, wias ba den is, ſo is s in olln Stuckn,
Wia gſcheita daß ſ ſein d Leut, wia wenka gehts Gernhobn.

Und derfſt as wul denkn, wanſt ollaweil obnauf
In d Stubn hoazt, doß s untaſih nit leicht wird worm wern.

Daß nit eppa moan ſults, ih wult wos vatuſchn, ſa ſog ih,
In Wold ba die Baurn, daß ſchon ah nit Olls guat is.
Wir oft hot da Hiaſl in Jogl ban Knabondl ongſchmirt,
In Jogl hots gfreut, weil er gmoant, daß ern Hiaſl hät
dron kriagt.
Wir oft wern die Dirndln nit ongſetzt! s is ſchlecht dås,
Oba wan mas in Rua loßt, ſa wern ſ jo vadriaßli.
Und daß intaſchuſſn recht grafft wird in Wirthshaus,
Und gor Oana todtgſchlogn amol, dås loß ih jo geltn.
Ober Oaner is noh kan Ormee — ees wißts, wir ihs moan dås!
Ih ſog holt a ſo und mih zimt, ih wir recht hobn:
Da Gſcheiti, der braucht ſein Baſtond nit zan Bravſein.
Do ſah er an Norrn gleich. Und da Mächtigi, moan ih,
Der hot, müad mih grob irrn, ſei Gwolt nit zan Guatſein.
Woaßt, s Guatſein is grod a rechts Gſchaftl fürn Letzn.
Schon Olls muaß ma nutzn und wertn, an Jader
Is ſelba ſei Nächſter, und d Welt, wan ma kon, muaß ma
gniaßn.
Und dås, daß ihs recht ſog, is s neug Evangeli.
s wa jo nit ſchlecht, s Evangeli, müads lüagn, wan ih ſogad,
Daß s ſchlecht wa; go guat is s, wers recht nimt und gſcheit is.
Oba ſchauts, grod die Sölchtn, de s go ſa feſt holtn,
De wern da z erſt granti und zwida, ſe bindn
Die longweili Wurſcht, de d Welt eahner is, mit an Strick ob;
Oda mochn wir a Buachdrucka gor mit
An kloan Kügerl Blei an ſchön Schlußpunkt und — punktum!
A Schneid hobn zan Sterbn, wans ſein muaß, is nit zan verochtn,
Ober a Schneid hobn zan Lebn is jo doh noh viel ſchöna,
As hoaßt doh, daß s Todtſein weit leichta, wias Lebn wa. —
Derawegn, ih ſogs grod aus, gfollt ma da Baur in da Hinter,
Er hot nix, wia Müaſol, und woaß, daß s mit eahm ba
den bleibn wird.

Er hot in ſein Gmüat olli Aengſtn und Sorgn, wir an Ondrer;
A Lug is s, a broadi, wans hoaßt, ſo an Baurn that
A Herzload holt long nit ſa weh, as wir an Gſtudirtn.
Oba trogn hot ers glernt, leichta legn hot ers glernt, er,
Und daweil da Gſtudirti ſei Seel recht ſpinnerlfein auszoaſt,
Daß s jo wul recht wehleidi ſein kon und aſti,
Daweil ſchaut da Baur, daß er feſt wird und ſtork wird;
Und gſtott, daß ers überoll auſſa that denkn,
Sei Herz, wir a Schild, as hät ers noch Auswohl
Z vakaufn, z vatauſchn — vaſteckt ers und wickelts
Schön feſt in an Ledafleck ein und ſchiabts hintern Bruſtloß.
Wers braucht, der wirds findn, und an Onderer brauchts ah
nit zwiſſn. —

Und wan ih das Olls ſo betrocht und vagleich und ſchön
ohmeß.
As wia ſelm da Baurnbua ban Bäcknſtoud d Semmeln,
Eh daß er oani kaft und in Sock ſteckt, der Klachel!
Sa kimts ma holt für: Ih muaß zruck zu mein Woldlebn.
— So geh, ſogt ma d Welt, konſt jo gehn, as wird Dih
neamt holtn.
Ih mochts ah Koan rothn! ſog ih, und diaz: Welt, Pfiat
Dih Gott ſchön!
Wans is, daß D den Nom, in Gottsnom, noh vatrogn konſt
Und nit gor a Kreuz ſchlogſt, wias Betſchweſtern mochn,
Wans gach, wias ſchan is oft, s Wort Teufel hört neua!
Reſanir nit a Weil! ſchreit ma d Welt und wird gifti.
Und ih ſog: Mei Liabi, das hon ih va Dir glernt. —
Na, na, ormi Welt, ſchau, ih moans jo nit ſchlecht und
Ih kon auf neamt harb ſein. Du biſt holt, wias D ſein
konſt,
I hoff mas, Du mochſt Dih noh aus auf wos Beſſers. — —

Auf oanmal is s ſtill, nar in Ohrwaſcheln klingts ma.
Aufn Berg, wo ih ſteh, liegt da guldani Sunſchein,

Und wo ſih in Tiafn die Welt weit hot hinbroadt,
Do liegt wir a Mir, däs koan End hot, da finſteri Nebel. —
Von Tanenwoldwipfeln her waht a friſch Lüfterl,
Und ih moch an Jauzer an helln, daß ſih d Vögerla ſchreckn.
Aſt wend ih mih ſtill und ſchön deamüati hoamzua,
Und geh zu mein Bodan.

II.

Wir ih ſtreich durchn Wold und glückli bin, daß er noh doſteht,
Do denk ih: wia long is s dan her, daß mar ollzwen ſein jung gweſt!
Und wia ſelm durch ſeini jungen und hellgreanan Aſtla
Hot d Sun gſcheint, daß Olls na gleih glitznt und funkazt,
A ſo, auf a Gleichs, hot a d Sun durch mei Seel gſcheint.
Und hiaz ſein ma groß und an iada ſchaut finſter,
A Seltnheit, daß wo a Sunſtrohlerl durchzuckt.
A jungs Schöckl Baurnbuabn begegnt ma; s wa gſcheita
Wan oaner alloan wa, do liaß ſih wos redn doh;
Oaner is a Menſch, mehra ſeins Leut, und viel ſeins ſcha Vieha.
Sa ſpottns mih aus und wia dan der Stodtſchnagl herkam?
A Glück, daß die Bama nicht wacheln, ſiſt kuntn da Wind hebn,
Er müad aus a kolta Gegnd ſein, da Herr Stadtbua,
Weil er Wintafenſta hät auf da Roſn, mittn in Suma. —
Und wias holt in Uebamuat wartln de Saggra!
Wan ihs gſogt hät ſelm, wos ih ma denkt in da Ghoam hon,
Se hätn mih auszohlt, hons kent, hätn Schneid ghobt!
Ih roat ma: Hiaz gſcheit ſein! Und geh aufn Gſpoas ein,
Und wia ſie s dakennen, daß ih grod ſo wia ſe red,
Und a Maul hon a grobs, däs eahnan nix nochgibt,
Do wern ma guat Freund mitanond und kreuzluſti;
Bluatjung bin ih gach und hiaz hebt a neugs Lebn on.
„He jaggerawold, Buabn! Wen heint wos nit recht is,
Den nim ih ſei Mentſch wek!“ — Se lochn und Oana
Moant gſchwind drauf, as warn wos nit recht heint,

Ih ſult eahms na weknehma, s Mentſch, er war froh, wan ers wekbracht.
„Wer a ſo redt, den loßt mas!“ ſchreit an Ondrer drein, „oba
Wan er Oani hobn will, da Stodtſchnagl, ih hon a zwoa Stuck.“
Und wia mar in Gſpoas ſein, in beſten, und ollahond treibn noh,
Do frog ih nochn Woldbarn-Lenzl — a ſo hoaßt mei Voda —
Se hobn mih nit kent — leicht kunt mas Oana ſogn, wias n gangad.
„In Woldbarn-Lenzl frogſt noch!“ ſogt Oaner, „in betendn Lenzl!
Hon ghört, den wa geſtern ſei Weib gſtorbn.“ — Da Gſpoas hot an End ghobt. —

Aufn Berg ſteht s Haus und d Obendröth funkelt in Fenſta
Bis ih auſſi kim, is s zwiſchn Liachtn. Mir dogazt
Mei Herz und ban Ongazaunthor bin ih ſtehn bliebn.
Ih trau mih nit eini, ih fürcht mih, s kunt wohr ſein,
Wos ehnta die Buabn in eahn Uebamuat gſogt hobn.
Do geht er ſchon auſſa ba da Thür und her übern Onger,
Er is s wir ers war — oba gröſſer is er nit worn.
D Händ voron übern zſomknöpftn Rock aufanond glegt,
In Kopf mitn Huat a kloans wenk auf d Seitn noch rechts gnoagt,
A ſo geht er uma ſchön ſtad übern Onga.
Er is s ſcha, jo ſein thuat ers freili — mei Voda.
Wos hon ih ma zſomdenkt, wia ſchön daß ih redn wir,
Wan ih n wieda ſiach und daß ihs kunt ſogn, wie ih n gern hon.
Ih hon däs ſo glernt, das Schönredn, und imer Oan, der nit viel nutz gwen,
Wia ſchön hon ih n ongredt, wia ſüaß, daß ihs ſelba ſchier glaubt hon.
Und hiazt vo mein Vodan, do ſchnürts mar in Hols zſom,
Ih ſchom mih. — „Voda, grüaß Gott!“ ſiſt bring ih nix auſſa.
„Grüaß Dih Gott ah!“ ſogt er töwi, aft gebn mar uns d Händ und

Ih druck eahm die mogern küahln Finger; er ziacht was ſein gſchami
Und ſtad wieda zruck und ſogt: „Weilſt doh na do biſt.“ —
Da Ton va den Wort und da Glonz va ſein Aug, wir ers gſogt hot!
Ih wirs nit vageſſn mei Leppa däs: Weilſt doh na do biſt. —
Mir gehn nocha ſtad übern Onger und s is wia wan koana
Wos zredn wüßt. Wans z vul is, die Buttn, do reiſt ſ nit.
— Wia gehts dan da Muada? — Scha s Maul moch ih auf, obas keit nit.
Na, wan er na ſelba wos ſogad, hai gruacht, und hiaz richti,
Aufn Stegl, wo s Waſſerl von Hausbrun untaſih durchſchwoaßt,
Do ſchöpft er hoch Othn, da Boder und ſogt ma:
„Du, gib a wenk Ochtin, daß D nit epper oiſtrauchſt, da Stegbam
Is ſchlatzi.“ — Und is wieda ſtill, bis hin za da Hausthür;
Selm bleibt er hiaz ſtehn, ziacht n Huat va ſein oſchnfolbn Hor oh.
„Mei Ghör wa noh guat,“ ſogt er, „betläutn thoans unt ban Gölkkreuz.“
„Und d Muada?“ ſo rullts ma hiaz auſſa. Do ſchaut er mih on und —
Und frogt mih ſo holblaut: „Ja, wonſt as zwor noh nit thaſt wiſſn?!“
Und mocht a por Schriat va da Thür wek, „leicht wult mar a wenk noh
Umanond gehn, wer woaß s, ob s Weda long ſchön blieb.“
Do druck ih mitn Orm ſcha die Thür auf — und hiaz hon ihs gſechn.
Mit an Leintuach is s zuadeckt, wia ſchmol aufn Bret, daß s dan doliegt!
Und s Lamperl hot ſtill dabei bruna. —
Ja, wos hiaz is gſchechn, wos ih gſpürt hon und ghört hon,
Ih woaß s nit. Ih woaß s nit. — Wir ih mih wieda hon gfundn,

Sein ma gſeſſn, ih und meini Gſchwiſter, an iads in an Winkel,
Hobn gwoant; und da Voda geht draußtn alloan umanonda,
Trogt unta der Jaxn in Huat und thuat betn.
„Ih woaß s nit, da Voda,“ ſogt die älteri Schweſta, die Plona,
„Däs hät ih ma nit denkt, daß er eahms ſo gring legt.
Sid d Muader is kronk worn, hon ih Angſt ghobt um an Vodan;
Scha klewer an Biſſn s Togs, daß er hot geſſn,
Die gonzn Nacht ber ſchier nix ſchloſn. Auf da Bonk ban
Ihrn Bett is er gſeſſn, hots ongſchaut; ka löffervoll Suppn,
Ka Schlückerl Woſſa hot ihr an Onders derf roachn,
Neamt ongreifn ſiſt ban Hebn und Legn, wir er ſelba,
Daß ſ n betn hot, d Muader in Vodan: „Geh, Lenz, leg Dih nieder
Und roſt Dih doh aus ab, daß D ſelba nit kronk wirſt.“ —
Wias gſtorbn is, hot er ihr s Liacht noh in d Hond gebn
Und hot unſern Herrgottn ongruaſt — und nix ſiſt, ih glaubs nit,
Daß n s Aug is gſcheit noß worn, nur einweni hots n,
So viel ih hon wohrgnoma, gach a wenk gſteſſn.
Und ſids auf da Bohr liegt, is er der Gleichi, wir ehnta,
Steht auf in da Früa, as wia ſiſt, ißt ſei Suppn,
Varicht't die gnont Orbat und ſogt zar Olln jo, wan
Da Riegla, der s Leich und s Begräbnuß veronſtolt't,
Um wos eppa frogn thuat. Siſt redt er ka Wort nit.“
A ſo hot mei Schweſta dazählt. Und ih ſchlog drauf d Händ zſom:
„Oba Schweſtern und Brüada! Dakennts as dan nit, daß da Voda
Viel ſchwara noh trogt, as wir ees und mir ollmitanonda!
Ees derfts n nar onſchaun, wir er dorgeht aloan, und
Da tiafaſti Schmerz —“ Ih hons no nit ausgſogt, daß er ſtumm is,
Sa hebns ſcha za woan on, und wias eh da Muada hot gultn,

Sa gilts hiaz in Vodan. Und s kleanaſti Brüaderl laſt auſſi,
Hell borfuaß laſts auſſi, daß d Schweſta noh nochſchreit:
„Du willſt ſcha meh, zimt mih, die Kolln hobn! Wos hoſt dan
Noh z ſuachn auf da thaunoſſn Weit, hiaz ſpotnachti?“
Sogts Brüaderl: „Mein Vodan,“ und geht kloan betrüabt üban Onga.

III.

Mei Voda, mein Aehndl und ah noh mein Urähndl,
Und leicht ah noh den ſeiner, olli ſeins hoamgſeſſn gweſn
In Woldbarnhaus. Koana Soldat gwen oda ſiſt eppa
Viel umanondkema, Koaner an Hondl triebn oder a Künſtl,
Ah Koaner an Buachſtabn kent und viel wenker a Ziffa.
Na d Orbat afn Feld und in Hulz und nix as wia d Orbat.
Ober ehrngocht't ſeins gwen in da Gmoan und a pormol ah Richter,
Braucht Oana nix z kina dabei, as wir ehrli und brav ſein. —
Sei Lepper a Zwickn is ſ gwen, de Woldbarnkeiſchn,
Und klemt hots an Zadn drauf, oaguſta mein Vodan ſcha go ſtork.
Ober orm is er nia gwen, weil er in Reichthum nit kent hot;
Ah nia ſtork vazogt gwen ban Kronkſein und Nothleidn,
Geduldi ollweil und ſchön deamüati frum und vatragli.
Is s luſti wo hergonga, hobns gern vageſſn aufn Lenzl,
Se hobn an viel gſoppt und zan Beſtn ghobt ollweil,
Na, wias an guatn Loppn ſcha geht, der s Maul nit kon brauchn.
Oba wans wo an Beiſtond hobn braucht, an Troſt und a Treuherz,
Do hobn ſ n akrat wiſſn z findn. Wir er d Muada hot gnoma,
Do hobn ſ n zerſt ausglocht, daß er a Sölchti hät ausgſuacht,
De n nix hot mitbrocht, as wir a treus Herz, a guats Gmüat und

A Lampel. A Lampel, wans ſoaſt is, wird geſſn,
Wans rauch is, wird obgſchert; und häts as nit mitbrocht,
As war a ſo ah hänſti guat gwen und gmua gwen.
Jo Goud, wan ihs ſogn kunt, wia guat as de glebt hobn
Mitanonda, mei Voder und Muada! Wia leicht, as ſ ſein kema.
Nau, d Muada hot thon, wias da Voda hot ongſchoſſt,
Und da Voda hots ongſchoſſt, wias d Muada hot hobn wölln.
Nar oans hot da Muada nit gſolln, wan da Voda
Gen gſogt hot, da Menſch war zan Leidn auf da Welt na.
s Leidn war an Unrecht! hot ſie gſogt, und er drauf:
An Unrecht, is beſſa, ma leids, as ma thats gor.
Und wir ers hot gſogt, hot ers gholtn. Wan er ſelber a Load hot
Zan trogn ghobt, mei Voder, is er hoamli noh froh gwen.
„As kunt leicht viel irga noh ſein,“ hot er gmoant, wir er owa
Von Kerſchbam is gſolln, daß n s Bluat na von Mund is hergſchoſſn.
Viel iaga, wia ſo dan? — „Wan ſie wa von Kerſchbam gſolln!“ ſogt er
Und hot, weils ſa glückler is ausgong, a heiligi Meß zohlt.
Va neunazwoanzg Johr hobn ſie s trogn mitanonder und gnoſſn,
Däs nariſchi Lebn, und Olls, wos ſcha dronhenkt, bis s aus is,
Gach aus is. — Mei Voda hots Load gern a ſo glegt:
„Auf da Welt recht viel leidn und geduldi dabei ſein,
Auf d Ewigkeit denkn, ſelm wirds ſcha daſtot't wern.“
Oba däs, hiaz ſo gach, daß n d Muader aufn Bret ligt,
Mih zimt, is n doh zan an Gſpoas awenk z viel gwen. —
Scha himer a Randl, do is s n guat gonga,
Is s Körndl hiſch gſtondn und s Viach wulta leibi,
In Haus Olls poſſabl banond mit da Gſundheit.
As kimt ah da Deana nit z oft mitn Stiftbriaf.
Da Schuldna wort't noch und hot ma wos einzbringa, kriagt mas.

Wans immer a Randl ſo gwen is ban Bodan,
Do is er frei ſtill worn, as wia wan an ſchier nit recht
guat wa,
Und wan er n wer gfrogt hot, na gſpoasholba gfrogt,
As zwegn ers Guatſein dan nit möcht vabringa, do ſogt er:
„A holt jo, vabringa ſcha leicht, oba wia, möcht ih wiſſn,
Wia kon eahm da Menſch dan in Himel dagwinga,
Wans is, daß n ſchon auf da Welt olls guat ausgeht!“ —
Zan Glück hot de Kümernuß nia gor z long dauert,
Und doppelt is s Elend, mit Hauſn is s kema,
Daß s Olls wieder einbringt, wos s eppa ban Woldbarn
vaſamt hot.
Und wan uns da Schaur und s Woſſer und s Kronkſein
hot zuagſetzt,
Da Deana von Hausvagantn hot umgſchrian und d Muada
Hot gwoant und d Leut hobn gſpott übar Bodan ſei
Frumheit —
Wos hot er dan gſogt, do? „Däs is die recht Stroſſn zan
Himel,“
Hot er gſogt, „do gſpür ih unſern Herrgott ſeini Füaßla.“

Und s ſe hot er ah ghobt, mei Boder, in Reichn
— So wos ma holt reich hoaßt in Baurnſtond —
Den is er frei ausgwichn, hot nar in Ormen gern zuagſchaut
Und oft, wan an zimt hot, mir kuntn — weil s Mehl nit
hot ausgfulgt,
Und s Schmolz ſchon afs Noagl is gonga — leicht ſelba
nit ſott wern,
Jo mei Gad, die wochſendn Leut thoan gern eſſn:
Do hot er zan Tiſch imer oft noh an Ormen zuaghoaſſn:
„Geh han, mogſt a Suppn, a wormi? Geh, ſetz Dih
Und loß Dih nit ehrn a Weil, go viel Guats kriagſt nit.“
Und wir er n Löffel hot hingſchobn, mih zimt, ih gſiachs noh däs,
Schön ſtad üban Tiſch, und auf d Leßt a kloans Stupſerl
noh noch mocht

Daß er n leichta möcht glonga, da Goſt und möcht ſechn,
Wia guat, daß s eahm gmoant und wia willi vagunt wa:
„Geh, loß Dih nit hoaſſn, zan hoaſſn is s zwenk däs!“
„Ah na, s war a Grobheit!“ moant der Onder, und ſchautn
Van Augnan da Huma ſchon auſſer; und wir er ſih ſot iſt,
Wer woaß, ſeit won ſot iſt, da mocht da mei Voder
A lacherlads Gſicht, und hiaz kimt er ſih reich für,
Und ſchauts, a ſelts Reichſein, däs gſpürt er, is luſti. —
Jo, luſti wars Reichſein holt freili, oba däs möcht ih wiſſn,
Wir Oana kunt reich wern, dens hint und vor onſchmirn.
Sein Oanfollt und Leichtgläubigkeit hotn Leutn guat ongſchlogn.
Müads lüagn, wan ih ſogad, daß er wiſſentlih ah nar
An oanzigsmol glogn hat. Wiſſentlih gwiß nit, s ſe woaß ih.

Amol — und däs muaß ih dazähln — ſein ih und mei Voder
Auf Zell gonga kirchfohrtn. Bleibn untawegn üba Nocht ban
An oangſchichtn Baurnhaus, mir ſein recht guat aufghebt.
In Stoll aufn Heu derff ma ſchlofn, oba nit eppa Rachn!
„Ah na,“ ſogt mei Voda, „tabokrachn thur i nit, go nit,
Ih hon da mei Leppa ka Pfeifn in Maul ghobt.“
Is gut üba dos. In ondern Tog drauf gehn ma weiter,
Und mittn in Roſnkronzbetn — na jo auf da Kirchfohrt —
Do bleibt da mei Voda gach ſtehn und ſogt ſchmentad:
„Oh Du vahöllti Sau!“ hiaz kon ih nohamol zruck gehn,
In Baurn, der uns d Nochthiaba gebn hot, hon ih a Lug gſchenkt!
Ka Pfeifn in Maul ghobt! Sa nariſch wos zſomredn!
Ols Holdabua jungaheit hon ih zan Damiſchwern gnebelt,
Und juſt hiaz ban Roſnkronz is ma däs eingfolln.“
Und ih — wir ih mein Lepper a Spitzbua bin gwen, ih —
Sa ſog ih zan Vodan: „Ihr hobt a ban Baurn jo nar ausgſogt,
Ihr hät ar Uiha Leppa ka Pfeifn in Maul ghobt,
Däs is jo ka Lug nit, Ihr hobt a na s Röhrl,
Und va den na grod s boanani Spitzl in Maul ghobt.“ —

Mei Boda, der ſchaut mih ſchworz on und hoaßt mih an Rigl,
An ſpottſchlechtn Rigl, und s Rednvadrahn liaß er nit geltn,
s Rachn hät er gmoant, und a ſo häts da Baur ah vaſtondn.
A ſaubera Kirchfohrtweg, den ma that pfloſtern mit Falſchheit! —
Ka Rua hot er ghobt, as bis ers in Baurn nit hot wohrthon.
Däs Gſchichtl, däs kloan, wo's enk gſollt oda nit gſollt,
Dazähln hon ihs müaſſn, mir z Spott und zan Ehr va mein
Bodan.

Die virtaſſn Zeitn fürn Bodan ſein de gwen,
Wo d Leut eahms hobn zuatrogn, ih war in da Fremd drauſſt
Obkema von Glaubn. Däs ſchreckn, er geht mar in d Stodt noch.
In da Stodt redt ma mehr nochn Büachl, dos hört er
Und moant, s war a ſtockfremdi Sproch, bis ih wieda
Schön ſteiriſch und bäuriſch und gmoan mit eahm gſeiſt hon.
Und wir ih n, ongſtott in die Kirchn za da Veſper,
Ins Theata hon gführt, do hot er wul zuagſchaut ſchön duſum,
Oba nochher in Zimer in ſtilln, do hot er a ſo gſogt:
„Wans Gott gibt, daß mir amol kemen in Himel,
Mei Peder, ih möcht Dih holt ah gern ban uns hobn.“ —
Jo freili, mei liabs und olts Morl, wanſt däs kunſt dabittn!
Wan ih dosmol ſcha ſterbn muaß, wia gern wult ih nochba
Va Reugs wieder onhebn, ſeis do auf der Erdn,
Seis obn üban lochandn Himel. Ober Oans muaßt dagwinga,
Daß D wieda mei Boda derfſt ſein. Ih wünſch ma koan ondern.
Und d Muada holt ah, und oll wia ma do ſein banond gweſt,
Daß mir wieda zſomkemen oll — wanſt däs möchſt dabittn! —
Sa ſechts n aft gehn übas Feld, üba d Hoad hin,
Boad Händ hobt er zſom, in Huat inta der Jarn — thuat
betn.
Da ſchorf Wind bloſt ſei ſolbalads Hor hin und wieder,
Oda d Sun ſticht glüathoaß, daß n Tropfn auf da Stirn ſtehn,
Er geht da daher, ſchön ſtad und ſchön ſtill und thuat betn. —
Da betendi Lenz! An olts Weib, die ſchiaglandi Kadl
Hotn aufbrocht, den Spitznom; — wos frogt er danoch, wia
ſ n hoaſſn!

Auf da Welt is nix zmochn, er bitt unſern Herrgott
Daß s eahm und ſein Leutln, und Olln mitanonda ſein Freundn
Und Feindn in der Ewigkeit beſſa ſul onſchlogn. —
Dabei, wan an gach wer begegna thuat, bitt er in Herrgott
Um Urlaub und ſetzt aft in Huat auf, und woaß a guats Wartl;
Für den: Er ſul ſtad gehn! Für den: Er hatt gor olls z viel aufgſoht!
Oder as ſolltn a Gſpoaß ein, und freundli und gmüatli
Is er gleih mit an Zadn, hoaßt dos, wers von eahm onnimt.
Und ſpotln ſ n aus, wegn ſein Betn und Guatſein —
Is ah recht. Da Herrgott vaſtehtn ſcha beſſa,
Nimt wieda ſein Huat inta d Jarn — thuat betn.

IV.

Und aſo, daß ih weita dazähl, is in nämlichn Tog ah,
Wia d Muader is glegn auf da Bohr, unſa Voder
Alloan und betrüabt noh ſpot Nochts umanondgſtiegn.
Mei Brüaderl, mei kloans, laſtn noch und den ſogt er:
„Oh Büabl, geh ſchlofn, Du konſt ma jo doh ah nit helfn.“
Auf dos drauf geh ih zan eahm hin, gib eahm d Hond und
Sog: „Voder, ins Haus geht a mit, d Nachtluft, die froſti,
De kon Uich nit gſund ſein.“ Auf das ſogt da Voda:
„Geh, geh na voraus, ih kim da gleih noch, ih ſeis a kloans Nandl
Hiaz noh mit da Muada.“ — Er redt mit da Muada.
Hiaz is ſ jo ban Hergotn obn. Ka Schrei auf der Erdn
Kon ſ neama daroachn und weckn; oba ſtill ba da Nochtſtund
Schön deamüati betn, dös hört ſie, gibt Ontwort
Ihrn Lenzl in troſtreichn guatn Gedonkn. —
„Ihr müaßt ar Uich, Voda, nit gor a ſo kränkn!“
So will ih n hiaz tröſtn, do locht er mih wehmüati on drauf:
„Wegn Enker, Eees Kina, jo freili wul kränkn,

Jo Enk hobn ma d Muada vaholtn; ih bin no glückler,
Ih hons hiaz viel öſter und gläda ba mir as wir ehnta.
Scha, betn, wonſt willſt, konſt; und wan ih bett, hört ſ mih;
Und wan ſ mih hört, tröſt ſ mih, und redn mitanonda.
Hiaz is ſ wieda gſund, Enka Muader, und loſt Enk ſchön
grüaſſn.
Sa guat, as wia hiaz, loſt ſ Enk ſogn, wars ihr noh nia
gonga.
Ees ſults na ſchön brav ſein banonda, ſie wult Enk
A Platzl in Himel ſchon aufhebn.“
Mei Schweſta hots ghört, wir ers gſogt hat, und holt hiaz
Ihr Fiata vos Gſicht und beſchazt: „Ih woaß nit, wia
rar er
Ma fürkimt, da Voder, ih heb mih on z fürchtn.“
Do zupf ih ſ ban Jablin, daß ſ mitkimt auf d Seitn
Und ſog ihr: „Mei Schweſter, hiaz geht mar a Liacht auf!
Wos hon ih gſtudirt auf da Welt und dafohrn Olls;
Und wan ih ma denk, wos dås in da Stodt für a Jamern
und Klogn is,
Wans Oans in die Gruabn ſchiabn, a wohnſinnigs Auſtobn,
Daß s Herz oan möcht zſpringa, weil um und um nix is,
Das tröſtn und rettn kunt vo da Vazweiflung.
Ih ſelba woaß a Grob, dås — um Gottswilln, ih derf nit
drauf denkn! —
Du woaßt as jo, Schweſter, und woaßt ah, wia tiaf, daß s
In Bodan is gonga, s ſe Sochn, weil ers dakennt hot,
Wia hort as a Weltkind übas Unglück kon Herr wern.
Und hiaz, ban eahm ſelba wir ihs ine, wia viel daß
An oanfältigs Gmüat und da Glaubn und das Gottvertraun
wert is.“
Mir bringen in Bodan ins Haus drauf; er ißt noh ſei Suppn,
Geht auſſi in d Vorſtubn und ſchaut, wir er ſogt, daß
s Liacht nit auf Schadn brint. Kimmt gleih wieder einer
Und ſogt a guats Wörtl zan uns und geht ſchlofn.
An oanzigsmol ſeufzn recht tiaf hon ihn ghört noh,
Aſt is er in da Rua gwen.

Da weil er da ſchloft, wirds in Haus um laut und lebendi,
In da Kuchl thoans bochn und kochn, und d Stubn, wia ſ
vul Leut wird!
Sie betn und ſingen und rachn Tabok, daß d Weibaleut
buaſteln,
Sie eſſn und wartln und lochn dabei, und wern wieder
ernſthoft;
Und draußt in da Vorſtubn legn ſ unſa Muader
Aſt ein in die Truhn. Aſt noglu ſ as zua, und mei Schweſta,
De rent olßa woanada hin gſchwind zan Bodan
Und ziachtn mit zitternda Hond die Deckn über Hauptn,
Da Holl und Scholl va da Truhn, daß ern nit aufweckt. —
Wia ſ ſiati ſein, wird er noh rechtzeiti munta,
Steht auf, legt ſih on und geht mit in die Kirchn.
In Pfordorf, in Todtnbſchauomt, do kon er ſ noh amol ſechn;
Er ſchaut auf ihr ſchneeweißes Gſicht, go fremd ſchaut er hin
drauf,
Sie is s jo nit meh. Da Leib ghört der Erdn.
Da Freidhof bedeutt nix. Er woaß, wan er s Grob ziert,
As kimt ihr nit z Nutzn; und wo er s muaß ſuachn,
Wan er mit ihr redn will. — Van Todtnmohl ſitzn die
Ondern,
Thoan eſſn und trinkn. Er geht in ſtilln Wold um,
In oanſuman Wold, und thuat betn. —

Wia gſchwind as die Zeit ſtreicht, hiaz is s ſcha ſa long her,
Sid ſ gſtorbn is. In Bodan, wia gehts n? — Vagelts
Gott für d Nachfrog.
Zan Orbatn ſchaut er; nit oft, as er redt va da Muada.
Amol oba ſuacht er in Mandlkolenda
Und bladlt und bladlt: „As muaß jo hiaz bold ſcha
Da Muader ihr Tog ſein. Plona, do nim Dih na zſom, Du,
Ih ſog da s, Do muaßt uns wul recht wos Guats kochn,
Ih lodn auf ihrn Tog Enka Muada zan Eſſn.“
A ſo ſogt da Voder, und d Schweſta, wia ſ gſchnappi

Scha ſein thuat, de moant, unſra Muada, wia ſ hiaz wa,
Der wurd holt van Woldbarn die Koſt neama ſchmeckn.
An Deuta mit da Hond mocht auf de Red da Voda:
„Geh grim Dih um onders, ſie wird ihr ſcha ſchmeckn.
Ka Noth wird ſ in Himel nit leidn, ſe denk ih ma ſelber,
Oba gfreun thuats as doh, wan ih ſ einlodn, ſe woaß ih.“ —
s is weita nix gredt worn davon. Ih hon wieda furt müan
In d Fremd, hons zuadeckt mei Load, und a lacherlads Gſicht gmocht.
Und ſchauts, noch a Weil kimt a Briaf va da Schweſta.
Sa viel, ſchreibt ſ in Briaf, hät ſ ſcha long neama grert, ſie,
As wir in da Muader ihrn Tog vor a Wochn.
Die zohntluckad Kadl, ſchreibt d Schweſta, däs ſchiaglandi Weibmenſch,
Ih kenats jo eh, däs ohdrahdi Bradl, däs znichti,
De ſ ninaſcht meh mögn, weils über und üba vul Unfruat,
Und s Schimpfn und Fluachn und s Leutausrichtn ihr Beſts is.
Wir oft hot ſ nit gſchmacht üban Vodan und gſpöttlt,
Und gar auf d Letzt üba d Muada noh aufbrocht,
Sie that Olls vahauſn und mochad ſih kronk, daß ſ
Nit orbatn müaſſad. Drei Tog noh, eh ſ gſtorbn is, d Muada,
Hot ſ as ausgſprengt de Lug, die Kadl, daß mih zimt hot,
Däs Luada, wan ſ nit ſcha mit oan Fuaß in Grob ſtand,
Scha ſchibelweis riß ih ihr d Hor aus, de ſ hot noh.
Und Bruada, hiaz denk da s, de Roſſel, de olt, lodnt da Voda zan Eſſn,
Lodnt ſ ein auf da Muader ihrn Tog, weil die Kadl,
Wir er ſogt, eh s ärmaſti Menſch war in Viertel,
Däs häufti zan Humaleidn kam, weil ſ den Brauch hät,
Den zwidern und ſchiach wa. — Ih hon mih noh ziomgnoman ih, ſchreibt d Schweſta,
Hon gmoant, s wurd wer Beſſerer kema; doch Kropfn,
A Straubn und a Weinbeedlſchmolzkoch und noh an Kaffee zletzt,
Und proppa, wia s d Muader ihr Leppa nit ghobt hot,
Mit bluaweiſſn Tuach wird da Tiſch deckt, die boananan Löffel,

Die Mogn, wern da hertrogn, und Olls wegn da ſchiaglandn Kadl.
Da Boda ſitzt do und ih ken s wul, eahm ſchmeckts nit,
Die Olt haut da drein wia drei Dreſcher, in d Schmolzpfon,
As wia wan ſ ſcha neun Tog nix Worms hät in Mogn kriagt,
Dabei hot ſ noh gſchimpft über Olls, daß mih zimt hot,
Wan da Boda nit war, ih ſchlogad ihr n Löffel von Fingern.
Auf d Leſt, wia ſ in Löffel obwiſcht und daß ſ gnua hot,
Do mocht ſ dar an Pſnecha, ſogt fleißi Vageltsgott,
Sa guat, as wia dosmol häts long ſcha nit geſſn.
Und wird gonz vatragli und moant, auf da Welt, daß s
Holt doh guati Leut gab. Und lobt zerſt in Nochbarn,
In Hiasl ban Zaun, daß er recht a ſchwars Viech hät,
Und aftn lobt ſ mih, daß ih go ſa gut kochad,
A Schmolzkoch, wia dás, kunt ma weit und broat ſuachn.
Und aftn in Rigerl, daß er ſa brav wochſad,
Und aftn in Jogl und d Miazl, ma fundad nit bol ſa
Guat obglernti Kina, wia de warn, ban betendn Lenzl.
Und aftn, Peda, lobt ſ Dih, wia weit daß D as brocht häſt,
An Ehr für die Gegnd warſt!“ Und aft lobts in Bodan.
Nit long hot ſ n globt, eahm, ſpringt ſ ah ſchon auf d Muader
Und ſogt, as wia de war auf Gottes liabn Erdbodn
Ka bravers und frümmers und fleißigers Leutl noh umgſtiegn. —
In Bodan wern d Augn noß, er ſogt za mir hoamla:
„Wia ſelnguat, daß s ſein kon, das Weib, wans ka Noth leidt.
Da Huma, mei Menſch, der mocht zwider und gifti.
Hiaz woaß ih s, hiaz gib ih ihr da Muader ihr Pelzl,
Daß ſ jo übern Winta ſchon worm hot, die Kadl,
Do bleibt ſ aft ah einweni worm, wans Gotts Willn is.“ —
A ſo hobn an gholtn, da Muader ihrn Tog huir,
Und von Bodan, de nariſchi Freud konſt da denkn,
Daß s ihr, der oltn Kadl, ban uns ſa guat taugt hot.

Dakennt hon ih s wul, s is da Muada z Liab gſchechn,
Und ih will da Kadl ah weita nix nochſogn,
Sie is an orms Weſn, ih wünſch ihr olls Guati.
Oba froh bin ih z todt gwen, wia die Olt ban Loch draußt is. —
A ſo hot ſ ma gſchriebn, mei Schweſta, die Vlona,
Und ſetzt noh: „Ih bſchlüaß mei Schreibn in Schutz Gottes,
Gſund ſo weit ſein mar und dås is noh s Beſti,
Und da Voda, der loßt Dih ſchön grüaſſn.“

Der Ehſtreit.

Nahſt Suntas af d Nacht, wir ih hoamkim va da Leipa,
Hobn ih und mei Weib holt wiederamol ſaggeriſch
zeug ghobt.
Scha gſchultn und ohtümelt hobn ma, daß d Fenſta hobn gſchepert,
Und Olls hobn mar oanonda ghoaſſn, na Guats nix.

Onhebn, vaſteht ſih, onhebn thuat ſie, ſa frogts mih zerſt banti:
Zwegn wos ih nit hoamgang?! Sog ih drauf: „Do bin ih,
Na, daß ih ban Kreuzwirth a Seidl hon trunkn.
Schau her do, ih hon dar a Glaſl vul mitbrocht.
s Flaſchl, wans lar is, wird zruckgſchickt.“ — Aſt ſie drauf:
„Ih bin da z ſchlecht, daß D mih mitnimſt in's Wirthshaus,
ih brauch ah Dein Wein nit!“
Und ſchupft ma mei Flaſchl uban Tiſch her, daß s drahdlt,
Dafongs mit boad Händn zan Glück, ſiſt kunt ih noh s Glas zohln.
„Wanſt Du n nit mogſt,“ ſog ih, „ſa trink n holt ih aus“
Und denk da mir ſelba: Lipp, harbn thuaſt Dih nit heint,
s wa Schod um an Sunta, bin heint grod guat aufglegt,
A Stund, de von Himel follt, muaß mar Dan gunna.
Ih ſetz mih zan Flaſchl und trink und ſog: „Olti, geh koſtn,
Ih hon dar Dan einſchenkn loſſn von Beſſern.“
Do machts dar an Wachla: „Hiaz leck da Dein Wein afn Fletz
ſtom.“
Und bet't mar a Heiligledanei, ſchon a kurioß!
Nau ih lous ſchön ondächti zua und denk: Lippl,
Sei ſtondhoft und harbn thuaſt Dih nit heint!

Af oan Ton viel ſogts, mei Weibl, das kon ſie.
Ghörts her oda nit, hots an Grund oda nit, is ihr oan Soch.
Und wia ſies hiaz wohrnimt, daß ih mih heint nit harb,
Do harbt ſie ſih noh mehr. Und wir ihs dakenn, das,
Daß ſie ſih ſo harbn thuat, weil ih mih heint nit harb,
Do kim ih mih ah zharbn. — Aufſpring ih ſchichti
Und hau mit da Fauſt, daß die Tiſchplottn ſchepert:
„Still biſt, Du Hausdrock!“

Af de Red hot i gwordt ghobt und hiaz hebts erſt recht on,
Kan oanzigs guats Hor loßt ſ an mir; bin na froh gwen,
Daß ſ mas nit gor mit da Hond nimt. Hiaz hebts mih.
Und ih, wan in Zorn kim — as gſchiacht zwor nit oft das —
Oba wan ih in Zorn kim, do kenn ih mih ſelm nit!
Frei d Welt möcht ih zreiſſn za Fetzn, in Himel za Scherbn
zſchlogn.
In Rockſock vagrobn muaß ih d Fäuſt, daß ſ ma nit ausfohrn,
Obas Maul hot zan Unglück koan Beiskorb und laßt ſih nit
bändign,
Und wias ah ſiſt ſaul is, mei Papn, wans gſcheitaweis
redn ſul,
In Zorn findt ſ akrat die ſchneidenſtn Wort und die gſpitztn,
Und wuhl thuat Oan das, wir a Labtrunk in Heumahd,
Wan ma gſpürt, wias grob Redn in Weib tiaf ins Herz geht. —
Wir oft hon ihs betn in Güatn: „Mei Mirzl, Du kenſt mih.
Geh, traz mih nit on zviel, as kunt ſiſt wos gſchehn gach,
Das zeitli und ewi unſa Vaderbn wa!
Schau, Du biſt guat ſiſt und ih moan da s recht, Weib,
Und wir mih ſcha zſomnehmer ah, daß ih nit grob kim,
Woaßt wul, da Gachzorn is s Hagerl, ba den Oan da
Teufel in d Höll reißt.“
Jo, recht hat ih eh, moants, s wa wohr, moants, ſie wult
ſih ſcha hüatn;
Und holſt mih und herzt mih und woaß ſih vor Gernhobn
nit z helfn.

Und kaum, daß ihr wos übers Leberl laſſt, thuat ſie s holt wieder
Und moblt und ſtankt und roazt mih ſa long, bis ih in d
Hitz kim. —

A ſo is s ah gwen in den Sunta. Und wir ih ſcha wild bin
Und ſie a ſchlechts Leut hoaßt, a Bisgurn und gor noh wos irgers,
Und ihr gleih olli Teuſl und Tod ajn Hols ſluach,
Do renn ih davon und auſſi in Wold, daß i moan ſult,
Ih kunt ma wos onthoan.
Ober ih denk ma das: Wen s Weib ſo viel onthuat,
Der braucht eahm ſelba nix onzthoan.
Die giftign Redn, de ſie ma hot zuagſchrian,
Hobn mih freili ah gſchmerzt, oba long mehra weh thon
Hobn mir die zentnſchwarn Wort, de ih zan ihr gſogt hon. —

So kim ih in Wold, do is s ſpad, as wird nachti,
Ih ſetz mih af an Stoan, ſtem in Elbogn afs Knia,
Da Kopf is ma ſchwar und gluathoaß und will reißn.
Die Bam reckn kohlſchworzi Wipfel gegn Himel, wo d Stern
ſtehn,
s is ruaſum in Wold, weit untn in Grobn rauſcht a Woſſa. —
Und wir ih ſo hintram und obn uban Himel a Sternreiſſn
obſliagt
Do kimts mar in Sinn: Af da Welt, wia s dan ſein muaß,
Daß Leut, de ſih gernhobn, eanonda ſo bitterli kränkn!
Wia long wirds dan daurn, ſa liegt oans von uns zwoa
in da Truhn,
Noh feucht af da Wong, untan zuadruckta Augnan,
Da Mund ewi ſtum, d Händ ubas Kreuz afn Herzn . . .
Todt wir a Stoan und da ſchreiendi Schmerz kons neamameh
weckn.
D Leut gehn da zua, ſchauns noh on, trogns da weck aus n Haus,
Senkns ins Grob und ſchorn zua und gehn eahnan Gſchaft noch,
Und Du ſtehſt alloan do und ſchauſt daſchrockn in Umkroas.
Da liabaſti Menſch af da Welt is vaſchwundn.

Vaſchwundn auf Erd, Du konſt ruachn und ſuachn
Mit bluatign Füaſſn und Herzn — wirſt n neamameh findn. —
Frei d Augn woanſt da blind, und die bitterſtn Tropfn,
De koſt da Gedonkn, wir oft und wia tiaf daß Du n hoſt weh thon. —

A ſo is s ma kema, die Bruſt hots ma zſomgſchnürt,
Steh auf und laf hoamzua, ſa ſchnell, daß mih d Füaß trogn,
Wia wa s, wans ſcha zipot wa! —
Ums Haus is ſchon Olls in da Rua, ih lous ban ihrn Stübel,
As is mar, as wia wan wer ſtill ban eahm woan that.
Stad ſchleich ih ins Stübel; ſie leid in ihrn Bett und mocht d Augn zua.
Ih ſchaus aweil on, go long ſchau ihs on
Und denk: Wia Du ſo blaß biſt und orm biſt, mei Weib.
Du konnſt jo nit onderſta ſein, wia Du biſt
Und muaßt deswegn doh ſo viel leidn.
Nur oanmol noh wir ma munta, wos heint is gweſt, wird neamameh gſchehn.
Ih leg mih in mei Bett und wia ma da Schlof kimt,
Do is s mar in Tram, as wia wan ban Herzn a Stoan lag. —

Wir ih munta bin worn, is s togliacht; mei Weib is ſchon aufgwen,
Mochts Fuir afn Herd und hoazt mit an Zündſpon in Ofn.
Do nim ih an Onlauf und ſog: „Du, Mirzl, geh, roach ma mei Pfeiferl,
Ih rach mar oans on heint.“
„Hoſt Recht, Lippl,“ ſogts ma
Mit freundlicha Stim, daß mih zimt, ih muaß jauzn.
Sie bringt ma mei Pfeiferl und bringt va da Herdgluat
A rothglüadis Köhlerl; ih paff und ſie bloſt und aft
Lochn mar uns on — und drauſſn hot d Sunn gſcheint,
Und Olls, ſcha gor Olls is wieda guat gweſt.

Na nit reich ſein! ſcha nit um a Million!

Ih hon nix und ih woaß s, daß ihs
Mei Leppa zu nix bring,
Und s Eignthum is, wers recht betracht't,
An eignthümlichs Ding.
Gonz kloanweis hebt mar on und moant,
As ſablad eh nit viel,
Und aft, bis mar ins Kutſchn kimt,
Hots gor kan End und Ziel.
Zerſt hoaßts amol: kein Hunga ſtelln!
Aft ſchaut mar um a Gwond,
Zan Bett a Schaberl Stroh is guat.
Aft hät mar Olls banond?
O mei Du, na! Hiaz hebts erſt on!
Zan Bett, wanſt liegn willſt ſein,
Sa muaß dazua a woachi Hull,
A Fedapulſta ſein.
A Bett, a zwoaſpanigs, najo,
Daß Oan nix unliabs tramt,
Und Olls ſchön in an Stüberl drein,
Daß Oan da Wind nit ramt.
Und wer ſcha dopelſpani ſchloft,
Giulgt mit a Stubn nit aus,
Und wer amol a Häuſerl hot,
Der ruacht ab um a Haus.

Zan Haus, vaſteht ſih, ghört da Stoll,
Der derf a Röſſl trogn:
Und wer amol a Röſſl hot,
Der laſt eahm ab an Wogn.
Und gleih an Kutſcher ah dazua
Mit ſilberani Troß,
Und nobl, wia mas hiaz ſcha gebn,
Kutſchir mar ein ins Gſchloß.
Und hobn ma die ſiebn Zwetſchbn hiaz?
Balei, hiaz hebts erſt on,
A Gſchloß hot bol an iada Lump,
Mir müaſſn höher dron.
So gehts, und Mittel, Ehr und Titel
Hoaßts ſuachn ſpot und frua,
Do is va lauter Untaholtung
Tog und Nocht ka Rua.
Und daweil der Ormi fribelt
Daß er doh vahumert nit,
Kümert ſih da Reichi owi
Wegn ſein ſchlechtn Awadit.
Uebel dron is dar an Jada,
Doh, dar Oan kons beſſa wern,
Moan, dan Ormen, wans eahms thoan will,
Oda nit dan reichn Herrn.
Wurds den beſſa, daß ſihs gringern
That, ſei ſorgnſchwares Geld,
Miad s n ſein: as wurd noh ſchlechta,
War zan Unglück af da Welt.
Deſtwegn ſog ih: na nit reich ſein!
Scha nit um a Million!
Miad na ſein, as gab ma s Oana,
Nahm ihs ſchonduholber on.

* * *

Komödianten.

Ländliches Idyll nach Ideen von **Joſefine Gallmeyer.**

Perſonen:

Schimmelbauer, Kleinbauer auf dem Berge.
Kathl, ehemalige Dienſtmagd auf dem Berge.
(Die Scene ſpielt in der Stube des Schimmelbauer.)

Schimmelbauer (zur Thür hinaus gegen den Strohſchopper):

Thua nit long um, Bua! Zan Orbatn ſchau! (Für ſich) Ih bleib do auf da Paß. Long kon ſ neamer aus ſein. Aha, ih hörs ſcha. D Stim hots ihr noh nit vaſchlogn. Is ka ſchlechts Zoachn, ſa weit.

Kathl (von draußen hört man ſingen):

Hot mar a Geld,
Is s in da Welt
Freili nit ſchlecht.
Oba dahoam
Bei da Moam
Gfollts mir erſt recht.

(Jodelt zur Thür herein, ſieht den Bauer, bleibt an der Thür ſtill): Grüaß Gott, Schimmelbauer!

Schimmelbauer (mit erkünſteltem Erſtaunen):

Oho! — Dos is wos Seltſams, daß Dih Du amol onſchaun loßt!

Kathl:

Nau freili! Wegn an Onſchaunloſſn wir ih auffakraln auf Enkern Berg do — vaſteht ſih! — Hobn eahner in Thol untn, wir ih durchs Dorf gonga bin, d Augn völli auskegelt, os wia wans eahna Lebtog kan orms Deanſtbot hätn gſechn.

Schimmelbauer:

So? Doh noh? Schauſt nit danoch aus. Hon ma denkt, wias D vor vier Johrn —

Kathl:

Vor drei Johrn —

Schimmelbauer:

Vor vier Johrn —

Kathl:

Vor drei!

Schimmelbauer:

Nau, ſo is s vor drei Johrn gweſt! Ih hon Deini Johr nit nochzählt.

Kathl (halb für ſich):

Hoſt recht ghobt.

Schimmelbauer:

Hon ma denkt, wias D ſelm ſa fürnehm fuatgfohrn biſt af Wean, Du wirſt af da Stell a Gräfin.

Kathl:

Frotzl na zua, Baur — ih leids. Hons recht guat in Voraus gwußt: Wan ih hiaz hoamkim, an orma Hodern, der nix hot und nix is — daß mih hunzn und ſean und ausſpottn werds. Thats ma Schlimmers gern on, wans kunts — ih woaß s! Da Bauer loßt ſih d Haut obziachn, wan ma n nur ſchön kitzlt dabei; oba wan ma n ba ſeina Bauernhoffort beleidingt, dös vagißt er nia — nia — nia! Ih kenn Enk.

Schimmelbauer:

Hoffort! Bauernhoffort ſogſt!

Kathl:

Freili, dös ſog ih. Weil ih domols Enkern Buabn nit gheirat't hon. Weil ih mit meiner Erbſchoft in d Stodt gonga bin, liaber ols wir auf der oltn Hauskrarn do vabliebn, ſa hon ih Enka Hoffort mittn aufn Schädl troffn. An orms Deanſtbot derf ſih jo nix beſſa mochn wölln! Ees Bauernleut möchts holt ſelber ollaweil obnauf ſein und an Herrn ſpieln. Schauts a valoſſns Woaſl, wir ih domols bin gweſt, gwiß nit on. Mih hot ah neamt ongſchaut. Oba wias nochher aufkemen is von die zwoa Sporcaſſabüachln, de ih von meiner oltn Moam hon girbt, do hobns d Schnoln oanonder in d Hond gebn bei meina Hütnthür — dutzatweis ſeins kema die Buabn, daß oana grod d Wohl weh hot thon, welchn ma z erſt ſul auſſiſchmeiſſn. — Dei Hanſl — die gonz Zeit hot er nix desgleichn thon, oba wir er s Geld hot gſchmeckt, do hät er mih gfundn. — Ih hon ma denkt:

Leckts a Solz, aſt werds durſti! Und bin mit mein Vettern af Wean. — Mit Verlaub, daß ih mih niedaſetz!

Schimmelbauer:

Holt jo, holt jo. Wirſt müad worn ſein, kon mas denkn, in weitn Weg her. Oba daß Dih Dei Herr Vetta mitn Zwoaſpanign nit wieda hergradlt hot!

Kathl:

Bauer, zu der Stund — von Vettern ſei ma ſtill.

Schimmelbauer (mit Hohn):

Ah na! — Grod von Vettern möcht ih wos hörn. Va bravi Leut, woaßt, hört mar ollaweil gern redn.

Kathl:

Hon an ah nix Schlechts nochzſogn. Is vawondt zu mir gweſn, mei Vetta.

Schimmelbauer:

Geh!

Kathl:

Jo, weitſchichti. Und mit an weitſchichtign Vettern af Wean fohrn, wos wird dan dos ſein? Wir doh derfn af Wean fohrn, mit n Vettern. Nit?

Schimmelbauer:

Freili, freili derf ma, dos is gwiß, und feſt ah noh!

Kathl:

Siagſt as, Dih fongads ah! — Hon ma grod a ſo denkt und bin mitzodlt. Zerſt hot er mih als Oſtapartei aufgnoma. Ols Oſtapartei! frog ih, wan ih s konn, zwegnwos dan nit? Und wos er ma Löhnung gab s Monat? — Wia ma ſcha dum wos daherredt, wan ma von Lond kimt. Wurdn ſchon gleich wern, hot er gſogt, da Vetta. — — Was ſchauſt mih dan on, Baur? Wos willſt dan? — Ih bin ehanta fuat. Ba da Nocht bin ih auf und davon. — Oan Sporcaſſabüachl hat er ma ſchon onzwickt ghobt, da Herr Vetta. In Gottsnom, hon ih ma denkt, für d Unköſtn muaß er ah was hobn. Mitn Reſtl von ſelbn Büachl wir ih holt ſchaunn, daß ih wos aufbring. 's zweit Büachl, ſa gſcheit bin ih gweſt, hon ih ban Bezirksgricht liegn loſſn. — Nau, guat üba dos! denk ih ma, wan z Wean ſcha die weitſchichtign Vettern ſo ſchlimm ſein — dos kon liab wern! — Bin umaranonda ghatſcht in da Stodt, hon ma d Auslogn ongſchaut — Jeſſas, ſchöni Sochn, wer a Geld hot! Ober olli Augnblick hot Oana mit mir onbandln wölln. Sein dos valiabti Leut, de Weana, hon ih ma denkt, daweil hobns mar ausn Kittlſock s Geldtaſchl gfiſcht ghobt. — Wia s finſta worn is — dås woaß ih noh guat, wia wans geſtern war gweſt — hon ih ka Suppn, ka Bett, ka Doch — gor nix. Vazogt wir ih nit ſa leicht, und grod wons n ſchlecht geht, ſul da Menſch am wenkaſt vazogt ſein — denn worum? Weil er nochha da Kotz ghört. — Und wir ih ſpot Nochts noh umazoſch zwiſchn den hohn ſchworzn Häuſern und d Leut ſteßn mih hin und her und d Füaß ſein ma hin vo den nariſchn Laſſn in gonzn Tog, do ſog ih zu mir — Kathl — ſog ih — loß dih ohfonga. Und dås is wohr: guati Leut ſind't mar überoll. A Pulizeimon is mit mir gonga, daß er mih weiſt. Is dar af oanmol a Gſchrei von ana Winkelgoſſn her: Hilf! hots gſchrian, Pulizei, kim z Hilf! Ih hon na gleih auf Händ und Fuaß zittert. Des ſchreits ma long guat! hot mei Pulizeimon gſogt und is mit mir gonga. A ſo a guata Menſch! — Nau, nochha hot er mih in a Haus brocht, in a — nau, wia hoaßt's dan, däs Haus, — woaßt wo — Jeſſas, Jeſſas, hiaz wia hoaßts dan! Mir liegts auf da Zung, däs Haus, woaßt, wo De holt olli banonda ſein, de —

Schimmelbauer:

In Arreſt, moanſt.

Kathl:

Bitt mas aus, Bauer! In Arreſt hon ih einwendi nia gſehn, Gott ſei Donk! — In a ſo a Haus — hiaz woaß ihs ſcha: Aaſil hoaßts, in an Aaſil für Untaſtondloſi — wo ſ Oll zſom gengan, die ormen Leut, de holt recht arm ſein. Und onderi ah. Leut hon ih da gſechn, in den Aaſilhaus! Fürnehmi Frauna, weils eppa dahoam in eahnan Poloſt ausgweiſſelt hobn, ſein ah ins Aaſilhaus gonga. Jo! Sein die mehrern ah noh durt bliebn in ondern Tog. Mih hot mein Pulizeimon in ſein Haus mitgnomen und ſei Frau hot mih a por Täg gholtn, bis ſ mir an Plotz hot vahulfn. An Plotz, ſog ih da! Urndli daſchrockn bin ih, wir ih hör, wos ih worn bin. Van Erzherzog Korl ſein Komadeana ſein Schuaſta bin ih Kuchelmadl worn! — Ober ih, wan ih amol onheb zan herriſch wern! Kathl, ſog ih — hon ollaweil noh mit mir ſelba plauſcht — Kathl, ſog ih, weils d hiaz ſcha ſo hoch herobn biſt — na ſuat nochanonda, nur auſſi wir a Bamkraxler! Obn aufn Wipfel is a lebzoltena Reita!

Schimmelbauer:

Du vaſlixti Dirn!

Kathl (vertraulich):

Sog mas, Baur — höha wia die Kaiſerin — gelt, höha gibts Koani mehr?

Schimmelbauer:

Moan nit ja.

Kathl (übermüthig):

Guat. Heunt kunt ih Kaiſerin ſein. Heint war ih Kaiſerin, wan ih mih nit auf die Kunſt hät gworfn.

Schimmelbauer:

Af wos hoſt Dih gworfn?

Kathl:

Zan Theater bin ih gonga. Jo! — Js mar aufgſetzt gweſt. Jn Menſchn is Olls aufgſetzt. — Ba mein Luſtiſein is s herkema. Wos hon ih nit zſomgſungen und zſomgjodlt in gonzn Tog, daß d Leut auf da Goſſn ſein ſtehn bliebn. Do is zu mein Herrn ollaweil a Herr kema, ſtiefelonmeſſn. Sogt amol da Herr — mei Herr — ih ſull in Herrn — in fremdn Herrn — ſeini ſtaubign Stiefel putzn. Stellt ſih da Herr — da fremdi Herr — her, ih wichs eahm d Stiefelſpitzn, in Riſt; umdrahns Eahna, ſog ih, daß ih Eahna hintn ah wichſn kon, und jodl dabei. Frogt er mih, da fremd Herr, wos ih für a Londsman ſein that? — Londsweiba, woaßt, das gibts auf da gonzn Welt nit. Und hebt mar on zan ſchön redn: De Gſtolt, de ih hät! und de Stim, de ih hät! und däs Gſichtl, däs ih hät! Ob ih nit zan Theater gehn möcht? — Däs Wort zhörn von Theater — und aus is s! — Mei Frau, a recht a guati Frau, de hot mih domols ſcha Suntogs a pormol in Himel gſchickt ghobt — nit in wirklichn Himel, däs konſt da denkn, daß da Menſch va Wean aus nit gleih va mundauf in Himel fohrt. — In höchſtn Stond von Theater, wo d Leut va die niedrigſtn Ständ ſtehn, den hoaſſn ſ in Himel — damit ma ſich liaba dadruckn loßt. Nau, ſa hon ih ſcha gwußt davon. Vaſteht ſih, ih ſog meiner Herſchoft in Deanſt auf, nim mar a Kamerl und geh in die Theaterſchul.

Schimmelbauer:

Wa nit aus! Und s Soaltonzn hoſt glernt?

Kathl:

A geh! s Komödieſpieln.

Schimelbauer:

Jo jo jo, bin ſcha deutſch hiaz. s Bandelfreſſn, s Meſſaſchlickn, s Kopfobſchneidn und ſölchani Schworzkünſtn.

Kathl (ſpringt auf):

Mir hobn ausgredt.

Schimmelbauer:

Wanſt wos Beſſers hoſt glernt — um ſa beſſer. Hon jo nix dagegn, gegns Komödiegſpieln. Mei Muada hot fuat gſogt: A guati Komödie is beſſa wir a Predi!

Kathl (ſetzt ſich wieder):

Nau olßa! Das is a Red. Ih. wan ih ſcha dabei bin, will wos Rechtſchoffns wern. Z erſt hon ih auf d Wolter ſtudiert. Is war oba z fad worn, de Rocknan do z ſpieln von die miaſlſichtign Baroninen und Gräfinen und ollahond ſo gſtaßti Dudln umeranond. Und wans Oan umbrocht hobn — no jo, gonz hin is er jo nit, afn Theater, und daß ih an Schrei gehn loßn muaß, as wia: (ſchreit) — hobns mih ollamol ausglocht. — Denk ih ma: Machſt eahna kan Norn nit, wirfſt dih auf die Gallmeyer. — Noch an holbn Johr, do hon ih ſcha dapperti Baurnmentſcha gmocht — ſölchani! — Und ſölchani! — Und nochha wieda ſölchani, de ollaweil brumeln und greinen und raunzn. Und aft wieda ſölchani, de nix as wia kudern und lochn; und aft wieder a Gottung, de mit die Monsbilder umaſchmiern, aft wieda ſölchani, de nix kinen, as wia Kinda lockn — Olls muaß Oani mochn kina, de ban Theater is. — Ih will mih nit lobn! ober ih ſog dås: wan ih heunt noh ban Theater bin, die Gallmeyer kon ſih vaſteckn!

Schimmelbauer:

Daß d oba nit dabei bliebn biſt!

Kathl (entrüſtet):

Weils olls zſchlecht ſein, d Leut! Sa long ih a Geld ghobt hon, hots ghoaßn: O ſo a Talent do! Ewi Schod wars, wan s nit ausbildt wurd! — Wia s Geld is gor gweſt, hobns mih brav ausglocht.

Schimmelbauer:

Is da ſcha recht gſchehn. Gonz recht is da gſchehn.

Kathl:

Däs brauchſt Du nit zſogn. Däs ſog ih ma ſelba. — Ih hon mih ſoppn loſſn und hon mih ſelba gſoppt, bis ih gſcheidt worn bin. Wan ih s zweiti Sporcaſſabüachl nit ban Gricht hät ghobt — ſa wars ah hin. — Na, daß ih noch und noch ſiati wir mit meina Raubagſchicht: hon ih noh aweil umanond deant in da Stodt, oba s Singen und s Jodln, däs is ma mit der Zeit vagonga. Hon neamt mehr traut. Olles Folſchheit! — Wia vornehma s Gwond und wia ſchöner a Gſicht — wia größer is d Folſchheit. — So hon ih ma denkt: Stehſt ma long guat, mei liabi Weanaſtodt, ih geh wieder in mei Landl hoam. — Und do bin ih.

Schimmelbauer:

Do warſt. Wans da na gſollt, dahoam! A ſo a Stodt vadirbt d Leut. In da Stodt wöllns as Londlebn und afn Lond möchtns d Stodtbräuch.

Kathl:

Recht kuntſt eh hobn, Bauer! — Oba doh! Heunt frua, wir ih nochn Thol einagonga bin: rechtahond die friſch thauglitznend Wieſn, linka Hond in Wold, und ſingendi Vögerl in Lüftn — und da Sunſchein drüber — do is s ma gweſt, as wia wan ih müaßt aufſchrein zan Himl: Vagelts Gott! Vagelts Gott für dei Welt! — Und hon mas fürgnoma, daß ih dahoam bleib auf dem Fleck, wo mih Gott erſchoſſn hot, und fleißi orbatn will, wir ih s jungaheit glernt hon. — Und nochha, wir ih zu Dein Haus auſſa ſchau, Bauer, do — do is mar ollahond eingfolln. — Und wan er ſcha vaheirat't ſul ſein — in Gottsnom, ſo geh ih um a Häuſl weita. Oba mei Büachl ſteck ih n zua, daß er mas aufhebt. A junga Baur hot nia z viel Geld — und ih brauchs daweil jo nit. — Aſo hon ih mes untawegs ausdenkt.

Schimmelbauer:

A ſo hoſt da s ausdenkt. — Kathl, wanſt amol ban unſern Freidhof vorbeigehſt, ſa bet an Votrunſer — fürn Hanſl.

Kathl (haucht erſchrocken):

Gſtorbn war er? —

Schimmelbauer:

Und eppa leicht ah ſcha dafault. Zeit ghobt hät er dazua, daweil s Dirndl, däs er gern ghobt hot, as wia wans n onthon war gweſt, a gſtatzti Stodtgredl hot gmocht. Wanſt moanſt, er hät Dih nit gern ghobt ah vor der Irbſchoft, ſa woaßt nix. Däs woaß ih beſſa, mei Menſch, und dos is jo mein Elend, daß ih mas Tog und Nocht muaß fürholtn: Du, ſein vagna Voter, is dron ſchuldi! — Daß ihs nit gern gſehn hon, wan er a bluatormi Dirn ols Bäurin af mei kloans Örtl bringt — wer kon oan dan däs vadenkn? Gegn Dih ſelba, Kathl, hon ih nix ghobt — biſt a bravs Dirndl gweſt — loßt ſih nix nochſogn. Wir ih hör, daß D a wenk a Geld hoſt — nau, do is s jo migla, daß d Wirtſchoft übanehmts — hon ih ah gleih jo gſogt.

Kathl:

Nau, und nochha hon ih nit wölln.

Schimmelbauer:

Ih woaß s, Kathl. — An etla Tog drauf, wia Dih Dei herriſcha Vetta mit ana zwoaſpanign Koleſchn fuatgradlt hot, do is mei Bua in a hitzigi Kronkhat gfolln. — Holts n auf! hot er gſchrian, daß s oan durch Morch und Boan gongen is, holts n auf, in Wogn! Mei Kathl führns ma davon! — Und hot gwoant — gwoant hot er, daß mas go bis zan Gſteggn-Michel umi ghört hot . . .

Kathl (theilnehmend):

Bauer!

Schimmelbauer:

Die hitzi Kronkhot hot er übaſtondn, [illegible] gſund? Moanſt, daß er gſund worn war? — A holbs Johr hot er umagſerbt — is glegn do af da Bonk — is gſeſſn draußt unta da Lindn, hot nix gredt und nix deut't, hot nix as ollaweil af d Stroſſn hingſchaut, wo s in Wold einigeht. — Hunertmol hon ih in Doktan gfrogt: Liaba Herr, ſog ih, wia ſtehts mit mein Hanſl? Er kimt ma nit recht für. — Sogt da Dokta: Schimelbauer, ſogt er, ſeids liab und guat mit eahm und loßts n nix ohgehn . . . loßts n ſitzn af da Lindnbonk, daß er eahm in grean Wold und in blown Himel noh a Randl lon onſchaun . . . (Man hört draußen im Holzſchoppen pfeifen.) Still ſeids do drauſſn! Ih leids nit, de Teuxls-Pfeiferei in mein Haus! In mein Unglück! Ih leids nit! — Und a ſo, daß ih ſog. is er holt gſeſſn — und gſeſſn und hot owigſchaut af d Stroſſn in Thol. — Ih woaß s, af wen er gwort't hot, ih woaß s. — Drauf in Hiabſt, wia va da Lindn die Bläta ſein ohgflogn — um die Zeit von Kirchweihfeſt, wo Ondri zan Tonz gehn, do — (mit vor Schmerz erſtickter Stimme) — mei oanzigs Kind!

Kathl (begütigend):

Bauer! Boda!

Schimmelbauer (ſich zornig aufrichtend):

Geh wek, Du biſt dron ſchuldi!

Kathl:

Ih? —

Schimmelbauer:

Du biſt dron ſchuldi!

Kathl:

Nau olßa, ſo bin ih dron ſchuldi. — Is ah guat, woaß ih doh, für wos ih büaßt hon. — Ih kunt da viel noh dazähln, mei liaba Schimelbauer! Oba mir kimt für, Du hoſt an Dein oagnan Elend z trogn gmua — brauchſt ka fremds dazu.

Schimmelbauer (ruhiger):

Wans D däs moanſt, mei Dirn, ſa vaſtehſt d Leut nit. Oagns Elend wird gringa, wan mar a fremds onſchaut.

Kathl:

Däs gſpür ih grod nit. Ih hät mih leichta gredt, wanſt ma dos — von Hanſel — nit gſogt häſt.

Schimmelbauer:

Das glaub ih.

Kathl:

In Hanſl, daß ih n neama ſult ſechn! .. bin an nia ſeind gweſt, den Buabn ... (die Worte erſticken im Schluchzen.)

Schimmelbauer:

Oba Kathl! Oba Dirndl! — Mei Gott! hiaz woants. Is doh a guats Leutl. — Kathl, geh tröſt Dih! — Dirndl! geh her do, ih woaß wos, ih will da wos ſogn. — Von Hanſl hoſt wos ſolln loſſn. — Ih will da wos ſogn. – Da Hanſl — der — is draußt in da Strohſchupſn — thut Gorbn legn. Jo jo!

Kathl:

Da Hanſl! Da Hanſl war do?! Jeſſas, da Hanſl war do? — Und hoſt nit voreh gſogt, Bauer, daß er gſtorbn war?

Schimmelbauer:

Ah nah, däs hon ih nit gſogt. Hon na gſogt, daß D an Votrunſer betn ſulſt für eahm; mei Gott, s Betn ſchodt nia.

Kathl:

Und daß er ſterbnskronk gſeſſn war unta da Lindn. —

Schimmelbauer:

Is jo wieda gſund worn!

Kathl (brauſt auf):

A folſcha Ding biſt, Bauer!

Schimmelbauer:

Nau nau nau! Muaßt mih nit ſa grob ſchimpfn, Dirndl. Schau, Du hoſt s Komödieſpieln glernt, und ih kons a ſo. — Hot ma s heunt früa da Müllna-Thonnerl ſcha gſteckt: s wurd a guati Bekonti onruckn va da Weanaſtodt her; war in Untadörfel üba Nocht bliebn. Hon ma s gleih denkt, wer s kunt ſein. Is s mar eingfolln: De plauſcht a wenk on. Hot ſih zoagt dabei, wos D doh noh für a guats Weſn biſt bliebn. Da Hanſl, daß er wegn Deina kronk is worn, wia s d fuat biſt, s ſelb is nit dalogn!

Kathl:

Und daß ih ollaweil und ollaweil auf eahm denkn hon müaſſn, is ah nit dalogn! Und daß ih wegn ſeiner do bin! daß ih nit wegn ſeiner do bin — daß ih do bin, weil ih doh bin — Jeſſas, zan Nariſchwern is s! — (Ruhig) Mei liaba Schimelbauer! Ih will nit Komödieſpieln! Na. Wir ih s dazählt hon, a ſo is s. Und bin ih n Hanſl hiaz recht, ſo is s recht; und bin ih n nit recht — ſo is s ah recht.

Schimmelbauer:

Du lous! Hörſt n wiſchbeln? — Hörſt n? (Schreit gegen die Thür:) Hanſl! Geh, kim gſchwind her! As is wer kema! Gſchwind kim einer in d Stubn, Du vadonkta Bua Du! — Die jung Schimelbäurin is do!

Wir ih zan erſtnmol afn Dompfwogn bin aufgſeſſn.*)

Ja, die kloan Leut! Wan ſ na mitſpringa deafn, aft is eahna ſcha ghulfn.

Mei Göd, da Kniarudſcha Jocherl, is olli Johr gern amol af Maria-Schutz afn Semering kirchfahrtn gonga. Hon ih mih holt a amol onghenkt ba ſeina Hoſn: „Göd, ih möcht mitgehn!"

„Wan da s dei Voda dalabt!"

Nau, da Voda hot gſogt: „Meintswegn kon er ſcha mitgehn, da Bua. Do gſiacht er glei die neug Eiſnbohn, de ſ hiaz iban Semering hobn baut. Is jo ſcha fiati, s Loch durchn Berg."

„Goud vahüats!" ſchreit mei Göd, „daß ma däs Duiflszeug onſchaun! is Ols Blendwerch — is Ols nit wohr!"

---

*) Dieſes Geſchichtchen befindet ſich hochdeutſch erzählt in meiner „Waldheimat". Zum Behufe meiner Vorleſungen im ſteiriſchen Dialect habe ich es in die Volksmundart des Mürzthales und des Semmeringgebietes übertragen.

„Kon ah ſein,“ hot mei Voda drauf gſogt.

Sa mochn mar uns holt afn Weg, ih und mei Göd. Und wia mar iba d Olm hindrotln, do ſechn mar af amol intn afn Spitalabodn an Wurm daherkruichn, der Tabak racht.

„Jaiſſas Moron!“ ſchreit mei Göd, „das is ſcha ſo wos, ſpring Bua!“

Mir nehmen d Füaß iba d Oxln und laſn iban Berg ibri, daß Ols ſtabt. Müan ober af an Irwurzn ſein gſtign — wia mar owi keman ins Thol, ſtehn ma vor an ends Loch, fleiſſi ausgmaurt und ſa groß, daß a gonzes Haus drein hät kina ſtehn. Und do geht a Stroſſn mit zwa eiſnani Looſtn daher und ſchnurgrod eini ins Loch.

Mir ſtehn do und mei Göd ſogt: „Hiaz ſtehn ma do. — Das wird die neumodiſch Londſtroſſn ſein. Owa dalogn is s, daß do einifohrn.“

„Göd,“ ſog ih, „wos' is dan das für a gſpoaſis Brumln in Erdbodn?“

„Wird do kan Erdbidn ſein!“ moant da Göd; do pfnecht af da Stroſſn a kulſchworzas Weſn daher, ſpeibt Fuir und Rach wia da hölliſchi Trok.

„Kreuz Gontas!“ ſchreit mei Göd, „Hiaz kimbt er! do henkn jo gonzi Häuſa dron!“

Weil mar eh gmoant hobn, hintan Lugamatiſ warn na glei a por Steirerwagerln ongſpont, wo ma ſih auſſetzn kunt. Und hiaz ſein enk gonzi Stodthäuſa dronghenkt und ba die Fenſta ſchaun lebendigi Leutkopf auſſer — und ſcha damaſch gauſtads daher, daß ih noh denk ba mir ſelwa: Das bringt ka Gond und ka Heilin mehr zan ſtillſtehn. Rumpadi pumpadi her nochanonder und ban Loch eini.

Noch a Weil, wia s wieda ſtil is worn und na da Rach auffaſteigt va da ſchworzn Finſtan, ſogt mei Göd: „Haſt Du s ah gſechn, Bua?"

„Ih hons ah gſechn."

„Sa kons doh ka Blenderei ſein gweſn. Na, dä ſein hin!"

Sein ma drauf holt ſchön ſtad wieda weida ghatſcht — iban Berg iberi, daweil die Ondern untnauf durchi ſein grutſcht. Da Göd beidlt holt ollaweil noh ſein Kopf: „s is af da Welt ungleich, wos heint zu Tog d Leut treibn!"

„Se thoan mit da Weltkugl keglſcheibn!" moant a Hondwerchsburſch, der grod vabeigeht.

Mia keman — wias ſcha zwiſchn Liachtn geht — friſch und gſund af Moria-Schutz, ſchleifn in da Kirchn afn Knean a pormol ums Olter und aftn gehn mar ins Wirthshaus.

Wos ma ſchoffadn? fragt da Wirſchd.

„Mir is oller Awadit vagonga," moant mei Göd, „gſcheidi Leut eſſn nit viel, und ih bi heind um a Eichtl gſcheida worn".

War ah recht. Drauf führn ſ ins durchn Stoll, ba da Mentſchakoma vabei afn Heubodn. — Sultn ſchaun, daß ma ſchlofn möchtn. — Ah holt jo, wan ma ſa weit geht. — A ruaſumi Nocht! — Und ah ſa viel. — Aft knoß mar eini ins Heu — is wulta woach liegn, und Olls is ſchön ſtil.

Sogt af oanmol da Göd: „Schlafſt ſcha, Bua?"

„Na!“

„Du, mi reidt da Duiſl!“

Das ſchreckt mih. A ſo wos af da Kirchfart!

„Ih muas vorn Schloſngehn kan Weichbrun hobn gnoma. s gibt ma ka Rua nit. s is hel zan Durchgehn, Bua!“

„Wos hots dan, Göd?“

„Na, morgn, wan ih n Oblas kriag, leicht wirds beſſa.“

„Thuatn Godn wos weh?“

„Ah, s is a Dumheit! — Wos moanſt Bübl, weil ma ſcha ſo nohat dabei ſein: Prowir mas?! — Wos kon uns gſchechn? Wans die Ondern thoan, zwe nit mir ah? — Ih los mas koſtn!“

In Gödn tramt! denk ih ba mir ſelba.

„Dä wern a mol louſn dahoam, wan ma ſogn, daß mar ofn Dompfwogn ſein gfohrn!“

Hiaz bin ih deutſch gwen.

„Ower a Sündhoftikeit is s!“ ſogt da Göd no, „na, leicht wirds morgn beſſer und hiaz thoan mar in Gotsnom ſchloſn.“

Nan, und aft hot er glei ſei Hulzſog ongricht't, und ih bleib munter und gfreu mih die gonz Nocht afn Dompfwogn.

Togs drauf hobn mar unſa Kirchfart varicht't, wia ſa ſih ghört, und bold ſtehn ma vorn Semeringbohnhof.

Do ſechn mas Loch af der onern Seitn — is ah kulſchworz. Va Wean her is grod a Dompfwogn in Kema.

In Bohnhof, hintan Fenſterl, dukt ſih a rotkapplada Mon, hot Aufſitzkortan ſoal. Mei Göd loßt ſih af an Hondl ein, ſoalt in Rotkappladn zwoa Sexerler on, wan ma deaſadn durchs Loch ſohrn — glei entern Berg that ma ſcha gſchwind wieder ausſteign.

„Gleich hinter dem Berg halt der Zug nicht!" ſogt da Rotkappladi rechtſchoſſn heraſch.

„Owa, wan ma ausſteign wölln!"

„Ihr müßt bis Spital fahren. Für zwei Perſonen zweiunddreißig Kreuzer Münz."

— Sou viel, moant mei God, wie die groſſn Herrn, kunt er wul nit, und in uns zwen, wia ma doſtangadn, wa jo ka Gwicht dron. — Hot nix ghulfn. Zohln hobn mo muaſſn. Nit an ſchlechtn Kreuzer hot er nochgloſſn.

Kau, und glei drauf pſnauſt er daher, de Saggara, da ſchworz. — Wir a Hen, der ſa s Hirn aus n Kopf hobn gſchnidn, ſo ſteht mei God do — und ih ah. Af oamol ſchupft uns Oaner in Wogn eini und wia s Glockl onſchlogt — oans, zwoa, drei — ſogt da God: „Das is mei Todinglockn!"

Und ſitzn af a Bonk, as wir in da Kirchn. — Jaſſas und Moron, do draußt fliagt jo a gonzi Maur vabei! — Jo Nor, und aft wirds ſtockfinſta bis af an Ampert, dos hot bruner, und a Gedöß is da dos um und um, und in Lugamatiſſ ſelba muas da Schiach ſein ongonga, weil s gor a ſo gwuiſtt und pfiſſn hot.

Mei God legt d Händ zſom af ſein Schoß, und ſogt: „In Godsnom! Hiaz gib ih mih [illegible] Das dreim. — Zwe bin ih da dreidoplt Nor gweſn!"

A ſo a zehn Vadrunſa lonk deaſs daurt hobn, bis ma wieder in da Togliachtn ſein, und da liabi greani Wold einalocht ba die Fenſta.

Do ſteßt mih mei Göd mitn Ellbogn: „Du Bua! dos is ſcha gor aus da Weis gweſn hiaz! — Owa hiaz hebts mar on zon gfoln! — Richti wohr! da Dompfwogn! a ſchöns Sochn is s! — Jaigerl, hiaz ſein ma jo ſcha ban Spitaladorf! Und ſein erſcht klewer a Viertlſtund gfohrn. Du, do hobn mir unſa Geld no nit ohgweſſn! Ih ſog Bua, mir bleibn noh ſizn!"

Mir is s recht gwen. Und da Göd ollaweil noh: „Na, da Leut ſein gſcheid! Und dahoam werdn ſ Augn mochn! — Hat ih s Geld dazua: Wir ih do ſitz, ſo loßad ih mih af unſan Berg auffiführn!"

„Murzzuſchlag!" ſchreit Oana ban Fenſter eina.

Mir ſteagn auſſi, und wia ma ba da Thür unſeri Aufſizkortn ohgebn ſulln, ſogt da Thurwogl: „He! dieſe Karten galten nur bis Spital. Da heißts nachzahlen, und zwar das Doppelte, für zwei Perſonen, macht einen Gulden ſechs Kreuzer!"

Mei Göd ſchaut mih on: „Bua, hoſt Du a Geld ba Dir?"

„Ih hon ka Geld ba mir!"

„Ih hon ah koans."

— Und a ſo ſein mar aufgſeſſn. Wern a Weil umazart von oana Konzlei in die oner; muan unſeri Sackl ubadrahn: A blows Honddiachl, das für uns olzwen is gwen, hobn ſ nit ongruhrt. A zſomdorts Brotringgerl, a ruaſſigs Dabakpfeiferl, an Toſchnveidl, an Buachnſchwom und an Fuirſtoan, s Beichtzedl va Maria-Schutz, s leder Geldbeiderl af d Leßt, mit da mäſſingan Heilikeit, dä da Göd ollaweil ban eahm hot trogn, daß n s Geld nit ſul ausgehn. — Hot ſih ah olaweil gmocht und hiaz af amol hot die heili Weich ausgloſſn. — Hobn unſa Hob und Guat wul wieda deafn einſchiabn; owa ba der Umawetzerei und Frogerei is die Zeit vagonga. Und wia ſ uns fuatgloſſn hobn, wirds ſcha demeri, müaſſn in da ſtockfinſtern Nocht iba Berg und Thol, und ſein um a guats Trum ſpäta hoamkema, as wia wan mar olaweil ſchen afn ehrlichn Füaßn warn gonga.

Bleibt intawegn mei Göd amol ſtehn und ſogt ſchen zach: „Van Dompfwogn — as is doh da Deifl dabei.“

In Bruggnwirth ſei leßta Willn.*)

Na, daß i hiaz von Bruggnwirth dazähl! Is wulta heruntakema gweſn, da Bruggnwirth, nit eppa, daß ih moan, weil er zerſcht obn auf der Hirſchau ſei Haus ghobt hot, und aſt nochha zan Bruggnwirthshaus owagſtiegn is. I moan na, weil s Hirſchauer-Haus vul Reichthum is gweſn, s Bruggenwirthshaus herentgegn holb in Woſſer und gonz in Schuldn is gſteckt.

's Woſſa tuats freili nit! däs hot ſcha da Martin Lutha gſogt, und grod a ſo hot ers gſogt. Und ih ſog: da Wein thuats ah nit! und grod a ſo ſog ih. Hot dou gwiß viel Wein trunkn, da Bruggnwirth, und ba dem hots nit ghoaßn: In Wein liegt d Wohrheit; ba dem hots ghoaßn: In Wein liegt d Ormuat!

Heruntakema! Bluatorm! Ueber und üba vul Schuldn! Saufaus! So grüaßn an d' Leut. Hiazt möcht ih dou wiſſn, wia der Mon wos ſchuldi wern kunt! Borgt n jo ka Menſch nix, ſid er in ſchön Hirſchnhof vakaſt und s Bruggnwirthshaus in Pocht gnoma hot! Ma kon nicht ſogn, daß er ka Geld nit ghobt hät, däs woaß ma nit; oba Credit hot er koan ghobt, däs woaß ma.

---

*) Dieſes Geſchichtchen findet ſich hochdeutſch in meinem Buche: „Feierabende“. Zum Behufe des volksthümlichen Vortrages iſt es auf Wunſch der Freunde in die ſteiriſche, hier an das „Jackleriſche“ anklingende, Mundart überſetzt worden.

Sei Nochbar, da Kaufmon hat gor kan onders Vamögn, as wir in Kredit, oba däs Vamögn trogt guati Zinſen; da Mon betreibt ſei großes Gſchäft, lebt guat, hot Poſchon und Onſechn, mocht Luſtroaſn, kaſt ſogor olli Johr a por Oelgemälda, de leicht wul mitn ollafeinſtn Tofelöl eingmocht worn ſein. — Grod a ſou kunts da Bruggnwirth ah hobn, woaß er dou, daß er um koan Kreuza wenka Vamögn hot, as wia ſei Nochbar, da Kaufmon.

Und denanouh an orma Mon, a Vetelmon! däs nimt ſi der orm Bruggnwirth ſou z Herzn, daß er af oanmol in a ſchwari Kronkhat ſollt.

Sein Douktan, den hot er's vatraut: „Mei liaba Herr Doukta, nix thur ih ſar ungern, as wia ſterbn!“ — „Geh, Bruggwirth,“ ſogt da Doukta, „ſorg dih Du nit ums Sterbn, ih wir mei Schuldikeit ſcha varrichtn.“ Ober a Nochbar ſteht ban Bett, der frogt on, won er zu ſein Pocht kam.

„Ah, Du biſt es?“ ſogt da Bruggnwirth, „na, gfreut mi, daß D mi hoamſuachſt! wir ih holt ſog: wan ma wen wos ſchuldi is, ſa hot mar afn Todnbett ah nou an guatn Freund. Los na Zeit, Nochbar, ih hon af Ent Oll denkt — af enk Oll — Wan ih na nit Olls — oba gor Olls — bis af die leßt Stund vaſchoubn hät — Is er dan nit do?“

„Wer?“ frogn die Umſtehendn.

„Ah, da Notar. In Notarn will ih hobn. Und daß er ſein Schreibzeug mitbringt.“

Sa denkn ſ' eahna's glei: 's Teſtament! — Na, dàs wird ſi auszohln! Da Notar — as wia wan er ſcha long af da Paß wa gwen — loßt nit long wortn. A por Zeugn ſein ah glei banond, und Oll ſeins wiſſeri, wos dan der für a ſauberi Valoſſinſchoft wird hobn. „Seini Schuldn vamocht er uns!“ Sogt Oana.

„Den ſei Gurgl möcht ih hobn. s beſt Stückl von gonzn Mon!“ Sogt an Ondera.

Daweil fongt da Bruggnwirth ſchon on: „Gſcheida wars gwen, wan ihs vakaft hät, die Liegnſchoftn und Güata va mein vaſturbnan Weib. Is eh nit beſſa worn — unta fremdn Händn — mei Wirthſchoft. Olli Johr amol hinroaſn — s is wulta weit; und daweil do a Wirthshaus in Pocht, geht viel af d Schadn dabei. Sa hon ihs vakaſt. — Wos wird dan ah viel ausgfolln ſein! . . . Na, in Gottsnom! Wos do is, dos will ih redla verwendn. Kinda ſein koa. Sein um und um koa do. — Sou. Thua's da Herr a wenk aufſchreibn!“

Schon bereit. Wous a Teſtament ohgibt, do loßt 's Gricht die lonk Bonk im Winkl ſtehn, do ſein d'Federn dazua ollaweil gſpitzt und eintunkt!

„D Neudorfa do drentn,“ hebt da kronki Bruggnwirth on, de hobn hiaz drei Kirchnglockn! ſa wölln die Abelsberga vieri hobn. Die Viert ſul ongſchoſſt wern. Nochha — dàs ah aufſchreibn: Van hintern Oltor — da heilign Mogdalena thuat a friſcher Onſtrich noth, hot leʒt Zeit her ſcha ſou viel ohgfiabt. — s Schulhaus braucht a neugs Doch. s Ormaleuthaus, däs — hobs gſchriebn? dan Ormaleuthaus ſein ma -- däs will ih, daß s tauſnd Guldn ſul kriagn. Und extra non a Stiftung — ah wieder mit tauſnd Guldn für ormi Woaſnkinder auffſchreibn. — Nix donkn, Leut, nix donkn! Wer 's hot, der kons jo gebn, kons um ſa leichta thoan, wan er eh ſuat muaß va dera Welt, und daß er ſi in Himel kon kafn. — Aufgſchriebn is s? Nochha — wars ſo weit richti. Und — wan s mih — af die Bonk glegt hobts — thuats ſuachn in Bettſtroh . . . .?

Weita hot er nit mögn redn — is n da Motſchachel ubalema.

Und durch's Stadl: ſechtsn Schneida ſpringa? Der rent va Haus zu Haus und ſchreit's aus: „Da Bruggnwirth! Wer hät' ſi däs denkt va den Mon! Viertauſnd Guldn hot er zu wuhlthätign Zweckn vamocht. Leut'! ih ſog Enks: ba den ſeiner Leich' muaß wos thon wern! Da großi Conduct mit Muſik! Und läut'n! a Stund läutn! Wan ma na die viert Glockn ſcha hatn! — oba wölln jo nix ausloſſn, ſo geizigi Leut, eh ſ ausgſtreckt liegn afn Bret!“

„Jo! da Schneida hot Recht. Ba den ſeina Leich muaß wos thon wern. Ih ſogs ah. A Muſi, Windliachta, a Flor! Weibaleut! gſchwind an groſſn Kronz flechtn für die Todtntruhn. Schulmoaſta! Won ſteckſt dan, Schulmoaſta! Nix mit'n Schnepfnfonga, heint! Na geſchwind a Grobſchrift dichtn! Fürn wuhlthätign Bruggnwirth a vurnehmi Grobſchrift!“

Js nit dum, der Obelsberga Schulmoaſta, glei hot er's banond:

„Dem großen Wohlthäter der Gemein
Herrn Hans Michel Scherger
Widmen dieſen Stein
Die dankbaren Abelsberger!“

„Wan er na ſtirbt!“ ſogt da Kreuz-Schnaſta bedenkli. Do hört ma ſcha 's Läutn afn Kirchthurm.

„Vaſchieden!“ brummelt da Schneider und ziacht ſei Haubn von Kopf.

„Oha!“ ſchreit da Holtabua, „d' Suppnglockn is's. Zan Eſſn läutns.“

Und da Bruggnwirth hot zu da ſewin Stund nou glebt; hot in ſewin Obnd nou glebt. In da Nocht drauf hot die Kreuzſchnaſterin ihr Hausthür offen gloſſn, ſie is d' Leichonlegerin. Oba ſie is in da ſewin Nocht nit ghult worn. Da Doukter is die ganz Nocht ban Kronkn gweſn — gſchehn is Olls, owa früa Morgns: wia geht's in Bruggnwirth? — „Donk da Frog, a wenk beſſa.“

Und Togs drauf: „Wia gehts in Bruggnwirth?“ — „Oh, recht poſſabl, poſſabl!“

Und in vierzehn Togn drauf is er gſund.

Hiaz häts es ſuln ſehn, wos d'Leut hobn triebn! Die Thür hobn ſ' oan den ondern in d Hond gebn, daß in Bruggnwirth zu ſein neugn Gſund Glück und Segn wünſchn. Den und den war holt ſou viel hort gweſn, daß da Bruggnwirth ſa kronk; der und der hät gor a Meß zohlt, daß da Bruggnwirth dou wieda ſul gſund wern — weil mas holt nit übalebn möcht, wan da beſt Menſch va da gonzn Gmoan afn Freidhof wurd trogn!

„Jäi!“ moant da Bruggnwirth, däs hon ih jo gor nit gwißt, daß mih d Abelsberga ſa gern hobn. Na, s gfreut mih, s gfreut mih!“

„Ob er wos brauchad? frogns, ob ſ mit wos deanen kuntn? Guat Soch hobn ſ n zuatrogn. Sei Wirthshaus is wieda vul Leut gwen — na jo, ban bravn Bruggnwirth valumpt ſei Geld an Jada gern. Ba da nächſt Wohl is er Gemeindevorſtond worn. Sei Gſchäft geht ollaweil beſſer und er zohlt hoamli ſeini Schuldn wek. D Leut hobn's Geld nit amol wölln onnehma — s wa jo ninaſcht ſa guat aufghebt, als wia ban Bruggnwirth.

Oft und oft ſpirt ſih da Bruggnwirth in ſei Stübel ein und leſt ſei Teſtament, und locht ban eahm ſelba: — Na, jo, s is [illegible] recht! Wan d Abelsberger a vierti Kirchnglockn hobn wölln, ſa ſul oani ongſchoſſt wern. Und däs is ah wohr, da Mogdalena thuat an Onſtrich Noth, ſchaut ſchon überoll s nockad Hulz auſſa. s Schulhaus braucht a neugs Doch; no, is s nit richti? Und wer ſahs nit gern und möcht s nit wünſchn, daß s Ormenleuthaus tauſend Guldn kriegad? Und ah die ormen Woaſnkinda. Wer s hot, der kons gebn. Is jo gonz chriſtli, mei leßta Willn. — Suachn mögn ſ, wan ih af da Bonk lieg — ſuachn in Bettſtroh . . . . gfundn hätn ſ freili nix.

Die Gſchicht von Spitzbuabn.

Da wegn wos s hergongen is, däs kunt ih nit ſogn! ober auszohlt muaß as ſih hobn, umſunſt wird da Krautwoſcher Urberl nit fuchti.

Er is a guata Lopp, meh ſog ih nit. Do is er amol, leicht vawegn an Robattogwerch, oda vawegn an Stiftbüachel, oda vawegn an Hoamatſchein, oda vawegn wos Ondern — ſe woaß ih wieda nit — ban Abelsberga Stodtrichta vogruafn worn. Sei Suntagwandl hot er onglegt und ſchön deamüati woach ſteigt er eini in d Omtsſtubn — wan Oana mit n Omtsrichta z thoan hot, ſchön deamüati woach is s Ollabeſti. Bitweis is er dron, der orm Urberl, däs roth ih und ih moan, ih wir nit weit gfahlt gehn. Is nit länger as zehn Botrunſalong drina gweſt und wia kimt er zruck auſſa! Gonz wini und wild, mit boad Händn holt't er in Kopf und d Augn kugln umer, as wia wan er d Froas hät.

Sei Nochbar ſteht vo da Thür, der frogt n: „Jo, Krautwoſcher Urberl, Du Holbpelza Du! Wos hoſt dan, wos is Da dan gſchechn?“

„Nix nit!“ ſchreit der Urberl „noh nix nit! As kiri erſt! Nit z len kimts, mei Du, ih hon an — in

Zorn, woaßt, in Gachzorn! — hon an Herrn Stodtrichta wos ghoaſſn."

„Hot er Dih harb gmocht? Urberl, däs wa gſahlt. Wirſt n doh in Dein Zorn nit gor an Grobian hobn ghoaſſn?"

„Noh viel wos Irgners!"

„An Leutſchinda?"

„Noh viel wos Irgners, mei Menſch!"

„Noh viel wos Irgners?!" ſogt da Nochbar, „Krautwoſcher Urberl, nochha biſt hin!"

„Moanſt wul ah? Jo, um Gottswilln, mei Nochbar, wos ſul ih dan onhebn?"

„In beſtn Roth, den ih Da gebn kon: Nim d Füaß üba d Ochſl und lauf. Na lüſti! Hörſt n nit ſcha pumpern üba d Stiagn ober, in Grichtsdeana? Davon lauf, ſo weit, daß Dih der Erdbodn trogt, und vaſteck Dih in an Fuchsloch. In a por a drei Togn, wan ſei Zorn vadompft is, konſt Dih dahoam wieder aufzoagn."

Da Krautwoſcher Urberl rent furt, as wia wan an Oana va da Birn hät losgſchoſſn. Da dicki Grichtsdeana burt af da Goſſn umanond, fuchtlt mit n Sabel: corpo di baco! Wir da ſcha lernen in gſtrenga Herrn Richter an Spitzbuabn 'z hoaſſn!

Daweil ſchleicht da Krautwoſcher Urberl ſcha draußtn in Wold um. Er is kloan vazogt. Eh an orma Teufel, der nix hot, as wia s Gwond af n Bidling und ſein ehrlichn Nom, der ban Wirt af da Thür ſteht. Die Keiſchn vahauſt und s Ackerl verſchuldt. Und vaſprengt wir a Zigeuna, der a Speckſchwortn gſtuhln hot. — Is wul a Zochn a traurigs, mit an bluatormen Leut … A ſo hot er gſimuliert ban eahm ſelber, af d Leßt is er z rehrn keman ah noh.

— Wan ma da Teufel heut begegnad, denkt er eahm in ſein einwendin Eland, s miad viel ſein, wan ih eahm mein ormi Seel nit afn Bugl wurf, um an Bingl vul Thola, daß ih mei Glück wo ondaſcht kunt ſuachn.

Steht af oanmol Oana nebn ſeina. Is richti a Teufel, ober an orma, und muaß ma ſih frei fürchtn, daß er Oan nit ſtork onbettlt um an Geldbeutl. Bortad und zraſſt, zodad und zriſſn um und um, ſo ſteht da fremd Mon nebn ſeiner und grüaßt n.

Af an Gruaß muaß ma donkn, vaſteht ſih, und drauf gibt oan Wort s onda.

Af oanmol, wia da Fremdi in Urberl ſo onſchaut über und üba, wohrnimt, wos ſei nenga Bekonta für a Gottung is, do ſogt er: „Gelt Komerod, a Frog is frei?“

„Jo freili,“ moant der Urberl, „a Frog is ſcho frei.“

„Hoſt as gwiß von Groſn kriagt, Dei ſchöns Gwond, das D on hoſt?“

„Ih? Mei Gwond? Von an Groſn? Ja wos für an Groſn?“

„Nau, von Stohlburga Groſn do ent in Gſchloß, das ſelm üban Wold übra ſchaut. Mih zimt, Komerod, Du woaßt nix davon, wos da Grof neuzeit für a Gwohnheit hot!“

„Mog ſcha ſein,“ ſogt der Urberl, „ſelli Leut hobn ollahond Gwohnheitn, und olli Augnblick a neugi. Oanmol reit't er af an Roß und aft wieder af an nariſchn Gſtell, das zwoa Radln hot, oans hint und oans vor. Oamol geht er mit da Birn aus, nochha wieda mit a Hundsbeitſchn. Oamol hot er Gloſaugn af boad Seitn uba da Noſn, an ondasmol wieda bar oan Aug alloan. Oanmol trogt er a zſombetſchti Haubn af n Kopf, nochha wieder a kuhlſchworzi Buttn a hochi. Gach, wans ſchon manſchaliacht is ba da Nocht, ſteht er ban onglweit offnan Fenſter und ſpielt die Geign; is s Wetta ſchlecht, ſa huckt er mit n Förſtner in da Stubn und ſpielt Kortn. Heint meintswegn ſtopft er ſei Gſchloß mit fürnehmi Herrſchoftn vul und in Hof mit Röſſer und Hund, daß oan ſchwabli kunt wern, morgn loßt ers wieda gonz lar ſtehn; heunt gibt er Tofeln, daß ſih na gleih da Tiſch buigt, morgn ißt er obn af der Olm ba da Senerin an Oarſpeis."

„Woas ma, woas ma!“ ſogt da zodadi Mon. „Is holt a reicha Herr, da Herr Grof. Is ah af die Ormen ollaweil chriſtli gwen —“

„Se war eh wohr,“ moant da Krautwoſcher Urberl, „ſe derſad mar eh nit ſchimpfn.“

„Und ſid er die groß Irbſchoft hot gmocht —“

„Wer, da Grof?“

„A ſtoanreicha Vetter is n gſtorbn,“ dazählt da zriſſni Mon, „ſida gehn Tog und Nocht d Wagn, daß er s Guld und Silber unta Doch bringt.“

„Daß D ſtill biſt!“ pfnecht der Urbel va lauta Schreckn und Freudn über a ſölchti Neugikeit. „Ei Nor! Tog und Nocht ſogſt! D Wagn, moaſt! Mit Guld und Silba! — Oan Fuhrl, wan er ma gabad!“

„s leti Geld gibt er nit. Mitn Geld, ſogt er, wiſſad der orm Menſch nit umzgehn. Oba z eſſn, wer kimt, und a Gwond! und dås — wanſt mih ausredn loßt — is jo die neug Gwohnheit von Grofn, daß er an iadn Ormen, der ſih bitweis onmeldt, a ſaubers, noglneugs Gwandl ſchenkt. Von Stiefel bis zan Hüatl, ſog ih Da! Sida drei Togn gñachſt mir, wanſt ba da Gſchloßthür ſtehſt, as wia lauta zodadi Leut eini- und lauter ſauba zſomgſtiefelti auſſigehn. Da hon ih ma denkt, Du håſt gleichwul Dei Gwond ah von eahm kriagt."

„Schau, ſchau!" moant der Ueberl, „jo, glabn thur ih s gleih ah, wan da Menſch ſa viel irbt, daß er in Ormen wos zuakema loßt. — Oba, Vetta," ſogt er zan zodadn Mon, „daß Du ſelba nit ins Gſchloß gehſt! Mih zimt, Dir that a neugs Gwandl notha, wia mir!"

„Recht hoſt eh, Komerod," ſogt da Zodadi, „mei Röckl loßt ſcha gor a wenk zviel friſchi Luft durch; Leibl hon ih gor koans on, va da Pfoad, wiaſt ſiagſt, is ah neama viel do, und d Hoſn — va der wölln ma go nit redn. — Do wa da Grof freili wulta ſchön z brauchn, oder as is holt a ſo a Sochn, mei Menſch: da Grof und ih, mir ſtengan in Verdruß mitanond und ih will nix mit eahm z thoan hobn! Wia s ſchon oft hergeht: ban Kortnſpieln hobn mar uns zkeßt ollzwen. Selm bin ih — ſe derfſt Da denkn — mit mein Gwandl noh onderſcht banond gweſt wia heut. In Grofn ſei Birnſpona, wanſt mih kenſt! — Daß ih ſog, s ſewi Kortngſpiel is mein Unglück gweſt. Ih vaſpiel und wir hitzi, hon an wos ghoaſſn — und er hot mih vajeikt."

Hiaz erſt ſchaut da Krautwoſcher Ueberl in Zodadn bruaderlih on.

„Ih hon in Richta wos ghoaſſn und Du in Herrn Groſn!“ ſchreit er auf. „Scha vaſturti Kampel ſein mar ollzwen! — Na, mih gfreuts, daß ma zſomkema ſein!“

„Mih gfreuts ah,“ ſogt da Zodadi, „und das, wanſt an guatn Roth va mir onnimſt: Ih, wan ih Du bin, ih geh zan Groſn und hul ma mei Gwond. Wirſt as ſcha zbrauchn hobn!“

„Holt jo, daß ih s zbrauchn hät,“ ſogt der Urberl, „und s gilt ſchon, ih geh!“

„Mit den Gwond willſt Du gehn?“ frogt da Zodadi ſchelch. „Mit an neugn Gwond willſt Du a neugs Gwond gehn betln? — Freunderl, do leich ih Da meins. Das is a Gwandl zan Betln!“

„Jo, wanſt ſa gut biſt,“ ſogt der Urberl donkbor, „oba — ſonſt doh nit doſtehn in da nockadn Pfoad!“

„Wegn wos dan nit?“ frogt da Zodadi, „gleih do is an Edlſtaudnſchopf, do ſchliaf ih eini. D Sun ſcheint worm und long biſt a ſo nit aus. Dei Gwond — ziach s nar aus gſchwind — loßt do daweil, ih nim s mit in d Staudn und gib Ochting, daß s da nit gſtuhln wird.“

Mir ſchaun um und um, ob Neamt kimmt — und daweil ſeins ſcha gſtellt. Da Krautwoſcher Urberl hot s zodadi Gwond on, hot oba wos braucht, bis ſeini Füaß eini in d Hoſn s rechti Loch gfundn hobn. Af d Letzt follts n noh ein, ſei Geldtaſchl miad er aus ſein oagnan Jangga noh mitnehma.

„Du, Freunderl,“ ſogt Der in der Edlſtaudn, „Du mogſt gonz a brava Menſch ſein — oba s Betln, das vaſtehſt nit! Aufn Betlſtob bracht Dih Dein Betln, wiaſt

Du s ongehſt! — s Geld mitnehma, daß ſ as fundn in Gwond, wanſt as ausziachſt! Wer a Geld hot, wurds hoaſſn, der kon eahm ſcha ſelber oans kafn. Und Du konſt mit Schond und Spot ahifohrn. — s Geld loß da Dein Gwond do, ih ſchau, daß s nit gſtuhln wird.“

Alſo gehn ſ vanonder und da Krautwoſcher Urberl, der gfreut ſih, daß mar überoll gleih guati Leut findt, und zriſſn und zodad hatſcht er in Gſchloß zua. Er ſchomt ſih untawegn, wan er ſih onſchaut, hell vor eahm ſelba. Zan Glück, daß n ka Bekonta begegnt! und wir er da der oltn Thorſauln vabeigeht, den von Kirchweg her long ſcha bekont is, do kimts n ſchier für, er ſult ihr s ſogn: Du Thorſauln, as is nit mein Ernſt und das Gwond ghört nit mei. Wort na, bis ih zruckgeh!! — Jeſſas Maron, zwen Stondarn gehn daher. Se ſchaun an nit on, in zriſſnan Vagabundn, heunt ſuachn ſ an Ondern, mit an guatn Gwond, gnau wia s in Steckbriaf beſchriebn is.

Da Krautwoſcher Urberl — ih will nit long umzarn, ih ſog Enks, wia s wohr is — der Urberl ſchleicht ins Gſchloß, bitt um s neug Gwond.

„Um wos für a Gwond?“

„Von Gnodn Herrn Grofn, das er vaſchenkt — hon ih ghört.“

„Strabanza, vaſtnachter!“ ſchreit da Bawolter und der Urberl wird ausgjogt, daß er hell mit Lafn nit dagfulgn kon.

Oba wir er alloan is und ausgſnecht und neama ka Gfohr is, do ſogt er und moant in Komerodn: „Na, wort, wan ih zu Dir kim! Daß D mih für an Norn holſt! Ih wir Da ma Moanung ſogn und Du ſulſt af mih denkn!“

Er kimt af n Ploz und ſchreit ſcha va Weitn der Edlſtaudn zua: „Freunderl, hiaz gfreu Dih!“

s Freunderl is ſtill. Er ſchleicht ſchön ſtad zuwi und guckt und gamt und ſpäht und ſuacht —

s Freunderl is neamameh do! —

Da Krautwoſcher Urberl, hiaz wos ſtellt er on! Er woaß eahm nit z helfn. A Baur geht daher, den dazählt er die Gſchicht und frogt, wo er dan ſein kon, ſei guata Komerod mit ſein neugn Gwoad.

„Durchgongen is er, Du Dodl!“ ſchreit da Baur.

„Na, na,“ ſogt der Urberl, „in da nockadn Pfoad wird er durchgehn!“

„Er hat jo Dei Gwond!“

„Das is in an Binggl zſombundn gweſn.“

Da Krautwoſcher Urberl denkt noch, in Finga legt er af d Noſn und long denkt er noch. — „Da Lump!“ ſpintaſiert er — „na, na, as is nit zan glabn, wia kunt Oan das einfolln! Oda — wan er ſcha richti ſa durchtriebn wa gwen! — mei Gwond, daß er s onzogn hat!“

„Wird ſchier ſa durchtriebn ſein gwen,“ ſogt da Baur.

„Wos heb ih hiaz on?“ moant der Urberl und reißt da ſein Fetznan. „In den höllaſchn Zodwerch kon ih jo nit unta d Leut gehn!“

„Sa gehſt zan Gricht,“ ſogt da Baur.

A horti Soch das für n Urberl, heunt nohamol zan Gricht gehn! — „Hort oda nit, as muaß amol ſein. Na, wert Rauba, hiaz wirſt valtogt! Ih thuas, und auf ehrli und heili Gott wohr, ih valtog Dih!"

Noh ehs er ins Stadtl kimt, führt da Stondar in ſaubern Komerodn ſcha zruck. Auſſa von Stadl, va da Grichtsbonk zruck – da Schilling is ſcha vabei gwen, Höllaich hobn ſ zuagſchlogn und da Richta ſchreit owa von Fenſter: „Ih gib Da kan Spitzbuabn oh, mirk Das!" Und hot die Zuaſchloga noh ollaweil onzundn mehr.

Wia ſ fiati ſein gwen und daß n ledigſchnollt hobn, de frogt er, da Straſling, frogt ſchön zah und ſchön dañ, ob er s hiaz auszachn müaſſad, s Gwond?

„So," ſogt da Richtknecht, „is Da dös zwenk gwen?"

Hobn ſih oanonda nit vaſtondn. s Staberl war ſaggriſch gſolzn, o hoit jo, ober in Vagabundn hot s gwunert, daß dosmol von Zruckgebn ka Red is. Der erſt Foll, der a ſo ausgeht.

Erſt wir ſ untawegn zan Urberl ſein kema — do hot da Sock s Loch kriagt. Und hot s as ſih gwieſn hiaz wieder amol ſunklor, wia grecht, daß in Herrgott ſei Welt is: Weil der Ehrlichi in Ehrlichn an Spitzbuabn hot ghoaſſn, derawegn hot da Spitzbua in ehrlichn Gwond ſeini Schlag kriagt.

◆

Herr Dokta, da Pfora will ſterbn!

Ha muaß ih lochn! Wos der roaſendi Hondwerchsburſch ongſtellt hot! Und guat is s; wan d Leut zan an Spitzbuabnſtückl lochn, nochha wird da Spitzbua neama ghenkt.

War eh ſchod um dös Kreuzköpfl. Oba, daß ih dazähl:

A roaſender Hondwerchsburſch kimt amol — s is ſcha ſpot af d Nocht — ins Abelsberger Stadtl. D Welt is kuhlfinſta, da Weg is wulta knoſarad und ſchlecht, da Roaſendi is müad und mot, woaß mar a ſo, und war eahm ſchon ums Roſtn. Oba, daß ers aufrichti ſogt, in Stadtl bleibt er nit gern; ſein höllaſch grobi Leut, glaubn, die roaſandn Hondwerchsburſchn hät unſa Herrgott derawegn daſchoffn, daß die bravn, hausgſeſſnen Bürga wos ba da Thür auſſizwerfn hobn. Wan mas recht betrocht't, as is an arms Weſn, mit ſo an Hondwerchsburſchn. D Stodtwochter und d Hund ſein ſeini beſtn Freund. D Hund, de laſn an ſcha va Weitn ingegn und grüaßn an mit Holl und Scholl und gebn an a Bußl in d Wadl. D Stodtwochta kümern ſih und frogn an gleih aus, wir er hoaſſad, von woher er war, ob er ſchon a Nochthiaba hat — ſih wulln an oani vaſchoſſn; — holtn ah gern Wort und wan ſih da Hondwerchsburſch ah zehnmol dafür bedonkn wult. Wißt's, wos ſo imer a Hondwerchsburſch in ſeiner groſſn Toſchn trogt? s ſebi kein Ding, aus den unſa Herrgott d Welt erſchoffn hot. Nit is s freili ka Wuna, daß er gern die Tofel ubaſiacht, de vorn Stadtl ſteht mit da Gſchrift: „Betteln bei fünf Gulden Strafe verboten!“ Is ah amol a Burger in Stadtl a ſo an Betlburſchn ongfohrn: Ob er ſ nit gſechn hat, die Gſetztofel drauſſn? „Wul, wul, Herr Gnodn,“ ſogt da Burſch, „und derawegn is s jo, daß ih betln muaß, wia kunt ih orma Teufel dan ſunſt die fünf Guldn zohln!“

Oba das geht jo unſern Hondwerchsburſchn, va den ih do wos dazähln will, gor nix on. Der betlt nit und braucht ah koan Stodtwochter auszweichn, der möcht nur oans, möcht heint noh gern ins Dorf Joſefiberg kema, wo er vor an etla Johrn in der Orbat gſtondn is. Da Moaſta, ba den er ſelbn gorbadt, is daweil gſtorbn, ſa will er holt d Moaſterin hoamſuachn — leicht loßt ſie ſih a wenk tröſtn. s Dorf Joſefiberg is oba noh zwoa guati Stund weit wek. Die weitgroaſtn Füaß begehrn auf: Zwoa ſauberi guati Stund! heint war eahner oan Stund ſcha z viel. Ober in Hondwerchsburſchn, den kimt hiaz a guata Gedonkn. Der Abelsberga Leut-Dokta, der hot a flinks Rößel und a feins Wagerl dazu. Is ſchod um das Zeugl, wans nit fleißi benutzt wird. — Da Burſch geht zan Doktahaus, läut't on ba da Thür:

„Herr Dokta! Daß er doh na gſchwind aufſtehn thät, da Herr Dokta! Der Joſefiberga Pfora will ſterbn. Ih bin da Bot!“

„Is zwor nit mei Gai, da Joſefiberg,“ ſogt da Dokta, „ober in Hern Pfora kon ih nit vaſogn. Hot da Bot ſelber a Glegnheit ban eahm?“

„Ah na, ba mir hon ih nix,“ ſogt da Hondwerchsburſch. „Mir ſein hiaz orm dron mitn Röſſern, z Joſefiberg. In Pfora ſei Roß is krump, in Wirt ſeins thuat Floſſn führn und in Kreuz-Toni ſeins hot nachſt zu die Kaiſerlichn müaſſn. Und mehr ols drei Röſſa hobn ma nit z Joſefiberg, ſid da reich Michelmoar ins Amerika ausgwondert is. Thua da Herr Dokta doh na gſchwind mochn, ſiſt fohrt uns da Pforer eh oh.“

Vaſteht ſih, ſa loßt da Leutdokta lüſti ſei Röſſl einſpona, die zwen ſetzn ſih aufn Wogn und trap, trap, trap gehts luſti davon, daß in Hondwerchsburſchn s Herzl locht.

Noch a ſtorka Stund kemens auf Joſefiberg. „So,“ ſogt da Bot, wias aufn Kirchplotz ſein, „hiazt thua da Herr Dokta grod an Augnblick geduldn, ih wir in Schulmoaſta weckn, daß er s Roß einſtallt und fuadert, und ſchau, daß da Pforhof aufgſpirt wird. Gleih bin ih wieda do.“

Und ſpringt von Wogn und ſchlupft durch s Kirchngaſſl davon und in a por Minutn drauf kröpfelt er ſcha ba ſeina Moaſterin on.

Na guat, und da Leutdokta? Wia der aweil ſitzn bleibt auf ſein Wogn und daß ewi neamt kimt, ka Bot und ka Schulmoaſta, und s Rößl ſchon onhebt zan ſtrompfn aufn Bodn, do geht er zu da Pforhofthür, ziacht ban Drobtzug on und ſchreit: „Nau!“

Kimt d Wirtſchofterin zan Fenſta: „Is dan heint meh go ka Fried?!“

„Wia gehts in Pfora?“ frogt da Leutdokta.

„Oh mei,“ ſogt die Köchin, „da Pfora, der is obgfohrn.“

„Ah doh nit! Ah doh nit, Köchin!“ othmazt da Leutdokter und is völli wek va lauta Herzload.

„Vor a Stund ſchon is er obgfohrn,“ dazahlt d Wirtſchofterin, „is ghult worn mit an Wogn zan Abelsberga Leutdoktan.“

„Zan Abelsberga Leutdoktan?“ ſogt der Abelsberga Leutdokta.

„Jo, zan Abelsberga Leutdoktan. Hobts nix ghört, wias n geht?“

„Wen?“

„Jeſſas na, in Abelsberga Leutdoktan. Sul jo in Sterbn liegn. Da Mognſchlog hatn troffn. Da Bot is dahergrent wia nit gſcheit, eilends hot er übri müaſſn, der Herr Pfora. Grod unſern hot er valongt, grod unſern.“

Sogt drauf da Leutdokta: „Wan ih ma zeitweis enkern Herrn Pfora valong, ſa is s zan Brandln und zan Kinirnaſn — und nit zan Sterbn.“

„Muada Gottas, das is jo in Leutdoktan ſei Geiſt!“ ſchreit d Wirtſchofterin.

„Von Geiſt, zimt mih, wird heint nit viel z gſpürn ſein,“ moant da Leutdokta. „Wias do ausſchaut, zimt mih, as ſein heint a Vor gfoppt worn. In Herrn Pfora, wan er hoamkimt, loß ih ſogn: vawegn an Mognſchlog braucht er ſih an ondersmol nit aus n Bett ſchreckn zloſſn. Der is nit gfahrla."

Die Köchin hot üba dos a lauts Weſn onghebt, und da Leutdokta? Der ſpäht noh a wenk ums Haus uma; leicht ſteht er doh noh wo, ſei Bot. — Hört nix und ſiacht nix, kehrt um und fohrt ſchön ſtad wieda hoamzua.

Untawegn — es hot s Manſcha ſchön gſcheint — begegnen ſie ſih, da Abelsberga Leutdokter und da Joſefiberga Pfora.

„Guatn Obnd, Herr Pfora!" ſchreit n da Dokter on, „wia gehts in Abelsberga Leutdoktan?"

„Donk da Frog," ſogt da Pfora, „der is heint in April gſchickt worn, dnetta, wia ſei guata Freund, da Joſefiberga Pfora."

Jeſſes, hiaz kimt er drauf, s wa heint der erſti April gwen. Drauf ſeins an Jada hoam in ſei Neſt gfohrn. Da friſch ausgroſti Hondwerchsburſch hot ah das ſeini gfundn und is s n nit zwida gweſt, daß der erſti April für eahm Schuld austrogn hot. Wer da Zweiti war, der in Pfora hot gſchickt? Wiſſn that ihs. Rothn kints. Kenna thuats n. Leicht gor der Abelsberga Kurata, der ſih ollaweil a wenk gift't in da Ghoam, daß da Joſefiberger in ſei Kirchſpiel übrageht Kortn ſpieln und Kaffee trinkn.

* * *

Wos da Gons af da Roas is paſſirt.

Werds eh ghört hobn davon, va da groſſn Uebaſchwemmung, de vor a por Johrn übers Tirulalond keman is. Hobts as ſebi Stükl va da Gons ah ghört? — Schauts, s ſebi hobs nit ghört und dås is mir grod recht, ih dazähl Enks.

Die Boch-Mirl z Lienz hot entn z Brunegg a liabi Gfatterin ghobt. Und do is der liabn Gfatterin ihr heiliga Romenstog kema und do hot ihr die Boch-Mirl z Lienz denkt: Liabi Gfatterin, hots ihr denkt, Du hoſt ma meini Kiner aus da Tauf ghebt, hoſt an iadn drei Fraunbildi-Thola gebn; hon ghört, Du ſulſt noh mehra hobn va dera Gottung. Ih moch da zu Dein heiligen Romenstog a kloani Freud. Ih ſchick da mei foaſti Gons. — „Ganſerl,“ hots gſogt zan Viech, „geh, kim her a wenk zu mir, as gſchiacht da nit viel, mir ſein bol fiati. Derfſt da nix mochn draus, kimſt zu da liabn Gfatterin auf Brunegg zan ihrn heiligen Romenstog!“ — Hot ihr in Krogn umdraht.

Drauf hot ſ die Gons in a Pakerl eingmocht, mit an rothn Bandl fleiſſi zuabundn, gſtot an Sieglſtöckl, das ſ nit ghobt hat, mit an oltn Groſchn zuapetſchirt und auf die Poſt gebn.

Und wia die foaſt Gons ſa ſchön auf da Roas is zu da liabn Gſatterin z Brunegg, kimts groß Woſſa. Kimt und reißt die Bruggn weck und zreißt die gonz Eiſnbohnſtroßn, als wir a duma Holdabua ſei Gürtlbond, wan er auf ſein Baurn gifti is. In Eiſnbohnwogn, den ſchmeißts über die Gſteggn owi, daß die Trüma na gleih doniſliagn. Ka Menſch is do zan zſomklaubn, oll ſchauns, daß ſ weitakeman, 's Woſſer is do mit ollhier.

An olti Baurin ſucht ihr Goas und findt in Schutthaufn s Packerl mitn rothn Bandl — über und üba zmuglt und vawiaſt; klewa daß ma d Aufſchrift noh dekena kon: Für die ehrſam Frau Juliana Frattnerin, liabi Gſatterin z Brunegg in Tirul.

„Mei Gad, mei Gad!“ ſchreit die olt Bäurin, wias as zriſſni Packerl um und um draht, „do ſchaut jo wos Foaſts auſſa! Du ormi Frau Juliana! Won ma da s oh ſchickn kunt, s wurd jo ſchlecht. A Gons is s! Oba das Unglück! — Hias is s noh wulta friſch. Hon mein Mon ſcha long ka Ganſl aufn Tiſch brocht. Wurdn taugn. Und a Ruabnköchl dazu! Kochn kunt ihs. — Na. Na, ſog ih! In Nomen Jeſu, ſecht mih nit on, Du böſa Feind! Wegn ana brotnan Gons die orm Seel brotn loſſn in da Höll! Unſa liabi Frau! Die Gons hon ih gfundn, s is wohr, ober ih woaß, wen ſ ghört, ſie ghört der ehrſamen Frau Juliana z Brunegg — muaß ihr zuagſtellt wern. — Oba jeſſerlas, won ihs bedenk: bis hiaz da zomgſchmiſſn Dompfwogn wieda zan eahm ſelber kimt, ſtinkt ſ.“

So die olt Bäurin und ſinirt, wia i däs Unglück wendn kunt. A gſcheiti Frau is ſ; do ſollts ihr ein: Auskochn! — Auskochn die Gons, und d Foaſtn in a Häferl giaſſn und ſchön feſt gſtuitn loſſn und guat zuabindn — nochha loßts as ſih gholtn und kon ma wortn und weitaſchickn bis da Dompfwogn wieda geht.

Guat, ſie bachelt die Gons aus, zalegts wias a ſih ghört, thuats in die Pfon und loßt d Foaſtn aus und richts olls ſchön ſauba zſom und ſtellts in die Küahln.

Noch an etla Wochn pfeiſt s Lucamativi wieda: Ob neamt mitfohrn wult! Ob neamt nix aufzgeben hät! — Wul wul, a kloans Häferl für d Frau Juliana Frattnerin z Brunegg.

Und a ſo, meini Leut is s gſchechn, daß z Lienz a prächtigi Gons auf die Poſt gebn worn is für die Frau Gſatterin z Brunegg und daß die Frau Gſatterin davon s Foaſtnhäferl kriagt hot — Hobn eahnas long nit denkn kina, wia rar daß däs zuageht, daß Neuzeit die kaiſakiniglichi Poſt untawegn Foaſtn ausloſſn thuat. Heint is s offnkundi, weils die olt Bäurin ſelba dazählt hot: „Doh ſa froh bin ih, daß ſelb Zeit, wia s groß Unglück is gwen, mih da bös Feind nit dronkriagt hot mit da Foaſtn.“

Wan da Sauholta Kaiſa war.

Is amol a Baur gweſt. Uih naraſch, das hebt jo on wir a ſchöni Gſchicht! Und der Baur is mit an Sauholter va da Kirchn hoamgongn.

„Rechtſchoſſn hobn ſ aufmuſizirt heint,“ ſogt da Sauholta.

„Jo, daß ſ heint wieda gor a ſo trumelt hobn!“ ſogt da Baur.

„Weil holt, moan ih, in Kaiſa ſei Romenstog that ſein.“

„Hon s eh ab ghört, daß in Kaiſa ſei Romenstog that ſein.“

„Und derawegn wern ſ a ſo trumelt hobn“.

„Kon eh ſein, daß ſ derawegn a ſo trumelt hobn“.

Nochha trotlns weita. Da Baur zündt ſei Pfeiſn on und ban Feurſchlogn, wir er in Röhrlſpitz ſo zwiſchn ſein Zähntn hot, ſogt er: „Holt lacht jo, daß ſ trumelt hobn, wan in Kaiſa ſei Romenstog is“.

„Ih, wan ih Kaiſa war, olli Tog liaß ih trumeln“. ſogt da Holta.

„Ih nit, ih,“ moant da Baur. „Ih wiſſad ma wos Beſſers“.

Schupft da Sauholta mit ſein Schnachſpitz aufn Weg a Stoandl hin und her und ſogt: „Heili wohr ah, auf das war ih neugieri.“

„Auf wos?“ ſogt da Baur.

„Wos Du thatſt, wanſt Du Kaiſa warſt.“

„Wia kimſt ma dan für, Sauholda!“

„Wos Du thatſt, wanſt Du Kaiſa warſt!“

„Guat liaß ih ma s gſchechn. In ganzn Tog liegad ih aufn Heu.“

„Und derawegn mochſt Du Kaiſa ſein?“

„Wos denn!“

„A ſou that ih nit. Wan ih Kaiſa bin, do loß ih s umagehn — ſchlagerakent noh amol! Anſchickn kunt ih was.“

„Glaub da s eh,“ ſogt da Baur. „Du wurdſt aß ſchön nobl gebn.“

„Das konſt da denkn. Wan ih amol Kaiſa bin, aufn Heu lieg ih nit. Z Fuaß treibad ih meini Sau nit auf d Wead. Auf an Schimel mit guldenen Sodl reitad ih eahna noch, und ſechs Grofn müaſſadn hintn drein trappeln.“

* * *

Is s wos — ſo is s nix.

Geh, Bua, wanſt na nit ſo neugieri warſt! As wochſadn da derawegn koani Schwom auf da Zung, wanſt as Frogn amol ſein liaſſaſt. — D Hofnamoaſterin is s, wanſt as ſcha wiſſn muaßt.

D Hofnamoaſterin is s, a bildſaubers Weibel und Witiwe noh dazu ſeit an Johr. Ah, däs is z viel auf amol. — Siſt, zimt mih, ſeins d Weibaleut, de Häferln kafn gehn zan Hofna — nit? Und hiaz auf oanmol ſeins d Monleut, und noh dazua va da jüngern Gottung. Suachn um, untern Schüſſeln und Krüagerln und Schmolzdöſern: obs nit a dochnani Tabakpfeifn hät? Oder an dochnan Gugaz? — Hobn ma nit; mochn ma nit. — Oder a Rüaſchl für a Vöglſteign, an greangloſierten Trinkkruag. Nit? — Guat is s. A Häferl kafns und d Hofnerin moans.

„In himmliſchn Hofnamoaſta do obn,“ moant da Schneida Maxl, „der, wia ma leſt, d Leut aus Erdn drachſelt hot, wird ſeltn a Kunſtſtückl ſa guat grotn ſein, als wia däs Weibsbild.“

Da Sotla Natz geht häufti vabei und ollamol drahts n eini zu da Hofnerin. De hot a kloans Büabl — is an Ehr für a jungi Witiwe, wans oans hot, — den Büabl bringt da Natz na glei ollamol an rothwangladn Opfel mit, oder a Semel, oder a Germkipfel: „Se, Micherl, do beißt eini, daß d groß wirſt. Biſt jo ſa viel a brava Bua, Du — gell? — Mogſt mitgehn? Ah na, bleibſt liaba ba da Muada dahoam. Hoſt recht. Thua ihr na ſchön fulgn, Deina Muada. Biſt a brava Bua, Du.“

Und für d Hofnerin hot er ah ſei ſchickſumi Onſproch, da Natz. „Wia gehts Dir ollaweil, Nochbarin?“

„Donk da Frog, muaß ſcha guat ſein, wons nit beſſer is.“

„Wird ſih nit fahln,“ ſogt da Natz.

„'s kunt beſſa ſein,“ ſogt ſie, „datrogn that mas.“

Auf ſo wos kon da gſcheitaſt Menſch nix ſogn.

„Is viel va Dir,“ moant da Natz, „daß D Dei Gſchäft ſa brav betreibſt. Wird Dar oba doh zſtork wern mit da Zeit — und daß D koan Monadn in Haus hoſt.“

„Hon jo oan in Haus,“ ſagt ſie, und deut't aufn kloan Buabn.

„Eh wohr ah,“ moant da Natzl.

A Häferl kaft er, da Natz, und a Körberl trogt er hoam, da Natz. — A ſo gehts an Jadn.

Daß ih nit luig. In Schneida Marl, der ſei Häuſel aufn obern Dorfplotz hot, den gehts gonz onderſt. In rothnoſadn Schneida hoaßns n; der Spitznom ſchreibt ſih noh va ſein Vodern her, als wia wan er kunt dafür, da Marl, daß ſei Voder a rothi Noſn in Gſicht hot ghobt. Da Marl ſelber is a ſaubers Bürſchl, kirzngrod gwochſn und luſti dabei.

Kimt da Marl amol zu da Hofnerin, kaft a Milchreindl und a Suppnhäferl.

„Thuaſt Da leicht ſelba kochn dahoam?“ frogt d Hofnerin.

„Kon ſcha ſein, wan ma ka Weib hot,“ ſogt da Schneida.

„Legad ma halt oans zua,“ moant d Hofnerin, do mochts an Schebera. Da Schneida hat va lauta Schroln s Häferl und d Milchrein zſomdutſcht — hots Scherbn gebn.

„Scha wieda Glück,“ ſagt d Hofnerin. „Wan d Leut nix zſomſchlogn thatn, muaſſadn d Hofna dahumern.“ Daweil ſuachts eahm a neugs Häferl und a neugs Reindl mit an extrafeina Gloſur aus, und klopfſt mitn einbognan Finger aufs Gſchier, obs nit eppa ſumbad und koan Schrick hot. Gibt an Klong as wir a Glöggerl. „So; Marl, do hoſt wieda wos Neugs zan zſomſchlogn. — Geh, ſei nit naraſch, ſtecks ein!“

s Geld muaß er wieder einſteckn, mit den er s Hofnagſchier zohln will. Sie nimts nit on. A ſo a rars Leutl! —

Auf ſo wos kon mar oans denkn, wias ausgeht. Steht an etla Tag an, kimt in an Sunta nochn Hochomt da Schneida Marl ins Hofnahaus. Sei ſchwarzes Oſtatogröckl hot er on und a rothſeidani Holsmaſchn, und d Stiefel ſein heint gor ſcha s zweitimol gwichſt.

D Hofnerin hot grod ihrn Kirchnmontl obglegt, wir er da da Thür eina geht. „Guat morgn, Moaſterin,“

ſogt er ernſthoft und dämpfi, „hiaz bin ih do und frog Dih, obſt mei Frau willſt wern?“

D Moaſterin is urndli daſchrokn. „Ols z gach gehſt as on,“ ſogts.

„Bin froh, daß s heraußt is,“ moant da Schneida, „übalegt hon ih ma s long gmua, und hiaz ſei ſa guat und gib ma gottsaufrichti Ontwort, wir ih Dih gfrogt hon.“

Sie ſogt ka Wort — geht in ihr Schlofzima, mocht die Thür zua.

Da Marl ſteht do. Traut ſih nit niedazſetzn auf an Stuhl, und ban Stehn ſchaut da Menſch dum aus, bſunders, wan er nit woaß, hot er auf wos zwortn oder kon er ſcha fuatgehn.

Noch a Weil kimts auſſa, d Hofnerin von ihrn Stübel. ’s Nahkörbel nimts von Tiſchl und ſtellts wieda hin, ban Fenſtavorhong bandlts um, ma woaß nit, ſcheint ihr d Sun z wenk in d Stubn, oda z viel. In Schneida thuats, as wia wan ſ n nit ſahad, woaß oba recht gut, daß er noh ſteht auf ſein oltn Fleck, nit weit va da Thür. Auf oanmol wias mit n Füater in Stab ohwiſcht aufn Fenſtabretl, ſogts gonz dämpfi: „Heint kon ih nix ſogn, heint muaßt ſchon a ſo wieda fuatgehn.“

Er ſchauts a Weil on, grüßt deamüati und geht hoam.

Hiaz woaß er nit, wir er dron is. Denkt oba ban eahm ſelber: Is ſchon a guats Zoachn, daß ſ nit na gſogt hot. D Weibaleut thoan ſih gern a wenk ziern; ſa hort, daß ſ oft wortn aufn Mon, wan er kimt, müaſſns n erſt noh a wenk roazn. Ober in drittn Tog is ſei

Geduld ſchon aus gweſt. Er ſchreibt ihr a Briefl: er liaß ſ bittn, ſie wiſſads eh, wos er moant.

D Hofnerin ſchickt ihrn kloan Buabn: „Mei Muada loßt in Moaſta ſchön grüſſn, und wan er ſa gut möcht ſein, und mir a neugs Gwandl onmeſſn für n Suma, von Bamwulzeug, und da Moaſta möchtn ban Kaufmon ſelber ausſuachn.“

Frogt da Schneida: „Haſt ſiſt ah noh wos auszrichtn?“

„Jo, d Muada loßt bitn, d Hoſn nit z eng und hintn zan aufkneifeln.“

Wan mas nimt, s is wieda ka ſchlechts Zoachn, denkt eahm da Marl.

Auf dos vagehn wieder a por Tog, do ſiacht da Schneida d Hofnamoaſterin übern Gortnzaun. Sie bindt grod a Nagerlſtöll um an Stob, daß s nit umfolt.

Gehts in Weibaleutn beſſer as wir an Nagerlſtock? denkt da Schneida, ſchön ſeins freili, aber an feſtn Schutzſtob müaſſns hobn, ſiſt folln ſ um.

„Nau, Moaſterin, wos is s?“ ſchreit er übern Zaun, „ſein d Nagerla ſcha zeiti?“

„Glaub nit,“ ſogt ſie, daweil bleans oba ſo glüatrot aufn Stock, und lochn übera. Sie hotn koans ohbrockt. Er geht weiter und denkt: Is a ſchlechts Zoachn gweſt, dosmol.

Noch a Wochn ſchickt da Schneida s neug Gwandl. Guat ſtehts in kloan Buabn, herzi ſtehts n. Kina thuat er ſei Gſchäft, da Marl. — Wons ſa weit kimt, denkt ihr hiaz d Moaſterin, d Hofnerei gib ih auf, verkafs, richtn uns s Schneidahäuſl ſauba zſom, hilfn ſchneidern. Hoaßt dos, wons ſa weit kimt.

Daweil ſinirt in ſein Stübel da Schneider: Is s wos, oder is s nix? Do trampelt wieda da Hofnerin ihr kloana Bua daher. Und — ſapperameichel, in neugn Gwond!

Da Kloani nimt ſchon brav ſei Hüatl oh, wia s a ſih ghört, wan mar in a fremts Haus kimt; ſei guldforbis Haarl is heint wulta ſein kampelt, und mit ſeini bliarothn Wangerla, ſo ſteht er do und ſchaut treuherzi zan Marl auf und ſogt: „Mei Muada laßt frogn — für s neug Gwandl — wos d Schuldikeit wa?“

Bockſtar wir a Zaunſteckn, ſo ſteht da Schneida do. Noch und noch bſint er ſih: „Büabel,“ ſogt er, „geh hoam, und richt't Deina Muada *däs* aus: Is s wos, ſo is s nix, und is s nix, ſo is s drei Guldn fünfazwoanzg Kreuza.“

Wia der Irzdechant da Gſchloßlieſel Ohbitt leiſtet.

Tiaf in Böhmlond diner hon ih an guatn Freund, und der woaß ollaloi gſpoaſſigi Gſchichtn von Irzdechantn Hockewanzl. Ih moan, ees deafats enks gmirkt hobn, wos da ſe guati Freund vor an etla Johrn in unſern „Hoamgortn“ va ſein Irzdechantn für a ſchöni Gſchicht dazählt hot. — Kürzli hot er ma wieda wos Neugs zwiſſn thon von Hockewanzl und däs druckt mih und will dazählt ſein.

Der Irzdechant Hockewanzl is an ungſchlochta Patron und hot ſei Biſchoft und ſei Konſiſturi mit eahm a rechts Kreuz. Da Hockewanzl that ollaweil gern a wenk Prolot wern und ſe loſſn an nit. Und ſiſt hot er ah gern ſei Pech. Er is ban a Wollfohrtskirchn ongſtellt und wia mehra Kirchfohrta das kemen, um ſo öfta bſuachn an die brotnan Hendl ba da Tofel und um ſo öfta kon s Bierkrüagl gfüllt wern. Is ah recht däs; gun eahms. Do lodnt da Hockewanzl amol von an Nochbarskloſter an Dominikaner ein, daß daſewi predinga ſul in Hockewanzl ſeina Wollfohrtskirchn. Geht da Dominikana her und predingt da gonzn Kirchn vul Wollfohrer a Lonks und a Broats für, übern Obaglaubn von Kirchfohrtngehn; s Kirchfohrtngehn war a Zweifl an die Ollgegnwort Gottes und an Chriſtn ſtands nit guat on, daß er den heidniſchn Brauch noh betreibat. — Hobn ſih ſchön ſtad vazogn die Kirchfohrter und da Hockewanzl hot gſchultn und is s zan erſtn und zan letztn Mol gweſn, daß er an Dominikana zan Predinga hot einglodnt in ſei Wollfohrtskirchn.

Er predingt ſidera ſelba. Hot ober ah do wieda ſei horti Soch und Bekümernuß.

Muaß da Tuifel danebn in Herſchoftsgſchloß an olti Betſchweſta holtn — die Gſchloßlieſel. Dos war a Bawondti von vaſturbnan Gſchloßdirekta, hot olli Schlüſſel in Händn, is da Hausdrock, und wans ausgeht, henkts olli rothgſchekadn Fetzn auf ihrn heilign Leib, und draht ſih und bamt ſih und ſpielt ſih auf die Gräfin. De hofſärti Perſon hot der Irzdechant Hockewanzl ſcha long in Mogn ghobt, und oft, wans vabeighatſcht is und in rothn Stabaufwiſcha von Umhängtuach auf da Stroßn nochgſchlompt hot, ſteht er vor ſeina Hausthür und ſchaut ihr ſpötteriſch zua und ſie ſpritzt aus ihrn kloan ſchiaglandn Aeugerln ihr Gift aufn Herrn Irzdechantn.

Olli Sun- und Feiertogs is d Schloßlieſel fleißi in da Kirchn, s geht ihr um die heilign Meſſn, und ſie ſchaut gern noch da Seitn owi, ob ihr Gwond die rechtn Foltn legt, wia da guldani Rock va da heilign Jungfrau Maria aufn Hocholtor. Während da Predi, do ſchauts in ihr Betbüachl und thuat woaß wia frum betn. Sie kon ſei Plopawerch nit onhörn, ſogts, und — woaß mar a ſo — däs hot da Herr Irzdechant dafohrn.

„Is ma gonz Wurſcht, ob mih die olt Schochtl onhört oda nit,“ ſogt er, ober in da Ghoam hots n doh gharbt. „Loßts na Zeit,“ moant er, „nachſt Frauntog wirds mih ſchon onhörn — ih woaß s.“

Da heili Frauntog kimt, die Kirchn is vul Leut, d Schloßlieſel is ah do — Gott Lob und Dont. Untawegn auf die Konzl bleibt der Irzdechant an kloan Augnblick vor ihrer Bonk ſtehn und ſchauts groß on. Wir er auf da Konzl ſteht, ſchaut er ah noh amol owi auf d Lieſel, ſo daß d Leut eahneri Köpf hebn und wendn: wos er dan ſiacht? wen er dan onſchaut?

Endlich mocht da Herr Irzdechant ſeini Sochn und hebt on zan predinga. — Wulta brav loßt ers heint auſſa. Er predingt va da heilign Jungfrau Maria und auf d Leßt, do ſogt er: „Daß Ihr aber nicht vergeſſet, liebe Chriſten, ſo muß ich Euch auch beſchreiben, wie ſchön ſie war. Das liebliche, holdſelige Angeſicht, die blauen, himmliſchen Augen, in den Wangen das Grüblein, das iſt unbeſchreiblich — unausſprechlich! Ich habe kein Wort dafür.“

Do hobns amol gloſt! So fein und zort ſeins as nit gwohnt von ihrn Irzdechantn. Oba wos er nocha drauf ſogt, däs is eahna ſcha bekonta fürkema.

„Herentgegen,“ ſo predingt er weita, „kann ich Euch ſagen, was für ſchöne Kleider ſie an ihrem heiligen Leibe trug, wenn ſie in die Kirche gieng. Da zog ſie ein grünſeidenes Jöpplein an und hieng ein kirſchrothes Ueberhängtuch um, daß ſie den Zipfel auf der Straße lang nachzog, und ſetzte einen weißen Schaubhut auf; alsdann nahm ſie ein rothſeidenes Paraſol in die Hand und das

Alles ſtund ihr ſo zierlich und manierlich, daß ſie von Weitem, aber ganz von Weitem, ſo ausſah, wie — na — wie die Mamſell Lieſel von unſerem Schloß. Amen!“

Wos gſchiacht? Die Gſchloßlieſel rent va da Kirchn aus und hoamzua, und in ihra Koma follts in Ohnmocht. Wias wieda zan ihr ſelba kimt, ſchreibts in Biſchoft, vaklogt in Irzdechantn, und ihr Leppa nit, ſo ſchreibts, ſetzts koan Fuß mehr in die Kirchn, ſo long ihr der unghobelt Kloß und folſch Ding, der Irzdechant, nit öffentlih Ohbitt leiſtat.

Guat üba dos. Sa kimt holt wieder amol a groſſa Briaf von Konſiſturi fürn Herrn Irzdechant Hockewanzl. Der woaß s eh ſcha, wos s meh gibt, und wir er gleſn hot, ſteigt er ſchorf gifti übers Fletz auf und oh und ſogt: „Dumer Wiſch, infamer! All miteinander könnts mir auf den Buckel kriechen! Feierlichen Widerruf leiſten! Natürlich! Und in der Kirchen nach der Predigt, natürlich! Etwan gar noch niederknien vor dieſer alten Putzgredl! Na, das Ding wollen wir erſt beſchlafen!“ —

Togs drauf, do hot da Her Irzdechant ſei luſtigs Gſicht aufgſetzt; do ſchaut er ollamol ſo gwiß drein und de n kenen, de ſogn: „Da Hochwürdn hot wieda wos unta ſein Hüatl!“

Heint loßt er ſein Kutſcha ruafn und ſogt: „Steffel,“ ſogt er, „ſprengs aus, nächſt Sonntag nach der Predigt wird der Herr Erzdechant der Schloßlieſel Abbitte leiſten.“

Schautn da Steffel groß on und denkt ban eahm ſelba: „Na, däs kon ſchön wern!“ —

Da Sunta kimt, die Kirchn wird ſchier z kloan, ſo viel Leut trobeln eina bar olln Thürn, wöllns hörn, wia de Ohbitt wird ausfolln.

D Schloßlieſel is ah do — aufdunert übar und üba, wirſt ihri Augn lings und wirſt ſ rechts und mit da gonzn ſtulzn Herlikeit ſitzts do in ihrer feingſchnitzltn Bonk wir a Gräſin. Wia die Predi onhebt, ſchlogt ſ wieder ihr Gebetbüachel auf und gſtellt ſih va lauta Hoffort deamüati. Ober einweni, do wird ihr s Herz völli rowelliſch, wia hiaz der Augnblick ollaweil gläda zuwakimt, wo ihr der übamüati Irzdechant Ohbitt leiſtn muaß vor da gonzn Gmoan.

Der Irzdechant ſteht ſchon auf da Konzl. Er is heint gor ernſthoft und feierlih. Sei Predi geht üba die hoffärtign Phariſäer, de ſih in ihrn ſeidenen Gwondſetzn und mit gleißneriſchn Augnan mittn in Tempel ſtelln, damit ſie von olln Leutn gſechn wern. Redt nochha von Zöllna, der hinta da Thür ſteht und ſein Gott deamüati Ohbitt leiſtet va wegn ſeiner Sündn und Fahler. „Und ſo, wie der Zöllner,“ ſogt der Irzdechant af d Leßt, „ſo, meine lieben Pfarrkinder, ſtehe auch ich heute vor Euch und will Abbitte und Widerruf leiſten, wie es recht iſt. Ich war verblendet und habe geſagt, daß die heilige Maria, wenn ſie ſchön angezogen war, ſchier ſo ausgeſehen hat, wie die Mamſell Lieſel. Das war unrecht von mir, denn gegen die heilige Maria iſt und bleibt die Schloßlieſel eine alte Putztaſchen in Ewigkeit. Amen.“

Oprilnorrn.

Ha, muaß ih lochn, wir Oan d Weibaleut dronkriagn kina!

Der olti Eichtl-Dechtl-Tonibaur hot a jungi Deanſtdirn ghot. Und gach amol geht er her und ſchofft ihrs: „Renn zu da Murggnbinderin umi, Kadl, und ih loſſad fleißi bittn, ſie möcht ma doh ihr Gicht- und Goll-Zwickn a weni leichn.“

Die Kadl, de denkt: Wos oan da Baur ſchofft, däs muaß ma thoan — und geht. Untawegn kimts z roatn: Die Gicht- und Goll-Zwickn! Däs wird ſo a bſunders Zangl ſein, mit den eahm da Menſch Gicht und Goll aus da Haut zwickn kon. Wos oba doh heintzutog d Leut für Sochn hobn! Oba daß mei Baur die Gicht- und Goll-Zwickn ſcha ful vonnöthn hobn! Mei Gad, an olta Widiwer, ſteht ah neamar auf ſein erſtn Füaſſn, und da Mirzn, da Mirzn! Is holt a folſchas Manat. — Weil da Judas in Mirzn unſern Herrn Jeſſas varothn hot, derawegn is da Mirzn ſo a folſchas Manat. — Wills nit vageſſn, meins Dongſt — Gicht- und Goll-Zwickn hoaßts, daß ihs nit vagiß — dum gnua war ih dazua!

Nau und nochha kimt die Kadl zu da Murggnbinderin. De hot grod ihrn Kopfwehtog, hot an bretdickn Wullſetzn um ihrn Gebel gwickelt. — Uh je! denkt ihr die Kadl, de braucht heint ihr Zwickn ſelba!

„Wos willſt dan, Dirn?“ kraht die Bäurin.

„Uh mei!“ ſogt die Dirn treuherzi, „d Nochbarin wirds holt ſelba brauchn. Um die Gicht- und Goll-Zwickn hät mei Baur wölln bittn loſſn!“

„Um wos hät Dei Baur wölln bittn loſſn?“

„Um Dei Gicht- und Goll-Zwickn. Wullt ſchon Ochting gebn drauf und fleiſſi wieda zruggſtelln.“

D Murggnbinderin is ſtill. A Randl mäuſerlſtill is ſ, d Murggnbinderin. Aft nochha zupfts mit zwen Finger in wullanan Schlomppn übers Ohrwaſchl zrugg und ſoat: „Hiaz muaß ih ſcha noh amol frogn: Wos willſt?“

„Die Gicht- und Goll-Zwickn!“ ſchreit die Kadl.

Auf dos draht ſih die Olt broat und ſtad wir a janiſcha Hohn, der ſih aufgrallt. „Mih zamt, Du willſt mih ſean! Trau ma nit, Kadl! s Kopfweh is Joma gmua! A Schondmenſch, der drüba ſpödln mog, a Robnbond!“

Kasweis wird die Kadl. „Um Goutswilln, wan ih wos Unrechts hon gſoat! Hob ma doh nix für übel. Ih kenn mih jo ſelba nit aus, wos mei Baur will!“

Wird d Murggnbinderin gonz ſtad und ſoat: „Hoſt ſchon in Kolenda gſchaut, heint?“

„—ſas Mariaſſas!“ locht die Kadl, „hiaz denk ih auf. Der erſti Opril!“

„Wird nit weit gfahlt ſei.“

„Na wort, Baur,“ ſoat die Kadl, „zan an Norn hoſt mih gholtn! Paß auf, ih thua da wos on!“

Schön hadſchad drahts hoam zua; um an Eichtl-Dechtl-Tonibaurn weßts umi und brumelt und pfugazt und handlt on: „Oba na, Baur! Bin harb! A ſo foppn do! In Opril ſchickn do! Zu da Murggnbinderin umi! Und lochn muaß ih ah noh! Ober auf Dih bin ih harb, Baur! Wia neama guat, mei leppa neama! A ſo a ſchlima Baur! — Scha Du, do hoſt a ſchneewerlweißes Hor in Dein Bort, holt ſtad, das rupf ih dar aus!“ Und ſchmeichelt und ſtreichelt und kreiſerlt ſein Bort mitn Fingern, und zupſtn und rupſtn und zwickn, daß s n oltn Schöpſn na gleih durch Morch und Boan geht. —

Ja daſewin Zeit is der Eichtl-Dechtl-Tonibaur noh an olta Widiwer gweſt. A drei Manat ſpäter is er neama Widiwer gweſt.

„So!“ ſoat ſei jungs Weibl, die Kadl, und zwickn mitn Fingern ins Wangl, „hiaz hoſt as, Dei Gicht- und Goll-Zwickn, hiaz hoſt as!“

Draußtn vorn Fenſta ſchreit Oaner: „Oprilnorr!“

⁂

Es war amol a Grobn.

Es war amol a Grobn. Und ba den Grobn is rechtahond a Wieſn gwen, und linggahond a Wieſn gwen. Däs wa guat. Und d Wieſn rechtahond, de hot n reichn Stoanhanſl ghört, und d Wieſn linggahond, nau, de hot n ormen Bochwaſtl ghört. Auf da Wieſn is a Gros gwochſn, und do is s Heumohd kema, und do is da reich Stoanhanſl mit ſein Knechtn auf ſei Wieſn fuadamahn gonga, nau und der orm Bochwaſtl is ah mit ſein Knechtn auf ſei Wieſn fuadamahn gonga.

Guat üba dos. Es wird Nohmattog und drent übern Grobn ſetzn ſih d Stoanhanſel-Leut zſom za da Jauſn.

Sogt der orm Bochwaſtl za ſein Knechtn: „Wißts wos, Leut, ſetzn mar uns ah zſom. Mir hobn zwor nix zan jauſna, oba ſetzn mar uns zſom, daß uns de enters Grobn nit ausſpödeln, mir warn ormi Schelm, hätn nix z eſſn.“

Guat, die Knecht de huckn zſom auf an Fuadahauſn und thoan, as wia wans brav Brot und Kas thatn eſſn, gebn oanonder in Wetzkumpf in d Hond gſtottn Moſtkrnag und gſtelln ſih, as wia wans rechtſchoſſn thatn trinkn.

Wir enters Grobn d Stoanhanſl-Leut aufſtehn, s Maul ohwiſchn und wieda friſch zan Mahn onhebn, ſtelln ſih a die Bochwaſtlknecht auf d Füaß, wiſchn s Maul oh, pockn an Jada ſein Sengſnweaſel und hebn on zan Mahn. Oba wia da Bochwaſtl nochſchaut, zwe da Grosfleck nit kleana wird, nimt ers wohr, ſeini Knecht hobn an iada d Sengs ohklenkt und fohrn mitn laarn Weaſel ſchön gring hin und her, wia wans thatn mahn.

„Nau!“ ſogt da Waſtl, „wos is den dos?“

„Ah nix,“ ſogt da Vorknecht, „mir gſtelln uns, as wia wan ma fleißi orbatn thatn, daß De entn übern Grobn nit eppa moan, mir kuntn va lauta Huma neama mahn.“

⁂

Jeſſas, Graupn!

Nahſt Wochn vor Weihnachtn hobn ma gſchweindlt. Und wia ma grod feſt ban Schunkneinſolzn ſein und ban Graupnausbrenen und ban Wurſchtln, ſteigt der olt Zenzl-Vetta daher — va mein Aehndl ſei daheirata Moam a rechta Bruada — und moant, er müad awenk roſtn gehn.

„Is eh recht,“ ſog ih, „geh na her, ſchau daß Dih wo niedaſetzn mogſt; is überoll vull Graſſl, weil ma juſt ſchweindln thoan, heint,“ hon ih gſogt.

„Ah ſo, ſchweindln thuats,“ ſogt der olt Fuchs, as wia wan ers nit umaliegn hät gſehn, af olln Bänkn und Schragn, die Trüma va da Sau.

Daweil kimt mei Weib mit da Schüſſel va da Kuchel eina: Graupn häts, ſultn a Brot dazuabeiſſn.

„Jeſſas Graupn!“ pfnecht da Zenzl-Vetta.

„Geh, koſt ara!“ lodn ih n ein, „loß Dih nit long bittn, Graupn muaß mar olſſa hoaſſer eſſn. Hanſerl, nim in Kruag,“ ſog ih zan kloan Buabn, „bring an Moſt. Foaſti Graupn und a Hulzopfelmoſt dazua — bleibt nix liegn in Mogn.“ — Wul gwiß nit.

„Jeſſas Graupn!“ othmazt da Vetter oans ums ondrimol, „ſar oft ih va Graupn hör, gſpür ih was afn Bugl.“

Af den Schrockn nehma ma die boananan Löffl, hot a holbs Pfund auf oan Ploß, wer s Auflodua kon; und wia die Grundfeſtn glegt ſein in Mogn, und daß ſchön ſtad weitabaut wern kon — gſtot Ziagl Graupn, gſtot Malter Hulzöpfelmoſt — do hebt da liabi Zenzl-Vetter on und dazählt a Raubagſchicht.

„Schau, Peda,“ ſogt er, „ſida ſechzg Johrn hot ſih viel veranert af da liabn Welt; oba Graupnausbrena thoan ſ heint akrat noh a ſo, wia ba mein Aufwochſn.“

„Und eſſn wern ſies ah nit viel onderſt,“ ſog ih.

„Wer woaßs!“ moant da Vetter und thuat weita: „Derſ a ſo a zechnjahrigs Buabl ſein gweſt — ober a Spitzbua! Hobn mar ah amol gſchweindlt dahoam. Daweil mei Voder in da Kuchl Schunkn einboaßt, muaß ih in da Koma Darm aufbloſn. Mei Stiaſmuada, de hot ſa guat Würſcht mochn kinna, mit Ghocktn und Speckfleck gfüllt, Semelbröſel dazua und Pfeſſa druntagmiſcht; hots za Weihnachtn in d Nochbarſchoft gſchickt, in guatn Freundn: Da Bochſchuaſterin drei Por, da Richterbarin drei Por, da Boderin drei Por, da Beckin ſechs Por, weil de ollamol a Kletznbrot zruckthon hot. Nau, und do ſein die Darm zerſt aufbloſt und zuabundn und vor da Füll afn Nachbodn in d Luft ghenkt worn; und däs Aufbloſn, däs is mein Orbat gweſt. — Mir is um d Würſcht nit viel gweſt, oba die Graupn! Die Graupn, mei liaba Peda. Mei Muada hot d Foaſtn ausgloſſn fürn Winterſoſchn und die Graupn hots gern aufgholtn ſürn Suma zan Krauteinmochn und Knödleinfülln. Oft hon ih ma denkt, wegn wos da God Voter in Odam und Evan grod an Opfl hot vaboin und nit die Graupn! Zar Ollaheilign, wia da Schnee is kemen und die olt Sau in Stol na meh mit Ruabn und Erdäpfl bontſcht worn is, hon ih mih ſchon onghebt zan gfreun af Weihnachtn wegn an Schweindln, und afs Schweindln wegn die Graupn. Ollamol an fauſtdickn Speckbochn hot mei Voda va da Sau zogn, hot d Muader ausbrent za Graupn — und wia die Graupn do gweſt ſein — hon ih koani kriagt.“

„Tröſt Dih drüba, Zenzl!“ ſog ih.

„Thuas eh, thuas eh,“ moant da Vetter und haut in d Schüſſel.

„Nau, und in ſewin Tog,“ ſo dazählt er weita, „wir ih in da Koma Darm aufbloſn muaß, ſteht da Graupn-Degl nebn meina. Bramelvul mit friſch ausbrenti, ſoaſti Graupn. — Zenzl! ſog ih za mir ſelba, heint begehſt a Todſünd. Ah mocht nix, in heilign Obnd kimſt eh za da Beicht — und heb on zan noſchn. Wir ih aweil a ſo noſch und wieda Darm aufblos dabei, do wird mar ongſt und bong. Heint hoſt as — oba morgn? Wos thuaſt morgn? Morgn loßt mih d Muada nit mehr in die Koma; die Graupn hon ih zan letztnmol gſechn. Do — wir ih a ſo aufblos — zwickt mih s Tuiferl, a kloanswenk zwickts mih. Kimt ma da Gedonkn: gſtot daß D die Darm aufbloſt, fülls mit Graupn! Fülls mit Graupn, konſt afn Nachbodn olli Tog oani ſchmauſn, a Graupnwurſcht. — Thon hon ih s. s holbadi Häfn hon ih ihr ausglart, da Muader, und in die Darm gfüllt;

und in Häfn s Noagl aufgwidlt, daß wieder a wenk a Gupf worn is. Aft nochha wir ih firti gweſt bin, hon ih die auf ſelchti Weis aufbloſtn Würſcht auffitrogn afn Rachbodn, bin af d Loata gſtiegn, hons af d Selchſtongn ghenkt, und wia dos olls varicht't is, ſogt mei Voda: brav bis gweſt! — Hiaz muaß ih amol trinkn.“

Wort gholtn hot er, da Vetta, trunkn hot er.

„Hoſt holt aftn guati Tog ghobt, Zenzl!“ ſog ih.

„An oanzign!“ moant er, „an bluatoanzign. Wir ih in zweitn Tog afn Rachbodn geh um mei Graupnwurſcht — is d Loata weg. Da Voda hots braucht aufn Kornbirl draußt. — Ih ſteh bockſtar und ſchau. Do henkn ſ obn, über und über aufzlunzut, und ih kon nit auffi. — Olli Tog bin ih ſchaun gongen af mein Bodn, und wir ih gſechn hon, s war Olls umſiſt, dazua kunt ih nit; und wan d Muada Plunzn fülln geht, findts die Graupn und ih kriag mei Mettn — hon ih ma denkt: In Gottsnom! — Wia die Kina ſcha ſein, hon vageſſn drauf, hon af da Gſteggn draußt gſchandert, hon Schneemandl gmocht und dan Gauſtawetta hon ih mih in da Hulzhütn ghutſcht. Mei Muader is ollaweil wulta granti gweſt und vor die Feita ſcha gor, um und um d Händ vul Orbat, woaß mar a ſo. Und is ihr in da Hulzhütn hiaz d Hutſchn in Weg gweſt. Hot mas mei Voder awagnoma, hot mas afn Rachbodn aufgmocht, do obn hät ih d Weitn. Hot ma paßt, hon mih feſt wacheln loſſn hin und her, daß s nar Olls ghimlazt hot. Du — und während n Hutſchn, do nim ihs wohr, daß ih a pormol, wir ih mih recht in Schwung bring, af da vordern Seitn in Graupnwürſchtn in d Nohad kim. Jeſſas, die Graupn! Follts mar ein, holt mih mit broad Händ ban Strickn feſt, heb on mit olla Kroft hin- und herzhutſchn; wir ih mitn Hintern hoch obn ba da Wond onbums, denk ih ma: guat is s, kimſt af da vodern Seitn ah ſa weit: hoſt as. Zſomgſchnoaſſt hon ih mih afn Hutſchbretl und mit n ausgſtreckta Füaßn gfongt nochn Graupnwürſchtn, ſar oft ih eahner in d Nahad bin kema. A pormol hon ih ongſtupft mit n Zechan, daß s gſchneblazt hobn af eahnan Stongen — hiaz! — hiaz! Noh a por Bumſa muaß ih ma gfolln loſſn aufn Bugl — hiaz! — ah, hiaz hon ih oani! Mit n Zechan hon ihs dawiſcht und zſomzwickt, wia die Kotz a Maus. — Wias ſa weit ſtad geht, hupf ih afs Fletz und daß ih zan Schmauſn kim. — Oba denk da, Peda, s nämli Tuiferl, das mih ehanta va wegn die Graupn hot zwickt, [illegible] hiaz mein Bodan hobn gſtupft: wir ih mih grob[illegible] die Graupnwurſcht mochn will, hör ih üba d St[illegible]n auffa ſeini Winta-trompa. Afn Nachbodn ſteht a[illegible] olti Kleidntruchn. Ih nit faul — mit da Wurſcht eini — die Deckn üba mih zua.

Da Voda knobad daher, ſiacht noh d Hutſchn glanggln, ſiacht noh die aufbloſſn Darm wedln af da Stong, hebt on zan ſcheltn: „Wos hot er ma dan do wieder ongſtellt, der Deixls Bua! Mih zimt gor, üba d Wurſchtblodan is er ma kema! Und de auszedatn Graupn do umanond! Wo is er dan? Hon an jo grod ehanter umanondknoban ghört do herobn. Na wort, Zwergl, vadonkta, wan ih Dih find, heint ſolz ih Dih, heint! Die gonzn Blodan ſein vawiaſt. Is mar eh z gſcheit gweſt, wo die Graupn warn hinkemer in da Koma! Büabl gfreu Dih, heint kriagſt Dei Morch!“ — Sa viel ih durch die Klumſn ſiach: An oltn Selchſteckn nimt er in d Hond und brumelt gifti üba d Stiagn owi. — Nau guat, denk ih ma, wan da Selchſteckn mir vamoant is, do wirds luſti wern. s wird nit dum ſein, ih ſchliaf dan Tochfenſterl auſſi, rutſch übas Toch owi afn Schnee und ſchleich ins Torf zu da Godl. — Wir ih aus da Truchn will, geht die Deckn nit auf — is s Gſchloß eingſchnolzt. — So, denk ih ma, Zenzl, hiaz biſt guat aufghebt. Afn Kleidnan is s ſchön woach liegn, wo mar a Gruabn braucht, do druckt ſa ſih aus. Und hiaz kimts af Dih on, willſt in Selchſteckn heint noh koſtn oda morgn. — Heint nit, denk ih ma, heint iß ih liaba die Graupn. Und holt mei Nochtmohl und bett mih ſchön famoſt af die Kleidn. — Müad liagn, wan ih ſogad, daß ih ſchlecht gſchloſſn hät. Go nit. Wird oan worm, ſa dachelt ma ſih aus, wird oan kolt, ſa grobt man ſih beſſer ein. Va den Eingrobn kim ih in da Früa, wir ih munta wir, af Oar. Mei Muada hot d Oar gern in die Kleidn glegt, do loſſn ſa ſih gholtn. Is a Speis von Himel gſchickt, denk ih ma, wir ih mih in da Früa ah noh nit z meldn trau, und daß ih in Selchſteckn auffiſchiabn will bis Mittog. Za Mittag kemens ſuachn, da Voder und d Muader, afn Nachbodn. „Heiligi Muader Anna!“ ſogt mei Voda, „wo er dan kon hinkema ſein, mei Bua! s gonzi Torf obgſuacht, ninaſchd z findn. Mei Zenzl, was is Dir ũbafohrn!“ — „Na wort, der ſul eahms wiſſn!“ ſogt d Muader und ih hon ihri Zähnt hörn ſchoagazzn, wia ſ aus Gift und Goll ziombiſſn hot. — Meldſt Dih nit! denk ih ma, bleibſt noh in da Kleidntruchn. Trink drauf an etler Oar aus, bind ma s Gſicht mitn Schneiztüachl ein, daß die Kleibn nit überoll zuwiſitzln, und vagrob mih wieder in Wintaſchlof."

„O Du Holbnor!" ſog ih zan Zenzl-Vettern, „wia long willſt dan noh in da Kleibntruhn bleibn?"

„Bis ſ woach wird, d Muada!" moant da Zenzl, „bis ſ ollzwoa z jamern kemen ums valurni Büabl, bis ſ u nix Schlechts meh nochſogn, in gſtorbnan Zenzl, bis ſ die Todtnmeß leſſn loſſn — aft geh ih fira. Und daß ih mit Gottes Hilf in Selchſteckn auskim."

„Und biſt u auskema?"

„In drittn Tog kimt der Omtmon — ſetzt a Gſchrift auf, daß da kloan Bua in Valur gongen is. Mei Muada will in Omtmon a Straubn bochn, geht afn Nachbodn za da Kleibntruhn vawegn die Oar, draht n Schlüſſl um, mocht die Deckn auf. Ih ſchlener ihr d Augn vul Kleibn on, ſchiaß auſſa wir a Roß, hurr owi üba d Stiagn und auſſi ban Loch. s gonzi Haus is rowellisch; mih mocht die gach Schneeliachtn ſtockblind, kugl eini in die Gwahrn — do hobn ſ mih dawiſcht . . ."

„Ober ausgſchaut wirſt hobn, über und üba vul Kleibn!"

„Ka Staberl davon is in da Hoſn bliebn, mei Menſch! Bis af s letzt Spiſſerl hot er mas ausgſtabt, mei Voda."

Die Gſchicht is aus gweſt, die Graupn ſein gor gweſt. „Sei Tog, ſei Tog!" ſogt da Zenzl-Vetter, „is s heint ſcho vieri? Vagelts Gott, Peda! Glückſeligi Feiter ollaſeits! — Jeſſas, Graupn!"

Da Leibfahla.

Freili nit, go nit, ghört ſih nit, daß ma wen auslocht oder ausſpodlt dawegn an Leibfahla; an iada Menſch, is, wia n Gott aſchoffn hot. Sagts ah da Pechberga Pfora.

Wan ih dazähl, wos ih ſelba dazähln hon ghört: daß in da Pechberger Pfor an Jader an Kropf hot, ſo is dös nit gonz richti. Immer Oana hot zwen. Da Pfora hot ah oan und gang uns dös weita nix on.

Do kimt amol in an Sunta, muaß in Suma ſei gwen, a Fremder in die Kirchn. Den ſchaun ſ Olli on, drahn ſie um, ſchaun an on, ſteßn oanonda mitn Elbogn und pfugazn. „Jo richti!“ ſogn de. „Na wohnla!“ moan de. „Oha ſo wos!“ ſteantſchln d Weibaleut und kinen eahner in Fremdn nit gnua onſchaun. Wos is s? Da Fremdi hot koan Kropf.

Und wias da Pfora wohrnimt, daß ſ n ausfudern, in Fremdn, do halt't er a guatmüatigi Onred an die Gmoan und ſogt: „Müaßts nit, meini liabn Leut, müaßts n nit auslochn in ormen Mon. Thuats unſern Herrgottn liaba donkn für enka Zier, de er in fremdn Mon vaſogt hot! Er kon nix dafür für ſei Gebrechn!“

Da Pinggaleitna-Pfora.

Wer n kent hot, in Hern Pfora va Pinggaleitn, der hotn ah gern hobn müaßn. So viel a kamodta Her! Und in mehrern Stuckn a wenk onderſt, wia die ondern Leut. Oba wir er holt leßt Zeit olt und müaſeli worn is, do hots Zeugl neama recht gehn wölln. s Meßle'n, s ſewi hot ſih noh gmocht, is a Tröpfel Wein dabei gweſt. s Beichtſitzn hots ah noh thon, do kon ma ſchloſn dabei; d Sündn ſul na der Ollgegnwärtigi onhörn, ders gſchechn loßt, beleidingt is und vazeichn kon. Oba s Predinga!

s Predinga, meini Leut! Ollaweil va da Beicht hot er gern predingt. Dahoam ba ſeini Pforſchäfla hot er ſih zwor nit gor zſchwar ongſtrengt: Die Baursleut wölln Suntogs roſtn in Kirchnſtuhl, war nit brav, wan ers that aufweckn.

Do is ober in da Nochbarſchoft amol a Kirchnfeſt zan heilign Pforpatron Joſefi und da Pinggaleitna Pforer is ah dabei. Do loßt der eingladnti Predinga, der d Feſtpredi holtn hät ſuln, obſogn — und hiez hätn die zſomglaſſnen Leut ka Predi!

Ah, dos thats nit, dos wa nix, a Kirchnfeſt und ka Predi!

Gehn die Kirchnpropſtn in Pinggaleitna Pforer on: Ob er nit ſa guat ſein möcht!

„Oba kinaſch!“ ſogt da Pfora, „wia kunt dan ih predinga, bin jo nix vorbereit't!“

Ah, s wurd ſcha gehn! s wurd ſich nit fahln. Wa s wos dawell. Sul nar auffiſteign.

„Jo mei, jo mei!“ moant da Pfora, „wos hebn ma dan on! Moants dan, daß ma s von Jrmel außabeideln kon as wia Sogſchoatn? Hilft eh nix, ba de Leut; wan ſ während da Predi in da Kirchn ſein ghuckt, ſa moan ſ, hiaz hätn ſ ſcha mehr, ſtandn ſcha wieder um an Staffel höha ba da Himmelsthür, gehn hoam und ſchleifn wieda fuat in eahnan Luadalebn. Do kunt Oana neun Lungeln ausſchrein!“

„Wa ſcha wos!“ moan die Kirchnpropſtn, „ſult eahnas nar owiſogn a ſo, va da Konzl!“

Na, na, as geht nit, denkt eahm unſa Pfora; er hot jo nar a bluatoanzigi Predi in Kopf — die Predi va da Beicht — de paßt heut nit. Wos geht in heiligu Joſefi die Beicht on. — Und denna, wons ſcha nit anderſt is — die Predi, er holts.

Er ſteigt af die Konzl, leſt s Feſtevangeli, druckt ein Schlußpunkt ſei Buſſel, logts Büachl weg, ſtraft a wenk ſeini weißn Pfoadniadlin zruck und hebt on:

„Liebe Chriſten! Wir feiern heute das Feſt des heiligen Nährvaters Joſef. Der heilige Joſef war, wie Ihr Alle wißt, ein Zimmermann. Als Zimmermann hat er Tiſche, Betten, Stühle und gewiß auch Beichtſtühle gemacht. Weil aber die Beichte ſo unendlich heilſam und nothwendig iſt, ſo will ich heute über dieſes Sacrament zu Euch reden."

Va da Stong is er gweſt, da Pfara, ſei Beichtpredi hot er eahna gholtn. —

In früahern Johrn, wo er noh beſſa ban Kopf is gwen, hot er ah a Predi va die heilign Dreifoltigkeit ghobt und hot de ollamol mit ana Heugobel vaglichn. „Schauts, meine Lieben, eine Heugabel hat drei Hörner und iſt doch nur eine Gabel. So iſt's mit der Dreifaltigkeit: Drei Perſonen und doch nur ein Weſen."

Hobn do die Kirchnlehrer und oltn Kloſtabrüader ungſchickta Weis gonzi Büacher omſchriebn üba dös vazwickti Rechnerexempel, und d Heugobel war eahna nit eingfolln. —

Jo richti, und do follt ma noh a Stückl ein. An ondersmol hot da Pinggaleitna-Pfore übas virti Gebot Gottes predingt. „Und als Beiſpiel," ſogt er, „wie unfolgſame Kinder beſtraft werden, ein Exempel aus der heiligen Schrift. Wie unſer Herr Jeſus ſo ein Bürſchel von zwölf Jahren geweſen iſt, da iſt er — wie Kinder ſchon ſind — einmal ſeiner Mutter, der allerſeligſten Jungfrau, davongelaufen. Die arme Mutter Maria — gebenedeit ſei ihr Name! — lauft in der größten Desparation durch ganz Jeruſalem, um da göttliche Kind zu ſuchen, und eilt zuletzt in den Tempel, um ein Vaterunſer und Avemaria zu beten. Und denkt Euch die Freude, im Tempel ſitzt der Kleine und ſchwätzt mit den Phariſäern und Schriftgelehrten. „Jeſus Chriſtchen!" ruft ſie aus, „wie kannſt Du Deiner heiligen Mutter ſo davonlaufen!“ — „Was geht das Euch an!“ ſagt der widerſpenſtige Junge. Und nun ſagt es ſelber, liebe Zuhörer, ob das eine Antwort iſt für ein Kind gegen ſeine bluteigene Mutter? Aber die Strafe iſt nicht ausgeblieben. Wo hat er zuletzt ſein Ende genommen? Am Kreuze!“

Do kon ma s wieder amol ſechn, vaſteht da Predinger in Vortel, ſa mocht er aus da Bibel wos er will. Und hot ah recht, zan Auslegn is er jo do; und nia, go nia, moant da Krautruabn-Baſchtl, ſein zwoa Ohrwaſchl ban unſeroan ſo lamodt, as wia ba da Predi: ban oan eini, ban noan auſſi. —

Amol hät, und däs muß ih ah noh dazähln, da Bugl-Domini in Pinggaleitna-Pfora bol in d Schmir bracht. Do hot der olt Banznberger amol, wir er ſein [illegible] Groſchn af a guati Moanung, daß d Meſſian recht ſoaſt ſul wern, in Opfaſtock wirft, ſein bocklederan Geldbeidl gſtot ins Hoſntaſchl nebnfür gſteckt, daß er afs Stoanpfloſter is owigfolln. Da Domini ſiachts liegn, s Geldbeiderl, und ſollts n ein, er brauchads — guat kunt ers brauchn. Oba wer woaß s, obs eppa doh nit go Sünd war, wan ers hoamla gleih a ſo auf thal klaubn und einſteckn. Wir er grod in Wigl-Wogl is, da Domini, ſul ers bocklederni Beiderl nehmen oda ſul ers liegn loſſn, do draht ſih da Pfora, der grod Meß leſt, um und ſogt: „Pax Domini!“ — Guat is s, denkt cahm da Domini — und pockts. Nochha, wias aufkimt — aufkema thuat Olls — do redt ſih da Domini aus: Da Pfora hät cahms dalaubt.

Dos is freili noh leicht. Oba Leut! Für n Hern Pfora kitzliger is s an ondasmol gweſt.

Kimt amol da Biſchoft af Pinggaleitn. Schaut awenk umanonder in da Kirchn, afn Freidhof, in Pforhof; is ſa weit überoll Olls in Urdnung: „Alles ſehr ſchön,“ ſogt da Biſchoft, wia ſ in Pfora ſein Zima ſtehn, „aber, lieber Herr Pfarrer, im ganzen Hauſe bei Ihnen ſehe ich keine Bibel!“

Do rent die böhmiſch Pforaköchin daher und ſogt: „Oh, hobns me wohl Büdel ghobt, is me ſtorben.“ —

In früahern Johrn is da Pfora drent gweſt in Sunberg, hot a guati Pfor ghobt. Oba d Sunberga-Baurn hobn an ausbiſſn und hergongen is s vawegn an Barometa. Da Pfora hot nit ollamol, wans eahner eingfolln is, um Regn oda ſcheans Weta betn wölln loſſn.

„Thatn holt wul rechtſchoffn fleißi bittn, Ouwadn, wan ma nachſt Somſter um an fruchtborn Regn thatn ausruckn mit da Fohnſtong. s is ſchon Olls kreiſpeldür afn Ackern und afn Hern Ouwadn ſein Feld gehts ah ſchon af Schadn. Olls bringts um, de Drickn!“

Da Pfora ſchnopft und ſchaut af ſein Barometa, der ſteigt. Unſern Hergotn därf ih doh nit z Schondn mochn, denkt er eahm und ſogt: „Mich freuts recht, meine Lieben, daß Ihr in der Noth ſogleich an's Beten denkt. Aber ſeht, man ſoll vom lieben Gott nicht allzuviel verlangen, ſoll ihn nicht verſuchen. Drüben hinter dem Gebirg die Weinbauern beten jetzt, daß das Wetter ſchön bleiben möcht'. Regnet's, ſo haben wir wieder den ſauren Wein. Zudem iſt für unſere Felder jetzt die Noth noch nicht am größten. Wir wollen noch ein wenig Geduld haben.“

Oba noch an ocht Togn, do kemens holt wieda, die Baurn: Hiazt wars holt wul ſcha die ollahöchſt Zeit zan regnbetn gehn!

Da Pfora ſchaut afn Barometa, der ſteht ollaweil noh hoch und zoagt af Schean. Ma derfn hiaz ah noh nit z Schondn mochn, unſern Hergotn, denkt er und ſogt: „Es iſt wahr, liebe Leute, wir brauchen naß. Aber Gott, der nichts umſonſt thut, wird ſeine Abſichten haben. Wir müſſen uns ſeiner heiligen Fürſehung demüthig beugen. Indes, ich will die Sache bedenken und werde es Euch ſogleich ſagen laſſen, wenn ich glaube, daß es Zeit iſt.“

Do drahn ſa ſih auſſi, die Baurn, ſchean zach und brumeln: „Daß er ſa go nit will betn loſſn!“

Steht drauf noh a por Tog on, ſiachts da Pfora: Da Barometa follt. — Gleih ſchickt er in Meßna: Weils ſcha gor Olls that vadorn, ſa wa morgn Bittproceſſion um Regn.

Nan endla! Frei aufothmazn thoans. Kints enks denkn, wias zſomgreut ſein und wos de Proceſſion für a Schnoaſn is gweſt, für a ſonſt!

Scha deweils hinbetn üba d Felder und Wieſn, ūbaziacht ſih da Himel, und in ſewin Tog noh, afn Obnd, hebts ſchean ſein on zan regnen. —

Ma moant, dös hät er guat gmocht, da Pforer, und er ſelba hots gmoant. Unſern Hergotn ſein Ehr hot er freili wul biwohrt; oba wos hobn die Baurn gſogt? — „Wan er nit ſo a Dickkopf war, unſa Pforer, und um a por Wochn chanta hät betn loſſn, und nit erſt, wans ſcha z ſpot is, ſa warn unſeri Wieſan nit ausdort, unſa Kraut nit hin und s Stamel kunt onderſſu ſtehn afn

Feldern. — Daß er a ſo an Schodn mocht do! Wek muaß er, da Pſora! Mir wölln an neama!“

Af däs hot da Pſorer auffi müaſſn in die mogeri Pinggaleitna-Pſor.

„Ih wir ma s mirkn!“ ſogt er zan eahm ſelba, „mitn Barometa holt ihs neama. Ih thua, wos die Baurn wölln — regnts oda nit — ih ſteh mih beſſa. Und da Hergot ſul mochn, wos er will.“

Da Bär.

„Geh, Toni, geh her a wenk zan uns, luig uns wieder amol wos für!"

„Jo freili, freili — woaß ma!" ſogt auf de Red da Toni, „ih geh ins Wirtshaus, daß ih wos trink, und nit, daß ih wos luig."

„Vaſteht ſih, Toni, vaſteht ſih," ſogn die Ondern, de ban Tiſch banonda ſitzn, „trinkn muaß ma! Dös muaß ma — trinkn. Bring da 's! Guck ein a wenk in mei Krüagl! — Jn meins ah, Toni! Gunn da 's! Ausſchwoabn die Gurgl, wan ma wos redn will."

Da viel groaſti Sollagſell, der thuat ſih ſchoan broat hin af die Bonk, do ruckn ſ omi, die Ondern, und buſſn ſih a wenk in d Rippn mitn Elbogn: „Heint gibts wieder an Gſpoas, heint!"

„Luign!" ſogt da Toni und wiſcht ſih s Maul oh nochn erſtn Trunk — is oh an unnöthigs Sochn, s Maulohwiſchn, wan mas olli Augnblick wieda muaß netzn — „luign!" ſogt er, „Wans ees moants, ih war landapoſtirn gonga, daß ih wos z luign hät, ſelm dabormts ma! Wer ban Ofn dahoam ſitzn bleibt, der mog luign. Herentgegn, wer ſiebnadreißg Manat und fünf Tog in da Fremd is gweſt und gor tiaf in Ungarlond untn, der wird doh ah wos Wohrs probirt hobn. Nit?“

„Vaſteht ſih! Freili, vaſteht ſih!“

„Na olſſa! Af dos gib ih n a Bußl, in Schnobl dan Kruag do.“ Und wir er drauf wieda ſeini Leſſzn ohwiſcht mitn Elbogn, do ſogt er, da Toni: ~~„Daß ih~~ Enk a pormol ſcha ſteign hon loſſn, Leut, und hiſch hoch ah noh — ih langns jo nit. Oba heint, wos ih heint dazähln will, dás muaß ſo gwiß wohr ſein, as wias wohr is, daß ih hiaz den gonzn Kruag Wein austrink!“

Denkt eahm da Wirt: Do mog er recht hobn. Sei Wohrheit wird ah ſo a Wein ſein, der ſei leppa ka Traubn nit gſechn hot. — Is a Schlaucherl, der Wirt!

~~Da Toni hebt an:~~ „Wan da Menſch!“ hebt er on, da Toni, „wan da Menſch von Ungarlond ins Goll — Gollizien einipoſſirn will, ſo muaß er über an hohn Berg ſteign. Vadonkt hohi Berg, die Karabatſchn hoaſſn ſ as. Af der ungariſchn Seitn auſſi, do ſein noh die Puſtaſau; oba wia mar üba d Höch überi kimt und die goll— golliziſch Wildnuß onhebt, ſein ah ſcha die pulniſchn Wölf und Bärn do. Nau, und daß ih mei Sochn fürbring: Wir ih ſelm mei Roas üba die Karabatſchn gmocht hon, do bin ih untawegn einikeman in — nau, Hiasbaur, wo wir ih ſein einikema?“

„Ins Goll—Golliziſchi! moant da Hiasbaur.

„Nit wohr is s! In d Nocht bin ih einikema, in d ſtock-kuhl-robn-finſter Nocht! Hon ka Hiaba gfundn, hon in Fuaßſteig valorn, hon mi verirrt in da Wildnuß. Leut, do is ma höllaſch Ongſt worn. — Durch d Woldſtäm — denkts Enk — do hon ih fuat Liachtla funkazn ſechn — ſein oba koani Seeln von vawunſchnan Prinzn oda Prinzeſſinen gweſn, wia ſ ma dozamol früaher in böhmiſchn Wold begegnt ſein — ſa häufti, ſog ih Enk, wia d Sunawendkäferln ſein ſ umagflogn, die böhmiſchn Prinznſeeln, die vawunſchnan. Däsmol ober, in da goll—gollizaſchn Wildnuß, ſeins lauta lebendigi Wulfaugn gweſt — müaßts wiſſn! — Heint, mei liaba Sotlagſell, heint kons da guat gehn! ſog ih tröſtweis zu mir ſelba. s gſcheitaſt derf ſein, Du kraxlſt af an Bam auffi und bleibſt obn ſitzn, bis s Tog wird."

„Däs kon a bitteri Nocht ſei worn!" moant da Hiasbaur und beißt af dos, daß er wos Bravs gſogt hot, ſchön feſt in ſei Pfeifnſpitzl.

„Ah na," ſogt da Toni, „konträr in Gegntheil, a ſüaſſi Nocht is s worn. — Ih nit faul, ſteig af an oltn Bam. Is obn da Wipfl weckbrochn, ſo daß ih mih ſchöan broat afn Stom ſetzn kon. Wa ſa weit guat, ganz guat wars; hiaz is oba da Saggerer einweni huhl gweſt, und wir ih ſo ſitz und noch und noch einſchlof — woaß mar a ſo, müad bin ih gweſt — bums ſoll ih in den huhln Bam owi!"

„Jeſſas, aus is s!" ſchreit da Hiasbaur.

„Lons na weita!" ſogt da Toni. „Untn in huhln Bam is a Humelneſt gweſt — und akrat bin ih mittn einpotſcht ins Heni."

D Händ ſchlogn ſ zſom: „Toni, wos hoſt hiaz ongſtellt?!"

„Wos wirſt dan onſtelln, wanſt in Heni ſitzt?" ſogt er, „leckn wirſt. Sa long leckn wirſt, as bis da d

Augn übagehn und Du za Dir ſelba ſogſt: Wer hät cahm das denkt, daß Du an ſo ſüaſſn Tod ſullſt hobn! Schauts, afs Sterbn hon ih gleih denkt; ka Menſchnmiglikeit is do, daß ih af d Höch kunt und auſſi möcht ausn huhln Bam. s Erſt is, daß ih Reu und Load moch, vaſteht ſih, und za da ſewin Stund hon ih ma s heili fürgnoma: Won ih hiaz mit Gotshilf nohamol davonkim mitn Lebn — s Luign loß ih ſein. — Schauts, Leut, und wir ih das Fürnehma hon gfoßt, do is s mar, ih hörat drauſſn wos dahergehn. — Is da Schutzengel, denk ih ma. — Hiazt krotzt er, hiazt kraxlt er außt auſſi afn Bam, hiazt is er obn — hiazt ſchaut er ober ins huhli Loch, und weils Monſcha ſchöan ſcheint, ſa ſiach ihs, dakenn ihs, wer s is. A großmächtiga Bär is s!“

„Uh Muada Gouttas!“ ſchreit d Wirtin auf. „und hot er Dih gfreſſn?“

Moant da Toni: „Wirtin, wan ih auſſchneidn wult, ih kunt Enk an Bärn aufbindn und ſogn, er hot mih gfreſſn. Gſechn hots neamt. — Oba den Bärn, den is ums Heni z thoan gweſt. Mogs öfta ſcha hoamgſuacht hobn, s Humelneſt; hots gonz brav in der Übung ghobt, wir er hiaz ruckwärts, mitn' hintern Ort voran, owikrotzt in huhln Bam — za mir. In ſewin Augnblick, wir ih olli Heilign onruaf, do follts mar ein: Ban Schwoaf beißt oh da Bär nit! — Wir er ſaweit owakimt, pock ih n mit boad Händn ban Schwoaf. Da Bär, in ſein Schrockn nix vageſſn, krotzt aufwärts und ſchaut, daß er wieder auſſikimt aus n Loch. Und hot mih mit auſſizogn. — Ih ſitz aufn Mias unta frein Himel — ziachs Schneiztüachl auſſa, wiſch mar in Schwitz oh und denk:

Du vaboanti Romſan, Du! — Da Bär hot nix vageſſn — is wia bſeſſn davongrennt.“

Aſo hot er dazählt, da vielgroaſti Sotlagſell, da Toni.

Do ſogt da Hiasbaur: „Dåsmol is s nit nochn Sprichwort gonga, daß ma s Glück voron ban Schopf ſoſſn ſuit.“

„Nit ollamol,“ moant da Toni, „ma kons ah ban Schwoaf ſoſſn.“

◆

Wos ban ara Ibaroſchung auſſa kema kon.

Nach Fritz Reuter in die ſteiriſche Mundart übertragen.*)

Gegn liab Weihnachtn zuwi war dos in inſern Haus ollamol a Laſn und Droſchln und Fleanſchln (Flüſtern), a Hoamlithuerei und a Vaſteckn! In d'Stubn hobn mir — die kloan Leit — gor nit einiderfn, do drinan is die liab Muada ghuckt mit a por a drei Noderinen (Näherinnen) und hot gnaht und gnaht in an neign Zeig af d Weihnachtn fi meini Schweſtern und fir ins Buabn; zu da ſewin Zeit ſein die Kloanbuabnjöppln und Höſerln noh glotweg in oagnan Haus gmocht worn, und nit ban Modiſchneida. — Na, und don und won is oans von ins einighoaßn worn, hobn eahm d Augn vabundn und Fäuſtling ongſteckt — und ſo hobn ſ eahm s Gwandl ongmeſſn in da vabodnen Stubn. D Fäuſtling, de hot mein Ahndl aufbrocht, wir in vagongen Johr mein elteri Schweſter, d Lieſl, mit n Händn ollaweil umakroblt hot, daß as hät erfohrn, va wos Zeig ihr Rock gmocht wurd.

---

*) Ich habe hier verſucht, eines der luſtigſten Stücklein des norddeutſchen Dialectdichters Fritz Reuter unſerem Publikum verſtändlich zu machen. Durch eine Ueberſetzung ins Hochdeutſche würde man dem Schmetterlinge des Reuter'ſchen Humors den Goldſtaub wegwiſchen. Dieſe urwüchſigen Dichtungen können nur in eine naive Sprache gekleidet ſein. Allerdings würde — in die Alpenmundart überſetzt — auch Manches an deren Inhalt unſeren örtlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen angepaßt werden müſſen. In vorliegendem Stücke brauchte ich hierin nur ein ganz Weniges von dem Originaltext abzugehen.

„Na ſchau, du Gredl!“ ſogt mein Ahndl, „wos der Teirl gſcheidt is! wart, des wil ih da vatreibn!“ — und ſteckt ihr d Fäuſtling on. Und ſidadem wird ohni Fäuſtling Koans mehr in d Stubn einigloſſn.

Hobn ſcha de Oldn wos Hoamlichs ghobt, ſo hobn mir Jungen ah wos Hoamlichs ghobt. — Vor Weihnachtn ſein ollamol unſeri dochnenen (thönernen) Sporbichſn in Scherbn ghaut worn, und wos das Johr aufgmeſſen hot, des wird auſſagnomen und nochha wird einkaft. Mei Voda, der kriagt von an Jadn ollamol ſei Stangl Petſchirwochs und a Bleiſtiftn; und mir wiſſen s ſcha, wan mar eahm de zu Weihnachtn ſchenkn, ſo kriagn ma s zu Neijohr wieda zruck — Spada kriagt er va meina Schweſter gnounts (genanntes, regelmäßig) a por gſtickti Hauspotſchn, de er oba nit onglegt hot — wir er gſtorbn is, hobn ma ſiebn Por davon gfundn in ſein Koſtn. Aſt nochha, wan mei Moam, d Scheningerin noh an neign Kampl kriagt hot, und mein Ahndl a buderlwormi Pelzhaubn — zu den mir, vaſteht ſih, Oll zſomgſchoſſn hobn — is ſi d Muader ollamol noh s moaſti Geld übabliebn — und nochher is d Hoamlikeit erſt ongonga — s onder hobn mar eh olls gwißt, weils olli Johr s Gleich is bliebn. Und wan ih nochha zan Kroma bin grent und a ſaubers Stückl einkaft hon mit der Ausnohm — und des is ins ollemol auftrogn worn — daß s wieder umtauſcht wern kon — ſo lauf ich drauf iber und iba zu da Muader und ſog: „Muada, Muada, ih ſchmeiß dir ah wos in Korb!“

Sogt d Muada: „Loß ma's neamt onſchaun, wos d hoſt!“

„Ah na“, ſog ih, „däs zoag ih kan Menſchn nit, juſt Dir will ih s ſogn, däs is dos und dos.“ —

Na, ih bin elta worn, han ah s Maul holdn glernt, und wir ih va da hochn Schul s erſtimol zu da Weihnochtszeit in mein Vodershaus af Bſuach kema bin, do bin ih ſa hoamli gweſn mit mein Gſchenk, daß nit amal mei Vetta, da Mathiasl, wos davon zwiſſn kriagt hot. Juſt oba, wir ih das einpockn will und dabei mehr Siglwochs, Bindfodn und Popier vabrauch, as da gonz Bettel wert is gwen, kimmt er ma driber und frogt: „Wos hoſt dann do?“

Ober ih kon ſchweign und ſog: „Ah, nix nit.“

„Nix nit?“ frogt er, „ih gſiach oba doh, daß d wos hoſt.“

„Das brauchſt Du nit zwiſſn,“ ſog ih.

„So!“ moant er, „is das an Ontwort fi Dein Vettern?“ — und — ſchwupps — hon ih Ons afn Gnack.

Hiazt bin ih oba wild af d Hech gſchoſſn, bin ih doh a Terzianer gweſt, und hiazt frog ih n, ob er s wul wiſſad, daß ih a Terzianer bin!

„Leida Gottes,“ ſogt er, „woaß ih s, daß Du noh a duma Bua biſt; oba, wan s d ah der Erſt in da gonzn Schul warſt, ſo bleib ih doh dabei, biſt a Lopp!“

Nu, ih hon mi blad (geblaht), hon mih damt — wir in a ſo an ſechzenjährign Schlanggl da Hollfaggra ſeini Ghirn (Hörner) ſcha vadeiſelt gſpitzt auffaſteckt. Mei Vetter is a Menſch gwen, der an Gſpoaß vaſtondn hot; ober in Ernſt is s mit eahm nit guat kerſchneiſſn gwen — und ih hon d Herner wieder ſtad einzogn.

„Na,“ frogt er ſchean hondſum, „wos hoſt dan do?“

„Vetter Matthiasl,“ ſog ih, „des ſog ih nit. Ich will mei Muada damit ibarumpeln und will ihr a hoamlichi Freid damit mochn.“

„So!“ ſogt da Vetter, „iberrumpeln willſt as? na, ſelm loß da ſogn: ih bin in mein Lebn heiſti gnua ibarumpelt und ibaroſcht worn, ober fir oll de Ibaroſchungen gib ih nit a Pfeifn Tabok, und de hoamlichn Freidn, mein Suhn, de ins onderi Leit mochn, wern imeramol recht bitteri Leidn — aſs mindaſt Vadruß und Irganuß. — Wos hon ih nit mit da Moam, mit da Scheningerin, fir an Elend ghobt! Ih woaß, daß ſ ka Duſn hot und ollaweil aus da Popiertiten ſchmirt, und ſo will ih ihr z nahſt Kirwah (Kirchweih) a hoamlichi Freid mochn und ſchenk ihr a ſchoni Schnopftabokduſn. Du Bua, das hot mih nit ſchiecht ongſchmirt. Sie ſchmeißt ma s Ding afn Kopf und ſchreit, ih war an oider, unvaſchamta Huſarnſpitzbua. — Und nochha, mein Suhn, wos is das nit vorigs Johr fir a ſauberi Ibaroſchung gweſt, da da Ausſpielung ſi die ormen Leit, wir ih s Spinradl gwungen hon und dei Muada die

Pudelhaubn mit guldan Poſchn (Quaſte), und de Pforaköchin d Reithoſn und da Her Pfora s kloan Werklgſpiel!“

„Jo, Vetta“, ſog ih, „zu Weihnachtn is jo däs amol a ſo da Brauch, und do kinen doh ſelchteni Vadrahtheitn und Vadriaßlikeitn nit firkema.“

„Valoß Dih nit drauf!“ ſogt er, „ſetz Dih nieda. D Nutzonwendung, de hoſt ſcha voraus kriagt, und hiaz lous zua, hiazt will ih Dir ah die Gſchicht dazähln.“

⁂

Vor an etla Johrn, wie ih amol a zeitlong z Parchau glebt hon, is in Gißdorf noh da Herr Omtmon Zärner mit Frau und Tochter gweſt — hot ah ſei Schwagerin bon eahm ghobt. Na, de drei Weibaleit ſein olli Morgn, de Gott in Himel wern loßt, zwiſchn eilfi und zwelfi ſpozirn gfohrn af ſo an kloan Jogdwogn mit a longa Wurſt hintn. Voron afn kloan Bock, der hot ohgſchraufft wern kina, ſitzt da Kutſcha; die Omtmänin und d Schwagerin huckn hintn af n Bänkn, und die Tochter, de reit’t af da Wurſt.

Na, und amol — s is nit weit vor Weihnachtn gwen — kimt da Kutſcher einer: „Herr Omtmon,“ ſogt er, „ſie hobn uns de Nocht in Bok von Wogn gſtuhln.“

Da Herr Omtmon ſchaut n ſo awenk va da Seitn on und geht granti eini in ſei Stubn. Und wir er grod in beſtn Grant (Aerger) is, fohrt ſei Schwoga, der Omtmon Daringer z Parchau, daher.

Zu der ſebin Zeit hobn die Parchauer noh viel gholtn af an Omtmon bi Johrn; no, in Hern Daringer ſein ollahond ſo luſtigi Streich nochgſehn worn — is noh, wia ma gſogt hot — Supernumera gweſt. Dås is er freili dreiazwoanzg Johr long gweſt und håt ſchon ah ſeini Schelmenſtickln afn Nogl henkn deafn. Oba na, er hot eahm holt denkt: Wer gibt ma wos dafir? muaß doh umſiſt Omtmon ſpieln, zwe ſul ih mit ehrwirdigi Gedonkn mei glots Gſicht vaſchimpfirn? Und mocht holt imma zua ſo an kloan Gſpoaß af onder Leit Koſtn. Håts oba Koan rotn megn, af ſeini Koſtn an ſchlechtn Witz zmochn — do kehrt er gleih ſein Omtmon auſſer und wos n an ſeiner Ehrwirdigkeit ohgeht, dås mocht er mit ſeina Biſſigkeit wieda guat.

No, wia da Her Omtmon Daringer hiazt in d Stubn einakimt, is er tul luſti, und as gfreit n s Wiedaſechn; und der Her Omtmon Zärner is recht vadriaßli, denkt af n gſtuhlnen Bock. Und wia drauf d Weibaleit daznakeman, is dås s thoals a Freid va wegn an Bruadan und s thoals a Load va wegn an Bock. Hiazt miaſſn d Spozirfohrtn eingſtellt wern; da Kutſcha kon jo nit ſitzen und daß er mit da Tochter banond af da Wurſt huckat, that ſih doh nit ſchickn. Wird holt driber a Zeit long hin und hergredt und af d letzt gehn ſ auſſi und guckn in Fleck on, wo da Bock gſeſſn is. Der Omtmon luagt recht gleim zuwi und denkt ban eahm ſelba: Dås war a ſchöns Gſchenk fi dei Schweſta zu Weihnachtn. Miad (müßt) ſo wia ſo af Bruck zwegn ſein großn Proceß, do kunt er die Bockonglegnheit gleih richtn.

Af d Nocht noch da Suppn ſchwatzn da Gißdorfer Omtman und da Parchauer Omtmon von Omtsſochn, wias z Gißdorf d Feirſpritzn probirn und z Parchau die neig Keichn (Arreſt), wia Weg und Stroßn bſorgt wern miadn und wo ſih da löbli Magiſtrat iberoll drein zlegn hät. Da Her Omtmon Daringer is ober ſein Schwogern in Diſchgarirn viel z bös, ſo a Supernumera hot ollahond ſcheni neigi Einfall, de in Hern Omtmon Zärner bei der olljarign Gholtseinnohm noch und noch draufgonga ſein. No, und wia de Zwen Olls ſo zan Nutzn der Gißdorfer und der Parchauer ausgredt hobn, ſein ſ ins Bett gongan und hobn, wia ma ſogt, in Schlof des Gerechtn gſchloſn.

Ih ſi mein Thoal, ſogt mein Vetter, da Mathiasl und riblt (reibt) eahm in Kopf, as wia wan do drin ah ſo a por rudigi (roſtige) Gedonkn jung wern ſultn — ih mecht völli frogn, worum, wan die Hern Bürgermoaſters olli Johr eahneri Pulizei- und Brondvaſomlungen holtn, ſuln unſeri Hern Omtmona nit ah amol a Spritzn- und Keichnſitzung hobn? — af Gmeindeunkoſtn natirli. Jo, und däs is gwiß, ſid die zwen Hern driba gredt hobn, ſein die Spritzan z Gißdorf und z Parchau ollemol vor n Feir probirt worn. Da Nutzn va ſo aner Einrichtung liegt af da Hond.

Na guat. Da Her Omtmon Daringer fohrt af Bruck und noch a fimf a ſechs Togn kimt er wieda zruck und hot hintn auf ſein Wogn a großi Kiſtn, und ſei Schwoga Zärner frogt: „Wos hoſt dan Du in der großn Kiſtn drein?“ Do ſticht in Ondern da Hober, der Supernumera ſchlogt eahm ins Gnack und er denkt: Sulſt an kloan Witz mochn! und ſogt: „Na, denk Dir amol! War Dir z Bruck ſo a Kerl mit wildi Thier und hot ah an Giroſſn; und des Thier is eahm krepirt. Und weil ih woaß, daß ih unſern Schuldirekter a Freid damit moch, ſo hon ih eahm die Knochn und s Fell mitbrocht; da Mon legt fir inſa großi Schul grod a Naturalienkabinet on, und ſo a Giroſſ, zimt mih, wa ka ſchlechter Onfong.“ Und denkt ban eahm ſelba: Wos wird dös fir an Zbaroſchung wern, wans aus hella Neigirikeit die Kiſtn aufmochn und findn gſtotn Giroſſn — in Bock.

Oba da Her Omtmon Zärner und ſeini Weibaleit ſein nix neigieri gweſn afn Giroſſn; und wir Togs drauf da Her Omtmon Daringer obgroaſt is, und mit Fleiß die Kiſtn vageſſn hot, geht ſein Schwoga her, ſiacht die Kiſtn mitn Giroſſn und ſogt: „Gottstauſnd, hiazt hot da Daringer ſein Giroſſn vageſſn. Fickl, lauf um und ſuach a Fohrglegnheit af Parchau!“

Findn gleih oani, und der Omtmon Zärner ſogt zan Fuhrmon: „A Briaf is nit vonnöthn. Griaß ma n vielmol und ih ſchick eahm do ſein Giroſſn.“

Da Fuhrmon fohrt in Parchau vor n Hern Omtmon ſei Thür, und wia die Kiſtn obglodn wird, ſteht da Guldſchmied Bohrer do und frogt: „Wos is dan in der Kiſtn drein?“

„A Giroſſ,“ ſogt da Fuhrmon.

Glei rent da Guldſchmied Bohrer zan Judn Freidnthola und dazählt eahms, und da Jud zan Brener und da Brener zan Bäckn — und ka Stund ſtehts on — nit a Stund, ſog ih da — ſo woaß s gonz Parchau: der Omtmon hat an Giroſſn ongſchofft.

Daweil kimt der Omtmon Daringer aus n Omt zruck und wir er auf ſei Haus zuageht, ſteht der old Jochem vor da Thür und ſogt: „Guat Morgn, Her Omtmon! Enka Giroſſ is kema."

„Wos Teifel!" moant der Omtmon. Und wir er ins Haus ſteigt, ſogt der Guldſchmied Bohrer: „Her Omtmon, wan ſ in Giroſſn von Koſtn ausloſſn, — zoagn s ma ſ Beſt ah amol."

Der Omtmon beidlt ſein Kopf ba der Red, und wir er in Hof auſſigeht — richti! — do ſteht ſei Giroſſnkiſtn.

„So a Holblopp von an Schwoga!" ſchreit er, „do will ih n a hoamlichi Freid mochn, und er bringt mih in an Skandal vor olli Leit. Schmeißts ma de vadonkt Kiſtn aus n Haus!"

Die Frau Omtmänin ſchickt gſchwind zu die Kaufleit in da Stodt rum, ob ſ dan ka Fohrglegnheit af Gißdorf wißadn; ſie hät a Kiſtn af Gißdorf z ſchickn und a por lari Weinfaßln af Bruck. Die Dirn kimt glei wieda zruck und ſogt: „A ſcheni Empfelung von Hern Kaufmon Zichuri; da Fuhrmon Schnalberger fohrt morgn fria iba Gißdorf af Bruck, und die Frau Omtmänin ſult eahm d Sochn na glei ſchickn, er wults ſcha beſorgn."

De ſchickt eahms ah. Und wir Togs drauf da Fuhrmon fohrn will, ſogt da Kaufmon Zichuri: „Na, und die Kiſtn va da Frau Omtsmänin . . ."

„Ah jo", locht da Fuhrmon, „die Kiſtn mit n Giroſſn, woaß ſcha — hon mit da Frau Omtmänin ſelba gredt, a gſpoaſis Stuck, Her Zichuri."

„Na, ſo woaßt jo wia oda wo,“ ſogt da Kaufmon und da Fuhrmon fohrt zua.

Nau, da Her Omtmon wird a bißl ſtork mit ſein Giroffn groaßt (geneckt) und ſei liabi Frau hot a biſſl vil von ſeini Vadriaßlichkeitn z leidn. Oba noch a drei vier Togn is däs ah wieda guat gwen, und die Frau Omtmänin ſitzt recht ſtill und zfriedn ban ihrn Kafee und ſogt zan ihr ſelba: „Gott Lob und Donk, na, ſid de nariſch Gſchicht vabei is!“ — geht die Thür auf und da Poſtbua bringt zwen Briaff, oan firn Hern Omtmon und oan fir d Frau Omtmänin – an iada va Bruck. Sie bricht in Briaf ehzeit auf und wia ſ' leſt, ſinkn ihr oll zwen Orm afn Leib owi und ſie ſchreit: „Himliſcha Voda, wos is däs!“ Sie leſt und und leſt, ober ima s Nemlichi. Da Weinhondla z Bruck ſchreibt d Weinfaſſerln warn richti onkeman, ober ah a Kiſtn, wo nochn Fuhrmon ſeiner Ausſog a Giroff ſitzn ſull — und er frogt, wos mit dem zmochn wa.

Und grod, wia ſ in ihra Vazweiflung iba d Stubn auf und oh rennt, kim ih — Dei Vetter Mathiasl — eina. Sie ſtellt ſie gleih vor mih hin und ſogt: „Vetter Mathiasl“ — woaßt jo, daß ih iberoll da Vetter bin — „s is aus da Weis! s is aus da Weis! Woaßt, wo hiazt der ſaggramentiſchi Giroff is?“

„In Gißdorf“, ſog ih.

„Z Bruck! ſchreit d Frau Amtmänin und nochha dazählts ma die gonz Gſchicht. „Nau“, moant ſ, „wan mei Mon däs Stückl wieda zwiſſn kriagt, ſo wird er wild und er hot ka ruaſumi Stund.“ Aſt hot die orm Haut hel onghebt zan Rehrn.

Ih, notirli, muaß af d Seitn ſchaun, hon jo s Lochn ſchier nit vaholtn megn; hon mih oba doh chriſtli zſomgnoman und hon ſ tröſt.

„Gehns,“ ſog ih, „zwegn ſo wos do! Mir wern an ſcha noh kriagn, den vadonktn Giroſſn. Muaß eh morgn af Bruck und kehr iba Gißdorf zruck, und wan S ma s Onvatraun ſchenkn welln, ſo bſorg ih däs damiſchi Thier, daß s da Her Omtmon z Gißdorf doh amol richti kriagt. Heind is Irta, afn Freita hobn mar in heilin Obnd — do kimts grod noh zu rechta Zeit.“

Na, ſie gfreit ſih recht iba den Schick und bedonkt ſih. Drauf kimt der Her Omtmon einer und ſogt: „Guatn Obnd!“ und ſie blinzlt mar ollaweil zua, daß ih jo nix ſogn ſul und gibt eahm ſein Briaf va Bruck.

Den leſt er und wir er gleſn hot, ſchmeißt ern vadriaßli afn Tiſch und ſchreit: „Hul da Kukuk den Prozeß! nu muaß ih morgn wieder af Bruck!“

„Des reimt ſih guat“, ſog ih, „ih muaß morgn ah hin und do roaſn ma mitanond.“ Drauf is s noh ausgredt worn und Togs drauf zeiti ſitzn mar ollzwen afn Wogn und fohrn af Bruck.

Wir ma af Gißdorf keman, ſog ih: „Wellns nit, daweil Mittog gſuadat wird, a bißl zan Hern Schwogan gehn?“

„Kunt ma nit einfolln“, brumelt der Omtmon und wird folſch, „mei Schwoger is an Eſl und ſeini Weibaleut ſein nit viel onderſt. Daweil ih eahner a hoamlichi Freid mochn will, machn ſ mi zan an Norn vor der gonzn Welt.“

„Ha, ha, ha“, loch ih, „zwegn an Giroſſn.“

„Holtn S eahna Maul!" ſogt er, „will nix mehr davon hern. Hiazt hot er die Kiſtn, da Schwoger, und auslochn will ih mih nit von eahm loſſn."

So ſein mar af Bruck kema, ſein ban Mittabrei ohgſtiegn und kriagn zwoa Stubn nebnanonder; ih Numera ocht und er Numera nein. Und wir ih mei bißl Gepäck auſi bſtelt hon, denk ih: Sulſt hiaz gleih deini Gäng varichtn, und geh zerſt zan Weinhondla.

„Guat Nomittog!" ſog ih — mir kenen ins guat — „Sie hobn a Kiſtn von da Frau Omtmänin z Parchau kriagt?"

„Freili," ſogt er olſa lochanda, „wo da Giroſſ drein is."

„Richti," ſog ih, „ſeins ſa guat und ſchickns ma die ſewi morgn fria zan Mittabrei af Numera ochti."

„Gern," ſogt er, „oba wan das Beſt lebendi is gweſt, nochha wirds wul todt ſein; gfuadat hobn ma nix."

„Is ollsoans", ſog ih und geh.

No und wir ih Obnds drauf in mei Gosthaus geh und af mei Stubn, ſogt ma da Kellna: „Bitt Her, Sie ſchloſn af Numera nein. In Hern Omtmon is ſei Bett z kurz gwen und hot mit Eahna tauſcht."

„Is ſcha recht," ſog ih und denk af nix Boſes, geh in mei Bett und ſchloſ, bis ma z Morgns d Sun in d Augn ſcheint.

Ih ſitz auf, trink mein Kafee, do hör ih danebn afn Vorſol an grauſlin Larm. Und wir ih aus Neigirigkeit ba da Thür außiguck, do rennt drauß da Her Omtmon umanond in da bloßn Pfoad und ſchreit und ſchimpft und timelt vor Zorn, und zwen Orbatsleit ſtehn ban ara großmechtin Kiſtn und drahn eahneri Hauban afn Kopf umundum und kroẞn hintern Ohrwaſcheln

„He, wos gibts dan?“ frog ih.

„Der höllmentiſch, der verfluachti Giroff!“ ſchreit der Omtmon und ſpringt in ſei Stubn eini und ſchmeißt die Thür ins Schloß, daß s gonz Haus zidert. Ih wink d Orbatsleit mit da Kiſtn in mei Stubn, loß ſie za da Wond ſteln und wirf die Bettdeckn driba.

Daurt nit gor long, kimt der Omtmon zu mir ibera und ſetzt ſih gonz unſchuldi af ſei Giroffkiſtn und ſchondirt iba d Leit und ſchilt iba die gonz Welt: Das war an ongſtifts Gſpiel und er kenad ſeini guatn Freind z Parchau durch und durch — de hätn eahm das onthon und er wult eahna s ſcha gedenkn.

„Wo hobns dan die Kiſtn hinbſtellt?“ frog ih.

„In d Mur ſulns as ſchmeiſſn, hon ih zu de Kerl gſogt.“

„Recht,“ ſog ih, „no hobns a Rua.“

Mir redn noh von unſer Roas und daß ma morgn hiſch vor Togs obfohrn miaßadn, s wa ba den Flitſchweta jo da Weg ſo ſchlecht, und wir ih wornim, daß er gehn will, ſog ih — w 'l mi de Giroffngſchicht ſcha hölliſch kitzlt hot — „Her Omtmon,“ ſog ih, „ſetzns Eahna do liaber af an Stuhl, Se kuntn leicht in Kiſtndeckl durchiſitzn.“

„Wos für a Kiſtn?“ frogt er und fohrt af d Hech, as hätn a Noder gſtochn.

„Je,“ ſog ih, „Eahna Giroffnkiſtn,“ und ziach die Deckn ower und mog dabei wul a wenk glocht hobn.

— A zeitlong ſteht er do und ſchaut aus wir a Stier, dem mar a roths Tuach vor die Augn holt't; noh guckt er mih on, guckt die Kiſtn on — und ih denk ma: aha, hiazt paß auf, hiazt fohrt er dir in d Hoar! Drauf ſpuckt er a pormol aus, gibt — daß s olls ſchepert — da Kiſtn an Fuaßtrit: „Verafluachts Giroſſngraſſel!“ — und auſſi is er ba da Thür.

Schleicht ober in gonzn Tog um mih uma, wia die Koß um an hoaßn Brei, und gamt und betrocht't mih ollaweil ſo va Weitn; und wan ih n zuafäli onſchau, guckt er af d Seitn, daß ih ſcha ſelba zu mir ſogn muaß: Wos er dan hot? Der fort af d Letzt morgn gor nit mit dir! — Und dazua hon ihs jo da Frau Omtmanin vaſprochn, daß ih die Kiſtn af Gißdorf mitbringa will. Und wan ers ine wird, daß dieſebe mit uns afn nemlin Wogn is — ſo fohrt er notirli erſt recht nit mit. Ih loß ma va da Kelnerin die Kiſtn in a ſchworzi Woſchleinwad einpokn, ruaf in Kutſcher und ſog: „Geh, Jochem, nim dih um de Kiſtn on! poks heint auf d Nocht afn Wogn, und wan der Omtmon frogn ſutt, wos drina wa, ſo ſog: a gneiger engliſcha Sott, den ſulſt in Dokter Ampl mitbringa.“

Is guat. Togs drauf fohrt der Omtmon doh mit mir. Und wia mar in Duſtern durchn tiafn taunoſſn Weg ſo fuatfohrn, redt er ka Wörtl. Mir keman gegn Hogndorf, weln in Roſſn a wenk a Fuada gebn loſſn, und wia mar ohſteign, kriagt er die ſchworz Kiſtn zſehn. Er daſchreckt ſih haſn (faſt) a wenk, luagt a ſo vadechti hin und hot an urndlin Grugl (Greuel) davon. Und daweil ih in d Stubn einigeh, wink ih n Jochem, daß er mit eahm redn mecht. Der hot eahm drauf die Gſchicht mitn Sotl aufbundn; und wir er nochkimt, is er gonz fideel und redt wieder amol. So kema ma noch und noch af Gißdorf; s is ſcha ſpot nochmitog und gor ka Gedonkn mehr, daß ma ba Togliachtn noh af Parchau kema kuntn.

So ſitzn ma in Wirthshaus banond und do ſog ih: „s is da heili Obnd, heint.“

„Jo,“ ſogt der Omtmon, „s is da heili Obnd, heint.“

„Kuntn jo leicht a wenk zan Eahnan Hern Schwogan gehn,“ ſog ih.

„Na,“ ſogt er kurzweg.

„Na,“ ſog ih, „do wil ih a wenk zan eahm ibriſchaun, bin jo guat mit eahm bekont, und in ſo an Obnd is ma doh liaber in aner urndli Famili, as wir in Wirthshaus ſitzn.“ Bind ma s Holstiachl a wenk gſcheidter und ſteh auf. — Na, dás mogn wul ah nit ollsoans ſein gweſt, daßn a wildfremda Menſch voran kam; er ſteht auf und ſogt: „Do geh ih doh ah owenk mit.“ Und mir gehn.

Ehanter hon ih s noh in Jochem zuagſteckt: „So um ochti nimſt die ſchworz Kiſtn, ſtelſt as in Hern Omtmon Zerner ſein Hof und ſchreiſt wos d konſt: „Hop, hop!“

No, und wia ma zan Omtmon Zarner keman, is ſcha dunkel [illegible], und die ſchön worm Stubn is hel va lauta Liachta, und die Gſichta va die Weibaleit — und in Omtmon ſeins ſelba — ſein hel va Freidn, de ourukn wern. Do is ah in Omtmon Daringer s Herz aufgonga.

Däs hot nit long daurt.

Grod is s ſo recht warm und gmiatli worn, ſteigt der Omtmon Zärner afn Omtmon Daringer los, klopftn af d Ochſl und frogt: „Na mei liaba Schwoga, hoſt Du Dei Gireſſnliſtn richti kriagt?“

Der Omtmon ſchiaglt (ſchielt) n ſo rar in d Augn, wos er wul moan kunt, aft gukt er mih on, ob ih nit loch. Oba wir er ſiacht, daß ſei Schwoga gonz ehrli dabei ausſchaut und ih gonz ernſthoft — hon mih jo tul in die Zung biſſen, daß ih nit loch — do ſogt er: „Jo, jo. Is olls in Richtigkeit.“

Hiazt keman d Weibaleit und frogn, ob ſih da Schuldirekter wul recht gfreit hät? und ollahond ſo Martern thoans n on, in Omtmon Daringer, der wir a Kelchſilber (Queckſilber) af ſein Stuhl hin und herruckt und nix wia jo und na ſogt.

Zan Glick hobn de zwidan Sochn bol aufghert und die Bſcherung is losgonga.

Die Frau Omtmänin kriagt a ſchworzſeidanas Kload.

Der Her Omtmon kriagt an Schlofrok, daß er mit ſein Schlof doh nit gonz af d Amtsſtubn ongwieſn wa; und d Schwagerin kriagt an holbn Kreskrogn — die onder Halfti is noh nit fiati gwen — und dritholb por Strümpf — in oan ſtrickt die Tochter noh — und an Nahtiſch, ba den noh d Fiaß und s Obagſtell obgeht (fehlt). Die Tochter oba, de kriagt ſo viel, daß davon guat zwoa Töchter von obn bis untn ausſtafirt wern kuntn. Drauf is a großes Hefn Punſch keman in d Stubn, und Guglhupf und Nußn und Epfel und hiazt is d Herlikeit erſt recht onganga.

Da Her Omtmon geht in da Stubn um und puß d Liachter und brumt ollaloi luſtigi Liada zwiſchn di Zehn und blemaſcht (blinzelt) ma zua und fleanſchlt „Däs is erſt der Onfong, s Beſt kimt noch. Ih-hon meini Weibaleit noh a luſtigi Ibaroſchung.“

D Frau Omtmänin biagt ſih von ihrn Seſſel z mir her und ſogt: „Schauns amol, wia da Zarne luſti is! oba der wird erſt ſpäta noh hupfn; mir iba roſchn an mit an ſauban Kriſtgſchenk.“

Na, hot ah nit long daurt, geht d Ibaroſchung lo

„Hop, hop!“ ſchreit Oana vor da Thür und ſte an großn Pok in d Stubn einer. In Hern Omtmo Zarner ſein Nom ſteht drauf. Der mochts ah glei a und wos is drein: a neiga Kutſchnbok.

Zerſcht mocht der Omtmon ſo an ungwiß s Gſic und ſchaut d Weibaleit on wia die Kua a neigs Tho oba mit da Weil foltn wos ein und er ſogt zan eah ſelba: Schaut Oana des Ragazeig (Rackerzeug) on! S hobn mei Preſent auskundſchoft't und ſchmiren mih on m meiner oagnan Fetn. — „Der Gſpoaß is nett!“ ſo er drauf laut und locht und frogt: „Na, gfreits e dan?“ Seini Weibaleit lochn ah und ſei Schwager ſogt: „Gelt Oiter, af dos hoſt doh nit denkt?“

„Denkt? ih af dos nit denkt? Na, wer hät d af ſo wos denkt! — Ih hon ma denkt, denk ih ma . . .

„Jo“ ſogt ſie, „und mir hobn uns denkt, af d kunſt gwiß nit denkn und des deafad ſcha die gſcheit Ibaroſchung ſein, hobn mar uns denkt.“

„Fi mih?“ frogt der Omtmon Zarner gonz dake (vadutzt)

„Jo freili, fi dih!" ſogt ſei liabi Frau.

„Is olls Oans", moant die Tochta.

„Hop, hop!" rehrt wieder Oana draußt und ſchiabt drauf wieder a ſo a Pokal eina ba da Thür fi d Frau Omtmänin. Und wos is s? — A neiga Bok.

Da Her Omtmon Zärner ſchaut ſeini Weibaleut on und aftn mih und aft ſein Schwogan, ruckt ſei Schlofmitzn af d Seitn und ſogt: „Na, zwen Bök! — das kon ſih mochn."

„Zwen Bok!" ſchreit ſei liabi Frau und ſchlogt d Händ zſom, „Du liaba Hergott, Olta, jo mir hobn uns denkt . . ."

„Jo", ſogt er, „und ih hon ma denkt . . . ."

Und hiazt hobns onghebt zan Hinundherredn und zan Wartln, und wos is dabei auſſakeman! a Vadriaßlikeit.

Grod da Her Omtmon Daringer locht hoamli ban eahm ſelba, ſchaut af mih und ſogt ſtill: „Gott ſei tauſndmol Donk, daß mei vohölti (unſelige) Kiſtn af Roaſn is. Da Teixl mecht wetn, wan de heint ah noh onkema war, nochha wa die Gſchiacht ſtati."

„Hop, hop!" ſchreit Oaner intn in da Labn.

„So," ſog ih zu mir ſelber, „Unglik, hiazt geh dein Gong." Ih ken in Jochem ſei Stim. Die Thür geht auf, mei ſchworzi Kiſtn kimt eina, mit der Aufſchrift: An Herrn und Frau Omtmänin Zärner z Gißdorf. De hon ih vorch draufpikt.

Klema (kaum) hot da Her Omtmon Daringer die ſchworz Kiſtn gſechn, ſpringt er auf. Er goft die Kiſtn on, wia wans nit gonz richti wa mit eahm und er hat ſein Zehnwehtog, und in da Kiſtn wa s Hondwerkszeig zan Zehnausreißn drein. Er goſt die Kiſtn on, as wult er mit ſein Augnan in Teifel todtſchlogn, wan er dina wa.

„Däs is doh!“ ſogt er und ſchaut af mih, „däs is doh!“

„Fi mih und mei Frau?“ ſogt der Omtmon Zarner und ſchneidt d Leinwad auf. Oba knop kimt die Kiſtn zan Vorſchein, ſteßt da Her Omtmon Daringer in Hern Omtmon Zärner af d Seitn — und paff, ſitzt er ſchön broat af da Kiſtn. — „Is an Irthum!“ ſchreit er, „is an Irthum! Do drein is a Sotl ſin Dokter Ampl z Obadorf.“

„Ah na,“ ſogt der Omtmon Zärner.

„Ah na,“ ſogt ſei Frau.

„Ah nah“ ſogn die zwoa ondern Weibaleit, „er wil nar an Gſpoaß mochn.“

Hiazt wird er va da Kiſtn af d Hech druckt, oba wia ma die Obadekn va da Kiſtn gſiacht, do ſchreit der Omtmon Zärner: „Mei Lebatog na, däs is jo die Giroſſ-Kiſtn!“

„Höllmentiſch, varafluachti Kiſtn!“ ſchreit der Omtmon Daringer, „loßts mih aus, loßts mih aus — ih wil z Haus!“

Oba zwiſchn eahm und da Thür ſtehn d Weiberleit: „Af d Leßt is s gor von eahm ſelba. däs war erſt an Ibaroſchung! Nix auſſiloſſn!“

Da Her Omtmon Daringer ſchmeißt ſih af die Pulſtabonk und locht grimi ban eahm ſelber und brumelt: „Schön, ſchön, na ſo loßts enk holt ibaroſchn. Ih hon hiazt gmua, und Se!“ draht er ſih zu mir, „Se kina morgn oloan ſohrn, mit Eahna fohr ih kan Schriat meh!“

Die Kiſtn wird aufgmocht, und wos is drina? A neiga Bock! — Liaba Gott! Wie ſchaut hiazt da Her Omtmon Zärner aus und wia ſchaut ſei liabi Famili aus! — Ibern Omtmon Daringer ober is hiazt gach a giftigi Luſtigkeit kema, laut locht er: „So, ſo, Zärner, Du Holbeſl! Du hoſt mih mit Dein Kiſtnnochſchikn zan Norn va gonz Parchau gmocht. Hiazt hoſt Dein Giroſſn. So, ſo, Zärner, wans kimt, ſo kimts mit Haufn. So, ſo, Zärner, hiazt weln mas amol oldrei nebnanonda ſteln, daß ma doh die Bſcherung ibaſchaun kon! So, ſo, Zärner, hiazt folt ma noh ein, hiazt hot an Jads von Enk ſein oagnan Leibbock.“

Oba kaßweiß wird er, wia hiazt nohamol die Thür aufgeht.

In Hern Omtmon Zärner ſei Kutſcher, da Fritzl, kimt eina, hot wos af der Ochſl und ſogt: „Mecht wul doh ah gern ah hoamlichi-Freid mochn, heint, zan heilin Obnd, Her Omtmon. Do — der olti Bok is wieda firkema. Do is er.“

Und ſetzt in viertn Bok in d Stubn eina.

* * *

„So, mei Suhn,“ ſogt hiazt mei Vetter, da Mathiasl, wir er die Gſchicht dazahlt hot, „hiazt hoſt doh eppa gnua hoamlichi Freidn und Ibaroſchungen. Hiazt ſnach da von beſtn Oani aus, nochha wern mas doh noh zwiſſn kriagn, wos Du Deina Muata fir an Ibaroſchung mochn willſt.“

Ih pok drauf mei Pakel ausanonder und wos kimt auſſer? A por Brilln.

„Schau,“ ſogt er, „Brilln? wia kimſt dan do drauf?“

„Je,“ ſog ih, „wia ma neili af d Nocht mitanonda bin Tiſch ſitzn, will d Muada ah Nahnodl onfadnan und däs will nit recht gehn; do wirds hel vadriaßli und ſogt: Mecht ma doh ſchier Brilln onſchoffn. Und däs hon ih ma gmirkt.“

„Nah, ſo kim mit,“ ſogt mei Vetter, ruaft mei Schweſta, d Liſerl und frogt: „Liſerl, wos ſchenkſt Du da Muada?“

„Sogs nit gern,“ moants, „muaßt as oba nit weitaſogn — a por Brilln.“

„Und Du, Guſtl?“

Da Guſtl, däs is ſo recht a dika Mugl, der gigazt (ſtottert) a bißl und wir er amol daſchrekt is, do bringt er ka Wort auſſa. Ober ſinga kon er, und do hots da Vetter Mathiasl ban eahm eingfihrt, daß er ſein Ontwort ollamol ſinga muaß. Na, da Guſtl mocht hiazt holt a recht a broots Gſicht und hebt on zan gigazn.

„Sing, ſing, Bua!“ ſogt da Vetter und da Bua ſingt mit hela Stim noch da Melodei von Jungfernkronz:

„Ih ſchenk da Muader a Brilln
Veilchenblaue Sei—i—de“

„Schön, brav, mei Suhn, ſogt da Vetter Mathiasl, draht ſih zu mir: „Wos ſogſt dan dazua?“

Ih ſog nix.

„Nit wohr?“ ſogt er, „und Dei Muada, de hat ſih iba drei por Brilln haſn gwiß mehr giſt't wia gfreit und wans nit ſo a gſcheidti Frau wa, ſo hät ſies leicht fir a Gſpötlerei holtn kina. — „Kim her amol,“ ſagt er und draht ſih zan Fenſta, „wos ligt do draußt af da Stroßn“.

„Schnee,“ ſog ih, „s is jo Winta“.

„Richti,“ ſogt er, „und da Schnee und da Winta wern vagehn und s Fruajohr wird kema, oba nit af Oanmol — noch und noch. Und ſo gehts ah mitn Sumer und mitn Hiabſt — bis da Winta wieder onrukt — und s gonz Johr durch. – Ibaroſcht uns unſa Hergott in da Winterszeit amol mit an Opfelbam, der in da Blia ſteht? Und kimt in Sumer amol a kolts Weta, do kriagn die Jungen in Schnupfn und die Oltn gor leicht in Tod. Däs thuat unſa Hergott und er wirds wiſſn, zu wos s guat is. Oba wan mir Menſchnwürm eahm amol wos nochmochn weln, ſo mochn mar a Dumheit und ſteln a nariſches Zeig on. Freid und Load, wans uns gach ibern Hals keman, ſein zwoaſchneidigi Schwerter und ghert a feſta Kopf und a hirts (hartes) Herz dazua, weln mas von uns ohwendn, daß uns nit in Grund ſteßn. —

Wul, wul, mei Suhn, ah d Freid, wans unvahofft kimt, hot an bittern Gſchmochn — is ſ kloan, va Valegnheit und eppa gor Vadriaßlikeit, is ſ groß, von zuakinftin Unglick. — Schau in Millnajung on, der juſt ſein Binggl Woazmehl ins Haus einatrogt — wan der heint s groß Los gwingt, ſo is er ſei lebertog der ungliklichſti Menſch; und wan morgn da Kaiſer unſa

Köchin heirat, wos wurd ſih de an Fleck einbildn — s dumi Menſch leſt ollaweil Gſchiachtnbiachln; — ſie wurd ols Kaiſerin s Spetakl von gonzn Lond — und ſie is nochher an olti Zoſchn (unſauberes Frauenzimmer) und ſie bleibt an olti Zoſchn und ſie is nit amol zan a Köchin z brauchn. — An iada gſcheite Baur ſogt, s beſti und reichſti Johr wa däs, wos an ruarin (ruhigen) und richtin Valauf hot: und ih ſog Dir: das glillichſti Menſchnlebn is däs, wos ſo viel wia migli von Ibaroſchungen vaſchont bleibt.“ — Und dabei draht er ſih um und ſein olts, luſtis Gſicht is trauri worn.

Holb und holb glaub ih eahms; ſei Wort hon ih ma gmirkt und oan Nutzn hots ſi mih doh ghobt: ih hon mei lebatog nit in d Luterie gſetzt.

⁂

Hephata, thua Dih auf!

Nach Peter Hebel in die ſteiriſche Mundart übertragen.

Bin ih Suntas in da Frua ſo in Gedonkn dabi gwatſcht,
Is ſo liab und hoamli, und gor ſo hell hot d Sun gſcheint
Rechts und links af die Dörfer und af die gweißntn Kirchthürn —
Und die Kirchthürn ſtehn und ſchaun af oanonda va weitn
Uebas Woazfeld und üba die grean, die bleamalad Wieſn,
Und as will Koaner in Onfong mochn.
„He, Nochbar, fong Du on!
Biſt nit der älteri, Du, und hoſt nit die größaſti Glockn?“
„s hot jo noh nit neuni gſchlogn!“ ſogt der Ondri zan Nochbarn.
„Selm ſteht a Burſch afn Feld, der guckt afn Birnbam,
Wort ih, bis er ſelba geht, bring ih n leicht ah noh in die Kirchn.“
Und ſelm hot a Vögerl pfiffn afn Birnbam,
Va den ih gſtondn bi, und wir ih ſo zualos, do denk ih:
Do predig' jo wohrler a Fink af ſeina grean Konzl!
As kimt oan grechn ſo für und s Bleamerl ſitzt untn und loſt zua,
s Glocknbleamerl, und ſchnopft nit und ſchloft nit,
Und gſpürts, wia s da himmliſch Boder aus n ſoftign Erdreich

Fuadat (füttert) und kloadt und aufputzt mit ollaloi Forbn,
Wans gleih nit ſtrickt und nit ſpint und wir er gwochſn, da
Fink,
War ah s Röckerl mitgwochſn und er trogats fuata,
Sumer und Winta, Tog und Nocht, Feiter und Weata (Feiertags und Werktags).
Und s war noh ollaweil ſchier noglneu,
Und ſar oft, as da himliſch Voda vabei gang,
Frogat er: „Fink, hoſt doh a guats Gwandl?" — —
Sul ers nit gſogt hobn, dås, na, ſo hon ih mas vortramt,
Hot aufghört nocher und s Schnaberl putzt.
Die Beindl (Bienen) hobn orglgſpielt und wir ih ſteh afn Bergl,
Do läuts af olln Kirchthurn mit olln klingadn Glockn.
Do bin ih, denk ih, s is gſcheit, daß er wort't
Bis ma kimt in die Kirchn.
Wos ih ghört hon drina,
Dås will ih dazähln hiazt. — Dirndl, geh ruck mar an
Stuhl her!
Kon ih s nit ſogn, as wir er, ſo wir ih s holt ſogn, as
wir ihs kon.
Zerſtn hobn ſ bet't, wia ban uns, und gorgelt und gſunga;
Und noh daweil ſ ſinga, ſteigt da Pforrer af die Konzl,
Nimt d Sonduhr in d Hond, beidelts a wenk und klopſt
drauf —
As hot nit wölln laſſn; und nochba, wia d Orgl vabrumt hot,
Hebt er on z predinga von ſelbn Taubn und Stummen,
Wia da fremd Mon von gallilaiſchn Mir her
Is keman und in Kronkn in Finger ins Ohrwaichl glegt hot,
Und in Ondern af die Zung und gſogt hot in Spruch:
„Hephata, thua Dih auf!" — Is in Kronkn af oanmol
s Woſſer in d Augn gſchoſſn und da Taubi hot gſogt:
„Loſts amol, Leutl, wia d Woſſawelln rauſchn!
Wia da Wind pfeift in Schilfrohr und da Fiſcha ſo liabli
thuat ſinga!"
Sei Voder und Muada ſein ſchier vo Freudn vagonga.
s is a himliſches Wunda gwen, unſa Dokta kunts nit ſo!

s is a mächtigroß Wort — ſogt er — dás Hephata von Himel! —
Jo freili wul mächti groß! Ih möchts wul ah amol hörn,
Hon ih denkt, und kam, daß ih s denk, do ſogt er, da Pforra:
„Und klingts nit, dás Wort, wan ma loſt, an olln Ortn und Endn?
Nit in Wold, af der Au und in olln menſchlichn Herzn?
Gehts amol in Winter afs Feld und guckts, wias do ausſchaut!
Olles ſtoanhort und die Pflonzn vafrorn und maustodt,
Olli Bäch ſein eing'eiſt und müaſeli draht ſih noh s Mühlrod,
Olli Fenſter vawaht, olli Thürn mit Stroh ausbauſcht,
Ka Dröſcherl hörſt ſinga, ka Vögerl kon ſih ſpieln in da Sun.
s is Liachtmeß ſcha do und ollaweil wirds noh nit onderſt;
D Foſtn is do und ma moant, as blieb ſtar und as wüßt ſih nit z helfn,
Bis in Mirzn af oanmal an Ondera do is und ausruaft: „Hephata!
Hephata, thua Dih auf!“ — Wia waht hiazt da Lauwind (Thauwind) ſa woach!
Sogt da Voda zan Suhn und kneifelt ſei Holstüachel auf.
As tropft von olln Dachern, und da Bodn, wir er locker und grean wird!
Und dahoam ſogt d Muada: Geh, Töchterl, moch s Fenſter auf,
Loß in Langſin (Lenz) in d Stubn und ſog eahm an Gruaß-Dih-Gott, Langſin!
Loß d Schäfla gſchwind aus, ſchau, da Holter, er jeilt (jagt) ſcha durchs Dörfel.
D Halm guckn auſſer und treibn lauta Blattln und Knoſperln
Af Wieſn und Feld, in Waldler und Gartn.
Und da Vogl, der geſtern noh d Wegſteur nit ghobt hot,
Is a reicha Baur hiaz, hot Würmler af da Woad,
Und s Zehntrecht af Feld und af Bama,
Hot oagn Haus und Hof hiaz; ſchauts, und ſei Weibl
Dás baut a kloans Bett drein und wan 'ma dazuakimt,
Na, tröſt da Gott, wos leit (liegt) in dem Betterl?

Guldani Orla (Eierchen), gſcheiblad mit gſbrengladi Tupferln
(rund, mit bunten Fleckchen),
Wos is dan in Knöſperl, wos is dan vaſteckt in kloan Orl?
Neamt woaß s und neamt ſchaut und neamt kons aufthoan.
s vageht oan Tog um der onder, Oſtern vageht und Weißſunta,
Do klingt von Himel d Stim: „Hephata!“ ſo ruafts,
Ruaft Tog und Nocht, ruaft Suntas und Weatas (Sonntags
und Werktags):
„Hephata, thua Dih auf!“ Und Olli hörns und fulgn.
Und hiaz hot ma nit Augn gnua zan Guckn.
s Knöſperl ſpringt auf und s Röſerl locht auſſa,
s Orl ſpringt auf und s Vögerl hupft einer in d Welt,
Und wo ma loſt und wo ma ſchaut is Lebn und Lebn.
Von Oſtern bis Pfingſtn is a großer, an oanziga Feiter,
An Urſtänd, Tog und Nocht, Suntas und Weatas.
Afn Baman, in Gros, do glitznts wia Silber und Deamant,
A ſiaß ſchmeckenda Wind waht her üba d Au und von Gortn;
As klingt und as ſingt, ma woaß s ſelba nit, wir, af da Welt,
Meina Seel, ſchier nit onderſt, wia Harf und ſilberani Glockla,
Wo ma ſchaut und wo ma loſt is Lebn und Lebn.
Die Bruathenn hot ſcha zwölf Jungi und Lamperla groſn
af der Au,
Afn Feld ſchnadln (ſchaukeln) d Aehrn und die Bleamerla
wortn af Regn.
Wos ſogt da Barometer? obn will er auſſi.
Und da blowaugad Himel locht ower
Und gfreut ſih, wir Olles eahm zua und af d Höch will. —

So predigt da Pforra, drauf beidelt er d Sonduhr,
Greift eini in Sock um d Schnopſtabakduſn,
Klopfelts und ſogt: „Hephata, thua Dih auf!“

Erklärungen.

Ich gebe hier die üblichen und für ungeübte Dialektleſer unentbehrlichen Erklärungen bei, welche ſich auf dieſes Werk beziehen. In Bezug auf die Schreibweiſe der ſteieriſchen Mundart vermag ich bei der Verſchiedenheit derſelben in verſchiedenen Gegenden, bei Perſonen verſchiedenen Alters, verſchiedener Stimmungen u. ſ. w. eine vollkommene Einheitlichkeit nicht feſtzuſtellen. Das ſei — wenn es überhaupt möglich iſt — Sache eines Sprachgelehrten, wie ein ſolcher auch die wiſſenſchaftliche Erklärung der einzelnen Wörter liefern mag. Ich erbringe hier — ohne Abſicht, wiſſenſchaftlich vorzugehen — zufällig den Stoff, indem ich meine volksthümlichen Dichtungen möglichſt charakteriſtiſch in der ſteiriſchen Mundart darſtelle. Was ich von dieſer Mundart geben kann, es iſt wenig, und wohl das Wenige noch lückenhaft — aber richtig dürfte es ſein. Freilich muß man den Dialekt zu leſen verſtehen, denn mit Zeichen und Buchſtaben allein läßt ſich die Betonung unſerer Mundart nicht genau beſtimmen. Wenn man das verſuchen wollte, ſo ginge vor lauter Apoſtroph-, Accent- und anderen Zeichen, durch Dehnungen und Verrenkungen das Wortbild für das Auge verloren, und ein weniger geübter Leſer wüßte damit gar nichts anzufangen. Ich muß davon abſehen, einzelne ſcheinbare oder auch wirkliche Inconſequenzen zu motiviren — was ſich in den meiſten Fällen thun ließe — ſondern mich bloß auf die Erklärung der ſchwierigſten Wörter und Redensarten beſchränken.

A.

aſſi, hitzig, leicht verletzbar.
aſt, aſtn, dann, hierauf, hernach.
ahnla, ähnlich.
amari, neugierig.
an Jada, ein Jeder.
an Jadi, eine Jede.
ar, einige.
as, als; manchmal auch: ſtatt, daß.
aufblunzn, aufblähen.
auf da Goanzn liegen, faul auf dem Rücken liegen.
auf de Ort, auf dieſe Art.
auf den Schrockn, auf dieſem Schreck, nach dieſem Vorgang.
auf der oan, auf der andern.
auffa, herauf; **auffi,** hinauf.
auffakraln, heraufklettern.
aufgholtn, aufbewahren.
aufgralln, ſtruppig werden, das Gefieder aufſtruppen
aufhenga, aufhören.
aufkneifeln, aufknöpfen.
auffideudt, hinaufgedeutet.
auf Oan, auf Eins, alles Eins.
aufwiedln, auflockern, emporhelfen.
aufzüchtn, aufziehen, erziehen.
ausbacheln, aus der Umhüllung hervorwickeln.
ausgeigna, (wen), Jemanden ſpöttiſch abfertigen, abtrumpfen.
ausgroſt, ausgeraſtet.
ausmochn, auszanken.
Ausnahmsſtübel, Ausgedinghäuschen.
ausſpinauſn, ausſchnaufen.
ausränzn, ſich dehnen.
ausſchwoabn, ausſpühlen.
ausſoat, ausſagt.
ausſprenga, (etwas) offenkundig machen.
austüpfeln, ausſinnen, ausklügeln.
außumher, ringsum, ringsherum.
Auswärts, Frühling.
Auswenigi, Auswärtige, Ausländer. (Mehrzahl).
auszedan, verſtreuen.
auszohln, auch ſo viel als: heimleuchten, mißhandeln.
Awadit, Appetit.

B.

balei, bei Leibe nicht, auch **a balei nit;** eine gewöhnliche Verneinung.
Banganet, Bajonnett.
baſchln, plätſchern.
baſtln, leichtes, halbträges Handarbeiten.
beangad, verkrüppelt.
Beangn, Krüppel.
beckn, picken, **beckt,** pickt.

Betn, Roſenkranz; Mehrzahl: **Betan.**
beutln, die Haare zauſen, ſchütteln.
bibazn, gackern.
Bidlin, Bidling, Körper.
Bidlmon, Brautwerber.
Bingl, Bündel, auch **Binggl.**
Bir, Beere; **Rothbir brockn**, Erdbeeren pflücken.
birchani Liſel, die Ruthe.
Bizler und Baſtla, die aus Liebhaberei Schnitzwerke machen oder überhaupt zum Zeitvertreib mit feineren Handarbeiten thätig ſind.
Bleamerl, Blümchen.
blean, blühen.
bleat, röhrt.
bledan, flattern.
blemaſchn, zwinkern.
Blianblatl, Blütenblatt
Bloam, Blume.
bloamad, blumig.
Bloat, Geleite, das Geleite geben.
Blodan, Blaſen.
blow, blau.
bluin, mürbeſchlagen.
Blunzn, dicke Wurſt, aufgeblähter Beutel.
Boana, Beine.
Boas, Beize, Selche.
Bachmirl, ein Weib Namens Maria, das am Bache wohnt.
bockboani, hartnäckig.
Boda, Bader, Arzt.
boſeln, **boveln**, brummen, ſchwätzen.
bol, bald.
bolwiren, raſieren.
bouiſchn, übermäßig anfüttern, anſtopfen.
bortad, bärtig.
boſchn, klatſchen.
Bradelgeigna, ein Wirthshausmuſikant, der für die Koſt muſicirt.
Braderl, Braten.
bramelvul, bis zum Rande voll.
Brandln, ein bäuerliches Kartenſpiel.
Brazn, großes breites Meſſer.
bredln, klappern, plaudern; auch **brodln.**
Brentlahüt, Sennhütte.
brentln, almen, ſchwaigen.
Breſerl, geweihtes Bildchen.
Breſel, ein Biſchen.
Briaff, Mehrzahl von **Briaf**, Brief.
brinnad, brennend.
Bruada, Bruder; Genitiv **Bruadan.**
brunn, gebrannt.
Bruntro, Brunnentrog.
Brün, Mehrzahl von Brunnen.
Bua, Bube, Junge, Jüngling; Mehrzahl **Buam** oder **Buabn.**
Buda, Butter.
bugerlduckn, kriechen.
buglkrazntrogn, auf dem Rücken tragen.
buglad, höckerig.
bums, Bezeichnung für einen heftigen Schlag oder Stoß.
Bumerl, kleiner Hund.
bungad, klein, dick, rundlich.
burren, rollen, laufen.
Buſchn, Strauß.
Buttn, Tragkübel.

D.

dafruiſn od. **dafriaſn**, erfrieren.
dagwinga, gewinnen.
dahuman, verhungern.
dalabn, erlauben.

dakrakt, zerkratzt.
damaiſch, damaiſch gauſtats, toll ſchnaubt es.
dameni, eine Menge. **Do ſein dameni Vögl gflogn.**
damiſch, ſchwindlig, betäubt
damott, abgemattet.
dämpfi, dumpf.
dappert, blöde, ungeſchickt.
darett, errettet.
därfaſt oder **deafaſt**, dürfteſt.
Da Schiach ongehn, Furcht bekommen.
daſi, ſtille unterwürfig.
Daß n s Aug is gſcheit naß worn, daß ihm in der That das Auge naß geworden.
Daweil habn, Zeit haben zu etwas.
dawirn, erwehren.
dawoakn, ertränken, im Waſſer erweichen.
dazogn, beſchmutzt.
dean, deanadn, ſe deanadn, ſie würden dienen.
Deana, Gerichtsdiener.
Dei, Deixl, auch **Teuxl**, eine Schwächung des Wortes Teufel. **Du Dei, du zwidera!**
demeri, dämmernd.
den wird auch im Dativ, Einzahl gebraucht: **Den Kerl gib ih nix!**
dena oder **denna**, dennoch.
dengs, links.
deſantert, deſerteurt.
d Füaß üba d Ochſl nehma, Spruch für ſtarkes Laufen, wobei die Beine hinten empor ſchlagen.
diner, drinnen.
doan, thun. wirken: wird als Hauptwort auch für den Begriff „Weſen" gebraucht: **Däs müaſali Doan. Auch Thoan.**
Doana, Donau.
Dodl, Trottel.
dochna, thönern, aus Thon gemacht.
dogazzn, toben, pochen.
doktan, Medicin gebrauchen, ausbeſſern. Winkelcuren ausüben.
doleid, daliegt.
dolgad, ungeſchickt, ungereimt.
dona, herab, weg.
doni, hintan, hinweg. **Toni** (Anton), **geh doni, wan da Toni nit doni geht, ſchlog ih n Toni doni!**
dorgehn, umhergehen.
doſcht, dort, auch **duat.**
doſtangadn, daſtänden.
drahdln, ſich tänzelnd drehen.
Dreidreſchn, das Dreſchen dreier Männer.
drent oder **drentn**, drüben, jenſeits.
drinta, darunter.
drottln, trotten.
druckn, trocken, die **drucknan**, Im ſteiriſchen Dialekte wird ſtatt den Endſilben **nen** oder **ern** oft **an** geſetzt.
Die reichan Baurn, die gſundnan Strümpf.
dunkn, etwas in Flüſſigkeit tauchen, auch einnicken, in Schlaf ſinken.
durchſchwoazn, durchſickern.
durtn, dort.
duſchn, heftig klopfen, **onduſchn.**
duſln, ſchlummern, **onduſln**, ſich einen Rauſch trinken.
duſam, ſanftmüthig, ſtill.

E.

eahna, ihnen, **eahnari**, ihre.

eal, drüben.

eh, früher vormals, auch **ehanta, ehnia**; heißt auch: ohnehin.

Ei-ei, auch **Eidl**, das koſende Legen einer Wange an die andere.

Eignſpiagl, Eulenſpiegel.

eina, herein, **eini**, hinein.

einkrachn, ſcharf ungeſtüm hineinfahren.

einloana, einladen.

elmaiſch, betäubt.

emſta, emſig, bald, ſogleich.

einboaſſn, einpöckeln.

ends, rieſig, ungeheuer.

eng, euch, **engeri**, euere, auch **enk**; letzteres beſonders im öſtlichen Theile der Steiermark.

entn, drüben; **enters** jenſeits des.

Erdbidn, Erdbeben.

eſſendi Sochn, Nahrung. **'s eſſendi Sachn is kloa.** Die Nahrung iſt ſpärlich.

expreſſi, vorſätzlich, **auch**: zu trotz.

F.

fahn, reitern, ſieben.

Fanggerl, ſtatt Teufel.

feau, ſtänkern.

feat oder **ferſchtn**, vor einem Jahr, im vorigen Jahre.

Feichtn, Fichte.

Feita, Feiertag.

fenſterln, ſich in der Nacht am Fenſter der Liebſten anmelden.

Fiata, Schürze.

fati oder **frti**, fertig.

fibad, zittert, fibrirt.

Fikrament, ein Fluchwort.

firi, nach vorwärts.

flama, **auffiflama**, verjagen, verſprengen.

Flanſn, überſpannte Ideen.

Floſſn, Roheiſenſtück aus dem Hochofen.

fleantſchln, flüſtern, a. lächeln.

fledrazn, flattern.

flena, weinen.

Fletz, Fußboden.

flidan, lachen, Jemanden auslachen.

Flontſchn, leichtſinnige Perſon.

Floxn, Muskeln.

foal, feil.

foaſt, fett.

Foaſtn, ausgekochtes Fett.

falſch wern, ärgerlich, zornig werden.

falbalad, falblich.

Foſchn, Faſching.

Foxn, Faxen, Späße, übermüthiges Gehaben.

frimla, leidlich.

Froas, Fraiſen.

Fronerl, Veronika.

fruadla, wahrlich, wirklich.

fuat, fort, auch **furt**.

Füata oder **Fiata**, **Viata**, Vortuch, Schürze.

fuchti, zornig.

fuchtln lebhafte Geſten mit den Händen machen, mit Fakeln hin und her fahren.

Füll, Füllung.

Fuir, Feuer.

funkazn, flimmern, glänzen.

Furm, Form.

G.

gabad, gäbe; **gabadn**, gäben ſie.
gach, plötzlich, ſchnell.
gaſtnaul, handvoll.
gahn, funkenſprühen.
Gai, Gau.
gama, gucken, ſpähen, auch hüten.
Gauſtawetta, Unwetter mit Sturm und ſchneewehen.
gauſtern, ſtürmen, ſchneewehen.
Gebel, für Haupt.
geiſt, gibſt. **Geiſt mar epper a Buſſerl? geit**, gibt. **Sie geit ma koans.**
gelma, ſcherzen, übermüthig herumlaufen.
Gſiata, Gefährte.
gfibert, gefiebert, gezittert.
Gfris, derber Ausdruck für Geſicht, in welchen **d Freſſn** der Mund iſt.
Gfröta, Gefrötte.
gfiulgn, **ausgfiulgn**, ausreichen, mit etwas auskommen.
ghoam, in geheim. **In da Ghoam hon ih dih gern.**
Ghackts, gehacktes Fleiſch.
girrn, glukſen.
Gjoad, Jagd, auch: **Er hot mih gjagd.**
gjodlt und kiſelt worn, in ſtrenge Zucht genommen worden.
glanggeln, ſchaukeln.
gleim, nahe.
gleit't, geläutet.
gleiwla, gleichwohl.
glitzna, gleißen.
glod, nahe, **gläda**, näher.
Gloggan, Glocken.
gmägazn, halb verhaltener Seufzer bei einem plötzlichen Schmerz; auch kurze, halblaute Athemſtöße.
gmirkt, gemerkt.
Gmoan, Gemeinde.
gnua, genug.
gnod, oft.
gnoat Orbat, gewöhnliche Arbeit.
goamazn, Gähnen, **owigoamazn**, hinwerden.
goani, geeinigt, einig.
Goas, Ziege.
Goanzn, **ligt auf da Goanzn**, liegen auf dem Rücken.
Goaſſl, Peitſche.
Göd, Pathe.
Godl, Pathin.
gogazn, gakern.
Goglwerch, Gaukelei.
gölſna, aus vollem Halſe ſchreien, auch **jölſna**.
golſtern, ſcherzen, vorwitzig ſein.
gompa, klein, herzig, niedlich. **Is däs a gompara Bua!**
gopfad, geopfert.
Gorm, Karren.
Graſſl, Geraſſel, Gerumpel, Wuſt.
Granaz, Grenze.
Grandl, Biſchen.
granti oder **granggi**, mißlaunig.
Graß, Reiſig.
Graupn, Grammeln, Schwartlein, die bei aufgelöſtem Speck übrigbleiben.
graw, grau.
grean, grün.
grechn, geradezu, ſchlechterdings.
grechtln, zurichten, bereiten.
Gredl, Margarethe; auch ein Scherzname für flinke, luſtige Mädchen.

grein, greinen, ſchmollen.
greiſpln, Geräuſch machen.
Greſſa oder **Gräſſa**, Dickicht, junger Wald.
Griasbeil, beſchlagener Bergſtock.
grima, grämen.
Grintaſira, Kritiſirer.
groanla, keimend, auch vorwitzig.
Grobn, Schlucht, tiefes Thal.
grodn oder **groin**, entbehren.
groin, reuen.
Groln, Koralle, die **Betngroln**, Knötlein an der Betſchnur.
Großſchädl, große Herren.
gruaſam, ruhſam.
gruit, gereut.
gruma, gegrämt.
Grumpſn, Falte. **Die grumpſad Liesl.**
Gſanka, Geſänge.
gſchekad, buntgefleckt.
gſchlaun, von ſchleunig, etwas vor ſich bringen. **Heunt hots ma gſchlaunt!**
Gſchmochn, Geſchmack.
Gſegna, ſoviel als ein Ausruf der Ueberraſchung, auch Seufzer.
Gſegndasgott, Gott geſegne es Dir.
Gſchroa, Geſchrei.
gſiach, ſehe. **Ih gſiach an Spotzn.**
gſindlt, geſeufzt.
gſpoaſi, ſpaßig, auch gemüthvoll, humorvoll.
gſprengerlad, buntgeſprenkelt.
Gſpuſi, Lärm, Hetze.
gſchnappi, ſchnippiſch.
Gſteggn, ſteiler Rain.
gſtuitn ſtocken (von einem Fett).
guati Ghoaß, ein gutes Geheiß, Verſprechen.
Gugaz, Kukuk.
Gugerlhaubn, alte ſteiriſche Goldhaube.
Gulinga, alter Silbergulden.
gumpn, hüpfen; **oigumpt**, hinabgehüpft, oder: hinabhüpft.
gunt, gönnt.
Gwahn, ein Haufe. **A Hulzgwahn, a Schneegwahn.**
gwegn, genau, gut zielen. **Der ſchiaßt gwegn.**
gweicht, geweiht.
gwen, geweſen.
gwinga, gewinnen. Handwerker ins Haus beſcheiden.
gwartl, gewartet.
gwunga, gewonnen.

H.

Haderl, Guldenſchein.
hadſchn, hinken, die Füße beim Gehen nicht recht aufhebn.
Hagl, Haken.
Haglerei, Händel, Zwiſtigkeiten.
hagln, häkeln.
hal, ſchlüpferig, glatteiſig.
han oder **hanz**? Frage ſtatt was?
handlon, aufdringlich.
Hangerl, Bruſtfleck, Weſte.
hanti, bitter
harb auch **hab**, böſe, verdrießlich ſein, auch ſalzſauer.
harbn, ſich ärgern.
Haſcha, unbehilflicher, bedauernswürdiger Menſch.
haſln, **obhaſln**, ſtreicheln.
haſn, beinahe völlig.
haſpeln, ſtolpern.

häufti, häufig, viel.
Hausdrak, Hausdrache.
Heidl, Wiege; **heidln**, wiegen;
heidlpanzn, in der Wiege liegen.
Heilikeil, Amulet, geweihtes Meſſingbildchen.
Heilignledanei, ſpottweiſe für eine Reihe von Schimpfnamen.
Heiliſegngſong, Sanctusgeſang.
hell, geradezu ſchlechterdings.
heen, traurig, röhren, langgezogen bellen, von Hunden geſagt.
Heni, Honig.
herint, herunten.
herkriagn, **herhobn**, ſiegen.
Heſchaza, Seufzer, **heſchazn**.
Hetſchnſtaudn, Hagebuttenſtrauch.
Hiaba, auch **Hiabe**, Herberge. **Nachthiabe**.
Hiabſt oder **Hiaſcht**, Herbſt.
hiat, **hirt** oder **hiaſcht**, hart.
hiazt, jetzt.
himlazn, blitzen; **a Himlaza**, vor den Augen in allen Farben ſpielen.
hint, hinten, zurück.
hiſch, ziemlich, tüchtig, rechtſchaffen.
Hoad, Heide.
hoagl, heikel.
hoamiſch, zahm. **'s Recherl is hoamiſch.**
Hoamkrankad, Heimweh.
Hoba, Hafer.
Hobsbua, Habsburger.
Hackbrell, Hackbret; ein Saiteninſtrument, welches mittelſt Hämmerchen geſpielt wird.
Hodern, Hadern; **arma Hodern**, arme verwahrloſte Perſon.
Höhlſn, Höhle.
Holl, Hall.
Holmaruabn, Rüben, die auf dem Stoppelfeld angebaut werden.
Holsbetn, Halskette.
halſn, umarmen.
Hamaleut, Hammerleute, Schmiede.
Hon, Hahn.
hon, haben; **hon ih**.
Hoppadatſch, Trottel.
hoppaſſa! Ausruf beim Stolpern, auch als Andeutung eines Gegenſtandes, den man nicht nennen will, auch Tanz.
Hor, Flachs.
Horacka, Flachsfeld.
horraffn, Flachs ausrupfen.
Hos, Haſe.
hugan, hocken, **hugad**, hockt.
huir, heuer, **Huir is a guate Johr.**
Hüll, Bettdecke.
hülza, hölzern.
Hulzſog anrichtn, bildlich für: zu ſchnarchen beginnen.
Huma, Hunger.
humſn, Wörter leiſe und unverſtändlich trällern.
hunert, hundert.
huſt, hurtig.
Hutſchn, Schaukel auf herabhängenden Stricken; **hutſchn**, ſchaukeln.

J (i).

Jablin, Aermel.
Jabthoal, Erbtheil.
iachani Hoſn, Hoſe aus Thierfellen.

ieß, arg.
Jagadn, Edgarten.
Jagnas, Aergers.
Jaxn, Achſel; **unta der Jaxn**, unter der Achſel.
Ihr hät ar aiha Leppa, ihr hättet euer Lebtag.
ihr Tag, ihr Namenstag.
ima, imeramol, mitunter.
in, dem, Dativ. **Ih ſogs in Michl.**
in da Wach, jählings.
in da Hinter, in der Einöde im Gebirge.
in Kema, im Kommen begriffen.
in oan Schmiß, in Einem fort.
ins, uns.
int, unten.
inta, unter.
intaſchuſſn, mitunter.
Irgnitag, Georgitag.
Irzdechant, Erzdechant.
imi, auch **übi** oder **übri**, hinüber.

J (j).

Jangga, **Janggerl**, Jacke, Röcklein
janiſchaHohn, indianiſcher Hahn.
jauzn, juchazn, jauchzen.
jegas, Ausruf der Freude.
jeikn, jagen.
Jelſnerei, Lärm, Geſchrei.
joat, jagt.
Jodla, Almer. **Da Bua kon ſchön jodln, auch: dudln.**
jo mei! ach mein Gott!
jo Schneggn! Ausdruck, um Jemandem etwas abzuſchlagen.
Joſl, Joſef.
Juchaza, Jauchzer.
jungaheit, in der Jugend.

K.

kamp, kaum.
Keichn, Kerker, Arreſt.
kein, tönen. **Die Pfeifn keit nit recht.**
kein, ſich kehren, kümmern. **Ih kei mih nit um dih.**
Keiſcherl, Häuschen.
kema, keman, kommen.
kema z hupfn, fangen zu hüpfen an.
Kiata, auch **Kirta**, Kirchtag, Jahrmarkt; auch ein Geſchenk, welches man vom Jahrmarkte mit nach Hauſe bringt.
Kiatajodla, Jodler, die auf Jahrmärkten geſungen werden.
Kiawa, Kirchweih.
Kidl, Kittel.
kiſln, kauen, mühſames Nagen.
Kina, Kinder.
kinaſch, kindiſch.
Kiniruafn, Königrufen, ein in der Bauernſchaft beliebtes Kartenſpiel.
kirchn gehn, in die Kirche gehen
Kiri, heißt auch: Kirche.
Klachl, Schwenkel, **da Gloggnklachl.** Auch: Schlingel.
klema, zwicken, drücken, preſſen.
klempern, klimpern.
kleana, kleiner.
Kleibn, Kleie; **Kleibnan**, den Kleien.
kleukn, anſchnallen.
Kleſchn, ein ſtarker Schlag.
kleſchn, heftig pochen, ſtoßen.

Kletznbrot, Brot mit Obſtfüllung, zu Weihnachten gebräuchlich.

Kletzn, nichtig Ding. **woaßt an Kletzn**, weißt nichts.

kletzn, an einer Wunde zwicken, nagen.

klewa, kaum, **auch** ſchwächlich.

kloan vadraht, abgedreht, verſchmitzt.

klua, ſparſam, ſpärlich rar.

Kluppn, zuſammenſchraubbares Halsjoch.

Klumſn, Spalte.

Kneißl, Knäblein, **auch** Scherzname für einen dicken Jungen.

Kniazl, ſpöttiſche Verbeugung.

knodan, poltern.

knodarad, holperig.

Koch, Brei.

Kogl, Bergkuppe.

Koißl, Ausdruck für Kuh, Lockname. **Tech, Koißl, Tech!**

Kolch, Kalk.

Kolln, Huſten.

Koma, Kammer.

Kornbirl, Kornſcheune.

kragazn, knarren, ächzen, auch **ſchoagazn**.

kralln, kratzen.

krampeln, krauen.

Kranawetſtaudn, Wachholderſtrauch, **Kranabir**.

krauteinmochn, Einſetten des Krautes.

kraxln, klettern.

Kraxn, eine hölzerne Trage für den Rücken.

kreißn, dröhnen, ſtöhnen, ächzen.

Kretzln, kleine Punkte, Ortſchaften.

Kreuz, bedeutet **auch** Wallfahrtsproceſſion.

kribeln, ſich abmühen.

kroama, **zkroama**, zerknittern zerdrücken.

kroanzn, kriechen, klettern.

Krocha, **an oldn Krocha**, ſoviel als ein alter Haudegen.

kruichn, kriechen.

Kruiß, Krebs.

kuin, kauen; **kuit**, gekaut.

kudern, kichern.

Kundl, Kunigunde.

kußtn, küſſen.

L.

Lab, Laub.

lacherlad, lächelnd.

lacht, vielleicht.

ladſchad, ſchlaff, blöde.

Lagl, Ladel. **A großa Lagl.**

Lahn, Lawine.

Lamperl lele, Lockruf für Schafe.

Lanzin, Frühling

Lärchngraß, Lärchenreiſig.

lauta, klar, ungetrübt. **D Salza is a lautas Woſſa.**

Lefzn, Lippe.

Legl, **a guata Legl**, ein gutmüthiger Menſch.

lehn, weich, **lehni Oar**, weiche Eier.

leibi, gut bei Fleiſch.

Leibl, Weſte.

leicht rod ſein, überflüſſig ſein.

leid, liegt.

Leitn, ſteiles Feld.

Leppa, **mei leppa**, mein Lebtag.

leti, pur, rein.

letz, ſchwächlich, ſchwer krank. **a Letz**, ein Schwächliches, **s' letzaſti**, das ſchwächſte.

lezln, locken.

Lezoltn, Lebzelten.

lind, ungeſalzen, zu wenig ſalzſauer, bei Speiſen.
Lippl, Philipp.
Loaberl, Laibchen.
loadn, dulden.
loachn, etwas im Schwunge hin drehen.
Loam, Lehm.
loan, lehnen.
loan, auch für laſſen.
loandln, faul, langweilig und ſchläfrig gehen.
Loata, Leiter.
loua, **lodna**, laden.
lonſi Hiaſl, Mathias Lang.
loſaſt, horchteſt.
loſn, **louſn**, horchen, auch irgendwo ſtecken.
Lolta, Verliebter.
luagt, lugt, guckt.
luckad, durchlöchert; **luckadi Hoſn**.
Ludl, Ludwig.
ludladzn, pfeifen, einen Jodler blaſen.
lüſti, flink.
Lugna, Lügner! **lugnand**, lügend. **Du Glogna**, heißt du Lügender, **luign** auch **luſchln**.
Luibn, Leoben.
lumpſn, hinken.
luſtad, gelüſtete

M.

Malta, Mörtel.
Mandlkalenda, ſteiriſcher Bauernkalender, in welchem das kirchliche Kalendarium durch kleine Heiligenbilder, die „Mandeln" angedeutet wird.
maiſchn, zermalmen, zerpreſſen.
mana, mahnen.
meh, mehr, auch: ſchon wieder.
mein Oad, bei meinem Eid.
meins Dongſt, meines Gedenkens, nach meiner Abſicht.
Meni, Menge; **dameni**.
mentiſch, ſtatt: ſehr, tüchtig.
Mentſcha, **Menſcha**, Mädchen.
Mettn, Auftritt, Strafe.
miad, **müad**, müßte.
Miadoll, Metall.
miakn, merken.
Mias, Moos.
migla, möglich.
mih ziemt, mich dünkt.
Mir, Meer.
mit ollhier, mit aller Gewalt, plötzlich gegenwärtig ſein.
moab, mürbe.
Moam, Muhme.
moan, meinen.
Moaſn, Meiſe.
Moaſta, Meiſta.
mobln, nergln.
möchads, möchtet ihr.
moga, mager, hager.
mögn, ſtatt können. **Ih mogt nit datrogn.**
Monada, Mann.
monin, manchen.
monirla, manierlich.
monla, männlich, ſelbſtbewußt.
Monſcha, auch **Manſcha**, Mond, Mondſchein.
Morch, Mark, Marke, Merkzeichen.
Morch und Boan, Mark und Bein.
moſn, Maſer.
moſt, magſt.
Motſchackel, ſchach matt, Erſchöpfung.
Mondi, Mode.
Muada, **Muata**, Mutter.
müan, müſſen.

muckazn, oder **mugazn**, munkeln, auch: ſich in einem Verſteck rühren, leiſe melden.
mudlfoaſt, ein Ausdruck für ſehr fett.
Mugazn, Stachelbeeren.
Muſch, ein Schaden als Schramme, Narbe an einem Baume oder Obſt.

N.

nacht, in der vorigen Nacht.
Nagerl, Nelke.
nahad, oder **nahand**, auch **nähand**, nahe, unweit.
namlawul, nämlich, beſonders zu ſagen.
narriſch, thöricht, **Narriſch**, Thor.
Natl, Ignaz.
Neamd, Niemand.
nedla, wähleriſch. **Sei doch nit ſa nedla.**
niats, ein jedes.
Nigai, auch **Nigerl**, niedliches Weſen.
Nigl, Nikolaus, a. Schimpfname.
ninaſchd, nirgends.
nit amol kampit is gſcheit, nicht einmal ordentlich gekämmt iſt.
nit ehrn laſſn, ſich nicht nöthigen laſſen.
nit ſchern mögn, etwas gutſein laſſen, zugeben.
Noagl, Neſt.
noagn, neigen.
nochhi, auch **nochi**, nach, darnach.
nochn Büachl redn, hochdeutſch reden.
nochſchlomppn, ein Kleid, einen Fetzen hinter ſich einherzerren.
Nochthiaba, Nachtherberge.
Nochtretta, Nachfolger
nochtſchlofand Stund, zur tiefnächtigen Stunde, wenn Alles ſchläft.
nohad, nahe.
nopfazn, einſchlummern, Schläfchen machen.
notn, (daſſelbe).
Nüaſchl, kleiner Trog.
nui, neu.

O.

o, auch **oh**, ab; **Leg oh dein Bingl!**
oa, herab; **oaha**, herab.
Oachkatzl, Eichhörnchen.
Oad, Eid; **mein Oad**, bei meinem Eid.
oagn, eigen.
oagnſta, eigens, beſonders ſicher, **I woaß s oagnſta.**
oangſchicht, einſam. **An oangſchichta Bam.**
oanig, einige.
oanlaf, eilf. **Um die oanlafti Stund.**
oanzi, einzig.
Oar, Eier. **Oarla**, Eierchen.
Obnd, Abend.
obnauf, über ſich. **Die Obnaufern**, die über den Anderen ſtehen.
Obrandla, Abbrandler, durch Feuer Verunglückter.
obrokn, abpflücken.
obrunn, abgebrannt.
Ochn, **Oachn**, Ahorn.
Ochtin, Acht; **gib Ochtin**, habe Acht.
Oda, Ader.

obmazn, ſchnaufen, ſeufzen.
obdraht, verſchmäht, verſchmitzt.
obgfohrn, abgefahren, auch: verſchieden.
obgloatt, abgeleitet.
obgraſn, abgraſen.
obgſodn, durch ſchlimme Erfahrungen mürbe gemacht.
obkleukn, abſchrauben, abkeulen.
oblerna, erziehen.
Ohrwaſchl, Ohr.
obtümeln, poltern.
obwildna, raſen.
oi, auch **owi**, hinab.
okema, abkommen.
okragln, umbringen, halsumdrehen.
Olbarl, kleiner Altar.
Olmrauſch, Alpenroſe.
Olter, auch **Oltar**, Altar.
ollalei, allerlei.
olsmol, anderswo.
olſa, als; **olſa ganze**, ganz ungetheilt; **olſa woanada**, weinend.
omad, oben.
onbandln, anknüpfen.
onbumſn, anrennen.
Onga, Anger.
onhandln, anbinden (mit jemandem).
onkletln, wie eine Klette ſich feſtſetzen.
onkentn, anzünden.
onſchmirn, hintergehen, betrügen.
onſchoppn, anſtopfen.
onſetzn, (jemanden) betrügen, verführen.
ont, ungewohnt; **ontthoan**, ſich ſehnen nach etwas Verlorenem.
onzundn, angezündet.
Ort, Platz. **Ih hon koan Ort.**
oſchatzn, abſtiften.
oſchreckn, abſchrecken. Auch glühendes Eiſen durch kaltes Waſſer härten.
Ouſt, Obſt. **Ouſtbam.**

P.

paffn, durch heftiges Saugen und Rauchausſtoßen am Pfeifenrohr den Tabak in Brand bringen.
Papn, Mund.
peuzn, drängen.
Pfingſta, Donnerstag.
pfnechn, ſchwer athmen.
pfluaghobn, den Pflug führen.
Pfoad, Hemd.
Pfüatdihgottnehma, Behüte Gott ſagen, Abſchiednehmen.
pfugazn, kichern.
Pick, heimlicher Zorn.
pickn, kleben.
Pidn, Pippe.
pimperlepamperle, Ausdruck für das Dreſchen.
Pisworn, eine ſtechende Fliege.
plauſchn, plaudern, ſchwätzen.
plazn, ſchreien.
Pölli, grober ungeſchlachter Menſch.
Poſchon, Perſon, ſtattliche Figur.
potſchn, klatſchen, in eine flüſſige Maſſe tappen, fallen.
poveln, brummen.
predinga, predigen.
propa, ſtattlich, anſehnlich.
pumpan, pochen.

R.

Randl, Weilchen.
randweis, zeitweiſe, theilweiſe.
Raunzer, Keifer, Schimpfer.
raunzn, keifen, wimmern, ächzen.
rauch, rauh, wollig.
Ream, Riemen.
reama, riemen.
rehrn, weinen.
Reißzſom, Einer der viele Kleider zerreißt oder ungeſchickter Weiſe ſonſt Vieles zerſtört.
reiſn, rieſeln.
Reita, großes Sieb aus Holz zum Sieben des Getreides.
renna, ſchnell laufen.
renzn, ſich dehnen.
rern, oder **rêrn**, weinen.
reſch, körnig, hart gebacken.
ribeln, reiben.
Rigl, **Rigerl**, Anhöhe, Hügel.
rigln, bewegen, rühren.
Riſl, Frieſel.
roachn, reichen.
Roan, Rain.
Roat, Rechnung, Arbeitslohn für Wochen oder Monate.
roatn, nachdenken, auch rechnen.
Rod, Rath.
Roſſel, Schimpfname für eine gealterte Weibsperſon.
rogl, zart, leichtblütig.
rompſchlad, ſchwarzbraun.
Roſenkranz, Betſchnur mit Perlen, die beim Roſenkranzgebet abgezählt werden.
röſerlad, röthlich, roſenfarbig.
roſpn, nach etwas ſchnell greifen.
Rothbir, Erdbeere.
Rowell, Getöſe; **rowelln**, rebellen, Getöſe machen.
Ruabnköchl, Brei aus gekochten Rüben.
ruachn, geruhen, etwas wünſchen.
ruadan, unbehagliches Hinundherrutſchen beim Sitzen oder Liegen.
ruaſam, ruheſam, ruhig.
Ruatn, Ruthe.
Rummel, Aufruhr.
rumpeln, dumpfes Getöſe machen.
Rupfn, grobe Leinwand. **a rupfani Pfoad.**
ruſti, **rudi**, roſtig.

S.

ſa, ſo (ohne Nachdruck).
ſabeln, **zſamſabeln**, niederhauen.
Saggera, ein Fluchwort.
ſcha, ſchon.
Schab, Schaub.
Schaberl, kleiner Schaub.
ſchandern, ſchlitteln, ſchneerutſchen.
Schar, Scheere.
Schaufelbua, Todtengräber.
ſchedln, kopfverdrehen.
ſcheiſn, grauen, ſchaudern.
ſchelch, ſchief, auch: höhniſch.
ſchepan oder **ſcheppern**, einen ſchrillen Ton geben; auch: keifen. **a Schebern**, ein ſchriller Ton.
ſchiagln, ſchielen.
ſchiah oder **ſchiach**, ſcheu, auch: häßlich, wild, zornig.
ſchiachi, wild, zornig.

ſchindlnadatreibn, ungeziemende Dinge treiben.

ſchintn, ſich abmühen.

Schipl, alda Schipl, Bezeichnung für einen Greis.

Schlanggl, Schlingel.

ſchlazzi, ſchlüpferig.

ſchlechtn Kreuzer, ein Kreuzer Wiener Währung, als Gegenſatz zu dem „guten Kreuzer“ Conv.-Münze.

ſchleuern, ſtauben, ſpritzen.

ſchliafn oder **ſchluiffn,** ſchlüpfen.

Schliggerament, auch **Schlaggerament,** ein Fluchwort.

Schlo, Schlag, Holzſchlag.

Schlomppwerch, Fetzen aus feinem Tuche.

Schluachtn, Schlucht.

ſchmeckn, riechen.

ſchmeuln, fluchen.

ſchmiragln, ein Spiel mittelſt Kugel und Kegel, auf einem runden Platz.

Schmiß, in oan Schmiß, in Einem fort, ohne Unterbrechung.

Schmolzdöſn, Schmalztopf. **Döſern,** Töpfe, Kübel.

Schmorn, eine geſchmorte Mehlſpeiſe aus Schmalz und Eiern.

ſchmuzn, ſchmunzeln, Lächeln eines Schmollenden.

ſchneblazn, hin- und herzucken, raſche angeſtrengte Bewegung, um frei zu werden.

ſchneibn, ſchneien.

ſchneidi, muthig.

ſchnipfen, ſtehlen.

Schnoaſn, lange Reihe.

ſchnodan, ſchnippiſch ſprechen, ſchwätzen, brodeln.

ſchnofln, ſchnüffeln.

Schnoln, Thürklinke.

Schnonzbort, Schnurbart, auch **Schnanzbort.**

ſchoagazn, ſcharren, knirſchen.

Schoatn, Span. **Sagſchoatn,** Sägeſpäne.

ſchobln, ſchaben.

Schöckel, Häuflein, Gruppe, Rotte.

Schofholda, Schafhirt.

Schopſmoaſn, Schöpſmaiſe.

ſchrauffn, ſchrauben, **obiſchrauffn.**

Schrick, Sprung.

Schüachln, Schühlein.

ſchuachnäglreibn, mit den Schuhen ſchleifen.

ſchuadln, ſchaukeln.

Schuldna, Gläubiger. **Da Schuldna wart't noch,** der Gläubiger wartet, ohne zu drängen.

Schunkn, Schinken.

Schupfn, Schoppen, Hütte.

ſchupfn, ſchnellen.

Schwitz, Schweiß.

ſchweindln, Schweine ſchlachten und die dazugehörigen Arbeiten.

ſchwoaſſn, ſickern, **durchiſchwoaſſn,** durchſickern.

ſchwuabln, giſchten.

ſe, ſie, auch ihnen. **Ih bin ba ſe gwen.** Ich bin bei ihnen geweſen.

ſe oder **s ſe,** auch **s ſewi,** daſſelbe.

ſechn, in vielen Fällen beſſer wie **ſehn.**

ſei, oft ſtatt ſie, wenn man die Bäurin meint: **Sei hon ih girogt.**

ſeiſn, plaudern.

ſei Tog! Ausruf der Ueberraſchung.

Selchſteckn, Stock zum Aufhängen des Räucherfleiſches.

ſelm, dort, daſelbſt, dann, damals.
ſempan, langwieriges Brummen und Raiſonniren.
ſen, ſelben, **die ſen**, dieſelben.
Sengs, Senſe.
ſerbn, kränkeln.
ſewi, ſelbe.
ſid, ſida, ſidera, ſeit, ſeitdem.
ſiemi, ſieben.
ſindln, ſeufzen, etwas erſehnen.
ſiſt, ſonſt.
s oanmol, einſtmals.
Solm-Nickl, Nikolaus Salm.
Som, Same.
ſöllis, ſolches.
Speckbochn, dicke abgezogene Speckhaut.
Spinawepp, Spinnengewebe.
ſpots Loch, kalte Gegend mit kurzem Sommer.
ſpreizn, ſich weigern, a. ſpreiten.
ſtad, langſam, **ſtadalad, Geh na ſtad!**
ſtada Tepp, Trägling.
Stamel, Getreide in Halmen.
ſtampern, verjagen, verſtoßen.
Standnliad, vierzeilige Standliedchen.
Ständl, Sträußchen.
ſtengeln, ſchwanken, ſtolpern.
ſtedi, wild, empört.
ſtengan, ſtehen.
Stenggn, dürrer Aſt.
ſtenkn, ſtänkern, wühlen.
Sternreiſpn, Sternſchnuppe.
ſtickl, ſteil.
ſtieglhupfn, übermüthig über Zäune ſpringen.
s Thoal, ein Theil, theils.
ſtoanan, ſteinern.
ſtoanſteiriſch, urſteieriſch.
Stodtſchnagl, Spottname für einen Städter.
ſtöſſn oder **ſteſſn**, ſtoßen.
Strabanza, Vagabund.
Straſſl, Streifchen.
Straubn, Eierkuchen.
ſtrauchn, gleiten, **aiſtrauchn**, ausglitſchen.
ſtreu, das vom Winde gepeitſchte Regnen.
Strohſchupfn, Strohſchoppen.
Stuck, Kanone.
Stuiſſn, dürrer Aſt.
Suma, Sommer.
ſumpan, ſchrillen.

T

iſt in den meiſten Fällen wie d auszuſprechen.

tamiſch, taumelig, ſchwindelig, auch heftig.
Tepp, Blödling.
teriſch, taub.
Tholamelcha, Thalermelker, Zauberer.
tholo, thalab.
Thümlin, oder **Tümler**, ein Polterer.
Thürwogl, Thorwart.
To, Tag.
Toan, Thun, Weſen.
Tofl, Tafel.
togazn, toben, pochen.
Tonerl, Anton, auch Antonia.
tongln, Senſen und Sicheln durch Hammerſchläge ſchärfen.
Toſt, Trottel.
töwi, dumpf, heiſer.
trama, träumen.
Treibon, Trieb, Reis.
Tremel, Prügel.

Treſerl, Thereſchen.
Traat, Getreide.
trobeln, drängen.
Tromppa, große, ſchwere Schuhe. **Was haſt denn heunt fü Trompper on!**
Türndl, Thürmchen.

U.

übadäblt, überliſtet.
übahabs, überhaupt, im Allgemeinen, auch leichtfertig, oberflächlich.
übaſchatnl, gegen Abend, wenn die Schatten länger werden.
üba ſih kema, kräftig geworden, zur Herrſchaft gelangen.
uich, euch.
um und um, ringsherum.
uma, umer, herum
Umalaffa, Landſtreicher.
umanondarewatzn, umherkeiſen.
umaſchlomppn, müßig umherziehen, ſtromern.
umawolgn, umherwalken.
umi, hinüber.
umigla, unmöglich.
umſiſt, umſonſt.
umſodln, umſatteln, einlenken.
Uuend, ein luſtiger, vorwitziger Menſch. **Da Michl is a rechter Uuend.**
Unfraat, Ungeziefer.
ungſtem, ungeſtüm.
untan Hüatl hobn, Ränke ſpinnen.

V.

vaboanti Namſau! ein Fluchwort, bei mißliebigen Ueberraſchungen ausgeſprochen.
vadean verdienen.
vadonkt, verdammt.
vaduſn, verwinden.
vaſlixt, das Wort verflucht gemildert.
vaſnadan, vergiften.
vaglenkt, verknüpft.
vaholtn, durch den Tod verloren.
vahöllt, höllenmäßig, verdammt.
vajoad, verjagt.
vajugn, luſtig verſpielen, verwirtſchaften, vertrinken.
Valur, Verluſt.
valuiſn, verlieren.
vamudln, verdrücken, verknittern.
va neudin, neuerdings.
vanona, auseinander.
vanond, auseinander.
vaſtean, verſtehen.
vawantſchln, leichtſinnig vertauſchen.
vawiaſn, verwüſten.
vazwickt, verwirrt, verzweifelt.
veranern, verändern.
Viata, Vortuch, Schürze.
vir, vor, **viri,** vorwärts.
virzoandln, einzeln und langweilig vorgeben.
Voda, Vater; **in Vodan,** des Vaters.
Voſſwerch, Fabelei.

W.

Wachla, fächelnde Bewegung, Schlag mit der Hand oder der Ruthe durch die Luft.
weda, zwar.
Wadl, Wade.
Wauſchlerei, Tauſche.
Waſerl, Verkleinerung v. Waſen.
watſchn, daherwatſchn, trotten, hereintrotten.
wax, rauh, ſcharf, ſtechend. **A waxi Hoſn.**
Weaſel, Stiel. **Senſenweaſel,** Senſenſtiel.
Weata, Werktag.
wedln, wedeln, auch ſich nach etwas abmühen.
wehleidi, empfindlich.
Weichbrun, Weihwaſſer.
Weiſolta, Falter, Schmetterling.
Weihnachtfeiter, Weihnachtsfeiertage.
Weinberl, Korinthen.
wengerl, wenig.
Werch, Werg.
wes, bald **Kim wes!**
wiadln, quirlen.
Wiagerl, Wieglein.
Wickel, Rocken, Werg.
Widiwer, Witwer.
wiff, lebenslustig, lebhaft, pfiffig.
Wihr, Wehre.
wini, wüthend.
Wintafaſchn, Faſching im Winter, im Gegenſatz zu dem im Spätherbſt.
Wintatrampa, grobe Winterſchuhe.
Wirſchd, Wirt.
wiſchgari waſchgari, Andeutung für das Zuſchlagen mit der Ruthe.
wiſpeln, wiſchpeln, wiſpern, pfeifen.
Wixa, luſtiger, zuſammengeputzter Menſch.
wo, auch ſtatt: ob.
woan, weinen.
Woaſl, Weiſe.
Woaz, Waitz.
woaß wia frum, man weiß nicht wie fromm, hat keinen Vergleich dafür.
Woatin, Wartung, Pflege.
wogln, wackeln.
worthon, die Wahrheit geſagt, aufgeklärt.
Wolaza, Walzer, Jodler.
wöll, oft ſtatt welcher.
wonern, wandern.
worn, geworden.
wortt, wartet.
Woſn, Raſen.
wos antrogn hobn, geſegneten Leibes geworden ſein.
wüaſti, ſchwindlig.
wuaſln, wurln, laufen, kriechen.
wuiſln, winſeln.
Wulkn, Wolke. Mehrzahl: **Wulken.**
Wulkrampl, Wollenkraue.
wulta, ziemlich, beträchtlich.
Wuna, Wunder.
wunan, griesgrämig, auch vorwitzig ſein.
wurln, wimmeln, kriechen.
wurſchtln, Würſte machen.
wuſchn, mit der Peitſche ſchlagen. **I gib dar an Wuſchn.**
wutzln, abwalken mit den Fingern.
Wutzerl, ein kleines fettes Weſen; auch etwas zuſammengewalztes. **Wutzlwerch,** ein Gewirre. **Däs is a rechts Wutzlwerch.**

Z.

za, zu; **zan**, zum. **zan Beſtn hobn**, Zum Narren halten.

Zänt, Zähne.

zan eahm ſelba kema, ſich erholen, wieder flott werden.

zan Taugn onhebn, anfangen ſich wohl zu befinden.

Zapla, Einer, der übermäßig eilt; **zapeln**, zum Eilen anhalten.

zaren, zerren.

zbös wern, tüchtiger ſein. **Du wirſt dein Bruadan im Raffn zbös**, Du biſt im Ringen tüchtiger als dein Bruder.

zbolln, zerdrücken, zu einem Ballen zuſammendrücken.

zeiti, **zeidi**, reif

zeng hobn, zu enge haben, ſich reiben, ſtreiten.

zerſt, zuerſt.

ziachts enk, packt euch davon.

Zidamos, Sumpfmoor.

Zidern, Zither.

Zi-Hulzjogl, Fink.

Zipfn, **Zupfn**, Ecken an Kiſſen.

zkroama, ſiehe **kroama**.

zmugln, zerdrücken, zerkneten.

z nicht, zernichtet, nichtig.

Zoachn, Zeichen.

zoanzin, zu einzeln, nach und nach.

zoanzin z Schmies kema, nach und nach drankommen.

zoafn, zupfen.

zodad, zerlumpt, zerriſſen.

zodln, laufen.

zohna, oder **zona**, hämiſch lachen, auch weinen, das Geſicht verzerren.

zopfn, **daherzopfn**, daherſteigen.

Zoſchn, eine liederliche Weibsperſon; **umazoſchn**, herumlungern.

zſomdedſchn, eindrücken eines weichen Gegenſtandes.

zſomdorts Brotringgerl, verdorrtes Brotrindchen.

zſomduſchn, zuſammenſtoßen.

zſomklaubn (ſih), ſich erholen.

zſomſchnoaffn, zuſammenkauern.

ztrogn (ſih), ſich zerſchlagen, verfeinden.

Zuaſtellin, Zuſtellung.

züchtn, **aufzüchtn**, erziehen.

Zulleraswies, Wieſe, die dem Zullerer gehört.

Zurkn, Zacken.

zutzln, ſaugen.

zuwi, auch **zui**, hinzu.

Zuzerl, Zulp.

Zwe, **zwegn**, weshalb, warum.

Zweſchbn, Zwetſchken.

Zwickn, ſorgenvolles Wirtſchaftshäuschen.

Zwida, Bosheit.

Zwiderlin, zuwideres Weſen.

zwiſchn Liachtn, Zwielicht, Dämmerung.

Zwiſl, zweiſpaltiger Aſt.

Zwiſleh, Civilehe.

Zwoanzga, Zwanziger.

zwoaſpanigs Bett, Bett für zwei Perſonen.

Inhalts-Verzeichniß.

Vorwort.

Die Steiriſchi Londsgſchicht. Seite

s erſti Hauptſtuck: Däs iſt der Onfong 1
s zweiti „ Däs ſein die olten Kolten . . . 3
s dritti „ Do ſein d Röma kema 6
s virti „ Dazählt von groſſn Völkaruml . 9
s fünfti „ Da großmächtigi Korl 12
s ſechſti „ Ja da Morkgrofnzeit 16
s ſiebnti „ Wos ba da Kreuzfohrerei für a Kreuz is gwen 24
s ochti „ D Rafhondlzeit 27
s neunti „ Auswenigi Juwalaſſa 31
s zehnti „ Der erſt Hobsbua 34
s alfti „ Da Chriſt und da Jud und die Peſt 38
s zwölfti „ Is d Red va da Schurknzeit . 42
s dreizehnti „ Da Türknkriag 45
s vierzehnti „ Die lutheraiſch Zeit 49
s fünfzehnti „ Va da Maria Thereſia bis afn heuntin Tog 54

Mei Boda 58
Der Ehſtreit 78
Na nit reich ſein! ſcha nit um a Million 83
Komödianten 85
Wir ih zan erſtnmol afn Dompfwagn bin aufgſeſſn . . . 100

Seite
In Bruggnwirth ſei leßta Willn 107
Die Gſchicht von Spitzbuabn 113
Herr Tokta, da Pfora will ſterbn 122
Wos da Gons af da Roas is paſſirt 127
Wan da Sauholta Kaiſa war 130
Is s wos — ſo is s nix 132
Wia der Irzdechant da Gſchloßlieſel Obbitt leiſtet 138
Oprilnorrn 143
Es war amol a Grobn 146
Jeſſas, Graupn! 148
Da Leibſahla 155
Da Pinggaleitna-Pfora 156
Da Bär 163
Wos ban ara Ibaroſchung auſſa kema kon 168
Hephata, thua Dih auf 191
Erklärungen 195

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Stoanſteiriſch.

(Neue Folge.)

Vorleſungen in ſteiriſcher Mundart

von

P. K. Roſegger.

Graz.
Druck und Verlag „Leykam".
1889.

[illegible]

Vorwort.

Die Eingangsworte, welche dem erſten Theil des „Stoanſteiriſch“ beigegeben ſind, gelten auch für dieſen zweiten Theil, wie die hier folgenden Bemerkungen ſich ebenſo auf den erſten Theil beziehen mögen.

In Bezug auf den Inhalt bemerke ich, daß einige Stückchen ſich auf alte Volksſchwänke gründen, doch wollen auch dieſe in gegenwärtiger ſtoanſteiriſcher Bearbeitung und Umdichtung faſt als Originale gelten.

Was die Form anbelangt, ſo beſteht bei den Dialectſchriftſtellern ſeit jeher ein Zwieſpalt zwiſchen der Abſicht, die Mundart genau wiederzugeben und dem Beſtreben, ſie für größere Kreiſe leicht leſerlich zu machen. Ich geſtehe, daß meine ſteiriſchen Schriften ſich mehr oder minder zu erſterer neigen, mehr oder minder, je nachdem der Gegenſtand ſelbſt eng bauernthümlich oder allgemeiner gehalten iſt. Die Leſer geben zu, daß meine Schreibung der oberſteiriſchen Mundart für den erſten Augenblick verblüffen mag, im Ganzen aber keine großen Schwierigkeiten macht. Weſentlich erleichtert wird das Verſtändnis einer Mundart im Buche, wenn man ſie nicht ſtill, ſondern laut liest. Und nicht zu ängſtlich! Wer die Volksmundart nicht von Haus aus ſpricht, für den iſt es ganz unmöglich, ſie in allen Feinheiten richtig zu betonen. Das macht aber nichts. Die Haupteigenheit der Volksmundart liegt in der Unmittelbarkeit des Gedankenausdruckes und in der naiven Satzbildung. Werden auch die einzelnen Wörter ländlich richtig betont, um ſo beſſer. Die Schreibweiſe dieſes Büchleins kommt ſolchem Beſtreben des Leſers entgegen.

R.

Gſpoaſigi Sochn.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Verliabti Leut.

A Komödieſtuck aus n Woldlond.

Perſonen:

Spreitzer	Ein Bauernhofbeſitzer.
Georg	Sein Sohn.
Stegerin	Eine Bauernhofbeſitzerin.
Zilli	Ihre Tochter.

I. Scene.

Georg, ein friſcher, ſtrammer Bauernburſche, in ſtreng ſteiriſcher Tracht, im Gürtel ein Holzbeil, ſitzt auf dem Baumſtrunk und iſt damit beſchäftigt, einen Hahnenfedernſtoß in ſein grünes Hutband zu ſtecken.

Georg (den Hut aufſetzend): Guat ſteht er! —

A Schneid in da Bruſt,
Und a Stößl afn Huat,
Und a Dirndl zan liabn
Steht an iadn Buabn guat.

(Im Walde hört man von einer weiblichen Stimme einen Jodler ſingen. Georg horcht auf.) Tauſend ſapperalot! Den Vogl ken ih!

(Vom Hintergrund gegen den Zaunſtiegel kommt Zilli, ein junges erwachſenes Mädchen, in ſtreng ſteiriſcher Tracht, die nicht ganz neu, aber nett und reinlich ausſieht. Eben beſchäftigt, ein Blumenkranzel zu binden, naht ſie trällernd dem Stiegel. Wie ſie darüber ſteigen will, tritt Georg vor.)

Georg: Holt! do hoaßt's mauthn!

Zilli (überraſcht): Uh, der Görgerl!

Georg: A Buſſl koſt's!

Zilli: Geh, drah Dih!

Georg: A Buſſl koſt's!

Zilli: Moch koani Gſchichtn und loß mih weita.

Georg: A Biſſerl a Buſſerl!

Zilli: Nit amol denkn! Hon koa Zeit, muaß mit mein Soom hoam.

Georg (geſchmeidig): Soom[1] hoſt? Wos dan für oan!

Zilli: Ruabſoom[2] trog ih hoam. D Muada will n heint noh onbaun.

Georg: Woaßt wos, Zilli? Bleib Du do ba mir und loß d Ruabn in Sock wochſn. Wan ſ zeiti ſein, eſſn ma ſ mitanonda.

Zilli: Weita loß mih! Bin heint nit aufglegg.

Georg: Mir kimpp's a ſo für. Ih kenn's ſcha, Dir geht's viel z guat, und däs mocht zwider.

Zilli (lacht überlaut): Freilih, mir geht's z guat. Letz kunt oans wern, ba ſo an dolgadn Redn! (ſetzt ſich auf das Stiegelbrett jenſeits des Zaunes.)

Georg (der jetzt diesſeits des Zaunes ſitzt, ſchäkert mit ihr, ihre Hand ſtreichelnd): A ſo a feins Handl möcht ih hobn.

Zilli (gibt ihm ein Tätſchchen auf die Wange): Do hoſt oans!

Georg (nach einem Weilchen): Va Dir hät ih ma wos Beſſers vahofft.

Zilli: Bin heint nit aufglegg, ſog ih!

Georg (langt nach ihrem Kranze): 's Kranzl wirſt ma doh onſchaun loſſn.

Zilli: Jo, wort a wenk! (entrückt ihm den Kranz.)

Georg: Für wen ghört's dan?

Zilli: Dos woaß ſchon ih ſelba.

Georg: Schod um Dei Gſichtl, daß s ſa finſta dreinſchaut. Hoſt grod ſo ſchön gſunga!

---

[1] Samen, [2] Rübſamen.

Zilli: Ih gift mih.

Georg: Gegngift. Singa mar oans mitanond!

Zilli: Wegn meina.

(Singen.)

Dås Diandle, dos hot mir
Mei Herz ſchier varuckt,
Hot mih bloß ſo liab ongſchaut,
Mir d Hond amol druckt.

Wan ih ſtillſteh, wan ih ſtadſteh,
So wunderts Enk nit;
Ih trog ſo mei Diandle
In Herzkamerl mit.

Georg: Guat is s gonga, nix is broch'n!

Zilli: Wegn meina ſing wiaſt willſt — ih gift mih.

Georg: Na ſa wos hoſt dan? (Aufbrauſend): Hiaz red amol! Ih kon de Mockerei nit ausſtehn!

Zilli: Geht's Dih wos on?

Georg (herzlich): Du hoſt an Ontiegn.

Zilli: A Schond und a Spott is s. Hiaz denk da, s Görgerl, mei Muada will heiratn.

Georg: Recht hot's.

Zilli: Maria und Joſef, Du redſt ihr's Wort?

Georg: Worum dan nit?

Zilli: Ih mog oba nit?

Georg: Sie wird ſcha ſelba mögn.

Zilli: A Sünd und an Undonk is s, daß ſ afn vaſturbnen Vodan vagißt. Hot ihr Haus und Hof zuabrocht. An orms Deanſtbot war ſ heint noh, wan ſ da Voda nit gheirat't hät. Und wia guat as er is gwen af ſie! Nochher is er gſtorbn. Und hiaz hot ſ n ſcha vageſſn. Und koan Stiafvodan mog ih nit! (Schluchzt.)

Georg (nachdenkend): Is a vahöllti Gſchicht!

(Während Solchem ſind unter dem Stiegelbrett zufällig an beiden Seiten die Pfoſten umgefallen, ſo daß die Beiden auf dem Brette ſchaukeln können.)

Zilli (weinend für ſich): Nochha hon ih neamb af da Welt. Bin wul an orms Haſcherl.

Georg (beginnt ſachte zu ſchaukeln): Und is s ah nit recht, daß ſie dei Vodahaus an Fremdbn zuaſpielt. Du ſelba kuntſt drauf heiratn, wia Du s oanzigi Kind biſt van Haus! Du ſelba!

Zilli: Won ih bös wult ſein, gelt, ih dawihrad s![1] Sie deafad ma neama heiratn. Juſt nit! Schau, däs warn Foxn!

Georg: Konſt nix mochn. Won ſo an Weib noch Oan plongt, do hilft ka Bittn und ka Betn — gheirat't wird!

Zilli: Oba Jeſſas na!

Georg: Gheirat't wird. Dei Muader is an erfohrns Weib, de woaß s: da Mon is nit zan grothn.[2]

Zilli: Görgerl, va Dir hät ih mar an beſſern Zuaſpruch vahofft. Hät ih da s liaba nit dazählt! Hör auf mit Dein dumen Hutſchn![3]

Georg: Loß na Zeit, Dirndl, ban Hutſchn keman oan gſcheidti Gedonkn. Schau, do is ſchon oana. — Da Frau Muada muaß ma fulgn. Däs ghört ſih.

Zilli: Für a ſelchti Lehr brauch ih Dih nit, de gibb ma da Pforer af da Konzl und hot dabei a weißi Pfoad[4] on.

---

[1] würde es erwehren, [2] entbehren, [3] Schaukeln, [4] Pfaid, Hemd.

Georg: De hon ih ah on. Und ih bleib dabei: s Kind muaß in guatn Beiſpiel der Eltern fulgn. Will da s gleih ſogn, wia. Geh her, den gſcheidtn Gedonkn muaß ih dar in's Ohrwaſchl ſteckn, ſiſt fliagg er davon. (Er flüſtert ihr etwas in's Ohr.)

Zilli (fährt mit der Hand über das Geſicht): Geh, oba na! — Ih woaß nit, gonz — gonz damiſch[1] wird ma da den Hutſchn.

Georg: Is s da recht?

Zilli: Oba, Görgerl!

Georg: Wos Du mih nar ollaweil Görgerl hoaßt. Bin ih dan noh a kloana Bua?

Zilli: (ſchelmiſch): Groß warſt ma gmua.

Georg: Oba z wenk ſauber?

Zilli: D Sauberkeit that ſih a juſt nit fahln.

Georg: Na olſo!

Zilli: Gſcheidta kunſt ſein.

Georg: Ih, gſcheidta?

Zilli: Wan Oana mit an Weibsbild onfongg, muaß er gſcheidt ſein. Ih ſog da s, Büabel: Trau Du den Dirndln nit!

Georg (ſelbſtbewußt): Mir wird Koani z gſcheidt.

Zilli (ſteht plötzlich auf, das Stiegelbrett ſchlägt um, Georg purzelt auf den Boden).

Georg (erhebt ſich langſam und ſagt verdrießlich): Zilli, dos is an olla Gſpoaß.

Zilli: Und hoſt n ollaweil noh nit kent.

---

[1] taumelig.

Georg: Do woaß ih an beſſern. Zſom gehn ma! (Er bricht an der Stiegl eine Zaunſtange ab, um hinüberzuſpringen.) Mei Voda, der is ah noh ka Haſcherl. Kunt ah wieda heiratn, wan er wullt. Will oba nit. Denkt af ſein Suhn. Weg mit da Stong! Zwiſchn mein Vodas Grund und Dein Muadas Grund brauchn ma koan Zaun. Is mei Grund und Dei Grund. Do bin ih! (Er ſteht bei ihr drüben.)

Zilli: Recht hoſt.

Georg: Die Oltn hobn eahna Soch ghobb. Hiaz keman die Jungen zan Tiſch. So is s eingrich't; ſo geht's af da Welt.

Zilli: Is ah wohr.

Georg (legt ſeinen Arm um ihren Nacken): Mir Zwoa gehn mitanond.

Zilli: Gilt ſcha.

Georg (innig): Zillerl! Dih hon ih gern. Ih kon das nit ſogn, wia mar is, wan ih ba Dir bin. Zillerl! Dih hon ih gern.

Zilli (ſchweigt und ſchaut zu Boden).

Georg: Dirndl, ſchau mih on. A Biſſerl wirſt mih doh Du ah gern hobn. A kloans Biſſerl!

Zilli (nickt mit dem Haupte): A kloans Biſſerl wul!

Georg: Ausgmocht, aufgſchriebn und petſchirt (will ihr einen Kuß geben).

Zilli: Oha, petſchirt wird ban Omtmon!

Georg: Kim, ih woaß an kürzern Weg. Gib her Dei Kranzl, ih trog da s. Na ſa gib's her!

(Beide im Hintergrunde ab. Vogelgeſang.)

II. Scene.

Der **Spreitzer**, ein ältlicher hagerer Mann. Noch ziemlich aufrecht, doch ſchon verſchiedene Gebrechen des Alters. Altbäuerlich gekleidet, die Pfeiſe im Munde, ohne daß ſie brennt. Tritt links im Vordergrunde langſam auf.

Spreitzer (ſchaut in's Gewipfel): A Freud, ſo wos. Is a Freud. Wir ih noh ols a ſo a kloana Holtabua bin umgſprunga, ſein ma gleich groß gwen, ih und de Bam do. Hiaz ſein ſ ſtorki Zimerbam. Ih bin ah noh ſa weit friſch, Gott ſei Donk. Wettn will ih nix, ih ſuach ma noh Oani! A Freud is s. (Sieht den zerſtörten Zaun.) Saggera! Wen is der Zaun in Weg gwen! Daß oba ſcha nix meh ſicher geht! Hargott, wan ih amol Oan dawiſchad![1] (Macht die Geſte des Prügelns. Beginnt dann den Stiegel wieder aufzurichten.)

III. Scene.

Stegerin, ein ſtattliches Weib, ſorgfältig gekleidet, im Geſicht unzählige aber kaum ſichtbare Runzelchen. Tritt von rechts auf, ohne den Spreitzer ſofort zu bemerken.

Stegerin: De Dirn kunt ma rein um an Tod ſchickn. Zrugg kimbbs eh nit. In Soom brauchad ih! Wird eh wieda wos Saubers hoam bringa. Wia vorigs Johr. Hon ih Ruabn gſaat, ſein Krautgebl[2] gwochſn.

Spreitzer (während des Zaunmachens): Eh wul. Mir is s umkehrt gonga. Hon meins Gedonkſt[3] an Krautſoom gſaat, ſein Ruabn gwochſn.

---

[1] Einen erwiſchen würde, [2] Krautköpfe, [3] meines Gedenkens.

Stegerin: Da Nochbor! Ollaweil fleißi, fleißi!

Spreitzer: Hot mar a ſo a vadonckta Lolli[1] in Zaun zriſſn. Oba kimbb ma nar amol Oaner in d Fauſt, a Selchta! Den gſegns Gott!

Stegerin: Geh, he he, kuntſt leicht Du ah wild wern? Schaut da nit gleich.

Spreitzer: Wan ih amol harb bin, do bin ih ka Guata!

Stegerin: Ih muaß mih a wenk niedaſetzn. (Setzt ſich mit einiger Umſtändlichkeit auf den Baumſtrunk.) Ah, do is s guat ſitzn. (Pauſe. Fährt ſich über das Geſicht.) Worm is s.

Spreitzer: Is eh wohr. Wulta dämi.[2]

Stegerin: Ih roat, as bleibb neama long ſchön.

Spreitzer: Brauchn eh a Krautweda. (Pauſe.)

Stegerin (wiſcht ſich mit der Schürze an den Händen herum): An ſchön Hobern[3] hoſt heur, af da Leitn ent.

Spreitzer: Eh nit zwida.[4] Wan ma n eina kriagn wir er draußtn ſteht. (Pauſe.)

Stegerin: Wia geht's da dan ollaweil, Nochbar?

Spreitzer: Uh mei, wia s holt gehn kon. Af da beſſern Seitn nix nutz. (Für ſich): Kruzitürkn, wan ih den Kerl dawiſchad!

Stegerin: Um Dei Bäurin wird da holt ollaweil noh load ſei.[5]

Spreitzer: Is eh a ſo. (Pauſe.)

Stegerin (fächelt mit dem rothen Handtüchel): De Gölßn! — Hon mar oft denkt — wia ma ſchon imeramol z denkn kimbb, wan mar alloan is: daß s uns Zwoa ſchier gleich geht. Dir is s Weib gſtorbn und mir da Mon.

---

[1] verdammter Laffe, [2] ſehr ſchwül, [3] Hafer, [4] in der That nicht uneben, [5] leid ſein.

Spreitzer: Is eh wohr. (Pauſe.)

Stegerin (ihm bei der Arbeit zuſchauend): Daß D da koan Speil[1] einſtößt! Dei Voda hot eahm ah amol an Speil eingſtößn, ban Zaun mochn.

Spreitzer: Wird eh ſei.

Stegerin: Hon an noh guat kent, Dein Vodan. Woaß s noh guat, wir er mih af ſein Knia hot ghutſcht und gern gſogg hot, wan ih holt ſei Töchterl wa! Oda Schwiegatöchterl, wir er gſogg hot. Mei Gad und Herr! Wia s hiaz ausſchaut, hiaz kunts as ſih ſchickn.

Spreitzer: Eh wohr ah.

Stegerin: Wurd jo koan Unglück ſein.

Spreitzer (immer am Zaun arbeitend): Ah däs nit. (Dann längs des Zaunes vortretend bis gegen die Rampen, als wollte er ihn unterſuchen. Für ſich): Hiaz gſcheidt ſein! Won ih nohamol heirat, ſa nim ih a Jungi. An Olti hon ih eh ghobb. — A Junger kon leicht an Olti nehma, do daurts nit long. — A wenk ſoppn muaß ih ſ. (Wendet ſich gegen die Stegerin, thut mit der Pfeife um und mit dem Feuerzeug, ohne etwas zu Stande zu bringen.) Woaßt as, Stegerin, wir oft a Weibadi[2] af Zell gehn muaß, bis s an Mon kriagg?

Stegerin: Neunmol, ſogg ma. Ba mir glonggs, he, he, he.

Spreitzer: Und woaßt as, wir oft da Mon af Zell gehn muaß, bis er s Weib wieda weckbringg?

Stegerin (ſchäckernd): Geh geh! Ees Maner ſeids froh, wans as hobbs!

---

[1] Splitter, [2] Weibsbild.

Spreitzer: Woaßt as, wia der Odam s Vodrunſa betn hot glernt?

Stegerin: Wird wieder a ſaubers Stückl ſei!

Spreitzer: Js nit zwida. Lous zua. — Wia da Gott Voda d Welt daſchoſſn ghobb hot, do ſogg er zan Odam: Odam, ſogg er, zan a ſchuldiga Donkſogung dafür, daß ih Dih daſchoſſn hon, ſulſt ma hiaz an Vodrunſa betn. — Ih? ſogg der Odam, Vodrunſa betn? Vodrunſa betn kon ih nit? — Wos, ſchreit da Gott Voda, Du konſt n Vodrunſa nit? Du willſt in Menſchngeſchlecht eahna Stomvoda wern und konſt n Vodrunſa nit? Du, mih zimbb, Dir gehts z guat. Du biſt noh koan Noth ini worn. d Noth lehrt betn. Leg Dih nieda! — Der Odam legg ſih nieda, draht ſih a pormol hin und her und — müad is er gwen, woaß mar a ſo, und — ſchloft ein. Noch a Weil, wir er munter is worn — ſteht s Weibsbild do. Zerſt ſtodert er a Weil: Führ' uns nit in Vaſuachung — gach follt n da gonzi ein und flingg bet't er n her nochanonda bis zan: Erlöſe uns von Uebel Amen.

Stegerin: Nau wort! A ſo Fravel treibn do da! (Droht ſchäkernd mit dem Finger): Du Spitzbua, Du.

Spreitzer: Hi, hi, an Gſpoas muaß mar ah hobn. Jo. (Für ſich): Und hiaz hupſn ma von Gſpoas afn Ernſt üba. (Etwas befangen): Weil ma ſcha ſa weit redn va da Soch, weil ma ſcha redn davon. Ih hon ma ſchon öfta denkt, hon ih ma. — Dei Zilli! — Dei Zilli! — Däs war a Spreitzerin! Däs war a Weib für mih!

Stegerin: (macht ſich mit dem Anzug zu ſchaffen): Mei Zilli? Doh leicht a wenk gor z jung.

Spreitzer: Aelta wird s. A zwoanzg Jahrl Untaſchied, wos is dos? Heiratn noh Jüngeri und Aelteri zſom. Jo. Wos glaubſt dan? Zwiſchn Dir und — mein Georg is der Untaſchied ah nit viel kleana. Jo.

Stegerin: (ſtutzt, dann für ſich): Sei Georg? Mih und den? Mih und in jungen Buabn, moant er? Jeſſas, Jeſſas, däs war a Gſchick!

Spreitzer: Ih loſſn heiratn, mein Buabn.

Stegerin: Und moanſt — moanſt wul, daß n recht wa?

Spreitzer: Möcht wiſſn, warum nit? Ich denk, er kriagad an Dir a bravs Weib. Und Haus und Hof dazua. Will mar eh neama recht guat thoan, dahoam. Will ollaweil ſchon a Wirtſchoft hobn. Do hot er gleih vani. Gſund und ſtork is er ah. Jo.

Stegerin: (freudig erregt): Und ba mir, däs muaß ih ſcha ſogn, ba mir triffts Oana nit ſchlecht. A fruchtbora Korngrund. Gmua Wold und Vieh do. 's Gebäu über und über in guatn Zuaſtond. Koani Schuldn. Unſeroans — na, ma ſiachts eh. Ka horts Zuchaheiratn,[1] Nochbar, ka horts Zuchaheiratn!

Spreitzer: Ih woaß s, ih woaß s eh. Und ba mir is s gleich Ding. Ongſchmiert[2] is Oani nit, de ba mir Bäurin wird. Bin Koana z ſporſum, grob oda ſo wos ſcha gor nit. Wer mih kent, der wirds ſogn. Jo. Ba mir, wan ſih Oani ſchickn kon, fahlt ihr nix. Mein erſts Weib hot ollaweil ihrn Kaffee ghobb, und a ſchöns Gwond. A por Monat eh ſ gſtorbn is, hon ih ihr noh an greanſeiden Kidl kafft. A por Monat, eh ſ gſtorben is noh. Na Du woaßt as eh.

---

[1] nicht ſchwer auf den Hof zu heiraten, [2] betrogen.

Stegerin: Ih woaß s, ih woaß s. Nochbar. Kunt meina Zilli koan beſſern Ort wünſchn, wia Dein. Koan nit. Is richti wohr: Gfreun thats mih, wans z Stond kam, däs Sochn. Scha da Freundſchoft wegn.

Spreitzer: (Während des Rauchens überlegt er; nach kleiner Pauſe): Und ſiſt — wegn an Heiratsguat, daß ma ſogg — ganz noch frein Willn, moanad ih.[1] Dei Tochta heirat't af mein Hof, mei Suhn af Dein Hof. Wos Dei Bräutigon ba mir nit mitkriagg, dos bleibb Deina Tochta.

Stegerin: (Bewegung mit der flachen Hand): Wird Koans betrogn wern!

Spreitzer: Olſa! — Olſa! Biſt einvaſtondn, Stegerin? (Hält ihr die Hand hin.) Biſt einvaſtondn?

Stegerin: G'ſegn s Gott, Schwieger!

(Das Folgende in halb ſingendem Tone):

Spreitzer: Du mei Schwiegamuada!

Stegerin: Und Dei Schwiegatochta!

Spreitzer: Ih Dei Schwiegavoda!

Stegerin: Und mei Schwiegaſuhn!

Spreitzer: Und mei Bua Deiner Tochter ihr Voda!

Stegerin: Und ihr Suhn!

Spreitzer: Und Dei Tochta mein Suhn ſei Muada!

Stegerin: Und ſei Tochta!

---

[1] würde ich meinen.

(Beide mit komiſcher Geberde ſingend):

Schau Du, der Hondl is ſein!
Luſti wirds, gheirat't muaß s ſein.
Ih bi Dei Suh,
Mei Tochta biſt Du,
A Weiberl wir a Täuberl — gugu!

Stegerin: Singa konſt ſchön!

Spreitzer: Jo eh! Hi hi. Probir ma's nohamol.

Stegerin: Liaba nit. Ih ſog das s, ih hon ſcha mei Sorg wegn da nohadn Freundſchoft. Daß s doh eppa geht.

Spreitzer: Gehts a ſo nit — ſa (verſtändliche Geſte mit den Fingern) ſchmiert ma.

Stegerin: Nochha, war ih da Moanung, mir fongadn gleih on, gleih.

Spreitzer: Nit long umziachn, ih ſogs ah. Woaßt, Schwiegerin, Schwagerin, mir müaſſn unſa Zeit nutzn, hi hi. Vaſtehſt? Ih geh 's mein Buabn ſogn, gleih geh ih eahms ſogn. Muaß eh in Wold do nit weit ſei, ba da Hulzorbat. Der wird ſchaun, wan ih ſog: Feirobnd[1] mochn, Görgl! Zan Heiratn is s! Der wird ſchaun! — Thua wortn, Schwiegerin, wern gleih do ſein oll Zwee. (Für ſich) Nochha za da Zilli. De wird ah ſchaun! Pſiat Dih Gott da weil! (ſtolpert) Oha!

(Links hinter dem Zaune ab)

---

[1] Feierabend.

IV. Scene.

Stegerin allein. Sie geht langſam, mit Zeichen der Ungeduld, hin und her, ſchaut öſters nach der Richtung, wo der Spreitzer abgegangen.

Stegerin: A prächtiga Mon, da Spreitzer. Gleih geht ers on. So is s recht. Jeſſas, hiaz bringg er mar in Georg! Den liabn Kerl! — Nit umſiſt hot ma trampp, da Georg war af mein Hausdoch gſeſſn und hät an Nogl in Firſt gſchlogn. Wos er ſogn wird, wan hiaz af oamol da gonz Steghof eahm ghört. Und die Bäurin dazua! (Sie ordnet mit Haſt ihren Anzug, pflückt vom Strauch Roſen, ſteckt ſie an den Buſen, in's Haar.) So! A Braut muaß ſih aufputzn. Gſolln that ih eahm ſo ah, ih woaß s. — Scha, do ah a Bleamerl![1] Do ah noh oans, do ſteht's gor guat! Ei jo, ſauba bin ih eh a ſo ah. Ober a Röſerl is ollaweil ſchön, is überoll ſchön. (Mit einer großen Roſe pudert ſie ſich die Wangen.) So! Z jung und z friſch kon da Menſch nit leicht ausſchaun. Guat is s. — Wans na ba die ondern Zwoa ah ſa leicht geht. Di Zilli is imeramol a Trutzkopf. Daß ſ n eppa doh mog, den Oltn! War eh ah gſcheidter für eahm, er denkad af's Ausnahmsſtübl, as wir af's Heiratn. Wir an olta Menſch na ſo valiabb ſei kon! — Mei Zilli, bis heint hot ſ koa Liabſchoft ghobb, dos woaß ih. — Kuntn ſcha do ſei. — Is holt doh beſſer a Junga, wir an Olta. Is beſſer. (Man hört im Walde einen zweiſtimmigen Jodler ſingen.) Schau Du! Dos is mei Zilli. Und noh

---

[1] Blümlein.

Oana! Sults da Spreitzer ſei? Kunt ſcha do ſei, Meiner! — Ober a Buſſl loß ih ma nit gleih gebn. Muaß nit gleih ſei, hot Zeit. Mit Wortnloſſn muaß ma ban Monnleutn d Liab aufzügln. Daß ſ recht groß wird. D Liab is ma nia z groß, mir nit. — Und nochha, wan er moant, ih hät ka Feur, nochher nim ih n her und druckn vor lauta Gernhobn d Seel auſſa, den liabn Kerl! — Scht! Er kimpp!

V. Scene.

Zilli aus dem Hintergrunde. Pflückt Blümlein, um ſie in das Kranzel zu flechten.

Zilli (bei ſich): A Bleamerl Herzliab! Und a Sträußl guati Hoffnung.

Stegerin: Du biſt es, Zilli?

Zilli: Jo Muada.

Stegerin: Is er da begegnt?

Zilli: Jo Muada.

Stegerin: Nau? — Nau?

Zilli: Wos dan, Muada?

Stegerin: Hot er nix gſogg?

Zilli (ſchämig): Wul wul.

Stegerin: Kriagſt an bravn Mon. Mein Segn hobbs ollzwoa.

Zilli (anfangs verblüfft, ſpäter aufjubelnd): Jeſſas Maria! Muada! Wos hot d Muada gſogg? Heiratn derfn ma? Heiratn? Heiratn? Mir? Und d Muada ſogg Jo dazua?!

Stegerin: Do ſchau da den Bolg on. Valiabb üba d Ohrwaſchl in eahm. Gwiß hinta mein Ruggn ſcha long ausgmocht! Na ih ſogs, de Leut! — Donk Dein Gott, Madl, daß er mir ah recht is. Na ih vagun da n, er ghört ſcha Dei.

Zilli (hüpft und tanzt vor Freude): Juch Juch! Mei gehört er. Gonz mei. Gor neambb Ondern. Ollaweil mei! Da ſchöni Bua! Da liabi Schoß! Ih woaß ma nit z helfn. (Springt der Stegerin an den Hals.) Vagelts Gott, Muada! Vagelts Gott, Voder in Himel! — Ich ken mi nit aus va lauter Freud!

Stegerin: Do ſchauts her! Wos de findt in den oltn Krocher![1]

Zilli: Mei ghört er, der liabi Bua! Mei ghört er. Du greana Wold! Ees liabn Vögerln af n Wipfeln, kembbs, helfts ma ſinga! Helfts ma juchazn, ih derf mein Liabſtn hobn! Grüaß Dih Gott, Du ſchöni Welt! Ih derf mein Liabſtn hobn. (Wirft den Kranz in die Luft.) Ih bin glückſeli! — (Plötzlich weich): Ih woaß nit wia mar is. Olls z gach is s keman, olls z gach. Ih möcht woanen. Ih möcht betn.

VI. Scene.

Spreitzer und **Georg** aus dem Hintergrunde.

Spreitzer: Do, do hobn ſ ma n zriſſn, de Saggerer, in Zaun.

Georg: Wo is ſ dan?

---

[1] alten Mann.

Spreitzer (deutet auf die Stegerin): Siachſt as dan nit?

Georg: Ih? Wen? (Erblickt die Zilli): Jeſſas, jo! s Zillerl is do.

Spreitzer (zerrt ihn am Arme heran): Na, ſa kim na, kim! Sie wort't ſchon af Dih. Gleih leck onpockn. Do, do hoſt as! (Schupft ihn gegen die Stegerin. — Georg und Zilli ſtürzen ſich entgegen.)

Zilli: Görgerl, mir derfn! Zſomheiratn derfn ma!

Georg: Is s wohr? (Nimmt ſie um die Mitte und ruft jauchzend): Jo, Dirndl, ih mog Dih!

Stegerin: Wos is dos? Wos is dos?

(Der Spreitzer und die Stegerin ſtehen in komiſcher Verblüffung da.)

Spreitzer: Do hobn ma s!

◆

Ein wiſſenſchäftliches Geſpräch.

Da Schulmoaſta, der mir ſchon als kloana Bua einidruckt worn is in mein Schädl, den bring ih holt deutſch nit mehr auſſa. Und wan ih zan Sunta-Nochmittog wo an Bauern hör, der noch ſeina Moanung wos Gſcheidts daherredt, wos noch meina Moanung nit gonz richti is, gleih zwickt mih da Tuifel ban Gnack,[1] ih ſullt den Baurn belehrn und aufklärn.

Nau, ſo ſitzn mar amol ban Gmoanwirt banond, ih und da Dauderer Hanſl. Da Dauderer Hanſl nimbb aus n Brotkörbl, däs afn Tiſch ſteht, an Weggn,[2] drahtn a weil um und um und beklogg ſih über die kloan Semeln. Sogg da Gmoanwirt, der ah z gleich da Bäck is: „Geſtern häſt as erſt ſechn ſuln, d Semeln, wia ſ mei Bäcknjung aus n Bochtrog auſſabotzt hot, d o häſt Dih wundern kinen üba die kloan Semeln. In Ofen ſein ſ eh gröſſa worn.“

Do kimbb da Dauderer Hons drüba nochzgriabeln, wia dan däs ſei kon, daß d Semeln in Ofn gröſſa wern. Do zwickt mih s Tuiſerl. „Hons“, ſog ih, „wanſt in d Schul gonga warſt, ſa müaſſaſt as wiſſn, daß d Hitz die Körper ausdehnt. Freilih, 'd Hitz dehnts aus und die Kältn ziachts zſom.“

---

[1] beim Genick, [2] Wecken.

„Ah, derawegn!“ ſogg da Dauderer Hons. „Hon mih eh ollaweil drüba gwundert, daß mei kloans Gſindl dahoam in Suma, wan s worm is, in olli Weitn ausanondalaft, und in Winta, wan s kolt is, ſchliafn ſ oll ſchön glod zſom ins Neſterl.“

„Hoſt gleih a Beiſpiel“, ſog ih, „und denk da s, a Menſch, wan er olt und kolt wird, do geht er zſom, wird gonz buglad und kloanwinzi,[1] weil die Kältn die Körper zſomziacht. Herentgegn, jungi Leut in Wirtshaus, wan ſ wormen Wein trinkn und in d Hitz kemen, do fohrn ſ ausanonder und gleih gibts dicki Noſan und groſſi Köpf. Weil d Hitz die Körper ausdehnt.“

„So!“ redt hiaz da Gwoanwirt drein, „hiaz woaß ih s ah, wegnwos die Grundausmeſſa grod in Sumer ausmeſſn und nit in Winta. Weil mei Krautgortn in Suma, wan s worm is, gröſſa doligg, wir in Winter, und daß ſ mar a gröſſeri Steur vorſchreibn kinen.“

„Freili“, ſog ih, „af de Weis kimpp oan ah de Weg länga für, wan ma ſchwar trogn muaß, daß mar in d Hitz kimpp und recht ſchwitzt, weil da Weg afn Bodn ligg, da Bodn a Körper is und d Hitz die Körper ausdehnt.“

Da Dauderer Hons legg ſih mit ſeini Ellbogn ſchön broat afn Tiſch hin, woglt a wenk mitn Kopf und brumelt: „Stimpp oba doh nit gonz!“

---

[1] buckelig und klein.

Ih ſchau n on. Wa mar ah wos Neugs, daß a Naturgſetz, däs für die gonz Welt paßt, grod ban Tauderer Hons nit 'ſtima ſull. Er ſpreizt ſein Kopf mitn Ellbogn auf; in dem Schädl denk ih ma, muaß heint amol rund wos drein ſei, weil er ſa ſchwar is.

„Stimpp oba doh nit gonz!“ ſogg da Hons und draht ſih auf. „Hiaz meini Stiefel! Meini Stiefel gehn in koltn Regnwetter ausanonder, und wan ihs zan wormen Oſn thua, ſchliaſſns zſom“.

„Na, däs is wohr“, ſog ih, „meini mochns ah a ſo.“

„Siagſt as!“ ſchreit da Hons, „und nochha noh wos, mei Liaba! Ba da Nocht is s doh kälta, wia ban Tog. Nit?“

„Jo freili is s ba da Nocht kälta, wia ban Tog“, ſog ih.

„Nau olſa, ſa müaßad, wan die Kältn zſomziacht, ba da Nocht da Weg kürza ſei, wia ban Tog“, ſogg er, „und mir kimpp da Weg ba da Nocht, wan ih von Wirtshaus hoamgeh, holt ollomol länga für.“

Saggera, denk ih ma, hiaz hot er mih. Ober müad[1] doh a Schond ſei für an Mon da Wiſſnſchoft, wir ih oana bin, wan ih mih nit auſſi wußlad.[2]

„Mei liaba Freund!“ ſog ih zan Hons und legn d Hond af d Ochſl, wos mar ollamol thuat, wan ma recht wos Gſcheits ſogg. „Mei liaba Freund! Wan ma wiſſenſchäftli ſein will, därf ma nit af Oans denkn und afs Onderi vergeſſn. Wan die Kältn die Körper zſomziacht. ſa wirds in da koltn Nocht nit grod in Weg alloan zſomziachn, ſa wirds wul ah deini Füaß zſomziachn und kürza mochn.“

---

[1] müßte, [2] herausputzen könnte.

„Na!“ ſchreit da Hons, „meini Füaß loß ih ma nit zſomziachn.“

A ſo wartln[1] ma, ſitzn uns worm ban Wirt, keman bar unſern wiſſenſchäftlichn Diſchkurs ſagor a wenk in d Hitz, und wia ma die Zech zohln wölln, hot ſih akrat ah d Rechnung awenk ausdehnt ghobb.

---

[1] ſtreiten.

⁂

Wir aus an Por Sockn da Schäffer is worn.

Nau olßa, meintswegn.

Da dreiaſunfzg Johr olti Gräderer is in d Stodt gfohrn und ba da Thür einizoppelt za ſein Vettern.

Z erſt redt er aweil um übern weitn Weg, üba s Weder und wia guat, daß er ausſchauad, da Herr Vetter. Noch und noch ruckt er auſſa mit an Ghoamnuß und er möchad in Herrn Vettern holt gern um Roth frogn.

„Wos?“ ſchreit da Vetter, „heiratn wöllt a? Ih hon gmoant, ihr hätt a ſcha long gheirat't.“

„Wul eh, wul eh“, ſogg da Gräderer. „Is oba ſchon olls wieda dabei. Gheirat't und gſtorbn. Weil ih s erſtmol an Olti hon dawiſcht. Hiaz geh ih s mit ana Jungen on.“

„Wia ſtehts mit da Gſundheit?“ frogg da Vetter und ſchaut in Oltn ins grumpſadi[1] Gſicht.

„Donk da Nochfrog, rechtſchoſſn, ſa weit“, moant da Gräderer. „Und ba mir hots a Weib nit ſchlecht.

---

[1] runzelige.

Olls kons hobn, wos ihr Herz valongg. Und höllaſch gern hon ihs. — Olſa, wos ſogg da Herr Vetter dazua?“

Da Herr Vetter ſogg: „Thuat ihr gern Gſchichtn leſn?“

„Js ma nit zwida. Oba luſtigi.“

„Do hät ih oani“, ſogg da Vetter, nimpp va ſein Tiſch a Büachel und gibbs in Heiratsluſtign in d Hond: „Für d Hoamfohrt zan Zeitvatreib. Wos oba mein Roth onlongg: Jn Heiratsſochn red ih nix drein.“

Nau, und af da Hoamroas, wia der olti Gräderer ſa ſchön kamodt in Wogn ſitzt, üba die guat Zeit nochdenkt, de hiaz onruckt, und wir er in Sock greift um die Tabokpfeifn, daß er eahm Oani onſtopfad, dawiſcht er in Vettern ſei Büachl. A hübſch groſſes Eſelsohr weiſt n af die Gſchicht: „Wir aus an Por Sockn da Schäffer is worn.“

Da Gräderer ſchmuzt[1] a wenk über den gſpoaſign Titel, aftn richt't er eahm die Pfeifn her und hebb on zan leſn:

Ehmanner! kembbs her, däs geht Enk on. Will Enk a guats Beiſpiel zoagn, wia s Enk z vaholtn hobbs gegn Enkeri Weiba. Von Paul Pingglbam will ih Enk dazähln und gleih in voraus ſogn: A ſou is s recht! a ſou miaßts as mochn! A ſou hobns d Weiba gern.

Da Paul Pingglbam hot a jungs mudlſeins Weiberl ghobb, er is a wenk älta gwen wia ſie, a kloans wenk, klewer[2] um a zwoanzg Jahrl, zohlt ſih nit aus, daß ma redt davon. Nau, und da Paul, der hot ſei Drauderl holt ſo viel gern ghobb, unmigla gern.[1] Und die Drauderl — woaß mar a ſou — hot in Pauln ah gern ghobb, unmigla gern, weil er ihr holt ollamol, ſar oft er is hoamkema, wos mitbrocht hot, wos Schens oda wos Guats; ſie hots lacherlad ongnoma, hot gſogg: „Brav biſt, Paul! Und hiaz konſt ſcha wieda gehn.“

---

[1] ſchmunzelt, [2] kaum.

Nau, und daß ih mei Sochn ſchen ſauba firbring. Amol geht da Paul afn Kiater und bringg in Weiberl — weil da kolt Winter onruckt — a Por wullani Sockn hoam.

„Oba ſou ſcheni Sockn!“ ſogg die Drauderl, „und de bliaweiſſi Wull! De baderlwoachi Wull! Brav biſt Paul! Oba ſog ma, wo kriagg ma dan de muadſcheni Wull? Do mecht ih gleih a por Pfund hobn davon, za Hondſcha,[2] zar an Schloſhäubel, zar an Untajanggerl. Mei liabs Mannerl warſt, wanſt ma mehra ſelchti Wull thaſt bringa!“

„Wern ma holt ſchaun“, ſogg da Paul, „daß mar oani kriagn, a ſo a Wull.“ Und geht nochfrogn ba der oltn Strickerin, der er d Sockn hot ohkafft, wo ſ' d Wull hät gnoma. Sie hots kafft. Hiaz geht er zan Kaufmon, der hots von an Judn. Hiaz geht er zan Judn, und da Jud ſoggs nit, wo de ſcheni wulfeili Wull wochſt. Wia da Paul ſcha drei Tog umgongan is, dafrogg er durch Zuafoll in ſewin[3] Schofſtoll, wo grod wieda s weiß Lampel gſchert wird, kafft d Wull und rent damit vula Freudn hoam zan Weibel.

„Jeſſas!“ ſchreit die Drauderl, „A ſelchti Wull!

---

[1] unmöglich zu ſagen, wie gern, [2] Handſchuhe, [3] denſelben.

Däs is ſchon a Guſta! Dos gibb a Strickads![1] Brav biſt, Paul! Oba wos thur ih, wan de Wull aufgſtrickt is, wan d Sockn und s Nochtjanggerl und d Hondſcha wieda hin ſein! Oda glabſt, d Fetzn werns ollaweil holtn? Und daß ih mei Lepper[2] in an oanzin Por Sockn umzoſchn[3] ſult? Oltu Toſt, Du! Geh, heb amol Dein Knochnſchrogn und ſchau, daß d as Lampel hoambringſt, daß ih s olli Johr ſchern kon."

„Is ſcha recht, Trauderl", ſogg da Paul Pingglbam, „ſei na guat, ih wir s Lampl gleih hobn."

Und geht mit ſein Geldſackel und will s weiß Lampel kaſſn. — Däs war nit foal, hoaßts, die beſti Gottung Lämpa[4] vakaſſt ma nit. — Oba wan ers zwieſoch zohlad! moant da Paul. — Sul ſchaun daß er weita kam, hoaßts, die beſtn Lämpa vakaſſt ma nit. — Weitakema? is freili leicht gſogg, wohin ſul er dan gehn, da Paul? hoam za da Drauderl traut er ſih nit, ſie hot Kochlöffel und Müaſer[5] und Woſſaſchaſſeln in da Kuchel, olti Schuach und in Stiefelknecht in da Stubn, däs olls, und wos ſiſt noh do is in an urndlin[6] Hausholt, ſchmeißts .n zan Kopf und afn Bugl, wan er ohni Lampel hoamkimpp. — An gonzn Tog ſchleiſt da Paul in Wold um. In ſchön grean Wold! wos dan d Leut hobn dron! Lauta kellakolta Schotn überoll, d Aeſt krotzn, in Gſtauder[7] is da Fuchs und afn Wipfeln da Geir. A ſo hellerazt[8] da Paul umanonder und ſchaut va Weitn hin af ſei Haus, wo aus n Rachfonk ſtad und liabli da blow Rach af d Hech ſteigg. Hutzäpfel ſuacht er in Wold, ſaur ſeins, ober ollaweil noh ſiaſſa wia die Trauderl, wan er hoamkam ohni Lampel.

---

[1] Strickzeug, [2] mein Lebtag, [3] umherſtreichen, [4] Lämmer, [5] eiſerner Pfannenſchaber, ein Kochgeräth, [6] ordentlichen, [7] Geſträuch, [8] irrt.

Hiaz hebb da Woldſchotn ah noh on und mocht Gſchichtn; zerſt ſpielt er ſih af s Duſtern, däs afs Dunkelwern, däs af d Finſternuß, und d Finſternuß af die kuhlrobnſchworz Nocht. Hiaz däs war s Schlimſti noh nit gwen, in da ſchworzn Nocht hät da Paul epper afs weiß Lampel vageſſn. Wir er oba hiaz in Mias ligg und ſchloſſn will, hebb de hautfolſch Finſternuß on und wird wieda liacht. Zerſcht flimerazts a ſo, nochha ſteigg hintern Bergn a gonzas Gricht Gottes auf. Nochtlazn,[1] himlazn, murn, dunern, krochn, ſchnolzn, tröpfeln, ſchnürln, guiſſn, hogln. 's Lüfterl wird ah ſtirka: die Zweigerln wacheln, d Aeſt rauſchn und ſchlogn af oanonda wia die Goſſnbuabn, d Wipfl pfeifn und die Bamſtam brechn. Da Paul huſchazt um und denkt: Unongnehm is s, oba fürs liab Weib leidt mar Olls gern.

Hiaz ſteht da Paul af oanmol vor da Hütn, wo da Schofſtoll is mitn weiſſn Lampel. Ah guat, denkt eahm da Paul, noß bin ih eh ſcha. hiaz ſtiehl ih s Lampel. 's Weder is ſa guat und mocht an unſinnigi Tümlerei, daß mar in Lampel ſei Plärn nit hört und a ſo mochts a ſih. Waſchlnoß bis af d Haut und zmillt[2] bis af die Knochn, a ſo kimpp er gegn da Fria hoam za ſein Weib mitn Lampel. — Däs Thoan, wan s as gſechn häts! Ins Bett einighebb hot ſies Vieh, bußlt und gholſt hot ſies üba und üba, daß in Pauln frei die Zähnt hobn gwaſſert.

---

[1] wetterleuchten in der Nacht ohne Donner, [2] zerſchlagen.

„Wos ſtehſt dan Du noh do?“ fohrt die Drauderl in Pauln af oanmol on, weil er hintern Bettſtaffel ſteht, „gehſt dan heint meh nit ſchloſſn? Ih moan, Zeit war's dazua um fünfi in da Früa! Dei Rochtgreſſerei[1] kon ih eh wos nit leidn; morgn, wans zan orbatn is, wirſt wieda ſtinkfaul ſein. Und wia s Fletz wieder ausſchaut! Zinſelt jo na grod a ſo owa, s Woſſa va dein Fetznan.“

Er ſteht noh aweil do, haſlt[2] mit da Hond in Bettſtaffel oh[3] und ſogg: „Drauderl, oan guats Wörtl kuntſt ma gebn, oans hät ih heint wul vadeant.“

„So!“ ſogg ſei Weib, „ſo!“ ſoggs.

„'s is an unguati Rocht gwen, Weiberl!“

„Ah, do ſchauts her!“ locht s Weibel auf, „wegn an Lampel, moanſt! Deicht da wos z ſein,[4] weilſt ma s Lampel hoſt brocht! Dodl, Du olta! Wan da Dei Hirn nit ſcha gonz auſſagrunen is ba da Roſn, ſa kunſt da s leicht roatn,[5] daß ma mitn Lampel alloan nix onzfonga woas. Oda vaſtehſt Du umzgehn mit n Schoufn?[6] Du wul gweiß nit, Du! Sul ih s hiaz vaderbn loſſn, das ormi Vieh? Hon ih Zeit, daß ih dabei ſteh, daß ihs fuater und pfleg? Wos hilft ma s Lampel, wan ih dazua koan Schäffa nit hon? Wanſt a Mon warſt, wia s a ſih ghört, ſa ſuachaſt in Schäffer auf, gſtot daß d doſtehſt wia s Kind ban Scherbn.“

„Oda Drauderl!“

---

[1] Aufbleiben und langweiliges Umherarbeiten in der Nacht, [2] ſtreichelt, [3] ab, [4] bildeſt dir etwas ein, [5] denken, [6] den Schafen.

„Ich bitt Dih, loß mih mit Fried.“

Da Paul Pingglbam krotzt ſih hintern Ohrwaſchl, nochha ſogg er: „Gnadi Nocht, Drauderl!“ und hatſcht ſtad davon.

In ondern Tog drauf ſteigg der Otti um in Gei und is kloanvazogg. Do begegngg er in Schäſſa. Da Schäſſer is a junga ſeſta Klachel, der geht daher und ſogg. er ſuachad a Lampel, er hät a weiſſes Lampel valorn.

Do is er jo, denkt eahm da Paul, a wohri Schickung Gouttes.

„Du“, ſogg da Paul, „s Lampel, dās Du ſuachſt, is da mir dahoam. Gewiß ah noh. Kim na mit. Geh, kim mit!“

Aſt gehn ſ ollzwen mitanonda. Da Paul hot a nariſchi Freud, daß er ſein Weibl den Gſolln thoan kon. Weil ſie holt ſo viel herzi is! Wia ſ zan Paul Pingglbam ſei Haus keman, gſiacht da Schäſſa die Drauderl. Er ſchaut ſie on, ſie ſchaut eahm on Sogn thoans nix.

„Do is s Lampel“, ſogg da Paul und deut't aſs Vieherl.

Die Zwoa ſchaun ſih on. Do wird in Pauln gach ongſt und bong.

„Schäſſa“, ſogg er, „do is s Lampel!“ Wia s Vieh hot blärt, hot s da Schäſſer erſt ghört. „Ei, do is s jo!“ ſogg da Schäſſer. „Wia kimpp dan mei Lampel do her?“

„Is da gwiß gſtuhln worn!“ ſogg die Drauderl. „Wer hot ma mei Lampel gſtuhln?“

„Der do!“ ſchreit die Dranderl und zoagg afn Pauln.

„Is ſcha guat“, ſogg da Schäſſa, „die Diab muas mar einſpirn.“ Loßt n gleih zſompockn, in Pauln, zan Gricht treibn und einkaſteln.

Die Dranderl holt'ts Fiata vors Gſicht und heſchazt:[1] „Mein Olter is eingſpirt; wen hon ih dan hiaz, der ſchaut af mih?“

Da Schäſſer hots ongſchaut, ka Wörtl hot er gſogg nit, nar ongſchaut hot ers, die Dranderl, und ban Kni[2] hot er s zwickt — und a ſo is aus an Por Sockn da Schäſſa worn....

Namler a ſo bot da dreiafunfzg Johr olti Bräutigan gleſn. Nochba gugg er a Weil ſo gwiß vor eahm hin, trumelt awenk mitn Finger afn Fenſtaglos und brumelt: „Is a vatrackta Schelm, da Herr Vetter!“

---

[1] ſchluchzt, [2] Kinn.

Da Vierkreuzabohn.

Ih ſog holt ollamol: Viel Geld is nit vonnöthn, oba recht onwendn muas ma's kina.

Nahſt Sunta hon ih an kloan Hondl ghobb mit n Bäcknwirt.

„Wirtshaus“, ſog ih, „geb her a mol, ih muas Da wos ſogn.“

„Gleih gleih“, ſogg er, „ſiachſt as dan nit, daß ih d Händ vul Gläſa hon! D Leut ſein durſti.“

Ahan, denk ih ma. Heint ſein ſ durſti. Siſt, wan er mit da ſaubern Frau Lederermoaſterin banondaſitzt, do derf ma ſih d Lungl ausſchrein, bis ma ſei Tröpſl Wein kriagg. Heint ſein s durſti — nau, ih glaubs!

Endler is er do, da Bäcknwirt und moant, ih ſult nit ſa viel regnan loſſn, er hät ſeini Ruabn gern druckn[1] in Kella.

„Du Wirt“, ſog ih, „loßn ma hiaz Regn und Ruabn af da Seitn. Du wirſt Dih erinern, daß mar in Kirchwahſunter af d Nocht do ba den Tiſch banonda gieſſn ſein.“

---

[1] trocken.

„Wird eh ſein“, ſogg da Backnwirt.

„Und daß D ma — wir ih me Zech zohlt hon — an Funfabangganotn[1] gwechſlt hoſt.“

„Dos kunt ih nit meh recht ſogn. Sein kons eh“, moant da Wirt. „Oba Du — muaſt ſcha vazeichn, ih muas ſchaun, daß da Semeltoag auſſaknetn wird. Mei Bäcknjung ſteckt ſcha wieder in da Kuchel, der Saggara! Und heint is groſſi Back. D Ollaheilignſemeln für die Ormen, Du kenſt jo den dumen Brauch; oba nau, wos kon ma mochn!“ Soggs, und will wieda davonrena.

Do ſchrei ih in die Kuchel auſſi zan Bäcknjung, er ſult Semel auſſaknetn gehn, da Herr Wirt miad in Gaſtn aufwortn. Is ab gleih ba ſein Gſchäft gwen, da Bäcknjung, und da Wirt hot ba mir ſitzn bleibn müaſſn.

„Jo, und daß ih ſog“, red ih weita, „Du hoſt mar in Kirchwahſunter af d Nocht an Funfabangganotn gwechſelt und hoſt mih ongſchmirt!“

„Ongſchmirt? Ih Dih?“

„Knopp an Guldn hot die Zech ausgmocht.“

„Richti, is eh wohr, hiaz follts mar ein, und ih hon Da von Funfa vier Silbaguldn zrugg gebn“, ſogg da Wirt und mocht a ſchreckbor ehrlichs Gſicht.

„Du Wirt“, ſog ih, und thua mei lederanas Geldbeiderl ausanonda, „Du hoſt ma drei Silbaguldn und an Vierkreuzerbotzn auſſagebn. Ba Deina Todtnbohrfunzn[2] hon ihs zwenk gſechn und wir ih hoamkim und mein Weib in Geldbeidl gib, hoaßt s mih mir nix Dir nix an Lumpn, der in a Stund zwen gonzi Guldn vaſauft und noh nit amol an Rauſch hoambringg — a Zoachn, daß ih mehra gwohnt war. Und kim ih hiaz drauf, daß ſih da vadonkti Vierkreuzabozn fürn viertn Guldn ausgibb. Hot ſih holt vagriffn, da Bäcknwirt, denk ih ma, mei Gad, is jo leicht migla, daß ma ſih amol vagreifft, da Bozn is ſa groß und ah ſa ſchwar, wir a Silbaguldn.“

---

[1] Banknote zu fünf Gulden, [2] Benennung für ein ſchlechtbrennendes Kerzenlicht.

„Do hört ſih Olles auf!“ gromelt[1] da Wirt, ſteht auf und legg ſei Fauſt haſn[2] ſtork afn Tiſch. „ſa kenad ih s Geld nit, moanſt, oda hät Dih zfleiß ongſchmirt! Ih bin ſcha zwoanzg Johr Wirt und wir epper a wenk mehr Geld in da Hond ghobb hobn, as wia Du Dei Leppa gſechn hoſt, mei Liaber! Und ih ſchau mei Geld on, ob ihs hiaz ausgib oder einnim! Wer woaß s, wo Du Dein Guldn vadredlt[3] hoſt, ban Hoamgehn! Und ih hät folſch auſſagebn! Do ſchauts her!“

— Er laugnts, denk ih mar. Bin freilih feſt ubazeugg, daß er mein Guldn hot, grod weil er a ſo aufbegehrt. Däs is vadächti. Oba weil er s amol laugnt, ſa kun ih nix mochn; ih häts beſſer onſchaun ſuln, s Geld, wan er ma s in d Hond gibb. Kan Hondl und ka Feindſchoft mog ih va wegn ar an lauſign Guldn nit onhebn. Loß eahm an, denk ih mar und ſog: „Nau, wanſt Du s gwiß woaßt, daß D ma vier Guldn hoſt auſſagebn, ſa muaß ih Da s glabn.“

---

[1] grollt, [2] faſt, [3] verthan.

„Nau, ih moanads ah!“ ſogg er kernfeſt und geht zan Bäcknjung, der ban Bochtrog mit boad Händn in Toag hin und herſchmotzt. Da Wirt wiſcht ſih ſei Hond a wenk in da Hoſn oh, greifft a kloans Batzl aus n Trog und leggs ols Gwicht af d Wogſcholn. Klewa nußgroß is s Batzl, klewa nußgroß. Und däs ſult in Ormaleut-Semeln eahna Gwicht wern? — Na, wort, Bäck! denk ih ma. Und wir er in Bäcknjung ſchorf auſtrogg, dreihundert Stuck, und jo nit ſchwarer z bochn, a wia die Gwichtſemel, de af da Wogſcholn ligg, und wir er nochha ba da Thür auſſi geht und da Bäcknjung noh gſchwind in die Kuchl rent um ſei Kaffeelackel, weil er mit da Köchin guat on is — huſch ih gſchwind hin zan Bochtrog und ſteck mein Vierkreuzabotzn ins Toagbatzl va da Gwichtſemel. — So! denk ih ma, do hoſt dei Vierkreuzaſtückl wieda, däs d ma ſa ſchön ſein um an Guldn vakaſſt hoſt, wird da guati Zinſn trogn, vahoff ih.

In ondern Tog in' olla Hergottsfrüa kemen ſ ſcha, die Ollaheilignſtritzlſomla, die ormen Leut mit eahneri Sackler und vawundern ſih hell üba die großmächtign Semeln, de däsmol ban Bäcknwirt thoalt wern, und ma that n holt doh unrecht, wan ma n für an Geizhols ausſchreiad. Sa groſſi Semeln hät ma neama gſechn ſeit zwoanzg Johrn, wo s Korn onghebb hot, wulfeila z wern. „Vageltsgott, ztauſnd mol! Vageltsgott Ollaheilign!“

Endla kralt da Bäcknwirt va ſein Fedabett auſſer und wir er oani va die Ollaheilignſemeln ſiacht, gibb s n eh gleih an Stich ins Herz. Und richti, oll ſein ſ ſa groß, oani wir oll! Hiaz gibbs a Mettn! Da Bäcknjung vaſchwirt ſein ormi Seel, er häts nit um a Grandl ſchwara bochn, wia die Gwichtſemel war gwen. — „Her mit da Gwichtſemel!“ ſchreit da Bäcknwirt, „Siagſt as, wos däs für a netts Dingerl is! Und Du bochſt de oltweltiſchn Knedler auſſa, de unförmign, daß s a Schond is!“

„Ober ih bitt, Moaſta! s Gwicht. Thoa ma's wegn!“

Und wia ſies richti wegn, ſogg da Bäcknwirt: „Hot dan do da Teuxl ſei Gſpiel! Akrat ſa ſchwar!“ —

Ih geh jiſt nit ins Wirtshaus in da Früa, oba däsmol hon ih ma s nit kina ſchenkn. Kim grod recht, wir er ſih höllaſch giſt't, da Bäcknwirt.

„Badonkta Kletzn!“ ſogg er und druckt die Gwichtſemel mitn Fingern broad. Do zmedert[1] er in Vierkreuzabotzn auſſa.

Schautn a Weil on. „Du!“ ſogg er und ſchiaglt[2] gifti af mih her, „de Bosheit is va Dir! Du hoſt a Vierkreuzaſtückl ghobb, däs a Kringerl[3] hot afn Rond!“

„So?!“ ſog ih. „a Kringerl hots, mei Vierkreuzaſtückl? Wia biſt dan du go ſa guat bekont damit? Han?“

„Do! Do hoſt n!“ ſchreit er und reißt ſein Geldbeidl aus n Hoſnſäckl, „do hoſt n, in Silbaguldn! Ih ſchenk Da n! Ih wir derawegn nit orm wern. „Do hoſt Dein Schmorn!“

---

[1] drückt, [2] ſchielt, [3] kleiner Einſchnitt.

Und ſchmeißt ma s Silbaſtückl vor die Füaß, daß s af d Hech ſpringg. davonhupſt und untern Tiſch eini radlt.'

„Ghört ah in Ormen!“ ſog ih, „oba däsmol hot a lumpiga Vierkreuzabotzn mehr ausgricht't, wir a hellglonzenda Silbaguldn. Derawegn ſog ih: Recht onwendn muas ma s Geld kina!“

[illegible].

* * *

Wou is die Kotz?

Mit gleih wou af an Ort wird s Lebn ſa ſiaß ſein, as wir in Obelsberg. D Obelsberger, de kinens zwiſeln![1] Wan eahner imeramol wos nit ausgeht, wan a ſchwara Schaur, oder a großes Feur, oder a neigi Steur d Fexung frißt, daß s ſcha vahöllt bitta wird af da Welt, ſa gehn d Obelsberger her und noſchn an Leezeltn[2] oda Henitaſerler;[3] aftn is s Lebn wieda ſiaß. Wan a Nochbar ſei Geld hobn will, dos er einzbringa hot, und ſtork rewi[4] wird, oder wan s liabi Ehweib hanti[5] is wir a Kolmaswurzn, ſa geht da Mon und liapad[6] a wenk an Met; aftn[7] is s Lebn wieda ſiaß. Wan an Dirndl da Bua d Liab aufgſogg hot, ſa kafts ihr an leezeltanan Reider und leezeltani Buſſerla dazu, aftn is s Lebn wieda ſiaß. Und wan Oana s Herz gſtuhln worn is, ſa nimbbs dafür a leezeltanas ein und a ſou kints Enks denkn, daß d Obelsberger ſiaſſi Leut ſein.

---

[1] gut anpacken, leiten, [2] Lebzelten, [3] Honigkuchen, [4] herb, roh, [5] bitter, [6] trinkt, [7] nachher.

Und kints Enk ah denkn, daß da Leezeltner[1] a guats Geſchäft mocht z Obelsberg. Hot drei Häuſer, da Leezeltner, und gehört za die fürnehmern Leut. Is ah a ſeiner Weltmon, woaß wos ſih ſchickt und ſtellt ſih gern ein. Sar is s ollamol za Weihnachtn, daß der Obelsberger Leezeltner Moaſta Bienemann an iadn va ſein ongſechnen Kundn a Schochtl vul Leezeltn ſchbendirt. Da Herr Stodtdechant kriagg a Schochtl, da Herr Burgamoaſta kriagg a Schochtl, da Herr Toukta kriagg a Schochtl, da Herr Obalehrer kriagg a Schochtl, d Frau Bezirksrichterin kriagg a Schochtl, weil da Herr Bezirksrichta nix nehma derf. s feinſti Gebacht[2] is s, wos da preupperi[3] Leezeltner vaſchickt zan heilin Chriſtfeſt; kloani Gſchenka daholtn d Freundſchoft, und de zohlts olls wieder oh.

Hiaz is ober amol grod vor Weihnachtn a zwideri Gſchicht gwen. In Leezeltner ſei kloana Bua, da Toni, hot va da Schul a ſchlechti Klaß hoambrocht, hot ah a poarmal üba Mittog in da Schul bleibn miaſſn und weil er in Schulmoaſter amol die Zung zoagg hobn ſul, gleihwul a Schulmoaſta ka Toukter is, ſa hot da Leezeltnerbua über d Weihnachtfeier a Strofaufgob kriagg. Muaß der ormi Kerl s Kapidl von jüdiſchn Kini Nabuchodonoſer[4] dreimol ohſchreibn. Sein an die gonzn Weihnachtsfeita vabozt, in ormen Kerl. D Frau Leezeltnerin ſipert va Zorn, ſo harb is s af den Schulmoaſta, d Fauſt tibbelts: „Mih zimpp, d Augn auskrotzn möcht ih n!“

---

[1] Lebzelter, [2] Gebäck, [3] proper, freigebig. [4] König Nebukadnezar.

„Sei na ſtill“, ſogg da Leezeltner za da Frau „und loß na Zeit. Unſern Lehrer wir ih nouhamol a Leezeltnſchochtl ſchickn! Der kon ſih gfreun! Den thuar ih wos on, daß er drauf denkn ſul, paß auf!“

Do hot ſa ſih zuatrogn, daß in heilign Obnd dan Leezeltner grod die graw Koz[1] hin worn is; da kloani Bua hots von Stodl eina brocht und hoaßts, ſie wa dawürgg worn, kimbb ob nit auf, wer's thon hot. Da Moaſta Bienemann is grod dan Leezeltneinpockn ſi d Herrſchoſtn und kimbbn hiaz a guata Gidonkn. Sul ah da Lehrer ſei Schochtl kriagn, oba gſiot Leezeltn pockt er die todt Koz ein. De is für n Nabuchodonoſer! — A Strohbettl mocht er und bet't die Graw ſauber drauf, deckelt d Schochtl ſorgfälti zua, bind't a roths Bandl drüber, wia s da Brauch is ban an Liabspreſentl und trogg in oltn Knecht auf, daß er hiaz d Schochtln austrogn ſul zan Herrſchoſtn in da Stodt. Da Knecht, in a ſou an Tog d Händ vul Orbat, ſchlepp gſchwind noh an Hauſn Kiſteln. Schochtln und Packeln, de überoll umliegn, in d Vorrothskomer, daß douh amol a wenk an Urdnung wird in a ſou an Tog, aft geht er mit n Schbendaaſchi-Schochtln und troggs fleiſſi hin, wous hinghörn.

Da Moaſta Bienemann hot a guats Herz und am Obnd, wir er ba ſein Weinglos ſitzt und die lonk Pfeifn mitn Silberbſchlacht racht — die lonk Pfeifn mitn Silberbſchlacht braucht er nur zan hochn Feſtogn, für olli Tog hots an z ſchlechtn Zug — am Obnd olſſa, wir er die lonk Pfeifn racht, da Leezeltner, do gfreut er ſih ſtill ban eahm ſelber über d Freud, de d Herrſchoftn mit n Leezeltn hobn werdn, und am moaſtn gfreut er ſih übern Lehrer ſein Schröckn und Giftn, wan der — daweiln ſcha die Zähnt noch n Leezeltn waſſern — s roth Bandl obſchneidt, d Schochtl aufmocht und die Kotz ſiacht. — Ja, mei liaba Schulmoaſta, da Nabuchodonoſer!

---

[1] graue Katze.

In Chriſttog z morgns, wia da Leezeltner in die Kirchn geht, ſchreitn afn Plotz da Doukta zua: „Bedank mich!“ und geht vabei.

Drauf nochn Goutsdeanſt, wia da Moaſta hoamkimbb, is a kloans Packerl do von Lehrer. „Aha!“ ſogg da Leezeltner, „er will mar an Schür anthoan.[1] Ober ih ſitz eahm nit auf!“ Er trahts Packel a Weil hin und her: wos eppa drein ſei kon? A broats viereggerts Packerl. Die Kotz is s nit. Wer woaß, wos für a Bousheit! — Wia feſter daß er ſih's fürnimbb, s Packerl gor nit aufzmochn und zuabundna wieder zrugg z ſchickn, um ſa gröſſa wird ſei Neugierigkeit. Af oanmol is s ouffn. A ſchöns Buach: „Naturgeſchichte der drei Reiche mit Stahlſtichen“, und a Briaf dabei.

— Wos bedeut't dos? Da Schulmoaſta ſchreibb:

Euer Wohlgeboren!

Ihre ſo freundliche Weihnachtsgabe hat mich diesmal ganz beſonders erfreut. Ich erſehe darin nicht bloß die Wohlgeſinnung, die Sie meiner Familie bewahren, ſondern auch Ihre — ich möchte ſagen — edle Hochherzigkeit, durch welche Sie auch in gewiſſen manchmal ja nöthigen Maßnahmen des Lehrers ſeine Sorge und Liebe für den Schüler erkennen. Geſtatten Sie mir, daß ich Ihrem Söhnlein beifolgendes Buch auf den Weihnachtstiſch lege, hoffend, daß ihm ſelbes einiges Vergnügen bereiten werde.

---

[1] einen Poſſen ſpielen.

An dem ausgezeichneten Lebkuchen haben wir uns ſchon geſtern Abends delectiert und bei einem Glaſe Wein Ihrer und Ihres Hauſes gedacht.

Mit verbindlichſtem Danke

Ihr ganz ergebener
Johann Pucher,
Oberlehrer.

Wia da Leezeltner den Briaf gleſn hot, ſchaut er auf und ſogg: „Wou is die Kotz?“

Olls follt übers Buach her und ſchauts on und kon ſih nit gmua vawunern üba die muatſchönen Bilda. Voron afn weiſſn Blott ſteht gſchriebn: „Dem kleinen Anton Bienemann zum Andenken an ſeinen ihm ſtets wohlgeſinnten Lehrer.“

Nouhamol frogg da Leezeltner-Moaſta: „Wou is die Kotz?“ — Todtnbloß wird er in Gſicht: wan die Graw ban Stodtdechantn war? oda ba da Frau Bezirksrichterin! —

Af da Stell in Knecht ruaſt er. Der woaß va nix, er hot d Schochtln beſorgg und zuagſtellt, wia s n auftrogn worn is. — „Oba an Irrthum muaß gſchechn ſei!“ ſchreit da Bienemann, „da Schulmoaſta hot an unrechti Schochtl kriagg!“ — Er mochad eahm hiaz jo wegn an Schulmoaſta nix draus, war eigantli eh a guada Lopp, da Schulmoaſter, oba wer hot die Kotz kriagg?

— Do follts n ein, daß da Doukta heint früa übern Ploß her ſo küahl donkt hot. Bedonk mih! und ſiſt nix. Notürlih wird er ſih bedonkn, wan eahm gſtott Leezeltn wer a todti Koß ins Haus ſchickt!

Daweil da Moaſta nouh wia bſeſſn umanonda rent in Haus, kimbb a Kiſterl von Stodtdechantn. Fürn Leezeltner ſein kloan Buabn an ausgſtoupfta Gimpel. — Wos is dos? Sul dos an Onſpielung ſei? — Da Dechant hot die Koß! follts n Moaſter ein. Jeſſas Maria, hiaz is die Blamaſch fiati!

In Huat prakt er ſih afn Koupf — a noglneuga Cilinder! — und will eilends zan Dechantn rena, daß er in Irrthum kunt aufklärn. Untawegn af da Stroßn begegngg eahm da Burgamoaſta, der grod mit an Herrn Stodtroth in Tiſchgurs is. Wos der ſogn wird, denkt eahm der Leezeltner und geht n grod unta d Augn und mochtn an recht bugladn Kurſchamadina. Da Burgamoaſta ruckt in Huat — und nix weita. Ka Donkdagoud und ka Pfiatdigoud — nit a Wörtl, gor nix. — Der hot die Koß!

Da Leezeltner draht ſib um, geht wieda ſein Haus zua und ſiniert, wos do z mochn is. Ba da Thür ſteht da Grichtsdeana. — Na, guati Nocht! — Er hät wos ohzgebn va da Frau Bezirksrichterin. A kloans Packel in Seidnpapier eingmocht. Da Moaſta bachelts[1] auf. A Tabakbeidl. A neuga Tabakbeidl, rotheingſchnürlt, mit an reamadn Bouſchn[2] und mit blowa Seidn a Sprüchl eingſtepp: „Beſſer als im Sack die Katz iſt der Tabak in der Katz.“ A Kotznbeidl! — Hiaz hobn ma's. Va da Frau Bezirksrichterin is s, däs grawi Robnviach!

---

[1] neſtelt es, [2] Quaſte aus Riemen.

Da Leezeltner loßt wieder in Knecht kema. „Michel!“ ſogg er, „Wos hoſt Du geſtern für a Sau onghebb!“

„Herr Voda, wia ſou?“ frogg da Knecht.

„Za da Frau Bezirksrichterin hoſt unſa todti Kotz hintrogn.“

„D Leezelinſchochtl!“ ſchreit da Knecht.

„Die graw Kotz is drein gwen! A dumi Vawechslung. Aus da Weis is s!“

Da Knecht beidlt ſein oltn Koupf und ſogg: „In da Richterin ihr Schochtl is Leezeltn drein gwen. Hons jo ſelba gſechn und ghört, wia d Frau üba d Schochtl herfollt und aufſchreit: Heſaſa, Leezeltn! Und ihr Roſn zuwiſteckt: Wie guat daß er wieda ſchmeckt.“

„Däs ſtimad freili nit“, ſogg da Moaſta. „A Nor kunt oana wern! Ih woaß na, daß s da Schulmoaſta nit hot. Oba die Ondern! Und da Welchti? Ih kon douh nit gehn va Haus za Haus und frogn: Mit Valaub z frogn, hon ih Enk nit zan heilign Obnd a todti Kotz gſchickt?“ —

Va den Chriſttog on traut ſih da Moaſta Bienemann a Weil nit auszgehn. Koan Menſchn traut er ſih in's Gſicht zſchaun und in Herrnleutn ſcha gor nit. Wia n amol a Mognkrompf onpockt, will ſei Frau in Doukta huln. „Um Goudswilln!“ jamert da Moaſta, „nar in Doukta nit!“ Weil er fürcht't, der kuntn in da Medrizin die Kotz ohſtottn. Suntogs drauf holt't da Stodtdechant die Predi und dawiſcht die ſchlechtn Leut, de in Priaſtaſtond mit Schimpf und Spout vaſulgn. —

Mih gehts on, denkt eahm da Leezeltner, af die Kotz ſpielt er. Da Burgamoaſta loßt in da ſewin Wouchn Zedln onſchlogn, daß d Leut eahnari Hausthier beſſa wohrn ſultn, böſi Hund laſſadn um; af da Stodtplotzbonk gſpirad ma d Heaner und ſiſt ah ollahond Ungehörigs, däs nit ſei deaſad. — Siſt ah ollahond Ungehörigs! Däs kon af die Graw gehn! Denkt eahm da Leezeltner, oh Du vahölts Vieh, wos mochſt Du ma ſi Gſchichtn! — Und wia da Bezirksrichta bar ana Grichtsvahondlung wegn ana gſtuhlnan Kotz in Moaſta Bienemann ols Zeugn valongg, do holt's da Moaſta neama aus. Wia varuckt ſchiaßt er um. Aus is s! —

Meini liabn Leut, s böſi Gwiſſn! A ſou wia da Diab hinter an iadn Strondarn ſein Fonga ſiacht, a ſou ſiacht da Leezeltner hinter an iadn Menſchn a todti Kotz. — Gach kriagg er Kuraſch und folts n ein: In Stier ban Hörnern pockn!

In Silveſterobnd gibb da Leezeltner a Hausfeſt und lodnt in Stodtdechantn ein und in Bezirksrichter und in Burgermoaſta und in Douktan und ah in Schulmoaſta, um den s n heint oba nit geht. Der nit kimbb, der hot die Kotz. Er deckt ſagor die Toſel na für Vier Gäſt, und fünf ſein einglodn. — Hiaz wos is's? Se keman oll fünf. Däs mocht in Moaſta va Neugs irr. Denkt oba: na wan s er — da Gwiſſi — vageſſn hot und nix nochtregg, um ſa beſſa, wölln mir ah neama dron denkn. Drauf eſſns und trinkns guat — da Moaſta loßt ſih nit ſpoutn — wern luſti, und gach moant da Goſtgeba: Schön war's, wan hiaz an Jada zan Zeitvertreib dazählad, wos er heur za Weihnachtn für Gſchenka hät kriagg.

Dazählt s an Jada: Zigarnſpitzla. Toſchnbiacherla mit Kolenda, ſeidani Holsbinderla, Silbatnöpferla, Tinggnzeug, Federmeſſerla. Zündhölzlſchachterla, da Burgamoaſta hot ſagor an boananan Ohrwaſchlausreingla[1] kriagg, weil er awenk großhöri[2] is — nau und an Jader a Schochtl vul Leezeltn — va wen, däs brauchad ma nit zſogn. — Da Moaſter is ſtill und denkt: Wou is die Kotz? — Wia s gegn Zwölfi geht, keman die Punſchgläſer und da Goſtgeba bringg zan Dazuabeiſſn an extrafein Leezeltn. Friſchi Taler wern aufglegg, ſilberani Meſſerla dazu, da Moaſta Bienemann mocht d Schochtl auf — und thuat an Schroach.[3] — Do is s! — Boukſtar lieggs do, die Graw, afn Stroh. — Aftn ſchloggs zwölfi.

Mit an ſölchtn Glachta wird nit leicht a neugs Johr onhebn, as wia däs. Da Leezeltner hot die gonz Gſchicht notürla dazählt und hot ſa ſih gwieſn, daß die Kotznſchochtl, de in Schullehrer vamoant wa gwen, gonz zuafälli in die küahl Vorrothskoma zrugg trogn worn is, wou s heint da Moaſta richti wieda zuafälli dawiſcht und auftrogn hot.

Da Schulmoaſta hot für a ſölchti Moanung a wenk a ſchelchs[4] Gſicht gmocht, do kimbb zan Glück da kloani Bua daher und bringg — dreimol ſauber ohgſchriebn — in Nabuchodonoſer.

---

[1] beinernen Ohrenausputzer, [2] ſchwerhörig, nur großen Lärm hörend, [3] Schrei, [4] ſchiefes.

Da Schworzi.

In unſern Wirtshaus is danahſt amol d Red' gwen von Schworzn. Oba nit eppa von ſchworzn Kaffee, oder ſchworzn Burgunder, oder ſchworzboaßtn Tabak.

„'s gibb zwiſchn Himel und Erdn ah noh ondri Schworzi, va den s es enk in enka Schulweißheit nix trama loßts!“ ſogg da beleſni Schnaſta zan Schulmoaſta.

„Wohr is s!“ redt da Peda Reiterer, der Rachfonkkihrer,[1] drein. „Und do wiſſad ih a Stückl zan dazähln.“

„Nau, druck lous!“ ſogn die Ondern.

Hebb da Rachfonkkihrer on:

Jeſſas na, wan ih af däs denk! Und der ormi Schneida! Da Schneida Hiasl z Leitnboch, der eh a wenk froasbaſſi[2] is und in ſein Trinkwoſſer ollamol s Mariazella Beichtzedl einwoakt,[3] wos gegn an Schrockn guat ſei ſul, und eppa gor ah fürs ſchlechti Gwiſſn, wan da Menſch a wenk zviel Tuach ſtiehlt. Ueba den ormen gſchrecktn

---

[1] Rauchfangkehrer, [2] Anlage zu Fraiſen oder Epilepſie, [3] es beſteht der Glaube, daß Waſſer, in welches ein Beichtzettel von Mariazell eingeweicht worden, für die Fraiſen heilſam ſei.

Schneida muas a ſou[1] wos kema! Lochn und rehrn möcht ih frei, wan ih dron denk. Oba gſchodt hots n nix.

Hiaz, gwen is s a ſou. In Foſchn-Jata,[2] do hon ih a wenk zviel trunkn. Da Gſteggnwirth hot an hoaſſn Krotzer. Van Hechbarn hon ih in Nachſonk ausputzt; wir ih nochher üba d Hech übera geh, is mar a wenk kolt worn. Hou ma denkt, buxt a por Stamperler owi,[3] daß da worm wird. Bin in da Gach[4] a wenk zviel onkeman und wir ih über s Gruſnbarn Leitn owa geh, do hebbs mar on zan Schwumerln und wa mar um's Schloſn gwen. Graw is s ah ſcha worn.[5] Hoam kim ih nit heint, hon ih ma denkt, denk ih ma, gehſt zu da Gruſnbarin zuwi und holtſt as on um a Nochthiaba.[6]

Is a guats Leutl, die Gruſnbarin, kents as jo eh. Ziacht grod s neubochni Brot auſſa von Ouſn, endsgroſſi Loab,[7] hot mar ah gleih oans ohzſchneidn wölln gebn. Gelts Goud, ſog ih, ka neubochns Brot iß ih nit, ober a Bett zan ſchloſn, wanſt häſt. D Händ ſchloggs üban Koupf zſom: Wia s dan dos ongang, daß s mar a Bett kunt gebn! Is da Schneider in Haus, der braucht s Hondwerchabett; in Stoll war s z kolt und af da hortn Bonk wurd ih ah nit mögn liegn.

„Is s wou da well,“[8] ſog ih, hon ih gſogg, „oder loßt mih eppa gor in Ouſn einſchliaſſn,[9] do wars ſchön worm diner[10] und ſchenirad neambb.“

---

[1] Die gezogene Betonung ou iſt in der nordöſtlichen Steiermark üblich, [2] Faſching-Dienstag, [3] trinkſt mehrere Gläschen Schnaps raſch aus, [4] in der Eile, jäh, [5] es begann auch ſchon zu dämmern, [6] Nachtherberge, [7] ſehr große Laibe, [8] wo immer, [9] hineinſchlüpfen, hineinkriechen, [10] drinnen.

„Narasch", ſogg die Bäurin, „in Ouſn eini willſt? Jo wegn meina wul, kolt wird da do dina klewa, wan da nit z hirt[1] wird?"

„Balei nit", ſog ih, „wan man ſchlaferi is, is da Ziaglbondn a Fedabett."

„Wohr is s", moant die Bäurin. Ih nit faul und ſchluif in mei Schloſkomer eini. Schön worm is s. A ſo an Baurn-Ouſn kents eh? Zan Brotbochn und zan Korndirrn[2] und zan Stubnhoazn. A gonzi Famill hat Ploz diner. Oba vadonkt finſter is s. Nau, ih kruich ſchön weit hinteri, die Bäurin loant d Ouſndeckn fürs Louch, und hiaz Rachſonkkihrer, hiaz ſchlof Dih aus.

Gſchloſn hon ih die gonz Nocht wir a Roz[3] und wurds as nit glabn, daß ih, da kuhlſchworz Rachſonkkihrer in kuhlſchworzn, ſtockfinſtern, ruaßign Ouſn die längſti Zeit von ana ſchneeweiſſn Jungfrau trambb[4] hon und wia s mih ſelba noh wundert, daß die trambb ſchneeweiß Jungfrau koan ſchworzn Fleck kriagg in mein Rachſonkkihrerſchädl. — Do hebb mih gach wos on zan ſtickn, as wia wan ih in an Rachſonk ouben war und in Haus hoazadn s, daß mih da Rach ſelcht. Ih wir munter, glüaht roth um und um und hiaz nim ihs wohr, daß nebn mir a Hulzſtoß brint . . . .

Weil da Schneider in da Stubn gern worm hot, ſa hot die Kuchldirn in ollafrüa in Ouſn ghoazt, hot nit gſchaut, daß Oana diner is, hot Scheider[5] einglegg und nochzundn und hiaz, Schworza, hiaz hoſt gleih Dei

---

[1] zu hart, [2] Dörren des Kornes für die Mühle, [3] wie eine Ratte, [4] geträumt, [5] Scheiter.

Höſl. — Nachſonkkihrer, denk ih ma, hon ih ma denkt, ſchau daß da hiaz gleih a guata Gedonkn einfollt, wia ſi do auſſi kimſt — long hoſt nit Zeit. Zan Oufnlouch? Do hät ih durchs Fegfeur müaſſn, dos geht nit. Du vahöllti Mettn, denk ih ma, dos is a ſchöner Aſchlmitta,[1] der Oufn kon s Einaſchln[2] beſſa wia da Pforer in da Kirchn! — Daweil ſtemen ſih ſcha d Händ und Füaß, wir a Bouck mitn Koupf, a ſou ſteß ih gegn d Wond und bumsdi is durch die Kachln a Louch auſſi in d Stubn. Ih nit faul, na gſchwind auſſi — do ſiach ihs, wia da Schneida Hiaſl, der ban Tiſch huckt, mit an ſchreckborn Schroach[3] auffſpringg und ba da Thür auſſi, daß er ſih völli daſteßt.

„Schneida!“ ſchrei ih n noch, „Hiaſl! Wos hoſt dan? Ih bins, ih da Nachſonkkihrer!“ Hot nix meh ghört, damaſcht[4] übern Houf umi und owi üba d Wieſn, daß s nar olls ſchlenert.[5]

Sa long is er glaſſn, da Nor, bis er bled[6] wird und zſomfollt. D Leut ſein an noch, hobn an globb. Wir er zan eahm ſelba kimbb, hebb er on zan ſiepern[7] mitn gonzn Bidlin[8] wir a Lämpaſchwonz, hobb ſeini Händ vors Gſicht und jamert: „Ih ſiachn, ih ſiachn! Gebs man an Weichbrun,[9] meini liabn Leut, ih ſiachn! — Ih gibs jo zrugg!“ redt er weita wia trobweis,[10] „an iads Fleckl gib ih zrugg, däs ih gſtuhln hon, bis afn letzt n Fodn gib ihs zrugg, nur däsmol ſul er mih nouh vaſchonen um Gouds-Himelswilln!“

---

[1] Aſchermittwoch, [2] eine katholiſche Aſchermittwoch-Ceremonie, bei welcher der Prieſter die Stirne der Gläubigen mit Aſche einreibt, [3] Schrei, [4] taumelt, [5] Ausdruck wenn Fetzen fliegen oder Flüſſiges auseinanderſpritzt, [6] ohnmächtig, [7] beben, fiebern, [8] Körper, [9] Weihwaſſer, [10] im Delirium.

Wos er dan moant? wird er gfrogg.

„A ſou is s“, redt da Schneider ollaweil noh her nochanonder und hobb d Händ zſom, „a ſou is s, wan da Menſch in heilign Aſchlmitta nit in die Kirchn geht! Wir ouſt hot ma mei Beichtvoda grothn, ih ſult ma’s Stehln ohgwöhna. Da Schworzi war ollaweil af da Paß! — Grod denk ih drauf, do mochts an Pumpera ban Oufn, die grean Kachln ſpringen ausanond, da Rach nebelt außer und — Jeſſas und Jouſef! — a kuhlſchworza Schädl! Do is er! Mit ollhier[1] is er do — da Schworzi . . ! o mei Seel, mein ormi Seel . . !“

Long hots braucht, bis ma n af gleich brocht hobn.

„An Soafd,[2] Bäurin, an Soafd!“ ſchrei ih und hon mih vo ſein Augnan gwoſchn, daß er’s gſechn hot, wir aus n Tuifel noch und noch da Peda Reiterer is worn.

Hiaz in Peda Reiterer hot er freili guat lent, hot ſih noch und noch tröſt’t, und va den Tog on hot da Schneida Hiaſl nit a Fleckl meh gſtuhln. Ih hon an bekehrt, ih. Und ſchauts, a ſou muas da Menſch a Tuifel wern, wen er a guats Werk will varichtn.

---

[1] ſoviel als: mit aller Weſenheit, [2] eine Seife.

Wia da Richter an folſchn Zeugn dawiſcht hot.

Von Edelhofa der oldi Knecht, da Buidl, kimpp ins Stadtl und frogg nochn Bezirksgricht.

’s groſſi Haus ſelm afn Plotz, mitn guldan zwoaköpfadn Vogl üba da Thür, ſult nar eini gehn. Ueba d Stiagn auſſi; warn eh ſcha Leut obn in Vorzima, ſult ſih nah nidaſetzn af da Bonk, wurd ſcha gruaſn wern.

Nau, is recht. Da Buidl mochts a ſo. Deaf ah richti nit long wortn. Da Grichtsdeana mocht die Thür auf ins Zimer eini. Do dina ſitzn und ſtehn Leut umanond und ban Tiſch da Herr Richter, und vor eahm a Crucifix mit zwoa brinendn Kirznliachtern.

„Voran, voran!“ driſtlt[1] da Richter in Knecht zua, er will mit da Vahondlung bazeitn fiati wern, morgn is Chriſttog. „Wie heißen Sie?“ frogg er in Knecht.

„Ih?“ ſogg da Buidl gonz zach.

„Na, ſchnell, ſchnell!“ driſtlt da Richta.

„Wir ih hoas? Lebuid Sumeregger loß ih mih ſchreibn.“

---

[1] drängt.

„Wia alt ſind Sie?"

„Ah na", moant da Buidl, „däs wird nit noth ſein."

„Augenblicklich ſagen Sie, wie alt Sie ſind!"

„Nau in Gottsnom! Holt ſchon a ſtorka Sechzga. Gleim[1] da Siebzg. Die Zeit vageht."

„Katholiſch oder Lutheriſch?"

„Oba mei Gad, Herr Richta, za wos dan?"

„Wenn Sie ſich unterſtehen, mir noch einmal zu widerſprechen, ſo laſſ' ich Sie einſtecken bei Waſſer und Brot!"

„Ih wir doh eppa kathulaſch ſei!"

„Sind Sie mit dem Angeklagten verwandt, verſchwägert oder in Dienſten?"

„Ih?" ſogg da Buidl, „mit wen? Mit Den do? Oba Herr Richta, wo denkn s dan hin?"

„Erſparen Sie ſich ſolche Bemerkungen! Erheben Sie die Hand und ſchwören Sie!"

„Jo — zwegn we dan? Zwegn we dan ſchwirn? Bawegn ſo wos!"

Da Richta ſpringg auf und ſchreit: „Arretieren laſſ' ich Sie, wenn Sie nur noch ein einzig Wort Gegenrede haben! Die Hand heben Sie auf! Sagen Sie es nach: Ich ſchwöre!"

„Ech ſchweere!"

„So wahr mir Gott helfe!"

„So wohr mir God helfe!"

„Alles zu berichten, was ich weiß!"

„Alles zu berichtn, was ih weis."

---

[1] nahe.

„Nichts zu verſchweigen."

„Nix zu verſchweign."

„Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu ſagen."

„Die Wohrheit und nix as die Wohrheit zu ſogn."

„Amen."

„Amen."

„Nun, was haben Sie zu ſagen?"

„Jo", ſogg da Buidl, „an ſchön Gruas va mein Baurn, von Edlhofer, und er liaßad bittn, wan an da Herr Bezirksrichter d Ehr ſchenkn möcht, morgn zu mittag af an Löffl Suppn . . ."

„Wa—a—s!" ſchreit da Richter, „und Sie ſind kein Zeuge?!"

„Oba go nit. Hon jo nit ausredn dürfn."

Und a ſo hot da Richter an folſchn Zeugn dawiſcht.

◆

's Wixerl.[1]

Mitn Pforer in Kirchboch is s haſn guat ohkema.[2] Der nimbb in Willn fürs Werk und moant, wos da Menſch thuat und loßt, entſcheidet Wiſſn und Obſicht. D Hauppſochn war: nur koan Aerganuß! — Is ah gonz richti.

Do kimbb da Pforer amol af da Goſſn mit ſein Bruadan zſom, der a Baur is z Kirchboch.

„Recht is s ma, daß ih Dih ſiach, Bruada“, redtn da Pforer on, „ih hon a por Wort z redn mit Dir.“

„Jo“, ſogg da Baur, „ih holt ſcha ſtill; red her.“

„Bruada“, ſogg da Pfora, bleibb ſtehn und moch kan ernſthofts Gſicht, „in vorign Sunta hoſt ma wieder amol nit gor viel Ehr gmocht! — Hoſt wieder amol trunkn!“

„Ah, wegn den!“ moant da Baur. „Derawegn wirſt ma nit bös ſei, Hochwürdn. Ba wegn an kloan Wixerl do! Schau, a wenk trinkn is jo douh nix Schlechts. Wan ma Durſt hot! Daß eahm oana koan Rauſch ongiaßt, ſa gſcheit is mar a ſou.“

„Schön!“ ſogg da Pfora. „Dos is alſo koan

---

[1] kleines Räuſchchen, [2] faſt gut zu verkehren.

Rauſch gwen, in da vorign Suntanocht, wia's Dih ban Hoamgehn hin und her draht hot, daß da d Londſtroßn z eng is worn!“

„Hi hi“, locht da Baur, „d Londſtroßn, moanſt! Hin und her draht, ſogſt! — Kimpp ma ſchier ſelber a wenk verdächti für! — Wettn will ih nix, Pforar, as war a Räuſchl! Oba woaßt, Pforar, as hots Neambb gſechn. Und däs is d Haubbſoch. Nur kan Aergernuß! ſog ih ollamol.“

„Neambb gſechn, moanſt? Daß ka Menſch af da Stroßn war, moanſt, Obnds, wan d Leut von Wirtshaus hoamgehn!“

„In Gottsnom, ſo hobn ſ mih holt gſechn, wos ligg dan dron! Wan ſ mih na nit dakent hobn! Däs is d Haubbſochn.“

„Nit dakent hobn!“ ſogg da Pfora gonz gſchmirt und ſchlogg d Händ zſom. „Sa wern holt da Bruggnhiaſl und da Stoanſchloga Thomas an frembbn Menſchn af da Stroßn zſomklaubn, oana z Kopfn und oana z Füaßn onpockn und in Dei Haus trogn! Han!“

„Ah wos!“ ſchreit da Baur, „dakent hin, dakent her. Wan ih na ſelba nix davon woas.“

„Bruada!“ ſogg hiaz da Pfora mit olla Güad und Ernſthoftigkeit, „ſchoma ſulſt Dih. Denk afs liabi Vieh. Deini Ochſn, wans ban Brun ſtehn und trinkn, de wiſſn, wons gmua hobn.“

„He, he“, locht da Baur, „Bruada, Herr Pfora. Won — he he — won ih ban Brun ſteh und Woſſa trink, jo Norr, do woas ih ah won ih gmua hon.“

* * *

Die Brautprüafung.

Scha wieda von an Pſora! Daß er oba gor ollaweil zthoan hot mit den heilin Sochn!

Mei Gad, was kon ih dafür, daß ban Pſorer Olls zſomkimpp? Die Kinda, die Brautleut, die Todn, ja olls mitanonda hot ban Pſora zthoan. Probirts as nar Ees amol und kempps af d Welt, wird enk gleih um's Tafwoſſa[1] ſein. Und nochha mit a zwoanzg, fünfazwanzg Johrn! Valiapp is s gleih — oba gheirat't! A ſo a jungs Weibaz[2] moant, zan heiratn ghört a Monada[3] dazua, und ſiſt nix. Und s Katikiſimus? Han?

Do is d Regerl noh va die Gſcheidern oani, de woas, wos ſih ghört.

Sitzt da Pſora ba ſein Tiſchl, thuat Predi ſtudirn und krotzt grod a por Sprüchln afs Papier. Klopfts on ba da Thür.

„Herein!“

Trauderts[4] eina, ba da Thür, d Regerl, holt't ihr roths Hondtüachl vor s Maul — weil ma gſchami[5] ſein.

---

[1] Taufwaſſer, [2] Weibsbild, [3] Mannsbild, [4] tappt ſie, ſchleicht ſie, [5] ſchämig.

Wan ma gſchami ſein, ſo moanan d Leut, mir warn noh jung. Mit ſibnzehn Johrn ſongg mah ſih on z ſchoma, und ſida dem ſchompp ſih d Regerl hiaz ſcha bol funfzehn Winter und Sumer, und ſogor in Auswärts,[1] wan Olls grean wird, wird d Regerl roth — va lauta ſchoma. Do wars doh ſcha bol Zeit, daß s ah an Ehrntog hät.

Mir ſein ſcha dabei.

„Nau, Regerl“, ſogg da Pfora, ſchaut nit weiter auf und ſchreibb, „wos is s, wos bringſt ma Du Guats?“

„He, he“, ſogg s Dirndl, „ausfrogn that ih mih gern loſſn. He, he. Jo, za da Brautprüafung war ih do“

„Wos tauſend!“ ſogg da Pforra.

„Jo, heiratn that ih, he, he.“

„Schön“, ſogg da Pfora und ſchreibb und ſchreibb, daß d Feda ſchoagazt[2] afn Papier. „Heiratn, ſchön! zur Brautprüfung. Brav! — Nun ſag einmal, Regerl, wer hat Dich denn erlöſt?“

Druckt s Dirndl wieda s rothi Tüachel zan Mund und moant gſchami: „He, he — a Neuberger.“

---

[1] Frühjahr, [2] ſcharrt, kritzt.

Die Gonsleber.

Wia da liabi Herr Chriſtus und da heiligi Sanct Petrus noh af der Welt umanondagonga[1] ſein, do ſein ſ amol mit an Hondwerchsburſchn zſomlema. Und wia s da Hondwerchsburſch hot wohrthon, daß die Zwen a ſoaſti Gons ba ſe hobn, a zeckſoaſti Gons, de da Herr Chriſtus fürn Pfingſtſunta kaſſt hot — loßt er ſih neamer ohſchittn[2] und zodlt mit.

Do legn ſih die Zwen, da Herr und da Petrus, amol in da Mittogshitz awènk unter an oltn Birnbam, daß ſ a Schlaferl mochadn, und trogn in Hondwerchsburſchn auf, der ſul ſa guat ſein und ſul daweil die Gons brotn. Gern thuat er s, da Burſch, ei jo, is a kamodta, williga Menſch. — Nau aft nochha, wia die Zwen munta wern und guats Muats onhebn zan ſchmauſn ban Gonsbradl, ſogg da Herr gach: „Ees, wo is dan d Leber?“

„D' Leber?“ frogg da Hondwerchsburſch, „wos für a Leber?“

---

[1] umhergegangen, [2] abſchütteln.

„Oba die Gons wird doh a Leber ghobb hobn!“

„Sult ma moan“, ſogg da Hondwerchsburſch, „ih glaubs ſelba, daß ah a Leber do ſein ſult, gleihwul ih ghört hon, daß s in der Gegnd do a Gottung Gäns gebn ſul, de koa Leber hobn, oder a ſo a kloanwinzigi Leber, daß ma ſ klewa gſiacht.“

„Du Bua!“ ſogg da Herr Chriſtus gſtreng zan Hondwerchsburſchn, „laugns nit! Du hoſt da d Leber ſelba zuaglegg!“

Do ſpringg da Burſch auf und ſchreit: „Na, do muas ih bittn! Ih d Leber gſtuhln! Ih, der nix hot af da Welt wia ſein ehrlichn Nom! Den ah noh raubn! Is ma mei Leppa noh nit poſſirt. Dos is da Donk, daß ih Hulz zſomtrogn und Feur gemocht und die Gons brotn hon, daweils Ees af da fauln Haut ſeits glegn! Dos wir ih ma mirkn!“

„Nau, nau, nau!“ ſogg da Herr, „brauchſt derawegn nit gar a ſo aufzbegehrn. Wird ſih jo weiſn.“

In Tog drauf is s, wia die Drei über a Bruggn gehn, wird in Hondwerchsburſchn af oanmol wirbli[1] und er föllt in Boch.

„Hoſt d Leber geſſn?“ froggn da Herr.

„Und wan ih daſaufn muas?“ gurgelt da Burſch, „ih bin unſchuldi.“ — Af dos kimpp er glückler afn feſtn Bodn auſſa.

Wieder in Tog drauf ſchloſn die Drei af ar an Heuſtodl; da Hondwerchsburſch thuat mit ſeina Tabakpfeifn um, af jo und na brinnt da Stodl und da Burſch is mittn in Feur.

---

[1] ſchwindelig.

„Hoſt d Leber geſſn?“ froggn da Herr.

„Und wans mih brotn wir an Ouchſn!“ ſchreit da Burſch, „ih woas nix va da Leber!“ Af dos hotn da Nachſonkkirer aus n Feur griſſn.

Wieder in Tog drauf kemen ſ oll Drei af ar an Kiata.[1] Do wird an Kroma ſei Geld gſtuhln; in Hondwerchsburſchn hobn ſ as ziechn, pockn an zſom, wölln an aufhenkn.

Wian ſcha da Strick um an Hols is, froggn da Herr Chriſtus: „Hoſt d Leber geſſn?“

„Und wan s mih ba die Füaß aufhenkn!“ ſchwirt da Burſch, „Ih hons nit und ih hons nit gfreſſn!“ — Hoaßts: da Kroma hät ſei Geld wieda gfundn; hobn an Hondwerchsburſchen ausgloſſn.

Hiaz is da Herr fuchti[2] und er ſogg zan Petrus: „Du, däs is a vadonkta Strik, der Hondwerchsburſch. Ich kon mochn wos ih will, ih bring eahms nit auſſa!“

„Herr“, ſogg da Petrus holblaut, „däs Vulk kennſt Du nit. Dos is a Böhm! Loß mih mochn. Ih wir n gleih hobn. Leg Dih ſelm hinta d Hedſchnſtaudn,[3] und gſtell Dih, as wia wanſt ſchlofn thaſt.“

Richti, da Herr geht drauf ein. „Ih woas nit“, ſogg er laut, „daß ma heint da Schlof aſo zuageht! D Hitz mochts. Ih muas mih awenk in Schotn legn.“

Daweil er ſchloft, thuat da Petrus ſein Geldbeidl auſſer, laart n af a Bret aus und thoalt s Kupfageld in vier gleichi Häufla. Do ſchleicht da Hondwerchsburſch ſchen ſtad zucha, gugg und gampp[1] aweil und frogg af d Leßt: „Bruada, wos thuaſt dan do?“

---

[1] Kirchtag. [2] zornig. [3] Hagebuttenſtrauch.

„Geld zähln“, ſogg da Petrus, „woaßt, unſeri Weg wern hiaz bold ausanondagehn und ſa miaſſn mar unter uns in Bedlpfening thoaln. Schau amol, däs Häuſerl, das ghört in Herrn; s zweiti do, däs is Deins, und s dritti ghört mei.“

„Und s vierti?“ frogg da Burſch.

„Freunderl“, moant da Petrus und leggn d Hond af d Ochſel, „va den kriagſt Du nix. Däs Häuſerl ghört in Sebin,[2] der dafür gſorgg hot, daß mir Ondern uns in Mogn nit vadorbn hobn. Nix ſchlechters fürn Mogn, as wir a Gonsleber. Däs Geld ghört Den, der d Leber hot gfreſſn.“

„Mir ghörts!“ ſchreit da Hondwerchsburſch, „meina Seel und Goud, d Leber — ih hons gſchmaust!“

---

[1] ſchielt, [2] demſelben.

⁂

Da Schulmoaſta vor da Himelsthür.

Wia s in gſtorbnan Schulmoaſta va Sankt Meſtl vor da Himelsthür gongan is, wöllts wiſſn? — Imer Oan ſteigad hell die Grausbirn auf, in Franzl Duſerer ſeina Stell.

Klewer[1] a vierzg Jahrl in ſein Bidlin[2] umgſtiegn af da bugladn Welt, aftn ins Bett glegg, a wenk ghuaſt't, a wenk gſindlt, a wenk gheſchatzt,[3] aftn ausgſchlouſſn.[4] Ausgſchlouſſn von müaſelin Leib und ſchnurgrod — wia s as ſih für an bravn Schulmoaſta ghört — za da Himelsthür.

„Wer ſein ma?“ holt'tn da Thürwogl on.

„Ah, guatn Obnd!“ ſogg da Schulmoaſta höfli. „I bin da Franzl Duſerer va Sankt Meſtl, da Schulmoaſta, und that holt hiaz bittn um mei Platzl do dina.“[5]

Da Thürwogl mocht an Deuta mit da Hond: „A Schulmoaſta va da Neuſchul, do hon ih eh ſcha gmua. Ees hobbs Enk Enka leppa nit viel kümert um an Himel, hiaz kümert ſih da Himel nit um Enk.“

---

[1] kaum. [2] Leib. [3] geſeufzt, geächzt. [4] ausgeſchlüpft. [5] da drin.

„Um an Himel“, ſogg da Schulmoaſta af a ſelchti Onred gonz daſchrockn. „Hot uns jo d Welt ſo viel zſchoſſn gebn. Unſa Herrgott hots holt gor ſo viel brav gmocht und weil mar eh nit long kon umrena drauf, na ſa moant ma, ma miads in da Gſchwindigkeit kena lernan und ausnutzn. In Himel ſport ma ſih af d Leßt auf und hot nochha long gmua Zeit. moan ih. Und aſtn, mei Menſch, bin ih jo ongſtellt gwen zan Schulholtn, in Kinern leſn, ſchreibn und rechnen lernan und holt a wenk übahabbs[1] s Nöthigſti, daß ſa ſih gleiwlar[2] auskenan af eahnan Weg und nit epper in d Wildnuß grodn, w s leicht vaſchmochtn und vaderbn kuntn. Jo.“

„Und hoſt in Kinern wul ah fleiſſi s Katikiſimus glernt?“ frogg da Thürwogl.

„Na, s ſewi hot da Katiket thon, der ſih ah viel beſſer auskennt ba den Sochn; do mog man n nix dreinredn. Und däs ah: daweil da Schulmoaſter in Kinern s Heiligi that lerna, kuntn da Katiket leicht ins weltlichi Gai[3] kema. Wa nix nutz, däs, wa nix nutz.“

„Los s guat ſei!“ ſogg der Thürwogl und mocht wieda ſein verdächtin Wachla[4] mit da Hond. „Do hots da Schulmoaſta va da guatn oltn Zeit awenk braver ongſtellt. Der hot ah af die Kirchn nouh wos gholtn; Kirchn auskihrn, Liachtl onzündn, läutn, Stiefel putzn, in Pfora die weiß Pfoad onlegn u. ſ. w. Und nochha nouh Zeit hobn, in Kinern die Kirchngebout z lerna!

---

[1] überhaupt, im Allgemeinen, flüchtig, [2] gleichwohl, [3] Bereich, [4] Fächler, Deuter.

Do nehmbs Enk a Beiſpiel, Ees va da Neugn. Däs is a Freud gwen! Ees herentgegn ſeids jo wia holbadi Heidn!“

„Ih bitt ma's aus!“ ſogg da Franz Duſerer, „üba mein Beruaf loß ih nix auſkema!“

„Du!“ mocht der Thürwogl und hobb ſein Finger af d Hech wir a Kirzl, „vagiß Dih nit, mit wem ſt redtſt! Do biſt nit ba Deini Sanct Meſtler Baurn! Schau doher! Groub ah nouh wern! Schau daß d weita kimſt!“

Hiaz wird in orman Franzl ongſt und bong. In d Höll mog er nit und ſoggn ah ſei Gwiſſn: d Höll hot er nit vadeant. Hot ah in da Neuſchul nit gor viel Guats ghobb, viel Müah und Loſtn und Verontwortlikeit, viel Onfeindung und Undonk, a wohrer Dornenweg, va den ma douh ſogg, daß er zan Himel führt. Und hiaz do zrugg gwieſn!

Da Thürwogl ſchautn on, kuntn völli daborma. „Wan ſt af an Heilgn wos gholtn häſt“, ſogg er aftn, „ſa kuntſt a Fürbitt hobn.“

A Fürbitt, denkt eahm da Franzl, daß s obo ban an ormen Schulmoaſta ſcha go ninaſcht geht ohni Prodekzion! Hiaz ſollt n gach ſei Vetter ein.

„Mit Valaubnuß“, ſogg er zan Thürwogl, „an Vettern hon ih in Himel; da Michel Duſerer, ah a Schulmoaſta, ober oana va der oltn Schul.“

„Ah, dos is wos onders“, moant da Thürwogl.

„Der hot Olls fleißi thon, wir s eahm vorgſchriebn is gwen“, woaß da Franzl zan ſogn, „nix für s Weltlichi, Olls fürs Himliſchi, wia wan er ſelba geiſtli Weih hät ghobb. Mei Gad, da Michel wurd gwiß a guats Wörtl für mih einlegn, wan er wiſſad, daß ih do vo da Thür ſteh. Er kent mi guat und kunt mih ah ausweiſn, daß ih koan Unechter bin. Valeicht an Augnblick auſſaruaſn, wan ih bittn deaſad."

„Auſſaruaſn, in Michel Duſerer?" ſogg da Thürwogl. „Dalapp[1] is s zwor nit. Oba weilſt a Schulmoaſta biſt, ſa moch ih an Ausnohm. Wort holt a Randl[2] do vor da Thür, ih huln, Dein Vettern."

Da Thürwogl geht, kimpp ober a Weil nit zrugg. Zan Zeitvertreib nimbb da Franzl a Zeitungsbladl in d Hond, däs afn Tiſchl ligg, und afn erſtn Blick ſiacht er an Aufruaf: „Himliſcha Thürwogl! Loß um Goutes willn koan freiſinign Schulmoaſter eini in Himel! Siſt kuntſt ſelba vadombb ſei!"

Ah, dos is guat! denkt eahm da Franzl, ſagor in heilign Petrus mochn ſ d Höll hoaß! — Und da Thürwogl kimbb ollaweil noh nit zrugg, ſo daß eahm da Franzl denkt, der muaß afs wenigſt in drittn Himel oubn ſei, weils ſa long ausbleibn.

Nau, endla kimpp er, da Thürwogl. „Du", ſogg er zan Franzl, „is er wul gwiß ſcha gſtorbn, Dei Vetter?"

„Scha vo zwoanzg Johrn", ſogg da Franzl.

Do wird da Thürwogl gonz kloanlaut, „ih woaß nit", moant er, „in gonzn Himel bin ih ſchon umgrent, daß ih ma völli d Lungl ausgſchnaurt[3] hon. Dei Vetter, der olt Schulmoaſta, er is nit do."

Daweil die Zwen a ſo wartln vo da Thür, ſchaut ban an Fenſta da liab ſchneeweiß Kopf von Goud Bodan auſſa.

---

[1] erlaubt, [2] Weilchen, [3] ausgeſchnauft.

„Wos is dan heint dos für a Rewazerei[1] do draußtn?“ frogg er.

„A Schulmoaſter is do“, ontwort't da Thürwogl.

„Oba ſa loßn eina!“ ſogg da Goud Boda.

„Gout vahiats!“, moant da Thürwogl, „deaf ma nit. Is oana va da neugn Schul!“

„Geh, hör ma mit de Dumheiln auf!“ ſchreit da Goud Boda. „Schulmoaſter is Schulmoaſta. Va der Oltn oda va da Neugn, mir is an Jada recht. Valorn wird ah da Michl nit ſein; ih denk ma's, er hot koan guatn Rock zan onlegn und ſo traut er ſih nit fira. Sa weit is da neugi beſſer dron. — Wos holt'ſt dan Du Dir für a Zeitung, Petrus?“ frogg er und greift ums Bladl, ſchmeißts oba gleih wieda weck: „A Hetzblot! Pfui! — Geh, Wogl, kei[2] Du Dih nit um den dumen Zonck af da Welt. Oll irrn, ſ und Oll leidn ſ. Aſn n guatn Willn ſchau. — Mih gfreuts von an Jadn, der ah mei Welt nit vaſchmacht. Da Geiſtlinger is a Wegweiſer ſchnurgrod zan Himel, da Schulmoaſter is a Wegweiſa durch d Welt, daß d Leut mit Wiſſn und Gwiſſn s rechti Steigl findn. Wer af d Welt nit taugg, der taugg ah für n Himel nit. Da Himel is jo doh na da Lohn für die bravn Weltbürga. Mirk da s, Thürwogl, und hiaz loß n eina!“

---

[1] Streiterei, Greinerei, [2] kümmere.

⁂

Da Baron und ſei Reitknecht.

Ja, wia da Baron gſtorbn is — de ſcheni Leich! A wundaſcheni Leich! Sechs Röſſa hobn s ongſpont, üban Wogn obnauf hot an eiſnana Ritter auſſagſchaut, weil er amol an Ofazier is gwen, da Baron, und hintn hobns an gonzn Haufn Kranzlwerch nochgſchlepp, und die Gloggan hobn gſcheafelt[1] a gonzi Stund, daß ma s Winſeln nit hot ghört.

Wos für a Winſeln? Jo! da Herr Baron is daweil ſchon in da Höll gſeſſn und hot gwinſelt.

Jn erſtn Tog, nau, do is s noh gonga, do hot da Tuifel gſogg: „Heint ſonga ma noh nit on, Herr Baron, heint kon Er an Spoziergong mochn durch d Höll, daß Er die Oertlihkeitn und Einrichtungen und Bräuch awenk kon lena lerna. Wird ah guat ſei, wan Er ſih in ondern Tuifeln vorſtellt. Ma kon nit wiſſn!“

War recht. Oba viel Schens hot er nit geſechn af ſein Spoziergong und kunt ah nit ſogn, daß er n extra guat ongſchlogn hät. Guatn Bekontn is er begegnt: Jn Dokter Eiſnbort, in General Pumperer, in Prolotn va Sanct Anton, in Hofroth Kraucher, und af oamol ſiacht er ah ſein liabn Reitknecht Johann, der an etla Wochn vor eahm geſtorbn is.

---

[1] geläutet, geſchrillt.

„Euer Gnodn!“ ſchreit da Johann und reißt ſei Buttn von Kopf, „jo wos is dan das? Wos gibb ma d Ehr, mein liabn gnädin Herrn do heruntn z ſechn? Wul doh eppa nit af länga? Wul doh nar af an kloan Bſuach?“

„Mei liaba Johann!“ ſogg da Baron, „freili wul af länga.“

„Jo, wia war s dan migla!“ ſchreit da Reitknecht, „a ſo a guata, brava Herr! Sa viel ormi Leut beſchäftigg, daß ſ nit gonz dahungert ſein! Olli Wochn in guatn Freundn a pormol groſſi Toſeln gebn! Fleißi in die Kirchn gongan und olli Freitog lauta Fiſch und Humern und Mehlſpeiſn! Und hiaz do heruntn! Jo, däs war doh nit zan glabn!“

„Is holt doh a ſo, mei Du!“ ſogg da Baron gonz vazogg, „woaßt, ih — as is holt a ſo a Sochn — woaßt, a wenk z viel Baurn gſchundn hon ih. In ormen Leutn Geld ohzogn, eahna va mein Hirſchn s Kraut freſſn loſſn und nit daſtot't. Ollaweil na mei Vamögn gröſſa mochn wölln — Baurndörfa zſomkafft, Gſchlöſſa zſomkafft, af da Bank gſpielt, ollaweil na Geld, mehra Geld — und olls vawegn mein nixnutzign Sohn, der hiaz, wia ma hört, die gonz Wix wieda durchbringg. Röſſa! Spielkortn! Mentſcha! Sauba ſul er s treibn hiaz, der nixnutzigi Bengel! — Oba ſog ma, Johann, wia kimſt dan Du do her? Olloweil ſa brav und treu und hormlos gwen! Wos hoſt dan Du gmocht?“

Krotzt ſih da Reitknecht hintern Ohrwaſchl und ſogg: „Holt ebn in nixnutzign Bengel!“

D Antoni-Kapelln.

Eh wohr, daß ih s Gſchichtl va der Antoni-Kapelln dazähln kunt.

D Antoni-Kapelln ſteht afn Weg, der von Untalond gegn an groſſn Kirchfohrtort[1] Mariazell geht. Sie ſteht in an grean Lärchnwaldl, hot danahſt her[2] long a Weil a zlempperts[3] Doch ghobb, ober einweni is ſ ſchen — unmigla ſchen! Is an Oltarl und ſteht a lindnbamaner Antoni drauf, braun ongmoln die Kuttn, und bliarothi Wangerler in Gſicht wir a junga Franzaſchgana,[4] der z gach in die Kuttn is gſprunga. s Beſti is oba noh untern Oltarl dina gwen, mei Liaba! Untern Oltarl diner in da Maur is a tiafi Nitſchn[5] gwen, und in der Nitſchn is a heiliga Leib glegn, über und über einbachlt[6] in ſeidani Tüacher und Pflaſta, wos oba ſcha ſtork gſchoſſn ſein in da Forb, und guldani Flimerla[7] funkaßn dron und über Olls is a weiſſa Schloar ghüllt und da heiligi Leib is ſo viel hoch gweicht und heili.

---

[1] Wallfahrtsort, [2] vor einiger Zeit, [3] zerriſſenes, [4] Franziskaner, [5] Niſche, [6] eingewickelt, [7] Sternfunkeln.

Und weil da heiligi Leib holt ſo viel hoch gweicht und heili is, ſa hobn s vor die tiaf Ritſchn a feſts eiſnanas Gata gmocht, daß ma nit einigreiſn kon afn heilign Leib. In heilign Antoni ſeiner wars, ſogn d Leut, nau und wans d Leut ſogn, ſa wirds ah richti ſei. Ueba da Ritſchn is a Gſchrift, und wer guat buachſtabirn kon — mei Gad, s Leſn hobn ſ wul amol a wenk glernt in da Schul, oba holt grechn wieder olls vageſſn — nau, ſa buachſtabirt er s zſom, wos do ſteht: „Wer verlorne Sachen finden will, beim heil. Antoni ſind't er viel.“

Olli Johr in Suma ſein die Kirchfohrta[1] glaſſn. Nau, und wia ſ za der Antoni-Kapelln keman, do kneans[2] gern nieder und betn a Votrunſer eini, gebn in heilign Antoni a Buſſl ban Schuachſpitz, oder wer glonga kon, ban Knia, und imer Oana, der s va da Welt her recht guat woas, daß ma nur mitn Geld wos ausrichtn kon, wirft auſſa guati Wort ah noh a Kreuzerl eini durchs Gater in d Ritſchn.

Die Kapelln hot ſchon a ſchlechts Doch ghobb. Sie hot in Ramelmorn ghört, und da Ramelmor is an orma Baur gwen, den s ſelber in d Stubn hot einigreengg[3] af ſein Schock Kinern; wia kunt Oana s do valonga, daß er die Kapelln eindeckad; da Heiligi is ſelba guat on mit unſern Hergottn, wans n z viel eini reengg, er kons onderſt mochn.

Hiaz muas ih oba ſogn, daß in ſewin Gai[4] a Menſch umgongen is, den ſ in Kalbl-Hiaſl hobn ghoaſſn. Is a glernta Fleiſchhocka gwen, hot oba ban Küahondln und Kalblkaſſn ſa viel Baurn ongſchmiert, bis er ſelber afn Hund kemen is, weil ungrecht Guat ſei leppa ka Guat thuat. Trunkn hot er ah gern, da Hiaſl; ollaweil a por Kinamentſcha[1] hot er ghobb, hot Milchkreuza zohln müaſſn und wos er ban Keglſcheibn gwungen[2] hot, däs hot er ban Kortnſpieln ſchen ſauba wieda vathon. Won ah! A Geld hot er ollaweil wiſſn aufztreibn und is dena noh afn Füaſſn gſtondn: a ſchens Gwond hot er ghobb und va ſeina ſilberan Uhrkedn hobn die oltn Thola na gleih alſo hin und herglangglt,[3] daß ma gmoant hot, händvulweis kunt ma s owabrockn, die Thola von Kalbl-Hiasl.

---

[1] Wallfahrer, [2] knieen ſie, [3] hineingeregnet, [4] Gau.

Nau; daß ih mei Gſchicht fürbring, der Menſch, da Hiaſl, geht amol vabei va der Antoni-Kapelln und wir er Olls um und um awenk a ſo onſchaut, in Antoni obn und in heilign Leib untn, und in Spruch va die „verlornen Sachen“ leſt, und dabei eppa lacht gor af s valorni Vamögn denkt, däs er ſcha hot vawixt, do kimppn a fruma Gedonkn. Er geht zan Ramelmorn, thuat as wia wan er na wegn an Tabakfeur Zuaſpruch nahm und wir er ſcha fuatgehn will, noh af da Thürſchwelln frogg er holb gſpoas holb ernſt: „Wos is s Ramelmor, dei Antoni-Kapelln kunſt ma vapochtn.“

Wia dos gmoant wa? frogg da Baur, a Wirtshaus kunt ma vapochtn, ober a Kapelln? Wer betn wult ſtands an Jadn umaſunſt offn.

„Und war ſcha s Thor zuagſpirt“, moant da Hiaſl,

---

[1] ledige Kindsmütter, [2] gewonnen, [3] gebaumelt.

„ſa kunt Oana jo ban a Dochluckn einiſchliafn. Ramelmor!“ ſogg er, „ih woas wos. Ih deck da die Kapelln ein, dafür oba muaſt ma drei Johr long d Nutzniaſſung übaloſſn.“

Wos däs für a Nutzniaſſung war ba da Kapelln? frogg da Ramelmor.

„Nau, die Gebeta, de d Leut betn diner, und ſo.“

„Guat“, ſogg da Baur, „de Nutzniaſſung ghört ſcha dein. An Jiada bet't s Gebet für eahm ſelba.“

Ohgmocht is s, und da Kalbl-Hiaſl kriagg in Schlüſſl. Er loßt d Antoni-Kapelln eindeckn und ausbeſſern und hot dafür d Nutzniaſſung af drei Johr. „Betn därf ih ah während der Zeit in da Kapelln“, nimbb ſihs da Ramelmor aus.

„Sa viel daß d willſt“, ſogg da Hiaſl, „die auswendi Thür loß ih offn.“

Und wia die Kapelln ſchen über und über hergricht't is, ſtellt da Hiaſl a por Bloamantöpfeln hin, noglt um d Nitſchn an grean Kronz und ſteckt a por Kreuzer eini durchs Gater, und an Groſchn, und a Silbaſechſerl, oba ſo, daß ma s ſchen liegn ſiacht diner af n Ziaglboden nebn an heilign Leib. Däs is da Soom,[1] daß ma woas, wos einighört.

Hias keman die Kirchfohrter. Mochn eahna Gebet ban Antoni und an Jada hot ſein Onliegn. An Jada hot ſei Tog ſcha wos valorn, wars a Briaftoſchn oder a Tabakpfeifn, wars der ehrlichi Nom oder a liaba Menſch. „Wer verlorne Sachen finden will, beim heil.

---

[1] Same.

Antoni find't er viel.“ Betn a Sprüchl und opfern a Geld. Immer Oani wirft af die guati Moanung, daß ſ ihr valorni Jugnd, oda gor a valorns Kranzerl wieda ſul findn, an Voterunſer und a Silbagröſchl in d Ritſchn.

Olli Somſta[1] kimpp da Kalbl-Hiaſl mit n Schlüſſl, ſpirt s Ritſchn-Gater auf, ſuacht s Kloangeld zſom — loßt ober ollamol an Soom liegn — und geht ins Wirtshaus.

A pormol begeengg a Kirchfohrtaſchor af da Stroßn in Hiaſl, wir er kreuz und ſtreams[2] üba d Stroß tirggelt[3] und hoamzua duſlt. Brava wölln ſ ſein, wia der Lump, gehn in die Kapelln, betn und opfern in d Ritſchn und hobn holt jo wul koan Gſin,[4] daß ſ mit eahnan frumen Opfer in Lumpn-Kerl an neign Rauſch kaſſn.

As is wul ah gſchechn, daß imer a Spitzbua mit da Leimſpindl is kemen und a por Kreuzer auſſagfiſcht hot durchs Gater; hot nit viel kleckt, s Gſchäftl hot da Hiaſl gmocht.

Oba noh rund ehs die drei Johr ausworn ſein, hotn da Pfora s Hondwerch glegg. „Mei Liaba!“ ſogg er zan Hiaſl, „Du biſt noh long nit da heiligi Antoni, den s Opfa vamoant is, s Geld ghört da Kirchn!“

An Schmenta[5] hot er gmocht, da Kalbl-Hiaſl, und is obgfohrn. —

Wos heint mitn Geld gſchiacht, däs die Kirchfohrter in d Ritſchn ſchmeiſſn — ih woas s nit.

---

[1] Samſtage, [2] kreuz und quer, [3] torkelt, [4] keine Ahnung, [5] Flucher.

Wia da Schell-Schneider in Richter gewählt hot.

Daß die Kloanhäusler und d Ster-Hondwercher ka Wohlrecht[1] hobn, däs is aus Chriſtnliab aſo eingricht't worn; den ormen Teurln thuat eh ſiſt ollahond weh, wan eahna d Wohl ah noh weh that! Ah in Kloa-Mänſelboch is da ſchöni Brauch, daß d Hondwercher nit wähln därſn, und deñ hots as ſih in den Dorf zuatrogn, daß da Schell-Schneider in Richta hot gwählt.

Dahebb[2] hots as ſih a ſo: z Kloa-Mänſelboch is der olt Richter mit da Zeit ſa gſcheit worn, daß s n ohgſetzt hobn; za den Antl[3] hot ma liaber an Ondomerladn,[4] weils, wia mei Freund, da Schruafn-Toni z Miazuaſchlog ſogg, beſſer is: Viel holtn Oan für an Norn, as wiar Oana Viel. Nau, ſa hobn s n Gſcheitn ohgſetzt, z Kloa-Mänſelboch, und hobn a Richterwohl ausdrumelt.

Wia s oba ſcha geht ba den Sochn:[5] as is neambb kemen za da Wohl, as war s Heuhebn olls z gnedi.[6]

---

[1] Wahlrecht, [2] Urſache genommen, [3] Amt, [4] Einfältigen, [5] dieſen Dingen. [6] nöthig, dringend.

Der oanzi Stoa-Steffel is kemen und hot ſei Stim für n Schmoggnhofer ohgebn. Sogg der Ombbmon, de Stim gult nix, da Schmoggnhofer hät in Voraus ſogn loſſn, er nahm s Antl nit on. As müad Oana gwählt wern, der s onnahm. Af dos gibb da Stoa-Steffel ſei Stim für eahm ſelber oh, wos in Ombbmon ah wieda nit recht gwen is.

D Wohl wird s Zweitimol austrumelt af an Sunta Nohmittog in Wirtshaus, wo s ſiſt ah gern zſomkemen, die Baurn. Richti, weil s Richterſetzn is, bleibb s Wirtshaus lar; as thoal[1] ſein af d Olm gonga zan Vieh, as thoal thoan kegelſcheibn und da Krippel-Maxl loßt ſogn, er hät nit Zeit, er müad dahoam Schuach nogln; Weatas[2] kamad[3] mar ah nit dazua.

„Is a vadonklts Kreuz mit de Baurn!“ greint der Ombbmon, „daß s oba go ſa lohmlokad[4] ſein, und — gſchweign s va da Pflicht — nit amol af eahnern Vortel ſchaun kinen! — Hiaz wia kriagn ma s za da Wohl her? As wa ſchier bold, daß ma s mitn Stondarnan[5] huln loſſn müaſſad!“

Dos hört da Meſner-Gogl — ah a ſo oana, der ka Wohlrecht hot, derawegn is er do gwen — und der woaß an Roth. „Mitn Stondarnan“, ſogg er, „s ſe Sochn wa nix. Do hätn s nochha s gonz Johr an Ausred: wan s freiwilli nit ins Wirtshaus gangadn,[6] ſa wurdn s mit Gwolt hintriebn. — Wan s nit wölln kemen, die Hern Baurn, za da Wohl, nau ſa gabs koan onders

---

[1] ein Theil, [2] Werktags, [3] kömme, [4] träge, langweilig, [5] Gendarmen, [6] giengen.

Mittel, as wia mit n Klinglbeidl va Haus za Haus gehn und d Stimen einſomeln."

„Meſner!" ſchreit der Ombdmon. „dos is a guata Gedonkn! Gehn ma!"

Richti, wia da nahſt Regntog gwen is, daß die Baurn oll in eahnern Häuſern dahoam gwen ſein, do gehn der Ombdmon und da Meſner-Gogl mitn Klinglbeidl hauſirn.

Zerſt bringen s überoll an Schrockn mit. Da Klinglbeidl! Geld! Gwiß wieda für a neugi Kirchngloggn oda ſo wos! Wia ſa ſih aft weiſt: däsmol ka Geld, däsmol nix as wir a kloans Stimzederl, do gehn die Gſichter broad ausanond — wohln ſtott zohln, däs loſſn s eahna gfolln. Is jo ka Hernſtückl. Da Stoa-Steffel und da Köderer, kan onderer nimbds nit, s Antl, va de zwen muaß oana gwählt wern. Nau guat, as thoal ſein fürn Steffel und as thoal ſein fürn Köderer und an Jada ſteckt ſei Popierl eini ba da Klinglbeidl-Klumſn.[1] Prächti gehts und imer in an Haus wird eahner a Kruag Moſt und a Henibrot[2] fürgſetzt, a ſo daß da Meſner moant, d Wohl mitn Klinglbeidl wa doh viel gſcheita, wia de in da Gmoanſtubn oder in Wirtshaus, wo da Trunk Geld koſt't.

A ſo kemen die Zwen ah zan teriſchn Wulzoaſer-Ferdl.[3] „Jo", ſogg da Ferdl wir er in Klinglbeidl gſiacht, „is ſcha recht, ih wia gleih do ſei. Freili freili, is mei Schuldigkeit, für die Gmoan. Wia gleih do ſei." Buglt[4] in d Rebnkomer, ſteaglt[1] noch an kloan Randl[2] wieder in d Stubn und ſteckt ſei Popierl eini ba da Klumſn.

---

[1] Spalte des Klingelbeutels, [2] Honigbrot, [3] tauben Wollzupfer Ferdinand, [4] eilt in gebückter Stellung.

Nau, und wia s d Schnoaſn[3] obgonga ſein, der Ombbmon und da Meſner-Gogl, ſpozirns zrugg in die Gmoanſtubn und zähln d Stimen. Akrat[4] fünfadreißg. Afn Köderer ſein ſiebzehn Stimen gfolln, na ſa muaß da Stoa-Steffel ochtzehn hobn und war af de Weis da Steffel Richter. Oba ſchauts, wia s den ſeini Stimen zähln, ſein ah na ſiebzehn und die fünfadreißgſt Stim is a zſomdrahts Guldnzedl.

Hiaz ſtehn s wieder do und wiſſn nit, wia s dron ſein. Und roatn[5] noch, wia s Guldnzedl gmoant ſei kunt. Zan a Stärkung wurds vamoant ſei, ſogg da Meſner und gugg durchs Fenſter gegn s Wirtshaus hin. Do kimbb da Stoa-Steffel daher und frogg, wos s war und wens troffn hät.

„Du und da Köderer, an iada hobs gleichviel Stimen!“ ſogg da Meſner gleih und dazählt die Gſchicht von Guldnzedl.

Da Steffel is ah dafür, daß s Guldnzedl af a guati Moanung vawendt wern ſult und gugg durchs Fenſter gegn s Wirtshaus.

„Mir ſtehn hiaz a ſo“, ſogg der Ambbmon, „daß ma s Los müaſſn entſcheidn loſſn.“

„A vadonkt!“[6] ſchreit da Steffel.

Der Ombbmon nimbb aus n Winkelkaſtel s Spielkortnbüſchl (a Gmoanſtubn muaß mit Olln eingricht't ſei), hebb a zwoa Blot[1] oh und ſogg: „Do hon ih in Oachel-Neuner und in Schell-Schneider.[2] Drahn ma s awenk durchanond ollzwoa. So, hiaz ziach dar oani, Steffel. Dawiſcht in Schneider, ſa biſt Richter.“

---

[1] ſtolpert, [2] Weilchen, [3] Reihe, [4] genau, [5] ſinnen, [6] du verdammt.

„Gilt ſcha!“ gromelt[3] da Steffel und greift noch da Kortn. Mudlts a wenk oh mitn zwen Fingern, zupfts a wenk, ziachts oba nit auſſa. Greift noch der ondern, mudlts ah a wenk oh, zupft, ziachts auſſa. — Drahts um, ſchauts groß on. „Du verdächtiger Oachl-Neuner!“ ſchilt er und hauts afs Fletz[4] daß olls fliagg.

Da Schell-Schneider is noh afn Bauch glegn und hot gwort't afn Köderer. Af däs is da Köderer Richter gwen. — Und a ſo hols as ſih zuatrogn, daß da Schell-Schneider in Richter hot gwählt.

Für n neugn Richter die erſt Ombbshondlung is gwen, daß er ausſzrechn hot müaſſn, wos mitn Guldnzedl ſul gſchechn, däs ſih zan Wohlſtimen zuwigſchmuglt ghobb hot.

„Für die Ormen notü[illegible]a!“ ſogg da neug Richter. Af dos hot ma s gleih kent, daß da Schell-Schneider mit ſeiner Wohl Recht ghobb hot.

---

[1] zwei Blatt (zwei Blätter). [2] Schellen-Unter, eine Kartenfigur, [3] murmelt, [4] Fußboden.

◆

Da fürſichtigi Schoufholta.

Da vorigi Sumer is viel vaſchrian[1] worn. Daß s ollaweil greengg[2] hät, hoaßts. Dos is jo go nit wohr. Ollaweil hots ah nit greengg, imeramol is recht a ſchöner Sturmwind gonga. Scha ſaggeraſch zſomgſchmiſſn hots as nochanond, d Heuſchöber und die oltn Bam und die jungen Mentſcha, de nit go feſt gſtondn ſein.

Nau, do hatſcht[3] a mol in geltin[4] Regn da Schoufholta[5] Luidl[6] va der Olm ower und hoam za ſein Baurn.

„Wos is dan dos, daß du heint do biſt, Schoufholta?“ frogg da Baur.

„Ah nix“, moant da Luidl, „die gonz Nocht inter an Bam bin ih glegn, und do bin ih ſo viel noß worn, botſch noß, daß ih kan drucknan Fodn an Leib hou.“

„Hoſt jo eh a Doch obn in Sumerſtoll,[7] ſogg da Baur.

---

[1] verleumdet, [2] geregnet, [3] ſchliffelt, [4] heftigen, [5] Schafhirt, [6] Ludwig, [7] Unterſtandsſtall der Sommerweiden auf der Alm.

„Wada[1] nit“, moant da Schoufholda, „s Doch hot da Wind wekgriſſn.“

„Sa wurdſt da doh in Stoll hobn kinen an Intaſtond herichtn?“

„Ah na“, ſogg da Luidl, „as thuats nit meh. In Stoll hot da Sturm zſomgworfn.“

„Jeſſas Maron!“ ſchreit da Baur. „Wo ſein dan aft d Schouf? Wern doh nit af der Olm umalorbern[2] in a ſo an Weta?“

„Ah däs nit“, ſogg da Luidl.

„Wo hoſt as dan aftn hintriebn, d Schouf?“

„Ah ninaſchd.“[3]

„Sa hoſt as gonz ohni Aufſicht gloſſn, d Schouf?!“ ſogg da Baur. „Du, ſe wern ſih valaſſn!“

„Ah na“, moant da Holta. „D Schouf valaſſn ſih nit. Heint Nocht, wia da Sturmwind in Sunerſtoll zſomgſchmiſſn hot, do hots as oll daſchlogn.“

„Daſchlogn? d Schouf?. Aus is s!“ jamert da Baur und ſchlogg d Händ zſom daß s olls boſcht.[4] Um Kreuz-Gouteswilln! Wird doh däs nit ſei! D Schouf daſchlogn!“

„Jo“, ſogg da Luidl ſchön zach.

„Oba dos is douh!“ jamert da Baur. „Sa wegnwos hoſt as dan einitriebn in Stoll, wo s d eh woaßt, daß olli Bont[5] a ſo an ungſtems[6] Weta do is! Häſt d Schouf nit kinen ins Stoangräbl übri thoan? Hots nit ollaweil ſcha gwoglt[7] de Hütn? Und du biſt da Nor und ſtallſt heint Nocht d Schouf ein!“

---

[1] zwar, [2] umherſtreifen, [3] nirgends, [4] klatſcht, [5] alle Augenblicke, [6] ungeſtümes, [7] gewackelt.

„Oba mei Gad und Her!“ moant da Luidl, „ih hon ma holt douh denkt, weil er ſcha ſa long gſtondn is, da Stoll, ſa wurd er s eppa douh de Nocht ah nouh holtn.“

„Jo, wegn wos hoſt dan aftn ſelba nit gſchloſn in Stoll?“ frogg da Baur.

„Ja — a — a!“ moant da Luidl pfiffi, „ih hon ma denkt, er kunt zſomfolln!“

* * *

A vaſluachta Kerl.

„Grüaß dih Gott, Korl! Na, wir is s da dan ollaweil gonga ban Militär!“

„Donk da Frog“, ſogg da Korl, „hiſch poſſabl.“

„Hoſt dih holt ima rechtſchoſſn topſa durchghaut, gelt?“

„Däs is gwiß. Und zleßt bei Magenta! Vadonkt noh amol!“

„In da Schlocht?“

„Nau ih glaubs! Kruzitürkn, wan ma Bluat und Pulva ſchmeckt! Wir a winiga Löw wird da Menſch! Kein a wilds Thier.“

„Nau, wir is s dan hergong dabei? dazähl ma doh a wenk wos.“

„Ja mei Liaba! do hots Feßn gebn! Ih bin ſchon a vaſluachta Kerl gwen! da Schußprügl is ma z lonkweili. ’s Meſſer aus da Schoadn[1] und na firi! Höllſaggra! denk ih ma, hiaz is s mar olls oans; hin oder nit! Und wia ma va lauta Wuth urntli ſcha da weiß

---

[1] Scheide.

Foam[1] ban Maul ſteht und das ih links und rechts umhau, do ſiach ih Oan, a ſo an rothhoſadn Wellaſchn,[2] grod vor mir. Ih af eahn zua und haun mitn Sabel d Haxan[3] oh!"

„D Haxan? Worum nit gleih in Kopf?"

„Woaßt", ſogg da Soldotn Korl, „da Kopf — da Kopf, der is ſchon ohghaut gwen."

---

[1] Schaum, [2] rothbehosten Welſchen, [3] Schenkel.

A Sorg muas ſein ban Haus.

Dos war ſchon a Paſſion ban Hochreitbaurn, wia der ſein Hausleutn an Herrn zoagg hot! Gredt hot er nit viel; ah mit guati Beiſpiel hot er ſih Zeit loſſn. — Jo, zan Duner eini,[1] wia hot ers dan ongſtellt? Gebn mas nobl und ſogn: Mitn Zepter hot er gregiert.

Um d Weihnachtn, wan die neugn Knecht ins Haus kema ſein — wias ſcha da Brauch is ba mir dahoam, daß die Deanſtleut[2] mitn Johr kemen und mitn Johr ſuatgehn — nau, do hot da Hochreitbaur ſein neugn Leutn nit erſt a Lonks und a Broats vorgredt von Bravbleibn und Pflichterfülln und Guatauskema mitanond — nix do! gredt hot er wenk. Mit ſein Zepter is er kema — mitn Ochſnzem — und hotn a pormol ſaggaraſch niedapfeifn loſſn afn neugn Knechtn eahnari Bugel.

„So ſchats, meini liabn Buabn!“ ſogg er oft nochha, „daß s as wißts, wia s ba mir zuageht, wan s wos ontrogg.[1] A Sorg muas ſein ban Haus und ſa hon ih Enks gleih zoagn wölln, wia s ausſchaut."

---

[1] zum Donner hinein, [2] Dienſtboten.

Van oltn Knechtn war däs ollamol a höllaſchas Glachta[2] wan die neugn Knecht af ſelchti Weis begrüaßt worn ſein. Siſt war ka Klog in Haus, da Deanſt ſaweit guat, die Koſt nit ſchlecht, da Lohn haſn go nit amol kloan — na, ſar is der vadonktladi[3] Rittaſchlog ah noh zan vaſchmerzn gwen.

Do kimbb oba da zohlendi Tog. Wir amol wieda s Deanſtjohr aus is und an etla Knecht wekſedln,[4] ſogn ban Obſchied de Knecht: „Vagelts Gott, Baur, fü die rechtſchoffni Koſt, fürn Lohn und für ollsmitanonda. Bleib gſund und holt uns nix fr übel. Mir ſein da Moanung, daß ma wul ah unſa Schuldigkeit thon hobn und wölln nix mitnehma va den, wos uns nit zuaghört. Wir mar eingſtondn ſein in Dein Deanſt, hoſt uns d Sorg aufglodn; a Sorg muas ſein ban Haus, und mir gebn da s hiaz wieda fleiſſi zrugg!" — Mitn Ochſuzem ſein ſ füragfohrn und hot an ſädin[5] Donz obgſetzt.

Sid n ſewin Tog zoaggs da Hochreitbaur koan neugn Knecht meh vorzeiti, wia ſei Sorg ausſchaut.

---

[1] wenn etwas gefehlt wird, [2] Gelächter, [3] verdammte, [4] überſiedeln, fortziehen, [5] heftigen.

◆

A Stückl für d Sylveſternocht.

In oltn Johr ſein Urlaubsred.

Meini liabn Manner und Fraunа, Junggſelln und Jungfrauner ollſomt!

Zan Urlaubnehmen is s hiaz, eh s ih noh mein leßtn Schöpfa[1] moch. Mit mir is s gor. Va mein Brüadan hotn holt noh koaner übalebb, in gſtrengen Winta; mir gehts nit beſſa. Oba mih zimbb, ees vagunts mas, daß s mih hiaz rampp![2] Ees Saggrer, ees folſchn! Vor an Johr, akrat um de Zeit — Jeß, wos hobts do für a Thoan und Gſpuſi[3] ghobb mit mir! Hon gmoant, wir ih in d Stubn gſprunga bin: Freſſn thoans mih va lauta Liab und Luſt! Mei, die Jungen hot ma holt ollaweil liaba, wia die Oltn! Kons Enk nit vadenkn, oba mit Schimpf und Spott auſſiſteſſn därf ma die Oltn ah nit. Hot ma gleih nit giolln vor an Johr, daß s mein oltn müahſelign Vorgänga ſa grob und ungſaunzt[4] hobbs vajeikt.[5] Heint gehts mir a ſo. Weil ih holt neama ſauba bin, über und üba buglad, zähntſchordad,[1] a grumpſadi[2] Haut, da Kopf ohni Hor, ſchaut Olls aus, as hätn s d Mäus ohgnogn, da Bort vula Spinaweggn[3] — a trentſchader[4] Olta, is ka Freud z mochn mit eahm. — Müaßts oba denkn, wir olt daß ih ſcha bin! Dreihundert fünfaſechzg Tag! Und die hort Orbat mei Leppa! Probierts as nar Ees amol! Olli liabi Tog früah aufſtehn, s Morgnroth aushenkn, d Sun af d Hech ſchupfn, obnds wieder aufpaſſn, daß ſ as Loch trifft owi und nit in an Berg onſtuigg. Wer zohlt Enk d Sun, wans zſomgſchlogn wird? Und aft nochha d Stern onzündn, in Mond fuadan, daß er vul wird olli Manat amol; ſchaut eh kasweiß aus und zoagg ſih ſchwindſüchti. — Und ſunſta: Heint meintswegn nebelſpina, daß s hot ghoaſſn, morgn wulknſchiabn, übamorgn wieda Firmament auswoſchn, ſchneeflanggerlſchneidn — zan Windmochn hon ih eh noh d Franzhoſn müaſſn aufnehma. In Fruajohr Vögel aufweckn, Bam aufputzn; in Suma muaß dunert wern; s Korn ſul zeiti ſein, da Woaz, da Hobern. Olls af oanmol wölln ſ hobn. De wölln Kraut onbaun, do ſull ma regna loſſn, de wölln Heu hebn, do ſul ma d Sun ſchein' loſſn — jo mei Gad, Olls kon oana nit übas Knia ohbrechn. Woaß mar a ſo, daß ma ſih do zſomragert und früazeiti a müahſeliga Schrogn wern muaß. — Und wan mar an olta Scherbn is, aft frotzlns[5] oan aus, is eahner um an iads Stündl load, dos ſ oan gholtn, um an iadn Biſſn, den ſ oan ſuadan müaſſn. — In da Kuchl draußt thoan ſ hiaz Thee kochn und Punſch brena. Wia guat that a ſo a worms Tröpfel an oltn Haſcha! Ober ih kriag nix davon — is Olls fürn jungen Nochfulga — und bin eahms ah nit neidi — wirdn grod ah amol a ſo gehn, as wia mir, und is erſt a Frog, ob er ſih ſa guat aufführt. — Wos kints dan mir viel Schlechts nachſogn, meini liabn Leut? Da Troadbau poſſabl, an Obſt is grothn. Daß s don und won an Sturm gibb, bleibb freili nit aus; wurd kurios onſonga zan miaſeln,[1] de Welt, wan ma ſ nit imeramol a wenk that auslüftn. Und daß ih in Sumer amol a wenk gichaurt hon — mei Gad, wan holt olls vui is af da Hech! Hon eh zſomgholtn, ſo long ih zſomholtn hon mögn! — In neugn Johr werds a Bradl[2] eſſn, is ſcha recht, ober in oltn Johr is d Sau foaſt worn. In neugn Johr werds a guats Weinl trinkn, vagunn Enks, ober in olten Johr is s zeiti worn. — Jo, do is s nochha leicht neugs Johr ſein, wan s olti Olls herricht't. Will mih nit übahebn, go nit, s neugi Johr wird ſchon ah ſei Nuß aufzbeiſſn hobn, wird gwiß ah a friſcha Kern drina ſein. Wan na d Leut nix onhebn! Wans ſchlecht hergeht af da Welt — die Zeit is nit dronſchuldi, d Leut ſein dronſchuldi. — Na, wird ſih ſcha mochn. D Haupſochn is, nit gleih ſtreitn und raſſn. 's Raſſn, ih mogs amol nit leidn. 's Zuaſchlogn is wild. Wan da Troſſni ſchreit, nau, ſa thuats n weh, und wan er nit ſchreit, nau, ſar is er hin. Oba d Schul, meini Leut, is a Worffn, mit der mar ah ſein größtn Feind niedaſchlogn kon, ohni daß n weh thuat. — Da Wetſtreit, wer da Braveri und der Tüchtigeri is, der is ſcha recht. Jo freili, wan nit wilda gſtritn und grafft wurd af da Welt, wir a ſelchts Streitn und Raffn ums Bravſein, da kunt ma d Himelthür gleih aushenkn, renad oana grod ſa gern heraus, wia hinein — grod ſa gern.

---

[1] Athemzug, [2] räumt, wegnimmt, [3] Gethue, Hetze, [4] ungeſchlacht, [5] verjagt.

---

[1] zähnſchartig, [2] runzelige, [3] Spinnweben, [4] fortwährend Speichel aus dem Munde laſſend, [5] ſpötteln ſie.

---

[1] nach Fäulniß riechen, [2] Braten.

Is jo ſa viel ſchön, de Welt, ſa viel ſüaß, däs Lebn. — Wos! wos! Saggera, hiaz ſchlogg d Uhr! De Schläg — ober a ſo ſchlogn! De Schläg ſchlogn mih todt! — Jeſſas, wir is mar af oanmol! Ih wir jo gonz jung! As wir a gſtrenga Baur in fauln Knecht, ſo weckn de Schläg s neugi Johr auf. — Vor ocht Togn za da nämlichn Stund s Chriſtkindl weckn und heint s neugi Johr! — Wans mitanonda geht, däs Por, aft wirds wohr: a glückſeligs neugs Johr!

Ernſthafti Sochn.

Die Gſchicht von trutzign Baurn.*)

„Jo!“ ſogg da Burſch.

„Na!“ ſogg’s Dirndl.

„Und nohamol jo!“ ſogg da Burſch. Sein Aug zuckt.

„Und nohamol na!“ ſogg’s Dirndl. Ihr Aug zuckt ah.

Da Flurl is awenk ſtill.

„A Selchti biſt Du!“ ſogg er nochha gonz döwi[1] zan Dirndl. „A Selchti biſt Du, ba der s ollaweil: na hoaßt, wan da Mon jo ſogg. Und a Selchti will mih gern hobn? A Selchti will mir Freud und Load trogn helfn, wia da Pforra ſogg!“

„Da Pforra hot’s noh nit gſogg, mei liaba Flurl“, drauf ſie.

„Af’s Widagſpiel willſt Dih Du einrichtn! Na, Fronerl, dos kunt a netts Zwiegſpon wern. Geh geh, Du hoſt mih nit gern. Adje, adje, in olli Ewikeit adje.“

---

*) Uebertragen von einer hochdeutſchen Erzählung aus Roſeggers: „Feierabenden.“ (Wien, A. Hartleben.)

[1] heiſer.

A ſo da Burſch. Do ſinkt ſ eahm gleih afn Leib, woach wia Wochs ban hoaſſn Eiſn. Er taucht's wek und thuat, wia wan er davon möcht. Sie holt'n feſt da da Hond: „Flurl! Flurl! Mei Bruſt reiß mar auf und ſchau in mei Herz! — Du liaba Bua! So gern wia Dih, hon ih neamb af da Welt! — und mehr ſog ih nit.“

„Will ah nix hörn“, ſogg da Burſch trutzi. „Oba ſechn will ih's. Beweiſn ſulſt ma's, daß D mih gern hoſt. Oanmol beweiſn, was D ma tauſndmol gſogg hoſt.“

Sie ſchaut n on. Ihr feuchter Augnſtern wird größa, daß ma ſchier s Weißi neama ſiacht. „Wanſt as wiſſn kuntſt“, heſchat's[1] und druckt die zwoa Händ af ihr Herz. „Meintswegn wult ih jo ſogn, wos liegad ma dron. Won ih Dih hon, do frog ih noch koa Jugend und noch koa Tugend. Ohni Deiner war ih jo doh nix wert. Wan ih's oba Deinetwegn bedenk! Wanſt Du Dih heint an mih onſchmiedſt mit eiſenan Ketn, nochha ghörſt Du morgn ſelba neama Dei . . .“

„Dei ghör ih und Dih wir ih nehma!“ ſogg da Buſch.

„Du wirſt mih nehma, Flurl, däs glaub ih gleihwul va Dir. Ober ih wir nit wiſſn, nimſt mih aus Liab oder aus Muaß. Gonz frei ſulſt Du ſei, wanſt mir Dei Hond gibſt vor'n heilign Oltor.“

Drauf holblaut da Burſch: „Gonz frei, Froni, dos kon gor nit ſei. Vierzehn Tog vor da Hohzat mocht ma s Vaſprechn. Dos gilt und bindt zwoa ehrnhofti Leut ſo feſt wir in Pforra ſei Stuln. Heint is der Tog, Froni, und heint wölln mar uns mitanonda vaſprechn.“

---

[1] ſchluchzt ſie.

„Und moanſt, Flurl, daß mir zwoa in vierzehn Tagn Hohzat hobn kina?“

„Möcht wiſſn, wer uns däs kunt vabiatn!“

„Wer däs kunt vabiatn?“ frogg ſie, „da Kaiſa kon da s vabiatn.“

„Wia ſo?“

„Flurl, ih woaß recht guat, daß D oanazwoanzg Johr olt biſt und daß D in drei Wochn za da Soldotn-Stellung muaßt.“

„Wer ſogg dos?“ fohrt da Burſch auf. „Af mih hot koa Menſch a Recht. Ih bin der oanzigi Suhn afn Schwandhof, däs woaßt. Meini Eltern ſein olt, d Wirtſchoft is groß, ih bin militärfrei.“

„Frei biſt!“ ſchreit s Dirndl, „frei biſt?“ jauchzt s auf.

„Und ſo frei, daß ih Dih nohamol frog, Fronerl, ob’s da recht is!“

Do hot s Dirndl nix meh drauf gſogg — und däs is d Ontwort gwen. —

Und noch a Weil, wia ſ auſſigehn aus n jungen Tanenwold in liachtn Sumatog, do is da Bund geſchloſſn und da Schlüſſel in Obgrund gworfn, der koan Bodn und koan End hot.

* * *

Da Schwandhof is da fürnehmſti Hof in gonzn Gau.

Der olti Schwandhofer is dogſtondn ſtrom wia d Wetatann vor ſein Haus. Vor neamb und vor nix hot er ſih duckt. Do kimbb ſei ſiebzigſtes Lebnsjohr, nur vor den muaß er ſih duckn und biagn. Mit an Steckn muaß er umgehn und zitern eahm Händ und Füaß. Oba ſei Willn, der hot nit Fleiſch und Boan, der kon nit vafolln, ſei Willn is noh feſt. Sei Weib holt's mit eahm, zwoa ſtorki küahli Herzn und oan Kopf. A ſtoanana Kopf! Do gibb's Leut, de ſogn: Die Schwandhoferiſchn beſitzn Geld. Do gibb's wieder onderi Leut, de ſogn: Die Schwandhofneriſchn warn von Geld bſeſſn.

Funfzig Johr olt is er ſcha gwen, und ſie um funfzehn jünga, wia da kloani Bua is kema, s oanzigi Kind, da Flurl. Und ehrnfeſt wia die Oltn, und trutzi wia die Oltn is ah da Jungi worn.

Und um de Zeit, va der hiaz d Red is, kimbb amol da Dorfrichter zan oltn Schwandhofer und ſogg, er möchtn an guatn Roth gebn. — In Schwandhofer an guatn Roth? Schod, daß mar an Richter nit ba da Thür auſſi wutzln kon!

„Dein Buabn wegn“, ſogg da Dorfrichter mit ſeiner broadn Stim und klopft af ſei Schnopftabakduſn. „A ſaggriſcha Klacht[1] is er worn, Dei Flurl.“

„Eh nit zwida“, donkt der Schwandhofer.

„Den pockt da da Kaiſa, wanſt n nit bol onſchreibn loßt afn Hof“, ſogg da Richter und zwickt a Bries aus da Duſn.

„Onſchreibn afn Hof?“ ſogg da Baur, „paßt ma nit. Da jung Lecker vaſteht noh nix, und mir Oltn kuntn nochha gehn von Haus wia die Dirn von Tonz. Paßt ma nit.“

---

[1] feſter Bengel.

Da Richta holt't ſei Bries zwiſchn an Fingern und ſogg: „Dei Flurl is da da nachſtn Stellung dabei, daß das woaßt. Wanſt n ledi hobn willſt von Soldotnlebn, ſa muaßt dazuaſchaun. Ih ſog da s.“

„Muaß er grod ſeini grodn Glieda hobn, der Saggera!“ fluacht da Schwandhofer.

„Sei froh, Nochbor, ſei froh, daß er s hot. Wos thaſt mit an Woaſl![1] Wern ſchon Onwert hobn, ſeini grodn Glieda, wanſt as ah Du nit konſt brauchn, gleihwul dar ah ſchon a friſchers Gſtell notthat. Muaßt nit a ſo ſei af Dei Kind!“ A ſo moant da Richter und hiaz ſchnopft er ſei Bries erſt in d Roſn.

Der olti Schwandhofer ſinnirt.[2] A por Tog geht er um und ſinnirt, wos do zmochn is. Und aft roacht er ſei Gſuach ein, wegn da Befreiung.

Nochha ſitzn ſ amol in eahnan Stübel, er und ſei Weib. Er in Ormſtuhl af an Lederpulſta, ſie af der Ofnbonk. Sie is a bſunders Weib: is ſtill wan er redt und loßt n ausredn. Und nóchha beredn ſ as nohamol wos ſ ſcha grichtli eingebn hobn. ’s is noh eahna freier Willn. Kuntn s Gſuach ah wieda zruggnehma. Oba: Wan er vaſpricht, daß er brav und fleißi is, da Flurl, und ſein Eltern s Recht loßt, ſo kuntn ſ eahm in Hof vaſchreibn loſſn, in Goutsnom.

Do geht er ba da Thür eina, da Burſch. Er kimbb von Wold, heint gſpürt er’s, daß er Mon is und feſt greift er on ba da Thürſchnoln. Er redt nix und deut’t nix, ſetzt ſih afn Schamel. Die Oltn ſchaun an on. Er

---

[1] Krüppel, [2] denkt nach.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

ſpreißt die Knia ausanonda, lümelt d Ellbogn drauf, klöpfelt a wenk mit n Schuachſpitz afn Fletz[1] und ſogg: „Wern ma's holt ongehn."[2]

Der Olti loßt ſeini Augn holbad zuaſinkn, as wia wan er ſchlaferi war und brumelt: „Wos moanſt, Flurl?"

„Wan ih afs Haus gſchriebn wir", ſogg da Flurl, „ſo kon ih nit alloan ſtehn."

„Aſt ſetz Dih nieda", ſogg der Olti.

„Heiratn will ih", fohrt's in Burſchn auſſa.

„So?" ſogg der Olti gonz gleichgilti und ſchlaferl.

„Ih woaß Oani", drauf da Flurl, „und will nit long umthoan."

Der olti Schwandhofer trumelt hiaz mit n Fingern afn Tiſch. Do hebb er gach awenk d Augn und ſogg: „Derf ma frogn, wer s is?"

„D Stegbruner Tochter. D Fronerl."

„So!" ſogg hiaz ah d Muada. Nochha ſogn ſ a Weil nix.

Da Suhn, da Flurl, hebb on auszlegn, daß er eahm ka Beſſeri wiſſad: gſund war ſ, brav war ſ, wirtſchaftli war ſ, ma kunt's nit beſſa valonga. Ollahond guati Gründ gibb er on, wegwos er d Fronerl will heiratn — in beſtn vaſchweigg er. Der Olti hot daweil trumelt, nochher a por Fliagn wekgjogg, nochha wieda d Augn zuagmocht. Wir er fiati is, da Flurl, mit ſeina Red und aufſtehn will, ſogg da Boder af an kloan Deuta[3] mit da Hond: „Bleib noh awenk ſitzn. Die Gſchicht is nit gonz in da Richtikeit."

---

[1] Fußboden, [2] beginnen, [3] Wink.

— Nochha ſteht er ſtad und ſchwarfälli auf, mit ſein Steckn mocht er hadſchand[1] an Schriat hin, bleibb ſtehn vor ſein Suhn und ſogg völli güati:

„Mei liaba Flurl! Du hoſt do etwos dahergredt. Greif amol in d Luft mit da Hond, ob s Wort noh umfliagg. Findſt as? Findſt as nit? Ih ah nit. Ih will's nit ghört hobn und hon's nit ghört. Sullſt amol heiratn wölln, ſo woaßt wens d z frogn hoſt. — Hiaz konſt gehn.“

Da Flurl geht oba nit. Er ſchaut ſein Bodan on und frogg: „Sul dos an Ontwort ſei?“

„Frog wird's koani ſei“, drauf der Olti.

Hiaz kimbb d Muada va der Ofnbonk. Ganz ſtill kimbb ſ daher und gonz woach redt ſ n on: „Biſt dan nariſch worn, Flurl?“

„Gſcheita wia heint bin ih noh nia gwen“, is ſein Ontwort.

„Die Stegbruneriſch'!“ hebb d Muader on und ſchlogg d Händ zſom. „Wanſt mit da Lotern gſuacht häſt, koan Ungſchickteri häſt nit mögn findn. De hot Olls banond, wos nit paßt für uns. Sie hot ah die Stegbrunariſch Hoffort; ſa long mir ka Geld hobn ghobb, ſein De in eahnan ſeidenen Fetznan umgflontſcht und hobn uns nit ongſchaut. Hiaz, weils eahna Sachl vahaust[2] hobn, war da reich Schwandhofer-Suhn guat! — Af d Schönheit gehſt! Möcht wiſſn, wo ba Der d Schönheit ſteckt, müaßads nar ausglichn[3] hobn, gſechn hon ih noh koani ban ihr. Mit Somad und Seidn wurd ſih

---

[1] hinkend und ſchleifend, [2] Beſitzthum verwirtſchaftet, [3] ausgeliehen.

De ſchön mochn wölln, wir ihr Muada va Zeitn, Guldring und Holsketan, daß D ihr kafn kunnſt — däs wurd a Wirtſchoft ſei, du heiligi Muadagouttes! — Nim an Deanſtbotn, wanſt wen zan orbatn und hauſn brauchſt, ober Oani, de reich gweſn und orm worn is, ſtellſt uns nit in's Haus, daß D as woaſt!"

Ueber de ſchorf Red va ſein Weib mocht der Olti an kloan Deuta mit da Hond, gottika[1] as wult er ſogn: zohlad ſih nit aus, wegn der Kloanikeit a ſo a Gſchrei onzhebn.

Da Burſch mocht an Strompſa mitn Fuaß und ſogg: „Vafluacht und vamarideit, die Froni loß ih nit ſchimpfn! De wird mei Weib!"

Hiaz mocht der olti Schwandhofer ſeini Augn s erſtimol weit auf, ſchaut in Suhn on und ſogg: „Wanſt fluachn und ſchmentn[2] willſt, ſa geh auſſi zan ſtevin[3] Roß. Konſt die leßtn Schöber Heu einführn; wia s mir in Orm zuckt, zimbb mih, mir kriagn Regnweta."

Da Flurl ſteht do und druckt ſein Zorn nieda. Nochha wendt er ſih und ſogg in Guatn: „Voda! Seit ih Hond und Fuaß kon hebn, hon ih gorbadt in Schwandhof wir a Knecht. Saur is s mar oft onkema, hon oba nia wos gſogg, hon Uichern[4] Willn thon. Oba hiaz! In Heiratn bin ih ſelba mei Herr! Ih heirat für mih und do deaf ma ka Goud und ka Tuifel dreinredn!"

„— Herein!" ruaft der Olti. 's hot Oaner onklopft.

Der Omtsdeaner is s, bringg an Popierbogn, bit't um an Untaſchrift.

---

[1] gleichſam. [2] ſchimpfen. [3] wilden. [4] Euern.

„Wos bringſt dan ſcha wieda!“ fohrt n der Olti Schwandhofer on. Is niar a guats Joachn, wan der Omtsdeana kimbb.

„Nichts Unangenehmes, diesmal“, ſogg da Bot und leſt in Briaf:

> „Laut Geſetz vom . . . . kann dem Geſuche des Lorenz Pürgher, derzeitigen Beſitzers des vulgo Schwandhofes im Gau, und ſeiner Ehegenoſſin Katharina Bürgher, geborner Stadlauer, Mitbeſitzerin auf genannter Realität, beide gegenwärtig zur ſelbſteigenen Verwaltung und Führung der Wirtſchaft hohen Alters halber nicht mehr befähigt, wegen gänzlicher Befreiung ihres einzigen Sohnes Florian Bürgher von der Militärpflicht hiergerichts entſprochen werden und hat außer genannten Bittſtellern Lorenz und Katharina Pürgher das obwaltende Gemeindeamt die oben als Begründung angeführte Thatſache ordnungsgemäß zu beſtätigen.
>
> Das k. k. Kreisgericht Nidau.“

„Wos is dos für a Bondwurm?“ frogg da olti Schwandhofer, „ka Wort hon ih vaſtondn.“

„Ah, Ihr verſteht die Kanzleiſprache nicht“, ſogg der Omtsdeana, „macht Euch nichts draus, die verſteht kein Menſch. Die Sache iſt, daß Euer Sohn die Militärbefreiung erhalten hat.“

„Und däs“, frogg der Olti ſtad, „und däs ſult ih untaſchreibn? — Na. Mir brauchn ka Befreiung.“

„Voda!“ ſchreit da Flurl auf.

„Wos hoſt dan“, ſogg der Olti zu ſein Suhn, „ban Untaſchreibn bin ih ſelba mei Herr, do derf ma ka Goud und ka Tuifel dreinredn. Kurz mochn ma s!" Und reißt in Popierbogn mitn ausanonda. —

Da Flurl wird todtnbloß bis üba d Leſzn,[1] ſeini Odern gſchwelln on, d Finga krompfn ſih zſom zan a Fauſt. Ober es gſchiacht nix. — „Vodaleut", ſogg da Burſch, „ih brauch Enk nit. Goud gib's, daß s Ees mih nit brauchts."

Und geht auſſi ba da Thür — s leßtimol in ſein Lebn.

A por Wochn drauf is der Flurl Soldot. A holbs Johr ſpäta ſteht er af da Wocht in hoaſſn Stoangebirg der Herzegowina.

Die oltn Leut afn Schwandhof ſein oanſum, vazogg. Eahm thuat s Herz weh, ihr thuat s Herz weh, wolln s oba nit eingſtehn und ſogn, as war die Gicht. — As vageht wieder a Weil, do kimbb gach a ſchworzgſiegelta Briaf: in Flurl ſei Todtnſchein.

„Aus is s!" woanan die zwoa oltn Leut, „o Du liabs Kind!"

Do ſchreit an olta Bedelmon ban Fenſter eina: „Kind! Fahlt Enk Oans? Die Stegbruner-Fronerl hot Oans."

A Todtnſchein und a Taufſchein!

So gehts af da Welt.

---

[1] Lippen.

* * *

Heiratn muaſs er mih!

Anhebbs[1] mitn heiligu Foſchntog.[2] Do wodnan[3] in Schnee durchs Dorf daher ſechs Maner und an iada hot an ſchworzn Montl on. A zwen hobn a iader[4] a rothi Windliachtkirzn in da Hond, brint oba loani. Grod van Freidhof kemens, wo s an oltn Mon einigſchobn hobn. Wulter[5] ernſthof ſein s oll und a zwen, de hint nochhi gehn, hobn an iader a friſch Gſicht und lecki Augn; aſo holblaut redn s mitanond. Oana hot a ſchworzas Schnurbartl, der Ondri hot nix und ma lents nit recht, hot er eahm in Bort wekgſchnitn oder is noh loana gwochſn.

„A ſaubers Gſchäft für an Foſchntog“, ſogg der miln Bartl, „Leut eingrobn.“

„Mir ſtehts ah nit on, a ſo a Maſchkerad“, drauf der Ondri und deut’t afn ſchworzn Montl. „Wan ih na den wieda heruntn hät!“

„Ih möcht heint liaba wos Onders!“ moant da Schworzbartl, da Jungbaur afn Pellnhof.

---

[1] Anfängt es, [2] Faſchingdienſtag, [3] waten, [4] von zweien hat jeder, [5] ziemlich.

Der Ondri, da Schwoaga-Niſl,[1] vaſteht n af da Stell.

„Ba Dir is s leicht“, ſogg da Niſl, „du hoſt as herznehma.“

„Du moanſt, weil ih mih ſcha mit Oana vaſprochn hon. Brauchts oba daweil noh neambb zwiſſn.“

„Es zwoa werds as doh wiſſn därfn.“

„Däs wul, däs freili, mir zwoa. Oba woaßt, Niſl, dieſebi, de wird mei Weib, de gänz ih nit gern on.“

„Du biſt a reicha Baur, därfſt eh na Deini zehn Finger ausreckn und af an iadn bleibb Oani henkn.“

„Ih geh ins Wirtshaus“, ſogg da Jung-Pellnhofbaur.

„Ih kim ah noch“, ſogg da Niſl. Aſt gehns ausanond.

Da Niſl woaß nit recht, wos er heint ongehn ſull. Ins Wirtshaus? Ban eahm is s nit a ſo as wia ban Großbaurn, ban eahm is s Geld awenk kluag. ’s is hort für an orman Menſchn, Guſta hät er die gleichn wia da Reichi, oba koani Mittel dazua. In Jung-Pellnhofa troggs as, daß er ſei Braut auffſport und daweil af an Aushilf denk kon. Da Niſl wa froh, wan er Oani hät.

Wiar er ban Lindnbam a ſo doſteht, und nit woas hia oda hott, do kimbb Oani daher. Ihr Fiaterl[2] holt’ts übas Gſicht, ſtill woanand gehts daher und in Burſchn ſiachts nit.

---

[1] Dionis Schwaiger, [2] Schürzchen.

Er ſiachts wul, s is s Dirndl, den s heint in Bodan[1] hobn begrobn. An ormi Kloanhäuslertochter, um de ſih neambd viel umſchaut und de ſih ah nit aufdränga mog, do vaſtekts ihr horts Onliegn liaba hinters Miader und troggs aloan.

Hiaz, wia da Schwoaga-Niſl s bildſauba Dirndl, dos olßa woanada[2] noh ſäuberer is, dahergehn ſiacht, follts n ein, de kunt er tröſtn. Derawegn nimbd er s hiaz ba da Hond und ſogg: „Mina, mir dabormſt. A ſo an traurign Foſchntog, wias du hoſt! Hiaz ſtehſt holt wul völli aloan do.“

„Ib brauch ah neambd“, ſogg ſie, und hiaz war er verobſchiedt gwen. Er loßt ſih oba nit ſa leicht ohtauchn.[3] „Neambd brauchſt“, moant er güati, „und do hoſt gonz recht. In an ſelchtn Foll is Oan doh Koana gnua. An Jada ſchaut af eahm ſelber; übalaut tröſtns, in da Ghoam is s eahner ollsoans, gehts an orman Woaſl wia da well.“[4]

's Dirndl ſchautn Burſchn hiaz a ſo va da Seitn on; der redt jo grod, wos ſie ihr ſelba denkt.

„Ober ih woas s, Mina“, redt er weita. „Gfreun thats dih doh, wanſt hiaz an Menſchn häſt, ders guat mit dir moanad, der da dei Load trogn hulf wir a Bruada, denſt dei Köpſl af die Bruſt legn kuntſt und, daß d dih auswoanaſt.“

„Däs wul“, hot s Dirndl in Kopf gnoagg.[5]

„Scha heint Nocht hon ih a por Stund nit ſchloſn kina", redt da Niſl weiter, „und hon groadt und groadt,[1] wias dir hiaz gehn wird, wer dar af dei Häuſl ſchaut und daß dih d Leut nit hint und vor onſchmirn."

---

[1] den Vater, [2] im weinenden Zuſtande, [3] abfertigen, [4] geht's einer armen Waiſe wie der Will, [5] geneigt.

Sie ſchautn ins Gſicht. Feind is ſ n nia gwen, den Buabn, oba daß er wos holtad af ſei und ſa guatherzi mit ihr ſein kunt in ihrn Elend, däs hot s ihr nit denkt.

„Du därſt ma s nit vawihrn",[2] daß ih hiaz do nebn deina dahergeh", ſogg da Burſch. „Heint loß ih dih nit aloan. Ka Biſſn und ka Tropfn ſchmeckad ma, wan ih dih valoſſn wiſſad. So longs da guat gongan is, hät ih mih nit traut, oba hiaz, wir ih ſiach, daß Olls da Luſtborkeit nochgeht und neambd denkt af dih und dei Load, hiaz muaß ih da s eingſtehn Dirndl, daß d mar ins bluati Herz ein dabormſt und daß ih da beiſtehn mocht, wan s da recht wa."

Sie greiſtn on ba da Hond und heſchazt:[3] „Donk da s Goud, Niſl. Däs hät ih ma va dir nit vahoſſt." Er fongg ihr Handl oh und loßts neamer aus. A ſo gehn s mitanonder auſſi zan Woldſchochn, wo da Dirn ihr Häusl ſteht. Intawegn begegnt eahna da Bärnlucka Schulbua. „Du kloana Kneiſſel", ſogg da Niſl zan eahm, „geh nim ma de ſchworz Kuttn mit, ih brauchs neama, ban Meßner gibs oh. Do hoſt an Kreuzer." Und ſchickt in Todtnmontl zrugg. Ins Wirtshaus is er nit nochkema, da Schwoaga Niſl, in ſebin Foſchntog.

In Wirtshaus gehts um. Da Tonzbodn, wan er s na holt't heint! ſa ſchwer hot er noh ſeltn trogn. Da Jung-Pellnhoſbaur hot eahm gleih Oani aufgoblt.[4] 's Kopftüachl henkt ihr ſchon owi hintn, wiar in Kapazina ſei Koppn, va lauta tonzn. Brinroth is s in Gſicht und mit ihri hoaſſn Augn ſtichts umanond, und wo s hintrifft, do gibb s Feur. Da Jung-Pellnhofbaur brint über und üba. Nit long drauf ſitzn die Zwoa in Extraſtübl und Olls, was guat und theur is, muaß her. s ſchweinerni Bradl mit da Speckſchwortn und n Solot is in Jungbaurn heint nit nobl gnua, er frogg noch, wos s mit an brotnen Vogerl war — a Hendl oder an Antn, oder ſo wos! Und an wormen Wein! Oba recht viel Zimat und Zuga dazua!

---

[1] nachgedacht, [2] wehren, [3] ſchluchzt, [4] aufgefangen.

Sefferl hoaßt s Menſch. Heint tauggs ihr. Sa guat wia heint is s ihr noh nia gonga. Mei Gad, a Deanſtbot. Oba ſie bleibbs nit long! Wan da Jung-Pellnhofbaur heint onbeißt — und er beißt on! nochher is s in a por Manat Großbäurin . . . A ſo denkt ihr d Sefferl. Wia ſie s Vogerl tranſchirt, kriagg er s beſſeri Stückl. Er ſchenkt ihr s Trinkglaſl vul mit wormen Wein — aft ſteßn s die Gläſa zſom und d Liab wird ollaweil größa.

Von Extrazimer is a kloans Thürl auſſi in a Nebnkomer. Da Jung-Pellnhofbaur winkt in Wirt mitn Augnan. „Is ſcha recht“, ſogg der und ſchmuzt,[1] „ſchön worm einghoazt is s eh.“

* * *

Af den Foſchntog vagehn a drei Manat. Do is s in an ſtilln Somſterobnd mittn in Suma. Hintern Woldſchochn af an Stoanhauſn ſitzn zwoa Weibaleut. Seit kindauf ſein s guati Kameradinen gwen mitanond; olls Guati und Schlechti hobn s oanonda vatraut, nau und heint hobn s extra wos. Die Oan fluacht und ſchilt't, die Ondri vadeckt mit ihrn Fiaterl s Gſicht und woant.

---

[1] ſchmunzelt.

„Ih gib nit auf und is s wia da well!“ ſogg die Oan mit n rothn Gſicht, und wan mas guat onſchaun, ſa dakena ma die Deanſtdirn Sefferl. „Und ih loß amol nit noch, er muaß mih heiratn!“

„Wan er dih holt nit heirat't, wos willſt mochn?“ moant die Ondri, dos is die orm Kloanhäuslerdirn, d Minerl.

„Wos ih mochn will?“ frogg die Roth. „Wern ma ſechn, wo[1] ma koan Herrn findn! Er hot ma s vaſprochn, feſt und heili vaſprochn! Dos möcht ih wiſſn, wo Oana ſein Ehrnwort mir nix und dir nix zruggnehma därf! Wo s dalapp is,[2] daß der erſt beſt Lump Oani ehrlos und unglückla mochn, aft nochha valoſſn därf! Wern ma ſechn! As gibb noh a Gricht, Goud ſei Donk!“

„Jeſſas, Sefferl, du wirſt doh koan Prozeß onhebn!“

„Klogn geh ih!“ ſchreit d Sefferl und dippelt[3] d Fäuſt, „dos is gwiß! Klogn geh ih!“

„Wos ſei Schuldikeit is, ba den wirds da Jung-Pellnhofbaur wul nit afs Klogngehn onkema loſſn“, ſogg d Minerl.

„Wos ſei Schuldikeit is! De por hunert Guldn do! däs is ma zwenk. Mein Ehr loß ih mah nit ohlaſſn.“

---

[1] ob, [2] ob's erlaubt iſt, [3] ballt.

„Geh geh, dein Ehr! Wer a Soch ausfoalt,[1] der muaß ab frogn loſſn, wos s koſt't!“

„Ih hons nit ausgfoalt. Er hot mih gfongg. Hot mar an Wix[2] onzohlt, hot mih dronkriagg. Na na, mit Milchkreuza loß ih mih nit ohſchoaſſln,[3] ih will Pellnhoferin ſein.“

„Oba du woaßt jo, daß er ſcha mit Oana vaſprochn is!“

„Mit hunert kon er wegnmeina vaſprochn ſein, is mar ollsoans. Mit mir is er s vor unſern Hergoudn und vor n Teufel! Mir kimpp er nit aus. Heiratn muaß er mih!“

„Seſſerl ſei gſcheit“, ſogg drauf d Minerl, „zan heiratn kon ma neambd zwinga.“

„Nan, wern ma ſechn. Ih moch eahm a Gſchicht on, daß n die Grausbirn aufſteign wird.[4] Mit Finga wern d Leut auf eahm zoagn: Dos is der Wildling, der folſch, Pſui Teuxel! Wan er zwunga hot, ſa zwing ih ah. Ouft is da Monadi ſtirka wia die Weibad, oba nit ollamol. Nit ollamol, mei Liabi!“

„Geh, hör mar auf, Seſſerl!“ ſogg die Kloanhäuslerin. „Wia du redſt, is in dir nit um an Groſchn a Liab zgſpürn fürn Jungbauern. Und ohni Liab wurd ih Oan heiratn! Do kunt er zechn Pellnhöff hobn! — Wa da dan nit load um dih, daß d dih wekſchmeiſſaſt an a ſo an folſchn nixnutzign Lumpn? — Schau mih on! Bin ih beſſa dron wia du? Nit um a Grandl.[5]

---

[1] feil hält, [2] kleines Räuſchchen, [3] abfertigen, [4] daß ihm grauen wird, [5] bißchen.

Mir ſul er kema, da Niſl! Der kam nit umſiſt! Der wurd eahms mirkn! — Ih bin ah ſelba dron ſchuldi, daß mih der ſchlechti Menſch ongſetzt hot. Ih trau ma s zjogn, ih hät gonz gern an Mon, oba grod den, der mih ſa höllfolſch ongſchmirt hot, den nim ih nit.“

„Won er dih heiratn will, ſo hot er dih jo nit angſchmiert“, ſogg d Seſſerl.

„Wia ma s nimbb. Ih woaß ſcha, wir ih dron bin.“

„Thua du, wiaſt willſt“, drauf wieda d Seſſerl. „Ih müad a Nor ſein, wan ih hiaz man Vortel nit nutzad. Ih will Großbäurin ſein.“

„Ih wünſch da Glück dazua!“ hot d Minerl noh gſogg, aft ſein die zwoa Kameradinen ausanondgonga.

* * *

Togs drauf is s, geht d Seſſerl — ſauba zſomputzt in ihrn Suntagwond und a rothſeidas Holstüachl übern Buaſn — gegn an Pellnhof auffi. Wia s zan Hausbrun kimbb, ſteht ſelm a kloana Bua, der eahm d Noſn mit kolt Woſſa woſcht und dabei heſchazt und röhrt.[1]

„Nau“, redt n d Seſſerl on, „wos fahlt da dan?“

„Da Baur hat mar Oani einigebn“, heſchatzt da Bua.

„Hoſt lacht wos ongſtellt?“

„Ah na“, moant da Kloani, „ſei Tabakbeidl is plotzt und aft hot er mar Oani eini gebn.“

---

[1] ſchluchzt und laut weint.

„Biſt du dron ſchuldi?“

„Ah na. Er hot ſih unvagebns[1] af ſein groadltn[2] Tabakbeidl gſetzt, af is er ausanondaploßt, aft hon ih glocht und aft hot er mar Oani einigebn.“

„Derawegn?“

„Jo.“

„Weilſt glocht hoſt?“

„Jo“.

„Na wort, der wirds kriagn! den wern ma gleih hobn!“ moant d Seſſerl und geht ins Haus.

„Jo“, ſogg da kloa Bua zach und ſchaut ihr noch.

Wia d Seſſerl in d Stubn kimbb, ligg da Jungbaur af da Bonk und racht ſei Pfeifn.

„Do ligg er!“ ſogg s, wias ba da Thür einaſchaut.

„Jo, do ligg er!“ ſogg ihr da Burſch ſchön ſtad noch.

„Möcht ih doh wiſſn, wegnwos du dih gor neamer onſchaun loßt!“ ſogg s Weibsbild.

„Dazua bin ih frei zwenk ſchön“, moant da Jungbaur.

„Wanſt na mir ſchön gmua biſt“, drauf ſie. Nochha hebbs on: „Wirſt da s eh denkn kina, wegnwos ih heint wieda do bin.“

„Ei jo“, ſogg da Burſch und ſetzt ſih auf; wan ma ſih z wirn[3] hot, is s nix mitn Liegn. „Denkn kon ih ma s. Häſt dar ober in Weg daſporn kina. Du woaßt, wos ih gſogg hon.“

„Freili, woaß ih s“, ſogg ſie und muaß ſchon ihrn

---

[1] unverſehens, [2] feſtgeſchnürten, [3] zu wehren.

Zorn owi wirgn. „Gilt oba nix. Zan heiratn müaßn zwoa ſein und a ſelchts Ausanondagehn, wia s du moanſt, müaßad oll zwoan recht ſei. Mei Büabl, mih bringſt va dir neama wek. Heiratn muaßt mih!“

„Van Gricht ligg dei Geld.“

„Geld mog ih koans“, ſogg s biſſi. „Dih will ih hobn, du gſollſt ma holt juſt amol ſo viel guat.“

„Ih bitt dih gor ſchön, Sefferl, moch ma koani Gſchichtn!“ ſogg er und hobb d Händ zſom. „Du woaßt jo, daß ih ſcha vaſprochn bin. Ih kon neama zrugg mit Daſewin.“[1]

„Loß s drauf onkema, Martin!“ ſogg ſie und renzt[2] ſih hoch auf, „loß s drauf onkema! Führ s zan Oltor, dieſebigi! Wirſt ſechn wos gſchiacht! Ih vaſteh kan Gſpoaß! Und wan s mih henkn, ih ſtell wos on! — Schau!“ Do ſpringgs af eahm hin und wird gonz ſüaß, „ſchau, mei Martin! Ih bin jo hell naraſch. Du hoſt ma d Liab onthon! Wan ih dih nit kunt hobn, ins Woſſa ging ih! Martin!“ ſie nimbb n mit boad Händn ban Kopf, „Martin! Schau mih on! So gern wir ih kon dih Koani hobn. Ih wir dar a guats, a bravs Weib ſein. As wird dih nit gruin.[3] Herzliaba Bua! geh, holt dei Wort und ſog: jo. Gib mar a Buſſi!“

Zuwiziachts n mit olln Gwolt, und er, da Jung-Pellnhofbaur: „In Goutsnom!“ ſogg er tewi.[4] Und aft hot s ihr Gſchrift und Sigl gebn loſſn.

* * *

---

[1] Derſelben, [2] bäumt, [3] reuen, [4] dumpf, heiſer.

Rund a wenk onderſcht mochts die Kameradin. D Minerl ſitzt in ihrn Stübl und naht in an kloan Pfoadl.[1] Do kemens oll zwen, da Schwoaga Niſl und ſei Göd.[2] A ſchwarzes Gwond hobn s on, oba nit meh ſelchti Mäntl, wir in Foſchntog! as wir a Hohzatgwandl is s heint, und gor a Nagerl afn Janggaflügl hot da Jüngeri.

Da Niſl gſtellt ſich woaß wia gſchami[3] und deamüati, gleihwul er woaß, daß n d Minerl von aner ondern Seitn kent. Da Göd holt't d Onſproch und ſogg: „Fleißi ba der Orbat, Dirndl! Na, dos is brav. Konſt koan Nodel-Onſadler brauchn?“

„Bedonk mih. Nichts ſchon aloan“, gibb ſie zrugg.

„Eh ah recht“, ſogg da Göd, „ſiſt hät ih dar Oan gwißt, der da gern hulf. Bekont warts ah ſcha mitanond. Und af Gſpoaß und Ernſt, ih denk as is in Gſcheidaſt, ees mochts as heint richti mitanond.“

„Kunt ma nit denkn —“ ſogg ſie.

„Daß s an guatn Schick nimb“, moant da Göd. „Daß er nix hot, as wia zwoa ſtorki fleißigi Händ, däs wirſt gleihwul eh wiſſn. Und du brauchſt jo wen für dei Wirtſchoftl. Gelt, s is da recht, Mina.“

„Redts bedeutt, nochha wir ih ah bedeutt Ontwort gebn“, ſogg ſie.

„Wanſt af d Orbat ſchauſt, deſt hiaz in da Hond hoſt“, ſogg da Göd go nit ungſchickt, „ſa deafads dar einfolln, wegn wos ma do ſein. An Jadi is wul nit ſa glückla, muaßt bedenkn. Imer Oani muaß in Gwißn ſuachn af Goſſn und Stroßn und olli zechn Finger ohleckn, wan s n findt. Dir kimbb er ſelber ins Haus und holt't in Ehr und Treu um dei Hond on."

---

[1] Hemdchen, [2] Pathe, [3] weiß Gott, wie ſchämig.

„Ih heirat nit", is ihr kurzi, ſchorfi Ontwort. A kloans Randl ſein s ſtill ollzwen, aftn ſogg da Göd: „Wans eppa gwen war — mei Gad, da Menſch hot ſchwochi Stundn! — daß er da d Ehr gnoma hät, da Riſl, heint bracht er da s wieda zrugg."

„Wer? Der do?" Sogg s Dirndl und deutt afn Buabn. „Va den brauch ih koan Ehr, der hot ſelba koani."

„Wiaſo, wiaſo?" Sein s hiaz ollzwen aufgfohrn.

Do ſteht ah d Minerl auf und daß s ihr Moanung ſogg: „Den is da Tog nit zguat gwen, wo s mein Bodan hobn begrobn, daß er a Folſchheit hot ausgſpielt gegn mih, wia ſo höllaſch folſch da Teuxl nit ſei kon. Ih in mein Eland hon an traut. Va mir wek ſein erſter Weg za ſeini guatn Kameradn, und hot ſih prohlt, wia ma s ongehn muaß, daß die bravaſt Jungfrau ihrn traurigſtn Tog zar ihrn luſtigſtn mocht. — Oh Büabl, ih hon s Olls dafohrn. Woaß s ah, daß d gſogg hoſt, du wultſt da s ſebi Togwerch mit mein Häuſl zohln loßn, weil s d mih heiratn wurdſt!"

„As wird viel blauſcht, wos nit wohr is", ſchreit da Riſl drein.

„Jo wuhl!" moant da Göd, „und grod wan a Zwoa heiratn wölln, is olla Trotſch auf."

„Gwiß ah noh", ſogg da Riſl.

„Laugn s nit! Siſt führ ih die Zeugn auf!" ſogg ſie.

„Mei Gad und Herr!“ legg ſih hiaz da Göd wieder ins Mittel, „ma ſogg holt imeramol a Dumheit. Jung — unüberlegg! Gmoant hot er s gwiß nit ſchlecht, gelt Riſl?“

„Oba freili nit.“

„Und ſulſt ah bedenkn“, ſogg da Göd, „daß d ehzeit um an Bodan umſchaun muaßt.“

„Wos er z leiſtn hot, däs wird er ſcha ſechn!“ ſogg s Dirndl. „s Weiteri geht n nix on. An ſelchtn Bodan! Da Hergott behüats!“

„Ober ih moanad holt doh —“

„Mir ſein ſiati! Do is die Thür!“

„Schau!“ moant der Olti und ſchaut in Jungen on. „Heint ſchoffts dih auſſi — weilſt nit aloan biſt.“

Af dos Wort reißt s Dirndl s glüathoaß Begeleiſn von Herd und hiaz hobn d Maner nix vageſſn, ſpringen huſi auſſi ban Loch.[1]

* * *

Noch an ocht Johrn ſchauts onderſter aus. Die zwoa Weibaleut ſitzn wieder aſn Stoanhauſn hintern Schochn. D Minerl naht wos, d Seſſerl thuat nix as wia trüabſolbloſn. D Minerl hot ſih nit amol ſa viel veranert;[2] oba d Seſſerl, die Pellnhoferin, is ſchier neama zan dakena. Um a zwoanzg Johr älta! — Völli zſomgongen und an einbundns Gſicht und vula Kumernuß.

„Wan ih da na gſulgg hät, liabi Kameradin“, ſogg s oan um s ondrimol, „wann ih na dir gſulgg hät! In Fegfeur kon da größti Sünda nit mehr leidn, as wos ih ſider ocht Johrn nebn den Menſchn ausgſtondn hon! — Denk da s, Mina, heint hot er mih —“

---

[1] lauſen hurtig zur Thür hinaus, [2] verändert.

„Ih woaß s eh!“ ſogg d Mina. „’s is a Jomer, ih kon an nit onſchaun und nit onhörn.“

„Sa bin ih heint ban Pfora gwen vawegn der Ehſcheidung.“

„Nau, und wos hot er gſogg?“

„Ausgjogg hot er mih. Aſtn bin ih zan Richter, der hot d Ochſel zuckt und gmoant: Müadn[1] holt wieder amol einſpirn. — Um Gotteswilln! ſchrei ih auf, na dos nit! Wan er doh wieda hoamkimbb, aſtn is s noh ſchlechter. Ih ken an z guat. — Sa kunt er ma nit helfn, ſogg er und hot mih aloan ſtehn loſſn. Mei Nochbarin, die Boderin, hot ma s Durchgehn grothn. Is ah ka guata Noth. Zwoamol hon ih s thon, do is er nochkema, hot mih hoamtriebn wia da Fleiſchhoda s Kaibl. Ih thuas neama. Do intawegn her za dir hon ih mar oba wos ausdenkt. Ih hon noh zwoa Mittel — ſchaun wos du dazua ſogſt.“

„Gott gibs, daß s guat warn, ih gunat da s!“[2]

„Guat warn s freili. Oba s welchti daß ih nehma ſult, däs woaß ih nit. — Hoſt nix ghört, Mina, vawegn wos die Stoanbergerin z Marein ins Woſſa gongen is?“

„Jeſſas Maria, Seſſerl, ſelchti Gedonkn!“

---

[1] müßte ihn, [2] würde dir’s gönnen.

„Nochha“, ſogg die Großbäurin und draht ſih wek, „nochha gfollt da s zweit Mittel noh wenka.“[1]

Hiaz hupft und juchazt durchs Schachel a kloana Bua daher, a ſaubers Buabl. Da Franzerl is s, da Minerl ihrer, er kimbb va da Schul und hot a Fleißzedl kriagg, derawegn is er gor ſa luſti.

„Mina!“ ſogg hiaz d Seſſerl, „du hoſt n Himel af da Welt.“ Dabei mochts an Wachla[2] mit da Hond, ſpringg auf und laſt davon, wia wan s bſeſſn war.

⁂

A ſo a drei Wochn mogs ongſtondn ſei noch den Tog, da hört mar a groſſi Neugikeit. — Da Pellnhofbaur is gſtorbn. Und gonz gach! A Kulik, oda ſo wos, ſogn d Leut.

A por Tag drauf trogn ſechs Maner wieder in lonkn ſchworzn Montln die Todtntruchn gegn an Freidhof auffi. Und dameni[3] Leut und da groſſi Kondukt. Do kemen zwen Stondarn[4] und ſchoſſn s gſtreng, daß die Truchn wieda zrugg trogn wern muaß in Pellnhof. Und die nämlichn Stondarn treibn d Seſſerl fuat zan Gricht.

Wia s ban Kloanhäuſl vabeikemen, ſpringg d Minerl auſſer, follt da Kameradin um an Hols und ſogg: „Seſſerl, Seſſerl, wanſt ma gfulgg häſt!“

„Loß s guat ſei“, ſogg d Seſſerl, „hiaz kimbb für mih a beſſeri Zeit.“

„Na, vorwärts!“ ruafn Stondarn und treibn s weita.

---

[1] weniger, [2] Deuter, [3] die Menge, [4] Gensdarmen.

Er hot nix – ſie hot nix, es geht nit.

A Gſchichtl in Briaſſn.

Schreiben eines Ungenannten an den Herrn Pfarrer von Moosbach.

„Hochwürden Herr Pfarrer!

Mus wol Sagen, das ſich nit ſchickt und ein Ergernuß iſt für die Gmein, wie's der Hollbrunner-Knecht-Toni und dem Haſelberger ſein Dienſtdirn Ficktel Treiben. Kein Suntag vergeht nit, wo Sie auff dem Kirchgang zuſamverlas[1] machen, nachher in's wirtshauß und alsdann mitnander Heim, kein Mentſch weiß nit was Geſchiecht. Wehr nachten[2] auff dem weg von Hollbruner und zum Haſelberger Hauß Geht, wen bigegnet Einer? Den Knecht-Toni und ſchon gewis auch und ihm der Teuffel nit bald holt, wirt müſſen der Hochwürden Herr Mode[3] machen. Denn weill mir ein ſulches Luderleben nit Länger leiden. Und hilfft all das geſtreng predingen nit, wan ſo ein Exembel dader[4] iſt. Von wegen der Err Gottes mus ich das ſchon Sagen und tarff mir's der Herr Hochwürden nit für Uebel halden. Ich Beſchließ mein Schreiben und verbleibe Chriſtlich gehorſam ***.

---

[1] Zuſammenkunft, [2] zur Nachtzeit, [3] Aenderung, [4] dahier.

9. Mai 1859.

* * *

Schreiben des Pfarrers von Moosbach an den Gemeindevorſtand zu Moosbach.

„Löbliche Gemeindevorſtehung!

Es wird Beſchwerde geführt, daß der gegenwärtig beim Bauer Hollbrunner in hieſiger Pfarre bedienſtete Anton Ebner mit der Victoria Windlingerin, Dienſtmagd beim Haſelberger in hieſiger Pfarre, einen Aergernis erregenden Lebenswandel führet, weswegen ich bemüſſigt bin, an eine löbliche Gemeindeverwaltung das Erſuchen zu ſtellen, Vorkehrungen zu treffen, daß ſothanem unſittlichen Liebesverhältnis eheſtens ein Ende gemacht werde. Falls die üblichen Vermahnungen erfolglos ſein ſollten, erlaube ich mir darauf hinzuweiſen, daß die Victoria Windlingerin im hieſigen Pfarrbuche nicht verzeichnet ſteht, folglich gegen dieſelbe Ausweiſungsſchritte eingeleitet werden könnten.

Moosbach, 9. Mai 1859.

Für das Pfarramt:
Joſ. Sigelin.“

* * *

Schreiben des Gemeindevorſtehers zu Moosbach an den Patriz Mannsegger, vulgo Hollbrunner zu Moosbach.

„An den Patriz Mannsegger!

Es wird Klage erhoben, daß Ihr Knecht Anton Ebner mit der Dienſtmagd des Haſelbergers ein unerlaubtes Verhältnis pfleget. Ich fordere Sie auf, im Intereſſe der Sittlichkeit, ſowie in Ihrem eigenen, vorerwähntes Verhältnis ſtrengſtens zu unterſagen, nöthigen Falles dem Anton Ebner den Dienſt zu kündigen. Dem Haſelberger, als dem Dienſtherrn der Victoria Windlingerin, wird hiermit gleichzeitig kund gemacht, daß im Nichtachtungsfalle dieſes Befehles obgenannte Weibsperſon ausgewieſen werden kann. Binnen längſtens vierzehn Tagen muß die Unzukömmlichkeit abgeſchafft ſein.

Moosbach, 14. Mai 1859.

Für die Gemeindevorſtehung:
Michel Fankler."

* * *

Schreiben des Knechtes Anton Ebner an die Dienſtmagd Victoria Windlingerin.

„Liebe Victoria!

Wirſt dich wundern, das du von mir ein' Brief kriegſt. Hab' geſtern ſchon wollen ſchreiben, aber bin zu wild gweſt. Wir Zwei ſollen auseinander, ſagen ſie, und der Pfarrer und der Burgermeiſter leidet's nit. Mein Bauer iſt mich geſtern angangen[1] deswegn. Fragt er, ob's wahr wär, daß ich mit der Haſelberger Dirn thät' halten. Mach' kein Geheimniß nit, ſag' ich. Das dürfſt' nit ſein, ſagt er, wo der Pfarrer alleweil predigt, ein Hausvater wär für das Seelenheil ſeiner Leut verantwortlich. Und es wär eine ſcharfe Verordnung herauskommen. Daß Einer Keine gern haben darf? ſag ich, Bauer, das Gernhaben laß ich mir nit wehren. Aber der Bauer ſchafft[1] mir's und die Liebſchaft ſollt ich laſſen. Jetzt hab ich aufbegehrt. Bauer, ſag ich, hab' mich Dir ein Jahr verdingt als Knecht, aber nit verkauft mit Fleiſch und Blut, und was ein armes Dienſtbot hätt, wann es ſich nit ein Geſpons kunt erwählen! Wer kümmert ſich um Freud und Leid von Unſereinem, wenn man nit ein getreues Weſen hat! Alle Sonntag einmal ein paar Stunden Menſch ſein und einen guten Kameraden haben, das iſt eh nit viel, und wann's wirklich iſt, daß man desweg in die Höll kommt, in Gottesnamen, ſo komm ich ſelber in die Höll, und wenn der Pfarrer und der Burgermeiſter und der fromme Hausvater keine anderen Sünden hat, als wie die ich begehe, nachher mögen ſie getroſt die Schlafhauben über die Naſen ziehen und gut ſchlafen allmiteinand. Das hab ich ihm geſagt, weil ich ſchon wild bin gweſt. Jetzt der Bauer, er wollt ſehen, ob er kein Recht hätt über ſein Geſinde. G'freut mich, ſag ich, unſer ſind Zwei und mein Dirndl laß ich nit. Gut, ſagt er, nachher ſollt ich mir einen andern Dienſt ſuchen. Iſt mir allzeit recht, ſag ich, jetzt zur Sommerszeit werd ich nit lang betteln müſſen. Sollt's nur probiren, ſagt er, alle Nachbarsbauern hätten denſelben Pfarrer und Bürgermeiſter und die Verordnung thät auch über die anderen Gemeinden hinauslangen. Und du kunſt ausgewieſen werden, hat er geſagt. Jetzt hab ich den Ernſt geſehen und bin ſtill gweſt. Auf dem Abend nachher, wie das Nachtmahleſſen vorbei iſt und die Leut ſchlafen gehen, ſtell ich mich noch einmal vor ihn hin und ſag: Bauer, ein paar Tag laß mir Zeit, nachher reden wir weiter über die Sach.

---

[1] hat mich zur Rede geſtellt.

---

[1] befiehlt.

Und ich hab die ganze Nacht hin- und hergedacht und jetzt — wann du willſt, Viktoria, und wann du dich getrauſt mit mir — ich wag's. Es haben ſchon mehr arme Leut zuſamm'geheiratet, wer ſeine geraden Glieder hat, ich will doppelt ſo viel arbeiten, als wie jetzt, und mich wird das Arbeiten erſt gefreuen, wann ich weiß, für wen. Du biſt eine fleißige Perſon, und wie ich dich kenn, wirſt dir nit viel drausmachen, auch wann's uns, was ich nit fürcht', einmal noch ſchlechter gehen ſollt, als wie jetzt im Bauerndienſt. Die Hauptſach iſt halt doch, daß wir eine Freud haben zu einander. Ueberleg dir's noch, und wann du einverſtanden biſt, ſo gehen wir nächſt Sonntag zum Pfarrer. Schick mir Poſt, wann du kannſt, ſonſt komm ich Samſtag zum Feierabend hinüber.

Ich beſchließe mein Schreiben und verbleibe bis in das kühle Grab dein treuer

Anton Ebner.

Donnerſtag."

* * *

Schreiben der Dienſtmagd Victoria Windlingerin an den Knecht Anton Ebner.

„Da is nix zan überlegen, mein lieber Anton. Arbeiten kinen mir, Gott wird uns nit verlaſſen, i ſag mit Freuden Ja. Ein wenig hab i ſchon a was Derſpartes und bin im Sonntag um 7 Uhr in der Früh bereit. Nur will i mit keiner Lug in heiligen Ehſtand treten und muß dir auf's Gewiſſen ſagen, daß i nit 22, ſundern 24 Jar alt bin. Sunſt hab i kein Geheimniß vor dir und will mein Lebtag kein's haben und wöllen mir in Frieden und Einigkeit miteinand leben, bis der Tod uns ſcheidet.

Victoria Windlingerin.“

* * *

Schreiben des Pfarrers von Moosbach an den Gemeindevorſtand von Moosbach.

„Löbliche Gemeindevorſtehung!

Nachdem Anton Ebner, gebürtig in hieſiger Pfarre, gegenwärtig Knecht beim Hollbrunner allhier, und die Victoria Windlingerin,. gebürtig in Donnerswald, derzeit Magd beim Haſelberger in hieſiger Pfarre, mitſammen in den Eheſtand zu treten entſchloſſen ſind, wogegen kirchlicherſeits nichts eingewendet wird, ergeht an eine löbliche Gemeindeverwaltung der diesbezügliche Beſcheid, eventuell die Anfrage, ob ſeitens des genannten löblichen Amtes gegen die Eheſchließung beider obgedachten Perſonen kein Hinderniß obwalte.

Moosbach, 21. Mai 1859.

Für das Pfarramt:
Joſef Sigelin.“

* * *

Schreiben des Gemeindevorſtehers an den Knecht Anton Ebner.

„Anton Ebner, Dienſtknecht beim Hollbrunner, Gemeinde Moosbach, wird aufgefordert, ſeine Vermögensverhältniſſe durch notariell beglaubigte Documente oder verläßliche Zeugenſchaft beim hieſigen Gemeindeamt behufs der Ehebewilligung eheſtens bekannt zu geben.

Moosbach, 22. Mai 1859.

Michel Fankler,
Bürgermeiſter."

* * *

Schreiben des Knechtes Anton Ebner an die Gemeindevorſtehung.

„Herr Bürgermeiſter Fankler!

Mit meinen Vermögensverhältniſſen ſind wir bald fertig. Wer Haus und Grund hat, der geht nit in Bauerndienſt. Wann wir verheiratet ſind, gehn wir in's Tagwerk und verdienen uns alle Tag einen Gulden und drüber. Ich hab keine Angſt, daß wir nit drauskommen, mein Weib iſt fleißig und ſparſam und ich verthu auch nichts. Das Rauchen muß nit ſein. Sie hat zwei Stückel Leinwand und zwölf Gulden Derſpartes. Beim Bachbauer nehmen wir uns ein Stübel, vier Gulden im Jahr. Und mein Bauer, der Hollbrunner, ſagt, ganz leer laßt er mich nit fortgehen, iſt die drei ein halb Jahr, wo ich bei ihm bin, mit mir zufrieden gweſt. Es kann auch ſein, daß ich von meinem Vetter, dem alten Joſel, einmal was krieg, wann er mit Tod abgeht. Gehorſamſt

Moosbach, 23. Mai 1859. Anton Ebner."

Schreiben des Gemeindevorſtehers in Moosbach an das hochwürdige Pfarramt in Moosbach.

„Antwortlich der von Euer Hochwürden eingelangten Zuſchrift in Sachen des Anton Ebner und der Victoria Windlingerin, welche mitſammen in den Eheſtand treten wollen, kann ſeitens der Gemeinde wegen vollſtändiger Mittelloſigkeit der beiden Perſonen die Bewilligung nicht ertheilt werden.

Moosbach, 25. Mai 1859.
Für die Gemeindevorſtehung:
Michel Fankler.

Wir haben eh ſchon Bettelleut genug."

* * *

Schreiben der Bezirksvorſtehung Weidenſtadt an den Dienſtknecht Anton Ebner.

„Vorrufung. Ebner Anton, derzeit bedienſtet Haus Nr. 13 in Moosbach, geboren am 4. Jänner 1837 in der Gemeinde Moosbach, Altersclaſſe II, hat behufs ſeiner Militärdienſtbarkeit zum zweiten Aufgebot am 2. Juni 1859, Vormittags 8 Uhr, am Aſſentierungsplatze zu Weidenſtadt in gereinigter Wäſche zuverläſſig zu erſcheinen, widrigens er als Recrutenflüchtling behandelt werden und ſich die diesfälligen geſetzlichen Folgen zuzuſchreiben haben würde.

Weidenſtadt, 25. Mai 1859.
Der Bezirksvorſteher:
Dr. Mitterer.

Los-Nr. 17."

Schreiben des Dienſtknechtes Anton Ebner an die Magd Victoria Windlingerin.

„Das iſt eine ſchöne Geſchichte. Anſtatt daß die Ehebewilligung kommt, iſt der verfluchte Wiſch da. Wieder ſtellen! Zum Heiraten iſt bei Unſereinem kein Recht da, aber wann ſie Soldaten brauchen, wiſſen ſie Einen gleich zu finden. Sein Lebtag arbeiten, daß die Schwarten krachen und Andere reich werden, und zwicken Einem Koſt und Lohn ab, wo ſie können. Und heiraten kann man nit und betteln gehen kann man, wann die Mühſal da iſt und zum Derſchoſſenwerden in Kriegszeiten iſt man ihnen gut. Was ſagſt dazu? Zehnmal lieber ein ſteiriſcher Kapaun ſein, hat auch nichts, wird wenigſtens feiſt. Höllkruzifixſagera! geflucht hab ich heut ſchon, daß dem Teufel kunnt grauſen. Du derbarmſt mir. Zum Feierabend kom ich. Anton.

27. Mai. Iſt ein ſchöner Mai!“

* * *

Schreiben eines Ungenannten an den Hollbrunner zu Moosbach.

„Wan der Hollbruner und der Haſelberger heind nacht in eahneri Dienſtboten-Komern nachgſchbekalirt[1] häden, wurden's Gſechen[2] haben, daß Aner einrucken kon, eh wan er aſſantirt is. * * *

30. Mai.“

---

[1] nachgeſehen, [2] geſehen.

Schreiben des Recruten Anton Ebner an die Dienſtmagd Victoria Windlingerin.

„Liebe Victoria!

Soldat ſein mer. Unſer fünfzehn ſein blieben von dreiundzwanzig. Keiner darf heim, müſſen eilends fort in's Welſchland. Dort ſolls hölliſch losgehen. Der Napoleon ſteckt dahinter, ſagen ſie. Ich mach mir nichts draus. Für Gott, Kaiſer und Vaterland! Mein Gwoand laß ich dir ſchicken, brauch ich's nimmer, ſo verkauf's und bet einmal einen Vaterunſer für mich. Dieſe paar Zeilen ſchreib ich vor dem Wirtshaus auf der Roßplanken. In einer Stund maſchiren wir ab. Thu mir nichts für Uebel haben, meine geliebte Viktoria, und denk auf mich. So ein Abend, wie der vorig Samſtag iſt gweſt, wird wohl nimmer kommen.

Lebe wohl.
In Eile.

Anton Ebner.

27. Infanterie-Regiment König der Belgier.
2. Juni 1859."

* * *

Schreiben der Magd Victoria Windlingerin an den Infanteriſten Ebner in Italien.

„Vielgeliebter Anton!

Hab mir's wohl denkt, daß ſo ausgehen wird. Wan i di nur noch einmal hätt ſechen kinnen. Dein Gwand heb i auf bis du heimkomſt. Beten thu i ſchon für di, aber i denk, hirzt wirſt Geld beſſer zu brauchen

haben. Da ſein 5 Gulden, gib achting daß es dir nit gſtuhlen wird und ſunſt nit verlierſt. Schau auf dein Geſundheit und nit trinken beim Maſchiren. In der Kirchen wird hirzt auch bet't von wegen den Feind. Brauchſt was, ſo thu mir ſchreiben. Hirzt heißts halt in den Willen Gottes geben, kinen nix machen, vergiß nit af mi, mir halten zſam in der Zeit und Ewigkeit. I beſchließ dieſe paar Zeilen in Schutz Gottes und verbleib
deine getreue

Moosbach, 5. Juni 1859. Victoria.

Das heili Georg Bildel ſchick i dir, trag's af der Bruſt, is hochgweicht, daß dir nix überfahrt.[1] I befilch di in unſer lieben Frau ihrn Schutz und Schirm."

* * *

Schreiben des Schuſtermeiſters Jägli an die Magd Victoria Windlingerin.

„Gelübte Freundin!

Wirſt jetzt wol nit ſo ſtulz ſein as wir eh, weil der Antoni eh nimer heimkumt. In der Zeitung ſteht das alles Hin iſt. Las ein meß Leſen und denk das du noch jung biſt und auch andere Glücklich machen ſullſt. Ich denke aff dich Dag und Nacht und drag dir nix nach von wegen eh, da pin ich nit a ſo und kumſt za mir, biſt mit offenen arm auffgenommen zu jeder Schdund. Fahlen Wirth dir nix bei Mir und leben wia die Tauben.

---

[1] kein Unglück geſchieht.

Das Seidene Halsdüchel dader[1] gehört dein is kleines Breſend ſon deinen dich inirt liebenden

Erhard Jägli,
bürgl. Schuhmachermeiſter.

Moosbach, 20. Juni 1859.“

* * *

Schreiben der Magd Victoria an den Schuſter Jägli.

„Sein Tüchel kann er behalten, ſullt damit der Mieſenbach-Kathel ihr Schand und Ellendt zudecken, wo er ſie bracht hat. Schlechter Kerl, du!

Victoria Windlingerin.“

* * *

Schreiben der Militärbehörde an das Gemeinde- und Pfarramt in Moosbach.

„Laut Verluſtliſte wird hiemit bekundet, daß Anton Ebner, geboren am 4. Januar 1837 zu Moosbach, Kreis Weidenſtadt, Gefreiter bei ..... (unausgefüllt) 27. Infanterie-Regiment König der Belgier, den 24. Juni 1859 bei der Schlacht am Mincio nach heldenhaftem Kampfe gefallen iſt.

Valeggio, 15. Auguſt 1859.

FZM. Graf Wimpffen.“

---

[1] dahier.

Die Wulfbaurn-Kinder.

A Stückl aus n Gebirg.

Weit diner[1] in Gebirg und hoch obn ba der Olm, ſcha bold wo d Latſchn[2] onfongen, ſteht da Wulfbaurnhof. Schön broad[3] liegg er do zwiſchn ſein Feldern und Wieſan, weit wek von Weltunfriedn ſchert er ſih nit um an Leutn eahna Jogn und Wogn und Klogn, und d Leut ſchern ſih ah nit um an Wulfbaurnhof. — Guat is s.

Ober in Sumer, wan da Himel klor is, do hoaßts daußtn z Grasnitz, oda z Labdorf, oda z Broch, oda wia s holt ſein die Dörfer in Lusthol — hoaßts olſo: „An Ausflug zan Wulfbaurn, wer dabei is!“

De Ausſicht, de ma hot afn ſebin Berg obn! der Luft,[4] den ma ſchnoppn kon! der Humer,[5] den ma kriagg! Und der Buda,[6] den da Wulfbaur hot! Jo freili ſein ma dabei!

Nau, a ſo bſtelln ſie ſih holt wieder amol zſom, d Hern und d Frauner[7] und gehn zan Wulfbaurn.

---

[1] drin, [2] Knieholz, [3] breit, [4] in Mundart männlich, [5] Hunger, [6] die Butter, [7] Frauen.

A gonzi Schnoaſn is ara,[1] wia s nochn Roan[2] einigehn mit eahneri Binggl und Zegger[3] und an Jads hot an Bergſteckn, der zan an Roasſteckerl z lonk und zan an Wulknſtritta[4] doh noh a wenk z kurz is.

Daner is dabei, a Glosaugada,[5] den mochts ſaggeraſch ſchnaudn intawegn.[6] „Höllaſch lonk ziacht ſih der Grobn! Vadonkt[7] weit is s do eini! Vafluacht ſtickel[8] is s do auffi!“ a ſo greint er in oan Zug,[9] und hot eh koan Othn.[10]

Zwoa ſtorki Stund, hots ghoaſſn, hiaz wern vier ſchwochi draus. „Mei Gad, da Menſch hot oft a ſchwochi Stund ſei lepper,[11] oba gleih a vier af oamol, däs is z viel!“ A ſo ſogg da Grasnitzer Pforer, weil mar ah an Gſpoaß hobn muaß.

Endla ſein s obn. Vorn Haus afn grean Onga[12] broatn s eahneri Schaltüacher[13] auf, ſetzn ſih drauf, wiſchn eahner in Schwitz[14] oh und ſogn: „Worm is s!“ — Da Glosaugadi legg ſih gor hin noch ollalängs. Guat is s liegn, wan mar a wenk müad is und ſein oagni Schwarn gſpürt. An etla ſchaunn in jungen Knechtn zua, de ſelm ent[15] af da Wieſn Fuader mahn[16] und bar eahner ſchwarn Orbat long nit a ſo ſchwitzn, wia die Herraſchn ban Roſtn afn Onga. Da Pfora ſteht ban Eſchbam und zielt mit ſein Spektivi[17] af Grasnitz auffi und za ſein Pforhof. Hiaz hat ern, vor da Thür ſteht

---

[1] eine lange Reihe ſind ihrer, [2] Rain, [3] Bündel und Taſchen, [4] Wolkenſtierer; Stock, der die Wolken berührt, [5] Einer mit Augengläſern, [6] ſchnaufen unterwegs, [7] verdammt, [8] ſteil, [9] in einem fort, [10] Athem, [11] ſein Lebtag, [12] grünen Anger, [13] Plaids, [14] Schweiß, [15] dort drüben, [16] Futter mähen, [17] Perſpectiv.

Oani — a rechts Glück, daß a Spektivi nit losgeht. Die Bracher Boderin[1] legg ihri Bochereien aus: Germſtritzl, Zimatkipfel, wer ara mog ſul zuagreifn. Da Boder[2] ſchlaggramentirt mit ſeina Weinfloſchn um — hot an ſüaßn Schmiedsberger diner, hot ober intawegn in Stopelziacher valorn und hiaz kon er in d Floſchn nit eini. Da Martinsbocher Lederermoaſta will ſih Oani onſtopfn, oba ſei Weibl kent n und ſogg, er ſult ehanta wos in Mogn ſteckn; s Rachn war in gſündaſt, wan ma wos that eſſn und die Pfeifn mit ſomt n Tabak in Ofn wurf. A por Frauna thoan mitn Kindern um, de überoll umanondlaſn, in olln Gröſſn, Modeln[3] und Forbn, Buabn und Dirndln, und ah ſelchti, wo ma ſih nit auskent, weil s noh s Kloakinderröckl onhobn. — Wir a Menſch na ſo viel kloani Kinder hobn kon!

Hiaz ſteigg da Wulfbaur daher, a rührigs Mandl, opferlrothi Wangerla, blüalweiſſi Hor und lacherladi Aeugla,[4] daß ma n gern onſchaut. A groſſi Milchſchüſſel trogg er daher und ſa gwegn[5] und gſchickt, daß ma gſiacht, er is s gwohnt, s Hertrogn. Aftn bringg er an ends Loab Brot, in an grean Thaler an eſels Budaſtritzl und an Moſtkruag.

„Wo is dan d Wulfbäurin?“ frogg da Lederermoaſta.

„Wulfbäurin is koani“, ſogg da Wulfbaur und mocht mitn Meſſerſpitz a Kreuz afn Brotloab, ehs er n ongänzt.

---

[1] Arztin, [2] Arzt, [3] Formen, [4] lächelnde Aeuglein, [5] gleichmäßig, ſicher.

„Hot dan da Wulſbaur ka Weib?“

„Nia koans ghobb“, ſogg da Baur.

„Jo oba — wos is s dan mit den kloan Gſindl do?“

„Mit den kloan Gſindl do is s noh nit gor viel“, ſogg da Baur.

„Thuat dan do herobn af der Olm da Gott Voda Mirakel wirkn?“ frogg hiaz da Boder.

„War a ſo, war a ſo!“ moant da Baur. „Mei Gad, die Kinder gfulgn holt überoll aus.“ Dabei ſchneidt er Brot in d Milchſchüſſel. „Ih hon ara,[1] wan ihs oll zſomroat,[2] haſn[3] a por Duzad. Sein go nit mehr oll dahoam.“

„Wia geht dos zua?“ frogg da Pforer.

„Uh — nix“, ſogg da Baur. „Inſer Hochwürdn Pforer z Labdorf woaß s eh. — Wia ſie s holt daherbringen, die kloan Wangerla.[4] As vageht ka Johr, oft nit amol a holbs, daß ih nit amol in da Morgnfruah vor meina Hausthür s Körberl ſind, und a kloans Wuzerl[5] dina. Wia s holt ſcha grothn af der Olm und liegend um.[6] Daß da Himelvoda grod ban ormen Leutn go ſa freigäbi is, woaß mar eh; na daß er in unrechtn Sock dawiſcht, is ſchod. — Nau, ſa bringen ſie s holt nochha za mir, daß ih eahners aufheb und aufzücht.“[7]

„Findelkinder?“ frogn die Gäſt.

„So wos, jo“, moant da Baur. „Sein ba mir ſo weit ah guat aufghebb. Schlecht gehts ma nit und für mih ſelba brauch ih nit viel. Bau ih ma holt in Gottsnom mei Himelsſtiagn mit lauta kloan Kindern. Hauppſoch is, daß s gſund ſein, brav bleibn und wos lernen. Seins amol groß, ſo hon ih rechtſchoffni Orbatsleut. D Mohder ſelm entn[1] — feſti Kampel! Hot eahm ah da Kaiſer ſchon a por davon ausgſuacht. Lauta Weſn, de in Körberl za meiner Hausthür ſein kema. — Jo Leutl, thuats eſſn! Wer koan Löffl hot, der reck in Stiel af d Höch!“[2]

---

[1] ihrer, [2] zuſammenrechne, [3] beinahe, [4] Geſchöpfchen, [5] Kindchen, [6] in der Umgebung, [7] aufbewahre und erziehe.

Af den Gſpoaß lochn s und aft hebns on zan ſchaufeln.

„Lerna loſſn werds in Kindern wul nit viel kina“, ſogg da Boder, der ſei Floſchn daweil af d Seitn gſtellt hot; wird ihr in Proceß ſcha noh mochn.

„Freili nit“, moant da Baur, „holt na gleih a wenk leſn, ſchreibn und rechnen.“

„Wo lernen s dan dos?“

„Jo, in da Schul“, ſogg da Wulfbaur.

„Do af der Olm herobn?“

„Ah, do herobn hobn ma ka Schul. Af Labdorf gehn s auſſi.“

„Den weitn Weg!“

„Eh wohr, daß er weit is“, gibb da Baur zua. „In Sumer gehts on, do is da Tog lonk. Ober in Winter! Wans ſchneibb und gauſtert,[3] s Pſod vul Schnee, d Steg und die Buggan vul Eis — do ploggs. Muaß imeramol a ſo a ſiebn an ocht Johr olts Haſcherl[4] ba da Nocht aus und ba da Nocht hoamgehn. Früaherer Zeit amol hon ih an groſſn Hund ghobb. Der is mitn Schulkindern gongen; in Schulſock mitn Mittogsbrot um an

---

[1] die Mähder dort drüben, [2] ſprichwörtlich, [3] ſtöbert, [4] armes Weſen.

Hols is er vorausgwodnt[1] in tuiſn Schnee, und s Büabl oder s Dirndl, wos s aſt gwen is, hint noch. Nochha daußt z Labdorf hot ſih da Hund ollamol vor s Schulhaus hinglegg und hot gwort't, bis Nochmittog d Schul wieder aus is, nocha ſeins wieda hoamgongen ollzwoa. Do is kan Ongſt gwen, er hots fleißi hoambrocht. — Is mar ollaweil noh load um an ſebin Hund, daß ih mit eahm Maleer ghobb hon."

„Wos is n dan gſchechn?"

„Da Jager hot ma n zſomgſchoſſn. — Oba thuats doh eſſn, thuats eſſn! Ih loß ſcha noh nochfülln. D Milch fahlt ſih nit[2] af der Olm. — Do war a Buda. Nar ongreifn, Her Pfora!"

„An ausgezeichnete Butter!" ſogg da Pforer und ſchmirt eahm a Baßl af die Brotſchnitn.

„Oba ſa thua ſih da Wulfbaur doh awenk zan uns ſeßn!" ſogg da Lederer.

„Na, ih thua liaba ſtehn", moant da Baur. „Wan ih mih inta Togs niederſeß, wern ma gleih d Läuffeln[3] ſtar und kon nochha wulta hort af d Höch."

„Und wia mochts as dan hiaz mitn Schulkindern, in Winter, wans recht ſchneibb und wetert?" frogg die Boderin und foalt in Wulfbaurn a Zimatkipfel on.[4]

„Donk. Mir thuats hiaz nit noth", ſogg da Baur. „Mei Gad, wia mochn ma s? Muaß holt wer mitgehn. Die Gröſſern gehn wul aloan. In da Früah gibb man eahner a Lotern mit, ban Hoamgehn brauchn ſie s ah wieder, wan s as nit zſomſchlogn."

---

[1] gewatet, [2] mangelt nicht, [3] Beine, [4] lädt ihn ein.

Die Heraſchn ſchaun ſih na gleih a ſo on und aſt ſogg da Boda: „Dos, meini Leut, dos hoaß ih die Bildung theur kafn! Mir wiſſn nix.“

„Van ins is s eh noh nit ſar aus“, drauf da Baur. „Oba die ormen Leut, de imer völli ka Gwond hobn, koani guatn Schuach, ka Mittogsbrot mitznehma! Und müaſſn doh ah in d Schul!“

„Van uns“, moant da Boder, „is ſchon a Gſchrei, wan die Kinder in ſchlechtn Weter unter an Regnſchirm die por hundert Schriat bis zan Schulhaus mochn müaſſn. Wia s n Kindern in Gebirg geht, de ba Nocht und Nebel, in Sturm und Froſt den ſtundnweitn Weg olli Tog neug austretn müaſſn, oft holb derfrorn bis af die Bruſt verſinkn in Schnee, und da Humer dazua — mir wiſſn nix.“

„Vor an Johr hät n mar eh bol Unglück ghobb“, redt da Wulfbaur. „Hots in Odvent an geldin Schneehaufn auſſagſchütt;[1] ſelm wia s afn Leitenſotl in Poſtwogn hot vawaht und in Woſſererwold ara funfzehn Hirſchn dahumert ſein. Da Weg nochn Grobn auſſi is ſa weit ausgfohrn, weil da Tamelbaur Sogbloch[2] führt; ſa ſchick ih mein Buabn in d Schul. In neuntn Johr is er und ſogg, er wult ſchon alloan gehn. Hiaz amol af d Nocht, as wird finſter, as wird ſpot, as hebb wieder on zan ſchneibn und as kimbb da Schulbua nit hoam. Zerſt wort ih und wort. As wird Zeit zan nochtmohleſſen, zan ſchloſngehn, und da Bua kimbb nit. Hiaz leg ih meini Schneeſtiefel on und in Pelz und geh n ſuachn. Ih ſchrei und los — und hör nix. Ih geh nochn Woſſer auſſi; däs is frei gonz übereiſt; is guat, denk ih ma, kon neambb einfolln. Daußtn ban Tholbaurn-Häuſl weck ih die oll Tholbäurin auf: wo s[1] nix gſechn oda ghört hät va mein Schulbuabn? Jo, ſoggs, vabeigongen is er, hoamzua, ober um a Trum[2] ſpäta wia ſiſt, holb dafrorn hot er ausgſchaut und ſtill dahergwoant. Hätn noh nochgſchrian, die Olt, er hät oba va lauter Wind und Wahn nix ghört. — Nau, guati Nocht! denk ih ma, dos kon ſauba wern, wo is hiaz da kloa Bua? — Ih pfät't[3] eilends wieda zrugg, frog ba da Tamelbaurn Kuhlſtot zua und weiter obn in Wold ba da Hulzknechthütn. Neambb hot in kloan Buabn gſechn. Ih ren weita, ſcha da Schwitz[4] rint mar übers Gſicht va lauta Lafn und Aengſtn. Schneibn thuats, as wia wans an Betla hät zriſſn,[5] ſelchti Fetzn! s Pfod[6] is vawaht und ih hon ſaggraſch z thoan, daß ih weitakim. Do gſpür ih af oamol wos inter mein Füaſſn in Schnee. Au, denk ih, do hobn d Sogblochführer an Binggl oder wos ohgſchütt. Ih wüahl eini und greif a Hond." —

---

[1] gewaltigen Schneehaufen geſchneit, [2] Blöcke für die Bretterſäge.

„Jeſſas und Joſef!" ſchrein d Frauna, „da kloan Bua?"

„Freilih is ers gwen", ſogg da Wulfbaur.

„Doh nit — ſcha z ſpot?"

„Weit war s neama gfahlt gwen", ſogg der Baur. „Is ſcha bockſtar gwen über und üba. Ih, vaſteht ſih, reiß n auſſa, beidln,[1] reibn mit Schnee, wikln in mein Pelz und wolgn[2] hin und her mit olln Gwolt,[3] bis er zan eahm ſelba kimb.“

---

[1] ob ſie, [2] eine Weile, [3] trete Pfad im Schnee, [4] Schweiß, [5] ſprichwörtlich, [6] der Pfad, in Mundart ſächlich.

„Unſa liabi Frau ſei Lob und Donk!“ ſchreit d Lederermoaſterin.

„Jo wuhl!“ ſogn die ondern Frauna.

„Is long kronk gwen, af dos, da kloa Bua“, redt da Wulfbaur weita. „Hobn an nochher ah ausgfrogg, wia s hergongen is. In der Schul hot er ſelm[4] bleibn müaſſn, aus Strof, weil er in da Fruah an etlamol z ſpot is kemen. Erſt wias finſta wird, derf er hoamgehn. Zerſt in Weg valorn, nochha müad und mot worn, daß er hot liegn bleibn müaſſn. — Ih bin ſiſt a guata Lopp, oba ſelm, wan ih in Schulmooſta ba mir ghobb hät! Gwiß noh nit long z Labdorf, ſiſt hät er s Gebirg müaſſn kena. Nau, er kimb nit einer[5] und ih nit auſſi und hon an noh gor nia gſechn. — Den, wan er amol in Winter aus und ein gehn müaſſad noch unſern Grobn, den gunad ih s!“[6]

Die Heraſchn blemaſchn[7] oauonda ſo a wenk noch da Seitn zua und ah gegn an glosaugadn Mon hin, der ſcha long ſtill af ſein Schaltuach dogſeſſn is und nix geſſn und trunkn hot. Der ſteht hiaz auf, ſtellt ſih hin vorn oltn Baurn und ſogg: „Wulfbaur! Auf a por Wort. Ih möcht mei Beicht verrichtn. Ih bin der Schullehrer z Labdorf. Ih kon mih wul noh erinnern; es is, wia s dazählt hobts. Enka Bua is ſiſt a fleißiga

---

[1] ſchüttle ihn, [2] wälze ihn, [3] in Mundart männlich, [4] damals, [5] herein. [6] dem würde ich es gönnen, [7] die Herrſchaften blinzeln.

Schuler gwen, oba holt olli Tog zſpot kemen in d Schul. Da hobn die Ondern gſchrian: Wegn worum derf dan grod da Wulſbaurn-Bua z ſpot kemen und mir nit? Do hon ih müaſſn a kloans Exempel mochn. Wan ih den weitn und beſchwerlichn Weg kent hät, wir ih n heint ken, s wär natürlih nit gſchechn. Ih hät enkern Buabn vielmehr ols guats Beiſpiel aufgſtellt. Ka gröſſeri Ehr gibt s nit für d Schul, as wia wan a liabs Kind auf weitn ſchlechtn Wegn zan ihr kimt, as wia zan an Gnodnort. — Und nochher wos ih do von den Kindern in Wulſbaurnhaus ghört hon, de ihr in Chriſtnliab aufnehmts und erziachts, dos is ma z Herzn gonga. — Wulſbaur, Ihr ſeids ein Ehrnmon! — Gott hot Euch den Knobn wieder gſund wern loſſn, ſo gebts ma jetzt d Hond. Gebts ma d Hond und trogis ma nix noch!“

Olln is s Woſſer in Augnan gſtondn, wia ſie s ghört und gſechn hobn, daß da Schullehrer gor ſo herzlih redt, und wia n hiaz der olti Mon d Hond roacht.[1] „Mih gfreuts, mih gfreuts!“ ſogg da Wulſbaur. „Wan mar a Menſch a ſo kimb, do kon ih nit meh harb ſei. Gott Lob und Donk, doß s guat ausgongen is. — Oba ſa thuats doh eſſn und trinkn, Leutl. Ees hobbs noh an ſtorkn Ruck, bis hoamkembbs. Gſegn enks Gott!“

„Und hiaz!“ ſogg da Boder, „her mit da Weinfloſchn! Is ſcha da Stopelziacher ban Teuxl, ſa drah ih ihr in Hols um. Wulſbaur! An guatn Trunk af a longs Lebn!“

---

[1] reicht.

D Höllnongſt.

Mei Voda hot gern gſogg: S Beſti, wos der ormi Menſch hot af da Welt, is d Religion. 's wird nit weit gſahlt ſein, und ſa muas oaner ah Ochting gebn, daß ma koan religiöſn Herzn weh thuat. Oba don und won trogg ſih holt wos zua in an frumen Gmüat, däs oan long nit olls oans is, und däs ma gern ändern möcht, wan ma kunt. Ih dazähl a Gſchichtl.

Untn in da Schluachtn,[1] wo da Weg auffi geht noch n Woſſa, ſtehts Irrkreuz. Nit weit davon is vor an etla Johrn da Mühlhofer Simerl gfundn worn ols a todta. A kernfriſcha Menſch mit dreißg Johrn. 's Schlagl[2] hotn troffn.

Tanahſt, in an Sunta Nohmattag, wir ih va da Kirchn hoamgeh, gſiach ih afn nämlin Ploß nit weit von Irrkreuz in oltn Mühlhofer knean, hobb die zidantn[3] Händ zſom und is kloan vazogg.

„Do is er glegn", ſogg er, „do is er obgruafn worn, mei Simerl!"

„Mühlhofer", ſog ih, „hoſt Dih dan nouh nit tröſt't! Is ſcha zechn Johr vabei."

---

[1] Schlucht, [2] der Schlag, [3] zitternd.

„Zechn Johr!“ locht er auf, wos ſein zechn Johr! — Hoſt heint die Predi nit ghört in da Kirchn?“

Ahan, denk ih ma, aus den Louck bloſt da Wind.

„Daß d Ewigkeit ſon lonk ſult ſein“, moant aſt der olti Baur, „das hät ih ma nit denkt!“

„Wia lonk is ſ dan?“ frog ih.

Draht ſih der olt Mühlhofer za mir und ſogg: „Wanſt hundert Metzn Korn hoſt, und as kimpp olli tauſend Johr a Vougl und frißt an oanzigs Körndl, ſa wern die hundert Metzn ehanter aufgfreſſn ſein, als wia d Ewigkeit aus is. Nia wirds aus, d Ewigkeit, hot da Geiſtlinga gſogg, nia wirds aus!“

„Is holt der Ewigkeit ihr Schuldigkeit, daß ſ nia aus wird“, ſog ih.

„Oba Jeſſas Maria!“ ſchreit er, „amol wirds douh aus wern!“

„Da Geiſtlinga mit ſeini hundert Metzn Korn is a Haſcherl“, ſog ih. „Denk da s, Mühlhofer: die gonz Weltkugl war durch und durch aus hirtn Stochel;[1] und olli tauſend Johr kam a Vögerl und that anoanzigsmol ſein Schnobl wetzn an da ſtochlan Weltkugl, ſa wurd die Kugl ehanter z Schondn gwetzt ſein, as wia d Ewigkeit an End nimbb. Und wan an iada Stern am Himel a ſelchti Stohlkugl war, ſo mochad die Zeit, bis wan ſ obgwetzt warn, kaum an Augnblick gegn d Ewigkeit.“

Ah dos hot er nit viel gſogg. Meini Millionen Stochelkugeln ſein nit einigongen in ſein Koupf. In Geiſtlinga ſeini hundert Metzn Korn ſein beſſa gwen.

---

[1] hartem Stahl.

„Hundert Meßn!“ ruaſt er wieder, „oba dos is ſchreckbor!“

„Worum?“ ſog ih.

„Wer in a Todſünd ſtirbb und muaß ewi in höllaſchn Feuer ſein! — Viel Leut, ſogg da Geiſtlinga, viel Leut gehn nit um af da Welt, de nit a Todſünd afn Bugl trogn. Mehrer as oani! ſogg er. A gacha[1] Tod dazua und Du biſt ewi und ewi in da Höll.“

Mir dabormt der olti weißkopfadi Mon, hot eh nix guats af da Welt, is müahſali und kronk, hot neamb, der n a guats Wort ſogad!

Ih ſetz mih nebn an Weg af an Stoan und ſog: „Nochbar, ih hon a Glaſerl Wein ba mir, geh kim, trink' ma s aus mitanond.“

„Wia mar an Wein kunt trinkn, möcht ih wiſſn“, ſogg er, „is a ſou an Ongſt! Mittn in Todſündn!“

„Kimbb holt drauf on, Mühlhofer, wos mar unter a Todſünd vaſteht.“

„Legg s jo eh da Geiſtlinger aus ba da Predi“, moant der Olti. Meintswegn d Hoffort is a Todſünd. Wer hoffärti is af a ſchöns Gwond, af ſei ſilberani Uhr, af an guldanan Fingaring, und er beicht's nit, der kimbb in die ewi Höll. Die Trägheit is a Todſünd, und wan ih in wormen Bett lieg, gſtot daß ih in die heili Früahmeß geh, und beicht's und büaß's nit, ſa kim ih ins ewi Feuer. D Völlerei is a Todſünd, und wan ih mar an Rauſch ontrink und beicht's nit, ſa kim ih in d Höll. Und wan dar a Weibsbild gſollt — da Gedonkn aloan ſchon is a Todſünd, mei Menſch! — Ih mochad ma jo aus a Todſünd nix, oba d Höll mocht ma wos, d Höll!“

---

[1] plötzlicher.

„Oba Baur! Mühlhofer!“ ſog ih. „wer hot dan Dir de Sochn aufbundn?“

„Wanſt ba da Predi warſt gwen, ſo wurdſt as wul ſelba ghört hobn, wos da Miſſionsgeiſtlinga hot gſogg. — Und gach fuat müaſſn, wia mei Simerl! Die gonzn Nocht' kon ih nit ſchlofn; hörn ſchrein und winſln und um Hilf ruafn, und ka Menſch kon an helfn, unſa Hergott hotn ewi vadampp! — An oanzigi Minutn in an glüahdin Feurofn ſein, wia ſchreckbor! Und erſt die gonzi Ewigkeit. — Oh mei Simerl, mei Simerl! Und ih muaß ah nochhi, weil d Eltern für die Kinda verontwortli ſein. Oll kema mar in d Höll, ollmitanonda!“

Do nim ih in Oltn ba da Hond und frogn: „Mühlhofer! Und glaubſt Du dos?“

„Wan s da Geiſtlinga hot gſogg! Wer an Geiſtlinger af da Konzl nit that glaubn, der begang erſt die ollagrößti Todſünd, hot er gſogg ba da Predi, und däs war a Sünd gegn an heilign Geiſt, de nit af der und nit in der ondern Welt vaziechn wern kunt!“

„Woaßt, Nochbar“, ſog hiaz ih, „ih bin ah a Chriſt. Oba dos glaub ih nit. Für ſou ſchlecht holt ih unſern Hergottn nit. Ja, wan er a Menſch war! nochha trauad ih n nit. D Leut ſein boußhoft und rochgieri. Ober unſa liaba Hergott, der uns ols ſchwochi Menſchn daſchoffn hot, der wird uns da Schwochheit holba nit ewi vadoma. Wer ſchwoch und fehlahoft is, der is a ſou ſchon af da Welt gſtroft gnua, und an iadi Sünd muaß büaßt wern, ſou oda ſou. Do brauch ih ka Werlſtott dazua. Oba woaßt, as gibb holt Leut, de a Geldſchmittn brauchn, vaſtehſt? geh, loßn ma s guat ſein, wan ih ſou wos hör, da kim ih mih ollamol z giftn. Und ouft denk ih ma: Wan unſa Cultusminiſter an oanzigs mol a ſou a Jeſuitapredi in da Dorfkirchn kunt hörn! Die Freimüatin, de lochn freili dazua, die Hortn bleibn vaſtouckt truß Höll und Teufel; die woachn, gläubign, unſchuldign Herzn oba trifft's hort. De hobn zſombb eahnan frumen Glaubn d Höll ſchon af da Welt und ſein valoſſn von olln Seitn. Da Stoot nimbb von ormen Vulk Geld und Bluat. Is er dan gor nix dafür ſchuldi?"

„Wan er nar an Geiſtlinga hät hobn kina!" ruacht[1] der olti Mühlhofer. „Hots heint wieder eingführt ba da Predi, wiaweit as s gfahlt is, wan Oaner ohni Verſechn und leßti Oelung ſterbn muas?"

„Mei Liaba", ſog ih. „a ſo hot da ſebi Koplon ab bredigg, der in oltn Weber-Waſtl hot naraſch gmocht. Da Menſch kon nit ouft gmua beichtn gehn, hot er gern gſogg af da Konzl, da beſti Menſch begang olli Tog ſiebn Sündn. Deſtwegn ſul da Frumi, der ſicher in Himel kema will, frei olli Wochn beichtn gehn. Da Weber-Waſtl is a Frumer und wir er olt und kronk wird und neamer in die Kirchn kema kon, nau, ſa hot er eahm in Geiſtlinger olli Wochn amol ins Haus bringa loſſn wölln. Weil oba ſei Haus afn gſtickln[2] Berg obn ſteht, ſo hot da Koplon nit auffi wölln, ſa long ka Todesgfohr vahondn war. Do hot mar in ormen Waſtl ouft laut woanan hörn aus Kränkung, daß er nit olli

[1] ſich geſehnt. [2] ſteilen.

Wochn ſei Beicht kunt varichtn und daß er in da ſchreckborn Gfohr war vor da Vadomnuß. Und amol in da Früa hobn ſ n olßa todta gfundn in ſein Bett. Ohni Geiſtlinger is er gſtorbn und da ſebi Koplon, der n d Höll hot hoaß gmocht, hot eahm in letztn Troſt vaſogg, weil n da Berg z gſtickt[1] is gwen auffi zan Weber-Waſtl. A ſo gehts imeramol her, mei liaba Nochbar. — Geh, Mühlhofer", ſog ih, „ſteh auf. Dei Simerl is a brava Menſch gwen, und unſa Hergoud nimbb an Menſchn zan eahm, wan er n in leichtaſt kriagg und wird ſcha wiſſn, wegn wos er n grod af den Ploß und za da ſebin Stund obgruafn hot. Sein war eahm die ewi Rua willi, er is in Friedn Gouttes. Mir oll ſein unſern liabn himlaſchn Vodan ſeini ormen Kinder und er moants guat mit uns. Und denk da: wanſt Du nouh a ſo a ſchlechts Kind haſt, des dar Olls outhat, af ewi ins Feur werfn, dös daſt as nit. Ais Hochſt nahmaſt eahm s Lebn, des d eahm gebn hoſt. Und ſchau, unſa Hergoud is um ſa viel nouh beſſer, er vagißt af Koan, oll ſuacht er ſ zſom, ſeini Leut, und fuhrts hoam. Gewiß ah noh."

D Augn noh vul Woſſa, ſo locht er mih hiaz on, der olti Mühlhofer, gibb ma d Hond und ſogg: „Donk da Goud, Peda! Dei Wort is mir an Oel af mei brenendi Ongſt."

— Is ober auſkema, wos ih ſelm zan oltn Mühlhofer gredt hon, und nachſt Suntogs drauf hot mih da Geiſtlinga ſchon auf da Konzl ghobb: A Wulf in Schoufſtoll! Aufpaſſn af die ſchlechtn Leut, de an Menſchn in heilign Glaubn aus n Herzen reiſſn möchtn! —

Ja, meini liabn Leut, zua gehts af da Welt!

◆

---

[1] zu ſteil.

Da Simer in Kreuz.[1]

A Bericht aus oltn Zeitn.

Schauts, meini liabn Leut, ſchauts Enk amol s ſe Haus on, däs doſcht[2] obn afn Rigl ſteht. Hintawärts da finſta Woldſchochn, voron owa gegn an Boch greani Wieſan und Felder, und afn Roan Stoanhäufn, Eſchan und Felberaſtaudn. D Hulzwänd von Haus leuchtn grod gulder in Sunſchein, gleihwul einwendi da Hulzwurm ſcha nogg und klöpfelt, daß die oltn Weiba, die gſchrecktn, hell nit onderſta moan, as wia, s Todtnmandl that klopfn. Ih wia mih nit irrn, wan ih ſog, länger, as a holbs Johrtauſend mogs her ſein, ſeit däs olti wurmſtichigi Haus ols junga friſcha Wold gſtondn is afn Berg. Und wan d Leut af amol aufſtangadn,[3] de in den Haus eahnan Huat hobn afn Nogl ghenkt, ban Fenſta hobn auſſagſchaut, afn Betſtuhl ſein kniat, ban Tiſch ſein gſeſſn und af die lonk Bonk ſein hinglegg worn af d Leßt: wan ſ heint aufſtangadn af amol, da holbadi Freidhof wa vula Leut, wia da Kirchploß afn Johrmorkt.

---

[1] der Simon im Kreuzhof, [2] dort, [3] aufſtünden.

Ehrfürchti wird mar und ſchauderli, ſar oft ih däs olti Woldhaus onſchau, in Hullkreuzhof, wia ſ n hoaſſn ſeit olta Zeit. Hot ſih eh va Zeitn in den Haus amol a ſchreckbori Gſchicht zuatrogn, de der Olti in Jungen, und Oaner in Ondern dazählt und um ſa wenka vageſſn wern kon, weil heintigs-togs a ſo wos wul nit leicht meh gſchechn wird. Sultn's uns oba mirkn, wia gſtreng's unſeri Vorfohrn, die olten Deutſchn, gholtn hobn mit n ſebin Gebot, af den d Famili und die ehrbor Welt ſteht.

Hot in Hullkreuzhof amol a Mon ghaust: da Simer in Kreuz hobn ſ n ghoaſſn, a brava, gſtrenga Mon, ehrnfeſt und felſnfeſt. Zorni hotn neambd gſechn, und doh hot d Schlechtigkeit zidert, wan er ſtill mit ſein Aug hot aufgſchaut. Bamſtork ſul er gwochſn gwen ſein und an braunen Bort ſul er ghobb hobn, der va die broadn Backn nieda wir a großmächtigi Scheibn üba die Bruſt gongan is. Fünf Sühn hot er ghobb, da Simer in in Kreuz, wul ah recht brav eahm nochgwochſn, bis af oan. Holt bis af an Oanzign, wias ſchon unſeli ſein muas imeramol, daß bravi Eltern an ungrotns Kind hobn. Oba gern hot er s ghobb, da Voda däs Kind, ſchier liaba wia die Ondern, weils ſa bagſchirli und ausbündi[1] gwen is, und aufglegg zan Luſtiſein. Gottliab hot da Simer in Kreuz däs Büabl hoaſſn loſſn ba da Tauf, oba — wia ſa ſih ehzeit hot zoagg — da jungi leichtluſtigi Burſch hot ſein Nom nit viel Ehr gmocht; Weibaliab, wan er ghoaſſn hät, wurd ſih beſſa hobn gmocht. Nit der älteſti und nit da jüngaſti is er gwen, da Gottliab, oba doh der erſti, der ſein Vodaleutn a Schwiegatochta hot ins Haus brocht. Und gut hot er's troffn: bluatjung und muatſauba, kreuzluſti und lamfrum, und wan die Simer in Kreuzin, d Schwiegamuada, ſelber amol ſogg: Ka Beſſeri hät er nit findn kinan, und das is a Parl, wos die Taubn hobn zſomtrogn!

---

[1] drollig und klug.

Hot oba nit gor long daurt mit da Freud. Van ihr häts ſcha daurt, die Traudl hot in Gottliabl unſini gern ghobb; obo ban eahm hots koan Bſtond ghobb. Van Fiſcherwirt die Kellnerin, an aufgramſts kotznkecks¹ Weibmenſch. Va da kloan Zechn wa die Traudl ſchöna, wia die Kellnerin ban Kopf, ober imeramol is 's, wia wan da Teufel ſei Gſpiel hät: 's leck Weibmenſch hots in Gottliabl onthon.

Ma hots oilamol kent, wan da Gottliab von Fiſchawirt kemer is; vadroſſn hot er ſih hin und her draht dahoam, und wan an ſei Weib guatherzi hot ongredt: „Wos fahlt da dan, Gottliab? Schau, wanſt an Onliegn ſulſt hobn, thua ma s ſogn!" ſa fohrt er grob her: „Wos geht dan dos Dih on! Und won ih vans hät, Du nahmſt ma s nit oh!"

Jan a ſelchta Stund is s, ſteht ſei Muada ban Bruntrog, wir er hoamkimbb. Er hot an Krompn af der Ochſl, weil er wegmochn gweſn is untn in Thol; 's hotn Weg ban letztn Regn s Woſſa ſtork zriſſn. Da Sicherſti is er heint nit in ſein Gong! Denkt ihr d Muader und redtn bekümert on: „Biſt ban Fiſcherwirt herbei gwen, Gottliab?"

---

[1] aufgeräumtes, wildlebiges.

„Wegnwos ſul ih ban Fiſchawirt nit ſein herbeigwen?“ ſogg da Suhn, „ba den Stoankroalln in gonzn Tog wird ma durſti.“

„Ih glab da 's wul eh“, moant d Muader, „und a Krüagl Wein wird da gwiß vagunt ſein. Oba, ſchau, mei Kind“ — ſie wiſcht ihri noſſn Händ mitn Fiatazipf[1] oh und geht ſchön ſtad af eahm zua, und gehtn noch in d Wognhütn, wo er ſih niedalegn will auſſi af an Loatakorm.[2] „Do nit, Gottliab“, ſogg ſie und willn ba da Hond nehma, „do is ka Plotz zan Schloſn. Wan s ſcha heint wieder amol vorzeiti ſei muas, ſa woaßt jo Dei Bett.“

An Brumla mocht er und mitn Orm ſchupſt ers af d Seitn. Ober a Muada, de ihrn Kind wos Guats will thoan, de is nit ſa leicht zruggſchreckt. Nohamol leggs ihr Hond af ſeini Ochſl und ſogg völli kloanlaut: „Schau, mei Kind! Ich muas redn mit Dir, mir druckts s Herz oh! Nit. da Wein ziacht Dih zan Fiſchawirt, wos Onders ziacht Dih. Jeſus Maria und Joſef, mei Gottliab, wos war dos! Tog und Nocht ligg mar a Stoan afn Herzn. Schau Dein Vodern on und Deini Brüader! Olls is in Ehrn. Seit da Hullkreuzhof ſteht, ſeit a Hütn ſteht in der Gegnd, is ka ſelchts Aergannuß firkema. An Aergannuß, weiter is s nix, dös woas ih gleihwul, ſa weit kunt Dih s heili Tauſwoſſa nit hobn valoſſn, daß d a Schondſtuck, a ſelchts Schondſtuck . . .“

Va lauta Woanan kon ſ neama weita. Da Burſch wurd ihr kam ſa long ſtillholtn; ma woas oba nit, ob er ihr zuahört, mitn Elbogn ſpreizt er ſein Kopf afn Loatakorm; todtnbloß in Gſicht, zan vaſterbn is n ſchlecht. Ih fürcht na, s is wos onders, und nit s ſchlechti Gwiſſn.

---

[1] Schürzenzipf. [2] zweiräderiger Leiterkarren.

„Und denk, mei Suhn“, hebb d Muada nohamol on, ihr Stim is ſa triab, as wia wan ſ mit an ſchworzn Schloar umwickelt wa, „denk doh af Dei bravs Weib. Z todt kümert ſie ſih Deinetwegn, wohin ſul däs führn! Gottliab, um olla Heilign Willn, ſtürz uns nit ins Unglück!“

„Jo — jo —“ ſogg er töwi, „loßts mih hiaz gehn, ih will a Rua hobn.“

Drei Tag ſtehts on, da kimbb da Gottliab wieda von Thol hoam, und ſpoi nachti. Sei jüngaſts Brüaderl ſchloft ſchon in ſein Strohladl, oba die drei gröſſern ſein noh munter und worin afn Bruadan.

„Wos ſtellſt Du on!“ frogg n da Martin in da finſtern Vorladn, „Gottliab! An iada von uns drei, wia ma do ſtehn, loſſn uns die recht Hond obhockn mit Freudn, nur dos ſul nit wohr ſein, wos ma va Dir redt!“

„Dumheitn!“ knurt da Gottliab, „d Leut redn gor viel. Schauts ees af Enk ſelba!“

Do vaſtehn s eahm die Thür in ſei Schlofkomer und da Martin ſogg ſtad und holblaut: „Da Voda woas ah davon. Er wills onderſt hobn, ober ih ſog da s, Bruada: Wans wohr ſult ſei, däs mit da Kellnerin, oda Gfohr war, daß s wohr ſult wern, ih müaſſad heint noh owi ins Fiſcherwirtshaus und müaſſad n niedaſtechn, den Satan!“

„Za der Ehr gratalir ih!“ locht da Burſch und reißt in ſei Koma die Thür auf.

Togs drauf, wia hintern Gebirg ſcha d Morgnröth aufleucht't, und da Simer in Kreuz mit ſein Buaban um an Tiſch kniat und s Morgngebet bet't, do kniat da Gottliab ah dabei. Und wia s zan Soß keman in Votrunſer: Vergib uns unſere Schuld! zuckt da Boda mit da Stim auf und ſchaut in Gottliab on.

Mäuſerlſtill is s an Augnblick — von Morgnrot ongſcheint, ſo ſchaut da Boda ſein Suhn ins Gſicht, und der ſchlogg d Augn nieda.

Aſt betn s weita.

* * *

Noch den Tog ſtehts on a Wochn long. Do is s am Obnd, daß die olt Muader und die Traudl aloan dahoam ſein. Da Gottliab hot wieda wos zthoan in Thol, da Boder und die ondern Buabn ſein noh nit zrugg von Wold, wo ſ mit n Loatakorm Hulz zſomgſchleiſt hobn für n Winta. Daußt, üba d Eſchnbam her ſcheint ſcha s Manſcha.[1] In da Stubn todnt[2] s Herdfeur, und zuckt don und won und ſchnolzt a wenk. Z Fuaßend af ihrn Bett ſitzt die Traudl und woant ſtill. Die olt Muada kon ſo was nit hörn, ſie ſchleicht hin, ſtreicht in jungen Weib s Köpfl und ſogg: „Muaßt nit, Traudl. Muaßt Dih nit gor a ſo owigrima. Ih bet Tog und Nocht und unſa Hergott kons nit zualoſſn. Ih woaß s, ſa ſchlim wirds nit ſein, wia d Leut ſchwatzn.

---

[1] der Mond, [2] todt werdend, im Verlöſchen begriffen.

Glaub ma's, mei Tochta, da Gottliab hot Dih gern. Und die Kellnerin, hon ih ghört, ſul bold wekkema von Fiſchawirt, weit überi in d Saran; nochher is a Fried. Munter Dih auf, Traudl. wirſt ſechn, s wird Olls wieda guat, geh, munter Dih auf."

A ſo hots ihr zuagredt. Da knobats[1] daußt vor da Thür und da Gottliab tirggelt[2] in d Stubn. Tirggelt einer, deut't nix und ſogg nix, ziacht ſeini Schuach aus, ſein Uebagwond, und ſetzts hin übas Fletz.[3] Long redn ſ n nit on. Endla ſogg d Muada:

„Spot biſt meh dron."

„Sein die Ondern ſcha dahoam?" fohrt da Burſch auf.

„Däs is wos onders" ſogg ſie, „die Ondern ſein ba der Orbat, Du kimſt — ih wia mih nit groß irrn — aus n Wirtshaus."

„Kim ih nit hoam von Wirtshaus, ſar is s nit recht; kim ih hoam, ſar is s ah nit recht", brumelt da Burſch.

„Daß d oba gor a ſo henkſt ba den Fiſchawirtshaus!" redt n d Muader entgegn.

„Sul Unſeroana dan gor nix meh hobn af da Welt!" ſchreit da Gottliab und reißt ſei Hangerl[4] von Leib und wirfts untern Tiſch hin.

„Gottliab", ſogg hiaz die Traudl mit güatiga Stim, „ih hon dar a Suppn wormgſtellt."

„Holt's Maul!" ſchreit er ſ on.

Hiaz ſteht ſie auf und ſtellt ſih gonz ſtad vor eahm hin: „Gottliab, a ſelchts Wort hoſt ma noh nia gebn!"

---

[1] poltert es, [2] torkelt, [3] wirft's auf den Fußboden, [4] Bruſtfleck, den man mit einer Schlinge über den Nacken hängt.

„Wirſt as ſcha gwohnt wern! Oda willſt ma hiaz epper an Herrn zoagn!“

„Kunts dan migla ſei, Gottliab, dos mit Dir und da Kellnerin?“ frogg die Traudl.

„Ih laugns jo nit!“ ſchreit da Gottliab, „wa ma long z dum, daß ih s laugnad! D Hettl is mei Menſch, daß d as woaßt! Und wan s ah gleih aus n Haus muaß, deintswegn, ſie i s mei Menſch, und ſie bleibbs! Mirk da's, folſchas Luada, vadonkt's! Hin ſulſt ſein, wegn meiner!“ und gibb ihr an Stoß in die Bruſt, daß ſ mit an Heſchaza[1] hintirgglt und zſombricht in Winkel.

„Jeſus Maria!“ ſogg d Muada; do is er ſcha ba da Thür daußt.

Mit Woſſa, mit guati Wort ſpringgs hiaz um, die olt Frau, hiaz hots ka Zeit zan gſchreckt ſein, die Traudl liegg afn Fleß und aus ihrn Mund gurglts Bluat. Mit Woſſa, mit guati Wort — do kimbb s ormi Weib noch und noch wieda zan ihr ſelba. D Herdgluat ſcheint aſs Fleß hin, do ſiacht die Traudl in Gottliab ſeini Schuach, ſei Joppn, ſein Huat. „Kolt is s daußt“, ſogg ſ völli ſtad und bitter trauri.

„In da Höll wirdn ſcha wieda worm wern“, ſogg d Muada.

Da Gottliab kimbb nit zrugg in d Stubn, die Ondern wölln heint ah ollaweil noh nit hoamkema; 's Manſcha ſcheint ban Fenſter einer aſs Bett, wo die Traudl hiaz ligg, onzſchaun wir a Leich.

---

[1] Seufzer.

Endla ſchloſts ein. Und wia ſ ſchloſt, ſchleicht die olt Muader aus n Haus und daß ſ in Bodan entgegn gang und eahm s Unglück dazählad.

Daweil is da Gottliab daußtn umaghellrazt[1] in da Kältn. In Bamwipfeln wiſchbelt da Wind und imer a Wulknfetzn fliagg über s Manſcha, daß ſchworzi Schotn wia Gſpenſta laſſn übers Feld her. Da Gottliab ſchleicht um s Haus. — Hon ihs daſchlogn oda nit? ſo frogg er ſih ſelber und ſei Herz dougazt.[2] wir in da Schmitn da Homer afs hoaß Eiſn. — Hon ihs daſchlogn oda nit? — Za da Hausthür geht er und will eini. Sie is vaſpiert. In Wold laſſt er hin, borfuaß, koan Rock afn Leib, koan Huat afn Kopf; ſein Bidlin[3] beidelts, er woas nit, is s vor Kältn oda vor Ongſt.

Hiaz gach nimbb er wohr, wia ſei Voder und ſeini Brüada nochn Weg daher kemen gegn s Haus zua. Er duckt ſih hinter an Gräſſing[4] und ſiachts. Seini zwen ältern Brüada ziachn in Loatakorm; afn Loatakorm ligg ſei jüngaſts Brüaderl, da Ferl, klewa ſechs Johr olt. Müad is er worn, da Kloani, in Wold, hiaz ſchloft er. Hintern Korm geht da vierti Bruader und wo d Räder über a Bamwurzn müaſſn, do ſchiabb er noch und hilft weita. Gonz hintn geht da Voder, af der Ochſl s groß Hulzbeil.

Hiaz kimbb eahna d Muader entgegn. „Long ſeids aus, Maner“, a ſo redt ſie ſ aſt on, „ma moant, ma kunt Enk neama dawortn.“ Nochha draht ſa ſih zan Oltn und frogg kloanlaut: „Voda, hoſt Du in Gottliab nir gſechn?“

---

[1] umhergeirrt, [2] pocht, [3] Körper, [4] jungen Tannling.

„Is er noh nit dahoam?“ frogg da Voder und ſeina Stim kent ma s on, as gſchiachtn hort, wan d Red is von Gottliab.

„Dahoam gweſn is er“, ſogg d Muader, „oba bold wieda ſuat, holb nockad ſuat, ih denk er kon nit long ausbleibn. Oba daß ih da s ſog, Voda, ſchreck Dih nit z viel; da Bua hot wos ongſtellt und wan er wieda kimbb, ſa därſn ma n neamer eini loſſn in unſa Haus.“

„Weib, wos is gſchechn?“ frogg da Simer in Kreuz und bleibb ſtehn. Do dazählt eahm s Weib woanand, wos da Gottliab hot gſtondn und wos er hot ongſtellt.

Da Gottliab ſchleicht hintern Baman nebn an Weg her, und daß er in Finſtern zwiſchn in Ondern ba da Thür eini kunt ſchlupfn, und daß er in Stodl kam afs worm Heu, däs is ſei Valonga. Ka Wort wird meh gredt afn Weg. Se keman zan Haus. Daweil d Muada mitn hülzeran Schlüſſl d Hausthür aufſpirt, ſtupft da Voda s kloan Büabl afn Korm und ſogg: „Ferl, damunter Dih auf, mir ſein dahoam.“ Da kloan Ferl ſetzt ſih auf, reibb mit da Fauſt in ſein Augnan, do ſchiaßt da Gottliab za da Thür und will eini.

„Oho!“ ſogg da Martin, und pockln feſt on, „Du biſt es, Gottliab. In dos Haus gehſt neama!“

Wia ſ ringen oll zwen, kimbb ah da Hons und da Hart in Martin z Hilf, und wia ſ n Gottliab afn Bodn hobn, ſogg da Voda: „Daweil thuats n nix. Werſts n afn Loatakorm und bindts n feſt on.“

Se reiſſn an af d Hech, werſn an afn Korm, daß er gmegazt,[1] ziachn an Orm und Füaß ausanonder und bindn an feſt in Loataſprüſſln, daß er wir a Kreuzigta doligg afn Korm. In Kopf hot er oanzi noh frei, da Gottliab, den wirft er hin und her und wer n in d Nahad[2] kimbb, den will er beiſſn.

„Mei liaba Gottliab“, ſogg da Voder und ſtellt ſih vorn hin, „däs hilft da nix meh. Du woaßt, wos Du thon hoſt und woaßt, wos da gſchechn wird. Dei Weib konſt gſchlogn hobn, s mog ſein; da Hergott in Himel wirds richtn. In Ehebruch ſtroft noch oltn Brauch Dei Richter af Erdn. Du hoſt Dei Weib varothn, hoſt Eltern und Gſchwiſter in d Schond brocht. Af der Welt nebnanonda kina mir neama lebn. — Mir oda Du!“

Van Manſchaliacht ſicht ma s, zan Schaudern vazogn is in Gottliab ſei Geſicht. Nit a Sterbnswort ſogg er, feſt grobb er ſeini Zähnt in d Leſzen,[3] daß ſ bliatn. D Muader is af die Thürſchwelln hingſunkn, af ihrn Schoß ligg s Köpfel von jungaſtn Büabl. Sie vadeckt ihr Geſicht mitn Fiater und denkt afn Gottliab. A liabs Kind is s jo doh, wos do hiaz ſa ſchreckbor muas z Grund gehn und kon an nit helfn, und därf n nit helfn, und möchtn nit helfn, wan ſ ah kunt und deafad.

Die ältern Brüada ſtehn finſter und ſchaun afn Bodan.

Der ruaft in kloan Ferl und ſogg drauf zan Martin: „Martin, heb in Kloan afn Korm, daß er in Gottliab übers Gſicht a Kreuz mocht.“

Da Martin hebb mit oan Orm s Büabl af d Hech, mit der ondern Hond holt't er in Onbundnan[4] feſt ban

---

[1] ächzt, [2] Nähe, [3] Lippen, [4] den Angebundenen.

Horrn, daß er nit ſchneblazn[1] kon mitn Kopf. Oll eahneri Hüat nehmen ſ oh. Da Ferl ſtreckt ſein kloan Daum, mocht drei Kreuz übern Gottliab ſeina Stirn, ſein Mund, ſeina Bruſt und ſogg mit da woachn gloggnhelln Stim: Im Namen Gott des Vaters, und des Sohnes und des heiligen Geiſtes, Amen."

„Amen!" ſogn ſ oll. —

„Hons", ſogg da Voder und ſei Stim is töwi, „loß in Korm hinteri nieda!" Da Hons hebb voran die Deichſel af d Hech, daß da hinteri Korm mitn Kopf gegn an Bodn noagg. Da Voda nimbb ſei Hulzbeil, ſei ſchwars, und wir ers hoch hebb in da Luft, do glitznts in Manſcha wia Silba. Schwar mitn eiſernan Ruggn, ſo loßt er s niedaſauſn afn Gottliab ſein Kopf, daß s an tumpern[2] Scholl gibb. A pormol laut auf rodlt[3] da Gottliab, oba da Voda vaſetztn ſchon in zweitn Schlog und in drittn; Morch und Blut ſpritzt hoch auf und da Kopf is zerſchmedert.

Hiaz ſinkt n Vodan s Hulzbeil aus do Hond und er ſelber ſinkt afn grean Woſn.

„Dos hot ſein müaſſn!" ſo ſeufzt er. Und nochher is s ſtill um und um, in Bamwipfeln wachelt da Wind. — Noch a Weil ſteht da Simer in Kreuz auf, winkt in Sühnen und ſogg: „Afn Korm, wir er ligg, ſo ziachts n hiaz owi in Grobn. Afn Mosgrund, wo Wulfsmilch und Schirling und Nochtkirzn wochſn, grobb s n ein. — Nochba hobbs Feirobnd."

---

[1] wackeln, [2] dumpfen, [3] röchelt.

Da roaſandi Peda.[1]

Kloani Lond- und Leut- und Zeitbilda.

Va Fürſtenfeld her.

Da Joggl:[2] Nau Bruada, Du olta Falott Du, wo biſt dan ſcha mehr umgſtromert af da Welt? Daß D ſa go nit mogſt guat thoan dahoam!

Da Peda: Oh, Bruada! Guat thoan möcht ih ſchon dahoam. Wa ma nix liaber as wir in wormen Neſt huckn ban Weibel und ba die Jungen. Oba muaßt wiſſn, d Welt is olls z ſchön und d Sun ſcheint olls z hell drauf und d Leut lockn olls z ſein: Geh, Peda, kim zan uns ah amol, dazähl uns wos, widl[3] uns awenk auf, moch uns an Gſpoas. — Wan ih ah nit ollamol aufglegg bin zan Gſpoasmochn, ſo kon eahner ah a Gſchichtl, a Gſangl in ernſta Weis nit ſchodn und is s in Leutn gonz gſund, wan mar eahner amol d Wohrheit ſchneidi ins Gſicht ſogg. Jo, do loß ih mih findn, do kim ih.

Da Joggl: Biſt leicht wieda z Berlin gwen, oda z Hamburg, oda gor üba die groſʒi Woſſalockn übrigſchifft ins Amerika? Nit? Hon ſo wos gieſn. Und ſa kloan daß D biſt, Bruada, Dir wird d Welt z eng; afs Manſcha[1] roaſaſt, wan a Bruggn wa. Du biſt a Vagabund!

---

[1] Der reiſende Peter, [2] Jakob, [3] wigle.

Da Peda: Giſt Dih nit, Joggl. Du woaßt, daß Koana feſter za ſein Hoamatlond gwochſn is, as wia Dei Bruada, da Peda. Derawegn hon ih ma fürgnoma, daß ih däs liabi ſchöni Hoamatlond ah durch und durch kena lern. Sa fohr ih holt imeramol a wenk um in Steirerlond. Däsmol bin ih gegn Sunaufgong zogn, in die Fürſtnfeldagegnd.

Da Joggl: Wo s hiaz a neugi Eiſnbohn hobn baut?

Da Peda: Richti, Bruada. D Füaß wölln mih nit meh recht trogn, da Poſtwogn beidlt[2] ma z viel, da Luſtballon geht noh nit — is ma holt afn Dompfwogn ongwieſn. Ober a Freud hobns da, d Fürſtnfelder, über die neug Eiſnbohn; wia ſies s erſti Lugamativi pfeifn hobn ghört, ſein hell d Hopfnſtongen tonzad worn in da Gegnd, und daß amol a Lugamativi pfiffn hät vorn Fürſtnfelda Stadtthor, däs — ſogns — wiſſadn ſih die ältaſtn Leut nit z erinnern.

Da Joggl: Glaubs eh. Und wia hots dan Dir gfolln?

Da Peda: Oh guat. Oba däs is Schod, da Weg is weita worn. Wan d Fohrſtroßn va Fehring in Roobthol bis af Fürſtnfeld nit viel üba drei Stund lonk is, ſa ziacht ſih hiaz d Eiſnbohn va Fehring bis

---

[1] auf den Mond, [2] ſchüttelt.

Fürſtnfeld üba fünf Stund lonk. Freili, fohrn thuat mas in ondertholba, und wirds ſpäta, wan da Dompfwogn in neugn Weg amol beſſa traun därf, leicht in ara ſchwochn Stund gehn.

Da Joggl: Geh geh, Bruada, na koani ſchwochn Stundn nit! In a ſo an Wogn, wo Monleut und Weibaleut banonda huckn.

Da Peda: Hot eahna viel Mäus ongmocht,[1] in Eiſenbohnern, de Streckn. A kloans Semeringerl hoben ſ ghobt!

Da Joggl: Wos für a Ringerl?

Da Peda: A Semeringerl, ſog ih. s Gebirg is zwor nit hoch, däs zwiſchn an Roobthol und n Feiſtritzthol liegg — nit viel üba dreihundert Meta hoch — ober ih ſog da s, d Eiſnbohn muaß ſih windn und wendn, muaß ſchleichn und kruichn as wir a ſchlechta Kerl, bis ſ üba d Höch kimbb. Oba die Gegnd iſt da herzi! Wir ih hinta da Stazion Hatzndorf linggahond in a Thol einiſchau, hon i heili gmoant, ih ſiach in Graza Gſchloßberg. Is oba die olt Riegersburg gweſn, mit ihrn oltn Gſchloß af da Höch, mit ihrn groſſn Mork, der um an Gſchloßberg onbaut is, prächti ſchön onzſchaun. Und ſpäta, wia mar af der oan Seitn auſſiſiacht ins Ritſchathol und ins Feiſtritzthol, lauta woldigi Hügl, greani Wieſan und ſauberi Dörfer und Obſtgärtn — ih ſog da s, Bruada: a reins Paradies! — Wia mar ober auſſi kimbb ins Fürſtnfeldathol, do derf a brava Steirer ſein Aug nit dupſn loſſn, ſiſt is s af jo und na in Ungariſchn entn und er lobb af Steiriſch wos Ungariſchas. Däs wa gfablt, däs! Wia ma gegn d Fürſtnfeldaſtodt ſein hingfohrn und ih ban Fenſter auſſiſchau, bin ih aus da Weis daſchrockn. Da Türk is do! Afn gonzn Feld nix wia Türkn-Zelta!

---

[1] Unannehmlichkeiten gemacht.

Da Joggl: Nau, ſei ſa guat!

Da Peda: Zan Glück ſeins lauta ſchibelweis[1] zſomgſtellti Hopfnſtongan gwen, va Weitn ober akrat onzſchaun wir die gſpitztn Zelter in an Türknloga. Jo, Du lochſt, Bruada! Amol is s Ernſt gewen, hobn nix z lochn ghobb, d Fürſtnfelda. Viel Feind und Feuersbrünſt hobn ſ gſechn und afn Feldern umanond, wo hiaz da ſchön Hopfn und Woatz[2] wochſt, ſein viel tauſnd Türknzelta gſtondn. Wer auſſiſchaut ins broati Thol, der ſiacht an weißn Punkt. Is Sankt Gotthart in Ungarn, wo vor zwoahundert Johrn die groß Türknſchlocht is gwen. Hot da Comadant, der unſrigi, jo glaub ih zan Himel gruaſn vo da Schlocht: Ollmächtiga Feldherr hilf uns! Und willſt uns ſcha nit helfn, ſa hilf ab in Türknhundn nit — nochha wirſt wos dalebn, nochha! — Hot eahm unſa Hergott denkt: Wegn meiner, iv miſch mih nit in enkeri Handl, thuats, wos s wöllts. Drauf hobn eahna d Steirer ſelba gehulfn, hobn ſechzehntauſnd Türkn daſchlogn af da Stell.

Da Joggl: Saggerer! Und derawegn is er ſa ſtork, da türkiſchi Tabak, den ſ in da Fürſtnfelda Tabakfabrikn herrichtn. Hoſt da ſ ongſchaut, d Fabrikn? Is ſ groß?

---

[1] gruppenweiſe, [2] Weizen.

Da Peda: Däs konſt da denkn, wan ih da ſog, daß weit üba tauſnd Leut diner orbaln, daß z Fürſtnfeld olli Johr — in Pfeiſn- und Schnopſtabok nit groadt[1] — ara ſechs Millionen Zigaretln und zworaſiebzig Millionen Zigarn gmocht wern!

Da Joggl: Nau ih donk für a ſo an Hauſn Giftwurzan!

Da Peda: Zünd mar on oani!

Da Joggl: Gilt ſcha.

Da Peda: Muaßt da denkn, holb Fürſtnfeld lebb va den Giftwurzan. s viel Rachn ſchodt, hoaßts. Jn Fürſtnfeldern hots noh nit gſchodt. Se hobn eahna Stadl ſauba zſombaut und hergricht't. Wanſt meintswegn eahneri Schulhäuſer, eahna Muſeum ſachaſt, e wohrs Schozkaſtl! Wos De fü Sochn banonda hobn! Oder eahneri Kronknhäuſer, eahna Bamſchul — a Freud müaſſaſt hebn, ih ſog da s! Und eahna Theaterl, däs ſ hobn! Hon mih gleih einigſetzt, weil ſ mih betn hobn drum, hon eahner an Gſpoas dazählt — hobn brav glocht. Sein gmüatlichi Leut. Und ſiſt ah, zſomholtn thoans, nit epper oanonder ausbeiſſn und raſſn wir ellsmol,[2] ſchön fleiſſi ban Zeug, ſchön friedli lebn ſ banonder und Du wirſt as ſechn, De bringen eahna Stodt af d Höch!

Da Joggl: Kuntſt ma s nit ſogn, wia viel hots dan Leut z Fürſtnfeld?

Da Peda: Sein leicht zan zähln. Ara[3] dreitauſnd ſechshundert Seeln.

---

[1] gerechnet, [2] anderswo, [3] ihrer.

Da Joggl: De brauchn nit viel Ploß.

Da Peda: Woaßt, Bruada, d Seeln brauchadn gor kan, wan nit an iadi mit aran Leib umbuglad.[1] Geht recht rühri zua in Stadl.

Da Joggl: Wia ſ za den fürnehmen Rom kimbb? Fürſtnfeld!

Da Peda: Hoaßt, daß eh va Zeitn amol ſiebn Gſchlöſſa ſultn gſtondn ſein af den Plaß, hobn Fürſtn gwohnt diner, und af eahnern Feld hobn ſa s in Leutn, de ſih va die Ungarn hergflücht't hobn, dalabb, daß ſ eahner a Stodt hobn derfn baun. A ſo dazählt ma s, Gwißs woas ma nix. Weit üba ſechshundert Johr olt derfs ſein, d Stodt, und hot ſih ollaweil brav gholtn. Grod va wegn oan Stuck ſchomen ſie ſih, und ſchomen ſih heint noh.

Da Joggl: Auſſa damit.

Da Peda: Muaßt bedenkn, Bruada, daß s in ſinſtern Mittelolter is gwen, .heint thatn ſ as nit meh, heint. Vor fünfhundert Johrn hobn d Fürſtnfelda Judn daſchlogn. Gwiß ah noh! Haufnweis hobn ſie ſ niedagmeßlt, daß die Bluatbacherla nar a ſo owizudlt[2] hobn üba die Gſteggn[3] in d Feiſtriß.

Da Joggl: Du vadonkt!

Da Peda: Heint is s onderſta doſcht.[4] Heint is s luſti. Hät ih Geld, wos wettſt, Bruader, ih bauad ma ſelber a Häuſl z Fürünfeld fürn Hirbſt, wo die Gegnd in ſchönaſt is. Afn Kögerl bauad ih ma s, wo die drei Kreuz ſtehn. Schanad ma d Welt on. Wul,

---

[1] umherliefe, [2] hinabgerieſelt, [3] den Rain, [4] anders dort.

wul, und ſchauad owi afs Fürſtnfeldaſtadl, däs ſa ſtill und freundli doliegg afn grean Bodn. Und d Feiſtritz rint ſilbaklor durch die Gegnd, und weitum ſchauts aus wir a großmächtiga Gortn, und hintn, gonz hintn obn, va wo ſih s Woſſer owaſchlangelt, ſtehts blowi Gebirg. Siachſt as, Bruada, s ollahinterſti Spitzl, wir a graws Wölkerl ſtehts auf, s ſelb is da Teufelsſtoan ba da Kriagler-Olm, wo ma dahoam ſein.

Da Joggl: Na, wanſt na wos va Deina Kriagler-Olm ſiachſt, ſiſt wa Fürſtnfeld nit gonz.

Da Peda: Spöll zua. Heint triffts nit meh. 's gonzi Steirerlond is mei Hoamathaus und überoll af da gonzn Welt, wo guati bravi Leut lebn, findt da Menſch Vawondti.

Da Joggl: Däs is a Red! Bruada, mih zimbb, Du fongſt on, gſcheida z wern.

Va Wean her.

Da Joggl: Nau, Bruada, va wo kimſt dan heint wieda her, daß d mehr a ſo an Zwida[1] hoambringſt?

Da Peda: Konſt da s wul denkn, daß ih va Wean kim.

Da Joggl: J Wean gehts jo luſti zua!

Da Peda: Auswendi, mei Liaber, auswendi. Einwendi is Olls vul Gift und Streit und Elend.

---

[1] ſchlechte Laune.

Sein jo ſa weit guati Leut, d Weaner, oba da groß Hauſn mochts, der banondahuckt, mitanonda vallänkt[1] und vabandlt is wir a Roßnkini,[2] und nit mehr auſanonda kon. Af oana Seitn da größt Uebafluß, die größt Hoffort und Prohlerei, af der ondern Seitn Hunga, Noth und Joma. Und ninaſchd[3] an Oanikeit, ninaſchd a Fried, überoll Hetz und Hetza, Handlſtifta, kloani und großi Leutonſchmirer, leichtſinigi Flanirer oda ſtill duldendi, woanandi Menſchn. Woaßt, wia da Vetter Ondrel gern ſogg: In a ſo a Stodt lebn die edelſtn Menſchn und die größtn Spitzbuabn banonda; Schod, daß die letztern weitaus s Uebagwicht hobn. Und wan mar a ſo a por Tag unawutzlt unta den Gſeß[4] do muas ma zwida wern.

Da Joggl: Zwe gehſt dan nochher auſſi af Wean, wans da ſa go nit gfollt?

Da Peda: Zwe gehſt dan auſſi? Weil ih muas. Weil ih liabi Leut draußt hon, weil ih ma denk, as wird doh amol beſſa wern. Wo ſa viel gſcheiti Köpf banond ſein, wern ſ eahna s doh amol gſcheiter herrichtn; thoan jo nix, as wir ollaweil ſpegalirn afs Beſſawern — und wird noh ollaweil ſchlechta.

Da Joggl: Däs wa mir olls oans.

Da Peda: Weilſt a Pölli[5] biſt!

Da Joggl: Wegn wos müaſſn ſ oll banonda huckn in da Stodt. Sultn afs Lond auſſa gehn orbatn.

Da Peda: Kinen ſ los? Hon ih nit gſogg, daß ſ banond henkn wir a Rotznkini? Und gibſt eahner an Orbat, woan ſ keman mit Weib und Kind? Und hobn ſ die Baurnorbat glernt? Daborma thoans ma. So d Lumpn daborma ma; viel müaſſns wern, in da Stodt, wan ſ nit dahungern wölln.

---

[1] verſchlungen, [2] Rattenkönig, [3] nirgends, [4] Sippe, Neſt, in welchem verſchiedenartige Leute ſeßhaft ſind, [5] roher Menſch.

Da Joggl: Biſt nix in Proda[1] gwen? Oda ban Heurign z Lerchnfeld?

Da Peda: Na. Zeitlonk is ma worn, bis der Eiſnbohnzug ohgeht, und wir er ohgeht, hon ih n richti vaſambb. Teuxl, denk ih ma, wos ſtell ih hiaz on? Ih woas ſcha, hiaz geh ih amol in die Gſetzfabrikn?

Da Joggl: In was für a Fabrikn?

Da Peda: Wo ſ die Gſetza mochn, s Reichsrothshaus. Dos is dar a wenk a Gebäu her, ſog ih da! Heraußt af lonkn Stongan fliagn zwen ſchworzgelbi Fetzn, is a Zoachn, daß ſ heint banonda ſitzn, die Gſetzmocher in Haus. Wir ih ba da Thür einigeh — s Loch is ſa groß, daß D Dei Haus und Hof nochononda kuntſt einiſchiabn — wird mar a wenk gruſli. De Procht! In da Vorſtubn ſcha de Procht! In an Kinigſchloß kunts nit nobla ſein. Kunt nit! Da Thürwogl[2] ſchaut mih on von Kopf bis zan Fuaß. Mei Lodnjanggerl, meini ſtabin[3] Stiefel mögn an nit guat gſtondn ſei zan a ſo an Haus, hot mih nit wölln eini loſſn. Säi! ſog ih, do loß ih mih nit auſſiſchmeiſſn, ih bin Stootsbürger und a par a drei Stoan hon ih ah beitrogn za den Poloſt, der mit lauta Schweißtropfn von Vulk zſamkitt is worn. — Do wird er höfli und ih frog ſchön wax[4] noch mein guatn Freund Poſch aus n Mürzthol, noch mein oltn Spezi, in Dokta Reicher aus n Muerthol. Wa recht, gleih hot er ma ſ auſſaghoaſſn, die Zwen. Grüaß Gott, ſog ih; gehts auſſi in d Sun, ſog ih noch n Mürzthola Spruch, ih muas Enk awenk hoamſuachn in Enkern höllaſch fürnehman Haus. Recht ſchön gmoan und gmüatli, wir in eahna Bauernhütn dahoam, hobn ſ mih mit einignoma, hobn mih af a guats Pflatzl gführt, wo ih in gonzn hochn Roth banonda gſechn hon. Und an etla ſa nohad nebn meina, daß ih mit da Hond eahnan Schopf hät glonga kina. Und meini liabn zwen Londsleut, de hobn ma s olls ausdeutſcht, oll zoagg und ongſogg, die hochn Herrn, de olli Tog in da Zeitung ſtehn und üba de in olln Wirtshäuſern vo gonz Oeſterreich hin- und herreſanirt wird. Aft hobn ſie ſih ah ſelber hingſetzt af eahneri Platzln. Wir in da Schulbonk ſitzn ſ do nochanonda, d Miniſter ah dabei, und da Taaff ſchaut recht gſund aus, Gott Lob und Donk. Oana — Preſadent ſchreibb er ſih — ſitzt voron ban ar an hochn Tiſch, a gſtrenga Herr; wan der klinzlt,[1] paſſn ſ auf. Ober a por ſchlimi Buabn ſein ah dabei, de ſchwatzn und tratzn und trampeln umanonder und kümern ſih nit viel um dos, wos gredt wird. Und ſiſt gehts recht gmüatlih um, da Rieger plaudert mitn Knotz, da Liachtnſtoan dazählt in Carneri an Gſpoas, da Schönerer ſpeanzlt mit an pulniſchn Rabbi und oft imer a Zwen, de ſih oanonda — wia s in da Zeitung ſteht — völli freſſn, gehn do Orm in Orm durch d Stubn und oana holt't in ondern d Schnopſtabakduſn für: Helf Gott, wohr is s! — Hon ih ma mein Toal denkt. Do olsdon wirds gmocht, s öſterreichiſchi Glück. Lonkweili war s, ſogn Leut, de olli Tog ins Haus keman; grod, wan da Schönerer a Red holt't, do wurds luſti. Weil er recht ſchimpft. — Ih hon gſchaut, daß ih wieda weita kim und bin za die Schinkaleſn gonga.

---

[1] Prater, [2] Thorwart, [3] ſtaubigen, [4] ſcharf.

---

[1] klingelt.

Da Joggl: Za wos biſt gonga?

Da Peda: In Proder untn ſein a Schock Mohrln banonda gwest, mit Elafontn, Püffelochſn und ondern wildn Thiern, weit aus n Indien-Lond herbrocht zan Onſchaunloſſn. Schinkaleſn hoaßt ma s. Bruada, wanſt as gſechn häſt, wos de hobn triebn, a Schond und a Spott is s gwen, ſa ſchön! Do habn ſ a fermi[1] Frohnleichnamsproceſſion gholtn, und afn Elafontn is da Geiſtla gſeſſn. Voron hobn ſ trumelt, hobn dahertonzt, hobn gſchrian und gſunga, daß ma d Ohrwaſchl hobn brumt, hintndrein ah a ſo, daß ih ma denkt hon, ſchauts, ſein holt doh ah frumi Leut, d Schinkaleſn. Aft drauf ſein ſ bedln[2] gonga zan Leutn umanond und hobn Popierſchnitzl hergebn mit eahnan Nom. Nochha hobn ſih a por zſomgſtellt, a por Schworzi, hobn s „Deutſchi Liad" gſungan und gſchwind drauf a Mohrntanzl gmocht und an höllaſchn Lärm dabei, daß ih gmoant hon, ih bin in an Nornthurn. Aft ſein ſ wieda bedln gonga. — Ih hon mih af a Bonk gſetzt, müad bin ih gwen va den Umlaffn in gonzn Tog — hon a wenk einduſelt. — Af an Scheperer[3] wir ih munter und ſchau. Ih ſuach in Rieger, in Schönerer, hon mih nit gſchwind auskent, hon gmoant, ih bi noh in da Gſetzfabrikn, und hon mih gwundert, wia d Elafontn einikeman, bis ih za mir ſelba kim und ſog: Oba Peda, du biſt jo ba die Schinkaleſn. Aft hobn ſ ollahond Kunſtſtückln gmocht, afn Kopf ſein ſ gſtondn, afn Elafontnan ſein ſ umghupft, mitn Büſſeln ſein ſ dreingfohrn, daß s nar olls deuxlt hot, und aft — aft ſein ſ wieda bedln gonga.

---

[1] förmliche, [2] betteln, [3] klirrender Schlag.

Da Joggl: Bedln gehn mir ah, do brauchn ma koani Schinkaleſn dazua.

Da Peda: Wohr is s, Bruada.

Von Murbodn her.

Da Peda: An ſchön Gruaß von Gebirg! Kimſt nit amol auffi?

Da Joggl: Donk da Gott, Bruada. Mir is s af der Ebn liaba. s Gebirg zan Onſchaun, d Ebn zan Umgehn.

Da Peda: Ih will Da s wul ſogn, wo s D hingehn muaßt, wanſt Gebirg und Ebn banondaſindn willſt zan Onſchaun und Umgehn.

Da Joggl: Wa wos Neugs. Berg und Thol, ſoggs Sprichwort, kema nit zſom, oba d Leut.

Da Peda: Da Murbodn wanſt n kenſt. Is a ſtundnweiti Ebn. Und wanſt af an Rigerl ſtehſt: Stadln und Dörfer, und Kirchan und Gſchlöſſer und Höf, Eiſnhamer und Fabrikan, daß da ſ go nit zähln konſt.

Und a fruchtbora Bodn — da Woaß wochst, daß s a Freud is. Und weit um — ſa weit, daß ma recht viel ſiacht af oan Blick, die hochn Berg; s thoal noh grean und waldi, s thoal ſcha blow va lauta Weitn, und hoch afn Gipfeln ſchneeweiß, wan ſ d Wulkan nit zuadeckn. Groſſi glosklori Waſſa kemen fira[1] va die Grabn und gehn in d Mur, de ſchön ſtill und broad durch d Ebn rinnt. D Ingering kimbb auſſa von tiafn Ingeringſee, der zwiſchn hochn Bergn liegg. Die Pöls rauſcht von Tauerngebirg her, wo ma ſcha go moant, ſelm hintn wa d Welt mit Breda vaſchlogn. Die Granitzn hupft von Seetholergebirg ober und da Lobningboch va da Stubolm. Und ſa viel Waſſa, ſa viel Wind, da konſt da s ſcha denkn, daß ſ a guati Olmluft hobn afn Murbodn. Eh va Zeitn is d Hauptſtroß va Wean her ins Italieniſch eini übern Murbodn gonga. Heint. vaſteht ſih, geht d Eiſnbohn; de nimbb Dih ollzeit mit, wanſt hin willſt, Bruada. Is wohr ah, wurd da gfolln, ſog ih da!

Da Joggl: Biſt ſcha wieda aus n Häuſl![2]

Da Peda: Olls, wos in Steirmork ſchön is, gfreut mih, as wia wans mein oagn[3] war! Da Murbodn is ma ſcha long in d Seel gwochſn. Wurd da gfolln, ſog ih da, z Knidlfeld, z Judnburg.

Da Joggl: D Nam gfolln ma nit! Knidlfeld! Geh zua.

Da Peda: An Ehrnnom is s! Wanſt as wiſſn willſt: Van Ingeringſee diner is amol a groſſa Trock[4] gwen, und gach amol, do is er auſſagwurlt[1] nochn Grobn afn Murbodn, und ſelbn afn frein Feld hobn die Baurn däs höllaſch Robnviach mit Knidln daſchlogn. Sidadem hoaßts Knidlfeld. Drei Knidl aufn rothn Feld, dos is in Knidlfeldern eahna Zoachn.[2] Hobn viel ausholtn müaſſn, d Stodt is olt. D Ungarn, die Türkn, Feur und Peſt, Heuſchreckn und wos woas ih, wos für Plogn und Viecher daß ſ ſiſt noh ausgſtondn hobn. Heint, Gott Lob und Dont, heint ſein ſ freili feſt gſtellt und luſti banond. A Gſongsverein, an Turnverein, an Lehrerverein, an Veteranenverein hobns, a guati freiwilligi Feuerwehr, und a ſo her nochanonda. Eahna Miadollwornfabrikn, die groß Dompfwognwerkſtott und viel ondri Gwerka, de ſ hobn, holtn viel Leut und mochn s Stadl recht rühri.

---

[1] hervor, [2] wirſt ſchon wieder kopflos, ſchwärmeriſch. [3] eigen, [4] Trache.

Da Joggl: Neuzeit, hör ih, hobn ſ z Knidlfeld jo a groſſes Ormaleuthaus baut.

Da Peda: Woaßt wos, Bruada, woaßt wos. Die ſteiriſch Sporcaſſa — ollamol voron, wo s wos Bravs zthoan gibb — hot z Knidlfeld an Ormaleuthaus fü s Lond baut; hobn gegn zwoahundert Woaſln und Haſcherl[3] dina Ploß. Die bormherzigin Schweſtern thoan eahner aufwortn, thoan eahna woſchn und pußn und z eſſn gebn, as wiar a Muader in Kinern.

Da Joggl: Is ſchön, dos gfreut oan. Derawegn, won ih üba die bormherzign Schweſtern ſchimpfn hör — jo, jo, ſchimpfn, weil s Leut gibb, de Olls, wos geiſtli is, ſchmachn und ſpödln[1] müaſſn — ſa zimbb mih ollamol, ih möcht ſelchti Schmacha ba die Ohrwaſchl nehma!

---

[1] herausgekrochen, [2] Zeichen, [3] Waiſen und verkrüppelte Kinder.

Da Peda: Dei Red, Bruader, is an Dugotn wert. Oan, der üba die bormherzign Schweſtern ſchimpft, muaß ma grod amol an ocht a vierzehn Tag in a Spitol ſchickn, wo ſ kronknwortn, er wird gleih onderſt redn. Betſchweſtern! Ho, ober eahna Gebet hoaßt Nächſtnliab und Wuhlthoan. — Nit weit von Ormaleuthaus is d Freidhofkirchn. Sanct Johan afn Feld hoaßts. Wia da Türk z Knidlfeld is gwen und olls niedagſchlogn und brent hot, do hot er ab die olt Sanct Johanskirchn onzündn wölln. Oba ſar oft daß er gegn an Platz keman is, hot eahm deicht, s war a dicka Wold do und hot die Kirchn nit gſundn. Is oba nit a Stamerl Wold gſtondn, und ſo, ſogn d Leut, hät unſa Herrgott die Kirchn durch a Mirakl behiat't. Hobn ſih ah oft valobt, die Knidlfelda, za da Sanct Johankirchn und hon ih in Rothhaus a Gſchrift gleſn und ohgſchriebn, do zoag ih da ſ. Sie ſul aus n 1742ga Johr herkoman und hoaßt a ſo:

„Hier Siehſt du deine Noth,
O Armes Knittlfeld,
Vnd Rueffſt zu deinem gott
Auf St. Johänns in Feldt.
Maria Helſerin
Sieh Vnſer Ellendt an,
Sei Ein Vorbitterin,
Will Heuſßer bränen ſchon.

---

[1] ſchmähen und ſpotten.

Johännes Statts-Patron
Vnd Nepomuk in gleichen,
St. Blaſi, Wunders-Mann,
Gott bitte umb Verzeichen.
Mann hat kein Waſſer nicht.
Alls ſlechet nur hin dan,
Weills an der Hüllf gebricht,
So hillf St. Florian.
Du aber an dem Stamb
Deß Kreutzes Voll der Wunden.
Du haſt die Feuers-Flamb
Auf Einmahl gleich gebunden.
Darum, o Knittlfeldt
Gedenkhe Stets daran,
Maria an dem Feldt
Durch vorbitt helffen Kan."

Da Joggl: Pockn thua's oan, wan ma ſiacht, wia s Unglück groß is — und s Gottvatraun noh gröſſa.

Da Peda: Nochha va Knidlfeld bin ih af Judnburg gonga. Du, ih ſog da s: däs Judnburg is s ſteiriſchi Jeruſalem. Da Log[1] noch moan ih, wia s af an Berg doſteht, links und rechts die Grabn, und in Thol Joſafat ſteht da Bohnhof.

Da Joggl: Und d Judn!

Da Peda: Heint neama, heint. Ober amol wul, amol.

Da Rom: Judnburg ſul oba nit von Judnan herſtoma.

Da Joggl: Va wos den?

Da Peda: Von oltn koltiſchn Jdunburg, wos ſa wiel as wia Bergburg bedeitn ſul. Is go ka Dagründn, mei Menſch, wir olt as däs Jdunburg ſcha mog ſein!

---

[1] Lage.

Wan oana kimbb und ſogg: Wia der Odam und ſein Everl aus n Poradies vatriebn worn ſein, hots der Engl ins oberi Murthol gjoad, wo ſ gſtot vabotni Aepfel Feichtn- und Tanenzopfn kifln[1] kinen, und hobn eahna die zwoa Leutln a Häuſl baut — s erſti Haus z Judnburg — ih glab eahms.

Da Joggl: A Foblhons biſt!

Da Peda: Grueß noch![2] Wirſt weni Häuſa findn z Judnburg, wo von Odam und Eva go nix meh z gſpürn is.

Da Joggl: Aha, a ſo moanſt as.

Da Peda: Späta, wia Judnburg a groſſi Kaufmonſtodt worn is — will nit grod ſogn, s ſteiriſchi Nürnberg, ober ah nit weit davon — do ſein nochha d Judn kema. Die hochn Hern, vaſteht ſih, hobn Geld braucht, d Judn hobn eahna s glichn. An iada Prolot in Obalond is in Judnburga Judnan ſchuldi gwest — ka Wuna, daß ſ eahna feind ſein worn. In oandauſnd dreihundert und zwölfa Johr is s gwen, ſein in da heilin Chriſtnocht z Judnburg die Chriſtnleut zſomgſtondn, hobn d Judn daſchlogn.

Da Joggl: Nau ih donk. Do wird s Chriſtkindl a Freud ghobb hobn!

Da Peda: In Chriſtnleutn is s vamoant gwen,[3] muaßt wiſſn! D Judn hobn ſih hoamla zſomgredt ghobb: Ba da Nocht, wan die Chriſtn in da Kirchn ba da Mettn ſein, fohrn mar af ſe her und bringa ma ſ um. S Chriſtnbluat is uns Judnan ſo viel gſund, trinkn mar uns za die Weihnachtsfeiter a Räuſchl davon. — Hiaz is ober a Judndirndl gwen, däs hot an Chriſtnbuabn gern ghobb, haſn toad[1] is ihr gwen um s ſüaſſi Chriſtnbluat, daß s af ſölchti Weis unnöthi vathon ſul wern, hot ihrn Buabn Olls varothn. Nau, aft hobn ſ in Spias umdraht, ſein die Chriſtn af d Judn losgonga. Van Judnthürl z Judnburg konſt heint noh die Ketn ſechn, mit der da leſzti Jud dawürgg is worn.

---

[1] nagen, [2] forſche nach, [3] vermeint geweſen.

Da Joggl: Pfui Teufel!

Da Peda: Spiazl[2] na, ſpiazl, Bruada! Heint reixnen[3] ſ wieda mit da Ketn.

Da Joggl: D Judnburga?

Da Peda: De nit. Sein zwor nochha wieda kema, d Judn, ober mar is hott doh nit ſicha gongan, obs nit gach wo a Chriſtnbüabl ohfongan und eahm s Blut auszuzln.[4] Drauf ſein ſ unta Kaiſa Max Zeitn vajoad[5] worn. Heint is noh an oanziga z Judnburg, und der ſchaut ban Poſtwirtshaus va da Maur auſſer af die Goſſn. Daſewi Jud is ah in Judnburgern eahna Woppn ols Wohrzoachn einigmoln. — Nochn Judnan, muaß ih da ſogn, ſein die Lutheriſchn kema. Hots ah wieder Handl ohgebn. Wan d Leut ſiſt nix wiſſn zan Streitn und Raſſn, zalozn[6] ſie ſih va wegn unſan Hergottn, de Norrn! Und gleihwul viel groß Unglück is keman üba d Stodt; da Türk, Feur und Brond, daß s a Graus wa: ollweil hobn ſie ſih ah noh ſelba müaſſn peininga, d Leut, gſtott daß friedler und duldſam banonda hätn glebb in ſchön Berglond. — Heint, Gott

---

[1] faſt leid, [2] ſpucke, [3] ſchellen, [4] ſaugen, [5] verjagt, [6] bekriegen.

Lob und Donk, ſein ſ afn Gſchmockn keman, heint ſein d Judnburga fleiſſi ba der Orbat und luſti ban Lebn, s Stadl wird ollaweil ſchöna. Viel Gmoanſumkeitn[1] hobn ſih zſomthon, in da Stodt, s thoal za da Wuhlthätigkeit, s thoal zar Untaholtung. Gfolln hots ma!

Da Joggl: Wia viel is dan Judnburg gröſſa wia Knidlfeld?

Da Peda: Is leicht auszroatn. I Knidlfeld lebn a wenk üba zwoatauſnd Leut, z Judnburg rund üba dreitauſnd. 's Stadl is um a Trum gröſſa. Na grod in Thurn ſulſt amol ſechn, der afn groſſn Plotz z Judnburg ſteht. Gonz aloan ſteht er do, as wia wan an die Kirchn nix ongangad, de weita nebn is. Gonz heidniſch gſtellt er ſih, der olti ſchworzi Lagl, der hoch üba d Stodt auſſiſchaut in die weiti Welt. Hobn an oba die Kirchngloggan auſſighenkt und muaß er olli Tog a pormol s nämli Liad ſingan, as wia da Thurn va da Jeſuitnkirchn oda von Calvariberg.

Da Joggl: Hoſt eahna gwiß ah wos Steiriſches vorgmocht, in Judnburgern?

Da Peda: Wird nit weit gfahlt ſein. Is mar oba ſaur onkema, weil mih die guati Bergluſt hoaſeri[2] gmocht hot.

Da Joggl: Holt guat auszroſtn vor da Predi.

Da Peda: Hot eh nit Noth thon, däsmol, daß ih s a ſo gmocht hon wir ehanter amol z Wean. Kimbb grod a holbi Stund vor meina Vorleſung a guta Freund za mir, will mit mir Oans plaudern. Du, ſog ih, hiaz kon ih Dih nit brauchn, ih will hiaz a Rua hobn und mog mei Biſſl Stimm nit mit Dir vadradſchln.[1] Mocht nix, ſogg da guati Freund, redn will ſchon ih, Du derſſt s Maul holtn. Af dos hon ih n ba da Thür auſſi gſchmiſſn.

---

[1] Vereine, [2] heiſer.

Da Joggl: Du biſt mar ah a liaba Komerod!

Da Peda: Nau jo, Za wos hot ma dan an guatn Freund, wan ma n nit auſſiwerfn derf, won ma will! Redn an Fremdn muaß mar eh huckn bleibn, ſa longs eahm gfalli is.

Da Joggl: Du därfſt Dih wul nit beklogn.

Da Peda: Eh nit. Guat moan thoan ſ ma s ſaweit überoll. Z Fohnsdorf — ah in Murbodn — is s noh in ſchönaſt gwen. Do hobn ſ meintswegn gor eahner olts Gſchloß onzundn.

Da Joggl: Geh plauſch! Olti Gſchlöſſa ſein Stoanhäufn, de brinen nit.

Da Peda: Beleucht't hobn ſ as, mit bengaliſchn Feur, d Fohnsdorfer, eahner olts Gſchloß. Bluat- und gluatroth is s da dogſtondn afn Berg, in da kuhlrobnfinſtern Nocht. Und Muſi dabei! Hot ma s Herz a wenk dougazt.[2] Vor a ſechzehn Johrn bin ih afn ſebin oltn Gſchloßmaurn umgſtiegn ols orma Student; Brombir[3] gſuacht hon ih zan an Mittogmohl, koan guatn Schuach afn Füaſſn. Hon mih drauf in Schotn glegg, hon gſchloſn und ollahond trambb. Oba dos nit, daß s meinswegn amol de hochn Maurn beleuchtn wurdn. Ih muaß da s ſogn, Bruada, mentaſch[4] hot er mih freut, da brinendi Gruaß, den ma die liabn Fohnsdorfa brocht hobn.

---

[1] vergeuden, [2] gepocht, [3] Brombeeren, [4] lebhaft, ſehr.

Va Graz her.

Da Joggl: Nau, Bruada, va woher geht d Roas?[1]

Da Peda: Wurdſt as nit denkn. Däsmol kim ih va hoam.

Da Joggl: Va hoam? Wo muas ma dan däs hinſchreibn?

Da Peda: Ins Oſnloch eini. Oba wos Neugs woas ih holt doh wieda. Denk da s, Bruada, z Graz wölln ſ hiaz in Prinz-Johann-Gortn vadrantſchln.[2] Wölln Hänſa drauf baun, as wia wan d Welt ſcha z kloan wurd ſi die Graza Stodt. — Graz wa zan Glück a Stodt, de ſ aſs grean Lond hobn baut und is däs ah ollaweil unſa Stulz und Freud gwen und frempi Leut, wan ſ keman, kina ſih nit gnua vawunern üba die liabn grean Gartn um und um, und Weana ken ih, de gehn in Suma von eahnern hoaſſn Stoanhauſn in d Sumafriſch af Graz. Do war s wir aſn Lond, ſogn ſ, wir in an Curort, ſogn ſ, grechn[3] ban an iada Goſſn ſchauadn die grean Bam eina. — Hiaz wern ſ bold ſtill wern.

Da Joggl: Die Graza moan holt, weil ſ eahnan Gſchloßberg und Stodtpark hobn, ſa derſn ſ ſchon olli onern[4] Bam niedaſchlogn, wo oana ſteht in da Stodt.

Da Peda: Gonz richti, Bruada! Deaſad mar eahner ah in oltn Spruch aſs Rothaus ſchreibn: „Wer vnnothdig einen Paum fällt, den ſoll man umb die rechte Hand büſſen."

---

[1] Reiſe. [2] verthun. [3] beinahe. [4] andern.

Da Joggl: Jeſſas, do renadn heitzatog lauter Oanhandl umanond af da Welt!

Da Peda: In ehrwürdign Gortn, den uns da Prinz Johann hot gſtift't, in den za Sumerszeit die bravn Studentn eahna Pflonznlehr ſtudiern; in Gortn, wo noch a ſchwara Kronkhat die ſchwochn Leut umgehn kinen, weil doſcht[1] koa Stab und koa Wind waht; in liabn ſtilln Gortn, wo moncha Grazer unter an oltn Bam a ſchöni Stund hot valebb — den wölln ſ hiaz auframa. Ih wult jo nix ſogn, wan ſ an Weg onlegadn[2] durchi, wochſad da Stodtpark bis zan Neutborploß, bis za da Mur owi. Däs hät an Gſchick. Ober auframa! die ſchön groſſn Bam niedaſchlogn, Zinshäuſa hinbaun! Wer däs ongebn loßt, der hot ka Herz fü die Grazaſtodt.

Da Joggl: In olleriagnaſt[3] daborma ma die bravn Studentn. Hobn ſ in Gortn nit zan Pflonznſtudirn, aft wern ſ holt in 'Hopfn und d Weinrebn alloan ſtudirn; wan in Erzherzog Johann ſei Gortn amol koan Schotn meh gibb, aft gehn ſ in s Wirtshaus zan Erzherzog Johann oder in an oners, wo ſ Schotn gmua hobn.

Da Peda: Wans gonga wa, wia s die Gonzgſcheitn gern hätn mögn, ſa lag afn Glosih,[4] wo heint da prächti Stodtpark is, ah ſchon a Hänſahauſn. Und Leut, de zerſt gſchimpft und gſpödlt hobn, wir in Stodtpark die erſtn jungan Bamerln ſein gſetzt worn, de kinen ſih heint go nit gmua prohln mitn Graza Stodtpark und thoan, as wia wan ſ ſelba Sun und Regn von Himel gebn hätn, daß die Bam und Roſnſtaudn ſa ſchön gwochſn ſein. Sölchti Leut gibbs ollaweil. Ih ſog holt dos: da Stoan is in Menſchn ſei Feind und da Bam is ſei Freund. Wos brauchn dan heinzatog d Stoanhäuſa zſomzichliaſſn,[1] wir a Schouck Schouf, wan da Wulf kimbb! Mir ſein jo ka Feſtung nit. Schön ausanondabroatn auſſi in s Greani, in die gſund Luft, und va wegn an Vakehr: za wos hobn ma dan d Roßeiſnbohn, wan ſ nit noch auſſi will, wo die neugn Häuſa ſtehn! Däs Stückl Gortn und die por oltn Bam, de ma noh in da Stodt hobn, de loßts uns in Rua! Und die Taubn loßts uns ah in Rua!

---

[1] dort, [2] anlegen würden, [3] am allerärgſten, [4] Glacis.

Da Joggl: Die Taubn? Wia kimſt dan af oanmol af die Taubn?

Da Peda: Weil ſ d Stodttaubn wölln daſchuiſſn!

Da Joggl: Die liabn Thierln, de ſa luſti umfliagn afn Dachern und afn Hauptploß, daß ma moant, mar is in da Venediſtodt. Daſchuiſſn?

Da Peda: Die mehrern wölln ſ daſchuiſſn.

Da Joggl: Jo wegn wos dan? Freſſn ſ eahna z viel?

Da Peda: Freſſn nit, oba —

Da Joggl: Sein ſ ehna neidi um s Fuada? Fuadan[2] ſ eh die oltn Penſioniſtn ah.

Da Peda: Die Penſioniſtn fuadan ma jo gern.

Da Joggl: Du vaſtehſt mih nit, Bruada. Ih moan, die Penſioniſtn fuadan die Taubn.

---

[1] zuſammenzudrucken, [2] füttern.

Da Peda: Ober um s Freſſn hondlt ſa ſih jo go nit, um s Gegnthoal.

Da Joggl: Ih vaſteh Dih. Ober ih ſog da: den Fabla hobn mir ollimitanona. Und mir möchtn uns doh nit gern daſchuiſſn loſſn derawegn. Die orman Tauberln! Sa weit hobn ſih hiaz d Leut ſcha vabiſſn in Zonk und Zorn und Feindſchoft, daß ſ ſogor in Friednsvogl ausrottn wölln!

Da Peda: Is a ſo. A groſſi Stodt. Olls, wos Natur is, muas weck. An iada Bam, af den nit a iads Bladl a Zehnabanganotn[1] is, wird umghaut. An iada Vogl, der nit olli Tog in Curszedl ſingg, wird daſchoſſn. 's is luſti!

Va Groß-Abelsberg her.

Da Joggl: Kimſt grod a wenk z ſpot. Bruada, zan unſerer Singerei.

Da Peda: Ih brauch enka Singerei nit.

Da Joggl: Zwegn we dan ſo ſtulz?

Da Peda: Weil ih va Groß-Abelsberg kim. Do wird gſunga! Drei Gſongsvereina hobn ma z Abelsberg, und davon is an iada beſſa, wia die zwen ondern — aft konſt da s ſcha denkn. Nar van Fabla hobn de Gſongvereina, ſinga kinens nit. Oba dos mocht nix, kon da Turnverein ah nit ſingen, und da Fremdnvalehrsverein ah nit, und da vegetariſchi Verein ah nit, zwe ſul dan nochha grod a Gſongverein ſinga kina? Wans a Singfeſt oder a Muſigſpiel — Konzert ſogg mar af deutſch oholtn wölln, nan, ſa nehmens eahner an Boß oder an Tenor oder a Tenärrin z leichn,[1] va Wean her, oda gor von Auslond; wia weita daß Oana herkimbb und wia mehra daß er koſt't, um ſa ſchöna ſingg er, muaßt wiſſn.

---

[1] Zehnguldennote.

Da Joggl: Is an olti Gſchicht, daß die frempn Vögl ſchöna ſingen, wia die hoamaſchn.

Da Peda: Nau, ſo hot der Abelsberger Singbund vor a por Manat a Konzert gebn und weil er eahms einbildt, in Verein und in gonz Abelsberg kunt Koani vorſinga, ſo hot er a Primadona kema loſſn mit da Poſt va Wean her. De hot da höllaſch ſauba gſungan und hobn ihr z Lohn dreihunert Guldn gebn müaſſn.

Da Joggl: Fürs Johr?

Da Peda: Für funfzehn Minutn. Drei Liada hots gſunga dafür.

Da Joggl: Du vaſluamaſcht![2] Bruada, du luigſt mih lacht[3] doh on!

Da Peda: Lous na weita. Af dos hin, daß da Singbund a ſo wos Kars hot ongſtellt, kon da neugi Abelsberga Gſongverein nit ſchlofn. Stellt ah a Konzert on und loßt von Ungalond oda von Wellaſchn her, wos woas ih, an Tenor kema, daß er mitſingg! Unſini ſchön hot er gſunga. Hobn an ſechshunert Guldn geben.

Da Joggl: Ih beidl dih, Bua!

Da Peda: Zwegn we dan mih? Ih ſogs, wias gwen is. Schau, und weil holt dös Konzert von neugn Abelsberga Gſongverein go ſa fürnehm is ausgfolln, ſa ſogg da Muſiklub: Von Singbund und von neugn

---

[1] zu leihen, [2] du verdammt, [3] vielleicht.

Gſongverein derſn wir uns, wos mir Muſiklub ſein, nit z Schondn mochn loſſn. Ah freili nit. Drauf ſtellns ah a Konzert on und loſſn von Auslond an hochn Boß keman. Oba der hochi Boß ſogg: Däs is nit a ſo, meini Leut! Ih valong für a niadi Singnotn a Banganotn. — Guat is s, ſogg da Muſiklub, ſa kina mar in Singbund und in neugn Gſongverein übatrumpfn. Gebn in hochn Boß für d Stund ochthunert Guldn!

Da Joggl: Vadonkt nohamol, der hochi Boß kimbb hoch! Jo ſog, Bruada, wo nehma dan de Vereina s Geld her?

Da Peda: Die Zuahörer müaſſns büaſſn. A Ploß drei vier und fünf Guldn! An orma Teufel kon do freili nit mitthoan, wan er ah imer a gröſſera Muſifreund war, as wia die fürnehmen Herſchoftn, de ouſt grod derawegn in a Konzert gehn, weils Moudi is, gſtott n Ohrwaſchln liaba s Maul aufmochn und gleichweck goamazn.[1] Und da Verein ſelba muaß dena noh draufzohln und hot af dos ouſt longmächti zthoan, bis er däs Geld van Mitgliedern und Wuhlthätern wieda zſomzwickt und zſombedlt.

Da Joggl: Sa ſog mas, wegn wos gſchiachts dan nochha?

Da Peda: Die naraſch Großthuaerei, mei Liaba! — Ih wult noh nix ſogn, wans z Abelsberg koani Singa gab. Oba s is a Theater, an Oper. Wan s a Opernſinger a funfzg Guldn gebn, ſar is er froh und ſingg ouſt ah nit viel wilder, as wir a ſo a frempa Goſt, der af da Roas her ollamol gonz hoaſeri wird. — Wan ka vielgnonta Goſt do is, hoaßts, ſa gang neambd eini ins Konzert. Is nit wohr, ſe gehn ſchon eini. Erſtns ſein die Platz viel wöhlfala,[1] daß s der Unbemittelti ah noh nötholba daſchwinga kon, zweitns hörn d Leut doh don und won gern a großes Muſiſtuck, an Oratori, a Requien, a Paſſion, und wia s ſcha hoaſſn.

---

[1] in einem fort gähnen.

Da Joggl: Ih nit, ih. Füs theuri Geld Oan va weit her ziachn, der s in Leutn zoagg, daß mir nix kina, däs war ſchon ah mei Leßts.

Da Peda: Wir ih ſog, d Abelsberga hätns nit vanöthn, ſe brachtn aloan ah wos zſom. A wenk mehra Stulz und a wenk wenka Großthuaerei, wurd gſcheida ſein. Ih wult nit ſogn, wan mas Geld hätn, daß mar uns berühmti höcheri Baß und Primadonen daſchreibadn, oba ſchuldnmochn und douh dabei in ärmern Leutn, de ah amol ſinga hörn möchtn, die Thür vo da Noſn zuaſpürn — däs hoaßt nix.

Da Joggl: Hobns dih lacht nit einigloſſn?

Da Peda: O jo, hon jo meini drei Guldn gſchwitzt zan höchern Boß. Van Hoamgehn hon ih ma mein Thoal denkt.

Von Obn und Untn her.

Da Joggl: Nau, Du olda Weltausſlicka, biſt wieder amol do? Gelt, hät holt a Louch kriagg, s

---

[1] billiger.

Kroanlond,[1] wanſt nit af Laiboch groaſt warſt, Gſchichtn vorleſn!

Da Peda: Spödl na zua! Wanſt von Anaſtaſius Grün amol wos ghert häſt, ſa liaß ſih redn mit Dir.

Da Joggl:

„Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat . .“

Da Peda: Schau Du! Biſt donh nit ſa dum, wiaſt ausſchauſt.

Da Joggl: Bagelts Gond!

Da Peda: Nix für unguat. Woaßt, d Laibocha Turner hobn in Dichter a ſchens Denkmol gſetzt, z Lohn, daß er z Laiboch af d Welt keman is. Und za der Soch hon ih holt ah gern mei Gröſchl zuwigſchouſſn[2] und hon derawegn ſelm a Firleſerei gholtn. Du, den Buſchn, den ih da kriagg hon va den Laibocha Turnern, und a ſchwarz-roth-guldanas Bandl dron, daß ih ausgſchaut hon as wir a Breidigon. Hobn ins oba die Kroana, de Saggra, ſpäter ongſtänkt. Grafft is worn! Wegn an Dichter! Ja, zua gehts! — Bin nochher af Pettau gonga; ſelm hobn mih ah wieda die Deutſchn kema hoaſſn, die deutſchn Schulmoaſter! und wan oan da Schulmoaſter aufruaft, do muas ma „hier!“ ſogn, däs hon ih ſchon ols Schulabua glernt. Nau, daß ih ſog: die Pettauer Schulmoaſta welln a Büacherei herrichtn, daß die gmoan Leut wos Urndlichs zleſn hobn, wan ſ leſn welln. Woaßt, Bruader, ah da gmoani Menſch ſchaut za Feirobndszeitn oda Suntas nohmatog[3] gern imer a wenk in a Büachl eini. Wos n da Jud ins Haus ſchickt, oda wos n meintswegn a frumi Bruadaſchoft onloubb,[1] dos is nit olamol ſauba, muaßt wiſſn, onblauſcht und irrgführt wird er, daß s nar olls ſtabb.[2]

---

[1] Krainland, [2] beigſteuert, [3] nochmittags.

Da Joggl: Geh geh, Peda, mir Baurn loſſn uns nit ſa leicht onblauſchn. Wan mar ah ouſt ima wos leſn, mir glabn nix. —

Da Peda: Freili, Ees glabbs nix. notürla! Soggs und mochts ober Olls noch, wos s in a ſo an Büachl leſts. Rents in d Luderie,[3] wan Enk s Trambüachl wos firmocht; treibbs Holaspolas, wan s in Planednbüachl zleſn ſteht; douktads und ſchmierts und moudats[4] umanonda mitn dümaſtn Zeig, wans in an oltn Orzneibüachl grotn wird. Ees glabbs nix, jo! An iadn Eſl trobbs noch, an iadn Lumpn gehts afn Leim! Wan Enk Oana ſchreibb: Baurn, ſelm ban Thörl-Kreuz is a Schotz bigrobn! Akrat wüahlts a Louch. Wons in an Gſchriftl leſts: Wer an Jubläroſnkronz bet't und drei Kirchfohrtn varicht't, den ſein d Sündn vagebn, denkt eahm ouſt imer Oana: guat is s, af de Moanung ſtiehl ih mein Nochbarn noh chanter an Sock Korn. Und wans in an Buach a rechts Spitzbuabnſtickl leſts, ſo denkts Enk: der Lump! und mochts as noch.

Da Joggl: Na hörſt! Du putzt uns ſchön auf!

Da Peda: Geht jo nit Enk oloan on! D Stodtleut ſein nit um a Sauharn beſſa. Derawegn is s brav, daß ſih d Schulmoaſtaleut bekimern, wos die gmoan Leut leſn, und is s brav, daß ſ a Büacherei herrichtn, wo d Leut wos Rechtſchoffns lerna kinen. Und dabei hon ih in Pettauer Schulmoaſtern a wenk helfn welln. Weils guat ausgfolln is, ſa hobn mar aſt nachher an Wein trunkn — an guatn Untaſteira-Wein. „Do kriagg d Welt an guldanan Schein! Hoſt recht, wanſt brav juchazſt und lochſt, mitn Goud Bodan Bruadaſchoft mochſt; die gonz Welt vazeih ih mein Hergoudn, weil a guats Weinl drauf wochſt!“

---

[1] anrühmt, [2] daß der Staub fliegt, [3] Lotterie, [4] frettet.

Da Joggl: Biſt nit kirzla[1] leicht amol ban Schmiedn und Eiſnröſtern z Vodernberg gwen?

Da Peda: Wul, wul! Ban friſchn und luſtign Leutn obn mittn in Gwänd. Hobn uns zſomgſetzt in da Stubn, hon eahna wos firgleſn, hobn brav glocht. Weida bin ih in den Fruahjohr noh unten in ſteiriſchn Paradieierl gwen, in mein liabn Gleichnberg. Wir oanzi ſchön däs Gleichnberg is, däs gſiacht mar erſt, wan mar olßa gſundta hinkimbb und nit olßa kronka. — Aſt bin ih wieder amol af Deutſchland auſſigrent.

Da Joggl: Jo, vaſtehn ſies dau, s Steiriſchi, dä do draußtn?

Da Peda: Lochn und boſchn,[2] wia ban uns dahoam.

Da Joggl: Gelt, Peda, wan ſ recht boſchn, d Leut, ba Deina Vorleſerei, do ſteht da holt nochha da Kom, gelt?

Da Peda: Wegn wos? Ma derf die Gſchicht nit ſar ernſthoft nehma. s Boſchn is Heſlikeit, is nit ollamol drauf z gehn, däs kon ih da ſogn. Do hon ih amol z Graz an Vorleſer zuaghört, der is gor va Preuſn keman und d Leut hobn an ondechti zuaglouſt. Wie er aufghengg[1] hot zan leſn, hobn ſ boſcht, daß ih gmoant hon, d Händ brakn[2] s eahner oh, go nit aufhenga hobn ſ welln von Boſchn und da Vorleſer hot vul Glickſelikeit ſeini Bugerln gmocht, oans ums onder. Aſt nochha, wia d Leut heraußt af da Goſſn ſein gwen, do hobn ſ brav gſchimpft. — Hon ih ma mein Thoal denkt! Mih holt's Ees neama firn Norn, hon ih ma denkt, wan ih wieder amol vorles dan Enk, ih gib nix mehr af Enka Boſchn. Moch oder mei Bugerl. Woaßt, wia da Morre ſingg: Der ſopp Den, und Der ſopp Den, und Oana ſopp den Ondern.

---

[1] kürzlich, vor Kurzem. [2] klatſchen.

Da Joggl: Jo Peda, zwe gehſt dan nochha firleſn, wanſt moanſt, daß s eahna nit gfollt?

Da Peda: Weil ſ mih einlodnan und ollaweil wieder einlodnan, und weil d Leut gſtroft wern miaſſn firs Einlodnen.

Da Joggl: Geh Bruada, moch Dih nit ſchlechta, wia ſt eh ſcha biſt. Ton und won konſt doh ah wos Guats ſtiftn mit n Vorleſn . . .

Da Peda: A ſou is s! Und däs muas ma thoan, ob d Leut nochha boſchn oder troſchn.

Ba da Hauſiererei.

Da Joggl: Bruada, heint loß amol mih redn. Mih wunerts nur, daß Du — der ſiſt Olls gleih bloſt, ah wos n nit brent — üba d Hauſierer noh nix gſogg und nix gſchriebn hoſt. Du muaßt as jo kena, dös umalaſſendi Glumppad,[1] dös in Leutn s Geld auſſalizlt, d Weiber onplauſcht und d Maner onſchmiert; heunt betriaggs, morgn bedlts, übamorgn ſtreichts ſei Profitl ein und kaft a Stodthaus.

---

[1] aufgehört, [2] ſchlagen.

Da Peda: A kloans wenk übatreibſt, Bruader, oba dös mocht nix. Ma kents eh, s Hauſierawesn, viel is nit dahinter. Eh va Zeitn, ſa long nit in an iadn Dörſl a Karfmon is gweſſn, wia heint, hots ſei miaſſn, daß wer d Worn umtrogn hot za die Leut in der Oangſchicht.[2]

Da Joggl: Jo jo. Oba heinzatog, wo da Baursmenſch olli Sunta grod Spitzruathn laſſn muas durch a holb Dutzad Kromaladn in Dorf — bſunders, wan er überol ſchuldi is — heint braucht ma Koana va Haus za Haus umzbugln mit da Kraxn. — Und woaſt as, wia ſ as mochn, de oltn Hebreer, und ah die jungen, wan ſ die Baurn wölln onſchmiern, und d Regierung betriagn? Geht a ſo Oana her mit an Haufn Schundworn, lauter Ausſchus-Graſſl, und niſt't ſih in da Gegnd in an Wirtshaus ein. Van den Wirtshaus aus geht er hauſiern, oamol do hin, oamol durt hin, bis er mit a laara Kraxn und mit an vuln Beidl zrugg kimbb. Oder er hondlt Lampelfeel, Kitzfeel, Wull, Boanknochn, Zoudn[3] und ſelchti Sochn ein und trogs ins Wirtshaus zſom, wo er s nochha mit aran Wogn weckzarn[4] loßt. D Einwohn in Wirtshaus muas intaſchuſſn[5] af a por

---

[1] Geſindel. [2] Einſchicht. [3] Fetzen. [4] fortſchleppen. [5] von Zeit zu Zeit.

Tag aufhengar[1] und geht da Kerl in a Nochbarsdorf, damitn s Gſetz nit onkon mit da Steur oda gor mitn Chſchiabn. Fi d Hauſiererei hot er olli Johr a fünpf Guldn z zohln und nit um an Kreuza mehr. Dabei ſiicht er in Kaufmon, der viel hunert Guldn Steur zohlt, die Kundn wek. Und wos für uns Baurn noh da greßti Schodn is, ſleantſchlt[2] in Deanſtleutn s Geld auſſa, mochts imeramol ſagor unehrlih, mocht eahna Guſter af Sochn, de ſ nit brauchn, für s Aug is ſ hergricht't, d Wor, s Onſchaun holt'ts, da Deanſtbot loßt ſih onplauſchn und geit[3] für an Schmorn ſeini bluatin Kreuza hin. Meintswegn, a muatſchens Holstiachl. ban erſtn Woſchn is d Forb weck. A Kidlzeig, daß oan s Herz locht, wan ma n onſchaut, die brinrotn Bloaman drauf; amol in Regn kema damit und da Hodern is ſiati. A juchtnlederanas Briaſtaſchl. „Wans na vul wa!" ſogg da Knecht und geit ſein leßtn Groſchn dafür aus, an etla Wochn hot ers, zonts hint und vor ausanonda, s leti[4] Popier is s. A Silbaleffl um funizg Kreuza. wo kriagſt oan um dös Geld? Kafn! die hoaß Suppn frißt s Silber und du frißt die hoaß Suppn. Da blechani Scherbn bleibb üba. A Toſchameſſerl zan Zuaſchnoppn, drei Meſſa ſein diner und a Pfeifnausreingla.[5] Um a vierzg Kreuzer! Um ſechsadreißg loßt ers. Wiaſt s erſtimol a Gaſchtn[6] wilſt obſchneidn, geht da gonzi Teufel ausanonda. Zindhölzle! Um an Kreuza zwoa Schachterla, nit amol her troggs Oaner um dös Geld uban Berg auſſa. Wos is s? Wia ban Leutn is s, unta zechn Köpſler is oans, däs Feur gibb. Muadagottasbreverla, Heilignbildla hot er ah, da Jud; weil er mitn Beſchneidn ſa guat umgehn kon, ſa hot er in heilign Franziſchkus Xaveri untaholb in Rom wekgſchnitn, und vakaſt n fir n heilign Antoni, um den mehra Nochfrog is . . . .

---

[1] aufhören, [2] ſchmeichelt, [3] gibt, [4] pure, [5] Pfeifenſtierer, [6] Gerte.

Da Peda: Na weiter in dera Dickn, ih lous da ſcha noh a Weil zua.

Da Joggl: Oh jo! Bis ma die gonz Kraxn, af der noh an ends Binggl[1] liegg, durchgmuſtert hätn, do wurd da die Geduld akrat vagehn. Und olls mitanonder is Ohleger-Graffl. Woaßt, wir unſa Muada gern gſogg hot: Wer in wulfeilſtn Worn nohgeht, der is a Baſchwenda.

Da Peda: Wohr is s. Und wos Du aus n Baurnlebn ſogſt, däs muas ih von Stodtleutn ſogn. Däs is a Schimpferei olaweil üba d Judn, und wan ban Judn da Schund um an Groſchn wulfeiler is, as wia ban Kriſtn die guat Wor, ſo kaffn ſ ban Judn.

Da Joggl: Wer ſchimpft, der kafft.

Da Peda: In an Judngwölb, nit ſchliafn konſt va lauta Leut; in an Kriſtngwölb laffn afn Bodn d Mäus um. Wia ſul a kriſtlicha Kaufmon do bſtehn kina? Und wegnwos kon da Jud ſei Wor ſa wulfeil gebn? Weil s Ohleger-Graffl is, oda weils Wor is var an ohtrentn[2] Kriſtn.

Da Joggl: Gonz richti. Oba ban Enk in da Stodt gehns wenigſtens nit mitn Binggl um.

---

[1] Bündel, [2] zu Grunde gerichteten.

Da Peda: Freili nit, und däs is der Unterſchied, ban Enk laſſt da Jud in Baurnan noch und ban uns laſſt da Stodtmenſch in Judnan noch.

Da Joggl: Is a ſo. Wird eh a ſo ſein. Oba mir möchtn d Hauſiererei gern ohbringa.

Da Peda: Hobs gonz recht, und ih hilf Enk dabei, wan ih kon. Wan ſih na nit aſt eppa d Hebreer, de eh hauſiern ſein gongan, ols Kaufleut ban Enk feſtſetzn, a ſo as wia ban uns.

Da Joggl: Bajeiln![1]

Da Peda: Nit vanötn. Gebts eahna ka Geld, und ſe gehn ſelba.

Da Büachlauſſiſchmeiſſer.

„Oba Schulmoaſter! Oba Schulmoaſter! Wos treibſt dan?“ ſchrei ih, wir ih's wohrnim, daß er in da Stubn in Büachelkoſtn aufreißt und oan Buch ums ondri hernimbb und ban Fenſter auſſiſchmeißt.

„Wos ih treib“, ſogg er, „ſiahſt as nit? Büachel ausmuſtern. Aus da Schulbiblidel Büachel ausmuſtern.“

„Oba Jäiſſas, Du wirſt doh in Kleiſt und in Körner und in Grimm nit ban Fenſter auſſiwerfn!“

„Freili“, ſogg er.

„Und in „Sendbotn“ loßt drina? Die „Wunder von Lurdes“ loßt drina? s Trambüachl loßt drina?“

„Freili“, ſogg er. „morgn kimbb da Fiſidirer, ih bin verontwortlih für dos, wos die Kiner und d Leut leſn und wos ſ nit leſn. Ih will gwiſſnhoſt mei Pflicht thoan. Der Arndt! Auſſi mit Dir! Der Hebel! Auſſi mit Dir! Der Anaſtaſius Grün! Van Fenſter auſſi! Und ees zween Groſſn! her mit Enk! Van Fenſter auſſi!“

---

[1] verjagen.

„Menſch!“ ſchrei ih und ſohr n in d Hond, „Du wirſt doh in Schiller und in Goethe nit auf die Goſſn auſſi werſn?“

„Wegn wos dan nit?“ frogg da Schulmoaſta, „wans in Koſtn ſtehn, leſts ka Menſch.“

Hiaz hon ih n vaſtondn.

„Schulmoaſta!“ ſog ih, „de Muſterung gſollt ma.“ Und wir ih ban Fenſter auſſiſchau, gſiach ih's richti, wia d Leut urndli[1] raſſn um die Büacha, de da Schulmoaſter auſſigworſn hot.

Wir er nochha ſiati is, ſogg er: „So, und de wern eingſpirt!“ Mocht die Koſtenthür zua, draht in Schlüſſl um und ſteckt n in Sock.

„Ih woaß nit“, ſogg er nochha za mir, „wos Ees hobbs, daß Enk in Miniſta ſei Verurdnung nit recht is. — Leicht an Ondera hät gſogg: Die welchtn Büacha von Kinern und Vulk gleſn wern ſuln, und die welchtn nit, däs beſtim ih! Unſa Miniſta herentgegn ſogg: Schulmoaſtaleut, gehts her do. Af Enk vatrau ih. Ees ſeids gſcheit und gwiſſnhoit und loßts Enk s Vulk onglegn ſein. Eees lents Enka Gegnd, Enkri Leut und wißts, wos eahna noth thuat. Ees beſtimbbs as, wos ſ leſn und wos ſ nit leſn ſuln. — A ſelchts Vatraun gfreut uns und wern ma s nit z Schondn mochn.“

---

[1] ordentlich.

„Won ſ oll ſa woda warn, as wia Du!“ ſog ih.

„Wird nit viel Ausnohmen gebn. Wos a brava Schulmoaſter is — und die ſchlechtn ſult mar eh gleih penſionirn, und wan oana zehntauſnd Guldn Johrespenſion kriagg, ſa mocht er in Stoot nit ſa viel Schodn, as wia wan er a ſchlechta Schulmoaſta bleibb. Olſa, wos a brava Lehrer is, der woaß recht guat, wos a Büachl ba die Kina nutzn oder vaderbn kon. 's Ollererſti is — ih hons ah unſern Pfora gſogg — 's Ollererſti is Moral und Sittlikeit, nochher eh gſchwind drauf kiembb d Religion.“ In Pforer is s ſchier zſpot gwen. „Wul wul“, ſog ih, „Hohwürdn, d Sittlikeit is für Viel nutz, d Religion nur für den, der ſ hot, alloan. Af da Welt lebn muaß da Menſch für die Ondern, in Himel kema kon er nur für ſih ſelba. — Nochher ols drittes, oba nit letztes Hauppſtuck kimbb d Bodalondsliab. A Büachel, däs gegn oans von de drei Hauppſtuck wos hot — ?“

„— muaß auſſi!“ ſog ih.

„— bleibb eingſpirt“, ſogg er.

Druck ih af ſein Zohnt. „Was d unta Bodalondsliab vaſtehſt, möcht ih noh wiſſn“, frog ih.

„Aha!“ ſogg da Schulmoaſta, „do will er Oan aſs Eis führn. Se mögn üba de Soch umſtreitn wia ſ wölln, mih mochn ſ nit irr. Mei Bodalondsliab is d Liab zan Hoamatlond und za mein Vulk.“

Druck ih af ſein zweitn Zohnt und frog: „Und wos vaſtehſt dan eigentli unta Religion?“

„Bua Peda“, ſogg er, „Du biſt heint über an

Schulinſpecta, ſa neugieri. Nau, ih moch ka Ghoamnuß draus. Religion is da Glaubn an Goud, der Himel und Erdn daſchoſſn hot, 's Guati belohnt und s Böſi geſtrofft.“

„Do wirſt oba Dein Kinern koani naturwiſſnſchoftlichn Büacher in d Hond gebn wölln“, ſog ih.

„Worum nit?“ frogg da Schulmoaſta. „Olls derſn ſ leſn, wo nit ausdrückla ſteht, as gab koan Goud und da Menſch war in Guatn und Böſn nit beſſa wir ondri Gſchöpf. Und wo däs amol dreinſteht, dos is eh ſchon a miſrabls Büachl, däs koan wiſſnſchoftlichn und koan ſittlichn Wert hot. — An iads Büachl is guat, aus den da Menſch d Welt und ſih ſelba kena lernt; an iads Büachl is guat, däs an Menſchn aufmuntad und eahm Muat und Vatraun gibb zan eahm ſelber, und d Hoffnung af a Beſſerwern, wan d Leut zſomholtn und oanonda beiſtehn. An iads Büachl is guat, däs d Wohrheit ſogg; d Welt is long nit ſa ſchlecht, wia s Thoal Leut moan. Und aft denk ih ma holt däs: Die zeitlih Wohrheit führt zu der ewign — und die ewigi Wohrheit is Goud ſelba.“

„Schulmoaſta!“ ſog ih und pock n ba da Hond, „wan Olli va Dein Stond a ſo denkn, wia Du, nochha wirds wieda beſſer af da Welt, wieda beſſer und luſti. Schod, daß ih ſcha noch und noch olt wir und fuat muaß.“

Da Schulmoaſta ſchaut mar ins Aug und ſogg: „Peda, wer wird von Oltwern redn! Hoſt jo Kina! Stirbſt nit aus.“

„Recht is s ma. Mir gfollts af da Welt.“

In roaſandn Pedan ſei Wondabüachel — hiaz mochn ma s zua. Die Zeit rumpelt ſchreckbor gſchwind vabei. Ouſt imer a Wort und Moanung über a Ding is nouh laut, daweil s Ding ſelba long ſcha vagongan is — a Federn ohni Vogel, a Schotn ohni Bam, an Ontwort ohni Frog. Wan s eppa denan Bladlan aus n Wondabüachl ah nit viel onderſt gehn ſullt, ſa dàrf uns däs nit vadrüaſſn. Kloani Bildla zan Ondenkn ſein s — ſiſt hobn ſ ka Bedeutung.

Da roaſandi Peda nimbb Urlaub.

Gſungeni Sochn.

Anna von Auſſee.

Geh, Veda, dazähl uns
Die Gſchicht va da Nanerl,
Von brawn und kreuzſaubern
Dirndl in da Wildnuß,
Und wir aft da Prinz kimt
Und d Nanerl zan Weib nimt.

Sa bedln[1] die Kinda,
Da Veda ſogt: Stad ſeids!
Ees hörts doh in Lüftn
Die Gloggan,[2] wia ſ ſumpan,[3]
Gehts, gehn mar af die Brunhech,
Va da Tan, wo mar ausſiacht
Schön owi ins Thal und
Ah eini ins Gamsgebirg.
Selm ſehn mar uns nieda.
Die Gloggan hört ma ſchellan,
Im gonzn Lond klingens,
Ma woaß nit, wo ſ läutn,
Und was s hot z bedeutn. —

---

[1] betteln, [2] Glocken, [3] ſummen.

Und aſtn ſein ſ gſeſſn
Selm oba af da Brunbeck,
Um an Bodan die Kinda,
An iads ſchon in Olda,
Wo Liabsgſchichtn hell wir
A ſilbernas Hamerl
Aſs bluatwormi Herz ſchlogn.
Nar oanzi da Hanſl
Mächt liaba noh Gſchichtn
Va Rittern und Raubern,
Er fürcht't nix und ocht't nix,
Da Hanſl is kloan,
Oba mei Gad, däs mocht nix.

Da Voda ſtopfts Pfeiferl,
Vaſteht ſih, dan Gſchichtn-
Dazähln muas ma rachn,
Siſt that oan nix einfolln.
Jo Kinda, hebt er on aſt,
Olli hundert Johr oanmol,
Wans guat geht, oba go nit,
Wirds gſchechn, wos ih moas.
Die mehrern Leut miaſſns
Noch Mondi[1] und Zeit hobn;
A bſunderi Gſchicht muas
Ah bſunderi Leut hobn.

Da Plochl, der olti,
Da Poſtmoaſta z Auſſee,
An Ehrnmon, wer n kennt hot,
Oba ſiſt ah nix weita;
Mei, Poſtmoaſtaleut und
Ah Ehrnmana hots za
Dajewin[2] Zeit freili
Noh gnua gebn. A holt jo! —

---

[1] Mode, [2] derſelbigen.

In Auſſee is d Welt ſchön,
Heint woas ma dos long ſcha,
Oba vor a ſiebzg Johrn noh
Hot ſo wos ka Menſch gwißt.

As is ka Baloß nit
Af d Augn, de da Menſch in
Sein Kopf umtrogt, wohrla![1]
Schier olli Johrhundert
Gfollt eahna wos anders.
Ober ih muas grod däs ſogn:
Wos ſchön is, des bleibt ſchön,
Sa longs nochn Sinn geht,
Der nit erſt long umfrogt
Wos do dazua d Leut ſogn.
Wer viel frogt, geht weit irr.
Jan Herzn muas a Kopf ſei,
Wer s ſelba nit woas, wos
'n gfollt, muas a Tropf ſei.

Da Johann von Oeſterreich,
An Ausnohm va die mehrern Leut,
Afn rechtn Fleck s Herz und
Afn rechtn in Kopf gſtellt,
Wias heint noch von Prinzn
In gonzn Lond z gſpürn is.
In Johann hot s Wild gfolln
(Is a prächtiga Schütz gwen),
Oba beſſa da Wold noh;
Ah da Fiſch af n Ongl,
Oba beſſa da See noh;
Ah da Schwoagerin ihr Aeugerl
Und s roſnroth Wangerl;
Oba beſſa noh d Sunngluat
Afn Dochſtoaner Eisfeld.

---

[1] wahrlich.

Jo freili gibts Leut, ſogn:
Wos mußt ma da Dochſtoan!
Ma kon va da Hochgluat
Jo nix owabeiſſn,
Nix leckn, nix ſpieſn.
Däs moant ah der Olmochs
Und bleibt af da Wieſn.

Und daß ih dazähl hiaz,
Der Erzherzog Johann
Hot ſih onkafft in Steiriſchn,
(Vodanberg, Brondhof).
Und wan er intaſchuſſn[1]
Af Auſſee kimt, is er
Ban Poſtmoaſter einkehrt.
Do gibts glei ſuat luſtigi
Gſellſchoft, hobn gjodlt,
Hobn zidernghſchlogn, gwiſchbelt,[2]
Hobn s Hackbredl gſpielt ah;
In Prinzn hot s ſteiriſchi
Weſn go wulgſolln,
Hot mitthon und wan d Leut
Scha hölliſch Reſpekt hobn
Vor n Johann, mog er s namla
Wul zoagt hobn, daß er einwendi
Grod ſo a Menſch is, ma kentn,
Wir Onderi ah, und jan Wendn.

Da Plochl, der olti,
Der mogn nit recht traut hobn,
Mit hochn Hern iſt ma
— Wia s hoaßt — nit gern Kerſchn,
Af oanmal hoſt a gaſſtwul[3]
Kern in da Papn.[4] —

---

[1] bisweilen, [2] zu zweien gepfiffen, im Gebirge ein beliebtes Muſikſpiel, [3] handvoll, [4] im Geſicht, im Mund.

— Schreit hiaz da kloan Hanſl
Du, Voder, ih möcht Kerſchn! —
Selm ent ſteht da Bam, ſagt
Da Voda, krazl auſſi,
Oba zreißt ma dei Hoſn,
Kriagſt Wiſchgari wuſchi![1] —
Af dos geht er nit ein,
Da Kloani, bleibt ſitzn,
Und heint is n liaber
A Gſchicht, as wia Kerſchn. —
Da Voda thuat weita:
Und wia holt hiaz gach wieda
Z Auſſee dos Gred geht:
Da Prinz kam, do ſchäaſſn ſ
Vo Freud durchanonda,
„Da Prinz kimt, da Johann,
Den mian[2] ma wos onthoan,
Wos Schöns mian ma machn,
Daß er woaß, wia ma n gern hobn.“
Und am Obnd, wia da Prinz von
Gebirg oa[3] zan See ſteigt,
Afn Platzl, afn greán — ſteht
Noh heint zan Gedächtnuß
A ſtoanani Säuln ſelm —
Seins noch da Reih aufgſtellt,
Die Auſſeer Dirndln
In ſchneeweiſſn Gwandl.
An iads hot a Kranzerl,
A greans, afn Köpfl,
A Sträußl an iads in
Da Hond, und dås gebns eahm,
In Prinzn, und a Sprüchel
Sogt Oani, daß s an Fuam[4] hot.

---

[1] Andeutung für Schläge, [2] müſſen, [3] herab [4] eine Form, eine Art.

Da Prinz kneiſts ins Wangerl,
„Na brav“, ſogt er, „brav ſeits,
Und ſauberi Dirndln
Schon Oani wia die Ouder.
Oba wos is s mit Der ſelm?“
Weil hintn ban Hullabam
Oani is gſtondn, ihr
Sträußl af die Bruſt druckt,
Und traut ſih nit fira.
Und ſchauts, grod da Sebin
Geht er zua, da Prinz Johann.
„Und Du mogſt mih nit?“ frogt
Er, „Dirndl, mih zimt go,
Du fürchſt Dih vo n Jagern!“
Wir a Hedſchapedſchröſerl,[1]
Sa roth wird ihr Gſichtl,
Und guckt afn Erdbodn,
Wia die Käferla laſn.
„Und derf ma s nit wiſſn?“
So frogts hiaz da Johann,
„Wias d hoaßt, mei liabs Schotzerl?“
Er ſchaut ihr afs Göſcherl,
Der Ontwort wegn. — „Nanerl“,
Sogts gſchami und draht ſih
Af d Seitn, und woant und
Woas ſelba nit, wos s hot
Vadroſſn. — Do frogt er
Wen Oudern, da Johann,
Wems s ghörad, däs Dirndl?
In Poſtmoaſta z Auſſee, hoaßts,
Wa däs a Töchterl. —
Da Prinz geht zan See und
Schaut nochdenkli owi
In dunkelgrean Seegrund.

---

[1] Hagebuttenröslein.

Va der Zeit on hot ſih
Da Prinz nit go ſeltn,
Wan er einkehrt ban Poſtwirt,
Za die Hausleut in d Stubn gſetzt.
Nau, d Weibaleut nahn
Oda begln und ſtrickn,
Da Prinz woas an Zader
A freundlichi Onſproch,
Na grod za da Nanerl,
Za der ſogt er go nix.
Sie denkt ihr: is ah recht,
Und hot n nit ongſchaut.
Oba gach amol, wia ſ grod
— As ſchickt ſih oft naraſch —
Alloan ſein in Stübl,
Do nimt er s ba da Hond her
Und frogts go vatrauli,
Obs eahm nit kunt guat ſei?
„Schau, Nanerl," ſo ſogt er,
Sei Herz hot n bongazt,[1]
„O, wanſt ma s nq glaubn kuntſt,
Kind, wia ih Dih gern hon.
Seit ih Dih hon gſechn
Is mar Olles vaſunkn!
Mei Mocht und mein Uebamuat
In See tiaf datrunkn.
Vor Dir, Kind, vor Dir
Foll ih nieder af mein Knia,
Oh gwoltigi Gwolt!
Und wan da Himel einfollt,
Und wan ſih d Stoanfelſn kliabn,
Dih, Dih muas ih liabn!" . . .

An Stich gibts da Nanerl,
An Stich bis ins Herz ein,

---

[1] heftig gepocht.

Am ganzn Leib ziderts
Wir an eingfongans Täuberl.
Oba gſogt hots ka Wort, nit
A Wörtl hots gſogt drauf.
Und eahm is dos gnua gwen.
Die Dorfdirndln kinan
Scha na ſogn, und ſchneidi,
Wan ſ Oan nit leicht leidn mögn. —
Aſt muas ah, vaſteht ſih,
Mitn Poſtmoaſta gredt wern;
Oba ſchauts, der olt Plochl
Kimt n Prinzn ſcha voran.
In Huat in da Hand und
Schön deamiati ſogt er:
„Kaiſerli Hoheit,
Verlaubn a kloans Wörtl.
Wos ſul ih ma denkn?
D Leut redn a ſo Sachn;
Mei Nanerl, daß ih s grod ſog,
Is holt wul ka Spielzeug!“ —
A Michel, a groda
Wa da Plochl ſei leppa,[1]
Und däs hot n Prinzn
Grod gfolln, na ja ſogt er:
„Mei liaba Herr Plochl,
Mih gfreuts, daß Ihr ſo redts
Und ah noh vor meina
Die Voderspflicht feſtholt's.
Und weils Ihr ſo aufrichti
Seids, will ihs ah ſein.
Ih laugn s nit, Enka Töchterl,
Ins Herz is s ma gwachſn.
Verontworts vor Enk und
Vorn Herrgott in Himel.“

---

[1] ſein Lebtag.

Verontwortn? Wia dås
Dan gmoant wa? „Wia s gmoant is?
Daß Johann von Oeſtreich
A Frau kon daholtn“[1] . . .
Leicht glaubts ees, da Plochl
Wa hiaz aus da Haut gfohrn
Vor Hoffert und Freud
Uebern Johann ſein Ontwort?
Scha go nit. Na, won er
Sie gern hot und heirat't,
Wos is dan do weita?
A Prinz, daß er is, mocht
Die Gſchicht zwor vazwickelt;
An Ehrnmonn ober ah, wos
Die Sach wieder ausgleicht.
„Thoan kaiſerli Hochheit,“
A ſo ſogt da Plochl,
„Jn Schriat übalegn noh,
A pormol drauf ſchloſn.
Ah ih wills bedenkn.
Is d Anerl nit obgnoagt.
(Dås Dirndl hot Flauſn)[2]
Und ſein ma da Moanung,
Daß ma glückli mit ihr wern,
Und ſo, wia ſies wert is,
Ah ſie glückli mochn,
So kina ma ſpäda
Noh redn va der Sachn.“

An ausbindis Dirndl,
A reſchak is d Nanerl,
Vaſteht mitn Leutn
Und ſiſt mit Olln umzgehn,
Sa nimts hiaz da Johann

---

[1] kann ernähren, [2] Mücken im Kopf.

Af Bodanberg auffi,
Und muas do's kluag Dirndl
Sein Wirtſchoftshaus verſtehn.
Hiaz is owa ſo wos
In Leutn nit recht gwen.
Sa ſchreibt aft da Plochl
Af Bodanberg auffi:
Sei Tochta ſul hoamgehn,
D Leut redn, und ma woas nix!
Da Prinz hot glei zruckgſchriebn:
Is recht, ſie wird kema,
Nur kimts enk alloan nit.
D Leut Mäula mögn laut ſein
Bis ſ ſtill wern; da Bräutigon
Wird ha da Braut ſein!

Hiaz hobn ſies dakent, daß s
Tan richti ſein Ernſt is.
Do deucht gach der Nanerl,
As deaſad nit ſei, däs!
Von höchaſtn Stomen[1]
Da Monn, und die Braut nar
An oanſältis Bürgakind!
Gonz aus wars und gſahlt wars!
Zan Unglück miads ausſchlogn,
Und d Freund, wia ſ oll ohredn!
As ſogt ah da Geiſtla,
Daß d Hoffart vorn Foll kam.
Und wia s oft ſcha ſei muas,
Hot grod um de Zeit hiaz
An Auſſeer Bürger,
A bravs, hübſchas Bürichl,
Um da Nanerl ihr Hond gworbn.
Uh jeß! denkt ſih d Nanerl,
Do war aft af oanmol

---

[1] höchſten Stamm.

Die Gſchicht aus und s Gred aus,
Und s Herz — wird ſcha ſtill wern.
Da Burſch bit't um Ontwort,
Und d Nanerl hot jo gſogt. —
Mit hängandn Köpfl,
As wir a welchs Bleamel,
Geht ſ nochher umanonder
Und hot ſih wölln zwingan,
Ihr Büabl recht gern zhobn.
Oba s Liabn und s Betn,
Dås loſt ſih nit nötn.[1]
Und guat ſein, dås wills n
Wia s Chriſtnpflicht vorſchreibt. —
Do is a Veranerung.[2]
Ehs d Heirat noh Ernſt wird
Mitn Bürgaſuhn z Auſſee,
Follt Der in a Kronkhat,
Legt ſih nieder und ſtirbt ah.
Is gſtorbn, jo. Und dås hot
Hiaz d Nanerl für an Deuta
Von Himel ongſechn.
„In Gottsnom“, ſa ſogts drauf,
(Die Treu, de trogt Zinſn)
„Wan er mih ſa gern hot,
Ih wogs mitn Prinzn.“

Und hiaz is an Ondrer,
Den s wieda nit recht is,
Neamt Geringerer richti,
Wiar in Prinzn ſei Bruada,
Da Kaiſa von Oeſtreich.
Hot freili wos dreinzredn,
Gleiwuhl ah da Johann
Scha long wa majrenn gwen.

---

[1] zwingen, [2] Veränderung.

Der will nit, da Kaiſer,
Und ſtemt ſih dagegn, daß
Sei Bruada do Oani
Von Bürgaſtond heirat't.
Af däs hot da Johann
In kaiſerlin Herrn gſogt:
„Wan ih ſcha ka bürgerlich
Dirndl derf nehma,
Sa hebs holt in Odel.
Va mir kriags in Odelmonn,
Du gibſt ihr in Odelnom
Va Gott hots ihr Odelherz,
Aſt hots Olls beiſom.“

Ees wißts doh in Brondhof?
Er liegt in Gebirg, zwiſchn
Waldung und Olmen.
Von Hochſchwob die Gamſn
Von Arzbochgrobn d Hirſchn,
De ſchleichn zan Hof hin.
Und do in der Oangſchicht
A prächtigi Wirtſchoft,
Und fleißi betriebn va der —
Auſſeer Nanerl.
Do klopſt Dar af oanmol
Herobn in ſtilln Olmfriedn
A ſeltſoma Goſt on;
Und heili neamt Ondrer,
Wia da Kaiſa va Wean is s!
An Weanamorkt wird er
Der Nanerl hobn mitbrocht,
Und orti is er gweſn,
Na mei Gad, die hohn
Herrn kinens. Hot ſchön thon,
Da Nanerl. hots ſein gmocht,
Ihr zuagredt: ſie deaſad

In Prinzn jo gern hobn,
As wurd eahns neamt wirn däs.
Nur s Heiratn ſul ſie ſih
Doh aus n Kopf ſchlogn.
A ſölchani Heirat, ma
Kunts wia da Well legn.
Sie taugad nit, na und as
Deaſad nit ſein däs!
Hot guat gredt, hot greint und af
D Letzt hot er betn,
Sie möcht davon obſtehn,
As wurd nit ihr Schodn ſei.
's is olls mitanonder
Umſiſt gwen. Wie er ausgredt
Hot ghobt, gibt ſie d Ontwort:
„Wan ih n kon beglückn,
Mein Johann, ſa ſteh ih
Nit zruck, und ih nim an,
Und däs is mei letzts Wort.“ —
Do denkt eahm da Kaiſa:
Baſlixtlad! — Wia, ſchneidi!
Der gfollad mir ſelba!
Er nimts ba da Hond, ſogt:
Anerl, von heint biſt
Baronin von Brondhof.

Und bol drauf hobn ſ gheirat't,
Da Johann und d Nanerl.
A dreiazwoanzg Johr is
Sie olt gwen, und er grod
Uns Doppelti älta. Däs
Mocht nix. Se hobn ſih
Ztodt gern ghobt, und Nanerl,
Oda wia ma hiaz ſogn muas,
D Frau Baronin, is in Prinzn
Sei Schutzengl gweſn.

Dahoam is s an oanfochi
Und liabreichi Hausfrau,
In da Stodt, wans ſcha ſei muas,
A fürnehmi Stodtdam,
Der gwiß neamt die Poſtmoaſta-
Tochta mehr ونkent.
Oba denkts Enk den Wuner,
In Kaiſahaus z Wean hot
Da Johann ſei Nanerl
Noh nit deaſn aufzoagn.
Die aufbauſchtn Dudln
Und Gredln, die gſpreiztn,
Schaun d Frau von Prinz Johann
Noh ollaweil von obn on.
Bis gach amol ſelba
Die Kaiſerin da Nanerl
A Buſſl hot aufdruckt
Vor olla Leut Augnan
Und d Nanerl hot ongredt
Mit: Gräfin von Meran!
Und hiaz, däs häts ſechn ſuln,
Wia ſ Oll ſein ihr zuagrent,
Und gholſt hobn ſies, bußt hobn ſies,
Liabaſti Gräfin! hots
Ghoaſſn, Gräfin hin Gräfin her!
Daß da Prinz ſcha hot glocht ban
Eahm ſelber und denkt hot:
Es Goggn,[1] hiaz mögs as,
Und is um ka Haarl nit
Onderſt wir ehnta.[2] —
In Odel hots trogn, nau
As wia mar an Schmuck trogt,
Der weita mit Weſn
Und Wondel nix z thoan hot. —

---

[1] Thoren, [2] früher.

Und ſo, meini Kinder,
Is d Anna von Auſſee
Af guldana Loata,
De ſie ſelba hot aufbaut,
Schön ſtill auf- und obgſtiegn.
Von Vulk bis zan Herzog
Mit guldanan Herzn,
Von Reichn zan Ormen
Mit guldanan Gobn.
— — — — —
— — — — —
Und hiaz is erſt d Nanerl
Afs hechſt gſtiegn — zan Himel,
Wo wieda nur Odel,
Dem Herzn entſproſſn,
Der ältaſti Odel!
Durchs Thor wird gloſſn. —

A ſo hot da Voda
Dazählt. Und hiaz ſcheibt ſih
Da Hanſerl gach üba:
Die richtigi Gſchicht va
Der Auſſeer Nanerl
Wa's nit gwen. Wo ſteckt dan
Die Poſtmoaſtatochta,
De n Prinzn ols Kutſcha
Valloadt af da Stroß' fuhrt?
Sogt da Voda: Du Schlanggl![1]
Wans du s ſo guat woaſt, ſo
Dazähl da s holt ſelba.
Die Gſchicht mitn Kutſcher
Is über und üba
Dalogn und daſtunkn.
Na freili, ſo ſeins, d Leut,

---

[1] Schlingel.

Wan wo wos recht rar is,
Sa wölln ſ as noh rarer,
Und klampfeln[1] a Lug zſom.
Zwe geht van die Gſchicht va der
Anna von Auſſee
Dan gor a ſo z Herzn?
Wos is s dan ſiſt lauta,
Wan s nit die beſtändigi
Gwoltigi Liab is?
Ih finds gonz begreifli,
Wan a hocher und mächtiga
Herr akrat De nimt,
De s Herz eahm hot ausgſuacht.
Oba heldnhoft monnbor
Und rein muas da Menſch ſei,
Der s Vorurtheil hinwirft,
Vor Gott und n Menſchn
Sei heiligſtes Recht wohrt. —
Und hiaz, Kinda gehn ma;
As ſteigt ſcha der Obnd auf,
Die Vögerln in Wipfeln
Hobn s Liadl ausgſunga,
Die Gloggan ſein ſtill worn,
Und d Mär is vaklunga.

---

[1] ſchmieden, nieten.

◆

Zwegn wos ih af d Olm geh.

Ih woas nit, zwegn wos ih ſo gern af die Berg ſteig. Ih bi nit ſtork z Füaſſn und bild mar ah ein nix, wan ih hoamkim und ſogn kon: Af den bin ih obn gwen.

Ih bin ah ka Jaga, der in Gamslan gern nochſteigg, gleihwul ihs gern onſchau, wans hupſn üba d Wänd hin.

Die Bloaman afn Olmbodn, miad lüagn,[1] wan ih ſogn wult, ſe gfolladn ma hell nit. Oba brockn thuar ih koani. 's Bleamerl ſteht ſauber afn Dirndl ihrn Buaſerl; oba noh beſſa ſtehts lebendi afn Olmbodn.

Und daß ih eppa ſtoanbeckn gangad mit an Hamerl, fürs Gloskaſtl eini zan aufhebn! Za den Sochn bin ih zwenk glehrt, ih.

Und go zwegn da Schwoagarin — wan ih von Hirtn[2] afs Woachi will ſpringa, von Stoan afn Buda[3] — da Schwoagerin wegn ſteig ih nit ſo hoch auſſi, ſie kimbb jo im Hiaſchd[4] wieder ower ins Dörſl.

Und konſt da s nit roatn,[5] zwegn wos ih af d Olm geh, ſa denk af dein Schotz, den ſt gwiß gern ins Gſicht ſchauſt.

Mei Schotzerl is d Steiermork — wan ih der von an aufgupſtn Berg kon ins Gſicht ſchaun, do bin ih glückſeli.

---

[1] müßte lügen, [2] Harten, [3] Butter, [4] Herbſt, [5] denken.

* * *

Da Grodwek.

Nix für unguat, daß ih ſa grob bin,
A loppada Tepp bin, a teppada Lopp bin.
A groda Michel is ah mei Boda gwen,
Hot mih krumppa nit gmocht.

A guada Botſch bin ih ſiſt mei Lebn gwen,
Oba s gſchmierti Thoan is ma nia gebn gwen,
Wos mih einwendi amol druckn thuat,
Muß hint und vor aus.

Bin derawegn ah ollaweil hiſch gſund bliebn.
Bauch und Beidl ollaweil ſchön rund bliebn.
Und kimbb ma heint da Boda mit ſei Glodan,
Ih ſchmeiß eahms ins Gfriß.

Hon mei lepper ollaweil mei Steur zohlt,
Wos va ſerſcht[1] is bliebn, dås hon ih heur zohlt;
Mitn Beidl moch ih ah mei Maul auf
Und laar ma s brav aus.

Dås geht neambb nix on, daß ih ſa grob bin,
A loppada Tepp bin, a teppada Lopp bin.
Wens nit recht is, ſul ſchaun, daß er weidakimbb,
Siſt kunts n wos trogn!

---

[1] Vom Vorjahr.

⁂

In Steira ſei Hoamatſchein.

Am Dochſtoan ſtehts gſchriebn:
Da ſteiriſchi Bua
Is ſtork und gemüatli,
Is luſti und frei,
Hot a Gſangl af d Nacht
Und a Schneid in da Frua
Is auswendi grodweg¹
Und einwendi treu.
Hot an Gamsbort, a Federl
Afs Hüatl aufgnaht,
Hot zan tonzn gſtellt d Füaß
Und zan Thoan gſtellt d Händ;
Hot a braungulders Bartl
In Hörndln aufdraht;
Hot s himelblow Aug
Zan blown Himel aufgwendt;
Is zuaſtändi, wo die
Schön Dirndln z Haus ſein,
Und dås is in Steira
Sei Hoamatſchein.

---

¹ freimüthig, ſchneidig im Ausdruck.

’s Schlüſſerl.

O Muada, der Tram!
Mir dougazt[1] mei Herz nouh,
Das Schlüſſerl, a kloan Schlüſſerl,
Der Fiſcha mitn Ongel,
Der muatſchöni Fiſcha,
Wan er nouh amol kam.
O Muada, der Tram!

„Wos hot da dan gor ſa Hort’s
Tramp, mei Kind,
Daß da *hiaz* nouh die Zähr
Uebers Wangerl rint?“

O Muada, däs Glück,
Und der Graus!
Und wieda däs Glück!
O, häſt mih nit gweckt!
Hon betn und gſchrian!
Er wa jo kema,
Hät uns müaſſn
In ſei Gſchloß einführn!

---

[1] tobt, pocht.

„Mei Kind, wos is dos?
Wos is dan gſchehn,
A ſou wia heint
Hon ih Dih nouh nia gſechn!“

O Muada, der Tram!
Ih und die Kadl,[1]
Du kenſt ſie eh.
Mir ſteign ins Schilfrohr
Und badn in See.
Nouh nia mei Lepper[2]
Is s Woſſa ſa woach gwen,
Und afn Wellerlan
Blegazt[3] da Sunſchein,
Und die Forellerlan
Schwinan und ſchnoppn
Luſti gegn uns her;
Und mir kriagn Floſſerlan,
Schwiman in Woſſerlan
As wia zwoa Fiſchla.
— Hiaz, Muada, kimbb a!
A muatſchöna Bua,
Da jungi Herr Grof is s.
Er ſteht af an Schifferl
Und fohrt af uns zua.
Mir ſchwiman ins Schilfrohr
Und duckn uns nieda,
Er kon uns nit ſechn
Und fohrt hin und wieda.

„Dirndl, red weita,
Du nimſt ma mei Rua!“

O Muada, lous zua!
Afn Schiff wir a Bamerl

[1] Katharina, [2] mein Lebtag, [3] blizt.

Steht da Fiſcha mitn Ongelſtob,
De Gſtolt und de Augn!
Follts mar ein, kuntn ma taugn,
Wir a Menſch douh ſa ſchön kon ſein!
„Du ſchau“, moant die Nadl,
„Wos der für an Ongel hat!
A guldanas Ringerl!
That nit ſa gſpitzt hagln[1]
Und ſchmerzn in Göſcherl
Wir a ſchorfgſpitzter Hokn.“
Und will danoch ſchnoppn.
„Du Nadl, Du irrſt Dih!“
Sog ih drauf, „vaführſt Dih!
Das funkelndi Dingerl
Af da Schnur is ka Ringerl!
Viel ehnter a Schlüſſerl,
Gſtotn haglnden Ongel,
A guldanas Schlüſſerl
Zan an guldanan Schlöſſerl.
Mih luſtads a Biſſerl!“
Sog ih und — ſchnopp on.
Da Fiſcha ſchlingg über
Und ih fliag in Lüftn,
Und foll in's Gebüſch,
Und ſchneblaz[2] wir a Fiſch.
Da Fiſcha daſpringg mih
Und gwingg mih und nimbb mih.
O Muada, mei Muada!
Do wird ma gach worm,
Aus an Fiſch zan an Menſchn
Bin ih worn in ſein Orm.

„A Menſch is nix Schlechts,
Iſt ſagor wos Gerechts,

---

[1] ſpitzig anhaken, [2] ſchlingle.

Ober in an Gebüſch
Wars ſcha beſſer a Fiſch.“

Mei Muada, dås Glück!
Das Glück und der Graus!
Af oanmol is s finſter,
Ih ken mih nit aus.
Mei Fiſcher is fuat.
Aloan und valoſſn!
Gonz wirr is mei Sinn,
Ih laf noch da Stroßn
Zan Grofngſchlouß hin,
Mei Schlüſſerl hon ih mit.
Oba s Thor, dås is zua
Und mei Schlüſſerl ſpirt nit.
Ih bleib a Weil ſtehn
Und wort, bis da Grof kimbb,
Mei herzliaba Fiſcher,
Und mih in ſei Gſchlouß nimbb.
Ih hon ja ſein Herzn
Jo s guldani Schlüſſerl.
Da Grof geht daher,
Hot a Gſchloußfräulan mit,
Und mei Schlüſſerl — ſpirt nit. —
Ih ſteig ſtad in's Thol,
Und ih woan und ih ſuach,
Find ninaſchd ka Rua,
Und ih bet und ih fluach.
Mei glückſeligs Lebn
Vablüaht und vaſchwundn.
Do ligg nebn an Weg
A großmächtiga Stoan,
Und ſteht afn Stoan
A kloans Trüherlan drauf.
Ih nim gleih mei Schlüſſerl
Und s Trüherl ſpringg auf.

O Muada, mein Liab,
Wos hon ih do gfunda?
„Douh a ſeidanes Kload
Und a guldanas Gſchmoad?“ [1]

O Muada, mei Muader,
O häſt mih nit aufgweckt!
In Trüherl drein ligg
Schön einghült und zuadeckt
Mit Fetzan und Windel
A wuſerlads[2] Kindel —

„Jeſus Maria!
Wos bedeut't der Tram?“

O Muada, wia weh!
Du tiafa See!
Wan doh na wieda
Mei Fiſcha kam!

---

[1] Geſchmeide, [2] niedliches, zartes.

Die Kapelln mit n Dirndl.

Aus Olmthol bin ih kema
Hon an Dirndl nochgfrogg.
„A Dirndl willſt?“ hot der olt
Holta drauf gſogg.
„Geh eini in Wold,
Selm ſteht a Kapelln,
A Kapelln mit an Dirndl
Und an Glöggerl, an helln.“
Dås Soch hot ma paßt,
Und dås Ding, dås wa fein,
Und ih renn, daß s olls damaſcht
Ins Waldl hinein.
Ins Waldl, ins grean,
Und die Kapelln fund ih gleih,
Und af n Thurn, af n kloan,
Ah s hell Glöggerl dabei.
Ih geh ein ba da Thür,
Suach olli Bänk ob,
Und s Dirndl, s liab Dirndl
Is ninaſchda do.
In Beichtſtuhl hon ih gſuacht,
Und oh hintern Oltor,
Ban Taufſtoan hon ih gugg,
Und gor obn af n Chor.

Bin außt umher grennt,
Hon gwiſchbelt und gſchrian,
Und os ma wia da well
Holt go ninaſchd ka Dirn.
Zan Holta bin ih gong,
Und den hon ih nit globb
Fi dos, daß er mih gleih
In Wold eini fopp.
Die Kapelln hät ih gfundn,
Hon ih gſogg zan eahm gleih,
Oba ninaſchd, wir ih gſuacht hon,
Koa Dirndl dabei.
„Uh Nor", locht da Holta,
„Do is Oana blind,
Daß er af n Kapellndoch
's kloa Thürnl nit findt."

Suach ih wieder amol a Dirndl,
Hiaz ken ih ſcha s Moach:
's Thürnl wird hort gſchriebn,
Und s Dirndl is woach.

* * *

Da Hanſl is ſtorch.[1]

A Stodtherr ſteht ban Stadlthor,[2]
Und hört da Gredl zua,
Die Gredl miſcht juſt Heu und Stroh,
Nit weit von ihr da Bua.
Da Hanſl pockt in wildn Stier
Und holt't n feſt ban Ghirn[3]
Und loſt n neama hin und her,
Do locht die ſaubri Dirn:
„Da Hanſl is ſtorch!“

„So weißt auch Du die ſüße Mähr
Vom Storch, mein ſchönes Kind!
Mich freut's, daß Du's ſo offen ſagſt,
Woher die Kindlein ſind.“

So ſogg da Stodtherr, mocht ſih drauf
Schön ſtad ban Dirndl dron,
Do ſchreit da Hons: „Du Lolli, wos
Geht Dih mei Gredl on!“
Und ſpringg flott af n Stodtherrn hin
Und geit[4] n Oani 'nein.
Da Stier is zohm, da Herr davon,
Da locht die Gredl fein:
„Mei Hanſl is ſtorch.“

---

[1] ſtark. [2] Scheunenthor. [3] Gehörne. [4] gibt.

※

A Fiſcherl in See.

A Fiſcherl in See
Hebb ſei Köpferl in d Heh,
Und d Liab gugg ba Dir
A kloans wengerl herfür.

Los s guggn, los s guggn,
Da Fiſch ſchnobb noch Muggn
Und d Liab noch an Schmotz.
Konſt buſſeln, mei Schotz?

Hau, s Buſſeln, dos kon ih,
Und s Fiſcherl, dos fong ih,
Worum hebbs in See
Sei Köpferl af d Heh!

◆

O Dirndl, es is z ſpot und z früa.

O Dirndl, es is z ſpot und z frua
Daß ih a Buſſel kriag va Dir;
Jo, war ih jünger um a Kloans,
Sa gabaſt mir gern ſelber oans,
Und war ih älter awenk ebn,
Holt jo, ſa darfaſt mir oans gebn.

◆

A Mon ohni Weib.

A Dorn ohni Roſn,
A Bua ohni Hoſn,
A Himel ohni Stern,
A Scholn ohni Kern,
A Glockn ohni Klong,
A Wüſtn ohni Schlong,
A Hund ohni Zeichn,
A Seel ohni Leib,
A Gott ohni Gleichn
Is da Mon ohni Weib!

◆

Wohrzoachn.

An iads Bierhaus hot ſein Hobelipon,
An iads Weinhaus hot ſein Tanenzweig,[1]
An iads Hütterl, wo a Dirndl wohnt,
Hot durch n Wold ſein Jagaſteig.

---

[1] Steieriſche Gaſthauszeichen.

◆

Duckmauſer.

Lump, Du biſt ma ſcha da Rechti,
Wan ih Tuifel war, Dih mecht ih!
Hei, ban Tog, do gſtellſt Dih heili,
Und ba da Nocht — na freili, freili . . .
Moanſt, wos Deini Brüada mochadn,
Da Seppel, da Natzl, da Hiasl, da Waſtl,
Wan s as wiſſadn, de lochadn!

Heiratsonfrog.

Hon Dih ollaweil gern ghobb,
Hon Dih ollaweil noh gern,
Hoſt mih ollaweil na gſobb,
Mei Weiberl, wanſt mogſt,
Däs kenſt ollaweil noh wern.
Wern uns ollaweil vatrogn,
Will da s ollaweil guat moan,
Oba Mon ſulſt holt hobn
Nit viel mehrer wir oan.

's grean Bamerl.

Den nariſchn Tram,
Den vagiß ih ah kam,
Und mih deicht die gonz Zeit,
Daß der Tram wos bedeut't.
A Platzel a ſcheans,
Und a Bamerl a greans,
Gſtott Aepſel und Birnerln
Is s vul ſaubri Dirnerln,
Ma nahmads ſcha mit,
Oba zeiti ſeins nit.
Mocht mih guggn und ſchaun,
Woaß nit, ſul ih mih traun,
Se ſchodad ma kam,[1]
Wan ih ah a por nahm.
Und a por hobn nix kleckt,
Na, däs Ouß[2] hot ma gſchmeckt,
Und ih iß ara zehn,
So medſiaß ſeins da gwen.
Und wir ih s hon gſchlikt,
Hobn s mih druckt, hobn s mih zwickt,
Und datangg[3] hobn s ma net.
Und ſida den hon ih ma
's Bamerl varedt.

---

[1] würden mir kaum ſchaden. [2] Obſt. [3] zugethan.

's verdroßni Dirndl.

Toni, konſt gehn, wanſt willſt,
Nim ah Dei Schloſhaubn mit.
Bin wia da Kaiſa, koan
Traumihnit brauch ih nit.
Du biſt an öda Bua,
Woaßt oan koan Zeitvatreib,
„D Sünd“ nimſt ols Ausred her,
Du hoſt ka Schneid in Leib.
Du ſullſt a Heiliga wern,
Dir ſtund ſcha nix ſa guat,
As wia ſo a Heilignſchein
Um an grean Huat!

Die feini Nohderin.

Schean biſt, ſeini Nohderin,
Und Suntas go fürnehm biſt,
Dein Schotz hoſt valoſſn und
Aufgſtazt za mir kem biſt.
— Mir gfollt dos nit.

Wos ſogſt, ſeini Nohderin?
Mei Herzerl willſt hobn, ſogſt?
Laſt as halſn und buſſn, ſogſt?
In dei Buaſerl eingrobn, ſogſt?
— Ih glaub da s nit.

Aft wanſt as recht hoaß gmocht haſt,
Ins kolt Woſſa tauchaſt as,
Mit n Finganägln krozaſt as,
Zan an Nodlpölſterl brauchaſt as.
— Ih trau da nit.

◆

Wedanocht.

Maicht a wenk fenſterl gehn,
Heint ſteht da Maun[1] ſa ſchen
Vul is er ah.
Däikn an zwor d Wulkan zua,
Oba mir geits[2] ka Rua,
's Herz is ma ſchwa.
D Luſt is ſa low[3] und lind,
Gach[4] zuckt da Wedawind,[5]
's Nachtl is triab.
D Fiaß ſein ſa federlgring,[6]
Daß ih wir a Reherl ſpring,
— Heint plogg mih d Liab.
D Liab wir a Vögerl is,
Bis ſ ba da Regerl is
Wiſchbelts ihr vor;
Hupſt af an Aeſtl hin,
Baut a woachs Neſtl in
Ihrn ſchworzn Hor.
D Wedanocht blitzt und ſcheint,
Wir ih mih gfrei af heint!
Wir ih mih fircht!
Hergoud, ih bitt Dih frei,
Hilf und behiat uns treu,
Daß heint nix gſchiacht!

---

[1] Mond, [2] gibts, [3] lau, [4] plötzlich, [5] Gewitterwind, [6] federleicht.

Da ſchlechtn dumen Liab laſſts noch.

Da Hanſel, der is gonz betrüabb,
Sei Dirndl, dås laſſt Ondern noch
In Thomerl, Seppel, Michel noch,
Und is in lonkn Fronz valiabb,
Und ſpeanzlt[1] mitn Maxl um,
Und rennt in dickn Waſtl noch,
In Toni, Lippel, Hiaſl noch —
Ah, dås is a Gredl!

Geh, Hanſel, loch und kränk Dih nit,
Sie laſſt jo nit in Buaban noch,
In Thomerl, Michel, Fronz nit noch,
Um ondri Manner gehts ihr nit.
Warſt Du ban ihr, ſa laſſads nit.
Gern hots nur Dih, da Liab laſſts noch,
Da ſchlecktn, dumen Liab laſſts noch —
Du, dås is a Gredl!

[1] ſchäkert

⁂

's Unglück ſpoziern führn.

Afn Obnd, wan hintern Berg d Sun owi ſinkt,
Und d Leut olli porweis flaniern,
Nim ih ah mein Gſpon, geh auſſi in Wold
Und führ mein Unglück ſpoziern.
Wia groß is da Wold und wia hoch ſan die Berg,
Und wia tiaf is dås ſtilli Thol!
Oba größer und höher und tiafa biſt du,
Mein Unglück tauſndmol.

Afn Woſn, afn grean,
Wo ſiſt Bleamerla blean,
Do ligg a ſchwara Stoan;
Viel tauſndmol ſchwara, wir olli Stoan afn Roan,
Biſt du, mein Unglück alloan. —
Kuhlfinſta wird d Nocht; oh, ſa finſta wird's nia,
Daß Oana ſein Unglück nit ſiacht,
Da Blindi ſiacht's funkeln,
Da Taubi hört's krunkeln,
Wan's ſchleichend zan Herzn kriacht.

Wia ſpringg aus n Herzn a hellrotha Brun!
Wia hot nit da friſchi Brun glonzt in da Sun!
Aus guldenen Kelch hobn ma trunkn,
Mit Roſan, mit rothn, hobn ma gwunkn,
Bis d Augn ſein gſunkn.

Und gor noh in Tram hot's nit dunkel wern wolln,
O liabi, glückſeligi Quelln!

Af Woajn, afn green,
Wo ſiſt Bleamerla bleen,
Do ligg a ſchwara Stoan.
Viel tauſndmol ſchwara,
Wir olli Stoan afn Roan,
Is s Unglück, das ih moan.

Vabri.

Stirbb gach da liabſti Menſch hinaus:
I erſt ſchreit ma laut, daß s gellt in Haus;
Aſt woant ma ſtill, ſo long as lind
Da küahli Brun von Augzan rinnt.
Aſt geht mar ſtar und ſtum daher,
Und woant nit mehr und locht nit mehr.
Und s Herz is gſpirt mit Gſchloß und Bond,
Da Schlüſſl ligg in Gottes Hond.

* * *

D Weiberpreitſchn.

Aus olla Lända Ruathan und Roſan gwundn und bundn
von an oltn Böſwichtn.

Wos ih ſog, is nix Neugs,
Hobns ſcha gſogg vor vieln Johrn.
Wer s erſohrt, der verſchweigg's,
Liaba ſogn, ols erſohrn.

* * *

Mit Dir a wenk plaudern und über Dih ah,
Ei jo, ſchöns Weiberl, däs mog ih.
Wos ih va Dir denk, däs ſog ih nit,
Wos ih ma nit denk, däs ſog ih.

* * *

Woaßt, wegnwos d Weiberleut
Gor a ſo plongen,
Daß s doh ba Zeitn an Ehring dalongen.
Nit weil er Liab bedeut't,
Nit weil er Treu bedeut't
Geht eahna Fongen.
Wos dan do Schuld is?
Weil er va Guld is.

* * *

Wer eahm a Weib nimbb,
Den is s a ſo bſtimbb:
Sie geht af d Einnohm.
Wer nit viel einnimbb,
Und doh mit ihr auskimbb,
Der is an Ausnohm.

Vor an oltn Mon
Hot a jungs Vor Ehrfurcht,
Vor an oltn Weib
Hot ſie und er Furcht.

* * *

Van an Weib Glück hobn
Kon an iada keder Bua,
Oba mit an Weib glückla wern —
To ghört viel dazua.

* * *

Is Dei Weib harb af Dih,
Bleibb da Dei Geld in Sock,
Oba wans guat wird gach,
Dås koſt't an Pock.

* * *

Ouft a ſchöns Dirndl denkt,
Wans heiratn kon,
Mehr afn Brautkidl,[1]
Wir afn Bräutigon.

* * *

's Thoal Mana, de trinkn ſa long,
Bis s nit mehr gehn kina;
's Thoal Weiba, de buſſln ſa long,
Bis s nit mehr ſtehn kina.

* * *

Wia da Hergott domols in Tuifel hot gmocht,
To hät er dazua bol koan Stoff aufbrocht.
's Thier warn z krum,
Da Menſch war n z dum,
Der Engel war n z frum.
To wird af oanmol an Engel ſchlecht.
Und ſchau, der war zan an Tuifel recht.

---

[1] Brautrock.

D Liab und die Treu is a Doppel-Dugotn,
Den long nit an Zaidi wechſeln kon;
Die Leicht[1] veracht't d Liab und kon s Liabeln nit grodn,[2]
Vaſchmacht[3] in Thaler, greift in Pfening on.

* * *

's erſti Buſſerl muaßt ſtehln,
's Dirndl wird harb, as greut Dih.
Büaberl, moch da nix draus,
Sie ſelba gibb da s zweiti.

* * *

Willſt Dih hiatn va Liab,
Darfſt ka Weib onſchaun,
Und ſchauſt as ſchon on,
Muaßt as guat onſchaun.

* * *

Da Tuifel hots Weib vaführt,
Und s Weib hotn Mon vaführt,
Drum is s, daß da Tuifel s Weib,
Und s Weib in Mon regiert.

* * *

's erſti Weib in Poradeis
Und s heinti Weib gehn gleicher Weis
Dron und drum!
Nur an onders Füaterl hots,
A wenk a größers Füaterl hots
Heint um.

* * *

Is Dei Weib ihrn Mon untreu,
Vaſluachſt as,
Und hörſt dås va da Nochbarin,
Sa ſuachſt as.

[1] Leichtſinnige, [2] entbehren, [3] verſchmäht.

Is ſiſt a guta Chriſt,
Da Michel Luſuruaß,
Oba mitn Katikiſimus
Steht er nit af guatn Fuaß,
Bawechſelt mitn Sakrament der Eh'
Allamol s Sakrament da Buaß.

* * *

Wegnwos dan d Weiberleut gor ſar oft
Beichtn gehn wölln?
Weil ſie holt ſo viel gern imer a
Ghoamnuß dazähln.

* * *

A Weibsbild, däs liabb,
Das thuat nix as wia liabn;
A Monsbild muaß nebnbei
Noh d Welt weitaſchiabn.

* * *

A Weibsbild loßt ihr d Ohrn ausreiſſn,
D Finger obſchneidn und d Noſn obbeiſſn,
Wan s Modi wird. Sie ocht't ka Pein,
Wan s moant, daß s aftn ſchön wurd ſein.

* * *

Wanſt n Weib olli Perlen aus n Mir[1] hoſt ghult,
Und tiaf aus der Erdn oll Silber und Guld,
Und hoch von Himel die leuchtendn Stern,
Sa ſchickads Dih gwiß ah in d Höll noh gern:
Liabs Manerl, ih bitt Dih, geh, geh ma huln
A glüadigi Kuhln!

* * *

's Weib is ſchwoch und braucht an Steckn,
Der holt's!
Ober oan nur, wan s ara zwen nimbb,
Do folts!

---

[1] Meer.

Holtſt as Dein Weib vor:
Zwoa mol zwa is vier,
's Unrecht ligg an Dir,
Soggs: Däs is nit wohr!
Legſt as Dein Weib vor:
Zwoa mol zwoa is Zehn,
Du biſt liab und ſchön,
Gibb ſie s zua: s is wohr!

⁂

Hoſt oanmol Unrecht vor Dein Weib,
Sa tröſt Dih Gott!
Sie wirds mit ſechs Por Ochſn führn,
Damit Dei hoaſſas Fegfeur ſchürn,
Ihr hundertfoches Unrecht ziern
Bis zu Dein Tod!

⁂

Jmer Oani henkt ſih on,
So long s in ledign Stond is,
Und mocht ſih erſt ledi,
Wan s in ewign Bond is.

⁂

Wan Oani Oan rechtſchoſſn feind is,
Daß n möcht würgn mit da Hond,
So hot ſie den gwiß amol gern ghobb,
Und er hot nix gſpont.[1]

⁂

Sei Liab, de is in Wold geborn,
Das Ehbett is die Grobſtott worn.
Af der ſei Weib ols Kreuz drauf ſteht,
Wia s holt ſcha geht.

---

[1] nichts geahnt.

Wan Dir Oani n Finga gibb,
Und Du nimſt nit d Hond
Sa holt't ſie Dih fürn Schlechtaſtn
Und Dumaſtn in Lond.

⁂

Die größtn Freudn jauzt ma nit,
Die größtn Schmerzn woant ma nit,
Die größtn Sündn ſogg ma nit,
Und de ma ſogg, de woant ma nit.

⁂

's leßti Wort muaß s Weib hobn,
Wan zwoa Ehleut zonkn,
Welchs hot — wan ma frogn dårf —
In leßtn Gedonkn?

⁂

Wer moant, daß a Mon mehra kunt
Wir a Weib, der verkennt ſih gor weit,
Oan Weib mocht zehn Maner zan Norn,
Zehn Maner mochn Oani nit gſcheit!

⁂

A Weib muaß ma ſoppn und hatſchln wir a Kind,
Dås hot s gern;
Und wer ſie aus Ochtung nit ſopp, kon leicht
Selber gſopp werdn.

⁂

Hot Dih a Weib gern,
Sar is ihr Olls recht,
Ah wanſt a Spitzbua biſt.
Und hot s Dih nit gern,
Konſt brav ſei wiaſt willſt,
Is Olls umſiſt.

Wia guat, as doh d Weiber ſein!
Jo ouſt imer an Mon
Vazeihn s as Unrecht,
Dàs ſe eahm hobn thon.

* * *

Wos ſie ihr denkt
Und wos ſie nit woaß,
Dàs ſogg ka Weib.
Won s Geld herkimbb,
Und d Jugnd hinkimbb,
Dàs frogg ka Weib.

* * *

Imer Oana hot a Weib!
A Weibl, a prächtis!
Hot an Kopf, der vabundn
Und gſatſcht Tag und Nächt is,
A Weibl, den s Kronkſei
Schon ollaweil recht is.
Es is ihr nit guat,
Wan ihr nit ſchlecht is.

* * *

Sein Eiferſucht is Traurikeit,
Daß n ſei Weib betrüagg,
Ihr Eiferſucht is Gift und Neid,
Daß n an Ondri kriagg.

* * *

Herr Chriſtus ſproch:
„Nehmts das Kreuz auf Enk,
Und ſulgts ma noch!“
Der Ausſpruch is nit klor,
Weil unſer Heilond
Unverheirat't wor.

Wan a iada Menſch
Sei Kreuz af ſih nehm wult,
Wia s in Buach thuat ſtehn,
Leut, ih wettad wos,
Wurdn nit go viel
Weiber z Fuaß umgehn.

⁂

Daß da Gott Voda mit ar an Mon
's Leuterſchoſſn ongongen is!
In Odam vor der Everl, wegn wos hot ers thon?
Weil mit ar an Weibsbild nix onzfongen is.

⁂

Won a Weib ihrn kreuzbravn Mon
Eppa nit recht ſchatzn kon,
Sul er ihr a wenk untreu wern,
Aſt hots n gern.

⁂

A Weib is an Uhr,
Obs ſchlogg oder net,
Die Jungaheit z frua
Und in Olter z ſpot geht.

⁂

An Mon wir a Löw
Bild't ihr a Weibsbild ein,
Und aſt, wan s n hot,
Sul s a Lamperl ſein.

⁂

Is s Tirndl ſchön,
Will s in Erſtn und Leſtn hobn,
Is s Tirndl jung,
Wills an Kerl, an feſtn hobn,
Is s Tirndl brav,
Wills in Beſtn zan Liabſtn hobn,
Is s Tirndl ſchlecht,
Wills in Liabſtn zan beſtn hobn.

Hergott, wanſt wieder an Eva doſchoffſt,
Bitt Dih um Olls:
Nims uns Manern nit va da Ripp,
Nims uns von Hols!

* * *

Wegn wos eahm d Weiber nit ſein grothn?
Da Stoff is Schuld an oll den Sochn.
A Mäner-Ripp, ih bitt Enk gor ſchön!
Wos loſt ſih draus Guats mochn?

* * *

Mei Menſch, loß Dei Gſpoaſln
Und Griabeln und Klaubn,
In Hergott und d Weiberleut,
Jo de muaß ma glaubn,
Muaß ma glaubn, muaß ma liabn,
Aſt wird mar in Ehrn
Herentn und drentn[1] ſeli wern.

* * *

Wos is däs für a Peitſchn!
Hiaz hebbs ma zan grean on
As wir in Mai d Heckn,
Hiaz hebbs ma zan bleau on
Wir in Joſef ſei Steckn,
Aus da Ruatn wird a Brautſtrauß;
Und wer ſih betrüabb
Und giſt't über d Weiberleut,
Der is ſicher verliabb.

---

[1] hüben und drüben.

Ih richt mih af an Kloanhäusla zſom.

A Stodtherr bin ih gwen, gor a nobler,
An Frak und an Ongſtrohrn hon ih trogn,
Hobn mih Doukta gnennt gor, und Profeſſer,
A Ketl hobn s ma glegg um an Krogn.
Oan Kronz um an ondern hobn s mar aufgſetzt,
Hobn gſogg, hät an klingandn Nom.
Hiaz, weil ih eahna nix as wia d Wohrheit ſog,
Hiaz richt ih mih af an Kloanhäusla zſom.

Meini Gſpoas hobn s wölln hörn obn und untn,
Und s Geld is na gleih dahergflougn,
Wir ouft hon ihs gſogg: oba Leudl,
Seids gſcheid, s is jo Olles dalougn.
Ober iberoll hobn s mih noh einglodn,
Af Wean, af Berlin, gor af Rom.
Hiaz, weil ih eahna nix, as wia d Wohrheit ſog,
Hiaz richt ih mih af an Kloanhäusla zſom.

Wia gröſſer as d Lug, um ſo gröſſer
Is noch und noch d Ehrung ah worn.
Wir ih in mehraſt hon glougn, bin ih gor ſchon
Von an Herrngſchloß aus Vierſpani gſohrn.
Hiaz, weil ih eahna nix as wia d Wohrheit ſog,
Hiaz wern meini Schimel ſtads lohm,
Hiaz kaf ih mar a Goas und a Fadl[1]
Und richt mih af an Kloanhäusla zſom.

---

[1] eine Ziege und ein Ferkel.

A ſo gehts nit grod mir aloani,
Da Menſch braucht ka weitläufigs Moß,
Und ä ermſeli Häuſerl, des kloani,
Paßts auf! kehr um d Hond, wirds oan zgroß.
Imer Oan, den die gonz Welt ſchier z eng is
Als Kind von an fürnehmen Stom,
Sei leßts Gſchloß is baut aus ſechs Brettern,
Er richt't ſih af an Kloanhäusla zſom.

Pfüat Dih Gott, liaba Wold!

Ban Zeitvatreib! hoaßts. Wer ſo wos vaſteht!
Die Zeit wölln ſ vatreibn,
De eh nit will bleibn,
Und ſchnell vageht.
Wia long is s dan her, hot d Sumaſunn brotn,[1]
Ih bin glegn in Schotn.
Wir a Hirſchl hon ih trunkn ba da klorn Quelln,
In woachn Waſſerl bin ih gſchwuma wir a Forelln;
Heind liegg in Schotn da weiſſi Reif,
Afn Hoada[2] ka Blatl, olli Halm ſtar und ſteif,
Va da Buachn wahn Bläta dahe
Wir a rotha Schnee,
Hintern gelbn Lärchnbam duckt ſih d Sunn,
Und Eiszäpfn hänkn ban Brunn.

Pfüat Dih Gott, liaba Wold, ih muaß Dih valoſſn,
Wia trauri, wia trauri bin ih!
Af olln Wegn und Stroſſn,
Gehts ma guat oda ſchlecht, wir ih denkn af Dih.
D Welt is hort. In Plog und Streit
Wir ih denkn da ſtilln Summerszeit:
D Vögerla ſingen, die Blüahnblatla fliagn,
Ih derf roſtn[3] in Deina ſüaſſn Wiagn.
D Welt is weit und broat
Und hot a mächtiſchöns Kload,

---

[1] die Sommerſonne gebraten, [2] Heidekraut, [3] raſten.

Oba da blow Himmel vazuckt mih,
's groß Miir[1] dadruckt mih;
's endlos Weiti loßt mih ewi ſuachn und irrn,
Du, mei Wold, hoſt Rua und Roſt,
Hoſt Lobnuß und Troſt,
Und legſt Dei küahli Kron um mei hoaſſi Stirn.
's Weltelend deckſt ma zua mit Dein grean Schloar,
Wia ma s ſchloſend Kind behüatn mog
Vorn brinnendn Tog,
Aſt blüahſt und muſizirſt mir a Himmelreich vor.
Und mei göttlicha Herr,
Den ih in da Welt nit find mehr,
In ſtilln Wold kimbb er mir entgegn,
Die ſunngulden Wipfel ſchweign,
A ſüaß Zittern is in olln Zweign —
Er ſtreckt ſeini Arm und Händ' aus und gibb mir in Segn.

Donk da Gott, liaba Wold, für oll Freundſchoſt und Guat!
Will fleiſſi betn, daß Dir da Winta nix thuat,
Kan Stombruch da Sturm, kan Oſtbruch da Schnee,
Die Kältn ka Weh.
Und in da liabn Chriſtnocht,
Wo Olls in Jubel und Freudn wocht,
Wo himmliſcha Sunnſchein in d Erdnnocht follt,
Do ſpir ih mih ins Stüberl ein,
Und denk af mein
Stilln Tannenwold.
Hoſt a Bamerl, an übrigs, thua ma s roachn,
Liaber, as olli Gobn,
De ih va da Welt kon hobn,
Is ma va Dir a Zoachn.

Und in Früahjohr, wan ih welch und mott
Wieda kim aus da ſtoanen Stodt,
Gelt, ſa winkſt ma wieda freundla zua!

---

[1] Meer.

Und wan ih neamameh kim, ſa frogſt
Ah weita nit. A kloans Wipferl noagſt und ſogſt:
Gott ſchenkn die ewi Rua!
Leicht ſteht afs Johr, wan d Recherla groſn
Untan zwieſladn Feichtnbam duat,
Wo heuer mei Herz hot bluatt,
A roths Röſerl aſu Woſn.
Und untern Forchubam,
Wo ih trambb hon oft mächtt mein glückſelign Tram,
Leicht ſiedrazt a Folta zan Bleamerl, zan ſuaſſn —
Jb loſn gruaſſn.
Leicht ſingg afs Johr af da nämlichn Stell,
Wo ih heuer vor Freudn gjuchazt hon hell,
A luſtigs Lercherl in Morgnroth.
Schau, won ah s Blatl von Bam ob ſollt,
Blüah wieda, Du liaba, Du ſtilla Wold —
Und bſüat Dih Gott!

* * *

Grüaß Dih Gott, liaba Wold!

Grüaß Dih Gott, liaba Wold, hiaz bin ih wieda do!
Stehſt noh af Dein Fleck, af Dein oltn? Holt jo.
Wir er winkt! Oba Wold, was is Dir übafohrn?
Du biſt, meina Seel! völli ſchwindſüchti worn!
Wo ih fert[1] untan Schotn in da ſüaſſn grean Rocht
Frei wir in an Tempel mein Ondocht vulbrocht,
Sein d Wänd und olli Dacha vula Luckan[2] heint,
Und d Sunn, wia ſ' da durch olli Glieda ſcheint!" —
„Jo freili," ſogg da Wold, „ih bin holt recht kronk,
Ih krankl und ſtirb an da Menſchn Donk.
Oba, daß ma hiaz doh va wos ondern redn,
Wo biſt dan Du, Freund, üban Winta gwen?" —
„In da Fremd bin ih gwen, in da Stodt, in da groſſn,
Hon d Welt wieda gſechn, hon s Lebn wieda gnoſſn,
s is dena wul ſchön! Und wan ma s betrocht't,
Wia weit, as s da menſchlichi Geiſt ſcha hot brocht!" —
„Wans Dih gfreut!" ſogg da Wold, „oba dās konſt erfohrn:
Deini Wangla ſein daußt nit dicka worn.
A Wangerl a roths und an Aeugerl a klors
Hoſt ghobb, wias D biſt ſuatzogn in Hirbſt vorign Johrs,
Und heint kimſt ma für wir a Bloam ba da Rocht,
Wir a Blia[3] nochn Reif, wir an ausbrenta Tocht,
Wir an Aug ohni Glonz, wir a Herz ohni Bluat,

---

[1] im vorigen Jahre, [2] Löcher, Scharten, [3] Blüte.

Wir a Sterbn ohni Load, wir a Lebn ohni Muat.
Ih bit Dih ſchön, ſogs, wos is Dir übaſohrn,
Daß D biſt ſid[1] n Winter a Haſcherl worn?
In da Welt, moanſt, hoſt glebb, und däs ſogg jo ſchon Olls,
Und hiaz kimſt olßa kronker und ſollſt mar um an Hols.
Und dan Wold, den da Menſch zan an Krüppel hot gſchlogn,
Suacht er wieda ſei Gſundheit. Ih wills nit vaſogn.
Geh na her und vagiß af Dei ſauberi Welt,
Und ſchau amol hin üba s bloamadi[2] Feld;
Und leg Dih afs Mias[3] und trink va da Quelln;
Untaholt Dih dan Boch mit Forelln und Libelln,
Und luag,[4] wos in Bamwipfeln d Vögerla treibn,
Und ſchau, wos die Blitzſtrohln afs Wulknblot ſchreibn,
Und lous ah in Sturmwind dan Orgelgſpiel zua,
Und gun[5] da Dein Kopf doh a kloans wenk a Rua,
Und loß in Geiſt Geiſt ſein, da Geiſt is a Gſpenſt
A Gſpenſt is da Geiſt, wanſtn nenſt und nit kenſt!
Denk liaber af Dei Seel und in Wold und Flur
Schenk ihr wieda friſch Luſt und in Friedn da Natur.
Aft wirſt wieda gſund, aft wirſt wieda jung,
Und däs Lebn, es kriagg wieder an friſchn Schwung.
Af Füaſſn, de afn grean Woſn ſtehn,
Kon nit leicht in Jomer a Herz vagehn;
In Augnen, de zan blown Himmel ſchaun,
Lebb Liab und Glück und Gottvatraun.
Wer an Kern hot in eahm und ols Menſch kimbb zu mir,
Der wird, ih vahoffs, ah in Wold ka wilds Thier.
Nit durch Wildniß, o Menſch, vaſtehs wul mit Fleiß,
Durchn Wold führt Dei Steig zan Poradeis!"

[1] ſeit, [2] blumige, [3] Moos, [4] gucke, [5] gönne.

Da Baur ohni Bam.

Mein liabn Bergbaurn in Obaſteir zan Ondenkn.

Das Glachta, wans ghert hets, voreſtern am Obn,[1]
A Gſchichtl ha ih auspockt, Ees wißts, von ſen Schwobn,
Der hoch af n Bam hot obgſchnidn an Oſt,
Af den er is gſeſſn, bis er nochgibb und loßt
In Schwobn owapirzln[2] von Bam; ja do hobn
S n ausglocht, die Baurn, in ſen Schwobn.
Wos gibbs dan do zlochn, meini Leut, ſohr ih drein,
Ees ſchneidts jo doh ſelba johraus und johrein
Am Oſt, af den s ſitzts, hoch obn afn Bam.
Jo, ſogts ma, hilft Enk dan ka Menſch aus n Tram?
Da Bam is da Bodn, af den s ongſeſſn ſeids,
Der Oſt is da Wold, va den s Schutz und Schirm heits.[3]
Wir a Lampel ſei Wul, wir a Birnbam ſeini Bladla,
Wir a Kindl ſeini Windl, wir an Aehern ihri Gradla,[4]
Wia d Nuſſn ihr Scholn, wir a Keiberl[5] ſei Hold,
Sa nöti braucht da Baur in grean Wold.
Ees ſeits wir a Kindl, dås d Windl weckſchmeißt,
Wir a Lampel, dås d Wul va ſein oagnen Leib beißt,
Wir a Scholn ohni Kern, wir a Lab ohni Birn,
Wir a Bam ohni Wipfel, wir a Kopf ohni Hirn,
Wir a Bier ohni Foam,[6] wia a Milch ohni Rahm,
Wir a Vogl ohni Federn is da Baur ohni Bam.
Jo, s Woldvaderbn liegg Enk in Bluat ſid da Zeit,
Wo da Baur noh ſein Ackerl aus da Wildnuß hot greit't.

[1] Abend, [2] herabpurzeln, [3] habet, [4] Gräte, [5] Kälbchen, [6] Schaum

Aus da Wildnuß heraus, in die Wildnuß hinein,
Das muaß, dumi Baurn, Enka Reitwirtſchoft ſein.
's is ſcha wohr, daß wegn Steirzohln in Wold miaßts ongehn,
Ees liaſſads n ab ohni Steirzohln nit ſtehn.
's Woldvaderbn, s Woldvaderbn liegg Enk in Bluat,
So long, daß s an Bam ſechts ſtehn, thuats Enk ka guat,
Der Dani hockt s Pech wek, der Ondri in Schopf,
Da dritti gor d Aeſt und da Vierti in Kopf,
Und wan eppa der Ormi hiaz noh nit mecht ſterbn,
Sa deckn ſ n d Wurzn aus za ſein Vaderbn.
Ha, d Sunn, de mog ſenga, da Sturm, der mog tobn,
Und d Erdlabn[1] kon rutſchn und s Wildwoſſa grobn,
Und wan ſcha gleih gor da ſchworz Höllteufel kam,
Schon Olls is n liaber, in Baurn, wir a Bam.
A Baur, der ſein Wold vathuat, kimbt ma grod fir,
Ih muaß s aufrichti ſogn, ſcha nit onderſt, as wir
A Bua, der ſein Buſchn von Huat owareißt,
Wir a Dirndl, dås gor ihr greans Kranzerl weckſchmeißt.
Wir a Menſch, der ſei Joppn, ſei Hoſn vakafft,
Und hell muadanokad afn Berg umalafft.
A Berg ohni Wold und a Strauß ohni Blia,[2]
Und a Baur ohni Bam, dås taugg amol nia.
Is er obghulzt, da Grund, aft vakaſſad ern gern,
Von Berg will er fuat und a Herr will er wern.
Dås taugg amol nia, Baur, vaſteh mih doh recht:
In Wold biſt da Herr, afn Schlog[3] biſt da Knecht,
Und ſchleppn ſ da Dein leſtn Bam heint davon,
Brich an Steckn von Zaun — biſt a Bedlmon.
Geh her do, ih ſchenk da wos — ſchenk dar an Nom,
Da Bamtod, is er recht der? Und hiaz pock Dih zſom,
Hoſt ka Baur nit welln ſei, biſt a Bedlmon,
Herr Bamtod, helf Gott! Hoſt Da s ſelba thon.

---

[1] Lawine, [2] Blüte, [3] abgeſtockter, kahler Boden.

Waldlilie.

Ein wilder Geſang zur Aufſtellung des von Hans Brandſtetter nach meinem „Waldſchulmeiſter“ geſchaffenen Erzbildes im Grazer Stadtpark. Mai 1885.

Wan s nit eppa luign![1] Do dazahln ma die Graza Leut
Scha geſtern und ehanter a nariſchi Neuigkeit.
Do daußtn[2] vorn Burgthor, nit weit wo da Kuaſtohl ſteht,
Und wo man von Stodtpark af d Seitn gegn d Schiaßſtot geht,
Scha grechn[3] in Schochn, in luſti grean Waldl dren,
Do ſul, ſogn s — ſein mogs jo — a bildſaubers Dirndl ſtehn.
Hot grod — wan s na wohr is — a jungs, a flinggs Reh daſongg,
Zan Gluck, eh s va da Schiaßſtot da Kapſlſchitz ibraplongg.[4]
Sie loßt u nix geſchechn, in herzin, in ormen Thier,
Des wogg ſih gleih firer und ſchmiert ſih ſchen hin zan ihr.
Sie fuadats, und s Reh is mit ihr af da Stell bekont,
Und friſt ihr s grean Kreidlwerch[5] friſch aus da Hond.

Weil s gor a ſo redn, d Leut, ſa mus ih doh ſchaun gehn ab,
Nechts wiſſn frei, wos s mit den bildſaubern Dirndl wa,
Und richti, ſie ſteht da gor af on Oldarl obn,
Viel Leut ſtehn dar um und ſchaun s on und thoans lobn.

---

[1] lügen, [2] draußen, [3] ſchon nahezu, [4] Kapſelſchütze herübergeſchielt, [5] Kräuterwerk.

. . . . Du kimſt ma, wan ih long ſchau, ollaweil bekonta fir,
Uh Jeſſas, hiaz ken ihs erſt, biſt jo vawondt mit mir!
Na woaßt ſelm[1] in Winkelſteg, mittn in Schnee,
Wiaſt durchbrochn biſt und wiaſt gſundn hoſt d Reh?
Oh Dirndl, dazähl, wia s dein Vadan und Muadan geht,
Und mei liabs Winkelſteg, ſog, obs noh ſteht.[2]
— Na, kenſt mih nit, Lili, oda bin ih da ſiſta zgmoan?[3]
Sie redt nix und deut't nix, und ſteht af an Marbelſtoan.[4]
Hoch und go ſtulz ſtehts obn, na und wia s trutzn kon!
Schaut in oltn Woldbaurnbuam go neamer on.
Na freili, ſo geht das holt,
Kimbb Oans von Elend aus n Hintawold
Eini in d Stodt,
Gleih ſpielts die gnädi Frau,
Und ſtellt ſih in d Schau,
Und wos s für an Uebamuat hot! —
Daharbb[5] hon ih mih, oba wir ih s va Noh[6] betrocht,
Hint betrocht, vorn betrocht, Jeſſas, do hon ih glocht;
Denkts Enks, von Irz[7] is s gmocht,
Hät ma s jo denkn kin,
Daß ſie s in Stodtleutn nit ſteln lebendi hin,
Selcheni Dirndln von taufriſchn Wold.
An eiſnernas Fleiſch und a ſauberi Gſtolt
Is beſſa ſi d Stodthern. A Seel va Miadoll[8]
Gfreut mik und gfreut Oneri vieltauſndmol! —
So führ dih guat auf, af dein firnehmen Plotz,
Miadolleni Dirn, mei herzliaba Schotz.
Bis ih bin vaweſn ſcha longi Zeit,
Wirſt du noh do ſtehn. Und ollahond Leut
Mit ollahond Load und ollahond Freud
Wern kewa zu dir. Wer s ima mögn ſein,
An Gruaß von grean Wold, den ſchenkſt eahna ſein.

---

[1] dort, [2] Anſpielungen auf den betreffenden Inhalt in den „Schriften des Waldſchulmeiſters", [3] ſonſt zu gemein, zu niedrig. [4] Marmorſtein, [5] geärgert, [6] von der Nähe, [7] Erz, [8] Metall.

A Gruß von grean Wold, der ſchodt eahna nia,
Den hobn d Leut ſa nöti, wia der Opfel die Blüa,
Wia der Opfel die Blüa, wie der Oſt in Stom,
Wia da Stom in Erdbodn, der Ols holt't zſom.
Für d Leut in da Stodt,
Sein s in Glück oda Not,
Bring auſſa von Wold an Griaßgott! --
Und hiaz — o du mei! — wo s dan do wieda hobn!
Gottsheili, mein Nom hobn s in Marbelſtoan grobn!
Gonz aus is s! D Leut ſchaun da, na wir ih mih ſchom!
In Marbelſtoan grobn hobn s mein Nom!
Do kunt oana dena frei hoffirti wern,
Däs Lob und de Ehrn! Na ih nahmads jo gern,
Wan ih wiſſad, daß ih üba Johr und Stund
Mein Nom ah da Steiermork einmarbeln[1] kunt.
Noch hunert Johrn jo, won ih ſchaun kunt gehn:
Unter oltn Bama wird da Stoan noh ſtehn,
Hot um und um Schrick[2] und Sprüng, is umgebn
Mit Mias[3] und dürn Lab[4] und Spinawebn.
D Leut jogn noch eahnan Lebn, und gonz aloan
Steht da Nom wir a Fremdling af n ſinkendn Stoan . . . .
A ſo gehts af da Welt. Ih moch ma nix draus,
Müaſſn Oneri ah wieda Plotz hobn in Haus.
Da heindigi Tog, der ghört freili mein,
Obs die heindigi Nocht wul ah noh wird ſein?
Na, däs is a Frog.
Und weil ih nit woaß, ob ih n morgign Tog
Noh eppa daleb, ſo donk ih Enk, Leut,
Scha heind für die ſtoaner[5] Unſterblikeit.

[1] einmeißeln, [2] Spalten, [3] Moos, [4] dürrem Laub, [5] ſteinerne.

D Hauſtaona Kirchn.[1]

Scha long hon ih gruacht:[2] wa na s Weder amol ſchen,
Af Hauſtoan mecht ih gern amol überi gehn.
Meini Füaß ſein zwor ſchwar und da Weg, der is long,
Oba für s Hauſtoana Kircherl, do wog ih an Gong.
Meini Kina nim ih mit und mei Weib trogg an Zegga,[3]
Zan Eſſn wos drein, und an iads hot an Stegga,[4]
Da Kleanſti in größtn; und d Nanerl, da Hons,
De flechtn untawegn aus n Lerchzweig an Kronz.
An Kronz firn Aldor, und in Kircherl trogn ſ n zua,
Wo da Voder is kniat ols klonwinziga Bua!
Is kniat und hot bet't, daß er in Himel find,
Und richti hot ern gfundn da Weib und Kind. —
Mir gehn wir a Kreuzſchor bergauf und tholoh,
Bis da Turnſpitz ibern Wold glonzt — „Hiaz ſein ma do!“
Grüaß dih Gott, mei liabs Kircherl, hiaz betracht da das Stuck:
Aloan bin ih fuat und a Schöckl[5] bring ih zruck.
— „Gehts, bleibbs a wenk hint, Leutl, ſetzts Enk in Schodn“,[6]
Sog ih za mein Schöckl, ih kon s ſcha nit grodn,
Laf voraus afn Foachnrigl[7] und ſetz mih hi
Af an Stoan, wo ih oft ſa gern gſeſſn bin.
Um mih afn Felsgrund weißſtamladi Bichrn,
Und vor mir da Freidhof, mitn afn Freidhof die Kirchn.

---

[1] Hauenſtein, ein kleiner Ort im Gebirge, unweit Krieglach, [2] gewünſcht, [3] große Handtaſche, [4] Stecken, [5] Mehrere beiſamen, ein Häuflein Menſchen, [6] Schatten, [7] ein von Föhren beſtandener Hügel.

Aſ da Maur wochſt da Hula,[1] vawelcht und vabliat.
Er noagg ſeini Knöpfler, is mot und miad.
Von Himel brint d Sunn, es is Olls meiſerlſtill,
Ka Tröſcherl hörſt ſingen und wiſchbeln ka Grill.
Ka Keſerl ſiachſt laſn, ka Humel herſt läutn,
So ſitz ih do in da Rua — und denk auf die oltn Zeitn.
Selm, wo die Kreuzla ſtehn, untan hoaſſn Sond,
In Gottes liabn Friedn liegn ſ hin nochanond
Die guatn Kameradn va vagonganen Johrn,
Vul Luſt und Liab ſein ſ durchs Erdnlebn gfohrn;
Und hiaz hobn ſ ſcha Feirobnd; koana juchazt und locht.
Koana geht meh zan Fenſterl in da Somſtanocht.
Scha die Grobkreuz wern morb und ſinkn ein;
Sa gſchwind gehts mitn Sein und Neamaſein. —
In Gottsnom, ſie ſuln ſchloſn; vabei is vabei.
Und ih hoaß aſt gſchwind meini Leutla herbei:
„Kemts, Kina, hiaz gehn mar in die Kirchn a wenk,
Und bets an Vodrunſer, ih bet mit Enk.“
Do kon ih wieda betn, wo in Glück und Noth
Meini Voreltern bet't hobn zan unſern liabn Gott,
Wo ih s gſechn hon, wia s Kriſtkindl in Krippel leid,[2]
Wia da Heilond aus n Grob ſteigg zur Oſtazeit,
Und heili Fronleichnam. Und ban Nebnoldor
Die liab Muadagottes in Roſenflor,
Und d Sunn ſcheint drauf nieda, die Kindheit-Sunn,
O, wan heint noh d Sunn ſa hellgulda brunn![3] —
Loß Zeit, in Dein Olta wirſt wieda a Kind,
Wo die liabi Sunn Gottes hell gulda brinnt!
Sie leucht't wek ibers Grob und in Himel hinein;
Sa gſchwind gehts mitn Nitſein und Wiederſein.

---

[1] Holler, Hollunder, [2] liegt, [3] hellgolden brennen möchte.

* * *

Die Entdeckung von Amerika.

Eine Zugabe, aus dem Platten übertragen.

Is amol a Mon gwen, der hot an Oar[1] kina ſtehn loſſn. Hot Kolumbas ghoaſſn. Sogg za den amol da Kini[2] von Schbanien: „Kolumbas", ſagg a, „mechſt nit ſa guat ſein und Amerika entdäickn?"

„Oh jo", ſogg da Kolumbas, „däis kimbb[3] ma grod recht. Ih bin jo da Kolumbas."

„Sa gib ih dar a Schiff", ſogg da Kini, „ſäitz dih amol drauf und fohr zua."

Guat is s. Da Kolumbas ſäizt ſih affi, a por Oudri ſäitzn ſih ah zubi, aft fohrns zua.

Noch a drei Tagn kimbb von Schiffſchnobl da Steurmon ins Kamerl zan Kolumbas und ſogg: „Kolumbas, ih gſiach nouh nix ka Lond nit."

„'s Oar ſteht ah nouh nit", ſogg da Kolumbas. „Schiffn ma weita."

In viertn Tog kimbb er wieda, von Schnobl, da Steurmon, ins Kamerl, zan Kolumbas: „Du Kolumbas, ih gſiach nouh ollaweil nix ka Lond nit."

„'s Oar ſteht ah nouh nit", ſogg da Kolumbas. „Schiffn ma weita."

A ſou gehts nouh fuat a Stuck a zechn Tag. Do kimbb gach da Steurmon: „Kolumbas, ih gſiach Lond!"

---

[1] Ei, [2] König, [3] kommt.

„Hon ih däs nit ollaweil gſogg", ſogg da Kolumbas, „mein Oar ſteht ah."

Wias nochha drauf afs Lond fohrn, do ſein afn fäiſtn[1] Boudn lauta ſchworzi Mandler[2] umglaffn.

„Guat Morgn!" ſogg da Kolumbas, „valaub z frogn: Is däis Amerika?"

„Jo freili", ſogn die Schworzn.

„Und ſeids äis d Neger?"

„Jo freili", ſogns, „däis ſein ma. Und Du biſt gwis da Kolumbas?"

„Schtimp!" ſogg da Kolumbas.

„Saggra-mentſcha!" ſchrein die Schworzn, „mir ſein entdäikt!"

---

[1] auf dem feſten, [2] Männlein, [3] ſtimmt.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt.

Gſpoaſigi Sochn.

Seite
Verliabti Leut 3
Ein wiſſenſchäftliches Geſpräch 20
Wir aus an Vor Sodn da Schäffer is worn 24
Da Vierkreuzabotzn 32
Wou is die Kotz? 38
Da Schworzi 47
Wia da Richter an folſchn Zeugn dawiſcht hot 52
's Wixerl 55
Die Brautprüafung 57
Die Gonsleber 59
Da Schulmoaſto vor da Himelsthür 63
Da Baron und ſei Reitknecht 68
D Antoni-Kapelln 70
Wia da Schell-Schneider in Richter gewählt hot 75
Da fürſichtigi Schouſholta 80
A vaſuachta Kerl 83
A Sorg muaß ſein ban Haus 85
A Stückl für d Sylveſternocht 87

Ernſthafti Sochn.

Die Gſchicht von trutzign Baurn 93
Heiratn muaß er mih! 103
Er hot nix — ſie hot nix, es geht nit 118
Die Wulffbaurn-Kinder 130
D Höllnongſt 140
Da Eimer in Kreuz 146

Da roaſandi Peda:

Seite
Va Fürſtenfeld her 158
Va Wean her 164
Von Murbodn her 169
Va Graz her 178
Va Groß-Abelsberg her 181
Von Obn und Untn her 184
Va da Hauſiererei 188
Da Büachlauſſiſchmeiſter 192

Gſungeni Sochn.

Anna von Auſſee 199
Zwegn wos ih af d Olm geh 215
Da Grodwek 216
In Steira ſei Hoamatſchein 217
's Schlüſſerl 218
Die Kapelln mit n Dirndl 223
Da Hauſl is ſtorch 225
A Fiſcherl in See 226
O Dirndl, es is z ſpot und z frua 226
A Mon ohni Weib 227
Wohrzoachn 227
Duckmauſer 228
Heiratsontrog 228
's grean Bamerl 229
's verdroßni Dirndl 230
Die feini Nohderin 231
Wedanocht 232
Da ſchlechtn dumen Liab laſſts noch 233
's Unglück ſpoziern führn 234
Babei 235
D Weiberpeitſchn 236
Ih richt mih af an Kloanhäusla zſom 245
Pfüat Dih Gott, liaba Wold! 247
Grüaß Dih Gott, liaba Wold! 250
Da Baur ohni Bam 252
Waldlilie 254
D Hauſtoana Kirchn 257
Die Entdeckung von Amerika 259

In unſerem Verlage erſchien weiters von

P. K. Roſegger:

Zither und Hackbret.

Gedichte in oberſteiriſcher Mundart.

Mit einem Vorwort von **Robert Hamerling.**

Dritte ſehr vermehrte und neu bearbeitete Auflage.

Preis broſchirt fl. 1.50. — Elegant gebunden fl. 2.

Tannenharz und Fichtennadeln.

Ein Geſchichtenbuch in ſteiriſcher Mundart.

Zweite ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage.

Preis broſchirt fl. 1.50. — Elegant gebunden fl. 2.—.

Stoanſteiriſch.

Vorleſungen in ſteiriſcher Mundart.

Preis broſchirt fl. 1.50. — Elegant gebunden fl. 2.—.

☛ Vorſtehende Dialectſchriften ſind in Roſeggers ausgewählten Werken nicht enthalten. ☚

Verlagsbuchhandlung „Leykam“, Graz.

In unſerem Verlage erſchien weiters von

P. K. Roſegger:

Sittenbilder aus dem ſteieriſchen Oberlande.

Zweite Auflage.

Preis broſchirt fl. 1.40. — Elegant gebunden fl. 2.—.

Das Volksleben in Steiermark
in Charakter- und Sittenbildern
dargeſtellt.

Zwei Bände, Preis broſchirt fl. 2.—. Elegant gebunden in einem Bande fl. 2.60.

Heimgarten.

Eine Monatsſchrift.

XIII. Jahrgang October 1888—September 1889.

Monatlich 1 Heft = 5 Bogen ſtark à 30 kr.

„Aufmerkſame Leſer“, ſagt Hamerling über den Heimgarten, „werden faſt in jedem Hefte Gelegenheit haben zu bemerken, welche Mannigfaltigkeit von Tönen, von den Mitarbeitern abgeſehen, ſchon der Herausgeber allein in ſeinem Blatte anzuſchlagen weiß: von den Erzählungen, bald ernſt und gedankentief, bald voll des glücklichſten Humors, bis zu den ſchalkhaften und anregenden Plaudereien der „kleinen Laube“ und bis zu den lyriſchen Proben, die Roſegger hie und da, manchmal unter falſchem oder gar keinem Namen, in den Spalten des Blattes zu verſtreuen pflegt.“

Verlagsbuchhandlung „Leykam“, Graz.

Programm Rosegger

1178 Kggb

Gedichte.

Gedichte.

Von

P. K. Roſegger.

Mit 18 Illuſtrationen.

Wien. Peſt. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1891.
(Alle Rechte vorbehalten.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Inhalt.

Der Heimat.

Seite

Das Mutterherz 9
Mein Vaterhaus 10
Ich bin ein armer Hirtenknab! 11
Ich bin daheim auf waldiger Flur 13
Es kann Einem wunderlich träumen! 15
Ich bin ein großer Herre! 17
Habt Dank, Ihr guten Leute! 19
Die Welt, ſie iſt mir viel zu weit 21
Ich will nichts von Dir 22
Bergesgruß 23
Urwaldſtimmung 24
Wenn alle Wälder ſchlafen 25
Ruh' im Walde 26
Wollte heim in meine Berge 27
An die Steiermark 28
Das Erdbeben in Steiermark 29
Gruß an die deutſchen Sänger Steiermarks 30
Gebet 32
Alpenroſe - Edelweiß 34
Meine Luſt iſt Leben 35
Zum Weihnachtsbaum 36
Kindesgebet 40
Einſt wirſt Du die Thräne fließen 41
Das Kind in ſeiner jungen Zeit 42
Mein ſüßes Kind, Du weißt noch nicht 43

Der Liebe.

Seite
Heb' Dich weg und küſſ' mich nicht! 45
Und ſie gefielen mir Beide 46
Es muß ja ſein 49
Schwarz-roth-gold 50
Deine ſchönen Augen 51
Der Stern im See 52
Wenn ich der Himmel wär' 53
Frage 54
Weißt Du, Mädchen, daß ich ſterbe? 55
Wenn ich durch den Winter geh' 56
Waldabenteuer 57
Belehrung für einen Dichter 59
Gewohnheit 60
Er will mich nicht verſtehen 61
Die harte Nuß 63
Die Einfältigen 64
Eine Jungfrau wollt' er ſuchen 65
Hannchen beim Pfarrer 67
Ein Roſenblatt 69
Sie liebt Dich von Herzen 71
Die ſüßeſte von allen meinen Sünden 74
Reue 75
Weib 76
Was in Deiner Seele ſpinnt . . .? 77
Huldigung 79
Schon fleißig, lieber Goldſchmied? 80
Wenn Du gehſt von mir 82
O ſei mir gegrüßet, du grünender Baum! 84
Gedenken 85
O Herrgott, wie viel von Liebe! 86

Der Welt.

Ungeduld 87
Mein Ideal 88
Wir weichen nicht von unſeren Idealen! 89
Mein Erz 90
Mein Ehrgeiz 91

Seite
Ein Becher, füllt ihn Gott mit Wein 93
Gedanken 95
Unfaßbar 97
Der Vogel hat ein Ei gelegt 98
Ein Kind im Schlafrock 99
Die Hand an meiner Rechten 100
Wilder Waldespſalm 101
Erprobter Rath 104
Dichters Wunſch 105
Lorbeer und Palme 107
Welch ein Los! 108
Wie bin ich ſo reich an Ehr und Ruhm! 110
Nimmer will ich weinen! 112
Es kommt dereinſt ein dunkler Tag 113
Grab' ein' 114
O närriſches Treiben auf Erden! 116
Ich bin Menſch geworden 117
Es zieht ein Segen von Haus zu Haus 118
An Tirol 120
An den Lehrer 124
Aufblick zum Kaiſer 125
Ahasver an ſeinen verklärten Dichter 126
Ein Streitgeſang 127
Ein Lied von der Freiheit 129
Gott und Volk gehört zuſammen 131
Muth und Frechheit 132
Echter Stolz 133
An die junge Dichterſchule 134
Unterricht für ſtrebſame Poeten 135
An die Naturaliſten 136
Die Dichter und die Leute 138
Leute giebt es allerlei 139
Des Sängers Verzweiflung 141
Mir pflanzt einen jungen Baum! 144
Der Schwindel an das Publicum 145
Der Beſeſſene 147
Ständchen 149
Eine Stimme in der Wüſte 150

Seite
Anklage 154
Fürſprache 155
Betrachtung 156

Dem Himmel.

Die Gottſucher 158
Willſt Du jene Höh' erreichen 160
Stimmung 161
Iſt der Menſch nicht wie die Schwalbe? 162
Gen Himmel hinauf 163
Drei himmliſche Schreine 164
Einſt ſchlug ich auf ein altes Buch 165
Der Blinde 168
Sei gegrüßt, Du himmliſcher Knabe! 171
In einer Waldkapelle 175
Ora pro nobis 179
Aus Menſchenherz 183
Hymne eines Glücklichen 186
Am Grabe eines Idealiſten 188

⁂

Die in dieſem Buche enthaltenen Gedichte ſind den Geſammelten Schriften von P. K. Roſegger entnommen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der Heimat.

Das Mutterherz.

*

Willſt Du auf die Erde
— Sprach der Herr zu mir —
Brauchſt Du Liebe,
Die Dich ſchützet,
Brauchſt Du Treue,
Die Dich nicht verläßt.

Doch Du wirſt auf Erden
Finden nicht ſobald
Lieb' und Treue
Echt und heilig;
Darum geb' ich Dir
Von meiner mit.

Und ich will ſie legen,
Liebes Menſchenkind,
Daß Du findeſt
In der Trübſal
Dieſe Gaben,
In das Mutterherz!

◆

Die mit * bezeichneten Gedichte ſtammen aus früher Jugendzeit des Verfaſſers.

Mein Vaterhaus.

Mein Vaterhaus iſt alt und arm,
Mein Vaterhaus iſt klein,
Und ſchließt doch meine ganze Welt
Und meinen Himmel ein.

Mir brennt ins Herz die Zähre, die
Vom Mutterauge rinnt,
Denn fort von heim, weit in die Welt
Zieht hin ihr liebſtes Kind.

Der Platz iſt leer am kleinen Tiſch,
Der Sohn iſt in der Fern,
Ihr Tiſchgebet gilt ſein, und ſie
Empfiehlt ihn Gott dem Herrn.

Dort draußen, wo die Sünde lockt,
Und viel Gefahren droh'n!
Sie kann nichts thun als weinen ſtill
Und beten für den Sohn.

O nein, ich will mich nicht der Welt
Und ihren Lüſten weih'n;
Das Vaterhaus, das Mutterherz
Schließt meinen Himmel ein.

Ich bin ein armer Hirtenknab!

*

Ich bin ein armer Hirtenknab,
Der Wald, das grüne Feld,
Mein Brotſack und mein Birkenſtab
Iſt meine ganze Welt.

Und zieht mein Schäflein graſend hin
Auf grüner friſcher Au,
So graſ' auch ich für meinen Sinn
Im hohen Himmelsblau.

Und bricht die dunkle Nacht herein,
So ſchau ich dort hinauf:
Es blühet in der Sterne Schein
Die Liebe Gottes auf! —

Ich bin daheim auf waldiger Flur.

Ich bin daheim auf waldiger Flur,
Mein Hüttchen iſt ein grüner Baum,
Mein Ruhebett der Wieſenſaum
Am Herzen der Natur.

Ein Rehlein kommt durch Zweige dicht,
Mir dringt ans Ohr ſein weicher Laut,
Es ſieht mich an, es ſchreit ſo traut,
Und ich verſteh' es nicht.

Nun kommt ein blühend Mädchen noch,
Und ſinnend ſteht es auf der Flur;
Es ſieht mir ſtumm ins Auge nur,
Und ich verſteh' es doch.

◆

Es kann Einem wunderlich träumen!

Nun wollt' ich ſchlafen.
Das Tagwerk iſt recht hart geweſen.
Bin ich erſchaffen
Für Bauernbrot und Bauernnoth?
Das iſt mein Frag' geweſen.
Da ſeh' ich ein Häuslein wohl ſchön gebaut,
Und ein Weib in Huld zum Fenſter ausſchaut;
Der Fenſter waren eben drei,
So ſchauten aus auch Kindlein zwei
Und riefen: Vater! — Ich that mich heimen.
— Es kann Einem wunderlich träumen!

Dann ging ich dichten.
Und die Leute thaten mir Kränze binden.
Und muß berichten:
Mein Lieb ſagt: Du biſt mein allein,
Ich will Dir Sträußlein im Lenze binden.
Ich ſag: was ſoll mir Dein Blumengruß,
Wenn ich im Herzen verſchweigen muß,
Daß Fraue Du zu aller Friſt
Mein' herzallerliebſte Freude biſt!
D'rauf that ſie mit Küſſen nit ſäumen.
— Es kann Einem wunderlich träumen!

Jetzt kamen Freunde
Und thaten mich in die Ferne führen.
Mein Lieb, das weinte.
Ich ſteig' zum Glück, ſie bleibt zurück
Und klagt: „Ich wollt' Dich gerne führen!“ —
Ich finde Freude, Gut und Geld
Und alle hohe Ehr' der Welt. —
Endlich die Lieb' mich zur Heimat ruft,
Da find' ich die Maid in der Todtengruft.
D'rum ſollſt Du Dein Herz nicht verſäumen.
— Es kann Einem wunderlich träumen!

Ich bin ein großer Herre!

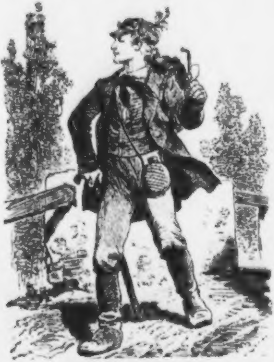
Ich gebe mir die Ehre
Und ſing' ein Liedel fein,
Ich bin ein großer Herre,
Die ganze Welt iſt mein.

Der Landmann, der mag ſäen
Und ernten Korn und Lein;
Doch Feldesblüh'n und -wehen
Zur Maienzeit iſt mein.

Die Karner mögen tauſchen
Und nutzen Baum und Stein,
Doch Waldesgrün und -rauſchen
Und Waldesruh iſt mein.

Wie arm ſind doch die Reichen,
Von allem Frieden fern,
Und Knechte ſonder Gleichen
Sind dieſe hohen Herr'n.

Sie ſtreiten ſonder Labe
Mit Schwert um Land und Meer;
Ich zieh' mit meinem Stabe
Erobernd hinterher.



Wie luſtig iſt das Wandern,
Die Sorgen ſind ja klein;
Die ſchwere Welt iſt Andern,
Die ſchöne Welt iſt mein.

Habt Dank, Ihr guten Leute!

Habt Dank, Ihr guten Leute,
Für dieſes reiche Mahl,
Das Ihr mir aufgetragen
In buntbekränzten Schüſſeln
Und Goldpokal.

Mein Herze dürſtet nimmer
Nach Weltgenuß und Ehr',
Im ſtillen Dorf zu leben
Als Menſch bei ſchlichten Menſchen,
Was ſoll ich mehr?

Daß ich im Frieden athme
Und dankbar, angeſichts
Der heiligen Wunder Gottes
Mich meines Lebens freue,
Sonſt will ich nichts.

Ich werde nimmer müde,
Des Himmels Glanz zu ſchau'n,
Auf ſeiner Wolken Spiele,
Auf ſeiner Flocken Reigen
Mein' Luſt zu bau'n.

Der Lüfte ſanftes Wiegen
Und wild gewaltige Macht,
Der Wäſſer Steigen, Stürzen
Hat ſtets mir Seligkeiten
Ins Herz gebracht.

Und ſink' ich einſt zu Grabe
Von heitrem Tageslicht,
Die Erde, ewig Roſen
Aus ihrem Schoße ſendend —
Ich fürcht' ſie nicht.

Die Welt, ſie iſt mir viel zu weit.

Die Welt, ſie iſt mir viel zu weit,
Und viel zu hart ſind mir die Leut',
So ſterbenstraurig komm' ich her
Zu dir, du heilige Einſamkeit.

Ich komme aus dem argen Land,
Wo jede Luſt ein Leid gebiert,
Wo — trotz des kochend heißen Blut's —
Im Auge ſelbſt die Thräne friert.

Das Weinen iſt dort arg verpönt,
Das Fluchen, Läſtern iſt dort Brauch,
Hier thaut das Moos, die Roſe thaut,
Der Tannenbaum, der Weißdornſtrauch.

Auch mein Gemüth will thauen hier,
Bis müde ſinkt das Auge zu,
O ſenke Frieden in mein Herz,
Du ſüße, heilige Waldesruh'.

◆

Ich will nichts von dir.

Ich hab' mir erbaut
Ein Häuschen allhier,
O Leben ſo laut,
Was willſt du von mir?
O führ' mich nicht hin
Ins wogende Feld,
Ich bleib', was ich bin,
Mir ſelber die Welt.
Mein Glück iſt in mir,
Nicht gebe mir dich;
Ich will nichts von dir,
Nur laſſe mir — mich!

Bergesgruß.

Ich liebe die grünende, blühende Wieſe,
Das wallende, wogende Korn auf der Feldflur,
Ich liebe die Heide, die traumſtill ruhende;
Der ſonnigen Hügel warmen Buſen,
An welchem die Erd' ihre Kinder mit Wein ſäugt,
Ich lieb ihn mit dankbar jubelnder Freude.
Ich liebe die rauſchenden, dämmernden Wälder.
Das brandende Weltmeer, ich lieb es mit Ehrfurcht,
Doch euch, ihr ſtolzen, hohen beſtändigen
Stillen Wächter der theueren Heimat,
Ihr ewigen Felſen, euch lieb ich von Herzen.

Urwaldſtimmung.

O ruhſamer Wald, wie biſt du ſein!
Wie biſt du in Ewigkeit jung und rein!
Vom blutigen Kreuzweg der Menſchenſöhne
Entweiht keine Spur deine heilige Schöne.
Wohl heut' wie zur Urzeit die Stürme toſen,
Und wühlen im See und brechen den Baum.
Wohl heut' wie zur Urzeit blühen die Roſen
Und funkelt der Thau am Blüthenſaum.
Mein Leib will liegen
In blumiger Wiegen.
Meine Seele kam her aus unendlichen Zeiten,
Und wie der wandernde Vogel den Aſt,
So wählt dieſen Leib ſie zur kurzen Raſt,
Ehe weiter ſie ſliegt in die Ewigkeiten.

Wenn alle Wälder ſchlafen.

Wenn alle Wälder ſchlafen,
Und alle Quellen ſchweigen,
Die Nebel ſtille ſteigen,
Die Sterne leiſ' ſich neigen,
Da iſt das einſam' Leben
Ein ſelig, ſelig Sein.

Wenn alle Wipfel flüſtern,
Und alle Vögel ſingen,
Wenn alle Geigen fiedeln
Und alle Kehlen klingen,
Da iſt das einſam' Leben
Wohl eine harte Pein.

Ob träumen ſtill, ob jubeln
Im lauten Kreis der Freuden,
Das Beſte iſt, vom Leben
Ohn' alle Thränen ſcheiden.
D'rum ſei das einſam' Sterben
Geſegnet nur allein.

◆

Ruh' im Walde.

In der Berge Falten tief geſchmiegt
Und gewickelt in den weichen Wald,
Wie das Kindlein in der Wiege liegt,
Iſt mein liebſter Aufenthalt.

Wie die Mutter ſang, ſo ſingt der Bach,
Und in Wipfeln munt're Vögelein
Rufen mir der Jugend Märchen wach,
Singen mich zum Schlummer ein.

Von den Kronen wehen Blüthenreigen,
Decken mich im kühlen Schatten zu,
Und ein Engel flüſtert's allen Zweigen:
Leiſe rauſchet ſeiner Ruh'!

Laſſ' mich einſtens, Götterlieblingsſohn,
Finden in der Waldesruh' mein Ziel,
Kränz' mir dort die Stirn, anſtatt mit Mohn,
Mit dem heiligen Asphodil.

Wollte heim in meine Berge.

Wollte heim in meine Berge,
Um den Frieden zu umfaſſen,
Den ich weltluſttrunken einſt im
Grünen Wald zurückgelaſſen.

Gab ihn einem munt'ren Vöglein
In Verwahrung, bis ich käme,
Und den ſüßen Jugendfrieden
Wieder an den Buſen nähme.

Hab mit meinem heißen Herzen
Ruhlos nun den Wald durchzogen.
Doch das liebe munt're Vöglein
Iſt ſchon längſt davongeflogen.

An die Steiermark.

Gottbegnadet Land! Zur Maienzeit
Sei dir, Styria, ein Strauß geweiht.
Du biſt göttlich ſchön. — Die Felſenſtirn
Stolz gekrönet mit diamant'nem Firn!
Leuchtend als dein Aug' die klaren See'n,
Wo als Brau'n die heiligen Tannen ſteh'n.
Hier die gold'nen Aehren, dort die Reben
Froh um deinen Buſen Kränze weben,
Und allda, wo anderwärts der Spaten
Nichts zu finden weiß, als ewigen Schatten,
Tief in deiner Berge treuem Herzen
Biſt du reich an unſchätzbaren Erzen,
Deren Kraft der Erde Frucht erneut,
Deren Klang das reine Herz erfreut,
Deren Schall die Feinde macht erbeben.
Schön biſt du und herrlich, mild und ſtark,
Noch im Grabe weltaufbauend Leben
Birgſt du, hochgeliebte Steiermark.

* * *

Das Erdbeben in Steiermark

in der Nacht zum 1. Mai 1885.

Der ſanfte Mai! So herb an unſere Mauern
Hat er noch nie gepocht, als dieſe Nacht.
Aus tieſem Winterſchlafe jäh erwacht,
Erbebt die Erde in Empfängnißſchauern?

Wir fuhren auf in mitternächtigem Schrecken,
An mondbeſtrahltem Fenſter ſtand der Mai
Und lächelte herein: Ich war ſo frei,
Ein wenig Eure Herzen aufzuwecken,

Daß hören ſie, was ſchallt in allen Lüften,
Daß ſehen ſie, was ich mit Blumen ſchrieb:
Wie kurz die Lebenszeit! O habt Euch lieb,
Die Todten pochen laut in ihren Grüften.

Gruß an die deutſchen Sänger Steiermarks.

(Zum Sängerfeſte im Jahre 1865.)

Ein Herold der grünen Steiermark
Nah't brüderlich deutſchen Söhnen,
Zu grüßen als Sänger mit ſchlichtem Wort
Die Sänger mit klingenden Tönen;
Grüß' Gott! Grüß' Gott! erſchallt aufs neu'
Des Vaterlandes Ehr' und Treu'.

Es grüßt Euch, Sänger, das blühende Graz
Mit frohem Feſtesrauſchen,
Bereit, der Menſchheit hohem Lied
Von Eu'rem Mund zu lauſchen;
In ernſter Zeit aus Mannesbruſt
Ein deutſcher Sang iſt Troſt und Luſt.

Das Jauchzen des Glücks, das Grollen des Zorns,
Das Gelöbniß zum ewigen Bunde,
Es klinge hinaus im dreifachen Lied
Der hehren Weiheſtunde;
Es wecke Freude, Muth und Kraft
Und dämpfe rohe Leidenſchaft.

Den erſten Sang, o ſinget ihn froh
In ſeligem Ahnen und Schauen,
Er gilt dem ewigen Geiſt, der Natur,
Der herrlichen Heimat, den Frauen;
Mitſingen die Vöglein im Waldesgrün,
Hoch lodert der Dachſtein im Alpenglüh'n.

Den zweiten Sang, o ſinget ihn laut,
Er brauſ' von Geſchlecht zu Geſchlechte,
Das Schwert in der Hand, ſo weihet ihn, traun,
Dem heiligen Menſchenrechte;
Der Unſchuld Schutz, der Freiheit Wehr,
Der Falſchheit Trutz, der Wahrheit Ehr'!

Den dritten Sang, Walkürenruf,
Die Schilder kühn geſchwungen!
Des Vaterlandes Hochgeſang
Erſchall' von allen Zungen;
Dem deutſchen Volk in Fried' und Streit
Mit Herz und Hand in Ewigkeit.

Der Gott, der Eiſen wachſen ließ,
Erſchuf auch klingende Kehlen,
Und Manches, was das Schwert zerriß,
Das Lied kann's wieder vermählen;
Der Schönheit Band, der Freude Gruß
Die Menſchen brüderlich einen muß.

Gebet.

Behüte Gott das deutſche Volk
In ſeiner Ehr' und ſtolzen Kraft.
Behüt' es Gott in ſeiner weiſen
Und treuen Völkerführerſchaft!
Auf ſeiner Wacht, daß allerwärts
Der Menſchen Freiheit ſich erneue:
Das große Volk, das deutſche Volk,
Behüt' es Gott in ſeiner Treue!

Behüte Gott das deutſche Volk
In ſeines Hauſes frohem Rath,
In ſeiner Herzensinnigkeit,
In ſeines Fleißes reicher That!
Behüte Gott, daß nie der Zwietracht
Grauſer Dämon es berücke!
Das freie Volk, das deutſche Volk,
Behüt' es Gott in ſeinem Glücke!

Behüte Gott das deutſche Volk
In ſeiner ewigen Liebe Huld
Vor zagem Zweifel an ſein Heil,
Behüt' es Gott vor aller Schuld!
Verleih' ihm kindliche Zuverſicht,
Wie reinen Herzen ſie beſchieden.
Das edle Volk, das deutſche Volk,
Behüt' es Gott in ſeinem Frieden!

Das deutſche Volk, behüt' es Gott!
Bis es in der Vollendung Licht
Den Oelzweig wahrer Menſchlichkeit
Erlöſend um den Erdball flicht.
In wilder Zeiten Sturm und Noth,
In Streit und Sieges Morgenroth,
Das ſchwergeprüfte, hehre Volk,
Mein deutſches Volk, behüt' es Gott!

Alpenroſe—Edelweiß.

Edelweiß und Alpenroſe,
Sinnbild ihr der Menſchenloſe,
Sinnbild unſeres höchſten Glücks,
Blutige Roſe! Liebe, Leben,
Nimmermüdes Luſtanſtreben,
Flammenleuchte des Geſchicks.

Doch wie bald iſt es geſchehen,
Daß die Roſe muß vergehen,
Bald ſind alle Freuden fern.
Dann empor zu höchſten Zinken,
Dort wird noch dem Wanderer winken
Der Entſagung blaſſer Stern.

Ach, an ſeinen heißen Gluthen
Muß zu früh das Herz verbluten,
Und zurück, als letzter Preis,
Bleibt ein wunſchlos kühles Träumen
In dem Haupt mit Silberſäumen
— Süßes, ſeliges Edelweiß!

Meine Luſt iſt Leben.

Gute Nacht, ihr Freunde,
Ach, wie lebt' ich gern!
Daß die Welt ſo ſchön iſt,
Dankt' ich Gott dem Herrn.
Daß die Welt ſo ſchön iſt,
Thut mir bitter weh,
Wenn ich ſchlafen geh!

Ach wie möcht ich einmal
Noch von Bergeshöhn
Meine ſüße Heimat
Sonnbeleuchtet ſehn!
Und den Herrn umarmen
In des Himmels Näh',
Eh ich ſchlafen geh.

Wie man Abends Kinder
Ernſt zu Bette ruft,
Führt der Herr mich ſchweigend
In die dunkle Gruft.
Meine Luſt iſt leben,
Doch ſein Will geſcheh,
Daß ich ſchlafen geh!

◆

Zum Weihnachtsbaum.

Ein Herzensgruß allen kindlichen Gemüthern.

*

Friede war im Wald und jeder Baum beglückt
Durch ſchöne, reiſe Frucht, womit der Herbſt geſchmückt
Die Aeſte all', daß jeder Zweig ſich bieget,
Bis hoch hinauf, wo leiſ' die Krone wieget.
Doch leider, wo's zum Segen will gedeihn,
Da findet ſich auch gern der Hochmuth ein
Und ſelbſt der Neid. Und jeder wollt' ſich prahlen,
Daß ſeine Frucht die ſchönſte ſei von allen;
Und jeder hing an ſeine längſten Aeſte
Als ſtolzes Aushängſchild der Früchte beſte.
Es war ein herrlich Wogen bis zur Spitze,
Ein Wetten, wer das Beſte wohl beſitze. —
Nur Eines litt im Wald viel Weh und Gram,
Und barg ſich ins Geſträuch voll tiefer Scham.
Ein Tannenbäumchen war's, gar ſchmächtig, ſchlank,
Wohl aller Früchte, auch der ärmſten, blank;
Und während andere ſtolz im vollen Prangen,
Hatt' es an ſeinem Stamm nur Nadeln hangen,
Nur dunkelgrüne Nadeln, ſcharf und ſpitz;
Sie ſtachen es, doch ſchärfer ſtach der Witz
Der andern, und ihr Hohn, gar ſchal und widrig
Dem ſchlichten Bäumchen, weil's ſo arm und niedrig.

Es flüſterte der Wald ſich in die Ohren
Vom Taugenichts, der da umſonſt geboren,
Und warf ihm boshaft gar zu Spott und Schmach
Die erſten gelben, dürren Blätter nach.
Das ſchnitt dem Bäumchen tief ins junge Herz,
Es wollte ſchier vergeh'n in Leid und Schmerz
Und weinte, tiefbedrängt vom Weh, dem ſchweren,
Das Harz heraus, die bitterſten der Zähren.
So duldete das Bäumchen ſtill und fromm;
Da zog hernieder durch den nächtigen Dom
Ein Engel aus des Himmels heiligen Hainen,
Der ſah den armen Dulder ſchmerzlich weinen.
Er ließ ſich erdenwärts vom weiten Raum
Zur armen Tanne, ſprechend: „Liebſter Baum!
Du warſt bisher verachtet und verflucht,
Doch tragen wirſt Du noch die ſchönſte Frucht,
Die je ein Baum getragen hier auf Erden,
Du ſollſt der Baum der höchſten Freude werden!“
Wie wurde jetzt der Himmel trüb und grau.
Es blies ein kalter Wind auf Heid und Au,
Er heulte durch den Wald voll wilder Haſt
Und rüttelte die letzte Frucht vom Aſt.
O, bald war jeder Baum, der einſt geprahlt,
Der Frucht und Blätter bar — gar kahl und alt,
Es fielen Flocken und es krächzten Raben,
Und ſieh', der ſtolze Wald war wie begraben.
Nur jenes Bäumchen ſteht noch friſch und frei
Und grünt und flüſtert ſanft, wie einſt im Mai. —
Und als die heilige Nacht gekommen war,
Da ſchwebte durch den Wald die Engelsſchaar

Zum Bäumchen zart, und trug es durch die Nacht
In feſtlich aufgegangener Strahlenpracht.
— Wie Flammen ſich zu Sternenkränzen reih'n!
Und Früchte, die im Himmel nur gedeih'n,
Die reifen auf dem Baum, und Gottes Herz
Sank liebevoll erlöſend erdenwärts.
Da ſteh'n wir nun vor Jovis Opferflammen
Am Hochaltar der Liebe treu zuſammen,
Und ſchließen feierlich zur Weiheſtund',
Ihr Menſchen all', den heiligen Bruderbund! —
So trägt der Baum, dereinſt verſchmäht, verflucht
Wie unſer Heiland ſelbſt, die ſchönſte Frucht.
Und wo er kommt, da kommt er nicht allein,
Da bringt er Freuden mit für Groß und Klein,
Er führt den Jubel ein ins ſtille Haus
Und ſtreckt die hundert vollen Arme aus.
Und bei dem Kindsgemüth im trauten Raum,
Da iſt er recht daheim, der Weihnachtsbaum. —
— O, hört Ihr ſäuſeln es in ſeinen Zweigen,
O, hört Ihr klingen ſie, die Himmelslieder?
O, ſeht die Engelsſchaar in lichten Reigen,
Sie ſteigt zum lieben Kindesherzen nieder.
Dann grünt und blüht ſie auf, und reift, die Tugend
Im Hauch der Lieb', am gold'nen Lichtesſaum.
O ſei mir hoch gegrüßt, du Freund der Jugend,
Du Himmelsbote, heiliger Weihnachtsbaum!

Kindesgebet.

Da hat mir einmal ein Vöglein erzählt,
Wenn fromm ein Kind im Abendgebet
Voll Liebe für Vater und Mutter fleht,
Da klinge ein Lied durch die ganze Welt,
Da ſäusle ein Mai'n durch die Lüfte hin,
Da ſtrahlten die Felſen im Alpenglühn,
Da ſteige der Ewige niederwärts
Und ſchließe Eltern und Kind ans Herz!

Einſt wirſt Du die Thräne fliehen.

O weine, liebe Jugend, weine,
So lang' die Thräne Dir noch ſüß iſt,
Ein Bote milder Herzenswärme,
Und nicht der herben Kümmerniß iſt.

Denn einſt wirſt Du die Thräne fliehen,
Und lachend laut, troß inn'rer Peinen ſein,
Doch bitt'rer wird Dein ſchrilles Lachen,
Als heut' Dein ſtilles Weinen ſein.

◆

Das Kind in ſeiner jungen Zeit.

Das Grünen iſt ein Auferſteh'n,
Das Reifen iſt ein Sinken.
D'rum laſſ' das Kind zu ſeiner Zeit
Die reinen Freuden trinken.

Das Kind in ſeiner jungen Zeit
Iſt Brennpunkt aller Sonnen,
Des Daſeins hold bekränztes Ziel,
Des heiligen Glückes Bronnen.

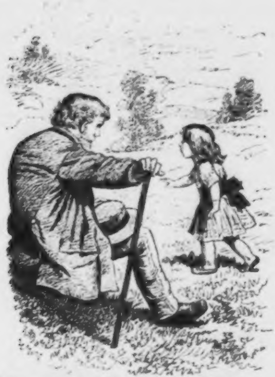
Wächſt es heran, iſt nichts mehr ſein,
Muß um die Wette laufen;
Mit jedem Tag und jeder Plag
Muß es ſich neu erkaufen.

Der erſte Drang der Lieb' iſt ſchon
Des Todes erſtes Fodern,
Ein Korn, das junge Keime treibt,
Fängt ſelbſt ſchon an zu modern.

Das Grünen iſt ein Auferſteh'n,
Das Reifen iſt ein Sinken,
D'rum laſſ' das Kind zu ſeiner Zeit
Die reinen Freuden trinken.

Mein ſüßes Kind, Du weißt noch nicht …

Da hüpft mein liebes, lockiges Kind
Im grünen, ſonnigen Roſenhag,



Umrankt von Knöſplein weiß und roth,
Umſchallt von hellem Lerchenſchlag.

Sein Aeuglein ſtrahlt, ſein Mündchen jauchzt
In unbewußter Lebensluſt.
Mein ſüßes Kind, Du weißt noch nicht,
Wie bald Du wieder ſterben mußt.
Wie ſieht ſich doch im Wahn des ewigen
Lebenstags ein Frühling an?
Du fühlſt, was aufblüht, doch was welkt?
Zu Grabe ſinkt? Du denkſt nicht dran.
Ein junger Gott biſt heute noch;
Wie wirſt Du Dich entſetzen, Kind,
Wenn Dir die erſte Nachricht kommt,
Daß alle Weſen ſterblich ſind.
Ja, ich verſchweig' Dir, was ich weiß.
Nur blick' mir nicht ins Aug' hinein,
Es könnt' ſich ſpiegeln drinnen noch,
Was ich geſehn im weißen Schrein. —
O, leb in Glück, mein Kind! Und erſt
Wenn Du von Allem, Allem ſatt,
Erſt dann vernimm, was Gott
In ſeiner Lieb' für Dich bereitet hat.

❧

Der Liebe.

Heb' Dich weg und küſſ' mich nicht!

Heb' Dich weg und küſſ' mich nicht!
Du nicht, ich bitte Dich,
Ein Kuß von Dir — o, küſſ' mich nicht!
Ein Kuß, er wär' mein Tod.
Kleine Schelmin, lächle nicht!
Du nicht; — blick' mich nicht an!
Das traute Du, o nenn' es nicht!
Sprich nichts, kein Wort zu mir!
O laß mich gehn, berühr' mich nicht!
Ich weiß, mein Kind, Du liebſt mich nicht.
Und iſt nicht auch die Seele mein,
Den Leib allein, den mag ich nicht.

Und ſie gefielen mir Beide.

Zur Morgenfrüh hab' ich erlebt
Wohl eine liebe Freude,
Zwei Mägdlein ſtanden am Gartenzaun,
Das Eine war blond, das Andere braun;
Und ſie gefielen mir Beide.

Das Eine war ernſt gegürtet und blaß,
Gehüllt in dunkle Seide,
Das Andere leicht geſchürzt und bunt,
Mit Veilchenaug' und Roſenmund;
Und ſie gefielen mir Beide.

Da ſcholl von der Kirche Glockenklang
Zum Jubel oder zum Leide,
Die Eine erglüht und betet leis,
Die And're trillert muntere Weis;
Und ſie gefielen mir Beide.

Da ſcherzten zu Paaren in Liebesluſt
Die Schäflein auf grüner Weide,
Die Eine ſenkt das Auge mild,
Die Andere hüpft und jauchzet wild;
Und ſie gefielen mir Beide.

Da kam ein Vöglein geflogen herbei,
Sich bergend im nahen Getreide,
Die Eine horcht dem fröhlichen Sang,
Die Andere hebt den Arm zum Fang;
Und ſie gefielen mir Beide.

Da neigte ich, bettelnd um einen Kuß,
Mich über des Zaunes Scheide;
Die Eine blickte mit ſtrafendem Stolz,
Die Andere blinzelte gegen das Holz;
Und ſie gefielen mir Beide.

Es muß ja ſein.

Wer zürnt der Pflanze, wenn ſie blüht?
Wer zürnt dem Vogel, wenn er ſingt?
Wer zürnt der Kohle, wenn ſie glüht?
Wer zürnt der Glocke, wenn ſie klingt?
Wer zürnt dem Moſte, wenn er gährt?
Wer zürnt dem Sturm, wenn er zerſtört?
Und wenn er ſchäumt, wer zürnt dem Wein?
Wer zürnt dem Herzen, wenn es liebt?
Es muß ja ſein! Es muß ja ſein!

Schwarz-roth-gold.

Schwarz-roth-gold immerdar!
Schwarz iſt ihr Augenpaar,
Roth iſt ihr ſüßer Mund,
Gold iſt ihr Haar!

Deine ſchönen Augen.

Oh nichts giebt es auf Erden,
Was mich ſo ſehr entzückt,
Als Deine ſchönen Augen,
Seit ſie mich angeblickt.
Sie ſind meine Himmelsſterne,
Die ich ſo ſelig ſchau';
Sie ſind mein Sonnenſchein;
Sie ſind mein Morgenthau;
Sie ſind meine Frühlingsblumen;
Sie ſind mein Alpenſee,
Wo mein Schifflein ſchaukelt
Und wo ich untergeh.

Der Stern im See.

Ein ſchöner Stern
Ganz warm und licht
Erglänzt im See ſo wunderlich.
— Ein Mädchen lacht
So ſüß und ſpricht:
Ich liebe Dich!

Gieb Acht, gieb Acht,
Der See iſt kalt,
Er ſpiegelt nur
Das Himmelslicht —
Ein falſcher Stern,
Ein falſches Herz:
Vertrau' ihm nicht!

Vertrau' ihm nicht,
Wenn es zu bunt
In fremder Pracht will blühen voll.
Ein echtes Herz
Darf funkeln nicht,
Muß tief und ſtill erglühen wohl.

Wenn ich der Himmel wär'.

Wenn ich der Himmel wär',
Blieb' ich Dir klar,
Legt' Dir die Sonne ins
Goldige Haar.
Käme der Abend dann,
Thät' ich zu Ehr'n
Mädchen Dir leuchten den
Glänzendſten Stern.

Wenn ich die Erde wär',
Thät' ich ſchön blüh'n;
Gäb' ich die holde Blum'
Mädchen Dir hin!
Hätt' ich dann Früchte, recht
Süß und recht groß,
Legt' ich die ſchönſten wohl
Dir in den Schoß!

Wenn ich die Hölle trüg'
Feurig in mir,
Thät' ich nur brennen aus
Liebe zur Dir:
Müßte Dich holen der
Teufel herein;
Würde die Hölle ein
Himmelreich ſein!

Frage.

Mädchen, wenn ich ſehnend flehe,
Hörſt Du nichts?
Mädchen, wenn das Aug' Du ſenkeſt,
Siehſt Du nichts?
Mädchen, wenn ich ſterben gehe,
Willſt Du nichts?
Mädchen, wenn Du mein gedenkeſt,
Fühlſt Du nichts?

Weißt Du, Mädchen, daß ich ſterbe?

Weißt Du, Mädchen, daß ich ſterbe,
Sterben muß an Deinem Blicke,
Wenn er weg von mir ſich wendet?
Weißt Du, Mädchen, daß ich ſterbe,
Daß Dein Mündchen mich vergiftet,
Wenn es keinen Hauch mir ſendet?
Weißt Du, Mädchen, daß ich ſterbe,
Und von Deinen Armen ſterbe,
Wenn mich dieſe nicht umſchlingen?
Mädchen, ſchenke mir mein Leben,
Daß ich Dir dasſelbe ſchenke,
Soll das Deine ich erringen!

Wenn ich durch den Winter geh'.

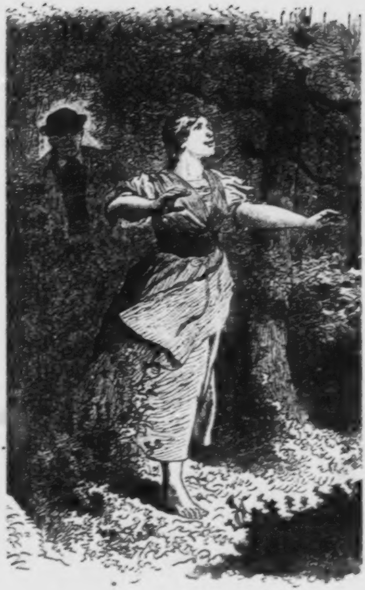
Wenn ich durch den Winter geh',
Denk ich mir, es giebt auf Erden
Doch nichts Schöneres, als den Schnee,
Und er muß zu Waſſer werden.

Thau ich auf dem Röslein ſeh,
Thau an ihrem Augenſtern.
Tauf' mit Waſſer Freud und Weh,
So gewillt es Gott dem Herrn.

Ruht im Hag die Jungfrau mild,
Denk ich mir, es giebt auf Erden
Doch nichts Schöneres, als dies Bild!
— Und ſie muß zum Weibe werden.

Waldabenteuer.

Ich geh durchs Thal am Waldesſaum,
Tief unten rauſcht der Fluß,
O, wie iſt doch das Wandern, traun,
Im Wald ein Hochgenuß!
Dort ſeh ich ſtehn ein Mädel fein,
Ich wink ihm meinen Gruß
Und ruf es an: „Feins Liebchen mein,
Komm, gieb mir einen Kuß!
Du haſt ein braunes Röckel an,
Es deckt kaum Deinen Fuß,
Das zarte, runde Wädchen kaum,
Geh, gieb mir einen Kuß.
Du haſt ein blaues Augenpaar,
Und Haare wie von Ruß,
Dein roſenrother Mund — ich merk's —
Hat Durſt nach einem Kuß.
Nur ſcheint die Sonne viel zu heiß,
Mir fällt was ein, ich thu's,
Ich führ Dich ins Gehage hin
Und geb Dir — —“ fällt ein Schuß.
„Juchhe!“ ſchreit jetzt das Mädchen auf,
„Das iſt Hieronymus!“
Ihr Liebſter war's, der Jägersmann,
Und damit Schluß.



Belehrung für einen Dichter.

Du beklagſt Dich, daß Dein Weibchen
Nicht will Deine Lieder leſen.
Schreib in Küſſen, ſtatt in Verſen,
Wird ſie 's immer wieder leſen.
Biſt Du ferne, wird ſie gerne
Lieder unterm Flieder leſen.
Doch, wenn ſelber ſingt der Vogel,
Wozu im Gefieder leſen?
Wiſſe, ſie hat nicht die Richtung
Literariſch weiſer Richter;
Lieber, als die größte Dichtung,
Iſt dem Weib der junge Dichter.
Deshalb iſt, ſeid Ihr beiſammen,
Nicht die Zeit zum Lieder leſen.

Gewohnheit.

Der Hüttenrauch,*) das Küſſen auch,
Das ſind zwei ſchlimme Dinge.
Wer's einmal thut genießen auch,
Der kann es nicht mehr miſſen auch,
Selbſt wenn er am gewiſſen Brauch
Zuletzt zugrunde ginge.

◆

---

*) Arſenik.

Er will mich nicht verſtehen.

Er will mich nicht verſtehen.
Und wenn ich ihm nicke
Mit glühendem Blicke
Den Morgengruß zu;
Und wenn ich ihm pflücke
Ein Röslein, und ſchicke
Ein Bändchen dazu:
So fragt er noch: warum?
Und will mich nicht verſtehen!

Er will mich nicht verſtehen.
Und wenn ich die loſe
Und blühende Roſe
Aufs Mündchen auch küſſ';
Und ich ihm dann ſage,
Halb klage, halb frage:
Iſt küſſen nicht ſüß?
So fragt er kalt: Warum?
Und will mich nicht verſtehen!

Er will mich nicht verſtehen!
Und ſag' ich auch innig:
Ich habe ſo ſinnig
Geträumt von Dir:

Als hätt' ich am Raine
Das Häuschen das kleine
Bewohnt mit Dir!
So fragt er leiſ': Warum?
Und will mich nicht verſtehen!

Er kann mich nicht verſtehen.
Und wenn ich die Arme
Ihm reich', Gott erbarme!
Er iſt viel zu blöd'! —
— Ei! wäre ich Mädchen
Des Nachbars jung' Gretchen,
Er thät' nicht ſo ſpröd;
Er fragte nicht: Warum?
Er würde mich verſtehen!

Die harte Nuß.

Das Weib iſt eine Nuß,
Die man aufbeißen muß,
Dem Mann Gott genad,
Der keine Zähne mehr hat!

Die Einfältigen.

Du fragſt, warum ich gewinkt Dir hab,
Du fragſt, warum ich das Röslein Dir gab?
— Ei, das ſollſt Du wiſſen!

Du fragſt, warum man jung ſein muß,
Du fragſt, wozu ſo verſtohlen der Kuß?
— Ei, das ſollſt Du wiſſen!

„Mein Knab, daß Mägdlein fragen gern,
Und thun, als läg ihnen Alles fern —
Ei, das ſollſt Du wiſſen!“

Eine Jungfrau wollt' er ſuchen.

Ein Knab' ging hinaus
Von Vaters Haus,
Eine Jungfrau wollt' er ſuchen.
Er ſchritt fürbaß
Die Heeresſtraß',
Auf der Straßen lagen die Steine.

Er nahm den Pfad
Wohl in die Stadt,
Eine Jungfrau wollt' er ſuchen.
Er ſah mit Gier
Viel gold'ne Zier,
Viel hohe Thürme ragen.

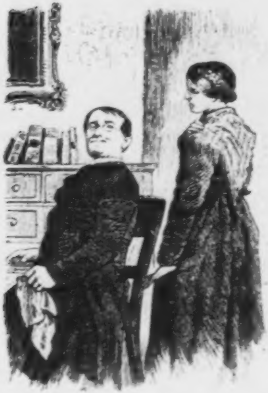
D'rauf zog er bald
Zum grünen Wald,
Eine Jungfrau wollt' er ſuchen.
Im Schattenland
Manch Blümlein ſtand,
Auf den Bäumen die Vögel ſangen.

Zu Berg und Thal,
Auf Burg und Wall
Eine Jungfrau wollt' er ſuchen.

Sein Wanderſtab,
Der ſchliff ſich ab,
Neun Paar Schuh hat er zertreten.

Mit bloßem Fuß
Und müdem Gruß
Er ging in eine Hütten.
Er ſah in der Wiegen
Ein Mägdlein liegen,
Die Jungfrau hat er gefunden.

Hannchen beim Pfarrer.



O Herr, des Nachbars Valentin,
Der ſtahl mir geſtern meinen Hafer,
Er — ſtahl ihn mir — er — ſtahl mir ihn,
Es war nur — eine Handvoll — aber —

Am Hafer hing mein kleines Huhn,
Es hat ſo gern von ihm geklaubt;
So hat er mir den Hafer nun
Und auch mein kleines Huhn geraubt.

Mein ganzes Herz hing an dem Thier,
Es war ſo fett und ſchwarz wie Kohlen:
Jetzt hat der Strolch das Hühnchen mir
Und auch — mein ganzes Herz geſtohlen.

Ein Roſenblatt.

I.

Was das Roſenblatt bedeutet,
Das in ſich zuſammenkauernd
Vor dem Hauch des Mundes ſchauernd
Auf der Hand mir liegt gebreitet?

Kann ich nicht dem todten, ſüßen
Roſenblatt mit Sehnſuchtsbeben
Noch einmal ein junges Leben
Minnend in die Adern gießen?

Oh, vor meinem heißen Kuſſe
Wird es nimmer grünen können,
Wird es, ach, nur ſtill verbrennen,
Aſche, Aſche ſein zum Schluſſe.

II.

Roſenblatt, warum alleine
Kommſt du mir von ihr geflogen,
Ach, daß du nicht mitgezogen
Sie, die Holde, die ich meine!

Jene Süße, von den Muſen
Ahnend mir ſo lang verheißen.
Nächtig, wenn die Sterne gleißen,
Möcht ich ruh'n an ihrem Buſen.

Möcht' ins helle Aug' ihr ſehen,
Ihr ins tieſe Herz mich graben,
Möcht' in heißer Gluth mich laben,
Und in Liebesluſt vergehen.

III.

Soll ich warten, bis die Tage
Wachſen und die Nächte ſchwinden,
Die ſo lockend, Lieb' zu finden?
Roſenblatt, flieg' hin und frage.

Soll ich warten auf die Tage,
Wo zur Form wird, was heut' Kuß iſt,
Und zur Pflicht, was heut' Genuß iſt?
Roſenblatt, flieg' hin und frage.

Denk' an deine Maientage,
Roſenblatt, du kennſt das Leben;
Kennſt der Liebe Pein und Beben.
Nun, ſo flieg' zu ihr und frage.

Sie liebt Dich von Herzen!

Einſt that ich im Wald ſpazieren gehn,
Da ſah ich im Wald ein Maßlieb' ſtehn.
O Herzlieb, Du biſt mein Entzücken!
Doch Maßliebchen, die kann man pflücken.
Ich that's und fragt' es inniglich:
Verrath's, mein Schätzel, liebt es mich?
Da log es mir frech ins Angeſicht:
Dein feines Schätzel, das liebt Dich nicht. —
Ich grub mit dem Meſſer ein tiefes Grab
Und warf das böſe Blümlein hinab,
Und wälzte darauf einen ſchweren Stein,
Sollſt ewig und ewig vergeſſen ſein.

Dann that ich ſinnend weitergehn
Und ſah ein Schlüſſelblümlein ſtehn.
O Mädel, Du biſt mein Entzücken!
Und Blumen, die kann man zerpflücken.
Ich that's und fragte inniglich:
Verrath's, meine Traute, liebt ſie mich?
Die Blume in Sterbensſchmerzen:
Sie liebt Dich, ſie liebt Dich von Herzen! —
Ich grub mit der Hand ein Beetlein auf,
Und that die zerriſſene Blume darauf.

Doch als ſie kaum lag auf der Todtenbahr,
Da ward ſie lebendig, erhob ſich gar,
Das eine Blättchen, es jauchzte aufs neu':
Sie liebt Dich von Herzen, ſie liebt Dich treu! —
Dann wuchſen der Blume in Kranzesflor
Die Blätter all von neuem hervor,
Schneeblendend weiß, die Spitzen roth,
Wie Unſchuld und Liebesmärtyrertod.
Und jegliches blinkte mir traulich zu:
Sie liebt Dich von Herzen! O Glücklicher, Du! —
Nun kam ein Sturm und knickte die Bäume,
Und Blitze durchzuckten die himmliſchen Räume;
Die Blume wiegte ihr Haupt und rief mich:
Sie liebt Dich von Herzen! Sie liebt Dich, ſie liebt Dich! —
Dann nahte der Winter und ſenkte im Schnee
Auf alle Gefilde ein eiſiges Weh.
Doch ſieh', die Blume hold und weiß,
Sie blühte hervor aus Schnee und Eis,
Und nickte mir zu in Ernſten und Scherzen:
Sie liebt Dich von Herzen! Sie liebt Dich von Herzen! —

Und als von neuem der Frühling kam,
Da führte zum Wald mich ein tödtlicher Gram,
Ein tödtlicher Gram, eine hölliſche Pein,
O ſelig, glückſelig, geſtorben zu ſein! —
Auf grünendem Beete die Blume ſtand,
In üppiger Blüthe mir zugewandt,
Und winkte und flüſterte ſüß und innig:
Sie liebt Dich von Herzen! Sie liebt Dich unſinnig! —

Ich hob meinen Fuß und trat ſie todt,
Die gleißneriſch' Blume, ſo weiß und roth.
Und ging noch tiefer in den Wald hinein,
Und ſuchte das Grab mit dem ſchweren Stein,
Und habe geweint und habe geklagt:
Du haſt es geſagt! Du haſt es geſagt!

Die ſüßeſte von allen meinen Sünden.

Die ſüßeſte von allen meinen Sünden,
Die hab' ich, ſchönes Kind, mit Dir begangen;
Die härteſte von allen harten Strafen,
Die hab' ich, böſes Weib, um Dich empfangen.

Geblendet von der Schönheit Deines Leibes,
Und dann verzehrt von Deiner Liebe Gluthen,
So ſtarb ich hin und ließ den Geiſt verlöſchen,
Und ließ in Seligkeit das Herz verbluten.

Der Jüngling ſtarb, das Weib gebar den Mann,
Zu neuer Sehnſucht und zu neuer Luſt,
Doch fand er keine mehr, ſo ſüßen Wehs,
Als jenes Sterben war an Deiner Bruſt.

Und heiß durchwühl' ich alle Lebenstiefen,
Den Funken Glücks noch einmal zu ergründen,
Und büß' mit ewig unerfüllter Sehnſucht
Die ſüßeſte von allen meinen Sünden.

Reue.

Ach, daß ich den erſten reinen
Engelfrommen Kuß im Leben
Einem Mädchen hab' gegeben,
Schuldbefleckt, und nicht dem meinen!

Was ſoll ich dem Bräutchen ſagen,
Wenn es ſchuldlos, reingeſittet
Um den erſten Kuß mich bittet,
Den ich ſchon zu Grab getragen!

Ach, ich will mit meinen Lippen
Nun den ſcharfen Dornſtrauch küſſen,
Um das giftige Blut zu büßen,
— Dann erſt an den ihren nippen.

Weib.

Schickſal im langen Haar,
Herrin, mir graut vor Dir!
Reiß von der Heimat mich,
Raube die Freunde mir.
Brich meinen Thatenmuth,
Höhne, verrathe mich,
Schände die Ehre mir,
Haſſ' und verkaufe mich.
Foltere die Seele mir,
Hetz in die häßlichſten
Laſter des Lebens mich,
Stürz in die ewigen
Peinen der Hölle mich:
Anbeten! Anbeten!
Anbeten muß ich Dich,
Wonniger, göttlicher
Dämon ich liebe Dich!

Was in Deiner Seele ſpinnt …?

Wie nah', mein ſchönes, ſüßes Kind,
Iſt mir Dein holdes Angeſicht,
Ich trinke Deinen Athemhauch
Und Deines Auges lächelnd Licht;
Doch was in Deiner Stirne ſinnt
Und was in Deiner Seele ſpinnt,
Ich weiß es nicht.

Ich weiß den von Jahrtauſenden
Emporgebauten Erdengrund,
Ich kenne das mit Sternenwelten
Reich geſchmückte Himmelsrund;
Doch was in Deiner Stirne ſinnt
Und was in Deiner Seele ſpinnt,
Iſt mir nicht kund.

Entzückt von Deiner Zunge Klang,
Und doch in tiefſter Einſamkeit,
Mein Lippenpaar an Deins gepreßt,
Und dennoch mir unendlich weit
Iſt, was in Deiner Stirne ſinnt
Und was in Deiner Seele ſpinnt
Für alle Zeit.

Denn das, worauf ich wollte bau'n,
Hat mich getäuſcht, die Thräne Dein. —
Es müßte denn Dein Herzblut, traun,
Der opferfrohe Bote ſein,
Daß Lieb' mir Deine Seele ſpinnt
Und Treu mir Deine Stirne ſinnt,
Dann bin ich Dein.

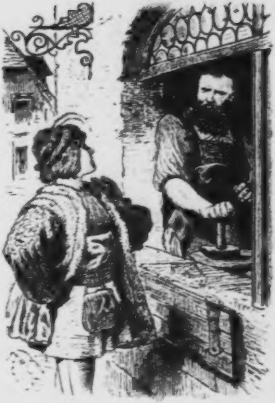
Huldigung.

Die Frauen,
Sie bauen
An unſerm Vertrauen,
Im Spinnen
Und Sinnen
Am ſchneeweißen Linnen.
Die Süßen,
Wir müſſen
Sie ehren und küſſen.
Die Feinen
Und Reinen
Sind es, die wir meinen.

Schon fleißig, lieber Goldſchmied?

Schon fleißig, lieber Goldſchmied? Guten Morgen!
Ein bißchen, Herr Nachbar, guten Morgen!
— Klopf, klopf!
Was wird denn geſchmiedet ſo laut?
Ich ſchmiede ein Ringlein meiner Braut.
Das Ringlein wird glänzend und klar,
Ich führe ſie bald zum Altar,
— Klopf, klopf, klopf!

Noch fleißig, lieber Goldſchmied, guten Abend!
Ich bin nicht mehr Goldſchmied, guten Abend!
— Klopf, klopf!
Was wird denn geſchmiedet ſo laut?
Ich ſchmiede ein Kreuzlein meiner Braut,
Ein eiſernes Kreuzlein fürs Grab,
Wir ſenken ſie morgen hinab.
Klopf, klopf, klopf!



Wenn Du gehſt von mir . . .

Wenn Du gehſt, wenn Du gehſt von mir,
mein Lieb,

So iſt es aus mit mir,
Ich wand're Dir nach durch die halbe Welt,
Und ſuch' und ruf' nach Dir.
Ich frage den Jäger im grünen Wald,
Den Schäfer auf blumiger Au:
Haſt Du nicht geſeh'n eine ſchöne Maid
Mit hellen Aeuglein blau?

Ich frage den Vogel im Tannenhag,
Den Fiſch im Meeresgrund:
Haſt Du nicht geſeh'n eine ſchöne Maid
Mit roſenrothem Mund?
Ich frage den Gräber am Kirchhofthor,
Den Prieſter am hohen Altar:
Haſt Du nicht getraut eine ſchöne Braut
Mit krauſem, güld'nem Haar?

Und weiß ich Dich ſchlafen im tiefen See,
Dann jauchz' ich mit hellem Muth,
Und tauche, mein Lieb', zu Dir hinab
In die weiche kühlende Fluth.

Und weiß ich Dich eines Andern Braut
Mit runden Wängelein roth,
Dann leg' ich mich auf die Erden hin
Und weine, und weine mich todt.

Und wenn ich an Lieb' geſtorben bin,
So graben ſie ein tiefes Grab,
Und legen ein Kreuz mir auf die Bruſt
Und ſenken mich ſtill hinab.
So haſt Du Dich, Kind, von mir gewend't,
Und ich bin blieben Dein.
Gott mit Dir, Gott mit Dir, Du hartes Lieb!
Es hat ſo müſſen ſein.

O ſei mir gegrüßet, du grünender Baum!

O ſei mir gegrüßet, du grünender Baum,
Wo ich mein Liebchen ſah,
Die Myrt' in den Locken, auf blumigem Saum,
So nah! So nah! So nah!

Wie küßte ich heiß ihren roſigen Mund!
Am Baum ein Vöglein ſang.
O Wonne des Herzens, glückſelige Stund!
Wie lang, wie lang — wie lang!

Sie fällten den Baum und ſie bauten den Sarg,
Im Mai, im holden Mai.
Sie ſchloſſen den Schrein, der mein Himmelreich barg.
Vorbei, vorbei, vorbei!

⁂

Gedenken.

Aller Sonnenſchein auf Erden
Iſt ein traurig Ding,
Wenn nicht ſchwebt der Einzigen Schatten
Auf dem Wieſenring.

Könnt' ich einmal noch vernehmen
Ihrer Stimme Klang,
Wollt' ich gerne ſtumm und taub ſein
Auf mein Leben lang.

Alle Roſendüfte, welche
Da den Mai durchzieh'n,
Gäbe ich für einen Hauch
Ihres Mundes hin.

Alles, was ich noch genieße,
Was ich bin und hab',
Iſt nicht werth des blaſſen Staubs
Auf ihrem Grab.

❧

O Hergott, wie viel von Liebe!

Es ſinken vom Baum die Blätter,
Der Sommer iſt vorbei.
Mein Mund iſt noch roth und will küſſen
Wie einſt im Mai.

Es fallen vom Haupt die Locken,
Es kreiſchet der Eule Schrei,
Mein Mund iſt noch roth und will küſſen
Wie einſt im Mai.

Es dorren und blaſſen die Lippen,
Dahin iſt der Roſen Weih',
Und immer noch wollen ſie küſſen,
Wie einſt im Mai.

O Herrgott, wie viel von Liebe,
Und ach wie wenig Zeit!
Die Lieb iſt nicht auszuſchöpfen
In Ewigkeit.

◆

Der Welt.

Ungeduld.

*

O lieber Gott, wo werden jene Stunden ſein,
In welchen mir der Lorbeer wird gewunden ſein!
„Ha, ſuche Dir die Zweige!“ ſpricht die kluge Welt,
„Denn jedes Glück will mühevoll gefunden ſein.“
Ich darf es nicht, die ſtrenge Pflicht hält mich zurück.
Warum muß ich durch Sorg und Noth gebunden ſein?
Vielleicht, daß man mir einſt die ſchweren Bande löſt,
Doch wird bishin ſchon Kraft und Will' verſchwunden ſein.
Und bis man mir zu Lab den milden Balſam beut,
O, können wohl vernarbt die heißen Wunden ſein.
Und wenn man jauchzend einſt den vollen Becher reicht,
Kann der Verſchmachtete ſchon längſt tief unten ſein.
Der ſüße Tropfen, der ſein einſam Grab benetzt,
Wird, traun, vom Schläfer wohl nicht mehr empfunden ſein.

Mein Ideal.

Ein ſchöneres Ideal hat noch Niemand geträumt,
Als meine ſehnende Seele es hegt,
Ich ſeh' ein Paradies auf Erden erſteh'n,
Das wieder die Freude, die Liebe trägt.

Ich ſehe die Völker des Erdenballs
Im Glanze der glorreichen Einheit ſteh'n,
Ich ſeh' auf den Zinnen der Treue, des Rechts,
Der Bildung, die Fahne des Friedens weh'n.

Ich ſeh' nur die Waffe des Geiſtes gezückt
Zum Trotze dem Mordblei, zum Trotze dem Schwert;
Ich ſehe das Eiſen dem Baue des Feld's,
Der ſauſenden Werkſtatt zugekehrt.

Ich ſehe die Frau am häuslichen Herd,
Keine Sklavin der Willkür, der Mode mehr.
Eine Prieſterin der mildleuchtenden Flamm',
An der Liebe Altar, des Hauſes Ehr'.

Ich ahne — ich ſehe die herrliche Zeit,
Ich ſehe zur Tugend die Wahrheit ſich reih'n,
Die Völker in Liebe verſchlungen und frei,
Ich ſehe die Menſchen — Menſchen ſein!

Wir weichen nicht von unſren Idealen!

Wir weichen nicht von unſren Idealen,
Sie ſchmücken, adeln dieſes Erdenwallen,
Sie ehren uns,
Der Niederträchtigen Hohn wird uns zum Ruhm.
Ums welterlöſende geweihte Heiligthum
Wir wehren uns!

Der Völker, Racen, Religionen Streit
Vergeht im warmen Glanz der Menſchlichkeit.
Wir kehren uns
Zum treuen ewigen Geiſt, der Alle zählt,
Und wehe Dem, der Haß ſtatt Liebe wählt!
Wir wehren uns!

Doch nicht mit Schwert und Feuer, wie Barbaren,
Denn unſrer Philoſophen heilige Schaaren,
Sie lehren uns,
Trotz Korybantenlärms von Schelm und Wicht,
Mit heiterer Ruh und lächelndem Geſicht
Zu wehren uns.

Mein Erz.

Mein deutſcher Sang iſt Euch zu zahm,
Anſtatt mein geliebtes Volk zu ſegnen,
Soll fluchen ich der Feinde ſtramm,
Dem Nachbar ſtets mit Trutz begegnen.

Mein Herz iſt froh, mein Erz iſt rein,
Es dient dem Tod nicht, nur dem Leben:
Wie, muß denn Alles Kanone ſein?
Mag's nicht auch klingende Glocken geben?

Mein Ehrgeiz.

Die Ehr' iſt jenes Gut,
Das mir am höchſten frommt,
Doch nicht die flüchtige Ehr',
Die nur von außen kommt.

Ein großer Dichter, traun,
Das hört ſich ſüß und fein,
Doch höher ſtünd' mein Stolz:
Ein großer Menſch zu ſein.

Die Ehre, flach gewalzt
Hin über Länder weit,
Iſt nichts gleich eines Menſchen
Tiefer Dankbarkeit.

Wer nur um Ehre ſchafft,
Der iſt zwar werth der Ehr',
Der äußeren bunten Zier,
— Doch ſonſt auch nicht viel mehr.

Wenn einſt ich ſterben muß,
Soll keine Trauerſchaar
Von Gleisnern folgen mir
Zu meiner ſtillen Bahr.

Nicht Nekrolog, nicht Stein,
O Gott, man kennt die Weis,
Sie ehren Todte blos
Zu ihrem eigenen Preis. —

Nur Eines wollt' ich, daß
Ein Braver ſagen kann
An meinem ſchlichten Grab:
Er war ein braver Mann.

Ein Becher, füllt ihn Gott mit Wein . . .

Ein Vater lag im Sterben,
Drei Söhne ſollten erben.
Der Eine war ein Bauersmann,
Der pflügen, ſäen und ernten kann,
Der erbte die Höfe, die Felder,
Die Gärten, die Wieſen, die Wälder.
Der And're war ein Hammerſchmied,
Dem gab der Vater, als er ſchied,
Die Hämmer und all' die Geräthe,
Auf daß er Werkzeug hätte.
Der Dritte war ein munterer Knab'
Mit Sängerkehl' und Wanderſtab,
Nach Vaterswill' dem verbliebe
Sein Menſchenherz voll Liebe. —

Und als vorbei der Jahre zehn,
Da hat man ſchon das Ziel geſeh'n.
Der Eine ſorgte Tag und Nacht,
Bis endlich er's zu Geld gebracht;
Der And're ſorgte Stund um Stund,
Daß nur ſein Haufen Geld nicht ſchwund
Der Dritte zog von Sorgen frei
Mit Sang an Noth und Geld vorbei,

Und ſchöpft' mit Wonne, theilt' mit Luſt
Die Lieb' aus ſeiner Dichterbruſt,
Und ſtreut' ohn End' von Haus zu Haus
Die Gab' an Arm' und Reiche aus. —
Ein Becher, füllt ihn Gott mit Wein,
Wird ewig unerſchöpflich ſein.

Gedanken.

Als Kind hab' ich geſpielt mit Scherben,
Und ſpielend mir genug gethan,
Dann hab' ich fröhlich aufgerichtet
Den ſtolzen Bau des Glücks als Mann.
Und da der Bau nach Noth und Kümmern
Gebrochen, ward ich wieder Kind,
Zu ſpielen mit des Glückes Trümmern.

Wie jagt der Mann nach fernſten Dingen
Und ſtrebt, und ſtrebt ohn' Unterlaß.
Doch nimmer wird das Ringen bringen,
Was einſt er ohne Müh' beſaß.

Ohren auf und Mund zu,
Darin, Knabe, üb' Dich Du;
Mund zu und Augen auf
Sei des Jünglings Lebenslauf.
Erſt wenn man gehört, geſehn,
Kann man ſprechen und verſtehn.

Was iſt die Welt? ſo fragt die ganze Welt,
Und eine Welt von Weiſen ſoll entſcheiden;
Sie ſinnet noch und ſtellt mit wichtiger Stirn
Die Wahrheit auf: Die Welt, ſie iſt — ein Räthſel.

Die ganze Welt iſt voller Leiden,
O eitle Liſt, ſie zu vermeiden!
Ein ſtarkes Herz, das ſie ertrag'
Iſt Alles, was ich wünſchen mag.

Wenn Du den Leuten Uebles thuſt,
So hängen ſie Dich,
Oder im Großen Gutes thuſt,
So kreuzigen ſie Dich;
Und wenn Du ihnen gar nichts thuſt,
Verdrießen ſie Dich.

Wenn Dich die Leut verdrießen
Und Aerger Dein Herz beſchleicht,
So thu ihnen raſch was Gutes,
Und Dir iſt wieder leicht.

Wenn Du Dich ſelber verdrießeſt,
Dein Herz iſt lahm und wirr,
So wart auf ein großes Leiden,
Das bringt Dich wieder zu Dir.

Unfaßbar.

Nahe iſt Werden und Leben und Sterben beiſammen,
Früher die endloſe Zeit — ſpäter die endloſe Zeit.
Kurz vor den Tagen, in welchen ich fühle und denke,
War ich ein formloſes Nichts, war es von Ewigkeit her.
Kurz nach den Tagen, in welchen ich walte und webe,
Bin ich ein formloſes Nichts, werd' es in Ewigkeit ſein.
Wie er doch ſein kann, der winzige Punkt, wo ich ſtehe,
Wie es nur möglich, denſelben zu fühlen juſt jetzt?

Der Vogel hat ein Ei gelegt.

Der Vogel hat ein Ei gelegt,
Und brütet ſeit viel tauſend Jahren
An dieſem Ei. Was kommt heraus?
Das werden wir wohl nie erfahren.

Der Himmel hat die Erd' gelegt.
Und ſollt es ihm einmal gelingen,
Ein Vöglein jung zu brüten aus,
Was wird das Vöglein ſingen?

Ein Kind im Schlafrock.

Ich weiß ein kleines Haus, dort wohnt ein Kind,
Gar ungepflegt, und wie ſchon Kinder ſind,
Es will hinaus ins grüne Thal entflieh'n,
Und hat kein Röcklein, um ſich anzuzieh'n.
Des Vaters Schlafrock, Zipfelmützchen dran?
Das wäre gar nicht ſchlecht — gedacht, gethan.
Mit ſolchem Panzer und mit ſolchem Helm
Gar würdevoll ſich trägt der kleine Schelm;
Die Einen draußen ſagen: 's iſt ein Mann,
Der zwar nur wenig weiß, doch Vieles kann!
Die Andern meinen klüger: 's iſt ein Greis,
Der leider nicht viel kann, doch Manches weiß.
So klug und witzig, traun, und doch ſo blind!
— Ich hab' es ja geſagt, es war ein Kind.
Ich nenn Euch dieſes Kind, wenn Ihr's erlaubt,
Es iſt entſprungen mir aus engem Haupt
In Vaters altem Rock, und iſt — o weh! —
Ein windig Dichterſinnbild: die Idee.

Die Hand an meiner Rechten.

Die Hand an meiner rechten Seiten
Iſt lobenswerth zu jeder Stunde,
Sie holt das Brot aus allen Weiten
Und führt es zärtlich mir zum Munde.

Und ballt die Linke, Unerzogne,
Sich hinterm Rock, wenn Gäſte nahen,
So weiß die Rechte, Wohlgepflogne
Mit edlem Anſtand zu empfahen.

Und nahen ſchlechtgeſinnte Mächte,
So greift ſie rührig zu den Waffen,
Und weiß mit ritterlichem Rechte
Mir Schutz und Frieden zu verſchaffen.

Und weil ſie gütig von dem Hehren
Als treue Freundin mir geſendet,
So iſt ſie auch in allen Ehren
Der Küſſe werth, die man ihr ſpendet.

Und trotzdem leider iſt ſie heute
Der Linken weit zurückgeblieben,
Denn dumm und eitel hat ſie heute
— Oh pfui! — ihr eigenes Lob geſchrieben.

Wilder Waldespſalm.

Ihr Häupter in goldiger Morgengluth,
O blicket aus Himmelshöh' nieder
Zum Sänger, der ſinnend im Mooſe ruht,
Euch feiernd durch harmloſe Lieder.
Wie lodert dort oben der Gletſcherſchein,
Wie flüſtert im Schatten die Quelle:
O ſchenkt mir von eurer Herrlichkeit ein,
Bis trunken die ſehnende Seele.

Als einſt ich verloren die ganze Welt,
Den Glauben, die Hoffnung, die Liebe,
Und als mir die glitzernden Freuden vergällt
Im wüſten Weltgetriebe;
Und als ich mein junges Leben verpraßt,
Weil es ohne Reiz mir und Werth war,
Und als ich den Mann auf der Straße gehaßt,
Weil er wie ich auf der Erd' war.

Da zog ich hinaus wie ein dachloſer Hund,
Mich ſelbſt und das Daſein verfluchend,
Da ſchritt ich verloren, im Waldesgrund
Einen luſtigen Baumaſt mir ſuchend.

Doch ſiehe, da war kein Aſt mir recht,
Der war mir zu hoch, der zu nieder,
Ein dritter zu gut, ein vierter zu ſchlecht,
Ein fünfter mir anders zuwider.

Und ein jeder that ſo geheimnißvoll
Und flüſterte leiſ' mit dem Nachbar;
Sie machten ſich über mich luſtig wohl,
Daß ich ſo elend und ſchwach war? —
O nein, nur die Welt verſpotteten ſie
Und ſchmiedeten eine Verſchwörung:
Der Wald und die Welt, die vertragen ſich nie,
Ob letzterer tiefen Bethörung.

D'rum ſagten die Bäume: 's wär' Alles wohl recht,
Die Vorzeit, die Zukunft, das Heute,
Selbſt der Himmel iſt gut und die Erde nicht ſchlecht,
Doch die Leute — die argen Leute!
Die Leute, die liegen ſich Alle im Haar
Und raufen, daß es ein Scandal iſt,
Und ſpielen in Uebermuth mit der Gefahr
So lange, bis Jeder am Fall iſt.

Und wenn ſie zu Füßen den Abgrund ſeh'n,
Dann ſchwindeln ſie fluchend und taumeln,
Ja, dann erſt will Mancher zum Walde geh'n,
Und — daß er nicht fallen kann — baumeln.
O, kämet Ihr früher zu uns in den Wald
Mit jugendlich heiteren Sinnen,
Ihr wäret mit „Siebzig“ noch immer nicht alt,
Und wüßtet gar zärtlich zu minnen! —

So ſagten die Bäume und flüſterten fort,
Erzählten ſich ſond're Geſchichten;
Ich habe verſtanden ein jegliches Wort
Und weiß mich darnach wohl zu richten.
Und kriegt mir die Fröhlichkeit jäh einen Sprung,
So kratze ich Waldharz und leime,
Und ſprudle und tänzle und bin wieder jung,
Und ſchmied' ein paar hinkende Reime.

Erprobter Rath.

Magſt Du wiſſen, wann Du ſollſt geſellig
Und wann einſam ſein?
Willſt Du Freude, ſuche Menſchen,
Willſt Du Glück, ſo bleib' mit Dir allein.
Wiſſe, wann Dein Werk am ſchönſten
Und am reinſten mag gedeihn:
In der Arbeit ſuche Menſchen,
Doch im Schaffen bleib' mit Dir allein.
Wie's auch Jeder hält nach ſeiner Weiſe,
Laſſe Eins geſagt Dir ſein:
Wenn Du haſſeſt, meide Menſchen,
Wenn Du liebſt, bleib' nicht mit Dir allein.

Dichters Wunſch.

Ach, wie gerne möcht' ich wiſſen
Oft, zu wem mein Sprüchlein ſpricht!
Hunderttauſend Leſer hab' ich,
Aber einen hab' ich nicht.

Hunderttauſend Leſer heißen
Publicum, und ihre Zahl
Wird willkommen der Verleger
Heißen hunderttauſendmal.

Einen möcht' ich, Einen haben,
Den ich kenn', von dem ich weiß,
Daß er jede meiner Zeilen
Lieſt mit Liebe und mit Fleiß.

Einen einzigen ganzen Menſchen,
Einen ruft der Dichter an,
Dem er all ſein Denken, Dichten,
Frohes Schaffen weihen kann.

Einmal hatt' ich einen Solchen,
Habe nur an ihn gedacht,
Habe nur für ihn gedichtet,
Und mein Herz ihm aufgemacht.

Alſo ſprach der Menſch zum Menſchen
Traut mit leiſer, warmer Stimm',
Und die hunderttauſend Leſer
Fanden ſich in mir und ihm.

Als ich redete für Einen,
Standen Alle rings herum,
Red' ich Allen, hab' ich keinen
Menſchen — lauter Publicum.

Lorbeer und Palme.

Strebſt Du nach Ruhm, o Sänger, ſo reize die Mitwelt nicht.
Siehe, im Fluch des Volkes welket der Lorbeerkranz.
Giebſt Du den Lorbeer froh für des Märtyrers Palme hin,
Traun, dann grüß ich Dich jauchzend, Sohn der Unſterblichkeit.

Welch ein Los!

Welch ein Los! Im bunten Lebensgarten
Fröhlicher Genoſſen bin ich einſam.
Hab' mit ihnen Ziel, Geſchick und Leiden,
Sprach' und Lied und Vaterland gemeinſam.
Streuen ſcherzend Roſen unſ'ren Pfaden,
Lieben uns einander — und bin einſam.
Einſam, wenn das Blau der Fern' uns trennet,
Mitten unter ihnen bin ich einſam.
Einſam, wie der Schiffbrüchig' im Meere,
Einſam, wie der Aar im Himmelskreiſe,
Einſam, wie der Mann, den ſie begruben
Unter Nordlichtſchein im öden Eiſe.
Brücken ſchuf Natur von Aug' zu Auge,
Hängend auf des Lichtes gold'nen Stäben;
Schiffe auf dem Wellenmeer des Klanges
Zwiſchen Mund und Ohren heiter ſchweben.
Und des Blutes ehern ewige Bande
Legen einand ſich um unſ're Sinne;
Aber von der Seelen freier Zinne,
Auseinander fern ſich ungemeſſen,
Hat Natur zu bau'n den Weg vergeſſen.
Nicht ſo einſam iſt das Alpenröslein
An des ſtarren Eiſes kalter Schwelle;

Nicht ſo einſam iſt der Stern am Himmel,
Als in ihrem Leib die ringende Seele.
Einſam, wenn dem Schönen ſie und Reinen,
Mai im Herzen, grüne Kränze webet;
Einſam, wenn ſie ſelige Pfade ſuchet
Nach dem Gottesreich, und ihnen lebet. —
Als in Tieſen mit Genoſſen kriechen
Iſt es beſſer, hoch zu ſchweben einſam.
Größer, göttlicher gewiß — doch glücklich?
Glücklich iſt der Erdſohn nur gemeinſam.

Wie bin ich ſo reich an Ehr und Ruhm!

Wie bin ich ſo reich an Ehr und Ruhm!
Wie bin ich ſo arm an Lieb und Luſt!
Den prangenden Lorbeer ums Haupt herum,
Und keine Roſe an meiner Bruſt!

Wie bin ich ſo reich an Ehr und Ruhm!
Aus Erde, die Andern nur Dornen beut,
Entſproßten mir Lorbeern und flechten, traun,
Ein Haus, wo kaum ich zu wohnen weiß.
Mit Lorbeern umrankt iſt mein ſchlichter Tiſch,
Mit Lorbeern das einſame Lager bekränzt,
Zu kühlen die heiße, pochende Stirn;
Und Lorbeern, zu ſtillen das ſehnende Herz.
Ich rief dich nicht, du prangender Zweig,
Du haſt dich ums Herz mir ſchmeichelnd gerankt,
Und wirſt du bald treulos verwelken mir,
Dann ſteh ich, Unſeliger, grau vor Gram
Auf einſamem öden Lebensplan.
Wie bin ich ſo arm an Lieb und Luſt!
Ihr, die den Poeten beneidet ſcheel,
Um Früchte der Liebe, o hört mich an:
Den grünen, duftenden Lorbeerhain,
Ich gäb ihn für eine Roſe hin.

Der roſenbekränzte Becher des Glücks,
Er mied die durſtige Lippe mein;
Den heißen Schweiß auf der blaſſen Stirn,
Ihn trocknet ermunternde Liebe nicht.
Und Liebe nicht küßt auf dem Katafalk
Die letzte Thräne vom Antlitz mir.

Nimmer will ich weinen!

Iſt das Glas des Fenſterleins nicht helle,
Iſt das Aug' umflort von einer Thräne,
Schaut die Welt ſo düſter in die Seele.

Nimmer will ich weinen, nimmer klagen,
Niemand wiſcht vom Auge mir die Zähren.
Einſam will ich tragen und entſagen.

Nur dem Retter, wenn er wird erſcheinen,
Leiſ' mir winkend mit der Friedenspalme,
Will ich eine Freudenthräne weinen.

Es kommt dereinſt ein dunkler Tag.

O freue Dich, mein Brüderlein,
An Deines Lebens Sonnenſchein,
Doch trau' ihm nicht.
Es kommt dereinſt ein dunkler Tag,
Noch eh' in unnennbarer Klag'
Dein Auge bricht.

Die Werke Dein, ſo ſtolz erſtehn,
Du wirſt ſie einſt zerfallen ſehn
Und ſein ein Mann;
Doch ſchläft ein treues Herz im Schrein,
Dem Du ſein kurzes Erdenſein
Haſt weh gethan:

Dann wirſt Du fröhlich nimmermehr,
Wirſt um des Todten Wiederkehr
Vergeblich fleh'n.
Am Grabe werden Röslein blühn,
Dein armes Herz wird welken hin
Und ſtill vergehn.

Grab' ein!

Grab' ein, grab' ein
In unſ'rer Mutter reichen Schrein,
Für alle Sorge und Beſchwerde
Erliegt Dein Lohn in treuer Erde.
Grab' ein, grab' ein.

Grab' einen Schuh
Mit ſtarker Hand, ſo findeſt Du
Dein Stücklein Brot aus Halmen ſprießen,
O, mögeſt fröhlich es genießen!
Grab' einen Schuh!

Grab' zwei Schuh ein,
So ſammelt ſich im Grüblein klein
Vielleicht die Quelle friſch und helle,
Zur guten Lab' für Leib und Seele,
Grab' zwei Schuh' ein!

Grab' drei Schuh ein,
So wird Dich einſt ein Baum erfreun,
Der hier ſo tief die Wurzel breitet,
Und deſſen Dach Dir Schutz bereitet,
Grab' drei Schuh ein!

Grab' vier Schuh' ein,
So iſt's der Grund zum erſten Stein,
Wenn emſig Du ein Haus Dir baueſt
Und hoffend in die Zukunft ſchaueſt,
Grab' vier Schuh' ein!

Grab' fünf Schuh ein,
So blitzt vielleicht des Silbers Schein,
Und tauſend goldne Fäden weben
Sich herrlich durch Dein ganzes Leben,
Grab' fünf Schuh' ein!

Grab' ſechs Schuh' ein,
Wie leer mag da die Grube ſein:
O, nimmermehr, da findeſt Du
Das Beſte, eine ſanfte Ruh',
Grab' ſechs Schuh ein!

O närriſches Treiben auf Erden!

O närriſches Treiben auf Erden!
Ein Wähnen und Wagen,
Ein Jagen und Klagen!
Nicht heute, erſt morgen will glücklich man ſein,
Und wühlet und bauet und richtet ſich ein.

O närriſches Treiben auf Erden!
Das Nächſte verachten,
Dem Fernſten zutrachten,
Und ſelbſt noch der Greis, anſtatt tannenen Schrein,
Baut irdiſche Häuſer und richtet ſich ein.

O närriſches Treiben auf Erden!
Um Schätze zu haben,
Ins Erdreich ſie graben,
Und iſt das Loch fertig, dann nahet Freund Hein,
Und nimmt ſie, und ſtreckt ſie, und legt ſie hinein.

Ich bin Menſch geworden . . .

Ich bin Menſch geworden in der weiten Welt,
Keiner ſteht von Allen, die da leben,
Keiner über mir, Keiner unter mir,
Ich bin Jedem beigegeben.

Ich bin frei geworden in der weiten Welt.
Feſſeln, die mich an das Leiden banden,
Oder an der Freude, an der Hoffnung Trug,
Alle ſchlug ich ſie zuſchanden.

Ich bin klug geworden in der weiten Welt,
Legte meine Kräfte und Gebreſten
Zu der Menſchheit ewigem Capital — und ſchwieg
So fährt ſich's am allerbeſten.

Es zieht ein Segen von Haus zu Haus.

(Zum 10. November 1869.)

Es zieht ein Segen von Haus zu Haus,
Es klingt in den Lüften und klingt nicht aus.
Es rauſcht in den tiefen Gewäſſern;
Es ruht in der Erde und keimt empor,
Und blühet den lieblichſten Frühling hervor
Und glüht in den Herzen der Beſſern.

Ich höre brauſen den gewaltigen Strom
Dahin durch des Himmels mächtigen Dom,
Daß der Erde Urgrund erbebet.
Ich höre ſäuſeln den zarten Geſang,
Wie Saitenzittern, wie Nachtigallklang,
Der Alles erfreut und belebet.

Ich fühle im Herzen der Liebe Hauch,
Das Sehnen zum Höchſten — die Hoffnung auch
Zu ſchau'n einſt die lichteren Zonen.
Ein heiliger, himmliſcher Geiſt durchzieht
Voll tiefer Weihe mein dunkles Gemüth,
Die höchſte der Religionen.

Das iſt Sein Lied, Sein Dichterwort,
Gewaltig, allmächtig! Auf feſtem Hort
Des Volkes, dort hallet es wieder.

Der Hirt in der Alpen Himmelsnah',
Der Schiffer auf ferner wildwogender See
Empfindet und ſingt ſeine Lieder.

Es iſt Sein Lied, der ſchmetternde Ruf,
Der wieder den Drang zur Freiheit uns ſchuf,
Den einſt wir ſo ſchmählich verloren.
O, kennt Ihr des Sängers aufweckenden Schrei:
„Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und wär' er in Ketten geboren!“

Es iſt Sein Lied, der mahnende Hall:
„Die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall,
Der Menſch kann ſie üben im Leben!“
„Und was die innere Stimme ſpricht,
Das täuſcht die hoffende Seele nicht“
In ihrem heiligen Streben!

Und der Dichterkönig ließ uns zurück
Ein Gut, der Deutſchen Stolz und Glück,
Ein flammendes Gotteszeichen;
Das Erbe der Nibelungen und
Die Schätze all' in Kyffhäuſers Grund
Sind nicht damit zu vergleichen.

O ſchließen wir heute, zur heiligen Stund'
Des Dichtererbes, den feſten Bund:
Ein einziges Volk von Brüdern!
Liebend einander, friedlich und frei,
Und: Einig, einig, einig! ſei
Der Gruß, den wir uns erwidern!

An Tirol.

Zum Eröffnungstag der Arlbergbahn.

(1884.)

Tirol, du ſchönes, ſtolzes Land,
Du hülleſt dich in Feſtgewand
Und jauchzeſt laut.
Durch Berg' und Thal der Poſthornſchall,
Er tönet heut' das letztemal
So ſüß und traut.

Das Poſthorn klingt, wie Vogelſang
Dereinſt auch an das Herz dir klang
In Sommernacht,
Als es — ein ſehnend Walther-Lied —
Vom Liebſten, der in Treuen ſchied,
Den Gruß gebracht.

Es blies in ſchwer bedrängter Zeit
Das Nothſignal zum Freiheitsſtreit
Von Thal zu Thal;
Und auf dem blutigen Felde klang's
Erſchütternd, wie des Grabgeſang's
Poſaunenſchall.

Dem Spielmanns-, Senn- und Jägerhorn
Entſtammt, ward es zum heiligen Born
Für Luſt und Schmerz.

War's Willkomm', war es Scheidens Muß,
Das Horn, es hatte milden Gruß
Für unſer Herz.

Das Lerchenlied — es iſt vorbei.
Doch hörſt du nicht des Geiers Schrei
Und ſchrillen Pfiff?
Ein ſchwarzer Drache ſchnaubt heran,
Und Feuer ſpeit auf eherner Bahn
Das Locomotiv.

Der Thäler Frieden iſt dahin,
Und bald der Welt Parol': Gewinn!
Wird herrſchend ſein.
Doch nimmer klagt und nimmer bangt,
Was eine große Zeit verlangt,
Wird ſie auch weih'n.

So lang' noch Schwert und Kugel droht,
Der Völkerhaß gen Himmel loht,
So lang', ſo lang'
Die weite Welt nicht iſt befreit,
Giebt's keine Raſt in Einſamkeit,
Trotz Lerchenſang.

Die neue Bahn, der weder Sprung
Noch hoher Berge Ueberſchwung
Jemals gefiel:
Durch Nacht und Graus, auf kühnem Steg,
Geradeaus den Mittelweg,
Kommt ſie ans Ziel.

Aus große Ziel, dem ich und du
Mit heißer Sehnſucht ſtreben zu,
Und weher Noth;
Dem Bruderbund von Hand zu Hand,
Von Herz zu Herz, von Land zu Land.
Das walte Gott!

An den Lehrer.

(Zum Lehrertag in Graz 1888.)

Als Sparta einſt ein großes Feſt beging,
Da kam ein Bote aus Athen gezogen,
Man hieß ihn treten in der Krieger Ring
Und fragte grüßend ihn mit Pfeil und Bogen:
„Was iſt Dein Zeichen, Freund, wir wollen's ſeh'n!“
„Geſittung, Friede!“ ſprach der von Athen.

Und ſo wie damals der Athener trat,
Der edle Geiſt, ins Land der rohen Sitten,
So biſt auch Du, mein Freund, nun in den Rath
Der rauhen, kampfesluſtigen Zeit geſchritten.
Es kocht der Haß der Völker und Partei'n
Und lädt zum blutigen Mahl der Rache ein.

Doch Du erziehſt mit Muth ein neu Geſchlecht,
Und daß aus Wiſſen ſein Gewiſſen tage,
Zu meſſen mit Gewiſſen Pflicht und Recht,
Giebſt Du ihm in die Hand die heilige Wage.
Geſittung, Friede ſeh' ich neu erſteh'n.
O ſei willkommen, Bürger von Athen!

Aufblick zum Kaiſer.

(Februar 1888.)

Nicht blos, wer die Wunden ſchlägt
Auf dem Feld,
Wohl auch, der ſie muthig trägt,
Iſt ein Held.
Er im Leide unſer Weiſer,
Unſer Stern.
Heil dem heißgeliebten Kaiſer,
Unſerm Herrn!

Ahasver an ſeinen verklärten Dichter.

(Zum 13. Juli 1889.)

Biſt es Du, der mich entſühnet als den Brudermörder Kain,
Welcher, weil des Todes Vater, nimmer deſſen Kind kann ſein?
Weh, das war ein banges Wandern durch die wilde, finſt're Zeit,
Wähnend, haſtend, niemals raſtend, um den Ring der Ewigkeit.

Seit jedoch der göttergleichen Schönheit leuchtend Gloriol
Aufgeſtellt zum Troſteszeichen, wo ich raſten darf und ſoll,
Seitdem will ich leben, leben, maienfroh zur Luſt erwacht.
Liebe hat die Welt erlöſet, Schönheit ſelig ſie gemacht.
Du, mein Wanderbruder, ſtandeſt einſam auf des Lebens Firn,
Als der Schönheit Hochpropheten einer, mit der Jovisſtirn;
Nun ſind Beide wir unſterblich, wandern durch das bunte Nichts,
Ich im Schattenreich der Erde, Du im Aether ew'gen Lichts.

Ein Streitgeſang.

Die größte Schmach, die je mir werden kann,
Vermaledeit ſei ſie, thut der mir an,
Der von mir ſagt, ich hätte keinen Feind.
So kläglich arm, zu haben keinen Feind!
Hat je gelebt ſo arm ein braver Mann?

Ich haſſe keine Seele. Denn mir weiht
Den Erdenſohn das allgemeine Leid.
Doch, alles Schlechte, Falſche, was da baut
An dieſem Leid, ich haſſ' es tief und laut.
Um eitel Liebe buhl' ich nicht, iſt ſie
Durch fremden Schwächen huldigende Liſt
Zu wohlfeil mir auf jedem Markt zu haben.
An heißem Haß der Schlechten mich zu laben
Iſt meine Luſt. Es müſſen alle, alle
Die Schurken, Schleicher mich mit bitt'rer Galle,
Die Wichte mich mit giftigem Hohn begeifern,
Die Finſterlinge meiner fluchend eifern,
Die Knechte fliehen mich, die frevlen Herren,
Die hochmuthswüthigen, mir Krieg erklären.
Denn was ich will: die Menſchheit neu
Verjüngt zu ſeh'n, und ſich getreu.

Dem Menſchen nicht, dem Laſter künd' ich Krieg,
Und ſollt' es ſelbſt im eigenen Buſen ſein:
Der ewige Herr im Himmel, der iſt mein.
Mein auch der Streit — und ſein der Sieg.

Wenn Gott mich fragt am Tage des Gerichts:
Wo ſind ſie, die Dich lieben? — ſag' ich nichts.
Doch zeig' ich zum Erſatz ihm, die mich haſſen.
Und bitt' ihn um die Prüfung des Gewichts.
Ich hoff' er wird es gelten laſſen.

Ein Lied von der Freiheit.

O tön' es mein Wort mit Donnerſchall,
Und ſchreib's an den Himmel mit Feuerſtrahl,
Und ſtürm' an der Glocke Strängen!
Mein armes Volk, o rüttle es auf,
Empor aus dem Schlummer, zu Thaten auf
Mit glühenden Freiheitsgeſängen!

Und wer Deiner ſpottet, und wer Dich entehrt,
Dem werde, mein Wort, zum flammenden Schwert
Und ſpalt' ihm den hohlen Schädel!
Und wie Dein Verräther ſich immer Dir naht,
Im Purpur, im gleißenden Gold, im Ornat:
Zerhau' ihm den treuloſen Schädel!

Doch mußt Du die Freiheit recht verſtehn,
Sie lehrt uns Gott im Maienwehn,
Sie winkt uns die holde Roſe!
Die Sonne ſtrahlt Freiheit, der Sterne Licht,
Der Blitz kündet ſie, der die Eiche bricht
In nächtigem Sturmgetoſe.

Doch, wie ſie auch um Welten kreiſt,
Und ſehnend ſich regt im Menſchengeiſt,
Die Freiheit in weiſer Schranke:
Verſteht ſie die Menſchheit, die kämpfende? Nein,
Geſchlagen will ſie und gefangen ſein,
Oder frei wie der böſe Gedanke.

Dem liebenden Bruder zum Bruder geſellt,
Der ſtrebenden Kraft geöffnet die Welt,
Der Forſchung freie Schwingen.
Zum Richter das Recht und nicht die Macht,
Zum Lohner die That, dem Willen entfacht,
Dies, Völker, iſt noch zu erringen.

Ein Volk, das dieſe Güter entbehrt,
Iſt kein edles Volk, beim Himmel, nicht werth
Der Menſchheit erhabenen Sendung.
Dem, der gebunden das Böſe nicht ſchafft,
Dem ſie gelähmt auch zum Guten die Kraft,
Verrammelt die Bahn zur Vollendung.

Doch wer ſie, die Freiheit, mißverſteht,
Und ſchrankenlos mit dem Thiere geht,
Der muß zum Schlimmſten kommen.
Die Freiheit, die ich erringen will,
Iſt freies Streben nach Maß und Ziel
Zu aller Menſchen Frommen.

Gott und Volk gehört zuſammen.

Eurer Flüche Blitzesſtrahlen
Schleud're ich zurück auf Euch,
Foder' Rechenſchaft von Allen,
Die gefährden Gottes Reich.
Pfaffen, die ſich drängen zwiſchen
Gott und Menſchheit, ſie zu trennen,
Die hier fälſchen und dort fiſchen,
Ihnen will ich Wahrheit nennen:
Gott und Volk gehört zuſammen,
Heut' und alle Tage, Amen.

Und auch jene Phariſäer,
Die mit ihrem flachen Wiſſen
Spielen ſich auf große Seher
Und den Himmel wollen ſchließen,
Die dem Volke frech vernichten
Seinen Gott und ſeine Seele —
Weltgeſchichte wird ſie richten
Und es zeigen grauſig helle:
Gott und Volk gehört zuſammen,
Heut' und alle Tage, Amen.

◆

Muth und Frechheit.

Beſcheidenheit und Muth
Iſt ein Ehepaar,
Deſſen Kinderſchaar
Stets edel war.

Feigheit und Frechheit
Iſt ein Schweſternpaar
Mit gelber Wange
Und mit Schlangenhaar.

Wer ein frecher Range
Stets vor Schwachen war,
Iſt des Muthes bar
In der Gefahr.

Echter Stolz.

Auf ſeine Freunde ſtolz ſein,
O weiches Holz!
Ein echter Mann iſt doch nur
Auf ſeine Feinde ſtolz.
Geſchützt von andern Bäumen
Iſt's leicht, ein Schaft ſein,
Doch wer im Sturme frei ſteht,
Der muß bei Kraft ſein.

An die junge Dichterſchule.

Ihr wollt mit der Muſe, der hehren, vermählen
Unſaubre Cumpane, gemeine Geſellen,
Und an den Baſtarden im Schall der Reclamen
Vererben der Nachwelt zum Spott Eure Namen!
O, ſeid Ihr auch klar Euch ſolch' thörichten Strebens?

Der Alltagsmenſchen ſtumpfe und blöde
Begierden und Thaten ſind lächerlich ſchnöde,
Man kann ſie bewundern nicht, auch nicht ſie haſſen,
Man muß ſie als Schelme ziehen laſſen,
Und dürſtet nach fruchtender Labung vergebens.

Nur dort, wo noch tapfere Herzen ſchlagen,
Voll glühenden Schwunges zu muthvollem Wagen,
In Wettern der Leidenſchaft und Phantaſie,
Nur dort ſitzt die göttliche Frau Poeſie
Credenzend am üppigen Mahle des Lebens.

Unterricht für ſtrebſame Poeten.

Dichter, wenn Du für die Leute
Dichten willſt, ſo ſei geſcheite,
Baue, ſollſt Du etwas gelten,
Ihnen pappendeck'ne Welten,
Helden, die mit Spagatſchnüren
Hübſch ſind durch den Plon zu führen.
Dichte Gärten, wo die Grillen
Statt zu zirpen Flöten ſpielen.
Und zur ſchönen Augenweide
Dichte Roſen fein aus Seide,
Daß ſie duften, Herr Verfaſſer,
Dichte Thau aus Kölnerwaſſer.
Mit Magie und Zauberſtücken
Magſt Du ihren Kopf berücken.
Lorbeerkranz wird zwar nicht echt ſein,
Doch aus Gold wird er Dir recht ſein. —
Ein's nur, laß die Leute ſchauen
Nie in Deines Herzens Auen.
Deines Gartens ſchönſte Blüthe,
Holde Roſen im Gemüthe
Würden Sie auf Graswerth meſſen
Und mit plumpen Schnauzen freſſen.

An die Naturaliſten.

Geiſter dieſer Zeit, wer ſoll verſtehen
Euch nach menſchlicher Vernunft Geſetzen?
Peſſimiſtiſch haßt Ihr dieſes Leben,
Will jedoch die Kunſt ein ſchön'res ſchaffen,
Hei, wie Ihr ſie geifernd gleich verläſtert!
Das, was aus dem Leben Ihr verwünſcht,
Möchtet in der Kunſt Ihr wiederfinden,
Nur nichts Edleres, um Gotteswillen,
Nichts, was unſre Seele könnt erfreuen,
Denn die reine Freude ſoll verpönt ſein;
Nichts, was Lieb und Hoffnung könnte wecken
Zu der Menſchheit. Und erſt Ideale!
Ideale hat nur der Philiſter.
Sonſt iſt Kunſt auf lichten Höh'n geſchritten,
Heiter reigend um die ernſtre Schweſter
Religion. Sonſt hat ſie in Erz und Marmor,
Mit des Lieds erhabnen Weiheklängen
Unſere Helden zur Unſterblichkeit geleitet,
Unſeren ungezognen Leidenſchaften
Maßvoll edlere Geſtalt gegeben,
Und im Spiel ein Gottesreich geſtiftet,
Munter Schnippchen ſchlagend der Materie.
Und dies lichte Reich wollt Ihr vernichten?
Juſt den göttlichſten der Sinne Ihr verlöſchen?

Phantaſie! Wozu denn ward ſie Euch?
Wollt Ihr ſchon verſtümmeln Euer Weſen:
Raubt das Aug, das Ohr, die Sprache Euch,
Nicht jedoch die Kraft, die aus dem Staub uns hebt.
Frei nach allen Keimen ſoll entwickeln
Sich der kleine Menſch. Schildert, Realiſten,
Genial den Koth, die feuchte Fäulniß.
Wühlt und ſchwelgt darin, Naturaliſten,
Nach Belieben; auch nach dieſer Seite
Muß ausleben ſich die Menſchheit.
Düngt den Baum, auf daß er wachſe, grüne.
Warum ihn verſpotten, wenn er blüht?

Menſchenbaum braucht Erdreich nicht allein,
Auch Sonnenſchein. Und ohne üppig Blühen
Keine Frucht. Die Jugend ſei geprieſen,
Mit ihrem heitern hoffnungsfriſchen Herzen! —
Gern ſei Euch der Würmer Reich gelaſſen,
Achtet, wie ſie kriechen, bohren, piſſen,
Schildert, bitten wir, nur recht dramatiſch
Und genau, man will ja Alles wiſſen.
Uns doch ſei gegönnt, als Schmetterlinge
Hoch die ſonnigen Blüthen zu umgaukeln,
Dieſes Sein mit Phantaſie zu ſchmücken,
Und mit freier Seel die Todtengräber,
Die aus Knochen Kunſtgebilde machen,
Manchesmal ein wenig auszulachen.

◆

Die Dichter und die Leute.

Wir ſäen Samen,
Es wachſt nix.
Wir ſchreiben Dramen,
Es wirkt nix.
Wir erzählen Geſchichten,
Es thut nix.
Wir dichten Gedichten,
Es hilft nix.
Wir ſprechen Sprüche,
Es nutzt nix.
Wir fluchen Flüche,
Es ſchad't nix.

Leute giebt es allerlei.

Leute giebt es allerlei
Auf der weiten Gotteswelt.
Wem die Sache nicht gefällt,
Wer da ausmarſchirt, um Jeden,
So nicht ſein iſt, zu befehden,
Der wird nimmermehr auf Erden
Mit der Fehde fertig werden.
Juden, Slaven, Atheiſten,
Welſche, Philoſophen, Chriſten,
Japaneſen, Deutſche, Heiden,
Und wie noch die Racen ſcheiden,
Kaſten, Secten, Nationen,
Die in Gottes Licht ſich ſonnen,
Alles rollet hin und her,
Wie der Wellenſchwall im Meer.
Wie die Wäſſer und die Winde,
Stürmiſch hier, und da gelinde,
Ewig um den Erdball kreiſen,
So in den Naturgeleiſen
Wogt die Menſchheit hin und wieder:
Schranken, die Du heute aufſtellſt,
Brechen morgen krachend nieder.
Güter, die durch Krieg errungen,
Frieden, ſo durch Krieg erzwungen,

Reiſen neuerdings die Saaten
Aus zu neuen Schreckensthaten.
Nicht einander jagen, ſchlagen,
Sondern mit Geduld ertragen
Nach dem Rathe der Natur,
Iſt das Omega und Alpha
Aller Bildung und Cultur.
Wer da ausmarſchirt, um jeden
Fremdgeſinnten zu befehden,
Der wird nimmermehr auf Erden
Mit der Fehde fertig werden.
Wär' der letzte Feind zertreten,
Stünd allein er im Planeten.

⁂

Des Sängers Verzweiflung.

Während eines blutigen Krieges.

Am erſtbeſten Eichbaum zerſchlag' ich die Leier! —
Zerberſte, zerſchelle in ſchnöde Scherben,
Stöhne, ſchrille im Sterben zum letztenmal falſchen
Geſang! —

Da ſangen die Saiten
Von grünender Erde! —
Roth muß ſie ſein, von Menſchenblut roth ſein!
Schießt und ſtecht und ſchlaget ſie nieder
Die Menſchen, die elenden, wo Ihr ſie findet!
Auf furchigen Feldern,
Bei goldenen Garben,
Heiteren Herzens im Schäferhaine;
In brauſender Werkſtatt voll regen Fleißes,
Auf rollenden Rädern,
Auf wogenden Wellen in Handel und Wandel;
Auch zwiſchen den Wänden der Schule, des Wiſſens,
Im Tempel der göttlichen Kunſt, erglühend
Im Schönen und Wahren.
Wo Ihr ſie findet, trotzig ſich freuend, die Menſchen,
Schießt und ſtecht und ſchlaget ſie nieder!

Da ſangen die Saiten
Von blauem Himmel voll Sonnen und Sterne!
Roth muß er ſein, der herrliche Himmel muß roth ſein!

Tauchet die Pinſel in brennende Städte;
Wölbet mit Wolken des wogenden Rauches
Den Flammenofen über der Erde,
Daß keine der ſengenden Sonnen, der ſtechenden Sterne
Keiner uns trübe das Schauſpiel!

Was ſoll ſie, die flackernde Flamme
Am häuslichen Herde?
Befreit ſie und pflanzt die lebendigen Fahnen
Auf Thürme und Dächer,
Auf prangende Zinnen ſtolzer Paläſte!
Was lohet und leuchtet entfachet zu Lunten,
Gebilde der Menſchen ſchmelzt ein in den Gluthtopf
Und ſchwinget die flammenden Pinſel und malet,
Der Himmel muß roth ſein!

Da ſangen die Saiten
Von roſigem Antlitz der Jugend.
Sie ſangen von Liebe im Herzen, von Luſt in der Bruſt wohl,
Von trauteſter Treue, bis einſtmals der Tod trennt. —
Fehde den lugvollen, trugvollen, gleißenden Saiten!
Im Herzen iſt Haß.
In der Bruſt brauſen Brände!
O reißt auseinander die liebeträumenden Leben.

Das Weib mag weinen und welken,
Der Mann muß erbleichen — und brechen die Liebe.
Reißet den Sohn vom ſehnenden Herzen der Mutter,
Einſam ſollen ſie ſterben und ſtarrenden Auges verweſen!

Haß dem Guten, dem göttlich Gerechten,
Haß dem Hohen und Holden!
Im Herzen iſt Haß,
Entfachet zur flammenden That ihn:
Die Lebenden tödtet, die Todten rächet,
Daß ewige Rache die Menſchheit richte! —

Da ſangen die Saiten
Von Leben und Liebe,
Von Friede und Freude,
Von wahrer, erhabener Menſchenvollendung!
— — — — — — — — — — — — — — —
Am erſtbeſten Eichbaum zerſchlag' ich die Leier!

Mir pflanzet einen jungen Baum!

Was wäre wohl mein letzter Wunſch,
Wenn ich dereinſt zur Grube fahr'?
Ein Gräblein, tief geborgen dort
Auf einſam ſtiller Bergeshöh'.
Auf jener Höh', wo ich als Kind
Den erſten Schmetterling geſehn,
Dem erſten Lerchenſang gelauſcht
An einem lichten Frühlingstag.
Doch jenes Zeichen, fluchbeſchwert,
Das wie ein Alp die Welt umarmt,
Weil ſie ans Kreuz den Beſten ſchlug,
O, pflanzt es nicht auf meinen Staub,
Mir pflanzet einen jungen Baum,
Auf daß er wachſe und gedeih';
Vielleicht kommt einſt ein Zimmermann,
Der ihn zu einer Wiege fällt;
— Vielleicht kommt eine Mutter, die
Ein Kindlein in die Wiege legt,
Das noch einmal die Welt erlöſt,
Und nicht dafür gekreuzigt wird.

Der Schwindel an das Publicum.

Von allen Rädern unſerer Zeit,
In Werkſtatt und auf Eiſenbahn,
Steht als Regiererin der Welt
Das Glücksrad obenan.
Das braucht man nicht zu treten erſt,
Das dreht ſich ſelber um,
Ich kann es Dir empfehlen ſehr,
Verehrtes Publicum.
Pack an, pack an, iſt morgen leicht
Die halbe Welt ſchon Dein,
Und biſt Du klug, mein guter Freund,
Wird's bald die ganze ſein.
Ei komme, ich verſpreche Dir
Die ſtolzeſten Paläſte,
Mit Viergeſpann, Lakaien d'ran,
Und königliche Feſte.
Der Bacchus wird als Portier
Die Gäſte nicht verſcheuchen,
Die Venus macht im Haus Honneurs,
Iſt huldvoll ohne Gleichen.
Mit Actien und Lotterie
Mußt Du Dein Glück beginnen;
Verdienen iſt philiſterhaft,
Doch vornehm zu gewinnen.
Da ruht man auf dem Sopha aus
Und ſchmaucht die feinſten Cigarren,
Und läßt für ſich den „Pöbel“, traun,
Hübſch arbeiten und ſparen.

Ei was Gewiſſen, Ideal!
Das Leben iſt ein Spielchen,
Und hochpercentige Werthcoupons
Sind unſer höchſtes Zielchen.
Was Arbeit, Narr, das Glücksrad her,
Das dreht ſich ſelber um,
Ich kann es Dir empfehlen ſehr,
Verehrtes Publicum!

Der Beſeſſene.

Von einem Unbeſeſſenen.

Mir graut, ich bin beſeſſen,
Beſeſſen von dem Gelde hier,
Mein Schaffen, ſelbſt mein Sinnen,
Mein Träumen wird zu Gelde mir.
Was meine Hand berühret,
Wird märchenhaft zu Gelde mir,
Die Sehnſucht meines Herzens
Wird eingelöſt mit Gelde mir.
Ich dürſt' nach Lieb' und Freundſchaft,
Nach Muth, nach Frohſinn, Ehr und Ruhm,
Mein heißer Drang nach Tugend,
Er ſetzt ſich ſchnöd in Gelde um.
Vor meiner Thüre wimmern, ach,
Die Hungernden und Armen,
Und ich bin nicht im Stande, ach,
Mich ihrer zu erbarmen.
O Brüder, liebe Brüder,
Wie theil' ich Euch von Ueberfluß,
Da ich doch ſelber mitten
Im ſchnöden Gelde darben muß.
Das Geld als Segen Gottes,
Das habe nie beſeſſen ich,
Doch bin von ſchlechtem Mammon
Seit Jahr und Tag beſeſſen ich.

Und weil vor dem Verlieren
In Angſt und Sorg' ich beben muß,
So hab ich Noth und Elend
Vom Geld, ſo lang' ich leben muß.
Und wenn ich's einſt verlaſſen ſoll,
Wird doppelt hart das Sterben,
Und ſchmähen einen Geizhals mich
Die tief verhaßten Erben. —
O grauenhaftes Schickſal, du,
Den Mammon zu verfluchen,
Und ihn mit Hungers Haſt und Gier
Doch immer müſſen ſuchen.
Dem Armen das Verſchmachten
Für ſeine Seele frommen muß,
Dieweil die meine jämmerlich
Im gold'nen Bann verkommen muß.
O Gott, wie wird das enden noch,
Was ſoll mich Aermſten laben,
Wenn ich den gold'nen Becher leer
In lahmer Hand werd' haben!
Noch einmal möcht' für Göttliches
Auf Erden ich erwarmen.
Erlöſe von den Banden mich,
Erbarmen, Herr, Erbarmen!

Ständchen.

Jn einer Winternacht
Hab' ich dies Lied erdacht,
Es ſei als Minneſang
Der Mitwelt dargebracht. —
Ihr Menſchen ſeid nicht werth,
Daß man Euch liebt und ehrt,
Daß man ſein Herzblut giebt
Für das, was Ihr begehrt.
Denn Euer Wunſch iſt Wahn,
Und ſchief iſt Eure Bahn,
Und Jeden ſteinigt Ihr,
Der Euch ein Gut gewann.
Der Euch ein Gut gewann,
Und Euch ein Heil erſann:
Und es geſchieht ihm recht,
Denn er hat ſchlecht gethan.
Wer Eure Laſter ſchürt
Und Euch zum Abgrund führt,
Dem Euer ſchändendes
Und falſches Lob gebührt.
Für dies Geſchlecht des Kain
Kann Abſcheu nur allein,
Statt Lieb' und Opferluſt,
Die rechte Gabe ſein.

Eine Stimme in der Wüſte.

Es muß ein wildes Schlachten kommen,
Du, Welt, verträgſt den Frieden nicht,
Du ſchrei'ſt nach ihm, und naht er ſchüchtern,
So ſchlägſt du ihm ins Angeſicht.

Ich ſah noch keinen Tag erſtehen,
Der nicht entfacht vom Reinen war,
Und keine Sonne ſah ich ſinken,
Die trüb nicht vom Gemeinen war.

O dummes, bettelhaftes Prahlen
Mit deines Fortſchritts großen Siegen,
Wenn unter den brutalen Füßen
Zermalmt die Ideale liegen.

Zermalmt iſt mit den Götzenbildern
Auch Jovis hehre Lichtgeſtalt,
Und deine neuen Lichter leuchten,
So wie der Fäulniß Phosphor ſtrahlt.

Du weißt ſo viel und biſt nicht weiſe,
O ſage, Welt, ob dir denn wohl iſt
Bei deiner krauſen Hochcultur, die
Von außen bunt und innen hohl iſt?

Den Hexentanz des Lebens tanzt
Die Kunſt getreulich mit; die Taube
Entſank den reinen Himmelshöhen
Und flattert halbbetäubt im Staube.

Die Duldung und die Menſchenwürde,
In heißen Kämpfen dir errungen,
Iſt fremd geworden deinem Herzen;
Ein Schmuck nur worteluſtigen Zungen.

O, nichts vom vorigen Jahrhundert
Haſt du dir, Welt, gemacht zu Nutzen,
Als nur die Kunſt, mit frechem Flunker
All deine Thorheit aufzuputzen.

Die graugelockte Weisheit ſchweiget,
Die unerfahr'ne Jugend ſpricht:
Beſiegt, ruft ſie, ſind Elemente!
— Die Leidenſchaften ſind es nicht.

Von Hohn und Geifer der Parteien
Seh' ich mein Vaterland befleckt,
Die Führer blind und taumelnd, bis ſie
Ein grauſes Mene Tekel weckt.

Und mitten in der wilden Drangſal
Wird männiglich die Welt verfluchen,
Doch ringend mit den Nachtdämonen
Den Flug in lichtere Höh'n verſuchen.

Das ſtete Glück macht Sünder, Thoren,
Und kleines Unheil Weltverhöhner.
Die maßlos ſchwere Noth allein iſt
Der große Sühner und Verſöhner.

Anklage.

Wenn die wilden Wetter ſchlagen
Und die giftigen Seuchen toben,
Welch ein grauſes Heulen, Klagen
An den hohen Himmel oben!
Großer Gott, für ſolche Armen
Hätt ich wahrlich kein Erbarmen.
Hemmeſt Du die böſen Wetter
Und die giftgeſchwellten Seuchen,
Machen ſie mit Kriegsgeſchmetter
Aus ſich ſelber tauſend Leichen.

Fürſprache.

Doch, was auf Erden keimt,
O laß es reifen,
Und was im Menſchen ruht,
Das laß erſtehn.
O Gott, laß dieſes irrende,
Nach Deinen Höhen ringende,
Dies arme, herrliche Geſchlecht
Nicht untergehn!

Betrachtung.

Tauſend Formen hat die Menſchheit
Durchgeprobt in ihrem Leben,
Hier in Freiheit, dort in Knechtſchaft,
Hier in Stumpfſinn, dort im Streben;

Hier in ſtolzen Waffengängen,
Dort mit weichen, frommen Sitten
Iſt ſie kühn zugleich und zagend
Durch die Nacht der Zeit geſchritten.

Doch die Sterne, die da leuchten,
Und die Blumen, die da ſproſſen,
Und die Trauben, die da reifen,
Hat ſie ſtets, wie heut' genoſſen.

Ganz wie Adam ſeine Eva
Sich gemacht zur Herzensbeute,
Ganz wie Kain erſchlug den Bruder,
Ganz ſo liebt und haßt man heute.

Eins iſt ewig, was Du thun magſt,
Menſchheit, ſtreiten oder klagen,
Luſt und Leid, ſo viel in Deinem
Buſen Platz hat, mußt Du tragen.

Auch der Mächtigſte und Frei'ſte
Iſt die Beute eines Drachen;
Und den Sklaven an der Kette
Kann die Liebe ſelig machen.

Das, was Dich auf Deiner Wander
Manchmal will zu Boden drücken:
Nicht der krumme, ſteile Weg iſt's,
Nur die Laſt auf Deinem Rücken.

Ob der König, ob der Prieſter,
Ob der Volkserwählte führet,
Ob der Glaube, ob das Wiſſen,
Ob die Kunſt das Leben zieret,

Es iſt eins. Aus ander'n Tiefen
Keimen, Menſch, Dir Heil und Schmerzen.
Dein Geſchick ſteigt groß und ehern
Einzig nur aus Deinem Herzen.

⁂

Dem Himmel.

Die Gottſucher.

Unendlich der Raum,
Unendlich die Zeit,
Kein Ziel und Halt
In Ewigkeit.
Die Kinder des Leides, ſie ſehnen und rufen,
Sie irren und zweifeln in Nacht und Noth
Und ſuchen nach Gott.

Sie ſuchen im Buchſtaben,
Sie ſuchen im Bild,
Sie beten und bluten,
Sie ſtreiten wild,
Entzünden die Scheiter zur lodernden Fackel,
Sie ſuchen im Kelch und ſuchen im Brot:
„Wo biſt Du, Gott?“

Sie ſuchen im Leben,
Sie ſuchen in Kunſt,
Sie ſuchen in Grübeln
Und Liebesbrunſt,
Sie ſuchen im düſteren Schatten der Tempel,
Sie rufen in der Freiheit Morgenroth:
„Wo biſt Du, Gott?“

Die Armen, ſie wandern
Am Pilgerſtab,
Die Weiſen, ſie ſuchen
Die Himmel ab,
Sie ſuchen im ſchuldloſen Kindesherzen,
Und fragen mit Grauen den ſtarren Tod:
„Wo biſt Du, Gott?“

Und ſieh, im Suchen
Und heißen Streit
Steht immer der Herr
An ihrer Seit',
Und klopft ihnen lächelnd wohl auf die Achſel:
„Ihr Kinder, ſchaut Euch doch einmal um!
Seid nicht ſo dumm.“

Willſt Du jene Höh' erreichen . . .

Willſt Du jene Höh' erreichen,
Wo im Schatten kühler Eichen
Sündenlos die Helden ſteh'n:
Laß Dich nicht von Luſt berücken,
Laß Dich nicht vom Weib umſtricken,
Oder Du mußt untergeh'n.
Wähne nicht, das Blut zu dämmen,
Blut entſtrömt gleich andern Strömen
Von der Höh' ins tiefe Thal.
Willſt Du aufwärts, mußt Dich klammen
An des Geiſtes reine Flammen,
Streben nach dem Ideal.

◆

Stimmung.

Was Schönſte, was im Innern ich empfunden,
Das iſt ſo rein und zart, läßt ſich kaum denken,
Und will ich mich im Sinnen, traun, verſenken,
So iſt mir das Gefühlte ſchnöd' verſchwunden.

Und was es iſt, das mir ſo zart entſproſſen?
Ich weiß es nicht und kann es nicht enthüllen,
Der Seele reinſter Theil nur kann es fühlen,
Und tief in meinem Herzen liegt's verſchloſſen.

Iſt der Menſch nicht wie die Schwalbe?

Iſt der Menſch nicht wie die Schwalbe? —
Mit dem Lenze fliegt er an
Und verjubelt einen Frühling;
— Heißer Sommer quält den Mann.
Wie die Schwalbe an dem Neſte,
Baut er flink an ſeinem Glück,
Muß um ſeine Reiſer, Blätter
Ringen mit dem Mißgeſchick. —
Leiſe kommt der Herbſt geſchlichen;
Von des Lebens reifem Baum
Reißt der Sturm die Frucht des Schaffens,
Und der Menſch erwacht vom Traum.
Sieh', am Scheitel ſeines Hauptes
Wird es weiß — der erſte Schnee;
Matt und düſter blickt das Auge,
Ach, es friert der klare See. —
Und er fühlt ein eigen Heimweh,
Fremd wird ihm die Bruderhand; —
Wie im Herbſt die Schwalbe, zieht er
Heim ins ewige Frühlingsland.

Gen Himmel hinauf.

Die Menſchen bauen, die Menſchen zerſtören,
Sie lieben, umarmen und ſchlagen ſich todt:
Sie ſchwärmen von Schönheit, Tugend und Ehren —
Sie klimmen hinan mit großer Noth.
Doch ſind ſie oben nahe dem Ziele,
So ſtirbt der Drang, es kehrt ſich der Wille —
Sie ſtürzen ſich wieder hinab in den Koth.
Das iſt der Geſchichte ewiger Lauf,
Wir können's nicht wenden,
Nicht ändern und enden,
Unſ're Beſtimmung iſt ewiges Ringen
Gen Himmel hinauf.

Drei himmliſche Schreine.

Drei himmliſche Schreine
Stehen hienieden:
Eine Wiege voll Träume,
Ein Bett voll Wonnen,
Ein Sarg voll Frieden.

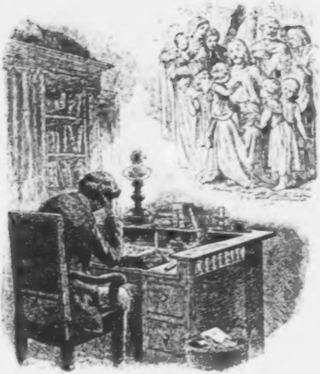
Einſt ſchlug ich auf ein altes Buch.

Als Prolog für eine Wohlthätigkeitsakademie zur Unterſtützung armer Kinder.

Um Mitternacht, als Alles ſchlief,
Nur meine Zweifel wachten,
Und Weltverdruß mir drohte tief
Das Herze zu umnachten,
Da ſchlug ich auf ein altes Buch,
Zu ſpäh'n nach einem Labeſpruch,
Um ganz nicht zu verſchmachten.

Und ſieh, da war ein helles Licht
Im Herzen mir entglommen,
O laß — ſo eine Weiſung ſpricht —
Die Kleinen zu Dir kommen!
Ob arm, verlaſſen, es iſt gleich,
Sie bringen Dir das Himmelreich! —
Und als ich's ſo vernommen,

Da ſtieg ich ſelig ſternenwärts,
Den Heiland zu verehren;
Der winkte mir, ich ſollt mein Herz
Zurück zur Erde kehren:
„Was Du den Armen Gutes thuſt,
Das bringt zu meiner Vaterbruſt.
Kannſt mir Du es verwehren?“



Die Botſchaft war's. Und ſeitdem mag
Ich leben, leiden, ſegnen,
Ich kann ja doch mit jedem Tag
Dem lieben Gott begegnen.
Aus jedem Kind und armen Mann
Blickt mich mein treuer Heiland an,
Bereit, mein Werk zu ſegnen.

Wenn keines Kindes Aug' einſt ſchwimmt
In Leid's- und Freudenzähren,
Wenn keines Bruders Hand mehr nimmt,
Was Du ihm willſt beſcheeren,
O dann erſt hat ſich Gott vom Land
Des Sündenfluches abgewandt,
Und wird auch nimmer kehren.

Drum laßt, ſo lang' noch Arme flehn,
Uns lindern ihre Leiden,
Die Hungernden zu Tiſche gehn,
Die Frierenden bekleiden.
Dann wird für Reich und Arm zumal
Dies grabdurchfurchte Jammerthal
Zur Quelle reiner Freuden.

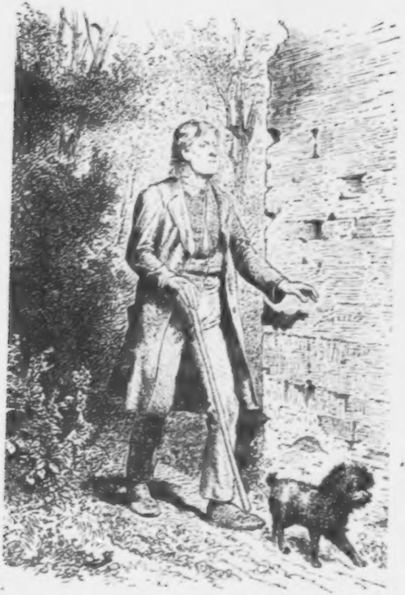
Der Blinde.

Als Gott der Herr die Welt erſchuf,
Da war ſein erſter, heiliger Ruf:
Es werde Licht!
Das Gnadenmeer vom Himmel floß
Und ſich in alle Herzen goß.
— In meines nicht.

Und auf zum ewigen Sternenzelt
Blickt jedes Aug, dem Herrn der Welt
Ins Angeſicht.
Und jedes Blümlein auf dem Plan
Lacht Eure Augen freundlich an,
— Das meine nicht.

Der Mutterblick, der holde Stern,
Er blieb mir unermeßlich fern.
Dem Aermſten flicht
Der Herr aus goldnem Sonnenglanz
Ums Haupt den bunten Farbenkranz,
— Um meines nicht.

Du treuer Engel Gottes, ſag,
Was hab an dieſem Erdentag
Ich denn vollbracht,



Daß mitten unter Strahl und Schein
Verſtoßen ich bin ganz allein
In ewige Nacht?

Der Engel ſprach: Der Strahl, das Licht
Iſt lange noch das Höchſte nicht
Zur Menſchen Luſt.
Statt Glanz die Gluth, ein warm Gemüth,
Das wie ein ſonniger Frühling blüht
In Deiner Bruſt.

Wohl muß in Deinem Aug' ich ſeh'n
Als einzigen Glanz die Thräne ſteh'n.
Doch weine nicht!
Noch leben treue Menſchen hier,
Und Gottes Ruf erſchallt auch Dir:
Es werde Licht!

Sei gegrüßt, Du himmliſcher Knabe!

Eine Weihnachtsandacht.

Chriſtkind, biſt da; biſt endlich nach langen traurigen Tagen wieder gekommen zu uns herab.

Ich hab' Dich erſehnt, als wie ein Kind; denn ich bin ein Kind mit weißen Haaren.

Nun hör' ich Dich rauſchen in dieſen Zweigen: vor Deinem ſüßen, warmen Odem flackern die Lichter des heiligen Weihnachtsbaumes.

O, ſei gegrüßt, Du himmliſcher Knabe, der Du mit den ſonnigen Aeuglein die ſchweren Nebel durchleuchteſt, die hier im Thale des Thränenthaues nimmermehr wollen ſchwinden.

Ich möchte Dich wärmen an meinem Herzen, und muß mich fürchten, der menſchlichen Leidenſchaft ſtürmiſche Gluthen könnten verſengen Dein lockiges Haar. Denn Du biſt gewohnt des ewigen Frühlings milden Hauch; o Gotteskind, bei Dir daheim muß es ſchön ſein!

Oft hör' ich es leis in den Lüften klingen, als wie ein Läuten und Grüßen von oben.

Dann faßt mich das Heimweh, und wie ein verirrtes Kind in der Nacht ruf' ich und ſuch' ich den Weg zu den Wohnungen Gottes.

Erzähl' nun, erzähle, Du holder Bote des Himmels, was waltet Dein Vater, der ewige Herr?

Faſt fürcht' ich, der Vater hätt' unſer vergeſſen, denn wie den Sonnenſtrahl vor Wetterſtürmen ſeh ich auf Erden das Göttliche ſchwinden.

Gerechtigkeitsfreude ging uns verloren, und reiner fröhlicher Sinn.

Die Kunſt wühlt im Staube, die kindlichen Herzen verkümmern.

Wenn Du, o mein ſüßer, heiliger Chriſt, von Zeit zu Zeit nicht kämeſt geſandt, es müßte der Pfad zwiſchen Himmel und Erden doch gänzlich verwildern.

Und mich verlangt es ſo heiß nach Kunde von oben, was all die Theueren, die uns verließen, denn machen im Lande der ewigen Liebe.

Mein Mütterlein treu; ſie muß ſchon vor Jahren angelangt ſein auf mühevollen Krücken.

Zwar war ſie faſt blind, doch hat ſie — das weiß ich — den Weg nicht verfehlt.

Wie geht's ihr? Singt ſie noch immer die luſtigen Lieder? Was werden die Engelein horchen und lachen! Was war das ein Spaß, wenn ſie hat erzählt und geſungen! Und ernſthaft blieb ſie dabei, denn taub war ſie völlig und hat — wie ich meine — ihr fröhliches Singen und Sagen ſelbſt nicht vernommen.

Und daß ich noch frage: Habt Ihr ein Krankes im Himmel?

Wenn ſie nicht Kranke kann warten, die Mutter wachen die Nächte und ſorgen und ſich von dem Munde die Biſſen abkargen, ſo iſt ſie nicht glücklich.

Sie wird es ſchon ſein.

Denn ſag' ihr, ſie hätte auf Erden jetzt Enkelein ſüß; dieſelben, die heute, o Chriſtkind, Dein ſtrahlendes Bäumchen umjauchzen. Und ſag' es der Mutter: wir laſſen ſie grüßen!

Dann wirſt Du, mein himmliſcher Knabe, auch einem Frauenbild noch ſein begegnet, jung wie der Mai, hold wie ein Engel; wirſt es kaum glauben, daß ſie auf Erden geboren.

Im Reigen der Reinſten und Seligſten, der treuen, opferfreudigen Seelen iſt ſie zu finden.

Du lächelſt, mein Chriſtkind, ſaheſt ſie ſchweben im weißen, myrtendurchwirkten Kleide.

Ein Antlitz, ſo zart, wie Kirſchbaumblüh' — ſie iſt's! — und Augen, ſo ſanft und ſeelentief — es muß ſich darin ja Gatte und Kind noch ſpiegeln?

So biſt ihr begegnet im himmliſchen Land, wie einſam vielleicht ſie gewandelt in ſtillen Hainen, und wartend.

Denn dann erſt, wenn Gatte und Kinder bei ihr ſind, will freudig ſie eingeh'n zur Seligkeit.

Dieſe Frau, mein göttliches Kind, wenn Du heimkehrſt, wird fragen Dich mit weinendem Lächeln, wie es doch war, als Du den Weihnachtsbaum ſtellteſt in das verwaiſte Haus den jubelnden Kindern?

O, ſag' ihr, wie friſch in den jungen Gemüthern die früh uns verwelkte Luſt dieſer Welt wieder aufblüht.

Und ſage, wie ſelig ich bin in den Kleinen, wie heiß ich ihr danke!

Und das, wie ich immer noch weinen muß — Bote der Liebe — das ſag' ihr nicht.

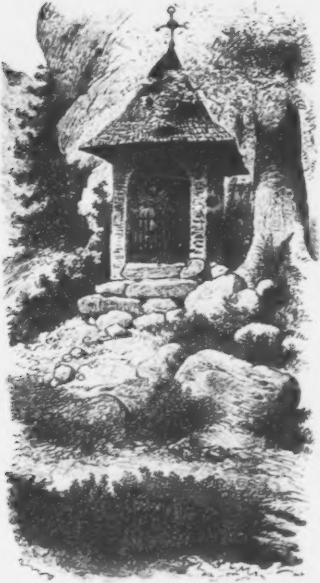
In einer Waldkapelle.

„Aus Todesbanden
Iſt der Sohn erſtanden,
Und ſie, das heiligſte Weib der Schmerzen,
In der ewigen Jugend Strahl,
Stieg empor auf Roſenwolken
Zum himmliſchen Königsſaal.“ —
O, Dank den Zungen,
Die dies Lied geſungen
Das erſtemal in Glauben und Hoffen.
Unſer Leib ſinkt der Erde zu,
Doch dir, o Herz, ſteht im Ideal
Heiliger Dichtung der Himmel offen!
In Lebensſtürmen verliſcht der Schimmer,
Der kindliche Glaube vergeht wie Thau.
Er ſei dahin. Nur Ein's laß ich nimmer:
Das glorreiche Anbild der göttlichen Frau.

Maria, Maria,
Mit Deinen Schmerzen,
Mit Deinen Freuden!
In meinem Herzen
Biſt von allen
Den Idealen,
Den herrlichen, ſüßen, lieben,
Mir allein Du geblieben.

Deines Gedächtniſſes Segen
Möge uns retten
Aus der Verzweiflung finſteren Wegen,
Aus der Leidenſchaft ehernen Ketten.
— O, ewigen Preis
Der Gebenedeiten,
Der Gnadenreichen!
Erd' und Himmel zu allen Zeiten
Haben nichts, Dir zu vergleichen.
Die Könige ruhen zu Deinen Füßen,
Die Schaaren der heiligen Engel küſſen
Den Saum Deines leuchtenden Kleides;
Und in den Kammern
Des Elendes jammern
Die lichtloſen Kinder des Leides:
Die Gefallenen weinen
Zu Dir, der Reinen,
Die gebrochenen Herzen,
Die verlornen Seelen
Dürſten nach Deinen labenden Quellen.
Auf Schutt und Trümmern
Irdiſcher Freuden,
Auf theuren Gräbern,
Unter Trauerweiden
Blicken Augen thränenumhüllt,
Suchen, Maria,
Du Mutter der Liebe,
Dein himmliſches Bild. —

O, laß uns Kinder der Erde nimmer
Verlieren ganz Deiner Minne Schimmer.



Maria, Maria, dies bitten wir!
Und wenn Felſen ſtürzen
Und die Himmel beben,
Huldreiche Frau,
Laß beſtehen, laß leben
Im Menſchenherzen
Das ſüße Bild von Dir!

Ora pro nobis.

Gedanken in der Kirche zu Zell.

Bei Maria zu Zell an der heiligen Stätte, da kannſt Du Wunder ſchauen, chriſtliche Seele. Da kommen gezogen Völker aus vielen Ländern und laſten ab auf den Marmorſtufen ihr ſchweres Herz, ihr vielfaches Leiden, und rufen in fremden Zungen des Heilands ſelige Mutter, und klagen und ſchreien mit wilden Geberden, und führen zerriſſen in Wehmuth die Sprache, ſo alle Menſchen verſtehen: ſie weinen.

Sie weinen, daß Thrän' um Thräne perlet über die Wangen — der Perlenſchnüre ſchönſte, die ſie der himmliſchen Frau mögen weihen. Sie weinen und beten mit hochgefalteten Händen, wie ſo brünſtig auf keiner Stätte im irdiſchen Thale ſonſt ſie können beten. Eherner Bildſäule gleich knien ſie da, oder wandeln, das flackernde Licht in der Hand, wohl leichenblaß in langen Reigen den Kreuzgang dahin, oder wallen kniend im Bußgewand um den Altar, oder liegen auf kaltem Stein hingeſtreckt wie leblos, die Arme zum Kreuze gebreitet. Unter ſolchen Geberden bangend und hoffend, ſchreit das zitternde Herz: „Maria! Zuflucht der Sünder, Heil der Kranken, Troſt der Betrübten, Licht der Sterbenden, bitte für uns: Ora pro nobis!“

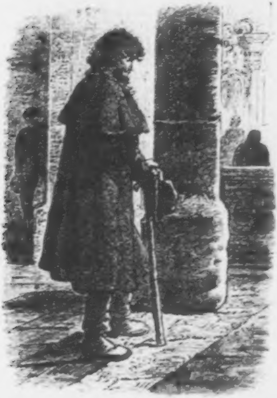
Und ſiehe! Vom ſtillen, uralten Bildniß nieder träufelt die Gnade, der Beter Gemüth iſt erleichtert, wie Berghauch friſch weht Hoffnung und Zuverſicht durch das ſchwüle Herz. Aufrecht wieder ſteht der irdiſche Leib, im Aug' die Thräne der Freude: Erhört! Erhört zu Zell von Maria!

Im Schatten des Pfeilers dort ſteht finſter und blaß ein Fremdling. Seine Zunge iſt kundig der Sprachen des Erdballs — Maria hört ihn in keiner. Der Bitterkeit voll iſt ſein Herz, und ſchweres Weh ſchleppt er mit ſich ſeit vielen Tagen, es fällt nicht ab an den Stufen der Gnade, es klammert ſich würgend an ſeinen wogenden Buſen, er flucht dem dunklen Geſchick, er dürſtet nach Freude und Troſt, verzehrt ſich in lahmem Neid, daß ſie dort, die Beter, vor einem geſchnitzten Stück Holz erlangen, was ihm in der weiten lebendigen Welt verſagt iſt.

Mit ſtarkem Muthe gehen die Pilger dem Heim zu, ſei es zu ferneren Widerwärtigkeiten des Lebens, ſei es zur Bahre — ſie gehen getroſt, Maria geht ihnen zur Seite und führt ſie durch Jammer und Grab als treue Mutter zum ewigen Leben.

Auch dort dem Fremdling pocht ſchon der Tod ans liebehaſchende Weltherz. Sein Weſen ſchauert im Anblick der Grauen des ewigen Grabes. Einen Ruf nach Rettung erpreßt der Verzweiflung Gewalt ihm, der Schrei gellt hohl in den Hallen des Tempels, daß flattert erſchreckt aus dem Neſt die Schwalbe. Das uralte Holz in der Zelle iſt taub.

O armes, geliebtes, von allen Himmeln verlaſſenes Weltkind! Das uralte Holz in der Zelle hilft Niemand. Maria, des Heilands ſüße, barmherzige Mutter, die jene wallenden Beter lebendig



im Herzen tragen, beleidigt haben in argem Wandel, verſöhnt nun haben durch Reu und Erhebung, Maria, das ſichtbare Anbild der gläubigen Seele wirkt

Wunder. Es iſt keine Mär, Maria wirkt jeden Tag Wunder im Menſchengemüthe und übt eine göttliche Kraft, die irdiſcher Macht nicht vergleichbar.

O Fremdling im Schatten des Pfeilers! Wenn Dir ein ernſtes Geſchick den kindlichen Glauben genommen und nicht mehr zurückgiebt — es iſt des Weltkindes Märtyrthum, trage es männlich. Doch wehe Dir, wenn Du ans Heiligthum taſteſt, das Andere hegen im blutenden Herzen! Laß brennen im Menſchengemüthe die Ampel, mit der ſie erleuchten des Erdenlebens finſtere Pfade, des Grabes Schatten mit Morgenroth erhellen, und ſchweig in Ehrfurcht, wenn auf wildem Meere weint und ſchreit und betet der Menſchen gläubiges: Ora pro nobis!

Ans Menſchenherz.

Lebensgenoſſe, verbirg mir Dein Herz nicht. Ich weiß es, ich kenn' es, ich ſeh's an dem meinen.

Du haſt Dich gefürchtet. Dir graute vor Schatten; an Körpern, die ſie geworfen, gingſt Du ſorglos vorüber. Der Kindheit ſüßes Blut haben geſogen Vampyre der Angſt in ſtillen Nächten. Schaudernd vor Geiſtern nahmſt Du den ſchlimmſten nicht wahr — den im eigenen Haupte. Nun ruh'n die Geſpenſter, doch inne biſt Du des Weltalls Mächte, die Dich im Augenblick können vernichten. So lange Du nur für Dich wollteſt ſein, war Angſt Dein Theil; ſeit Du willig der Schöpfung lebſt in gemeinſamer Sache, ſtehſt Du in Demuth, doch furchtlos den Mächten, mit offener Stirn.

Du haſt gehofft. Das Hoffen iſt das beſte Haben des Sterblichen. Doch der tröſtenden Mutter Hoffnung boshaftes Kind heißt: Enttäuſchung. Wohl Dir, wenn die Hoffnung Dich treu zum Grab trägt; wehe Dir, wenn unterwegs ſie Dich fallen läßt auf ſandigen Boden, wo unter Diſteln und Dornen Verzweiflung wächſt! Ich ſpotte der Hoffnung nicht, ſie iſt das Gedicht meiner Seele, des kindiſchen Herzens liebliches Spielzeug.

Du haſt gehaſcht. Von Sinnen geſtachelt wie toll gejagt nach Genüſſen — nach Geld, nach Ruhm und anderen Dingen, die das Leben zieren, aber nicht erfüllen. Wie leicht iſt Dir Manches geworden, zur Wirklichkeit wuchs der Gedanke, bevor er noch Wunſch war. Mit Schmerz und Entbehrung verglichen nur waren es Güter, nur mit dem Maßſtab des Leides gemeſſene Freuden. Von Andern beneidet, fragſt Du befremdet das Schickſal: Iſt denn das Alles? Mehr als erwartet und doch nicht befriedigt! Es muß in den prunkenden, allumworbenen Gütern der Welt etwas faul ſein.

Du haſt gehaßt. O nichts vergiftet das Herz mehr, als leidiges Haſſen. Die Gier, ſich zu rächen, verzehrt das eigene Leben. Nie geht der Herzſchlag ſo wild, als wenn er Waffen ſchmiedet gegen den Feind; die lohende Eſſe der Bruſt verſengt den heiteren Frieden. Ich habe die Luſt zu haſſen dem Teufel zurückgegeben, ſie mag der Verdammten Seligkeit ſein. Der Erdſohn wandelt auf Gräbern, ſein Haupt reiſet hehrer Vollendung entgegen im Lichte des Himmels.

Du haſt Dich, Lebensgenoſſe, der Liebe ergeben. Die Lieb zu Dir ſelbſt, mit der fing es an, und bald kam die Liebe zu Zweien; dieſe gebar Dir ſchmerzlich und vielfach die Lieb zu den Kindern. Die ſelige, zitternde Liebe voll Glück und voll Bangen. Armes gepeinigtes Herz! Heute trotzend in Panzern von Eis, morgen fiebernd in Gluthen, an ſolcher Liebe Glück ſachte verblutend. Und das nennt man Leben! Wie Du, ſo wir Alle — lächeln nach außen und ſchluchzen im Innern. — Nun kommt das Erbarmen. Die ſelbſtloſe Liebe, die am Kreuz ihre Hände noch ausſtreckt, die Welt zu umarmen. Liebreich und gut ſein mit Jedem. Giebt man Dir Liebe, gieb Liebe zurück. Fügt man Dir Leid zu, ſo gieb dafür Liebe. Lähme die Feinde mit Liebe, größer, gewaltiger rächt ſich auch Gott nicht.

O milde Liebe! Wer Anderen wohl will und wohl thut, erlöſet ſich ſelber. Der Unfried in Dir geht zur Ruh, wenn Du Fried haſt mit Anderen. Die tiefſte Wunde des eigenen Herzens vernarbt, wenn Du ſie Anderen heileſt. In Deines Gemüthes üppigem Garten, tief unter Unkraut keimet ein Pflänzlein; heute noch zart mit blutiger Blüthe, kann es bei treuer Pflege morgen ein herrlicher Baum ſein. Ein Baum der wahren Erkenntniß, an welchem die Früchte reifen, nach denen wir lechzen. O haltloſer Menſch, von Furcht und von Hoffnung bethört, von Gier und von Haß gehetzt, müßteſt Du ſtürzen, vergehn wie der Hirſch das Blei in der Bruſt verblutet im Moorgrund. Zur Urkraft ſteh! Geſell' Dich im Streite der göttlichen Siegerin zu. Dich rettet die Liebe.

Hymne eines Glücklichen.

Heiliger Gott, ich möchte beten, preiſen Dich in göttlicher Sprache, und jauchzen, ſingen, wie Engel jubeln im Schauen Deiner Schönheit.

Ich möchte weinen, wie Selige ſchluchzen, die Du aus der finſteren Drangſal der Erde in Deine ewigen Himmel aufnimmſt.

Nur das iſt mein Schmerz, mein wonnig Verzagen, daß ich nicht kann ſagen, wie glücklich ich bin. —

Ich hab' Dich gefühlt am Buſen der Mutter, im Auge des Freundes Dein Lächeln geſehn; und als ich die Einzige fand, die Geliebte, da warſt Du es ganz, der niederſtieg und mich, den Schwachen, in Wonneſchauer Bebenden mit heißem Kuß an ſeine Bruſt gedrückt hat.

Und als ich mein Ebenbild, nein, das Deine, in meinem Arm hielt, das ſüße Kind, da warſt es Du, der mit erneuter Huld im jungen Auge mich angeblickt. —

Die heißen Freuden haben mein Herz erſchüttert; der Froſt der Gräber hat mein Haar gebleicht.

Einſam nennen ſie mich und wollen mich tröſten mit ihren kleinen Gaben, die Guten, die Armen, die nicht wiſſen, wie reich, nicht ahnen, wie glücklich ich bin.

Denn ſeit die heiligen Bilder Deiner perſönlichen Gottheit mir verweht ſind, ſtehſt Du aufgedeckt vor mir in Alleinheit Deiner unendlichen Schöpfung.

O, daß ich ſo vergebens in Deinem Reich den Namen ſuche, Dich zu nennen, Du nimmerruhender Auf- und Niedergang, im Sturm und Sonnenlächeln ewige Harmonie, aus der mir die Stimme der Mutter, der Gattin Hauch und des Kindes Lächeln treu wieder entgegengrüßt.

Was einſt mich beglückt in einzelnen Weſen, in einzelnen Wünſchen und Hoffen beſeelt, das ſind' ich nun, vereint mit Dir, mit mir vereinigt zum ewigen Sein.

Die Leidenſchaft ſchweigt — ſtill iſt die Sehnſucht; erlöſt an Dein Herz, o Natur, ſink' ich hin.

Die Blumen der Erde, die Sterne des Himmels, ſie mögen verkünden, wie glücklich ich bin.

Am Grabe eines Idealiſten.

Ein glücklicher Menſch ſteigt hier zur Ruh',
Von einem Himmel zum andern;
In hehren Geſtalten zieht er durchs All,
Wie ſelige Geiſter wandern.

Er hat ein reicheres Daſein geführt,
Als all' Ihr Schlemmer und Praſſer,
Er hat ein edleres Feuer genährt,
Als alle die Hetzer und Haſſer.

Er hat das Elend in Liebe geweiht,
Der Jämmerlichkeit ſich verſchloſſen,
Er hat mit dem Blut von Eurem Blut
Ein höheres Leben genoſſen.

Er hat genoſſen in fröhlicher Ruh',
Was Ihr ſelbſt im Kampf nicht erjagtet;
Er hat gebetet, gehofft und gejauchzt,
Dieweilen Ihr klagtet und zagtet.

Dieweilen Ihr geifernd das Leben verflucht,
Und geifernd darnach habt gehaſtet,
Hat er ſich im Lichte des Himmels geſonnt,
Im Schatten des Waldes geraſtet.

Ihm war ein heiterer Traum dieſes Sein,
Das Euch ein drückender Alp iſt;
Das kommt, weil Euch der Magen beſchwert
Vom Fraße am goldenen Kalb iſt.

Dieweil Ihr auf allen Vieren kriecht,
Er fuhr auf dem Sternenwagen,
Ihn hat die göttliche Phantaſie
Durch Ewigkeiten getragen.

Ihr ſinket als Aas ins finſtere Grab,
Als Samenkorn fällt er zur Erde. —
Hab' einſt ich im neuen Sein die Wahl,
Mit wem ich's wohl halten werde?

Ein glücklicher Menſch ſteigt hier zur Ruh',
Von einem Himmel zum andern;
In hehren Geſtalten zieht er durchs All,
Wie ſelige Geiſter wandern.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

P. K. Roſegger's
Ausgewählte Schriften.

Miniatur-Ausgaben.

Waldheimat. 1. Bd. Kindesjahre. 3. Auſl. 34 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldſchnitt.

Waldheimat. 2. Bd. Lehrjahre. 3. Auſl. 34 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldſchnitt.

Die Schriften des Waldſchulmeiſters. 6. Auſl. 27 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldſchnitt.

Das Buch der Novellen. Erſte Reihe. 5. Auſl. 34 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldſchnitt.

Das Buch der Novellen. Zweite Reihe. 5. Auſl. 33 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldſchnitt.

Heidepeter's Gabriel. 5. Auſl. 27 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldſchnitt.

Die Aelpler in ihren Wald- und Dorftypen geſchildert. 4. Auſl. 35 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldſchnitt.

Der Gottſucher. Ein Roman. 4. Auſl. 80 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldſchnitt.

Sonntagsruhe. 6. Auſl. 32 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldſchnitt.

Dorfſünden. 4. Auſl. 33 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldſchnitt.

Das Volksleben in Steiermark. 6. Auſl. 37 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldſchnitt.

Höhenfeuer. 3. Auſl. 31 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldſchnitt.

Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. 6. Auſl. 35 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldſchnitt.

Allerhand Leute. 4. Auſl. 36 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldſchnitt.

Das Geſchichtenbuch des Wanderers. 5. Auſl. 33 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldſchnitt.

Preis des Bandes in eleg. Original-Einband mit Goldſchnitt 3 fl. 30 kr. = 6 Mark.

Jeder Band iſt für ſich vollkommen abgeſchloſſen und einzeln käuflich.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

Waldferien.

Ländliche Geſchichten für die Jugend
gewählt aus den Schriften von
P. K. Roſegger.
Mit 20 Abbildungen.

17 Bogen. Octav. In Farbendruck-Umſchlag cartonnirt. Preis 2 fl. 20 kr. = 4 Mark.

Daſſelbe, eleg. Leinwandband mit Goldſch. 2 fl. 75 kr. = 5 Mark.

Aus dem Walde.

Ausgewählte Geſchichten für die reifere Jugend
von
P. K. Roſegger.
Mit 25 Illuſtrationen. Zweite Auflage.

18 Bogen. Groß-Octav. Eleganteſte Ausſtattung. Cartonnirt mit Leinwandrücken und Farbendruck-Umſchlagbild 2 fl. = 3 M. 60 Pf.

Daſſelbe, eleg. Leinwandbd. mit Goldſchn. 2 fl. 50 kr. = 4 M. 50 Pf.

Deutſches Geſchichtenbuch.

Für die reifere Jugend
gewählt aus den Schriften von
P. K. Roſegger.
Mit 14 Farbendruckbildern.

21 Bogen. Octav. In Farbendruck-Umſchlag. Cartonnirt 2 fl. 20 kr. = 4 Mark.

Daſſelbe, eleg. Leinwandbd. mit Goldſchn. 2 fl. 75 kr. = 5 Mark.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

Allerlei Menſchliches.

Allerlei Menſchliches.

Von

P. K. Roſegger.

Wien. Peſt. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1892.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Vorwort.

Der Mann, der dieſes Buch geſchrieben, ſteht abſeits den Straßen, an einſamer Grenze, wo das Weltland aufhört und das Waldland anhebt. An dieſer Grenze zwiſchen Cultur und Natur ragt aus üppigem Erdreiche ein Apfelbaum, deſſen laubloſer Wipfelzweig wie ein Kreuz aufſtrebt über der grünen Krone. Adam und Chriſtus, das ſind die Pole des Buches. Zwiſchen dieſen Polen liegt allerlei Menſchliches, einander ergänzend, einander widerſtreitend — nach unten und nach oben ſtrebend.

Was das Buch auch bringt, dem Leſer wird nichts fremd ſein, er hat alles ſchon geahnt, das meiſte ſchon empfunden, Vieles davon durchlebt, Manches bei ſich gedacht und Einiges vielleicht auch ausgeſprochen. An mancher Seite wird er ſagen: Das bin ich! an manch anderer Seite wird er ſagen: Das bin ich nicht! — Iſt er's, ſo giebt's ja ein frohes

Wiederſehen, und iſt er's nicht, ſo iſt's ein anderer, der zahlloſen Adamsſöhne. Jedenfalls will der Verfaſſer dieſes Buches ein guter Kamerad ſein, der brüderlich über allerlei Menſchliches plaudernd und wohl auch menſchlich irrend mit dem Freunde die Pilgerſtraßen wandert.

Glück auf den Weg — dem Buche und dem Leſer!

Der Verfaſſer.

Krieglach, im Herbſte 1892.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Drei Legenden:

Dismas 1
Der Rufer in der Wüſte 18
Das Meiſterſtück des Zimmermanns 31
Grüß' Gott 44
Volk 52
Der Bauernſtand unſere Rettung 62
Eine Bitte an den Clerus 75
Der Katechet 85
Sonntag 102
Ein Geſpräch über Religion 112
Krieg oder Frieden 127
Erbarmen! 140
Gieb uns heut' unſere tägliche Arbeit 146
Schuldenmachen 156
Liebe und Ehe 163
Haß 177
Stolz 189
Vom Wohlwollen . . . . . ~~198~~ 263

Seite
Eine Urſache, warum die Menſchen ſich nicht verſtändigen können 204
Ob wir an unſeren Grundſätzen und Meinungen unter allen Umſtänden feſthalten ſollen 209
Gewitterangſt 219
Ein Selbſtmord 230
Offenes Schreiben an einen Verzagten 239
Werth der Vergangenheit 246
Ehret die Todten! 256
Das heilige Bildniß 269
Das Reich des Uhu 274
Unterm Apfelbaum 287
Mein ſchwarzer Kamerad 297
Lachen und Weinen 306
Ein Empfangstag im Elyſium 313
Das göttliche Spielzeug 326
Vom Hückerle, das nicht geboren werden wollte 335
Alkohol 343
Der hinkende Schimmel 350
Das Roſenfräulein 361
Der Hypnotiſeur 370
Der Eſelstrich 380
Schnuppen 387

Von Büchern und Dichtern:

Offenes Schreiben an Herrn Henrik Ibſen 400
Die Kreutzer-Sonate 406
„Das vierte Gebot“ und ſeine Gegner 412
Drei Monate unter Fabriksarbeitern 425
Ein Briefwechſel mit dem Olympier 433
Was hat nach Ihrer Meinung die deutſche Literatur für eine Zukunft? 437
Dichterabenteuer 441

Drei Legenden.

Dismas.

Gerne ſinne ich über der heiligen Urkund. Und dort, wo die Botſchaft zur Mythe geworden, ſpinnt meine Seele der Dichtung Fäden an und lebt ſelig träumend die Zeiten wieder, da der Himmel ſich wob über das Geheimniß der Krippe und des Kreuzes.

Die heilige Urkund erzählt uns von jener Nacht. Joſef war aus dem Schlafe gefahren und horchte. Es war in der Kammer dunkel und ſtille, und doch hatte er deutlich eine Stimme gehört, die alſo ſprach: „Joſef ſteh auf, wecke die Deinigen und fliehe. Der König will das Kind tödten laſſen.“

Da hatte der Mann in ſeinem Herzen eine große Bangigkeit. Es war eine unheimliche Zeit im Judenlande. Der König, ſonſt hochmüthig und grauſam, war von einer Reiſe nach Rom zurückgekehrt und zeigte eine ſanfte, freundliche Geſinnung. Alle Knaben der Stadt Bethlehem und Umgegend, welche im Alter von zwei Jahren und unter zwei Jahren waren, wollte er beſchenken laſſen. Die Mütter wurden eingeladen, ſolche Kinder in den Hof zu bringen, der umgeben war von dem Hauſe der Soldaten, um einen

Gnadenpfennig in Empfang zu nehmen für ihre Knäblein. Des freuten ſich die Weiber und riefen: „Heil unſerem König, der ſtrenge und gütig iſt. Er lebe noch lange!“

In der Nacht nun, die dieſem Tage vorausging, hatte Joſef im Schlafe das Wort gehört. Er erinnerte ſich, daß ſchon vor zwei Jahren, bei der Geburt des Kindes, der König ihm heimlich nachſtellen ließ, weil die Weiſen aus dem Morgenlande den neugeborenen Knaben für den erwarteten König der Juden angebetet hätten. Alſo dachte Joſef, man könne nicht wiſſen, was der gewaltige Herodes im Sinne habe. Lange blickte er auf ſein liebes junges Weib und auf das Knäblein, die ſo ſüß ſchlummerten in ihrem gemeinſamen Bette, als ſei kein Feind auf Erden. — Wohin ſoll ich Euch denn führen? ſo dachte er. Nach Nazareth zurück? Dort haben wir die Heimat ſchon verloren und der König würde uns gerade dort zu finden wiſſen. Oder nach der Gegend hin, wo die Sonne aufgeht? Dort ſind die Männer der Wüſte und lauern dem Wanderer auf. Oder nach der Gegend, wo die Sonne untergeht? Dort ſind die unendlichen Waſſer, und wir haben kein Fahrzeug, um nach jenen Landen zu ſegeln, wo die Heiden leben, die milderen Herzens ſind, als die Kinder des großen, finſteren Jehova.

„Wecke ſie auf,“ ſprach die Stimme das zweitemal, „und führe ſie nach dem Lande der Pharaonen. Dort wohnen die Völker der Gottloſen; ihr Glaube iſt Wahn, aber ihr Wille iſt gerecht. Dort, wo die Wellen des Nil alljährlich die Fluren beſegnen, dort wirſt Du Erwerb finden für dich, Sicherheit für Dein Weib und Lehre für das Kind. Und auf denſelben Pfaden, auf welchen einſt Moſes und Joſua die Juden zurückgeführt aus Aegypten, wird Euch

Gott heimgeleiten ins Land der Väter, wenn der Tag gekommen iſt.“

Joſef wußte es nicht, wer ſo geſprochen hatte, er forſchte auch nicht, denn ſeine Seele ruhte vertrauend in den Armen des Herrn. Er legte nun ſeine Hand auf die Schulter der Geliebten und ſagte: „Maria! Wache auf und erſchrick nicht. Sammle die wenigen Dinge, die wir beſitzen, in Säcke, ich packe ſie auf das Laſtthier. Dann nimm das Kind. Wir wollen abreiſen.“

Maria ſtrich das lange, ſeidenweiche Haar aus dem blaſſen Geſichte, ſo daß es war, als ſchiene der Vollmond hervor zwiſchen Oelbäumen. Ein wenig befremdlich war ihr der plötzliche Entſchluß des Eheherrn, der Aufbruch um Mitternacht, aber ſie ſagte nichts. Sie that, wie Joſef befohlen hatte, nahm nachher das ſchlummernde Knäblein in die Arme und ſetzte ſich auf das Laſtthier, welches die Ohren ſpitzte darauf hin, was das für ein Tagewerk werden ſollte, weil es ſo grauſam früh beginne. Noch einen Blick that Maria auf das kleine Haus, wo ſie zwei Jahre lang im heiligen Mutterglück gelebt hatte, dann nahm Joſef Stock und Riemen und ging leitend einher neben dem Thiere, das ſeine ganze Welt trug und ſeinen Himmel, und — den Himmel der ganzen Welt.

Unter einem ſchwülen, bleigrauen Wolkenhimmel lag die Wüſte. Ihre gelben, welligen Sandflächen waren wie ein erſtarrtes Meer, das kein Ende hat und fern im Geſichtskreiſe mit ſcharfer Linie an die dunkle Himmelsſcheibe grenzt. An manchen Stellen dieſes Sandmeeres ragten graue, zerklüftete Felskegel hervor, und ſtumpfkantiges Steingeſchiebe mit Höhlungen, oder auch vereinzelte Blöcke und Platten, die entweder in ſchiefer Lage oder eben wie ein Tiſch waren.

Zwei ſolche Platten lagen faſt nahe nebeneinander, die eine war zum Theile mit gelbem Flugſand bedeckt, die andere ragte etwas aus dem Boden hervor. Auf jeder dieſer grauen Steinplatten lag ein Mann ausgeſtreckt. Der eine, ein reckenhafter, derbſehniger Körper, lag auf dem Bauche und ſtützte mit den Fäuſten ſeine ſchwarzbärtigen Backen, daß er halb gehobenen Geſichtes hinſtarren konnte über die öden Flächen der Wüſte. Der andere, kleiner von Geſtalt, lag auf dem Rücken, bediente ſich der Arme als Kopfkiſſen und richtete ſein Antlitz dem düſteren Himmel zu. Beide waren in Gewandung der Beduinen und mit mancherlei Waffen verſehen, die in den Kleidern ſtaken oder an denſelben hingen. Ueber das Haupt mit dem wolligen Haar hatte jeder ein Tuch gelegt. Die Farbe des Geſichtes war braun wie die Rinde der Pinie, die Augen waren groß und glühend, die Lippen wulſtig und roth und von ſchütterem Bartwuchſe umſchattet. Des einen Naſe war ſtumpf und plump, die des andern lang, dünn und ſcharf gebogen.

„Dismas,“ ſagte der mit der Stumpfnaſe, „was ſiehſt Du am Himmel?“

„Juſuf,“ verſetzte der Andere, „was ſiehſt Du in der Wüſte?“

„Du biſt ein wahrer Säulenheiliger geworden ſeit einiger Zeit,“ ſagte Juſuf. „Warteſt Du auf Manna, das vom Himmel fallen ſoll? Mir krachen die Eingeweide, ich will jetzt zur Karawanenſtraße hinab.“

„So geh. Ich will nach der Oaſe von Scheba,“ ſagte Dismas.

„Dismas, ich haſſe Dich,“ murmelte der andere.

Dismas ſchwieg und ſchaute unverwandt in den Himmel hinein, der ſo mild ſonnenlos wie heute ſchon lange nicht geweſen war.

„Seit Du mir nicht beigeſtanden biſt, da ich den Zug der Morgenländer anhalten wollte mit meinen Knechten, ſeitdem haſſe ich Dich. Sie hatten viel des Räucherwerkes und der koſtbaren Specereien mit ſich geführt und Gold. Mit einem Zuge hätten wir eine Habe gewonnen für manches Jahr und Du —“

„Fromme Pilger, die in fremde Lande ziehen, um den Meſſias zu ſuchen! An ſolchen vergreife ich mich nicht. Suche ich doch ſelbſt den Meſſias.“ Alſo ſprach Dismas.

„Ha, ha, ha!“ lachte der Stumpfnaſige auf und bohrte ſein ſpitzes Kinn in die Fauſt. „Den Meſſias! Du glaubſt noch das Märchen der traumſeligen Ahnen. Schwärmeriſcher Schwächling, der Du biſt. Siehſt Du es denn nicht, daß Keiner mehr Zeit hat, um auf den Meſſias zu warten, daß Alles haſtet und ſtreitet, um ſeinen Theil zu erlangen von den Schätzen und Freuden der Erde?“

„Alſo habe ich's auch gehalten, manches Jahr,“ antwortete Dismas wehmuthsvoll. „Meine Heerde hatte ich verlaſſen, um Dir zu folgen. Seide und Geſchmeide hatte ich erobert in der Wüſte, und die Tage ſchwanden trotzdem. Mit allen Schätzen konnte ich nicht eine einzige Stunde aufhalten; im Wohlleben ſchwanden die Tage nur noch raſcher. Nicht erkämpfen wollte ich das Erdenleben, aber feſthalten möchte ich es mir, denn es iſt eine Wonne zu ſein. O, vergebens, vergebens! die Tage ſchwinden. Alſo habe ich mich entſchloſſen, mein Leben und Gewiſſen nicht auf eine Zeit zu ſtellen, die ſo vergänglich iſt, ſondern auf eine Zeit, die in Ewigkeit währt. Eine ſolche Zeit kann nur der Meſſias bringen.“

Juſuf that, als preſſe er ſein Angeſicht in den Stein und ſagte mit lüſterner Selbſtbefriedigung: „Wir haben nur das eine Leben, das wir haben, und ein anderes finden wir nimmermehr.“

„Wenn es ſo wäre, wie Du ſagſt,“ verſetzte Dismas, „ſo müßten wir dieſes eine Leben erſt recht groß und heldentreu verbringen.“

„Wenn es ſo iſt,“ ſagte der Andere, „daß kein anderes Leben mehr zu finden, ſo müſſen wir dieſes eine Leben genießen. Unſerer Natur gemäß! Entſagung iſt Sünde, Genuß iſt Pflicht, weil die Natur uns Sinne gegeben hat, um zu genießen.“

„So denken ſchlechte Menſchen,“ ſprach Dismas.

„Es giebt keine ſchlechten Menſchen,“ ſagte Juſuf. „Und auch keine guten. Genoſſe, betrachte das Lamm, es thut Niemand etwas zuleide, es läßt ſich lieber vom Löwen zerreißen, als es den Löwen zerriſſe. Iſt es deshalb gut? Nein, es iſt bloß ſchwach. Und der Löwe, der das Lamm tödtet, um es zu verzehren, iſt er deshalb böſe? Nein, er iſt ſtark, und darum hat er recht, den Schwachen zu verzehren. Die einzige Tugend iſt die Stärke, das einzige gute Werk iſt, die Schwachen auszurotten.“

Als dieſer Menſch alſo geſprochen hatte, wendete der Andere ſein Angeſicht herüber und ſagte:

„Was ſind das für unerhörte Reden? Derlei Reden habe ich noch nie gehört. In weſſen Herzen ſind ſie geboren?“

„Nicht im Herzen ſind ſie geboren,“ ſagte Juſuf, „denn das Herz iſt dumm und das Herz iſt ſchwach. Im Haupte ſind ſie geboren, wo die Klugheit iſt und die Stärke. — Dismas! Wenn ich in den Höhlen der Wüſte wohne und thatlos ſein muß, da ſinne und forſche ich. Ich zerſchlage die Steine, um ihr Weſen zu ergründen. Ich zerpflücke die Pflanzen der Oaſe, um ſie zu erforſchen. Ich betrachte das Innere der Thiere und ich zerſtücke den Menſchen, den ich getödtet habe auf der Straße und erforſche ſein Fleiſch. — Ich finde, daß es anders iſt, als die alten Schriften ſagen. Der menſchliche Leib iſt dem thieriſchen an Geſtalt ähnlich, an Stoff gleich. Eines wie das andere iſt elende Creatur.“

Durch Dismas’ Körper ging ein Schaudern. Er richtete ſich auf, hob die Arme gegen Himmel und rief: „O Herr in den heiligen Höhen, rette mich!“

„Rufe nur die Sterne an!“ ſagte Juſuf mit höhnendem Lachen, „da kommſt Du an die Rechten! Sie wiſſen nichts von Dir und wiſſen nichts von Deinem Gott. Sie ſind aus gemeinem Staube und Stoffe, der keinen Geiſt hat. Sie ſelber und alles auf ihnen leben in dem ſchrecklichen ſchmutzigen Streite wie unſere Erde und alles auf Erden. Ha wiſſe, die ganze Welt iſt ein Kehrichthaufen mit Ungeziefer, ſonſt nichts.“

Dismas ſaß mit gefalteten Händen auf ſeinem Stein und war blaß wie ein Leichnam.

„Juſuf, mein Genoſſe,“ ſagte er endlich, „aus Dir ſpricht der böſe Engel.“

„Warum lobſt Du ihn nicht, Dismas, warum jauchzeſt Du nicht? — Meine Botſchaft hat Dich erlöſt. Der Du argloſe Wanderer überfallen, getödtet und beraubt haſt, die ewige Hölle wäre Dein Gewinn. Meine Botſchaft iſt ſtark und reißt die Hölle ein.“

„Ich hörte einen Propheten in der Wüſte, der ſprach: Einer von Gott verhängten Verdammniß kann man entfliehen durch die Buße. Deiner Verdammniß kann man nicht entfliehen. Daß wir keinen allmächtigen Herrn hätten! —

Daß wir wie ein Kehrichthaufen verloren ſein ſollten — wie furchtbar, furchtbar!“

„Genoſſe Dismas, Dein Klagen unterhält mich nicht,“ ſagte der Andere und ſtand, auf Knien und Ellbogen ſich ſtützend, wie ein Vierfüßer da. „Was Wichtigeres liegt mir jetzt an. Hunger habe ich.“

Dismas ſprang von ſeinem Stein und ſchickte ſich an zu fliehen. — Wenn er Hunger hat, alſo dachte Dismas, ſo wird er mich nach ſeinem neuen Glauben tödten und verzehren.

Juſuf hatte eine lauernde Stellung angenommen und ſtarrte mit Adleraugen hinaus in die Wüſte. — Dort zwiſchen Felsklötzen war ein rothes Flämmlein ſichtbar geworden. Das bewegte ſich und kam näher. Das Flämmlein war das rothe Gewand einer Frau, die auf einem Laſtthiere ſaß und ein Kind am Arme trug. Nebenher ſchritt ein Mann, welcher an einem Stabe mühſam hinkte und das Thier leitete.

„Dismas, da gibt's Beute!“ ſprach Juſuf mit ſcharfem Ziſchlaute und faßte den Griff ſeiner Waffe. „Verbergen wir uns hinter dem Stein, bis ſie herankommen.“

„Aus dem Hinterhalte willſt Du dieſe waffenloſen Leute überfallen?“ ſagte der Andere. „Dafür ſollſt Du Dich ſchämen.“

„Du wirſt mir helfen, ſie zu faſſen!“ befahl Juſuf mit drohender Geberde.

„Wenn Du das Beil nicht ziehſt gegen ſie, ſo werde ich Dir helfen.“

Mittlerweile war die kleine Gruppe näher gekommen. Der Mann und das Laſtthier wateten tief im Sande, der ſtellenweiſe über dem kahlen, ruppigen Geſtein fortgefegt, ſtellenweiſe in hohen Schichten zuſammengeweht war. Der Führer hatte die Gruppe in einen haſtigeren Lauf gebracht, als es für die noch vorhandenen Kräfte gut war, denn er hatte die Straße verloren, hielt es aber geheim, um die Frau nicht zu ängſtigen und ließ ſeine Augen in den Weiten umherſchweifen, um den Weg wieder zu entdecken. Bis zur Oaſe von Deſcheme ſollte es noch gehen an dieſem Tage. Dort wollte er mit den Seinigen unter einem Dattelbaume Raſt halten und Nahrung ſammeln. Nun ſah er hier oben auf den Steinblöcken zwei Männer ſtehen, die hoch hineinragten in das Firmament.

„Gelobt ſei Gott!“ ſagte der Mann, genannt Joſef der Nazarener, „dieſe Männer will ich fragen nach der Straße, die gen Deſcheme führt.“

Jedoch bevor er fragen konnte, ſtiegen ſie raſch herab. Der Eine faßte den Riemen des Laſtthieres, der Andere ergriff den Arm Joſefs und ſagte: „Was Ihr bei Euch habt, das müſſet Ihr uns geben.“

Joſef erſchrak, das junge blaſſe Weib auf dem Laſtthiere ſandte einen flehenden Blick zum Himmel empor; das Knäblein, welches auf ihrem Schoße ſaß, ſchaute mit ſeinen großen klaren Augen treuherzig drein und fürchtete ſich nicht.

„Wenn Ihr Brot mit Euch führt, ſo gebt uns davon,“ ſprach Dismas, der das Thier hielt, zu Joſef.

„Thor,“ ſagte hierauf Juſuf, der Stumpfnaſige, zu ſeinem Genoſſen, „Alles, was da iſt, gehört unſer. An uns liegt es, ob wir ihnen etwas geben wollen. Des ſchönen Weibes willen ſchenke ich ihnen das Werthvollſte — das Leben.“

Und nun begannen ſie die Säcke vom Laſtthiere zu löſen; Juſuf nahm dem erſchöpften Wanderer den Mantel weg, langte nach dem Tuche, welches die Frau über ſich und das Kind geſchlagen hatte, wie ein Schirmdach.

„Jetzt eilet hinweg! Eilet raſch hinweg!“ ſagte Dismas zu den armen Leuten.

„Oho!“ rief Juſuf. „Wir bleiben beiſammen bis morgen, wenn der Samum ſtreicht. Sei gegrüßt, ſchöne Magd, Du ſollſt heute ruhen in unſerem Hauſe.“

Er riß dem Dismas den Riemen aus der Hand, führte das Thier mit Mutter und Kind zwiſchen den Steinen hinab gegen die Höhle. Joſef ſchaute auf die ſchweren Waffen der Männer und folgte mit Betrübniß, Dismas folgte widerwillig, aber er blieb nicht zurück.

Als die Schatten des Abends kamen, alſo, daß die gelbe Sandwüſte fahl ward und der Himmel dunkel, als die Steinblöcke und Felskegel daſtanden, wie finſtere Ungethüme, waren die Wandersleute verwahrt in den Tiefen der Höhle. Vor derſelben ſaß das Maulthier, legte ſein großes Haupt in den Sand und ſchlief. Daneben kauerten die beiden Räuber und verzehrten, was ſie Jenen hatten abgenommen an Wegzehrung.

Dismas hatte einen ſchmalen, irdenen Krug in ſeinem Mantel getragen, der ſorgfältig verſtopft war am Hals. Als Juſuf ſolchen bemerkte, ſtreckte er die Hand darnach aus, entkorkte das Gefäß und goß welches von dem Inhalte in ſeine Gurgel hinab. Der Eigenthümer hinderte ihn nicht daran, griff aber um ſo lebhafter zu bei den Datteln und Feigen.

„Die Gäſte wollen wir ebenſo redlich theilen,“ ſagte Juſuf. „Genoſſe, Du ſollſt den Mann und das Kind haben.“

„Es ſind Vater, Mutter und Kind,“ antwortete Dismas, „ſie gehören zuſammen und wir wollen ſie ſchonen.“

„Alſo iſt meine Meinung nicht,“ ſagte Juſuf.

„Dann werde ich ſie vertheidigen."

„Alſo wollen wir um ſie ringen," ſagte Juſuf.

Denn er ſaß feſt im Sattel ſeines neuen Glaubens, daß die Stärke das Recht ſei. Dismas aber ſchwieg und wartete, bis der Genoſſe noch einigemale getrunken hatte aus dem irdenen Gefäß. Und als Juſuf oftmals getrunken hatte und heiter ward, ſagte Dismas zu ihm: „Bruder, jetzt wäre ich gelaunt zu einem Spielchen."

„Genoſſe, das iſt ein guter Gedanke," lallte Juſuf, aus ſeinem Sacke die Würfel holend, „um was ſpielen wir?"

„Um den Eſel."

Juſuf ſchleuderte die achteckigen Steinchen, ſie fielen auf den ausgebreiteten Mantel. Der Eſel war ſein.

„Um was geht's aufs Zweite?"

„Um den alten Mann und den Knaben."

Die Würfel fielen, Juſuf johlte fröhlich auf; der Gewinn war des Dismas.

Zum Dritten galt es die junge Frau, welche arglos in der Höhle ſchlief, an ihren Buſen gedrückt das ſüße Kind.

Sie ſchleuderten die Würfel und prüften beim letzten Dämmerſtrahle des Tages die Augen. Dismas hatte deren neun geworfen, Juſuf deren eilf. Der Letztere ſtieß einen Schrei des Entzückens aus.

„Willſt Du nicht mehr trinken?" fragte Dismas, die Hand nach dem Kruge ausſtreckend.

„Ja, ich will noch trinken," gröhlte der Andere und riß das Gefäß wieder an ſich. Er trank den Reſt in einem langen Zuge aus. Hernach wollte er aufſtehen und in die Höhle treten, taumelte aber auf den Sand zurück, blieb liegen und ſchlief ein.

Dismas blieb ein Weilchen ruhig ſitzen zwiſchen den beiden Thieren, wovon er das vierfüßige einigermaßen für klüger und vornehmer hielt, als das zweifüßige. Dann ging er leiſen Schrittes in die Höhle und weckte die drei Menſchen aus dem Schlafe. Er hatte damit wohl ſeine Noth, denn die Müdigkeit und Erſchöpfung hielten ihnen die Augen ſchwer verſchloſſen, die Glieder feſt gebunden. Doch gelang es ihm, ſie wach und bereit zu machen zu neuem Wandern in der tiefen Nacht. Als Mutter und Kind auf dem Laſtthiere ſaßen, ſagte Dismas zu Joſef, er möge ſich mit der Hand enge an den Sattel halten, damit er nicht ſtrauchle; er ſelbſt leitete das Thier, und ſo zogen ſie leiſe hinweg von der Höhle, an deren Eingang Juſuf, der Stumpfnaſige, in die Betäubung ſeiner Völlerei verſunken, ausgeſtreckt lag.

Die Wolken des Himmels hatten ſich aufgelöſt, ein ſternenhelles Zelt ſpannte ſich über die Wanderer. Eintönig trabten ſie dahin; keines ſprach ein Wort. Dismas war in Gedanken verſunken und dabei war ihm ſo wohl und ſelig ums Herz, wie es ihm in ſeinem Leben bisher nie geweſen. Vergangener Tage gedachte er, da er ebenſo wie dieſer Knabe, im Schoße ſeiner Mutter geſeſſen, fern in der arabiſchen Wüſte. Manch heiliges Wort der Väter trug er noch in ſeinem Herzen; es flackerte nur mehr wie ein Aemplein, wenn das Oel zu Ende geht. Später war er zu den Söldnern des Königs Herodes gegangen. Aber den römiſchen Hochmuth konnte der freie Sohn der Wüſte nicht ertragen, er floh wieder in die ſteinigen Oeden ſeines Mutterlandes und weidete Heerden. Dann fiel er in die Hände jenes Geſellen, deſſen Sinn noch wüſter war als die Wüſte ſelbſt, und der ihn mit Wort und That belehrte, wie man lebt von dem, was Andere erwarben, und wie man, anſtatt ſelber zu verhungern, Andere für ſich ſterben läßt. Arglos folgte er dem redegewandten und thatbereiten Meiſter und mit Schrecken mußte er eines Tages inne werden, daß er weiter war, als alle Mitſchüler, die er in ſeiner Jugend verachten gelernt. Er hatte nicht die Art, ſich zu betäuben wie ſein Genoſſe, er hörte die Anklage ſeines Gewiſſens, aber lauter als dieſe ſprach die Stimme der Selbſterhaltung und die Verlockung der Wüſtenbrüder, mit denen er ſich zeitweilig verband. Allen Anderen war bei ihrem räuberiſchen Handwerke ganz wohl zumuthe, allein er litt, denn er wußte, daß ſeine Thaten mit ſeinem Willen nicht übereinſtimmten. Oft hatte er ſich vorgenommen, Umkehr zu halten, aber er war zu ſchwach. — Alſo war dieſer Tag gekommen und dieſe Nacht, da er die arme Wanderfamilie von großer Gefahr behütete und durch die Wüſte führte.

Als ſie ſtundenlang durch Sand gewatet, über Steine geklettert waren, leuchtete im Oſten der goldene Streifen des aufgehenden Tages, und in dieſem Streifen ſtanden die dunklen Büſche und Bäume der Oaſe von Deſcheme.

Hier überließ Dismas die Wanderer ihrer ſicheren Straße, um zurückzukehren zu ſeinem Genoſſen. Als er mit einem Segenswunſche für ihre weitere Reiſe ſich wendete, traf ihn von den leuchtenden Aeuglein des Knaben ein Blick, vor dem er heftig erſchrak. Ein Schreck der Wonne war es. Nie bisher hatte ihn ein Kind, ein Menſch, mit ſo herzinnigem Auge, ſo dankbar, ſo liebreich und ſo treu angeblickt, als dieſes Knäblein, das im Schoße des armen Weibes ſaß, das holde, lockige Haupt nach ihm gewendet, die Aermchen ausgeſtreckt in Kreuzesform, als wollte es ihn umarmen. — Die Knie wollten ihm brechen, ſtöhnend, als ſei ein Blitzſtrahl niedergefahren an ſeiner Seite, mit beiden

Händen den Kopf haltend, ſo floh er davon. Er wußte aber nicht, warum er floh, denn am liebſten wäre er hingefallen vor dieſes wunderbare Kind und hätte gefleht, es begleiten zu dürfen als Hüter auf allen Wegen. Aber wie ein Gericht war es, das ihn fortſtieß von dieſer Stätte und zurück in die Schauer der Wüſte.

Dismas war nicht mehr zurückgekehrt zu ſeinem Genoſſen Juſuf. — Faſt noch geblendet von dem Kindesauge, hatte er die Richtung eingeſchlagen nach der Oaſe Scheba, um dort ein ehrliches Leben zu ſuchen. Doch, es ließ ihn nicht lange bleiben auf der Oaſe, er hatte Heimweh nach der Wüſte. Er hatte ſeit jenem Morgen ein Menſchenauge geſucht, das an Huld und Liebe gleich wäre dem Blicke des fremden Kindes. Er hatte keines gefunden. So dachte er, vielleicht finde er es wieder in der Wüſte. Daß er ein Straßenräuber nimmer ſein werde, das war ſein Vorſatz. In einer Höhle wollte er als Einſiedler leben, ſich nähren von Heuſchrecken und wildem Honig und ein Büßer ſein.

In friedſamer Beſchaulichkeit lebte er nun ungemeſſen lange dahin und jedem Pilger, der ihn aufſuchte, blickte er dürſtend nach jenem wunderſamen Blick vergeblich ins Auge.

Jahr um Jahr wohnte er in der Höhle, doch einmal war es, daß die Heuſchrecken ausblieben und er nicht wilden Honig fand. Die Betrachtungen, wie Propheten und andere Weiſen ſie ihm vorgedacht, halfen nicht viel, er wurde hungerig bis zur Raſerei. Und als eines Tages ein Laienbruder kam, um bei dem frommen Einſiedler Erbauung und Troſt zu ſuchen, tödtete ihn Dismas, um die Nahrung zu nehmen, die Jener bei ſich getragen.

Nach dieſer Unthat und nach der Stillung des Hungers ſchrie Dismas auf, als wäre er ein Wahnſinniger geworden. Er ſchrie vor Schmerz über ſeine verlorene Seele. Er verzagte und er verzweifelte. Von einer Räuberbande hatte er gehört, die ſich um einen wilden, herriſchen Mann geſchaart hatte, die Wüſte durchzog und die Karawanen anfiel. Nachdem Dismas noch mancherlei Wege gegangen war und ihn ſchließlich jeder immer wieder zu Raub und Mord geführt hatte, ſuchte er die Bande auf, um ſich mit ihr zu vereinigen. Unheimliche Geſellen, wie er ſie noch nie geſehen, waren da beiſammen, alle erdenklichen Laſter und Verbrechen verübten ſie mit der Einfalt und Herzhaftigkeit eines Menſchen, der gute Werke verrichtet. Ihren Hauptmann vergötterten ſie, denn lieb war ihnen ſeine Lehre, daß Alles erlaubt ſei, was die Sinne verlangen und die Stärke vollbringt. Als Dismas vor den Hauptmann geführt wurde, erkannte er an ihm ſeinen ehemaligen Genoſſen Juſuf, den das Alter nur noch wüſter und finſterer gemacht hatte. Der Hauptmann aber erkannte ihn nicht, weil Dismas im Elende gar verkommen und gebrechlich geworden war.

Darum ſagte auch der Hauptmann: „Fremdling, Dich ſoll ich aufnehmen in meine Schaar? Mit einem hinfälligen Klumpen ſoll ich mich beladen? Biſt Du klug, willſt Du Dir und Anderen einen Dienſt leiſten, ſo lege Dich auf einen Stein und laſſe Dich verzehren von den Geiern. Denn Du biſt Allen zur Laſt. Die Vögel des Himmels aber werden durch Dein Fleiſch geſättigt und gekräftigt ſein und alſo nützeſt Du der Creatur.“

Auf ſolche Rede ſagte Dismas: „Starker Hauptmann! Ich, der Schwächling, habe eine Stärke, die Du nicht haſt. Auf der Oaſe Scheba ruht zur Zeit ein Fürſt, der unermeßliche Reichthümer mit ſich führt. Ich weiß Beſcheid und kann Dich einweihen und Dich leiten, wie Du mit Deiner tapferen Schaar dieſe Beute gewinnſt.“

Nun nahm der Hauptmann den Fremdling auf, ſättigte ihn, erwies ihm Ehren, und kurze Zeit hernach bewegte ſich der Räuberzug gegen die Oaſe von Scheba.

Dismas dachte bei ſich: Starker Hauptmann, nun wirſt Du bald finden, was Dir gebührt. Wir alle werden finden, was uns gebührt. — Denn auf der Oaſe lagerten zur Zeit Legionen von römiſchen Soldaten. Dismas wußte um die Dinge, denen er oft nahe geweſen, aber ausgewichen war, er leitete die Bande alſo, daß ſie in der Hoffnung, einen großen Raub zu thun, mit Mann und Hauptmann in die Gewalt der Legionen fiel.

Als der Hauptmann ſah, daß er gefangen war, begann er zu raſen gegen Dismas. Solcher aber antwortete: „Was willſt Du denn? Bin doch auch ich gefangen. Sie ſind eben die Stärkeren und werden alſo wohl recht haben.“

„Du biſt ein Spion, den die Söldner ausgeſandt haben, um uns zu verderben.“

„Hauptmann, da irrſt Du!“ ſprach Dismas. „Ich bin wirklich einer der Deinen und bin zu Dir in die Schule gegangen. Sollteſt Du mich in der That nicht wieder erkennen?“

„Dismas!“ rief der Hauptmann nun aus.

„Ja, Dismas, den Du verführt haſt. Du führteſt mich, den ſchuldloſen, vertrauenden Jüngling, einſt in die Mördergrube, ich Dich jetzt an das Hochgericht. Du ſollſt erfahren, was noch ſtärker iſt als Deine Stärke — die Gerechtigkeit.“

Nach ſolchen Reden hätte Juſuf den Mann erdroſſelt, wenn ihm nicht die Hände gebunden geweſen wären mit ſchweren Ketten.

Die Miſſethäter wurden in die Hauptſtadt des Judenlandes gebracht. Dort im tiefen Kerker lag Dismas und hielt Rückſchau auf ſein verlorenes Leben. — Gelobt ſei Gott, daß es vorüber iſt! ſo ſann er in ſeinem zerknirſchten Gemüthe. Nur eins, ein Einziges möchte ich noch einmal erleben von dieſem unſeligen, finſteren Sein, einen Augenblick! den heiligen, troſtreichen Blick jenes Knaben in der Wüſte möchte ich noch einmal ſehen, bevor ich ſterbe . . .

Die Raubhorde war zerſtreut und an verſchiedenen Orten hingerichtet worden. Die beiden Hauptperſonen wurden vorbehalten für das Oſterfeſt.

Und als die Tage der ungeſäuerten Brote kamen, ward Dismas eines Morgens aus dem Kerker geführt und hinauf zur Schädelſtätte. Er wußte wohl, was es bedeutete und gab ſich hin in ſtumpfer Hoffnungsloſigkeit. Sie entblößten ihn der Kleider, warfen ihn auf den Holzbalken und ſchlugen ihn ans Kreuz. Als ſie ihn aufrichteten, ſah er, daß mit ihm noch zwei Andere gekreuzigt wurden, Juſuf der Hauptmann, und ein noch junger Menſch, den ſie den Propheten, den Zauberer, und ſpottend den Gottesſohn nannten. Juſuf wand ſich am Kreuze knirſchend und läſterte ſchreckbar verzerrten Geſichtes Erd' und Himmel, wie er es im Leben gethan. — Er hing zur Linken des Propheten, Dismas zur Rechten. Der Prophet richtete ſein Haupt gegen Himmel und betete für ſeine Feinde.

Das hörte Dismas und wendete ſich nach ihm.

Der Prophet neigte ſein Haupt und blickte auf den Mörder zur Rechten. Ein heißer, ſeliger Schauer ging durch das Herz des ſterbenden Miſſethäters; wie der Gekreuzigte ſo auf ihn hinſchaute, brechenden Auges, das war jener unvergeßliche heilige Blick des Knäbleins in der

Wüſte. Dismas hub zu weinen an und rief: „Herr, Du biſt vom Himmel. Gedenke mein!“

Und der zur Mitte ſprach: „Heute noch wirſt Du bei mir ſein im Paradieſe!“

Da geſchah es, daß die Erde bebte, die Sonne ausloſch am Himmel. Und während dieſe Schauer durch die Natur gingen, iſt Dismas geſtorben.

Der Rufer in der Wüſte.

Zu Jeruſalem in der Königsſtadt herrſchte unter dem Volke große Aufregung. Ein neuer Prophet war wieder einmal erſtanden. Zur Zeit, von der hier die Rede iſt, ſchaute und horchte Judäa fieberhaft aus nach dem Meſſias. Er mußte doch endlich kommen! Fremde Völker werden mächtig und machen ſich breit auf Erden und ſchicken ſich an, das Judenland zu unterjochen. Wo iſt der verheißene König und Retter, der das auserwählte Volk groß und mächtig machen wird? Die Ausleger der Schrift vertröſteten Geſchlecht um Geſchlecht, und ſo war endlich eine Ungeduld gekommen in die Herzen, nicht etwa ein religiöſes, ſondern ein nationales Hoffen und Sehnen und Erwarten, daß er doch nun erſcheinen müſſe!

Und ſiehe! In der Stadt hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß draußen in der Wüſte ein Menſch ſei, der eine neue Lehre predige. Er predige den Steinen, weil dieſe, wie er ſage, nicht ſo hart und verſtockt wären, wie der Menſchen Herzen. Und die Steine würden Brot werden, die Berge würden ſtürzen und die Schluchten ſich füllen, ſo daß ein ebener Weg ſei für den neuen heiligen Geiſt. Die Worte ſtimmten überein mit dem, was der Prophet Jſaias geweisſagt habe.

Solcher Kunde waren die Menſchen begierig; anfangs ſagten Einige: „Ich will hinaus und ihn hören, daß ich mich ergötze.“ Sie kehrten der Begeiſterung voll zurück und riefen: „Gehet doch auch hin, das iſt ein abſonderlicher Menſch. Als Mantel hat er eine Kameelhaut hängen um ſeinen Leib, mit einem ledernen Gurt um die Lenden zuſammengebunden. Zum großen Theil aber iſt er nackend. Sein Haar iſt ſchwarz und lang und wirr, ſein Geſicht iſt gefärbt in Sonnenbrand, wie das eines Amalekiters, und er iſt doch einer vom Stamme Juda's, der Sohn des Prieſters Zacharias aus Bethlehem. Nach Heuſchrecken hält er Jagd und ſpeiſet ſie, den wilden Bienen nimmt er Honig weg und ſpeiſet ihn — der Menſchen gewöhnliche Nahrung aber verachtet er. Auch der Menſchen Sitten. Faſt eher denn einem Menſchen, ſieht er einem wilden Thiere gleich. Alſo iſt er geworden, weil er ſeit dem bethlehemiſchen Kindermorde in der Wüſte lebt, in einer Höhle, die hoch auf ſteilem Felſen iſt. Faſt iſt es, daß er die wilden Thiere liebt und die Menſchen verachtet, weil dieſe, wie er ſagt, in der Heuchelei leben, ſich mit Heuchelei bekleiden und Heuchelei ſprechen und unter dem Mantel der Tugend und der Sitte ſchlechter ſind, als die nackte Beſtie in der Wüſte Sahara. Die Leute, die ihn hören, nennen ihn den Rufer; er iſt ſo, daß es uns wundert, wieſo der hohe Prieſter Kaiphas ſchweigt und den Mann dem Geſetze nicht überantwortet. Aber der Prophet fürchtet ſich nicht und ſeine Worte ſind wie Donnerſchläge. Wer ſich ſeiner Lehre beigeſellt, deß Haupt begießet er zum Zeichen und zum Bunde mit Waſſer.

„Was aber iſt ſeine Lehre?“ fragten Andere.

„Gehet nur ſelbſt hinaus," ſprachen die Erſten, und ſo ſtrömten Viele über den heißen Steinboden Judäas dahin gegen die Wüſte. Unterwegs ward ihnen geſagt, ſie müßten ſich zur linken Seite halten, denn der Prophet ſei an den Fluß Jordan gegangen, eine Strecke weiter oberhalb der Stelle, wo der Fluß in das Todte Meer eingeht. Unterwegs geſellte ſich auch anderes Volk zu den Wanderern und die Gegend, die ſonſt öde und ſumpfig war, wurde belebt und mit Pfaden durchzogen von Solchen, die den Propheten ſuchten. Verwunderlicher Weiſe kamen auch Gelehrte der Schrift und Solche, die ſtrenge an uralter Satzung hingen. Der Prophet ſtand erhöht auf einem Stein, in der Fauſt hielt er den Zipf des Mantels an die behaarte Bruſt gepreßt, die andere Fauſt ſtemmte er in die Seite und mit glühendem Auge ſchaute er auf das Volk. Als er die Gelehrten der Schrift ſah, erhob er die Stimme und rief: „O was iſt das? Ihr Pfaffen ſeid gekommen? Was wollt Ihr? Grauet Euch vor dem Zorne des Himmels, den Ihr kommen ſehet, daß Ihr Zuflucht ſuchet bei Dem, der zur Buße ruft? Ihr Unduldſamen, die Ihr nur den Buchſtaben kennt und nicht den Geiſt. Ihr Heuchler, die Ihr Den ſteinigt, der Euch mit des Wortes Hauch ein Haar krümmt, und Den preiſet, der Menſchenopfer bringt, die doch ſchuldlos ſind und Kinder Gottes. Sehet zu, daß Euere Buße nicht zum Spotte wird! Iſt ſie wahr, ſo kniet nieder, damit ich Waſſer gieße auf Euer Haupt, zum Zeichen, daß Ihr rein ſein wollet."

So ſprach er. Sie murrten ob der Herbheit ſeiner Rede, knieten aber hin. Er nahm eine ſteinerne Schale, tauchte ſie in das klare Waſſer des Jordan, der aus dem Gebirge kommt, und begoß ihre Häupter, daß die Bächlein niederrieſelten am Nacken und über das Angeſicht.

Ein Mann hob jetzt ſein Haupt und fragte den Propheten: „Gibſt Du uns Gebote?“

Der Prophet antwortete: „Du haſt zwei Röcke und nur einen Leib. Dort am Feigenbaum ſteht Einer, der hat auch einen Leib, aber keinen Rock. Ich ſage kein Gebot; biſt Du guten Willens, ſo weißt Du, was Du thun ſollſt.“

„Ich weiß es,“ ſagte der Mann, ging hin und gab ſeinen zweiten Rock Dem, der keinen hatte.

Ein hagerer Alter, ein Zolleinnehmer aus Jeruſalem, fragte den Propheten, was er thun ſolle, da Jeder, der an ihm vorbeikäme, ja einen Rock am Leibe trage.

„Fordert nicht mehr des Zolles, als was Geſetz iſt,“ ſagte der Prophet. „Haltet nicht die Hand auf nach Silberlingen, und nicht die Augen zu, um verhehlte Sachen zu überſehen.“

„Und wir?“ fragte nun ein römiſcher Söldling. „Wir ſind unſeres Lebens nicht Eigner, wir werden alſo doch kein Gebot haben.“

„Ihr habt in der Hand das Schwert,“ rief der Prophet, „und das Schwert iſt die Gewalt, der Haß, die Begier, die Habſucht. Hütet Euch! Ein ungerechter Tropfen Blutes auf Euerem Schwerte wird Euer eigenes Verderben ſein!“

Alsbald traten auch Weiber vor, und trugen eine ſieghafte Miene zur Schau. „Meiſter!“ riefen ſie. „Da uns von manneswegen keine Rechte gegeben ſind, ſo haben wir wohl auch keine Pflichten! Wie?“

Da ſprach der Prophet: „Die Rechte nehmt Ihr Euch ſelbſt und die Pflichten werden Euch gegeben. Des Weibes Gebot iſt: Du ſollſt nicht ehebrechen.“

„Und was ſagſt Du den Männern?“ fragten Jene.

„Die Männer haben außer dieſem noch viele Gebote,“ ſprach der Prophet. „Ihr ſollet ihnen nicht nachſtellen mit den Formen Eueres Fleiſches, denn ſie haben wichtigere Dinge zu löſen auf Erden, als das Weib zufrieden zu machen. Ihr ſollet ſie nicht locken mit der Farbe Euerer Wangen, nicht mit dem Netz Euerer Haare, nicht mit der Fülle Euerer Brüſte. Ihr ſollet der Männer Auge nicht auf Euch ziehen durch koſtbares Gewand und glänzendes Geſchmeide, Ihr ſollet nicht ſchillern wie die Tauben, da Ihr doch tückiſch wie die Schlangen ſeid.“

Auf ſolche Rede waren die Weiber erboſt und ſuchten ihm einen Fallſtrick zu legen, daher lächelten ſie ſüß und fragten: „Deine große Lehre, o weiſer Prophet, geht wohl nur die Weiber des Volkes an, die Frauen der Könige ſind dem Gebote nicht unterworfen?“

Da ſprach der Rufer: „Die Frauen der Könige ſind nicht aus anderem Stoffe als das Bettelweib, das ausſätzig an der Straße liegt. Sie müſſen das Gebot befolgen. Die Frauen der Könige ſtehen auf hoher Stelle, wo ſie geſehen werden von aller Welt, wo ſie zum Vorbild gehalten werden von dem Volke, ſie müſſen das Gebot doppelt und dreifach ſtrenge befolgen. Wenn aber ſelbſt Herodes ſeine rechtmäßige Frau, des arabiſchen Königs Tochter, verſtößet und ſeines Bruders Weib nimmt und Blutſchande übt offen vor ſeinem Volke, dann wehe ihm!“

„Ihr habt es Alle gehört,“ ſagten die Weiber und wandten ſich der Verſammlung zu. Dann zogen ſie den Saum ihrer Kleider empor, ſtiegen in den Fluß, dort wo er ſeicht war, entblößten den Nacken und den Buſen und baten den Propheten, daß er ihr Haupt mit Waſſer begieße. In dieſem Augenblicke drängte ſich viel männliches Volk herbei, um der geheimnißvollen Handlung nahe zu ſein. Der Prophet riß von der Ceder einen Zweg ab und ſchlug ihn den Andrängenden in das Geſicht.

Sie ſtutzten und flüſterten zu einander: „Es muß ein heiliger Mann ſein! Denn er begießet das lebendige Fleiſch mit Waſſer und ſie haben keine Gewalt über ihn.“

Sie ſandten einen Greis zu ihm, daß er frage, wer er ſei.

Dieſer trat vor den Propheten, neigte ſich und ſprach: „Im Namen des vielen Volkes, das Du dort unten verſammelt ſiehſt, frage ich Dich, ob Du nicht der Meſſias biſt, der kommen ſoll und den wir erwarten?“

„Der bin ich nicht,“ antwortete der Prophet. „Aber er wird kommen bald nach mir, ich fege nur ſeinen Weg rein wie der Morgenwind, ehe die Sonne aufgeht. Um ſo viel, als der Himmel höher iſt, denn die Erde, wird er größer ſein als ich bin. Daß ich würdig werde, meine Hand an den Saum ſeines Kleides zu legen, die Riemen ſeiner Schuhe aufzulöſen, iſt mein Gebot. Ich gieße Waſſer auf Euer Haupt, auf daß Ihr Buße thuet, er wird den Geiſt Gottes ausgießen über Alle, die Buße gethan haben, er wird das Feuer der Liebe ſenden über Alle, die Buße gethan haben. Mit der Wurfſchaufel wird er den Weizen ſondern in der Tenne und den Spreu im Feuer verbrennen. Erhebet Euch, das Reich Gottes iſt näher als Ihr vermeinet!“

So ſprach der Prophet, und die Menge war unruhig.

Ueber den Bergen von Galiläa ſtiegen ſchwere Wolken auf, deren Ränder leuchteten wie Silber. Die Luft lag wie eine Laſt über dem Thale des Jordan, und in den Oelbäumen regte ſich kein Blatt.

Jetzt trat aus der Menge ein Menſch hervor und ging hin gegen den Propheten. Er trug einen langen Rock aus blauer Wolle, der niederhing bis zu den nackten Füßen. Vom Haupt mit der hohen blaſſen Stirn gingen Lockenwellen über die Achſeln, an der Oberlippe ſproßte junger Bart. Milden Auges blickte dieſer Mann auf den Propheten und ſagte leiſe: „Gieße Waſſer auch über mein Haupt.“

Der Prophet blickte den Jüngling an, erſchrak und ſprach: „Du! — Du willſt von mir das Zeichen der Buße empfangen? Ich bitte Dich, daß Du mir es giebſt.“

„Ich will Buße thun für Alle und alſo mit Waſſer beginnen, was mit Blut vollendet werden ſoll.“ So ſagte Jener.

Den Leuten fiel die Demuth auf, mit welcher der Prophet vor dem Jüngling ſtand und Etliche flüſterten zu einander: „Kennt Ihr dieſen Menſchen nicht? Er kam aus der Wüſte. Von dem wäre Einiges zu erzählen. Eines Zimmermannes Sohn aus Nazareth ſoll er ſein.“

„Eines Zimmermannes Sohn. Was iſt da weiter. Ich bin eines Gärtners Sohn.“

„Er trägt ein ſtolzes Haupt, ſo ſanft er auch iſt. In der Wüſte ſoll ihm ein Geiſt alle Schätze der Erde verheißen haben, wenn er vor dem Geiſte niederknie. Er hat's nicht gethan, ſondern geſagt, des Menſchen Sohn knie nur vor Dem, deß Reich im Himmel iſt.“

„Es iſt derſelbe, ſagt man ſich, deswegen das große Kinderſchlachten war vor achtundzwanzig Jahren zu Bethlehem.“

„Ich verſtehe es nicht. Er lebt ja.“

„Weil ſeine Eltern damals mit ihm nach Egypten geflohen waren.“

„Herodes, der Vater unſeres Fürſten, hatte ja gefürchtet, daß er König der Juden werden würde!“

„Die Erſcheinung,“ meinte ein Anderer, „wäre dafür ſo übel nicht, doch die Demuth und Einfalt, in der er daſteht, würde ſchlecht paſſen in den Königspalaſt zu Jeruſalem.“

„Siehe, er ſteigt in den Fluß . . .“

Der Prophet tauchte ſeine Schale in das Waſſer und goß ſie auf das Haupt des Jünglings. — Die Ränder der Wolken, welche am Himmel ſtanden, leuchteten in glühendem Purpur des Abends.

„Siehſt Du den weißen Punkt, der dort in der blauen Scheibe des Himmels ſteht?“ fragte Einer in der Menge ſeinen Nachbar.

„Er wächſt, er kommt näher. Ein Vogel iſt es!“

Eine weiße Taube ſchwebte nieder und ſie hörten die Stimme: „Mein vielgeliebter Sohn, der mein Wohlgefallen iſt!“

Alles das war ſo ſeltſam, daß es Vielen wie ein Schauern durch das Herz ging.

„Der Sohn des Propheten wäre es?“ fragte man.

„Der Prophet hat es nicht geſagt.“ Niemand wußte, wer das Wort geſprochen hatte. Vieler Augen ſuchten den Jüngling; der ward nicht mehr geſehen und die Dämmerung des Abends lag über dem Fluße Jordan. —

Eine kurze Weile nach dieſem Tage, und an den Jordan kamen zwei Söldner, nicht um ſich mit Waſſer begießen zu laſſen, ſondern um den Prediger gefangen zu nehmen und nach Jeruſalem zu führen vor den Vierfürſten Herodes. Dieſer empfing ihn mit Wohlwollen und ſprach: „Ich habe Dich zu mir beſchieden, Johannes, des Zacharias Sohn — biſt Du es?“

„Ich bin es.“

„Ich will Dich hören, daß Du widerlegſt, was Deine Feinde gegen Dich geſagt haben.“

„Ich antworte.“

„Sie ſagten, daß Du in den Predigten, ſo Du in der Wüſte hältſt, und am Fluße Jordan, mein königliches Haus beleidigt hätteſt. Du ſollſt hart getadelt haben, daß der Fürſt mit ſeines Bruders Weib in Schande lebe. Haſt Du es geſagt?“

„Ich habe es geſagt.“

„Johannes!“ rief Herodes, „Du biſt gekommen, das zu widerrufen.“

„Herr,“ ſagte der Prophet. „Ich bin gekommen, um es zu wiederholen. Wenn Du mit Deines Bruders Weib in Blutſchande lebſt, ſo rufe ich: Wehe Dir! Das Reich Gottes kommt, aber es kommt nicht allein mit ſeiner Gnade, es kommt auch mit ſeiner Rache. Entſage dieſem Weibe!“

Herodes ward blaß vor Zorn, daß ein Menſch aus niedrigem Volke ſo zu ihm redete; er ließ den Propheten in das Gefängniß führen.

In einer der nächſten Nächte hatte der Vierfürſt einen ſchweren Traum. Er ſah von den Zinnen der Königsſtadt Stein um Stein in den Abgrund ſtürzen, er ſah Flammen brechen aus dem Palaſte und dem Tempel und er hörte ein ſchreckliches Wehklagen. — Als er erwachte, kam ihm das Wort in den Sinn: Ihr, die Ihr Propheten ſteiniget! — Da war er entſchloſſen, den Johannes frei zu laſſen, daß derſelbe wieder zurückkehre in die Wüſte.

Nun war es zur Zeit, daß Herodes ſeinen Geburtstag beging. Obzwar viele Völker des Morgenlandes den Geburtstag eines Menſchen mit Trauer und Klage begehen, ſo hat zu ſolch trüber Feier doch ein Fürſt keine Urſache. Herodes gab zu Ehren ſeines Tages ein Feſt, zu welchem er die Fürnehmſten der Stadt und des Landes lud und ihnen allerlei Luſtbarkeit veranſtaltete. Er ſelbſt ergötzte ſich dabei auf das Königlichſte, denn es war Frau Herodias, ſeines Bruders Gattin, anweſend, und deren Töchterlein, welches neben der Mutter ſo reizvoll und ſüß aufblühte, daß dem Fürſten das Herz heiß ward, ſo oft er es anſah. Sie tanzte vor ſeinen Augen einen Reigen, bei welchem der wunderbare Wuchs ihrer Glieder ins allergünſtigſte Licht trat, denn ihr Kleid war weich und nur loſe mit goldenen Spangen um den Leib geheftet.

Alſo trat der Fürſt — während ringsum der Luſtjubel laut war — mit jugendlicher Behendigkeit zu dem Mädchen, legte ſeinen Arm, der nackt war, um ihre weißen Achſeln, hub mit der andern Hand einen Becher Weines an ihre Lippen und wollte, daß ſie trinke. Sie lächelte nur, trank aber nicht, ſondern ſagte: „Mein König und Herr! Wenn ich jetzt trinken würde aus Deinem Becher, würdeſt Du trinken von meinen Lippen. Dieſe aber ſind unverſehrt wie die Roſe im Morgenroth und meinem Bräutigam zu eigen.“

„Wer iſt der Menſch, welcher ſich erkühnt, glücklicher zu ſein als der Vierfürſt von Judäa?“ ſo fragte Herodes.

„Ich kenne ihn noch nicht,“ flüſterte das Mädchen, während es roth ward von der Stirn bis an das runde Kinn. „Es iſt derſelbe, der mir die feinſte Morgengabe reichen wird, ehe denn ich ſein bin.“

„Und wenn Herodes ſie Dir bringt —“

Das Mädchen hob ſein großes mandelrundes Auge zum Fürſten und redete nicht. Vor dem feuchten Glanze ihres Auges vergingen ihm faſt die Sinne, das Blut raſete in ſeinen Adern und er ſprach: „Schönſtes Weib, was ſoll ich Dir geben? Verlange was Du willſt, ich lege es Dir zu Füßen!"

Bei dieſen Worten entwand ſich das Mädchen dem Fürſten und eilte zu ſeiner Mutter, ſie zu fragen, was es begehren ſollte.

„O thörichtes Kind!" ſagte die Mutter, „Du denkeſt jetzt an den goldenen Reifen um die Stirn. Nimm ihn nicht, er würde morgen zerſchlagen ſein, weil der Widerſacher ſein gewaltiges Wort ſchwingt wie einen Hammer. Gib Dich nicht zu leicht dem Herrn, mein Kind. Iſt er König, ſo ſei Du die Göttin, der man blutige Opfer bringt. Gedenkeſt Du nicht mehr des wilden Menſchen am Jordan, der uns Thränen des Unmuthes entlockt hat, weil er läſterte und uns dem Fürſten entfremden wollte? Gegenwärtig ſitzt er in dieſen Mauern als Gefangener, aber Herodes' Wankelmuth kann ihn ſchon morgen befreien und der Menſch würde nicht ruhen, bis er Dich und mich zugrunde gerichtet hat. — Tochter, leihe mir Dein Ohr . . ." Und die Mutter legte in der Tochter Ohrmuſchel ein Wort, welches alsbald zur grauſen That wurde am Hofe des Königs.

Denn Herodes verfolgte das ſchöne Mädchen auf Schritt und Tritt, und dort, wo die ſchweren Seiden niedergingen vor den Kiſſen des Gemaches, that ſie, als ſehe ſie keinen Ausweg mehr und flehte mit gerungenen Händen den Fürſten an, daß er ſie nicht verfolge, und ſie that, als zittere ſie wie die Taube vor dem Adler.

„Ich verfolge Dich nicht," ſprach Herodes, „ich frage Dich nur, was Dein Bräutigam Dir zu Füßen legen darf als Preis für die Paradieſe, die Du zu vergeben haſt."

Alſo antwortete das Mädchen: „Der demüthigen Magd ſteht es nicht an, koſtbares Gut zu begehren von ihrem

Gebieter. Ich will an dieſem Tage, den Gott möge ſegnen, enthaltſam ſein in Erwartung des Geliebten. Nur ein einziges Gericht will ich, daß Du mir vorſetzen laſſeſt in goldener Schüſſel."

„Sprich klarer!"

„Im Gefängniſſe liegt ein Mann, Namens Johannes, des Zacharias Sohn."

„Was willſt Du von dem?" fragte der Fürſt.

„Der Prophet, den ſie heißen den Rufer in der Wüſte."

„Was willſt Du von ihm?"

„Deſſen Haupt auf goldener Schüſſel."

Zuerſt verſtand es Herodes nicht, was ſie meinte. Und als er es begriff, wandte er ſich ab und ſagte für ſich: „Grauſamkeit, Dein Name iſt Weib."

Da weinte ſie und ſprach: „Ich wußte es ja, daß Du mir das Geringſte des Geringen verſagen kannſt. Nichts als eine Blume des Feldes iſt Dir das Weib. Du brichſt ſie ab und wirfſt ſie hin, daß ſie Heu werde. Und iſt ſie Heu, ſo kommen die Eſel, um es zu freſſen. Dieſer Menſch, den ſie den Rufer nennen, hat meine Mutter beleidigt bis zum Abgrund der Hölle. Auch Dich und Deine Würde hat er beſchimpft und das Volk wiegelt er auf gegen den Fürſten. Du ſchließeſt die Augen und die Ohren in unbegreiflicher Langmuth. Aber ich begehre, daß Du ihm das Haupt abſchlagen laſſeſt und mir es reicheſt in goldener Schüſſel."

„Es wird geſchehen, wenn er des Todes ſchuldig iſt," ſprach Herodes.

„Wann iſt der Mann, den der König beſchützt, des Todes ſchuldig? Du liebeſt Jenen, der uns verderben will, mehr als mich!" Mit dieſem Klageruf ſank das junge Weib zu Boden. Da er es auffangen wollte, ſtrich ſein Arm an den warmen Buſen, und was ihre Worte nicht thaten, das that dieſe Berührung — ſie koſtete dem Rufer das Leben.

Die Mahlzeit war voller Pracht; die Speiſen waren zuſammengekommen aus aller Welt, und Wein aus fernen Geſtaden Griechenlands und Roms ſchäumten in kryſtallenen Bechern. Am marmorenen Pfeiler ſtand ein Harfenſpieler und pries in Geſängen den Fürſten Herodes und ſeinen glänzenden Hof. Der Vierfürſt ſaß zwiſchen den beiden Frauen und hatte um die Stirn einen Kranz von rothen Roſen. Er trank viel Wein und goß ihn ſo haſtig in ſich, daß ſolcher auch außen niedertroff an ſeinem langen dünnen Barte. Denn er bangte vor dem letzten Gerichte. Plötzlich war dieſes erſchienen. Es war verdeckt mit weißem Tuche, nur der goldenen Schüſſel kunſtreich geſchmiedeter Rand ſtand hervor. Herodes hob ſeinen Arm und winkte, daß das Gericht, welches vor ihm niedergeſtellt worden war, gegen das junge Weib gerückt werde, das zu ſeiner Linken ſaß. Dieſes ſchlug mit haſtigem Griffe das Tuch zurück und ſiehe! in der Schüſſel lag eines Mannes Haupt mit ſchwarzem Haar und Bart im Blute, das aus dem abgehauenen Halſe noch rann. Offenen Auges ſtarrte der Kopf gerade auf das Weib hin, welches wollüſtigen Grauens voll ſich an den Fürſten ſchmiegte. In dieſem Augenblicke öffnete ſich der Mund des abgeſchlagenen Hauptes und ſprach die Worte: „Gottes Reich iſt nahe!“

Alles war aufgeſprungen voll Entſetzen und eine Stimme rief im Saal: „Wer hat das gewagt? Wer hat dieſe Verſammlung geſchändet mit ſolchem Morde? Es iſt Johannes' Haupt, des Rufers in der Wüſte. Ich bin ſein Widerhall. Ich gehe hin und rufe die Feinde im Oſten und im Weſten, daß ſie Dich ſtrafen, Prophetenmörder Herodes! Denn die

Stimme Deſſen, den Du getödtet haſt, hallt nun tauſendfach um den Erdkreis. Fluch den Böſen! Gottes Reich iſt nahe!“

Ein Aufruhr entſtand im Palaſte, ſo daß der Fürſt ſich flüchten mußte. Die Frauen waren von ſeiner Seite geriſſen worden.

Es geht der Bericht, daß ſie eines Tages über das Eis eines Sees geſchritten ſein ſollen, das Eis unter ihnen eingebrochen und ſie elend in der Tiefe zugrunde gegangen wären.

Zur Zeit ſtand der König von Arabien auf, deſſen Tochter Herodes verſtoßen hatte, und überzog den treuloſen Fürſten von Judäa mit Krieg, um die Schmach ſeines Kindes zu rächen, Herodes wurde ſeiner Würden entſetzt und verbannt in ein fernes Land, Gallien geheißen.

Als ſie ihn davon führten in Banden, predigte zu Jeruſalem ein neuer Prophet, Jeſus von Nazareth genannt. Als Herodes ihn ſah, wurde er von einem unerhörten Schrecke befallen, denn er hielt ihn für den enthaupteten Johannes.

Das Volk aber rief: „Das iſt Der, den Johannes verkündet hat, das iſt der Meſſias, der wahre König der Juden!“

Dieſe Worte waren das Letzte, was Herodes vernahm in ſeinem Reiche, dann zog er fort in die Verbannung.

Das Meiſterſtück des Zimmermanns.

Nun will ich Feierabend machen,“ ſagte er und lehnte das Beil an die Wand.

Der Vater hielt die Säge ein, mit welcher er eben im Begriffe war, einen Balken entzweizuſchneiden, blickte Jeſum an und ſprach: „Wie willſt Du jetzt Feierabend machen, mein Sohn, und es iſt noch nicht der Sabbath?“

Hierauf antwortete Jeſus: „Den Sabbath erkenne ich nicht mehr. Mir iſt die Zeit gekommen, da jeder Tag ein Tag des Herrn iſt. Ich habe Euch ſchon geſagt, liebe Eltern, daß ich auf den Berg Libanon ſteigen muß, oder über das weite Meer fahren, oder in die Wüſte ziehen.“

Die Mutter legte ihr Nähezeug in den Schoß, legte die Hände ineinander und rief: „Aber Kind, was willſt Du denn an dieſen ſchrecklichen Orten, wohin keine Menſchenſeele kommen mag!“

„Mutter, ich ſuche Gott den Herrn!“

„Gott der Herr iſt überall,“ ſagte hierauf der Vater.

„Ich will allein mit ihm ſprechen,“ antwortete Jeſus, „und ich will viel und lange mit ihm ſprechen, darum gehe ich in die Einſamkeit.“

„Ich werde alt, der Hände Arbeit wird mir mühſam, doch Du wirſt wiſſen, was Du thuſt. Willſt Du in die Fremde, ſo will ich Dich nicht zurückhalten. Du biſt alt an die dreißig und magſt wie jeder treue Handwerksmann die Welt anſchauen.“ Alſo der Vater.

Die Mutter aber war bekümmert darüber, ob ſein Rock und ſein Hemde und ſein Schuhblatt in dem Stande wären, um mit ihnen zu reiſen; ſie that einen blauen Sack hervor, füllte ihn mit Gewand und Nahrungsmitteln und anderlei Dingen, wie der Wanderer ſie brauchen kann, und nöthigte ſolche Laſt dem Sohne auf. Der Vater Joſef holte aus dem Wandwinkel einen Stock hervor, gab ihn dem Sohne und ſprach: „Von mir nimm dieſen Stab. Habe ihn einſt geſchnitten in den Wäldern des oberen Jordan, bin mit ihm in meiner Jugend durch Galiläa gewandert und durch

Samaria. Kam ich unter wilde Thiere, ſo war er meine Wehr, ſtrauchelte ich, ſo war er meine Stütze. Als ich Deine Mutter zum Weibe nahm, ſpotteten die Leute meiner, daß ich den dürren Stab in der Hand hielte, und da iſt aus ihm ein Blüthenzweig hervorgeſproſſen. Nimm ihn mit Dir, mein Sohn, und denke daran."

Und als ſie dergeſtalt zum betrübten Abſchiede rüſteten im Zimmermannshauſe zu Nazareth, da kam eine Magd hereingegangen mit der Botſchaft, es wäre ein fremder Menſch draußen.

„Theile ihm ein Stück Brot," ſagte Maria, die Nähterin.

„Frau," berichtete die Magd, „er bittet nicht um Brot, ſondern um Arbeit."

„Dann führe ihn herein", ſagte Meiſter Joſef.

Und es war ein junger, ſchlanker, zagender Mann, der mit ſtotternder Stimme kund that, daß er ſein armer Leute Kind ſei, daß er nirgends Erwerb finde, daß man ihm gerathen habe, zu den Amelekitern zu gehen, um mit ihnen den Wüſtenzügen aufzulauern, daß er aber ſein Brot redlich verdienen wolle und daß er den Meiſter Joſef ſehr bitte, er möchte ihn aufnehmen in ſein Haus und ihm das Zimmerhandwerk lernen.

Auf ſolches machte Joſef ein freundliches Geſicht, denn er freute ſich, wenn ſein beſcheidenes Handwerk Ehre fand. Es waren Aegypter und Syrer ins Land gekommen, die im Zimmerhandwerke wohl feiner arbeiteten, aber nicht ſo tüchtig und haltbar, und die mit ihren zierlichen Werken das heimiſche Gewerbe zu ſchädigen drohten. Darum waren dem Meiſter junge Kräfte willkommen, die ſein Handwerk verjüngen und fortführen konnten.

„Siehſt Du, mein Sohn,“ ſagte er zu Jeſus, „alſo iſt bald Erſatz für jeden Menſchen, der fortzieht, ſei es, daß er in die Fremde wandert, ſei es, daß er ins Grab ſteigt.“

Maria ſchüttelte ſtill weinend ihr Haupt. — Erſatz wäre das keiner.

Jeſus nahm den fremden Jüngling an der Hand, führte ihn zu den Eltern hin und ſagte: „Nehmet ihn auf anſtatt meiner. Mit meinem Beil ſoll er in der Werkſtatt ſchaffen, an meinem Platze bei Tiſch ſoll er eſſen, in meinem Bette ſoll er ſchlafen. Wenn Ihr mir des Morgens Waſſer reichen wollet zu Reinigung, ſo reichet es ihm, wenn Ihr mich des Abends ſegnen wollet, ſo ſegnet ihn, alles, was Ihr mir, dem Fernen, Gutes zugedenket, das erweiſet ihm.“

„Und Du?“ fragte die Mutter den ſcheidenden Sohn, „willſt Du denn nimmermehr kommen?“

„Ich werde immer bei Euch ſein,“ ſagte Jeſus, „in jedem Dürftigen bin ich bei Euch, an jedem Armen könnet ihr mir Euere Liebe zeigen.“

Meiſter Joſef ſchaute ſein Weib an und ſprach [illegible]: „Ich weiß nicht, was es mit ihm iſt. Seit ſo manchem Jahr war er ein braver Zimmermannsgeſelle und wenn er redete, ſo war es verſtändig. Jetzt ſpricht er ſo in Geheimniſſen. Sollte er zu viel aus den Schriften geleſen haben?“

„Mir iſt immer etwas auf dem Herzen gelegen wegen ſeiner,“ entgegnete das Weib, „ich habe nie recht gewußt, iſt es ein Hoffen oder ein Bangen. Er war ſtets anders als andere Leute ſind und jetzt geht er von uns wie ein Fremder.“

Denn Jeſus hatte kurz Abſchied genommen und war ruhig davongegangen, während ſie noch ſprachen. Und dort am Zimmerſchragen, wo der liebe Sohn emſig und klug gearbeitet hatte, ſtand jetzt der fremde Menſch und handhabte ſo ungeſchickt das Beil, daß der Meiſter es ihm aus der Hand nahm und ſagte: „Erſt mußt Du das Werkzeug gebrauchen lernen, mein Sohn; das Beil und die Säge und das Stemmeiſen ſollen von nun an Deine leiblichen Glieder ſein, wie Hände und Füße.“

Der junge Menſch, welcher Adam hieß, bat demüthig um Geduld und faßte das Werkzeug an, wie Joſef es zeigte.

„Dem Meiſter geziemt Geduld, dem Lehrling Fleiß, ſo habe ich es immer gehalten,“ ſagte Joſef gütig. Insgeheim war ihm leid um den von hinnen gezogenen Jeſus. —

Unſer Wanderer reiſete tagelang und ſtieg hinab in das Land Judäa. Aber er zog nicht gegen die Stadt, wo die Schriftgelehrten lebten und wo der Tempel Salomons ſtand, er bog zur Linken ein über die Felsberge von Jericho. Stand er auf einer Höhe, ſo ſah er zur Rechten die röthlich ſchimmernden Gelände von Judäa und zur Linken das fruchtbare Thal des Jordan. Aber er ſtieg nicht hinab gegen den ſchönen Fluß, er wanderte voran tagelang. Zurück blieben die Wälder der Pinien, die Palmenhaine und die üppig grünenden Triften, die Menſchenwohnungen mit den Gärten, welche eingerandet waren von roh aufgeſchichteten Steinwällen. Noch ſtanden an ſandigen Hängen einzelne Oelbäume, es ſtand zwiſchen Steinblöcken noch manch einſamer Feigenbaum mit halbverdorrten Aeſten. Dann blieben auch dieſe zurück. Auf dem dürren Boden ſchlängelten ſich nur noch gelbe Flechten, auf den Steinen wucherte das graue, kniſternde Moos. Endlich blieb auch das zurück. Es war keine Pflanze mehr und kein Tropfen Waſſer, alles kahles Geſtein und heißer Sand — Jeſus war in der Wüſte.

Es war kein Weg und kein Steg, er wandelte über zackiges Gerölle; es war kein Zelt, er ruhte in Felsklüſten; es war keine Quelle, er labte ſich an dem Thaue, der vom Himmel ſank in kühler Nacht; es war kein lebendes Weſen, er betete zu Gott, dem Herrn Himmels und der Erde. — Manchmal ſtieg er empor zu den weißen Riſſen und blickte von ihnen hinaus gegen Sonnenaufgang. Da ſank vor ihm das Wüſtenland ſtufenweiſe nieder von Sandfeld zu Sandfeld, von Fels zu Fels, wie ſie ſich in zackigen, ſchründigen Wällen hinzogen bis in die blaue Ferne, wo die ſtarre Landſchaft abgeſchloſſen wurde durch einen ſchimmernden Streifen, der ſchnurgerade dort lag am Rande des Himmels. Dieſer Streifen war das Todte Meer. Manchmal war es, daß auf der ſandigen Thalung ſchwefelgelbe Wolken hinwirbelten, daß dieſe Wolken vom Sturme gepeitſcht empor wogten zu den Riſſen und den Einſiedler einhüllten in brennenden Wüſtenſand. Dann wieder war es, daß die weite zerklüftete Wüſte in blendend weißer Sonnenglut lag, ſo heiß, daß man meinen konnte, das Meer müßte dort, wo es an den heißen Felsſtrand ſchlug, aufziſchen und verdunſten.

Eines Tages, als Jeſus wiederum auf einer ſolchen Felszinne ſtand und hinausſchaute über die ungeheuere Oede, die unter dem goldigleuchtenden Himmelsgewölbe jetzt wie eine dunkle, zerriſſene Scheibe dalag, da kam das wehe Gefühl der Vereinſamung über ihn und es war ihm, als gebe Gott, zu dem er in ſeinem Herzen betete, keine Antwort mehr. Da ſtand ganz plötzlich vor ihm, wie aus der Felskluft hervorgeſtiegen, ein ſchlanker Jüngling. Seine ſchönen Glieder waren nur flüchtig verhüllt durch einen ſchwarzen Mantel, der aus Seide gewoben und mit goldenem Saume berandet war. Sein Geſicht war glatt und fein, und hatte kaum den Schatten eines Bartes. Sein dichtes ſchwarzes Haar krauſete und die Krauſlein bewegten ſich zuweilen ein wenig, als wären ſie junge Schlangen. Mit heißer Augenglut blickte er auf Jeſus und fragte ihn freundlich: „Du haſt Dich wohl verirrt, Freund, in der Wüſte und ich will Dir gerne den Weg weiſen, der Dich wieder hinausführt in die ſchöne Welt.“

„Ich verlange nicht nach der Welt,“ antwortete Jeſus.

Mit Befremdung ſah der fremde Jüngling auf den Einſamen und dann ſprach er: „Du verlangſt nicht nach der Welt? Ein Mann, ſo jugendlich und ſinnesfriſch, und verlangt nicht nach der Welt! Guter Freund, Du betrügſt Dich ſelber. Behorche doch einmal die geheimſten Regungen Deines Weſens, wie iſt es weltdürſtig! Knechte es nicht mit naturwidrigen Satzungen, die Greiſe aufgeſtellt haben und nur Greiſe befolgen können. Laſſe Deinen Leib nicht Staub werden, ehe er nach dem Willen des Schöpfers ſich ausgelebt hat. Wir ſind lebendig, damit wir leben ſollen. Feige iſt, wer ſich vor der Freude ſcheut; pflichtvergeſſen iſt, wer die Habe Jakobs nicht vermehrt, die Gabe Noahs nicht nutzt und den Segen Abrahams nicht erfüllt. Laſſ' das träge Träumen, Freund, und komm mit mir. Ich führe Dich in die Gelände von Benam, wo vollwangige Schäferinnen noch Labans Heerde weiden. Ich führe Dich in die Stadt der Könige, wo die Juden des Meſſias harren, um ihm die goldene Krone auf das Haupt zu ſetzen. Sei klug, gieb Dich aus für den Meſſias, bringe ihnen das Geſetz, welches ihnen gefällt. Gehe hin und mache ſie ſündlos, daß ſie fürder kein Gebot mehr übertreten. Weißt Du wohl, wie das zu machen iſt? Stelle ihnen kein Gebot auf, und ſie können keines übertreten. Sie werden Dich rühmen als den größten Weiſen des Erdkreiſes, alle Güter und Freuden der Welt werden ſie Dir zu Füßen legen, der herrlichſte Purpur wird Deine Geſtalt umhüllen und die Königskronen der Juden, der Pharaonen und der Römer werden dreifach Dein Haupt ſchmücken. Komm, Freund, wir ſteigen hinab ins Paradies."

Alſo ſprach der ſchöne Jüngling mit dem ſchwarzen gekrauſten Haar, deſſen Locken ſich manchmal regten wie junge Schlangen. Jeſus wandte ſich unwillig von ihm ab und antwortete nicht. Der Jüngling trat näher zu ihm und ſchlang ſeinen warmen weichen Arm um den Nacken des Einſiedlers. Dieſer ſchleuderte mit kräftiger Hand das ſchmeichleriſche Joch von ſich, ſchritt raſch hin über das zackige Gefelſe und ſchaute nicht um.

Und von ſolcher Stunde an fühlte er mehr als je die Nähe des Herrn. Und klarer als je ſah er, wie die Welt beſchaffen und was die Urſache ihres Elendes iſt. Er ſah, was ſie zu ihrer Erniedrigung wünſcht, und was zu ihrer Erlöſung frommt. Ihr Wunſch iſt Genuß und Eigennutz, ihr Heil iſt Entſagung und Liebe . . .

Vierzig Tage und vierzig Nächte war er in der Wüſte, dann ſtieg er hinab gegen den Jordan. —

Im Hauſe des Zimmermanns zu Nazareth war ſtille Trauer. Vom lieben fortgezogenen Sohn kam keine Nachricht heim. Sie wußten nicht, war er in den Gebirgen des Libanon, wo — wie Meiſter Joſef behauptete — das beſte Zimmerholz der Welt wuchs, oder war er gegen Aegypten gezogen, um dort Freunde zu ſuchen, mit welchen er einſt in leidvoller Jugend mit bunten Steinchen geſpielt an den Fußquadern der Pyramiden; oder war er über das Meer gezogen in die Länder der heidniſchen Griechen und Römer;

oder hatte er in der Königsſtadt Jeruſalem Arbeit genommen, wo, wie der Lehrling Adam verſicherte, das luſtigſte Leben auf der Erde iſt. — Es kam keine Nachricht. Hingegen ging eine Mähr um, daß am Jordan und am See Genezareth ein Prophet erſchienen ſei, der dem Volke, das um ihn zuſammenſtröme, die Lehre von einem neuen Reiche Gottes verkündige. Und ein Nachbar ſuchte Meiſter Joſef zu bereden, daß auch er hingehe, vielleicht fände er an dem neuen Propheten einen alten Bekannten, es gäbe Zimmerleute, die anſtatt irdiſcher Häuſer ein Haus Gottes zu bauen verſtünden, in welchem viele Wohnungen ſeien.

„Willſt Du hingehen?“ fragte Joſef ſeine Geſponſin. Maria antwortete unter vor Freude klopfendem Herzen: „Ich weiß ſchon, daß er es iſt. Aber hingehen will ich nicht, weil ich ſein Wort ſchon weiß und weil er nun nicht mehr mir gehört, ſondern allen Jenen, die ſeine Lehre hören. Ich glaube ihm, auch wenn ich ihn nicht ſehe.“

Adam der Lehrling hatte ſich mittlerweile zur Zufriedenheit betragen. Er war fleißig und ſittſam und der Liebe nicht ganz unwürdig, die ihm von dem Ehepaar erwieſen wurde, welche aber freilich dem Abweſenden vermeint war. Mit dem Beile, das Jeſus zurückgelaſſen hatte in der Werkſtatt, arbeitete Adam am Holze; er ſaß am Platze des Tiſches, wo Jeſus geſeſſen, er ſchlief im Bette, im welchem Jeſus geruht hatte, und er gedieh zur Freude des Meiſters zu einem rechtſchaffenen Zimmermanne. Aber noch bevor Adam ſeine Lehrzeit vollenden und ſein Geſellenſtück ſchaffen konnte, verſchied Meiſter Joſef. Dieſer war eben daran geweſen, ein Stück Holz zu glätten mit dem Falzmeſſer, als er inne hielt, um ſich zur kurzen Raſt auf die Bank zu ſetzen neben ſein Weib, das an einem Linnen nähte. Einen leiſen Schlaf hub er an, von dem er aber nicht mehr e wachte. Dann kamen die Nachbarn, hüllten ihn in ein lange weißes Gewand, trugen ihn hinaus und legten ihn in ei ſteinernes Grab. Maria, ſein Weib, verbarg ihren Schmer weil ſie dachte, dem Willen Gottes ſolle der Menſch mi keiner Klage widerſprechen.

Nach dem Heimgange des Meiſters Joſef war es z Ende mit dem Zimmerhandwerk in dieſem Hauſe und Adam ſah, daß ſeines Bleibens nicht länger ſein könne. So wollt nun auch er den Wanderſtab ergreifen und eine Stätte ſuche draußen in der Welt, wo er ſein Meiſterſtück machen könnte Sein Sinnen und Einbilden war ſtets Jeruſalem geweſen, die herrliche Königsſtadt. Alſo dahin wollte er nun ziehen. Als er Abſchied nahm von der ſtillen ernſten Meiſtersfrau, gab ihm dieſe voller Fürſorge Gewand und Nahrung mit, wie einſt ihrem Jeſus. Dann ſagte ſie: „Mit unſerem Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs ziehe hin. Und wenn Du in der weiten Welt meinen Sohn ſollteſt begegnen, ſo ſei ihm gut.“

„Wenn ich ihm begegne in der Wüſte,“ alſo antwortete Adam, „ſo werde ich ihm meinen letzten Biſſen Brot geben, werde aus meinem Gewande ihm ein ſanftes Bett bereiten und ſelbſt daneben auf rauhen Steinen ſchlafen, preiſend den Herrn, daß es mir vergönnt iſt, meiner Dankbarkeit genug zu thun.“

Dann zog er fürbaß.

Er wanderte durch Galiläa, er wanderte durch Samaria, er gönnte ſich nirgends Raſt, denn er wollte eintreffen in Jeruſalem zum Feſte der ungeſäuerten Brote, da allerwelts Volk herbeiſtrömte in die Stadt des ſalomoniſchen Tempels, und da es alſo beſonders hoch hergehen wird zu Jeruſalem.

Er nahm ſich vor, nach den ſtillen Jugend- und Lehrjahren im Gebirge ſein Leben einmal recht zu genießen in der Luſt und Freude gebenden Königsſtadt.

Und eines Tages zog er — vom Strome der fremden Ankömmlinge mitgeriſſen — ein durch das Thor des Herodes. Es war zur ſelben Stunde ein wunderliches Schauſpiel zu ſehen in der Stadt. Der Statthalter hatte einen Volksaufrührer öffentlich ausſtellen laſſen, um für den armen, arg zu Schanden geſchlagenen Menſchen Mitleid zu erregen bei der Menge, denn dieſe verlangte ſeinen Tod. Adam ging an dem widerlichen Auflaufe vorüber, denn ſein Herz war weich und wohlgeartet. Er fragte Zimmerwerkſtätten nach, allein überall wurde er abgewieſen; juſt vor dem Feſte wollte man nirgends einen Burſchen aufnehmen. Nur in einer geringen Werkſtätte draußen vor der Stadt wurde er befragt, ob er bereit ſei, alſogleich eine Arbeit zu übernehmen, die noch in der Nacht fertiggeſtellt ſein müſſe. Adam war von der Reiſe zwar müde, doch der Stelle willen, die er hier zu finden hoffte, nahm er die Arbeit an. Ein Galgen war zu zimmern, mit einem langen Stamme aufrecht, und oben mit einem Balken in die Quere. Adam hätte ſich ein anderes Meiſterſtück gedacht in der fröhlichen Stadt Jeruſalem, allein er blieb wohlgemuth und baute das Ding, wie es ihm angegeben worden war.

Als Adam mit ſeinem Werke fertig war, der Meiſter, ein alter höckeriger Mann, dasſelbe prüfte und damit ſich zufrieden erklärte, ging er hinaus in die Morgenfriſche, um die Umgebung der Stadt zu erforſchen oder gar eine Wirthſchaft zu finden, wo lachende Mädchen einen Becher Weines böten. Unter einem Oelbaume ſtand er ſtill und ſchaute hinaus in das mittägige Gebirge, wo die kleine Stadt

Bethlehem lag, welche ja — wie Lehrmeiſter Joſef ihm einmal erzählt hatte — die Geburtsſtadt Jeſu war, der in ſeiner Kindheit merkwürdige Schickſale gehabt und dann ſein Vorgänger geweſen in der Werkſtatt. Er erinnerte ſich bei dieſer Gelegenheit an alle Liebe und Wohlthat, die er im Zimmermannshauſe zu Nazareth erfahren hatte, und faſt war es in ihm wie Heimweh nach dem ſtillen Gebirgsſtädtchen in Galiläa.

Und als Adam der Zimmermann faſt betrübt ſo vor ſich hinträumte, da bemerkte er einen Volksauflauf, der dort am Felshügel vor ſich ging. Unter der Menge waren auch Kriegsknechte und hohe Prieſter, ſo daß Adam hin ging und einen Karrner fragte, was das zu bedeuten habe.

„Der arme Sünder wird gekreuzigt,“ antwortete Jener.

Da drängte ſich Adam hinzu, um zu ſehen, wie der Verbrecher wohl ausſehe, für den er das Kreuz hatte zimmern müſſen. Auch wollte er wiſſen, welcher Art das Verbrechen ſei, das der Unglückſelige begangen. Nun, das konnte er bald erfahren, alle Umſtehenden ſprachen darüber: es war der Prophet, welcher — wie ſie ſagten — die Irrlehre verkündet: Liebe Gott über alles, und Deinen Nächſten wie Dich ſelbſt.

Mit geſteigerter Unruhe drängte der Zimmermann hinzu und zwiſchen den Schultern der ſchwerbewaffneten Landsknechte hindurch ſah er, wie ſie den der Kleider entblößten Uebelthäter zu Boden warfen auf das Kreuz, und ihn an Händen und Füßen mit eiſernen Nägeln feſthefteten an den Balken. Und in dieſem Menſchen, der da gekreuzigt wurde, erkannte er Jeſum, den Sohn der Zimmermannsleute zu Nazareth. — Wie von einem Schlage betäubt, taumelte Adam beiſeite. Für dieſen Menſchen alſo, der ihm Eltern und Heim überlaſſen, der ihm die größte Wohlthat übermittelt, die er je genoſſen, hat er den Kreuzgalgen gebaut. Und das war ſein Meiſterſtück geweſen. — Das Licht verging dem guten Adam vor den Augen, die Erde wankte unter ſeinen Füßen, er eilte wie raſend davon. Er wanderte gegen Sonnenuntergang bis zum Meere. Auf inſtändiges Bitten nahmen ihn Schiffer mit in das Abendland, wo er in den Wildniſſen Germaniens ſtill und bußfertig ſein Leben verbracht hat.

— — — — — — — — — — — —

Das ſind die drei Legenden, welche meine Seele herüberſpann aus verklingender Zeit, da der Himmel ſich gewölbt über das Geheimniß der Krippe und des Kreuzes.

Grüß' Gott!

Im gewaltigen Jahre — ich meine natürlich 1848 — ging in meiner Heimatsgegend ein Mann um, der wollte den Gruß aufbringen: „Heil dem Kaiſer!“ Wollte ihm aber nicht gelingen; die Leute hatten gar nichts gegen den Kaiſer, aber der Patriotiſmus für den Vater im Himmel ſchien ihnen dankbarer zu ſein. Ein Jahr ſpäter grüßte obgedachter Mann die Vorübergehenden mit dem Worte: „Heil dem Koſſuth!“ Das gefiel den Gebirgsbauern noch weit weniger, ſo gerne ſie auch die Koſſuth-Banknoten hatten, die damals heimlich umgingen. Mir iſt demnach ſchon zu jener Zeit bewußt worden, daß man den Gruß zu einem Bekenntniſſe, zu einem Schilde, zu einer Fahne machen könne, oder auch daß er gleichſam ein Lüften des Viſirs ſei. So gewann mir beſonders der chriſtliche Gruß tiefere Bedeutung.

Ich dachte mir das ſo: Ein Mann wandert im fremden Lande. Ueber ſeinem Haupte ragt wildes Gebirge, Lawinen drohen, von der Höhe ſtarren grinſende Felsgeſtalten, mit ſchreckbaren Geſichtern tränend, als wollten ſie niederbrechen und den Wanderer zermalmen. Die Wolken verfinſtern den Himmel und kriechen in geſpenſtiſchen Geſtalten an dem Gebirge hernieder. Zu den Füßen des Wanderers ſind Abgründe, tief und dämmernd, und man hört das Brauſen ruheloſer Wäſſer. Ueber ſchwankende Stege führt der Weg, durch mächtige Urwälder zieht er, dort das Heulen eines Wolfes, das Huſchen unheimlicher Geſtalten, den Wanderer graut, er weiß nicht, wann dieſe Wildniß enden wird. Da begegnet ihm ein Mann und ſagt: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ das heißt: „Ich bin Dein Genoſſe. Ich gehöre auch zu Denen, die an einen Heiland glauben, ich bin auch Einer der Lehre, den Nächſten beizuſtehen, wenn er in Noth iſt, den Feinden zu verzeihen, den Hungernden zu ſpeiſen, den Irrenden zu weiſen. Ich bin einer von Denen, die ein reines Herz höher ſtellen, als alle Güter der Erde, die eine Auferſtehung des Guten glauben und ein ewiges Leben. — Biſt auch Du einer von Denen?“

Unſer Wanderer antwortet: „In Ewigkeit.“ Das heißt: „Ich bin's. Sei gegrüßt, Bruder!“

Das Grauen iſt dahin, der Muth erwacht. Der Wanderer iſt nicht mehr allein, iſt erinnert, daß er jener großen Gemeinde angehört, deren unzerſtörbares ewiges Reich nicht von Felſen erſchlagen, nicht von Abgründen verſchlungen, nicht von Wölſen zerriſſen werden kann. Und einer der Grüßenden hat im obigen Wort zum Anderen geſagt: Ich will Dir beiſtehen in Gefahr und Leid.

So deutete ich mir den chriſtlichen Gruß und in dieſem Sinne wäre er auch heute noch zu brauchen, wenn ihn die Frömmler nicht verdorben hätten.

Nun, das iſt erſt der Eingang. Ich ziele weiter. Unſere gebräuchlichen Grüße ſind Wünſche und — nehmen wir an —

ſtets wohlgemeint. Aber im Grunde ſind ſie ſehr hölzern, manchmal geradezu lächerlich. „Guten Morgen!“ hört man oft, da es ſchon gegen Abend geht. „Guten Appetit!“ wird Manchem zugerufen, der nichts zu eſſen hat. In Norddeutſchland hört man von elf bis vier Uhr fortwährend auf der Gaſſe ſchreien: „Mahlzeit!“ als ob nicht der eigene Magen daran erinnerte, welche Zeit es ſei. „Geſegnete Mahlzeit!“ heißt es, ſo viel als: Ich ſegne Dir die Mahlzeit! Aber die Wenigſten ſagen: Ich lade Dich ein zur Mahlzeit, was wohl den Armen gegenüber der paſſendſte Gruß wäre. „Ergebener Diener!“ ſagt Mancher zu Manchem, den er nur ſo über die Achſel anzuſchauen pflegt, oder deſſen oft recht ſelbſtſüchtiger Herr er iſt. Ein ſehr eigennütziger Gruß iſt das: „Ich empfehle mich!“ aber auch ein herzlich unbeſcheidener, denn er will ſo viel ſagen: „Ich rühme mich Ihnen an, ich bin werth, daß Sie mich bevorzugen!“ Und auch ein gar dummer, weil man Manchem nicht empfohlen ſein möchte, dem man ſich empfiehlt. Das „Lebewohl“ iſt ein Befehl, dem lange nicht Jeder nachzukommen vermag. Einer unſerer fadeſten Grüße iſt das welſche: „Mein Compliment,“ weil er zu jenen gehört, die gar nichts ſagen, alſo freilich auch keinen Unſinn. In unſeren öſterreichiſchen Städten klingt es beſtändig, wenn Einer an dem Anderen vorbeigeht: „Ich habe die Ehre!“ — Welche Ehre? Warum die Ehre? — Ich habe die Ehre, Ihnen zu begegnen! will man ſagen, ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, oder von Ihnen gegrüßt zu werden. Manchmal iſt es auch in der That eine Ehre, aber eben ſo oft oder noch öfter denkt man bei der Begegnung: Ach, da kommt dieſer läſtige Menſch! Oh, muß ich gerade dieſem Lumpen begegnen! Recht ärgerlich, daß man ihn grüßen muß. Und in leutſeligſter Weiſe ruft man ihm zu: „Ich habe die Ehre!“

tauſcht mit ihm einige ſüßliche, nichtsſagende Worte aus und mit einem: „Es war mir ein Vergnügen! Auf Wiederſehen!“ trennt man ſich. — Nun ſo iſt es eben; ſchließen ſich die Leute voneinander ab wie im Mittelalter, ſo ſind ſie, begegnen ſie ſich einmal, kotzengrob miteinander; und führen ſie ein geſelliges Leben, ſo erſticken ſie ihr bißchen Ehrlichkeit in eitel Heuchelei. Andere unſerer landläufigen Grußformeln mag ich gar nicht berühren, denke aber, daß es eines gebildeten Volkes unwürdig iſt, wenn es gerade zur Begrüßung der Mitmenſchen, der Mitſtreitenden und Mitleidenden die nichtsſagendſten, ſchalſten Worte anwendet. Man pflegt und braucht dabei ja nichts zu denken, heißt es. Schön. Aber man ſollte ſich bei Worten, die ſo unzähligemal im kurzen Leben ausgeſprochen werden, wenigſtens was Rechtes denken können. Da kommt Einer, der wünſcht mir einen „Guten Tag!“ Iſt das denn kein Gedanke? Ich glaube doch, aber Gedanke und Wunſch iſt ein ſehr kümmerlicher. Warum gönnt mir der Kerl nicht ein gutes Jahr, oder wenigſtens eine gute Woche? „Guten Morgen!“ wünſcht er mir, der Knicker, mit dem Abend muß ich mich ſelber behelfen. Und übrigens, nützt mir ſein Wunſch etwas? Hat dieſer Wunſch eine Kraft? Thut der Mann auch nur das mindeſte, ſeinen Wunſch zur That werden zu laſſen? — „Entſchuldigung, Musjeh!“ ſagte jener Berliner Nachtſtrolch zu dem im Morgengrauen durch eine öde Gaſſe Wandelnden, „jeben Sie mal Ihre Börſe her! Und Ihre Uhr, wenn ich erjebenſt bitten darf! Schön. Iſt das wohl Allens, Brüderchen? — Na denn. Juten Morgen!“ In ähnlichem Sinne wünſcht mancher ſeinem Mitmenſchen einen guten Morgen.

Die Alten — es iſt beſchämend für uns, nichts von ihnen gelernt und ſo viel vergeſſen zu haben – ſie grüßten:

„Sei geſund! Freund!“ „Sei froh!“ wenigſtens glaubt man ſolchen Worten lieber, daß ſie empfunden werden können vom Geber und vom Nehmer. Der Orientale ſagt: „Salem! — Friede ſei Dir!“ Wie windig nimmt ſich dagegen nicht unſer „Ergebenſter“ oder „Unterthänigſter Diener!“ aus.

„Servus!“ rufen ſich unſere freien, aller Servilität feindlichen Studenten zu. „Ich bin Dein Unterthan!“ Wollte Einer den Anderen einmal beim Wort nehmen: „Gut, Junge, ſei Du mein Unterthan!“ Ich möchte ſehen, was geſchähe. Auf Säbel oder Piſtolen!

Und vollends unſer militäriſches „Tſchau!“ Es bedeutet ſicherlich nichts übles, doch hielt ich es lange Zeit für den Gruß der polniſchen Juden; dieſe ſollen aber einen unvergleichlich ſchöner lautenden haben, als das widerliche: „Tſchau!“ worüber die Gelehrten nicht einig ſind, was es heißen ſoll. Hingegen — und jetzt beginnt ſich's zu lichten — der Mann, der mir ein biderbes „Grüß Gott!“ zuruft, kann ein Dummkopf ſein, ein Gauch, aber er giebt mir ein gutes Wort. Und ein gutes Wort iſt mir eine Gabe, eine freiwillige Spende, die nicht bloß für den Augenblick währt, wie ein Stück Brot, die in uns lebendig bleiben kann, innerlich wirken und äußerlich Frucht bringen mag, wenn der Acker nicht gar zu ſchlecht iſt.

„Grüß' Gott!“ Das iſt ein Fingerzeig nach den Höhen. Alles Große, Edle, Schöne, das in der Welt und Menſchheit ſich offenbart, die ewige Geſetzmäßigkeit in der Natur, der unendliche Geiſt, der ſich ununterbrochen zeigt im Gewaltigen und im ſcheinbar Kleinen, im beſeeligenden Siege des Guten, Wahren, wie im Unterliegen des Unechten (die ſcheinbaren Siege des Letzteren ſind ja nur Pyrrhusſiege voll Unluſt und Friedloſigkeit), dieſer große, richtende, ſegnende Geiſt, den wir im Worte „Gott“ zuſammenfaſſen — er möge mich grüßen, er läßt mich grüßen. Ein ſolcher Gruß iſt ſchon des Dankes werth. Meint ihr nicht! Und iſt nicht auch das „Behüte Gott!“ leicht im gleichen Sinne aufzufaſſen? Und wem ſchon das gute, deutſche Wort zu hausbacken iſt — diesmal hat auch der Franzoſe ein annehmbares. „Adieu!“ Die Worte ſind verſchieden, die Sache iſt hüben und drüben dieſelbe.

Aber, damit die Bäume nicht in den Himmel wachſen, was wir Gutes haben, das gebrauchen wir wenigſtens zur unrechten Zeit, oder ſtellen es ſchief auf und legen es krumm aus. Da heißt es bei uns, das „Grüß' Gott!“ oder das „Adieu“ ſei kein paſſender Gruß des Untergebenen gegen ſeinen Vorgeſetzten, ſei kein ſchickſamer Gruß der Kinder gegenüber den Eltern. Warum denn? Die ſehr hohen und vornehmen Herrſchaften pflegt man ohnehin nur ſtumm zu grüßen, weil man ja „in Ehrfurcht erſtirbt“, und die Sterbenden doch der Sprache nicht mehr mächtig ſind. Und dann — wenn ſich ein untergeordneter Beamter vor ſeinem Chef, oder ein Domeſtik vor ſeinem Herrn mit einem „Grüß' Gott!“ verneigt, ſo kann es dem Chef oder Herrn allerdings einfallen: Das verräth juſt nicht viel Lebensart vom lieben Gott, daß er mich durch die Dienerſchaft grüßen läßt. Anſtändigerweiſe pflegt man die Karte abzugeben. Daß jeder Menſch, der an uns herantritt, beſonders jeder Arme, eine Viſitkarte vom lieben Gott iſt, das fällt dem Herrn wohl nicht ein. — Im Regenbogen lächelt Gott, in Blitz und Donner flucht er, aber ſprechen will er zu uns nur durch den Menſchen.

Bei meinen Kindern habe ich das „Grüß' Gott!“ eingeführt. Es iſt mir auch recht wahrſcheinlich, daß die unſchuldigen, herzensfreudigen Kinder zu Gott noch in einem beſonders nahen Verhältniß ſtehen, in einem näheren, als ich weltumſponnener Mann; und von Gott freut mich der feine Takt ganz beſonders, daß er die lieben Kinder als Boten ſchickt. Mit ſolchen Zwiſchenträgern richtet er bei uns Starrköpfen immer am leichteſten was aus. — Schon manche dunkle Stunde iſt in meinem Leben geweſen. Ich war in Trauer, ich war in Verzweiflung, ich rang mit den Dämonen der Verneinung, ich rang mit der thieriſchen Natur in mir und ward ihr Sklave, die Sünde warb um mich mit Lockungen und Liſt; Eigennutz, Haß und Rachedrang umgarnten und ſtachelten mich. Oefter als einmal hat mich in ſolchen Lagen das Kind befreit mit dem treuherzigen: „Grüß' Gott!“

Ein Grußwort iſt kein leerer Schall, aber das rechte muß es ſein, in welchem Herz und Sinn liegt, oder Herz und Sinn gelegt werden kann. Es iſt ja doch nicht ganz unmöglich, daß der Menſch auch einmal nachdenkt über ein Wort, welches er hundert und hundertmal hört, daß er einmal nachdenkt über Inhalt und Bedeutung des Umgangsgrußes, durch welchen ſich unſer geſelliger Verkehr, unſer Verhältniß zu den Mitmenſchen, unſer Wohlwollen für ſie andeuten ſoll. Nach mancherlei Erwägung bin ich auf die Meinung gekommen, man möge den Kindern in der Schule das ideale, allgemein paſſende und treuherzige „Grüß' Gott!“ lehren und angewöhnen. Dieſer echt menſchliche Gruß heimelt an, iſt religiös und weltlich zugleich, paßt für jede Zeit, für jedes Glaubensbekenntniß, für jeden Stand, für jedes Volk.

Doch, ich habe mich arg verſtiegen, ich bin in Regionen gerathen, in welche mir nicht jeder meiner lieben Leſer wird folgen wollen. Ich habe von der Sache, die ich hier behandle, eine unrichtige oder unpraktiſche Auffaſſung. Daß die Leute in ihrem Grüßen zweck- und gedankenlos ſeien, das iſt falſch. Die Grußform iſt nicht da, um zu verbinden, zu verbrüdern, ſondern ganz im Gegentheil, um zu unterſcheiden, zu trennen; ſie iſt ein charakteriſtiſches Merkmal der Bildungsſtufe, der Stände, des Ranges u. ſ. w. Der Gruß iſt ein praktiſches Werkzeug. Der Untergebene nutzt ihn, um ſeine Ergebenheit gehörig und möglichſt fruchtbringend auszudrücken; der Vorgeſetzte nutzt den Gruß, um ſeiner Würde einerſeits und ſeiner Geringſchätzung dem Unterſtehenden andererſeits die richtige, wenn auch höfliche Form zu geben. Bei einigem Scharfblick und gutem Gehör iſt es kein großes Kunſtſtück, den geſellſchaftlichen Rang, den Reichthum, den Charakter und den Geiſtesgrad eines Menſchen nach der Art ſeines Grußes zu ſchätzen. Bei Manchem glaubt man in ſeinem hochmüthig jovialen Gruß die Millionen ſeines Vermögens nur ſo klimpern zu hören. In manchem Kopf wiederhallt unſer Gruß ſo eigenthümlich hohl, als rufe man in ein leeres Faß hinein.

Und ich konnte vorſchlagen, dieſe unſchätzbaren Merkmale der Schlichtheit und des Dünkels, der Treuherzigkeit und der Geziertheit, der Klugheit und der Bornirtheit u. ſ. w. zu verwiſchen und einen allgemeinen farbloſen Gruß aufzubringen? In der That, manchmal bin ich höchſt einfältig. Schilder, die ſo genau die Firmen decken, ſoll man laſſen ſtahn.

Für meine Perſon übrigens bleibe ich bei meiner Meinung. Wer ſie theilt, den grüß' Gott! Und wer ſie nicht theilt, nun — den grüß' Gott nicht.

Volk.

Ganz unverſtändlich iſt mir der Cultus, den die Dichter mit dem ſogenannten Volke treiben. Damit kann's ihnen ja nicht ernſt ſein, es iſt nur der plebejiſche Zug, der durch unſere Zeit geht, die Luſt an ſchmutziger Materie und an ſinnlicher Verrohung. Was giebt es denn Widerlicheres als dieſes Landvolk in den Dörfern und Bauernhütten? Roh, dumm, kriecheriſch, frech, gewaltthätig, unzüchtig, abergläubiſch, bigott, ſchmutzig! Begegnet man einen Bauern, ſo muß man ſich drei Schritte vor und ſechs Schritte hinter ihm die Naſe zuhalten. Tritt man in eine Bauernkammer, ſo kann Einen in der verpeſteten Luft auf der Stelle der Schlag treffen. Und das nennt Ihr geſunde Natürlichkeit und Poeſie des Landlebens! — Iſt kein Spucknapf da?"

So ſagte eines Tages zu mir ein Stadtmenſch, der, weil es ihm in der Stadt zu langweilig war, doch viel auf dem Lande umging, aber immer mißmuthiger von demſelben zurückkehrte als er ausgezogen.

„Spucknapf," antwortete ich dem Manne, „iſt keiner da. Geniren Sie ſich nicht, ſpuken Sie nur immerhin auf das Volk, Sie werden ſehen, es läßt ſich's gefallen; nur müſſen Sie Acht haben, daß ſie keinen Einzelnen treffen, ſonſt könnten Sie Hiebe kriegen!“

„Natürlich ſchlagen ſie gleich zu, dieſe brutalen Kerle, ſobald man ſie perſönlich faßt; wenn ſie aber ihre Gattung vertheidigen ſollen, da weichen ſie feige und blöde zurück.“

„Sie treiben es eben auch ſo wie Andere,“ war meine Entgegnung.

„Mir kann das Bauernvolk geſtohlen werden!“ rief er.

„Sie haben vorhin eine Reihe von Laſtern und Abſcheulichkeiten aufgezählt, die man im Volke findet,“ verſetzte ich. „Warum haben Sie denn nicht mehr genannt? Warum haben Sie denn nicht alle Sünden und Verbrechen und Schlechtigkeiten und Ekelhaftigkeiten aufgezählt, die in der Welt vorkommen? Denn ſie alle findet man im Volke, zu dem — im weiteſten Sinne — auch wir gehören. Hier iſt aber beſonders vom Landvolke die Rede. Kein Galgen iſt zu hoch und keine Grube zu tief für ſo Manchen, der da draußen umſtreift auf blumigen Feldern und im grünen Wald. Dieſelbe Höhe- und Tiefbemeſſung wendet ſich aber leicht auch für manchen Städter an, der die feinſte Wäſche trägt und die artigſten Umgangsformen verſteht. Ganz ſo abſtoßend ſind die Sünden der Landleute ſchon darum nicht, als die der Städter, weil ſie natürlicher, elementarer und ungeſchminkter auftreten, obwohl ich zugebe, daß man auch auf dem Dorfe vollendete Meiſter der Falſchheit und Heuchelei findet. Doch, weshalb das Brett denn immer an der ſchmutzigen Seite betrachten! Kehren wir's um. Kein Kreuz iſt ſo hoch, als daß an ſelbes das Volk nicht ſchon geſchlagen wurde, und kein Grab ſo tief, aus welchem es nicht von den Todten auferſtanden wäre. Was wir das „Volk“ nennen, lieber Herr, das iſt nichts weiter als das Gros und der Kern der Menſchheit. Wem der Sinn und das Intereſſe für das Volk mangelt, der hat entweder eine ganz verkehrte Erziehung genoſſen oder er iſt eingeſponnen in einen dicken Pelz von Egoismus und perſönlicher Eitelkeit, oder er hat einen kranken Magen.“

„Sehr gut!“

„Einen geſunden Magen muß man ja überhaupt haben, wenn man viel mit Menſchen verkehren will. Auch die Städter ſtecken hinter dem ſchwarzen Rock in Hemdärmeln und hinter den Hemdärmeln manchmal in einer recht ſchmutzigen Haut. — Wem zum Landvolke im Vorhinein die Neigung mangelt, der ſoll ſich am beſten gar nicht unter dasſelbe begeben, er würde es nicht verſtehen und nicht verſtanden werden.“

„Das letztere glaube ich aufs Wort,“ bemerkte der Städter.

„Gemach. Manchmal guckt ein Bauer zehn Städtern eher hinters Hütel als umgekehrt. Das, was da draußen lebt und webt, ſtellt ſich ſehr einfältig und plump, taub und blind und lahm, und dennoch belauert, ſieht und hört es alles, iſt früh auf und ſpät nieder, ſtark in That und ſtark in Leiden, aber auch oft klug hinter der Maſke der Einfalt, ſchlecht hinter den Zügen der Frömmigkeit, tugendhaft, opferfreudig, heroiſch hinter dem Mantel der Alltäglichkeit. Wer dem Volke ferne ſteht, für den iſt es nicht leicht, zu ihm zu gelangen. Er kann zum Volke gehen, fahren, reiten, ohne zu ihm zu kommen; er kann unter ihm ſtehen, ſitzen, liegen ohne bei ihm zu ſein. Ein beſonderer Schlüſſel gehört dazu, um das Herz des Volkes aufzuſperren. Die Herren Volksjäger! Sie prahlen und zahlen, heucheln und ſchmeicheln, ziehen Lodenjoppen an, quälen ihre Zungen, um Mundart zu ſprechen, und werden nicht aufgenommen, nicht eingeführt in die Seelen. Inſtinctiv fühlt es der Bauersmenſch, daß die Brücke zwiſchen den Herzen fehlt. — Es können reiche Barone, adelsſtolze Grafen, es können gelehrte Profeſſoren, ſiegreiche Generale, es können ſchöne, in Seiden gehüllte Damen kommen, und das Volk hat für ſie keine Gnade. Ein hoher Herr iſt das Volk, das kommt Niemandem entgegen, läßt ſich ſeine Gunſt auch nicht abkaufen und nicht abſchleichen, es fühlt naturgemäß die Neigung oder die Verachtung, die der Fremde ihm entgegenbringt.

Das Volk als ſolches kann man weder lieben noch haſſen, man muß es ſuchen, nehmen, tragen, fürchten, bekämpfen, bewundern wie ein Element, iſt es ja doch jedes Einzelnen ureigenſtes Lebenselement, in welchem er entſteht, wächſt, gedeiht und zugrunde geht. — Darum thun Sie unrecht, mein Herr, wenn Sie das Volk mißachten, das heißt ſo viel, als die Summe der Kräfte und Tugenden der Menſchheit für gering zu halten, ſich ſelbſt in kindiſchem Eigendünkel dem großen Ganzen gegenüber zu ſtellen als Eines, das größer ſein will als die unzählige, unerſchöpfliche Menge. Die Menge iſt immer gemein, ganz richtig. In demſelben Sinne iſt auch das Erdreich gemein. Verachtet man das Erdreich? Es iſt gewiß das ſicherſte Zeichen von Hoffart, die Maſſen der Menſchen zu verachten, das gewaltige allſchaffende, allzerſtörende Volk mit dem Worte Pöbel zu belegen und dem gegenüber ſich ſelbſt als einen gar feinen Extract zu betrachten. Es zeigt nicht allein von Hoffart, ſondern auch von Bornirtheit und Herzloſigkeit, von Eigenſchaften, die denen der Niedrigen des „Volkes“ gleichkommen.“

Hierauf entgegnete der Städter: „Sie verdrehen den Sinn meiner vorherigen Bemerkung. Ich meine ja nicht das

Volk als Ganzheit, als Begriff, in dieſem Sinne mag das Volk ja etwas ſehr Großes und Edles ſein, ich ſpreche nur von den Einzelnen, die mich anwidern.“

„Wenn Sie zwölf Lumpen haben, ſo haben Sie eben ein Dutzend Lumpen,“ ſagte ich, „und wenn Sie lauter einzelne ſchlechte Kerle haben, ſo haben Sie ein Volk von ſchlechten Kerlen, von dem ich nicht behaupten möchte, daß es etwas Großes und Edles ſei. — Nein, die Mehrheit der Einzelnen im Volke, beſonders im Landvolke, iſt brav, tüchtig und achtenswerth. Aber eben dieſe Einzelnen laſſen ſich nicht ſo finden und aufſchließen und auskundſchaften, wie mancher Stadtherr oder manche Stadtdame es möchte. Mit den Landleuten zu verkehren iſt eine größere Kunſt, als etwa eine Salongeſellſchaft zu unterhalten oder Clavier zu ſpielen, oder Zweirad zu reiten, oder ein Kaninchen zu ſeciren — es iſt die Kunſt, die kaum gelernt werden kann, die angeboren ſein muß, die Kunſt der Humanität. Wer den Weg zum Volke mit der Laterne der Kritik ſucht, der findet ihn nimmer, er wird hier und da einem rohen Lümmel begegnen, dort einem verkommenen Lungerer, hier einer frechen Dirne, dort einem ſchmutzigen boshaften Rangen. Wer aber ein Herz in ſich trägt, das ſich freuen kann an der unendlich mannigfaltigen Geſtalt des Menſchengeſchlechtes, an ſeiner Arbeit, an ſeiner Entſagungsfähigkeit, an ſeiner unbändigen Lebensluſt und Leidenskraft, wer ein Herz hat für das unermeßliche Meer von Weh und Schmerz, das da ausgegoſſen iſt über Herrn und Knecht, über Mutter und Kind, über Bruder und Schweſter, über den Reichen wie über den Bettelmann — über alle! über alle! — wer eine Ahnung hat von der Kraft der Hoffnung, die alle aufrecht hält, von der Kraft der Treue, die ſie trotz und trotz Manchem zuſammenſchmiedet — der findet das Volk, und im Volke den Menſchen, und in dem Menſchen ſich ſelbſt!“

„Ja, ja, das iſt alles recht ſchön,“ antwortete der Gegner, „doch ich bleibe dabei, wer mit Bauern umgehen will, der darf keine Naſe haben.“

„Und wer die Bauern verachtet,“ gab ich bei, „der ſoll keinen Mund haben. Der Mund will Brot eſſen. Manches, was Sie an dem Bauer als rauh fühlen, iſt nur die harte Schwiele ſeiner arbeitenden Hand; manches, was Sie bei ihm als Schmutz ſehen, iſt Erdſtaub, den ich an dem Bauer ſo wenig miſſen möchte, als den Goldſtaub am Schmetterling. Manches, was Sie beim Landmann als Koth bezeichnen, iſt Dung, aus welchem das Brot ſprießt, das Sie eſſen. Ja, Sie mögen noch ſo störriſch ſein, aus der Hand freſſen — ſo zu ſagen — müſſen Sie dem Bauer doch.“

„Der Bauer iſt eben nichts Anderes als ein nothwendiges Uebel,“ war die Entgegnung.

„Mag ſein, dann iſt der Städter ein überflüſſiges Uebel. Wenn Sie die Menſchen überhaupt gering ſchätzen, ſelbſt auch mit Einſchluß des Geringſchätzers, ſo billige ich das nicht, aber es iſt ein Standpunkt. Das Landvolk allein gering ſchätzen, ſich und die ſogenannten Gebildeten einzig nur als die berechtigten Weltbürger und beſſeren Menſchen hinzuſtellen, dieſe beſchränkte Anſchauung könnte man vielleicht dem ungebildeten Arbeiter verzeihen, nicht jedoch dem wohlbeſtellten Städter, der Zeit und Mittel hätte, um ſich einen weiten Weltblick, alſo auch eine Kenntniß der Volksſeele anzueignen.“

„Nach Ihren Ausführungen,“ ſagte nun der Gegner, „könnte man faſt Luſt bekommen, das Landvolk näher zu beſehen. Nehmen Sie mich doch einmal mit hinaus aufs

Dorf und zeigen Sie mir die großen Tugendhelden und die heiligen Märtyrer."

„Lieber Herr," verſetzte ich, „das Volk iſt keine Bildergalerie, in welcher man ſich nur gleich ſo hinſtellen kann vor die Gemälde und ſie kritiſiren. Das Volk iſt unendliches, meertiefes Leben. Vorausgeſetzt, es wäre ſo leichthin möglich, ein beliebiges Exemplar aus dem Landvolke herauszufangen, es zu ſtudiren, zu ſeciren, zu kritiſiren, ſo würden Sie doch nicht viel gewinnen. Man muß den Bauer kennen lernen als Pfarrer und Lehrer, als Hausvater und Knecht, als Wirth und Krämer, als Recrut und Landſtreicher; man muß ihn ſehen als Kind, Jüngling, Mann und Greis, man muß mit ihm eine Taufe und eine Hochzeit, eine Beſtattung, einen Hausbau, eine Feuersbrunſt durchgemacht haben, man muß ein Weihnachten, ein Oſtern, eine Kirchweih mit ihm gelebt haben — kurz, man muß ihm in allen ſeinen Geſtalten und Bewegungen gefolgt ſein, um ihn meſſen und wägen zu können. Oft wird er anwidern, abſtoßen, empören, noch öfter aber anmuthen und begeiſtern; man wird Achtung, Neigung, Liebe für ihn empfinden, man wird oft und gern hineinblicken in dieſen ungeheueren, manchmal verzerrenden, manchmal wunderbar klar und wahr zeigenden Spiegel ſeiner ſelbſt.

Und iſt der Einzelne erſt ſo verwachſen mit dem Volke, dann wird auch dieſes ihn wie den Seinigen betrachten. Wer ſich ſeiner natürlichen Zuſammengehörigkeit mit dem Landvolke bewußt iſt, oder noch beſſer, wer ſich derſelben nicht bewußt iſt, wer ſie nur im Blute ſpürt, der braucht nicht erſt intimer und oft mit dem Volke zu verkehren, er wird es ſelbſt bei der flüchtigſten Begegnung verſtehen und ergründen. Eine gefüllte Wirthsſtube, welch ein brodelnder, brauender Menſchenhaufen: kauen, nagen wie Affen, ſaufen wie Ochſen, gröhlen in der Brunſt wie Hirſche und Schweine, lauern wie Hyänen — eine wahre Menagerie für Fremde, die ſich beſſer dünken, weil ſie dieſelben Dinge in feinere Form zu kleiden verſtehen! Aber unter dem Wirthshausbrodem ſpinnen, von den Fremden oft unbemerkt, kindliche Harmloſigkeit, treuherzige Gemüthlichkeit, glühende Liebe, lodernder Zorn und Haß, all die zarten Freuden und all die gewaltigen Leidenſchaften, die uns doch in der Dichtung, im Drama ſo ſehr intereſſiren. Eine gefüllte Kirche am Sonntag: welcher Qualm, welcher Geruch, welch mattes Hindämmern, Hinträumen der Anweſenden, welche Trägheit oder welch grinſende tückiſche Bigotterie! Ein widerlicher Anblick für den Fremden, der in Bildungsdünkel ſeinem Gott dadurch zu dienen glaubt, daß er alle Formen des Gottesdienſtes verachtet! Hat er aber eine Ahnung von all dem Anliegen, Weh und Schmerz, von all der Trauer, Gottesfreude und Himmelsſehnſucht dieſer unter dunſtenden Lodenjoppen und moderig riechenden Lappen zuckenden Herzen?

Ich ſehe, wie Sie jetzt den Mund aufthun, mein Herr, und mich erinnern wollen an die oft empörende Gefühlsrohheit zwiſchen Kindern und Eltern, Geſchwiſtern, Eheleuten u. ſ. w. — Sie haben recht, ich leugne gar nichts, es ſind dieſelben Rohheiten, die aus dem Thierreiche ſtammen und die wir alle zu überwinden hatten, ſofern ſie bei uns überwunden ſind! Ja, ja, es iſt ganz derſelbe einzige Faden, der tief unten bei den Beſtien der Vorzeit anknüpft und bis zu uns herauf zieht, nur daß er bei uns fein geſponnen, tiefer unten aber ein Strick iſt. — Da ich Ihnen alſo zugegeben, daß alle menſchlichen oder thieriſchen Laſter in roher Form beim Landvolke zu finden ſind, ſo müſſen Sie mir zugeben, daß in jenem Erdreiche auch der Keim alles Guten und aller moraliſchen Größe liegt, welcher im Sonnenlicht der Erkenntniß und der Sitte zur Blüthe gelangt. Seien Sie aber auch überzeugt von einer großen ſittlichen Seelenkraft, Opferfähigkeit und Heldenhaftigkeit, die im Volke Tag für Tag wirkt, wenn auch weiter kein Hahn darnach kräht. Dort giebt es eben keine Goldſchmiede, die der Tugend vor der Oeffentlichkeit einen Heiligenſchein ſchmieden; dort ſind es nicht Nekrologe und Marmormonumente, die das Verdienſt rühmen für ſpätere Geſchlechter; dort wird das Tüchtige einzig nur im Blute und im ſchlichten Beiſpiele fortgepflanzt als etwas ganz Natürliches und Selbſtverſtändliches. Und wehe, wenn dem nicht ſo wäre! Denn jener Hochwuchs von Menſchen, den wir die Geſellſchaft nennen und in dem wir uns mit ſo großer Selbſtgefälligkeit ſonnen, ſtirbt ja fortwährend ab; friſcher Nachwuchs kommt einzig und einzig nur aus dem ewig treibenden, unerſchöpflichen Humusboden, Volk genannt. Friſcher Nachwuchs für Geſchlechter und neue Kraft für Einzelne. Auf mich wirkt körperlich wie geiſtig ein zeitweiliges Untertauchen im Volksthume wie ein Heilbad, ohne das ich längſt hätte verkommen und verſchmachten müſſen.“

Mein Gegner ſchwieg. Sollte ich ihn überzeugt haben? Ich glaube es kaum. Viel eher mochte er ſich ſtolzerfüllt gedacht haben: der Klügere giebt nach. Eines ebenmäßigen Ausklanges wegen ſetzte ich noch Folgendes bei:

„Wie es freilich ungerecht iſt, nur mit den Gebildeten zu halten, die ſich gerne außerhalb des Volkes ſtellen und alles, was auf der weiten Gotteserde in ſtrenger körperlicher Arbeit täglich ſein Daſein erringen muß, zu verachten: ſo wäre es auch thöricht, ſich von dem Gebildeten abzuwenden und ganz im Volke unterzugehen. Man darf das Gleichgewicht nicht verlieren zwiſchen Cultur und Natur. Es liegt ſonſt doch für manchen Gebildeten, der das Landvolk lieb hat, die Gefahr nahe, zu verbauern, das heißt zu verrotten und einzuroſten in die Alltäglichkeit des Dorfes, denn durch das enge und engherzige Einſpinnen in einen beſtimmten Lebenskreis wird man zum Philiſter, dort wie da. Vor ſolchem Begrabenſein wie ein taubes Korn im Humus der Menſchheit behüte uns der Himmel. Möge aber der göttliche Säemann den durch Bildung und Leben geläuterten Menſchen wie edlen Samen manchmal hinſtreuen in das feuchte, dunkle Erdreich des Volkes, auf daß dieſer Menſch gleichſam wie ein friſcher Halm mit vielfältiger Frucht wieder auferſtehe in das Sonnenlicht! — Die Nothwendigkeit einer ſolchen Wiedergeburt der Geſellſchaft dürften auch die Dichter bedenken oder unbewußt empfinden, welche — wie Sie ſagten — mit dem ſogenannten Volke ihren Cultus treiben. Das goldene Gefäß der Poeſie, aus welchem die Welt Erquickung ſchlürfen will, muß ſeinen Inhalt wohl manchmal an dem Jungbrunnen füllen, dort wo er unmittelbar aus der Erde quillt.“

Der Bauernſtand unſere Rettung.

Ein ſeltſamer Doppelſchrei gellt heute durch unſere Lande. Arbeit! Arbeit wollen wir! lärmen ſie in den Städten; Arbeiter! Arbeiter brauchen wir! ruft der Bauer auf dem Dorfe. In den Städten kann man nicht genug Häuſer bauen, um der Wohnungsnoth zu ſteuern, auf dem Lande ſtehen Huben und Hütten leer. In den Städten droht fortwährend Hungersnoth, die man mit theuerem amerikaniſchen Korn decken will, auf dem Lande liegen die Heiden wild, die Felder brach; auf abgehauſten Bauerngründen wächſt junger Wald, und wo früher ungezählte Menſchenfamilien gearbeitet haben, gelebt haben, zufrieden geweſen ſind, tummeln ſich heute Rehe und Hirſche für den Jagdſport hochmögender Herrſchaften. So wenigſtens iſt es bei uns in den Alpen; doch wie man hört, trifft's im Flachlande auch zum Theil zu, und der Bauernſtand geht dort wie hier dem Verfall entgegen. Der wichtigſte, der nothwendigſte, der ſelbſtverſtändlichſte Stand ſoll aufhören!

Wer kann das verſtehen?

Iſt nicht immer von einer drohenden Uebervölkerung die Rede? Sehen wir nicht täglich Auswanderer einem unbekannten Schickſale zuſtreben, bereit, in fremden Ländern Wildniſſe urbar zu machen? Und die heilige Heimatserde läßt man zur Wildniß werden! — Wer kann das verſtehen?

Der Niedergang des Bauernſtandes iſt eine Thatſache, die Niemand mehr leugnet. Wenn man doch nur auch zugeſtehen wollte, daß das große Arbeiterelend in den Städten und die drohende Gefahr der Socialdemokratie mit dem Niedergange des Bauernſtandes zuſammenhängt! Nichts wird ſich ſo furchtbar rächen, als daß man den altgeſeſſenen Bauernſtand verkommen ließ, daß man ihn mit Laſten zu ſehr drückte, daß man Dienſte von ihm verlangte, die ihn ſeinem Berufe entfremdeten. Der Bauer leiſtet genug für den Staat, wenn er Bauer iſt. Aber man verlangt noch ſonſt alles mögliche von ihm: man will mit ſeinen Steuern die Staatseiſenbahnen betreiben helfen dafür, daß ſie fremdes Korn ins Land bringen; man will mit ſeinen Steuern die ſtädtiſchen Schulen erhalten helfen dafür, daß dieſe Schulen den aufgeweckten Bauernſohn von der Scholle fort und zum „Studiren" locken; man will mit ſeinen Steuern das ganze bureaukratiſche Triebwerk von Aemtern, Behörden und Polizei beſtreiten helfen, von dem der Bauer ſelten Vortheile empfindet, aber manche Hemmungen zu leiden hat; man will mit ſeinen Steuern eine gewaltig gerüſtete Armee verſorgen helfen, von der im Nothfalle natürlich kein Stand ſo wenig Schutz genießt, als der Bauernſtand.

Doch nicht allein Geld fordert der Staat vom Bauer, ſondern auch Blut. Die kräftigen, hoffnungsvollen Burſche, die natürliche Zukunft des Bauernthums werden herausgeholt aus ihrer ſtillen, behäbigen Wirthſchaft und fort zu den

Soldaten, ſie lernen Welt kennen und Welt ſchmecken. Früher war ein Burſche, der ein Bauernhaus beſaß und bewirthſchaftete, militärfrei. Der Staat wußte recht gut, was damit gethan war. Heute genießt nur Derjenige militäriſche Vortheile, der ſtudirt und dadurch das Gelehrtenproletariat vermehren hilft; der Bauernſoldat wird ſeinem Stande entfremdet. Viele, und gerade die intelligenteſten Bauernſoldaten, kehren in ihren Hof nicht wieder zurück. Andere kehren mit Widerwillen zurück; mancher ſucht ſein angeſtammtes Neſt zwar mit Freuden wieder auf, doch er hat Weltgift getrunken, den altgewohnten Curs verloren, ſachte lockert ſich ſein Verhältniß zur Scholle der Vorfahren, und bei guter Gelegenheit ſpringt er ab. Schon ſtehen auch Herrſchaften auf der Lauer, um die Bauerngüter anzukaufen, aber nicht etwa, daß ſie darauf das Feld bebauen, die Viehzucht betreiben, den Obſtbau pflegen, ſondern vielmehr, daß ſie die Höfe verfallen laſſen oder lieber gleich niederreißen, daß ſie aus Feld, Wieſen und Gärten Wald wachſen laſſen und eine ſchöne Jagd herrichten. Für Kleinbauern, die ſolche Reviere zur Nachbarſchaft haben oder gar davon eingeengt werden, iſt es überhaupt nicht mehr möglich, die Wege, Stege, Schulen u. ſ. w. zu erhalten, Dienſtboten zu bekommen, ſich des ſaatenfreſſenden Wildes zu erwehren. Solche Bauern müſſen noch froh ſein, wenn ihnen der herrſchaftliche Nachbar das Gut abkauft, damit ſie ihr Glück in der weiten Welt, in Eiſenwerken, Fabriken, bei Neubauten und Eiſenbahnen ſuchen können. Um aus der patriarchaliſchen Heimſtändigkeit eine nomadiſche Freizügigkeit zu machen, [illegible] in neueſter Zeit auch die billigen Fahrkarten der Staatsbahnen bei. Kurz, nichts geſchieht, um den Bauernſtand wieder feſt zu gründen; alles, um ihn zu lockern, rutſchend zu machen! Alſo löſen ſich in den Hintergegenden die Bauerngemeinden auf, die Gegend iſt entvölkert, wird zur Wildniß, und wenn der Staat nun für Wald- und „unfruchtbaren“ Boden viel weniger Steuern beziehen kann als früher von den Bauerngründen, ſo muß es ihm recht ſein. Den Bauernſtand ruinirt die Weltconcurrenz, die Maſchine und der Großbetrieb, ſagt Mancher achſelzuckend und findet das ganz ſelbſtverſtändlich. Ich finde das durchaus nicht ſelbſtverſtändlich. Der Bauer iſt kein Geſchäftsmann, kein Krämer, der zu concurriren hat, bei ihm kommt es darauf an, daß er auf ſeiner Scholle lebt und er kann leben von dem, was er baut. Der Austauſch zwiſchen dem, was er zu viel baut und was er gar nicht baut und doch braucht, kann ſich in engerem, einfacherem Kreiſe vollziehen, als es heute durch eine Menge gewinnſüchtiger Zwiſchenhändler geſchieht. Wenn der Bauer die modernen und oft ſo überflüſſigen „Bedürfniſſe“ ſich nicht angewöhnt, ſo iſt er überhaupt auf die ſtädtiſche Welt nicht ſehr angewieſen, wohl aber die auf ihn. Daß die Maſchinen den Bauernſtand zugrunde richten müſſen, glaube ich erſt dann, wenn ich höre, daß man mit der Maſchine allein Brot erzeugen kann. — Wie aber der Maſchinen wegen ganze Gegenden entvölkert werden, ganze Landſtriche verwildern ſollen, das iſt nicht zu verſtehen. Die Maſchine ſoll dem Bauern vielmehr Dienſt leiſten als billige Arbeitskraft auf Hof, Wieſe und Feld. Dadurch erſpart er Menſchenkraft zur immer weiteren Rodung, Entſteinung, Entſumpfung, Fruchtbarmachung des Bodens.

Güterzerſtückelungsſyſtem! Davon hat man ſich ſorgfältige Bearbeitung des Bodens verſprochen; aber die Kleinhäusler haben den kümmerlichen Kleinbeſitz lieber verkauft als bearbeitet. Großbeſitz wird zum Theil brach liegen gelaſſen oder durch Forſtcultur und Jagdſport der Landwirthſchaft entzogen. Am beſten hat ſich bisher der Mittelbeſitz gehalten.

Das Touriſten- und Sommerfriſchweſen! Es kann dem Bauern Einnahmen bringen, doch wehe einem Stande, der mit Dingen rechnen muß, die außerhalb ſeines Bereiches liegen und vom Zufall abhängen. Die Stadtleute bringen ja manches Angenehme mit in den Bauernhof, aber auch ſtädtiſche Sitte und Unſitte, ſtädtiſchen Luxus, ſtädtiſche Laſter, ſtädtiſche Unzufriedenheit. Die Sommerfriſchler locken dem Bauern den Dienſtboten ab. Der Verkehr mit dem Städter macht den Bauern locker und wackelnd. In einem Bauernhauſe, das der Städter bewohnt, wird der Bauer fremd.

Noch viele andere äußere, wirthſchaftliche und geſellſchaftliche Urſachen giebt es, die dem Landmanne Todtengräberdienſte leiſten. Die ganze geſellſchaftliche Einrichtung der Gegenwart, welche ja der Revolution entſtammt, ſteht dem rein auf conſervativen Grundlagen ruhenden Bauernſtande feindlich gegenüber — und in dieſem Falle nicht mit Recht. —

Doch die tiefſte Urſache aller menſchlichen Wandlungen iſt nicht ſo ſehr materieller, als vielmehr moraliſcher Natur. Es giebt auch innere Urſachen, daß der Bauernſtand niedergeht. Der Bauer ſelbſt iſt nicht ohne Schuld. Entweder er betreibt ſeine Wirthſchaft nach Urväterart oder er will den Fortſchrittsmann ſpielen, führt allerlei unerprobte Neuerungen ein und verrechnet ſich. Den geſunden Mittelweg zwiſchen alter Sitte und neuen Anforderungen finden die wenigſten. Das iſt eins. Ein Zweites iſt, daß der Bauernſchaft die Standesehre abhanden kommt. Man will nicht mehr Bauer ſein, es iſt eine Schande, mit dem Pfluge zu arbeiten, die Heerde zu züchten. Man will ohne körperliche Arbeit leben können und vorwärts kommen. Weil es für einzelne Perſonen thatſächlich mit geiſtiger Arbeit leichter vorwärts, aufwärts geht, ſo wirft alles den Spaten, den Hammer, den Hirtenſtab fort und will ſtudiren. Man ſieht, daß faſt alle Stände der geiſtigen Arbeit überfüllt ſind, daß zahlloſe junge Männer, welche mit Noth und großen Koſten ihre viele Jahre langen Studien abſolvirt haben, beſchäftigungslos umherlaufen, bettelhaft dahinleben, endlich nur froh ſind, eine armſelige Schreiberſtelle irgendwo zu finden, um nicht dem Hunger oder Schlimmerem anheimzufallen. Es iſt ja kein Bedarf da für ſo viele Juriſten, Profeſſoren, Techniker, Officiere und Literaten. Das Gewerbe, der Bauernſtand hat Noth an Mann, aber nein, es iſt eine Schande, körperlich zu arbeiten. Auch den Bauer erfaßt die hölliſche Großmannsſucht, die ſo viele ſonſt gutartige Menſchen blind, dumm und ſchlecht macht; er will höher hinauf, will ſtudiren, will was probiren in der weiten Welt — alſo wird aus dem freien Manne gutenfalls ein untergeordneter Beamter oder gar ein Hausmeiſter, ein Laſtträger, ein Fabriksgeſelle, ein Dienſtmann, ein Canalarbeiter. Es iſt unbegreiflich. Der Bauernknecht in der freien Natur, in der Poeſie althergebrachter Arbeit und lebenerleichternder Gepflogenheiten, als Mitglied eines patriarchaliſchen Hausſtandes lebt, trotz manchem, was auch nicht gut iſt, herrlich und ſtolz im Gegenſatze zu einem dienenden Subjecte in der Stadt. Aber Eins fürchtet der Bauernknecht mit Recht — ſeine alten Tage, wo er, der ein langes Leben hindurch nichts als Brot gebaut hat, als „Einleger“ betteln muß um die letzten kümmerlichen Biſſen, oder warten wie ein hungeriger Hund, was vom Bauerntiſche für ihn abfällt. Da geht er doch lieber bei Zeiten zu den Fabriksarbeitern, die ja demnächſt unter der rothen Fahne die Welt erobern wollen!

Jetzt ſteht der Bauer auf ſeinem Grunde einſam: die Söhne ſind bei den Soldaten, die Knechte ſind in die Fabriken gegangen; auch die Mägde haben gehört, daß man in der Stadt als Köchin oder Bedienerin zehnmal feiner lebt als in der Bäuerei, und daß man dort ſogar ſein Glück machen kann. Der Bauer ſteht hilflos da und ruft nach Arbeitern für Feld und Wieſen! Er ruft nach Gewerbsleuten. Er ruft vergebens. Und weil Niemand mehr zu ihm kommt, ſo will auch er davon. Der Bauersmenſch hat eben einen Blick in die Welt gethan und geſehen, wie viel Reichthum ohne Arbeit es dort giebt, wie viel Genuß ohne Leiſtung, wie viel unbeſtrafte Lüderlichkeit, wie viel ſiegende Schlauheit, und daß nicht mehr die innere Tüchtigkeit den Ausſchlag giebt, ſondern die Keckheit, die Herzloſigkeit, die Verſchlagenheit. Ja, wenn es ſo ſteht, da will er auch mitthun: an Klugheit, meint er, nehme er es mit Manchem auf, ſo dumm er auch ausſchaue, und er ſpringt in den Wettkampf.

Alſo ſtehen wir vor folgenden Thatſachen: Man fürchtet die Uebervölkerung und läßt urbaren Boden zur Wildniß werden. Man iſt demokratiſch geſinnt, von materieller Weltanſchauung durchdrungen, und verachtet die körperliche Arbeit. Man will hinauf, und ſteigt hinab. Man will Machthaber ſein, und wird Diener. Man ſucht Freiheit, und begiebt ſich in die Knechtſchaft. Man ſtudirt zwölf oder mehr Jahre, um ein Herr zu werden, und wird ein Bettler, weil man zwölf oder mehr Jahre ſtudirt hat. — Wer ſoll bei ſolchen Widerſprüchen klug werden? Wer ſoll ſagen, auch nur ahnen können, wo das hinaus will?

Es iſt wohl wahr, überall ſonſt iſt leichtere Möglichkeit, es zu etwas zu bringen, als im Bauernſtande, doch überall auch iſt die Gefahr, leiblich und geiſtig zugrunde zu gehen größer als im Bauernſtande, der ſeine fleißigen Leute kümmerlich, aber ſicher ernährt.

Die Volksſchule hätte auf dem Dorfe die Miſſion gehabt, nicht bloß den Sinn der Jugend ins Weite und Breite zu lenken, ſondern ihn auch für den bäuerlichen Beruf zu bilden, zu vertiefen und immer wieder die Liebe für den Bauernſtand zu wecken und deſſen hohe Ehrenhaftigkeit zu betonen. Die Geiſtlichkeit, die ſich ja doch auch ſonſt ſo willig an weltlichen Angelegenheiten betheiligt, hätte dieſelbe Aufgabe zu erfüllen. Allein dem katholiſchen Clerus, den man ſonſt für einen Freund des Bauernſtandes halten muß, ſcheint es nicht gegeben zu ſein, den Bauernſtand für den modernen wirthſchaftlichen Wettbewerb zu erziehen. Alſo ſehen wir, daß unſer Alpenbauer den moraliſchen Halt verliert, großentheils ſchon verloren hat, und daß der Bauer dorthin gedrängt wird, wo das Volk nicht mehr Volk heißt, ſondern Pöbel, Proletariat.

Eine große Induſtrie iſt ja etwas recht ſchönes, doch ihr die Agricultur zum Opfer bringen — das iſt ſie nicht werth. Die Agricultur hat ein älteres Anrecht auf unſer deutſches Vaterland als die Induſtrie, und wird ihm wohl auch in Zukunft eine beſſere Stütze ſein. — Die nächſte Zukunft des Bauern iſt wahrſcheinlich das Pachtverhältniß. Pächter des Großgrundbeſitzers oder des — Staates. Mir gefällt weder das eine, noch das andere, mein Ideal iſt ein freier Bauernſtand.

In meinem Roman „Jakob der Letzte" habe ich den Niedergang des Bauernthums in den Alpen geſchildert. Hierauf erhielt ich zahlreiche Zuſchriften, daß es in vielen Gegenden Deutſchlands nicht anders ſei, und ſo nehme ich mit Schrecken wahr, daß die moderne Politik und Oekonomie mit dem freien Bauernſtande ſyſtematiſch aufzuräumen gedenkt. Was ſoll das werden?

In den übervölkerten Städten wogen Rotten durch die Straßen, ſchreien nach Arbeit, greifen mit räuberiſcher Hand nach Brot. Man iſt beſtrebt, ihr Begehren zu erfüllen, ſchafft in der Stadt allerhand Arbeiten, die an und für ſich nicht nöthig wären, die nur die Gemeinde- und Staatslaſten vermehren und trotzdem ganz unzulänglich ſind, um die Maſſen mit Brot zu verſorgen. Was iſt das für eine Wirthſchaft? Sieht es denn um Gottes willen Niemand, wo Arbeit in Hülle und Fülle vorhanden iſt, und zwar jene natürliche, ſegensvolle Arbeit, die unmittelbar Brot ſchafft? Mit den Maſſen arbeitsloſer Menſchen aufs Land hinaus! Zurück wieder auf die Dörfer, ins Gebirge, roden, ackern und ernten, Feldbau und Viehzucht treiben. Und nicht bloß die rohe Arbeitskraft hinaus; es giebt in den Städten auch ſo viele überſchüſſige Intelligenz, die ein beſſeres Los verdiente, als zwiſchen Mauern unnütz zu verkommen oder gar gemeinſchädlich thätig zu ſein. Hinaus mit ihr in die freie Gottesnatur! Auch das Bauernthum braucht geſcheite Köpfe; ja ein Bauer, der gemiſchte Wirthſchaft tüchtig betreiben will, muß in ſeiner Art mindeſtens ſo viel, aber freilich anderes, gelernt haben und verſtehen, wie irgend ein „Studirter" in der Stadt.

Aber wie iſt es zu machen? Was ſoll geſchehen? Die landwirthſchaftlichen Schulen machen nicht viel aus; für den Bauer iſt die Schulbank, wenn er ſie zu lange drückt, überhaupt mit einer gewiſſen Gefahr verbunden, beſonders zu einer Zeit, wo es Jeder, der etwas gelernt zu haben glaubt, für eine Schande hält, körperlich zu arbeiten. Körperlich arbeiten muß aber der Bauer, und dagegen hilft keine Gelehrſamkeit und kein Hochmuth, es kommt nur darauf an, daß er es merkt und empfindet, welch ein Segen und Genuß auch in der körperlichen Arbeit liegen kann. Vielfach iſt ſie mehr Genuß als Anſtrengung. Wenn zwei Feiertage nebeneinander ſtehen, ſo wird ſich der richtige Bauer oder Bauernknecht am zweiten Feiertage ſchon wieder ſachte an eine Handarbeit machen, er fühlt ſich dabei wohl.

Aber was iſt zu machen, daß der Rückzug beginne von der Stadt aufs Land? Ihr Staatsleiter und Geſetzgeber, es iſt die höchſte Zeit, darüber nachzudenken!

Ich habe ſchon darüber nachgedacht und bin zu dem Schluſſe gekommen, daß mit den Zeitungsartikeln und Bankettreden nichts gethan iſt, daß die Menſchen für dieſe wichtige Sache ſich perſönlich einſetzen müſſen, ſo tapfer und opferfreudig, wie man ſich gegen den Feind einſetzt fürs Vaterland. Das Opfer wäre ja endlich nicht ſo groß. Wenn ich ein kräftiger Stadtbürgersſohn wäre mit einem kleinen Vermögen, ich würde damit kein Geſchäft anfangen weder im Gewerbe, noch im Handel, ich würde mir draußen in einer ſchönen Gegend des Landes ein Bauerngut kaufen. In geſunder Luft, bei köſtlichem Waſſer, bei nahrhafter, einfacher Koſt würde ich abwechſelnd fleißig arbeiten und behaglich ruhen, würde meiner Familie leben, meinen Kindern eine glückliche Jugend auf dem Lande und ein ſelbſtſtändiges Daheim ſchaffen. Fernab von dem unheimlichen Treiben der modernen Welt würde ich im ländlichen Frieden ein echter und rechter Menſch ſein können.

Freilich habe ich hier ein von vorneherein unverſchuldetes Bauerngut im Auge, auf welchem es geſittete, fleißige, anſpruchsloſe Menſchen giebt, auf welchem die Familie des Beſitzers von dem Dienſtgeſinde nicht nach moderner Weiſe getrennt ſind, ſo daß die erſtere dem Feudaladel, die letzteren der Socialdemokratie zuſtrebt, ſondern auf welchem Hausvater und Dienſtboten an einem Tiſch eſſen, wie ſie zuſammen auf einem Felde arbeiten. Auch der amerikaniſche Bauer, der Farmer, obzwar er gebildeter iſt als unſerer, ſchämt ſich nicht, mit ſeinen Arbeitern an einem Tiſch zu ſpeiſen. Klingt es denn gar ſo veraltet, wenn man an Zuſtände erinnert, wie ſie im praktiſchen Amerika ſind? Das Patriarchenthum und die Ideale der Socialdemokratie — nirgends kommen ſie ſich auf friedlichem Wege ſo nahe, als im altſtändigen Bauernhofe, auf welchem das Geſinde faſt wie zur Familie gehört. Vierzehntagdienſtboten könnte ich auf meinem Hofe nicht brauchen; der Dienſtbote ſoll mir kein Fremder ſein, ſondern ein Hausgenoſſe, dem ich ſehr gerne ein freundliches Leben ſchaffe, wenn es ſein kann.

Aber ach, ich ſehe ja immer nur die alten, längſt vergangenen Bauernverhältniſſe und dazu noch jene der allerbeſten Art, die heute nicht mehr möglich ſind. Man vergeſſe aber nicht, daß ſich alles wiederholt, man kommt ſpiralförmig nicht genau auf denſelben Punkt zurück, wohl aber ihm nahe. Ich bin ja kein praktiſcher Volkswirthſchaftslehrer, ich bin nur ein Poet, doch den Poeten ſagt man nach, daß ſie Seher wären, und ich ſehe in der That, daß künftige Geſchlechter ſich wieder mehr auf dem Lande einheimen werden. Friedlich und für eine Dauer gelöſt kann die ſociale Frage nur auf dem Lande werden, dort ſind Herr und Diener unter einander viel verträglicher als in der Stadt und kommen ſich menſchlich näher.

Ei, höre ich einen Stadtherrn ſagen, Sie ſind ja ſei Bauer geweſen, warum ſind Sie es denn nicht geblieben? Ich könnte ihm antworten: Weil ich für einen Bauer zu dumm war, darum bin ich ein Herr geworden. Doch ſo unbeſcheiden ſoll man nicht ſprechen, alſo ſage ich, daß meine ſchwächliche Körperconſtitution mich veranlaßt hat, vom Bauernſtande abzugehen und ein Handwerk zu lernen; daß ich aber auch für einen Handwerker den richtigen Kopf nicht gehabt habe, worauf mir nichts übrig blieb, als die einzige Art und Kraft, die in mir ſich regte, auszubilden, und Euch, Ihr armen lieben Weltleute immer wieder dorthin zu weiſen, wo ich ſelbſt die glücklichſte Zeit meines Lebens zugebracht habe. Seit einem Vierteljahrhundert predige ich in allen Formen des Wortes die Rückkehr zur Natur, habe mein Häuschen ins Bauerndorf hineingebaut und ſtehe perſönlich mitten unter Bauern. Auch meine Söhne ſuche ich für das Bauernthum zu gewinnen, freilich mit geringem Erfolge, denn ſie ſind eben auch Kinder ihrer Zeit und warten gleich dieſen, bis der Engel mit dem flammenden Schwerte ſie zurücktreibt in die Natur.

Vielleicht wollen ſie doch nicht warten auf dieſen Engel. Vielleicht verſuchen es viele brave und geſcheite Söhne des Stadtbürgerthums, ihr großes oder kleines Vermögen nicht in Papieren, ſondern in Erde anzulegen; vielleicht fängt es allmählich wieder an, als etwas ſehr Wackeres, Patriotiſches, Ariſtokratiſches zu gelten, wenn ſich junge Leute dem altehrwürdigen Bauernthum widmen. Dann iſt es ja gewonnen. Das dienende Volk wird ſchon ſelber folgen. Und ſo wie ſonſt das ſtädtiſche Menſchenmaterial durch Bauernblut aufgefriſcht zu werden pflegt, ſo kann das alte zugrunde gegangene Bauernthum durch ein aus gebildeten Schichten ſtammendes junges, zeitgemäßes doch vielleicht zur Noth erſetzt werden. Der hiſtoriſche, in vieler Beziehung ſo ehrenwerthe und heimliche Bauernſtand wäre freilich dahin, aber in dem jungen Bauernthum, welches unter ſich zur beſſeren

Machtſtellung einen Ring bilden könnte, würden ſich vermöge der veredelnden Einwirkung von Arbeit und Natur allmählich wieder die Tugenden dieſes Standes ausbilden. Einfachheit, patriarchaliſcher Sinn, Liebe und Treue zur angeſtammten Erde, zu der Väter Sitte, Ahnung und Verehrung Gottes, dieſe erhaltenden Mächte gehen aus der Scholle hervor und ſind des Bauernſtandes Hort.

Der menſchliche Drang nach geſitteter Freiheit, nach einer feſten Heimſtätte für ſich und die Nachkommen, nach dem natürlichen Adel, der ſich in der erblichen Ständigkeit, in dem treuen Feſthalten an dem Berufe ſeines Geſchlechtes begründet, iſt ja doch noch nicht ganz verloren, ſo daß uns wenigſtens die ſeeliſche Eignung und Fähigkeit nicht abgeht, das älteſte gottgeheiligte Erbe der Menſchheit wieder anzutreten.

Das Uebrige müſſen unſere Staatsmänner, Volksvertreter und Volksfreunde beſorgen. Und wenn ſie in der Großſtadt geweckt werden von dem Lärm des Proletariats, das durch die Straßen ſtürmend mit drohenden Geberden nach Arbeit, nach Brot und nach Anderem ſchreit, mögen ſie ſich daran erinnern, daß der hiſtoriſch-conſervative Staat keinen mächtigeren, treueren Freund hat als einen ſtarken Bauernſtand. Einen ſolchen müſſen ſie ſchaffen um jeden Preis, denn von dieſem angeblich ſo ungebildeten Stande hängt der Fortbeſtand unſerer hiſtoriſchen Geſittung ab.

⁂

Eine Bitte an den Clerus.

In mir waltet eine faſt elementare Nothwendigkeit, alles öffentlich auszuſprechen, was in Sachen des Volksthums mein Denken iſt und mich lebhaft bewegt. Das iſt nicht zu ändern. Daß ich jedoch unter ſolche Aufſätze und Betrachtungen ſtets meinen vollen Namen ſchreibe, das iſt unklug. Dadurch ſtelle ich mich perſönlich gleichſam mit offener Stirn und unbedeckter Bruſt vor ein Heer von Gegnern, die, hinter der Parteiflagge verborgen, unter Anonymität verhüllt, mit hundert Pfeilen auf mich ſchießen können. Wenn die Pfeile ſtecken blieben, ſo müßte ich ſchon längſt dem heiligen Sebaſtian ähnlich ſehen, während ich mich ſo in meiner oberländiſchen Bärenhaut durchaus nicht als Märtyrer fühle. Das Bewußtſein meiner redlichen Abſicht, durch ſolche Kundgebungen Gutes zu ſtiften, giebt mir den Muth, jedem Gegner, ſei er eine mächtige Perſon, ſei er eine unfaßbare Partei, offen vors Geſicht zu treten, giebt mir auch die gute Laune, leidenſchaftliche Anwürfe und hochmüthige Abfertigungen zu belächeln.

Heute berühre ich wieder einen Punkt, an welchem manche Leute ganz beſonders empfindlich ſind: die Volksſchule. Und hier habe ich es mit einer Partei zu thun, welche ſich die clericale nennt, die aber doch zum Glücke ſich nicht ganz mit den ehrwürdigen Traditionen der katholiſchen Kirche deckt. Unſere Volksſchule hat wohl manche Fehler, die aber leicht verbeſſert werden können, weil ſie keine Cardinalfehler ſind. Was aber iſt dem Clerus an unſerer Volksſchule recht? Nichts. Seine Hauptklagen ſind, daß dieſe Schule zu koſtſpielig und nicht chriſtlich genug wäre. Iſt es ihm mit dieſen Klagen wirklich ernſt? Pflegt er ſich immer ſo ſehr zu bekümmern um das materielle Wohl des Volkes? Predigt er dieſem doch ſelbſt fortwährend, nicht nach irdiſchen Gütern zu trachten! — Und zu wenig Chriſtenthum. Verbietet das Schulgeſetz dem Clerus, in der Volksſchule Religion zu lehren? Im Gegentheile, das Geſetz gebietet es ihm, es ſtellt ihm eine genügende, vom Katecheten oft nicht ausgenutzte Stundenzahl zur Verfügung, es ſtellt den Religionsunterricht vollkommen frei, es miſcht ſich in Religionsſachen gar nicht ein, es verlangt vom Katecheten keine Rechenſchaft, ſo daß der Religionsunterricht heute eigentlich unabhängiger iſt als je. Er liegt ganz in den Händen der Kirche. Wenn die Schüler aber trotzdem in der chriſtlichen Religion zu mangelhaft unterrichtet werden und der religiöſe Sinn nicht genügend ausgebildet wird, wer kann dann ſchuld ſein daran, als Jene, die den Religionsunterricht zu beſorgen haben?

Wie wird in unſeren Volksſchulen Religion gelehrt? Ich konnte es lange nicht glauben, bis ich endlich vielfach davon überzeugt wurde. Von unzähligen Lehrern ließ ich es mir berichten, von Schulinſpectoren, von Schulkindern und ihren Eltern, von meinen eigenen Kindern, welche die Volksſchule beſuchten, endlich von Katecheten ſelbſt. Nach dem gegenwärtigen Lehrplane nimmt durch alle Claſſen der Katechismus die Hauptſtelle ein. Der Katechismus zerfällt in drei Lehrbücher: „Der kleine Katechismus", „Auszug aus dem großen Katechismus" und der „Große Katechismus in Fragen und Antworten". Dieſen drei Büchern des Katechismus beigegeben iſt ein Ceremonienbuch der katholiſchen Kirche und ein Auszug aus der bibliſchen Geſchichte, „ſoweit ſie zur Erklärung des Katechismus dient". Nach dem Lehrplane ſoll zum Leſen des alten wie des neuen Teſtamentes beiläufig gleich viel Zeit verwendet werden. Thatſächlich aber wird in den meiſten Schulen das alte Teſtament eingehender vorgenommen und dann wegen Mangels an Zeit über das neue flüchtiger hinweggegangen. Im Lehrplane iſt auch die Rede vom „Evangeliumleſen"; doch giebt es in den erſten vier Volksſchulclaſſen gar kein Evangeliumbuch; was man dort etwa Evangelium nennt, iſt wohl nur eine auszugsweiſe Bearbeitung des neuen Bundes für die Kirche. Das Evangeliumbuch iſt erſt von der fünften Claſſe an vorgeſchrieben, kommt aber ſehr ſelten dran, weil das ſtreng verlangte Auswendiglernen des großen Katechismus und das Studium des Ceremonienbuches dafür kaum eine Zeit übrig läßt. Das Haupt-Um und -Auf des Religionsunterrichtes iſt der katholiſche Katechismus. Wenn noch Zeit bleibt, wird auch Bibel geleſen, zumeiſt nur aus dem alten Teſtamente. Ich habe als Katholik gewiß nichts gegen den katholiſchen Katechismus, es iſt das nothwendige Buch der confeſſionellen Satzungen, es faßt in ſich auch ſozuſagen das Gerippe der Religion und der Sittenlehre. Auch gegen das alte Teſtament iſt im Allgemeinen nichts einzuwenden, obzwar ich nicht weiß, wie mit den unbeſtraften hebräiſchen Kniffen und Laſtern eines Jakob, eines David, eines Samſon und Anderer das chriſtliche Kind ſich zurechtfinden ſoll. Und das neue Teſtament? Im beſten Falle wird es gleichgeſtellt dem alten. Das alte Teſtament, heißt es, ſei nöthig, um auf das neue vorzubereiten; ja, aber dieſe Vorbereitungen nehmen ſo viel Zeit in Anſpruch, daß für die Hauptſache keine mehr übrig bleibt.

Wo bleibt in unſeren Religionsſtunden der eingehende Unterricht über das Leben und die Lehre Jeſu, das Evangelium? Man darf von dem redlichen Streben des Clerus wohl überzeugt ſein, doch kann man ſich manchmal wahrlich ſchwer des gewiß ungerechten Gedankens erwehren, als geſchehe die Vorenthaltung abſichtlich, um dann behaupten zu können, die Neuſchule erziehe religionsloſe Menſchen. Gewiß, das war in der Altſchule beſſer. In der Schule, welche ich beſucht habe, wurde an jedem Samstage und Vorabende der Feſttage von den Schülern, und zwar der Reihe nach durch die Bank, jener Theil des Evangeliums geleſen, der am darauffolgenden Tage auf der Kanzel vorkam. Hierauf wurde der Text beſprochen, vom Katecheten erklärt, mit ſinnigen Beiſpielen belegt, auf unſer menſchliches Leben angewendet, kurz, das Evangelium auf dem Wege des Gemüthes zur Sittenlehre gemacht. Die Religionsſtunden waren für uns damals die ſchönſten Stunden, ſie erwärmten, begeiſterten uns für Ideales, ſie waren wie Oaſen mitten in der Wüſte des Rechnens, der Sprachlehre, des Schreibunterrichtes. Damals hörte man auch noch von einer chriſtkatholiſchen Religion, heute giebt es nur mehr eine katholiſche.

Warum iſt es heute nicht mehr ſo? Iſt etwa das Volksſchulgeſetz daran ſchuld? Wir wiſſen ſchon, daß dieſes in den Religionsunterricht nichts dreinredet. Zwar nehme ich als gewiß an und laſſe es mir nicht nehmen, daß es auch jetzt noch einzelne Katecheten giebt, welche den Religionsunterricht in dem von uns gewünſchten Sinne führen; ja ich wüßte ſogar Einen oder Zweie zu nennen, die ihre Vorſchrift dahin übertreten, daß ſie etwas weniger Katechismus büffeln und etwas mehr Evangelium leſen laſſen, und denen es gelingt, in den Schülern Intereſſe zu erwecken für unſern Heiland, für ſein Leben und ſeine Lehren, und doch auch Intereſſe für die Verordnungen der Kirche. Im Ganzen iſt das nicht, im Allgemeinen, in der Stadt wie auf dem Dorfe, herrſcht in der Religionsſtunde eine troſtloſe Oede.

Wie ſieht alſo in unſerer Volksſchule der Religionsunterricht aus? Mechaniſches Aufgeben von Abſchnitten aus dem Katechismus, mechaniſches Auswendiglernen desſelben Abſchnittes, mechaniſches Prüfen desſelben Schülers, mechaniſches Herſagen des Memorirten, mechaniſches Anmerken der Religionsclaſſe. So geht man zumeiſt ohne weitere Erklärung des Textes von Abſchnitt zu Abſchnitt; der Schüler quält ſich ab, Seiten um Seiten ohne Verſtändniß und Intereſſe ſich einzubüffeln. Und es iſt wahrlich noch manchmal gut, daß Verſtändniß und Intereſſe fehlt! Wer ſich an gewiſſe Vorführungen und Ausdrücke im Volkskatechismus erinnert, der wird wiſſen, wie ich's meine. Anfangs fragt das unſchuldige Kind, was dies und das heiße, da jedoch ſelten eine Antwort ertheilt wird oder wenigſtens keine befriedigende, dem Alter des Kindes angemeſſene, ſo gewöhnt das Kind ſich endlich das Fragen ab, lernt gedankenlos die Sätze auswendig, plappert ſie gedankenlos her und bekommt eine gute Religionsnote.

Mancher Katechet begnügt ſich nicht mit dem Gedruckten, er dictirt den Schülern auch noch allerhand aus der Dogmatik und kommt mit einem Buche über Liturgik zum Auswendiglernen. Es werden die kirchlichen Einrichtungen, Geräthe, die prieſterlichen Kleider, die vorgeſchriebenen Gebräuche zu verſchiedenen Feſten und bei kirchlichen Handlungen erörtert, und alles muß wörtlich auswendig gelernt werden. Bei der Behandlung der Sacramente wird das Hauptaugenmerk auf Formen und Formeln gewendet. Auswendig gelernt wird die Aufzählung der chriſtlichen Tugenden, ſowie die der Sünden. In dem Abſchnitte über chriſtliche Gerechtigkeit heißt es: Thue das Gute und meide das Böſe! Sünde iſt die Uebertretung des göttlichen Geſetzes u. ſ. w. Es iſt ja alles da, es fehlt in der Theorie nichts zu einem chriſtlichen und ſittlichen Leben. Aber wie ſeelenlos, wie handwerksmäßig wird das kalte, dürre Wort abgehaſpelt! Und jene Theile der Religionslehre, die den Geiſt beſchäftigen, das Herz warm machen könnten, ſie kommen nicht zur Geltung.

Es iſt, als ob der gegenwärtige Katecheſenunterricht dazu angelegt wäre, dem Menſchen ſchon von früher Jugend an die religiöſe Welt zu verleiden. Die meiſten Thränen der kleinen Schüler werden des Katechismus wegen vergoſſen. Und die jahrelange, gedankenloſe, freud- und willenloſe Beſchäftigung mit einem Gegenſtande muß endlich gleichgiltig gegen denſelben machen, eine Gleichgiltigkeit, die vom Katechismus auf Kirche und Gottesdienſt übertragen wird und das Herz für alle religiöſen Empfindungen nach und nach verledert. Aus vielfacher Erfahrung weiß ich und ſpreche ich, daß der vorwiegende und ſeelenlos betriebene Katechismusunterricht jenen religiöſen Sinn nicht auszubilden vermag, der für ein ſittliches Volksthum vonnöthen wäre.

Mir ſind zehn-, zwölfjährige Kinder begegnet, die vorzügliche Claſſen in Religion hatten, von der Geſchichte Jeſu, von der Bergpredigt aber ſo viel wie nichts wußten. Wie hingen ihre hellen Augen an meinem Munde, wenn ich ihnen erzählte von dem Chriſtkinde zu Bethlehem, von der Flucht nach Aegypten, vom herodianiſchen Kindermorde, von der Taufe am Jordan, von den Wundern, dem Leiden und Kreuztode und von der Auferſtehung endlich! Raſcher ging uns der Puls, dem Erzähler wie dem Zuhörer, höher ſchlugen unſere Herzen dem Göttlichen entgegen, und mit Begeiſterung wurden Vorſätze gefaßt, ſo zu leben, daß wir Lieblinge des Heilandes würden. — Ich trete entſchieden jener clericalen Auffaſſung entgegen, als ſei die Religion weniger Herzens-, als Verſtandesſache, als wolle das Böſe vorwiegend aus Klugheit vermieden, das Gute vorwiegend aus Eigennutz gethan werden; ich verlange Verinnerlichung in der Religion und Verinnerlichung im Religionsunterrichte.

Ich frage: Warum wird bei dem Religionsunterrichte in unſeren Volksſchulen das Evangelium ſo ſehr übergangen? Ich wundere mich, daß ſolches nicht auch Andere fragen, daß ſolche Frage nicht der Staat ſelbſt mit Ernſt ſtellt. Warum wird das Evangelium Chriſti vernachläſſigt, warum aller Schwerpunkt auf den Katechismus gelegt? Der Kern und Inhalt des Chriſtenthums liegt im Evangelium, in den heiligen Schriften des neuen Teſtamentes. Mit dieſen vor Allem muß der Schüler vertraut werden, dann erſt wird der Katechismus, die Liturgik, der Cultus verſtändlich ſein.

Giebt es Ausflüchte? Giebt es Einwände? Vielleicht. Aber meine Ueberzeugung ſteht feſt, daß es ein großer, unverantwortlicher Fehler unſeres Religionsunterrichtes wäre, das Evangelium beiſeite zu ſchieben. Und ſelbſt wenn es „auch“ gelehrt würde, wäre es mir noch zu wenig, es muß vor Allem gelehrt werden! Dem Chriſten kann es nicht gleichgiltig ſein, wie ſeinen Kindern Chriſtenthum gelehrt wird. Wenn es heute auch nicht mehr ſo ſchlimm iſt wie zu jener Zeit, in der ſich Luther beklagt, daß er „in ſeiner Jugend und ſein Lebenlang die zehn Gebote und das Vaterunſer nicht hören predigen", ſo ſteht es immerhin mit der directen Vorführung der Lehre Chriſti noch ſchlimm genug. Ich ſtelle mich vor die Katecheten, vor die Biſchöfe, ich ſtelle mich dreiſt vor den Papſt und frage: Warum wird in unſeren Volksſchulen das Buch der Kirche, der Katechismus vorgezogen dem Buche Jeſu, dem Evangelium? Warum wird das neue Teſtament ſo weſentlich vernachläſſigt?

Pädagogiſche Rückſichten können unmöglich die Urſache ſein, denn das Evangelium iſt für das Kind zehnmal paſſender und verſtändlicher als der Katechismus mit ſeinen oft verfänglichen Ausdrücken und Darſtellungen, die man dem Kinde nie auslegen kann und darf. Oder ſollte die Zeit dazu fehlen, mit dem Evangelium ſich abzugeben? Dann weniger von dem andern und die Hauptſache voran. Oder ſagt man, das Evangelium bekämen die Kinder ja von der Kanzel herab zu hören? Das iſt zu wenig, gehört haben iſt noch nicht in ſich aufgenommen haben, ſonſt könnte man wohl auch die anderen Lehrgegenſtände den Schülern bloß vorleſen, das wäre bequem. Oder meint man, das Amt des Katecheten ſei nur der Katechismus, und die Vorführung des Evangeliums müſſe er weltlichen Lehrern überlaſſen können? Das wäre ein unverantwortliches Preisgeben des Beſten an profane Hände.

Man kann es aber nur ſchwer glauben, daß es ihr Ernſt iſt, wenn ſie ſagen: Den Vortrag des Evangeliums ſoll der Schullehrer beſorgen. Sie begeben ſich damit des Religionsunterrichtes in dem wichtigſten Punkte, und es könnten Leute ſein, welche da ſagen: Wenn ſchon der weltliche Lehrer das Chriſtenthum lehrt, ſo wird der Katechet in der Schule entbehrlich. In Deutſchland, in der Schweiz beſorgt in der That der Volksſchullehrer den Religionsunterricht, die Kirche ſetzt erſt im zwölften Lebensjahre des Schülers ein, um ihn zur Confirmation vorzubereiten. — Ich glaube, daß eine ſolche Einrichtung ſich unſere Seelſorger nicht wünſchen, ja daß ſie den Religionsunterricht eines nicht dogmatiſch gebildeten Lehrers mit Mißtrauen überwachen würden. Alſo warum nicht ſelbſt auch in der Volksſchule das Evangelium lehren, wie ſie von Chriſtus den Auftrag haben? — Sollte ſich's herausſtellen, daß der Clerus aus irgend einem Grunde ſeiner fürnehmſten Pflicht in der Volksſchule nicht nachkommen will, dann allerdings müßten alle Bekenner des Chriſtenthums und alle Freunde des Volkes darauf hinwirken, daß der weltliche Lehrer ſich der Lehre Jeſu annehme und ſie den Kindern vermittle.

Es ergeht alſo, gewiß im Sinne des ganzen chriſtlichen Volkes, auch an den Staat, an den Cultusminiſter, die Bitte, es möge dahin gewirkt werden, daß das Evangeliumbuch als Völker einigende Grundlage des Chriſtenthums unter den religiöſen Lehrmitteln nicht bloß als Hilfsbuch gelte, wie es gegenwärtig der Fall iſt, ſondern daß es im Texte der Evangeliſten als *Hauptbuch* erklärt und benutzt werde.

Wenn unſerer Volksſchule ſchon ſo Manches fehlt, was allmählich verbeſſert werden muß, ſo fehlt ihr vor Allem ein rationeller, herzerwärmender Religionsunterricht. So lange dieſer verweigert wird, iſt die Klage wahrlich nicht unbegründet, daß unſere Volksſchule zu wenig chriſtlich-religiös ſei. Ich bin wohl herb, aber nicht rechthaberiſch, mir iſt nicht um Streit und Gegenpart zu thun, ſondern nur um die

Sache; ich wäre froh, wenn ich mit dem Vorwurfe unrecht hätte, wenn ich eines beſſeren belehrt und überzeugt werden könnte.

Bisher hat mir meine Bitte um das Evangelium von der clericalen Preſſe nur rohen Hohn und Spott eingetragen. Und es wäre doch beſonders jetzt im Angeſichte der drohenden ſocialiſtiſchen Gefahren ernſtlich darüber nachzudenken, ob man mit dem Evangelienbuche nicht mehr wirken könnte, als mit dem Katechismus. Daß, wie behauptet wird, der Katechismus inhaltlich das Evangelium erſetze, iſt eine grobe Unrichtigkeit; das ſieht Jeder ein, der die beiden Bücher genau kennt. Und ſchon die erhabene, gemüthbewegende Form des Evangeliums iſt an Wirkungskraft mit dem ſeelenloſen Frage- und Antwortſpiel des Katechismus nicht zu vergleichen.

Ich glaube, daß das zugegeben werden muß. Der gute Wille zur ſtrengen Befolgung des göttlichen Gebotes: „Gehet hin und lehret den Völkern das Evangelium!" fehlt ja nicht. Und ſo bitte ich als Chriſt, als Vater von Kindern, die chriſtlich erzogen werden ſollen, und als Einer, der gewiß im Namen Tauſender von Eltern ſpricht: *Ehrwürdige Lehrer der Religion, gebet unſeren Kindern das Beſte, was Ihr geben könnet — das Evangelium Jeſu!*

Der Katechet.

Seltſames Bild aus einer Gebirgsſchule.

Beichte und Communion waren vorüber. Der tiefgebückte preſthafte Greis, welcher in ſeinem entlegenen Berghauſe die Sacramente empfangen, ſaß nun am Tiſche, ſtützte ſeinen Ellbogen ſchwerfällig auf die Tiſchecke und ſchaute mit trüben Augen dem Prieſter zu, der ſich labte an dem kleinen Mahle, welches die Leute ihm aufgetiſcht hatten.

Der Prieſter war ein junger, hübſcher Mann mit friſchem Geſichte und offenen, treuherzigen Augen, er ließ ſich den Eierkuchen und das Glas Wein wohl munden und blickte manchmal auf den Greis, aber jetzt nicht wie ein Verzeihender auf den armen Sünder, ſondern wie ein junger Menſch auf den alten, lebenserfahrenen, geprüften Mann.

Dieſer wackelte ein wenig mit ſeinem kleinen, ſchneeweißen Haupt und ſagte dann: „Rechtſchaffen iſt's mir zuwider, daß der geiſtliche Herr meinetwegen ſich ſo oft und ſo weit heraufplagen muß auf den Berg, und jetzt gar im Winter. Aber ich kann halt nicht mehr hinab, und meine chriſtliche Sach' möcht' ich doch gern haben.“

„Aber, Steinbauer!“ entgegnete der Prieſter und legte dem Alten die weiße Hand auf den zitternden Arm, „ich thue es gerne, es iſt ja mein Amt, und in meinen Jahren iſt das Bergſteigen eher eine Annehmlichkeit, als eine Plage. Bin das gewohnt, ſtamm' ja auch von der Bauernſchaft.“

„Werden halt noch andere Verſehgänge ſein, es iſt kein geſunder Winter,“ fuhr der Alte fort. „Denk mir oft, der Geiſtliche hat wohl ein ſchweres Amt. Zu Blatternkranken gehen, zum Nervenfieber! Und nachher, wenn er müd' und matt von allerhand Gefahr zurückkommt in den Pfarrhof, findet er die froſtige Stube — Niemand daheim!“

„Ich verſtehe Euch ſchon,“ lächelte nun der Caplan von St. Johann, „es iſt nicht ſo ſchlimm. Daheim iſt freilich Niemand, ſo wie Ihr meint, aber meine Familie habe ich doch auch, und eine größere als der brave Steinbauer. Auf langes Leben, Vater!“

„Ja, ja, auf mein langes Leben!“ kicherte der Greis, „daß Ihr noch recht oft heraufmüßt! 's iſt mir halt allemal ſo getröſtet, wenn ich meine Sachen gemacht hab' und Ihr könnt Einem das Herz recht leicht machen mit dem chriſtlichen Zuſpruch. Nicht genug kann ich Euch danken.“

Alſo ward geſprochen, bis der Prieſter Ueberrock, Hut und Stock nahm und ſich nach frohfriſchem Händedruck auf den Heimweg machte. Dieſer war im Schnee eigentlich doch beſchwerlicher, als es ſich der junge Prieſter ſelber geſtehen wollte.

Nach ſtundenlanger Wanderung kam er im Pfarrhofe zu St. Johann an, hatte Zeit, ſich ein Viertelſtündchen auszuraſten, dann ſchlug die Kirchenuhr Stunde zwei. Es war Zeit, in jene Familie zu gehen, von der er oben geſprochen hatte. Ein Buch nahm er zu ſich und ſchritt wohlgemuth hinab zum Schulhauſe. Am Eingange begegnete ihm der

Lehrer, ſie begrüßten ſich freundlich und der Lehrer ſagte: „Sie freuen ſich ſchon wieder. Ich begreife es auch, das Rechnen und die Sprachlehre will unſeren Bauernkindern nicht immer eingehen. Kann ihnen nicht helfen, muß auch ſein, gönne ihnen aber die Religionsſtunde, wie Sie ſie halten, vom Herzen.“

Als der Prieſter in die Schulſtube trat, erſcholl ein einſtimmiges, helles „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ und die jungen Geſichter leuchteten ihm fröhlich entgegen.

„Nun, wie ſteht's, Kinder?“ fragte der Caplan, indem er ſich auf ſeinen Platz geſetzt, „habt Ihr das Hauptſtück von der chriſtlichen Gerechtigkeit gut auswendig gelernt?“

„Ja, alle!“ riefen ſie munter.

„Brav. So werde ich zu Lohn fortfahren, Euch das Leben Jeſu zu erzählen!“

„Ich bitte, ich bitte!“ hierauf viele Stimmen, und in der rückwärtigen Bank rieb ſich ein ganz kleines Mädchen die Hände: „Der liebe, liebe Katechet!“

„Wo ſind wir denn ſtehen geblieben, das letztemal?“ fragte der Prieſter.

„Wie der Herr Jeſus auf einem Eſel in die Stadt Jeruſalem einreitet!“ gaben mehrere Stimmen an.

„Richtig,“ beſtätigte der Geiſtliche, und fuhr fort: „jetzt aber, liebe Kinder, kommen wir zum allermerkwürdigſten Capitel, voll heiliger und tiefer Trauer. Wir haben geſehen, wie arm und verlaſſen das Kindlein Jeſu geweſen iſt, wie es vom König Herodes verfolgt wurde —“

„Der falſche Herodes!“ flüſterte das Mädchen in der hinterſten Bank.

„Wie ſeine Eltern mit ihm durch die heißen Wüſten ins ferne Aegyptenland haben fliehen müſſen, wie er ſpäter mit zwölf Jahren ſchon ein recht geſcheites Büblein geweſen iſt und gar die hochgelehrten Männer überwieſen hat im Tempel. Haben nachher geſehen, wie der Herr Jeſus ſich hat mit Waſſer begießen laſſen vom Johannes am Fluſſe Jordan, zum Zeichen, daß er reinen Herzens ſei vor Gott; wie er in der Steinwüſte das hungerige Volk hat geſpeiſt mit wenigen Broten, wie er Kranke hat geſund gemacht und der troſtloſen Mutter zu Naim den geſtorbenen Sohn hat auferweckt von den Todten. Wir haben gehört ſeine heilige Lehr', wie wir leben und uns gegeneinander betragen müſſen, wenn wir auf Erden zufrieden und nach dem Tode ewig ſelig werden wollen. Und ſehet, meine Kinder, dieſen lieben Jeſus, der voller Demuth und Geduld war, voller Gerechtigkeit und Liebe zu allen Menſchen, und der geſagt hat: Der Armen vergeſſet nicht, ſie alle ſind Euere Brüder und Schweſtern — dieſen Mann wollen ſie jetzt peinigen und tödten."

Bei ſolchen Worten konnte man in einzelnen Bänken ein wenig ſchluchzen hören, und die allgemeine Aufmerkſamkeit war hergeſtellt.

Der Prieſter fuhr ernſt und ruhig fort, ſo zu ſprechen: „Die Wunder, welche Jeſus gewirkt hat, haben die meiſten Leute für Betrug oder Zauberei gehalten, weil ſie es nicht glauben wollten, daß er vom himmliſchen Vater geſandt ſei. Seine Lehre haben ſie gehaßt, weil ſie eine neue Lehre war und mit jener alten der Schriftgelehrten und Hohenprieſter nicht ſtimmte. Und dieſe Feinde haben heimlich getrachtet, ihn zugrunde zu richten, haben es aber nicht recht anzufangen gewußt, weil der Landpfleger und Richter Pontius Pilatus nichts gegen die neue Lehre einzuwenden gehabt. Wie aber jetzt der Herr Jeſus in die Stadt Jeruſalem einreitet, umgeben von ſeinen Jüngern, wie ihm alles Volk zujubelt: Gelobt und geprieſen ſei, der da kommt im Namen des Herrn! und ſie Palmzweige wie Fahnen in den Lüften ſchwenken — da laufen die Feinde Jeſu durcheinander und zum Pilatus: Siehſt Du es jetzt, wie die Leute ihm folgen! Der wird gefährlich, der ſtürzt Dich und den Kaiſer! Wehe Dir! Schlecht kann's Dir gehen, wenn Du den Aufrührer nicht allſogleich einfangen und tödten laſſeſt. — Der Pilatus ſagt: Es wird ſo ſchlimm nicht ſein, aber ich will ihn vor Gericht rufen, daß er ſich ſelber verantworten kann. Die Freunde Jeſu haben gehört von dieſem Anſchlag und haben dem Meiſter gerathen: Fliehe! die Hohenprieſter kennſt Du ſchon, das ſind ſchlimme Herren, die ruhen nicht, bis ſie Dich aus dem Weg geräumt haben werden. — Jeſus aber iſt ganz ruhig geſeſſen beim Abendmahl mit ſeinen Jüngern und hat geſagt: Fliehen will ich nicht, wie es geſchehen muß, ſo ſoll es geſchehen. Die grimmen Feinde fürchte ich nicht, viel ärger können die Freunde ſein! Ich ſage Euch: Einer der Meinen wird mich verrathen! Da ſchauen ſich die Jünger erſchrocken an, das wäre nicht möglich, und einer unter ihnen, der Judas hieß, ſchüttelte gar heftig das Haupt: Was das für thörichte Reden wären, einer der Seinen ihn verrathen! möchte ſchon wiſſen, wer ſo ſchlecht ſein könnte! — Der jetzt mit mir in die Schüſſel fährt! ſagt hierauf Jeſus, da zuckt der Judas mit dem Arm zurück, denn juſt hat er mit der Gabel ein Stück vom Oſterlamm aus der Schüſſel ſtechen wollen. — Bachmeier! Laß jetzt das Kritzeln auf der Bank und paß auf, Du wirſt mir alles wiedererzählen müſſen!"

Alſo unterbrach ſich der Katechet, und der Nachbar des Bachmeier gab dieſem einen kleinen Ellbogenſtoß, entrüſtet darüber, wie man nicht könne aufpaſſen bei einer ſo merkwürdigen Geſchichte! Der Bachmeier bequemte ſich dazu und der Prieſter fuhr fort:

„Ein anderer Jünger, Petrus geheißen, iſt auch aufgebracht über das Wort, es wäre bei Tiſche ein Verräther. — Na Du, ſagt Jeſus zu dieſem, ſei nur demüthig! Du biſt auch keiner von den Verläßlichſten! Ehe zur nächſten Morgenſtunde der Hahn kräht, wirſt Du mich verleugnet haben! Petrus hat hierauf nichts mehr geſagt, mag aber bei ſich gedacht haben: Ich erkenne ihn nicht wieder, ſo herb iſt er heute! — Jeſus bricht das Brot und mit freundlichem Angeſicht ſagt er die Worte: Ich werde nun nicht mehr mit Euch eſſen und trinken, bis wir beiſammen an der Seite des himmliſchen Vaters ſitzen. Wenn Ihr mich haben wollt und mir etwas Gutes thun, ſo thut es den Armen. In Eueren armen, geringen Mitbrüdern und Schweſtern bin ich immer bei Euch. Und wenn Ihr zum Oſterfeſte Brot und Wein genießet, ſo denket an mich. Es iſt mein Fleiſch und mein Blut. — Das haben ſie freilich nicht verſtanden. Nach dem Abendmahle gehen ſie hinaus auf den Oelberg. Es iſt eine wunderſchöne Sternennacht und alles voller Frieden ringsum. Die Blumenkelche des Frühlings duften, und vom Thale herauf rauſcht der Bach Kedron. Den Jüngern iſt ums Schlafen und Jeſus ſagt zu ihnen, ſie möchten nur ruhen, wer weiß, was der nächſte Tag bringen würde. So legen ſie ſich unter Oelbäumen hin und ſchlafen ein. Der liebe Jeſus ſitzt auf einem Stein und ſtützt ſein Haupt auf die Hand, er kann nicht ſchlafen, es iſt ihm bange. Schweißtropfen ſtehen ihm auf der Stirn. — Er hat ja kein böſes Gewiſſen, hat alles vollbracht, was ihm ſein himmliſcher Vater aufgetragen. Alles? Das letzte bleibt noch übrig, das

Sterben. Und deswegen zittert ſein ſchwaches Fleiſch. Er kniet hin auf den Stein, hebt die Hände gegen Himmel und ruft: Vater, es iſt hart! Ich hätte es nicht gedacht, daß dieſer Menſchenleib ſo heiß am Leben ſollt' hangen! Wenn's möglich iſt, ſo laſſ' mich noch leben. Schütze mich mit Deinen Engeln vor meinen Feinden, die ſchon aus ſind nach mir. Wenn's aber ſein muß, ſo ergebe ich mich in Deinen Willen. — Alles iſt ſtill geweſen nach dieſem Gebet. Eine Sternſchuppe fällt nieder vom Himmel. — Jeſus ſteht auf, thut einen ſchweren Seufzer und ſagt: Es muß geſtorben ſein für die Sünden der Welt. Meine Lehre muß ich auch mit dem Tode bekennen und mein unſchuldiges Blut ſoll ihr Merkmal ſein. — Dieweilen Jeſus ſo ganz allein iſt mit ſeiner Angſt und mit ſeiner Ergebung, hat auch Judas nicht geſchlafen. Er ſchleicht ſich fort von den Jüngern, hin gegen die Stadt und denkt bei ſich: Den Meiſter habe ich recht lieb, aber Geld hätte ich noch lieber. Mit dem Meiſter kann man Unglück haben, denn es ſteht ſchlecht mit ſeiner Sache; mit Geld aber kann man alles kaufen, was das Herz verlangt, auch gute Werke damit verrichten, ſo gleicht ſich's wieder aus. Ich will klug ſein. — Aus dem Stadtthore kommt eine Rotte von Kriegsknechten, ſie ſuchen den Aufrührer Jeſus. Judas huſcht zum Hauptmann, der ſie führt und ziſchelt ihm zu: Ich weiß, wo er iſt. Was wollt ihr mir geben, wenn ich es ſage? — Dreißig Silbermünzen! Ganz neu geprägt mit dem römiſchen Kaiſerkopf. Der Hauptmann hält ſie hin in der hohlen Hand, die Sterne der Nacht funkeln in den Münzen. Judas erhaſcht ſie mit gierigen Fingern und ſagt zu den Kriegsknechten: Kommt nur mit mir! Ganz leiſe! Auf den Oelberg! Es ſind ihrer mehrere. Einen werde ich küſſen, der iſt es. — Bachmeier!" unterbrach ſich der Katechet, „ich ſage es Dir zum letztenmal, wenn Du nicht aufmerkſt, ſo wirſt Du mir bis morgen aus dem Katechismus das zweite Hauptſtück auswendig lernen!“

Dieſe Drohung wirkte und der Prieſter konnte in ſeiner Erzählung fortfahren.

„Der liebe Jeſus ſteht noch da und ſchaut betrübt hinab auf die Stadt Jeruſalem, da kommen im Dunkeln Leute herangeſchlichen. Einer davon geht zu ihm, ſagt: Spät biſt noch wach, Meiſter! und küßt ihn auf die Wange. Jeſus wendet ſich von ihm ab, den Kriegsknechten zu, und ruft: Man hat Euch ausgeſchickt, um mich zu ſuchen, da bin ich. Dann haben ſie ihm die Hände gebunden. Im Lärm der Waffen wird Petrus wach und wie er merkt, was da vorgeht, ſpringt er herbei, reißt einem Knecht das Schwert aus der Scheide und will ihm damit den Kopf ſpalten. Freilich hat er als Fiſcher das Dreinhauen nicht gelernt, haut dem Knechte nur das Ohr weg. Giebt ihm Jeſus einen Verweis, was er ſich dreinzumiſchen habe? Wollte der himmliſche Vater ihn befreien, ſo hätte er ſchon ſelber Mittel dazu. — Da macht ſich Petrus davon. Den lieben Jeſus aber haben ſie hinabgeführt in die Stadt zu den Hohenprieſtern und Richtern, gar bei nachtſchlafender Stund. Der falſche Judas ſchleicht ihnen nach und fragt Einen: Was wollen ſie denn mit ihm machen? Ja, antwortet derſelbe, der kommt ihnen gerade recht für das Oſterfeſt, der wird gekreuzigt. Da iſt der Judas freilich erſchrocken, jetzt ſieht er erſt ein, was er angeſtellt hat, kann's aber nicht mehr ändern. Er ſchleudert die Silberſtücke von ſich: Ich brauch es nicht, das verfluchte Geld! geht hinaus in den Hain und thut ſich ein Leid an.“

Dem Mädchen in der hinterſten Bank wird unheimlich, es ſchleicht, den Finger im Mund und mit erſchrockenen

Augen, jetzt zum Katecheten heran und kauert ſich vor demſelben auf den Boden hin.

„Du kannſt ſchon dableiben, kleine Agnes Rainegger, mußt mir aber den Finger aus dem Mund thun, weil er nicht hineingehört.“ Alſo der Katechet, das Dirndl willfahrte und ſchmiegte ſich voll Aufmerkſamkeit und Andacht an die Füße des Prieſters.

„Und wie iſt es mit dem lieben Jeſus weiter geweſen?“ fragte einer der Knaben.

„Ja, meine Kinder,“ fuhr der Katechet fort, „den lieben Jeſus haben jetzt ſeine Feinde herumgeſchleppt von einem hohen Herrn zum anderen. Und dieweilen dieſe aus dem Bett ſteigen, haben allerhand zuſammengelaufene Leut, auch ſolche, die ein paar Tage früher ihm zugejubelt mit Palmenzweigen, ihn verſpottet und verhöhnt. Hei! ſagt einer, Du biſt ja der Judenkönig, wie man hört! Könige müſſen doch eine Krone haben! Aus Dornhecken flechten ſie eine Krone und preſſen ſie ihm aufs Haupt. Das königliche Scepter auch! ſchreit ein Anderer, und giebt ihm ein ſchlechtes Schilfrohr in die Hand. Und geſalbt muß er ſein! johlt ein dritter, darauf ſpeit er ihm ins Angeſicht. Dann ſind ſie über ihn her, haben ihn geſtoßen und geſchlagen, bis der Richter Pilatus endlich Befehl giebt, ſie ſollten den Angeklagten vorführen. Jeſus ſteht mit gebundenen Händen demüthig vor ihm und ſagt alles, was er gelehrt und vollbracht. — Wie das geſchehen iſt, ſpricht Pilatus zu den Anklägern: Was wollt Ihr denn mit Dieſem da? Was hat er den Schlechtes gethan? Seht doch, wie er voller Blut und Wunden iſt! Habt Ihr ihn nicht ſchon mißhandelt genug? iſt Euere Rachgier noch nicht befriedigt? — Oſtern iſt! rufen ſie, wir wollen nach altem Brauch einen am Kreuze ſehen! — Gut, ſagt der

Pilatus, da hab ich einen Anderen im Kerker, einen Räuber und Mörder, der berüchtigte Barabbas, den könnt Ihr haben! — Nein, nein! lärmen alle, den Barabbas kannſt freilaſſen, dieſen Jeſus wollen wir am Kreuze ſehen! Einen ſolchen Haß kann nun Pilatus gar nicht begreifen. Jetzt ſchickt auch ſein Weib zu ihm und läßt ſagen: Lieber Mann, thu' dieſem Menſchen nichts zu Leid, es iſt etwas Beſonderes mit ihm, ich hab' heut' die ganze Nacht von ihm geträumt. In leuchtendem Gewand iſt er durch die dunkle Vorhölle gegangen, hat die Voreltern erlöſt und hinaufgeführt ins Paradies. — Spricht Pilatus wieder zum Volke: Ich finde nichts Böſes an dieſem Menſchen. Aber die Leutmenge lärmt: Ans Kreuz mit ihm! Ans Kreuz mit ihm! Und weil ſie ſchreckbar ſchreien und wild ſind, und die Schriftgelehrten und Hohenprieſter das Volk immer noch aufhetzen, meint der Pilatus, es könnte ein Aufruhr entſtehen, ſie könnten Feuer werfen in ſeinen Palaſt. So nimmt er den Stab, bricht ihn entzwei und wirft die Stücke dem armen Jeſus vor die Füße. Und das bedeutet ſo viel: jetzt biſt Du verurtheilt zum Tode! — Dann taucht der Pilatus ſeine Hände in eine Schale mit Waſſer, als ob er die That abwaſchen wollte, und ruft in das Volk hinab: Ich ſage Euch, er iſt unſchuldig, aber macht mit ihm, was Ihr wollt! — Kinder, was ſagt Ihr zu einem ſolchen Richter?“

Von den Kindern waren nach und nach mehrere aus ihren Bänken getreten und hatten ſich rings um den Katecheten hingeſetzt. Dort knirſchte nun ein Knabe mit den Zähnen: „Dieſer Pilatus iſt noch ſchlechter wie der Judas!“

„Ganz richtig,“ ſagte der Katechet, „die Anderen ſind von der böſen Leidenſchaft verblendet geweſen, Pilatus hat aus reiner Feigheit der Volksmenge zulieb ein ungerechtes Urtheil geſprochen. Wer mit kaltem Herzen ſo kann ſündigen, der iſt gottverlaſſen ganz und gar. Aber ſchaut, liebe Kinder. Keiner, und wäre er noch ſo tugendhaft, ſoll ſich übernehmen. Petrus war gewiß einer der frömmſten Jünger des Herrn, und was geſchieht? Wie er am Oelberg nach der Geſchichte mit dem Ohr, wegen der er ſich arg geſchämt haben wird, dem gefangenen Meiſter von weitem nachgeht, und jetzt im Hof des Richters heimlich ſo herumſchleicht, ruft ihn auf einmal eine Magd an: Was machſt denn Du da, fremder Menſch? Gehörſt vielleicht auch zu dieſem Verbrecher Jeſus, den ſie kreuzigen werden? Und Petrus antwortet in ſeiner Angſt vor dem Weibsbild: Was fällt Euch ein? Ich zu dieſem Menſchen gehören! Ich kenne ihn gar nicht. Das Wort iſt kaum geſprochen, ſo kräht ein Hahn. Da fällt dem Petrus das Wort des Meiſters ein: Du wirſt mich verleugnen, bevor am nächſten Morgen der Hahn kräht! — Den geliebteſten Menſchen auf Erden hat er verleugnet! Das ſchmerzt den Mann ſo tief, daß er hinausgeht auf die Gaſſe und anhebt, bitterlich zu weinen. Voll tiefer Reue iſt er geweſen, hat aber nicht den Muth gehabt, noch einmal hineinzugehen und ſich zu bekennen. — Seht, meine Kinder, ſo ſchwach ſind ſelbſt die Jünger geweſen, bevor, als ſie ihren Meiſter haben ſterben ſehen. Erſt ſein Tod hat ſie aufgeweckt und erlöſt von den ſündigen Banden. Und wie ſolches zuging, das wollen wir das nächſtemal hören."

Kaum der Katechet ſo geſprochen hatte, entſtand ein Aufruhr unter den Kindern, und er mußte auch noch den Reſt der Stunde der heiligen Geſchichte weihen. Alſo fuhr er fort:

„Das Kreuz iſt ſchon gezimmert geweſen, ein großes, hohes Kreuz. Und ſolches haben ſie nun dem lieben Jeſus auf die Achſel gehoben, daß er es ſelber ſollte hinausſchleppen vor das Stadtthor auf den Felshügel, wo die Miſſethäter hingerichtet wurden. Geduldig hat er das Kreuz getragen, aber dreimal iſt er unter der ſchweren Laſt zu Boden gefallen und in dieſem Jammer iſt ihm ſeine Mutter Maria begegnet. Ihren gefangenen Sohn wollt' ſie ſuchen und ſo hat ſie ihn wieder gefunden. Einen einzigen traurigen Blick wendet er nach ihr und ſagt: Mußt nicht weinen, Mutter, der himmliſche Vater will es ſo . . . .“

Weiter konnte der Prieſter nicht ſprechen. Denn mehrere Kinder huben an zu ſchluchzen und ihm ſelber wollte die Stimme verſagen. Nach einer Weile ſprach er: „Man muß auch in Betrachtung ſeines Leidens und Sterbens tapfer ſein, Kinder. Ich will ganz kurz erzählen bis dahin, wo die heilige Oſterfreude anhebt, damit Ihr im ſüßen Frieden nach Hauſe gehen könnt. — Ein weltfremder Menſch hat ihm endlich das Kreuz müſſen tragen helfen. Wie ſie hinauskommen an den Ort, der die Schädelſtätte heißt, weil immer Todtenſchädel der Hingerichteten dort herumgelegen ſind, da haben ihm die Henkersknechte gleich das Gewand vom Leibe geriſſen. Das gehört nach altem Brauch den Henkersknechten, aber weil ihrer ja mehrere ſind und ſie den Rock nicht zerſchneiden wollen, ſo ſpielen ſie ihn aus. Dieweilen noch die Würfel kollern auf dem Geſtein, hört man ſchon den Hammer klingen an den Nägeln. Der liebe Jeſus liegt auf dem Kreuze ausgeſtreckt! die langen Nägel werden geſchlagen durch ſeine Hände und ſeine Füße. Ein tiefer Seufzer aus ſeiner Bruſt, eine Thräne im milden Aug' . . . . — Weint, Kinder, weint Euch nur aus. Dieſes ſein Gekreuzigtwerden erlebt Ihr heute, daß es Euch ein Gedächtniß bleibe in allen Gefahren und Leiden dieſes Lebens.“

Denn die Kinder weinten alle.

Nach einer Zeit fuhr der Prieſter fort: „Mit Stangen und Stricken haben ſie es hernach aufgerichtet, das hohe Kreuz, und in eine Steinkluft geſtellt, daß es iſt dageſtanden wie ein Baum. Und daran hängt eine Menſchengeſtalt, ſchön und noch ſo jung, und von den Nägelwunden der Hände und Füße rinnt das Blut herab. Die Seinigen haben die Furcht überwunden, ſind herbeigekommen, ſtehen herum unter dem Kreuze, ſind ſprachlos vor Schreck und Schmerz und die Henkersknechte halten Wacht. Zur Zeit ſind auch zwei Uebelthäter gekreuzigt worden auf der Schädelſtätte, und ſo hängt der beſte, der heiligſte aller Menſchenſöhne zwiſchen Mördern, wovon ihn der eine zur Linken höhnt: Wenn Du von Gott biſt, ſo hilf uns jetzt vom Marterholz! Der zur Rechten iſt demüthiger und ſagt: Wenn Du zu Gott kommſt, ſo erbarme Dich meiner! Zu dieſem wendet Jeſus das mit Dornen gekrönte Haupt und, ſelber in Schmerzen vergehend, ſagt er: Sei getröſtet, reumüthiger Menſch, heute noch werden wir zuſammen bei unſerem Vater im Himmel ſein! Die Volksmenge beluſtigt ſich an ſeiner Pein und höhnt ihn laut; er ſollt' nur herabſteigen vom Kreuz, ſchrien ſie, er ſei ja der Sohn Gottes. Jeſus blickt empor und ſagt: Hab' Erbarmen mit ihnen am Tage des Gerichtes; ſie wiſſen nicht, wie ſchlecht es iſt, was ſie thun. Dann ſchaut er nieder zu ſeiner ohnmächtigen Mutter und ruft den Jünger Johannes: Führe ſie weit vom Kreuze hintan, tröſte, ſtütze ſie wie ein Sohn die Mutter! Sein Leib bebt, im heißen Todeskampf iſt ſein Gaumen trocken. Durſtig! Durſtig! ſtöhnt er. Ein Kriegsknecht will ihn laben, taucht einen Schwamm in Eſſig und langt ihn durch eine Stange hinauf. Jeſus wendet ſein todtenblaſſes Angeſicht, ſein brechendes Auge zum Himmel, und im Uebermaße der Pein ruft er mit lauter Stimme:

O mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen? — Wie er dieſe herzzerreißende Klage hat ausgeſtoßen, geht ein Zucken durch ſeinen Leib, mit ſchwerem Seufzer ſtöhnt er noch: Es iſt vollbracht! — ſein Haupt ſinkt auf die Bruſt" .... Nach einer Weile ſetzte der Katechet leiſe bei: „Und ſo iſt unſer Heiland Jeſus Chriſtus geſtorben."

Die Kinder waren ſo athemlos ſtill, daß man meinte, man müſſe die Fittiche des Engels hören, der durch das Zimmer ſchwebte.

„Liebe Kinder," ſagte der Geiſtliche, „wenn für Euch einmal die Stunde des Sterbens kommt, dann klammert Euer angſtvolles Herz an den Gekreuzigten. Wenn Ihr in treuer Pflichterfüllung, in Geduld und Opferwilligkeit, in Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit ſeine Lehre befolgt habt, dann braucht Ihr das Sterben nicht zu fürchten. Denn voller Glückſeligkeit kann ich Euch verkünden: Es giebt keinen Tod. Alle Entſchlafenen ſtehen wieder auf zum ewigen Leben. — Dafür bürgt uns das, was ich noch zu erzählen habe."

Die Kinder ſchauten mit gerötheten Wangen, mit leuchtenden Augen voller Spannung auf zum Prieſter. Dieſer fuhr fort:

„Als Jeſus am Kreuze verſchieden war, da iſt es auf einmal dunkel geworden über dem Erdkreis. Alle Zweige am Oelberge haben gezittert, alle Blumen im Garten Gethſemani haben ihr Haupt geſenkt; der Bach Kedron hat nicht mehr gerauſcht, iſt ſtehen geblieben wie ein Tümpel. Kein Vogel hat geſungen und am Himmel ſind trübe Sterne geſtanden mitten im Tage. — Da ſind die Leute blaß geworden und Einer hat zum Anderen geſagt: Was bedeutet das? Am Ende iſt er, den ſie gekreuzigt haben, wirklich der Gottesſohn geweſen! — Jetzt hebt es an zu rollen, zu donnern unter der Erde, krachend ſpalten ſich auf der Schädelſtätte die Felſen und aus den Klüften ſteigen langſam und in weißen Gewändern die Leiber längſt begrabener Menſchen. — Raſend vor Schreck laufen die Leute durcheinander und ſtöhnen: Die Todten ſtehen auf. Er iſt es geweſen! — Gegen Abend, als es wieder geworden war auf Erden, wie es jeden Tag geweſen, iſt es den Jüngern Jeſu erlaubt worden, den Leichnam vom Kreuze herabzunehmen und ihn zu begraben. Sie legten ihn in ein Felſengrab, wo bisher noch kein Leichnam gelegen war, wälzten einen ſchweren Stein davor und als die Kriegsknechte kamen, um das Grab zu bewachen, gingen die Jünger in ihre Häuſer heim und waren unausſprechlich betrübt. — Und jetzt höret weiter, Kinder. Als nach dieſem Ereigniſſe die Sonne zweimal unter- und aufgegangen war, brachten zwei Jünger die Botſchaft, ſie hätten den Herrn Jeſus geſehen. Schön und in der Jugendblüthe, aber die Wundmale an Händen und Füßen, ſo ſei er ernſtfreundlich unter den Palmen gewandelt. — Obzwar alle Weisſagungen verkündet, er werde wieder auferſtehen, wollten ſie es doch nicht glauben. Da, eines Abends, als ſie beiſammen ſind und in Trauer und Sehnſucht von ihm ſprachen, ſteht er ganz plötzlich unter ihnen und ſagt voller Liebe: Erſchrecket nicht. Ich bin es. Ich bringe Euch den Frieden, den die Welt nicht hat. Geht hinaus in die Länder der Erde und verkündet allen Völkern meine Lehre und meine Verheißung. — Mein Leib geht nun zum himmliſchen Vater, mein Geiſt bleibt bei Euch bis ans Ende der Welt.

Alſo iſt es geſchehen. Und die Jünger des Herrn haben aller Orten ſeine Lehre verkündet. Und Denen, die ſie in Demuth und mit Fleiß befolgen, iſt die Auferſtehung von den Todten und im Himmel das ewige Leben verheißen.“ —

— Auf dem Thurme zu St. Johann ſchlug die dritte Stunde. Der Katechet erhob ſich, betete mit den Kindern langſam und feierlich das Vaterunſer und dann ſagte er: „Nun nehmet Euer Uebergewand und geht ruhig nach Hauſe. In der nächſten Stunde werden wir das Hauptſtück von der chriſtlichen Gerechtigkeit vornehmen aus dem Katechismus.“

Die Schulkinder gingen in Gruppen davon, theils beſprachen ſie noch das Gehörte und im Evangeliumbuch, das ſie in der Schultaſche hatten, wollten ſie noch einmal nachleſen darüber, was ihnen erzählt worden war. Etliche Jungen huben freilich an luſtig zu hüpfen — wozu denn ernſthaft ſein, da doch alles ſo gut ausgegangen iſt!

Nur das kleine Mädchen aus der Hinterbank, die Agnes Rainegger, ging, ſorgfältig in ihr großes Umhängtuch gewickelt, ganz allein und in ſich verſunken, hinterher. Am Wege kauerte im Schnee ein armes Weib mit einem in Lumpen gewickelten Kinde.

Das Mädchen löſte raſch ſein wollenes Umhängtuch vom Leibe, lief hin, warf es dem armen Weibe zu und eilte ſtillvergnügt nach Hauſe.

„Agnes! Wo haſt Du denn heute Dein Tuch gelaſſen?“ ruft ihr die Mutter entgegen.

„Das habe ich dem lieben Jeſus geſchenkt,“ antwortet die Kleine nicht ohne Befangenheit.

„Was ſind das für Geſchichten?“

„Ja,“ ſagte das Mädchen leiſe, „der Fetzen-Threſel habe ich's gegeben. Weil halt der liebe Jeſus geſagt hat: Was Ihr den Armen gebt, das gebt Ihr mir.“ Die Mutter nahm ihr Töchterlein und küßte es vor Freuden. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als zu Ende des Schuljahres die Religionsprüfung war, fragte der Dechant unſeren Katecheten, wie er den Unterricht vertheile?

„Je eine Stunde in der Woche Katechismus und je eine Evangelium.“

Der Dechant ſchüttelte ein wenig das Haupt, ſagte aber nichts weiter.

Sonntag.

Iſt es denn wahr, daß an Sonntagen die Sonne einen ſchöneren Glanz hat als zu anderen Zeiten? Es muß wohl wahr ſein, denn ich weiß es ſeit der Kindheit. Zudem können wir es ja immer wieder von Neuem erfahren. Wir ſehen und empfinden nicht von außen hinein, ſondern von innen heraus. Wenn in uns Sonntag iſt, dann ſehen wir Sonntag in der ganzen Welt. Alſo entzündet ſich an unſerem Sonntagsherzen auch die Sonne und darum hat ſie an Sonntagen einen ſchöneren Glanz, als zu anderen Zeiten.

Alle Welt will nur Gold glänzen ſehen, Silber klingen hören; iſt es denn da erlaubt, auch von anderem Glanze, von anderem Klange zu ſprechen? Ich rathe Euch einen Spaziergang am Sonntagsmorgen, da brennen die zitternden Lichtlein des Thaues hervor aus den Grashalmen, da klingt von den Wipfeln der freudenreiche Weltchoral Derer, die nicht ſäen und nicht ernten. Und iſt nicht auch der Glockenklang ein anderer am Sonntagsmorgen! In ihm klingt unſere Sehnſucht, unſer Hoffen, der Schrei, das Gebet unſeres Gott und Himmel ſuchenden Herzens.

Schön iſt es, daß die Geſetzgeber ſich endlich wieder auf den Sonntag beſonnen haben. In dem Roſenkranze unſeres Lebens geziemt es ſich wohl, daß nach ſechs Eiſenperlen eine goldene, daß nach ſechs Dornen eine Roſe komme. Man hat dieſes Goldkörnlein ja ſchon hämmern wollen zu plattem Blech, man hat dieſe Roſe verkümmern laſſen wollen unter den Inſecten gewinngieriger Geſellen. Die Wochentage kommen mir vor wie eine rauchgeſchwärzte Kammer, der Sonntag iſt das helle Fenſterlein, durch das man hinausgucken kann in die weite Welt, ja ſogar ein wenig in die Ewigkeit hinein. Früher verlangten wir: Gebt der Seele einen Sonntag! Heute rufen wir: Gebt dem Sonntag eine Seele! Er iſt nicht allein der Ruhetag, er muß mehr ſein. Die Woche iſt dunkler Wüſtengrund, der Sonntag iſt die Jakobsleiter, auf welcher manches Menſchenherz ſachte gegen Himmel ſteigt. Wer auch nur etliche Stufen hoch ſteht und zurückſchaut auf die Erde, der erſchrickt vor den Nebeln der Niederung. Er gedenkt der Menſchen im Staube, ihrer Rath- und Ruheloſigkeit, und wie ihnen zu helfen wäre. Er ſinnt über die Urſachen der trüben Erſcheinungen und was daraus noch werden wird. Er weiß nun wohl, daß ſein Denken und Mahnen nichts ändern kann, der Menſchen Führer iſt das Gold und das Eiſen. Und doch ſinnt er über das Gute, das ſie wollen, und das Böſe, das ſie üben, über das Recht, das ſie ſuchen, und über das Unrecht, das ſie begehen. Er blickt zurück in die dämmernden Jahrtauſende der Vorzeit bis zum „Urſchleim“, er ſchaut in das Dunkel der Zukunft bis dorthin, wo der letzte Menſch am Aequator von einem Eisbären gefreſſen werden wird. Wie kurz die Zeit, die er überblicken kann, und wie voll von Unbegreiflichkeiten! Da iſt ihm, er ſollte nicht auf die Jakobsleiter der Träume ſteigen, ſondern auf den Baum der Erkenntniß.

Das Denken iſt der Stolz unſerer Zeit. Ich aber ſage, zu viel denken iſt ungeſund und grübleriſch denken iſt unſittlich. Abſolute Wahrheit erforſchen wollen! Immer etwas zu ſuchen, von dem ich gewiß weiß, daß ich es nie finden kann, iſt nicht bloß unſittlich, ſondern auch lächerlich. Das Gehirn iſt ein Organ unſeres Körpers wie die Hand, wie der Magen u. ſ. w. Das Organ iſt nicht Selbſtzweck, ſondern Mittel zum Zweck; die Hand, der Magen haben dem ganzen Körper, dem geſammten Menſchen zu dienen, ſo wird auch das Gehirn keine andere Aufgabe haben, als das zu ſinnen, auszudenken, was dem Menſchen gedeihlich iſt. Wenn nun aber das Gehirn ausklügelt, daß der Menſch ein unſeliges Weſen iſt, welches keinen anderen Zweck hat, als einen Weg des Elendes zu wandeln bis zur Erſtarrung des Planeten, ſo thut es nichts Anderes als die Hand, welche ihrem Eigner den Strick um den Hals legt. Das zu viele einſeitige Denken iſt eine Krankheit, eine Entartung, es geht vor ſich auf Koſten des Empfindens und des Handelns. Es macht kalt, es macht träge, es macht muthlos. Naturgemäß handeln iſt beſſer, als naturwiſſenſchaftlich denken. Hiſtoriſch denken iſt gut, hiſtoriſch empfinden iſt beſſer. Soll etwas Neues geſchaffen werden, ſo wird jetzt nicht etwa gefragt: Entſpricht es unſeren gegenwärtigen Bedürfniſſen? ſondern immer nur: Iſt es hiſtoriſch berechtigt? Vor lauter hiſtoriſchem Scrupel bleiben wir eingeroſtet im Althergebrachten und kommen zu nichts Beſſerem. Naturvölker fragen nicht: Wie wurden wir? ſondern: Was wollen wir? Fruchtbar iſt nur das Wollen ohne hiſtoriſche Beſchränkung. Wenn dieſer hiſtoriſche Scrupel noch Pietät wäre für das Leben und Wirken unſerer Vorfahren! Nein doch, es iſt theils wiſſenſchaftlicher Pflanz, theils ängſtliches Anklammern an ſterilen Strand, es iſt Muthloſigkeit, eine friſche Seefahrt zu machen auf unbekannten Waſſern. Erſt wägen, dann wagen, das iſt richtig; erſt denken, dann nicht wagen, das iſt unrichtig.

Als unſere erſten Eltern vom Baume der Erkenntniß aßen, wußten ſie nicht, von welchem Urweſen der Menſch abſtammt, aus wie vielen Stoffen er zuſammengeſetzt iſt, ſondern ſie wußten, was gut und was böſe iſt. Denn allein nur von dieſer Erkenntniß hängt das Wohl und Weh' der Menſchen ab. Man behauptet, gut und böſe ändere ſich; Manches, was einſt Laſter war, ſei heute Tugend; Manches, was dort geboten, ſei hier verpönt. Es änderte ſich das Recht, es änderten ſich die Geſetze.

Das letztere iſt wahr. Geſetze macht die Zeit nach ihren jeweiligen Sonderbedürfniſſen; ändern ſich dieſe, ſo ändern ſich auch jene. Aber das Recht im Großen und Ganzen ändert ſich nicht, es ſteht ſo feſt wie das, was wir das Gute nennen. Denn recht und gut war, iſt und wird ſein alles das, was zum Beſtehen und zum Gedeihen der menſchlichen Geſellſchaft nöthig iſt. Es mag alſo ſein, daß das „juridiſche Recht“ ſich ändert, weil es nur das Recht des jeweiligen Geſetzes iſt. Das Rechte und Gute im Großen muß ſich gleich bleiben, ſo lange die Beſchaffenheit der menſchlichen Natur dieſelbe bleibt. Freilich iſt es heute Unrecht, ſchwächliche Kinder zu ertränken, wie das die Spartaner gemacht haben ſollen; in Sparta war es Geſetz, Pflicht, weil man durch ſolche Ausſonderung das Geſchlecht vor Verweichlichung und Verſchwächung bewahren wollte. Freilich iſt es bei uns Unrecht, die alten, gebrechlichen Leute zu tödten, und doch ſoll es Völker geben, bei denen das geboten, zum mindeſten erlaubt iſt, um ſich die Laſten der Verſorgung, der Mitſchleppung auf Nomadenzügen abzuwälzen und die Kräfte fruchtbareren Aufgaben zuzuwenden, ſich vor Feinden zu ſchützen u. ſ. w.

Aber zu keiner Zeit und bei keinem Culturvolke iſt es erlaubt geweſen, aus perſönlichem Eigennutz oder aus Bosheit ſeine Mitmenſchen zu ſchädigen oder ſich ſelber mit Abſicht ſo zu verderben, daß die Allgemeinheit darunter Schaden leiden könne. Thatſächlich ſind dieſe ewigen Geſetze freilich oft genug mißbraucht und der Mißbrauch iſt mit Trugſchlüſſen aller Art frech genug entſchuldigt worden; das ändert an der Sache nichts. Das ewig giltige, weil erhaltende Princip iſt folgendes: Alles, was dem Gedeihen der Menſchheit nützt, iſt gut und gerecht; Alles, was dem Gedeihen der Menſcheit ſchadet, iſt ſchlecht und ungerecht.

Biſt Du ein Freund vom Faſten? I bewahre, ich ſetze nur den Fall. Wenn Du heute faſteſt, um morgen das alſo Erſparte zu verſchlemmen, ſo iſt das unrecht, weil Du dadurch Deine Geſundheit ſchädigeſt, anſtatt Deinen Pflichten nachzukommen, etwa Anderen zur Laſt fällſt, und weil Du in Deiner Perſon beiträgſt, die Gattung zu verderben. Wenn Du faſteſt, um das dadurch erſparte Brot einem Hungernden zu geben, ſo iſt das gerecht, weil Du damit beiträgſt, das Gleichgewicht herzuſtellen und die Entwickelung der Menſchheit zu fördern.

Wenn Du einen Krieg entzündeſt, um das Nachbarvolk zu vernichten, bloß aus dem Grunde, um Dein eigenes Volk zu erheben, ſo iſt das unrecht, ſchon darum, weil Du einem ſtärkeren Nachbarvolke hiermit das Recht einräumſt, mit Dir ebenſo zu verfahren. Die Menſchheit beſteht nicht aus Deinem Volke allein und nie kann es erlaubt ſein, aus dem Blute

Anderer Vortheil zu ziehen, weil dadurch das Ganze Schaden leidet. Wenn Du einen Krieg entzündeſt gegen Raubhorden, Volksverhetzer und Schurken, ſo iſt das gerecht, denn Du reinigſt das Menſchengeſchlecht.

Und ſo fort. Was dem Einzelnen allzu wohl thut, das thut gewöhnlich dem Ganzen ſchlecht. Weil die Menſchheit ſich im Gleichgewicht erhalten muß, ſo wird ſie im Principie nie zugeben, daß der Eine praſſen und der Andere darben ſoll, daß harmloſe Völker mit Krieg überzogen werden und die Räuber frei ausgehen. Sie wird auch nie zugeben, daß Jemand anders redet, als was wahr iſt, anders handelt, als was Geſetz iſt. Es hat zwar Zeiten gegeben, in welchen die Richtſchnur für gut oder böſe verloren ward; in ſolchen Zeiten offenbarte das Gebot ſich negativ dadurch, daß die Menſchen ſanken und entarteten.

„Alſo die Sittlichkeit nur ein Utilitätsprincip!“ ruft Ihr kopfſchüttelnd aus. Ich antworte: Die Geſellſchaft kennt nur den Nützlichkeitsſtandpunkt. Der Menſch als ſolcher kennt noch einen anderen. Ich habe bisher etwas wie Staatslehre geſprochen. Wenn ich nun ſage, das Gute und das Recht im höheren Sinne ſei nicht bloß da, daß es uns praktiſch diene, wie etwa das Hausthier, oder das Feuer, oder der Blitzableiter, ſondern es ſei werthvoll für ſich, es ſei göttlichen Urſprunges, es ſei etwas, das den Menſchen nicht bloß anſtändig durch dieſes Leben führen, vielmehr für ein beſſeres Leben vorbereiten und adeln ſoll — ſo habe ich Religion geſprochen.

Man iſt vielfach der Anſicht, daß die Ausübung des Guten und Rechten aus praktiſchen Zwecken ſchon Religion ſei. Das iſt nicht richtig. Bravheit, Gewiſſenhaftigkeit, Geſetzestreue, Tüchtigkeit iſt noch lange nicht Religion.

Religion iſt nicht Tugend, ſie fördert nur die Tugend; ſie iſt kein Verdienſt, ſondern eine Eigenſchaft, ein Talent, ein Glück. In Bezug auf Bravheit, Redlichkeit, Tüchtigkeit ſehen wir keinen großen Unterſchied zwiſchen Menſchen, die eine poſitive Religion haben, und ſolchen, die keine haben. Der hohe Werth der Religon liegt anderswo. Der religiöſe Menſch lebt ein zweifaches Leben, ein irdiſches und ein überirdiſches, welch letzteres den ehernen, herzloſen ſogenannten Naturgeſetzen nicht unterworfen iſt. Sein überirdiſches Leben iſt ſo reich an Seligkeit, daß er auch Theile des irdiſchen damit ausſtatten kann. Die Weſen der Erde ſind ihm Geſchöpfe Gottes, das Himmelszelt iſt ihm gleichſam ein Transparent jenes Gottes, der ihn durch irdiſche Drangſal nur läutern will, ihn erretten wird und einführen zum ewigen Leben, wo all ſein Sehnen Erfüllung findet. Ja, ſo wunderbar mächtig iſt die Religion, daß ſie den ſonſt nach normalen Vernunftſchlüſſen denkenden und lebenden Menſchen überzeugen kann von der perſönlichen Anweſenheit Gottes im Brote. Die Naturgeſetze ſind ohnmächtig vor der Religion.

Giebt es ein größeres Talent, als ſolch ein überweltliches Leben zu führen mitten in den Banden der Natur? eine ſolche von allen irdiſchen Zufälligkeiten unbeirrte Hoffnung zu hegen? Giebt es ein anderes Mittel als Religion, um in allen Stürmen ſelig am Buſen der von Allen ſo heiß erſehnten erlöſenden Gottheit ruhen zu können? Giebt es ein größeres Talent, als religiös zu ſein?

Die Leute ſind ſonſt nichts weniger als beſcheiden in ihren Anſprüchen, es iſt daher zu wundern, daß die meiſten ſich mit dieſem Leben zufrieden geben und kein beſſeres wünſchen. Schon der Wunſch würde die Hoffnung gebären — und Hoffnung iſt die Mutter der Religion. „Ich weineweil ich nicht glauben kann,“ ſagte Jener, und dieſe Gottesſehnſucht ſelbſt war ſchon ein Bißchen Religion.

Schade nur, daß in dem Begriffe Religion eine ſo große Verwirrung herrſcht. Mancher iſt religiös, ohne daß er es ſelber weiß, Mancher iſt bigott und Atheiſt zugleich. Der Eine ſchließt ſich aus verſchiedenen weltlichen Gründen einer Confeſſion an und bekennt etwas, das ihm über die Maßen gleichgiltig iſt. Der Andere bekennt mit dem Dichter keine Religion, und zwar aus Religion. Der Eine iſt ein ſehr ſtrenger Bekenner und ein ſehr ſchlechter Menſch zugleich, er trägt die Religion wie einen Mantel, den man ſich verſchaffen kann, um ein häßliches Herz damit zu verdecken. Ein Weiterer glaubt nur an Gott und hat religiöſe Stimmungen, wenn es ihm gut geht; im Unglück verflucht er Gott und verleugnet ihn. Bei Anderen iſt's gerade umgekehrt. Mancher verwirft alle vorhandenen Religionen und macht ſich für ſeinen Gebrauch eine neue, die er glaubt und die ihn ebenfalls zur Tugend führt. Denn das kann nicht geleugnet werden, dem Gläubigen kommt es leichter an, gut, aufopfernd und ergeben zu ſein, als dem Ungläubigen; die Tugend des letzteren kann aber unter Umſtänden höher an Werth ſtehen, weil ſie uneigennütziger iſt.

Wer poſitive Religionen verachtet, verſpottet, verfolgt, der hat ein armes, rohes Herz und einen Kopf, der die Menſchen nicht verſteht. Wer andere Confeſſionen, als die ſeine, verachtet, verſpottet, verfolgt, der beweiſt, daß er in das Weſen der Religion noch nicht eingegangen iſt. Für ihn kann die Religion keine Beſeligung ſein, erſtens, weil er ſich zu ſehr bekümmern muß um Andere, die nach ſeiner Meinung falſche Wege wandeln; zweitens, weil er vor lauter Hinblick auf Aeußerlichkeiten nicht Zeit hat, ſtill und fromm mit Gott umzugehen; und endlich, weil er ſein Herz auf den irdiſchen Streit, Glanz und Erfolg ſeiner Confeſſion ſetzt, der — eben weil er irdiſch iſt — immer unvollkommen und ungöttlich ſein wird.

Der göttliche Zweck der Religion iſt, daß ſie ſelig mache. Sie würde dieſen Zweck nie erreichen, wollte ſie den Gläubigen mit Furcht vor dem Sterben, vor der Hölle, mit Angſt um das ewige Zugrundegehen naheſtehender, aber anders geſinnter Menſchen, mit Hadern und Eifern gegen Andersgläubige erfüllen! Jene Religion iſt die wahre, welche ins Menſchengemüth Frieden, Ergebung und Zuverſicht legt und den Teufel verſcheucht in all ſeinen Geſtalten.

Im religiöſen Herzen vollzieht ſich ein Leben, von welchem Mancher, der ſonſt allerhand weiß, keine Ahnung hat. Das ſind große Thoren, welche den Werth der Religion leugnen oder ihn durch andere geiſtige Werthe erſetzen wollen. Wenn im Menſchengemüth das Ideal einmal ausgeblaſen iſt, dann giebt es für dasſelbe überhaupt keine geiſtigen Werthe mehr, die Skepſis nagt Alles an. Und merkwürdig iſt's, daß die Wiſſenſchaft uns bisher nur ſkeptiſch gemacht hat, ſo infallibel ſie ſich auch ſtellt. Selbſtzweck! Man ſoll mir damit vom Leibe bleiben! alles, was der Menſch lehrt, ſchafft, erfindet, hegt und pflegt, kann nur den einen und ſonſt keinen Zweck haben: die Menſchen glücklicher und beſſer zu machen. Alle anderen Ziele ſind Blümel Blamel. Was nutzt es, daß wir klüger, ſchlauer werden, wenn wir einander um den Löffel barbieren! Was nutzt es, daß wir immer neue Exploſionsſtoffe erfinden, wenn wir einander in die Luft ſprengen! Was nutzt es, wenn wir ſpectralanalytiſch die Beſtandtheile der leuchtenden Sterne erforſchen, wenn es finſter geworden iſt in unſerem Herzen! Ich bin mit den führenden

Geiſtern unſerer Zeit ganz unzufrieden. Sie lehren nicht leben, ſie lehren nur denken; Eins müſſen wir noch lernen: das von ihnen Gelernte wieder zu vergeſſen. Unſere treue Mutter iſt die Erdſcholle, aus ihr ſprießt das Brot und der Idealismus.

Ein Geſpräch über Religion.

1.

Doctor. Ich muß es offen ſagen, Peter, Sie gefallen mir nicht. Sie paſſen nicht mehr in unſere Zeit.

Peter. Ob ich in die Zeit paſſe oder nicht, iſt mir gleichgiltig, aber zu den Menſchen will ich paſſen.

Doctor. Sie paſſen auch zu den modernen Menſchen nicht. Sie predigen z. B. der neuen Zeit, die nur den Kampf ums Daſein kennt, das Chriſtenthum mit einer Einfältigkeit, als ſtünden Sie in den erſten Jahrhunderten.

Peter. Viele Menſchen haben wieder Heimweh bekommen nach dem Chriſtenthume, und um ſo tieferes Heimweh, je weiter ſie ſich von demſelben entfernt hatten.

Doctor. Ja, lieber Freund, glauben denn Sie, es iſt den Leuten ernſt, wenn ſie heute von Religion ſprechen, ſich religiös ſtellen, wenn ſie etliche confeſſionelle Gebräuche, die ihnen gerade am Wege aufſtoßen, mitmachen, oder wenn ſie ſich zuſammenthun zu einer Partei der vereinigten Chriſten! All dieſe Beſtrebungen ſind vom wirklichen Chriſtenthum mindeſtens ſo weit entfernt, als ich mit meinem Atheismus es bin. Verſuchen Sie doch einmal einen von ſolchen, wie es mit ſeinem inneren Chriſtenthume ſteht: es iſt nichts da. Oder wird ſo ein gewöhnlicher Philiſter, der ſich im Gegenſatze zum Juden oder Katholiken oder Türken „Chriſt“ nennt, ſich bemühen, ſeinen Feinden zu verzeihen, ihnen Gutes, oder wenigſtens nicht Böſes zu thun, für den Nächſten beſtändig freiwillige Opfer zu bringen, ſeine eigenen ſinnlichen Neigungen abzutödten, den Gütern und Freuden der Welt zu entſagen, oder ihnen wenigſtens das Gewiſſen nicht zu opfern? — Im Gegentheile, unſere modernen Chriſten ſtellen ſich dieſen Ideen principiell feindlich entgegen; ſie haben ſich ſelber ein Chriſtenthum an den Leib geſchnitten, das für ihre weltlichen Begierden, eigennützigen Beſtrebungen und gelegentlichen Gefühlsſchwärmereien ganz gut paßt, mit der Strenge und Heldenhaftigkeit der Lehre des Nazareners aber nichts gemein hat. Aus verſchiedenen Gründen der Klugheit nennen ſie ſich Chriſten, und der Name genügt.

Peter. Sie ſind ſchrecklich, Doctor, denn Sie haben recht.

Doctor. Freut mich, daß Sie es zugeben.

Peter. Bedauere, daß ich es zugeben muß. Denn daß es ſo iſt, davon gewinnen weder Sie noch ich.

Doctor. Oh, dieſe modernen Chriſten! Manchmal glauben ſie, daß ſie etwas glaubten; wenn ſie ſich aber gründlich prüfen oder in beſtimmte Lebenslagen kommen, ſo ſtellt ſich heraus, daß ſie eigentlich gar nichts glauben.

Peter. Das läßt ſich umkehren. Es giebt Leute, die bei Gott ſchwören, daß es keinen Gott giebt! Leute, welche im gewöhnlichen Leben glauben, daß ſie nichts glauben und in den Stunden der Noth den Allmächtigen anrufen. Auch im Weltkinde lebt tief verborgen ein Verlangen und Sehnen nach Gott. Und dieſes Verlangen und Sehnen ſelbſt ſchon iſt eine Art von Glaubensbekenntniß. Der Flachling, der in Geiſt und Gemüth verkommene Glücksjäger und ſinnliche Genußmenſch mag ſich zeitweilig begnügen mit dem, was dieſe Erde ihm bietet; der ganze herztiefe Menſch begnügt ſich nicht mit dieſem irdiſchen Jahrmarkte, nicht mit den zweifelhaften Errungenſchaften des weltlichen Geiſtes, nicht mit jenen Vorſtellungen und Redensarten, daß alles unſterblich ſei im Kosmos, daß kein Atom verloren gehe, daß alles in irgend einer Form, wenn auch ſich ſeiner ſelbſt nicht bewußt, immer vorhanden ſei u. ſ. w. — Nein, dieſe Kaleidoſkopen-Philoſophie iſt dem ganzen Menſchen nicht genug, ja ihm gerade zuwider, zu erbärmlich. Er will als ein beſtimmtes, ſich ſelbſt denkendes Weſen beſtehen, ſich als ſolches immer reiner entwickeln, allmählich alle Unlauterkeiten von ſich abſtreifen, und endlich frei von allen peinigenden Leidenſchaften im heiteren Frieden fortleben, vereint mit dem Ideale aller Vollkommenheit, das er Gott nennt. Der Menſch iſt etwas Großes, alles erdenkliche Erdenglück iſt ihm nichtig und alles Erdenunglück, das er ertragen muß, erträgt er nur, weil er weiß, es reinigt, ſtärkt, adelt ihn auf ſeinem Wege zur Vollkommenheit. Er will höher hinaus, als alle Weltmacht und aller Menſchenwitz ihn heben können, er will eine Größe und Unendlichkeit erlangen, die er ſich mit ſeinem endlichen Verſtandesorgan noch gar nicht vorſtellen kann.

Doctor. Das ſtimmt ja mit der Philoſophie der Darwiniſten. Keine Wiſſenſchaft hat das Fortbeſtehen und Sichveredeln des Menſchengeſchlechtes ſo klar und begreiflich dargeſtellt, als der Darwinismus; keine Einſicht iſt ſo troſtreich für uns und ſo erhebend, als die, wie weit wir es ſeit dem Urſchleime her ſchon gebracht haben, denn eben darin liegt für uns, die wir immer in der Fortentwickelung begriffen ſind, die Gewißheit, daß wir es noch weit bringen werden.

Peter. Lieber Doctor, das iſt, von meinem Standpunkte aus betrachtet, eine traurige Geſchichte mit der Naturwiſſenſchaft. Einerſeits ſtellt ſie uns in Ausſicht, daß die Menſchheit es auf Erden zur größtmöglichen Vollkommenheit bringen kann, andererſeits ſtellt ſie feſt, daß nach dem Verlaufe einer gewiſſen Zeit der Erdball erſtarren und kein Lebeweſen ähnlich dem Menſchen mehr beherbergen wird. Iſt letzteres richtig, ſo wird der Menſch nach dem Darwinſchen Grundſatze ſich nicht immer vervollkommnen können, denn die allmählich kümmerlicher werdenden Exiſtenzbedingungen müſſen ihn vielmehr degeneriren und zum Raubthiere erniedrigen, das die nothwendigſten momentanen Bedürfniſſe decken muß, ſo lange es irgend noch möglich iſt. Oder ſoll der Menſch gerade durch die wachſende Ungunſt ſeiner Exiſtenzbedingungen ſich vergeiſtigen und vergöttlichen, dann könnte es vielleicht gerade zuſammentreffen, daß an dem Tage, da der vollkommene Menſch fertig iſt, die Welt zugrunde geht.

Doctor. Kann ich dafür, daß es ſo ſein wird?

Peter. Vielleicht haben Sie einen Theil der Schuld daran. Sie haben durch die Verbreitung Ihrer Philoſophie mit dazu beigetragen, daß viele Menſchen in dieſes Gedankenſyſtem hineingedrillt worden ſind, bis ſie ſich hineingelebt haben, ſo daß ſie meinen, es müſſe ſo ſein, wie ſie ſich's vorſtellen. Das iſt aber nicht ausgemacht. Für den Menſchen iſt alles freilich genau ſo, wie er ſich's vorſtellt, aber an und für ſich kann es ganz anders ſein. Die Geſchichte der Philoſophie hat uns bewieſen, daß die menſchliche Art zu denken und die Dogmen der Syſteme überaus unverläßlich ſind. O ja, es kann recht gut anders ſein, als der Menſch es durch ſeine Sinne zu erfaſſen glaubt, das Menſchengehirn es ſich einbildet. Und gerade dadurch, daß Ihr Materialiſten den menſchlichen Geiſt nur zu einem Ausfluß der Materie erniedrigt habt, habt ihr ihn gleichſam unmündig erklärt und unfähig, der abſoluten Wahrheit nachzugehen und ſie zu erkennen. Und doch wollt ihr mit dieſem von Euch ſo armſelig gemachten Geiſt die abſolute Wahrheit ergründen. Welch ein Widerſpruch! Jedenfalls ſtellt es ſich ſchon heraus, daß die Art der Naturaliſten zu philoſophiren eine unglückliche iſt, denn ſie führt uns ſchließlich in eine Wüſte, wo kein Troſt und keine Rettung ſein kann.

Doctor. Aber läßt ſich logiſcherweiſe denn anders denken, als die Erfahrungen es erlauben?

Peter. Viele Millionen Menſchen, die auch dieſelben Erfahrungen machen und auch geiſtig geſund ſind, denken doch anders, als etwa Sie. Und denſelben kommt ihr Denken und Wiſſen nicht minder richtig und der Wahrheit entſprechend vor, als Ihnen das Ihrige. Viele von ſolchen haben noch dazu den Vortheil, daß ihr Denken und ihre Vorſtellungen ſie beſeligen, ſtark, treu und edler machen und auf eine Höhe erheben, auf der ſie dem unermeßlichen Elende dieſes Lebens faſt entrückt ſind.

Doctor. Welch eine Höhe iſt denn das? Nennen Sie mir ſie.

Peter. Die Religion.

Doctor. Die Religion. Aber ſagen Sie mir doch, ſind Leute, die eine ſogenannte Religion haben, denn auch um ſo viel beſſer, als die ſogenannten Atheiſten?

Peter. Beſſer? Schon aus Religion dürfte man das nicht ſo hochmüthig bejahen. Jedenfalls aber glücklicher.

Doctor. Iſt Ihnen das Glücklichſein denn gar ſo wichtig? Iſt es nicht edler, der Wahrheit willen auf alles Glück zu verzichten?

Peter. Das Wahre iſt für uns das, was uns glücklich macht. Gehen denn doch alle menſchlichen Beſtrebungen, ja angeblich auch die der Naturforſcher, darauf aus, den Menſchen recht viele Vortheile zu verſchaffen, daß ſie ſich möglichſt behaglich und glücklich fühlen. Warum ſoll gerade jene Gedanken- und Vorſtellungsart nicht Geltung haben, durch welche wir uns am beſten mit dieſem Leben und ſeinen Widerwärtigkeiten abfinden können? Es handelt ſich nur um das.

Doctor. Der Menſch iſt auf Erden, um die Wahrheit als ſolche zu ſuchen.

Peter. Wer hat ihm das aufgetragen? Sein Schöpfer? Er hat ja keinen, wie Sie ſagen. Alſo er ſich ſelbſt? Und wann? Als Urzelle? Als Affe?

Doctor. Als Menſch.

Peter. Nur als Gelehrter kann er ſich dieſen Luxus erlauben. Der Menſch als ſolcher hat andere Strömungen, und die längſten derſelben münden allemal und überall nur ins Meer der Ewigkeit und des Gottgedankens.

Doctor. Freund, alſo glauben Sie wirklich an einen Gott und an die Unſterblichkeit Ihrer Seele?

Peter. Ich glaube das nicht, denn ich weiß es.

Doctor. Hätten Sie Ihre Unſterblichkeit geglaubt, ſo würde ich geſchwiegen haben. Weil Sie die Sache aber wiſſen, ſo wollen Sie die Güte haben, ſie mir zu beweiſen.

Peter. Ich bin, ich war, ich werde ſein. Denn daß ich bin, empfinde ich. Daß ich war und ſein werde, gründe ich auf Erfahrung, denn in aller Zeit, die ich weiß, war ich und ich habe keine Zeit erfahren, in der ich nicht war und nicht ſein werde.

Doctor. Sie ſind witzig vielleicht zu unrechter Zeit.

Peter. Menſchenwitz. Aehnlich beweiſen ja auch Ihre Philoſophen. Doch es ſoll nicht gelten, auch bei mir nicht. Unendliches läßt ſich mit endlichen Mitteln ja nicht beweiſen. Man muß es fühlen, wie man ſein eigenes Weſen fühlt. Ich weiß den Herrn an meiner Seite und das macht mich muthig und fröhlich. Wie hätte ich armer irrender Menſch durch die unzähligen Fährlichkeiten der Welt, durch all die Verſuchung, das Leid, das Unglück, durch all die heuchleriſchen Widerſacher und grimmen Feinde den Weg finden können bis hierher? Er war mit mir. Im Taumel der Luſt, des Erfolges, des Beifalles, ja ſelbſt in den ſüßen Wonnen des häuslichen Glückes hätte ich müſſen übermüthig werden; von Feinden gehetzt, kauernd an Gräbern zerſtörten Glückes, im Banne der Laſter, im Bewußtſein perſönlicher Schuld und Armſeligkeit hätte ich verzweifeln müſſen. Doch er war mit mir. Immer überlegener fühle ich mich den Dingen, die mich einſt unterjocht hatten; immer kräftiger in Bekämpfung des thieriſchen Theiles an mir; unbedenklich wage ich heute Unternehmungen, zu denen mich meine gebrechliche Natur, meine geringen Fähigkeiten nicht berechtigen — denn an meiner Seite ſteht der Herr. — Ihr beſtreitet die Wunder, die er *einſt* gewirkt hat, ich ſehe die Wunder, die er heute noch wirkt. Er läßt den guten Willen ſiegen und den böſen zu Schanden werden, wenn ſchon nicht immer heute, ſo doch morgen. Er hat ſeine Schöpfung ſo eingerichtet, daß alles Unzweckmäßige ſachte ausgerottet, das Zweckmäßige endlich herrſchend werden kann. In ewiger Planmäßigkeit geht dieſer Proceß vor ſich.

Doctor. Und das viele Unrecht, welches geſchieht?

Peter. Empfinden wir als ſolches und ſind ſofort beſtrebt, es zu corrigiren, weil wir wiſſen, daß durch die Ueberhandnahme desſelben der Einzelne und das ganze Geſchlecht gefährdet wären. Sind das nicht Spuren Gottes? Sind das nicht Wunder, die täglich gewirkt werden? Daß in dem Wirrſale der Stoffe und der geiſtloſen Kräfte, wie Ihr ſagt, ein Menſch leben und Ideale hegen kann, die mit den Stoffen und Kräften gar nichts zu thun haben, daß er trotz dieſer Oppoſition gegen die herrſchenden Mächte doch nicht zugrunde geht, ſondern gerade in den Idealen Friede und Stärke findet, iſt das nicht ein Wunder?

Doctor. Und warum dieſe Umſtändlichkeiten einer kümmerlichen Entwickelung unter Elend und Unrecht? Warum hat Ihr weiſer Gott die Welt nicht gleich anfangs vollkommen erſchaffen?

Peter. Das weiß ich nicht. Wenn ich das wüßte, brauchte ich keinen allweiſen Gott, dann wäre ich's ſelber.

Doctor. Sagen Sie mir doch, wie ſtellen Sie ſich die Weſenheit Gottes vor?

Peter. Wie ich kann. Als eine Perſönlichkeit. — Sie erſchrecken über meine Einfalt. Schuld daran iſt die Unzulänglichkeit des menſchlichen Geiſtes. Mögen wir uns etwas noch ſo abſtract denken, brauchbar wird es erſt, wenn es ſich concentrirt zu einer ſinnlichen Vorſtellung. Der Mathematiker z. B. verſinnlicht den mathematiſchen Punkt durch einen Tintentupfer auf dem Papier. Er weiß recht gut, daß das mathematiſch unrichtig iſt, kann ſich aber nicht anders helfen. Mit der Gottvorſtellung geht es uns ebenſo. Er iſt der Unendliche, Unfaßbare, aber wir müſſen ihn ſo nehmen, wie wir ihn tragen können. Glücklich der, welcher in naiver

Unmittelbarkeit den unendlichen Gott in Menſchengeſtalt ſehen kann.

II.

Doctor. Nach dem früher Geſagten zu ſchließen, iſt Ihnen die Verehrung Gottes eine Pflicht.

Peter. Nein, ein Bedürfniß. Gott ſteht auf meine Dankbarkeit und Verehrung nicht an. Und eine pflichtſchuldige Verehrung, ein halb erzwungenes Lob iſt überhaupt etwas Zweifelhaftes. Das Bedürfniß, dem Wohlthäter zu danken, ihn zu ehren, entſteht in uns ſelbſt, und die Bethätigung desſelben empfinden wir wie einen Genuß. Darum gereicht frommen Menſchen der Gottesdienſt zur wahren Beſeligung.

Doctor. Wenn aber der Gottesdienſt reine Formſache wird? Wenn man in die Kirche geht, bloß weil es Sitte iſt und weil es vom Cultus verlangt wird?

Peter. Dann iſt die Wirkung auf unſer Gemüth oft gleich Null. Der Menſch muß zuerſt zu ſich ſelber kommen, dann erſt zu Gott. Wer in ſein Herz nicht einkehrt, der kehrt in die Kirche vergebens ein.

Doctor. Sie meinen wohl, daß man Gott auch im grünen Walde verehren kann?

Peter. Das meine ich freilich, bin aber kein Freund dieſer Phraſe. Mit einem Gottesdienſte in Einſamkeit iſt den allerwenigſten gedient. Die Religion führt uns nicht allein zu Gott, ſie will uns auch zu den Menſchen führen. Die Gemeinſamkeit der Gottesverehrung in der Kirche erweckt in uns immer wieder das Gefühl der Zuſammengehörigkeit. Brüder und Schweſtern ſind es, die vor den Füßen des himmliſchen Vaters knien. Nichts Rührenderes weiß ich, als eine andächtige Gemeinde, wie ſie ſich bei großen erſchütternden Ereigniſſen, im Elementarunglücke zu zeigen pflegt. In ſolchen Zeiten fällt es auch ſelten Einem ein, ſeinen Gott ſeparat im grünen Walde oder im einſamen Kämmerlein zu verehren, den Menſchen zieht's in ſchweren Tagen zu Menſchen und alle zuſammen zu Gott. Doch giebt es Gemüther, und ich verſtehe ſie gar wohl, denen die Andacht, die fromme Vertraulichkeit mit Gott, die Erhebung des Herzens zum Urquell alles Guten und Schönen in der Einſamkeit beſſer gedeiht, als inmitten der Leute und des Gepränges.

Doctor. Sie ſind alſo wohl kein Freund des prunkhaften katholiſchen Cultus, der Ceremonien, welche mit dem kirchlichen Gottesdienſte verbunden ſind?

Peter. In Hinblick auf die Millionen, die ohne unſeren kirchlichen Cultus leben und doch auch Kinder des himmliſchen Vaters ſind, ſteht es mir nicht an, zu ſagen, daß Ceremonien zur Seligkeit unerläßlich ſind, man kann auch ohne ſie tief religiös und fromm ſein. Die erſten Chriſten haben weniger Ceremonien geübt, als die katholiſche Kirche in ſpäterer Zeit, aber in der chriſtlichen Religioſität werden ſie es wohl mit den Chriſten aller Zeiten und Kirchen aufnehmen können. — Und dennoch bin ich ein Verehrer des katholiſchen Cultus. In demſelben vereinigen ſich alle Künſte, um den Herrn zu preiſen. Wenn die Künſte ſchon als ſolche, weltlich geübt, veredelnd wirken, um in wie höherem Grade erſt bei dem Zwecke der Verherrlichung Gottes? Wie arm an Kunſt wäre das Volk der Dörfer und Wälder, wenn die Kirche ihm nicht Bildnerei und Schauſtellung, Lied und Muſik gebracht hätte!

Doctor. Als wahrer Chriſt verhalten Sie ſich vielleicht ablehnend gegen die fünf Gebote der katholiſchen Kirche?

Peter. Wieſo? Dieſelben, tiefer erfaßt, ſind für die Gläubigen ein außerordentlicher Behelf. Ich habe Ihnen ſchon angedeutet, daß auf den ſinnlichen Menſchen die Religion in ſinnlicher Geſtalt am beſten wirkt; alles Geiſtige, Unfaßbare muß verſinnbildlicht werden, wenn es in uns praktiſch fruchten ſoll. Dinge, die uns verborgen ſind, nennen wir Geheimniſſe, und ſolche dem Menſchengemüthe, wenn ſchon nicht der Weſenheit, ſo doch der Auffaſſung gemäß zu verſinnbildlichen, iſt Aufgabe der kirchlichen Formen und Handlungen.

Doctor. Sie neigen bedenklich der Myſtik zu!

Peter. Ich geſtehe es, ich liebe die Myſtik. Warum man vor dieſem Worte eine ſolche Abſcheu hat, weiß ich nicht. Sind wir doch alle in lauter Geheimniſſe eingeſponnen. Die ganze Welt iſt uns ein Geheimniß, die Vergangenheit, die Zukunft, die Urſachen unſerer Neigungen und Thaten ſind uns ein Geheimniß, und ihre letzten Wirkungen ſind es auch. Wir ſelbſt ſind uns ein Geheimniß, das wir ſo wenig durchdringen und löſen können, als jenes hinter den Pforten der Ewigkeit. Alles um uns, vor uns, hinter uns, über uns, unter uns, in uns iſt dunkel. Grelle Lichter, die zeitweilig aufflackern, blenden uns mehr, als ſie uns erleuchten. Wenn wir nun das Geheimniß zum Symbol machen, ſinnbildlich es unſerem Herzen näher bringen, es mit unſerer Phantaſie vermenſchlichen, verklären, ſo iſt das noch das Beſte, was wir thun können. Wir beten im Sacramente nicht Brot und Wein an, ſondern das heilige Geheimniß, in deſſen Schoß unſere ewigen Geſchicke ruhen. — Uebrigens ſind die Gebote der Kirche nicht ſo ſehr myſtiſch, als vielmehr praktiſch und unſerem Leben angemeſſen. Das Gebot des Faſtens entſpricht unſerer Geſundheitspflege; zeitweilige

Einſchränkung im Genuſſe, in den Luſtbarkeiten, zeitweilige Unterbrechung der Fleiſchſpeiſen: man brauchte durchaus kein Katholik zu ſein, um die Bedeutung dieſes Gebotes zu würdigen. Die heutigen Naturärzte, und es giebt Heiden darunter! legen ihren Jüngern ein weitaus ſtrengeres Faſten auf, als die Kirche mit ihrem einmaligen mehr auf Abwechslung zielenden Faſttage in der Woche. Doch man ſieht, daß auch die Kirche an das Praktiſche gedacht hat. Das Gebot der Ohrenbeichte hat ein Menſchenkenner und Menſchenfreund aufgeſtellt. Der Arme, Verlaſſene, Verfolgte, der keinen Freund hat, dem er ſeine Seelenlaſt, ſeinen Kummer mittheilen könnte, er findet Troſt am Buſen deſſen, in dem er den Stellvertreter Gottes ſieht und durch welchen Gott ihm Rath und Muth ertheilt. Daß dieſe kirchlichen Angelegenheiten ſo ſeelenlos und nur wie eine Formſache ausgeübt zu werden pflegen, iſt ſchuld der Leute; wer die Bedeutung erfaßt, mit ganzem Herzen ihnen anhängt, dem werden ſie eine Quelle des Segens. Das Gebot der Sonntagsruhe. Dieſes hat ſogar der Staat durch ein Geſetz unterſtützt, die Kirche verlangt noch obendrein, daß am Feiertage der Menſch den Staub der Erde von ſich ſchüttle und einen Blick nach dem Ewigen und Göttlichen richte. Wie das geſund iſt! Beſtändig auf der feuchten Erde kriechend wird man ganz ſchimmelig. Jedes Erdenweſen braucht von unten und von oben etwas, um leben zu können. Was iſt ſchon ein Sonntag mit ſeiner friedlichen Raſt! Und was ſind erſt der Chriſtenheit beſondere Feſte: Weihnacht, das Feſt der ewigen Liebe. „So ſehr hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eigenen Sohn hingab!“ Oſtern, das Feſt des ewigen Lebens. „Ich bin die Auferſtehung und das Leben!“ Pfingſten, das Feſt der ewigen Weisheit. „Ich ſende Euch den Tröſter, den heiligen Geiſt!“

— Welche Offenbarungen! Keine Religion ſonſt hat ſolche Botſchaft je verkündet, keiner der Propheten, Poeten und Philoſophen der Erde hat ſolche Verheißung gelehrt. Ewige Liebe und Weisheit! Ewiges Leben! — Jeder, der das erfaßt, muß jubeln und jauchzen, und bei ſolchem Ausblicke in eine göttliche Ewigkeit kann es ihm leicht werden, über alle Blaſen dieſer vergänglichen Welt hinwegzuſchreiten.

Doctor. Menſch, ich beneide Sie! Warum haben Sie es vor Vielen voraus, ſo denken und empfinden zu können! Das iſt nicht allein eine zu erwartende Seligkeit im anderen Leben, das iſt ja ſchon Seligkeit auf dieſer Welt. Aber ich verſtehe Sie nicht, ich muß meinen ganzen Aufwand von Einbildungskraft zu Hilfe nehmen, um auch nur annähernd zuzugeben, daß Sie wirklich ſo glauben und empfinden, wie Sie ſagen.

Peter. O Freund, wie möchte ich Ihnen jetzt um den Hals fallen und bekennen, wie oft und wie bange ich um dieſen Glauben beten muß! Denn man kann ihn nicht erwerben, nicht anlernen, nicht anempfinden. Man muß ihn geſchenkt erhalten als eine Gnade des Himmels. Manchmal, wenn man ſchier ſtolz auf dieſen Glauben pochen will, iſt er plötzlich nicht da, iſt es öde im Herzen, und ſtatt den lieben heiligen Geſtalten, erfüllen es die Dämonen des Zweifels und der Troſtloſigkeit. Und ein anderesmal, wenn ein irdiſches Verhängniß uns zu Boden wirft, daß man meint, jetzt giebt es kein Erheben mehr, jetzt iſt alles aus — ſiehe, da iſt auf einmal der Glaube vorhanden, der Glaube, die Hoffnung, die Liebe, und das Unheil löſt ſich wie Nebel in der Frühlingsſonne.

Doctor. Nach Ihren Auseinanderſetzungen erſcheint die Religion als eine Art von Genußmittel zur Labung, zum Troſte und zur inneren Beſeligung.

Peter. Ich weiß, wo Sie hinaus wollen. Sie verlangen von der Religion vor Allem eine erziehliche Wirkung. Sie verlangen, daß der Religiöſe nicht bloß für ſich glücklich, ſondern auch, daß er für Andere gut ſei. Ich verlange von ihr dasſelbe und ſie leiſtet es. Letzteres durch das erſtere. Gut iſt nur der Glückliche, daher will ſie den Menſchen vor Allem mit ſich ſelbſt ins Reine bringen, ihm den Frieden geben, den die Welt nicht geben kann. Daß der Menſch rechtſchaffen ſei, muß wohl unter allen Umſtänden und bei allen Glaubensbekenntniſſen vorausgeſetzt werden; aber ſtandhaft zu bleiben und immer vollkommener zu werden, das kann er am beſten durch den Geiſt des Chriſtenthums.

Doctor. Nun müſſen Sie mir aber eine perſönliche Bemerkung erlauben. Ich fand allerdings in Ihren Schriften mit einer gewiſſen Vorliebe religiöſe Gegenſtände behandelt, Menſchen geſchildert, die der chriſtlichen Ergebung und Liebe ſich befleißen; andererſeits aber haben Sie wiederholt eine ſcharfe Satire ſpielen laſſen gegen kirchliche Gepflogenheiten. Wie erklärt ſich das?

Peter. Das erklärt ſich einfach. Die Religion iſt mir niemals gleichgiltig geweſen. Wäre ſie das, dann würde ich ſtets an ihr vorübergegangen ſein, wie Tauſende an ihr vorübergehen, ohne ein Wort der Begeiſterung für ihre Erhabenheit, ohne ein Wort des Tadels für Entartungen ihres Cultus. Nichts ſehnlicher wünſchte ich, als die Kirchen möchten ihre Forderungen ſtets ſo einrichten, daß auch der gebildete, der vergeiſtigte Menſch an ihrem Leben und Walten ſich erbauen könnte, daß ſie weniger unduldſam ſeien in kirchlichen Vorſchriften, hingegen um ſo ſtrenger und eifriger in der Verkündung des Evangeliums Jeſu Chriſti. Nur ſo können die Völker und ihre weltlichen Führer vielleicht wieder für das Chriſtenthum und die Kirche gewonnen werden. — Manchmal aber vermißt man die geiſtliche Klugheit, und das gottſuchende Gemüth muß ſich nach anderen Quellen umſehen. Lange Zeit habe ich alle Zuſtände, die mit unſerer Kirche zuſammenhängen oder mittelbar von ihr herſtammen, vertheidigt; als ich aber genauer zuſah, hat mir Einiges nicht gefallen können, weil ich in Manchem eine Schädigung des chriſtlichen Gefühles erblickte. Ich habe geſehen, wie die Formen (die bei richtigem Verhältniſſe zum Inhalt ja auch löblich ſind) das Uebergewicht bekamen und den Geiſt zu erdrücken drohten. Ich habe erfahren, daß mit der Religion mancherlei Mißbräuche getrieben wurden und der Glauben zum Aberglauben gemacht. Solche Erſcheinungen geißelte ich mit Spott und Zorn und werde das thun, ſo lange ich lebe und mir die chriſtliche Religion als das Heiligſte gilt, was der Menſch auf Erden hat.

Doctor. Das iſt aber unklug von Ihnen. Abgeſehen davon, daß die einflußreichen Gegner, die Sie ſich damit ſchaffen, Ihre perſönliche Exiſtenz verbittern, wird man Sie vor dem Volke auch als einen Irrlehrer erklären und die Wirkung Ihrer Schriften untergraben, mit denen Sie doch den chriſtlichen Geiſt fördern wollen.

Peter (zuckt die Achſeln und ſchweigt).

Doctor. Ihre Ausführungen waren mir ganz intereſſant, bekehrt haben ſie mich aber nicht.

Peter. Wollte ich denn das? Ich will nur, daß Sie meinen Standpunkt verſtehen und achten ſollen.

Doctor. Das haben Sie erreicht.

Krieg oder Frieden.

1.

Als im vorigen Jahre die ſchönen, ſtillen Herbſttage waren, ſaß ich in einem Walde bei Krieglach und las ein Buch. Ich las zwei Tage daran und dieſe zwei Tage ſind wie ein Ereigniß in meinem Leben. Als die Lectüre zu Ende war, hatte ich den einen lebhaften Wunſch, dieſes Buch möchte in alle Culturſprachen überſetzt, in alle Büchereien aufgenommen, in alle Schulen eingeführt werden. Es giebt Geſellſchaften zur Verbreitung der Bibel; möge ſich auch eine Geſellſchaft bilden zur Verbreitung dieſes merkwürdigen Buches, welches ich geneigt bin, ein epochemachendes zu nennen.

Das Buch iſt von einer Frau aus der öſterreichiſchen Ariſtokratie verfaßt; um ſo merkwürdiger, daß es ein Volksbuch im ſchönſten Sinne des Wortes iſt. Die Verfaſſerin weiß nichts vom Edelmann, nur vom Edelmenſchen, nichts von Helden des Krieges, nur von Helden des Lebensmuthes, des Mitleids. Ein geradezu verblüffender Freimuth begegnet uns in dem Werke, ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß es in unſeren Landen paſſiren darf. Das Buch gehört ſcheinbar zur Unterhaltungsliteratur, es iſt eine Art Roman, aber mit liebenswürdiger Ungenirtheit übertritt es manche Geſetze eines Kunſtwerkes. Schön zu ſein, amüſant zu ſein? Nein, es hat ein anderes Beſtreben, ein tiefſittliches, culturbauendes, welterlöſendes, und ich ſage damit kaum zu viel. Das Buch iſt ein Entrüſtungsſchrei gegen den Krieg, ein Schrei, wie er ſo leidenſchaftlich heiß und herzdurchdringend wohl oft auf dem Schlachtfelde, aber nie in der Literatur ausgeſtoßen worden ſein wird.

Ein Proteſt gegen den Krieg, oh dieſe Schwärmer! ſo höre ich ausrufen. Wie ſagt doch ein vaterländiſcher Dichter? „Was Großes auf Erden geſchehen, vollbrachten die Schwärmer!“ — Alſo wären die Schwärmer praktiſche Idealiſten, die ſchließlich recht behalten.

Hier einmal hat eine deutſche Frau ein Buch geſchrieben, wie es männlicher und kerniger, idealer und praktiſcher nicht ſein könnte.

„Die Waffen nieder!“ Eine Lebensgeſchichte von Bertha von Suttner, erſchienen bei E. Pierſon in Dresden. Erzählt wird die Geſchichte einer ariſtokratiſchen Familie, welche die Kriegsjahre 1859, 1864, 1866 und 1870—71 mitgemacht hat. Schon die Schickſale für ſich ſind intereſſant, dazu kommt die Schilderung hoher und höchſter Kreiſe, von Charakteren, die überaus treffend gezeichnet ſind. Hauptſache aber iſt die ſchrecklich naturwahre Beſchreibung des Krieges und ſeines grenzenloſen Jammers. Selten wird ſonſt das grauſige Bild aufgedeckt, die Aufrufe, die Leitartikel, die Kriegsberichte, ſelbſt die Schilderung der heimgekehrten Soldaten, ſie ergehen ſich in allem Möglichen, nur nicht in der einfachen gräßlichen Wahrheit, wie ſie das vorurtheilsloſe Auge eines Menſchen — eines „Edelmenſchen“ — ſehen kann. Hoher Idealismus paart ſich in dem Buche mit einem ſo markigen Naturalismus, daß ſelbſt unſer „grünes Deutſchland“ daran eine Freude haben könnte. Hauptzweck des genialen Werkes iſt Abſcheu zu erwecken vor dem Kriege, von welchem manche Leute noch immer zu ſagen lieben, er ſei eine Naturnothwendigkeit, er ſei der Urſprung von allerlei Tugenden und zur ſittlichen Entwickelung der Menſchheit unerläßlich. Der Leſer des Buches wird erfüllt von dem gewaltigſten Abſcheu gegen den Krieg, von dem heißeſten Mitleide zu den unzähligen Opfern, welche dieſer ungeheuerliche Blutcultus einer alten Barbarei verſchlingt. Ferner wird der Leſer belehrt darüber, wie die Kriege gemacht zu werden pflegen. Kriege werden bekanntlich von den Herren, Revolutionen von den Völkern gemacht. Kriege wünſcht das Volk nicht, außer es iſt künſtlich dazu fanatiſirt worden. Naturgemäß drängt nur der Soldatenſtand zum Kriege und die Diplomaten ſpinnen ihn kühl berechnend aus; dabei die unglaubliche Frivolität, die bodenloſe Heuchelei, mit der das Unerhörte überdeckt wird. Das iſt kein in natürlicher Leidenſchaft verübtes Verbrechen, ſondern ein vorſätzlich berechneter Maſſenmord. Lieber tauſend Menſchenleben opfern, als eine handbreit Erde oder ein paar Buchſtaben in einem Vertrage. Was weiß das Volk davon, das kümmert ſich nur um ſeine Friedensarbeit. Wir ſind nicht mehr Helden im Sinne der Alten, welche in Kampf und Todesverachtung Tugenden an und für ſich geſehen haben. So dürfen, ſo können wir nicht mehr ſein, wir ſuchen unſere Tugenden und die Ziele unſerer Kräfte anderswo. Die Begeiſterung für den Krieg wird heute nur mehr künſtlich erzeugt, und durch welche Mittel? Wer ſo glücklich war, es im Leben noch nicht erfahren zu haben, der leſe es in dieſem Buche. Es iſt alles buchſtäblich wahr, es iſt ſchrecklich wahr.

Humanitätsduſelei! höre ich ſpotten. Die ſo rufen, die haben wohl noch keinen Bruder, keinen Gatten, keinen Sohn auf dem Schlachtfelde gehabt und ſie ſelber ſind vielleicht auch noch auf keinem geſtanden. Und ſind ſie einmal auf dem Schlachtfelde, ſo mag es ja ſein, daß ſie, berauſcht von allerlei, bereit ſind, „heldenhaft“ in den Tod zu ſpringen. Aber liegen ſie nur erſt tagelang ſchwerverwundet unter Sterbenden und Leichen, hilflos, labelos, dann wird es mit der hochklingenden „Sterbensfreudigkeit“ ein Bewenden haben. „Wer einmal ein Schlachtfeld geſehen hat, der wird es als ſeine erſte Pflicht betrachten, zur Vermeidung der Kriege mitzuwirken!“ Ein Soldat ſprach das, ein tapferer Soldat, der edle Kaiſer Friedrich III. Und fragt nur erſt das Volk, den Bauer, den Bürger, den Arbeiter, den wahrhaften Edelmann, fragt ſie, ob es ihnen nach einem Kriege verlangt! „Um Gotteswillen, nein!“ werden ſie ausrufen. Erſt wenn ſie künſtlich durch Parlamentsreden, Zeitungsartikel, Maueranſchläge, kirchliche Demonſtrationen u. ſ. w. angeſtachelt werden, dann entwickelt ſich eine ſpontane Begeiſterung, die anſteckend wirkt und im Taumel hinreißt. Sie wird erſtickt in einem Meere von Thränen. O ſage nur Niemand, daß das Volk den Krieg wolle, daß der Krieg eine unabwendbare Nothwendigkeit ſei!

Kriege waren, ſo lange die Menſchen denken, heißt es. Im Gegentheile: Kriege waren, ſo lange die Menſchen nicht dachten. Unſere Verfaſſerin ſagt: „So lange wir uns an die Vergangenheit klammern, werden wir Wilde bleiben.“ Der Angriffskrieg muß mit aller Schande und Schmach gebrandmarkt werden. Solchem Kriege muß die Gloriole genommen werden, er muß als das bezeichnet werden, was er iſt.

Die Vertheidigung ſeines Volkes, wo es angegriffen wird, halte ich für die höchſte Mannesthat. Darum Ehre dem Soldaten als Beſchützer des Vaterlandes! Aber hinauszudringen über die Grenze, um „für ſein Volk zu ſterben“, das iſt — Verbrechen. In dieſem Sinne habe ich es nie begreifen können, wie ſo ſich jeder Einzelne dem Volke opfern müſſe. Denn dieſe Einzelnen machen ja das Volk aus, und wenn jeder Deutſche für ſein Volk ſtirbt, dann iſt das ganze deutſche Volk geſtorben. Alle Begründung des Krieges iſt unglaublich widerſinnig.

Ich ſehe ſchon, wie ſie jetzt über mich herfallen, über den „Volksbethörer“, über den „Feigling“. Nun, feige iſt es wahrlich nicht, heute der waffenſtrotzenden, ſtreitwüthigen Welt zornig ins Angeſicht zu rufen: Die Waffen nieder! Es gehört einiger Muth dazu, einer gewaltigen und gewaltthätigen Wirklichkeit gegenüber freimüthig ſeinen Glauben zu bekennen. — Die Friedensbeſtrebung muß eine internationale ſein. Wer heute in unſerem Vaterlande allein die Abrüſtung predigen wollte, der wäre ein Hochverräther vom Hut bis zum Stiefel.

Nochmals: Nur Vertheidigungskriege im wahren und redlichſten Sinne, nur ſolche ſind erlaubt und heldenhaft. Auf das ſtützen ſie ſich ſcheinbar auch; jeder Kriegsurheber macht es ſeinem Volke weis: Wir ſind die Angegriffenen, wir kämpfen für eine heilige Sache, mit uns iſt Gott der allmächtige Herr der Heerſcharen! — Hüben und drüben dieſelben Phraſen. Und die Maſſen unſchuldiger, geſitteter, meiſt ſanfter, rechtliebender Menſchen, die ſich nie etwas zu Leide gethan, fahren ineinander und morden ſich zu Tauſenden und Tauſenden. Es iſt unbegreiflich.

Die Waffen nieder! Ein internationales Schiedsgericht für Völkerſtreitigkeiten in civiliſirten Staaten! Darin allein liegt unſere Rettung. Es iſt möglich. Es iſt ganz gewiß möglich. Wer an Gott glaubt, hat nur die halbe Religion, man muß auch an die Menſchen glauben.

II.

In der ganzen furchtbaren Geſchichte des menſchlichen Wahnes giebt es keinen ſo verhängnißvollen Irrglauben, als der iſt, daß die Kriege nothwendig und unausrottbar ſind. Dieſer Aberglaube muß gebrochen werden, und dazu beizutragen iſt in erſter Linie Pflicht der Lehrer und Erzieher, der Prieſter und Schriftſteller, kurz aller, die auf das Wohl der Menſchheit hinarbeiten wollen. Die Menſchen haben den Krieg, ſo lange ſie ihn für nothwendig halten, und ſie haben den Frieden, wenn ſie an ihn glauben. Ich bin feſt überzeugt von der Möglichkeit, unter den Culturvölkern Streitigkeiten auf unblutigem Wege zu ſchlichten. Aber dazu muß vorher freilich ſehr vieles anders werden. Wenn ſie an den Frieden glauben, dann werden ſie ihn ſuchen nicht mit blinkenden Waffen, ſondern mit der Ampel der Vernunft, und dann werden ſie ihn finden. Die Zuverſicht thut alles. Und wer wird ſtärker ſein als der Krieg? Der Glaube an den Frieden.

Ich halte die Liebe zum eigenen Volke für eine große Tugend, allein der Nationalismus in ſeiner heutigen, faſt thieriſch-rohen Geſtalt führt zu nichts Gutem. Er führt zu dem furchtbarſten Kriege, den die Welt je geſehen. Und nach dieſem Kriege? Werden nach dieſem Nationalkriege die Völker gerettet ſein? Wird auch nur Eines gerettet ſein, z. B. unſere deutſche Nation? Was wird dann ſein nach dem ungeheuren Blutbade, nach der Verwüſtung und Vernichtung von Allem, was dieſes Leben noch leidlich gemacht?

Was wird dann ſein, wenn die Eiſenbahnen zerſtört, die Pferde geſchlachtet, die Werkſtätten vernichtet, die Culturen zerſtampft, die Ländereien entwerthet, die Städte verbrannt, die Kirchen entehrt, die Schulen zerriſſen, die Kunſtanſtalten entgründet, die Männer erſchlagen, die Frauen geſchändet, die Kinder entheimt ſind? Wird die Nation dann gerettet ſein? Ein Meer von Thränen, eine Hölle von Troſtloſigkeit, eine grenzenloſe Entmuthigung und Ohnmacht, eine Gleichgiltigkeit gegen alles, beſonders gegen das Vaterland, gegen das eigene Volk, weil es ein erbärmliches Volk von Bettlern iſt. Das wird ſein. Und im Herzen der wahnſinnige Haß gegen die ſiegreichen Nachbarn! — Und dieſe ſiegreichen Nachbarn, werden ſie nicht ſelber bluten aus unzähligen Wunden, werden nicht die Frauen ihre Männer, die Kinder ihre Väter, die Eltern ihre Söhne verloren haben? Werden die Uebrigbleibenden nicht roh und verthiert geworden ſein auf dem Schlachtfelde, ſtumpfſinnig gegen Ideales, Sklaven des Materialismus? Werden ſie nicht ruhelos ſein wie Kain und beſtändig ängſtlich lauern müſſen, ob das niedergeworfene Nachbarvolk nicht etwa Miene macht, ſich aufzuraffen und ſich zu rächen? Werden ſie nicht alle Früchte ihrer Arbeit daran wenden müſſen, um nur gerüſtet zu ſein, und dabei innerlich, ſittlich verkommen? Iſt ein ſolcher Sieg nicht eine Niederlage anderer Art? Und wenn das ſo fortgeht, verlohnt ſich dann eine Nation und ein Nationalismus, ein Leben überhaupt? Wahrlich, wenn das Leben ohne Krieg nicht beſtehen kann, dann iſt es nicht werth, daß man ihn führt.

Fragen wir uns offen, was wir wollen. Wollen wir leben, dann Frieden mit den Völkern; wollen wir aber nicht leben, dann — giebt es anſtändigere und billigere Mittel, als die Rieſenrauferei mit Anderen, die möglicherweiſe leben wollen.

III.

Du mußt es dreimal ſagen, darum als Beiſpiel zum Vorſtehenden die folgende Zuſchrift eines Landmannes:

Friſchen fröhlichen Krieg?

Lieber Landmann!

Neulich haben wir etwas in einer Zeitung geleſen, das hat uns gar nicht gefallen. Es iſt — mit Reſpect zu ſagen — ſternblitzſonnenklar erlogen. „Selbſt den unteren breiten Volksmaſſen,“ heißt es dort, „wird der gegenwärtige Zuſtand zu arg, ſie ſind eines faulen Friedens ſatt und wünſchen den friſchen fröhlichen Krieg.“

Wer der Menſch iſt, der ſo etwas ſchreibt, das wiſſen wir nicht, denn ſo ein Zeitungsſchreiber druckt ſeinen Namen nie dazu, damit man ihn nicht beim Schopf nehmen kann und damit es ausſieht, als wäre das Ding nicht der Ausdruck eines Einzelnen, ſondern der der öffentlichen Meinung. Wer aber unter den „unteren breiten Volksmaſſen“ gemeint iſt, das wiſſen wir, nämlich der Bauern- und Kleingewerbeſtand, der deshalb ſo tief unten iſt, weil er von jeher unterdrückt worden, und der deshalb ſo breit iſt, weil er eigentlich die Grundfeſte für den ganzen Staat ſein muß.

Wir alſo — die unteren breiten Volksmaſſen — haben uns um ſolche Zeitungsſachen niemals gekümmert, und iſt uns ſchier immer alles eins, was die Herren ſchreiben, nur daß es manchmal was zu lachen giebt. Weil wir jedoch wiſſen, daß Andere ſind, die in der Zeitung gerade ihr Evangelium ſehen, haben wir uns Etliche zuſammengethan und geſagt: So eine Lug', als ob wir Bauern Krieg haben möchten, müſſen wir doch einmal auf die Wand nageln.

Seit die Welt ſteht, hat der Bauer noch keinen Krieg haben wollen, höchſtens Revolution. Haben wir Sonntags einmal gerauſt im Wirthshaus, nu, ſo iſt's geweſen, weil wir einen Rauſch gehabt haben; am Montag ſind wir wieder nüchtern geweſen und fleißig an die Arbeit gegangen. Sind Räuber ins Haus gebrochen oder ſind uns endlich die hohen Herren zu arg geworden, wenn ſie uns haben wollen die Haut abziehen, ſo haben wir auch einmal zugeſchlagen, haben Hausrecht geübt und ſind nachher wieder an die Arbeit gegangen.

Einen „faulen“ Frieden kennt der Bauersmann nicht, von einem „faulen“ Frieden kann nur der Müſſiggänger ſprechen, der nicht arbeiten will und vor lauter Faulheit ſtinkend wird. Für den Bauer iſt jeder Krieg, auch der ſiegreichſte, ein Unglück. Wir wollen keinen Krieg, der Bauernſtand iſt hart genug, um unſere Kraft, unſeren Muth zu üben, uns macht der Frieden nicht faul und nicht ſchlecht — wir arbeiten.

Und das ſoll man ſich auch merken: Nicht allein der deutſche Bauer denkt ſo, ſondern gewiß auch der ruſſiſche und der türkiſche und der franzöſiſche. Der Bauer iſt überall Bauer, er hat ſeinen Grund und Boden und braucht den Frieden dazu — den friſchen fröhlichen Frieden.

Immer lieſt man von der Kriegsluſt des franzöſiſchen Volkes. Von dieſem „Volk“ muß man aber abziehen den Bauer und Gewerbsmann, den Geſchäftsmann, den Schulmann, die Gelehrten, Prieſter und Künſtler, all die Weiber und Kinder, alle Männer, welche erwachſene Söhne haben; was dann noch übrig bleibt vom franzöſiſchen „Volk“, das vielleicht will den Krieg, und macht ihn auch. Dieſer kleine Ueberreſt würde ihn ſchwerlich machen können, wenn das

Volk laut ſeinen Willen ſagen wollte. Wenn nur Niemand hetzt, dann iſt's nicht ſo gefährlich mit dem Angefallenwerden; wenn nur Niemand hetzt, das Thier im Menſchen iſt nicht ſo ſchlimm, als man vorgiebt; wenn nur Niemand hetzt, die Völker wollen Ruhe haben und die Feindſeligkeiten koſten ihnen zu viel und ſind zu wenig werth. Das Volk der Arbeit will keinen Krieg, nicht hüben und nicht drüben, und das iſt unſere feſte Meinung.

Wir laſſen es gelten, für gewiſſe verlotterte Kreiſe und tolle Verfahrenheiten mag manchmal der Krieg wohlthätig ſein. Es giebt Körper, denen mitunter ein Aderlaß noththut, die den Krieg brauchen, um den Frieden ſchätzen zu lernen, die gezüchtigt werden müſſen, damit ſie brav werden. Bei uns Bauern iſt das nicht. Wir müſſen einrücken, wenn wir gerufen werden, wir werden tapfer ſein, wenn wirklich unſer Heimatland, unſer Herrſcherhaus, unſer Glauben in Gefahr iſt — aber wünſchen werden wir den Krieg nie und niemals, wir haſſen ihn, wir fürchten ihn — Gott im Himmel bewahre uns vor dem Krieg!

Sollen wir uns erſt erinnern, wie es in der Bauernſchaft zu Kriegszeiten ausſieht? Der Boden brach, oder die Frucht verdirbt auf dem Feld. Kein Mann da, lauter Weiber, Kinder, Greiſe, Krüppel. Raubhorden, Hunger, Seuchen, Zerfahrenheit, Zuchtloſigkeit, Elend aller Art. Dazu der Reſt von Hab und Gut noch fortgenommen; was der Feind nicht nimmt, braucht das Vaterland. Alle Wohlhabenheit und Sitte, alle Frucht der Bravheit, des Fleißes von langen Jahren zerſtört. „Gottesgeißel“, ſagt der Menſch und flucht ſie ſelber und peitſcht ſich ſelber wie ein Wahnſinniger.

Das iſt der „friſche fröhliche Krieg“. Und erſt, wer ein Schlachtfeld geſehen hat! Ich habe es geſehen, es iſt nicht möglich, dem, der es nicht geſehen hat, eine Vorſtellung zu geben von dem unerhört Gräßlichen, das auf dem Schlachtfeld iſt. Gott iſt auf dem Schlachtfeld noch barmherzig, er läßt die Menſchen ſtumpfſinnig werden, ſonſt könnten ſie den Jammer, die Schrecken nicht ertragen. — Unſere Söhne, die wir mit Liebe umgeben haben in ihrer unſchuldigen Kindheit und frohen Jugend, denen wir die Gebote der Gerechtigkeit und Nächſtenliebe ins Herz geprägt haben, die wir zu Geſittung und Glück erzogen haben — dort liegen ſie ächzend, wimmernd nach Vater und Mutter, nach Geſchwiſtern und Heimat, gräßlich verſtümmelt in der Lache ihres eigenen Blutes, oder hingemordet, das gebrochene Auge noch gegen Himmel ſtarrend nach dem rächenden Gott. Wen trifft der Fluch? Den Mann, der die Kugel hergeſchoſſen hat? Nein, Jene, die den Krieg gemacht haben.

Merkt es Euch, ihr Herren Weltlenker und Zeitungsſchreiber, wir — die unteren breiten Volksmaſſen — wollen den friſchen fröhlichen Krieg nicht. Unſer Patriotismus iſt die Arbeit.

In brüderlicher Geſinnung

ein Landmann.

IV.

Du mußt es öfter als dreimal ſagen, deshalb noch eine

Friedfertige Antwort auf eine kriegeriſche Zuſchrift.

Ein wenig windſchief, Beſter, iſt Ihre Philoſophie über den Krieg. Wenn Sie für den Krieg ſchwärmen, weil große Dichter ihn beſungen haben, ſo ſchwärmen wir aus demſelben Grunde für den Frieden. Der Friede ging nämlich auch nicht ganz leer aus bei den Claſſikern, wenn Sie vielleicht einmal nachſchlagen wollen. Sie ſind für zukünftige Kriege auch darum, weil ſonſt — wie Sie ſagen — die Rütlifeſte in der Schweiz und die Sedanfeſte in Deutſchland keinen Sinn hätten. Wir ſind auch ein Freund von guten Feſteſſen und ſchönen Feſtreden, haben aber lieber, wenn dieſelben dem Frieden gelten, als dem Kriege. Sie ſind für die That. Sie ſagen es der Phraſe eines Zeitungsblattes nach, daß man mit Phraſen keine Weltgeſchichte mache. Wir glauben, ein vernünftiger Menſch habe etwas Beſſeres zu thun, als „Weltgeſchichte machen". Dieſe macht ſich ſchon ſelbſt und kehrt ſich ſehr wenig daran, wie ſie in den Zeitungen gemacht wird — die Zeile zu acht Kreuzer. — Nein, ganz ſo unſinnig iſt der Abſcheu vor dem Kriege nicht, als Sie zu glauben ſcheinen.

Bismarck wurde auch eines Tages angegangen, auf die Abſchaffung der Kriege hinzuwirken. Er antwortete, er ſei von der Gegenwart zu ſehr in Anſpruch genommen, um ſich mit der Möglichkeit einer Zukunft befaſſen zu können. — Damit giebt Bismarck die Möglichkeit des Weltfriedens in der Zukunft zu.

Einſt wandte ſich Jemand an einen großen Feldherrn mit der Frage, was er von dem Werthe und der Möglichkeit des Weltfriedens halte. Feldherren pflegen ſonſt nicht Leute zu ſein, die für den Frieden ſchwärmen, der Gefragte aber gab zur Antwort: „Glücklichere Verhältniſſe können erſt eintreten, wenn alle Völker zur Erkenntniß gelangen, daß jeder Krieg, auch der ſiegreiche, ein nationales Unglück iſt. Dieſe Ueberzeugung herbeizuführen, vermag auch die Macht unſeres Kaiſers nicht; ſie kann nur aus einer beſſeren religiöſen und ſittlichen Erziehung der Völker hervorgehen —

eine Frucht von Jahrhunderten weltgeſchichtlicher Entwickelung, die wir Beide nicht erleben werden.“ Und der Mann, der ſo ſprach, war kein Anderer als Feldmarſchall Graf Moltke. Iſt in dieſen ſeinen Worten davon die Rede, daß der Krieg in der göttlichen Weltordnung beſtimmt ſei? Prägen Sie ſich die Worte ein: „Jeder Krieg, auch der ſiegreiche, iſt ein nationales Unglück. Dieſe Ueberzeugung kann nur aus einer beſſeren religiöſen und ſittlichen Erziehung der Völker hervorgehen.“ — Die größten Idealiſten der Friedensliga können nicht anders über die Sache ſprechen, als es Graf Moltke gethan.

Am Ende, mein Guter, höhnen Sie nun auch die beiden Schwärmer Bismarck und Moltke.

⁂

Erbarmen!

Ein Entrüſtungsruf und eine Fürbitte.

„Und noch etwas, Kinder!“ ſagte der Lehrer, bevor er nach der Schule die Jugend entließ, „mir iſt zu Ohren gekommen, daß einige von Euch — ich will keine Namen nennen — ſich in freien Stunden mit Thierſchindereien abgeben. Den Kaninchen die Hinterfüße zuſammenbinden, damit ſie nicht hüpfen können, den Tauben die Flügel ſtutzen, damit ſie nicht fliegen können, ja ſogar den Hunden glühenden Schwamm in die Ohren ſtecken, damit ſie recht toll herumlaufen — das ſind ſo einige Späßchen, die ſich Mancher erlaubt. Kinder, ich ſage es Euch, die Thierquälerei iſt eines der abſcheulichſten Laſter, das ſehr oft zum Schlimmſten ausartet und nicht ſelten auf den Galgen führt. Wir leben in der Zeit der Geſittung, man begegnet nicht mehr ſolchen Rohheiten wie in alten Zeiten, umſomehr hat ſich auch die Jugend zu befleißigen, anſtändig zu ſein und mitleidig auch gegen die Thiere, die ebenfalls Geſchöpfe Gottes ſind. — Daß mir ſolche Rohheiten nicht mehr vorkommen! Und nun geht ruhig nach Hauſe!“

Alſo der Lehrer, und die Kinder gingen ruhig nach Hauſe!

Unterwegs hatten ſie allerhand Ergötzlichkeiten. Da war ein rothgeſichtiger Fleiſcherburſche, der um die Lenden eine weiße, mit Blut beſprenkelte Schürze geſchlungen hatte und mörderiſch fluchte. Denn er führte am Strick ein Kalb, welches nicht gehen wollte, ſo ſehr auch der große Fleiſcherhund hinter ihm bellte, wüthend gröhlte und es in die Beine biß. Das Kalb war in ſolcher Todesangſt, daß es blöckend, ſtöhnend mit den Vorderfüßen zuſammenbrach, gleichſam als ob es niederknien und um Barmherzigkeit flehen wollte. Aber am Strick, den es um den Hals trug, riß der Fleiſcher das Thier immer wieder empor und alſo ward es durch das Dorf geſchleppt und der Fleiſchhauerei „zum goldenen Ochſen“ zu. Die Schulkinder folgten dem Schauſpiele mit größtem Intereſſe, die Einen ergriffen Partei für das Kalb, die Anderen für den Fleiſcher und den Hund.

Das Thier wurde durch das breite Einfahrtsthor in den Hof geführt, an deſſen Wänden große eiſerne Haken angebracht waren, dort warf es der Fleiſcher auf das Steinpflaſter, kniete darauf hin, zog das Meſſer und durchſtach an den Hinterbeinen die Schenkel. Hernach riß er das Kalb bei dieſen Beinen empor und hing es durch die Löcher an den Eiſenhaken auf. Das ſo niederhängende Thier ſtrampelte mit den Vorderfüßen in der Luft und ſchlug, erbärmlich blöckend, ſeinen Kopf an die Wand, daß es krachte. Der Hund ſprang lechzend im Halbkreiſe umher, manchmal nach dem zappelnden Thiere hinaufſchnappend. Der Fleiſcher holte von der Kammer einen Bottich herbei, den er unter das hängende Thier ſtellte, dann ſchärfte er ruhig ſein Schlachtmeſſer, faßte mit der einen Hand das Opfer an dem Ohr und ſtieß ihm mit der anderen das Meſſer in den Hals.

— Noch lange ſchlug der Leib hin und her, dann hing er leblos nieder und das Blut rieſelte in den Bottich.

Das alles hatten die Kinder lautlos mit angeſehen.

Als weiter nichts mehr war, gingen ſie ihres Weges und beſprachen lebhaft das Geſehene. Einer der Knaben war ganz begeiſtert und verſicherte, auch Fleiſchhauer werden zu wollen. Ein Anderer gedachte es an ſeinem Kaninchen zu verſuchen, ſelbes bei den durchlöcherten Hinterſchenkeln an die Wand zu hängen und zu ſehen, wie es ſich dabei verhalten werde.

Meine Leſer ſind empört, aber nicht etwa über den Fleiſcher, der eben nur ſein Gewerbe ausübt, ſondern vielmehr über den Mann, der ſo widerliche Dinge drucken läßt. Man könnte ja faſt ohnmächtig werden beim Leſen. — Ich gebe es zu, vermuthe aber, daß das Hängen an aufgeſchlitzten Schenkeln und das Warten auf den Todesſtoß noch einigermaßen unangenehmer ſein dürfte, als das Leſen dieſer Geſchichte. Und das Schlimmſte an der Geſchichte, daß ſie nicht etwa geſchehen iſt, ſondern auch noch immer geſchieht, täglich und hundertfach geſchieht draußen auf dem Lande. Und Thatſache iſt, daß auf den Schlachtſtätten noch weit grauenhaftere Dinge vorkommen, bei deren Anſchauen die Schulkinder „Geſittung“ lernen.

Die Thierſchutzvereine entwickeln zwar eine geradezu rührende Thätigkeit zur Einführung von zweckmäßigen, raſch tödtenden oder wenigſtens momentan betäubenden Schlachtwerkzeugen, wie ſie in den Städten meiſt ſchon angewendet werden; dieſe Vereine thun alles Mögliche zur Abſchaffung von haarſträubenden Grauſamkeiten, die auf dem Lande etwas Alltägliches ſind. Allein die Leute wollen nicht darauf eingehen, ſie bleiben bei ihrem alten Brauch. Und die

Behörden verhalten ſich gleichgiltig, zumeiſt ablehnend gegen die Beſtrebungen zum Schutze der Thiere.

Die Volksſchule läßt es ſich zwar angelegen ſein, der Rohheit entgegenzuarbeiten und humanen Sinn in den Kinderherzen zu pflegen, aber der Weg aus der Schule reißt oft alles nieder, was die Schule aufgebaut hat. Und der Lehrer ſelbſt, der tagsüber zu ſeinen Schülern von dem Cannibaliſchen der Schlächterei ſpricht, begehrt vielleicht Abends beim Fleiſchhauer einen Roſtbraten — heißt das, wenn die Gehaltsclaſſe einen ſolchen erlaubt. Wer Fleiſch verzehrt, iſt Mitſchlächter, ſagen die Vegetarianer. Eine ſchlechte Gehaltsclaſſe iſt manchmal ein mächtigerer Sittenfactor, als die beſte Ueberzeugung.

Sehr tüchtig hat mich in vorbedachter Sache ein junger Erzieher abgekanzelt. Der erklärte meinen Proteſt gegen die Grauſamkeit in den Schlachthäuſern für Sentimentalitätsduſelei, und meinen Wunſch, daß vor Allem die Kinder von ſolchen Abſcheulichkeiten fern gehalten werden ſollten, für Unſinn. „Wollen Sie aus unſeren Knaben rührſelige Jammerbaſen machen?“ rief er entrüſtet aus, „unſere deutſchen Knaben, die Enkel Hermanns, welche einſt Rußland lahmlegen und Frankreich vernichten müſſen, die Knaben ſollen verweichlicht werden, ſollen kein Schwein und kein Kalb tödten ſehen dürfen?!“

Wahrlich, er hatte Recht, in einer Zeit, da aller Witz der Staaten und Nationen darauf hinausgeht, aus Menſchen Soldaten, aus Staatsbürgern Kanonenfutter zu machen, in einer ſolchen Zeit iſt der Thierſchutz Ironie.

Doch, Idealiſten, wie unſereiner, bleiben unverbeſſerlich. Ich kann nicht anſehen, daß wir alle miteinander nur darum auf der Welt ſein ſollen, um einander zu quälen und zu tödten. Ideal und Religion, die das Leben noch erträglich gemacht, hat man verworfen, um jetzt in heller Verzweiflung ſchreien zu müſſen: die Welt iſt unſelig, die Liebe ein Phantom, das Daſein ein Kampf, das Leben eine Qual, der Tod ein Schrecken!“ — Nun, die Menſchen ſollen zuſehen, wie ſie ſich aus ſolch von ihnen ſelbſt geſchaffenen Zuſtänden wieder heraus arbeiten. Meine heutige Fürſprache gilt dem Thiere, das ſelber nicht ſprechen kann. Mancher freilich verſteht ſeine Sprache, ſeine Klage, ſeinen oft gräßlichen Schmerz, den der leichtſinnige, unüberlegſame Menſch ihm verurſacht.

Darf ich auch noch ſagen, daß unſere Sittenlehre nicht ſtrenge genug iſt gegen Thierquälereien? Wo iſt das Geſetz, welches Thierquälereien klar und entſchieden verbietet und beſtraft? Wer Menſchenliebe zu üben verlangt, der muß auch Liebe und Mitleid zu den Thieren predigen. Ein Herz, das gegen die Thiere verroht iſt, wird gegen die Menſchen nie zart ſein. Die Religion ſagt, alles in der Welt ſei nur zum Nutzen des Menſchen erſchaffen. Es iſt das eine etwas hochmüthige Meinung, die der Wolf oder der Tiger gelegentlich umkehren könnte, ſobald er der Stärkere iſt, und das Inſect und die Bakterie thatſächlich umgekehrt hat, eben weil dieſe Weſen, durch ihre Winzigkeit geſchützt, ſtärker ſind als der Menſch. Zugegeben aber, die Thiere ſind zum Nutzen des Menſchen erſchaffen, iſt das ein Grund für dieſen, undankbar zu ſein?

Im Angeſichte der Qualen, die den hilfloſen Thieren von — wenn auch nicht immer bösartigen, ſo doch unbedacht handelnden — Menſchen überall zugefügt werden, möchte ich niederknien vor Euch, Mitmenſchen, und mit gefalteten Händen Euch bitten, anflehen: Erbarmen! Erbarmen für die Thiere! Sie ſind wie wir von Gott erſchaffen, um ſich des Lebens zu freuen! Sie haben mit uns den einen Vater im Himmel. — Wir dürfen uns vor ihnen ſchützen, wir dürfen ſie nutzen, ſo wie ja auch wir untereinander uns ſchützen und nutzen. Aber die Thiere haben von natur- und gotteswegen und endlich auch unſertwegen ihre heiligen Rechte, die zu verletzen eine Todſünde iſt. Und denket noch ein bißchen weiter, oder näher, denket an Euch ſelbſt. Gar ſo ſicher und klar ſteht's nicht um uns. Wir haben unſeren Weg durch die Schöpfung noch lange nicht zurückgelegt, keiner von uns weiß, in welchen Balg er noch gerathen kann! Wäre ich der liebe Gott, ich würde der Abwechslung halber den Geſellen, der heute Fleiſcher iſt, morgen Kalb ſein laſſen. Und übermorgen ihn höflich fragen, was er über die Sache denke? Vielleicht käme doch eine gute Verſtändigung und ein billiger Ausgleich zu Stande zwiſchen Menſchen und Thier — die ſchöne Welt würde dadurch ſehr viel gewinnen, und das Menſchenherz noch mehr. Und zur Stunde, wenn der Menſch in ſeiner höchſten Noth weinend vor ſeinen Gott hinſinkt und um Erbarmen fleht für ſich, für ſein Kind — wie könnte er unerhört bleiben, wenn er barmherzig war gegen alle Creatur!

Gieb uns heut' unſere tägliche Arbeit!

Zu den widerwärtigſten Dingen des gewöhnlichen Lebens gehört für mich ein Feiertag in der Stadt — der Müßiggang im Großen. Da kommen ſie hervor aus ihren Verſtecken mit ihren kindiſchen Schwächen, aufgeputzten Fehlern, geſchminkten Laſtern und Thorheiten, putzig und hohl und die meiſten ein Thier im Sonntagsrock. Kaum etwas Peinlicheres kenne ich, als einen Gang durch die Maſſen der Sonntagsſpazierer; da weht — abgeſehen von dem Cigarrengeſtank — durch die Luft ein eigenthümlicher, trivialer Hauch, es prickelt nach Hochmuth, Scheelſucht, Tratſch, Völlerei und gegen Abend hin nach allen ſieben Todſünden zuſammen.

Und doch iſt das nicht der eigentliche Müßiggang, es iſt die Erholung, die der Arbeiter nöthig hat. Es iſt der einzige Tag, für deſſen Genuß ſo Viele die ganze Woche über arbeiten müſſen, der einzige Tag, an welchem ſie nach ihrem Dafürhalten wirklich leben. Auch ich habe das Feiertagsglück des Arbeiters kennen gelernt, aber nicht ſo, wie es die großen Maſſen verſtehen. Ich hatte kein Geld, nicht einmal einen ordentlichen Sonntagsſtaat, und ſolche Leute ſind gezwungen, aus dem Feiertag einen Ruhetag, einen Tag der Sammlung und Beſchaulichkeit zu machen, ſei es in der ſtillen Stube, ſei es in der freien Natur.

Nun, ich gönne jedem Arbeiter ſeinen Sonn- und Feiertag und freue mich, daß jetzt auch ein Geſetz dafür einſteht. Denn ſich zu erholen, ſich aufzuheitern und zu zerſtreuen gehört auch zur erſprießlichen Thätigkeit, weil es ſtärkt und neuerdings tüchtig macht zur Erfüllung der Berufspflichten.

Wem nun aber ſchon die an und für ſich harmloſe und nothwendige Sonntagsbummelei der Städter ſo zuwider iſt, den möchte ich einmal hören, was er über den Müßiggang aus Beruf denkt. Es giebt kaum etwas ſo Verächtliches, als geſunde Leute, die nicht arbeiten. Wenn einmal ein Wanderburſche um einen Reiſepfennig zuſpricht, was iſt das gleich für ein Geſchrei: „So geſund und ſtark und betteln! Arbeitet!“ Aber, liebe Leute, er würde arbeiten, wenn man ihm Arbeit gäbe. Schon ſein Wandern und Betteln iſt mehr Arbeit, als das zweck- und zielloſe Dahinleben ſo Vieler, deren Mittel den Luxus des Müßigganges erlauben. Sein Wandern hat Zweck, denn er ſucht Arbeit; ſein Betteln hat Zweck, denn es ſoll ihn einſtweilen ernähren.

Wo ich denn ſo viele Müßiggänger ſehe? werde ich gefragt. Es ſeien ja doch die meiſten Leute — auch die Reichen — mit irgend etwas beſchäftigt.

Nun, meine ich aber das: Wenn Einer einen Wettritt macht und ſchweißtriefend davon nach Hauſe kommt, ſo iſt das keine Arbeit. Wenn ein Millionär einen halben Tag Holz hackt, um die Zeit zu vertreiben und Appetit für das Diner zu gewinnen, ſo iſt das keine Arbeit.

Arbeit iſt eine Thätigkeit, welche einen allgemeinen materiellen oder moraliſchen Nützlichkeitszweck hat, und als ſolche hat ſie den großen ſittlichen Werth. Der Mann, der an der Straße Steine ſchlägt, wird's allerdings nicht des allgemeinen Nutzens wegen thun, ſondern des Taglohnes willen, der ihm dafür gezahlt wird. Aber, daß dafür gezahlt wird, beweiſt, daß der Steinſchläger etwas Nützliches, auch für Andere Vortheilhaftes treibt.

Eine Dame, die im Salon ſitzt, widerliche Beſuche empfangen und dazu ein vergnügtes Geſicht machen muß, hat nachgerade eine nervenaufreibende Thätigkeit, aber ſie arbeitet nicht, denn was ſie thut, kommt Niemand zugute, den Beſuchern iſt vielleicht die Komödie ebenſo läſtig, als ihr ſelbſt. Das dreijährige Kind ißt und trinkt und ſpielt, es übt ſich; es arbeitet, wenn auch unbewußt, es wächſt und gedeiht und erlangt damit die Hauptbedingungen zur Erfüllung eines einſtigen Berufes.

Ich fühle mich am vollſten befriedigt, während ich arbeite; da ſchweigen die Leidenſchaften und da kommt menſchliches Leben und Fähigkeit zum Ausdruck, zum Rechte, mein Weſen dehnt und weitet ſich nach außen und lebt auch in den Producten. Und im gewiſſen Sinne kann das jeder Arbeiter — der Schuhmacher wie der Schriftſetzer, der Maurer wie der Profeſſor — von ſich ſagen. Dann die andere Seite. Die Bethätigung unſerer Sinne iſt Genuß, warum ſoll die Bethätigung unſerer Kräfte und Anlagen nicht Genuß ſein? Sie iſt aber nur Genuß, wenn man ſich nicht geirrt hat in ſeiner Berufswahl. Doch auch in dieſem Falle giebt es Auswege für Den, der arbeiten will und von der Anſchauung, daß jede Arbeit ehrenwerth ſei, durchdrungen iſt. Gewiſſe Leute giebt es, die „für Alles taugen“; und auch wieder gewiſſe Arbeiten, die von Jedem vollbracht werden können. Heute kann man auch von ſogenannten geiſtloſen Beſchäftigungen ſprechen. Unglücklich der, welcher ein Sklave der Maſchine ſein muß. Stelle aber eine vernunftloſe Kraft zum Pflug, zur Kelle, zum Schlegel, zum Griffel, Du wirſt die menſchliche Arbeit bald von der mechaniſchen Kraft unterſcheiden lernen.

Jeder Lump hat einen philoſophiſchen Grundſatz, nach dem er lebt. Eigenthum iſt Diebſtahl, ſagt der Tagedieb; das Leben genießen, dann ſich erſchießen, ſagt der Verſchwender; Arbeit ſchändet, ſagt der Müßiggänger. Wer von den Aufgaben und Zielen der Menſchheit nur die leiſeſte Ahnung hat, der weiß es: Ehrwürdig iſt die Arbeit in jeder Form, und ehrlos der Müßiggang in jeder Form.

Man pflegt gegenwärtig die körperliche Arbeit nicht ſo hoch zu achten, als die geiſtige; im Sinne des Intellectuellen iſt freilich dieſe oft werthvoller, aber ethiſch iſt es jene. Denn weil die körperliche Arbeit — wenigſtens für den Moment und ſcheinbar — anſtrengender iſt, als die uns oft gleichzeitig amüſirende geiſtige, ſo bedarf ſie einer größeren Selbſtverleugnung, als dieſe. Sie iſt gleichzeitig eine Schule der Selbſtverleugnung, die ſchwere Arbeit macht ein Volk moraliſch ſtark, uneigennützig und muthig. Es iſt ja eine alte Wahrheit, daß ein regelmäßig arbeitender Menſch weniger auf Abwege kommen wird, als ein anderer. Zudem iſt die normale Bethätigung ſeiner Kraft und Anlagen die Grundbedingung der Geſundheit. Nennt mir einmal die Haupturſachen der Nervoſität in der „beſſeren" Geſellſchaft. Einerſeits die Ueberbürdung des Geiſtes, andererſeits der Müßiggang. Der Müßiggang gilt Manchem für das höchſte Ziel des Lebens, für den Lohn aller Arbeit. Reich werden, um nicht arbeiten zu müſſen! Wenn wir ins tägliche Leben blicken: wer iſt geſünder, die Dienſtmagd oder die Hausfrau? Und welche von Beiden iſt vergnügter? Die Arbeitende. Doch arbeitet nicht auch die Hausfrau? Die Dame regiert das Haus! Sehr wohl, aber allzu oft in jener nervöſen Erregung, die weniger einer Arbeit ähnelt, als einem Kampf mit dem Geſinde.

Gemeine Mütter erziehen außerdem zwar auch noch ihre Kinder; die Dame von Stand zieht es vor, ſich zu langweilen; „denn die Langweile“ — ſagt der Philoſoph — „iſt vornehmer Geburt, wie die Nervoſität und das Podagra. Aber die Gicht iſt noch eine wahre Wohlthat für die Gelangweilten, ſie unterbricht das Gähnen.“

Unter den Gebildeten finde ich zwar viel Intelligenz, aber wenig Thatkraft. Ueber alles ſehr klug reden, wie es ſein ſoll, aber nicht handeln. Immer Mücken erſchlagen, aber niemals das Fenſter ſchließen, zu dem ſie hereinfliegen. Je vollkommener ein Ding iſt, ſagt Spinoza, deſto mehr handelt es und deſto weniger leidet es. Da müßte das Volk da unten vollkommener ſein, als der Weiſe da oben, es leidet zwar viel, aber es thatet noch weit mehr.

Philoſophen wiegen ſich gern in der Vorſtellung der großen Ruhe: Nirwana. Die Ruhe iſt der dunkle Grund, aus dem ſich ihnen Arbeit und Beſchäftigung hart abhebt, wie die Wogen und das Giſchten auf dem Meere; vom Sturme unabläſſig aufgerüttelt, haben ſie doch immer Neigung, auf die ruhige Fläche zurückzuſinken. Viele Leute entſcheiden ſich für die dunkle, glatte Fläche; mir iſt das hohe Wogen und Wallen lieber, es verhindert die Fäulniß des Meeres. Uebrigens, gegen die zeitweilige Ruhe habe ich nichts, wenn ſie behaglich iſt. Aber den Müßiggänger verachte ich, der nicht ruhen will und nicht arbeiten mag, der zu unſtet iſt zur Raſt, zu träge zur Thätigkeit, zu feig zum rüſtigen Zugriff, zu verdroſſen zur Durchführung und der doch wieder lechzend auslangt nach dem Reſultate der Arbeit, dem Genuſſe. Den ganzen Tag Pflaſter treten und am Abend keinen Tiſch gedeckt haben; den ganzen Tag gähnen und in der Nacht doch keinen rechten Schlaf finden. Dann das Geſchrei: Es giebt keine Gerechtigkeit!

Die Socialdemokraten (nicht die der verrückten Sorte, ſondern die der vernünftigen) begehren nicht: Gebt uns Macht! begehren nicht: Gebt uns Brot! Sie begehren: Gebt uns Arbeit! Denn das iſt das Nothwendigſte für Leib und Seele. Jede Unordnung in der Geſellſchaft, jede Gefahr für den Staat und die Cultur kommt von Mangel an Arbeit. Unluſt an ihr rächt ſich alsbald ſelbſt am Individuum, aber Mangel an Arbeit wirft ſeine ſchlimmen Folgen raſch ins Weite. In dem Augenblicke, als ein Staat durch die Volkszählung ſeine arbeitsfähigen Staatsbürger verbucht, muß er wiſſen, wie er ihnen Arbeit gebe. Das iſt ſeine Pflicht und das iſt ſeine Pflicht! — Was haben wir da wohlthätige Vereine, nicht bloß — wie es ſelbſtverſtändlich iſt — für Arbeitsunfähige! Was haben wir Wärmſtuben, Volksküchen, Herbergen für Obdachloſe, Suppen-Anſtalten, Vereine für Bekleidung, Executen-Vereine, Vereine für Feriencolonien armer Leute und andere Unterſtützungs-Genoſſenſchaften und Bettlerfabriken aller Art! Wir ſind ja eine höchſt wohlthätige Generation und wollen uns durchaus nicht nachſagen laſſen, daß uns die Aufklärung herzloſer gemacht habe. — Die Dürftigen ſtrecken ihre Arme aus, aber nicht nach Almoſen, ſondern nach Arbeit. Ein Wohlthätigkeits-Verein im Großen zur Beſchaffung von Arbeit, zur fruchtbringenden

Bethätigung vacirender Kräfte, das wäre nach meiner Meinung das Richtige. — Wer dann noch bettelt, ſtatt zu graben, der iſt mir ein vorſätzlicher Müßiggänger.

Das Volk im Müßiggang nennt man Pöbel. Nie und nirgends hingegen iſt das Volk ſo liebenswürdig, als in ſeiner Arbeit, nie ſein Kopf ſo hell, ſein Herz ſo friſch. Der Städter, er mag zehn Jahre im Dorfwirthshauſe ſitzen, er mag zu jeder Meſſe in die Kirche gehen, wird den Bauer nicht kennen lernen. Bei ſeiner Arbeit müßte er ihn aufſuchen.

Am Sonntag iſt der Bauer entweder bigott oder beſoffen; beim Amtmann iſt der Bauer entweder kriecheriſch oder grob; in der Stadt iſt der Bauer entweder verſchmitzt oder blöde. Bei ſeiner Arbeit aber fühlt er den angeſtammten Boden unter ſich, da iſt er von jener würdevollen Schlichtheit, von jener treuherzigen Heiterkeit, die Gleichgewicht in ſein Weſen bringt. Auch der Bauer iſt gebildet, aber nur beim Pflug, bei der Sichel, bei der Axt.

Am Feiertag weiche ich dem Bauer aus, wie ich dem Städter ausweiche, aber am Wochentag ſuche ich ihn auf, habe ich ihn lieb. Der Menſchenverächter möge den Bauer nur recht oft beſuchen auf dem Felde, den Handwerker in der Werkſtatt, den Bergmann im Schacht, den Fabriksarbeiter in der Fabrik, den Beamten in der Kanzlei, und er wird Menſchenachter werden. Der Pflug iſt gering, wenn ihn ein Anderer führt, der Hammer leicht, wenn ihn ein Anderer hebt — nur einmal ſelbſt führen, Ihr hochmüthigen Herren, nur einmal ſelbſt heben! Aber es iſt eine gute Seele im Stiel des Werkzeuges, ſie wird auch in Euch kommen, ſobald Ihr das Werkzeug berührt.

Der an Arbeit gewohnte Menſch iſt nicht unterzukriegen, im ſchlimmſten Falle hat er ſeinen Lohn in der Arbeit ſelbſt dahin. — Es giebt beſchwerliche und verhängnißvolle Thätigkeiten, die in Noth und Elend führen, und ſie haben doch ihre Freunde. Mancher trinkt ſich mit Ueberdruß, ſpielt ſich mit Aerger und Zorn, geilt ſich mit Ekel arm und krank zugleich. Der Menſch iſt alles im Stande, aber manchem koſtete es viel weniger Mühe, wohlhabend und ehrenreich zu werden, als ſich zugrunde zu richten.

In den erſten Jahren meines Aufenthaltes in Graz litt ich manchmal an Heimweh. Die Bücher, die ſonſt mein alles geweſen, widerſtanden mir, ich hatte mich zu heißhungerig in ſie hineingefreſſen. Jedes Papier ekelte mich an. Im Theater wurde mir bang, im Salon wurde mir übel, auf der Gaſſe war mir öde. Die Leute, die da hin und her gingen, ſich ergötzten und beluſtigten, waren mir alle ſo fremd. Da ſtand ich oft ſtundenlang beim Schmied in der Poſtgaſſe und ſchaute dem Hämmern der Schmiede zu, oder ich ſaß bei einem Weber in der Sackſtraße und ſah in den klappernden Webſtuhl hinein; dabei ward mir leicht um's Herz, die Arbeit und die Arbeiter heimelten mich an. Und auch heute iſt's noch ſo. — Wenn ich betrübt, verſtimmt bin, da mache ich mich an die Arbeit und bald gewinne ich meine Munterkeit. Wenn die Verſtimmung aber einen ſo hohen Grad erreicht hat, daß ich die Sammlung zur eigenen Arbeit nicht finden kann, dann muß ich in eine Werkſtatt oder hinaus zum Landmann, und wenn ich nicht etwa gar ſelbſt einmal Hand anlege, ſo beruhigt mich ſchon das Zuſchauen. Mir iſt für meine Geſundheit die tägliche Arbeit faſt ſo nothwendig, wie der tägliche Schlaf. Uebt man jene nicht, ſo kommt dieſer nicht.

Zu Hauſe iſt mir am behaglichſten, wenn ſie ringsum plätten, glätten, hämmern, wenn die Nähmaſchine ſauſt und vor dem Fenſter die Schaufel des Gärtners ſchrillt. Im Lärme der Arbeit fühle ich mich wohl, es ſtört mich nicht in meinem eigenen Denken und Trachten, es fördert mich.

Die meiſten Leute wiſſen gar nicht, wie ſehr ſie an ihrer Arbeit hängen. Manchen Arbeiter kenne ich, der ſich in ſeiner Mühſal tagelang auf den Sonntag freut; und dann, noch bevor dieſer zu Ende geht, kehrt er freiwillig zu ſeiner Arbeit zurück. Der Fleiſcher Wirt zu Murau mußte wegen einer Grobheit, die er einer Amtsperſon angethan, einmal vierzehn Tage lang im Arreſt ſitzen. Da hub er an, eine Spinnenmaſtzucht zu treiben. Er fing Spinnen, that ſie in ein Töpſchen und fütterte ſie täglich dreimal mit Mücken, die er zu dieſem Zwecke einfing, kunſtgerecht ſchlachtete und ausweidete. Er wäre ſonſt — wie er verſicherte — zugrunde gegangen vor Langweile, während ihm nun ſeine Freilaſſung faſt ungelegen kam, denn die Spinnen waren noch nicht fett. Der alte Tiſchler Peter Mayer in Fiſchbach war gar nicht aus ſeiner Werkſtatt herauszubringen. Es ſchmeckte ihm das Pfeiflein nicht, wenn er es nicht zwiſchen ſeinen Brettern und Hobeln ſchmauchen konnte. Schließlich entſchlief er dort auf einem Brett, das er ſich ſelbſt geſchnitten hatte, und die Leute wollen wiſſen, daß man noch lange nach ſeinem Tode um die Mitternachtſtunde den Peter in ſeiner Werkſtatt hobeln gehört habe.

Wenn auch nicht Jeder in ſo hohem Grade an ſeiner Arbeit hängt, daß er ſogar die Geiſterferien in der anderen Welt benutzt, um zu ihr zurückzukehren in dieſe, ſo möchte ich doch nicht gern ſehen, wie die Welt im nächſten Monat beſtellt wäre, wenn von heute an die Leute nicht mehr arbeiten müßten. Ich ziehe keine Schlüſſe, ich ſage nur ſo viel, die

Gensdarmen und die Aerzte und die Todtengräber würden über Hals und Kopf zu thun haben.

Die heutige Welt, ſei ſie nun im Gleichgewicht zu halten oder zu ändern, braucht vor Allem drei Dinge, nämlich Arbeit, Arbeit und noch einmal Arbeit. Und dieſelben drei Dinge braucht der Einzelne heute nothwendiger als je. So manches Ideal, das ſonſt den Nichtsthuer beſeligt oder wenigſtens beſchäftigt hat, iſt aus dem Herzen geriſſen, heißhungeriger ſind die Menſchen nach materiellem Genuß, rückſichtsloſer ſind ſie gegen Andere. — Arbeit, Arbeit iſt ſolchen der einzige Halt, und je ernſter ſie iſt, deſto feſter die Stütze.

Und ſo bin ich dort, wo die planmäßige Beſchäftigung zum allgemeinen materiellen oder geiſtigen Nutzen — eigentlich Selbſtzweck wird, Selbſtzweck inſofern, als in der Arbeit an ſich, nicht in deren Folgen, der Segen liegt.

Das war ein kluger Kopf, der Stefan Breitegger, Zimmermeiſter in Stanz. Als man in der Gegend die Sechziger-Loſe feil hielt, ſagte er, er nähme ſchon ein Stück, nur ſorge er ſich, daß er zufällig einen Treffer machen könnte. „Der Treffer," ſagte er, „möchte mir leicht die Freude an der Arbeit verderben — und dann hätte ich gar nichts." Den Treffer rechnete er gar nicht, der Schelm.

Schuldenmachen.

Wenn Jemand ſich auf den Kopf ſtellt, was geſchieht? Ihm ſteht der Magen höher als der Kopf und das Herz, und aus den Taſchen fällt der Groſchen.

Die Welt ſtellt ſich heute auch auf den Kopf, das heißt, ſie thut genau das Gegentheil von dem, was ſie ſonſt gethan hat; ſelbſt in wirthſchaftlichen Dingen, die ſonſt doch nach den Geſetzen des Einmaleins geleitet worden ſind, alſo in ihrem Grunde ſo beſtändig ſein müßten, wie das Einmaleins, ſtellt ſie ſich auf den Kopf. Ein kleines Beiſpiel: Sonſt hat das Kind dem Vater Geld gekoſtet, nach dem jetzigen Brauch wird der Vater dem Kinde Geld koſten. Sonſt hat der leichtſinnige Sohn Schulden gemacht, die der Vater bezahlen mußte; heute macht der leichtſinnige Vater Schulden, die der Sohn bezahlen ſoll. Sonſt pflegten die Eltern ihren Kindern womöglich eine kleine Erbſchaft an Vermögen zu hinterlaſſen und Jeden beneideten wir, dem der Spaß, etwas zu erben, paſſirt iſt; heute richten ſie ſich darauf ein, ihren Nachkommen Schulden zu hinterlaſſen. Sonſt, wenn der Einzelne Schulden gemacht hat, iſt er von der Gemeinde gerügt oder gar unter Aufſicht geſtellt worden; heute möchte der einzelne Steuerſchwitzer am liebſten die Väter der Gemeinde, des Staates unter Vormundſchaft ſtellen.

Ihr Herren, die Ihr in einem hohen Rathe ſitzet und engherzig für die Intereſſen einer Kaſte, einer Partei, einer Zeitrichtung ſtimmt, Euch ſei geſagt, daß es einen noch höheren Rath giebt, nämlich den, der für die Menſchheit ſtimmt. Und von dieſem herab ſollt Ihr jetzt eine wenn auch nur geringe Stimme vernehmen über ein recht zeitgemäßes Thema, über Euere Schuldenmacherei im Großen.

Ein Anlehen machen! Das Wort hört ſich hübſcher an als „Schulden machen“; ſagt mir doch nur den Unterſchied zwiſchen beiden. Vielleicht iſt es der, daß man ein Anlehen überlaut zu bezahlen verſpricht, während man eine Schuld nach Eulenſpiegels Sinn ſtillſchweigend ſchuldig zu bleiben pflegt. Muß aber eine feine Sache ſein um dieſen Sport, denn es iſt ein wahres Wettrennen in der Schuldenmacherei; je mehr Schulden, deſto moderner, deſto mehr „auf der Höhe der Zeit“. Keine Schulden zu haben wäre nachgerade ſpießbürgerlich, es würde ja nur ein Beweis ſein von „Vertrauensmangel“ und Verrottung in veralteten Zuſtänden. Nur darüber könnte man ſich wundern, daß den flotten Pumpern Jemand noch etwas zu borgen wagt. Indes weiß ſich der ſchlaue Borger ſchon gedeckt zu machen; kriegt er das Geld nicht zurück, ſo iſt etwas Anderes da — ihm wird alles recht ſein. Auf dieſe Willfährigkeit hin galoppiren wir munter voran, ſo lange bis uns oder unſere Nachkommen die ungetilgten Anlehen wieder zu Lehensleuten gemacht haben werden, nicht zu Lehensleuten der Ariſtokratie, ſondern der Plutokratie.

Wie ſieht es mit dem öffentlichen Wohlſtande aus, den uns die vielgerühmte moderne Cultur gebracht hat! Ein normales Bürgerhaus hat Schulden nach Tauſenden, eine Stadt nach Millionen, ein Staat nach Milliarden.

Bezahlen ſollen, die nach uns kommen! heißt es, was freilich ſo viel bedeutet, als: Nach uns die Sündflut! Es iſt in der That kaum etwas Frivoleres, Herzloſeres und Gewiſſenloſeres denkbar, als dieſes Schuldenmachen auf Koſten Anderer. Wenn wir, die doch noch wenigſtens im Principe für das Sparen erzogen worden ſind, ſo rieſige Schulden machen, wie ſollen Jene, die nach unſerem Vorbilde für das Schuldenmachen erzogen werden, das Schuldenbezahlen lernen! — Doch das iſt es ja gar nicht, was uns kümmert.

Uns kümmert nur das „Wohernehmen.“ Unſer Einwand iſt, daß wir gezwungen ſind, Anlehen zu machen und daß es für die Zukunft beiweitem nicht ſo ſchlimm ſein wird, als es der Zweifler ſieht.

Alſo wir ſind gezwungen, wir müſſen. Der Fortſchritt, die Concurrenz, die Bedürfniſſe der Neuzeit: der Bildung, des Militärweſens, der Geſundheitspflege, des Verkehres verlangen Geld. Gewiß ja, es ſind lauter wichtige Sachen, aber wir müßten das, was wir brauchen, auch ſelbſt verdienen können. Anſtatt deſſen belieben wir uns mit Fleiß, Arbeit und perſönlicher Sparſamkeit nicht zu ſehr anzuſtrengen, ſondern verpfänden lieber das Ei, welches noch gar nicht gelegt iſt, ja wozu vielleicht noch nicht einmal die Henne vorhanden iſt. Wir ſchnappen den Kindern, die wir in die Welt ſetzen, im Voraus das Brot weg, das ſie im Schweiße ihres Angeſichtes einmal verdienen werden. Oder glauben wir mit unſeren ſchrankenloſen Anlehen vielleicht den Nachkommen ein ſchöneres Daſein vorzubereiten? Anſtatt deſſen nehmen wir vorweg ihr Daſein zu Gunſten des unſerigen in Beſchlag.

Werden denn die nach uns Kommenden gerade Luſt haben, nach unſeren koſtſpieligen Plänen weiterzuleben oder die Sünden der Väter zu ſühnen? Werden ſie nicht vielmehr auch ihre beſonderen Bedürfniſſe und Rechte haben? Wer ſagt uns denn, daß die „großen Werke,“ die wir heute auf ihren Credit hin ſchaffen, ihnen recht ſein, ja vielleicht auch nur brauchbar ſein werden.

Der heutige Geſchäftsmann wird uns freilich ziffernmäßig nachweiſen wollen, wie gut ſich das von uns ausgepumpte Geld für die Zukunft verzinſen werde. Allein der heutige Geſchäftsmann iſt nicht jener der Zukunft. Wiſſen wir doch ſelbſt, daß ſo vieles, was unſere Vorfahren in beſter Abſicht für uns geſchaffen, nach den Einrichtungen und Bedürfniſſen unſerer Zeit werthlos, wenn nicht gar hinderlich und ſchädlich geworden iſt. Wenn eine Epoche von der anderen nicht einmal das Poſitive, als: Sitten, Tracht, Bauart u. ſ. w. übernehmen mag, um wie weniger wird ſie erſt die Schulden der Anderen ſich aufgeladen wiſſen wollen.

Und trauen wir unſeren Kindern denn nicht zu, daß ſie ein gewiſſes Selbſtſtändigkeitsbedürfniß haben werden? Wenn ich meinem Sohne in der Stadt ein Haus hinterlaſſe, das mit aller Bequemlichkeit und Pracht eingerichtet iſt, der Sohn will aber gar nicht in der Stadt wohnen, ſondern auf dem Lande ſein Heim gründen und ſeine Kraft und Neigung bethätigen? Und wenn Hunderte von Söhnen ſo denken wie der meine, werden dann viele in der Stadt aufgeſtapelte Capitalien für ſie nicht ein verlorenes Geld ſein? Oder wir bauen große Friedhöfe, und unſere Nachkommen entſchließen ſich für die Leichenverbrennung. Oder wir ſtellen ungeheuere Summen auf die Dampfkraft, und unſere Nachkommen wollen mit Elektricität arbeiten. Das ſind nur wenige Beiſpiele. Wer kennt die Wege und Wendungen der Zukunft?

Wenn ich meinem Sohne ein Haus hinterlaſſe, deſſen vergoldete Giebel und Erker ſtolz zum Himmel ragen, das mit Marmorfiguren geſchmückt, mit Spiegelgläſern getafelt, mit elektriſchem Lichte beleuchtet, mit Quadernpflaſter umgeben iſt, und der Geiſt des Hauſes beſteht aus Schulden, und die Ehre des Hauſes beſteht aus Schulden, und ſtatt des Friedens am häuslichen Herde ſpuken Schulden und nichts als Schulden — wird mein Sohn erbaut ſein von der Liebe ſeiner Vorfahren? Wird er die ſaubere Erbſchaft antreten? Doch, das iſt es ja nicht, was uns kümmert.

Es iſt ja recht nett, ſich das Leben ſo bequem und glanzvoll als möglich einzurichten, und es iſt das auch gerade keine Kunſt, wenn man's auf Koſten Anderer thut. Und wir thun es ſehr eigenmächtig. Das Anlehen, welches wir bei der Zukunft machen, iſt ein gezwungenes; erſtens ſind wir angeblich gezwungen, es zu machen und zweitens zwingen wir dafür der Zukunft eine Verpflichtung auf, gegen welche ſie, die Abweſende, ſich nicht wehren kann, welche alſo widerrechtlich iſt. Unſere Nachkommen, die heute vielleicht noch gar nicht geboren ſind, können unſere Zahlungsfähigkeit ſo wenig prüfen, als wir die ihre — und doch ſollen wir für einander gut ſtehen. Hätten Jene heute in unſerem Rath eine Stimme, ſie würden ſich ſehr verwahren, ſie würden uns gar manche Suppe verſalzen, die wir ihnen einbrocken möchten. Zum Glück ſind ſie noch nicht da und wir vermögen zur vorläufigen Deckung unſerer Anlehen nichts zu thun, als zu trachten, daß ſie zur Welt kommen, Jene, die für uns zahlen ſollen. Nun werden ſie kommen, werden in dieſer Welt allerhand wünſchenswerthe, brauchbare und überflüſſige Sachen finden, aber es wird überall noch die unbezahlte Rechnung dabei liegen, und das, was ihnen am nothwendigſten oder zweckmäßigſten wäre, werden ſie vielleicht doch nicht haben.

Wir leben im Taumel des Leichtſinnes in den Tag hinein, aber manchmal ſtört uns eine innere Stimme das Vergnügen mit dem Aufſchrei: Wohin? Was dann?

Was wird Denen, die nach uns folgen, ein ungeheueres Kriegsheer nutzen, wenn nichts da iſt, das des Schutzes werth wäre? Was werden ihnen Schulen und Verkehrsſtraßen, prunkhafte Gebäude und andere ſchöne Dinge frommen, wenn dieſe Nachkommen bankerott ſind? Und daß ſie materiell bankerott ſind, das wird nicht das Schlimmſte ſein. Das Ding hat noch eine andere Seite: der moraliſche Bankerott iſt es, den wir mit unſerem Schuldenmachen über unſere Nachkommen heraufbeſchwören und dem ſie nicht entgehen werden! Die großen Beiſpiele leichtfertigen Geldgebarens und Spielens mit dem Vermögen Anderer wird die kaufmänniſche Gewiſſenhaftigkeit untergraben haben, wird die Heiligkeit des Eigenthumes gelockert haben. Die materielle Bedrängniß, in die ſie kommen müſſen, wird ſie unfähig machen für idealeres Streben, für Wohlthätigkeit und Nächſtenliebe, für das Gefühl des Rechtes, der Pflicht, der Ehre, der Sittlichkeit überhaupt. Denn die Armuth, die Herabgekommenheit, beſonders wenn ſie eine verſchuldete iſt, demoraliſirt mehr als alles Andere.

Der materielle und der moraliſche Bankerott, das iſt die Erbſchaft, welche wir in liebevoller Fürſorge unſeren Nachkommen hinterlaſſen. Mit welch erhebenden Gefühlen werden ſie ſtehen an den Gräbern ihrer „theueren“ Vorfahren, die nichts gekannt und gekonnt und gewollt und geplant und gethan haben, als ihres grenzenloſen Eigennutzes zu fröhnen. Ja, weinen werden ſie, die nach uns kommen, bitterlich weinen an den Gräbern, beweinen die Todten, die nicht mehr aufſtehen, um ihre Schulden zu bezahlen! Wie ſoll bei dem jüngſten Gerichte der Urtheilsſpruch anders lauten als: „ſchuldig!“

Im Privatleben kann man eine Erbſchaft, die mehr Nachtheile als Vortheile in ſich birgt, ablehnen. Wie aber ſollen die Nachkommen unſere ſaubere Hinterlaſſenſchaft ablehnen! O ja, ſie werden — falls ſie nicht früher ganz und gar in die Botmäßigkeit der Geldwölfe gerathen — Mittel finden, es zu thun. Ihr Proteſt wird in einer Revolution beſtehen, in welcher alle Schuldbriefe, die ſie nicht ſelbſt unterſchrieben, verbrannt werden, wobei aber auch von dem, was wir durch die Anlehen ſo großmüthig geſtiftet, nur wenig ſtehen bleiben dürfte.

Ich laſſe die Frage ſtehen, ob wir ein „Recht“ haben, auf die Zukunft, auf die Geſchlechter, die nach uns kommen, Schulden zu machen? Aber die Frage, ob es ehrenhaft iſt, laſſe ich nicht ſtehen; ſie iſt hier beantwortet.

Es iſt ein philiſterhafter Grundſatz, nicht mehr auszugeben, als was man auszugeben hat, aber es iſt ein von der Natur aufgeſtellter und von der Natur beſiegelter, mathematiſch unantaſtbarer Grundſatz. Wer dagegen handelt, der ſündigt wider die Natur, und ſolche Sünden werden niemals vergeben, immer gebüßt.

Ich beglückwünſche uns, daß wir nicht unſere Nachkommen ſind!

◆

Liebe und Ehe.

Die Frauen ſind gute Weſen, denn man kann ſie heiraten und man kann ſie auch ſitzen laſſen. Und noch am beſten ſind ſie im Zuſtande der Schwebe zwiſchen Geheiratetwerden und Sitzenbleiben, da ſind ſie am allertreueſten und am allerlieblichſten. Pädagogiſch iſt es daher, dieſe Schwebe möglichſt zu verlängern, damit die Tugenden ſich befeſtigen können.

Du fragſt, mein Freund, was ich Dir rathe, die Liebe oder die Ehe? Beides, aber nicht hintereinander, ſondern nebeneinander, ineinander. Uebrigens wundert es mich, daß Du ſo weit über die Weiber hinaus biſt, um an das Heiraten zu denken. Was beim Heiraten die Wahl betrifft, ſo warne ich Dich aber vor der Liebe. Aus Haß wirſt Du ohnehin keine nehmen. Leidenſchaftliche Liebe iſt der gefährlichſte Ehewerber. Sehr Unrecht thun die Dichter, die in ihren Romanen das erſtbeſte Liebespaar aneinander kuppeln. Bei den Männern kommt die Liebe bisweilen eher, als der Bart; und wie ſich mancher Jüngling raſirt, um einen Bart zu bekommen, ſo küßt er das Mädchen, um verliebt zu werden. Es iſt eine künſtliche Blumenzucht im Glashauſe, aber es giebt hübſche Roſen. Und iſt der Jüngling in ein Backfiſchchen verliebt, gleich will er ſolches auch zu ſeinem Weibe haben, falls er ein guter Junge iſt. Und gerade um einen ſolchen wäre es ſchade. Sind keine Verhältniſſe, die ihn daran hindern, keine Freunde, die ihm davon abrathen, ſo nimmt er die Erſtbeſte. Und kann verloren ſein.

Aus der Liebe allein beſteht die Ehe nicht. Die Liebe — Du weißt ſchon, welche ich meine — iſt bald ſatt, dann willſt Du nicht bloß eine ſchöne, ſondern auch eine gute Frau haben, eine kluge Frau haben, eine treue Frau haben, und alle Tugenden, mit denen Du Deinen Idealmenſchen ausſtatteſt, die ſoll Deine Frau haben. Heirateſt Du bloß aus Liebe, ſo iſt Dein Weib wöchentlich nur einmal gut, nur einmal klug, vielleicht auch nur einmal treu und nur einmal ein Ausbund aller Vorzüge.

Die Liebe, meinſt Du, ſei das Jawort der Natur. Aber Freund, die Natur ſagt bald: Ja, die Natur iſt eine Kupplerin, ſie iſt für Vielweiberei, ſie will nur eine recht große Auswahl von Lebeweſen erzielen, mit denen ſie weiter wirthſchaften kann — und wie es einem durch ſie raſch zuſammengeſprengten Ehepaare ſpäter geht, darnach fragt ſie nicht. Begegneſt Du, vierundzwanzigjähriger Knabe, im Mai einem zwanzigjährigen feinen Mädchen und es lacht Dich an, und es iſt kein Gegenpart in der Nähe, ſo ſagt die Natur auf der Stelle: Ja. — In einigen Jahren darauf, wenn Du zu Hauſe ein krankes Weib und eine Schaar kleiner Kinder haſt, kann es paſſiren, daß Du im Mai an der nämlichen Stelle, oder auch an einer anderen, wieder einem lachenden Mädchen begegneſt; die Natur thut ihren Rachen auf und ſchreit mit aller Macht: Ja! — Und wenn Du ſie fragſt, die „heilige, göttliche Natur", ob Du die Kranke verlaſſen und die Geſunde nehmen ſollſt, ſo liſpelt ſie: Ja.

Wenn Du Eine heiraten willſt, ſo denke, daß Du in der Einen drei Weiber heirateſt: eine junge, eine betagte und eine alte, falls eine oder zwei nicht früher ſterben. Du heirateſt ein Weib und eine Mutter und eine Ahne; Du heirateſt eine Ehefrau, eine Hausfrau, eine Freundin — oder auch das Gegentheil. Du heirateſt in der Einen eine Menge Leute, die Du noch nicht kennſt. Du heirateſt nicht für heute und morgen, ſondern für Dein Lebtag und für alle Lebenslagen. Nimmſt Du eine, weil ſie viel Liebe hat, ſo kann es ſein, daß ſie von ihrem Ueberfluſſe auch Andere betheilt. Iſt ſie aber ſanft und klug und treu, ſo haſt Du ſie nicht allein am Hochzeitstage, ſondern auch an Deinem Krankenlager, in Deiner Armuth, in Deinem Alter. War ſie ſchön allein, ſo wird ſie einmal häßlich, aber ein gutes, treues Weib iſt waſchfeſt.

Wenn ich Dir rathe: Lerne ſie kennen, bevor Du ſie nimmſt! ſo iſt das ein Rath, mit dem Du Dir die Cigarre anzünden kannſt — ein billiger Fidibus. Vor der Hochzeit zeigt das Weib nur ſeine Etiquettvignette, und wenn es Dir ſpäter von ſeinem Inhalte einſchenkt, ſo wirſt Du aus dem — Kelchgläschen trinken.

„Geht's nicht, ſo kann man ſich ſcheiden laſſen!" heißt es. Freund, dieſer Rath iſt noch weniger werth, als ein Fidibus. Zwei Leute können auseinandergehen, das iſt bald geſagt und bald gethan. Nachher aber ſteht jedes für ſich in einer Wildniß. Jedes iſt gleichſam ausgeſchloſſen aus den Normen der Geſellſchaft, aus der Hut des Geſetzes, und der Fluch kommt auf die Kinder. Das Größte, Glückſeligſte, was die menſchliche Cultur erfunden hat, iſt die Ehe, das innigſte, unauflösliche Beiſammenleben zweier Menſchen verſchiedenen Geſchlechtes, die ſich lieben. Aber auch Gräßlicheres hat die Cultur nicht erfunden, als die Möglichkeit, zwei einander feindſelig geſinnte Perſonen auf Lebelang aneinander zu feſſeln. Nicht müde werden ſie, einander zu peinigen, und die Wonne des Einen beſteht darin, dem Anderen Leid zu machen. Jahrelang magſt Du mit liebendem Herzblut die Dir zugefügten Qualen zu löſchen ſuchen, endlich aber iſt Deine Natur vergiftet. Je heftiger Du an der Kette zerrſt, deſto mehr zerfleiſcheſt Du Dir das Herz. Andere wirſt Du lieben und wirſt nicht zu ihnen können; Andere wirſt Du haſſen, aber kein Haß wird ſo groß ſein, wie der zum angetrauten Lebensgenoſſen. Zu Tode gequält ſinkt endlich das Eine hin, da jubelt das Andere auf, doch das Verhängniß der unſeligen Ehe verfolgt auch den Ueberlebenden bis zu ſeinem Tode — in böſer Reue.

Oder weniger tragiſch, aber vielleicht um ſo trauriger. Untreue hebt man auf durch gegenſeitiges freiwilliges Gewährenlaſſen! Das iſt das ſaubere Princip der modernen Ehe. Damit iſt auch alles innere Glück aus dem Hauſe gewichen; ein ſtummer Groll greift Platz, der nur nothdürftig mit dem Firniß einer gewiſſen Höflichkeit überdeckt wird, das Heim iſt eine troſtloſe Oede geworden, der unangenehmſte Aufenthalt für Beide.

Alſo wie? Ich warne vor der Ehe? — Ja, eine Ehe unter heutigen Umſtänden iſt bedenklich. Das Weib hat Emancipationsgelüſte, will Mann ſein. Mann iſt der Mann aber ſelber, wozu ſollen zwei Männer zuſammenheiraten! Ein Schnurrbart auf der weiblichen Oberlippe, und wäre es auch nur ein moraliſcher, gefällt uns nicht. Ein Weib, welches das Kind ſäugt und zugleich an dem eigenen

Schnurrbart trutzige Hörnlein dreht — welch ein hübſches Bild! Uebrigens, ſeit wann ſäugt die moderne Frau ihr Kind? Dieſes wird mit der Milch des Pöbels genährt, und die hochwohlgeborene Mutter bildet ſich mehr ein auf den Sattel am Hintern, als auf die Mutterbruſt.

Noch ſchlimmer jedoch, mein lieber Freund, als der Sattel, iſt am Weibe der Geldbeutel. Das reiche Weib eines armen Mannes! Ja, eines armen Mannes! Daß er das Haupt der Familie iſt und für ſie verantwortlich, daß er die Ehre des Hauſes ſchützt, daß er arbeitet, arbeitet — es iſt nichts, ſie hat Geld zugebracht, und daraus iſt ein goldenes Hauskreuz geſchmiedet worden. Kein Geizhals büßt in der Hölle ſein Geld ſo ſchwer wie der arme Ehemann ſeine reiche Frau. Ihr Herz iſt verſilbert, kalt, hart, wechſelbar!

Haſt Du ſchon genug oder darf ich Dir noch einen guten Rath geben? — Wähleſt Du Eine, ſo ſei nicht ihr Erſter! — Du ſtarrſt mich beklommen an, ob ich wohl bei Troſte bin! Das bin ich und will ſogar den tröſten, der etwa nicht der Erſte war. Er wird um ſo ſicherer der Letzte ſein. Die Frau iſt nicht ſo ſehr ſinnlich und lüſtern, als vielmehr neugierig. Hat ſie fremdes Zwieback gekoſtet, dann bleibt ſie beim Hausbrot. Capricire Dich nicht gerade ums Herrenrecht; fiel es Dir aber zu, dann ſei wachſam, daß Du über Dein Recht Herr bleibeſt. Bewache ſie nicht wie ein knurrender Kettenhund, der ſchließlich, wenn der Dieb kommt, doch nicht los kann; mit allen Liebes- und Freundſchaftskünſten ſollſt Du ſie bewachen, dann iſt es nicht ganz unmöglich, daß Du der Erſte und auch der Letzte biſt. Was dazwiſchen liegt, bleibt eine offene Frage.

Und nun habe ich Dir die Hölle, das heißt, die Ehe heiß gemacht. Du bedankſt Dich für meinen guten Rath, der darauf hinauskommt, eine Häßliche, Alte, Altmodiſche und Arme zu heiraten. Nimm von meiner Weisheit halt was Du brauchſt, ich ſelber wäre der Letzte, der ſie befolgte. In Sachen der Weiber gebe ich gern guten Rath, den allerbeſten aber, den behalte ich für mich ſelber.

Von der Ehe komme ich nun auf die Liebe. Ein umgekehrter Weg; allein, würde ich zuerſt die Liebe behandelt haben, ſo hätte Dir das zwar Spaß gemacht, wärſt mir aber noch vor der Ehe davongelaufen.

Die Liebe pflegt man — ſelbſt die freie — in gebundener Rede zu behandeln, denn es iſt das ein Ding, bei dem ſich, abgeſehen von „Liebe und Triebe,“ alles von ſelbſt reimt. Und doch iſt es ſchwer, etwas Beſonderes über ein Thema zu ſagen, das in allen Sprachen beredet, in allen Tönen beſungen und mit allen Lippen geküßt worden iſt.

Das Intereſſanteſte von der Liebe hört nur der Beichtvater. Willſt Du, Freund, mein Beichtvater ſein? Ich bin ein armer Sünder und will Menſchliches menſchlich zu Dir ſagen. Ich ſage, was ich von mir weiß; vielleicht findeſt Du in mir Dich ſelber, das wäre ein Hauptſpaß!

In meiner Kindheit bin ich wahrſcheinlich muſterhaft gehütet worden. Die Liebe graſſirt auf dem Lande noch faſt gewaltiger, als anderswo. Durch Sprichwörter, Lieder, Vierzeilige, durch Geſpräche in allerlei Zweideutigkeiten werden die Liebesbacillen verbreitet, daß ſie in alle Spalten der Häuſer, in alle Poren der Leute dringen. Selbſt in den Fugen der Wiege will man ſchon Liebesbacillen entdeckt haben. Ich kannte die Liebe frühzeitig, vom Hörenſagen, mißverſtand ſie aber fleißig. Die Nächſtenliebe, wie ſie im Buche ſtand, verweltlichte ich ein wenig, machte daraus eine aufrichtige Zuneigung zweier Leute, treue Geſinnung des einen zum anderen, manchmal ein heiteres Schäkern — und fertig war's. Liebten wir Vater, Mutter, Kinder, Geſchwiſter uns doch gerade ſo. Ueber den beſonderen Gehalt der Liebe, von der hier die Rede iſt, bin ich ungebührlich lang im Unklaren geblieben; ſchon die Soldatenlänge hatte ich, und im Herzen immer noch keinen Amorspfeil.

Wenn von Liebe die Rede iſt, muß man ſich ja nicht allemal gleich das Aeußerſte vorſtellen. Selbſt in von mir ſo oft erzählten Liebesgeſchichten aus Dorf und Wald iſt es erlaubt, an ſittliche, vergeiſtigte Liebe zu denken. Aber ſo iſt es halt; aus den gedruckten Zeilen ſpricht der Verfaſſer heraus, in die Zwiſchenzeilen dichtet der Leſer hinein, was er will.

O, wie iſt das anders, als ich mir's in grüner Jugend gedacht! Wenn es heißt: „Die Beiden lieben ſich", oder „ſie haben miteinander ein Verhältniß", oder man ſpricht von „galanten Beziehungen", ſo wird man kaum im Zweifel ſein dürfen darüber, um was es ſich handelt. Wenn man von Liebe ſpricht, meint man nicht mehr den Falter, ſondern die Raupe. Dieſe Art von Liebe hielt ich aber für etwas Unlauteres, Unerlaubtes, wie z. B. eine Unreinlichkeit, eine Zuchtloſigkeit oder gar einen Diebſtahl. Man kann dieſe Auslegung gelten laſſen, ſich ablehnend verhalten, und doch leidlich zurecht kommen. Die ſogenannten „Forderungen der Natur" braucht man nicht ſo ernſt zu nehmen. Fiſchblut hat freilich der Menſch nicht, allein ein bißchen Selbſtzucht ſteht Jedem wohl, und manchmal iſt es tapferer, geiſtig Mann zu ſein, als leiblich.

Merkwürdig iſt es ſchon, daß die Leute in einer ſo wichtigen und ſeit Urzeiten her bekannten Sache noch immer nicht einig ſind. Man ſollte meinen, es ſei für alle Ewigkeit ausgemacht, wie man's in der Liebe zu halten hat. Wie weit gefehlt! Die Einen halten Liebe für ganz verboten; ein Menſch, der aus irgend einem Grunde nicht heiraten kann, ſoll ſein Lebtag nicht lieben. Geht das? Die Natur antichambrirt lange, läßt ſie ſich aber gänzlich abweiſen? Wenn nein, wer hat die Stirn, dem Menſchen ſeine Natur zu verbieten? Wenn ja, warum giebt es keinen normalgearteten Mann, der in ſeinem fünfzigſten Jahre ſagen kann, er kenne kein Weib? Ich bin der Meinung, daß es auf anſtändige Weiſe nicht möglich iſt, ohne Liebe durchs Leben zu kommen. — Die Anderen wieder entſchuldigen in der Liebe alles. Nur das Decorum wollen ſie wahren. Wozu aber ein Decorum, wenn die Sache gar ſo unſchuldig iſt!

Wie alſo ſtehen wir?

Im menſchlichen Culturleben iſt keine Frage ſo ſchwer zu löſen, als die der Liebe. Nach unſeren heutigen Richtungen ſcheint es gar nicht zu gehen. All unſere Beſtrebungen und Handlungen hierin ſind voll von groben Widerſprüchen. Da gilt z. B. in manchen Kreiſen die Liebe zwiſchen ledigen Perſonen als nicht anſtändig, der Ehebruch aber als guter Ton. Nur geſellſchaftliche Fatalitäten will man vermeiden; das Verbrechen jedoch, welches an dem betrogenen Theile begangen wird, die Falſchheit und Entſittlichung, welche damit im Eheleben gezüchtet wird und die ganze Familie vergiftet, achtet man für nichts. „Man hebe die Unverletzlichkeit der Ehe auf, verpflichte den Genießenden, dann ſind die Vortheile der Schmarotzerthiere vereitelt und die Ehe ſtünde wenigſtens ſo ehrlich, wie die freie Liebe!" Es muß verdammt weit gekommen ſein, wenn man einmal ſolche Vorſchläge hört. — Freund, entſchuldige doch, daß ich ſchon wieder bei der Ehe bin! Flugs zurück zur freien Liebe!

Beobachte einmal das Allwalten der Liebe in Geſellſchaften, wo Perſonen beiderlei Geſchlechtes beiſammen ſind. Es iſt ein anmuthiges, herziges, freches, brutales Spiel! Hier geht es zärtlich, ſchelmiſch zu, da geleckt und dumm, dort pöbelhaft und thieriſch. In den Stadtgeſellſchaften fiel mir lange die eigenthümlich animirte und eigenthümlich nichtsſagende Unterhaltung auf zwiſchen Damen und Herren. Hier dreiſte Rechthaberei und plötzlich wieder artiges Nachgeben, dort eine kleine Bosheit und gleich daneben eingeſprenkelte Galanterie, dann eine Schwenkung ins Allgemeine; nebenſächlich wieder ein lahmer Witz, darauf ſchalkhaftes Kichern; und immer Geplauder, wobei man das Gefühl hat, als würden durch unbeſtimmte Geſpräche beſtimmte Gedanken verborgen und als gucke jedes lüſtern nach den verborgenen Gedanken. Ich wunderte mich über die Unbehilflichkeit und das Unvermögen ſonſt geiſtig geſunder Leute, geſprächlich bei einer Sache zu bleiben und ſolche in gründlichem Ernſte abzuwickeln. Erſt ſpäter bin ich darauf gekommen, daß ſolche Unterhaltungen nichts ſind und ſein wollen, als eine Schnepfenjagd des Amor. Und iſt die Beute erſt gefangen, dann tritt an die Stelle zärtlicher Tändelei die Elementargewalt und es giebt Glück oder Unglück.

Die Liebe iſt als ſolche weder gut noch ſchlecht, weder ſchön noch häßlich. Unlauter wird ſie durch Lüſternheit oder Frömmelei; unſchön durch ausſchließliche Sinnlichkeit. Der eine Profeſſor ſagt: die Liebe iſt etwas Unäſthetiſches; der andere ſagt: nichts Schöneres giebt es für unſer Auge, als den menſchlichen Leib. Welcher von beiden Herren iſt der Keuſche? Ja, ſchön iſt er freilich, der menſchliche Leib! Aber er könnte ſchon geſtaltet ſein wie immer, ſo fände er bei dem gegentheiligen Geſchlechte ſeine Verehrer. Perfide iſt es nur von der Natur, daß ſie in dieſen Stücken ſcheinbar ſo viel Freiheit giebt, um uns dann für unſere Handlungen oft ſo hart verantwortlich zu machen. Und thut doch mit uns, was ſie will.

Eigenthümlich iſt es auch, daß die Natur ſelbſt ſich gleichſam der Liebe ſchämt. Erſtens hat ſie derſelben einen ſehr verſteckten Platz angewieſen im tiefſten Winkel des Herzens. Dann hat ſie der Liebe ſcheinbar andere Functionen zugetheilt, den Schönheitscultus, die Kindesliebe. Endlich iſt dem Menſchen ein Schamgefühl beigegeben, welches — trotzdem es ſeit dem Beſtehen des Menſchengeſchlechtes fortwährend verletzt und zerſtört wird — immer noch nicht ganz zugrunde gerichtet iſt. Oft habe ich darüber nachgedacht, was die Natur mit dieſem Schamgefühle eigentlich bezwecken wolle. Bei den Thieren hat deſſen Mangel keine für dieſelbe Art ſchädliche Folge. Bei den wilden Völkern ſoll es ja auch nicht vorhanden ſein. So wäre das Schamgefühl ein Product der Cultur, und zwar vielleicht daraus entſtanden, daß man — weil Verbote nicht fruchten wollen — den Gegenſtand als häßlich und verabſcheuenswerth erklärte. Des Abſcheulichen ſchämt man ſich, und beſonders bei dem Schönheitsſinne und der Eitelkeit der Frauen mußte ſich gerade bei dieſen das Gefühl tiefer ausbilden. Wer weiß übrigens, ob die Liebe ſo viel Zuſpruch hätte, wenn ſie durch den Deckmantel nicht fortwährend intereſſant gemacht würde! —

Nein, für Poeten ſind das keine Gedanken, beſſer und richtiger geſagt wird folgendes ſein: Die Fortbildung des Menſchengeſchlechtes iſt etwas ſo Heiliges, ſo Geheimnißvolles, daß in dem Menſchen vor dieſem Heiligthume Ehrfurcht entſteht und das unwillkürliche Beſtreben, es zu hüten, es keinem unberufenen Auge auszuſetzen.

Es giebt thatſächlich auch noch viele Menſchen, ſelbſt Männer, die den Segen eines hochentwickelten Schamgefühles beſitzen. Der „vorurtheilsloſe" Sohn unſerer Zeit begreift es freilich nicht, wie ein Menſch durch ein ethiſches Gefühl — es iſt ein ſolches! — verhindert ſein könne, ſeinem Liebesverlangen dreiſt nachzukommen. Im Ganzen jedoch iſt es nicht ſo ſchlimm. So wie es „Tugendhelden" giebt, die mit allen Lüſten und Liſten vertraut ſind, kennt man andererſeits auch Männer, welche für die leidenſchaftlichſten und glücklichſten Liebeshelden gehalten werden, welche es in der That aber gar nicht wagen, einem weiblichen Weſen nahe zu kommen, theils aus Schamgefühl, theils aus Achtung vor den Frauen, theils freilich auch aus Zweifel, erhört zu werden. Ich leugne nicht, daß bei mir nebſt dieſen Gründen auch noch der der Gewiſſenhaftigkeit in engerem Sinne gewirkt hat. So hilft manche Kraft mit, die Keuſchheit zu bewahren, und das ſchamhafte Erröthen eines ſechzigjährigen Mannes kann ebenſo natürlich ſein, als das der achtzehnjährigen Jungfrau.

Die Schuld an dem größten Theile des menſchlichen Unglückes und Elendes trägt die Liebe. Ihre Leiden ſind unendlich an Mannigfaltigkeit, unbeſchreiblich an Tiefe. — Muß das ſo ſein? Iſt nicht vielleicht unſere frevle Auffaſſung, der Mißbrauch der Liebe daran Urſache?

Wie ungleich fällt das Loos! Die Herren der Schöpfung haben es im Ganzen ſo eingetheilt, daß der Mann vom Brote die Butter naſcht, das Weib aber die harte Rinde kauen muß. Schon die Natur hat das Weib benachtheiligt, die Geſellſchaft thut's noch mehr. Beim Weibe iſt Schande, was beim Mann Ehre iſt. Der Mann wird als Sieger gefeiert, das Weib als Gefallene verhöhnt. Der ehrſame Bürger ſchmunzelt in ſeinen Bart, wenn er gewahrt, daß ſein Sohn ein galantes Verhältniß hat. Wehe aber ſeinem Töchterchen, wenn es verführt wird! Natürlich, bei der Tochter ſteht die Zukunft auf dem Spiele; daß der Sohn ausgeht, um die Zukunft Anderer zu zerſtören, daran denkt der Ehrenmann nicht. Nach „nobler“ Auffaſſung haben Liebe und Ehe gar nichts miteinander zu ſchaffen und Treue iſt bloß noch in der freien Liebe gebräuchlich. Nur der arme Mann macht aus der Noth eine Tugend und liebt richtig und ganz genau dieſelbe, welche er geheiratet hat.

Aber noch ſchlimmer verkennt man die Liebe.

Sehr oft und nicht ohne Befremden hörte ich die Behauptung ausſprechen, der höchſte Vollgenuß, deſſen das Leben fähig iſt, wäre für das Individuum das Sinnliche an der Liebe. O arme Seelen, die ſo ſprechen! Daß ſie ihr Glück, ihre Ehre, ihre Geſundheit, oft ihre Exiſtenz an Etwas ſetzen, welches für das ſittliche Daſein des Menſchen keinen Werth hat, und welches ſie als Eber, als Gimpel, oder als ein anderes Thier ebenſo gut haben könnten! Die Befriedigung der Liebe iſt Naturgenuß, wie jeder andere, den Blut und Organe verlangen. Habe ich Hunger, ſo iſt Eſſen der höchſte Vollgenuß des Lebens; bei gegentheiligem Bedürfniſſe kommt die Befriedigung desſelben mindeſtens dem phyſiſchen Behagen der Liebe gleich. Wenigſtens iſt ſie noch nothwendiger.

Ich will die Wonne der Liebe nicht unterſchätzen, noch viel weniger ſie verachten; allein, das muß ich ſagen: Den Vollgenuß des Lebens finde ich nur in der glücklichen Ausübung eines edlen Berufes. Freilich denke ich da nicht an den Holzhauer, der ſein Leben berufsmäßig mit Blockſpalten bethätigt; denke auch nicht an den Bureaukraten, der im Kanzleiſtaub ſein Lebensideal erblickt; ich denke beſonders an die Bethätigung geiſtiger Fähigkeiten.

Wer ſein höchſtes Glück in der ſinnlichen Liebe ſucht, der iſt furchtbar betrogen. Keine Freude verliſcht ſo plötzlich als dieſe, keine macht in ſo vielen Fällen unabſehbaren Enttäuſchungen, Schmerzen, Verirrungen und ſogar Verbrechen Platz, als die Liebe bei dem, der ſie nur nach der Sinnlichkeit bemißt. Nein, ihr Werth muß anderswo liegen. Nun, aber wo? Da wir ſie als den höchſten Genuß beſtritten, als Laſter an ſich nicht gelten laſſen, ſo müſſen wir die Liebe zur Tugend erheben.

Und gewiß, in der Liebe — auch in der ſinnlichen — liegt ein ethiſches Moment. Im groben Eigengenuß liegt es freilich nicht, auch nicht in der Bemäntelung, als wolle man in ihr nur den großen Abſichten der Natur entſprechen. Ein Verliebter kümmert ſich um keine großen Abſichten der Natur. Der Liebesgenuß iſt nicht auf den Einzelnen berechnet, ſondern auf eine Doppelfreude. Die Mitfreude der geliebten Gegenperſon kommt zu Dir zurück als ſeeliſcher Genuß, der Deinen eigenen phyſiſchen weit übertrifft. Vorausgeſetzt iſt alſo, daß Du die Gegengenoſſin lieb habeſt ihrer ſelbſt willen, dann wird der ihr vermeinte Genuß Dich wahrhaft beglücken. Nur in dieſer Doppelbeziehung, in welcher Eines ſich dem Anderen zum Opfer giebt, liegt die menſchliche Größe der Liebesfreude.

Weil die Liebe auf zwei Perſonen ſich gründet, ſo verſtehe ich nicht, wie Jemand eine Perſon lieben kann, die ihm keine Gegenliebe bringt. Mir iſt es unmöglich, auch nur zu denken, daß ich eine Perſon lieben könnte, die mich nicht liebt. Die wahre Liebe, meine ich, fängt in der anderen Perſon an und hört in der anderen Perſon auf; ſie iſt eine Art von Nächſtenliebe. Ich liebe nur die, welche ich durch mich glücklich mache.

Beſtimmend im Vorhinein wird mir jene Liebe, welche ſich als Mitgefühl, als Mitleid äußert. Kein Gefühl zieht Dich ſo mächtig zum Anderen, als das Erbarmen, und gerade in Mitleid gekleidet ſchleicht zuerſt die Liebe an, wenn ſie die rechte iſt.

Die Liebe zwiſchen Mann und Weib in dieſem Sinne aufgefaßt und empfunden, wird nicht mehr ſo viel Leid bringen auf die Welt. Ich ſchließe mich unter allen Umſtänden Jenen an, welche auch in der irdiſchen Liebe den Geiſt Gottes ſpüren, und welche die ſinnlichen Freuden durch ſeeliſche Liebe adeln. Wenn dieſe ſeeliſche Liebe in vollem Maße vorhanden iſt, wachſen alle Genüſſe, ſie bleiben beſtändig und das Verlangen nach unauflöslicher Vereinigung wird von ſich ſelber wach. Falſche Liebe fürchtet die Ehe, echte ſucht ſie, ja echte Liebe iſt ſchon aus ſich ſelbſt ein im Himmel geknüpftes Band, das nur der Tod zerreißt.

Haß.

Auf der Stirn unſerer ſonſt vom Glücke ſehr begünſtigten Zeit ſteht das Kainszeichen des öffentlichen Haſſes. Der Haß iſt jene Thierpfote, die am Menſchen, obſchon durch Erziehung und Sitte ſtets abgeſtutzt, immer wieder von Neuem hervorwächſt. Man ſuchte ſonſt dieſe Pfote möglichſt zu verdecken, man ſchämte ſich ihrer; heute iſt es anders geworden. Der Haß iſt, wenn ſchon nicht eine Tugend, ſo doch faſt eine Modeſache geworden. Nicht bloß der Haß gegen Feinde, auch der Haß gegen Genoſſen, nicht bloß der Haß gegen fremde Völker, auch der gegen Stammesbrüder wird verkündet im Parlamente, wird gepredigt in der Preſſe, wird genährt in den Parteien, wie man eine Beſtie nährt im Käfig. Die Beſtie ſchnaubt und rüttelt an den zarten Käfigſpangen der Cultur — gebt acht! Nächſtens ſoll der Haß auch eingeführt werden in die Schule, und ſelbſt vom Dichter verlangt man, daß er Rachelieder brülle, und nicht bloß die Laute, ſondern auch die Leute ſchlage. Wer ſanftmüthig iſt, der wird roh angefaßt, wer nicht haſſen kann, der wird gehaßt. Alſo haßt man ſelbſt die

Weihnachts- und die Oſterglocken, weil ihr Erz nicht Kanone iſt. Es iſt eine häßliche Zeit!

Es geht die Meinung um, daß der Haß etwas Tüchtiges, Männliches, Muthvolles, ja ſogar, daß er etwas der Ehre, dem Patriotismus oder Nationalismus Angehöriges ſei, daß es zum öffentlichen Gewiſſen gehöre, die Gegner glühend zu haſſen, eine erfahrene Unbill ſtramm zu rächen. Der Haß iſt ein angeborenes, durchaus natürliches Gefühl, aber er iſt dem Einzelnen wie dem Ganzen, dem Haſſer, wie dem Gehaßten gefährlich. Er iſt deshalb zu bekämpfen, wie ja ſchon ſo vieles Natürliche, Thieriſche in uns bekämpft und beſiegt worden iſt. Niedrigen Völkerſchaften iſt es ganz natürlich, daß Kinder ihre Eltern aufeſſen; wer weiß denn, ob die Urſtämme, von denen wir abſtammen, nicht auch einmal dieſelbe Liebhaberei getrieben haben? Wenn der Menſch ſich abgewöhnen kann, ſeine Mitmenſchen körperlich zu verſpeiſen, ſo wird er ſich auch abgewöhnen können, ſie moraliſch zu verzehren.

Wenn wir an der Hand eines italieniſchen Denkers,*) zu eigenem Denken angeregt, einen Spaziergang machen durch die Welt des Haſſes, ſo werden wir den Haß allmählich ſehr häßlich finden. „Der Haß,“ ſagt Mantegazza, „verhält ſich zur Liebe wie der Schmerz zur Luſt. Luſt erzeugt Liebe und Schmerz erzeugt Haß. Und umgekehrt. Wer Dir alſo einen Schmerz verurſacht, den mußt Du haſſen, ſo will es die thieriſche Natur, und wen Du haſſeſt, dem willſt Du einen Schmerz verurſachen. Der Haß iſt nämlich der Drang in uns, Jemanden, der unſerem Wohlſein zuwider iſt, von uns zu entfernen, ihn dafür zu ſtrafen und ihm zu ſchaden.“

---

*) Paul Mantegazza: „Die Phyſiologie des Haſſes.“ Ins Deutſche überſetzt von R. Teuſcher. Jena 1889. Hermann Coſtenoble.

Indem wir einige Gattungen des Haſſes ſchattenhaft an uns vorübergleiten laſſen wollen, erblicken wir zuerſt den Zwitterhaß. So wie es Empfindungen giebt, in welchen Luſt und Schmerz gemiſcht iſt, ebenſo giebt es ſolche, die ein Gemiſch von Liebe und Haß ſind. „Aus Liebe Jemanden freſſen mögen,“ ſagt das Volkswort. In manchem Menſchen ſchlummert der Hang, gerade einer geliebten Perſon bisweilen etwas Leides zu thun.

Der Grade des Haſſes ſind ja unzählige. Daß der Haß durchaus nicht ſo unbedingt wild und unbezähmbar auftritt, beweiſen die verſchiedenen Grade des Haſſes bei verſchiedenen Perſonen in einer und derſelben Sache. Von dreien Menſchen wird jedem z. B. ein Pferd geſtohlen: der Eine erjagt den Räuber und tödtet ihn; der Andere ſitzt in ſeinem Lehnſtuhl und lieſt mit großem Gleichmuth in der Zeitung, daß der Dieb ergriffen und auf drei Monate lang eingeſperrt wurde. Der Dritte, wenn er den Schuldigen entdeckt hat, hält ihm eine Predigt über die Schmach zu ſtehlen und entläßt ihn zufrieden. Und wie verſchieden iſt der Haß in einer und derſelben Perſon gegen verſchiedene Feinde! Als vor Kurzem in mein Sommerhaus eingebrochen und mir dadurch ein weſentlicher Schaden zugefügt wurde, empfand ich keinen beſonderen Haß, der Dieb ſuchte nach Brot, nach warmer Kleidung für den Winter, er war hungrig, er fror. Wie mich aber zur ſelben Zeit ein gewiſſenloſer Parteimenſch in der frechſten und zugleich feigſten Weiſe öffentlich verleumdet hatte, da fühlte ich einen flammenden Haß, wie man das Schurkiſche haßt. Doch es gelang mir, das häßliche Gefühl zu beſiegen und es ging vorüber. Vielleicht iſt's Ueberhebung, wenn ich glaube, ſtark genug zu ſein, ſelbſt meinem größten Feinde die Hand zu reichen, ſollte er ihrer bedürfen zu ſeiner Rettung in höchſter Noth. Wenigſtens übe ich mich im Wunſche: es zu können.

Andererſeits giebt es einen Grad von Haß, der einer Beleidigung wegen nicht allein den Beleidiger, ſondern auch deſſen Familie, ja deſſen ganzes Volk vernichten könnte, ſogar, daß der Beleidigte fähig iſt, ſeine eigene Familie, ſeine Ehre, alles, was er beſitzt und erſtrebt, endlich vielleicht ſich ſelbſt aufzuopfern, um ſich zu rächen. Dem gegenüber kenne ich edle, wohlwollende Menſchen, die unter der größten Beleidigung nur ſtill vor ſich hinweinen, in deren Sanftmuth das ſchwerſte Leid und erfahrene Unrecht bald verliſcht und vergeſſen iſt. Dieſe großmüthigen, erhabenen Charaktere ſind wohl ein Beweis, daß es ſchon gelungen iſt, die Klaue des Tigers oder der Hyäne im Menſchen ganz verkümmern zu laſſen, daß hingegen in ihm die Kraft geweckt wurde, die zarte weiße Bruderhand hinzuhalten zur Vergebung. Um in dieſer Welt des beſtändigen Streites von jedem Groll frei zu bleiben, muß man einen diamantenen Charakter haben, den ätzende Gifte nicht anzugreifen vermögen. Den Feind nicht zu haſſen, das iſt die denkbar größte Heldenhaftigkeit: den Feind zu lieben, iſt nicht mehr menſchlich, das iſt göttlich. Und keine herrlichere Rache kenne ich, als dem Feinde Gutes zu thun.

Wie ſteht es mit dem Haſſe gegen die eigene Perſon? Sich ſelbſt kann der Menſch nicht haſſen, wohl aber ſeine eigenen Fehler, eine begangene That, was wir dann Reue nennen. Unrecht hätten Jene, welche den Selbſtmord als eine That des Haſſes gegen ſich ſelbſt anſehen wollten; eher kann er eine Art von Rache gegen Andere ſein. Beſſer bezeichnen wir den Selbſtmord als eine That niedriger Eigenliebe, wir wollen uns durch ihn von Schmerz befreien, vor Schmerz bewahren. Mancher hat aus dieſem Grunde, nämlich um von Noth und Leid zu befreien, ſeinen liebſten Menſchen getödtet.

Ein entfernter Blutsverwandter des Haſſes iſt der Neid. Dieſer blaſſe Geſelle iſt der Schmerz der unabſichtlich verletzten Eigenliebe. Die armen Neidiſchen ſind boshaft, aber ſelten ſtarke Haſſer, ſie kranken an Habgier, Hoffart, Uebelwollen. Der Haß kehrt ſich gegen das, was er für böſer hält, als der Haſſende es iſt, der Neid gegen das, was beſſer iſt, höher, geachteter, reicher als er. Der lachende Philoſoph Weber vergleicht den Neidiſchen mit einem Silhouettenmacher: zuerſt verkleinert er, dann ſchwärzt er an. Und den Neidiſchen müßte Gott zur ewigen Strafe in den Himmel aufnehmen, weil die Freuden der Auserwählten ihm ſolchen zur Hölle machen würden. In der That, es giebt keinen ärmeren Schlucker als den Neidiſchen, ihm wird zum nagenden Leide, was Andere erfreut; tauſend oft ganz unbedeutende Dinge beleidigen ihn jeden Tag und er kann ſeinen Schmerz, ſeine Verzweiflung Niemandem mittheilen, wenn er nicht als der armſelige Gauch, der er iſt, erkannt werden will. Wie reich, wie mächtig, wie glücklich, wie groß iſt doch der, welcher die Fähigkeit beſitzt, ſich an dem Reichthum, der Macht, dem Glück, der Größe Anderer zu erfreuen! Wahrlich, wenn Jemand zu beneiden iſt auf Erden, ſo iſt es der, welcher Niemanden beneidet.

Mannigfaltig iſt der Haß in verſchiedenen Lebensaltern.

So wie der Menſch in jedem Lebensalter etwas Anderes liebt, ſo haßt er auch in jedem Lebensalter etwas Anderes. Nehmt — ſagt unſer Denker — dem Kinde das Naſchwerk, dem Knaben den Ball, dem Jüngling die Geliebte, dem Manne die Ehre, dem Alten das Geld, ſo werdet Ihr Euch die reichſten Quellen des Haſſes eröffnet haben. Das Kind iſt ganz Bauch, der Knabe ganz Spiel, der Jüngling ganz Liebe, der Mann ganz Stolz, der Greis ganz Habſucht.

Ebenſo verſchieden iſt der Haß in den Geſchlechtern. Der Mann haßt nicht ſo ſchnell, aber beſtändiger, als das Weib, weil bei ihm auch ein Schmerz tiefer und anhaltender wirkt. Das Weib iſt raſcher im Haſſe wie in der Liebe, im Schmerze wie in der Luſt. Manche will mitten in der größten Liebe, in der höchſten Luſt gerne einmal ein wenig mißhandelt ſein und eine Feinſchmeckerin miſcht ſich die Liebe oft mit ein bißchen Haß; ſie muß einen Augenblick haſſen, um dann wieder deſto glühender lieben zu können. Doch giebt es eher Frauen als Männer, welche des Haſſes ganz unfähig ſind. Mancher Mann glaubt grundſätzlich haſſen zu müſſen, er will roh ſein, damit er muthig erſcheine, und meidet es, ſanftmüthig zu ſein, weil er fürchtet, für feige gehalten zu werden. Auch giebt es Männer, bei denen das Bedürfniß zu haſſen ſo groß iſt, daß, wenn ſie keinen Feind haben, ſich einen ſolchen mit aller Umſtändlichkeit machen, bloß um Jemand haſſen zu können. Man liebt den Haß und haßt die Liebe. Ein gewaltiger Haſſer kann gefährlich werden für ganze Völker, weil alles Haſſende ſich ihm leicht anſchließt und er alſo den zerſtreuten Haß von Millionen zu einem vereinigten, elementar gewaltigen macht.

Zum Glück iſt als beſchützender Gegenſatz in den meiſten Menſchen das heiße Bedürfniß, immer Jemand zu lieben vorhanden, iſt es ein Würdiger nicht, ſo kann es auch ein Unwürdiger ſein. Aber ganz nebenbei und insgeheim müſſen ſie auch wen haſſen. Findet ſich ein ſolcher nicht, ſo werden ſie jahrelang nur lieben, wenn ſie doch endlich einen finden, denſelben um ſo heftiger haſſen, als ſie des Haſſes lange entbehren mußten. Würde dieſes Haßbedürfniß, ſo klein es auch ſein möge, nicht manchmal ſich entladen können, ſo müßte es allmählich die Liebe vergiften. Mancher füttert den Haß künſtlich, wendet allerlei Mittel an, um ihn lebendig zu erhalten. Er ruft die Beleidigung ſich ins Gedächtniß zurück, er hält das Bild des Beleidigers ſich vor Augen, ſogar recht oft ihn zu ſehen trachtet er und ſchwelgt in der Wolluſt des Haſſes.

Den größten perſönlichen Haß finden wir bei Nebenbuhlern in der Liebe. Dieſes Feuer iſt ſo wild, daß es eine Welt in Brand ſtecken könnte. Der Haß zwiſchen Völkern iſt durch einen einzigen blutigen Krieg zu dämpfen, aller Groll bleibt auf dem Schlachtfelde zurück. Der Haß des Buhlers iſt unauslöſchlich. Nachſichtig iſt das Gericht, wenn ein betrogener Ehegatte ſeinen auf der That ertappten Nebenbuhler ermordet. So furchtbar an ſeiner treuloſen Frau wird ſich aber ſelten Jemand rächen, als jener Ehemann, der nach entdecktem Ehebruch mit ſeiner Frau zuſammenblieb, nach jeder Zärtlichkeit ihr aber ein Fünfguldenſtück auf den Nachttiſch legte. Eine ſolche Rache kann das Gericht nicht beſtrafen, und doch iſt ſie die zermalmendſte, die ſich denken läßt.

Eine leichte Aeußerung des Haſſes oder Zornes iſt das Schimpfen oder Fluchen. Um den Beleidiger wieder zu beleidigen, heißt man ihn einen Eſel oder ein Schwein oder einen Ochſen, um zu ſagen, daß er ein Dummkopf oder ein Wüſtling ſei, oder an ſeiner Geſchlechtskraft gemaßregelt worden wäre. Wenn der Beſchimpfte der Klügere iſt und ſchweigt, ſo iſt die Sache gewöhnlich abgethan. Im Fluchen und Gottesläſtern ſind die Südländer Meiſter, die Nordländer fluchen häufig nur zur ſcharfen Bethätigung der Sprachwerkzeuge, und um Zunge und Gaumen tüchtig anzuſtrengen, wählen ſie Worte, in welchen möglichſt viele „r“ vorkommen. Ein Krruzi-Krreuz-Sakerrrment beſchäftigt mehr die Zunge als das Gemüth. Ernſter gemeint mag es ſein, wenn der Pole flucht: „Hundeſohn, leer ſei Dein Neſt und Dein Magen!“ oder der Ruthene: „Koche Deinen Großvater!“

Während der Haß zum Theile in unſerer Macht liegt, iſt Zuneigung und Abneigung unwillkürlich. Wenn ein Mann und ein Weib gegenſeitig ſich mit Wohlgefallen anblicken, ſo vermählen ſie ſich mit den Augen und können in ſolchem Augenblicke geiſtig ſich befruchten. Der Blick des Haſſes vermag ebenſo geiſtig zu verwunden, zu tödten.

Zwiſchen Künſtlern einer gleichen oder verwandten Kunſt pflegt anſtatt Zuneigung die Abneigung vorzuherrſchen. Wenn wir in den Seelen Michelangelo's und Rafael's hätten leſen können, welch ein Meer von Antipathie mag in beiden Männern gegeneinander gewüthet haben! Wir wiſſen nichts davon. Sie waren entweder ſo heldenhaft, den Neid, den Haß zu bezähmen, oder ſo göttlich, die Beſtien gar nicht empfunden zu haben. Eben ſolche Helden oder Götter waren Schiller und Goethe. Unſere kleinen Künſtler- und Dichterſeelen geben ſich gar keine Mühe, die abſcheulichen Thierpfoten zu verbergen und ihr Pfuſtern und Kratzen gegeneinander wird oft zur Beluſtigung der Menge, vor der ſie doch ſtets in der würdigen Toga des Gottesgnadenthums daſtehen möchten und ſollten.

Eine Form uneingedämmten, ſozuſagen volksrechtlichen Haſſes iſt die Blutrache, die bei vielen halbwilden Völkern heute noch beſteht. Sie wird als heilig und als religiöſe Pflicht betrachtet. Die Mexikaner ſchreiben ſich das Recht zu, die zum Tode verdammten Verbrecher ihren Göttern zu opfern. Wir ſind doch weiter. Wenn unſere heilige Meſſe auch das Symbol eines blutigen Opfers iſt, ſo verlangt doch das Chriſtenthum, Böſes mit Gutem zu vergelten. Alle Menſchen zu lieben, darin liegt die Göttlichkeit des Chriſtenthumes, und wer dem Haſſe nicht entſagen kann, der hat nie und nimmer das Recht, ſich Chriſt zu nennen.

Verſchiedene Raſſen haſſen verſchieden. Ich ſtehle dem Auſtralier ſeinen Hund, er wird raſend; ich ſchneide dem Chineſen den Zopf ab, er wird raſend; ich ſage dem Deutſchen, daß Roſſini größer ſei als Wagner, er wird raſend. Was geſchieht? Der Auſtralier tödtet mich, der Chineſe ſpukt mir ins Geſicht, der Deutſche ſchreibt gegen mich einen beſchimpfenden Zeitungsartikel. Je ungebildeter eine Raſſe iſt, deſto wilder und grauſamer haßt ſie. In Europa das grauſamſte Volk ſind die Spanier, aber auch das feigſte; in Europa das ſanfteſte Volk ſind die Deutſchen, aber auch das muthigſte. Im perſönlichen Haſſe iſt es ebenſo; je ungebildeter, thieriſcher, deſto roher, rückſichtsloſer, boshafter und feiger. Der Völker- und Raſſenhaß, vor dem uns Gott behüte! iſt ebenſo natürlich und thieriſch und ſo unſittlich, wie rückſichtsloſe Ichſucht und perſönlicher Haß, wie das gewiſſenloſe Beſtreben, zu eigenem Vortheile den Mitmenſchen zu ſchädigen. Was im Kleinen und Einzelnen ein Laſter iſt, wird im Großen und Allgemeinen keine Tugend!

Eine weitere Form des Haſſes iſt das Duell. Auch dieſes kommt nur bei Halbwilden vor, es vereinigt in ſich die Rachgier der Wilden und die Heuchelei der Civiliſation. Man hat das Duell entſchuldigen wollen als eine ſchmerzliche Nothwendigkeit, die uns aber vor noch größerem Uebel bewahrt. Damit iſt das Duell auf die gleiche Höhe geſtellt mit der Proſtitution. Meinen heranwachſenden Söhnen werde ich ſagen: „Hütet Euch vor der Proſtitution der Liebe!“ Aber nicht minder warnen werde ich ſie vor der Proſtitution der Ehre. Wozu die freie Menſchenſtirn brandmarken mit dem offenbaren Kainszeichen der Bruderrempelei! Sie ſollen ſich ſtählen für die Stunde der Gefahr; ſie ſollen ſich üben im Muthe, die Wahrheit zu bekennen, in der Ritterlichkeit, das Recht zu hüten, in der Tapferkeit, dem Feinde zu verzeihen. Wenn ſie das können, dann ſind ſie Mannes genug.

Die ſchrecklichſte Form des Haſſes iſt der Krieg. Die Folge langjähriger, oft ja zumeiſt künſtlich erzeugter Abneigung zwiſchen Völkern iſt der Krieg. Noch heute im hellen Lichte der Geſittung verläßt der Mann ſein Weib, ſeine Kinder ſchutzlos, um fremde Menſchen, die ihm nichts gethan haben, umzubringen. Die Religion weiht die Waffen, und die Fürſten kühlen mit dem Blute der Völker ihren perſönlichen Groll. Der Haß des Soldaten gegen den Feind iſt kein natürlicher, ſondern ein künſtlicher, um ſo furchtbarer die Verantwortung Derer, die ihn erzeugen und nähren!

Es gelingt oft lange Zeit, im Einzelnen, ſowie in Völkern den Haß zu bezähmen, zu verdecken, als wäre er gar nicht mehr vorhanden in der menſchlichen Natur. Plötzlich bricht er wieder hervor in ſeiner Urſprünglichkeit, wie beim wüthenden Thiere. Doch, die Zwiſchenräume der Verträglichkeit werden immer länger und die Kataſtrophen der Rache gehen raſcher vorüber als einſt. Auch ſind wir trotz mancherlei ſo weit, daß Niemand gern zugiebt, er haſſe; man behauptet bloß, ſeinen Feind zu verachten, weil das edelmüthiger, erhabener klingt. Des Haſſes ſchämt man ſich doch ein wenig. Man wird ſich in einſamen Stunden auch der Verheerungen bewußt, die der Haß in unſerem Herzen anrichtet, er liegt, ſagt Goethe, wie ein Grabſtein ſchwer auf unſeren Freuden. All das ſind Anzeichen, daß wir durch zunehmende Erkenntniß den Haß immer mehr haſſen werden, daß wir demnach auf dem rechten Wege zum Reiche Gottes ſind. Schon heute pflegt der Rachedurſt der meiſten Menſchen ſich damit zu begnügen, den Gegner zu beſchimpfen, ein bißchen zu verleumden, aber beileibe nicht ſo ungeſchickt, daß man deswegen eingeſperrt werden könnte. Doch ſelbſt gegen dieſe Art der Rache wehrt ſich der Anſtändige, und — abgeſehen von einzelnen Epochen der Rohheit — mehrt allmählich jene Gattung von Menſchen ſich, die von Wohlwollen durchdrungen ſind, die niemals Böſes über Abweſende reden, ſeien ſolche Freund oder Feind, und in denen das Blut ſich empört, wenn der Boshafte ſiegt und der Schuldloſe verhöhnt wird.

Wir dürfen aber den Haß nicht ausrotten. Wir müſſen haſſen, glühend haſſen, unverſöhnlich haſſen, aber nicht den Menſchen, ſondern ſeine Niedertracht, wir müſſen haſſen ſeine Rohheit, ſeine Falſchheit, ſeine Bosheit, ſeine Habſucht, ſeine Geilheit, die häßlichen Geiſter alle, von denen er beſeſſen iſt. Dem Menſchen zu Liebe ſeine Laſter haſſen. So verächtlich der perſönliche Haß iſt, ſo erhaben iſt der allgemeine, der gegen das Böſe ſich wendet. Das Schlechte zu haſſen kräftigt den Mann.

Die Quelle des Haſſes iſt der Schmerz. Glückliche Menſchen haſſen nicht. Und ſo läuft unſere, durch Mantegazza angeregte und durch uns ſelbſt weitergeführte Betrachtung darauf hinaus: Wer den böſen Trieb ausrotten will, der muß mitthun, das menſchliche Leben ſo einzurichten, daß es für alle möglichſt glücklich werde. Die Anſchauung, daß der Schmerz die nothwendigſte Bedingung des Erdenlebens ſei, iſt eine verhängnißvolle Irrlehre. Es iſt ja wahr, an jeden unſerer Genüſſe grobſinnlicher Natur knüpft ſich Schmerz. Aber es giebt unzählige Exiſtenzen und Daſeinsformen, welche die längſten Wegſtrecken ihres Lebens dahinwandeln, ohne beſonderem Leide zu begegnen. Die größten Schmerzen ſind ja nicht jene, welche die Natur verurſacht durch Elementarereigniſſe, Krankheit, Sterben, ſondern vielmehr ſolche, die der Menſch in ſeinem Wahne ſich ſelber bereitet. Verfolgungen, Kriege, geſellſchaftliche Mißſtände, Völlerei, Eiferſucht, Neid, Habſucht, Falſchheit, Haß, Rache — das ſind die Henkersknechte unſerer Zufriedenheit. Dieſe Urſachen unſeres Elendes auszurotten, läge größtentheils in unſerer Möglichkeit. Bekämpfen wir den Schmerz und die Urſachen desſelben überall, wo wir ſie antreffen: im Körper mit Chloroform, in der Seele mit dem Guten und Schönen. Geben wir Liebe, bereiten wir Freude überall, wo wir können, ohne Zaghaftigkeit, ohne falſche Scham. Bedeutſam genug hat es die Natur eingerichtet, daß wir die, denen wir Uebles gethan, zu haſſen, und jene, denen wir Gutes erzeugt, zu lieben bereit ſind. Haß erzeugt Schmerz — zurück davon! Liebe bringt Freude — an dieſen einen einzigen goldenen Faden müſſen wir uns halten, wenn wir aus ſchweren Finſterniſſen den Weg finden wollen, den die glückdurſtige Menſchheit voll herzverſengender Sehnſucht ſeit jeher vergeblich geſucht hat.

* * *

Stolz.

Stolz iſt eine Tugend, ſagte Hans. Stolz iſt eine Schwäche, ſagte Franz.

Stolz iſt weder eine Tugend noch eine Schwäche, ſagte Peter, ſondern eine Eigenſchaft.

Nein, verſetzte Hans wieder, Stolz iſt eine Tugend.

Ich gebe Dir recht, antwortete Peter, wenn Du jene Art von Stolz meinſt, welche einer guten Handlung entſpricht oder eine ſolche bezweckt. Die Ehre, welche man ſeinen eigenen Vorzügen und Talenten giebt, nennt man in dieſem Sinne Stolz. Es iſt berechtigt, ja es iſt ſogar Pflicht, den Vorzügen und Tugenden die Ehre zu geben, nicht allein bei Anderen, ſondern auch bei ſich ſelbſt.

Stolz iſt eine Schwäche, wiederholte Franz.

Auch Dir gebe ich recht, antwortete Peter, wenn Du, wie ſo viele Menſchen, unter Stolz die Eitelkeit auf die eigene Perſon oder Stellung oder Vermögen und Fertigkeiten verſtehſt, oder die Aufgeblaſenheit, die Herriſchthuerei, das verachtende Herabſehen auf Andere. Dieſe Schwäche, die ſehr lächerlich macht und ihrem Träger ſehr viel Verdruß bringt, käme nicht ſo oft vor, wenn ſie nicht ſich, freilich ganz unberechtigt, des ſchönen Namens Stolz anmaßte. Der wirkliche und natürliche Stolz iſt jener, welcher in dem Charakter liegt, alſo eine Charaktereigenſchaft. Ein edler, reiner, nach Hohem ſtrebender Menſch wird ſich immer erhaben fühlen über das Gemeine. Nicht den Menſchen aus der niedrigen Geſellſchaft wird er verachten, wohl aber den mit niedriger Geſinnung; er wird mit einem Straßenkehrer freundlich, ja brüderlich verkehren können, aber er wird einen ſogenannten vornehmen Weltmann, der die Ehre ſeiner Perſon und Familie am Spieltiſch verkauft, mit Geringſchätzung behandeln. Er iſt ſtolz. Er wird der Alltäglichkeit keine beſondere Achtung entgegenbringen, nicht etwa weil er ſich mehr dünkt, als einen Durchſchnittsmenſchen, ſondern vor Allem, weil er ein höheres Streben hat, und weil im Vergleiche mit dieſem ihm alles Andere kleinlich und armſelig erſcheint.

Auf welche Art von Stolz willſt Du denn die Ausdrücke Hoffart, Hochmuth anwenden? fragte Franz. Peter antwortete: Hoffart eben iſt jener Fehler, jene Sünde, welche unter Deiner Auffaſſung des Stolzes als Schwäche bezeichnet wurde. Die Kirche nennt ſie als die erſte der ſieben Todſünden, weil ſie thatſächlich ein Urquell zahlloſer Niedrigkeiten und Leiden iſt. Die perſönliche Eitelkeit iſt an und für ſich eine kindiſche Schwäche, allein ihr Reitpferd, die Hoffart, kann rückſichtslos über hundertfaches Glück vernichtend dahinraſen und endlich mit dem eigenen Reiter in den Abgrund ſtürzen. Hochmuth! Auch dieſes Wort wird, und beſonders von den Kanzeln, häufig ſtatt Hoffart gebraucht, und mit klarſtem Unrechte, Hochmuth, das Hochgemuthe, der hohe Muth iſt eine der herrlichſten menſchlichen Eigenſchaften, er iſt eben das, was ich unter Stolz verſtehe.

Der Hoffärtige wird ſelbſtſüchtig, rückſichtslos, ränkiſch, feige, boshaft ſein; der Hochmüthige, der Stolze wird zumeiſt einen ſtarken, ehrenhaften, offenen und großmüthigen Charakter haben.

Nach dieſen Auseinanderſetzungen kann der hoffärtigſte Cavalier ohne Stolz ſein und der leutſeligſte Mann aus dem Volke einen ſtolzen Charakter haben.

Da war mir ein Schuſtergeſelle bekannt — ein poſſirlicher Kauz. Nur ſchade, daß er nicht die geringſte Ahnung davon hatte, wie poſſirlich er war. Daß er an Sonntagen ſeine weiße Weſte mit einer unförmigen Uhrkette von einem viertel Pfund Schwere behangen hatte und viele ſeiner Finger mit dicken Ringen beſteckt, die ſich durch eine gelbglänzende Farbe das Decorum gaben, als wären ſie von Gold; daß er die Haare mit Schweineſchmalz einfettete, bis ſie glänzend ſchwarz waren und den Schnurrbart mit Schuſterpech zu Hörnern ſpitzte, hätte noch nicht viel verdorben, auch daß er enge ſpitze Stiefelchen an den Füßen trug, hätte Niemandem geſchadet als ſeinen Zehen. Daß er anſtatt wie ſo viele Handwerker von ſitzender Lebensweiſe, nicht etwa ſtramm aufrecht, ſondern ſchon faſt nach hinten gebogen daherſtazte, Niemanden grüßte, auf keinen Gruß dankte, außer in beleidigend wegwerfender Form, gab auch noch Niemandem Anlaß zu Kummer, als etwa nur ſeinem Arbeitgeber, der ſich des Geſellen wegen ausſpotten laſſen mußte. Daß dieſer Geſelle aber im Vollgefühl ſeiner Würde an keinem Montag arbeitete, von den Arbeitgebern jedoch auf das höflichſte behandelt ſein wollte, daß er den Garndraht nicht genug pichte, die Naht am Stiefel nicht feſt anzog, weil er meinte, das thäte ſich bei ihm alles von ſelbſt, daß er vom Meiſter nicht ein Wort der Zurechtweiſung vertrug, ſondern nach dem leiſeſten

Tadel mit der Bemerkung, er ſei zu gut, um eine Weiſung anzunehmen, aufſprang und die Arbeit kündigte — das waren Dinge der Hoffart, die ihn nach und nach dorthin brachten, wo die kriecheriſche Demuth iſt, an den Bettelſtab. Und ſelbſt als Bettler noch, während in ſeiner Dachkammer Weib und Kind vor Hunger weinten, ſpazierte er würdevoll auf der Gaſſe, blies den Rauch der geſchenkten Cigarre hochgehobenen Kopfes in Ringlein vor ſich in die Luft und blickte mit hoffärtigem Hohne nieder auf den im Schweiße ſeines Angeſichtes Arbeitenden. — Welch' ein Ende es mit ihm nahm, man kann ſich denken.

Ein Anderer war in der Gegend, der dünkte ſich darum hoch erhaben über ſeine Standesgenoſſen, weil manchmal eine Notiz über Brände, Viehſeuchen und Hagelſchläge gedruckt wurde, die er an die Zeitung geſchickt hatte. Er hielt ſich ſolcher Leiſtungen wegen nämlich für einen Literaten. Weit ſchlimmer jedoch war die Hoffart jenes Geldmannes, der auf ſeinem Araberhengſte einmal mitten durch ein Zigeunerlager ſprengte, wobei vom Pferdehuf ein Kind zu Tode getreten wurde. Ueber dieſes „Malheur“ nahm er nicht einmal die Cigarre aus dem Mund; die Geldtaſche riß er aus dem Sack, eine Hundertguldennote warf er der „Brut“ hin und im Gefühle ſeines Hochſinnes galoppirte er von dannen. — Die Hoffart iſt unfähig aller Selbſtkritik, ſie führt zur Selbſtanbetung, zur Verachtung Anderer und, wenn ſie die Macht hat, zur gänzlichen Knechtung und Unterdrückung der Nebenmenſchen. Hoffärtig können nicht bloß einzelne Perſönlichkeiten ſein, ſondern auch ganze Familien, Geſchlechter, ganze Völker, ja ganze Epochen. Unſere Zeit iſt beſonders hoffärtig, ſie dünkt ſich beſſer, als andere Zeiten — und gerade deswegen iſt ſie ſchlechter.

Es giebt Leute, die ſtolz darauf ſind, daß ſie von einer langen Ahnenreihe abſtammen, deren Urahn etwa unter Karl dem Großen Pferdedieb geweſen. Es giebt Leute, die ſtolz darauf ſind, daß ſie ein großes Vermögen geerbt haben. Es giebt Leute, die ſtolz ſind auf ihre Amtsſtelle, nicht etwa, weil ſie in derſelben den Menſchen dienen, nützen, ſondern ihn beherrſchen, erdrücken können. Es giebt endlich Leute, die ſtolz darauf ſind, daß ſie betteln können, ihre oder Anderer Wohlhabenheit zuſammengebettelt haben, allerdings ein Talent, daß nicht Jedem gegeben iſt. Es iſt nicht aus den „Fliegenden Blättern", es iſt thatſächlich mir ſelber paſſirt, daß ein ganz fremder, etwas verkommener Mann mich in leutſeligſter Weiſe um einen Gulden anging. Da ich nur fünfzig Kreuzer in der Taſche hatte, ſo klopfte er mir wohlwollend auf die Achſel und ſagte: „Machen Sie ſich nichts daraus, guter Freund, den Reſt will ich Ihnen borgen bis auf nächſtesmal. Adieu, mein Lieber!"

Sind dieſe Leute ſtolz? Nein, ſie ſind hoffärtig, aufgeblaſen.

Ein Stück Gold, das im Staube liegt und ein aufgeblaſener Luftballon, der majeſtätiſch in die Regionen des Himmels ſteigt — welch ein Unterſchied in der Erſcheinung! Und welch ein Unterſchied in der Gediegenheit! Dummherriſch iſt der Ballon, bei welchem Hoffart vor dem Falle kommt. Stolz iſt das Gold, welches zwar im Staube ruht, aber ſich nicht mit einem einzigen Staubkörnchen verbindet.

Wie oft wird im Volke die Eitelkeit verwechſelt mit der Hoffart, ja ſelbſt mit dem Stolze. Mit der Hoffart iſt ſie entfernt verwandt, vom Stolz iſt ſie das gerade Gegentheil. Man könnte die Eitelkeit den Stolz der Unbedeutenden nennen.

Aber ihre Gefahr für den Träger beſteht darin, daß, wenn auch Bedeutung und Verdienſt vorhanden wäre, die Eitelkeit ſie verdunkeln würde. Nicht jeder Wägende iſt ſo vorurtheillos und klarſehend, als Bismarck, welcher einmal folgenden Ausſpruch that: „Wenn ich den Werth eines Menſchen kennen lernen will, ſo ſubtrahire ich ſeine Eitelkeit von ſeinen Fähigkeiten; mit dem, was übrig bleibt, rechne ich dann erſt."

Wenn Einer ſich nach der neueſten Mode ängſtlich kleidet, ſeinen Namen recht oft gedruckt ſehen, öffentlich gelobt, gefeiert ſein will, nach Orden und Auszeichnungen ſtrebt, auf die Viſitkarte gern wohlklingende Titel drucken läßt, ſich mit vornehmen Bekanntſchaften prahlt u. ſ. w., ſo iſt das Eitelkeit, die in den meiſten Fällen entſchuldigt werden kann, manchmal aber höchſt lächerlich wird. Wenn ein Anderer auf all dieſe ſchönen Sachen verzichtet, weil er mit ihrer Hohlheit und völligen Bedeutungsloſigkeit ſein Weſen nicht ins Kindiſche ziehen will, ſo iſt das Selbſtachtung — Stolz.

Jener dumm aufgeblaſene Stolz, der bei unbedeutenden Leuten ſo oft vorkommt und Hoffart heißt, liefert viele Inſaſſen für das Irrenhaus. Nirgends kann man ſo viele einzig daſtehende Erfinder, Künſtler, Könige, Kaiſer und Päpſte finden, als im Irrenhauſe. Größenwahn, ſagen die Aerzte, ſei heutzutage eine der häufigſten und eine der unheilbarſten Geiſteskrankheiten.

Mir iſt wiederholt nahe gelegt worden, daß ich als Menſch zu wenig wähleriſch im geſelligen Verkehre wäre. Man beklagte ſich über meine „allzugroße Beſcheidenheit", man ſtieß ſich daran, daß ich manchmal mich öffentlich ſelbſt kritiſire, mein Innerſtes zu ſehr der Welt preis gäbe, kurz, nicht recht in den olympiſchen Wolken bleiben wolle. Ich ſollte ſtolzer ſein! rufen ſie mir zu. Allein, wenn ich ſo ſein wollte, wie ſie meinen, ſo würde ich den Stolz der Unbedeutenden haben. Ich würde auf Stelzen und mit berechnetem Faltenwurf der Toga einherſtolziren, geſpreizt im Sprechen und eitel im Schweigen ſein müſſen.

Ein Dichter ſoll weder zu hochmüthig noch zu demüthig ſein, er möge nun über oder unter der Menge ſtehen. Er ſpricht nicht zur Menge, er ſpricht zu Menſchen. Wenn er ihr Herz gewinnen will, ſo muß er das ſeine geben. Er muß ſeine Freuden und ſeine Leiden künſtleriſch oder einfach offenbaren, damit ihnen alſo ihr eigenes Glück und Weh gegenſtändlich werde. Will er ethiſch auf ſie wirken, ſo muß er ihnen ſeine Schwäche, ſeine Fehler zeigen, damit ſie wiſſen, daß er auch die ihren ſieht und begreift, er muß ihnen ſein Streben nach Edlerem kundgeben, ſeine Erfolge hierin darſtellen, damit ſie das Gleiche verſuchen. — Nein, der Dichter, der Künſtler ſoll zu ſtolz ſein dazu, um im Sinne eitler Alltagsmenſchen ſtolz ſein zu wollen. Er muß ſeine Ueberlegenheit in ſo hohem Grade fühlen und durch Werke beweiſen, daß er es nicht für nöthig hält, Andere davon abſichtlich zu überzeugen. Ich bin einmal bei Hofe geweſen, da war alles überaus geſpreizt, anſpruchsvoll höflich, von oben herabſchauend, nur Einer war freundlich, gemüthlich und menſcheninnig, und das war der Kaiſer ſelbſt. Und gerade in dieſer Schlichtheit des Mächtigen fühlte ich ſeine ganze Majeſtät.

Unter den Millionen von Kleinen giebt es einzelne Große, aber ſo groß iſt keiner, daß er mit Geringſchätzung dürfte niederblicken auf die Menſchen, ſie mögen welchen Standes immer ſein. Und am wenigſten der Künſtler, der Poet, der in ſeinem Publicum keinen Ranges-, Standes-, Geſchlechts- und Charakterunterſchied kennen ſoll, hat ſich über den

Lebensgenoſſen zu ſtellen, ſondern ihm zur Seite. Er kann ſich als Erfahrener über den Jüngling, als Lehrer über den Schüler, als Gebender über den Nehmenden ſtellen, aber nicht als Menſch über Menſchen. Und daß er Jedes Bruder, Vertrauender und Vertrauter iſt, der alle Herzen öffnen kann, der für Alle iſt wie Alle für ihn ſind, der gleichſam der Repräſentant der ganzen Menſchheit iſt — das ſei ſein Stolz.

Mit ſolcher „Beſcheidenheit“ eines Poeten wird man ſich hoffentlich zufrieden geben können. Beſcheidenheit und Stolz ſchließen einander ja nicht aus, ſondern ergänzen ſich. Wer mit ſich in ſeinen Leiſtungen nicht zufrieden iſt, der zeigt damit nur, daß er höhere Ziele im Auge hat. Dem Lobe gegenüber beſcheiden zu ſein, das iſt übrigens noch gar nichts, das bringt jeder Hoffartspinſel zu Wege; eine Beſcheidenheit, die es auch dem Tadel gegenüber bleibt, iſt die echte. Ob dieſe Beſcheidenheit allzeit mein Theil war? Ich wage es nicht zu behaupten.

Leute, die nichts ſind und nichts können, werden ſich vor der Welt viel mehr Mühe geben, ſtolz zu ſein, als ſolche, bei denen Perſönlichkeit und Leiſtung für ſie ſpricht. Die Beſcheidenheit bedeutender Menſchen iſt Schlichtheit, dieſe beſteht aus Selbſtbewußtſein und Leutſeligkeit, aus Gediegenheit und Einfachheit, ſie iſt liebenswürdig, anheimelnd und zugleich imponirend.

Die Beſcheidenheit hat eine Stiefſchweſter, die ſie nicht leiden kann, die Demuth. Dieſe Stiefſchweſter iſt eigentlich eine kriecheriſche Betſchweſter. Zu große Demuth vor Menſchen iſt unwürdig und macht verächtlich. Anderswo iſt ſie am Platz: Geduldige Ergebung in das Unvermeidliche iſt die wahre Demuth, welche faſt dem Heldenmuthe gleichkommt.

Der Stolz hat einen Stiefbruder, einen ungeberdigen finſteren Rangen, namens Trotz. Dieſen brauche ich wohl nicht weiter zu beſchreiben, man kennt ihn in ſeinen unterſchiedlichen Geberden ſattſam. Mancher will ſtolz ſein und iſt nur trotzig, will ein feſter Kopf ſein und iſt ein Dickſchädel. Freundliche Rückſichtnahme und Nachgiebigkeit kann ſich mit dem echten Stolze recht wohl vertragen. Durch Güte und Wohlwollen für den Mitmenſchen vergiebt ſich Niemand etwas, ja oft gerade damit ſammelſt Du Kohlen auf dem Haupte der Gegner und zwingſt ſie zur endlichen Anerkennung Deiner Verdienſte, Deines Werthes.

Es giebt Menſchen, denen eine ſtets zu Tage tretende Vornehmheit im Weſen und Handeln angeboren iſt, ariſtokratiſche Naturen, ſelbſt wenn ſie niedrig von Geburt ſind; es giebt auch Menſchen, welche eine ſolche Vornehmheit ſich mühſam anzueignen ſuchen; in beiden Arten wird jener hohe Muth, jener Stolz leben, der ebenſo weit von Hoffart wie von Demuth entfernt iſt, das Hauptmerkmal eines ſittlich gefeſtigten, menſchenfreundlichen Charakters.

Eine Urſache, warum die Menſchen ſich nicht verſtändigen können.

Wenn Jemand ſtarr und leidenſchaftlich einen einſeitigen Parteiſtandpunkt vertritt, ſo wird ihm von den Gegnern ſtets der Vorwurf gemacht werden, er thue es aus eigennützigen Gründen, entweder um ſich Güter zu erwerben, oder eine gute Stellung, oder die Herrſchaft, oder irgend einen anderen Vortheil. Das mag oft zutreffen, ſehr oft! Aber doch nicht immer. Ich kann mir Leute denken, die voll Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Selbſtloſigkeit ſind und ſich doch arg verrennen in eine Sackgaſſe, verbohren in einen Irrthum und lieber das Leben laſſen möchten, als ſich von ihrer Richtung zu bekehren.

Daran iſt viel die Naturanlage Urſache, und auch die genoſſene einſeitige Schulung, Erziehung, Bildung. Durch genannte Factoren kann der Menſchengeiſt ſyſtematiſch geformt und in beliebige Richtungen gebracht werden, das iſt doch nicht zu leugnen. Ein junger Theologe, der nur immer die orthodoxen Lehren vernimmt, nur die in ſelbe einſchlägigen Schriften lieſt, immer in gleichgeſinnten und gleichſtrebenden Kreiſen lebt, wird ſich allmählich einen Gedankengang, einen Vorſtellungskreis aneignen, der wetterhart iſt und nicht durch Gegenvorſtellungen beeinflußt werden kann. Dasſelbe erreicht eine militäriſche, eine ariſtokratiſche Erziehung. Ein alter, ſtandesverknorrter Soldat, der von der Pike auf gedient hat, muß der Ueberzeugung leben, daß der Soldatenſtand der wichtigſte und gerechtfertigteſte aller Stände auf der Welt iſt, er kann gar nicht anders denken und die triftigſten Argumente dagegen können ihn höchſtens nur in Wuth bringen.

Mancher reitet ſeinen Eſel, bildet ſich aber ein, ritterlich auf einem arabiſchen Streitroß zu ſitzen, indem er das Reitpferd eines Gegners mit verächtlicher Miene Langohr ſchimpft. In Parteiſachen iſt dieſelbe Geſchichte, der Reactionär hat eine andere Art zu denken, eine andere Logik wenn man will, als der Liberale, der Antiſemit eine andere, als der Philoſoph, der Naturheilarzt eine andere, als der akademiſche Doctor der Medicin, und immer ſo weiter. Jeder hat ſich ſeine beſondere Art von Folgerichtigkeit, von Vorſtellungen, von Ueberzeugungen und Wiſſenſchaften angebildet, ſich für ſeine Neigung und für ſeinen Bedarf ſozuſagen eine eigene feſte Burg gebaut, in die er keinen fremden Einfluß kommen läßt, die er, je nach Naturanlage und Takt, ernſt, würdig und klug, oder roh und täppiſch vertheidigt. Denn ſcheinbar begründen läßt ſich alles, alles auch auf ein wiſſenſchaftliches Poſtamentlein ſtellen und mit ſchönen philoſophiſchen Ausſprüchen ſchmücken. Und je einſeitiger, engherziger ein Standpunkt iſt, deſto feſter läßt ſich das Gedankengebäude fügen zu einem gar feſten Hauſe, in welchem alle Winkel unter einem Dache ſind. Allein, die Welt iſt kein Haus, die Welt iſt die Welt. Sogar im Reiche Gottes ſind viele Wohnungen, um wie mehr erſt iſt eine Mannigfaltigkeit auf dieſer Erde begründet, bei den verſchiedenſten Völkerſchaften, Charakteren, Bedürfniſſen, Neigungen u. ſ. w.

In unſerem Falle iſt die Engherzigkeit, die Einſeitigkeit in der Bildung das trennende Element. Man befaßt ſich immer nur mit Studien, Lectüre, Geſprächen, die dem eigenen Stand, der eigenen Partei oder Neigung huldigen; und wenn man ſchon gegneriſche Meinungen hört, lieſt, ſo ſind es zumeiſt ſolche polemiſchen Charakters, man thut es mit Vorurtheil, Gereiztheit, in der Abſicht, zu widerſprechen, zu bekämpfen, und in der Natur des menſchlichen Trotzes liegt es, daß ſolches Sichbefaſſen mit der gegneriſchen Anſchauung den Betreffenden in ſeiner vorgefaßten, in ihm feſt und fertigen Meinung nur beſtärkt, anſtatt ihn etwa eines Beſſeren zu belehren.

Iſt es ſo recht? Nein, ſo iſt es nicht recht. Was ſoll geſchehen?

Aufgabe der Erziehung, der Bildung iſt es, den jungen Menſchen objectiv in alle Bereiche des menſchlichen Wiſſens, Denkens und Strebens einzuführen, ihm nach allen Richtungen hin zu zeigen, wie es ſteht, wie es ward und wo hinaus es lenkt. Leidenſchaftslos ſollte der Menſch im Stande ſein, alle, auch ſeiner Perſon widerſtrebenden Richtungen zu ſtudiren und zu beurtheilen, dann würde er hochgeſinnt und gerecht ſein können.

Ich höre den Einwand, eine ſolche Bildung würde die Leute indifferent machen; ein gewiſſes geiſtiges Gleichgewicht, das allenfalls entſtünde, würde ſie gleichgiltig machen, eine Toleranz erzeugen, die an Trägheit grenzte und den heilſamen Wettſtreit lahmlegen müßte. Das fürchte ich nicht. Es giebt in den Individuen ſo viele Verſchiedenartigkeit an Neigung, Auffaſſung, Denken, Fähigkeit und einſeitige Leidenſchaftlichkeit, daß eine allgemein gleichmäßige Ausbildung nicht ganz ausgleichen, die Unterſchiede nicht aufheben, die verſchiedenen Kräfte nicht lahm legen könnte. Jeder würde wohl auch das Syſtem, die Anſchauung in ſich ausbilden, ſo mit ſeiner Natur, ſeinen Beſtrebungen übereinſtimmte; er würde freilich auch ſeinen Standpunkt vertreten, vertheidigen, gegneriſche Auffaſſungen bekämpfen. Aber in welcher Art? Er würde über die gegneriſchen Standpunkte ruhiger, objectiver urtheilen, er würde nicht glauben, mit der Darlegung ſeiner Lehre ſo leicht Proſelyten machen zu können, er würde einſehen, daß jeder in ſeiner Art ein bißchen recht hat und auch, daß er ſelbſt manchmal ein bißchen im Unrecht ſein kann.

Unſere heutigen Parteien, die mit raſender Leidenſchaft ſich gegenüberſtehen, entbrannt faſt bis aufs Meſſerzücken, ſie haben alle Objectivität, alle Ruhe, folglich alle Vernunft verloren. Es iſt erſchreckend, wie viele Gewiſſenloſigkeit, wie viele Dummheit und Aufgeblaſenheit und wie viele Lächerlichkeit im Streite der Parteien zum Vorſcheine kommt. Man glaubt's oft kaum, daß es ſonſt leidlich vernünftige Leute ſind: ſobald ſie auf ihr Kampffeld kommen, ſind ſie blinde Zänker, Spitzbuben und Thoren. Soll ich auf den abſcheulichen Kampf unſerer Zeitungen hinweiſen? Das Papier wird dieſe Schande den Nachkommen überliefern. Die Nachkommen werden es wahrſcheinlich mit keiner der gegenwärtigen Parteien halten, über deren Gebaren entweder mitleidig lächeln oder mit Verachtung zur Tagesordnung ſchreiten.

Wäre es denkbar, daß man einmal zur Beſinnung käme und ſagte: Nun will ich doch einmal ganz überlegſam und wohlwollend das Syſtem meiner Gegner ſtudiren, will ſehen, wieſo es kommt, daß ſie ſo einſeitig denken und handeln müſſen, daß ihnen der Blick für unſere Vernunftsgründe ſo ganz und gar verſchloſſen iſt! Und wunderbar wäre es, wie viel man durch ein ſolches überlegſames Studiren des Gegnerthumes lernen würde. Da müßte man ſehen, daß an den Gegnern nicht alles ſchmutziger Eigennutz, berechnende Böswilligkeit iſt, was einem bisher ſo ſchien, ſondern daß andere, achtunggebietende Gründe es ſind, welche ſie beſtimmen. Durch dieſes Eingehen in das Bereich der Gegnerſchaft würde zwar ſelten einer ſeinen angeſtammten, anerzogenen, angebildeten Standpunkt verlaſſen, aber er würde lernen, auch andere Meinungen zu achten, und damit wäre eine Brücke geſchaffen zu gegenſeitigem Wohlwollen, zu einer gewiſſen Verſtändigung, die für alle Theile von Vortheil ſein müßte. Denn was heute in den Gemüthern der Parteien herrſcht, es iſt der Krieg! Und Kriege verzehren alle Kraft, die für Anderes und Beſſeres beſtimmt iſt und richten allmählich alles zugrunde. Wenn es beſſer werden ſoll, ſo müſſen ſich die Streitenden ſchon bequemen zum eingehenden, ruhigen Erwägen und Prüfen der gegneriſchen Grundſätze und Leitmotive. Ich wiederhole es: Eine Urſache, warum die Menſchen ſich nicht verſtändigen können, iſt die dumme Verbohrtheit in die eigene Subjectivität, aus welcher einerſeits brutale Rechthaberei, andererſeits fanatiſche Unduldſamkeit entſpringt. — So lang Ihr Euere Augen verſchließt gegen etwaige Vorzüge, Tugenden und Rechte der Gegnerſchaft, ſo lange ſeid Ihr unter allen Umſtänden im Unrechte, und wenn man Euch deswegen böswillig, bornirt nennt, ſo müßt Ihr's auf Euch ſitzen laſſen.

Vom Wohlwollen.

Kam einmal ein junger Schöngeiſt zu einem berühmten Mann mit der Bitte, daß dieſer ihm etwas in ſein Handſchriften-Album ſchreibe. Sei es was immer, bloß eine Zeile, ein paar Worte, wenn auch nur den geſchätzten Namen! und wie ſolche beſcheidenthuende Plagegeiſter ſich eben auszudrücken pflegen.

Der Mann, welcher als berühmt galt, ſchrieb alſo in das Album folgende Worte: „Das Beſte, was wir auf dieſer Welt thun können, iſt, unſeren Mitmenſchen recht viele kleine Freuden zu machen.“

„Ah, wie hübſch! wie nett!“ rief der Schöngeiſt aus, insgeheim aber dachte er: Das iſt ein ſehr ledernes Sprüchlein. Wenn ein ſo berühmter Mann nichts Geiſtreicheres weiß, ſo ſollte er das Sprücheſchreiben lieber bleiben laſſen. — Er hätte nämlich etwas recht Pathetiſches, Himmelſtürmeriſches gewünſcht, oder einen originellen, auch witzigen Ausſpruch, der dann von ſeinem Album aus als geflügeltes Wort durch die Welt gezogen wäre. Nun ſteht der philiſterhafte Spruch vom Gutesthun darin, und zwar vom Gutesthun in ſeiner kleinlichſten Weiſe für den Alltagsmenſchen.

Es vergingen die Jahre, der Schöngeiſt trat in den Kampf des Lebens ein, erlebte Erfolge, Enttäuſchungen, Unrecht, beging Fehltritte und mußte leiden. Und als er nach ſolchen Stürmen in den ſtillen und kühlen Hafen des Alters einfuhr, da blätterte der weißlockige Greis eines Tages in ſeinem vergilbten Handſchriften-Album. Bei mancher großartig angelegten Phraſe ſchüttelte er den Kopf, bei manchem barocken Witze ſpielte ein ſäuerliches Lächeln um ſeinen Mund. So kam er auch zu den Worten: „Das Beſte, was wir auf dieſer Welt thun können, iſt, unſeren Mitmenſchen recht viele kleine Freuden zu machen.“

„Das iſt's!“ rief der Mann aus. Ja, er hatte es in der Schule des Lebens erfahren, daß die Größe und der Werth des Menſchen nicht in weltbewegenden Thaten liegt, ſondern in dem treuen Wohlwollen, welches er Tag für Tag ſeinen Nebenmenſchen entgegenbringt. Solch unwandelbares Wohlwollen macht unſer Leben anmuthig, unſer Haupt hell, unſer Herz glücklich.

In dem ſogenannten Kleinen, das an jedem Orte und an jedem Tage lebt und wirkt, iſt das eigentliche Große, ſo in der äußeren Natur und ſo in der inneren menſchlichen, der moraliſchen. — Ich hatte zwei Freunde, alſo ſann nun der Greis. Der Eine davon hatte mir einſt eine große, für mein Leben maßgebende Wohlthat erwieſen, und zwar mit Aufopferung ſeiner ſelbſt. Dann war er zurückgetreten und wenn er mir auch nicht gerade aus dem Gedächtniſſe ſchwand, wenn ich ihm auch ein dankbares Gedenken bewahrte, ſo war mein Gemüth für ihn doch allmählich kühler geworden und es ſtellte ſich in mir die Vermuthung ein, ob nicht etwa auch ohne jenen Freund mein Wohl ſich vollzogen hätte. — Der zweite Freund hatte mir nie einen bedeutenden Dienſt erwieſen, aber er war und blieb um mich mit aller Wärme ſeines Herzens, erzeugte mir jeden Tag eine kleine Aufmerkſamkeit, und konnte es nicht mehr ſein — denn er war ein einfacher, vermögensloſer Mann — ſo war es wenigſtens ein freundliches, theilnehmendes Wort, und ich war immer ſo recht überzeugt, daß mein Glück ihn freute und mein Unglück ihm nahe ging. Dieſen gütigen, wohlwollenden Menſchen gewann ich ſo lieb, daß er mir weit näher ſtand, als Andere, denen ich eigentlich Bedeutenderes verdankte. — Man ſoll alſo den Menſchen ſchätzen nicht nach dem, was er uns thun kann, ſondern nach dem, was er uns iſt. Geld und Thaten ſind auf dem Markte zu haben, aber Wohlwollen und treue Geſinnung iſt etwas, das ſelbſt der Fürſt nicht kaufen kann, das dem Einen verſagt, dem Anderen geſchenkt wird und das wie eine Gnade Gottes iſt. Wenn ich das ins Kleinbürgerliche überſetze, ſo bin ich beim Sprichwort: Kleine Geſchenke erhalten die Freundſchaft! Nicht „große Opfer", heißt es, ſondern „kleine Geſchenke", Aufmerkſamkeiten, wohlwollendes Benehmen. Wer dieſe geringen Dinge verachtet, der verachtet die Menſchen und er wäre größerer Opfer, die er nicht verachten würde, unwerth.

Wie wohlthätig iſt uns in tiefem Elende, in ſchwerem Leide ein warmherziges Wort unſerer Mitmenſchen! Es vermindert ja an und für ſich das Leid nicht, aber das Bewußtſein treuer Theilnahme erhebt uns, ſo wie im Gegentheil gerade in Elend und Schmerz uns ein kaltes, herzloſes Benehmen am tiefſten verletzt. Ich beſaß ein Kind, welches in ſeinem fünften Lebensjahre eine ſchmerzhafte Krankheit zu ertragen hatte. Da wimmerte es in den langen Nächten leiſe vor ſich hin, nur wenn der Schmerz gar zu groß wurde, hob es bittend die Händchen: „Vater, tröſte mich ein wenig!"

Und der Greis ſann weiter: So wie eine lange Reihe von Wohlthaten für unſer Lebensbehagen von weſentlicherem Werthe iſt, als ein einziges großes Opfer, ſo iſt umgekehrt eine lange Reihe von kleinen Bosheiten, Mißwollen und Giftigkeiten, die wir erfahren müſſen, für unſer Daſein eine größere Noth und Plage, als ein einziges großes Leid, das uns Jemand anthut. Ich habe das erfahren müſſen. Nicht der war mein größter Feind, welcher mir im Jähzorn mein weltliches Gut vernichtete, ſo daß ich ein Bettler wurde; welcher mir in leidenſchaftlichem Haſſe den guten Namen raubte, ſo daß die irregeführten Leute höhnend mit Fingern auf mich zeigten. Das Gut wurde wieder geſammelt, der gute Ruf neuerdings geklärt, der Miſſethäter büßte ſeine Verbrechen, ich ging reiner und gehobener aus der Trübſal hervor, als ich früher geweſen, und es iſt alles verziehen und vergeſſen.

Aber ich hatte einen anderen Genoſſen, der unter dem Mantel der Wohlgeſinnung und Vernunft mich jeden Tag mit Nadelſtichen peinigte, mit kleinen Malicen neckte, der immer froh war, mir etwas Unangenehmes ſagen zu können, meinen Herzensangelegenheiten ſchnurſtracks entgegenſtrebte, und ſich nebenbei ſtets als meinen beſten Freund hinſtellte. Dieſer „Freund“ war es, der mir das Leben nachhaltig verdorben und vergiftet hat. Dieſer gute Freund mit ſeinen täglichen kleinen Gaben von Mißgunſt und Bosheit, von Launenhaftigkeit und Ichſucht hat mir umſomehr Bitterniß und Leid zugefügt, als ich treu für ihn fühlte und gerade von ihm mir Güte und Liebe am wohlſten gethan hätte.

Das menſchliche Glück, ſofern es von außen abhängt, wird nicht gemacht durch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, Erfindungen und Comfort, nicht durch politiſche Großthaten, Macht, Ruhm u. ſ. w., es wird gemacht durch das, wie ſich unſere Mitmenſchen im täglichen Verkehre zu uns ſtellen, ob ſie unſere Arbeiten ſchätzen, fördern, uns wohlgeſinnt erquicken und erfreuen, oder ob ſie mißwollend unſere kleinen Beſtrebungen durchkreuzen, unſerer Neigungen ſpotten, uns zu jeder Stunde etwas Schlimmes anthun können und ſo unſere Seele allmählich kopfſcheu und verzagt machen.

Menſchen mit ſolchen Erfahrungen pflegen ſich allmählich in ſich zurückzuziehen hinter einen Igelpanzer, vor den feindlichen Freunden die verwundbaren Stellen dadurch zu ſchützen, daß ſie — die ſonſt oft Mittheilſamſten, Vertrauensſeligſten — einſilbig werden, vielleicht ganz verſtummen. Wohl mag es geſchehen, daß die im einſamen Gemüthe aufgeſpeicherte Bitterkeit in einem unbewachten Augenblicke ſich plötzlich Luft macht und wild hervorbricht — um freilich dann für immer in ein todesähnliches Schweigen zu verſinken.

Viele Leute haben die Eigenſchaft, das täglich von Menſchen erfahrene Uebel auf der Stelle auch zurückerſtatten zu können; ſie bleiben nichts ſchuldig, ſie „tragen nichts nach", wie ſie ſagen, und ihr Vortheil iſt, daß ſie ſtets ein unbeſchwertes Gemüth haben. So leicht und ſchnell ſie beleidigt ſind, ſo ſchnell können ſie auch wieder vergeſſen. — Das ſind die ſeichten Naturen, in denen Lieb und Treue ebenſowenig Wurzel faßt als Haß und Groll. Bei einem tiefer angelegten Menſchen haftet das Böſe, das ihm angethan worden, nicht minder hartnäckig als das Gute, er wird es verzeihen, aber nicht vergeſſen können.

Thatſache iſt, daß Freunde, Geſchwiſter, Eheleute ſich oft gegenſeitig größere und gefährlichere Feinde ſind, als Jene, gegen die wir beſtändig eine Million Soldaten in Bereitſchaft halten.

Wir haben zwar nicht das Recht, von jedem unſerer Mitmenſchen Liebe in höherem Sinne zu beanſpruchen, aber Wohlwollen dürfen und müſſen wir von Jedem fordern, weil es vor Allem in der Tiefe unſerer Natur liegt, ſelbſt wohlwollend zu ſein. Wenn wir an die Thiere denken, in wie vielen finden wir eine Bosheit der Bosheit willen? Selbſt in dem gefürchtetſten Raubthiere nicht. Ihre Rückſichtsloſigkeit kommt daher, weil ſie wirklich von natürlichen Feinden umgeben ſind und ſich der feindſelige Inſtinct gegen dieſelben vererbt hat. Was das Thier Schlimmes thut, dafür hat es ſtets einen praktiſchen Grund, es will ſich vertheidigen und ſchützen, es will ſeinen Hunger ſtillen, es will ſeine Fähigkeiten meſſen — das ſind die rohen Gründe der Selbſterhaltung. Dieſe Gründe fallen bei dem Culturmenſchen weg; ſein Mißwollen, ſeine kleinen Bosheiten, die Scheelſucht, die Verleumdungsſucht, die Zankſucht, der Trotz, die Eitelkeit, Hoffart u. ſ. w. ſind nicht dem Selbſterhaltungstrieb entſprungen, ſondern anerzogene Fehler und Laſter, die der Selbſterhaltung, weil der Behaglichkeit und Freude des geſellſchaftlichen Lebens, mehr ſchaden als nutzen.

Hilfreich und gut ſein, das allein unterſcheidet den Menſchen von anderen Geſchöpfen. Dieſe Meinung des großen Dichters haben die edelſten Geiſter aller Zeiten vertreten und gelehrt. Obzwar wir gegenwärtig in einer Epoche leben, in welcher es faſt ſcheint, als ob die Brutalität höher geachtet würde, als die Güte und das Wohlwollen, ſo werden dieſe letzteren Merkmale der Göttlichkeit doch ſehr bald wieder zu Ehren kommen. Die rohe Kraft iſt nöthig, daß in wilden Zeiten ſich ein Individuum, ein Volk im Kampf ums Daſein behauptet; aber das Wohlwollen der Menſchen zu einander iſt die erſte Grundlage zur Sittigung und Förderung des menſchlichen Geſchlechtes.

Ob wir an unſeren Grundſätzen und Meinungen unter allen Umſtänden feſthalten ſollen.

Das ſind die Weiſen,
Die durch Irrthum zur Wahrheit reiſen,
Die bei dem Irrthum verharren,
Das ſind die Narren.
Friedrich Rückert.

Von einem vernünftigen Manne wird verlangt, daß er in den wichtigſten Dingen dieſes Lebens eine beſtimmte Meinung habe, feſthalte und darnach handle.

Die meiſten Leute ſind jedoch in den meiſten Dingen unklar, haben nur von Einem eine beſtimmte Meinung, und ſtets ſogar eine ſehr gute, nämlich von ſich ſelber. Nun iſt aber das von ſich ſelber ſehr gute Meinung haben eine ſehr ſchlimme Sache. Je höher man ſich ſelbſt ſchätzt, deſto geringer werthet man Andere, wie im Gegentheile die Menſchenachtung ſtets zur Demuth führt.

Die Meinung über ſich ſelbſt unterliegt im Laufe des Lebens mehreren Wandlungen, unter welchen die Hauptfärbungen ſind, daß der Jüngling ſich für unwiderſtehlich, der Mann ſich für unüberwindlich, der Greis ſich für unfehlbar hält. Um dieſen Mittelpunkt der eigenen Perſon kreiſen ihm entſprechend ganze Schwärme von Meinungen und

„Ueberzeugungen“, die manchmal einander widerſprechendſter Natur ſind, ſich aber recht gemüthlich miteinander vertragen und je nach Stimmung oder praktiſchem Bedarf hervorkommen. Es iſt ein oft recht unklares Durcheinander.

Eine ernſtgegründete Meinung, eine ſich durch Erfahrung erworbene, feſtſtehende Ueberzeugung, eine einheitliche Weltanſchauung haben nur wenige Menſchen.

Was die perſönliche Weltanſchauung anbelangt, ſo giebt es nach meiner Meinung deren zwei Hauptgattungen: erſtens die anſtudirte, angebildete, angelebte; zweitens die angeborene. Die erſte iſt eine viel bewußtere als die zweite, man trägt ſie in einer gewiſſen Form und abgerundeten Theorie bei ſich, man weiß trefflich Rechenſchaft über ſie zu geben, ſie iſt ſozuſagen mundlich und handlich. Doch kann man dieſe Weltanſchauung gelegentlich ohne weitere Gefährdung des perſönlichen Charakters auch wieder umſtudiren, hinwegbilden und von ſich leben. Es iſt die Weltanſchauung von Fall zu Fall, mit der man nicht allein Philoſophie, Politik, ſondern auch Staat machen kann.

Die zweite, die angeborene Weltanſchauung, die aus dem Temperament, der ſeeliſchen Artung entſpringt, kann nicht ſo leicht gewechſelt und abgelegt werden. Wenn ſie kräftig iſt, ſo kann ſie auch durch Studium fremder Meinungen nicht überwunden werden; ſie iſt keiner äußeren, überzeugungsbefliſſenen Gedankenmacht zugänglich, ſie iſt das, was man auch einen Starrkopf nennt. Nur bedeutende Lebenserfahrungen können eine ſolche Weltanſchauung ändern, dann ändern ſie aber zugleich auch den ganzen perſönlichen Charakter. Denn was ich mit dieſer angeborenen Welt- und Lebensanſchauung meine, iſt im Grunde ja nichts Anderes als der Charakter. Der herzensheiterſte Optimiſt kann durch ſchlimme Erfahrungen zum düſterſten Peſſimiſten werden. Einfache Menſchen werden ſich ihrer Grundſtimmung oft kaum bewußt, vermögen ſie nicht auszuſprechen, und doch empfinden ſie dieſelbe jeden Augenblick in dem, wie die äußeren Dinge ihnen ſcheinen und wie ſie ſich ſolchen gegenüber verhalten.

Wer an ſich den allmählichen Wandel der Welt- und Lebensanſchauung inne werden will, der ſoll einmal beobachten, wie ſeine Lieblingsdichter und Denker ſich einander ablöſen.

Viele Richtungen kommen an die Reihe, in jeder verweilt man, von mancher glaubt man ſich nicht mehr zu trennen und doch gleitet man unmerklich weiter, bis man wieder in einem anderen Kreiſe ſteht. Ich habe die Bibel und die Kirchenväter, Kant und Schiller, Schopenhauer und Heine, Darwin und Zola durchgelebt und Andere, um ſchließlich wieder auf den Ausgangspunkt zurückzukommen. Manche einzelne Menſchenſeele macht in der Wanderung durch alle Philoſophen und Dichter die ganze geiſtige Entwickelung der Menſchheit durch, um endlich ſich auf einem Punkte feſtzuſetzen und einzuheimen je nach ihrer Naturanlage. Andere wandern immer, heimen ſich nirgends ein; ſie gewinnen dadurch eine große Fertigkeit im Denken und in der Auffaſſung, haben aber keinen Grundpunkt, auf welchem ein feſter Grundſatz, ein ſtrammer Charakter fußen könnte.

Es giebt Leute, welche darauf kein Gewicht legen. Es giebt aber auch Leute, welche man Principienreiter und Grundſatzſexen nennen könnte, welche von dem Vorurtheil beherrſcht werden, als ob man von ſeiner einmal gefaßten Ueberzeugung nicht mehr abweichen dürfe. Man will das ſeinem Charakter ſchuldig ſein. Dieſes Vorurtheil hat ſchon viel Verwirrung und Unheil angerichtet.

So lange ich von etwas eine beſtimmte Ueberzeugung habe, muß ich allerdings um jeden Preis darnach handeln. Wenn ich aber eines Beſſeren überzeugt werde — denn wie anders ſollen die Prüfungen und Erfahrungen des Lebens verwerthet werden, als daß man ſich durch ſie belehren läßt! — dann bin ich es der Sache und meinem Charakter ſchuldig, daß ich nicht ſtarrſinnig immer noch die alte Anſchauung vertrete, ſondern für die neugewonnene Einſicht Stellung nehme.

Ich kenne Parteimänner, die innerlich mit der Sache ihrer Partei längſt gebrochen haben, jedoch verpflichtet zu ſein glauben, äußerlich an derſelben feſtzuhalten. Sie möchten nicht gerne als „Windfahnen,“ „Abtrünnige“ u. ſ. w. verläſtert werden; der Partei-Terrorismus iſt groß und es gehört einiger Muth dazu, ihm zu trotzen, um ſich ſelber treu zu bleiben. Treu iſt Der ſich nicht, welcher unter allen Umſtänden an einem als vage erkannten Principe feſthält; treu iſt Der ſich, welcher unermüdlich nach beſſerer Erkenntniß trachtet, die dadurch entſpringende Veränderung ſeiner Meinung freimüthig eingeſteht und die neue Ueberzeugung auch im Leben bethätigt.

Jeder gewiſſenhafte Mann wird ſich wohl ſehr beſinnen, bevor er ſich für etwas unlöslich bindet; er wird ſeine Meinung und ſeinen Willen, alſo ſeine Seele, nicht der unberechenbaren Strömung einer beſtimmten Partei verſchreiben, ſondern ſich freie Bewegung vorbehalten. Anders iſt es bei dem Soldaten, der iſt kein moraliſcher Factor, ſondern ein Gegenſtand, wie eine Maſchine, eine Waffe es iſt, die nach einem höheren Willen geleitet wird. Und anders iſt es bei dem freien Mann, der darum in die Schule gegangen iſt und unermüdlich forſcht und prüft, damit er zu einer klaren

Erkenntniß des Wahren und Guten komme und danach wirken könne.

Parteien haben manchmal ihre verſteinerten Dogmen, welche den Verhältniſſen des wechſelvollen Lebens nicht Rechnung tragen; oder ſie haben ihre ſelbſtſüchtige Praxis, Andere zu übervortheilen. Ein Geiſt mit edlem Wollen und weiterem Weltblick kann mit ſolchen Parteien für die Länge nicht gleichen Schritt halten.

Der Menſch muß nun allerdings feſte Grundſätze haben, denen er fürs Leben treu bleibt. Solche Grundſätze können zeitweilig recht gut Hand in Hand gehen mit Parteibeſtrebungen und Geiſtesrichtungen, aber endlich wird es Zwieſpalt geben. Denn die edelſte Idee, wenn eine Partei ſich ihrer bemächtigt, kann zu Tode geſündigt werden.

Zum Beiſpiele, Dein Dir angeborener, aus Deiner wohlwollenden Natur entſprungener, oder auch durch Bildung und Erfahrung erworbener Grundſatz wäre Humanität und Gerechtigkeit. Mit dieſem Grundſatze kannſt Du Dich anſchließen einer Kirche, welche die chriſtliche Liebe befolgt, zur Barmherzigkeit ermahnt, die Armen erhebt, die Kunſt fördert und im Menſchen ein geiſtiges Reich aufbaut, das nicht von dieſer Welt iſt. Allmählich kehrt dieſelbe Kirche eine große Unduldſamkeit gegen andere Kirchen und alle Menſchen hervor, die nicht in ihrem Kreiſe leben; ſie ſtrebt weltliche Herrſchaft an, um ihren Beſtrebungen in der Welt einen größeren Nachdruck geben zu können, ſie unterdrückt die Schule, damit ſie das Volk leichter bändigen könne, und ſie verdammt Jeden, der ſeiner eigenen Wege geht. — Jetzt wirſt Du Dich von dieſer Kirche abwenden müſſen, denn ſie entſpricht Deinem Grundſatze nicht.

Du kannſt mit dem Liberalismus gehen, denn er trachtet die materielle und geiſtige Freiheit der menſchlichen Entwickelung zu wahren und er achtet alle braven Menſchen ohne Unterſchied der Confeſſion, der Nation, der Raſſe. Allmählich artet dieſer Liberalismus aus in Gleichgiltigkeit gegen ſittliche Güter, in Gewiſſenloſigkeit und Freizügigkeit zu eigennützigen Intereſſen. — Jetzt wirſt Du Dich von einem ſolchen Liberalismus abwenden, denn er entſpricht Deinem Grundſatze nicht.

Du konnteſt einverſtanden ſein mit einem Antiſemitismus, der den zu großen materiellen und moraliſchen Einfluß einer fremden Raſſe bekämpfen will, aber Du mußteſt Dich abwenden von ihm, als er anfing, die Juden mit allen, auch den niedrigſten Mitteln zu verfolgen, ſie rechtlos, heimatlos zu machen, in ein Elend zurückzuſtoßen, in welchem ſie neuerdings entarten, ihre der Allgemeinheit ſchädlichen Eigenſchaften neuerdings concentriren und ausbilden müßten. Denn das entſpricht Deinem Grundſatze nicht.

Du konnteſt Monarchiſt ſein, bis der Abſolutismus Dich erſchreckte; Du konnteſt Dich begeiſtern für die Volksherrſchaft, bis die rohe Zügelloſigkeit der Parteien, die Gewiſſenloſigkeit der Führer Dich empörte. Du konnteſt Herz haben für die ſocialen Beſtrebungen der Arbeiter, bis die rothe Revolution Dir ein Licht anzündete.

Du hältſt es urſprünglich mit der freien Forſchung und Wiſſenſchaft, weil Du glaubſt, daß die Erkenntniß der Wahrheit die Menſchen beſſer und glücklicher machen müſſe. Nun ſiehſt Du aber, daß man die Wiſſenſchaft zum Selbſtzwecke machen will, welchem Menſchen und Thiere geopfert werden, Du erfährſt die dogmatiſchen Neigungen der Zunftgelehrten. — Obzwar der Wiſſenſchaft als ſolcher Deine Achtung bewahrend, mußt Du Dich abwenden von ihren Folgerungen oder Folgen, denn ſie entſprechen Deinem Grundſatze nicht.

Du erwärmteſt Dich für den geſunden Realismus in der Kunſt und Dichtung, bis der Realismus ausartete in die Einſeitigkeit des Häßlichen und Abſcheulichen. Da wandteſt Du Dich mit Ekel ab, denn Dein Grundſatz der Humanität verlangt, daß die Kunſt das menſchliche Leben verſchönere.

So haſt Du über Kirche, Politik, Philoſophie, Wiſſenſchaft, Kunſt u. ſ. w. Deine Meinung geändert, aber nicht aus Unbeſtändigkeit (unbeſtändig waren eben die Anderen, die dem Zufälligen anhingen), ſondern gerade aus Beſtändigkeit, aus Treue zum urſprünglichen Grundſatz.

Man wird Dich vielleicht deswegen einen Halben, einen Abtrünnigen nennen. Trotzdem bleibſt Du ein ganzer Mann und den höchſten Idealen treu.

Du wirſt Dich nie von der ſogenannten öffentlichen Meinung leiten laſſen, nie einer Anſicht darum huldigen, weil ſie die Mehrzahl theilt. Eine Idee, welcher die Maſſen nachjagen, iſt ohnehin ſchon verdächtig; ſie kann gut ſein, wird aber weit öfter den Sinnen und Leidenſchaften ſchmeicheln und, wenn die Hetzjagd darnach nicht eingedämmt wird, zum Unheil führen. Du wirſt weder nach der Menge Beifall ſtreben, noch ihre Macht fürchten. Der Menge Macht iſt nichts; im ſchlimmſten Falle kann ſie Dich tödten. Dich Dir untreu machen kann ſie nicht, wenn Du nicht ſelbſt willſt.

Du wirſt auch nicht ausgeſchloſſen haben, zu dieſer Richtung oder jener Partei, die Du aufgeben mußteſt, wieder zurückzukehren, ſobald Du mit ihren geänderten Beſtrebungen grundſätzlich wieder einverſtanden ſein kannſt. Wie Du tractirt wirſt, das weißt Du. Die Partei, von der Du Dich abwendeſt, nennt Dich einen Renegaten; die Partei, der Du Dich zuwendeſt, nimmt Dich als einen großen Ehrenmann. Gegen Schimpf und Lob biſt Du längſt gleichgiltig geworden, die ſogenannte Volksvertretung und die Parteipreſſe haben im Schimpfen und Läſtern das Aeußerſte geleiſtet, man iſt abgehärtet und nimmt nichts mehr ernſt. Durch den Mißbrauch ſind die abſcheulichſten Schimpfwörter, die unbändigſten Ehrabſchneidungen wirkungslos geworden, ſo daß eigentlich die Möglichkeit wirklicher öffentlicher Beleidigungen aus der Welt geſchafft worden iſt. So geht es, wenn man zu viel umherhaut; die Waffe wird ſchartig, ſtumpf, oder ſpringt gar ab, ſo daß der wüthende Kämpfer am Ende nur mit dem bloßen Griff umherfuchtelt, in der Meinung, er richte ein ſchauerliches Blutbad an. Die Parteien ſind heute nicht mehr da, um in ſich etwas zu ſchaffen, ſondern dazu, um andere Richtungen zu befehden. Die Zeitungen ſind nicht mehr da, um zu berichten, aufzuklären, ſondern dazu, um Polemik zu treiben gegen alle Welt. Es iſt ein ergötzliches Schauſpiel in unſerer Preſſe; die liberalen Blätter ſagen: Die Clericalen und die Antiſemiten halten zuſammen! und ſchimpfen auf ſie. Die Clericalen betheuern: Die Antiſemiten und Nationalen halten zuſammen! und ſchimpfen auf ſie. Die Nationalen behaupten: Die Antiſemiten und die Ariſtokraten halten zuſammen! und ſchimpfen auf ſie. Die Ariſtokraten meinen: Die Clericalen und die Socialdemokraten halten zuſammen! und ſchimpfen auf ſie. Die Socialdemokraten ſchreien: Sie Alle halten gegen uns zuſammen! und ſchimpfen auf Alle.

Wo iſt der ernſte Mann, der den Verſuch machte, einen ſolchen politiſchen Rattenkönig zu entwirren?

Das eine Blatt führt die Hohnfreiheit ein, das andere die Denunciationsfreiheit; das dritte die Lügenfreiheit. Nichts, was ſonſt als Grundpfeiler der Cultur und Moral aufrecht ſtand, iſt mehr heilig, wenn es ſich um Parteiintereſſen handelt. Unter der Maske der Parteiintereſſen ſchaut ihnen aus den Augen perſönliche Scheelſucht, Brotneid, Haß und anderlei Liebenswürdiges. Wo iſt der nach ſittlicher Größe ſtrebende Mann, welcher zuliebe einer derartig wirkenden Partei etwas von ſeiner inneren Ueberzeugung opfern möchte? Du hatteſt einſt geglaubt, daß bei politiſchen, ſocialen und religiöſen Parteibeſtrebungen zwar mancher Fehler mit unterlaufen könne, daß aber aus denſelben im Ganzen Gutes und für die Allgemeinheit Erſprießliches entſpringen müſſe, und Du biſt allmählich zur Ueberzeugung gekommen, daß es (mit wenigen Ausnahmen!) nur rohe, gewiſſenloſe Kämpfe ſind, zu eigennützigen Zwecken geführt und der ſittlichen Vervollkommnung der Menſchen in allen Linien hinderlich. Dem einzelnen Mann wird alle Tugend vorgeſchrieben; in den großen Parteien geht alle Schlechtigkeit vor ſich. Dem einzelnen Mann wird verboten, mit ſeiner Zunge ein unwahres Wort zu ſagen; die Zeitungen laſſen die größten Lügen drucken in vielen Tauſenden von Blättern. Und was das Volk an jener Stätte lernen kann, wo die Volksvertreter zuſammen kommen, „um über das Wohl des Reiches zu berathen,“ das ſei hier verdeckt mit dem Wunſche, der Reichsrath tage unter Ausſchluß der Oeffentlichkeit.

Dieſe Zuſtände ſind abſolut gefährlich. Doch hoffe ich, daß ich meine Meinung über ſie noch einmal werde ändern können. Dann werde ich mit Freuden verkünden: Es hat ſich gebeſſert! Wenn ich zur Erkenntniß komme, hier zu ſchwarz geſehen zu haben, mit froher Selbſtentäußerung werde ich geſtehen: Ich habe mich geirrt. Wenn ich zur Einſicht komme, daß die Clericalen wirklich nur beſeelt ſind von der Abſicht und der Ueberzeugung, durch den Katholicismus die Menſchheit zu verſöhnen, zu erhöhen und geſitteter zu machen, ſo komme ich zu ihnen und bitte ihnen manches zornige Wort ab, das gegen ſie ausgeſprochen worden. Wenn ich innerlich überzeugt werden könnte, daß es den Antiſemiten wirklich um die Ausrottung jener Laſter zu thun iſt, die ſie den Semiten zuſchreiben, ſo würde ich nicht zögern, es laut zu ſagen, wie ſehr ich bedauere, ihnen Unrecht gethan zu haben.

Ich verpflichte mich mit dieſer Verſicherung zu etwas nicht ganz Leichtem. Denn Jemandem — ſei es einer Perſon oder einer Partei — für ein zugefügtes Unrecht volle Genugthuung zu leiſten, iſt eine Sache, welche der Eitelkeit wehe thut und die deshalb ſo Mancher mit ſeinen Grundſätzen und Ehrbegriffen nicht immer für vereinbar finden will. Ich halte aber das für eine der allerernſteſten Pflichten des Mannes. Sich irren und fehlen kann auch der Gewiſſenhafteſte, ein Wicht wird er erſt, wenn er den Irrthum einſieht, ohne den Muth zu haben, ihn zu berichtigen.

Die menſchliche Fehlbarkeit, und beſonders die manchmal einſeitigen Gedanken und Vorſtellungen des Idealiſten vor Augen, bin ich jederzeit bereit, mich in meinen Anſchauungen eines Beſſeren belehren zu laſſen und nach gewonnener Ueberzeugung meine Meinung zu ändern. Wenn damit meine urſprünglichen Grundſätze hinfällig werden ſollten, ſo würde mich das ſehr überraſchen, aber ich würde nicht rechthaberiſch an ihnen mich anklammern, ſondern die neu gefundenen mit Freimuth bekennen. Nicht darum handelt es ſich, daß der Mann Grundſätze habe, ſondern darum, daß er die richtigen habe.

Gewitterangſt.

Die großartigſten Naturerſcheinungen, die den Sinnen des Sterblichen ſich offenbaren, bleiben faſt unbeachtet und ohne Wirkung aus dem einzigen Grunde, weil ſie alltäglich ſind. Wer zittert bei dem Unterſinken der Sonne? Wer geräth in Verzückung, wenn ſie in ſiegreicher Herrlichkeit aufſteigt? Unter Sentimentalen nur die Sentimentalſten, und dieſe laufen Gefahr, ſich damit lächerlich zu machen. Das müde Hinſinken eines Theiles der Natur im Herbſte und das prangende Auferſtehen desſelben im Frühlinge richtet im menſchlichen Gemüthe ſchon eine größere Bewegung an. Dieſe Erſcheinungen rechtfertigen bisweilen ſogar noch ein Bändchen lyriſcher Gedichte.

Nun giebt es Vorgänge, welche naturgemäß und unter gewiſſen Bedingungen vorausſichtlich immer wiederkehren und trotzdem doch ſo viel Angſt und Schrecken verurſachen. Denn ſie treten unregelmäßig und in verſchiedenen unbeſtimmbaren Formen auf, ihre Wirkungen ſind im Verhältniſſe zu den vorgenannten unvergleichlich geringfügig, aber ſie erzielen locale Effecte und erwecken deshalb das Erzittern der Herzen. Wir denken an die Gewitter in den Sommertagen. Der Wechſel der Tages- und der Jahreszeiten im Jahreslauf wird unendlich mehr lebenden Weſen, beſonders auch Menſchen gefährlich, als alle Gewitter desſelben Jahres zuſammen es werden können. Der Maifroſt einer einzigen Nacht tödtet mehr, als aller Hagel des darauffolgenden Sommers. Und anders: Im Branntweinrauſche verunglücken jährlich mehr Leute, als unter Blitzſchlägen, und die unbewachte Glut der Tabakspfeife ſteckt mehr Häuſer in Brand, als das Feuer, welches vom Himmel fährt. Wer aber bangt vor einer Branntweinflaſche, wer erblaßt vor einer Tabakspfeife? Hat doch der Menſch das Bewußtſein, daß er den Branntwein in die Goſſe gießen, die Tabakspfeife hüten oder auslöſchen kann (wenn er es gleichwohl nicht thut), während er dem Gewitter ganz ohnmächtig gegenüberſteht. Ferner der Effect eines Gewitters: das ſchwer niederſinkende, alles in Dunkelheit hüllende Wolkengewölbe! Das unheimliche Sauſen in den ſcheinbar noch todten Lüften! Das brauſende Nahen des Sturmes, der Wolken von Staub vor ſich herfegt, Dachſchindeln hoch über die Giebel der Häuſer ſchleudert, Bäume wie Grashalme umbiegt und knickt! Das Niederpraſſeln des Hagels mit dem Aufſpringen der Eisſtücke, das Fliegen der Laubſetzen, das Klirren der berſtenden Fenſterſcheiben! Der in wogenden Nebeln niedergießende Regen, welcher in wenigen Minuten blühende Gärten in einen See verſenkt, auf welchem Eismaſſen ſchwimmen! Das donnernde Heranſchießen der Wildbäche, Schutt, Trümmer, Felsblöcke mit ſich führend! Das ſchmetternde Niederzucken des Blitzes, der alle Augen blendet, alle Ohren zerreißt, alle Sinne betäubt! — Es iſt ein furchtbares Schauſpiel! wimmern die einen; es iſt ein herrliches Schauſpiel! ſagen die Anderen entzückt. Der letzteren ſind nicht allzuviele. Ich kenne manchen, der das Betrachten eines Gewitters angeblich als den größten Hochgenuß preiſt und doch blaß bis über die Lippen, ſtarr und bangend den raſenden Gewalten zuſieht. — Gleichſam vierſpännig, mit den feuerigen Rappen der vier Elemente fährt das Gewitter heran; die Luft kann Dir das Haus zerreißen, das Waſſer kann Dich überſchwemmen, das Feuer kann Dich tödten, die Erdlawine kann Dich begraben. Doch es geht vorüber, Dein Haus ſteht und Du lebſt. Kühl und rein iſt die Luft, erfriſcht iſt Dein Weſen und alle Angſt iſt vergeſſen.

Zu wundern iſt freilich nicht, wenn die Menſchen bei dem Herannahen ſolcher Naturgewalten unruhig werden, merkt man ja ſelbſt den Thieren eine außergewöhnliche Erregung an. Rinder, Schafe, Ziegen verlaſſen ihre Weiden und trachten den Menſchen zu; ja ſelbſt halbwilde Thiere, wie z. B. Vögel, Rehe, Hirſche verlieren ihre Furcht vor dem Menſchen, wenn das Ungewitter heranrollt. Freilich liegt ſchon in der dem Gewitter vorausgehenden drückenden Schwüle eine Urſache zur Beklemmung und Baugigkeit, welche von manchem Menſchen wie eine Vorahnung nahenden Unheiles empfunden wird.

In katholiſchen Ländern ſucht man dem Unheile durch mancherlei außernatürliche Mittel vorzubeugen. Während der Hochſommermonate, ſo lange noch das Getreide unter freiem Himmel ſteht, werden keine Tänze und ſonſtigen öffentlichen Luſtbarkeiten abgehalten, um den Himmel nicht zu erzürnen. Erſt wenn die Früchte unter Dach und Fach ſind, mag's wieder losgehen. Auch ſoll in manchen Gegenden um die Zeit der Hochgewitter Niemand überſiedeln, weil in das Haus, in welchem der um ſolche Zeit Ueberſiedelte ſich niederläßt, der Blitz einſchlägt. Auf Berghöhen und Waſſerſcheiden ſind

Wetterkreuze errichtet, das ſind vier bis fünf Meter hohe dachloſe Holzkreuze mit drei Querbalken und den Leidenswerkzeugen Chriſti. Das Bild des Gekreuzigten ſelbſt iſt nicht vorhanden.

Dieſe Wetterkreuze, welche kirchlich geweiht ſind, beſitzen nach der Meinung mancher Leute die Kraft, die herannahenden Gewitter aufzuhalten, daß ſie ſich im Nachbarthale entleeren ſollen. Jene Wetterlöcher auf hohen Bergen, von denen man glaubt, daß aus ihnen die Gewitter hervorſteigen, können durch geweihte Weidenzweige, die man an ihrem Rande aufſteckt, unſchädlich gemacht werden. In manchen Dorfkirchen wird am Charſamstage eines jeden Jahres Feuer geweiht, gloſende Kohlen, wovon die Bauern in Thongefäßen mit nach Hauſe nehmen; dieſes Feuer wird auf den Herd gethan und es ſoll den Sommer über nicht ausgehen, denn es ſchützt vor dem Einſchlagen, weil angenommen wird, daß das heilige Feuer jenes unheilige, welches aus den Lüften kommt, überwindet.

Nebenbei bemerke ich, daß man auf dem Lande nur „vom Donner erſchlagen“ wird. Der Blitz geht nach einer Volksmeinung dem ſchlagenden Donner um ein kurzes voraus, als himmliſches wohlmeinendes Zeichen, daß man ſich nun auf den Tod vorzubereiten habe. Und thatſächlich bekreuzigen ſich die Leute nach dem Blitzſcheine, ſagen: „Helf uns Gott!“ oder ſonſt einen frommen Spruch und erwarten dann oft in Todesangſt den Donner. Als ich einſt in einer Bauerngeſellſchaft zu erklären ſuchte, daß nicht der Donner, ſondern nur der Blitz tödten könne, ward ich ein „neumodiſcher Schulfuchſer“ genannt, und ein Geiſtlicher, dem ich das gelegentlich erzählte, meinte, da ſei mir ſchon recht geſchehen, die ſchlichten Leute müſſe man bei ihrem alten Glauben laſſen, ſie hätten ſonſt auch nichts Gutes auf der Welt. — Darauf habe ich wohl tiefbeſchämt geſchwiegen.

Wenn das Gewitter naht, giebt es im Volke weitere Mittel dagegen.

Auf Thürmen von manchen Kirchen und Kapellen werden Wetterglocken geläutet; in vielen Gegenden werden bei nahendem Gewitter Pöller abgeſchoſſen, auch im Freien oder auf Kochherden Feuer angezündet aus geweihtem Holze, deſſen in die Lüfte ſteigender Rauch die drohenden Wolken ohnmächtig machen ſoll. Gewiſſe heilkräftige Kräuter werden mit unſinnigen Beſchwörungsformeln ins Feuer geworfen, um das Gewitter, falls es von böſen Mächten erzeugt iſt, unſchädlich zu machen. So weit hat der Aberglauben die Leute gebracht, daß ſie die Macht des Teufels für mächtiger halten, als die Macht Gottes, daß ſie wähnen, Gott mit Hokuspokus zu Hilfe kommen zu müſſen, wenn er über den Böſen ſoll ſiegen können. Manche Hausfrau will bei nahendem Gewitter mit dem Crucifix oder mit Heiligenbildern ins Freie, um unter gemurmelten Gebeten das heranfahrende Gewölke zu bekreuzigen und zu beſchwören. Es giebt auch beſondere Zeichen und Bewegungen, die in die Lüfte hingemacht werden. All dieſe und andere Dinge erreichen thatſächlich ihren Zweck, wenn ſie im Stande ſind, die Angſt zu mindern und die Zuverſicht zu wecken. In vielen Häuſern pflegt man ſich bei drohendem Gewitter in der Stube zu verſammeln, an den Tiſch zu knien und gemeinſam die Litanei von den Heiligen Gottes und Gebete zum heiligen „Wetterpatron“ Donatus zu ſprechen. Dabei brennt eine geweihte Wachskerze aus irgend einem Wallfahrtsorte; aber die Leute hören unter dem Brauſen des Gewitters oft ihre eigenen Worte nicht. Fallen Schloßen, ſo werden einzelne Körner unterſucht, ob nicht Menſchenhaare in denſelben ſind; in dieſem Falle müßte das Hagelkorn mitſammt dem Haare raſch verbrannt werden, um das gehexte Wetter zu dämpfen und der Hexe den Garaus zu machen. Es wären zahlloſe Sitten und Gebräuche, die in unſerem Gebirgsvolke bei Gewittern üblich ſind, anzuführen, es iſt aber nicht viel Erbauliches dabei, manches iſt ſo lächerlich und unſinnig, daß es auch als Angſtvertreiber nicht gerechtfertigt werden kann, denn der Aberglauben, als ob man mit derlei den Willen Gottes ändern oder ſeine Kraft brechen könne, iſt eine wahre Gottesläſterung. Die Anſicht, als ob der böſe Feind die Herrſchaft führe mitten in der Schöpfung des allmächtigen und gütigen Gottes, iſt im wahren Sinne des Wortes irrgläubig.

Solche althergebrachte thörichte Mittel und Anwendungen gegen das Gewitter, ſelbſt wenn ſie ſich religiöſen Anſtrich geben, ſollten ſo lange und ſo ſcharf verſpottet werden, bis man ſich derſelben ſchämt. Wenn jenes alte Weib die leere Weihwaſſerflaſche auf eine lange Stange ſtülpte und ſich dadurch gefeit glaubte, ſo iſt das nicht weiter der Rede werth; wenn aber nachher der Meßner kam und ſagte: „O einfältiges Weib, was nutzt die leere Weihwaſſerflaſche! Mit dem Weihwaſſer ſelbſt und dem Sprengwedel mußt Du die böſen Geiſter der Lüfte vertreiben!“ — ſo iſt das wohl der Rede werth und möchte ich vor Allem ein Weihwaſſer und einen Sprengwedel haben, mit dem man den Meßner ſelbſt vertreiben könnte! — In den Lüften giebt es keine böſen Geiſter, ſolche giebt es nur in abergläubiſchen, rohen, übelgeſinnten Menſchenherzen. In den Lüften, und wenn daſelbſt Eis und Feuer niederpraſſelt, herrſcht der Geiſt des Herrn, der nicht wie ein Fetiſch behandelt ſein will, ſondern als der ewige Gott, in deſſen Willen der Menſch ſich demuthsvoll ergeben ſoll.

Weltlicher geſinnte Menſchen trachten dem Gewitter, beſonders den Blitzſchlägen, auf andere Art vorzubeugen. Sie löſchen auf dem Herde das Feuer, weil geſagt worden iſt, daß der aufſteigende Rauch eine Blitzſtraße werden könne. Sie verſammeln ſich in einer Stube, möglichſt in der Mitte derſelben und von Schornſteinen entfernt, damit ein an dieſem und an der Wand niederfahrender Blitz ſie nicht treffe. Die Einen ſagen, man müſſe die Fenſter geſchloſſen halten und keine Thür aufmachen, damit keine Zugluft als guter Elektricitätsleiter entſtehe; die Anderen meinen, man müſſe Fenſter und Thüren offen laſſen, damit im Falle eines Blitzſchlages die Erſtickungsgefahr abgehalten und den Halbbetäubten Möglichkeit geboten ſei, hinauszukommen. Ich glaube, die Zugluft iſt zu vermeiden, ein Fenſter aber offen zu laſſen. Ein Vogel Strauß'ſches Mittel iſt es, die Fenſterläden zu verſchließen oder ſich gar in den Kellern zu verſtecken. Der Blitz flattert ja nicht wie eine Taube zum Fenſter herein, er nimmt ſeinen Weg von oben nach unten, von unten nach oben, ſo daß er den Keller ſo gern aufſucht, als den Dachgiebel. Wehe aber Dem, der bei einem plötzlichen Brande im Keller ſich befindet! —

Rathſam iſt es, während eines Gewitters ſich nicht unter die offene Hausthüre zu ſtellen oder in die Nähe von gießenden Dachrinnen; auch von Metallgegenſtänden halte man ſich fern. Der, den das Gewitter auf freiem Felde überraſcht, hat auch mancherlei Maßregeln gegen den Blitzſchlag gehört. Er möchte am liebſten nach Kräften laufen, um ein ſchützendes Obdach zu erreichen, allein das Laufen ſoll ja den Blitz anziehen! Irgendwo heißt es, nichts ſei gefährlicher, als auf freiem Felde der einzige hervorragende Körper zu ſein — alſo in den Wald! Anderswo wieder wird vor dem Walde gewarnt, nie ſolle man bei einem Gewitter ſich unter einen Baum ſtellen. Am gefährlichſten ſei die Eiche, in Eichen ſchlage der Blitz am liebſten. Wenn mich im Freien ein Gewitter überraſcht, ſo pflege ich keinerlei Möglichkeiten zu erwägen, ſondern meines Weges zu gehen, ſo ruhig und ſorglos, als ob über mir die holde Sonne ſtünde. Schleudert mich der Sturm zu Boden, ſo ſtehe ich wieder auf; durchnäßt mich der Regen bis auf die Haut, ſo werde ich ſpäter wieder trocken, ſchlägt mir der Hagel Beulen, ſo werden ſie wieder heil, und tödtet mich der Blitz, ſo rechne ich mir das fürs Sterben an.

Es iſt der Blitzableiter erfunden worden. Seine wohlthätige Wirkung iſt weder theoretiſch noch erfahrungsgemäß zu beſtreiten, allein ſo weit hat er es noch nicht gebracht, daß die Leugner ſeiner poſitiven Erfolge endgiltig geſchlagen wären. Nach meiner Meinung erfüllt der Blitzableiter einen großen Theil ſeiner Aufgabe dadurch, daß die Leute, die unter ſeinem Scepter wohnen, ſich für geſchützt halten. Denn dieſes Sichfürgeſchütztthalten, die Schlichtung der Angſt, iſt ſchließlich das Wichtigſte, was wir unabänderlichen Naturgewalten gegenüber zu erreichen haben. Die heiße Angſt bei jedem Gewitter durch ein ganzes Menſchenleben hin iſt ja weit ſchlimmer als der Blitz, der einmal in das Dach fährt. Vom Blitzſchlag bis zum Zünden und Brennen iſt auch noch ein weiter Weg, von zehn Blitzſchlägen zündet kaum einer; und ebenſo ſelten wird vom in das Gebäude fahrenden Blitz ein Hausbewohner getödtet. Sicherer iſt es in einem Hauſe, welches auf Felsgrund ſteht, als in einem auf feuchtem lehmigen Boden. Zu warnen iſt vor Heuhaufen und Heuhütten, ſolche ſcheinen vielleicht des davon aufſteigenden Dunſtes wegen den Blitz anzuziehen. Verhältnißmäßig ſicher vor dem

Blitzſchlage iſt es auf ſehr hohen Bergen, auf Gletſchern und auch in den Tiefen der Engthäler, die von ſteil anſteigenden Bergen begrenzt ſind. Noch ſicherer iſt es in Eiſenbahnzügen; man hat wenige Beiſpiele, daß Eiſenbahnreiſende vom Blitz erſchlagen wurden; ſelbſt wenn es in einen Zug einſchlägt, pflegt der Schlag, ohne zu ſchaden, abgeleitet zu werden.

Ich fühle mich am beruhigtſten in einem Hauſe, das in der Nähe von hohen Bäumen ſteht, obzwar ich einmal geſehen habe, wie der Blitz unter einem hohen Fichtenbaum, ohne dieſen zu berühren, in eine niedrige Hütte ſchlug. Erfahrungsgemäß ſchlägt der Blitz z. B. viel öfter in den Schaft eines Baumes, als in den Wipfel. Und es ſchlägt in den Kirchthurm kaum ſo oft ein als in Häuſer, die ringsum ſtehen, aber die Vorſtellung, daß ſolch hochragende Gegenſtände, beſonders der Blitzableiter, für niedrigere eine ſchützende Wirkung haben, ſoll nur in Gottesnamen gepflegt werden. Der Menſch iſt ja zu verzagt, wenn er gar nichts weiß, was ihn vor dem blinden Zufalle oder dem Strafgerichte eines Blitzſchlages ſchützen kann.

Der leibloſe Tod eines vom Blitze Erſchlagenen iſt freilich nur ein geringer Troſt; ja die Plötzlichkeit desſelben vermehrt nur noch unſere Angſt und macht jeden Augenblick unheimlich, den wir in Gewitterluft verleben. Wir können es zwar nicht wiſſen, wie es einem vom Blitze Getroffenen im Augenblicke des Sterbens zumuthe iſt, denn ſelbſt die plauderhafteſten Leute bewahren, wenn ſie todt ſind, die Geheimniſſe der Natur. So viel uns aber ſolche zu ſagen wiſſen, die aus der Betäubung des Schlages wieder erwachten, iſt es ein urplötzliches Verlöſchen des Bewußtſeins. Die Getroffenen erinnern ſich nicht einmal, den Schein des Blitzes geſehen zu haben, noch viel weniger können ſie den Gedanken ans Sterben gefaßt haben. Ihre unangenehmen Empfindungen verſchiedener Art gehen erſt in dem Augenblicke an, da ſie dem Leben wieder gegeben ſind. Dem Menſchen kann's paſſiren, daß er ſich achtzig Jahre lang vor dem Sterben fürchtet, und ſchließlich ſtirbt er gar nicht. Das heißt, er wird durch Gottes Gnade ſo plötzlich ausgeblaſen, daß er von Allem nichts wahrnimmt und nichts weiß. — Und dieſer glühende Athem des Schöpfers iſt allezeit über uns. Der Blitz iſt faſt die einzige vernichtende Kraft, vor welcher der Menſch abſolut machtlos daſteht, da kann er nichts mildern und lindern, nichts abſchwächen und hinausſchieben; er kann dieſer Gefahr weder entgegengehen noch ausweichen, er iſt ihr unbedingt unterworfen.

Ich ſchließe mit der Meinung: die Angſt vor dem Blitze ſteht in keinem Verhältniſſe zum Unheil, das er anrichtet. Wenn uns auch geſagt wird, daß die Blitzſchläge ſich von Jahr zu Jahr mehren, ſo können wir getroſt darauf antworten: das iſt nicht erwieſen, früher hat man die Fälle eben nicht ſo aufmerkſam verbucht und allgemein bekannt gemacht, als es heute durch die Zeitungen geſchieht. Dieſe Zeitungen mit ihrer vollgerüttelten Unglückschronik, die ſie uns Tag für Tag vorſetzen, könnten thatſächlich in uns den Glauben an die gute alte Zeit beſtärken, in welcher man „derlei nicht gehört". In gewitterſchweren Tagen iſt der Himmel zu aller Zeit erfüllt geweſen von fliegenden Flammen, ſo zahllos wie die Leuchtwürmer auf Erden; zu allen Zeiten ſind die Blitze wagrecht und ſenkrecht gegangen; und wenn in volkreichen Städten heute ein Menſch getroffen wird, wo früher nur ein Baum geſtanden, ſo fährt der Blitz draußen auf dem Lande jetzt vielleicht in ein wildes Geſtrüppe, wo einſt eine Menſchenwohnung geweſen, jetzt aber keine Seele mehr vorhanden iſt. So gleicht ſich's aus. Im Ganzen ſind von hunderttauſend Menſchenleben, die täglich vergehen, kaum zehn, welche verzehrt werden, wenn Feuer vom Himmel fällt.

Das rollende Rad der Maſchine iſt dem Menſchen gefährlicher als der Blitz; das vom Erdenſohn erfundene Feuerrohr koſtet unvergleichlich mehr Leben als der Blitz; die menſchlichen Lüſte und Leidenſchaften fordern unendlich mehr Opfer als der Blitz, warum jenen fröhnen und vor dieſem beben! Man hat in der angeblich ſo lichtfreundlichen Gegenwart verlernt, zu den Sternen aufzublicken und begnügt ſich mit dem Fünklein im Staube, Gold genannt; nur zu dem effectvolleren Himmelslicht, dem Blitze, zuckt das Auge noch ſchaudernd empor. Warum ſchaudernd? Warum nicht anbetend? — Wenn Gott durch das finſtere Gewölke ſeinen Leuchtſpan niederhält, thut er es denn, um die Menſchen zu erſchrecken? Nein, ſondern um ſie zu ſuchen.

◆

Ein Selbſtmord.

An einem klaren, ſonnigen Spätherbſttag ſchritt ich durch den Grazer Stadtpark. Gott, wie dieſer Garten ſchön iſt, ſelbſt noch, wenn die gelben Blätter niedergleiten wie goldener Schnee! Wie friſch grün noch der Raſen, wie blau der Himmel, gegen den die entlaubten Baumkronen faſt übermüthig wüſt aufragen.

Raſch an mir vorüber ſchreitet ein Mann, ſtramm aufrecht in voller Jugendlichkeit, mit einem weißen Batiſttuche trocknet er von ſeinem blühenden Angeſicht den Schweiß. Wer noch ſo jung wäre, ſich an einem kühlen Herbſttage gegen die Glut der eigenen Kraft wehren zu müſſen! Eine elegante Geſtalt, mitten im Leben, mitten in dem, was ſie Glück nennen. Bald iſt er meinen Augen auf den Schlangenwegen entſchwunden. Ich humple an meinem Stocke mühſam nach und freue mich an den Schätzen der Armen, an der reinen Luft, an dem lieben milden Sonnenſchein. Auf glattem Raſen tummeln ſich muntere Kinder; und wenn morgen der erſte Schnee fällt, ſo werden ſie von Neuem munter ſein; wenn in ihren Stuben die Eisblumen an den

Fenſtern ſtehen, werden ſie munter ſein; wenn der graue Nebel draußen über dem Weihnachtsmarkte liegt, werden ſie munter ſein; ſie haben es gut, ſie werden den Frühling ſehen, ſie werden noch viele Frühlinge ſehen. . . .

Ein Doppelſchuß im Stadtpark. Ueber den Leichtſinn der Leute, nach Sperlingen zu ſchießen, wo die Umgebung voll Spaziergänger iſt! — Etwas Anderes wars. Um einen Strauch biegend, ſehe ich Leute zuſammenlaufen. „Erſchoſſen hat ſich Einer!“

Ich trete hinzu, die Drahteinfaſſung der Wieſe iſt durchbrochen; immer neu herbeieilende Menſchen bilden einen Kreis, die rückwärtigen dehnen ihre Hälſe, um den vorderen über die Köpfe, über die Schultern ſehen zu können. Erſchoſſen hat ſich Einer! Die Kunde verbreitet ſich weitum, hier drängen ſich die Leute ſchweigend, was man ſieht, das braucht man nicht erſt zu erfragen, zu hören.

Auch mir gelingt es, ſoweit durchzukommen, daß ich unmittelbar davor ſtehe. Der Todte iſt jener Mann, der wenige Minuten früher ſo beneidenswerth aufrecht an mir vorübergegangen war. Auf dem Rücken liegt er da, zuerſt erſehe ich die Füße, der rechte iſt gerade ausgeſtreckt, der linke im Knie etwas zur Höhe gebogen. Die Arme hingelegt auf den Raſen, die Finger unter den braunen Glacehandſchuhen kaum merklich gekrümmt. Der Kopf nach rückwärts gebogen, das Geſicht, ſoweit es ein wohlgepflegter blonder Bart nicht deckt, bereits blaß wie Lehm, blaß bis unter die Naſennüſtern hinein. Zwiſchen den halbgeöffneten Lippen ſchimmert eine Reihe weißer Zähne, die offenen Augen glotzen in der Starre des Todes . . . . An der rechten Schläfe ein dunkelrothes Scheibchen, kaum ſo groß als ein Kreuzerſtück. — Weiterhin liegt der elegante ſchwarze Hut.

Neben dem rechten Fuß der Revolver, faſt noch raucht ſeine Mündung.

Täglich lieſt man in den Zeitungen von Selbſtmorden; man lieſt die Notiz kaum zu Ende, ſo gewöhnlich iſt das. Das Schattenbild einer Vorſtellung der That des Todten dämmert flüchtig vorüber, und ſchon haftet unſer Gedanke auf einem Vereinsbericht, auf der Theateranzeige — wenn nicht gar auf dem Courszettel. Und nun ſteht man plötzlich in der That vor einem ſolchen Ereigniß und kann das Ungeheuerliche nicht faſſen. Ein Menſch ſich mit freiem Willen ſelbſt getödtet! Unſere Natur ſchreit empört: Nein, nein, es iſt nicht möglich! Aber der Leichnam verſchwindet nicht vor unſeren Augen, wir können die gräßliche Wahrheit nicht faſſen und nicht leugnen und nicht abweiſen, ſie brennt ſich wild und unauslöſchlich in unſere Seele ein.

Wenn ich mich nun entſinne auf die Vorgänge in meinem Gemüthe, als ich vor der Leiche des Selbſtmörders ſtand, ſo fällt mir nachträglich der raſche Wechſel der Empfindung auf. Zu allererſt nicht etwa der Schreck, ſondern die Ueberraſchung. Man erſchrickt ja kaum mehr heutzutage, wenn es heißt: ein Menſch hat ſich getödtet. Aber die Ueberraſchung, daß jener ſchöne Mann, der vorhin an mir vorüberging und in mir faſt das Gefühl des Neides hätte erwecken können, wenn ich deſſen fähig wäre, daß dieſer Mann von eigener Hand getödtet nun vor mir lag. Und als ob man ſich jetzt erſt darüber klar würde, daß ein Kugelſchuß in den Kopf wirklich todt macht!

Meine zweite Empfindung war jener der gemeinen Neugierde ähnlich. Wer iſt es? Warum hat er's gethan? Er ſcheint den „beſſeren", vielleicht den vornehmen Ständen anzugehören, ſeine Kleidung iſt nach neuem Geſchmack, ſeine

Züge ſind fein und tragen im Tode noch Spuren von Geiſt, an ſeiner rechten Hand ein glatter goldener Ring. Ein leiſes Fragen geht durch die Runde: Wer mag es ſein? Kühne Vermuthungen, aber keine Antwort. Ein reicher Mann, der ſein Vermögen verloren hat? Es giebt Leute, die an Reichthum ihr Glück, ihre Ehre, ihren Lebenszweck hängen; ſolche vermögen den Verluſt ihrer materiellen Güter nicht zu ertragen. Eine Kugel durch den Kopf! — War's Einer jener Bedauernswerthen, die durch gewiſſenloſe Verleumdung Ehre und Achtung verloren und denen das eigene gute Gewiſſen zu gering erſcheint, um dem Leumunde zu trotzen, und die nicht den Muth und die Kraft haben, ihre zernichtete Ehre wieder herzuſtellen? Eine Kugel durch den Kopf! — War es ein von Freunden Betrogener, vom Weibe Verrathener, dem ein ſchön geträumtes Familienleben plötzlich furchtbar zuſammengebrochen? Eine Kugel durch den Kopf! — War es ein im Uebermaß der Weltfreuden Blaſirtgewordener, im dürren Peſſimismus Vertrockneter oder im Ringen nach Wahrheit lahm und wirr gewordener Verzweifelnder? Eine Kugel durch den Kopf! — War es ein durch tragiſches Geſchick der Schuld Anheimgefallener, dem keine andere Löſung und Sühne mehr blieb, als die Bleikugel? — Der blaſſe Mund iſt ſtumm und ſo beredt zugleich, ſo furchtbar beredt.

Die dritte Empfindung in mir, als ich vor dem Todten ſtand, war der Zorn über eine Welt, über geſellſchaftliche Zuſtände, die ſolche Opfer fordern. Das phyſiſche wie moraliſche Elend auf Erden war zu allen Zeiten groß, aber der Menſch hatte ein hohes Ideal in ſich getragen, er war fähig eines erlöſenden Aufblickes, er beſaß ein Gut, das außerhalb dem Vergänglichen lag, ein unzerſtörbares Gut, ſein Herz flüchtete, wenn ihm furchtbares Elend hienieden umgab, zur

Vorſtellung von einer beſſeren Welt, und ſein Mannesideal lautete: Ausharren in Geduld, bis das irdiſche Leben ein Höherer ausbläſt, der es gegeben hat und deſſen Eigen es iſt. Dieſe ideale moraliſche Kraft hat man zerſtört oder ſucht ſie zu zerſtören, und das Ende bei Vielen — welche die neue Lehre zu wörtlich nehmen — iſt eine Kugel durch den Kopf.

Eine weitere Empfindung im Anblicke des Selbſtmörders war — das Gefühl der Genugthuung. Das war ein Mann. Der hatte den Muth, ein Leben, das ihm vergällt und verdorben worden, von ſich zu werfen. Ein Revolverſchuß iſt ein lauter Proteſt gegen unſere Zuſtände und Cultur, eine ſchwere Anklage und zugleich der Ausdruck tiefſter Verachtung, der hochmüthigen, ſelbſtgefälligen Welt ins Antlitz geſchleudert. Der hat's gewollt, der hat's vollbracht, das war ein Mann. Auch er hat ſich den Fortſchritt zu Nutze gemacht, die Erfindung des Pulvers, die techniſch vollendete Handwaffe; er hat den Bau des menſchlichen Schädels ſtudirt zu dem praktiſchen Zweck, um den ſicheren Weg in denſelben zu finden.

Dieſem Gefühle hart auf dem Fuße folgte das der Verachtung. Ein Fahnenflüchtiger! Ein Egoiſt! Haben nicht wir alle unter denſelben Laſten zu keuchen? Müſſen nicht wir alle unter Selbſtbeherrſchung, Nachſicht und Ergebung mit uns und Anderen auszukommen ſuchen? Das Leben iſt eine Pflicht und eine Kunſt und eine Heldenthat. Eine Pflicht, weil es die Natur will und der Gattung nützt! eine Kunſt, weil das Leben, wenn es recht gelebt iſt, Harmonie und Befriedigung gewährt; eine Heldenthat, weil es ein Kampf iſt, den die Menſchheit gemeinſam für ihre Vervollkommnung zu führen hat, und weil es ſchon dem Einzelnen zum Siege wird, wenn er ſich brav und mannbar aufrecht hält. — Der, welcher vielleicht ſonſt die geringſten Unarten ſeitens Anderer durch Säbel oder Piſtolen zu ſühnen pflegte, der liegt nun da, eine wehrloſe Beute des neugierigen, frevlen Pöbels. Alte Weiber gucken ihm in den Mund, in die Naſenhöhlen hinein, ein übermüthiger Gaſſenjunge faßt und zerrt ihn an den Beinen, oder ſchupſt ſein Haupt mit der kothigen Stiefelſpitze hin und her. Der, welcher vielleicht ſeine perſönliche Reputation als das Höchſte gehalten, welcher eine verlorene Ehre vielleicht wieder neu verdienen und gewinnen hätte müſſen, liegt nun als Cadaver da, und die Leute dichten ihm allerlei Niedertracht an, die ihn zum Selbſtmord getrieben; als zweifelhafter Charakter, wenn nicht gar als ſchlechter Geſelle, lebt er fort in dem Gedächtniß der Welt, auf deren Meinung er ſonſt all ſeine Karten geſetzt hat. Wenn er ſelbſt die Flinte ins Korn geworfen, wer ſoll ſonſt ſein Andenken vertheidigen? — Das war etwa Einer, der nichts Höheres gekannt hat, als Ehre oder Geld. Armer Narr! Die Leute hielt er für falſch, wankelmüthig, niederträchtig, und wollte von ihnen geehrt ſein. Vom Geld wußte er, daß es für das wahre Glück nichts bedeute, und wollte es doch haben. Daß Pflichttreue und Seelenruhe mehr werth ſei, als die Ehre, die Meinung der Leute, daß ein anſpruchloſes Gemüth ein höheres irdiſches Gut ſei, als Geld und materieller Ueberfluß, davon hatte der Tropf vielleicht gar keine Ahnung gehabt. Weil ihm der Tand entzogen war, iſt er ſtörriſch geworden. Oder er hat in wahnwitziger Verhöhnung aller treuen kindlichen Einfalt dünkelhaft alles wiſſen und begreifen wollen, hat ſich in geblähtem Hochmuth über die Mitgeſchöpfe, über die Naturreiche ſtellen wollen; ſein Eins und Alles war die „Erkenntniß,“ bis er eines

Tages unſeligerweiſe zur Erkenntniß gekommen, daß er anſtatt ein großer Geiſt zu ſein — ein großer Thor war. Nun ſah er, daß alles, was beſteht, werth ſei, daß es zugrunde geht, und weil er das Weltall nicht zerſtören konnte, ſo zerſtörte er ſeinen Gehirnkaſten.

Und endlich, als all dieſe Gefühle und Gedanken mein Herz geſpenſterhaft umgaukelt hatten, da ich vor dem Todten ſtand, kam das, was wohl als Erſtes hätte da ſein müſſen — das Mitleid. Welche innere Kämpfe mußte der Unglückliche gerungen, welche Qualen ausgeſtanden haben bis zum letzten leichten Drucke am Hahn des Revolvers! Anfangs, je nach Laune und Stimmung, hat er vielleicht aus Koketterie mit Selbſtmordgedanken geſpielt, hat muthwillig mit ſolchen geprunkt. Dann kamen Widerwärtigkeiten und die Selbſtmordgedanken traten häufiger auf, ſie wurden ſogar manchmal unangenehm, ließen ſich aber nur ſchwer verſcheuchen. Tägliche Zeitungnotizen über Selbſtmorde thaten auch das Ihre, um mit dieſer Sache vertraut zu machen. Gleichzeitig verringerte ſich die Freude am Leben, das Intereſſe und die Kraft zum Kampf ums Daſein. Der herben Welt wurde nicht mehr gehörig parirt, es kamen Schickſalsſchläge, fremde und eigene Sünden, der Feuerkreis von Ungemach und Elend zog ſich immer enger um den Gepeinigten, finſter und ſchmeichelnd zugleich trat der Selbſtmordgedanke in den Vordergrund, ganz und herriſch trat er in den Vordergrund und ließ ſich nicht mehr abweiſen. Jetzt ſtand gegen den Todesgedanken die unbändige Natur auf, der Wille zu leben. Es war zu ſpät. Die Exiſtenzverhältniſſe ſtimmten nicht mehr mit ſeinen Forderungen. Er wollte leben und konnte nicht mehr. Welch qualvolle Nächte, welch furchtbare Stunden der Einſamkeit! Dieſer Zuſtand war gräßlicher, als ſterben. Noch raffte er die letzten Reſte ſeines zertrümmerten Willens zuſammen und plötzlich war's fertig: Er konnte nicht mehr leben, er wollte nicht mehr leben. Er bereitete die Mordwaffe, er beſtellte noch ſein Haus oder ordnete, was zu ordnen war. Er kleidete ſich hochzeitlich an; eine Roſe an die Bruſt, wenn es nicht zu kokett wäre, er hätte der Welt gerne zu verſtehen gegeben, daß der Tag ſeiner Scheidung von ihr ſein ſchönſter Feſttag ſei. Daraus erſieht man, dieſe Welt, ſie war ihm noch nicht gleichgiltig, er beſchäftigte ſich noch mit ihr in Gedanken. Und auf dem Wege ins Freie — denn unter dem Sonnenlichte ſollte ſein freigewähltes Schaffot ſtehen — packte ihn noch einmal das Leben und entzündete wilde Todesangſt in ſeinem Herzen. Mit ſeinem Batiſttuch trocknete er von ſeiner Stirne den kalten Schweiß. — Die Schloßberguhr zeigt fünf Minuten vor Drei. Nun legt er einen Schwur ab: bei Allem, was ihm lieb und heilig geweſen auf dieſer Erde, bei Allem, was er gehaßt und gelitten hat — er ſoll den Stundenſchlag nicht mehr erleben! — Aber hier ſind ſpielende Kinder, hier ſoll es nicht geſchehen. Einige Schritte weiter. In der Hand, ſchußbereit den Finger, aber unter dem Rock noch verborgen den Revolver. Da iſt der Ausblick auf die Domkirche. Eine Religion, die den Selbſtmord verboten hat! Hier, ſoll es nicht geſchehen. Die Uhr zeigt zwei Minuten vor Drei! — Weiter! Dort auf dem Sockel ſteht ein ehernes Kunſtgebilde, ein frohes Naturkind — erinnernd an die Unſchuld des Lebens. Hier! — Nein, hier ſoll es nicht geſchehen. — Meineidig werden! Feige Canaille, verdammte! .... Da knallt's — munter fliegt der blaue Rauch zur Höhe, der Mann ſtürzt zu Boden. Zweimal zuckt noch ſein Arm, ſein Auge, dann iſt alles aus.

Auf dem Schloßberg ſchlägt die dritte Stunde. —

So hatte ich es im Geiſte geſehen, als ich vor der Leiche ſtand. Mittlerweile war der Zuſammenlauf immer größer geworden, Polizeiorgane kamen herbei und das Außerordentliche löſte ſich in die Proſa des Officiellen auf.

Ich ging meiner Wege. Und als wieder das Alltägliche um mich war, durchzuckte mich plötzlich ein heißer Schreck. — Ein Menſch hat ſich ermordet, ſich ſelbſt freiwillig ermordet! Iſt das möglich? — Jetzt erſt kam mir die ganze Ungeheuerlichkeit der That zum Bewußtſein. Halb betäubt taumelte ich in mein Haus. Die Stube war voller Leben und Jubel, denn die Kinder ſpielten Ringel Ringel reia. — Kindeslachen! Kindesauge! Irrlichter nennt ſie ein finſterer Philoſoph. Möchten alle finſteren Philoſophen ſolchen Irrlichtern folgen!

Am nächſten Morgen brachten die Blätter eine Notiz: „Geſtern um drei Uhr Nachmittags hat ſich im hieſigen Stadtpark ein den beſſeren Ständen angehöriger Mann durch einen Revolverſchuß entleibt. Das Motiv der That iſt unbekannt.“

Offenes Schreiben an einen Verzagten.

Lieber Freund!

Die Stimmung, welche ſich in neuer Zeit ſo oft bei Dir ausdrückt, gefällt mir gar nicht. Wie iſt das? Du biſt jung, geſund, begabt, reich, angeſehen — und fühlſt Dich elend.

Nun kommt es darauf an, ob Dein geiſtiges Unbehagen dem Temperamente entſpringt oder dem äußeren Einfluſſe einer modernen Richtung. Iſt Erſteres, ſo wird Zeit und Erfahrung ausgleichend wirken; in letzterem Falle möchte ich Dir noch den freundſchaftlichen Rath geben, Dich von den profeſſionellen Peſſimiſten (die ſich übrigens bei ſolchem Gewerbe für ſich ſelbſt zumeiſt wohl befinden) abzuwenden und die ganz Weltanſchauung mit Jenen zu theilen, welche-ſich des Lebens freuen. Ob Peſſimiſt oder Optimiſt, es wird am Ende ja auf Eins hinauskommen; in der Zeit aber, da wir unter der irdiſchen Sonne athmen, iſt es für uns das einzig Vernünftige und Mannbare, uns ſchlecht und recht, ohne Wimmern und Klagen, in das gefallene Los zu fügen, es mit Anſtand zu ertragen und es ſo angenehm als möglich zu geſtalten.

Du ſiehſt überall nur das Weltleid, das in allen Weſen bohrt und ſchneidet; und daß Du es ſiehſt und mitempfindeſt, zeugt von Deinem guten Herzen. Das Herz muß aber nicht allein gut, es kann auch groß ſein, und groß iſt es, wenn es auf Mittel und Wege ſinnt, das Weltleid zu lindern, die Seelen davon möglichſt frei zu machen und zu erheben in ein lichteres Bereich, wo ſie ſich wohler fühlen können. Und wenn einmal die Phantaſie dabei zu Hilfe genommen würde, ſo wäre das auch kein Unglück. Die Phantaſie iſt eine gar treffliche Eigenſchaft, welche auszubilden und auszunutzen ſich wohl der Mühe verlohnt.

Ich vermuthe, daß Dich das Leſen ſogenannter naturaliſtiſcher Erzählungen herabgeſtimmt hat. Solche rücken Dir mit Vorliebe das Alltägliche und Gemeine vor Augen und glauben der Poeſie Genüge zu thun, wenn ſie den Koth und die Niedertracht recht handgreiflich ſchildern. Wenn Einem ſchon im Leben das Angenehme lieber iſt, als das Widerwärtige, ſo iſt nicht einzuſehen, warum man ſich gerade in der Literatur bei dem Unangenehmen und Jämmerlichen feſtnageln laſſen ſoll. Die Wahrheit über alles! ſagen ſie und glauben damit weiß was Großes geſagt zu haben. Iſt nicht auch der Sonnenſchein wahr? Warum immer Nacht und Nebel ſchildern? Iſt nicht auch die Roſe wahr? Warum bloß die Dornen beſchreiben? Kann nicht auch ein guter, heiterer, glücklicher Menſch wahr ſein? Warum ſtets nur die gemeinen Leute, die Schufte, Schurken und Gäuche aufmarſchiren laſſen? Ja freilich muß die Dichtung und Kunſt wahr ſein, aber ſie hat die Wahrheit nicht dort zu nehmen, wo ſie trivial, ſchmutzig und verſtimmend wirkt, ſondern dort, wo ſie ſchön, groß, erhebend oder erſchütternd und verſöhnend iſt.

Die ſogenannte naturaliſtiſche Dichtung gilt heute bei manchen Leuten etwas: weil ſie was Neues iſt, weil ſie mit ihrem wollüſtigen Wühlen in Koth und Laſter den heimlichen Leidenſchaften ſchmeichelt, und weil ſie ein ſcharfer Gegenſatz iſt der ſüßlich-ſentimentalen, falſch-idealiſtiſchen Richtung, welche bisher zum Theile noch geherrſcht hat und die mit Recht ihre Gegner finden mußte. Allein für die Dauer behaupten wird ſich ein Naturalismus, wie er in Emil Zola ſeinen Hauptvertreter hat, nicht. Denn er entſpricht zu wenig dem Sinn des Volkes für Außergewöhnliches und Sonntägiges und er widerſpricht zu ſehr der menſchlichen Neigung für Angenehmes und Erfreuliches. Was man jeden Tag erleben kann und mit leiblichen Augen immer noch viel beſſer ſieht, als es mit der größten Kunſt geſchildert zu werden vermag, und was Einen im Leben verſtimmt, ſchlimm aufregt, empört, das mag man ſich nicht auch noch immer wieder für theueres Geld in der Buchhandlung kaufen.

Zudem ſind dieſe Naturaliſten trotzdem Idealiſten und Phantaſten, aber ſie ſind es nicht in die Höhe, ſondern in die Tiefe, ſie machen den Menſchen im Allgemeinen ſchlechter als er iſt. Sie ſtrengen ſich ſehr an, Welt und Leben auf den denkbar niedrigſten Grad des Rechtſchaffenen zu ſtellen und zu verſchandiren, wehren ſich andererſeits mit wahnwitziger Leidenſchaftlichkeit gegen etwaige Vorſtellung einer beſſeren Zukunft in dieſer oder einer anderen Welt. Zum Naturalismus hat ſich der ſpeculative Peſſimismus geſellt, und das meine ich mit dem Idealiſten, der nicht in die Höhe, ſondern in die Tiefe geht. — Freund, Du haſt zwei Augen, ſieh' mit dem einen das Häßliche, mit dem anderen das Schöne, Du kannſt es, ohne zu ſchielen; Du haſt zwei Ohren, höre mit dem einen die Klage, mit dem anderen das Jauchzen; Du haſt ein Herz, das Leid und Freude empfinden kann, alſo warum engmüthig immer nur Charfreitag leben und nie Oſterſonntag?!

Du beklagſt Dich über das Fehlen aller weiſen Planmäßigkeit und daß überall nur der Zufall, und nichts als der Zufall herrſche. Mein Freund, wie ſoll ich Dir das mit ſchwachen Worten widerlegen, da es doch die Natur widerlegt vom Kleinſten bis zum Größten! Siehſt Du nicht den Waſſertropfen, den Du aus dem Bache auf den Sand ſchleuderſt, raſch ſeine vorgeſchriebenen Wege gehen, daß er wieder dorthin komme, wohin er gehört? Siehſt Du nicht jeden Tag die Sonne zur beſtimmten Minute aufſteigen? Weißt Du nicht, daß man eine Finſterniß, einen Planetendurchgang auf Jahrhunderte bis zur Secunde genau vorausbeſtimmen kann? Du biſt Soldat, überlaſſe Dich bei Befolgung des Reglements einmal ein paar Tage dem Zufall, Du wirſt ſchon ſehen, was daraus wird: ins Stockhaus kommſt Du fürs Erſte. Was ſich der Planmäßigkeit und Ordnung nicht fügt, das geht zugrunde, das gilt in der menſchlichen Geſellſchaft wie in der übrigen Natur, ſo groß iſt die Herrſchaft des Geſetzes.

Allerdings ſpielt auch der Zufall eine Rolle, aber ſo ſtark iſt der Zufall nicht, daß er die Welt aus den Angeln heben könnte. Selbſt das Unzweckmäßige beweiſt die Ordnung dadurch, daß es nie zu einem nachhaltigen Siege kommen kann.

Mit der beſtändigen Neigung zu verneinen wird man freilich blind und taub für die Thatſachen. Eine gewiſſe Weltgläubigkeit gehört wohl dazu, um zuverſichtlich ſein zu können. Dieſe Weltgläubigkeit und Zuverſicht an den Sieg der Zweckmäßigkeit iſt ſchon für ſich eine Art von Religion, in welcher die Religion im gewöhnlichen Sinne und die Sittlichkeit und Tüchtigkeit ihren Grund hat. Dieſe Weltgläubigkeit kann angeboren ſein, kann aber auch erworben werden. Ich kenne Viele, die — von der peſſimiſtiſchen Geiſtesrichtung angekränkelt — in ihrer Jugend ſo fühlten und ſprachen, wie heute Du, und welche ſpäter die zufriedenſten, lebensfroheſten Menſchen geworden ſind. Manche, die durch Fülle von irdiſchem Glück zu Peſſimiſten geworden, hat das Unglück wieder zu Optimiſten gemacht. Du wirſt Dich — ich bin deſſen überzeugt — wohl ohne den ſtrengen Corrector Unglück zurechtfinden.

Es mag ja ſein, daß Du jetzt unter dem Drucke eines beſtimmten Kummers oder Leides ſtehſt. Ich kenne das, auch ich habe Zeiten durchleben müſſen, da es mir vorkam, dieſes Leben ſei das größte Uebel und nicht mehr länger auszuhalten, und da ich mir nicht vorſtellen konnte, daß ich je wieder einmal anders würde denken und fühlen können. Und ſiehe, ganz ſachte ging es vorüber, es kamen wieder Tage, da ich in ſtiller Herzensſeligkeit Gott dankte für ſeine Welt und dafür, daß er iſt.

Gute Gelegenheit, die Exiſtenz und Macht der Weltordnung zu erfahren, hat der Schuldige, Treuloſe und Jeder, welcher aus dieſer Weltordnung hinausſprang: er iſt verloren und glücklos; mögen auch alle äußerlichen Erforderniſſe für ein ſchönes Daſein ihn umgeben, er iſt glücklos, das Leben erſcheint ihm öde, die ſchöne Welt ohne Reiz, ohne Beſeligung.

Mit welch frohem Gemüthe müßteſt Du, der Schuldloſe, Geliebte, in ſicherem Geleiſe Aufſteigende, die Weltordnung erkennen und verehren! Deine geſunden lebensdurſtigen Sinne, täglich kannſt Du ſie nähren und entzücken. Deinen Geiſt, beſtändig kannſt Du ihn ausbilden, klären und erheben. Dein gutes Herz kannſt Du fortwährend edel behätigen, indem Du Deinen Mitmenſchen Liebe erweiſeſt, die Dir wieder Liebe zurückbringt. Deine Kraft kannſt Du gebrauchen zum muthigen Kampf gegen das Niedrige in und außer Dir, ſie gebrauchen zur ſtrammen Pflichterfüllung, und Du wirſt ſehen, welche Genugthuung Dir allmählich daraus erwächſt.

Du zweifelſt an allem Adel im Menſchen und ſagſt, ſelbſt das Gute, das die Leute üben, thun ſie aus Eigennutz. Ich kenne derlei geiſtreiche Auslegungen. Seien wir zufrieden, daß die Armen überhaupt geſpeiſt und bekleidet werden, daß die Waiſen Hut und Stütze finden, daß nach den in Elend und Jammer Verſinkenden ſich rettende Arme ausſtrecken und daß über die Rettung eines Mitmenſchen Thränen der Freude geweint werden können. Es iſt wohl doch ein Unterſchied in dem ſittlichen Werthe eines Menſchen, ob er jetzt aus Rache dem Nachbar das Haus anzündet oder ob er aus Eitelkeit der hungernden Familie des Kleinhäuslers eine Melkkuh ſchenkt. Böſe Menſchen ſind auf Wohlthatüben nicht eitel; wer ſich aber gerne mit Tugenden ſchmückt, der beweiſt, daß er die Tugenden für einen Schmuck hält. Außerdem magſt Du ganz überzeugt ſein, mein Freund, daß es wirklich edle, uneigennützige Menſchen giebt. Es muß ſogar himmliſch beſeligen, ein ſolcher zu ſein, denn wir wiſſen, daß ſchon das Beſtreben, ein ſolcher zu werden, eine Art Befriedigung in unſer Weſen ſenkt. Ja wohl! In einem Menſchenleibe rein und ſchuldlos eine Welt zu durchwandern, wäre das nicht ein tapferes Meiſterſtück auf alle Fälle? Wer nach den Grundſätzen menſchlicher Geſittung ſich ſo vollkommen als möglich gemacht hat, der iſt geborgen. Es mag ſein und werden, wie immer, er hat das Seine gethan. Er iſt unter allen Umſtänden frei von der größten Pein: ſich ſelbſt Schuld geben zu müſſen.

Du ſprichſt in Deinem letzten Schreiben von der „muthigen That des Selbſtmordes.“ Freund, es giebt keine ſchreiendere

Selbſtanklage und Selbſtverurtheilung, als den Schuß ins Herz. Wer ſich hinrichtet, der ſagt damit, daß er die Hinrichtung verdient; nicht in allen Fällen, aber in vielen trifft das zu. Du kennſt in dieſer Sache meine Meinung. Einem prächtigen Burſchen wie Dir, rathe ich Folgendes: Lege in die Urne eine weiße und eine ſchwarze Kugel und ziehe das Los, ob Du Dich tödten oder ob Du ein Weib nehmen ſollſt. Ziehſt Du die weiße Kugel, ſo nimm ein Weib, und ziehſt Du die ſchwarze Kugel, ſo — mache es ebenſo. Ein treues Weib lieben und ein ſüßes Kind erziehen auf jeden Fall. Sich das einzige, kurze, unter Umſtänden höchſt ſchätzbare Leben nehmen — in gar keinem Falle.

Ich vermuthe indes, mein Rath kommt zu ſpät. Wenigſtens glaube ich, daß dieſer Brief Dich ſchon in einer beſſeren Stimmung finden wird, als jene war, in der Du den Deinen ſchriebſt. Dann aber bitte ich Dich, halte den Sonnenſchein in Deinem Gedächtniſſe feſt, damit — wenn etwa wieder einmal Nebel kommen ſollte — Du überzeugt biſt, daß ſie am Himmel ſteht. — Du wirſt Dich wundern, Junge, wie die irdiſche Sonne Dir noch viele Roſen entfalten und Früchte zeitigen wird! Glückauf!

Dein treuer

Roſegger.

Graz, am Charfreitage 1888.

Werth der Vergangenheit.

Sollte unter obiger Bezeichnung etwa eine Würdigung der menſchlichen Erfahrungen und Geſchichte vermuthet werden, ſo wäre das ein Irrthum. Die vorſtehende Betrachtung hat es vorwiegend mit dem Gemüthe zu thun, darum weiß ich auch nicht, ob das Wenige, was ich ſagen will, genau ſo verſtanden wird, als ich es meine.

Unſere Wünſche und Beſtrebungen gehen auf die Zukunft los und wollen dann, wenn die Zukunft Gegenwart wird, ihr Genügen finden. Sie arbeiten und ringen heute mit einer Art heldenhafter Selbſtverleugnung, um morgen die Frucht des heutigen Tages genießen zu können. Ja die Hoffnung auf dieſen kommenden Genuß läßt uns die Qual des Erwartens erträglich finden, iſt ſogar im Stande, die mühevolle Arbeit ſelbſt zu einer Art von Genuß zu machen. Die vielverſprechende Zukunft iſt der Köder, der uns zu unermüdlicher, oft aufreibender Thätigkeit lockt, denn nur wenige Menſchen arbeiten rein der Arbeit zu liebe; die das können, ſind freilich die Glücklichſten, weil bei ihnen Arbeit und Genügen zuſammenfällt; ſie müſſen ihr Heil nicht auf die

Zukunft ſetzen, weil ihr Leben von der Gegenwart erfüllt wird. Im Allgemeinen jedoch liegt in unſerer Vorſtellung der Zukunft die Triebfeder unſerer Handlungen, die Triebkraft der ganzen menſchlichen Entwickelung. Die Zukunft iſt alſo praktiſch weitaus wichtiger als die Vergangenheit.

Ja, ſie ſcheint ſogar bedeutungsvoller als die Gegenwart. Denn manches Gut erſcheint uns größer, ſo lange wir es hoffen, als wenn wir es haben. Um wie viel geringer müßte es erſt ſein, wenn wir es auch nicht mehr haben, wenn es vergangen iſt. „Für das Geweſene und für das Gehabte giebt nicht einmal der Jud' etwas", ſagt ein Sprichwort. Ja, wir ſind ſogar ärmer, nachdem wir ein Gut verloren haben, als bevor wir es beſeſſen. Herabgekommene Menſchen, die eine glänzende Vergangenheit hatten, ſind die allerunglücklichſten. Wir denken in unſeren guten Tagen viel zu ſelten an die Mahnung des Dichters:

Nicht an die Güter hänge Dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren;
Wer beſitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück iſt, der lerne den Schmerz.

Jeder Menſch, er ſei reich an Gold oder an Ehre, oder an Geſundheit, oder an Liebe, an Freude welcher Art immer, ſollte an jedem Morgen und an jedem Abende ſich dieſen Spruch vorſagen wie ein Gebet, damit er ſich vorbereite, damit er gerüſtet ſei, wenn ſeine ſchöne Gegenwart in die Vergangenheit hinabgeſunken iſt. In dieſem Gerüſtetſein auf alle Fälle liegt das Geheimniß der Weisheit. Iſt eine glückliche Vergangenheit für den nicht mehr Glücklichen ſchon peinlich, um wie viel mehr das erſt, wenn die Vergangenheit Noth und Elend barg; dann iſt ſie ſchon gar verachtet. — So hat auf dem täglichen Markte des Lebens die Vergangenheit einen äußerſt geringen Werth.

Ganz anders aber ſchätzt ein beſchauliches Gemüth die entſchwundene Zeit. Denn es kann Folgendes geſagt werden: Die Vergangenheit eines Menſchen, deren er ſich erinnert, iſt das ſicherſte und reellſte Gut, das überhaupt auf Erden gedacht werden kann. Die Zukunft mit ihrem idealen Inhalte iſt noch nicht und der Menſch weiß nicht, ob er ſie ſehen wird. Die Gegenwart iſt zwar, aber ihre Güter hängen von unzähligen Zufälligkeiten ab, können jeden Augenblick verändert, zerſtört werden und ſind für ihren Beſitzer ſtets eine Quelle von Unruhe und Sorge. Anders die Vergangenheit, ſie iſt ein feſtſtehendes, unveräußerliches Beſitzthum in dem Gedächtniſſe des Menſchen, ſie iſt ſein, ſo lange der Menſch denken, träumen, leben kann. Der, deſſen Vergangenheit frei iſt von Schuld, kann ſich in ihr ergehen wie in einem Paradieſe, ſie wird ihm zu einem Reiche des Glückes.

„Was nutzen mir die Freuden, welche vergangen ſind?" fragt ihr. Und ich antworte mit der Frage: „Was ſchaden mir die Leiden, welche vergangen ſind?"

Verklungene Muſik kann ich in der Erinnerung wiedergenießen, ein vergangener Zahnſchmerz bereitet mir ſelbſt bei beſtem Gedächtniſſe keine ſchlafloſe Nacht mehr. Werde ich auch trotz lebhafteſter Einbildungskraft von einer längſt genoſſenen Mahlzeit nicht mehr ſatt, ſo haben ihre Freuden doch ſtärkere Spuren in meiner Seele hinterlaſſen, als ein etwa darauffolgender Katzenjammer.

Es kommt freilich auch auf die natürliche Anlage eines Menſchen an, inwieferne er die Vergangenheit in ſeiner Seele zu nutzen weiß. Der Schwarzſeher wird ſich ſtets nur an die Leiden und das Unangenehme ſeiner Vergangenheit erinnern, die Freuden und glücklichen Stunden werden ſeinem Gedächtniſſe entſchwunden ſein, oder er wird ſolche unwillkürlich entſtellen, ſo daß er zum Schluſſe kommt, er habe ſein Lebtag nur Schlimmes erfahren. Bei dem heiter angelegten Menſchen wird das gerade umgekehrt ſein, er wird nur immer von den Freuden und Genüſſen ſeiner Vergangenheit träumen, das Bittere derſelben vergeſſen haben oder es zum Guten deuten, ſo daß er ſtets nur von einer glücklichen Vergangenheit ſprechen kann. Für ein ſolches Gemüth nun wird die Vergangenheit zu einem hohen, faſt überirdiſchen Gute. Sie iſt eine allen Fährlichkeiten entrückte idealreale Welt, ja, ſie iſt mehr als eine ſolche. Ideale wie wirkliche Dinge können ſchwanken, aufregen, täuſchen, vergehen. Die vergangene Lebensepoche hat beſtimmte Eindrücke in unſerem Haupte hinterlaſſen und vermöge der abklärenden, alle Leidenſchaften dämpfenden, alle Wunden heilenden Zeit iſt in die Erinnerung an die Vergangenheit eine, ich möchte ſagen, künſtleriſche Abrundung und Ebenmäßigkeit gekommen, die uns eben wie ein ſchönes Kunſtwerk berührt, wie ein Kunſtwerk, deſſen Gegenſtand wir ſelbſt ſind.

Das ſich Verſenken in die Erinnerung ſeiner Vergangenheit, wie beſchauliche Gemüther es in ſtillen Stunden pflegen, iſt ein Genuß, den nur Wenige kennen. Denn es paßt ſo gar nicht in unſere ruheloſe, der Zukunft mit Gier zujagende Zeit. Es eignet ſich ſo gar nicht für Leute, die den Kampf ums Daſein mitzuringen haben und doch auch ein Weniges von den Schätzen erhaſchen wollen, die in der Zukunft liegen ſollen. Zu denken, zu ſinnen, zu träumen, das iſt orientaliſcher Brauch, und die Weiſen kamen aus dem Morgenlande. Im Abendlande herrſcht nur die That, da wird ruhelos gearbeitet, oft gedankenlos angefaßt, ſinnlos gewirthſchaftet; wo es nichts zu bauen giebt, dort wird niedergeriſſen, denn nur That! That! und macht man's ſchon nicht beſſer, ſo macht man's wenigſtens anders. Das Hauptmerkmal der heutigen Geſchlechter iſt die Bewegung um jeden Preis.

Es ſcheint alſo, daß die Menſchheit ſich verjüngt habe. Zu einem Theile mag's richtig ſein; zum anderen Theile aber deutet die unerhörte Haſt, mit der heute gelebt, gewirkt und geplant wird, auf ein Fieber hin. Und wo Fieber iſt, da iſt eine Krankheit; auch der Greis geberdet ſich in ſeinem Zehrfieber manchmal noch jugendlich friſch, bevor er an Altersſchwäche ſtirbt.

Das ſei, wie es iſt. Ich für meinen Theil halte es mit den Ruhigeren, Sinnenden, Beſchaulichen. Ich blicke nicht gern gegen Amerika, wo die Sonne untergeht, ſondern lieber nach dem Morgenlande, wo ſie aufging; nicht gerne nach der Zukunft, wo man ſtirbt, ſondern lieber nach der Vergangenheit, wo man geboren wurde.

Man möge ſich nur vor dem Vorurtheile befreien, als ob das Vergangene auch das Verlorene ſei. Wie ſchon geſagt, iſt unſer vergangenes Leben erſt recht unſer Beſitz, der freilich nur durch ein gutes Gedächtniß und glückliche Seelenſtimmung vermittelt wird. Der Beſitz iſt ſo groß und real, daß er von unſerer ſteuererfindungsluſtigen Zeit eigentlich beſteuert werden müßte. Werden doch auch die Promeſſen beſteuert, deren Güter in der Zukunft liegen, warum nicht auch das Gold großer, erhebender, freudiger, holder Erinnerungen, das in der feuerfeſten Caſſe unſeres Hauptes ruht! Mir z. B. iſt die Erinnerung an meine Mutter unvergleichlich werthvoller als alles Andere, wofür ich heute ſtramm beſteuert werde. Mein Heimatshaus auf der Bergeshöhe, wie es in meiner Seele daſteht in ſommerlichem Sonnenſchein, in brauſendem Winterſturm, in lauſchiger Mondnacht, dieſes Haus mit ſeinen geliebten Menſchen und trauten Hausthieren, mit Allem, was dran und drum in unendlicher Mannigfaltigkeit lebt und webt — es iſt mein Eigenthum. Obzwar es heute ſtill und einſam ſteht, und von keinem Herrn behütet und von keinem Knecht bewacht, nach und nach in ſeinem Moder zuſammenbricht — es iſt mein reiches, unveräußerliches, von keinem „Höferecht“ beſtrittenes Eigenthum. Und ſteuerfrei! Das gleiche Eigenthumsrecht iſt mir zugeſchrieben über das Kirchlein von Kathrein am Hauenſtein, wo ich noch Jahr für Jahr die ſeligen Feſte der Kindheit begehe — in meiner Erinnerung. Ueber vierzig Jahre iſt es her, ſeit die ſüßen Lieder der Weihnacht, die frohen Weihegeſänge der Oſtern in mein gläubiges Kindesohr geklungen haben, und noch immer und immer klingen ſie mir nach, ich höre ſie, ſo oft ich will, und mit den trauten Weiſen ſtehen in mir alle Bilder und Stimmungen wieder auf, die einſt in längſtvergangenen Tagen geweſen ſind. — Das gleiche Eigenthum iſt mir ſichergeſtellt für alle Häuſer, die in jener Gegend ſtehen und in denen ich Leben, Luſt und Liebe genoſſen, für alle Wälder und Wäſſer, für alle Berge im weiten Rund und für den Himmel darüber mit all ſeinen Geſtirnen, die nicht einmal den Naturgeſetzen unterworfen ſind, ſondern kreiſen, wie ich will. Und liebe Menſchen, die ſie längſt begraben haben auf den Kirchhöfen zu Kathrein und Krieglach, deren Reſte längſt fruchtbares Erdreich geworden für Blumen und Diſteln — mir leben ſie noch, leben in Jugend und Freude, wir necken und lieben uns, und ſo wird es bleiben. Und einen hochſommerlichen Nachmittag habe ich im Waldlande, da kommt des Weges heran

— nein, das iſt ſo ſehr mein, mein Eigenthum, daß ich es nicht enthülle.

Aber nicht allein das ſonnige, wonnige Glück, auch die Stunden des Leidens, die Tage des Schmerzes, die Jahre tiefen Wehes — ſie ſind mir theuer. Und wenn ich gefragt würde, was ich lieber miſſen wollte, das Leid meiner Vergangenheit oder die Freuden meiner Gegenwart, ich wüßte mich nicht zu entſcheiden. Von den Freuden meiner Gegenwart weiß ich noch nicht, ob es rechte ſind, ob ſie haften bleiben werden in meinem Gedächtniſſe als Perlen, die ich meinem Schatze einverleiben kann. Sie ſind eben ein Gut, um deſſen Beſitz ich täglich ringen muß, für das ich noch zittere und deſſen möglicher Verluſt mir nicht aufkommen läßt den reinen Genuß, welcher ähnlich wäre jenem an der Vergangenheit, den ich im Gegenſatze zu dem irdiſchen, das ſelige Gut nennen möchte.

Unſere Vergangenheit iſt ein Bau, den wir ſelbſt aufgeführt haben und in welchem wir nun gleichſam wohnen, an ihm immer noch weiterbauen, bis zum Giebel, welcher der Hügel des Grabes iſt. Sie iſt ein Ruhepunkt, eine Oaſe, auf die wir flüchten, wenn wir erhitzt und müde ſind, und wo wir uns auf uns ſelbſt beſinnen. Ein Menſch, der ſich immer nur ſehen will, wie er iſt, wird ſich nie kennen lernen, er muß ſich auch manchmal ſehen, wie er war. Wenn es dir bevorſteht, daß du einen großen Treffer machen und nach Jahresfriſt das Geld wieder verlieren ſollſt, ſo weißt du im Voraus nicht, wie du dich dabei gehabeſt und wie das enden wird. Du magſt dir in der Theorie vornehmen was du willſt, du weißt nicht, wie du des Glückes und des Unglückes Herr werden wirſt. Sollte dir aber in deinem früheren Leben einmal Aehnliches begegnet ſein — ein jäher

Gewinn und ein großer Verluſt, und du beſinnſt dich darauf, wie du es überſtanden haſt, ſo weißt du auch für ähnlichen Fall dein künftiges Geſchick. — So ſteht in unſerer Vergangenheit — wenn wir leſen können — unſere Zukunft geſchrieben. Und jene lehrt uns auch, dieſe zu würdigen.

Nicht Der weiß ein Glück zu ſchätzen, welcher es gewonnen hat, ſondern Der, welcher es verloren. Und dieſe durch Verluſt gewonnene Weisheit iſt für ſich eine Art von Glück.

Beeinträchtigt kann der Werth der Vergangenheit durch zwei Dinge werden: durch eigene, begangene Schuld und durch die Vergiftung des Herzens. Ueber erſtere iſt weiter nichts zu reden; die furchtbare Macht des böſen Gewiſſens iſt ſprichwörtlich, ſie wandelt ſüße Erinnerungen an die Vergangenheit zu hölliſcher Pein um. Es giebt Leute, die nur darum ſo haſtig in die Zukunft hineinfliehen möchten, weil ſie ſich vor ihrer Vergangenheit fürchten. Aber auch Dem, deſſen Gemüth von fremder Bosheit einſt zerriſſen und vergiftet wurde, iſt die Erinnerung an die Vergangenheit vergällt; das herrliche Bild hat dunkle Flecken, während dort, wo zufällige Leiden waren, Thränen zu leuchtenden Diamanten geworden ſind.

Meine Jugend war das, was die Welt herbe nennt. Und doch, wenn ich mir heute etwas recht Gutes anthun will, ſo ſchau ich auf jene Zeit zurück. Sie war wohl nicht ganz ſo, wie ich ſie heute ſehe; es ſind — um nach Weltbrauch zu ſprechen — bei jenem Schatze eben auch ſchon Zinſen dazugewachſen. So ſteigt der Werth der Jugenderinnerungen mit den menſchlichen Jahren, um endlich den trübſeligen Gebreſten des Alters ein freundliches Labſal zu ſein.

In der erſten Hälfte des Lebens pflegt der Menſch nach vorwärts zu blicken und in ſeinem Auge liegt Muth, Thatkraft, Hoffnung. Dann aber wendet ſich ſachte ſein Haupt und im ernſten Blick Enttäuſchung und Ergebung ſchaut er nach rückwärts. Im Spiele des Kindes ſieht er jetzt mehr Freude, als in der That des Mannes. In der Sehnſucht des Jünglings ſchaut er jetzt mehr Glück, als in dem Erfolge des Greiſes. Es mag das ja ſein, weil uns ferne, unnahbare Gegenſtände immer reizender dünken, als nahe, leicht erreichbare; allein wahr iſt es auch, daß der Frühling mit ſeinen Blüten in alle Ewigkeit ſchöner bleibt, als der Herbſt mit ſeiner Frucht.

Im Leben wie in der Kunſt wirkt der Gegenſatz: Der Frühling erſcheint uns nie ſo ſchön, als wenn wir mitten im Winter an ihn denken, und die Jugend iſt uns nie ſo lieb, ſo rührend lieb, als wenn wir ſie uns vorſtellen, da unſer Haupt ſchon gebleichte Locken hat. Unſere Jugend kommt alſo zu ihrer wahren, von uns vollbewußten Geltung erſt, wenn wir alt ſind. Und alſo hat die Zeit für uns den höchſten Werth, wenn ſie Vergangenheit geworden iſt.

Da ſitzt der Greis im Kreiſe ſeiner luſtigtollenden Enkel. Er will ihnen Geſchichten erzählen aus ſeiner Jugend, er erzählt ſie ſich ſelbſt und über ſeine längſt vergangene Kindheit vergißt er der gegenwärtigen um ihn kreiſenden, balgenden, jauchzenden! — Dann kommt ein letzter Tag. „Nur ein kleines Weilchen noch!“ ſo bittet er den Arzt, aber das Reſtchen ſeiner Zukunft wird Tropfen um Tropfen zur Vergangenheit und mitten in ſeiner Laſt preiſt er das Stündlein der Erquickung, das er vielleicht geſtern noch hatte. In Fieberträumen ruft er mit heller Stimme einen Namen, einen fremden Namen, den Niemand zu deuten weiß. Und der Gerufene war ein blühender, fröhlicher Menſch in längſtvergangenen Tagen.

Endlich ruht er im Schreine. Die Erben zanken vielleicht um die irdiſchen Güter, die er hinterlaſſen hat. Das größte aber nimmt er mit ſich, denn es iſt unveräußerlich.

Ehret die Todten!

Einſt reiſte ein König über Land. Er ging im Kleide anderer Menſchen, um unerkannt zu ſein, denn er wollte das Volk kennen lernen. Ein Höfling begleitete ihn. Sie waren in ein Thal gekommen, das lieblich dalag wie ein Paradies. In dieſem Thale gefiel es dem Könige ſo gut, daß er ſich daſelbſt ein Sommerſchloß bauen wollte, doch beſchloß er, früher die Bevölkerung zu beobachten, denn ein ſchönes Thal allein genügte ihm nicht für ſeinen Sommerfrieden, es ſollten auch gute Menſchen darin wohnen. Der König und ſein Begleiter kamen in ein Dorf, in welchem gerade zwei Aufzüge durch die Gaſſen gingen: ein luſtiger, reichgeſchmückter und muſicirender Hochzeitszug und ein ſtill und träge dahinwallender Leichenzug. Der Höfling gedachte ſich ſofort erſterem anzuſchließen, allein der König hielt ihn zurück mit dem Bedeuten, daß ſie dem Leichenzuge folgen wollten. Der Zug bewegte ſich gegen den Friedhof. Unterwegs geſtattete der Höfling ſich die Bemerkung, daß er nicht recht einſehe, warum man das Luſtige verſchmähe und ſich an das Traurige halte? Worauf der König antwortete:

„Ich bin nicht ausgezogen, um mich zu ergötzen, ſondern um die Bewohner dieſes Gaues kennen zu lernen. In ihrer Luſt ſind die Menſchen alle mehr oder minder gleich und neigen zum Thieriſchen hin; in ihrem Schmerze und in ihrer Trauer offenbart ſich ihr Inneres, edel Menſchliches, und wenn ein Funken Göttlichkeit in ihnen vorhanden iſt, der herbe Schmerz ſchlägt ihn heraus, ſowie der Stahl den Funken aus dem Steine ſchlägt. Wenn ich ſehe, wie ſie mit ihren Weibern durch den Tanzboden fliegen, ſo weiß ich noch nichts; wenn ich ſehe, wie ſie ihre Todten beſtatten, ſo weiß ich etwas.“

Alſo ſprach der König und ſie wandelten hinter dem Leichenzuge her, dem Kirchhofe zu. Der Weg war überſäet mit Steinen; die Leute ſchrien ein Gebet und wiederholten es zehnmal und öfter. Die Klageweiber thaten ihr Beſtes. Kein ſchattiger ſchirmender Baum ſtand da. Die hölzerne Einfriedung war ſtreckenweiſe gebrochen und lehnte ſich an die wilden Büſche. Einige prunkhaft angelegte Denkmäler ſtanden da, von welchen der Mörtel ſich loslöſte oder das Geſimſe herabgebrochen war. Die Hügel waren überwuchert von Gras, ſelbſt von Neſſeln, und die wenigen Blumenbeete machten ihre Verwahrloſung erſt recht deutlich. Die Gräber waren in willkürlicher Lage, das eine hoch aufgehäuft, das andere tief eingeſunken, und die Steige führten planlos darüber hin. In dem Erdhaufen des aufgewühlten Grabes war ein Gemenge von morſchen Sargbrettern und Knochen. Unter lärmendem Gebete und grellen, verzweifelten Klagen der Angehörigen wurde der Sarg polternd in die Tiefe geſenkt, Mehrere goſſen aus Gläſern und Töpfen Weihwaſſer hinab — bald darauf ſetzten die Leute ihre Hüte auf, gingen auseinander und ſprachen von alltäglichen Geſchäften.

Der König blickte den Höfling an und ſagte: „In dieſem Thal baue ich mein Sommerſchloß nicht. Hier ſind die Leute undankbar und roh, ohne Idealismus und ohne Herz — ſie ehren ihre Todten nicht."

„In dem Hochzeitshauſe hätten wir ſie vielleicht von einer beſſeren Seite kennen gelernt," bemerkte der Höfling. Da kam ein Bote gegangen, der ſagte zum Todtengräber: „Mach ein neues Loch, morgen bringen wir wieder Einen. Beim Hochzeitsfeſte im Wirthshauſe haben ſie gerade Einen erſchlagen."

Der König blickte den Höfling an. Beide ſchwiegen und wanderten weiter.

Wenn dieſer weiſe König heute unſere ſchönen Länder bereiſen würde, um einen Platz für ſein Sommerſchloß zu ſuchen, und die Menſchen darnach beurtheilte, wie ſie ihre Todten ehren — er würde bei uns kaum bauen.

Seinerzeit habe ich von dem übergroßen, läppiſchen Prunk geſprochen, der auf unſeren Stadtfriedhöfen herrſcht und zu Allerſeelen allemal wie eine Modeausſtellung von Trauerwaaren ſich breit macht. Heute ein Wörtchen über das Gegentheil, welches man auf unſeren Landfriedhöfen findet.

Vor Zeiten hat man die Friedhöfe um die Kirchen herum angelegt. Mitten in einem Kreiſe von Todten, durch Gräberwälle abgegrenzt von der Welt und dem Weltlichen, im Gotteshauſe gleichſam an der Ewigkeit Schwelle zu ſtehen — es mag ſinnig und ſtimmungsvoll geweſen ſein. Aber weil der Friedhof ſo als Tummelplatz für die Kirchengänger, wenn nicht gar manchmal für den Jahrmarkt, diente, ſo konnte von einer Gräberehrung keine Rede ſein. Die Kreuze wurden einfach an die Mauer genagelt, wo ſie eben Platz hatten, die dazugehörigen Gräber waren weitum zu ſuchen, waren der Erde gleich gemacht und wurden jeden Tag hundertmal mit Füßen getreten, was freilich den Todten nicht mehr wehe that, was aber den Lebendigen hätte weh thun müſſen. Zum Glücke waren dieſe nicht wehleidig, wenn es nicht gerade an ihr eigenes Fleiſch oder an ihren Geldbeutel ging. — Der Lebende hat ſonſt immer recht, aber manchmal haben die Todten auch noch ein gewichtig Wort, und ſie drohten mit Seuchen! Daher befahl das Geſetz, daß man die Kirchhöfe fürder nicht mehr um die Kirche und mitten in den Ortſchaften dulden dürfe, ſondern ſie hinaus an entlegenere Stellen verlegen müſſe.

Da bot denn manche Gemeinde ihre Geiſtesfähigkeit auf, um dem Friedhof auf dem möglichſt ungünſtigen Orte anzulegen: an Straßen und Kreuzwegen, an Bächen und Eiſenbahnen, in Sandhalden, an ſteilen Lehnen u. ſ. w. Und faſt immer auf einer Anhöhe, die höher als der ganz nahe ſtehende Ort lag, damit von den Gräbern das Waſſer in die Gärten ſickern und ſich in die Brunnen ſenken konnte. Es iſt unglaublich, aber es iſt wahr, daß man unter unſeren Landfriedhöfen mehr als zwei Drittel finden kann von ſolchen, die höher liegen als der Ort, ja manche unmittelbar ſo, daß an deren Fuß die Trinkbrunnen fließen.

Wenn man die Todten erhöhen will, ſo ſollte man es nicht auf Gefahr der Lebendigen thun. Ich ſtimme für eine andere Erhöhung und Ehrung.

Wer einen Begriff bekommen will davon, wie das „heilige Feld“ ausſehen ſoll, der gehe nach Italien, oder hinaus zu den Evangeliſchen ins Reich. Wie viel Kunſt und Geſchmack! Wie viele Zeichen der Liebe! Wie das Gotteshaus, ſo iſt auch der Gottesacker eine Stätte der Andacht, der Sammlung, der Erbauung. Duldet unſer Klima gleichwohl nicht Marmorgebilde im Freien, ſo ſoll doch das, was wir haben und aufrichten können, von Geſchmack und Würde ſein. Ein einfaches Holzkreuz, ein ſchlichter Stein, ein Blumenbeet, ein Baum — es iſt ja edel und es iſt genug. Nur gepflegt und betreut ſoll es ſein, die Ziegen ſollen nicht auf Gräberraſen weiden, die Gebeine ſollen ſorgfältig geſammelt und wieder beſtattet werden, die Wege ſollen nicht über Grabſtätten gehen, und wenn für den unten Ruhenden ſchon kein Platz mehr war auf dieſer Erde, ſo ſollte doch für deſſen Hügel einſtweilen noch einer ſein, bis der nächſte den Einen ohnehin verdrängt.

Was heute auf Dorffriedhöfen noch Schönes zu finden iſt, das ſtammt größtentheils aus älterer Zeit: die würdigen Holzkreuze mit edel geſchnitzten Chriſtusbildern, die kunſtvollen Schmiedeiſenkreuze, die Urnendenkmale griechiſchen oder romaniſchen Stiles, das giebt noch Stimmung. Heute plumpe Gußeiſenkreuze mit ebenſo plumpen Bildniſſen, und die unendlich geiſt- und ſeelenloſen Steinobelisken, einer wie der andere, von Geſchmackloſigkeiten höheren Stiles nicht zu reden. Man ſieht, wie nüchtern und phantaſielos wir werden. Unſere Denkmale werden nicht von warmer Menſchenhand erzeugt, ſondern in der Fabrik, darum iſt kein Herz in ihnen.

Manche Friedhöfe bleiben kahl und ganz öde, kaum von einem rohen Zaun umgeben; raſenloſe, ſtellenweiſe aufgewühlte Erde allein giebt davon Zeugniß, daß hier, vielleicht noch obendrein zu ſeicht gegrabene Gräber ſind.

Von einer materialiſtiſchen Richtung wäre es am Ende ja begreiflich, wenn ſie die letzte Ruheſtätte des Menſchen zu einem Schindanger herabwürdigte, denn dieſe Materialiſten finden eine wahre Wolluſt darin, im Kothe zu waten und Aas zu ſein. Allein von den Vertretern der Kirche, die doch den Kirchhof zu beaufſichtigen haben, iſt es unbegreiflich, daß ſie auf die würdige Pflege der Friedhöfe im Allgemeinen ſo wenig Gewicht legen. Zwar iſt es ihre Art, die Augen der Hinterbliebenen nicht auf den Grabhügel, ſondern vielmehr auf das Fegefeuer zu lenken, in welchem die abgeſchiedenen Seelen möglicherweiſe ſchmachten können, allein es iſt doch auch eine Pflicht da, und es iſt eine chriſtliche Tugend, die Todten und ihr ſichtbares Andenken zu ehren. — Das Grab iſt ein ethiſch wichtiger Factor. Ein Grab auf dem Kirchhof predigt in ſeiner tiefen Lautloſigkeit oft eindringlicher, als der Prieſter auf der Kanzel. Die Achtung vor den Todten wandelt ſich leicht in Liebe zu den Lebendigen. Die Nächſtenliebe iſt eine Blume, die nirgends beſſer gedeiht, als auf Friedhofserde. Der Kirchhof iſt die Stätte, wo in unſeren Vorfahren die Vorzeit uns noch ihre kühle Hand herüberreicht, an ihre Thaten und Tugenden mahnt, aber auch an ihre Leiden und Enttäuſchungen.

Im Angeſichte der Verrottung auf unſeren Friedhöfen taucht öfter und öfter der Gedanke an die Feuerbeſtattung auf. Dieſe Feuerbeſtattung wäre das Zweckmäßigſte und wird über kurz oder lang ſicherlich wieder eingeführt werden. Ich perſönlich kann mich für die Leichenverbrennung zwar nicht erwärmen. Ich ſehe in den Gräbern eben einen moraliſchen Werth, den einer ſichtbaren Erinnerung an liebe Heimgegangene und einer Mahnung zu lieben, ſo lange man lieben kann. Das aus Gräbern immer wieder in allen Geſtalten aufſprießende Leben iſt uns eine, wenn auch nur ſymboliſche Verheißung der Unſterblichkeit. Bei der Leichenverbrennung wird alle Vorſtellung künftigen Werdens ausgetilgt; obzwar ſelbſt in der Aſche noch Lebenskraft ruht, ſo iſt Sterben und Verbranntwerden doch wie ein zweimaliges

Vernichtetwerden. Jeder, der ein gottbegnadetes Herz hat, der ſieht in den Friedhöfen nicht allein den Sarg einer vergangenen Welt, ſondern auch die Wiege eines neuen Lebens.

Eines Tages wohnte ich einem Begräbniſſe bei, an welchem die Verwandten des Verſtorbenen in ihrem Schmerze ſich wie wahnſinnig geberdeten. Nur ein junger Menſch, der Sohn des ins Grab fahrenden Vaters, blickte zwar thränenden, aber verklärten Auges unverwandt aufs Fenſter des Beinhauſes hin. Als die Menge ſich vom Grabe ſchon entfernt hatte, ſtand er immer noch ſo da. Trat ich endlich zu ihm und fragte, was er ſehe?

„Durchs Beinhaus ſehe ich," ſagte er faſt mit Entzücken. „Zum einen Fenſter hinein, zum anderen hinaus, den Roſenſtrauch. Mein Auge durchdringt die Todesnacht und erblickt das neue Leben jenſeits des Grabes."

Unſere Natur ſchaudert vor verweſenden Körpern von Mitmenſchen. Es iſt aber nicht allein das Grauen des Abſcheues, es iſt vielmehr noch das Grauen vor dem Geheimniſſe. — Die kluge Welt liebt es zwar, den todten Menſchenkörper mit dem eines todten Thieres zu vergleichen. Sie dünkt ſich mit ſolchem Vergleich ſehr weiſe und unbefangen. Ich laſſe nun Jedem das Vergnügen, nach Herzensluſt Thier zu ſein. Ich für meinen Theil aber habe Achtung vor einem Stück Erde, das einmal das edle Gebilde eines Menſchen geweſen, in welchem ein gütiges Herz geſchlagen, die Vernunft gewohnt hat. Ein Gehirn, das den Blitz geleitet und den Lauf der Sterne ergründet hat, eine Hand, welche die ſixtiniſche Madonna gemalt, ein Herz, das fähig war, zum Wohle der Menſchheit freiwillig zu verbluten, iſt nicht von jenem Stoffe, aus welchem die Natur Hunde und Maulthiere formt. Ich will das Thier nicht erniedrigen, indem ich den Menſchen erhöhe, auch in ihm waltet zielbewußt und groß die Natur. Allein die Flamme Gottes iſt nicht in ihm, dieſe brennt auf einem weit feineren Dochte. Und wenn unſere grobtappende Chemie keinen Unterſchied findet zwiſchen der Aſche des Menſchen und der des Thieres, ſo findet ſie ihn eben nicht. Bei gleichem Stoffe hätte ja doch die gleiche Kraft zu Tage treten müſſen, um „Kraft und Stoffleriſch" zu reden. — Und ſelbſt wenn wir es zugeben könnten, daß in der That kein ſtofflicher Unterſchied ſei zwiſchen dem Körper eines Menſchen und dem eines Thieres, ſo giebt es ewig den Unterſchied, den unſer Gefühl, unſer Gemüth ſieht.

Wer die Kinder nicht liebt und die Todten nicht ehrt, der iſt kein guter Menſch. Den Kindern haben die Gemeinden ſtattliche Schulhäuſer gebaut; die Todten verlangen ſo viel nicht. Aber daß der Ort ihrer ewigen Raſt nicht entweiht werde durch Verwahrloſung und Ungeſchmack, das iſt ihr Recht. Ihres und das unſere! Denn unſer Herz, wenn es pietätvoll und dankbar iſt, bedarf es ja, daß die Ruheſtätte geliebter Menſchen würdig und heilig ſei. —

Dem Vorſtehenden ſei als Beiſpiel die folgende „Zuſchrift" an den Verfaſſer dieſes Buches angeſchloſſen.

„Ich hatte eine junge, ſchöne, engelsmilde, heißgeliebte Schweſter.

Und als ſie neunzehn Jahre alt war und lieblich wie eine Lilie und ſo ſanft und hold wie ich glaube, daß auf Erden ein ähnliches Weſen nicht mehr zu finden iſt, und gerade als es mir klar war, wie unbeſchreiblich ich ſie liebte, da ließ ich ſie eine Klafter tief in die Erde verſcharren.

Und das ging ſo zu. Als Erneſtine achtzehn Jahre und einige Monate alt geworden, begann ſie ſachte bläſſer und ätheriſcher zu werden und der Arzt rieth einen ſüdlichen Curort an. Anfangs war ſie damit freudig einverſtanden, als jedoch die Abreiſe herankam, bat ſie in rührender Weiſe, man möge ſie nicht in die Fremde ſchicken. Aber wir alle redeten ihr zu, drängten ſie hinaus, wie es ja herkömmlich iſt in unſerer Zeit, daß man den Menſchen, wenn er krank wird, von daheim verbannt und in die weite Welt hinausſtößt. Sie gab ſich geduldig darein und ich begleitete ſie.

Der Curort war ſehr ſchön und, nach den Büchern und Zeitungberichten, die darüber geſchrieben worden, auch ſehr heilkräftig, aber Erneſtine war ſtill und betrübt, ſie litt an Heimweh. Doch es war eine ſechswöchentliche Cur verordnet worden. In der dritten Woche war ſie ſchon ſo ſterbenstraurig, daß ich zur Abbrechung der Cur und zur Heimreiſe willigte, aber nun war ſie nicht mehr fähig zu reiſen. In der vierten Woche iſt ſie bei vollem Bewußtſein ſanft verſchieden. Ihr letztes Wort war: „So ſehe ich dich nimmer, du Heimat.“

Ich ging auf das Telegraphenamt, traf mancherlei Anordnungen, und als ich hierauf wieder zurückkehrte in ihre Wohnung, um ſie ſchön und in einem Blumengarten aufbahren zu laſſen, war die Leiche nicht mehr da. Nach der Vorſchrift des Curortes war ſie ſofort in einen Sarg gethan und in die Todtenkammer des nächſten Bauerndorfes überführt worden.

Allſogleich eilte ich dahin. Der Friedhof lag auf einem ſchattigen Abhange in der Nähe einer rauchenden Ziegelbrennerei. Die Umzäunung beſtand aus morſchenden Bretterlatten und Brenneſſeln, der Boden war uneben holperig. Die meiſten Gräber waren eingeſunken, mit Unkraut bewuchert, auf den neueren bemerkte man von Thieren nicht bloße Klaueneindrücke, ſondern auch andere Spuren. Die Holzkreuze ſtanden alle ſchief, nach links, nach rechts, nach vorne, nach hinten geneigt, ſo daß es ſchien, als ſeien ſie beſoffen und wackelten hin und her. Ich ging durch hohes wildes Gediſtel dahin und ſcheuchte Kröten auf. Die Todtenkammer war gemauert, aber die Mauern hatten große Riſſe und ſtellenweiſe keine Tünche, auf dem modernden Schindeldache wucherte grünes Moos. Die windſchiefe Thüre ſtand halb offen, ſie hatte kein Schloß um verſperrt zu werden, wahrſcheinlich war es geſtohlen worden; an der Stelle, wo es angeſchlagen geweſen, ſah man noch die Löcher. In der Kammer war es ganz dämmerig, in einem Winkel lag halbverfaultes Stroh, an einer Ecke lehnte ein ſchwarz angeſtrichener Schragen, daneben auf dem Ziegelboden ſtand der braune Holzſarg, in welchem meine Schweſter lag.

Ich begehrte eine ordentliche Aufbahrung, ſie wurde mir verſagt, denn es war nirgends ein Platz dazu. Die Curorte verleugnen ihre Todten, denn die Todten machen ſchlechte Reclame. Zur Ueberführung der Leiche in die Heimat waren die Mittel nicht vorhanden, alſo mußte ich mich entſchließen, das liebe Kind in der öden Fremde zu begraben. Wie wehe mir war, das kann ich nicht ſagen.

Unmittelbar nach dem einfachen Begräbniſſe ging ich dem Bahnhofe zu, allein dort packte mich die Sehnſucht, noch einen einzigen Blick auf den Sarg der Verlaſſenen zu thun, mit ſolcher Gewalt, daß ich noch einmal umkehrte nach dem Friedhof. Es war ein trüber, regneriſcher Abend, das wuchernde Unkraut bog ſich vor Näſſe, die lehmige Erde legte ſich ſchwer an das Schuhwerk. Alles glitſchig, aus dem Boden ſchaute dort und da ein Knochen hervor, und die dunſtige Luft ſchlug ſtellenweiſe einen Geruch nieder, der mir den Athem verlegte. Die unförmige Grube war ganz am Rande, Trümmer des Zaunes ragten über das viel zu ſeichte Grab herein und das Unkraut ringsum war niedergedrückt von den lehmigen Erdlaſten, die man darauf hingeworfen hatte. Der Sarg, welcher ganz ungleich geſtellt worden, ſo daß die Kopfſeite niedriger lag, als die Füße, war ſchon zum Theile mit knolligen Erdſtücken bedeckt. Ein alter mühſeliger, mißmuthiger Mann und ein altes keifendes Weib waren eben daran, mit Schaufeln das Erdreich hinabzuwühlen. Aber das ging überaus mühſelig und langweilig. Und die beiden Greiſe waren über die Maßen häßlich, er mit rothen Triefaugen und ſie mit ſtieren Glotzaugen; zahnlos, fahle Haarfetzen hingen ihr aus dem großen Filzhute hervor, den ſie auf hatte. Und noch weit häßlicher machte ſie das Unwillige, Träge, Galliſche, das in ihrem Weſen lag. Daneben ſtand ein etwa fünfjähriger Knabe in zerlumptem Beinkleidchen, auf dem Kopfe einen ſchwarzen zerriſſenen Strohhut, das Geſicht grünlich gelb und ſchmutzig! Mit den mageren Barfüßen quatſchte er im lehmigen Moraſt umher und ſtieß manchmal einen krächzenden Ton aus. Später merkte ich, daß er ein dürres Rind, welches auf dem Friedhof graſte, zu bewachen hatte, damit es nicht durch den zerriſſenen Zaun hinausging. Das Ganze war ein ſo widerliches Bild, wie ich all meiner Tage keines geſehen hatte. Um es richtig beſchreiben zu können, müßte ich ein Zola ſein. Und in dieſer Wüſte von Häßlichkeit ſoll meine holde Schweſter gebettet ſein? Beiden Grableuten riß ich die Schaufel aus der Hand. „Ihr gehört ins Verſorgungshaus!“ rief ich ihnen in bitterem Zorne zu, und begann ſelber das Grab zuzuſchaufeln, in der feſten Abſicht, das geliebte Herz an ſolcher Stelle nicht verweſen zu laſſen, ſondern ihm bald anderswo eine freundlichere Ruheſtätte zu erwerben. Schande und Schmach rief ich über eine Gemeinde, welche den Weiheort ihrer Todten ſo abſcheulich vernachläſſigt!

Aber wie jener Friedhof in der Nähe des ſchönen Curortes iſt, ſo giebt es zahlloſe Dorffriedhöfe im Lande. Die Gräber läßt man ſich bezahlen, verkauft womöglich ein und dasſelbe Grab in wenigen Jahren mehrmals, im Uebrigen ſucht die Kirche die Erhaltung des Friedhofes der Gemeinde zuzuſchieben und die Gemeinde wieder behauptet, ſie ginge der Kirchhof nichts an, das wäre des Pfarrers Acker. Die Folge iſt, daß dieſer „Acker“ halb einer Wildniß und halb einer Ruinenſtätte ähnlich ſieht.

Möchte die Regierung nur einmal Boten ausſchicken, um zu ſehen, wie es auf vielen unſerer Dorffriedhöfe hergeht, ſie würde Wunder erfahren! Sie würde ſehen, wie die Friedhofsverordnungen mitunter gehalten werden. Ich kann nicht alle meinen, ſondern nur einzelne, und weiß genau, welche ich meine. Aber die Verwilderung allein iſt es nicht.

Ich habe nie die Stumpfheit einer Bevölkerung begreifen können, die ſolcher Wirthſchaft ruhig zuſchaut und im Schlendrian ſelber mitthut. Wenn man ihr ſchon keine Pietät für ihre Todten zutrauen kann, ſo ſollte ſie ſich wenigſtens vor den Seuchen fürchten, mit welchen die ſchlechtverwahrten Todten ſich rächen können! Da iſt in manchen Orten ein Verwundern und Klagen über die große Sterblichkeit! Daß ſie die geheiligte Stätte ſo vernachläſſigen, bis dieſelbe zu einem Giftherde wird, daran denken ſie nicht.

Und die Kirche! Wie heftig wehrt ſie ſich gegen die Leichenverbrennung! Ich ſage, wenn ſie auf den Kirchhöfen das Unweſen duldet, welches den ſonſt erhebenden Ort ſo widerlich macht, dann darf ſie ſich wohl nicht wundern, wenn ſich immer mehr und mehr Leute für die Verbrennung entſcheiden. Ich war urſprünglich ein Gegner der Leichenverbrennung, aber ſo oft ich einen verlotterten pietätlos gehaltenen Friedhof ſehe, nähere ich mich ſtets einen Schritt dem Syſteme der Verbrennung. Und alſo habe ich unter großem Opfer ſeitens der Familie in der That Anſtalt getroffen, daß meine arme Schweſter Erneſtine aus jenem ekelhaften Orte gehoben und nach Gotha überführt wurde.

Oder Ihr, die alles Bevormundenden, erlaubt es doch wenigſtens, daß man ſeine Lieben im heimatlichen Garten beſtatten darf, unter der Linde, in einem Haine von Eichen oder Fichten, oder an einem anderen profanen Orte, der doch nie ſo profanirt werden wird, als euere Kirchhöfe es ſind. Wenn ihr uns aber auf den gemeinſamen Kirchhof zwingen wollt,*) ſo müſſen wir euch zwingen, dieſen Kirchhof geſetzmäßig ſeiner Bedeutung würdig zu verſorgen.“

---

*) Es iſt übrigens Niemand gezwungen, auch der Katholik nicht, ſich auf einem Kirchhofe begraben zu laſſen.

Der Herausgeber.

⁂

Das heilige Bildniß.

Wie kurz die Lebenszeit und wie lang eine Nacht für den Kranken, der nicht ſchlafen kann! Und wie furchtbar das, was ich einſt erfahren habe!

Erſchöpft und ſchlaflos lag ich da und zählte die Stunden, und zählte das Tiktak der Uhr — die Pulsſchläge der Zeit. Nach einer kleinen Ewigkeit, in der ſich phyſiſche Schmerzen und beängſtigende Träume fortwährend durch meine Seele geflochten hatten, war es drei Uhr. Dann die zweite Ewigkeit. Gottlob, nun wird es bald tagen. Die Gaslaterne draußen, welche die ganze Nacht über ihre ruhige Fenſtertafel auf meine Zimmerdecke gelegt hatte, wurde ausgelöſcht. Auf den Gaſſen rollten ſchon die Wagen, der Zeiſig im Bauer begann die Schläfrigkeit von ſeinen Fittichen zu ſchütteln, aber der blaſſe Dämmerſchein an der Wand wollte ſich noch nicht einſtellen. Es mußte ſchwerer Nebel liegen über der Stadt. Es ſchlug ja ſchon ſieben Uhr, es ging gegen acht Uhr. — Was iſt denn das? Noch immer finſtere Nacht! Plötzlich kommt mir ein gräßlicher Gedanke, ich ſpringe aus dem Bett, ich ſtreiche ein Reibholz, hell auf zuckt das

Flämmchen. Ich athme auf, erblindet bin ich nicht. Ich gehe zur Uhr, der Zeiger rückt auf Neun und es ſchlägt dieſelbe Stunde. Ich eile ans Fenſter, draußen iſt ein ſeltſames Lärmen, Handlaternen zucken hin und her und am Himmel bleibt es finſter. Ich ſchlage den Kalender auf, keine Sonnenfinſterniß ſteht drin. Durch die Thürfuge wird wie gewöhnlich das Morgenblatt hereingeſteckt — politiſches Gezänke, vermiſchte Nachrichten, geſchäftliche Ankündigungen, marktſchreieriſche Unterhaltungsanzeigen für dieſen Tag die Menge. Es bleibt finſter. Ich faſſe mich an den Gliedern, rüttle mich, um aus dem beängſtigenden Traum zu kommen, aber ich wache ja, ſehe von der Lampe beleuchtet alle Gegenſtände meines Zimmers klar und beſtimmt. Sehe an der Wand die Bildniſſe der lieben Menſchen, die auf dem Kirchhofe ſchlafen, ſehe und höre meinen kreiſchenden Vogel, der unruhig flattert und mit angſterfüllten Augen auf mich herſchaut. Meine Stirne iſt nicht heiß, mein Puls geht kaum ſtärker als gewöhnlich, fünfundſiebzig Schläge in der Minute. Der Zeiger ſteht auf halb Zehn, im Zimmer Nacht, draußen Nacht. Heute bleibt die Sonne aus, oder ich bin wahnſinnig geworden.

Ich eile nun aus dem Hauſe. Auf der Gaſſe verwirrte Menſchen, ſie ſchreien, ſtöhnen oder huſchen ſtill dahin und prallen aneinander. Man ruft, die Straßenlaternen ſollen wieder angezündet werden. Welch ein Verlangen! ſie brennen nicht einmal in Vollmondnächten, wie erſt mitten im Tage! Die Uhren ſchlagen die eilfte Stunde, am Himmel keine Wolke, es funkeln die Sterne, aber mancher Himmelskundige will bemerken, daß es fremde Sterne ſeien, oder aus ihren Geleiſen geſprungen. Da werden auch ſchon Rufe laut: Die Welt iſt entgleiſt! Schreckliche Rufe der Verzweiflung, aber noch ſchrecklichere die der Gotteslästerung, des Aufruhrs, der wilden Gier und Freude an der neu einbrechenden Geſetzloſigkeit.

Ich eile zu einem bekannten Doctor für Nervenleidende, um ihn zu bitten, daß er mich in eine Heilanſtalt für Geisteskranke bringen möge. Er iſt umringt von Vielen, die ähnliches Begehr haben, er hält mit beiden Händen ſeinen Kopf und ſagt: „Liebe Leute! Auch ich bin wahnſinnig geworden, oder es iſt das Weltende da!“

„Wenn es bloß das wäre!“ verſetzte Einer, „aber ich fürchte die Welt iſt nur verrückt, wir haben die nordiſche Nacht, die vielleicht ein halbes Jahr dauert, oder ein ganzes, oder immer, wir verhungern und erſtarren eines langſamen Todes. Nicht das Sterben fürchte ich, ſondern das, was wir früher noch erleben werden.“

Ich gehe zu einem Aſtronomen. Mit Noth taſte ich mich die finſteren Treppen empor in ſeine Stube. Da ſitzt er bei der Ampel und rechnet. Simulirt und rechnet, ſchüttelt den Kopf, rechnet dann gelaſſen weiter. Plötzlich beleben ſich ſeine Züge. „Es ſtimmt,“ murmelt er.

Ich bitte ihn um wiſſenſchaftliche Erklärung des unerhörten Naturzuſtandes.

„Wie aus dieſen Ziffern erſichtlich,“ ſagt der Gelehrte, „tritt das Ereigniß in regelmäßigen Zwiſchenräumen von 19673·4099 Sonnenjahren ein. Muß aber bemerken, daß der Decimalbruch, um mich populär auszudrücken, ein unendlicher iſt, daher bei Berechnung der Rotirung unſeres Planeten während ſeines Laufes auf der elliptiſchen Bahn genauer als auf das Fünftel einer Secunde nicht wohl beſtimmt werden kann. Daſſelbe Verhältniß — um mich populär auszudrücken — auch im Raummaße. Theilt man nämlich die Planeten in Bezug auf die Entfernung von der Sonne in Theile wie 4 : 13, bei Anderen in 197 : 9801 u. ſ. w. ein, ſo —“

Da ſehe ich: Auch hier iſt es finſter. Als ich wieder auf die Gaſſe komme, iſt das Menſchengewoge ein noch wilderes, als vorhin. Viele Leute haben — wie man bei den jetzt angezündeten Laternen ſieht — fahle Geſichter und eisgraue Haare. Andere ſind ausgelaſſen und treiben es wie beſeſſen. Schon iſt ein neuer Induſtriezweig da, ein Mann ſchreit in cyniſcher Weiſe ſeine neuerfundenen Patent-Lampions aus, die man auf den Hut ſtecken kann. Ueberall auf Straßen und Plätzen tansparente Vergnügungsanzeigen. Manchem iſt das zu wenig, ſie ſind auf Zinnen und Thürme geſtiegen, um auszublicken nach einer Morgenröthe. Ein lauer Wind trägt vom Parke her die Blüten der rothen Quitte und des Apfelbaumes und — wie unheimlich zu ſolcher Tagesſtunde! — in einem Buſche ſchlägt die Nachtigall.

Am heimlichſten iſt's noch in den Weinkellern, Bierhallen, Theatern und in ſonſtigen Räumen, die man nur bei künſtlichem Lichte zu betreten gewohnt iſt. Aber der Wahnſinn feiert hier überall ſein Gelage und den Ballettänzerinnen wird zugejubelt, als wären es kreiſende Sonnen.

Ich will mir Zerſtreuung und Troſt in der Kunſt ſuchen. Ich höre wohl die nervendurchwühlenden Töne der Oper, aber immer muß ich denken: Es iſt finſter. Ich ſehe wohl die Sculpturen der Hellenen, aber ich weiß, die Sonne hat uns verlaſſen und mir iſt ach und weh zum Sterben. Ich irre auf öden Straßen und in Wildniſſen um. Zwiſchen ſchaurigen Bergeswuchten ſteht ein Kirchlein und ſtill leuchten darüber die Sterne des Himmels. Ich trete ein und ſehe, von zwei Kerzen milde beleuchtet, ein wundervolles Bildniß. Es iſt die Mutter mit dem Kinde. Maria mit dem kleinen

Heiland. Ich ſchaue in das milde, reine, himmliſche Angeſicht, da iſt mir, als gehe ſachte, ſachte die Morgenröthe auf. Hinſinke ich vor das Bildniß, Hoffnung und Vertrauen erwacht. Eine Frau ſitzt im himmliſchen Rath, da können wir nicht verloren ſein. Ein heftiges Weinen überwältigt mich, da fühle ich auf meiner Stirne eine ſanfte Hand. Die Augen ſchlage ich auf, es iſt lichter freundlicher Tag und an meinem Bette ſteht die geliebte, treue Lebensgefährtin und frägt mich liebreich, was mich im Traume denn ſo ſehr bewegt habe?

„Anna," ſage ich, „ſo lange ich lebe, ſoll das Bildniß, welches dort an der Wand hängt, mit Immergrün und Roſen bekränzt werden. Ich habe dieſe Muttergottes eben im Traume geſehen. Sie hat mich erlöſt aus Grauen und Bangniß. Lege Deine Hand an meine Bruſt, nicht wahr, wie wild es noch tobt, da drinnen! Nichts iſt denkbar, das ſo ſchrecklich wäre, wie Finſterniß. Die Himmliſche hat mich getröſtet, Du haſt mich aufgeweckt. In dieſem lieblichen Bildniß will ich die Himmliſche und die Irdiſche verehren. Dieſer heiligen Maria mit dem Kinde will ich die Lieder weihen, die ich edlen Frauen ſinge; dieſer göttlichen Königin will ich die Kränze opfern, die ich Dir, mein geliebtes Weib, flechte. Welch gräßliche Nacht auf Erden, wenn nicht Frauenaugen leuchteten! welch ein dunkles Leben müßte ich vertrauern, wenn Du nicht wäreſt!

Die Frau im Himmel iſt das Licht des Glaubens, die Frau auf Erden das Licht des Lebens.

Das Reich des Uhu.

Eines Abends zur ſpäten Stunde kam ich in eine große Stadt. Ich irrte durch die Gaſſen wie durch eine Wildniß, denn ich war fremd. Die Gaſthöfe waren überfüllt, der Muſentempel war bereits geſchloſſen, doch ſchritt aus einem Hinterpförtchen desſelben noch ein Mann, an dem ich — ſeltſam genug — einen alten Jugendfreund erkannte.

Dem klagte ich meine Noth, daß ich zwiſchen den Tauſenden von Dächern obdachlos wäre. „Komm' mit mir," ſagte er, „ich will Dich in einen guten Hort geleiten."

Er nahm mich an der Hand, führte mich durch viele Gaſſen und endlich in ein finſteres Gebäude. Die Vorhallen, durch die wir ſchritten, waren ſo unheimlich, daß ich ſtehen blieb und ſagte: „Ich gehe nicht weiter, ſo lange ich nicht weiß, wohin."

„Gehe nur weiter," ſprach er, und mit kräftigem Arm geleitete er mich durch düſtere Säle. In einem derſelben, der durch eine Pechlunte mit roſtigem Schein erhellt war, blieben wir ſtehen, mein Gefährte hob einen Hammer und pochte an die Thür. Dieſe ging auf, ein ſchlanker Mann im weiten

Mantel, mit Lanze und Helm trat heraus und fragte mit heiſerer Stimme nach unſerem Begehr.

„Ich, Ritter Kuno der Drachenſchwanz, geleite einen müden Pilger und heiſche Eintritt in die Burg.“ So mein Führer.

Der ſchlanke Mann verſchwand, kehrte aber bald wieder und ſagte: „Dem Ritter Kuno iſt der Eintritt ja nicht verwehrt, und nicht ſeinem Genoſſen!“ Wir traten ein.

Wir traten in einen großen, altgothiſchen Saal, der mit Fackeln und Ampeln beleuchtet, mit Fahnen und Standarten geſchmückt war, und in welchem an Tafelrunden Männer in alter Gewandung ſaßen, viele angethan mit Zeichen hoher Würde. Als wir eintraten, läutete eine dumpfe Glocke; hierauf ging uns entgegen ein Mann mit ſtählernem Bruſtpanzer, auf welchem eine Eule war. Dieſer fragte nach unſerem Begehr und mein Führer antwortete wie früher vor der Pforte.

Bald hernach öffnete ſich eine Gaſſe zwiſchen Rittern und Knappen hin, zwiſchen zwei Reihen von Hellebarden. Wir ſtiegen Stufen hinan bis vor einen Altar, an welchem ſtill und düſter zwei blaue Flammen lohten und auf welchem ein großer Vogel ſaß. Mein Führer kreuzte ſeine Arme über die Bruſt, verneigte ſich ſehr tief vor dem Altare und murmelte: „Uhu!“ Dann winkte er mir, das Gleiche zu thun.

Als dieſes geſchehen war, wendeten wir uns einer Tafelrunde zu, an welcher vor gewaltigen Humpen auf Thronen drei ehrwürdige Greiſe ſaßen, in leuchtenden Gewändern, geziert mit Orden und goldenen Ketten. Auch vor dieſen verneigten wir uns tief und mein Begleiter, der mich an der Hand hielt, ſagte, gegen ſie gewendet, mit Geberden tiefer Ehrfurcht: „Herrlichkeit! Du biſt das Licht! Ich, Ritter Kuno der Drachenſchwanz, habe auf der Heide einen Pilger gefunden, der im Verſchmachten war. Ich habe ihn in die Burg geleitet und erhebe für ihn meine Fürbitte, daß er für kurze Weile Atzung und Hort finde in Uhus Reich."

Auf Solches wendete ſich von den drei Greiſen jener, der in der Mitte ſaß, und ſprach: „Unſerem lieben und getreuen Ritter Kuno den Drachenſchwanz ſind wir in Gnaden gewogen. Jedoch begehren wir zu erfahren Name und Artung deſſen, dem wir unſere Hut gewähren."

Hierauf verneigte ſich mein Begleiter und ſagte: „Herrlichkeit! Du biſt das Licht! Der Mann, den ich Eurer Gnade empfehle, iſt mir bekannt ſeit Jahr und Tag. Sie nennen ihn Poetrus, deſſ' Beruf es iſt, in Wort und Schrift die Menſchen zu ergötzen und zu erbauen. Seine Tugend iſt, daß er ſeine Ehre niemals vertauſcht hat für Ehren. Aber die Wüſte, die große Wüſte Profanum, iſt oaſenlos, alſo fleht er um Labe in Uhus Reich."

„Er ſei willkommen!" ſprach der Greis. „Ritter Kuno, geleitet ihn zur ſicheren Stätte. Ihr bürget uns für ihn, daß er habe, was ſein Herz begehrt."

Wir verneigten uns wieder und während die Verſammlung in laute Rufe: „Lulu! Lulu!" ausbrach, ſetzte mir mein Begleiter eine blaue Spitzmütze auf mit den Worten: „Uhu walte Dein zur frohen Sippung!" und führte mich hinab zu einer Tafel, die wohlbeſetzt ward mit Speiſe und Trank. Ein Trommelwirbel verkündete „Schmußpauſe" und die Anweſenden eilten nun frei und fröhlich durcheinander.

Mein Begleiter prangte bald auch ſelbſt in ritterlicher Rüſtung. Ich blickte ihn an und fragte: „Was iſt das? Iſt es ein Mummenſchanz? Nein, dafür däucht mir die Ordnung und der Ernſt zu groß. Ich habe von Freimaurerlogen gehört, iſt es dergleichen? Oder bin ich wirklich durch

Zauber in eine fidele Ritterburg des Mittelalters verſetzt worden?“

Mein Begleiter beantwortete mir keine dieſer Fragen, er lächelte nur.

Nachdem wir uns Alle ſehr geatzt hatten, erſcholl wieder der Tamtamſchlag. Die drei Greiſe nahmen ihre Throne wieder ein, die eben noch ſo heitere Stimmung wurde plötzlich ernſt, faſt düſter.

Einer der drei Greiſe erhob die Stimme und ſprach: „Der Geſchichtſchreiber verleſe uns den letztvergangenen Uhutag!“

Da ſtand am unteren Ende des Saales ein Junker auf und verlas ein Protokoll, in welchem mit wunderlichem Gemiſch von Ernſt, Witz und Humor die Ereigniſſe erzählt wurden, die eine Wochung früher in dieſen Räumen ſich zugetragen hatten. Da hatten berühmte Sänger Lieder von Wagner und Brahms geſungen, da hatte ein großer Declamator Dichtungen von Schiller und Hamerling vorgetragen, da hatte ein Maler zum Ergötzen der Anweſenden drollige Augenblicksbilder an die Wand gemalt, da hatte Dieſer und Jener ſein Beſtes geleiſtet für geiſtige Anregung und herzliche Heiterkeit. Auch waren Zwei geweſen, die den Shakeſpeare und den Offenbach vorſtellten, wie ſie gegeneinander um das Theater ringen. Zwiſchen der ſchönen Helena und Hamlet wird eine Heirat geplant, die ſich aber ſchließlich wieder zerſchlägt, weil Offenbach findet, daß Hamlet zu wenig Mitgift hat, während er ſeine Helena mit Millionen ausſtattet. Manche perſönliche Anſpielung brachte der Geſchichtſchreiber, die ich nicht verſtand, bei der aber unbändig gelacht wurde.

Nach dieſer Leſung trat der Kanzler vor und verkündete eingelaufene Grüße aus vielen Reichen der Erde und beſonders aus dem der Allmutter Praga. Bei letzterem erhob ſich ein Sturm von Entzücken, die Männer ſtanden auf, ſchlugen mit flachen Händen zuſammen, dann im Takt auf die Tiſche und ſchrien: „Ha! Ha! Ha! Ha!“

Hierauf folgten Verleihungen von „Ahnen“ und Orden. Der Auszuzeichnende trat bis zu den Stufen des Thrones, einer der Greiſe erwähnte in kurzen Worten ſeine Verdienſte um das Reich und heftete ihm dann den Ahnen (der, um aus der Schule zu ſchwatzen, aus einem geprägten Metallblättchen beſtand) an die Mütze oder den Orden auf die Bruſt. Ausgezeichneten Junkern, die noch nicht Ritter waren, wurde der Orden aber nicht auf die Bruſt geheftet, ſondern in den Weſtenſack geſteckt. Die alſo Beglückten traten dann leuchtenden Auges und wahrhaften Hochgefühles voll an ihre Plätze zurück.

Nun war aber ein Ritter, hager und blaß, der als des Neides und der Mißgunſt Sklave, weil er nicht ausgezeichnet worden, allerhand Unziemlichkeiten trieb. Schon einmal mußte er darob im Burgverließe ſchmachten. Da er unverbeſſerlich war und im Uebermuthe die Geſetze des Reiches verachtete, ſo erhob ſich nun im Saale, anfangs leiſe, allmählich lauter das Verlangen nach ſeinem Kopfe. Endlich wurde er von Schergen vor den Thron geführt und die Herrlichkeit verurtheilte ihn zum Tode. Aber der Böſewicht verzog keine Miene, höhniſch ſchaute er zu, als der Scharfrichter die Vorbereitungen traf, ihn zu enthaupten. Plötzlich ſtülpte man ihm einen Sack über den Kopf und wenige Secunden ſpäter wurde ſein Leichnam davongeſchleppt. — Allein der Dämon, der in dieſem Manne war, ſollte nicht zur Ruhe kommen! Als Geiſt ſchritt, lief, huſchte er durch den Saal, riß den Männern die Mützen vom Haupte, beraubte ſie der Ahnen und Orden, verwechſelte ſolche auf die empörendſte Weiſe, ließ ganze Quellhumpen verſchwinden und richtete überall Verwirrung an. Die höchſte Herrlichkeit, der Greis, der in der Mitte ſaß, fühlte den Urſippen-Orden, den er ſonſt auf der Bruſt getragen, plötzlich an ſeiner Naſe hängen. Auch das war ein Werk des Geiſtes des Hingerichteten. Jeder mußte ihn gewähren laſſen, Niemand durfte ihn ſehen, denn Geiſter ſind unſichtbar. Das Schlimmſte war, daß man dem Geiſte durch Geſetze nicht beikonnte: um ihn aber für ſeine Frechheiten gebührend zu beſtrafen, wurde beſchloſſen, ihn wieder zum Leben zu erwecken. —

Und nun wird es Zeit ſein, meinen Leſern zu ſagen, daß hier von der „Schlaraffia“ die Rede iſt. Von jener über ganz Deutſchland und andere Welttheile, wo Deutſche leben, verbreiteten „Gemeinſchaft gleichgeſinnter Männer, deren Zweck die Pflege von Humor und Kunſt nach beſtimmten Formen und unter gewiſſer Beachtung eines gebotenen Ceremoniells und deren Grundgedanke die Hochhaltung der Freundſchaft iſt.“ Der Inbegriff aller ſchlaraffiſchen Tugenden, Vollkommenheit und Herrlichkeit heißt „Uhu“, er wird verſinnbildlicht in einer Eule und findet ſeinen lebendigen Ausdruck in dem Oberſchlaraffen, „die Herrlichkeit“ genannt. Die Vereinigung in einer beſtimmten Stadt heißt „Schlaraffenreich,“ alle Vereinigungen heißen „Allſchlaraffia,“ deren Allmutter das Reich Praga iſt, aus welchem dieſer große, merkwürdige Verein ſeinen Urſprung genommen. Die Allſchlaraffia zählt gegenwärtig zuſammen an hundert Reiche, die miteinander innig verbunden ſind. In Deutſch-Oeſterreich z. B. giebt es über zwanzig Städte mit Schlaraffenreichen; Amerika zählt deren ſieben. Die weitaus größte Anzahl weiſt ſelbſtverſtändlich Deutſchland auf. Ein Geſetzbuch: „Der Schlaraffenſpiegel,“ ferner eine

Schlaraffenzeitung" beſorgen die Wahrung und Verbreitung des allgemeinſamen Geiſtes der Reiche. Die Schlaraffenreiche unterſtützen ſich gegenſeitig und der Schlaraffe hat überall, wo es Schlaraffen giebt, Heimat und Freunde.

Wenn man die Allſchlaraffia einen ins Bizarre gezogenen Freimaurerorden nennen wollte, ſo hätte man ihn damit recht gut gekennzeichnet. Ich hatte dieſe Vereinigung lange für nichts als für eine Ulkgeſellſchaft gehalten und bin erſt allmählich eines Beſſeren belehrt worden. Ich nenne nur die Heiligen der „Schlaraffia", deren Jahrestage feſtlich begangen werden: Funke (Schiller), Fauſt (Goethe), Floreſtan (Beethoven), Adolar (Weber), Paulus (Mendelssohn), Erlkönig (Schubert), Don Juan (Mozart), Nathan (Leſſing), Parſifal (Wagner), Gaudeamus (Scheffel), Torquato (Liszt). Dieſe Namen mögen den Geiſt der „Schlaraffia" wohl errathen laſſen. — Neben ſolchen Heroen der Literatur und Kunſt herrſcht eine Unzahl kleinerer Geiſter mit ihrem neckiſchen Witz und ihrer ungebändigten Laune. Humoriſtiſche Vorträge bilden einen Hauptbeſtandtheil der Unterhaltung. Jeder Reichsinſaſſe iſt ſtrenge verpflichtet, ſein Beſtes zu leiſten.

Von der Unterhaltung im Schlaraffenreiche ſind ausgeſchloſſen die Politik, die Religion, Karten- und andere Gewinnſtſpiele und gewiſſe Geſpräche über pikante Gegenſtände, die ſonſt in Männerkreiſen bisweilen beliebt ſind. Auch dürfen in dieſem Reiche des Humors keine profanen Zeitungen geleſen werden, ſowie man überhaupt die Fühlung mit der öffentlichen Preſſe möglichſt vermeidet; vielleicht weil Einem bei dieſer aller Humor vergeht? Die „Schlaraffia" will ihre Bürger dem gewöhnlichen Leben entrücken, ſie vermeidet mit Vorliebe alles, was an das Alltägliche, Profane erinnert, darum giebt ſie dem Inſaſſen in der Schlaraffengewandung ein ſichtbares Zeichen, daß er nun einer anderen Welt angehört; darum hat ſie zwiſchen ſich und der profanen Welt einen Wall von Formen aufgerichtet, der manchmal unbequem ſein mag, im Ganzen aber zur Wahrung eines idealen Geiſtes nöthig iſt und nebenbei ſehr viel Gelegenheit giebt, Geiſt und Humor zu entwickeln und manche Einrichtungen der Welt treffend zu ironiſiren. Ich habe das Vereinsweſen, das Sectenweſen, die Wichtigthuerei, die Ordens- und Titelſucht, ſowie die erkünſtelte Romantik nie beſſer traveſtiren geſehen, als von und in der „Schlaraffia.“ Dabei nehmen es die meiſten Inſaſſen wirklich und furchtbar ernſt, was daran noch das Allerluſtigſte iſt.

Daß tapfer in den Humpen gegraben wird nach Quell (Bier) und Lethe (Wein), iſt bei deutſchen Männern ſelbſtverſtändlich. Daß dabei ſtrenge Ordnung gehalten wird, iſt für die geſelligen Freuden von großem Vorzug. Daß bei der „Schlaraffia“ unter den Mitgliedern aller Standesunterſchied aufhört, daß Einer vom Anderen nur mit „Ihr“ angeſprochen wird und alle profane Titulatur wegfällt, iſt einer der größten ihrer moraliſchen Vortheile.

Der Grundſtock der „Schlaraffia“ waren urſprünglich Schauſpieler, die, den bornirten Vorurtheilen der ſogenannten Geſellſchaft weichend, unter ſich eine beſondere poeſievolle Welt aufrichten wollten. Bald geſellten ſich ihnen Muſiker, Maler, Bildhauer, Dichter und Schriftſteller bei, denen es in der ſogenannten Geſellſchaft doch manchmal ein wenig zu ungeſellig und langweilig geworden war, und die einige Regionen höher ſtiegen, nach einem Reiche freier und beweglicher Geiſter.

Die Durchſchnittsmenſchen im Banne ihrer verrotteten, alltagsmäßigen Sitten und Gewohnheiten ſind auf die Länge nicht zu ertragen, ſie ſind und machen ledern über die Maßen; aller Schwung hat aufgehört, der Witz hat keine Seele mehr, das Gemüth iſt blöde und träge, der Humus naiver Freude verſteinert ſich zur kalten harten Vernünftigkeit. Wie lechzt man in ſolcher Wüſte nach einer Oaſe, wo von friſchem Hauche des Olymps belebt der Geiſt einmal auf dem Kopfe ſtehen und die Beine in die Luft recken darf, wo das Herz einmal recht vom Herzen pudelnärriſch ſein darf, wo der ſonſt unter Sorgen ernſthaft und gebückt einherſchreitende Mann wieder einmal kindliche Spiele zu treiben weiß und ſich daran ergötzt, als ob er wirklich wieder ein reiner Liebling Gottes, ein Kind geworden wäre. Dieſes Bedürfniß im Menſchen war Urſache, daß die „Schlaraffia“ ſo beiſpielloſes Wachsthum erfahren hat, wie keine zweite der Geſelligkeit lebenden Körperſchaften auf der ganzen Welt.

Keinem Menſchen fällt es ein, Vereine und Pflegeſtätten harmloſer Vergnüglichkeit und herzenswarmen Humors Wohlthätigkeitsanſtalten zu nennen. Und ſie ſind es! Sie ſind es ganz gewiß, ſie befreien uns von Laſt und Leid, ſie halten uns von anderen Zielen fern, denen der gehetzte, nach Zerſtreuung jagende Menſch ſonſt häufig zueilt, und die ihm nicht immer ſo wohl bekommen, als die auf ſittlichem Grunde ſich tummelnde Bummelwitzigkeit, welche hier im Gewande deutſch-mittelalterlichen Ernſtes ſich ſo ergötzlich, ich möchte ſagen, volksthümlich erfriſchend ausnimmt.

Jenes erſtemal, als ich in der „Schlaraffia“ geweſen, war nicht das letztemal. Seither nicht allzuſelten ſattle ich nach des Tages Müh' mein Rößlein und reite in die Burg. Viel wirklichen Kunſtgenuß und auch viel wirklichen Schabernak habe ich ſchon dort erfahren, und auch manch ernſter, erhebender Augenblick iſt aufgegangen in dem Reiche.

Ich habe heißen Junker- und Knappenexamen zugehört, wobei ſie vom „Schulrath" aus den Satzungen geprüft werden. Ich habe manchem Ritterſchlag beigewohnt, der ſo prunkhaft und feierlich vor ſich geht, daß dabei ſogar Labung (Trinken), Atzung (Eſſen) und Lundung (Rauchen) verpönt iſt. Ich habe gräuliche Zweikämpfe erlebt, die oft durch fixeſte Leerung von Humpen entſchieden werden, oder auch durch geiſtigen Wettſtreit in von der Herrlichkeit vorgeſchriebenen Bearbeitung eines Gegenſtandes aus Kunſt und Literatur. Ich habe endlich Behmgerichte geſehen; dieſe kommen nur in wirklich ernſten Dingen zur Anwendung, in Ehrenſachen, und entſcheiden mit düſterer Würde über Ausſchließung des angeklagten Inſaſſen aus dem Reiche.

Ein Inſaſſe des Reiches wollte in der Burg Nationalitätenhader ſchüren und ſuchte Alle, die dagegen waren, perſönlich zu verdächtigen. Eines Tages erhielt er ins Haus geſandt folgenden Behmbrief: „Wir Freigraf und Schöffen des hohen Gerichtes der Schlaraffenvehme laden Euch, Ritter N. N., hiermit feierlichſt ein, am 13. Hornung des Jahres 1588*) vor den Schranken des hohen Behmgerichtes zu erſcheinen, allwo gegen Euch in peinlicher Anklage verhandelt werden ſoll. So Ihr dieſer Einladung nicht folget, ſollet Ihr nimmer Schlaraffenritter ſein und Euer Name fürder ausgelöſcht werden aus den matriculis unſeres Reiches und Allſchlaraffia's. So gegeben in unſerer Burg Grazia, am 6. Hornung im Jahre des Heiles 1588.

Freigraf und Schöffen der Behme."

Der Angeklagte ſtellte ſich vor den Richterſtuhl bei Anweſenheit der geſammten Ritterſchaft. Das Urtheil lautete auf Schuldig, Ausſchließung aus dem Reiche, alſo vom Schlaraffenleben zum Tode gebracht.

---

*) Der „Schlaraffia" Zeitrechnung iſt um dreihundert Jahre zurück.

Endlich erinnere ich mich an eine Sippung in unſerem Reiche, bei welcher die Nachricht eintraf von dem Heimgange eines bekannten Schlaraffen im Reiche eines fernen Landes.

Mehrere dumpfe Glockenſchläge erſchollen. Die drei Greiſe (Oberſchlaraffen) auf dem Throne erhoben ſich und der mittlere ſprach leiſe und feierlich die folgenden Worte: „Schlaraffen, hört! Ein Sendbote iſt angeritten mit einer Botſchaft, die uns mit Betrübniß erfüllt. Vor drei Tagen um die ſiebente Stunde des Abends hat unſer vielliebér Schlaraffenbruder Ritter N. N. zu M. dieſe Erde verlaſſen. Wir weihen uns ſeinem Gedächtniſſe.“

Nach dieſen Worten wurden alle Lichter ausgelöſcht, nur die zwei blauen Flammen am Altare Uhus blieben brennen. Alsdann trat der Burgpfaffe hervor in ſeinem weiten, ſchwarzen Talare und begann unter lautloſer Stille der Inſaſſen ſo zu ſprechen:

„Schlaraffen, hört! Durch Uhus Rathſchluß iſt unſere fröhliche Sippung in eine Runde von Trauernden verwandelt worden. Unſer Bruder N. N., der eine Zierde war der Allſchlaraffia, deſſen wir oft mit Freude und Liebe gedachten in dieſer Burg, er iſt ſchon hinübergegangen. Er hat eine kleine Weile die Sonne geſehen, die vor ihm und nach ihm leuchtet in Millionen Jahren. Er hat eine kleine Weile der heiligen Kunſt gedient, die ewig iſt, wie Uhu, der ihrer walte! Er hat eine kleine Weile der Freundſchaft gepflegt mit ſeinem treuen Herzen. Er iſt ſchon hinübergegangen. Tief betrübt uns die Kunde, welche berichtet, daß ſeine letzten Lebenstage nicht frei waren von Kummer und Noth, und faſt möchte der Klageruf um ihn auf unſeren Lippen ſich zum Vorwurfe wandeln: Bruder, warum haſt Du geſchwiegen? Warum biſt Du geſchloſſenen Mundes vergangen? Du haſt Allſchlaraffia angerufen in Deinem Glücke, in Deinem Ruhme, daß ſie ſich mit Dir freue. Warum haſt Du ſie nicht angerufen in Deinem Leide, in Deiner Verlaſſenheit? Warum biſt Du ſchweigend vergangen? Dachteſt Du denn nicht daran, daß Du eine Mutter haſt — die Allſchlaraffia? Warum, Du armer Freund, biſt Du ihr nicht an den Buſen geſunken, um Dein Anliegen abzulaſten in ihrem Schooße? Warum, Du theurer Genoſſe, haſt Du unſeren Beiſtand, unſeren Dank verſchmäht, da Du uns doch ſo Vieles einſt gegeben? Schweigend biſt Du vergangen. So ſind die Zähren noch bitterer, die um Dich fließen. Umflorten Auges ſchauen wir in die Runde, nach einer Stätte ſuchend, um unſere Liebe zu Dir niederzulegen. Deinem Grabhügel einen Lorbeerkranz? Du bedarfſt nichts mehr von uns, Du willſt nichts mehr. Aber in einſamer Kammer finden wir Deine hinterlaſſenen Waiſen, die keine Thräne mehr haben, um zu weinen. Zu dieſen treten wir hin und bitten ſie, daß wir den Tribut der Liebe, des Dankes, den wir Dir ſchulden, vor ihnen niederlegen dürfen. — Und Du, viellieber Bruder in Uhu, höre es! Feierlich geloben wir, Deiner Tugenden Gedächtniß hochzuhalten, auf daß Dein verklärter Geiſt in der Schlaraffia lebe immerdar. Dein müder Leib aber, geliebter Bruder, er ruhe im ſüßen Frieden. Punctum.“

So der Burgpfaff, und das Ende vom Liede war, daß der Reichsſchatzmeiſter umging mit der Sammeltruhe. Aller Augen waren feucht geworden, Jeder erhob ſein Herz und ſeinen Säckel.

Nochmals ergriff hierauf die Herrlichkeit das Wort und forderte das Reich zu einem Ehrenritte auf, dem Gedächtniſſe zur Weihe. Die Ritter ergriffen ihre Schwerter, die Junker ihre Dolche und die Knappen ihre Lanzen. So zogen ſie mit gezückten Waffen, mit faſt finſterem Ernſte, der Reihe nach rund um den Saal. Dann hielten ſie vor dem Wappen desjenigen Reiches, deſſen Inſaſſe der Verſtorbene geweſen, an, murmelten „Lulu!“ und ein Trommelwirbel löſte den Reigen.

Am nächſten Tage wanderte ein rundes Sümmchen der fernen Stadt zu, wo die habloſen Hinterbliebenen des heimgegangenen Schlaraffen um den Gatten und Vater trauerten.

Alſo herrſcht in Uhus Reich nicht bloß der kecke, weltüberlegene Humor, ſondern auch deſſen Buſenfreundin, die weltumfangende Liebe.

Unterm Apfelbaum.

Auf dem Hügel ſtand ein Apfelbaum. Hinter dem Hügel lag die Heide mit ihrem kurzen fahlen Federgras und mit ihrem braunen Mooſe. Dort und da ſchimmerte aus dem Boden ein grauer Stein hervor, dort und da ſtand noch eine Kiefer mit kahlem rothem Schafte und mit der knorrigen Krone. Die Landſchaft ſtieg ſachte bergan; je weiter hin, deſto dichter ſtanden die Baumſtämme, bis es ganz dunkel war in ihrem Schatten. Dann kamen Bergeshöhen mit weißen Felskämmen, dann kamen Schluchten mit rauſchenden Wäſſern. An Hängen, wo die Sonne auf rothes Erikenkraut ſchien, rieſelten Eidechſen, ſchlängelten ſich Nattern dahin. Auf feuchten Wieſengründen huſchte der Marder der hüpfenden Kröte nach. Durch Waldesdickicht, wo dürres Geäſte ein unendliches Gitter zog und auf pflanzenloſem Boden niedergebrochene Strünke moderten, kniſterte es manchmal, als ob der Hirſch ſich Bahn bräche mit ſeinem Geweih. Und wer weiter in die Wildniß drang, der konnte das Heulen des Wolfes vernehmen. Die Wildniß ging fort über Berg und Thal, und der Knabe, welcher unter dem Apfelbaume ſaß, kannte ihre Grenze nicht.

Vor dem Hügel ſank der Boden thalwärts. Blumige Matten und reifende Kornfelder dehnten ſich weit. In der Ferne von Baumgärten beſchattet und beſchirmt lagen Dörfer und weißſchimmernde Landhäuſer. Der Silberſtreifen eines Sees war zu ſehen und in grauer Ferne lag etwas hingebreitet, das manchmal wie ein unſicherer Schatten erſchien, manchmal in hundert hellen Pünktchen leuchtete. Das war eine große Stadt. Weiter reichte es nicht mehr, das friſche Auge des Knaben, der unter dem Apfelbaume ſaß. Er ſaß aber nicht immerwährend dort, er ging hin gegen die Heide, wo ganz einſam die Hütte ſeiner Eltern ſtand, er ging hin auf die Matte, um ſeine Heerde zu hüten. Er ging auch hin, um an den grauen Steinen mit einem kleinen Kieſel Funken herauszuſchlagen, um auf die Kiefern zu klettern und Eichkatzen zu jagen, um allerlei Kurzweil zu treiben auf der Heide, die ſo zu ſagen ganz ſein eigen war. Manchmal kam er aber doch wieder und ſaß unter dem Apfelbaum und ſchaute hinaus. Er ſchaute nicht auf die Felder, er ſchaute nicht auf die Dörfer, er ſchaute nicht auf den See, er ſchaute auch nicht auf den Schattenſtreifen im fernen ſonnigen Grau — er ſchaute nur ſo hinaus.

Und je ſchlanker der Knabe wurde, deſto öfter kam er zum Apfelbaum und ſchaute ſo hinaus.

Da erſchien einmal ein Mägdlein, das war auch ein Hirtenkind und der Knabe hatte es bisher verachtet, weil es ein dummes Mädel war. Das kam und ſetzte ſich in den Schatten des Apfelbaumes, an die eine Seite des Stammes, wie der Knabe an der anderen ſaß. Sie ſagte eine lange Weile nichts, er ſchwieg ebenfalls und verachtete ſie.

Endlich ward ihr das Schweigen doch zu beſchwerlich und ſie ſagte: „Warum ſchauſt Du denn hinaus?"

Er antwortete: „Weil ich hinausſchaue.“

Da ſagte ſie nichts mehr, ſondern beobachtete eine Ameiſe, die den Stamm hinauf lief. Die rauhe zerklüftete Rinde war für das Thierchen wie Berg und Thal, über die es emſig, klug den gangbarſten Pfad ſuchend, dahineilte. Endlich verlor es ſich im Geäſte. Das Mägdlein richtete ſein roſiges Geſicht immer noch empor in das grüne Zweigwerk. Das ärgerte den Knaben und er rief plötzlich: „Warum ſchauſt Du denn hinauf?“

„Zu ſehen, ob die Aepfel ſchon reif ſind,“ ſagte ſie.

Der Knabe wendete ſich mit neuer, ſtummer Verachtung von dem albernen Ding, denn die Aepfel blühten erſt in weißen und röthlichen Röſelein.

Bei dieſem Jungen war es zu langweilig, das Mägdlein ging hinweg.

Weit hinten in der Wildniß heulte der Wolf. Weit draußen in der grauen, ſonnlichtdurchwobenen Ferne pfiff die Dampfmaſchine, der Knabe unter dem Apfelbaume hörte nicht das eine und nicht das andere. Und die Tage vergingen.

Kam eines heißen Tages wieder einmal das Hirtenmägdlein und ſetzte ſich in den Schatten. Es grüßte den Knaben nicht, es ſchwieg und ſchaute empor in das dunkelgrüne Aſtwerk. Der Knabe blickte auch hinauf, die Aepfel waren noch klein wie Nüſſe und grün wie Laub. Uebrigens ſah er nun eigentlich keinen Anlaß mehr, das Hirtenkind zu verachten; es ſitzt eben im Schatten, da hat es recht; es ſchaut halt in den Baum hinauf, wen kümmert's was? — Als der Schatten länger wurde, ging jedes zu ſeiner Heerde.

Wieder vergingen die Tage. Und der Knabe bemerkte mittlerweile, daß die Welt immer ſchöner werde und daß er ſich immer wohler fühle. Manchmal ſo wohl, daß eine ſeltſame Unruhe in ihn kam vor lauter Wohlſein.

Und eines Tages, als er unter dem Apfelbaume ein wenig geſchlafen hatte, weckte ihn ein Gekniſter. Und als er die Augen öffnete, ſah er, wie das Hirtenmägdlein hinankletterte am Stamme des Baumes. Es ſetzte ſeine Finger und ſeine Zehen ſcharf in die Rinde, allein, wenn es ein paar Spannen lang oben war und weiter greifen wollte, rutſchte es immer wieder zurück. Oben hingen üppig ſchwellend die rothwangigen Aepfel; das Mägdlein wollte ihrer und konnte nicht hinauf. Da that dem Knaben das Herz weh, er ſprang empor und half mit ſtrammen Armen der Kletterin nach, bis ſie den unterſten Aſt erreichte, ſich an demſelben hinaufſchwang und einen ſchönen großen Apfel vom Zweige brach.

Als ſie wieder auf dem grünen Raſen war und das ein wenig zerknitterte Kleid glattgeſtrichen hatte, hielt ſie den Apfel dem Knaben vor.

Der Knabe erſchrak darob ſo ſehr, daß ein heißes Zittern ging durch ſeinen Leib.

Ihr Antlitz war glühend roth, das Auge ſchlug ſie zu Boden. Plötzlich ſchaute ſie ihn an mit einem flehenden Blick, die Spende nicht zu verſchmähen.

„So wollen wir ihn theilen,“ ſagte er leiſe. Und dann haben ſie zuſammen den Apfel gegeſſen. — Der Knabe wendete ſich ab. In höchſter Ueberraſchung klammerte ſie ſich an ihn und rief ihn beim Namen. Wie hieß er? Leſer, er hieß wie Du und ich, er hieß Adam.

Es kamen die ſtillen, friedvollen Tage des Herbſtes. Vergangen waren die Aetherſchleier der Luft und klar lag die Welt da bis in ihre fernſten Weiten. Der Knabe ſtand am Apfelbaum und ſchaute hinaus. Und nun ſah er! Er ſah die ſchönen Auen und das Leben der Pflanzen, er ſah die Dörfer und der Leute Schaffen; er ſah die maleriſchen Schlöſſer und den Edelmann hinreiten zu Pferde; er ſah den See und die Schiffe; er ſah die Stadt und ihr unendliches Wogen und Streben, ſah der Leute Jagen und Haſchen, ſah ihre Thaten und Tugenden, ihr lautes Prahlen und ihr heimliches Fallen, ſah ihre heißen Lüſte, ihre brennende Pein, ſah das Sichemporringen der Einen zum Frieden des Herzens und das Untergehen der Anderen im Brodem der Welt. In ihm war das Licht der Erkenntniß. Und als er ſo mit dem inneren Geſichte nach ſeiner Art die unendliche Tragödie des Lebens geſchaut, pries er ſich glücklich, daß er ſchuldlos im Schatten ſeines Apfelbaumes war, deſſen Schattenkreis, wie er glaubte, der Weltunfrieden und das Unglück nicht überſchreiten könne. Die Aepfel prangten auf dem Baume und werden wohl wachſen jegliches Jahr; alſo wollte er ſonder viele übermüthige Wünſche ſeine Jahre hinleben im heiteren Frieden zwiſchen Wildniß und Welt, nach beiden Richtungen hin das Walten der Natur, wie der Menſchen beobachten, bis er in ſpäten Zeiten in einem Reigen froher Enkel und Urenkel eines Abends entſchlafen werde am Fuße des Apfelbaumes.

Das Jahr rückte vor. Sachte gilbten auf dem Baume die Blätter, lautlos begannen ſie niederzuflattern eines nach dem anderen. Der Knabe, welcher freilich keiner mehr war, ſah nun auch das und freute ſich des anmuthigen Spieles. Eines Morgens, nachdem ätzender Reif gelegen war auf der Heide und auf den Matten, fielen vom Baum die Blätter ſo reichlich, daß es gleichſam war wie ein goldiges Schneien. Der Knabe freute ſich noch immer. Von den Bergen der

Wildniß kam ein eiſiger Wind, da ſprangen die letzten Blätter los und tanzten um den Baum und wie neckend oder höhnend um das Lockenhaupt des Knaben, und flogen weit hinaus auf die blaſſen Matten. Es war ein faſt unheimliches Spiel, der Knabe hatte es noch nie ſo beobachtet. Der Himmel war grau geworden wie Blei und manchmal ſpann ſich aus der froſtigen Luft ein weißes Flöckchen hervor, das wieder verging, wie es entſtanden war. Der Knabe dachte auch einmal an die Vöglein, die einſt in der Krone des Apfelbaumes geniſtet und geſungen hatten, er blickte hinan — und erſchrak. Alle Aeſte waren kahl, der Baum ſtand da wie ein dürrer Beſen und die Zweige waren lauter Kreuze und Kreuzchen, als wäre der ganze Apfelbaum ein Kirchhof geworden.

Vom Gebirge her kam nun der Winter mit aller Macht. Der Knabe gedachte noch einmal der holden ſommerlichen Zeit im Schatten des Apfelbaumes, ließ dieſen dann allein bei den Stürmen und zog in ſeine Hütte. In dieſem Winter gab es Glück über die Maßen. Der innere Weltblick, welcher dem Knaben aufgegangen, ließ ihn hundertfach, tauſendfach leben. Er lebte im Geiſte mit den Menſchen der Wälder, mit denen der Dörfer, mit denen der Städte und mit denen der Meere. Aber er lebte mit ihnen nicht das Alltagsdaſein, ſondern eine Welt des Hohen und des glücktrunkenen Herzens. Daneben lebte er noch ſeine eigene perſönliche Alltäglichkeit, und die war noch reizender als das eingebildete Sein aller Anderen zuſammen. Das Mägdlein, welches er unter dem Apfelbaume erkannt, hatte er lieb über alles Maß. Er ſuchte es auf in des Vaters Hütte, er krauſete ihm das Haar mit ſeinen ſchlanken Fingern, er nahm das Haupt zwiſchen ſeine ſchmalen Hände, hielt es weit von ſich, daß er ſo recht dieſes ſchöne, liebe Angeſicht betrachten konnte, riß es dann in ſeine engſte Nähe, daß die Wangen und die Lippen zuſammenkamen. — Alſo ſchwelgten ſie, da draußen der Winter ſtöberte, alſo ſcherzten ſie dem Frühling entgegen.

Und der Frühling erſchien. Erſt im lauen heftigen Föhn, der von der Ebene herzog, dann in der Gieß des ſchmelzenden Schnees, dann in den Gänſeblümchen auf dem Raſen, dann im Jubiliren der Finken, dann im Aufgrünen der Weiden, der Lärchen. Alles keimte, ſproßte, und reiches blumendurchwobenes Grün lag über der ſonnigen Gegend. Nun ging der Knabe wieder dem Hügel zu, wo der Apfelbaum ſtand. Der ragte noch in ſeiner ſtarren Geſtalt, kein Blatt war an den Zweigen, überall die kahlen Kreuze, große und kleine, als wäre der Baum ein Kirchhof. Und draußen an den Dörfern prangten die Obſtbäume in Blüthenſchnee und alle Creatur war lachend und jauchzend. Dem Knaben war wieder ſo wohl, daß er ſolches Wohlſein allein kaum zu ertragen vermochte. Er pflückte Blumen zu einem Strauße, that ein Hagebuttenknöſplein dazu, der Blumenſprache ſüßeſte Anfrage, und ſchritt gegen die Hütte ſeiner Freundin.

Unterwegs begegnete ihm eine alte Perſon, die kleine emſige Schritte machte, dann wieder ſtehen blieb, um Athem zu holen. Das war die Magd Agatha von der Liebſten Hütte.

„Wohin gehſt Du ſo eilig, Agatha?“ fragte der Knabe.

„Ich gehe in das Dorf zum Töpfer und zum Pfarrer.“

„Was ſollſt Du beim Töpfer?“

„Beim Töpfer kaufe ich ein Milchnäpflein.“

„Und was ſollſt Du beim Pfarrer?“

„Beim Pfarrer ſage ich, daß er Eine einſchreiben und Eine ausſtreichen ſoll.“

„Wie iſt das?“ fragte der Knabe.

„Das iſt, weil wir in der heutigen Nacht ein kleines Mägdelein bekommen haben“, antwortete die Magd.

Der Knabe wurde roth im Geſichte, denn ſein Herz hatte einen Freudenſprung gethan in der Bruſt.

„Ja!“ ſagte die Magd ernſthaft, „das wird eingeſchrieben und —“

„Und?“

„Und das Andere wird ausgeſtrichen.“

„Was iſt das?“ fragte er, faſt ſtand ihm der Athem ſtill.

„Das iſt, weil wir in der heutigen Nacht unſer großes Mägdelein verloren haben.“

Da iſt dem Knaben der Blumenſtrauß aus der Hand gefallen. —

Jetzt waren die Tage des Leides gekommen. Eingeläutet wurden ſie durch Todtenglocken, dann währten ſie trotz Maienpracht und Sommerſonnenleuchten fort wie eine unendliche Nacht. Einmal noch ſaß der Knabe — ach, er war ſchon lange kein Knabe mehr! — unter dem kahlen Apfelbaum, dann ging er davon.

Ueber die Heide ging er hinauf und in den Wald und in die Wildniß. Je dunkler und wüſter es um ihn ward, deſto lichter und milder ward es in ihm. Je mehr ſeine Füße bluteten auf den rauhen Pfaden, die er ſich ſelbſt ſchlug, deſto weniger blutete ſein Herz. Keinen wirkſameren Balſam giebt es für inneres Leid, als äußeres.

Auf Urwaldmodergrund ſtand eine Eſche. Sie war gewaltig groß, halb verdorrt und in ihrer zerriſſenen Krone horſteten Raben. Im Stamme hatte dieſe Eſche eine rinnartige, ſpinnwebendurchzogene Höhlung. Aus dieſer Höhlung trat ein dürftig, nur mit Bärenhaut bekleidetes Weib hervor. Des Weibes Haar war roth, ſein Auge flammend, ſein roſiger Mund begehrend. Der Knabe ging vorüber. Einmal ſchaute er um nach dem Weibe, nur einmal, dann beſchleunigte er ſeine Schritte. Und er wanderte immerfort, bis er ohnmächtig zuſammenbrach auf ſtechendes Brombeergeſtrüpp. Zwei Jäger fanden ihn, labten ihn, trugen ihn mit ſich hinaus zu den Menſchen.

Auf dem Hügel der Apfelbaum grünte wieder in friſchen zarten Blättern; einzelne Aeſte jedoch reckten ſich immer noch kahl hervor und hatten nichts als ihre ſtarren gekreuzten Zweige. Ein wenig hat der Knabe geraſtet unter ſeinem Schatten, dann ging er wieder fort. Er wanderte über die Matten zu den Dörfern, er ſegelte über den See, er zog über die Ebene hin auf weißen Straßen bis zur großen Stadt. Endlich ſtand er mitten im üppigen Leben, im heißen Daſeinsringen der Menſchheit. Manchmal klang ihm das Geräuſch der Stadt wie ein tauſendſtimmiges Jauchzen, manchmal wie ein tauſendſtimmiger Schmerzensſchrei. Er wußte nicht, was all das ſollte, fremd blieb ihm die große Welt, ſie war eine Wildniß anderer Art. Wie viele prangende Gärten! Wie viele ſchwellende Früchte! Er genoß ihrer manche, es war nichts. Seines Apfelbaums, in deſſen Schatten er glücklich geweſen, konnte er nie mehr vergeſſen.

Endlich müde gehetzt, kehrte er heim und beſchloß, nur mehr den Seinen zu leben. Da war ein hilfloſer Vater, da war ein hilfloſes Kind. Nicht holdſelig war es wie andere Kinder, ſondern welk und ſiech. Er pflegte es Tag und Nacht und fühlte ſich dabei glücklicher, als einſt draußen bei den Ergötzlichkeiten der Welt. Und als das, was ſterben mußte, geſtorben war, wendete er ſein blutendes Herz fremden Menſchen zu. Was er mit der Zucht ſeiner Heerden kümmerlich erwarb, damit kaufte er ſich den auserleſenſten Genuß dadurch, daß er es den Aermſten gab. Und in den Feierſtunden ging er zu ſeinem Apfelbaume auf den Hügel. Der war eingehüllt in ſeine blaßgrünen Blätter; an ſchwankenden Zweigen hingen Früchte, die reif waren. Von der Krone des Baumes aber der höchſte Aſt war kahl und hatte ſein Kreuzlein, das er hoch emporhielt über alles friſche Laub. Und ſo iſt es geblieben. Den Knaben hat man ſitzen ſehen unter dem Baume jeglichen Tag. Eine Tafel hatte er vor ſich und einen Stift: er zeichnete auf, was er geſehen, was er gelebt, was er gedacht hatte in ſeinen wechſelnden Tagen. Manch ſchwerſinnige Betrachtung und manch fröhlich Spiel der Phantaſie hat er aufgeſchrieben, von Frauenhuld auch und Liebesluſt, denn er ſchrieb im Zeichen des Apfelbaumes. Manches grüne Blatt fiel ihm ins bleichende Haar, mancher überreife Apfel fiel ihm in den Schooß. Er genoß, was vom Himmel fiel und freute ſich, daß er wunſchlos war. Sein Wahlſpruch hieß: Ergebung, denn er ſchrieb im Zeichen des Kreuzes. Aus dem Apfelbaume hervorgewachſen, hoch über der Krone ſtand das Kreuz.

Seine Pole ſind geweſen und ſind geblieben — Adam und Chriſtus.

Mein ſchwarzer Kamerad.

Da ſäßen wir nun wieder beiſammen, mein lieber Alter. Schon lange haben wir uns nicht mehr geſehen, nicht wahr? In dunklen, ſtürmiſchen Zeiten, da verläßt Du mich; nur die ſchönen Stunden, den holden Sonnenſchein theilſt Du mit mir. Ja, ja, man kennt das, andere machen es auch ſo. Laſſ' es gut ſein. Sage, was haſt Du den Winter über gemacht? In Nacht und Nebel geſchlafen? Es ſieht Dir ähnlich. Wenn ich am Schreibtiſche bei der Studirlampe gearbeitet, wäreſt Du doch immer hinter mir geſeſſen, meinſt Du? Mag wohl wahr ſein, ich ſah mich nicht um. Deine Gegenwart ſtört mich nicht, Dir traue ich all meine Geheimniſſe an, Du verſtehſt zu ſchweigen.

Ja, ja, mein Lieber, Du biſt mein älteſter Freund. Wir müſſen von gleichem Alter ſein, denke ich. Als ich noch im Kinderkittel auf der Wieſe Blumen gepflückt, und dann mit den Anderen blinde Kuh geſpielt, biſt Du ſchon mit mir herumgelaufen. Weißt Du noch, wie wir manchmal zuſammen hinpurzelten auf den Raſen, juſt als ob einer dem anderen das Bein geſtellt hätte? Aber immer hübſch miteinander verträglich. Offen geſtehe ich dies, einen treueren Kameraden als Dich, kenne ich nicht. Allerdings — und das magſt Du geſtehen — biſt Du auf mich angewieſen. Oder glaubſt Du, faul ausgeſtreckt in der Sonne zu liegen, würdeſt Du juſt auch noch ohne mich zuſammenbringen? Verſuch's einmal. Nun, ſo lange ich lebe und Gott ſeinen Tag vom Himmel giebt, ſoll's Dir nicht fehlen. Zwar dick und fett wirſt Du bei mir nicht werden und wenn die Leute ſagen, Du gingeſt neben mir herum wie ein Schatten, ſo laſſe ſie reden, ſie haben ſchon Unwahreres geſagt. — Ah, jetzt iſt er auf einmal verſchwunden. So macht er's öfter. Etwas blutarm muß er ſein, ſobald ſich die Sonne auch nur auf einen Augenblick verzieht, trollt er ſich davon. Sollte er denn ſo ſtark gelebt haben? Noch in den beſten Jahren und kann ohne Sonnenſchein auch nicht einen Augenblick exiſtiren. — Na, die Wolke iſt vorüber und Du biſt wieder da. Eigentlich ein drolliger Burſche! Seit vierzig Jahren geht er mir nach auf Schritt und Tritt, guckt mir alles ab, macht mir jede Bewegung nach und kann ſelbſtſtändig noch immer nicht den einfachſten Handgriff machen. Von den Gelehrigſten iſt er wahrlich keiner. Seine Anhänglichkeit iſt aber ſo groß, daß — als ich letztens vom Kirſchbaum herabfiel, er pflichtſchuldigſt mitpurzelte. Obzwar ich glaube, daß er nicht ſo ſchwer gefallen iſt als ich, rieb er ſich doch den Rücken und ging hinkend von der Stelle.

Na, mein Junge, erinnerſt Du Dich noch, wie ich dazumal — o wie lange ſchon iſt das her! — als Miniſtrant den Prieſter bei der Frohnleichnamsproceſſion begleitete? Ich hatte ein ſchneeweißes Chorhemd an, Du gingſt neben mir her, ſchwarz wie der Teufel. Hab' mich arg für Dich genirt! Schon damals iſt das Bedenken ausgeſprochen worden über meinen kameradſchaftlichen Umgang. Wer ſchon in früher Jugend mit dem Schwarzen umgeht! Da wird man etwas erleben.

Hernach wie wir ſelbander bei der Nacht im Mondenſchein das erſtemal zu Nachbars Grethlein gegangen ſind. Auf dem Hinwege liefeſt Du mir mit langem Kragen voraus, am Fenſter warſt Du ſchon drinnen, bevor ſie noch das Glas aufmachte. Dich ließ ſie aber an der Wand ſtehen, während ſie mit mir plauderte.

„Hanſel!“ flüſterte ſie heraus, „was fällt Dir denn ein? Bei der Nacht ſchlafen die ordentlichen Leut'!“

„Sollen nur gut ſchlafen,“ antwortete ich, „es muß auch unordentliche geben, ſonſt thät' der liebe Herrgott ſein Nachtlicht umſonſt brennen laſſen.“

„Der Herrgott ein Nachtlicht! Was Du aber dallert daherred'ſt.“

„Schau, wie der Mond ſo ſchön ſcheint. Heiß macht er. Geh, Grethel, laſſ' mich hinein zu Dir in den Schatten.“

„O nein!“ ſagte ſie.

Das große Fenſter ſtand in aller Weiten offen, aber das Hineinſteigen erlaubte ſie nicht und ſo blieb ich heraußen ſtehen, bis mir die Zeit lang ward. Dann ſagte ich: „Gute Nacht, geſtrenges Grethel!“ und ging traurig davon. Du warſt aus dem Fenſter geſprungen und, ſchier klein geworden, zappelteſt Du mir nach auf den Ferſen. Unterwegs dachte ich darüber nach, warum ſie juſt mich nicht hineingelaſſen hat? Andere Burſchen kommen doch zu ihren Dirndeln. Mein ſchwarzer Kamerad iſt drinnen geweſen. Ja, aber — fiel es mir ein — der hat auch nicht lange gefragt.

Das nächſtemal wollte ich klüger ſein, etwas weniger reden und etwas mehr handeln. Da begegneten wir zu nachtſchlafender Stund' zwei Nachbarsburſchen, die fragten mich: „Wohin des Weges?“

„Ich geh' halt zu der Grethel,“ war mein redlicher Beſcheid.

„Nein, mein Lieber, zu der Grethel gehſt Du nicht!“ ſagten ſie, „wir wollen Dir einen anderen Weg weiſen.“

Ja, das wäre ſchon recht geweſen, wenn ihre hölzernen Wegweiſer nicht gar ſo eindringliche Weiſung gegeben hätten. Ich bedankte mich für die gütige Auskunft mit den Fäuſten, auch Du, mein Kamerad, ſchlugſt wacker zu, leider ſo rückſichtsvoll, daß Du ihnen nicht ein Haar gekrümmt haben wirſt, während ſie mich über und über blau gerbten. — Ja, mein lieber Alter, das waren noch ſchöne Zeiten!

Ein Jahr ſpäter iſt die Grethel geſtorben, das junge Blut. Man ſagt, das offene Fenſter, die Nachtluft hätte ihr geſchadet. Ein kleines Kindlein hatte ſie noch zur Kirche geſchickt, um an dieſem unſchuldigen Weſen die Erbſünde abwaſchen zu laſſen. O Freund, wie bin ich froh geweſen, daß die hölzernen Wegweiſer mich beizeiten zurechtgewieſen haben, hätten nur auch die Nachbarsburſchen denſelben Weg eingeſchlagen. Und wie bin ich betrübt geweſen, als wir ſo hinten drein gingen an ihrem Sarge. Du biſt auch ſtill neben mir dahergegangen im Schnee, den Hut in der Hand, das Haupt etwas nach vorne geneigt. So haſt Du ausgehalten bei mir in Freud und Leid.

Allmählich tröſtet man ſich wieder. Du haſt es ja auch gethan. Weißt Du es noch? Wieder in einer anderen mailichen Mondnacht war's, wie Du dem Schatten der feinen Angla den Hof gemacht haſt? Zuerſt ein Kratzfuß, dann ein Tänzchen, dann ein Handkuß, dann ein Mundküßl, und auf einmal iſt da, wo Du und der Schatten der Angla zierliches

Spiel getrieben, nur mehr ein einziger ſchwarzer Fleck — Ganz ſachte haſt Du Dich losgelöſt und wieder zu mir geſtellt, allein lange hernach habe ich den Verdacht mit mir herumgetragen, Du wäreſt mir ausgewechſelt, wäreſt nicht mein Schatten, ſondern jener der Angla, denn ſo oft ich Dich geſehen, habe ich an ſie denken müſſen.

Richtig, eines Tages ſah ich neben ihr einen anderen gehen. Einen dicken Brauführer, der ſeine Bruſt von Silberketten und Hänkelthalern voll behangen hatte. Ein compacter Schatten! Ich trat zu ihr, gratulirte ihr dazu und es war weiter keine Feindſchaft nicht.

Und wir beide, Du und ich, gingen wieder unſerer Wege. Wir wanderten in der weiten Welt umher. Auf einer nordiſchen Ebene begegnete uns, wie Du Dich erinnern wirſt, der alte Schlemihl. Der blieb ſtehen, ſchaute uns eine Weile zu, wie wir ſo gemüthlich nebeneinander einhermarſchirten, und fragte mich zuletzt, ob ich meinen Schatten nicht verkaufen wollte. Das ſchlug ich rundweg ab. „Den Schatten verkaufen, hieße das Licht verkaufen“, ſagte ich äußerſt feinſinnig, „wehe dem Manne, der keine Schattenſeiten hat, er hat auch keine Lichtſeiten.“

„In dieſem Falle bin ich“, verſetzte Schlemihl, wendete ſich dann zu Dir, meinem ſchwarzen Kameraden, und begann Dir ſchmeichleriſch zuzureden, Deinen Freund zu verlaſſen und mit ihm zu gehen. Er würde Dich beſſer halten, als ein deutſcher Poet es thun könne, er würde Dich dick und ſtattlich machen und zu hohen Würden bringen. Der Schatten eines Cröſus! Die halbe Welt würde vor Dir kriechen, dem Schatten eines reichen Mannes folgen ſogar die ſchönſten Frauen. — Du ſchwankteſt ſo ein wenig hin und her, ich fürchtete ſchon, Du würdeſt mit ihm gehen und ich ſtünde im nächſten Augenblicke mutterſeelen allein auf der ſonnigen Heide. Aber als ich davonſchritt, gingeſt Du ruhig mit mir.

Später habe ich gehört, daß Schlemihl auf freier Straße einen Mann getödtet hätte, um ſich ſeines Schattens zu bemächtigen. Der Schatten aber legte ſich zur Leiche wie ein treuer Hund und ließ ſich begraben mit ſeinem Herrn.

Ein einzigesmal auf kurze Zeit war mein Leben ſchattenlos, ohne ſo öde zu ſein, wie das des Schlemihl. Auf der einen Seite leuchteten die milden Augen einer ſüßen Lebensgenoſſin, auf der anderen Seite glänzten die hellen Aeuglein des Erſtgeborenen, mitten in ſolchem Lichte ſchwebte ich wie ein ſeliger Geiſt. Es iſt lange vorbei. Es ſind nachher Zeitläufte gekommen, wo ich Schatten ſah nicht bloß auf einer Seite, ſondern auf jeder; glaubte manchmal verſinken zu müſſen im Dunkel noch bei lebendigem Leibe. Und doch ging wieder die Sonne auf, und da haſt Du Dich wieder zu mir geſellt, alter, guter Alltagskamerad, und wir haben miteinander manch ernſtes Tagwerk vollbracht und manches Schelmenſtücklein ausgeführt.

Ich gedenke Dir auch Deinen Beiſtand in jener Unglücksnacht, da der Blitz vom Himmel fuhr. Mein Haus und mein Heim, all mein Gut ſah ich zuſammenbrechen in den Flammen. In der weiten Oede ſtand ich hilflos da, niemand kam, um zu retten, zu tröſten, nur Du — Du allein ſtandeſt zitternd hinter mir. Und alſo war Dein Tröſten: Was dahin iſt, laſſ' es dahin ſein und klage nicht. Alles auf dieſer Welt iſt Schatten. Stelle Dein Glück nicht auf Körper, ſie ſtürzen. Jegliches Weſen iſt wandelbar, beſtändig nur iſt das Weſenloſe. Alles iſt Schatten. Dein eigener Leib iſt Schatten, er iſt Schatten des Irdiſchen. Deine Seele iſt Schatten, ſie iſt der Schatten Gottes. Der Herr wandelt in großer Unendlichkeit durch Raum und Zeiten, ſo wandle Deine Seele ihm zur Seite in ſchweigender Demuth. Er iſt Dein Urſprung und Dein Vorbild, und Deine Weſenheit liegt nur in ihm. Dieſes Haus, welches Du in Mühſal liebevoll gebaut haſt, daß es verſank in Aſche, es iſt kein Verluſt für den, in dem Du lebſt, deſſ' Eigenthum Himmel und Erde iſt und der aus Aſche Welten erſchaffen kann. Menſchlicher Schatten, Du haſt einen guten, ſtarken Kameraden, und was des Herrn iſt, das iſt Dein.

Alſo ſpracheſt Du, ſchweigender Schatten, damals zu mir. Da ſchnitt ich mir einen Wanderſtab und wendete mich der aufgehenden Morgenröthe zu, und als die Sonne aufſtieg, da gingeſt Du wie ein ſtiller Schleppträger hinter mir her.

Es kamen andere Zeiten.

Als ſpäter der oben angedeutete Erſtgeborene zu einem findigen Knäblein herangewachſen war, und ich eines Tages mit ihm auf der glatten kiesweißen Reichsſtraße ſtand, ſah er, daß Du, mein lieber Schwarzer, an einigem Mangel litteſt. Den Menſchen habe Gott nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen und ausgebildet und der Menſch wieder müſſe nach ſeinem Ebenbilde den Schatten erſchaffen und ausbilden. Alſo mochte der Kleine denken und war das im Grunde nicht ſo übel. Er nahm hernach eine Kohle und zeichnete Dir, meinem Schatten, Augen, Naſe und Mund mit Schnurrbart ins Geſicht und in einer Anwandlung von Ausgelaſſenheit aufs Haupt noch ein paar Hörner. Ein ganz prächtiger Kerl war's; zum Sprechen ähnlich! Nur wußten wir nicht genau, wem. Wie war aber der Kleine überraſcht, als der Schatten mit mir davon ging und Augen, Naſe, Mund, Schnurrbart und Hörner auf der Straße liegen ließ! —

Ich bin wähleriſch geworden, mir iſt lange nicht jeder recht und lange nicht jedem bin ich recht. Je größer die Kreiſe meiner Bekannten, deſto einſamer bin ich geworden. Durch eigene Wahl; die Einſamkeit iſt meine Freundin, meine Vertraute, meine Geliebte geworden und Du, der Mohr, unſer Hausfreund. Dieſen Hausfreund kann ich jedem Liebhaber, jedem Ehemann beſtens empfehlen. Allerdings hat er auch ſeine Charakterſchwächen. In den Stunden des Glückes, wenn die Sonne im Zenith ſteht, ſchrumpft der Mohr vor eitel Demuth in ſich zuſammen und kriecht ganz an die Fußſohlen des Herrn. Iſt die Sonne im Sinken, dann geht er freier aus ſich heraus, wächſt ſchlank, bäumt ſich trotzig weit über das Feld hin, und wenn er aufſtünde, ſeine Rieſengeſtalt würde hoch in den Himmel ragen.

Ja, mein lieber Alter, ſo geht's. Aber in die Ruhmeshalle will ich Dich am liebſten nicht mehr mitnehmen. Weißt Du noch, wie Du mich geäfft haſt an jenem Feſtabende, als die „dankbare Mitwelt" dem Poeten den Lorbeerkranz auf das Haupt legte? Standeſt Du nicht hinter mir und ſchnitteſt vor den Augen aller Welt aus den Lorbeerblättern die ſchönſten Eſelsohren? Es ſei Dir verziehen, ein Poet, der ſich den Lorbeerkranz bei lebendigem Leibe aufs Haupt ſetzen läßt, verdient keine andere Silhouette. Der Bekränzte mag dann daſitzen auf dem öffentlichen Piedeſtal, und die Böcke und die Rinder werden kommen und ihm Blatt für Blatt herabzauſen zum allgemeinen Gaudium. Bald wird er um die Stirne nur mehr einen kahlen Beſen haben, weniger mit einem Lorbeerkranze vergleichbar, als mit einer Dornenkrone. Zum Bekränzen eignet ſich ein Todtenſchädel viel beſſer, als ein lockiges Haupt mit Wangen, die noch erröthen, mit Augen, die noch weinen können.

Wenn ich — es geſchieht freilich nicht — in meinen alten Tagen mir noch einmal den Hochzeitskranz auf die ſchimmelnden Locken legen ſollte, dann, guter Freund, lade ich Dich zum Feſte, dann ſpiegle Du das mit Roſen und grünen Zweigen bekränzte Haupt an der Kirchenwand, aber mache es nicht ungeſchickt; ſolche Arabesken können nur allzuleicht wie Hirſchgeweihe ausſehen. Wenn Du mir ſo etwas anthäteſt, Kamerad, wir wären geſchiedene Leute!

Geſchiedene Leute! Kein Ehebund hält ſo feſt, als der zwiſchen dem Mann und ſeinem Schatten, es iſt in Wahrheit ein Bund, den nur der Tod ſcheidet. Ja, ich glaube ſogar, mein guter, alter Freund, auch der Tod wird uns nicht ſcheiden. An dem Tage, wenn ſie mich auf den Kirchhof tragen, wird auch Dein Sarg dahinſchwanken neben dem meinen und ſtill werden wir miteinander eingehen zu den ewigen Schatten.

◆

Lachen und Weinen.

„Da hinein!“ ſprach er, und ſtieß mich durch's Thor.

Ich taumelte eine Weile hin und her, lehnte mich dann an die Mauer und konnte mich nicht beſinnen, was ich da ſollte. Es waren Nebel um mich und als ſich mein Auge ein wenig an die Düſterniß gewöhnt, ſah ich unweit von mir eine hölzerne Bude ſtehen. Eine blaſſe Frau ſaß darinnen und um ſie ſtanden Krüge, Schalen und Urnen, deren Inhalt ich nicht kannte. Die Frau winkte ſchwermüthig, ich ſolle nahe kommen und von ihrer Waare mir etwas auswählen. Da ich denn einmal in die Welt hineingeſtoßen worden ſei, ſo ſolle ich mir eine Labniß mitnehmen auf den langen, harten Weg. Sie habe in ihren Gefäßen das Weinen. Sie habe allerlei Weinen. Da habe ſie das leicht aufquellende Weinen. Da habe ſie das ſtille, weiche Vorſichhinweinen. Da habe ſie das ſchreiende Weinen, das wilde, herzerſchütternde Schluchzen; ſie habe das lachende Weinen, beſonnte Thränen mit Regenbogenfarbenſpiel, und ſie habe das raſende, wüthende Weinen. Ich ſolle zugreifen und mir davon ein Labſal wählen.

Als die blaſſe Frau ſo ſprach, hörte ich von der anderen Seite ein höhniſches Lachen. „Ein Labſal!“ rief es von dort, „ein ſchönes Labſal, Weinen und Schluchzen! Bei mir, Fremdling, findeſt Du ein Labſal. Siehe!“ Und ein buntgekleideter munterer Burſche, der ein ſehr breites Geſicht und ein noch breiteres Bäuchlein hatte, zeigte mir ſeine Bude, die ich bisher nicht geſehen hatte. Da ſtanden Körbe, Töpfe darin, aufgebauchte Säcke hingen umher und zuſammengereidelte Bündel lagen da. „Ich habe das Lachen feil!“ rief er luſtig, „fröhliches Lachen, klingendes Lachen wie Glockenſtimmen, ſchallendes Lachen mit tiefem Bruſtton, neckiſches Kichern, verhaltenes Lachen, wohlwollendes Lachen und reizendes Lächeln. Ich habe das wie Raketen emporſteigende Aufjubeln, das ſchalkhafte Schmunzeln und auch das grelle Lachen des Schrecks, das hohle Lachen der Verzweiflung.“ Bei dieſem Aufzählen hatte der Knabe mit dem Finger an die Gefäße und Behälter getippt, in welchen die koſtbaren Sorten abgeſondert enthalten waren.

Ich war näher zu ihm getreten und fragte nun, was in dem großen Krug enthalten ſei, deſſen Deckel er nicht berührt habe.

Auf ſolches ſchnitt er eine wichtige Miene und flüſterte: „Da habe ich etwas ganz Beſonderes d’rinnen. Ich will Dir nur ein ganz kleines Pröbchen davon geben.“ Ein wenig hob er den Deckel, da ſtieg ein ſchauerlich gellendes Lachen auf, vor dem mir alle Nerven bebten. Es war wie ein zerriſſener vielfältiger Schrei, gräßlich, nicht zu beſchreiben. — „Das,“ ſagte der Knabe und klappte den Deckel wieder zu, „das iſt das Lachen des Wahnſinnigen.“

Ich wollte mich abwenden, als ein heiteres Gelächter an mein Ohr ſchlug, welches ſo luſtig und herzlich war, daß ich ſelber mitlachen mußte, ohne eigentlich zu wiſſen warum.

Hierauf trat ich vollends zur Bude und kaufte allerlei Lachen ein. Ich ließ es zuſammenſchütten in einen großen Sack und als ich denſelben unter dem Arme hatte, wie man einen Dudelſack trägt, machte ich mich ſchmunzelnd auf meinen Weg.

Ich habe viele vergnügte Stunden gehabt mein Lebtag. Was iſt nicht oft gelacht worden, daß ich mir den Bauch halten mußte, daß mir die Thränen in den Augen ſtanden vor lauter Lachen! — Aber wenn ich es ehrlich geſtehen will, ewig thut es mir leid, daß ich an der anderen Bude damals ſo verächtlich vorübergegangen bin. Viele Lachen wollte ich hingeben, wenn ich weinen könnte. — Ich will Euch ja die Qualen nicht nennen, die unſäglichen, die unſer Herz foltern und vergiften können; Ihr kennt ſie ſelber — denkt an das Gräßlichſte, was Euch je widerfahren. Denkt an die peinvollen Stunden des Hangens und Bangens vor einem ungewiſſen Schickſal, denkt an die Gewalten des Schrecks, des ohnmächtigen Mitleids, der Verzweiflung, denkt an die ſchlafloſen Nächte, in denen Ihr mit Eurem Schmerze ſo urverlaſſen geweſen, als wäret Ihr mutterſeelenallein auf der Welt. Kennt Ihr den Schmerz, wenn ſie vor Euren Augen den Sarg des geliebten Kindes in die Grube ſenken? Kennt Ihr die Qual, wenn der einzige Menſch, auf den Ihr alles Vertrauen und Glück gebaut habt, Euch verräth und Euer Herz mit Hohn zertritt? Kennt Ihr die Pein, wenn Euer guter Name, deſſen Reinheit Ihr mit Opfern aller Art bewacht habt zu aller Zeit, wenn dieſer Name plötzlich von Buben und Schurken mit Koth beworfen und vor aller Welt geſchändet wird? Kennt Ihr das unermeßliche Elend einer ſelbſtbegangenen Schuld, die Euch nimmer Frieden finden läßt und Euer lächelndes Geſicht zum Zerrbild macht? — Kennt Ihr ſolche Qualen? Ihr mögt ſie erfahren haben, aber wenn Ihr weinen könnt, dann iſt Euch deren furchtbarſte Wucht fremd geblieben.

Ich möchte — ſo iſt es wohl Manchem zu Muthe — heute gern noch einmal umkehren und den langen harten Weg zurück machen, als hätte ich meine Seele vergeſſen an jenem Eingange. Ich möchte dem bausbackigen Knaben gerne mein Lachen zurückgegeben und dafür bei der blaſſen Frau ein Weinen kaufen. Nur ein einziges, ſtilles Weinen aus tiefſtem Herzen. Damit wollte ich hinausgehen auf die öde ſteinerne Heide, wo kein Menſch iſt und kein Vogel und keine Blume, wo nur der graue Sand iſt und das heiße Geſtein — dort wollte ich mir die Labniß vergönnen und weinen. — Und wäre es vorüber, dann wollte ich meinen einſamen Weg durchs Leben ſchreiten ohne Weinen und ohne Lachen.

Denn wenn Dir das Weinen verſagt iſt, dem Lachen traue nicht! Im größten Schmerze lacheſt Du auf — es iſt das Lachen des Wahnſinns, es iſt wohl auch ein Weinen in ſeiner Art, ein hölliſches Weinen, das Jedem das Herz verſengt, der es hört.

Das wahre Lachen und das wahre Weinen — Geſandte Gottes ſind beide; ſie erlöſen uns von der Spannung der Freude und des Schmerzes. Der iſt kein ganzer Menſch, der nicht lachen und nicht weinen kann zu rechter Zeit. Aber das Weinen führt die Menſchen näher zuſammen als das Lachen. Es iſt ja anmuthend, wenn ein Kind mit rothen Wänglein herzlich lacht; aber ſein klägliches Weinen geht uns tiefer. Und was eine Frauenthräne kann, beſonders im Antlitze, das wir ſchon geküßt haben — wir wiſſen es Alle. Es giebt wenige Steinherzen, die in Frauenthränen nicht löslich ſind. Das wahrhaft Erſchütternde jedoch iſt das

Schluchzen des Mannes. Ein Mann darf in ſeinem Leben dreimal weinen, und nicht öfter.

Mir war Einer bekannt, der mußte weit öfter weinen. Bei jedem Begräbniß, dem er beiwohnte, bei jedem Elementarunglück, das vom Himmel fiel auf ihn oder ſeine Nachbarn, bei jeder eindringlichen Kanzelrede, und ſo oft er überhaupt Andere weinen ſah, mußte auch er weinen. Wenn er ſich ſehr glücklich fühlte, ſei es nach überſtandener Drangſal, ſei es bei ſeinen braven Kindern, ſei es draußen in dem beſeligenden Frieden der Natur oder ſei es nach einem guten Gläschen, er mußte weinen. Im lächelnden Angeſichte ſtanden ihm die Thränen, er war ein guter Menſch. Plötzlich ſtarb nach mehr als zwanzigjähriger Ehe ſein Weib, das er über alles geliebt hatte. Da ging er verloren herum, ſtarrte vor ſich hin — geweint hat er nicht. Gebrochen war er von der Zeit an, ſein Haar ward fahl und flatterte wie gedörrt über der Stirne, ſeine Augen ſanken tiefer und tiefer in ihre Höhlen zurück, es war in ihnen kein Glanz mehr und kein Thau — und ſo iſt er geſtorben. Er hat ſich nach innen verblutet. Gilt das denn auch von Thränen? Oder hat der Mann jemals geweint, wenn nicht in dieſem größten Schmerze? Waren ſeine Thränen nicht vielmehr bloß lyriſche Aeußerungen geweſen und hätte der Mann in ſeinem tiefſten Weh anſtatt Waſſer nicht Blut weinen müſſen?

Andererſeits lebt unter meinen Bekannten eine Frau, die iſt heute gegen ſechzig Jahre alt. Sie hat wie wir Alle ihre vielfältigen Freuden und Leiden gehabt, ſie hat Kinder geboren und verloren — weinen hat ſie Niemand geſehen. Sie hat ein hartes Geſicht, ſie hat ſo viele Gluth in den Augen, daß es iſt, als würden die Thränen von derſelben aufgetrocknet. Und doch hat man an ihr weder im Lieben noch im

Haſſen viel Leidenſchaft bemerken wollen und im Lachen brachte ſie es nie über ein conventionelles hinaus. Es wird immer ruhig und gefaßt und vernünftig und brav ſein, aber ich, ich möchte es nicht haben, dieſes Weib mit der ſteinernen Seele.

Das Lachen iſt heilſam, das Weinen iſt es noch mehr, das Lachen iſt es für den Leib, das Weinen für die Seele. „Ein Stein liegt mir auf dem Herzen!“ hört man manchmal ſagen; dieſer Stein löſt ſich im Weinen auf. Das Weinen iſt ſtets ein Abladen und ein Ausgleichen. Der Halm richtet ſich freier auf, wenn der Thautropfen von ihm gefallen iſt.

Wer weiß, ob der Menſch nicht eben ſo viel und ſo oft weinen würde, als lachen, aber „es ſchickt ſich nicht“. Wenn in Geſellſchaft ein Spaß gemacht wird — je mehr Lachen, deſto beſſer, und wenn ſich auch Mancher dazu anſtrengen muß. Wenn jedoch Ernſtes, Betrübendes erzählt wird, da darf nicht geweint werden und wer Anlage dazu hat, der muß ſich beherrſchen. Das kommt davon, weil das Weinen etwas Innigeres iſt, als das Lachen, weil es keuſcher iſt. Es giebt Liebeserklärungen und Liebesgeſtändniſſe, die lachend gemacht werden; ich gebe nicht viel dafür; wer weinend an meine Bruſt ſinkt, der ſagt mehr, als Worte und Lieder ſagen können.

Echte Thränen wirken auf echte Menſchen wunderbar und was überhaupt eine Thräne zu rechter Zeit werth ſein kann, das bewies jene Gerichtsverhandlung. Ein junger Mann hatte den Verführer ſeines Weibes erſchlagen. Der Ankläger wollte nun ſeinen Tod; der Vertheidiger führte in glänzender Rede alle Milderungsgründe auf und ſprach mit rührender Innigkeit zu den Herzen der Geſchwornen. Dieſe blieben ernſt und ohne Regung. Da brach der Angeklagte in ein erſchütterndes Schluchzen aus, er preßte ſeine Mütze in das Geſicht und weinte. Die Augen der Geſchworenen wurden feucht und er war gerettet. Als ſich der Freigeſprochene nachher bei ſeinem Vertheidiger bedankte, klopfte ihm dieſer auf die Achſel und ſagte: „Es war klug von Ihnen, daß Sie geweint haben.“ — Ich glaube übrigens ſehr gerne an die Echtheit des Weinens in ſolchen Umſtänden.

Wie es nichts Heiligeres giebt, als die echte Thräne, ſo giebt es nichts Widerlicheres, als die falſche. Krokodilen hat man die Schlechtigkeit zugeſchrieben, daß ſie durch Heulen und falſche Thränen ihre Beute an ſich lockten. Das iſt eine Fabel. Wenn ein Weſen dieſer Erde eines ſolchen Schelmenſtückes fähig iſt, ſo traue ich das dem Menſchen am eheſten zu.

Ein Empfangstag im Elyſium.

Am zehnten eines jeden Monates — ſofern ſelbiger nicht auf einen Sonntag fällt — iſt im Elyſium Empfangstag, denn es giebt immer noch Leute, welche von Zeit zu Zeit den Alten gern ſehen und von ihm die letzte Entſcheidung ihrer Angelegenheiten erwarten. Er iſt trotz ſeines ſehr hohen Alters ein noch rüſtiger, freundlicher Herr, deſſen ſchneeweißer Bart öfter als dreimal um die Weltkugel gewachſen ſein könnte, wenn die Welt überhaupt noch ein gutes Haar an ihm ließe. Er trägt den Leutchen das nicht nach, hört, wenn ſie kommen, wohlwollend ihre Beſchwerden ab, macht eine ernſthafte Miene, heimlich aber ſchmunzelt er über die großartige Wichtigthuerei der armen Geſchöpflein, die auf dem Erdball umherkrauchen und nur mit dem ſchärfſten himmliſchen Vergrößerungsglaſe als winzige Milben geſehen werden können.

Sein Kammerdiener und Thorwart iſt beiweitem jünger, als er ſelbſt, aber viel gebrechlicher und wunderlicher, denn er hatte einmal auf Erden mitgethan und war dadurch frühzeitig herabgekommen und nervös geworden. Jetzt hat er die

Geſandtſchaften anzumelden, ihre Angelegenheiten zu ſichten und ſehr unbeſtechlich zu ſein, wobei ihm aber manchmal noch etwas Menſchliches begegnet.

Eines Tages — es iſt noch nicht lange her — tritt der Thorwart zum alten Herrn ein und ſagt: „Ewige Gnaden! Für den nächſten Empfangstag laſſen mehrere Geſandtſchaften bitten.“

„Führe ſie nur herein,“ antwortete der alte Herr, „aber trage ihnen auf, ſich kurz zu faſſen. Seitdem ſie unten ihr Parlament haben, ſind ſie das Schwatzen gewohnt worden.“

„Sehr wohl.“

Der Empfangstag war erſchienen. Schon ſeit frühem Morgen ſtanden im Vorſaale Geſandtſchaften und warteten. Der Thorwart beachtete ſie nicht. Sie ſollen nur warten, beim Antichambriren wächſt die Ehrfurcht vor der Herrſchaft. Endlich kam eine Abordnung der Clericalen, ſofort gingen die Flügelthüren auf.

Dieſe Geſandtſchaft beſtand aus Geiſtlichen, Ariſtokraten und Bauern. Als ſie des alten Herrn mit dem leuchtenden Auge anſichtig wurden, knieten ſie nieder und Etliche zogen den Roſenkranz aus der Taſche.

„Ach, ſteht doch auf!“ rief der alte Herr ihnen leutſelig zu. „Was giebt es Neues?“

„Ewige Gnaden,“ ſagte der Sprecher, „auf Erden ſteht es ſehr ſchlimm. Die Welt wird immer glaubensloſer und wendet ſich ganz von der Kirche ab.“

„Au!“ machte der alte Herr.

„Dein Statthalter iſt immer noch ein Gefangener, die weltlichen Fürſten ſehen nur auf ihren eigenen Vortheil und wollen uns nichts mehr dreinreden laſſen. Die Wiſſenſchaft iſt überaus profan geworden, bekämpft uns laut, oder was noch ſchlimmer iſt, übergeht uns ſtillſchweigend. Dann erſt die Schule —!“

Da der Sprechwart vor Aufregung nicht weiterreden konnte, ſo klopfte ihm der alte Herr auf die Achſel und ſagte: „Beruhigt Euch. Es iſt ja die alte Geſchichte. Ihr ſeid immer in Widerpart mit den Leuten. Sehe ich nicht, daß die Fürſten unſeren Statthalter mit den größten Ehren und Auszeichnungen überhäufen, ſich um ſeine Freundſchaft bewerben, daß man allerorts herrliche Kirchen baut, daß die Staaten ſittlich-religiöſe Schulen haben, ja daß ſelbſt ein Theil der akademiſchen Jugend gegenwärtig lieber Gemeinſchaft macht mit der Kirche, als mit der profanen Wiſſenſchaft. Ja, meine Lieben, was wollt Ihr noch mehr?“

„Wir glauben,“ flüſterte der Sprechwart, „nicht unbeſcheiden zu ſein, wenn wir alles wollten.“

„Alles iſt etwas viel,“ ſagte der alte Herr, „doch hätte ich nichts dagegen, wenn Ihr davon Jedem wieder das Seine gäbet. Allein Ihr ſchabt ihnen zu ſehr gegen den Strich. Sie haben ja auch ihre Vernunft, die ich ihnen verlieh, daß ſie denken und prüfen ſollen. Ihr verdammt ein bißchen ſtark. Damit ſchreckt Ihr ſehr viele Leute, und gerade die idealeren und humaneren Naturen, zurück. Einer der Eueren — war es nicht unſer lieber Pater Kochem? — hat einmal ausgerechnet, daß die Hölle fünfzig Kubikmeilen groß ſei. Sie wird aber viel zu klein, wenn Ihr alles verdammt. Hat mich auch ſchier verdrießen wollen, daß Ihr Euere Gebote den meinen voranſtellt. Auf ſolche Art werdet Ihr Die, welche zuvörderſt meiner gedenken, nicht leicht bekommen. Ich möchte Euch doch rathen, es einmal mit der Religion der Liebe zu verſuchen.“

„Ach Gott,“ unterbrach ihn der Sprechwart, „das iſt das Schlagwort der Gegner.“

„Mit einer Liebe," fuhr der alte Herr fort, „die ſich aber nicht juſt auf die Kirchengläubigen allein erſtreckt."

„Herr!" rief der Sprechwart, „warum ſollen denn juſt wir alles lieben, während alles Andere haßt?"

„Weil Ihr Euch Gott zum Vorbilde nehmen wolltet und nicht die Menſchen. — Ich bitte Euch, liebe Freunde, macht mir mein Verhältniß zu den Leuten doch nicht allzu ſchwer. Mein Wille wäre, daß wir freundlich zu einander ſtünden und die Menſchen untereinander in Wohlwollen lebten. Weiß es wohl, daß ich ein alter Idealiſt bin; aber ſchaut, wenn es möglich iſt, unter die Leute Zwiſt, Hader und Unduldſamkeit zu bringen, warum ſoll nicht auch das Gegentheil möglich ſein! Wenn Ihr in dem letzteren Sinne wirken wolltet, ſo wäre ich Euch ſehr verbunden. — Zu Hauſe alles wohl?"

Die Abgeſandtſchaft verneigte ſich und ſo war — ſtatt umgekehrt — von ihr der alte Herr entlaſſen.

Der Thorwart hieß nun, obzwar mit einigem Widerwillen, die Abgeſandtſchaft der Liberalen eintreten. Dieſe beſtand aus Großbürgern, Advocaten, Profeſſoren, Lehrern und Schriftſtellern. Der alte Herr kam ihnen nicht beſonders entgegen, er blickte ſie prüfend an und ſtrich ſeinen langen, weißen Bart.

Die Abgeſandten verneigten ſich, jedoch nicht auffallend tief, und der Sprechwart begann: „Wir müſſen Euer väterliches Herz mit einer Klage betrüben. Wir bedürfen Eueres Beiſtandes."

„Oho!" rief der alte Herr, „Ihr ſuchet mich? Da muß es Euch ſchon ſehr ſchlecht gehen."

„Ja, Herr, wir ſind arg bedrängt. Unſere Abſichten ſind die beſten, allein die Leute ſträuben ſich auf einmal dagegen. Man will wieder zurück ins dunkle Mittelalter und eine reactionäre Jugend macht ſich breit, gegen welche ein Metternich Fortſchrittsmann von reinſtem Waſſer geweſen. Was iſt da zu machen?"

„Wollt Ihr nicht Platz nehmen, meine Herren?" lud der alte Herr ein. Als ſie ſaßen, begann er ſo zu ſprechen: „Ihr wiſſet, daß ich ein alter Conſervativer bin, aber nicht einer, der die jungen Bäume in den Erdboden zurückdrückt, ſondern der ſie wachſen läßt. Natürlicher Entwickelung bin ich nicht abhold, ſondern freue mich, wenn dieſelbe ſich friſch und geſund vollzieht. Wenn auch Ihr es ſo macht, dann wird die ganze Natur mitthun."

„Ewige Gnaden ſind ja ſelbſt ein Liberaler, ſofern Ihr die allerverſchiedenartigſten Weſen, Neigungen und Richtungen erſchaffen habt und aufkommen laſſet."

„Ja, ja," unterbrach der alte Herr ſcherzend, „mein Freiſinn geht in meiner Windroſe ſogar ins Wetterwendiſche. Doch im Ernſte: der Wechſel, die Bewegung, die ungehemmte Entwickelung jeder Creatur in ihrer Art — dies iſt das ganze Geheimniß meiner Weltſchöpfung. Man darf ſich nur ja nicht überſtürzen, meine Herren! Man ſpricht von Fortſchritt und nicht von Fortlauf. Schritt für Schritt. Einen jungen Baum kann man zur Förderung ſeines Wachsthums nicht mit dem Strick in die Höhe ziehen."

„Das wiſſen wir," verſetzte der Sprechwart etwas ungeduldig.

„Es iſt möglich, daß Ihr in der praktiſchen Ausnützung des Liberalismus zu weit gegangen ſeid," fuhr der alte Herr fort, „daß darob einzelne Stände und Kreiſe, die nicht mit Euch Schritt zu halten wußten, verarmt ſind. Es waren vor Kurzem Bauern und Gewerbsleute da, die ſich darob beſchwerten. — Ihr könnt Euch denken, wie ich's meine. Was ſagt Ihr?“

„Kampf ums Daſein nach Darwin!“ brummte hier einer der Profeſſoren.

„Apropos, die Herren Gelehrten!“ rief der Alte fröhlich. „Ihr habt mich ja abgedankt, wie ich höre! Nun, das macht nichts. Ihr ſeid mir doch noch viel zu wenig freiſinnig. Daß Ihr als Feind der alten Dogmen auf Grund einiger neuerer Entdeckungen und Verſuche im Naturreiche ſelbſt Dogmen aufſtellt, und manchmal recht willkürlich, der Eine ſo, der Andere ſo — das wundert mich. Und wer nicht daran glaubt, iſt verdammt! — Ja, ja, es mangelt manchmal an Talent und Willen, fremden Standpunkt zu verſtehen, fremdes Streben auf ſeine Redlichkeit hin zu ſchätzen. Ich möchte Euch doch rathen, nur das zu lehren, was Thatſache iſt, in der Verbreitung Euerer Meinung darüber aber vorſichtig zu ſein. Denn eine ſolche Meinung könnte möglicherweiſe unrichtig ſein, bei Anderen den ſeelenſtärkenden Idealismus zerſtören, und den zu vergüten wäret Ihr nicht im Stande.“

Der Profeſſor entgegnete: „Es ſei die Bemerkung geſtattet, daß ohne freie Forſchung eine Wiſſenſchaft überhaupt nicht möglich iſt, und daß der menſchliche Geiſt ſo geartet iſt, das Gefundene und Erfahrene für wahr halten zu müſſen, ohne Rückſicht darauf, ob dasſelbe gemeinhin als ſittlich förderſam zu betrachten ſei oder nicht.“

„Den Geiſt gab ich Euch,“ ſprach der alte Herr. „Pfleget ihn nur. Aber vergeſſet nicht, daß ich gerade von Euch Duldſamkeit fordere. Denn ihr müßtet wiſſen, daß die Menſchen nicht alle gleich ſind, und daß zur Wahrheit und zum Himmel viele Wege führen. — Nur nicht engherzig ſein, meine Herren!“

„Wer hat die Engherzigkeit denn erſchaffen?“ redete jetzt ein vorlauter, junger Schriftſteller drein. „Wer iſt denn ſelbſt ſo unduldſam, die Leute anders haben zu wollen, als er ſie erſchaffen hat?“

„Schau, ſchau!“ rief der alte Herr, „da meldet ſich auch noch Einer um ſein Theil. Bitte recht ſehr um Entſchuldigung, meine geſchätzteſten Herren Literaten, daß ich bei der Weltſchöpfung nicht Euch die erſte Hand ließ. Ihr hättet was Rechtes gemacht. Meine Jahreszeiten wechſeln nur alle zwölf Monate, mein armer Mond alle vier Wochen, unter Euch ſoll es aber Einen oder den Anderen geben, der jeden zweiten Tag ſeine Geſinnung wechſelt oder deſſen glühende Begeiſterung für das Gute und Wahre mit dem Courszettel ſteigt und fällt. Einen ſo friſchbeweglichen Freiſinn vermag ich freilich nicht aufzubringen. — Der Liberalismus wird in der Hand der Gewiſſenloſen den Menſchen zum Fluche, in der Hand der Rechtſchaffenen zum Segen.“

„Alſo — dürfen wir hoffen?“ wagte der Sprechwart zu fragen.

„Der, deſſ' Herz rein iſt, möge getroſt ſein. Einen Freiſinn, der in Gewiſſenloſigkeit ausartet, verweigere ich die Sanction. Den ſittlichen Freiſinn aber laſſe ich mir nicht aus der Welt ſchaffen, er iſt eine Grundbedingung der geiſtigen Vervollkommnung und des Wohlwollens unter den Menſchen. — Nichts für ungut, meine Herren!“

Damit reichte der alte Herr Jedem die Hand und ſie konnten gehen.

Jetzt kam eine Gruppe an die Reihe, welche ſich beim Thorwart nicht nennen wollte. Sie beſtand hauptſächlich aus Kleinbürgern, Caplänen und Studenten mit hübſchen Mützen und zerhauenen Geſichtern. Ziemlich ungeſtüm traten ſie zur

Pforte herein, vor den alten Herrn hin und faſt athemlos ſtießen ſie das Wort: „Juden!“ hervor.

„Ah!“ rief ihnen der alte Herr zu, „Ihr ſeid die Antiſemiten. Faßt Euch doch.“

„Nicht ihres Glaubens willen!“ ſagte der Sprechwart. „Es iſt eine erbärmliche Verleumdung, wenn dieſe Judenknechte behaupten, des Glaubens willen bekämpften wir die Juden. Nein, wir ſind human, unverfälſcht human! Der Raſſe wegen! Der verächtlichen, corrumpirten, alles zerſetzenden Raſſe wegen müſſen ſie ausgerottet werden!“

„Womit kann ich Euch in dieſer Angelegenheit dienen?“ fragte der alte Herr höflich.

Sie blickten ſich gegenſeitig an und wußten für den Augenblick keine Antwort.

„Es iſt ſehr löblich,“ ſagte der alte Herr, „daß ſich endlich einmal eine ſtramme Partei bildet, welche die Schlechtigkeit bekämpfen will. Ich bin ihr Bundesgenoſſe. Den Anfang, meint Ihr, können wir bei den Juden machen, weil ſie unter den gegenwärtigen Culturvölkern der älteſte Theil ſind? Dann aber gehen wir auch zu den Anderen und wollen nichts verſchonen, was falſch, gewinnſüchtig, gewiſſenlos und verworfen iſt. Ihr müßt Euch deswegen ſehr hüten, die Sünden, die Ihr an den Juden ſtrafen wolltet, ſelbſt zu begehen. Es giebt nichts Verächtlicheres, als einen Sittenrichter, der ſelber Lump iſt.“

„Die Juden ſind an Allem Schuld!“ rief der Sprechwart aus.

Der alte Herr klopfte ihm auf die Achſel und fragte: „Habt Ihr Geſchichte ſtudirt? — An Vielem ſind Juden ſchuld, ich gebe es zu. An Allem wohl nicht. Am ſicherſten trifft man die Schuldigen, wenn man perſönlichen Haß, Eigennutz und Neid zu Hauſe läßt und mit rückſichtsloſem Muthe gegen das Schlechte überhaupt zu Felde zieht."

Heftigen Schrittes trat ein ſtrammer Burſche vor und rief: „Die Juden ſind nicht ariſchen Blutes! Nieder mit ihnen!"

„Ich bitte Euch!" lachte der alte Herr, „wenn wir auf der lieben Welt Alle vertilgen wollten, die nicht ariſchen Blutes ſind!"

„Nicht vertilgen, Herr, nur ausſondern!"

„Ich habe es einmal mit chineſiſchen Mauern verſucht," entgegnete der alte Herr, „es ging nicht. Und heute geht es noch weniger; heute wiſſen ſie, daß die Erde kugelrund iſt. Schiebt Ihr ſie nach Oſten ab, ſo brauchen ſie gar nicht einmal umzukehren und kommen per Expreßzug vom Weſten wieder herein, zudem könnte es ihnen unterwegs bei dem vielen Waſſer einfallen, ſich taufen zu laſſen. Wo nehmt Ihr ein Mittel, Euch vor Juden zu ſchützen, die keine mehr ſind? — Ja, es mag noch viel Spectakel geben, aber ſchließlich wird nichts übrig bleiben, als Euch miteinander zu vertragen. — Guten Morgen, meine Herrn!"

Damit waren ſie entlaſſen. Beim Herausgehen ſtrich einer der jungen Männer an den Rockzipfel des Thorwart.

„Entſchuldigen Sie ſich!" ſchnauzte er den Thorwart an. Als dieſer ihn verblüfft anglotzte, warf Jener ihm die Karte hin. Contrahage!

Der alte Herr drinnen ſchritt nachdenklich den Saal auf und ab. — Viel Erfreuliches dachte er, wird nicht gemeldet. An dieſem Menſchengeſchlechte habe ich mich hübſch geirrt. Ich dachte ihrer recht viele und verſchiedene zu erſchaffen, damit ſie ſich gegenſeitig beiſtehen, erſetzen und vervollkommnen möchten. Jetzt ſehe ich, daß ſie einander ſpinneſeind ſind. Ich werde am Ende noch dreihundert Millionen Sterne wohnlich einrichten müſſen und auf jeden einen Erdbewohner ſtellen. Hei, wie ſie da von der Ferne ſich einander begucken und beliebäugeln möchten! Wie ſie alle erdenkbaren Erfindungen machen möchten, um ſich gegenſeitig zu verſtändigen! Und ſind ſie beiſammen, ſo wollen ſie von einer Verſtändigung nichts wiſſen. In ihren Schulbüchern heißt es: Der Menſch iſt ein geſelliges Weſen. Das iſt nicht wahr, der Menſch iſt ein ſehr ungeſelliges Weſen.

Ein wilder Tumult im Vorſaale ſtörte den alten Herrn in ſeinen Betrachtungen. Gleich dachte er an die Antiſemiten; da ſtürzte der Thorwart herein und berichtete, daß ein fürchterliches Geſindel im Anzuge ſei, welches in den Saal wolle.

„So laſſe es doch herein!“ ſagte der alte Herr. In demſelben Augenblicke wurde auch ſchon die Flügelthür aufgeſtoßen, und wilder Pöbel, mit Revolvern, Petroleumfäßchen, Dynamitpatronen und allerlei anderen Waffen verſehen, polterte lärmend in den Saal. Der alte Herr verſtand in dem Gejohle nur den Ruf: „Nieder mit dem Capital!“ Bald ſtellte es ſich heraus, daß ſie nichts Geringeres von ihm forderten, als die Zerſtörung der Welt. Es waren die Communiſten, Nihiliſten und Anarchiſten.

Als endlich zur Noth Ruhe geworden war, ſtellte ſich der alte Herr mit in die Hüften geſtemmten Armen vor ſie hin, neigte einigemale das weiße Haupt und ſagte leiſe: „Ihr ſeid mir ſaubere Helden! Wozu mich? Ihr zerſtört ja ſelbſt!“

„Wir können nicht,“ riefen ſie, „es ſteht alles wieder auf.“

„So!“ ſagte der alte Herr. „Nicht einmal zerſtören könnt Ihr die Welt! Wie wollt Ihr erſt eine neue aufbauen! Bei mir ſeid Ihr am Unrechten, ich bin der Schöpfer und

Erhalter. Aber in der Unterwelt iſt Einer, der paßt für Euch. Geht nur zum Teufel.“

Die Rotte verzog ſich. —

Endlich war an dieſem Tag Ruhe geworden im Elyſium. Da kam der Thorwart noch einmal herein und meldete, daß ein Menſch draußen ſei. Der Wart habe ihm ein Almoſen geben wollen, aber der Mann laſſe ſich nicht abweiſen, ſondern verlange mit dem Herrn zu ſprechen.

„Wie ſieht er denn aus?“ fragte der alte Herr.

„Er iſt ſehr beſcheiden gekleidet,“ berichtete der Thorwart, „hat eine hagere Figur, ein bleiches Geſicht und leuchtende Augen.“

„Führe ihn herein. Es iſt ein Poet.“

Der alte Herr ſchritt dem ſchüchtern Eintretenden entgegen, reichte ihm die Hand und ſagte: „Grüß' Dich der Himmel! Ich habe Dich ſchon eine Ewigkeit nicht geſehen. Was treibſt Du denn immer?“

„Nichts, Herr,“ antwortete der Mann verzagt. „Mich verdrießt die Welt. Ich beſtrebte mich redlich, ſie zu verbeſſern, die Menſchen edler und glücklicher zu machen — ich richte nichts aus.“

„Haſt Du heute ſchon zu Mittag gegeſſen?“ fragte der alte Herr.

„Ich danke, nein.“

„Willſt Du nicht einen Teller Ambroſia mit mir genießen?“

Dazu ließ der Poet ſich freilich nicht lange bitten. Bald ſaßen ſie gemüthlich beiſammen an der Tafel, aßen Ambroſia und tranken Nektar. Plötzlich legte der alte Herr ſeine Hand auf die Schulter des Gaſtes und ſprach: „Bruder, Du biſt bekümmert, daß Du nichts ausrichteſt. Wie meinſt Du denn eigentlich, daß es werden ſollte?“

„Daß alle Menſchen zuſammenhalten, wie Kinder eines Vaters, der im Himmel iſt," antwortete der Poet.

„Weltverbeſſerer! und biſt ſelber unverbeſſerlich!" lachte der alte Herr. „Weißt Du es denn nicht: Seit jeher iſt ihnen das gepredigt worden und ſeit jeher haben ſie den Prediger verlacht und verfolgt, geſteinigt und gekreuzigt. Sie wollen es nicht beſſer haben, ſo wird es ihnen gut genug ſein, wie es iſt. Laſſ' ſie machen. Man muß ſie nicht immer ernſt nehmen. Treiben wir manchmal zu unſerem Vergnügen ein bißchen Spiel mit der Welt. Züchten wir im Frühling unſere Roſen, im Winter unſere Eisblumen, und kümmern wir uns nicht immer, wer dabei liebt und friert. Und blutet Dir gleichwohl das Herz, ſo ſchaffe Geſtalten ſchöner Symbolik, ſei es in ſeelenläuterndem Ernſt, ſei es in erquickendem Humor. Aber lauf' den Leuten nicht nach. So ſtörriſch ſie auch ſein mögen, entbehren können ſie weder Dich noch mich. Steigen wir nur nicht zu ihnen in die Tiefe, dann ringen ſie weher Sehnſucht voll allmählich unſeren Höhen zu. Nach wahnſinnigen Kämpfen werden ſie blutend und weinend zu uns kommen. Dann wollen wir die armen Thoren, die lieben Unglücklichen, an unſere Tafel laden und ſie laben und erfreuen."

Alſo blieb der Poet nun im Elyſium. Da die Stunden lang waren, ſo ſetzte er ſeine Zipfelmütze auf, ſchaute zum Fenſter hinaus und ließ die Zipfelmütze baumeln. Am erſten Tage freute er ſich, daß er dem tollen Treiben entrückt und in ſeligem Frieden war. Am zweiten Tage ſchaute er zur Erde hinab und ärgerte ſich über der Leute buntes Poſſenſpiel. Am dritten Tage reckte er den Kopf ſehr weit aus dem Fenſter und blickte unverwandt hinab. Plötzlich zog er ſein Barhaupt zurück und ſagte: „Herr, ich muß eilends auf die Erde. Meine Zipfelmütze iſt mir hinabgefallen."

„Ach, laſſ' doch die Zipfelmütze," ſagte der Herr, „Dein Haupt ſoll dafür einen Lorbeerkranz haben."

„Nein, ich will meine Zipfelmütze!" rief der Poet und machte ſich haſtig auf den Weg niederwärts zu ſeiner irdiſchen Heimat.

Der alte Herr blickte ihm lange nach, dann lächelte er kopfſchüttelnd über dieſe wunderlichen Erdenkinder — doch in ſeinem Auge ſtand eine Thräne.

Das göttliche Spielzeug.

Zur Zeit ſtieg der Poet wieder einmal hinan gegen das Elyſium. Als er aber an die Pforte klopfen wollte, verging ihm der Muth. Schon mehrmals war er drinnen geweſen, allemal von dem alten Herrn aufs liebreichſte aufgenommen, und allemal hatte ihn wieder der Vorwitz gepackt, zur Erde hinabzuſteigen und den Spectakel der Leute mitzumachen. Deß ſchämte er ſich nun, darum ſtand er zagend vor dem heiligen Thor. Denn es war kein Bleiben unten und ſein faſt kindiſches Beſtreben, auf Erden ein Himmelreich zu bauen, war ſchmählich zu Schanden geworden. Sprach er Verſtändiges, ſo wurde er mißverſtanden und ſtiftete Mißverſtändniſſe, gab er ſein Gemüth aus, ſo wurden ſie ungemüthlich; pflanzte er ihnen grünende, blühende Bäume, ſo fällten ſie dieſelben und zimmerten daraus für ihn ein Kreuz, und der Himmel, den ihnen der unverbeſſerliche Idealiſt gründen wollte, fiel allemal ganz hölliſch aus. — In ſeiner troſtloſen Bitterniß ſtieg er hinan zum alten Herrn. Aber anſtatt jetzt einzutreten, kauerte er ſich hinter eine Lorbeerhecke. Auf Erden die Heimat verloren, im Himmel ſie noch nicht gewonnen, ſo ſaß er da und halbverlaſſen und halb träumend, wie ein ſpielendes Kind, ſchlang er einen Lorbeerzweig um ſein wirres Haupt.

Der alte Herr hatte ihm vom Fenſter herab eine Weile zugeſchaut; endlich rief er: „Mein Sohn, was treibſt Du denn? Warte doch, bis es Andere thun."

— Ich kann's nicht erwarten, wollte der Poet in ſeiner Verwirrung antworten, aber er ſchwieg und verdeckte ſein Angeſicht, als ſei er bei einem argen Schelmenſtück ertappt worden.

„Laſſ' die Thorheiten und komm' herauf!" ſprach der alte Herr; da ging der Poet hinein.

Aber ſelbſt beim Becher konnte er ſeiner Befangenheit nicht Herr werden, endlich ſpielte er ſich auf den Mißmuthigen hinaus und ſagte: „Ganz vergeblich zerbricht man ſich darüber den Kopf, Ewige Gnaden, warum Du, der Weiſe und der Gütige, eine ſolche Welt gemacht haſt."

Der alte Herr zuckte die Achſel: „Es iſt eben geſchehen. Eine Jugendthorheit."

„Oder warum Du das Ding, mit Allem was drum und dran iſt, nicht ſchon längſt in Trümmer geſchlagen haſt. O, verzeih' mir das herbe Wort, ich kann mir nicht helfen, mir iſt ſo weh."

Der alte Herr legte ihm liebreich die Hand auf die Achſel und ſagte mit ſanfter Stimme: „Dir iſt weh! Ich glaube Dir's. Mir geht's nicht anders."

„Du könnteſt Dir helfen," entgegnete der Poet, „warum thuſt Du es nicht? Warum nicht?"

Der alte Herr nahm den goldenen Becher und that daraus einen langen Zug. Dann ſchob er ihn hin: „Trink' auch Du, mein Sohn. Mit dieſem Naß will ich meine

Schuld abwaſchen, Euch das Daſein leichter machen. Trink', mein Sohn!"

„Ich möchte lieber ſingen als trinken," antwortete der Poet.

„Ich wüßte ein Lied für Dich," ſagte der alte Herr. Dann ſchwiegen ſie. Der Alte ſtrich ſeinen weißen Bart, endlich that er einen Seufzer und ſprach: „Ja, Kind, Du weißt nicht, wie ich dran bin. Daß ich es Dir nur geſtehe, ich befinde mich in einer merkwürdigen Klemme."

Das war nun dem Erdenpilger etwas Neues. Daß es auch im Elyſium Klemmen geben ſoll, er wußte es nicht. Den alten Herrn mochte es in ſeiner ewigen Einſamkeit wohl einmal nach der Theilnahme eines fühlenden Herzen verlangen, er begann auszupacken, was ſeit ungezählten Jahrtauſenden in ihm verſchloſſen geweſen und zu keines Menſchen Ohr gekommen iſt.

„Du haſt es," begann er zum Poeten gewendet, „vielleicht ſchon als Kind gehört, daß ich von Ewigkeit her bin."

„Gehört, aber nicht begriffen," antwortete jener.

„Darauf kommt es auch gar nicht an, mein Sohn. Es muß nicht alles begriffen ſein. Suche in Deinem Leben nach: Das Unbegreifliche iſt ſtets das Angenehme und das Erhabene. — Ich hatte die Ewigkeit begriffen, da war ſie mir langweilig geworden. Ewig jung, ewig ſtark zu ſein, und ewig unbeſchäftigt bleiben zu müſſen — kannſt Du Dir das vorſtellen? — Antworte mit keiner Theorie. Höre mir freundlich zu und dann beklage Den, der ſonſt von aller Welt beneidet wird. — Eines Tages — ich ſpreche nur nach Deinen menſchlichen Vorſtellungen — denn eigentlich gab es keinen Tag — kurz, in der Oedniß der Ewigkeit kam mir der Gedanke, ein Spielzeug zu machen, um mir damit die Zeit zu vertreiben. Lerne daraus, was ſelbſt im Elyſium der Müßiggang anſtiftet. -- Ich erſchuf Stoffe und gab ihnen Bewegung. Das rundete ſich zu Ballen und drehte ſich im Raum wie ein Uhrwerk. Ich trieb es und trieb es immer und unterhielt mich an dem Wechſel von Stoff und Kraft, von Licht und Dunkelheit, von Wärme und Kälte, und als es im Schwunge von ſelbſt weiterging, da rieb ich mir vor Vergnügen die Hände. Es war auch zu nett, wahrhaftig! Viele Körper funkelten und erzeugten in anderen Wärme und Leben. Ein Gleichgewicht entſtand in der Bewegung, eine Regelmäßigkeit war in Allem, daß ich ſelbſt darob erſtaunte. Erſt in dieſem Werke ward ich inne, wie mächtig und weiſe ich bin. Mit beſonderer Vorliebe wandte ich mich einem runden Körper zu, der auch ſeine Bahnen hatte und ſeine Kreiſe machte, wechſelnd in Licht und Schatten, und auf welchem ſich winzige Weſen bildeten, die gar zu poſſirlich waren. Ich hatte ihnen anfangs keine Bedeutung beigelegt, ſondern mich mit ihnen nur ergötzt, ſie über die Finger laufen laſſen, ſie hin- und hergeblaſen wie lebendigen Kehricht, ſie mit Waſſer übergoſſen, ſie mit Feuerſpeien geneckt, ſie mit dem Beben des Bodens erſchreckt, und hatte meinen Spaß gehabt mit den geängſtigten Kerlchen, die auf zwei Beinen überaus mühſam umherkrabbelten und ſich allemal wieder herausarbeiteten aus der Bedrängniß. Es waren auf demſelben Körper ſtärkere Weſen als dieſe Zweibeinler, aber anſtatt daß dieſe von jenen ſtärkeren vertilgt wurden, merkte ich, wie ſie allmählich emporkamen, die Feinde unterjochten, die hunderterlei Widerwärtigkeiten beſiegten und aus jeder ſchweren Noth, von der ich dachte, daß ſie die kleinen Weſen ganz und gar zugrunde richten müßte, immer kräftiger und klüger hervorgingen. — Ich faßte ein tieferes Intereſſe für dieſe kleinen Geſchöpfe und begann ihnen hier und da zu helfen, wo es juſt unauffällig geſchehen konnte, gab ihnen ſchon frühe einen anmuthigen Kranz von Jahreszeiten, in welchem Früchte gediehen, die ſie genießen konnten, verlieh ihnen mancherlei Freude, die in anderen Weſen nicht war, und auch ein gewiſſes Erkenntnißvermögen, ohne ſie in ihrem Willen weiter zu beeinflußen. Ich war gerade einmal begierig, wie weit ſie es mit ſolchen Mitteln bringen würden. Da machte ich nun eine Wahrnehmung, die mich ſehr freute. Sie huben an, mich zu ahnen, mich wahrzunehmen, obzwar ich durch ihre Sinne nicht erfaßt werden konnte, ſie begannen Altäre zu bauen, um durch Opfer mir zu danken und mich um ferneren Segen anzuflehen. Ich fühlte mich ernſtlich zu ihnen hingezogen und wollte ihnen wohl vom Grunde meines Herzens. Alle anderen Körper, die da kreiſten, vernachläſſigte ich, keiner war mir ſo lieb als dieſer eine, wo die lieben Zweibeinler lebten. Tag und Nacht, Jahr und Jahrhunderte lehnte ich an meinem Fenſter und ſchaute ihnen zu. Als ich die Wahrnehmung gemacht, daß ihr Gefühl und Gemüth, welches ſich entwickelt hatte, nicht bloß Luſt und Freuden gebar, ſondern auch Schmerz und bittere Leiden, trachtete ich zu lindern, gab ihnen Theilnahme für einander, Barmherzigkeit und Ergebenheit. Aber es zeigte ſich, daß ihr Gemüth ausartete, Leidenſchaften aufwachten und daß ſie manches Leiden ſich ſelbſt erzeugten. Und gerade die ſelbſtverſchuldeten Drangſale trugen ſie mit größter Ungeberdigkeit, ſo daß ſie zu verrohen und zu verwildern drohten. Ich hatte ihnen zur Labe den Schlaf geſandt, ich gab ihnen Tränke, welche ein roſigeres Licht ſenken ſollten in ihr verbittertes Herz; allein da wurden Viele noch wüſter und ähnelten ſoſehr den unvernünftigen Thieren, daß ſich die Meinung unter ihnen verbreitete, ſie wären mit den Beſtien blutsverwandt. Sie thaten auch darnach, benachtheilten, zerfleiſchten ſich einander, trieben es thieriſch und hielten ſich für entſchuldigt. Alſo ward ich ſehr bekümmert und ſah, daß dieſe Weſen, welche die Anlagen zu größtem Wohlbehagen in ſich trugen, eigentlich die unglücklichſten Geſchöpfe der ganzen Welt waren. Um mein Weh voll zu machen, beobachtete ich aber auch, wie Viele dieſes unſeligen Geſchlechtes mit heißer Sehnſucht halb unbewußt der Richtung zuſtrebten, wo ich war, wie ſie ihre Klugheit ſchärften, ihre Kenntniſſe erweiterten, um mich, den ſie fühlten, zu entdecken und ganz an mich zu kommen. Ich gab ihnen mancherlei Zeichen, Viele verſtanden ſie, Viele nicht. Andere zeigten Angſt vor meiner Weſenheit und leugneten ſie, und ihr lautes Leugnen war doch wieder ein Hilferuf, ausgeſtoßen in glühendem Drange nach Wahrheit. Je heftiger ſie mich leugneten, deſto weniger war ich ihnen alſo gleichgiltig. — Je weher ſie mir thaten, deſto mehr mußte ich ſie lieben. — Was ihr tägliches Leben und Schaffen betrifft, ſo hatten ſie ganz erſtaunliche Dinge vollbracht, ſie verſtanden es, den rohen Stoff zu vergeiſtigen und in ſolcher Läuterung ihn dem Geſchlechte auf die feinſte Weiſe dienſtbar zu machen. So zogen ſie aus dem Geſtein Eiſen und Gold, um ſich damit zu vertheidigen und zu ſchmücken; ſo machten ſie aus den Dämpfen, die aus Waſſer und Feuer entſtehen, Kraft, um große Laſten und Hinderniſſe zu bewältigen; ſo gebrauchten ſie die Mächte des Blitzes als Verſtändigungsmittel auf größte Entfernungen. Faſt jeden Tag etwas Neues ſah ich, an dem ſie mit unglaublichem Eifer arbeiteten. Sie waren auch ſtolz auf ihre Hervorbringungen und erhofften damit die höchſten Ziele zu erreichen. Ich konnte mich an ſolchen Beſtrebungen darum nicht freuen, weil ich ſehen mußte, wie ſie ihre Errungenſchaften am liebſten und eifrigſten dazu anwendeten, um einander zu ſchaden, ja ſogar zu vertilgen. Nicht etwa, als ob bei ihrer Vermehrung der Raum zu enge geworden wäre — es gab noch immer die weiteſten Wildniſſe — ſondern weil ſie ſich gewiſſe Vorſtellungen und Ideale gebildet hatten, die ihre Leidenſchaft entfachten und denen zuliebe ſie im Stande waren, die unerhörteſten Greuelthaten zu verüben. — Alſo hatten ſich in meinem kleinen Geſchlechte gute und böſe Gewalten entwickelt, die — nach dem Syſteme der ganzen Welt — in einem gewiſſen Gleichgewichte zu einander ſtanden, ſo daß jeder böſen That allemal auch eine böſe Folge nachkam, daß die Leiden der böſen Folge aber ſtets auch eine reinigende und beſſernde Wirkung übten, daß ſolche Wirkung Gedeihen, Glück und Wohlſtand förderte, daß im Wohlſtande allemal auch wieder die Keime neuen Laſters ruhten. — Ein ſolcher Kreislauf zwiſchen Wohlſtand und Elend, zwiſchen Tugend und Laſter, in welchem die Herzen heute verweichlicht, empfindſam wurden, um morgen die tiefſten Wunden zu empfangen, ein ſolcher Kreislauf war ſtets die Quelle unermeßlicher Leiden. — In größter Trübſal betrachtete ich das Geſchlecht, das mir einſt ein ergötzliches Spiel geweſen, dann ein Gegenſtand des Vergnügens, der Freude geworden war, und welches nun, ſcheinbar auf der Höhe der Schöpfung, ſo ſehr entartete, daß Viele dieſes Geſchlechtes ſich nur noch durch Selbſtmord zu retten ſuchten.“

So ſprach der alte Herr im Elyſium und ſein Angeſicht, auf dem ſonſt die friedſame Heiterkeit wohnte, war traurig geworden.

„Aber Herr,“ ſagte nun der Poet, „warum machſt Du kein Ende? — Ein Tritt Deines Fußes iſt genug, und alles Leid iſt aus.“

Der alte Herr fuhr mit ſeinem weißen Aermel über das Geſicht, als ob er ſich den Schweiß von der Stirne wiſchen wollte. Dann ſagte er mit völlig umflorter Stimme: „Ein Ende machen! Das hätteſt Du mir vor vielen tauſend Jahren rathen können, da mir das Ding noch nichts war, als ein Spielzeug der Laune. — Seither aber iſt mir das Geſchlecht ans Herz gewachſen. Es mag noch ſo tief entarten, die Sehnſucht nach mir iſt doch in ihm. Ich habe es lieb. Und in der Liebe, mit welcher ich ſeine Schickſale geleitet, ſeine Entwickelung betrachtet, iſt ein Theil meines eigenen Weſens auf ihn übergegangen, ſo daß ich in dieſem Menſchengeſchlechte mir gleichſam ſelbſt gegenſtändlich geworden bin. Darum kann ich es nicht vernichten, ohne mir ſelbſt ein Ende zu machen. Ich liebe es, wie nur ein Vater ſein armes, ſüßes, inniges und doch mißrathenes Kind lieben kann. — Und alſo, mein Sohn, kam es. Wie der Menſch im Aufblick zu mir vergöttlichte und göttliches Glück fand, ſo ſog mein Niederſchauen auf ihn menſchliches Leid in mein Herz."

„Nun," fragte der Poet, „und was ſoll werden?"

„Zerbrechen will ich dieſes verhängnißvolle Spielzeug nicht," antwortete der alte Herr. „Ich will Geduld haben. In den Sternen will ich zu meinen Menſchen ſprechen, in Blitz und Donner will ich ſie warnen, in feurigen Ruthen aus Vulcanen will ich ihnen drohen, in der Kriegsfurie will ich ſie ſtrafen. Und in den Blumen, die aus Ruinen und Gräbern ſprießen, will ich wieder zu ihnen lächeln. Vielleicht erkennen ſie mich endlich doch."

„Alles das haſt Du ja auch bisher gethan," bemerkte der Poet, „und ſie ſind Dir trotzdem entfremdet."

„Nein, mein Kind," ſprach der alte Herr, „ſie ſind mir näher gekommen, trotz Allem. Haben ſie mich auch manchmal in den Finger gebiſſen, wenn ich ihnen die rettende Hand hinabhielt, Viele klammerten ſich doch daran. Sie werden zwar noch tauſend und tauſend falſche Auswege ſuchen, auf denſelben theilweiſe zugrunde gehen, theilweiſe wieder umkehren, bis ſie aus ihrer eigenen Leidensgeſchichte endlich gelernt haben werden, daß der einzige Weg zu mir ſteil bergan führt. Und ſtreben ſie zur Höhe, dann ziehe ich ſie an mein Herz und zur Ruhe bringen will ich das Spielzeug.“

„Herr,“ ſagte nun der Poet, „ich hätte noch eine Frage. — Wenn wir Alle beiſammen ſein werden um Dich, wird's dann gut ſein? Was werden wir treiben? Werden wir uns zum Zeitvertreib nicht wieder ein Spielzeug machen? Der Menſch, ſoweit ich ihn kenne, kann ſich ein Glück nicht denken, bei dem nicht eine Thorheit dabei iſt. Wie alſo wird das ſein?“

Die Antwort auf ſolche Frage hat der Poet nicht mehr gehört, er war nach kräftiger Nektarkneipe ſanft eingeſchlummert. — Als er wieder erwachte, ſaß er tief vorgebeugt in ſeiner froſtigen Dachkammer. Er blickte um ſich, daß er den Herrn ſähe, ſah aber nichts, als auf dem Tiſch ein Paket von Manuſcripten, die ein Verleger ihm zurückgeſchickt mit höflicher Ablehnung, und eine unbezahlte Rechnung für die Stiefel, die er an den Füßen trug, und aus deren offenen Mäulern ſchon die Zehen hervorguckten nach einem neuen Paar.

Er war wie aus allen Himmeln gefallen.

◆

Vom Hückerle, das nicht geboren werden wollte.

Am Eingange des Himmels, abſeits an der Portierloge des heiligen Petrus, befindet ſich jener Ort, an dem keine Freud' und kein Leid iſt. An dieſem Orte wohnen alle ungeborenen Kinder und ſolche, die vor Geburt, und auch jene, die ohne Taufe oder dergleichen geſtorben ſind und alſo nach dem Glauben in die Gemeinſchaft der Seligen nicht einverleibt werden können.

Es iſt ein ſehr bevölkerter Ort, beſonders die ungeborenen Kinder ſind ohne Zahl; doch geht es recht ſtill her in dem dunklen Quartier, denn wie geſagt, es giebt dort keine Freud' und kein Leid.

Keines verlangt das Erdenleben, aber wenn ſie gerufen werden, ſo gehen die Meiſten gern darauf ein, denn die Welt ſoll ein guter Spaß ſein, wer ihn verſteht:

So wurde eines Tages von einer jungen Ehefrau, die kurz zuvor erſt von einem geliebten Manne erwählt worden war, klein Hückerle gerufen.

Hückerle war ein ſehr herziges, aber auch ein ſehr kluges Ding, es ſandte daher einen Engel auf die Erde, um ſich nach den Verhältniſſen der Familie zu erkundigen, deren Mitglied zu werden es die Ehre haben ſollte.

Der Engel brachte die Nachricht, daß die materiellen Verhältniſſe des Hauſes durchaus geordnet wären.

„Darnach habe ich nicht gefragt,“ unterbrach klein Hückerle, „das iſt für ein neugeborenes Kind ziemlich Nebenſache. In mancher Beziehung wären einfache Verhältniſſe vorzuziehen. Kinder reicher Leute müſſen ſchon beſonders viel Glück haben, um etwas Rechtes zu werden. Und um dem Herrgott die Tage wegzuſtehlen und den Leuten das Brot, dazu mag ich nicht auf die Welt kommen.“

„Das iſt Geſchmacksſache,“ meinte ein Anderes, „wie man hört, ſoll der menſchliche Leib gar kein übles Inſtrument ſein. Ich wollte es nicht verachten, einmal etliche Jahrzehnte lang darauf zu ſpielen.“

„Es iſt ein gefährlich Spiel,“ ſagte das kluge Hückerle, „vor Allem: wer ein Paar ungute Eltern erwiſcht, der ſitzt ſchon in der Patſche. — Sage mir einmal, lieber Engel, im bewußten Hauſe, wie ſteht's mit der Mutter?“

„Die Dame, die Deine Mutter werden will,“ berichtete der Engel, „iſt eine ſehr ſchöne Frau.“

„Das iſt Sache des Vaters,“ verſetzte das Hückerle, „häßlich finden wird kein Kind ſeine Mutter.“

„Sie wird Dich unendlich lieben.“

„Selbſtverſtändlich, das iſt ihre Beſtimmung.“

„Sie iſt leidenſchaftlich in ihrer Liebe, ſie wird Dir nichts verſagen. Du wirſt ihr liebes Spielzeug ſein.“

„Sie wird das meine ſein,“ ſagte das Hückerle; „doch nach Deinen Berichten bin ich wahrlich gewillt, die Einladung abzulehnen.“

Da kam noch an demſelben Abende ein Vöglein geflogen, das brachte eine Depeſche von der Frau aus dem Erdenhaus: „Klein Kindlein, eile, ich erwarte Dich mit Sehnſucht!“

Und der Engel kam wieder zu Hückerle und erzählte, wie die Mutter das Bettlein ſchon bereitet habe, Hemdchen und Häubchen, niedliches Spielzeug und allerlei, und daß ſie in ihrem Gemache ſitze und aus langer Weile weine, weil der Vater ſeinen Geſchäften nachgehe.

„Und was ſagt der Vater?“ fragte Hückerle, „lädt auch er mich ein?“

„Der Vater,“ meinte hierauf der Engel etwas unſicher, „höchſt wahrſcheinlich auch wird er Dich einladen, obwohl er nicht davon ſpricht. Er hat die Kinder ſehr gern, das beweiſt er an ſeinen drei Kleinen.“

„Du redeſt, als hätte er ſchon welche.“

„Allerdings, zwei Mädchen und einen Knaben aus der erſten Ehe. Liebe, wohlgeartete Kinder, die ein junges Brüderchen glückſelig machen würde.“

„Nun weiß ich wohl genug,“ ſagte das Hückerle. „Kinder aus einer erſten Ehe ſind da. In dieſe Familie ſetze ich mich nicht hinein.“

„Mein Gott, Hückerle, wenn Alle ſo dächten wie Du, was würde aus den zweiten Ehen werden?“

„Auf die Welt zu kommen, das will ich mir nicht verſchwören,“ ſagte das Kleine, „aber nur als Erſtgeborener eines jungen Paares, das iſt meine oberſte Bedingung. Ich will die Sorgfalt und Liebe von Vater und Mutter gleichmäßig auf mich vereinigt ſehen und daß ſie gleichmäßig von mir beſeligt werden; ich will, daß ſie noch keinen Grund zum Kummer und keinen zum Streit haben. Sind der Kinder einmal mehr und es kommt Unſereins noch angefahren, dann weiß man's ohnehin, welcher Art die Freude iſt, mit der man empfangen wird. Das ſind ſaure Sachen! Und nun erſt gar ein Nachläufer aus zweiter Ehe! — Nein, nein!"

Der Engel war aber von der Frau auf Erden durch gute Worte beſtochen, durch Gebete, in denen ſie ihn allabendlich anrief! er gab daher ſein Vermittleramt ſo leicht nicht auf.

„Es iſt im Ganzen recht vernünftig, was Du ſprichſt, mein liebes Hückerle," ſagte er, „doch mußt Du den beſonderen Fall betrachten. Wenn ich in ähnlichem Falle die Wahl habe, ein Kind erſter oder zweiter Ehe zu ſein, ich entſcheide mich unbedenklich für das Letztere."

„Das iſt ſelbſtverſtändlich. Aber nur, wenn man's flach nimmt. Das Stiefkind mag zu wenig Brot haben, aber das Leibeskind dürfte ſich mit Kuchen den Magen verderben. Da ziehe ich das Erſtere vor. Das Stiefkind wird körperlich und ſeeliſch abgehärtet, das Leibeskind körperlich zu einem Schwächling verweichlicht, geiſtig zu einem Unding verzogen werden. Mütter giebt es, mein lieber Engel, die aus Bitterkeit gegen die Stiefkinder die größten Feinde ihrer eigenen werden. Keine Liebloſigkeit rächt ſich ſo ſehr an eigenem Fleiſch und Blut, als die den unſchuldigen Waiſen zugefügte. — Das iſt die Stiefmutter. Nun aber der leibliche Vater! Vor Kurzem erſt kam ein ungetauftes Weſen hier an, das davon zu erzählen wußte. Ich mag's nicht wiederholen, ſondern ſage nur ſo viel: es hat ſich dort eilends wieder aus dem Staub gemacht. Das beſte Stück eines Menſchenherzens hängt an ſeinem Erſtgeborenen, ſo iſt's Naturgeſetz, da kann Niemand dafür. Die Vorzüge des Erſtlings — Fehler hat er ſelbſtverſtändlich nicht — haben einen ſo tiefen Eindruck auf den Vater gemacht, das Glück über dieſelben war ſo groß, daß der Nachkömmling einen ſchweren Stand hat, ſich noch leidlich bei ihm zurecht zu ſetzen. Man kennt dieſe Väter! Die Conflicte, die ſolcherweiſe mit der zweiten Frau entſtehen, ſteigern noch ſein warmes Gefühl für die mutterloſen Kleinen ſeiner erſten Erwählten; je ſorgfältiger er dasſelbe zu verdecken ſucht, um ſo tiefer wird es. Dem Inſtinct der Frau bleibt derlei nicht verborgen; eine Art von Eiferſucht gegen ihre todte Mitbeſitzerin des Gatten läßt ſie deren Kindern entgelten. Der Vater ſucht ihre Liebloſigkeit an ihnen durch Milde zu erſetzen, jetzt iſt ſie zu ſtrenge, er zu nachſichtig gegen die Kinder erſter Ehe; gegenüber denen der zweiten ſcheint es umgekehrt zu ſein. Alles das geht ganz naturgemäß vor ſich, ohne daß man einem Theile Schuld geben kann, an dem was hier gelitten und verdorben wird. Aber wenn's verdorben iſt, dann klagen ſie ſich einander an und vergällen ſich das Leben. Ich laſſe mich empfehlen, aber in eine ſolche Familie ſetze ich mich nicht."

Der Engel ſtand da und wußte nichts zu ſagen. Endlich rief er gegen ein Knäblein hin, das juſt einen ſcharfen Pfeil in den Bogen legte: „Amor, haſt Du gehört, was das Hückerle ſagt? Es iſt gewiſſenlos von Dir, nach dem Herzen eines Witwers zu zielen. Was für Leid und Elend daraus entſtehen kann! Schieße Deine überflüſſigen Pfeile auf die Ehemänner los, die noch ihre erſten Frauen haben, damit thuſt Du was Gutes."

„Ich ſchieße nach wem ich will!" verſetzte der Knabe trotzig und ſchoß ſeinen Pfeil erdenwärts.

In demſelben Augenblick war die Botſchaft da: „Hückerle, der Vater ruft Dich!"

Das Hückerle zitterte an allen Gliedern, denn wenn der Vater ruft, da giebt es kein Weigern mehr. „So muß es doch ſein, daß ich ins irdiſche Jammerthal ſteige. Lebt wohl, ihr Genoſſen — vielleicht für immer. Es ſteht im Geſchicke, ob ſich mir bei meiner Rückkehr die Pforten der Nacht oder des Lichtes öffnen werden. Nun gehe ich leiden."

„Faſt fürchte ich es," ſagte der Engel, der das Hückerle nun leitete, „denn Du biſt viel zu vernünftig. Wer ſo viel denkt und klügelt und alles abmißt, der hat auf Erden kein gutes Sein. Der iſt voller Unfried und Zwieſpalt und Gram. Und doch bauen die Menſchen ihre Straßen ſo, daß Jeder, der ſie wandelt, zum Denken und Meſſen und Wegen kommen ſoll. Aber ſei getroſt, dieſe Straßen führen ſchöneren Höhen zu, als die iſt, von der Du jetzt ſcheideſt. Daß Du aber, mein liebes Kind, nicht allſogleich von dieſem Frieden auf die heiße Bahn geſtoßen werdeſt, daß Du auch kennen lerneſt was Luſt und Freude iſt, daß Du einen ſüßen Lebensmorgen und eine goldene Jugend habeſt mit holder Einfalt, mit himmliſchen Träumen und irdiſcher Liebe, ſo lege ich jetzt meine Hand ſegnend auf Dein Haupt."

Der Engel that's, und als er die Stirne des kleinen Weſens berührte, ſank hinter derſelben der Geiſt in den Schlummer hin. Nur das Herzlein ſchlug, anſtatt der Thätigkeit des Geiſtes begann ein zartes Keimen der Sinne — und ſo iſt klein Hückerle auf dieſer Welt angekommen.

Die Mutter lehnte an ſeinem Bettlein und koſete es ohne Ende, und konnte ihr Auge nicht wenden von dieſem zarten, ſüßen Angeſichte, und koſete es immer und weinte vor Glückſeligkeit. Dann rief ſie die Kinder ihres Mannes; dieſe ſchlichen auf Zehenſpitzen herbei und in ihren hellen Augen leuchtete die Freude über das Brüderlein. Die Mutter küßte jedes auf die Stirne und that in ihrem Herzen ein Gebet:

„Ihr Engel Gottes! Nun iſt die Liebe gekommen. Ich kann ſie kaum ertragen, ſo groß iſt ſie! Alles Herbe und Bittere, in dieſem Feuer iſt's gelöſt. Jetzt bin ich Mutter! So bin ich's auch Euch, ihr guten mutterloſen Kleinen. Dankt es Eurem Bruder, nicht der Vater hat Euch die Mutter gebracht, aber der kleine Bruder giebt und theilt ſie mit Euch. Was ich Euch Gutes kann thun, an meinem Kinde möge Gott mir's vergelten! Mit der Liebe und Treue, die ich Euch zuwende, will ich erkaufen für dieſes Kind das Gedeihen und das Glück, will ich dem Schöpfer danken, daß er mir's gegeben. In meinem Kinde will ich mich, in Euch meinen Mann lieben; in meinem Kinde will ich glücklich ſein, und edel in Euch. O liebes Kind, Du haſt mir ein großes Leben vom Himmel gebracht."

Hinter ihr ſtand der Gatte. Dem war zweimal als Mann das Auge naß: damals, als ſeine Kinder die Mutter verloren, und jetzt, da ſie ſie fanden.

Nach längerer Zeit, als der Engel dieſer Familie wieder einmal im Vorhofe des Himmels erſchien, fragte man ihn, wie es dem kleinen Hückerle ergehe, das ſo ungern zur Erde hinabgeſtiegen war.

„Ob das Hückerle," ſprach der Engel, „das hat's wohl gut getroffen. Wie iſt glücklicherweiſe ſo gar nichts wahr geworden von dem, was es einſt ſo vernünftig auseinandergeſetzt. Es hat erſtens ſeine Mutter glücklich gemacht, zweitens weil glückliche Menſchen auch gute Menſchen ſind, ſeinen älteren Geſchwiſtern eine Mutter gegeben. Und ſo iſt es das Herzhöckchen des Vaters geworden, und ſo hat es die Familie ineinander verbunden. — Wohl iſt das Wort Stiefmutter ein ſchlimmes Glöcklein, das vieles Unheil aufwecken kann; darum ſoll man daran nicht ziehen. In der Familie des

Hückerle iſt eitel Liebe. Es kehren Drangſale ein und Leiden, wie überall, Verſuchungen und böſe Stimmungen auch, wie überall; ſie laſſen die ſchlimmen Stunden ziehen und ſchweigen in Geduld. An dem Tage von Hückerlein's Geburt hat mir der Ewige einen Auftrag gegeben: Hüte es, ſo lange ſie den Waiſen gut iſt. — Ich hüte es bis auf den heutigen Tag, kein Unrecht hat mich verſcheucht aus dem Hauſe. — Wenn Ihr wüßtet, wie das Hückerle mit ſeinen irdiſchen Augen ſchauen kann! Es hat ein Herzlein voll von Munterkeit und Freuden. Sein Geiſt, den ich in den Schlaf gelullt, iſt wieder im Erwachen, aber von dieſer licht- und liebevollen Kindheit wird er roſig ſein und roſig bleiben. Die junge Seele hat einen ſchönen Schwung, vom Vater das Rechtsgefühl, von der Mutter die Milde, von den Geſchwiſtern den Frohſinn; ſie wird nicht kleben bleiben an der erdigen Maſſe. Das Höchſte, was die Welten kennen und die Himmel lohnen, wird aus ihm: ein ganzer Menſch. Auch ſein Weg wird ernſt werden und heiß, aber er wird an dieſen dunklen Hallen vorüber zur Vollendung führen. Das iſt die Kunde vom Hückerle, welches nicht geboren werden wollte.“

Halb dämmernd, träumend und keimend hatten ſie zugehört, die Ungeborenen in der ſchattigen Halle; nur Amor hatte ſeine Sinne ſchärfer geſpannt und ſeinen Bogen, und wiederum ſchoß er erdenwärts einen zündenden Pfeil.

Alkohol.

Ein wirthſchaftlicher Briefwechſel zwiſchen dem Teufel und ſeiner Großmutter.

Es war im Sommer des Jahres 33 nach Chriſti. In einer der Felſenhöhlen nördlich von Jeruſalem ſaß der großmächtige Höllenfürſt Lucifer, ſchlug mehrmals unwirſch mit dem Schweife auf den Felsblock, kaute an einer Geierfeder und ſchrieb dann einen Brief an ſeine Großmutter. Die Adreſſatin war eine alte, unſaubere, tückiſche, boshafte Vettel in der Hölle, die häßlichſte und bösartigſte unter allen Vetteln, weshalb der König ſie zu ſeiner Geſponſin erwählt hatte. Sie leitete ihm die Wirthſchaft, führte die Rechnungen über Schwefel und Pech, wobei ſie ihn ſtark um den Löffel barbierte. In zärtlichen Augenblicken nannte er ſie ganz unpaſſend „Großmütterchen“, um ſich den Anſchein zu geben, als ſei er jung und ehre das Alter, während es doch gerade umgekehrt der Fall. Er war dabei geweſen, als ein achtzehnjähriger Jüngling ſie mit einer fünfundvierzigjährigen Jungfrau erzeugt hatte. Er war dabei geweſen, als ſie ſich, ein ſiebzehnjähriges Kind, an einen einundachtzigjährigen Greis vermählt hatte. Sie übte ſich ſchon in früher Jugend in der Kunſt, Hörner aufzuſetzen und als ſie nach vielen bewegten Lebensjahren als alte Kupplerin ſtarb, erkor ſie Lucifer zur Seinigen und ſie ſetzte ihm alltäglich die Hörner auf, welche er als Teufel zu tragen berechtigt war. An dieſe Perſon ſchrieb nun Lucifer in Zeiten, da er nicht bei ihr war, zahlreiche Briefe. Bei den Vorarbeiten zum Eiſenbahnbau zwiſchen Jaffa und Jeruſalem iſt in einer Felſenkluft vor Kurzem ein Theil dieſer Briefe aufgefunden worden. Unter anderen wurden auch die folgenden Schreiben daſelbſt entdeckt:

„Liebes Großmütterchen!

Endlich komme ich wieder einmal dazu, Dir zu ſchreiben, leider habe ich nicht viel Erfreuliches zu vermelden. Der Judas, den ich am Strick ſchickte, wird in der Hölle hoffentlich glücklich angekommen ſein. Den Petrus glaubte ich auch ſchon zu haben, er verleugnete auf meinen Rath ſeinen Herrn und verließ ihn in der Noth, hat es aber leider ſofort bereut. Pilatus wäre auch reif, allein er iſt ein Heide und gehört nicht in unſeren Bezirk. Hingegen wächſt ſich an Herodes ein guter Biſſen aus. Und die Phariſäer und Schriftgelehrten ſind mir auch noch ein guter Troſt, die kommen ſelber zu mir und bringen auch andere mit. Ewig leid thut es mir um Maria Magdalena, das war ein hoffnungsvoller Zögling; jetzt büßt ſie und iſt verloren. Dieſer Prophet fügt mir unerſetzlichen Schaden zu. Als er in Jeruſalem einritt, nahm völlig die ganze Stadt für ihn Partei; als er verurtheilt wurde, wendeten ſie ſich natürlich wieder von ihm ab; als er am Kreuze hing, verſpotteten und verhöhnten ſie ihn und ſelbſt ſeine Anhänger wagten es nicht, ihn zu bekennen. Das wäre inſoweit ganz erfreulich. Aber nun denke Dir, herzliebſtes Großmütterchen, alte Hexe, was nun geſchieht.

Der Prophet wird aufgenommen zu ſeinem Vater und ſendet ſeinen himmliſchen Geiſt herab in die Welt. Jetzt werden die Trägen rührig, die Verzagten muthig, die Verblendeten klug, die Lauen beſeelt; man beginnt meinen Angelſpeck, die irdiſchen Freuden, zu verachten und *vom Göttlichen und* Himmliſchen zu ſchwärmen. Die Sünder büßen und die Gerechten fangen an demüthig zu ſein. Die Todſünden, die ich ſäe, werden nicht geerntet. Ein ganz anderer Sinn iſt in die Leute gefahren und alles des himmliſchen Geiſtes wegen. Wenn dieſer Geiſt noch lange beſteht und wirkt, ſo können wir unſere Hölle zuſperren. Ich weiß mir keinen Rath. Nie hätte ich mir gedacht, daß das ſchlechte hölzerne Kreuz (und von dem kommt der Geiſt) mir ſo vielen Schaden machen könnte; alle meine Pläne und Beſtrebungen werden jetzt durchkreuzt; meine Schlingen und Lockungen, die Menſchenſeelen zu fangen, werden durchkreuzt — die Zeiten werden verflucht ſchlecht, Großmutter. In Eile Dein bekümmerter
Lucifer."

Alſo lautete der Brief, der ſofort durch einen mit Fledermausflügeln beſchwingten Sendboten in das Höllenreich befördert wurde. Nicht lange ließ die Antwort auf ſich warten.

„Aber liebſtes Herzerl Du!" ſchrieb die Großmutter zurück, „Schatzerl, dummes Bürſcherl! Haſt denn Du keinen Schwefel mehr im Gehirn? Ich kenne Dich gar nicht mehr. Des bißchen himmliſchen Geiſtes wegen ſo verzagt ſein! Ja ich glaub's, daß er uns ſchaden könnte, wenn wir nicht ein Gegenmittel hätten, ich glaub's! Aber wir haben ein Gegenmittel, mein lieber behörnter Herr Gemahl! wir haben eins! daß Du nicht darauf gekommen biſt, dummer Teufel, und es iſt doch ſo einfach. Wenn es einen himmliſchen Geiſt giebt, ſo wird es wohl auch einen hölliſchen Geiſt geben; was jener ſchafft, ſoll dieſer zerſtören, dieſer ſoll jenen erſticken und dieſer unſer hölliſcher Geiſt ſoll in der Welt herrſchen und uns die Seelen zuführen. Du weißt es noch immer nicht, welchen Geiſt ich meine? Es iſt ſchrecklich, wie Du mir verblödeſt im Umgang mit den Leuten. Ich meine den Alkohol! Ich ſehe Dich lächeln, Du verſtehſt mich endlich; ich glaubte ſchon, Du brauchteſt unſere ganze Ewigkeit auf, um begreifen zu lernen, daß der Alkohol das wirkſamſte Gegengift für den himmliſchen Geiſt iſt. Als purer Geiſt dürfte er ihnen zwar ſchwer beizubringen ſein, aber wir gießen ihn in ihre Getränke, in den Wein, in alle Flüſſigkeiten, die gähren, wir erfinden einen gebrannten Wein, einen Höllenwein und ſättigen ihn reichlich mit Alkohol. Anfangs wird er ihnen zuwider ſein, denn ihre Natur wird ſie davor warnen. Ueberlaſſe das nur mir, theurer Spitzbube, ich werde Süſſigkeiten thun in die Getränke, ich werde ein Wohlgefühl erzeugen ſchon nach dem erſten Trinken, und ſie werden den Geiſt dürſtend und mit Luſt in ſich ſchlürfen. Dann ſiehe einmal zu, was geſchieht: der Beſcheidene wird aufgeblaſen und hochmüthig ſein, der Sanftmüthige aufgebracht und zornig, der Mäßige wird ſchwelgen, der Emſige wird träge werden wie ein Thier, der Eingezogene wird ausgelaſſen, wohllüſtig, unzüchtig ſein. Alle Lichtlein der Menſchenſeele werden entfacht zu Bränden, die Brände werden Leib und Seele zerſtören und das Menſchenherz, welches der Prophet einen Tempel des heiligen Geiſtes genannt, wird eine ſchmutzige Ruine ſein. Das wird unſer Geiſt anrichten auf Erden und dieſen Geiſt ſende ich ihnen. Verbreite ihn, Lucifer, wo und wie Du kannſt, lege ihn in die Früchte des Feldes, des Gartens, des Baumes, lege ihn in edle und unedle Gewächſe, ſie werden ihn finden und herausziehen; er wird ihnen beſſer ſchmecken als der himmliſche Geiſt der Entſagung, ſie werden ſich voll und toll, roth und todt daran ſaugen; dann ſammle die Cadaver und bringe ſie her. Wir werden die Hölle nicht zuſperren, mein lieber Lucifer, wir werden ſie erweitern, vergrößern nach allen Richtungen hin und Legionen von Teufeln ſollen umlaufen dort auf Erden, um den Leidenden, Bekümmerten, Verzagten mit gefälligen Manieren — unter dem Vorwande, ſie zu ſtärken, aufzurichten — unſeren Geiſt zu credenzen und hernach die Opfer einzuheimſen. Alſo immer Muth, mein Buſenfreund, und gehe ſogleich daran, unſeren Geiſt in alle Kreiſe der Menſchen zu verbreiten.

Deine wohlaffectionirte Mutſchi.“

Und einige Zeit darauf konnte König Lucifer den nachſtehenden Brief ſchreiben:

„Liebes Großmütterchen!

Recht ſehr plangt es mich, Dich wieder einmal zu umarmen, allein jetzt iſt kein Abkommen hier. Die Geſchäfte gehen gut. Mit Deiner genialen Eingebung haſt Du Dir ewige Verdienſte erworben um unſer Reich. Der himmliſche Geiſt, der mich anfangs ſo ſehr ins Bockshorn gejagt, iſt völlig lahm geworden, ja verſchwunden, ſeitdem wir unſeren hölliſchen Geiſt, den Alkohol, ausſpielen. Die überraſchendſten Wirkungen habe ich erfahren. Leute, die ſonſt von ihrem unruhigen Gewiſſen (ach, dieſes Gewiſſen, das dem Menſchen im Herzen liegt, lag mir immer im Magen!) dem himmliſchen Geiſte zugetrieben wurden, beruhigen dasſelbe mit Alkohol. Leute, die das Thieriſche in ſich getödtet zu haben vermeinen, aber ſchwach und träge ſind, glauben ſich mit Alkohol für das Göttliche zu begeiſtern und traben dann in ihrer Begeiſterung anſtatt mit Aetherſchwingen gegen Himmel zu fliegen, auf vier Füßen mir zu. Leute, denen der Muth fehlt um Schelmenſtücke zu vollführen, trinken Alkohol und werden beherzt. Mancher hebt den Becher des Alkohols, um mit ſeinem Gotte Bruderſchaft zu trinken, während er mir in die Arme ſinkt und meine Hörner küßt. Ein Einſiedler in der Wüſte, der ſich kaſteite jahrelang und ſeine Seele gereinigt hatte von allen Lüſten, trank Alkohol und wälzte ſich vor Luſt wiehernd im Kothe wie ein Schwein. Ein anderer Menſch, der ſich in Selbſtverleugnung, Sanftmuth und Liebe geübt hatte, und welcher es ſo weit bringen wollte, daß er Jedem, der ihn auf die linke Wange ſchlug, auch die rechte hinhalten konnte, trank zu ſolcher Kräftigung Alkohol und erſchlug aus Jähzorn ſeinen Vater. Ein Rabbi, der ſeit vielen Jahren Ehrſamkeit und Keuſchheit gepredigt hatte, der in heiligen Zorn gerieth, wenn ein Spatz nach dem Weibchen pfiff, der von Anderen und von ſich ſelbſt für einen Heiligen gehalten wurde, trank zum Behufe höherer Begeiſterung Alkohol und beging mit der Frau ſeines beſten Freundes einen wunderſchönen Ehebruch. Oh, was wäre da alles zu erzählen! Es läßt ſich auf dieſem Wege nicht mittheilen, weil ich fürchte der Brief könnte in unberufene Hände gerathen, gar unter die Leute kommen und alſo eine abträgliche Wirkung erzielen. — Mache neue Kammern auf, lieb Großmütterchen, alte Vettel, verdammte! es kommen ihrer viele. Du wirſt eine rechte Freude haben, wenn die hochmüthigen Söhne des Lichtes, die ſogenannten Vernunftweſen, bis zum Cretin verſoffen, mit ſtieren, rothunterlaufenen Augen, grinſend und unſauber rülpſend, in die Hölle hinabtaumeln werden. Wir wollen mit dieſen Creaturen dann manch ein kurzweilig Spielchen treiben. Der Alkohol hat ſie ſtark gemacht, behaupten ſie, ſo wollen wir ſie zu Paaren an unſeren glühenden Wagen ſpannen und mit ihnen durch das Höllenreich raſen, bis ihnen die blauen Flammen aus den lechzenden Schnauzen züngeln. Der Alkohol hat ſie beherzt gemacht, ſagen ſie, ſo ſollſt Du auf dem Rabbi reiten wie auf einem Beſenſtiel durch die ſchwefeligen Lüfte hin. Den kaſteiungsluſtigen Einſiedler, der ſich im Moraſte wälzt, will ich mit meinem Schweife peitſchen, bis er girrend und gröhlend den letzten Hauch ſeines Geiſtes von ſich giebt.

Braue, Großmütterchen, braue, daß unſer Geiſt nicht alle werde. Die Nachfrage iſt groß und ſteigert ſich mit jedem Tage. Wir werden mit dieſem „gottähnlichen“ Geſchlechte, das uns ſo viele Sorge gemacht, hoffentlich bald fertig ſein.

Ganz der Deinige.
Lucifer.“

Der hinkende Schimmel.

— und jagte ſich aus dem Revolver eine Kugel in die Bruſt.

Ein Stümper in der Selbſtverneinung. Schon während des Losdrückens reute es ihn, aber die Kugel war ſchon da, klopfte unſanft an und ohne auf das „Herein“ zu warten ſprang ſie in die Bruſt. Wie einen Todten trugen ihn zwei Holzknechte hinab in das Vaterhaus, wo ein unendlicher Jammer entſtand. Denn es war das einzige, liebe Kind, ein ſchöner Jüngling von vierundzwanzig Jahren. Der unendliche Jammer währte nur eine Viertelſtunde, um einer unendlichen Freude zu weichen, wie eine ſo groß und heftig in dieſem ſonſt doch glücklichen Hauſe nie geweſen war. Die Kugel hatte das Herz verfehlt, war zwiſchen den Rippen hinein und rückwärts zwiſchen den Rippen hinausgefahren, und der Arzt ſagte, es ſei nichts weiter als ein neumodiſcher Aderlaß, weil ja der altmodiſche nicht mehr beliebt wäre.

Der Vater kniete beinahe nieder vor ſeinem ſchwerverwunden Sohne und rief: „Wer hat Dir denn ſo wehe gethan, mein Julius, daß Du mich auf ſolche Weiſe haſt verlaſſen wollen? Kannſt Du denn nicht alles haben, was Dein Herz begehrt?"

„Vater, verzeihe mir!" antwortete der junge Mann mit ſchwacher Stimme. „Du biſt ja mein guter, theuerer Vater. Doch eben weil ich alles haben kann, eben darum iſt mir ſo langweilig geworden auf der Welt, daß ich es nicht mehr ertragen konnte."

Weil die Mutter nicht mehr am Leben war, ſo wurde von der Stadt vermittelſt Eiſenbahn und Pferden eine barmherzige Schweſter geholt, daß ſie den Kranken pflege und betreue oder wenigſtens die Pflege überwache, denn der Vater hatte als Kammerherr ſeine täglichen Obliegenheiten.

Die barmherzige Schweſter war im Brautſtand mit dem Heilande und in ihrer blühenden unſchuldigen Jugend war ſie auch bräutlich anzuſehen. Das ſchwarze Kloſtergewand um den Leib ſelbſt ſchien zu zagen ob der Schönheit, die es bewachen ſollte, und der ſchneeweiße Schild ihrer Haube ſtand weit hinaus, ängſtlich beſtrebt, dieſes roſige Geſichtlein vor irdiſchem Staube und die ſanften himmelblauen Augen vor den blendenden und verſengenden Funken der weltlichen Sonne zu ſchützen. Das war die Kloſterjungfrau, die barmherzige Schweſter.

Nur ſo lange durfte ſie bei ihm bleiben, als er ſehr ſchwer krank war. Wenn er ſchlafend dalag und blaß war, der Athem ſchwach wie ein Lichtlein, das auslöſchen will, da ſchaute ſie von ihrem Platze am Tiſchrande auf ihn hin. Ganz verſtohlen, als ob es etwas Unrechtes wäre, blickte ſie ihn an. — Und es iſt ſo ſchade um ihn. Ehe ich fort muß, will ich ihm noch etwas ſagen, denn er hat keine Mutter und keine Schweſter.

Und eines Morgens, als er in ſeinem weißen Hemde ziemlich aufrecht ſaß auf dem Bette und mit einem Silberlöffelchen den Thee ſchlürfte, in welchen ſie ihm mürbes Gebäck hineingebröckelt hatte mit ihren zarten Fingern, da ſagte ſie: „Heute gehe ich fort, Herr Julius.“

Er bat nicht, daß ſie bleibe, er ſagte nur ganz leiſe: „Ich bin noch krank.“

„Wenn Sie mir nur das Eine verſprechen wollten, Herr Julius —“ Sie brach ab, es war nicht die rechte Art. Wieſo konnte ſie begehren, daß er ihr, die ihm ſo fremd war, etwas verſpreche?

Der Kranke reichte ihr die magere Hand: „Ich werde es nie vergeſſen.“

„Herr Julius, ich habe eine große Angſt, daß Sie es wieder thun könnten. Sie ſollten den ernſtlichen Vorſatz faſſen, das nicht mehr zu thun.“

Er antwortete: „Es war aber doch etwas Gutes. Hätte ich's nicht gethan, ſo wäre ich nicht krank geweſen. Und dieſes Krankſein war das Beſte, was ich je noch erlebt habe.“

Die Schweſter ging nicht darauf ein, ſondern ſagte: „Sie haben ihr Herz zu ſehr an die falſche Welt gehangen. Darum ſind Sie früh enttäuſcht worden und haben verzagt. Von dieſem Leben darf man nichts Gutes hoffen, es iſt ein irdiſches Fegefeuer, daß wir in demſelben gereinigt und gebeſſert werden und würdig der ewigen Seligkeit.“

„Sie ſind ſo jung, Schweſter, und ſo geſund und Ihr Auge ſchaut ſo froh und friſch, und Sie ſprechen ſo! Sie müßten doch glücklich ſein.“

„Ich bin ſehr glücklich.“

„Alſo warum verachten Sie dieſes Leben, in dem Sie ſo glücklich ſind?“

„Das Leben kann freilich nicht glücklich machen. Ich halte mich an den lieben Herrn Jeſum. Der Heiland hat mir die Nichtigkeit dieſer Welt gezeigt und mir das Kreuz gegeben. Ich bin nur ſo glücklich, weil ich entſage und mich willig dem Leide ergebe. Wenn ich des Abends vor dem Einſchlafen mir ſagen kann: Heute haſt du viel gelitten, ſo iſt meine Seligkeit groß."

„Wenn Sie Ihr Glück im Leide finden, dann können Sie freilich unendlich glücklich ſein auf Erden."

„Das darf ich aber wieder nicht," flüſterte die Schweſter. „Wenn ich ſo ein Glücksbewußtſein hätte, das hieße ja nicht leiden."

Nach einem Weilchen fragte der Kranke: „Schweſter, haben Sie auch in dieſem Hauſe zu leiden gehabt?" Denn ſie war bedient und geehrt und von Allen liebreich behandelt worden. Die Schweſter antwortete raſch: „Mehr als irgend einmal." Doch ſofort ſetzte ſie bei: „Denn wenn man Jemand leiden ſieht, der nicht leiden will, das thut nicht wohl."

Er reichte ihr wieder die Hand: „Wie Sie gut ſind!" Sie war aber in ihrem Ausſpruche nicht ganz aufrichtig geweſen, daher nahm ſie ſeine Hand nicht an.

Er fuhr fort: „Es iſt doch eine verfluchte Welt. Gerade die Beſten müſſen am meiſten leiden, weil ſie auch das Weh der Anderen tragen. Und wenn doch einmal ein Augenblick der Freude kommt, da müſſen ſie ihn ängſtlich fliehen, weil das Glücksbewußtſein als ſolches ſchon wieder Unruhe und Leid macht. Das bißchen, was ſüß, iſt der Keim zahlloſer Qualen. Es iſt eine unergründliche Tiefe von Elend. Und das ſoll ſo fort gehen? Faſt keiner erreicht die Größe, das Erlöſungswerk an ſich ſelber zu vollbringen."

„Das Erlöſungswerk für uns hat ſchon ein Anderer vollbracht," antwortete die Schweſter.

„Es iſt ſeit zweitauſend Jahren nicht beſſer, als es früher war.“

„Erſt jenſeits, Herr Julius!“

„Darum raſch hinüber! Ich wollte es ja, doch ihr haltet mich hier feſt. — Schweſter, liebe Schweſter, Sie haben ſich ins Kloſter geflüchtet. Das Lebendigbegrabenſein ziehen Sie vor den Freuden der Welt. Ich wollte einen Selbſtmord begehen, Sie haben ihn begangen.“

Sie antwortete: „Mein Selbſtmord heißt — jungfräulich bleiben.“

„Schopenhauer!“ rief der Kranke aus. „Aber die Natur will ein unſterbliches Menſchengeſchlecht. Ein Geſchlecht von lauter Elenden, die immer wieder ſterben und immer wieder geboren werden müſſen.“

„Müſſen?“

„Sterben müſſen wir. Geborenwerden? In Zukunft wieder geboren werden, das iſt unſer eigener Wille. Verneinen wir den Willen zum Leben!“

„Jungfräulich ſein,“ flüſterte ſie.

„Aber die Natur ſagt, Liebe wäre das Einzige, was ſich der Mühe lohnt.“

„Der Natur muß man nicht alles glauben.“

„Sie ſagt, Liebe wäre unſere Lebensaufgabe, unſere Pflicht und die höchſte Luſt, mit keiner anderen Freude vergleichbar.“

„Herr Julius, der Natur muß man nicht alles glauben!“ ſagte die Schweſter gedämpft. Es war wie ein halberſtickter Nothſchrei.

„Schweſter, man muß ihr gar nichts glauben, man muß ihr Feind ſein. Ach, und wenn man ſo ganz allein iſt in der Feindſchaft gegen die ſtarke gewaltige Natur, da muß man verzagen.“

„Sie ſehen ja, daß Sie hierin nicht allein ſind," antwortete die Schweſter.

„Ich ſehe, daß ich an Ihnen einen Genoſſen habe, Roſalia, und darum habe ich geſagt, daß mein Krankſein das Beſte iſt, was ich je erlebt habe."

„Und weil mir Angſt war im Streite mit der Natur, darum habe ich geſagt, ich hätte in dieſem Hauſe zu leiden gehabt mehr als irgend einmal. Aber jetzt, da ich Sie ſtark ſehe, Julius, jetzt bin ich ganz muthig."

„Wir wollen zuſammenhalten, Roſalia!"

„Das wollen wir, Julius. Und recht für einander beten, das verſprechen wir uns zum Abſchied."

„Zuſammenhalten und auseinandergehen?"

„Wir können ja doch im Himmel wieder zuſammenkommen," ſagte ſie.

„Wozu bedürfte man im Himmel Kampfgenoſſen, wenn dort keine Natur zu bekämpfen iſt?"

„Im Himmel keine Natur? Auch nicht ein bißchen eine?"

„Das Leben im Himmel iſt ja ein übernatürliches."

„Es iſt wahr," entgegnete die Schweſter leiſe. „Ah, ich fange ſchon an, ſündig zu denken, ich muß bald zurück ins Kloſter."

„Was haben Sie denn in Ihrem jungen Leben Hartes erfahren, daß Sie ins Kloſter gegangen ſind?"

„Was ſoll ich erfahren haben? Eine Baſe habe ich gehabt und dieſe hat gemeint, ich ſollte den Fehltritt meiner Eltern büßen und mein Leben lang beten, daß ſie in den Himmel kämen. Daher gab ſie mich ſchon früh ins Kloſter."

„Alſo wieder die Erbſünde! Und dieſe wollen Sie nicht weiter vererben. Gute, tapfere Schweſter! Und da haben Sie eben viel nachgedacht über den Jammer der Welt?"

„Wir hören das in unſeren Betrachtungen.“

„Und iſt im Kloſter denn immer der himmliſche Frieden?“

„Ei, im Kloſter nicht. Aber nach dem Frieden im Herzen ſollen wir ſtreben. Darum beten wir und üben gute Werke.“

„Und iſt im eingeſperrten jungen Blute denn nie ein Bangen nach den Freuden der Welt?“

„Die Freuden der Welt ſind nicht zu vergleichen mit den himmliſchen Freuden.“

„Und wenn Sie arme Sünder pflegen, wie mich, die ſo weltlich ſind — ſo weltlich!“

„Aber Sie verachten ja auch die Welt, Julius! Eben darum darf ich Ihnen vertrauen. Und darf Sie bitten: wenn Sie aus der böſen Welt davon wollen, gehen Sie nicht die finſtere Straße abwärts, gehen Sie dem Himmel zu.“

„Giebt es im Kloſter denn gar kein ſündig Denken?“

„Ferne vom Abgrund iſt Schwindel nicht gefährlich.“

„Iſt kein unſeliges Weltkind unter Euch, daß ſich ſelbſt zu täuſchen ſucht mit Entſagung?“

„Kein Weltkind, Julius, nur Jungfrauen und Büßerinnen.“

„Büßerinnen müſſen wohl die größere Seligkeit genießen.“

„Wie meinen Sie das, Julius?“

„Weil den Himmel nur der erſt recht würdigen kann, welcher vorher die Erde kennen gelernt hat.“

Hierauf ſchwieg Schweſter Roſalia.

„Es muß ja ſo unruhig machen, immer von der Sünde zu hören und ſie nicht zu kennen.“

„Wünſchen Sie noch etwas, Herr Julius? Ich will Sie jetzt allein laſſen, man läutet zur Meſſe.“

Er ergriff ihre zarte weiße Hand: „Schweſter, es iſt furchtbar! Immer zwiſchen Todesſehnſucht und Liebespein hin- und herzutaumeln!“

„Julius, Sie müſſen mir den Gefallen thun, öfters im Evangeliumbuche zu leſen, ich laſſe es Ihnen zum Andenken zurück.“

„Ich nehme das Geſchenk nur an, wenn ich Ihnen hingegen den Schopenhauer verehren darf.“

„Was ſoll ich mit Schopenhauer? Mein Lehrer iſt Jeſus.“

„Mir wäre ſo viel daran gelegen, daß Sie mich verſtehen könnten. Nur Schopenhauer lehrt, wie man gegen die Natur ſiegreich kämpfen kann.“

„So will ich Ihnen zuliebe einmal ein ganz klein wenig aus dem Buche leſen. — Jetzt aber ruhen Sie, Herr Julius, Sie haben heute ſchon zu viel geſprochen.“

Es ſteht zu vermuthen, daß die Schweſter recht hatte. Denn der Geneſende war in den folgenden Tagen überaus unruhig. — Hat ſie nicht gefragt, ob denn im Himmel gar keine Natur wäre? Und dieſe Natur, nach der ſich jeglich Weſen offen und heimlich ſehnt, wie das Kind nach dem Buſen der Mutter, dieſe Natur ſoll verleugnet, bekämpft werden, ſo lange ſie noch liebevoll ihre Arme nach uns ausſtreckt? — Was kümmern mich die Leiden eines zukünftigen Geſchlechtes! Es ſoll ſie ertragen, wie wir ſie ertragen müſſen. Wenn ich ſchon immer ſo viel muß, ſo will ich auch einmal etwas wollen. Ich wollte nicht wollen, da haben ſie mich zurückgeſchleudert in das Leben; gut, wenn ſie mein Nein nicht gelten ließen, ſo will ich Ja ſagen. — Es war gerade, als ob der junge Mann verzweifelte an ſeinem Peſſimismus, ſo erwachte in ihm plötzlich die Weltluſt.

Endlich war Julius ſoweit geneſen, daß die Kloſterjungfrau abreiſen konnte. An einem ſchwülen Juliabende trabten die zwei feurigen Schimmel vor und die junge Schweſter ſtieg in den geſchloſſenen Wagen, um dem eine Stunde weit entfernten Bahnhofe zuzufahren.

Herr Julius, noch ein wenig blaß, aber ſonſt aufrecht, ſtand vor dem Schlage und Beide waren ſchweigſam. Er hatte ihr danken wollen für die liebevolle Wartung, die unter ihrer Aufſicht ihm zutheil geworden war, er dankte nicht. Sie hatte ihn bitten wollen, ihren Dank dem zur Zeit auf einer Geſchäftsreiſe begriffenen Vater auszurichten für das viele Gute, welches ſie in dieſem Hauſe genoſſen, ſie bat nicht. Er ſchaute ſie nur traurig an, ſie ſchlug ihre Augen zu Boden und langte nach dem Roſenkranz, um unterwegs ihre Andacht zu verrichten.

Mittlerweile that der alte, ſchwerfällige Kutſcher bei den Pferden um und begann zu brummen: „Da haben wir den Bettel! Jetzt iſt der Schimmel krumm! der rechte Vorderfuß, juſt der! Accurat der rechte! Auf und auf geſchwollen. Das kommt vom hölliſchen Reiten auf dem ſteinigen Bergweg. Ich laſſ' keinen mehr her zum Reiten, und dem Herrn ſelber auch nit. Iſt mir alles eins. Die Röſſer laſſ' ich mir nicht ruiniren. Jetzt kann ich die Weißen ausſpannen und die Rappen einſpannen, die heut ſchon einmal haben hinauslaufen müſſen. Eine ſaubere Wirthſchaft! Na, kommt's Bürſcheln!“

Damit ſpannte der Alte die Schimmel mit vieler Umſtändlichkeit los und führte ſie um die Hausecke gegen die Stallungen.

Und als der Wagen allein daſtand auf dem weißen Kiesplatze und nur der junge Herr Julius daneben, ſprach dieſer zum Schlage hinein: „Schweſter, ſteigen Sie doch noch einmal aus. Die Rappen ſind ſicher auf der Weide, bis er ſie bringt, das dauert eine Weile.“

Die Schweſter ſtieg aus und ſie gingen Beide nebeneinander ſtill durch den Wildgarten unter alten Ulmen und Linden dahin in Schlangenwindungen bis zur Hollunderlaube. Hier wuchs aus dem Sandwege Gras hervor und hier waren Spinnweben gezogen im Geäſte und im Laubwerk und auf dem moderigen Rundtiſche, der in der Laube ſtand, liefen geſchäftige Waldameiſen. Bis zu dieſer Laube waren ſie gegangen und davor blieben ſie ein wenig unſicher ſtehen. Sie brach das Schweigen und ſagte ganz leiſe: „Dieſe Zeit war nicht ohne Gefahr, nicht war Julius? Doch wir haben gewacht und gebetet und uns ſtets vor Augen gehalten, daß wir Bruder und Schweſter ſind vor Gott im Himmel.“

„Du ſollteſt nicht fortgehen, Roſalia,“ ſagte er. „Ich weiß nicht, ob ich ſtark genug ſein werde für das, was wir uns gelobt haben.“

„Lies nur fleißig im Evangelium, ich werde es auch thun, und dabei wollen wir aneinander denken.“

„Darfſt Du denn an mich denken im Kloſter?“

„Warum denn nicht? Du biſt ja mein lieber Kamerad auf der Reiſe zu Gott. Und im Himmel werden wir uns gewiß noch näher ſtehen.“

„Wenn wir uns bishin nur nicht zu ſehr verändert haben!“ meinte Julius. „Gerade ſo, wie wir heute ſind, wollte ich am liebſten bei Dir ſein.“

„Wir müſſen uns in Acht nehmen, Julius. Wenn Du Dich etwa nicht ganz ſicher fühlen ſollteſt, ſo gehen wir lieber raſch auseinander.“

„Ich fühle mich ganz ſicher," ſagte er.

„Ich habe ſchon etwas geleſen aus Deinem Philoſophen. Der Mann ſagt, daß die Natur ſchrecklich falſch wäre. Anfangs locke ſie ſo fromm und kindlich, plötzlich ſei man in ihrer Schlinge und ſie ziehe unbarmherzig zuſammen. Wir müſſen uns in Acht nehmen!"

„Wenn man ſich der Gefahr bewußt iſt, beſiegt man ſie am ſicherſten," ſagte Julius. „Chriſtus und der Philoſoph haben uns zuſammengeführt, daß wir Bruder und Schweſter ſeien und dieſes elende Leben verleugnen. — Roſalia, unſer Bund ſei in Ewigkeit!" — Auf der Laubenbank ſaßen ſie jetzt, Julius legte ſeinen Arm um die Mitte ihres Leibes, der mit dem ſchwarzen Gewande verhüllt war und flüſterte: „Und auf daß unſer Bund geſchloſſen und geſiegelt ſei in Ewigkeit, wollen wir uns jetzt den Bruderkuß geben." Auf die Stirn war er vermeint geweſen, der Bruderkuß, traf aber mit glühendheißen Lippen auf den Mund, ſo ſchaurig ſüß und herb, daß die Schweſter einen tiefen Seufzer that, dann mit wildem Schrei aufſprang und davon lief gegen den Wagen hin, um zu fliehen. — Der Wagen ſtand nicht mehr an der Stelle. Er rollte mit den Rappen beſpannt ſchon draußen auf der ſtaubigen Straße; der Kutſcher knallte mit der Peitſche in dem ſchönen Bewußtſein, eine Kloſterjungfrau im Kobel zu haben.

Die Kloſterjungfrau aber mußte bis zum nächſten Morgen in dem Herrenhauſe verbleiben, um endlich doch mit dem hinkenden Schimmel abzureiſen gegen die dunklen Kloſtermauern — zu den Büßerinnen.

◆

Das Roſenfräulein.

Fritz Rauſchart hatte ein Luſtſpiel geſchrieben. Der Mann war bisher nur als Lyriker bekannt und gefeiert geweſen. Den Jünglingen hatte er von Kampf, den Frauen von Liebe, den Männern von Ehre geſungen. Als er Umſchau gehalten nach einer Genoſſin, hatte er die Wahl unter den Jungfrauen der Stadt; ſie liebten den Dichter, weil er ein hübſcher Mann war und liebten den hübſchen Mann noch mehr, weil er ein Dichter war. Des Stadtbaumeiſters Töchterlein hatte ihn herabgeholt von der Dachkammer und in ein ſtattliches, wohlausgeſtattetes Haus geführt. Sein Arbeitszimmer ward geſchmückt mit ſammtenen Sitzen, mit meiſterhaften Oelgemälden. Das Gemach der jungen Frau ward geziert mit einer Wiege und einem Kindlein drin. Und dieſes glückliche Heim war beſchattet von Lorbeerkränzen, denn der Lorbeer war dem Herrn Fritz Rauſchart lieber, als alle Blumen und Sträucher des Paradieſes.

Nun hatte er ein Luſtſpiel geſchrieben, welches benamſet war: „Das Roſenfräulein.“ Die Theaterdirectoren der Stadt hatten ſich überboten an Liebeswürdigkeiten und Verſprechungen; der Dichter gab das Stück dem, der die vollendetſte Aufführung und die größten Ehren zuſichern konnte. Die Theaterkreiſe waren in Aufregung und ſchon tagelang vor der Erſtaufführung waren die Plätze vergriffen.

Rauſchart's Familienkreis beſtand um dieſe Zeit in ſeinem Weibchen und ſeinem ſiebenjährigen Töchterlein Rickerl, welches er vor Liebkoſungen manchmal faſt erſtickte.

Dieſen Beiden las er eines Abends in froher Laune das neue Stück vor. Frau Paulina war entzückt über dasſelbe und äußerte nur ein Bedenken über den letzten Act. „Für dieſen fürchte ich nichts“, ſagte der Dichter, „die Leute ſind derlei bereits gewohnt worden und je naturaliſtiſcher heutzutage, deſto ſicherer der Erfolg. Der Hauptzweck des Dramatikers iſt die Wirkung, der Erfolg, alle anderen Ziele ſind nebenſächlich.“

„Du wirſt ja recht haben, Fritz“, ſagte ſie, „ich freue mich darauf wie ein Kind.“ Und in der That, ſie dachte voller Glückſeligkeit an die Ehren, die der Abend bringen werde. Klein Rickerl, welches in ſeinem Bettchen hockend dem Vorleſer zugehört hatte, jubelte in eitel Luſtigkeit beſonders über das Rothhöſelein, wie der Luſtigmacher hieß, der im Stück vorkam.

„Halte Dich nur hübſch unter der Decke, Kind“, mahnte die Mutter, „wenn bis zur Aufführung Dein Huſten heil iſt, darfſt Du mit in die Loge kommen!“

Der Tag der Erſtaufführung kam immer näher, aber der Huſten ward nicht heil und der Arzt meinte, dem blaſſen Mägdelein thue das Bett beſſer als die Aufregung, die im Hauſe herrſchte. Deshalb mußte Frau Paulina die Schneiderin und den Juwelenhändler in einem anderen Zimmer empfangen, deshalb konnte Herr Rauſchart die Künſtler, mit denen er angeblich zu thun hatte, nicht in ſeinem Hauſe ſehen, denn die Herren haben ſo vernehmliche Stimmen und ein ſo lebhaftes Gehaben.

Beim Nickerl ſaß ſtets eine wohlgemuthe Kindswärterin, die dem Kinde kleine Geſchichten vorlas, frohe Liedlein ſang und von Stunde zu Stunde ein Silberlöffelchen voll Honigſeim ihm zwiſchen die Lippen flößte. Die zarten Lippen waren ſchier roſenfarbig — denn es giebt auch weiße Roſen. Aber manchmal nach den Anfällen des Krampfhuſtens lag es auf dieſen Lippen wie kleine rothe Blüthlein. Das Kind war in den letzten Tagen ſehr brav geworden, es verlangte nicht mehr ſo aus dem Bette, es ließ die blaue Seidendecke ruhig auf ſich liegen, ſonſt jedoch war es überaus aufgeweckt und wollte immer von dem „Roſenfräulein“ hören, und wie das im Theater vor ſich gehen werde.

Am Tage der Aufführung, als an allen Straßen die großen Placate angeſchlagen waren, in den Blumenhandlungen Sträuße und Kränze beſtellt wurden, die Vornehmen der Stadt ſich noch riſſen um Plätze zum Feſtbankette, welches dem Dichter zu Ehren nach der Vorſtellung gegeben werden ſollte, als in den Zeitungsdruckereien ſchon die Beſprechungen des neuen Stückes fertiggeſtellt wurden, ſo daß der morgige Tag noch ein größeres Ruhmesfeſt als der heutige zu werden verſprach, trat Frau Paulina tiefbekümmert in das Zimmer ihres Mannes und begann vor ihm zu ſchluchzen.

Was das bedeute? Ob etwa gar die Aufführung verſchoben ſei? fragte Herr Rauſchart erſchrocken.

Davon habe ſie nichts gehört. Aber es wäre vielleicht ein Glück, denn heute würde ſie kaum ins Theater gehen können. Der Arzt habe zur Kindsfrau eine eigenthümliche Aeußerung fallen gelaſſen. Der Abend ſei ihr jedenfalls verdorben und ſo wolle ſie lieber daheim bleiben beim kranken Kinde.

„Beim kranken Kinde?“ ſagte Herr Rauſchart. „Wenn Kinder, die im Winter huſten, deshalb ſchon krank wären, da liefen wenig geſunde Kinder auf der Gaſſe herum.“

„Meinſt Du, daß es nichts auf ſich hat?“

„Natürlich nicht. Die Aerzte mit ihrer Wichtigthuerei und Angſtmacherei! Es war überhaupt überflüſſig, einen Arzt zu rufen.“

„Du beruhigſt mich, Mann.“

„Wir wollen das Kind ſelber fragen.“

Und als ſie vor dem Bette der Kleinen ſtanden, die aus dem ſchmalen Geſichtlein mit den großen Augen herſchaute, und als ſie fragten: „Wie geht es Dir Rickerl?“ antwortete das Mädchen leiſe und traurig lächelnd: „Gut geht es mir.“

„Nun alſo. Du biſt ja unſer liebes, kluges Kind,“ ſprach Herr Rauſchart, auf die Sackuhr blickend, es waren nur mehr eine Stunde und zwanzig Minuten bis zum Beginne der Vorſtellung. „Sage einmal, Rickerl . . . Siehe, Deine liebe gute Mama geht ſo gerne ins Theater, ſage, iſt es Dir unangenehm? Dann wird ſie zu Hauſe bleiben.“

„Mama ſoll ins Theater gehen,“ antwortete das Kind. „Es wird ſo ſchön ſein! Mama wird mir dann vom Rothhöſelein erzählen, nicht wahr?“

„Ja ſicher, mein Kind, wir werden Dir alles erzählen und ein anderesmal wirſt Du auch dabei ſein.“

„Bitte,“ hauchte das Rickerl.

„Dann muß ich aber ſchnell ans Toilettemachen gehen,“ ſagte Frau Paulina, „es iſt die höchſte Zeit.“ Ein Freudenroth blühte auf ihren Wangen und eine Stunde ſpäter trat ſie in weißen Seiden und Hermelin gehüllt in das Zimmer des Kindes.

Die Kindsfrau deutete mit dem Finger: Stille! Sie ſchlummert jetzt! — Auf den Zehenſpitzen huſchte Frau Paulina davon, um bald nachher am Arme ihres Gatten die Treppe niederzurauſchen zum harrenden Wagen.

* * *

Als unſer Paar an der Theatercaſſe vorüberkam, fluchte dort ein alter Cavalier. Fünfzig Gulden hatte er für einen Platz geboten und der Caſſenwart hatte, den Schalter ſchließend, für dieſes ſchöne Angebot nichts als ein bedauerndes Achſelzucken gehabt.

Drinnen rauſchte ſchon die Muſik. Als der Dichter in der Loge erſchien, erhob ſich ein mächtiger Applaus. Bald ging der Vorhang auf. Lautloſe Stille, ſchon die erſten Scenen feſſelten. — Fräulein Roſa, auch genannt das Roſenfräulein, liebt einen Lieutenant und verlobt ſich mit einem braven Kaufmanne. Der Lieutenant iſt arm und will ſie entführen, der Kaufmann iſt reich und drängt zur Hochzeit. Fräulein Roſa fleht den Geliebten um Geduld an, um nur ſo viel Geduld, daß ſie ruhig den Kaufmann heiraten könne. Man iſt entzückt über die liebenswürdige Schalkheit, mit der ſie den Galan foppt, und das Rothhöſelein, der dummverſchmitzte Burſche des Lieutenants, beſorgt die Heiterkeit. — Schon nach dem erſten und zweiten Acte wird der Dichter ſtürmiſch gerufen, er verneigt ſich in ſeiner Loge. Frau Paulina iſt ſelig. Nach dem dritten Acte wächſt der Beifallsſturm ſo gewaltig an, daß der Director den Dichter holt und auf die Bühne führt. Da fliegen Blumen, bunte Bänder und Kränze durch die Lüfte, das Freudengeſchrei iſt großartig und Frau Paulina, die glückliche Gattin des Gefeierten, ſchluchzt vor Wonne, als ſie ſieht, wie er, der als dünnes ſchwarzes Geſtaltlein auf der Bühne ſteht und ſich nach allen Seiten mit der nöthigen Ungeſchicktheit eines Dichters verneigt, von Blumen und Roſen faſt eingemauert wird. Die Logenthür geht ſachte auf. — Der Director kommt, um auch mich auf die Bühne zu führen, das iſt ihr erſter Gedanke, ſtatt deſſen iſt es aber ihr Stubenmädchen, welches auf vieles Suchen nach der Loge die Nachricht bringt, das Rickerl habe wieder die heftigen Krampfanfälle.

„Armes Kind!“ ſagte Frau Paulina, „die Kindsfrau ſoll ihm nur Honigſeim reichen, ich komme bald, um nachzuſehen. Das Stück iſt in einer halben Stunde zu Ende.“

Das Stubenmädchen entfernt ſich wieder. Solche Tage wie der heutige, kommen ſelten, dachte Frau Paulina, man muß ſie genießen, das Kind werde ich noch pflegen und liebhaben genug.

Herr Rauſchart kam nicht mehr in die Loge, blieb, ſchäumenden Sekt ſchlürfend, hinter den Couliſſen, damit er am Schluſſe ſofort wieder auf die Bühne treten könne. Der letzte Act begann. — Die junge Kaufmannsfrau Roſa nimmt die Caſſe ihres Mannes und entflieht mit derſelben in Begleitung ihres Lieutenants. Unter einer frivolen Verhöhnung des Kaufmannes ſchließt das Stück. — Während dieſer Vorgänge waren im Publicum verſchiedenartige Meinungsäußerungen laut geworden, als der Vorhang fiel, hub ein Händeklatſchen an, das aber ſofort durch lebhaftes Ziſchen ſtumm gemacht wurde, um nun einem ſchrecklichen Spectakel Platz zu machen. Man ziſchte, man pfiff, man trampelte, man trommelte mit Fäuſten auf den Brüſtungen, man rief: „Dummes Stück! Nichtswürdige Komödie! Man unterſteht ſich, uns ſo etwas zu bieten!“ Das

Geſchrei war ſo ohrenzerreißend, daß von der Gaſſe Feuerwehrmänner hereineilten, in der Meinung, es ſei ein Brand zu löſchen. — Frau Paulina war zur Thüre hinausgeſtürzt und irrte in den Gängen umher. Als die Leute aus dem Theater drängten, wandte ſie ihr Geſicht der Wand zu, daß man ſie nicht erkenne. Endlich fand ſie eine Nebenpforte, nur für Feuersgefahr hergerichtet, durch die ſie entkommen konnte. Wie ein gehetztes Wild huſchte ſie hinter das Theatergebäude in finſterer Nacht, um ihren Mann zu begegnen, ſie fand ihn nicht, ſo eilte ſie endlich laut weinend ihrer Wohnung zu.

Die Thüren derſelben ſtanden offen, in dem Zimmer hörte ſie eine männliche Stimme, es war die des Hausarztes. Das Stubenmädchen kam der Frau ſchluchzend entgegen und mit dem Ausrufe: „Ach, gnädige Frau! ach, gnädige Frau!“ rang ſie die Hände.

„Wißt ihr's ſchon?“ rief Frau Paulina, „ach, es iſt eine ſchändliche Niederträchtigkeit!“

„Gehen Sie nur herein, gnädige Frau. Wie ſie ſchön daliegt, gleich einem Engelein! Oh weh, das liebe Kind!“

„Was iſt denn geſchehen?“ fragte jetzt Frau Paulina.

Man führte ſie vor das Bett des Kindes und hier lag, wie ſüß ſchlafend, nimmer huſtend und nimmer lachend — das weiße Leichlein.

Frau Paulina ſchrie nicht auf, fiel auch nicht in eine Ohnmacht, einen Seufzerhauch that ſie und eilte dann durch die lange Flucht der Zimmer. Im letzten, wo ſie nicht mehr weiter konnte, ſank ſie händeringend zu Boden.

Das einzige Kind todt! Das Mißgeſchick im Theater war ausgelöſcht, nach ihrem Manne ſchickte ſie, daß er ſchnell nach Hauſe komme. Der Bote kehrte mit der Nachricht zurück, Herr Rauſchart ſei nirgends zu finden und das Feſtbankett wäre abgeſagt worden.

Frau Paulina warf ihren Mantel um und ging hinaus auf die Straßen und Plätze, das erſtemal in ihrem Leben bei eitler Nacht allein. Sie dachte an nichts, als ihren Mann zu ſuchen, zu begegnen; was ſie zu ihm ſagen würde, das wußte ſie nicht — in ihrer Bruſt wüthete es arg. Ein Bekannter begegnete ihr — der Friſeur, der wußte zu ſagen, daß Herr Rauſchart die Niedergaſſe entlang geeilt ſei und auf Zurufe von Freunden keine Antwort gegeben habe. Die Niedergaſſe führte hinab zum Fluſſe.

Frau Paulina lief nun ebenfalls dieſe Gaſſe entlang; die Gegend wurde immer öder und düſterer und die wenigen Gaslaternen zeigten ärmliche Häuſer mit ein paar Brotläden und Branntweinſchänken. Durch die Glasthür einer ſolchen forſchte ſie ganz unwillkürlich hinein, zerlumpte Männer und freche Dirnen trieben ihr Weſen im Dunſtqualm, und im dunklen Winkel kauerte er, Glas um Glas in die Gurgel ſchüttend. Frau Paulina ſtürzte hinein und ſtand vor ihrem Manne.

Er wehrte ab: „Laſſ' mich, ich will nichts mehr. Ich kann nicht mehr leben, ich kann nicht mehr! Die Schmach iſt unerträglich. Sie ſind meine Feinde, alle, alle, die ganze Stadt! Morgen Schadenfreude, Hohn, Schimpf in allen Blättern, in aller Leute Mund, oh, gräßlich, gräßlich!“ Die beiden Fäuſte ſchlug er ſich ins Geſicht.

Frau Paulina beugte ſich auf den Kauernden nieder, legte auf ſeine Achſel ihre Hand und ſagte faſt ruhig: „Fritz, das alles iſt nichts, das iſt ein Spiel, der Erfolg wäre ein Spiel geweſen und der Mißerfolg iſt eines. Das vergeht wie Theaterſchminke. — Fritz, ich weiß etwas anderes! — Unſer Nickerl iſt geſtorben.“

Herr Rauſchart iſt nicht hinausgegangen zum Fluſſe. Der Schmerz hatte die Verzweiflung überwunden. Seinem Heim zu wandelte ſtill und ernſt das Ehepaar. Auf dieſem kurzen Wege ging in dem ruhmſüchtigen Dichter eine Veränderung vor, zu der Andere eines halben enttäuſchungsvollen Menſchenlebens bedürfen. Mit allen Leidenſchaften des Herzens nach Rauſchgold gerungen und dieweilen das liebe Kind verloren . . .

Als ſie in die Wohnung kamen, war dieſe belebt von Menſchen. Aus derſelben Stadt, welche vorher erbarmungslos wie ein Henker das Luſtſpiel gerichtet, waren nun Menſchen gekommen, welche treue Theilnahme hatten für das ſchwere Familienunglück, das hier eingekehrt. Das ſchöne blaſſe Rickerl hatte die kleinen Händchen gekreuzt auf der Bruſt und war bedeckt mit weißen und rothen Roſen.

Herr Rauſchart, als er ſo ſeinen Liebling wiederſah, that er einen dumpfen Schrei und unheimlich gellend lachte er auf: „Das Roſenfräulein!“

◆

Der Hypnotiſeur.

Aus dem ſtattlichen Gebäude der Propſtei zu Marein am Seller trat ein Mann. Raſch trat er aus dem Thore, daß er faſt zwei Chorknaben niederrannte, die in ihren blauen Kuttlein ſchäkernd am Portale ſtanden.

„Gut, mein Hochwürdigſter," murmelte er bei ſich, „wir wollen es verſuchen. Was Du meinem Text nicht glaubſt, ſoll die Illuſtration Dir zeigen." Dann eilte er, vom Pförtner noch ehrerbietig gegrüßt, davon. Es war ein ſchlanker, blaſſer Mann, die ſchwarzen, ſchon mit ſilberweißen Fäden durchwobenen Haare gingen in langen, nach rückwärts geworfenen Strähnen über die Schultern hinab, wo ſie ſich an ihren Enden zwei- und dreifach ringelten. Auf dem Haupte ſaß ein ſchwarzes Hütchen mit ſchmalen, nach einwärts gebogenen Krämpen, ſo daß die hohe breite Stirne ganz frei war. Unter dem Stirnknochen warfen zwei ſcharfe Augen ihre Gluten wie Blitze hervor; ein ſolcher Blitz traf den alten Pförtner, der nun zu ſich ſelber ſagte: „Aha, heute haben die Zwei wieder was gehabt miteinander. Sie können ſich nicht laſſen und wenn ſie beiſammen ſind, ſo raufen ſie wie die Katzen — geiſtlich Weih' ausgenommen beim Herrn Prälaten."

Der erregte Mann ging durch die Gaſſen des Städtchens; er zog ſeinen langen, weiten Mantel eng um die Schultern und ſchlug den breiten Kragen über ſeine Wangen hinauf, als ob es regnete und ſtürmte, und es war doch der lieblichſte Juniabend. Er dankte keinem Gruße. In ein Seitengäßchen bog er ab und trat in die Werkſtätte eines Tiſchlers. In derſelben arbeitete der Meiſter mit ſeinen zwei Geſellen und dem Lehrjungen. — Wie es mit dem Betſtuhl für die Sacriſtei ſtehe?

„Haben ihn ſchon unter den Händen," ſagte der Meiſter, „nur die Zwei dort," er deutete auf einen der Geſellen und den Lehrling, „müſſen heute noch eine andere Arbeit fertig bringen."

„Iſt in Ordnung," antwortete der Blaſſe, als er ſah, ſie hätten einen Sarg unter den Händen, „beim Schreiner haben die Todten das Vorrecht."

Dann ſetzte er ſich auf eine Hobelbank und ſchaute dem Lehrling zu. Das war ein ſchmächtiger, kränklich ausſehender, etwa ſiebzehnjähriger Junge mit einem blöden, gutmüthigen Geſicht. Er ſchlug mit träger Geberde eben einen Nagel in den Sarg.

„Na, Burſch'," redete ihn der Blaſſe an — ſein Gehaben war plötzlich leutſelig geworden — „was kannſt Du beſſer, das Sarg- oder Wiegenmachen?"

„Iſt alles eins," antwortete der Junge ſchläfrig.

„Er kann noch kein's von Beiden," ſagte der Geſelle.

„Aber den Kirchenſtuhl wird er machen," meinte der Blaſſe.

Da lächelte der Lehrling und nickte: „Das wohl!"

„Für den Herrn Prälaten, nicht wahr?"

„Mein Gott, ja, dafür wäre wenigſtens der gute Wille da," ſprach der Tiſchlermeiſter, „für unſeren Hochwürdigen iſt Dem kein Brett zu hart. Die Freundſchaft ſchreibt ſich halt noch von der Chorknabenzeit her."

Die Augen des Lehrlings begannen bei dieſen Worten des Meiſters zu glänzen.

„Und haſt auch recht, Franz, daß Du dankbar biſt," ſagte dieſer, „eine arme Waiſe, wie Du geweſen biſt! Dir wäre es ſchlecht ergangen, wenn Dich der Herr Prälat nicht auf das Chor genommen hätte. Aber das Tiſchlerhandwerk hätte nicht viel verloren, wenn Du auf dem Chor geblieben wäreſt."

„Ich gehe gern wieder hin," ſagte der Lehrling halblaut. Alſogleich machte der Meiſter eine Schwenkung mit der Hand: Geh'! Die Geſellen lachten. Woher denn die Knabenſtimme nehmen für den Chor? Wir ſind ja ein junger Mann geworden!

* * *

Eine Stunde ſpäter war Feierabend und die Leute gingen ihren Vergnügungen nach. Franz, der Lehrling, den ſeinen. Er ſchlürfelte in den Schlappſchuhen, die gegen die Feiertagsſtiefel zu verwechſeln er nicht der Mühe werth fand, hinaus an den Waldrand. Auf dem grünen Raſen unter Erlenbüſchen ließ er ſich nieder; zwei Minuten ſpäter ſchlief er.

Lange dauerte es nicht, als der blaſſe, unheimliche Mann herbeiſchlich, der früher aus dem Stiftsgebäude getreten und dann in der Werkſtatt geweſen war. Als er den Jungen im Graſe liegen ſah, duckte er ſich und lauerte gegen die

Wege und das Städtchen hin, ob er wohl von Niemandem geſehen ſei. Dann kroch er auf allen Vieren vollends zum Schläfer hin, kauerte ſich an demſelben nieder und betrachtete ihn. Die Arme als Hauptkiſſen, ſo lag der Junge auf dem Rücken da. Der Blaſſe — wir nennen den Mann ſo, obgleich Beide blaß waren — ſtreckte die vier Finger ſeiner rechten Hand aus und ſtrich mit denſelben über das Geſicht des Schlummernden. Er ſtrich ein zweites- und drittesmal, ſtrich vom Scheitel bis zur Herzgegend hinab, war dann unbeweglich und wartete, was nun geſchah. Der junge ſcharrte mit den Zähnen und ſchlief. Der Blaſſe wiederholte ſein Streichen, da begannen ſich am Schläfer die Haare zu bewegen, man hörte in denſelben ein feines Kniſtern und der Streichende nickte wohlgefällig ſein Haupt. Der Junge ſtöhnte. Und nun begann der Blaſſe mit leiſer aber nachdrücklicher Stimme zu fragen:

„Biſt Du nicht der Lehrling beim Tiſchlermeiſter Hallaus?“

„Ich —“ lallte der Schlummernde, kam aber nicht weiter.

„Wer biſt Du?“

„Ich bin — der Lehrbub.“

„Bei wem?“

„Beim Tiſchlermeiſter Hallaus.“

„Wo iſt der Hobel?“

„Hobel,“ lallte der Schläfer.

„Wo der Hobel iſt?“ fragte der Blaſſe ſtrenge.

„Iſt — iſt — auf der Hobelbank.“

„Und das Stemmeiſen?“

„Iſt auf der Hobelbank.“

„Und der Schnitzger?“

„Auf der Hobelbank."

„Das iſt nicht wahr. Wo iſt der Schnitzger?"

„Schnitzger," antwortete der Junge weinerlich, „Schnitzger ſteckt — im Zeughalter an der Wand."

„Der Schnitzger hat eine lange Spitze!"

„Lange Spitze."

„Eine ſcharfe Spitze!"

„Scharf," hauchte der Schläfer.

„Friſcher, friſcher!" flüſterte der Blaſſe leidenſchaftlich, „ſiehſt Du den Schnitzger?"

„Ja."

„Er iſt ſcharf geſchliffen!"

„Ja."

„Wann iſt er geſchliffen worden?"

„Geſtern."

„Wer hat ihn geſchliffen?"

„Der Geſelle und ich."

„Was iſt morgen für ein Tag?"

„Morgen — iſt Sonntag."

„Haſt Du den Prälaten lieb?"

„Ja."

„Wann iſt das Hochamt?"

„— ſehr lieb."

„Wann iſt das Hochamt?"

„Um zehn Uhr."

„Wer hält es?"

„Pater — Pa—"

„Wer hält morgen das Hochamt?"

„Pater Auguſtin."

„Du wirſt morgen nicht zum Hochamt gehen!"

„Nein."

„Wenn Alles beim Hochamt iſt, wirſt Du in der Werkſtatt den Schnitzger von der Wand nehmen!“

„Ja,“ lallte der Schlummernde.

„Wirſt damit in das Zimmer des Prälaten gehen!“

„Ja.“

„Und wirſt den Prälaten niederſtechen!“

Der Schläfer ſchwieg.

„Du wirſt den Prälaten niederſtechen!“ herrſchte der Blaſſe.

„Ja,“ hauchte der Schlummernde.

Der Blaſſe ſagte nichts mehr. Er kroch durch das Buſchwerk hin. Erſt im Walde, wo die Bäume aufrecht ſtanden, richtete auch er ſich empor und ſchritt fürbaß.

Der Junge zuckte mit einem Arm, ſtöhnte und ſchlief weiter.

* * *

Am nächſten Morgen war es wie an jedem Sonntagsmorgen. Der Tiſchlermeiſter Hallaus ließ ſich von ſeinem Frauchen die ſchwarzſeidene Halsbinde umneſteln; die Geſellen machten ihre Toilette in der Werkſtatt und hänſelten den Lehrling. Der tappte gutmüthig herum und bediente ſie. Dann ging Jeder ſeines Weges. Der Meiſter ging in die Kirche; der Prälat war ja ſein guter Kunde, ſo wollte auch er des Prälaten ſein. Der Prälat hatte heute gepredigt. Was für eine würdige Geſtalt! Was für eine Stimme! Der Mammon iſt ſein Gegenſtand, irdiſch Geld und Gut. Er verdammt den Mammon. — Da denkt ſich der Meiſter: „Wie man's nimmt. Soll ich ihm den gothiſchen Betſtuhl für die Sacriſtei, den er bei mir beſtellt hat, billiger rechnen, weil mir das Geld nichtig ſein muß, oder ſoll ich ihn theuerer rechnen, weil dem Hochwürdigen das Geld ſo gering iſt? Das letztere wird höflicher ſein.

Beim Hochamt des Pater Auguſtin ſangen die Chorknaben ihren lateiniſchen Text, der aber gräßlich unterbrochen wurde. Aus der Sacriſtei ſtürzte plötzlich ein Mann und rief in die Kirche herein: „Mord! Mord! Mord! unſer Prälat iſt ermordet!“

Auf dem Zimmer lag er in ſeinem Blute. In der Bruſt ſtak ihm ein Schnitzger, wie ihn Tiſchler zu haben pflegen. Dem Thäter war man bald auf der Spur. Der Lehrling Franz verſicherte, er hätte ihn laufen geſehen, er ſei durch die Stadt, er ſei über die Felder hin, er ſei in den Wald. Eine Weile führte er die Leute an der Naſe herum, bis Einer am Rockärmel des Lehrlings Blutſpuren ſah.

Wild und wirr ging es um in der Propſtei. Die Prieſter hatten das Haupt verloren. Sie ſuchten nach dem Doctor, dem Bruder des Prälaten. Derſelbe war da auf Beſuch aus der Reſidenz. Geſtern war er noch dageweſen heute früh ſchon geſehen worden, er konnte doch nicht wieder davon ſein. Er iſt eben ein ſonderbarer Heiliger. Der Eine Geiſtlicher, der Andere Spiritiſt, es kommt auf dasſelbe hinaus. Ein guter Menſch übrigens, wie ſein geiſtlicher hochwürdiger Bruder.

Man fand ihn aber nicht, den Doctor Sarte. Die Sache ward immer unheimlicher. Und von den tauſend Vermuthungen, die über die Urſache des Mordes aufgeſtellt wurden, war nicht eine ſtichhältig.

* * *

Als der Lehrling Franz in das Verhör genommen wurde, ſtand er anfangs faſt gleichgiltig da und leugnete keinen Augenblick. Als Urſache des Mordes gab er an, der

Prälat ſei ſein Feind geweſen, darum habe er ihn tödten müſſen. Als ihm der Richter vorhielt, daß er — der Mörder — auf der Welt keinen größeren Wohlthäter gehabt hätte, als den hochwürdigen Herrn, der ihn aus dem Elende des Waiſenthums gehoben, ihn aufgezogen und unterrichtet habe, fragte der Junge merkwürdig ſcharf, wie es ſonſt nicht in ſeinem Weſen war, entgegen: „Warum hat er mich nicht im Stift behalten, wo man gut lebt? Warum muß ich ein Handwerk lernen? Er, ein Herr ſein, ſpazierenfahren, gebackene Hühner eſſen; unſereiner arbeiten! Sie ſind Alle ſo, ich haſſe ſie, ich will ſie Alle tödten, ich — ich — oh Gott, oh Gott, ich weiß nicht, was ich ſage. Ich habe ihn ſo lieb gehabt. Ich weiß nicht, warum ich ihn umgebracht habe. Hängt mich auf!“

Mit beiden Händen hielt er ſeinen Kopf und wimmerte und weinte. Nicht vom Criminal, vom Irrenhaus war die Rede. Da erſchien Doctor Sarte — der blaſſe Mann.

„Habt Ihr die Briefſchaften angeſehen, welche heute Morgens meinem Bruder zugekommen waren?“ fragte er.

Die Briefe waren unerbrochen, auch der eine mit der Aufſchrift: „Dringend und perſönlich dem Adreſſaten zu übergeben.“ Am Morgen, wenn der Propſt Predigt hatte, pflegte er vor derſelben keine Briefe zu leſen.

„So leſet dieſen Brief jetzt!“ rief Doctor Sarte. „Ich geſtatte es. Ich befehle es. Er iſt von mir. Er iſt rechtzeitig in die Hände des Adreſſaten gekommen. So kann ich nichts dafür. Es iſt furchtbar! Es iſt furchtbar! Leſet den Brief!“

Der Brief lautete ſo:

„Lieber hochwürdiger Bruder!

Du mußt mir ſchon verzeihen, wenn ich Deiner Hochwürdigkeit heute ein wenig ſcharf zugeſetzt habe. Ich geſtehe, Dein „Grandeſel," mit dem Du mich aufzuputzen beliebteſt, hat mich verdroſſen. Aber grollend kann ich keine Sonne ſinken ſehen. Trotzdem mag ich Dir den Beweis nicht erſparen, wie ſehr Du mit Deiner Skepſis dem Spiritismus und Hypnotismus gegenüber Unrecht haſt. Der Beweis wird ſchlagend genug ſein; wenn Du Dich ſeiner nicht erwehrſt, ſo biſt Du verloren. Ich habe eben einem Medium befohlen, morgen während des Hochamtes in Dein Zimmer zu dringen und Dich zu erſtechen. Es iſt einer Deiner dankbarſten Anhänger. Wenn morgen der Lehrling Franz, der ehemalige Chorknabe, den ich Dir ſchon als hypnotiſch bezeichnet, in Dein Haus kommt, ſo laſſe ihn alſogleich feſtnehmen; er wird ein langes, ſcharfes Meſſer bei ſich haben, in der Abſicht, Dich damit zu erdolchen. Wenn Du ihn zur Rede ſtellſt, wird er allerhand Ausflüchte ſuchen, endlich allerhand Urſachen angeben und, in die Enge getrieben, ſchließlich eingeſtehen, daß er Dich ermorden müſſe, ohne ſelbſt zu wiſſen warum. Dann dürfteſt Du von der Kraft der Nekromantie hoffentlich überzeugt ſein. Eine verabredete Komödie zwiſchen mir und dem Jungen iſt nicht denkbar, weil ſie zu unwürdig wäre. Ich ſage Dir nur: Er hat keine Erinnerung an den Auftrag, den ich ihm im Schlafe gegeben habe, und ſo lange ich ihn auf hypnotiſchem Wege ſeiner Aufgabe nicht wieder entbunden habe, biſt Du vor ihm nicht ſicher. Dieſen Brief trage ich ſelbſt an Dein Thor, damit Du ihn gewiß überkommſt. Und wenn demnächſt der Spiritiſt wieder perſönlich bei Dir vorſpricht, ſo hoffe ich, wirſt Du mit etwas mehr Reſpect begegnen

Deinem
Dir ſtets dienenden Bruder
Moriz."

Die Verſammelten waren vor Staunen ſprachlos.

„Nun?“ ſagte Doctor Sarte, „den Jungen werden wir jetzt wohl laufen laſſen. Was mich anbelangt, ſo iſt Anklage und Vertheidigung eben vorgeleſen worden. Ich habe Auftrag gegeben, ihn zu tödten. Es iſt Euer freier Wille, mich zum Galgen zu verurtheilen oder nicht. Und mein freier Wille iſt es, mich hängen zu laſſen oder nicht. Die alten Wunder ſtehen alle wieder auf; auch mir kann Gott eine Legion Engel ſenden!“

Genug. Die Gerechtigkeit drohte lange mit dem Schwert ob dieſes Ereigniſſes zu Marein am Seller; aber endlich mußte ſie es unverrichteter Sache in die Scheide ſtecken. Ueber den Lehrling Franz kam ehebald ein anderer Hypnotiſeur. Aus Gram über ſeine That ſiechte er raſch dahin. Die Tiſchlergeſellen zimmerten ihm einen ſchönen Sarg. Doctor Sarte — auf eine Stunde aus dem Beobachtungszimmer des Irrenhauſes entlaſſen — ſtreckte die vier Finger ſeiner rechten Hand aus, bekreuzte den Schlummernden und fragte: „Franz, biſt Du im ewigen Leben?“

Der Schlummernde ſchwieg.

Der Eſelstrieb.

Mittheilung eines Vetters.

Und den Eſel meinem lieben Bruder Stephan! So hatte er noch geſagt und dann war er geſtorben.

Einen Tag ſpäter erhielt ich die Nachricht vom Tode des älteren Bruders, am zweiten Tage war ich als ein Hauptleidtragender unter den Erben beim Leichenbegängniſſe und am dritten Tage nahm ich ſein theures Vermächtniß in Empfang — den ſtattlichen mausfarbigen Eſel. So rührend war es, daß der Bruder mit dem Eſel an mich gedacht hatte und ich faßte den Entſchluß, ſolches Andenken an ihn heilig zu halten.

„Jetzt, mein lieber Grauer, jetzt gehören wir zwei zuſammen," ſagte ich zum freundlichen Thiere und legte ihm das Stricklein um den Hals, was es, die Ohren ſpitzend, ruhig geſchehen ließ. Und dann machten wir uns auf den Weg nach Sitzeldorf, wo ich daheim bin. Ein ſechs Stunden langer Weg — ſchier zuviel Ehre für das kleine Sitzeldorf; und was wird der Eſel ſagen, wenn er nach ſo vielen Umſtändlichkeiten nur eine kümmerliche Hütte findet! Freilich ein ſchlechtes Haus, aber einen guten Herrn! Schon im erſten Augenblicke, als ich es ſah, hatte ich das Thier lieb und die Zuneigung wuchs von Schritt zu Schritt, die wir ſelbander wegshin trabten.

Als wir aber zur Flußbrücke vom Tadelbach kamen, da blieb der Eſel ſtehen und ſchüttelte ſein ehrwürdiges Haupt. Ich that anfangs, als verſtünde ich das nicht, aber er ſchüttelte es zum zweitenmal und das bedeutete: Nein, mein Lieber, da gehe ich nicht hinüber! — Ich ging voraus und zerrte am Strick, mußte aber doch zu wenig Anziehungskraft für ihn haben, denn er ſtemmte die Vorderfüße ein und ſtand feſt. —

Ein Schock Schulkinder kam des Weges, die Kinder ſtellten ſich um uns herum und waren ſehr luſtig über das anziehende Schauſpiel, das ich ihnen bot und über die ſtrenge Zurückhaltung, die der Eſel ſich auferlegte. Ich ſchämte mich ſo viel, daß ich mit der linken Hand mein Geſicht verdeckte, während die Rechte den Strick hielt. Die Kinder neckten ihn mit Ruthenzweigen, da ſchlug er die Hinterfüße aus und hierauf lachten ſie noch mehr. Endlich kamen drei Holzknechte des Weges, die eben in den Wald gingen.

„Wenn Du Deinen Kamerden über die Brucken haben willſt, ſo mußt ihn hinübertragen,“ ſagte einer der Männer. „Will er nicht gehen, ſo geht er nicht, ein ordentlicher Eſel läßt ſich zu nichts zwingen.“

Was ich mich da genirt hab, daß der Eſelbeſitzer ſich ſo über den Eſel muß belehren laſſen von ſtockfremden Leuten — es iſt nicht zu ſagen. Ich ſteckte mein Geſicht nur ſo zwiſchen die Achſeln hinein und brummte: „Wie kunnt ich ihn denn tragen, wo er vier Füße hat und ich nur zwei!“ Packten ſie auch ſchon an, hoben das Thier an Füßen, Bauch und Kragen in die Höhe und trugen es ſachte über die Brücke.

Als der Graue wieder auf feſtem Erdboden ſtand, neigte er in würdevoller Selbſtgefälligkeit das Haupt und trabte wieder ruhig ſeine Straße. Die Holzhauer gingen ebenfalls ihres Weges und ich hörte ſie noch lachen von Weitem.

Der Graue hatte Charakter gezeigt und mir einen gewiſſen Reſpect eingeflößt; allein je näher wir dem Aubache kamen, der wieder auf einer Brücke zu überſchreiten war, deſto eifriger ſann ich auf ein Mittel, den ſtrammen Charakter des Genoſſen ein wenig zu biegen. Mit Brot und Salz, ſo ich mit hatte, wurden Beſtechungsverſuche gemacht, zugleich aber auch eine Executionsanſtalt gegründet. Ich ſchnitt eine Birkengerte, ſtreifte das Laub herab und flocht ſie zierlich zu einer Ruthe. Der Eſel ſchaute mir dabei ziemlich gleichgiltig zu. Dann nahten wir uns der Aubachbrücke. Da war Einſchicht und kein Menſch, der mir das Thier über die Brücke tragen und mich hätte auslachen können. Wollen wir halt einmal ſehen, Grauer, wer von uns beiden nachgiebt. Ich that nichts desgleichen und wollte mit ihm nur ſo forttraben, als ob die Brücke nichts als der gewöhnliche Kiesweg wäre. Zwei Schritte vor derſelben blieb er ſtehen und ſtand. Das Brot fraß er mir aus der Hand und ſtand ruhig da; die Gerte bekam er in die Weichen, das erſtemal zuckte er ein bißchen, das zweitemal nicht mehr, ſondern ſtand feſt angenagelt auf dem Fleck.

„Ja,“ fragte ich ihn, „was glaubſt du denn? Sollen wir da ſtehen bleiben ſelbander, bis die Bäche verſiegen?“

Er ſchüttelte das graue Haupt.

„Nun, mein Lieber, wenn du keinen eigenen Antrieb ſpürſt, zu gehorchen, ſo ſollſt du fremden wahrnehmen.“ -- Hinter ihn ſtellte ich mich, ſpuckte mir in die hohlen Hände, wand die Ruthe und ließ ſie mit aller Macht hinpfeifen auf die mausgraue Creatur. Dieſe hüpfte zuerſt mit den Hinterbeinen empor, dann mit den Vorderfüßen, that eine Wendung, ſprang in den Fluß und watete dann ruhig durch das Waſſer hinüber ans andere Ufer. Dort ſtand ſie, ſchüttelte von ihrem Leib das Waſſer und ſchaute zu mir herüber — gerade als ob ſie ſagen wollte: Damit du nicht glaubſt, ich fürchte mich vor dem Waſſer; du ſollſt nur wiſſen, daß ich principiell über keine Brücke gehe!

Ich hinwiederum ſpringe principiell nicht in den Fluß, ſondern gehe über die Brücke. Alſo ging ich hinüber und wir waren zuſammen gute Kameraden. Anfangs ſtapfte der Graue wieder leidlich voran, erhaſchte unterwegs manchmal eine Schnauze voll Heidekraut, das am Wege ſtand, endlich hub er an ſtehen zu bleiben und ſtehen zu bleiben. Mit guten Worten verſuchte ich es, begann ihm ſeine neue Heimat zu ſchildern, das duftige Heu, das er freſſen werde, das weiche Stroh, auf dem er liegen werde; von den Diſteln, die am Raine wachſen, ſagte ich nichts, weil ich nicht weiß, ob man einen Eſel nicht etwa beleidigt, wenn man mit ihm von Diſteln ſpricht. Zwar heißt es, er freſſe ſie gern, doch ich machte keine Anſpielung. Auch den Karren, an den ich ihn ſpannen, die Säcke, die ich ihm aufladen wollte, wurden verſchwiegen, weil ich nicht glaube, daß dieſe Dinge ein weſentlicher Beweggrund geweſen wären.

Auf die Länge fruchtete auch der brüderliche Zuſpruch nichts, das Vieh wurde immer ſtutziger und war endlich gar nicht mehr von der Stelle zu bringen.

In dieſer Noth bemerkte mich ein alter Schäfer, der auf der Heide ein Rudel Schafe weidete. Anfangs ſah er mir eine Weile zu, dann kam er herbei und ſagte: „Schrecklich plagt ihr Euch all' zwei. Du kannſt Dir's nicht anſchicken, verſtehſt den Eſel nicht. Der Eſel iſt ein praktiſcher Mann, der nicht alleweil ſo ins Ungewiſſe fortgehen mag. Er will wiſſen wofür. Paß einmal auf, ich werde ihm jetzt ein Verſprechen machen, das der Graue lieber glauben wird, als Deine Redereien. Paß nur auf!"

Ein Bündchen Heu, wie es auf der Au zum Trocknen lag, machte er zuſammen, befeſtigte es an ein Stänglein und band mit dem Stricke das Stänglein ſo an den Nacken und Kopf des Eſels, daß das Heubündel zwei Spannen lang vor den Augen des Thieres baumelte. Früher als ich verſtand dieſe Anſtalt der Eſel. Er hob ſofort die Schnauze nach dem Heu, aber in demſelben Augenblick ging das Bündel in die Höhe. That der Eſel ein paar Schritte nach vorwärts, um es zu erlangen, allein das Bündel ließ ſich nicht ſo leicht erwiſchen, ſchnellte immer weiter und weiter.

„Jetzt wird er ſchon gehen," ſagte der alte Schäfer und ich ſagte zu mir:

Wenn mir das ſelber eingefallen wäre, ich müßte mich mein Lebtag in Ehren halten. Dem dummen Schäfer konnte es freilich leicht einfallen, der hat immer mit Heu zu thun. Heiß war es geworden, ich zog meinen Rock aus und hing ihn meiner Bequemlichkeit halber auf den Rücken des Grauen. Dem war's ganz einerlei, ihm ging's nur nach dem Heubüſchel und dieſem eilte er nach, daß wir ſchneller vorwärts kamen, als mir ſelber lieb war. Denn weil dieſes verdammte Heu, das immer vor den Augen hin und her baumelte, nicht zu erreichen war, ſo fing der Eſel endlich an zu laufen, ſprang bei einer Biegung vom Wege ab und galoppirte über die Heide hin, wie ein tolles Rindvieh.

Ich natürlich ihm nach; wie dem Eſel mit dem Heu, ging's mir mit dem Eſel, ich ſah ihn vor mir und konnte ihn doch nicht einholen. Schließlich ſah ich ihn auch nicht mehr, denn er war ins Gebüſch hineingefahren — und ich ſtand da ohne Eſel und ohne Rock. Erſterer wäre zu erſetzen geweſen — einſtweilen durch mich ſelber — allein im Rockſack war meine Brieftaſche und dieſe konnte ſo leicht nicht erſetzt werden, denn ſie barg all mein Zurückgelegtes, für die Sparcaſſa Beſtimmtes.

Als ich nun ſo daſtand — einſam auf Erden — hub ich an zu fluchen. Ich fluchte gut und ſcharf, half aber nicht viel oder eigentlich gar nichts. So verſuchte ich ein anderes Mittel, um wieder zu meinem Eſel zu kommen, ich kroch ins Gebüſch und ſuchte ihn. Im Strup, ſo meinte ich, wird er ja hängen, oder im Moor ſtecken, oder im Brombeerengeſchlinge liegen bleiben. Der Strup kam, zerkratzte mir das Geſicht, aber der Eſel hing nicht; das Moor kam, ich verſank in den Moraſt bis über die Waden, aber der Eſel ſtak nicht; das Brombeerengeſchlinge kam, zerſetzte mir die Hoſen, aber der Eſel lag nirgends herum. — „In dem Thiere ſteckt der Satan, anders könnte ich mir's auf natürliche Weiſe nicht erklären!“

Es erklärte ſich ſelbſt. In einem Lärchendickicht ſtand er und fraß behaglich an dem Heubüſchel, welches hier abgeworfen auf dem Boden lag. Ich habe ſofort meinen Rock vom Strick losgeriſſen, dann den Strick feſt in die Hand gefaßt und folgendermaßen zum Grauen geſprochen: „Lieber Freund, ich ſollte dich jetzt eigentlich todtſchlagen, aber es hilft nichts, deshalb würdeſt du nicht dümmer und ich nicht klüger. Du biſt eine ganz vertrackte Beſtie. Ich habe dir's gut gemeint, wollte dich nicht ausnutzen gleich am erſten Tage, habe dir die Ehre erwieſen, neben dir gemüthlich auf der Straße daherzuſpazieren. Und du thuſt mir alles

Schlechte und Niederträchtige an. Bei der erſten Brücke haſt du mich vor den Leuten zuſchanden gemacht, bei der zweiten Brücke haſt du mich gefoppt, nachher biſt halsſtarrig geweſen wie ein Stier, endlich biſt du mir gar mit Rock und Geld davongelaufen, wie ein Schelm. Daß es ſolchergeſtalt mit unſerer Freundſchaft aus iſt, wirſt du einſehen. In dieſem Augenblick — das Heu haſt du gefreſſen — trittſt du deinen Dienſt an. Wir haben noch ein gut Stück Weges, den wirſt du für uns beide machen. Wollen doch ſehen, wer von uns beiden über iſt!“

Und damit ſchwang ich mich auf den Rücken des Eſels, daß er ſchier einknickte unter meiner Laſt.

„Alſo vorwärts, Creatur!“

Was geſchah? Der Eſel hub ſachte an auszuſchreiten, ernſt und ruhig trabte er mit mir davon. Auf das Ergebenſte ließ er ſich leiten, zeigte ſich ſehr unterrichtet, ſchaute nicht nach links und nicht nach rechts; er ſtreckte ſeinen Kragen nach keinem Grasbüſchel aus, er blieb nicht ſtehen und er lief nicht, er trabte ernſt und ruhig des Weges. Zu einem Tümpel kamen wir, den ein ausgetretener Mühlbach auf die Straße gegoſſen, er trug mich gemeſſen hinüber; zu einer Brücke kamen wir; da ſetzt's was, dachte ich, aber er zögerte nicht einen Augenblick, trabte ernſt und ruhig über die Brücke. In großer Eintracht ging die Strecke von ſich, bis wir gegen Abend wohlbehalten nach Sitzeldorf kamen.

Heute iſt der Graue lange ſchon todt. Ich werde ihm meine Hochachtung bewahren, wie Jedem, von dem man etwas Rechtes gelernt hat. Ich habe von ihm gelernt, daß der Eſel ein gutes und nützliches Thier iſt, wenn man ihn — als Eſel behandelt.

⁂

Schnuppen.

Abendgedanken eines Reichen.

Wunderlich, wunderlich! Der ſchönſte Tag hat ein Ende. Natürlich, er war müde vor lauter Sonnenſchein und Gottesſegen, jetzt ſinken ihm die Augen zu. Ich ſoll ſchlafen gehen? Bin noch nicht müde, habe nicht Luſt, ein Stück Leben zu verſäumen, denn die verſchlafenen Stunden, heißt es, werden nicht vergütet. Wenn ich die ſchönen frohen Stunden, die ich im Schlafe nicht brauche, per Eilpoſt einem guten Freunde ſchicken könnte: nütze ſie, aber vergiß nicht, morgen Früh ſie wieder zurückzuſenden, vor acht Uhr brauche ich ſie nicht, doch ſorge daß ſie um dieſelbe Zeit ſicher da ſind!

Es iſt recht unangenehm, ganze Theile ſeines Lebens in Nacht und Traum zu tauchen. Dazu iſt der Traum manchmal niederträchtig: macht Einen zu einem armen Teufel, ohne daß man wirklich beſtohlen ward oder ſchlecht auf der Börſe ſpeculirt hatte, macht Einen zu einem armen Sünder, ohne daß man eigentlich geſündigt hat, führt Einen, ohne daß man ſich wehren kann, die Stufen des Galgens hinan und man muß noch froh ſein, wenn man in dem Moment erwacht, als Einem der Henker den Strick um den Hals wirft.

Eine ſehr ſchlimme Sache iſt, daß man von ſeinem Vermögen auch während des Schlafes Steuer zahlen muß und nicht mehr von der ſchönen Welt hat, als der Bettelmann. Ja, ich habe den Bettelmann ſogar ſchon um den ſüßen Schlaf beneidet; der Kerl iſt ſo unverſchämt, und träumt den anſtändigen Leuten ihren Reichthum, ihr Anſehen, ihre wohlbeſetzten Tafeln und ihre Weiber weg.

Uebrigens kann auch Unſereiner die Nacht beſſer anwenden, als um zu ſchnarchen. Es giebt Käfer, die in der Nacht leuchten, und wenn man ſo einen lieben Käfer im Gelaſſe hat, iſt man der Sonne gar nicht ungehalten, wenn ſie untergeht.

Das Schlimmſte wäre, wenn der Tod aus Verſehen in der Nacht anſtatt eines alten Pfründers, mich, den ſehr lebensluſtigen Mann erwiſchte. Ich wollte recht gerne von der Million eine Rippe fahren laſſen, um mir damit einen Tod ohne Sterben zu erkaufen. Das Sterben, ſagt man, ſoll verteufelt unangenehm ſein, wer's nicht gewohnt iſt. Ein echter Lebemann ſollte recht viel Fleiſch und Blut und Mark haben, aber kein Gerippe und keinen Knochenſchädel, wodurch man den Tod gleichſam lebendig mit ſich umherſchleppt und Fleiſch und Blut nichts als eine Emballage des Todes iſt.

Wenn es in dieſer Nacht aus ſein ſollte, ſo möchte ich morgen meine Erben ſehen. Das Gelächter! Zwar anfangs weinen ſie, ſpäter ſtreiten ſie und erſt ganz zuletzt lachen ſie. — Verdammt, ich glaube gar, das iſt ſchon ein Stück Traum, wie kämen mir ſonſt lachende Erben in den Kopf! — Prrr, dieſe Finſterniß! Ich bin ſie nicht gewohnt; mach, Fortuna, daß bald wieder die Sonne aufgeht.

Abendbetrachtung eines Peſſimiſten.

Willkommen, ſchweigende Nacht mit Deinem ſchwarzen Mantel! Viele halten ſich für unglücklich, aber nur Wenige wiſſen es, wie wehe die Sonne den thränenheißen Augen thut. In der Blume, im ſchimmernden Waſſertropfen, im ſchillernden Stein, in der leuchtenden Wolke ſieht man ſein Elend blühen. Daß man es doch ſo grauſam ernſt nimmt, dieſes Athmen und Herzklopfen auf zwei Beinen! Ein Stückchen Erde anzuſchauen: wie Nichts, wie lächerlich Nichts! In kurzer Weile biſt auch Du ſo etwas, worüber ein Nachkomme lacht, weil es nichts iſt. Was ſind wir denn mit all unſeren Sinnen und Leidenſchaften, mit unſerem Mark in den Knochen und Phosphor im Gehirne, als Humus für ein folgendes Geſchlecht? So ein klein bißchen Humus, man kann ihn kneten, man kann einen Topf daraus machen für Erbſen oder Kartoffeln, oder für etwas Anderes. Töpfe und Tröpfe, denn in beſonders vornehmer Zuſammenſetzung wird ein Menſch daraus, was aber ſchlimm iſt, weil dieſer Menſch wieder etwas Beſonderes zu ſein wähnt und weil er wieder nichts anderes wird, als ein Klumpen Erde. Und bevor er's ſo weit bringt, iſt des Wimmerns kein Ende. Es thut eben Manches ſehr weh, was in einem ſolchen Wirbelgerüſte vorgeht. Eine Seele iſt da, eine ganz unſelige Seele, die iſt überaus empfindlich für Wohl- und Mißbehagen, und oft iſt es nichts weiter, als daß das Lieblingskind auf der Bahre liegt oder der Freund untreu wird. Die wilden Leute in Afrika, Südamerika oder irgendwo ſind in dieſer Beziehung praktiſcher angelegt. Geht ſo etwas vor, ſo reibt ſich der Wilde um den Magen, macht einen Purzelbaum und das Ding hat ſich wieder verflüchtigt. Der Gebildete bildet ſich etwas ein; hat er ein Weh, ſo verſteht er ausgezeichnet, es ſo ſehr als möglich zu vergrößern und aus dem Mückenbiß einen Elephantenſchlag zu machen. Mancher Menſch iſt bekanntlich gar nicht glücklich, wenn er nicht unglücklich ſein kann, und Mancher läßt ſich aus dem beſten Schlaf aufwecken, um über die elende Welt klagen zu können.

Ich gehöre zu irgend einer Gattung von Unglücklichen, aber zu dieſer nicht. Ich möchte fünfhundert Jahre leben, um in einem gut fundirten, wohleingedeckten Bette fünfhundert Jahre ſchlafen zu können. Natürlich wollte ich mich alle Jahrzehnte einmal aufwecken laſſen, um zu merken, wie gut ich geſchlafen habe. Bei dieſer Gelegenheit möchte ich einen Blick in die elende Welt thun und auf Menſchen, die vor Kummer und Gram nicht ſchlafen können, mich dann auf die andere Seite legen und in Gottesnamen weiterſchlafen. Wenn's aber wie bei einem gewöhnlichen Unglücksraben täglich nur ſieben Stunden giebt, dann nützt man's wohl auch aus und ſagt Gottlob, wenn der dunkle Vorhang ſinkt, der uns für eine Nacht den Jammer und das ſchneidende Weh des Erdenlebens verdecken ſoll. Wie müde legt man ſich hin und denkt: na, vielleicht wird diesmal die Rolle ſchadhaft, daß der Vorhang nicht mehr in die Höhe kann und ich ſchlafe, bis es meinen Mitmenſchen unangenehm wird und ſie mir einen hölzernen Schlafrock anziehen. Das wäre mir doch ein glücklicher Zufall. Einſtweilen iſt ſiebzehn Stunden brennende Glut und ſieben Stunden kühler Schatten die richtige Zuſammenſetzung für eine Exiſtenz, die ſo hochbegehrt wird und unter Brüdern ſo wenig werth iſt.

Ein paar Gloſſen zu Schopenhauer.

Die Leiden dieſes Lebens laſſen ſich zwar nicht beſtreiten, daß ſie aber die Freuden und Genüſſe im Allgemeinen mehr als überwiegen, kann nur von einem Schwarzſeher behauptet werden. Die Weltanſchauung hängt überhaupt vom Temperament ab. Der Melancholiker wird in allen, auch den möglichſt günſtigen Lagen dieſes Lebens, nur Leid und Unglück wittern; der Sanguiniker hingegen wird auch in großen Widerwärtigkeiten herzensmuthig und lebensfroh bleiben und vor Allem ſtets nur die guten Seiten ſehen. Beiſpiele dafür giebt es unzählige.

Wenn Schopenhauer ſagt, daß wir nur den Schmerz fühlen, nicht aber die Schmerzloſigkeit, ſo läßt ſich eben daraus erſehen, daß die Schmerzloſigkeit das Normale, Selbſtverſtändliche, Gewohnte iſt, der Schmerz aber die Ausnahme, unſerem Weſen unangemeſſene.

Ich ſuche mein Glück freilich nicht im Zuſammenraffen und im Genießen irdiſcher Güter, denn darin iſt es nicht zu finden. Ich habe mein Glück ſtets in der Schönheit der Natur und in der Arbeitsfreude gefunden und kann erfahrungsgemäß behaupten, daß während meines fünfzigjährigen zumeiſt ziemlich herben Lebens nur ganz wenige und kurze Zeiten waren, in denen ich die Augenblicke des Erwachens nicht glücklicher ſchätzte, als die des Einſchlafens; von letzteren hat man doch kaum ein Bewußtſein. Wenn das Glück aber nur in der Bewußtloſigkeit liegt, dann ſind wir ja aber auch gut daran. Denn unſere ganze Ewigkeit beſteht, mit Ausnahme dieſes Erdendaſeins, in lauterer Bewußtloſigkeit irdiſcher Drangſal.

Wenn wir in einer Welt wären, in welcher es keinen Schlaf gäbe und keine Ausſicht auf ein ewiges, bewußtloſes, alſo nach Schopenhauer glückliches Nichtſein des Individuums, dann erſt wäre zu behaupten: dieſe Welt iſt die ſchlechteſte der Welten. Die paar Jährchen (und mehr hat keines der Individuen zu tragen) von Widerwärtigkeiten ſind ja doch derart, daß die meiſten Menſchen dieſelben vorziehen dem ſchmerzloſen Nichtſein, welches nach Schopenhauer das Glück iſt. Alſo werden ſelbſt die Leiden des Lebens höher geſchätzt, als jenes abſolute Glück; da kann es ja doch nicht gar ſo ſchlimm ſein. Schopenhauer findet alles Heil nur im Tode. Auch ich will ergeben ſterben, verfüge aber letztwillig, daß man mich in keine Gruft beſtatte, ſondern in friſche Erde. Ich kann den Gedanken, fünfzig Jahre lang todt zu ſein, nicht ertragen.

Schopenhauer behauptet anderswo, daß der Natur nichts an dem Individuum, viel aber an Erhaltung der Gattung liege, und daß ſie deshalb das Individuum unter allerhand trügeriſchen Vorſpiegelungen in die Geſchlechtsliebe hineinhetze; er lehrt daher, daß das Individuum der Natur einen Streich ſpielen und nicht anbeißen ſolle. Das nennt er die Verneinung des Willens zum Leben. Dieſer Philoſoph will den Menſchen alſo zu einem naturwidrigen Leben verleiten. Ich denke aber, daß es beſſer iſt, mit der Natur keine Händel anzufangen, ſie bleibt doch unter allen Umſtänden die Stärkere.

Wenn Leibniz ſagt, dieſe unſere Welt wäre die beſte aller Welten, ſo finde ich das indes weit peſſimiſtiſcher gedacht, als wenn Schopenhauer behauptet, dieſe Welt ſei die ſchlechteſte der Welten. Nach Leibniz kann es nur noch ſchlechtere, nach Schopenhauer nur weit beſſere geben.

Schon der Umſtand, daß ein Philoſoph aufſtehen muß, der es den Menſchen ſagt, wie elend dieſes Daſein iſt, deutet darauf hin, daß die meiſten der Lebenden von ſelbſt ſich des unermeßlichen Elendes gar nicht bewußt werden, alſo kann es gar ſo ſchlimm nicht ſein und es muß etwas geben, welches dem Elende das Gleichgewicht hält und für dasſelbe einen Erſatz bietet.

Was will aber der Philoſoph, welcher den Menſchen eine Lehre giebt, durch die ſie in die grenzenloſeſte Verzweiflung gejagt werden ſollen? Nur eine perſönliche Herzloſigkeit oder Bösartigkeit kann ſolches wollen und der Spruch: „Die Wahrheit über alles“ iſt eine ſchlechte Ausrede. Ein ordentlicher Philoſoph muß wiſſen, wie es bei den unzulänglichen, ewig irrenden Vorſtellungen des Menſchen mit der Wahrheit an ſich beſchaffen iſt. Gewiß nicht ſo gut, daß man ihr zuliebe Millionen von Menſchenopfern bingen darf.

Ein Philoſoph, der die Nichtigkeit des Lebens einſieht, und der ein Herz für ſein Geſchlecht hat, müßte vielmehr darauf bedacht ſein, die Menſchen zu tröſten und auszuſöhnen mit den wenigen Jahren, die jeder auf Erden zuzubringen hat. Zum Mindeſten dürfte er nicht ſtörend eingreifen in den religiöſen Sinn der Menſchen, welcher zum Troſte der Sterblichen jenſeits andere Welten baut und in ſolchem Bauen weit mehr Gutes ſtiftet, als alle irdiſche Philoſophie zuſammen.

Nach Schopenhauer iſt das wahrhaft Ethiſche die Verneinung des Willens zum Leben, die Selbſterlöſung. Die Freuden verführten uns immer wieder zum Lebenswillen, die Widerwärtigkeiten allein ſeien unſere wahren, erlöſenden Freunde. Folglich müßte es nach Schopenhauer auch ethiſch, das heißt eine Tugend ſein, unſeren Mitmenſchen recht viele Widerwärtigkeiten zuzufügen. — Kann man eine ſolche Lehre brauchen?

Wenn ich von der Richtigkeit der Lehre Schopenhauer's perſönlich in der That überzeugt wäre, ſo würde mich das immer noch nicht zwingen können, ſie für wahr zu halten, denn ich weiß, wie trügeriſch die ſogenannte Ueberzeugung iſt. Und wenn ich auch gewiß wüßte, daß Schopenhauer's Lehre die abſolute Wahrheit iſt, ſo würde ich ſie nicht unterſtützen, weil ich glaube, daß dieſe Wahrheit Niemandem nützen, Vielen aber ſchaden kann. — Da wir einmal leben, ſo müſſen wir uns mit dieſem Leben und miteinander eben abfinden, ſo gut als möglich. Mit Jammern und Klagen richten wir nichts anderes aus, als daß es uns nur noch ſchwerer wird. Und das iſt eine Selbſtquälerei, die kein Vernünftiger übt. Nur ein klein bißchen Geduld, es iſt ohnehin bald vorbei.

Wenn der zwar ſehr geiſtreiche, aber auch ſehr herzloſe Philoſoph ſagt, es handle ſich nicht um den Einzelnen, ſondern um das ganze Geſchlecht, und die Menſchheit als ſolche könne noch viele tauſende von Jahren leben, ſo antworte ich: das Menſchengeſchlecht beſteht aus lauter Einzelnen, jeder Einzelne wird ſich nur Zeit ſeines Lebens der Menſchheit bewußt, ſo daß man paradox wie ein Philoſoph behaupten könnte, das Menſchengeſchlecht lebe eigentlich nur ſo lange, als das Individuum lebt. — Aus ſolchen Schlüſſen ſieht man eben, wie Philoſophen arbeiten; man kann mit klugen Gedankenſpielen alles aufſtellen, alles umſtoßen, alles bejahen, alles verneinen. Bleiben wir hübſch bei unſerm realen Leben, das reich an Schmerz und Freude iſt und viel zu ſchnell vergeht.

Ich will euch ſchließlich wohl etwas ſagen. Die Welt wäre ſo weit ganz erträglich, aber die größten Leiden fügt ein Menſch dem anderen zu. Wollen wir es beſſer haben, ſo müſſen wir ſelber beſſer werden. Wir können es.

◆

Flüchtige Gedanken.

Entdeckt iſt die Kunſt, viel zu reden,
Entdeckt iſt die Kunſt, ſchnell zu ſchreiben;
Nur einzig die Kunſt, klug zu denken,
Ihr Freunde, ſoll unentdeckt bleiben?

⁂

Das fächelt hin und wieder, wie der Fichtenbaum im Sturmwind. Ein ſtarker Stamm, der nicht bricht! Es iſt noch nicht dreißig Jahre her, hieß es allerwärts: Geſittung! Verfeinerung! Bildung! Vergeiſtigung! Wiſſenſchaft! Kunſt! Ideal! — Heute ſchreit alles: Körperkraft! Soldaten! Turnen! Fechten! Schlagen! Stechen! Materie! Dreck! — Die beiden Generationen ſtehen ſich gegenüber wie ein docirendes Schulmeiſterlein und ein fluchender Huſarenlieutenant. So ſchlagen ungeſunde Extreme naturgemäß ins Gegentheil um. Vielleicht kommt eine dritte Generation, die wie ein wohlgeſtellter Landgutbeſitzer zwiſchen Verweichlichung und Verrohung den Mittelweg findet, um körperliche Geſundheit mit edler Geſittung zu vereinigen.

⁂

Kein echter Mann, kein rechter Mann.
Der niemals einen Feind gewann.
Ein armer Mann, ein ſchlechter Mann,
Der ſeinem Feind nicht ſtehen kann.

⁂

Glauben Sie es nicht, daß die ſogenannte naturaliſtiſche Kunſt und Literatur künftig die herrſchende wird; ſie hat in richtigen Grenzen ihre Berechtigung und man wird ſie anerkennen, aber ſie darf der idealiſtiſchen Richtung nicht mit jener erregten Feindſeligkeit entgegentreten, wie dies jetzt geſchieht. Das Idealiſtiſche in Kunſt und Literatur hat im Menſchengeſchlechte eine große Miſſion zu erfüllen. Wir Menſchen ſind ſehr arm auf Erden; die realen Güter ſind ſehr unzulänglich, reichen lange nicht aus; wenn wir die idealen Güter muthwillig verwerfen, dann ſind die meiſten Menſchen Bettler. Aber bei wem ſollen wir betteln, wenn der ſonſt ſo großmüthige und hochherzige Idealismus Bankerott gemacht hat und der Naturalismus Steine ſtatt Brot giebt?

* * *

Warum, Du Narr,
Werthet Bart die Jahrung?
An jedem Haar
Hängt eine Erfahrung.

* * *

Künſte können nur dann abermals den Höhepunkt der Blüthe erreichen, wenn die Künſtler wieder ſo arm und verachtet werden, wie es z. B. der Schauſpieler einſt war; dann wird nur Der ſich der Kunſt widmen, deſſen innerer Drang ihn dazu zwingt, während heute Alles zur ruhmverſprechenden Dichtkunſt, Malerei, Muſik und zum Theater läuft und ſo eine Verflachung und Buhlſchaft um die Gunſt des Publicums geſchaffen wird, welche den echten Funken Gottes zerſtören muß.

* * *

Ein Staat, der ſich nur auf hiſtoriſches Recht ſtützt, nur von hiſtoriſcher Größe ſich nährt, führt das Leben eines Greiſes. Er blickt nach rückwärts, anſtatt nach vorwärts.

* * *

Nur aus Grundſatz-Kleinkrämerei tugendhaft ſein, macht hart und hochmüthig; Mancher wird erſt wahrhaft gut, wenn er geſündigt hat.

* * *

Sobald zwei Freunde anfangen, miteinander deutlich zu werden, fangen ſie an, ſich mißzuverſtehen.

* * *

Ein ordentlicher Menſch ißt und trinkt, giebt und nimmt, ſpricht und hört Gutes lieber als Schlechtes.

* * *

Wenn man dem Dichter das Recht einräumt, daß er über den Parteien ſtehe, ſo muß man ſich's auch gefallen laſſen, wenn er die Parteien „von oben herab“ behandelt.

* * *

Freuet Euch nicht an eines Euch unbequemen Dichters Tod. Sein Geiſt iſt ſtärker, wenn von ihm der Staub abfällt. Nicht ſein Leib ward Euch gefährlich, aber ſein Geiſt wird's.

* * *

In jedem Haus
Vor Allem werth
Drei Dinge ſind:
Eine ſtarke Fauſt,
Ein warmer Herd,
Ein kleines Kind.

* * *

O nein, mein Freund, das will ich nicht,
Auf Menſchenherzen ziel' ich nicht,
Mit Luſt und Leiden ſpiel' ich nicht.
Viel lieber mit dem eitlen Tropf;
Den aufgeblaſ'nen Menſchenkopf,
Den nehm' ich manchmal gern beim Schopf.

* * *

Gouvernanten, Hofmeiſter,
Erzieher
Sind verflogen.
Das Leben, die Liebe,
Das Leiden
Hat uns erzogen.

* * *

Dem Wählen folgt Müſſen,
Dem Fehlen folgt Büßen.

* * *

O Menſch, Dein Zagen,
Das kann zu nichts führen,
Deine Pflicht iſt wagen,
Dein Los iſt irren.

* * *

Suche überall Deinen Vortheil, nur dort nicht, wo er der Nachtheil eines Anderen wäre.

* * *

Die einfachſten Dinge fallen dem Talente nicht ein, bloß dem Genie.

* * *

Es iſt rührend, wie mancher Menſch lügend und verleumdend ſeinen Feinden zu Liebe ein Spitzbub wird!

* * *

Moderne Berichtigung nach § 19.

Es iſt unwahr, daß bei Herrn von Kramen,
Als wir neulich dort zuſammenkamen,
Ich beim Freundſchaftshumpen, bei dem vollen,
Einen Silberlöffel hätt' geſtohlen.

Wahr hingegen iſt bei meiner Ehre,
Daß der Freundſchaftshumpen halb war leere,
Und bei Kramen nicht, jedoch bei Kromen
Ich den Löffel heimlich hab' genommen.

Von Büchern und Dichtern.

Offenes Schreiben an Herrn Henrik Ibſen.

Das war geſtern ein Schreck, mein beſter Herr Ibſen! Ich wohne gerade dem Theater gegenüber. Acht Minuten nach halb Zehn war's, als ich plötzlich vom Muſentempel her einen gräßlichen Lärm vernahm. Ach, Du großer Gott, ein Theaterbrand! Es wurde Ihr neues Schauſpiel: „Hedda Gabler“ aufgeführt, das Haus war ausverkauft. Ausverkauft, Herr! Ich gratulire! — Zweitauſend Menſchen ein Opfer der Flammen! Aber das war's nicht, es war ſchlimmer. Was bedeuten Menſchenleben, denken Sie nur! Den Ausſpruch eines alten, ach wie armſeligen Poeten, verbeſſern wir dahin: „Das Leben iſt der Güter Höchſtes nicht, der Uebel größtes aber iſt der Mißerfolg!“ Denken Sie an: ausgeziſcht iſt es worden, dieſes herrliche Stück, mit dem Sie die Welt beglückt haben, ausgeziſcht, ausgepfiffen, ausgetrommelt, ausgekreuſcht, mit dem Beſen ausgejagt. Und darum der Lärm.

Alle Zeitungen hatten wochenlang die beſtorganiſirte Reclame ſpielen laſſen, denn es war ja ein modernes Stück, ein „naturaliſtiſches“ Stück, und was die Hauptſache iſt, ein ausländiſches Stück! Allein ich war nicht neugierig. Nun aber zweitauſend Menſchen auf einmal lärmten, nun wurde ich neugierig. Aufgeführt, ſagt der Intendant, wird's nicht mehr, allein es giebt noch Buchhandlungen. Heute Morgens war mein erſter Gang in die allernächſte, doch da höre ich ſagen: das Buch iſt vergriffen. Ihre „Hedda Gabler“ vergriffen — ich gratulire! Ein Mittelſchulprofeſſor, der im Hauſe wohnt, hört von meiner Noth und läßt mir ſagen: unter ſeinem Tiſche läge ein Exemplar „Hedda Gabler“ zuſammengeknüllt, er rühre es nicht mehr an, wenn ich es haben wolle, ſo ſtehe es zur Verfügung. So kam ich zum Buche und las es allſogleich.

Ich bin ſchon fertig.

Und nun, mein wertheſter alter Herr, nun geſtatten Sie die höfliche Anfrage: Warum haben Sie dieſes Stück geſchrieben? Was wollten Sie damit? Jeder Dichter will etwas mit ſeinem Werke, er will entweder eine Kunſtgeſtalt hinſtellen, die wohlthut, erheitert, erhebt, erſchüttert und verſöhnt, oder er will ein klares Bild von etwas geben, oder will eine beſtimmte Idee zum Ausdrucke bringen, oder er will lehrhaft wirken. Sie, mein Herr, thun hier das alles nicht. Ihre Abſicht iſt doch wohl, eine ausgeſuchte Geſellſchaft von dummen, faden, leichtſinnigen, diebiſchen, viehiſchen, ſchurkiſchen, überhaupt erzniederträchtigen Perſonen vor uns auf die Bühne zu ſtellen und dreiſt zu behaupten: Das iſt die Wahrheit! Wenn Sie beiſetzen: Es iſt die Wahrheit des Irrenhauſes, des Zuchthauſes, ſo mögen Sie vielleicht der Sache näher kommen. Die Menſchen im Allgemeinen, beſonders in Kreiſen, die ich ſeit fünfzig Jahren kennen gelernt, ſind nicht ſo, wie Sie uns glauben machen möchten. Und Sie glauben es ja ſelber nicht, dürfen es nicht glauben, wenn Sie ſich nicht ſchämen wollen, ſelbſt einer von dieſer

Gattung ſo hübſch behaglich unter den Beſtien zu leben. — Ja, aber was haben Ihnen denn die Leute gethan, Ihre Vorfahren, Ihre Brüder und Schweſtern, Ihre Nachkommen, daß Sie ſie ſo beſtändig und ſo ſchmählich verleumden? Außergewöhnliche, pſychologiſche Probleme wollen Sie löſen. Gut, ſo löſen Sie! Sie ſtellen aber nur auf, Sie ſchürzen nur, dann ſchicken Sie das gepeinigte Publicum davon, und jeder — meinen Sie — ſoll ſelber daraus machen, was er will. Das iſt aber doch wirklich eine Leutefopperei! Ich muß offen geſtehen, Ihre „Hedda Gabler“ hat keine andere Empfindung in mir zurückgelaſſen, als die der redlichſten Empörung. Mag ja ſein, daß ich's nicht verſtehe, dann verſtehen's Tauſende nicht und dann, bitte, dichten Sie deutlicher. Die Klarheit iſt eine Hauptbedingung der Kunſt und wird wohl auch auf dem neuen Parnaß, dem Blocksberge, eingeführt werden müſſen, ſonſt läuft Ihnen im Wirrwar alles davon.

Dieſe „Hedda Gabler“ iſt eine ſaubere Perſon. Erſt heiratet ſie, um verſorgt zu werden, einen Privatdocenten; das iſt aber ein philiſtröſer, fader Patron, Gott nein, und die Frau Gemahlin liebt ihn nicht, denken Sie nur. Sie liebt nach ihrer Art (wohl gewiß nach ihrer Art!) einen Anderen, der aber ohnehin ſchon mit einer Ehebrecherin glücklich iſt. Wohl die Eiferſucht, der Neid, angeblich aber andere, ganz unerhörte Gefühle und Beſtrebungen veranlaſſen Hedda, ihn (ihn, den Geliebten, nicht die Nebenbuhlerin) in den Tod zu hetzen. Zu dem Zwecke beſtiehlt ſie ihn, drückt ihm die Piſtole in die Hand, damit er ſich ſelbſt erſchieße, „in Schönheit ſterbe“. Denn ſie will bloß einmal eine That ſehen. Die Männer kommen ihr alle ſo träge und ſo feige vor und der einzige, den ſie noch achten will, ſoll den Muth haben, ſich die Kugel durch den Kopf zu jagen. Und warum? wegen nichts! Es handelt ſich nicht etwa um eine Heldenthat oder um die Ehre, um nichts, nur um den Muth, ſich zu tödten, will ſie, daß er ſich tödte. Um dieſen Bettelpreis zwar thut er's nicht, ſeine thatſächliche Veranlaſſung iſt noch viel bettelhafter, er erſchießt ſich, weil, nachdem ſie ihn beſtohlen hat, ſeine Exiſtenzbedingungen dahin ſind. — Nach einem ſolchem Schelmenſtücke klappt's natürlich nicht bei Frau Hedda Gabler, daher ſchießt ſie ſich auch ſelbſt über den Haufen. Iſt die rühmlichſte That, die ſie in ihrem Leben geleiſtet.

Nun aber frage ich Sie, mein theuerſter Herr Ibſen, warum? Warum haben Sie dieſes Geſpenſt aufgeweckt? In den erſten Acten macht ſie's allerdings ganz wie eine moderne Frau, was ſie aber weiters plant, das kommt im Leben nicht vor, das kann man alſo nicht nachempfinden, das iſt eine geiſtreiche Spitzfindelei des Dichters. Oder haben Sie mit dieſem Stücke ſagen wollen, wie es gut wäre, wenn die Männer allmählich zum Selbſtmorde dreſſirt würden? Was? Soll die Heldenhaftigkeit Ihrer Heldin darin liegen, daß ſie zu verſtehen giebt, das Leben ſei juſt noch einen Schuß Pulver werth und die männliche Größe und Schönheit liege darin, ſich ſelber todtzuſchießen? — Mein lieber Herr! Wenn dieſe Welt ſo elendig iſt, daß man das Nichtſein dem Sein vorziehen mag, ſo werden die Leute ſchon ſelber auf die Idee kommen, ſich zu tödten; um ihnen dieſen Rath zu geben, dazu brauchen wir keine Dichter und keine Bühnen, das beſtreitet der Hinkende mit dem Pferdefuße einfacher und billiger.

Ich würde ſehr gerne annehmen, daß Sie mit der Hedda Gabler aber doch was Rechtes beabſichtigen. Vielleicht wollen Sie ein dämoniſches Weib aufzeigen, vielleicht wollen Sie die Männerwelt warnen vor Weibern, die kokett, falſch ſind und kein Herz haben. Es wäre etwas. Allein, wie mich bedünken will, liebäugeln Sie mit der Hedda Gabler, laſſen mehrmals durchblicken, daß ſie eigentlich nicht unrecht hat. Nicht unrecht hat, zu ſein, wie ſie iſt — natürlich! Allein, ſo iſt keine von ſolchen, die frei umlaufen dürfen. Die arme Hedda gehört ins Irrenhaus und nicht ins Theater; aber es iſt ja wahr.

Herr, ich frage Sie, was wollen Sie nur doch mit Ihren Dramen? Ich weiß, was Sie ſagen, womit Sie ſich rechtfertigen und Andere täuſchen. Dadurch, daß Sie immer nur ſchildern, wie ſchlecht die Leute ſind, wollen Sie ſie angeblich beſſer machen. Ganz die gleiche Methode haben auch die ungeſchickten Kanzelredner. Sie ſprechen, wie alle zuwideren Geſellen, immer nur von dem, was nicht ſein ſoll. Wie ſie es haben wollen, wie es werden ſoll, darüber kein Wort. Sie reißen die Gewölbe der Abzugscanäle auf und ſchreien: Sehet unſere Waſſerleitung! Und das nennen Sie Wahrheit! Sie, mein Herr, zum Lebensführer zu haben, der Sie nur Sumpf und Jauche wiſſen! Aber, rufen Sie, Sumpf und Jauche iſt ja Wahrheit! Gewiß, es giebt Sumpf und Jauche. Die tauſend friſchen Quellen, die fließen, verleugnen Sie. Und das ſoll redlich ſein!

Wenn es wirklich ſo wäre, wie Sie ſchildern, dann müßte man ſich ſchämen, Menſch zu ſein, und dann wäre es gar nicht der Mühe werth, über ein ſolches Lumpengeſindel auch nur ein Wort zu ſchreiben.

Ich gebe ja zu, daß unſere Geſellſchaft zum großen Theile grundverderbt und unſere Cultur gründlich verfahren iſt. Das wiſſen wir ſchon faſt Alle; daß es ſo nicht fortgehen kann, ſehen wir auch, dazu brauchen wir keine Dichter. Aber wie ändern, wie beſſern! Daß ſie uns das ſagen, dazu brauchen wir große Geiſter.

Die Menſchen ſind Nachahmer. Zeigen Sie ihnen den Lumpen, wie gelehrig ſind ſie! Zeigen Sie ihnen große, edle Vorbilder — nicht aus der Phantaſie, ſondern aus dem wirklichen Leben geholt — machen Sie ihnen dieſe Vorbilder begreiflich, liebenswürdig, erreichbar, ſchmücken Sie dieſelben mit Schönheit und Ehren, und Sie werden ſehen, wie die Leute wieder Freude finden daran und ſowohl bewußt, als unbewußt ihnen nachſtreben. Aber, ſagen Sie ungeduldig, das iſt ja die alte Methode, wir ſehen ja, wie weit uns dieſe alte Methode gebracht hat. — Ich gebe zu, daß die Menſchen immer ſeltener werden in der modernen Welt. Aber ich verſichere Sie, lieber Herr, ohne dieſe alte Methode fänden Sie heute keinen Menſchen auf Erden, keinen einzigen Menſchen, lauter wilde Thiere.

Sie ſchmähen die Poeſie, verſchweigen die ewigen Quellen des Troſtes. Unter der Etikette der Kunſt locken Sie die wenigen und faſt verſchmachtenden Menſchengemüther zu Ihren Cloaken. Was wollen Sie denn nur damit erreichen?

Sie wollen die Revolution.

Ja, Herr, die will auch ich. Aber die Revolution muß einen Plan haben, ein Zukunftsbild, ein Ziel. Ihren Wäſſern ſieht man nicht auf den Grund; aber nicht, als ob ſie ſo tief wären, ſondern weil ſie trüb ſind. Ich möchte wiſſen, was „Hedda Gabler" bedeutet.

Sie werden, mein Herr, mit Ihrer Art von Idealen (denn Idealiſt ſind Sie durchaus, und von der ſchlimmſten Sorte) noch ein paar Jährchen Lärm machen, denn es iſt was Neues, das Sie bringen, und die Leute ſind neugierig!

Aber bilden Sie ſich ja nicht ein, mit Ihrer Dichtung bahnbrechend zu werden. Die Mode wechſelt, die Menſchen bleiben ſich gleich. Die Menſchen wollen lieber leben als ſterben, lieber fröhlich ſein als ſauertöpfiſch, lieber Gutes genießen als Böſes, lieber Schönes ſehen als Widerliches. Und ſo wird die Dichtung, wenn auch in der Form ſich ändernd, im Geiſte bleiben, was ſie bei Homer, Shakeſpeare und Goethe geweſen, nicht eine Strickleiter in den Abgrund der Hölle, ſondern ein Ariadnefaden aus dem Labyrinthe der Leidenſchaften, eine Jakobsleiter zu lichten, troſtreichen Höhen.

Nein, abgebrannt iſt es nicht, bei dem Heidenſpectakel geſtern, das Theater; ich hoffe, daß in demſelben bald wieder Lebensmuth und menſchliche Größe verkündet werden wird. Unter allen Umſtänden wünſche ich Ihnen, mein lieber Herr, das, was Sie ſich ſelbſt am innigſten wünſchen, trotz Piſtolenknallens auf der Bühne — ein langes Leben.

Uebrigens — machen können Sie!

Deshalb in Bewunderung Ihr
ergebener
N.

Die Kreutzer-Sonate.

Da macht ein Buch von ſich ſprechen, das die „Kreutzer-Sonate“ genannt iſt und von dem ruſſiſchen Dichter Tolſtoi herrührt. Zur Verbreitung ſeines Rufes hat auch die deutſche Polizei das Ihre gethan, indem ſie das Werk verboten hat. Es wurde auch wieder freigegeben und ſo iſt amtlich alles geſchehen, um ein Buch zu fördern, das an revolutionärem Geiſte ſeinesgleichen ſucht.

Nun, und was ſteht denn in dieſer „Kreutzer-Sonate“? In dieſer „Kreutzer-Sonate,“ welche die Form einer Erzählung hat, ſteht erſtens, daß der Mann ebenſo ſtrenge verpflichtet iſt, jungfräulich rein zu leben, als die Frau, und daß auch ſie das Recht hat, am Hochzeitstage von ihm zu verlangen, daß er unſchuldig ſei. Und das iſt in Ordnung. Zweitens ſteht in der „Kreutzer-Sonate,“ daß ein Menſchenpaar auch in der Ehe jungfräulich bleiben ſoll, daß es ein Ehebruch iſt, ſchon wenn ein Mann ſein eigenes Weib mit begehrendem Blicke anſieht, daß zwei Eheleute nebeneinander leben ſollen wie Bruder und Schweſter. Endlich ſteht in der „Kreutzer-Sonate,“ daß die Geſchlechtsliebe überhaupt nicht von Natur aus nothwendig iſt, daß ſie unterdrückt werden könne und müſſe, und daß auf dieſe Weiſe die Auflöſung des Menſchengeſchlechtes vor ſich zu gehen habe. Neben dieſen Hauptgedanken wird im Buche die Geſchichte einer unglücklichen Ehe erzählt, wie ſolche Geſchichten ſchon tauſendfach erzählt und auf den Bühnen zur Darſtellung gebracht worden ſind.

Es wäre ganz verdammt, wenn man dem Dichter aufſäße und etwas, das er ironiſch gemeint, für puren Ernſt nähme! Man könnte ſich unſterblich blamiren. Aber dem Dichter iſt es hier mit ſeiner Lehre bitterer Ernſt, man fühlt den fieberhaften Pulsſchlag, der durch das ganze Buch tobt.

Tolſtoi gehört inſoferne der naturaliſtiſchen Richtung an, als er kein Kunſtwerk im hergebrachten Sinne ſchreibt. Der naturaliſtiſche Dichter wirft Probleme auf, ohne ſie zu löſen; er ſteigert Conflicte bis aufs äußerſte, ohne einen Abſchluß zu geben — immer eine gefüllte Wurſt, die nicht gebunden iſt. Er klagt und weiß keinen Troſt, er klagt an und weiß keine Abhilfe. Ja, das können wir Alle, dazu bedürfen wir keiner Dichter.

Und wenn der Naturaliſt etwas vorſchlägt, wie unpraktiſch! Doch ſeltſam, daß hier der beiläufige Naturaliſt ſich in einen Idealismus verſteigt, der märchenhaft iſt, oder beſſer, wie er nicht einmal in Märchen vorkommt. Das natürliche Verhältniß zwiſchen Mann und Weib aufheben zu wollen, weil es manchmal Unheil anrichtet! Man ſoll das ſchmutzige Bad einmal ausgießen, gut, aber man ſoll nicht das Kind mit dem Bade ausgießen, und am wenigſten das Kind mit der Ehe ausrotten. — Die Liebe abbringen wollen! Wahrlich, das iſt etwas Neues. Der Ruſſe hat den Orientalen und den Romanen an Phantaſie übertrumpft, aber er beruft ſich auf Schopenhauer. Nun ſind wir plan. Unſer Dichter ſagt, ſinnliche Liebe wäre der Menſchheit zuwider, ſowie die Ehe dem Chriſtenthum. Der Chriſt müßte die Ehe vermeiden! — Das werden ſich unſere jungen Männer nicht zweimal ſagen laſſen und nur etwas frappirt ſein, wenn ſie nach Tolſtoi auch die Liebe vermeiden ſollen. — Es iſt ſonſt taktlos von einem Recenſenten, wenn er einem Dichter vorwirft, er wäre alt geworden. Dem ruſſiſchen Grafen Leo Tolſtoi darf man das getroſt ins Geſicht ſagen, umſomehr, als man ihn gleichzeitig erinnern kann, daß er auch einmal jung geweſen iſt, die Liebe verherrlicht und ſich ein glückliches Familienleben gegründet hat. Was er da in der „Kreutzer-Sonate“ ſagt, iſt nur geiſtreiche Schrulle des ſpeculativ gewordenen Greiſes — milder kann man es nicht verurtheilen.

Das Buch hat aber eine Seite, die weniger harmlos iſt, als die philoſophiſche.

Nun denn ein Wort über ſeine Erzählung. Tolſtoi ſchildert eine Ehe zwiſchen zwei Menſchen, bei welchen der Mann nur grob ſinnlich, das Weib herzlos iſt. Die Ehe iſt natürlich in höchſtem Grade unglücklich und endet mit einem Morde. Es kommt vor. Allein, wenn der Dichter meint, daß dieſe Ehe eine Durchſchnittsehe iſt, die Regel, das Gewöhnliche, ſo beleidigt er die Menſchheit, oder vielmehr, er ſagt einen ihrer tollſten Irrthümer. Das iſt ja die verhängnißvolle Auffaſſung der heutigen Ehe, daß man meint, zwei Leute verſchiedenen Geſchlechtes heiraten zuſammen nur aus dem einen Grunde, um ihre ſinnlichen Bedürfniſſe normal befriedigen zu können. Dazu hätten wir wahrlich die Ehe nicht nöthig, dieſem Bedürfniſſe gerecht zu werden giebt es eine Unzahl von Mitteln, die der Staat ja ſanctioniren könnte, wie er thatſächlich außer der Ehe ſchon manche ſolche Mittel ſanctionirt hat. Giebt es denn nicht auch andere, weit triftigere Gründe zur Eingehung einer Ehe? Die Sympathie zweier Menſchen zu einander, die harmoniſche Seelengemeinſchaft, das Bedürfniß nach einem Gemüthe, dem man ſich vollkommen anvertrauen kann, mit dem man des Lebens Freude und Ungemach leichter erträgt als allein, mit dem man Intereſſengemeinſchaft hat, bei dem man fürs ganze Leben ſich geborgen fühlen kann — das ſind die eigentlichen und maßgebenden Gründe zur Verehelichung. Der Boshafte wird hier einwenden: dann könnten ja auch zwei Männer zuſammenheiraten, oder zwei Weiber, dann ſei die Ehe nichts als ein Freundſchaftsbündniß. Und ich werde den Boshaften auslachen, weil er ſelber in die Schlinge geſprungen iſt. Ja freilich muß die Ehe ein Freundſchaftsbündniß ſein; wenn ſie das nicht iſt, dann iſt ſie unſittlich im tiefſten Abgrunde. Wenn Du Dir aber einen Freund erkieſeſt, mit dem Du Freud, und Leid bis ans Ende theilen ſollſt, mit dem Du ganz für Euch beide eine Welt bilden kannſt, ſo wirſt Du dazu einen Menſchen wählen, der Dir alles ſein kann, der Dir auch Deine ſinnlichen Wünſche ſtillt mit dem Du Nachkommen haben kannſt und der gemeinſam mit Dir für dieſe Nachkommen lebt und ſorgt. Die geſchlechtliche Seite der Ehe, zwar an ſich die Hauptſache, wird alſo menſchlich und geſellſchaftlich zu einer Nebenſache, und die Hauptſache bleibt das ſittliche Verhältniß in der Ehe.

Was iſt denn die Treue? Verſteht man unter ihr bloß das ſich körperlich Bewahren für den Geliebten? Ich nenne einen Freund untreu, der mich belügt, hintergeht, vor Anderen zurückſetzt, mein Vertrauen mißbraucht, auf meinen Nachtheil hinarbeitet, überhaupt unverläßlich und falſch iſt. Alſo kann auch ein Weib untreu ſein, ohne ſich mit einem Anderen zu vergehen, und ſolche Untreue kann unter Umſtänden ſehr ſchlimm ſein.

Die „Kreutzer-Sonate“ hat für den Moment halb Europa berauſcht, von nachhaltigem Werthe aber können ſolche Bücher nicht ſein, weil ihre Ideen ganz unpraktiſch ſind und der menſchlichen Geſittung nicht Rechnung tragen.

Es iſt nachgerade roh von einem Dichter, wenn er — wie Tolſtoi in ſeiner „Kreutzer-Sonate“ — die ſittliche Anlage und Kraft im Menſchen ſo ganz vergeſſen kann oder abſichtlich verſchweigt! Zwiſchen ſeinen zwei Eheleuten, die er uns als Beiſpiel der modernen Ehe hinſtellt, herrſcht nichts als thieriſche Sinnlichkeit und teufliſcher Haß. Zwei dumm heuchleriſche Leute ohne Herz und Gemüth, ohne Wohlwollen und Mitgefühl, ohne geiſtiges Leben, faſt ohne jedes Menſchliche, das ſind ſeine Helden, mit denen er etwas Rechtes beweiſen will!

Hätte Tolſtoi ſeine Eheſtandsgeſchichte nicht verallgemeinert, ſondern nur als einen Fall für ſich dargeſtellt, ſo würde er damit eine große Wirkung erzielen. Denn dieſe zwei Leute ſind als Individuen mit einer Naturwahrheit und Klarheit geſchildert, die bewundernswerth iſt. Die Eiferſucht des Mannes und ihre tragiſche Folge kann nicht packender dargeſtellt werden. Durch das Herz des Leſers geht ein erſchütterndes Gewitter. Wenn er ſich aber ſagen laſſen muß: Leſer, Du biſt auch von dieſer Gattung, Du biſt in Deiner Jugend auch ſolch ein niederträchtiger Wüſtling geweſen, Du kaufteſt Dein Weib auch, wie man eine Sklavin kauft und hältſt ſie, wie man eine Sache, ein Genußmittel hält, und peinigſt ſie mit der unſinnigſten Eiferſucht und wirſt ſie eines Tages noch umbringen — wenn der Leſer ſich das ſagen laſſen muß, ſo ſchleudert er das Buch dem Verfaſſer ins Geſicht und ruft: Wer gab Dir das Recht, mich ſo zu beſchimpfen! Mich und die Mehrzahl meiner Mitmenſchen! Oder — wäre es wirklich ſo arg?

Ich frage Euch, Leſer, iſt es wirklich ſo arg? Steht es wirklich ſo ſchlimm mit der modernen Ehe, daß ſie, anſtatt nach Gottes Abſicht den Menſchen zu vervollkommnen — ihn zu einem ſchändlichen Heuchler, zu einem niedrigen Thiere macht? Iſt es ſo? Dann bitte ich auf den Knien dem Dichter Tolſtoi das oben geſagte herbe Wort ab und beſchwöre ihn, nächſtens womöglich eine noch viel ſchärfere Peitſche zu ſchwingen über eine Brut, deren Abſcheulichkeit ohne Grenzen iſt. — Ich aber packe dann meine Siebenſachen zuſammen und wandere dahin, woher ich gekommen bin. Zwar auch bei den Bauern giebt es Scheuſale, aber die ſind — wie Tolſtoi ſelbſt zugiebt — Ausnahmen. Denn die Bauern ſind zu herb eingeſpannt und zu hart gebettet, um ſo ſchlecht zu ſein. „Die da," ſagte mir einſt ein alter Bauer, auf ſein Weib deutend, „die iſt mein guter Kamerad!" und hat mit dieſem ſchlichten Worte eine ewige Wahrheit geſagt, wie ſie in Tolſtoi's welthaſſendem Werke nicht zu finden iſt, und eine Kritik geübt, die ſich entweder die modernen Eheleute oder der Verfaſſer der „Kreutzer-Sonate" hinter den Spiegel ſtecken können.

Indem ich nun etwas unwirſch abtreten will, zupft mich noch der Leſer am Aermling: Er möchte doch gar zu gern wiſſen, warum dieſes Buch die „Kreutzer-Sonate" heißt! Nun — offen geſtanden, das weiß ich ſelber nicht. Bei dem Titel des Buches fängt die Schrulle an, und bei dem Nachwort hört ſie auf.

„Das vierte Gebot" und ſeine Gegner.

Als Ludwig Anzengruber im Jahre 1877 ſein Drama „Das vierte Gebot" einem Wiener Theaterdirector eingereicht hatte, ſagte der Director zum Dichter: „Sie verſtehen das nicht, lieber Anzengruber. Bringen Sie mir ein Stück mit dem Titel: „Das ſechſte Gebot", und wir erzielen volle Häuſer. Für das vierte Gebot intereſſirt ſich kein Menſch." Und lehnte das Werk ab.

Seitdem iſt eine andere Zeit gekommen. Die Operettenwirthſchaft hat das Theater, und das franzöſiſche Sittendrama die deutſche Sittlichkeit an den Rand des Bankerotts gebracht. Man empfindet die Nothwendigkeit zur Umkehr und erinnert ſich endlich wieder an die ernſte ſittigende Bedeutung des Theaters. Wohl giebt es immer noch Leute, die den Höhepunkt der dramatiſchen Kunſt in der „Schönen Helena" oder im „Böhm in Amerika" erblicken; andere wollen nur Luſtſpiele haben, da das Leben ohnehin ſo ernſt und traurig ſei. Ich meine: das Leben war auch zur Zeit, als auf der Bühne die Tragödie vorherrſchte, ernſt und für Viele traurig, aber man wußte, daß das Tragiſche in der Kunſt mit dem Traurigen des Lebens verſöhnt. Gewaltige Menſchenſchickſale mit Schuld und Sühne erſchüttern uns, und wer erſchüttert iſt, der wird erlöſt.

Zu einer ſolchen Zeit der Umkehr greift man nach einem Drama, das einſt mit jenem frivolen Worte abgelehnt ward und deſſen Verfaſſer mittlerweile ins Grab geſtiegen — und ſiehe, es zündet. Es erregt die Gemüther in mehrfachem Sinne, es erglüht die Herzen der naiven Zuſchauer und es erhitzt die Köpfe der Gegner.

Im „Vierten Gebot“ ſtehen zwei Schickſale da. In dem einen wird durch ein braves, ſchlichtes Elternpaar das einen wohlgerathenen Sohn hat, der es bis zum geiſtlichen Stande bringt, gezeigt, daß die Befolgung des vierten Gebotes zum Segen werden kann. In dem anderen Schickſale, welches durch zwei liederliche Familien in ſehr realiſtiſcher Weiſe zur Anſchauung gebracht wird, ſehen wir, daß es nicht unter allen Umſtänden gut iſt, wenn Kinder ihren Eltern folgen, daß der Gehorſam gegen ſchlechte Eltern zum Fluche werden kann.

Gegen dieſes Drama nun erhob ſich ein förmlicher Kreuzzug ſeitens jener Partei, die Anzengruber durch ſeinen „Pfarrer von Kirchfeld“ ſich zum unverſöhnlichen Feinde gemacht hat.

Hauptſächlich wurden von dieſer Seite dem Volksdrama zwei Dinge zum Vorwurfe gemacht. Erſtens: daß es zu craß die menſchliche Verworfenheit aufzeige, und zweitens, daß es gegen das vierte Gebot Stellung nehme. — Zwei wuchtige Anklagen, wenn ſie begründet wären!

Wie ſteht es mit dem erſten Punkt? Allerdings führt uns der Dichter erbarmungslos auch die tiefſte Verkommenheit vor Augen. Und die Gegner geben es zu, daß dieſe Verkommenheit vorhanden iſt, ſagen aber, das Stück verunglimpfe und beſchimpfe das Volk, indem es ihm ſeine Sünden vorhält. Ich frage: Wird in dieſer Art das Volk nicht von jeder Kanzel „verunglimpft“ vor und ſeit Pater Abraham a Sancta Clara? — Nicht alles was wahr iſt, ſagen ſie ganz richtig, gehöre auf die Bühne, und wollen damit glauben machen, als ob unſer Dichter „Alles was wahr iſt“ auf die Bühne brächte. Oh, da bekämen wir noch ganz andere Sachen zu ſehen, als was uns im „Vierten Gebot“ vor Augen gerückt wird. Anzengruber ſtellt nicht mehr und nicht weniger auf die Bühne, als was ſeit Shakeſpeare alle bedeutenden Realiſten zur Anſchauung bringen, wenn es die Kunſt, die Idee, die Sache verlangt. Ob das geſchmackvoll ſei, fragt ein Eiferer mit gut geſpielter Naivetät, wenn ein ehrlicher Burſche einer Proſtituirten die Hand bietet? — Wie ſagten nur gleich die Phariſäer, als Chriſtus mit Sündern umging? — Iſt es denn viel geſchmackvoller, wenn der greiſe Lear von ſeinen Töchtern verſtoßen wird, wenn Franz Moor ſeinen alten Vater in einem Hungerthurme verſchmachten läßt? Warum tritt denn der geſchmackvolle Mann gegen dieſe Schändlichkeiten nicht auf, ſie gehen ja auch gegen das vierte Gebot!

Man ſolle den Schandfleck des Volkes nicht aufdecken, ſagen ſie, ſondern dafür durch kirchliche, geſellſchaftliche und ſtaatliche Mittel Abhilfe ſchaffen. Was ſind denn das für kluge Rathſchläge? Das iſt ein Curpfuſcher, ein Charlatan, der vorgiebt, heilen zu können, ohne die Krankheit unterſucht und kennen gelernt zu haben. Das Volk muß ſich ſelbſt helfen, ſei es durch die Religion, ſei es durch den Staat, ſei des durch welch ein Mittel immer, und vor Allem muß es ſich des Abgrundes bewußt werden, vor dem es ſteht.

Man behauptet, das Theaterpublicum ſei ſo frivol, daß es die auf der Bühne dargeſtellte Verworfenheit bejuble, anſtatt ſich bekehren zu laſſen. Wer aber iſt es denn, der das Theaterpublicum ſo ſehr verdorben hat? Das franzöſiſche Schauſpiel, welches die Sünde ſüß und begehrenswerth ſchilderte, das Laſter beſchönigte, den Ehebruch feierte, den Tugendhaften, von elenden Wichten Betrogenen mit Spott übergoß. Die Operette, welche das ſechſte Gebot mit Muſik verhöhnte. Und wer hat ſolchen Bühnenſtücken Protection und öffentlichen Beifall geſpendet? Die Preſſe, und nicht zum geringſten jene Parteipreſſe, die heute gegen das „Vierte Gebot“ wüthet. Eine dieſer Stimmen nahm unbegreiflicherweiſe entſchieden Partei für die franzöſiſche Ehebruchskomödie gegenüber von Anzengruber's ſtreng moraliſcher Schuldtragödie. Dieſe Leute goutiren ja ſchließlich alles. Doch wenn irgendwo im weltlichen Kunſtwerk ein Prieſter ins Spiel kommt, und wäre es auch in beſter Abſicht, wenn irgendwo eine Moral verkündet wird, für deren Verkündigung ſie allein das Privilegium zu haben glauben, dann gerathen ſie aus Rand und Band und laſſen an dem betreffenden Dichter kein gutes Haar. Alle Gebote Gottes kannſt Du übertreten, ſie verzeihen es, alle Todſünden kannſt Du begehen, ſie verzeihen es; nur das Eine verzeihen ſie nicht, nämlich wenn Du laut ſagſt, daß auch der Prieſter ein Menſch ſei. Anzengruber hat das im „Pfarrer von Kirchfeld“ geſagt. Alſo Feindſchaft übers Grab hinaus.

Einer der journaliſtiſchen Kampfhähne jener Partei fand es geradezu lächerlich, von einem Theaterſtücke wirkſame Heilung moraliſcher Schäden zu erhoffen. Und mit dieſer peſſimiſtiſchen Meinung, daß eine künſtleriſch concentrirte ſinnfällige Geſtaltung auf das Volk nicht wirke, beſteigt man die Kanzel, um mit dem bloßen abſtracten Worte zu wirken? Ich gebe ja zu, daß das Wort Gottes als ſolches eine beſondere Kraft habe, aber nicht immer wird auf der Kanzel das Wort Gottes gepredigt, oft, ſehr oft auch etwas anderes, das nicht weniger weltlich iſt, als ein Theaterſtück. Warum thut man's denn, wenn man glaubt, daß an dem Volke Hopfen und Malz verloren iſt? Und wenn das nicht verloren iſt, warum ſollte nicht auch von den Brettern, die die Welt bedeuten, herab ein gutes Wort einen guten Ort finden? Daß das Theater verderben kann, haben wir leider geſehen, daß es erſchüttern, erheben, beſſern kann, iſt eine zu allgemein anerkannte Thatſache, um darüber noch ein Wort zu verſchwenden. Freilich, wenn die Bühne nur in loſem leichtfertigen Spiele zu tändeln beliebt, wenn ſie dem ſchweren Ernſte des Lebens aus dem Wege geht und dem Volke immer nur heuchelt und ſchmeichelt, dann kann ſie keine moraliſchen Schäden heilen. Der Eine malt nur Licht, der Andere nur Schatten, was ſoll bei dieſen Unnatürlichkeiten herauskommen?

Ich bin für die Vertuſchungstheorie nie und nimmer. So wie das Gute, wenn es gethan wird, zu öffentlichen Ehren kommen ſoll, um als leuchtendes Beiſpiel dienen zu können, ebenſo muß das Schlechte öffentlich gebrandmarkt werden. Durch das Verſchweigen und Verhüllen ſchafft man weder Elend noch Laſter aus der Welt; es macht die Menſchen nur ſorglos zutäppiſch. Das iſt das Klügſte an einem Fiſcher, daß er die Angel mit einem Köder verdeckt — ſo machts der Teufel; und das iſt das Dümmſte an dem Vogel Strauß, daß er ſeinen Kopf in den Sand ſteckt, um den nahenden Feind nicht zu ſehen — ſo macht's der Menſch, welcher meint, es gäbe keinen Jammer, wenn er vor ihm Aug' und Ohr verſchließt.

Ich meine, daß das moraliſch Schlechte gar nicht craß genug gezeichnet werden kann, um den richtigen Abſcheu davor einzuflößen. Wenn nur auch gezeigt wird, wie furchtbar die Schuld ſich rächt, und wenn als Gegengewicht nur auch das Verſöhnende, Erhebende nicht fehlt.

Ich ſelbſt bin ein unverſöhnlicher Gegner jenes modernen „Naturalismus“, der nur das Abſcheuliche aufzeigt und ſich brüſtet: Das iſt die Wahrheit! Es iſt auch Wahrheit, aber nicht die ganze. Den Dünger beſchreiben und die Blume verſchweigen, iſt das die naturwahre Schilderung eines Gartens? Nein, das iſt eine halbe Lüge. — Das „Vierte Gebot“ gehört nicht zu dieſer naturaliſtiſchen Schule. Wohl iſt es geſchrieben, um den verderblichen Einfluß ſchlechter Eltern auf ihre Kinder zu zeigen, aber der verdorbenen Geſellſchaft gegenübergeſtellt iſt eine brave, mit aller Wärme gezeichnete Familie, in deren Mittelpunkt der junge, kindlich gute Prieſter ſteht. Gerade dieſe Gruppe, die Gärtnerfamilie, haben die Gegner des Stückes am meiſten verläſtert, als wären dieſe Gärtnerleute wie bornirt hingeſtellt. Iſt es denn in den Augen der wunderlichen Gegner bornirt, wenn ein armes Ehepaar fleißig arbeitet, die Kinder zum Lernen anhält, mit aller Liebe und Sorge für ſie lebt, ſich ſelbſt Entbehrungen auferlegt, um den Sohn zum Geiſtlichen ſtudiren zu laſſen? Trotz einiger naiv komiſcher Worte, welche die Gärtnerleute gelegentlich ſagen, werden dieſelben an Klugheit ſich noch meſſen können mit denen, die dieſes Volksſtück öffentlich ſo ungerechtfertigt und tölpiſch angegriffen und ſomit dafür ſo große Reclame gemacht haben.

Abgeſehen von dem Lichtpunkte, den der Dichter in der braven Gärtnerfamilie aufſetzt, läßt er es auch in den Seelen der Schuldigen nicht ganz finſter. Die gewiſſenloſen Eltern ſehen zum Schluſſe ihre Schuld ein. Eine alte Großmutter iſt da, voller Güte, Sorge und Liebe zu den verſinkenden Enkelkindern, welcher aber der Einfluß auf dieſe entzogen iſt, und die in der letzten Lebensſtunde des unglücklichen Enkels nochmals wie ein verſöhnender Engel vor ihm erſcheint. Und der arme Menſch, der durch den Einfluß ſeiner Eltern bis zum Hochgerichte gekommen iſt, tröſtet unter demſelben ſeine zuſammenbrechende Großmutter mit rührenden Worten eines nicht verlorenen Herzens. Wenn der Weg des Dramas durch Laſter und Verbrechen uns allerdings ſchaudern gemacht, wenn die Wucht menſchlicher Schlechtigkeit uns niedergedrückt hat bis zum Verzagen — dieſe Kerkerſcene zwiſchen dem unſeligen Verbrecher und ſeiner Großmutter richtet uns wieder auf, verſöhnt uns. Der Dichter, welcher ſonſt voll Zorn oder Spott warnend in den Abgrund gezeigt, hier hebt er das Antlitz und weiſt gegen Himmel.

Dieſes Trauerſpiel „Das vierte Gebot“ zeigt wieder einmal, wie heiß ein Dichter ſein Volk lieben kann. „So ſeid ihr!“ das iſt hier ſein gewaltiger Ruf des Zornes. „Dahin kommt ihr, wenn ihr nicht umkehret!“ das iſt der Angſtſchrei ſeines blutenden Herzens. — Daß ein ſolcher Mann von jenen, die ihr Volk „auch“ lieben, mit Hohn und Geifer überſchüttet wird, iſt zwar unbegreiflich, iſt aber der Lauf der Welt.

Ihr Feldgeſchrei Numero zwei iſt: das vierte Gebot Gottes will er ſtürzen!

Im Stücke kommt eine Scene vor, in welcher die Eltern einer zu verkuppelnden aber ſtörriſchen Tochter, den zufällig anweſenden jungen Prieſter, den Gärtnerſohn, erſuchen: „Bitte, klären Sie unſere Tochter auf über die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern!“ und der Prieſter, in Unkenntniß der

Verhältniſſe, ſagt naiv und an und für ſich richtig zum Mädchen: Den Eltern gehorchen!

Die Ehe fällt unglücklich aus. Der Sohn der anderen unmoraliſchen Familie, der durch das Beiſpiel ſeiner Eltern zugrunde geht, läßt ſeine Vergangenheit noch einmal in Erinnerung an ihm vorüberziehen in ſeiner letzten Lebensſtunde und ruft dann dem ihn beſuchenden Jugendfreunde, dem jungen Prieſter zu: „Wenn Du in der Schule den Kindern lehrſt: Ehret Vater und Mutter! ſo ſag's auch von der Kanzel den Eltern, daß ſie darnach ſein ſollen!“ — Dieſer Scene wegen legen die Gegner das Stück ſo aus, als wollte der Dichter ſagen: Höret nicht auf den Prieſter, wenn er lehrt, Du ſollſt Vater und Mutter ehren! — Iſt dieſe Unterſtellung redlich?

Während der erſten Aufführung des „Vierten Gebotes“ in Graz hörte ich hinter mir im Parterre folgendes Zwiegeſpräch:

A. Das iſt ein ganz ſchlechtes Stück. Es ſollte verboten werden.

B. Es iſt ein grandioſes Stück.

A. Allerdings grandios, wenn den Kindern gepredigt wird: Ihr ſollt eueren Eltern nicht folgen.

B. Wo wird das gepredigt?

A. Oder nur bedingungsweiſe folgen, bloß wenn die Eltern brav ſind. Nein, die Kinder müſſen ihren Eltern unter jeder Bedingung gehorchen!

B. Auch wenn die Mutter eine leichtſinnige Perſon iſt und zu ihrer Tochter ſagt: Thu' mir's nach! Und wenn der Vater ein Trunkenbold, ein Angeber, ein Tagedieb iſt und ſeinem Sohne befiehlt: Komm' mit mir! — Auch dann?

A. Alſo ſoll das Kind ſeine Eltern prüfen, ob ſie etwas taugen oder nicht, und erſt darnach ſeinen Gehorſam und ſeine Verehrung einrichten?

B. Soviel ich weiß, macht es ſelbſt die Kirche den Kindern nur bedingungsweiſe zur Pflicht, den Eltern zu gehorchen.

A. Wieſo?

B. Die Kirche lehrt: Gehorchet den Eltern in Allem, was nicht wider Gottes Gebot iſt.

A. Ein Ehezwang, wie er in dieſem Stücke vorkommt, iſt freilich wider Gottes Gebot, weil er naturwidrig iſt.

B. Folglich hätte in dem Stücke das Kind recht, ſeinen Eltern nicht zu gehorchen. Folglich hat auch der Dichter recht, weil er durch ſein Stück ja nichts anderes ſagt, als was die Kirche lehrt. Und folglich geben Sie der Kirche Unrecht, wenn Sie dem Dichter Unrecht geben.

A. Die Kirche hat immer recht.

B. Und der Dichter immer unrecht. Und beide ſagen dasſelbe. Es iſt doch ſeltſam!

A. Genug davon. Ich frage nur, wie können kleine unvernünftige Kinder fähig und berechtigt ſein, ihre Eltern zu prüfen?

B. Wie das die Kirche ſich denkt, weiß ich nicht. Unſer Dichter hat es hier im Stücke nicht mit kleinen Kindern zu thun, ſondern mit Erwachſenen, die zum freien Gebrauche der Vernunft gekommen ſind und ſchon wiſſen, was gut oder böſe iſt.

A. Der Dichter aber nimmt einen beſonderen Fall.

B. Geſetzt den Fall, ein Kirchenräuber ſagte zu ſeinem Sohne: Komm', du mußt mir in der heutigen Nacht einbrechen helfen! Soll der Sohn ſeinem Vater gehorchen oder nicht?

A. Sie treiben alles auf die Spitze.

B. Das muß auch der Dichter thun. Und Anzengruber iſt unbarmherzig, er zieht aus einer Sache immer die äußerſten Folgerungen und zeigt ſie auf, damit wir uns in dieſem Irrgarten des Lebens möglichſt klar werden ſollen. Anzengruber ſagt in ſeinem Drama nicht, daß Kinder ihren Eltern nicht gehorchen ſollen, er ſagt nur, daß die Eltern des Gehorſams würdig ſein müſſen. Er rüttelt nicht an dem vierten Gebote Gottes, ſondern ſucht es vielmehr zu befeſtigen, indem er ausruft: Eltern, ſeid darnach, daß die Erfüllung des Gebotes möglich wird. Und iſt das nicht in Ordnung? Der Dichter ermahnt den Prieſter zu etwas, wozu der Prieſter ſich ja ſelbſt verpflichtet fühlen muß. Da kann man nicht ſagen: Dichter, das iſt ſchlecht von dir, ſondern höchſtens: Dichter, das iſt überflüſſig, weil ja nicht bloß in der Schule den Kindern die Pflicht gegen ihre Eltern, ſondern auch in der Kirche die Pflicht der Eltern gegen ihre Kinder häufig genug gepredigt wird.

A. Was nützt das Predigen in der Kirche, wenn die Eltern nicht hineingehen! die Kinder werden zur Schule gezwungen, die Eltern zur Kirche nicht.

B. Sie denken an Kirchenzwang. Nicht übel. Aber wer kann zwingen? Nur der Staat, und ich fürchte, wenn der Staat den Kirchenbeſuch obligatoriſch macht, wie den Schulbeſuch, daß er dann auch den Prieſter wird anſtellen wollen, wie er den Schullehrer anſtellt. Daß er am Ende nur nicht etwa gar die Predigten wird cenſuriren wollen, wie er die Theater cenſurirt? — Wenn es aber keinen Kirchenzwang giebt, wenn die Leute ihre Belehrung ſich nicht in der Kirche holen wollen, ſo iſt es ja doch gut, wenn es auch noch andere Orte giebt, wo ſie Belehrung finden können. Was der Prieſter auf der Kanzel lehrt, das wird er wohl auch dem Dichter erlauben, auf der Bühne zu lehren.

A. Für Sittenlehre und Erbauung iſt die Kirche da.

B. Alſo iſt es unangenehm, wenn außerhalb derſelben der Poet durch ſein Kunſtwerk predigt: Eltern, gebt eueren Kindern ein gutes Beiſpiel! — Oder: Lebt ihr in Unzucht, ſo geht ihr zugrunde! — Oder: Verzeihet eueren Feinden! — Man ſagt dem Weltlichen, er ſolle ſich nicht in dogmatiſche Sachen miſchen; ſoll er denn auch kein Sittenlehrer mehr ſein dürfen?

A. Es iſt nicht Sache des Kunſtwerkes, zu moraliſiren.

B. Das gehört auf ein anderes Blatt. Uebrigens ſagten Sie letzthin, daß ein Kunſtwerk auch moraliſch ſein müſſe. Hier haben Sie ein ſolches. Es giebt — wie Sie ſelber zugeben — Leute, die in keine Predigt gehen wollen, ſolchen ſoll der freie Eintritt offen ſein ins „Vierte Gebot". E würde mancher zu ſich kommen und ſich fragen: Wohin geht's mit meiner Familie? Welches Beiſpiel gebe ich meinen Kindern? — Und mancher würde ſagen: Ja, der Pfarre hat recht, wenn er den Eltern ſtrenge Gottesfurcht und Zuch einſchärft; hier ſieht man, wohin es kommen kann, wenn' an den Eltern fehlt.

A. Aber bedenken Sie, welche Lehre ſich die Kinde nehmen, die in dieſes Stück gehen!

B. Verehrteſter! Warum ſoll gerade Anzengruber Kinder ſtücke ſchreiben? Er ſchreibt, wie jeder Dramatiker, für Er wachſene, und diesmal beſonders für Eltern.

A. Das führt aber viel weiter, als Sie in Ihrer löb lichen Harmloſigkeit annehmen. Wenn man ſchlechten Elter nicht zu gehorchen braucht, wird man dieſelbe Freizügigk nicht auch anderen Autoritäten gegenüber geltend mach wollen?

B. Ein zwingender Grund für dieſelben, ihrer eh würdigen Stellung gemäß zu leben.

A. Nun ſtehen wir dort, wo ich behaupten kann, das „Vierte Gebot“ hat eine ſocialdemokratiſche Tendenz.

B. Wieſo das? Oder doch vielleicht im Sinne Chriſti, der ſich erkühnt hat, nicht bloß den Untergebenen, ſondern auch den Vorgeſetzten ihre Pflichten ſtrenge an das Herz zu legen.

A. Pah, das wiſſen wir ſchon lange, daß die Vorgeſetzten auch ihre Pflichten haben, daß es gute und ſchlechte Eltern giebt, daß die Schuld ſich rächt. Alte Geſchichten, die wir kennen, dazu brauchen wir den Herrn Anzengruber nicht.

B. Alſo weil er alte Geſchichten auftiſcht, die Sie kennen und ſelbſt ausſprechen, deshalb beſchuldigen Sie ihn der Irrlehre, der Socialdemokratie?

Am Ende, ſagte A. plötzlich, am Ende iſt Anzengruber ein Jude!

Das wird das Richtige ſein! verſetzte B. luſtig. O, ihr Helden!

In dieſem Augenblicke erhob ſich der Zwiſchenvorhang.

Ich dachte meinem verewigten Freunde nach: Anzengruber, was ſie doch alles aus dir machen möchten! Keiner hat die Liebe des Kindes zur Mutter ſchöner verherrlicht als du, z. B. im „Pfarrer von Kirchfeld,“ im „Heimg'funden“ und in manch anderem deiner Werke. Und wie rührend innig war dein perſönliches Verhältniß zu deiner eigenen Mutter! Den Vater früh verloren. Auf deinem armen Wanderleben als kleiner Schauſpieler führteſt du deine alte Mutter mit dir, und als du berühmt geworden warſt, mit welch froher Sorgfalt richteteſt du ihr Leben freundlich ein und hingeſt an ihr mit einer Herzglut, wie du ſie ſpäter keinem Menſchen mehr ſo zugewendet haſt. Und du ſollteſt das vierte Gebot gefährden wollen? — Risum teneatis!

Ich bin überzeugt, daß Jeder, der Anzengruber's „Viert
Gebot" ohne Vorurtheil prüft, die tiefe und ſtrenge Sit
lichkeit desſelben erkennen wird und muß.

Für den gewöhnlichen Zuſchauer, meinen die Gegne
ſei die ſchlechte Tendenz des „Vierten Gebotes" freilich nic
zu bemerken. Dieſe Tendenz für einen Augenblick zugegebe
Dann war's ja aber thöricht, die Leute darauf aufmerkſam
machen! Erſt das Feldgeſchrei der Gegner hat die Häuſ
gefüllt, und als in Wien von den Kanzeln gegen dieſes St
gepredigt wurde, mußte an der Theatercaſſe die Wachman
ſchaft verſtärkt werden, um im Gedränge Unglück zu v
hüten. Die Kinder des Dichters mögen ſich bedanken bei d
Feinden ihres Vaters, daß ſie ihnen ſo gute Tantièmen v
mittelt haben.

Und auch wir bedanken uns für eine ſolche Behandlu
eines unſerer größten vaterländiſchen Dichter. Wir werd
ſie uns merken.

Ich bin herausgefordert worden zu dieſem Aufſatze,
fühlte mich verpflichtet, nicht bloß für den verewigten Freu
einzutreten, ſondern auch für die Volksdichtung, die neu
dings in Anzengruber ihren höchſten Ausdruck gefunden h
Vielleicht ſind ja auch bei dem „Vierten Gebot" im Neb
ſächlichen manche Bedenken gerechtfertigt; vielleicht wünſch
wir beſonders einen anderen Titel. Warum ſollte ſein
denken nicht Jeder offen ausſprechen? Sogar parteiiſche
ſeitigkeit im Urtheile läßt man ſich heutzutage gefallen;
ein ehrliches und klares Werk ſo gründlich zu verken
oder ſo bösartig zu mißdeuten, wie es hier geſchehen,
iſt denn doch eine Art, die man aufs tiefſte beda
oder aufs ſchärfſte verurtheilen muß.

Drei Monate unter Fabriksarbeitern.

Der Theologe Paul Göhre wollte doch einmal wiſſen, wie es mit den Arbeitern und ihrer Bewegung ſteht, von der jetzt ſo viel geſprochen und geſchrieben wird, die alle Welt in Bangen verſetzt und von der man eine Revolution fürchtet ſo blutig und vandaliſch, wie noch keine geweſen auf Erden. Daß man aus Gerüchten und Zeitungen das Richtige nicht erfahren könne, wußte Paul Göhre wohl, er wollte aber die lautere Wahrheit ſehen in dieſer ſo wichtigen Sache, in der ſonſt jeder ſeine Weisheit leuchten laſſen will, ohne ſich einem gründlichen, praktiſchen Studium derſelben zu unterziehen. Die Arbeiter, ihr Leben und Streben kennen lernen, iſt für einen Außenſtehenden freilich ſchwer, ja eigentlich unmöglich, und deshalb hat Paul Göhre nichts Geringeres gethan, als hinzugehen in die große Fabriksſtadt Chemnitz, ſich in einer Maſchinenfabrik als gewöhnlichen Arbeiter aufnehmen zu laſſen und unerkannt unter den Arbeitern eine längere Zeit zu leben, mit ihnen Freud und Leid zu theilen und ſo in das Thatſächliche dieſer Kreiſe einzudringen.

Drei Monate lang iſt der junge, gebildete, von Haus aus an beſſeres Leben gewöhnte Mann Fabriksarbeiter geweſen und es iſt ihm gelungen, die Leute, ihre materiellen und ſittlichen Zuſtände, ſowie die ſocialiſtiſche Bewegung, die — wir ſagen es gleich — eine ſehr tiefgehende iſt, kennen zu lernen. Und hierauf hat der wackere Forſcher in ſeinem Werke: „Drei Monate Fabriksarbeiter und Handwerker“ (Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow, 1891) ein Bild entworfen, welches nach meiner Meinung an Weſenheit zu dem Beſten gehört, was heute über die ſocialen Zuſtände des deutſchen

Volkes geſchrieben wird. Vor Allem iſt es die ſtrengſte Ge
wiſſenhaftigkeit und Objectivität, das Wohlwollen, aber auc
der warnende Freimuth nach allen Seiten hin, was das
Buch ſo werthvoll macht. Die Arbeiterwelt liegt der ſoge
nannten gebildeten Geſellſchaft ferne wie ein Land auf dem
antarktiſchen Continente. Lauter falſche, verſchrobene, ent
ſtellte, parteiiſch gefärbte Vorſtellungen, ſtets übertrieben
entweder nach der guten oder nach der ſchlechten Seite hin
Verdienſtlicher als Forſchungen in Centralafrika dünken mic
deshalb gewiſſenhafte Entdeckungsreiſen in unſerer Arbeiter
welt zu ſein. Mir ſind die Zuſtände der Fabriksarbeite
auch bisher nicht ganz fremd geweſen, für viele werden abe
die Mittheilungen Göhre's wie eine Offenbarung wirken.

Der Verfaſſer ſpricht zuerſt von der materiellen Lag
ſeiner Arbeitsgenoſſen, dann von der Arbeit in der Fabri
von der Agitation der Socialdemokratie, von der ſociale
und politiſchen Geſinnung ſeiner Arbeitsgenoſſen, von ihre
Bildung und ihren Anſichten über Religion und Chriſten
thum und endlich von ihren ſittlichen Zuſtänden.

Das Bild von der materiellen Lage und von den ſit
lichen Zuſtänden der Arbeiter ſtellt manches ſehr Schlimm
dar, iſt im Ganzen aber nicht ſo troſtlos, als man — ei
ſeitig unterrichtet — etwa meinen könnte. Es giebt in de
Arbeiterwelt gute und verdorbene Menſchen wie überall; d
Leute haben Rechtsgefühl, Gemüth und Humor und ei
großes Bedürfniß nach Bildung und geſellſchaftlicher A
erkennung. Abhanden gekommen aber iſt ihnen Familienſin
Sparſamkeit und Religion.

Einige Züge aus dem Arbeiterleben ſeien nach Göh
in dem Folgenden mitgetheilt; dieſelben beziehen ſich v
Allem auf die Fabrik in Chemnitz, in welcher der Verfaſſ

arbeitete, mögen aber mehr oder weniger auch anderswo zutreffen.

Der Durchſchnittsverdienſt des Fabriksarbeiters beträgt im Monate günſtigenfalls 80 Mark, Lohn für die Stunde 30 Pfennige. Am Sonntag halten die Arbeiter etwas auf feinen, ſtädtiſchen Anzug, ſo daß ſie oft nur die ſchwielige Hand und der Mangel des Zwickers vom Stadtherrn unterſcheidet. Die Familienwohnungen ſind enge, aber zumeiſt reinlich und nicht ohne Comfort und Schmuck; die meiſten Familien haben einen Nebenverdienſt an Koſt- und Bettgeher. Das iſt andererſeits aber ein Krebsſchaden der Familie. Durchſchnittsnahrung: Wurſt, Gemüſe, Fett, Milch, Fleiſch, Käſe, Brot, Eier, Kaffee, Bier. — An der Arbeit findet der Arbeiter, ſoferne er nur eine ſtets einförmige mechaniſche Verrichtung hat, keine Befriedigung, er macht ſie ſeelenlos, freudlos ab, ohne Ehrgeiz, ohne Liebe zur Sache. Ausnahmen davon giebt es in jenen höheren Arbeitszweigen, bei denen das Denken und eine beſondere Geſchicklichkeit nöthig iſt. Das furchtbarſte Los aber iſt — auch wenn der Hunger noch nicht droht — unfreiwillige Arbeitsloſigkeit. Gegen den Arbeitsgeber iſt weder Anhänglichkeit noch Haß vorhanden, ſondern völlige Gleichgiltigkeit, wohl auch Mißtrauen. Im Ganzen iſt jeder Arbeiter — ob bewußt oder inſtinctiv — durchdrungen von dem Gefühle des beſtehenden feindlichen Gegenſatzes zwiſchen Arbeiter und Arbeitgeber. Doch iſt das Zuſammenhalten der Arbeiter mehr ein theoretiſches als praktiſches. Sie bleiben ſich, ſelbſt wenn ſie ſchon längere Zeit Genoſſen ſind, gegenſeitig mehr oder weniger fremd, doch necken ſie einander gelegentlich gern ſelbſt während der Arbeit auf harmloſe Weiſe. Anſtändige Kameraden achtet man, Geſinnungsgegner feindet man wohl bisweilen an, läßt ſie jedoch im Uebrigen ihrer Wege gehen. Neulingen in der Fabrik, ſchwächlichen oder kränklichen Genoſſen, ſteht man, ohne viele Worte zu machen, gerne bei. Das, was man unter Schamhaftigkeit und Keuſchheit verſteht, iſt in den Arbeiterkreiſen kaum mehr vorhanden; dieſer Mangel rächt ſich wieder an den zumeiſt glückloſen Ehen, an der Verwahrloſung und dem frühzeitigen moraliſchen Untergange der Kinder. Das Mein und Dein wird wohl unter Kameraden reſpectirt, nicht immer aber gegenüber dem Gute des Arbeitsgebers.

Faſt ganz einig ſind die Arbeiter in ihrer ſocialiſtiſchen Geſinnung. Vereine, Zeitungen, Flugſchriften, Verſammlungen, Reden beſorgen fortwährend die Agitationen, durch welche der ſocialiſtiſche Geiſt immer mehr in die Maſſen getragen und dort befeſtigt wird. Göhre iſt indes überzeugt von den gänzlich unblutigen Abſichten der heutigen Arbeiterbewegung. Den äußerſten idealen Zielen des Syſtems, dem communiſtiſchen Staate unter Gleichtheilung aller Güter wiſſen die wenigſten Arbeiter Beifall. Denn die Mehrzahl der Arbeiter beſteht eben auch aus denkenden Köpfen. Aber ein menſchenwürdiges Daſein wollen ſie haben; mehr noch als Lohnerhöhung wünſchen ſie Verkürzung der Arbeitsfriſt, um Zeit zu gewinnen zur geiſtigen Ausbildung. Sie wollen nicht ausgeſchloſſen ſein von dem modernen Geiſtesleben; was andere Stände freiwillig lernen und wiſſen, das wollen ſie auch lernen und wiſſen. Das ſind doch gewiß gerechtfertigte Anſprüche. Wenn freilich ein Theil der Arbeiter ſeinen erhöhten Lohn und ſeine freie Zeit benutzt, um zu trinken und ein lüderliches Leben zu führen, ſo ſchadet das dem Anſehen und dem Erfolge der Bewegung, nichtsdeſtoweniger bleibt dieſe in ihren angedeuteten Grenzen gerechtfertigt und löblich.

Für die ſtaatliche Zuſammengehörigkeit iſt noch viel Sinn vorhanden, für die Nationalität wenig, für den Antiſemitismus gar keiner. Den Kaiſer Wilhelm II. achten ſie, den verſtorbenen Kaiſer Friedrich III. beten ſie an, den Bismarck haſſen ſie alle ohne Unterſchied bis aufs Blut. — Am meiſten gelitten hat durch die ſocialdemokratiſche Agitation bei den Arbeitern die alte Weltanſchauung und die religiöſe Ueberzeugung. Das Chriſtenthum iſt in der deutſchen ſocialiſtiſchen Arbeiterwelt ſoviel als ausgerottet. Eine große Literatur, von Halbgebildeten für Halbgebildete geſchrieben, hat den Arbeitern die moderne Naturwiſſenſchaft und ihre Philoſophen Häckel, Büchner, Hartmann u. ſ. w. in ihrer Art übermittelt; der Arbeiter hat ſich daraus eine radical materialiſtiſche Weltanſchauung gebildet: es giebt keinen Gott, kein unſterbliches Leben, kein geheiligtes Sittengeſetz, alles nur vernunftloſes, ſtarres Naturgeſetz; jeder Menſch ſolle ſich's auf Erden ſo gut ſein laſſen als möglich, denn mit dem Tode iſt alles aus. Die Religion, die Kirche iſt nur da, um das Volk im Zaum zu halten und dem Reichen dieſe Welt zum Himmel zu machen. Die Reichen und Gebildeten und die „Pfaffen" glauben ſelber nichts, wollen aber den Armen einen Glauben aufzwingen, damit dieſe ſich geduldig knechten laſſen. — Das iſt die Meinung der ſocialdemokratiſchen Arbeiter aller Culturländer von heute; das läßt ſich nicht mehr leugnen. Die Kirche hat es nicht verſtanden, der mit einer modernen Naturwiſſenſchaft hereinbrechenden Glaubensloſigkeit zu ſteuern — es wäre aber möglich geweſen. Die Kirche hält trotzig feſt an ihren alten Formen, ſcholaſtiſchen Dogmen, kalten Theorien, nicht einen Schritt kommt ſie der neuen Zeit entgegen. Welch ein Religionsunterricht in den Schulen? frägt mit mir auch Göhre. Altes Teſtament und Katechismus, ſeelenloſes

Auswendiglernen unverſtandener, nichtgefühlter, daher fü
thöricht gehaltener Dinge. Lauter Aeußerlichkeiten, Heiligthüme
des kirchlichen Cultus. Wie wenig aber von der großen göttliche
Perſönlichkeit Jeſus Chriſtus, von ſeinem Worte und Evan
gelium, von ſeinem Geiſte! — Ich habe ſchon früher Klag
geführt über das Sichvordrängen des Katechismus auf Koſte
des Evangeliums in den Schulen; bin dafür von der Geiſt
lichkeit faſt geſteinigt worden. Nun führt der Theologe Pa
Göhre dieſelbe Klage ſowohl gegen die katholiſche, als au
gegen die evangeliſche Kirche und macht die ſchlechte Art de
Religionsunterrichtes mit verantwortlich, daß der ganze ſocial
demokratiſche Arbeiterſtand vom Chriſtenthume abgeſtande
und dem Atheismus verfallen iſt. Das Einzige, ſo ſetzt Göh
bei, iſt den Arbeitern allen noch geblieben: die Achtung un
Ehrfurcht vor Jeſus Chriſtus. Zwar ſehen ſie in ihm n
einen Menſchen, aber einen, dem an Größe und Liebe z
den Mitmenſchen keiner gleichkommt, der dem Menſche
geſchlechte helfen wollte und ſich für dasſelbe aufgeopfert ha
In dieſer Anſicht, in dieſem Gefühle ſind ſie alle einig. Un
in ſehr vielen Arbeitern iſt auch noch eine große Seh
ſucht vorhanden: zu glauben, eine heiße Sehnſucht nach d
Fähigkeit, Gott und Unſterblichkeit hoffen zu können. — Wä
das nicht ein Grund, auf dem ſich bauen ließe?

Ich ſage das Eine und bin davon vollkommen übe
zeugt: Wenn die Kirchen in ihren ſtarren Oppoſitionen ve
harren, wenn ſie bei der Religion die Form dem Inha
vorziehen, wenn ſie auf die äußeren Gnadenmittel mehr G
wicht legen als auf die innerliche Sittlichkeit, wenn ſie n
ihrem Religionsunterrichte mehr den Kopf als das Herz b
ſchäftigen, dann iſt ihre Sache verloren und das Volk wi
mit dem Glauben an die Kirche auch den Glauben an G

von ſich. Mögen ſich die Kirchen immer berufen auf ihre geſchichtliche Unzerſtörbarkeit, ſie werden ſich täuſchen; ſo wie heute, war es noch nie. Einſt hatte die Kirche Feinde, heute hat ſie nur mehr Gleichgiltige, ruhig oder ſpottend gehen die Maſſen vorüber an einer Inſtitution, die der Gegenwart ſo ganz verſtändnislos und rathlos gegenüber ſteht. Wenn den chriſtlichen Glauben noch etwas retten kann, ſo iſt es nicht der dogmatiſirende Katechismus, ſondern das lebendige Evangelium. Das Evangelium darf aber nicht etwa wieder als Lern- und Memorirſtoff ſchulmäßig wie ein Katechismus gelehrt werden — das geſchieht ja theilweiſe — ſondern es muß als perſönliche Lebenswahrheit, als lebendiges, herzdurchdringendes Vorbild dargeſtellt werden. Wahrlich, es iſt nicht ſchwer, durch Vernunftgründe der Wiſſenſchaft dem Katechismus der Kirche den Todesſtoß zu verſetzen; dem lebendigen Evangelium Jeſu aber kann nichts bei. Das Evangelium Jeſu nimmt alle Welt und Lebensformen in ſich auf und findet ſich mit ihnen ab; der Reiche wie der Arbeiter kann in ihm ſeine Rettung finden, und der Glaube, den das Evangelium verlangt, wird ſich mit der Naturwiſſenſchaft recht wohl vertragen. Ich rede hier von der exacten Naturwiſſenſchaft, nicht von den Philoſophen und Auslegern derſelben, welche eben auch nichts anderes als Pfaffen ſind in ihrer Art. — Und wenn alle Kirchen fallen: der Glaube an den Heiland muß dem Menſchengeſchlechte gerettet werden; Jeſus iſt die einzige geſchichtliche Perſon, welche vermitteln kann, denn in deren Verehrung ſind alle geſitteten Völker und Parteien einig.

Wenn die Arbeiterſchaft ſich thatſächlich mehr an den „großen Socialdemokraten“ Jeſus Chriſtus halten wollte, ſo würde ihr das für ihre Parteizwecke gar nicht ſchaden.

Die Religion des ledigen und thieriſchen Eigennutzes, wie der Materialismus ſie giebt, mag für Krieg und Revolution gut ſein, für ein geordnetes Leben läßt ſich damit nicht auskommen, und wenn die Arbeiter eine Culturrolle in der menſchlichen Geſellſchaft ſpielen wollen, ſo müſſen ſie ſich nach einem beſſeren, ſittlichen Halt umſehen, als es ihr Evangelium des rohen zerſetzenden Materialismus iſt. Heute iſt man geneigt, den religionsloſen Pöbel und die Socialdemokraten für eins zu erklären. An den Arbeitern iſt es, zu zeigen, welch ein Unterſchied doch zwiſchen beiden beſteht. Gelingt es, in der Geſellſchaft das Mißtrauen und die Furcht vor dem Arbeiter zu zerſtreuen, dann iſt es gewonnen. Doch an den Arbeitern allein liegt es nicht! Wer die Lage kennt, der muß nachdrücklich verlangen, daß der Staat, die Kirche, das Bürgerthum dem Arbeiterſtande entgegenkomme. Vor Allem muß ihm beſſere Gelegenheit gegeben werden zu ſeiner geiſtigen Ausbildung auf normalem Wege, zur Bildung ſeines Gemüthes. Heute ſtillt der Arbeiter ſeinen Wiſſensdurſt größtentheils an den Schriften von Demagogen und Phantaſten: vom Staate iſt er völlig verlaſſen. Der Arbeiter will nicht immer nur Lohnerhöhung und Theilnahme am Gewinne, die Einſichtsvolleren darunter begehren vor Allem Achtung und Anerkennung. Der Arbeiter will nicht als willen- und gedankenloſes Werkzeug, als Maſchine behandelt werden, ſondern als kraftvoll und originell mitwirkender Menſch. Er will eine größere geiſtige Freiheit haben und Mitdenker ſein über die höchſten und tiefſten Probleme der Menſchenſeele. — Paul Göhre glaubt nicht an einen mit Gewalt drohendem Charakter der Arbeiterbewegung, aber für möglich hält er eine allgemeine wilde Empörung für den Fall, als anders für den Arbeiter nichts zu erreichen wäre.

Die Arbeiterbewegung gährt in allen civiliſirten Staaten und hemmt die volkswirthſchaftliche Entwickelung. Jeder dieſer Staaten ahnt, den größten und drohendſten Feind innerhalb ſeiner Grenzen zu haben. Warum dann die ungeheueren Kriegsrüſtungen nach außen hin? Oder ſoll das nur eine Heeresbereitſchaft gegen die Revolution bedeuten? Klüger und weniger koſtſpielig als ſolche Rüſtungen dünkte es mir, dem Arbeiterſtande in aller Weiſe zur Verwirklichung ſeiner gerechten Wünſche behilflich zu ſein. Zur Klärung und Annäherung dürfte das Werk: „Drei Monate Fabriksarbeiter und Handwerker“ viel beitragen. Bisher iſt in den oberen Ständen das warme Verſtändniß und Intereſſe für das Schickſal des vierten Standes noch zu gering; man wird in naher Zukunft andere politiſche und ſociale Fragen ein wenig zurückdrängen müſſen, um einer neuen, überaus bedeutſamen, weltbewegenden Frage, der Arbeiterfrage, gerecht zu werden.

Ein Briefwechſel mit dem Olympier.

Lieber Wolfgang!

Armer Schlucker! Altes Kind! Was wareſt Du ſtolz auf Dich und Deine Zeit! Was habt Ihr geſagt und geſungen von der bekannten „Höhe der Cultur“, auf welcher jede Zeit und jedes Volk zu ſtehen glaubt! Armer Schlucker, Ihr ſeid ja lahm und blind und ſtumm und taub geweſen. Oder nicht? Habt Ihr es verſtanden, durch ein bißchen Waſſerdampf die ſchwerſten Laſten zu bewegen, Perſonen in wenigen Stunden durch ganze weite Länder zu führen? Habt Ihr die Macht beſeſſen, einen Gedanken, eine Nachricht im Augenblicke dem ganzen Erdkreis mitzutheilen? Habt Ihr die Kunſt verſucht, Menſchen, Landſchaften und Situationen naturgetreu in ein Bild zu fixiren, ſo daß Ihr noch immer die Perſon, nicht vom Künſtler, ſondern vom Lichte ſelbſt gemalt, vor Euch ſtehen ſehen konntet, die ſchon lange im Grabe ruhte? Habt Ihr der zarten menſchlichen Stimme die Gewalt gegeben, daß ſie zu hören war von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, ſo daß Du, behaglich in Deiner Stube zu Weimar ſitzend, plaudern konnteſt mit Freund Schiller in Jena? Oder endlich habt Ihr es zu Wege gebracht, die leibhaftige Stimme eines geliebten Menſchen, den Geſang einer wunderbaren Kehle abzufangen und aufzubewahren von einer Epoche zur anderen? Ich habe eben den Fürſten Bismark perſönlich ſprechen gehört. Aber Bismark hat nicht hier und nicht heute, ſondern vor längerer Zeit in Berlin geſprochen. Wolfgang, wie wäre das herrlich, wenn Du uns vom Phonographen heraus heute noch perſönlich das Liedchen declamiren wollteſt: Ueber allen Wipfeln iſt Ruh'! — Aber Ihr waret ja Alle Stümper zu Euerer Zeit, und habt nicht den Schatten einer Ahnung gehabt von ſo großartigen Erfindungen. Eingeſponnen lebtet Ihr in Euerem engen Bereich, armſelig war Euer Verhältniß zu dem Raum, der Gegenwart, der Zukunft. — Kannſt Du Dich auf ein paar Tage ledig machen im Olymp, ſo beſuche uns und ſieh' Dir die Dinge einmal an, die wir erfunden haben. Weimar iſt nichts mehr, aber glaube mir, Wolfgang, wir werden Dir imponinen. Von Hellas fährſt Du per Lloyddampfer in wenigen Tagen bis Trieſt, von da in dreißig Stunden per Eilzug bis Berlin. In Berlin — Alter, Du wirſt ſtaunen!

Dein Dich ſchätzender
Hans Malſer.

* * *

Lieber Hans!

Armer Schlucker! Junges Kind! Was biſt Du ſo kindiſch hoffärtig auf Deine Zeit! Es iſt wahr, in der kurzen Spanne dieſes Jahrhunderts, welches das meine war, wie es das Deine iſt, ward mancherlei vollbracht. Aber nicht ſehr viel Großes. Iſt es denn eine Hexerei, das Sonnenſpectrum zu beſtimmen, nachdem das Sonnenſyſtem ſchon längſt feſtgeſtellt worden? Iſt es denn ein ſo beſonderes Kunſtſtück, in acht Tagen von Europa nach Amerika zu fahren, nachdem Amerika ſchon entdeckt war? Iſt es denn ſo etwas Außerordentliches, die Abſtammung der Weſen und Arten voneinander zu beweiſen, nachdem Philoſophen und Naturforſcher ſeit Jahrtauſenden dazu den Stoff zuſammengetragen haben? Und Euere Schnellläuferei? Was iſt die Erfindung der Dampfmaſchine gegen die Erfindung des Rades, der Walze? Iſt es denn ſo unmöglich, zu telegraphiren, nachdem das Alphabet ſchon erfunden war? Was bedeutet die Raſchheit des Telegraphen, des Fernſprechers anderes, als daß Ihr es eilig habt und nicht warten könnet, daß Ihr ruhelos ſeid? Wie weit bedeutender als der Telegraph iſt die einfache Schreibkunſt, die jedes Kind in der Schule lernt! Was wollt Ihr mit Euerer Photographie, die nicht Natur und nicht Kunſt iſt? Und wenn Ihr durch den Phonographen ſprechen werdet mit Eueren Nachkommen, ſo iſt das ja hübſch, aber erfindet doch nur auch eine Maſchine, durch welche Ihr Euch mit Eueren Vorfahren verſtändigen könnet, die längſt geweſen und verweſen ſind! Was ſind alle Euere Vervielfältigungs- und Verkehrskünſte gegen die einzige Buchdruckerkunſt, vermittelſt welcher ich zu Euch und Eueren Nachkommen ſpreche ohne Wachswalze! Werden trotz Euerer Mittel die Denkmale,

die Ihr hinterlaſſen werdet, ſo bedeutend ſein, als jene,
welche wir und unſere Vorfahren Euch vererbt haben? Eingeſponnen in unſere engen Verhältniſſe ſollen wir gelebt
haben! Lieber Freund, wir haben einen weiteren und freieren
Weltblick gehabt als Ihr mitſammt Eueren großartigen, wi
es heißt, raum- und zeitbeſiegenden Verkehrsmitteln. In dem
Augenblicke, wo Ihr den Erdball umfaſſet mit Dampf und
Elektricität, engt Ihr Euch andererſeits freiwillig ein in Ständ
und Zünfte, in ängſtlich gezogene politiſche Grenzen und kleinlich
Spießbürgerei. Der Weltgeiſt meiner Zeit flog raſcher un
weiter durch das All, als der Deiner Tage, welcher ſich a
die Materie gebunden hat. Euer elektriſcher Telegraph iſt ei
Kriechen auf der Erde gegenüber den himmelaufſteigende
Ideen und Idealen, die unſer Leben groß und ſchön gemach
haben.

„Ueber allen Wipfeln iſt Ruh'" ſollte ich Euch phono
graphirt haben? Iſt denn Keiner unter Euch, der ein neue
Lied ſänge aus lebendigem Munde? Immer nur nach vo
wärts wendet Ihr Euer Auge und Ohr, immer nach vo
wärts trachten Euere Erfindungen, und manche Seele verge
einſam in Sehnſucht und Heimweh nach jener Vergange
heit, der ich angehöre. Seid Ihr müde von Euerem Jage
und Haſten, wollt Ihr Euch einmal wirklich laben, da
kehret Ihr ſtill und demüthig zurück nach unſeren göttlich
Quellen und in Euch dämmert die Ahnung, ob dem deutſch
Volke ein kleines Weimar manchmal nicht ebenſo noth thä
als ein großes Berlin.

Du ſiehſt, lieber Hans, daß ich nicht erſt hinabzuſteig
brauche von dem Olymp, um Euch zu erkennen. Von meine
hohen Berge aus ſehe ich viel Wüſte da unten, aber a
Oaſen. Ihr dürfet ſtolz ſein auf Euere Wiſſenſchaften u

Erfindungen, der Witz wird mit heute ſicherlich auch noch nicht zu Ende ſein — allein der Weg zu einer größeren Behaglichkeit des Gemüthes, zu einer ſchöneren Gleichmäßigkeit des Lebens, zur verhältnißmäßigen Zufriedenheit der Einzelnen und der Völker iſt das nicht. Ihr werdet Euch, des großen Spieles ſatt geworden, wieder abwenden von dem Zuſammengeſetzten und zurückkehren zur Einfachheit, Ihr werdet nicht immer in der Wiſſenſchaft Euer Heil ſuchen, ſondern auch wieder einmal in der reinen Kunſt, Ihr werdet es wieder verſuchen, Menſchen zu ſein. Glaube mir, junge Freund, es iſt beſſer, Ihr ſteiget zu mir herauf, als ich zu Euch hinab. Auf Wiederſehen! Wolfgang.

Was hat nach Ihrer Meinung die deutſche Literatur für eine Zukunft?

Auf dieſe Frage, welche ich eines Tages aus Berlin erhielt, bezieht ſich folgende Betrachtung.

Wohl in der Vorausſetzung, daß der Poet ein Prophet ſei, fragen Sie mich nach meiner Meinung über die Zukunft der deutſchen Literatur.

Wer kann darauf eine andere Antwort geben, als die, welche ſich auf bisherige Erfahrung gründet? Ich müßte weit ausholen, müßte von den Eigenſchaften der Menſchen im Allgemeinen, vom Charakter der Deutſchen im Beſonderen, von der Wahrſcheinlichkeit ihrer weiteren Entwickelung ſprechen und endlich noch das Weſen der Kunſt und Literatur erörtern. Gut, über letztere habe ich thatſächlich etwas auf dem Herzen, das bei dieſer Gelegenheit anzubringen iſt; vielleicht liegt darin eine Antwort auf Ihre Frage.

Ich könnte leicht einſetzen und ſagen: die Kunſt und Literatur iſt Luxusſache und als ſolche der Mode unterworfen. Daher kann es ſein, daß abwechſelungsweiſe das religiöſe Epos, die Schäferidylle, der Ritter- und Räuberroman, die Friedhofspoeſie, die Salonnovelle, die Dorfgeſchichte oder endlich die „naturaliſtiſche“ Dichtung den Geſchmack der Menge zeitweilig beherrſcht. All dieſe und andere Richtungen ſind ſchon geweſen und werden mit der entſprechenden Moderniſirung wiederkommen. — Oder ich könnte behaupten, bei dem in der männlichen deutſchen Jugend eingeriſſenen Hange zum Materiellen, bei ihrer Raufluſtigkeit und bei ihrem Peſſimismus in Bezug auf ethiſche Ziele ſei die Herrſchaft einer Literatur vorausſichtlich, welche der Brutalität, den ſinnlichen Lüſten und dem Nihilismus fröhnt. — Ich würde mit ſolchen Behauptungen einestheils nichts Neues ſagen, anderestheils übers Ziel ſchießen.

Ich will lieber daran erinnern, was die Kunſt bezweckt und was die Menſchen von ihr wollen.

Die Kunſt bezweckt nach meiner Meinung nicht ſo ſehr die Wiederholung, als vielmehr die Vervollſtändigung des Lebens. Der Menſch macht größere Anſprüche an das Leben, als dieſes in den meiſten Fällen zu erfüllen vermag. Da ſpringt nun die Kunſt ein, um das Fehlende zu decken. Damit iſt das Weſen der Kunſt angedeutet — ſie iſt idealiſtiſch; der Menſch braucht ſie ſo, deshalb hat er ſie ſo geſchaffen. Die Kunſt wurzelt im Erdreiche des Wirklichen wie jeder Baum, aber ſie wächſt über alle anderen Bäume hinaus, ſo daß ihre Krone im Lichte des Himmels ſteht. Auch die ideale Kunſt iſt eine Wirklichkeit, denn ſie iſt und ſie wirkt, die Kunſt verwirklicht die menſchlichen Wünſche, die das Leben nicht erfüllt. Sie verwirklicht ſie zwar nur in der Einbildung.

doch wenn der Weiſe ſagt, daß auch die ſogenannte reale Welt nichts Anderes iſt als Vorſtellung, ſo ſteht die ideale Kunſt mit der realen Welt ja in ganz gleichem Werthe.

Was für die Kunſt im Allgemeinen, gilt für die Dichtkunſt im Beſonderen. Sie ſtellt die Welt nicht genau ſo dar, wie ſie in ihrer Alltäglichkeit, Zufälligkeit, Unbedeutendheit und Unſauberkeit ſchon dargeſtellt iſt — ſie will keine Plagiatorin ſein; ſondern ſie zeigt, wie Hervorragendes daſteht und Anderes vermöge gegebener Verhältniſſe daſtehen könnte. Man mag dieſes Daſein noch ſo ſehr verleumden, ſo lange wir die Fähigkeit haben, in unſerer Seele eine ſchönere, vollkommenere Welt zu hegen, ſo lange ſind wir nicht verloren. Die Sehnſucht des Menſchen nach dem Reiche Gottes geht nicht ſchlafen, und je ſeltener wir auf unſerem dunklen Lebenswege den Spuren desſelben begegnen, deſto lebhafter verlangen wir darnach. Alſo könnte man ſagen, der Materialismus ſei der Urheber des Idealismus.

Die Literatur mag Luxus und Modeſache ſein, die Poeſie als ſolche iſt menſchliches Bedürfniß. Und ſie iſt es nur darum, weil ſie unſere Empfindungen erfriſcht und läutert, unſeren Geiſt befreit, weil ſie in unſer Daſein Harmonie bringt und alſo für die Verſchönerung des Lebens einen wirklichen Werth bedeutet.

So lange die Menſchen eine Phantaſie haben, durch die ſie Manches, was das reale Leben verſagt, genießen wollen und können, ſo lange wird die idealiſtiſche Dichtung nicht abkommen. — Das Leben iſt elend und die optimiſtiſche Dichtung iſt unwahr! ſo höre ich ſagen. Ich antworte: Wahr in buchſtäblichem Sinne ſei die Wiſſenſchaft, ſchön ſei die Dichtung. Je größer im Leben das Elend iſt, deſto nothwendiger brauchen wir eine labende, tröſtende Dichtung.

Sowie die Kunſt keine Freundin iſt der ſeelenloſen Nachahmung, ſo iſt der Deutſche kein Freund des pedantiſchen Abklatſches. Er will ein wohl componirtes Bild, eine Concentration deſſen, was ſchön, intereſſant, bedeutend iſt. Daher wird die deutſche Kunſt und Literatur nach wie vor bauend ſchöpferiſch-idealiſtiſch ſein. Vielleicht iſt ſie es zur Abwechſelung einmal nach unten hin. Doch das wird nicht lange dauern. Die einſeitige und meiſt übertriebene Schilderung lediglich des Unangenehmen und Häßlichen wird für die Länge nicht Freunde finden, wird den „naturaliſtiſchen“ Autore endlich ſelbſt zuwider werden und die Begabteren derſelbe werden allgemach wieder in Bahnen einlenken, die uns vo den Claſſikern vorgezeichnet worden ſind.

Was das äußere Schickſal der deutſchen Literatur anbelangt, ſo wird dieſelbe arm bleiben, wie ſie es bisher geweſen Ja das Buch als ſolches wird noch ärmer werden. Di Zeitung verdrängt das Buch und der Blauſtrumpf verdräng den Dichter in die Dachſtube hinauf. Von der froſtigen Dachſtube aus wird der deutſche Dichter ſeinem Volke hochgemut das Lied der Schönheit und menſchlichen Größe ſingen. Da Volk wird anfangs an dem Sange geringſchätzig vorübergehe aber wenn der Dichter todt iſt, wird es mit Begeiſterun ſein Lied nachſingen, wird zurückkehren und einen ſchöne Lorbeerkranz niederlegen auf das friſche Grab.

So war es, ſo wird es bleiben.

Dichterabenteuer.

Verſchiedenen Mittheilungen nacherzählt.

Der König ſoll herabkommen!

Der Dichter Franz Stelzhamer war ein ausgezeichneter Vorleſer ſeiner Gedichte in oberöſterreichiſcher Mundart. Doch that er's nicht gern, am liebſten aber noch in einem Kreiſe guter Freunde, wo er dann ſeines genialen Uebermuthes keine Grenzen wußte.

Eines Tages wurde ihm in Salzburg, wo er ſich damals aufhielt, hinterbracht, daß ihn der König von Bayern zu hören wünſche.

„Wünſche? wie ſo?“ fragte Stelzhamer. „Ich wünſche, daß der König von Bayern mir eines ſeiner Schlöſſer abtrete. Die beiden frommen Wünſche können paarweiſe gehen und ſich zu ihrem Marſch den Takt pfeifen.“

„Du ſollteſt nicht ablehnen, Franzel!“ redeten ihm ſeine Freunde zu, „Du verſtehſt nichts von Schlöſſern, aber König Ludwig verſteht etwas von Poeſie. Er liebt ſolche Dichtervorleſungen und läßt ſich oft welche halten.“

„Ja, ja,“ ſagte Stelzhamer, „und ich habe gehört, daß Seine Majeſtät die Gewohnheit hätten, dem Vorleſer ins Büchel zu gucken. Das könnte ich juſt brauchen. Keinen laſſ' ich mir über die Achſel ſchauen in mein Blatt; wenn er's leſen will, ſo ſoll er ſich's kaufen. Ich laſſ' ihn grüßen.“

„Franzel,“ ſagten ſie, „eine hohe Königsgunſt darf man ſich nicht ſo verſcherzen!“

„Ah was!“ rief er, „Könige giebt es mehr, Stelzhamer nur einen!“

Somit war es abgethan. Aber nur fürs einemal. Als Stelzhamer ſpäter zur Ueberzeugung kam, daß König Ludwig

Intereſſe für Kunſt und Literatur doch kein gewöhnliches höfiſch gönneriſches ſei, ſondern ein wahrhaft echtes, als ſeine Freunde ihn aufmerkſam machten, was ein Richard Wagner durch dieſen König, geworden und daß die Belehnung eines Lieblingsdichters mit einem Schloſſe hier gar nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre, meinte Stelzhamer: „Gut, ich werde ſeiner Einladung folgen. Damit er mir aber nicht ins Buch gucken kann, will ich meine Sachen aus dem Kopfe vortragen.“

Die Einladung war wirklich wiederholt worden und Stelzhamer machte ſich eines Tages auf den Weg nach Bayern und Hohenſchwangau. Mit einem Einſpänner fuhr er durch das Gebirgsthal, denn den Wagen, welchen der König bis Murnau entgegen geſchickt, hatte er glücklich ververfehlt. Unweit vom Fuße des Berges, auf welchem das königliche Schloß ragt, war ein Wirthshaus mit Garten und Kugelbahn. Als er daran vorüberfahren wollte, hörte er von der Kugelbahn her rufen: „Jeſſas! Meinen Kopf will ich den Laden hinausſchieben, wenn das nicht der Pieſenhamer Franzl iſt!“

Von einem Pferdehändler war er erkannt und die Genoſſen ſtanden nicht an, den beliebten volksthümlichen Dichter zu begrüßen und ihm zuzutrinken. Bald war Stelzhamer's Rößlein ausgeſpannt, der Dichter ſaß am Gartentiſch und zechte und fabelte und begann dann mit der luſtigen Geſellſchaft Kugel zu ſchieben. Verlor er eine Partie, ſo rief er: „Oh nein, Ihr Bayernſchädel, mein Geld laſſ' ich Euch nicht da. Ein neues Bot, daß ich es wieder zurückgewinne!“

Und war die Partie für ihn beſonders vortheilhaft ausgefallen, ſo ſagte er: „Stammesgenoſſen! um Euer Geld mag ich Euch nicht bringen. Noch ein Bot, daß Ihr's wieder an Euch bekommt.“

So vergingen die Stunden wie Minuten, bis der Wirth mit den Kerzenlichtern kam, da es finſter geworden war.

Jetzt dachte der Dichter daran, daß er ja hoch oben im königlichen Schloſſe einen Vortrag zu halten habe, und jetzt ſah er, daß die dafür feſtgeſetzte Stunde längſt vorüber war.

„Gut iſt's!“ murmelte der Franz in ſeinen langen ſtruppigen Bart. „Das wär' glücklich verſäumt. Wenn mich der König hören will, ſo ſoll er herabkommen. Ich übernachte hier und reiſe morgen wieder nach Hauſe.“

Der König kam nicht herab und der Dichter — nicht hinauf.

Eine Pilgerfahrt nach dem Kuſſe.

Eine der eigenartigſten Huldigungen, die einem berühmten Manne paſſiren können, hat der Dichter Adalbert Stifter erfahren.

Derſelbe, er wohnte in Linz an der Donau, erhielt eines Tages eine Zuſchrift folgenden Inhaltes:

„Mein Herr!

Am 16. April d. J., Nachmittags 3 Uhr, wird im Reſtaurant des Hotels zum Erzherzog Karl in Linz ein Mann ſitzen, der mit Ihnen ein Glas Wein trinken will. Er reiſt zu dieſem Zwecke dahin und bittet Sie, ſich zu genannter Stunde im genannten Locale einfinden zu wollen.

John Benotts.

Amſterdam, 3. April 186*“

Stifter war über dieſes lakoniſche Schreiben nicht wenig überraſcht. Er hatte keinen Bekannten namens Benotts; er konnte ſich nicht denken, wem es in Amſterdam gelüſten ſollte, nach Linz an der Donau zu reiſen, um daſelbſt mit einem ihm fremden Menſchen ein Glas Wein zu trinken. Und wieſo konnte der Amſterdamer darauf rechnen, daß an dem beſtimmten Tage der Dichter, der doch als Landesſchulinſpector manche Reiſe durch das Land zu machen hatte, in Linz weilen oder ſonſt nicht irgend durch einen Zufall abgehalten ſein würde, ſich einzufinden? Im Ganzen war er geneigt, die Sache als einen Aprilſcherz aufzufaſſen, den ſich einer ſeiner in der Nähe lebenden Freunde mit ihm erlaubt haben konnte.

Stifter wohnte in der nächſten Nähe des Hotels zum Erzherzog Karl, und als der Tag und die Stunde erſchien, begab er ſich richtig in die Reſtauration desſelben. Was er erwartet, das traf nicht zu, er fand dort keinen Vetter und keinen Freund und keinen literariſchen Genoſſen; das Local war faſt leer, nur an einem Tiſche ſaßen noch vom Mittageſſen her zwei alte Linzer Bürger und rauchten ihre Pfeifen. Am Ofen hockte ein alter Mann, der ſich dort ſeinen Mantel trocknete, denn draußen war froſtiger Regen. Stifter ſetzte ſich an einen kleinen Tiſch und fragte den Kellner, ob nicht ein Fremder aus Amſterdam angekommen und im Hotel abgeſtiegen ſei? Man wußte von nichts. Es war drei Uhr geworden. Stifter, der ſich ein Glas Bier vorſetzen ließ, ohne aber davon zu trinken, fiel es auf, daß der alte Mann am Ofen unruhig wurde und aufgeregt zur Thüre blickte, ſo oft dieſe ſich öffnete. Endlich erhob ſich der Alte. Er war ein gebückter, kränklich ausſehender Mann mit langem grauen Haar und zwei Strähnen Backenbart, die ſeinem Ausſehen etwas Engliſches verliehen. Hinkend, als wäre ihm am Ofen ein Fuß ſteif geworden, trat er zum Kellner, ſprach mit ihm einige Worte, worauf dieſer nach dem Tiſche deutete wo unſer Dichter ſaß. Der Alte nahte zögernd dem Tiſche, blieb dann unbeweglich davor ſtehen und ſtarrte den Dichter an.

„Sind Sie es?“ fragte er dann mit fremdartiger Betonung. „Sie ſind der Dichter der „Studien?“

„Ich heiße Adalbert Stifter,“ antwortete der Dichter.

„Ich danke Ihnen,“ ſagte der Fremde. „Ich bin John Benotts aus Amſterdam.“ Damit ſetzte er ſich Stifter gegenüber an den Tiſch. Der Dichter wußte nicht recht, was da zu ſagen war, er ſchwieg alſo und der Fremde ſagte auch nichts als: „Welchen Wein lieben Sie?“

„Rheinwein'“ antwortete der Dichter.

„Kellner,“ befahl der Fremde, „bringen Sie eine Flaſche Rüdesheimer, alten Jahrgangs.“

Dann ſaßen ſie ſich ſchweigend gegenüber und der Fremde betrachtete die Geſichtszüge Stifters.

Als der Wein kam, ſchenkte er die Römer voll, ſtieß mit dem Dichter ſchweigend an und ſie tranken. Waren die Gläſer leer, ſo ſchenkte er ſie ſtets neuerdings voll und ſie tranken. So tranken ſie etwa eine halbe Stunde lang, ſie hatten noch kaum zwanzig Worte mitſammen geſprochen und ſich auch nicht an der Hand berührt.

Als die Flaſche leer war, erhob ſich der Fremde, ſtand vor dem Dichter und ſagte mit leiſer Stimme: „Ich hätte eine Bitte.“

„Sprecht ſie aus,“ ſagte Stifter.

„Wird ſie mir gewährt werden?“

„Sie wird Euch gewährt werden, wenn es ſein kann.“

Jetzt ſtand der Fremde ein Weilchen ſchweigend und dann ſagte er: „Adalbert Stifter! Gebt Ihr es zu, daß ich Euch auf die Stirn küſſe?“

Nun erhob ſich auch Stifter und ſprach: „Des Menſchen Stirn iſt von Gott geweiht. Küſſet ſie.“

Jetzt legte der Fremde ſeinen Arm ſachte und leicht über die Schulter des Dichters, neigte ſich hin und drückte einen Kuß auf deſſen Stirne.

Als dieſes geſchehen war, ſagte er noch: „Ich danke Euch, Adalbert Stifter, für alles Glück, das Ihr mir gegeben habt. Lebet wohl!“

Damit wendete er ſich, ging zur Thüre hinaus, beglich im Vorzimmer die Rechnung, dann trat er auf die Straße, beſtieg dort einen bereitſtehenden Wagen und fuhr dem Bahnhofe zu.

Stifter wußte nicht, was er ſich denken ſollte. Kopfſchüttelnd ging er ſeiner Wohnung zu und kopfſchüttelnd erzählte er die ſeltſame Begegnung ſeiner Frau.

„Es war ein Spleenmann,“ ſagte dieſe.

„Es wird ſo einer geweſen ſein,“ meinte auch der Dichter.

Einige Wochen ſpäter erhielt er folgendes Schreiben:

„Mein theuerer Dichter!

Der Mann vom 16. April wird Ihnen ſonderbar erſchienen ſein. Derſelbe hat Ihre „Studien“ geleſen und iſt von dieſen Dichtungen ſo oft und ſo tief ergriffen worden, daß allmählich in ihm der unbezähmbare Wunſch entſtand, einmal die begnadete Stirn des Dichters zu küſſen. Darum reiſete er nach dem fernen Oeſterreich, auf geradem Wege hin und auf geradem Wege zurück, ohne Aufenthalt, ohne anderen Zweck als den, Ihnen ſeinen großen Dank anzuzeigen. So iſt es geſchehen und ich bin nun wieder in meinem Hauſe. Die Pilgerfahrt zu meinem Dichter der „Studien“ zählt zu dem wenigen Schönen, was ich in dieſem Leben gethan habe. Adalbert Stifter! Segne Sie der Himmel für alle Wohlthat, die Sie durch Ihre Dichtungen den Menſchen erwieſen haben und erweiſen werden.

John Benotts.

Amſterdam, 4. Mai 186**

„Iſt's ein Spleenmann?“ fragte der Dichter ſeine Frau, als er ihr dieſen Brief vorgeleſen hatte.

„Es iſt ein Menſch, den das Herz regiert,“ antwortete ſie.

Von dieſer Zeit an hatte Stifter nichts mehr von dem wunderlichen Verehrer gehört. Wenige Tage vor ſeinem Tode ſoll der Dichter noch die Aeußerung gethan haben, daß von allen Huldigungen, die ihm je geworden, ihn keine ſo eigenthümlich und tief bewegt habe, wie die des Holländers John Benotts.

Wie Holtei ſich vor Ehrenbezeugungen geſchützt hat.

Karl von Holtei, der berühmte Dichter und Vorleſer, wußte viel zu erzählen von Ehren und Auszeichnungen, die ihm allerorts, wo er ſich zeigte, angethan wurden. Er geſtand ſelbſt ein, daß er ehrgeizig war, doch gab es Umſtände, da auch ihm die Huldigungen läſtig fielen. Beſonders bei ſeinen Vorleſereiſen, auf welchen er ſich manchmal — namentlich in ſeinen ſpäteren Jahren — nach einer ruhigen von keinem Enthuſiaſten angefochtenen Stunde ſehnte. Manchmal verheimlichte er abſichtlich ſeine Ankunft in einer Stadt, in welcher er leſen ſollte, um ſich vor dem Leſeabende des Alleinſeins erfreuen zu können. Manchmal übernachtete er unterwegs in ganz kleinen Orten und unbekannten Gaſt-

häuſern, um, ein anſpruchsloſer Fremdling, unter Fremd
lingen auszuruhen.

So hatte er einmal in einer größeren Stadt Schleſien
ſeine Vorleſungen zu halten. Er reiſte einen Tag frühe
dahin ab, entſchloß ſich aber unterwegs, nicht bis zum Zie
zu fahren, wo man ihm ſchon mit einer Empfangs-feierlich
keit am Vorabende gedroht hatte, ſondern einige Stunde
vor der Stadt in einem kleinen Neſte auszuſteigen und
übernachten. Es war ein Bauerndorf, in welchem er ſiche
ſein konnte, unerkannt und unbehelligt zu bleiben. Inde
ſollte es doch an Unterhaltung nicht fehlen. In demſelb
Gaſthauſe, wo er übernachtete, war eine wandernde Scha
ſpielertruppe, die in der Scheune ihre Bühne aufgeſchlag
und für dieſen Abend eine beſonders großartige Vorſtellu
ausgetrommelt hatte. Der „hohe Adel und alle Verehrung
würdigen" des Bauerndorfes wurden eingeladen zu de
großen Volksſchauſpiele: „Hansjörg oder die Perlenſchn
von dem weltberühmten Dichter Karl von Holtei!"

Natürlich gelüſtete es dem Dichter in dem undur
dringlichen Dunkel ſeines Incognito der Vorſtellung bei
wohnen, um zu ſehen, wie ſein Werk von Wandertrup
wiedergegeben und von ſchlichten Landleuten aufgenom
werde. Als unerkannt konnte er ſich dabei ja keinerlei Un
nehmlichkeiten ausſetzen. Er wählte ſich ſeinen Platz auf ein
Häckſelſchneidſtock, von welchem aus er die Bühne gut üb
ſehen konnte. Der Zuſchauerraum war bald überfüllt, beſond
das Weibervolk drängte ſich heran, weil es gehört, daß m
bei dem Stücke herzbrecheriſch weinen müſſe. Den Hansj
ſpielte der Director der Truppe, ein langer, etwas rüde a
ſehender alter, halbbeduſelter Burſche, und zwar ſpielte
ſo, daß im erſten Acte dem Publicum zum Weinen und

unerkannten Dichter zum Lachen war. Später erſt trat das Umgekehrte ein. Schon während dieſes erſten Actes trug es ſich zu, daß der Darſteller der Hauptrolle plötzlich ſtockte, denn ſein Blick war an dem Fremden hängen geblieben, der auf dem Häckſelſchneidſtock ſaß. Raſch ermannte er ſich wieder und ſpielte ſeine Rolle weiter, und zwar mit einem ſolchen unerhörten Stimmenaufwand, daß draußen im Hofe die längſt aufgeſeſſenen Hühner zu gackern und die Hunde zu ſchreien begannen. Im zweiten Acte, als der Hansjörg aus Afrika zurückkehrte, zeigte es ſich, daß ſeine Lunge im ſüdlichen Klima noch kräftiger geworden war. Die gewaltigen Bemühungen des angetrunkenen Künſtlers, aus ſeinen Rollen ein vollendetes Meiſterwerk zu ſchaffen, waren ſolcher Natur, daß die Zuſchauer ihres Lachreizes nicht mehr Herr werden konnten. Auch die übrigen Darſteller ſpannten mit dem, was ſie trieben und unterließen, die Geduld des Publicums auf das Höchſte, bis der Schullehrer des Ortes ausrief: „Das iſt denn doch zu arg, dieſes Stück ſo zu verbalhornen!“ Er ziſchte, der Hansjörg machte hierauf eine freche Bewegung und jetzt ging die Komödie los. Man ziſchte, trampelte, ſchrie, und ein dicker Bauer rief auf die Bühne, ſie ſollten aufhören! Schuldenmachen, ſonſt könnten ſie nichts!

Dem unerkannten Dichter war nicht ſehr wohl zu Muthe. Er hatte ſich gefreut auf die Wirkung, die ſein Lieblingsſtück auf die einfachen Dorfleute machen würde, nun ſah er ſolches Fiasco. Der Lärm hielt an, aber der Vorhang ſenkte ſich nicht. Anſtatt deſſen deutete der Director durch Winke an, daß er ſprechen wolle. Man war doch begierig, womit er das Unvermögen ſeiner Truppe entſchuldigen werde und ließ ihn reden.

„Verehrungswürdige!“ ſprach der Director. „Meine Truppe hat zu Görlitz und zu Bautzen und in vielen anderen

Städten vor einem Hohen Adel zu ſpielen die Ehre gehabt, und zwar zur vollſten Anerkennung. Seit den ſiebenundzwanzig Jahren, als ich der dramatiſchen Kunſt lebe, habe ich meine brave Geſellſchaft von Erfolg zu Erfolg geführt, und bis zu den größten Triumphen. Da, meine Herrn und Damen! Da leſen Sie einmal dieſes Zeitungsblatt! Was mein hochverehrter Freund und Gönner Doctor N. zu Breslau über mich ſchreibt! Wenn Ihnen“ — fuhr er mit lallender Stimme fort — „dieſes Stück nicht gefällt, ſo liegt es nicht an mir und meiner ausgezeichneten Truppe, die wir das Möglichſte gethan haben, um das Opus zu retten. Wenn das nicht möglich war, ſo liegt die Schuld nicht an uns, ſondern an dem Stücke ſelbſt. Und wenn Sie, meine Schätzbaren, ſchon pfeifen wollen, ſo wenden Sie ſich gefälligſt an Den, der dort auf dem Häckſelſchneidſtock ſitzt. Ich kenne ihn recht gut, habe ihn zu Breslau geſehen, er heißt Karl von Holtei und iſt der Verfaſſer dieſes Stückes. Habe weiter nichts mehr zu ſagen.“

Der Vorhang fiel, das Publicum wendete ſeine Augen verblüfft dem Häckſelſchneidſtock zu, wo der Dichter ſich langſam erhob, um den Ausgang zu ſuchen.

Seit dieſem Abende zog es Karl von Holtei vor, ſich den Ehrenbezeugungen der Stadt zu unterwerfen, anſtatt i Bauerndörfern ſich ſo ſorgfältig davor zu ſchützen.

Durch alle Buchhandlungen oder direct von uns zu beziehen:

P. K. Roſegger's
Ausgewählte Schriften.

Octav-Ausgaben.

Band 1 bis 20.

P. K. Roſegger
Ausgewählte
Schriften.
A. Hartleben's Verlag

Inhalt.

Das Buch der Novellen. 1. 2. 3. Band.
Die Schriften des Waldſchulmeiſters.
Sonderlinge aus dem Volke der Alpen.
Die Aelpler.
Volksleben in Steiermark.
Heidepeter's Gabriel.
Waldheimat. 1. 2. Band.

Inhalt.

Feierabende:
Sommerabende.
Winterabende.
Am Wanderſtabe.
Sonntagsruhe.
Dorfſünden.
Meine Ferien.
Der Gottſucher.
Neue Waldgeſchichten.
Geſchichtenbuch d. Wanderers. 1. 2. Band.
Bergpredigten.

Bezugsweiſe.

Complet, 20 Bände, geheftet . . . . Preis: 25 fl. = 50 M.
Complet, 20 Bände, gebunden . . . . Preis: 37 fl. = 74 M.
In einzelnen Bänden geh. . . . . à Bd. 1 fl. 25 kr. = 2 M. 50 Pf.
In einzelnen Bänden geb. . . . . à Bd. 1 fl. 85 kr. = 3 M. 70 Pf.

Auch in 100 Lieferungen à 25 Kr. = 50 Pf.

Jeder Band wird einzeln abgegeben. Bei Beſtellung ſeparater Bände bitten wir ſtets deren Titel genau anzugeben, da die Werke in anderer Reihenfolge als oben nach und nach ausgegeben wurden. — 20 Einbanddecken zu Roſegger's Schriften (Zeichnung obenſtehend), von denen jede nur den Titel, nicht die Bandzahl auf dem Rücken trägt, koſten pro Decke 40 Kr. = 80 Pf.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

P. K. Roſegger's
Ausgewählte Schriften.

Octav-Ausgaben.

— Band 21 bis 28. —

(Band 21.)

Höhenfeuer.

Neue Geſchichten aus den Alpen.

27 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 21 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umſchlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

(Band 22.)

Allerhand Leute.

29 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 22 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umſchlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

(Band 23.)

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeſchichte aus unſeren Tagen.

21 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 23 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umſchlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

(Band 24.)

Martin der Mann

Eine Erzählung.

23 Bogen. Octav. Geheftet (als Band
der „Ausgewählten Schriften" oder
Separat-Umſchlag) 2 fl. = 4 M. Eleg
gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf

(Band 25. 26.)

Der Schelm aus den Alp

Allerhand Geſchichten und G
ſtalten, Schwänke und Schnurr

Zwei Bände. 53 Bogen. Octav. Geh
(als Band 25 und 26 der „Ausgewäh
Schriften" oder in Separat-Umſchlag)
= 8 M. Elegant gebunden 5 fl. 20 kr
10 M. 40 Pf.

(Band 27.)

Hoch vom Dachſte

Geſchichten und Schilderei
aus Steiermark.

30 Bogen. Octav. Geheftet (als Ban
der „Ausgewählten Schriften" ode
Separat-Umſchlag) 2 fl. = 4 M. El
gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20

(Band 28.)

Allerlei Menſchliches.

29 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 28 der „Ausgewählten Schriften" oder in Se
Umſchlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

Die Bände 21 bis 28 ſind auch als Lieferungen 101 bis 144 (à 25 kr. = 50 P
Roſegger's Schriften zu beziehen. — Einbanddecken zu Roſegger's Schriften, von
jede nur den Titel, nicht die Bandzahl auf dem Rücken trägt, koſten pro Decke, in
oder rother Farbe, 40 kr. = 80 Pf.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

P. K. Roſegger's Ausgewählte Schriften.

Miniatur-Ausgaben.

Waldheimat. I. Band. **Kindesjahre.** 3. Auflage. 34 Bogen. In Original-Prachtband mit Goldſchnitt.

Waldheimat. II. Band. **Lehrjahre.** 3. Auflage. 34 Bogen. In Original-Prachtband mit Goldſchnitt.

Die Schriften des Waldſchulmeiſters. 6. Auflage. 27 Bogen. In Original-Prachtband mit Goldſchnitt.

Das Buch der Novellen. Erſte Reihe. 5. Auflage. 31 Bogen. In Original-Prachtband mit Goldſchnitt.

Das Buch der Novellen. Zweite Reihe. 5. Auflage. 39 Bogen. In Original-Prachtband mit Goldſchnitt.

Heidepeter's Gabriel. 4. Auflage. 27 Bogen. In Original-Prachtband mit Goldſchnitt.

Die Aelpler in ihren Wald- und Dorftypen geſchildert. 4. Auflage. 35 Bogen. In Original-Prachtband mit Goldſchnitt.

Der Gottſucher. Ein Roman. 4. Auflage. 40 Bogen. In Original-Prachtband mit Goldſchnitt.

Sonntagsruhe. 4. Auflage. 32 Bogen. In Original-Prachtband mit Goldſchnitt.

Dorfſünden. 4. Auflage. 33 Bogen. In Original-Prachtband mit Goldſchnitt.

Das Volksleben in Steiermark. 6. Auflage. 37 Bogen. In Original-Prachtband mit Goldſchnitt.

Höhenfeuer. 3. Auflage. 31 Bogen. In Original-Prachtband mit Goldſchnitt.

Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. 6. Auflage. 35 Bogen. In Original-Prachtband mit Goldſchnitt.

Allerhand Leute. 4. Auflage. 36 Bogen. In Original-Prachtband mit Goldſchnitt.

Das Geſchichtenbuch des Wanderers. 3. Auflage. 35 Bogen. In Original-Prachtband mit Goldſchnitt.

Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeſchichte aus unſeren Tagen. 4. Auflage. 27 Bogen. In Original-Prachtband mit Goldſchnitt.

Neue Waldgeſchichten. Geſammelte Erzählungen und Bilder. 6. Aufl. 27. Bog. In Orig.-Prachtband mit Goldſchnitt.

Preis des Bandes in elegantem Original-Einband mit Goldſchnitt 3 fl. 60 kr. = 6 M.

Jeder Band iſt für ſich vollkommen abgeſchloſſen und einzeln käuflich.

(Die Sammlung wird fortgeſetzt.)

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

P. K. Roſegger's
Ausgewählte Werke.
Pracht-Ausgabe. Lexikon-Format.

Mit 900 Illuſtrationen von A. Greil und A. Schmidhammer.

In 6 Original-Prachtbänden zum Preiſe von 7 fl. 50 kr. = 12 M. 50 Pf. pro Band. — Einband in grüner, rother oder brauner Farbe.

Jeder Band iſt für ſich vollkommen abgeſchloſſen und einzeln käuflich.

P. K. Roſegger's Ausgewählte Werke ſind auch in 115 Lieferungen à 30 Kr. = 50 Pf. beliebig nach und nach zu beziehen. — Einbanddecken à Band 1 fl. = 1 M. 70 Pf. in grüner, rother oder brauner Farbe.

Waldferien.

Ländliche Geſchichten für die Jugend
gewählt aus den Schriften
von
P. K. Roſegger.
Mit 20 Abbildungen.

17 Bogen. 8. In Farbendruck-Umſchlag cart. Preis 2 fl. 20 kr. = 4 Mark. Dasſelbe, eleganter Leinwandband mit Goldſchnitt 2 fl. 75 kr. = 5 Mark.

Deutſches Geſchichtenbuch.

Für die reifere Jugend
gewählt aus den Schriften
von
P. K. Roſegger.
Mit 14 Farbendruckbildern.

21 Bogen. 8. In Farbendruck-Umſchlag. Cartonnirt 2 fl. 20 kr. = 4 Mark. Dasſelbe, eleganter Leinwandband mit Goldſchnitt 2 fl. 75 kr. = 5 Mark.

Aus dem Walde.

Ausgewählte Geſchichten
für die reifere Jugend
von
P. K. Roſegger.
Mit 25 Illuſtrationen. Zweite Auflage.

18 Bogen. Gr.-8. Eleganteſte Ausſtattung. Cartonnirt mit Leinwandrücken und Farbendruck-Umſchlagbild 2 fl. = 3 M. 60 Pf. Dasſelbe, eleganter Leinwandband mit Goldſchnitt 2 fl. 50 kr. = 4 M. 50 Pf.

Perſönliche Erinnerungen
an
Robert Hamerling.

Von
P. K. Roſegger.
Mit einem Porträt.

13 Bogen. 8. Geh. 1 fl. 35 kr. = 2 M. 50 Pf. Elegant gebunden 2 fl. = 3 M. 60 Pf.

Gedichte von P. K. Roſegger.

Mit 18 Illuſtrationen.

22 Bogen. Octav. Eleganteſte Ausſtattung. In Original-Einband 2 fl. = 3 M. 60 Pf.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

Collection Verne.

Autoriſirte Ausgabe.

1. Band. Von der Erde zum Mond. Directe Fahrt in 97 Stunden 20 Minuten.
2. Band. Reiſe um den Mond.
3. Band. Reiſe um die Erde in 80 Tagen.
4. Bd. Reiſe nach dem Mittelpunkt der Erde.
5. Band. Fünf Wochen im Ballon.
6. und 7. Band. Zwanzigtauſend Meilen unter'm Meer. 2 Bde.
8. Band. Abenteuer von drei Ruſſen und drei Engländern in Süd-Afrika.
9. und 10. Band. Abenteuer des Kapitän Hatteras. 2 Bände.
11., 12. und 13. Band. Die Kinder des Kapitän Grant. Reiſe um die Erde. 3 Bände.
14., 15. und 16. Band. Die geheimnißvolle Inſel. 3 Bde.
17. und 18. Band. Das Land der Pelze. 2 Bände.
19. Band. Eine ſchwimmende Stadt. — Die Blokade-Brecher.
20. Band. Eine Idee des Dr. Ox. — Meiſter Zacharius. — Ein Drama in den Lüften. — Eine Ueberwinterung im Eiſe. — Eine Mont-Blanc-Beſteigung.
21. Band. Der Chancellor. Tagebuch des Paſſagiers J. R. Kazallon.
22. und 23. Band. Der Courier des Czaar (Michael Strogoff). 2 Bände.
24. Band. Schwarz-Indien.
25. und 26. Band. Reiſe durch die Sonnenwelt. 2 Bände.
27. und 28. Band. Ein Kapitän von fünfzehn Jahren. 2 Bde.
29. und 30. Band. Die Entdeckung der Erde. 2 Bände.
31. Band. Die fünfhundert Millionen der Begum.
32. Band. Die Leiden eines Chineſen in China.
33. und 34. Band. Die großen Seefahrer des 18. Jahrhunderts. 2 Bände.
35. und 36. Band. Das Dampfhaus. 2 Bände.
37. und 38. Band. Der Triumph des 19. Jahrhunderts. 2 Bde.
39. und 40. Band. Die Jangada. Achthundert Meilen auf dem Amazonenſtrom. 2 Bände.
41. Band. Die Schule der Robinſons.
42. Band. Der Grüne Strahl.
43. und 44. Band. Keraban der Starrkopf. 2 Bände.
45. Band. Der Südſtern, oder Das Land der Diamanten.
46. Band. Der Archipel in Flammen.
47., 48. und 49. Band. Mathias Sandorf. 3 Bände.
50. Band. Robur der Sieger.
51. Band. Ein Lotterie-Loos.
52. und 53. Band. Nord gegen Süd. 2 Bände.
54. und 55. Band. Zwei Jahre Ferien. 2 Bände.
56. Band. Kein Durcheinander.
57. und 58. Band. Die Familie ohne Namen. 2 Bände.
59. u. 60. Band. Miſtreß Branican. 2 Bände.

Jeder Band iſt in illuſtrirtem Umſchlag geheftet oder gebunden und enthält 16 bis 25 Bogen Text mit Titelbild. Jeder Band iſt einzeln käuflich.

Preis des Bandes geheftet 50 Kr. = 75 Pf. = 1 Fr. Elegant gebunden 65 Kr. = 1 M. = 1 Fr. 35 Cts. pro Band.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

Collection Hartleben.

Eine Auswahl

der hervorragendſten Romane aller Nationen.

Vierzehntägig erſcheint ein Band.

Preis des Bandes eleg. geb. 40 Kr. = 75 Pf. = 1 Fr.

Pränumeration für ein Jahr (26 Bände) 10 fl. = 19 M. = 25 Fr.

Inhalt des erſten Jahrganges.

I.—IV. **Carlén, Emilie.** Der Vormund.
V.—VI. **Dumas, Alexander.** So ſei es.
VII.—VIII. **Sue, Eugen.** Miß Mary.
IX. **Jokai, Mor.** Halil Patrona. (Die weiße Roſe.)
X. **Sand, George.** Die kleine Fadette. (Die Grille.)
XI.—XII. **Mügge, Theod.** Verloren und gefunden.
XIII.—XIV. **Thackeray, William.** Die Geſchichte Heinrich Esmonds.
XV. **Turgénjew, Iwan.** Frühlingsfluthen.
XVI. **Maquet, Aug.** Liebe und Verrath.
XVII.—XIX. **Dumas' Sohn.** Roman aus dem Leben einer Frau.
XX. **Féval, Paul.** Der ſchwarze Bettler.
XXI.—XXII. **Sandeau, Jul.** Valcreuſe.
XXIII.—XXIV. **Berthet, Elie.** Der Wolfmenſch.
XXV.—XXVI. **Ainsworth, Harriſon.** Der Verſchwender.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

Bürgr C.
281 k

Rosegger

z.
Grätz

Gute Kameraden.

Gute Kameraden.

Perſönliche Erinnerungen
an berühmte und beliebte Zeitgenoſſen.

Von

P. K. Roſegger.

Mit 12 Porträts.

Wien. Peſt. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1893.

Alle Rechte vorbehalten.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Vorwort.

Wenn man ſo ein halbes Jahrhundert lang herumregiert auf der Welt, da erlebt man etwas und lernt allerhand Leute kennen. Die Unbedeutenden und Gleichgiltigen, und ſchon gar die Unguten läßt man abſeits ſtehen, ganz abſeits, und kümmert ſich nicht weiter um ſie. Die Tüchtigen und Warmherzigen und Treuen hat man lieb und vergilt ihnen die gute Kameradſchaft wie man kann. Und wenn dieſe guten Kameraden nun gar bedeutende und berühmte Menſchen ſind, die bei aller Welt in Anſehen ſtehen und von denen alle Welt gerne recht Vieles und recht Trautſames erfahren möchte — und man hat die immerdar ſchreibfrohe Feder in der Hand, was wird geſchehen? Man wird von denen, die mit ihrem edlen Weſen und ihren ſchönen Thaten in der Oeffentlichkeit daſtehen, öffentlich ſprechen. Ihnen kann das nicht ſchaden, uns aber anregen, ergötzen und ſtärken, weil wir in ihnen Mitkämpfer, Führer, Künſtler, Verſchönerer des Lebens ſehen — gute Kameraden.

Viele bedeutende Menſchen zu Freunden zu haben, dieſes unverdiente Glück gab mir der Himmel. Die Lebendigen folgen vielleicht einmal in einem zweiten Fähnlein. Dieſe Blätter gelten vorzugsweiſe den Heimgegangenen. Und daß auch dieſe lebendig bleiben in unſerer dankbaren Erinnerung, deshalb iſt es, daß ich von ihnen ſprechen will und ſie in ihrer echten Menſchlichkeit fixiren, ſo wahr und unbefangen es ſein kann. Wenn dann die Biographen kommen, die haben es auch gerne, wenn unmittelbare Aufzeichnungen da ſind zu ihrem Behelfe. Unmittelbar ſind dieſe Aufzeichnungen, weil ſie zumeiſt vom perſönlichen Verhältniſſe ausgehen; daraus folgt auch, daß von mir ſelbſt viel die Rede ſein muß. Wer mir das als Selbſtbeſpiegelung auslegen wollte, der müßte mir erſt ſagen, wie das anders zu machen wäre.

Der Ordnung wegen, und weil ich Alle gern beiſammen habe, ſind Anaſtaſius Grün, Franz Stelzhamer und Berthold Auerbach aus dem Buche „Meine Ferien“ (A. Hartleben, Wien) eingeladen worden, in dieſe Verſammlung herüber zu kommen. Vor allem der wichtigſte aber wäre Robert Hamerling. Dieſer beſte meiner Kameraden hat aber in meinen „Perſönlichen Erinnerungen an Robert Hamerling“ (Wien, A. Hartleben) ſchon ſein eigenes Büchlein, in welchem er durchs Land zieht. Kann ich ihn alſo da nicht einverleiben, ſo hat er gleichwohl hier als der Erſte das Heimatsrecht.

Der Verfaſſer.

Vielleicht intereſſirt es den geehrten Leſer, die Perſönlichkeiten, von denen hier die Rede ſein wird, auch im Bilde zu ſehen. So war es meine Sorge, das Buch mit den wohlgetroffenen Porträts zu ſchmücken. Es iſt Gewicht darauf gelegt worden, daß die Bilder aus jener Zeit ſtammen, in welcher der Verfaſſer dieſer Erinnerungen mit den vorgeführten Zeitgenoſſen bekannt geworden iſt, oder am lebhafteſten mit ihnen zu verkehren Gelegenheit hatte.

Der Verleger.

Inhalt.

Seite
Ludwig Anzengruber 1
Friedrich Schlögl 89
Anaſtaſius Grün 108
Franz Stelzhamer 120
Berthold Auerbach 128
Ferdinand Kürnberger 148
Emil Bacano 154
Rudolf Falb 174
Gottfried Ritter von Leitner 187
Karl Morre 194
Jakob Schmölzer 204
Joſefine Gallmeyer 211

* * *

Ludwig Anzengruber.

Es iſt nicht leicht, in kurzer Faſſung einen bedeutenden Menſchen zu charakteriſiren; einen Mann, den man ein halbes Menſchenalter gekannt, geliebt, mit dem man geweſen in verſchiedenſten Lebenslagen, dem man gefolgt in ſeine geiſtigen Weiten und Tiefen, den man mit Jauchzen ſteigen, mit einem Aufſchrei des Schreckens fallen geſehen.

Aber es iſt ſo ſüß, auch in Erinnerung noch mit ſolchen Menſchen umzugehen.

Der Redacteur des „Magazin“ in Berlin lud mich zuerſt ein, Erinnerungen an Ludwig Anzengruber zu ſchreiben. So fragte ich mich: Was ſoll ich denn? Soll ich ſein Leben ſchildern? Seine literariſchen Thaten? Seinen Charakter? Das Alles iſt ſchon fertig, leſet Anton Bettelheim's „Ludwig Anzengruber. Der Mann — ſein Werk — ſeine Weltanſchauung.“ (Dresden, L. Ehlermann, 1891.) Was ich hier mit Fug thun kann, das iſt kurz mein perſönliches Verhältniß zum großen Dramatiker zu ſchildern, auf die Gefahr hin, ſchon Bekanntes zu wiederholen.

Jemand that einmal folgenden Ausſpruch: Als die Natur in einem und demſelben Lande zu einer und derſelben

Zeit den Anzengruber und den Roſegger nebeneinander hingeſtellt, hat ſie ſicherlich ein Spitzbubenſtück geplant. Zwei Bauerndichter, zwei Mundartdichter und Realiſten, die gleichen Stoffe, die gleichen Ziele, das gleiche Publicum, den gleichen Ehrgeiz! War's nicht etwa darauf hin angelegt, daß dieſe beiden Literaten und Erfolgbefliſſenen ſich insgeheim gründlich haſſen ſollten? Und ſchrieb nicht der eine in Wien einſt pſeudonym ein herrliches Volksſtück, für das der andere in Graz applaudirt ward, weil man dort dieſen anderen für den Verfaſſer hielt?*) War das nicht Bosheit genug, um nachher in dem Herzen des Grazers alle Geiſter der Mißgunſt, des Neides zu erwecken?

Wer weiß auch, was geſchehen wäre, wenn ich ſo gut hätte Komödien ſchreiben können, wie er. Aber weil ich das nicht konnte, was blieb übrig, als mich zu freuen, daß einer aufgeſtanden, der's konnte! Und ich freute mich redlich.

Wie wir uns kennen lernten?

In unſerer Stadt lebte um das Jahr 1870 ein Zeitungsrecenſent, dem das neue, erſt friſch aus Wien gekommene Stück „Der Pfarrer von Kirchfeld" gar nicht gefallen wollte. Weil der Verfaſſer ſeinen richtigen Namen nicht dazugeſchrieben, ſo kam der Recenſent wohl auf den Verdacht, daß ein Einheimiſcher das Stück gemacht haben könnte, ſo ein „Naturdichter", wie ſie damals, aus mißrathenen Schneidergeſellen entſtanden, auf der Gaſſe umliefen. Er that daher das neue Volksſtück mit ein bißchen hoher Anerkennung und vieler Ironie in wenigen Zeilen ab. Da fragte ich mich verblüfft: Iſt dieſer Mann — der Recenſent — auch recht bei Troſte? Ein ſolches Stück wegzuwerfen, weil es etwa nicht genau in die Schablone paßt, die er ſich mühſam eingepaukt und nach der er alle geiſtigen Größen und Originale zu meſſen pflegte! In meiner Entrüſtung that ich etwas, das ein Poet zwar nie thun ſoll — ich ward Recenſent. Ich ſchrieb einen Aufſatz über das neue Stück, in welchem deſſen Werth und Bedeutung mit faſt leidenſchaftlich heißen Worten zur Würdigung kam. Zwar ward mir der zünftige Recenſent darob böſe, aber der Dichter ward mir gut. Nach der Veröffentlichung meines Aufſatzes ſchrieb mir ein gewiſſer Ludwig Anzengruber aus Wien, daß er der Verfaſſer des Stückes ſei, welches ich ſo mannhaft und warm in Schutz genommen.

---

*) Siehe „Meine Ferien". Wien, A. Hartleben.

Die Vorſtellungen des „Pfarrer von Kirchfeld“, welche auf die mattherzige Recenſion des Schablonenkritikers bereits erlahmt waren, ſetzten in Folge meines Aufſatzes wieder friſch ein, die Häuſer waren ſtets ausverkauft und ſelbſt vom flachen Lande ſtrömten die Leute herbei, um das merkwürdige Drama zu ſehen. Da gab's oft ein Schluchzen und ein Jubeln im Theater, wie es bislang bei uns kaum erlebt worden. Die Aufführung war freilich auch muſterhaft, nie habe ich ſeither einen Pfarrer Hell, einen Wurzelſepp geſehen, der mit den Leiſtungen der Herren Roll und Martinelli vergleichbar geweſen. Martinelli genießt noch heute mit vollem Recht den Ruhm, der beſte jetzt lebende Anzengruberrollendarſteller zu ſein.

Nach wenigen Wochen fand in Graz die fünfundzwanzigſte Vorſtellung des „Pfarrers“ ſtatt und zur höheren Feier derſelben ward der Dichter eingeladen, ihr beizuwohnen. Bei dieſer Gelegenheit nun habe ich Ludwig Anzengruber perſönlich kennen gelernt. Bei dem Feſtmahle, welches nach der Vorſtellung ſtattfand, ſaßen wir uns gerade gegenüber. Zwiſchen uns auf dem Tiſche hohe Champagnerflaſchen und ein ſehr üppiger Blumenſtrauß. Wir guckten manchmal ſo ein wenig zwiſchen durch aufeinander hin, ſprachen aber nicht viel. Als vom Schauſpieler Roll eine begeiſterte Rede auf ihn gehalten wurde und ich beim Anſtoßen aus Begeiſterung mein Glas in Scherben ſtieß, flüſterte mir Anzengruber, im Geſichte tief roth vor Befangenheit, durch die Blumen die Frage zu, ob auch er nun etwas reden müſſe? Ich kannte die Pein und ſagte, er habe ſchon geredet.

Erſt am nächſten Morgen, bei einem gemeinſamen Spaziergang wurden wir mitſammen vertrauter. Ich wollte ihm raſch die Schönheiten der Umgebung von Graz zeigen, allein er war etwas ſchwerfällig und behäbig, ſagte in ſeiner langſamen Sprechweiſe, die Naturſchönheiten habe er ohnehin in Wien in ſeiner Schreibſtube, hier wolle er den guten Freund haben, und er ſchlage vor, daß wir uns irgendwo „hineinſetzten“ und gemüthlich miteinander plauderten. — Und als wir uns nachher in ein Wirthshaus „hineingeſetzt“ hatten, fragte ich ihn, was es denn in ſeiner Schreibſtube zu Wien für großartige Naturſchönheiten gäbe.

„Allerhand“, antwortete er. „Ich denk' mir ſie halt.“

Es war ein bedeutſames Wort geweſen. Er dachte ſich die Naturſchönheiten, ſo wie er ſich ſeine Bauern dachte. Ach, ſelten hatte er Gelegenheit, das ernſtheitere Landleben zu beobachten und zu genießen. Denn mit der Geſundheit und Weltfreudigkeit, wie man ſie auf dem Lande findet, war es bei Anzengruber nicht zum beſten beſtellt. Alle Achtung vor großartiger Dichterphantaſie, aber es iſt doch ein Unterſchied, ob man ſich die ſchöne Natur und die geſunde Luft und die natürlichen einfältigen und vielfältigen Menſchen bloß denkt, oder ſie wirklich ſieht und erlebt.

Alſo wir hatten uns hineingeſetzt in ein Wirthshaus. 's iſt ein hübſch langer Sitz geworden; denn alles, was dieſer Mann anging, führte er gründlich durch — auch das Gabelfrühſtück. Plötzlich fragte er mich: „Iſt es unangenehm, wenn Ihnen jemand etwas Schmeichelhaftes ſagt?"

„Es kommt darauf an, wer es ſagt," war meine Antwort.

„Wenn es der Kirchfelder ſagt!" warf er ein.

Der Kirchfelder, das war er ſelber, denn alſo pflegten ihn in Bezug auf ſein Stück ſeine Freunde zu nennen.

„Der Kirchfelder ſoll's nur ſagen," ſprach ich.

„Mein Pfarrer hätte den Weg ſchon auch allein gemacht," verſetzte Anzengruber, „aber wahrſcheinlich, ſehr langſam, und gerade dieſes Stück taugt für die jetzigen Tage. Darum haben Sie mit Ihrem Aufſatze, der in vielen Zeitungen abgedruckt wird, dem Kirchfelder einen Freundſchaftsdienſt geleiſtet, der Ihnen nicht vergeſſen ſein ſoll. Ich glaube, Freund, wir halten zuſammen." Er hielt mir ſeine Hand hin, und wie ſchon vorher ſeine Sache die meine geweſen, ſo war von nun an auch ſeine Perſon faſt die meine. Alles, was im Guten oder Schlechten ihm je widerfahren, habe ich ſo empfunden, als ob es mir ſelber geſchehen wäre.

Von dieſem Tage an ſahen wir uns oft und ſchrieben uns noch öfter. Ich beſitze von Anzengruber eine große Anzahl Briefe, wovon die aus den erſteren Jahren voller Lebensfriſche, Schaffensfreudigkeit und Bummelwitzigkeit ſind, wogegen die aus ſpäterer Zeit ernſt, oft trüb und ſorgenvoll geſtimmt, manchmal zweifelnd an der Menſchheit, ſogar an ſich ſelbſt.

Eine Anzahl dieſer Briefe ſoll weiter unten mitgetheilt werden. Ein paarmal iſt er zu mir nach Steiermark gefahren, öfter kam ich zu ihm nach Wien.

Wenn ich nach Wien kam, waren wir gerne beiſammen. Wir beſprachen unſere gegenſeitigen literariſchen Pläne, er las mir ſeine neuen Arbeiten oder Theile derſelben vor, ſowie auch ich Kopf und Herz vor ihm auspackte. Manchmal ſetzten wir uns in irgend ein Wirthshaus oder Kaffeehaus zuſammen und führten die wunderlichſten Geſpräche über den Social-Communismus, den Peſſimismus und den Materialismus in der Literatur. Ich vertrat ſtets den idealeren Standpunkt, manchmal mit nervöſer Leidenſchaftlichkeit, er blieb in ſeiner kernigen Art ruhig, warf nur bisweilen in ſeiner klobigen Wiener Mundart ein höchſt draſtiſches Wort hin, durch welches er das Geſpräch ins Scherzhafte zu ſpielen wußte. Manchmal — wie unverſehens — entſchlüpfte ihm ein ganz beſonders warmherziges Wort, obzwar er mit Gefühlsausdrücken nicht verſchwenderiſch war, wie das auch in ſeinen Schriften zu merken iſt. „Wenn ich ſchon Gefühl ausdrücken ſoll,“ ſagte er einmal ſcherzhaft, „ſo will ich fluchen.“ Seine Ausſprüche waren ſtets kurz und ſchlagend und trugen ſchon wegen der ruhigen, ſcheinbar gleichgiltigen oder humoriſtiſchen Art, in der ſie vorgebracht wurden, das Merkmal der Ueberlegenheit an ſich. Dieſe Art kam ihm überaus zu Statten. Es war vielleicht nicht immer der richtige Nagel, auf den er hieb, allemal aber traf er ihn auf den Kopf.

Wenn mich eines ſeiner Werke entzückt hatte, ſo ließ ich meiner Begeiſterung ihm gegenüber freien Lauf. Er ertrug es ruhig, ſchmunzelte manchmal ein wenig, oder murmelte in ſeinen Bart eine kauſtiſche Bemerkung, die von einem kurzen, hellen Auflachen begleitet war. Wenn mir an ſeinen Werken bisweilen etwas nicht richtig ſchien, ſo ſagte ich es auch heraus; er ertrug es ebenſo ruhig und ließ ſich deswegen ſeinen Appetit am Nachtmahle oder ſeinen Genuß an der Cigarre nicht verderben. Einmal, dünkt mich, bin ich ſogar grob mit ihm geworden, und zwar wegen einer Sache, die mich eigentlich gar nichts anging. In den letzten Jahren kam er ſelten mehr aus Wien hervor, außer wenn er eine Vorleſereiſe machte oder eine Badecur gebrauchte. Ich ward nicht müde zu rathen, daß er im Sommer Wien verlaſſen und auf die Sommerfriſche gehen ſolle; abgeſehen davon, daß der Landaufenthalt ihm für neue Schöpfungen Stoff geben würde, wäre es doch auch ſeinen Kindern zu wünſchen, daß ſie ſich auf grünem Raſen und im freien Walde umhertummeln könnten. Einmal gab er mir auf ſolchen Vorſchlag eine ſo ablehnende, nachgerade das Landleben verachtende Antwort, daß ich eben ſo derb wurde und ausrief: Was das für ein Volksdichter ſei, der das Volk meide! — bis er über meine Entrüſtung in ein helles Lachen ausbrach.

Und ich glaube auch heute noch, daß ihm alljährlich einige Monate Landaufenthalt nicht geſchadet hätten, weder ſeiner Perſon noch ſeinen Dichtungen.

Etliche ſeiner Bauerngeſtalten, ſo geſtand ich ihm einmal, wären mir zu wenig natürlich und zu ſehr von Anzengruber'ſcher Weltanſchauung durchdrungen.

„Nun?“ fragte er, „und was weiter? Ich bin nicht dafür vorhanden, daß ich naturwahre Bauerngeſtalten mache, ſondern ich ſchaffe Geſtalten, wie ich ſie brauche, um das darzuſtellen, was ich darzuſtellen habe.“

Dieſer Ausſpruch, der mir ſehr bezeichnend ſcheint, weshalb ich mir ihn genau gemerkt, dürfte um das Jahr 1875 gefallen ſein.

Den Dichter Anzengruber ſah die Welt nicht werden. Als er hervorging, war er vollendeter Meiſter. Die Mecäne, die Schulmeiſter konnten ihn nicht fördern und aufhelfen, ſie hatten hier nicht Gelegenheit, mit einem Anfänger nachſichtig, einem allmählich Wachſenden Protector und Führer zu ſein. Daher der Reſpect vor ihm als er erſchienen, der im Verborgenen unter ſchweren Kämpfen Selbſtgewordene, denn das war ein Herrgott, den man nicht als Birnbaum gekannt.

Den Städtern hat Anzengruber das Bauernthum weſentlich näher gebracht, er hat ihr Intereſſe für dasſelbe erweckt. Intime Kenner des Volkes indes ſagen, daß der Bauer im Grunde anders ſei, wie Anzengruber ihn ſchildert; ich will das gerade nicht ſo behaupten. Im Bauernvolke giebt es, wie überall, die mannigfaltigſten Leute, gewiß auch ſolche, wie ſie unſer Dichter darzuſtellen liebte. Es geht überhaupt nicht an, zu ſagen: So iſt der Bauer und ſo iſt er nicht. Auch der Bauer iſt in erſter Linie Menſch und als ſolcher eigentlich unerklärbar und unerſchöpflich. Das äußere Gehaben des Bauers iſt ſo wenig verläßlich, als das des Salonmenſchen, es will bisweilen gerade das Gegentheil zeigen von dem, was Kern und Natur iſt. Wer den Bauer bloß beim Lodenrock packt, der hat ihn noch nicht, er muß ihm näher an den Leib rücken, und ich glaube, Anzengruber hat es daran zumeiſt nicht fehlen laſſen. Manchmal allerdings iſt der Anzengruber'ſche Bauer mehr gedacht als geſchaut.

* * *

In ſpäteren Jahren hatte ich ihn ſelten mehr allein. Kamen wir irgendwo zuſammen, ſo fand ſich bald auch eine größere Geſellſchaft von guten Freunden ein, und die Unterhaltung ward eine allgemeinere, heiteren und flüchtigeren Charakters. An das eine erinnere ich mich, nämlich, daß in ernſteren Dingen ich häufig anderer Anſicht war als alle übrigen, die ſich gerne um die Fahne Anzengruber's ſcharten.

Erſt wenn der eine oder der andere wieder mit mir allein war, gab er mir bei, einer einmal ſogar mit dem Geſtändniß, Anzengruber habe eine ſo ſichere und ruhige Art, ſelbſt das Unrichtigſte ſo zu behaupten, daß man ihm unwillkürlich beiſtimme. Manchmal aber war der Schelm in ihm, und etwas, das er den ganzen Abend lang im Gaſthauſe ſcheinbar ernſthaft und mit würdigſter Ruhe behauptet und vertheidigt hatte, konnte er nachher im Kaffeehauſe beim „Knickebein“ mit einem einzigen luſtigen Worte über den Haufen werfen. Natürlich purzelten ſeine Nachbeter luſtig mit.

Ludwig Anzengruber war eine knorrige, etwas unbehilflich ſchwerfällige Geſtalt. Seine ſtarkgeröthete Geſichtsfarbe, ſeine ſcharfgebogene, charakteriſtiſche Naſe, ſeine hohe Stirne, ſein blondes, nach rückwärts wallendes Haar, ſein röthlicher langer Vollbart, ſeine falben Augenwimpern gaben ihm ſchier das Ausſehen eines teutoniſchen Recken. Aber auf dieſem urgermaniſchen Geſichte ſaß ein Zwicker; und auch ſeine ſtarke Dichterſeele hatte manchmal einen ſolchen Zwicker auf, der ihr nicht gut zu Geſichte ſtand, einen Zwicker mit dunklen Gläſern — den Peſſimismus. Aber erſt in ſpäteren Jahren iſt der Dichter ſo kurzſichtig geworden, daß er bisweilen, aber nur bisweilen, ſich eines ſolchen Zwickers bedienen mußte. In ſeinen großen Werken war er von jenem Optimismus durchdrungen, den jeder echte Dichter haben wird und der ſich in der Dichtkunſt nicht in heiteren Idyllen äußern muß, ſondern vor allem dadurch, daß die poetiſche Gerechtigkeit waltet. Denn es iſt nicht wahr, daß in der Welt ſtets das Laſter ſiegt und die Tugend untergeht, es iſt vielmehr wahr, daß die Schuld ſich rächt und die gute That Segen bringt. Aber auf der Hand liegt das nicht immer; etwas tiefer muß man blicken, um das göttliche Walten zu erkennen. —

Derlei Gedanken gaben denn zwiſchen ihm und mir Anlaß zu mancherlei Erörterungen, und ich glaube, daß dieſelben nicht ganz fruchtlos geweſen ſind.

In ſeinen Abſichten und Entſchlüſſen zeigte er ſich ſtets entſchieden, fremden Einwand kühl ablehnend; und doch war er leichter zu bewegen, zu überzeugen, als es den Anſchein hatte; ſpröde und trocken war nur ſeine Schale, ſein Kern war mild und weich.

Gar nicht einverſtanden war er mit unſerem Culturleben, mit unſeren ſocialen Verhältniſſen. Oefter als einmal war es, daß er beim Glaſe das Geſpräch darüber plötzlich abbrach, vor ſich hinſtarrte, als wäre er verſunken in eine Erſcheinung, und halbverſtändlich etwas von „Mord" und „Brand", von „nieder" und „empor" u. dgl. murmelte.

„Aufhören's!" rief ich ihm dabei einmal zu.

Wie aus einem Traume richtete er ſich auf und zu mir gewendet, ſagte er: „Sie wollen's ja nicht anders! Bitten und Warnen hilft ja nicht! Da draußen auf der Au reiten ſie beim Wettrennen die Pferde zu Tode, die Tauſende von Gulden gekoſtet, und fünfzig Schritte daneben ſtürzt ſich von der Donaubrücke ein Weib mit einem Kinde vor Hungersnoth ins Waſſer. Es iſt ein — — Mir grauſt!" Damit brach er ſolche Geſpräche ab.

Dort die übermüthigen Sportsmen, hier die Verhungernden! Freilich, ein ſolcher Wettlauf müßte auch einen gewöhnlichen Menſchen peſſimiſtiſch ſtimmen. Um wie viel mehr erſt leidet darunter das für Recht erglühende Herz eines Dichters! Zudem hat Anzengruber das Mißverhältniß zwiſchen Verdienſt und Lohn nur zu ſehr an ſich ſelber empfinden müſſen. Viele Jahre nach dem erſten ruhmreichen Auftreten ſeines „Pfarrers von Kirchfeld" und anderer ſeiner großen Dramen hatte mir der Dichter zu ſchreiben: „Ich habe nun neun Jahre Schriftſtellerthum hinter mir, aber nicht die Stellung errungen, die mir erlaubte, ohne Frage nach dem augenblicklichen Erfolge, aus dem Vollen heraus produciren zu dürfen. Ich werde dieſe Stellung vorausſichtlich nie oder erſt dann erringen, wenn meine Jahre nicht mehr die ſind, welche eine ſolche Production aus dem Vollen zulaſſen."

Das war zur Zeit, als Operettenmacher in der Stadt ſich Paläſte und auf dem Lande ſchloßartige Villen bauten!

Im Winter des Jahres 1886 wurde auf dem Grazer Theater ein neueres Stück von Anzengruber verſuchsweiſe gegeben, welches für Wien als eine Weihnachtskomödie geſchrieben, dort aber abgelehnt worden und alſo heimatlos war. Das Stück hieß: „Heimg'funden". Das Grazer Publicum fühlte ſich von der herzenswarmen Komödie angemuthet, ich ſchrieb aus dieſem Anlaſſe für die Wiener „Deutſche Zeitung" einen Aufſatz über das Stück „Heimg'funden".

Um dieſelbe Zeit war zu Wien aber ein löbliches Preisrichtercollegium in großer Verlegenheit. Das hatte den Grillparzerpreis zu vertheilen und ſah keinen würdigen Dichter dafür. In dieſer Bedrängniß verfiel das Preisrichtercollegium, durch meinen Aufſatz aus Graz aufmerkſam gemacht, auf die Thatſache, daß in Wien ein Dichter lebe, Namens Ludwig Anzengruber, welcher ſchöne Theaterſtücke ſchreibe und das neueſte davon, „Heimg'funden" genannt, ſogar in Graz an der Mur mit großem Erfolge aufgeführt worden ſei. Die Folge ſolcher Kundmachung war, daß Anzengruber für dieſes Stück den Grillparzerpreis von 2000 Gulden erhielt.

Selten war es mir in meinem Leben gegönnt, einem Freunde etwas wirklich Gutes zu erweiſen, um ſo größer war meine Freude, als es mir bekannt wurde, daß ich die

Urſache der Preiskrönung Anzengruber's geweſen bin. Und die kleine Eitelkeit, gerade davon zu ſprechen, müßt Ihr mir ſchon verzeihen. Es ſoll ja auch Euch gern erlaubt ſein, davon zu plaudern, falls Ihr einmal einem deutſchen Dichter eine Aufmerkſamkeit erweiſt, außer der, ſeine Werke aus der Leihbibliothek holen zu laſſen.

* * *

Nachdem ich nun mit etwas unbefangen lauter Stimme erzählt, was ich ihm ſein konnte, will eingeſtanden werden, was er mir geweſen. — Was Ludwig Anzengruber mir geweſen iſt? Erſtens einmal das, was er als Dichter jedem war, der ihm horchte, zweitens das, was der Dichter ſolchen geweſen, die mit beſonderer Begeiſterung ſeine Werke in ſich aufnahmen, und drittens endlich noch Einiges dazu.

Noch Einiges dazu! das Perſönliche. Seine Perſon und ihre Wirkung auf die meine.

Es giebt Menſchen, welche nur Glut oder Eis ſein können. Sie müſſen lieben oder haſſen. Von Natur aus ſind ſie geneigt, allem vertrauensſelig entgegen zu kommen, alles mit Wohlwollen zu umfangen, und erfahrene Freundlichkeiten mit loderndem Herzensfeuer zu erwidern. Begegnen ſie aber irgend einem Mißwollen, einer Feindſeligkeit, alsbald ſind ſie ſo überſchwenglich in Trotz und Haßgefühl, als ſie es ſonſt in Liebe geweſen. Das leidenſchaftliche Herz wäre ein Glück für den, der es im Buſen trägt, wird behauptet. Nun zu ſolchen unglücklichen Glücklichen gehörte auch ich, und derlei Feuer ein wenig zu dämpfen, lehrte mich Ludwig Anzengruber.

Dieſer Mann kannte keine Ueberſchwenglichkeit. Wen er gern hatte, dem war er im gewöhnlichen Verkehre warm zugethan; wen er nicht leiden konnte, dem ging er ruhig aus dem Wege und kümmerte ſich nicht weiter um ihn. Nie hat ihn das Glück übermüthig, nie das literariſche Mißgeſchick irre gemacht. Er ward vergöttert und verketzert wie kaum ein anderer ſeiner Zeit; die ſanguiniſcheſten Liberalen prieſen in ihm den Heiland des Volkes — er lächelte in ſeinen Bart; die Orthodoxen verfluchten ihn als Antichriſten — er lächelte in ſeinen Bart. Er ward gelobt, und ſchwieg, er ward verhöhnt, und ſchwieg. Heute hub die Mitwelt ihn jubelnd auf den Schild, er blieb ernſt und ruhig; morgen ließ ſie ihn treulos fallen, er blieb ernſt und ruhig. Vielleicht war er ſo ernſt, weil er, unter Ausnahmen vertrauensinniger Stimmungen, die Menſchen nicht ernſt nahm; vielleicht blieb er ſo ruhig, weil er die ruheloſe Art der Volksgunſt, die Unbeſtändigkeit der Welt kannte. Aber dieſer ruhige Ernſt gab ihm eine Männlichkeit und Würde, welche unbeſchreiblich für ihn einnahm. Sein Geiſt war nicht ſchulfabriksmäßig gebildet worden, er hatte in den Irren und Wirren der Welt ſich ſelbſt zurechtfinden müſſen; und doch war es ihm gelungen, ſich eine Ebenmäßigkeit des ganzen Weſens anzueignen, die uns anderen zu einem leuchtenden Vorbilde dienen konnte.

Unrecht geſchah ihm oft, vertheidigt hat er ſich faſt nie. Um ſo heißer empfand ich manchmal das Verlangen, für den Freund in die Schranken zu treten.

Einmal ſtanden die Volksſchullehrer gegen ihn auf. Er hatte für die von ihm redigirte Zeitſchrift „Die Heimat“ zu einem fertigen Holzſchnitte ein übermüthiges Geſchichtlein geſchrieben über einen Dorfſchulmeiſter der alten Zeit. Das ward mißverſtanden, eine große Anzahl von Lehrerblättern tadelte ihn ſcharf, einige wollten ihm bei dieſer Gelegenheit den bigotten Schulmeiſter von Alt-Oetting (im „Pfarrer von Kirchfeld“) vergelten. Sie überſahen, daß wohl kaum ein anderer Dichter unſerer Zeit ſo energiſch im Sinne der neuen Volksſchule gewirkt hatte, als eben Anzengruber. Ich wollte ſie daran erinnern, darauf er: „Wie, Sie wollen einen Lehrer belehren?“ Uebrigens rechtfertigte er ſich in der Schulmeiſterſache ſpäter ſelbſt durch einige maßvoll gehaltene Zeilen.

Unvergleichlich ernſter als der Schulmeiſteranſturm war der „Pfaffenkrieg“, der gegen Anzengruber ſeit Anbeginn ſeiner literariſchen Laufbahn geführt wurde. Den Gegnern war kein Mittel zu ſchlecht, um den Dichter bei dem Volke in Mißcredit zu bringen. Mit dem für uns Volkspoeten eigens erfundenen Spottnamen „Lederhoſendichter“ richteten ſie nicht viel aus; im Gegentheile, die lederbehoſten Alpenbauern wurden nun erſt begierig, einen ſolchen, auch auf das Beinkleid bedacht nehmenden Dichter kennen zu lernen. Beſſer machte ſich ſchon das Schlagwort vom „gottloſen Freimaurer“; unter dieſer von der Kanzel her bekannten Bezeichnung denkt ſich die katholiſche Landbevölkerung einen Ausbund von Gottloſigkeit, Verführungskunſt und Schlechtigkeit. Am wirkſamſten aber war die folgende Kampfart: Man mißdeutete in Anzensgruber's Dramen die von wahrer Moral beſeelten Sentenzen, unterſchob den Ausſprüchen einen falſchen Sinn und ſchrie dann: Sehet den Unchriſten! Alſo trieben ſie es beſonders beim „Pfarrer von Kirchfeld“, beim „Gewiſſenswurm“ und beim „Vierten Gebot“. Sie hatten wohl ihren guten Grund, dieſen Dichter zu bekämpfen, aber den wollten ſie nicht ſagen. Er ſtand gegen orthodoxe Aeußerlichkeiten, und ſie ſagten, er verfolge das Chriſtenthum.

Gegen ſolche Kampfesweiſe habe ich denn mehrmals mit zornigen Artikeln dreingeſchlagen in der Abſicht, die Gegner eines Beſſeren zu belehren. Anzengruber ſah mir ſtets ſchweigend zu, lachte wohl wieder einmal in ſeinen Bart, und ich wette keinen ſächſiſchen Pfennig, ob er mich nicht ausgelacht hat. Einer, der jene Gegner mit Vernunftgründen überzeugen will — es iſt in der That zu lächerlich. Werde es in Zukunft wohl auch bleiben laſſen.

Alſo war Anzengruber durch ſeine würdevolle Ruhe mir der beſte Wegweiſer, durch ſein Schweigen manchmal der beredteſte Lehrer.

* * *

Als 1872 meine Mutter geſtorben war, tröſtete mich Anzengruber brieflich mit unendlich innigen Worten.

Drei Jahre ſpäter ſollte ich ſie ihm zurückrufen müſſen, als er ſeine Mutter verlor, „die er geliebt mit einer Liebe, wie ſonſt keinen Menſchen auf der Welt“. Dieſes Wort hat er Jahre vor ihrem Tode geſprochen und Jahre nach ihrem Tode in bitterer Wehmuth wiederholt.

In jenen Jahren war es oft, daß ich an meinem ſchriftſtelleriſchen Können verzagte, daß mir vor Muthloſigkeit die Feder aus der Hand ſinken wollte. Immer auf die Leiden meiner Kindheit blickte ich zurück und erging mich in Dichtungen, die mir das Herz verſengten. Darauf ſchrieb er mir: „Raſten Sie ſich nur einmal aus!“

Auch dieſe Aeußerung ſollte ich ihm zurückgeben müſſen nach Jahren.

Anzengruber arbeitete nicht leicht, hatte aber die Gabe, bei einem feſtgefaßten Stoffe zu verweilen jahrelang, ihn ausreifen zu laſſen. Er ſchuf eben mehr mit dem Verſtande und war nicht ſo ſehr auf die flüchtige Gemüthsſtimmung angewieſen. In ihm lebte eine ſtarke Kraft, die nur etwas ſchwer beweglich war und wohl auch als Anſtoß der Anerkennung der Leute bedurfte. Wo dieſe verſagt wird, da erlahmt endlich auch ein gewaltiger Dichterflug, und ſtatt uns Aetherwogen zuzufächeln vom hohen Himmel, peitſchen die Flügel des Adlers den Staub der Straße auf.

Ludwig Anzengruber wurde Redacteur, beziehungsweiſe Schreiber des politiſchen Witzblattes „Figaro“. Auf mein Vierzeiliges:

„Der größte Tragiker unſerer Zeit,
Der muß ein Witzblatt machen;
Ein tragiſcher Witz, bei meiner Seel',
Man möchte Thränen lachen!“

antwortete er: „Ich bitte Sie, Pegaſus im Joche muß froh ſein, daß er im Circus durch den Reifen ſpringen darf — das iſt immer noch Kunſt.“

In Wien hatte ich ſeit Jahren einen drolligen Widerſacher, der mir unter mancherlei Vermummungen bei jeder Gelegenheit öffentlich einen galliſchen Rippenſtoß verſetzte und bei meinen Werken vor allem den Erfolg nicht verzeihen konnte. — Fragte ich einmal: „Was dieſer Menſch nur hat?“

„Nichts hat er,“ antwortete Anzengruber.

In ſolchen ſcharfpointirten Ausſprüchen lag Salz, mit welchem er manchem den Kohl gewürzt, manchem die Suppe verſalzen hat. Doch wußte er ſeinem Epigramm zumeiſt eine gutmüthige Wendung zu geben; alſo ſetzte er damals auch bei: „Beneidet zu werden, iſt doch ein Vergnügen. Ich wollte, auch mir würde es öfter zutheil.“

Zu einer gewiſſen Genugthuung gereichte ihm die Kritik, welche mit wenigen Ausnahmen ihn ſtets hoch gehalten hat. Aber glücklich machte ihn das auch nicht. „In der Zeitung ſteht, was ich für ein Kerl bin!“ murmelte er einmal mit Selbſtironie vor ſich hin. „Na, wenn's nur in der Zeitung ſteht — he, he!“

Vom richtigen Philoſophen ſagt man ja, daß er nichts ernſt nimmt — auch ſich ſelber nicht. Und doch!

Ueberaus ernſt war Ludwig Anzengruber geworden im Laufe der Zeiten. Er hatte dafür Gründe, die ſeine Freunde wohl ſahen, aber er hatte auch ſolche, die wir nicht ſahen und die er in ſich verbarg wie in einem Grabe. Ein Dichter, den's verlangt, all ſein Empfinden in die Welt zu rufen und der gerade ſein tiefſtes Weh verſchweigen muß!

In heiterer Geſellſchaft beim Weine ward freilich auch er froh. Er fühlte ſich heimiſch bei fröhlichen Menſchen. Keine Nacht war ihm zu lang im Aſyle der Freunde.

Und hierin gab es zwiſchen uns Conflicte. Ich, der manchmal in der Anzengruber-Geſellſchaft (Gaſthof „zum Lothringer“, ſpäter Gaſthaus „zur Birne“ in Wien) erſcheinende Provinzler, kam ihm des Abends allemal zu früh und ſchied auch zu früh; ſo beſonders einmal nach einer anſtrengenden Reiſe, die ich gemacht. Darauf ſchrieb er mir am nächſten Tage nach Graz folgende Epiſtel:

„Kimmſt wieder eppa amal nach Wean,
So thua nit gar ſo ſchleuni,
Sitz nit um ſechs ins Wirthshaus h'nein,
Und ins Kaffee gar ſchon um neuni.
Und ſelb' is a nit liab und ſchön,
Daß D' ſagſt, wollt'ſt Zeitung löſen,
Mer ſaß daneben grad als wia
D' Katz z'neb'n der Butterdöſen.
Kimm ſpäter und geh' in der Frua,
Da kriagſt mich a dazua.

Der Kirchfelder.“

Darauf erhielt er aus Graz folgenden Erguß:

„Dei Gedichts hot mih gfreut,
Dei Gedichts hot ma gfolln,
Scho drum, weil ih dafür
Koa Honorar nit brauch z' zohln.

Oder ſunſt, probir's ſelber
Und ſchlof zwoa Nacht' nit,
Und vallump, wannſt a Schneid hoſt,
In Wirthshaus die Tritt.
Um ſechsi ins Bett,
Des wa recht für mih gwen,
Do reit't mih der Teufel:
Mein Freund möcht' ih ſehn. —
An andersmol gniaß ih
Mein Freund ohni Wein,
Do kriagg ma koan Mugl,
— Wird's Gſcheiteſti ſein."

Er ging darauf zur Tages-, vielmehr zur Nachtordnung über.

Ein ordentlicher Wiener, meinte er, gehe Abends ins Wirthshaus und Morgens ins Kaffeehaus und der Einfachheit halber um Mitternacht gleich von dem einen zum anderen.

Der Philiſter in mir ſagte einmal, daß der Menſch am nächſten Tage nicht Kopfweh haben dürfe, und daß Geſundheit eine Hauptſache ſei.

„Kopfweh iſt ja auch eine Hauptſache," mit dieſem Spaſſe hatte er die Lacher auf ſeiner Seite, und auch mich — bis vier Uhr Morgens.

* * *

Häufig wurde Anzengruber in Wien und anderen Städten eingeladen, öffentlich aus ſeinen Werken vorzuleſen. Er that's aber nicht gerne, gab ſich auch keine beſondere Mühe, im Vortrage künſtleriſch zu wirken; „ſoll man leſen, ſo muß man leſen," ſagte er einmal, und er las aus ſeinem Buche, wie man eben recht und ſchlicht lieſt. „Ums Hören geht's ihnen ja eigentlich doch nicht, ſie wollen es nur ſehen, das

Thier mit dem großen Schädel." — Wenn dann nach der Vorleſung die Verehrer und Verehrinnen ihn umdrängten, ſtand er da und war linkiſch und ſchaute nach dem Ausgange. —

Mit Anzengruber's dramatiſchen Werken iſt es mir manchmal wunderlich ergangen. Er ſchickte mir das Buch gewöhnlich ſchon vor der Erſtaufführung; ich las es mit Heißhunger und ward allemal enttäuſcht. Um ſo größer war meine Freude, das Werk dann auf der Bühne in künſtleriſcher Abrundung und mit hoher dramatiſcher Wirkung zu ſehen. Ich erkannte es kaum wieder vom Buche her und da ward mir klar: echte dramatiſche Werke ſoll man nicht leſen, ſondern ſehen; und ein gutes Leſedrama iſt ja bekanntlich nicht immer im gleichen Grade wirkſam auf den Brettern. Einzelne Stücke Anzengruber's habe ich über ein dutzendmal angeſehen; mein Tagebüchlein erzählt ſogar, daß ich dem „Pfarrer von Kirchfeld" ſeit zwanzig Jahren einundvierzigmal beigewohnt hätte! Aber nie mit kritiſcher Abſicht oder als lerngieriger Jünger, ſondern als einfacher Zuſchauer, der nichts will, als die Geſtalten menſchlich auf ſich wirken laſſen. Und oft nach der Vorſtellung ſetzte ich mich hin und ſchrieb an den Verfaſſer ähnliches wie: „Herrlicher Menſch! Ihr Werk hat mich wieder wunderbar ergriffen, zutiefſt erſchüttert, bis zur Glückſeligkeit erhoben!" — War dieſer Tribut des dankbaren Herzens geleiſtet, erſt dann konnte ich die Ruhe des Gemüthes wiederfinden und das ſeeliſche Wohlbehagen, das in mir durch ſeinen Genius geweckt worden, hielt ſtets tagelang an.

Die Erzählungen und Romane Anzengruber's, welche niedergründen in die Tiefen des Lebens, welche die Charaktere feſt und ſicher faſſen und bis in die äußerſten Folgerungen darſtellen, welche voll gewaltiger Geſtalten und voll des ſchärfſten Geiſtes ſind, haben mich oft zur Bewunderung hingeriſſen; hinter dem Bruſtfleck warm gemacht haben ſie mir ſeltener. Wohl war dieſer Dichter der ergreifendſten Herzenstöne mächtig wie wenige, das ſieht man beſonders in ſeinen Dramen; in ſeinen erzählenden Schriften tritt die Gemüthsinnigkeit vor dem Geiſte zurück.

Mehrmals iſt die Vermuthung ausgeſprochen worden, daß wir uns bei einzelnen Werken oder Geſtalten gegenſeitig beeinflußt hätten. Das iſt nicht. Wir ſtanden jeder für ſich. Keiner von uns beiden hat wohl je den leiſeſten Hang verſpürt, in die Fußſtapfen des anderen zu treten. Außer ein paar Schwankideen, die wir ſeinerzeit einander geſchenkt, und außer der gegenſeitigen Mitarbeiterſchaft an den von uns herausgegebenen Zeitſchriften, haben wir uns gegenſeitig literariſch nicht fördern können. Doch als Menſch habe ich durch ihn gewonnen, und er hat hoffentlich durch mich nicht verloren.

verloren.

In den letzten Jahren ſeines Lebens iſt unſer perſönlicher Verkehr einigermaßen lax geworden. Er wohnte mit ſeiner Familie in einem Vororte Wiens und ſchloß ſich immer mehr ab. Auf Beſuch verſpürte ich in ſeinem Hauſe einen mir unheimlichen Hauch und der Dichter war verſtimmt. Um ſo luſtiger, manchmal faſt krankhaft luſtig, war er, wenn wir in einer Gaſtſtube beim Glaſe ſaßen und davon ſprachen, was wir wollten und nicht erreichen konnten. Eigentlich kein luſtiges Thema, aber es gewann ihm Humor ab.

Mehrmals gebrauchte er einer drohenden Herzverfettung wegen die Cur in Marienbad; übrigens hörten wir nicht viel von angegriffener Geſundheit. War er in letzterer Zeit gleichwohl ſtark ergraut, ſo ſah er doch ſonſt nicht krank aus. Am Tage nach der Eröffnung des Deutſchen Volkstheaters in Wien (Herbſt 1889) habe ich ihn beſucht und befragt, warum er — deſſen neues Stück: „Der Fleck auf der Ehr“ das neue Haus eingeweiht — an dem darauffolgenden Feſtmahle nicht theilgenommen habe?

„Lieber Roſegger,“ war ſeine Antwort, „der Fleck auf der Ehr!“ Der Kenner ſeiner Familienverhältniſſe nur konnte verſtehen, wie das gemeint war. — Dann ſprach er in ſehr gleichgiltiger Weiſe über das Stück. „Sie ſagen, es wäre nicht ſchlecht. Meinetwegen! Ich bin entkräftet, ich bin entmuthigt; mir fällt nichts mehr ein.“

Wie einſt er zu mir, ſo ſagte ich nun zu ihm: „Raſten Sie ſich nur etwas aus.“

„Freund, das werde ich.“

Man hätte es nach ſolchen Anzeichen ahnen können, daß ſein Herz gebrochen war. Ein paar Monate ſpäter, am 10. December 1889, kam die Depeſche: „Anzengruber heute Früh verſchieden.“

Früh verſchieden.

An ſeiner Bahre ſtritten Zeitungsblätter der Parteien um ſein Erbe. Anzengruber hatte ſich um Parteien wenig gekümmert, er wußte nur vom Menſchen, er war ein Dichter.

Mir war er, wie angedeutet worden, noch etwas mehr. —

Briefe von Ludwig Anzengruber.

In den achtzehn Jahren unſerer freundſchaftlichen Beziehungen zu einander hat der große Dramatiker mir an 150 Briefe geſchrieben. Von dieſen Briefen ſoll hier ein Theil veröffentlich werden, und zwar eine Auswahl ſolcher Schreiben, welche die Discretion freigiebt und die für den Verfaſſer in irgend einer Weiſe charakteriſtiſch ſind.

Es wird auffallen, wie heiter und übermüthig die erſteren Briefe ſind und wie ernſt die letzteren. So war es mit dem ganzen Menſchen: in den erſten Jahren ſeiner Erfolge voller Humor, dann nach herben Erlebniſſen, bitteren Enttäuſchungen ein allmähliches Zurückziehen in ſich ſelbſt; er kehrte ſich ab von aller Welt, wurde verſchloſſener ſogar gegen ſeine Freunde; immer ſeltener, aber dann um ſo lebhafter, kam ſein tiefes, treues Gemüth zum Ausdrucke.

Die meiſten dieſer Briefe werden ohne weitere Erklärungen einem größeren Kreiſe verſtändlich ſein. Briefe oder Stellen, die nur Privates behandeln, oder zu freimüthig noch lebende Perſonen oder Zuſtände ſtreifen, ſind weggelaſſen. Ja ſelbſt ſolche in dieſem Büchlein abzudrucken, welche ſich oft wohl zu ſchmeichelhaft mit meinen literariſchen Leiſtungen befaſſen, durfte ich mir kaum erlauben. Hingegen ſtehe ich nicht an, die wohlwollend charakteriſirenden und tadelnden Ausſprüche wiederzugeben, zu denen manches meiner Bücher ihn veranlaßt hat. Nach dieſer nebenſächlichen Bemerkung möge der bedeutende Geiſt und prächtige Menſch gleichſam im Schlafrocke, darum aber nicht minder intereſſant und achtunggebietend, vor uns treten.

Wien, den 11. Februar 1871.

Werther Herr!

Das haben Sie recht ſchlau gemacht und ich ſollte Ihnen darum nicht recht trauen! Wie mögen Sie nur einen eitlen Menſchen und Schriftſteller, ohnedies ſchon zu viel gelobt, durch Ihr Lob noch eitler machen! Und wie hinterliſtig Sie das anſtellen! Sie thun gar nicht, als wären Sie der P. K. Roſegger, unſere Specialität für Volkscharaktere des deutſchen Hochlandes, Sie ertheilen mir da einen legalen Paſſirſchein für alle Charaktere meines Stückes und ſchicken mir ihn auf die liebenswürdigſte Weiſe ſogar ins Haus, laſſen mich dabei in Ihr offenes Herz mit dem ganzen, vollen Pulsſchlag für das Volk und die heilige Sache der Humanität blicken ... und ſprechen dann zum Schluſſe vom „kühnen Vordrängen, freundlicher Nachſicht und gelegentlich paar Zeilen ſchreiben" — gehen Sie mir doch! Und hätte ich Kopf und Hände noch zehnmal mehr von Arbeit voll, als es der Fall iſt, das mußten Sie doch wiſſen, daß mir mit Ihrem Schreiben die Feder in die Hand gezwungen wird, oder glauben Sie denn, ich ſei ſolch ein Philiſter, daß mein Puls nicht hüpfender, meine Gedanken nicht ſprühender werden, wenn eine freie, frohe Seele, gleich der meinen, mir ſagt: „Ich nehm' Dein ehrlich Wollen für ein ganzes, volles Können, denn wir verſtehen uns?!" — O nein, mein Herr, da mag der Teufel, bekanntlich der Gott der Philiſter, das Maul halten, ich aber grüße Sie, Herzens- und Zeitgenoſſe!

„Du haſt's erreicht, Octavio!" —

Da haben Sie paar Zeilen und nehmen Sie nur freundlich zur Erinnerung mit in Empfang, was ich Ihnen mitzuſchicken mir erlaubte, erſtens: das allerdings noch nicht gedruckte und verlegte Buch, ſondern bloß als Bühnenmanuſcript vorhandene Werk „Der Pfarrer von Kirchfeld", und zweitens meine Photographie. Und wenn es kein unbeſcheidenes Vordrängen iſt, ſo machen Sie mir wohl die Freude und ſenden mir gelegentlich auch ein paar Zeilen und Ihre Photographie dazu?! Sie ſehen, ich bin ſo beſcheiden wie Sie, o ich kann das auch, nur verlange ich gleich etwas dafür, Sie wären mit einer einfachen Auskunft zufrieden geweſen, ich will Sie dazu, wenigſtens im Conterfei! Das thut mir recht leid, daß Sie in Wien mich nicht gefunden haben. So will ich's Ihnen denn hier ſagen, was ich Ihnen auch geſagt hätte, wenn ich Sie geſprochen hätte. Ahnen Sie es wohl, wie zagend ich auf mein fertiges Stück die Charakteriſirung „Volksſtück" ſetzte? Und doch!

Wenn wir, die wir uns emporgerungen aus eigener Kraft über die Maſſe, heraus aus dem Volk, das doch all unſere Empfindungen und unſer Denken großgeſäugt hat, wenn wir, ſage ich, zurückblicken auf den Weg, den wir mühvoll ſteilauf geklettert in die freiere Luft, zurück auf alle die tauſend Zurückgebliebenen, da erfaßt uns eine Wehmuth, denn wir, wir wiſſen zu gut, in all dieſen Herzen ſchlummert, wenn auch unbewußt, derſelbe Hang zum Licht und zur Freiheit, dieſelbe Kletterluſt, und dieſelben, wenn auch ungelenken Kräfte, und ſo oft wir bei einer Wegkrümmung das Thal zu Geſicht kriegen, ſo thun wir, wie uns eben ums Herz iſt, luſtig hinabjuchzen. Kimmt rauf, do geht da Weg! oder weinend zuwinken — o wie oft unverſtanden! Das war auch meine Furcht, aber ſiehe da — plötzlich wimmelt's auf meinem meine Furcht, aber ſiehe da — plötzlich wimmelt's auf meinem Weg herauf vom Thal, ich ſeh' mich ganz verſtanden, ſeh' mich eingeholt, umrungen und ſteh' dem Volke gegenüber, gehätſchelt wie ein Kind oder ein Narr — die bekanntlich die Wahrheit ſagen. Gott erhalte uns das Volk ſo, wir wollen gerne ſeine Kinder ſein und ſeine Narren bleiben.

Erhalten Sie mir Ihre freundſchaftliche Geſinnung, der Ihre

L. Anzengruber.

Wien, den 1. März 1871.

Werther Herr!

Eine Ausſchnaufungs-Pauſe benütze ich dazu, Ihnen meinen Dank für Ihren freundlichen letzten Brief auszuſprechen. Jedoch haben Sie es in demſelben wie jene kluge Sultanin in „1001 Nacht“ gemacht und da abgebrochen, wo es am ſpannendſten wird. Sie ſagen, der „Pfarrer“ habe Ihnen Sorge, Herzleid und ſchlafloſe Nächte gemacht!

Sie hätten mir beinahe auch eine ſolche bereitet, ich ſuchte nach in meines Buſens Tiefen, was da für eine Aehnlichkeit mit jenen finſteren Mächten des Daſeins ſchlummern möge, die den Menſchen Sorge, Herzleid und ſchlafloſe Nächte bereiten können, was mich in eine Linie ſtellen könnte mit Tyrannen, ſchwarzem Kaffee, „Znächtlings“ unangenehm regſamem Inſectenvolk!! Wie geſagt, Sie haben mir viel Kopfzerbrechen gemacht!

Spaß beiſeite, ich bin ſehr begierig, wie Sie mir dieſes Räthſel löſen werden, und da bitte ich Sie denn, ſich ganz auszuſprechen, damit ich Sie ganz verſtehe, und ich glaube, wir können uns verſtehen, unſere Wurzeln haften in Einem Boden, mitten im Volk! Und was wir geworden ſind, beide in unſerer eigenen Art, wir wurden es aus eigener Kraft.

beide in unſerer eigenen Art, wir wurden es aus eigener Kraft.

Sie haben mir ja verſprochen, mir das ſeinerzeit zu erzählen, ich erwarte das und ich will Ihnen dann gewiß auch wieder antworten, damit Sie ſehen, daß ich Sie verſtanden habe.

Für heute verbleibe ich denn auch mit treuem Gruße Ihr

L. Anzengruber.

P. S. Ich habe ein älteres Drama von mir nach Graz geſchickt, es heißt „Der Verſuchte“; ſollten Sie davon zu hören bekommen, ſo denken Sie einſtweilen davon das Beſte!

Wien, den 12. Mai 1871.

Wertheſter Freund!

Nun zur Ruhe gekommen nach aufregenden Tagen, grüße ich Sie von meinem Daheim und danke Ihnen für die freundlichen Stunden, die Sie mir in Graz bereitet haben, ferner auch für die, die Sie mir hier in Wien durch Ihr Buch bereiten noch zur Stunde.

Der Schreiber dieſer Zeilen — nämlich dieſer (beigelegten) Tagblattzeilen, F. Schlögl, ein geachteter Journaliſt und im Umgange ſehr liebenswürdiger Menſch, iſt ein Verehrer ſowohl meiner als Ihrer Muſe und hat gelegentlich unſerer letzten Zuſammenkunft den Wunſch geäußert, Sie kennen zu lernen, falls Sie nach Wien kämen — der Mann ſchätzt Sie wirklich hoch, und ſchon mir wäre es höchſt angenehm, Sie wenigſtens einen Abend in Wien wieder zu ſehen. Ferner haben wir hier einen Alpenſteiger, Schumm glaub' ich nennt er ſich, ein Naturmenſch, der Sie ebenfalls hochſchätzt, und der Ihnen aus lauter Verehrung ich glaube ſein Bett — weiß nicht mit oder ohne ſeine Beilage — abtreten will; — verabſäumen Sie es nicht, dieſe Männer zu ſehen, denn wie es dem Dichter wohlthut, anerkannt zu ſein, ſo iſt es dem Leſer ein Vergnügen, mit dem Dichter perſönlich zu verkehren, und Sie können es ja leicht thun, Sie enttäuſchen Niemand.

Es iſt auch wegen der Nachwelt, denn der Freund arbeitet oder bereitet wenigſtens ſchon ebenſo wohl für den rühmlichen Bergkraxler Schumm, ſowie für meine Wenigkeit die Nekrologe vor; in meinen kommt hinein, daß ich z. B. Wurſt nie ſchäle, ſondern mit der Haut eſſe, daß ich noch nach Mitternacht Anfechtungen der Eitelkeit erliege und Glacéhandſchuhe anziehe.

„Sonſt ein ſehr lieber Menſch!“

Ich freue mich ſchon ordentlich darauf, all dieſes als Abgeſchiedener zu leſen.

Alſo Sie werden von dem Nutzen für Zeit und Ewigkeit, den Ihnen der Beſuch dieſer Geſellſchaft bringt, überzeugt ſein, und ich hoffe, Sie werden mich alſo in die Kenntniß bringen, wenn Sie Wien berühren, damit ich alle, die ſich für Sie intereſſiren, rechtzeitig davon verſtändigen kann — dieſes mein Auftrag!

Um auf Ihr Werk wieder zurückzukommen, Ihr Buch iſt gut — aber Sie ſind beſſer — in Ihnen ſteckt noch mehr, viel mehr, das muß heraus — und darum werde ich Sie von Zeit zu Zeit ärgern — — Ihr mögt das Gleiche an mir thun.

Sie ſehen, was das für ein Mordsbrief geworden iſt, ich muß ſchließen, ſonſt müßte ich vielleicht einen weltbewegenden Gedanken wegen Mangel an Raum kurz in der Mitte abbrechen.

Ihr Verehrer und getreuer aufrichtiger Freund
L. Anzengruber.

Wien, den 20. September 1871.

Wertheſter Freund!

Umſonſt habe ich gewartet und gewartet auf Ihr

Umſonſt habe ich gewartet und gewartet auf Ihr „baldigſt" verſprochenes Schreiben, in banger Sorge war ich ſchon, was etwa Ihnen oder mit Ihnen geſchehen ſein könnte — da begiebt ſich Freund Schlögl auf Entdeckungsreiſen, und ſiehe da, Sie ſitzen wohlbehalten in Graz; ruhig bauend und vertrauend habe ich zugewartet, hätte ich gewußt, wo Sie wären, ich hätte Sie wenigſtens mahnen können, aber konnte ich denn an eine ſolche haarſträubende Pflichtvergeſſenheit, an eine ſolche immenſe Wortbrüchigkeit denken!? Nein, meine reine Seele ſchaudert zurück vor den Brandmälern der Ihrigen. Ich habe nur feine Seufzer. So jung und ſchon ſo verderbt! Schlögl kann Ihnen gewiß nicht das „Winden des Jungfernkranzes" in der „Hebmutter" verzeihen, es iſt cyniſche Verſündigung am höchſten Gut der Frauen — und ich werde Ihnen nie verzeihen können, daß Sie, wie Liebe, ſo auch Freundſchaft geringſchätzend behandeln — Herr, Sie ſind aller Gefühle, die die Menſchenbruſt in Ihrer Action erweitern und zuſammenziehen (beſonders das letztere bei der „Liebe"), aller dieſer Gefühle ſind Sie bar. — Sie ſind ein Troglodyte, den nur die Athmungsnothwendigkeit nach den Bergen treibt, während ich, die heiteren Bergeshöhen ſelbſt im Buſen tragend, ruhig ſtubenhocken kann, o, mehr noch — — eigentlich genug. Was helfen alle Worte, Sie ſtreichen Schlögl zuliebe nicht die Stelle aus der „Hebmutter" und Sie haben mir keinen Brief geſchrieben, Sie ſind nicht zu rühren, Sie ſind hart wie Ihre Felſen und an Ihnen gleitet moraliſche Entrüſtung, ſowie gekränkter Freundſchaft Vorwurf ab wie der Fuß an dem tannennadelbeſäeten Boden Ihrer Wälder. — So ziehe denn hin, Ungeheuer, und erwache im Lande der Ideale, umgeſchaffen zu einem lieblichen Prinzen.

Jedoch da ich höre, daß Sie nach Neapel ziehen, ſo erſuche ich Sie dennoch, ſchon aus chriſtlichem Biederſinn, ſich das Sprichwort: Neapel ſehen und dann ſterben! nicht zu Herzen zu nehmen und hübſch leben zu bleiben — ich könnte den Gedanken nicht ertragen, wenn Sie ſo hinführen in Ihren Sünden, deren wahrſcheinlich eine ſchreckliche Anzahl ſich noch auf Ihrer warmen Reiſe zu den übrigen geſellen wird.

Jedoch da ich höre, daß Sie nach Neapel ziehen, ſo

Sie haben Schlögl einen Brief geſchrieben, den er mich hat leſen laſſen, worin Sie Nr. 1 auf die Schneebergpartie hinweiſen, die hätte arrangirt werden ſollen — wer hat Sie angeregt? — Ich nicht. Nr. 2 beinzichten Sie mich der Stubenhockerei — gut — aber wo ſoll man denn hocken, wenn man ſchreibt — ?

Gegenwärtig liegt vor meinen Augen Gebirgsland und vor mir bewegt ſich der alpine Menſchenſchlag — wie er in Tirol, Steiermark, Bayern und wie er auch in Oberöſterreich noch vorkommt und führt vor meinem geiſtigen Auge eine Komödie auf, wie dieſelbe in derlei Natur und Naturen ſich abſpielen mag — ſie ſpielt zwar im bayeriſchen Hochlande, iſt jedoch im Dialekte allgemein verſtändlich gehalten, wie auch der Stoff ein alle dieſe Gemüther anregender iſt. —

Das andere alles, Titel ꝛc. iſt noch Geheimniß. —

Sie ſehen, ich klettere in meiner Stube auf die Berge, ich ſchlage die Blätter, die Tagebuchblätter meines Herzens nach, und da tauchen ſie auf, die Geſtalten — die Euch in den Bergen, auf den Gehöften, bei einſamen Weilern u. ſ. w. begegnen.

Wertheſter! Hier haben Sie ſohin ein ſehr ſchlecht geſchriebenes Epiſtel — entziffern Sie es und ſchreiben Sie wieder ein paar Zeilen, ſo werden Sie mich ſehr erfreuen — ich verzeihe ſodann — ſchreiben Sie aber nicht, ſo fürchten Sie (leſen Sie den Anfang des Briefes, damit etwas Furcht in Sie hineinfährt) meinen Groll. So lange alſo, bis dahin grolle ich nicht und bin noch dermalen Sie herzlichſt grüßend (von meiner Mutter ditto)

Ihr aufrichtiger Freund
L. Anzengruber.

Wien, den 23. November 1871.

Allerwertheſter!

Hahaha! Iſt das ein luſtiges Schreiben, das ich heute von Ihnen erhalten habe! — die erſten zwei Seiten reine Satans (†††) Sophiſterei; — Hätte mir nicht die augenblickliche Entrüſtung, um mir nur Luft zu machen und die Erbarmniß mit Ihrer geſunkenſten Geſunkenheit, dieſe Zeilen, die ich hier niederſchreibe, herausgepreßt — wer weiß, ob ich je die Feder angeſetzt, Ihnen auf die greulichen Unbilden zu antworten, die Sie auf meine engelreine Seele überwälzen wollen!

Herrrr! Wie können Sie denn reden vom Bruderſplitter, da Sie Ihren 6—6" Balken, Ihren Augen-, Tram- und Dippelboden ruhig mit fremden Fehlern (vide Splitter) ſtuccaturen wollen?! Herrrrrr! Wie können Sie es wagen, mir — der, wie Sie doch wiſſen, ein Bauer iſt und nur für ſolche Perſonen ſich intereſſirt, die ſich alſo naturmenſchlich geben — wie können Sie mir von den Anforderungen des „Bon Ton" reden?!

Heiliger Chryſoſtomus, erbarme Dich ſeiner!

Uebrigens fühle ich mich in etwas milder geſtimmt, dieweilen Sie ſo raſch geantwortet — und ich will mich alſo mit Ihnen in ein Geſpräch mit geſchriebenen Worten einlaſſen, bei welchem ich wenigſtens das Bene habe, daß ich ohne Abwehr von Zeit zu Zeit einen Lichtſtrahl der Gnade in Ihre ſtockrabennachtfinſtere Bruſt hinabblitzen laſſen kann, durch welche Blitzerei der hölliſche Feind (†††), der in Ihnen ſelber bereits ſichtbarlich ſeinen Sitz aufgeſchlagen

der in Ihnen ſelber bereits ſichtbarlich ſeinen Sitz aufgeſchlagen

hat, gezwungen wird zu blinzeln und ich dann wenigſtens von Ihrem Schönheitsſinn erwarten kann, daß Sie den „ſcheanklaten Teixl" hinausjagen werden.

Hier haben Sie zwei Seiten, für die zwei Ihres Briefes, die mir mit Balken, Splittern und Steinen entgegentraten, wie demolirende Bauarbeiter, dieſe zwei Seiten war ich meiner Ehre ſchuldig — „es war ein heroiſcher Wahnſinn," würde General Trochu ſagen, denn Paris war nicht zu retten und Sie ſind nicht zu beſſern?

Ich freue mich aber recht ſehr auf Ihre Novitäten und verſpreche Ihnen ferner, daß ich Ihnen, da der „Meineidbauer“ von mir in Druck gelegt wird, vielleicht noch vor der Ausführung, jedenfalls aber ſeinerzeit ein Exemplar einſenden werde.

Wir müſſen einander leſen! Ich freue mich ferner, daß Sie nach Wien kommen werden — aber auf wie lange?

Ich hätte was darum gegeben, Sie in Krieglach als „Wurzelſepp“ geſehen zu haben — weniger intereſſirte mich der lungenſüchtige, doppelbrüchige Wurzel-Joſef, obwohl derſelbe als mediciniſches Curioſum Beachtung, und als armer Elender Mitleid verdient.

Sie beklagen ſich, daß ich Ihnen kein zweites Exemplar des „Pfarrers“ geſchenkt — Undankbarer, der Sie ſchon in dieſer Anklage eingeſtehen, daß ich Ihnen überhaupt Eines geſchenkt, während ich jetzt (hören Sie) nicht Eines für Freund Schlögl, ja ſelbſt kein einziges Exemplar für mich habe — und Ungerechter, wiſſen Sie, daß ich trotzdem an Sie denke?! Nächſtens erſcheint mein „Pfarrer“ in Druck. (Sie werden in der Vorrede auch erwähnt und auch das Lied abgedruckt — haben Sie was dagegen? So bitte ich telegraphiſch einzuſchreiten!) Dieſen alſo bald erſcheinenden,

telegraphiſch einzuſchreiten!) Dieſen alſo bald erſcheinenden,

in urſprünglicher Geſtalt hergeſtellten „Pfarrer“ habe ich Ihnen ſchon zugedacht!

Was Sie aber von der Verleugnung des Titels meiner ieuen Komödie ſagen, haha — Sie Schlauer, Ihnen werde ch's ſagen, daß Sie mir die Komödie gleich vorweg ſchnappen, vie Sie es ja gewollt haben beim „Pfarrer“, was aber der Herr in ſeiner unerforſchlichen Weisheit verhütet hat, ſo daß ch, der Gerechte, ſiegte. Ihnen vertrauen! ich bin nur froh, aß Sie vom „Meineidbauer“ ſo wenig wiſſen; — den Titel hätte ich Ihnen ſchon nicht ſagen ſollen, dafür habe ch mich bei der dritten Komödie vorgeſehen, juſtament, verrathe ich Ihnen den Titel — machen S' aus dem was — die Geſchichte heißt: „Der gelbe Hof“*) — hahaha, wiſſen Sie jetzt was?!

Sie ſehen, das Papier geht zu Ende — ich muß ſchließen, jedoch erſuche ich Sie, ſchreiben Sie bald wieder — damit mein Zorn, meine beleidigte Freundſchaft ꝛc. ꝛc. nicht ſo lange ſchweigen müſſen — und damit es mir durch fortgeſetzte Belehrungsverſuche gelingen möge, Sie auf den rechten Weg zu bringen. „Gäbe mir ein rechtes Anſehen, das!“

Für diesmal mit herzlichem Gruß (auch von meiner Mama)
Ihr Freund
L. Gruber
Dramatiſcher Bauernkerl.

Wien, den 23. November 1871.

Gütiger Freund!

Ihr letztes Schreiben mit Ihrem ſo überaus wohlwollenden Urtheil über den „Meineidbauer“ hat mich tief erfreut — es iſt ein Glück für den Schriftſteller, von einem neidloſen, der Sache ſo um ihrer ſelbſt willen hingegebenen Collegen ermuntert zu werden, ein größeres Glück jedoch, wenn dieſer College bei aller freundſchaftlichen Parteilichkeit, die man ſeiner Liebenswürdigkeit zutrauen muß, ſo ohne Falſch, ſo voll Geradheit iſt, wie Sie, daß er in gegentheiliger Anſchauung gewiß nicht ſchmeicheln würde — Ihr Urtheil gilt mir viel, die Competenz über derlei Lebensverhältniſſe, der Charaktere, wie ſie ſich im Stücke „Der Meineidbauer“ herumtreiben, kann Ihnen Niemand beſtreiten, und in die tiefſte Seele hinein erfre[illegible] es mich, mich von Ihnen verſtanden zu ſehen — was Sie bewußt erfaſſen, das werden die Tauſende, für die ich ſchrieb, inſtinctiv herausfinden, und ich darf einen Erfolg erwarten!

---

*) „Die Kreuzelſchreiber.“ Die Red.

Ihn erwarten um der Sache willen — beſter Freund! Geld machen iſt leichter als man denkt — aber den Erfolg an die gute Sache knüpfen — mein Gott, wie ſchwer!

Ihre Furcht vor dem Rothſtift theile ich und theile ich auch nicht. Man hat auch viel an dem „Pfarrer“ geſündigt — aber umzubringen war er nicht.

Ich ſagte es oben, und ich würde Ihnen zutiefſt dafür danken, wenn dafür zu danken wäre, die höchſte Freude macht es mir, mich von Ihnen verſtanden zu ſehen.

Ich habe den Schmerz erlebt, mich von einem Manne, den wir Beide ſchätzen, nicht verſtanden zu ſehen. — Sie errathen, daß ich von F. Sch. rede! Ich habe ihm das Stück zum Leſen gegeben und er iſt nicht auf eine Intention, auf eine Charakterzeichnung desſelben eingegangen. —

Franz, der einfache, ſchlichte, nur durch die eigenthümlichen Schuldverhältniſſe verſchrobene, eigenthümliche Charakter — der das Elend der Nachkommen der Schuldbewußten repräſentirt, iſt ihm ein wirklicher Schuft, der am Schluſſe bloß darum geſund wird und aufathmet, nicht weil eine corrupte und corrumpirende Vergangenheit im Zauber der Liebe erliſcht, ſondern weil er nun doch — den Kreuzweghof behält! „Er hat ſeine Phraſen im Café Grünſteidel und im „Tagblatt“ (?!) zuſammengeleſen, er hält eine „Rede!“ über die Berge u. ſ. w. Die Liſe redet zu viel und ſo ſpricht keine Bäuerin.“ — Der Jakob, der als Zuchthäusler kommt, hat ihn verletzt — der ſollte Wildſchütz oder Brandleger aus Rache ſein. — Nicht faßte er der rührenden Gedanken, den dieſer arme, verkommene Sohn des Volkes in ſich trägt — den Verderb Unſchuldiger durch fremde Gewiſſenloſigkeit.

Der Gedanke an die Heimat und die Seinen führt ihn ſeinen letzten Leidensgang, und beim Klange heimatlicher Lieder, angeſichts ſeiner Berge ſtirbt dieſer Menſch den verſöhnlichſten Tod, ſeine Vergangenheit macht ihn nicht mehr des Lebens werth, aber die beſten Seiten ſeines Charakters, die Liebe zur Heimat und zu den Seinen, die er zum Letzten noch herauskehrt, verklären — den Zuchthäusler, den Verlorenen!

Das verletzte Sch.! Geſungen ſoll auch nicht dabei werden. — Zweite Verletzung, eigentlich ſchon Empörung iſt ihm die Scene, wo Toni die Vroni noch einmal beſucht, u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

So ſaß Gruber eine halbe Stunde vor Sch., wie ein Schulbub, dem ein Profeſſor das Penſum corrigirt. So ließ er mich ſitzen — eine peinvolle halbe Stunde. Mich immer verſichernd, wie er mich hochſchätze, und nur dieſe Hochſchätzung veranlaßte ihn, mit mir umzugehen, wie mit einem literariſchen Bettler. —

„Eben weil ich Sie hochachte, nenne ich Sie Haderlump!“ Fänden Sie darin eine Logik?! Dieſes Einſtürmen auf mein Werk, wo jede neue Einwendung mich aufs neue überzeugte, nicht verſtanden zu ſein — es war mir peinvoll.

Da kam Ihr Schreiben wie ein Lichtſtrahl in mein verſtimmtes Gemüth — da jauchzte ich auf: Verſtanden! Ihr Urtheil gilt mir in einem und allem für maßgebend, mag der äußere Erfolg dieſes Stückes wie immer ſein — aus Ihrem Munde habe ich es — ich habe doch das Beſte gewollt!

Meinen Sie nicht, ich könnte keinen Tadel vertragen — aber erſt will ich verſtanden ſein — und dann verlange ich doch ſelbſt vom Tadelnden die Rückſicht, daß er mich nicht in einen Topf wirſt mit den „Mußproducenten“. Gerne ertrage ich es, ſage man mir auch — das Wollen ſei diesmal über das Können gegangen. — Aber ſo nergelnd! ſelbſt beim „Schwärzermarſch“ machte Sch. die Bemerkung: Ob die eine eigene Bande (Muſikorgel) mitführten, wie die „Entrepriſe“ oder „Pietät“ oder die Dienſtmänner?

Das iſt eben nicht Tadel, das iſt Witz,
Der ſich wohlfeil luſtig macht.

Das hat an mir Sch. gethan, der mich ſo hoch ſchätzt — er, der ein paar Tage vorher eine Komödie Elmar's, „Das neue, freie Bürgerthum“ (übrigens ein ganz gutes Stück), nicht nur lobte, ſondern den Verfaſſer als Poeten des Volkes herausſtrich! Und, beſter Freund, gerade von Poeſie kommt in dieſem Stück wenig vor. —

So, nun hätte ich denn mein Herz vor Ihnen ausgeſchüttet, hat Sie's gelangweilt, ſo entſchuldigen Sie. Es iſt aber vielleicht auch für Sie gut, zu wiſſen, wie weit Sie ſich durch das Urtheil eines Freundes für künftig beeinflußen zu laſſen haben — oder wie weit Sie das kränken darf.

Seither habe ich Sch. aber noch nicht wieder aufgeſucht — er ſcheint das ſehr übel zu nehmen und hält mich natürlich für ſeinen Feind, während ich doch ſein Freund zu bleiben trachte, indem ich vorher mein „beengt' Gemüth“ zur Ruhe kommen laſſen will. Sollte er Sie mit dieſen Neuigkeiten überraſchen, ſo können Sie es ihm über Graz ſchreiben, daß ich mich dagegen verwahre, ihm übel zu wollen. Meinungen habe ich nicht zu verzeihen. Alſo ſtehen wir ganz gut zu einander. Sie aber, Beſter, Liebſter, ſchreiben Sie recht bald Ihrem getreuen

L. Anzengruber.

Wien, den 9. Januar 1872.

Werther Freund!

Glücklich Neujahr! — Herzlichen Dank für die Theilnahme, die Sie mir und meinem Schaffen bisher gewidmet, und laſſen auch Sie ſich nicht beirren, ruhig Ihren Weg fortzuſchreiten. — Mögen die Kritiker ſagen was ſie wollen, junge Talente, die noch die Eiſchalen an den Schnäbeln und den Federn tragen, mögen ſie die Bahn zum Beſſeren oder ſonſt wohin leiten, uns aber, die wir entweder aus uns ſelbſt herauswuchſen, oder uns in langen Kämpfen im Inneren fertig gerungen; uns müſſen ſie nehmen wie wir ſind, auch mit allen unſeren Fehlern und Schwächen oder wie ſie das heißen wollen.

Wahrhaftig, ich achte die Kritik hoch, die nicht nach dem Kleinlichen langt, die nicht nergerlt, ſondern den ganzen Kerl faßt, und der Welt dann nichts Neues ſagt, wenn ſie ihr auch zeigt, daß Salomon Recht hatte: Es iſt nichts vollkommen auf Erden.

Nun aber ſeien Sie ſo freundlich und hören Sie mir ein wenig weiter zu — was meinen Sie, wenn wir beide, Roſegger und Gruber (zwei hübſche Namen und zwei ſchöne Männer) unſer Glück verſuchten — nicht bei Damen, fürchten Sie nicht, daß ich Sie auffordere, zu meinem Inſerate die Hälfte beizutragen, welches etwa beginnt: Zwei junge literariſch gebildete Männer von hübſchem Exterieur wünſchen ſich mit einem Vermögen, woran auch ein Frauenzimmer hängen darf, ehelich zu verbinden. Photographie unnöthig, da das Geld die Hauptſache ꝛc.

Nein, Freund, das, wozu ich Sie auffordern möchte, iſt eine Sache für das Volk — verſuchen wir es einmal und gründen wir einen Volkskalender — einen guten Kalender —

Friſch — fröhlich — fromm — und frei —
Auch etwas Ernſt dabei,

den nicht Turner, ſondern Städter und Bauern, Arbeitgeber und Arbeiter leſen, und laſſen Sie uns der Ameiſenarbeit, ein Körnlein Bildung und Aufklärung zu dem Hügel der neuen Zeit zuſchleppen, auch unſere Kraft widmen.

Meine Freßzangen haben Kraft dazu, die Ihren doch auch? Gott ſei Dank, heutzutage darf ein deutſcher Schriftſteller, wenn er nur fleißig iſt wie eine Ameiſe, auch Freßzangen haben.

Sie wiſſen ja auch, wie im Walde zwiſchen „Rothen“ und „Schwarzen“ Ameiſen häufig wüthende Fehden ausbrechen, laſſen Sie uns mitwurln, mitbeißen, ha — Kampfluſt ſträubt bereits meine Fühler und ich ſtelle mich auf meine ſechs Beine.

Was ſagen Sie dazu? Erſt Ihre Meinung, und dann im Annahmefall folgt weisliche und reifliche Ueberlegung.

Keine Ueberſtürzung — wir wollen eben gewinnen — nicht Geld allein — nicht Ehre allein — die Schlacht!

Die Schlacht? Zu kühn vielleicht, denn der Kampf tobt noch nicht, die Plänklerkette iſt erſt aufgelöſt, aber die Vorpoſtengefechte wollen wir ſchlagen — Plänkler der kommenden Zeiten!

Hie gut Recht alle Wege!

Von Sch. weiß ich nichts, als daß er, ſeine beiden Söhne und ſeine Köchin krank ſind.

Was ſagen Sie zu ſeiner Beſprechung im „Tagblatt“ über Ihre Geſtalten?

Kurz, was ſagen Sie zu Allem? Schreiben Sie bald — meine Mutter läßt Sie grüßen, ſeien auch Sie geſegnet für alle Zeit und verbleiben Sie mir — ſo lange wir hier auf dieſem Lumpen Erdenplanet (wie Kortum in der Jobſiade ſagt) herumkriechen, was ich Ihnen verbleibe, ein getreuer Freund. Sollten wir uns etwa irgend nach Untergang dieſer mangelhaften Welt wiederfinden, ſo zählen Sie auch dort auf Ihren getreuen

L. Gruber.

Wien, den 20. Januar 1872.

Geehrteſter Herr Kalender-Redacteur!

Sie beginnen Ihren Brief vom 10. d. M. mit dem ſchönen Empfindungslaute „Ach“ und ich empfing ihn mit „Weh“ — da haben Sie Ach und Weh! Und ſo möchte ich denn auch ſchreien — daß ich zu ſpät komme!!

Der heilige Peter, Ihr Namenspatron, hat Sie wahrſcheinlich ob Ihres ſündhaften Wandels ganz verlaſſen und dem Heckenaſt in die Hände gegeben! Um 300 fl.*) — wovon Sie etwa noch Honorar geben ſollen, oder wollen. —

Dös zahlt ſich frei nit aus!

Uebrigens geht mich nichts mehr an, Sie ſollen Ihre (reſpective meine) kleine Erzählung im Monate März d. J. haben. Aber „Volksbuch“, liebſter Beſter!! Volksbuch!! Robert Hamerling, aller Ehren werth, genialer Dichter, aber ſo wenig populär wie Hebbel. Und Vacano und Pederzani — zwei Elemente, die dem volksthümlichen diametral entgegengeſetzt ſind. Ein Buch wird's — wohl ein intereſſantes Buch, aber kein Volksbuch! Werden's ſchon einſehen und mir dann recht geben.

Schreiben Sie mir doch, was macht „Die Wahrheit“? Pederzani's Wahrheit nämlich.

---

*) Gehalt für die Herſtellung eines Volkskalenders.

Ich danke Ihnen ſehr für die Theaterberichte. Der Herr Recenſent iſt mir fürchterlich, weil er ſo ſonderbar urtheilt — ich weiß nicht, wo geſchrieben ſteht, daß der Großknecht die Vroni heiraten will!! Doch in der Recenſion iſt dieſe Behauptung aufgeſtellt. Herrjeſes! Wenn man Dinge hört und ſieht, die nicht ſind, kann man denn da ein Urtheil abgeben, das ſich hören und ſehen laſſen kann?!

Sie müſſen wiſſen, beſter Freund, daß ich jetzt in übler Stimmung bin, „Der gelbe Hof“ wird wahrſcheinlich das Opfer derſelben werden und vorläufig unvollendet bleiben. Sie kennen das, was an dieſem Stücke fertig iſt — ſagen Sie ſelbſt, Hand aufs Herz — iſt's nicht beſſer, ich laſſe ihn noch ein wenig liegen? Sie werden zugeben müſſen, daß Sie ſich wenig mehr an dieſen Act erinnern, und damit iſt ſeine vorläufige Siſtirung hinlänglich begründet.

— — — — — — — — — — — —

Als Curioſum ſende ich Ihnen eine Beurtheilung eines Stückes, „Das Kronenhaus“. Dieſelbe war im „Tagblatt“, Rubrik: „Vom Leſetiſche“, zu leſen, bemerken Sie die unten gegen meine „Bauernkomödie“ gerichteten Zeilen. — Nun habe ich dieſes Stück geleſen (nicht gekauft, denn es koſtet 2 fl.), was ſagen Sie aber dazu? Es iſt eine ganz talentloſe, ſchreckliche Mache!

Sehen Sie, das iſt Kritik!

Etwas loben, das, wenn die Kritik ein ernſtes Amt ſein ſoll, gar nicht beſprochen werden durfte, und dabei einen Stein nach dem Autor werfen, der nicht weiß, wie er dazu kommt — hübſch, das!

Schreiben Sie mir doch recht bald, ich freue mich, ſo oft ich einen Brief von Ihnen erhalte.

Schreiben Sie mir auch, ſind Sie wirklich etwas ungehalten auf Sch.? — Er ſchein ſich's einzubilden. Ich habe ihm einen Brief geſchrieben, worin ich ſeine häusliche Miſère bedauere und erhielt darauf wieder von ihm ein Antwortſchreiben, das mit den brüsken Worten begann: „Daß Sie ſich um meine Familienangelegenheiten bekümmern, ſetzt mich in Erſtaunen, ich danke Ihnen dafür — ꝛc. —“

Seither habe ich ihn allerdings nicht mehr geſehen, ſuche ihn auch nicht auf — ein eigener Menſch! — —

Schreiben Sie! Und wenn ſich Ihr Mitarbeiter in Puncto des Kalenders zu ſtark übernommen hat, ſo ſeien Sie nicht zu ſtrenge, Herr Redacteur!

Hoffe, daß Sie geiſtig und leiblich wohl ſind, meine Mutter läßt Sie grüßen, und ich grüße Sie mit Herz und Hand.

Ihr aufrichtiger

L. Anzengruber.

Wien, den 22. Januar 1872.

Theurer Freund!

Ihre letzten wenigen Zeilen, in denen Sie Ihren ſchmerzlichen Verluſt meldeten, fielen mir ſchwer auf das Herz. Sie erlauben, daß ich mich dem gerechteſten Schmerze auf Erden gegenüber auch kurz faſſe.

Die Zeit heilt die Wunde, laſſen Sie es Frühling und wieder Frühling werden und unſre Todten feiern in unſerem Herzen ihre Auferſtehung, in freundlichem Gedenken, ihre kleinen Schwächen ganz aus den lieben Bilde hinweggetilgt, ſtehen ſie vor uns. Im Frühlingsſonnenſchein ſchwebt ihr Bild mit allen Kindheitserinnerungen über der Heide, im Sommer lugt es aus den wogenden Aehren, plötzlich ſteht es am Rain und lächelt uns zu — im Herbſte geht es mit raſchelndem Tritte neben uns durch das fallende Laub — und es will uns gar wehmüthig werden — aber wenn es Winter wird, zu Allerſeelen, da tritt es gar in unſer Stübchen

„Grüß' Gott, lieb' Kind!"
„Grüß' Gott, lieb' Mütterlein!"

Unſere Todten ſind nicht todt, ſo lange wir leben, und ſterben wir, da nehmen wir ſie nur mit aus einer Welt, die ſie nun nimmermehr verſtünde!

Für unſere heißen Thränen und bitteren Schmerzen tauſchen wir uns Wehmuth und Sehnſucht ein, dieſe beiden ſind die Geburtswehen unſerer Welt, durch die ſie edlerer Geſchöpfe geneſen will! Zu dieſer ſanften, ſtillen Welt, die ahnungsvoll wie ſternenhelle Winternacht uns auf der Seele liegt .... leiht ihr uns den Schlüſſel, ihr lieben Geſtorbenen!

— — — — — — — — — — — —

Ich hatte ein Großmütterlein, das vor vielen Jahren ſtarb, ich hatte es recht lieb, darum ſchreibe ich ſo. —

Meine Mutter läßt Sie grüßen — ich aber verbleibe der Ihre allzeit getreu

L. Anzengruber.

Wien, den 21. Februar 1872.

Beſter Freund!

Sie ſchweigen und das macht mich beſorgt — ich hoffe, daß Sie doch wohl ſind. — Die Novelle, „Gänſelieſel" benamſet, für Ihren Kalender liegt bereit, ich erwarte nur ein paar Zeilen von Ihnen, um dieſelbe zu überſchicken.

Hoffe nur, daß Sie Geſchäfte hinderten, die Feder zu ergreifen und erwarte, von Ihrer Hand durch ein paar Zeilen erfreut zu werden.

Ihr getreuer

L. Gruber.

Wien, den 23. Februar 1872.

Wertheſter Freund!

Anbei ſende ich Ihnen die „Gänſelieſel“ für Ihren Kalender. Sie füllt wohl einen halben Bogen, beſonders wenn ihr durch eine oder die andere Illuſtration nachgeholfen wird. Eine Bitte hätte ich betreffs derſelben an Sie. Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie dieſelbe abſchreiben ließen und mir das Manuſcript retournirten. — Sonſt wünſche ich Ihnen, daß Sie dieſelbe geſund verbrauchen, denn Sie ſchreiben mir, daß Sie unwohl ſeien, ich erwarte den verſprochenen Brief von Ihnen mit für Ihre Perſon guten Nachrichten.

Bin ſehr beſchäftigt und froh darüber, ich habe lange gefaulenzt, meine Mutter läßt Sie grüßen und es grüßt Sie in treuer Freundſchaft Ihr

L. Gruber.

Wien, den 21. Mai 1872.

Werther Herr in Nur-Athen!*

* Daß ich net lach'!

Ihr werthes Schreiben vom 3. d. M. beantworte ich heute zwar erſt, Sie ſehen aber, ich habe mir friſches Briefpapier dazu gekauft, erſtens beginne ich jedoch mit der Frage nach Ihrer Geſundheit, wie geht es Ihrer geſchätzten Leber und was macht Ihr liebenswürdiges Herz? (Diesbezüglich, wann gehen Sie nach Hautzenbühel?) Bringen Sie mir über beides beruhigende Nachrichten.

Den im Strahle der Diogenes-Laterne verklärten F. S. habe ich leider ſeither noch nicht zu Geſichte gekriegt, konnte ihn daher nicht grüßen, er geht jetzt auf Entdeckung noch unbeſuchter Höhlen aus, ich glaube, touriſtiſch ausgedrückt heißt das Jungfernlöcher ſuchen, daher er zeitlich für die Oberwelt ganz verſchollen bleibt.

Was die „Kreuzelſchreiber“ anlangt, ſo ſind dieſelben bis zum dritten (und letzten) Acte vorgeſchritten und habe ich heute dieſen letzteren ſelbſt begonnen. Die werden fertig.

Holdſeligſter! Was wollen Sie, daß ich mich für Ihre Geſundheit bergſteigend zu Tode ſchwitze?! Ich war immer der Meinung, Sie machten ohne Schaden für unſer beiderſeitiges Leibeswohl inſonderheit noch dazu Bewegung für mich!

Aber ich merke Ihre Abſicht und werde verſtimmt. Seit Sie Ihr dramatiſches Dingelchen da, das Mirfadl — oder Mirakl*) geſchrieben haben, das man gar nicht zu ſehen kriegen kann, ſeitdem Sie mit einem Wort Dramatiker geworden ſind, ſehen Sie in mir mehr als je den Concurrenten und wünſchen wahrſcheinlich, daß ich mich in Ihren heimatlichen Bergen derkugel'!? Wie geſagt, dieſe menſchenfreundliche Abſicht verſtimmt mich etwas.

Ich verſichere Sie, es iſt in Schönbrunn auch eine wunderbare Luft, dahin promenire ich alle Tage — und arbeiten muß ich ſchon jetzt im Sommer — warum — weil ich leben will und weil ich den Winter über ſo faul war.

Meine Mutter grüßt Sie herzlichſt, ich auch, und bitte ſchreiben Sie nach Maßgabe Ihrer Zeit baldigſt Ihrem getreuen

L. Anzengruber.

---

*) „Das Mirakelkreuz“.

Wien, den 27. October 1872.

Liebwertheſter Freund!

Sie werden doch im Beſitze der „Kreuzelſchreiber" ſein, die ich Ihnen am 14. d. M. zugeſandt habe? Auch Martinelli, der mich darum erſuchte, erhielt ein Exemplar.

Durch die Einſendung Ihrer Geſchichte „In der Einöde"*) haben Sie mich ſehr erfreut. Ein tüchtiges Stück Arbeit das! Sie machen Einem übrigens das Amt eines Kritikers recht ſchwer, auch wenn man Sie nicht perſönlich kennen würde. Durch das ganze Buch zittert warmer, lebendiger Blutſchlag.

„In der Einöd'"! Es geht etwas wie Entwickelung (andere würden's freilich „Tendenz" heißen) durch die Geſchichte. Der alte, verſtoßene Schulmeiſter legt den Keim, „daß die Einöden auf einmal keine Einöden mehr iſt". — Kurz, das Ganze iſt ſehr erfreulich, daß man nicht nach dem Einzelnen viel Umſchau hält. — Ahan, denken Sie, jetzt wird mein Freund, der Kerl, gleich zum nergeln anfangen, beim Einzelnen iſt er ſchon. So ſind ſie Alle, erſt das Ganze hübſch loben, dann das Werk hübſch in Charaktere und einzelne Capitel zerlegt und darüber losgezogen, ſo daß ein dritter Unbetheiligter, der zufällig zuhörte, ſich denken müßte: „Himmel, das iſt doch gegen alle Rechenkunſt, daß eine Liſte von Fehlern und Schwächen ſummirt nur Vorzüge und Vortrefflichkeit ergeben ſollte."

Aber Sie täuſchen ſich in Ihren üblen, hämiſchen Autorgedanken — keine Entſchuldigung, ich weiß, Sie haben mich oben heimlich „Kerl" genannt, keine leeren Ausflüchte von literariſcher Unempfindlichkeit — ich kenne Sie, denn ich kenne mich, wir Autoren nehmen kein Urtheil übel, außer ein — tadelndes, und wenn wir derlei wittern, ſo werden wir gleich toll, begegnen jedem Schimpf und Glimpf, indem wir das Prävenire ſpielen und — wie oben — zuerſt unſere Freunde verunglimpfen.

---

*) Später „Heidepeter's Gabriel".

Wir ſind ſchon ſo, wir Autoren!

Spaß beiſeite! Ich gratulire Ihnen. Viele ſchöne Gedanken, reiche Beobachtungen. Was ich aber einſt Ihnen geſagt habe, dabei bleibt es, nach der Lectüre dieſes Ihres Buches iſt es mir zur Gewißheit geworden, daß Sie noch in voller Entwickelung ſtehen, daß ſehr Bedeutendes von Ihnen in weiteren Jahren zu erwarten ſteht, wenn Sie nicht mehr mitten in Ihren Werken, ſondern ganz und voll darüber ſtehen werden, und ſo freue ich mich Ihres jugendkräftigen Schaffens, erwarte Ihre Reiſe, und als perſönlicher Freund hoffe ich, daß Sie Ihren Niedergang erſt in die Zeit der weißen Haare verlegen werden. Dieſer Zeit wolle das Geſchick Sie auf freundlichen Wegen zuführen und verbleiben Sie auch mit dieſer Haarcouleur und Stoppelbart mein Freund, wie ich der Ihrige verbleibe, ich grüße Sie herzlichſt und ſchreiben Sie auch einmal wieder Ihrem getreuen

L. Anzengruber.

Meine Mutter läßt Sie grüßen. Für Ihren Kalender werde ich „Die Märchen des Steinklopferhans“ nächſtens beginnen.

Wien, den 3. December 1872.

Wertheſter Freund!

Ihren Brief vom 29. v. M. mit ſeinen verſchiedenen Einlagen habe ich empfangen, und danke Ihnen herzlichſt für Ihr ritterliches Einſtehen für meine, wie Sie ganz richtig dem * * gegenüber bemerkten, unverſtanden verunglimpfte Sache.

Ich fühle mich umſomehr gerührt durch dieſe Ihre That, als ich mich ſchon vergeſſen glaubte, ich weiß heute noch nicht, haben Sie das Buch „Der †††ſchreiber“ empfangen oder nicht? Ihre letzte freundliche Sendung, „In der Einöde“, Ihren Roman, der mir, je länger ich ihn in mir trage, je beſſer gefällt, und den ich bei nächſter Muße wieder vornehmen werde — — Ihre letzte Sendung beſagte nichts, ob Sie meine auch erhalten haben.

Umſomehr bin ich, wie geſagt, gerührt, als Sie ſich während dieſer Zeit dem Kreuzfeuer, wie Sie ſelbſt geſtehen, „wunderſam ſchöner Augen“ ausgeſetzt haben, in denen man gerne verſinkt, wie in einem tiefen, klaren See, um in der Nixenſtadt unten ſüß, wunderſam ſüß zu träumen. Daß Sie bei der Verunglimpfung meiner doch ſehr proſaiſchen „†††ſchreiber“ unter ſothanen Umſtänden geharniſcht aufwachten, das iſt viel, das iſt mehr als ein Freund verlangen kann, das iſt für die Sache des Volkes in Puncto des Volksſtückes mit geſchehen, eine Sache, die uns beiden nahe geht, die Sache des Volkes, und die uns beide zu Freunden gemacht — mich wenigſtens aufrichtigſt zu dem Ihrigen.

Bei Gott, ich wünſche Ihnen, Sie mögen all das Glück finden, das ich in dieſem Falle für mich hoffe und vom Geſchick erbitte.

Ich für meine Perſon habe Ihnen wenig Neues zu vermelden. „Elfriede“ iſt beendet, wird wieder eingereicht — ſonſt bin ich mit Arbeit überhäuft und habe auch für einen gewiſſen Kalender geſtern Hand angelegt, um die „Märchen des Steinklopferhans“ anzufangen, bitte aber um recht viel Geduld.

Meine Mutter läßt Sie freundlichſt grüßen, die arme Frau, die Sie recht ſehr ſchätzt und liebt, iſt von einer ſchlimmen chroniſchen Krankheit befallen und leidet ſehr.

Ich hoffe, daß ich bald ein Schreiben, wenn auch nur ein paar Zeilen, erhalte, ich werde Ihnen dann umſtändlicher bei mehr Ruhe und Muße ſchreiben, jetzt wollte ich Sie nicht länger warten laſſen auf Antwort und Dank für Ihren letzten lieben Brief, wolle es Gott Ihnen ſo wohl ſein laſſen, als dies wünſcht Ihr treuergebener

L. Anzengruber.

P. S. * *'s Recenſion ärgert mich ſo wenig, wie etwa einen Maler das Urtheil eines Blinden über ſein Gemälde.

Wien, den 3. März 1873.

Lieber werther Freund!

Ihr letztes Schreiben mit der „Offenbarung Ihrer kleinen Verbitterung“ hat mir große Angſt für Sie eingejagt. Ich hoffe, Sie haben ſich bereits „ausverbittert“. Wundern Sie ſich vielleicht, daß S.'s Buch ſo gelobt wird? O, thun Sie es nicht, Sie präſentiren ſich ſonſt in dem Lichte einer gar wundervollen Naivetät. S. iſt Journaliſt Nr. 1, hat einen Verleger Nr. 2, dem es auf etliche Freiexemplare nicht ankommt, der inſerirt und Reclame macht, der mich z. B. erſucht hat, ihm einen Artikel über das Buch zu ſchreiben und der ihn dann in das „Fremdenblatt“ brachte und im „Peſter Journal“ noch einmal abdrucken ließ. Ich habe den Artikel ſehr gerne für unſeren gemeinſamen Freund geſchrieben, all das Lob war ein verdientes, ich habe keinen Groſchen Honorar dafür verlangt, aber ich mußte doch wiſſen, daß er — und in welchem Journal — placirt wurde. Ließe ſich Heckenaſt die Geſchichte ebenſo angelegen ſein, Sie hätten genug Artikel erleben können, ſo ſchweigt er ſeinen Verlag ſelbſt todt. Wenn die gewöhnlichen Schreiber nur notizeln, ſo müſſen eben die Freunde der Verfaſſer her, dieſe müſſen ſchreiben!

Etwas hat mich in Ihrem letzten Schreiben ſchwer beſorgt gemacht. Ihr Geſtändniß, daß Sie ſich mit der Schöpfung der „Einöde" einer aufregenden Arbeit unterzogen, einer Geſundheit untergrabenden; um des Himmelswillen, guter, beſter Freund und herzlieber Menſch, thun Sie das nun und nimmermehr, bleiben Sie kalt und ruhig, ſchaffen Sie ſich zur Luſt und Sie werden auch zur Luſt der Anderen geſchrieben haben, bleiben Sie uns geſund an Seele und Leib, laſſen Sie ſich nicht die Blüthen Ihres herrlichen, Ihres erquickenden Talentes in der Treibhauswärme des forcirten Producirens verderben, laſſen Sie ſich nicht vom Ehrgeize in Ihr Tintenfaß ſpucken, daß Sie mehr Tinte zu verſchreiben haben. Es iſt in der „Einöde" ein etwas bizarrer Zug, ein leidender Zug, der durch das Ganze geht, Ihre eigenen Worte haben mir die Erklärung davon erſchloſſen. Beſter, um was man ſich krank ſchreibt, das leidet ſelbſt mit. Sie aber haben ein ſo eigenthümliches, ausgeſprochen ſelbſtſtändiges Talent, daß Sie nur ruhig fortzuſchreiben brauchen, daß Sie langſam die Meiſterſchaft ſich erſchreiben werden. Mein Beſter und Guter, Sie haben gar kein Recht, ſich auf Ihrem Wege umzuſehen, in der Zukunft liegt für Sie Ehre und Wohlergehen und Anerkennung, alſo „allweg vorwärts".

Ich habe Ihnen ſchon dazumal, als ich Ihnen den Eindruck Ihrer „Einöde" auf mich mitgetheilt, geſagt, daß Großes in Ihnen ruht, daß ich von Ihrer Zukunft alles erwarte; — nicht fertig, nicht abgerundet ſteht Ihr Roman „Die Einöde" vor uns, und doch viele leſen ihn mit Vergnügen, es iſt derſelbe Roſegger, der ihnen ſchon mit ſeinem Genius zu Herzen geſprochen; ach, glauben Sie nicht, mein lieber Roſegger, daß dieſer Roſegger recht daran thut, auf dieſes Werk all ſeine Karten zu ſetzen! Geh'n Sie mir, ſeit wann iſt er denn ſo ſtolz oder ſo kleinmüthig geworden? Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ich dieſen Schriftſteller liebe und ſchätze, ich möchte ihm mit keinem Worte wehe thun, nicht um die Welt, aber wenn Sie mir meinen Zukunfts-Roſegger verderben wollen, das greift mir ans Herz und ich kann dann den gegenwärtigen gar nimmer leiden. In dieſem Gegenwärtigen ſchlummert noch ſo viel unentwickelt, er weiß es wohl ſelbſt nicht, und wenn ich mir denke, wie ſich das nach und nach klärt, bildet und feſtigt, und ich denke mir den ganzen fertigen Roſegger — da möchte ich des Teufels werden, wenn ich in Betracht ziehen ſoll, daß auf einmal das nicht ſein ſoll, daß Roſegger ſtehen bleiben ſollte, daß er nun daran denken ſoll können, er werde nichts mehr ſchreiben — ach pah, raſten Sie ſich nur etwas aus und gehen Sie dann wieder friſch ans Werk, und die nächſte größere Arbeit überſchauen Sie wie von oben, von darüber her, das thun Sie — heute aber können Sie ſchon jeden einen Lumpen heißen, der es anders ſagt, als daß ich die „Einöde“ ſo gut finde, daß ich ſie wohl ſelbſt geſchrieben haben möchte.

Sagen Sie das dem Roſegger, er wird ſich's gewiß zu Herzen nehmen, da es vom Herzen kommt.

Nun erlauben Sie, daß ich ein wenig von mir rede, es iſt mir zwar nicht beſonders darum zu thun, denn ich habe von mir nicht viel zu ſagen, das etwas zu ſagen hätte. Neues gar nicht; „Elfriede“, das wiſſen Sie, kommt nächſtens daran. Eine „Tochter des Wucherers“ habe ich eingereicht. Ich arbeite jetzt ſehr viel, und wenn Sie einmal des Sommers ein paar Tage kommen wollen, ſo finden Sie mich immer bereit, Ihnen etwas vorzuleſen, denn ich habe ja vieles, das Sie gar nicht kennen.

Meine Mutter, der es übrigens recht übel ergeht, haben Sie auch durch Ihren Brief beſorgt gemacht, die Frau verſteht etwas und hatte auch an der „Einöde“ ihre Freude — ſie läßt Sie grüßen.

Ich werde jetzt dieſe Seite noch herunterſchreiben, daß Sie ſich nicht beklagen, daß ich dieſes Fleckchen Papier nicht mehr für Sie aufwenden will, aber Neues ſollen Sie von mir nicht erfahren, vielmehr frage ich Sie, heiraten Sie im Mai — und wenn das, wie können Sie jetzt „raunzen“? Wirſt luſtig ſein, Du Sakra! Bei Gott, dem Allmächtigen, Höchſtgütigen und Weiſen, ich wünſchte, er hätte uns die Aushängebogen der Schöpfung zukommen laſſen, ſtatt daß der ſchuftige Metteur en pages, der Satan, das Ganze nach Gutdünken hat durchſchießen dürfen, ich ſage Ihnen, es iſt eine Lauſewelt, ſonſt gäbe es keine leidenden kranken Geſchöpfe darin, keine Rohheit. Die armen Weſen hoffen auf eine verbeſſerte, durchgeſehene zweite Auflage, deren Ausgabstermin der jüngſte Tag ſein ſollte, den Sie mir auch gütigſt als Termin geſtellt haben, um Ihr Schreiben zu beantworten. Sie ſehen, ich thue das ſchneller, nicht etwa des Zweifels an dem jüngſten Tage wegen, ſondern weil beſſer bewahrt als beklagt iſt und weil Sie nicht beklagen und immer wohl bewahrt wiſſen will Ihr Sie ſchätzender und liebender

L. Anzengruber.

Wien, den 5. Mai 1873.

Werther, liebſter Freund!

Im Anſchluſſe ſende ich Ihnen meine „Friedl“, ferner gratulire zu Ihrem Mirakelkreuz-Erfolg, er war ein verdienter, dann gratulire zu Ihrer Verheiratung und vertraue Ihnen an, daß es bei mir alsbaldig auch losgehen wird und ich ebenfalls bald Ehemann ſein werde. Weitere Nachrichten behalte ich mir für ſpäter vor. —

Was nun Ihr „Mirakelkreuz“ anlangt, und ferner, was ich von Martinelli hörte von einem Gelegenheitsſtückchen zur Vermählung der Erzherzogin Giſela — ſo iſt das erſte ſo hübſch gerathen, der Stoff des zweiten, nach Hörenſagen, ſo originell, daß ich im Intereſſe unſeres ledernen Repertoires wünſchte, Sie möchten von Zeit zu Zeit das Publicum mit ſolchen netten Holzſchnitzereien erfreuen.

Dieſes „Mirakelkreuz“ iſt eine ſo nette, liebe Bluette — pah, was ſoll ich die Zeitungen ausſchreiben? Sie haben Schleſinger's Recenſion geleſen, der Mann ſagte, was viele meinten.

Lieber Freund, ſchreiben Sie mehr dergleichen.

Ich muß für heute ſchließen, habe Beſuch, folglich keine Ruhe.

Herzlichen Gruß von mir und Mama.

Ich verbleibe Ihr getreuer

L. Anzengruber.

Lieber Freund!

Sö ſein mir an Brief ſchuldig. Flütterwochen gelten niama als Entſchuldigung. Ihr

L. Anzengruber.

Breitenfurth Nr. 72.

Breitenfurth, den 27. Mai 1873.

Theurer Freund!

Hier in Breitenfurth (bei Wien) rings von dicht bewaldeten Hügeln umgeben, ſitze ich, rauche eine kurze Pfeife, und draußen am Balkon ſitzt meine kleine Frau und lieſt ein vortreffliches Buch, nämlich Roſegger's „Geſtalten“.

Und hier ſitze ich und denke an Sie, und wünſche Ihnen, als Neuvermähltem, alles Glück und allen Segen mit aufrichtigem, getreuem Herzen!

Ich bin kaum ſechs Tage hier, das Wetter hat ſich dabei greulich angelaſſen, nichts als Regen und abermals Regen und zur Abwechslung ein wenig Tröpfeln! Doch war ich ſchon dreimal im Wald, und werde ihn öfter und öfter aufſuchen und tiefer und tiefer hineingehen, „ſo tief, wie kein Menſch noch geweſen iſt, und da werde ich eine wilde Roſe — — —“

Ja ſo, dieſe wilde Roſe in tiefſter Waldeinſamkeit ſuchen ja Sie; der Zukunfts-Roſegger hat ſich keine blaue Blume der Romantik vorbehalten, er ſucht die wilde Roſe und er wird ſie finden, gewiß, ſicher, nicht heute, nicht morgen, aber eines ſchönen, ruhigen Tages, tief im Walde, auf dem reichen Mooſe, rings umgeben von hohen Stämmen, in deren Blättern das Sonnenlicht ſpielt; und bis er ſie findet, geht ſein Freund Anzengruber in den Wald, um in Blätterduft und Kühle den künftigen Fund recht verſtehen zu lernen, und ihn freudig begrüßen zu können.

Lieber Freund Roſegger, mir iſt leicht um die Seele und weh um das Herz; leicht um die Seele, in der lieben weiten Natur, weh um das Herz, weil mitten in dieſer prangenden Natur ein Weſen, mir über Alles theuer, leidet, ſchmerzlich leidet, und langſam vergeht — meine arme Mutter iſt ſehr krank, recht ſehr.

Es giebt Lagen, wo Einem der Muth ſinkt, wo man an das Geſchick nicht einmal die Bitte zu ſtellen wagt: „Erhalte mir die Lieben“, denn die Bitte wäre grauſam eiferſüchtig, und ſo zwiſchen Reſignation und dem drohenden Verluſte gepreßt, wird Einem weh um das Herz.

Sollten Sie einmal im Lauſe des Sommers nach Wien kommen, ſo geizen Sie nicht ſo mit der Zeit, daß Sie uns nicht einen Tag ſchenken wollen, kommen Sie und beſuchen Sie uns.

Man fährt per Südbahn bis Lieſing und von dort per Wagen circa eineinhalb Stunden bis Breitenfurth. Die Gegend lohnt den Ausflug. Nackte Berge, Schroffen, hat ſie zwar nicht, aber freundliches Grün und Wälder rings umher.

In Erwartung einer freundlichen Antwort

Ihr allzeit getreuer

L. Anzengruber.

Wolkersdorf, den 3. Februar 1874.

Verehrter Freund!

Erſt jetzt komme ich dazu, Ihnen für Ihre „Geſchichten aus den Alpen“ zu danken; ich habe dieſelben aber auch während der Zeit geleſen — und ich werde ſie wieder leſen. Ich ſage Ihnen Dank für den Genuß, den dieſe „Geſchichten“ mir verſchafft haben, dieſelben laſſen in der künſtleriſchen Geſtaltung, ſowie in ihrer tiefangelegten Tendenz oder anderenfalls in ihrer tiefgemüthlichen Schilderung des localen Lebens nichts zu wünſchen übrig.

Wenn Eines — ich wüßte aber nur das und nichts anderes — mich als etwas unwahrſcheinlich und daher nicht in den Rahmen paſſend berührt hat, ſo iſt das im „Adel im Dorfe“ (dieſer prächtigen Erzählung) das Geſtändniß des „Wagnerfaltl“ (herrliche Figur) vor der Dorfjugend. Sie zeichnen dasſelbe ja ſelbſt als ein Geſchehniß, das zu nichts führt, was auch in dem Begriffsvermögen der anjizt lebenden lieben Dorfjugend nur zu begründet iſt. Das ſollte Ihr „Wagnerfaltl“ nicht ſelbſt einſehen? O gewiß — eine teſtamentariſche Enthüllung nach dem Tode dieſes Wackeren würde das gewünſchte Reſultat bei den Kindern derer, an welche ein offenes Geſtändniß nutzlos verſchwendet iſt, ganz ſicher hervorrufen oder zum Mindeſten mit mehr Wahrſcheinlichkeit.

In dieſem Punkte war mir der Pfifficus zu naiv. Und es wirkte auf mich faſt wohlthuend, als ich den alten Mann ohne Nutz vor den Dorffratzen ſich demüthigen ſah, wo die älteſten Bengel und reifſten Menſcher darunter ja eben nur bis zu ſeinen Bundſchuhen reichen und kein Verſtändniß haben.

Das war für mich die einzige heikle Stelle. Ob ich ſie ganz wegwünſchte, oder in angedeutetem Sinne umgeſtaltet? Verehrter Freund, niemals, wenn Sie es nicht drängt Hand anzulegen, oder Sie vielleicht beſſere Gründe für die Haltbarkeit der beregten Scene haben. Ich achte ſtets an jedem Autor das Niedergeſchriebene und eher denke ich, daß ich auf falſcher Fährte bin, als er. Bitte jedoch zu bemerken, wenn ich ſage bei jedem Autor, ſo meine ich eben einen Schriftſteller, den ich achte, ſchätze und hochhalte, der eben Einer iſt — ich aber liebe Sie als Autor und auch als Menſchen, als Autor ſelbander iſt mir der Wagnerfaltl etwas in ſeiner Angelegenheit aufgefallen, als Menſch (Irren iſt menſchlich) überlaſſe ich es Ihnen, von dieſem meinem Bedenken das Beſte zu denken.

Von mir und den Meinen an Sie und die Ihren die beſten herzlichſten Grüße, nochmals meinen Dank, ſchaffen Sie freudig weiter und muthig, vor Ihnen liegt ein großer Weg, jedes neue Buch von Ihnen iſt ein Zeugniß Ihres Fortſchrittes, jedes iſt ein anmuthiges Raſtplätzchen, zu dem die Leſewelt auch dann noch immer zurückkehren wird, wenn ſie auch ſchon ſehr weit vorgeſchritten ſind, denn Sie gehen einen recht ſchönen hübſchen geraden Weg, müde werden Sie nicht ſo bald, lieber Bergſteiger, ſo wünſche ich Ihnen für allzeit nur das beſte Wetter, einen heiteren häuslichen Himmel dazu. Ihr Sie hochſchätzender und liebender

L. Anzengruber.

Wolkersdorf, den 20. Februar 1874.

Mein ſehr geehrter Freund und Herr!

Sö ſein Einer! Warum ſchreiben's denn nit? Sein Sö bös? Oder faul? Oder ſonſt was? Meinetwegen alles, nur hoffe ich, daß weder Sie, noch die werthen Ihren krank ſeien. Denn, wenn Sie bös wären, ſo ſag' ich meinetwegen: weil ich Ihnen alles Recht dazu abſpreche, vonwegen: weil Sie keine Urſache haben. Margerlt Sie etwa das ſehr wohlgemeinte, meinerſeits genügend motivirte, Ihnen jedoch alle Vertheidigung freiſtellende Wort über Ihren „Wagnerſaltl“? Hab' ich mich nicht zufrieden gegeben, wenn Sie es ganz einfach beim Alten laſſen und über meinen Einwurf zur Tagesordnung übergehen wollten!! Han? Bitt' Ihnen, können's mehr verlangen? Oder gift' Sie's vielleicht, daß ich ſage: Sie werden immer beſſer, die Literatur hat noch Hoffnung auf Sie zu ſetzen und iſt noch lange mit Ihnen nicht fertig, und es iſt eine Paſſion, Sie auf Ihren Etappen zu begleiten? Gift' Sö dös?

Na hörn's, da müßt ich mich aber giften und ſchon wie!

Und wenn Sie nichts margerlt und nichts gift' — warum ſchreiben Sie denn nicht? Den F. S. haben Sie auch giftig gemacht — die Urſache aber iſt mir nicht bekannt. —

Sie müſſen's ſchon aber arg getrieben haben. Vor etwa vier Wochen ſagte er: „Es giebt noch Menſchen auf der Welt, der eine wohnt in Graz und der andere in Wien!“ Sehn's, das ſind wir zwei. Nun haben Sie ihn bös gemacht, jetzt bin ich nur mehr der *einzige* Menſch (wohne zwar in Wien, halte mich aber in Wolkersdorf auf) und es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei.

Aber ich plaudere da gemüthlich, weiß nicht, was in Ihrem Buſen vorgeht, kurz und gut, für heute gar nichts, keine Zeile weiter, als daß ich war, bin und verbleibe

Ihr getreuer

L. Anzengruber.

Gruß an Sie und die Ihren von den Meinen. Wie ich nicht alsbald einen Schreibebrief von Ihnen erhalte — ſo ſchreiben Sie ſich die Folgen davon ſelbſt zu, dann kriegen Sie keinen Brief mehr, kein neuches Stuck von mir mehr und ich weiß nicht, was ich dann noch alles thu'. Kruzitürken! Schreib'n!!

Wolkersdorf, den 21. April 1874.

Werther Freund!

Indem ich Sie und die Ihren in beſtem Wohlſein hoffe, erlaube ich mir, Ihnen, als Sachverſtändigen, einige Fragen vorzulegen, deren Beantwortung mich bewahren ſoll, in meinem neueſten Werke etwa Verſtöße gegen landwirthſchaftliche Terminologie zu begehen.

Dieſes neueſte Opus iſt eine *Bauernkomödie*, ſohin luſtiger Natur, im Genre der Kreuzelſchreiber, und betitelt „Der G'wiſſenswurm“.

Alſo, Verehrteſter, ich erſuche Sie, mir alsbaldigſt Auskunft freundlichſt ertheilen zu wollen:

1. Wenn das Heu auf den Wieſen zuſammengerecht wird, wie heißen dann die kleinen Heukegel (etwa mannshoch oder etwas höher) „Heumandel"? oder auch wie die großen „Schober?" (NB. Ich meine natürlich jene, welche zur alsbaldigen Ueberführung auf die Heuböden aufgeſchichtet werden.)

2. Sind mir bange Zweifel aufgetaucht, Ideenvermiſchungen und Verwirrungen, ein Begriffscancan zwiſchen den Worten: Schupfen, Scheuer und Scheune.

Bitte mir Folgendes klarzuſtellen:

Unter Schupfen verſtehe einen gedeckten Raum, welcher aber oft nur auf Balken ruht, ſohin etwa unten ganz frei oder oft nach drei Seiten frei, an der vierten geſchloſſen erſcheint. Iſt dem ſo?

Iſt Scheuer und Scheune dasſelbe? Und wo hebt vorkommenden Falles der Landwirth ſein Arbeitsgeräth auf?

Oder iſt das volksthümlichere Stadl für dieſen Fall anzuwenden?

Ich bitte Sie um alsbaldige Errettung aus dieſen bangen Zweifeln.

In vollem Ernſte, ich laſſe mich gerne über ſolche Dinge belehren, ſo nebenſächlich ſie auch erſcheinen mögen, weil ich nicht gerne ſolche Verſtöße mache, welche, wenn ſie einmal geſchehen ſind, von einer Faulheit zeigen, die nicht einmal eine Frage daranſetzen will, um ins Klare zu kommen.

Natürlich werden Sie mir auch ſchreiben, wie es Ihnen, Ihrer werthen Frau Gemahlin und dem kleinen Sepp geht. Ich hoffe, recht wohl! Meiner Mutter geht es beſſer, meine Frau war auch krank, iſt aber ditto auf dem Wege der Beſſerung — mir geht es wohl.

In der Hoffnung, das Gleiche von Ihnen und den Ihren zu hören, grüßen Sie die Meinen und „Ich“ ſelbſt herzlichſt. Ihr Sie recht ſchätzender

L. Anzengruber.

Wolkersdorf, den 18. Juni 1874.

Verehrter Freund!

Fühle bloß das Bedürfniß, Sie in der Ferne zu grüßen. Uns geht's paſſabel. Wie Ihnen und den Ihren? „Was macht der kleine Sepp?“ Habe neulich gedacht, was er wohl machen möge. Schlafen und trinken. Seliges Loos!

Herzlichſte Grüße

L. A.

Wolkersdorf, den 30. Juli 1874.

Werther Freund!

In Anbetracht Ihres letzten Schreibens laſſe ich alle andere Controverſe fallen, es iſt ſchon ſo lange her, daß Sie jedenfalls nimmer wiſſen, was Sie geſchrieben haben; ich mache nur darauf aufmerkſam, daß Sie in einem Punkte ſich gewaltig irrten und das iſt, als Sie meinten, ich „faulenzete“ — oho, eben darum, weil dös nit der Fall iſt, komme ich erſt heute dazu, Ihren Brief vom 16. d. M. zu beantworten. Ich habe ſoeben den dritten Act eines Trauerſpieles, für das Burgtheater beſtimmt und betitelt „Hand und Herz“, vollendet und ſtehe vor dem vierten und letzten Acte dieſer Arbeit und brauche nunmehr Erholung, und nun bin ich in der Lage zu ſagen: Ich komm'!

Da Sie ſich ſtets bereit erklären, wird es keinen Schwierigkeiten unterliegen, einer Aufforderung von uns (Schlögl und mir) Folge zu leiſten, denn ich ſchreibe dem Schlögl unter Einem. Meine kleine Frau bring' ich mit und führe ich auch, zum erſtenmale in ihrem Leben, in die Alpenwelt ein. Gekraxelt wird aber von mir und meiner Frau nicht, ihr verbietet es ein Dritter und i, i mog net.

Aber angeſichts der Berge wollen wir wieder einmal luſtwandeln, plaudern, eſſen und trinken — kurz, thun, was ſich thun läßt, aber ſo nicht in der Stadt.

Natürlich ſchreibe ich ſofort nach Abmachung. Ich grüße Sie und die Ihren von mir und den Meinen aufs beſte

Ihr

L. Anzengruber.

P. S. Vielleicht nächſte Woche, dann benachrichtigt Sie wohl der S.

Wien, den 9. November 1874.

Verehrteſter!

Es mag beiläufig 300 Jahre her ſein, ja ich denk', ſo weit liegt es zurück, und das entſchuldigt doch wahrhaftig, wenn einer auf ein Verſprechen vergißt — g'wiß, wer b'ſinnt ſich gleich ſo weit zurück. Es mag alſo beiläufig vor 300 Jahren, bleiben wir dabei, geweſen ſein, als ein Literat ſammt Frau einem anderen Literaten zuliebe nach M*) fuhr. (Sie wiſſen, wir Männer der Feder begnügen uns, wie die Mathematiker, oft einen Buchſtaben ſtatt einer unbekannten Größe oder auch einer bekannten zu ſetzen.) Alſo, es hing oder vielmehr lag damals der Himmel regenſchwer über der Landſchaft und zum Troſte für die erduldete Mühſal und in Ausſicht ſtehende Trübſal verſprach der Literat aus K, dermalen in G, dem ihn beſuchenden Literaten aus W ein für treffliches Werk zu ſenden, auf daß er ſein Gemüth daran erquicke.

---

*) Mürzzuſchlag.

Nachdem alſo, bleiben wir dabei, 300 Jahre vergangen waren, da trat der Büchermacher aus W in einen Buchladen daſelbſt und da ſahe er vor ſich liegen ein dickes Büchlein und da ſagte er freudiglich: Ahan!

Darüber verging wieder ein Jahrhundert, und der Büchermacher ſagte nicht mehr: ahan! was ſo viel hätte heißen ſollen, als: ah, da iſt ja das Buch ſchon erſchienen, die nächſte Poſt ꝛc. ꝛc.

Ja, daß wir alſo wieder in unſere Zeit zurückkehren, wie geht es denn Ihnen, was macht Ihre werthe, liebe Frau Gemahlin? — Ich hoffe, es geht Ihnen allen wohl. Wir alle grüßen auf das beſte. Meine Mutter befindet ſich recht übel mit ihrer Krankheit, ich habe gegenwärtig einen böſen Huſten. Hoffe, daß Sie von keinerlei Leiden und Kümmerniſſen bedrängt ſind, denn dann geht es Ihnen und den Ihren wohl, was aufrichtig wünſcht Ihr getreuer

L. Anzengruber.

Haben's in Graz den „Wurm" geſehen?

Werthgeſchätzter Freund!

1. Anbei erhalten Sie das bewußte Abendblatt.

2. Bedaure lebhaft, daß Sie nicht nach Wien kommen.

3. Wenn Sie meinen, betreffs „Hand und Herz", daß eine Auflöslichkeit der Ehe nicht die Harmonie mehr herſtellen könnte, ſo haben Sie recht, ich aber auch, wenn ich behaupte, daß eben dann vor Eingehung der zweiten Ehe das erſte Band mit dem widerlichen Lumpen getrennt worden wäre und dadurch das Verbrechen der Bigamie entfiele, ſohin alle aus ſelbem reſultirenden Peinlichkeiten und Qualen. —

Daß Ihnen das Stück nicht gefällt, d. h. trotz Sie ihm in künſtleriſcher Hinſicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen, das ſchadt nix. — Seit wann ſind Sie Peſſimiſt geworden, fragen Sie; ſeit wann ſind Sie Optimiſt geworden? frage ich.

Mehr kann ich heute, durch Arbeit zur Eile verhalten, nicht und ſo verbleibe ich mit den beſten Grüßen Ihr getreuer

L. Anzengruber.

Wien, den 23. April 1875.

Mein werthgeſchätzter Freund!

Indem ich mich hinſetze, an Sie zu ſchreiben und Ihre Aufforderung bedenke, längere Briefe zu entwerfen, gerathe ich in einige Verlegenheit; welches Thema ſoll ich denn anſchlagen . . . ? Gar keines, das wird das beſte ſein, wenn ich abſpringe von einem zum anderen, ſpringen Sie vielleicht mit, und das dürfte Sie etwas zerſtreuen, und das iſt das Richtige.

Die Brüder Müller waren vergangenen Sonntag bei mir, haben einen ſehr guten Eindruck auf mich gemacht, was für einen Eindruck ich auf ſie, das weiß ich nicht. Bei erſten Begegnungen bin ich nicht ſehr mittheilſam, ich bin recht höflich, ich rede von allem, vom Wetter, vom Theater, von Krieglach, vom Wurzelſepp des Roſegger 2c. 2c., aber warm werde ich nicht.

Der alte Schumm war bei mir, er wird am 30. d. M. wegen vollendetem 70. Jahre als älteſter „Bam“, Pardon „Bergkraxler“ vom Touriſtenclub gefeiert, wozu ich höflichſt eingeladen wurde.

Wären Sie 14 Tage in Wien geblieben, wie Ihnen ja Ihr guter Dämon momentan den glücklichen Einfall zuflüſterte unter der tröſtlichen Verſicherung: „Es kann d'r nix g'ſcheh'n" — was hätten Sie alles bis jetzt ſchon mitgemacht und erfahren! Abgeſehen davon, daß Sie im Touriſtenclub an jenem Feſttage als ſteiriſcher Schutzpatron in irgend einer Niſche angebetet worden wären:

O heiliger Roſegger bitt' für uns,
Und gieb uns Deine Aus- oder Umſchau in der Natur!

Wenigſtens ſiebenmal hätten wir ſchon die Zahnradbahn beſucht und wären ſicher doch einmal hinaufgefahren auf den Kahlenberg, wenn die Bahn nicht gerade fürchterliches Zahnradweh gehabt hätte, was auch möglich wäre, bei dieſem ewig wechſelnden Wetter.

O! Sie haben viel verſäumt; ich habe dieſer Tage meine Erzählung „Diebs-Annerl" für den deutſchen Reichskalender abgeſchloſſen, ich hätte ſie Ihnen vorgeleſen.

Ich hätte Ihnen vorleſen können die erſte Verwandlung des erſten Actes von „Da Onkl" (ein Volksſtück, das nur fertig zu werden braucht, um ſofort verboten zu werden). Kurz und gut, ich will mich nicht ermüden mit all dem Herrlichkeiten-Aufzählen, noch Sie mit dem Anhören dieſer Aufzählung. Sie ſind eben nicht in Wien geblieben, Sie haben es vorgezogen, nach Graz zurückzukehren, um dort die Selbſtpeinigung auf das rationellſte zu betreiben.

Ich hätte Gelegenheit genug, mich darüber auszulaſſen, ich könnte ein hübſches Stück dieſes Papiers, das ich mir ernſtlich vorgeſetzt habe, bis zur letzten Zeile zu beſchreiben, damit anfüllen, ich thue es aber nicht. Ich überlaſſe es der Zeit, mit Ihrem wie mit meinem Schmerze fertig zu werden, wird ſie es ja auch mit uns ſelbſt.

Ich will daher lieber mich auf geſchäftliche Themen werfen, ein ordentlicher Geſchäftsmann klagt immer — unſere Wiener Geſchäftsleute klagen gewöhnlich den ganzen Tag, Vormittags im Wirthshauſe, Nachmittags im Kaffeehauſe, und Abends auf derſelben Stätte der Thränen und Seufzer wie Vormittags — warum ſoll ein unordentlicher Geſchäftsmann, wie der Dichter ja doch immer iſt, nicht ohne Platzwechſel in ſeiner Stube klagen dürfen.

Denken Sie ſich alſo: mit Mai ſchließen in Wien drei Theater, wie viele davon im Herbſte wieder ihre Pforten öffnen, ſteht noch in Frage. Ob Steiner nicht gleich ſchon dieſen Herbſt in die Komiſche Oper überſiedelt? Ob das Stadttheater wieder zu Laube zurückkehrt? Niemand weiß es noch zur Stunde zu ſagen. Da das Wiedener Theater aber definitiv ſchließt bis September, ſo entfällt jede Hoffnung auf irgend eine Repriſe meiner Stücke und auf jede noch ſo kleine und doch ſehr wohlthätige Tantième. Als noch ungeborenem Familienvater kann mir das nicht ganz gleichgiltig ſein.

Beinahe hätte ich vergeſſen, in dem Umhertappen nach Stoff, nicht aus Ueberſehen, daß ich Ihnen Ihre Frage nach Schlögl auf das befriedigendſte dahin beantworten kann, daß er geſund, wie er ſchreibt, angelangt iſt. Aber jedenfalls dürfte er Sie ſchon ſelbſt davon in Kenntniß geſetzt haben, und ich post festum kommen, aber Sie ſehen, daß ich damit wieder acht Zeilen gewonnen habe.

Ich kann mir nun dieſen hier noch übrigen Raum herzhaft eintheilen und mit gemeſſenen Schritten dem Schluſſe zueilen. Wie lange ich auch die Kunſt des Schreibens mißbraucht habe — ich meine nur hier in vorliegendem Schreiben — um Ihnen plaudernd zu geſtehen, daß ich Ihnen eigentlich nichts, wenigſtens nichts Neues zu ſagen habe, ſo dürfen Sie mir doch auch glauben, daß mir deſto ſchwerer zu ſchließen wird, ich möchte nicht, daß Sie dieſe Epiſtel verkennen, die der

Gleichgiltigſte an einen Gleichgiltigen geſchrieben haben könnte, um einfach eine Briefſchuld abzutragen, ich möchte, daß Sie in dem gelegentlichen Schwätzer den beſtändigen Freund herausfinden; einen Brief und einen langen habe ich verſprochen, daß ich dieſes Verſprechen dergeſtalt erfülle, hat eben ſeinen Grund darin, daß ich nicht gerne mit meiner Feder wie mit einer Sonde in friſche Wunde fahre, die ich gerne geſchloſſen ſähe, nachdem ſie einmal geſchlagen wurde. Und ſo hätte ich eigentlich es mit einer Zeile richten können, indem ich Sie beſtens von uns grüße und Sie verſichere, daß ich verbleibe Ihr Freund

L. Anzengruber.

Wien, den 1. Mai 1875.

Sehr werther Freund!

Geſtern war im öſterreichiſchen Touriſtenclub die Feier von Schumm's Geburtstag, Telegramm und Karte von Ihnen kamen zur Verleſung. Die Karte, d. h. die paar einfachen ſchlichten Worte, hörte ich ſelbſt ableſen, es kann Ihnen zur Genugthuung gereichen, daß nur Ihr Name genannt, den Saal in lautloſe Stille verſetzte, und daß man den Antheil merkte, den dieſe Clubmitglieder an Ihnen und Ihren Geſchicken nehmen; unter Schumm's Verdienſten wurde auch das gebührend mit aufgezählt, daß er Sie dem Vereine geworben.

Auch ich habe Schumm mit und durch ein paar Zeilen gefeiert, die ich, da es an einem Vortragenden fehlte, ſelbſt ſprechen mußte. Dieſes Opus will ich, ohne Eitelkeit, ſondern weil ich denke, daß Sie vielleicht eine kleine Neugier dafür haben, hier in dieſem Briefe einſchalten; indem ich mir wieder vorgenommen habe, Ihnen keinen kürzeren Brief als das Papier lang iſt, zu ſchreiben, und das Gedicht 21 Zeilen zählt, ſo verbinde ich hier auch das mir Angenehme mit dem mir Nützlichen, fülle eine Menge Raum aus. — Sie erlauben, daß ich mich vorher im Geiſte räuſpere und dann beginne, wie folgt:

An Chr. Schumm.

Zur Erinnerung an die Feier ſeines 70. Geburtstages.

Du haſt wohl kaum no kinna zareln,
Da haſt Du wohl a ſchon ang'hebt
Af d' Berg rundumi auffiz kraxeln —
Und no, haſt ſiebzgi Jahr derlebt!
Wann ma dö Höchen z'ſammazählet,
Dö vielen tauſend da von Füßen —
Dö D' auffikrallt biſt — no was fehlet,
Du hätt'ſt im Himmel ſchon ſein müſſen!
Und daß dös no nöt is der Fall,
Woran no mag denn dös wohl lieg'n?
No ſiehſt, Du biſt a jedesmal
Von d' Berg a wieder obig'ſti'gen.
Dem Himmel bringen Ein' — ö' is wahr —
Viel naheter als d' Berg dö Jahr.
Dö Berg, dö findt'ſt Dich ſchon herunter,
Und wann Dich nur dö Jahr nöt plag'n,
So bleib' nur luſtig und nur munter,
Nach Dir wird nöt der Himmel frag'n:
Denn wie im Katachismus ſteht,
So fragt er um dö Ketzer nöt,
Doch führetens dö Duldung ein
In jener beſſeren der Welten,
Und ſollt' amal a Nachfrag ſein,
No weißt, ſo thu' Dich halt nöt melden!

Prächtig! das heißt, ich ſetze durchaus nicht voraus, daß Sie „prächtig“ ſagen werden, aber ich finde es prächtig, hiermit ganz ſachte der Hälfte der dritten Seite dieſes Schreibens herabgerückt zu ſein, und indem ich mich ernſtlich davor verwahre, daß ich das obige Beiwort irgendwie in

Bezug auf meine Dichtung genommen und gemeint haben will, füllt ſich ganz ohne Anſtand die andere Hälfte aus, wieder ein Beweis, daß man mit Beſcheidenheit weiter kommt, als mit Selbſtüberhebung — nämlich mit der erſteren ſogar auf die vierte Seite.

Indem ich mich meines Hierſeins — nämlich daſelbſt auf der letzten Seite — erfreue, verſichere ich Sie nur, daß mir nicht das Schreiben an Sie etwa zuwider iſt, ſondern nur, daß die Stoffarmuth mich heute etwas quält. Bedenken Sie, geſtern, pardon, heute Früh halb vier Uhr zu Hauſe gekommen, jetzt, denn Strafe muß ſein, etwas Kopfweh, dazu wird das Haus, in welchem ich wohne, von unten bis oben mit Oelfarbe angeſtrichen, ich habe ſonach den Geſtank in meinen Zimmern, und ein Gerüſt von Leitern und Brettern vor meinem Fenſter, und auf dieſem Gerüſte einen anſtreichenden Kerl, der Melodien dazu brüllt, wie ein muſikaliſcher Ochſe. Mit Mühe unterdrücke ich den unchriſtlichen Wunſch, daß er von irgend einem Stockwerke, zur Sicherung der wohlthätigen Folge nehme ich gerne das dritte an, auf die Straße fallen möge. Aber trotzend dem Geſchicke habe ich meine Aufgabe ſo weit gelöſt, daß mich das farbenverquiſtende Scheuſal nicht mehr beirren ſoll, und daß ich beſänftigenden Gemüthes Sie von uns Allen auf das beſte und herzlichſte grüßen kann, bleiben Sie hübſch wohlauf und ſchreiben Sie bald

Ihrem treu ergebenen Freunde

L. Anzengruber.

Wien, den 25. Juli 1875.

Werther Freund!

Ihre Empfangsbeſtätigung über mein Aviſo von meiner neuen Wohnung haben wir erhalten und uns damit getröſtet, daß Sie wenigſtens noch unter den „Vegetirenden“ weilen! Sie vermeinen auf Ihrer Karte, bald eine fröhliche Nachricht aus meinem Hauſe zu hören? Sie täuſchen ſich, werther Freund, ich habe diesmal das Ereigniß, auf das Sie anſpielen, ohne es den Freunden zu ſignaliſiren, vorübergehen laſſen, nur weil Sie darnach fragen, ſetze ich Sie davon in Kenntniß, daß diesmal das Reſultat meiner Erwartung und der Wehen meiner Frau ein nothgetauftes, zwölf Stunden lebendes Mädchen war. Die Ausſicht, Nachkommenſchaft zu erzielen, ſchränkt ſich dieſen Erſcheinungen gegenüber beträchtlich ein.

Sie ſehen, daß auch ich mit fröhlichen Nachrichten nicht dienen kann, dazu fehlt mir auch meine Heimgegangene*) allüberall — ich brüte dahin — und bin auf dem beſten Wege, gemüthskrank zu werden; ich kann nicht arbeiten und ſonſt zerſtreut mich gar nichts, das, lieber Freund, iſt meine gegenwärtige Lage, warum ich gerade Ihnen das offen ſchreibe, weil Sie es verſtehen werden, und ich will darum Ihretwegen nicht zu deutlich werden, es grüßt Sie auf das beſte Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 18. September 1875.

Werther Freund!

Was ſoll ich Ihnen darüber ungehalten ſein, daß Sie meinen Beitrag für dieſes Jahr in Ihrem Kalender nicht gebracht haben? Sie ſagen ja ſelbſt, daß Sie ſich um die Redaction desſelben heuer nicht gekümmert hätten, alſo ſind Sie außer Obligo, dafür muß ich Sie aber bitten, Herrn G. Heckenaſt zu erſuchen, mir das betreffende Manuſcript zu retourniren, da ich es durchaus nicht zugeben werde, daß daſſelbe im künftigen Jahrgange abgedruckt werde, denn ich will nicht nach einer Pauſe von einem Jahre wieder mit Märchen des Steinklopferhans kommen, es war mir unlieb genug, daß voriges Jahr nur die Hälfte meiner Sendung zum Abdruck gelangte, jetzt aber noch eine Friſterſtreckung!! Sie werden das ſelbſt einſehen! Ich bitte Sie alſo die Freundlichkeit zu haben, die Retournirung des bewußten Manuſcriptes an mich zu veranlaſſen, Sie werden ſich darüber nicht verwundern können, ſondern was Sie etwa darüber zu ſagen haben, das bitte ich an die Adreſſe des Herrn G. Heckenaſt zu richten. Zwiſchen uns beiden ſoll über dieſen Vorfall weiter kein Wort gewechſelt werden.

---

*) Seine in dieſem Jahre verſtorbene Mutter.

Ich bemerke mit wahrer freundſchaftlicher Sorge, daß Sie noch immer Ihrem Schmerze, Ihrer Trauer ſich hingeben, Sie haben die ganze Zeit über nichts von ſich hören laſſen, und hätte Sie der „Kalender“ nicht gezwungen, Ihr Schweigen zu brechen, Sie hätten wohl noch nicht geſchrieben.

Ich habe Ihnen von Wien nichts Neues zu berichten, ich leide unter einer Verſtimmung, man könnte ſie eine „großſtädtiſche“ heißen, ich erlahme, alle Talentloſigkeit iſt mir um eine Naſenlänge vor, meine Verhältniſſe verſchlechtern ſich, Andere verſtehen es doch beſſer; es iſt eine wahre Anmaßung, für das Geſunde, das Echte und Rechte ſich einzuſetzen, man hat nichts als Anfeindungen davon. Meine Frau befindet ſich wohl, ich gönne es ihr, ſie iſt ſelten ganz ohne Anfechtung irgend eines Uebels, ſei daſſelbe auch nicht von Bedeutung, ſo iſt es doch unangenehm genug. Ich bitte Sie, das Nöthige wegen der Retournirung zu veranlaſſen und grüße Sie aufs herzlichſte von mir und von meiner Frau.

Ihr freundſchaftlich geſinnter

L. Anzengruber.

Wien, den 29. December 1875.

Werther Freund!

Wenn ich auch erſt heute die Feder ergreiſe, wenn ich auch erſt heute Ihnen den „Doppelſelbſtmord“ ſende, ſo geſchieht es nicht, weil ich nicht Ihrer gedacht hätte, ſondern weil ich heute erſt zur Sammlung komme. Ich weiß nicht, letztere Zeit peitſcht mich ein unruhiger Geiſt raſtlos von Plan zu Plan, von Ort zu Ort, ich find' nicht Halt noch Ruhe, dabei kommt aber gar nichts weiter; ſo z. B. zögerte ich ſo lange, um Ihnen unter Einem den für Ihren Kalender beſtimmten Aufſatz „Wie Manche mit ihrem Herrgott umgehen“ zu ſenden, aber ſehen Sie, ich komme auch mit dieſer kleinen Arbeit nicht fort und muß Sie bis etwa Ende Jänner vertröſten.

An jenem Abend, wo Sie das letztemal in Wien mit mir zuſammenſaßen, da iſt der Geiſt der Feanzlerei in mich gefahren und ich habe mich über Ihre „Zirbeltanne“ oder wie ſie heißen wird, luſtig gemacht, aber ſchon am nächſten Morgen waren Sie furchtbar gerächt, denn dieſes Kopfweh für jeden freundſchaftsmörderiſchen Witz bekam ich einen Stich oder ein Gebohr, es war ſchändlich, ich habe daraus die weiſe Lehre gezogen, daß ich entweder nicht mehr „feanzeln“ oder nicht ſo viel Wein dazu trinken darf.

O es war bitter!

Ich habe Ihnen diesmal außer unſeren Grüßen, dem meinen und dem meiner Frau, auch den meines Schwagers Franz Lipka mitzubeſtellen. F. S. iſt wieder in Wien, doch das werden Sie ja wiſſen, denn er arbeitet ja mit an „Wiener Luſt“, der Beilage des „Figaro“, aber bei mir hat er ſich weder vor- noch nachmittägig ſehen laſſen.

Von Schumm weiß ich auch nichts und von Martinelli nicht viel mehr, als daß er lebt, da er am Theaterzettel ſteht, alſo ſpielen dürfte, was doch eine Aeußerung der Lebenskraft iſt.

Ich bin ſehr neugierig, was das neue Jahr dem Staat, dem Land, der Stadt, meiner Theater-Direction bringt; was es mir bringt, geht alles hin, ſo grob wie das vergehende und Samstags ſchon vergangene, kann es mir nicht mehr mitſpielen, armer Freund, Ihnen wohl auch nicht!

Es wird ein bitterer Sylveſter, wenn wir die Summe dieſes Jahres ziehen wollten; thun wir es lieber nicht! Es iſt genug, daß ich für meine Perſon das kommende Jahr nicht fürchte, daß ich nichts von ihm hoffe, was könnte es mir bringen, darüber ich mich ſo recht aus Herzensgrund erfreuen könnte? Ich wüßte nicht was.

Werther Freund! Ich wünſche Ihnen alles Gute in dem 1876ger Jahre, verbleiben Sie mir freundgeſinnt und bedenken Sie mit ein paar Zeilen Ihren getreuen

L. Anzengruber.

Wien, den 12. Februar 1876.

Werther Freund!

Auf Ihr liebes Schreiben vom 2. d. M. komme ich erſt heute dazu, antworten zu können.

Daß Sie mich der Mitarbeiterſchaft am Kalender entheben, danke ich Ihnen in Rückſicht auf meine dermalig geringe Arbeitskraft, die in Rückſicht auf alle Nachfragen und Anbote mir faſt bange macht.

Verſtimmend wirkt auch, daß diesmal bei meiner neuen Komödie mich das Publicum und die Direction vollſtändig ſitzen ließ, hingegen ich allerdings die Behandlung, welche die Journaliſtik mir angedeihen ließ, im dankbaren Gemüthe bewahren werde, aber das geſchätzte Publicum blieb einfach weg, und die Direction ſtrich vor dem ungünſtigen Caſſaerfolge, ohne Verſuch, das Stück zu forciren, die Segel. Iſt nur zum Schluſſe die „wohl aufzuwerfende“ Frage: Wozu, reſpective für wen ſchreibt man dann eigentlich Volksſtücke?

Die Directionen verlangen Caſſaſtücke, und ein Volk, das ſich um die „Volksſtücke“ bekümmert, giebt es hierorts nicht — alſo wozu der Liebe Müh'?

Was nun Ihren „Heimgarten“ anlangt, ſo ſoll es mich recht freuen, wenn es in ſelbem blüht, grünt und gedeiht; etwas Gartenarbeit, wenn Sie meinen, daß ihm das förderlich ſei, will ich gerne leiſten. Bis Juli haben Sie geſagt — bei meiner gegenwärtigen Stimmung wage ich noch nichts zu ſagen, aber bei mir hält dergleichen nicht lange an, wird's daher wohl auch diesmal nicht. Ich habe daher heute nur die Feder ergriffen, um Ihnen zu antworten und Sie nicht gar zu lange warten zu laſſen.

Meine Frau hat zu allem Ueberfluſſe ſich auf eine Woche lang ins Bett gelegt, es war eine Rippenfellentzündung gerade im ſchönſten Anzuge, die ich mit ärztlicher Hilfe noch rechtzeitig zu minder gefährlichem Austrage brachte.

Von ihr und mir nehmen Sie daher die beſten Grüße in Empfang und ſchreiben Sie bei Zeit und Muße, inſonderheit wie Graz den „Doppelſelbſtmord“ ſich anſieht

Ihrem freundſchaftlich geſinnten

L. Anzengruber.

Wien, den 5. November 1876.

Verehrter Freund!

Meinen beſten Dank für die weitere Freundlichkeit, die Sie meinem „neuen“ Stück in Ihrem „Heimgarten“ erweiſen. Ich habe Ihnen eben über dieſes Ihr Unternehmen ſchreiben wollen, die Ausſtattung findet nicht die Zuſtimmung Aller, die meine gerade auch nicht, aber wie Sie leicht denken können, lege ich kein Gewicht auf dieſelbe, das können Sie auch mit dem nächſten Jahrgange ändern, wenn Sie wollen, oder, wenn der „Heimgarten“ in ſeiner engeren Heimat, in Steiermark, ſo gefällt, erſt recht dabei bleiben.

Was nun das Gebotene anlangt, ſo finde ich ſchon das zweite Heft — bitte bei dieſem Urtheile die erſten fünf Blätter nicht miteinzubeziehen*) — reicher und mannigfaltiger an Inhalt als das erſte, das mir etwas raſch zuſammengeſtellt erſchien; eines aber würde ich Ihnen zu bedenken geben; wiſſen Sie, welche Qual es für einen Leſer einer Wochenſchrift iſt, von Woche auf Woche auf eine Fortſetzung warten zu müſſen?

Aber vier Wochen, das iſt Verdammniß! Ich ſehe, daß das Schloß der Böſen nicht ganze ſechs Seiten mehr beanſpruchte; waren die wirklich nicht mehr aufzubringen im erſten Heft?

Aber ich glaube, daß Sie das wohl bald abſtellen werden; ſobald das Unternehmen unter die Leute kommt, werden die es Ihnen ſchon ſelbſt ſagen.

Ich wünſche Ihnen vor allen Dingen Erfolg — Erfolg macht alles, wo der fehlt, da ſetzt die Luſt aus und der Muth — ich erwarte mit einer gewiſſen Spannung das dritte Heft. — Denn ich möchte mir klar werden, wohin Sie mit manchen Ihrer kurzen populären Abhandlungen hinzielen. Manches iſt ganz vortrefflich; ſo bringen Sie das in Ihrem Kalender angeregte Thema „Schule des Sterbens“, ſo wirkſam und packend in „Es reigt in Luſt ein Liebespaar“, es iſt ganz recht und ich finde es höchſt praktiſch, daß Sie in Ihren beiden Organen die nämliche Sache anregen, warum? — Man kann das Rechte nicht oft genug ſagen, damit doch irgendwo etwas hängen bleibt.

---

*) Auf welchen eine Arbeit Anzengruber's ſtand.

Freilich iſt das Ding „Es reigt in Luſt —“ etwas peſſimiſtiſch ausgefallen, aber da finde ich den P. am Platze, das Grauſige muß die Leute vom grauſigen Thun abſchrecken, ſowie ja über das unabwendbare Mißgeſchick der Optimismus hinweghelfen muß.

In Ihrem Kalender fand ich auch „Halbverklungene Heldenkunde“ — recht gut — ich weiß, Sie ſind ſelig, wenn man Ihnen ein hochdeutſches Gedicht lobt; Sie haben's ſelbſt einmal zugeſtanden, aber nicht „deſſertwegen“, es iſt gut, warum aber ohne Reime und nicht volksthümlicher? Es wär' ein Lied, ſo iſt's nur ein Gedicht.

Da Sie ſich jetzt auf Ihre Monatsſchrift und Ihren Kalender zurückziehen können, ich hoffe, daß Ihnen das möglich iſt, ſo iſt mir gerade nicht bange um die beiden Dinge, früher wär's mir geweſen, man braucht ſeine Zeit vollauf für ſo was, wenn es etwas Rechtes werden ſoll. Der „Heimgarten“ iſt rechtſchaffen billig, der Kalender aber ſcheint mir doch etwas theuer.

Wenn ich nur wüßte, was mir bisher am Kalender und jetzt auch am „Heimgarten“ immer abgeht? Stabilität möcht' ich's nennen, aufſchlagen müßte man Jahrgang und Heft können, und gerade da auf der einen Seite müßte ein Gedicht ſtehen und auf der anderen da iſt eine lehrreiche Geſchichte — auf der gleichen Stelle in jedem Jahrgange und Hefte — und wenn ich noch weiter ſchreibe, ſo reichen keine vier Seiten.

Alſo wünſche ich Ihrem „Heimgarten“ das Allerbeſte, ſehen Sie, der hat einen großen Vorzug, er hat meines

Wiſſens in ſeinem Genre, ſoweit bisher erſichtlich, keinen Concurrenten, es exiſtirt kein Volksblatt, nennen wir's ganz ungenirt ſo, das ſeines Zeichens wäre, ſorgen Sie, daß ſich jeder auch für die Zukunft die Concurrenz vergehen laſſe. Aus dem Unternehmen wird etwas — nicht gleich auf der Stell', auf die Weiſ' iſt noch nie etwas geworden, aber das Zeug wäre da. Machen Sie nach und nach aus dem Kalender auch etwas ſo Alleindaſtehendes, denn beim „Heimgarten" haben Sie höchſtens an die Form der „Weſtermann'ſchen Monatshefte" gedacht, an mehr nicht, und ſehen Sie, das bekommt ihm gut.

Wenn Sie einmal Zeit finden für ein paar Zeilen für mich, ſo wird mich's recht ſehr freuen, ich hoffe, Sie haben von Ihrem Wohlſein und von dem Ihrer Kleinen zu berichten, und vom Gedeihen alles und jedes, Kinder und literariſche Producte — meine Frau läßt ſich Ihnen empfehlen, ſie und der Junge ſind wohl, der Alte auch, und der grüßt Sie herzlichſt als Ihr getreuer Freund

L. Anzengruber.

P. S. Winter kommen Sie doch wieder aus dem Süden — nach Wien? Wann denn, auf wie lange, auf 48 Stunden weniger 26? Mit dem bekannten Refrain: „Da wär' ich gern, aber fort lieber!"

Wien, den 2. März 1877.

Liebwerther Freund!

Anbei erhalten Sie verſprochenen Beitrag, der Eſſay, den ich Ihnen auch zuſagte, iſt es freilich noch nicht, ich muß dieſe Arbeit etwas verſchieben, denn ich fühle mich für derlei nicht geſammelt genug.

Für Ihre freundliche Beſprechung meines Romanes*) — da Ihnen der Titel ſo anſtößig, will ich ihn hier vermeiden, jedoch heißt er dadurch nicht anders — ſage ich Ihnen beſten Dank. Hörte gerne, was Sie vom „Ledigen Hof“ halten.

Es iſt jetzt eine dermaßen hundeelende Zeit, daß es einen verdrießt zu produciren. Am Theater an der Wien iſt der „Ledige Hof“ nur mit etwas ſolennerem Conducte zu Grabe getragen worden, wie der „Doppelſelbſtmord“, dieſer lebte 4 Tage, jener 8, mit dem nächſten Stücke habe ich daher Hoffnung, auf 16 nahezukommen. Die Direction ſcheint ganz recht daran gethan zu haben, denn das Publicum lief darauf in das „Blitzmädl“ hinein, das jedenfalls unterhaltlicher und ohne tragiſche Anläufe iſt.

Auch gut — eigentlich zwar — nicht gut — aber man muß es dahingeſtellt ſein laſſen. Mitfolgende „Begegnung“**) halte ich, für meine Perſon ſelbſt, als gar nicht übel, aber Sie müßten ſie jedenfalls in einer Nummer geben, was übrigens leicht angehen dürfte, denn das Ding iſt nicht groß.

Bei mir daheim iſt Alles wohlauf, und das iſt jedenfalls das Beſte. Mein Herr Sohn befleißt ſich eben den erſten Zahn zu bekommen. Küſſen Sie von uns den kleinen Steirer und ſein Schweſterchen und ſeien Sie herzlichſt gegrüßt.

Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 28. November 1877.

Werther Freund!

Was hilft Ihnen mir gegenüber die Piſtole, wenn ich nichts Kleines bei mir habe? Ich weiß vor Arbeit nicht, wo mir der Kopf ſteht, oder manchmal nur zu gut, wenn er mir weh thut. Ich habe an Sie gedacht, aber es muß alles liegen bleiben, ich kann nichts verſprechen, weil ich außer Stande bin, ein Verſprechen zu halten, was würden Sie von einem „Freunde“ ſagen, der Sie ſitzen läßt? Wenn ich Ihnen, um meinen guten Willen zu beweiſen, ſagen würde „Ja“ und dann ausbliebe, das wäre für Sie unangenehmer, als es dies mein ehrliches „Nein“ iſt.

---

*) „Der Schandfleck.“

**) Im „Heimgarten“, I. Jahrgang.

Wenn ich erſt aus dieſer dramatiſchen Zwangsperiode heraus bin, dann ſteh' ich Ihnen wieder zu Dienſten.

Daß Sie nicht nach Wien kommen, iſt mir ſehr leid, da werden Sie alſo meinen Jungen, den Sie faſt lieber ſehen möchten als mich, auch nicht ſehen, was mir ſehr lieb iſt, weil Sie derſelbe gewiß ſehr gleichgiltig aufnehmen würde, denn er kennt Sie nicht einmal dem Namen nach. Was wollen's denn machen? Ich grüße Sie auf das beſte, erſt mit Ende Januar werde ich in der Lage ſein, irgend etwas Beſtimmtes verlauten zu laſſen.

Nochmals beſten Gruß von Ihrem

L. Anzengruber.

Den 12. April 1878.

Verehrter Freund!

Unter Einem zeige hiermit an, daß ſich meine Familie um Eins vermehrte, es iſt ein weibliches Geſchöpf, das dermalen noch nicht einmal etwas heißt. — Daß Ihnen die beiden Beiträge gefallen, freut mich, daß Sie gerne im Kaffehauſe mit mir ſitzen möchten, gleichfalls, es iſt dies übrigens auch mein Wunſch und daher gegenſeitig. Uebrigens liegt Graz und Krieglach nicht ſo weit ab von Wien, daß es kein Wiederſehen geben könnte. Auf ein ſolches hoffend, mit beſtem Gruße Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 10. Juli 1878.

Verehrteſter!

Wo bleibt das horrende Honorar von fünf Gulden? Das iſt das Gedicht unter Brüdern werth, und wenn wir auch keine ſolchen ſind, ſo wäre das höchſtens ein Anlaß für mich, mehr zu fordern, aber als Bruder in Apollo, wie der nackte Griechenkerl heißt, der der Kerzeninduſtrie ſo aufgeholfen hat, der muntere Seifenſieder, der auch jeden zu Geſang begeiſterte, als Bruder in Apollo alſo, weiſen Sie mir das Bedungene und Ausgeſprochene (bei Ihrer Verlagsbuchhandlung) an.

Schreiben Sie mir freundlichſt, was die Gebrüder Müller*) machen, es dürfte ſich jetzt bald eine Gelegenheit ſchicken, denſelben die lang zugeſagte Vorleſung zu halten. Alſo unter welcher Adreſſe aviſire ich dieſelben?

Mit herzlichem Gruß Ihr ſehr ergebener

L. Anzengruber.

P. S. Ich habe mich entſchloſſen, bei allen meinen vorurtheilsfreien Bekannten und Freunden der norddeutſchen Adreſſirung mich zu bedienen, laſſen Sie ſich alſo das weggebliebene „Wohlgeboren“ nicht anfechten, ſondern laſſen Sie's auch bei mir weg. Meine Freundſchaft für Sie bleibt die alte, wenn auch meine Briefe einfacher adreſſirt ſind.

Mein werther Freund!

Mich ſoll der Teufel holen — über kurz oder lang beſorgt er ohnedies dies Geſchäft, es iſt alſo viel weniger Vermeſſenheit dabei, als es ſcheint, ihn dergeſtalt aufzufordern — mich ſoll er holen, wenn ich eine Silbe derzeit von dem weiß, was ich Ihnen für den „Heimgarten“ ſchreiben werde.

---

*) Einer derſelben der jetzige Schauſpieler Sommerstorff.

Rein nichts. **Octoberheft** — und Beitrag Anfangs Auguſt! Geradezu Unmöglichkeit. Wohl oder übel muß ich jetzt erſt ein Stück fürs Wiedener Theater ſchreiben, eher ſetze ich keine Feder an für irgend eine andere Arbeit.

Sehen möchte ich Sie auch recht gerne, es wäre mir das ſehr lieb, aber wir ſind denn doch ein wenig zu weit auseinander, und ich — wie geſagt, jetzt an den Schreibtiſch gebannt. Ich bin ſeit einiger Zeit ſehr gedrückter Stimmung. Mir paßt Vieles nicht. Ich habe nun neun Jahre Schriftſtellerthum hinter mir, aber nicht die Stellung errungen, die mir erlaubte, ohne Frage nach dem augenblicklichen Erfolge, aus dem Vollen heraus produciren zu dürfen. Ich werde dieſe Stellung vorausſichtlich nie, oder erſt dann erringen, wenn meine Jahre nicht mehr die ſind, welche eine ſolche Production aus dem Vollen zulaſſen.

Ich gehe heuer wieder nach Marienbad und ich freue mich darauf — auf vierzehn Tage. Freund, ich wünſche Ihnen, daß Sie nie ſo ganz verdammt gleichgiltig werden gegen alles, wie zur Zeit ich, es iſt das allein eine artige Krankheit.

Frau und Kinder ſind wenigſtens geſund und geben mir keinen Anlaß zur Sorge.

Sollte ich unterwegs ein Gedicht auf dem Wege finden, ſo ſende ich es Ihnen.

Im Uebrigen haben Sie Nachſicht mit Ihrem zuwideren, aber freundgeſinnten L. Anzengruber.

Wien, den 14. Februar 1881.

Verehrter Freund!

Ich ſende Ihnen anbei den — ſelbſt mir — ſehr intereſſanten Artikel*) zurück, ich fand nur das wenige Nebenbemerkte darin zu berichtigen. Was das Unerklärliche in meiner Productionskraft anlangt, ſo bin ich mir ſelbſt dahinter gekommen, daß ich als unruhiger Geiſt mit ſtets abſpringender Phantaſie immer und allzeit aus flüchtigen Begegnungen und wechſelnden Bildern mehr Anregung zog und bleibendere Eindrücke gewann, als im ſtändigen, öfteren Verkehr und dauernder gleicher Umgebung; daß ich aber in ſolcher Weiſe genügend oft mit Bauern zuſammen kam und ihre Hauſungen beſuchte, das iſt ſicher, freilich verſchwindet damit die myſtiſche Umhüllung*) und für Darwin'ſche Theorien geht ein hübſcher Erweis verloren, aber Wahrheit über alles!

---

*) Ueber Anzengruber.

Mehr Geleitzeilen kann ich für diesmal nicht beigeben, und auf eine ſchreibſeligere Stunde wie dieſe will ich nicht warten, damit Sie ſammt Artikel nicht mitwarten müſſen.

Ich grüße Sie aufs herzlichſte Ihr freundgeſinnter
L. Anzengruber.

Den 12. December 1881.

Liebwerther Freund!

Ich wüßte wahrhaftig nicht, in welcher Weiſe mich Ihr letztes Schreiben in Bauernſprache beleidigt haben ſollte? Weil ich darauf nicht geantwortet, noch ſonſt ein Lebenszeichen gegeben habe? Nun, Sie kennen mich doch ſchon ſo weit, daß Sie einräumen, daß ich Sie nie durch Vielſchreiberei überraſcht habe. Daß ich die Vorleſung im Verein der Literaturfreunde ſchwänzte, hat wieder ſeinen Grund darin, daß die Leſeabende dieſes Vereines auf den

---

*) Daß er die geniale Kennerſchaft für das Bauernthum von ſeinem Vater ererbt, der viel mit Bauern verkehrt.

Mittwoch fallen und ich als Gewohnheitsmenſch nur unter dem Zwange außerordentlicher Umſtände von meiner Mittwochsgeſellſchaft beim „Lothringer“ fern bleibe, ich war ſelbſt an dem Mittwoch unangenehm berührt, als Anzengruber las, aber da konnte ich füglich doch nicht wegbleiben. Als Sie zuletzt in Wien laſen, that ich, wie Sie wiſſen, das gleiche in Prag.

Darüber, daß Sie zuerſt anfangen müſſen, das heißt, derjenige von uns beiden ſind, der ſich eher als der andere zu einem Schreiben aufrafft, ſteht Ihnen allerdings das Recht der Klageführung zu, jedoch werden Sie dadurch umſoweniger an dieſer meiner üblen Eigenſchaft etwas zu ändern vermögen, als ich ſogar dem ſpontan erwachenden Triebe, einen Brief zu ſchreiben, erfolgreich Widerſtand zu leiſten verſtehe; ich konnte das in letzter Zeit in Beziehung auf Sie mehr als einmal bethätigen, da ich Ihre ausgewählten Schriften durchlas und in mir — einem der krittlichſten Kerle, wie Sie wiſſen — die feſte Ueberzeugung erwachte, daß in dieſen zwölf Bänden zwei Bücher ſtecken, die ſpäteren Zeiten mit dem Beſten aufbehalten werden, was unſere Tage hervorbrachten. Das eine — die Schilderung von Leben, Bräuchen und Sitten des ſteieriſchen Landvolkes — von bleibendem culturhiſtoriſchem Werthe, das andere — die kurzen, knappen Bilder voll Gemüthstiefe und echten lachenden und weinenden Humors — von bleibender Wirkung als Muſterſtücke dichteriſcher Leiſtung.

Da haben Sie Ihr Lob ſo hölzern ſtehen, als nur thunlich, und weil mir eben ſtets vorſchwebte, ich werde das nur ſo und nicht anders leiſten können, ſo hielt es mich ab, es niederzuſchreiben; ich habe es hier auch nur gethan, um Ihnen die falſche Anſicht zu benehmen, als ob ich mich gar nicht mit Ihnen beſchäftigte, oder, was Ihre Werthſchätzung anlangt, nicht ganz der Alte wäre.

Und da muß ich denn auch, um jedes Mißverſtändniß auszuſchließen, noch hinzufügen, daß ich als Zeitgenoſſe mir von Ihrem Dutzend Bände nicht einen nehmen ließe!

Werther Freund, daß Sie ſich ſo leidend fühlen und nach Raſt ſehnen, das betrübt mich aufrichtig; vielleicht aber hat es doch ſein Gutes, daß vermehrte Arbeit Ihnen nicht Zeit zur Grübelei läßt, umſomehr, da Sie jetzt eine Arbeit vor ſich haben, die Sie freut; denn was Stelzhamer anlangt, ſo bin ich Ihrer Meinung: Das iſt Einer!

Wenn Spemann bisher die Bände ſeiner Collection an Sie ſandte, dann weiß ich auch nicht, warum Sie noch nicht mein Buch haben.

Sie kommen doch bald wieder nach Wien? Dann heißt's aber biſſerl aufbleiben!

Beſten Gruß, Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 9. Februar 1883.

Verehrter Freund!

Nachdem Sie neuerzeit zu meiner und eines hochgeehrten Publicums Freude ſich wieder ſehr rege zeigen und in der „Preſſe“ ſowohl als auch in der „Deutſchen Zeitung“ Feuilletons veröffentlichten, werden Sie ſo nebenher die Bitte eines Freundes, der zugleich Herausgeber eines Blattes*) iſt, nicht wohl abſchlagen können, wenn derſelbe Sie dringendſt erſucht, auch einmal einen Beitrag zu leiſten. Sie werden ſich dieſer Bitte umſoweniger entſchlagen können, als Ihre Intereſſen dabei vollkommen gewahrt bleiben ſollen, wir verlangen ein

---

*) „Die Heimat.“

Feuilleton von Ihnen und verpflichten uns, ebenſoviel dafür zu zahlen, als die Anderen, Sie geben uns gleich mit Ueberſchickung des Manuſcriptes Ihre Honorarforderung bekannt; daß Sie ſoviel erhalten, als Sie von anderer Seite für gleiche Arbeit erhalten, das iſt ſelbſtverſtändlich nicht ausſchlaggebend, ſondern nur billig, darum betrachte ich es auch als einen Freundſchaftsdienſt, ſo Sie mir leiſten, wenn Sie uns etwas zukommen laſſen.

Ich erwarte denſelben auch von Ihnen. Genug des Geſchäftlichen! Wie ergeht es Ihnen? Wann kommen Sie wieder einmal nach Wien? Wir werden uns dann wieder einmal in eine ſtille Kneipe ſetzen und vergangener Tage gedenken, die mit all ihrem Sturm und Drang, ihrem Leib und Beſchwer, ja oft aller Noth und Pein doch ſchöner, gehaltreicher, erhebender waren, als die jetzige aſchfarbene, platte, lederne Zeit.

Wird's anders noch einmal? Noch, ich habe die Ueberzeugung, liegt die Herabſtimmung nicht an uns, ach, wenn es nur nicht zu lange andauert, ſo daß wir, mit der Zeit nicht beſſer, ſondern alt geworden, von einer Aenderung derſelben nichts mehr profitirten! Ich grüße Sie herzlichſt Ihr

L. Anzengruber.

Den 2. April 1883.

Werther Freund!

Vorläufig ſage ich Ihnen nur beſten Dank. Was meinen Jungen anlangt, ſo rebellirt er gegen dieſe Welt, ſo viel in ſeinen geringen Kräften liegt, er ſcheint eine Ahnung zu haben, wohin er gerathen! Herzlichen Gruß. Näheres bald.

Ihr

Kirchfelder.

Wien, den 3. Mai 1883.

Werther Freund!

Sie haben mir durch Ihre Nachricht über die Aufführung des „Meineidbauer“ große Freude bereitet. Es iſt mir doch angenehm zu wiſſen, daß ich irgendwo noch als lebendig gelte und wirke, da ich hier augenſcheinlich als todt zähle. Sie fragen, was ich für Pläne habe; literariſche genug, einen Roman ſchreib' ich, ein Schauſpiel möcht' ich ſchreiben, wenn ich dazu komme. October und November reiſ' ich als Vorleſer. Sonſt plane ich nichts.

Herzlichen Gruß Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 2. Auguſt 1883.

Verehrter Freund!

Wie geht's denn Ihnen?

Ich arbeite wie — es giebt gar keinen Vergleich, wie ich arbeite. Befinde mich übrigens den Umſtänden angemeſſen, es iſt das einer der ſchönſten Zuſtände und ſelbſt einer, der aufs Rad geflochten iſt, kann den Umſtehenden dieſe beruhigende Auskunft geben.

Es grüßt Sie Ihr

L. Anzengruber.

Erhielt ein ſehr liebenswürdiges Schreiben von Hamerling, das mich ſehr erfreute.

Wien, den 6. November 1883.

Verehrter Freund!

Beſten Dank für Ihre Freundlichkeit, die Sie mir in Graz erwieſen. Ich laſſe alle jene, welche mir ſo freundlich entgegen kamen, die Grazer „Concordia“ voran, beſtens grüßen.

Wir ſehen uns ohnedies ſehr bald, alſo werden Sie mir ja erzählen können, was Graz von dem Vorleſer Anzengruber hält und auch, was der verehrte Poet Hamerling von dem Menſchen hält, den er kennen gelernt.

Wenn ich ihm „anſteh'", muß ich ihn einmal auf längere Zeit ſprechen.

In der neueſten Nummer des „Magazins für Literatur des In- und Auslandes" begann ſoeben ein Aufſatz über ihn, den ich, ſoweit er vorliegt, mit beiden Händen unterſchreibe.

Auf frohes Wiederſehen Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 11. November 1883.

Verehrter Freund!

Sie ſind nicht geſtern unter Tages gekommen, Abends ſaßen Sie nachleſend in dem Wartezimmer bei Böſendorfer und wollten nicht geſtört ſein.*) Heute, Sonntags, kamen Sie nicht, ſind daher vermuthlich früh Morgens wieder abgereiſt.

Alſo war es mit einem Wiederſehen nichts. Ich ſaß mit meiner Frau im Saale, die Hitze und das Gedränge ſonach war groß, auch dachte ich mir Sie von zahlreichen Verehrern und „innen" umworben, um Ihnen zu ſagen „Schamer Diener" und „B'hüt Ihnen God" wollte ich mich nicht extra hindurcharbeiten.

Alles andere, was ich Ihnen aber etwa zu ſagen hatte, und was Sie etwa intereſſirt hätte, wäre für Sie allein geweſen, kann es auch nicht ſchreiben, da ich keine Abhandlung liefern kann.

---

*) Vor einer Vorleſung.

Somit für ein anderesmal, wo es ſich ſchickt.

Mit beſten Grüßen Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 23. December 1883.

Verehrter Freund!

Anbei der „Meineidbauer“. — — Wenn Sie über mich ſchreiben wollen, daß kein Hund ein Stück Brot mehr von mir annimt, was mir, falls ich ein ſolches Thier hielte, die Erhaltungskoſten für dasſelbe weſentlich vermindern würde, ſo thut mir's herzlichſt leid, daß Sie nicht Ihre Feder mehr in der Gewalt haben und eine Leiſtung hinſtellen können, daß kein Menſch mehr ein Stück Geld von mir annehmen möchte, das käme mir jetzt um Neujahr herum ſehr zu Statten und ich wäre Ihnen dankbar und würde ſelbſt für die weiteſte Verbreitung der betreffenden Nummer des „Magazins“ Sorge tragen.

Aber ſo! —

F. S. kann ſich nicht erklären, was da für ein Tratſch geweſen ſein müſſe ꝛc. ꝛc.

Nämlich er erhielt nichts Geſchriebenes noch Gedrucktes (letztes Heft des „Heimgarten“ that er erwarten) von Ihnen, ſeit er Sie verließ, nachdem er einen keuſchen Kuß auf Ihre Lippen gedrückt.

Nun, Ihrer w. Frau Gemahlin kann es allerdings zweckdienlicher erſcheinen, wenn Sie in dem Groß-Sodom Wien ſtatt junge Mädchen bejahrte Männer küſſen.

Mit beſten Grüßen vergnügte Feiertage und froh Neujahr wünſchend

Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 28. Mai 1884.

Verehrter Freund!

Sie wollen ein Lebenszeichen von mir, das ſollen Sie genießen. Ich habe damals die Liebenswürdigkeiten Ihres Artikels, wie es mir meiner geachteten Stellung in der Literatur u. ſ. w. nach, zukommt, ſtillſchweigend acceptirt und auf den Vorwurf des Gewohnheits-Stadtlebens nicht gehört; war daher nicht in der Lage, es Ihnen übelzunehmen, daß Sie mich dorthin wünſchten — nicht wo der Pfeffer — ſondern die Alpenroſe und der Enzian wächſt. Die Gegend liegt mir zu hoch, man hat ſeine ſakkermentiſche Mühe, da hinauf zu kommen, und herunter könnte es unter Umſtänden gar zu leicht gehen, abgeſehen davon, daß mir die Milch immer Bauchgrimmen macht, und das iſt doch die einzige Erquickung (die Milch, nicht das Bauchgrimmen), die man in dieſen Regionen hat, „Pils“ legt keine Sennerin ein, ein Pfiff „G'ſpritzter“ iſt auch nicht zu haben, das wirkt ſehr herabſtimmend.

Ihre Stimmung bei einſamen Waldwanderungen iſt mir übrigens nicht fremd, wenn ich einmal mir vorſpiegeln will, dieſe Welt wäre wirklich die beſte, dann gehe ich auch in den Wald, aber allein, es iſt das ſehr ſtärkend und kräftigend, man wird in dem weiten, wohlhauchigen Grün zu einem frohbegnügten Geſchöpfe, ohne Wünſche, gleichſam nichts als ein paar freudige Augen, die in die wunderſame Waldwelt auslugen, aber man muß mit dieſer Stimmung haushalten, erſtens ſpannt ſie, wie jeder gehobene Zuſtand, ſich ſelbſt wieder herab, und zweitens würde ſie, oft aufgeſucht, durch die Rückkehr ins Tägliche und Alltäglichſte doch gar arg parodirt.

Neulich war ich in Gutenſtein, doch mit zwei Freunden, habe das Grab Raimund's beſucht, ſtieg den Mariahilferberg hinan und kletterte dann ſpäter nach einer Ruine empor und in derſelben herum.

Die Gegend iſt wohl ſehr ſchön, wird in das Programm der jährlichen Ausflüge als Nummer eingeſtellt.

Aber die Fahrt dahin, die Fahrt vier Stunden! Mit einer halben Stunde Wartezeit in Leobersdorf!

's Reiſen wär' ſchon ſchön, wenn nur 's Fahren nit wär'!

Ich hoffe, daß Sie ſich „relativ geſund“ fühlen, wie es im Buche „vom geſunden und kranken Herrn Meier“ heißt, es iſt dies ein ganz erträglicher Zuſtand, auch der meine.

Auf das beſte Sie grüßend, Ihr

L. Anzengruber.

Penzing, den 11. Juli 1887.

Mein ſehr ſchätzbarer Freund!

Ich beneide Sie, daß Sie von einem Stoffe*) gleichſam „angefallen“ wurden und würde mich gerne in gleichen Geburtswehen winden, aber ich bin ſteril geworden, ich bin nicht im Stande, an das Schreiben zu denken, geſchweige, mich dazu aufzuraffen.

Ich kann einfach jetzt nicht ſchreiben, ich befinde mich — wie Sie unter dem Banne des Schaffenstriebes — in dem der vollſtändigen Erſchlaffung, ich kann daher, ob ich es auch wollte, Ihnen kein Manuſcript zuſagen.

Was mich ſo heruntergebracht, oder herabgeſtimmt, ich weiß es nicht zu ſagen, aber dagegen läßt ſich nichts machen.

Herzlichen Gruß, Ihr freundgeſinnter

L. Anzengruber,
derzeit „ohne Genius“.

---

*) „Martin der Mann.“

Wien, den 20. September 1889.

Verehrter Freund!

Ihr Schreiben, ſagen Sie, erfordere keine Antwort, es ſei nur als Händedruck vermeint, nun dieſer erfordert doch den Gegendruck als Zeichen des vollen Verſtändniſſes.

Seien Sie aus tiefſtem Herzen heraus für Ihre freundſchaftliche Theilnahme bedankt, die ich mit gleichen Gefühlen für alles, was Sie betrifft, erwidere, und erhalten Sie mir dieſelbe, ſowie ich ſolche Ihnen allzeit erhalten will und werde.

Mit Gruß und Handſchlag ganz der Ihre

L. Anzengruber.

* * *

Dieſem letzten Briefe folgten noch ein paar kurze Mittheilungen intimerer Natur, die letzte derſelben ſtammt vom 4. December 1889, geſchrieben ſechs Tage vor ſeinem Tode.

Friedrich Schlögl.

Das war im Frühſommer des Jahres 1871, als Ludwig Anzengruber mich eines Abends in eine Wiener Weinſtube führte. Unterwegs dahin bereitete er mich vor auf die Geſellſchaft, die wir dort finden würden. Mehrere Perſönlichkeiten derſelben kannte ich bereits, ſo den Gelehrten Rudolf Falb, den Dichter Emil Vacano, den Gletſchermaler Obermüller, den Hofſchauſpieler Kraſtel und ein paar andere, die nicht genannt ſein wollen, weil es Niemand zu wiſſen braucht, daß ſie in ſo gemiſchter Geſellſchaft die Abende verbrachten. Auf einen mir noch Unbekannten hatte mein Begleiter mich beſonders vorzubereiten. Es werde, ſagte er, unter den luſtigen Leuten ein finſter blickender, mürriſch brummender Mann da ſein, der zur Zeit gegen mich gerade ſchief gewickelt ſei, weil ihm ein wenige Tage früher in einem Wiener Blatte abgedrucktes Feuilleton von mir, „Die Hebmutter“, wegen der darin herrſchenden allzugroßen Freizügigkeit mißfallen habe. Ich möchte mich aber vor dem Manne nicht fürchten, das ſei der beſte Kamerad, trage ein Goldherz in ſich und kenne mich ſchon aus meinen Schriften. Er ſei auch Schriftſteller, der im „Neuen Wiener Tagblatt“ die F. S.-Artikel ſchreibe über das Wiener Leben; ſein Name ſei Friedrich Schlögl.

Dieſer Mann ſaß nun, als wir eintraten, an der Ecke des Tiſches. Es war eine ſtattliche Erſcheinung, breitſchulterig, mit etwas vorgeneigtem Kopfe, blondlichem Schnurr-, langem Kinnbart und einem vollen Geſichte, in welchem die kleinen Augen beobachtend auslugten. Er ſtand etwas ſchwerfällig auf, begrüßte Anzengruber mit gemüthlicher Ehrerbietigkeit, warf dann einen ſtarren Blick auf mich und ſprach mit tiefem, wehmüthigem Tone: „Noch ſo jung und ſchon ſo verdorben!“ Dabei auf ſeiner Wange und um die Augenſäckchen ein ſchalkhaftes Zucken, ſo daß ich alsbald wußte, wie man mit dieſem Manne daran war. Er faßte mich an der Hand und ſagte mit einer großen Herzlichkeit: „Es freut mich. Ich habe Sie ja ſchon lange lieb.“

Das war Friedrich Schlögl.

Er rauchte aus einer Meerſchaumpfeife, trank Wein mit Waſſer gemiſcht und war in der Unterhaltung der Geſellſchaft Mittelpunkt. Er erzählte Neuigkeiten des Tages, aus dem Volksleben, beſprach Veränderungen von Wien, wie dort ein gutes Stück Altwien falle, hier eine Zinskaſerne, ein Parvenupalaſt ſich erhebe, erzählte dann manches Schwänklein, manch draſtiſche Anekdote, und es war ein Genuß, ihm zuzuhören. — Seit jenem Abende waren wir zuſammen gute Kameraden, wie das ſchon geht bei Menſchen, die ſich finden ſollen, ſie finden ſich raſch. Zu ihm und Anzengruber waren meine erſten Gänge, wenn ich nach Wien kam, mit ihm verlebte ich zahlloſe Abende, ſein Brummen und Greinen war mir lieber als die Wohlrednerei manches Anderen, und das muß ich geſtehen, er hat mich redlich ausgebrummt!

Dann kam er oft zu mir nach Steiermark. Einmal haben wir zuſammen von Köflach aus über die Gleinalpe eine Fußpartie gemacht, bei welcher er hoch oben auf den Matten im Angeſichte einer weidenden Heerde anhub zu weinen über ſein Mißgeſchick, daß er da unten mitten in dieſem „vertſchechten und verjudeten Wien“ leben müſſe, daß er nicht eine Kuh ſei auf der ſonnigen Alm! Noch an demſelben Abende ſprach er im Gaſthauſe zu Knittelfeld mit überquellendem Herzen von der Kaiſerſtadt an der Donau als ſeiner über alles geliebten Heimat.

Oft hat er mich in Krieglach beſucht, mehrmals dort „in der Reſidenz des Almpeterl“, wie er gern ſpottete, eine öffentliche Vorleſung gehalten für irgend einen gemeinnützigen Zweck. Recht mißverſtanden konnte er werden, wo er noch nicht gekannt war.

So war es bald darnach, als ich mir in Krieglach ein eigenes Neſt hergerichtet hatte, als er eines Tages ankam. Meine junge Frau war voller Aufmerkſamkeit für den verehrten Mann, über den ſie ſchon ſo viel Schönes gehört hatte, und was der beſcheidene Haushalt zu bieten im Stande war, damit ſuchte ſie den Gaſt zu ehren.

Als wir zu Tiſche gingen, blieb Schlögl ſtehen und ſtarrte auf den dampfenden Suppentopf. „Das iſt der Fluch meines Weibes!“ murmelte er in tragiſch dumpfem Tone. Meine kleine Hauswirthin ſchöpfte ihm Suppe auf den Teller, da erhob er ſeine Stimme und rief: „Das iſt Nudelſuppe!“ Und fuhr fort: „In einer ſchlimmen Stunde hat mein Weib gegen mich den Fluch ausgeſtoßen: Weil Dir zu Hauſe nichts recht iſt, ſo ſollſt Du überall, wohin Du kommſt, Nudelſuppe finden. Und richtig. Vorgeſtern auf dem Bahnhofe in Franzensfeſte, was giebt's: Nudelſuppe! Geſtern im Hotel Florian zu

Graz: Nudelſuppe. Da iſt ſie wieder! Es iſt der Fluch meines Weibes.“

Meine Frau war ganz blaß geworden vor Schreck. Was half's, daß er ſein bekanntes Schmunzeln zucken ließ über das Geſicht, ſie verſtand es nicht; und trotzdem er ſowohl der Nudelſuppe, als auch dem Uebrigen alle Ehre widerfahren ließ und bei Tiſche ſeinen ganzen, oft entzückenden Humor entwickelte, meine Hausfrau blieb unglücklich.

Nun war das aber noch nicht genug. Den Abend verbrachten wir mit Schlögl im Gaſthauſe Höbenreich, wo ſich zu Ehren des berühmten Gaſtes eine größere Geſellſchaft verſammelt hatte, Bürger des Ortes und Bürgerinnen, welche faſt in Feſtſchmuck angethan waren und uns heimlich beneidet haben mochten um den gemüthlichen und geiſtvollen Gaſt, der es übrigens an dieſem Tage liebte, an mir, ſeinem alten, ihn genau kennenden Freunde, ſein Müthchen zu kühlen. Er hatte „ſeinen guten Tag“ und ließ ſich ſo recht gehen in ſeinem raiſonnirenden Humor. Als er befragt wurde, was zum Abendeſſen gefällig ſei, antwortete er der Kellnerin ſo laut, daß man es an allen Tiſchen hören konnte: „Was fragen Sie denn? Sehen Sie denn nicht, wie verhungert und herabgekommen ich bin? Bringen Sie, was Sie wollen, nur von allem viel! Ich habe heute Mittags bei dieſen Leuten geſpeiſt. Mein Gott, haben ja ſelber nichts. Waſſerſuppe, etwas Brot eingeſchnitten . . .“ Dabei wieder ſein halbes Schmunzeln. Die Geſellſchaft ſchwieg verblüfft, meine arme Frau wankte hinaus. Ich ihr nach, um der Schluchzenden heilig zu verſichern, daß ja alles Spaß ſei, was er da ſage, daß er gerade das Gegentheil meine.

Das ſo ein kleines Beiſpiel. Zugegeben, daß ſolch eine Art von Humor nicht überall am Platze war. Mir war es zwar nicht diesmal, aber ſonſt oft gar ergötzlich, wenn er den ſchalen Geſellſchaftsformen ein Schnippchen ſchlug, wunderte mich aber durchaus nicht, wenn er mißverſtanden wurde, denn er war als Brummer und Greiner ein zu guter Schauſpieler, als daß ihm nicht mancher hätte aufſitzen müſſen. Wer mit Schlögl gut Freund bleiben wollte, der mußte einen Spaß verſtehen. Neben der erkünſtelten Grobheit verfügte er aber auch über eine wirkliche.

So redlich grob mit mir iſt Niemand geweſen, als Schlögl, ſo ganz unfähig, mich zu beleidigen, war auch Niemand als Er! Es iſt vielleicht frevleriſch zu ſagen, ſeine Herbheit hatte manchmal eine komiſche Wirkung. Sehr oft ſchlug ſie ins Gegentheil, in eine kindliche Weichmuth und Begeiſterung um. Er war eben ein Stimmungsmenſch.

Im Jahre 1877 wurde ich animirt, in Wien eine öffentliche Dialektvorleſung zu halten. Vorher ging ich Freund Schlögl darüber um ſeine aufrichtige Meinung an. Die Antwort lautete:

„Wien, 21. December 1877.

Sie wollen „aufrichtige“ Winke? War ich jemals nicht aufrichtig? Und vertragen Sie die Aufrichtigkeit? — Sie wollen in Wien, der Capitale, öffentlich vorleſen? Nicht zu einem Wohlthätigkeitszwecke, ſondern zum eigenen Beſten. Entwaffnen alſo nicht die Kritik, Sie fordern ſie vielmehr heraus. Können Sie öffentlich vorleſen? Haben Sie das Talent, die Gabe, die phyſiſchen Mittel, das Organ dazu? Verſtehen Sie bereits die Oekonomie des Organs? Ich hörte Sie einſt ein „Geſetzel“ vortragen, da hudelten Sie und überſtürzten ſich. Haben Sie dieſe Untugenden ſchon abgelegt?

Es iſt etwas anderes, in Freundeskreiſen, in Privatſalönchen, unter anerkannten Gönnern und ſpeciellen Amateurs der Perſon und des Stoffes einige Piècen zum Beſten zu geben — als in der Hauptſtadt Wien, die ſchon ſo viele oratoriſche Prachtgenüſſe erlebt, ums Geld ſich hören zu laſſen.

Das iſt meine ungeſchmückte Meinung, die ich einem Freunde ſage, der mir lieb und werth iſt, und den ich verehre, und den ich nicht ſich — blamiren ſehen will. Nun, ſeien Sie mir deshalb nur böſe — es macht nichts, ich tröſte mich, wenn's nicht aus anderen Gründen iſt.

F. S.“

War das nicht die Sprache eines wackeren Freundes? Die Vorleſung wurde gehalten, er kam nicht an ſeinen ihm beſtimmten Platz, ſondern trieb ſich draußen in der Vorhalle umher, weil er, wie er ſpäter geſtand, nicht den Muth hatte, dabei zu ſein, falls mir etwas paſſirte, und weil er für dieſen Fall doch wieder in der Nähe ſein wollte. Als die Sache gut abgelaufen war, ich aber wegen Müdigkeit nicht, wie halb verabredet, in ſein Wirthshaus zum „Gadern“ in der Laimgrubengaſſe kommen konnte, ſchrieb er mir noch an demſelben Abende mit Bleiſtift folgende Zeilen:

„Ureinzigſter!

Ruhen Sie wirklich ſchon ſo gründlich auf Ihren Lorbeeren aus, daß Sie der Jubelruf Ihres glühendſten Verehrers nicht zu wecken vermag? Kommen Sie doch ſchnell zu Ihren Freunden, die ſich in großer Zahl verſammelt haben, um den erſten Tag der Unſterblichkeit des Almpeterls zu feiern.

F. S.“

Es gab nachher manchen Abend in Wien, da wir, von verſchiedenen Vereinen geladen, beide, und mehrmals auch Anzengruber mit, öffentlich laſen. Seine Art zu leſen war entzückend, doch nicht jeder kam auf die feinen, außerordentlichen Vorzüge dieſes eigenartigen Geiſtes. Er las aus ſeinen Schriften und da wußte mancher Zuhörer nicht, wie ihm geſchah, war es eine luſtige Plauderei, oder war es eine zornige Strafpredigt, was da auf ihn niederging. Schlögl hatte eine außerordentliche Begabung zu beobachten, zu ſchildern, zu erzählen, aber noch höher ſchätzte ich ſeinen ſittlichen Ernſt, der unbeugſam war, und ſeinen Freimuth. Was er für richtig hielt, und gut, daß es geſagt werde, das ſprach er aus, unbekümmert darüber, daß er ſich hundert Feinde machte.

Mehrmals wurde er nach auswärts gerufen, um öffentliche Vorleſungen aus ſeinen Büchern zu halten. Aber er war mißtrauiſch, hatte manche abſchreckende Erfahrung gemacht. In einem Städtchen Mitteldeutſchlands, wo er geladen war, empfing man den Weithergereiſten weder auf dem Bahnhofe, noch kümmerte ſich ſonſt um ihn. In einer öden Bierſchänke ſaß er allein, bis der Abend kam und er dann mit Mühe das Local ſuchen mußte, wo er leſen ſollte. „Da ſaßen denn,“ ſchrieb er mir am nächſten Tage, „die Eisbären wie in einem Figurencabinet, ſo mäuſerlſtill und unbeweglich. Später (beim Bier) ſind freilich einige zu mir kommen und haben ſich für den Genuß (!!!) bedankt, aber ich war vorſichtig und hab' geſagt: Warum habn's denn früher nit 's Maul aufgemacht?“

Das letztemal als Vorleſer trat er im Frühjahre 1892 zu Wien auf, gelegentlich eines gemiſchten Vortragsabends zu Gunſten eines Grabmales für Anzengruber. Diesmal ganz beſonders iſt es vielen aufgefallen, wie gut Schlögl las und der Beifall, mit dem das Publicum dankte, war ein geradezu elementarer. „Es war ein Sandkorn zum Grabmal unſeres Freundes,“ ſagte er nachher, „und damit ſchließe ich.“

Ich habe ihn oft ſchrecklich geärgert, freilich ohne Abſicht. Beſonders in redactionellen Dingen ging es ſpießig. Er war fleißiger Mitarbeiter des „Heimgarten“ und da konnte es nun ein etwas verſpäteter Abdruck, oder ein Druckfehler, oder ein unregelmäßig angekommenes Heft u. ſ. w. ſein, was ihn in den Harniſch brachte.

So ſandte er mir eines Tages die Karte:

> „Ich hätte Ihnen ein paar dringende Grobheiten zu ſchreiben! Wegen momentaner Ueberbürdung folgen ſie morgen. F. S.“

Ein anderesmal:

> „Herr Redacteur!
> Sie danken mir für den Beitrag! Dank brauche ich keinen, ich will Honorar. Die Kinder haben kein Brot, der Vater kein Bier.
> Ihr wohlaffectionirter F. S.“

Und nach Empfang:

> „Jn d' Haut eini gnua! Viel z'viel. Küſſ' d'Hand! Die andere a! Vergelt's Gott tauſendmal und — ſchaffens ein anderesmal! F. S.“

Ferner:

„Herr Redacteur!

Wir erwarteten Sie, wie arme Seelen den Weihbrunnen. Sie waren ja in Wien. Ich ſehne mich nach einem Menſchen, nach einem ganzen, vollen Menſchen, der — genug. Sie kamen nicht. Sie ſind ein ſteiriſcher Dickſchädel!

Ihr betrübter

F. S."

Einmal mußte ihm der „Heimgarten" beſonders ſchlecht bekommen haben, er ſchrieb:

„Lieber Peterl, ich habe Angſt, daß ein Verdruß herauskommt, und daß ich meinen verehrteſten Freund verlieren werde, wenn ich ſage, daß der löbliche Redacteur des „Heimgartens" ein Ochs iſt.

F. S."

Derlei Zuſchriften hat er gerne verſchickt an ſeine Freunde. Manchen ſoll's verdroſſen haben; ich fand dazu keine Urſache.

Als der „Heimgarten" ſeinerzeit den abſcheulichen Cultus rügte, den die Wiener (natürlich nicht alle) mit dem Briefträgermörder Franceſconi trieben, ſchrieb mir Schlögl:

„Ich leſe den „Heimgarten" und fahre entſetzt in die Höhe. Hat Sie der Teufel geritten, daß Sie eine ganze Stadt beleidigen? Das wird Ihnen bittere Frucht tragen. Ich liebe Sie bis zum letzten Athemzug, doch über Wien ſagen Sie mir ſo etwas nie mehr. Gott beſſere Sie.

F. S."

Nicht gar lange nachher kam von ihm ein Zettel folgenden Inhaltes:

„Verehrter!

Erlauben Sie mir, daß ich vor $^{99}/_{100}$tel meiner geehrten Zeitgenoſſen und namentlich meiner (neuen) „engeren“ Landsleute ausſpucke ....

Ihr treuer

F. S.“

Schrullen! — Wenn andere Leute, mit denen wir uns auch abfinden müſſen, keine größeren Fehler hätten! Wie oft ſtand dieſe grundehrliche Haut ſich ſelber vorm Lichte! Doch, was Anderen ſo überaus begehrenswerth erſcheint, daß ſie ſich Füße und Ehre darnach ablaufen, Schlögl hat's — ohne darüber ein Wort weiter zu verlieren — verſchmäht. Sein Heim in der Gumpendorferſtraße, in welchem er vierundvierzig Jahre lang gewohnt, war enge und ärmlich. Den größten Raum desſelben nahmen die Bücher und Zeitungsſtöße ein. Er bewohnte es mit ſeinem Weibe; ſeine beiden Söhne waren längſt ſelbſtſtändig geworden, waren ſeine Freude und ſein Stolz. Seine treue Lebensgefährtin nannte er nie Frau, er hatte eine ſchönere Bezeichnung, nannte ſie ſein herrliches Weib. Sie war der Kamerad ſeiner Seele, hatte Verſtändniß für all ſeine Intereſſen und geiſtigen Angelegenheiten, er theilte ihr alles mit und wenn er auf Reiſen war, ſchrieb er täglich wiederholt Kärtchen und Liebesbrieſchen an ſein Weib. Die tapfere Genoſſin ſeines ſorgenvollen Daſeins ſtand im Laufe der Zeit oft am Rande des Grabes, aber ſie war auserleſen, ihm ein Engel in ſeinen letzten Leidensjahren zu ſein und für den Reſt ihres Lebens einſam die Stätte zu hüten, wo er gewirkt hatte. Sein Ideal und ſein Stolz in den erſteren Jahren unſerer Bekanntſchaft war die „Tripel-Allianz“. Damit meinte er das Freundſchaftsbündniß zwiſchen

Anzengruber, ihm und meiner Wenigkeit. „Wir gehören zuſammen,“ hatte Anzengruber eines Tages geſagt, und das war für Schlögl die Beſiegelung der „Tripel-Allianz“. Anzengruber betete er an; aber auch ihm gegenüber wog er kein Wort, und obzwar der „Kirchfelder“ (Anzengruber) ſich von Freunden gerne etwas gefallen ließ, manchmal ſchien ihm der Freimuth des Aelteſten unter uns doch ein wenig in die Naſe zu rauchen. Wenigſtens ſchnupperte er bisweilen ſtark, wenn Schlögl zum Beiſpiel über Derbheiten und Gewagtheiten in neuen Anzengruber-Stücken manches Bedenken rund und grob herausſagte. Trotzdem ſtand die Tripel-Allianz jahrelang feſt. Es waren unvergeßliche Abende, da wir drei und nur wir drei beiſammen in irgend einem lauſchigen Gaſtſtübchen über alles Intereſſante plauderten, was dieſe Welt und des Poeten Phantaſie zu Stande bringt. — Anders wurde es, als Schlögl in ſeiner Warmherzigkeit anfing, fremde Elemente, ſpecielle Bekannte von ſich, in unſeren bisher ſtreng geſchloſſenen Kreis zu ziehen. Er wollte ja Jedermann mit Anzengruber bekannt machen, auch den „Almpeterl“ hielt er für weſentlich genug, um ihn aufzuzeigen, und uns wieder mochte er von den Vorzügen ſeiner Privatfreunde profitiren laſſen. Das behagte nun für die Länge dem „Kirchfelder“ nicht, und er fing an — auszubleiben. Damit fühlte Schlögl ſich ins Herz getroffen, er bildete ſich ein, der „Kirchfelder habe etwas gegen ihn“, aus lauter Liebe zu dem Dichter wurde er trotzig, fremde Einflüſſe mochten auch mit im Spiele geweſen ſein, kurz, die Tripel-Allianz bekam einen Schaden, der ſich niemehr ganz geheilt hat. Ich habe es Anzengruber oft geſagt, einen treueren Kameraden hätte er nicht, als Schlögl; ich habe es dieſem geſagt: der Kirchfelder ſchätze ihn wie immer, nur ſeien ihm manche

Wunderlichkeiten zuwider — es war überflüſſig, daß ich's ſagte, ſie wußten es ohnehin, ſie fanden ſich ja wieder, aber zu der ausſchließlichen Allianz iſt es nicht mehr gekommen. Wie ein Mollton geht es durch zweihundert Briefe und Karten, die ich von Schlögl beſitze: Der Kirchfelder hat was gegen mich! — Vielleicht iſt er mit dieſer Empfindung dem Sarge des großen Dramatikers gefolgt, vielleicht iſt er mit dieſer Empfindung geſtorben. — Ich glaube, es war zwiſchen beiden Männern nichts, als ein und das andere Mißverſtändniß und ein bißchen Trotz. Denn ſie erſetzten ſich einander: zwei Volksdichter, der eine im Land-, der andere im Stadtvolke wurzelnd. Beide waren armen Kreiſen entſproſſen, jeder hatte ſich ſelber gebildet, aus eigener Kraft zur Höhe geſchwungen; ſie hatten die gleichen ethiſchen Grundſätze und Ziele und, was wichtig war, jeder bewunderte die Werke des anderen.

Unſerem Schlögl ging es, wie es den meiſten ſeinesgleichen geht, er fühlte, daß die Anerkennung ſeiner Zeitgenoſſen mit ſeinen Leiſtungen nicht im richtigen Verhältniſſe ſtand. Er ſah Andere leben und ſtreben und Niemand kümmerte ſich darum, oder ſie wurden mit Scheelſucht behandelt! er ſah ſie ſterben, und ſiehe, alle Zeitungen waren des Lobes voll, mit dem Todestage wurde jeder ein bedeutender, hochverdienſtlicher Mann. Ihm ſelbſt iſt es genau ſo ergangen. Hätte er am erſten Tag nach ſeinem Tode nur für eine Stunde noch einmal aufwachen können, um die wunderſchönen Nachrufe zu leſen! — Er war der bedeutendſte Kenner und Schilderer des Wiener Volkes, er ſteht unerreicht da, ſein Humor iſt von köſtlichſter Eigenart! Er war ein gediegener Charakter, ein prächtiger Menſch! und ſo weiter. — Alles ganz richtig, aber gerade um ein paar Tage zu ſpät .....

Schlögl war zwar ein Philoſoph, aber nicht von der Art, daß er von den ihn angehenden Zeitungsſtimmen unberührt geblieben wäre. Kindlich dankbar war er für jede öffentliche Anerkennung, ja die flüchtigſte Erwähnung in irgend einem Blatte machte ihm Freude. Ich gebe ein paar kleine, ſich darauf beziehende Zuſchriften. Auf eine freundliche Beſprechung eines ſeiner Bücher von Rullmann in der Grazer „Tagespoſt“ ſchrieb er mir:

„Augenblicklich laufen's zur Tagespoſt und ſagen's, daß ich mich allerſchönſtens bedanken laſſ'! Hörn's? Wern's gleich geh'n? Sollen ſchon am Weg ſein! Brave Leut' das, in Graz. Sö, das iſt wunderſchön!“

Auf die Beſprechung ſeines Werkes „Wieneriſches“ im „Heimgarten“, Januarheft 1883, ſchrieb er mir:

„Allerliebſter und Lieblichſter!
Wunderbarſter aller Zeitgenoſſen!

Tauſend und einen Dank! Alſo doch noch erlebt! Wenn man die Sache doch placatiren laſſen könnte! Oder einer Million Menſchen ins Haus ſchicken, wie ich jede Woche den Spielplan einer Hamburger Lotterie oder anderes Teufelszeug erhalte. Dieſen Aufſatz ſollte man von den Kanzeln herab oder den Kindern in der Schule vorleſen; in jedes Steuerbüchel ſollte er eingeklebt, in jeden Torniſter eingepackt ſein, alle Malefix-Hauſirer ſollten ſtatt des verdammten „Handlis“ täglich dieſen Artikel ausſchreien. Alle Verbrechen, die Sie an mir verübt, oder etwa noch verüben wollen, ſeien Ihnen verziehen. Aus voller Bruſt rufe ich Glück und Segen in Ihr Haus!

Bis nach der Ewigkeit der Ihrige F. S.“

Und ein andermal gelegentlich meines Aufſatzes „Wien“ im „Heimgarten“ 1890:

„Wien, 9. April 1890, Abends.

Lieber, theurer Freund!

Ich hätte bald Exfreund geſchrieben, aber ich glaube, daß Sie trotz einzelner (ſteiriſcher) Schrullen doch der Alte geblieben, wie ja auch ich es bin und wohl bleiben werde.

Alſo zur Sache.

Man macht mich auf das Aprilheft des (löblichen) „Heimgarten“ und ſpeciell auf Artikel „Wien“ aufmerkſam.

Ich eile alſo in ein Café (ſeit Jahren beſuche ich keines mehr), wo man die (löbliche) Monatſchrift aus der ewig grünen Steiermark hält, laſſe mir (das Billigſte) ein Glas Slivovitz (à 12 kr. und 3 kr. Trinkgeld) geben und warte drei Viertelſtunden auf das Blatt, weil es „in der Hand“ iſt und von dem momentanen Beſitzer von der erſten bis zur letzten Zeile aufmerkſamſt (es giebt auch ſolche Käuze in Wien) geleſen wird.

Endlich erhalte ich das Heft; — es iſt $^3/_4$9 Uhr Abends (der geſchichtliche Moment muß feſtgehalten werden) und vergrabe mich in die Blätter.

Freund: In der beſten Beziehung des viel mißbrauchten und übelſtverſtandenen Wortes: Ich danke Ihnen vom ganzen Herzen! Damit für heute genug. Ich ging, aufs tiefſte bewegt und der Erinnerungen voll, hinaus ins Freie und ſchlenderte durch die Straßen, zwiſchen wallenden und ſich drängenden Menſchen. Aber ich ſah und hörte nichts und Niemanden, ich dachte nur vergangener Tage, unvergeßlicher Stunden und einzelner lieben Freunde und

Genoſſen, die nun auch ſchon der kalte Raſen deckt. Vor allem an Anzengruber, durch deſſen Hinſcheiden, obwohl wir uns in den letzten zwei Jahren nur ſelten ſahen und ſprachen, ich viel verloren. Unerſetzliches.

Und die Trias iſt geſprengt: die drei Alliirten, die immer zuſammenhielten, ſind auf zwei reducirt, bald wird nur mehr einer übrig bleiben, der „Almpeterl“, denn mit mir geht's raſch bergab. Dann ſchreiben Sie halt auch meinen Nekrolog . . .

F. S.“

Mit dieſen Beiſpielen iſt das bewegſame und dankeswarme Gemüth des „herben Mannes“ ein wenig gekennzeichnet. Und wenn er nun erſt ſeine Nachrufe hätte leſen können! Es wird mancher dabei geweſen ſein, der wirklich ernſt zu nehmen war. So unumwunden wie gegenwärtiger iſt freilich keiner geweſen. Mir kommt's darauf an, den Menſchen zu zeigen, wie er war, und Schönheitspfläſterchen ſtünden dieſem Mann wahrlich nicht gut. Trotz all ſeiner Schrullen ſteht er ſchöner und liebenswürdiger da, als — man verſteht ſchon.

Zu bewundern iſt das Intereſſe, mit welchem dieſer Mann, der doch beſſere Literaturepochen geſehen, der ein wirklicher und geiſtiger Zeitgenoſſe Stifter's, Lenau's, Grillparzer's und Raimund's geweſen, ſich den jüngeren Dichtern zuwendete, mit jugendlicher Wärme ſie las und ihre perſönlichen wie literariſchen Schickſale wohlwollenden Herzens verfolgte. Er gehörte zu den wenigen meiner Freunde, die mit ihrem entſchiedenen Urtheile nicht zurückhielten, wenn ſie etwas anzuerkennen oder zu tadeln fanden. Er verſtand anzuregen und zu fördern. Und wem er gut war, dem war er's gründlich. Auch andere des öſterreichiſchen Poetennachwuchſes werden erzählen können von dem guten Kameraden Friedrich Schlögl.

Eine ſchwere Kränkung wurde ihm von den ſogenannten Antiſemiten bereitet. Wer hätte nicht ſchon von dieſer Seite ſeinen Theil bekommen! Schlögl hatte in einem Reiſefeuilleton in der „Deutſchen Zeitung“ aus Innsbruck berichtet, daß der dortige Verſchönerungsverein auf einer Tafel die Namen der berühmten Männer eingraben ließ, welche einſt, vor der Eiſenbahnzeit, durch Innsbruck gereiſt waren, reſpective dort übernachtet hatten. Schlögl vermißte dort auf der Tafel den Namen Heinrich Heine. „Den Heine will er protegiren! Der Judenknecht!“ ſo hierauf mehrere Antiſemitenblätter gegen Schlögl. Er nicht träge und giebt es den Anremplern in einem geſalzenen Eingeſendet zurück. Dann ging die Hetze los. Schlögl war einfältig genug zu erwarten, daß die Preſſe für ihn eintreten würde. „Keine Feder rührt ſich, wenn ein ehrlicher alter Mann mit Koth beworfen wird ...“ O altes Kind Gottes, wie naiv! — Wehe that ihm nur, daß auch ein Theil der Studentenſchaft es für nöthig fand, in einer directen Zuſchrift ihm ihre Verachtung kundzugeben. Wem es bekannt iſt, mit welcher Liebe er an den Studenten hing, wie er in ihren Kreiſen ſich ſtets gehoben und begeiſtert gefühlt hat, wie beglückt er war bei dem Commerſe, welchen die Studentenſchaft einige Zeit früher auch ihm zu Ehren gegeben hatte, der wußte, wie nahe es ihm ging. Den jungen Leuten hat er's übrigens bald verziehen, war er doch ſelber der unverſöhnlichſte Feind der Corruption in Handel und Wandel und in der Preſſe. Ging er als alter Achtundvierziger mit der heutigen Studentenſchaft ſchon nicht immer die gleichen Wege, ſo ſtrebte er doch die gleichen Ziele an. Für das famoſe Wiener Krakehlerthum aber, welches den geſunden Kern der Bewegung ſo ſchmachvoll verdorben hat, hegte er den ehrlichſten Haß.

Er zog ſich zurück in ſeine Bücherhöhle und lebte den Erinnerungen an ein gemüthlicheres, glücklicheres Wien. Aber losreißen konnte er ſich doch nicht von ſeinem Tage; täglich verſchlang er die Zeitungen, aus denen er unzählige Aufſätze und Notizen zog, die er ſammelte und ordnete. Für jeden ſeiner Freunde und Bekannten hatte er ſeine beſondere Sammlung von Zeitungsſachen, die ſich auf dieſen bezogen.

Die Abendſtunden verbrachte er in den letzteren Jahren mit wenigen Freunden in der Reſtauration, ich glaube, „zum blauen Hauſe“ genannt (Gumpendorferſtraße). Da ward ſein Geiſt wieder rege, ſein Herz friſch, trotzdem die tückiſche Krankheit nagte an ſeinem Organismus. „Nierenleiden, Herzleiden, Aſthma und ſonſt noch ein Dutzend Todeskrankheiten ſänge ich groß, und das Gemüſe, welches die Magd vom Markte bringt, iſt das einzige Grün, welches ich in dieſem Sommer geſehen habe. Beten Sie ein Vaterunſerchen für mich, wenn Sie noch ein bißchen Einfluß haben beim Herrgott.

Ihr Jammermenſch F. S.“

So ſchrieb er mir noch im September dieſes Jahres.

In den letzten Jahren ſeines Lebens dachte er viel an eine Geſammtausgabe ſeiner Werke. Ein Freund ſah ſich dafür nach einem tüchtigen Verleger um, worüber er ihm ſchrieb:

„Lieber, Guter, Theuerer!

Ich danke herzlichſt. Sie ſind noch Einer! Kommt die Sache (meiner Geſammtausgabe) zu Stande, dann ſchließe ich meine Augen gerne, habe wohl ſonſt nichts Erfreuliches mehr zu erwarten.“

Bei den Verlegern aber, da hieß es: Schlögl macht nichts mehr, ſeine Sachen ſind zu herb, zu ungemüthlich, zu rückſichtslos. Mit anderen Worten, man hört die Wahrheit nicht gern. — Niemand kümmerte ſich um den alten Schlögl. „Ein wunderlicher Mann!“ hieß es, und damit war er abgethan. Aber ſchon einen Tag nach ſeinem Tode begannen die Anfragen einzulaufen, was es mit Schlögl's Werken ſei? Man ſei bereit, die Geſammtausgabe zu veranſtalten, wolle ſie ſchön ausſtatten u. ſ. w. — Auch gerade wieder um einen Tag zu ſpät.

Ja, was bedeutet denn das, Du mein liebes deutſches Volk? Iſt es denn wirklich buchſtäblich wahr, daß Du Dich für Deine bedeutenden Männer erſt zu intereſſiren beginnſt, wenn ſie geſtorben ſind? Iſt Dir denn ein lebendiger Dichter gar ſo unangenehm? Iſt es nicht der Genius, iſt es erſt der Tod, der Dir Deine Dichter weiht? Kann der Verleger ſein Süpplein denn wirklich nur mehr am Strohfeuer der Nekrologe kochen? — Eines iſt aber wahr, bequemer iſt der todte Dichter, als der lebendige; er iſt genügſam im Honorar, er redet nichts mehr drein, in welcher Form und Weiſe immer man ſeine Werke herzurichten beliebt. Auch braucht der Verleger ſich nicht zu fürchten, daß die Kritik ungnädig wird, denn der Mann iſt ja todt. — Ich bitte um Verzeihung für dieſe harten Bemerkungen, allein einige Fälle der letzten Jahre waren doch gar zu draſtiſch. Und ſchließlich muß man ja noch froh ſein, daß ein Poet wenigſtens nach dem Tode etwas gilt.

Edel und vornehm war es, daß die Stadt Wien ihren berühmten todten Bürger Friedrich Schlögl mit einer Kranzſpende ehrte, das Begräbniß beſorgte und ſich durch die Anweſenheit des Bürgermeiſters bei der Begräbnißfeierlichkeit betheiligte. (Vornehm wäre das freilich geweſen, aber es iſt nur erdichtet.)

Unſer Schlögl pflegte — und das war eine Quelle ſeiner häufigen Verſtimmungen — vieles für ernſt zu nehmen, was nicht ernſt zu nehmen war. Hingegen ſtand er ſouverän über manches, was Andere ſchon hölliſch geniert, zum Beiſpiel über den Tod. Auf ſeinem Lehnſtuhle ſitzend, erwartete er ſeit Jahren den Tod. Auch dieſem ſchaute er entgegen mit ſeinem ſarkaſtiſchen Schmunzeln. „Fatal,“ meinte er, „daß man bei ſeinem Sterben bis zum letzten Augenblicke dabei ſein muß. Könnte man das Examen für die Ewigkeit nicht auch in Abſentia machen? Seit ſechs Jahren bringe ich nun jede Nacht in dieſem Lehnſtuhle zu. Was habe ich denn gethan, um ſo viel leiden zu müſſen?“ Und am Vorabende ſeines Todestages! Da ſagte er zu ſeinem Freund Chiavacci: „Sie gehen morgen doch zur Sitzung des Anzengruber-Curatoriums? Bitte, entſchuldigen Sie mich bei den Herren. Sagen Sie, ich bin durch eine dringende menſchliche Berufsangelegenheit verhindert, zu erſcheinen. Ich habe morgen zu ſterben ....“

Dann wartete er noch eine qualvolle Nacht, und als das Licht des aufgehenden Tages in ſein Auge fiel, vollbrachte er die menſchliche Berufsangelegenheit, zu welcher unſer ganzes Leben und Streben — eine Vorbereitung iſt.

Anaſtaſius Grün.

Als ich aus den Bergen in die Stadt kam, war ich ein recht höflicher junger Mann. Ich hatte großen Reſpect vor Jedem, der einen ſchwarzen Stadtrock trug und witterte hinter jedem feinen Tuche einen hohen Herrn, unter jedem Seidenhut einen geſcheiten Kopf, vor dem ich mein Lodenhütlein in Ehrfurcht zog. Und war es gar ein Bekannter, ſo bereitete ich mich immer ſchon auf viele Schritte vor, ihn mit allem Aufwande meiner Artigkeit zu begrüßen.

Da war es ein großer, ziemlich beleibter Herr mit röthlichem Vollbart, der meinen Gruß beſonders freundlich erwiderte und mir ſchließlich im Grüßen ſogar noch zuvorkam, wenn wir uns begegneten. Ich traf ihn in der Herrengaſſe, oder auf den Glacisgründen, oder auf dem Schloßberg. Einmal hielt er mich ſogar an, fragte, wie es mir gehe, was ich von der Heimat höre und wie es mir in Graz eigentlich gefalle. Auf die erſte und auf die dritte Frage antwortete ich: „Danke, gut;“ auf die zweite: „Danke, nichts.“

Und einmal, als ſich der freundliche Mann nach einem ſolchen Geſpräche wieder zwiſchen den übrigen Fußgängern der Herrengaſſe hinbewegte, wendete ich mich an einen Studiengenoſſen, der mich begleitete: Ob er mir nicht ſagen könne, wer jener Herr ſei.

„Welcher Herr?“

„Der Große dort, mit dem lichten Bart.“

„Den kennſt Du nicht? Das iſt ja Anaſtaſius Grün, von dem unſer Deutſch-Profeſſor geſtern die Gedichte vorgeleſen hat.“

„Was? Und der lebt noch? Und in Graz? Ich hätte gedacht, die großen Dichter, von denen man in der Schule hört, müßten alle nur in Stahlſtich vorhanden ſein — und jetzt geht Einer da auf der Gaſſe ſo herum und iſt genau wie die Anderen.“

Aber mein Gruß — als ich eines nächſten Tages dem blondbärtigen Mann wieder begegnete — hatte durch obige Aufklärung nicht an Welt gewonnen. Ich nahm, als ich ſeiner anſichtig wurde, den Hut vollends ab und trug ihn in der Hand, bis Jener eine Strecke vorüber war.

Und eines Tages blieb er vor mir ſtehen und ſagte: „Lieber Freund — aber ſetzen Sie auf! — wie geht's Ihnen?“

„Danke, gut.“

„Was hören Sie von Ihrem Oberſteier?“

„Danke, nichts.“

„Wie ſteht's mit dem Lernen?“

„Danke, gut.“

„Geht's?“

„Ja. Nur beim Rechnen plagt's.“

„Ei, das iſt! — Na, nur Muth, wird ſich ſchon machen. Was wäre mir das für ein Kaufmann, der nicht rechnen könnte! — Wollen ja doch Kaufmann werden? — Nicht?“

„Ich meine alleweil“, bemerkte ich muthlos, „ſo weit werde ich's nicht bringen können. Schönſchreiben lerne ich fleißig, und daß ich's halt wo bei einem Schriftſteller oder Dichter zu einem Abſchreiber könnt' bringen."

Muß geſtehen, daß ich dieſe Bemerkung nicht ganz ohne Abſicht machte. Er aber lachte ſo laut auf, daß mehrere Vorübergehende ihre Köpfe nach ihm wendeten.

„Abſchreiber! Bei einem Dichter!" rief er, „junger Mann, das Zeug ſchlagen Sie ſich aus dem Kopf. Deshalb hat man Sie nicht in die Handelsakademie gegeben. Wie alt ſind Sie?"

„Zweiundzwanzig Jahre."

„Etwas ſpät, allerdings. Die mercantilen Wiſſenſchaften brauchen Zeit. Nur Fleiß — das iſt die Hauptſache. Glauben Sie mir, Sie werden noch ein tüchtiger Geſchäftsmann. Wo ſpeiſen Sie heute?"

„Beim Kaufmann X."

„Und morgen?"

„Morgen Samstag beim Herrn Profeſſor N."

„Schade. Haben Sie für Montag Tiſch?"

„Nein," flüſterte ich.

„Gut, ſpeiſen Sie am Montag bei mir."

„Oh, danke," und ich neigte mein Haupt.

„Kommen Sie um 1 Uhr. Es geht recht lebhaft bei mir her; können ganz ungenirt ſein. Alſo, leben Sie wohl, es bleibt dabei. Vielleicht — na, wir ſprechen noch davon. Auf Wiederſehen!"

Er kneipte mir die Hand und eilte davon.

Ich konnte mich nicht ſogleich faſſen. Es war ein ſo berühmter Mann — Anaſtaſius Grün. — In Freude und Angſt zugleich eilte ich der Akademie zu. An demſelben Tage kam ich in der Arithmetik „auf", ſtieß zuerſt in der Verwirrung den Schemel um, auf welchem Schwamm und Kreide lagen und ſtieß im Laufe der Aufgabe den Satz um: „Zweimal zwei iſt vier.“

Der Herr Profeſſor ſah mich mitleidig lächelnd an und ſagte: „Wohl ſehr ſchwach, lieber Freund. Gehen Sie auf Ihren Platz.“ Und machte ein Zeichen in ſeinem Notizbuche.

In ſolchen Momenten habe ich viel gelitten. Bei mir hing die nächſte Zukunft am Schulzeugniſſe. Brachte von den Kaufherrenſöhnen einmal Einer ungünſtige Noten nach Hauſe, ſo ſetzte es vielleicht ein Donnerwetter oder einen Faſttag mit Fiſchen aus Menſchenfleiſch, oder es wurden auf andere Weiſe die Freuden der Vacanzen geſchmälert, das war alles. Anders bei einem blutarmen Hoſpitanten, den ſie aus Barmherzigkeit unterſtützten.

„Das ſchaut nicht gut aus, mein Lieber! Da ſehe ich ja lauter Genügend! Und ſelbſt ein breiter Zweier in der Arithmetik! Sollte es denn wirklich an Talent fehlen! Dann war's ja ungeſchickt, daß man Sie in die Schule ſchob. — Ein Handwerk iſt zehnmal geſcheiter. Nun, da nehmen Sie noch die Kleinigkeit für die Ferien, aber im nächſten Jahre — man hat allerlei Auslagen. Sie begreifen —!“

Manchem wird ſo das Todesurtheil auf das Schulzeugniß geſchrieben. Er hat den redlichſten Willen und Fleiß, iſt aber ungeſchickt und verzagt, auf dem Papier fehlt der Erfolg und er wird fallen gelaſſen.

Mir erging es, Gottlob nicht ſo, obwohl ich's im Laufe der Schuljahre meinem guten Arithmetik-Profeſſor oft genug ziffermäßig nachgewieſen hatte, daß ich zum Kaufmann nicht das Zeug in mir trug. Er maß unter allen Umſtänden meinem Willen eben mehr Glauben bei, als meinen Ziffern; in anderen Fächern, beſonders in ſolchen, wo von Poeten die Rede war und Gedichte vorgetragen wurden, war es mit mir ſo ziemlich leidlich.

Am liebſten wurden in unſeren ſchöngeiſtigen Stunden ſolche Poeſien gewählt, welche die Induſtrie, den Weltverkehr, den Kaufmannsſtand verherrlichten. So auch las der Profeſſor mit Begeiſterung gern Anaſtaſius Grün's: „Poeſie des Dampfes," gerichtet gegen jene Sänger, welche klagen,

Daß Poeſie entſetzt nun fliehen werde,
Auf ſchnurgerader Eiſenbahn entjagen,
Entführt auf Dampffregatten unſ'rer Erde,
Auf Dampfcarroſſen ferne fortgetragen!
Ei, wär't Ihr denn ſo hold den krummen Wegen,
Daß Ihr ſo ſehr die g'raden ſcheuen könnet?
Und iſt Euch's Poeſie, auf Holperſtegen
Zu kriechen, wenn zu fliegen Euch gegönnet?
— — — — — — — — — — — — —
Ich will indes hinab die Bahn des Rheines
Auf ſchwarzem Schwan, dem Dampfſchiff, ſingend ſchwimmen,
Den Becher ſchwingend voll des gold'nen Weines,
Dir, Menſchengeiſt, den Siegeshymnus ſtimmen,
Wie Dir der Feuergeiſt die Flammenkrone
Herab vom ſtolzen Haupt hat reichen müſſen,
Wie Du dem Erdengeiſte, ſeinem Sohne,
Das eherne Herz kühn aus der Bruſt geriſſen;
Wie Du zu beiden ſprachſt: Ihr ſollt nicht raſten!
Daß fürder Menſch nicht Menſchen knechten möge,
Geh', Feuer Du, und trage ſeine Laſten!
Leb', Eiſen Du, und wandle ſeine Wege!

Ich weiß, daß Deines Wandelns Flammengleiſe
Kein Blümchen im Poetenhain bedrängen,
So wie des Heiligenſcheines Glutenkreiſe
Kein Löckchen am Madonnenhaupt verſengen.

Solch poetiſche Verherrlichungen jener Dinge, die uns in der mathematiſchen und techniſchen Abtheilung ſo ſauer wurden, verſöhnten mich immer wieder mit der Anſtalt.

Der Montag nahte allmählich. Da fiel es mir ein: die Stadt iſt groß, haſt Du ihn denn gefragt, wo er wohnt? Du haſt ihn nicht gefragt und er hat vorausgeſetzt, Du wüßteſt es.

In meiner Noth eilte ich zum „Deutſch-Profeſſor“ und fragte nach der Adreſſe des Dichters Anaſtaſius Grün.

„Wie? Bei ihm eingeladen ſind Sie? Der Tauſend! Sie ſind ja ein Schwerenöther! Nun, mich freut's. Graf Auersperg wohnt in der Eliſabethſtraße in ſeinem Palais.“

„Graf Auersperg? Nein, ich meine, zum Anaſtaſius Grün will ich gehen.“

„Dann können Sie dem Grafen Auersperg nicht gut ausweichen, denn Beide ſind, wenn man ſie in der Nähe betrachtet — Einer.“

Nun wurde meine Angſt noch größer und ich bedachte, ob es dem Grafen wohl recht ſein werde, daß mich der Dichter geladen habe. Noch am Sonntagsabende las ich in ſeinem Buche und vermochte nicht ein Tüpfelchen zu entdecken, welches auf einen ſo hohen Herrn gedeutet hätte. Daß ſich ein Menſch nur ſo verſtellen kann!

Und am Montag nach dem Collegium um zwölf Uhr begann ich mich herauszuputzen. Ich hatte an nichts geſpart. Als ich in der Eliſabethſtraße zu jenem ſtattlichen Hauſe kam, das zu halb wie ein Schloß und zu halb wie ein Tempel ausſieht, ſchlug es dreiviertel Eins. Ich ſtand am Eingangsthore und wartete auf den Stundenſchlag, um genau zur beſtimmten Zeit zu erſcheinen. — Das war eine lange, böſe Viertelſtunde und als auf dem Schloßberg die Uhr ſchlug, ging's mir ganz heiß durchs Herz. Schließlich hatte ich noch mit dem Thorwart zu thun, der wollte mir das Treppenthor nicht erſchließen, bis ich ihm geſtand, daß ich geladen wäre.

Im Vorzimmer oben war wieder ein Anderer, der mich etwas herriſch fragte, was ich wünſche.

Ich verlangte in höflichſter Art nach dem Herrn Anaſtaſius Grün. Hierauf wurde ich in ein hohes, dunkel ausgeſchlagenes Zimmer gelaſſen — und da ſtand ich auf dem weichen Teppich zwiſchen den vielen Lehnſeſſeln und zwiſchen den großen Bildern, die von der Wand niederſchauten.

Jetzt hörte ich was rauſchen. Eine Doppelthür ging auf und eine ſchöne, freundliche Frau trat ein.

Ich hauchte einen „guten Morgen“ und erſchrak ſofort über das Unſchickliche — nach zwölf Uhr iſt ja nicht mehr guter Morgen.

Sie machte eine Handbewegung, daß ich mich ſetzen möge und ging hierauf durch eine andere Thür wieder ab.

Ich betrachtete mir die Wandgemälde. Da ſah ich ein Frauenantlitz, in welchem ich leicht die Dame erkennen konnte, die eben durch das Zimmer geſchritten war. Neben dieſem Bilde hing ein anderes, darauf war ein Männerhaupt mit hoher, ernſter Stirne und milden, blauen Augen. Ein dunkelblonder, etwas ins Grau ſpielender Backen- und Schnurrbart zog ſich um die freundlichen Lippen und das glattraſirte Kinn. Tiefes Denken und warmes Fühlen lag in dieſem ſchönen, ausdrucksvollen Antlitze, von dem ich meine Augen nicht wenden konnte.

Als ein Bedienter eintrat, um die Fenſterrollen niederzulaſſen, als ſollte der ſcharfe Sonnenſtrahl auch dem Auge des wartenden Fremden nicht weh thun dürfen, fragte ich, wen dieſes Bild vorſtellen ſollte.

„Se. Excellenz, den Herrn Grafen.“

„Auersperg? Den Anaſtaſius Grün?“

„Ja wohl.“

Da ſchüttelte ich den Kopf und ſagte: „Iſt nicht gut getroffen.“

„Meinen Sie?“ verſetzte der Diener und fügte mit gewiſſem Nachdrucke bei: „Es giebt kein beſſeres Bild von Sr. Excellenz, als dieſes.“

Jetzt kam plötzlich eine Bangigkeit in mich, die in ihrer Größe nicht zu vergleichen mit der Angſt, welche dem Beſuche vorausgegangen war.

„Komme vielleicht lieber ein andermal,“ ſagte ich und ſchickte mich an, fortzugehen. Da ging die Thür auf und er trat ein. Leibhaftig er, der auf dem Bilde war, aber nicht derſelbe, welcher mich auf der Gaſſe für dieſen Tag zu Tiſche geladen hatte — ein Anderer.

Jetzt war's fürchterlich klar, hier war ein Mißverſtändniß geſchehen und ich, der ich mir in normalen Verhältniſſen vor Verlegenheit keinen Rath gewußt hätte, ich fand mich in einer Noth, in der ganz andere Leute als ich aus der Faſſung gekommen ſein würden. Stürze hinaus — davon, und alles iſt gut! Das war mein erſter Gedanke. Da war der Mann ſchon auf mich zugekommen und fragte mich mit gütiger Stimme um mein Begehren. Vielleicht hatte meine ſo armſelige Erſcheinung ſein Mitleid erweckt; daß ich da war, um mit ihm Mittag zu eſſen, das hatte er gewiß nicht geahnt und ich hatte zum Glück ſo viel Faſſung gewonnen, um mir denken zu können: er weiß von nichts und ſoll von nichts wiſſen.

Nachdem er erfahren, daß jener junge Menſch vor ihm ſtehe, den man als „Naturdichter“ vom Gebirge nach Graz genommen hatte, drückte er mir die Hand und ſagte: „Setzen wir uns ein wenig zuſammen.“

Mit dieſen Worten war meine Befangenheit und Verlegenheit wie weggeblaſen und es war mir gewiß: mit dem Manne läßt ſich Kirſchen eſſen.

Wir ſaßen ziemlich lange beiſammen. Als ich ihm auf ſeinen Wunſch von meinen Schulangelegenheiten erzählt hatte, bemerkte er: „Es wundert mich, daß man Sie nicht ins Gymnaſium gegeben hat. Ja ſelbſt in der Lehrerbildungsanſtalt, dächte ich, wäre für Sie ein günſtigerer Platz, als in einer Handelsſchule.“

Ich widerſprach ihm mit jener Beſtimmtheit, mit welcher alle jungen, unerfahrenen Leute ihre Behauptungen ſo gerne bekräftigen: „Oh nein, die Handelsakademie iſt für mich ſchon recht; es werden darin auch Gedichte vorgeleſen.“ Er lächelte.

„Es iſt wahr, lieber Freund, bei Ihnen handelt es ſich um den möglichſt raſchen Anlauf zu einer allgemeinen Bildung und ich höre, daß die hieſige Handelsakademie mehrſeitiger iſt, als andere ähnliche Anſtalten, und daß ſie auch die humaniſtiſchen Fächer berückſichtigt. Wenn Sie ſich auch praktiſche Fertigkeiten aneignen, ſo wird Ihnen das gar nicht ſchaden. Das Brot will einmal verdient ſein. Gewinnen Sie aber außer Ihren Studien Zeit, ſich mit Literatur abzugeben, und haben Sie Intereſſe daran, ſo ſteht Ihnen meine Bücherſammlung zur Verfügung.“

Ich wußte bereits, daß man ſich in ſolchen Fällen verneigt und that es. Bei ihm war es aber mehr, als Artigkeit. „Kommen Sie,“ ſagte er, „vielleicht wollen Sie gleich etwas mitnehmen.“

Und er führte mich in ſein Bücherzimmer, wo wir Beide eine Weile herumſtöberten. Unter Anderem erinnere ich mich noch, daß eine Schublade zu öffnen war, die nicht aus ihrem Fache wollte. Beide zogen wir an den Henkeln und mir war bei dieſer gemeinſamen Arbeit mit dem großen Dichter ganz ſonderlich zu Muthe.

Die für mich beſtimmten Bücher ſchlug er mir fein glatt in ein Papier. Dabei ſprach er fortwährend von meinen Angelegenheiten und ich wollte nur gewünſcht haben, daß er von ſich etwas erzählt hätte: ſo wie ich auch dieſe Erinnerung wahrlich nicht niederſchreibe, weil ſie meine Perſon betrifft; ihr einziges Intereſſe kann nur darin liegen, daß ſie von Anaſtaſius Grün handelt. Hier iſt erzählt, wie ich, dank meines komiſchen Irrthums in der Perſon des Einladers, mit dem berühmten Dichter bekannt geworden bin. Und von dieſem Tage an — ich ſage es mit Stolz und Dankbarkeit — ſtand ich mit ihm im Verkehr. Nachmittags nach fünf Uhr, wenn er ſein Schälchen ſchwarzen Kaffee trank, ſaß ich oft bei ihm und lauſchte ſeinen Worten. Gern erzählte er mir aus ſeinem Leben, oft auch von jenen Zeiten der Geiſtesknechtſchaft, gegen die er ſo heiß gekämpft hat. Er beglückwünſchte die Generation, die für dieſe Zeiten zu ſpät gekommen iſt und ſich die alten Tage erſt erzählen laſſen muß, um die neuen recht zu würdigen.

War vom Weltlauf die Rede, den gewöhnliche Leute bei jeder Gelegenheit ſo gern verſchimpfiren, ſo konnte man an Auersperg jenes große Wohlwollen, jene lebendige Liebe und jene unerſchütterliche Zuverſicht bewundern, die einen echten Mann kennzeichnen. Er wußte die Welt ſo zu wenden, daß ſie Einem gefiel. Wie wohlthätig wirkt das auf einen jungen Menſchen! — Kam das Geſpräch auf ſeine eigenen Werke und Pläne, ſo trat an ihm nicht jene erkünſtelte Beſcheidenheit zu Tage, die als ſolche gern gelobt ſein möchte, ſondern jene wahre Schlichtheit, die ſich an dem Gelungenen wohl freuen mag, hingegen ſtets unbefriedigt iſt vom eigenen Schaffen, weil das Wollen bedeutender Menſchen eben viel höhere Ziele ſteckt, als das menſchliche Können je zu erreichen vermag. Anaſtaſius Grün gab ſich ſo, daß ſeine Größe dem Beſucher nicht drückend war. Wenn er ſich nach dem Befinden und Beſtreben ſeines Beſuchers erkundigte, ſo war ihm das nicht bloß Sache jener conventionellen Höflichkeit, die unter Umſtänden eher verſtimmend als einnehmend wirken kann; man hatte bei ihm das Gefühl eines wirklichen und warmen Antheiles, der ſich ſo gern auch in Rath und That bethätigte. Nicht ſelten ſchlug ſein Geſpräch eine ſchalkhafte Wendung ein, die jedoch bald wieder dem milden Ernſte ſeiner geiſtvollen Gedanken wich.

Gegen ſeine Widerſacher — und als braver Mann hatte er deren viele — hörte ich von ſeinen Lippen nicht ein einziges böſes Wort; wenn er von ihnen ſprach, ſo ſprach er mit Achtung und Toleranz. Wie doch anders ſieht die Freiſinnigkeit edler Naturen aus, als jene eigennütziger, parteiiſcher Charaktere, deren leider der moderne Liberalismus ſo manche zählt. Der wahre Liberalismus — und das iſt auch ein Wort Anaſtaſius Grün's — iſt groß, weil er unparteiiſch iſt, weil er Jedem das Seine läßt, weil er die ehrlich gemeinte Beſtrebung eines Jeden reſpectirt, weil er weiß, daß in ethiſcher Beziehung jeder Weg der rechte iſt, der gewandelt wird, in der Abſicht, ans rechte ſittliche Ziel zu kommen. So viel nur als kurzes Streiflicht auf die Grundzüge jener Darlegungen, deren der große Mann den armen Studenten für werth hielt. —

Nun frägt der Leſer noch, ob ich's denn nicht erfahren hätte, wer jener Herr war, der mich damals zu Tiſche geladen, und den ich mit dem Grafen Auersperg verwechſelt hätte?

Auch mit dem bin ich ſpäter bekannt worden und habe mein Verſäumniß reichlich nachgeholt. War auch ein braver Mann, aber bei näherem Vergleiche entſchieden nicht mit dem Dichter zu verwechſeln — es war der Herr Meyer.

Graf Auersperg hat es lange nicht erfahren, in welcher Abſicht ich das erſtemal in ſein Haus getreten.

Erſt im Jahre 1876, wenige Wochen vor ſeinem Tode, als wir auf dem Perron eines oberſteieriſchen Bahnhofes miteinander auf und ab gingen, erzählte ich ihm die eigentliche Urſache meines erſten Erſcheinens in ſeinem Hauſe. Er lachte nicht einmal dazu, ſondern fragte: „Und wo haben Sie an jenem Tage gegeſſen?“

Ich geſtand ihm, daß mich die Freude über die neue Bekanntſchaft geſättigt hätte.

„Aber, lieber Freund, das müſſen wir ausgleichen,“ ſagte er. „Sie geben mir, ſobald Sie von Ihren Touren nach Graz zurückkehren, das Vergnügen, bei mir zu ſpeiſen.“

Ich ſagte zu und kam. Und fand ihn ruhen hoch auf dem castrum doloris.

⁂

Franz Stelzhamer.

Ich hatte ein Kind — ja, ich hatte deren eigentlich mehrere, aber eines war das erſte, alſo das merkwürdigſte. Ich hatte auch eine Mutter dazu — und wenn ich Euch jetzt von dieſer Mutter und von dieſem Kinde erzählen wollte, ſo müßtet Ihr mir Dank wiſſen, denn es giebt kein größeres Wunder und es giebt keine größere Schönheit, als die Mutter mit dem Kinde.

Ich erzähle von jenem Tage, da ich Kindsmädchen war. Die junge Mutter hatte einen Ausgang, ich weiß nicht mehr, wohin und weswegen, aber es muß was Wichtiges geweſen ſein, denn es war das einzigemal, daß ſie das Kind mir in Obhut gab. Ich hatte ſtrenge Weiſungen, hatte Unterricht für alle Fälle. Aber ich nahm ein Buch und ſagte zum kaum einjährigen Knäblein: „Das brauchen wir alles nicht, wir ſind ein junger Mann, ein noch recht junger, aber immerhin einer, der's mit dem Vater hält und nicht kindiſch iſt. Was meinſt Du zur franzöſiſchen Revolution? Siehſt Du, das iſt er, dieſer wilde Robespierre."

Abgelehnt. Mit einem flinken Hiebe ſeines Aermchens ſchlug mir der Kleine die ganze franzöſiſche Revolution ſammt all ihrer Gewalt aus der Hand. Nach dieſer That verlangte er Milch.

„Ich wollte Dir doch rathen, mein Sohn, Dich einſtweilen mit dieſen Bilderbüchern zu ergötzen, bis die Magd kommt.“

Iſt angenommen. Das rauſcht ſo prächtig, wenn man die Blätter entzweireißt. Dann will er aber doch die Milch.

„Sieh' einmal dieſe Farben, mein Junge! Nicht wahr, das iſt ſehr merkwürdig mit der Spectralanalyſe. Ich beſtimme Dir damit die Materie der Himmelskörper, auch iſt es unterhaltſam, durch dieſes Prisma die Brechung der Lichtſtrahlen zu beobachten. Alles, alles, nur verlange nicht, daß ich Dir die Milch abkoche — denn, offen geſagt —“

Vergebens, er blieb bei ſeinem Entſchluſſe — er wolle die Milch.

„Wohlan, Du ſollſt ſie haben. Ich ſage Dir nur: gut ſtehe ich für nichts.“

So ſetzte ich das Kind auf den Teppich des Fußbodens, begab mich in die Küche und hier begannen die Conflicte. In welchem Topfe iſt die Kaffeemilch? In welchem die Kindermilch? Ob ſie in der Pfanne gekocht wird, oder in einem Schälchen? Salz? Ich glaube, das kommt nicht dazu. — Ich erinnerte mich zwar dunkel, daß ich darüber Inſtructionen erhalten hatte, aber das war zur Zeit Karl des Großen, das heißt, ich war zur Stunde vertieft geweſen in die Geſchichte der Karolinger und habe dem Vortrage des Weibchens nicht die genügende Aufmerkſamkeit geſchenkt. Trotzdem kam ich nun mit meiner Aufgabe faſt zur Rüſte, und es war auch die höchſte Zeit, denn ich hörte es durch zwei Thüren, wie der Kleine im Zimmer ſeiner Ungeduld Ausdruck verlieh. Plötzlich aber wurde er ſtill, ſo daß ich mein Werk mit Muße vollenden konnte. Als ich dann aber ins Zimmer trat, ſah ich etwas, worüber ich ſehr erſtaunte.

Will der Herr Erzähler hier vielleicht abzwicken? „Fortſetzung folgt.“ — Denn die Geſchichte beginnt intereſſant zu werden. — Nicht? Wohlan.

Der Knabe ſaß, als ich ins Zimmer trat, nicht mehr auf dem Fußboden, er war in der Hand eines weltfremden Menſchen. Ein Mann in grauen Kleidern, mit blonden, nach rückwärts wallenden Locken und langem lichtfalben Barte, der ſehr ungeordnet war, ſtand mitten im Zimmer. Aus dem gerötheten Geſichte ragte eine ganz gewaltige Naſe und über den grauen, ſehr buſchigen Augenbrauen thürmte ſich eine ſchmale, ſehr hohe Stirne. Wenn man das Geſicht ſuchte, ſo ſah man vor allem dieſe Naſe und dieſe Stirne, alles andere ſtak mehr oder weniger in der grauen Wildniß von Haar und Bart.

Dieſer Menſch hielt mein Knäblein in den Armen und wiegte es und trillerte dabei mit einer fürchterlich rauhen Stimme — und der Kleine lachte.

Als mich der Fremde durch die Nebenthür kommen ſah, rief er: „Ah, da iſt er ſchon. Ich ergötze mich juſt an Deiner ſchönen Dichtung.“

„Schön,“ murmelte ich, „aber —“

„Du biſt doch der Zither- und Hackbrettmann und das iſt Dein Bub'?“

„Allerdings —“

„So grüß' Gott, grüß' Gott allzween. — Hopp, hopp, Kindel, hopp! — Ja, Burſch, ſpiel' nur zu mit meinem grauen Schopf, wenn Dein Vater einmal einen ſolchen Bart hat, ſchlagſt Du Dich zu Leuten, die keinen haben. Hopp, hopp!“

Ich muß mit dem Milchtöpfchen ſehr ungeſchickt dageſtanden ſein, denn der Fremde lachte, und ſein Lachen war wie das Niedergehen einer Berglawine. Der Mann ſah überhaupt faſt ſo aus, wie man den Kindern die Berggeiſter beſchreibt.

„Der Große fürchtet ſich vor mir, der Kleine nicht,“ ſagte er nun und wollte den Knaben wieder auf ſeinen Platz ſtellen. Dieſer hielt ſich aber mit beiden Händchen an ſeinen falben Bartſträhnen feſt, was mich höchlich wunderte, denn Fremden war er ſonſt nicht zugethan.

„Er kennt mich,“ ſchmunzelte der Alte, in dem eine ſeltſame Luſtigkeit war, mir zu, „Du kennſt mich nicht und ich bin doch Einer von Deinem Handwerk. Schau mich an, Steirer, wie ich daſtehe. Nun? — Der Franzel! — Der Pieſenhamer Franzel!“

„Stelzhamer?“ rief ich aus.

„Siehſt Du, daß Du mich kennſt!“

„Ich habe ja erſt geſtern Ihre Königin Noth geleſen!“

„Königin Nouth,“ ſagte er, „ſie iſt lange Zeit meine Frau geweſen. Ich hätte mit ihr ſchon bald die goldene Hochzeit halten können, aber der Franzel hat ſie umgebracht — — ertränkt im Wein. Nachher hab' ich mir eine Andere genommen — ein ganz wahrhaftiges Mädel — als Burſch von dreiundſechzig Jahren. Zu ſpat, meinſt? Ich ſag' Dir aber, daß ich heute daheim einen Buben hab', wie Du da, und ein Dirndl dazu! Freilich, mein Freund, hätt' ich die gut' Sach früher haben können und Du biſt geſcheiter, Du haſt Dir jungheit ein warmes Neſt gebaut. Ich wünſch' Dir's.“

Jetzt erſt hatte er den Kleinen von ſich gebracht und mir ſeine beiden, knochigen Hände hergehalten. Und ſo habe ich Franz Stelzhamer das erſtemal geſehen. Es war zu Graz im Jahre 1874.

Daß er — wie es ſchon ſo oft ſeine Art war — gleich mit dem „Du“ angefangen, hat uns viel Zeit erſpart. Er mußte geahnt haben, daß die ſeine nur mehr kurz gemeſſen war. —

„Haſt nichts dagegen, junger Kamerad, ſo bleibe ich heute bei Dir da,“ ſagte er.

Ich bedauerte, daß meine Frau nicht zu Hauſe wäre, da fuhr er mich an, er wäre nicht zu meiner Frau, er wäre zu mir gekommen, und nun möge ich trachten, daß der Kleine endlich zu ſeiner Milch käme. Jetzt ſtellte es ſich bald heraus, daß die Milch einen böſen Beigeſchmack hatte; es war leider die Speckpfanne geweſen, in der ich ſie aufgekocht. Und war es Thatſache, daß wir beiden Dichter, der alte wie der jüngere, jetzt in die Küche gingen und dem Geheimniſſe nachforſchten, wie man Kindermilch aufkocht.

Glücklicherweiſe wurden wir durch das heimkehrende Weibchen abgelöſt und wir zogen uns in die Stube zurück, wo er mir von ſeiner in Henndorf lebenden Familie erzählte, und zwar mit einer Wärme für Weib und Kind und für das kleine Heim, die ich dem alten Vagabunden nicht zugetraut hätte.

Er erzählte von ſeinem ſo ſpäten Freien: „Packt mich gäh was Menſchliches, lauf' ich ſchnurgerade hin zu ihr — gekannt habe ich ſie ſchon lange: Dirndl, ich möchte Dich heiraten. Willſt mich? Acht Täg Bedenkzeit. — Sie braucht keine Bedenkzeit, ſie fällt mir um den Hals. Brav, ſage ich, ſollſt ſehen, was der Franzel noch werth iſt. — Bei der Trauung nur kurz machen, habe ich zum Pfarrer geſagt, der Pieſenhamer ſteht nicht mehr auf ſeinen erſten Füßen. Hat aber doch ſeine Bandelei gehabt, ſo daß ich dem Küſter wink', er ſollt' mir einen Seſſel rücken. Gut bin ich geſeſſen, und jetzt, Pfarrer, hab' ich mir gedacht, kann's dauern, ſo lang's will. Und hernach daheim beim Weibel, da — aber Du, ich muß aufhören, ſonſt luig ich Dich an! Bin ein Fabelhans. Wenn ich für den Augenblick Rede ſtehen muß, ſage ich die Wahrheit; wer mir fünf Minuten Zeit laßt, den fable ich an. — Was hat mein Vater vor fünfzig Jahren geſagt? Alle Untugenden hat er — ſagt mein Vater über mich — rauchen, trinken, umflankiren thut er, aber luigen thut er nicht. — Jetzt, jetzt luigt er auch," ſetzte der alte Volksdichter leiſe hinzu. „Und weißt Du, wo ich das Ding gelernt hab'? Bei der heiligen Beicht. Als Student dahier zu Graz, woher mich mein Vater gegeben, daß ſie aus dem mißrathenen Franzel einen geiſtlichen Herrn machen ſollten. Wenn ich bei meinem Beichten allemal die Wahrheit hätte ſagen wollen — nicht einmal wäre ich losgeſprochen worden. Nachher bin ich Dichter worden, und ein Dichter, der nicht luigt, verdient das Salz in der Suppe nicht."

Man hätte den Alten hören müſſen, wie ausdrucksvoll, leidenſchaftlich er alles ſagte. Weil er ſah, daß ich ihm andächtig zuhörte, ſo fuhr er fort.

„Unſer ſind Zwei!" rief er und klopfte mit dem Zeigefinger auf ſeine breite Bruſt. „Da iſt fürs Erſte der ſtudirte Stelzhamer, der alte Grübler und Spintiſirer, der dem Herrgott das Material für die Weltſchöpfung klafterweiſe verrechnet; und da iſt fürs Zweite der Franzel, der keckluſtige Pieſenhamer Franzel, dem die Ob-der-Ennſer das Moſthäfen ſchon von weitem entgegenrecken: Komm', Franzel, ſetz' Dich zu uns, luig uns was vor! — Den ſtudirten Stelzhamer haben ſie im vorigen Jahr brav jubelirt zu Linz und Wien, aber der Franzel iſt am liebſten im Innviertel verblieben oder bei den Hausruckviertler Bauern im Wirthshaus geſeſſen, wo ich ihnen erſt letztlich vom Thalhamer Toni (ich glaube, ſo hieß Stelzhamer den Mann) erzählt hab'. — Ja wohl, Kamerad, der Thalhamer Toni iſt einmal auf der Straßen ſeiner Herzliebſten begegnet, die mit einem Andern geht, mit einem Bräutigam, der auswendig weit ſchöner und reicher iſt, als der arme Thalhamer Burſch! Da iſt dem Toni bang worden bis zum Verſterben; ein Bauer fährt mit ein Paar Ochſen daher, den bittet der Toni, er möchte ihn auf den Wagen ſitzen laſſen, er wäre marterkrank. Gern, Toni, ſagt der Bauer, ſetz' Dich auf, wie Du willſt. Aber wie der Toni auf dem Wagen iſt geſeſſen, da haben die Ochſen nicht mehr weiter können und die Räder haben laut geächzt. Was iſt denn das? ſagt der Bauer. Ich glaub's ich glaub's, ſagt der Toni bei ſich — mein ſchwares Herz."

Als Stelzhamer ſo ſprach, da trat die Kraft der Poeſie aus ihm hervor, er ſprach's in der Innviertler Mundart, ſprach's mit der Glut des Herzens, und ſein Vortrag war von dramatiſcher Wirkung. — Erdichtet war's, was ich da zu hören bekam, und doch mußte ich, wie einſt ſein Vater ſagen: Lügen thut er nicht. — Es war herrlich, den Alten mit dem ſchönen, ausdrucksvollen Greiſenhaupte in der Begeiſterung zu ſehen, ein urſprünglicher, ein Kernmenſch — jeder Zoll an ihm Poet.

Er blieb bei mir bis in den ſpäten Abend hinein, ich habe ihn ſehr lieb gewonnen und bin nachher mit ihm in ſchriftlichem Verkehr geblieben. Es war einer der intereſſanteſten Menſchen, denen ich begegnet bin. Sein armes, tolles, heimatloſes Leben war tief und reich, und er iſt trotzdem ein altes Kind geweſen. Sein Leben lang hat er die Bauernjoppe getragen, und ſelbſt, als dieſe ſchon zerriſſen war, hat er ſie nicht gegen den Stadtrock vertauſcht. Er hätte es können, er hat vor Fürſten ſeine Lieder geſungen; er, ein Stelzhamer allein konnte ſich in der Bauernſchänke verweilen und darüber der gnädigen Einladung des Königs von Bayern vergeſſen. Von den Heutigen kann das Keiner. — Und ſeine Lieder ſind, wie ihr Sänger war. Wer wird denn dieſen wunderlichen Mann beſchreiben?

Ich habe Stelzhamer an jenem Tage, da er ins Zimmer tretend, meinen ſchreienden Knaben aufnahm und wiegte, das erſte- und letztemal geſehen. Der Hochzeitsbitter und der Todtengräber ſind zwei Brüder. Den Mann, der damals als junger Gatte und Vater bei mir war — ihn haben ſie etliche Monate ſpäter auf dem Kirchhof zu Henndorf bei Salzburg als zweiundſiebzigjährigen Greis begraben.

„Und gut ſo,“ hatte damals Einer geſagt, „wer unſterblich ſein will, der darf nicht leben.“

Berthold Auerbach.

I.

Es giebt Menſchen, die Jedem, dem ſie auf der Welt und wenn auch nur flüchtig begegnen, etwas Gutes erweiſen, ſei es durch eine freundliche That, ſei es auch nur durch ein tiefes, edles Wort, das fruchtend nachwirkt und nimmer vergeſſen wird.

Ein ſolcher Menſch war Berthold Auerbach. Ich rede nicht von den ungezählten Leſern, die ſich an ſeinen Werken erquickt und erbaut haben, nicht von dem deutſchen Volke, dem er in ſeinen Schriften ein großes, theilweiſe unvergängliches Gut gegeben hat. Ich denke an ſolche, die den Dichter perſönlich kannten und mit denen er verkehrte. — Zu dieſen — ich ſage es nicht aus Selbſtgefälligkeit, ich ſage es aus Freude — gehöre auch ich. Und ſo bin ich vielleicht in der Lage, eine wenn auch noch ſo flüchtige Skizze von ſeiner Perſönlichkeit zu bieten. Leider muß ich dabei wieder mich ſelbſt etwas mehr in den Vordergrund ſtellen, als mir lieb iſt, doch der Gegenſtand verlangt es und die Leſer entſchuldigen es.

Zwiſchen Graz und Berlin iſt ein weiter Weg und zwiſchen meiner und Auerbach's Schöpferſeele iſt vielleicht ein noch weiterer. Und doch ſind wir zuſammengekommen. Einmal — da war ich aber noch kindiſch — that ich, was Manche thun, die ſich neben einen bedeutenden Geiſt nicht ſtellen können — ſie ſtellen ſich über ihn. Auerbach ſchuf und ich war ſein Recenſent. Das war damals, als er die Fortſetzung einiger ſeiner Dorfgeſchichten unter dem Titel: „Nach dreißig Jahren“ herausgab. Nahm ich denn auch meine bedauernde und mitleidige Miene an darüber, daß die neuen Geſchichten lange nicht an die alten reichten, daß die Geſtaltungskraft von den Reflexionen viel zu ſehr überwogen werde, daß die Auerbach'ſchen Bauern verkleidete Spinoziſten ſeien, und daß der Dichter ſeit dreißig Jahren eben alt geworden wäre; nichtsdeſtoweniger war, als ich dieſe großen Ausſprüche hingeſchrieben und drucken laſſen hatte, meine Verehrung die alte und ehrliche. Aber ſo iſt es ja, wenn man ſich in den Strom der Tagesmeinung hineinwagt, wie das der Herausgeber einer Zeitſchrift („Heimgarten“) thun muß, ſo kann man nicht gewichtig oder behendig genug ſein, um nicht dann und wann wenigſtens auf kleine Strecken mitgeriſſen zu werden. Auf jeden Fall habe ich die Genugthuung, einmal über Berthold Auerbach geſtanden zu ſein.

Ein paar Jahre ſpäter machte ich eine Reiſe nach Deutſchland, um den Leuten, die es hören wollten, luſtige Schnurren in ſteieriſcher Mundart vorzuleſen. Ich hatte nicht die Abſicht, dort die hohen Herren des Schriftthums zu beſuchen, denn ich fürchtete mich vor ihrer Weisheit; ich hatte gehört, daß die Berliner Herren ſo unmenſchlich gelehrt und geſcheit und vornehm wären. Man ſagte mir zwar in Berlin, Karl Frenzel, Paul Lindau, Berthold Auerbach, Robert Schweichel, Friedrich Spielhagen, Julius Rodenberg, Fritz Mauthner und Oskar Blumenthal würden dem ſteieriſchen Poeten nicht die

Thür weiſen. Und in der That nein! Ich beſuchte Mehrere: Am erſten Tage Bekannte, am zweiten Freunde.

Berthold Auerbach wohnte in der Hohenzollernſtraße. Ich gab in ſeiner Wohnung meine Karte ab und wartete auf den Beſcheid. Bald hörte ich von innen durch die halboffene Thür laut ſagen: „Wir kennen uns ſchon, wir kennen uns ſchon! Aber begierig bin ich doch, wie er ausſieht.“

Als ich eintrat, ſtand er ſchon an der Thür, der gut unterſetzte, breitſchultrige Mann mit dem großen Haupte, dem halbkurzgeſchnittenen, grauenden, welligen Haar und Vollbart, und mit den großen, muntern Augen. In ſchlichtem Hauskleide — ich erinnere mich noch an die graue Blouſe mit, ich glaube ſogar, grünen Aufſchlägen — ſtand er da und breitete die Arme aus. Er verbarg ſeine Ueberraſchung nicht, als er mich ſah. „Sie ſchauen ja aus wie ein Dorfcaplan!“ rief er, „ich habe mir Sie als einen ſtarken, derben, großbärtigen Aelpler gedacht. Sie ſind noch gar jung, Gott zum Gruß!“

Mit beiden Händen ſchüttelte er die meinen, dann führte er mich zu ſeinem Tiſche. Nun ſtand ich vor dem Manne, den ich ſo oft im Geiſte gegrüßt hatte, gegrüßt im ſteieriſchen Walde, wenn ich ſeinen „Ivo den Hajrle“ las, oder das „Barfüßele“, oder das „Edelweiß“, oder den großen Roman „Auf der Höhe“, und wenn ich meiner Bewunderung und Liebe für den Dichter kein Ende wußte.

„Und was ſagen Sie zu mir?“ rief er nun und ſtellte ſich wieder in ſeiner ganzen Behäbigkeit vor mich hin, „bin ich ſo, wie Sie mich gedacht haben?“

„Faſt,“ ſagte ich, „nur jünger, friſcher, nicht wie Einer, der — der in der Stadt Berlin lebt, ſondern —“

„Nun?“

„Sondern im Bergwald oben, bei den Bauern und Jägern."

„Etwa ſo wie ein Förſter, nicht wahr? Sehen Sie, lieber R., ich meine, Förſter ſind wir Dichter alle, Förſter und Heger im großen Menſchenwalde."

„Nur kann es Einem ſo ergehen, wie dem Erbförſter von Otto Ludwig," entgegnete ich, „der wollte den Wald ſchützen, aber der Waldherr ſagte, es wird gerodet!"

„Ich verſtehe," ſagte Auerbach, „und ich glaube, bei Euch in Oeſterreich wird jetzt auch gerodet!"

Es war im Jahre der bosniſchen Occupation, bei der viele Menſchen zugrunde gingen.

„Ja, lieber R.!" ſagte Auerbach und faßte meine Hand, „nun ſind wir zwei auch zuſammengekommen. Ich bin ſchon ſeit Jahren mit Ihnen geweſen, Sie haben einen guten Lebenslauf. Der Weg, der vom Wald in die Stadt führt, iſt für den Dichter der beſte Weg, weil an demſelben die größten Freuden und Schmerzen der Menſchheit ſtehen."

„Wunderlich iſt's mir aber," entgegnete ich, „daß ich von der Stadt nichts gelernt und vom Walde nichts vergeſſen habe."

„Nichts gelernt!" ſagte er, „nein, lieber Freund, daß Sie ſchreiben gelernt haben, das weiß ich, ob Sie auch leſen gelernt haben, davon werde ich mich heute Abends überzeugen."

Alſo er wollte zu meiner Vorleſung kommen.

„Ich habe mir einen guten Platz beſorgt und werde Sie verſtehen," ſagte er, „ich bin auch in Steiermark geweſen und habe das Land durchwandert. Ich kann Ihnen Stellen in meinen Büchern zeigen, die ſich darauf beziehen. Es iſt ein ſchönes Land und ein deutſches Land! Mir hat einmal ein alter Pfarrer im Schwarzwald geſagt: Deutſchland iſt wie eine Pyramide, der oberſte Theil, die Spitze, das iſt Berlin; der breite Grund, den man nicht weithin ſieht, aber auf dem alles ruht, das iſt das Volk von Alemannien bis Steiermark. Auch die deutſche Kunſt und Poeſie und Weltanſchauung, habe ich darauf dem Pfarrer geantwortet, fußt in ihrer Urſprünglichkeit und Unmittelbarkeit in unſerem Süden; gegen Norden hin ſpitzt ſich das alles zu, wird feiner und ſchärfer, klüger und kälter. Ich gehe noch weiter und ſage: Süddeutſchland iſt unſere Kindheit und Jugend, Norddeutſchland unſere Männlichkeit und unſer Alter. Iſt es nicht ſo? Ich muß häufig nach Süden ziehen, um mir Jugend zu holen, ich brauche ſie gerade jetzt für meinen „Forſtmeiſter", an dem ich eben arbeite."

So plauderte er, ſein Weſen hatte eine ſeltſame Anziehung auf mich, ſeine Worte ſchienen ſo ſchlicht und abſichtslos geſprochen und waren voll Seele und Geiſt.

Als ich ſeine Wohnung hinter mir hatte, konnte ich mir ſagen: Seine Werke lügen nicht, ſie harmoniren mit ſeiner Perſon.

Wenn ich am Vorleſetiſch ſitze, ſo ſehe ich das Publicum, aber ſonſt nichts. Den Einzelnen ſehe ich nicht, und das iſt gut, denn jeder Einzelne kann ſtörend auf den der Ganzheit gewidmeten Vortrag wirken. Diesmal war's anders, in der erſten Reihe ſaß Berthold Auerbach, ich ſah ihn augenblicklich, er nickte mir freundlich zu wie einem alten Bekannten.

Ich las mit Luſt, und die Wärme des Publicums wirkte auf mich zurück. Nach dem Schluſſe meines Programmes, während im Saale der Beifall andauerte, kam Auerbach in mein Cabinet, verlangte, daß ich noch was dazugebe und führte mich nochmals vor die Menge.

Warum ſoll ich's verhehlen, ich war erfreut, dem berühmten Volksdichter mit meinen ſteieriſchen Geſchichten, Schwänken und Liedern Intereſſe eingeflößt zu haben. Zum Abſchied ſagte er: „Ja, wir gehören zuſammen und werden uns nicht mehr fremd.“

Am nächſten Morgen kam eine Karte, mittelſt welcher mich Auerbach einlud, den Abend mit ihm in ſeiner Familie zuzubringen. „Iſt's recht ſo?“ war der Schluß ſeiner Einladung.

Es war mir recht ſo, ich habe in ſeinem Hauſe einen mir unvergeßlichen Abend zugebracht. Er, der gemüthliche Hausherr, der durch ſeine Natürlichkeit und heitere Schlichtheit den Platz neben ihm ſo behaglich machte, die regſame Hausfrau, die erwachſene Tochter in Lieblichkeit der Jugend, und ich — ſo ſaßen wir bei Tiſch und bei Humor. Wir ſprachen über ſeine Werke, und er, den die ganze deutſche Nation verehrt, der ſich in der Literaturgeſchichte ſein ewiges Denkmal geſichert hat, er war dankbar für jedes Lob des Einzelnen und nahm es mit freudeſtrahlendem Geſichte hin. So wie ſeine Werke voll Zuverſicht und idealer Gläubigkeit ſind, in denen ſich die ganze Hochherzigkeit eines ganzen Menſchen offenbart, ſo beherrſchte auch das warme Dichterherz ſein Leben, ſeine Perſönlichkeit, und es war, wie einer ſeiner Biographen trefflich ſagte: er liebte es ſo ſehr, geliebt zu ſein.

Nach dem Nachtmahle brachte er ein Manuſcript und las mir die erſten Capitel des „Forſtmeiſters“ vor, ſo weit dieſes Werk zur Zeit fertig war. Er las nicht ſchlecht. Sein Auge leuchtete, helle Begeiſterung war in ſeinem Weſen und ich mußte mir geſtehen, daß ſich jener Recenſent geirrt hatte. Mein böſes Gewiſſen ließ mir keine Ruhe, und als die

Handſchrift erſchöpft war und ich um mein Urtheil befragt wurde, kam mein Geſtändniß, daß ich ihn einmal in einer meiner ſchwachen Stunden des geiſtigen Alterns geziehen hätte.

„Ich weiß es, lieber R.," ſagte Auerbach und klopfte mir auf die Achſel, „ich weiß es. Sie haben es den Recenſenten nachgeſprochen, und die Herren haben es mir nachgeſprochen. Daß ich alt werde, muß ich wohl geſtehen, aber ich ſage, daß auch die Leſerwelt nicht mehr ſo jung iſt, als zur Zeit, da ich meine erſten Dorfgeſchichten veröffentlicht habe. Damals war ich neu, heute bin ich ein Nachahmer von — Auerbach. Das geht jedem eigenartigen Talente ſo — es wird ſein eigener Widerſacher. Ja, wenn jedes neue Werk auch ſeine neuen oder wenigſtens jungen Leſer hätte!"

Auerbach war eigentlich keine moderne Natur, er war kein Anhänger der atheiſtiſchen Secte, die ihren Cultus mit dem Unglauben treibt, kein Anhänger des Scepticismus und der Peſſimiſten, die ſich nur in dem Gedanken, unglücklich zu ſein, wohl fühlen können. Er durchgeiſtigte ſeine Geſtalten mit einer ſchickſalumfaſſenden, verſöhnenden Philoſophie, und ſeines Philoſophen welterlöſenden Ideen gab er durch poetiſche Geſtalten die Weſenheit.

Ich konnte ihm ſolches Lob allerdings nicht ins Geſicht ſagen, weil ich an ſeinem Tiſche ſoupirt hatte, im Gegentheile fand ich Gelegenheit zu bemerken, daß die ſpäteren Capitel des „Forſtmeiſters" gewiß noch beſſer ſein würden, als die geleſenen, die ihren Zweck, auf das Weitere geſpannt zu machen, auch erreichten.

Erſt gegen Mitternacht verabſchiedete ich mich — wie ich damals glaubte, für einige Jahre, wie ich nun weiß — für immer.

„Jetzt ſegne ich Sie" ſagte er und küßte mich auf die Stirne, „und jetzt, lieber R., gebe ich Ihnen noch ein gutes Wort mit: bleiben Sie tapfer."

Ich war zwar undankbarerweiſe ein wenig geneigt, einen guten Theil dieſes herzlichen Aufgenommenſeins auf die übliche Weltmannsart zu ſchieben, obwohl ich mir ſagen mußte, daß mir alles den Eindruck der Ehrlichkeit gemacht hatte. Wie angenehm war ich daher bei meiner Rückkehr nach Graz bewegt, ein Schreiben Auerbach's zu finden, in welchem es heißt:

„Ja, lieber R., ſeit lange hat mich nichts ſo gefreut, wie die perſönliche Begegnung mit Ihnen. Die Wahrhaftigkeit iſt es, die uns verbindet. — Wie gern möchte ich Ihnen zeigen, daß ich zu Ihnen ſtehe! Wir haben die gleiche Arbeit und das gleiche Ziel."

II.

Wenn von einem Dichter aus vergangener oder halbvergangener Zeit die Rede iſt, ſo kann man oft hören: Der iſt abgethan! oder: Der hat ſich überlebt! Und man ſagt das nicht etwa im Tone des Bedauerns, als vielmehr in einer Art von Genugthuung und Befriedigung, in einer gewiſſen Gereiztheit gegen den, der abgethan iſt, der ſich überlebt hat. Die Welt iſt undankbar, aber gegen Niemanden iſt ſie undankbarer, als gegen ihre Dichter. Ich ſpreche hier nur von der Würdigung oder Entwürdigung ihrer Werke und ich ſpreche nicht von den Ausnahmen, ſondern von der Regel.

Einmal hörte ich eine Dame folgende Worte ſagen: „Ach, der N. N. war mein Lieblingsdichter, wie habe ich ihn verehrt, vergöttert! Ich konnte nichts leſen, als nur ihn. Aber ſeit er ſein neueſtes Buch geſchrieben hat, mag ich ihn nicht mehr. Ich will nichts mehr von ihm hören, er iſt mir unausſtehlich geworden." — Und was war denn enthalten im „neueſten Buche"? In einer Humoreske behandelt der Dichter ſatiriſch die falſchen Haare der Frauen, und — o weh! — die betreffende Dame trug einen Chignon. — So geht's. Und ſo iſt es nicht bloß bei Frauen, ſondern auch bei Männern, bei Coterien und Parteien — ſo lange ein Schriftſteller in ihrem Sinne, nach ihren Paſſionen ſchreibt, iſt er groß; ſobald er einmal widerhaarig iſt und ſie bürſtet, wird die Verehrung, die Liebe für ihn zum Haſſe. Alles iſt vergeſſen, was er ihnen früher geweſen, es iſt vergeſſen, wie er ſie unterhalten, ergötzt, belehrt, erbaut hat, wie er ſie wahrhaft gefördert hat an Geiſt und Gemüth, und ſachte wird die Neigung wach, von ihm Ungutes zu reden, ihm zu ſchaden, ihn abzuthun.

Zu bedauern iſt daher ein Dichter, der ſeine Karte auf die Gunſt der Menge ſetzt, der dem Geſchmack der Menge huldigt und der ſein Glück von dem Beifall der großen Maſſe abhängig ſein läßt. Er wird bitter enttäuſcht werden.

Heute noch auf hohen Roſſen,
Morgen durch die Bruſt geſchoſſen.

Der echte Poet dichtet, als ob es keine Leſer gebe und keinen Lorbeer auf Erden, und auch keine Dornen und kein Darben! er dichtet, weil er muß, für ſich ſelbſt, ohne an Erfolg zu denken, ohne Abſicht, auf die Menge zu wirken. Die Odyſſee, das Nibelungenlied iſt gedichtet worden, als die Preſſe noch nicht erfunden war. Wer ſie gedichtet, die loſen Sagen in eine Geſtalt gebracht, der erfüllte damit ein Verlangen ſeiner Natur, und heute iſt der Dichter mythiſcher als das Gedicht. An Ruhm hat er nicht gedacht, und hat er ihn nun, ſo nützt er ihm nichts. Der Dichter hat ſein Theil dahin, hat ſein Gedicht gelebt, geſchaffen, genoſſen; daß auch Andere daran Antheil nehmen, iſt Zufall, und ein recht windiger Zufall. Für den Dichter giebt es nur zwei vernünftige Gründe, ſein fertiggewordenes Werk durch Vortrag oder Preſſe oder Bühne der Welt zugänglich zu machen: erſtens die wohlwollende Abſicht, auch andere des Genuſſes theilhaftig zu machen, deſſen er an dem Werke ſich ſelbſt erfreute; zweitens um durch ein mit der Veröffentlichung erzieltes Einkommen ſein Leben zu friſten. Wer es aus dem dritten Grunde thut, um Ehre und Ruhm einzuheimſen, der ſpeculirt ſchlecht. Ja gewiß, er kann mit Ehre überſchüttet werden, er kann in der weiten Welt berühmt ſein — aber auf wie lange? Zu wenigen Jahrzehnten iſt zumeiſt alles verrauſcht, und der Vergeſſene iſt dann um ſo unglücklicher, je mehr er früher in dem Genuſſe des Beifalles und Ruhmes geſchwelgt hat. Denn wie er ſich früher viel zu ſehr gejagt hat nach guter Nachrede, ſo kümmert er ſich nun viel zu ſehr um die ſchlechte; er hat ſeine Ruhe, ſein Heil auf den Wankelmuth der Leute gebaut und iſt verloren.

Aber ſolches vor Augen müßte der Dichter ja Menſchenfeind werden! Warum? Die Leute ſind wie ſie ſind, und er gehört auch dazu. Er ſelbſt macht's gelegentlich gerade ſo.

Wenn ich meine eigene Erinnerung frage: Recht viele Dichter weiß ich, die in meiner Jugend noch in weiteſten Schichten mit Begeiſterung gepflegt wurden, jetzt aber „abgethan" ſind, darunter Namen, wie Walter Scott, Jean Paul, Heinrich Heine, Berthold Auerbach.

Bei letzterem will ich mich noch aufhalten. Berthold Auerbach iſt ein Geiſt, der in den Vierziger-, Fünfziger- und, Sechzigerjahren im deutſchen Volke, ja ſelbſt in fremden Culturvölkern, ſehr Weſentliches gewirkt hat. Heute ſagt man, in ſeinen Dorfgeſchichten wären lauter unwahre, idealiſirte, ſpinoziſtiſche Bauern, und glaubt ihn damit zu richten. Ja, weiß man denn nicht, daß jede Zeit nur ſolche Dichter trägt, die ſie brauchen kann, die ihr nothwendig ſind! Wie hätte ſich denn der Uebergang vom romantiſch angehauchten Idealismus des philoſophiſchen Jahrhunderts der Humaniſtenzeit zum Realismus unſerer Tage vollziehen ſollen, als durch Dichter, die mit dem einen Fuße noch dort, mit dem anderen ſchon hier ſtanden? Und betrachtet man das unvertilgbare Bedürfniß der Volksſeele, in der Literatur höhere Bereiche als die des Alltagslebens zu finden, bedeutendere Menſchen mit ſeltener Thatkraft, ſei es zum Guten oder Schlechten, hochgemuthe, opferfähige Herzen — ſo wird man begreifen, daß auch Auerbach ſeine Sendung hatte und erfüllte, ja, daß man ihm ſelbſt die Berechtigung auf die Gegenwart nicht abſtreiten kann.

Auerbach war jedoch kein naiver, ſondern ein Tendenzdichter, er wollte nicht allein äſthetiſch wirken, ſondern vielmehr lehrhaft, und er hat mit ſeinen außerordentlich verbreiteten Schriften viel Gutes geſtiftet, er hat Zucht und deutſche Sitte gepredigt, er hat die Humanität gefeiert, er war Miterwecker des deutſchen Patriotismus. Sein immer wiederkehrendes Sehnen und Rufen nach einem einigen Deutſchland ſind echte Herztöne und ſeine kindliche Menſchengläubigkeit, hat zum mindeſten nichts verdorben.

Man iſt heute geneigt zu ſagen, bei Auerbach ſei alles gemacht, berechnet, und ſeine Natur ſei eine ganz andere geweſen, als die von ihm zur Schau getragene.

Wer in dieſer Sache Wahrheit haben will, der leſe Berthold Auerbach's Briefe an ſeinen Freund Jakob Auerbach. (Frankfurt 1884.) Dieſe Briefe umfaſſen einen Zeitraum von mehr als fünfzig Jahren (1830 bis 1882), ſind reine

Privatbriefe, in welchen ſich der Dichter vollkommen offenherzig giebt mit ſeinen Vorzügen und ſeinen Fehlern. Zu ſeinen Vorzügen gehört das unverwüſtliche Wohlwollen, das Auerbach allen Menſchen, auch ſeinen Gegnern entgegenbrachte. Hunderte von Perſonen führt er in den Briefen vor, an jeder weiß er die beſte Seite zu beleuchten, ſo daß man glauben könnte, es giebt nur lauter gute, edle, weiſe, hochbedeutende Menſchen auf der Welt. Und wo er tadeln, rügen, ſich wehren muß, da thut er es in jener vornehmen Weiſe, die in unſerer mit Zaunſtecken polemiſirenden Zeit kaum mehr verſtändlich iſt. Wenn ihm manchmal gegen Jemanden ein ſtrengeres, tadelndes Wort entfuhr, ſo war ſchon am nächſten Tage ſein Beſtreben, es wieder zu verwiſchen; vor dem Unrechtthun fürchtete er ſich noch mehr, als vor dem Unrechtleiden. Er wollte gute Kameradſchaft mit aller Welt, verſtand es aber, jeden anderen nach deſſen Eignung, Artung und Standpunkt voll gelten zu laſſen, auch wenn es ſeiner Natur nicht immer entſprach. Als Auerbach's größte Schwäche bezeichne ich unbedenklich ſeine perſönliche Eitelkeit. Er weiß es, daß man ihn für eitel hält, verwahrt ſich dagegen, aber ich kann ihm nicht helfen, er iſt es doch. Allein dieſe Eitelkeit iſt eine ſo harmloſe, kindliche, treuherzige, daß ſie manchmal eher anmuthet, als abſtößt. Und ſie entſpringt ſeiner Menſchenachtung. Er war für ſich ſehr zaghaft, er war keiner jener Stolzen, die wohl wiſſen, was ſie bedeuten, die aber den Beifall der Menſchen verſchmähen. Er hatte die Leute ſo lieb, daß er ohne Gegenliebe nicht leben konnte, daß er jeden Tag das Bedürfniß hatte, von irgend einem Menſchen irgend ein Lob einzuheimſen. Und wie dankbar war er für jede Auszeichnung, wie glückſelig machte es ihn, wenn man ihm eines ſeiner Bücher pries, ihm ein Ständchen brachte, wenn er unter dem Volke als der Auerbach erkannt und beſtaunt wurde! Und wie zugänglich war er andererſeits wieder für Rathſchläge, Aenderungsvorſchläge, ſeine Werke betreffend! Er war eine weiche, biegſame, liebesdurſtige Natur. Auerbach hat Auszeichnungen erfahren, wie ſelten ein deutſcher Dichter. Zahllos waren die Widmungen aller Art, die von allen Ständen ihm gemacht wurden. Man benannte Plätze, Bergeshöhen, Bäume nach ſeinem Namen, man veranſtaltete ihm Feſte, Bankette, wohin er kam. Die Berliner Arbeiterſtände umjubelten ſeine Reden, während die Miniſter und Fürſten ihn zu Tiſche luden. In mehreren deutſchen Höfen war er wie ein Hausfreund gehalten, am Berliner Hof wurde er beſonders ausgezeichnet, von vielen regierenden Fürſten mit Orden geſchmückt. Seine Werke wurden überſetzt in das Engliſche, Franzöſiſche, Italieniſche, Ungariſche u. ſ. w. In Holland gab es Wandkalender mit dem Bilde Auerbach's, unzählige Bilder und Büſten wurden von ihm gemacht, ja in einem Wachsfigurencabinet ſtand er lebensgroß in Wachs geformt neben Bismarck und Napoleon. Und über ſolche Popularität ſchrieb er dann an ſeinen Freund: Lieber Jakob! Ich bin doch glücklich, ich lebe nicht umſonſt, ich meine, ich hätte nie mehr das Recht, unzufrieden zu ſein, da ich ſolches erfahre.

So unbefriedigt Auerbach oft mit ſeinen Werken war, und er geſtand das ſtets offen, ſo hatte er doch manchmal Träume von ſeiner literariſchen Nachhaltigkeit im deutſchen Volke für künftige Zeiten. Zehn Jahre iſt er nun todt und es iſt gut, daß er nicht mehr ſehen kann, welche Richtungen der deutſche Geiſt literariſch und ethiſch nimmt und was aus ſeinem Andenken geworden. Das geht raſch. Berthold Auerbach, der den Zeitgenoſſen ſeiner Dorfgeſchichten als literariſcher Revolutionär, als ein Plebsdichter erſchien, wird von dem heutigen Realiſten, Materialiſten und Naturaliſten als romantiſcher „Idyllenbändler" — belächelt.

Aber ſein Todtenlied iſt noch nicht gepfiffen. Ein Mann, der je einmal ſeinem Volke etwas bedeutet hat, der iſt und bleibt ein Bauſtein in dem Gebäude dieſes Volkes; wenn man ihn auch nicht mehr ſieht, er iſt da, und nicht zu beſeitigen, und wer ihn ausbrechen wollte, weil er nicht die weithinleuchtende Giebelroſe, ſondern bloß ein verborgenliegender Grundſtein iſt, der würde dem ſtattlichen Hauſe keinen guten Dienſt leiſten.

Verſchiedene Ausſprüche, die mir in ſeinen Briefen beſonders aufgefallen ſind, die ſeine Art zu denken und zu empfinden bezeichnen und die auch für ſich allein recht gut verſtändlich ſind, will ich hier anmerken. Alſo ſagte er unter der Klage, daß er, auf dem Höhepunkt ſeiner Individualität ſtehend, nichts mehr an ſich ändern könne, zu Jakob: Ich habe vielleicht unrecht, aber Du weißt, ich habe mich ſehr gern, und hätte ich das nicht, ſo wäre ich ſchon längſt total zugrunde gegangen. — Wenn ich nur das machen könnte, was mir im Geiſte ruht, ich meine: die Naturwahrheit ſtiliſiren, die Realiſtik folgerichtig in reine Kunſthaltung bringen. — Ich erfahre, daß meine beherrſchende Kraft in der Ausführung nicht feſt genug iſt, jedes Werk wird mir unter der Feder größtentheils ein anderes, als ich anfangs gewollt. Mir fehlt es in meinem Schaffen wie im meinem Leben an ſtrenger Methode. — Mir iſt nie im Leben etwas ganz gelungen, im Schaffen nicht und im Sein nicht. — Ich war oft glücklich oder unglücklich, aber nie zufrieden. Ich bin nie ſo heuchleriſch geweſen, daß ich mir und Anderen eingeredet hätte, Lob und Tadel wäre mir gleichgiltig. — Eben weil ich oft ſo verzagt bin, an mir ſelber rüttle, bedarf ich eines ermunternden Zurufes von außen. Und warum ſoll ich der Wirkung meiner Werke nicht nachgehen? Jeder Schütze ſieht an der Scheibe nach, ob ſein Schuß getroffen. Mir fehlt es an der Klugheit, die auch Tugend iſt, ſo gut wie Güte. — Sich feindſelig von den Menſchen abwenden heißt, ſich beſiegen laſſen. Wer biſt Du denn, der Du der Beſte ſein willſt, um ein Menſchenfeind ſein zu dürfen?

Das klingt liebenswürdig, beſcheiden, und erklärt ſeine Eitelkeit auf das menſchlichſte.

Rührend iſt mir ſein Geſtändniß, mit welcher Glücksempfindung er ſchuf. Während der Arbeit ſtand es in ihm feſt: das wird gut; das wird bedeutſam; das kann ein großes Werk werden. Der Optimismus trug ihn manchmal empor über die Wolken. W[illegible]s Werk fertig, kamen die Kritiken, dann kam auch die [illegible]lung, er fand den Tadel ſehr oft für gerechtfertigt un[illegible] hielt nicht viel auf ſein Werk, bis es die Begeiſterung [illegible] Volkes wieder emporhob. In verſchiedenen Lebensepochen verſuchte er es mit dem Drama, und wiederholt mußte er ſchwere Enttäuſchungen erleben, bis er zur endgiltigen Ueberzeugung kam, daß dramatiſirendes Talent ihm verſagt war. — So ſind die Dichter, und nur ein Poet verſteht ſolche Bekenntniſſe des Poeten im vollſten Maße.

Auerbach war eine pathetiſche, lehrhafte Natur, und doch erkannte er, daß die meiſten Leute von Erhebung und Andacht nichts wiſſen wollen, daß ſie den Dichter nur nach äſthetiſchem Schulmeiſterſtabe beurtheilen, oder nach dem, wie er den Philiſter unterhält. „Die Welt,“ ſo rief er trotz ſeiner außerordentlichen Erfolge einmal aus, „thut immer ſo ſchön und entzückt, aber ſie läßt mich verdorren wie jeden Poeten.“

In mehrfacher Hinſicht intereſſant war ſein Verhältniß zum preußiſchen Hofe, über welches hier ein bezeichnendes Schreiben an Jakob vom 26. März 1881 platzfinden mag.

Ich muß Dir von geſtern erzählen. Ich lege Dir einen Brief des Großherzogs von Baden bei, den er mir durch einen Lakaien ſchickte, der auf Antwort wartete. Das iſt ganz gegen Hofform, fragen, ob man kommen wolle, und ſo ſelbſt ſchreiben. Ich fuhr alſo vor ſieben Uhr nach dem niederländiſchen Palais, wo der Großherzog wohnt. Er war noch bei Tafel beim Kaiſer, kam aber bald. Und nun beglückwünſchte ich ihn nochmals zur Verlobung ſeiner Tochter, und er dankte mir herzlich für den Gratulationsbrief, den ich ihm geſchrieben hatte. Natürlich ſprachen wir auch viel von dem Ungeheuerlichen, der Ermordung des Kaiſers Alexander. Ich ſagte, daß die Art, wie die Judenhetze fort und fort inſcenirt wird, auch ein Werfen von Dynamitbomben iſt. Aber der Großherzog hofft, daß das bald wieder vorüber ſei, obgleich er die tiefe Schädigung, die das Volk damit erleide, vollkommen erkenne. Die freie reine Seele des Großherzogs leuchtete immer durch, und er freute ſich, mich wieder friſcher zu finden als vor drei Wochen, als ich damals bei ihm war. Ich war damals ſehr bedrückt, und der Großherzog ſagte, er könne mir eine beſondere Freude machen, denn er habe veranlaßt, daß meine Volksbücher in allen Schulbibliotheken des badiſchen Landes angeſchafft werden, er hoffe, daß ſich das auch in den Nachbarländern und weiter hinaus werde bewirken laſſen.

Die Stunde verſtrich, und nach ſeiner lieben, wahrhaft innigen Art, mich als den alten Herrn betrachtend, ging er mit in das Vorzimmer und gab mir einen Lakai mit, der mich durch die bedeckte Halle hinüber in das Palais der

Großherzogin führen ſollte. Dort traf ich die Großherzogin, natürlich in Trauer um den ruſſiſchen Kaiſer, und ſie dankte mir ebenfalls für meinen Glückwunſch, den ich geſchrieben. Sie ſagte mir, Sie habe „Brigitta“ wieder geleſen, und wenn ich es nicht übel nehme, ſo müſſe ſie mir ſagen es ſei ihr das liebſte meiner Bücher. „Ja,“ ſagte ſie, „die Brigitta quält ſich, daß ſie das Gebot: Liebet eure Feinde! nicht erfüllen konnte, und ſie erfüllte es doch, denn was man den Feinden gutes Gutes thun kann, das thut ſie ja, und das iſt doch die Liebe, die verlangt wird, denn die Liebe als Neigung kann man ſich nicht gebieten, aber die That.“

Ich konnte natürlich in voller Wahrhaftigkeit ſagen, wie warm und ſchön dieſe Auffaſſung. Als wir uns eben geſetzt hatten, kam die Kaiſerin. Sie erzählte dann der Großherzogin, wie ſie mich anno 1845 in Weimar kennen gelernt, und die Großherzogin fügte hinzu: „Und meine Schwiegermutter kannte Sie ja auch gut.“ Die Kaiſerin fragte mich, was ich arbeite; ich ſagte, daß ich eine Erzählung ſchreibe, auf die ich eigentlich nichts Rechtes halte. „Da laſſen Sie ſie ja nicht drucken,“ fiel die Großherzogin ein. „Sie ſind gewiß Ihr beſter Kritiker. Thun Sie das ja nicht! Sie dürfen nichts herausgeben, was man tadeln kann.“ Ich ſagte, daß man immer getadelt werde, und ſie entgegnete ſehr freundlich: „Dann kann man den Tadel gut ertragen, wenn man weiß, man verdient ihn nicht.“ Ich legte nun dar, wie tief ich im Gemüth geſtört ſei durch die Judenhetze; es iſt kein Geringes, daß man ſich ſagen laſſen muß, man gehöre nicht zu den Deutſchen und ſei ohne Vaterland. Das muß ich noch miterleben, der ich bereits ſechsundvierzig Jahre nach beſter Kraft für das deutſche Volk arbeite und im Patriotismus Niemand nachſtehe. — Das wurde mir beſtätigt, und die

Großherzogin ſagte: „Glauben Sie mir, dieſe häßliche Sache iſt nur in Berlin.“ „Und auch hier iſt ſie nur vorübergehend,“ fiel die Kaiſerin ein. „Berlin treibt über Nacht, man weiß nicht woher, eine Pflanze auf, am anderen Tag iſt ſie wieder vergangen und hat keine Wurzel. Und Sie ſehen ja, die Sache iſt eigentlich ſchon vorüber, aber ganz gewiß im Verſchwinden.“ Ich mußte das beſtreiten und wiederholte, daß man am Hofe wahrſcheinlich von dieſer Verwüſtung der Gemüther und der Verkehrung alles geraden Sinnes nicht genugſam unterrichtet ſei. Die Kaiſerin ſagte mir: „Wir haben unſere alten Beziehungen zu den alten Freunden — ich ſehe von Ihnen ab, denn Sie ſind nicht nur ein Freund, ſondern auch ein Dichter — immer aufrecht erhalten und werden es auch immer ſo zeigen.“ Die Kaiſerin wiederholte, wie unabläſſig wohlthätig die Juden ſich bewähren, und wie ſie ſelber vor Kurzem das jüdiſche Altersverſorgungshaus beſucht habe, wie ſie nächſtens das jüdiſche Krankenhaus beſuchen wolle, und ſo ſolle ich nur ruhig ſein, es wird ſich alles wieder ſchön ausgleichen. Die Großherzogin lenkte über und erzählte mir, daß ſie und der Großherzog meiner gedachten und, wenn ihnen etwas begegnete, oft ſagten: „Da ſollte der Auerbach dabei ſein, er muß es wiſſen.“ Sie erzählte mir von einem alten Töpfer in Kandern, den ich kennen lernen müſſe, das ſei ſo ein glücklicher und arbeitſamer Menſch, bald achtzig Jahre alt, und er mache jetzt durch die Anſtalten des Kunſtgewerbes Majolica; ſie ſagte mir, ſie werde mir die Adreſſe des Mannes aufſchreiben. Dann ſagte ſie: „Da hätten Sie auch dabei ſein ſollen; aber ich habe mir's für Sie gemerkt. Wir waren in Rippoldsau und frühſtückten unter den Tannen. Da waren zwei alte Weiber, die jede Woche zweimal kommen, um Sauerwaſſer zu holen. Man ſagte ihnen, daß das der Landesvater und die Landesmutter ſeien, und ſie kamen herbei; ſie wurden dann auf unſer Zimmer beſtellt, und der Großherzog gab ihnen eine Gabe, indem er ſagte: „Sie haben doch ſchwer zu tragen an den vielen Krügen über die Berge.“ — „Ja,“ ſagte die eine Frau, „aber wir haben's noch gut, wir können doch manchmal unſere Laſt ablegen. Aber der Regent kann ſeine Laſt nie ablegen!“ — Da haben wir dann bald geſagt, das iſt etwas für Auerbach.“

Gerne miſchte ſich Auerbach manchmal in das ſociale und politiſche Leben, denn das Geſchick ſeines Volkes geht jedem Dichter nahe, und er möchte mitrathen, mitthaten nach beſtem Wiſſen und Können. Allein, da konnte er manchmal hören: Auerbach, davon verſtehſt Du nichts. Bleibe Du bei Deinen Dorfgeſchichten und anderen Dichterwerken und kümmere Du Dich nicht um Politik. — Das waren dieſelben Stimmen, die anderen Poeten wieder zurufen: Tretet heraus aus Eueren Idyllen, aus den Geleiſen einer vaterlandsloſen Aeſthetik, dichtet Kampfgeſänge, Streitrufe für Euer Volk. — Ein Thor, der auf die Stimmen des Publicums hört, das Publicum weiß ſelbſt nicht, was es will, der Dichter muß es beſſer wiſſen, was die Leute wollen, als ſie ſelber.

Unſerem Dichter iſt es verhängnißvoll geworden, daß er der Menge doch zu viel zuliebe gethan hat. „Ich vermag es nicht,“ ſagte er, „mich von der Welt zurückzuziehen.“ Denn iſt er manchmal wohlredneriſch geworden, wollte es Allen recht thun, und ſein literariſcher Charakter verſandete ſich in die tauſend Gedanken des Collaborators. Aber ſelbſt, als er dieſe herausgab, bangte er, daß man ihn damit mißverſtehen, ihm Eitelkeit vorwerfen würde, als halte er ſich für einen Weltweiſen, während es doch nur flüchtige Gedanken wären, die er gebe, und die nicht die Prätenſion hätten, für ſo wichtig gehalten werden zu wollen.

Im Ganzen war Berthold Auerbach gerade ſo eitel, um die Eitelkeit ſeines eigenen Strebens zu erkennen. Er überhob ſich nie. Gegen alle, die ihm nahten, war er wohlwollend; er nützte zahlloſen jungen Schriftſtellern in Rath und That, und wohl keiner dürfte ſein, der es ins Land rufen könnte: mir hat er abſichtlich geſchadet. Er war ein guter Menſch, und auf dieſem Grunde leiſtete ſein Talent Hocherſprießliches für das deutſche Volk.

Gegen Ende ſeines Lebens iſt Auerbach's Menſcheninnigkeit ſtark getrübt worden durch den in Deutſchland einreißenden reactionären, brutal unduldſamen Geiſt. Auerbach war einer jener Juden, die bei der antiſemitiſchen Bewegung unſchuldig leiden. Aber nicht allein das, ihm ging das Schickſal all ſeiner Stammesgenoſſen zu Herzen. Er hielt Großes von dem Judenthum, deſſen Vorzüge er beſaß und deſſen Schattenſeiten er nicht ſah, weil er überhaupt bei allem und jedem nur das Beſte herausfand. Er hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er ein Jude war, immer aber auch den Chriſten begriffen, und war tief dankbar für alle Toleranz, die ihm oft von katholiſchen Geiſtlichen entgegengebracht wurde. Den Katholiken traute er überhaupt mehr Duldſamkeit zu als den Proteſtanten, deren chriſtliches Gefühl ſeit dem Kriege verroht wäre. — „Vergebens gelebt und gearbeitet“, ſchreibt der ſiebzigjährige Greis am 29. November 1880, „es bleibt die entſetzliche Thatſache, daß ſolche Roheit, ſolche Verlogenheit, ſolcher Haß noch möglich iſt. Und da ſoll man wieder Tag und Nacht darauf ſinnen, um Reines und Schönes zu geſtalten!“

Er hat von dieſer Zeit an auch nichts mehr geſtaltet; ein Jahr und zwei Monate noch, dann iſt er ins Grab geſtiegen.

◆

Ferdinand Kürnberger.

Im Jahre 1876 gründete ich den „Heimgarten“. Ich warb Mitarbeiter unter den Allerbeſten und wurde auch nirgends abgewieſen, außer in einem einzigen Fall, den ich hier erzählen will.

Bog ich eines Tages zu Wien in die Wollzeile ein und ging bis zur Hausnummer 12. Dort trat ich ein und irrte über dunkle Treppen bis in den vierten Stock hinauf. Im vierten Stock ſchellte ich an einer Thür. Nach drei- oder viermaligem Klingeln kam ein Menſch in läſſiger Hauskleidung hervor, blieb hinter der Gitterthür, ſo viel ich mich erinnere, war's ſo etwas, im dunklen Raume ſtehen und fragte, was ich wolle?

„Suche Doctor Kürnberger,“ war meine Antwort.

„Wie ſo?“ fragte er in einem langſam gezogenen Fiſteltone.

„Er ſoll hier wohnen,“ ſagte ich.

„Wenn der Mann aber nicht zu ſprechen iſt!“

„Das wollte ich eben fragen.“

„Wer ſind Sie denn?“

Ich nannte meinen Namen.

„Ah!“ rief der Mann hinter der Gitterthür. „Und Sie glauben, daß man Sie kennt? Allerdings, Sie machen ja jetzt von ſich ſprechen. Sie wollen ja eine Zeitſchrift oder dergleichen herausgeben. Wie ſoll das Ding nur gleich heißen?“

„Heimgarten,“ antwortete ich und dachte, nun wäre es doch bald Zeit, daß er aufmache.

„Ich rathe, Sie kommen aus eigennützigen Gründen,“ ſagte der Mann in einer wunderlich wegwerfenden Art. Jetzt wurde es mir zuwider, denn eigentlich hatte er Unrecht; ich kam vor allem aus dem Grunde, um den Dichter Ferdinand Kürnberger zu grüßen. Viele ſeiner Schriften hatten mir's angethan. Und ich theilte damals noch die allgemein verbreitete Meinung, daß man einen Dichter zu Dank für die ſchönen Werke, die er geſchrieben, perſönlich beläſtigen dürfe.

„Es würde vollkommen unnütz ſein,“ ſagte der Mann faſt ſchläfrig mit zartem Stimmlein, die, wie weich ſie auch war, an Kälte nichts zu wünſchen übrig ließ. „Vollkommen unnütz, Kürnberger arbeitet nicht für zweifelhafte Unternehmungen, zudem iſt er ein Honorar gewohnt, das Ihr Hausgarten oder Gartenheim, oder wie das Journalchen heißen ſoll, kaum zahlen dürfte.“

„Iſt der Herr Doctor zu ſprechen?“ fragte ich ungeduldig.

„Gewiß,“ ſagte der Mann, „er ſpricht ja eben mit Ihnen. Ich bin Kürnberger. Was wünſchen Sie?“

„Daß Sie Mitarbeiter des „Heimgarten“ werden, wünſche ich nicht,“ war meine Entgegnung, denn ich kann unter Umſtänden unangenehm werden. „Ihre Schriften habe ich geleſen, haben mir nicht übel gefallen, paſſen aber nicht für ein Familienblatt. Ich habe nur den Wunſch, den Verfaſſer perſönlich kennen zu lernen.“

„Schon ſo alt und noch ſo neugierig!“ rief er, im Innern wahrſcheinlich empört.

„Die Neugierde iſt bereits geſtillt. Ich kenne Sie nun.“

Indem ich mich wendete, um davonzugehen, fragte er: „Haben Sie denn ſo Eile?“

Nun fiel mir ein, man könnte an dieſem hochmüthigen Genie ja eine kleine Bosheit verüben. „Allerdings,“ ſagte ich zögernd, „hätte ich einen beſonderen Wunſch gehabt, aber nun iſt die Courage beim Teufel, ihn auszuſprechen.“

„Ein Autograph?“

„Bewahre, wozu ſolche Geſchichten! Einen Aufſatz brauche ich für den „Heimgarten“, einen Aufſatz nicht von, ſondern über unſeren Kürnberger und ſeine Werke. Und da . . .“

„Sollte unter Ihren Mitarbeitern einer fähig dazu ſein?“

„Der Gegenſtand wird ihn fähig machen.“

„Ach, daß wir immer noch an der Thür ſtehen!“ rief er aus. „Kommen Sie doch herein. Links halten, nicht anſtoßen, da ſteht ein Kaſten. So. Alſo ſchreiben wollen Sie über mich. Setzen Sie ſich nieder.“

Wir waren im Zimmer, er war liebenswürdig, kehrte intereſſante Seiten hervor, that geiſtreiche Ausſprüche. Seine Körpergeſtalt iſt meinem Gedächtniſſe faſt entfallen; eine gedrungene Geſtalt hatte er, ein beinahe viereckiges Geſicht mit ſtumpfer Naſe, die etwas geröthet war, eine hohe, breite Stirn und ein graues, unwirſches Auge, ſo viel ſehe ich noch. Alles, was er ſprach, war Geiſt und Lauge. Da ſagte er unter Anderem Folgendes: „Sie ſind ein unerfahrener Menſch; man hat Ihnen ein paar Bücheln gedruckt und Ihre Freunde ſagen, Sie wären ein Dichter. Glauben Sie das nicht, ich bitte Sie! Für jeden Deutſchen ein Unglück, der ſich für einen Dichter hält. Wir haben geiſtiges Proletariat genug. Lernen Sie ein Handwerk.“

„Iſt bereits geſchehen!“ rief ich luſtig. „Bin gelernter Schneider!“

„So? Ei, dann dichten Sie nur immerhin zu. Aber verlieren Sie Nadel und Schere nicht!“

Schon dieſes einen Rathes wegen, dachte ich, iſt es der Mühe werth, daß man in den vierten Stock emporſteigt. Der Mann iſt ſehr aufrichtig.

„Und nun wollen Sie alſo eine Zeitſchrift herausgeben, natürlich!“ fuhr Kürnberger fort.

„Seit drei Monaten erſcheint ſie.“

„Wenn Sie den Jahrgang vollenden, wollen wir von Glück ſagen. Daß Sie als junger Literat eine Zeitſchrift herausgeben, iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Zeitſchrift eingeht, iſt's auch. Dann glaubt man's. Aber Geld koſtet's. Wollten die einfältigen Leute den klugen glauben, es käme billiger zu ſtehen. Ihr jungen Burſche bildet Euch überhaupt zu viel darauf ein, daß Ihr eine Weisheit beſitzet, die Andere für Geld kaufen. Darf ein Genie für Geld arbeiten? Nein, es muß den Cröſus ehren, indem es bei ihm ſpeiſt, bei ihm wohnt, ſich von ihm die Schale des Lebens reichen läßt. Sind wir Genies gleichwohl geldarm, ſo geben wir doch Almoſen. Die Gedanken, die Kürnberger Ihnen mitgetheilt hat, können Sie behalten.“

So und ähnlich ſprach er und während des Sprechens zeichnete er fortwährend mit dem Bleiſtift auf ein vor ihm liegendes Blättchen Papier Striche in die Kreuz und Quer, gleichſam als wollte er mir die Richtigkeit ſeiner Behauptungen geometriſch beweiſen. Manchmal, wenn er mich beſonders gut getroffen zu haben glaubte, nahm ſein Geſicht einen Ausdruck ſäuerlicher Freude an. Ich vermuthe, es war wirklich Wohlwollen, daß er mich ſo ſtrenge belehrte, denn von anderer Seite habe ich oft gehört, daß Kürnberger Gemüth und Güte in ſich barg, die er freilich mit allen Mitteln eines unwirthlichen Aeußeren zu verleugnen ſuchte. Seine Grobheit war ſo unerhört, daß ſie faſt ergötzte. Dennoch nahm ich die erſte Gelegenheit wahr, um mich artig zu verabſchieden.

„Sie können den Beſuch bei Kürnberger beſchreiben, wenn Sie wollen," rief er mir nach. Ich habe es gethan. Geſehen und geſprochen hatte ich ihn damals das erſte- und das letztemal, mit Ausnahme eines Momentes beim Buchhändler Rosner unter den Tuchlauben, wo ich, dem Pulte zugehend, über ein Bein ſtolperte. Es gehörte dem Ferdinand Kürnberger, der auf einem Haufen ſehr gelehrter Bücher ſaß und alſo dem ungeſchulten Naturburſchen leicht ein Bein ſtellen konnte. Uebrigens haben wir nachher eine Zeit lang einen kleinen Briefwechſel gepflegt. In den Briefen war ſeine Grobheit nicht ſo arg zu ſpüren, vielmehr durchwehte dieſelben ein Hauch von Schwermuth. Von den übrigen Leuten hatte er nicht eine ſo gute Meinung als von ſich ſelbſt, dadurch gerieth er in eine ſchiefe Stellung, und einmal ſchrieb er mir auf der Poſtkarte: „Weiß ſelbſt nicht, welcher Ochſe Einen ſtößt, daß man manchmal nach Anerkennung von Geſchöpfen buhlt, die man gleichwohl längſt gezwungen iſt, zu verachten." Rügen konnte er nicht wohl ertragen. Lauteres Lob in landläufiger Form ſoll ihn ebenſo angewidert haben, und alſo war das Unglück fertig. Nichts, gar nichts iſt ſo gefährlich für den Dichter und ſein inneres Wohlbefinden als zu kühne Selbſtüberhebung. Auch Auerbach hat ja viel von ſich gehalten, aber wie liebenswürdig war ſein Stolz, wie glücklich hat er den Dichter gemacht. Kürnberger wurde durch das Bewußtſein ſeiner Größe nur verbittert. Hamerling ſagte über dieſen Schriftſteller einmal: „Er gehört zur Claſſe der Nervöſen. Ihm werden Verſtandesſachen zu Herzensſachen und er macht Herzensſache zur Verſtandesſache. Er will nicht ſo ſehr durch Thatſachen, ſondern vielmehr durch rhetoriſche Beweisführungen überzeugen; aber die Beweisführung iſt hier und da forcirt oder in einer Weiſe zugeſpitzt, daß zuletzt die Spitze abbricht. Sein Meinungsausdruck iſt ein kleines, fein ciſelirtes Kunſtwerk, das die Exiſtenzberechtigung in ſeiner Form hat.“ — Ich meine, daß der Mann als Kritiker damit trefflich charakteriſirt iſt. Dem Erzähler laſſen ſich größere Eigenſchaften nachſagen. Dem Menſchen am Ende wohl ebenfalls, der trotz mancherlei Manchem ein guter Kamerad geweſen iſt.

Kürnberger's Leben war bekanntlich ein hübſch abenteuerliches, auf Rechnung ſeines Genius hat er ſich Manches erlaubt, was Unſereiner nicht thun möchte. Auf Erden fühlte er ſich als Fremdling, bei jedem guten Freunde aber daheim. Daheim vom Tiſch bis zum Bette, von der Geldbörſe bis zu den Stiefeln. Er lud ſich beliebig ein, blieb wochenlang, jahrelang als Gaſt, beherrſchte das Haus — kurz, ehrte den Cröſus, auch wenn es manchmal kein ſolcher war, bei dem er wohnte.

Sterben ging er nach München, um als Unſterblicher nach Oeſterreich zurückzureiſen und in Mödling am Saume des Wienerwaldes die letzte Raſt zu nehmen.

◆

Emil Vacano.

„Und wenn Du bald hören ſollteſt, daß ich dorthin gegangen bin, woher die Kindlein kommen, nämlich in das Land, das Niemand kennt, ſo ſchreib' mir einen freundlichen Nekrolog. Gelt, das verſprichſt mir? 's thät mir wohl, das zu wiſſen."

Alſo ſchrieb der Schriftſteller Emil Mario Vacano mir vor dreizehn Jahren. Er fühlte ſich ſchon damals ſehr krank, herzleidend. — Nun iſt aber das Nekrologſchreiben für gute Freunde keine angenehme Arbeit. Um ſo ſchwerer wird ſie, wo ein undefinirbarer Charakter darzuſtellen iſt, wie es hier der Fall. Und bitter wird ſie, wo man es mit einem lieben guten Kerl zu thun hat, wie es wieder hier der Fall.

Der ſtarke Mann mit dem bräunlich gerötheten, treuherzigen Geſichte und dem ſchönen blonden Barte ſoll in ſeiner Jugend — Kunſtreiterin geweſen ſein! So geht die Mär, die man noch obendrein mit anderen romantiſchen Zügen auszuſchmücken pflegt. Ich lebte mit Vacano viele Jahre lang in guter Freundſchaft, aber von ſeiner Kunſtreiterepoche iſt zwiſchen uns nie die Rede geweſen. Daß er im Kloſter war, auch daß er viel mit fahrenden Künſtlerleuten zu thun gehabt, hat er mir wohl angedeutet, auf weiteres habe ich nicht gefragt. Bei ſeiner ſprunghaft und grotesk angelegten Natur mag es wohl ſein, daß er ſich gelegentlich einmal auf den Spaß einließ, als eine Kunſtreiterin verkleidet zu fungiren; es mag auch ſein, daß mancher 'reingefallen iſt und vielleicht gar Verſuche machte, die geheimnißvolle, ſeltſam ſchöne Akrobatin zu erobern. Eingebildet hat er ſich aber ſpäterhin nichts darauf, denn ſonſt hätte er ſicherlich davon geſprochen.

Klug wurde man übrigens aus der Perſönlichkeit Bacano's nicht. Er trug einen Moſesbart und eine Lorgnette; „Patriarch und Gigerl“ unterſchrieb er ſich einmal, und ein anderesmal ſagte er von ſich ſelbſt, er ſei eine Kokette und ein Betbruder in einer Perſon — und gerade untreffend finde ich dieſen Ausſpruch nicht. In den Nächten faſt frivol für das Orpheum ſchwärmend, am Tage im gothiſchen Dome in verzückter Gläubigkeit vor dem Altar knieend — ſo habe ich ihn ſelber geſehen. Ich beſitze ein von ihm ſelbſt gezeichnetes Bild ſeiner Perſon. Er hatte in der That einen Chriſtuskopf, auf dieſem Bilde arbeitete er ihn noch mehr nach dieſer Seite hin aus und gab dem Haupte mit dem wallenden Haar einen Heiligenſchein. In den über der Bruſt gefalteten Händen ſind die Wundmale zu ſehen. Auf der edelgeformten Chriſtusnaſe hat er — einen Zwicker.

Treffender als durch dieſes Bild kann Emil Mario Bacano wohl kaum gezeichnet werden. Wenn er ſich im Mönchshabit abbilden ließ, und das Bild einer Angebeteten widmete, wenn er in einem Sarg liegend die Cigarette rauchte, ſo war das nichts weniger als Blasphemie bei ihm, ſondern nur das Vergnügen am Extremen und Wunderlichen. Er konnte im Tingel-Tangel jauchzen vor Vergnügen und in der Meſſe weinen über ſeine Sünden. Er war wirklich von innerer Gläubigkeit erfüllt, gleichzeitig ſich freilich ſeiner modernen Weltlichkeit bewußt. Vacano war ganz Herz, und wie das Herz ſächlich iſt, ſo konnte man auch von ihm ſagen: er iſt in ſeinen Empfindungen weder Mann noch Frau. Die Liebe, die er in ſeinen Erzählungen oft und glühend beſchrieb, will er nicht gekannt haben, wenigſtens nicht concentrirt. Er war immer der Liebende, auch wenn er mit dem Freunde ſprach, ſcherzte, betete, oder an ihn ſchrieb.

„Vor fremden Leuten,“ ſo ſagte er einmal, „ſchminkt man ſich manchmal ſein Herz und ſeine Briefe, wie man ſeine Wange ſchminkt (er ſoll dies bisweilen gethan haben), aber bei Freunden, mit denen man koſt und ei ei macht, hätte das Schminken keinen Sinn.“ — Wen er ins Herz geſchloſſen, dem war er ein treuer Knabe durch und durch.

Seine Werke ſagten mir nur zum Theile zu. „Die modernen Vagabunden“, „Der Baum der Erkenntniß“, „Die Kirchenräuber“, „Bilder aus dem Harem“, „Die Töchter Babels“, „Leichtes Blut“ hat das Weltkind Vacano geſchrieben im leichter franzöſiſcher Manier. Merkwürdiger waren mir die philoſophiſchen Plaudereien, die er in ſeinen Werken „Die Gottesmörder“ und „Die Heiligen“ herausgegeben hat. Seinen Namen ſetzte er nicht auf den Titel dieſer Werke und bei dem faſt aſcetiſchen Geiſte, der in den beiden Büchern weht, wäre kein Menſch auf die Vermuthung gekommen, wer der Verfaſſer iſt. Einen lauteren Schrei der Ueberraſchung habe ich wohl mein Lebtag nicht ausgeſtoßen als damals, als der Verleger Guſtav Heckenaſt in Peſt mir mitgetheilt, das Werk „Die Gottesmörder“ habe Vacano geſchrieben. Es iſt ein wunderliches Buch, eigentlich ſchade, daß es nie recht in die Leſewelt gedrungen, oder daß es ſo ſchnell vergeſſen worden.

Mit ſprühenderem Geiſte hat wohl ſelten ein deutſcher Autor über die erhabenen Dinge geſchrieben, als Bacano in dieſem Buche.

Perſönlich kennen gelernt hatte ich Bacano gelegentlich eines Beſuches bei unſerem gemeinſamen Verleger Heckenaſt. Wir ſahen uns darauf häufig in Wien; ſeine oft kindliche Art, ſein volksthümlicher Humor, der nicht in ſeinen Büchern, wohl aber in ſeiner Perſon war, ſeine oft drollige Koketterie und ſeine Wunderlichkeit in religiöſen Dingen intereſſirten mich, ich gewann ihn lieb, und er auch mich, obwohl mein Weſen ihm viel zu froſtig vorkam. Mit einem eiskalten Engländer verglich er mich einmal, trotzdem harmonirten wir miteinander. Ein bißchen eiferſüchtig war er nur auf andere meiner Freunde, und einmal geſtand er mir, daß er ſich oft ſehr in Zaum halten müſſe, um in meiner Gegenwart nicht anzuheben, meine Freunde heftig zu beſchimpfen. Eines Tages ging er weiter und machte ſeinem Aerger Luft darüber, daß manche Zeitungen meine Bücher lobten. „Ich will Dich tauſendmal mehr loben!“ rief er aus, „nur andere ſollen es nicht thun, das kann ich nicht vertragen, das iſt abſcheulich. Deine Dichtungen verſtehen ſie gar nicht, aber ſie loben Dich, weil ſie Dich in ihrer Coterie haben wollen.“ — „Sie haben mich aber nicht und ſie kriegen mich auch nicht und Du biſt ein lächerlicher Menſch!“ So meine Antwort. Von dieſem Tage an iſt unſer Verhältniß ein kühleres geworden. Wir blieben zwar in freundſchaftlichem Verkehr, er war ein gern geſehener Mitarbeiter des „Heimgarten“ und ſtellte ſich auch gerne ein, aber die alte Schwärmerei wurde nicht mehr ſo laut. Meine herbe Antwort hatte ihm offenbar weh gethan, aber in dem von ihm berührten Punkte verſtehe ich keinen Spaß. Uebrigens hatte er ſich als Beleidiger gefühlt. Jahre ſpäter ſchrieb er mir: „Wennſt mich nur einmal recht beleidigen möchteſt, ſo einen rechten Stoß ins Herz. Sonſt ſchäme ich mich zu Tode, daß ich Dir damals ſo unrecht gethan habe.“

Vor etwa zwei Jahren ſchrieb er mir, ob ich ihm nicht eine Stelle verſchaffen könnte, irgend eine, in einer Zeitung, in einem Comptoir, als Lohnſchreiber, was immer, nur daß er leben könne. — Er war ſehr arm und ſehr einſam geworden. Bisher hatte er ſeit Jahren ſtill in St. Pölten gewohnt. Sein Mütterlein, bei dem er gelebt und das er zärtlich geliebt, war ihm auch geſtorben. Für Kinder armer Verwandter hatte er geſorgt, das war nun ebenfalls vorbei. Schriftſtelleriſch vermochte er ſich wenig mehr zu erwerben. Körperlich war er ſehr krank, gebrochen. Während ſeine öſterreichiſchen Freunde noch bemüht waren, ihm im Vaterlande eine entſprechende Stellung zu verſchaffen, nahm er den Ruf eines Freundes nach Karlsruhe an. Ich glaube, bei einer Zeitung war er dort thätig. Noch manch kurze, aber herzliche Karte kam von ihm. Ich ſchämte mich, daß ich nichts für ihn hatte thun können, und ſuchte nachzutragen, aber er ſchrieb, es ginge ihm wohl, nur geſund ſei er noch immer nicht.

Dann kam die Nachricht, daß er am 9. Juni 1892 in Karlsruhe geſtorben ſei, in einem Alter von einundfünfzig Jahren.

In der letzten Zeit hatte er ganz zurückgezogen gelebt, und mit Recht. Ein Menſch wie er kann von der Welt unmöglich verſtanden werden. Das wäre ja nicht ſo ſchlimm, aber *mißverſtanden*, mißdeutet werden, den Gegenſtand von wohlfeilem Spott und frivolen Witzen bilden, das war freilich ſeine Sache nicht. Bacano gehörte zu jenen Perſonen, in welchen eine launiſche Natur die extremſten Anlagen und Neigungen gleichſam verſuchsweiſe zuſammenzutragen liebt. Daß er ſolch loſes Spiel wohl durchſchaute, daß er ſich nach den gegebenen Richtungen hin auszuleben ſuchte, daß er ſein dadurch entſtandenes Mißverhältniß mit Anderen fühlte, daß er aber trotzdem ſeine Artung nicht verleugnete, ſondern ihr unbekümmert freien Lauf ließ, das war ſein Leiden und ſein Glück und ſeine Bravheit.

„Ich bin ein ſehr ausgeſprochener Charakter, ohne aber einer zu ſein“, ſagte er einmal, vielleicht doch zu ſtrenge urtheilend. Ich fand, daß er ein ſehr liebenswürdiger Charakter war und habe während der zwanzig Jahre unſerer Bekanntſchaft nichts Gegentheiliges erfahren. Daß er ganz anders war als andere Leute, konnte nur dazu beitragen, mein Intereſſe für ihn zu erhöhen. Sprudelte ſein heißes Herz hervor, ſo mußte man ihn lieb haben, gefiel er ſich in Uebertreibungen, in Schwärmereien und Verzückungen, ſo brauchte man ihn ja nicht ernſt zu nehmen. 's iſt ſchade um ihn.

Von ſeinen vielen Briefen an mich will ich einige mittheilen, ſie werden die beſte Beleuchtung zu dem Geſagten ſein. Mit Vorliebe nannte er mich in den Briefen Lex, in Anſpielung auf meine Erzählung: „Der Lex von Gutenhag.“ Die Briefe ſind in friſcher Stimmung und Laune leicht hingeworfen und entbehren ſtets der Angabe des Datums und des Ortes, wo ſie geſchrieben wurden. Die meiſten ſtammen aus ſeinem Wiener Aufenthalte in den Siebzigerjahren. Der erſte hier mitgetheilte Brief kann nur im Jahre 1872 geſchrieben worden ſein. Wo er in der Mehrzahl redet, da meint er unſeren gemeinſamen Freund Karl B., der damals bei ihm wohnte. Wo er in ſchwungvollſter Begeiſterung von mir ſpricht, da iſt es nicht meiner Vorzüge, ſondern ſeines Wohlwollens wegen.

Vielleicht iſt manchmal auch ein bißchen Ironie dabei.

Lieber guter Lex!

Ich wollt' Dich ja recht ausſchimpfen, Du verlotterter und verdorbener Menſch! Alſo verliebt biſt Du! So ein Schlucker, ſo ein Milchbart, ſo ein kaum aus den Windeln entſchlüpfter Rutſchipeter denkt ans Heiraten! O Gott, o Gott, is doch die Welt verdorben! Pech und Schwefel ſollt's regnen, wenn's nach der Gerechtigkeit ging! Aber unſern Herrgott muß rein der Schlag troffen haben auf beiden Arm, vor lauter Schrecken und Entſetzen über Euch elendigs, in Grund und Boden verdorbenes Burſchngſchmas! Verliebt ſein! heiraten bevorſt no a Glatzen haſt! Und gar a ſo a unſchuldigs Maderl von ſechzehn Jahrn zum Traualtar verführen wollen, und zu allen privilegirten nachfolgenden Zweideutigkeiten! I, Du Don Juan, Du Hottentott, Du Schlaraff, Du Sybarit', Du Lüſtling, Du — — Aber was nutzt das alles. Wenn d'Liab amal da is, da nutzt der größte Tugendeifer des wohlmeinenden und tugendſamen väterlichen Freundes nix mehr, und es bleibt mir nur übrig, ſtill die Hände zu ringen, dreimal zu ſeufzen wie's in den alten Betbücheln vorgeſchrieben is nach jedem Leiden, und — Dir Glück zu wünſchen. Glück zu wünſchen, daß Dich der liebe Gott ſo reich geſegnet hat: daß er Deinem liebevollen Herzen das Weſen gezeigt hat, welches Du recht aus ganzer Seel' und fürs ganze Leben lieben kannſt, grenzenlos und treu, und daß das Weſen noch ein braves, unverdorbenes iſt, welches Dir die gleiche Liab entgegenbringt. Und alſo Glück auf, von Herzen, liebs Lexl! Und greif' zu, ſobald Du kannſt — denn je eher man ſein Glück ins eigene Stüberl nimmt, deſto ſicherer hat man's: 's Glück wart' nit gern lang, wird leicht ungeduldig. Alſo überraſch' uns bald mit der Nachricht, daß die Ausſtattung ſchon ang'fangt wird, und der Tiſchler ſein Hobel anſetzt zur Wiegn. Ich hoff, Du wirſt uns nit verſchmähn als Kranzelführer.

Die Beſchreibung von Dein Zimmerl is ſo köſtli, daß wir's beinah' ſchon auswendig kennen.

Was ſoll ich Dir denn von uns ſchreiben? I hab' jetzt mei Zeit, wo alles, was ich ſchreib', untern Hund is. Wann nur 's Frühjahr ſchon da wär', die erſten Schneeglöckerln und der erſte laue Wind, der ſo laut iſt und immer über die Felder ſingt, daß von dem G'ſang' alle Eiskruſten zerſchmelzen über den aufwachenden Grashalmen. O im Frühjahr da ſchreibt ſich's gut, da ſchreibt ſich's ſchön, nit wahr? —

Ich küſſ' und grüß' Dich tauſendmal, alter Lex, und grüß' auch das gewiſſe Bildel auf Deinem Schreibtiſch mit der Hohenlied-Spitzbüberei. Ich hab' das Madel ſchon deshalb gern, weil's Dich gern hat und weil's Dich recht glücklich machen wird, wie ich mein' — das ſieh' ich aus jeder Zeilen Deines Briefes, der ſo recht durchglänzt iſt von Liebeslieb, wie ein Mairoſenſtrauch von der Sonne.

Mit inniger Freundſchaft Dein

Emil,
ſonſt genannt Miltſchi.

Lieber, herziger Lex!

Heut iſt Sylveſter. Das alte Jahr geht zu End' und das neue fangt über ein paar Athemzüg' an. Da denk' ich denn herzli' an Di —. Schau nur, was für ein ſchofles Papier ich nimm', um Dir in aller Eil' zu ſchreiben, was mir das Herz eingiebt —. Aber ich hab' g'rad kein and'res (Papier, nit Herz!) zu Haus.

Alſo Lexerl, ſei recht glücklich im neuen Jahr! Heirat Dein Dirndl ſobald als möglich und b'halt's dann ſo lang als möglich. Du haſt a gut's Herz, Du groß's Herz! Und d'rum is Dir der Himmel auch g'rad ſo viel Glück als wie Ruhm ſchuldig! — Ich küſſe Dir recht innig 's Goſcherl für all' die Freundſchaft, die Du mir im alten Jahr erwieſen haſt, und's Handerl für all' die ſchönen Sachen, die Du g'ſchrieben haſt!

Mit Gott!

Dein Emil.

Apropos:

Ich war jetzt recht glücklich die paar Tage in St. Pölten. Jetzt geht's wieder zurück nach Wien — nach dem Fegefeuer in der ſtinkenden Journaliſtenhöll'. Wenn ich mich nur in meine dortige Arbeit einheimeln könnt'! Aber ich verſteh' es halt nit, mir mein Platzerl recht keck zu ſuchen.

Lieber theurer Lex!

Das is einmal ſchön von Dir, daß D' uns Dein liebes Brautgoſcherl anſchau'n laſſeſt — aber recht garſtig iſt's wieder, daß wir uns das Bildl nicht behalten dürfen, hörſt? So a liabs G'ſichterl, das ma gar ſo gern recht oft anſchau'n möcht', ſoll man wieder weggeben! Geizkragen, abſcheulicher! — Na, na, wir danken Dir doch recht herzlich für die Freud, die'ſt uns g'macht haſt mit dem Anblick. Und eiferſüchtig brauchſt auch nit zu ſein, denn aus dem lieben G'ſichterl auf dem Bild, da guckt ja die lieb' Unſchuld und die Bravheit heraus, und die zwei Aeugerln gleichen zwei Lichterln, die am Altar der Treue angezündet ſein vor dem Allerheiligſten; und dieſes Allerheiligſte hat die Form eines ſchönen Herzens, und darin Dein herzallerliebſter Name.

Du red'ſt von meiner Krankheit, Lex! Dank Dir für Deinen Geneſungswunſch, der das für ſich hat, daß er aus Dichtermund kommt, und Dichter ſein ja, wie der ſtoanalte Tattl, der Virgil ſagt, Propheten. Aber ich fürcht', ich fürcht' .... Du haſt Dir in Deiner Krankheit die Flügel bewegen können .... aber ich. Ich werd' Dir demnächſt mein Zuſtand ſchildern; die G'ſchicht von einer traurigen Seel'. Vielleicht ſchickſt mir ein Recept; aber für mich giebt's nur eins: a biſſerl Lärm, a biſſerl Komödieſpielen, a biſſerl Kokettiren können. Gelt, das is komiſch? Und dalket? Aber der Vagabund regt ſich ſpät oder früh, und in meiner Anſtändigkeit, Stille und den engen Grenzen der Reſignation einer Magdalena ſtirbt man langſam, aber ſicher; und was noch ärger iſt, man kann nicht mehr ſchreiben! —

Lieber Lexl, gnua für heut'. Ich könnt' doch nur lamentiren, und ich will Dir Glück wünſchen! Dir und Deinem Mutterl und Deinem Emil*) die fröhlichſten Feiertag'!

Deine Emil und Karl.

Du, weißt, was ein recht's Trankl wär' für mein Zuſtand? Geh', mach' mir amal a klein's G'ſtanzl, an Emil-Vierzeiler, den ich mir in mein Betbüchel legen könnt', und der Frieden macht zwiſchen den Heiligen und den Hanswurſteln, die ſich da d'rin balgen um mein armes Herz, wie einſt Engel und Teufel um die arme Seel' Moſes!

---

*) Meinem Jugendfreunde, auf den er angeblich ſonſt immer eiferſüchtig war.

Lieber, einziger Lex!

Dank für Deinen guten, freundlichen Brief.

Was Du uns von dem allerneueſten weiſen Rathe über Dein zerſplittertes Talent erzählſt, hat mich recht lachen gemacht. Was ſoll denn der echte und rechte Volksdichter mit ſeinem Talente anders machen, als es „zerſplittern“, das heißt ſo viel Perlen als möglich heraufholen aus dem Grunde ſeines Herzens, das heißt echte Perlen! Sollſt Du vielleicht all' die prächtigen und echten Sachen ungeſchrieben laſſen, um eine große Land-Idylle zu ſchreiben à la Luiſe von Voß, die Dir Deine Wohlmeiner am Ende doch ganz „gutmeinend“ herunterſchimpfen würden? Sei überzeugt, Lex, Herzensbuberl, wenn Dir Dein Inneres ſagt: jetzt, Roſegger, ſchreib' was Langes, Ueberwältigendes, dann wirſt Du lange an kein Feuilleton denken. Aber die Feuilletons ſind darum nicht ſchlechter, weil ſie kurz ſind. Im Gegentheil vielleicht. Ich meine, die Iliade müßte jeder Menſch lieben, wenn ſie kein Heldengedicht wäre. So aber bewundert man ſie nur, und die einzelnen wunderprächtigen Naturbilder darinnen werden von dem Embonpoint des Ganzen erſtickt. Alſo ſchreib' Deine G'ſchichteln ohne Zwang, recht aus Deinem Genius heraus, und zwing' Dich nicht zu dicken Büchern, ehe Du ſelber dick geworden biſt, Du Poet meines Herzens!

Ich war in den letzten Tagen recht traurig, weil das „Tagblatt“ ſo infam ſchimpft über mich. Was habe ich denn dieſen Leuten gethan? — Na, ich hoffe, das Holzhacken im Sommer, das wird mir wieder ein frohes, vertrauensvolles Herz machen! Bleibt's dabei? — Ich ſchick' Dir hier mein Bildel mit. Meine Wange freut ſich ſchon auf Dein Patſchhanderl! — ich bin jetzt ſo blaß, daß ich wirklich ein biſſerl

Röthel brauch'. Und ſo umarm' ich Dich herzinnig und bin mit echter Freundſchaft und aufrichtiger Bewunderung

Dein Miltſchi.

Lieber verehrter Freund! Lieber Alter!
Allerliebſter Lex! Lieber Roſerl!

Viel tauſend herzinnigen Dank für Deinen guten Brief. Das iſt uns ſo ins Leben gefahren, wie ein Sonnenſtrahl in ein fröſtelndes Samenkorn ſeine Wärme ſchickt. Es war ſchlechtes Wetter, wir waren trüb und verdrießlich und haben die ganze Welt von der ſchwarzen Seiten ang'ſchaut. Da kommt Dein Brief, und wir haben ihn geleſen, und wieder geleſen und haben recht fröhliche Geſichter gemacht, weil unſere Herzen auch recht fröhlich geworden ſind.

Lieber Lex! Wir reden oft, oft von Dir! und heut' ha uns Heckenaſt Deine „Geſtalten“ geſchickt. Wir haben ſeit einer Stunde ſchon „Stucker“ zehne geleſen, und kugeln uns vor Lachen und machen „Krikerln“ vor Rührung. Ja hörſt, Kerl, Du bringſt es ja zuwegen, daß das Oeſterreicherlandl neben ſeinem Goethe-Grillparzer auch ſeinen — — — O Gott, ich beneide Dich ſo, daß ich Dich frei umbringen könnt'!

Was den Kalender anbetrifft, ſag' ich mit Freuden „Ja“. Aber von einem Honorar kann keine Red' ſein, weil ich dem Heckenaſt ſchuldig bin, und nicht er mir.

Lieber Lex, ich wünſch' Dir für die Weihnachtstäg' das größte Glück. In der Stunde, wo nach unſerem Glauben der ſüße Erlöſer uns geboren worden iſt, werden wir in die Sterne ſchauen und an Dich denken. Und dabei werd' ich den lieben Gott recht andächtig bitten: „O lieber Himmelvater! Gieb Deinem Dichter, den Du auserwählt haſt unter

Tauſenden, noch den letzten Glanz, das höchſte Glück, den Glauben. Den Glauben an den Vater, an die eingeborene Vaterlieb' und an den Schutzengel, den heiligen Geiſt der Fürſehung.“

Ich weiß, Du lachſt nicht über mich; mir biſt Du recht, g'rad ſo wie Du biſt, und dem lieben Gott auch, aber ich möchte Dich nicht nur groß und goldherzig, ich möchte Dich auch ſo recht, recht glücklich ſehen im Innerſten des Herzens!

Lieber Lex! Gott ſegne Dich, Dein Stüberl, Deinen Schreibtiſch, Deine Eltern, Deine Geſchwiſter und Deinen Herzensfreund zu dieſer Stunde, wo jedes kindliche Herz fühlt, daß Mithras, die Sonne, geboren wird fürs nächſte Jahr.

Es küſſ't Dich herzinnig Dein aufrichtiger Bruder und Freund

Emil.

Die paar alketen Kleinigkeiten hat das Chriſtkindl bei uns für Dich abgegeben. Ich hab' mehr gefordert. Aber das Chriſtkindl hat geſchachert und geſagt: „Arme Leut' kochen mit Waſſer.“

* * *

Liebſter beſter Lex!

Wir danken Dir herzlich für Dein liebes gutes Brieferl, und ich insbeſondere für die **echten** lieben alten Bildeln, welche die richtigen Betſchweſterbildeln*) ſein! Du haſt mir damit eine große Freude gemacht. Nochmals herzlichen Dank dafür!

---

*) Er ſammelte damals Heiligenbildchen, wie man ſie an Wallfahrtsorten kauft.

An was ſchreibſt Du denn jetzt? Kriegt man bald wieder ein neues Buch von Dir zu Geſicht? Laſſ' uns, Deine Bewunderer und Verehrer, ja nicht zu lang darauf warten, Faulpelz! —

Wir waren jetzt vierzehn Tag' in Mödling, weil der Karl dort hat ausmeſſen müſſen. Ach, die Naturluft thut ſo wohl, ſo wohl! —

Was machen denn Deine Leut'ln? Und Dein Herzensfreund?

Schreib' bald und viel, und ſei „ſtürmiſch“ umarmt von Deinem liebenden Freunde

Emil.

Lieber, abſcheulicher Lex!

So lang nit ſchreiben?! Ich könnt' Dir die Augen auskratzen und haſſ' Dich, ich kann Dich nit mehr ausſtehen! Fauler Ding übereinander, treuloſer, garſtiger!

Miltſchi.

Mein lieber guter Freund!

Mit großer Freude habe ich die neuliche Sendung lieber grüner Bändchen erhalten — und dank' Dir und Deinem Herrn Verleger vom Herzen für dieſelben! Wenn Du wüßteſt, wie erfriſchend, wie blumenwürzig mich ſolche Lectüre anmuthet in meiner Abgeſchloſſenheit von der Welt, vom Leben, von Kunſt und Literatur! Nun möchte ich aber auch einmal wacker darüber ſchreiben.

Dabei mein Großer, Theurer! möchte ich Dir aber auch ein Gefühl geſtehen, das ich eben den „Leuten“ nicht ſagen mag — es iſt kein Tadel, denn wer mag tadeln, was man ſo hoch hält? — es iſt nur Ehrlichkeit des Liebenden — denn ich liebe Deinen Genius unausſprechlich! Und das iſt: wenn ich Deine Geſchichten leſe, dann habe ich oft das Gefühl, daß Du zu — literariſch biſt. Ich weiß kaum, wie ich das präciſiren ſoll? Dein Genius war friſch, voll und ganz ſchon als „Kind“, er war in Dir fertig von Deinem erſten Liede an, wie Minerva fertig mit Panzer und Schild aus Jupiters Kopf ſprang. Dann wardſt Du gebildet, gedrillt, gehobelt, verfeinert von allen; Du laſeſt Stifter und dergleichen und haſt Deinem ehrlichen Ich ein feines, wenn auch bäuerliches Sonntagsgewand angezogen „für die Leſer“. Es iſt manchmal, als ſchriebſt Du mehr fürs Ausland als für uns; ſo ſehr mühſt Du Dich, rein und aller Welt ſchriftſprachverſtändlich zu ſein in Form und Wort. Die Jargonworte, die doch der Grundſtock ſein ſollten, erſcheinen dann wie Aufputz. Bei Dir, dem Steirerredner! Möchte doch in Proſa von Dir Geſchichten leſen, geſchrieben ſo ganz, wie Dir der Schnabel gewachſen iſt! — Dann kommſt Du ins Zagen, weil Du fühlſt, daß Du zu literariſch (ich finde eben keinen Ausdruck!) biſt. Oft hab' ich mir gedacht: wenn der Roſegger nur nie etwas gelernt hätte, dann wären auch ſeine Erzählungen unvergänglich, wie ſein Geiſt. Du ſollteſt ſchreiben wie das Volkslied, und nicht wie Stifter, Auerbach in ſeinen ſpäteren Sachen; oder Anzengruber, wenn er einen Bühneneffect ſucht. Schreib' einmal ein paar Geſchichten ohne „Stil“, ohne „Gemüthlichthuerei“, ſo wie das Volkslied ſingt, und Du wirſt unübertrefflich, weil echt ſein! —

Ich weiß nicht zu ſagen, was ich ſagen will, das ſpür' ich — aber verſucht habe ich's doch. Und daß ich Dich ahne und verſtehe und liebe, viel echter als hundert andere, die Dich bewundern, das glaubſt Du mir wohl?!

Haſt mich noch immer lieb? Biſt nicht harb auf mich? Fühlſt, wie gern ich Dich habe und das, was Du ſein kannſt und — ſein wirſt?

Dein dankbarer Emil.

Eben fällt mir ein, daß ich früher Anzengruber als Effectdramatiker citirt hab'. Glaube nicht, daß ich ihn deswegen unterſchätze. Aber ich liebe ihn eben am meiſten in dem, was das Publicum nicht zu ſchätzen weiß: ſein „Doppelſelbſtmord“ zum Beiſpiel, iſt vom Anfang bis zum Schluſſe ein Meiſterwerk — echt, einfach, unvergleichlich und ſo herrlich wie ein Raimund-Stück.

Lieber Peter!

Dank' Dir herzlich für die Zuſendung des „Heimgarten“ mit dem „Böſen Blick“. Da leſ' ich auch in derſelben Nummer ein Gedicht von „Hilarius“. Du biſt mit ihm gewiß in irgend einer Art in Verbindung. Frag' ihn doch mal, ob er nicht Baron Raſt heißt: und wenn er ſo heißt, ob er nicht derſelbe Baron Raſt iſt, der im Jahre 1840 in Schönberg in Mähren*) einen kleinen Emil Vacano über die Taufe hielt (als Stellvertreter für deſſen Onkel Alois Ritter von Flick); einen Emil, der ſeinen Taufnamen erhielt nach dem Helden des Gedichtes: „Der Schutzgeiſt“. Es wär' ein liebes Zuſammentreffen, wenn Pathe und Täufling ſich nach ſo langen Jahren in Deinem Garten begegnet hätten auf ihrem Lebenswege, lieber Peter.

Aber ich ſchwatze da — und Redacteure haben wenig Zeit für Gemüthsduſelei.

Mit tauſend herzlichen Grüßen Dein aufrichtiger alter

Emil.

---

*) Vacano's Geburtsort.

Beſter aller Poeten!

Gelt, Alter, meine literariſchen Jugendſünden wirf mir nit mehr vor — verſprich mir das. Es waren Reiterreclamen, denen nicht ich das cachet verlieh. Was dafür zu büßen war, das habe ich — weiß Gott! — gebüßt; ärger, ſchmerzlicher, härter, als ich es in Worten ſchildern kann! Du weißt nicht, friedreicher Poet, wie elend ich bin, und wie ſchuldlos.

Alſo nicht wahr, was meine erſten Federn verſchuldeten, das ſei begraben zwiſchen uns. Du ſtehſt mir ſo hoch, und ich habe Dich ſo gerne, daß mir ein leiſeſter Vorwurf aus Deinem Munde bitter weh thut — und ich bin krank, rettungslos krank im Herzen — das geringſte Leid, die leiſeſte Aufregung koſten mich Tage der ſchrecklichſten Leiden. Alſo antworte mir nicht auf den Inhalt dieſes Briefes. Aber ſende uns bald wieder ein freundliches Wörtchen, welches von Wohlſein und Hoffnungen Deines eigenen Selbſt erzählt.

Wir grüßen Dich innigſt.

Gott ſchütze Dich für und für, Dich und die Deinen, und leite Dich weiter Deine Bahn. Emil.

Mein lieber guter Freund!

Wir hatten uns immer ſo gut verſtanden über alles. Ich glaub' nur in einem Punkt nicht: über'n Anzengruber. Nun, und der iſt ja faſt nie zwiſchen uns zur Sprach' gekommen. Der Anzengruber, das iſt einer, vielleicht der einzige Schriftſteller auf der Welt, der mir „weh thut“. Ich rede hier natürlich nur von ſeinen Schriften, da er mir perſönlich ganz fremd iſt! Nicht, daß ich an ſeinen Stücken etwas zu tadeln fände, daß ich etwas ausſetzen könnt', daß mir ſeine Werke nicht als die eines Hochbegabten und Berufenen erſchienen: aber er ſieht alles ſo gallig: er läßt die Menſchen ſo verzagen, ſo verwildern, und ſo viel bittern Schmerz ertragen und wieder ſo viel Bosheit und Falſchheit kochen im Herzen. Bös oder unglücklich oder lächerlich, ſchauerlich oder elend zum Vergeh'n iſt ihm der Menſch; wenn ich ein Stück von ihm geſehen hab', oder wenn ich ein G'ſetzel von ihm geleſen hab', das ſind Augenblicke, wo mir die Welt mißfällt, wo mir der Menſch kein feindlicher Bruder mehr iſt, ſondern ein erbarmungsloſer oder verſtockter Feind anderer Weſenheit. Meine eigenſte innerſte Natur bildet eine ſo ſchreckliche Diſſonanz mit eben der Anzengruber'ſchen. Halt' aber nicht dafür, daß ich ihn, den Du ſo hoch hältſt, nicht nach ſeinem vollen Verdienſte ſchätze.

Und jetzt genug für heut. Ich habe da mehr geplaudert als ich wollte und ſollte. Ich wollte Dir nur danken für Deinen lieben Brief und Dich und die Deinen innig grüßen. Sobald ich ein biſſerl wohl bin, ſchreibe ich Dir ein kleines Geſchichterl und werde Dich fragen, ob es Dir paßt.

Und nun mit Gruß, Handſchlag und Dank Dein alter

Emil.

So, jetzt wird man ſich nicht einmal mehr 's Herz ausſchütten dürfen vor einem guten Freund, wird nicht einmal „in ſeinen vier Wänden“ ein biſſel ſeine Meinung ſagen dürfen über die uncollegialen Collegen? „Ihr verſchimpfirt einander!“ ſagſt Du.*) Na, mein Schimpfen hört kein Menſch als Du. Aber die anderen „geiſtvollen Wiener Poeten“, die laſſeten ſich ja lieber die Zungen ausreißen, als daß ſie dem „Bacano“ nur ein biſſel Gerechtigkeit widerfahren laſſeten, was doch alle ausländiſchen echten und wirklich bedeutenden Schriftſteller thun und gethan haben! Warum kann ich denn den Rodenbergs, Heyſes, Heigels, Hackländers, Mühlbachs, Freytags was ſein, und nur dieſen neugebackenen Feuilletoniern nicht, deren Name über die Wiener Ringſtraße nicht hinausklingt? Warum können mich denn Franzoſen, Italiener, Ungarn, Holländer überſetzen und nur dieſe Wiener Genies von eigenen Gnaden wiſſen gar nicht, daß ich überhaupt die Feder führen kann? Nicht an ihrem Lobe liegt mir, aber bezeichnend genug iſt es doch, und ein Beweis, daß eine Wiener Clique exiſtirt! Und zu einem guten Freunde kann ich doch von dieſer Clique reden, und ſie auf den Glanz herſtellen, in dem ſie ſich mir zeigt?

---

*) Er mißverſtand mich. R.

So, und jetzt laſſen wir alle die Herren Schriftſteller liegen, wo ſie ſich ſelber hinlegen. Zwiſchen mir und Dir ſollen ſie abgethan ſein für alle Zeiten, und keiner von allen dieſen Kerln ſoll unſer ſchriftliches oder mündliches Geſpräch mehr verſchandeln und ſtören. Baſta. Ich ſtreich' ſie aus zwiſchen uns.

Emil.

Lieber Peter!

Ich ſchrieb Dir geſtern auf Deine freundliche Karte ein paar Zeilen in der Haſt meiner Ankunft. Heut' hab' ich nun die Abſicht, zu einem längeren „Schwatz" zu kommen.

Von Dir kann ich nichts reden, da Du mir nichts erzählſt von Deinem jetzigen Leben — ſo muß ich wohl ein [illegible] von mir ſprechen.

[illegible] meinem Leiden will's, obwohl ich wieder den Muthvollen ſpiele, noch immer nicht recht werden; der Doctor weiß keinen Namen dafür als: „Herzfehler" — und ſeine Medicamente nehmen die Müdigkeit nicht von mir — ſie geben mir auch den verlorenen Lebensmuth nicht wieder. Armer alter Doctor — das von ihm zu verlangen! . .

Noch immer herrſcht hier das ſüße, laue Wetter, ich habe dieſen ſchmerzlichen Herbſtton in der Natur zu lieb — die Erde erſcheint mir wie eine ſterbende junge Braut, ſich geliebt wiſſend, und ſelbſt liebend. Mit dem alten, ſüßen Lächeln auf dem müden und blaſſer werdenden Geſichte ſucht ſie die Umgebung über die Nähe des Abſchiedes zu täuſchen — und kämpft mit dem zwingenden Geſetz der Natur bis zur Unmöglichkeit — und ſie faſſen's erſt alle, nachdem es geſchehen! Sie haben ſich einwiegen laſſen in die alte Ruhe — und glauben an das Scheiden erſt, wenn ihnen die Glöcklein das dumpfe „Vorbei“ ins Herz läuten.

Das iſt aber eine triſte Reverie.

Sehr fleißig will ich den Winter ſein, wenn's die Kräfte zulaſſen; auch ſtudiren — ein bißchen Theologiſches, ein bißchen Sternkunde, ein bißchen dies und ein bißchen das — und viel ſpazieren gehen, und verſuchen, gar nicht launiſch zu ſein und keine Grillen zu fangen. Mit ſo viel und noch mehr guten Vorſätzen geht der Emil in den Winter hinein. Qui vivra —?

So, nun ſchließe ich für heute mein Plauderbrieferl. Der Tiſch liegt voll Blätter, die Briefmappe ſieht ordentlich waſſerſüchtig aus, ſo viel unbeantwortete Briefe ſind d'rin — und ich ſoll aufräumen und bin doch ſo ſterbensmüde, wie kein Wort es ſagen kann — und ſo ruheſehnſüchtig wie nach langem, langem Pilgern nach einem heiligen Gnadenorte, wo man alle Kirchenthüren verſchloſſen gefunden hat. Ich wünſchte nur einmal „ausſchlafen“ zu können — dürfen wir das hier unten wohl jemals? Emil.

◆

Rudolf Falb.

Mir graut, wenn ich an die erſten Wochen denke, die ich vor achtundzwanzig Jahren — aus den oberländiſchen Bergen gekommen — in der großen Stadt zugebracht habe. Wenige Tage war ich in Laibach geweſen, von wo ich entmuthigt und verzagt nach Steiermark zurückgekehrt bin. Ich wollte geradeswegs heim in die Bergwälder; jene Männer in Graz, die ſich einmal um mich angenommen hatten, hielten mich in der Hauptſtadt feſt, obwohl ſie eigentlich nichts Rechtes mit mir anzufangen wußten. Ein Bengel mit Bauernmanieren, ohne Schulbildung, aber mit einem Anflug von Schwärmerei, einerſeits mit dem Drange, etwas zu lernen und zu werden, andererſeits von Heimſucht erfüllt, und einem bäuerlichen Fatalismus ergeben: geht's wie's geht! — was läßt ſich mit ſo einem Geſellen machen?

Mein Gönner, Doctor Svoboda, hatte wiederholt Verſuche gemacht, um mich in eine Lehranſtalt oder auch nur bei einem Gewerbsmann in der Stadt unterzubringen. Es war vergebens, man kümmerte ſich nicht um den „Naturdichter", als der ich durch Doctor Svoboda öffentlich eingeführt und in die Stadt gebracht worden war. Nebſt

Svoboda war es noch der Großinduſtrielle Peter Reininghaus, welcher mit Entſchiedenheit mich ſtützte und ſozuſagen in der Stadt mich feſthielt. Allein, theils mochte es meine Blödigkeit geweſen ſein, und das Ungewohnte, von fremden Wohlthaten zu zehren, theils der Hang, in der Stadt frei und ungeleitet für mich hinzuleben, ich hielt mich die erſte Zeit nicht allzuſehr an die beiden Freunde, ſondern bummelte, ganz mir ſelbſt überlaſſen, in dem mir neuartigen und anlockenden Leben der Stadt dahin. Ein zweiundzwanzigjähriger, geſunder, naiver Burſche mit leidlich empfänglichen Sinnen, voll Vertrauensſeligkeit und ohne jegliche Welterfahrung, ſo lebte ich und vagirte von einem Tag zum anderen, von einer Stadtergötzung zur anderen, ſo weit es meine Mittel erlaubten.

Wo ich die erſten vier oder fünf Tage, die ich in Graz zugebracht, gewohnt und geſchlafen, das weiß ich heute nicht mehr ſicher anzugeben, ich vermuthe, bei einem jungen Schriftſetzer namens Robert Wagner, der mir von allem Anfange ſeine treuherzige Freundſchaft entgegengebracht hatte. Faſt wahrſcheinlich iſt es mir, daß ich gar nirgends wohnte, meine paar Sachen aber in Wagner's Stübchen, welches er in Aftermiethe beſaß, liegen gelaſſen hatte und nur gelegentlich in demſelben ein wenig ſchlief. Ich weiß nur, daß ich einmal die ganze Nacht mit Wagner, der zu allem Abenteuerlichen aufgelegt war, auf dem Schloßberge herumſtrich und über Gott und Unſterblichkeit der Seele ſtritt. Der junge Schriftſetzer war nämlich ein hartgeſottener Freigeiſt und das bekümmerte mich ſo tief, daß ich ihn belehren wollte. Bei jenen Geſprächen, vom Gegner ſcharf angeſpornt und in die Enge getrieben, entdeckte ich zu meinem innerlichen Staunen, daß ich eigentlich ſelber ketzeriſche Anwandlungen hatte und an die Seelenwanderung glaubte. Ob dieſe Stimmung nicht in der Wandlung, die zu jener Zeit mit mir vorging, ihren Grund hatte?

Auf das Drängen Svoboda's und Reininghaus' nahm ich endlich ein Zimmerchen auf; zudem bekam ich einen Inſtructor, der mich täglich eine Stunde im Schreiben und Rechnen unterrichtete. Die übrige Zeit war ich frei, und damit mir das Warten auf eine geordnete Schule nicht zu langweilig wurde, unterhielt ich mich ſo gut es ging. Ich ſtrich in der Stadt und Umgebung herum, ich ging in die Kirche zu Gottesdienſten, ich begleitete pomphafte Leichenzüge auf den Friedhof; in den Beiſeln, wo Bänkelſänger waren, genoß ich mein Mittags- und Abendbrot und machte Bekanntſchaften, die freilich eine Woche ſelten überdauerten. Der Theaterdirector Czernitz, der von dem „Naturdichter“ gehört, wollte das Seinige thun, indem er mir freien Eintritt ins Thaliatheater (heutiges Theater am Stadtpark) bewilligte. Nun ging ich jeden Tag ins Theater; damals kamen eben die Offenbach'ſchen Operetten auf, an denen ich mich höchlichſt ergötzte. In denſelben fiel mir aber nur das Derbkomiſche in den Situationen und Geſprächen und die leichten flotten Arien auf. Weitere Reize habe ich nicht wahrgenommen, ſondern wunderte mich nur, als mein Freund eines Tages ſagte, ich ſollte mich von der „ſchönen Helena“ nicht verführen laſſen.

Eigentlich wohl war mir aber bei dieſem Schlaraffenleben nicht; ich fühlte nur zu ſehr, daß es ſo nicht in Ordnung ſei. Die Anforderungen meines Inſtructors machten mir zum Glücke viel zu ſchaffen. Ich faßte die rein theoretiſchen Gegenſtände ſchwer auf und mein Gedächtniß war ſpröde; was ich heute gelernt, war in wenigen Tagen wieder dahin. Wo ich ging und ſtand, dachte ich an die Lehrgegenſtände, und die Schwierigkeiten derſelben verleideten mir allmählich jedes Vergnügen. Und es war doch nichts weiter, als der ſehr einfache Unterricht über die Grundregeln der Grammatik und Arithmetik. Wenn ich dachte, was ich mir alles aneignen müßte, um überhaupt nur zu den Gebildeten zu gehören, geſchweige denn, um etwas zu leiſten, war ich oft bis in die Seele verzagt. Eine Unterrichtsanſtalt aber erſchloß ſich mir nicht. In eine Elementarſchule wollte man den Bengel nicht ſtecken und für alle anderen Schulen hatte ich zu wenig Vorbildung. Ich vermuthe, daß meinem Doctor Svoboda manchmal meinetwegen angſt und bang geworden ſein mag. Was er thun konnte, das that er getreulich, er ſchrieb mir Lebensregeln vor, war mir Rathgeber in dem, was ich leſen ſollte, ermahnte mich zur Strenge gegen mich ſelbſt, zur Gewiſſenhaftigkeit, zum Fleiß, und weil er wohl ſah, wie ſehr ich Muth bedürfe, ſo wies er immer wieder auf „die ſchöne Zukunft“ hin, der ich entgegengehe. Faſt täglich brachte ich ihm Proben von meinen Gedichten; er war mit den wenigſten zufrieden, blieb dabei, daß ich's beſſer könnte und vorwärts müſſe.

Reininghaus hatte mir ſein Haus mittlerweile ganz und gar geöffnet; doch war es von meiner Wohnung ſo entfernt, daß ich von ſolcher Güte nicht in vollem Maße Gebrauch machen konnte. Wöchentlich zweimal ſpeiſte ich bei ihm zu Mittag, durfte dem Zeichenunterrichte ſeiner Kinder beiwohnen und ſelbſt mitzeichnen. Manchmal, wenn er mir Geld gab, glaubte ich ihm es geſtehen zu müſſen, daß ich fürchte, meine Fortſchritte im Lernen möchten ihm nicht entſprechen, es ginge halt gar ſo ſchwer. Da pflegte er mir ſeine Hand auf die Achſel zu legen und zu ſagen: „Ich gebe auf Fleiß und guten Willen mehr, als auf Talent. Bleiben Sie um Gotteswillen nur brav! Alles Weitere wird ſich finden.“

Als ich fünf oder ſechs Wochen ſo dahingelebt hatte, theilte mir eines Tages Doctor Svoboda mit, daß mich der Religionsprofeſſor der Grazer Handelsakademie kennen zu lernen wünſche. Derſelbe wolle verſuchen, mich als Gaſt in die Handelsakademie zu bringen, wo mir Gelegenheit geboten ſei, ordnungsmäßig zu ſtudiren. Der Profeſſor hieße Rudolf Falb, ſei auch ein Oberſteirer, ſei Dorfcaplan geweſen und erſt vor Kurzem aus Kainach nach Graz an die Handelsakademie berufen worden, weil er ein ſehr ſtrebſamer und gelehrter Mann wäre.

Ich habe den Herrn Profeſſor noch an demſelben Tage beſucht. Er war ein hübſcher, freundlicher Mann im Prieſtertalare und nur um wenige Jahre älter als ich. Sein Zimmer war faſt ringsum mit Büchern beſtellt bis hinauf zur Decke; mitten im Zimmer ſtand eine große Weltkugel und ein mächtiges Fernrohr, woran er mir bald etwelches erklärte. Als er ſich nach meinen Verhältniſſen erkundigt und mich dann in eine Reſtauration zum Mittageſſen geführt hatte, wobei ich ſein Gaſt war, lud er mich ein, am Abend wieder zu kommen, da wolle er mir durch das Fernrohr den Mond und einige Sterne zeigen.

Von dieſem darauffolgenden Abend kann ich mich nur erinnern, daß der Profeſſor ſich wunderte, wie ſo ich von der Geſtalt des Mondes und von der Größe der Sterne nicht mehr überraſcht ſei.

„Ja," gab ich ihm zur Antwort, „ich wußte wohl, daß die Sterne in Natur viel größer ſind als ſie ausſehen."

Hierauf belehrte er mich in einer überaus leichtfaßlichen Methode, wie dieſe Sterne viel größer ſeien, als unſere Erde, wie die Erde ſelbſt ſo ein runder Körper wäre, der von einer Luftſchicht umgeben im unendlichen Raum ſchwebe, daß der Mittelpunkt der Erde für alle ihre Weſen und Dinge der Anziehungspunkt ſei; die Richtung nach dieſem Anziehungspunkt, dem Alles zufällt, was fallen kann, nennten wir Erdenbewohner „unten“ im Gegenſatze zu dem „Oben“, das von der Erde nach allen Seiten hin im Himmelsraume iſt.

Auch das überraſchte mich nicht eigentlich, ſondern ich fand es ſelbſtverſtändlich, daß es ſo ſei, und hierauf ſagte der Profeſſor, er würde trachten, mich in die Handelsakademie zu bringen.

Ein nächſtesmal lud mich Rudolf Falb ein, ſeine Bücherſammlung zu ordnen, inſofern als ich die Werke der verſchiedenen Sprachen ſondern ſollte; durch eine Ueberſiedlung waren die Dinge in Unordnung gekommen. Nicht zehn Minuten bedurfte er, um mir die in das Auge fallenden Unterſchiede und Eigenheiten der verſchiedenen Sprachen, als griechiſch, hebräiſch, lateiniſch, franzöſiſch, engliſch u. ſ. w. begreiflich zu machen. Er hatte eine merkwürdige Art die Dinge mit wenigen Worten und Beiſpielen zu bezeichnen und zu erklären, und zwar ſo, daß man das einmal Verſtandene gar nicht mehr vergeſſen konnte. Schon in nächſter Zeit durfte ich mit Falb Ausflüge in die Umgebung von Graz machen, wobei wir fortwährend luſtig über allerlei plauderten, und jedes Wort aus ſeinem Munde war Unterricht. Bei Gratwein war es, wo er eines Tages am Wegrain eine lebendige Natter mit freier Hand fing, und mir den Bau ihres Körpers, ſowie ihr ſcharfes Gebiß zeigte und erklärte.

Um dieſe Zeit borgte und ſchenkte mir Falb auch Bücher und ließ ſich angelegen ſein, mich in der Auswahl meiner Lectüre zu leiten, und nun ging mir ſachte ein Licht auf, daß es in der Literatur noch etwas Höheres giebt als Volkskalender und Zeitungsromane und Gebetbücher, ſo bislang meine Herzensluſt geweſen waren.

Außerdem war Falb beſtrebt, mich in Familien einzuführen, ſo beim Landesausſchuſſe Dr. Reicher, bei Herrn von Rebenburg, an denen ich warmherzige Gönner fand und Freunde, die es bis auf den heutigen Tag geblieben ſind. Auch verſchaffte er mir für das landſchaftliche Theater eine beſtändige Freikarte, weil er wie Svoboda der Anſicht war, mir thäte nicht bloß die Schule noth, ſondern auch die Bekanntſchaft mit den großen Geiſtern der Völker und dem Kunſtleben der Zeit. Und ich denke, das Letztere iſt für mich nicht ganz unwichtig geweſen, hat mir Manches, was ſonſt Gymnaſial- und Univerſitätsſtudien bieten, lebendig erſetzt.

Um dieſelbe Zeit war es, daß Profeſſoren der Handelsakademie einen Cyklus von öffentlichen Vorleſungen veranſtalteten, anfangs im Saale der Akademie und ſpäter, weil dieſer zu klein geworden war, im landſchaftlichen Ritterſaale. So viel ich mich erinnere, las Profeſſor Dawidowski über das Leben der Blume, Director Alwens über die Luft, Profeſſor Biſchof über den Menſchengeiſt in Natur und Geſchichte, Profeſſor Winter über den Luftballon, Profeſſor Falb, der den Anfang machte, hatte den Sternenhimmel zum Gegenſtande ſeines Vortrages gewählt.

Zu dieſen Vorleſungen erwirkte mir Profeſſor Falb den freien Eintritt, und zwar unter dem Vorwand, daß — was ſeine Vorleſung anbelange — er meiner Mitwirkung bedürfe. Der Profeſſor hatte nämlich eine Anzahl großer Sternkarten, welcher er bei dem Vortrage für die Zuhörer zur Erläuterung bedurfte. Dieſe Karten hatte ich nun während der Vorleſung bei den betreffenden Stellen aufzuhängen oder abzunehmen, und zwar im Angeſichte der vielen Menſchen. Daß das

Selbſtbewußtſein, welches dieſe wichtige Aufgabe in mir wachrief, kein geringes war, kann man ſich denken. Es mag ja ſein, daß ich die nördliche Hemiſphäre einmal mit der ſüdlichen verwechſelte, oder das Planetenſyſtem auf den Kopf ſtellte, doch das brachte weder das Weltall im Allgemeinen, noch den Profeſſor im Beſonderen aus dem Gleichgewichte. Der Profeſſor hatte mich für meine Obliegenheit mit einem neuen Beinkleide und einem ſchwarzen Rocke ausgeſtattet, weil es doch zu fürchten geweſen, daß mein gewöhnlicher Anzug im Glanz der Legionen Sterne, denen ich ſo nahe war, nicht mit vollen Ehren beſtehen dürfte. Dieſes erſte öffentliche Auftreten als Famulus des Aſtronomen hatte für mich zunächſt den Vortheil, daß ich dadurch in jenen akademiſchen Dunſtkreis gezogen wurde, in welchem ich meine allgemeine Ausbildung genießen ſollte. Zudem regten mich die Gegenſtände, vor allem der Vortrag über die Sternenwelt und das Leben der Blume mächtig an, und die faſt weihevolle Stimmung, welche im hellerleuchteten Saale war und in welcher das Publicum den gewählten Worten der Vortragenden lauſchte, warf einen wunderſamen Nimbus auf die Wiſſenſchaft, die ſich mir hier ſozuſagen im Feſtgewande darſtellte, nachdem ich von ihr bisher nur die Proſa der Sprachlehre und des Rechenbuches kennen gelernt hatte.

Im April deſſelben Jahres war's, nachdem ich an zwei Monate dieſes wunderliche Leben geführt, als mir Profeſſor Falb den Tag beſtimmte, an welchem ich als Hoſpitant in die zweite Vorbereitungsclaſſe der Akademie für Handel und Induſtrie in Graz eintreten ſollte. Dieſes Inſtitut, welches heute noch in Glanz und Ehren beſteht, war damals ein paar Jahre früher von einigen opfermuthigen Kaufleuten und Induſtriellen der Landeshauptſtadt gegründet worden. Die

Privatanſtalt hatte keine Satzung, welche die Aufnahme eines armen, ganz ungeſchulten, aber lernluſtigen jungen Menſchen verboten hätte. Und die Verwaltungsräthe, als die Kaufleute J. Kleinoſcheg, Oberranzmeyer, Zeiler u. ſ. w., ſowie die Profeſſoren hatten Verſtändniß genug dafür, daß eine Verpflichtung da iſt, Jedem, der etwas lernen will, dazu Gelegenheit zu bieten.

Profeſſor Falb führte mich perſönlich ein, ſtellte mich erſtens den Lehrern vor und empfahl mich ihrer Nachſicht, ſtellte mich dann den Studenten vor, lauter Büblein von 12 bis 15 Jahren, deren größtes ich um Kopfeslänge überragte. — Sollte ich, ſagte er beiläufig zu dieſen, an Schulwiſſen vielleicht etwas zurückſtehen, ſo könnte ich hingegen Gedichte machen und Sternkarten auf den Nagel hängen und wäre ein fleißiger Schüler. Im ſchwarzen, etwas ſchlotternden Gewand, die Haare glatt nach rückwärts gekämmt, die langen Arme an beiden Seiten hinabhängen laſſend, ſo ſtand der Geſelle da, der den Sternenhimmel auf den Nagel hängen konnte. Etliche der neuen Collegen wurden bald zutraulich und fragten den Profeſſor, ob ſie mich mit Schreibzeug oder gar mit Büchern beſchenken dürften, was ihnen natürlich herzlich gerne geſtattet war.

Falb trug in unſerer Claſſe Deutſch und Religion vor. In erſterem ſchrieb ich die beſten Aufſätze und machte die haarſträubendſten orthographiſchen Fehler; in letzterer, was den Katechismus und die kirchlichen Gebräuche anbelangt, wußte ich mehr, als die ganze Claſſe zuſammen. Das hatte ich noch von heim mit.

Falb's Religionsunterricht war freilich kein gewöhnlicher. Vom obligatoriſchen Katechismus ausgehend, verweilte er gerne bei der Unendlichkeit und Allmacht Gottes. Er ſprach von Gottes Größe im Weltall, von Gottes Wunderkraft im regelmäßigen Lauf der Geſtirne, von Gottes Majeſtät im Sturm des Meeres und im Beben der Erde. Er erläuterte uns hierauf ſolche Naturerſcheinungen und ſagte einmal, daß der Mond und die Geſtirne am Himmel Anziehungskraft ausübten auf die Erde, was auf den Meeren Fluth und Ebbe zur Folge habe. Und er ſagte, daß bei einem richtigen Zuſammenwirken mehrerer Geſtirne am Himmel auch im Innern der Erde, welches ja flüſſig ſei, Fluth und Ebbe entſtehen könne, daß dabei Exploſionen im Erdinnern ſtattfinden könnten, welche möglicherweiſe die Urſache mancher Erdbeben wären. — So waren die Schüler der Grazer Handelsakademie vielleicht die Erſten, welche die Grundzüge von Falb's Erdbebentheorie vernommen haben.

Ich fand in ſolchen Abſchweifungen keinen Mißbrauch des Religionsunterrichtes, im Gegentheil, ich habe bei keiner Predigt und Chriſtenlehre eine ſolche Ehrfurcht vor der Größe des Weltſchöpfers empfunden, als in den damaligen Religionsſtunden der Akademie. Die aufmerkſameren Schüler pflegte der Profeſſor damit zu belohnen, daß er ſie einlud, an heiteren Abenden zu ihm zu kommen, um durch das Fernrohr den Himmel zu betrachten. Falb hatte damals in dem ſogenannten Keplerthurm (in der Stempfergaſſe zu Graz, wo einſt der große Aſtronom Johannes Kepler den Studien oblag) ſein Fernrohr aufgeſtellt. Und in dieſem Thurme kamen wir — die Fleißigeren — zuſammen, um unter unſeres Profeſſors Erklärungen die Wunder des Himmels zu betrachten. Wie froh erregt war er, wenn wir im Monde gewiſſe Spitzen und Krater, oder beim Saturn den Ring, oder in der Milchſtraße beſondere Sternhaufen ſehen konnten, auf die er uns aufmerkſam gemacht. Da Falb an mir ein gewiſſes Zeichen talent entdeckt haben wollte, ſo lud er mich eines Tages ein, mit ihm eine große Mondkarte nach der Natur zu zeichnen. Die Karte fiel zwar nicht zur Zufriedenheit aus, aber Falb lachte und ſagte: „Nicht darauf kam es mir an, daß Sie den Mond mit ſeinen Kratern aufs Papier, ſondern daß Sie ihn in Ihr Gedächtniß zeichneten. Da haben Sie ihn nun hoffentlich d'rin.“

Da der Religionsprofeſſor gleichzeitig auch unſer Beichtvater war, ſo konnte unter Anderem der bekannte Beichtzettelverſchleiß auf unſerer Anſtalt nicht floriren. Ein Beichtkind, das die Sache etwas tiefer nahm, konnte erfahren, daß der Mann nicht allein in die Geheimniſſe der äußeren, ſondern auch in jene der inneren, der menſchlichen Natur zu ſchauen vermochte. Manchmal mögen die Geheimniſſe des Menſchenherzens wohl grauenhafter ſein, als jene des glühenden Erdinnern. Im Ganzen mochte ihm vielleicht die Menſchenſeele als ſteriler Boden erſcheinen, und ich glaube es wohl, daß dieſer Forſchergeiſt ſich allmählich von dem Amte des Prieſters ab- und dem des Gelehrten zuzuwenden begann.

Kaum länger als ein Jahr genoß ich auf der Akademie ſeinen Unterricht, dann nahm er eine Erzieherſtelle an, welche ihm mehr Freiheit und Muße für ſeine Studien gewährte und deren Penſion ihn ſpäter in Stand ſetzte, ſich ganz der Wiſſenſchaft zu widmen. Mit der Oeffentlichkeit verbanden ihn noch die von ihm herausgegebene aſtronomiſche Zeitſchrift „Sirius“ und ſeine Vorleſungen über Sternkunde und Erdbeben.

Daß Rudolf Falb hierauf zum Proteſtantismus übergetreten iſt und in den Siebzigerjahren eine große Reiſe nach Südamerika unternommen hat, iſt bekannt. Dieſe Reiſe dauerte über drei Jahre. Falb wanderte ein halbes Jahr in

Chili, zwei Jahre in Peru und Bolivien umher und lebte längere Zeit bei den Kitſchua- und Aimara-Indianern auf dem Hochlande der Cordilleren; er beſtieg mehrere der größten Vulcane, u. A. den Miſti (bei Arequipa), auf deſſen 17.000 Fuß hohem Gipfel er drei Tage und drei Nächte hintereinander ſeine wiſſenſchaftlichen Beobachtungen anſtellte. Er bereicherte aber nicht nur ſeine Erdbebenkenntniſſe, ſondern machte auch intereſſante Funde auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft und Archäologie. Ueber Californien, wo ihn eine ſchwere Augenkrankheit, welche ſich Ausländer oft bei längerem Aufenthalte auf den Cordilleren zuziehen, auf ein langes Krankenlager warf, und über Nordamerika kehrte Falb im März 1880 nach Europa zurück, wo übrigens die Zeitungen bereits ſeinen Tod durch Indianerhand fälſchlich gemeldet hatten. Seine Erdbebentheorie war mittlerweile ſo bekannt geworden, daß der heimgekehrte Forſcher neben derſelben mit ſeinen vergleichenden Sprachſtudien, zu welchen ihn die Reiſe angeregt, nicht recht in den Vordergrund kam. Laut ſprachen für Falb die gewaltigen Erdbeben von Belluno (1873), von Agram (1880), in Griechenland und Nordamerika (1886) und an der Riviera (1887). Der Forſcher hatte dieſe Erdbeben faſt genau vorausgeſagt.

Um von der Weltreiſe auszuruhen, hatte Falb in ſeinem ſtillen Heimatsorte Obdach, wo er 1838 geboren, ſich niedergelaſſen. Da er als Forſcher ſo viel für die Menſchheit geleiſtet hatte, wollte der Mann von ſeinen Rechten nicht zurückſtehen; aus dem ehemaligen katholiſchen Prieſter wurde ein glücklicher Familienvater. Aber das ſahen manche ſeiner Landsleute nicht gern, und wie es von Uebel iſt, wenn irgendwo ein geſchnitzter Herrgott ſteht, den die Leute noch als Birnbaum gekannt haben, ſo iſt es nicht minder von

Uebel, wenn irgendwo ein Birnbaum ſteht, den die Leute einmal als Herrgott angeſehen haben. So hat der Gelehrte eines Tages Weib, Kind und Kegel zuſammengepackt und iſt ausgewandert.

Heute lebt Rudolf Falb in Berlin, umgeben vom Nimbus des Erdbebenpropheten. Ich glaube, daß dieſe Erinnerung an ſeine Prieſterzeit manchem von Intereſſe ſein dürfte. Lieb iſt mir die Gelegenheit, es laut ausſprechen zu können, wie weſentlich Falb in mein Leben gegriffen, und daß er zu den Schutzgeiſtern gehört, die mich damals aus Gefahren den rechten Weg geleitet haben.

Gottfried Ritter von Leitner.

Im Vergleiche zu anderer Dichter Erdenwallen war Gottfried Ritter von Leitner's Leben eine wahre Idylle. Freilich, dornig war auch ſein Pfad, weſſen Pfad wäre das nicht! Und beſonders Dichter haben ein wehleidiges Herz, und die Roſen, das Morgenroth, wovon ſie ſingen, malen ſie gleichſam mit Blutstropfen, welche die Dornen des Lebens an ihnen vergoſſen haben.

Leitner's größtes Glück und tiefſtes Leid fiel in ſeine frühen Mannesjahre. Mit ſeiner jungen innigſt geliebten kranken Gattin Caroline reiſte er nach Italien, doch anſtatt Geſundheit fand ſie dort den Tod und der Dichter führte die todte Geliebte auf weiten Wegen der Heimat zu, „wo nordwärts am Strande der ſchönen Adria, am grünen Rande der Alpen, ihr gelobtes Land gelegen. Dort deckt im Frieden ſie des deutſchen Vaterlandes heilige Erde“.

Seitdem war Leitner einſam und blieb es. Zurückgezogen, aber nicht weltſcheu, kränklich, aber nicht klagend, ſo lebte er ſtill dahin. Sein erſtes Buch, die „Gedichte“, das ſeinen Ruf begründete, erſchien in frühen Jahren. Die Zeit ſeiner amtlichen Arbeit, welche er unter dem hohen Gönner Erzherzog

Johann dem Wohle des Landes weihte, war nun vorüber, er war in den Ruheſtand getreten, um ſich der Beſchaulichkeit, der Literatur und ſtillem Wohlthun zu widmen. Die ſengende Glut des lärmenden Ruhmes hat Leitner nie erfahren, auch von literariſchen Anfeindungen und Kämpfen war er ſtets verſchont geblieben. Unangefochten und unbeneidet hatte der ſteieriſche Uhland ſeinen ruhigen Ehrenplatz inne auf deutſchem Parnaß; Leitner's Lorbeer brannte nicht die Dichterſtirn, er kühlte ſie. Manches Jahr verging, daß in allen Wipfeln Ruh war und Leitner's Name nicht genannt ward in deutſchen Landen. Vergeſſen werden iſt ein herbes Geſchick für den Dichter, der ſeines Werthes ſich bewußt iſt; es hatte manchmal den Anſchein, als wäre unſerem Poeten, dem Meiſter deutſcher Balladendichtung, ſolches Los beſchieden, aber er klagte nicht, immer bewahrte er ſeine freundliche, heitere Ruhe der Seele, von Verbitterung gegen die undankbare Welt, oder gar von Mißgunſt gegen jüngere Sangesgenoſſen war bei ihm nichts zu ſpüren.

Vor etwa ſechsundzwanzig Jahren habe ich Leitner kennen gelernt. Schon zu jener Zeit war ſein ſchlichtes Haar und ſein buſchiger Schnurrbart ein wenig grau. „Es freut mich," ſagte er damals, „daß ich, der ſangesmüde Greis, dem ſangesfrohen Jüngling die Hand drücken darf, daß die vaterländiſche Poeſie friſchen Nachwuchs hat." Ich dankte ihm manches. Als Vorſtand der Zweig-Schillerſtiftung in Graz erwirkte er mir damals ganz aus eigenem Antriebe ein Stipendium von 150 Thalern, ein Betrag, der im richtigen Augenblicke — möchte faſt ſagen — entſcheidend für mich geworden iſt.

Leitner wohnte damals in einem alten Hauſe der Schmiedgaſſe in Graz, ſpäter hat er die düſtere Wohnung verwechſelt für eine ſehr freundliche am Karl Ludwigsring, deren Fenſter ins Grüne gingen und viel Sonne hereinließen. Die drei Stock, welche der ſiebzig-, achtzig- und endlich faſt neunzigjährige Greis hinaufſteigen mußte, thaten ihm nicht viel, und daß ſeine Freunde dieſen ſteilen Weg nicht etwa manchmal umſonſt machen mußten, dafür hatte er ein Mittel erfunden. Wenn an ſeinem Fenſter das weiße Tüchlein flatterte, ſo ſtieg man nicht hinauf, dann war er nicht zu Hauſe. Viele Sommer hindurch verbrachte er in Römerbad, wo er ſich ſtets erholte. In der letzteren Jahren aber ward ihm das Reiſen müheſam und da meinte er, es wäre auch in Graz ſchön und geſund, und er blieb, von der fürſorglichen Haushälterin treu gewartet, in ſeinem freundlichen und ruhigen Heim. Der Hauptzug ſeines Weſens in den letzten Jahrzehnten war Reſignation. Wohl freute er ſich noch des Lebens, ſein Geiſt war wunderbar friſch, ſein Gedächtniß gut, ſein Herz dichteriſch ſchaffend geblieben, aber — „ich bin zu jeder Stunde bereit,“ ſagte er, „es ſind ſehr viele Anzeichen und ſie mehren ſich von Tag zu Tag, daß meines Bleibens nicht mehr lange iſt.“

Etlichemale im Jahre war für mich beſondere Gelegenheit, den alten Herrn zu ſehen. Als Obmann der Zweig-Schillerſtiftung pflegte er die Vorſtandsſitzungen in ſeiner Wohnung zu veranſtalten und die Mitglieder des Vorſtandes dahin einzuladen. Da waren ſeinerzeit Moriz Ritter von Kaiſerfeld, Doctor Rechbauer, Graf Gleispach, Profeſſor Karajan, Profeſſor Fritz Pichler, Bureaudirector Dr. Feill, Peter von Reininghaus, Univerſitäts-Buchhändler Lubensky und meine Wenigkeit. Es ging an dem mit vielen Lichtern feierlich beleuchteten Tiſche allemal recht ernſt und würdig her und Leitner betrieb die Sache mit Eifer und der ſtrengſten Genauigkeit; ihm vor allem war es zu verdanken, daß die in Graz einſt von Karl von Holtei gegründete Zweig-Schillerſtiftung zu einer ſchönen Blüthe gelangte, und bei dem in ganz Deutſchland verbreiteten Verein eine gewichtige Stimme hatte.

Bei der Gründung des Anaſtaſius Grün-Denkmales in Graz betheiligte Leitner ſich ſehr lebhaft und ſprach manches ſcharfe Wort. Es wollte ihm nicht recht gefallen, als für das Denkmal eine Inſchrift vorgeſchlagen ward, die in erſter Linie den Grafen, in zweiter den Politiker und in dritter Linie erſt den Dichter betonte. Ich habe auch guten Grund zu bezweifeln, daß er Beifall zollte, als in ſpäterer Zeit bei der Geldſammlung für das Denkmal Hamerling's der Aufruf faſt nur den nationalpolitiſchen Gelegenheitsdichter betonte, wodurch die größten Werke Hamerling's in den Hintergrund geſchoben wurden. Damit ſoll gewiß nicht geſagt ſein, als ob Leitner dem nationalen Gedanken ferne ſtand, im Gegentheil, herrliche Gedichte hat er geſchrieben zu nationalem Trutz und Ruhm, und oft brachte er in Geſprächen ſeine bange Sorge für die Deutſchen in Oeſterreich zum Ausdruck.

Ich beſuchte den Dichtergreis in den letzten Jahren nur ſelten, und zwar aus Beſorgniß, daß in ſeinem hohen Alter Beſuche ihn ermüden könnten. War man aber einmal bei ihm, ſo kam man ſobald nicht wieder fort. Er ſprach, einmal angeregt, ſehr gerne und ſein Geſpräch ging gleichmäßig wie ein geruhigter Fluß. Gottfried Ritter von Leitner, der faſt ein Menſchenleben lang der Zeitgenoſſe Goethe's geweſen und ſeither eine gewaltige Epoche der Entwickelung durchlebte, hatte für die öffentlichen Vorgänge der Zeit, die er mit klarem Auge verfolgte, ſeine ſichere Meinung, und wo er eine ſolche ſich nicht gebildet, da ließ er ſich gerne unterrichten. Der Grundzug ſeiner Weltanſchauung war etwa das, was man den joſefiniſchen Geiſt nennt. Freiheit, Toleranz, Wohlwollen, Gewiſſenhaftigkeit waren die Hauptmotoren ſeines Lebens. Gerne erging er ſich in Erinnerungen an ſeine Jugendzeiten. Er pflegte zu erzählen von dem Einbruche der Franzoſen in Steiermark, wie er als neunjähriger Knabe vom Grazer Rathhausbalkon aus den einziehenden Welſchen die Fauſt wies; er wußte zu ſagen von der geiſtestodten Epoche Metternich's, von der Cenſur, die jeden Dichter lähmte, von den Kämpfen der Revolution, von den patriotiſchen Beſtrebungen Erzherzog Johanns. Bei ſolchen Erinnerungen waren ſeine Züge bewegt und verklärt.

Sein Kopf mit der ziemlich ſtarken Naſe und dem buſchigen Schnurrbart konnte zwar nicht als regelmäßig ſchön gelten, aber in ſeinem Antlitze lag die Schönheit der Seele, das Vergeiſtigte und Liebreiche. Man mußte Zutrauen zu ihm haben. Seine Augen, von denen er in letzter Zeit oft behauptete, daß ſie ihn verlaſſen wollten, blickten freundlich und energiſch zugleich, ſeine Ausdrucksweiſe war ſtets mild und bedachtſam, ſein ganzes Weſen ſchlicht und beſcheiden. Seine Wohnung, aus ein paar Zimmern beſtehend, wies keinen Luxus auf, hatte nur Einrichtungsſtücke und Gegenſtände, die zu ſeiner Vergangenheit in Beziehung ſtanden. An der Wand hingen die Bilder ſeiner Eltern, ſeiner Frau und auch ſein eigenes aus jungen Jahren.

Einmal theilte Leitner mir mit, daß er durchaus nicht ſo einſam ſei, als man etwa glaube. Er verkehre ſo oft er wolle mit ſeiner Frau Caroline, die er rufe, die ihm erſcheine und die ihn weiſe, wenn er unſicher ſei und ſich keinen Rath wiſſe. — Das war nun wohl nicht der gewöhnliche abergläubiſche Spiritismus, der mit Kleinem, Sinnfälligem zu ſpielen pflegt, ſondern die innige Gläubigkeit und Sehergabe, die jedem echten Dichter gegeben iſt.

So ſelten Leitner ſeit vielen Jahren in die Oeffentlichkeit trat, die Steiermark vergaß ſeiner nicht. Nur drei Bücher hatte er geſchrieben, aber das waren vollwichtige, einen Dichter offenbarende, auf den wir ſtolz ſein können.

Im Spätherbſte 1870 mußte der Dichter ein Feſt über ſich ergehen laſſen. Er war ſiebzig Jahre alt geworden und noch jugendlich friſch und munter; zu gleicher Zeit waren ſeine „Herbſtblumen“ erſchienen, das gab Anlaß genug zu einer frohen und erhebenden Feier, die mit einem Feſteſſen endigte, an welchem der ſchlichte Jubilar froh erregt theilnahm.

Und als das Jahr 1880 war, lebte der Dichter immer noch unter uns. Der Achtzigjährige brachte uns die „Novellen“*) und manch Anderes mit, wovon er aber in ſeiner Beſcheidenheit ſagte, daß es keinen anderen Werth habe als den des Andenkens. Wir begingen ein Gedenkfeſt, welches ernſt und weihevoll war, der Gefeierte konnte „der vorgerückten Jahre wegen“ perſönlich nicht mehr daran theilnehmen. Jene aber, die zu ihm gingen, um den Ausdruck der Verehrung ihm zu bringen, erzählten von der Rüſtigkeit und Friſche, welcher der Jubilar ſich noch erfreute. Doch wunderte er ſich faſt ob der Feier. „Es iſt doch die lange Zeit her gar ſo ſtill um mich geweſen,“ ſagte er, „und nun mit einemmal bricht's los — wie ſoll ich das verſtehen?“ — Ja freilich, von Solchen, die ihre Jubelfeier ſelbſt vorbereiten und dann öffentlich damit prunken, war unſer Leitner keiner!

Darauf verfloß wieder faſt ein Decennium. Und als Gottfried Ritter von Leitner in ſein 90. Lebensjahr trat, fanden unter Hans Brandſtetter's Anregung die Künſtler, Schriftſteller und Dichter der Steiermark ſich zuſammen, um dem Greiſe ein Zeichen ihrer Liebe zu geben. Der Neſtor war immer noch aufrecht, aber uns ſchwante, als dürfte die Vollendung der neunzig Jahre mit unſerer Kundgebung nicht mehr abgewartet werden. Als ihm die Adreſſe am 18. November 1889 übergeben wurde, ſagte er: „Ich danke Ihnen, meine Herren, daß Sie des alten Einſiedlers nicht vergeſſen. Ein wenig zu früh gratuliren Sie mir zu meinen neunzig Jahren. Nun, es iſt ſchon recht ſo.“

---

*) Wien, A. Hartleben.

Ach freilich war es recht ſo. Sieben Monate ſpäter ſtanden wir an ſeiner Bahre.

Am längſten Tage des Jahres, da das Licht nicht auslöſchen will auf der blühenden Erde, haben wir ihn hinabgeſenkt in die Nacht des Grabes. Es geſchah unter Sturm, Blitz und Donner, als wollte die Natur dem edlen Sänger einen gewaltigen Trauerchoral weihen.

Und alſo waren es innerhalb Jahresfriſt drei Lieblinge, die von uns gingen: Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber, Gottfried Ritter von Leitner. Wenn wir bei dem Tode des Erſten erfüllt waren von bitterſter Trauer, wenn bei dem jähen Sterben des Zweiten ein Schrei des Schreckens über unſere Lippen ſprang: an der Ruheſtätte Gottfried Leitner's war es ein Gefühl ſanfter Wehmuth, das uns bewegte. Er hat als Dichter und Menſch ſein Leben erfüllt, keine Anklage und keine Bitterkeit entweiht ſein Andenken.

◆

Karl Morre.

Bei Poeten und Künſtlern pflegt das Sprichwort „Gleich und Gleich geſellt ſich gern" nicht zuzutreffen, ſolche Leute ſuchen — unter dem Banne eines allerdings merkwürdigen Geſchmackes — gerne jeder für ſich ihre Kreiſe von Laien, in denen ſie Vorſitz und Vorwort haben und Huldigungen entgegennehmen. Wenn aber doch einmal ihrer zwei alte Poeten gemüthlich beiſammenhocken und plaudern, ſo bedeutet Solches, daß ſie ſich beſonders gut verſtehen müſſen. Und ſo geſchieht es manchmal, daß zwei heimiſche Poeten beim Glaſe Wein zuſammenſitzen und munter miteinander plaudern.

Die beiden Poeten ſind der Verfaſſer des „Nullerl" und meine Wenigkeit. Wir regen uns gegenſeitig an und mir thut es wohl, die Gedanken auszutauſchen mit Einem, der das Landvolk ſo gründlich verſteht und ſo herzhaft lieb hat, wie Morre. In ſtädtiſchen Kreiſen kommt ein richtiges Verſtändniß für den Bauernſtand ſelten genug vor, und faſt noch ſeltener eine treue Freundſchaft und Neigung zu ihm, ſo oft auch mit dieſen Dingen geflunkert wird. Wenn wir Beide vom Landvolke ſprechen, ſo betont Morre gewöhnlich die praktiſche und ich die ideale Seite deſſelben, derart vervollſtändigen wir uns gegenſeitig. Man müßte aber, wenn Morre da iſt, den Sack voll Stiften bei ſich haben, um die zahlloſen köſtlichen Ideen, die in ſeinen guten Stunden fortwährend aus ſeinem Haupte ſprudeln, feſtzunageln. Man könnte ihm gelegentlich mit ſeinen eigenen Früchten ein großes Geſchenk machen, denn die Gedanken verflüchtigen ſich bei ihm ſo raſch als ſie entſtehen, und ſich Etwelches aufzunotiren, wie es einem haushälteriſchen Geiſte anſtünde, das kommt ihm nicht im Entfernteſten bei. Es iſt ein Verdienſt (dieſes Verdienſtes rühme ich mich um den Freund), ihn auf manche Perle aufmerkſam gemacht zu haben, die er leichtfertig verſtreut, bis er ſie dann doch beachtete und ſeinem Schatze beigab. In der That, von den Ideen, die Morre täglich verſchwendet, könnte ein Dutzend dramatiſcher Volksdichter und Librettenſchreiber leben. Wie Karl Morre mit dem lieben Herrgott auf gleich kommen wird, wenn ihn der am jüngſten Tage nach der Ausnützung ſeiner anvertrauten Talente fragt, das weiß ich nicht. Das Beſte, was der Herr vorläufig für ihn thun kann iſt, daß er ihm von Zeit zu Zeit eine Sintfluth ſchickt; geht dem Dichter das Waſſer an den Hals, dann erinnert er ſich der Schätze, die in ihm ſtecken, und er ſchreibt prächtige Volksſtücke. Die „Familie Schneck“, die „Frau Räthin“, die „Statuten der Ehe“, das „Nullerl“, der „Regimentsarzt“ ſind lauter durch Sinthfluthen hervorgeſchwemmte Perlen.

Es iſt ja ſeltſam, daß Morre nach einem höchſt wandelbaren Leben, in welchem er alle Kreiſe des Volkes kennen gelernt, in die Oeffentlichkeit trat, erſt als er ein halbes Jahrhundert hinter ſich hatte, und ſeither in aufſteigender Kraft literariſch thätig iſt. Man bezeichnet das „Nullerl“ als ſein beſtes Stück; in Bezug auf den Gehalt iſt es das gewiß.

Seine Liebe zu der arbeitenden Claſſe und zu den Opfern der Arbeit, die uns beſonders in den Landarmen, den „Einlegern", vor Augen leben und darben, wußte das Volk zu würdigen; man hat Morre in den ſteiermärkiſchen Landtag und bald darauf in den Reichstag gewählt. Auch dort trat er lebhaft für die Landarmen ein und ſchlug eine neue Armenverſorgung vor. Jeder bäuerliche Dienſtbote ſollte dazu verhalten werden, alljährlich einen gewiſſen kleinen Betrag einzuzahlen, um im Alter oder im Falle der Arbeitsunfähigkeit eine entſprechende Penſion beziehen zu können. So viele Stände haben ähnliche Einrichtungen, aber der Landtag, in dem freilich kein Einleger ſitzt, verhielt ſich Morre's Antrag gegenüber froſtig wie ein Allerſeelentag. — Da mögen wohl Augenblicke geweſen ſein, in welchen der Mann Heimweh hatte nach der Bühne, auf der er beſſer Beſcheid wüßte als im Parlamente, wo der naive Volksredner vielleicht einmal einen hübſchen Effect erzielt, das Feld aber doch den Diplomaten gehört. Da hatte freilich das „Nullerl" auf der Bühne ein dankbareres Publicum, obwohl es in den Fauteuils und Logen immerhin auch Leute giebt, die im Null-Annerl keinen anderen Zweck ſehen, als daß er durch ſeine Armuth und Demuth die Herrſchaften beluſtige.

Wie Morre die Leute beluſtigen kann, das ſteht auf einem anderen Blatte. Vor einigen Jahren war es, als an einem ſchönen Sommertage Morre und ich in meine Waldheimat Alpel fuhren. Nach zweiſtündiger Fahrt hatten wir einen ſteilen Berg zu Fuße zu bewältigen, was meinem Freunde gerade nicht zu behagen ſchien. Ich hatte den ſteilen Hang dem ebeneren, aber viel weiteren Umweg vorgezogen, was meinem Genoſſen zuwider war. Als wir zum Hauſe kamen, war er ſehr erſchöpft und ließ ſich in der Stube ſofort auf eine Bank nieder, mit Athemnoth ringend. Sein Puls ſchlug heftig, an der Stirne ſtanden ihm Schweißtropfen. „Ich weiß nicht,“ bemerkte er endlich, „ich weiß nicht, was das iſt, mir ſchwumerlt's vor den Augen, blau iſt alles. Und meine Finger der rechten Hand hier —“

„Was iſt's damit,“ war meine beſorgte Frage.

„Ich fühle ſie nicht, nur ſo bremſeln thun ſie und kalt werden ſie. Und — blau iſt alles. Waſſer!“

Ich eilte hinaus zum Brunnen um friſches Waſſer. Während der Krug unter der Quelle ſtand, hörte ich hinter dem Hauſe ein helles Jauchzen. Wer da ſo ſchreit, wenn man keinen Augenblick ſicher iſt vor einem Unglück! dachte ich. Als ich hernach mit vollem Kruge dem Hauſe zulief, um den armen Freund zu laben, nahm ich wahr, daß das hellklingende Jauchzen und Jodeln aus dem Stubenfenſter kam, und daß es mein lieber Sterbender war, der ſeine Luſt ſo voll und friſch hinausklingen ließ in die Gotteswelt.

Noch ſchlug freilich mir der Puls heftiger als ihm, meine Glieder zitterten, aber ich verzieh ihm gern ſein Komödiantenſtückel, umſomehr, als er dabei ja ſelbſt eingeſtanden: blau wäre alles. — So hatte er ſich für den ſteilen Berg gerächt, den ich ihn muthwillig heraufgeſchleppt.

Das Jauchzen und Jodeln währte nun mit wenigen Unterbrechungen den ganzen Abend und am nächſten Tage. Er ging in den Wäldern herum und ſang, er ging auf den Höhen dahin und jauchzte. Die wenigen Leute, die noch in der Gegend ſind, wunderten ſich baß darüber und fragten einander, wer den in ſolchen Zeitläuften noch ſo luſtig ſein könne auf dieſer Welt? — Mit allen Rindern und Kindern, die mein Freund unterwegs begegnete, band er an und an letztere verthat er ſein ganzes Taſchengeld. Nach Hirſchen und Haſen lugte er aus und meinte, ſich einfältig ſtellend, die Jäger hätten ganz recht, daß ſie Jagd hielten nach ſolchen Thieren, die dem Bauer die Felder abgraſeten! An den Bäumen kletterte er empor und ſchaukelte auf denſelben und trällerte und ſang dabei. Seit vielen Jahren war ein ſo luſtiger Menſch nicht mehr umgegangen in der Gegend.

An demſelben Tage war's, daß ein Herr aus Norddeutſchland nach Krieglach kam, um mich zu beſuchen. Mein Knabe begleitete ihn nach Alpel, wo er mich im Waldhauſe fand. Er war entzückt über die Berge, über die Wälder und Wieſen und Bäche, über die weidenden Heerden und barfüßigen Hirten und vor allem über das Singen und Jauchzen, das von dem gegenüberliegenden Berge herabklang.

„Ach, dieſes Waldleben, dieſes idylliſche Waldleben!" rief der nordiſche Gaſt ein- ums anderemal, „und ſo munter ſingt bei uns im Plattland kein Bauer als hier!"

„Wen Sie da jodeln hören —"

„Jodeln!" rief er, mich unterbrechend, „jodeln iſt das! Ach, du lieber Himmel, das Jodeln! Wie ſchön! Wie ſchön!"

„Wen Sie da jodeln hören," fuhr ich fort, „das iſt kein Bauer."

„Alſo eine Bäuerin!" rief er, „wohl gar eine Sennerin! Ach Gott, wie nett!"

„Wen Sie da jodeln hören, das iſt ein Dichter."

„Ein Dichter?" fragte der Norddeutſche überraſcht, „jodeln hier auch die Dichter?"

„Eigentlich nur mehr die allein," war meine Antwort.

„Na, hören Sie!" lachte er auf. „Das thun ſie bei uns nun eben nicht. Es jodelt Paul Lindau nicht, es jodelt Oskar Blumenthal nicht, es jodelt Friedrich Spiegelhagen nicht, ja nicht einmal Klaus Groth oder Theodor Storm. — Es iſt das wohl ſo 'n Schnaderhüpfel-Dichter?"

„Nicht eigentlich. Es iſt unſer dramatiſcher Dichter Karl Morre, der zum Beiſpiel das „Nullerl" geſchrieben hat."

Jetzt machte mein Gaſt einen Sprung in die Luft — vor lauter Ueberraſchung. Das „Nullerl" hatte ihn erſt vor Kurzem in Dresden entzückt und er war außer ſich vor Vergnügen, als er nun im Waldgebirge den Verfaſſer deſſelben perſönlich kennen lernte.

„In dieſem Lande wachſen alſo die Dichter auf den Bäumen!" bemerkte er, als er die kräftige Figur des Poeten auf einer ſchlanken jungen Fichte ſich ſchaukeln ſah.

„Werd' bald unten liegen!" rief dieſer oben, „und wenn's der Schiller oder der Goethe iſt, der da unten ſteht, wenn ich auf ihn d'rauffall' ſo ſchlag' ich ihn todt!"

„Ob der kleine Oskar Blumenthal in Berlin auch ſo anmaßend wäre?" fragte ich den deutſchen Bruder.

So ergab ſich alsbald zwiſchen uns Dreien der munterſte Verkehr. Der Dichter des „Nullerl" wollte die Waldnatur nicht viel durch geſellſchaftliche Formen compromittiren und ſo kam an ihm wohl einmal die ganze kernige Bauernnatur heraus, die man in der Stadt weislich bezähmen muß und nur auf der Bühne loslaſſen darf.

Wir treiben auch ernſthafte Sachen.

Da war es eines Abends bei einem Glaſe Wein, daß wir zu ſprechen kamen über unſere Volksſchule. Dieſe liegt uns wohl Beiden am Herzen, weil wir wiſſen, daß die unteren Volksclaſſen nur durch die Schule ſtark und klug werden können im Kampfe gegen ihre Widerſacher. Jeder Volksfreund hat Urſache, die Kräftigung der geiſtigen wie materiellen Widerſtandsfähigkeit unſeres Landvolkes zu wünſchen.

Aus meiner Kindheit kann ich mich erinnern, daß, wenn in unſerer Berggemeinde Alpel des Werktages ein dringender Botengang nach Krieglach war, ſich jede Magd weigerte, ihn zu machen; ſie fürchteten ſich vor den Schulknaben in Krieglach! Dieſe pflegten nämlich zur Mittagsſtunde auf den Gaſſen und entlegeneren Steigen den Weibsbildern nachzulaufen und ſie durch Geheul, Bewerfen mit Koth oder Schnee, oder durch Hin- und Herreißen an den Kleidern und andere Allotrias „auszuhetzen“, wie der techniſche, in der ganzen Gegend bekannte Ausdruck lautete. Es hat's damals Keiner öffentlich erzählt, wie es mit der Sittlichkeit der Schuljugend beſtellt war, ſonſt wären bisweilen grauenhafte Sachen ans Licht gekommen! — So ſchlimm iſt es heute wohl nicht, gerade in den Dorfſchulen iſt ein großer Umſchwung zum Beſſeren eingetreten, welchen Jeder beſtätigen kann, der beide Epochen der Schule vorurtheilslos beobachten konnte.

Einer Meinung ſind wir darüber, daß eine Hauptſache bei dem Lehrer und Erzieher die Würde iſt, der ruhige Ernſt, die gemeſſene Ueberlegenheit.

Da erzählte Morre einmal folgende Geſchichte:

Zur Zeit, als Kaiſer Joſef II. noch auf Erden wandelte, wurde ihm gelegentlich erwähnt, daß weit drinnen im Gebirge, in einem ſehr entlegenen Dorfe, eine Schule ſei, die geradezu muſterhaft genannt werden müſſe. Da er wiederholt und wiederholt von dieſer Schule und dem trefflichen Lehrer hörte und ſeine Reiſe ihn einmal in die Gegend führte, ſo beſchloß er eines Tages, das Gebirgsdorf aufzuſuchen, um ſich von der rühmlichen Wahrheit ſelbſt zu überzeugen.

Kaiſer Joſef kam in das Dorf, allein und ſchlicht wie er war, trat er in die Schule. Die Bänke waren gleichmäßig beſetzt von Kindern; vorn an einem Tiſche ſaß ein altes, hageres Männlein mit weißen Haaren, auf dem Scheitel ein ſchwarzes Sammtkäppchen, weil er vielleicht empfindlich ſein mochte gegen Erkältungen des Hauptes.

Als der Kaiſer, der ſich nicht erkannt wähnte, zur Thür hereintrat, ſtand der alte Schulmeiſter auf, zog ſein Käppchen vom Haupte und verneigte ſich ruhig vor dem Eintretenden. Dann wendete er ſich gegen die Jugend und ſagte: „Kinder, ſtehet auf. Den Mann, der jetzt zu uns hereingekommen iſt, müſſet Ihr verehren als den Höchſten nach Gott. Es iſt Kaiſer Joſef II. Neigt Euch!“

Die Kinder ſtanden auf, und als ſie ſich vor dem Eingetretenen verneigt hatten, winkte er mit der Hand: „Nun ſetzet Euch!“

Als das geſchehen war, ließ ſich auch er ſelbſt nieder auf ſeinen Stuhl und ſetzte das Käppchen wieder auf.

„Da Eure Majeſtät zu uns gekommen ſind,“ ſagte der Lehrer nun, „ſo iſt es vielleicht recht, wenn ich jetzt die Kinder ausfrage.“

„Ja, das wünſche ich,“ ſagte der Kaiſer.

„Kinder,“ ſprach der Lehrer, „wer heute gefragt wird, für den iſt es eine große Ehre auf ſein Lebenlang und er wird ſich wohl die Fragen merken, die er vor dem Kaiſer Joſef beantworten durfte. Alſo kleiner Steg-Barthel, ſage uns einmal, wie viel iſt acht und drei?“

„Acht und drei iſt eilf,“ antwortete der Knabe.

„Recht gut. Und nun Du, Michel,“ ſagte der Lehrer und winkte einem noch kleineren, „wie viel iſt ſieben und ſieben?“

Der Kleine erhob ſich verzagt: „Sieben und ſieben“ — ſtotterte er, „ſieben und ſieben — iſt, iſt —“

„Sieben und ſieben iſt — vierzehne,“ ſagte der Lehrer freundlich.

„— iſt vierzehne,“ wiederholte der Knabe.

„Brav, Micherl,“ lobte ihn der Lehrer, „ja, ganz richtig, ſieben und ſieben iſt vierzehne.“

So fuhr er fort, und wo eins ſtecken blieb, da half er ihm weiter, weil er die Kinder vor dem Fremden nicht beſchämen wollte.

Als der Kaiſer ſo eine Weile dem Unterrichte beigewohnt und geſehen hatte, daß in Allem die Ordnung eine genaue, das Benehmen ein ſehr anſtändiges, die Achtung vor dem Lehrer eine überaus hohe und ſein Verkehr mit den Kindern ein ſo zartſinniger war, ſprach er zu dieſem: „Nun habe ich mich überzeugt, daß der gute Ruf, der mir von dieſer Schule zu Ohren gekommen, ein gerechtfertigter iſt. Ich ſpreche Ihnen, lieber Herr Lehrer, meine volle Zufriedenheit aus. Leben Sie recht wohl!“

Als der Kaiſer ſich nun anſchickte zu gehen, ſtanden auf des Lehrers Wink die Kinder wieder auf; der Lehrer lüftete das Käppchen und begleitete den Scheidenden bis zur Thür und durch dieſelbe hinaus. Im Vorgange fiel er vor dem Kaiſer auf die Knie.

„Euere Majeſtät!“ flehte er mit gerungenen Händen, „ich bitte um Gnade, daß ich die Ehrerbietung, die ich meinem allergnädigſten Kaiſer ſchuldig bin, drinnen nicht geleiſtet habe. Allein, ich bin das meinem Anſehen als Lehrer ſchuldig. Wenn die Kinder ſehen, daß ich — und wäre es ſelbſt vor dem Kaiſer — ein demüthiger Knecht bin, dann iſt ein großer Theil meines Anſehens weg. Ich bitte um Gnade und Verzeihung!“

Jetzt beugte ſich Kaiſer Joſef, hob den alten Mann vom Boden auf und ſagte: „Lieber Freund, ich verſtehe Sie. Ihre Würde als Lehrer iſt vor den Kindern ſo groß, wie die meine als Kaiſer vor den Unterthanen. Sie ſind ein tüchtiger Schulmann. Wünſchen Sie nicht einen beſſeren Poſten?"

„Euere Majeſtät," entgegnete der Greis und hatte noch immer die Hände auf der Bruſt. „Jeder Schulmeiſter wünſcht einen beſſeren Poſten. Allein ich bin ein alter Mann und mit meinen Kindern ſo ſehr zuſammengewachſen, daß es beſſer ſein wird, wenn ich dableibe. Die Eltern der Kinder, welche Euere Majeſtät ſoeben beglückt haben, ſind faſt alle auch meine Schüler geweſen. Jetzt lebe ich ſo mit ihnen in Fried und Freundſchaft dahin. Unterthänigſt dank' ich, aber es wird wohl für mich das Schickſamſte ſein, wenn ich hier aushalte, bis mir der liebe Gott den beſſeren Poſten giebt, den er uns allen verheißen hat."

Mit Rührung hatte Kaiſer Joſef den alten Mann verlaſſen — und (ſo ſchloß der Dichter Morre) dieſes Beiſpiel aus der joſefiniſchen Schule iſt lehrreich für Lehrer aller Zeiten.

So viel von Karl Morre.. Ich wüßte von ihm noch vieles, und die prächtigſten Sachen. Aber der Mann lebt ja noch und könnte ſie ſelber viel beſſer erzählen — wenn er wollte.

◆

Jakob Schmölzer.

Mit Dankbarkeit erinnern ſich die Steirer an ihren Liedercomponiſten Jakob Schmölzer. Ich will hier eine drollige Geſchichte erzählen, wie es Schmölzer anzugehen pflegte, Volkslieder und Volksweiſen habhaft zu werden, um ſie dann in ſeiner Art zu bearbeiten und für Kunſtſänger herzurichten. Nöthigenfalls war ihm keine Mühe zu groß, um derlei zu ſuchen und zu ſammeln, da wanderte er in die fernſten Gräben, ſtieg auf die Berge, ſchlug ſich in die Wälder, kletterte zu Almen empor; ſeinem Ohr entging es nicht, wenn irgendwo ein Jungbrunnen rauſchte, und er eilte, um daraus zu ſchöpfen. Und wenn der Brunnen ſogar einmal in ſeinem eigenen Hauſe ſprudelte, war ihm das um ſo lieber.

Ich ſpreche aus perſönlicher Erfahrung und muß in die Zeit meines Handwerkerlebens zurückgreifen.

Vor neunundzwanzig Jahren war's, an einem ſtillen Sommerabende. Mein Meiſter ſteckte die Nadel ins Kiſſen und ſprach: „Laſſen wir's gut ſein für heut' und grüßen wir unſere liebe Frau. In der Kirche thun ſie gerade Ave Maria läuten.“

Alſo legte auch ich Loden und Nadel hin, wir falteten die Hände und beteten ſtille: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botſchaft —“

Da ging die Thür auf, ein fremder Menſch trat in die dämmerige Stube und fragte: „Sind da die Schneider?“

Wir unterbrachen das Gebet nicht und gaben keine Antwort. Als die Andacht vorüber war, fragte mein Meiſter: „Wer iſt's denn? Und was will Er denn von uns?“

„Für den jungen Schneider habe ich eine Botſchaft,“ ſagte der fremde Menſch, welcher ein Knecht des Bürſcherwirthes aus Krieglach war. „Der junge Schneider ſoll an einem nächſten Sonntage nach Kindberg gehen und ins Schloß kommen.“

„Ins Schloß? Ja warum denn?“ fragte ich erſchrocken, denn ſo viel ich von Anderen wußte, war es nie ein gutes Zeichen, wenn der Bauersmenſch ins Schloß gerufen wird. Wir hatten die Zeiten der Hörigkeit noch nicht weit hinter uns. Ins Schloß — hinters Schloß! Doch wußte ich mich nicht ſchuldig, ich war weder ein Raufbold, noch ein Wildſchütze, noch ein Nachtſchwärmer, ich hatte Niemandem die Ehre abgeſchnitten, und ſolcher Sünden wegen, deren ich mich ſchuldig wußte, wird Niemand eingeſperrt.

„Kennſt Du Jemand im Schloß zu Kindberg?“ fragte mich mein Meiſter.

„Keinen Menſchen und keinen Ziegelſtein, ich bin noch niemals dort geweſen.“

„Nachher möchte ich an Deiner Stelle dem Schloßherrn was pfeifen,“ meinte der Meiſter.

„Das könnt' gefährlich ſein,“ war mein Bedenken, „muß verklagt worden ſein, oder ſo etwas. Ich fürchte nur eins.“

„Was fürchteſt Du?“ fragte der Meiſter.

„Daß ich dichten thu', wird aufgekommen ſein, und ich werde dafür Steuer zahlen müſſen.“

„Habe ich nicht immer geſagt, Deine dummen Reime bringen Dich noch ins Unglück!“ rief der Meiſter.

„In Gottes Namen!“ ſeufzte ich. „Werden es ja ſehen, was mir geſchieht.“

„Da wäre ich ſchon ſelber begierig,“ meinte der Meiſter. „Kannſt gleich morgen gehen, wenn Du Luſt haſt.“

Und am nächſten Tage auf dem Kirchplatze ward es mir neuerdings hinterbracht. Ich ſolle nur die Füße ausgreifen laſſen nach Kindberg hin, bedeutete mir ein Bekannter, und auch den Kopf mitnehmen.

Den Kopf? Meinen Kopf wollen ſie? Nein, tröſtete ich mich, einem Schneidergeſellen kann nichts geſchehen, es müßte denn ſein, daß er bösartige Verſe machte und bisweilen auf die Herren ſtichelte. — Ganz fühlte ich mich alſo nicht rein von Schuld, doch rief ich die Schneidercourage an und machte mich auf den zwei Stunden langen Weg nach Kindberg.

Das ſtattliche Schloß liegt auf der Anhöhe und leuchtet weit hinaus ins Thal. Ich ſtieg hinan und ſtand am Einfahrtsthore und im Hofe auf dem Steinpflaſter eine Weile ſo unſicher und ſo unſchlüſſig umher, bis ein Vogt oder dergleichen kam und mich fragte, was ich wollte.

Nun war das hübſch. Ich wollte nichts, aber von mir wollte man etwas, nur wußte ich nicht was und wer. Mehrere Leute kamen zuſammen und riethen ſo eine Weile hin und her, bis es plötzlich einer alten Frau einfiel: „Das iſt gewiß der Schneidergeſelle, den ſich der Herr Verwalter beſtellt hat. Ein Wunderſchneider, der allerhand Liedln machen kann. Kann Er das?“

„Wegen ein paar Liedeln werde ich noch nicht betteln gehen," war meine Antwort, „die mach' ich mir ſchon ſelber."

„Er iſt es!" rief die Alte und führte mich eine ſchmale Treppe hinauf in das Gebäude.

Ein großes Zimmer mit vielen Gemälden, Notenheften und mit einem Klimperkaſten. Ein ſtattlicher Mann mit grauem grünausgeſchlagenen Steireranzug. Das Haupt etwas vorgeneigt, von der Stirne waren die langen, ſchon ſchimmeligen Haare nach rückwärts gekämmt, im breiten einäugigen Geſichte ein buſchiger grauer Schnurrbart.

Das war der Verwalter des Schloſſes Oberkindberg, der ſteiriſche Liedercomponiſt Jakob Schmölzer. Ich erkannte ihn ſogleich nach dem Bilde, das beim Wirthe zu Krieglach hing, wo oftmals Schmölzer's Lieder geſungen wurden. Ich wunderte mich darüber, daß berühmte Männer, die ſchon in Stahlſtichen an der Wand hängen, zu gleicher Zeit auch lebendig wie andere Menſchen auf den Füßen ſtehen können.

Schmölzer trat auf mich zu, und als er erfahren, daß es der ſchöngeiſtige Schneider aus dem Gebirge ſei, der vor ihm ſtand, ſchüttelte er das Haupt und reichte mir die Hand.

„Recht ſchön, daß Sie gekommen ſind. Nicht wahr, ſolche Bilder giebt es bei Ihnen in Alpel nicht?" Das ſagte er, weil meine Augen an den Wänden umherglotzten und die Gemälde und ihre ſchweren Goldrahmen anſtarrten.

„Iſt es wahr, daß Sie Gedichte machen?" fragte mich Schmölzer, nachdem wir uns auf Stühle geſetzt hatten.

„Ja — manchmal," antwortete ich verſchämt.

„Da wiſſen Sie wohl auch recht viele Bauernlieder, ſo Geſangeln, wie ſie die Burſchen den Dirndln vorſingen, oder die Dirndln den Burſchen, oder die Bäuerinnen beim Spinnen, oder bei Hochzeiten, Leichenbegängniſſen und zu verſchiedenen Feſten. Wiſſen Sie ſolche?"

„Das ſchon!" war meine Antwort.

„Auch Schelmenſtückeln, vierzeilige, die recht hübſche Weiſen haben?"

„O ja," ſagte ich.

„Ei bitte," ſprach der Herr Verwalter, „ſingen Sie mir etliche vor!"

Ich blickte ihm lange ins Geſicht. Doch ſeltſam, daß ein Verwalter bittweiſe kommt! Und antwortete endlich: „Der Herr wird beim Unrechten ſein. Der Schneider Louis zu Fiſchbach kann ſchön ſingen. Ich kann halt nicht."

So möchte ich ihm die Liedlein wenigſtens *vorſagen*, wenn ich ſo gut wäre!

„So gut bin ich gerne," war mein Beſcheid.

„Na freilich," lachte er, und hierauf hub ich an zu ſagen und er zu ſchreiben. Aber es ging armſelig mit dem Dictiren; man weiß es ja, bei ſolchen Liedern fällt Einem der Text nur ein, wenn man ihn ſingt. Ich mußte, um weiterzukommen, mir immer die Melodie vergegenwärtigen, und das konnte ich ohne Stimmmittel nicht.

„Vielleicht haben Sie bei Ihrem Schulmeiſter ein wenig Orgelſpielen gelernt," meinte Schmölzer und ſchlug den Klimperkaſten auf, „verſuchen Sie es hier, mir einige einfache Volksweiſen mitzutheilen."

Halb zu Tode ſchämte ich mich, denn ich hatte gar nichts gelernt von Muſik, als Ohren aufmachen und zuhören, wenn Andere muſicirten. Ich geſtand ihm das und er entgegnete mir auf die Achſel klopfend: „Junger Freund, zuhören können, das iſt auch etwas. Wer gut zuhört, iſt ein beſſerer Muſikant als wer ſchlecht ſpielt. — Ei, der tauſend, ich habe ja ganz darauf vergeſſen, daß Sie durſtig ſein werden nach dem weiten Wege!“ Ein Glas Bier ließ er mir auftiſchen. Und als ich mich gelabt hatte, verſuchten wir es noch einmal mit den Liedern. Um den Text zu finden, wiſperte ich ſo ein wenig die Melodie vor mich hin.

„Was, Sie können pfeifen?“ rief Schmölzer, „das iſt ja prächtig! So pfeifen Sie mir die Weiſen vor.“

„Pfeifen iſt keine Kunſt,“ meinte ich, „aber —“

„Nun?“

„Ich muß zu viel lachen dabei und da geht der Schnabel auseinander.“

„Sie müſſen noch ein Glas Bier trinken,“ rieth er und ſchenkte ein. Und mit ſolchen Kunſtſtücken brachte er es richtig ſo weit, daß ich anhub, allerhand Volksweiſen zu pfeifen, ohne daß dabei der Schnabel auseinanderging. Er ließ die Sachen ſich wiederholen und ſchrieb die Volksweiſen in Noten auf Papier, daß ſie der Wind nicht vertragen konnte. Endlich hub ich, muthig geworden, gar an zu ſingen, denn ſingen kann endlich Jedermann, wenn geſungen — geſungen iſt. Ich ſang Lied um Lied, wie ſie von meiner Mutter, von meinem Lehrmeiſter, von Liebesleuten und frommen Chriſten gehört worden waren, und Schmölzer ſchrieb mit flinker Hand die Zeichen auf.

Als ich mich nach einer guten Weile ausgepfiffen und ausgeſungen hatte, ſetzte er ſich zum Klimperkaſten und ſagte: „Nun wollen wir einmal ſehen.“

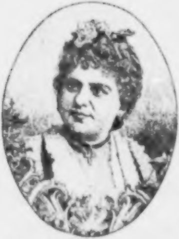
Zu ſehen gab's nun zwar nichts, umſomehr aber zu hören. Entzückt über die Maßen war ich, als meine einfältigen Bauernweiſen in herrlichen Klängen zu mir zurückkamen.

Schmölzer ſelbſt ſchien hochbefriedigt zu ſein. Als er die Lieder wiederholt und in verſchiedenen Arten geſpielt hatte, ſtand er auf und ſagte: „Nun, mein Lieber, haben wir zuſammen etwas gemacht. Manchen Holzhauer und Almer, manche Sennerin fange ich, wie ich Sie heute gefangen, und wenn die Herzen ſonſt nicht klingen wollen, ſo ſtoße ich mit einem Wein- oder Bierglaſe an dieſelben und ſie klingen ſicherlich. Alſo pflege ich die Volksweiſen zu ſammeln, aufzumerken, und dann in der Welt zu verbreiten. Sie werden dieſe Lieder bald von Ihrem Krieglacher Geſangvereine hören. Horchen Sie nur recht wacker umher bei den Bauern und wenn Sie wieder einen Buckelkorb voll neuer, oder vielmehr alter Volksweiſen haben, dann kommen Sie wieder zu mir. Wir wollen miteinander gute Freunde bleiben.“

Bald darauf verabſchiedete ich mich von ihm und unterwegs mag ich wohl viel den Kopf geſchüttelt haben über meine merkwürdige Sendung.

Nach Hauſe gekommen, wurde ich von allen Seiten befragt, was es denn gegeben habe auf dem Kindberger Schloſſe? Ich machte mich wichtig und ſprach: „Ja, Leute, das iſt noch nicht dageweſen. Dem Herrn Verwalter habe ich was gepfiffen!“

Alſo machte ich die Bekanntſchaft mit dem Liedercomponiſten Jakob Schmölzer. Wir haben ſpäter die Unterhaltung mit dem Pfeifen und Singen oft wiederholt, und ſo war es mir gegönnt, ein beſcheidenes Theilchen beizutragen, um einen Schatz von Sangweiſen unſerer Steirer zu heben, dem Lande zu erhalten und dem geſammten deutſchen Volke zu vermitteln.



Joſefine Gallmeyer.

Anfangs December des Jahres 1883 war's, als ich bei einem Beſuche, den ich im Hotel „Stadt Trieſt" zu Graz der Künſtlerin machte, von derſelben energiſch aufgefordert ward, eine ländliche Scene zu ſchreiben, welche ſie und ich bei irgend einer guten Gelegenheit zum Vortrage bringen ſollten. Sie hätte allerhand Ideen, meinte ſie, „Jeſſes, wann i ſchreib'n kunnt!" In dem geplanten Stücklein ſollte ich z. B. einen oberſteieriſchen Bauern geben und ſie wäre ein Bauernmädel, das nach Wien gegangen, wo ſie ſich als Dienſtmagd eine Weile fortgeſchliffen hätte und dann zum Theater gekommen wäre. Als Komödiantin hätte ſie allerlei getrieben, aber wie ihre Schönheit nachgelaſſen, ſei es auch aus geweſen mit ihrem Erfolge. Da habe ſie die Welt verdroſſen und ſie ſei wieder zurückgegangen in ihre Heimat. „Das Weltleben g'freut's nit mehr, ſie will in der ſtillen Natur Frieden haben."

Der Stoff lag mir, ich ſchrieb das Stückchen „Komödianten"*) und unbewußt damit eine Art Epilog auf das Leben dieſer merkwürdigen Schauſpielerin.

---

*) Enthalten in „Stoanſteiriſch" I. Graz, Leykam.

Daß wir es nach ihrer Abſicht gemeinſam zum Vortrage brachten, dazu kam es nicht, ich hatte nicht den Muth, mich mit der Gallmeyer hören zu laſſen.

Mitte Januar 1884 ging Joſefine Gallmeyer nach Wien „auf eine Gaſtrolle“, wie ſie ſagte; denn ſeit man ihr in Wien das Alter zum Vorwurf zu machen begann, fühlte ſie ſich dort nicht mehr daheim. Die Großſtadt iſt dieſem Genius überhaupt niemals vollkommen gerecht geworden. Man ließ ſich nur von der Soubrette Gallmeyer entzücken, dieſer Soubrette zulieb ſchrieb man Poſſen, Operetten u. dgl.; eine flache Kritik behauptete länger als zwanzig Jahre jeden Tag mit den gleichen Phraſen, der Hauptreiz, das Genie dieſer Schauſpielerin liege in ihrer Ungebundenheit auf der Bühne, in ihren luſtigen Extempores, in ihrem ſprudelnden Uebermuthe u. ſ. w., ihre höchſte Vollendung finde ſie in der Burleske. Und ſo war ſie in den engen, undankbaren Kreis der Localkomikerin gebannt, und ihr Temperament, ihre Routine und Keckheit zuſammen gab das, was man unter der „feſchen Pepi“ verſtand.

Allerdings die kleinen Scenen und Charakterſkizzen, die ſie mit den berühmten Gallmeyer-Couplets in allen ihren Rollen ſo gerne zum Beſten gab, brachte ſie mit einer Kunſt und Wahrheit zur Darſtellung, wie es vor ihr Keine gekonnt und nach ihr Keine können wird. Unübertrefflich auch war ihre Satire, mit der ſie die Schwächen und Lächerlichkeiten ihrer Zeitgenoſſen von der Bühne herab geißelte.

Aber einer Künſtlernatur, die ſie war, iſt das nicht genug. Gallmeyer machte kein Hehl daraus, daß ſie es der Preſſe und dem Publicum lange Zeit ſelbſt geglaubt habe, ihr Künſtlerthum liege in der Ungenirtheit und dem rückſichtsloſen Hervorkehren ihrer Launen, und ſie gefiel ſich darin und wurde manierirt. Als aber endlich eine Zeit kam, wo ihr unſere Operettentexte ſo ſehr zum Greuel wurden, daß ſie — wie ſie einmal äußerte — die Worte gar nicht mehr ausſprechen mochte, wo ſie ſich mit gehaltvolleren Stücken, beſonders mit Anzengruber'ſchen Rollen bekannt machen wollte, wurde ſie mit Schrecken gewahr, daß ſie keinen Charakter künſtleriſch ausführen könne, und in der inneren Troſtloſigkeit darüber ſoll ſie ihren bisherigen Lehrmeiſtern, dem Vorſtadttheaterpublicum und den Journaliſten, wenig ſchmeichelhafte Benennungen gegeben haben.

Dann ging's an ernſteres Studium, und nun erſt offenbarte ſich ihr Genius in ſeiner vollen Größe. Aber der Großſtadt gefiel das nicht, die wollte von ihr nichts ſehen als nur die Gallmeyer, und alle Rollen, die für ſie geſchrieben wurden, ſtellten die Gallmeyer dar — die feſche, kecke, luſtig-leichtſinnige, goldherzige Pepi. Trotzdem arbeitete ſie raſtlos daran, als Künſtlerin ihre Perſon abzuſtreifen und ſich in fremde Charaktere hineinzuleben. Es gelang ihr glänzend, aber damit war ihr Wirkungskreis — die Provinz geworden.

Seit ihrer Rückkehr aus Amerika, wo hinüber ſie Geldnoth gehetzt hatte, lebte ſie die meiſte Zeit in Graz.

Den Grazern wird Joſefine Gallmeyer beſonders unvergeßlich ſein als Roſel („Verſchwender“), als Frau Meier („Familie Schneck“), als Lieſel („Trutzige“), als Joſefa („Kreuzelſchreiber“) und als Horlacherlies („G'wiſſenswurm“). Kaum jemals ſoll ſie ſo urfriſch geſpielt haben als in ihren letzten Monaten; ſo behaupteten Leute, die ſie ſeit zwanzig Jahren gekannt. Dabei war ihr Spiel einheitlicher und maßvoller geworden, ihr Uebermuth war gemüthlicher, ihr Humor innerlicher; ihre Heiterkeit war weniger ſarkaſtiſch, aber mehr herzerquickend, und die Gemüthstöne, die ſie anſchlug, drangen uns tief in die Seele. — Das wäre der rechte Weg geweſen zur höchſten Potenzirung ihres Talentes und auch der rechte Weg zu ihrer Ausſöhnung mit der Welt, mit der ſie zerfallen zu ſein ſchien. Wer die Gallmeyer als Horlacherlies geſehen hat, der pflichtet mir bei, wenn ich ſage, daß die Darſtellung dieſes naiven, lebfriſchen, herzigen Bauernmädchens nicht vollendeter denkbar iſt, als ſie uns dieſe Künſtlerin gebracht. Da iſt Alles Jugend, Leben und Luſt, mit den ſcheinbar einfachſten Mitteln wird unſer Herz hingeriſſen zum Jubel über das ſchöne Leben, zum Mitleid mit dem unter Gewiſſenslaſten wimmernden Bauer, und der Aufſchrei, mit dem ſie dem wiedergefundenen Vater um den Hals fällt: „Alſo Du haſt mir's Leben 'geben! Na, vergelt's Gott! Es g'fallt mir recht gut auf der Welt!" wird wohl Jedem, der ihn von der Gallmeyer gehört, im Gedächtniß bleiben. Man vergaß, daß man im Theater ſaß, man glaubte ihr — ſie ſpielte nicht, ſie lebte die Rolle.

Einmal ſagte ſie mir, ihre beſten Rollen — die wirklichen Charakterrollen — ſpiele ſie nur für die Galerien. Die Herrſchaften im Parterre und in den Logen ſäßen hierbei auf ihren Händen, damit ſie nicht applaudiren müßten. Dieſer feinen Leute Beifall ſei nur zu haben, wenn ſie ein keckes Extempore mache, oder ihre Augen recht auf ſie hinauskugeln ließe, oder vollends, wenn ſie ein Bein etwas höher hebe als nöthig.

In den Provinzialſtädten reicht das wirklich kunſtſinnige Publicum — ich meine jenes naive, gemüthswarme, das nicht der Schauſpieler, ſondern der Schauſpiele wegen ins Theater geht — noch bis tief ins Parterre herab. Wir Grazer haben die Gallmeyer angeſehen für das, was ſie war, für eine gottbegnadete Künſtlerin, und dafür war ſie uns dankbar wie ein gutes Kind. Als man hier d'ranging, zur Verſchönerung des reizenden Stadtparks eine von einem heimiſchen Bildhauer geſchaffene Statue aufzuſtellen, bot ſie zur Beſchaffung der nöthigen Summe ihre Mitwirkung an und wollte zu dieſem Zwecke einen großen Theaterabend veranſtalten. „Ich möchte den lieben Grazern zeigen, wie gern ich ſie habe," ſagte ſie, „ich möchte ihnen ein Andenken von mir hinterlaſſen." Zu dieſem Theaterabend kam es nicht mehr. Als Joſefine Gallmeyer, wie bemerkt, damals, Mitte Januar, nach Wien „auf ein Gaſtſpiel" ging, hat ſie ihr liebes Graz für immer verlaſſen.

Die Wiener Bühne verhielt ſich ihr gegenüber eigenthümlich reſervirt; ihre ganze „Gaſtrolle" in Wien beſtand in einer Vorleſung im Vereine der Literaturfreunde und — in ihrem Leichenbegängniſſe. Als letztes Stück bei der Vorleſung las ſie die nach ihren Ideen von mir verfaßte ländliche Idylle „Komödianten" — wie das Mädchen aus dem Volke „weltſatt zur Natur zurückkehrt".

Am übernächſten Tage warf ſie ein ſchweres Leiden aufs Sterbebett, auf welchem Joſefine Gallmeyer — die Thereſe Krones unſerer Zeit — am 3. Februar 1884 ihr reiches Leben beſchloß. — Im Angeſichte des Todes ſang ſie mit leiſer Stimme eines ihrer Bühnenliedchen:

„Mei Büaberl, da bin i,
Da haſt mi, hiaz nimm mi!"

* * *

Zur letzten Erinnerung an dieſe Künſtlerin, der die Nachwelt keine Kränze flicht, noch folgende geſammelte Berichte:

Joſefine Gallmeyer erblickte am 17. Februar 1838 in Leipzig das Licht der Welt und bald auch das Licht der Lampen, da ihre Mutter, die Schauſpielerin Tomaſelli, die kleine Joſefine ſchon wenige Wochen nach ihrer Geburt hinter die Couliſſen brachte. Gerne erzählte ſie von der „ſtrengen Erziehung“, die ſie genoſſen, und daß ihr ſchon in früher Jugend der Abſcheu vor Lüge und Heuchelei beigebracht worden. Später ſtets in Kreiſen ſolcher Laſter lebend, ſei ſie vielleicht nach der anderen Seite hin extrem geworden — meinte ſie ſelbſt — und habe in ihrer Geradheit oft geſagt und gethan, was der Welt nicht gefiel. — Die erſten Jahre ihrer ſchauſpieleriſchen Laufbahn verlebte ſie zumeiſt in Ungarn. 1857 begab ſie ſich über Budapeſt zum erſtenmale nach Wien, wo ſie unter Neſtroy am Carltheater engagirt wurde. Neſtroy entließ ſie wegen ihrer Häßlichkeit. Sie verließ die Reſidenz und wendete ſich nach Temesvar, wo ſie bei Strampfer, der dort die Direction führte, ein Engagement fand.

Als Strampfer im Jahre 1862 die Direction des Theaters an der Wien übernahm, berief er Joſefine Gallmeyer nach Wien. In ihrer erſten Rolle fiel ſie ab. Ende September ging die Pohl'ſche Poſſe „Der Goldonkel“ zum erſtenmale in Scene. Die Gallmeyer ſpielte die weibliche Hauptrolle, welche ein Couplet „Die vier Jahreszeiten“ enthielt, in dem ſie ihre Begabung zeigen konnte. Von da begann ihre eigentliche künſtleriſche Thätigkeit in Wien.

Zur Charakteriſirung dieſer merkwürdigen Weſenheit ſeien hier von den unzähligen Gallmeyeriaden einige angeführt.

Eines Tages erzählte ſie, wie der Hang zu Excentricitäten in ihr künſtlich geweckt wurde. „Bald nachdem ich in

Wien den erſten großen Erfolg hatte, las ich in einer Zeitung eine ganze Räubergeſchichte über mich. Ich ſoll mir in einem Chambre séparée einen Rauſch angetrunken und dann auf der Gaſſen mit ein' Fiaker und ein' Wachmann einen Scandal ang'fangen haben. Verſuchte Arretirung, großer Auflauf, 's Volk befreit mich und führt mich im Triumph nach Haus. Die G'ſchicht' hat koloſſales Aufſehen g'macht, zwei Tag' hat man in Wien von nix Anderem g'redt. Natürlich war das Ganze derlogen. Ich ſtürz' mit Thränen in den Augen in d' Kanzlei vom Strampfer, hau alles z'ſamm', verlang' Berichtigung, Klage ꝛc., ſonſt geh' ich in die Donau! Strampfer hat nix dergleichen than und ſagt ruhig: „Das iſt Reclame, mein Kind, Reclame!“ Wie ich nachträglich erfahren hab', hat der Strampfer die ganze — Reclame ſelber angezettelt.“ Seit jener Zeit kamen die Gallmeyer-Anekdoten in die Mode. Dreimal beſchäftigte ſich die Theaterwelt mit den Heiratsgeſchichten der Gallmeyer. Das erſtemal verheiratete ſie ſich in Budapeſt mit einem alten unbedeutenden Schauſpieler Namens Kern. Es war das eine Ehe auf Kündigung. Die Gallmeyer brauchte auf ein paar Tage einen Mann, um nämlich auf Grund eines Ehevertrages einen ſonſt unkündbaren Contract löſen zu können. Zwei Tage nach der Trauung wurde die Scheidung eingeleitet. Ein zweitesmal verlobte ſich die Pepi mit dem Schauſpieler Tewele, und zwar unter ganz ſeltſamen Umſtänden. An dem Weihnachtsabend 1871 war eine luſtige Geſellſchaft im „Hotel Lamm“ beiſammen. Die Gallmeyer, Tewele, Anton Langer u. A. befanden ſich unter den Anweſenden. Tewele machte der Künſtlerin in ſeinem Uebermuthe auf Tod und Leben den Hof, die Pepi that ſo, als ob ſie darauf einginge. Schließlich erhob ſich Langer gerührt und ſagte: „Kinder, Ihr ſeid ein ſchönes

Paarl, liebet Euch und ſeid glücklich miteinander!“ Man ſtieß mit den Gläſern an und Tags darauf erhielten ſämmtliche Freunde und Bekannte die gedruckte Verlobungsanzeige. Kurz darauf wurde ſelbſtverſtändlich die Verlobung rückgängig gemacht. Die dritte Heiratsaffaire war ernſterer Art. Im Jahre 1876 heiratete die Künſtlerin den Hamburger Schauſpieler Siegmann. Es war eine zweijährige Ehe.

Zweimal hat die Gallmeyer ſchlecht ſpeculirt. Das einemal, als ſie das Theater unter den Tuchlauben in Wien übernahm, das anderemal, als ſie eine Kunſtreiſe nach Amerika antrat. — Aber mehr noch koſtete ihr der verſchwenderiſche Wohlthätigkeitsſinn, der ſie für die alten Tage ins Armenhaus gebracht haben würde.

Die Pepi war der Schrecken der Theaterdirectoren. Ihr bekannteſter Handſtreich war die Ohrfeige, die ſie ihrem Director Strampfer applicirte. Es handelte ſich damals um die durch den Director angeordnete Erſetzung einer Flaſche Bühnen-Champagner durch gewöhnlichen Tiſchwein. Strampfer ließ ſich den Schlag ruhig gefallen und murmelte etwas von Reclame. Eine zweite Ohrfeige empfing ein Komiker in Budapeſt, die dritte ihre Geſellſchafterin in New-York; die letztere koſtete der Pepi hundert Dollars Strafe.

In den letzten Jahren war ſie viel ruhiger und in der allerletzten Zeit bemächtigte ſich ihrer eine Weltmüdigkeit und Weltverachtung, welche manchmal an die letzte Zeit Swift's gemahnten. Einen kleinen Pintſch hatte ſie, den nannte ſie ihr braves Hunderl, wenn er ſich anſtändig aufführte, pflegte ihn aber mit dem Ausrufe: „Du Menſch, Du!“ zu ſtrafen, wenn er unartig war.

Gallmeyer hatte, wie alle Künſtlernaturen mehr oder weniger ein religiöſes Gemüth; in der Wallfahrtskirche zu Mariazell findet ſich mehr als eine Opfergabe von der luſtigen Soubrette. Unter Anderem auch im Rahmen ein vierblättriges Kleeblatt, zwiſchen deſſen Blättern in Photographie die ſchalkhaften Rundaugen der „Pepi“ hervorlugen. Eines Tages lernte ſie mit der Schauſpielerin Müller in Graz eine luſtig-tolle Poſſenrolle. Es ward viel dabei gelacht und Uebermuth getrieben; plötzlich ſprang die Gallmeyer auf, eilte ans Fenſter, ſchaute eine Weile ſtill hinaus, wandte ſich um und rief ſcharf: „Müller! Sagen Sie mir einmal, aber ſagen Sie mir's aufrichtig! Glauben Sie an ein Wiederſehen jenſeits?“

Die verblüffte Collegin konnte erſt nach einer Weile antworten: „Ich für meinen Theil — gewiß.“

„Alſo kann man, wenn man halt doch einmal vor wem die Augen niederſchlagen muß, kann man was abbüßen auf der Welt? So mit Wohlthun — nit?“

„Wohlthun und Wohlthun iſt zweierlei,“ ſagte die Müller, „ob ich's aus Liebe zum Armen thue oder aus Launenhaftigkeit und vielleicht aus Furcht vor dem Gericht Gottes! Es iſt zweierlei!“

„Gut iſt's und jetzt wollen wir wieder Komödie ſpielen.“

Ein merkwürdiges Geſpräch zweier Schauſpielerinnen, aber es iſt verbürgt.

Am liebſten war ſie mitten im Volke.

Im Spätherbſte ihres letzten Lebensjahres machte ſie eines Tages von Graz aus in Begleitung von Freunden einen Ausflug nach dem lieblich gelegenen Göſting. Im Wirthshauſe daſelbſt war eine fröhliche Geſellſchaft von Handwerkern. Als dieſe wahrnahmen, wer draußen im Garten angekommen war, ſchickten ſie eine Karte hinaus mit den Worten: „Der feſchen

Pepi ein ſteiriſches Hoch!“ Sofort zog ſich die Gallmeyer mit ihrer Begleitung in die Wirthsſtube, ließ Wein auftragen und hob mit den Handwerkern an, luſtige Volkslieder zu ſingen und zu jodeln. Plötzlich brach ſie ab und ſagte: „Meine Herrſchaften! aufs Jahr um die Zeit ſecht's mich nimmer!“

In einem Teſtamente hatte die Künſtlerin verordnet, daß ſie ohne Ehren und jeglichen Schmuck, arm wie eine Bettlerin, begraben werden wollte in der ſtillen Morgenfrühe. Es war ein beſcheidener Wunſch! Sie wollte nicht auch noch ihr Leichenbegängniß für die Menge zu einer Komödie machen; und jenen Maſſen, die für all derlei wohlfeile Trauerbeluſtigungen immer zu haben ſind, wäre der Spaß diesmal verdorben geweſen, wenn die „Teſtamentsvollſtrecker“ den letzten Willen der Künſtlerin hätten reſpectiren mögen. Aber ſie mochten fühlen, daß hier Einiges gut zu machen ſei und gaben Gelegenheit, die todte Gallmeyer mit Ehren zu überhäufen, die der lebenden in den letzten Jahren vorenthalten worden. Die Bahn des Ruhmes, wer ihr vertraut, ſie führt zur inneren Unzufriedenheit; verblaßt der Ruhm, und ſei's auch nur ſcheinbar, dann iſt die Verzweiflung an den Menſchen und ihrer Dankbarkeit da. „Die Gallmeyer hat ſich überlebt,“ konnte man hören. Ja, wenn ſie ſich doch wenigſtens ſo lange überlebt hätte, daß ſie ihre Nachrufe leſen, ihr eigenes Leichenbegängniß ſehen hätte können, ſie würde mit dem Bewußtſein heimgegangen ſein, daß ſie Vielen viel werth geweſen.

Die Gallmeyer hatte den Wienern auch noch im Tode einen anmuthigen Dienſt erwieſen. Es waren die Mordwochen, und die Journale der Reſidenz überboten ſich Tag für Tag in der Schilderung und Ausmalung der blutigen

Greuel, die ſich zutrugen, ſo daß die Erregung des Volkes eine geradezu unheimliche wurde. Eines der Localjournale ſoll ſogar mit der Idee umgegangen ſein, die Raub- und Mordberichte mit blutigen Lettern drucken zu laſſen. Da ſtarb die Gallmeyer. Die Schauerberichte waren wie abgeſchnitten, und an ihrer Stelle reigten den Todtentanz die luſtigſten Anekdoten allerart aus dem Leben der „feſchen Pepi". Heiter war's wieder — die Gallmeyer war wieder da!

Ich habe dieſe intereſſante Frau wenige Wochen vor ihrem Tode — eben in Graz — perſönlich kennen gelernt. Nach dem, was man von der Gallmeyer in Umlauf hielt, hatte ich vor dem Beſuch bei ihr eine gewiſſe Angſt, die jedoch ganz ungerechtfertigt war. Ich fand an ihr eine gemüthlich-heitere Dame, artig, ohne viel Umſtände zu machen, hie und da ein wenig in Hyperbeln ſprechend, ſtets warm bei der Sache, von der geſprochen wurde, gerne aus ihrem Leben erzählend, bei den luſtigen Stellen mit übermüthiger Heiterkeit, bei den traurigen mit hellen Thränen in den Augen, d'runter durch in Ton und Geberde gerne ein wenig Komödie ſpielend. Eher ſpiele ſie im Privatverkehr mit Menſchen ein bißchen Komödie, ſagte ſie mir einmal, als auf der Bühne, wo es ſtets ihr Ernſt ſei. Ich geſtehe, daß mich anfangs ihre künſtlichen rothen Haare ſtark genirten, die Einem faſt die Freude an ihren herrlichen Augen vergällen konnten. Uebrigens erſchienen mir dieſe berühmten Gallmeyer-Augen lange nicht ſo groß und feurig wie auf der Bühne; ſie hatten etwas ſeltſam Mildes, um nicht zu ſagen Müdes; ſie waren eben ſchon im Erlöſchen.

Ihr Haupt war trotzdem auch damals noch ſtets voll von Plänen für neue dramatiſche Scenen, Stücke, ja ſogar für Novellen und Gedichte, und ſo fand ich dieſe

Künſtlerin ſtets anregend und fort und fort mit vollen Händen Gaben ausſtreuend von dem Schatze ihrer reichen Individualität.

Etliche Tage vor Weihnachten kam ich bei ihr zurecht, wie ſie zahlreiche Packete und Schachteln transportiren ließ hinaus aufs Land, zur Chriſtgabe für Kinder armer Familien in Krain, von denen ſie durch ihre alte Collegin, der Grazer Schauſpielerin Frau Müller, vernommen, und für Bauernfamilien im Salzkammergute, die ſie auf ihrer Sommerfriſche kennen gelernt hatte. Und einige Tage nach Weihnachten war ſie in der Lage, ihren Beſuchern mit Freude und Rührung die Geſchenke zu zeigen, die ſie von ihren Salzburger Bauersleuten erhalten. „Sehen Sie, das iſt mein diesjähriges Weihnachtsgeſchenk,“ ſagte ſie. Es war eitel Sterbegeräthe: ein altes, bleiernes Weihbrunngefäßchen, ein ſtark verbogenes Crucifixlein vom gleichen Materiale und wohl auch ein Fichtenzweig und Aepflein von dem durch ſie geſtifteten Chriſtbaum in der Bauernhütte. Dieſes Weihwaſſergefäß und dieſes Crucifix waren wohl eine der letzten Gaben, wenn nicht die allerletzte, ſo der einſt mit den prunkvollſten und wunderlichſten Spenden überhäuften Schauſpielerin geworden.

Ihre ſchauſpieleriſche Laufbahn hat Joſefine Gallmeyer auf der Grazer Bühne abgeſchloſſen, wie 26 Jahre früher Neſtroy. Am 13. Januar 1884 ſpielte ſie im Stadttheater im „Verſchwender“ die Roſel. Es war ihre letzte Rolle, ihr letzter Theaterabend.

Das der leben- und witzſprühenden Künſtlerin zujubelnde Publicum hatte keine Ahnung von den Qualen, die ihr die ſchon wüthende Krankheit verurſachte, keine Ahnung, daß dieſe jugendliche „feſche Pepi“ voll ungezügelter Luſtigkeit bei ſich ſehr gut wußte, ſie hätte nur kurze Zeit mehr zu leben.

„Da ſetzt der Tod den Hobel an und hobelt alles gleich!“ ſang Valentin.

Ein paar Wochen nach jenem ſtürmiſchen Beifallsgebrauſe im „Verſchwender“ zu Graz wehten von den Zinnen der Schauſpielhäuſer die Trauerfahnen um Joſefine Gallmeyer.

Perſönliche Erinnerungen
an
Robert Hamerling.

Von

P. K. Roſegger.

13 Bogen. Octav. Geh. 1 fl. 35 kr. = 2 M. 50 Pf.
Eleg. geb. 2 fl. = 3 M. 60 Pf.

Kein Buch landläufiger Allgemeinheiten, auch keine Biographie, wohl aber hochwichtige Bauſteine zu einer ſolchen. Der langjährige und vertrauteſte Freund des heimgegangenen Dichters weiß uns thatſächlich den originellen Menſchen und bedeutenden Geiſt von einer neuen intimen Seite vorzuführen. Nein, ſo hatte die Welt bisher dieſen Dichter nicht gekannt, als Roſegger ihn mit treuherziger Wahrhaftigkeit ſchildert. Hamerling's perſönliche Eigenthümlichkeiten in Lebensführung und Häuslichkeit, ſein Verhältniß zu Freunden, zu Frauen, zu jungen Dichtern und Dichterlingen, ſeine Art zu tadeln, ſeine Weltſchüchternheit und Vereinſamung, ſeine perſönlichen Anſichten über Kritik, Peſſimismus, Parteiſachen, Antiſemitismus, ſogar ſeine Geſchäftsführung, ſeine Erbſchaftsſorgen u. ſ. w., endlich ſeine Krankengeſchichte und ſein Tod, Alles das und noch allerhand Anderes iſt mit aller Unmittelbarkeit und voll Pietät erzählt. Das Verhältniß der beiden Dichter zu einander iſt ein inniges, wahrhaft rührendes geweſen. Zahlreiche Briefe Hamerling's an den Freund, hochintereſſante Geſpräche, welche die beiden Männer über die allgemein bewegende, ſowie über perſönliche und ihre literariſchen Angelegenheiten miteinander führten, freimüthige Bekenntniſſe, die der Verfaſſer in dem übrigens formell etwas ungeordneten Werke von ſich ſelbſt macht, verleihen dem Buche einen eigenthümlichen Reiz

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

BIBLIOTECA
DE
MONTSERRAT

Spaziergänge in der Heimat.

Spaziergänge in der Heimat.

Nebſt einem Anhang:

Ausflüge in die Fremde.

Von

P. K. Roſegger.

Wien. Peſt. Leipzig.
A. Hartlebens Verlag.
1894.

Alle Rechte vorbehalten.

Druckerei „Leykam", Graz.

Vorwort.

Dieſes Buch trägt ſeine Begründung und ſeine Entſchuldigung in ſich ſelber. Es enthält eine Reihe von Spaziergängen und Ausflügen, die der Verfaſſer ſeit etwa zwölf Jahren in ſeiner Heimat und etwas weiter hin ohne andere Abſicht, als die der Naturbummelei, gemacht hat. Die unmittelbare perſönliche Berührung mit Natur und Volksthum hat Augenblicksbilder hervorgerufen, welche von der Beſeeligung des Spaziergängers nun vielleicht auch einen Hauch auf den Leſer übertragen. Über den Wechſel der geſchilderten Zuſtände, Erfahrungen und Stimmungen wird das eine Beſtändige dieſe Blätter durchwehen: die Freude an der Heimat.

Graz, im Frühjahre 1894.

Peter Roſegger.

Inhalt.

	Seite
Dem Heimatlande	1
Oſtergang nach Maria-Troſt	3
Der Schloſsberg	12
Das Paradies der Grazer	28
Durch die Stadt Graz	36
Die Hilmwarte	40
Auf den Schöckel	44
Ein vergeſſenes Landl	55
Die neue Weltſtadt Hartberg	66
Auf den hohen Lantſch	77
Krieglach	89
Das Waldkirchlein	101
Eine Wanderung zu meinem Geburtshauſe	109
Mürzzuſchlag	120
Die Sulzen bei Langenwang	127
Der Pinkenkogel am Semmering	133
Der Herr von Sonnwendſtein	136
Die Berge von unten	143
Mit meinen Jungen auf die Rax	148
Ein Erlebnis dreier Wiener auf der Rax	164
Ein Gang an der oberen Mürz	177
Nach Zell hinein	189

Seite
Hochſchwabwanderungen 198
Allerlei Bekanntſchaften im Schwabengebiete 207
Auf dem Thalerkogel 218
Vor und hinter dem Erzberg 226
Auf der Erzbergbahn 239
Über den Hohentauern 249
Rings um den Dachſtein 261
Kreuzſäulen und Hauskapellen 283
Der Torfbahnhof 295
Das Erdbeben in der Nacht zum 1. Mai 1885 303
Das Gaſſeln in der Samstagsnacht 313
Ankunft zum Tanze 322
Habt's a Schneid? 329
Der Geſchichtenerzähler 333
Der Gansräuber 342
Die zerbrochene Puppe 347
Sepps Brief 350
Der Tuttenblaſer-Tattel 353
Die Bettelſänger 357
Der Proceſs ums Wetterſchießen 360
Der Krieglacher Himmel 368
Gehet hin und lehret...! 380

Anhang.

Ausflüge in die Fremde.

Ein Flug durch Kärntens Paradies 383
Bis zum Urſprung der Drau 390
Eine Wallfahrt ans Meer 405
Am Strande von Abbazia 417

* * *

Dem Heimatlande.

Hörſt du das Läuten, Freund?
Was ſoll's bedeuten, Freund?
Weckt es nicht wonnig des
Wanderers Drang?
Glaube den Glocken nicht,
Laſs dich verlocken nicht
Von der Sirene
Weltpreiſendem Sang!

Und muſst du dennoch fort,
Jagend von Ort zu Ort,
Suchend die Ziele, die
Nirgendwo ſind,
Kehre fein balde um,
Freund, in dein Heiligthum,
Wo du biſt Gatte und
Vater und Kind.

Reiße vom Strande dich,
Eh' fremde Bande dich
Stumpf gemacht, nimmer ihr
Sclave ſollſt ſein.
Denn deine größte Kraft
Und deine Meiſterſchaft
Sproſst aus der heimiſchen
Erde allein.

Panz're mit Steirererz,
Land, deines Sohnes Herz,
Heb' auf den Schild ihn, des
Leuchtenden Firn.
Kränze mit Lärchenreis
Und mit dem Edelweiß
Würdig des Älplers
Teutoniſche Stirn.

Östlicher Roſenhauch,
Südlicher Lorbeerſtrauch
Gleicht nicht des Tannenbaums
Duftendem Reis.
Was auch in weiter Welt
Herrliches aufgeſtellt,
Heiliges Heimatland,
Dir ſei der Preis!

⁂

Oſtergang nach Maria-Troſt.

Ein Küchlein, das die Schale ſprengt und aus dem Ei kriecht, und ein Städter, der nach langem Winter den ſteinernen Hülſen der Stadt entſchlüpft und in den freien Sonnenſchein hinaustaumelt — die beiden ſind vergleichbar. Freilich wird der Städter ſchreckbar aufbegehren, wenn er ein junges, blindes, dummes Hühnchen ſein ſoll; hat er ſich doch ſo groß gehalten in ſeinem Stadtwinter, hat die Wiſſenſchaft trichtervollweiſe in ſeinen Kopf gegoſſen, hat Weltgeſchichte gemacht, hat dem Herrgott gedroht: Herrgott, wenn du nicht fügſam biſt, ſo ſetzen wir dich ab! — und ſoll jetzt ein dummes Hühnchen ſein?

Er iſt aber doch eins. So klein und ſo kindiſch und ſo ſonnendurſtig, trotzdem ſein Auge das Licht kaum erträgt, flattert er hinaus in die erſten Frühlingstage. Zum grünen Halm duckt er ſich nieder und ſchaut ihn an, als wäre er ein eben ausgegebener Courszettel. Dem Blümlein, das aus der Erde lacht, jubelt er zu, als wäre es eine Ballkönigin; dem Vogel im Strauch horcht er entzückt, als wäre er ein berühmter Opernſänger, der für eine Gaſtrolle tauſend Gulden

Honorar bezieht. Auf freier Höhe ſteht er, mitten in dem unendlichen Lichtmeere des Frühlingshimmels und wirft jetzt einen Blick hinab in den ſchmutzigen Dunſtkreis, der über dem Sandhaufen, Stadt genannt, liegt und denkt: Da unten habe ich den Winter verlebt und Lärm gemacht und groß gethan und allerhand Einbildungen gehabt. Ich glaube, das Fieber iſt vorbei, ich bin Reconvaleſcent. Der erſte Ausgang im Frühling iſt heilig, wie der erſte Ausgang nach einer Krankheit.

Am Oſterſamstag war es, als ich mit meinen beiden Knaben — den einen zur Rechten, den andern zur Linken — hinauswanderte gegen die öſtlichen Höhen. Die Stadt war bald hinter uns. Dann kamen Gärten, in welchen Männer emſig die ſchwarzerdigen Beete glätteten; dann kamen blaſſe Wieſen, über welche klare Wäſſerlein geleitet waren; dann kam ein Feld, über welches ein ſchlanker Jüngling langſam und ernſt dahinſchritt und mit der Hand Samenkörner hinſtreute auf das Erdreich.

„Kinder“, ſagte ich zu meinen Knaben, indem wir ſtillſtanden, „jetzt wollen wir dem Begräbniſſe beiwohnen.“

„Welchem Begräbniſſe?“ fragte der Hans.

„Dem des Kornes. Es iſt todt, es wird verweſen, aber gebt acht, ehe wieder Vollmond wird, ſteht es jung und friſch von den Todten auf.“

Die Jungen blickten mich verblüfft an, als ob ich etwas Unerhörtes geſagt hätte, und haben es doch ſelbſt Jahr für Jahr geſehen.

Wir kamen an dem Teiche der Hilm vorüber. Da waren ſie vor wenigen Tagen noch auf Schlittſchuhen geglitten, heute badete ſich im klaren Waſſer der blaue Himmel, und die jungen Karpfen ſpielten gleichſam Vöglein und ſchwammen im blauen Himmel um, von einem Kiefernwipfel zum andern, wie ſich ſolche vom Ufer aus im Waſſer ſpiegelten.

Wir giengen durch den Wald. Die Fichten und Föhren ſtanden da, wie ſie im Spätherbſte geſtanden waren, mit ſpröden, dunkelgrünen Nadeln, und an den Stämmen graue Flechten. Die Eichen ſtrotzten zum Theile noch in einem Wuſte von rothen raſchelnden Blättern, die der Wind und der Schnee nicht herabzuzauſen vermocht hatten. Die Buchen waren kahl, aber ihre äußerſten Zweige waren geſchmeidiger, als ſie es im Spätherbſte geweſen, nachdem der Reif ihnen die grüne Hülle vom Leibe geſengt. Auf dem Boden die ſtruppigen Beſen des blattloſen Heidekrautes, darunter aber rothblühende Eriken und weiße Schneeröslein. An manchen Stellen lag das fahlgelbe Federgras des vorigen Jahres niedergedrückt, ſo daſs der Hans ausrief: „Vater, da iſt ein Zigeunerlager geweſen!“

„Oho!“ antwortete der Sepp, „da iſt der Winter gelegen auf der faulen Haut.“

„Der Winter iſt ja überall gelegen.“

„Aber hier am längſten. Hier hat der Wind den Schnee zuſammengeweht und davon hat erſt vor ein paar Tagen die Sonne den Reſt aufgefreſſen. Eine Nießwurzblume ſteht doch ſchon darauf.“

Der Waldweg iſt beſtreut von gelben Blättern — es ſcheint faſt mehr Herbſt als Lenz zu ſein, die Luft iſt kühl, am Himmel ſtehen jetzt Wolken und legen Charſamstagsſchatten über die Gegend.

Plötzlich ſah der kleine Hans zwiſchen den Stämmen Feuer ſchimmern. — „Oſterfeuer!“ rieth der Sepp. „Zigeunerlager!“ behauptete der Kleine. Wir hatten nämlich am Abende zuvor von dem Nomadenleben der Zigeuner geſprochen und ſo muſste der Hans in ſeiner zarten Seele die braunen Geſtalten auf dieſem lieblichen Oſtergange mit ſich tragen, und ſie bevölkerten ihm unheimlich den Wald, in welchem ich ſonſt nichts ſah, als das erſte ſchlaftrunkene Augenaufſchlagen des Frühlings.

Dem Feuer im Walde kamen wir näher und ſahen nun, daſs kein Menſch bei ihm war, daſs es ſich raſch verbreitete über den Boden hin. Es brannte das dürre Laub und Gras. Schon eine große ſchwarze Scheibe war ausgebrannt, der kniſternde Flammenring griff weiter und weiter um ſich, umzingelte hier einen Baum, ließ ihn aber unverſehrt ſtehen und ſtrebte, nichts als kahlen ſchwarzen Grund zurücklaſſend, nach allen Seiten hin. Eine Menge aufgeſchreckter Käferchen und Würmlein floh vor dem Feuer; ein gräſsliches Frühlingserwachen der kleinen Weſen! Manche entkamen in feuchtes Gemoſe, andere wurden von den emſig herankletternden Flammen eingeholt und, noch bevor ſie von der Glut erreicht waren, blieben ſie – wohl vor Entſetzen gelähmt – wie leblos liegen.

„Der ganze Wald wird brennend!“ rief der Hans, „laufen wir, Vater!“

„Wenn der ganze Wald brennend wird“, ſagte der Sepp, „ſo weiß ich, was ich thue. Ich ſtelle mich mitten auf den ſchwarzen Fleck, der ſchon ausgebrannt iſt, da kann das Feuer nicht zu mir.“

„So rettet man ſich ja auch bei den großen Präriebränden Amerikas“, bemerkte ich, „iſt ſonſt das Klügſte, was man thun kann. Nur jetzt dünkt es mich noch klüger, wenn der Sepp raſch zur Villa Attems hinabliefe und den Leuten ſagte, daſs ſie mit Waſſer und Hauen kommen ſollten, um einen ſehr großen, zerſtörenden, aber zum Glücke eben erſt beginnenden Waldbrand im Keime zu erſticken.“

Mittlerweile waren aber ſchon Knechte da und huben an, die Pfeifen im Munde, mit Gartengießkannen den Feuerring ſo behaglich und gemüthlich zu dämpfen, daſs unſere tragiſche Auffaſſung des Ereigniſſes dadurch nachgerade einen empfindlichen Stoß erhielt. In fünf Minuten war alles Lodern und Praſſeln getödtet und der Rauch verzog ſich ſtill und beſchämt zwiſchen den Bäumen.

Wir giengen weiter und meine Jungen beſchloſſen, dieſen „Waldbrand“ als eines der wichtigſten Ereigniſſe ihres Lebens in das Tagebuch zu ſchreiben.

Als Beiſatz, ſo ſchlug ich vor, ſollten ſie dazu ſchreiben, daſs der Grasbrand wahrſcheinlich durch ein von leichtſinnigen Spaziergängern weggeſchleudertes Streichhölzchen entſtanden ſei und daſs manches ungeheure Unglück gerade ſo ausſehe, ſolange es noch klein iſt.

Nachdem wir ein Weilchen auf der Höhe des Maria-Troſterwaldes dahingegangen waren, machte die Natur einen andern Spaß. Die Wolke, die über uns ſtand, hub lebhaft an zu hageln, doch waren die Körner nicht aus Eis, ſondern aus winzigen Schneeballen, die ſich kneten ließen. Natürlich gab der Sepp ſeinen Senf drauf, indem er ſagte, daſs auch die Engel im Himmel luſtig wären, weil ſie Schneeballen werfen thäten. Ich ſchlug vor, uns unter einen Baum zu ſtellen, allein die Knaben wollten es den Engeln nicht anthun, daſs dieſe ſo ins Leere hineinwürfen, ſondern ſtellten ſich muthig dem Frühlingsſchauer zur Verfügung.

Der Hagel gieng bald in Regen und der Regen in Sonnenſchein über, und als wir auf die Wieſen des „Häuſerl im Wald“ kamen, funkelte die zweithürmige Kirche von Maria-Troſt in hellſtem Silber auf uns herüber. Im Hintergrunde der hochragende Schöckel, die blauenden Berge von Weiz, der ferne Gebirgszug des Rabenwald und die ſanfte Spitze des Kulm, davor das junge Grün der Thäler mit den glitzernden Wäſſern, den weißen Höfen und Landhäuſern, darüber der ſonnenätheriſche Himmel mit den krauſen Wölklein — dieſes Bild, von Vogelſang durchklungen, war wie ein Manifeſt des nahenden Sommers an ſeine Völker. Ein Programm für alle Naturfreunde, Sommerfriſchler und Bergwanderer, für Landſchaftsmaler, Jäger und Fiſcher, für Waldmann und Hirten, für Säemann und Schnitter. Auch ein Prolog zu den großen Ferien für junge Studenten, für welche das Schuljahr doch eigentlich noch nichts anderes bedeutet, als eine mitunter etwas umſtändliche Vorbereitung auf die Vacanzen. Denn ich bitte euch, was wären Vacanzen, wenn nicht hinter ihnen und nicht vor ihnen ein Schuljahr ſtünde! Und was wäre der Frühling, der Sommer, ohne Winter! Jedes Bild muſs ſeinen Rahmen haben, jedes Oſtern ſeinen Charfreitag und jeder Ausflug mit Knaben ſeinen Hunger. Troſtlos ließ es ſich an, als der Weg wieder in Waldesdunkel hineinführte, war aber nicht ſo ſchlimm, bald traten wir in das Wirtshaus zu Maria-Troſt und hier gab's Oſterbrot und wurde durch ein paar Glas Bier dem Frühling noch ein beſonderes Lichtlein aufgeſteckt.

Mittlerweile waren von allen Wegen Landleute herbeigekommen, die ſich in der großen Kirche verſammelten vor dem heiligen Grabe. Dasſelbe befand ſich in einer völlig finſteren Seitenkapelle, die durch Transparente ſehr ſtimmungsvoll beleuchtet war. Trauerlieder wurden geſungen vor der Grabesruh des Herrn. Wie anders und erhebender iſt eine ſolche Feier mit gläubigen Landleuten, als in den Stadtkirchen bei lüſternen, ſpöttelnden, oft höchſt ungezogenen Städtern! — Meine Knaben zeigten nicht beſonders viel Intereſſe an den eintönigen Gebeten der Andächtigen, nur an einigen buntbekleideten Geſtalten ergötzte ſich der Hans und behauptete, es wären Zigeuner. — Sofort ſtellte ich den Jungen die Wahl, hinauszugehen, oder im Gotteshauſe ſtill deſſen zu gedenken, der für ſeine göttliche Lehre ſein Leben laſſen muſste, und des finſteren Grabes nicht zu vergeſſen, in das ſie auch uns einſt hinabſenken werden. Andere theure Gräber! Auf manchem Friedhofe im Heimatlande ſchläft ein geliebter Menſch. . . .

Die Knaben ſchauten mir ins Geſicht, blieben in der Kirche und beteten. In Sepps großen Augen ſtand eine Perle, ich wuſste wohl, wem ſie galt. —

Allmählich begannen ſich geheimniſsvolle Dinge vorzubereiten. Die Fahnen, welche in der Kirche an verſchiedenen Stellen ſtanden, begannen ſich zu bewegen und um den Eingang des heiligen Grabes zu verſammeln. Lichter wurden angezündet an den Altären, an Bildſäulen und in auf Stäben wandelnden Laternen. Der Geſang war verſtummt, das Gemurmel des Gebetes kaum zu hören. Weißgekleidete Mädchen mit Kränzen auf dem Haupte ſtellten ſich an und hielten auf Kiſſen die Marterwerkzeuge des Herrn. Ein Baldachin aus weißer Seide ſchwebte durch die Kirche, große Windlichter flackerten durch den dämmernden Raum. Die Gebete waren ganz verſtummt und über den Häuptern der

Menge lag eine ſchwere Stille. — Sachte begann in der Grabkapelle eine ſingende Stimme, welche ſich aus leiſen tiefen Tönen allmählich zu hohen und hellen ſchwang und dreimal einen vollen Choral erweckte. Wieder Stille. Da erhob ſich in der Grabkapelle noch einmal die Stimme und wie in einem aus fernher wehenden Geſange kam die Botſchaft: der Heiland iſt erſtanden!

Jetzt brach — wie ein hundertſtimmiges Aufjauchzen war es — der Jubel los. Alleluja! Der Heiland iſt erſtanden! ſo ſangen es die Menſchenkehlen, ſo ſchmetterten es die Trompeten, ſo klangen es die Glocken, die kleinen und die großen, ſo riefen es krachend die Pöller ins weite Land hinaus. Die Menge gerieth in lebhafte Bewegung und unter dem freudigen Oſtergeſange bewegte ſich der Zug in das Freie.

Dieſe Botſchaft der Auferſtehung und dieſer aus tiefem Menſchenherzen aufquellende Oſterjubel! — Ein unendliches Leid geht ja durch die Welt, ein banges Zweifeln und Verzweifeln, ein grelles Klagen und Verzagen; dumpf und herzlos und troſtlos dociert die Wiſſenſchaft, wild aufſchreit ob des grenzenloſen Elendes heute ſelbſt die Kunſt, oder ergibt ſich cyniſchem Galgenhumor. Die allgemeine Richtung und Sehnſucht ſtrebt niederwärts, den Gräbern zu. Und doch geht ein geheimes Ahnen und leiſes Hoffen durch die Herzen. Darum dieſes freudige Emporſchrecken bei dem Rufe: Auferſtehen! Ewiges Leben! Denn dieſer herrliche Glaube iſt der Menſchheit zur zweiten Natur geworden, und lieber würde ſie aus ihrem Jahre den Mai hingeben, als die Oſtern.

Auf dem abendlichen Heimgang war unſer Gemüth noch um mehrere Grade höher geſpannt, als auf dem Hinwege. Von oben und unten, von fern und nah das Knallen der

Pöller, von Berg zu Berg, von Wald zu Wald ſprang der Hall, hier wie ein kurzer Schlag, dort wie ein rollendes Meer, dann in den Weiten leiſe vergehend. Von der Ries herüber, vom Luſtbühel, von der Platte, von Göſting und dem Plawutſch, von der Kanzel und den Hängen des Schöckel herab leuchteten die ſtillen rothen Punkte der Oſterfeuer ins dämmernde Thal. Manch verlorener Muſikklang ſchwamm in den Lüften, und am Himmel ſchimmerten die Sterne der Oſternacht.

Glaubet ja nicht, daſs es die gewöhnlichen, die Alltagsſterne waren! Himmel und Erde iſt ein Spiegel des Menſchengemüthes, blicken wir mit feſtlichem Geſichte hinein, ſo ſchaut ein feſtliches Geſicht heraus. Darum, liebe Kinder! — ich ſagte das zu meinen Knaben — nur immer ein munteres Geſicht gemacht, damit euch die Welt heiter entgegenlacht.

„Ja“, verſetzte der Hans leiſe und ſchielte nach rechts und nach links in die dunklen Büſche hin, „Vater, können da nicht Zigeuner verſteckt ſein?“

◆

Der Schloſsberg.

Schloſsberge gibt's viele, aber Schloſsberg nur einen. — Die Schloſsberge, das ſind zumeiſt kahle Felskegel oder Bergnaſen mit einem Caſtell oder einer Kaſerne, einer Feſtung, einer Strafanſtalt — dazu die Militärwachſtaffage und der obligate „Verbotene Eintritt“. Iſt's nur eine Ruine, die ſolch einen Schloſsberg krönt, ſo ſteht ſie meiſtens ſo nackt, kahl und unmaleriſch da, als es bei einer Ruine nur möglich iſt; der Reſt einer Zugbrücke, ein paar wohlgemeint reſtaurierte Thurmwände mit Fresken, das halbverfallene Burgverließ mit der üblichen „eiſernen Jungfrau“ ſind die Sehenswürdigkeiten; wo ſich ein hübſcher Ausſichtspunkt in die Gegend bieten würde, iſt der Zugang zumeiſt nicht geſtattet, mit Schutt verrammelt oder ſonſtwie unmöglich.

Anders der Schloſsberg, den wir meinen, der von Dichtern viel beſungene, und der in ſeiner Art ſo ziemlich einzige in der Welt. Wer ihn noch nicht kennt, der folge mir. Er denke ſich fürs erſte ein weites, reichgegliedertes, reichbebuſchtes und bewaldetes Thal. Ringsum in der Runde ſtehen in entzückender Mannigfaltigkeit die Berge, die kleinen und die großen, die Hügelreihen, das Vorgebirge und die Alpenrücken. Im Thale hätte leicht ein Paris und noch dazu ein London Platz, einſtweilen ſteht in demſelben eine Stadt von hundert und ſoviel tauſend Einwohnern, die ſich aber ſo behaglich und ungezwungen ausbreitet, als wäre ſie eine Millionärin. Und mitten in dieſer Stadt, ſo recht mitten aus dem bewegten Straßenleben und Häuſergewühle heraus, erhebt ſich unbegreiflich wie ein Märchen und ſchön wie eine Romanze ein über vierhundert Fuß hoher Berg. Ein Berg, der ſo viele und vielfältige landſchaftliche Schönheiten trägt, als er faſſen kann. Er hat alles und wendet jeder Weltgegend die Seite zu, die ihr gebührt. Gegen Süden hin die ſachte Abflachung, an der ſich nach italieniſchen und ſicilianiſchen Vorbildern einige Gebäude höher hinauf wagen, als das bei unſeren an die Ebene gewohnten Städten der Brauch iſt. Dem öſtlichen, üppig bewachſenen Hügelland wendet der Berg ſeine wallenden Gebüſche, ſeinen dichten Laubwald zu. Gegen die nördlichen Waldlande hin ſchaut er mit ſeinen dunkelnden Schachen von Fichten, Tannen, Kiefern und Lärchen. Und gegen das Hochgebirge im Weſten ſchwingt er wettluſtig den rauhen Silberſchild ſeiner unnahbaren Felswände. So ſteht er wie ein Markſtein da, mit den Farben und Symbolen der verſchiedenen Himmelsſtriche.

Der Berg iſt auch einmal kahl geweſen, jetzt aber ſind ſeine Hänge in einen Wildpark verwandelt, in welchem jede Wendung der Wege und Steige ein neues Landſchaftsbild zeigt — oft die weiteſten Ausblicke, oft die reizendſten Einſamkeiten, ohne jede Spur von der Nähe eines großen Menſchenneſtes — und doch mitten in der Stadt!

Es iſt der Schloſsberg zu Graz in Steiermark.

Unten zieht — durchs Thal eine wahre Schönheitslinie bildend — keck mitten in die Stadt hinein, dieſelbe in zwei Theile ſchneidend, aber auch wieder durch ſieben Brücken verbindend, hart am Schloſsberg vorbeigleitend — die Mur. Sie wäre ſtattlich genug, um ſchiffbar zu ſein, iſt aber noch zu viel des älpleriſchen Ungeſtümes in ihr, als daſs ſich ihr die Schiffe vertrauen dürften. Dabei iſt ſie klar und dunkel, wie das Auge einer frohen Almerin.

Der Schloſsberg begrüßt die Mur, welche aus felſiger Heimat des Hochgebirges kommt, ſelbſtverſtändlich mit ſeinen Felſen, die er im Alpenwaſſer ſpiegeln läſst, wobei er ſich aber den Spaß macht, hoch über ſeinem wildſchründigen Felsgewände — wo bei anderen Bergen etwa die Vegetation aufhört oder gar die Gletſcher beginnen — einen Weingarten auszubreiten. „Und das iſt die wunderſam' Gegend traun, wo Winzer aufs Gamsgebirg' niederſchau'n!“

Das die Schloſsberggemſen lediglich aus Eidechſen und Eichhörnchen beſtehen, wird den landſchaftlichen Reiz wohl nicht verringern.

Weil der Schloſsberg die vier Weltgegenden vertritt, ſo hat er auch vier Aufgänge, die ſich in den Büſchen und Wäldern des Berges bald finden und vereinen, ſo wie die Völker aller Zonen, wenn ſie auf einer gewiſſen Höhe ſtehen, ſich finden und vereinen ſollen. Dann freilich theilen ſich die Wege wieder und durchkreuzen in ungezählten Abzweigungen und Windungen die Hänge des Berges. Die Haupt- und Fahrſtraße geht vom Karmeliterplatz hinan bis zum Uhrthurm, wo ſie ſich nach einer Abzweigung gegen das Schweizerhaus zur Höhe wendet. Die beiden Aufgänge aus der Wickenburggaſſe berühren ſteilere, ſtillere Gegenden. Und die Eiſenbahn, die man jetzt auf den Schloſsberg baut, nimmt in allem Übermuth den Weg, den bisher noch niemand gegangen.

Der poeſiereichſte Aufgang iſt wohl jener aus Oſten, von den paradieſiſchen Geländen des Stadtparkes. Auf dieſen Stadtpark hin hat ſich die Herrlichkeit des Schloſsberges erſt ſeit wenigen Jahren ausgebreitet; es iſt eine wahrhaft ſchöpferiſch gedachte Erweiterung des Schloſsbergparkes über die Gründe, die früher ſandig und öde zwiſchen Stadt und Vorſtädten als Glacis dagelegen waren. In dieſem Parke ſteht als Wahrzeichen des guten Geſchmackes und der Opferwilligkeit der Bevölkerung jener viel bewunderte, großartige Springbrunnen, der 1873 in der Rotunde geſtanden iſt, alſo den Mittelpunkt der Wiener Weltausſtellung gebildet hat.

Anmuthsreiche Ziele des Parkes ſind ferner das Anaſtaſius Grün-Denkmal, die Schillerbüſte aus weißem Marmor, die eherne Waldlilie, das „Wetterhäuschen“, das Raſenrund der Franck-Eiche.

In den weichen Abenden des Maien durch dieſen Park zu wandeln, das Auge geblendet von den leuchtenden Blüten der Roſenbüſche und des Quittenſtrauches, des aphroditiſchen Liebesbaumes; der Geruchsſinn geſchmeichelt von den Düften des Flieders; das Ohr berauſcht von dem Plätſchern und Rieſeln der ſpringenden, ſtürzenden, ſchleiernden Waſſer — das iſt ein Genuſs, zu dem man nicht erſt einen Poeten braucht.

Über die Büſche her grünt der Rainerkogel, blaut der hohe Schöckel, und der Park verwebt ſich mit dem üppigen Laubwalde des Schloſsberges — ein Landſchaftsbild, wie es keine Sommerfriſche ſchöner aufweiſt.

Der ſachte den Schloſsberg hinanziehende Weg dunkelt ſich im grünen Schatten der Buchen, Ulmen, Birken, Ahornen und allerlei Sträuchern, wovon in früher Sommerszeit der blühende Traubenkirſchenſtrauch es übernommen hat, in reichſter Weiſe für die Würze der Luft zu ſorgen. Von Strecke zu Strecke laden Bänke zur Raſt ein, aber wer will da raſten, wenn jeder Schritt eine neue Herrlichkeit bringt! Der Weg ſpielt ſich und weiß jede Böſchung des Berghanges, jeden Felsvorſprung und bemoosten Stein, jede Baum- und Buſchgruppe ſo ſchlau zu benützen, daſs er alle Arten von Landſchaftsbildern vorführen kann. Jetzt haben wir zwiſchen Bäumen den Ausblick auf das weite, ſonnige Bild der Stadt, auf die glänzenden Landhäuſer dort am Roſen- und Ruckerlberg, auf die Waldgründe hinter dem Hilmteich, auf die aus reizender Landſchaft hereinleuchtende Frauenkirche Maria-Troſt, „wo zwei Thürme aus den Bergen ragen, umgeben von der Wälder dunklem Grün“, auf die ſcharf in die Gegend hereingeſchobene Bergmaſſe des Schöckels. — Plötzlich ſind wir ſelbſt im Hochwald. Schlanke wildäſtige Fichtenſtämme verdüſtern den Berghang und aus der Tiefe tost es wie ein mächtiger Waſſerfall, von dem man in dieſer Wildnis kaum glauben mag, daſs es das Geräuſch der Stadt iſt. — Einige Schritte weiter, und über die Wipfel herein ſchauen die fernen Höhen der Murthaleralpen, aus anderer Richtung her die Kor- und Schwanbergeralpen; die ganze weite Gegend breitet ſich zu einem Bilde, wie man es nur auf berühmten Ausſichtspunkten günſtig gelegener Berge zu ſehen gewohnt iſt. Und ſchier nimmt das kaum vierhundert Fuß hohe Ding auf dem nicht hochgelegenen Grazfelde alpinen Charakter an. Die Kalkwände, die Lärchen, junge Fichtenanpflanzungen, der an die Legföhren erinnernde Wacholder und anderlei gemahnen an höhere Regionen. Selbſt die zwei Wirtshäuſer „Zum

Schweizerhaus" und „Zur Hochalpe" verſtehen es, mit dem was ſie bieten, den Eindruck, als wäre man in einem entlegenen Gebirge, noch zu beſtärken. Das wird anders, während dieſes Büchlein in die Welt geht.

Als vom Stadtparke aus kommend, finden wir zuerſt den ſchönen Platz vor dem Schweizerhauſe, auf der halben Höhe des Berges. Sein Ausblick geht gegen Oſten über den landſchaftlich ſchönſten Theil der Stadt und Umgebung. In der Beleuchtung der Abendſonne iſt das Bild unvergleichlich. Auf dieſem Platze ſteht das Denkmal des Barons von Welden, ein überlebensgroßes Erzbild des Schöpfers der Schloſsberganlagen, „von der dankbaren Stadt Graz".

Dem Schöpfer des Schloſsberges ſelbſt hat man bislang noch kein ſichtbares Denkmal geſtiftet, dieſer Schöpfer iſt der Sage nach — ich bedauere es ſagen zu müſſen — niemand anderer geweſen, als der Teufel.

Der Genannte wollte nämlich in einem Anfalle von Heimweh vom hohen Schöckel aus einen Thurm in den Himmel bauen. So trug er aus weiter Ferne, ſogar aus Afrika, Felſen herbei. Und als er eines Tages, mit ſolchen Baumaterialien beladen, über das Grazfeld heranflog, wurde er durch eine Wallfahrerſchar ſo arg alteriert, daſs ihm ein Felsſtück zur Erde fiel. Er muſste es liegen laſſen, weil einer der Wallfahrer allſogleich ein Kreuz darüber gemacht hatte — und dieſes Felsſtück iſt der Schloſsberg geworden, auf dem die Leute hernach die ſtarke Feſtung Graz gebaut. Die Feſtung iſt lange Jahrhunderte hindurch ein Knotenpunkt der Geſchichte geweſen, in welchem unter anderem ſich auch das Geſchick des ſteiriſchen Helden Baumkircher entſchied, der als angeblicher Hochverräther ins Schloſs gelockt, mit allerhand

Luſtbarkeit ſo lange hingehalten wurde, bis das Veſperglöcklein verkündete, daſs ſein „freies Geleit“ zu Ende ſei und daſs der Mann für dieſe Welt um einen ganzen Kopf zu lang wäre. Im Jahre 1809 haben die Franzoſen ſieben Tage und Nächte hindurch die Burg beſchoſſen, muſsten endlich aber doch unverrichteter Sache abziehen, nachdem ſie wenigſtens in der „ville de grâce, sur le bord d'amour“ manche Eroberung gemacht hatten. — Was half die heldenmüthige Vertheidigung des wackeren Feſtungs-Commandanten Major Hacker! So wenig wie zu gleicher Zeit den Tirolern die ihre. Beim Wiener Frieden wurde Graz den Welſchen überantwortet und dieſe hatten nichts eiligeres zu thun, als die ihnen bis in die Seele verhaſste Feſtung auf dem Schloſsberge zu zerſtören.

Da waren in den Monaten November und December jenes Jahres fortwährend an dreihundert Mann beſchäftigt, Minen zu legen, welche dann täglich des Abends angezündet wurden, bis die ſtolze Feſtung zu einem ungeheuren Schutthaufen geworden, bald von Diſteln, Dornen und Neſſeln umwuchert, von winſelnden Winden und krächzenden Eulen belebt. Den Uhr- und den Glockenthurm hatte die Grazer Bürgerſchaft dem Feinde abgekauft, um die Zeit wahrzunehmen, wann dereinſt den Franzen die Stunde ſchlage.

Sie hat geſchlagen.

Im Jahre 1814 ergriffen die Öſterreicher wieder Beſitz von der ruinierten Feſtung. Die Landſtände kauften dem Staate den Schloſsberg um zehntauſend Gulden W. W. ab. Die Erſchütterung bei der Sprengung hatte gefährliche Felsabſtürze zur Folge gehabt, welchen durch ſchwierige Untermauerungen Einhalt gethan werden muſste. Im Jahre 1839 regte endlich Baron von Welden die großartige Umgeſtaltung an, welche durch die militäriſche Beſetzung des Schloſsberges im Jahre 1848 aber auf mehrere Jahre unterbrochen wurde. Doch allmählich entſtanden die herrlichen Anlagen und Wege und von den Reſten der alten Feſtung wurde gerade ſo viel übrig gelaſſen, als zur maleriſchen Krönung des Gipfels erforderlich iſt.

Vom Platze des Denkmals, das uns zu den paar geſchichtlichen Bemerkungen veranlaſst hat, führt durch einen laubgangartigen Wald die Straße eben hin bis zum Uhrthurm. Es iſt ein reizender ſtiller Weg und durch das buſchige Geäſte ſchimmern die Gebäude der Stadt herauf. Ein Blick den Hang hinab zeigt uns das hohe Chriſtuskreuz, das weiter unten am Fahrwege ſteht und das fromme Herzen ſtets mit Kränzen und Ampellicht verſehen. Wenn in früheren Zeiten ein Verurtheilter emporgeführt wurde zur Richtſtätte auf dem Berge, durften ihn die Angehörigen bis zu dieſer Stelle des Kreuzes begleiten. Feuchte, ſchmerzbethaute Schollen unter den grünen Bäumen, auf welchen heute die Vöglein nicht müde werden zu jubilieren! — Einſt entſprang oben dem Caſtelle ein Gefangener, dem gelang es hier in finſterer Nacht, die Feſſeln abzuſtreifen. Aus Dankbarkeit dafür ſoll er nachher das Kreuz haben errichten laſſen.

Nun kommen wir zum Platze beim Uhrthurme. Die bizarre Geſtalt dieſes Thurmes, deſſen keilförmiges Dach vom Schloſsberg weit in die Gegend hinausleuchtet, iſt ein Wahrzeichen von Graz. Man hält ſeine Mauer für den älteſten Bau der alten Stadt, er hat alſo die Nöthen und Schrecken, die das Jahrtauſend in dieſes Thal warf, alle geſehen. Sinnreich iſt die Thurmuhr mit ihren vier rieſigen Ziffer-

Blättern, zu denen das Volk der großen Stadt aufſchaut, wie eine Familie zur Schwarzwälderuhr in der Hausſtube. Die Zeiger ſpringen von Minute zu Minute durch einen Zug der aſtronomiſchen Normaluhr, nach ihr pflegen ſich alle anderen Uhren der Stadt zu richten, und jeder Landmann, der in die Stadt kommt, ſtellt hier ſeine Taſchenuhr — wenn er eine hat — richtig nach der „wahren Grazer Zeit“, die heute nicht mehr nachgeht, eher manchmal um eine Idee voraus iſt.

Früher war in dem viereckigen Thurm ein Orgelwerk, das „ſteiriſche Horn“ genannt, welches mit ſeinen vielen Pfeifen täglich des Morgens und des Abends und bei großen Feierlichkeiten geſpielt wurde, daſs es melodiſch hintönte über die Thürme und Giebel der Stadt. Das „Hoch vom Dachſtein“ hat das „Horn“ freilich noch nicht geſpielt, denn dieſes Horn iſt während der franzöſiſchen Beſetzung zugrunde gegangen.

Am Uhrthurme befindet ſich heute noch die Feuerglocke, das alte „Armenſünderglöcklein“, das einen klagenden Ton hat und früher bei Hinrichtungen geläutet worden iſt. Das iſt ja dieſelbe Glocke, die an jenem Georgiabende, als Baumkircher und ſein Freund Greiſenecker die Stadt verlaſſen wollten, um ein paar Minuten zu früh die Veſper gelündet hat. Dieſes Schelmenſtück hat die Glocke nachher zu ſühnen geſucht, als ſie zum „Gottesfriedenläuten“ diente, zur Milde und Verſöhnlichkeit aufrufend, vor Gewalt und Fauſtrechtskämpfen warnend. Später kam eine Zeit, da dieſe Thurmglocke Polizeidienſte verrichten muſste, indem ſie des Abends den Gaſt- und Kaffeehäuſern die Sperrſtunde anſchlug. Zu Lohn und Spott hieß man ſie die „Lumpenglocke“. Nach einer ſo bewegten Lebenszeit widmete ſie ſich endlich in ihrem hohen Alter erſt dem Feuerwachdienſt, indem ſie bei Bränden nach dem Kanonenſignale, welches hoch über ihr auf der Zinne des Berges erſcholl, es durch mehr oder weniger Anſchläge der Stadt verkündete, ob das Feuer zu- oder abnahm.

In dieſem Uhrthurme auf dem Schloſsberg iſt am 30. September 1745 ein berühmter Künſtler geboren worden, der Schauſpieler Johann Franz Brockmann, deſſen Vater hier Feuerwächter geweſen.

Wenn man am Uhrthurmplatz ſüdlich über die Mauerbrüſtung hinabſchaut, ſo ſieht man unten auf einer Zinne einen ſchwarzen Hund ſitzen. Der iſt aus Stein gehauen und bildet das Denkmal jenes braven Hundes, der den Grazern das geweſen, was den Römern die Gänſe des Capitols. In einer finſteren Nacht des Jahres 1479 wollten die belagernden Ungarn das Schloſs überrumpeln; zwei Dienſtleute der Burg waren beſtochen, ſie ſollten den Magyaren die in der Feſtung wohnende ſchöne Prinzeſſin Kunigunde, Tochter Kaiſer Friedrichs III., überliefern. Schon lagerten zweitauſend Mann Feinde ganz nahe der Stadt in jenem Walde, wovon heute noch der Roſenhain ein Reſt iſt, und alles war zum Überfall bereitet. Da wurde der wachhabende Schloſshauptmann durch heftiges Hundegebell auf die Gefahr aufmerkſam gemacht. Alſogleich ließ er die Beſatzung ausrücken, die Ungarn wurden verſcheucht, die Verräther in's Burgverließ geworfen, ſpäter gehangen und geviertheilt. Der treue Hund, der den Hauptmann geweckt, kam zu hohen Ehren.

Vom Uhrthurmplatz iſt der Ausblick auf die alte, hochgiebelige Stadt am intereſſanteſten und wer Luſt hat, dieſes ſchöne, ſtolze Graz von heute mit dem alten Graz zu vergleichen, der findet in dem nahen Panoramahäuschen das

Bild, wie die ſteiriſche Hauptſtadt vor zweihundert Jahren ausgeſehen hat. Dasſelbe zeigt trotz der perſpectiviſchen Ungeheuerlichkeiten, daſs Graz auch dazumal ſchon eine anſehnliche Stadt geweſen iſt.

Am Panoramahäuschen zweigt ſich ein Steig ab in das unwirtliche Gewände mit ſeinen Felſenpartien, die ſo alpin thun, daſs man an ihnen das Edelweiß zu ſehen wähnt. Weiter oben iſt eine reſtaurierte Ciſterne, der Brunnenſchacht, aus welchem vermittelſt eines Triebwerkes von dem Murgrunde das Waſſer heraufbefördert wird. Nebenhin auf felſigem Hügel iſt ein runder Platz mit Bänken, auf welchem man durch die verſchiedenartigſten maleriſchen Bilder ringsum nachgerade gefeſſelt wird.

Nun wandeln wir die breite, ſachte anſteigende Kaſtanienallee entlang bis zum dritten Platze vor dem Glockenthurm und der Wirtshütte „Zur Hochalpe“, mitten unter den Reſten des alten Caſtells.

In dem maſſiven achteckigen Glockenthurm, deſſen rothes Kuppeldach hoch über das Plateau des Berges aufſteigt, finden wir die größte (hundertſechzig Centner ſchwere) Glocke des Landes, die alte „Lieſel“. Dreimal des Tages wogt ihr voller Klang in die Gegend hinaus, wovon das Siebenuhrläuten zum Gedächtniſſe geſchehen ſoll an die ſchweren Leiden, die Graz und Steiermark in der Jahrhunderte langen „Türkenzeit“ hat ertragen müſſen. An den alten Gebäuden ſieht man noch ſteinerne Geſchoſſe von gewaltiger Größe, die aus wilden Zeiten ſtammen und dem Schloſsberg ſauſend als Gruß durch die Lüfte geſandt worden ſind. Die vielen Gartentiſche vor dem neuen Bahnhofe zeigen, daſs auf dieſen Stätten ſchwerer Drangſal heute oft munteres Leben herrſcht, ſowie die Cafemattenmauern der alten Veſte lieblich mit wilden Weinreben bekränzt ſind und ſo wie in den Kanonenſchlünden dort drüben, die ſo oft Verderben und Tod geſpien, die Schwalben ihre Neſter bauen. — Es ändert ſich die Zeit. . . .

Endlich ſtehen wir auf dem Hochplateau. Glücklich der, wer auf der Höhe der Situation allemal auch auf der Höhe der Stimmung iſt. Uns geht's aber ſchier ſo wie dem Recenſenten, der den kleinen Dichter auf den Tiſch hebt, um zu zeigen, daſs er ihn macht, und der dem großen Dichter auf den Kopf ſteigt, um zu zeigen, daſs er noch größer iſt, als dieſer.

Wir haben von unten herauf alles gelten laſſen und uns gefreut, daſs es bergan gieng, hier oben wäre uns manches faſt nicht recht. — Da iſt ein weiter grüner Anger, auf deſſen Mittelpunkt eine Fichtengruppe ſteht. Dieſe Fichtengruppe verbirgt etwas und der Fremde iſt begierig, was der an ſchönen Überraſchungen ſo reiche Schloſsberg an dieſem ſeinen Mittel- und Höhepunkt noch verborgen hält. Wenn dieſer Platz im Bereiche des Stadtverſchönerungsvereines liegt, ſo frage ich, ob ein alter, zerfallener Brunnen mit unſauberer Staffage den Mittel- und Höhepunkt der Schloſsbergherrlichkeiten bilden darf? Finden wir doch ſonſt überall die ſchönen Werke des Vereines. So auch hier, wenn wir über die Brüſtungen des Plateaus hinausſchauen in die weite, bezaubernd ſchöne Gegend. Marmortafeln ſind vor uns hingelegt, die über vielerlei orientieren und aufklären, was uns zu wiſſen verlangt. Und wer den Kopf hinausbeugt über die Brüſtung, der ſieht am Gemäuer nachgerade blühenden Epheu in Maſſen wuchern.

Da liegt Mittelſteiermark ausgebreitet, von den Murthaleralpen bis zum Bacher, von der Kärntnergrenze auf der Koralpe bis zum Gebirgszug des Rabenwald. Wir athmen kühle, reine Luft und weiden uns an dem paradieſiſchen Bilde. Wohin wenden wir den Blick zuerſt? — Da unten die weite, vielthürmige Stadt, aus welcher noch dumpf das Brauſen des Lebens heraufdringt. Still und hell zieht ſich der Fluſs, dort und da vielleicht eine ſchwimmende Holzbrücke oberländiſcher Flößer mit ſich führend, durch das Häuſermeer, welches hier bis ans ſchattige Waldgebirge, dort bis ans Hügelland ſchlägt. Gegen die erſtere Seite hin liegt der induſtrielle Theil, aus deſſen Schlotendunſt die Sonne einen ſilbernſchimmernden Schleier flicht. Das Hügelgelände iſt überſäet mit Villen, Schlöſſern und Höfen. Nach einer dritten Seite hin, dem Süden, will ſich das Thal in eine Ebene weiten, das Grazfeld mit ſeinen zahlreichen Dörfern und ſeinem Hintergrunde, dem Wildonerberge, dem Sauſal- und Bachergebirge, endlich in weiter Ferne den Schwanberger und Kärntner Alpen, von deren grauen Höhen herein recht oft, auch zur Sommerszeit, der Schnee ſchimmert. So ſchaut die weite Welt über die Baumwipfel, Kronen und Zinnen des Schloſsberges auf uns herein. Und wenn das Auge über die näheren Waldberge des Weſtens weiter fliegt, ſo kommt es zur Ruine Göſting und zum Jungfernſprung, wo ſich einſt die ſchöne Anna von Göſting in die Tiefe geſtürzt hat; kommt zur Murenge, aus welcher der Fluß hervortritt, ſieht endlich im Hintergrunde das Hochgebirge, wenn es die Touriſtenwelt geſtattet, die Murthaleralpen ſo zu nennen. Weiter rechts die Schöckelgruppe mit ihren bewaldeten Ausläufern bis vor die Thore von Graz niederſteigend.

Die Orientierungstafeln an den Brüſtungen nennen freundlich die Namen der Gebäude, Ortſchaften und Berge und zeigen mit Linien darauf hin. Zeigen auch gegen London und Paris und andere große Städte Europa's, die man von hier aus „mit freiem Auge" allerdings nicht ſehen, hingegen aber auf Grund der Angaben ihre Entfernungen meſſen und vergleichen kann. Die Luftlinie vom Schloſsbergplateau bis zur Pyramide auf dem Schöckel iſt 13 Kilometer lang. Vom Schloſsberge bis Wien ſind gerade zehn ſolche Längen. Rom iſt 44mal ſo weit von Graz entfernt, als die Spitze des Schöckels, Paris 76-, London 94-, Conſtantinopel 97-, Liſſabon 168mal u. ſ. w. — Das alles kann man auf dem Schloſsberge ſehen, und laſſen auch die Herren Penſioniſten die Gelegenheit nicht vorübergehen, aus dem marmornen Handbuche für Geographie fleißig Correpetition zu treiben.

Ich habe vom Schloſsberge aus zu allen Jahreszeiten und Tagesſtunden mein Graz angeſchaut; die Bilder ſind überaus verſchieden; unvergleichlich iſt jedes, auch das mit den Winternebeln, welche die Illuſion, als wandle man draußen im entlegenen Gebirge, vollſtändig macht; auch das mit den Schneeſtürmen, wo man ſich den Pfad ſelbſt treten muſs und der Schneeſtaub die Wangen anglüht; einzig iſt das Bild in ſtiller Nacht, wenn unten das Meer der Lichter ſchimmert, wie ein niedergeſunkener Sternenhimmel.

Wenn wir zum Aufſtiege vom Fuße bis zum Plateau kaum 25 Minuten bedurften, ſo brauchen wir zum Abſtiege nicht mehr als die Hälfte dieſer Zeit. Wir wählen für denſelben den Weg der ſteileren Nordſeite, der überreich an maleriſchen Reizen iſt. Da kommen wir in kleine Wildniſſe, durch niedliche Felsengen, über eine Brücke, von der aus ſchwindelige Köpfe nicht in die Tiefe blicken ſollen, lieber hin zwiſchen die Bäume auf die Vorſtadt Graben, die in ihren Gärten wie ein Vergnügungscurort ausſieht, hinaus auf den ſteiriſchen Rigi, den Schöckel, der ſich gerade dieſem Punkte am ſchönſten darſtellt.

Nun hätte ich doch faſt das vergeſſen, was ſich um den Schloſsberg am lauteſten macht, die Vögel in den Lüften und in den Bäumen: die Amſeln und die Meiſen und die Finken, Rothkelchen auch und Gimpel, Sperlinge und bunte Häher, Ammern und beſſere bis hinauf zur Nachtigall, die aber meiſt nur von Poeten und Liebenden gehört wird. Je nach der Jahreszeit Vögel und Geſänge; ſie krächzen, ſie ſchmettern, ſie zwitſchern und jubilieren um den Schloſsberg herum, daſs es eine Freude iſt. Dafür ſind ſie auch die Gäſte der Grazer, werden von ihnen täglich zu Tiſche geladen und muſs man die alten Herren Penſioniſten loben, welche die Vogel-Volksküchen gegründet, indem ſie den gefiederten Lieblingen der Menſchen auf dem Schloſsberge Tiſchchen aufrichten ließen auf Pfählen, in kleinen Glasſalons, welche von Zeit zu Zeit mit Nahrung verſorgt werden.

Wir könnten nun noch lange in Kreuz und Krumm ſpazieren und immer neue Reize finden am Berge ſelbſt oder im Ausblick. Doch — beſchreiben läſst ſich's nicht und ſehen kann man's nicht, wenn die Liebe fehlt.

'S iſt ſpät geworden, der Abend macht ſchon die Augen auf unten in den Gaſſen, die Stadt beginnt mit geſteigerten Pulſen die zweite, finſtere Hälfte des Tages zu leben. Wir überlaſſen den Berg ſeiner Ruhe, eilen niederwärts und gelangen über eine lange Treppe hinab unter ein Runddach, wo uns noch einmal das Gebirge begrüßt, bevor wir wieder in den Stadtpark einmünden.

Es ſind uns auf unſerer Partie nur wenige Menſchen begegnet, obwohl bei guter Witterung ſelten eine Tagesſtunde ſein wird, in welcher nicht wenigſtens hundert Perſonen auf dem Schloſsberge herumſteigen. Aber die Einſamkeit iſt künſtlich gemacht durch die Natur der Anlagen mit ihren zerſtreuenden Wegen, Steigen und lauſchigen Plätzen. An den Sonntagen ſtrömt freilich das Volk in Scharen auf den Berg — ſich freuend der billigſten Labe und Erholung, die es haben kann, und wahrlich auch der ſchönſten. Wer zählt die dumpfen Gemüther, die ſich auf dieſem Berge ſchon erheitert haben, die ſtürmenden Seelen, die hier Beruhigung gefunden, die kochenden Leidenſchaften, die in der göttlichen Natur, im Angeſichte der weiten, lachenden Welt gemildert und zerſtreut worden ſind!

„Daheim bleibe ich am Sonntag nicht!“ hörte ich einmal ein Fabriksweib ſagen, „wenn ich auf den Schloſsberg nicht gehen könnte, ſo wollte ich ins Waſſer gehen.“ Zwiſchen ſolchen zwei Spaziergängen kann freilich keine Wahl wehthun.

Ich ſelbſt habe dem Schloſsberg dieſes Lied aus Dankbarkeit geſungen. Stünde ein Gnadenbild dort oben auf der Höhe, ich müſste an ſeine Mirakel glauben. Wie viel Glück habe ich da oben ſchon empfunden! Wie viel Herzweh habe ich ſeit vielen Jahren da hinaufgetragen und abgeladen! — O Graz, du geliebte Stadt! Buſch und Wald, Vogelſang und Frieden, Bergluft und den Blick des weiten Himmels, all das kannſt du geben mitten in deinem Weichbilde — wer eine Stunde dafür frei hat.

⁂

Das Paradies der Grazer.

Das Paradies iſt am Morgen. So iſt es in der mythiſchen Geſchichte der Menſchheit, ſo iſt es bei den verſchiedenen Völkern, ſo iſt es beim Einzelnen und ſo iſt es beim Grazer Stadtpark.

Wer gegen die Mittagszeit oder gegen Abend im großen Luſtgarten wandelt, der befindet ſich auf der „Promenade“ und kann ſich davon überzeugen, wie ſehr der Menſch — Herdenthier iſt. Nicht etwa, wo die ſchönſten Stellen ſind, ergehen ſie ſich, ſondern wo die breiteſten Wege liegen. Sonne, Wind und Staub wird geduldig ertragen, nur recht viele Leute müſſen hin- und herwogen, ſich ſchieben, einander vor den Füßen gehen, einander die Pfade krümmen, einander fremd anſchauen, oder freundlich grüßen, oder heimlich beſpötteln und ein wenig Mediſance treiben. Und endlich vielleicht gar das Rauſchen des Springbrunnens und ein Militärkapelle-Bum-Bum dazu — das iſt der Grazer Stadtpark, aber nicht in ſeiner Epoche des Edens, ſondern in der nachherigen.

In aller Gottesfrühe! Das iſt das Wahrwort für alle Natur. Aus ſchwerer Krankheit geneſen, noch taumelnd, im leiſeſten Lüftchen ſchauernd, im Sonnenſtrahle ſchier verſchmachtend, alle Menſchen, die trauten wie die fremden fliehend, weil mir jedes Wort wehe that in der wunden Bruſt oder im zitternden Gemüthe — in ſolcher Zeit wankte ich täglich zur Morgenfrühe durch den Stadtpark. Faſt allein war ich mit dem erwachenden Frühlinge. Die ſteinernen Dichter Friedrich Schiller und Anaſtaſius Grün hatten noch ihre hölzernen Wintermäntel um, die abgehärtetere Volkspoeſie, „Waldlilie“ genannt, hatte den Winter im Freien ohne den geringſten Schaden für ihre Geſundheit überdauert und ſchaute in ihrer ehernen Ruhe freundlich zu mir herab. Wenn nur auch die Volkspoeten ſolche eiſerne Geſundheit hätten, wie dieſe Volkspoeſie.

Die Barometer des Wetterhäuschens ſtiegen mählich auf und nieder, der Himmel kehrte ſich nicht dran, er dachte wohl, dieſe Erde, auf der ſo viele Thränen fließen, brauche keinen Regen mehr. O du lieber Himmel! glaubſt du denn, daſs durch Thränenthau Roſen wachſen können? Kein Apfel und keine Traube wächst durch Augentropfen, nur Nüſſe, einzig nur Betrübnüſſe, Kümmernüſſe, und dieſe ſind hart aufzuknacken und haben einen bitteren Kern.

Dort auf der Bank unter dem zartſproſſenden Flieder knackt jemand an einer anderen Nuſs.

Das Weib iſt eine Nuſs,
Die man aufbeißen muſs,
Dem Mann Gott genad,
Der keinen Zahn mehr hat!

Derſelbe dort hat aber noch einen. Ein junger Soldat iſt's, einer von unſeren ſeſchen Belgiern. Der legt den linken Arm an die Banklehne und ſeinen Kopf neigt er ſo weit hin, daſs das falbe Schnurrbärtchen an ein rothes Wänglein ſtreicht. Das Mädel hat ſich beim Dienſtantritte von der Herrſchaft ausgebeten, daſs es Sonntags zur Sechsuhrmeſſe gehen darf. Da auf der Fliederbank iſt zu ſehen, wie ihre Sechsuhrmeſſe beſchaffen iſt.

Der junge roſige Krieger hat die Schlachten noch vor ſich. Dort auf dem Kiesweg unter den Birken wandelt ſtramm ein Weißbart dahin, der hat ſie ſchon längſt hinter ſich. Vielleicht tauchen manchmal in ſeiner Erinnerung die blutigen Schlachtfelder Italiens oder Böhmens auf. Hoffnungsvolle Söhne vor Freude und Bangnis zitternder Eltern muſste er hinmähen laſſen, die weiten Felder bedeckend mit unzähligen Leichen, das weite Land erfüllend mit unendlichem Jammer. Sein Herz durfte nicht zucken, ſtark und herb muſste es bleiben und finſter ſein Auge. Und jetzt?

Zwiſchen den noch kahlen Roſenſträuchern flattern heran kleine Vöglein, hüpfen den Sandweg daher und ſchauen vertrauend auf zum martialiſchen Schnurrbart. Und der alte Menſchenmäher zieht eine Düte aus dem Sack und ſtreut Körner und Broſamen hin und das Vöglein pickt ſie munter auf und flattert dankbar davon und er ſchreitet fürbaſs, das Herz voll Liebe zu den armen Thierlein, und voll Sorge, daſs jedes ſein Morgenbrot finde auf der Erde Gottes . . .

Ich ſitze unter dem Traubenkirſchenſtrauch und ſtarre vor mich hin, über des Räthſels Deutung ſinnend. Kommt ein Finklein herangehüpft, ſtellt ſich juſt vor mich her und zwitſchert mir was vor. Mein Lebtag bisher nicht, daſs ſo ein Vogel gekommen wäre und mir ein Ständchen gebracht hätte. Ich hatte ſchon oft die Vögel beſungen, aber nie ein Vogel mich, daher hörte ich ganz verwundert zu und verneigte mich ſehr geſchmeichelt. Doch kam auch hier wieder die alte Geſchichte heraus: Für Brot ſang der arme Schelm, und als von meiner Frühſtückſemmel ihm ein Theil abfiel, ſtellte er das Singen ein und benützte ſeinen Schnabel zu etwas anderem.

Eines Morgens ſetzte ich mich auf die Bank vor dem Kaiſer Joſef und wollte mit ihm ein politiſches Geſpräch anheben; er gab gar keine Antwort. Unter den gegenwärtigen Zuſtänden mag er wohl nicht mitreden und ein Reconvaleſcent hat auch etwas Vernünftigeres zu thun, als ſich über die Czechen, Juden und Antiſemiten zu unterhalten. — Im Parke rauſcht der Brunnen. Acht ſtattliche Meerfräulein haben jede einen großen Fiſch gefangen und dieſe Fiſche ſpeien Waſſerbögen ins Becken hinauf, daſs es eine Art hat. In Kreuz und Krumm gehen die Strahlen und von oben gießen die Schleier nieder über allerlei liebliches Gebilde. Ein friſcher Morgenwind fährt drein und weht den ſilbernen Staub weit hin über das Grüne und in dieſem Staub ſpielen die ſieben Farben des Regenbogens.

Das Paradies der Grazer hat natürlich auch ſeine verbotenen Bäume und Sträucher. Ein Büblein hüpft daher und bricht eine rothe Roſe, im demſelben Augenblicke ereilt ihn die Hand des Verhängniſſes — der Engel mit dem Schwert in Geſtalt eines rothbärtigen Parkwächters. Das Büblein fleht um Gnade, es hilft nichts, der Engel hat ihn beim Genick; das Büblein geſteht, daſs es die Roſe ſeinem Schweſterchen hatte bringen wollen, das juſt heute den Geburtstag hat, es hilft nichts, der Engel hält ſeinen kleinen Adam feſt und hebt ſchon an, ihn vor ſich herzutreiben. Leute haben ſich verſammelt und ſelbſtverſtändlich für den hübſchen Knaben

Partei ergriffen. Einer Roſe wegen! Als ob nicht jeden Tag hunderte von ſolchen Roſen aufblühten und verwelkten! Und ſeinem Schweſterlein wollte er ſie bringen zum Geburtstage, das iſt ja reizend! Und der Parkwächter iſt ein Ungeheuer, das den Knaben nur gleich auslaſſen ſoll, ſonſt wird man ihm was anderes ſagen!

Kommt ein kleiner alter Herr getrippelt, ein bekannter Kinderfreund. Gottlob, der wird des armen Sünders Erlöſer ſein. „Du armes Kind“, ſagt er, „zu deinem Unglück biſt du heute ausgegangen und jetzt führen ſie dich vor das Gericht. Ganz bis zum Mittelpunkt meines Herzens hinein thuſt du mir leid, aber dein Weinen, das hilft dir nichts. Die Roſe iſt gebrochen und wird ſchrecklich gegen dich zeugen. Wenn es ſchon nicht anders iſt, ſo will ich die Strafe auf mich nehmen, aber Strafe muſs ſein, und wie würde unſer Stadtpark morgen ſchon ausſehen, wenn ſich jeder beliebig eine Blüte, einen Zweig, eine Roſe brechen wollte!“

Über ſolche Auffaſſung iſt das Volk entſetzt, allein das ändert an der Sache nichts. Der Verbrecher wird von dannen geführt, der kleine alte Herr folgt ihm nach, um bei der Polizei für ihn doch wohl ein erlöſendes Wort zu ſprechen. — Schon am nächſten Morgen ſehe ich den Knaben wieder durch das Paradies hüpfen, aber diesmal guckt er auf keinen Strauch, läſst alle Roſen ſtehen und ſo hat ſich der Juſtizfall gelöst den Menſchen zum Wohlgefallen.

Da es Maien geworden war, begannen die Baumkronen ſoſehr die grünen Wieſen und Blumenbeete einzuwölben, daſs man keine Steinmauer mehr ſah und keinen Berg im weiten Rund. Noch tagelang behauptete ich in der Nähe des Brunnens ein Plätzchen, von welchem aus der Schädel zu ſehen war mit dem Touriſtenhauſe, endlich war auch dieſer Ausblick verhangen von üppigem Geäſt. Ein blaues Stückchen Alpen ſollte man doch irgendwo hereinſchauen laſſen in unſeren Luſtgarten, damit man nicht ganz vergiſst, daſs wir mitten in Steiermark ſind.

Ein Kaffeehaus haben Adam und Eva in ihrem weltberühmten Paradieſe nicht gehabt. Die modernen Pärchen ſitzen vor dem Kaffeehaus im Stadtpark; nur daſs die Hochzeitsreiſenden des Morgens ſich etwas ſpät einzufinden pflegen. Wenn dann rings um ſie die Roſen prangen, die Vöglein ſingen, die Waſſer rauſchen, da wird den Leutchen angſt und bange vor dem Cherubim mit dem flammenden Schwerte, aber es erſcheint niemand als der ſchwarzbefrackte Kellner mit dem Schiefertäfelchen.

Wenn Fremde dahinſchreiten und den Stadtpark loben, da ſchleiche ich gerne hinten drein, und wenn ſie ſtehen bleiben, um eine maleriſche Baumgruppe anzuſehen, einen exotiſchen Strauch zu bewundern, oder den Franz Joſefs-Brunnen, das Anaſtaſius Grün-Denkmal zu beſtaunen, da ſchaue und bewundere und ſtaune ich heimlich mit und genieße gleichſam als Fremder wieder, was ich als Einheimiſcher ſo oft genoſſen. Und wenn ſie in ihre Betrachtungen den Schloſsberg miteinbeziehen, der ja zum Stadtpark gehört, und wenn ſie demnach behaupten, ſo etwas gebe es eigentlich nur einmal auf der Welt, da nicke ich lebhaft mit dem Kopf und halte die Fremden für ſehr geſcheite Leute.

Einmal ſaßen auf einer Parkbank zwei Bauern, die ich von einer rückwärtigen Laube aus tückiſch behorchte. Der eine hatte ſeinen Stiefel ausgezogen, griff und greinte an demſelben herum und nannte ihn eine bockige Stierhaut. Der

Stiefel muſste ihm an der Ferſe oder an der Zehe etwas angethan haben, denn zwiſchen Menſchenhaut und Thierleder kommen oft die empfindlichſten Reibungen vor. Der zweite Bauer ſchaute ſo ein wenig ſchiefeckig in den Park hin und ſagte endlich: „Daſs die Stadtleut ſo viel Baumwerk mögen, da mitten unter den ſchönſten Häuſern! Nit einmal auf die Dumkirchen (Domkirche) ſieht einer g'ſcheit hin vor lauter Stauden!“

„Du verflixter Stiefel!“ knirſchte der eine.

Der andere fuhrt fort: „Sollt' man einmal ihrer ein Dutzend Holzknecht' hereinſchicken, die wollten's bald licht machen! In meiner Jungheit iſt da ein ſchöner weiter Platz geweſen, haben die Dragoner drauf exerciert, und der groß' Tandelmarkt iſt auch da gehalten worden. Das Glaſih haben ſie's g'heißen. Frei ſchön anzuſchauen iſt's geweſen.“

„Du verhöllter Stiefel!“ murmelte der eine und that an ſeinem Lederſacke um.

„Sollten ſich eh gewehrt haben, die geſcheiteren Grazer Leut“, redete der andere weiter, „wie das Geſtauder iſt angeſetzt worden dazumal, haben's halt doch nit erwehren mögen. Wundern thät's mich nit, wenn ſie auch etliche Wölf' und Bären zügeln wollten in derer Wildnis. Mir g'fallt's nit, das kann ich ſchon ſagen; ich, wenn ich Wald ſehen will, geh' in keine Stadt.“

„Loben muſs man nur, daſs ſie den heiligen Paulus aufgeſtellt haben“, ſagte der eine und deutete mit dem Arm, auf dem der Stiefel ſtak, gegen das weißprangende Anaſtaſius Grün-Denkmal hin.

„Geld müſſen die Stadtleut haben wie Miſt“, bemerkte der andere, „das groß Brunnwerk dort hat gewiſs gegen tauſend Gulden gekoſtet und das Waſſer ſoll gar nit einmal zu trinken ſein.“

„Mein Lieber“, ſagte der Stiefelmann, „der Brunnen dort wird wohl ein biſſel mehr gekoſtet haben, wie tauſend Gulden. Meine ganze Bauernwirtſchaft, und deine, und dem Oberdorfer ſeine, und die Breitegghuben dazu, und ihrer ein halb Dutzend andere Bauernkeiſchen — alle zuſammen ſind dir nit ſo viel wert, als was dieſer Brunnen da hat gekoſtet.“

„Nit geſcheit biſt!“ rief der andere und ſprang auf. „Nachher wundert's mich nit, daſs wir ſo viel Steuern zahlen müſſen. Teuxel eini, das iſt mir ſchon zu dumm!“

„Stiefel!“ ſagte der eine und ſteckte ihn wieder an den Fuß, „mach mir keine G'ſchichten nit. Wenn wir heimkommen, ſchmeiß ich dich in den Waſſertrog. Und jetzt, Nachbar, werden wir halt ſchauen, daſs wir weiter kommen.“

So viel war zu hören und nun hatte ich den Stadtpark auch einmal — von der anderen Seite geſehen.

Im Hochſommer war's, eines ſchönen Morgens. Ich kam an jener Bank unter dem Flieder vorüber, wo im April der feſche Belgier geſeſſen bei dem Mädel. Das Mädel ſaß heute wieder da, aber allein. Es ſtützte ſich mit dem Ellbogen an die Banklehne und preſste ein weißes Sacktuch ins Geſicht. Mitten in aller Roſenpracht und Vogeljubelherrlichkeit ein tiefes Trauern.

Leider ja, auch das Paradies der Grazer hat ſeine dunklen Flecken, ſeinen ſchlimmen, giftigen Apfelbaum.

* * *

Durch die Stadt Graz.

Brief an einen Vetter in Linz.

Lieber Vetter!

Du willſt von mir eine Darſtellung von Graz haben, aber nicht in „dürren Worten, nicht mit lauter Ziffern, ſondern ſinnfällig“. Nun wie ſoll ich denn das anfangen, um Dir unſere Stadt recht „ſinnlich“ zu machen? Muſizieren kann man Graz nicht, gezeichnet und gemalt iſt es ſchon, und ſo bleibt doch nichts anderes übrig, als es Dir zu beſchreiben. Die Ziffern will ich halt möglichſt vermeiden, die dürren Worte etwas einweichen, damit ſie hübſch elaſtiſch werden. Du haſt ſchon verſchiedene Städte geſehen — gut, ſo macht ſich's.

Geh einmal her und ſtelle die ſchönen Städte Laibach, Klagenfurt und Innsbruck zuſammen zu einer einzigen Stadt. Das genügt aber nicht, jetzt haſt Du erſt die Größe etwa der Stadt Mainz. Nimm alſo noch das herrliche Salzburg dazu — es genügt trotzdem nicht, Du haſt erſt Zürich. Sei nicht karg und wirf auch Baden bei Wien dazu. Wie? das wäre bloß knapp Stettin in Preußen? So gib noch raſch Karlsbad und Bregenz darauf. Immer nur erſt Straßburg? Der Tauſend, ſo opfere auch noch Stockerau und ſiehe — Graz iſt fertig. Die Grazer „Vorſtadt“ Jakomini allein ſchon iſt faſt ſo groß, als das liebliche Linz an der Donau, und die „Vorſtadt“ Geidorf gibt der allzeit getreuen Wiener-Neuſtadt nicht viel nach. Wenn Du Graz von Norden nach Süden, oder auch von Weſten nach Oſten durchwandern willſt in gerader Richtung, ſo brauchſt Du eine geſchlagene Stunde. Haſt Du Luſt, ſie rings zu umgehen und Du biſt nicht gerade gut bei Fuß, oder haſt öfters unterwegs Durſt, ſo kannſt Du eine Tagreiſe draus machen, ja ſogar zwei. Ich meine aber nicht etwa das Groß-Graz, welches wir erſt kriegen ſollen und welches ſich ſo ziemlich über Mittelſteiermark erſtrecken wird, ſo wie Groß-Wien ſich beinahe über ganz Niederöſterreich ausdehnt, nein, vom gegenwärtigen Graz iſt die Rede mit ſeinen faſt fünftauſend Häuſern und hundertzwanzigtauſend Einwohnern (da ſind aber die Soldaten dabei, welche ja ſozuſagen auch „einwohnen“).

Mitten in dieſer Stadt iſt ein ſteiler Berg, nach der einen Seite bewaldet, nach der andern felſig. Wenn Du einen großen Beſen nimmſt und die Reichshauptſtadt Wien mit all ihren Vororten auf einen Haufen zuſammenkehrſt, wenn Du dann dieſen Kehrichthaufen mit einem Mörſer klein und fein ſtoßeſt, und wenn Du es auch mit Berlin ſo machſt — und Du pappeſt das zermalmte Zeug hübſch zuſammen zu einem Hügel, ſo wirſt Du beiläufig den Grazer Schloſsberg haben. Genau kann ich's aber nicht ſagen, weil ich den Verſuch noch nicht gemacht habe.

Mitten durch die Stadt Graz und ganz knapp am Schloſsberg vorbei, rinnt ein Fluſs, wir nennen ihn die Mur.

Der bringt uns das Waſſer von Oberſteier und Salzburg, was die Leute dort übrig laſſen und auch was ſie trinken. Ich wollte Dir ſehr gerne mittheilen, wie viele tauſend Mühlen, Fabriken, Schmieden und Hammerwerke dieſe Mur treibt, bevor ſie nach Graz kommt, doch Du kannſt ja die Ziffern nicht leiden. Wenn alles Waſſer, welches im Gebiete der Mur entſpringt, nach Graz käme, ſo hätten wir auch unſere Donau. Es kommt aber nicht alles, den größten Theil ſauft die Sonne auf. Um die Breite des Fluſſes mit Deinen Schritten zu meſſen, kannſt Du eine der ſieben Brücken wählen, jede iſt ſicher, und an hundert Schritte mit Verlaub, wirſt Du ſchon zu bummeln haben.

Gaſſen und Plätze hat Graz juſt ſo viel, als das Jahr Tage, ſo daſs Du an jedem Tage durch eine andere Gaſſe ſpazieren gehen kannſt. Es gibt auch hübſche Waldwanderungen und Bergpartien darunter. Und ſollteſt Du, was nicht unmöglich iſt, unterwegs Hunger und Durſt bekommen, ſo findeſt Du immer leicht eines oder das andere der ſiebenhundertvierzig Gaſthäuſer, welche Graz beſitzt. Und gelüſtet's Dir nach einem würzigen Tropfen Mokka, oder wie er ſchon heißen mag, ſo ſteht Dir unter den hundertundfünfundſiebzig größeren und kleineren Kaffeehäuſern großmüthig die Wahl frei. Daſs Du mir bei dieſer Rechnung, die nicht ohne den Wirt gemacht iſt, auch die Schänken mit eingehen läſst, iſt nur recht und billig.

Kirchen haben wir nicht ganz ſo viel als Wirtshäuſer, ich zähle deren mit beſtem Willen nur achtzehn öffentliche, und fürchte, daſs ſogar die Synagoge ſchon mit dabei iſt. Theater haben wir noch weniger als Kirchen, d. h. Kirchen noch mehr als Theater, was nur für die Frömmigkeit der

Bevölkerung ſpricht. Hingegen gibt es über ſechzig öffentliche Lehranſtalten aller Art; bei dieſer Menge von Schulen kann der mit einigen Talenten begabte Menſch ſchon etwas lernen. Zeitungen und Zeitſchriften haben wir ſiebenunddreißig, Abonnenten noch mehr. Wie viele Vereine es bei uns gibt, willſt Du vielleicht wiſſen. Nun, beiläufig ſo viele als Wirtshäuſer — jedes Dachel hat ſein Fachel.

Mit Grauen nehme ich wahr, lieber Vetter, wie unheimlich tief ich in das Ziffernmäßige hineingerathen bin, ohne eigentlich auf Geld geſtoßen zu ſein. Graz hat zwar eine größere Anzahl von Actiengeſellſchaften und Geldgeſchäften, iſt aber doch im ganzen brav, daher eine nicht reiche Stadt. Wir haſten und rennen nicht, wie die in den Weltſtädten, wir faulenzen auch nicht, wie die zu Krähwinkel (mit einigen Ausnahmen). Die Penſioniſten — man zählt deren rund zehntauſend, auch die alten Schullehrer und Eiſenbahnwächter mitgerechnet — welche ſich wohl Ruhe gönnen könnten, ſind das eigentlich belebende Element dieſer Großſtadt: ſie ſpazieren würdig durch die Gaſſen, ſie ſitzen im Stadtpark, ſie beſteigen den Schloſsberg, den Roſenberg, den Ruckerlberg, ſie inſpizieren die Straßenkehrer, bemuttern die Kinder, die Hunde, die Kindsmädchen, füttern die Vögel, bekritteln die Wege, die Bäume, die Häuſer, die Fiaker, die Künſte, die Canäle, den Gemeinderath — und lieben Graz über alles. Willſt auch Du, Vetter, der Gilde der Grazer Penſioniſten beitreten, ſo ſei willkommen. Einſtweilen lebe wohl.

Die Hilmwarte.

„Wozu dieſer Narrenthurm!“ rief ich aus bei dem erſten Anblicke der Hilmwarte, denn ich pflege die Sitte meiner geſchätzen Mitbürger, alles Neugeſchaffene tapfer zu vermoppeln, getreulich mitzumachen.

Nach obigem Entrüſtungsrufe legte ein braungekleideter Herr mir die Hand auf den Arm und ſagte leiſe: „Als Welden ſeinerzeit den Schloſsberg bepflanzt hatte, ſollen die weiland Grazer empört gerufen haben: Wozu dieſer Unſinn! Dieſe Büſche, daſs ſich Räubergeſindel darin aufhalten kann! Dieſer Gamsſteig, wer ſoll denn da hinaufklettern? — Als ſpäter der Stadtpark angelegt, der Franz Joſefs-Brunnen aufgeſtellt, die Pferdebahn eingeführt, das Grün-Denkmal geſtiftet worden iſt, haben wir die Gaben mit ähnlichem Danke empfangen. — Narrenthurm! Wollen Sie nicht erſt einmal klug werden und hinaufſteigen?“

Mich verdroſs dieſer Menſch. Ihm zum Trotz wollte ich mir an den Treppen der Hilmwarte die Lunge lahmſchnaufen, war daher etwas unangenehm berührt, als ich die Stiegen hinanſchlenderte, die ſo hölliſch bequem angelegt ſind, daſs man beim Steigen jodeln kann, wie ein Almjunge. Unterwegs begegnet man einer Anzahl von bequemen Ruhebänken, deren Bedeutung mir nicht klar wurde. Auf den Campanile in Venedig kann man bekanntlich hinaufreiten, hier kann man hinaufſitzen, beſonders wenn man manchmal einige Stufen weitergeht. Die Hilmwarte kann ein hundertjähriger Greis beſteigen, um noch ein letztesmal — und ſpäter wieder einmal — die ſchöne Welt anzuſchauen. Den Thurm ſelbſt beſchreibe ich nicht; der mehr als dreißig Meter hohe, altdeutſch bekleidete Recke ſteht vor aller Augen da, als neues Wahrzeichen der Murſtadt.

Nun trat ich hinaus auf den Söller, der ſich hoch oben rund um den Thurm zieht. Da wuſste ich einmal nicht, wie mir geſchah. Ich glaubte mein Graz ja ſeit länger als ein Vierteljahrhundert zu kennen und nun — wie anders, wie neu, wie einzig ſchön! — Herr im Himmel, ich danke dir für dieſes Paradies!

Der Grazer ſieht nämlich ſein Graz nicht. Von Oſten aus war es in der That ſchwer zu ſehen, da bot ſich kein rechter Standpunkt für den Beſchauer. Und doch iſt die Stadt und ihre Lage von dieſer Seite aus am allerſchönſten und großartigſten, weil das Bild im Hintergrunde gekrönt wird von dem Kranze der Alpen, die manchmal wie Gletſcher herniederleuchten auf den wunderſamen Garten an der Mur.

Da ruht es nun vor uns, das liebliche Graz, die Stadt der Gärten, nach welcher ſich jeder aus der Ferne wiederſehnt, der ſie einmal geſehen. Mitten aus der weithingeſtreckten Stadt ragt wie ein hohes Kiſſen der Schloſsberg. Ihm gerade gegenüber die Warte, auf der wir ſtehen, iſt gar aus dem Walde emporgewachſen. Und der grüne, rauſchende Wald zieht in einem breiten Strom gegen die Stadt hin, wo er zwiſchen Villen und Häuſerreihen nach und nach verſickert. Der Schloſsberg, nicht gewohnt, von dieſer Stelle geſehen zu werden, will unſer Auge feſſeln; aber wir können es dir heute nicht gefangen geben, du treuer Freund, es hat noch einen Spaziergang vor in der weiten Runde unſeres Bildes.

Rechts vom Schloſsberge gegen die Murenge hin die Stadt der Werkſtätten und dampfenden Schlote vergleiche ich mit dem emſigen Werktage; links das aufblühende Neu-Graz mit ſeinen Giebeln, Kuppeln und Thürmen, wovon beſonders der Herz Jeſu-Thurm kühn und frei gegen Himmel ſpringt, iſt dagegen wie der fröhliche, freundliche Sonntag. Weithin legt ſich das Grazer Feld. Zu unſeren Füßen gucken hinter dem Walde die Thürme des Hilmteichpalaſtes hervor, am Geſtade des Grazer Binnenmeeres, auf welchem manche Kriegsflotte ſchon gekreuzt, manche Seeſchlacht zwiſchen Damen und Herren ſchon geſchlagen worden iſt. Im Winter iſt dieſes Meer ein kleines Franz Joſefs-Land, aber die Eisbären, die auf demſelben hin- und hergehen, haben Pfoten von Stahl und Zobelpelze an. Nebenhin, zwiſchen Eichen und Tannen verſteckt, iſt ein idylliſches Geheimnis, das ich ſehr ungern verrathe, das endlich aber von muthigen Seefahrern doch entdeckt werden wird: das Schweizerhaus. „Sei ſchön gegrüßt und ruh' hier aus, als wäreſt Du im eig'nen Haus.“ Wir wollen dieſer freundlichen Einladung folgen, einſtweilen blicken wir noch ins Land. Und wem es zu wenig iſt, was er ſieht, der hebe die Hand auf. — Es hebt ſie keiner.

Selbſt der Schloſsberg kann's nicht ſo wie dieſe Warte, denn er iſt zu beſcheiden, zeigt wohl die Stadt, aber nicht ſich ſelbſt, und wir wollen das Graz auch einmal mit dem Schloſsberg ſehen.

Wollen wir nur Land, Natur und Idylle, ſo wenden wir uns auf der Warte nach Oſten, aus welchem uns der echte Charakter des ſteiriſchen Hügellandes entgegenlacht, treuherzig, wie ein unverdorbenes, blühendes Dirndel.

Und wie viele Bilder in dieſem einen! Anders iſt es am Morgen, anders am Abende, anders zu jeder Jahreszeit. Man vergiſst, daſs die Landſchaft auch im Winter da iſt, und nicht minder reich an Reiz und Größe als im Sommer.

Doch, was thue ich da? Bin ich nicht auf den „Narrenthurm“ geſtiegen, um jenem braunen Herrn*) zu beweiſen, daſs man da oben nichts ſieht, als eine Thorheit? —

Gottlob, daſs manche Thorheit ſo ſchön iſt!

---

*) Jeder Grazer weiß, wer unter ihm zu verſtehen iſt.

Auf den Schöckel.

Landsleute! Gott muſs die Steirer ſehr lieb haben, daſs er ihnen ein ſo ſchönes Heimatland gegeben hat.

Manchmal kann ich es kaum faſſen, wie wir, die in die Ferne Trachtenden, ins Ausland Strebenden, die Güte und Schönheit der Heimat Miſsachtenden, ein ſolches Glück verdienen. Ich ſelbſt wäre unter Umſtänden einer der Schollenflüchtigen, in die weite Welt Haſtenden unter dem Vorwande, daſs man die Fremde kennen lernen, ſoviel als möglich ſehen und ſich einen großen Weltblick erwerben müſſe. Ja, man ſoll die Fremde kennen lernen, aber früher noch die Heimat, man ſoll ſoviel als möglich ſehen, aber vor allem ſein eigenes Vaterland; und wer die Fremde beſſer kennt als ſeine Heimat, in der er lebt, der wird aufgeblaſen, verſchroben und manchmal ganz dumm.

Ich lieſe, wie geſagt, vielleicht ſelber Gefahr, lieber von einem Kärntner Berge auf Steiermark hereinzublicken, als von einem ſteieriſchen Gipfel auf Kärnten hinaus; lieſe Gefahr, in einem Hotel der Schweiz die Gemüthlichkeit der ſteiriſchen Wirtshäuſer zu loben, als ſelbſt in einem ſolchen mich zu ſtärken zur frohen Wanderung in den Geländen der Raab, der Mur, der Enns. Allein ich vermag es nicht, mir hat die grüne Steiermark nach dem Volksliede „eine goldene Kette ums Herz angelegt“. Wer in der Fremde an Heimweh leidet und zu Hauſe Heimluſt empfindet, der weiß, was er zu thun hat, er bleibt daheim, da die Schönheiten ſeines eigenen Vaterlandes unerſchöpflich ſind, hier lieblich zum Entzücken, dort herrlich zum Seligwerden.

Wenn ich vom Vaterlande ſpreche, ſo meine ich das nicht im politiſchen Sinne, ich meine damit das Land meiner Vorfahren, das Land, aus deſſen Natur, aus deſſen Einrichtungen und Sitten meine Väter hervorgegangen ſind, deſſen Zuſtänden ich naturgemäß angepaſst worden bin, deſſen Bedingungen und Herkömmlichkeiten die meinen ſind, ich meine damit das Land, welches mir in allen ſeinen Theilen heimlich und traut iſt, in welchem ich alles begreife, verſtehe, ſo wie in demſelben mich alles begreift und verſteht. In dieſem Sinne des Abſtammens, des Angeborenſeins, in dieſem ariſtokratiſchen Sinne ſpreche ich von meinem Vaterlande.

Mein Vaterland ſind die deutſchen Gauen der Steiermark.

Es mag überaus anmaßend klingen, wenn ich ſage: Ich ſtehe zu dieſen Gauen, wie der Fürſt zu ſeinem Reiche, allein ich komme mit ſolchem Ausſpruche meiner Empfindung am nächſten. Ich betrachte mein Heimatland nachgerade als mein perſönliches Eigenthum. Alſo macht es mir Freude, alſo macht es mir Sorgen. Alſo muſs ich daheim bleiben und kann nicht fort, weil der Menſch mit ſeinem Eigenthum verwachſen iſt. Wohl verſtehe ich auch den, der nun etwa kommt und ſagt: Mein Lieber! ich bin ein weit größerer Fürſt als du, kleiner Gaugraf, mein Reich, mein Eigenthum iſt die ganze Welt, ich bin überall daheim, ich fühle mich gemeinſam mit dem Kosmos, ich habe ein großes Herz! — Alle Achtung vor dir, Weltfürſt mit dem großen Herzen, doch ich für meinen Theil entſcheide mich für beſcheidenere Beſchränkung, damit ich das Meinige auch mit perſönlichen Sinnen haben und genießen kann. Trotz meiner ſteieriſchen Selbſtherrlichkeit gönne ich meinen Landsleuten in Gnaden dasſelbe, was ich habe, ja noch mehr. Sie mögen in den Schlöſſern wohnen, ſie mögen auf der Scholle ernten, ſie mögen in den Wäldern jagen, in den Flüſſen fiſchen, ich geſtatte es großmüthig und begnüge mich bei unſerem gemeinſamen geiſtigen Eigenthume im weiteren Sinne mit der Heimatfreude und im engeren Sinne mit der Landſchaft.

Wonnig nicht zu ſagen iſt mir, wenn ich im Frühjahre den erſten Ausflug mache über Land. Fürs erſte wundere ich mich, das Glück noch einmal erlebt zu haben, noch ſo jung und noch ſo ſinnenfriſch, als wäre nie ein Winter geweſen. Und das Blauen der Berge, und das Grünen der Wälder und das Blühen der Wieſen und Gärten, und das Rieſeln der Wäſſer und das Singen der Vögel und der ſonnige, mit zarten Wölklein durchwobene Himmel darüber — alles wie es war in längſtvergangenen Tagen, eine veränderliche, aber unvergängliche Herrlichkeit.

Eines Maimorgens wanderte ich aus der Stadt. Man hat ein gutes Weilchen zu fliehen, bis unſer weit ausgreifendes Graz hinter dem Rücken liegt. Von den Thürmen zu Maria-Troſt klangen die Glocken hinaus in den thaudurchfriſchten Morgen. Ein Hochzeitspaar zog in die Kirche ein. O Gott im Himmel! dachte ich, wie biſt du heute wieder wohlgelaunt! Denn in mir war eitel Entzücken.

Landsleute! Kennt ihr den Weg, der dem Kroisbach entlang zieht, dann links hinauf zur Höhe des Faſſelberges und nordwärts über den Hügelzug hin, nach rechts und links freie Ausblicke in reizende Thalkeſſel, reich beſäet mit Dörfern, Bauernhäuſern und wohnlichen Schlöſſern? Links die Thäler von Rinnegg und Linegg, die waldigen Höhen, welche uns ſchon gütigſt die Stadt und ihren Dunſt verdecken; rechts das Rabnitzthal mit dem auf ſanfter Anhöhe maleriſch gelagerten Kumberg, und weiterhin das Hügelgelände bis an die Berge bei Weiz. Vor uns aber die Maſſe des Schöckels mit ihrem langgeſtreckten Rücken, mit ihrem ſteilen Abfalle. Auf dem Hochplateau des Berges ſehen wir ein winziges Würfelchen in den Himmel hineinſtechen — das Touriſtenhaus.

Dieſem Berge wanderte ich zu. Noch hat er genau die Form, in welcher wir ihn von Graz aus ſehen. Doch iſt er nicht mehr blau, ſondern mit ſeinen waldigen Hängen und Wänden, mit den Spitzen ſeiner Baumwipfel in deutlichen Conturen vor uns, ſcheinbar aber weniger hoch als von der Ferne geſehen, was ſich immer ſo ſpielt. Hohe Berge und bedeutende Menſchen ſcheinen größer in der Ferne als in der Nähe.

Schon hatte ich den Curort Radegund in Sicht, der am Fuße des Schöckels liegt, als mir ein nettes Abenteuerchen zuſtieß. Man ſollte glauben, die Anekdoten würden von Spaßvögeln erfunden, bei vielen mag es zutreffen, die beſten aber macht der Zufall, oder vielmehr der Menſch in ſeinem größten Ernſte. Auf der Straße hatte mich ein Bauernweib eingeholt, das mich anſprach und aus deſſen Mundart ich merkte, daſs es nicht in der Gegend geboren, ſondern aus dem Wendenlande eingewandert ſein müſſe. Sie war redſelig und ſprach ein ſchlechtes Deutſch. Sie erzählte mir, daſs ſie eiligſt zum Arzt müſſe, es ſei ihr Mann auf den Tod krank. Ein Grazer Doctor hätte geſagt, er habe eine Bruſtentzündung und hätte ſieben Egel geſchickt. Die Egel hätte ſie ſofort in Schweinsſchmalz gekocht, weil ſie wohl wiſſe, daſs Rindsfett für Kranke nicht geſund ſei. Aber als der Kranke die Speiſe gegeſſen, ſei ihm ſo viel zum Verſterben übel geworden und daher wolle ſie eilends den Radegunder Arzt bitten gehen um eine beſſere Medicin. Anfangs hatte ich in der That gemeint, das Weib wolle mich foppen, doch überzeugte ich mich allmählich von der lieben Einfalt meiner Weggenoſſin. Ich gab ihr noch den Rath, ſich beim Radegunder Arzte ganz genau zu erkundigen, wie die Medicin, die er etwa verſchreibe, anzuwenden ſei. Es gebe z. B. Salben, die man nicht einnehme, und es gebe Mixturen, die man nicht auf Pflaſter ſtreiche, und es gebe Blutegel, die man nicht in Schweinsfett geſchmort eſſe, ſondern zum Blutſaugen an die Haut ſetze. Ich empfahl ſie hernach in den Schutz Gottes und gieng meinen beſonderen Weg.

Von nah und fern kommen jährlich zahlreiche Kranke nach Sanct Radegunds Kaltwaſſer-Heilanſtalt, um ſich aus den ſechzig Bruſtzitzen des Schöckels, hier Quellen genannt, Geſundheit zu trinken. Es ſteht wohl zu wünſchen und unter dem ſtrengen Directorium des Doctor Novy zu hoffen, daſs mancher Preſthafte das kalte Waſſer nicht ebenſo unzweckmäßig anwende, als jenes Bauernweib die Blutegel. — Im Schatten der Luſtwäldchen Radegunds läſst es ſich nicht bloß heilſam trinken, ſondern auch gut träumen, wenn man ſo auf bequemer Ruhebank ſitzend, zwiſchen dem Geſtämme hinausblickt ins höhenrauchübergoſſene weite Gelände und etwa auch einmal darüber nachſinnt, was in dieſem Paradieſe der Menſch alles thut, um krank zu werden, und was er alles thun möchte, um wieder zu geſunden. Es iſt nicht an einem Tage und nicht mit einem einzigen Fehler geſchehen, daſs ſich der Menſch krank macht, es braucht manchmal recht vieler Anſtrengung; aber noch hundertmal ſchwerer geht das Geſundwerden.

Ich laſſe den Curort mit ſeinen friſchen Quellen zur Rechten und zur Linken liegen und ſteige munter an. Der Boden wird ſteiler und auf einmal ſtehe ich hoch an der Bruſt des Berges. Der Weg zieht ſich rechts an, von Haus zu Haus, bis er in den Wald hineingeht und ſachte das Halbrund macht um den Berghang. Auf dem Bergſattel, wo der Weg ſich zweigt, hinab in die nördlichen Gegenden und links empor zur Schöckelhöhe, ſteht eine gemauerte Bildſäule, genannt das Schöckelkreuz. Hier iſt ein freundlicher Platz, ein ſtiller Waldanger. Hier könnte man raſten, wenn man nur müde wäre. Wer die Müdigkeit nicht von der Niederung mit heraufgebracht hat, auf hohem Berge kommt ihm keine mehr, die leichte Luft, das leichte Herz, die Sehnſucht nach dem Gipfel lockt, jagt, zwingt ihn nach vorwärts. Ein wahrer Parkweg hinan durch hochſtämmigen Wald, dann ein kurzer ſteiler Ruck empor bis zum Wetterloche, wo eine Kluft in den felſigen Berg hinabgeht, in welcher den größten Theil des Jahres Schnee und Eis liegt. Einſt, als der Schöckel noch für den ſteieriſchen Blocksberg galt, ſollen die Hexen durch dieſes Loch aus- und eingeflogen ſein. Heute ſteigen nach dem Hirtenglauben aus dieſem Loche nur böſe Wetter auf, wenn man Steine hineingeworfen hat. Die Leute erzählen ſich, daſs dieſes Loch mit dem Neuſiedler-See in Ungarn in Verbindung ſtehe. Vor Jahren ſei einmal ein Ochſe in dieſe Schöckelkluft gefallen und eine Weile ſpäter ſei derſelbe Ochs auf dem

Neuſiedler-See wieder zum Vorſchein gekommen; unterwegs ſollen ihm die Hörner gewachſen ſein, nach Art der ungariſchen Ochſenraſſe. . . . Ich befaſſe mich mit dieſer merkwürdigen Naturerſcheinung nicht weiter, denn ſchon habe ich unter meinen Füßen Alpenboden und vor mir liegen auf grünen Matten das alte Schöckelſchutzhaus und die Semriacher Hütte. Ich bin auf der nördlichen Seite des Berges, ſäume aber nicht lange; eine letzte Viertelſtunde, und ich ſtehe auf dem Gipfel des Schöckels. Eine zahme Almmatte liegt hingebreitet über die Höhen, nur die öſtliche Zinne iſt mit einzelnen Fichtenbäumen geſchmückt, zum Zeichen, daſs dieſer 1437 Meter hohe Berg nicht Anſpruch erhebt auf Hochalpencharakter. Trotzdem leiſtet er — weil das Niveau des Landes ein tiefes — an Schönheit, Ausſicht und Alpenſtürmen mehr als mancher Rieſe im Oberlande, der mit Felſen gekrönt iſt.

Vor mir ſteht das ſtattliche Schöckelhaus, ein Pracht-Bergaſyl. „Da wollen wir hinaufgehen, Kartenſpielen!“ hat ein Grazer Fleiſchhauer geſagt. Ja, Philiſter, es geht nichts über die ſchöne Natur, wenn man Spielkarten bei ſich hat!

Wir ſchauen hinab in die Welt, die wie ein blaues, unabſehbares Meer daliegt, tief ins Ungarland hinein. Erſt wenn man das Auge ſchärft, treten in der blauenden Dämmerung Höhen und Thäler hervor. Dort draußen auf einer weiten Fläche ſteht ein dunkles Wärzchen und in der Nähe desſelben ſind ein paar glitzernde Punkte und ein paar mattfarbige Streifen. Es iſt gar nicht auffallend, und fällt mir doch auf, ich habe es aber erſt ſuchen müſſen. Denn es iſt ein intereſſanter Punkt, es iſt die große Hauptſtadt der Steiermark, das weltberufene Graz. Wie klein und nichtig liegt es da unten! Nur die Mur funkelt an einigen Stellen. Mit einer Landſchaft gemeſſen, iſt alles Menſchenwerk lächerlich winzig. Alle Menſchenwerke auf Erden zuſammengenommen, aneinander-, übereinandergehäuft, geben bei weitem nicht eine ſo große Maſſe, als es der Schöckelbergſtock iſt, der ja doch ſo unauffällig daſteht, mitten im ſteieriſchen Lande. Und wenn man vor viertauſend Jahren hinausgeblickt hätte von dieſer Höhe, ſo wäre es dasſelbe Bild geweſen, das es heute iſt. Da unten die blauenden Gründe des Urwaldes, dort die duftigen Erhebungen des Kulm, der Gleichenberge, des Wildonerberges, des Plabutſch, wenngleich dieſe Namen noch nicht geweſen ſind, die Berge waren. Und was haben ſeither die Menſchen herumgewirtſchaftet da unten! Die leichten Spuren, die ſie gemacht, liſcht ein einziges Jahrhundert aus, falls der Menſch heute ſchlafen geht.

Kaum andere Gedanken kommen, wenn ich mich nun umwende und nach Norden hinblicke. Und doch, welch ein anderes Bild! Im Süden blau und flach wie das Meer, im Norden Alpenwelt. Tief unten ruht das wohnliche, ſcheinbar faſt flache Land von Semriach, Paſſail und Fladnitz. Zahlloſe wohlbeſtellte Bauernhöfe ſind zerſtreut zwiſchen ihren Feldern, Wieſen und Wäldchen. Dann ſtehen Waldberge, hinter denſelben höhere Felſenberge und noch weiter im Hintergrunde Schneeberge. Die Murthaleralpen ſind wahrlich nicht niedrig, und doch ſchauen über denſelben herein der Zinken, der Reiting und andere. Das Rennfeld, der Lantſch, die Teichalpe ſind ſtattliche Erhebungen, und doch ragen hinter denſelben gewaltig hoch auf die ganze wilde Schwabengruppe, die Veitſch und der Tonion bei Maria-Zell. Auch die Rax und der Sonnwendſtein und der Wechſel laſſen ſich nicht verdecken durch die Fiſchbacheralpe, die Berge von Anger und den Hochzug des Rabenwaldes. Lauter alte Bekannte ſind es, die mich grüßen, jeder winkt mir Erinnerung zu an ein Erlebnis, an ein Leid, an eine Freude, ſo ich auf dem einen oder auf dem anderen dieſer Berge erfahren.

„Die Liebe iſt es, die uns hinanführt zu den Alpenhöhen“, ſagte mir einſt ein Lebemann. „Die Liebe iſt's!“ wiederhole ich. Wette aber, daſs es eine etwas unterſchiedliche Art von Liebe iſt, die zwei unterſchiedliche Menſchen meinen. Unſere Liebe iſt die Steiermark, und um ihr ins Angeſicht zu ſchauen, ſteigen wir auf die Berge.

Wenig ſo glückſelige Stunden werde ich zu zählen haben, wie dieſe war, als ich auf einem Stein des Hochſchöckels ſaß und hinausſchaute ins nördliche Land. Worin das Glück beſtand, ich kann's nicht ſagen. Man ſitzt auf einem Berge und ſieht andere Berge — was iſt's denn weiter? Die Schönheit erklärt man nicht, man empfindet ſie. Allmählich gieng meine Empfindung in Träume, dieſe in Sinnen, dieſes in Gedanken über. Ich dachte an Steiermarks Vergangenheit und an Steiermarks Zukunft. Das erſtere war ein Gewiſſenerforſchen, das letztere war ein Gebet. Nach tauſend Jahren werden noch immer Menſchen hier ſitzen und hinausblicken in die weiten Gauen. Was wird bishin geſchehen ſein da unten in dieſen Thälern? Vielleicht liegt in jenen Zeiten eine reich bevölkerte Anſiedlung auf dieſer Alpenhöhe, weil unten die Räume zu enge geworden für die Menſchheit, die ſich ins Ungeheure vermehrt hat. Vielleicht auch raſtet auf dem Kalkſtein ein Wanderer, der ſich verirrt hat in die Wildniſſe des Raab-, des Murgebietes und ſich verſtiegen auf dieſen Berg, auf welchem ſonſt kein Menſch mehr herumklettert. Es gab eine Zeit, da hohe Berge gemieden, gefürchtet waren, da die Erſcheinungen, welche uns heute als Schönheit gelten, nichts als Schreckniſſe geweſen ſind, da man die Gebirge für ein Unheil betrachtete, weil ſie unfruchtbar waren, den Verkehr hinderten, wilde Thiere beherbergten und böſe Wetter erzeugten. Was war, kann wieder kommen. Aber wenn dem Menſchen der Sinn für Naturſchönheiten jemals wieder verloren gehen ſollte, dann weiß ich nicht, was an ſeine Stelle treten müſste als Erſatz. Einſt war die Religion dafür da, das Sichabwenden von dem Irdiſchen, das Hinneigen nach einer idealen Welt, die man ſich aufſtellte nach Mitteln und Wünſchen. Kommt das wieder? Wenn die Phantaſie wieder zu ihrem Rechte kommt und zu ihrer ſchöpferiſchen Kraft, wenn ſie ſo lebhaft wirken kann, daſs der ſinnliche Menſch an ſie glauben muſs, dann iſt voller Erſatz, und mehr als das, vorhanden für den Sinn, der die Schönheit der Natur genießt. Bleiben wird es nicht wie es heute iſt, aber Gott wird es ſo einrichten, daſs ſeine Menſchenkinder immer etwas haben zur Freude und Erhebung.

Etwas leiblicher wurde die Stimmung, als ich bei den Semriacher Hütten, wo Erquickungen ausgeſchänkt wurden, fröhliche Geſellſchaft fand. Da waren der Pfarrer von Semriach, ein auch als Hiſtoriker verdienter Mann, der Oberlehrer des genannten Ortes, und zu dieſen beiden Trägern menſchlicher Ideale geſellte ſich der dritte — der Poet.

Wenn ich nun ſage, daſs wir drei uns vereinigten und auf hohem Berge einen feierlichen Schwur leiſteten, jeder in ſeiner Art für unſer Volk treu und liebevoll zu wirken, ſo kann der Herr Pfarrer oder der Herr Lehrer kommen und mich der Unwahrheit überweiſen. Thatſächlich iſt zwiſchen Prieſter, Lehrer und Dichter kein Schwur abgelegt worden auf dem ſteieriſchen Rigi, aber er hätte abgelegt werden können und wird abgelegt werden. Denn daſs die dreie ſich verſtehen in der guten Abſicht, die jeder für unſer Volk hegt, das hat ſich gezeigt und zeigt ſich immer wieder und ſo hoffe ich, daſs auch in der geiſtigen Welt Friede werden wird, den anzuſtreben unſer Wollen und unſere Pflicht iſt.

Und nun lebe wohl, ſtolzes Kalkſteinhaupt, ich ſteige wieder zu Thale, um unter kleinlichen Geſellen — auch ein ſolcher zu ſein.

Als ich an dem ſteilen Waldhange hingieng, fällten dort Holzhauer Bäume, warfen ſie über den Weg und riefen mir zu, wenn ich nicht erſchlagen ſein wolle, ſo müſſe ich ſtehen bleiben oder umkehren. Es wäre vielleicht nicht ſo übel, nach der erhebenden Empfindung auf dem Berge durch einen Schlagbaum ſich für alle Zeit unempfindlich machen zu laſſen gegen die Miſèren des Thales; ich entſchloſs mich aber doch lieber für einen Umweg, denn im Thale gibt es nebſt den Miſèren auch anderes, das man nicht aufgibt, ſo lange es nicht ſein muſs. Das Land, in welches Gottes Liebe uns geſetzt hat, iſt nicht allein auf den Höhen, ſondern auch in den Niederungen ſchön, und häſslich iſt es nur dort, wo es der Menſch häſslich macht.

⁂

Ein vergeſſenes Tandl.

Ich ſage ja immer, daſs die Welt zu enge wird. Einſiedler haben keinen Platz mehr.

Häufig laufen vom Auslande bei mir Anfragen nach Sommerfriſchen ein. Nach Naturfriſchen. Ich möchte doch — ſo lautet die Bitte — in den Alpen einen Winkel angeben, wo man in einem Bauernhauſe bei einfachen, gutmüthigen Menſchen reinliche Stube und nahrhafte Koſt haben könne. Weitere Bedingungen: keine Eiſenbahn, kein Telegraph, keine Poſt, keine Zeitungen. Wo es ſicher ſei vor Engländern, Berlinern und — man verzeihe das harte Wort — auch vor Wienern. Man wolle nur Waldthum und Bauernthum haben und im Vergeſſen ſtädtiſcher Cultur wenigſtens etliche Wochen lang Leib und Seele im Thaue der Urſprünglichkeit baden. — Das iſt der Wunſch, welcher, ein ſeltſames Zeichen der Zeit! immer lauter und lauter wird; am Ende beginnt die von den Poeten erhoffte Rückkehr zur Natur in allem Ernſte?

Wenn dieſes Bedürfniſſes ſich nur nicht etwa die Speculation bemächtigt und eine Colonie für Einſiedler gründet! Es iſt nicht ſo leicht, die einmal übermütig verlaſſene Natur wieder zu finden. Man weiß in unſeren Alpen kein Thal, und wäre es noch ſo verſteckt, in welches nicht etwa der Kunſtwein oder Brantwein, oder das amerikaniſche Fleiſchextract, oder die Cigarre ſchon gedrungen wäre, in welchem nicht eine Eiſenbahnfahrordnung an der Holzwand klebte oder ein Sodawaſſerplacat, und in welches das „Neuigkeits-Weltblatt“ nicht wöchentlich ungeheuere Maſſen von Cultur ſchleppte.

Das iſt ſelbſt ſchon in jenen Landſtrichen der Fall, deren „ungünſtige“ Lage den ſattſam bekannten „Segnungen“ bisher großentheils noch getrotzt hat.

Aber die Schleuſen ſind bereits geöffnet, die Sündflut (hier nicht Sintflut) kann auch ſolchen Gegenden nicht erſpart bleiben. — Mein vergeſſenes Landl! Wer dort noch ein bißchen im „Thaue der Urſprünglichkeit“ baden will, der mag dazuthun. Ich beeile mich, von Land und Leuten ein flüchtiges Bild aufzunehmen, bevor die Fluten der Welt darüber hinwogen.

Sanct Jakobs-Land, oder „Jackelland“, heißt die Gegend im Volksmunde. Sie liegt in Steiermark zwiſchen dem Mürzthal und dem Gebirgszug des Wechſel. Ihr Waſſer iſt die klare, forellenreiche Feiſtritz mit den zahlloſen Nebenbächen. Wenn man über den Wechſel, oder über den Pfaffen, oder vom Mürzthal aus die Waſſerſcheidhöhe überſchreitet, iſt alles auf einmal anders. Die Berge ſind niedriger, die Wälder zertheilter, weil überall mit Aeckern durchbrochen. Mitten in den Feldern, an Waldrändern, oft ſehr hoch am Berge liegen zu einzeln die Höfe. Im Thal die friſchgrünen Wieſen mit Bächen und Getreidemühlen. Die Luft iſt friedſam;

kein Pfiff der Locomotive, kein Fabriksſchlot. Die alten Bauernhäuſer ſind ärmlich gebaut, ſo daſs Küche, Geſindeſtube, Hühnerſtall u. ſ. w. nur ein einziger Raum iſt. Um ſo ſtattlicher ſind die überall erſtehenden Häuſer neueren Schlages mit ihren zahlreichen Stuben und vielen Fenſtern, aus denen manches hübſche Blondgeſicht auf uns herauslugt, denn es iſt ein Ereigniſs, wenn ein Fremder des Weges kommt. Die Gehöfte ſind zumeiſt ausgedehnt, von Holz gebaut, mit Stroh gedeckt und mit einem Bretterzaun eingefriedet. An jedem Hofe ſteht im Freien ein großes Crucifix, oft kunſtvoll geſchnitzt, häufig freilich mit einem „Chriſtus“, den nur der Glaube vor Spott zu ſchützen vermag. Auf den ausgedehnten, ſtets felsloſen Berghöhen liegen große Wälder; ſo am Teufelsſtein, Fiſchbacherwald, Vorauerwald, Feiſtritzwald, Rabenwald. Almwirtſchaften kommen, außer die wenigen am Wechſel, nicht vor. Im übrigen iſt die Gegend wohl bevölkert und reich an geſchloſſenen Dörfern und ſchönen Kirchen. An einem Ausläufer des Wechſel, gegen viertauſend Fuß hoch, liegt das Bergdorf St. Jakob im Walde, von welchem das Jakobsland ſeinen Namen haben ſoll.

Die Bewohner nennen ſich ſelbſt nicht Jackler, ſie werden nur von Leuten der Nachbargegenden ſo geheißen, denn der Name ſoll nicht viel Feines bedeuten, obwohl er in Ehren alt geworden iſt. Sie nennen ſich nur nach ihren Pfarrdörfern: die Rattner, die St. Jakober, die Mieſenbacher u. ſ. w. Faſt jedes Dorf hat ſeine beſondere Eigenthümlichkeit. Der Kathreiner hat ein nobles Gewand, der Rattner thut gerne disputiren und Proceſs führen, der Wenigzeller verſteht ſich aufs Frotzeln und Stänkern, der Fiſchbacher iſt ein berüchtigter Raufer u. ſ. w.

Die Leute ſind kräftig gebaut, haben einen ſchönen ſchlanken Wuchs; die meiſten ſind blond. Die Männer tragen im Sommer Kleidung von dunklem Tuche, im Winter aus dem ſogenannten Wilfling (ein Gewebe aus Garn und Schafwolle); an den Werktagen haben ſie lange blaue Schürzen umgebunden, eine Sitte, die ſelbſt ſchon bei den Schulknaben herrſcht. Die Weiber lieben bauſchige Kittel, und wenn eine beſonders ſchön ſein will (manche will das!), ſo zieht ſie übereinander drei, fünf und noch mehr Röcke an. Manche Dörfer ſind auch ſchon von der Kleidermode verſeucht, die aus dem Mürzthale eingeſchleppt wird.

Eine Eigenthümlichkeit des Jacklers iſt ſeine Liebe zum Flachs, den er in großer Menge anbaut und bei deſſen Brechen im Herbſte ſich ganze Volksfeſte entwickeln. Den Winter über beſchäftigen ſich Männer wie Weiber mit Flachsſpinnen, und zwar ſtets bis in die tiefe Nacht hinein, wobei ſie ſich mit Märchenerzählen, Räthſelaufgeben und Singen die Zeit vertreiben. Nur an Donnerstagen darf nach dem Nachtmahle nicht geſponnen werden; aus einem zu ſolcher Stunde geſponnenen Flachs webt der Weber Todtenhemden.

Die Nahrung iſt einfach, beſteht zumeiſt aus Milch, Mehl, Hülſenfrüchten, Kartoffeln und Leinöl. Zum Haustrunk Obſtmoſt. Birnen pflegt man in einzelnen Gegenden gedörrt zu mahlen und aus dem Mehl, das man mit Milch zu einem Brei mengt, die ſogenannten Dalken zu bereiten. Äpfel werden ebenfalls gedörrt, ſo auch Zwetſchken und Kirſchen, um daraus im Winter Suppen zu kochen. Die Rinder werden gezüchtet, gemäſtet und verkauft; für den Bedarf der Feſttage ſchlachtet man Schafe oder Schweine. An den Feſten iſt die Koſt ſehr üppig, ſo wird geſagt, daſs am Dreikönigsabende in jedem Hauſe neun verſchiedene Koch (Breigerichte) verzehrt werden müſsten; vor Zeiten ſollen die Jackler an dieſem Abende nicht weniger als drei Mahle genoſſen haben, wovon die Dreikönigsnacht noch heute die Dreimahlnacht heißt.

Charakteriſtiſch iſt die Mundart des Jacklers. Wenn er zum Beiſpiel darthut, daſs man auf einem beſtimmten Wege „douz ban Dedl iri and gleim ban Lus oaigain“ müſſe, ſo wird es der Mürzthaler kaum verſtehen, daſs man dort durch das kleine Feldthor hart am Ackerſaum hinanzugehen habe. Das o wird in vielen Fällen wie ou ausgeſprochen, was man „jougln“ (jackeln) nennt.

„Nachtn dout gwen,
Is ſcha ſchwout gwen,
Wa wul rout gwen
Mei Staii;
'ſ Tidl zuegwen,
'ſ Rigerl fii gwen,
Hon a ſou wieda mian gaii“.

Ueberſetzt: „Geſtern Abends dort geweſen, iſt ſchon ſpät geweſen, iſt wohl überflüſſig geweſen mein Stehen; das Thürlein zugeweſen, das Rieglein vorgeweſen, hab' unverrichteter Sache wieder müſſen fortgehen.“

Die Bevölkerung, welche in Lebensweiſe und Sitten ſehr an die Bewohner des Böhmerwaldes erinnert, iſt vom Stamme der Bajuvaren im ſechsten und ſiebenten Jahrhundert eingewandert. Sie iſt ur- und naturdeutſch. Seit einem Jahrtauſend hier feſtſitzend, iſt auch der einzelne ſo feſtſtändig geworden, daſs ſie ſich nicht verlaufen und auch nur ſchwer Fremdes ins Land hineinlaſſen. In den Wildniſſen, wo heute das Dörfchen Mönichwald liegt, ſoll die Clauſe des erſten deutſchen Mönches geſtanden ſein, der mit der Bekehrung der Heiden begonnen hat. Später haben die Stifte Vorau und Pöllau die Culturmiſſion fortgeſetzt. Der Clerus iſt heute noch in dem Beſitze der Bevölkerung; in vielen Orten bekleidet der Pfarrer zugleich das Amt des Gemeindevorſtandes, des Armenvaters, des Ortsſchulrathes. Man kann ſich alſo den Frieden, der zwiſchen Kirche, Schule und Gemeinde herrſcht, leicht denken. Im ganzen iſt — weil die herausfordernde Gegnerſchaft fehlt — die Geiſtlichkeit hier freiſinniger als in den Vorgegenden, wo ſie ihr gefährdetes Reich durch Unduldſamkeit und Strenge hüten zu müſſen glaubt.

Den Jadler unterſcheidet eines beſonders vortheilhaft von der Landbevölkerung anderer Gegenden, er iſt nicht indifferent. So gleichgiltig anderswo der Bauer gegen Religion und Cultus iſt, ſo gleichgiltig iſt er auch gegen andere Ideale und geiſtige Dinge. Der Jadler iſt das nicht. Prunkhafte Feſte, die er in ſeinen ſtattlichen Dorfkirchen gerne begeht, die in ihrem Glanze, in ihrer oft dramatiſchen Form, in ihrer mittelalterlichen Gottesminne und Heiligenverehrung an Tirol erinnern, machen ihm Freude, regen ihn an, geben ſeinem Seelenleben Inhalt und Nahrung. Ein Pfarrer, der die Jahrestage der Kirchenpatrone nicht pomphaft begehen, nicht ein halb Dutzend Nachbarprieſter zum Meſſeleſen und Predigen einladen wollte (denen er dann ein gutes Mittagsmahl aufzutiſchen hat), der hätte es mit ſeinen Pfarrkindern verdorben.

Häufig wird die Gegend von fanatiſchen Miſſionären beſucht, welche dann alles meilenweit um in Aufregung bringen. Der Ortspfarrer iſt nicht immer ein Freund ſolcher

Seelenjäger, aber um höheren Ortes nicht zu verſtoßen, muſs er ſie einladen. Die Koſten der Miſſion werden von den Pfarrkindern mit tauſend Freuden gedeckt.

Nicht minder als über fromme Stimmung, verfügt der Jackler über geſchäftliche Schlauheit, und ſeinen Pfarrer, der ihn geſtern mit dem Worte Gottes zu Thränen gerührt, beſchummelt er heute — unbeſchadet ſeines religiöſen Gefühls — bei einem Ochſentauſch. „Wenn ich meinen beſten Freund nicht anſchmieren will“, ſagt der Wenigzeller, „wen ſoll ich denn anſchmieren? Mein Feind traut mir nicht.“

Gewiſſenhaft werden auch die ſogenannten „kleinen Feiertage“, deren im Jahre über dreißig ſind, noch gehalten, vormittags in der Kirche bei der geſungenen Meſſe, nachmittags im Wirtshauſe oder auf der Kegelbahn. Manche Dienſtboten arbeiten an ſolchen Tagen für ſich ſelbſt und braucht ſie ihr Dienſtgeber, ſo muſs er ſie eigens dafür bezahlen.

In der Arbeit iſt der Jackler flink, im Genuſs genügſam und bedächtig. Auch in jener Gegend gibt es reich und arm, aber nicht im Weltſinn. Reich iſt dort der Hausbeſitzer, der auf ſein liegendes und fahrendes Gut nichts ſchuldig iſt; reich nennt man den Fuhrmann, der erſpartes Silbergeld hat, eine Dienſtmagd, die Flachs und Leinwand in ihrer Truhe hat, und vielleicht darunter verſteckt ein Sparcaſſebüchel mit dem Schnitterlohn. Arm iſt dort der verſchuldete Kleinhäusler, der abgehauste Grundbeſitzer, der erwerbsunfähige Einleger. Vor Entbehrung zugrunde gehen kann dort keiner, man iſt gegen den Armen zwar oft roh, aber man ſtützt ihn.

Faſt alles, was der Bauer braucht, bringt ſeine Wirtſchaft hervor; Bargeld iſt wenig in der Gegend, hat dafür aber zwei- und dreifachen Wert gegenüber den Preisverhältniſſen in Eiſenbahngegenden. „Tauſend Gulden!“ Damit deuten ſie dort den höchſten Begriff von Reichthum an. Der Fremde, der einmal zufällig in die Gegend verſchlagen wird, iſt überraſcht, wenn er im Gaſthauſe für gutes Nachtquartier mit vortrefflichem Nachtmahl und Frühſtück nicht mehr als achtzig Kreuzer zu zahlen hat. Hingegen, wenn ein Jackler einmal auf der Eiſenbahn fährt, kann er ſich nie genug wundern über die hohen Fahrpreiſe und meint, in je kürzerer Zeit der Zug eine Strecke zurücklegt, deſto billiger könnte er es thun.

Ins Mürzthal liefern die Bewohner der Feiſtritzgegend Geflügel, Eier, Obſt um ſehr billiges Geld, wobei ſich die den Transport beſorgenden Trägerinnen des Tages kaum zwanzig Kreuzer verdienen. Auch Holz und Kohlen gehen in dieſes gefräßige und geſchäftige Thal und jackleriſche Gewerbsleute erwerben ſich in demſelben ihr Stück Geld. Sie haben nämlich gute Anlage als Maurer, Zimmerleute, Schuhmacher, Schneider, Schmiede, Uhrmacher, Gewehrmacher, Beindrechsler u. ſ. w. Solche Arbeiter aus dem Jackellande ſind im Mürzthale und weiter umher ſehr beliebt, ſie arbeiten fleißig, gut und billig und ſind nicht wähleriſch in Koſt und Verpflegung.

Viele Dienſtmägde, die zu Weihnachten bei einem Bauer in den Jahresdienſt einſtehen, thun das gegen einen geringen Jahreslohn von fünfzehn bis zwanzig Gulden, bedingen ſich hingegen von ihrem Dienſtgeber, daſs ſie im Sommer, wenn daheim gerade keine dringende Arbeit iſt, auf einige Wochen ihrem eigenen Erwerbe nachgehen dürfen. Da gehen ſolche Dirnen denn „ins Schnitt“. Mit Bündel und Sichel wandern ſie im Juni ins Unterland oder nach dem Murthale, wo das Getreide ſchon reif iſt, finden vollauf Arbeit und ſetzen durch ihren emſigen, unermüdlichen Fleiß alles in Erſtaunen. Munter kehren ſie hierauf mit ihrem Schnitterlohn nach Hauſe und greifen wieder flink zu bei dem, was daheim Feld und Garten beut. Selten, daſs eine, etwa von Liebe oder anderen Weltvorzügen gelockt, in der Fremde bleibt; daheim iſt's ihnen am liebſten, da gehören ſie wie zur Familie ihres Dienſtherrn, mit dem Magd wie Knecht auf brüderlichem Fuße ſteht.

Eine ſchöne Eigenthümlichkeit in jenem Ländchen iſt das Zuſammenhalten der Nachbarn. Wird einer von ihnen durch Unglück heimgeſucht, ſo ſtehen ihm die anderen redlich bei, verrichten ihm die dringenden Arbeiten, wenn er in Krankheit iſt, ſpringen ihm mit Baumaterial, Zimmerleuten und Maurern bei, wenn Feuer oder Waſſer ſein Haus zerſtört hat, ſchicken auch die Koſt dazu und richten den Schwerbetroffenen wieder auf. Auch bei beſtimmten Arbeiten, als Reiſigſchneiteln, Flachsbrechen, Getreideſchneiden, ſtehen ſie gern zuſammen — heute bei dieſem Hof, morgen bei jenem — wobei es ſtets geſellig und heiter hergeht. Einer für alle — alle für einen!

Die jungen Burſchen halten zuſammen bei ihren beſonderen Zwecken. Sie bilden je nach ihren Gemeinden Vereinigungen, durch welche ſie ſich in ihren Trutzhändeln und Liebesabenteuern gegenſeitig unterſtützen. Sie helfen und ſchützen einander beim „Fenſterlngehen“ und „Gaſſeln“, wie die nächtlichen Liebesgänge heißen, ſie führen den Hausvater hinters Licht, wenn's die hübſche Tochter gilt für einen, ſie ſchlagen die Nebenbuhler aus dem Felde und treiben auch ſonſt allerhand Schabernak, wobei ihre Köpfe ſehr erfinderiſch ſind. Oft bildet die Burſchenſchaft einer Pfarre förmliche Verſchwörungen gegen die einer anderen Gemeinde, und an den Kirchtagen ſetzt es manchmal blutige Schlachten.

Das Liebesleben zwiſchen Unverheirateten iſt im Jackelland noch nicht in dem Maße obenauf, als anderswo; die Zucht iſt ſtrenger, die Gelegenheit ſeltener und der Leichtſinn geringer. Die Sitten ſind überhaupt ernſter und nüchterner, was der Lebensluſt gar keinen Eintrag thut, im Gegentheile ſie vielmehr erhöht und friſch erhält.

Der Freund eines geſunden und klugen Volkes muſs ſich im Jackellande heimlich und angeregt fühlen. Wenn er am Sonntage zwiſchen den Bauern in der Taférn (Kirchgaſthaus) ſitzt, ſo wird ihm nicht langweilig werden, er wird vielmehr bald in die Unterhaltung gezogen ſein. Aber der Fremde möge — während er etwa das Geſpräch zu beherrſchen glaubt — auf der Hut ſein, daſs er nicht zum beſten gehalten wird! Sie verfügen über einen äußerſt feinen, witzigen Spott, der oft nur den Einheimiſchen verſtändlich iſt. Mancher Städter, der den Jacklern Klugheit gepredigt, iſt von dieſen entzückend fein gefoppt und ſchließlich heillos ausgelacht worden.

Streberthum, Parteihader, Weltſchmerz und derlei Blüten unſerer Zeit ſind im Jackellande noch nicht entfaltet. Dort ſind Menſchen, denen die harte körperliche Arbeit keine Klage entlockt und die Freude keine Abſpannung hinterläſst, Menſchen, deren zumeiſt langes Leben ruhig dahinfließt, reich an großen Mühen und kleinen Sünden. Vermöge ihrer Genügſamkeit ſind ſie freie Herren, welche leicht ſpotten können über andere, die ſich an die Sclavenketten der Weltgier geſchmiedet haben.

Unheimlich ſind nur die Ingenieure, die ſeit Jahren das Ländchen in Kreuz und Krumm durchſpähen; ſie möchten auf dieſen grünen Auen gerne einmal das Dampfroſs weiden laſſen.

Die neue Weltſtadt Hartberg.

Von mir iſt es nicht vergeſſen worden, das alte vergeſſene Land, und ich habe es nun wieder einmal aufgeſucht. Wie gut iſt es eingefriedet von ſchönen Bergen! Und doch dringt ſchon die Welt hinein mit aller Macht. Das Gebirge, das theils mit wohlgepflegten, theils wildnisartigen Waldungen dieſes Land umkreist und durchzieht, läuft ganz im Süden in ein bewaldetes Kupplein aus, an deſſen Fuß die Reben reifen. Und hier, wo die Alpen — von der Meeresküſte bei Marſeille aus durch Savoyen, die Schweiz, Tirol, Kärnten und Steiermark ununterbrochen auf- und niederſpringend — plötzlich zu Ende gehen, liegt eine freundliche Stadt. Der Berge letzter Ausläufer heißt der Ring, die Stadt heißt Hartberg, von welcher der heimiſche Dichter Ottokar Kernſtock ſo treffend ſagt, daſs ſie der Edelſtein am Ringe ſei.

Dieſe Stadt habe ich nun wieder einmal beſucht, und zwar zu einer Zeit, da ſie in großer Jubelſtimmung war. Gerade drei Tage vor meiner Ankunft war dort auf der neueröffneten Eiſenbahn die neueſte Zeit eingezogen. Und dieſe neueſte Zeit brachte den Hartbergern unter anderem wunderlicherweiſe nun einen alten Waldpoeten. Die alten Waldpoeten pflegen es ſich nämlich auch ſchon bequem zu machen, und anſtatt, daſs ſie wie der Reimrüppel müheſam mit der Harfe umgiengen und vor den Hausthüren ſich nach altem Brauche das tägliche Brot erſängen, fahren dieſe Schelme jetzt auf der Eiſenbahn im Coupé zweiter Claſſe, oder wenn ſie gerade im dichtenden Zuſtande ſind, gar in einem Coupé erſter Güte. Nun, das iſt eben die neueſte Zeit; aber ob es ſich im Eiſenbahnzug beſſer dichtet als im Waldſchatten, darüber halte ich mit meiner Meinung etwas zurück.

Der Grazer, wenn er nach Hartberg will, muſs — wenn ſchon nicht auf den Knien — ſo doch auf einem Knie hinrutſchen, und zwar auf einem ſehr großen. Vom Staatsbahnhofe aus nimmt die Eiſenbahn eine Richtung, als ob ſie ſchnurgerade nach Conſtantinopel fahren wollte. Zwei Stunden lang bleibt ſie bei dieſer orientaliſchen Abſicht, plötzlich — juſt vor der ſteiriſchen Grenze, beſinnt ſie ſich ihrer occidentalen Pflichten und bei Fehring das ſcharfe Knie beugend geht ſie dem Norden zu. Heimweh nach den Bergen hat ſie bekommen! Doch ſchon der erſte Übergang über eine Hügelkette macht ihr Schwierigkeiten. Dieſe Hügellehnen, an denen die Bahn hinzieht, machen es dem Dampfwagen nach und werden auch rutſchend. Kleinſemmering wird der Paſs genannt, leider ein Semmering ohne Stein. Wie leicht iſt eine Eiſenbahn zu bauen auf felſigem Grunde und wie ſchwer auf lehmigem Boden! Unter Umſtändlichkeiten, um nicht zu ſagen Fährlichkeiten, erreicht der Zug glücklich die alte lebensluſtige Stadt Fürſtenfeld, wo man Hopfen baut zum Biere, und Cigarren macht zum Dazurauchen. Die

Politik, die man beim Biere und Rauchen treibt, muſs ſich jeder ſelber machen; zum Glücke kann das jeder, ohne es gelernt zu haben, und zum Unglücke iſt dieſes freie Handwerk noch nicht beſteuert.

Knapp hinter Fürſtenfeld überſetzt die Bahn den Feiſtritzfluſs, der aus den entlegenſten Waldwinkeln der nordöſtlichen Steiermark kommt. Dann ſtreichen wir — der Waldpoet und ſein Leſer — ſo nahe an der ungariſchen Grenze hin, daſs die Schnurrbartſpitzen der Magyaren ſchier zum Waggonfenſter hereingaukeln. Übrigens ſchaut jenſeits des Baches, in Ungarn, die Welt genau ſo aus wie diesſeits, Hügel und Wolken ſind auch jenſeits weiß-grün und mit herbſtlichem Buchenlaub auch diesſeits grün-weiß-roth, ſo daſs man leider ſagen muſs: die Natur iſt in Aufrechthaltung politiſcher Landesfarben recht unordentlich.

In Bierbaum zweigt rechts unſerer Bahn ein Arm nach Burgau und Neudau zu den großen Baumwollfabriken; wir bleiben beim Safenbache, dem entlang die Bahn zieht im grünen, an beiden Seiten mit bewaldeten Hügellehnen bekränzten Thale. Anmuthig gelegene Dörfer mit ſtets ſtattlichen Kirchthürmen. Wieſen, Matten, Gärten, mit Laub- und Nadelholz gemiſchte Wälder. Nirgends ein rußender Fabriksſchlot, wie das wohl thut! — Nichts Reizenderes kenne ich, als auf neuer Eiſenbahn das erſtemal eine altbekannte Gegend des Heimatlandes zu durchfahren. Alles noch ſo jungfräulich; die Bevölkerung neugierig das Dampfroſs beſtaunend, aber ein wenig miſstrauiſch und andererſeits hoffnungsfroh einer beſſeren Zeit entgegenharrend, die ihr die Eiſenbahn verſpricht. Ich bin in dieſer Sache nicht beſonders optimiſtiſch, aber aufhalten läſst ſich's eben nicht und ſo freut es mich doch allemal wieder, wenn der exiſtenzenerdrückende Übergang ſich vollzogen hat und die Locomotive in den Wäldern und entlegenen Thälern die Leute zuſammenpfeift zur Theilnahme an dem Weltringen.

Jedenfalls, und vielleicht ſogar am meiſten, gewinnt dabei der Länderbummler, der vom Fenſter des rollenden Gemaches aus die reizendſten Wandelpanoramen beobachten kann. Auch dieſe Strecke zwiſchen Bierbaum und Hartberg bietet manchen reizenden Ausblick, beſonders in den Pöllauerkeſſel hin mit ſeiner ſchönen Bergumgrenzung; in der Ferne der ätherduftige Alpenzug des Wechſels. Immer näher rücken wir den Bergen, bis endlich am Fuße des uns gleichſam entgegenſpringenden Ausläufers als leuchtender Streifen die Stadt Hartberg auftaucht. Der ſtattliche Bahnhof von Hartberg am vorläufigen Endpunkte der Bahn, ſteht mitten im breiten Thale, er hält ſich noch in reſpectvoller Ferne von der alten ehrwürdigen Stadt, welche ſeit graueſtem Mittelalter her viel tapferes Werk gethan, viel herbe Noth erlebt hat. Noch mancher feſte graue Thurm ſteht da, welchen einſt Türkenpfeile umſaust, Ungarnſäbel beſtürmt und Feuersbrünſte ausgebrannt haben. Die Eiſenbahn intereſſiert ſich nicht beſonders für unſerer Vorfahren Zeiten, ſie hat im Hartbergerthale jetzt nur eines im Sinne, nämlich wie ſie am leichteſten über die Querthäler und Rücken der Wechſelausläufer ins Niederöſterreich hinüber könnte, wo ſie in Aſpang ein Rendezvous mit der Wiener Eiſenbahn verabredet hat. Die Locomotive iſt ein Kind der Stadt, darum ſtrebt ſie immer und überall den großen Städten zu, und ſo dürften wir's noch erleben, daſs der

Hartberger Gewerbsmann nachmittags vier Uhr Feierabend macht, um am ſelben Abende ſein Nachtmahl bei Gauſe oder Dreher in Wien einzunehmen.

Wir bleiben lieber im traulichen Landſtädtchen, in welchem alle Gemüther — mit Ausnahme jener der Fiaker und Botengeher — noch in freudiger Aufregung ſind über das ſchwarze Ungeheuer, das nun des Tages zweimal dort aus- und eindampft.

Der ſeit alten Tagen vorhergeſagte „feuerſpeiende Drache, auf welchem der Antichriſt reitet“, nun iſt er da. Aber niemand bekreuzt ſich mehr vor ihm, ja würdige Landpfarrer und Ordensprieſter verfaſſen prächtige Gedichte zu Ehren dieſes Einzuges der neuen Zeit. So geht's auf der Welt; was kommen und ſich entwickeln muſs, das kommt ſachte, ganz ſachte und unaufhaltſam, ſo daſs der alte Geiſt ſich willig ergibt und beſonnen anfängt, dem Ungewohnten ſich anzubequemen und das von unſeren Voreltern überkommene Gute in die neue Form zu gießen.

Übrigens iſt die moderne Cultur dem Dampfwagen nach Hartberg längſt vorausgeilt auf den Poſtkutſchen und holpernden Laſtwägen. Wir ſchließen das nicht gerade ſo ſehr aus dem reichvergoldeten Kirchthurmdach der Hartberger Stadtpfarrkirche, ſondern vielmehr noch aus den ſtattlichen und modern eingerichteten Schul- und Wohlthätigkeitsanſtalten, der Sparcaſſe, dem Localmuſeum, dem Caſino, dem äußerſt zweckmäßig eingerichteten Bade, den wenn zwar engen und winkeligen, ſo doch ſtets reinlichen, wohl canaliſierten, theils ſogar gepflaſterten Gaſſen und Plätzen u. ſ. w., Dinge, die vollkommen auf der Höhe der Zeit ſtehen und vielleicht noch beſondere Vorzüge haben. Und wenn Wandertruppen in Hartberg unter allgemeinem Beifall Sudermanns „Ehre" und Dumas' „Der Fall Clémenceau" aufführen, ſo wird nicht einmal Neid und Miſsgunſt behaupten können, daſs dieſe Stadt zurückgeblieben. — Nur die ſehr mäßigen Gaſthauspreiſe erinnern noch an die alte Zeit, hoffentlich wird die Eiſenbahn auch hier die richtige „Reform" veranlaſſen, ſo daſs die Ziffern größer und die Portionen kleiner werden, um allen Forderungen anſpruchsvoller Fremden gerecht zu werden.

Wir durchwandern die Stadt vom Oſt- bis zum Weſtende, ohne Gefahr, uns zwiſchen den hundertdreiundneunzig Häuſern in verrufene Stadttheile zu verirren oder im Straßengewoge der ſiebzehnhundert Einwohner überfahren oder zerdrückt zu werden. In der Nähe der Pfarrkirche fällt uns ein altes thurmartiges Gebäude auf, der Karner, die Todtenkapelle mit dem Beinhauſe, wie mir geſagt wurde, einer der merkwürdigſten Bauten des ganzen Landes. Ein anderes Denkmal an einen Todten, der aber in Erinnerung der Leute noch lebt, iſt die Preßlgaſſe. Preßl war vor dreihundert Jahren ein wackerer Bürger von Hartberg, welcher gegen einen Gewalthaber, der die Stadt im Pfande hatte, die bedrohten Rechte und Freiheiten dieſer Stadt heldenmüthig vertheidigte und deswegen ermordet worden iſt. Wer Näheres von dieſer Geſchichte wiſſen will, der leſe es nach in Ferd. Krauß' Werk: „Die nordöſtliche Steiermark" (Graz, 1888); er kann dort auch ſonſt allerhand Merkwürdiges über Hartberg und Umgebung erfahren. Ich trachte jetzt zum Weſtende der Stadt hinaus und bergan, denn auf die Leute „von oben herabſehen" iſt immer ein Vergnügen. Gleich außerhalb der Stadt zur Rechten zieht ſich der Stadtpark hinan, terraſſenförmig, mit reichem Baumſchatten, vielen Sitzbänken und Springbrunnen. Die üppigen Gebüſche an beiden Seiten laſſen nicht gerne ſehen, wie ſchmal er iſt, der Länge nach zeigt er Schritt für Schritt Schönes und Angenehmes. Wer einem ſcharf den Berg herabſpringenden Bächlein entgegengeht, der wird bald ſehr überraſcht werden. Er kommt in eine finſtere, von Laub- und Nadelholzkronen ſchier überwölbte Schlucht, die Brühl genannt, in welcher zwiſchen Felſen, unter Brücken, über Kataraken das Wäſſerlein einen Larm macht, deſſen ſich die rauſchende Feiſtritz oder die ſauſende Enns nicht zu ſchämen brauchte. Daneben ſteigt über Stegen und Stiegen der reizend angelegte Fußweg empor; dazu unter ſäuſelnden Äſten überall Bänke, um zu raſten und den Berg- und Waldgeſchichten des geſchwätzigen Bächleins zu lauſchen. Als ich vor vielen Jahren an dieſem Bächlein geſeſſen, erzählte es mir fröhlich von einem jungen Weibe, das zu Hartberg geboren worden, in der fernen Stadt Graz lebe, einen drei Monat alten Knaben wiege und ihres Mannes gedenke, der grenzenlos glücklich war. Heute ſprach das Waſſer mir von einem frühem Grabe. Da erinnert man ſich wohl an das Liedchen, welches einſt der Walddichter geſungen in blühender Jugend, als er noch gar kein Leiden und Sterben erfahren:

In Wold bin ih g'ſeſſn, wo 's Bergwoſſer rinnt,
Und g'rauſcht hot da Woldboch und gwiſchbelt da Wind.
A Weil hon ih g'ſchaut ba den Schwuabeln und Wogn,
Do hot's dir auf oanmol a Bleamerl hertrogn,
A roſnroths Bleamerl, hät's außafong' mög'n,
Ober weiter is's g'ſchwuma, hons neamameh g'ſeg'n.
Hon ma denkt: So is's Leb'n, däs ſo g'ſchwind uns verrinnt,
— Und grauſcht hat der Woldboch und gwiſchbelt da Wind.

Später hat derſelbe Poet freilich auch wieder luſtige Lieder geſungen. Das Menſchenherz muſs ſo recht gründlich bearbeitet werden von des Geſchickes ungeſchickten und grobknochigen Händen, dann wird's, was es ſonſt vielleicht nie geworden wäre: herzensheiter, weltüberlegen, gottesfroh. — Meinſt du nicht auch ſo, Bergbächlein? — Nun, wenn du auch ſo meinſt, dann wollen wir ein Weilchen beiſammenbleiben. Du biſt eigentlich ein merkwürdiges Waſſer, da am Berge oben treibſt du die Mühlen, und im Thale biſt du kaum ſichtbar. In der Stadt haben ſie dich eingewölbt. Hier oben biſt du noch ein unverdorbener Bergſohn, aber unten in der Stadt will ich deinen verborgenen Wandel nicht näher unterſuchen. Sage, klares Waſſer, kennſt du den Herrn Bürgermeiſter Neſſavar? Natürlich, wer kennt nicht dieſen Mann, wer verehrt ihn nicht! Daſs ich nur eins ſage: er iſt der gute Geiſt von Hartberg. Und hat auch einen in ſeinem Keller. Der geht dich nichts an, mein liebes Waſſer, halte du dich hübſch von den Kellern fern! Aber, wenn du unten auf dem Stadtpark im Springbrunnen aufhüpfeſt ins Sonnenlicht, ſo grüße mir den Bürgermeiſter.

Höher ſteigen wir und ſtiller wird's um uns. Die Stadt hat ſich ſo enge an den Bergfuß geſchmiegt, daſs man nichts mehr von ihr ſieht, als die funkelnde Thurmkuppel. Hingegen weitet ſich das Land zum Entzücken. Wie ein grünlich-blaues Meer liegt es hingegoſſen, nur in der Ferne die ſcharfe Kante der Riegersburg und die zwei Gleichenberge ragen auf wie einſame Inſeln. — Ein guter wohlmarkierter Weg führt uns „ſpielend“ auf den Berg. Spielt manchmal ein wenig Verſteckens, die Markierung mit uns, leitet uns aber doch getreulich durch ſchönen Wald ſachte hinan. Die Kiefern erinnern, daſs wir in Mittelſteiermark ſind, die Fichten machen uns aufmerkſam, daſs wir ſchon merklich in die Bergregion kommen. Ein letzter ſcharfer Ruck, und wir ſind oben.

Wir ſind auf der Höhe des Ringberges. Dieſelbe iſt ein rundes Plateau, von welchem die Bäume freundlichſt ſo weit zurückrücken, daſs man — auf dem Steinwalle ſtehend — darüber hinausſieht. Im Norden, gerade vor uns, ſteigen die finſterwaldigen Maſſen des Maſſenberges auf, der um drei ein halb Stefansthurmlängen höher iſt als unſer 795 Meter hoher Ringberg. Links vom bis an den Ring herübergreifenden Maſſenberg ſtreckt ſich lang und breit der Rabenwald, hinter welchem der Hochlantſch, der Kulm und der Grazer Schöckel hervorgucken. Rechts vom Maſſenberg liegt das Vorauerthal mit dem Alpenhintergrunde des Wechſelgebirges. Am Fuße dieſes Gebirges ruhen weißblinkende Ortſchaften, und viele ſolche ſind hingeſäet über die Hügel bis ins ferne Gelände Ungarns. Vor einiger Zeit ſchaute ich von der Spitze des Wechſels herab auf den Ringberg in der Ferne, und dieſer war wie ein Maulwurfshügel zu ſehen. Heute gehabt er ſich doch wie ein ſtattlicher Berg mit prachtvoller Ausſicht. Sein Glück iſt eben, daſs er nicht im Oberland als Hügel unter Bergen ſteht, ſondern hier als Berg unter Hügeln.

Nachgrabungen ergeben, daſs auf der Höhe des Ringberges ein Gebäude geſtanden ſein ſoll; man räth auf eine Feſte, ich entſcheide mich für einen Heidentempel, welcher dann etwa in die Erde verſunken ſein kann, oder von böſen Geiſtern in eine Stadt getragen worden iſt, wo er als Kunſttempel für claſſiſche Theaterſtücke noch heute zum Entſetzen der Zeloten heidniſchen Ideen fröhnt. — Ganz außerordentlich iſt die Thatſache vom Schwein im Ringgebirge. Da geht, wie es ſehr wahrheitsliebende Perſonen erzählen, alle ſieben Jahre in der Sylveſternacht auf der Höhe des Berges ein Loch auf, aus welchem ein Schwein ſteigt, das hernach einen würdevollen Rundgang macht um das Plateau. Iſt dieſes Schwein dünn und mager wie ein Brett und hat es ein Büſchel leerer Strohhalme im Rüſſel, dann wird's in den nächſten ſieben Jahren ein Elend ſein, dann kommen Miſsernten, Theuerung, Hunger und Seuchen — kurz, die ſieben theuren Zeiten. Iſt das Schwein aber fett und dick wie ein vollgerüttelter Kornſack, und hat es im Rüſſel ein Bündel ſchwerer goldener Ähren, dann bedeutet es für die nächſten ſieben Jahre Fruchtbarkeit, Wohlſtand, Geld, alſo wirklich — ein Schwein, oder was der Student darunter verſteht. Das letztemal muſs es gewiſs mit dem goldenen Ährenbündel herausgekrochen ſein, weil Hartberg jetzt die Eiſenbahn bekommen hat. Tiefſinnige Leute der Gegend behaupten übrigens, daſs von jetzt an das Schwein auf dem Ringe gar nicht mehr erſcheinen werde. Sollte die Eiſenbahn daran ſchuld ſein? Sollte es jetzt in der Gegend keine Hungersnoth und auch keine goldene Zeit mehr geben? Möglich iſt es ſchon.

Heute liegt Hartberg noch ſtill in reiner Sonnenluft, die Hügel und die Thäler von fleißigen Bauern, emſigen Öbſtlern, Winzern und fröhlichen Hirten mäßig bevölkert. Wie lange wird es dauern, und Fabriken entſtocken die Wälder, entvölkern die Bauernhäuſer, die Fabriksarbeiter ſchmieden Waffen und ſocialcommuniſtiſche Pläne, und die Fabriksſchlote ſpeien ihren ſchmutzigen Qualm zu einem

Dunſtbrodem über die fahlen Gelände. — Nein doch, ich will den Hartbergern ihre Freude nicht verderben; ſind ſie klug — und das ſind ſie ja — ſo werden ſie ſich mit der neuen Zeit ſchon abfinden, ohne ihre bisherigen tüchtigen und liebenswürdigen Eigenſchaften einzubüßen. Dann wird auf dem Ringberge das Schwein erſt wieder erſcheinen, und zwar im Rüſſel allemal das Büſchel goldener Ähren. — Das eiſerne Band zwiſchen dem lieblichen Orte an der Safen und der weiten Welt iſt geknüpft; Hartberg iſt aus einer Landſtadt eine Weltſtadt geworden, wenn vorläufig auch nur eine kleine. Die Welt wird noch lange ſtehen und wer weiß, ob der Herrgott am Fuße des Ringberges nicht einmal eine große Stadt braucht. Der Platz dazu iſt vorhanden, und für die Bevölkerung — ſorgen die Leute.

* * *

Auf den hohen Lantſch.

Wenn der Grazer einmal, anſtatt ein Stündchen im Weichbilde ſeiner ausgedehnten Stadt ſpazieren zu gehen, dasſelbe Stündchen auf der Eiſenbahn gen Norden fährt, ſo iſt er mitten in einem wildmaleriſchen Felſengebirge. In der Station, die Mixnitz heißt und von vorwitzigen Reiſenden der dritten Claſſe ſo gerne überſetzt wird in „Nix-Nix“ oder „Mögts nix“ oder „Wix-nix“, ſteigt er aus und biegt den Weg ein ins Seitenthal.

Er iſt überraſcht, ſich faſt plötzlich ins Hochgebirge verſetzt zu ſehen; zur Linken zwar noch glatter Fichtenwald, zur Rechten aber erhebt ſich das Gewände des Röthelſtein und im Hintergrunde ſtehen die ſcharfgezeichneten Felſen der Bärenſchütz, in welchen uns eine tiefe Scharte auffällt, durch die ein Waſſerfall niederbricht, den der Wanderer beſuchen will. Im Vollbewuſstſein, daſs ſie die Gegend beherrſchen, geben ſich dieſe Berge höher und maſſiger, als ſie wirklich ſind. Schreit doch der ins Murthal vorſtehende Röthelſtein dem Reiſenden ſchon bis gegen Frohnleiten hinab und bis gegen Bruck hinauf zu: „Ich bin der Röthelſtein mit der Drachenhöhle!“ Der viel höhere Lantſch macht weitaus nicht den Lärm, der hält ſich im Hintergrunde, lohnt aber den Touriſten, der ihn beſteigt, mit ganz anderen Genüſſen.

Neben uns in der Tiefe ſchäumt der Mixnitzbach. Ein großer Theil desſelben kommt in zahlreichen Fällen niedergeſprungen von den Hängen des Röthelſtein. Der Weg führt an dem nun kleineren Bache, der aber trotzdem nicht wenig Geſchrei macht, hin bis zum Fuße eines ſcheinbar die Engſchlucht abſchneidenden grauen Felskegels, dort überſetzt er auf einer Brücke das Waſſer und ſteigt rechts hinan. Schon früher iſt ein Kreuz aufgefallen, welches hoch auf einem ſpitzigen Felſen ſteht und dem Wanderer den Rücken zuwendet; nun ſteigt und ſchlingt ſich der Weg aber ſo, bis er hinaufkommt zum Kreuze, welches von der Zinne auf ihn niedergeſchaut. Ein Bildnis, die Krönung Mariens, prangt am Pfahle, davor eine Knie- oder eine Sitzbank. Von dieſem Punkte aus zeigt ſich der Charakter der Gegend am ſchärfſten. Senkrecht nieder ſtürzt die Wand in die Waſſerſchlucht. Die nächſte Umgebung des Kreuzes iſt Wald und Geſtein.

Ein Weilchen geht nun der Weg eben fort, dann höher hinauf. Nach anderthalb Stunden gemächlicher Wanderung hat der Spaziergänger in der Einſamkeit des Felſenthales eine Almwieſe vor ſich, ein Bauernhaus und eine Kohlenſtätte. Hinter dieſer letzteren ragt ſenkrecht und maſſig eine Felswand auf; links biegt hier der Weg ab, welcher auf den Lantſch führt; unſer Wanderer zweigt von ihm ab und geht einen ſchmalen Fußſteig, hart am Fuße der Felswand hinan, gegen den Waſſerfall. Von der ſenkrechten Wand ſozuſagen in den Graben geſtoßen, weiß der Steg ſich keine andere Rettung, er ſpringt auf eine Holzrieſe, die vom Berge herabkommt, auf ſolchem glatten Gebrücke ſetzt der Steig über ein wildes, mit Felstrümmern beſätes Bachbett. Wenn jetzt von der Höhe ein Holzblock herabgerutſcht käme! er würde ungern ausweichen vor dem Wanderer, der zum Waſſerfall will; der Wanderer würde am beſten thun, zum böſen Spiel gute Miene zu machen, die Beine an die Ränder der Rieſe ſtemmend ſo auszuſpreiten, daſs der Holzblock zwiſchen durchſauſen kann.

Ein Schutzdach aus Brettern ſteht da, darunter ein paar rohgezimmerte Tiſche mit den unausbleiblichen Einſchnitten von Namen ruhmdurſtiger Beſucher. Ein Toſen iſt vernehmbar, aber man ſieht keinen Waſſerfall. Die Felſen ragen faſt drohend auf und recken die kegelförmigen Zinnen hoch in den Himmel; die Einſamkeit iſt groß. Der Wanderer entdeckt nun, daſs die Felswand eine Falte hat, aus der das Waſſer kommt und in die ein Lattenſteg führt. Nur wenige Schritte darauf hin und der Wanderer iſt am Waſſerfalle. Aber erſt im Vorhofe desſelben. Die Falte iſt eine ſchauerliche Schlucht geworden. Die Wände hängen über, daſs nur ein ſchmaler Streifen des Himmels herablachen kann; ſchwere eiskalte Tropfen fallen ewig nieder von dem finſteren Geſtein. Neben einem kleineren Waſſerfall hinauf führt eine Holzleiter; hinangeſtiegen iſt man nun in der erſten Stube, deren Wände in ungeheueren Muſcheln oder Niſchen Miene machen, uns jeden Augenblick einzuſchließen, zu erdrücken. In ſcharfem Winkel biegt der Steg ſich hinein in den hinterſten Raum, die zweite Stube. Waſſerſtaub thaut uns entgegen, die Luft iſt eiſig kalt, das Brauſen ſinnberückend. Nun ſtehen wir, von Felſen faſt ganz eingeſchloſſen, am letzten Rande des Steges und ſehen die Gewalten. Wir blicken hinan wie in einen ungeheuren Schornſtein, aus ſchwindelnder Höhe ſtürzt das weiße Waſſerband nieder, bricht ſich unterwegs an einem Vorſprung und wird in einem Bogen in den grünen, quirlenden, ſchäumenden Tümpel geſchleudert. Das Waſſer im Tümpel tanzt wie raſend um den niederſtürzenden, ungeheuren Strahl, der tief in ſeinen kochenden Grund bohrt.

Im Frühjahre, wenn die Schneewäſſer kommen oder bei Sommergewittern, wenn die Wildwäſſer gießen, kann man nicht ſtehen auf dem Steg in der zweiten Stube, da holt der Bogen des ſtürzenden Baches weiter aus und würde den Wanderer vom Stege in den Grund hinabſchlagen. Einzig an Pracht ſollen zur Winterszeit die Eisbildungen ſein in dieſem ſchauerlichen Waſſercanal, an Geſtaltung und Lichtwirkung von fabelhafter Schönheit.

Die Felsgruppierung des Waſſerfalles in der Bärenſchütz iſt wilder als die beim Todten Weib, die Scenerie noch großartiger, die Stimmung der Einſamkeit noch wirkungsvoller. Der Wanderer — der höchſtwahrſcheinlich du biſt, lieber Leſer — verlebt in gehobener Stimmung eine köſtliche Stunde an dieſer Stelle, die ſo ſchön iſt und von der ſo wenige etwas wiſſen.

Und erſt das Waſſer, welches niedergießt aus der Höhe, was wüſste es zu berichten! Dem Geologen erzählt es manches Intereſſante aus dem Bereiche des Oſſers, des Lantſch, aus dem es kommt; dem Menſchen, dem Poeten erzählt es Wunderbares aus Märchenreichen. Dieſes Waſſer, welches da donnernd niederſtürzt von dem Felſen, hat eine intereſſante Vergangenheit. Es entſpringt hoch oben in den graſigen Mulden des Plankogels und des Oſſers, es durchzieht das von grünen Kuppen eingeſchloſſene Hochthal der Teichalpe und weiß uns zu ſagen von der Vergangenheit dieſes Hochthales. In alten Zeiten, da die Leute der größeren Sicherheit wegen ſich auf Berghöhen anſiedeln muſsten, ſtand auf der Teichalpe eine große Stadt. In ihren hochgelegenen Gründen war ſie eingefriedet von den Bergſpitzen des Plankogels, des Rauchriegels, der Sommeralpe, des Schattenkogels, des Oſſers und des Lantſch, ihre Bewohner lebten im Frieden der Alpenluft und waren glücklich. Allmählich kam in die Menſchen ein Hang nach Wohlleben; um Wohlleben zu gewinnen, gibt es unter verſammelten Menſchen kein anderes Mittel, als zu ſündigen. So ſündigten ſie, wurden in ihrer Genuſsſucht rückſichtslos, in ihrer Lebensfreude wüſt und roh wie Thiere, vergaßen den Blick nach lichten Höhen zu richten, verſchlammten und verkamen. Da dachte der Berggeiſt des Lantſch, unter deſſen Schutz die Stadt ſich entwickelt hatte, dieſer unſeligen Ausartung müſſe ein Ende gemacht werden. Er fragte den Lantſch, ob er Feuer ſpeien könne? Nein, dafür ſei er zu alt und zu kalt; der Oſſer und der Plankogel ſagten dasſelbe. Gut, wenn ſie nicht Feuer ſpeien können, ſo ſollen ſie Waſſer ſpeien. Ja, das könnten ſie. Alſo begannen eines Tages aus allen Schluchten, Spalten, Runſen und Löchern der Berge Waſſerquellen zu fließen, aus allen Höhen und aus Mulden kamen Bäche gefahren und das Hochthal der Teichalpe wurde ein See. Der See ſtieg ſo hoch, daſs von der glänzenden Stadt die höchſten Thürme unter Waſſer ſtanden. So währte es eine lange Zeit, da geſchah es, daſs die Forellen, die im Teiche waren, von dem Golde der überſchwemmten Stadt fraßen und darauf ſelbſt einen goldenen Leib bekamen. Solche Umgethüme im See wollte nun der Berggeiſt auch wieder nicht, er grub daher Schluchten und Gräben, durch die das Waſſer abfließen konnte; alſo entſtanden die Runſen und alſo entſtand die Scharte zwiſchen den Felſen, durch die das Waſſer heute herabſtürzt in das tiefe Engthal der Bärenſchütz. Wo die Stadt und wo der See geweſen, breitet ſich heute ſchöner Almboden, auf welchem einladend das gaſtliche Haus des Teichwirtes ſteht. Man bekommt dort gute Forellen, die zum Glücke nicht einen Leib von Gold, ſondern von ſehr ſchmackhaftem Fiſchfleiſche haben.

Wir wollen trachten, hinauf zu kommen.

Bei der letzten Beſteigung dieſes Berges hatte ich meinen Sepp mit. Vom Waſſerfalle der Bärenſchütz aus war in einer halben Stunde der grüne Keſſel erreicht, wo das ſchöne Bauerngut „zum Schwoager“ liegt; hernach gieng's auf einem holperigen Fahrwege ſtets bei guter Markierung in Schlangenwindungen bergan, ſtellenweiſe über weiße unebene Steinplatten, die wie Schneereſte anzuſehen auf dem Wege lagen. Nach einer Stunde war der Paſs erreicht, welcher uns einließ in die Hochwelt des Lantſch. Wir waren in Alpenregion, es ſah aber hier nicht wilder, im Gegentheile faſt zahmer aus, als unten in dem felſigen Thale von Mixnitz. Hier giebts ſchöne Waldberge, grüne Almen, klare Wäſſer, gebahnte Wege und Wirtshäuſer daneben. In der Mitte erhebt ſich die Kuppe des Hochlantſch, mit Wald und Holzſchlägen bedeckt bis zum von Knieholz bewachſenen Felſenkamm empor; die wilden Felſenabſtürze nach Norden hin ſind nicht zu ſehen. Der Weg führt hinein zur ſchönſten Alm der Steiermark, der Teichalpe, von der oben gerade erzählt worden. Es iſt jenes Hochthal, wo die Stadt geſtanden.

Wir giengen nicht ſo weit, ſondern wir ſchlugen am erſten Wirtshauſe unſeren Weg links ein über Almraſen und karſtartigen Steinboden. Hie und da ſteht ein Schirmbaum, knorrig und wetterfeſt, und friedlich graſen dort Rinder und Pferde. Plötzlich vor uns ein ſchauerlicher Abſturz. Wir ſtarren in das Thal von Breitenau, welches viele hundert Meter tief zu unſeren Füßen liegt: ein enges, vielſchluchtiges Wieſenthal mit ein paar Dörfern und Gewerkſchaften, an den Hängen Bauernanſiedlungen und Wald, überall Wald. Gerade uns gegenüber die Höhe mit der kahlen Kuppe iſt das Rennfeld, wo einmal zwei feurige Ritter um eine Herzliebſte gerungen haben. Dahinter die blauenden Zacken des Hochſchwabenzuges, der Veitſch, der Rax, des Schneeberges. Einzelne Wände dieſes Gebirges waren von der Abendſonne beleuchtet, auf der Hochſchwabſpitze lag ein roſtbraunes Wolkenbänklein wie eine Schaukel, wie eine Wage zwiſchen Schön und Regen.

Wohin wollen wir denn heute noch? Wo iſt denn das Schüſſerlbrunn, von dem wir kaum mehr drei Minuten entfernt ſein ſollen? Im Abgrunde, an der Wand wie Vogelhäuſer klebend, winken ein paar Bretterdächer. Auf einer Holztreppe mit hundert Stufen ſteigen wir hinab; mitten im grauenhafteſten, überhängenden Gewände ſtehen wir, rechts das Wallfahrtskirchlein, links das Touriſtenwirtshaus. Erſteres iſt ein neuer, zierlicher Holzbau, der eher an einen Ausſtellungspavillon als an eine Kirche erinnert. Der Frauenaltar reich mit Blumen und Kerzen geziert, an den Wänden die üblichen Votivbilder; auf dem Chore aber keine Orgel, auf dem Thurme keine Glocke. Hinter der Kirche ſickert aus der Felskluft Waſſer in eine ſchüſſelähnliche Steinniſche; davon der Name Schüſſerlbrunn. —

Dort hinter dem Rennfelde, man ſieht ſie freilich nicht, ſteht die Wallfahrtskirche Maria-Rehkogel. Ein von fürſtlichen Jägern verfolgtes Reh ſoll ſich in ſeiner Noth unter einen Baum geflüchtet haben, an welchem ein Muttergottesbild hieng. Einer der Jäger, das zitternde, vor Erſchöpfung auf die Vorderbeine geſunkene Thier dort entdeckend, ſagte: „Rehlein, armes! Wenn du dich unter **ſolchen** Schutz begibſt, da muſs man dich freilich verſchonen! Auch wir ſind gehetzt von mächtigen Feinden, im Thale der Mürz wüthet der grimmige Türke. Vielleicht ſchützt die Mutter Gottes, vor deren Bilde du knieſt, auch uns!“ Es muſs wohl ſo geweſen ſein, denn an jener Stelle wurde die Gnadenkirche Maria-Rehkogel gegründet. — Dieſe lieblichſte der Sagen rührt mich, ſo oft ich an ſie denke. Die Sage vom Schüſſerlbrunn weiß von einem frommen Einſiedler, der die aus dem Felſen ſickernde Heilquelle entdeckt und den Gläubigen zugänglich gemacht hat. Beſonders für kranke Augen ſoll das Waſſer heilſam ſein. Von den Wallfahrern iſt das Schüſſerlbrunn in den letzten Jahrzehnten in dem Maße in Vergeſſenheit gerathen, als es von den Touriſten aufgeſucht wird. Ich meine, daſs es ſeiner Lage nach einer der ſeltſamſten und merkwürdigſten Wallfahrtsorte ſei, welche die reich mit Wunderorten geſegneten Alpen aufzuweiſen haben.

Einſt ſoll dieſer Wallfahrtsort ſo beſucht geweſen ſein, wie heute etwa Lourdes in Frankreich; da fiel es dem Einſiedler, der den heiligen Ort bewachte, ein, mit Zuhilfenahme einer Gleichgeſinnten ein Zweiſiedler zu werden, und dieſer Einfall ſchädigte den Ruf der Gnadenkirche. Vor vielen Jahren ſoll die alſo miſsverſtandene Einſiedlerklauſe zur Winterszeit von einer Schneelawine in die Tiefe mitgenommen worden ſein, ſo daſs das Einſiedlerpaar im Frühjahre das Häuschen nicht mehr vorfand. Es beſann ſich und gründete an deſſen Stelle ein Wirtshaus. Heute iſt es angewachſen zu einem Touriſtenhauſe mit warmem Herd, wohlbeſetztem Tiſch und zwölf guten Betten. Für lange Abende bietet das Fremdenbuch eine Unterhaltung, deſſen übliche Poeſie und künſtleriſche Leiſtungen übrigens ſattſam bekannt ſind. Hier waren mehrere Bergſteiger darauf erpicht, ein Wort auf Lantſch zu reimen. Da dichtete vor Jahren einer:

Wer will auf den Lantſch,
Der nehm' was mit zum ſauſe,
Aber ja keinen Pantſch,
Sunſter kummt er nit auſſe.

Einer Epigonenſeele ließ dieſe Dichtungsart keine Ruhe und ſie übertrumpfte den Meiſter mit dem folgenden Gefühlserguſs:

Wann man den Lantſch,
So breit und ſo hoch,
Umdrahat wie an Handſch-
uh — das wär' a Loch!

Wir legten uns bald auf dem Dachboden zur Raſt. Vor dem Einſchlafen dachte ich an die ungeheuren Steinwuchten, die über dem Dache dräuten, und wie es wohl wäre, wenn es in dieſer Nacht geſchähe, was ſchon oft geſchehen iſt und noch oft geſchehen wird, wenn die Felſen ihres Anklammerns endlich müde — plötzlich niederſtürzten! das wäre ein Krachen weitum, das Hüttchen aus Menſchenhand aber vergienge lautlos, ſpurlos. . . . Und doch drückte der Felskoloſs über mir mich bei weitem nicht ſo hart, als manch anderer Stein, der mir manchmal ſchon am Herzen gelegen.

Ein Knattern auf dem Dache weckte uns auf. Regen praſſelte nieder. Das Wahrzeichen unſerer modernen Sommer: Regen und Nebel. Natürlich, wenn es die grüne Steiermark ſein ſoll, ſo muſs ſie für ausgiebige Befeuchtung Sorge tragen, und dann wird aus der grünen halt manchmal die graue. Als wir am Morgen ins Freie giengen, waren alle Höhen mit Nebel bedeckt und der Blick ins Thal hinab war ſo trüb und matt, als ſähe man durch ein halberblindetes Glas. Endlich ſank der Nebel auch in die Tiefe hinab und daraus ſchloſſen wir, daſs etwa die Bergſpitzen frei werden könnten. Um neun Uhr begannen wir den Aufſtieg auf den Hochlantſch durch Wald, über blumige Matten; um zehn Uhr giengen wir oben über die ſtumpf und glatt gewaſchenen weißen Steine des Felsgrates hin, umſchritten noch im Halbkreis den ungeheuren Felsſchrund, der den höchſten Gipfel ſcheinbar vom Grate trennt, und endlich ſtanden wir auf der 1722 Meter hohen Spitze des Berges.

Wir waren mitten im Heere der fliegenden Nebel, die vom Thale aus wohl wie ruhige, Bergſpitzen einhüllende Wolken zu ſehen geweſen ſein mögen. Über uns öffnete ſich manchmal die Himmelsbläue, unter uns enthüllte ſich manchmal der Almboden der Teichalpe oder das Thal von Breitenau, zu welchem vom Scheitel des Berges die Lantſchwände faſt ſenkrecht niedergehen. Weit und breit iſt kein Berg mit ſo ungeheueren, aus dem Grünen aufſteigenden Wänden, wie hier der Hochlantſch, deſſen Spitze man deshalb von der Ferne aus wie ein ſteiles Horn hoch emporragen ſieht aus dem Gebirgszuge. Bisweilen wurde eine nachbarliche Kuppe ſichtbar, um alsbald wieder hinter dem vom Winde gejagten Nebel zu verſchwinden; einmal gieng für einige Zeit der weſtliche Vorhang auf und vor uns ſtand der Murthaler Alpenzug. Es ſollen vom Hochlantſch aus auch mehrere Spitzen der Sulzbacher Alpen und der Malnitzer Tauern ſichtbar ſein, alſo daſs man nebſt dem größten Theile der Steiermark nicht allein Theile von Ungarn, Niederöſterreich, Salzburg, ſondern auch Berge von Kärnten und Krain ſchauen kann. Die nördlichen Alpen waren eingehüllt von einem Wolkenmeer, deſſen dem Himmel zugekehrte Fläche in der Sonne ſchneeweiß wie eine Winterlandſchaft leuchtete, deſſen den Thälern zugewendete Seite — wie wir ſpäter erfuhren — gemüthlich regnete.

Wir hatten uns zu Schutz vor dem heftigen Winde in eine Felsſpalte gekauert und wollten die vollſtändige Klärung abwarten. Doch die Thäler füllten ſich wieder mit Nebel; nur im grünen Thale von Bärnegg ſchien noch die Sonne, leuchtete an den Gebäuden, ſchimmerte in der Mur, bis endlich auch über dieſes Bild ein ſchmutziger Wolkenfetzen niederhieng. Über unſerem hohen Standpunkte in Himmelsbläue war der Sonnenſtern. Und als wir ſo am Rande des Gewändes ſtanden und niederſchauten in den grauen Nebel des Abgrundes, lachte mein junger Genoſſe plötzlich auf und rief: „Vater, ich bin ein Heiliger!“ Das war mir erſt was Neues an dem weltluſtigen Jungen, bald ſah ich's aber, wie es gemeint war, an mir ſelbſt. Ich ſah unten etwa zwanzig Meter tief, auf der von der Sonne beſchienenen Nebelfläche, den ſcharfgeſchnittenen rieſigen Schatten meines Hauptes und rings um denſelben einen ſiebenfarbigen Heiligenſchein. Du grundgütiger Himmel, dieſe Auszeichnung laſſe ich mir gefallen, fürchte aber, daſs du es für die Länge nicht wirſt verantworten können, all deine Regenbogenlichter an dem durchaus irdiſchen Kopfe eines Volkspoeten verſchwendet zu haben. Ich hatte eine ähnliche Erſcheinung, deren natürliche Erklärung freilich nahe liegt, bisher nie geſehen.

Höchſt zufrieden über die Huldigung, welche die Sonne uns dargebracht, ſtiegen wir den Berg herab, wieder dem Thale von Mixnitz zueilend, denn die Nebel hatten ſich unheimlich verwoben über das ganze Land. Und zur Stunde, als ich der hübſchen Kellnerin zu Mixnitz ſchäkernd ans Kinn griff, fiel mein Heiligenſchein als Regen herab.

⁂

Krieglach.

Der Eilzug kennt es nicht; mit einem kurzen Pfiff rast er vorüber. Aber ein Krieglacher Localdichter ſingt: „Wir manchen Pfiff auf einem Zug getrunken han, ehvor der erſte Zug den erſten Pfiff gethan.“ Das mag ſein, wird ſein, es iſt nicht der einzige gute Zug, den man den Krieglachern nachſagen kann.

Daſs der Eilzug hier nicht hält, ſagt mehr, als es ſcheint; es ſagt, daſs Krieglach noch ein ländlicher Ort iſt. in deſſen Gaſthäuſern nicht der Kellner ſteht — hinten mit dem langen Frack, vorne mit der langen Rechnung. Es ſagt, daſs hier noch keine Zinskaſerne ſteht und keine Herrenvilla mit viel Prunk und wenig Gemüthlichkeit. Es ſagt, daſs hier noch keine Gaſſen gepflaſtert ſind, aber auch keine gekehrt werden durch Damenſchleppen. Es ſagt, daſs hier die feld- und waldfriſche Idylle noch nicht verdrängt worden iſt, weil die Courierzüge noch keine Börſenjobber ausſpeien und die Spatzen auf den Schindeldächern noch keine Courszettel ſingen.

Krieglach iſt ein großes Dorf von 120 Häuſern und über 900 Einwohnern — die meiſten darunter Gewerbetreibende und Bauern. Es darf, wenn man die nächſte Umgebung mitrechnet, ſeines ſtattlichen Eiſenwerkes und ſeiner Grob- und Zeughämmer wegen ein wenig als Induſtrieort gelten, ohne daſs aber viele Schlote die reine Luft verdürben, oder die Werksarbeiter das Bauernthum, den Frieden des ländlichen Lebens.

Krieglach iſt in ſeiner Anlage und Form ein echt ſteiriſches Dorf. Drei kryſtallklare Bächlein fließen durch den Ort. Als maleriſch fällt den Fremden die Brunngaſſe auf, und der „untere Platz“ mit dem im deutſchen Stil erbauten Teutſchiſchen Hauſe und dem Gaſthof Höbenreichs.

Die Geſchichte des Ortes verliert ſich, wie das bei den meiſten unſerer Dörfer der Fall iſt, im Dunkel des Mittelalters. Die Hiſtorie ſchläft und ihr Traum iſt die Sage. Die Sage lallt von einem großen See, der einſt vom Gansſtein bis zum Wartberg, alſo im ganzen oberen Mürzthale gelegen ſei. Im See ſei oftmals ein ſchwimmendes Krüglein geſehen worden, in welchem ein Bildnis des heiligen Apoſtels Jacobus geſtanden. Als der See hernach die Thalenge am Wartberg ausgebrochen habe und abgefloſſen ſei, wäre der Krug neben dem Rinnſal auf dem Sande ſtehen geblieben, wie die Arche auf dem Berge Ararat: da hätte ſich ein Einſiedler an Ort und Stelle eine Hütte gebaut und den heiligen Apoſtel, wie nicht minder den Krug gepflegt und verehrt. Allmählich habe ſich dann um dieſe Hütte ein kleines Dorf angeſiedelt, genannt am Krügelbach, oder Krüglach.

Die Sprachgelehrten wollen von dieſer Deutung nichts wiſſen und ſagen, nicht Krüglach wurde geſchrieben, ſondern Krieglach, was auf Krieg hinweiſe. Die Krieglacher hinwiederum wollen vom Krieg nichts wiſſen, ſondern halten ſich lieber ans Krügel. Es wird ja wohl viele Orte, Flecken und Städte geben in unſerem theuren Vaterlande, die ihren Urſprung dem Kruge verdanken, der Herberge, dem Wirtshauſe, das an der Heeresſtraße geſtanden. — Krieglach hat, ſeiner Sage treu, dem Apoſtel Jacobus eine feſte Kirche gebaut und auf dem Thurm das Krügel gemalt, deſſen Cultus alſo mit Fleiß und Andacht gepflegt wird bis auf den heutigen Tag. Wenn ſchon der fromme Fiſcher von Galiläa, der heilige Apoſtel Jacobus, voreinſtmal im Kruge geſeſſen und denſelben als Kahn erkoren hat, ſo kann das doch unmöglich ein ſchlechter Ort ſein. Und in der That, es wohnt ein guter Geiſt darin. Der Krieglacher war von jeher im Thale bekannt wegen ſeines gemüthlich heiteren, harmloſen und geſelligen Weſens. In neuerer Zeit hat er noch andere Vorzüge entwickelt, die für einen kleinen Ort ganz reſpectabel ſind; er weist in ſeinem Dorfe einen Leſeverein, einen Verſchönerungsverein auf, eine freiwillige Feuerwehr, einen Geſang- und Muſikclub. Bahnhof, Poſt- und Telegraphenſtation beſorgen den Verkehr. Täglich fünf Eiſenbahnzüge in der Richtung nach Wien und ebenſoviel in der Richtung nach Graz ſtehen für Krieglach zur Verfügung. Eine fünfclaſſige Schule iſt in einem ſtattlichen Gebäude untergebracht. Es gibt auch hier widerhaarige Elemente, wie ja überall, aber das Fähnlein der Aufrechten hält feſt und treu zuſammen.

Weiß nun wohl, daß ich mich von jetzt an bei meinen engſten Landsleuten eine Weile nicht mehr blicken laſſen darf; denn ſie wollen nicht ins Buch. Sie ſind aber ſchon drin und ich weiche dem Orte aus, ſtreiche rings in den Feldern, Wieſen und Wäldern umher, immer noch ſo nahe, daſs ich die Glocken hören kann vom Thurme des heiligen Jacobus.

Ich ſtreife der Mürz entlang, an deren Ufern die ſchimmernden Weiden ſtehen, in deren klarem Waſſer die Forellen ſchwimmen mit ihren rothen Sternlein an den ſtahlgrauen Flanken. Ich ſtehe auf der Lippbauernbrücke und ſchaue in nah und ferne, und fühle, wie das ſchön iſt. Ich gehe in die „Kühhald“, ein Waldpark, deſſen Pflege wir dem Eigenthümer Baron Victor Seſsler-Herzinger zu verdanken haben. Rein empfindet ſich im Herzen des Raſtenden hier das Gedicht: „Über allen Wipfeln iſt Ruh.“

Gegen den Ort einbiegend komme ich zur „Seſslerlinde“ mit ihrer gernbeſuchten Rundbank.

Hinter derſelben ſteige ich zwiſchen Feldern und einzelnſtehenden Bauernhäuſern den Sommerberg hinan, ein Spaziergang, der ſich lohnt. Das Bild, das man auf dieſer Höhe vor ſich hat, beſonders wenn es vom Abendſonnenſchein beleuchtet wird, hat ſchon manchem Beſucher das Herz entzückt. Unten zu unſeren Füßen liegt Krieglach ganz ſtattlich und ganz beſcheiden zugleich. Jenſeits des Thales ſtehen die bewaldeten Berge des Göll, der Freßnitz, des Wackenberger- und Königskogels, die Berge bei Langenwang mit der maleriſchen Ruine des Hochſchloſſes. Im Hintergrunde bauen ſich die Pretuller Alpe, das Stuhleck und der Sonnwendſtein auf. Im breiten Thal unten, von der weißen Landſtraße, der gerade gezogenen Eiſenbahn und der ſchlängelnden blauen Mürz durchzogen, ſchimmert das Schloſs Feiſtritz, das Schloſs Hohenwang, der Kirchthurm von Langenwang. Der Gansſtein mit der Steinbauernhöhe ſchließt unſerem Auge das Thal, im Hintergrunde ſtarrt die Kampalpe mit ihrem weißen

Felſenkrönlein auf dem Haupte, und der ſpitze Vinkenkogel, an deſſen jenſeitigem Fuße das Semmeringhotel ſteht. Der Ausblick thalabwärts findet tief zu unſeren Füßen das Eiſenwerk, weiter hin, zwiſchen freien Feldern, auf mäßiger Höhe reizend hingelagert, den ſtattlichen Rainhof und am Fuße des Berges das Kirchlein am Gölk. Die Dörfer Freßnitz, Mitterdorf und Wartberg liegen noch da im breiten Thale, wo einſt der Krug auf dem See geſchwommen und jetzt die ſchönen Landhäuſer ſtehen. Von der Ferne blauen die höheren Berge der Hochalpe, der Mugel bei Leoben, das Roſegg bei Bruck und das Rennfeld.

Von dieſem Ausſichtspunkte, genannt die „Weikerhöh“, gehe ich zum Weikerhof hinein, der auf der grünen Einſattelung freundlich daliegt, und kann dann hinabſteigen in das enge, ſtundenlange Seitenthal der Maſſing mit ſeinen vielen Bauernhäuſern, Eſchenbäumen und Mühlen. Ein ſcharfes Bächlein giſchtet mir entgegen, das kommt vom Hocheck herab und aus jener Waldſchlucht, wo ich vor Jahren die Idee zu meinen „Schriften des Waldſchulmeiſters“ gefunden habe. Wenn ich das Hocheck oder weiter rechts hin den Roſskogel beſteigen will, ſo ſehe ich in das Thal von Neuberg, Altenberg und Mürzſteg hinab, ich ſehe die Rax, die Schneealpe, die Veitſch in ihrer Wucht und Pracht.

Von der Maſſing linker Hand kann ich über den Berg in das Dorf Veitſch gehen und von dieſer nach Mitterdorf. Dort wo das enge Veitſchthal ins Mürzthal ausmündet und plötzlich die lichte Weite da iſt, jauchzt meine Seele und ich ſehe, daſs ich nicht fürs Engthal geboren bin, daſs mein Auge einen weiten Flug vor ſich und mein Herz einen weiten Himmel über ſich haben muſs.

Am vierthürmigen Schloſs Pühel, der Geburtsſtätte des ſteiriſchen Dichters Kalchberg vorüber, eile ich durch Mitterdorf und dem jenſeitigen Waldhange zu. Die glatte breite Straße führte ſchnurgerade nach Krieglach hinein, aber ich mag es noch nicht wagen, ſuche den „Reiterſteig“ auf, der am Fuße des Berges über Matten und waldige Anhöhen, gegen den Freßnitzgraben führt. Auf dieſem Reiterſteig ſind zur Franzoſenzeit auch die Flüchtlinge dahingehuſcht, die Dorfleute mit ihren Laſten, um die Habe vor dem Feinde in Sicherheit zu bringen. Der Ausblick von den Matten ins Thal zeigt wieder ein neues, liebliches Bild — die ganze Gegend mit ihren Dörfern und Einzelhöfen, mit ihrem Wieſengrün, Feldergold und Waldesdunkel athmet Wohlſtand und heiteren Frieden, wenigſtens für den, der letzteren in ſich trägt und erſteren überall ſieht, wo die Leute munter arbeiten und rothe Wangen haben. An dieſem Reiterſteig wirft heute noch mancher Baum denſelben Schatten, in welchem ich vor Jahren kindliche Stunden des Glückes verträumt habe. Denn ich war und bin einer von denen, die ihr Glück nicht leben, ſondern träumen und damit zufrieden ſind. Einen hungerigen Magen kann man im Traume nicht ſättigen, aber ein hungeriges Herz läſst ſich betrügen, wenn die Sinne nur ein wenig dichten können.

Luſtig iſt's bei der „Poſtmühl“, zu der ich jetzt komme. Das Waſſer treibt die Räder und der Wein die Zungen. Die Weinſtube ſteht wie eine Brücke über dem Mühlbache: gleichzeitig iſt ſie der Schützenſtand für die Scheibenſchützen, deren Zielſcheibe drüben am Waldrande ſteht. Da geht denn alles durcheinander: das Waſſerrauſchen, das Mühlenklappern, das Gläſerklirren, das Stutzenknallen, und der Mühljunge kann Zitherſpielen und die Kellnerin kann jodeln — da glaubt man ſich gar im ſiebenten Himmel oben, der ſo hoch iſt, daſs man ganz ſchwindelig wird. Was war das hier oft für ein heiteres Zechen mit gleich geſtimmten und gleich durſtigen Freunden! Die Dichter Anzengruber, Leitner, Bodenſtedt, Weilen, Schlögl, Grasberger, Fraungruber und Morre haben hier getrunken. Die Mimen Mitterwurzer, Baumeiſter, Martinelli, Kutſchera und Starke haben hier getrunken, Bildhauer, Maler und Muſiker haben hier getrunken — durſtig iſt ja alles, was im Bannkreiſe des heiligen Jacobus ſteht.

Jetzt verlaſſe ich wieder das Thal und biege ſüdöſtlich ein in den Freßnitzgraben. Vor allem höre ich das raſche Athemholen und Nagen einer Bretterſäge, die jahraus, jahrein die Bäume zerkaut, welche weiter hinten im Gebirge in hoher Reiſe fallen und immer wieder neu erſtehen. An den Berghängen ſtehen Reſte abgekommener Huben, dort und da noch ein bewohntes Bauernhaus, deſſen Fenſter auch ſchon immer auslugen nach einem Käufer und Erlöſer, weil ihm unheimlich wird zwiſchen jung aufſproſſenden Wäldern, aus denen die Rehe und Hirſche kommen.

Ich gehe am Freßenbach aufwärts; der wird immer wilder und rauſchender, und das Thal wird ſo eng, daſs kaum dieſer tobende Bach und der Weg Platz hat, und der Wald wird finſterer. Das iſt Wald in ſeiner ganzen Weſenheit. Kaum ein Sonnenſtrahl ſickert durch auf den wurzeligen Boden. In der Schlucht hört man das Geſchrei des Baches, der ſeine Stirn an die bemoosten Felsblöcke rennt. Seitab in den tiefen ruhigen Tümpeln, die halb mit Baumgewurzel überflochten, mit Wildfarren beſtanden ſind, treiben die Forellen ihr lautloſes Spiel. Die alten unter ihnen ſind noch abergläubiſch und halten den Freitag für einen Unglückstag; die Jungen wiſſen es, daſs ihr Erbfeind, der Menſch, ſeitdem er keinen katholiſchen Faſttag mehr hält, an jedem Wochentag Fiſche iſst.

Endlich nach zwei Stunden weitet ſich ein wenig das Thal, der Bach iſt ſtiller, denn er rinnt zwiſchen Wieſen hin, dort und da ſteht halb verloren ein Haus, eine Kohlſtatt, eine verfallende Mühle. Es iſt die abſterbende Gemeinde Alpel.

Den Rückweg ins Mürzthal nehme ich über den Alpſteig. Das iſt eine gute Bergſtraße, die den Verkehr mit dem Hinterlande, dem „Jackelland“ vermittelt. Der Punkt, wo mein Weg zu ihr ſtößt, liegt hoch und heißt „der Höllkogel“, von ihm habe ich einen duftigen Ausblick ins Mürzthal und auf die Hochgebirge, die ſich weit hinten bei Mürzſteg und dem „Todten Weib“ erheben. Auf dem Steingipfel des Höllkogel ſoll der Sage nach ein Heidentempel geſtanden und verſunken ſein. Zur Zeit meiner Kindheit noch wollen die Leute die Thurmſpitze davon aus dem Steinhaufen hervorragen geſehen haben, und in ſtiller Mitternacht hätte man die Glocken gehört, die im verſunkenen Tempel geläutet worden. Am Höllkogel ſteht ein Kreuz, vor dem der Sarg auf die Erde geſetzt wird, wenn ſie von Alpel einen Todten nach Krieglach tragen. Sie warten hier zuſammen, bis alle Leidtragenden den Berg herauf nachkommen, auch die alten mühſeligen Humpler, damit ſich auf der breiten Straße die Schar ſchließen und in lautem Gebete vereinigen kann. — Meine Vorfahren alle haben an dieſer Stätte ihre letzte Wanderraſt gehalten, und hier war es auch, wo einſt auf dem Sarge eines in der Blüte dahingerafften Mägdleins ein Finkenpaar ſich flatternd niederließ und ſcherzend einen ſchmetternden Doppelſang hielt, daſs wir, die wir abſeits auf dem Raſen knieten und leiſe die „Fünf Wunden Chriſti“ beteten, nicht wuſsten, wie uns geſchah.

Rechterhand unten liegt der Trabachgraben mit ſeinen ſteilen Sonnleiten, an welchen zerſtreute Bauernhäuſer ſtehen. Wenn wir ganz ſtill ſind, hören wir den Trabach ein wenig rauſchen. Unſere Straße zieht eine Weile auf der Höhe eben dahin und dann ſachte abwärts, immer durch jungen, friſchen oder hochſtämmigen Wald. Wie oft in meiner Jugend iſt mir dieſer liebe Alpſteig ein Kreuzweg geweſen, wie oft ein Freudenweg! Wie geſchäftig iſt heute noch meine Seele im Sinnen und Dichten, wenn ich allein dahinſchreite auf dieſer Waldſtraße! Wenn einer ſagt, der Menſch habe beſtimmte Tage, die ihm gedeihlich und freundlich ſind, ſo gebe ich d'rauf, er hat auch beſtimmte Wege, die allemal eine gewiſſe Saite in ſeinem Weſen anklingen, die ihm allemal was Gutes geben, ſo oft er ſie wandelt. Wir haben da die Wildnis, wir haben die Abgründe, wir haben Martertafeln und Kreuze zum Gedächtniſſe hier Verunglückter, wir gedenken der Todtentruhen, die auf den Schultern der Träger ſchwankend durch dieſe Wälder getragen worden ſind — und doch iſt es ein faſt jauchzendes Wohlgefühl, das mich auf dem Alpſteige allemal bewegt — ich weiß ja ſelbſt nicht warum. Mein Großvater hatte einſt die Großmutter kennen gelernt in dieſen grünen Wäldern. Vielleicht iſt es das.

Nach einer Stunde böſcht ſich der Berg mit unſerer Straße in das Thal aus. Wie ein Garten liegt die Schwöbing mit ihren zahlreichen Höfen und Obſtbäumen. Im Schachen, genannt das Krieglacher Hölzl oder das Morgenwaldl, biege ich ab in das Gantgehölz, das mitten im Thale liegt, als Reſt eines größeren Waldes, welcher ſich noch vor wenigen Jahrzehnten zwiſchen Krieglach und Langenwang ausgebreitet hatte.

In dieſem Gant finde ich die ſtillen Wege, Raſen und Sitzbänke, wo ich meinen Goethe, meinen Jean Paul, meinen Adalbert Stifter geleſen, wo manche Eigenfrucht in mir gezeitigt iſt, wo ich mit geliebten Menſchen ſo oft dahingewandelt bin in ſeligen Freuden. Einen Angerplatz, mit hohen Fichtenbäumen umſtanden, habe ich die „Annenruh'“ geheißen. Unten am Waldrande ſteht das Kreuz, in deſſen Schatten die Idee zu meinem „Gottſucher“ aufdämmerte. Weiter hin ſtand der Apfelbaum, von deſſen moderndem Stock aus in den Wald rufend man das ſcharfe Echo hat. Sang einmal ein Dichter ſein Lied hinein und hörte eine kreiſchende Recenſentenſtimme zurück. Weiter über den Feldweg hin komme ich zum „Sandbüchelkreuz“, einer auf freier Anhöhe ſtehenden Kapelle mit dem „Kalvarienberge“ und daneben einer Niſche mit dem heiligen Grab. Die hier errichtete Bank hat jemand „Sommerstorff-Sitz“ genannt, als Erinnerung an den Schauſpieler Sommerstorff, der im Bürſcherhofe, welcher da unten am Rande des Dorfes ſteht, geboren worden iſt.

In nächſter Nähe unten liegt das Dorf Krieglach, hoch von der Pfarrkirche überragt. Der Thurm iſt eigenartig. Es gibt in Steiermark zwar ähnliche Keilthürme, die von Architekten als die eigentlichen ſteiriſchen Kirchthürme erklärt werden, aber in ſeiner Art ſo ſchön iſt keiner, als der zu Krieglach. Man behauptet, es gäbe keinen zweiten Thurm auf der Welt, der ſich mit dieſem ganz vergleichen ließe.

Von der nahen Schießſtatt knattern die Kugelſtutzen und Pöllerſalven luſtig zu mir herauf, doch mir ſcheint ein nochmaliger Rückzug in die Wälder gerathen. Ich eile durch das anmuthige Wieſenthal der „Höll“, oder „Hell“, wie es griechiſche Mythologen zu nennen pflegen, einem rieſelnden Wäſſerlein entlang, zum Fuß des Göll hinan. Wenn die Krieglacher Sommerfriſchler wüſsten, was es dort für ſtille Waldſteige und reizende Plätzchen gibt, es wäre nicht ſo einſam ſtill daſelbſt. Der „Hellweg“, der in die Falten des Berges führt; der „Himmel“ mit ſeinem entzückenden Landſchaftsbilde; der „Erdbeerſchlag“ mit ſeinen wuchernden, fruchtreichen Sträuchern und Kräutern; die „Hohe Raſt“, ein Felsvorſprung, von dem man über die Baumwipfel hin einen maleriſchen Ausblick in die Gegend hat; die „Margritzerhöh'“, die „Göllleuten“, das „Waſſerthal“ mit der hohen Brücke und dem „Poſtteich“, das „Poſtkögerl“, die „Hansbauernhald“, und wie die ungezählten und unbenannten Plätzchen und Winkel heißen, die ſich an den Göll ſchmiegen, ſie ſind alle ſchön, beſcheiden ſchön und anheimelnd. Großartig im Sinne des Pittoresken oder „Romantiſchen“, iſt die Gegend nicht, trotz ihres alpinen Charakters (der Ort liegt an 600 Meter über dem Meere.) Aber ſie bietet überall ſo viel des Erquickenden und Stimmungsvollen, daſs man ſich ſchwer von ihr losreißt, wenn die Locomotive uns dahinruft.

Das Stimmungsvollſte aber iſt die kleine Kirche Maria am Göll, von welcher im nächſten Abſchnitte die Rede ſein ſoll.

Oberhalb des Kirchleins, wo der Weg in den Wald führt, iſt die „Tendlerbank“, geweiht dem Andenken des berühmten Kunſtautomaten Tendler, der ein geborener Krieglacher war.

Ich hätte noch dies und das zu beſchreiben, alle Bäume, alle Steine und gar noch die Wolken des Himmels, die in

Krieglach ſicherlich merkwürdiger ſind, als anderswo. Doch laſſen wir's gut ſein.

Im Thale hebt es an zu dämmern; ein blauer Duftſtreifen zieht ſich am Mürzfluſſe hin; der Rauch aus den Schornſteinen ſteigt ſchnurgerade gegen Himmel, wie das Opfer des Abel. Nach langem Hochſommertage gehen die Mähder, die Schnitter heim. Im Graſe klingt der Grillenſang. Zu dieſer friedvollen Abendſtunde gehe ich vorüber am Friedhof. Die weißen Kreuze und Steine ſtehen in der Dämmerung, es iſt, als ob eine Art Mondlicht von ihnen ausſtrahlte. In den Lüften ſchwingt und ſingt noch eine Lerche. Faſt einladend iſt's, hier zu ruhen. Aber — auch hier das Wahrzeichen? Sind das nicht Krüge auf jenen Poſtamenten? Ganz richtig. Aſchenurnen.

* * *

Das Waldkirchlein.

Mir iſt, als ſtünde ich auf einer felſigen Anhöhe, die Luft ſchwül und der Himmel trüb; nur weit draußen lägen die blauen Berge in einem wunderſamen Sonnenſchein. Und die ferne Landſchaft im Morgenſonnenſchein iſt die Kindheit.

An jenem Sommertage gab's wohl auch heiße Nachmittagsſonne. Meine Mutter und ich, wir giengen von Krieglach, wo wir zur Kirche geweſen, über die verſengten Felder des Thales den Bergen zu. Sie wuſste für alles und jedes ihr beſonderes Sprüchel, ſo auch jetzt, da wir Bewohner kühlerer Höhen in der Hitze des Thales ſchier umzukommen vermeinten:

„Wenn mich brennt die Sonnenhitz'
Und erſchreckt des Himmels Blitz,
Denk' ich an die armen Seelen,
Die das Feuer hart thut quälen,
Wünſch' ich ihnen die ewige Ruh'
Und das ewige Licht dazu."

Das war um ſo ſtimmungsvoller, als wir eben am Friedhofe vorbeigiengen, der ſtill mitten unter den reifen Weizenfeldern dalag. Mir that's ordentlich wohl, wenn ich an die Todten dachte, die in der kühlen Erde ruhen konnten, ich ruhte im Gedenken daran nachgerade mit, und es iſt ganz curios, wenn ſo ein ſiebenjähriger Springinsfeld in der lieben Einbildung einmal das Todtſein erlebt.

Und wie der Friedhof den einen Theil des Spruches der Mutter verbildlichte, ſo that's der hohe Himmel für den anderen Theil. Ein krachender Donner ſchreckte mir im Nu alle Müdigkeit aus dem Leib und ſchon ſausten auch die eiskalten Tropfen nieder, um die Erfriſchung vollſtändig zu machen.

„Jungfrau Maria, beſchütze die lieben Feldfrüchte, 's iſt Eis dabei!“ ſagte meine Mutter. Vom Schachen klang uns ein Glöcklein zu; in der Kapelle zu Maria am Gölt läuteten ſie den Wetterſegen. Wir liefen was wir konnten und als wir das hölzerne Stieglein hinauf und zur Thür hineinpolterten, war die Schrecknis auch ſchon da. Finſtere Nebel flogen den Berg hernieder, die Bäume rasten im Sturm und die Waſſer goſſen, daſs alsbald die trüben Bäche rannen über Weg und Anger. Wie war es dagegen in der Kapelle ſo ſtill! Etliche Beter, die in den Bänken knieten, hielten ihre Hände in rührender Bitte gefaltet und ſchauten andachtsvoll zum Bildniſſe der Mutter des Herrn empor, an welchem zwei Kerzen brannten, die das Innere der Kapelle mit mattem Roth übergoſſen.

An jenem Tage bin ich wohl das erſtemal in der Kapelle am Gölk geweſen; ſie war das „Gölkkreuz“ genannt. Mein Großvater wuſste noch zu erzählen von der Zeit, da an jener Stelle nichts als ein einfaches Holzkreuz geſtanden unter alten Fichtenbäumen. Das wären jene Fichtenbäume geweſen, an deren Zweigen man in alten Zeiten anſtatt Thau Blutstropfen hängen geſehen habe, ſo oft ein Türkeneinfall bevorgeſtanden.

Lange nachher, da die Bäume gefallen und die Sage verklungen, ſo um die Franzoſenzeit, ſei an der Stelle eine Kapelle erbaut worden, „welche in der Feindesnoth viel Schutz und Schirm gebracht". Oftmals hätten die Franzoſen Anlauf genommen, den Gölk zu beſteigen, in deſſen Schluchten die Leute ihre Schätze und Vorräthe verborgen gehalten, aber ſobald ſie gegen die Kapelle hinangekommen, ſeien ſie allemal mit Blindheit geſchlagen worden und hätten die rechten Waldſteige nicht gefunden. Dieſe Kapelle ſtand zu meiner Kindeszeit auf dem grünen Anger, nahe dem Waldſchachen. Der vordere Theil der Kapelle war gemauert und hatte zwei runde Fenſter; der rückwärtige war ein Bretterverſchlag und trug ein Holzthürmchen, in welchem zwei Glöcklein hiengen, wovon das eine an jenem Tage die wilden Wetter beſchwor und gleichzeitig uns Heranlaufenden zurief, wir ſollten „nur kommen, nur kommen, nur kommen!" Ein eiſernes, grünangeſtrichenes Gitter trennte das Innere in den heiligen und den allerheiligſten Theil; es war ſtets verſchloſſen, weswegen ein übermüthiger Bettelmann, der in der Gegend umgieng, die Kapelle „Maria im Gefängnis" nannte. Ihre vielen Gnaden drangen doch durchs Eiſen, was die zahlloſen Votivtäfelchen bezeugten, welche alle Wände bedeckten. Viele ſchickten, da ſie ſelbſt nicht in das Allerheiligſte bringen konnten, einen Boten hinein, und zwar in Geſtalt eines Opfergröſchleins, für das ein eiſerner Canal geſchmiedet war. Wenn man ſo ein Gröſchlein in die Spalte ſteckte, die am Gitter neben dem Schloſſe angebracht war, ſo konnte man es lange raſſeln und klirren hören, ehe es im finſteren Verließe zur Ruhe kam. Ich erinnere mich nur darum noch an dieſe Sache, weil unſer Knecht Marcus, der Fabelhans, bei dem Kollern eines ſolchen Opferkreuzers in der Kapelle einmal faſt ganz laut geſagt hat: „Ich glaub's, Lumpenpfennig, daſs du aufbegehrſt, wenn du auf einmal ins Kloſter ſollſt; haſt dich ſonſt alleweil nur gern in den Wirtshäuſern aufgehalten."

Das Frauenbild ſelbſt iſt ein alter Kupferſtich unter Glas und Rahmen, ein Bruſtbild der betenden Maria, in welches die Gläubigen ſchon ſo viele Liebe gelegt, aus welchem ſie ſchon ſo viele Gnaden geerntet haben — denn die Liebe fruchtet überall. Die Votivtafeln erzählen es mit kindlicher Dankbarkeit: Uns iſt ein todtkrankes Kind geneſen durch die Fürbitte Maria-Gölk. — Uns iſt bei einer Feuersbrunſt Hab und Gut gerettet worden. — Unſer Vater fiel hoch von einem Baum und iſt friſch und geſund aufgeſtanden durch die Fürbitte der heiligen Maria am Gölk. — Ich bin einem Anfall von Straßenräubern glücklich entkommen. — Unſere Mutter iſt von einem viele Jahre langen Siechthum geheilt worden. — Ich bin von der Wuth eines wilden Stieres aus augenſcheinlicher Lebensgefahr gerettet worden. — Ich bin wegen Verdachts eines Verbrechens ſieben Monate lang im Gefängnis geſeſſen und iſt endlich meine Unſchuld ans Licht gekommen durch die Fürbitte der Gottesmutter Maria am Gölk u. ſ. w.

Wie habe ich damals zitternden Herzens dieſe und ähnliche Mirakelbilder betrachtet und auf die gnadenvolle Frau hingeblickt, die ſo demüthig war und ſo Großes vermochte! Alle anderen um mich haben inſtändig gebetet, ich habe ſie nur angeſchaut und bewundert. Es gab in unſerem Hauſe kein Anliegen, das wir am Sonntage oder an einem Frauenfeſte nicht zum „Göllkreuz“ trugen, und ſo bin auch ich — mitunter vielleicht ſelbſt als das Anliegen — hernach recht oft in die Waldkapelle gekommen.

Weil der Glaube zu Maria am Göll ſo groß war und die Kapelle ſo klein, geſchah es, daſs ein wackerer Pfarrer von Krieglach teſtamentariſch einen Theil ſeines Nachlaſſes zum Baue einer größeren Göllkapelle beſtimmte. Andere Perſonen ſpendeten wohlmeinend manche Bildſäule oder ſonſtige Gegenſtände, wie ſie Armen im Geiſte zum Sinnbilde ſind. Die Landleute trugen auch ihre Bauſteine bei und ſo erſtand an Stelle der alten Kapelle ein freundliches Kirchlein mit ſchlankem Thurme. Wie das anmuthsvoll daſtand auf grüner Au, am Fuße des Waldberges, und wie es mit ſeinem weißen Blicke niedergrüßte ins weite Thal und zur Eiſenbahn, als fürchte es ſich gar nicht vor der neuen Zeit! Das Gnadenbild war ja noch dasſelbe und die Glöcklein läuteten nach wie vor zu den drei Tageszeiten das Avemaria, und die böſen Wetter — wuſste man — waren machtlos, ſo weit ihr harmoniſcher Doppelklang durch die Lüfte drang.

Auch war das Gitter wieder da, welches das Allerheiligſte von dem großen Raume trennte; aber das Gitter war zierlicher, die Betſtühle geſchmackvoller geworden und die ſechs Fenſter waren mit glühenden Glasmalereien eingefaſst, welche von Frauen des Thales frommen Sinnes geſtiftet worden, um die Sonnenſtrahlen zu dämpfen und ſie zu einem bunten Roſenkranze zu verflechten im dämmernden Hauſe der lieben Jungfrau Maria.

Ich lebte ſchon lange draußen in der Welt, aber im Traume ſah ich oft das Waldkirchlein ſtehen und einmal ſtieg die heilige Maria vom Altare herab und gieng mir entgegen und nahm mich bei der Hand und ſagte: „Muſst nicht ganz auf uns vergeſſen, Student. Deine Mutter läſst dich grüßen!“ Meine Mutter lag ſchon im Grabe, aber in mir wurde es allmählich ſo, daſs, wenn ich an Sommertagen allein in der friedſamen Kapelle ſtand, es mir vorkam, ich wäre wie in der Jugendzeit, bei meiner Mutter.

Es kamen allerlei Weltleute gegangen, und wie ſonſt das fromme Bauernvolk Wandbilder, Kränze, Haarzöpfe und auch kleine Münzen geopfert, ſo opferten die Weltleute — Gedanken. Da fand ſich auf dem weißen Mauerwerk mancher Vers, mancher Spruch mit Bleiſtift gekritzelt.

So ſchrieb z. B. einer:

„Der Freigeiſt geht mit ſtolzem Haupt
Vorbei am ſtolzen Dom,
Das Kirchlein doch in Waldesruh',
Das macht ihn fromm.“

Und ein anderer, von ähnlicher Stimmung beſeelt, meinte:

„Wer beim lieben Gott nur Etiquettsbeſuche macht,
Beſucht ihn im Salone ſeiner Tempel Pracht.
Doch wer in innerlicher Lieb' zu ihm will beten,
Der darf ins innerſte Gemach des Waldes treten.“

Am beſten jedoch gefiel mir der Spruch:

„Zeigt mir der Jungfrau Schönheit und der Mutter Güte
In einer Frauen,
Und ſagt: Die hat den Gott geboren!
Ich werde glauben und vertrauen.“

Dieſe Votivopfer von Kindern der Welt waren freilich weniger naiv, als jene der Bauersleute, aber darum nicht weniger fromm in ihrer Weiſe.

Bisweilen war damals im Kirchlein eine anmuthsvolle Frau zu ſehen, die ausruhte und ſich erquickte im ſtillen Sinnen, denn auch wer in glänzender Welt lebt, dürſtet zuweilen nach dem Quell in der Einſamkeit. Dann wieder ſtand ſie am Steine der Treppe und ſchaute in das freundliche Thal mit dem Fluſſe und mit den hellen Gruppen der Häuſer, und ſie ſchaute hin auf die Bergreihe, hinter welcher die hohe Veitſch herüberblaut. War ſie doch eine Freundin der lichten Bergeshöhen, von welchen ſie manche prangende Alpenroſe und manches ſchimmernde Edelweiß in den Garten ihres Hauſes verpflanzt hatte. Sie ſchaute auch hinab auf die Felder, wo die Leute ernteten, und auf die Wieſen, wo ſie mähten; ſie war den Bewohnern dieſes Thales zugethan und wurde von ihnen geliebt, denn manche unter ihnen behaupteten, ſie wäre die Vollführerin der Gnaden der heiligen Maria am Gölk. Und einmal, als ſie ſo hinabgeſchaut hatte auf die Schnitter und auf die Mäher, wendete ſie ihren Blick nach dem Begleiter, der ſie liebreich am Arme führte, und ſagte das Wort: „Victor, wenn's einmal aus wird mit mir, hier oben möchte ich ruhen."

Es vergieng hierauf ein Jahr und es vergieng das zweite. Da ſtand an einem trüben Märztage ein blaſſer Engel, der durch die Stadt geſchritten, ſtill vor einem Palais und pochte ganz leiſe an das Thor. Zwei Tage ſpäter bewegte ſich ein Zug trauernder Menſchen durch die Gaſſen, einem voranſchwankenden Hügel von Kränzen und Roſen nach.

Und jetzt kam das Wort, das damals verhallt war in den friſchen Lüften der Berge und deſſen Gedanke verhüllt war durch heitere Liebe, wie der Sarg verhüllt iſt unter Blumen — jetzt kam es zurück: „Wenn's einmal aus wird — dort möchte ich ruhen.“

Und als der vereinſamte Mann nun eine Ruheſtatt ſuchte für die geliebte Frau, die, jugendlich noch, ſo plötzlich entſchlummert war, da iſt jener ahnungsvolle Wunſch zur That geworden.

Alſo ſteht heute am Fuße des Gölls auch das erſte Kirchlein nicht mehr. An ſeiner Stelle erhebt ſich eine Kirche im romaniſchen Stile, einfach, aber doch harmoniſch in allen ihren Theilen, ein ſchöner Bau, in welchem ein Schmerz und eine treue Liebe poetiſche Geſtalt gefunden hat.

Die neue Kirche über dem Mauſoleum iſt für ein Jahrtauſend gebaut; denn ſo lange gedenkt die Menſchheit vorläufig noch zu ringen und was der Zeiten Geiſt auch bringen mag, ſtille Raſtſtätten des Herzens werden nicht überflüſſig ſein.

* * *

Eine Wanderung zu meinem Geburtshauſe.

Seit dem Erſcheinen der Bücher „Heidepeters Gabriel“ und „Waldheimat“ wird zu meiner Verwunderung Jahr für Jahr das alte Berghaus viel beſucht, welches in Krieglach-Alpel ſteht und beim „Klupenegger“ heißt. Zuerſt ſind — gelegentlich einer Durchreiſe oder eines Sommerfriſchaufenthaltes im Mürzthale — die Fremden aus der Ferne hinaufgekommen — Sachſen, Schweizer, Berliner, Ungarn; dann ſind auch Wiener mitgegangen, endlich ſelbſt Grazer, und daraufhin haben es ſogar die Mürzthaler wiſſen wollen, was denn da oben „los“ iſt in Alpel beim Klupenegger, daſs fortwährend Fremde kommen und danach fragen und hinaufſteigen und, mit allerlei Buſchwerk, friſchgeſchnittenen Stöcken, wertloſen Steinen und halbmorſchen Holzſplittern verſehen, wieder zurückkehren.

Und als ich, der längſt aus einem grünen Hirtenjungen zum ſchwarzberockten „Stadtherrn“ gewordene Menſch, von dem närriſchen Pilgerzuge hörte, der allſommerlich hinanſtrebt durch die ſchönen Wälder des Alpſteiges, oder durch die ſchattenfinſteren Schluchten des Freßnitzgrabens, oder über die Almhöhen des Graneggs hin zu dem alten Bauernhauſe — da beſann ich mich ſachte, daſs mir jenes Bauernhaus ja nicht ſo gänzlich unbekannt iſt, daſs ich darüber manch ſchalkhaftes und manch ernſthaftes Stücklein geſchrieben, daſs ich ſogar einmal eine lange Zeit darin gewohnt habe, ja daſs ich in demſelben geboren worden war. Alſo dachte ich, wie es denn wäre, wenn auch ich nach langem Zeitlaufe wieder einmal hinaufſtiege ins Alpel, zuſpräche beim Klupenegger und ſittſam anfragte, ob das Nachtmahl ſchon fertig?

Und eines Tages, im ſchönen Herbſtmonde des Jahres 1891, warf ich meinen ſchwarzen Rock fort, zog die graue Steirerjacke an und wanderte von Krieglach die Waldwege entlang, welche gegen „die halbvergeſſenen Lande" hin immer höher ins Gebirge führen, bis zu jenem vielgliedrigen Engthale, wo unten und oben, vorn und hinten zwiſchen Wald, Feld, Wieſen und Alm zerſtreut die Bauernhäuſer oder deren Ruinen ſtehen, genannt die Gemeinde Alpel. Ich habe aber, vom Alpſteige aus geſehen, die Gegend kaum wiedererkannt. Wenn man einen lieben Vetter hat, der ſtets ordentlich beiſammen, glattraſiert und gekämmt war; und man ſieht ihn auf einmal wieder, rauh und verwildert, das Haupt voller Struppen, das Geſicht voller Haare — da iſt es freilich kein Wunder, wenn man fragt: Ich weiß nicht, irre ich mich? Iſt das der Vetter oder iſt er's nicht? — Faſt ſo fragte ich die Gegend, die — einſt ſo wohl bebaut, gepflegt, bewohnt — jetzt allmählich zur ſtruppigen Wildnis wird. Die Leute ausgewandert, die Bauernhäuſer verfallen, nur einige ſtehen noch und ſchauen ſich von Berg zu Berg fremd an; vielleicht daſs auf ihren Schirmbäumen der Auerhahn balzt und zu ihren Fenſterhöhlen das Reh hineinſchnuppert. Nur wenige Bauerngründe ſonnſeitig geben noch Korn und Erdäpfel, alles übrige iſt alter Wald, junger Wald, Almtrift, wo zur Sommerszeit hunderte von Ochſen weiden, die der Eigenthümer ſolcher Gründe von Bauern anderer Gegend aufnimmt, ſofern das Reh und der Hirſch nichts dagegen haben. Der Eigenthümer iſt kein Bauer, wohnt weit ab und kümmert ſich vielleicht mit Recht nicht gar viel um den Beſitz.

Nur ein Wahrzeichen iſt noch vorhanden, wie es einſt geſtanden in Alpel. Dort oben auf der Höhe, mitten in der Landſchaft, weitum ſichtbar, ſteht ein Schopf wetterſtarrer Fichten. Unter ſeinem dichten, knorrigen Geäſte ducken ſich die Dächer eines Gehöftes — das Kluppeneggerhaus, oder wie es in der „Waldheimat“ heißt, das „Waldbauernhaus“. Aber wo iſt der Weg den Berg hinan? Der Waldſteig, wo einſt die zweirädrigen Karren auf- und abfuhren, iſt ein zerriſſenes Rinnſal des Wildbaches, mit tiefausgewühlten Löchern. Der glattere Fußſteig, wo die Kirchengänger einſt gewandelt, iſt verwachſen von Erlgebüſch und Lärchendickicht, ſo daſs ein Vordringen nur für Wild, Hund und Jäger möglich erſcheint. Die fremden Beſucher haben ſich an bewucherten Feldrainen und Waldrändern hin ihre eigenen Wege getreten; manch zartes Sammtſchühlein hat hier das Zeitliche geſegnet und manch ſchöne Frau hat hier das Irdiſche verflucht. Es ſcheint, daſs da oben allen Menſchen das Daſein ſolange vergällt werden muſs, bis ſie — anderswo ſind. Und wie manch holde Touriſtin über den Ausflug nach Alpel denkt, das werden wir noch erfahren.

Mir kommen mit jedem Schritt und Schlupf und Sprung Erinnerungen an vergangene Zeiten, aber ſentimental werden? Nein, dafür geht auf der Alm ein zu friſcher Wind.

Das alte Haus, ich erkenne es kaum wieder. Das einſt mit grünem Moosfilz überzogene Strohdach iſt einem Bretterdache gewichen; der einſt breit, ſchief und knapp über das Dach hinausſtehende Rauchfang hat einem ſenkrechten, höher anſteigenden Bretterſchlauche platz gemacht. Die Fenſter ſind vergrößert und neu ausgeſchalt. Der ganze rückwärtige Theil des Hauſes mit Keller und Bodenkammer fehlt; die hufeiſenförmigen Stallgebäude ſind verkürzt an beiden Enden, es fehlt der Schweineſtall, der Schafſtall und die Schaubkammer. Die Lücken gähnen. Die noch vorhandenen Stallgebäude ſcheinen ſchief zu ſtehen und einzuſinken zwiſchen Erdſchlamm und Neſſelwerk, das überall umherwuchert. Die Karrenhütte mit dem darübergeſtellten Feldkaſten iſt nicht mehr da, an deren Stelle iſt ein feſtgezimmertes Unterſtandshäuschen für fremde Beſucher, die bei ſchlechtem Wetter hier ausruhen, und einen Imbiſs nehmen wollen. Aber dieſes Häuschen iſt verſchloſſen und der Aufenthalt des Schlüſſels den Beſuchern unbekannt. Ein um dieſe gute Unterſtandshütte vor einiger Zeit aufgeführter Lattenzaun iſt theilweiſe hingeworfen, eine unter den Schirmfichten angebrachte Sitzbank zertrümmert. Das kümmert mich aber nicht, denn dieſe Luxusſachen ſtammen nicht aus meiner Eltern Zeit. Nur was von dieſer noch vorhanden, iſt für mich ehrwürdig. Im Gehöfte iſt mir jeder neueingefügte Zimmerbaum und Holzbalken zuwider, und doch müſſen dieſe Flicken ſein, ſolange der Beſitzer das morſchende Gebäude nicht zuſammenfallen laſſen will.

Ich möchte nun ins Haus treten, allein die Thüren ſind verſchloſſen. In meiner Jugend iſt dieſes Haus nie zugeſperrt geweſen, ja die Thüren haben gar kein brauchbares Schloſs gehabt. Wir waren oft fern auf Feldern oder Wieſen, das Haus, welches nicht gar ſo arm an verſchiedenem Inhalte war, ſtand unbewacht, es wurde uns nie etwas fortgetragen. Seitdem es gänzlich ausgeräumt worden, iſt es feſt verſchloſſen, wir werden auch erfahren warum. Ich gucke durch eine zerbrochene Scheibe zum Fenſter hinein, mürfelnder Geruch ſteigt mir entgegen, die Stube iſt dunkel, öde und kahl. Ein alter Tiſch, ein neuer Ofen, ſie ſtammen nicht aus meiner Eltern Zeit. Aber die braunen getäfelten Stubenthüren, die berußte Wand, der große glänzendſchwarze Trambaum, der gedrechſelte Handtuchhälter hinter der Thür, die Wandſtellen ringsum, das halbzerbrochene Winkelkaſtel an der Tiſchecke, ſowie in der Küche der ruinenhafte Feuerherd, der wurmſtichige Speiſekaſten, in der Mauer die Niſche, wo das Salzfaſs geſtanden — all dieſe Dinge waren ſchon in meiner Kindheit da. Und derart iſt im ganzen Gehöfte Altes mit Neuem gemiſcht, ſo daſs in mir an ſolcher Stelle kein rechtes Untertauchen in ſüßwehmüthige Erinnerung ſein kann. Vor der hofſeitigen Hausthür ſickert in den alten ſchlammigen Trog aus morſchendem Rohre noch kümmerlich der Brunnen wie einſt, und das Waſſer hat noch genau den modrigen Holzgeſchmack wie einſt, da mein Vater manchmal ſagte: „Ich weiß nicht, was unſer Waſſer hat! Es muſs an den Brunnenröhren liegen.“ Seitdem ſind mehr als dreißig Jahre um; die Brunnenröhren, der Brunnentrog waren damals morſch, ſind es auch heute noch, das Waſſer war damals ſchlecht, iſt es auch heute noch, ſickerte damals nur ſpärlich und iſt auch heute noch nicht vollends verſiegt. Ebenſo beſtändig ſind die alten Kirſchbäume, welche hinter der Stallung ſtehen; die

Äſte, die vor dreißig Jahren dürr geweſen, ſind heute noch gerade ſo dürr und die andern tragen heute noch gerade ſo kleine und würzige und ſpärliche Kirſchen als dazumal. Im Jahre 1840 hatte jemand in der Futterkammer auf die röthlichbraune Lärchenzimmerung mit Kreide geſchrieben: „In Godsnam und das Nix bricht und fallt nix zam. 1840.“ Heute nach fünfzig Jahren ſteht der Spruch mit Frömmigkeit und Schreibfehlern noch ſo friſch an der Wand, als wär' er vor ein paar Wochen von einem Volksſchüler der erſten Claſſe hingeſchrieben worden. Desgleichen prangt auf einem Thürpfoſten des Kuhſtalles mit Kohle gezeichnet ein Kopf, der Hörner trägt und die Zunge weit hervorſtreckt. Dieſes Bild iſt in meiner Jugend eines Tages zu Ehren einer alten, hölliſch wüthigen Stallmagd geſchaffen worden; es hat manches Denkmal aus Stein überdauert, wie es die Krieglacher dem Gedächtnis ihrer Lieben zu weihen pflegen. Unter dem Dachfirſt iſt auch das Vogelneſt noch zu ſehen, welches von jenen Spatzen gegründet worden, die mir einſt das Wiegenlied gezwitſchert haben.

Was Holz am Hauſe war, das hat ſich leidlich erhalten, das Mauerwerk des Herdes, des Kellers aber iſt arg zerbröckelt und verwittert. — Alſo betrachtete ich alles an dem lieben Hauſe, das ſo ſtill und einſam auf der Bergeshöhe ſteht.

An den Fugen und Spalten der Außenwand ſah ich überall Viſitkarten, verdorrte Sträußchen, Steinblättchen und dergleichen ſtecken, das iſt ſo wie man einen mageren Haſen mit Specklattlein ſpickt; auch drinnen auf dem Boden ſah ich derlei umherliegen, wie es von den Beſuchern mochte hineingeworfen worden ſein. Auf dem Tiſche lag zerbröckeltes

Salz in kleineren und größeren Stücken. Und als ich ſo am Fenſter ſtand, nachſinnend, auf welche Weiſe ich ins Innere gelangen könnte, ſagte hinter mir plötzlich jemand langſam und getragen die folgenden Worte: „Guckſt hinein, ſo ſchau' ich zu; ſteigſt hinein, ſo hau' ich zu." — Stand hinter mir ein alter, ruppiger Mann mit Ruckſack und Stock.

Das war — wie er ſich gleich darthat — der Halter, der die über Sommerszeit auf den Gründen weidenden Ochſen — weit über hundert Stück, verſchiedenen Bauern gehörig — zu überwachen hatte. Im Hauſe war ſein Unterſtand, in demſelben hatte er auch Mehl und Salz aufbewahrt, mit denen er die Rinder täglich atzen muſste.

„Ihr Saggera Herrenleut!" brummte der Alte jetzt weiter, „vor euch geht ſchon gar nix ſicher nit. Den Schlüſſel hab' ich gut verſteckt, aber gefunden haben ſie ihn und hineinkommen ſind ſie mir! Nachher hab' ich den Schlüſſel gar mitgenommen auf die Weid, und jetzt ſind mir die Teuxel beim Fenſter und gar beim Dach hineingeſtiegen und hab' müſſen alles feſt mit Brettern verſchlagen. Was ſie denn haben, da in der alten Hütten drinnen!"

„Das weiß ich halt auch nicht", war meine Antwort.

„Sie ſagen, von wegen dem Klupenegger-Peterl", fuhr der Halter fort, „der ſo Bücheln geſchrieben hat, dem iſt halt das ſein Heimatshaus. Sie ſchreiben auch alleweil ſo Sachen auf, aber ich kann nix recht leſen, und kenn mich halt frei nit aus. — Wollt eh noch nix ſagen, aber zu meiner Schnapsflaſchen ſind ſie mir ſchon ein etlichmal kommen und haben mir den Schnaps austrunken, die Saggera!"

„Die Fremden werden das freilich nicht gethan haben", war meine Meinung, „die, wenn ſie auf der Alm einen

Schnaps trinken wollen, oder einen anderen Tropfen, haben ſchon ſelber was bei ſich.“ — Man ſah thatſächlich allerlei Beſtandtheile von Liqueur- und Weinflaſchen umherliegen, ſogar eine Schaumweinflaſche war vorhanden; denn manche Touriſten, die hoch heraufgehen, wollen es oben auch hoch hergehen laſſen. Als ich derlei dem Alten zu bedenken gab, begann er mich angelegentlich zu betrachten, wackelte mit dem Haupte, und endlich ſagte er: „Biſt du etwan gar der Peter?“

„Wird ſchier nicht weit gefehlt ſein, Vetter.“

„Saggera, jetzt fang' ich dich an zu kennen. Hau, da muſs ich dich leicht ja ins Haus hinein laſſen, biſt ehvor auch lang drinnen geweſen.“ So ſagte er, zog einen Eiſenſtab aus der Taſche, der an dem einen Ende die ringförmige Handhabe, an dem anderen eine bewegliche Zunge hatte. Das war der Schlüſſel, den er nun in ein Wandloch neben der Thür ſteckte, und bald war dieſe offen. Als ich vom dunklen Vorhaus in die Stube trat, war das erſte, daſs ich mir den Kopf anſtieß. Ich war während meiner Abweſenheit größer geworden, aber nicht klüger. In der Welt ſollte man doch lernen acht zu geben, daſs man nicht — oben anſtößt!

Was mir in einem Winkel des Vorbodens gleich auffiel, war ein großer Haufen alter zertretener Schuhe, mausfarbig, vertrocknet, zuſammengeſchrumpft. Männerſchuhe, Weiberſchuhe, Kinderſchuhe. Es waren wohl auch ſolche dabei, die einſt meinen Vater gedrückt haben; es waren gewiſs auch jene neun Paare darunter, welche die Magd Katharina auf Wallfahrtswegen zertreten muſste, bis ſie ſich den Gilber-Steſſel zum Mann erbat. Es waren endlich auch jene Schuhe dabei, die ich des Werktages nicht tragen durfte, damit ich des Sonntags welche hätte, und die ich des Sonntags nicht anziehen durfte, damit ſie mir für den Werktag blieben. Und es war recht, die Schuhe ſind doch zertreten worden, während die Löcher, die ich mir in die Haut der Barfüße geriſſen, längſt wieder verwachſen ſind, ohne daſs ein Flickſchuſter dazu nöthig war. Die Mäuſe, denen ſolche Schuhe ſonſt ein Leckerbiſſen geweſen zu einem Hochzeitsſchmauſe oder frohen Todtenmahle, wenn der Jäger die Katze erſchoſſen, ſie ließen jetzt das alte Lederwerk unberührt, es mangelte ihnen wohl die Zuſpeiſe, der Speck, mit dem es längſt nicht mehr eingefettet worden.

In der Stube war eine ganze Seite der Holzwand mit Kreide beſchrieben. Die fremden Beſucher, die ſo oder ſo ſich Eingang ins Haus zu verſchaffen gewuſst, hatten ſich mit ihren verſchiedenen Empfindungen hier verewigt. Beſonders viele Frauen gab es auf der Wand. Darunter, daneben, dazwiſchen, wo eben Platz war, hatte der Halter mit mühſeligen und ängſtlich gezogenen Kreideſtrichen ſeine geſchäftlichen Aufzeichnungen gemacht. Alſo waren die verſchiedenen Handſchriften zu leſen: Grüß Gott, Waldbauernbub! — Wo Heidepeters Gabriels Wiege geſtanden, trinken wir ihm ein langes Leben zu. — Ein Pfd. Salz vom Steinbauer. — Dieſer Tag in der lieben weltfernen Waldheimat iſt einer der ſchönſten meines Lebens. Eine Pilgerin aus Dresden. — Athemlos und waſchelnaſs kam ich an, es iſt kein Spaſs. Ich ließ mich verlocken vom Gedicht, die Wirklichkeit entſpricht der Dichtung nicht. — Bei herrlichem Wetter hier angekommen, hoch Roſegger! — Ein Ochs, ein Kalb vom Raitberger. — Lieber die Waldheimat leſen, als heraufſteigen ſchwer, wenn ich nur wieder unten wär! — Zwei Verehrerinnen ſagen dem Dichter Vergeltsgott. — Der Schwendbauer hat ſein Paar 15./8.

heimtrieben. — Profit, Petri Kettenfeier, aber deine Bücheln ſind zu theuer. — Unter den Schirmbäumen des Waldbauernhauſes habe ich die Schriften des Waldſchulmeiſters geleſen, dabei gejubelt und geweint. Ein Wiener. — Der Gräſſerer iſt noch das Haltergeld ſchuldig, 50 kr. — Hoch die Krieglacher Maderln! — Auf der Alm gibt's ka Sünd! — Vom Berger ein Jodel, detto zwei Kalben.

Dieſer und ähnlicher Art waren die Inſchriften, die ich im hölzernen Fremdenbuche beim Klupenegger gefunden hatte. Inſofern die Huldigungen mir galten, nahm ich ſie wohlgefällig an, gab im übrigen dem Halter den Rath, er möchte ſein Rindvieh, damit es die Bergſteiger und Bergſteigerinnen nicht beläſtige, doch vielleicht auf eine andere Wand ſchreiben.

„Wäre eh wahr!“ meinte der Alte, „man kennt ſich bei dem Gekratze ſchon gar nimmermehr aus.“

„Was ſagſt denn da dazu!“ rief er plötzlich und deutete auf die Kante des Tiſches, an welcher kleine Holzſpältchen losgeſchnitten worden waren, „da ſchneiden ſie Spalteln herab, und nehmen's mit. Was braucht's denn das? hab ich einmal eine gefragt. Meint ſie, das wär' halt ein Andenken. G'ſpaſſig ſind die Leut.“ — G'ſpaſſig ſind ſie! Sehr richtig.

Offen geſagt, mir war's nicht ganz heimlich in der dumpfigen Luft, in einem Raume, wo mich manches zwar erinnerte an die Armut vergangener Zeiten, aber nichts mehr an die Heiterkeit und Luſt der Jugend. Und das muſs ich auch ſagen: die fremden Beſucher bekommen nach dem jetzigen Zuſtande nicht die richtige Vorſtellung von der Heimlichkeit, der gemüthlichen Belebtheit, die oft in dieſem heute ſo öden Raum geherrſcht hat. Das Haus war, beſonders in meiner früheren Jugend noch, wohl beſtellt und mit vielerlei guten und hübſchen Sachen eingerichtet, die nun längſt verſchleppt oder zertrümmert worden ſind. Seit zwanzig Jahren hat von meiner Familie niemand in dem Hauſe mehr gewohnt, wohl aber verſchiedenerlei fremde Leute, die alle in Noth und Elend waren, endlich ebenfalls davongezogen ſind und das hinfällige Haus auf dem ſtillen Berge allein gelaſſen haben.

Ich will es auch wieder allein laſſen, ſteige noch weiter hinan zu den Hochmatten und ſchaue hinaus in das blauduftige Bergrund. Dieſer Anblick iſt mir noch ſo traut, als hätte ich ihn nie aus den Augen verloren. Die Berge ſtehen noch, wie ſie geſtanden, die Bächlein rinnen noch, wie ſie geronnen und die Wolken ziehen noch gerade ſo hoch und ſtill darüber hinweg wie einſt, als ich mir meine Welt am Himmel baute. Mir iſt die Landſchaft ein unerſchöpflicher Schatz an Erinnerungen und Stimmungen, der mir nicht zerſtört und nicht geſtohlen werden kann.

Jetzt kommt für dieſe Gegend wieder die Zeit der Wildnis. Jung und kräftig keimt ſie auf überall. Und mitten drin ſteht das Haus, das nicht leben und nicht ſterben kann. Völlig zwecklos und ſinnlos ſteht es da, auf wen will es noch warten?

⁂

Mürzzuſchlag.

Das liebe Volk ſagt, der Name Mürzzuſchlag komme davon her, weil in jener Gegend die Mirzln zuſchlagen.

Freilich wohl mag es dort in den Thälern und auf den Bergen ſchneidige Dirndln geben, und zwar vom beſten Schlag, aber lieber Gott, wenn man jeden Ort, wo die Mirzln zuſchlagen, Mürzzuſchlag nennen wollte, da ſtünden und lägen im Lande weit mehr Mürzzuſchlags, als etwa Kirchdorfs und Mareins und St. Johanns zuſammen. In Wahrheit aber gibt es auf der ganzen Welt nur ein einziges Mürzzuſchlag, es iſt auch nicht wahrſcheinlich, daſs von Auswanderern drüben in Amerika ein Neu-Mürzzuſchlag gegründet werde, weil von Mürzzuſchlag keiner auswandert. Es iſt daheim zu ſchön. — Wenn ſich über Ortsnamen die Gelehrten ſtreiten, ſo iſt es am beſten, man macht ſich flugs ſeine eigene Terminologie und ſo ſage ich, der ſchöne Punkt am Gansſtein, das friſchgrüne Alpenthal, das zwiſchen hohen Bergen liegt, heißt Mürzzuſchlag, weil die Mürz ſich dort zur Reichsſtraße ſchlägt. Der kryſtallklare Alpenfluſs, von den

Waſſerfällen des Hochgebirges und dem Thaue finſterer Wälder geboren, ſtößt hier nach einem viele Stunden langen Schlangenlauf in den Engthälern an die Straße; an die alte, hochbedeutſame Verbindungslinie zwiſchen den nördlichen Ländern und Italien, deren Geleiſe die Räder der Geſchichte gefurcht haben. So vereint ſich hier die Natur mit der Welt, und dieſe urſprüngliche Thatſache hat dem ſpäteren, dem heutigen aufblühenden Mürzzuſchlag die Eigenthümlichkeit gegeben. Faſt in Wien und mitten in den Alpen zu ſein, welcher Fleck auf Erden bringt das zuſammen? Mürzzuſchlag, heißt es, ſei ein Vorort Wiens geworden. Wien hat Vororte, von denen aus die Stadt mit größeren Umſtändlichkeiten und Unbequemlichkeiten erreicht wird, als von unſerem Mürzzuſchlag aus, deſſen Weg über den einzig ſchönen Semmering und an den Oſthängen des Wienerwaldes entlang einen dreiſtündigen Hochgenuſs bietet.

Mürzzuſchlag iſt eine alte Anſiedlung, war im Mittelalter wohlbefeſtigt, hatte allerhand Vorrechte und eine Weile auch den Titel „Stadt“ getragen, wieſo ſie dieſen Rang wieder verſcherzt, iſt mir nicht bekannt. Der Ort hat es beſonders in neuer Zeit verſtanden, ſich den Verhältniſſen anzupaſſen. Als der große Verkehr auf der Reichsſtraße, der urſprüngliche Lebensnerv Mürzzuſchlags, aufgehört hatte und in den Vierzigerjahren durch die Eiſenbahn abgelöst ward, wurde Mürzzuſchlag weit in der Welt bekannt, der Semmering trug den Namen in alle Culturländer. Die am 21. October 1844 von Mürzzuſchlag nach Graz eröffnete Eiſenbahn war eine der erſten Eiſenbahnen in Öſterreich. Ein großes Verdienſt für das Zuſtandekommen der Semmeringbahn erwarb ſich Erzherzog Johann. Man war ſonſt geneigt, die Wien-Trieſter

Eiſenbahn über Ungarn und die öſtliche Steiermark anzulegen. Im Jahre 1854 ward die Bahn über den Semmering eröffnet und damit der Ort plötzlich in den modernen Weltverkehr gezogen. Im Jahre 1879 ward von Mürzzuſchlag aus die Zweigbahn nach Neuberg eröffnet, der Ort hob ſich. Bald darauf wurde jenſeits des Berges das große Hotel am Semmering erbaut. Man fürchtete, daſs die Wiener dort kleben bleiben und nicht nach Steiermark hereinkommen würden, aber Mürzzuſchlag hob ſich. Der Markt zählt 200 Häuſer, die meiſten davon ſtattlich und freundlich herausgeputzt. Um den Ort breitet ſich ein Kranz hübſcher Villen, wovon mehrere mit den Bergſtecken ihrer Flaggenſtangen wie Touriſten den Berg hinanſteigen gegen das hohe Kar'l. Die Mürz, wie der ſich hier in dieſelbe ergießende Fröſchnitzbach, treiben nebſt anderen Induſtrien mehrere Hammerwerke. Die Mürzzuſchlager Eiſenwaren haben im ganzen Reiche einen guten Klang. Aber noch heller iſt der Klang Mürzzuſchlags als Sommerfriſche. Die vorzüglichen Gaſthäuſer zur Poſt, zum Hirſchen, zum Adler, Wenzels Hotel, das Brauhaus, die Bahnhofreſtauration laſſen den Herrgott einen guten Mann und den Sommerfriſchler einen vergnügten ſein. Unter den kernſteiriſchen Wirten iſt es beſonders Freund Schruf, der Beſitzer des Hotels Poſt, welcher nebſt ſteiriſcher Gaſtlichkeit auch mit ſteiriſchem Humor aufzuwarten weiß. Ich habe die Leute lieb, die ſo warmherzig an ihrer Heimat hängen. „Grüaß Goud, Schruafn Toni! Mir zwen holtn zſom!“ — Mürzzuſchlag wird zum Aufenthalt für Herzleidende beſonders empfohlen. Ich glaub's! Schon oft, wenn die große Stadt mir das Herz welk gemacht hat, iſt es mir dort in den Bergen geſund geworden. Reizend iſt die berganſtrebende

Villenſtadt. Der Blick von ihr und dem Kaiſerſtein hinab auf die tiefen Tümpel der Mürz, auf den behaglich hingeſtreckten Markt mit ſeinem ewig brauſenden Bahnhofgetriebe, auf das breite Fröſchnitzthal mit den Alpenhöhen des Stuhlecks und des Sonnwendſteins im Hintergrunde iſt ein Bild voll Anmuth.

Mir noch lieber iſt freilich die Seite jenſeits des Thales. Dort auf mattenreicher Höhe liegt das weitbekannte Bauerngut und Wirtshaus zum Steinbauer. Es iſt ein echtſteiriſches Bauernhaus voll biederer Gaſtlichkeit, das ſich noch nicht auf ſtädtiſche Fineſſen hinausſpielt. Was iſt da an den Tiſchen unter den Obſtbäumen nicht ſchon unſeres Hergotts Welt belobt worden und gerade die Steiermark wäre ihm ſo gut gelungen!

Vor vielen Jahren ſind im Hinterſtübel dieſes Hauſes zwei Schneider geſeſſen, ein alter und ein junger und haben dem feinen, munteren Hausſohn das Hochzeitsgewand gemacht. Und heute will der Knab' von jenem Knaben auch ſchon ein Hochzeitsgewand haben; aber jener alte Schneider hat ſchon ſchlechte Augen und jener „junge“ hat das Schneidern vergeſſen und verlegt ſich aufs Dichten. Wenn du jedoch ein Hochzeitsſprüchel brauchſt, junger Bräutigam, für deine Herzallerliebſte, aus alter Freundſchaft ſchneidere ich dir eins zuſammen. Und ein kräftiges noch dazu, daſs die braven Steinbauernleut nicht ausſterben.

Auf der Anhöhe hinter dem Steinbauer wird der Blick frei hinaus in das Mürzthal.

Der Glanzpunkt von Mürzzuſchlag iſt der ſagenreiche Gansſtein. Er erhebt ſich von der Steinbauernhöhe gegen

Weſten ſacht und anmuthig, um dann in einer ſenkrechten Felswand zum grünen Gelände der Mürz abzuſtürzen. Tief in dieſen Felſen ſitzt ſeit undenklichen Zeiten ein vergeſſenes Kind und wartet auf die Mutter. In einer Chriſtnacht war's geweſen, als ein Bauernweib mit ihrem Kinde gegen Mürzzuſchlag zur Kirche gieng. Unterwegs, am Fuße des Gansſteins, verirrte ſie ſich in eine Höhle, in welcher ſie Fäſſer, gefüllt mit eitel Gold und Edelgeſtein, fand. Sie ſetzte das Kind raſch auf einen Stein, füllte ihre Schürze mit Schätzen und eilte in hellen Freuden über den unerhörten Fund davon. Als ſie im Freien war, erinnerte ſie ſich ihres Kindes, lief zurück, konnte aber den Eingang der Höhle nicht mehr finden. — Bis heute wird dieſer Eingang geſucht, weniger des Kindes, als des Geldes wegen, man weiß ja, wie die Leute ſind. Der Gansſtein-Micherl, das iſt ein alter Zwerg, erſcheint mitunter einem Geldſucher und neckt ihn; wenn er aber die Höhle aufthun wollte, jeden Tag geſchähe es, daſs die Menſchen des Goldes wegen ihr Heiligſtes verlaſſen, vergeſſen. In ſtillen Nächten ſoll man das Kind in der Felſentiefe oft jämmerlich weinen hören.

Es iſt aber im heutigen Geſchlechte eine Gnade Gottes, die früher nicht war. Man ſucht nicht mehr ſo ſehr die geheimnisvollen Ungründe, als vielmehr die lichten Höhen. Die Mürzzuſchlager brauchen gar nicht hoch zu ſteigen, um dem Auge herrlichen Schmaus zu bieten. Der Gansſtein iſt ein Berglein zwiſchen Bergen, aber die Maler ſteigen gerne auf dieſes Berglein.

Wenn ich auf hohem Gipfel ſtehe, ſo bin ich unſtet, das Auge iſt wie ein plötzlich frei gewordener Vogel, nach allen Seiten hin kann es fliegen, überall möchte es ſein, darum weiß es nicht wohin; die Haſt, die Flüchtigkeit des Freizügigen kommt über ihn, von allen Schüſſeln zugleich iſst es, und wenn man ſpäter fragt: Wie hats geſchmeckt? ſo muſs es antworten, wie jener Mann geantwortet hat, als er vom Dachſtein zurückkam: „Ich war bei Gottes Hoftafel geladen, aber der Gänge ſind ſo viele geweſen, die Gerichte ſo raſch an mir vorüber getragen worden, daß ich auf den rechten Geſchmack gar nicht gekommen bin und am Ende ungeſättigt habe aufſtehen müſſen.“

Wenn ich aber auf der Zinne des Gansſteins ſitze, ſo iſt das ein trautes Mahl im eigenen Hauſe. Der Schüſſeln ſind nicht viele, auch nichts Exotiſches dabei, aber alles ausgezeichnet zubereitet. Doch wozu das, alles Schöne iſt ſich ſein eigenes Gleichnis. Es iſt kaum ein reizenderes ſteiriſch-charakteriſtiſcheres Alpenbild denkbar, als die Ausſicht vom Gansſtein. Da unten, wo drei Thäler zuſammengehen, liegt Mürzzuſchlag, ſo niedlich und maleriſch, wie nur ein Menſchenneſt zwiſchen hohen Waldbergen auf grüner Au daliegen kann. Nach allen drei Richtungen ſendet es ſeine weißen Straßen und ſeine Eiſenbahn, deren Schienen ſilbern in der Sonne glitzern. In das Thal gegen Neuberg ſteigt der Wald nieder bis zur Sohle; im Hintergrunde ſteil aufragend das Hochgebirge. — Das Rollen und Pfeifen der Dampfwägen, das Pochen der Eiſenhämmer unten vermiſcht ſich uns ſeltſam mit dem Singen der Waldamſel, mit dem Schrei des Geiers. Im Thale klingt die Sichel des Schnitters, an den Hängen die Schelle der Herde; in der Schlucht auf feuchten Steinklötzen lauert ein Mann und hält mit der Geduld eines Märtyrers die Angelſchnur in den Bach; von der Alm herab ſteigt würdigen Schrittes der Wildaufſeher, alles Menſchenvolk ſtill verfluchend, das da umherkraucht und ihm die Auer- und Schildhähne verſcheucht.

Wer „von draußen“ kommt: Mürzzuſchlag iſt der Schlüſſel zur Steiermark, ſowohl für die obere, mittlere, als auch untere Lade. Die allerſchönſten Sachen ſind freilich in der oberen drin. Gehe der Mürz entlang aufwärts: Das maleriſche Dörfchen Kapellen, das arbeitsfreudige Neuberg, das idylliſche Mürzſteg, das romantiſche „Todte Weib“. — Perle an Perle reiht ſich an der ſilbernen Schnur des Mürzfluſſes. Wer dieſen Roſenkranz abbeten mag, der kommt endlich auch zum „Ave Maria“ — ins ſtille Alpenthal zum heiligen Mariazell. Dann geht es fort an den Hängen der Veitſch, des Schwaben, bis zu den Ennsthaler-Rieſen, zur alten Schatzkammer des Landes: Eiſenerz, bis zum ſchönen Herren- und Prunkſtübel Steiermarks — dem Auſſeerthal. — Was weiter noch in den drei Laden iſt, wer es wiſſen will, der mag ſelber nachſchauen — der Schlüſſel ſteckt.

* * *

Die Sulzen bei Langenwang.

Im oberen Mürzthale iſt ein Berg, deſſen Eigenthümlichkeit darin beſteht, daſs er niemandem auffällt. Er ſteht bei Langenwang als Vorſchub der ſüdlichen Bergreihe. Seine höheren Hintermänner heißen der Kaiſerkogel und der Königskogel, dieſe wieder ſind Ausläufer des Stuhlecker Gebirgszuges. Auf einem Fußſchemel meines Berges ſteht die Ruine Hohenwang. Als eines Tages der dunkelgrüne Mantel des Waldes ein Loch hatte, dachte ich, da könne man ja hinaufſteigen und durch das Loch herausgucken.

Den Namen des Berges konnte mir niemand ſagen und es hieß, er hätte gar keinen. Ein alter Bauer, der am Fuße desſelben ſein Haus hat, meinte: „Der Berg do? Wos er für an Nom hät? Hot weiter koan Nom, is holt die Sulzn.“

Alſo die Sulzen.

Gieng ich eines Tages vom freundlichen Dorfe Langenwang aus zwiſchen blumenreichen Matten und Feldern hinan. Zu einer kleinen Schlucht kam ich, welche wie eine Narbe in den ſonſt ganz glatten Thalboden geſchlagen und von etlichen Bäumen beſtanden iſt. In dieſer ſchattigen Vertiefung ſteht eine Kapelle, und das Muttergottesbild in derſelben iſt genannt: Maria im grünen Waldel. Geneſende, von ſchwerer Krankheit aufgeſtandene Menſchen pflegen noch ſchwankenden Schrittes hierherzukommen und an dieſer friedlichen Stelle ihre Dankgebet zu verrichten.

Weiter hin, am Fuße des Berges, hebt Jungwald an, der ſo wohl gepflegt iſt, daſs einem das Herz lacht. Etwa zwanzig Minuten geht es auf glattem Wege ſachte durch denſelben hinan und auf einmal ſtehen wir am Fuße der Ruine Hohenwang, im Volksmunde das Hochſchloſs genannt. Ihre Zinnen ragen hoch über die Waldwipfel auf. Am Fuße der Ruine zwiſchen Fichtenbäumen ſteht das weitberühmte Kirchlein der Maria am Hochſchloſs. Das geſchnitzte Altarbild desſelben ſtellt die Heimſuchung Mariens bei Eliſabeth dar und ſoll uralt ſein. An ſeinem unteren Rande ſteht die Jahreszahl 1109! Von nah und fern kommen häufig unfruchtbare Frauen herbei, um ſich hier Segen zu erflehen. Ein Weib iſt bekannt, das lebte ſchon jahrelang in der heiligen Ehe, ohne daſs der Wunſch in Erfüllung gieng. Alſo wallfahrtete ſie zur Maria am Hochſchloſs und betete. Kurz nachher fühlte ſie Segen. Dann waren neun Jahre verfloſſen und das Weib hatte neun Kinder. Eins in jedem jungen Jahr! Erſt dreiunddreißig war ſie alt und ſchon neunfache Mutter! Da gieng ſie denn wieder gen Hochſchloſs und flehte um Abbeſtellung der Gnade. Aber es kam das zehnte und kam das eilfte. Und wie ihrer zwölfe waren, alle geſund und munter, und wie ſie ſchon ſoweit erwachſen waren, da zog die Schar — Vater, Mutter und Kinder — wie eine Proceſſion nach der Kapelle und opferte der Huldreichen ein ſilbernes Herz, das man ſicherlich noch heute ſehen kann in einem Glaskäſtchen an der Wand prangen. Viel Leid und Sorge wird geweſen ſein um die Kinder, aber brave, heitere Menſchen ſind daraus geworden, und ſo iſt das eines der lieblichſten Wunder, die geſchehen ſind bei Maria am Hochſchloſs.

Zwiſchen zwei kleinen Häuſern links hinan wenden wir uns. Der wohl ausgeglättete Holzweg führt durch dunkelnden Fichtenwald ſachte bergwärts. Im Walde ſind überall Windbrüche und Holzhauer zu ſpüren. Unter den letzteren muſs ein friſches, luſtiges Blut geweſen ſein, denn ſonſt könnten auf einem entrindeten Baumſtrunk nicht die mit Bleiſtift geſchriebenen Sprüchlein ſtehen:

„Vierzehn Tag, hat mih ziemt,
Wann na d Sunn nit aufgang,
Wann ſih na d Sunnroſs verhajzlatn
In eahnern Strang.

Denn d Liab is a Bloam,
De aufbricht bei der Nacht,
Und wia gröſser die Finſtern,
Wia gröſser die Pracht!

Ih gſpür noh mein Gſund,
Noh mei Reſchn in mir,
Und mei Weiberl, däs rund,
Wird go kugelrund ſchier.

Verleih Weib und Kindern,
O Herrgott, dein Segn,
Laſs uns aufſtehn mit dir,
Uns mit dir niederlegn.

Und ih wir ſcha ſchaun,
Was ih kann, um und um,
Und ſoweit der Menſch ſelber ſchaut,
Schauſt du dih nit um.“

Ein wackeres Liedel! Holzknecht, woher haſt du das? Die Hand möchte ich dir drücken, wenn dir nicht etwa von deiner Kugelrunden ein Händedruck lieber iſt, als von dem ſtillen Waldgänger und Bergſteiger, der aber recht vergnügt iſt darüber, daſs es noch ſo fröhliche und tüchtige und gottgetreue Leute gibt.

Alſo bin ich ein halbes Stündchen bergan geſtiegen, da kommt die Lichtung. Es iſt das große Loch im Rocke. — Nach wenigen Jahren wird die Blöße auf der Sulzen wieder verwachſen ſein. Um ſo eifriger müſſen wir heute den Ausblick genießen, den ſie uns gewährt.

Jeder Ort des oberen Mürzthales hat ſeinen Rigi. In Wartberg iſt es der Wartbergerkogel, in Mitterdorf die Höhe am ſogenannten Mehlſtübel, in Krieglach der Gölk, in Langenwang unſere Sulzen und in Mürzzuſchlag das Kar'l. Der letztgenannte Berg, das Kar'l, iſt der König. Aber die Sulzen hat Vorzüge, die man von unten nicht ahnt. Es iſt wunderlich, wie manche Gegend ſich auseinander thut. Das Mürzthal iſt, von der Sohle aus betrachtet, doch hübſch einförmig. Man ſtehe aber nur einmal auf der Höhe der Sulzen! Das Thal von Mürzzuſchlag bis zum Wartbergerkogel liegt da wie eine Landkarte. Und dort! Hinter den Mürzzuſchlager Bergen ſteht ſie, die Hohe, Erhabene, die Drohende, Touriſten Lockende und Touriſten in den Abgrund Stürzende — die Rax. Es iſt ein energiſches Aufſpringen aus dem Waldlande, ein hochmüthiges Daſtehen und Herrſchen. Die Bergſpitzen weiter rechts am Semmering, zwiſchen welchen das gelbliche Firmament der Donauebene hereinleuchtet, ſind Kindlein vor der Rax; ebenbürtig möchten ihr nur die herüberlugenden Neubergeralpen ſein, aber auch dieſe weist der ſtarre Felsblock finſter zurück in ihre Schranken.

Weiter nach links hin ragt der langgeſtreckte Rücken der hohen Veitſch. Fünf Höhenzüge mit ebenſo vielen Engthälern legen ſich im Vordergrunde quer über.

Das Prächtigſte von der Sulzen aus iſt der Anblick im Weſten. Der ganze breite, mählich immer höher anſteigende Gebirgsſtock liegt in ſchöner Ferne vor uns. Nicht nach Effect haſcht er — ganz ruhig und ebenmäßig erhebt ſich das viele Geviertmeilen weite Gebirge aus ſanften Thalſchwellen zu einer majeſtätiſchen Höhe. Die Gipfel dieſes Gebirges erſcheinen uns wie zarte Zacklein, an denen hie und dort ein Schneefeld leuchtet. Das iſt der Hochſchwab.

Daneben ragen die ſcharfen Tafeln der Tragößerberge auf, dann die Gebirge bei Vordernberg und bei Judenburg. Die Seethaleralpen an der Kärtnergrenze ſchließen das Bild. Im Süden ſehen wir nichts, als die ſchattigen Enggräben der Illach, des Pretuell und die nahen Waldberge.

Auf der Spitze des Berges ſteht aus Humusboden ein Fels auf, zu deſſen Zinne eine Leiter emporführt zur Triangulierungsmarke. Ich ſetzte mich unterhalb derſelben auf einen Baumſtock. Der Himmel hatte allerhand Freudenfeuer angezündet. Denn als die Sonne untergieng hinter der hohen Veitſch, glühten dort Wolken und Wölklein, die wie lebendige, ſich immer wandelnde Arabesken am Firmamente ſtanden, in allen Farben und Lichtern. Die Tinten des Thales, der Berge wurden dunkler, bis endlich nur mehr ein ſchwarzes, an den Rändern zackiges Rund unter mir lag — und darüber ein Himmel voll funkelnder Sterne. Aus dem Waldkirchlein der heiligen Maria zum Hochſchloſs klang ein Glöcklein herauf und durch die Lüfte wehte der ewige Chor: Heilig, heilig, heilig iſt Der, von deſs Herrlichkeit voll ſind Himmel und Erde! —

◆

Der Pinkenkogel am Semmering.

Vor wenigen Jahren noch war auf dem Semmering ein einziges Wirtshaus, und jetzt ſtehen dort fünf große Hotels, das Sonnwendſteinhotel, die Hoſpize zu Mariaſchutz, zum Bärenwirt und andere gar nicht mitgerechnet. Dieſer Berg muſs alſo ein fruchtbarer Boden ſein.

Die Wiener brauchen den Semmering zum Athemholen; der Semmering iſt der geſunde Lungenflügel der Wiener, daraus erklärt ſich das Emporblühen dieſer Sommerfriſche. Der Semmering iſt ferner auch eine gute Touriſtenſchule; da kann man gehen, ſteigen, klettern, rutſchen und abfahren lernen. Da gibt es Abtheilungen für junge und alte Touriſten, für Flinke und Faule, für Anfänger und Ausgediente. Für jeden hat die Natur hier ihre Berge, ihre Ausſichtspunkte, ihre Beſchwerden, Gefahren und Abenteuer in Bereitſchaft.

Wem die Rax zu mühſam iſt, der macht ſich an den Sonnwendſtein. Und wem auch dieſer noch zu hoch anſteigt, der wählt den Pinkenkogel.

Das putzige, ſpitze Berglein erhebt ſich gegenüber dem Sonnwendſtein und ſteht zwiſchen dieſem und der dräuenden

Rax, wie ein Schulknabe zwiſchen Vater und Mutter. Der Kleine fühlt ſich aber gar nicht gedrückt; er weiß, daſs er auf hohem Sockel ſteht und daſs er ſich mit ſeinem 1300 Meter hohen Haupte nicht zu ſchämen braucht. Die ſiebenhundert Meter, womit die Rax den Pinkenkogel überragt, was machen ſie aus? Sie ſind ein Ding großer Beſchwerden.

Vom Semmeringbahnhofe, oder vom Wirte „zum Erzherzog Johann“ aus über Almmatten und durch Waldſchatten den Migottiſteig kaum fünfzig Minuten lang herangeſchlänkert, ſtehen wir auf dem Gipfel vor einem Naturbilde, bei dem man ſich ſagen muſs: „Herr, ich bin's nicht würdig!“ Nach Norden hin das Hochgebirge; nach Oſten eine mit blinkenden Städten beſäete Ebene; nach Süden die Almen; nach Weſten ein waldreiches Thal.

Der Sonnwendſtein ſtellt ſich auf die Zehen und thut was er kann, um ſich ſeinen ſteinernen Gegenübern, der Rax, dem Stuhleck, würdig zu zeigen. Das Stuhleck hingegen bemüht ſich gar nicht, ſondern liegt in ſeiner plumpen Maſſe träge da, als wollte es ſagen: Ob Touriſten zu mir kommen oder nicht, mir iſt es einerlei. Das Stuhleck iſt höher, als es zu ſein ſcheint und was hat mir einmal ein Almhalter geſagt? „Wenn der Pfarrer den weißen Talar anhat, ſo ſchaut er größer aus, als wenn er in ſeinem braunen Röckel daſteht. Mit dem Stuhleck iſt es auch nit anders; hätte es nur ſeine weißen Felswände bis herab, wie die Rax, es thät ein rechtes Anſehen geben; weil es aber einen grünen Rock an und einen grünen Hut auf hat, ſo meint man, es iſt ein gewöhnlicher Bauer und kein hoher Herr. Das Stuhleck lacht ſie doch alle aus, wenn es will.“

Und wie ſich da unten das Mürzthal ausſtreckt und ſonnt, das iſt ſchon die höchſte Behaglichkeit. Es verleugnet, von hier ausgeſehen, faſt ſeine Berge, zeigt an beiden Seiten nur ſanfte Anhöhen und ſtellt ſich mit ſeinen blühenden Ortſchaften, als wäre es das Paradies.

Gegen Wind und Wetter iſt auf dem Pinkenkogel ein Bretterhüttchen aufgeſchlagen; von dieſem aus kann man alſo recht ruhig hinabſchauen in das Alpenthal, in welchem Weltverkehr und Bergfrieden ſo traulich miteinander harmonieren, als wäre das ſeit Erſchaffung der Welt nicht anders geweſen. Kein halbes Jahrhundert iſt noch vorüber, ſeit am Semmering die erſte Pulvermine knallte und ein Concert von Hall und Schall, vom Rollen der Waggons, vom Pfeifen der Locomotive, vom Läuten der Bahnhofglocken wachrief, das wohl nimmer verſtummen wird, ſo lange Gott dem Menſchengeſchlechte Kraft zur Arbeit und Freude an der Natur verleiht.

⁂

Der Herr von Sonnwendſtein.

Vor vielen Jahren ſtand ich eines Tages auf dem höchſten Punkte des hohen Stuhleck, und neben mir der bekannte Wiener Touriſt Guſtav Jäger, der zu jener Zeit auf Stuhleck eine Unterkunftshütte gegründet hatte. Als wir wiederholt die Rundſicht bewundert hatten und auch einen Blick hinabwarfen auf die Spitze des Sonnwendſteines — einen faſt mitleidigen Blick — ſagte Guſtav Jäger: „Sehen Sie, im Vergleich zu Stuhleck nimmt ſich dieſer Sonnwendſtein aus, wie ein Halterbübel gegen einen Großbauern.“

Traun, ſeit jener Zeit iſt es mit dieſem Halterbübel anders geworden; nicht als ob es in die Höhe gewachſen wäre bis zu des breitſchulterigen Großbauern Dickkopf, nein, es iſt gefüg und ſchmächtig geblieben. Aber anderartig iſt dieſes Halterbübel emporgekommen weit über Stuhleck, und es gibt im Lande keinen merkwürdigeren Parvenu, als dieſen Sonnwendſtein. Ein großer Herr iſt aus ihm geworden, ſtolz iſt er! Seine Halterhütten hat er abgeworfen, ſeiner gewundenen Ochſenſteige hat er ſich geſchämt, eine wahre Kunſtſtraße hat er ſich angeſchafft vom Semmering her, wo Kunſtſtraßen aller Sorten auf dem Lager ſind, und ein Herrenhaus hat er ſich bauen laſſen auf ſeiner Höhe, wie auf keiner Bergſpitze unſerer Alpen ein vornehmeres ſteht; und allerlei Herrſchaften, Grafen und Gräfinnen, Biſchöfe, Fürſten und Kronprinzen, und auch bürgerliches Volk in Hülle und Fülle, ſpazieren und fahren hinauf, und dieweilen der Großbauer dort drüber gelangweilt daliegt und etwas aus dem alten Anſehen gekommen iſt, muſs man zu dieſem Emporkömmling „Herr von Sonnwendſtein!“ ſagen.

Keck vordrängen muſs man ſich, das iſt das Geheimnis des Erfolges. Während die hohen Berge ſeit jeher ſtill und beſcheiden im Hintergrunde ſtanden und ſich damit begnügten, über die Köpfe ihrer Vormänner frei und ernſt in die Welt hinauszuſchauen, hat ſich der Sonnwendſtein ſo ſcharf an die Reichsſtraße, an die Eiſenbahn vorgedrängt, ſich den P. T. Reiſenden, Touriſten, hohen und höchſten Herrſchaften ſo angelegentlich empfohlen, hat einerſeits mit dem Wienerwald, mit dem ungariſchen Hügelland, mit den mähriſchen Ebenen geliebäugelt, andererſeits mit dem Hochgebirge des Schneeberges, der Rax, der Veitſch, des Hochſchwab, mit dem lieblichen waldreichen Mürzthal, mit den ſchönen Almen des Stuhleck und des Wechſels, ſelbſt mit unterſteiriſchen Höhen und dem Schöckel bei Graz. Kurz, er wuſste nach allen Seiten freundliche und wohldieneriſche Blicke hinzuwerfen, war das Kraut in allen Suppen, ſchmuggelte ſich in alle Reiſebücher ein, die vom weltberühmten Semmering erzählten, und „Wir der Semmering! Wir, die erſte Gebirgsbahn!“ anders ſprach er gar nicht von ſich ſelbſt. So kommt man vorwärts, heute trägt der Herr von Sonnwendſtein am Bande eines ſchönen breiten Bergweges einen Orden. Dieſer Orden iſt das Friedrich Schüler-Touriſtenhaus.

Es ſteht wenige hundert Schritte unterhalb des Felsplateau des 1523 Meter hohen Sonnwendſteines an der ſüdöſtlichen Seite, an einer Stelle, wo man gegen Oſten über den Otter hinaus die von den ſchnurgeraden Strängen der Eiſenbahn und der Reichsſtraße durchzogene Ebene von Wiener-Neuſtadt, gegen Weſten über das Mürzthal hin die Hochſchwabkette ſieht. Die Matten des hochrückigen Stuhleck, der beiden ſcharf in den Himmel eingeſchnittenen Pfaffen, des breitgeſtreckten Wechſels bieten im Süden dem fliegenden Auge des Beſchauers die anmuthsreichſten Ruheſtätten. Und wer vom Touriſtenhauſe die paar hundert Schritte hinaufſteigt zum Gipfel, um nach Norden zu blicken, der muſs im erſten Augenblick faſt erſchrecken ob der Pracht, die da plötzlich vor ihm ſteht. Der Schneeberg und die Rax und der Windberg und die Veitſch ſind keine Maulwurfshügel, denen iſt es Ernſt mit dem Hochgebirge. Senkrechte Wände und Schutthalden, finſtere Schründe und lichte Schneefelder, und über allem der zarte blaue Schleier des Äthers, weil manche Stunden der Luftlinie dazwiſchen ſind, von dem ſchauenden Auge bis zu den ſtarrenden Rieſen dort. Und wenn nun der Beſchauer ſeinen Blick in die Tiefe ſenkt, da erſchrickt er von neuem. Es iſt ein wüſter Abgrund. Aber in dieſen Tiefen liegt nicht das Grauen. Da unten liegt eine freundliche Gegend von Berg und Thal: dämmernde Wälder, blinkende Felswände, hellgrüne Matten; über die Matten hin ſchlängelt ſich das weiße Band der Reichsſtraße von dem Semmeringpaſs hinab zur Engſchlucht, in welcher Schottwien eingeklemmt ruht. Die Thürme von Mariaſchutz ragen hart am Fuß unſeres Berges über dem Walde auf. Hinter dieſem anmuthig ländlichen Bilde ſteht das Werk, welches vor wenigen Jahrzehenten noch als das achte Weltwunder bezeichnet wurde

— der Bau der Semmeringeiſenbahn. Er ſteht da in ſeiner ganzen meilenlangen Ausdehnung von Gloggnitz bis Spital mit ſeinen Stationen, Viaducten, Tunnels, mit ſeinen großen Windungen, bis es ihm gelingt, den Zug aus den Tiefen zu der Höhe des Semmering emporzubringen. Vom Semmeringbahnhof, der hart am großen Tunnel liegt, wo ſich die Bahn endlich ganz und gar in den grünen Berg verliert, gehen nach allen Richtungen Straßen und Wege dahin, denn der Semmering iſt der Wiener Wildpark geworden: Wirtshäuſer, Hotels, Villen, Schlöſschen, Ausſichtswarten, Ruhebänke überall; und wie in der Stadt jede Gaſſenzweigung an den Mauern ihre Aufſchrift und Namen hat, ſo ſtehen hier im ganzen weiten Gebiete des Semmering an allen Straßenzweigungen und ſchönen Punkten Wegweiſertafeln und andere Aufſchriften. Und wo vor fünfzig Jahren noch die tiefſte Einſamkeit war, nur unterbrochen von dem Schrei des Geiers und den Flüchen der Fuhrleute, die an der ſteilen Bergſtraße die Laſten mit ihren ſchweren Röſſern und den Anrufungen des Teufels weiterzubringen hatten, dort iſt jetzt jeder Baum und Pfahl geſprächig, und jeder weiß einen Ausſichtspunkt, ein Wirtshaus, eine Eiſenbahnſtation anzurathen. Der Mittelpunkt dieſer großen Luſt- und Erholungsſtätte im Gebirge iſt das Hotel Semmering, welches mit ſeiner nächſten Umgebung wie ein ſtattlicher Curort dort unten am Hange des waldigen Pinkenkogels ſteht, mit ſeinen Fronten etwas dem Sonnwendſtein ab- und dem Hochgebirge zugewendet. Das Touriſtenhaus am Sonnwendſtein ſteht im Winter wie im Sommer offen. Uns befremdet der Luxus, der darin herrſcht. Der „öſterreichiſche Touriſten-Club“, der Erbauer des Hauſes, hat hier oben zwiſchen den Almen und Steinen ein wahres Prunkkäſtlein hingeſtellt. Zwei elegante Gaſtzimmer, wovon das eine „für Damen und Nichtraucher", das Extraſtübel altdeutſch eingerichtet und mit einem putzenſcheibenfenſterigen Erker verſehen iſt, nebſt zwei gemeinſamen großen Schlafräumen acht Wohnzimmer, zwei davon ebenfalls altdeutſch eingerichtet. Wenn man da drinnen auf ſchwellendem Sopha zwiſchen eitel Luxusgegenſtänden ſitzt, gegenüber dem Venezianerſpiegel, und zu einem geöffneten Putzenſcheibenfenſter hinausblickt in die Alpenlandſchaft, ſo iſt das ein Gegenſatz, der manchen vielleicht mehr verblüffen als anmuthen mag. Der Herr von Sonnwendſtein iſt eben ein Parvenu, und ſolchen Leuten ſoll es mitunter paſſieren, daſs ſie ſchweren Schmuck und Prunk gerade dort ausſtellen, wo er nicht eigentlich hingehört.

Traulich wird uns bald wieder bei der Hausmannskoſt, die die Wirtin ſchmackhaft kocht und die Kellnerin munter aufträgt. Wenn dem Hausherrn der Gedanke gekommen wäre, in dieſes Haus der noblen Einrichtung gemäß befrackte Kellner aufzupflanzen — ich mag den gräſslichen Gedanken nicht ausdenken.

Wer Zeit und Sonſtiges hat, um ſich einmal auf längere Weile da oben einzuheimen: es muſs ein gutes Wohnen ſein im Friedrich Schüler-Touriſtenhaus. Da kann man etwa einmal zwei Tage zu gleicher Zeit ſehen: in Öſterreich einen Regentag, der das ganze Land mit Grau einhüllt, und in Steiermark einen Sommertag, da über zarten Flockenwölklein die Sonne leuchtet auf die grünen Gaue. Das Semmeringgebiet iſt die Waſſer- und die Wetterſcheide, und ſo kommt es auch oft vor, daſs in Steiermark das weiße Nebelmeer liegt, aus welchem nur wenige Bergſpitzen wie Inſeln ragen, und in Öſterreich ſchimmern die Mauern von Gloggnitz, Neunkirchen und Neuſtadt in eitel Sonnenſchein. Wer wollte die Luft- und Waſſer- und Lichtſpiele alle zählen, die auf den Höhen ſind, wer die Geſtalten des Steinreiches und die Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt andeuten, geſchweige erſchöpfend betrachten! Man darf ja nicht glauben, einen Berg, ſeine Eigenthümlichkeiten und ſeinen Ausblick ſchon zu kennen, wenn man einen Tag da oben zugebracht hat. Wie man einen Menſchen erſt kennen lernen kann, wenn er länger mit uns iſt, in guten und ſchlimmen Tagen, ſo wird man auch die Alpennatur erſt erfaſſen und verſtehen und unbeſchreiblich lieb gewinnen, wenn man in Sonnenſchein und Sturm, am Morgen und am Abend, in finſterer Nacht und im Mondenlicht bei ihr iſt. Auch die Alpennatur hat ihre ganz beſonderen Stunden, wann ſie ihren heiligen Frieden ſenkt in des Menſchen Herz und durch ihre ewigen Wunder ſo eindringlich zu ihm ſpricht, daſs es ein ſeliger Schauer erfaſst und inne wird, was das heißt, Menſch zu ſein.

Und ſo dient es mir wahrlich zur Genugthuung zu wiſſen, daſs auf einem der ſchönſten Punkte meiner heimatlichen Berge ein Aſyl ſteht, welches mich aufnehmen kann zu aller Zeit, wenn mein Leib nach Bergesruh' und meine Seele nach Alpenſchönheit dürſtet. — Der Sonnwendſtein hat ja noch ſein beſonderes Intereſſe. Der kalkſteinerne graue Gipfel desſelben iſt vermuthlich eine altheidniſche Cultusſtätte. Alljährlich werden dort am 24. Juni große Sonnwendfeuer angezündet, wohl als Überbleibſel der Feuer, die voreinſt dem Gott Donar hier gelodert haben. Das Haupt dieſes Berges iſt dem Volksmunde nach von Eiſen, die Bruſt von Silber und der Fuß von Gold. Bei ſolch' edlem Gehalt darf man ſich über das Emporkommen dieſes „Zwerges“ freilich nicht wundern. Das Eiſen am Gipfel hat man in der That ſchon ausgebeutet; das Silber und das Gold nimmt der Wirt.

Von vier wohlbegangenen Wegen kann man ſich den Aufſteig wählen. Der eine führt von dem ſchöngelegenen Mariaſchutz in Schlangenwindungen durch Wald unmittelbar hinauf zur höchſten Spitze. Für Bergfexen iſt dieſer Aufſtieg weitaus der angenehmſte, weil der ſteilſte und beſchwerlichſte. Leider iſt auch hier eine Gefahr vollends ausgeſchloſſen, außer man ſteigt auf einen Baum und will wie das Eichkätzchen von einem Wipfel auf den andern ſpringen. Der andere Weg geht durch die Wildnis des Mirtengrabens und iſt der „romantiſcheſte", der dritte Weg von Steinhaus aus durch den Dürgraben bietet dem Wanderer am Ziele die größte Überraſchung, weil man unterwegs nichts ſieht vom Hochgebirge, das ſich oben ganz plötzlich entfaltet. Der vierte Weg iſt die neue Straße von der Station Semmering und dem Hotel „zum Erzherzog Johann" aus. Dieſer kaum zwei Stunden lange Weg ſchmiegt ſich ſo klug an die mildeſten Stellen des Berges, weicht jedem ſteilen Bühel ſo geſchickt aus, legt ſich auf der Höhe ſo freundlich an den windſtillen ſonnigen Hang und iſt überhaupt ſo fein angelegt, daſs ich fürchte, es werden aus der nahen Großſtadt auch ſolche „Touriſten" an ihm hinaufkommen, die auf der Alm anſtatt Milch und Butter Trüffelpaſteten und Champagner haben wollen. Der Herr von Sonnwendſtein ſchmunzelt, er kann auch mit ſolchen Dingen aufwarten. Trug ſich der ingeniöſe Herr doch ſogar einmal mit dem Plan, ſich eine Zahnradbahn zu bauen und ſein Alpenhotel zur Nachtzeit mit elektriſchem Lichte zu beleuchten. Nun, was nicht iſt, kann werden. Wir wollen dem Herrgott die Welt noch einmal gründlich corrigieren!

Die Berge von unten.

Laſſen wir ſie nur laufen. Ihnen geht es nach Hochgebirge im Ganzen und Groben, ſie wollen über Schnee und Eis ſteigen, ſie wollen auf die höchſten Gipfel und von denſelben wieder nur hohe und höchſte Gipfel, Steine und Gletſcher ſehen. Es iſt was Herrliches drum, beſonders für Leute, die ihr Leben in einer kleinlichen verkünſtelten Welt für Tand und Thorheit verſchachern müſſen und deren Blick nicht höher zu fliegen gewohnt iſt, als etwa auf die Geſimſe und Dachfenſter vier und fünf Stock hoher Häuſer. Wer jedoch auf dem Lande lebt und immer die großen Verhältniſſe der Natur vor Augen hat, ſei es nun eine weite Ebene oder ein gebirgiges Waldland oder die freie Himmelsrunde, der wird nicht erſt die großen allgemeinen Bilder ſuchen, die auf den hohen Bergen ſind, er wird auch jene Größe ſehen, welche der Natur in ihrem Einzelnen und Beſonderen innewohnt.

„Ich ſehe mir die Berge am liebſten von unten an“, dieſen Ausſpruch kann man oft hören, er klingt banal und es hat eine Zeit gegeben, wo er mir geradezu frevleriſch erſchienen iſt. Erſt allmählich bin ich ſeiner tieferen Wahrheit dahinter gekommen. Das wird uns ja auch der Maler beſtätigen, daſs die Berge, von unten geſehen, ſchöner ſind, als von oben. Die von hohen Bergen aufgenommenen Rundſchaubilder werden nie in dem Maße künſtleriſch wirken, als die begrenzten Landſchaftsbilder, auf welchen einige Sträucher und Bäume und Felſen und, wenns hoch kommt, eine Bergſpitze im blauen Hintergrunde genug ſind, um uns zu entzücken. Wohl vergeſſe ich nicht anderer Vortheile, die man im Gebirge hat; ich gedenke der klaren Quellen und Waſſerfälle, was ſoll man der dürren Hochwüſte zuſtreben, wo man Gefahr läuft, zu verdurſten? Ich gedenke der Alpenflora, was muſs man immer über dieſelbe hinaus in die kahlen Felſen emporſteigen? Ich gedenke der reinen leichten Luft, die geradezu glücklich machen kann, nur muſs man nicht ſo hoch klettern, daſs dieſe Luft eiſig wird und in ihrer Verdünnung hemmend auf unſere Organe wirkt.

Das Hochgebirge iſt am ſchönſten und hat ſeine lieblichſten Reize und ſeine Größe vereint in den waſſerdurchrauſchten Engſchluchten und auf ſeinen grünen Vorhöhen. Und ſolcher Punkte gibt es in unſeren Alpen unzählige, viele derſelben auf bequemen Wegen erreichbar. Kein Bergſchuh und kein Alpſtock, keine ſchlafloſe Nacht in den Unterkunftshütten, und am wenigſten ein Menſchenleben braucht dafür ausgeſpielt zu werden; die Natur hat Freiſtätten, wo ſie den Menſchen ihre intimſten Schönheiten zeigt und die edelſten Genüſſe ſchenkt. Oben auf den wilden Höhen kommt der Beſteiger erſchöpft und abgeſpannt ans Ziel; hier tritt der Beſchauer friſch und empfänglich ins Alpenbild und kann ſich, von Stürmen, Nebeln und drohender Nacht unbehelligt, ſtundenlang der Herrlichkeit und dem Bergfrieden ergeben.

Solche Stellen ſuche ich am liebſten und erſt vor kurzem habe ich, von Freunden aufmerkſam gemacht, eine neue entdeckt, deren Nähe und Schönheit ich bisher nicht ahnen konnte.

Zwiſchen Mürzzuſchlag und Neuberg iſt die Eiſenbahnſtation Kapellen. Dort thut ſich ein Seitenthal auf, über deſſen Waldbergen die Wände der Schneealpe und der Rax herniederblauen. Ein Weilchen dem Raxenbach entlang, biegen wir bald links, als ob wir über den Naſskamm ins Höllenthal hinüber wollten, und kommen zu dem Dörfchen Altenberg, wo uns manche Spuren des Wirkens der Wiener Touriſten-Geſellſchaft „d'Altenberger“ angenehm auffallen.

In Altenberg zweigt ſich unſer Engthal in den Altenberggraben rechts und in den Lahngraben links, dazwiſchen erhebt ſich ein bewaldeter Bühel, auf deſſen flacher Höhe eine weite Almblöße liegt, genannt die Bettleben. Wir ſteigen den Lahngraben hinan, als wollten wir in das Hochgewände der Schneealpe empor. Zahlreiche große Quellen ſprudeln zwiſchen Raſen und Steinen aus der Erde hervor und bilden einen ſtattlichen Bach, der munter zu Thale ſpringt. Wir haben vor uns den ſchroffen Lahnſtein und die mit Schutthalden übergoſſene ſteile Engſchlucht, aus deren Hintergrunde die weiße Fläche der „haſen Wand“ (glatten Wand) herableuchtet. Wir wenden uns rechts den ſachten Waldhang hinan, treten oben in die Lichtung hinaus und müſſen jauchzen. Ein weiter, faſt ebener, von einzelnen jungen Bäumen beſtandener Grasboden liegt vor uns, eingefaſst von Tannen-, Fichten- und Lärchenwald. Und hinter den Wipfeln ſteigt die ſchroffwändige Rax auf. Man ſieht nicht die Tiefen, aus denen ſie emporſteigt, aber man ſieht das hohe Haupt, von ſilberigleuchtenden Wolken wie von einem Heiligenſchein umgeben.

Zur linken Hand unmittelbar aus unſerer Hochfläche ſteigt zuerſt in Matten, dann in Waldlehnen, dann in ſteiler Alm mit Knieholz der Ameisbühel auf, dem ſich weiter links der Schneealpenſtock anſchließt. Lauter Berge von unten, wie es in den Alpen deren überall gibt für Leute, die nicht hinaufſteigen mögen. Auf dieſer kleinen Hochebene am Fuße des Ameisbühels liegt in Einſamkeit das Bauerngehöft zum Beltl. Von demſelben her ſah ich zwei knoſpenfriſche Dirnlein über die bethaute Wieſe gehen. Sie ſangen ein altes Lied vom Brombeermädchen und vom Jägersmann. Da trat ein Touriſt auf ſie zu und ſang nach:

„Mädel, willſt du Bromber brocken,
Brock' dir dein Körberl voll!“

Darauf die Dirnlein:

„Und willſt ein willigs Madel han,
So ſuch' es nit im Wald.
Im Wald gits ſchlimme Dirnlein,
Gefoppt iſt einer bald.“

Der Touriſt iſt bald nicht mehr zu ſehen geweſen.

Auf dieſem ſchönen Hochanger, die Beltleben genannt, iſt auch ſchon manch ernſter Sang erklungen und aus hundert Kehlen hob ſich empor in Andachtsſchwingen das deutſche Lied!

Herabſteigend gegen das Thal der Mürz, kommen wir zu jener Hütte, wo der Köhler Thomas wohnt. Ich kam gerade zurecht, wie der Thomas rief: „Magerl, geh' her, geh' her! — Gretherl, geh' her, geh' her!“ Ich dachte anfangs, er rufe ſeine Kinder, da kamen vom Berghang herab zwei

Ziegen geſprungen, die eine weiß, die andere ſchwarzgefleckt, die eine mit Stumpfen, die andere mit langen Hörnern, und mit vollen Eutern beide. Das war derſelbige Köhler, der ſeine Ziegen einmal nach Kapellen ins Wirtshaus geführt hat. Der Wirt bedeutete dem Alten, daſs ſolcherlei Gäſte nicht in die Gaſtſtube gehörten.

„Alsdann, nit in die Gaſtſtube“, entgegnete der Köhler, „ſo wirſt uns halt ins Extraſtübl hineinlaſſen müſſen. Weißt du, meine zwei Ziegen begehen heut' ihren Namenstag und da will ich ihnen einen guten Kaffee zahlen. Die viele Milch, die ſie mir alleweil geben; einen guten Kaffee thun ſie wohl verdienen. — Drei Schalen Kaffee, Frau Wirtin und recht viel Zucker hinein! — Alſo Kinderln!“ damit wendete er ſich wieder an die Ziegen, „wenn wir drei ſchon zu fürnehm ſind für die Gaſtſtuben, ſo wollen wir halt auf dem grünen Anger heraußen bleiben. Thut's euch unterhalten dieweilen, die Jauſen wird bald fertig ſein.“

„Schau, ſchau!“ rief der Schuſter Stindel, „der Köhlerthomerl mit ſeiner Famil iſt heut auch da!“

Das war dem Alten aber doch nicht recht.

„Gott ſei Dank, ja!“ begehrte er gegen den Schuſter auf, „ſo viel Famil hab' ich auch noch wie du, und daſs ich die unſchuldigen Gaiſen nit brauch' dazuzurechnen. Du Schuſter du!“ — Solche Sachen gibt es im Gebirge. Jeder Spaziergang zeigt was Neues oder Wunderliches — nur ein bischen das Auge aufmachen.

◆

Mit meinen Jungen auf die Rax.

Burſchen, habt acht! Wir gehen auf die Rax. In zwanzig Minuten fährt der Zug!“

„Ah!“ riefen nach dieſer Ordre die beiden Knaben, denn der Entſchluſs war urplötzlich und unvorhergeſehen. Das Vorbereiten langer Hand auf eine Partie taugt bei uns nicht, da wird in den Knaben zwar das Plangen darnach von Tag zu Tag größer, aber noch zu rechter Stunde iſt ein kleines Aſthma da, oder eine große Poſt, ein guter Freund oder ein böſes Wetter, und verſchoben wird die Partie „auf ein andermal“. — Oh dieſes leidige „auf ein andermal!“ oder „aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben!“ iſt ein Blümel-Blamel des Teufels. Ganz plötzlich und kühn ſtehlen muſs man dem Himmel ſeine ſchönſten Tage, darum: „Habt acht, Burſchen, wir gehen auf die Rax!“

Klein Gretchen hub ſogleich an zu ſchluchzen. Dieſer graue finſtere Berg, der über die Waldhöhen herüber droht in das Thal, und von dem die Mutter immer in den Zeitungen liest, daſs an ſeinen Wänden Leute abſtürzen! Dieſe Rax! Und da hinauf wollen Vater und Brüder?

Natürlich war nicht mehr Zeit, um Steigeiſen, Alpſtock und Ruckſack hervorzuſuchen; der Eiſenbahnzug pfiff ſchon, und faſt ganz ſo, wie wir zu Hauſe im Garten ausgerüſtet herumgiengen, ganz ſo machten wir uns auf zur verruchten Rax. Die Fahrkarten für dritte Claſſe; mit Lederkiſſen beginnt man nicht, Burſchen, und am wenigſten, wenn man auf die Alpe will. In zwanzig Minuten waren wir auf dem Bahnhof in Mürzzuſchlag, hier ein Trubel von Sommerfriſchlern, reiſenden Gigerln und martialiſch bis auf die Zähne bewaffneten Touriſten. Nur keine Wandergenoſſen! flehten meine Jungen zu Gott, wir wollten miteinander allein ſein. Der Schaffner des Neubergerzuges kann geläufig Mienen leſen, er wies uns ſofort ein leeres Coupé an, doch als wir in dasſelbe ſtiegen, drängte eine kleine Völkerwanderung von Wienern uns nach, und ein paar poetenfreundliche Fräulein ſuchten ſofort mit uns ein Geſpräch anzuknüpfen. Da trällerte der kleine Hans das Kärntnerlied: „Ich aber nix — ich aber nix — ich aber nix g'red't mit ihr —“ und Sepp flüſterte mir weiſen Rath zu, den Kopf nur ja recht zum Fenſter hinauszuhalten, weil er aus Erfahrung wuſste, wie anſtrengend für meine Lunge ein Geſpräch mit Fremden im rollenden Eiſenbahnwagen war.

Abfahrt in Mürzzuſchlag um 1 Uhr 20 Minuten. Mein Angeſicht wendete ich der Schneealpe zu, die aus dem Hintergrunde des Thales herüberſchaute, meine Ohren verſchafften mir nebenbei die Überzeugung, daſs an der Unterhaltung, die im Gelaſſe geführt ward, nicht viel verloren war. „Was Vaterland!“ rief ein alter Spießbürger, „theures Vaterland, das ja, es koſtet uns Steuern genug! Ich kenne kein Vaterland, mein Vaterland iſt überall, wo es mir gut geht!“ Beifall lohnte den Redner; mein Hans blickte mit unausſprechlicher Verachtung auf den Mann, und Sepp murmelte faſt lauter als gut war: „Zigeuner-Patriotismus.“

Um 2 Uhr in Kapellen. Heiße Sonne, ſtellenweiſe der Himmel mit Wolken bedeckt; lebhafter Oſtwind, luſtiges Staubaufwirbeln auf der Straße. Nach eingenommener Erfriſchung beim Baumgartnerwirt und einigem Umfragen fanden wir einen Wagen. Der Bürgermeiſter des Ortes ſelbſt führte uns mit einem flinken Braunen und einem leichten Steirerwäglein bald am Raxenbach entlang gegen Norden, wo hinter Waldbergen ſtarr und hoch das Felſengebirge aufragte, das wir erklimmen wollten. In Kapellenleiten, wo links die Straße nach Altenberg und über den Naſskamm abzweigt, und wo der Altenbach zum Raxenbach ſtößt, hat man über ſich bereits ein ſchönes Alpenbild. Vorberge ſind reich an Wald und Wieſen, im Thale Bauernhäuſer und Getreidemühlen. Im Hintergrunde ſtehen grau und kahl die Bergrieſen der Schneealpe, des Ameisbühel, des Gupf und der Hohen Rax auf. Wir fuhren weiter in die Raxen, Schulkinder begegneten uns, wovon jedes ſein artiges „Grüß Gott!“ ſagte. Das Schulhaus in der Raxen ſteht einſam zwiſchen Bach und Berglehne, rings von Wald umgeben; wenn auf jenem zu Kapellen der ſtramme Spruch ſteht: „Pflicht über alles!“ ſo ergänzt der Spruch auf dem Schulhauſe in der Raxen: „Stets vorwärts, nie rückwärts!“

Unſer Thal hat ſich verengt zu einem Graben, in welchem mehrere Nebengräben links von den Hängen der Rax herab auslaufen. Um 3 Uhr 45 Minuten waren wir dort, wo der Weg zum Gſcheid ſo ſtark anzuſteigen beginnt, daſs unſer Fuhrmann meinte, hier müſſe er umkehren und uns unſeren Füßen überlaſſen. Das war auch recht, und ſo ſtanden wir bald da im Hochthale allein, über uns in ſchwindelnder Höhe die Zinnen der Rax. Der Sonnenſchein hatte ſich verzogen, die zeitweilig ſilberweiß ſchimmernden Ahorne, die oben an den Lehnen ſtanden, deuteten an, daſs auf der Höhe der Wind gieng, was unſeren ein wenig wetterbangenden Herzen ein gutes Zeichen war. Als wir ein Viertelſtündchen angeſtiegen waren, begann es aber zu tröpfeln. — Das wird nicht gut! dachte ich, doch keiner ſagte ein Wort der Klage. Ein hölzernes Kapellchen mit einem Muttergottesbilde ſtand am Wege, in das ſetzten wir uns hinein, um abzuwarten, was nun der Himmel über uns verhängen werde. Kaum eine Minute, das Regnen hatte aufgehört, es lichtete ſich, und zwiſchen den eilenden leichten Wölklein blaute das Firmament. — „Wenn die Wolkenlücke auch nur ſo groß iſt, daſs man den Kopf durchſtecken kann, dann bleibt es ſchön Wetter!“ Dieſes Wort hatte mein Vetter Franz oft geſagt, doch den Kopf hat er nie durchgeſteckt.

Neuen Muthes voll ſchritten wir an durch dunklen Wald. Um 4 Uhr 15 Minuten waren wir auf dem Gſcheid, wo das Waſſer der Mürz und das der Schwarzau ſich ſcheiden und wo die Grenze iſt zwiſchen Steiermark und Niederöſterreich. Natürlich lief Hans mit ein paar Schritten raſch über die Grenze, damit er ſagen konnte, er ſei in Niederöſterreich. Bruder Sepp übertrumpfte den Witz dadurch, daſs er mit einem Fuß in Öſterreich, mit dem anderen in Steiermark ſtand. Hans rief ihm, auf die

Landesfarben anſpielend, zu: „So, jetzt kannſt du dir das rechte Bein weiß-grün, das linke blau-gelb anſtreichen laſſen.“ An Bummelwitzigkeit waren ſie ſtets unerſchöpflich, und ich ſchritt langſam und ſtillvergnügt hinter ihnen drein.

Am Gſcheid ſtehen mehrere Touriſtentafeln mit Wegweiſern und Rathſchlägen, ferner eine ſehr alte ſteinerne Denkſäule, erinnernd an Feindesgefahr vergangener Jahrhunderte. Ungarn und Osmanen hatten an dieſem Paſſe oft den Einbruch in die Steiermark verſucht.

Von Kapellen her waren wir an 400 Meter geſtiegen und ſtanden nun 1070 Meter über der Meeresfläche. Vom Gſcheidſattel ſenkt der Weg ſich ſteil hinab in das Niederöſterreicherland. Aus demſelben kommt eine Telephonleitung herauf, deren weiße Stangen nun durch Wald und über Matten emporſteigen in das graue Kalkgewände der Rax. Dieſen folgen wir gemachen Schrittes. Geſprochen wird nicht während des Anſtieges. Ein ſteiniger Alpenweg führt ſteil durch Wald und Geſchläge. Rechts vor uns ſteht der mit Knieholz und einzelnen verknorrten Fichten beſtandene Waxriegel, weiterhin ragt die wüſte Felspyramide der Preinerwand mit ihren ſenkrecht in das Preinerthal niederſtürzenden Abgründen. Wir kommen zur Halterhütte der Siebenbrunnerwieſe und ſteigen über den Matten zwiſchen niedergebrochenen Felsblöcken und den erſten Knieholzgruppen an. Hier iſt ſchon ganz Almboden und hart vor uns ſtehen endlich die zerriſſenen Wände, an denen wir hinauf müſſen. Das Wort Rax ſoll von rauh kommen und ſoviel heißen, als rauhes Gebirge. Dieſer Name trifft. Im Siebenbrunnerthal ſahen wir die erſte Antilope. Die Jungen zuerſt bemerkten das Rudel von Gemſen, welche auf der Matte graſten. Es waren graue, braune und weiße mit hübſchen Hörnlein; ſie hatten nur den einen Fehler, daſs ſie auf uns zukamen und uns eine Strecke traulich nachliefen, bis der Halter ſie zurück rief, um ſie zu melken. Am Fuße der Wände raſteten wir und genoſſen Brot und Käſe, ſo Sepp von Kapellen mitgetragen hatte. Ich machte die Jungen aufmerkſam, es ſei mir lieber, wenn ſie nicht tränken, wenn ſie jedoch ſehr Durſt hätten, ſo wäre hier eine Quelle in der Nähe; weiter hinauf wäre an derlei Koſtbarkeiten nicht zu denken. — „Ich habe zwar ein biſschen Durſt", meinte Sepp, „aber wenn es dem Vater lieber iſt, ſo trinken wir nicht." — Hierauf ſtiegen wir ſachte den Schlangenweg hinan zwiſchen den Wänden. Das iſt ein gar bequemer Weg; von Oſten her ſtrich ein kühler Wind, die Sonne war ſchon hinter den Wetterkogel gezogen, der vor uns aufragte zur Linken, während zur Rechten die grauſen Hänge des Predigtſtuhls und der Preinerwand auf uns niederſtarrten. Der Weg ſteigt zwiſchen Steinblöcken, Knieholz, ſteilen Matten und eingeſprenkelten Wänden in mehreren großen Windungen empor, ins wilde Gewände kommt man nie eigentlich, aber ſachte zwiſchen demſelben hinauf. Im Süden und Oſten hat ſich bereits eine ſchöne Ausſicht erſchloſſen hin bis zum Leithagebirge. Die Landſchaft liegt in geſättigten Schatten.

Der vorſpringenden, mit einem Geländer verſehenen Felszinne des Wetterkogels ſind wir endlich nahe gekommen, eine Wegbiegung um einen Kamm, und wir ſtehen auf dem Plateau mit dem Einblicke auf die karſtartige, von Berg und Tahl durchzogene Steinwildnis des Raxgebirges, bei deren Anblick Hans ausrief: „Ja, auf dieſem Berge ſtehen ja eine Menge Berge!" Kahle Kuppen, Wände, Schluchten, Schutthalden, Kare mit Schneelagern, dunkelnde Zirnflächen, Matten mit Sennhütten, baumlos, waſſerlos — das iſt der Charakter des 2875 Geviert-Kilometer weiten Hochplateaus der nach allen Seiten ſchroff abſtürzenden Rax, auf welchem ganz Wien mit allen ſeinen Vorſtädten Platz hätte. Weil hier oben ſich neuerdings Berge und Wände erheben, die von unten nicht geſehen werden können, ſo iſt die Ausſicht in den Hochböden eine beſchränkte, und gleichwohl hier an 1800 Meter über dem Meere ſtehend, hat man nicht die richtige Empfindung von dieſer beträchtlichen Höhe, zumal man ſo allmählich emporkam und der prächtige Anſtieg auf dem Schlangenweg uns gar nicht angeſtrengt hat.

Hans iſt der erſte, welcher das Karl Ludwig-Haus entdeckt; es ſteht in nächſter Nähe am ſüdöſtlichen Kamme des Plateaus, ſo daſs man von ſeinen Fenſtern ins Thal von Prein, nach Reichenau, ins Semmeringgebiet, und weit ins Ungarland hinausſchauen kann. Als wir dem Touriſtenhauſe nahten, war es 5 Uhr 45 Minuten, wir hatten vom Fuße des Gſcheid her bei einer Steigung von etwa 860 Metern alſo genau zwei Stunden gebraucht. Plötzlich erhob Hans ein Freudengeſchrei, er hatte ums Haus herum Kaninchen entdeckt, denen er nachlief, und graſende Maulthiere, auf denen er reiten wollte; der Aufſtieg hatte ihn alſo nicht ermüdet. Groß aber war der Durſt geworden, und der erſte Wunſch im Touriſtenhauſe gieng nach einem Glaſe Waſſer. „Der Liter Waſſer zehn Kreuzer“ ſteht an der Wand zu leſen, doch war es nicht Quell-, ſondern Schneewaſſer, weshalb wir es uns verſagten und durch eine Flaſche Sodawaſſer erſetzten. Dann tranken wir Kaffee und waren natürlich in beſter Stimmung. Faſt gleichzeitig mit uns waren der Herr Pfarrer und Kaplan von Prein heraufgekommen; der eine trank Wein, der andere Milch, um nach der gemüthlichen Jauſe auf der Rax noch an demſelben Abende wieder hinabzuſteigen.

Da meine Burſchen nicht einen Augenblick raſteten, ſondern das Haus und deſſen nächſte Umgebung zu durchforſchen trachteten, commandierte ich um 6 Uhr neuerdings zum Aufbruch. Über weiche Matten und zwiſchen Knieholz ſtiegen wir zur Heukuppe hinan. Steinnelken, Alpenroſen, Glockenblumen, Alpenveilchen in großen Mengen ſchmückten unſeren Weg. Von den Felſen her ſchwirrte manchmal eine Alpendohle. Der Himmel hatte ſich bedenklich verdunkelt, nur über den Ebenen Ungarns, die in Höhenrauch lagen, blaute noch das Firmament. Der Oſtwind war heftig geworden. Um 6 Uhr 30 Minuten hatten wir das kleine ſchmucke, ſtets offenſtehende Schutzhaus der „Lackenbacher“, früher Schwefelbanda-Hütte genannt, erreicht, und fünf Minuten ſpäter ſtanden wir auf der 2008 Meter hohen Heukuppe, dem höchſten Gipfel der Rax.

Über dieſe Höhe waren meine Jungen außerordentlich entzückt und ſie meinten ſchon auf dem halben Weg in den Himmel zu ſein, bis ich ihnen erklärte, daſs unſer Standpunkt nicht eben viel zu bedeuten habe. 2000 Meter Höhe wagrecht gelegt gäben eine halbe Fußſtunde, beiläufig ſo lang, als es in Wien von der Stefanskirche bis zum Südbahnhofe iſt. Das ſei die ganze Höhe der Rax vom Meeresſpiegel aus.

Wir konnten aber nicht lange Mathematik treiben, wozu wir übrigens auch gar nicht heraufgekommen waren. Der Wind war faſt zum Sturme geworden. So haben wir drei uns hinter dem ſchützenden Steinhaufen der Pyramide auf den Sand geſetzt, den Plaid wie einen einzigen Mantel um uns geſchlungen und alſo wie ein Weſen mit drei Köpfen hinausgeblickt in das weſtliche Land, das hier erſchloſſen iſt. In blauem Dunſte faſt erſtickt lagen da unten die Thäler von Neuberg und der Mürz, die Höhenzüge des Roſskogels, des Königskogels, des Teufelsſteins, der Stangelalpe, des Hochangers, der Veitſch und der Schneealpe. Weiter hin war nichts mehr als das finſtere Blau eines aufſteigenden Gewitters, welches in nächtiger Rembrandtſtimmung vor uns ſtand und nur vom Oſtwinde noch zurückgedämmt wurde. Auch die Abenddämmerung wob ſich ſchon hinein, um ſo ſchärfer ſchnitten ſich die Blitze über den Gegenden der Veitſch und des nicht mehr ſichtbaren Hochſchwab. Vom Gamseck her kam in den Lüften ein dunkler Punkt auf uns zu, ein Steinadler ſchwebte über unſeren Häuptern hin und ſenkte ſich nieder in das ſüdliche Gewände. Einen raſchen Blick noch nach dem Ötſcher hin, den Bergen Niederöſterreichs, den vielgeſtaltigen Formen unſerer Rax. Hinter der Scheibelwaldhöhe und der Grünſchacheralpe ſtand der Schneeberg. Da alle Spitzen und Gipfel noch nebelfrei waren, ſo beeilten wir uns nicht ſehr, doch ſagte ich zu meinen Genoſſen: „Sobald der Oſtwind nur ein paar Augenblicke nachläſst, fällt der Wolkenhimmel auf uns nieder und wir ſind eingeſchloſſen in Nacht, Nebel und Wetterſturm.“ Das wollten wir doch nicht abwarten. Ein Weilchen kämpften wir mit dem Winde noch um den Plaid, den ich um mich zu winden ſuchte, dann eilten wir hinab, dem Touriſtenhauſe zu. Unterwegs noch einen flüchtigen Blick zu den Lichtenſternhütten hinab, wo ich vierzehn Jahre früher eine ſehr volksthümliche

Samstagsnacht verlebt hatte. Meine Jungen lieſen trotz der einbrechenden Dämmerung noch hinüber ins Rax, wo ſchmutziger Schnee lag, und begannen munter aufeinander Schneeballen zu werfen — am 5. Auguſt.

Im Karl Ludwig-Hauſe hatten ſich mittlerweile zehn Touriſten eingefunden, auch Touriſtinnen darunter, welche aus dem Höllenthal über das Gamseck, über den Reisthalerſteig und die Griesleiten heraufgekommen waren, weil ihnen der Schlangenweg zu bequem geweſen. Dafür hatten ſie bereits ein paar Invaliden bei ſich. Denn es will ſich nachgerade nicht mehr ſchicken, daſs man — wenn man ſchneidiger Touriſt iſt — von einer Hochalpentour ganz heil nachhauſe komme. Ein Heraufſteigender, welcher auch am Reißthalerſteig geſehen worden, war im Hauſe noch nicht angekommen, weshalb der Wirt ſofort eine kleine Suche veranſtaltete, bis der zu erwartende Touriſt endlich die Matten heranhinkte. Es iſt ſchon ſo eine Art Controle und Wacht aufgeſtellt, um Unglücksfälle zu verhüten, die in dieſem rauhen Gebirge leider doch ſo häufig vorkommen. Es gibt hochgefährliche Auf- und Abſtiege und es gibt Tollhäusler, welche immer noch gefährlichere ſuchen und entdecken und welche mit vernichtender Verachtung auf alle niederblicken, die den Aufſtieg für „Lahme und Gichtbrüchige“ wählen, nämlich den Schlangenweg.

Es war finſter geworden. Vom Semmering-Hotel funkelten Lichter herauf, ſo ſchickten ſich auch unſere wackeren Wirtsleute, ein ſchönes Älplerpaar, an, das Haus zu beleuchten. Der öſterreichiſche Touriſtenclub, der Erbauer und Eigenthümer, hat es verſtanden, das Karl Ludwig-Haus ſo einzurichten, daſs es praktiſch und gemüthlich zugleich iſt.

Nun kam das einfache Abendeſſen, das Blättern in den Fremdenbüchern, die wie gewöhnlich viel Spreu und wenig Korn enthalten, das Geſpräch über vollführte Touren in Jäger- oder vielmehr Touriſtenlatein und mit Meinungsverſchiedenheiten, das Muthmaßen über die Witterung des nächſten Tages u. ſ. w. Um 9 Uhr gieng ich mit meinen Söhnen in die Schlafkammer. Dieſelbe war ein mit Läden getäfeltes trauliches Gemach, deſſen drei Betten wohl zubereitet ſtanden und deſſen Fenſter gegen Oſten gieng. Bald war es in unſerer Kammer dunkel und ſtill, zum Fenſter leuchteten ein paar Sterne herein und manchmal ein Blitzſchein. Da ich auf Reiſen oder Partien faſt nie ſchlafen kann, ſo pflege ich die Eindrücke des Tages neuerdings an meiner Seele vorüberzuführen, und heute hatte ich Stoff genug dazu. Um 11 Uhr hub draußen ein Sturm an ums Haus zu rauſchen, die Blitze wurden greller und das Murren des Donners kam näher und näher, bis über den Wänden des Predigtſtuhles, die bei dem Leuchten in ſchwefelgrünem Scheine ſtanden, mehrere Schläge kanonenknallartig losgiengen. Alſo verkündete auf dem Predigtſtuhl der Prediger des Herrn Macht hinab in die Thäler der Reiß, der Naſs, der Schwarzau, der Prein und der Mürz. Das Raſen des Sturmes, das Praſſeln des Regens, das Lohen der Blitze, das Rollen der Donner war ſo herrlich, daſs ich gerne meine Jungen geweckt hätte, um ſie des Genuſſes theilhaftig zu machen, allein ſie ſchliefen ſo ſtill und ruhig und bedurften wohl auch des Schlafes. Später hat es ſich jedoch anders aufgeklärt; es war während des Gewitters Sepp wach geworden und es war Hans wach geweſen. Jeder meinte, die zwei anderen ſchliefen; Sepp wollte ſie nicht wecken, weil er ihnen den Schlummer gönnte, und Hans wollte ſie nicht wecken, weil er meinte, ſie könnten ſich fürchten, und das Fürchten wolle er allein beſorgen für alle drei. Als nach einer halben Stunde das Gewitter vorüber war, ſagte Sepp leiſe: „Das war ſchön!“ und Hans entgegnete ebenſo leiſe: „Das war ſchrecklich!“ — „Es iſt nur gut, daſs der Vater ſchläft; ich fürchte, daſs er morgen ſehr müde wird und wieder Aſthma bekommt“, — „Ich habe ſchon gebetet, daſs er es nicht bekommen ſoll“, ſagte Hans. Dann ſchwiegen ſie und ſchliefen bald ein.

Um 5 Uhr weckte ich ſie. Die Wände des Predigtſtuhles und der Preinerwand ſtanden in einem veilchenblauen Äther. Aus Ungarns Dunſtmeer war die rothe Sonnenſcheibe aufgeſtiegen und verſteckte ſich nun in die roſtbraune Wolkenſchichte, die am Himmel ſtand. Einzelne Strahlengarben durchbrachen ſie und rötheten die Federwolken am Zenith; über die Gegenden von Neunkirchen und von Neuſtadt giengen Regenſchleier nieder. Die Spitze des Schneeberges und bald darauf die Kuppen des Wechſels und des Stuhlecks wurden von Nebeln bedeckt. Raſch ließen wir uns ein paar heiße Gläſer Thees geben, und um 5 Uhr 30 Minuten ſtiegen wir nochmals hinauf zur Heukuppe. Dieſer Morgenſpaziergang ward herrlich belohnt. Sepp, welcher der erſte oben war, erhob wieder ſein Jubelgeſchrei. Der Weſten war klar und rein, in den Thälern tief lag dichter ſchneeweißer Nebel, welcher ſtellenweiſe von der Sonne beſchienen goldig leuchtete. Wie ein Meer, aus welchem die Berghöhen gleich Inſeln ragen! Das Bild iſt abgebraucht, aber es bezeichnet am beſten. Ich glaubte mich auf eine Höhe des Karſtes verſetzt mit dem Ausblick auf den Quarnero. Die aus dem ſcharf und eben abgegrenzten Nebel aufſteigende Schneealpe war der Monte Maggiore, das Hochegg und der langgeſtreckte Zug des Roſskogels waren die Inſeln Cherſo und Veglia. Das Nebelmeer des Mürzthales war die Bucht von Fiume und die Gebirge des Stuhlecks, des Teufelsſteines, des Rennfeldes, des Lantſch, des Oſſers, des Grazer Schöckels waren die Bergzüge Dalmatiens. Aber hinter dieſem Quarnerobild ragten im Morgenſtrahle die Veitſch, der Hochſchwab, die Felshäupter bei Tragöſs, der Ennsthaleralpen mit dem gletſchergekrönten Dachſtein. — Der ſchneidende Oſtwind gönnte uns dieſes unbeſchreiblich ſchöne Bild nicht lange. Wir fanden uns nicht genug verwahrt, und obzwar die freudige Aufregung der Kälte einigermaßen Stand hielt, verließen wir bald die Hochzinne, nachdem ich im Herzen meinem Geſchicke gedankt, daſs mir das Glück, auf ſolcher Höhe zu ſtehen und ſolche Pracht zu ſehen, noch einmal gegönnt war.

Um 6 Uhr 20 Minuten ſaßen wir wieder im Touriſtenhauſe beim Frühſtück, das wohl ſchmeckte, dann noch einen Blick von der Zinne des Wetterkogels in die Tiefe, in welche wir nun wieder hinabſteigen ſollten. Warum blieben wir nicht ein paar Tage oben? Warum beſuchten wir nicht die zahlreichen Senndörfer, die einſt zur Hochſommerszeit ſtark bewohnt waren, nun aber großentheils entvölkert ſtehen, weil die Jagdbeſitzer ſolchen Alpenwirtſchaften nicht gewogen ſind? Warum beſtiegen wir nicht die Hohe Lechnerin, den Kloben, den Haberfeld-, den Jakobskogel und alle die anderen Berge, die auf dieſem Berge ſtehen? Warum wählten wir nicht einen der intereſſanten Abſtiege etwa im Süden über die Karreralpe, oder im Weſten über das Gamseck nach Naſswald, oder im Norden über das Gaisloch oder die Teufelsbadſtube ins Höllenthal? Das erſt wäre eine Raxpartie geweſen. Ich hatte Gründe, das nicht zu thun. Meine jungen Genoſſen waren für heiklere Strecken noch nicht abgerichtet und ich ſelbſt hatte ſeit den Jahren, da ich keinen hohen Berg beſteigen konnte, die Übung verloren. Bergfexeneitel waren wir nicht, und Großartiges hatten wir ſchon geſehen. Wenn wir ferner noch die Koſtſpieligkeit eines längeren Aufenthaltes da oben, ſowie ein drohendes Weſtwetter erwogen, ſo war uns die Zeit und die Stelle des Abſtieges eigentlich vorgeſchrieben. Mit ſchwerem Herzen ſchauten wir noch einmal hinein in das felſige Gebirge mit den Wundern allen, die dort walten.

Um 6 Uhr 50 Minuten traten wir den Abſtieg an über den Schlangenweg.

Als wir unter der Kante des Hochplateaues waren, gab es keinen Wind mehr; kühl und heiter war die Luft und wir konnten den Anblick der von der Sonne beleuchteten Felsgruppen, an und zwiſchen denen wir uns befanden, noch einmal mit aller Behaglichkeit genießen. Vom Wetterkogel herab winkten uns noch mehrere Touriſten mit weißen Tüchern und ich ließ nach langem wieder einmal einen Juchezer los, der ganz leidlich in den Wänden wiederhallte.

In das Siebenbrunnerthal hinabkommend, kroch vor uns quer über den Weg einer jener kleinen ſchwarzen Molche, wie ſie, ſonſt ſehr ſelten zu finden, eine Eigenthümlichkeit der Rax ſind. Nun hätte Hans das kleine Ungeheuer gerne in den Sack geſteckt, doch nach weiſer Berathung beſchloſſen wir: Wenn wir ſchon ſelber wieder in die dumpfen Niederungen hinab müſsten, ſo wollten wir wenigſtens dieſem beſcheidenen Thiere ſeine Alpendaſeinsfreudigkeit nicht verkümmern. Nur gaben wir ihm noch den Rath, ſich etwas weniger vertrauensſelig auf breitem Wege zu ſonnen, ſondern baldmöglichſt in eine ſchützende Höhle zurückzukehren.

Bald hernach waren wir wieder in den Schatten des Fichten- und Lärchenwaldes, und um 8 Uhr auf dem Gſcheid. Dort ſetzen wir uns in die Rindlohhütte, welche am Wege ſteht, und ſchauten noch einmal hinauf zu den über Wipfeln niederleuchtenden Wänden.

Wir hatten die Rax zum Theile geſehen. Wer dieſes Gebirge ganz kennen lernen will, der muſs auch rings um dasſelbe eine Reiſe machen. Er muſs das ſtundenlange Höllenthal durchwandern, welches ſich von Hirſchwang zwiſchen den Wänden der Rax und des Schneeberges, ſtets entgegen der klaren Schwarzau, dahinzieht; er muſs das freundliche Wieſenthal von Naſswald durchſchreiten und das wildromantiſche Reißthal, welches an alpiner Schönheit in unſeren Alpen ſeinesgleichen kaum hat. Nirgends ſtellen die grauſigen Abhänge der Rax ſich ſo dar, als im hinteren Reißthale, gegen welches das berühmte große Höllenthal nachgerade niedlich genannt werden kann. Vom Reißthal ſteigt man über den Naſskamm nach Altenberg hinab, dann erſt hat man geſehen, wie groß und vielgeſtaltig und wild dieſes Gebirge iſt.

Nachdem ich meinen Söhnen verſprochen, den großen Spaziergang rings um die Rax mit ihnen recht bald zu machen*) zogen wir weiter. Es kam ein zwei Stunden langer Marſch thalwärts. Die Luft war ſchwül, über den Bergen ſtieg ſchweres Gewölk auf. Bei dem Touriſtengaſthauſe Kaiblinger in Kapellenleiten nahmen wir im Bewuſstſein tapferer Leiſtung einen gediegenen Imbiſs ein. Vom freundlichen Gartenhauſe, umrauſcht von Wäſſern, umwoben von Menſchenwerk und Thätigkeit des Alltags, wendeten wir noch einen letzten Blick empor zur Felſenkuppe, auf deren höchſter Spitze fünf Stunden früher ein glücklicher Vater mit ſeinen zwei Buben geſtanden war.

---

*) Eine Woche ſpäter haben wir die Partie durch das Höllenthal und über den Naſskamm wirklich gemacht.

Mittags 11 Uhr 25 Minuten rollten wir vom Bahnhofe in Kapellen ab, um eine Stunde ſpäter zu Hauſe zu ſein und den beſorgten Lieben daheim unſer Touriſtenglück zu verkünden. Wenige Stunden nachher kam ein wüſtes Ungewitter, welches die ganze Nacht, bis in den nächſten Vormittag hinein dauerte. Wäre dasſelbe einen Tag früher losgebrochen, ſo wüſste ich wohl anderes zu berichten von unſerer Partie ins rauhe Gebirge.

* * *

Ein Erlebnis dreier Wiener auf der Rax.

Andere wollen ſie auch haben, die Rax, und da kommt Oſtern ſehr gelegen, beſonders wenn der Frühling ſchon beſtrebt war, den Schnee auf den Bergen wegzuräumen und die Gegend mit jungem Grün zu ſchmücken. Was iſt's doch glückſelig, wenn man dem dunſtigen Comptoir, der ſtaubigen, lärmenden Alltägigkeit einer großen Stadt entfliehen kann! Auf dem Bahnhofe zu Wien die Zeitungsverkäuferin hat verſchiedenerlei Reiſelectüre feil, darunter auch den Robinſon Cruſoe. „Wie nur Saulus unter die Propheten kommt!“ ruft ein junger Touriſt. Wie nur der Prophet unter die Saulnſe kommt! denke ich. Der „Floh“ wird gekauft, oder die „Bombe“ — da gibt's pikante Bilder drin, man hat ſich ja vorgenommen, ſich auf der Oſterpartie recht munter zu unterhalten. Und fort geht's gegen Payerbach. „Nur für Natur!“ ſingen ſie aus der Operette.

Der Oſtermorgen bricht an, macht aber gerade kein Feſttags-geſicht und empfängt die heiteren Gäſte aus der Kaiſerſtadt etwas froſtig. Wenn ich der Gottvater wäre, ich könnte an einem Tage, an welchem mein lieber Sohn von den Todten auferſteht, jungen Leuten, die das ganze Jahr nichts als Arbeit und Stadtnebel haben, die Freude nicht verderben.

Durch das Höllenthal zieht ein eiſiger Wind heraus und um die Berghäupter winden ſich Nebel. Das ſchreckt die Bergwanderer nicht ab, es ſind ihrer vier, und jeder ſtellt ſeine beſondere Hoffnung und Zuverſicht auf. Darunter ein junges, munteres Mädchen, das mit dem Bräutigam die Idylle theilen will auf den Wegen, wo das Reh geht und der Schäfer.

Zwiſchen dem Gewände des Schneeberges und der Rax ſteht das Weinzettelwirtshaus — da mögen wir uns kräftigen.

„Ihr wollt heute auf die Rax?“ fragen die Leute, „und durch das Gaisloch und den Liſtſteig hinauf?“ fragen ſie ſchärfer, „das iſt nicht zu rathen.“

„Wir ſind beim Touriſten-Club“, antworten die Wiener, „und müſſen unſere Vereinspflicht erfüllen.“

„Die Rax iſt ein böſer Berg, die pfeift auf eure Kniehoſen und Bergſtecken. Es vergeht ſelten ein Jahr, wo da oben nicht einer abkugelt — und ſchier allemal ein Stadtherr.“

„Bleiben wir herunten“, räth einer der Touriſten, „'s iſt da im Wirtshaus auch luſtig und wir heben eine Hetz an.“

„Und ihr nennt euch Touriſten!“ macht ſich jetzt hetzend ein Fremder hervor. „Da thun ſie groß im Club, ſie äßen ihr Oſterfleiſch auf der Rax und nirgends anders. Maulhelden!“

„Maulhelden? Jetzt müſſen wir hinauf, jetzt müſſen wir!“ ſagt einer von der Geſellſchaft, „da geht's unſerem Touriſten-Club an die Ehre, jetzt müſſen wir hinauf.“

Es ſollen an dieſem Tage ja ſchon andere voran ſein den Berg hinan; deren Fußſpuren im neuen Schnee ſind die beſten Führer! So heißt es. — Unſere vier ſind in ihrem Leben noch nicht auf der Rax geweſen, aber ohne Führer, ohne nennenswerten Mundvorrath ſteigen ſie die unwirkliche Karmulde hinan gegen die blaufinſtern Gewände, an denen ſich kein Schnee zu halten vermag, und über denen heute die ſchweren Nebel hängen. Die Herrſchaften haben ja Bergſchuhe und Bergſtecken, ſie gehören zum Club — das genügt. Schneeflocken tänzeln um die Wangen, der Weg iſt freilich auch wie die Ringſtraße mit Steinen gepflaſtert, aber in einer Manier, die für Gemſen- und Steinbockfüße berechnet iſt. Jetzt ſcheint ihnen faſt, als ſei das Umkehren nachgerade das Vernünftigſte. Da zerreißt der Wind unglückſeligerweiſe eine Wolke, einen Augenblick guckt durch das Loch der lichte Himmel mit etwas Sonnenſchein. Vorwärts, die ſteilen Wände hinan! es wird ein ſchöner Tag und in fünf Stunden ſind wir beim Touriſtenhaus, wo wir uns am Abend einen guten Tag anthun.

So geht's empor, empor! Da fliegt um den Felsvorſprung ein Nebelflöcklein, ihm nach folgt mit der Schnelligkeit eines raſenden Eilzuges Nebelfetzen um Fetzen, bis die Wanderer plötzlich von dem undurchdringlichen Wolkenmeer eingehüllt ſind. Heftiger Wind wirbelt im Schneegeſtöber. Aber unſere Touriſten ſpüren jetzt von Kälte blutwenig — 's iſt ihnen gar heiß in den Gliedern, ſie merken, da iſt etwas wie ein Spiel um Leben und Tod. Der Steig iſt grauenhaft, aber von Schwindel haben ſie wenig zu leiden, denn ſie ſehen den Abgrund nicht. Ein paar Klafter unter ihren Füßen geht die ſenkrechte Wand in den ſchwarzen Nebel hinein. Die in das Geſtein gehauenen Stufen ſind vereist, die Eiſenklammern, welche als Handhaben dienen ſollten, ſind vereist; die ſcharfbeſchlagenen Bergſchuhe ſind vereist und rutſchen wie Schlittſchuhe. Das Umkehren wäre zu ſpät, der ſich nach abwärts bewegende Körper nicht zu halten. Man weiß nicht, wie hoch es da noch ſo hinaufgeht, man weiß nicht, welche Stellen noch kommen; ſo viel der Nebel ſehen läſst, ſcheinen die Wände überzuhängen. Plötzlich eine Wendung um die Ecke — da iſt von den vieren einer verſchwunden. Die anderen hören noch ſeine Stimme: „Nicht folgen!“ Dann nichts mehr, wie ſie auch rufen mögen, es antwortet nur der Wind, der um die Felſen pfeift.

Jetzt lähmt ſie der Schreck. Der Genoſſe iſt abgeſtürzt. — Ein neues Grab! Ein Felſengrab! — O, dieſer Oſtertag!

Sie wollen den Verunglückten ſuchen. Die Eisklumpen der Schuhe ausziehen! Aber es geht nicht, die Beſchuhung iſt an die Strümpfe gefroren; mit den Fingern ſcharren ſie Stufen in Eis und Schnee — faſt wüthend ſtürmen ſie empor, jeder mit der Kraft von dreien; kein Schmerz mehr, keine Angſt, nur noch ein zorniges Ringen mit dem Feind — und plötzlich oben.

Der Boden flach, kein Fels mehr über dem Haupte. Nur Nebel und Geſtöber. Und jetzt ſtehen ſie auf der Rax im eiſigen Sturm und im knietiefen Schnee — drei unerfahrene junge Leute aus der fernen Stadt. Zwei Brüder und von dem einen die Braut, ein junges, zartes Mädchen.

Und nun beginnt das Suchen nach dem Touriſtenhauſe und das Herumirren in den Schneewüſten. Oft brechen ſie durch und ſtecken mitten im Gezirm, aus dem kaum ein Entkommen iſt. Dann wieder ſtehen ſie auf kahlgefegtem

Geſtein und werden vom ſchneidenden Winde weitergepeitſcht und vor ihnen gähnt plötzlich wieder ein Abgrund. Und als zu der Düſternis des Unwetters ſchon die Schatten des Abends kommen, finden ſie eine in Schnee verſunkene Hütte. Die Todesgefahr zerreißt den Faden zwiſchen Mein und Dein; ſie brechen die Thür auf — ſie haben ein Dach. Sie ſinken erſchöpft an den kalten Herd und weinen um den verlorenen Genoſſen. Dann beginnen ſie ſich häuslich einzurichten. Getrocknetes Knieholz iſt da, ſo wird Feuer gemacht, und die muntere Flamme tröſtet wunderbar. Der kleine Vorrath an Fleiſch und Brot wird verzehrt, morgen hofft man ja zur guten Stunde das Schutzhaus zu erreichen. Und dann Ruhe auf dem Stroh, das freilich vom Schneeſtaub, der durch die Wandfugen dringt, feucht und kalt iſt. Nein, ſie können nicht ſchlafen, ſie ſitzen in der Nacht traurig um das kniſternde Feuer herum.

Dieſer Nacht folgen andere Nächte voll Jammer und Verzweiflung. Sie verlaſſen wiederholt die Hütte, irren in den wirbelnden Öden mühevoll umher und ſuchen das Schutzhaus, und ſuchen einen Abſtieg. Sie ſteigen hinab in eine tiefe Schlucht und hoffen ſchon einen Ausweg zu finden — ſtehen plötzlich vor der gähnenden Tiefe, wollen wieder umkehren zur Hütte und finden ſie nicht mehr. Es iſt wie eine weiße Nacht um ſie, und Nebel und Schnee iſt in eins verwoben. „Nur für Natur“ haben ſie geſchwärmt. Nun ſtehen ſie mitten in ihr und ſehen: ſie iſt ihr Feind. Es iſt eine gewaltige Herrlichkeit um ſie her; ſie ſehen nichts, ſie fühlen nichts, als die Gefahr, die Angſt um ihr Leben. Die Elemente der Alpen laſſen mit ſich nicht ſpielen, außer ſie werden ſtill beſiegt von der Größe eines ſelbſtloſen Geiſtes, eines weltumfaſſenden Herzens. —

Ach, Phraſen! das liebe nackte, ſtaubige Alltagsleben, es iſt wünſchenswerter, als hier in den Alpenſtürmen zu ſterben. Wir verſtanden nichts, wollten nichts von der „Natur", als ein biſschen Sonntagsunterhaltung. Unſer Sinn geht nach etwas Jux und Spaß, in der Schöpfung Gottes ſind wir fremd. —

Sie ſtiegen herauf, um fröhlich zu ſein und ſollten hier ſterben? Wortlos haſten ſie weiter, gönnen ſich kaum Augenblicke um auszuſchnaufen, ſtürmen vorwärts. Keine Wegſpur, kein Schutzhaus. Schon haben ſie in ihrem Haupte die Vorſtellung verloren von der Beſchaffenheit des Berges, die ſie aus Karten und Schriften ſtudiert haben, es ſtimmt nichts mehr, es iſt, als wären ſie in einem ganz andern, unendlichen Gebirge. Auch der Compaſs iſt verrückt geworden, er weist dorthin, wo man glaubt, daſs Süden ſei. Hat er recht, ſo iſt man ja auf der ganz verkehrten Richtung, dann geht's hier nicht nach dem Schutzhauſe, ſondern nach den grauſigen Abſtürzen des Höllenthales. Sie kehren um, ſie kommen nach unſäglichen Anſtrengungen in ein Hochthal, wo Hütten ſtehen. Aber nicht ihre alte Hütte iſt da. Sie erbrechen eine, machen wieder Feuer und verbringen hier, vor Anſtrengung und Aufregung ganz erſchöpft und ſtumpf geworden, ungemeſſene Stunden.

Am nächſten Tage wiederholen ſie die Suche. Kein Ausweg — keiner. Sie ſind vor Hunger ohnmächtig oder winden ſich in Magenkrämpfen. Aber einer iſt dabei, in deſſen Kopf es fortwährend arbeitet, um zu entdecken, zu erfinden, was hier das Leben friſten könnte. Nahrung! Nahrung! Ein alter Topf wird mit Schnee gefüllt; das halbverfaulte Stroh, auf welchem in vergangenen Sommern die Schwaigerin liebliche Träume erlebt, wird zerſchnitten, in den Schneetopf geſtopft, am Feuer gekocht; feſt den Deckel drauf gedrückt, daß die würzigen Dämpfe nicht entweichen können! Dieſer Thee wird getrunken und ſiehe, er weckt die Lebensgeiſter. Aber nicht für lange. Da fällt es einem ein, ſie hätten ja unſchätzbare Nahrungsmittel bei ſich. Kein rechter Touriſt geht ohne Unſchlittkerze aus; wie oft benöthigt man Licht auf fremden Herbergen. — Nun werden in ſparſamen Rationen die Unſchlittkerzen verzehrt. Ein wehmüthiges Lächeln zeigt, wie gut das ſchmeckt.

Dann kommt wieder die Abſpannung. Der Rauch vom feuchten Holze, der nicht abziehen kann, weil er vom Sturme zurückgepeitſcht wird, wirkt betäubend; ſie verſinken in einen Halbſchlummer, der den Eindruck hinterläßt, als hätte er monatelang gedauert. Einer oder der andere rafft ſich auf, um durch das eiſige Fenſterlein hinauszuſchauen, ob Nebel und Geſtöber nicht endlich nachlaſſen. Aber immer das Pfeifen und Brauſen des Windes und das Hingiſchten und Stäuben des lockeren Schnees. Werden denn nicht endlich aus dem Nebel dunkle Geſtalten auftauchen — die Retter? Wird in finſterer Nacht denn nicht endlich einmal flackender Fackelſchein zu den Fenſtern hereinzucken?

„Geduld, Kinder!“ ruft der Wachende der halb ohnmächtigen Braut, dem ſtumpfſinnig gewordenen Bruder zu, „ſie werden kommen und uns retten!“

Es iſt der dritte und der vierte Tag, und ſie kommen nicht!

Später wurden ja Wiener Stimmen laut: Was denn dieſer Tage die braven Landleute und Gemeindevorſtände gemacht hätten, die ſo anmuthig um die Rax herumlagern? Ob es ihnen — die von den Reſidenzlern ſo gerne das Geld nähmen — denn nicht eingefallen wäre, die in Verluſt gerathenen Touriſten zu ſuchen, zu retten? — Dieſer Vorwurf fällt wuchtig auf die Wiener ſelbſt zurück. Was wiſſen die Landleute an der Rax, ob alle Wiener Touriſten heimgekehrt ſind, oder nicht, wer hat ſie zu Hütern der Bergfexen beſtellt? Die Verwandten der nicht heimgekehrten Touriſten in Wien hatten vom Unheil auf der Rax am Montage ſchon Kunde erhalten; längſtens Dienstags früh konnten die Behörden, die Journale, der Touriſten-Club, für deſſen vermeintliche Ehre die Verirrten ihr Leben eingeſetzt, davon unterrichtet ſein. Die Zeitungen blieſen redlich Alarm. Erſt am Donnerstage machten ſich einzelne Männer ernſtlich auf, um zu retten, wenn die Armen, was kaum glaublich ſchien, allenfalls noch am Leben wären.

Es wird Tag und es wird Nacht — es ſind Ewigkeiten — und niemand kommt! — Das Mädchen hat alle Gemüthsaffecte durchgemacht — die Ausbrüche zärtlicher Liebe, die herbe Anklage, das Flehen um Verzeihung. Der Hungerwahnſinn regt ſich, ſie beſchwört die Begleiter, man möge ſie, die Laſt und das größte Hindernis am Weiterkommen, im Stiche laſſen und für ſich ſelbſt einen Ausweg ſuchen. Sie wolle willig ſterben, wenn nur die beiden Brüder und Söhne alter Eltern noch einmal zu dem lieben Leben zurückfänden! — Dann verfällt ſie einem hartnäckigen Starrkrampfe, aus dem ſie die Genoſſen mit Schneereibungen zu wecken ſuchen; dies gelingt; ſie lebt, um weiterzuſterben. — Faſt ſcheint es den beiden, es wäre beſſer, eins todt, als dreie. Sie machen in der Hütte friſches Feuer, bereiten der Ohnmächtigen noch das Bett, das Sterbebett, knien hin, weinen, beten — verlaſſen ſie.

Aber auch die Männer allein können nicht vorwärts, ſie verſteigen ſich in Geſtein und Gezirm, ſie fallen und vermögen ſich kaum wieder aufzuraffen, ſie erblicken durch den Nebel eine ſchwarze Maſſe ragen. Das Schutzhaus? Nein, ein öder Felsblock nur. Sie kehren wieder um und beſchließen nun, in dieſer einſamen Alpenhütte gemeinſam den Tod zu erwarten. Wenn er nur raſch käme, raſch! — ſie trinken wieder Strohthee, ſie verzehren den Reſt von Unſchlitt. Fieberhitze und Froſtſchütteln, Apathie, Delirium, Ohnmacht, dann noch das Aufzucken der letzten Kraft.

„Die Bettler der Elendherbergen!“ ruft plötzlich einer, „und die Millionäre von der Ringſtraße — es iſt kein Unterſchied zwiſchen ihnen, keiner, keiner — keiner! Sie eſſen und trinken, ſie leben unter Menſchen! O heiliger Gott im Himmel, wenn ich noch einmal glücklich hinabkäme, in meinem ganzen Leben keine Klage mehr über den Unterſchied zwiſchen arm und reich!“

Auf Minuten naht des Todes Bruder, der Schlaf. Bilder der heiteren Welt ziehen im Traume vorüber, auch Bilder des Jammers. Die Eltern daheim! die guten alten Leute! — Die beiden jungen Männer ſpringen vom Lager auf, mit letzter Anſtrengung wollen ſie voran. Nichts als Schnee und Nebel und Sturm. Es iſt unmöglich. Jetzt zieht man die Piſtole hervor. Lieber, denn des gräßlichen Hungers ſterben, den Tod aus eigener Hand. — Der Zweiunddreißigjährige iſt hier Patriarch, dieſer ſoll es vollführen. Zuerſt die Braut erlöſen, dann den Bruder, dann ſich ſelbſt.

„Jetzt ſehe ich den Wert des Lebens ein“, ſagte der Bruder, „o wie glücklich der, welcher es zum Wohle der Mitmenſchen opfern kann! Aber für nichts! für nichts! für eine verfluchte Narrheit ſterben! für ſonſt nichts! Es iſt zu toll!“

„Warum ſollen wir, juſt wir für das Bergfexenthum büßen, für eine ſolche Lächerlichkeit zugrunde gehen! Nein, aus freiem Willen nehme ich mir das Leben!“

„Und ich lege mich hin, und will warten, bis Gott es nimmt. Das iſt die einzige Heldenhaftigkeit, die wir noch imſtande ſind.“

„Und wie?“ ruft der andere, „wenn du im Wahnſinn des Hungers den ſterbenden Genoſſen zerfleiſcheſt, verzehrſt? — Nimm's wie du willſt, die Piſtole iſt unſer einziger Freund!“ Mit Bleiſtift auf ein Stück Papier: „Geliebte Eltern: Vier lange Tage haben wir ausgehalten, dann weil keine Rettung war, uns auf gegenſeitigen Wunſch getödtet. Unſere letzte Bitte: Verzeihung! — Liebe Klubgenoſſen und Freunde! nehmt euch ein Beiſpiel an unſerem Schickſal, daſs doch dieſer eine Nutzen iſt, wenn wir ſterben!“ So wollen ſie's ſchreiben und darunter die Namen. Aber keines iſt imſtande, den Stift zu führen, den Hahn zu ſpannen. Sie fallen in Betäubung.

Nach einer langen Zeit werden zwei durch einen gellenden Schrei geweckt. Es iſt Nacht. Der dritte hat den Schrei ausgeſtoßen, er kauert am Fenſter und wimmert ein Dankgebet. — Sterne erblickt er. Das Geſtöber, der Nebel vergangen — Sterne ſieht er am Himmel!

Wie durch Zauberkraft ſind die Lebensgeiſter neu erwacht. Es tagt der Morgen, ſie ſehen das Triangulierungszeichen auf der Heukuppe, ſie orientieren ſich, ſie wiſſen nun, kaum eine halbe Stunde von dieſer Hütte iſt das gaſtliche Schutzhaus. — Noch nehmen ſie zur Labnis einen Reſt Strohthee mit auf den Weg. Sie ringen ſich vorwärts im tiefen Schnee, das Mädchen müſſen ſie tragen, wie ein Kind. — Eine unendliche Stille nach dem tagelangen Stürmen und Brauſen. Sie ziehen langſam weiter, ſie haben die Spuren eines Weges. Die funkelnde Sonne ſteigt auf und zeigt ihnen die Herrlichkeit der Hochgebirgswelt. Sie ſehen nichts als weiß in weiß, ſie ſind ſchneeblind. Nach einem mehrſtündigen Hinringen und Wanken endlich — endlich! dort ſteht der freundliche Bau, der ſich ſcharf abhebt von der tiefen Bläue des Himmels und aus deſſen Schornſteinen leichter Rauch aufſteigt. Wie gehetzt ſtürzen ſie, abgemagert und entſtellt, zur Thür hinein; im Zimmer, von den Wirtsleuten beſtaunt, bedauert, bejubelt, ſinkt das Mädchen wie todt zu Boden.

Sie ſind gerettet. Aber dieſer Frühlingstag iſt gnadenreich wie die Liebe Gottes, auch der Verirrten erſter und letzter Kummer ſoll in Freude verwandelt werden. Der betrauerte Genoſſe, den ſie am Gaisloch verunglückt wähnten, lebt, iſt wohlbehalten nach Hauſe gekommen. — Aber wie verantwortet er ſich, wenn man ihn frägt: Was haſt du, allein zurückgekehrt, für die Aufſuchung der Genoſſen gethan? Wußteſt du, an welch gefährlicher Stelle du ſie verlaſſen? . . .

Nun ſind ſie wieder der Welt, haben ſich am fünften Tage ſelbſt gerettet. Etwas Suppe genießen ſie im traulichen Alpenhauſe und einige Schluck Wein, darauf kommt als natürliche Folge eine Magenrevolution und dann fallen ſie in einen tiefen Schlaf. —

Aus ihren Berichten zu ſchließen, waren die Verirrten in den Grasboden- und Lichtenſternhütten geweſen, waren um den Wetterkogel geirrt, an die Scheibelwand gerathen, in den Bärengraben hinabgeklettert, ſelbſt zur Sommerszeit unheimliche Stellen, an denen ſchon mancher Bergwanderer ſich ſeinen Denkzettel geholt.

Als die Geretteten am Nachmittage in Begleitung eines Führers hinabzuſteigen verſuchen den Schlangenſteig bis zum Fahrwege, wo ſchon der Wagen harrt, thut der Führer noch die malitiöſe Frage, ob ſie — ſchon einmal ſo hoch heroben nicht die Heukuppe beſteigen wollten? Aber den dreien ſind alle touriſtiſchen Gelüſte für lange Zeit, vielleicht für alle Zeit vergangen, wenn ſie nicht etwa in den nächſten warmen Hochſommertagen auf die Rax ſteigen wollen, um im Freundeskreiſe und bei genügendem Proviant die Stätten ihrer ſchrecklichen Leiden noch einmal zu beſuchen.

Die Rückkehr der Wiedergefundenen nach Wien iſt wie ein Jubelzug geweſen, man hat ſie, die arg herabgekommenen, von Eis zerſchundenen, von Rauch berußten Geſtalten, mit Blumen geſchmückt. Am ſpäten Abende fuhren ſie in die Kaiſerſtadt ein, von Menſchenmaſſen laut begrüßt, wie heimkehrende Nordpolfahrer, wie ein wiedergekehrter Robinſon. Das Wiederſehen der alten Eltern bedarf keiner Worte, die Theilnahme des warmherzigen Wien an dem Schickſale dieſer Touriſten war groß, aber die Heimgekehrten ſtanden derſelben gegenüber wie arme Sünder. Sie wuſsten ſich ſchuldig des Frevels, ihr Leben aus Bravour und Uebermuth auf das Spiel geſetzt zu haben. Und die den Schaden hatten, ſollten nun auch den Spott tragen, der jedoch nicht ihnen allein, der einer ganzen „touriſtiſchen“ Species galt, einer Thorheit, die heutzutage hunderte, tauſende von Fexen und protzigen Halbnarren auf hohe Berge hetzt, Leute, die an die Wirtsgärten der Vororte Wiens gewohnt, da oben bei den Wolken gar nichts zu thun haben, weil ihnen das Verſtändnis und das große Herz für die große Natur fehlt. Aber ſo iſt es ja:

Da Herrgott liabt d Welt,
Hat d Naturfreund aufbracht,
Und da Teufel, nit faul,
Hat die Bergfexn gmacht.

Unſere zurückgekehrten Touriſten will ich hiermit nicht eigentlich meinen, dieſe haben während ihrer viertägigen Todesgefahr edlere Eigenſchaften gezeigt, als welche bei oben angedeuteter Species gemeiniglich zu finden ſind. Sie baten trotzdem den Touriſtenclub um Verzeihung für ihr unſinniges, die edle Sache des Vereins gefährdendes Wagnis. Jedenfalls werden ſie von den Erlebniſſen dieſer Oſtertage auf der Rax für ihr ganzes Leben und für das Leben ihrer Kinder und Kindeskinder einen Gewinn ziehen, der die überſtandenen Qualen reichlich aufwiegt.

* * *

Ein Gang an der oberen Mürz.

Wer die landſchaftliche Natur der Steiermark nach dem beurtheilen wollte, wie ſie ſich dem Eiſenbahnreiſenden darbietet, der würde gerade ſo weit irren, als einer, welcher ſich einbildet, einen Menſchen kennen gelernt zu haben, weil er mit demſelben über die Straße einen flüchtigen Gruß getauſcht hat. Die Styria iſt, wie ihre Landeskinder, gegen Fremdes ein wenig ablehnend, verſchloſſen, ſie ſteht nicht winkend an der Hausthür; durch das hinterſte Kammerfenſterchen guckt ſie, halb ſchämig, halb neugierig hervor. Erſt wer ſich die Mühe nimmt, die breite Straße zu verlaſſen und ſittſam in ihr Haus tritt, dem kommt ſie treuherzig entgegen und bietet ihm ſchlicht und züchtig all die entzückenden Reize, vom Silberdiadem des Dachſteins an bis zu den grünen, ſchwellenden Fußkiſſen an der Sulm und an der Raab. Und wer der Styria einmal in die klaren Augen ihrer verſteckten Bergſeen geblickt hat, dem iſt's angethan.

Eine Eiſenbahn ſucht naturgemäß die ebenſten Thäler, die tiefſten Niederungen und weicht als ein geborenes Kind des Flachlandes allen wilden Stellen möglichſt aus. Die Gegenden der Eiſenbahn ſind bei uns alſo zumeiſt Gemeinplätze. Vom Coupéfenſter aus iſt Tirol und die Schweiz ungleich lohnender zu ſehen, als unſer Land in den Oſtalpen. Zu den ſehr wenigen Punkten dieſes Landes, die von der Bahn aus großartige Naturbilder weiſen, gehört der Semmering, Neuberg, Eiſenerz und das Geſäuſe. In anderen Gegenden rollt der Eiſenbahnzug oft hart an den herrlichſten Punkten vorbei, ohne daſs der Reiſende davon eine Ahnung hat; ſo in Auſſee, wo in nächſter Nähe Alpenſeen liegen, die zu den ſchönſten ihrer Gattung gehören; ſo in Schladming, wo nur ein ganz kleiner, bewaldeter Vorberg das in ſeiner Wildheit berückende Angeſicht des nahen Dachſteins verhüllt; ſo an manchen Stellen des Murthales, an denen ſich ungeahnt ſchöne Seitenthäler entfalten; ſo ſelbſt in den lieblichen Thälern der Kainach, der Sulm und der Raab, die in verſteckten Winkeln Kleinode von Naturſchönheiten und Menſchenwerke bergen; ſo endlich im Mürzthale, für deſſen Reize das Waggonfenſter wohl der denkbar ungünſtigſte Schauplatz iſt.

Daſs der Steirer dem Wanderer, welcher die Eiſenbahn verläſst, das Land noch ſchöner machen könnte, als es iſt, wollen wir nicht leugnen. Wir verlangen nicht, daſs er dem Auge des Touriſten zulieb' die ſchlagbaren Wälder ſchone und maleriſche Thalfelſen nicht etwa durch Steinbrüche verunſtalte; wir verlangen nicht, daſs er künſtliche Waſſerfälle herſtelle oder „Grotten“ aushöhle, wie es einer Sage nach die ingeniöſen Schweizer thun ſollen; daſs er den Fremden zuliebe einen buntgefleckten Rinderſchlag züchte oder auf künſtliche Weiſe die alte Tracht der Einwohner erhalte — von ſolcherlei, gottlob, iſt die Schönheit des Steirerlandes nicht abhängig. Hingegen gibt es andere Mittel, für die Wanderer eine Gegend entzückend zu machen. Das ſind gute Gaſthäuſer, freundliche und aufmerkſame Bedienung, gehbare Wege, Raſtſtätten an den Ausſichtspunkten u. ſ. w. Ein Söller am rechten Orte und ein gutes Glas Wein zu rechter Zeit hat manchen Punkt berühmt gemacht!

Im Murthale, am Eingange eines bewaldeten Seitenthales, am Ufer eines ſtattlichen Fluſſes, ſteht eine Mühle, in der man ſeit Jahren gute Naturweine, vorzüglichen Kaffee und Zugehör bekommen hatte. An Sommernachmittagen war der ſchlichte Obſtgarten voll von Menſchen, und indem ſie aßen und tranken, prieſen ſie den „herrlichen Punkt“. Der Ruf der Mühle drang weit hinaus, es kamen die Fremden und waren ebenfalls entzückt. Als der Wirt ein reicher Mann geworden war, verpachtete er das Haus und ſetzte ſich zur Ruhe. Der Pächter aber rechnete: Wenn mein Vorfahre ſchon mit echtem Wein und Kaffee reich geworden iſt, ſo werde ich's mit Surrogaten wohl umſo leichter werden, und wenn die Gegend bei der Mühle ſo ſchön iſt, wird den Leuten Eſſen und Trinken ohnehin Nebenſache ſein. — Dem entſprechend handelte der neue Wirt. Heute ſind die Sitzbänke an der Mühle halb verfault, kein Menſch geht mehr hin, keiner ſpricht mehr von dem herrlichen Punkt, 's iſt eine Bauernmühle wie jede andere; denn als der Pächter abgewirtſchaftet hatte, kam ſie in die Hände eines Bergbauers, der gar nichts mehr ausſchenkt, weil er der Meinung iſt, auf eine Mühle gehöre nicht Wein, ſondern Waſſer.

Das ein Beiſpiel für viele. Der echte Naturfreund wird ſich allerdings nicht durch das Wirtshaus beſtimmen laſſen, obzwar gute Atzung bei jedem Menſchen den Geiſt empfänglicher für die Naturſchönheiten macht; unſere Touriſten und Sommerfriſchler ſind aber durchſchnittlich derart, daſs ſie gerade dort die entzückendſten Gegenden finden, wo die beſten Wirtshäuſer ſtehen.

Der Alpinismus liegt im Zeitgeiſte und wird ſich noch weiter entwickeln. Andere Alpenländer haben ſich ihn zu Nutzen gemacht; Steiermark blieb bisher um eine Idee zurück. Aber jene Ortſchaften in unſerem Lande, die mit der Pflege der Fremden begannen, haben ſich nicht zu beklagen. Nur darf das Fremdenweſen in unſeren Ländern nicht zur Hauptſache gemacht werden. Hauptſache iſt und bleibt immer Arbeitſamkeit und Sparſamkeit der Bevölkerung. Fremdenverkehr iſt bedingungsweiſe nur eine gute Nebenſache.

Die Steiermark iſt vermöge ihrer günſtigen Lage in der Nähe großer Städte, ſowie in der Nachbarſchaft von Alpenfriſche bedürftigen Flachländlern für den Fremdenbeſuch beſonders geeignet. Das Klima iſt milder als jenes der weſtlichen Nachbarländer. Oft, wenn es hinter dem Glockner und Dachſtein regnet, ſcheint in den Thälern der Mur, Mürz und Feiſtritz die Sonne. Und trotzdem, wer in den Gruppen des Hochſchwab, der Ennsthaleralpen, der Tauern, des Dachſteines oder des Todten Gebirges wandert oder wohnt, der wird Alpenſeen, Waſſerfälle, Eisfelder, Felswildniſſe mit Gemſen und Adlern und andere Herrlichkeiten des Hochgebirges genug ſehen.

Ein eigener Reiz der ſteiriſchen Alpen ſind die weiten Almen, die wildreichen Hochwälder und die forellenreichen Wäſſer. — Da iſt es beſonders ein Fluſs, der ſchon bekannt und berühmt war, bevor die Mur und die Enns und die Sann und andere viel genannt wurden. Das iſt die Mürz mit ihrer Felſenſchlucht zum Todten Weib. Die Mariazeller

Wallfahrer mögen ihren Ruf zuerſt in die Welt hinausgetragen haben, ſowie die Wallfahrtsreiſe in unſeren Ländern ja die Mutter der Touriſtik war. Nun haben wir in moderner Reiſeluſt die effectvollen Flüſſe und Waſſerwunder vielleicht bis nach Savoyen hinein kennen gelernt und zur Mürz wieder zurückgekehrt, iſt ſie ſchön geblieben und erſcheint unſerem für alpine Landſchaftsbilder geſchultem Auge noch faſt ſchöner als früher. Das iſt ja eben auch ein Göttliches an der landſchaftlichen Natur, daſs ihre Schönheiten weder veralten, noch durch fremde oder größere gedrückt werden. Jedem, der vom Chamonix- oder Ampezzothale kommt, getraue ich mich zu ſeiner Freude durch die Engthäler der oberen Mürz zu führen, heißt das, wenn er ſich früher im gaſtlichen Mürzzuſchlag oder anderswo gut ausgeruht hat.

Von Mürzzuſchlag abwärts, im eigentlichen Mürzthale, ſpielt ſich die Mürz auf ein Weltkind hinaus. In Mürzzuſchlag, wo ſie ſich mit der Fröſchnitz vermählt, wirft ſie ihr grünes Steirerröcklein ab, geradeſo, wie auch die Leute im Mürzthale und ſüdlicher ihre Steirertracht zum größten Theile abgelegt haben. Wir aber wandern lieber der Mürz entlang aufwärts ihrer Jugend und ihrem Urſprunge zu. Das Neubergerthal iſt oft beſchrieben, doch die Schreiber haben mit keinem Worte eines hohen Berges gedacht, der Zeng geheißen.

Auch mir war von dieſem Berge nichts bekannt, bis ich ſtaunend die Anſtalten ſah, die ein befreundeter Sommerfriſchler in Neuberg traf, um den Zeng zu beſteigen. Und gab ich ihm zu bedenken, daſs wenigſtens in hieſiger Bevölkerung von einem Zeng nichts bekannt ſei, worauf mein Freund verſicherte, daſs der Berg in der Touriſtenwelt populär ſein müſſe; faſt überall zwiſchen Mürzzuſchlag und Neuberg, wo von der Bahn ein Weg ſeitwärts führe, ſehe man vom Waggon aus die Säulenaufſchrift: „Aufgang auf den Jeng“. So muſste ich mich freilich beſcheiden. Als jedoch mein Sommerfriſchler den Weg auf den Jeng ſuchte, fand ſich, daſs er an Kreuzungsſtellen die Bahnaufſchrift: „Achtung auf den Zug“ vom Waggonfenſter aus wie „Aufgang auf den Jeng“ geleſen hatte. Da auf ſolche Weiſe der hohe Jeng bei Neuberg wie eine Seifenblaſe geplatzt war, muſste ſich mein Touriſt mit der ſoliden Schneealpe zufrieden geben.

Zwei Stunden hinter Neuberg, nachdem man ſtets an Ufern der Mürz die maleriſchen Seitenſchluchten: Karlgraben, Tirol, Dobrein und Bärengraben hinter ſich gelaſſen hat, gelangt man zu einer Felsenge, die das Thal wie eine von beiden Hängen der Berge niedergehende Feſtungsmauer abſchließen möchte. Von der linken Anhöhe herab ſchimmert als Wahrzeichen ein vergoldetes Kreuz.

Unmittelbar hinter der Felsenge, wo ſich die Hochthäler der Dobrein und der oberen Mürz vereinen, liegt das dualiſtiſche Mürzſteg. Hier iſt nur Ärar und Eder, beide ausgeſtattet mit monopoliſtiſchen Vortheilen, die ſich gegenſeitig derart die Wage halten, daſs ſich hier weder das touriſtiſche, noch das Sommerfriſchlerleben entwickeln kann. Seinerzeit wird wohl die Eiſenbahn dieſen etwas verknöcherten Zuſtand ändern und auf dem Wiener Südbahnhofe werden die Fahrkarten erſter Claſſe nach Mürzſteg eine begehrte Ware ſein.

Einſtweilen gibt ſich der Wanderer mit Eders Gaſthaus zufrieden und dort im Kiesgarten zu ſitzen, vom Halbrunde einer förmlichen Blumenwand geſchützt vor den Winden, die von der hohen Veitſch niederfließen, vor ſich die rieſelnde Mürz, jenſeits derſelben das Kirchlein und den Bergwald und das zierliche Jagdſchloſs des Kaiſers — iſt eine gar erquickende Raſt.

Alles, was nicht Eders iſt, gehört dem Ärar mit der Loſung: Forſt und Jagd. Der Wildſtand in dieſen kaiſerlichen Revieren wird auf weit über tauſend Stück Hochwild und an dreitauſend Gemſen geſchätzt, das wilde Geflügel, das zu ſeiner Zeit auf allen Bäumen pfeift und balzt, nicht zu rechnen.

Mürzſteg trägt ſchon in ſeinem Namen ein Stück ſeiner Geſchichte. Ich ſehe eine Wildnis, in welcher auf langer Strecke nur ein einziger Steg über die Mürz führt. Vielleicht, daſs am Stege ein frommer Einſiedler kniet und von den Mariazeller Wallfahrern bettelnd die Stegmaut einhebt, eine friedliche Abart der Wegelagerer jener Zeit. Der Mariazellerweg verläſst hier die Mürz, um durch das mit zahlreichen Häuschen beſtreute Dobreinthal an den wilden Hängen der hohen Veitſch entlang das Niederalpel hinanzuſteigen und jenſeits in das Gebiet der Salza in Schlangenwindungen niederzugehen. — Noch ſchöner iſt es an der Mürz, bei der wir bleiben wollen.

Eines Nachmittages, nach einem ſcharfen Gewitter, brach ich von Mürzſteg auf, um noch an demſelben Abende die Frein zu erreichen. Die Straße war glatt und weiß, wie der ſchönſte Kiesweg in einem Park. Das klare, ins Grünliche ſchillernde Waſſer der Mürz fließt lebendig in ſeinem breiten Bette daher oder es iſt, zwiſchen grauen Felsblöcken eingeengt, unbändig, brauſend und ſchäumend. An ihren Ufern grünt der Strauch der Alpenroſe und wer ein gutes Auge hat und das Gewände hinanblickt, den grüßen aus den Spalten die zarten Sterne des Edelweiß entgegen. Das Thal iſt nicht zu eng, ſo daſs man einen freien Rundblick hat hinan zu den geſchründeten Vorwänden der Lachalpe, des Naſskör, des hohen Brotes, des Seekopfes und der hinteren Freiner Gebirge. Von dieſen habe ich an jenem Tage freilich nichts geſehen, da ſie nach dem Gewitter mit Nebeln bedeckt waren; ſelbſt die Schlucht zum Todten Weib lag in Schatten, ſo als wären dort Felſen, Nacht und Nebel zu tiefblauen Tinten ineinandergefloſſen, während in meiner Nähe die Schindeldächer der Holzleuthütten in der Sonne glänzten.

Die Leute dieſer Gegend ſind überaus arm, nur wiſſen es die wenigſten, wie arm ſie ſind, obgleich ſie wohl den Unterſchied merken könnten, da ſie doch oftmals Gelegenheit haben, hohe Herrſchaften, die zur Jagd herkommen, zu ſehen und dieſelben als Führer, Treiber oder anderswie zu bedienen. Es ſind gutmüthige Leute, die dem Fremden gegenüber den rechten Ton viel beſſer zu treffen wiſſen, als ſo ein Vorſtadt-Bauer. Ich wanderte damals eine Strecke in Begleitung eines alten, kleinen Holzknechtleins, das mir mit vielem Humor und lebhafter Phantaſie die Gegend erklärte und die Seitenſchluchten, die wir nicht ſehen konnten, beſchrieb. Da ſprach er von den vierundzwanzig Gräben, die wir zur Linken hatten, und die der Teufel einſt mit dem „falſchen Augenwaſſer“ geriſſen habe. Der Teufel hätte ſich nämlich zu jener Zeit, da noch keine Freigeiſter auf der Welt geweſen wären, aus Langweile damit befaſst, alle falſchen Weiberthränen, die wegen Unſchuld und Liebhaber geweint würden, in ein ungeheures Faß zu ſammeln, dieſem Faſſe ſchlage er alle hundert Jahre einmal den Boden aus, ſo daſs ſich das Waſſer entleeren könne. Und einmal habe er das auf dem großen Seekopf oben gethan, worauf das Waſſer die vierundzwanzig Gräben geriſſen hätte.

— Im Schwand- und Eibelgraben, die wir zur Rechten hatten, ſollen alljährlich in der Chriſtnacht die unerlösten Seelen der Wildſchützen zuſammenkommen und auf den beeisten Wänden eine wilde Jagd halten. Es wären allemal auch etliche Jägerſeelen darunter, und ſolange das der Fall, könne die Geiſterſchar nicht erlöst werden. — Weiterhin am Fuße des Brotes iſt der Engelreichboden, wohin ſich während der Kreuzigung Chriſti die Engel geflüchtet hätten und wo ſie zwiſchen den Felswänden in tiefer Trauer verſammelt geweſen wären, bis ein Hirte, der vom Brotes niedergeſtiegen, ſie mit den Worten: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ gegrüßt und ſo ihre Trauer in Freude verwandelt habe. Die Engel hätten hierauf dem Hirten einen Wunſch freigeſtellt und ſo habe ſich der Hirte mehrere von den Ziegen gewünſcht, wie ſie drüben auf dem Hochſchwab wären, und ſeitdem hüpften auch auf dem Brotes, auf dem Naſskör, auf der Schneealpe und auf der Rax ſolche Ziegen umher, die nichts anderes wären, als die Gemſen.

Obwohl ich über das Todte Weib, dem wir uns immer mehr näherten, ſchon verſchiedenerlei Sagen vernommen hatte, fragte ich meinen redſamen Begleiter doch, was er mir etwa darüber zu erzählen wiſſe. Und er wuſste richtig eine neue Deutung. Da ſei aus dem Mürzthal ein Weib nach Mariazell gegangen und in Mürzſteg, wo ſich die Wege theilen, hätte ſie den richtigen Weg links am Dobreinbach einſchlagen wollen, aber ein Zwerg, der am Wege geſeſſen, habe ihr zugerufen: „Der linke Weg iſt nicht der rechte Weg!“ Da habe das Weib den Weg rechts, der Mürz entlang gewählt. Aber ſie ſei nicht viel weiter, als bis zum Scheiterboden gekommen, dort, wo das Waſſer aus der Engſchlucht herausrauſcht, habe damals aller Weg und Steg aufgehört, dort habe ſie nicht mehr weitergekonnt, habe es aber verſucht, an den Felſen hinzuklettern und ſei nachher in einem Abgrunde todt gefunden worden. So wäre es geweſen und darauf hätten die Leute zum Andenken an das Weib, das auf dem unrechten rechten Weg gegangen und dabei umgekommen wäre, die Felſenſchlucht zum Todten Weib genannt. —

Im Scheiterboden hatte mich mein ſagenkundiger Genoſſe verlaſſen und ich wanderte allein der dämmernden Schlucht zu, deren ſenkrechte Wände als Vorſprünge des Brotes und des Raſskör in den Nebel hineingingen. Damals war die Fahrſtraße am Todten Weib noch nicht gebaut, nur ein ſchmaler Fußſteig gieng über die ſteilen Sandfelder und verwandelte ſich zuletzt in einen engen Bretterſteg, der, mit Eiſenklammern an der Wand befeſtigt, ſich eine Strecke hinzog hoch über dem tobenden Waſſer und mehrmals über den Fluſs ſprang. Oben auf einer Zinne ſtanden drei Gemslein, welche mit großer Seelenruhe auf den Wanderer herabſchauten — auf einen jenes Geſchlechtes, das ſonſt ſo ſtolz zu thun pflegt und ſich in den Steinwüſten doch ſo kümmerlich dahinſchleifen muſs.

Als ich endlich zu jener Stelle kam — ſie iſt beiläufig in der Mitte der zwei Kilometer langen Schlucht — wo damals noch die Einſiedlerklauſe ſtand und auf dem Felsblock das eiſerne Kreuz, und wo über eine ſechsundvierzig Meter hohe Wand, ſich wuchtig aus einer Höhle ergießend, der berühmte Waſſerfall niederſtürzt (jene Wäſſer, die hoch oben in den Mulden des Raſskör verſinken) — als ich, über den Steg der Mürz getreten, alſo an dieſer berückend wilden Stelle ſtand, rings von finſteren Felſen eingeſchloſſen, in der ſchauerlichen Abend-Einſamkeit mächtig umbraust von dem Getöſe des in mehreren Abſätzen niedertoſenden Waſſerfalles und ſeines Wiederhalles, da begann etwas zu geſchehen, was ich niemals vergeſſen werde. Es war juſt, als ob der Teufel da drin in der Frein wieder einmal den Boden ſeines Faſſes ausgeſchlagen hätte. Die bisher unter meinen Stegen in weißen Giſchten oder klaren Spiegeln rinnende Mürz trübte ſich und urplötzlich kam durch die Schlucht ſich windend, ſtauend, ein trübrother Waſſerſchwall. Erde und Steine, Scheiter und Holzblöcke ſchoſſen auf den Wogen daher, prallten an die Felſen, daſs ſie hoch aufſprangen; von Secunde zu Secunde ſtieg das Waſſer und die anprallenden Wellen warfen ihre trüben Giſchten zu mir empor, der ich mich zur Rindenklauſe hinan zu retten ſuchte. Ich hatte die Ausſicht, in derſelben zu übernachten, denn das Hochwaſſer, welches von Wolkenbrüchen an der hinteren Mürz herrühren muſste, ſah ich wachſen und die Klammernſtege gefährden. Knorriges Wurzelwerk und ganz entſchälte Baumſtämme wogten heran und begannen ſich mehr und mehr zu ſtauen. Wie, wenn ſich hier ein Wall aufbaut und das Waſſer emporſteigt zur Klauſe? Ich kann noch die Stiege hinanflüchten, die zur Höhle führt, wo der Waſſerfall herausſchießt — dann aber am Felſen hangend, nichts als Waſſer — und wir kriegen zum todten Weib auch noch einen todten Mann.

Das Abenddunkeln war da; ich hörte nicht mehr den Waſſerfall und nicht die wildflutende Mürz, nur ein dumpfes, einſchläferndes Dröhnen war in meinem Haupte. Die Stege zitterten von den anprallenden Wuchten, aber da ſie noch nicht zerſtört waren und da mir vor meiner Einſamkeit graute, ſo machte ich einen Sprung und vertraute mich den

Stegen an. Mit Haſt lief ich ihnen entlang, durch manche Spalte ſchlug ſchon das braune Waſſer herauf, zwiſchen manche Geländerſpange hatte ſich Holzwerk hineingeklemmt, das ich überklettern muſste; manche Eiſenklammer war bereits locker geworden, ſo daſs mein ſchmaler Weg bei jedem Schritte ſchwankte und ſchaukelte. — Nach einer bangen Viertelſtunde öffnete ſich die Schlucht, das Fluſsbett flachte aus, der Klammernſteg mündete auf feſten Boden, das blaſſe Geſtein verlor ſich im dunklen Waldgrunde und vor mir flimmerten die paar Lichter des Alpendörfchens Frein.

Nach Zell hinein.

Ausgangspunkt Mürzzuſchlag. Von der Eiſenbahnfahrt bis Neuberg iſt nichts zu melden. Man fährt in der Herrenclaſſe, bewundert die Gegend und den höflichen Conducteur — das iſt alles. Im Poſtwagen von Neuberg bis Mürzſteg büßt man bereits die früher im Waggon geflöteten Elegien über „das idylliſche Reiſen in Ländern, wo die Eiſenbahn Romantik und Naturſchönheit noch nicht zerſtört hat". Man fragt, warum neben handebener Thalſohle die Poſtſtraße fortwährend bergauf- und thalab geht und findet keine Antwort dafür als die: Weil ſich die Leute ihre Wege ſo beſchwerlich machen, als ſie nur können. Wir Kinder der Eiſenbahnzeit vermögen derlei Krumm- und Winkelzüge nicht mehr zu verſtehen.

Hinter Neuberg qualmt in dem großen Eiſenwerke noch einmal die Cultur auf mit ihren pochenden Maſchinen und ihrer rußigen, bruſtbeklemmenden Luftſchichte — dann gehen wir in das ſchier noch jungfräuliche Bereich der Alpen ein. An der Straße ſtehen die ſteildächerigen Holzleuthäuſer mit ihren armſeligen Ziegenhütten; am Waldrand graſen die Hirſche und wer ein gutes Auge hat, hoch in den Felſen oben bewegen ſich kleine dunkle Pünktlein hin und her, über welche unſer Kutſcher faſt außer Rand und Band kommt. „Gamſen, meine Herrſchaften, Gamſen! Ihrer ſieben ſind, ihrer neun!“

„Die möchten wohl ſchwer herunterzukriegen ſein von der hohen Wand“, meint ein Wageninſaſſe.

„Der Kaiſer kriegt ſie herunter — da hat's nix.“

Da hat's nix, heißt ſoviel, als: dem ſteht nichts entgegen, oder: ohne Zweifel; und in der That, aus Altersſchwäche werden nicht viele Gemſen ſterben in dieſen Revieren.

Wer von Mürzſteg an der Dobrain entlang das Thal gegen Niederalpel wandert, der findet die Wunder der hohen Veitſch. Aus Himmelshöhe niederdräuende Felshänge — ſenkrechte Wände, überhängende Zinnen, bizarre Säulen und Zacken ſpielen, vermögen aber nicht, unſer Auge für ſich allein zu gewinnen, dieſes ſteht ganz im Banne der ſtundenweit ſich hinziehenden, ſechstauſend Fuß hohen Wuchten. Sie werden gegliedert durch grauenhaft zerriſſene Schründe, ſeit der Welt Urſtänd von keinem Sonnenſtrahl getroffen; aus den Klüften des Berges ziehen Straßen von Schutt und Gries ihr breites Band ſchräg nieder zwiſchen den ſtarren Felsmaſſen, wovon eine einzige groß genug wäre, um daraus die ganze ſächſiſche Schweiz zu meißeln; nieder zwiſchen den blaugrünen Zirmpelzen zu den weiten Wäldern, in deren Böſchungen und Mulden der Berg — müde der finſteren Herrlichkeit — ſanft ſich ausflacht in das Thal. Dieſes Thal der Dobrein liegt höher als die Berghöhen bei Graz ſtehen, deretwegen der Sonntagstouriſt Kniehoſen und Bergſtock nimmt. Kniehoſen und Bergſtöcke mitnehmen und die Bergſteigerklugheit daheim laſſen, das taugt nicht.

Von Mürzſteg bis zum Todten Weib ſind wir ſchon früher gewandert. Vom Todten Weib aus machen wir jetzt weiter.

Das erſte, dem man da begegnet, iſt ein intereſſantes Votivbild auf dem Stege in der Mürzſchlucht.

Als im Auguſt 1883 die Kaiſerin Eliſabeth hier über den Steg ritt, brach das Pferd durch; Leute, die in der Nähe arbeiteten, verhüteten ein großes Unglück. Aus Dankbarkeit hat die Erzherzogin Maria Valerie an jener Stelle das Bild des heiligen Georg anbringen laſſen, der den Drachen tödtet. Der Drache ſtellt alſo die Gefahr dar und St. Georg die Holzhauer, die rettend eingegriffen hatten. Unter dem Bilde ſteht ein Vers von der damals noch gar jungen Erzherzogin, der kindlich fromm folgenderweiſe lautet:

Zur Erinnerung an den 26. Auguſt 1883.
Heiliger Georg. Reitersmann,
Der vor Gefahr uns ſchützen kann,
Der meine Mutter oft beſchützt.
Wo keines Menſchen Hilfe nützt.

Ich bitte dich mit Zuverſicht,
Verweigere mir die Bitte nicht.
Beſchütze ſtets das theure Leben,
Das mir das Licht der Welt gegeben.
Marie Valerie.

Die Frein iſt ein von waldigen Bergen umſchloſſenes Wieſenthal, in welchem zerſtreut die kleinen, aber ſchmucken

Häuſer der Holzknechtgemeinde ſtehen. Kirche, Pfarrhof und Schulhaus ſind unter einem Dache und bilden zuſammen das einzige größere Gebäude der ganzen Gegend. Die Gemeinde iſt etwa vor neunzig Jahren gegründet worden, als man anfieng, die dortigen Hochwälder für das Guſswerk zu ſchlagen.

Bisher war dieſes ſtille Dorf beſonders gegen Mürzſteg hin abgeſchnitten geweſen und in ſeiner Welteinſamkeit dagelegen, bis etwa einmal ein Touriſt oder ein Wallfahrer über ſeine Matten ſchritt. Alles, was man aus den vorderen Gegenden bedurfte, muſste auf den engen Stegen der Schlucht mühſam hereingeſchleppt werden. Wohl einen großen Feſttag bedeutete es, als der neue Weg eröffnet ward, eine Erlöſung aus der Einöde, eine Vermählung mit der Welt. Rührend war's, wie die Holzer und Hirten und Häusler aus allen Hochthälern hervorkamen. Te deum laudamus hatten ſie geſungen und ein junger Ingenieur hatte ein munteres Alpenmägdlein geküſst — ſo heiter und ſinnig iſt das Vereinigungsfeſt der Cultur mit der Natur begangen worden.

Wer einmal aus Fernen in die Frein kommt, der kehrt dort nicht um, den zieht's weiter hin zum merkwürdigſten Tempel, der in unſeren Alpen aufgerichtet ſteht. Mein Gaſtwirt hat mir ein Steirerwäglein unter den Leib gethan und zwei flinke Röſslein daran geſpannt — ſo fuhren ich und zwei herzliebe Leutchen, die neben mir ſaßen, zur thaufriſchen Morgenfrühe im Alpenthale dahin. Rechts oben die grünen Höhen der Wildalpe und des Student, links die ſchattigen Wände des Brotes, des Erlenſtein und endlich des Tonion, zu Füßen den rauſchenden, dampfenden Freinbach, dort und da in tiefer Hochwalddämmerung, dort und da über blumige Wieſen und Kornäckerlein, die allemal der erſte Herbſtſchnee erſt reift, dort und da vorüber an einer maleriſchen Hütte oder über eine kühne Brücke — ſo glitten wir dahin. Mählig ſtieg's an gegen das Henreit zu Schwaighütten und mählig ſank's jenſeits hinab zum im Alpenfrieden daliegenden Jägerhauſe auf der Schöneben. Auf dem Henreit waren die Hirſche von den dünnbewaldeten Lehnen des Student gemüthlich niedergeſtiegen und hatten faſt unmittelbar vor unſerem Wagen über den Weg geſetzt, daſs ſich die Pferde faſt eher vor den Thieren erſchreckten, als dieſe ſich vor uns.

Im grünen Keſſel der Schöneben geſellte ſich der brauſende Fallenſteinbach zu uns; der kommt von den ſanften Matten der Buchalpe herab und hätte mich an die dortigen Sennhütten erinnern können, wo ich einſt — das iſt ſchon lange her — auf Wallfahrtswegen mit der Almerin einen Roſenkranz betete, wobei die Betſchnur riſs und wir in allen Winkeln der Hütte herumkriechen muſsten, um die Holzperlen wieder zu ſammeln. Ein paar Dingelchen müſſen heute noch in irgend einer Fuge ſtecken.

Durch das waldfriſche Engthal abwärts, ſtets im Schatten des Tonion, kamen wir eine Stunde unterhalb der Schöneben zu einer breiten weißen Straße und über unſerem Haupte ſummten die Fäden des Telegraphen. Wir waren im Thale des Aſchbaches und an der Kapfenberg-Mariazellerſtraße. Auf derſelben begegneten uns Leute, die Roſenkränze und glitzernde Amulette über der Bruſt hängen hatten. Rothwangige Dirnen trugen auf dem Kopfe grüne Krönlein aus Wachskerzen geflochten; alte abgehärmte Frauen hatten ſolche

Krönlein am Stocke hängen, an welchem ſie mühſam daherwankten. Noch liegt an unſerem Wege wie ein Fetzen ſtaubiger Proſa das Guſswerk, dann wendet ſich die Straße der uns hier bereits entgegenrieſelnden Salza entlang durch die Thalenge, in deren Hintergrund auf ſteilem Berglein die Sigmundskapelle ſteht. Sie iſt uralt und ſoll in derſelben vor Zeiten das Gnadenbild von Zell aufbewahrt worden ſein und die erſten Wunder gewirkt haben.

Dort am rothen Kreuz blicke durch das Laubwerk der Eſchen und Ahorne. Siehſt du die ſchwarze gothiſche Thurmſpitze? Salve regina!

Mariazell! Es liegt im grünen Alpenthale zwiſchen ſchönen Bergen. Kein Eiſenhammer pocht, keine Maſchine knarrt; das Thurmgeläute von Zell tönt zart wie Saitenklang über die Matten und klaren Wäſſer hin. Der Ort, und über ihn hochragend die dreithürmige Kirche, liegt auf einer Anhöhe, zu der wir in Schlangenwindungen der Straße hinaufſteigen. Zweimal taucht die Kirche vor uns auf und zweimal ſinkt ſie wieder in die Erde, daſs man nichts mehr ſieht, als den goldenen Thurmknauf — das drittemal bleibt ſie vor uns ſtehen in ihrer vollen Pracht und wir gehen zwiſchen den Häuſerreihen gerade ihrem Portale zu.

In Zell iſt ſchon mancher profane Touriſt unwillkürlich zum Wallfahrer geworden. Es iſt ſchwer, kühl vernünftig zu bleiben bei dem Gedanken, wie viel Leid und Jammer ſeit ſiebenhundert Jahren an dieſe Mauern zuſammengetragen worden iſt. Auf einem See von Thränen könnte es ſtehen, das heilige Mariazell. Seuchen, Krieg und Sterben, Feuer und Waſſer, Unglücksfälle aller Art ſchicken ihre Weinenden, Bittenden her und alle Noth und Gefahr, deren Schrecken und Angſtſchrei längſt vergangen, hier wacht alles wieder auf in der Erinnerung. — Wenn man nun, bereits aufgeregt durch ſchaurig ſchöne Naturbilder, die unſeren weiten Weg bedräuten, die zahlloſen Votivtafeln betrachtet, die in der Wallfahrtskirche hängen und mit ihren einfältigen Darſtellungen von Noth und Jammer unſer Herz furchen, dann ſind wir in der Stimmung, mit den Weinenden zu weinen, mit den Gläubigen zu beten. Nirgends auf der Welt habe ich ſo innig beten geſehen, als vor dem lichterbeſtrahlten Gnadenaltar in Zell. Manches Weltkind kniet dort in dämmernder Abendſtunde und faltet ſchluchzend die Hände. . . .

Auf dem Gnadenaltar hinter dem ſchweren ſilbernen Gitter, umgeben von eitel Prunk und Gold, unter dem Zelte und in weißer Hülle prangt das uralte Muttergottesbild. So ſehr ich in dieſer Kirche aus vielfachen Gründen der Weiheſtimmung unterworfen bin, vor dem Bilde ſelbſt fühle ich nichts. Es iſt weit, ſo weit ab von jenem Bilde meines Marienideales, das mir Raphael gegeben hat. Dieſes hehre Gnadenbild trage ich nach Zell und wieder in mir von hinnen, dieſes Bild ſehe ich mit dem inneren Auge und in ſeinem Angeſichte ſchlägt der Marienkultus zu Zell mein Herz in den Bann des Gemüthes!

Ob es jener Vorbeter und Vorſänger, der mit ſeinem brutalen aufgedunſenen Geſicht während der Andacht allerlei Grimaſſen ſchneidet, der ſein rothunterlaufenes Auge ſtarr auf das Bildnis heftet, ſeinen Geſang zu einem kannibaliſchen Geſchrei entartet und eitel Verzückung heuchelt — ob er es ahnt, daſs man ihn auslacht? Neben den wirklich frommen

Gemüthsäußerungen iſt der Phariſäer doppelt lächerlich. Niederſingt er ſie! „Das fallende G'ſang" ſtimmt er an und als er und der ihm nachſingende Chor zur Stelle kommt: „Jungfrauen, fallet zur Erden all vor Mariazell im Gnadenthal!" da knien die unverheirateten Weiber nieder, legen ſich auf den Boden hin mit zur Erde gekehrtem Geſicht und nach vorwärts geſtreckten Armen. Mancher mag dieſe Stellung auf die Länge unbequem ſein, aber ſobald ſie auch nur Miene macht, ſich ein wenig vom Steinpflaſter aufzulockern, drückt ſie der Vorſänger oder auch ein anderer der Umſtehenden mit energiſcher Hand wieder zurück auf den Boden. Erſt wenn im Liede die Stelle kommt: „Jetzt, Jungfrauen, erhebet euch und grüßt Maria im Himmelreich!" dürfen ſich alle wieder emporrichten.

Derlei Sachen kann man in dieſer Wallfahrtskirche in Hülle und Fülle ſehen; beſonders die ſlaviſchen Wallfahrer treiben es bunt und grell, und die Prieſter ſehen zu oder thun mit. Wird damit in dem Andächtigen wirklich eine Spannung der Seele gelöst, dann ſei's.

Wohl ſtark fremdelt das an, wenn man in dieſem Thale fortwährend Rotten von Ungarn und Slaven ſieht, an ihren Phyſiognomien, Kleidern und Sitten ſchier gemahnend an die Horden der Völkerwanderung. Unter dem Drucke der ſchweren Nationalkämpfe Öſterreichs ſtehend, erweckte das Völkergewirre in dieſer Wallfahrtskirche, und wie jede Nation ihre und jedes Individuum ſeine Separatwünſche vor dem Gnadenaltar erfüllt wiſſen will, in mir eine ſeltſame Empfindung. Die Stimmung, mit der ich von Mariazell ſcheide, iſt eine ſehr gemiſchte, unruhige. Ich fühle es, was jener Greis geſagt, der am Kreuze unterhalb der Sigmundskapelle ſaß und ſinnend zurückblickte auf den Thurm von Zell. „Da hätten ſie's", ſagte er, „und haben es doch nicht."

Ich bedarf nach derlei allemal ein Verſenken in die Natur und ſo ſtieg ich nun einmal auf das Bürgeralpel bei Zell, das ſo wenig Mühe koſtet und ſo viel bietet. Es iſt ein herrlicher Kreis von Bergen und Thälern, der ſich da oben ausbreitet und der wie eine Krone liegt um Mariazell.

Eine Hochſtimmung — aber eine andere als unten in der Kirche — kam hier oben über mich. Mein Vaterland!

◆

Hochſchwabwanderungen.

In die Wildnis willſt du, lieber Freund? Ich weiß keine mehr. Darf ein Wirtshaus drin ſtehen? Gut, ſo komm mit mir. Es iſt noch vor der Eiſenbahnzeit.

Von der Südbahnſtation Kapfenberg aus, am Curorte Steinerhof vorüber, wandern wir noch in den geſegneten Gefilden des Mürzthales. Dann geht es durch ein langes, dicht bewaldetes Engthal, immer am Ufer des raſch heranwogenden Thörlbaches entlang. Dieſes Waſſer iſt grau, als käme es von Kalkgebirgen und Schneefeldern. Am Engpaſſe Thörl, wo in einer uralten Ruine und mehreren ſtattlichen betriebſamen Eiſenwerken die alte und die neue Zeit ſich die Hand reichen, verlaſſen wir die nach rechts gegen Aflenz ziehende Mariazellerſtraße, die uns auch den Telegraphendraht entführt, den letzten Adernſtrang, in welchem die fiebernde Welt noch an uns vorüber pulſierte. Wir ziehen links in ein Feld- und Wieſenthal, mit zahlreichen Hammerſchmieden beſtanden, von niedrigeren Bergen umgeben. Im Hintergrunde aber beginnt ſachte ſich Hochgebirge vorzuſchieben. Der Weg geht, vom rauſchenden Alpenbache ſtets bethaut, durch eine Felſenenge und bald darauf durch das Dörfchen St. Ilgen. Hier hebt die Entfaltung eines Hochgebirgsthales an. Jemand hat es vor einiger Zeit das ſchönſte Alpenthal der Steiermark genannt und damit im Lande einigen Unwillen hervorgerufen, denn jedes Dorf will ſein ſchönſtes Thal haben und hat es auch in einem gewiſſen Sinne — es iſt das heimatliche Thal; wer jedoch an einem reinen Sommertage in dieſes Buchbergthal kommt, der wird obigen Ausſpruch faſt zugeben müſſen, und noch froh ſein, daſs er wahr iſt. Während der Wanderer über Hochtriften, von ſchönem Waſſer ſtets umrieſelt, auf glatten Sandwegen zwiſchen grünen Matten, Baumſchachen und Waldhängen dahinſchlendert, bauen ſich vor ihm ſtets maſſiger die Felswuchten des Hochſchwab auf. Dieſe entfalten ſich in tief einſchneidende Schluchten, aus welchen Wäſſer rauſchen, in wild niedergrabende Kare, aus welchen weiße Sand- und Schutthalden quellen, in ſenkrecht aufſteigende Kuppen, Thürme und Spitzen, in deren oft grauenhaft tiefen Scharten der Schnee ruht.

Hier beginnt der Hochſchwab, das ausgedehnteſte und wüſteſte Gemsgebirge unſeres Alpenlandes. Wenn ein ſtarker Mann wäre — er müſste aber ſtärker ſein als die geſammte Menſchheit — und eine neue Hochſchwabengruppe bauen wollte, ſo würde er dazu ſehr viel Baumaterial nöthig haben; er müßte z. B. den Schneeberg und die Rax und die Neubergeralpen und die hohe Veitſch und den Ötſcher aneinanderſtellen, und es wäre noch zu wenig. Er müßte auch noch den Reiting bei Trofaiach, die Vordernberger Mauern, den Kaiſerſchild bei Eiſenerz und die ganzen Berge im Geſäuſe dazu thun, um einen Felsſtock, eine Gebirgsgruppe herzuſtellen, die dem Hochſchwabgebirge an Ausdehnung gleichkäme. Vom Pfaffenſtein bei Eiſenerz bis zu den Aflenzerſtarritzen, von den Hochzinnen bei Wildalpen bis zu den Tragößerbergen, welch ein Bereich! Stundenweite Gegenden ſind es, die da oben über den ſenkrechten Abſtürzen, hinter den Zinnen ſich breiten. In den Niederungen grüne Almen mit Schwaighütten, dann die dunklen Gefilze der Legföhre, die unabſehbaren Böden mit den aus ſchwarzer Erde hervorquellenden weißen Steinblöcken; die braunen Speikböden und grauen Sandmulden. Und aus dieſem Hochgelände heben ſich dort und da Felswuchten auf, trotzig und in oft wunderlichen Geſtalten — ſtets von Gemſen belebt, wie das ganze Schwabengebiet. Ich nenne von den höchſten Spitzen dieſes Gebirges den Zargenkogel, den Brandſtein, den Halmſtein, den Ebenſtein, den Plankogel, den Beilſtein, den Fölzſtein, den Zinken, den Wetterkogel und endlich die 2278 Meter hohe Hochſchwabſpitze ſelbſt. Dieſe iſt von den Thälern aus kaum zu erblicken, immer bleibt ſie im Hintergrunde und ſchickt ihre ehernen Vaſallen voran; nur in die Ferne winkt ſie leuchtend hin und von der Ferne aus geſehen ſenken die Vorfelſen, die in der Nähe ſo ſchreckhaft gewaltig daſtehen, ihre Häupter vor der Königin, der Hochſchwabſpitze.

Die topographiſche, geologiſche, botaniſche, zoologiſche, meteorologiſche, hydrographiſche Schilderung des merkwürdigen Bergſtockes muſs man den wiſſenſchaftlichen Herren überlaſſen, denn dieſe wollen auch nicht umſonſt hinaufſteigen; wir tragen ein Herz empor, welches in der Natur bloß die Schönheit ſieht, welches nicht wühlen und nicht plündern und nicht jagen will, ſondern die gewaltige Welt in ihrer Geſammtheit auf ſich wirken läſst in ihrem Sonnenlichte und

Schattenſpiel, in ihren Mondnächten und Nebelreigen und Wetterſtürmen, in ihrer winterlichen Starrheit und in ihrer entzückenden Blumenpracht, in ihren blinkenden Schneefeldern und dunklen Hochſeen, in ihren Höhlen und rieſelnden Wäſſern, in den niederdonnernden Lawinen, in den von Fels zu Fels ſpringenden Gemsrudeln und hoch ſich ſchwingenden Adlern. Es iſt ja unbeſchreiblich, und keiner der Uneingeweihten ahnt es, welche und wie verſchiedenartige Genüſſe dem Menſchen im Hochgebirge beſchieden ſind, wenn er offene Sinne mitbringt und es ihm gelungen iſt, ſein Herz von den Dingen des täglichen Lebens loszulöſen. Denn da oben iſt ein ewiger Feiertag, weil die Natur hier alles Menſchenwerk ernſt zurückweist. Die Wege und Stege, die man anlegt zu den Höhen empor, bricht ſie bald ab, die Unterſtandshäuſer, die man baut da oben, zerſtört ſie in wenigen Jahren. Beſonders der Hochſchwab will kein Tummelplatz ſein für müßige Menſchen; nur wer mit ihm ringt in Muth und heißer Sehnſucht, und immer wieder neu die Veſte erobert, dem gibt er ſich hin.

Wohl iſt auch die Touriſtik thätig, dieſes entlegene und unwirtliche Gebirge den Alpenfreunden zugänglich zu machen, allein ſie macht nicht allzugroße Fortſchritte. Mit rother Farbe ſind die zahlreichen Aufſtiege angemerkt. Man hat ſich aber nicht Wege oder Fußſteige in gewöhnlichem Sinne zu denken; in ſolchem Gebirge verſteht man unter Weg jede Stelle, an der es überhaupt mit Zuhilfenahme von Händen und Füßen und anderen Mitteln möglich iſt, hinauf zu kommen. Der Hochſchwab iſt ohne Gefahr zu beſteigen, aber mit Anſtrengung, und ſtets mit großem Zeitaufwande. Die Aufſtiege: von Aflenz aus über die Fölz und den Ochſenſteig; von Seewieſen aus durch die Schluchten der Dullwitz; von Weichſelboden aus durch den Ring, von G'ſchoder über die Hochalpe, von Tragöß aus über den Sackwiesſee (der weiteſte und der leichteſte), und vor allem der beliebteſte vom Buchbergthal aus über die Trawieſenalm und das G'hackte. Keiner dieſer Aufſtiege iſt unter fünf Stunden Zeit zu machen, aber jeder bietet unterwegs ſo großartige Alpenbilder, ſo abwechslungsreiche Beſchwerdchen, daſs einem die Zeit nicht lang wird. Das G'hackte und der Ochſenſteig ſtehen in etwas üblem Rufe; ihre Gefahr beſteht nicht ſo ſehr in dem ſchlechten Fußſteig, auf dem die Füße ausgleiten können, ſondern vielmehr in dem Schwindel, der von der Nähe des Abgrundes erzeugt wird. Im Thale würde man auf einem ebenſo beſchaffenen Fußſteig munter pfeifend dahinlaufen, hier oben wäre ein Fehltritt freilich der Sprung in ein tauſend Fuß tiefes Grab.

Von der Spitze des Hochſchwab aus geſehen liegt die Steiermark in ihrer Schönheit dem Beſchauer zu Füßen. Gegen Oſten und Süden hin in zahlloſen Bergzügen Almen, Wald und wieder Wald, nur ſtellenweiſe von einer hohen Bergkuppe oder Felswarte überragt; im Weſten und Norden ein überaus wildes Geſchiebe von hohen, ſteilen, felſigen Bergen mit ihren ſchattenfinſteren Engthälern; im fernen Hintergrunde das ſchneeweiße Täfelchen des Dachſteingletſchers. Das auf dem Hochſchwab erbaute Schieſtl-Haus bietet eine Stätte zur Raſt, zum Nachtquartier. Sommerfriſche aber nimmt in dieſem Hauſe keiner. Für die Länge läſst ſich die Herrlichkeit nicht ertragen, ſie würde das Gefühl der Öde erwecken, ſo daſs die äußere Wildnis am Ende nach eine innere erzeugte. Zudem iſt ein hoher Berg nicht mehr ſo intereſſant und Ehrfurcht gebietend, wenn man oben ſteht, als wenn er unbeſiegbar ſcheinend in ſeinen Maſſen aufragt vor dem ſtaunenden Auge.

Keines der ſchönen bewohnten Gebirgsthäler dieſer Gegend kriecht dem Hochſchwab ſo tief in das ſteinerne Herz hinein, als das Buchbergthal.

Am grünen Fuße des Reidelſteins und am Abhange des Rabenſteins, dort wo das Thal rechts in die Trawieſen ausläuft, ſteht das Alpenhotel „zum Bodenbauer“. Das Haus vermag in ſeinen vorzüglich eingerichteten Zimmern eine größere Anzahl von Gäſten zu beherbergen. Wer nicht ausfliegt in die Umgebung, der wird trotzdem an Langweile nicht vergehen. In der Volksſtube des Hotels gibt's viel Unterhaltſamkeit.

Zithern liegt aufn Tiſch,
Spiel ma gleih landleriſch;
Spiel nar und ſing dazua
Luſti, mei Bua.

Afn Berg ziachn d Neberln,
In Thol keman s zſom,
Worum ſul den ih juſt
Ka Neberl nit hom!

's Vögerl thuat ſingen
Und s Waſſerl rauſchn,
Und d Stodtherrn, de thoan
Gern Tirndl tauſchn.

Ländlich und ſtädtiſch Element vertragen ſich hier recht gut miteinander. Nicht Unrecht dürfte jener Halter haben, der beim Bodenbauer ſang:

Van Bodenbauern-Haus
Thuat d' Welt ſih verkehrn,
Do gibts koani Bauern mehr,
Gibts ſchon olls Herrn.

Und auch recht ſeltſame darunter. Auf der Meßnerinalm, eine Viertelſtunde vom Hotel entfernt, konnte man im vorigen Sommer wochenlang tagsüber auf dem Heu im Stadl einen Fremden liegen ſehen. Auf ein Befragen darüber geſtand er, daſs er das Heubad gebrauche. Es ſei nichts geſünder, als ein Bad von friſchem Alpenheu. — Und es iſt auch ganz natürlich; alle möglichen Bäder, das Sandbad und das Schlammbad und das Luftbad nicht ausgenommen, ſind ſchon an der Reihe geweſen, nun kommt das Heubad dran. Vielleicht ſchicken in wenigen Jahren die Stadtdoctoren ihre nervöſen Patientinnen ins weltberühmte Heubad Buchbergthal.

Wer aber nicht liegen mag im Heu, weil er junge Füße hat und ein junges Herz, der weiß, wie wunderbar prächtig die Wege dort hin und her, auf und ab gehen. Er mag ſich auch einmal den einzigen Genuſs bereiten, die ganze Hochſchwabengruppe rings zu umkreiſen. Er wandere vom Bodenbauer aus mit wohlgefülltem Ruckſack durch die Klamm nach Tragöß; von dort am grünen See vorbei über das Neuwaldegg, oder durch die Eishöhle der Frauenmauer nach Eiſenerz, dann den Leopoldſteinerſee entlang über die Eiſenerzerhöhe nach Wildalpen, der Salza aufwärts bis Weichſelboden, dann in die Höll, nach Gußwerk, Mariazell, zurück bis Wegſcheid, endlich über den Seeberg nach Seewieſen, die Tullwitz hinauf und die Trawieſen herab wieder ins Buchbergthal zum Bodenbauer. In fünf Tagen wird er dieſe

Wanderung um den Schwab bequem machen und dann erſt wiſſen, was das Hochſchwabengebiet an landſchaftlicher Schönheit bedeutet.

Er wird auf dieſer Wanderung im Volke auch mancher Sage und manchem Liedlein begegnen, wodurch der Hochſchwab verherrlicht worden iſt.

Afn Schwobn geh ih gern,
Do gfreut mih mei Gemüat,
Wo die Olmroſn wachſt
Und s ſchön Edelweiß blüat.

Da Schnee geht bol weck,
Und da Himel wird klor,
Und ih woaß a Hüttn
In Ebnſtoanakoar.

In da Hüttn a Beet,
Steht a Roſnſtock drauf;
O herzliabi Gärtnerin,
Wir munta, woch auf.

Wan ih zan Schwobn aufgeh,
Bloſt da Wind, waht da Schnee.
Wan ih zrugg obageh,
Blüaht ſcha da Klee.

Hoch obn afn Schwobn
Is a Schupfn vul Heu,
Is a Schwoagerin drin,
Und a Schwoaga dabei.

Sie juchazt, er will ihr
Gſchwind s Göſcherl verhobn;
Wer wird enk, ees Loppn,
Den hörn afn Schwobn!

Af da Olma gibt's Kolma,
Und ſcheckadi Küah;
Red'ſt ollaweil von Gernhobn,
Von Heiratn nia!

Durt obn af der Olm
Is a Stier owagfolln;
War er nit owagfolln,
War er noh af der Olm.

Selm auffi afn Schwobn
Is a Jungfräuerl gſtiegn,
War ſ auffi nit gſtiegn,
War ſ a Jungfräuerl bliebn.

War ſ auffi nit gſtiegn,
Wurd ſ herunt bar oan liegn,
Lebendigi Schwobn
Kon oans ah in Thol hobn.

Mei Buachbergerthol,
Dās gfreut mi ollmol,
Gott Foda, behüat
Mei liabs Buachbergerthol!

Allerlei Bekanntſchaften im Schwabengebiete.

Eines Tages ſchüttelte ich wieder einmal den Staub von den Füßen und gieng davon. Bei dieſem „Staubvondenfüßenſchütteln“ braucht man ſich bequemer Weiſe nichts zu denken, falls man ſich nicht ſehr viel dabei denken will.

Fort ins Gebirge!

Der Hochſchwab breitet die ſteinernen Falten ſeines Mantels weit über das Land, und noch weiter hin legt er die ſammt'nen Schleppen ſeiner Wälder und Almen, beſetzt mit den Silberſäumen klarer Bäche. Ein wonnig Wandern iſt es in dieſem Bereiche — ich habe mir's wieder einmal gönnen können ſeit langer Zeit.

Erſte Station: Vom oberen Mürzthal über das Dorf Veitſch und den Berg Predal nach Turnau. Beim Stiftwirt, wo ich einkehrte, ſaßen ein Bauer vom Thal und ein Almhalter. Erſterer hatte eine Geldkatze um den ſtattlichen Bauch gebunden und wollte daher den andern, der etwas zerfahren ausſah, ſeinen Hut aber voller Alpenroſen hatte, ein wenig hänſeln.

Es geſchah aber das Gegentheil.

„Fabian“, ſagte er, „wenn du auf den hohen Berg kommſt, klopf ein wenig an bei der Himmelsthür; ich ließ' den heiligen Petrus ſchön grüßen und er ſoll doch ein Einſehen haben und bald einmal regnen laſſen. Sonſt kriegſt kein Kraut im Winter; 's dorrt alles ab.“

„Regnen laſſen“, verſetzte der alte Halter, „regnen laſſen, meinſt, ſoll er, der heilige Petrus? Hab' ihm's eh ſchon geſagt am vorigen Sonntag, wie er auf der hohen Veitſch ſpazieren gegangen iſt. — Haſt denn du Zeit zum Spazierengehen? rede ich ihn an, muſst nicht Himmelthür aufſperren, wenn jeh ſo ein braver Thalbauer anruckt? — Ah beileib, ſagt er, ruckt keiner mehr an. Holt ſie all der Teufel. — Wenigſtens kunntſt regnen laſſen, ſage ich, die Wieſen ſchauen ſchon all aus, wie eine Hundshaut, ſo gelb. Der Himmel iſt wie zugenagelt, ſeit vier Wochen keine Öffnung mehr — denk dir's, die armen Leut! Sie wollen dir eh einen Bittgang machen, haben ſie geſagt. — Aha, gibt drauf der heilige Petrus zurück, wenn ſie mich brauchen können, da finden ſie mich. Aber Feiertag halten an meinem Ehrentag zu Peter und Pauli, das fällt ihnen nicht ein, da heißt's Heu machen, Heu machen! Die Thalbauern voraus. Im vorigen Jahre iſt's naſs genug geweſen, mannshoch iſt das Futter geſtanden auf den Wieſen, hab mir ein Dankamt verhofft zu Peter und Pauli, und daſs ſie den armen Haltern ein Trinkgeld geben werden und ein Stück Fleiſch im Winter, anſtatt alleweil nur Kraut. Ja, Schnecken, nicht einmal in die Kirchen ſind ſie gegangen, Heu machen, Heu machen, hat's geheißen, wie am hellen Werktag. Ich will mir's merken. So hat der Petrus geſagt.“

Der Bauer mit der Geldkatze hatte ſich hierauf ſtill verzogen, der Halter hat in ſeinen Bart geſchmunzelt. Welcher von beiden iſt hier der Stärkere geweſen?

In Turnau machte ich die Bekanntſchaft mit einem hohen Herrn aus Klagenfurt. Der war die Artigkeit ſelber und lud mich ſogar in ſeinen Wagen, um nach Aflenz mitzufahren. Ich ſuchte mit ihm Geſpräche über Land und Leute, über Kunſt und Bücher, über die Weltlage und Kämpfe der Geiſter anzuknüpfen; vor lauter Höflichkeit ſagte er zu allem ja oder ſchaute ſtill und gutmüthig drein und wir kamen nicht dran. Das war einer jener eingeſeiften Kletterbäume, an die man nicht hinauf kann, weil ſie zu glatt ſind. Mit Steigeiſen, heißt das, wer ihnen ſcharf zuſetzen, wer ſie verwunden wollte, käme ihnen vielleicht bei, daſs ſie ihre Perſönlichkeit offenbarten. Ich kenne Leute, die an den niedrigen Thüren der Almhütten nicht vom Flecke kommen, weil ſie einander den Vortritt laſſen wollen. „Bitte, nach Ihnen! Ich bin hier zu Hauſe! Bitte, ich auch!“ — Oh Geſchwätz, keiner von dieſen iſt bei der Natur zu Hauſe und es müſste eigentlich jeder vor dem anderen zur Hüttenthür hineinhuſchen.

Da war mir doch der hübſche Kohlenbrenner bei Turnau noch lieber. Bei dem beklagte ſich ein altes Weibel, daſs ſie ihr Lebtag noch keine gute Stunde gehabt habe. „So“, ſagte der Kohlenbrenner theilnehmend, „ſchau, da darfſt du nur aufs Troißeck gehen, da haſt du eine gute Stunde hinauf.“

„Da weiß ich dir was anderes“, entgegnete auf den alten Spaß eingehend das Weibel, „von Turnau bis Aflenz iſt leicht eine ſchwache Stunde, wenn ein ſchöner Kohlenbrenner und ein feines Bauerndirndl miteinandergehen.“ —

Bei der Naſe hat er ſich genommen, der ſchöne Kohlenbrenner.

Wohl, das erinnerte mich an den bedeutſamen Ausſpruch jenes Kärntners am Lengſee: „Ja, Herr, ja. Bis zum Platz, wo ſich das arm Dirndlan ins Waſſer geſtürzt hat, iſt halt nur ein ſchwaches Stündlan.“ —

Zweite Station: Von Turnau bis zum Hochſchwab. Ein Abend in einem Bauernwirtshauſe an der Schwabengruppe drohte mir mit der bewuſsten ſchwachen Stunde. Der Schnapsler und der „Speckjager“ (Bettelmann), die beim Ofentiſch ſaßen, waren nicht daran ſchuld. Die ergötzten ſich und andere.

„Jetzt geht's Geſchäft wieder“, rief der Schnapsler und wiſchte ſich mit der Abachſeite der Hand den fettigen Mund, er aß Brot und Speck. „Jetzt geht's Geſchäft wieder!“ Es war nämlich ſeit langem nicht mehr gegangen. Die Leut' werden überall herriſch und trinken Bier, andere ſind wie die alten Weiber und trinken Moſt und tunken die Semmel ein, noch andere ſind ſo grundverdorben und verkommen, daſs ſie Waſſer ſaufen wie die Ochſen. „Halbgewachſene“ Burſchen gehen auf die Alm und trinken, wie die Fatſchkinder, Milch bei den Weibsbildern. Zum gebrannten Waſſer traut ſich keiner mehr heran. Haben eh kein Feuer im Blut und trinken Waſſer und Milch! Wohin mit der Welt! — Aehnlich mochte der Schnapsler oft raiſonniert haben, aber ſeine Plutzer ſelber leeren, nein, das wäre kein Geſchäft geweſen, und der Menſch lebt nicht allein vom Schnaps! Einen Vierkreuzerbatzen hatte er noch in der Taſche, und hungrig ein Wirtshaus verlaſſen, das iſt ſogar für den Schnapsler, der doch allerhand gewohnt iſt, ein unbehaglich

Ding. Da kam der Speckjäger. Der war fleißig die letzte Zeit her, wuſste zu beten, wo es fette Gabe ſetzte, und zu fluchen, wo es nichts ſetzte, und den Bäuerinnen Artigkeiten zu ſagen, daſs ſie girrten vor Vergnügen. Sein Bündel, das er auf dem Rücken trug, troff vor Speck. Sonſt aber war Mangel in allen Taſchen und der Menſch lebt auch nicht allein vom Specke. Durch Schickung Gottes hatten ſich nun die beiden hier zuſammengefunden, der Schnapsler und der Speckjager. That der Schnapsler den Vierkreuzerbatzen hervor und ſagte: „Kamerad, da ſchau, echtes Kupfer! Gib mir ein Trumm dafür!“

Der Speckjager that ſein Bündel ab, wickelte es auf, bis er zu einem großen Ballen von Ampferblättern kam. Dieſe ſchlug er auch auseinander und da war eine Menge von Speckſchwartlein, die anfangs klebrig noch aneinanderhiengen, allmählich aber auf dem flachen Tiſche auseinander fielen. Der Speckjager hob ein Schwartel, wog es ein wenig in der Hand und warf es dem Schnapsler zu. Dann beſah er ſich den Batzen und murmelte: „So ſo, jetzt hätt' ich wieder Schnapsgeld. Lang her ein Stamperl (Gläschen), Kamerad!“

Der ſteckte raſch ſein Stück Speck in den Mund, hob aus ſeinem Korb einen Thonplutzer hervor und ein Gläschen, das er mit dem Inhalt des Plutzers füllte und dem Speckjager hinſchob. Der Batzen war wieder ſein Eigenthum.

„Kamerad“, ſagte der Schnapsler nach einem Weilchen, gib mir noch ein Trumm, um vier Kreuzer.“ Und ſchob den Batzen hin.

Das geſchah. Und wieder nach einer Weile ſagte der Speckjager: „Kamerad, noch um vier Kreuzer Schnaps!“ Und ſchob den Batzen her.

So trieben ſie es eine Weile fort und darum lächelte der Schnapsler vergnügt: „Gott ſei Dank, jetzt geht das Geſchäft wieder!“

Durch ein einziges Vierkreuzerſtück hatte ſich zwiſchen den beiden Producenten und Conſumenten Handel und Verkehr entwickelt.

In der Stube waren ferner eine junge Wirtin und ein Mädchen aus der Nachbarſchaft. Sie kümmerten ſich nicht viel um die beiden „Kameraden“ am Ofentiſch und fiel es der Wirtin nicht einmal ein, für den von dieſen Gäſten ſelbſt mitgebrachten Trunk Stoppelgeld einzuheben. Die beiden munteren und hübſchen Weibsbilder ſpielten eines ums andere eine Zither und ſangen dazu die ſchalkhafteſten Lieder.

Wenn gerade nicht geſungen und nicht gelacht wurde, hörte man das Rauſchen des Gebirgsbaches, der draußen zwiſchen dem Wirtshauſe und der gegenüberſtehenden Kapelle vorbeifloſs.

Hell und lieblich wie zwei harmonierende Glocken, bei Begleitung der Zither, ſangen ſie das Lied:

„Wia luſti is s ſcheani Olmalebn,
's kon af da gonzn Welt nix ſcheaners gebn,
Afn grean Woſn,
Siacht ma die Kuala groſn,
Wan da Biachbua ſchnolzt, daſs holt in Thol,
So gfreut mih s Olmalebn holt ollamol.

Und in ollafrua, kaum daſs da Morgen locht,
Wern die Kuala gmulchn (Kühe gemolken), Kas und Buda gmocht,
Aſt wird zſomagieſſn,
Kas und Milli geſſn,
Nocha woſchn mar olls in da Hüttn fein,
Weil an Urdnung af der Olm muaß ſein.

Wan mar in da Hüttn olles zſomgorbatt (fertiggearbeitet) hobn,
Gehn mar af die Woad und fangen zſingen on,
Drauf kimts Nochbarn Küabua,
Und der ſtimpp van gleih zua;
Af der Olm, do ſein jo lauta friſchi Leut,
De an Muat hobn und a hüſchi Schneid.

Wer ſih gleih mit Grilln und viel mit Kloanmuth kränkt,
Ba jeda ſchworzn Wulln gleih afs Unglück denkt,
Der hot koan gſundn Muat,
Taugt af die Olm nit guat,
Jo, der ſul ſih vo der Olm entferna weit,
Der vadirbb oan noh die gonzi Freud!“

Draußen klangen die Schellen der heimwärtskehrenden Herden und der Halter knallte dazu mit der Peitſche.

Am Waſſertrog tranken ſie und gaukelten mit den Hörnern und der Almbub ſchlang ſeinen Arm um den Nacken des Stieres und beugte ſich vor, um ebenfalls aus dem Troge zu trinken. Die Schwaigerin trug einen Korb duftenden Futters in den Stall, und die Rinder folgten ihr. — Selbſt dieſer harſche Werktag draußen muthete mich wie Feiertag an.

Lange hatte von dem Hochgewände her der Schein des Alpenglühens zu den kleinen Fenſtern in die Stube geleuchtet. Endlich zog die Wirtin hellrothe Vorhänge über die Scheiben und zündete die Kerze an. Dieweilen klangen unter den Fingern der anderen Dirn fortwährend die Saiten; ſie ſtimmte nicht viel und es that auch nicht noth, wie ein unverſiegbarer Tonquell ſprudelte es hervor aus der Zither und aus den Kehlen.

Da hörte ich die alten trauten Lieder: „Auf der Olm, do is s a wohri Freud“, „Wan ih geh auf die Olm“,

„Mei Geliebte is an Olmerin“, „Bin a luſtiga Steirerbua“, „Wan's Monſcha ſchön leuchtn thuat“, „Entern Bacherl ſteht a Hütterl“, „Ih hob dir in d'Äuglein gſchaut“, „Bhüat dih Gott tauſendmol, heint is s dos leſstimol“, „Wos mocht mei Dirndl in Grobn drein?“ „Jo in mein Steiermork, do ſein d'Leut friſch und ſtork“, „'s Büaberl von ſteiriſchen Landl.“ Und ſo fort — ein glückliches Jauchzen der Lebensfreude, der Heimatsliebe und Almluſt! Hier wieder, wie oft in letzterer Zeit machte ich die Erfahrung, daſs bei unſeren Gebirgsleuten die Liebe zum Steirerland nicht erkaltet, ſondern ſich ſteigert und immer wieder neue Töne findet, dieſelbe auszujauchzen. Es iſt, als ob mit dem nationalen Bewuſstſein der Gebildeten das Heimatsbewuſstſein der Naturmenſchen Hand in Hand gienge.

Ich hole mir die Zuverſicht an die Urkraft unſeres deutſchen Volkes bei den Naturmenſchen.

Die beiden Geſchäftsleute am Ofentiſch waren verſchwunden; ſie hatten einander ſtark aufgezehrt und aufgetrunken und in weſſen Hand der Kupferbatzen ſchließlich verblieben iſt, das weiß ich nicht zu berichten. Da wir nunmehr unſer drei allein in der Stube waren, gab's ein Zuſammenrücken. Die Zither war eine unermüdliche Werberin gegenſeitiger Zuneigung. Dazwiſchen plauderten wir wieder eins, und zwar „ſtoanſteiriſch“. Wenn ich hochdeutſch ſprechen muſs, da iſt mir ein ähnliches Gefühl, als läge ich unter einer Bettdecke, die oben und unten zu kurz iſt; da muſs ich immer acht geben, daſs nicht hier ein nackter Fuß, dort ein nacktes Knie hervorgucke. Die ſteiriſche Mundart hingegen iſt eine Hülle, die nach allen Seiten reichlich langt, da mag ich hinundherrücken und ſtrampfeln nach Belieben, es wird ſich kein Theil meiner Wenigkeit eine Blöße geben. Auch ſonſt iſt die hochdeutſche Sprache manchmal ein wenig unzulänglich. Es gibt Dinge zwiſchen Himmel und Erde, die ſie nicht ausſprechen kann und darf. Wie frei und offenherzig iſt hingegen die Sprache des Volkes, die ohne Umſchweife in friſcher Natürlichkeit Sachen nennt, ſo mehr oder weniger uns alle intereſſieren.

Die Finger des Dirndls hatten auf der Zither ein zartſinniges Präludium geſpielt, als die junge Wirtin mit ihrer anmuthig weichen Stimme anhub:

„Dirndl, wo hoſt dan dei Liegerſtott.
Dirndl, wo hoſt dan dei Bett?
— Üba zwoa Staffel muaßt auffiſteign,
Draußt af da Goſſn ſtehts net.

Wans Bettſtadl draußt af da Goſſn ſtand,
Hät ih die gonz Nocht ka Rua.
An iada Bua, der ‚üba die Goſſn gang,
Kehrad ban Bettſtadl zua.“

„Jetzt aber“, unterbrach ſich die Wirtin ſchnell, „jetzt ein anderes — ein Narriſches!“ Und ſang:

„Ba der erſtn Hüttn
Sein ma niedagieſſn,
Ba da zweitn Hüttn
Hobn ma Milcherl geſſn;
Ba da drittn Hüttn
Hobn mar einigſchaut,
Sitzt a Jaga diner,
Iſst a Kraut.“

„Haſt es nit recht geſungen“, wendete das junge Dirndl ein, „der Schluſs iſt anders.“

„Geh ſei ſtill!“ rief die Wirtin und klatſchte mit zwei Fingern dem Dirndl auf den Mund. Dieſes ließ ſich nicht beirren, ſondern ſang zur Zither:

„Va da drittn Hüttn
Hobn mar einigſegn,
Is da Jaga da da —

Die letzten Worte wurden von der Zither derart übertönt, daſs ich ſie nicht verſtanden habe.

So waren wir ſchalkhaft alle drei. Die ſchalkhafteſte weitaus war aber die Kerze, die, bis zu ihrem Blechpfandlein niedergebrannt, nun auslöſchen wollte.

Im Finſtern kann man auch noch Zitherſpielen — wiſst ihr das? —

Dritte und letzte Station. Von St. Ilgen über Tragöß nach Vordernberg. Sanct Peter hatte ſich beſonnen. Die Leute brauchen Futter, es gibt ſo viele Rindviecher auf Erden; man muſs doch rinnen laſſen. Und ſo war an dieſem Tage das Alpenland voll Regen und Nebel.

Als ich auf die Höhe des Bergzuges kam, wo das Chriſtuskreuz ſteht, hatte der Chriſtus über ſich einen großen rothen Regenſchirm aufgeſpannt. Der war aber nicht allein für ihn, ſondern auch für die Beterin, die am Fuße des Kreuzes kniete und auf dem Wege war nach Mariazell. Wenn Gott ſie beſchirmen ſoll auf der weiten Reiſe, warum ſoll ſie nicht auch ihn beſchirmen?

In Tragöß beſuchte ich unter Führerſchaft des Herrn Pfarrers die Stätte, aus welcher „der Gottſucher“ aufgekeimt iſt: die Grabſtätte des von ſeinen Bauern erſchlagenen Pfarrers Melchior Lang. Eine Stunde ſpäter ſaß ich auf einem Stein am grünen See und ſchaute den Nebelfahnen zu, die an den Wänden der Pribitz und der Meſsnerin emporſtiegen und ſich auflösten. Das Waſſer des kleinen aber vielgliederigen Sees iſt klar und von einem wunderbaren Grün. Es iſt ein Gebirgsauge, welches uns zwiſchen den Brauen der Fichten und Lärchen her faſt geiſtreich anblickt, wie jener kluge Herr Doctor aus Wien ſo ſinnig bemerkt hat. Ja, wahrlich, das gienge noch ab, daſs auch die Berge und Thäler und Bäche und Seen geiſtreich würden. — Wohin dann flüchten?

Auf den Thalerkogel.

Um fünf Uhr wurden wir geweckt. Der Abend war lang geweſen, die Nacht kurz, und die Sinne taumelten gleichſam noch in Schlaftrunkenheit. Draußen lag eine graue Nacht. Schwerer Nebel über dem Alpenthale. Trotzdem war Troſaiach ſchon munter und rüſtete ſich zur Bergpartie. Auf den Thalerkogel! hieß die Loſung.

Bald darauf ſchleppten zwei ſchwere Laſtpferde einen großen Leiterkarren dahin, der vollbepackt war mit Weibern, Kindern und faulen Männern. Der größte Theil der Geſellſchaft, zumeiſt aus jungen Leuten beſtehend, war uns zu Fuße ſchon voraus. Unſer ſchwerfälliges Gefährte ächzte das Rößthal hinan. Grüne Wieſen, ſonſt konnten wir nichts ſehen von der Gegend, der Nebel verhüllte alles, und anſtatt daſs er ins Silberweiße gieng, hub er an, in das Stahlgraue zu ſpielen, und anſtatt er feuchten Thau legte auf die ſtehenden Bäume und fahrenden Menſchen, fiel hie und da ein größeres Tröpflein. Das Barometer war hochgemuth und wollte obenhinaus. „Mag ſein", ſagte ein Genoſſe,

„es gibt auch optimiſtiſche Barometer! Und warum ſoll ſich das Queckſilber in der Röhre nicht geradeſo irren können, als der Phosphor im menſchlichen Schädel!“

Nach einer Stunde wurde der Nebel noch finſterer, weil überall der ſchwarze Wald durchſchimmerte. Wir ſtiegen aus unſerem Karren und giengen rechts einen Waldweg hinan. Jetzt ſah man erſt die Größe der Schar, die ſich gerüſtet hatte, um mit mir den Berg zu beſteigen. Zumeiſt Sommerfriſchler, Studenten, Mädchen, Frauen, Lehrer, Künſtler, und das war ein lautes Treiben, ein heiteres Emportänzeln, ein Necken, Lachen, und auch ſtillſinniges Courmachen manches ſchwärmeriſch angelegten Gymnaſiaſten. Raſch hatte jeder ſich eine Huldin ausgeſucht, der er entweder Blumenſträußchen pflückte, oder Erdbeeren, oder der er Steine und andere Hinderniſſe aus dem Wege räumte, oder ritterlich aus der Schlucht einen Trunk Waſſer holte. Ich ließ die junge, frohe, blühende Welt voranflattern, und ſchritt ſtill hinter ihr drein, manchmal den Blick gegen den Himmel richtend, doch weniger aus Frömmigkeit, als aus meteorologiſchen Gründen.

Wir kamen hinan zum letzten Bauernhauſe, dem Thalerbauer, wir kamen zu einer Almerei, wir kamen zu einer Köhlerhütte — immer leidlicher Weg, der durch Wald und über Matten gieng, und immer Nebel — er ſchien wie feſtgefroren. Als wir faſt zwei Stunden ſo gegangen waren, ſtanden wir auf hohem Almboden und vor uns ſtürzte der Berg faſt gröblich ab in ein anderes Thal. Wir ſtiegen die letzte Kuppe hinan, und auch auf der (1656 Meter hohen) Spitze des Berges lag rings um uns und über uns das undurchdringliche feuchte Weiß, ſo daſs Nachdenkliche fragten: Warum ſind wir heraufgeſtiegen? Die meiſten fragten das nicht. Es gibt ja außer der Ausſicht Genüſſe genug bei einer Bergwanderung; ſchon das Wandern ſelbſt iſt einer, die nächſten Wegbilder ſind einer, der Duft der Pflanzen iſt einer, das Dünnerwerden der Luft iſt einer, das Bewuſstſein überwundener Schwierigkeiten iſt einer. Und erſt gar die junge Welt, die in Nebel, Wind und Regen oft noch ihr beſonderes Vergnügen findet, weil für luſtige Weſen alles, auch das Widerwärtige, als Anlaſs zur Bethätigung der Kraft und der Schalkheiten dient. — Und nun packte jeder die Schätze aus, die er mit ſich getragen hatte: Brot, Käſe, kalten Braten, Wurſt, Sardinen, Obſt, Backwerk, Wein, Liqueur, Cigarren, alles auf den gemeinſamen Tiſch eines großen Steines legend — alſo daſs ein ſcharfes Eſſen und Trinken anhub, bei dem jeder und jede nahm, was beliebte.

Plötzlich, als wir mitten in fröhlicher Mahlzeit waren, that jemand einen hellen Schrei. Wind war gekommen, hatte im Nebel ein Loch geriſſen, durch das, von der Sonne beleuchtet, wilde Wände zu uns herblinkten. Wenige Minuten ſpäter ſchien die Sonne auch herab auf unſere heitere Tafelrunde, die Nebelfetzen waren in ordnungsloſer Flucht theils in die Tiefen nieder, theils an den Wänden hin, theils in den blauen Himmel emporgefahren, bis ſie ſich ganz verflüchtigt hatten und nur der zarte Dunſt da war, vom hellſten Sonnenlichte durchwoben. Das Jubelgeſchrei kann man ſich denken. Die Überraſchung war auch zu fein gelungen. Wir orientierten uns kaum, wie in eine ganz fremde Gebirgswelt verſetzt kamen wir uns vor, mitten in den heimiſchen Bergen. Der Hochthurm ſtand uns am nächſten, dann rechts hin die unabſehbaren Wuchten der Hochſchwabengruppe, vor welcher tief unten und enge ins Felsgebirge geklemmt das Alpenthal Tragöſs liegt. Gegen Weſten, gegen Süden, gegen Oſten fruchtbare Thäler mit bewaldeten Bergen und Almen. Alle Beſchreibung des Gebirgsbildes iſt überflüſſig; wer nicht auf Bergen war, dem kann man's unmöglich ſchildern, wie es iſt. Entweder er ſieht Worte, hört Begriffe und langweilt ſich dabei, oder er hat Phantaſie und baut ſich die Bergwelt ins Ungeheuerliche auf: die Wände „himmelhoch“, die Abgründe nächtig finſter und wo möglich bis zum Mittelpunkt der Erde tief. Iſt ja ſo einer immer enttäuſcht, wenn er nach vielem Hörenſagen und Leſen das erſtemal auf leichten Wegen ins Gebirge kommt und alles ſo hübſch regelmäßig, zahm und niedlich findet. Erſt wenn er die Gebirgswelt näher kennen lernt, ſteigert ſich ſeine freundliche Anerkennung zur Achtung, ſeine Achtung zur Ehrfurcht. Iſt die Alpennatur nur erſt entfeſſelt, dann übertrifft ſie an Effect alle Erwartungen. — An dieſem Tage war ſie von ausgeſuchteſter Freundlichkeit und bewirtete uns mit Sonnenſchein, Windſtille, Blumenduft und köſtlicher Fernſicht. Trofaiach hat an dem Thalerkogel einen Rigi, wie man ſich ihn kaum günſtiger denken kann.

Nun waren die Kehlen wach und Heimatslieder erklangen in einzelnen Stimmen und in Chören. Wie ein allgemeines Aufjauchzen war es bei den Worten:

Dieſes ſchöne Land iſt mein Steirerland,
Iſt mein liebes, theures Heimatsland!

Wogender Freude voll ſprang nun ein Mann auf den Stein, hob ſein volles Glas und rief mit heller Stimme den Sängern zu:

„Singet, jauchzet eure Lieder,
Hochgemuthe Steirerkehlen!
In der Steirer Herzen wieder
Hallt der Jubel eurer Seelen.
Teutſcher Heimat ſüße Sänge
Klingen in den blauen Lüften,
Schlagen an die Felſenhänge,
Wehen über Seen und Triften.
Auf der weiten Gotteserden
Wird kein ſchöneres Land gefunden,
Durch weiß-grüne Bande werden
Mit dem Himmel wir verbunden.
Auf die Scholle ſinkt der Sänger,
Daſs er fromm das Erdreich küſſet:
O geliebtes, heiliges Waldland
Steiermark, ſei uns gegrüßet! —
Heimatsfreude iſt getragen
Von des Liedes gold'nen Schwingen,
Unſere Luſt iſt nicht zu ſagen,
Darum müſſen wir ſie ſingen.“

Er trank das Glas aus und ſchleuderte es hinab in den Hang, daſs es zerſchellte.

Nach zweiſtündigem Aufenthalt auf der Bergeshöhe gieng es an den Abſtieg. Die Geſellſchaft war in eine faſt ausgelaſſene Bergfreudigkeit gerathen, die mir zwar gefiel, an der ich aber nicht theilzunehmen vermochte. Ich ſchlug einen ſtilleren Weg ein über blühende Matten und genoſs im Schauen und Sinnen die ſüßeſte Heimatsſeligkeit. Mit jedem Schritte, den ich thalwärts that, gab ich Theile des Bergrundes preis, welches immer mehr verſank hinter Vorbergen, oder hinter Bäumen des Waldes, in den ich gekommen war.

Zur Thalwieſe gelangt, ſah ich, wie unter dem Schatten eines Ahornbaumes ein reiſender Burſche ſaß und die wunden Füße im Tümpel wuſch. Er ſchien ein wenig abgehärmt und betrübt zu ſein und auf meine Fragen ſagte er, daſs er ein Kleidermachergehilfe wäre und aus dem ſchönen Lande Weſtfalen komme. — Als ob das rothe Weſtfalen ſchöner wäre, als die grüne Steiermark!

„Kleidermacher“, verſetzte ich dem Burſchen, „und Weſtfalen, das iſt ja jenes Land, wo man die Schneider in Eiſenkäfige ſperrt und auf Kirchthürme hängt!“

„Johannes von Leyden“, murmelte er, ohne weiter auf meinen Spaß einzugehen, „o, das ſchöne Münſter! Wie weit, wie weit!“

„Sie haben Heimweh?“ fragte ich ihn.

„Fällt mir nicht ein“, antwortete er wegwerfend, „nur die Berge hier, die hohen Berge, die drücken mich ganz abſcheulich. O, du ſchönes Weſtfälerland! Ich ſollte bis in die große Stadt Graz reiſen, will aber früher umkehren und ins Weſtfalen zurück . . .“

Armer Junge! Aber Heimweh hatte er nicht!

„Man hat ſo viel wunders von dieſen Gegenden geſagt“, fuhr er fort. „Alſo wollte ich den ſteiriſchen Erzberg ſehen, und Tragöſs und das Schwabengebirge. Mag ja recht ſchön ſein für einen, dem's gefällt, mir thut die Luft nicht gut. Im Weſtfälerland iſt's trockener, ſonniger. Und die ſchönen rothen Heiden mit dem Erikenkraut! Und der Sonnenuntergang dort, den ſieht man auf der ganzen Welt nicht wieder ſo. Ich kann auch in Münſter Arbeit nehmen, oder in Hamm, oder in Dortmund, muſs nicht gerade nach Graz an der Mur.“

Hierauf bat er mich, ihm die kürzeſten Wege zu weiſen nach ſeiner Heimat. Noch ertheilte ich ihm ſilbernen Troſt auf ein Glas Herzſtärkung und dann gieng er ſeines Weges.

Ich ſtieg vollends hinab zum Bergpaſs Hieſelegg, wo der Weg hinüberführt ins Thal der Laming. In dieſem Thale hatte ich eine andere Begegnung. Auf trockener Sandhalde der Laming lagerte ein Rudel Zigeuner. Die Kleider, welche ſie gewaſchen haben mochten, lagen ausgebreitet auf Steinblöcken, um zu trocknen. Sie ſelbſt, groß und klein durcheinander, lagen oder wälzten ſich faſt ganz nackt auf Sand und Schutt umher; kupferbraune, ſchwarzhaarige Geſtalten mit weißen Zähnen. Die Männer lagen träge da, die Weiber ſtrählten mit Fingern ihr Haar oder rauchten aus Pfeifen, die Kinder balgten ſich, zerrten einander an den Gliedern oder warfen ſich Sand ins Geſicht. Ein paar Jungen ſtiegen im Bache umher, um etwa nach Fiſchen oder Krebſen zu fahnden. Plötzlich ſchreckten ſie auf, huſchten wirr durcheinander, um die Gewänder zuſammenzuraffen und liefen zwiſchen Weiden und Erlen davon. Ein Jäger mit Gewehr und Hirſchfänger war des Weges gekommen, der hatte die Bande verſcheucht. — Gar ſeltſamlich hatte mich das geſtimmt. Ich, der Heimatgenießende, dort der Heimatſuchende, und hier die Heimatloſen. Wie ſelig bin ich mitten in dem geliebten Vaterlande, wo alles mir freundlich und traut iſt, deſſen Wälder und Berge daſtehen wie Denkmäler an die Jugend, an die Vorfahren; auf deſſen geheiligtem Boden wir die Spuren unſeres Seins und Wirkens den Nachkommen hinterlaſſen können. Wie glücklich biſt du, der in wenigen Wochen ſein geliebtes Weſtfalen wieder ſieht, der durch ſeine Reiſe zum Bewuſstſein gekommen iſt von dem unſchätzbaren Werte der Heimat. Und wie namenlos elend ſind dieſe, die Kinder des wandernden Stammes, die von der Geburt bis zum Grabe nirgends daheim, überall fremd ſind, vor deren Nahen ſich jede Thür verſchließt, die ihren Lebensunterhalt, den kümmerlichſten der kümmerlichen, ergaunern und erliſten müſſen, die vor jedem Landwächter fliehen wie ein gehetztes Wild, die nie und nirgends Fuß faſſen können zu einer gedeihlichen Arbeit, zu einem geſelligen Leben und frohen Genüſſen, daß des Daſeins ſich verlohnte.

Und ſie ſind an ihrem Elende eigentlich juſt ſo unſchuldig, als ich — an meinem Glücke.

Vor und hinter dem Erzberg.

Die ſchöne Bergſtadt Leoben iſt der Ausgangspunkt. Entlang dem Vordernbergerbach tragen wir unſer gehobenes Gemüth, denn es iſt thaukühler, ſonnenfunkelnder Morgen.

„Eine Wanderung in der Heimat!“ ſagte ich zu meinen beiden Knaben. Sie fanden aber in dem Worte das Entzücken nicht, mit dem ich es ausſprach. Sie kennen das Irren in der Fremde noch nicht, alſo wiſſen ſie auch nichts von dem Glücke, in der Heimat zu ſein. Sie waren munter wie zwei Gemslein, denn in ihnen lebt die göttliche Luſt der Jugend.

Die roſtbraunen Eiſenhütten zu Donawitz waren ſchon hinter uns; vor uns auf dem Felſenvorſprung ragt das Feſtungskirchlein St. Peter, an beiden Seiten grünende Berge, und im Hintergrunde ſteht ſonnenleuchtend wie eine Wolke der Reiting im Äther des Himmels. Am Fuße des Reiting weitet ſich eines der ſchönſten Thäler der Steiermark, in welchem Trofaiach liegt. Fünf Engthäler, jedes mit beſonderen Reizen ausgeſtattet, führen von Waldbergen und von Felswänden fünf friſche Bäche nieder in den weiten fruchtbaren Keſſel von Troſaiach. Der Lainbach rieſelt hervor aus den Wäldern des Gſchwandkogels, der Rötzbach rauſcht heraus aus der Gegend des Hochthurms, der Vordernbergerbach bringt ſeine kalkgraue Flut von der Umgebung des Prebühels hervor; der Krumpenbach ſpringt von den Hängen des Reichenſteins herab und der Gößbach braust vom Wildfeld und von den nördlichen Hängen des Reiting nieder durch lange Schluchten uns entgegen. Auf dem Almboden des Krumpenthals habe ich einmal einen köſtlichen Abend zugebracht. Im Bache Forellen, im Walde Hirſche, im Geſtein Gemſen, in den Hütten Schwaigerinnen, ſo war ich eingewoben in einen Kranz lebendiger Weſen Gottes. Ich habe keine Mordwaffe bei mir, ich laſſe alles leben, und je freudiger es lebt um mich herum, deſto wohler iſt mir ſelbſt. Ich kann jene Naturfreunde nicht begreifen, die bei jedem Anblick eines Rehes, einer Gemſe, ſogleich den Arm erheben und die Miene des Schießens machen. Seid verſichert, daſs die Gemſen und die Hirſche und die Senninnen im lebendigen Zuſtande am allerſchönſten ſind. — Einen weiteren genuſsreichen Abend habe ich tief drinnen im Göſsgraben gehabt, auf waldſchattiger Wieſe, hoch überragt von den dräuenden Wänden des Reiting. Dort ſteht ein Jagdhaus. Es ſteht mitten in heiliger Einſamkeit und zu ſeinem Fuße rauſcht das friſche Waſſer. Solche Häuſer ſtehen in unſeren Alpen zu hunderten, die längſte Zeit des Jahres ſtehen ſie faſt leer, nur vom Förſter bewohnt. Es müſste für einen Poeten eine unvergleichliche Erquickung ſein, ſo in einem Waldhauſe einmal eine Woche zu wohnen. Es mag ja ergötzlich ſein, wenn Hundegebell, Hörnerſchall und Büchſenknall die Wildnis beleben, aber weitaus ſchöner, dünkt mich, iſt das frohe Athmen der ſtillen Natur und das Empfinden und Schaffen eines geiſtigen Lebens, welches allein die wahre Herrlichkeit und Seligkeit der Gebirgswelt zu entdecken vermag. — Doch, wenn der Jäger Poet wird, dann trifft er nichts mehr, und wenn der Poet etwa Jäger würde, dann umringen ihn ſtatt der Genien lauter Haſen, Füchſe, Hirſche, Marder, Geier und anderes Gethier und ſein Gehirn verpuffte in Pulverdampf.

Wer die Lage von Trofaiach würdigen will, der mag ſüdlich des Ortes eine Anhöhe beſteigen und die Gegend überblicken. Er wird ſtaunen über das Bild, und wenn er fragt, warum dieſes Schöne und Gute bisher ſo unbekannt war? ſo antworte ich: Weil es zu nahe liegt. — In Trofaiach iſt einer der thätigſten Vereine für die Verſchönerung des Ortes, für den Fremdenverkehr, es entſtehen hübſche Landhäuschen und größere Villen, es entſtehen Spazierwege, Ruhebänke, Gartenanlagen und ſonſt mancherlei Annehmlichkeiten. Auf der ſchönſten Höhe ſteht ein Schlöſschen, das allein hat Thüren und Fenſter geſchloſſen und ſchaut hochmüthig und gelangweilt auf das frohe Leben des Thales herab, welches, ſich um Sonderlinge nicht kümmernd, ſich weiter entwickelt, bis Trofaiach ein berühmter Luftcurort ſein wird.

Einen Tag hatte ich mit meinen Knaben die Freude an dem aufſtrebenden Orte genoſſen, dann gieng es auf der Eiſenbahn durch das morgentlich ſchattige Vordernbergerthal in das Bereich des Eiſenbergs. Das uralte Vordernberg iſt mehr intereſſant als ſchön. Eingeklemmt zwiſchen hohen Bergen, zieht es ſich faſt eine Stunde lang ſanft aufſteigend die Schlucht hin. Hier erheben ſich unmittelbar hinter den Häuſern und Hochöfen die Felſen.

Am Vordernberger Bahnhofe erwartete uns Johann Krainz, der verdienſtliche Schriftſteller, damals Lehrer in Eiſenerz; er hatte für uns den Wagen des Bürgermeiſters von Eiſenerz bei ſich. Wir fuhren ſachte hinan zum Prebühel, dort übergab ich meine Knaben dem Studium des Erzberges unter guter Führung. Ich fuhr mit dem Wagen zum Erzberg hinaus und hatte auf dieſer Straße einen wahren Hochgenuſs. Es war ein reiner Julitag und ſo ſah ich die Felsrieſen, welche das Schatzkäſtlein*) der Steiermark, den Erzberg, wie dräuende Schutzwächter umſtehen, in ihrer vollſten Pracht. Auf dem Söller des Berghauſes am Erzberge muſs man ſtehen, um die Naturgröße dieſes Hochalpenthales ganz genießen zu können. Vor uns in der ſteilen Tiefe, hinter der vom Erzberge niederwallenden Waldböſchung, ruht niedlich und freundlich der Markt Eiſenerz, hinter demſelben langgezogen das grüne Thal. Zur rechten Hand ſtarrt die thurmartige Maſſe des Pfaffenſtein, geradeaus, von Sonnenäther umblaut, die ſenkrecht aufſteigende Seemauer mit dem Mauer- und dem Brennkogel. Zur linken Hand der Kaiſerſchild in ſeiner ganzen effectvollen Starrheit und Zerriſſenheit; wendet man ſich um, ſo ragen die Spitzen des Hochthörl und des Reichenſtein empor. Und mitten in dem Kranze dieſer gewaltigen Felſenwarten, deren Hochzinnen zur Morgen- und zur Abendſtunde wie Flammen leuchten, ſteht das Allerheiligſte — der Erzberg.

---

*) Die Bezeichnung „Schatzkäſtlein“ iſt wohl gerechtfertigt, wenn alle Welt, ſelbſt die Engländer, zugeſtehen müſſen, daſs unſer unerſchöpflicher Erzberg den beſten Stahl der Erde gibt.

Wir genoſſen vom Berghauſe aus einen weiteren Effect lebhafteſter Art. Bekanntlich wird auf dem Erzberge nur im Winter Grubenbau betrieben, im Sommer aber Tagbau mit Dynamitſprengungen. Nicht bald etwas iſt ſo wirkſam für den Fremden, als wenn er an einer geſicherten Stelle des Berges ſteht zur Stunde des Schießens. Einige Schläge auf eine Blechtafel mahnen die Arbeiter, die auf allen terraſſenförmigen Stellen emſig beſchäftigt waren, zum Rückzug. Zu Hunderten eilen die Leute ſofort ihren Verſtecken zu, der wie ein Ameiſenhaufen belebte Berg iſt faſt augenblicklich leer und verlaſſen, das Klopfen und Hämmern verſtummt, Todtenſtille um den Berg. — Da kracht irgendwo der erſte Schuſs. Er hallt majeſtätiſch hin von Hang zu Hang, von Fels zu Fels, bald darauf ſpringt an einer anderen Stelle Rauch aus dem Geſtein, begleitet von einem erſchütternden Knall, und nun kracht, knallt und ſchmettert es links und rechts, oben und unten, auf offenem Plan und hinter den Büſchen, an den Vorſprüngen und in den Schluchten, der Berg iſt lebendig, die Steinſchichten zerreißen und die Trümmer fliegen nach allen Richtungen auseinander. Der Beobachter iſt von Pulverdampf umweht und das Gekrache von Nah und Fern, vom dumpfen Schlag bis zum grellen Knall iſt ſo betäubend, daſs die Vorſtellung ſich aufdrängt, man wäre mitten in einer großen Schlacht oder bei Erſtürmung einer Stadt. Wenn in den Abendſtunden auch noch das Feuer überall grell aufblitzt, ſo iſt das von unheimlicher Schönheit. — Nach wenigen Minuten haben ſich die unzähligen Minen entladen, es iſt ſtill. Wieder ein Zeichen auf dem Blech, und die Arbeiter kommen hervor, um die neulosgeriſſenen Erztrümmer zu bearbeiten und neuerdings die Minen zu laden. Ich habe ſelten etwas beobachtet, das mich ſo ſehr ergötzt hätte, als dieſe Minenentladungen auf dem Erzberge. Daſs bei meinen Jungen die Wirkung keine geringere war, läſst ſich denken. Hans hielt ſich anfangs zwar die Ohren zu, als er aber doch merkte, was das für eine wundergewaltige Muſik gab, lauſchte er ihr mit leuchtenden Augen, und als ſie wie ein abgelaufenes Werkel verſtummt war, wollte er drei lange Stunden auf dem Berge warten bis zur nächſten Schuſszeit.

Die Bergmannsarbeit hat etwas Feierliches an ſich, beſonders beim Grubenbau, da der Menſch den Erwerb ſeiner kargen Exiſtenz in der Unterwelt ſuchen muſs. Täglich tauſendfach tönt in dieſen Bergen der heilige Ruf: „Glückauf!“ bis zu des Knappen letzter Grubenfahrt, von wannen keine Rückkehr iſt. Die Macht und Würde des Eiſens legt auch auf ſeine Zutageförderung den Schatten des Ernſtes; dazu ſenkt die großartige Alpennatur eine Stimmung in dieſe Gegend, die uns alle berückt.

Meine Knaben, noch dazu mit einer ſtattlichen Mineralienſammlung beſchenkt, wollten ſich von dem Erzberge und ſeinen Schätzen und Wundern nicht trennen. Beſonders die weiße Eiſenblüte war ihre Freude, und ſinnig meinte der eine: unter der Erde ſei ewiger Frühling, weil das Eiſen Winter und Sommer und zu aller Zeit blühe.

Endlich ſtiegen wir den Berg hinab in das alte Innerberg-Eiſenerz, wo wir in dem Gaſthofe „zum Könige von Sachſen“ eine trautſame Raſtſtätte fanden.

Eiſenerz hat außer den längſt bekannten Vorzügen eine neue Anziehungskraft in ſeinem Ortsmuſeum; dasſelbe iſt vom Lehrer Krainz gegründet, geſammelt, eingetheilt worden und in ſeiner Art muſtergiltig. Wie reich muſs ein Land an Alterthümern und ſonſt wie intereſſanten und ſeltſamen Gegenſtänden ſein, wenn in einem einzigen Thale ſchon die große Menge geſammelt werden konnte! Freilich kommen in der Gegend des Erzberges, der uralten Anſiedlung, ganz beſondere Sachen vor, allein andere Orte haben wieder eine andere Geſchichte, andere Gewerbe, Sitten und Eigenthümlichkeiten; wie ſehr wünſchenswert wäre es, wenn man von nah und fern nach Eiſenerz gienge, um das Muſeum zu ſehen, an demſelben den Entſchluſs zu faſſen und den Muth zu entzünden, auch anderswo ähnliches zu gründen. Es gehört Liebe zur Sache und Ausdauer dazu, das andere gibt ſich.

Solch planmäßig angelegte Muſeen ſind für unſere Nachkommen gleichſam lebendige und plaſtiſche Geſchichtswerke, ja im höheren Sinne Familien-Kleinode, die uns wie Glieder einer goldenen Kette treu mit den Vorfahren verbinden.

Wenn man in Eiſenerz ein paar ſportluſtige Knaben bei ſich hat, ſo iſt eine Kahnfahrt auf dem Leopoldſteiner See ja unerläſslich. Es iſt eine Seefahrt mit ſtets gutem Anblick. An der Seemauer klettern die Gemſen. Dort zwiſchen den Felſen an grünem Plan treibt ſich ein ganzes Rudel um. Auf den ſcharfen Kanten ſpringen auch noch etliche herbei, ſie kämpfen gegeneinander, eine der Gemſen ſucht die andere mit den Hörnern herunterzuſtoßen, aber es ſcheint nicht ernſt zu ſein, ſie belecken ſich ſchon wieder. Plötzlich hören ſie unſere Stimme und nun fährt's anwärts die ſteile Rinſe bis hoch in die Wände; auf den unzugänglichſten Kanten ſtehen ſie ſtill, heben ihre Köpfe in die Luft und lauern. Der kleinere Knabe wollte hinaufklettern und die Gemſen lebendig fangen, ein Unternehmen, das vor ihm wohl noch kein muthiges Jägerherz geplant hat.

Während die Jungen beim Seewirt der Jagdluſt fröhnten, wobei freilich das Fernrohr die Flinte erſetzen muſste, wandelte ich in Geſellſchaft des Componiſten J. Roſcher und ſeiner ſtets fröhlichen Gattin den See entlang. Die anmuthige Frauenſtimme ſang ein Marienlied. Dieſe Huldigung, die hier in den finſteren Wildniſſen frommen Sinnes der göttlichen Jungfrau dargebracht wurde, bewegte wunderſam.

Die Natur ſchaut und hört allem zu und denkt ſich nichts dabei. Wie das nett wäre, wenn der Berg ſich freuen könnte über den Menſchen, wie dieſer ſich über den Berg freut! In den Vorzeiten ſind die Steinrieſen nicht ſo gefeiert worden als heute; es ſcheint ihnen aber einerlei zu ſein. Der Pfaffenſtein, der ſtolz und ſtarr ſich erhebt über grünem Gelände, thut ſehr gleichgiltig gegen alles Leben, das ſeinen Fuß umgaukelt. So müſſen wohl auch die Menſchen mehr auf einander, als auf die Steine Rückſicht nehmen. Das thaten wir und giengen ſelbander ins Wirtshaus.

Nach einer köſtlichen Stunde an dem ſtillen See kehrten wir in die alte Eiſenſtadt zurück.

An demſelben Tage haben wir in Eiſenerz ein Volksfeſt mitgemacht, wie man ſich's munterer kaum denken kann. Die Gemeinde Eiſenerz hatte in dem Hochthale, das zwiſchen dem Reichenſteinſtock und dem Kaiſerſchild liegt und die Ramſau heißt, zum vierzigjährigen Regierungsjubiläum unſeres Kaiſers aus Lärchen eine Franz Joſefs-Allee gepflanzt und die Eröffnungsfeierlichkeit derſelben auf den Tag meiner Anweſenheit in Eiſenerz verlegt. An zweihundert Perſonen kamen zu Fuß und zu Wagen auf die ſchöne Alm. Es war ein patriotiſches Feſt im Gedenken an den geliebten Kaiſer, und es war ein Feſt der Heimatsſitte und Heimatsliebe. — Von den Waldblößen ſchauten Hirſche, von den Felswänden Gemſen nieder auf die Frauen und Herren, Studenten und Amtsleute, Knappen und Hirten, Bauern und Holzknechte, die ſich am Almhauſe bei Muſik und Geſang froh durcheinandertummelten. Zur Stunde ſanken am Kaiſerſchild Nebel nieder und bald rieſelte ein dichter und anhaltender Regen auf die Verſammlung, die Feſtfreude nach außen neu auffriſchend, ſo wie der Fäſſer unverſiegbares Naſs ſie nach innen friſch erhielt. Haus, Ställe und Heuſcheunen waren überfüllt, überall hin drangen die üppigen Vorräthe der Feſtgeber, und je dämmeriger der Raum, deſto heller die Luſt.

Das waren Stunden, in welchen jedes Gefühl zum Liede wird.

„Jo, immeramol gfreuts mih, do drah ih recht auf,
Und loß meina bluathoaſſn Luſt an frei'n Lauf.
Do ſpring ih und hupf ih wir s Stirl afn Feld,
Und holſn möcht ih die gonz Welt!“

So lautet des jungen Älplers Lied an die Freude; ein flinker Burſche, der es ſang, hat damit gleichſam die Parole des Tages ausgegeben. Weitere Liedchen, die mir in Erinnerung blieben, lauten:

„Hobn grafft und hobn gſunga,
Daſs d Hoſn is gſprunga;
Und gjuchazt dazua
Hot da luſtigi Bua.“

„Sein uns drei Bauernſühn,
Oana mocht Hobelſpühn,
Oana mocht Stiefelwix,
Und ih kon nix.“

„Nix is olls zwenk, hots gſogt,
’s Dirndl, weils d Liab hot plogt.
d Kunſt, wia ma s Dirndl liabt
Hon ih jo giabt.“

„Wan ih Geld hät, wia Schneid,
That ih’n Boarnkini Poſt,
Und liaßn gleih frogn,
Wos ſei Saulandl koſt’t.“

„Da Kaiſa hot gſogt,
War a luſtiga Bua,
Er gab ma ſei Töchterl,
Und a Gſchlöſſerl dazua.“

„Bin a luſtiga Bua,
Loſs in Teufel ka Rua,
Und d Engel in Himmel,
De lochn dazua!“

Etwelche waren dabei, die wollten ſich bei Sang und Sinnbild auch was Rechtes denken. Hatte da ein hübſcher Student unterwegs einen Blumenſtrauß gepflückt und denſelben, weil er ihm in der Hand unbequem geworden ſein mochte, dem erſtbeſten Dirnlein verehrt, wie ſie flink umherhüpften. Und war es hierauf, daſs das Dirnlein den Strauß unterſuchte und Gelegenheit fand, im Heuſtadl den Spender zur Rede zu ſtellen, was das ſolle? Sie ſei zu gut, um ſich ſpotten zu laſſen. Da ſei im Strauß ein Alpenröschen, das bedeute: Darf ich dir nahen? Hernach ſei Brandgras drin, das ſage: Laſs dich küſſen! Dann ſei Ehrenpreis, der heiße:

Unſer Ziel iſt nahe! endlich ſei Bocksdorn mit der Bedeutung: Du biſt langweilig! und Goldhaar mit dem Sinne: läppiſche Trine! — Wie ſie das zu verſtehen habe? — „Aber gar nicht!“ lachte der Knab', denn er wollte nichts, als Bier trinken. — Später hat er es mir erzählt und ich zog daraus die Lehre, daſs man Dirndeln, mit denen man nichts meint, keine Blumen ſchenken ſolle. Es gibt eine Blumenſprache und manches Dirnlein buchſtabiert aus den Blumen ſeine Wünſche und ſeine Liebe. So weit ſoll die Gewiſſe den durſtigen Knaben aber doch gebracht haben, daſs er mit ihr bei Schwegelpfeifenklang eins tanzte.

So gab es denn bei dieſem Almfeſte allerlei Ergötzliches und der ſtrömende Regen war erſt recht geeignet, die Leute einander nahe zu bringen. Faſt jeder hatte, als wir ſpät abends nach Eiſenerz zurückkehrten, im Haupte ein hellbrennendes Lichtlein, aber es ward wohl gehütet, daſs es nicht zum Dach herausſchlage.

Am nächſten Morgen, als am vierten Tage unſerer Wanderung, muſsten wir den Ort, an welchem wir ſo viel Schönes und Liebes genoſſen hatten, verlaſſen. Glückauf! der ehrwürdigen Arbeiterſtätte am Erzberg! Glückauf! den lieben Bewohnern dieſer gaſtlichen Stadt! In klarem Sonnenſchein gieng es zwiſchen den Bergen hinaus ſtets an den Ufern des Erzbaches. Da war das idylliſche Schlöſschen Leopoldſtein, da war die Engſchlucht zwiſchen dem Ochſenbrand und dem als Ausläufer des Kaiſerſchilds vorſpringenden Zaunerkogel, da war der kleine Wieſenwinkel Krautgarten, wo hinter Waldrücken das weiße Haupt des Lugauer aufragt, und endlich war Hieflau an der Enns mit ſeinem berühmten Waſſerrechen. Von hier gieng es auf einem Steirerwäglein in kühler

Morgenfriſche die Engſchluchten des Geſäuſes hinan. Die Buchenbeſtände waren feucht von dem Thaue der wildgiſchtenden Enns. Die Zinnen des Damiſchbachthurms, des Hochthors, des großen Buchkogels und des Admonter Reichenſteins leuchteten roth wie Gold herab in unſere blauen Schatten. Ich war ſehr glücklich, meinen Knaben dieſe Herrlichkeiten unſeres Heimatlandes zeigen zu können, allein die Jungen kümmerten ſich weniger um die toſende Enns, um die lodernden Felszinnen, als um einen bunten Falter, der immer vor uns herflatterte, bis er unter dem weißen Strohhut des Hans kläglich gefangen war.

Mich überkam bei dem Anblicke der Berge eine heiße Sehnſucht nach deren Höhen. Dieſe Hochrieſen bergen zwar in ihres Mantels Falten für manchen das Verderben, und wenige Tage früher war es, als im Geſäuſe, im Bruckgraben, ein junger Mann ſeine Bergesluſt mit dem Leben büßen muſste. Ich war einige Zeit vorher auf derſelben Stelle des an der Wand mit Eiſenſtäben befeſtigten Steges geſtanden, der nachher mit den beiden Touriſten niedergebrochen iſt. Der eine hielt ſich noch in höchſter Gefahr am ſteilen Felshange, bis ihm von Genoſſen Hilfe gebracht werden konnte; der andere ſtürzte in den grauſen Abgrund. Erſt nach langen Mühen konnte der zerriſſene Leichnam aus der Untiefe des Wildwaſſers emporgeholt werden.

Und zu jener Stunde, als es mich ſoſehr nach den ſchwindelnden Hochzinnen zog, um von ſolchen aus das weite Bergrund zu betrachten, die leuchtenden Gletſcher zu ſehen, genau zu jener Stunde ſind wenige Meilen weiter oben auf dem Dachſtein zwei Touriſten abgeſtürzt. Die Hochwarte der Steiermark war ihr Ziel, dem ſie in der Jugend Freude und Übermuth zugeſtrebt hatten. Die erhebenſte Stunde ihres Lebens war auch ihre letzte geweſen. Heute ruhen ſie auf dem Kirchhofe zu Schladming an der Seite von ſieben anderen Touriſten, die im Laufe der Jahre auf dem Dachſtein verunglückt ſind.

Ich verdamme den Vorwitz, mit dem ſo mancher ungeübte und unerfahrene Bergwanderer tollkühn oder in kindiſcher Bravour in den Tod ſtürzt, aber ich begreife den Muth, ſein Leben einzuſetzen für den erhabenen Genuſs, den die Alpenwelt beut und der mit nichts auf der Welt zu vergleichen iſt. Wie hoch ſteht dieſer Muth gegen jenen, der auszieht, ſeine Mitmenſchen zu bekämpfen! Wie hoch ſteht ein Sterben auf dem Firm gegen einen Tod, der durch Verweichlichung und Lüderlichkeit herbeigeführt wird!

Wir ſtiegen an dieſem Tage nicht zur Höhe, ſondern fuhren über Admont, Selzthal und Leoben zurück in unſer ſanfteres und zahmeres Thal an der Mürz, und wieder entgegen den geruhſamen Tagen der Arbeit und des Lernens.

⁂

Auf der Erzbergbahn.

„Willſt du auf die Alm?“ – „Ich wollte ſchon, aber meine Füße ſind zu ſchlecht.“ – „Sind die Füße zu ſchlecht, ſo nimm einen Wagen.“ – „Die Wege ſind zu ſchlecht.“ – „Sind die Wege zu ſchlecht, ſo ſetze dich auf die Eiſenbahn und fahre hinauf.“

Wer hätte vor fünfzig Jahren denken können, daſs in ernſthafter Weiſe einmal ein ſolches Geſpräch geführt werden würde? Heute hört man es allenthalben, ſo in der Schweiz, in Tirol, in Salzburg und nun auch in Steiermark. Der Erzberg hat ſeit fünfzig Jahren Eiſenbahnen gebaut in aller Welt, ſich ſelber aber mühſam fortgefrettet mit Pferden und mit — Hunden. Die Eiſenbahn, hatte der Erzberg immer geſagt, ſei zwar ein ſchönes Ding, aber viel zu koſtſpielig für einen bürgerlichen Haushalt, und er wolle es halten, wie es ſeine Vorfahren gehalten, ſicherer kleiner Gewinn ſei ihm lieber, wie möglicher großer Verluſt.

Aber die Eiſenbahn iſt immer zudringlicher geworden, von der Grazer Seite iſt ſie bis Vordernberg an ihn herangekrochen, von der Wiener Seite bis Eiſenerz, und mitten ſtand der Erzberg ſtarr und ſteil, ließ jahraus, jahrein die Tauſende von Inſecten mit Hauen und Krampen und Pulver nagen an ſeinem Körper und machte ſich nichts daraus.

Nun hatte er aber gute Freunde, die redeten ihm immer zu, er ſolle ſich doch auch ſelbſt eine Eiſenbahn gönnen für den Hausgebrauch, er würde ſehen, wie das bequem ſei und nützlich, immens nützlich. Der Erzberg wuſste aber recht wohl, daſs dieſe guten Freunde ihn nur noch mehr ausbeuten wollten, wozu ihnen gerade die Eiſenbahn recht war, er ſagte daher nicht zu. Nun kam aber auch das Land Steiermark und verſprach ihm auf viele Jahre jährlich eine Zubuße von zwanzigtauſend Gulden, wenn er — der Erzberg — ſich eine Eiſenbahn baue. Wenn das Vaterland ruft, natürlich! Andere müſſen folgen, wenn das Vaterland ruft: Gib her! Umſo leichter kann man ihm folgen, wenn es ruft: Nimm hin! — Ja, da ſagte der Erzberg: In Gottesnamen! und baute ſich eine Eiſenbahn. In Vordernberg knüpfte ſie an die ſchon beſtehende, und dann hinauf zum Paſſe Prebühel, hinüber zu den Erzlagern und hinab nach Eiſenerz. Aber dieſes „hinab nach Eiſenerz“ ging nicht ſo einfach. Bei den Älplern iſt es ſchon ſo: Bergan geht's ruhig, aber thalab, da kriegen ſie die „Knieſchnappen“. Einen meilenweiten Umweg machen, durch Höhlen kriechen, an ſteilen, lahnenträchtigen Hängen hinklettern, über thurmhohe Schluchten und wilde Wäſſer ſetzen, bis wir endlich unten ſind am Eiſenerzer Bahnhof.

Aber als die Bahn ſchon gebaut war, wollte der Erzberg, durch den ſie gieng, ſich noch eines anderen beſinnen, begann ſich zu bewegen, begann zu rücken, zu rutſchen, begann Lawinen herabzuwerfen auf das neumodiſche Spielzeug und wurde überhaupt ſehr unhöflich. Mit Geld und guten

Worten, beſonders mit neuen Tunnelmauerungen, Dämmen und Schutzwällen ließ er ſich endlich beſtimmen, vorläufig wenigſtens nicht zu revoltieren. Und alſo iſt das Ding fertig geworden.

Die Eiſenbahnbauer und anderen Techniker und Mechaniker haben geſagt: Es thut's! Die „Alpine“ (das iſt die Buſenfreundin des Erzberges) hat geſagt: Es thut's! Die hohen Herren, welche die neue Bahn verſuchten, waren auch der Meinung: Es thut's! Nur der Miniſter ſchüttelte ſehr lange, faſt ein Jahr lang, fortwährend den Kopf. Endlich hat auch er geſagt: Es thut's. Nur müſſen ſehr hohe Fahrpreiſe ſein auf der neuen Bahn, damit, wenn ein Unglück paſſiert, wenigſtens den armen Leuten nichts geſchieht. — Alſo konnte die Erzbergbahn für den Perſonenverkehr eröffnet werden.

Das geſchah am 9. Juni 1892. Wenige Tage ſpäter fuhr ich ſchon mit. Die Bahn, die ſofort hinter dem Vordernberger Bahnhofe merklich zu ſteigen beginnt, hat ein ganz ſolides Ausſehen. Nur daſs zwiſchen den zwei Schienen die Zahnſtange läuft, unterſcheidet ſie von anderen Bahnen. Dieſe Zahnſtange iſt faſt durchgehends, nur mit Ausnahme der ebenen Strecken auf der Höhe des Berges, angebracht, und es ginge arg ſchief, wenn ſie nicht wäre. Es gibt Touriſten, die an den ſchwierigſten Stellen ſich auch mit den Zähnen anklammern müſſen, um hinauf zu kommen und nicht in die Tiefe zu fahren; gerade ſo macht's der Eiſenbahnzug auf der Erzbergbahn.

Unzähligemal hatte ich, in heißer Sonnenglut, in Regen, Sturm und Schnee, zu Fuß den Prebühelpaſs überſetzt, daher ſtieg ich jetzt mit Vergnügen in den wohlausgeſtatteten Waggon, um zu den hellen Fenſtern hinauszublicken, wie mir die hohen Berge nun ſelbſt entgegenkommen würden. Die wüſte Vordernberger Mauer ſtand ſchon da, gerade gegenüber. Der reiche Ort ſelbſt lag bald ſo tief und demüthig zu meinen Füßen, daſs ich ihn kaum wieder erkannte. Wenn ſogar ein deutſcher Poet einmal von oben herabſchauen kann auf die Millionäre des alten Eiſenadels, die hier anſäßig ſind, dann wird's ſchier bedenklich. Aber der Ort bleibt feſtſtändig und der Poet rutſcht weiter. Bald bleibt auch die alte Lorenzikirche zurück, die dort auf grünem Bühel beim Waldſchachen ſteht. Knappenhäuſer, Erzhütten noch und anderes zum Bergbaue gehörige; — wir ſteigen raſch, überſetzen eine Unzahl von Gräben, Wäſſerlein und Bergwegen, und hinter der Halteſtelle Schönauhalde ſind wir ganz im hohen Almengebiete. Ein gegen Norden ſanft anſteigendes matten- und blumenreiches Thal; dort und da noch ein Bauernhaus, eine Hütte, ein Waldſchachen; an beiden Seiten ſteile Berge, die hie und da einen Hochgraben offen laſſen hinein in ihre Steinwildniſſe, wie z. B. das Hochthal rechts, aus deſſen Hintergrunde die zerklüfteten Wände der Griesmauer herabſtarren. Anfangs hielt die Bahn ſich an die rechtsſeitige Berglehne, hinter den letzten Almhäuſern ſchwingt ſie ſich auf hohem Damme zur anderen Seite hinüber und geht durch Jungwald hinauf. Links der Bergſtock des Reichenſtein und rechts der Bergſtock des Trenchtling rücken ihre Vorberge gegen uns heran, und dort, wo ſie an der Sohle ſich treffen, iſt der Übergang, genannt der Prebühelpaſs.

Die Station Prebühel ſteht 1204 Meter über dem Meere. Wenige Meter höher, in der nächſten Nähe, überſteigt die Prebühelſtraße den Paſs, dort ſteht auch ein neues Touriſtenwirtshaus, denn von dieſem Punkte aus kann man eine Menge ſchöner Hochpartien machen, zumeiſt über Matten hinauf, für ſtrengere Anforderungen der Touriſten auch mit Felswänden zum Abſtürzen verſehen.

Sogleich hinter der Station Prebühel fahren wir in den erſten Tunnel (519 Meter lang), und während der paar Minuten, als wir unter der Erde waren, hat ſich die Welt wunderſam verändert. Eben auf der Sohle des grünen Almthales geweſen, ſind wir jetzt hoch auf einem Berghange, in eine waldfinſtere ſchwindelnde Tiefe blickend. Es iſt ähnlich, wie am Semmering, wo man vor dem großen Tunnel im Thale und hinter demſelben auf hohem Berghange iſt. Die Semmeringlandſchaft kann mit dieſem wilden Hochgebirgsbilde übrigens nicht verglichen werden. Die Semmeringbahn iſt weitaus mannigfaltiger an freundlichen Landſchaftsbildern und intereſſanten Bauten, die Erzbergbahn iſt vor allem merkwürdig durch die Großartigkeit ihrer nächſten Umgebung und durch ihren weltberühmten Erzberg. Uns gegenüber die leuchtenden Felsrieſen, in der Tiefe der düſtere Hochgerichtsgraben, in welchem vor Zeiten die verbrecheriſchen Knappen des Erzberges hingerichtet worden ſein ſollen.

Von dieſem berückenden Landſchaftsbilde iſt kein Augenblick zu verlieren, denn es dauert nicht lange. Mehrere Hochbrücken überſetzend fahren wir bald in den Plattentunnel (1098 Meter lang), in welchem die Bahn einen Bogen nach links macht und den Erzberg durchbohrt. Es iſt aber der rückwärtige, mit dem Reichenſtein zuſammengewachſene Theil des Erzberges. Die Eiſenbahnbauer fanden bei Durchſtechung des Tunnels zu ihrer Überraſchung hier kein Erz. Doch ſoll einem Arbeiter in der Erde Schoß das Bergmännlein begegnet ſein. Der Arbeiter fragte es dreiſt, auf wie viele Jahre der Erzberg noch Erz geben würde. „Tauſend nimmer!“ antwortete das Männlein und verſchwand. Seither rechnen die Eiſenerzer ihren Vorrath noch für neunhundert Jahre. Und das wäre ſehr traurig bei dem Umſtande, als die Bedürfniſſe unſerer Nachkommen noch immer eiſerner werden dürften.

Aus dem Plattentunnel ins Freie gefahren, ſind wir an der Station Erzberg. Die Gegend iſt wieder plötzlich eine ganz andere. In der Nähe am Hang die rothen Terraſſen des Bergbaues. Über das Thal der Ramſau herniederdämmernd die Hochſchroffen des Fölzergebirges mit dem Kaiſerſchild, dem wildeſten Berg in der Runde. Zu unſeren Füßen der Erzgraben, links in unmittelbarer Nähe aufragend die kahlen, aber grünen Hänge des Reichenſteins mit ſeinen Schneereſten, von welchen ſich die ſilberweiß ſchäumenden Wäſſer herabſchlängeln und Waſſerfälle bilden.

Der Erzberg mit der Erzgewinnung und Bringung des Minerals wäre ein eigenes Capitel, groß und intereſſant; das muſs ein Fachmann ſchreiben. Ich bin auf dieſer Fahrt Touriſt und kann deshalb auch das Auge von dem Gebirgsausblicke nicht wenden, der hier entzückend iſt. Es kann aber noch ſchöner ſein!

Von der Station Erzberg oder vielleicht ſchon von Prebühel aus kann die Spitze des Erzberges beſtiegen werden. Das ſoll niemand verſäumen. Für die geringe Mühe iſt der Lohn ein großer. Obzwar nur 1534 Meter hoch, bietet der Erzberg eine herrliche Rundſicht. Herrlich iſt hier genau das richtige Wort. Nicht eine große Fernſicht bietet der Punkt. Denn die Bergrieſen ringsum ſind alle viel höher, aber wie dieſe Bergrieſen ſich darſtellen, die ſtarrenden Gipfel, Thürme und Hörner, die grauſigen Wände, Schründe, Runſen und

Schuttfelder, und tiefer in ſanften Formen die ſonnigen Almen, die dunkelgrünen Wälder, die braunen Holzſchläge, und noch tiefer die thaufriſchen Wieſen des Thales mit den winzigen Bauten, weißen Sträßlein und ſchimmernden Flüſſen. Den Hochſchwab und die Ennsthaler Gebirge und den Spiegel des Leopoldſteiner Sees ſieht man von einem Punkte aus. Auf der Höhe des Erzberges ſteht ein coloſſales Kreuzbild, aufgeſtellt von unſerem unvergeſslichen Erzherzog Johann. Dasſelbe iſt ſieben einhalb Meter hoch und trägt das eherne Bildnis des Heilands. Dieſes Bild auf dieſer Höhe, wo ringsum alles Macht und alles Wunder iſt, erhöht die Stimmung des Beſchauers noch um ein Bedeutendes.

Fertig! Wir fahren von der Station Erzberg ab. Die Bahn ſetzt nun wieder über eine Hochbrücke, unter welcher, von den finſteren Runſen des Reichenſteins herabkommend, ein Wildbach gräbt. Dann macht die Bahn, den hier endenden Erzberg bekreiſend, eine große Curve hart am Fuße des Reichenſteins hin. Dieſer hochmüthige Geſelle nimmt einſtweilen eine zuwartende Stellung ein, läſst die unbefangene und vertrauensſelige Bahn an ſeinem Fuße hinkriechen, aber kommt nur erſt das Frühjahr wieder, dann wollen wir einmal ſehen! Größere und ſchönere Schneelahnen hat keiner auf Lager, als der Herr Reichenſtein & Comp. Ihn von außen zu zähmen, dürfte ſchwer fallen, man wird ihm wohl von innen müſſen beikommen, d. h. die Bahn anſtatt an der Lehne hin, unterirdiſch anlegen.

Endlich rollt's an dem anderen Berghange des Erzgrabens hinaus, und nun haben wir gerade gegenüber den Erzberg. Da wimmelt's von Knappen, kletternden, kriechenden, hackenden, ſchlagenden und hundebefördernden. Das geht ruhelos die Stollen und Schachte aus und ein, an Schienenſträngen entlang, ebenhin, thalab, bergauf. Aufzüge, Auffahrten, Einfahrten überall.

Nach ein paar Durchfahrten überſetzen wir die mächtige Hochbrücke des Ramſaubaches. Ein Blick in die Wildſchlucht, wie das zwiſchen den Felstrümmern braust und giſchtet! Nun kommt der Kreſſenbergtunnel (150 Meter) und der Klammwaldtunnel (245 Meter). Wir ſind im Thale von Eiſenerz, ſchon heben die Gebäude an, ſchon ſtehen roſtbraune Hochöfen da, ſchon ſehen wir dort auf dem Hügel die dunklen Mauern der Oswaldkirche. Hinter derſelben ragt der Pfaffenſtein. Von hier aus bietet er ſich ſchon in ſeiner berühmten Geſtalt, als ungeheurer Katafalk, auf deſſen Höhe ein Leichnam ruht. Der Leichnam iſt ſo lang, wie die ganze Hochzinne des Berges, man ſieht gleichſam unter einem ſich anſchmiegenden Bahrtuche die Erhöhungen des Hauptes mit der Geſichtsbildung, den gekreuzten Armen über der Bruſt und den Fuſsſpitzen. Das iſt ja die Leiche jenes Einſiedlers, der ſich einſt in die Wildniſſe der Griesmauer zurückgezogen hatte, um in den Höhlen der Frauenmauer angeblich ein heiliges Leben zu führen. Nun gab's aber in den Höhlungen der Frauenmauer mancherlei ſchöne Frauen, ob es nun boshafte Nixen waren oder luſtige Almerinnen — der Einſiedler hielt ſie für Geſchöpfe Gottes, die man verehren und lieben müſſe. Er ſtieg auf die Eiskanzel des Eisdomes und predigte ihnen von der Liebe mit ſolcher Glut, daſs das Eis zu ſchmelzen begann. Die Eiskanzel ſtürzte und mit ihr der Prediger und blieb todt in der Höhle liegen. Da kamen drei Teufel, trugen die Leiche auf den Pfaffenſtein und bahrten ſie dort ſo auf, wie ſie heute noch zu ſehen iſt. — Hiſtoriſch weſentlich beglaubigter klingt eine andere Sage. Zur Türkenzeit hatten ſich aus Eiſenerz, Tragöß und ſelbſt aus dem Mürzthale her hilfloſe Frauen in die Höhle der wilden Griesmauer hinaufgeflüchtet. Auch ein Prieſter war mit ihnen, der auf einem Steinaltar der Höhle Meſſe las und auf einer Steinkanzel predigte. Als derſelbe Prieſter ſtarb, trugen ihn die Engel auf den Polſter, einen Berg öſtlich vom Prebühel, legten ihn dort auf die grüne Matte und ſchmückten die Ruheſtätte mit Kohlröschen.

Der Pfaffenſtein hat eine ſo auffallende Geſtalt, daſs wohl jeder Fremde fragen wird, wie der Berg heiße; aber nicht jeder wird die Antwort erhalten wie jener Geiſtliche, dem auf die Frage ſein höflicher Führer antwortete: „Das iſt Euer Hochwürden-Stein!“ Pfaffe war vor Zeiten zwar durchaus kein Schimpfname, aber heutigentags kann man damit confiſciert werden. Es ſteht zu erwarten, daſs das Wiener „Vaterland“ demnächſt vorſchlagen wird, den Namen „Pfaffenſtein“ in „Geiſtlicherherr-Stein“ umzuwandeln.

Das Volk, welchem das Naturrecht zuſteht, ſeine Berge zu nennen, wie es will, kümmert ſich leider nicht um derlei, und auf willkürliche Namensänderung der Berge, wie ſie Touriſten manchmal belieben, geht es auch nicht ein.

Wir fahren durch den Schichtthurmtunnel (143 Meter) und ſind auf dem Bahnhofe Eiſenerz.

Von Vordernberg bis Eiſenerz ſind wir ſchier in allen Himmelsrichtungen hin- und hergefahren. Zuerſt gegen Norden, dann gegen Süden, dann gegen Weſten und endlich gen Oſten. So wünſcht es der Berg. Und nun wollen wir noch mit etlichen Zahlen Pflanz machen.

Von Vordernberg bis zum Prebühelpaſs iſt die Eiſenbahn 484 Meter geſtiegen, vom Paſs bis Eiſenerz iſt ſie 510 Meter gefallen. Drei Bahnſtationen, ſechs Tunnels und ſechs Hochbrücken haben wir zurückgelegt. Die Erzbergbahn hat eine Länge von kaum zwanzig Kilometer. Die Fahrzeit iſt zwei Stunden weniger fünf Minuten.

„Das Erz herab, die Touriſten hinauf, das ſei dieſer Bergbahn Lebenslauf!“ ſchrieb jemand ins Fremdenbuch des Berghauſes. Der Touriſt wird vielleicht die Conducteurlöhne beſtreiten, weiteres muſs das Erz thun. Das kann man aber getroſt ſagen: In unſerer ſchönen Steiermark gibt es vorläufig nichts Intereſſanteres, als die Erzbergbahn, nur darf man ſich nicht damit begnügen, dieſe flüchtige Skizze zu leſen, man muſs die Bahn auch ſelber befahren.

* * *

Über den Hohentauern.

Im Murboden, dort, wo er am breiteſten iſt und die Gewerkſchaft Zeltweg ſteht, kommt vom Norden her ein ſtattlicher raſcher Fluſs, ſich hier in die Mur ergießend. Es iſt die Pöls. Seine Quelle entſpringt in den hohen Tauern.

Das Tauerngebirge, wie es in großer Ausdehnung zwiſchen der Mur und der Enns liegt, wird nicht oft genannt; es war bis zur Eiſenbahnzeit ſehr entlegen dem großen Verkehr, es war nur dünn mit Ortſchaften beſetzt und ſeine Berge leuchteten nicht weithin mit weißen Felswänden. Dieſe Berge ſind zwar hoch, doch finden Bergfexen daran, mit geringen Ausnahmen, wenig zu klettern. Wer aber ein Freund von Wald, Wieſen und Almen iſt, der weiß nicht leicht eine Gegend, die ihm lieber ſein wird als das Waſſergebiet der Pöls.

Ich habe die Reiſetaſche an der Seite, den Bergſtock zur Hand und Wanderluſt im Herzen — wer will mit mir?

Meine zwei, über die Ferien den Schulbänken entkommenen Knaben wollen mit mir. Recht ſo! Alljährlich ein neues Stück der Heimat will ich euch zeigen; wie ihr ſie in eurer Jugendzeit ſehet, ſo wird ſie in euren Seelen bleiben. Heute iſt euch die Heimat nur zur Luſt und Freude, es können Tage kommen, wo ſie euch mit Sorge erfüllt, wo ſie euren Opfermuth heiſcht! O lernet ſie jetzt ſchon lieben, wie man die Mutter liebt.

Auf der Eiſenbahn fahren wir an der Ausmündung des Pölsbaches vorüber bis Thalheim. Von dort an gehen wir zu Fuß die anſteigende Straße bis zum Pölſerhals, über den wir ins Thal der Pöls gelangen. Dieſes hat hier ſchon die gleiche Höhe mit dem Paſs, über den wir gekommen und unſer Weg, eine alte Römerſtraße, zieht ſich durch das mit Ortſchaften und Bauernhöfen beſäete Thal. Das induſtriereiche Fohnsdorf mit ſeiner alten Burg, das liebliche Allerheiligen mit der Ruine Reifenſtein, das uralte Pöls, die Dörfer Enzersdorf, Thaling, Mauterndorf, Hötzendorf, Katzing, Weiden, Zeiring, St. Oswald beleben den Plan, der hier von weiten Kornfeldern vergoldet iſt. Nach zweiſtündiger Wanderung führt uns die Straße durch einen ſchönen ebenen Wald, der obendrein noch mit den Reſten eines Galgens geſchmückt iſt. Unweit davon die Ruine einer Kapelle, in welcher die armen Sünder ihr letztes Gebet zu verrichten pflegten, bevor ihnen der Freimann das Loch in die Ewigkeit über den Kopf warf. Mit ſolch romantiſcher Stimmung ziehen wir bald nachher in den Markt Oberzeiring ein. Derſelbe liegt weſtlich in einem engen Seitenthale der Pöls am Gföllenbache. Er iſt wohl eingebettet zwiſchen den waldigen und von Bauerngründen beſprenkelten

Höhen. Im Hintergrunde wird das kleine Thal abgeſchloſſen von den Hängen des geradelinigen Schönberges, deſſen Almhöhen auch die Tanzſtatt genannt werden, weil bisweilen Volksfeſte auf denſelben ſtattfinden, bei welchen arkadiſche Hirtenfreuden in allen Formen ſpielen. Als ich vor vielen Jahren, ein nimmermüder Student, von Oberwölz her auf den Gſöllriegel ſtieg und dann tagelang auf hohen Almen hinſchlenderte von Kuppe zu Kuppe: auf die Schönbergſpitze, auf den Zinkenkogel, auf das hohe Schießeck und fort und fort bis zu dem höchſten Punkte dieſes Gebirgsſtockes, dem Hochwart, da habe ich auf den Almen mit ihren unzähligen Sennhütten die ganze Ungebundenheit menſchlichen Naturlebens das erſtemal ſo recht geſehen.

Noch klingen in mir die Liedlein nach, und wie damals, ſo ſingt auch heute das junge Volk:

„'s Dirndl liegt krank
Dahoam af da Bank,
Kimt da Boda dazua,
War ihr liaber ihr Bua."

„Da Kukaz[1]) in Wald
Hat zwe harige Füaß.
Und s Buſſeln in Finſtern
Is gar ſo viel ſüaß."

„Hon a Dirndl ghabt,
Hon s gern ghabt,
Hon gmoant, es mag mih;
Hon ih nachgfragt,
Hat s ſcho zwölf ghabt,
Da dreizehnd war ih."

---

[1]) Kukuk.

„Die Zeiringer Buabn
Thoan gern jauzn und ſinga,
Ka Gatterl aufmachn,
Friſch drüber ſpringa!“

„Bin allweil noh ledi,
Und geh zu koa Predi,
Und geh zu koan Amt,
Wir doh nit vadomt.“

„Der allererſt Menſch
Hat s wul gar recht guat ghabt,
Der hat um ſei Dirndl
Nit lang umatappt.“

„Daußt z Knittelfeld
Sein die Dirndl waiſel,[1]
Um an Kreuzer, a zwen,
Kriagſt an ganzn Tuifel.“[2]

„Ba da Nacht ſcheint der Mon,
Und ban Tag kraht da Hohn,[3]
Und wan ih s Dirndl am liabſtn hon,
Muaß ih davon.“

Und andere, noch andere, noch ſüßere, noch ſchlimmere — ach, das junge Volk auf den Almen! — Das war eine Zeit! Seither iſt mein Gefühl für menſchliche Schönheit zwar nicht kleiner, mein Gefühl für landſchaftliche Schönheit jedoch viel größer geworden. Heute ſchaut mein Auge vor allem aus nach den Naturſchönheiten und die Berge dieſes Landes ſind mir traut geworden wie ein ſchöner Leib, den man umarmen, küſſen möchte, wenn man groß genug dazu wäre.

---

[1] Wohlfeil. [2] Eine ganze Menge. [3] Hahn.

Von der Franz Joſefs-Höhe bei Oberzeiring überſieht man die grünen Thäler mit ihren Gebäuden und weißen Straßen und mit ihren bewaldeten Lehnen und hohen Bergen im Hintergrunde, auf denen Schneefelder wie Gletſcher leuchten. — Das ſtille Oberzeiring träumt heute noch einen alten elegiſchen Traum von untergegangener Herrlichkeit. Tief unter der Thalſohle, auf welcher der Ort ſteht, liegt Silber, „welches einen goldenen Fuß und einen eiſernen Hut hat". Schon die Römer haben hier Silber gegraben und auch noch ſpäter iſt das in großem Maßſtabe geſchehen. Weil die Leute reich waren — das Stück Silber hatte den Wert eines Klumpen Steines — ſo wurden ſie übermüthig. Einmal ſo berichtet die Sage — hatten ſich tolluſtige Bergknappen auf der Kegelbahn ergötzt. Silberne Kugeln, das war nicht ſein genug. Riſs plötzlich einer der Bergknappen einem kleinen danebenſtehenden Mädchen den Kopf weg, um ſolchen anſtatt der Kugel die Bahn hinauszurollen. Die ſeltſame Kugel ſchlug alle neun. Aber ſchon in der nächſten Nacht drangen ungeheure Waſſermaſſen in die Silberwerke und erſäuften an vierzehnhundert Knappen. — Das war vor ſiebenhundert Jahren. Seither ſind wiederholte Verſuche gemacht worden, die Silbergruben zu entwäſſern, aber ohne Erfolg. Wohl einiges Eiſen findet ſich, aber nicht Silber. Etliche Stollen führen hinab bis zum Waſſer, in welchem manche koſtbare Geſtalt ſtehen ſoll, ſo aus Silber geformt die zwölf Apoſtel, vor denen die Knappen einſt gebetet hatten. Die Oberzeiringer werden wohl für immer verzichten müſſen auf die edlen Metalle, aus denen die Grundfeſten ihres Ortes der Sage nach gebaut ſein ſollen, und ſich begnügen müſſen mit kümmerlicherem Eiſenbau, wie es ernſten Bürgern des eiſernen Jahrhunderts auch geziemt.

Nicht juſt leicht ſcheiden wir von dem geſelligen Orte, der auch in ſeinen frohlebigen Bewohnern edelmetallhältig iſt. (Beſonders dankbar gedenke ich des Herrn Notars Seewald in Oberzeiring, der uns auf unſerer kleinen Reiſe vielfach gefördert und dieſelbe angenehm gemacht hat.) Und nun weiter ins Gebirge. Es beginnt eine Wanderung, auf welcher uns das Herz jauchzt. Der kryſtallklaren, rauſchenden Pöls entgegen durch das ſtundenlange wieſenfriſche Thal, fort und fort maleriſche Dörfer, ſtolze Bauernhöfe, die oft wie Schlöſschen ausſehen, und dazwiſchen hin die glatte Straße. Wenn wir nicht das lebhafte Gefälle des Waſſers ſähen, es wäre kaum wahrzunehmen, wie das Thal anſteigt und uns allmählich auf eine ungeahnte Höhe bringt. An beiden Seiten des Thales die Vorberge mit Bauerngründen, höher hinauf und durch waſſerreiche Schluchten und Gräben hin Waldungen, im Hintergrunde die Almen, die gewaltigen Hochkuppen der Tauern. Bei Möderbruck zweigt links ein Thal ab, aus deſſen Hintergrunde die grauen Zinnen des Hochſchwung ragen. Wem es nach größeren Waldwildniſſen und tieferen Einſamkeiten geht, der ziehe in dieſes Thal hinein. Er wird das Alpendörfchen Bretſtein finden und die idylliſche Anſiedlung Puſterwald, wo die Mädeln ſingen:

„Bin a friſch Dirndl,
Von Puſterwald z Haus,
Hon guldfarbi Haarln,
Buabn, kampelts ma ſ aus!“

ein Wunſch, den die kecken Burſchen im Pölsthale von jeher gern erfüllt haben. — Hinter Puſterwald hören die menſchlichen Culturſtätten auf und es iſt nichts mehr, als das wilde Hochgebirge mit ſeinen ſtundenweiten Einöden, die freilich unterbrochen werden von manchem vereisten Schneekar, von manchem klaren Gebirgsauge, und belebt von luſtigen Gemsrudeln.

Wir wandern der Pöls entlang auf der Tauernſtraße und ſchauen hinauf zu den Bergſpitzen, die theils in die Himmelsbläue ragen, theils von fliegenden Nebeln umkreist werden. Da ſtehen hoch oben zu unſerer Rechten der Reihe hin der Roſenkogel, das Keſſeleck, der Lerchkogel, der große Griesſtein; und zur Linken winkt der Bruderkogel, der Neualpenkogel, der Hengſt und im Hintergrunde der finſtere Beherrſcher dieſer Gegend — der 7784 Fuß hohe Böſenſtein. Die Berge ſind etwa bis zur halben Höhe von Fichten- und Lärchenwald beſtanden, dann kommt das Bereich der Legföhren und der Almen, die Kuppen ſind kahl und von röthlichbrauner Farbe, nur hie und da von Felswänden und Kämmen unterbrochen. Das Haupt des Böſenſteins ſteht in die Wolken hinein, in deren Schatten die abſtürzenden Wände im finſteren Blau erſcheinen.

Wir kommen zu dem Dörfchen St. Johann mit ſeinem zierlich ſpitzigen Kirchthurm. Das alte Altarbild in der Kirche ſtellt dar, wie Johannes Jeſum am Jordan tauft; gegenüber der Kirche an ſeiner Hausthüre ſteht der Wirt und zwinkert uns die Frage zu, ob wir nicht unſere Herzen mit einer kleinen Weintaufe heiligen wollten. Schon dieſe chriſtlich geſinnte Frage erquickt uns das Herz, denn wir haben einen zwei Stunden langen ſcharfen Marſch hinter uns und einen mehr als doppelt ſo langen vor uns. — Aber langſam trinken, Kinder! Wohl bekomm's!

Bald hinter dem Dorfe St. Johann kommen wir zum

Bethauſe der kleinen evangeliſchen Gemeinde, um welches der Friedhof liegt. Eben wallte ein Leichenzug heran, und während oben im Gebirge unter Sturmestoſen die Wolken ſich ballten und wieder zerriſſen, ſenkten ſie den Tannenſarg in die Grube. Der Paſtor ſprach am offenen Grabe Worte von der Allmacht Gottes, deſſen, der die Berge gebaut hat, der die Berge ſtürzen wird, der die Todten erwecken wird am jüngſten Tage. — Dann verrichtete die Gemeinde ein ſtilles Gebet und zerſtreute ſich, um zurückzukehren zu ihren friedlichen Häuſern und den täglichen Verrichtungen.

Wir ziehen fürbaſs. Der große Böſenſtein rückt immer näher, an ſeinen Hängen graut der Schleier des Regens. An dem Fuße des Gebirges, zwiſchen dem Böſenſtein und dem Neualpenkogel, zieht ſich links das ſtolze Hochthal der Pölſen hinein bis zu den Karen; da drinnen entſpringt der Fluſs, der ſo lange unſere Schritte mit ſeinem Geſange begleitet hat. Über dem Thale liegt eine tiefblaue Dämmerung und die Wolken, auf den Pfeilern der Berge ruhend, haben uns ganz eingewölbt. Der Wanderer lechzt nach Sonnenſchein; warum hat er kein Auge und kein Gefühl für die unſäglich ſchöne, erfriſchende Stimmung einer wetterdrohenden Stunde? — An unſer Geſicht ſchlug kalter Wind und warf uns manchen Regentropfen an die Wangen. Im Gewände des Böſenſtein trieben die Nebelfetzen einen wahren Hexentanz, ſie flogen ineinander, ſie flogen auseinander, ſie quirlten im Kreiſe, ſie ſtiegen im heftigſten Schwung zur Höhe, ſie ſanken raſch in die Tiefe, ſie lösten ſich und ſtiegen immer wieder neu aus den Runſen der Wände hervor. Wir hatten unſere Schritte beſchleunigt und waren endlich auf der Höhe des Paſſes, 4000 Fuß hoch. Wir ſahen ſchon das auf der Almmatte am Hange des Triebenſteines idylliſch ruhende Dörſchen, das Kirchlein mit ſeinem Kuppelthurm, wir ſtanden bald vor dem uralten Tauern-Hoſpiz, da leuchtete grell ein Blitz, da ſchmetterte ein Donnerſchlag, und ſiehe, die Wolken waren zerriſſen in tauſend fliegende Scherben und frei vor unſeren Blicken ſtanden dort im Norden die zackigen Felszinnen des großen Böſenſtein. Wir ſahen das höchſte Haupt dieſer Berge herrlich über die Wetterbrandung ragen, aber wir ſahen es nur wenige Augenblicke, bald ſank die ganze Wucht der Wolken in praſſelndem Regen nieder.

Vor der Hausthür ſtand ein vollwangiger Almbub, der guckte und horchte und nach einem Donnerſchlage ſang er mit klingender Stimme:

„Leutl, thuats betn,
Die Welt hat an End,
Hon ſcha ghört trumelſchlagn
Am Firmament --
Juchhe!“

Und thatſächlich ſchlug das Gewitter den Tact zu dieſer Melodei.

Wir ſaßen geborgen im Tauernwirtshauſe und ſagten: „Die Natur meint es uns doch gut. Wer weiß, mit welcher Mühe ſie den Ausbruch des Gewitters zurückgehalten hat, bis wir unter das Schutzdach kamen!“ denn wir waren kindiſch vor lauter Freude.

Alſo ſaßen wir nach vierſtündiger Wanderung im Alpendörſchen, genannt auf dem Hohentauern. Der kleine Ort iſt gar maleriſch, ſowohl im ganzen, als auch im einzelnen: ſo das alte burgartige Wirtshaus mit ſeinem durch ſchlanke Pfeiler geſtützten ungeheueren Dachvorſprunge, ſo die kleine

Schmiede, auf deren bemooſtem Dache ein ganzer Lärchenſchachen wächſt, ſo das Kirchlein inmitten des mauerumfriedeten Gottesackers. Wie ſind ſie doch ſo klein und ſchmucklos, dieſe Dorfkirchen im Gebirge! Ihrer zehn, ja zwanzig hätten Platz mit ſammt den Thürmen in einem ſtädtiſchen Dome. Aber die Frömmigkeit der Beter iſt in kleinen Kirchen gewöhnlich größer als in großen. Über dem Altare des Gotteshauſes auf dem Hohentauern ſteht das Bildnis der Gottesmutter mit dem Chriſtkinde. Mitten in den wilden dräuenden Gewalten des Hochgebirges das liebliche Bild der heiligen Jungfrau. Ins Herz hinein wohl that es mir zu beobachten, mit welch kindlicher Frömmigkeit der lebensheitere Pfarrer des Ortes ſeinen Blick zu dem Bildniſſe hob. An dieſem Pfarrer wieder habe ich's erfahren, wie Frohſinn und religiöſer Ernſt, wie Weltfreude und Opfermuth, Hoffnungsglück und Ergebung ſich vereint finden kann in einer ſtarken Mannesbruſt. Ich ſtand ſinnend im Pfarrersſtübchen auf dem Hohentauern, ich ſah die Bedürfnisloſigkeit und die Zufriedenheit. Ein Bücherſchrank, ein Harmonium, ein Crucifix, zu den Fenſtern herein lachen die grünen Almmatten, ſtarren die hohen Berge. Zur Thüre herein kommen arme, bedrängte Menſchen, heute den Pfarrer ladend zu einer beſcheidenen Freude, morgen zu einem großen Schmerze. Und auf dem Thurme das Glöcklein ruft zum Opfer des Altares; der Prieſter ſpendet der Gemeinde das Wort Gottes in jener ſchlichten Einfachheit, wie es zu den Zeiten der erſten Chriſten geſpendet worden. Dann geht er hin und lehret die Kinder, ſtützt die Erwachſenen mit Rath und Fürſprache, tröſtet das Alter mit der ganzen Liebe eines warmen, einſamen Menſchenherzens. So wirkt und ſo vergeht das Prieſterleben auf ſtiller Alpenhöhe und es bleibt verſchont von all den Wirren und heißen Kämpfen der Welt, verſchont von Begierden, die ſo unſelig ſind und mit aller menſchlichen Macht vergebens nach jenem Glücke ringen, welches hier oben in unentweihter Natur einfachen Menſchen von ſelbſt beſcheert iſt: der Frieden der Seele.

Auch dieſes Alpendörflein am Hohentauern iſt ein Ort, wo ich einmal wohnen möchte für längere Zeit und die Almthäler durchziehen. Vor allem möchte ich emporſteigen in die Hochwildniſſe des Böſenſteins und zu ſeinem See, der im einſamſten, 6000 Fuß hoch gelegenen Thale der Steiermark ruht und mit einem Kranz von Alpenroſenſträuchern umgeben iſt; möchte endlich auf der Spitze des „böſen Steins“, oder des „Steines, der dem Böſen gehört“, ſtehen, um Rundſchau zu halten über die Gebirgsgruppen des Dachſtein, des Todten-Gebirges, der Ennsthaler-Alpen, des Tauern, des Hochſchwab bis weit hinaus ins blaue Luftmeer im Südoſten, wo als letzter der letzten der Grazer Schöckel ſteht, und möchte immer wieder jauchzen: Dieſes ſchöne Land iſt mein Heimatland! — Allein mir iſt es nunmehr verſagt, mich in den Alpen umherzutreiben, geſund und ſtark die Freuden und Schönheiten der hohen Berge zu genießen. Und warum iſt es mir verſagt? Weil die höchſten Wünſche des Menſchen auf Erden nicht erfüllt werden dürfen. Das geſchieht erſt im Himmel. — Euch, meinen Söhnen, die auf der heutigen Wanderung ſich vor allem noch ergötzen an bunten Schmetterlingen, an hüpfenden Gemſen und luſtigen Wirten und Haltern, an den Tümpeln, in die man Steine werfen kann, an den Dächern, auf denen Bäume wachſen und beſonders an großen Semmeln und Eierkuchen mit Roſinen — euch, meinen Söhnen, ſteht es noch bevor, unſer Alpenland in ſeinen Tiefen und auf ſeinen Höhen kräftig und heiter zu durchwandern, möge euch auch das empfängliche, dankbare Herz dafür gegeben ſein.

Nachdem wir uns alſo ausgeruht, gelabt und erbaut hatten, war das Gewitter vorüber. Zwiſchen leichten Wolken brach der helle Sonnenſchein hervor, daſs es in allen Edelſteinfarben funkelte auf den grünen Matten. Mit einem Lebewohl dem ſtillen Dörſchen und dem lieben Herrn Pfarrer ſtiegen wir nordwärts ab gegen das Paltenthal. Das gieng ſteil und tief hinunter und jetzt kamen auch meine Knaben zur Einſicht, daſs wir ſehr hoch oben geweſen waren. Freilich nicht hoch im Sinne des Bergfexen, bei dem die Welt erſt bei 7000 Fuß Höhe anfängt, ſondern hoch für den Wanderer, der ſeine Lunge beim Bergklettern in der Jugend aufgebraucht hat. Er mag das nicht einmal bedauern, weil die Erinnerungen an all das Glück und die Luſt, die er harmloſen Gemüthes einſt genoſſen, den Beſitz eines kräftigen Blaſebalges reichlich aufwiegen.

Zwiſchen den Abſtürzen des Böſenſteins und den ſenkrechten Wänden des Triebenſteins iſt eine Engſchlucht „im Sunk“ genannt. Zwiſchen ungeheueren Felstrümmern den ſteinigen Fußſteig ſchritten wir dahin, manchmal in die Tiefe blickend zur giſchtweißen Kette des ſchreienden Waſſers. Waſſer und Wanderer eilen hinaus gegen die Fluren des Paltenthales zum Dorfe Trieben, deſſen Mauern, von der Abendſonne beſchienen, uns einladend entgegengrüßen.

* * *

Rings um den Dachſtein.

Dieſen Gang machte ich zum Theile als dreizehnjähriger Knabe, das heißt, mit einem ſolchen, mit meinem Sohne Sepp, in deſſen Gefühlen und Anſchauungen ich mich aufgehen ließ. Es gieng zur Noth, denn meine Sinne für Neues und Merkwürdiges waren leidlich jung geblieben und alles, was ich ſchon unzähligemale geſehen hatte, ſah ich jetzt gleichſam das erſtemal. So kann man ein Leben eigentlich immer wieder neu anheben und hat doch den Vortheil, früher gemachte Erfahrungen zu nützen.

Was iſt denn zu vergleichen mit der Freude eines munteren, jungen Studenten, wenn er am ſonnigen, thaufriſchen Ferien-Sommermorgen geweckt wird: „Auf! In einer Stunde iſt der Wagen da!“

Bald geht's ohne Säumnis fort ins Hochgebirge.

Bis St. Michael haben wir an beiden Seiten noch die mäßig hohen Berge mit Bauerngründen und Wald, hinter St. Michael gegen das Ennsthal hin hebt der alpine Charakter an, mit Wieſen, Mooren und Almen. Wir beſchäftigen uns einſtweilen mit dem Mittageſſen, das wir in St. Michael ins Coupé bekommen haben, und das rollende Speiſezimmer mit den wandelnden Decorationen iſt es, welches dem Jungen Spaß macht. Hier verlieren wir mit der Speiſeſtunde keine Zeit: die Suppe eſſen wir bei Kammern, den Braten bei Mautern, die Mehlſpeiſe bei Kalwang und das Obſt bei Wald. Unſere Aufgabe iſt, vorwärts zu kommen und es iſt doch ſchön, daſs man während des Eſſens und Schlafens und Faulenzens eine Aufgabe erfüllen kann. Aber freilich keine Schulaufgabe!

Bei Selzthal ſetzen wir ins Ennsthal ein und ſind nun faſt plötzlich in der Runde des Hochgebirges; blauende oder weißleuchtende Felswände grüßen uns; und wenn ich meinen Knaben frage: „Was glaubſt du, wie weit hätten wir zu Fuß über dieſe Wieſe hin bis zu jener Steinwand?“ ſo ſagt er: „Etwa zehn Minuten!“ Oh, wenn den Irrthum deines Auges deine Füße entgelten müſsten! Zwei ſtarke Stunden über Moorboden. Die Eiſenbahn, die ſo mühelos und leichthin angelegt ſcheint, hat ihren feſten Grund aus tiefen Sümpfen herausmauern müſſen und lieber hätte ſie ſich in den Felſen ihren Weg genagt.

Sachte öffnet ſich die Krümmung des Thales und nun ſteigt ſichtbar über den Bergen aufwachſend der gewaltige Grimming empor. Das iſt er, den unſere Vorfahren den Altvater nannten und für den höchſten Berg der Erde hielten. Seine von allen Seiten ſchroff aus dem Thale aufſpringende Kegelgeſtalt mit dem 2351 Meter hohen Haupte imponiert einem unerfahrenen Auge weit mehr, als etwa anderswo der aus breitem Gebirgsſtock ſich im Hintergrunde unſcheinbar erhebende Dachſtein oder Großglockner.

Der Tag iſt gewitterſchwer und von der eben noch freien Spitze des Grimming ſehen wir ein weißes Nebelchen herausfahren, das in wenigen Minuten das ganze breite Haupt einhüllt. Unter der Wolke ſtarren die Wände in finſterblauen Tinten, über die alsbald der Hauch des Regens geht. Mittlerweile ſehen wir auch über den Tauern und über die fernen Berge des Geſäuſes aus theils noch beſonnten Wolken breite Regenbänder niederziehen. Gählings wirft der Wind ſchwere Tropfen an unſere Fenſter, ein greller Blitz ſpringt vom Moore auf und vom Himmel nieder, und die Waſſer- und Eismaſſen ſtürzen praſſelnd herab. Unſer Zug ſaust munter durch die tiefen ſtäubenden Nebel des Sturmes, eilt, als wollte er Unterſtand ſuchen, in den Tunnel bei Pürg; als wir aus demſelben wieder davondampfen, iſt es anders. Hagel und Regen iſt vorbei, der uns gerade gegenüberſtehende Grimming iſt klar bis hinauf zur Spitze, die zu ſehen man den Kopf weit in den Nacken legen muſs, als ob man — wenn der Vergleich des Koloſſes mit einem winzigen Menſchenwerke erlaubt wäre — vom Fuße des Stefansthurmes aus deſſen Spitze betrachten wollte. Aus der düſteren Schlucht des Grimmingbaches, über die auch wir uns bereits hoch emporgearbeitet haben, über den feuchtſchwarzen Fichtenwipfeln, die aus dem Abgrunde heraufſchauen, ſteigen weiße Nebellappen, die ſich an der halben Felſenhöhe des Berges auflöſen. Im lieben Sonnenſchein, aus welchem immer noch leichter Regen niederrieſelt von dünnen, zerriſſenen Wolkenſchichten, gleiten wir über die Hochebene von Mitterndorf und durch die bewaldete Kainiſchſchlucht nach Auſſee.

„Sam dih nit long und ſind
Eini af Auſſee gſchwind,
Weil doſcht von Paradies
Noh a Trum is.“

Dieſer Sang des wackeren Auſſeer Dichters Johann Kain lockt uns nicht vergebens. Die geſchichtlichen Merkwürdigkeiten des uralten Salinenortes Auſſee, ſowie die Hiſtorie von unſerem theuren Prinzen Johann, der um die Poſtmeiſterstochter von Auſſee gefreit, hat mein Junge bereits im Kopf. Unſer erſter Gang iſt zum hiſtoriſchen Poſthauſe, das hinter der Traunbrücke am Meranplatze ſteht; wir grüßen die jedem Steirer hochwerte Stätte. Dann kehren wir ein im älteſten Hauſe des Ortes, das noch Überreſte von keltiſchen Mauern aufweist — im Gaſthauſe „Zur blauen Traube“ bei Freund Walcher. Der Mann und ſein Haus iſt noch von altem Schrot und Korn. Und zu jedem guten Einkehrgaſthauſe, das frei von Kellnerfräcken iſt, ſoll Bädeker zwei * * machen. Eine Hauptaufgabe der Verſchönerungsvereine wäre es, in den Alpen die Kellnerfräcke auszurotten; ich mag in unſeren herrlichen Landſchaftsgemälden dieſe vertrackten Tintenklexe nicht ſehen. Es iſt wahr, unſer Leben iſt vergänglich und die Hotelrechnungen ſind manchmal niederſchmetternd, aber darum will ich noch kein Trauergewand um mich ſehen zu einer Zeit, wo man in der ſchönen Natur Erholung ſucht.

In Auſſee fließen zwei Traunen zuſammen zu einer; jener, die aus Altauſſee kommt, gehen wir entlang aufwärts am rauſchenden Waſſer, einen ſchönen Fußweg, über deſſen Waldwipfeln die Triſſelwand und der Sandling und das hohe Schildkrötenhaupt des Loſer herniederſchaut. Nun öffnet ſich das grüne, mit unzähligen Villen beſtreute Altauſſeerthal. Die mit Brettern zierlich verſchalten, mit Ranken bekränzten und grünen Fenſterbalken beſchlagenen Landhäuſer ſind freundlich und maleriſch. Am Fuße der Triſſelwand liegt tief und ſtill der See, an deſſen anderem Ufer, zu Fuße des Loſers, das Dorf mit der gothiſchen Kirche ſich hinſtreckt. Wenden wir unſeren Blick nach rückwärts, ſo ſehen wir die Maſſen des Sarſteines und des Hochzinken und zwiſchen dieſen beiden im Hintergrunde die Gletſcher des Dachſteins in ihrer ewigen Einſamkeit liegen. — Abenddämmerung war's und die Aveglocke klang hell und rein, als wir vor dieſem großartigen Alpenbilde ſtanden und ich zu meinem Sepp ſagte: „Danken wir Gott, daſs er uns ein ſolches Heimatsland gegeben hat!“

Bei den viertauſend Fremden, die zur Zeit in Auſſee und Umgebung wohnten, war es ſchwer für uns, ein Obdach für die Nacht zu finden und wir nahmen endlich gerne mit einer Kammer fürlieb, deren Wand von einer nachbarlichen Küche erhitzt war, deren einziges vergittertes Fenſter in einen Hofwinkel hinausgieng. Ein ſolches Quartier lädt nach freier Auskehr in die lichte Welt, zur Einkehr in ſich ſelber und zur Ruhe der Sinne ein. — Noch bevor der Morgen graute, wurden wir durch ein zweiſtimmiges Wehegeſchrei draußen vor dem Fenſter geweckt. Es gibt nichts Traurigeres auf Erden, als es dieſe Weherufe waren. Gleichzeitig hub Sepp an zu lachen, denn er erkannte es früher als ich, daſs zwei Katzen in Conflict waren, deren Elegien nun ſchnurrend, ſchnarrend und pfauchend in herbe Thätigkeiten ausarteten. Unſer guter Reiſeengel war es, welcher uns dieſes Katzenſtändchen veranſtaltet haben mochte, denn nun nahmen wir den ſchönen frühen Morgen wahr und ſtanden auf, um ihn zu genießen.

Einen Blick in die Kirche, wo fromme Menſchen ſtill in den Bänken knieen. Dann das Frühſtück auf dem Söller des Seewirtes im Angeſichte des Sees und des Dachſteins.

Hernach eine Kahnfahrt über den See, der ſchwarz und ſpiegelglatt und ſiebzig Meter tief iſt. Ein zolldickes Brett zwiſchen uns und dem Verderben. Es hat einen ſeltſamen Reiz, manchmal auf dem Tode zu reiten. Obgleich wir ſchwimmen könnten, würden uns doch die ſteilen Felsufer ſtellenweiſe eine Rückkehr auf die Erde entſchieden verwehren. Von dieſem See ſteigen wir jenſeits den bewaldeten Hang des Treſſenſteines empor, ſtehen manchmal ſtill, um über die Wipfel hinaus das auf weite Matten hingeſtreute Altauſſee zu betrachten, und den gegenüberſtehenden Loſer, an welchem im ſonnigen Vormittage Nebelſchichten auf- und niederkriechen. Ueber die Sattelwieſe ſteigen wir auf der andern Seite hinab gegen den Grundelſee. Unterwegs kehren wir bei einem Bauernhauſe zu, wo wir um Milch bitten und mit jener anſpruchsloſen treuherzigen Gaſtlichkeit bewirtet werden, durch die ſich der deutſche Gebirgsbauer auszeichnet. Die kleine Gegengabe wollen ſie kaum annehmen, es ſei alles zu viel, meinen ſie, und der Tropfen Milch und der Schnitten Brot ſei eine Gottesgabe, die nichts koſte. — Können ſie es denn vergeſſen, daſs ſie jahraus jahrein arbeiten in dieſen ſandigen Hängen um „den Tropfen Milch und den Schnitten Brot!“ — Unten im Hotel am Grundlſee ſieht's anders aus. Ein Stück Wien, mitten aus der Großſtadt, juſt dort, wo ſie am geſchniegeltſten und geſpreizteſten iſt, herausgebrochen und wie ein Kuckucksei in dieſe ſchöne Ländlichkeit gelegt! Das Völklein der Hofſchauſpieler, ſonſt mit genialer Bummelwitzigkeit dieſes Stadtleben auf dem Lande durchgeiſtigend und hebend, iſt dies Jahr nicht erſchienen und der alte wackere Schrammel im ſchlichten Lodenrock zwiſchen den Fräcken und Seidenroben iſt eine Schwalbe, die keinen Sommer macht.

Wir thun auf dem kleinen Dampfer, auf dem einzigen, den die ſteiriſchen Waſſer tragen, eine Fahrt über den zwei Stunden langen See bis Gößl, gehen dort eine halbe Stunde bis zum kleineren Toplitzſee, über den wir vermittelſt Kahn überſetzen, gehen dann wieder etliche Minuten, einen Steinwall überſteigend, und ſtehen vor dem Keſſel des Kammerſees, der in der tiefſten Wildnis liegt, umgeben von Geröll, ſenkrechten Wänden und niedergebrochenen Baumruinen. Wir ſind bereits in einer Schlucht des Todten Gebirges, das ſich von hier aus erhebt und das ſich meilenweit hinbreitet, mit ſeinen von Freund Profeſſor Walcher uns näher gebrachten großartigen Naturſchönheiten, den Touriſtenſtraßen entlegen.

Denſelben Weg über Land und Waſſer nehmen wir wieder ſo zurück und gehen dann von dem mit Villen umkränzten Grundelſee der Traun entlang, auf einem Fußweg mit entzückenden Landſchaftsbildern nach Auſſee hinab. Manchmal ſetzten wir uns auf eine Bank oder auf einen Stein und zeichneten Bäume, Berge, Hütten und Brücken ab, was freilich keinen anderen Gewinn gab, als den, daſs wir die Einzelnheiten der Gegenſtände genau betrachteten und in unſer Gedächtnis aufnahmen. Wir haben Urſache, die Zeichnungen ſorgfältig vor jedem fremden Auge zu hüten, wir ſelbſt ſehen in denſelben gottlob nicht das, was wir gemacht haben, ſondern das, was wir machen wollten.

Am dritten Tage der Reiſe, vormittags, dampften wir durch das großartig wilde Engthal zwiſchen Sarſtein und Zinken neben der ſchäumenden Traun hinab zum Hallſtätterſee. Von der Halteſtelle der Eiſenbahn führte uns der ſtattliche Dampfer quer über den See nach Hallſtatt, deſſen Lage und Umgebung an ein nordländiſches Fjord erinnert und deſſen maleriſche Schönheit vom See aus geſehen werden muſs. Hallſtatt ſelbſt geht faſt in ſeinen Hotels auf, die uns vorzeitig von dem Orte zurückſchreckten, noch ehe wir den Waldbachſtrub, den Rudolfsthurm, das Salzbergwerk und die Keltengräber geſehen hatten. Wir fuhren hinab in das ländlich idylliſchere Wirtshaus der Goſaumühle, wo wir nach einfachem Mahle ein Wägelein mieteten, um durch den Goſauzwang nach Goſau zu fahren. Die Fahrt auf der glatten Straße zwiſchen den hohen Bergen und dann über das ſich weitende grüne Alpenthal, war ſo erfriſchend, daſs wir den Entſchluſs faſsten, auf die Zwieſelalpe zu wandern, zu einem Ausſichtspunkte, den ich ſo oft ſchon rühmen gehört hatte. In Goſau angekommen, wurde der Entſchluſs ſofort ausgeführt. Der alte Dachſteinführer Johann Georg Gapp zu Goſau gieng uns voraus und trug unſer kleines Gepäck. Der Weg, durch das zwei Tage früher ſtattgehabte Unwetter arg zerriſſen, führte quer durch mäßig ſteile Waldlehnen hinan. Nach einer Stunde Wanderung ſahen wir zwiſchen den Baumſtämmen ſchimmern die erſten Gletſcher des Dachſteins, aber gleichzeitig über den wildgezackten Donnerkogeln die erſte murrende Wetterwolke. Der Führer mahnte uns zu raſcherem Anſtieg, allein mein Junge war ſtets ſeine hundert oder zweihundert Schritte zurück und meinte, wir ſollten nur fortgehen, er käme ſchon nach. Endlich ſetzte er ſich gar auf einen Baumſtrunk. Das war etwas Neues. Sonſt über die Berge ſtets als der erſte vorausſprang und hüpfte er über Stock und Stein, während unſereiner um ſein biſschen Athem rang, und heute antwortete er mir auf mein Drängen: „Mir iſt alles eins, ich kann nicht mehr, ich bleib da ſitzen.“ Die drei aufregenden Reiſetage muſsten es ihm angethan haben.

-- Der Himmel hatte ſich mittlerweile verfinſtert, zwiſchen den Scharten der Donnerkögel wälzten ſich Wolken herüber und der Dachſtein war in Nebelfetzen gehüllt, durch deren Löcher das Eisfeld blinkte. Der Führer trieb zur Eile an und als mein Knabe mit müder Stimme den Wunſch ausſprach, unter einem der dichtbeäſteten Bäume das Gewitter abzuwarten, deutete der Führer auf die vielen fahlen und zerriſſenen Stämme, die der Blitz getroffen hatte. Nun ſausten die erſten ſchweren und eiskalten Regentropfen nieder. „Sepp!“ rief ich, „vorwärts! Du muſst!“

Jetzt gieng's. Feſt den Stock ins Geſtein ſtoßend ſchritt er aus. Die Tropfen hörten wieder auf und eine Stunde ſpäter waren wir bei der Ödalpe-Sennhütte.

„Gottlob!“ ſagte ich bei mir, und laut zum Knaben: „Sepp, merk Dir's, was der feſte Wille vermag!“

Faſt in dem Augenblicke, als wir von Sturm gepeitſcht, ſchnaufend und ſchweißtriefend in die Hütte taumelten, brach das Gewitter los. Ein ſchmetternder Blitzſchlag, die Waſſer ſchütteten nieder, und als der Hagel auf dem Schindeldach derart knatterte, daſs wir unſer eigenes Wort nicht verſtanden, ſchmunzelte unſer Führer und rief mir ins Ohr: „Die Klocker-Buben ſind da! Die Klocker-Buben ſind da!“ Er meinte damit die auf das Dach klockenden (klopfenden) Eiskörner.

In die Hütte waren von den nahen Almwieſen die Mähder zuſammengekommen, die ihre Pfeifen ſchmauchten und aus Schnapsplutzern tranken. Die Burſchen ſchäkerten mit der Sennin, dieſe aber ſagte, ſo oft der Donner ſchlug: „Hört's denn nit, wie der Himmelvater greint! Thut's lieber beten, iſt geſcheiter!“

„Wir wollen halt nit immer geſcheiter ſein“, ſagte einer der Burſche, „trink einmal, Sennin, nachher wirſt luſtiger, ſiehſt, und unſer Herrgott lacht ſchon wieder!“

In der That, draußen ſchien die Sonne, und die Regentropfen funkelnten in allen Farben. Nachdem wir uns mit einem Imbiß geſtärkt hatten, ſtand über dem abziehenden Gewitter ein heller Regenbogen, und über uns blaute der Himmel. Wir rückten an, um den letzten Bergrücken zu beſteigen, der uns die Ausſicht auf das Hochgebirge verdeckt hatte. Zur Höhe gelangt, wo man auf die andere Seite kommt, hatten wir plötzlich ein grauenhaft herrliches Bild vor uns — das großartigſte auf der ganzen Reiſe. In ſeiner vollen Höhe und Breite, mit den blaſſen Kalkwänden und den weißen Gletſchern, ſtand der Dachſtein da. Nicht ein Nebelchen war an ihm, hinter ihm war die Nacht des Wetterhimmels und er ſtand da in leuchtender Plaſtik, von der ſinkenden Sonne rein beſchienen, ſo daſs man an dem wilden Gebirge, das immerhin noch eine gute Strecke Luftlinie von uns entfernt war, jeden Stein und jeden Riſs zu ſehen glaubte. Unten in waldumdüſterter Tiefe lag der Goſauſee, in ſich noch die Wände des Thorſtein und das Eisfeld ſpiegelnd.

Mein Knabe jubelte und ich freute mich, daſs er jubelte, weil ſonſt in dieſem Alter der Sinn für Naturſchönheiten noch nicht aufgegangen zu ſein pflegt. Das war aber auch keine alltägliche Naturſchönheit, ſagte es doch ſelbſt der Führer, daſs er in ſolcher Beleuchtung den Dachſtein kaum jemals geſehen habe. Natürlich waren wir in unſeren kindlich glücklichen Herzen überzeugt, daſs das Gewitter nur darum geweſen ſei, damit wir dies Bild voll unbeſchreiblicher Pracht gerade ſo zu ſehen bekämen. Wie glücklich iſt doch ein optimiſtiſches Gemüth! es dienen ihm Erd und Himmel. — Die übrige Rundſchau, die ſich von der Höhe der Zwieſelalm aus bietet, war von dem Dachſteinbild ſchier verdunkelt. Und doch iſt die Fernſicht von ſeltener Großartigkeit. Vom Todten Gebirge im Oſten bis zu den Gletſchern des Glockner und des Venediger im Weſten, vom Untersberg im Norden bis zu den Hohen Tauern bei Gaſtein im Süden — welch eine Alpenkrone! Die nahen, wildzerklüfteten Donnerkögel, die faſt ſenkrecht niederfallen zu den Goſauſeen, die blauduftigen Geſteinmaſſen des Tännengebirges, des Steinernen Meeres mit der übergoſſenen Alm, die Spitzen des Hohen Göll, des Watzmann und noch viele andere bekannte Gruppen und berühmte Herren ſtehen da in ihrem ewigen Hochfrieden: dazwiſchen die grünen Almen, die dunkelnden Waldberge, die Thäler mit ihren Wieſen und Kornfeldern, die Dörfer und Kirchen darin, und wieder die Engſchluchten und Bäche und Gebirgsaugen, die Waſſerfälle und Seen — wahrlich, Gott iſt groß!

Da ferne auf den baieriſchen Ebenen ein dichtes, dämmerndes Dunſtmeer lag, in welchem die hineinſinkende Sonne ſpurlos verſchwand, ſo mahnte unſer Führer zum Aufbruch, man könne nicht wiſſen, ob das zweite Gewitter ſo gnädig wäre wie das erſte. Wir trennten uns ſchwer von der herrlichen Höhe und ihrer leichten ſtillen Luft; in Eile rafften wir noch ein paar Hände voll Alpengentianen und Kohlröschen zuſammen, dann ſtiegen wir nieder gegen das Thal zum Goſauſchmied.

Als wir vom Goſauſchmied nächtlicherweile nach der Goſaumühle fuhren, erhellten uns faſt ununterbrochen Blitze den Weg, und kaum wir gegen Mitternacht in unſer Gaſthaus ankamen und Sepp, wie er ſtand und ſtehend ſchlief, ins Bett geſunken war, brach ein Unwetter los, gegen welches das Gewitter auf der Alm nur ein zahmes Vorſpiel geweſen war. Die Wände des uralten Hauſes bebten vor den Donnerſchlägen und der Hallſtätterſee rang toſend und brauſend mit dem Orkan. Die Fenſter unſeres Schlafzimmers klirrten im ſauſenden Regen, und das ganze Gehöfte war wild umrauſcht von Gewäſſern.

Wir waren geborgen; und an dieſem Tage zweimal dem Unwetter knapp und fein entronnen, fragte ich mich, ob wir es wohl verdienten, ſo glücklich zu ſein?

Der nächſte Morgen war trübe; der See hatte ſich noch nicht ganz beruhigt; am hohen Hirlaz, am Krippen- und am Sarſtein hiengen träge Nebelbänke, und im Blau der Ramſauer Berge ſah man die Schleier des Regens niedergehen.

Wir fuhren von Goſaumühl auf einem Nachen zur jenſeits des Sees liegenden Haltſtelle. Mit dem nächſten Zuge gieng's an Goiſern und Iſchl vorüber nach Traunſee. Wir ſaßen im Ausſichtswagen, ſchauten dem großartigen Wandelpanorama des Gebirges zu und wie ſich darüber der Himmel lichtete. Bahnhöfe und Zug waren überfüllt von Sommerfriſchlern und Touriſten, die ländliche Stimmung war dahin. In Traunſee beſtiegen wir den ſtattlichen Dampfer „Giſela“, und während ich mich an die Rampe gelehnt, in die Schönheiten des Sees und des maſſigen Traunſteins vertiefte, bewunderte mein Junge das Dampfſchiff, ſtudierte ſeine Einrichtungen vom Steuerrade an bis zum Rettungskahne und war außer ſich vor Vergnügen. Bald öffnete ſich der Blick in das grüne Hügelgelände, an deſſen Fuß — anfangs nur wie ein leichter Streifen zu ſehen — das freundliche Gmunden liegt.

Zu Gmunden ſtiegen wir in dem alten Gaſthofe „zur Sonne" ab, deſſen gut bürgerliche Einrichtung und biederen Wirtsleute uns die ſonſtige Aufgedonnertheit des Modecurortes vergeſſen ließen. Ein kühlender Regen, der ſich nachmittags einſtellte, kam mir zu ſtatten; bei ſchönem Wetter duldet es mich in ſolchen Gegenden nicht im Zimmer, es hetzt mich umher in Sonnenglut und Windwehen, auf Höhen und in Thälern. Der Regen gab mir Ruhe und ſie that wahrlich noth. Zwei Stunden nur, denn es kam mein Sepp ins Zimmer geſtürzt mit der Botſchaft, daſs auf dem See ein fürchterlicher Sturm tobe und daſs wir daher ſofort einen Kahn nehmen und hinausfahren müſsten. Wenn auf dem See ein Sturm iſt, darf der Menſch nicht auf dem Sofa liegen. Wir giengen eilends an das Ufer hinab. Der Regen hatte aufgehört, wuchtige Wolkenmaſſen rangen mit der niedergehenden Sonne um den Abend, an den Häuptern des Traunſteins und des Höllengebirges ſchwere finſtere Nebel, im Hintergrunde über den Bergen bei Ebenſee ein dunkles Regengrau. Ein friſcher Wind ſtrich vom Gebirge her, der See glitt in munteren Wellen heran, immer heran und warf rauſchend und ſchäumend ſeine Wellen an das Ufer. Die Dampfer ſtanden feſtgeankert, ſie hatten Feierabend gemacht. Wir mieteten ein Segelſchifflein und — mein Knabe war durch früheres aufmerkſames Beobachten bereits ſachkundig — ſegelten hinaus auf „die hohe See". Eine Stunde lang kreuzten wir mit geblähtem Segel zwiſchen 31. und 32. Grad öſtl. Länge und 47. bis 48. Grad nördl. Breite. Der ſcharfe

Gegenwind ließ uns nicht recht vorwärts kommen, fiel uns ein paarmal ſo heftig in die Flanke, daſs das Schiff, von Giſchten über und über begoſſen, bedenklich auf die Seite ſchlug. Ora pro nobis! Der See war ſchwarzblau geworden und nur von zahlloſen weißen Schaumwellen und Giſchtkämmen unterbrochen. Im ganzen war die Sache doch nicht ſo harmlos, als wir es halb ſcherzend zu nehmen liebten, und als wir in der Abenddämmerung raſch gegen das Ufer glitten, ſtanden dort Leute, die unſer kleines Wageſtück mit einigem Intereſſe beobachtet hatten.

Da mir auf dem See der Wind wiederholt meine langen Haare boshaft über die Naſe geſpielt hatte, ſo wollte ich ſolche nun ſtutzen laſſen. Ich that's aber nicht, denn mir fiel die Erzählung eines beliebten Opernſängers ein, die mir derſelbe einmal perſönlich mitgetheilt hatte, und die davon handelt, wie er ſich in der löblichen Stadt Gmunden raſieren und friſieren ließ. Es war am Abend, und als der Sänger in den ſtraßenſeitigen Friſeurladen trat und höflichſt becomplimentiert wurde, fiel es ihm auf, daſs zu den bisher brennenden zwei Gasflammen noch drei angezündet wurden, und zudem ein paar ſilberne Leuchter, ſo daſs der Raum glänzend beleuchtet war. Das Friſieren gieng äußerſt langſam von ſtatten und immer noch wuſste der Haarkünſtler zu glätten und zu ſchnirgeln. Endlich fiel es dem Kunden auf, daſs an den gaſſenſeitigen Glaswänden die Vorhänge weggezogen waren, daſs ſich draußen eine große Menſchenmenge verſammelt hatte, die hereinſchaute, und daſs er von dem findigen Friſeur als Ausſtellungsgegenſtand benutzt wurde. Man kann ſich denken, daſs er nun nicht mehr lange ſitzen blieb, ſondern dem Inhaber des Ladens rieth, anſtatt ſeiner eine drehbare Wachspuppe ins Auslagefenſter zu ſtellen. Bin zwar ich nichts weniger als ein ſchöner wächſerner Friſeurladenmann, ſo kann man doch nie wiſſen, wozu ein müßiges Publicum ſeine Zeit verſchwendet.

Am nächſten Morgen, einem ſonnigen Sonntag, mahnte mich mein gewiſſenhafter Gymnaſiaſt zum Kirchgange. Wir hörten in der Stadtpfarrkirche die gute und ſcharfe Predigt eines greiſen Prieſters gegen Klatſchſucht und Verleumdung. „Streuet Federn in den Wind“, ſagte er, „und ihr ſeid nicht mehr Herr, ſie einzufangen, ſo wenig, als ausgeſtreute Verleumdung ſelbſt mit dem beſten Willen wieder gut gemacht werden kann.“ Der alte Mann predigte gegen das abſcheuliche und ſo verbreitete Laſter mit vielem Temperament, und das ſtand ihm gut, unendlich beſſer als jenem jungen Prieſter, den ich eine Woche früher gehört, das leidenſchaftliche Eifern gegen Andersgläubige. Mit Glaubenslehren macht mir ſelten ein Prediger das Herz warm, mit Sittenlehren jeder.

Vormittags verließen wir Gmunden, fuhren mit dem Dampfer bis Traunkirchen und von dort mit dem Eiſenbahnzuge über Attnang und Vöcklabruck bis Kammer. Nach dem Mittagsmahle gieng's mit dem Dampfer „Kammer“ über das oberöſterreichiſche Meer, den Atterſee, bis Unterach, von da mit Stellwagen bis See, und von hier mit Dampfer „Mondſee“ über den Mondſee nach Mondſee, wo wir in der Abenddämmerung landeten. Mein Knabe war gut Freund mit dem Capitän geworden. Beſonders viel Spaß machte ihm die flotte Wettfahrt unſeres Dampfers mit dem neuen Concurrenzdampfer, welcher lange Zeit wie ein Pirat hinter uns kreuzte und endlich durch eine ſchlaue Wendung an einer Station uns überholte, während der „Mondſee“ mit majeſtätiſcher Ruhe über die wundervoll ſchöne Waſſerfläche dahinzog.

Im Ganzen waren wir an dieſem Tage über vier Stunden auf dem Waſſer gefahren, was mein Junge als die größte Merkwürdigkeit ſeines Lebens ſofort nach Hauſe berichtete. Das Bereich des Schafberges, der ſeine ſenkrecht abſtürzende Wand den von uns befahrenen Seen zuwendet und die ganze Gegend beherrſcht, war mit Sommerfriſchlern gleichſam bunt beſprenkelt. In Mondſee ſelbſt Wiener Theater, Concerte, Tingl-Tangls. Solche Gegenden ſollte man nicht in der „Saiſon“ beſuchen, wann ſie Stadt ſpielen, ſondern im Frühjahre, im Spätherbſt, im Winter, wann ſie ſtill und groß ihr ehrliches Landthum bekennen.

Am nächſten Tage, als am ſechſten unſerer Reiſe, fuhren wir mit einem Wäglein von Mondſee über das liebliche Thalgau nach Salzburg. Es war eine fröhliche Fahrt in der Morgenfriſche durch hügelige Fichten- und Buchenwälder zwiſchen grünen Wieſen und reifenden Kornfeldern, zwiſchen ſtattlichen, theils ſchweizerartig gebauten Bauernhöfen und Dörfern hin. Wir drällerten auf holperigem Wagen deutſche Alpen- und Wanderlieder und jauchzten manchmal einen Freudenſchrei in das tiefe Blau des Himmels auf. — Da merkt man erſt den Vortheil eines eigenen Gefährtes, man iſt nicht umſchwärmt und umlauſcht von fremden Leuten, man iſt allein mit ſich und der Natur und kann kritiklos je nach Stimmung fröhlich, muthwillig oder nachdenklich ſein.

Als wir bald hinter Mondſee auf einer Höhung in blauer Ferne den Gaisberg bei Salzburg ſahen, merkten wir an ſeinem Rande ein dunkles Wölkchen, das ſich ſachte aufwärts, der Spitze des Berges zu bewegte. Das war der

Rauch des Locomotivs der Zahnradbahn, welche erſt wenige Wochen früher auf den Gaisberg eröffnet worden war, und welche auch uns noch an dieſem Tage auf die Höhe führen ſollte.

Nach dreiſtündiger Fahrt raſſelten wir leicht und munter in die Stadt Salzburg ein. Im Hotel „am Stein" ſtiegen wir ab, um uns alſogleich zu einem Spaziergang durch die Stadt zu rüſten. Die alte Biſchofſtadt hat etwas eigenartig Berückendes: die breite Salzach, die maſſigen Brücken, die ſtattlichen Gebäude, welche vielfach an ſüdländiſche Bauart erinnern, die ſchönen Kirchen, Denkmale und Kunſtſchätze, die Stadt Mozarts und Mackarts. Ferner die rothen ſenkrechten Wände des Mönchsberges mit dem durch den Berg gebrochenen Neuthor, der Peters-Friedhof mit ſeinem Keller, das ſtimmungsvolle Glockenſpiel am Reſidenzplatze, die plätſchernden Fontainen, das Schloſs Mirabell, die Feſtung Hohenſalzburg, der vielgliederige Mönchsberg, der grünbewaldete Kapuzinerberg — und darüber hereinleuchten die Hochzinnen des Untersberges und anderer Felsrieſen, auch die grüne Kuppe des Gaisberges mit den rothen Schrammen der Eiſenbahn und dem Hotel auf der Spitze.

Die Stationen dieſer Bergbahn mit zwölf Zügen des Tages ſind Parſch, Judenbergalpe, Ziſtelalpe, Gaisbergſpitze. Der Zug, gewöhnlich aus zwei Waggons beſtehend, für je dreißig Perſonen berechnet, geht in dreiviertel Stunden bis hinauf. Fahrpreis hin und zurück 3 fl. Der Schaffnerdienſt wird von Soldaten beſorgt, die Bahn gehört dem Staate und ſoll ſich rentieren. — So war's damals.

Wir wählten den Zug, der vier Uhr nachmittags von Parſch abgeht. Auf dem Bahnhof großes Gedränge, jeder und jede wollte ſich im Waggon den günſtigſten Platz erobern. Wenige Minuten hinter dem Bahnhof beginnt die Steigung; dem Jungen, der mitten im Waggon ſitzt, fällt es auf, daſs draußen alle Bäume ſchief ſtehen, als wollten ſie umfallen.

An den Stationen kreuzen die Züge. Oberhalb der Ziſtelalpe, wo ein Gaſthaus ſteht, nach einer langen ſcharfen Steigung von 1 : 4 geht's durch einen Felſendurchbruch; iſt derſelbe vorüber, ſo erſchallt in den Waggons ein vielſtimmiges: Ah! — da unten in blauender Tiefe liegt weit hingebreitet das Salzburger und Oberöſterreicher Hügelland mit ſeinen Ortſchaften und Seen. Zwei Minuten ſpäter ſteht der Zug auf der Höhe des Berges.

Das grüne Hochplateau war zur Stunde beſäet mit Menſchengruppen, die ſich an der herrlichen Ausſicht weideten. Von Weſten gegen Süden, vor allem auffallend, die Schroffen des Hohenſtaufen, des Untersberges, des Watzmann (zwiſchen hin der Großglockner), des Hohen Göll, des Hagen- und Tännengebirges. Weiter gegen Oſten im Hintergrunde die Gletſcher des Dachſteins. Dann das ſteiriſche Gebirge, näher heran das Horn des Schafberges, hinter demſelben das Höllengebirge und der Traunſtein bei Gmunden. Im Norden die Niederung des Hügellandes bis hin zum blaſſen Striche des Böhmerwaldes, dann die Salzach, welche ſich weit hinaus glänzend hinſchlängelt, im Weſten die baieriſche Ebene mit dem fernen Chiemſee. Vom Gaisberg aus ſind neun Seen, zwei Gletſcher, unzählige Berge, ein weites Hügelland und eine unbegrenzte Ebene zu ſehen.

Ich traf auf dem Gaisberg Bekannte aus Berlin und Königsberg, in deren Geſellſchaft ich die Rundſchau machte und dann im Hotel das „Veſperbrot“ nahm. Ein ſolches Veſperbrot, beſonders wenn es in flüſſiger Form genoſſen wird, macht die Fernſicht noch um ein Bedeutendes entzückender; endlich begannen wir ſogar von der Oſtſee zu ſchwärmen und ſtellten Vergleiche an zwiſchen Meer und Hochgebirge, bei denen gewiſslich auch mein kleiner Seefahrer gerne ſein Votum abgegeben hätte, wenn er nicht eben auf einer Schmetterlingsjagd geweſen wäre.

Über dem Traunſtein war ſchon die Nacht heraufgeſtiegen, die leuchtenden Felder des Dachſtein waren ſchon verblaſst und jene des Glockner in Gewitterdunſt gehüllt, als wir in den Waggon ſtiegen und den Berg verließen.

Seit auf dem Gaisberge anſtatt der Kuhſchelle die Eiſenbahnglocke ſchrillt, und ſtatt der Sennin Jauchzen das Locomotive, iſt freilich die Bergweihe dahin, man glaubt, in einem großartigen Kunſtpanorama (Entrée drei Gulden) zu ſein; nur iſt es hier geſtattet, die Gegenſtände mit dem Stock zu berühren. Der Stock aber, mit welchem man hier den Dachſtein betupfen wollte, müſste ſieben Meilen lang ſein.

Der nächſte Tag war wieder ein weißglühender Sonnentag, das blendende Licht der Gebäude und der Straße that dem Auge weh. Es ließ ſich bei der drückenden Hitze nichts unternehmen, doch war es ſelbſtverſtändlich, daſs wir das ſalzburgiſche Landesmuſeum, Hellbrunn und den Mirabellgarten beſuchten. Die Sammlung des Muſeums erzählt laut, welch eine uralte und mächtige Culturſtätte dieſes Salzburgerland iſt. Mir perſönlich am meiſten Vergnügen machte eine aus Gips ausgeführte plaſtiſche Karte des Herzogthums Salzburg. Wie oft habe ich gedacht, wenn doch auch von Steiermark ein ſolches Bild exiſtierte!

Nach Hellbrunn brachte uns die Dampftramway, die zwiſchen Salzburg und dem Drachenloch am Untersberg verkehrt. Die berühmten Hellbrunner Waſſerkünſte: eine Meſſingkugel, die auf ſenkrechtem Strahl ſteht; eine Krone, die von einem Waſſerſtrahl getragen, auf- und niedergehoben wird; ein Glasſturz aus Waſſer über einem Roſenſtrauß; der Regen aus Wänden, Fußpflaſtern, Plafonds und Hirſchgeweihſpitzen mit natürlichem Regenbogen; die Zaubergrotte mit den wiſpernden, pfeifenden und ſchnarrenden Ungeheuern; dann die durch unſichtbares Waſſer bewegten Figuren: der Müller, der Schmied, der Schleifer, der Halsabſchneider; der alles Handwerk beſchäftigende Tempelbau mit Orgelklang, der ebenfalls durch Waſſer erzeugt wird u. ſ. w., machten meinem Jungen ein himmliſches Vergnügen. Schließlich ließ ſich auch St. Peter mit ſeinen weltberühmten Waſſerkünſten nicht ſpotten, und wir kamen unter Blitz und Donner hübſch durchnäſst in den Tramwaywagen.

Im Mirabellgarten unterhielt ſich mein Sepp eine Stunde lang am Vogelhaus mit einem geſchwätzigen Kakadu, während ich vor dem Denkmale eines früh verſtorbenen Freundes ſaß, des Grafen Hugo Lamberg. Dieſem Manne, der ſeiner Liebe zur Natur und zum Volke auch als humorvoller Dialectdichter ſchönen Ausdruck gab, hat die Section Salzburg des öſterreichiſchen Touriſtenclubs ein kleines Standbild aus Erz aufgeſtellt im Mirabellgarten, und rings um dasſelbe Alpenblumen gepflanzt, die ſich freilich dem Barockſtyl des Parkes, der gleichſam noch die gepuderte Perücke auf hat, nicht recht anpaſſen wollen.

Am Abend machten wir einen Spaziergang auf den Mönchsberg, von welchem aus geſehen ſich Salzburg am ſchönſten ſtellt. Wir wollten auf der andern Seite des Berges nach der Vorſtadt Riedenburg hinab, ſtanden aber plötzlich vor der ſenkrechten Wand, in welcher der Mönchsberg nach drei Seiten abſtürzt. Wir hatten uns alſo auf dieſem Berge, der ſozuſagen doch mitten in der Stadt ſteht, verirrt, und fanden mit einiger Mühe den Abſtieg zur Reitſchule. An demſelben Tage hörten wir von dem Thurme des Glockenſpieles die „letzte Roſe“ klingen, ein elegiſch ſüßer Eindruck, mit welchem der zweitägige Salzburger Aufenthalt ſtimmungsvollen Abſchluſs fand.

Ich hatte, wahrſcheinlich aus Urſache der großen Hitze, in Salzburg ſtark an Aſthma zu leiden und fühlte mich körperlich ſo unwohl, daſs ich gezwungen war, alle Beſuche bei lieben Bekannten daſelbſt zu unterlaſſen und mich als Fremdling herumzutreiben. Doch glaubte ich, manches mir freundlich zunickende Geſicht geſehen zu haben, wie gerne hätte ich ihm zugerufen: „Tauſend Grüß Gott!“ wenn ich eben ſprechen gekonnt hätte.

Am achten Tage unſerer Reiſe verließen wir nachmittags Salzburg und fuhren der Salzach aufwärts über Hallein, Golling und durch die einſt ſchauerliche, heute entzückende Gebirgsſchlucht Paſslug nach Biſchofshofen. Dort ſtiegen wir in den Zug, der nach Steiermark geht! da war es leer, das ganze bequeme Coupé gehörte uns. Vom Tännengebirge herab kam ein erfriſchender Regen, der traulich an unſere Fenſter ſchlug. Die wilde Großartigkeit der Gegend war in ein ſanfteres Alm- und Waldland übergegangen, mir war wohl.

Bei Eben verſäumten wir nicht, durch das dort ſich öffnende Fritzthal nach einem alten Bekannten auszulugen, aber der hohe Herr war tief in Regenwolken gehüllt; wir ſahen ihn erſt wieder, und zwar in großer Nähe, als wir am ſelben Abende oberhalb Schladming am toſenden Thalbach ſtanden. Wir ſahen ihn jetzt an der ſüdlichen Seite, ſowie wir ihn von Altauſſee, der Zwieſelalpe und dem Gaisberge aus an der öſtlichen und nördlichen geſehen hatten. Hierher ſchaut der Dachſtein mit ſeiner Felſenſtirn. Ein Greis, hat er die grauen Locken nach rückwärts gekämmt, man ſieht nur wenig von ihrem ſilbernen Blinken.

Auch in Schladming war mir der geplante Aufenthalt bei lieben Freunden durch Unwohlſein verleidet; es war hier die dritte Nacht, in der ich kein Auge ſchloſs. So fuhren wir am nächſten Tage, den Ring um den Dachſtein bei Steinach ſchließend, der Enns, Palten, Lieſing und Mur entlang, ins Thal der Mürz.

Das war unſerer Reiſe am neunten Tage. Trotz der Beſchwerden war's eine der genuſsreichſten Fahrten meines wandelbaren Lebens. Hatte körperliches Unbehagen ſchon allzuſehr gedrückt, ſo war meine Seele flink hinübergehüpft auf die jugendfriſchen Sinne meines Knaben, um von dort aus die Schönheiten und Freuden zu genießen, die der liebe Gott — Ehr' und Dank ſei ihm! — ſo reich und gnadenvoll hat ausgegoſſen über unſer Heimatland.

Kreuzſäulen und Hauskapellen.

Den Fremden, die in unſere Alpenländer kommen, fallen die vielen Kreuzſäulen, Heiligenbilder und Kapellen auf, die an Straßen, Dorfgaſſen, Feldwegen und Waldſteigen ſtehen. Nicht die eigentlichen Votivſäulen und Martertafeln, Peſt- und Türkenkreuze, auch nicht die Kirchlein und Meſskapellen habe ich heute im Sinn, ſondern die Bildniſſe, Kreuze und Hauskapellen, die nicht ſoſehr aus äußeren Anläſſen, als vielmehr aus inneren Beweggründen oder infolge alten Herkommens entſtanden ſind.

In den Flächen des proteſtantiſchen Deutſchland gibt es auf freiem Felde kein Lied und kein Kreuz. In den Alpen wandelt man keine Straßen, wo nicht ein heller Jodler oder Juchſchrei in unſer Ohr, nicht das ernſte Bild des Erlöſers oder eines anderen der Himmlichen in unſer Auge fällt. Denn der Sinn des Älplers verlangt künſtleriſchen Ausdruck ſeiner Stimmungen und ſeines Weſens. Das Jauchzen iſt wohl auch in unſeren Bergen ſeltener geworden. Kreuze aber gibt es in mancher Gemeinde mehr als Menſchen. Stehen deren doch ſchon auf dem Friedhofe einige hundert, ungezählt derer, die an Kreuzwegen, Feldrainen, Waldrändern, Brunnen, Grenzpunkten, Brücken, Päſſen und an den Gehöften ragen. Es gibt Gegenden, in welchen faſt jeder Bauernhof ſeine Kreuzſäule, ſein Hauskapellchen hat. Nur bei den Kleinhäuslern ſind ſie nicht zu finden, als ob es ein Vorrecht der Großhöfe wäre, ſolch religiöſe Zeichen öffentlich aufzuſtellen. Vielleicht hat's ein ſolches Vorrecht thatſächlich einmal gegeben, denn auffallend war es mir oft, daſs die Kleinhäusler ihre Bildniſſe ſtets innerhalb ihres Daches, faſt nie im Freien aufrichten.

Der Bauer ſtellt ſeine Kreuzſäule auf an der Wegzweigung, damit jeglicher Gang geſegnet ſei, am Feldraine, damit die Früchte vor argen Wettern geſchützt bleiben; an Waldrändern, damit die böſen Geiſter der Schatten nicht herrſchend werden; an Brunnen, damit kein ſchlimmer Trunk die Geſundheit des Durſtigen ſchädige; an Grenzpunkten, damit ein Siegel ſei des Rechtes zwiſchen mein und dein; an Brücken, damit die Waſſer nicht zerſtören ſollen; an Bergpäſſen als Zeichen, daſs jegliche Höhe dem Herrn geweiht ſei; an ſeinem Gehöfte endlich als Schutz und Schirm gegen alle Feinde.

Die Formen und Bauarten der Kreuze ſind höchſt verſchieden. Es gibt Steinſäulen, gemauerte Säulen mit Niſchen und Holzdach, es gibt hölzerne Kreuze, manchmal bis zu zwölf Schuh Höhe, mit breitem Holzdache und einem Brettermantel rückwärts, der nicht bis zur Erde geht, ſondern die Form eines „Meſsrockes“ hat. Es gibt kahle Kreuze ohne Dach und ohne Rückwand und ohne Bild; es gibt ſolche mit zwei und drei Querbalken und den Marterwerkzeugen des Heilands; dieſe Kreuze ſind oft ſehr hoch, man ſieht in ihnen einen Schutz gegen Ungewitter. Es gibt Kreuze und Bildkäſtchen, die an Baumſtämme genagelt ſind, oder an Wände der Häuſer. Es gibt Bildniſſe, die mit rothen Strichen ungefüg an die weißen Außenwände der Häuſer gemalt ſind! Es gibt gemauerte Kapellchen mit förmlichen Altären, vor welchen ſogar einige Kniebänke angebracht ſind. Es gibt Kapellchen aus Brettern gezimmert; die zumeiſt geſchloſſene Thür iſt mit einem Gitter aus Holzlatten verſehen, ſo daſs man zwiſchen ſolchen Latten hineinblicken kann. Die Kreuze und Kapellen ſind zumeiſt mit möglichſt vielen Gemälden, Statuen, kleinen Papierbildern und auch frommen Inſchriften geziert. Ich werde weiterhin ein ſolches Bauernhofkapellchen näher beſchreiben.

Als Bildniſſe der Kreuze und Kapellen ſind in Steiermark vorwiegend: Der Gekreuzigte, die heilige Dreifaltigkeit, die Mutter Gottes mit dem Kinde oder mit dem Leichname des Heilandes, ferner der heilige Joſef, der heilige Johannes von Nepomuk, der heilige Sebaſtian, der heilige Leonhard u. ſ. w.

Manches der Kreuze gehört der ganzen Gemeinde, wird von dieſer gebaut und erhalten; weitaus die größte Mehrzahl gehört einzelnen Bauern; ſelbſtverſtändlich genießen auch dieſe von allen und jedem die gleiche Verehrung. Der Bauer geht an keinem öffentlichen Kreuze, Heiligenbilde vorüber, ohne ſeinen Hut zu rücken oder ſich mit dem rechten Daumen zu bekreuzigen. Letzteres gilt als ein Zeichen beſonderer Frömmigkeit. Aber die Allerfrömmſten thun noch mehr, ſie küſſen den Stamm des Kreuzes, oder wenn dieſe erreichbar ſind, die Füße des Gekreuzigten. An manchem Kreuzſtamm hängt an Kettlein ein großer eiſerner Nagel, der als Werkzeug der Erlöſung beſonders innig geküſst zu werden pflegt. Aber auch jedes andere Heiligenbild wird andächtig geküſst. Und das war's ja, weshalb mir als Knabe einmal die Ohren gedreht worden ſind. Ich hatte auf ein Blatt Papier mit Kohlenruß und Heidelbeerſaft eine Mutter Gottes gemalt und das Bild dann am Waldwege an einen Baum geklebt. Nun kam der fromme Grabelbauer, dachte: das iſt brav, daſs ſie dahier ein heiliges Frauenbild angeſchlagen haben, und küſste es. Als er es nachher erfahren, daſs das Bild aller heiligen Weihe entbehre, daſs es vielleicht nur ſo aus Übermuth entſtanden und demnach gleichſam ein Götzenbild ſei, rieb er ſich die Lippen, ſuchte den Erzeuger auf und brachte es mir zum ewigen Gedächtniſſe bei, daſs es nicht angehe, ohne kirchliche Weihe ein Heiligenbild zu ſtiften.

Hieraus erſieht man, daſs alle öffentlichen Kreuze und Heiligenbilder die prieſterliche Weihe haben müſſen. Iſt irgendwo ein neues Kreuz, eine Kapelle errichtet, ſo beeilt ſich der Errichter, es ſofort ſeinem Pfarrherrn anzuzeigen und um die Einweihung zu bitten. Dieſelbe wird gewöhnlich für den Nachmittag eines Sonntags anberaumt. Zu ſolcher Zeit findet ſich der Prieſter bei dem neuen Kreuze ein, wo viele Leute, oft eine halbe Gemeinde, ſich verſammelt haben. Sie ſtehen oder ſitzen oder liegen auf dem Raſen umher, plaudern, ſchäkern oder rauchen Tabak. Wenn der Geiſtliche kommt, wird die Stimmung eine kirchliche, man nimmt den Hut vom Kopf, die Pfeife aus dem Munde und horcht der Chriſtenlehre, die der Geiſtliche hält. Nach derſelben wird mit brennenden Lichtern, Weihwaſſer und lateiniſchem Gebete die Weihe der bekränzten Bildſäule vorgenommen und von dieſer Stunde an iſt ſie des frommen Grußes und Kuſſes würdig. Bisweilen entwickelt ſich bei ſo einer Kreuzweihe ein förmliches Volksfeſt, das einen recht weltlichen Verlauf nimmt und bei welchem mancher Burſche frommer Inbrunſt voll ein Bildſtöckel küſst, das noch nicht geweiht iſt und herzlich wenig Ausſicht hat, geweiht zu werden.

Manche Kapellen ſind mit bedeutendem Koſtenaufwande hergeſtellt worden; die Leute haben Geld draufgehen laſſen und daraus mag man am beſten erſehen, wie ernſt es ihnen mit der Religion geweſen iſt. Es gibt wohl auch eine andere Auslegung. Das Hauskreuz, die Kapelle galt als ein Prunkſtück, dabei wollte keiner zurückſtehen und mancher mag aus Eitelkeit ſeine Kapelle „wunderſchön“ haben herrichten laſſen. Dann iſt ſie das Schatzkämmerlein, das Reliquienkäſtlein für Kunſt und religiöſe Kleinodien geworden. Alles, was ſich im Hauſe an Heiligenbildern, Statuen, Kreuzlein, Amuletten und dergleichen fand, kam in die Kapelle.

In meiner Gegend hatte der Stinbauernhof, der an der Straße ſtand, die ſchönſte Kapelle. Sie war nur aus aufrechtſtehenden Brettern gebaut, mit einem pyramidenförmigen Schindeldache eingedeckt, hatte eine hölzerne Thür mit Spangen, durch die jedermann hineinſchauen konnte; denn hineingehen konnte man nur an hohen Feſttagen, wenn ſie aufgeſperrt war. Es waren rechts und links ein paar Sitzſtühle drinnen wie in der Kirche. Es war ein Altar mit Stufen und zierlichen griechiſchen Säulchen, die oben ihre Capitäler und abgebrochenen Rundbogen hatten. In der Mitte ſtand ein ſehr altes, aus Holz geſchnitztes Bild der Mutter Gottes mit der vergoldeten Kaiſerkrone und dem Chriſtkinde. An beiden Seiten zwei nackte Englein mit goldenen Flügeln, welche die vergoldeten Kerzenleuchter in die

Luft hinaushielten. Daneben die Bilder: das Herz Jeſu und das Herz Mariä. Dann waren auf mit weißem Spitzentuche bedeckten Altartiſche noch ſechs weitere, roth und blau angeſtrichene Leuchter, dann waren Blumentöpfe mit Roſenbäumchen; dieſe letzteren blühten in bunten Papier- und Leinwandroſen, waren ſchon verblaſst und ſehr ſtaubig. Solche künſtliche Roſen mit Bändern waren auch neben und über der Mutter Gottes und weiterhin an den Bildern zu ſehen. Von der Decke hieng ein „Heiliger Geiſt“ herab, eine fliegende Taube, ebenfalls mit einem Kranze aus Leinwandblumen umgeben. An den Wänden herum ſtanden die geſchnitzten Figürlein vieler Heiligen: der heilige Erhard mit dem Ochſen, der heilige Nikolaus mit den drei Äpfeln, die heilige Katharina mit dem Rade, der heilige Laurentius mit dem Roſte, der heilige Georg mit dem Drachen, der heilige Simon mit der Säge und die heilige Magdalena mit dem krauſen Goldhaar und dem Todtenkopf. Wer es wiſſen will, was ſolche Zeichen der Heiligen bedeuten, der frage einen Bauern aus der alten Schule. Zwiſchen dieſen Statuen, wo an der Wand noch Platz war, klebten papierene Bilder der Gnadenkirche zu Mariazell, des gekreuzigten Erlöſers, der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus und des Vaters Radetzky. Den letzteren dürfte ein Knecht des Stinbauers heiliggeſprochen und hierhergeopfert haben; derſelbe hatte unter Radetzky den italieniſchen Krieg mitgemacht. Ferner hiengen an der Wand kleine, viereckige, ovale und runde Bildchen mit Rauſchgold ausgeſtattet und in Glas gefaſst; daneben Roſenkranzſchnüre. Dann hieng an der Wand am rothen Bändchen ein verſchrumpftes Lebkuchenherz; dasſelbe, welches der Hiesbauer der Stinbauertochter geſchenkt, als er ihr ſeine Liebe geſtanden. Daneben ein vergilbter weißer Kranz aus Leinwand; derſelbe war auf dem Blondköpflein der Stinbauertochter gelegen, als ſie neben dem Hiesbauer vor dem Altare ſtand. Und nahe an dieſem Kranz war ein bleifarbiges Seidenband in eine Schleife gewunden; dieſes Band war auf der Stinbauer-Tochter Sarg gelegen, nachdem der Hiesbauer ſie zutode gepeinigt hatte. Und am Altare auf einem Leiſtchen lag auch der Donnerkeil, welcher einſt in des Stinbauers Almſtadl eingeſchlagen hatte. Und in einer Ecke lehnte ganz verroſtet die Pflugſchar, welche einem Vorfahren des Stinbauers beim Ackern in den Leib gegangen war.

Alſo gab es der Erinnerungen aus der Geſchichte des Hauſes gar manche in der Kapelle und ich erlebte es gerade, als eine neue dazukam.

Gieng ich als zwanzigjähriger Knabe an einem Samstagabende hin zur Stinbauernkapelle, um zu beten. Denn daſs die Jungmagd Johanna zu dieſer Zeit kam, um die Kapelle auszuſtauben, das wuſste ich. Sie war auch ſchon drinn, nahm aus den Blumentöpfen eben die leinwandenen Roſen und ſtellte wirkliche Pfingſtroſen hinein, die mir überhaupt immer ſehr gefielen, weil ſie gar ſo ſchön roth ſind. Weil jetzt juſt der alte Stinbauer daherkam, ſo that ich, als gienge ich ganz zufällig und ganz unſchuldig an der Kapelle vorüber, denn das war ja die Straße, und die Straße gehört jedermann. Der Alte ſchnauzte die Junge ſofort an, was ſie da mache? Was ihr die Roſenbäume in den Töpfen im Wege wären?

„Mein Gott“, antwortete die geſcheite Johanna, „im Wege ſind ſie mir nicht. Wie ſollten mir denn dieſe Roſenbäume im Wege ſein! Aber ſchön ſind ſie nicht mehr, und die wirklichen Roſen ſind ja viel ſchöner!"

„So!" ſchnob der Alte, „warum machen ſie denn nachher Roſen aus Leinwand und Seiden, wenn die wirklichen, die auf dem Miſte wachſen, ſchöner ſind? Und warum kauft man denn die Leinwand- und Seidenroſen um theueres Geld, wenn die wirklichen, die umſonſt wachſen, ſchöner ſind? He, Urſchel, dumme, was ſagſt denn dazu?"

„Mein Gott", antwortete ſie, „was kann ich denn dazu ſagen. Ich kann nichts ſagen, als daſs die wirklichen Roſen halt ſchöner ſind, wie die anderen. Ich kann ja nichts dafür!"

„Du kannſt nichts dafür!" ſchrie der Alte, „abfahren ſollſt mit dieſem Zeug!" ſchleuderte ihr die Pfingſtroſen vor die Füße und wackelte davon.

Dieſes Davonwackeln des Alten mit den Säbelbeinen war an und für ſich nicht ſchön, allein mir ſehr angenehm. Ich gieng in die Kapelle, hob die rothen Roſen vom Boden auf und ſagte ganz manierlich zur Jungmagd: „Ich bin zwar noch kein Heiliger; ganz ein klein Stückel fehlt noch, daſs ich's bin, aber wenn du dieſe ſchönen Roſen mir verehren wollteſt! Ich wüſste einen noch beſſeren Platz für ſie, als in dieſen Töpfen."

„Ja, das möcht' ich ſchon wiſſen!" ſpottete ſie. Dieweilen ſtellte ich mich nahe vor die Jungmagd hin und ſteckte ihr die großen, brennenden Pfingſtroſen an den Buſen. Sie ließ es zu meiner Überraſchung ganz ruhig geſchehen. Faſt erſchrocken war ich darüber, denn gewöhnlich koſtet es fürs erſtemal keinen geringen Kampf, wenn man ſo ein Altärlein ſchmücken will. — Es iſt eigentlich nicht zu verſtehen, warum ein Burſche von zwanzig Jahren aufwärts ſo ſehr darauf losgeht, einen Mädchenmund zu küſſen. Es iſt ja nichts. So auch damals. Als ich ſoweit war mit den Pfingſtroſen, wollte ich der Jungmagd einen Kuſs geben.

„Mein Gott“, ſagte ſie und wandte ſich ſehr entſchieden ab, „ich bin ja nicht geweiht! Wenn du was küſſen willſt, da ſind die Heiligenbilder, die ſind wohl geweiht!“ Und fort war ſie.

Solche Dirndln gab's damals im Stinbauernhofe — man kennt ſich frei nicht aus.

Endlich, daſs ich mit der Schilderung der Kapelle zu Rande komme, hieng vor dem Altare von der Decke an drei Kettlein ein blechernes Herz herab, das hatte zwei ausgebreitete Flügel wie ein Vogel, und es hatte ein rothes Gläslein mit Öl, denn das war die Ampel. Und wenn ein Gedächtnistag kam, der Jahrestag einer Hochzeit, eines Sterbens im Stinbauerhofe, da zündete die Stinbäuerin dieſe Ampel an und ließ ſie brennen den ganzen Tag.

Am Sonntagvormittage, während die Kirchengänger im fernen Pfarrdorfe ſind, verſammeln die Haushüter ſich in der Kapelle und beten bei brennenden Kerzen laut ihre Sonntagsandacht.

Es gibt Gegenden, wo man die Leichbretter, die Läden, auf welchen Todte aufgebahrt gelegen, an den Kreuzen und Kapellen aufbewahrt. Derlei gibt eine beſondere Stimmung. An vielen Kreuzen iſt unterhalb am Sockel in einer Niſche das Bild der armen Seelen im Fegefeuer angebracht: Mitten in einem flammenden Feuerofen ſitzen nackt und bloß, mit aufgehobenen Händen, Männlein und Weiblein; an manchem Kreuzbilde iſt dargeſtellt, wie das Blut Chriſti niedertropft, um die Feuersqual zu dämpfen.

Häufig ſind an Kreuzſäulen und Kapellen fromme Sprüche angebracht, zum Beiſpiel: „Jeſus, durch die Wunden dein, laſs uns nicht verloren ſein.“ — „Heilige Maria, Himmelskönigin, bitte für uns und für die armen Seelen im Fegefeuer.“ — „Menſch, ſtehe ſtill und denke nach, wirſt du Erbarmen finden?“ — „O armer Sünder mein, du willſt in Lüſten ſein, und hier am Kreuzesſtamm ſtirbt das Gotteslamm!“ — „O Herr Jeſu Chriſt, der du am Kreuz geſtorben biſt, durch deine Todespein laſs uns nicht verloren ſein. Wer dieſes Gebet mit Andacht betet, gewinnt hundert Tage Ablaſs.“ — „18 liebe Engel und 49 Heilige Gottes, bittet für uns!“ (Hier iſt die Jahreszahl der Erbauung mit dem frommen Spruche vermengt, Ungeſchicklichkeiten, die häufig vorkommen.) — „Gelobt ſei die heilige Dreifaltigkeit, renoviert 1854.“ — „Der Himmel iſt dein Hut, die Erden iſt dein Schuh, Maria iſt dein Gut, und Jeſu deine Ruh!“ — „O gekreuzigter Heiland, ich opfere dir auf meine guten Werke und meine Sünden, mein Leben und mein Sterben, thu' mich nicht verderben. Gelobt ſei Jeſus Chriſtus.“ — „Gelobt und gebenedeit ſei das allerheiligſte Sakrament des Altars und die unbefleckte Empfängnis der allerſeligſten Jungfrau Maria in alle Ewigkeit, Amen.“ — „O heiliger Schutzengel mein, laſs mich dir empfohlen ſein, führe mich auf dunklem Pfade durch das enge Thor der Gnade einſt zu Gott im Himmel ein.“ — „Wenn ſchon der am Kreuze rief: Warum haſt du mich verlaſſen? Wie wird auf dem Todtenbett erſt der Sünder Hoffnung faſſen?“ — „Ich bin und weiß nicht wer, ich komm' und weiß nicht woher, ich geh' und weiß nicht wohin, mich wundert's daſs ich ſo fröhlich bin." — „Steh auf vom Erdenſtaub, der Herr rufet dich!" — „Heiliger Sebaſtian, du biſt der ſtarke Waſſermann, in Waſſergefahr und Noth bitt' für uns bei Gott." — „Wie ſchön iſt's auf Erden bei Sonnen- und Sternenſchein, o Chriſt gedenke, wie ſchön wird's erſt im Himmel ſein!" — „O Herr, erhöre uns! o Herr, erlöſe uns! Vor deinem Gericht verdamm uns nicht!" — „Auf Weiden und auf Heiden ſollſt du die Sünden meiden. Auf Gaſſen und auf Straßen ſollſt du die Sünden laſſen. Dann wirſt auf allen Wegen finden Gottes Segen." — „O Menſch, knie nieder an dieſem Kreuzesſtamm und bete ein Vaterunſer für deinen größten Feind!" — „O Jungfrau rein, ich liebe dich! O Jungfrau rein, ich küſſe dich! O heilige, ſüße Jungfrau rein, ich möchte immer bei dir ſein!" —

Manches Sprüchlein iſt, wie man ſieht, gar ſinnig und innig und wohl imſtande, das Weltkind einen Augenblick ſtutzig zu machen in ſeiner Jagd nach irdiſchem Gewinn.

So zahlreich die Kreuze und Hauskapellen ſind, auch mit ihnen wird es aus werden. Gar manche derſelben, die in meiner Jugend aufgerichtet in ſchöner Zier prangten und verehrt wurden, ſtehen jetzt tief eingeſunken da, halb vermorſcht und vermoost, und an ihrem Fuße wächst grünes Gras, das nicht mehr zertreten wird. Nicht jede Kreuzſäule, die umfällt, wird wieder aufgerichtet, und mehr als ein Plätzchen kenne ich, wo einſt eine fromme Kapelle geſtanden, und heute eine Kugelbahn, ein „Luſthaus", ein „Salettel" ſteht, deren Wände aus Bildern mit illuſtrierten Zeitungen tapeziert ſind. An Wegen und Stegen ſtehen anſtatt Kreuzſäulen Wegweiſer, Touriſtentafeln oder eine Säule mit der weithinſchreienden Inſchrift: „Das Betteln bei Strafe verboten!“

So ändern ſich die Zeiten. Immer ſeltener werden die Emporzeiger und Aufblicke zu dem Idealen. Trotz aller Brillen, welche die Wiſſenſchaft ihm aufzuſetzen vorgibt, wird der moderne Menſch immer kurzſichtiger; er hat nur ein Auge für ſeine nächſte Umgebung; ins Jenſeits hinüber dringt weder ſein Blick, noch ſeine Sehnſucht.

Der Dorfbahnhof.

Dieſes Haus iſt bisher immer vergeſſen worden, wenn man das Dorf geſchildert hatte. Das wundert mich, denn es macht ſehr viel Lärm, mehr als jedes andere Haus im Dorfe, ſogar mehr als die Kirche. Die Kirche läutet nur zu den Gebetſtunden, am Bahnhofe läutet's und pfeift's Tag und Nacht. Die Glocke am Bahnhofe läutet nicht die Leute zuſammen, denn wer auf dieſes Läuten warten wollte, der käme zu ſpät, ſie läutet die Züge ein und aus gleich der Kirchenglocke, die den Wallfahrerzug ein- und ausläutet. „Beim Eiſenbahnfahren bin ich wie der Biſchof", ſagte der Kalbelbauer, „beim Biſchof läuten auch die Glocken, wenn er ankommt und wenn er abreist." — Und dieſe Glocke am Bahnhof läutet, wie ein Lied ſagt, dem abgehenden Zuge nach,

„Weil mitten auf dem Feld,
Wo das Unglück paſſiert,
Kein Zügenglöcklein
Geläutet wird."

Das Locomotiv pfeift dem Bauer, er möchte nur mitfahren, aber der Bauer iſt beim Schalter des Fahrpreiſes wegen mit dem Beamten nicht einig geworden und ſo ruft er nun dem puſtenden Ungethüme nach: „Pfeifſt mir lang gut, ich geh' zu Fuß!“ — Ja, ſo mag es ſich zu Anfang der Eiſenbahn einmal zugetragen haben, heute weiß jedes Bäuerlein und jedes alte Weiblein, daſs beim Dampfwagenfahren nicht gefeilſcht wird. Wem's zu theuer iſt, der reitet auf Schuſters Rappen; und wenn alles auf Schuſters Rappen reitet, oder auf dem Steirerwäglein fährt, oder — was das Billigſte und Beſte iſt, ganz zu Hauſe bleibt, dann läſst die Eiſenbahn ganz von ſelber nach, ohne daſs man feilſcht, und geht mit dem Preiſe herab bis auf einen Kreuzer per Kilometer -- ſo billig kann's Schuſters Rappen nicht mehr thun; jetzt pfeift der Kutſcher, aber der Bauer ſagt: „Pfeifſt mir lang gut, ich fahr' auf der Eiſenbahn.“

So hat ſich's gewendet, daſs nun auch das Gebirgsbäuerlein mit dem Bahnhofe nicht weniger vertraut iſt, wie mit dem Schulhauſe oder dem Dorfwirtshauſe. Allſonntägig iſt ihm jetzt die weite Welt offen um wenige Kreuzer. Früher hat ihm auf dem Jahrmarkt der Guckkaſtenmann für zehn Kreuzer durch das Guckglas die Welt in Bildern gezeigt, jetzt fliegt ihm für denſelben Preis am Waggonfenſter die wirkliche Welt mit Dörfern, Schlöſſern, Brücken, Bergen und ſogar Städten vorüber. Dann trinkt er in der Stadt ſein Schöppel Wein, macht ein Geſchäft ab und fährt gemüthlich wieder heim.

Weil die Eiſenbahn ſo billig geworden iſt, gibt der Mann mehr aus, als wenn ſie theuer und er daheim geblieben wäre, und ſo iſt's ſchon in einem, daſs wir uns nun anſtatt der Tabakspfeife eine Cigarre in den Mund ſtecken, wenn ſie auch nicht ſo gut ſchmeckt, vornehmer iſt ſie doch; und wenn ſie unterwegs dem unkundigen Raucher auch immer wieder auslîſcht, und wenn ihm auch etwas ungleich geworden ſein ſollte im Magen: bevor er zu ſeinem heimatlichen Dorfe kommt, ſteckt er ſie auf alle Fälle wieder in Brand, denn die Cigarre vollendet erſt das richtige Anſehen des Eiſenbahnfahrers. Das Locomotiv raucht ja doch noch einen viel ſtärkeren Tabak und raucht ſogar, ohne ſich viel zu entſchuldigen, zu den Fenſtern jener vornehmen Herren- und Damen-Coupés hinein, in welchen das Rauchen nicht geſtattet iſt.

Mancher auf der Eiſenbahn fahrende Bauer bekommt vor Hochmuth ſogar einen kleinen Rappel, wie der alte Steckleitner zu K., dem das „Grüß Gott“ zu ſchlecht war. „Grüß Gott, Steckleitner!“ rief ich ihm auf dem Bahnhof zu, als er ausſtieg. „Ich habe die Ehre!“ antwortete er zurück, und da er ſah, daſs ich darüber ſtutzte, ſprach er: „Wenn der Herr einen bäueriſchen Gruß bietet, ſo kann der Bauer wohl mit einem herriſchen aufwarten“. „Das Grüß Gott iſt der beſte Gruß“, war hierauf meine Antwort; „ich habe keinen beſſeren. Selbſt der Kaiſer ließ ſich ihn letztens freundlich gefallen und dankte zurück: Grüß Gott auch! Aber natürlich, der Bauer, wenn er aufs Roſs kommt, und wäre es auch dasſelbe, welches den chroniſchen Lungendampf hat, der gibt's nobel.“ Solches ſagte ich, da hat der Steckleitner ſich ein biſſel geſchämt.

Aber nicht allein für Ehr' und Stolz iſt die Eiſenbahn im Dorfe ausnützbar, wohl auch für Liebe.

Der feſche Knecht möchte ſeiner Dirn am Sonntage gern ein Glas Wein zahlen und Zucker hinein, aber daheim im Dorfwirtshaus wachen die ſtrengen Augen der Väter und die ſcheelen der Nebenbuhler und es iſt keine Gemüthlichkeit unter ſo vielen Augen, wo deren vier mehr als genug ſind, ſo daſs ſogar von dieſen ein Theil zugedrückt werden kann, falls die Liebe es nicht vorzieht, das Paar ganz zu blenden. Dieſem Paar nun pfeift das Locomotiv: Kommt nur mit mir, bei mir iſt's nicht ſo heikel. Wenn ihr wüſstet, wie viele rollende Brautgemächer ich täglich durchs Land führe! — Gut, ſie fahren am Sonntagnachmittag in die Fremde, die ſtarke Stunde um zehn Kreuzer; und wenn eine ſchwache daraus wird, koſtet ſie auch nicht weniger. Dann in der Fremde ein Wirtshaus, ein Spaziergang, ein Feigenkranz, eine Cigarre — ſpät abends angeheitert wieder daheim — wen geht's was an?

Und erſt, wenn das Dorf in Scharen „aufſitzt“! Wenn der Turnverein, die Feuerwehr, der Geſangverein einen Ausflug macht und ſchallendes „Grüß Gott mit hellem Klang, Heil deutſchem Wort und Sang!“ geſungen wird auf dem Bahnhof! Es gibt kaum ein weltliches Feſt mehr im Dorfe, das nicht auf dem Bahnhofe anfienge oder zu Ende gienge.

Der Bahnhof iſt der Mittelpunkt des Dorfes geworden, auch wenn man nicht abreist. Erlaubt es die Zeit, ſo geht man auf den Bahnhof, wenn die Züge verkehren. Da ſieht man die Abfahrenden und Ankömmlinge, da ſieht man allerhand Geſichter; manchmal ſchaut zum Waggonfenſter ſogar ein Mohr heraus, an welchem nichts weiß iſt als das Weiße in den Augen und die fletſchenden Zähne. Nett iſt es auch zu ſehen, wie der Zug einfährt, ſtets mit ſolcher Heftigkeit, daſs man meint, ſie könnten ihn nicht aufhalten zu rechter Zeit; aber genau an der richtigen Stelle ſteht er ſtill, und eine Minute nachher ruft der Schaffner ſein „Fertig!“ und das Ding ſetzt ſich wieder ſchnarrend in Bewegung. Man blickt ihm nach, bis die rückwärtige Wand des letzten Wagens zuſammengeſchrumpft iſt zu einem winzigen Quadratchen — dann hat man's geſehen und geht wieder heim.

Zehn Kreuzer für den Eintritt in den Bahnhofplatz! Das Geld kommt der Krankencaſſe der Eiſenbahner zu gut. Ah na, denkt ſich der Bauer, da ſchau ich lieber von außen über den Zaun hinein, da kommt das Geld mir zu gut. — Die Eilzüge halten nicht an, ſind aber doch der Mühe wert, daſs man zuſieht, wie ſie vorbeiſauſen, daſs die Weichen „ſcheppern“ und der Erdboden dröhnt. Selten dreht der Bauer ſeinen Kopf ſo ſchnell, als wenn er dem vorüberfahrenden Eilzug nachſchaut. Man kann auch nicht wiſſen, wer auf dem Zuge iſt, lauter hohe Herren und ſeidene Frauen. Und was alltäglich für Grafen und Prälaten und Fürſten durchs Dorf kommen, ſeitdem die Eiſenbahn geht! „Ja Schneggen, da hat einer was davon!“ ſagt der alte Poſtmeiſter von ehemals. „Die Prälaten und Fürſten ſind am beſten, wenn ihnen ein Wagenrad bricht!“

Gott bewahre, das gebe jetzt ein Eiſenbahnunglück. Unſere Zeit iſt in allem großartig. Draußen vor den Häuſern am Damm unter Trümmern hundert Verwundete, fünfzig Todte! Das ſieht ſich anders an, als wenn eine Kutſche in den Straßengraben ſtürzt und der weit hintendrein humpelnde Handwerksburſche ausruft: „Gott Lob, mir iſt nichts geſchehen!“

Der auf der Eiſenbahn reiſende Cavalier iſt nicht einen Augenblick ſicher, in einem Bauerndorfe einkehren zu müſſen, und daſs ihm nicht von einem Dorfbader ein Verband angelegt wird; und ſicherer ſteht's am Ende doch noch immer mit der elenden Lehmhütte, als wie mit dem eleganten Salonwagen. Als die Eiſenbahn aufkam, wollten die Leute nicht mitfahren, denn die Dorfweiſen ſagten: „Neun kommen glücklich durch, den zehnten behält ſich der Eigenthümer des Unternehmens, der Teufel.“ Denn damals gab man dem Gutsherrn und dem Pfarrer die Zehnten, ſo war man des Glaubens, im Bunde der dritte ſei der — Eiſenbahnunternehmer.

Am höchſten pflegt dem Dorfbahnhofe angerechnet zu werden, daſs er die Erzeugniſſe der Landwirte ſo bereitwillig in Empfang nimmt und dafür Geld und andere ſchöne Sachen daläſst. Es hat ſein Gutes — jedoch aber — ich weiß wohl, was ich mir denke. Wo ein Bahnhof ſteht, da iſt es aus mit der alten Behaglichkeit und patriarchaliſchen Zufriedenheit. Und wo kein Bahnhof ſteht, da iſt es erſt recht aus. Manche Dorfgemeinde, die einſt für die Bahn und den Bahnhof keinen Baugrund um vielfachen Preis geben wollte, möchte heute denſelben gerne dafür umſonſt liefern, ja ſogar noch die Geſchenkſteuer zahlen. Der Bahnhof iſt alſo manchem wichtiger geworden als Kirche und Schule, ja faſt ſo wichtig, wie das Wirtshaus.

Einſt hat man die Eiſenbahnbeamten im Dorf als Fremdlinge über die Achſel angeſehen, heute ſind ſie kaum weniger geachtet als der Lehrer, der Arzt, der Amtmann, heute iſt der „Stationschef“ ſo heimiſch im Dorfe, als es einſt ſeligen Andenkens der Poſtmeiſter geweſen mit ſeinem ſtattlichen Einkehrwirtshaus.

Der Bahnhof iſt ja der beſte Freund, Handlanger und Beſchützer des Dorfes. Er iſt — ich ſpreche von den Strecken größeren Verkehrs — Tag und Nacht wach. Wenn alles ſchläft und finſter iſt im Dorf, auf dem Bahnhof brennt noch die Laterne. Der fremde Wanderer pocht vergebens an der Thür des Dorfgaſthofes; alles liegt nach des Tages Mühen in tiefem Schlafe; am Bahnhof findet er die Pforte nicht geſchloſſen und im Warteſaale kann er — wenn auch nur auf harter Bank — raſten.

Manche Mutter hat erſt am Abend Zeit gefunden, an den fernen Sohn einen Brief zu ſchreiben, der in der Nacht abgehen ſoll; allein das Poſtamt hat ſich längſt zugethan, nur auf dem Bahnhof ſteht der Schalter noch offen und übernimmt den Brief, welchen der Wärter in der Nacht in den Poſtwagen wirft. — Plötzlich in tiefer Nacht iſt das Unglück da, der Bahntelegraph ruft die Nachbardörfer um Hilfe. Und in kurzer Zeit bringt der Extrazug die Feuerwehren mit ihren Werkzeugen.

Auch mit dem Gemütsleben des Volkes hat der Dorfbahnhof ſich ſchon verwachſen. Wie mancher, der in die Fremde zieht, wird von den Seinen auf den Bahnhof begleitet, ſo betrübt, als gienge es zum Friedhofe; wie mancher, der nach Jahr und Tag zurückkehrt aus der weiten Welt, wird mit hochzeitlichem Jubel hier empfangen. Kaum gibt es einen Ort, wo die Herzen banger pochen, höher ſchlagen, als auf dem Bahnhof. In Amerika ſollen Sectenprieſter auf den Bahnhöfen predigen, und in der That, wenn ſchon das Wirtshaus in den Bahnhof eingezogen iſt, warum ſoll es die Kirche nicht? Unſer Geſchlecht hat nicht mehr Zeit zum Stilleſtehen, folglich muſs es im Eilen und Laufen und Fahren ſeinen Biſſen Brot erhaſchen und — weil der Menſch nicht allein vom Brot lebt — auch das Wort, welches zu beſorgen vorläufig der Reiſebibliothek und den — Zeitungen obliegt!

Durch den Dorfbahnhof iſt der Bauer in das moderne Leben eingeſchaltet worden. In den Ländern des Zonentarifs koſtet jetzt die Elle (die Eiſenbahnelle heißt Kilometer) einen Kreuzer! Ein billigeres Tuch gibt's nicht. Vielleicht iſt es manchmal auch nicht mehr wert. Allzugroße Gelegenheit zum Rutſchen gefährdet die Feſtſtändigkeit. Es kann eine Zeit kommen, da die Queckſilberigkeit der arbeitenden Claſſen als Übelſtand empfunden werden wird. Denn ganz kann und darf der Menſch ſeine abgegrenzte Heimſtändigkeit nicht verlieren.

Das Erdbeben in der Nacht zum 1. Mai 1885.

Alſo in Gottesnamen ſchlafen. Wenn wir aufwachen, iſt der erſte Mai.

In friedlicher Ruh' der Frühlingsnacht träumt man ihm entgegen, an der Seite längſt heimgegangener Lieben wandelt man ſtill im Schattenland — auf wiegender Au. Plötzlich rüttelt's dich auf, mitten in einem brauſenden Orkan biſt du; aus den Grundfeſten des Hauſes herauf wirbelt ein donnernder Strom, ein Sauſen in der Luft, ein Krachen in den Mauern, von ſich ſchleudern will dich dein Lager. Die Kaſten und Geräthe, die Bilder und Figuren an den Wänden ſchwanken wild klirrend, noch ein Stoß, ein zweiter — dann verdonnert und verzittert es.

Was war das? Du biſt während des unerhörten Sturmes im Bette liegen geblieben und haſt fragend in den dämmernden Aufruhr hineingeſtarrt. Jetzt denkſt du an ein Erdbeben und ſpringſt auf. Aber, nachdem du dich überzeugt haſt, daß alles ſteht und ruht in ſeinem gewohnten Frieden, ſetzeſt du dich wieder auf das Bett. Liegen magſt du nicht mehr. Als endlich das Pochen deines Herzens ſanfter geworden iſt, beginnt Dir zu grauen, zu grauen vor dem

Vollmond, der zum Fenſter hereinſcheint, zu grauen vor der großen Stille. Es iſt ſtiller als ſonſt, und nun nimmſt du wahr, daſs die Wanduhr ſteht. Ihr Zeiger weist auf ſechzehn Minuten nach Mitternacht. Dein Grauen wächst, es rieſelt kalt in deiner Stirnhaut, über deinen Rücken; vor den Schatten des Zimmers, vor der mondbeſchienenen Büſte deines geliebten Schiller, vor dem leiſen Geräuſch deiner eigenen Bewegung graut dir. Rufen willſt du und bringſt nur ein erſticktes Stöhnen hervor. Kalter Schweiß ſteht auf deiner Stirne. — Noch ringt mit dieſem ſeltſamen Schauern des Herzens die Vernunft und ſagt: ein Erdbeben war's und nichts weiter. Feſt ſteht dein Haus noch, und wenn der Morgen tagt, wirſt du lachen über dieſe kindiſche Angſt! Es nützt nichts, der Schreck fiebert durch deine Nerven. — Jetzt iſt irgendwo auf der Welt wieder ein Unglück geſchehen, denkſt du und beginnſt zu ſchluchzen. — Der Sturm, der Blitz, ſie haben etwas Göttliches, Befreiendes; das Erdbeben iſt ein Dämon. Die lieben Wände des Hauſes haben eine feindliche Seele bekommen, das traute Stübchen iſt zum Rachen eines Ungeheuers geworden.

Als nach den bangen Stunden die Sonne endlich aufgeht, iſt die Stimmung freilich eine andere: man erzählt, ohne ſich ſelbſt noch treu nachfühlen zu können; man horcht den Erzählungen anderer. Jedem iſt ſeine eigene Wahrnehmung die intereſſanteſte, die wichtigſte. Man ſucht in der Mauer nach Sprüngen, und jedes losgelöste Stückchen Mörtel wird zum Ereignis, und mit Behagen tritt man nun die Sache breit und mit Spannung erwartet man die Zeitungsnachrichten — vielleicht iſt doch irgendwo mehr geſchehen als bei uns.

Von oben und unten kommen kurze und vage Berichte: Heute, nach Mitternacht ſtarkes, drei Secunden — oder auch fünf Minuten — dauerndes Erdbeben von Südoſt nach Nordweſt — oder auch umgekehrt. Klirren der Fenſter, Aufſchrecken vom Schlaf, Erſchütterung einzelner Gebäude und was ſo des Außerordentlichen bei einem Erdbeben mehr iſt.

Am 1. Mai 1885, von dem ich hier ſpreche, war es ähnlich, nur die kurzen Berichte aus dem Mürzthale waren ernſterer Natur. Große Verwüſtungen, eingeſtürzte Häuſer, erſchlagene Menſchen.

Ich fuhr ins Mürzthal, nach Kindberg, welcher Ort als Mittelpunkt des Erdbebens bezeichnet wurde. Je näher ich von Graz aus der Gegend kam, deſto häufiger traten mir an Wächterhäuſern und Bahnhöfen Spuren des Erdbebens entgegen. Bei Marein ſah ich den erſten geköpften Schornſtein. Weiter oben eingeſtürzte Giebelmauern, zerriſſene Ziegeldächer. Die Wächterhäuſer hatten große Sprünge und gebrochene Geſimſe.

Vom Kindberger Bahnhof aus begab ich mich auf den nahen Calvarienberg, einen Felskegel im Südweſten des Fleckens, mit den bildlichen Darſtellungen des Leidens Chriſti. Ich hatte kaum den Muth, in den Ort zu gehen und blickte vom Felſenkegel — unter dem Kreuze ſtehend — hinab auf das ſchwer heimgeſuchte Kindberg. Wie lieblich dieſer Ort daliegt in der mailichen Gegend! Ein herrliches Thal voll Wieſengrün und glitzernder klarer Bäche. Reich bevölkert, überall fröhliche Arbeit und Spuren bürgerlichen Wohlſtandes. An den nahen Bergen wohlgepflegte, üppige Wälder mit gaſtlichen Ruheplätzen für Sommerfriſchler, die von jeher Kindberg gerne aufgeſucht haben. Auf einer der bewaldeten Bergſpitzen im Süden des Ortes verſinken heute die letzten Ruinenreſte des alten Schloſſes Kindberg, das im dreizehnten Jahrhundert durch ein Erdbeben zerſtört worden iſt. Auch ſeither iſt Kindberg mehrmals von verheerenden Erdbeben heimgeſucht worden, bis durch die Nacht zu dieſem 1. Mai die Unglückschronik neuerdings um ein Blatt vermehrt wurde.

Wenn man ſo hinblickte über die hochgiebeligen Häuſer, da merkte man nichts. Nur auf dem etwas nach links geſenkten Kirchthurm fehlte das Kreuz. Endlich gieng ich hinab. Wer ahnungslos die Reichsſtraße paſſierte, die platzartig durch den ſtattlichen Flecken führt, dem fiel nichts auf, es war ſcheinbar alles im guten Zuſtand, nur daſs auf der Gaſſe ein gewiſſes aufgeregtes Leben herrſchte und daſs Männer große Balken hin- und hertrugen, mit denen Gewölbe und Mauern geſtützt wurden. Nun ſah ich, mitten im Orte, in der Nähe der Kirche ein altes, ſtattliches Haus, das an drei Seiten von oben bis unten mit zahlreichen Balken geſtützt war. Es iſt das Haus, in welchem beim Erdbeben ein einſtürzendes Gewölbe eine alte Frau getödtet hat. Die Leiche wurde unmittelbar nach der Kataſtrophe von Feuerwehrmännern aus dem Schutte gegraben und bei Mond- und Fackelſchein durch das Fenſter vermittelſt Stricken in den Hof hinabgelaſſen. Ein Sohn der alten Frau, der im ſelben Zimmer geſchlafen hatte, entkam über Trümmer mit genauer Noth dem Tode. Im ſelben Hauſe wurde einer anderen Frau mit Kindern die Flucht unmöglich, da ein Schutthaufen die Thür verrammelt hatte. Herzerſchütternd rief ſie durch das vergitterte Fenſter um Hilfe für ihre Kinder, bis ſie von der Feuerwehr gerettet werden konnte.

Am Fuße des Kirchthurmes lag das herabgeſtürzte Kreuz. Es war erſt vor einigen Jahren erhöht worden, und der Mann, der es hinaufgetragen, hat ſeine kleine Geſchichte. Derſelbe pflegte ſich oft mit Thurmkreuzaufrichten zu beſchäftigen; da ſtürzte er einſt von einem Thurme herab und gerade in ein offenes Grab des Kirchhofes. Bein- und Armbrüche hatte er erlitten, daſs er eine Weile Krüppel war. Dann beſtieg er wieder hohe Thürme, und als er auch in Kindberg vor ein paar Jahren das Kreuz hinauftrug und es oben in die Hülſe ſenkte, war er dabei kühn und flink wie ein Eichhörnchen. Dieſen Mann ſuchten nun die Kindberger abermals, denn der Bevölkerung iſt es unheimlich, ſo lange das ſchützende und ſegnende Kreuz nicht wieder auf der Spitze ihres Thurmes ſteht.

In der Pfarrkirche war der Chor ſo ſchadhaft geworden, daſs er abgeſperrt werden muſste, und haben ſie zum Gebrauche bei dem Gottesdienſt ein Harmonium in die Kirche getragen. Am Sonntag nach der Kataſtrophe hatte eine Bittproceſſion zum Calvarienberge ſtattgefunden. Die Leute waren durch Erdſtöße, die ſich in den nächſten Tagen wiederholten, immer in neuen Schrecken verſetzt.

Große Verheerungen litt der Pfarrhof und das Schulhaus. Letzteres, ein großer hübſcher Bau, war erſt vor einem Jahre eröffnet worden. Er hatte zahlloſe Sprünge, wovon manche ſo weit gähnten, daſs man die Hand durchſtecken konnte. An einer Ecke drohte das Geſimſe einzuſtürzen. An vielen Stellen trugen die Beſchädigungen den Charakter, als hätte der Blitz eingeſchlagen, oder als hätte man mit ſtumpfen Werkzeugen Schrammen in die Mauer gezogen. Eine merkwürdige Erſcheinung bot ſich in einem der Schulzimmer. Mitten in einer etwa vier Klafter breiten Wand, von den beiden Ecken gleichweit entfernt, ſtand ein Kaſten. Vom oberen Rand dieſer Wand iſt durchwegs die Hohlkehlefüllung niedergebrochen; nun waren aber die Mörtelſtücke nicht auf den Fußboden gefallen, wie es natürlich wäre, ſondern von beiden Ecken her auf den Kaſten geſchleudert worden, wie es wohl auch natürlich ſein wird, wenn man zwei gegenſeitige Stöße annimmt, die ſich hier getroffen.

In Kindberg ſtand kein Haus, das nicht weſentlich beſchädigt geweſen wäre. Von den Schornſteinen ſtanden die wenigſten aufrecht, und hatten die von weit und breit telegraphiſch herbeigerufenen Arbeiter vor allem die Schornſteine zu bauen, daſs in den Häuſern wieder Feuer gemacht werden konnte. Die Gebäude hatten große Riſſe und Sprünge, wovon ſich viele täglich vergrößerten. Außenwände, von Zwiſchenwänden losgetrennt, neigten ſich nach außen. Thüren, die geſtern noch normal waren, giengen heute nicht mehr auf und zu. An einzelnen Stellen hieß es, ſenke ſich der Grund.

Alſogleich nach der Kataſtrophe ſind die Leute, welche nicht von ſelbſt auf die Gaſſe geeilt waren, aufgefordert worden, die Häuſer zu verlaſſen. Denn ein nächſter heftiger Stoß hätte manches Gebäude über den Haufen geworfen. Die Leute hatten Bänke und Seſſel aus den Häuſern getragen und, in Tücher und Pelze gehüllt, die kühle Frühlingsnacht unter Klagen und Angſt auf der Gaſſe zugebracht. Der helle Mondſchein und der Geſang der Vögel am Frühmorgen ſoll zu dem Jammer der Menſchen einen erſchütternden Contraſt gegeben haben.

Im Laufe des Vormittags gieng im Orte das Gerücht um, ein Telegramm vom Erdbebenforſcher Falb ſei eingelaufen.

daſs um vier Uhr nachmittags noch ein weit größeres Erdbeben zu erwarten ſei. Das regte die Leute noch mehr auf. Aber das Telegramm war eine Erfindung geweſen.

Viele Kindberger wohnten in hölzernen Gartenhüttlein, oder in hölzernen Bauernhäuſern der Umgebung. Manche Familie war vom erſten Stock in das Vorhaus und die Räume des Erdgeſchoſſes herabgezogen, um im Falle eines neuen Erdbebens ſofort ins Freie flüchten zu können.

Intereſſant waren mir die verſchiedenen Eindrücke, die das Erdbeben auf die Leute gemacht. Der eine meinte, es habe der Blitz ins Haus geſchlagen; ein anderer, es habe in der Nähe eine Exploſion ſtattgefunden; ein dritter, es ſei das Haus im Brand und ſtürze der Dachſtuhl ein, ein vierter hörte es wie den Zuſammenſtoß zweier Eiſenbahnzüge. Eine alte Frau glaubte geradezu, es hole ſie der Teufel, und im Zimmer umhertaumelnd, rief ſie fortwährend: „Bin ich denn gar ſo ſchlecht geweſen, daſs es ein ſolches Ende nimmt mit mir?“ Ein Familienvater in Krieglach hatte während des erſchütternden Donnerns, da es Sand und Kalk niederhagelte vom Plafond, keinen anderen Gedanken als den: Jetzt geht die Welt zugrund, Gottlob, daſs wir in dieſer Sterbeſtunde alle beiſammen ſind! Einem Mann, der im Bette lag, fiel ein großes Stück Mörtel auf die Füße. Er ſchleuderte es mit dem Bein auf den Boden und ſchlief weiter. In einem Bauernhof der Umgebung von Mitterdorf waren Burſche juſt bei dem in dieſer Nacht üblichen Maibaumſetzen. Der Maibaum iſt einer Dorfſchönen vermeint. In dem Augenblick, als ſie den Stamm emporheben und mit Kraft ins Loch ſenken, bebt die Erde. „Oho!“ ruft einer der Burſche, „nur nicht ſo heftig hineinwerfen, ſonſt ſpringt die

Weltkugel auseinander." Die guten Jungen waren der feſten Meinung, ihre Kraft habe den Boden erſchüttert. Drüben bei Fiſchbach ſoll ein Bauernweib gerade an der Bahre ihres Bruders geſtanden ſein. Im Augenblick, als ſie das Bahrtuch aufhob, um ihn anzuſehen, bebte die Erde. In der Meinung, daſs ſich der Todte geregt, war ſie ſo ſehr erſchrocken, daſs ſie in Ohnmacht fiel. Ähnliches geſchah in Kindberg einem Manne, der am Friedhofe vorbeigieng; er warf einen Blick auf die mondbeſchienenen Kreuze, ſie bewegten ſich, er ſtürzte vor Schreck zu Boden.

Ein zur Stunde durch Mitterdorf Wandernder wunderte ſich baſs, daſs es in dieſem Orte Dachziegel und Schornſteine hagle, merkte ſelbſt aber gar nichts von der Erſchütterung. In Krieglach ſah ein heimkehrender Arbeiter das Schulhaus hin- und herwackeln, ſpürte aber unter ſich kein Schwanken. Auch in Krieglach hatte jedes Haus mehr oder minder gelitten, beſonders aber das neue Kirchlein am Gölk, welches der Stolz der Gegend iſt. Der alte Franzl, der in dieſer Waldkirche dreimal des Tages die Glöcklein zu läuten hat, hält die Erſchütterung der Kirche für eine Strafe Gottes, „weil die Bauern jetzt gar nimmer den Hut abnehmen, wenn ſie an der Kirche Unſerer lieben Frau vorbeigehen". — Freilich meinte darauf ein anderer, da hätte unſer Herrgott ja die Bauern „beuteln" ſollen und nicht unſere liebe Frau.

Nebſt Kindberg hat Mitterdorf und Wartberg am ſtärkſten gelitten. In Wartberg iſt das Schulhaus nahezu zerſtört worden. Überhaupt haben neue Gebäude verhältniſsmäßig mehr gelitten als ältere. Man baut heute zu raſch und nimmt ſchlechteres Baumateriale als früher. Auf dem Wartberger Kirchenthurm iſt das erſt vor einem Jahre hinaufgeſetzte Kreuz umgebogen worden, daſs es ſeither unheimlich ſchief gegen den Berg hinneigt. Als Erinnerung an die Schreckensnacht will man es in dieſer ſchiefen Form ſtehen laſſen. Während des Erdbebens hatten die Glocken geläutet.

Wie das Erdbeben im kleinen geſpielt, davon wurden die wunderlichſten Sachen erzählt. Hier möge nur einiges angeführt ſein. Von acht Fuß hohen Käſten hat es große dünne Gläſer, wie man ſolche zum Schutze von Gartenlichtern verwendet, auf das Steinpflaſter geſchleudert, ohne daſs ſie zerbrachen. Meſſer und Gabeln wurden aus ihren Körben und weit hingeworfen, Schornſteine ſind umgedreht worden, wie man einen Strick dreht, ohne daſs ſie herabgeſtürzt wären. Auf einem Wandpoſtamentchen ſtand eine Gipsfigur des Kaiſers Joſef, dieſelbe drehte ſich während des Erdbebens auf ihrem Poſtamente ſo, daſs ſie nach demſelben das Geſicht der Wand zuwendete, als wolle ſie von der lieben heutigen Welt nichts mehr ſehen. Eine Pendeluhr, die früher trotz allen Bemühens nicht zum Gehen zu bringen war, iſt durch das Erdbeben in Gang gekommen, während ſonſt alle Pendeluhren ſtehen geblieben ſind. Die Wirkung war in einem und demſelben Raum oft eine höchſt ungleichartige. Der eine Gegenſtand blieb ganz unberührt, der andere, vielleicht ſcheinbar ſchwerfälligere, kam aus ſeiner Lage. Im Steueramte zu Kindberg rückte das Erdbeben die Wertheim'ſchen Caſſen, in welchen die Steuergelder aufbewahrt werden — jedermann weiß, wie ſchwer ſolche Steuer-Caſſen ſind! — handbreit von der Wand. Der Vogelkäfig gleich daneben blieb ruhig auf ſeinem Tiſchchen. Es war, als ob die geheimnisvollen Kräfte nicht immer aus der Erde, ſondern auch aus der Luft kämen.

Der Herd dieſes Erdbebens lag zwiſchen Kindberg und Wartberg, dort, wo der Wartbergerkogel ſcharf in das Thal ſpringt und dasſelbe einengt. Auch ſüdlich in den Gegenden des Teufelsſteins, ſowie nördlich im Hochgebirge des Schwaben, um Aflenz, Mariazell, Mürzſteg, Mürzzuſchlag, Langenwang iſt dieſes Erdbeben mit großer Heftigkeit aufgetreten.

Der Schaden, den das Mürzthal erlitt, war groß; der des Marktes Kindberg hat nach beiläufiger Schätzung 120.000 fl. betragen.

Ein paar Tage nach der Kataſtrophe hat der Statthalter von Steiermark die meiſtbedrängten Orte beſucht und den Leuten auf Hilfe vom Kaiſer, vom Lande Hoffnung gemacht.*) Später kam der Landeshauptmann, Troſt und Rath anzubieten. Aber die Sorge um Geld und Gut ſtand der Bevölkerung in zweiter Linie, vor allem zitterten die Leute vor einer Wiederholung des Erdbebens — bangten um ihr Leben. Erſt nach Monaten haben ſie ſich wieder beruhigen können.

---

*) Der Kaiſer ließ den Schwergeſchädigten eine Spende von 3000 fl. zukommen.

Das Gaſſeln in der Samstagsnacht.

Hier wird ein weniges von der Liebe die Rede ſein, aber nicht bloß von ihrer Blume, ſondern auch vom Stengel.

Um der Liebe Blüten willen geht unſer Bauernburſche — der großjährige — nicht über die Gaſſe. Die Schnaderhüpfeln und Standliedeln, die leiſen Winke mit den Augen der Dirnlein, das ſchämige Erröthen, das Fingerhäkeln, das ſchalkhafte Aufdiezehentreten, die zugeſteckten Nelken- und Vergiſsmeinnichtſträußchen, die Herzeln und Reiter und Wiegen aus Lebkuchen, das Begaſten des Schätzleins im Wirtshauſe, das Tanzen und Schäkern und Buſſerln, das Schmollen und Schluchzen und Ausſöhnen und was derlei Blüten der Liebe mehr ſind — anmuthig, reizend, aber unter Brüdern gelten ſie nicht viel mehr, als die Suppe vor der Mahlzeit.

Unſere Jungen ſind wie die hohen Herren, bei Tageslicht wollen ſie nicht ſpeiſen; da laſſen ſie lieber den Mond dazu leuchten, oder die Sternlein. Die Nächte ſind ſonſt für den Arbeitsmenſchen wohl ein gar köſtlich Ding zum raſten, und wer in der nächſten Frühe nicht wach und bereit iſt, den Morgenſtern auszulöſchen, den will der Bauer nicht zählen.

Eine ſüße Ausnahme iſt die Samstagsnacht. Ihr folgt ein Ruhetag und mag der Burſche ſchlafen, bis die Sonnenſtrahlen zu dem Fenſter herein ihm die Naſe kitzeln. — Helfgott! Jetzt wollen wir uns einmal tapfer anſtiefeln und nachſehen gehen, was heute der Herr Pfarrer weiß. Ja, wenn der ſeine Predigt von der Enthaltſamkeit und Zucht geſtern gehalten hätte! Die friſch verbotene Frucht hätte wahrſcheinlich einen noch größeren Reiz gehabt.

Der Michel — ein dreiundzwanzigjähriger blonder, blauäugiger, lieber Kerl — hatte ſich geſtern abends noch in Gottesnamen in ſein Strohbett begeben und in der finſteren Stille ſein Gewiſſen erforſcht, wie es einem Chriſten zuſteht. Nun fallen einem bei dieſem Gewiſſenerforſchen aber allerhand Sünden ein — und das iſt geradeſo, wie wenn man ein winzig kleines Körnlein Arſenik iſst — man wird ganz munter und will nicht liegen bleiben. Dazu hört der Michel noch die Schelmenlieder der Burſchen, ſolcher, die draußen vorbeigehen und ihre Schätzlein beſingen. Jetzt merkt er, eine Heuſchrecke wäre unter ſeine Decke gehüpft und triebe drinnen allerhand Kurzweil. Das iſt kein Schlafen. Er ſteht auf, und zwar ſo flink gelenkig, als wäre die ſchwere Arbeitswoche eine Reihe von ſechs Feiertagen geweſen. Bald geht er, zu den übrigen Burſchen geſellt, über die nächtigen Felder und Matten, und den ſchwarzen Schachen und den Obſtbaumgruppen zu, hinter welchen ein ſtattlicher Hof oder ein beſcheidenes Häuslein ſteht. Unterwegs treiben ſie allerlei Schabernack, knallen mit großen Peitſchen, trillern Geſänge, jodeln im Dreiklang, dudeln mit der Schwögelpfeife (eine Art Flöte), ſurren mit den Maultrommeln — kleine Stahlinſtrumente, die im Munde geſpielt werden und die man die

Dirndllocker heißt. Dann beſprechen ſie Liſten, wie ſie ans Ziel kämen, und einer iſt bereitwillig, dem andern zu helfen, wenn es ſich nicht etwa um ſein Schätzlein handelt. In dieſem Falle — wenn mehrere Nadeln nach einem und demſelben Magnet hinweiſen — kann unbändig gerauft werden mit Fäuſten und Schlagringen, mit Zaunſtecken und Meſſern. Es iſt in ſolch einer Nacht ſchon mancher ausgegangen, um Leben zu ſuchen und hat den Tod geerntet. Auch ein Witzbold iſt dabei, vielleicht ein hinkender Zwerg oder gar ein übermüthiges Greislein, ſo ſich noch im Anblicke des jugendlichen Treibens atzen will, und ſo mit ſeinen anzüglichen Gleichniſſen und loſen Zötlein einem wahren Mephiſto gleichkommt. Die Jungen hören ſonſt nicht gerne auf die Erfahrungen und Winke der Alten, aber hier ſpitzen ſich die Ohren ſcharf den giftig zündenden Reden des alten Sünders entgegen. Was Vergleiche und Anſpielungen auf den geheiligten Mittelpunkt von Himmel und Erde betrifft, auf die Weltaxe, um die ſich alles dreht, da iſt kein Städter ſo findig, witzig und ſchlagfertig wie der Bauer. Er ſpricht von Liebe immer durch die Blume — aber dieſe Blume hat einen ſtarken Geruch.

Die Folge davon iſt, daſs die Gruppe der Burſchen immer kleiner und ſtiller wird, daſs ſich einer und der andere davonſchleichen zu entlegenen Häuſern oder Hütten hin — nicht ihrem eigenen Bette zu.

Der umſichtige Bauer bewahrt ſeine Töchter oder hübſchen Dienſtmägde ſelbſtverſtändlich hinter Gitter und Schloſs, aber das Gitter läſst Bitten und Beten durch, und das Schloſs iſt von innen zu öffnen. Das Bitten und Beten am Fenſter der Liebſten iſt ganz eigenartig beſchaffen. Es iſt anfangs beſchämt und hat Worte, deren Sinn ſo dunkel iſt, wie die

Empfindung des Knaben, der das erſtemal zitternd und glühend am Fenſter ſteht. Er hat den „Gaſſel“- oder „Fenſterlſpruch“ auswendig gelernt, wie man ein Gebet lernt, er verſteht ihn kaum und ſchreibt ihm Wunderkraft zu, er flüſtert ihn mit Beklemmung durch Gitter und Glasſcheibe, als kniete er am Beichtſtuhl. So murmelt er in gedämpftem, ſchwülen, einförmigen Ton:

„Dirndl, ih ſchick dir an Gruaß,
A Pfandl voll Muaß,
Schwarzkerſchen drunter —
Dirndl, ſchlafſt, oder biſt munter?“

Da ſich auf dieſes erſte Anklingen nichts meldet, ſo fährt er fort:

„Tixbuſchen, Taxbuſchen,
Haſt mih ghört daherbuſchen (poltern)
Mit mein ſaggriſchen Federbuſchen?
Ih geh daher, ih knia daher,
Ih treib ein alts Paar Stier daher,
Ein jungen und ein alten —
Geh, Dirndl, magſt mih gar nit g'halten!“

Drinnen rührt ſich nichts. Man könnte glauben, es ſei ein unrechtes Fenſter und der Knabe flehe in eine Rumpelkammer hinein zu den alten Flachstruhen und zerbrochenen Spinnrädern. Trotzdem fährt er fort mit dem Spruch:

„Laſs mir einmal meine Krapfen
Bachen in dein Schmalz;
Ih laſs dir einmal dein Speck ſiaden
In mein Kraut.“

Nun hat er doch was gehört, aber die Fenſterſcheibe bleibt zu. Er iſt noch zu unerfahren, um die Geduldprobe zu beſtehen, die ihm des Dirnleins Sprödigkeit auferlegt; er fährt anzüglicher fort:

„Gott ſappera Maus!
Bei dein Fenſter ſchaut's aber aus!
Is das a Gall,
Voll Spinnweggen (Spinnweben) überall.
Gib mir außer ein Beſen,
Daſs ih wegkehren kann das Graſſl und Weſen,
War ma load um mein Huat,
Is noh auf alle Suntag guat.
Hörſt Dirndl, 's war mir load um meine Händ' und Füeſs,
Wann ih dih abhalſen müaſst!"

Jetzt iſt's verſpielt und nicht anders denkbar, als daſs ſie ihn mit einem ſchneidigen Gegenliedchen abtrumpft:

„Mir is all's oans, mir is all's gleich,
Mir is nit ſo wia dir,
Ob'ſt mih gern haſt oder nit magſt,
Zu mir eina kimmſt nia!"

Das wirkt erklecklich. Der Knabe rächt ſich noch mit folgendem Spruch auf ihr Herz:

„Gib eh nit viel dafür,
Wickel's ein in a Papier,
Und bind's feſt mit an Strumpfbandl zua.
Wann auf'n Nußbaum ſteigt die Kua,
Wann alle Waſſer auf den Berg thoan rinn',
Wanns a Schneewerl ſchneibt in Of'n drin,
Nachher wer ih wieder nach dir frag'n,
Und in ſtulz'n Dirndl a guats Nachtl ſag'n."

Dann ſchleicht er davon, ſucht ſein eigen Bett und denkt: das iſt halt doch noch das Beſte. Nur das möcht' er noch wiſſen, ob ſie ihn erkannt hat. Er iſt etwas verſtimmt und kann's nicht begreifen, was die narriſchen Leut ſo viel vom Fenſterln ſchwatzen und ſingen; es iſt gar nichts dran. Am nächſten Morgen erwacht er friſch und munter und iſt ihm wohler zumuthe, als vielleicht manch' anderem, der beim „Fenſterln“ glücklicher geweſen.

Der Michel — ob er einer der letzteren iſt? Er gieng einer Fenſterſcheibe zu, die zwiſchen den Kirſchbäumen herglitzerte, weil ſich in ihr der Abendſtern brach. Will er doch wiſſen, der Michel, ob's ihn auch ſo zurückwerfen wird, wie den Abendſtern. Er überzeugt ſich noch, ob das übrige Haus gut ſchläft, er beſchwichtigt den knurrenden Kettenhund mit ein paar Zungenſchnalzern; die Kinder und die Hunde haben ihn gern, den Michel. 's wird bei den Dirndeln nicht viel anders ſein. Er ſchleicht an und klöpfelt einmal ganz leiſe mit dem Finger am Fenſter. Alsdann hebt er den Spruch an:

„Hiazt, Dirndl, mirk auf und hab' Geduld,
Hiazt wer ih dir beten die offene Schuld.
Thua mein Herrn ſein Befelch' recht vernehm',
Dirndl, haſt g'hört, hiazt wird's Fenſterln auffemm'.
Mein Herr will hab'n,
's Dirndl ſul kein Büabel ausjagen;
Wanns Büabel zan Fenſter hinkimmt,
Is 's Dirndl ſchuldi, daſs ihn bei der Hand nimmt,
Und 's Thürl mit Oel einſchmiert,
Und 's Büaberl ins Kammerl einführt,
Und ihm alsdann ſchenkt ein
Zwei drei Glaſerl Wein,
Und a weißes Stuck Brot dazua,
Und cahm a Schlafſtadl gunnt
Unter ihrn Dach a par a drei Stund.“

Drinnen regt ſich was, der Glasſchuber wird leiſe zurückgeſchoben und ein feines Mündchen muſs es ſein, das folgendes Liedel herausflüſtert:

„Gigerizum gagerizum,
A Fink is ka Spatz,
Und ein gar z' keck'n Bub'n
Mag ih nit zu mein Schatz.“

Recht geſchieht ihm. Er ſchmunzelt; wenn das ſein einziger Fehler iſt, die Keckheit, dann hat er ſchon gewonnen. Ganz kleinlaut ſtellt er ſich, der Schelm, aber bald hebt er wieder flüſternd an:

„Selm auf dem Schneck'nſteig
Schnabeln zwoa ſchneeweiße Taub'n,
Und heunt möcht' ih gar ſo gern, gar ſo gern
Hulzäpfel klaub'n.“

Jetzt wird drinnen das Köpfchen ſichtbar und hörbar die Entgegnung:

„D' Hulzäpfel, d' Hulzäpfel
Wär'n ma viel z' ſauri,
Wanſt ſcha nix Süaſſers woaßt,
Bua, ſo is 's trauri.“

Was er jetzt zu ſagen hat, das iſt nicht mehr ſpruchartig, er ſteckt ſeinen Kopf ins Fenſter, drückt die Stirne ans kalte Eiſengitter und haucht ihr etwas ins Ohr, daſs ſie ein wenig zuckt, aber nicht zurückzieht. Endlich verſchwindet das Köpfchen im finſteren Abgrund, der Michel ſchleicht an der Wand hin, unter der Fenſterniſche duckt er ſich, denn der zurückgewichene Abendſtern lauert auf jede Gelegenheit, ihn den Bewohnern des Hauſes zu verrathen. So kommt das Bürſchlein an die Thür und dieſe geht wie von ſelbſt leiſe auf.

Lieschen vom Kreuzhof, was war das für ein herziges Kind! Des Morgens ſtieg ſie allemal mit dem rechten Fuß zuerſt aus dem Bett. Nicht, daſs ſie abergläubiſch geweſen wäre, allein ihr Großvater hatte oft geſagt: So erinnert dich der rechte Fuß ſchon früh Morgens daran, den ganzen Tag das Rechte zu thun — und darin liegt's. Das war tüchtig. Aber dasſelbe Dirndl, das des Morgens mit dem rechten Fuß aus dem Bette ſtieg, ſtieg des Abends mit dem unrechten hinein.

Die Liebe iſt ſtark wie der Tod, aber ſo ſtark iſt ſie ſelten, wie bei jenem ſchneidigen Dirnlein, das ſeinen lieben Burſchen auf die neben dem Bette ſtehende Gewandtruhe zu bannen vermochte: „Viel zu gern habe ich dich mein Hanſel, als daſs ich wollt', du könnteſt morgen dein heutiges Kommen bereuen.“ — Es iſt ja wahr und rührend, in der Liebe iſt alles ſüß, ſelbſt das liebliche Verweigern.

Wenn der Michel endlich ſeinem Hauſe zugeht, thut die Morgenröthe was ſie kann, um ſeine etwas blaſſen Wangen wieder erblühen zu machen. Er legt ſich in ſein Bett, um ein wenig zu ſchlummern; die Träume gaukeln wie fernes Blitzen nach einem lodernden Hochgewitter.

Auch heute, da ich dieſe Erinnerungen niederſchreibe, iſt Samstagsnacht. Eine laue ſilberne Vollmondnacht — und wenn ich das Fenſter öffne, ſo höre ich das Jauchzen der über die Felder ziehenden Burſchen, das Singen der Dirnlein von ihren Höfen her, als wollte manche einen friſchen Knaben locken zur trauten Kurzweil an ihrem Fenſter. Wo auf Erden hat die Liebe ein ſo unbeſchreiblich reizendes Folio als in der ſommerlichen Mondnacht auf dem Lande, wo die

Heimchen flüſtern und die Sternlein blinzeln und die kühlen Brunnen rieſeln in den Trog, in welchem der Mond zitternd und zuckend ſich badet. Im ſanften Tändeln flicht die Natur ihre Arabesken ums harmloſe Menſchenherz und weckt es, reizt es, entzündet und entfacht es zu einem Sturm, der allzuoft von Glück und Liebe alle Blüten reißt, daſs nichts mehr übrig bleibt, als der nackte Stengel mit ſeinen Dornen. Die Liebe hat alles in dieſer Nacht. Wenn ſie auch die Treue hätte, die Samstagsnacht wäre ein herabgefallenes Stück von Gottes Himmel.

Ankunft zum Tanze.

Ein Bild aus dem ſteiriſchen Volksleben.

Wenn das Dorf rhythmiſch wird, ihr Leute, da geht's luſtig zu! Auf der Kirchweih! Auf der Hochzeit! Der Himmel iſt nur darum ſo ſchön, weil er voller Geigen hängt. Denkt euch's, auf dem Tanzboden: die Schranken fallen, der Burſch geht zur Dirn, umarmt ſie, tanzt mit ihr im Kreiſe, das Haupt legen ſie aneinander auf die Schultern, die Bruſt drücken ſie eine an die andere, ſein Herz klopft heftig, klopft an ihren Buſen an. Es darf ſein. Jetzt auf einmal darf es ſein, was Eltern, Vormünder und Pfarrer ſonſt ſo ſtrenge verbieten, jetzt auf einmal iſt's erlaubt. Der Tanz iſt ein Gottesfriedenkreis, in welchem ſich auch ſolche umfangen dürfen, die ſich ſtill und ohne Hoffnung lieben, die auseinandergehalten werden, als hätten ſie ihre Verdammniſs durchzumachen ſchon auf dieſer Welt.

Vielleicht zählt manches Kind die Tage des Jahres nur darum, weil es in demſelben einen Kirchweihſonntag gibt; vielleicht beſchließt es mit dieſem Tage ein altes Jahr voll vergeblichen Hoffens und beginnt ein neues voll vergeblichen

Harrens. Aber ſo reich an Glück iſt die eine Stunde, da ſie beim Tanze ihr Haupt lehnen darf an ſeine Bruſt, ſo reich und licht, daſs ſie ein ganzes Jahr verklärt.

Um wie viel freudiger iſt der Kirchweihtag erſt für andere Paare, die ſich nach mancherlei Frohem und Zärtlichem einmal auch muſikaliſch gern haben können!

Man ſoll den Wirth in Gold faſſen, der es verſteht, ſeine Stube mit ſo vielen himmliſchen Freuden auszuſtatten. Seine Voreltern, die Gründer des Hauſes, längſt ſchon ſind in der Beinkammer ihre weißen Knochen aufgeſchichtet, aber wohlweislich haben ſie ſich malen laſſen vor Zeiten, damit ſie wenigſtens im Bilde niederſchauen können von der Wand auf den Kirchweihtanz. Iſt daneben im Bilde doch gar auch die Muttergottes da, um zur Abwechslung einmal eine irdiſche Seligkeit zu betrachten.

Die Muſikanten ſtimmen ihre Geigen und Pfeifen; keine Klapper ſperrt ſich, keine Saite ſpringt. Die Wanduhr hat man vergeſſen aufzuziehen, aber heute bleibt ſie nicht ſtehen, geht gleichſam freiwillig weiter, ganz leiſe, wie auf Socken, und der Zeiger weist bereits der guten Stunden erſte. In der Küche unten — wer vorübergehend hineinguckt — da leuchtet, praſſelt und duftet es; Ochſen, Kälber, Schweine, Haſen, Enten, Hühner — die halbe Arche Noahs hat ſich opfern müſſen und macht zum ſchlimmen Spiel jetzt gute Miene. Im Keller werden Fäſſer „angebeilt“, Flaſchen aufgerichtet vom Boden, wo ſie halb mit Erde bedeckt, oder mit Staub, manches ſchöne Jahr verſchlummert haben. Sie kommen aber noch früh genug.

In der Gaſtſtube ſind die Tiſche zurecht geſtellt und ſchier hochzeitlich gedeckt. Ein Pärchen oder das andere ſitzt ſchon da, um einmal etwas Wein zu koſten, denn heute wollen wir einen ſüßen, weil „ſie“ da iſt, und einen leichten, weil wir's bei etlichen Gläſern nicht bewenden laſſen können.

Hallo, jetzt hört man muntern Lärm unten vor dem Hauſe, die Treppe herauf erſchallen kräftige Fußtritte, auch weichere tappen mit — ſie rücken an.

Die Thür ſpringt auf. Der Birnbaumſepp von Funnersbach und ſeine Liebſte, die Margarethel. Juch! Der Kraxentoni und die Seinige. Juch! Der Oberſtamer Michel und ſeine Regerl. Und ihre Schweſter, die Kathrin. Juch! Juch! Die Kniereiter Buben und die Dirndln von Sunnberg; dort ſind ſie ſchön zeitig worden in der „Sunn“, haben Wangen wie die Bartelmei-Äpfel, ſo herzig weiß und roth; und Zähne wie „Kirſchbaumblüh“ lachen hervor zwiſchen den nelkenrothen Lippen.

„Grüß Gott, Buben!“

„Grüß Gott, Dirndln! Ihr lieben, ihr herztauſigen, ihr himmelherrgottsvertrampelten Weiberleut! Juch! Juch! Juch!“

So fahren ſie zuſammen. Der Schützenhans iſt von ſeinem Stuhl aufgeſprungen, hopst ihnen entgegen und ſchnalzt mit den Fingern, mit der Zunge. Der Tonerl von Sunnberg taumelt er zu und trillert:

„Mei Dirndl is ſauber
In Suntagwandl,
Und vor lauta Liab
Fibern ihr d' Fürtabandl!

Mei Dirndl kon tonzn,
Steht her wir a Pflonzn,
Draht ſih um wia da Wind,
Wans da rechti Bua nimmt.“

Der Kumpfhies, auch der Todlraufer ſind da und andere. Die Kathrin ſchreitet kühnlich voran, ihr thut keine Wahl weh, wem ſie ihre Grußhand bieten ſoll — dem Hies. Aber der läſst ſich mit einer Hand nicht genug ſein, er nimmt auch die zweite, und ſo ſtehen ſie da und lachen ſich an. Man merkt es gleich, das ſind alte Bekannte.

„Iſt das Unkraut auch da!“ ſagt die Kathrin, denn bei den Bauersleuten, je ſpottender das Grußwort, deſto beſſer die Bekanntſchaft.

„Freilich bin ich da“, antwortet der Hies, „ich will mich neuzeit halt alleweil vor den ſauberen Weibsleuten verſtecken, und ſo bin ich auf den Tanzboden her, daſs ſie mich nit finden ſollten.“

„Ein rechter Lapp biſt!“ ruft ſie und fächelt mit der flachen Hand gegen ſein Geſicht hin, „mir ſcheint, du biſt noch der nämliche Spitzbub, als der du in Grosdorf biſt geweſt!“

„Kann ſchon ſein“, ſchmunzelt er. Sie verſtehen ſich.

Am Tiſch dort ſteht der Schlägler Franz — der mit dem Blondkopf. Er iſt ſchon in einer Unterhandlung mit der Chriſtel. Schier beſcheiden neigt er ſein Haupt vor und wartet auf Antwort. Sie macht ſich mit den Fingern was zu thun und ſchlägt auch ihre Augen darauf nieder und ſtellt ſich, als ob ihr die Fingernägel wichtiger wären, als das Anliegen des Franz. Die kurzen Worte, die ſie nebenbei ſo heraushaucht, die deuten ſchier mehr auf nein als auf ja, aber plötzlich thut das Köpfchen ein ganz leichtes Nicken. Der Franz hat's nicht überſehen. Er ſchiebt ihr den Stuhl hin zum Niederſitzen. Die Frau Wirthin iſt ſchon da mit Wein. Ein Bruderwein wird's, wo ihrer mehrere miteinander trinken, denn heute wollen ſie einmal gemüthlich beiſammen ſein, heißt das, wenn —

Ganz hinten am Tiſch, ſchier im Spielleutwinkel, dort ſitzt er und lauert. Der wüſste ſchon manche zu kriegen, weiß aber keine feſtzuhalten, und darum will er anderen auch keine gönnen. Ihm geht's heut gar nicht ums Tanzen und Singen, ihm geht's ums Stänkern. Ihm geht's nicht um die Dirndln aber ums Raufen. 's iſt auch einer von denen, die keine Unterhaltlichkeit finden bei einer Kirchweih, wenn nicht gerauft wird. Allerhand Finten hat ſich die Frau Wirtin ſchon ausgedacht, wie ſie den Studel-Stin heut aus dem Haus brächte. Es iſt ein Jammer um die Gläſer, um die Fenſter, um die Stuhlfüße, die der allemal koſtet.

Mitten in die Fröhlichkeit ſchreit die dünne Stimme des Bartwedel-Peter hinein: „Leut, aus iſt's! Geht's eilends! Im untern Dorf beim Kreuzwirth ſoll ein gottsſträfliches Raufen ſein. Mit Dreſchflegeln ſchlagen ſie ſich die Köpf ein, und bei der Hausthür rinnt ſchon das helle Blut heraus!"

Der Studel-Stin hört's. Er hebt ſich, ſchleicht pfauchend an der Wand hin, huſcht zur Thür hinaus.

Der kleine Bartwedel-Peter hebt an zu kichern, da verſtehen ſie ihn und lachen und laden ihn ein, ihr Gaſt zu ſein den ganzen Abend.

„Aber wenn er wieder zurückkommt!" gibt der Birnbaum-Sepp zu bedenken.

„Der kommt heut' nimmer zurück", verſichert der Peter. „Das Kreuzwirthshaus iſt voller Leut, Holzknecht ſind dort, Schmiede ſind dort, ungariſche Dreſcher ſind dort, Deichgräber ſind dort, Italiener und allerhand Leut'! Wenn nicht ſchon gerauft wird, bis er hinkommt, der Stin, ſo hebt er friſch vom Fleck weg ſelber was an und macht nicht früher Feierabend, als bis er aufgeladen hat. Und wem die Schmiede und die Italiener einmal den Buckel voll laden, der geht am ſelbigen Tage nimmer auf den Tanz aus.“

„Wahr iſt's. Trink, kleiner Peter! Trinken ſollſt!“

„Und nachher, wenn wir ſtark ſind, nachher, Spielleut, rührt's euch!“ —

Noch eins. Habt ihr die Kleine ſchon ſtehen geſehen hinter der Thür beim Ofen? Die iſt gar ſtill und ernſthaft, begnügt ſich einſtweilen nur mit dem Sehen und Hören, was da vorgeht, und bleibt ſtehen wie angewachſen. Derſelbige, den ſie meint, der iſt noch nicht da. Sie wartet auf ihn, das kann ſie ſich ſelbſt nicht leugnen, aber ſo oft einer draußen die Stiege heraufgeht, zittert ihr Herz aus Angſt, er möchte kommen. Sie geht überall hin, wo ſie glaubt, daſs er zu ſehen ſein könnte und iſt er nahe, ſo weicht ſie ihm aus. Sie iſt allemal trotzig, ſo oft er ihr was Freundliches anthut, ſei es ein Gruß, ſei es ein gutes Wort; und ſie weint ſich allemal die Augen roth, wenn er vorbei iſt. — Sie ſteht da und iſt in ihrer Unſchuld, ſie weiß noch nicht, was kommen muſs.

Er wird kommen und ſie einladen zum Tanz. Sie wird widerſtreben und doch an ſeinem Arm hängen, zitternd wie eine Taube, die in die Hände eines kecken Jungen gerathen. Er wird ihr ſüßen Wein vorſetzen, ſie wird ſich weigern zu trinken und doch das Glas, das er ihr ſelber zum Munde führt, nicht zurückſtoßen. Er wird treuherzig anfragen, ob er ſie einmal am Fenſterlein darf begrüßen. Sie wird ihn empört abweiſen und doch in der nächſten Samstagsnacht ein Lichtlein ſtellen ans Fenſter. Er wird die Leiter anlehnen, ſie wird ihn angſtvoll beſchwören, davon abzulaſſen und wird von ihrem Fenſter aus doch die Leiter halten, daſs ſie nicht umfällt. Wenn er heranſteigt, wird ſie das Fenſter zumachen, aber vergeſſen, den Reiber vorzuſchieben. Wenn er hineinſteigt, wird ſie drohen mit Lärm und Hilferuf, und wird flehen, daſs er leiſe auftrete, leiſe! Sie wird ſich zur Wehr ſetzen, aber ihre weichen Arme werden ſich biegen, mit den Händen wird ſie ſich das Geſicht verdecken und ſchluchzen. . . . .

Das iſt nicht Coquetterie, ihr lieben Leute, das iſt der Kampf zweier Gewalten, die im Weibe wohnen. Welche von den beiden ſiegt? Ich vermuthe, ihr wiſſet es. Iſt der Bann gebrochen — mit dem erſten Kuſs geht eine neue Sonne auf.

— Dirndl, er kommt! Er ſieht ſie ſtehen, allein und zagend. Ohne viel Gruß und Fragen nimmt er ſie an den Arm — juſt heben die Spielleute an — Juchhe! der Tanz beginnt.

Habt's a Schneid?

Ein Bauern-Duell! Was das für ein geſpreizter Titel wäre. „Raufen!“ ſagen die Kerle.

Da ſollte man meinen, ſo ein Bauernburſche wäre von der Woche Mühſal mürbe geradert und am Sonntag gienge es ihm nach dem Raſten. Oho! Wäre ſchade ums Leben, raſten kann der Menſch, wenn er geſtorben iſt.

Früh morgens, wenn er in die Kirche geht, ſteckt er die Hahnenfeder auf den Hut und den Schlager in den Sack. Ein Fingerring mit ſchwerem Eiſenknoten; wer aber ordentliche Knochen hat, der braucht ſo was nicht. In der Kirche mag's wohl ſein, daſs wir ein halb Stündel ſchlafen, wenn's der Pfarrer nicht etwan ſo macht, wie im vorigen Jahr; ſchreit er gählings von der Kanzel herab: „Leut', weckt's den Lenzbauer auf!“ — Nach dem Amt gehen wir zum Tafernerwirt und eſſen was Warmes. Das muſs der Menſch, ſonſt kommt der Rauſch noch früher. Beim Nachmittags-Segen ſind wir wieder in der Kirche, aber nachher kann's losgehen. Doch — heute ſträubt ſich nichts. Der Hahnen-Hans ſchaut ſcharf in die Runde — lauter Letfeigen ſitzen an den Tiſchen. Alte Bauern, die beim Moſtkrug ihr Pfeiſel ſchmauchen und einen Ochſentauſch betreiben. Ein paar Handwerksburſchen, die von ihrer Länderpaſſiererei prahlen und ſich gegenſeitig anlaufen laſſen; zuletzt kommt gar der Pfarrer und der Schulmeiſter — heute iſt nichts dahier, der Hahnen-Hans geht um ein Häuſel weiter.

Beim Stegwirt iſt beſſere Ausſicht, da ſind Bauernburſchen und Holzleute durcheinander — da gibt's Händel. Heute ſpielen die Racker aber Karten — zehn Bohnen um einen Kreuzer, ſitzen ſo ſtill und verträglich da, als ob ſie bei einer Leichwache wären. Weibsbilder ſind auch keine zugegen; um die Kellnerin kümmert ſich keiner, die iſt wie das Sonnenlicht, um das kein Menſch ſtreitet, weil es auf jeden niederſcheint. Der Knappen-Riedel iſt nicht da; der hat auf der jüngſtverſtrichenen Kirchweih dem Dirndl des Hahnen-Hans ein lebzeltenes Herz zugeſteckt. Mit dem wäre anzubinden.

„Eine Halbe Wein!“ herrſcht der Hans der Kellnerin zu. Das erſte Glas trinkt er auf einen Zug. Allein ſitzt er an ſeinem Tiſch, beißt in ſeinen Pfeiſenſtummel, daſs es kracht. Stoßt auch die Bank ein paarmal hin und her, daſs es klappert; aber es beachtet ihn niemand.

„Freſst's die Bohnen lieber, als daſs 's drum ſpielt's!“ brummt er gegen den Spieltiſch.

Der Holzknecht Tom hört's, ſchaut auf den Hahnen-Hans, ſagt aber nichts und ſpielt weiter.

„Wer ſpielt's?“ frägt der Lipp.

„Ich paſs“, ſagt der Lois.

„Ich kuſch!“ ſagt der Veit.

„Ich wag's!“ ſagt der Franz, „Eichel iſt Trumpf!“

„Ich helf'!“ ſagt der Lipp.

„Ich thu!“ ſagt der Lois.

„Es gilt!“ ſagt der Veit.

„Bin dabei!“ ſagt der Tom.

„Du biſt überall dabei, du! Wie 's ſchlechte Geld!“ bemerkt der Hans am andern Tiſch.

Der Tom wendet ſich langſam gegen dieſen und ſagt: „Dummer Kerl!“

„Wer iſt dein dummer Kerl!“ frägt der Hahnen-Hans ſcharf.

Sie ſpielen weiter.

Jetzt ſpringt der Hans wild auf und ſchreit: „Habt's a Schneid?!“

Die Karten werfen ſie weg und erheben ſich — zum Raufen iſt's.

Es geht genau zu, wie bei den Stadtjungen, wenn ſie einen Streit vom Zaun brechen und ſich fordern. Aber die herriſchen Raufbolde haben keine Ausreden, ſie wollen den Muth üben und ihre Ehre vertheidigen. Sich ſchandbar hauen der Ehre wegen, die zumeiſt gar nicht in Gefahr iſt. Und rauft der Lümmel, um ſeinen Muth zu üben? Die Leidenſchaft und Händelsſucht juckt ihn, oder die Eitelkeit. Ich habe junge Herren gekannt, die zu jedem Semeſter ein paar Schlägereien gehabt und beim bosniſchen Feldzug die Flinte ins Korn geworfen haben — davongelaufen ſind.

Ihr Burſchen von Stadt und Land, da weiß ich euch was Beſſeres als paukeu und balgen. Hier gibt's einen Unſchuldigen zu ſchützen — habt's a Schneid? Hier auf Waſſerfluten ringt ein Ertrinkender, dort im brennenden Hauſe ruft man um Hilfe — habt's a Schneid? Ihr Streber und

Glücksjäger — hier iſt durch herbe Arbeit Brot zu verdienen! Habt's a Schneid? Strenge Selbſtzucht, Bekampfung eigener Leidenſchaften, Muth zur Wahrheit — habt's a Schneid?

Ah, ihr wollt noch hören, wie die Balgerei der Bauernburſchen verläuft? Nicht der Rede wert, ganz euere Paukerei im Naturzuſtand. Ein paar zerfetzte Rockärmel, ein paar Schrammen auf dem Kopf, ein blaues Auge und eine geſchwollene Naſe — das ſind die Trophäen ſolcher Helden. Und nach dem Raufen ſind ſie das, was ſie ſich vordem geheißen haben: dumme Jungen. Iſt's euch nicht recht? Hier meine Karte. Ein Wettkampf um das Echte. Habt's a Schneid?!

* * *

Der Geſchichtlenerzähler.

Der Himmel dämmerig, die Luft froſtig, die Wege verſchneit, die Füße ſteif, der Magen leer — alſo ſah und empfand der alte Gigeri-Gogg die Welt Gottes. Aber Gott läſst ſich ſeiner Welt nicht ſpotten, ſelbſt einem alten Manne gegenüber nicht, der mit allerlei Fabeln und frommen Sprüchen von Hof zu Hof hauſieren geht und für die ſchönen, wohlgeſetzten und gereimten Segensſprüche milde Gaben einheimst.

Alſo ſteht auf der hohen Eigen der Stöckelhof da, mit Wohlſtand geſegnet und munteren Kindern in allen Größen und Farben. Was ſoll der Gigeri-Gogg dem Stöckelhof wünſchen? Der Stöckelhofer hat ja alles, was er braucht, und gar noch etwas dazu. Der hat Scheunen voll von Getreide, Ställe voll von Vieh, Truhen voll von Leinwand, Loden, Häuten, Speck und Silbergeld, hat kräftige Knechte und emſige Mägde, ein häusliches Weib und eine Nachkommenſchaft, an welcher Gott im Himmel und der Kaiſer auf Erden ihre helle Freude haben können. Richtig, der Gigeri-Gogg hat's, er ſtellt ſich vor die Hausthür, hebt ſeinen gewohnten eintönigen Spruch an und beſchließt ihn mit folgenden Worten:

„Kindeln, ſo luſtig wie Schwalben um den Giebel,
Eine ſaubere Mutter dazu, macht ſich gar nit übel.
Der Tiſch voller Speiſen und Geld wie Miſt,
Gott ſegne das Haus, daſs es bleib' wie es iſt.“

Solches hat er ausgerufen, der Gigeri-Gogg, vor der Thür des Stöckelhofes, und nun kommen ſie hervorgetrippelt, die Kleinen aus den Stuben, um den wunderlichen Mann zu ſehen und ſeinen Ruf zu hören. Die Bäuerin tritt herbei und will dem Alten eine kleine Gabe überreichen, dieſer lächelt dankend, nicht „wegen ſo was“ wäre er gekommen, er könne halt nicht vorübergehen, ohne die guten Stöckelhofleut' zu grüßen, ſein Glückwunſch wäre ein echter, und echte Glückwünſche thäten nichts koſten. Wenn er ſich aber ein Tabakfeuer ausbitten dürfte!

Als er am Feuerherde ſteht, thut er mit der Zange, mit der glühenden Kohle und mit dem Rauchzeug ſo lange um, bis es draußen ganz finſter iſt Und als die dunkle Nacht zur offenen Thür hereinſchaut, ſpricht er wie für ſich, aber ſo laut, daſs es die Bäuerin hören kann: „Jetzt muß ich aber weitertrachten, daſs ich über die Alm hinüber komm', ehe es dunkel wird. Der Weg iſt wolter ſchlecht.“

„Leicht ja, daſs der Weg ſchlecht iſt“, ruft die Bäuerin, „weil gar keiner iſt, weil ihn der Winter verſchneit hat und weil's kreuzunmöglich iſt, um ſolche Jahreszeit über die Alm zu gehen.“

Der Gigeri-Gogg zieht ſein Geſicht in die Länge und macht ſehr erſchrockene Augen.

„Stöckelhoferin, du ſprichſt mir die Seel' ab!“ röchelt er nachher, denn der Schreck ſcheint ihm in die Bruſt gefahren zu ſein. „Hätt' ich den weiten Weg bis da herauf umſonſt gemacht? Und ſoll ihn jetzt wieder zurückgehen?“

„Das kann ſich der Gogg morgen ausdenken, wie er's machen will. Heut' wird ihm nichts anderes übrig bleiben, als ſeinen Sack dort auf die Ofenbank zu legen und bei uns über Nacht zu bleiben.“

Der Alte iſt ſprachlos vor Rührung, er verſteht das ſehr gut zu machen, dann taſtet er ſo ein wenig gegen die Hand der Bäuerin: „Man hört viel davon, wie gut ſie ſind, die Stöckelhofleut', viel hört man! Aber ſo herzensgut! ſo chriſtlich! — Vergelt's Gott für dich und alle deine Kinder! Haſt ihrer ſo viel ſaubere! ſo viel ſaubere! Ei ja, die guten Stöckelhofleut' kommen nit ab! Thät gar nimmer luſtig ſein auf der Welt, wenn die Stöckelhofleut' abkommen wollten! — Ja, mit Verlaub, da leg' ich ab! — Ah, wie commod, ſo eine warme Ofenbank! Gott vergelt's, daſs es ſo gute Leut gibt auf der Welt!“

Später, als es zum Nachtmahleſſen kommt, duckt ſich der alte Gigeri-Gogg beſcheidentlich hinter den Ofen in den ſogenannten Bettlerwinkel und thut ſchier, als wolle er vor der Schüſſel flüchten. Aber die Bäuerin lädt ihn ein, ſich nur zu den Leuten an den großen Tiſch zu ſetzen.

„Oh!“ wehrt der Alte ab, „für mich iſt's nicht heikel, hab'-eh geſtern etwas gegeſſen. — Ja, wenn ich ſchon Verlaub hab', zum Eſſen laſs ich mich nit lang bitten, ich.“ Und ſitzt auch ſchon auf der Tiſchbank. Er thut ſich ganz klein zuſammen, daſs er ja nicht viel Platz verſitze. „Da“, ſagt er hernach, „neben meiner hätt' noch wer Platz. Wollt' ſich nicht das brav' Bübel zu mir ſetzen? Oder ein ſauberes Menſchel? Weil ich ſo viel gern einen Beiſitzer hätt'. Geh, Knaberl, komm her, ich thu dir nix, wollen ſchon noch bekannt werden miteinand."

Der größere Junge wagt ſich zu ihm und ſie eſſen. O wie bedächtig und ausgiebig betreibt der Gogg dieſe Beſchäftigung! Vielleicht gilt es wieder, ſich auf mehrere Tage ſatt zu eſſen, denn der Menſch und beſonders der Bettelmann, weiß heute nicht, was ihm der morgige Tag bringen wird! — Während des Eſſens fragt ihn plötzlich der Knabe, ob er Geſchichten erzählen könne?

„Nau, verſteht ſich!" antwortet der Gogg, „freilich weiß ich ihrer. Im Sommer, wenn wir einmal miteinand auf der Weid ſitzen, erzähl ich dir Geſchichten! Ei ja freilich weiß ich ihrer."

Nun iſt etwas angerichtet! — Im Sommer! Gott, wer weiß, wann Sommer kommt! Oder ob überhaupt wieder einmal einer kommt! Nein, ſo lange kann ein munterer Junge nicht warten. — Als das Nachtmahl vorbei iſt, umringen die Kinder den Alten: „Gigeri-Gogg! Geſchichten erzählen! Geſchichten erzählen!"

Die Abende ſind lang um Weihnachten, fürs Bett iſt's noch zu früh. Die Knechte ſitzen ohnehin ſo nichtsthueriſch herum, und ſo ſagt nun auch der Hausvater: „Wenn der Gogg was weiß, nur heraus damit!"

„Etwas Luſtiges, vom verwunſchenen Prinzen!" erbitten ſich die Weibsleute.

„Mir wäre eine recht ſchauderhafte Räubergeſchichte lieber, und wo Geſpenſter vorkommen und allerhand ſo Dinger!" ſagt ein Knecht.

„Vom Wünſchhütel oder vom Tiſchel deck' dich."

„Oder vom ſchönen Grafenſohn, der eine Köhlerstochter nimmt!"

So geben ſie verſchiedentlich ihre Neigungen kund.

Der alte Gigeri-Gogg macht ſich auf der Ofenbank zurecht, zündet ſich eine Pfeife an und, umgeben von einer ſehr begierigen Zuhörerſchaft, hebt er an, alſo zu erzählen:

„Ja, meine Leut, jetzt paſst's auf! Das iſt aus der Weis. — Iſt einmal ein Graf geweſt. Ein fürnehmer, tapferer Graf. Der hat Siegfried geheißen. Und hat eine junge ſchöne Gemahlin gehabt, mit Namen Genovefa. Die zwei Leut' haben ſich gar lieb gehabt und glücklich miteinander gelebt. Und jetzt, da heißt's auf einmal, der Graf Siegfried muſs fort ins fremde Land, in den Krieg. Die ſchöne Genovefa iſt ihm gleich um den Hals gefallen und hat bitterlich geweint vor Jammer und Ängſten. Aber der Graf Siegfried hat geſagt: Muſst nit ſo betrübt ſein, mein liebes Weib. Ich bin in Gottes Schutz, mir geſchieht nichts, ich komm' dir wieder glücklich heim. Die Aufſicht über das G'ſchloſs und alles übergebe ich derweil meinem braven Hofmeiſter Golo."

Alſo beginnt der Gigeri-Gogg die merkwürdige und rührende Geſchichte von der Pfalzgräfin Genovefa. Er läſst das hohe Paar herzbewegenden Abſchied von einander nehmen, läſst den Grafen unter Fackelſchein und Hörnerſchall hinausreiten zum Burgthor, läſst die Gräfin vor Schmerz in Ohnmacht fallen, läſst den Golo ſie auffangen mit beiden Armen und läſst ihr nach einiger Zeit von Golo einen heftigen Liebesantrag machen. — Darüber vergeht eine gute halbe Stunde. Der Erzähler aber läſst die ſchöne Gräfin mit großer

Entrüſtung den Hofmeiſter abweiſen; der Golo entbrennt vor Wuth und ſchafft an, die Gräſin in das Gefängnis zu werfen. Dem Grafen ſchreibt er ſofort, er hätte die Gräſin Genoveſa bei einer groben Untreue ertappt, und was er mit ihr anſtellen ſolle? Kommt vom Grafen der Befehl zurück: Der Untreue das Ihre! . . . Neun Uhr iſt ſchon vorüber im Stöckelhof, als der Gogg die Genoveſa von zwei Knechten hinausführen läſst in die Wildnis, um ſie dort zu enthaupten; und ihre Augen müſſen ſie dem Golo zurückbringen zum Zeichen, daſs der Befehl ordentlich ausgeführt worden. — Jetzt aber, während dem Erzähler alles zuhört mit „Mund und Augen“, ſtockt der Gogg und ſagt: „Ich merke, daſs es ſchon ſpät in der Nacht iſt und Zeit zum Schlafengehen. Die Geſchicht' iſt aber noch lang' nit aus, und kommt's alleweil noch ſchöner. „Ich denk', ich erzähl's ein andermal.“

Heben die Kinder an zu lärmen: er ſoll die Geſchichte auserzählen! Und eines der Mädchen ſchluchzt vor der ſchreckbaren Möglichkeit, daſs hier abgebrochen werde.

Da legt ſich die Mutter ins Zeug und ſagt: „Kinder, wenn ihr den Gogg ſchön bittet, vielleicht bleibt er einen Tag da und erzählt morgen abends die Geſchichte zu Ende. Denn jetzt iſt's Zeit zum Schlafengehen, und dabei bleibt's!“

Jetzt tost ein heftiger Sturm an den alten Mann, da doch ein leiſes Lüftchen genügend geweſen wäre: „Vetter Gogg, bleib da! Vetter Gogg, erzähl' uns morgen die Geſchichte aus!“

Der Gigeri-Gogg iſt ein grundfalſcher Menſch, er thut noch eine Weile unentſchloſſen. „Ich weiß nit, ob ſich's thut, daſs ich dableiben kann. Wird's halt nit recht thun. Zwar — verſäumen thu' ich nit viel, jetzt im Winter. Haben eh überall genug Leut'. Kunnt ja dableiben einen Tag. Wird der Himmel nit herabfallen deswegen. Gehen wir halt jetzt in Gottesnamen ſchlafen. Morgen werden wir's ſchon hören, wie es der armen Genoveſa weiter ergangen iſt!"

Im Stöckelhof bleibt er, der Gigeri-Gogg, und gut läſst er ſich's geſchehen im warmen Neſt und bei voller Schüſſel, und die Kinder machen ſich gar trautſam an ihn und können den nächſten Abend kaum erwarten.

Am zweiten Abende nach dem Mahle und als ſie wieder ſo recht gemüthlich beiſammen ſitzen, fährt der Alte alſo fort zu erzählen, wie die Knechte aus Erbarmen die liebe Gräfin nicht umgebracht hätten, aber ihr das Verſprechen abgenommen, daſs ſie in der Wildnis verbleiben müſste. Dem Golo haben ſie ein paar Rehaugen heimgebracht und geſagt: Die ſind der Pfalzgräfin ihre! Die Genoveſa fand eine Höhle, wo ſie wohnte, eine Hirſchkuh, von der ſie Nahrung erhielt, und dann wurde der kleine Schmerzenreich geboren. So vergiengen ſieben Jahre, und während in der Wildnis die ſieben Jahre vergiengen, verſtreicht im Stöckelhof eine Stunde, und als endlich der Graf Siegfried vom Felde heimkommt und ſehr betrübt iſt über das Unglück mit ſeiner Gemahlin und eine Jagd in der Wildnis anſtellt, um ſich aufzuheitern, und gerade, als er dort eine fliehende Hirſchkuh verfolgt, ſchlägt es neun Uhr, und der Hausvater ruft: „Kinder, jetzt ins Bett!"

Alles iſt troſtlos, und ſelbſt der Gogg ſagt: „Das Schönſte kommt erſt, ich erzähl euch's ein andermal, vielleicht im nächſten Sommer auf der Alm."

„Nein, er muſs noch dableiben und morgen weiter erzählen!" ſchreit der älteſte Knabe, und die Mutter ſagt darauf: „Nau, thut ihn halt ſchön bitten, vielleicht bleibt er morgen noch da!“

Ei freilich bleibt er morgen noch da im warmen Neſt und bei der vollen Schüſſel. Und am Abende erzählt er unter der geſpannteſten Aufmerkſamkeit von Groß und Klein weiter, wie der Graf Siegfried in der Felſenhöhle, wohin die verfolgte Hirſchkuh geflohen, ſeine Gemahlin Genovefa und ſeinen Sohn Schmerzenreich gefunden, wie ihre Unſchuld an den Tag gekommen, wie ſie in Ehren und Freuden wieder in die Burg eingeritten und wie der falſche Golo mit vier Pferden in vier Stücke zerriſſen worden.

Der Verwunderung unter den Zuhörern iſt kein Ende, aber als die Geſchichte aus iſt, ſteht der Uhrzeiger erſt auf halb neun, ſo daſs etliche meinen, es wäre noch Zeit für eine zweite Geſchichte. Der Gigeri-Gogg läſst ſich bereden und beginnt die Geſchichte vom Räuberhauptmann und dem frommen Einſiedler. Die Kinder ſind überglücklich, jedoch in dem Augenblicke, als die dem Teufel verſchriebene Seele des Räuberhauptmannes von einem unſchuldigen Knaben zurückgefordert wird, iſt die Stunde aus. Der Alte bricht plötzlich ab, und der Zuſtand iſt unerträglich.

Auf allſeitiges Bitten läſst ſich der Gogg erweichen, auch noch am nächſten Tage zu bleiben, er erzählt des Abends die Geſchichte zu Ende und beginnt eine neue, noch weit ſpannendere, als die bisherigen geweſen. Er erzählt die Geſchichte vom Robinſon, vom daumenlangen Hanſel, von den vier Haimonskindern, von der ſchönen Meluſina, vom baieriſchen Hieſel, vom Till Eulenſpiegel, von den ſieben Schwaben, vom verzauberten Prinzen u. ſ. w. eine lange Reihe der Märchen und Sagen, die der Alte im Kopfe hat und die anderen in den Kopf kriegen wollen. Und ſo iſt es, daſs dieſer alte Bettelmann, ohne auch nur einmal von „Tauſend und eine Nacht“ etwas gehört zu haben, es haargenau der Scheherezade nachmacht; nur daſs dieſe durch ſpannende Erzählungen ihr Leben verlängern wollte, dem Gigeri-Gogg es aber darum zu thun iſt, die Weihnachtsfeiertage über und bis Neujahr im gaſtlichen und gemüthlichen Bauernhofe zubringen zu können.

Nach Neujahr zieht er ſchmunzelnd fürbaſs mit der ſtillen Abſicht, es anderorts ebenſo zu machen. Sollte der Gigeri-Gogg auch einmal bei uns zuſprechen mit ſeinem Segenswunſche, ſo laden wir ihn vielleicht ebenfalls ein zum Geſchichtenerzählen — heißt das, wenn er neue kann, die wir nicht ſchon wiſſen.

⁂

Der Gansräuber.

Was es denn gibt? Der ganze Staudenhof iſt in Aufregung. Über den hartgefrorenen Erdboden hin und her klingen die Schritte der Bäuerin, der Dirnen, der Kinder. Nur der alte „Tata“ (Großvater) kann nicht mitlaufen. Und war doch auch einmal ſo flink, einſt in fernen Jahren, als ſie ihn den luſtigen Franzl geheißen! Wie die Zeit vergeht! Jetzt ſitzt er drinnen beim warmen Ofen, juſt über der Hühnerſteige und in ſeinen Gliedern liegen und zwicken die achtzig Jahre. Iſt freilich auch kein gutes Sitzen, beſonders jetzt, wo draußen ums Haus der Lärm gellt.

Was iſt denn geſchehen?

Das kleinſte Knäblein, welchem gerade noch ſo viele Jahre abgehen, um ein ganzer Menſch zu ſein, als der Tata ihrer zu viele hat, und welches ſeine Jugend friſch und verhältnismäßig ſauber hinten aus dem Höslein hervorhängen hat — dieſes kleinſte Knäblein kommt jetzt laut weinend in die Stube gelaufen und verbirgt voll Grauen ſein Geſicht in die blaue Schürze ſeines Großvaters.

Was iſt denn geſchehen?

Krampfhaft feſt klammert ſich der Junge an die alten Glieder und das ganze kleine Weſen wird durchwühlt vor Angſt und Entſetzen. Jetzt kommt auch das zweite, ein Mädchen, zur Thüre hereingeſprungen, barfuß war es draußen geweſen auf dem gefrorenen Boden und im froſtigen Nebel; ach, wer denkt heute an Kälte, wo es allen ſo glühend heiß durchs Herz fuhr.

Was geſchehen iſt? Ein Verbrechen!

„Hinter dem Stadl draußen liegt ſie!“ ſchluchzt das Mädchen und verhüllt mit den Händen ſeine Augen, als ob das gräſsliche Bild noch immer davor herumgaukele.

„Na, ſo was iſt denn los?“ fragt der Großvater immer wieder. „Iſt ein Trum von der Weltkugel weggebrochen?“

„Sie hat kein Leben mehr, Tata, und iſt voller Blut — ſo viel, ſo viel Blut!“

Jetzt hört man auch die Bäuerin ſchreien: „Wie denn das hat geſchehen können, du heiliger Sanct Michel, wie denn das hat ſein können!“ Und hebt den Bericht an: „Juſt erſt iſt ſie beim Brunnen geſtanden und habe ich ſie noch über den Hof gehen geſehen. Und jetzt auf einmal! Hat noch hergeſchaut auf mich, als wie wenn ſie hätt' ſagen wollen: Behüt' dich Gott, Bäuerin! — Wer hätt' einen Gedanken gehabt auf ſo was! Das Mädel hat noch den Schrei gehört vom hintern Stadl, aber hat nichts denken können. Geſchrien hat ſie oftmals, iſt ſo ein luſtiges Ding geweſt. Und jetzt das Unglück! Wer es denn mag gethan haben, o du heiliger Martinus!“

Jetzt wird herumgeredet an der Sache: War die That vorbereitet? Faſt iſt es ſo. War ſie auf einen Raub geplant geweſen? Das zeigt ſich wieder nicht, denn der Leichnam liegt des weiteren unverſehrt an der Stelle. Ein reiner Racheact? Mein Gott, und dieſes gute arme Weſen ſollte jemandem etwas zu leide gethan haben? Ganz undenkbar, es hat ſein Lebtag niemandem ein „ungeſchaffenes“ Wort gegeben, geſchweige ſonſt was Schlimmes. Sie war ſo munter und harmlos, alles im ganzen Hof hatte ſie lieb, ſelbſt die Katze und die Ferkeln hielten zu ihr. So eine kommt nimmer!

Draußen nähern ſich vielerlei Stimmen — wimmernde, zeternde, klagende, fluchende, die Thür ſpringt auf, der wirre Zug poltert in die Stube. Eine Magd trägt den Leichnam — die todte Gans.

Wahrhaftig ja, es iſt eine Todſünde gegen den heiligen Martinus. Es iſt die Martinigans. Nur noch etliche Tage auf ſeinen Feſttag! Es iſt die große Zinnſchüſſel ſchon abgeſcheuert worden, in der ſie hätte ſollen auf den Ehrenplatz marſchieren. Und jetzt das Unheil! Noch dazu am hellen Tag. Aber dieſer Nebel! Dieſer verfluchte Spätherbſtnebel! Und liegt nicht einmal ſo viel Schnee, daſs man den Spuren des Mörders nachgehen könnte, und der Lehmboden ſteinhart gefroren, alles wie zuſammengeſpielt, daſs es hat geſchehen können.

Schwer iſt ſie und fett und in einer Woche hätte ſie ihre ſchöne Vollendung erreichen können. Den Kopf und die Flügel läſst ſie hängen, wie es ſich ſchickt für eine todte Gans. Mitten in der Bruſt trägt ſie die Todeswunde. Ein Biſs, ein einziger, ſcharfer Biſs.

Der Jungbauer geht draußen um, er kreist mit einem Strick in der Hand um den Hof. Nichts Verdächtiges fällt ihm auf. Des Nachbars Caro läuft luſtig wedelnd herbei.

Er iſt zwar kein geborener Jagdhund, aber ſeit der Nachbar die Jagd verpachtet hat, geht's langweilig her auf der Welt.

„Ja, mein lieber Caro!“ ruft ihm der Bauer zu, „wäreſt du heute um eine Stunde früher gekommen, die Gans lebte noch.“

„Wohl, wohl“, meint die Magd, „wenn halt kein Hund iſt beim Haus! Ein Wachter ſoll in jedem Hof ſein. Sollſt den Caro kaufen, Bauer, der Nachbar braucht ihn jetzt nicht.“

„Ich glaub', ſie geben ihm ohnehin nichts zu freſſen, ſeit er ihnen keine Haſen mehr auf den Tiſch jagt. Ausſchauen thut er ſo. Wer ein Vieh hat, der ſoll ſich auch d'rum kümmern.“

„Das iſt wohl wahr“, gibt die Magd bei.

„Geh her, Caro, ś' iſt gewiſs ein Knochen übrig geblieben von Mittag!“

Der Hund folgt ihm vergnügt wedelnd in die Stube. Dort aber, als er in der Hand der Bäuerin die ermordete Gans erblickt, duckt er ſich unter die Bank und zieht den Schweif ein.

„Was iſt das?!“ frägt der Bauer dumpfen Tones. „Die Ohren läſst er hängen?“

„Und wie er herglotzt! Als ob er einen mit den Augen ſtechen wollt! Sollt' er ein ſchlechtes Gewiſſen haben?“

„Am Ende hat's der gethan!“

„Wetten mag' ich nichts!“

So rufen ſie durcheinander.

„Geh her, Caro! Komm heraus!“ lockt der Bauer mit freundlicher Geberde, hat aber hinten am Rücken den Strick in der Hand.

„Da geh her! Pſt! Da komm her!“

Der Hund legt ſich auf den Bauch und kriecht dergeſtalt zitternd und faſt ſtöhnend hervor. Nun iſt's offen, auch wenn man den Blutflecken an ſeiner Schnauze nicht geſehen hätte.

Wie ein Rieſenſalamander, ſo kriecht er leiſe winſelnd vor die Füße ſeines Richters hin. Dieſem zuckt die Hand mit dem Strick. In den Geſichtern der Anweſenden kein Erbarmen. Da kommt das Trauderl zur Thür herein und das weiß zu erzählen, die Gans ſei ſonſt wohl brav geweſen, aber den Caro habe ſie öfters angeſprungen.

Das ändert die Sache inſofern, daſs der Bauer etwas unſicher dreinſchaut und die Staudenbäuerin zu ihm ſagt: „Jag's fort, das Vieh, aber ſchlagen thu's nit. Die Gans wird nimmer lebendig. Siehſt es, er bittet um Verzeihung und weiß ſelber nicht warum. Das Thier hat keine Gebote und meine Mutter hat oftmals geſagt, wer im Zorne ein Thier ſchlägt, der ſchlägt dem Herrgott auf die Finger. — Ob wir die Gans — feiſt iſt ſie — etliche Tage ſpäter oder früher eſſen, das wird dem heiligen Martini einerlei ſein."

Gut war's. Und der heilige Martini gieng — als ſie ihm zu Ehren die Gans verzehrten — zum lieben Gott hin und ſagte: „Du, die Staudenbäuerin iſt doch ein geſcheites Weib."

Die zerbrochene Puppe.

Die Kinder von ſich zu weiſen, wenn ſie mit ihren kleinen Anliegen zu euch herankommen, das iſt herzlos, liebe Freunde!

Demſelben Mägdlein, das heute der zerbrochenen Puppe wegen weinend zu dir kommt, kann ſpäter ganz was anderes paſſieren, denn das Leben iſt lang und die Welt iſt voller Leiden. Mancher Schmerz wird nachhaltiger ſein, als der um das verunglückte Spielzeug, aber keiner vielleicht tiefer. Wenn jede Thräne aus ſchönen Augen ſo echt wäre, als die des Kindes, da an der Puppe ein Bein gebrochen, oder aus klaffender Wunde das hölzerne Puppenblut rieſelt!

Es war ja lauter Glückſeligkeit, als die Mutter vom Markte die Puppe heimgebracht! „Aber jetzt muſst alleweil recht brav ſein, Lieſerl!“ hatte ſie noch geſagt, „ſonſt kommt der Mann-Mann, und nimmt dir die Dudl wieder weg. Ja ja, das hat er geſagt! Wenn das Lieſerl brav iſt, hat er geſagt, ſo wird es auch noch ein rothes Jöppel dazu kriegen und ein weißes Häubel. Aber wenn es nicht brav iſt und etwan nicht beten will vor dem Schlafengehen, nachher — du weißt es ſchon!“

Felſenfeſt ſtand in dem Mägdlein die Zuverſicht zu ihrer eigenen Bravheit, denn glückliche Menſchen ſind auch gute Menſchen — das iſt ſchon bei den Kindern ſo, und daher war das Glück und der Jubel, der ins Haus gezogen, gar nicht abzuſehen.

Daſs nur jede Freude ihren Dämon haben muſs! Es war ja ganz richtig, daſs die Dudl (Puppe) nach dem Marktgedränge und der Reiſe vom Kirchdorf her müde ſein konnte. Und als es für das Lieſerl Zeit zum Schlafen ward, bettete es die Dudl im Ofenwinkel auf die Bank, hüllte es mit allerlei Fetzlein zu und machte ihr mit dem Daumen ein Kreuz über das glaſierte Geſichtlein mit den gemalten Wangen und Äuglein und dem gemalten pechſchwarzen Haar, das an den lebendigen Backen des Lieschens von den Liebkoſungen her bereits eine Spur zurückgelaſſen hatte. — Hierauf gieng alles zur Ruhe.

Während Lieschen noch im Traume ihr Glück weiter ſpielte, ſchlich die Katz des Hauſes auf Mäuſejagd aus. Im Ofenwinkel fand ſie das eingewickelte Ding, mit dem ſie anfieng, ſich zu unterhalten. Zuerſt ſchnappte ſie nach ihm, als wäre es eine Maus; als es ſich aber nicht bewegte, hieb ſie ihm eine Pfote in den Leib. Das Ding blieb immer noch liegen, und das verdroſs die Katze, ſie riſs es mit der Schnauze empor, ſchnellte es mit den Pfoten hin und her, ſchüttelte es über und über, und das Ende davon war, daſs am Morgen die Dudl unter der Ofenbank gefunden wurde, arg zerzauſt und am Leibe mit klaffenden Wunden, aus welchen das ſägeſpänene Eingeweide hervorquoll, daſs es ein Graus war.

Das bittere Wehe der kleinen Lieſel könnt ihr euch denken. Über die verunglückte Puppe hingeworfen wimmerte ſie zum Erbarmen.

Zum Glück iſt der Vater — der Wald-Michel — ein Beinbrucharzt, der aber auch andere Leibſchäden an Menſchen wie an Thieren zu heilen verſteht.

„Geh her, Lieſerl“, ſagt er und thut ſein Tabakspfeiflein in Brand, „geh, laſs einmal ſchauen!“

Beſieht ſich das Ding und es ſtellt ſich heraus, daſs der Schaden nicht unheilbar iſt. Der Mutter Nähkorb wird begehrt; ſie hat jetzt nicht Zeit, daſs ſie den kleinen und großen Kindern ſpielen hilft, ſie muſs waſchen; er ſoll ſich den Korb ſelber ſuchen. — Auch gut. Und recht gemüthlich hebt er an und ſucht, was er braucht und macht der Dudl einen Verband. Das Geſichtlein der kleinen Lieſe heitert ſich auf; es iſt wie heller Sonnenſchein auf Thau. Und der Franz, der Bruder, läſst draußen ſein Schäflein ſpringen und will auch einmal ſehen, wie ſo ein Zeug gemacht wird.

Wie der Vater die Angelegenheit ſo gemüthlich ſchlichtet, und ſo ernſthaft dabei, als handle es ſich wirklich um eine kranke Perſon oder gar um ein krankes Pferd, bis die Dudl in- und auswendig wieder leidlich beiſammen iſt — das bleibt in den Kindern, das allein wäre ſchon genug, ihnen den Vater auf ihr Leben lang ins Herz wachſen zu laſſen. Und wenn der Franz etwa einmal in die Stadt kommen und Maler werden ſoll, ich wette, er malt euch das herzige Bild von der zerbrochenen Puppe und ihrer Heilung. Und euer Blick wird ſich nicht wenden von der kleinen Gruppe und ihr werdet gerührt ſein darüber, daſs ein ſo unbedeutender Gegenſtand ſo reich und groß ſein kann an Güte und Liebe.

Sepps Brief.

Die Wirtstochter „zum Löwen“ ſchickt zu ihrer Freundin, der Kathrin, ſie ſollt' eilends kommen, es gäbe was Neues.

Lange genug hat's gedauert, ſechs Wochen lang, bis der Herr Kaiſerjäger ſo gnädig war, einen Brief zu ſchicken. „Keine andere mein Lebtag nicht!“ Dieſes Wort hat er beim Abſchied gerufen und hat dabei die Hand an die rechte Bruſt gelegt. — „Du Sepp!“ hatte damals die Grethel geſagt, „wenn du bei dieſem Schwur die Hand aufs Herz willſt legen — das iſt auf der linken Seiten!“ „Dirndl!“ war ſeine Antwort, „bei mir iſt es anders, ich habe das Herz auf dem rechten Fleck!“ So hatten ſie ſich damals auseinander geſcherzt und heute iſt endlich ein Brief da. Ein Brief und eine Photographie. Die Beine kerzengerade geſpreizt, den einen Arm an ein fürnehmes Tiſchel geſtemmt, die andere Hand am Bajonettgriff, „Bauch hinein, Bruſt heraus“, auf dem munter gehobenen Köpfel den Tſchako, ſo ſteht er da, ſchier wie ein General, aber ein junger.

Das Couvert iſt arg zerſetzt, man merkt, daſs die Finger etwas ungeduldig geweſen ſind. Kein Wunder, den Schatz auszugraben mit bluteigenen Fingern!

Und was ſchreibt er? Die Kathrin guckt der Grethel über die Achſel. Daſs alle zwei ſo vergnügt lächeln, wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüſste, daſs die Kathrin ihren Liebhaber ſchon im Trockenen hat — ſie iſt verlobt mit dem Bäcker Lois. Trotzdem verlangt ſie zu wiſſen, was der Sepp ſchreibt.

Der Brief iſt ſehr ſchön und am Rande mit Blumen bemalt.

„Herzliebſte Grethel!“ ſchreibt der Sepp. „Wann Du dieſen Brief leſeſt, werden Dir tauſend güldene Grüße entgegenſtrömen! Denn jedes Wort in dieſem Brief ſoll bereits ein brennheißer Kuſs ſein! Alsdann, wir ſein zwar jetzt nun ziemlich weit von einand, aber iſt mein Sinn doch ſtets immer bei Dir. Tag und Nacht und ſonſt auch! Nur das thut mich ängſtigen, wann Du mir nur gewiſs treu bleibſt, und wann ich vor dem Feind ſtehe und die Kugel in der Bruſt, Dich kann ich niemals und im bitteren Tod nicht vergeſſen!“ —

So geht's fort und es iſt gottlos, daſs die ſchönen Leſerinnen lachen. Den Brief kann jede wörtlich auswendig ſchon faſt ſeit Kindheit her. Und wenn ſie wüſsten, wie theuer er erkauft iſt! Der Sepp hat einem Kameraden für das Briefſchreiben eine Maß Bier zahlen müſſen und für die „Kugel in der Bruſt“ und den „bitteren Tod“ wollte der Schreiber noch ein paar Würſte obendrein haben.

Jetzt halten die Freundinnen Rath. Sollen ſie den Brief unbeantwortet laſſen oder ſollen ſie den luſtigen Kaiſerjäger ein wenig foppen? Sie entſchließen ſich für das letztere; der Sepp hat auch ſchon manche gefoppt.

Die Grethel ſchreibt ihm, daſs, ſeitdem er fort ſei, die Welt ein Loch habe, daſs ſein Herz — gleichwohl es am rechten Fleck ſitze — liebeskrank ſein müſſe, wenn es an ihrer Treue zweifeln könne, daſs ihr ſein trauriges Wort vom bitteren Tod Nächte von Thränen gekoſtet hätte und daſs ſie ihn ſchließlich um Gotteswillen bitte, nicht auf das Schlachtfeld zu ziehen, weil ſie dort auf Leute ſchießen thäten. Sein Bild, das hänge bereits über ihrem Bett, aber mit dem Geſicht gegen die Wand; ehevor der Pfarrer nicht ſeinen Segen gegeben, könne ſie es anders nicht dulden, denn er ſolle einſt an ihr ein tugendſames Weib haben, wie er es verdiene u. ſ. w.

Lachend bringen die beiden Schalkinnen dieſen Brief zuſtande und geben ihn auf die Poſt.

Faſt „umgehend“ ſchreibt der Kaiſerjäger zurück, ihr geliebtes Schreiben mache ihn glücklich über alle Maßen und am meiſten gefreut habe ihn, daſs ſein Bildnis über ihrem Bette hienge und ſein Geſicht gegen die Wand kehre, das ſei die gebürende Stellung, womit er ewig verbleibe ihr Sepp.

Jetzt lacht die Löwenwirtstochter nicht mehr. Jetzt weint ſie vor Zorn. Und das ſchwört ſie: „Wenn er erſt der Meinige iſt, den Spott ſoll er mir büßen!“ Früher hat ſie ihn gefoppt, aber jetzt haſst ſie ihn und haſst ihn ſo ſehr, daſs ſie ihn heiraten will.

⁂

Der „Duttenblaſer-Tattel“.

O je! Nur zwei Dirnen ſind daheim! da läſst ſich nichts verdienen. Wo nicht ein Sie und ein Er beiſammen ſind, da wollen ſie nicht tanzen, die Saggra! — Man muſs juſt kein Gedankenleſer ſein, um dieſe Gedanken zu errathen, die der „Duttenblaſer-Tattel“ hegt, als er ins Haus tritt. Und bei den zwei Dirnen brauchen wir uns mit dem Gedankenerrathen ſchon gar nicht zu ſtrapazieren, denn die Weibsleute ſchreien ihre Gedanken gleich im erſten Augenblicke des Entſtehens in die freie Luft heraus. „Jeſſes, Jeſſes!“ rufen ſie faſt gleichzeitig, „der Duttenblaſer-Tattel iſt da und kein Mannsbild zum Tanzen im Haus! Iſt das ein Unglück!“

„Laſst's gut ſein“, tröſtet der Ankömmling, „bei der Blechpumpen allein tanzt es ſich eh nicht gut. Die anderen mit den Pfeiſen und Geigen kommen erſt nach, und ich möcht' halt gern ein'n Krug Bier haben.“

„Bei uns iſt kein Wirtshaus“, antwortet die eine. „Wenn kein Tänzer vorhanden iſt, braucht man auch den Spielmann nicht.“

„Gute und fromme Dirn!“ ſagt der Tattel, „ſo bring mir von unſers Herrgotts Keller einen Tropfen herein. Weil ich Durſt hab'!“

Der Dirn will die Anrede nicht recht gefallen, daher verſetzt ſie: „Wer Waſſer trinken will, der braucht in kein Haus zu gehen, der Brunnen iſt eh draußen auf der Gaſſen.“

Nun thut der Spielmann langſam ſeine „Blechdutten“ von der Achſel, lehnt ſie an die Ecke hin, halst ſich die Ledertaſche ab, hängt ſie an die Stuhllehne, ſetzt ſich gemächlich nieder, ſtützt ſeine Arme auf den rothen Regenſchirm, nimmt eine ehrerbietige Miene an und ſagt: „Du gute, fromme und ſchöne Dirn! Muſst nicht bös ſein, wenn ich ein biſſel will raſten.“

Jetzt ſind in der einen richtig drei Dirnen beiſammen; die „gute“ Dirn macht ein verdießliches Geſicht, die „fromme“ Dirn holt ihm kein Waſſer, die „ſchöne“ Dirn aber geht in den Keller und bringt einen Krug Apfelwein.

Während die eine ſo dreifältig handelt, ſtellt ſich die andere einfältig und thut an der Blechdutten herum in der Abſicht, ihr eine ſchöne Muſik zu entlocken. Sie taſtet an den Klappen — das klappert, aber weiter nichts; ſie bläst in das Mundſtück — das pfaucht, aber weiter nichts; ſie ſchleudert das Ungeheuer in den Winkel zurück — das ſchrillt, aber weiter nichts.

„O du Lapp!“ ſagt nun der Tattel zur Einfältigen, nachdem er von der Gabe der Dreifältigen den erſten Trunk gethan und ſich mit der hohlen Hand ſittiglich den Mund gewiſcht hat, „o Lapperl, du! Es iſt ein altes Sprichwort: Was dich nicht brennt, das ſollſt du nicht blaſen. Die Dutten brennt dich nicht, du biſt ſicherlich ein guter Menſch, aber ein ſchlechter Muſikant.“

Die eine — die Dreifältige nämlich — muſs ſchon lachen, daſs die andere nicht einmal einen Ton herausgebracht hat; das möcht ſie doch wiſſen! Und während die Einfältige dem Inſtrumente ins Loch guckt und gerade dort, wo es am allergrößten iſt, verſucht die Dreifältige es mit dem Muſizieren. Sie bläst nun ebenfalls in das Mundſtück — das pfaucht und ſonſt nichts.

„Du ſchöne und liebe Dirn!“ ſagt der Tattel zu dieſer, denn der Apfelwein iſt ganz vortrefflich, „das Blaſen allein hilft halt nur beim heißen Brei. In die Blechdutten, wenn ſie ſich melden ſoll, muſst ein Prrr hineinmachen.“

Macht die Dreifältige ein kräftiges Prrr hinein, und da ſchmettert's zum Trichter heraus, daſs die Einfältige einen Schrei thut und die Ohren zuhält.

Der Tattel lacht ſie aus.

„Kunſt iſt es juſt keine“, meint die Dreifältige.

„Und juſt ſchön iſt es auch nicht“, ſagt die Einfältige. Dieſe hätte dem Spielmann zu ſeinem Apfelwein gern ein Stück Brot verehrt, aber ſein Inſtrument iſt ihr zu grob und der Spielmann nicht fein genug. Sie legt das Brot wieder in den Korb zurück.

„Schön iſt's nicht?“ ſagt der Tattel etwas ſchief, „man muſs halt die Ohren nicht ſo in den Trichter hineinſtecken! — freilich auch die richtige Begleitung gehört dazu, eine Clarinette, eine Geige, eine Orgel, oder ſo was! Da iſt's ſchon!“

Die Dreifältige thut einen Schrei: „Marand Joſef! jetzt ſagt der, die Geige und die Orgel wär' der Dutten ihre Begleitung!“

„Du ſchöne, liebe und geſcheite Dirn!“ ſpricht der Tattel feierlich, denn der Apfelwein iſt in der That ausgezeichnet, „weil du ſchon ſo fein biſt, ſo kannſt es ja auch umgekehrt nehmen. Die Pumpern als Begleiterin, auch gut, ſie wird desweg nicht weinend werden! Gar muſst ſie aber nicht verachten; von weitem iſt ſie ſchön zu hören, von weitem! Im Wald und auf der Heide!“

„Das glaub' ich ſchon“, bemerkt die Einfältige, „je weiter weg, je ſchöner. — Ich aber, mein lieber Duttenblaſer-Tattel, ich weiß einen jungen Spielmann, der blast auch was und bei dem heißt's: Je näher, je ſchöner!“

„Ich glaub dir's!“ lacht der Alte, „ich glaub dir's! Der wird eine Maultrommel haben.“

O Tattel! gar nichts hat er, derſelbe junge Spielmann, und kein Inſtrument kann er blaſen und keins ſtreichen und keins taſten. Er geht nur her und bläst ihr ins Ohr: „Du herzlieber Schatz!“ Das iſt den Weibsleuten die ſchönſte Muſik. Eine ſolche Muſik trägt ſogar dem alten Spielmann einen Krug Apfelmoſt — dem jungen trägt ſie mehr.

⁂

Die Bettelſänger.

Sitzen ſie beiſammen am Feierabend und ſind guter Dinge, wie ſie der Tag gibt.

Der Tag gibt lauter gewöhnliche Sachen — das Wetter und das Kornfeld und das Fuhrwerk und den Viehſtall, und wenn's hoch geht, das Kartenſpiel. Das Alltagsleben in ſeinem zähen und trägen Einerlei. Und plötzlich geht die Thür auf und es treten die heiligen Künſte ein. Bettelleute ſind es und bringen ein Himmelreich mit herein in die dämmerige Stube. Die liebe Bauernjugend kann ſolche Wandlung gar nicht faſſen. Faſt erſchrecken die kleinſten, als — zim zim — die Saiten anheben zu klingen. Ein fremdes Dirndl — wie blaſs im Geſicht, und kann doch ſo ſchön ſpielen! Und ein Knabe ſteht daneben, der ſingt zum Spiel ein wunderſames Lied.

„Es war ein Häuſel im Oberland,
Maria, Mutter Gottes war wohl bekannt,
Es war ein armes Weib
Mit ihren drei Kinderlein,
Groß' Hungersnoth muſsten ſie leiden —“

„Schon gut, ſchon gut“, ſagt der Bauer, das Singen unterbrechend, „das Lied kennen wir ſchon. Singt was Luſtiges.“

Was Luſtiges! Mit welkem Gaumen und ſchwerem Herzen was Luſtiges!

Hinter den beiden Muſikantenkindern, in einen großen Mantel gehüllt und geſenkten Hauptes, ſteht ein Mann, der murmelt jetzt: „So viel Stern ....“

Alſogleich heben die Kinder feierlich folgenden Sang an:

„„So viel Stern am Himmel ſtehen,
So viel Schäflein, als da gehen
In dem grünen Feld;
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin- und wiederfliegen,
So vielmal ſei du gegrüßt!

Dich im Herzen will ich tragen,
Alle Morgen will ich fragen:
„O, mein Schatz, wann kommſt du mir?“
Alle Abend will ich ſprechen,
Wann mir ſchon die Äuglein brechen:
„O, mein Schatz gedenk an mich!“

Ja, ich will dich nicht vergeſſen,
Wenn ich ſollte unterdeſſen
Auf dem Todbett ſchlafen ein.
Auf dem Kirchhof will ich liegen
Wie das Kindlein in der Wiegen,
Das die Lieb' thut wiegen ein.““

Des Bauers Kinder ſind überſelig im Anhören eines ſolchen Liedes und doch verſtehen ſie das Wunder nicht, das in dieſem unbeſchreiblich innigen Liede ruht; ſie können es noch nicht verſtehen. Der Bauer aber — der es verſtehen könnte — wird ungeduldig.

„Was Luſtiges! Was Luſtiges!“ ruft er. Der Mann hinter den Sängerkindern murmelt: „Es wollt' ein Madel . . .“

Die Kinder heben an:

„Es wollt' ein Madel fruh aufſteh'n,
Wollt gehen in den Wald.“

„Das iſt recht, das iſt brav!“ rufen die Zuhörer und trällern mit:

„Wollt' gehen in den Wald hinein,
Wollt Brombeer brocken geh'n.“

Und wenn ſie dieſes ſüße Lied geſungen, dann erſt bekommen die wandernden Sänger etwas zu eſſen.

So ſind die Leute. Merkt es euch, ihr Sänger und Dichter all, vom Brombeermädel und dem Jägersſohn, wenn ihr was wiſſet. Wie der Hanſel die Grethel nimmt, wenn ihr davon wiſſet. Tauſendmal haben es die Leute ſchon gehört, aber das macht nichts. Was trachtet ihr nach Neuem, nach feiner Kunſt und geiſtreicher Weiſe! Wenn ihr Brot wollt eſſen, ſo müſſet ihr von Liebe ſingen; die Liebe iſt immer beliebt.

Der Proceſs ums Wetterſchießen.

Mitgetheilt von einem Landrichter.

Wenn euch Volksſchilderern und Dorfgeſchichtenſchreibern einmal der Stoff ausgeht, dann werdet Advocat in Oberwald. Da gibt's immer was Neues. Heutzutage, wenn dem Bauer unrecht geſchieht, rächt er ſich nicht mehr mit derber Hand; ein Mann der Geſittung iſt er geworden — geht zum Gericht und klagt. Das gibt ihm ein Anſehen. Nicht allein ſeine Nachbarn verklagt er, nicht allein ſeine Dienſtboten und Vorgeſetzten, auch den Bürger verklagt er und den Zigeuner und alle Welt und den Herrgott.

Auch den Herrgott verklagt er!

Und wenn ſein Advocat gerieben iſt: der Herrgott verſpielt! Der mag noch froh ſein, daſs die Todesſtrafe größtentheils abgeſchafft iſt, vor Zeiten ſind die Wettermacher verbrannt worden.

Um nichts Geringeres handelte es ſich vor kurzem, als der Rüppel-im-Hof mit zwei ſeiner Genoſſen aus Altheim bei mir eintrat, als um Blitz und Hagelwetter. Der Mann, wie nicht minder ſeine Nachbarn waren an ihrer Habe arg geſchädigt worden, ein ſchweres Gewitter, das über die Breitebenhöhe herabgefahren war, hatte ihre Feldfrüchte zerſtört, in ihre Bäume und Heuſchober geſchlagen, ihre Wieſen mit Schutt überſchwemmt, ſie in ihrer Wirtſchaft wieder auf ein langes Jahr zurückgeworfen. Dem Schattleitner hatte der Sturm einen Schirmbaum gebrochen und der fallende Baum hatte eine Kuh erſchlagen. — Im ganzen, wie im einzelnen brachten ſie Beiſpiele vor, wie groß der Schaden ſei.

Ich fragte den Rüppel, ob er die Klage direct gegen den Herrgott einreichen wolle? Darob war er anfangs etwas verdutzt, dann meinte er lächelnd: „Das nit, das nit. Dem kann man's nit verübeln, dem iſt's ſeine Pflicht und Schuldigkeit, daſs er im Hochſommer feſt niederdonnern laſst. Von ihm aus iſt's der Breiteben vermeint geweſen und an unſerm Unglück ſind die Breiteben-Bauern ſchuld!“

„Wieſo?“ fragte ich.

„Gehen die Höllſaggra her und ſchießen!“

„Auf wen?“

„Laden — wie das Wetter aufſteigt — ihre Pöller, als wenn's eine Frohnleichnamsproceſſion thät ſetzen, und juſt wie die blauen Wolken mit den weißen Nebelfranzen ſchön ſtad brummend daherziehen über die Breitebenhöhe — bums! bums! pfeffern ſie los und jagen uns den ganzen Krempel herab auf die Altheimer Felder. Bei uns hat's ausgeſchüttet. Auf der Breiteben hat's kaum tröpfelt.“

Hierauf fragte ich, wieſo er mit dieſer Sache zu mir käme?

„Wir Altheimer-Bauern ſtehen zuſammen und klagen die Breitebner-Bauern auf Schadenerſatz und daſs ſie zukünftig nimmer ſchießen.“

Ein richtiger Advocat hätte die Klage ſogleich angenommen; wenn die Altheimer-Bauern glauben, daſs ſie durch das Schießen der Breitebner-Bauern geſchädigt werden, ſo ſollen es dieſe vergüten. Die Breitebner-Bauern ſind Beſitzer von Grund und Boden, aber die Luft gehört nicht ihnen, für die Luft zahlen ſie keine Steuern, Luft und Wolken dürfen ſie nicht alterieren und nach Belieben hin- und herjagen, daſs auf andere der Nachtheil kommt. Da findet ſich im Geſetzbuch eine Reihe von Paragraphen, die ſich in dieſem Falle anwenden laſſen. Geſchädigt an Vermögen: Bürgerliches Geſetzbuch § 1330, § 1332. Es hatte Wege unfahrbar gemacht, Stege vertragen, die Leute konnten nicht hingehen, wo ſie wollten. Alſo geſchädigt an der perſönlichen Freiheit § 1329. Ferner die Paragraphen gegen die Sicherheit des Lebens: Eine Kuh hatte es getödtet, ebenſo leicht konnte es auch die Ochſen getödtet oder lebensgefährlich verletzt haben, §§ 1325, 1326, 1327 u. ſ. w. Einer der ergiebigſten Monſtreproceſſe ſtand in Ausſicht. Die Breiteben-Bauern hatten geſchoſſen!

Ich war ſo unklug, den Altenheimer-Bauern zu ſagen, daſs ſie nicht ſo unklug ſein ſollten. Mit einer ſolchen Klage würden ſie ausgelacht werden. Daſs man mit dem Schießen gegen ein Gewitter was ausrichte, ſei ein alter Aberglauben.

„So", ſagte der Rüppel-im-Hof, „ein alter Aberglauben! Das erſte, was ich höre. Und wohl das Wetterläuten auch, nit wahr? Und wir geben dem Meſsner die Glockenſtrick-Kreuzer und im Herbſt die Korngarben umſonſt! Und daſs er alles liegen und ſtehen laſst, wenn ein Gewitter zuſteht, und zum Glockenſtrick rennt, das iſt ein Aberglauben!" Der Mann war zornig.

„Die heilige Weihe der Kirchenglocken in Ehren“, entgegnete ich, „und das geweihte Pulver auch in Ehren, aber die Wetterwolken kümmern ſich ſehr wenig drum.“

Da lachte der Bauer auf und rief: „Um die heilige Weih' werden ſie ſich freilich nicht viel kümmern, das glaube ich ſelber. Aber um Hall und Schall werden ſie ſich kümmern. Wenn der Herr das nit weiß, ſo ſoll er nur einmal die Halter auf der Alm fragen. Die heben, wenn ein Gewitter herzieht, all mit einander an zu ſchreien, mit Schellen, Brettern, Pfannen zu klappern und zu lärmen. Früher hat's geheißen, die böſen Geiſter vertreiben, heute ſagen wir: die Luft erſchüttern, daſs die Elektricität auslaſst und ſich die Wolken zertheilen. Wir haben auch was gelernt.“

Das hatte in der That einen ſchulmeiſterlichen Abglanz. Ich könnte nun für den Fall, als Sie, lieber Büchermacher, das Honorar nach der Zeile berechnen ſollten, gelehrterweiſe von den alten Wetterſagen, von dem Einfluſſe der Göttin des Schalles und von anderen altdeutſchen Göttern und ihrem Zuſammenhange mit den heutigen Volksanſchauungen u. ſ. w. ſprechen, auch — wie es einem richtigen Docenten von heute anſteht — die Naturwiſſenſchaften berühren, durch dieſelben die Wahrnehmung der ſchlichten Landleute rechtfertigen, was ſich immer gut macht. Aber mir geht's doch noch um den Proceſs.

Ich ſtellte den Leuten zwar vor, daſs gegen die ungeheuren Laſten und Gewalten, die in einem Gewitter heranziehen, der nichtige Schall einer Stimme, einer Glocke, ſelbſt eines Pöllerſchuſſes, ganz und gar machtlos ſei. Jedes Lüftchen erſchüttere die Luft mehr, als der Knall eines Schuſſes. Man denke ſich den Sturm, der einem Gewitter vorauszutoben pflege.

„Am beſten kann's der Herr auf dem Frauenkogl ſehen", fuhr der Rüppel nun wieder ganz ruhig fort, „auf dem Frauenkogl ſteht die Kirche, und wenn ein Gewitter zuſammenzieht, da läutet der Meßner die Glocken auf dem Thurm, und währt's nit lang, ſo kriegen gerad' über dem Thurm die Wolken ein Loch, ſo daſs oftmals der blaue Himmel durchſchaut. Und das Wetter vertheilt ſich oder wird in die Steinberge hineinverjagt. Und hat der Herr das noch nie bemerkt, wie es zu Oſtern und zu Frohnleichnam iſt? Es mag noch ſo regneriſch ausſchauen, daſs man meint: Heut' verwaſcht's die Proceſſion mit Fahn' und Fetzen! Heben im Land nur erſt die Glocken an, die Muſikanten und die Pöllerſchüſſe, gleich wird's lichter am Himmel und aushalten thut's! Lufterſchütterung!"

Ich fühlte mich nachgerade geſchlagen. Gegen die heilige Weih' hat man ſeine grundfeſte Aufgeklärtheit vorräthig, das geht; aber wenn der Bauersmenſch auf einmal ſo naturwiſſenſchaftlich thut und ſeinem alten Aberglauben ein neumodiſches Mäntelchen umhängt, da wird einem ſchier angſt und bang.

„Wenn große Schlachten geſchlagen werden", ſagte ich nun, nachdem ich die braven Landleute endlich zum Sitzen gebracht hatte, „da ſollte man meinen, geht's doch auch nicht ſo ganz ohne Lärm ab —"

„Schon gewiſs nit", ſagte einer der Bauern, „das habe ich bei Königgrätz erfahren!"

„Waren Sie dabei?"

„Schon curios. Aber nur anfangs."

„Man hat meines Wiſſens nichts geleſen, daſs der Kanonendonner die Nebel von Chlum zertheilt hätte!"

„Na, Sie glauben's halt nit", verſetzte der Rüppel-im-Hof, „geben Sie acht, daſs es Ihnen nit ſo ergeht, wie dem Hechelberger Kaplan. Ja wohl, Herr Notar! Der Kaplan iſt ein blutjunges Herrl geweſen, wie er nach Hechelberg gekommen, ſchnurgerade aus der Studie — und da ſind die hölliſch geſcheit! Überall hat er neue Mode wollen einführen und hat in Hechelberg auch das Wetterläuten wollen abbringen. Seit Menſchengedenken haben ſie geläutet zu Hechelberg. Hoch oben unter der Alm, da thut's noth, da ſind die Wetter am gſtraflichſten (gefährlichſten). Und der Jung' hat's abbringen wollen. Der Meſsner, der iſt recht, der hat geſagt: nein! — Und ſind alle falſch (böſe) geworden auf den Kaplan. Der iſt aber ein — ein —" der Bauer legte die Fauſt an den Kopf, um anzuzeigen, daſs der Kaplan es fauſtdick hinter den Ohren gehabt habe, „der iſt ein — ich will nit ſagen, was geweſt! Juſt am Magdalenatag iſt's geweſen, im vorigen Jahr, iſt eh' ein ſchlimmer Wettertag das, weil grad' die Hundstage eingehen. Steckt der Kaplan nit den Kirchenſchlüſſel ein, wie er zum Müllerwirt hinabgeht? Das Wetter ſteigt auf, der Meßner will läuten, kann nit dazu. Alles hat's niedergedroſchen! Nit ein Stammel iſt ſtehen geblieben in der ganzen Hechelberger Pfarr'! — Acht Tag drauf iſt der Kaplan abgefahren. Hat müſſen!"

Wie das komme? fragte ich nun. Den Kaplan hätten ſie verjagt, weil er das Läuten verhindert und die Breiteben-Bauern wollten ſie verklagen, weil ſie geſchoſſen! Es ſei ja eins wie das andere nichts als Lufterſchütterung. Und wieſo gerade die Hechelberger das Gewitter auf die Nachbarsgemeinden jagen dürften und die Breitebner nicht. Ob denn da ein Privilegium wäre?

„Iſt auch!“ riefen ſie alle zuſammen, „iſt auch eins, ein Privileg. Die alten Leut' können es noch ganz genau ſagen. Die Hechelberger dürfen läuten und ſchießen, die Triefenthaler dürfen nicht. Auf dem Frauenkogel dürfen ſie nur läuten. In Fährdorfen dürfen ſie läuten und ſchießen. Bei den Hochreithäuſern dürfen ſie ſchießen. Wir Altheimer dürfen läuten und ſchießen, aber die Nullgrabner und die Hölſer und die in der Hinterau dürfen's nit! Und die Breitebner dürfen's nit!“

Worin dieſe Privilegien ihren Urſprung hätten? war meine Frage.

„Ja, wenn's der Herr nit weiß!“ riefen ſie, „wir wiſſen das auch nit. Aber ſein thut's. 's iſt alles aufgeſchrieben. Im Gemeinde-Cataſter ſteht alles drinnen, auch 'leicht ein Brief aus Pergamenthaut und der Siegelknopf d'ran.“

„Aber ein Privilegium kann ja verjähren.“

„Das nit!“ ſagte der Rüppel-im-Hof, „das verjährt nit, weil Blitz und Hagel auch nit verjährt.“

„So iſt's,“ gaben die anderen bei.

Was blieb mir übrig, als die Klage anhängig zu machen gegen die Häuſer auf der Breiteben, weil ſie durch ihr Wetterſchießen das Privilegium verletzt. —

Aber die Bauern auf der Breiteben hatten auch ihren Advocaten, und zwar in ihrem eigenen Kopf. Als es zur Verhandlung kam, fragte der Richter von der Breiteben ganz höflich, ſeit wann ſie nicht mehr heiraten dürften?

„Vom Heiraten iſt keine Rede, aber vom Wetterſchießen!“

„Und bei uns“, ſagte der von der Breiteben, „iſt wieder vom Wetterſchießen keine Red', ſondern vom Heiraten.

Der Lex in der Lacken hat geheiratet und bei der Hochzeit haben wir ein biſſel Böller geſchoſſen. Daſs zur ſelben Stund' juſt ein Gewitter aufgeſtiegen iſt, dafür können wir nit. Und daſs ſich das Wetter vor dem Schießen geſchreckt hat, dafür können wir auch nit. Und daſs es den Altheimern das Traid niederdroſchen hat, das iſt uns vom Herzen unlieb."

Der Altheimer Rüppel-im-Hof war auf eine ſolche Wendung ſo zornig, daſs er ausrief: „Ich verſteh' nit, wie einer heiraten kann, wenn ein Wetter zuſteht!"

Der Proceſs war hiermit gegenſtandslos geworden. Gegen das Pöllerſchießen auf Dorfhochzeiten war ſchlechterdings kein Paragraph zu finden. Und das Heiraten iſt erlaubt, auch wenn ein Gewitter zuſteht.

◆

Der Krieglacher Himmel.

So, haben die einen beſonderen? Gemach, es iſt nur ein proviſoriſcher, und wenn heutzutage jedermann den Himmel ſchon auf Erden haben will, warum ſollten ſich juſt die Krieglacher beſcheiden? Haben ſie doch auch ihre Hölle auf Erden, die freilich vor der anderen Hölle den nennenswerten Vorzug beſitzt, daſs jeder gerne hineingeht und munter wieder zurückkommt, weil dort drinnen irgendwo ein Wirtshaus ſteht.

In einem alten „Buch der Märtyrer und Blutzeugen“ las ich, daſs der Weg zum Himmel roth bezeichnet ſei. Das ſtimmt haarſcharf auch beim Krieglacher Himmel. Wollen wir uns vom Orte aus weiſen laſſen und uns der rothen Markierung anvertrauen? — „Anfangs reist man über Flachland mit Kornbau. Man ſieht viele Höfe und Ortſchaften. Dann kommt man in Gegenden der Viehzucht. Es ſind Anger und Matten, es ſind Sumpfgelände. Hernach geht's hinein in die finſteren Wildniſſe. Üppiges Strauchwerk, dann Baum an Baum, ſtehend oder liegend; manche ſind vom Holzknecht gefällt, manche vom Sturm umgeworfen.

Dort und da iſt eine halbverwachſene Grube, wie in ſolchen einſt die Wölfe gefangen worden ſind. Rechterhand iſt ein ſteiles, bewaldetes Gebirge, um deſſen Gipfel der Habicht kreiſt. Unſere Pfade führen in Lichtungen hinaus, grüner Almboden, junger Wald, rankendes Brombeergeſträuche, prangende Erdbeeren darunter; aber man darf ſich von ſolcher rothen Markierung nicht verleiten laſſen, das könnte links in die Hölle hinabführen. Auch jener Student weiß davon zu erzählen. Wir müſſen uns an die rothe Baumbemarkung halten, die jetzt rechts hinanweiſt. In einer ſteilen Engſchlucht führt in Schlangenwindungen und eingehauenen Stufen der Steig hinauf. Wehe, wen hier der Schwindel erfaſst! er fällt auf braunes Erdreich und wird ganz ſchmutzig. Plötzlich biegt der Steig rechts hin am Hange — eine einzige Wendung zwiſchen jungen Anwuchs durch, und wir ſind am Ziele. Ein ebenes, dreieckiges Plätzchen, das fleißige Maurer dem Klippenhange abgerungen haben. Kaum mehr Perſonen haben auf dieſer Zinne Platz, als auf der Spitze des Großglockners. Hingegen haben wir unter Fichtenſchatten eine lauſchige Bank und ein Tiſchlein, auf welchem man Landkarten ausbreiten, Karten ſpielen, Wein trinken und ſonſt alles Mögliche thun kann. Aus dem Abgrunde ragen die Wipfel der Bäume. Ein grüner Waldkeſſel iſt da unten — genannt die Hölle. Weiterhin die beſonnten Höhen, die hügeligen Querthäler der Schwöbing und der Illach mit ſtattlichen Bauernhöfen. Felder, Wieſen, Gärten, weiße Straßen, Bäche, Teiche, Dörfer, Schlöſſer, Ruinen, ſo geht's durch das ganze Thal, bis nach Mürzzuſchlag hinauf, bis nach Mitterdorf hinab. Tief unten hat ſich, als wir auf die Zinne hinaustreten, ganz plötzlich das freundliche Krieglach enthüllt, welches wir unterwegs ſchon lange nicht mehr geſehen haben. Schier ſtolz und ſtattlich liegt es da. An der Anhöhe, in einen Park gebettet, der Hönighof. Weiter rechts im Thale, von Büſchen halb verdeckt, die Schlöſſer Feiſtritz, Hohenwang; auf ſpitzigem Kogel die alte Burg Hohenwang, dann die weißen Mauern von Langenwang und dort, wo das Thal ſo ſcharf an den Berg ſtößt, daſs es abbricht, Mürzzuſchlag. Jenſeits des Thales die Gebirgswelt! Die Kampalpe, die Scheiben, die Rax, das Kar'l, der Roſskogel, das Hocheck, der Sommerberg, die Hohe Veitſch, der Rauſchkogel, die Aflenzer Starritzen, der Hochſchwab! Ein herrliches Halbrund, großartig! überwältigend! himmliſch! — Seht, und der Platz, von dem aus der Sterbliche alles das überblicken kann, heißt der Himmel, iſt der „Krieglacher Himmel“.

Die Gänſefüßchen entgehen dir wohl nicht, lieber Leſer, mit welchen dieſe Beſchreibung geſchmückt iſt. Du kannſt dir auch denken, was ſie bedeuten. Wenn ein ſehr jugendliches und ſehr ſchwärmeriſches Gemüth den eine Stunde langen Weg macht, vom Orte aus bis zum „Himmel“ und von dort aus die Gegend betrachtet, ſo iſt es wohl möglich, daſs obige Beſchreibung losgelaſſen wird. Gar ſo arg iſt es nicht mit der Großartigkeit, doch hat ſchon mancher ſehr vernünftige und ſonſt ſehr kühle Menſch da oben auf dem Felswändchen ein bischen geſchwärmt. Und ein wenig überraſcht iſt jeder Beſucher, daſs ſich von dieſer unſcheinbaren, gar nicht vorgeſchobenen Stelle aus ein ſo hübſches, mannigfaltiges Landſchaftsbild darbieten kann.

Einer der Entdecker dieſes Punktes hat folgende Verſe hingeſchrieben:

„Jo, d Hoamat und d Herzn
Reißt nix auſanond,
Ih möcht gern in Himmel ſein
Und dahoam in mein Lond.

Dahoam in mein Landl,
Wo d Sun ſa ſchön ſcheint,
D hon ih mei Nandl,
Und viel guati Freund.

Und weil ih ſchon ewi
Möcht lebn in dem Lond,
Sa hon ih mar an Himel baut,
Do af da Wond.“

Zu einer etwas weniger ſentimental und etwas mehr übermüthig veranlagten Stunde ſchrieb derſelbe dieſes „Himmels“ wegen ins Fremdenbuch des Krieglacher Leſevereines:

„Himmel und Höll.

Die Krieglacher können gar luſtig ſein,
Und auch gar traurig werden,
Sie haben halt mit allen gemein
Himmel und Höll auf Erden.

Die Krieglacher gucken gern in den Krug,
Doch morgen ſchlimme Geberden!
Es jammern die Katzen mehr als genug.
— Himmel und Höll auf Erden!

Die Krieglacher nehmen ein Weibchen gern
Zum treuen Lebensgefährten,
Da bleibt auch Schwiegermutter nicht fern.
— Himmel und Höll auf Erden!

Im Fremdenbuch will mancher fein
Und ſinnreich verewigt werden.
Er nimmt die Feder und macht ein . . . . .
— Himmel und Höll auf Erden!“

Die Entdeckung des Krieglacher Himmels knüpft ſich an eine Erdbeerpflückerin. Das muſs etwas genauer erzählt werden. Ein Student in den Sommerferien wandelte ſo am Fuße des Göll hin und Erdbeer zu ſuchen, das war ſein Sinn. Als er nun hinankam zu dem ſteilen Hang, wo man vor Jahren den Wald geſchlagen hatte und wo jetzt das üppige Geſtrüppe der Himbeeren, der Brombeeren und der Erdbeeren wucherte, ſtrich in demſelben ein junges Frauenzimmer umher und ſuchte Pilze, und pflückte in ſein Körbchen Himbeeren und Erdbeeren. Es hatte ein blutrothes Kopftuch um, von ferne zu ſehen wie eine Rieſenerdbeere. Der Student gieng näher, um zu erfahren, was es mit dieſem „Pröpſtling“ ſei. Ein Bauerndirndel, das Geſicht gar fein, doch ein wenig blaſs, und die Augen ſehr rund und groß und braun, und in den Wangen die richtigen zwei Grübchen, wenn es lachte. Sie lachte jetzt, denn ein großer friſcher Blätterpilz ſtand da und den that ſie ſogleich in ihr Körbchen. Als ſie aber jählings den fremden Menſchen ſah, da lachte die Kleine nicht, da erſchrak ſie und blickte gegen eine nahe Baumgruppe hin, die am Felswändchen ſtand, als wollte ſie dort Hut und Schutz ſuchen. Und dem Studenten fielen jetzt richtig die Dummheiten ein, die einem jungen Manne faſt allemal einfallen, wenn er im Walde einem ſauberen Dirndel begegnet. Nämlich ein biſschen ſchäkern und ein biſschen koſen. Sie war auch gar ſo rundlich anzuſehen und zwiſchen den ganz beträchtlichen Bruſthügeln ſtak ein Erdbeerſträußchen, bei deſſen Betrachtung dem Burſchen ſchwindelig wurde. Er war nicht mehr ganz unerfahren, hatte ſich eine kleine Küſſeſammlung angelegt, wie derlei in der Stadt und auf dem Lande ſo im Vorübergehen zu fin iſt. Gerade von einem ſolchen Bauerndirndel hatte er noch keins, daher begann er jetzt emſig Erdbeeren in eine ahornblattene Düte zu ſammeln, dann gieng er hin und bot ihr ſie an.

„Erdbeeren! Ich hab' ihrer ja ſelber!“

Damit war das Geſchenk abgelehnt.

„So will ich dir eine handvoll Himbeeren pflücken.“

„Das kann ich auch ſelber thun.“

„So will ich dir Schwämme ſuchen helfen.“

„Die habe ich ja ſchon gefunden.“

„Aber Weibsbild, junges, ſchönes, liebes! Was kann ich dir denn geben, das du noch nicht haſt?“

„Ich hab' ſchon alles“, antwortete ſie.

„Auch Buſſeln von einem Mannsbild?“

„Mehr als genug!“ ſagte ſie und lachte dabei auf.

Er war ihr unter ſolchen Verhandlungen immer näher gekommen; ſie wich ein wenig zurück, wieder nach der Dickichtgruppe blickend, und ſagte endlich ſcharf: „An mir werden Sie ſich wohl irren!“

Jetzt das gefiel ihm gerade. Die Kirſchen, die am ſchwerſten zu kriegen ſind, ſchmecken am beſten.

„Wie kann ich mich an dir irren“, ſagte er ſehr artig, „wenn ich ſehe, daſs du ein ſchönes liebes Blümlein biſt!“

„O je!“ lachte ſie, „da hab' ich ſchon was Geſcheiteres gehört! Sie ſind ja auch ſehr ſchön! Sie ſind ſo gerade gewachſen, wie eine Heuſchoberſtange. Lieb ſind Sie gewiſs auch, wenn Sie zur Rechten kommen.“

„Dirndel! Rechter wie du kann mir gar keine ſein!“

„Nachher müſſen Sie ſo gut ſein und ſchauen gehen, ob dort die Brombeeren ſchon zeitig ſind. Ich möcht' ihrer. Aber zeitig müſſen ſie ſein.“

Da iſt der junge Tropf richtig hingegangen ins Geſtrüpp, um zu ſehen, ob die Brombeeren ſchon reif wären — Ende Juli. Ein paar elende grüne Wärzlein ſah er in den dornigen Ranken. Ja, da kam er ſehr beſchämt zurück; und wie er zurückkam, war das Dirndel nicht mehr da. Hingegen dort in der Jungbaumgruppe die am Felswändlein ſtand, dort hörte er etwas. — Aha, dachte er, ſie iſt klüger, ſie weiß den geraden Weg zu finden. — Und ſchlich ihr nach.

Zwiſchen den buſchigen Bäumen, im tiefen Schatten, ſaß ſie und hatte an ihrer Bruſt ein kleines Kind. Und das Kindlein trank an dem heiligen Quell, und die junge Mutter ſchaute mit wahrer Freude auf ihr zartes zappelndes Glück.

Das war denn eine hübſche Überraſchung für den lockigen Knaben. Faſt ungehalten war er und-deshalb konnte er ſich nicht enthalten zu ſagen: „Was ſperrſt dich denn, wenn du nicht mehr unſchuldig biſt!“

„Wer ſagt's denn, daſs ich's nicht bin?“ fragte ſie leiſe. Da deutete er auf das Kind.

Jetzt hub ihr Auge an zornig zu werden. Sie erhob ſich und ſagte: „Gehen Sie fort!“

In einer Weiſe war dieſes Wort geſprochen, daſs der Student wie ein Wicht davonſchlich.

Am Abende, im Caſino zu Krieglach, hat er mir dann das kleine Abenteuer erzählt.

Am nächſten Tage giengen wir beide hinauf zum Erdbeerhang, vielleicht, daſs wir das junge Weib, welches er mir als überaus reizend geſchildert hatte, dort wieder ſehen konnten. Denn auch ich war begierig, was es denn mit ihm wäre. Und was wir zu ihm ſagen wollten, das wuſste ich nicht, und ob wir geſittig ſein würden oder ungeſchickt und plump, das wuſste ich auch nicht. Es zog uns nur ſo hinan.

Wir kamen zum Erdbeerſchlag, da war ſie heute nicht. Wir giengen zu der Jungbaumgruppe, da drin ſaß ſie auch nicht, aber im Mooſe war noch die Spur zu ſehen, wo ſie geſtern geſeſſen. Wir ſtiegen auf die Felswand, um weiteren Umblick zu gewinnen, aber wir ſahen ſie nirgends. Mein Student war ganz ſchwermüthig. — „Ich vergeſſe es nicht, wie ſie dageſeſſen iſt mit dem Kinde“, murmelte er, als er ſitzend die Ellbogen auf ſeine Knie ſtützte und mit den Händen das Geſicht verdeckte. „Ein Raphaelbild! Eine Muttergotteserſcheinung!“

„Vielleicht wollteſt du eine Wallfahrtskirche bauen laſſen an dieſer heiligen Stätte!“

Er blickte über meinen Spott miſsmuthig auf.

„Ich glaube, du biſt wirklich verliebt.“

„Ja, das bin ich!“ ſtieß er mit heftigem Athemzug hervor und ſprang auf. „Die nehme ich. Die heirate ich mitſammt dem Kinde.“

Ich ſchwieg und ſchaute hinab in den tiefen Waldkeſſel, der da vor uns ausgebreitet lag. Ich ſchaute hin über das ſonnige Thal und auf die ſchönen hohen Berge und dachte nichts als: Was denn das iſt, die Liebe! die Liebe! —

Die Höll'.

„Der Himmel!“ rief er.

Jetzt merkte ich, daſs wir Worte geſprochen hatten, ganz traumhaft war's. „Ich meine, da unten dieſer Waldkeſſel heißt die Höll'.“ Alſo ſuchte ich mich zu erklären.

„Und ich ſage, da heroben bei dieſer Felswand iſt der Himmel!“ ſchrie der Student.

„Und ich ſage, da auf dieſem Steine ſitzen zwei Halbnarren!“ Dieſe Worte ſprach der Jäger Ignaz, welcher mit ſeinem Gewehr den Berg herabgekommen war und uns in ſeiner Schalkhaftigkeit ein wenig behorcht hatte.

Den Jäger Ignaz hatte ich ſehr gerne, er war ein Krieglacher, ein Jugendgenoſſe von mir, und nahe an ſein Anweſen habe ich ſpäter mein Sommerhaus hingebaut, damit ich öfter ſein echtes Steirergeſicht mit der ſcharfen Adlernaſe, den ſtarken Wangenknochen, dem buſchigen Schnurrbart und den grauen Augen, mit ihrem ſtrammen, am liebſten längſt des Gewehrlaufs hinauslugenden Blick ſehen konnte. Sein Gang war immer ein ganz langſamer, aber er kam doch vorwärts; ſein Schießen war gelaſſen, ſcheinbar faſt träge, aber allemal traf er was; ſeine Rede war manchmal ein wenig unbeholfen, aber er ſagte ſtets was Kluges. Den Ignaz konnte ich nun fragen, der durfte etwas wiſſen.

„Du, Ignaz, dieſer Herr hat geſtern da unten bei den Bäumen was geſehen.“

„Ein Reh?“

„Ein ſchönes junges Weib mit einem kleinen Kind.“

„Iſt leicht die Simmerlin dageweſen?“ fragte der Jäger zurück.

„Wer iſt die Simmerlin?“

„Das Weib von einem Werksarbeiter“, ſagte er.

„Und weiter, Ignaz?“

„Kaum ein Jahr verheiratet und ſchon mitten im Unglück. Ihrem Mann hat vor vier Wochen im Eiſenwerk ein Rad die Hand weggeriſſen, und das Kind iſt da und haben nichts zu eſſen. Geht ſie halt immereinmal in den Wald, Beeren und Schwämme ſuchen, und das Kind ſchleppt ſie mit, und der Mann liegt in der Dachkammer ſo dahin und es iſt halt ein Elend.“

— Student, weißt du’s jetzt? Ja, ſo ſieht er in der Nähe aus, der Himmel auf Erden.

Der Student war zu ſich gekommen und ſagte: „Jetzt möchte ich ſie erſt recht küſſen, aber nicht aus Luſt, ſondern aus Verehrung.“

„Wird ſie gewiſs recht freuen“, verſetzte der Jäger Ignaz, „aber noch lieber wird’s ihr ſein, wenn ihr wer ein paar Groſchen Geld ſchenken wollt’, für ihren Mann auf ein friſches Stück Rindfleiſch. — Man müſste es ihr aber wohl heimtückiſch zuſtecken, ſonſt nimmt ſie’s nicht. Das iſt eine gar Stolze, die! Ihre Eltern ſind ſelber einmal wohlhabend geweſen. Den großen Sunnberghof, wenn ihr ihn kennt, den haben ſie gehabt. Aber ganz herabgekommen und nachher an den Juden verkauft und nichts übrig geblieben fürs Dirndl, und hat müſſen in den Dienſt gehen. Aber immer ſtolz wie eine Gräfin. Gegen die Reichen ſchon gar. Den reichen Rainſimmerl hätt’ ſie heiraten können.“

„Na, und weiter, Ignaz? Und weiter?“

„Der Simmerl, hat ſie geſagt, wär’ mir ſchon recht, aber der Großhof nicht, weil’s gleich heißen möcht’: Auf den

Reichthum iſt ſie geflogen. Nachher, wie der Großhof abgebrannt iſt, und keine Verſicherung da, und den Grund und Boden die Sparcaſſe für Schulden eingezogen hat, und wie der Simmerl nichts mehr hat gehabt, als ſeine zwei geſunden Händ', und ins Eiſenwerk geht, da hat ſie ihn genommen.“

„Zwei geſunde Hände, und jetzt hat er auch die nicht mehr!“ rief ich aus.

„Steht es zu hoffen, daſs er ſtirbt?“ fragte der Student. Nun nahm ich ihn am Arm: „Komm, Junge, wir wollen nach Hauſe gehen, du rappelſt ſchon.“

„He, he, rappeln thun ſie eh alle, die Stadtleut“, lachte der Ignaz. Da hatte auch ich meinen Theil.

Einige Tage ſpäter iſt der Student abgereiſt nach Auſſee zu einem Vetter. Im Laufe der Zeit ſchrieb er mir etlichemal. Im erſten Schreiben erkundigte er ſich noch ſchwärmeriſch nach dem „Erdbeerdirndl“, im zweiten und dritten hatte er ſchon von anderen Weibsleuten zu erzählen, die ſehr „nett“ geweſen wären. An einer derſelben ſoll er hängen geblieben ſein, ich habe ſpäter nichts Rechtes mehr von ihm gehört.

Das „Erdbeerdirndl“ lebt heute auch noch, begleitet ihren Mann, den Einhandel-Simmerl, der ſich mit einer kleinen Drehorgel durchs Land leiert, und weiß ſich überall Achtung zu verſchaffen. Ihre zwei halberwachſenen Kinder ſind bei Bauern untergebracht. Der Knabe war drei Jahre nach der ſchweren Verletzung des Vaters auf die Welt gekommen und hatte zur Verwunderung der Leute zwei geſunde Arme.

Er hat mitgeholfen, als wir vor einiger Zeit an dem Felswändlein im Erdbeerſchlag eine Mauer aufgeführt, eine Zinne gebaut und auf derſelben ein paar Bänke und einen Tiſch hingeſtellt haben. Denn ich habe ſeit jenem fernen Tage den ſchönen Platz nicht mehr vergeſſen können, und auch nicht, wie der Student ihn den „Himmel“ genannt hat. Und weil es ſich da ſchon um Liebe und Treue und Mutterglück handelte, ſo ließen wir den Namen gelten und heißt die Ausſichtsſtelle dort am Hange des Gölk „der Krieglacher Himmel“ bis auf den heutigen Tag.

* * *

Gehet hin und lehret . . . !

In einem Gebirgsdörfchen lebte ein Pfarrer, der war ſehr gewiſſenhaft in der Ausübung ſeines chriſtlichen Amtes. Aber ſeine eigene Gemeinde hat ihm etwas ſchlimm mitgeſpielt. Die kleine Geſchichte iſt verbürgt. Der Pfarrer hatte wöchentlich zweimal eine Schule zu beſuchen, die zwei Stunden weit von ſeinem Dorfe tief im Hochthale ſtand. Er gieng ſeit Jahren jeden Mittwoch und jeden Samstag in das Hochthal, am Mittwoch lehrte er den Katechismus, am Samstag das Evangelium.

Als nun aber der Pfarrer betagt wurde und ſeine Kräfte ziemlich ausgegeben hatte in der Arbeit im Weingarten des Herrn, wollte es mit dem Fußwerk nicht mehr recht gehen. Und da brachte er bei einer Ortsſchulrathsſitzung die Bitte vor, daſs die Gemeinde ihm für ſeine Katechetenreiſen ins Hochthal ein Steirerwäglein zur Verfügung ſtellen, oder ihm einen kleinen Pfennig für ſolche Sache ausſetzen möchte. Er wolle ſich das gerne aus Eigenem leiſten, aber es klappe nicht recht und die Religionsſtunden im Hochthale könne er nicht verringern.

Auf ſolches Anſuchen redete der Ortsſchulrath ſo herum: „Ja, es iſt eh wahr.“ „Freilich hübſch weit iſt der Weg.“ „Natürlich geht ein alter Menſch nicht mehr leicht.“ „Fahrgeld — iſt halt eine zuwidere Sach'“, u. ſ. w. Endlich meinte man, dem Herrn Pfarrer ein Wäglein auftreiben zu ſollen.

Allein, als der nächſte Mittwoch kam, war kein Wagen da, der Prieſter muſste zu Fuße gehen, und als der nächſte Samstag kam, war wieder kein Wagen da und der Herr Pfarrer muſste wieder zu Fuße gehen. Spät nachts kam er heim, gar müde und abgemattet, daſs ihm ſchier ſeine Suppe nicht mehr wollte ſchmecken vor Erſchöpfung.

Als der nächſte Katechetentag kam, beſtellte er ſich ſelber beim Wirte ein Wäglein, benützte ſelbiges fortan jedesmal ins Hochthal. Und als das Schuljahr aus war, verfaſste der Herr Pfarrer auf einem ſchönen Bogen Kanzleipapier ein Geſuch, in welchem mit ſorgfältigem Stile dargethan war, daſs er halt ein Wäglein benützt habe für die Schulfahrten ins Hochthal, und daſs dieſes Wäglein, er habe ein nicht koſtſpieliges gewählt, beim Wirte freilich nun zu begleichen wäre, um was er hiermit höflichſt gebeten haben wolle.

Der Obmann des Ortsſchulrathes, ein ehrenfeſter, recht religiöſer Mann, entzifferte die Schrift und überlegte hin und her. Der Bauer geht ſtets mit ſeinem Pfarrer, das weiß man, aber nur ſo lange, als es mit ſeinen praktiſchen Vortheilen ſtimmt. Sobald dieſe Richtung aber Geld heiſcht, ſpringt er gerne von ihr ab. Was that der Obmann des Ortsſchulrathes? Er ſchrieb auf des Pfarrers Bogen: „Geht uns nichts an. Wer die Zeche beſtellt hat, der ſoll ſie auch zahlen“, und ſchickte die Schrift zurück. Die übrigen

Mitglieder des Ortsſchulrathes ſagten: „So iſt's!“ und „recht iſt's!“

Der Herr Pfarrer wollte damit aber nicht abgeſchloſſen wiſſen und bei einer nächſten Ortsſchulrathsſitzung fand er ſich ſelber ein. Hübſch gefügig war er bei den Berathungen und als dieſelben geſchloſſen waren, ſagte er: „Halt, noch eine Kleinigkeit hätte ich, mit Verlaub. Es iſt nämlich das Steirerwagel noch nicht bezahlt, welches ich für den Religionsunterricht ins Hochthal nöthig hatte. Neun Gulden fünfzig Kreuzer thät's halt ausmachen. Möcht wohl ſchön bitten.“

Ein Weilchen ganz ſtill war's im Rathe. Endlich that der Obmann den Mund auf und ſagte ſehr geſchmeidig: „Ich weiß nit, Hochwürden, was Sie da alleweil mit Ihrem Wagen haben. Heißt's denn: Fahrt hin? Nein. In der heiligen Schrift ſteht es: Gehet hin und lehret die Völker.“

Der alte weißkopfige Herr hat kein Wort darauf geantwortet. Den Religionsunterricht im Hochthal hat er fortgeſetzt und den Wagen beſtritten durch ſeine eigenen kümmerlichen Kreuzer.

Alſo geſchehen in der urkatholiſchen Steiermark. Ja, der Bauer iſt ſehr religiös, und lieber denn ein weltliches Münzlein gibt er ein chriſtliches Sprüchlein.

Anhang.

Ausflüge in die Fremde.

Ein Flug durch Kärntens Paradies.

Wenn man die Landkarte anſchaut, ſo iſt es ein Vergnügen zu ſehen, wie Steiermark das Kärntnerlandel umarmt. Es iſt in der That etwas überaus Liebes um dieſes „Landlan“. Wie ein Brautgemach von trauten vier Wänden, ſo iſt es ringsum von hohen Bergen umſchloſſen, aber es gibt lauſchige Fenſterlan, wo man hineinſieht, und es gibt niedliche Thürlan, wo man hineinkann. Manchesmal ſchon bin ich auf einen Berg Steiermarks geſtiegen, um dort ein wenig anzufenſterln und die holden Reize zu begucken, die ausgeſtreckt liegen da unten im Draugelände. Endlich habe ich auch wieder einmal das Pförtlein gefunden.

Wer Kärnten haben will dort, wo es am allerlieblichſten iſt, der gehe ins Laſenthal. Er wird auf der Karte freilich vergebens nach einem Laſenthale ſuchen, oder nach einem Fluſſe, der die Laſen heißt. Er möge das gutſein laſſen und in Judenburg an der Mur ſich getroſt auf ein Steirerwäglein ſetzen und dem Fuhrmann ſagen: Ins Laſenthal! — Er wird am Fuße der uralten Ruine Lichtenſtein dahin gegen Weißkirchen fahren, er wird bei der Bergfeſte Eppenſtein deren Ritter einmal die halbe Steiermark beherrſcht haben, in das Thal des Granitzenbaches einbiegen und zum Flecken Obdach kommen, der daliegt zwiſchen den hohen Bergen des Zirbitzkogels und des Gräßings wie ein Städtchen auf der Alm. In dieſem Städtchen auf der Alm iſt ein Dichter und ein Gelehrter geboren worden; wer in der „ploderſamen“ volksthümlichen Dichtung einmal etwas „zan Mitnehm“, oder ſonſt „allerlei Deutſames“ gefunden, oder aus dem „Carneval der Liebe“ „ſingen und ſagen“ gehört hat; und wer in der Wetterkunde und in den Erdbebentheorien bewandert iſt, der wird die beiden Obdacher leicht errathen.

Hinter Obdach ſteigt die Straße ein Weilchen ſachte an, dann kommt ein Waldplateau, hernach geht's abwärts, und ſiehe, die Welt iſt eine andere. Mildere Luft weht uns entgegen, vor uns weitet ſich ein langgeſtrecktes Thal mit mäßigen Bergzügen an beiden Seiten, mit vielen Ortſchaften und Einzelgehöften in der Niederung und auf den Lehnen. Man könnte es das kärntniſche Mürzthal nennen, ſo große Ähnlichkeit hat es mit dieſem. Ganz im Hintergrunde erhebt ſich, ſcheinbar das Thal ſchließend, der blauende Bergſtock der Koralpe. An einem vom Gräßing niedergießenden Bach ſteht die Säule mit der Kunde, daſs hier das Herzogthum Kärnten anhebt. Vor uns haben wir Reichenfels. Auf einer Brücke überſetzen wir ein ſchönes klares Waſſer, das von den Seethaleralpen herabkommt und ſehr geſchwätzig iſt, harmlos übermüthig wie ein Kind. Das iſt die junge Laſen, oder Lavant, wie die gelehrten Leute ſagen. Denn im Lavantthale ſind wir. Auf gerader und glatter Straße rollt das Wäglein munter dahin und vorüber an manch freundlichem Orte. Jedes Seitenthal, das entweder rechts vom Gebirge der Saualpe, oder links von dem Hochzug der Koralpe hervorkommt, bringt friſchen Zufluſs der Laſen, die zuſehends anſchwillt. Frohe Hirten, emſige Bauern beleben die Gegend, und leider auch emſige Holzhauer, welche die grüne Joppe des Waldes Stück für Stück vom Leibe reißen. Wir kommen zu dem noch bewaldeten finſteren Twinggraben, eine an zwei Stunden lange Engſchlucht, in welcher neben der Straße die Laſen manchmal wüthend giſcht und ſchreit. In dieſer Wildnis ſteht dort, wo der Waldenſteinbach und die Straße von der Grazer Gegend über die Pack kommt und einmündet, die Ruine der Veſte Twinberg, wie unſere Generabſtabskarte ſagt. Eine beſſer gelegene Raubburg hat das Mittelalter kaum gehabt, ein paſſenderer Ort, die Fremden zu vergewaltigen, iſt kaum denkbar, als dieſer Punkt im Twinggraben, von dem die heutige Zeit behauptet, daſs er ſo „romantiſch und ſchön“ ſei. Heute macht man erfriſchende Spaziergänge und Luſtfahrten durch dieſe Schluchten, die einſt der Schrecken der Gegend und das Unglück der Reiſenden geweſen ſind. Der Sinn für landſchaftliche Natur und wildmaleriſche Gegenden hat erſt angefangen ſich zu entwickeln, als die Straßenräuber ausgerottet waren, und wenn das Räuberweſen auch auf dem Lande wieder einmal überhandnehmen ſollte, dann wird's mit der Schönheit des Gebirges und der Waldwildniſſe ſofort vorbei ſein.

Endlich windet ſich unſere Straße zwiſchen den Bergen hinaus in das freie weite Thal von Wolfsberg. Wir ſind in der Gegend, welche das kärntniſche Paradies genannt wird. Sie iſt wahrlich darnach: üppig, fruchtbar, grünend, blühend, von hellen Bächen durchzogen, von ungezählten Dörfern und Höfen beſtanden, ein wahrer Garten, und in der Ferne eingerahmt von ſchönen hohen Bergen.

Wolfsberg, die alte Biſchofsſtadt, von welcher aus in frühern Zeiten die Cultur ſich verbreitete über das ganze lange Thal, hat für den Reiſenden drei beſondere Ziele: das Schloſs der Donnersmärker, das Mauſoleum dieſes Geſchlechtes und die Koralpe, an deren Fuße die Stadt liegt.

Graf Henckel von Donnersmark iſt der einzige moderne Ritter, der den Alten gleich ſeine Burg ganz im Stile mittelalterlicher Veſten auf einem ſteilen Berg gebaut hat. Er mag gedacht haben, es gebe doch noch andere Gründe, als die der Sicherheit und kräftiger Ausfallsfähigkeit, weshalb man Schlöſſer auf die Berge baut, und errichtete ſeinen wahrhaft fürſtlichen Sitz auf der Ruine der alten Burg Wolfsberg. — Wie ſehr mit Recht! Wer feine Wägen und gute Pferde zur Verfügung hat, ſchöne Straßen zu bauen in der Lage iſt, der ſoll doch auch heute noch ſein ſtattliches Haus auf den Berg bauen. Ja heute, da uns ein Auge für Gottes Herrlichkeit in Berg und Thal aufgegangen iſt, erſt recht. Und wen ſchon Gottes Herrlichkeit nichts angeht, wer ſich mit den raubthieriſchen Freuden des Rennens und Jagens und derlei Sportes begnügt, ſelbſt der hat's beſſer auf dem Berge, als im Thal bei Leuten, die arbeiten müſſen. Das ganze Leben geht hier auf Jagd aus und die Jagden jagen den Jäger: zu jeder Jahreszeit in einem anderen Lande eine andere Jagd, dazwiſchen die Scheibenſchießen und Rennen und Wettſchwimmen u. ſ. w. Ob die edlen Bewohner des Schloſſes Wolfsberg zu dieſen Rittern gehören, ich weiß es nicht. Sei es wie immer, eins müſſen ſie ſich gefallen laſſen. Sie müſſen ſich gefallen laſſen, daſs ich, ſo oft es mir beliebt, die ſchönſten Gemächer ihrer Burg bewohne und hinausblicke in das Paradies, das der Herr da unten hingelegt hat, und daſs ich ſelig bin im Anblicke dieſer prangenden Welt. Gemach, Herr Kaſtellan, ich thue es ja nur im Geiſte.

Der Graf von Donnersmark hat gezeigt, daſs außer Jagden und Wettrennen auch noch ein anderes Ideal in ſeiner Seele iſt; er hat ſeinem Herzen ein edles, rührendes Denkmal geſetzt. Auf der Anhöhe gegenüber, die durch ein ſeichtes Thal vom Schloſſe getrennt wird, von alten Fichten umragt, ſteht das Mauſoleum. Der Graf baute es ſeiner im Jahre 1857 verſtorbenen Gemahlin. In würdevoller Einfachheit ſteht es da. Es bildet ein in romaniſchem Stile erbautes Rund, in welchem auf marmornem Katafalk eine lebensgroße Frauengeſtalt von großer Schönheit, aus ſchneeweißem Marmor gemeißelt, ruht. Auf dieſe Geſtalt fällt das durch blaue Fenſtergläſer gedämpfte Licht und verleiht dem Raum des Gedächtniſſes eine wunderſam berückende Mondſcheinſtimmung. Man vermag es nur ſchwer, das Auge von dem claſſiſch ſchönen Gebilde loszulöſen. Unterhalb in der Gruft ſteht der Sarg, aber unſere Seele kehrt von der Vorſtellung des Gerippes immer wieder zur ſchönen Menſchengeſtalt aus Marmor zurück, in welcher ſich die Verblichene gleichſam verkörpert hat.

Aus dem Schatten des Todes getreten, liegt plötzlich wieder das herrliche Thal vor unſeren Füßen. Der befreite

Blick fliegt hinaus über den weiten Plan bis zu den zackigen Karawanken.

Wer die ganze Größe des Landſchaftsbildes genießen will, der ſteige fünf Stunden lang hinan bis zur Spitze der Koralpe. Da liegt das langgeſtreckte Thal der Laſen zu ſeinen Füßen; er überblickt den größten Theil von Kärnten und Steiermark. Bei reiner Luft auf dieſer Höhe zu ſtehen und hinauszuſchauen in die trauten Länder, in welchen man alle Thäler und Berge und Flüſſe und Städte kennt und nennt, von einem Punkte aus die ungariſche Ebene zu ſehen und den Silberſchild des Großglockner — es iſt ein unbeſchreiblicher Genuſs. Und wenn man das Kärntnerland betrachtet, wie es in ſeiner Schönheit hingelehnt iſt, mit den blauen Augen ſeiner Seen lacht, fürſtlich geſchmückt iſt mit den Edelſteinen der Städte und Landhäuſer, geziert iſt mit den ſchimmernden Punkten der Burgen und Kirchen: ein edles Land mit edlen Bewohnern! Steiermark, wie haſt du recht, daſs du es umarmſt!

Wir ſteigen wieder zu Thale, denn wir wollen nun auch die eiſerne Straße nicht verſchmähen, die uns von Wolfsberg aus durch das untere Gelände, an dem ſtattlichen St. Andrä und St. Paul vorüber, in wenigen Stunden zur Stelle bringt, wo die Laſen, hier ſchon ein mächtiges Waſſer, in die Drau fließt. Ganz und gar ergibt ſie ſich, opfert ihr alles dem großen Strom. Dieſer wird durch ſie nicht größer und nicht kleiner, grau und träge wogt er heran und wogt weiter. So iſt die große Welt, in der manches brave, tüchtige Landkind, das daheim Gutes geleiſtet hätte, ſpurlos auf- und untergeht. — Ich dachte daran, weil in meinem Wagengelaſs ein hübſches, friſches Bauernmädchen aus St. Stefan ſaß, welches mit Sack und Pack nach Graz fuhr, um ſich dort in einem Herrenhauſe zu verdingen. Wie ſie munter und hoffnungsfreudig war! Wie ſie kein Auge mehr hatte für die zurückbleibenden Berge der Heimat, wie ſie jubelte, als ſpäter die Weingelände von Marburg ſich entfalteten! Wie ſie, im großen Bahnhof eingefahren, zornig der Hand eines jungen Gecken einen Schlag verſetzte, weil der an ihr Kinn gegriffen! — Was frommt dir das, du armes Kind! Dein Sinnbild, die reine Laſen, iſt hinter dir, ſie iſt verſunken in den ſchmutzigen Strom.

Bis zum Urſprung der Drau.

Zu Marburg auf der Brücke, wenn ich hinabſchaue in die Drau, da wird mir eigen ums Herz. Du großes, ſchweres, kalkig graues Waſſer, woher kommſt du? Stattlich und ruhig wogeſt du heran, die wuchtigſten Schiffe könnteſt du tragen und viele Joch hat die Brücke, auf der ich ſtehe. Hier ſind liebliche Hügel mit Reben, du haſt ein anderes Land geſehen, deiner Alpenheimat gedenke ich, ſtolze Drau. Deine Wäſſer kamen aus großen blauen Seen, kamen brauſend aus Wildſchluchten, kamen von hohen Wänden geſtürzt, kamen aus Eishöhlen und von Gletſcherfeldern herab. Damals und dort warſt du noch jung. Nach deiner Heimat möcht' ich wandern, ſchöne Drau.

Wandern? Das iſt aus der Weiſe gekommen, wir haben nicht mehr Zeit dazu. Oder wir ſparen unſere Zeit und unſere Füße für entlegene hohe Berge, zu denen wir auf der Eiſenbahn hinrutſchen in wenigen Stunden. Die Kärntnerbahn macht es uns beſonders bequem, der Drau entlang zeigt ſie uns durch ihre großen Waggonfenſter Gebirgsland. Sind wir denn immer nur ſo weit, als uns die Füße tragen, oder die Räder? Sind wir nicht auch dort, wohin uns das Auge trägt? Ich verſtehe ſie nicht, jene „Luſtreiſenden“, die in ihrem Coupé die Zeit verſchlafen und denen die Fahrt nur ein nothwendiges Übel iſt, um ans erſehnte Ziel zu kommen. Der Zweck von Spaziergängen und Luſtfahrten liegt nicht allein im Ziele, ſondern auch im Wege, und ſo viele mannigfaltige lebendige Welt ſieht man von gar keinem feſten Punkte aus, als durch das Fenſter auf einer Fahrt im Gebirge.

Nachdem wir in Marburg den größten Fluß der Steiermark überſetzt haben, bleibt die Drau ſtets zu unſerer Rechten. Jenſeits derſelben Hügelland mit Weinbergen und Winzerhäuſern; links von uns in mäßiger Ferne die waldigen Hänge des ſanft aufſteigenden Bachergebirges. Dieſes Bachergebirge begleitet uns ſtundenlang. Mit dem breiten Thale und dem Rebengelände iſt es bald vorbei, die Berge werden höher, ſteiler, düſterer, rücken an beiden Seiten näher und haben endlich nur mehr Raum für die Bahn und den Fluſs. Wenn die Enge mit ihren zahlreichen Windungen und Fluſsanſichten, durch welche wir jetzt fahren, am Rhein läge, welch einen Lärm würden die Reiſebücher von ſolcher Schönheit machen! Bei uns habe ich ſchon Stimmen gehört, daſs die Draufahrt langweilig wäre; ſie hat uns nämlich durch ihren Überfluſs verwöhnt, ſie iſt ununterbrochen ſchön, ſie gibt dem Auge keine Zeit zum Ausruhen, daher wird es allmählich abgeſpannt und würdigt die Herrlichkeiten nicht, mit deren Herbeirückung an dieſe Bahn Steiermark, Kärnten und Tirol wetteifern.

Der ſenkrecht in die Drau niedergehende Fallfelſen, auf deſſen Zinne das romantiſche Schloſs Fall ſteht und durch welchen der Eiſenbahntunnel gezogen iſt, bedarf nur einer draſtiſchen Sage und er wetteifert mit dem Loreleifelſen. Bei Wuchern weitet ſich das Thal und beherbergt mehrere

Ortſchaften, deren Thürme theils hinter Fichtenwäldern aufragen, theils von grünen Hügeln herabgrüßen. Bei Unterdrauburg, wo eine Seitenbahn ins Lavantthal führt, verlaſſen wir die Drau und wenden uns gegen Süden, dem luſtigen Mießbach entlang. Der Ausblick weitet ſich zu einem ſchön gegliederten Landſchaftsbilde. Das Thal nach Windiſchgräz blaut uns an. Dort ragt der Poger und der Urſulaberg, über welchen die Landesgrenze geht und auf deſſen Scheitel eine der heiligen Urſula geweihte Wallfahrtskirche ſteht. Sie iſt die größte Kirche der Welt, wie der Volkswitz ſagt, denn ihre Eigenthümlichkeit beſteht darin, daſs der Eingang in Kärnten, der Hochaltar in Steiermark iſt — alſo auf zwei Ländern gebaut. Ein ſteiler Weg, der zu dieſer Kirche hinanführt, wird der Erbſenſteig genannt. Einſt ſoll ein ſtrenger Jeſuite einer ganzen Gemeinde im Mießlingthale, die ganz vertrackt geweſen ſein muſs, zur Buße verordnet haben, auf Erbſen in den Schuhen zur heiligen Urſula hinaufzugehen. Mit Ach und Weh hinkend und wankend kam die bußfertige Schar hinan, die einen weinend vor Schmerz, die anderen fluchend, und nur wenige betend. Ein einziges Männlein war dabei, das ſchritt flink an und hatte ein heiteres Geſicht. Ob denn nicht auch er ſeine Erbſen in den Schuhen hätte? ward er befragt. Na, verſteht ſich, antwortete das Männlein, aber ſolches verdürbe ihm die Welt Gottes ſchon noch lang nicht. — Wieſo das käme? Ei, antwortete er, Erbſen vertrüge nicht bloß ſein Magen, ſondern auch ſein Stiefel, nur nicht zu roh dürften ſie ſein und darum habe er die ſeinen früher gekocht. — Ob der Jeſuite mit ſolcher im Topfe zubereiteten Buße einverſtanden war, wird nicht erzählt.

Wir ſind im Kärntnerlande.

Im Südweſten hinter Waldhöhen taucht ein hoher kahler Felſenberg auf, der erſte Wildrecke der Karawanken — die Petſchen. Wir fahren an dem maleriſchen Guttenſtein, an dem induſtrieſtaubigen Prevali vorüber, wir verlaſſen die aus den Sulzbacheralpen kommende Mieß, durchbrechen in zwei Tunnels einen ſanften Höhenzug, wir rutſchen über den weiten Boden von Bleiburg. Immer zur Linken haben wir die Petſchen, ſie will nicht zurückbleiben, ſie beherrſcht die Gegend weit um, bis ſie endlich abgelöst wird von anderen Felshäuptern der langen Karawankenreihe, die in den ſüdlichen Himmel ihre ſcharfen Contouren zieht bis gegen Villach hin. Nachdem wir hinter der Station Kühnsdorf-Völkermarkt eine Weile gefahren ſind, kommt uns plötzlich wieder die Drau in die Quere. Auf der Brücke über dieſelbe muſs man nach Süden ausſchauen; ich halte das hier ſich bietende vielgeſtaltige Hochgebirgsbild mit dem Fluſſe, mit den Engthälern des Biela-, des Wildenſtein-, des Freybaches, mit dem Gewände des Groß-Obir und des Koſchutta im Hintergrunde für eines der ſchönſten, wenn nicht für das ſchönſte der ganzen Strecke.

Die Bahn zieht nun in gerader Linie auf die Hauptſtadt zu. Auch eine Stadt, die auf dem Lande ſteht und über deren Thürme keine ſchmutzige Dunſtſchichte braut. Die klaren Wäſſer der Gurk und der Glan überbrückt, rollen wir in den Bahnhof von Glanfurt ein. Da Kärntens Hauptſtadt gar keine Urſache hat zu klagen und es auch der Fremde über dieſe gaſtliche Stadt nicht thut, ſo ſollte ſie das traurige Klagenfurt getroſt hingeben für ihren alten ſchönen Namen Glanfurt.

Glanfurts Stolz iſt der Wörtherſee. Er liegt vor der Thür. Wir legen uns in eine ſeiner ſchaukelnden Wiegen und laſſen den Kahn treiben, wie es den Winden und den Wellen gefällt. Die Ufer ſind geſprenkelt von Landhäuſern und Pörtſchach iſt im Sommer ein Klein-Wien. In der Gegend leben noch genug Leute, die aus der Zeit ſtammen, in welcher am Wörtherſee noch alles wild war, und in der ſo einer verlacht wurde, welcher ſich etwa einmal einfallen ließ, ſein Vergnügen am See zu ſuchen, oder gar auf demſelben. Außer Fiſchern befuhr ihn niemand, zwecklos ſchaukelte niemand auf dieſem Gewäſſer. Und dieſe einſt eher gemiedene als geſuchte, weil unfruchtbare Fläche, iſt heute die geſuchteſte, einträglichſte und wonnigſte Gegend des Landes geworden, weil es Leute gibt, welche nicht bloß die Kornähre, die Weintraube, Milch und Butter, ſondern auch die Naturſchönheiten des Waſſers und der Steine bar bezahlen. Und da ſage man noch, unſere Zeit wäre proſaiſcher als die unſerer Vorfahren!

Wir ziehen weiter, dem grauen Dobratſch zu, der See iſt zurückgeblieben. Hügelland, über welches der hohe Mittagskogel hereinſchaut und die ſcharfe Spitze des Mangert als Gruß aus dem welſchen Lande. Nachdem wir in einer Minute die Drau zweimal überſetzt haben, liegt Villach da. Das ſchöne Villach zu beiden Seiten der Drau, deſſen reizendſter Punkt durch die neue eiſerne Stadtbrücke, die wie ein ungeheurer Beißkorb über dem Fluſſe hängt, gründlich verdorben worden iſt.

Die Eiſenbahn wendet ſich nun nördlicher. Die Gegend iſt gleichmäßig ſchön, aber bei Spital werden wir neuerdings aufgerüttelt durch das große Gebirgsbild, welches die Rieſen des Möllthales darbieten. Der Hochalpenzug mit dem Elendgletſcher, im Hintergrunde die Vorläufer des Großglockner, mit denen wir uns begnügen müſſen; den hohen König der Kärntner Berge bekommen wir von unſerem rollenden Sammtſitze aus nicht zu ſehen. An der alten Sachſenburg wendet ſich — immer neben der Drau — die Bahn ſüdlich, bald nachher weſtlich der Gegend von Greifenburg zu. Hier iſt's vor Großartigkeit faſt düſter. Das Thal iſt breit und handeben, aber an beiden Seiten ſpringen ſteil die hohen Berge auf, von unten hinan bewaldet, oben in Almen oder Felszinnen auslaufend. Zahlreiche Dörfer und Einzelhöfe ſind vorhanden, aber warum ſtehen die Häuſer nicht im flachen Thale? Warum ſchmiegen ſie ſich auf Anhöhen ſo ängſtlich an die Berge? Warum kleben ſie gar hoch oben an den ſteilen, beſchwerlichen Hängen? Sie wiſſen, warum. Schon in gewöhnlichen, wetterſtillen Zeiten ſtürzen aus den Hochſchluchten die Bäche mit leidenſchaftlicher Lebhaftigkeit hervor und ſchießen, von allerhand Waſſerbauten mühſam gebändigt, der Drau zu. Und erſt bei wilden Wettern! Bei Föhn und Schneeſchmelze! Da kommt das jüngſte Gericht herabgewüthet und das ſonſt ſo glatte grüne Thal wird eine Schutthalde, und die Ortſchaften ducken ſich bangend an ihre ſteilen Hänge. Nirgends ſcheinbar ſo viel Starrheit als im Hochgebirge und nirgends ſo viel Beweglichkeit und Veränderlichkeit. Mit den Wäſſern, ob ſie ſpröde gefroren ſind, oder in feinen Brünnlein rieſeln, oder in ſchweren Stürzen bohren, reißen, nagen, brechen, mit den Wäſſern arbeitet die Natur wie mit Meißeln und Krampen ewig an der Umformung des Gebirges. Wir finden, daſs alte Landſchaftsbilder mit den heutigen Formen nicht ſtimmen, und unſere heutigen photographiſchen Aufnahmen von Gebirgsbildern werden nach einigen hundert Jahren auch nicht mehr richtig ſein; zwar nicht richtig, doch aber wichtig, weil ſie Vergangenes und Verwandeltes feſthielten.

In Greifenburg mache ich halt, um mit einem ſchwägerlichen Oberförſter einige Touren zu machen. Aber das, was ich für touriſtiſche Leiſtungen hielt, waren in ſeinen Augen nur Spaziergänge. Seit vielen Jahren war ich nicht mehr an Hochwänden geklettert, über Abgründe geſprungen, vermittelſt Seile über hängende Eisfelder gezogen worden, und nun machte ich die unangenehme Erfahrung, daſs ich mittlerweile etwas feige geworden.

Wir wanderten bei Greifenburg durch den Gnopnitzgraben hinauf; dieſe Schlucht iſt ſchwer auszuſprechen, aber noch ſchwerer zu paſſieren. Der uns entgegenſtürzende Bach iſt eigentlich ein ſtundenlanger Waſſerfall, nieder von den wilden Höhen des Kreuzeck. Wie quirlender Schnee, ſo weiß kocht und braust er herab zwiſchen dem Gefelſe; an beiden Seiten ſenkrecht ragende Wände, morſches Geſtein, gebrochener, entwurzelter Wald, Lawinengehänge. Einen Fußſteig mit den kümmerlichen Brücken hatte das vorjährige Hochwaſſer weggeriſſen, ſo heißt es nun klettern, ſpringen, ſteigen, rutſchen, ſchweben, es gibt kaum eine Turnart, die hier nicht geübt werden muſs, wenn man weiter kommen will. Das Waſſer krachte und dröhnte ſo gewaltig, daſs wir unſer eigenes Wort nicht verſtanden und jeder für ſich alſo Zeit hatte, umſomehr zu denken. Mein Denken ward zur Andacht. — An einzelnen Stellen, wo feſter Fuß gefaſst werden konnte, ſtanden wir ſtill und ließen die Größe auf uns wirken. Tief unten das raſende Waſſer, an uns empor Gewände, überhängende Steintrümmer, die uns in jedem Augenblick unter ſich zu begraben drohten. Finſtere Waldhänge, und dazwiſchen herein die jenſeits des Drauthales ragenden Felswuchten des Reiskofels und des Jauken. Die hohen Berge waren mit

Schnee bedeckt, tiefer in den Waldungen grünten die Lärchen, über allem dunkelblauer Himmel.

Es kamen Stellen, wo ich mich weigerte, weiter zu gehen, wo ich meinem Kameraden verſicherte, daſs ich keine Fliege ſei, die an ſenkrechter Wand laufen könne und daſs ich mein Leben beſſer an Mann zu bringen gedächte, als hier durch einen Sturz in den Abgrund. Da begann mein Genoſſe mir den Weg auszuhauen, für ſeinen eigenen Körper Grundfeſten zu ſchaffen, mir dann dieſen Körper als Stützpunkt zu leihen, mit ſeinem Griesbeil mir Geländer zu bauen, mich wohl auch zu tragen, oder von einem Stützpunkt zum anderen in wohlgezieltem Schwunge zu ſchleudern. Alſo kamen wir vorwärts in dem ſchönen Bewuſstſein, denſelben Weg auch wieder zurückmachen zu dürfen.

Mehrmals muſsten wir auf langen ſchwanken Baumſtämmen oder ſelbſtgezimmerten Stegen über den Bach. Einmal wollten wir das Waſſer mit kühnen Sprüngen überſetzen. Ich ſprang auf einen platten Felsblock, der mitten in dem giſchtenden Brodem lang. Da begann mir im Kopfe ein Rad zu kreiſen, es huben mir an die Füße zu zittern, ich konnte nicht vorwärts und nicht zurück, ſtand auf dem Felſen wie Robinſon auf wüſter Inſel. Mein treuer Freund muſste vom Waldhang her lange Holzſtücke ſchleppen und mir damit eine Brücke bauen. Kaum ich über derſelben am Ufer war, wurde ſie von einer zornigen Welle gehoben und fortgeriſſen. Trotzdem drangen wir vorwärts in die Wildnis und ich gab mich heimlich der Hoffnung hin, von den Almen aus, wenn wir ſie erreicht hätten, einen anderen Rückweg zu finden. Als wir jedoch zu der letzten Thalſperre kamen, einer Wehrzimmerung, wie ſolche ſtellenweiſe zur Bezähmung der

Wildwäſſer errichtet ſind, ſahen wir, daſs die Zeit zu kurz war, um weiter zu gehen, weder unſere Ausrüſtung, noch unſer Eſsvorrath war für eine Hochtour berechnet und wir muſsten umkehren. Auf dem Rückwege hatten wir genau dieſelben Hinderniſſe zu überwinden, doch nun bemerkte ich mit Staunen und Freude, daſs mein Selbſtvertrauen weſentlich gewachſen war, daſs ich weder Schwindel empfand noch zitternde Füße, daſs mein Muth ſich bereits gekräftigt hatte. Was iſt auch weiter dran? Solche Hochſchluchten und ſolche Wäſſer gibt es hunderte im Draugebiete, tauſende in den Alpen; für den Hochtouriſten ſind ſie „kein Gegenſtand“. Man findet ſich bald drein. „Auf dem Hinwege biſt du wie ein Molch gekrochen, auf dem Rückwege wie eine Gemſe gehüpft!“ Solches Zeugnis ſtellte mir mein Oberförſter aus und fügte bei: „Nach dieſem gemüthlichen Spaziergang wollen wir morgen eine Tour auf den Reiskofel machen.“

„Den wollen wir ſpäter machen“, war meine Meinung, „einſtweilen will ich zu Lohn für meine Tapferkeit etwas Sanftes haben.“

„Gut“, ſagte der Kamerad und wir fuhren am nächſten Nachmittage hinüber zum Weißen See. Dieſer ruht zwei Stunden von Greifenburg in dem Weißenbachthale, welches um mehrere hundert Meter höher liegt als das Drauthal und von zahmen Waldbergen und grünen Almen umgeben iſt. An dieſem See ſteht noch kein Hotel, er hat noch kein Dampfſchiff, keine Saiſon, er iſt ſchön zu jeder Jahreszeit und an ſeiner Sonnſeite liegen wohlbeſtellte Bauerndörfer. Wir ſetzten uns auf einen Kahn und ruderten den drei Stunden langen blauen See ab und auf und das war das Sanfte, welches mich für den herben Weg in Gnopnitzgraben entſchädigen ſollte.

Über den Weißen See führt eine lange Holzbrücke, deren Form an die Pfahlbauten erinnert, wie ſie auch an anderen Stellen dieſes ſchönen Sees entdeckt worden ſein ſollen.

Als wir unter der Brücke auf dem Kahn der Ruhe pflegten, ſpielte ſich auf derſelben folgende Idylle ab. Eine junge Almerin wollte vom ſüdlichen Ufer, wo ihre Herden weideten, hinüber zu den Ortſchaften, auf der Brücke aber ſtand ein Bauernjunge, ſpreitete die Arme aus und ließ ſie nicht weiter, ſondern hub an, ſo zu ſingen:

„Ich weiß ein fein's braun's Mägdelein,
Die hätt' ich gern zum Weibe,
Doch muſs ſie mir von Haberſtroh
Erſt ſpinnen zarte Seiden."

Das Dirndl wich zurück, ſtützte ſich an einen Pfahl und antwortete ebenfalls ſingend:

„Und ſoll ich dir von Haberſtroh
Wohl ſpinnen zarte Seiden,
So muſst du mir von Eichenlaub
Zwei Purpurkleider ſchneiden."

Er:

„Und ſoll ich dir von Eichenlaub
Zwei Purpurkleider ſchneiden,
So muſst du mir die Schere hol'n
Zu Köllen an dem Rheine."

Sie:

„Und ſoll ich dir die Schere hol'n
Zu Köllen an dem Rheine,
So muſst du mir die Sterne zähl'n,
Die an dem Himmel ſcheinen."

Er:

„Und ſoll ich dir die Sterne zähl'n,
Die an dem Himmel ſcheinen,
So muſst du mir ein' Leiter bau'n,
Daſs ich hinauf kann ſteigen."

Sie:

„Und ſoll ich dir ein' Leiter bau'n,
Daſs du hinauf kannſt ſteigen,
So muſst du mir die Wolken halt'n,
Die ſchnell vorüber eilen."

Er:

„Und ſoll ich dir die Wolken halt'n,
Die ſchnell vorüber eilen,
So laſs ich lieber alles ſein
Und nehm' dich ſchnell zum Weibe."

Er gieng hin, wollte ſie halſen, ſie aber duckte ſich unter ſeinem Arm durch und lief kichernd hinüber. — Mein Leſer blickt mich an, ob ich dieſe Scene denn beſtellt hätte?

Freund, ſolches braucht man auf dem Lande nicht zu beſtellen, es geſchieht alle Tage und die jungen Kärntner ſind kaum weniger ſanges- und liebesfroh als die jungen Steirer.

Eine Stunde ſpäter hatten wir uns den weichen Armen des Sees wieder entwunden, ſtanden auf der Franz Joſefshöhe und ſchauten hinaus in das abendliche Bergland. Auf manchem der unzähligen Felſenſpitzen lag Alpenglühen. Das Gold verſchwand allmählich, das fahle Geſtein blieb ſtehen.

Daſs es doch ſo viele Steine geben mag in dem ſchönen Lande Kärnten! Schöne Länder, arme Länder! Mein Förſter ſtand manchmal, wenn wir ſo umhergiengen, ſtill, und betrachtete wehmüthig die Gegend. Er ſollte ſie verlaſſen in kurzer Zeit und ſeinen Wirkungskreis in einem Lande aufnehmen, in welchem man 300 Fuß hohe Hügel Berge nennt, in welchem lehmige Heiden ſind, ſo weit das Auge reicht und in welchem gelbe Wäſſer träge und lautlos rinnen. Freilich gibt es dort Wohlhabenheit und üppige Güter, während hier die Menſchen kümmerlich ihr Leben friſten, hingegen aber eine Herrlichkeit vor Augen haben, die den ſie Empfindenden entſchädigt für manche materiellen Genüſſe. —

Am nächſten Tage verließ ich Greifenburg und fuhr drauaufwärts, dem wilden, zerriſſenen, vielthürmigen Gebirge zu, welches unter dem Namen „die Unholden“ zwiſchen Kärnten und Tirol die Grenzwacht hält. An dem Felſenſchloſſe Stein vorbei kommen wir nach Oberdrauburg, der Heimat des Dichters Friedrich Marx. Eng an einer Hochwand ſtreichen wir ins heilige Land Tirol hinein, wo uns ſofort der Geburtsort eines großen Tirolers grüßt. Von der Bahn aus ſieht man in Dölſach das Vaterhaus Franz Defreggers, welches hoch auf grüner Matte des Berghanges ſteht. Bald darauf rollen wir in den Bahnhof von Lienz ein. Es koſtet viel Überwindung, nach einem Imbiſſe hier wieder ins Coupé zurückzuſteigen. Wenn uns dieſer Fleck Erde noch nicht ſchön genug iſt, was wollen wir denn? Das hier ausmündende Iſelthal mit ſeinen Bergen lockt uns mit Schmeichelei und Gewalt, es verſpricht uns, wenn wir ſeinen Wäſſern entgegenwandern, die Eiswelt des Großglockner und Großvenediger — die größten Trümpfe, welche unſere Alpen auszuſpielen haben. Wir aber bleiben bei der Drau, die es durch emſige Lebendigkeit erſetzen will, was ihr an Größe hier abgeht. Je kleiner ſie wird, deſto ungeberdiger, deſto weiter und zerriſſener ihr Schuttbett. Faſt alle großen wie kleinen Nebenflüſſe, die ſich aus langen Thälern und hohen Bergen in die Drau ergießen ſind — ſoferne ſie nicht aus der Gletſcherwelt kommen — klar, nur die Drau iſt grau und kalkig und wir ſpähen nach, woher ſie dieſe Färbung hat. Wir merken es bald, ſie kommt aus den Dolomiten, in welche wir nun einziehen. So nahe ſind uns die hohen

Berge plötzlich gerückt, daſs wir wie Sterngucker gegen den Zenith ſchauen müſſen, um ihre Spitzen zu ſehen. Bei Sillian ſüdlich ſteht ein ſchöner Berg, genannt der Helm, der Rigi des Puſterthales, mit leichtem Aufſtieg und großartiger Ausſicht über die einzig wunderbare Dolomitengruppe, über die Karniſchen und Juliſchen Alpen und über die Tauern.

Eine große Überraſchung erwartet den Fahrenden etwa zwanzig Minuten hinter Sillian, es eröffnet ſich ihm das weiße Gebirge des Ampezzothales, die Dreiſchuſterſpitze, die Brandraſte, der Neunerkofel, der Dürrenſtein und andere. Die Dreiſchuſterſpitze iſt von der Eiſenbahn aus geſehen der wildeſte Berg auf der ganzen Strecke. Unſer erſter Gedanke: iſt er beſteigbar? Es ſcheint keine Menſchenmöglichkeit, an ihm hinaufzukommen. Ich beſtieg ihn von Innichen aus, und zwar bis zur Spitze. Die überaus beſchwerliche und gefährliche Tour machte ich verhältnismäßig leicht. Die Nebel, welche ein toſender Sturm um die Felswände peitſchte, verdeckten mir Abgründe, Waſſerfälle und unergründliche Gebirgsaugen. Finſtere Klüfte überſetzte ich mit unerhörten Sprüngen, an ſenkrechten Wänden ſpann ich mich mittelſt des Seiles empor, an glatten, rutſchigen Stellen zog ich die Schuhe aus, ſchnitt in die Fußſohlen Wunden, damit das Blut einen Kleber bildete. Durch ſchornſteinartige Höhlungen gieng's empor, ich kroch auf allen Vieren und wollte ich raſten, ſo muſste ich mich erſt mit den Knien und Ellbogen feſtſtemmen, um nicht in den Abgrund zu rutſchen. Ich dachte nicht daran. „Wenn der Menſch das Leben und den Tod verachtet, iſt er alles imſtande.“ Auf der Spitze des 3160 Meter hohen Berges, wo der menſchliche Fuß kaum eine Hand breit ebenen Boden findet, war es ſonnig und windſtill. Eine unbeſchreibliche Ruhe war um mich und tief, tief unten ringsum das ſtarre Meer der Berge, über deſſen fernem Horizont die Alpen von Salzburg, Kärnten, Krain, Italien und ſelbſt der Schweiz hereinblauten. Klar ragten dort die Eisgipfel des Großglockners, des Ankogels, des Venedigers, der Steineralpen, des Ortlers, des Montblanc endlich im fernen Weſten! Und ſüdlich beſchloſs das Bild ein tiefblauer Streifen — das Adriatiſche Meer! Meiner Tage hatte ich noch kein ſolches Gebirgsbild geſchaut und faſt lachen muſste ich über die zünftigen Touriſten, welche mit unbeſchreiblichen Anſtrengungen einen Berg beſteigen, um doch nur eine beſchränkte Ausſicht zu genießen, während ich meine Alpentouren auf den Flügeln der Phantaſie mache und mit den Augen der Phantaſie die Welt betrachte. Das koſtet weniger Zeit, Kraft und Geld, und da ſage man noch einmal, daſs die Idealiſten nicht praktiſche Leute wären!

Laſſen wir unſer Auge wieder zurückſinken auf den realen Boden, über welchen das Dampfroſs gleitet. Stattliche Dörfer, die aber durch ihre Baumloſigkeit auffallen, Bauernhöfe im Schweizerſtile beleben den Plan, über welchen weiße Straßen ziehen. Innichen mit ſeiner uralten Heiligengrab-Kapelle liegt hinter uns. Ein ſtilles, ebenes Wieſenthal iſt um uns und durch die blumige Matte her rieſelt ein klares Bächlein, über das ein dreijähriges Kind mit Leichtigkeit hüpfen könnte. Dieſes Bächlein iſt — die Drau, welche dort am Fuße des Neunerkogels in ein paar ſilberhellen Brünnlein entſpringt. Am Drau-Urſprung unſer Ziel!

Wir ſind auf der Höhe des Puſterthales, von welcher die Wäſſer abfließen gegen Oſten in das Schwarze, gegen Weſten in das Adriatiſche Meer. Vor uns liegt die Station

Toblach, in ihrer Thalſohle faſt ſo hoch als der Scheitel des Grazer Schöckels, und von maſſigen Bergen umſtanden.

Das Klima weiß hier nicht recht, ſoll es ſchon ſüdlich, italiſch ſein, oder ſich noch ein wenig nordiſch alpin ſtellen. Es hätte manche Luſt, auf 4000 Fuß Höhe, im Angeſichte von Schneefeldern Feigen wachſen zu laſſen, aber wenn der Zephyr aus den Zillerthaler Fernern herbläst, dann entſcheidet es ſich ohne Wahlweh für nordiſches Eis.

Das große Touriſtenhotel in Toblach erinnert in ſeiner Anlage ſehr an das Südbahnhotel auf dem Semmering. Doch iſt der Ausblick von dem letzteren weit großartiger, als der zu Toblach, trotzdem Toblach im Hochgebirge, der Semmering im Mittelgebirge liegt. Das Hotel Toblach ſteht an einem ſchönen Lärchenwalde, hart am Eingange in das Ampezzothal, in welchem zur Hochſaiſon täglich hunderte von Wagen, Radreitern und tauſende von Fußgehern verkehren. Da drinnen in den leuchtenden Felsgruppen iſt einer der geſuchteſten und freilich auch der ſchönſten Punkte der öſterreichiſchen Alpen. Wir danken der Drau, daſs ſie uns die Bahn gebrochen hat bis dahin, und wir danken der Bahn, daſs ſie uns raſch, ſo viele Schönheiten unterwegs bietend, hierhergeführt hat. Und vor allem danken wir dem Schöpfer für eine ſo wunderbare Welt, deren Schönheit und Größe nicht zu beſchreiben iſt. Daher lege ich in Demuth die Feder hin und lade dich ein, mein Leſer, mit eigenen Augen zu ſehen, was kein Wort und kein Griffel dir übermitteln kann.

⁂

Eine Wallfahrt ans Meer.

Das Waſſer übt auf den Menſchen einen weit allgemeineren und nachhaltigeren Reiz aus, als manch anderer Gegenſtand in der Natur. Es wirkt — abgeſehen von dem Nutzen, den es uns verleiht — ſo geheimnisvoll auf unſer Herz wie das Feuer, es wirkt mit der Macht der Schönheit.

Da ich noch Kind geweſen, war es unſer rieſelnder Hausbrunnen, dem ich mein Fingerlein hinhalten muſste, daſs es naſs werde. Da ich ein Knabe geweſen, war es das klare Bächlein, in das ich mein kleines Flügelrädchen hineinbaute und aus welchem ich die Forelle zog, um ſie wieder hineingleiten zu laſſen. Da ich ein wandernder Junge geweſen, bin ich am Bächlein entlang gezogen, bis es ein Bach ward, und dem Bache, bis er zum Fluſſe wuchs; und ins Himmelsgewölbe ſchaute ich hin, dort wo es in ſonnigem Äther niedergieng über die Ebene, und dachte: Jene Lüfte, jene fernen Wölklein ſtehen über dem Donauſtrom. — Über hohe Stege, über lange Brücken zu gehen, rauſchende Wehren, brauſende Waſſerfälle mit ihrem weißen Schäumen und ihrem Waſſerſtaub zu ſehen, welch eine Luſt! Da lag der Fluſs glatt wie ein ſtiller See, dunkel zwiſchen Weiden auf der Ebene hin und hin; dort rieſelte er in kräuſelnden Wellen leicht am Sande des Ufers ſpielend oder wallte über ſchwarzgrünen Tiefen ſtill und wuchtig dahin. Und wieder in Engthälern zwang er ſich brauſend und giſchtend zwiſchen Wänden und Felsblöcken fort. Damals fiel es mir auf, daſs ein raſch fallender Fluſs viel kleiner, weniger waſſerreich erſcheint, als ein ſtill dahinfließender von der gleichen Größe.

Dann die Seen im Gebirge mit ihrem Wogenſchlag am Ufer, mit ihren unergründlichen, ſagenreichen Tiefen und mit ihren Fahrzeugen! Als ich auf ſolchem See das erſte Segelſchifflein ſah, wunderte ich mich überaus, daſs ſolche Dinge, wie man ſie nur in Bildern ſo oft geſehen, thatſächlich in der Welt vorkämen und daſs ich vor einem derſelben ſtand.

Meine Lebensſonne ſtieg ſchon empor gegen den heißen Zenith, ich hatte ſchon Stürme erfahren, äußere und innere, ich war ſchon Sünder und Büßer geweſen — als ich zum erſtenmal das Meer ſah. Es war das adriatiſche. Ich fühlte mich im erſten Augenblick ſchier ein wenig enttäuſcht, ſo wie es mir ſtets bei allem Großen ergangen iſt, zu welchem die ausſchweifende Phantaſie im vorhinein die Vorſtellung gefälſcht hatte. Zum zweitenmal ſah ich das Meer in der ernſten, düſter bewegten Oſtſee. Es war eine grollende Ödnis über derſelben, eine nordiſche Oſſianſtimmung, vor der mein Herz leiſe erbebte. Zum drittenmal ſah ich das Meer in der Nordſee. Dort nahm ich es mit ihm auf. Es trug mich hinaus, daſs ich kein Land mehr ſah und kein Schiff außer dem meinen, nichts als das hohe wogende grüne Meer unter unendlichem Himmel. Es iſt ein Vorwitz, dachte ich mir damals, daſs der Menſch mit ſeiner zuckenden Nuſsſchale ſich dieſer unermeſslichen Gewalt hingibt. Es waren drei bange Tage und Nächte für mich, ſo auf dem leibhaftigen Tode dahinzugleiten und ich fühlte, wie es doch lächerlich iſt, ein Menſchlein zu ſein und zu wähnen, daſs man die Welt beherrſche. Die Elemente beherrſchen uns und es iſt nur ein immerwährender Vertheidigungskampf, den wir mit unſerer ganzen winzigen Macht gegen ſie führen. Aber der Menſchlein Muth rührt die Götter oder macht ihnen Spaß, und freiwillig gibt die See das Schiff zurück.

Zum viertenmal ſah ich das Meer im ſonnigen Süden von Savoyen und in Neapel. Das mittelländiſche, es iſt das freundlichſte, auf welchem noch der Hauch der claſſiſchen Schönheit zu ſchweben ſcheint.

Seither hat mich die Sehnſucht nach dem Meere nicht mehr verlaſſen; ja in dem Maße, als mir das Geſchick die Hochgebirgswelt verſagt, ſteigert ſich mein Hang zum Meere. Andere wallfahrten nach den Gletſchern des Glockners, ich zur Küſte von Miramare.

Schon die Fahrt dahin macht Stimmung. Da löst man ſich mählich los von den grünen Bergen Steiermarks; es kommt die unterländiſche Ebene mit ihren ſaftigen Wieſen und in der Ferne die Weinberge. Durch ein faſt wildes, ſchattenreiches Gebirge fährt man ins Land der Krainer; wir gleiten über die Laibacher Ebene, in welche die weißen Steiner Alpen herableuchten. Dann kommt der Karſt. Ihr kennt dieſe troſtloſe Gegend, eine wahre Mondlandſchaft mit Schründen, kahlen Bergen und kraterartigen Vertiefungen. Dieſe Vertiefungen entſtanden, als die Oberfläche hinabſank in die Höhlen. Keine geſchloſſene Felſen hier, ſondern eine endloſe Wüſte von loſen, grauen Steinen, jeder maleriſch für ſich, jeder im Mondſcheine wie beſchneit erglänzend zwiſchen ſcharfen Schatten. Die Bora hat ſie bloßgewühlt und den Erdſtaub dahingeweht. Hunderte von Äckerlein, Wieslein und kleinen Weiden ſind mit rohen Steinmauern eingerandet, zu ſehen wie unzählige Kirchhöfe in armen Heidedörfern. Dort und da ein Strauch, eine verkümmerte Eiche. In den Mulden und Schluchten ſtehen kleine Dörfer nach italieniſcher Bauart, mitten in Weinreben, und darüberhin ziehen ſich streckenweiſe die hölzernen Schutzwände der Eiſenbahn gegen Schneewehen. Der Süden und der Norden ſtreiten hier auf dem Karſt um die Herrſchaft. Erſterer iſt zurückgedrängt worden vielleicht zur Zeit, als die Veneter in dieſer Gegend die Piloten holten zu ihrer Waſſerſtadt. In neuer Zeit ſcheint der Norden wieder weichen zu müſſen, denn man iſt daran, den Karſt aufzuforſten, wovon ſchon heute ſtellenweiſe ſo erfreuliche Anfänge zu ſehen ſind, daſs die Trieſtiner behaupten, man merke bereits die Entkräftung der Bora.

Auf dem ganzen Karſt hat der Reiſende das Gefühl, als ob ihn die Eiſenbahn über das ungeheure Plateau eines hohen Gebirges dahintrage. Bei Nabreſina erreicht die Steinwüſte den höchſten Grad, da biegt ſich die Bahn nach links, geht durch einen Felseinſchnitt, wie es deren auf der Strecke zahlreiche gibt, und der Blick des Reiſenden fliegt plötzlich wie befreit hinaus in eine unabſehbare graue Ebene, dort und da der lichte Punkt eines Gebäudes. Das adriatiſche Meer. So nahe iſt es da, daſs man meint, es leicht mit einem Steinwurf erreichen zu können. Aber es iſt tiefer unten, als es ſcheint, ſo tief, daſs es auch in bewegtem

Zuſtande von hier aus wie eine glatte ruhige Fläche daliegt. Die lichten Punkte in der Ferne ſind freilich Gebäude, aber ſchwimmende.

Der Contraſt, aus der Steinſtarrnis plötzlich vor die weichen, ewig lebendigen Wäſſer verſetzt zu ſein, wirkt, und den möchte ich kennen, der, zum erſtenmal das Meer ſehend, in dieſem Augenblick nicht eine heiße Aufwallung ſeines Weſens verſpürte, nicht ein Feuchtes in ſeinem Auge — die Thräne am Meere.

Miramare heißt das Schloſs, das dort unten auf der Landzuge ſcharf am Rande ſteht, mit ſeinen gothiſchen Zinnen einſam und melancholiſch hinausſchaut auf das Meer. — Miramare heißt es. Den Namen hat ihm der gegeben, um den es trauern wird, bis dereinſt der letzte Stein auf ihm niederſinkt in die Flut. —

Links von dieſem Bilde, im blauenden Hintergrunde, wo ſich das Meer einbuchtet in den letzten Winkel der Adria, liegt im ſtattlichen Halbkreiſe amphitheatraliſch ſich erhebend das ſtolze Trieſt.

Aus dem Bahnhofe von Trieſt tretend ſieht man am Hafen. Faſt erſchrickt die Landratte vor den Ungeheuern der Dreimaſter, die mit ihren thurmhohen Stämmen und gekreuzten Takelwerken geiſterhaft vor ihr ſtehen. Vielleicht iſt ſie eine mathematikluſtige Natur und will die Dampfer und Segelſchiffe alle zählen, die bis zum Leuchtthurme hin im Hafen liegen. Ja, die Landratte wird dieſes Unternehmens bald müde ſein. Das ganze buntbewegte, laute Hafenleben ſtockitalieniſchen Charakters betäubt ſie. — Plötzlich verſetzt in eine neue Welt! Da verliert mancher den Kopf, mancher nur den Hut, den ihm die Borina tückiſch vom Haupte reißt und ins Meer hinauswirft. Schon gleitet ein Nachen hin, ſich gelenkig windend durch Kähne, Ankerfeſten, unter den ſchwarzen Bäuchen der großen Schiffe am Molo und bald überreicht der Matroſe, heitere Worte hell in welſcher Sprache rufend, den Hut, ewig höflich und ewig unzufrieden mit der Gabe, die man ihm reicht. Den Hut ſetzt man auf und denkt: er wird ſchon wieder trocken. Trocken wird er und hat eine graue Kruſte — vom Salz des Meeres. So wird man es inne, daſs dieſes Meer kein gewöhnliches Waſſer, ſondern „ein ganz beſonderer Saft“ iſt.

Ganz eigenthümlich angenehm berührt mich am Meeresſtrande allemal der Gedanke, daſs man hier im Vorhofe aller Welttheile ſei, auf dem gleichen Niveau mit Alexandrien, Newyork, San Francisco, Calcutta. Schon im Hochgebirge ſtreift ſich der kleine perſönliche Egoismus ab; auf dem Meere löst ſich auch der große, nationale auf — das Herz weitet ſich kosmopolitiſch, befreit ſich; iſt doch das Meer und die Luft und das Sonnenlicht und der Schöpfer alles dieſes international.

Darum hat ſich der ruſſiſche Kriegsdampfer ſo putzig ausgenommen, der an jenem Tage, als ich in Trieſt war, mit Kanonengebumme in den Hafen einlief. Solcher Seevagabunden ſchnürfeln viele auf dem Mittelmeere herum, auch Haifiſche, wovon vor wenigen Jahren einer nach Trieſt kam und jenem im Meere badenden Mann den Fuß wegbiſs. Der Angefallene wurde vor dem Ungeheuer noch gerettet, verfiel aber vor Schreck und Grauſen in einen Starrkrampf, an welchem er nach wenigen Stunden geſtorben iſt.

Ich pachtete mir einen kleinen Segler und zwei Matroſen und geberdete mich wie ein Schiffscapitän, der eine Reiſe um die Welt unternimmt. Dabei Erinnerung an meine Heldenthat im Meerbuſen von Sorrent. Als mich dort vor Jahren mein Jollenführer aufs hohe Meer hinausgerudert hatte, begehrte er das Dreifache der von uns früher genau und feſt vereinbarten Löhnung. Da ich nicht darauf eingieng, drohte er, mich nimmer ans Ufer führen zu wollen. Ich konnte mich mit dem Manne auf italieniſch nicht anders verſtändigen, als daſs ich zornig den Arm erhob und mit einem echt ſteiriſchen: „Himmelſaggra, Kerl, wanſt nit parierſt, ih hau dir aui aba!“ mir mein gutes Recht verſchaffte. Ja, ja, wer ſteiriſch ſpricht! . . .

Meine Herren Matroſen hier in Trieſt aber kreuzten im Hafen, über deſſen Spiegel der Wind dort und da kräuſelnden Schaum aufhobelte. Sie waren nicht hinauszubringen auf die hohe See, auf der die weißen Giſchten ſprangen. Sie könnten der heftigen Bora wegen nicht mehr zurück. — Wer ſagt, daſs ich zurück will? Ihr bekommt für die Stunde einen Gulden, ob wir nun nach Miramare ſegeln oder nach Sydney. — Hierauf gieng's hinaus. Der Wind pfiff im Segel und die dunkelgrünen Waſſer wogten in bauchigen Wellen und ſcharfen Kämmen und geberdeten ſich ganz wüthend gegen unſer armes Schifflein, deſſen Bord zu einer Seite ſchier unter Waſſer tauchen wollte, ſo ſehr wir die entgegengeſetzte Seite mit unſerem irdiſchen Gewichte zu beſchweren ſuchten. Die Matroſen waren ſtets mit ihren Ruderſtangen, mit den Segeltauen beſchäftigt und hereinſpritzender Giſcht und Schweiß rann ihnen vom braunen Geſicht. Mitunter ſtießen ſie einen Ruf aus, der im Brauſen nicht gehört wurde. Ich ſtemmte mich mit den Füßen ſtramm gegen die tiefgehende Wand und ſchaute hinaus.

Eine anſpringende Welle ſchlug mir die Brille von der Naſe, was auch ganz gut war, denn ſie war ſchon ſehr ſtark mit Salzkruſten belegt, daſs ich damit nichts mehr geſehen hatte.

Der Karſt lag bereits in nebelgrauer Ferne, durch welche Trieſt in unbeſtimmten Umriſſen, wie ein gelblichweißer Steinhaufen, ſchimmerte. Vor mir lag die ungeheure Anhöhe des Meeres. Es zeigt ſich nicht wie eine ebene Fläche, ſondern wie eine ſchwellende Höhung, maſſig und üppig und feſſellos, als überflute es ſich ſelbſt immer und überall. Auf Landſeen frägt man ſich manchmal nach der Tiefe oder Untiefe des Grundes. Auf dem Meere denkt man nicht mehr daran, denkt nicht an Berg und Thal da unten, nicht an das Gold, nicht an die Schiffstrümmer und Gebeine, die unten ruhen mögen, denkt auch nicht an die Ungeheuer des Thierreiches, die im Innern des Gewäſſers herrſchen. So ganz nehmen die Erſcheinungen der Oberfläche den Neuling gefangen.

Es gibt wahrſcheinlich Leute, die ſich das Meer unter dem ſonnigen Tage licht und glitzernd denken als durchſichtiges Waſſer, ſpiegelnd wie Kryſtall, blendend für das Auge und am Horizont mit dem Himmel allmählich ſich verwebend, wie der ferne Geſichtskreis in einer Landſchaft. Das Meer iſt anders. Es iſt dunkel und glanzlos, in einem tiefgeſättigten Grau, Blau oder Grün, auf welchem ſich die weißen Schaumfetzen ſchuppenartig und zuckend abheben. Die auch bei ſtürmiſcher See ſchnurgerade und ruhige Linie des Horizontes iſt ſcharf geſchnitten, unten das dunkle Gewäſſer, oben der lichte Himmel. Unbegrenzt und doch die Grenze ſcharf vor dem Auge. Dieſes ungeübte Auge weiß auf dem hohen Meere aber nicht, iſt die Geſichtsgrenze wenige Stunden oder viele Meilen weit entfernt, es iſt immer, als ob eine nahe Waſſerhöhe die natürliche Sehweite einenge. Erſt wenn am Horizont ein Schiff auftaucht, gewinnt man einen Maßſtab für die weite Fläche, die man überblickt. Wenn etwa zur Mittagszeit draußen auf der Schneide ein kleiner Punkt erſcheint, ſo hat man am Nachmittag wohl allmählich die Geſtalt eines Schiffes vor ſich, aber erſt am Abend ſteht es uns ſo nahe gegenüber, daſs man die Einzelheiten ſeines vielgliederigen Takelwerkes erkennen kann. Ein andermal vermeint man das ſchimmernde Segel eines Fiſcherkahnes zu ſehen, aber plötzlich fliegt es in die Lüfte auf, eine Seemöve iſt's, wie dieſe Vögel ja des Menſchen treue Begleiter ſind auf den Waſſern, weil von den Ablagerungen der Schiffe oder von der Beute derſelben manches für ſie ausfällt.

Wunder nimmt die ewige Reinheit des Meeres. Was fließt nicht alles da zuſammen, welche Abfälle von den großen ſchmutzigen Seeſtädten, von den tauſenderlei Fahrzeugen, welch ein Wuſt von Dingen, die weder untergehen, noch ſich auflöſen können, wird ins Meer geworfen. Nichts von all dem iſt zu ſehen, ſelbſt in den Häfen nicht. Seit vielen tauſend Jahren gleitet die ſchmutzige Geſchichte der Menſchheit millionenfach über die Meere — ſie müſsten Jauche geworden ſein. — Das Meer iſt rein wie am Tage der Schöpfung. Dieſelbe, ewig menſchliche Spur verzehrende, reinigende Kraft wie im Walde, wie in der Luft, iſt auch im Meere. Nichts, gar nichts haben die Geſchlechter, die Völker dem Meere anhaben können, es iſt heute, wie es vor dem Menſchen war.

Der Sonnenſtern vermag tagsüber das Meer nicht zu durchdringen, es bleibt ſelbſt unter heiterem Himmel immer eine gewiſſe Dämmerung darüber ausgegoſſen. Erſt mit dem Untergange der Sonne zeigt ſich ein helleres Licht und Farbenſpiel. Die Sonne wird röther, je tiefer ſie ſinkt, und faſt am Rande des Meeres angelangt, iſt ihre untere Hälfte matt und dunkelglühend, während die obere noch heller leuchtet. Dadurch erſcheint die Scheibe wie eine von oben her beleuchtete Kugel. Dieſer glühende Ballen taucht nun in weit größerer Geſtalt, als er je am Zenithe ſtand, ins Meer; es iſt einem, als müſſe man das Ziſchen hören, wenn die Sonne hineinſinkt. Das Meer, in welches ſie taucht, iſt ſchwarz wie Tinte, es wiederſpiegelt nichts, nur die Wellen, die unſer Schiff umgeben, haben einen flüchtigen Perlmutterglanz. Noch ſieht man der Scheibe Hälfte, ſie iſt glanzlos, als ſauge ſie ſich bereits an Waſſer voll. Endlich iſt nur mehr der oberſte Rand da — man könnte meinen, am Horizont ſtehe ein brennendes Schiff; der letzte lodernde Punkt verzuckt — dann iſt alles ausgeloſchen. Auf den Gewäſſern iſt es ruhiger geworden, keine Bora mehr, kaum eine leichte Briſe, das Wogen der Wellen iſt ein Wiegen geworden. —

Kehren wir um. Die Sterne des Himmels müſſen den Weg weiſen, bis das drehbare Licht des Trieſter Leuchtthurmes uns begrüßt. Bald darauf taucht auch das Geflimmer der Stadt auf, die Signallichter der Maſten und endlich ſehen wir die zickzackigen Streifen der ſich im Waſſer ſpiegelnden Laternen des Molo.

Das kleine geſchäftige Treiben der Menſchen iſt ſehr poſſierlich nach einem ſolchen Verſunkenſein in der großen Natur. Und noch poſſierlicher iſt es, daſs man ſich alsbald auch ſelber wieder hineinmiſcht, mit einer Wichtigthuerei, als hänge das Heil der Welt ab von unſerem alltäglichen Haſten. Unſer eigenes hängt freilich ab von dieſem Kampf ums Daſein; wenn das Daſein doch nur mehr ſolche Momente hätte, als ich erlebt da draußen auf ſtürmiſcher See — in der ſanften Gewalt Gottes.

Da man denn wieder unter Menſchen iſt, ſo empfiehlt ſich nach der Erhebung des Herzens eine geſellige Zerſtreuung im edleren Sinne. Ich heimte mich ein in die freundlichen Räume des Schillervereines, das geiſtige Centrum der 18.000 Deutſchen in Trieſt.

In Trieſt beſuchte ich damals auch den Dichter Rudolf Baumbach, den „fahrenden Geſellen“. Ein ſchlichter, ernſt ruhiger Mann mit gütigen Augen, eher erinnernd an einen behäbigen Paſtor, als an einen Sänger von keckeu Zech-, Burſchen- und Liebesliedern. Mir war zu thun, die Quellen dieſer Lieder kennen zu lernen. Der Dichter führte mich in ſeine Oſteria und ich habe denn von dem Weine getrunken, den er ſo helleniſch froh zu feiern weiß. Der wird in weißglaſierten Thonkrüglein aufgetragen, etwa wie der Kaffee in der Bauernſtube. Aus dieſen Krüglein gießt man den Wein in das Trinkglas über und trinkt ihn. Und trinkt ihn! Sie nennen ihn Karſtwein, und er verleugnet ſeine rauhe Heimat wahrlich nicht. Recept: Nimm einen halben Liter gute Galläpfeltinte und einen halben Liter echten Eſſenzeſſig, menge das gut durcheinander und du haſt einen Liter Karſtwein.

Der erſte Trunk in die harmloſe Gurgel droht Leib und Seele auf der Stelle auseinanderzuſchneiden, trotzdem iſt beim zweiten oder dritten Liter alles noch hübſch beiſammen und erfreut ſich des beſten Wohlſeins. Das Feinſte an dieſem Weine iſt — ſagt der Kenner — daſs man viel von ihm trinken kann. Wir haben dieſe ſchöne Eigenſchaft wacker ausgenützt, aber endlich muſs man ſich in Trieſt doch davor inacht nehmen, daſs es einem nicht ſo ergehe wie dem Vater Noah, der das Waſſer überwunden hat, aber dem Weine unterlegen iſt.

Am Strande von Abbazia.

I.

Abbazia! Schon das Wort klingt wie der Geſang eines tropiſchen Vogels.

Wo liegt dieſes Abbazia, das man heute ſo oft nennen hört? Die Lexikas und geographiſchen Werke verſchweigen es in der Regel noch ſchalkhaft; ſie werden es aber bald aufzeigen müſſen.

Dem Wiener iſt Abbazia ſpielend leicht zu erreichen, er ſchläft ſich einfach hinüber. An einem Winterabende acht Uhr läßt er ſich auf dem Südbahnhof ein Eiſenbahn-Coupé aufſperren, zieht die Fenſtervorhänge zu, macht ſich bequem, raucht noch ein paar Cigarren, legt ſich dann hin und — unter leichtem angenehmem Schaukeln, das wir noch von der Wiege her in guter Erinnerung haben — ſchläft er ein.

Nach einiger Zeit wird er wach, reibt den letzten Reſt Duſeligkeit aus den Augen, ſtreckt ſich und ſagt: „Ah, das war ein köſtlicher Schlaf! — Wo ſind wir denn ſchon?“ Er zieht die Vorhänge auf: Ah!

Italien in Morgenſonnenſchein!

Der Eiſenbahnzug ſteht hoch an einem Ausläufer des Karſt in der Station Mattuglie. Steil und größtentheils kahl ſtürzen die kalkfelſigen Berge ab und unten liegt blauend das Meer.

Es iſt die Bucht von Fiume, die allerdings viele Ähnlichkeit mit einem Binnenſee hat, weil ſie in der Ferne von mehreren langgeſtreckten bergigen Inſeln begrenzt wird. Nur rechts, am iſtrianiſchen Strande entlang, öffnet ſich eine Straße hinaus auf die freie hohe See. Das ganze Bild iſt ein ſüdliches und erinnert an italieniſche und ſpaniſche Küſten; Liebhaber des Orients mögen ſich auch an die Buchten Griechenlands, an den Strand von Paläſtina, an den Fuß des Libanons verſetzt fühlen. Die Höhen des Karſtes und der croatiſchen Alpen, frei vom Meeresſpiegel aufſpringend, geben ſich gar ſtolz und ihre Schneegipfel ſchauen neugierig herab auf die immergrünen Lorbeer- und Palmenhaine an der Küſte.

Dem Ankömmling wird geſagt, er habe von der Station Mattuglie aus zu Wagen nach Abbazia vierzig Minuten zu fahren, und auch nicht länger zu gehen. Bei der klaren kühlen Witterung wählt er das letztere. Mit jedem Schritte, den er abwärts thut, ſteigert ſich die Wärme der Luft. Seine Umgebung ſind graue, aus der Erde quellende Felsblöcke, Steinfletze und dazwiſchen dort und da eine ärmliche Hütte aus Quadern, Gärtlein mit Ölbäumen und Weinreben, und kleinen Wieſen, die terraſſenartig mit Rohſteinwällen oder feſten Mauern eingefaſst ſind. So ähnelt mancher Gemüſegarten einem Gebäude, manche Ziegenweide einer Feſtung. Da iſt der Schafſtall und die Hütte des Bettlers maſſiv, wie für die Weltgeſchichte gemacht; und wenn das Schaf vom Steuereinzieher davongetrieben wird und der Bettler auswandert und das Strohdach einbricht, ſo ſtehen die Steinmauern ſo gut ihr Jahrhundert noch, als bei uns daheim die Ruinen der Ritterburgen. In der Gegend ſieht man viele Häuſerruinen ſtehen; die Zeit hat hier ein armes Volk erdrückt. Die neueſten Tage bauen an dieſen Küſten Palaſt um Palaſt, aber nicht für die Einheimiſchen, ſondern für die Fremden, die in ihren großen Städten müde geworden ſind und hier am Meeresodem wieder erfriſchen wollen.

Zu Füßen des Wanderers liegt nun hart am Meere der Flecken Voloska. Slaviſches und romaniſches Weſen iſt hier gemiſcht, erſteres wiegt an Ausdehnung und Zahl vor, letzteres drückt aber der Gegend den Charakter auf. An dieſer ſüdlichen Meeresbucht iſt mir der Italiener auch weitaus ſtilgerechter, als der Slovene. Von Voloska aus links führt eine Kunſtſtraße nach dem nahen Fiume, rechts am Meere hin geht's nach Abbazia. Der Weg iſt kurz, bald ſtehen wir im vielgenannten Curorte. Die im Hintergrunde ſich ſteil erhebenden Berge — an der Spitze der 1400 Meter aufſteigende Monte Maggiore — ſind unwirtlich und ſtellenweiſe armſelig beſtanden mit blattloſem Laubholz; ſie laſſen am Strande nur einen kümmerlichen Raum für Menſchen. Dieſer Raum iſt von einem immergrünen Wald von Lorbeerbäumen, Palmen, Cedern und Sebengewächſen beſtanden. Dem entſprechend iſt die Blumenwelt. Faſt betäubt den Fremden anfangs die weiche Luft und der üppige Duft. Es iſt, als ob man in einem ungeheuren Gewächshaus ſtünde, von welchem für den Augenblick die Glaswände und das Dach weggenommen worden. Und in dieſen Wald hinein bauten ſie den Curort Abbazia. Gegenwärtig ſtehen nebſt der alten kleinen Abtei und dem älteren Landhauſe „Angeolina“

drei große Hotels und eine Reihe von Villen, alles nach dem neueſten Geſchmacke eingerichtet. Tiefſchattige Haine, bunte Raſenplätze, glatte Kieswege, wildes Geſelſe und Ruinen von Bauernhütten wechſeln zwiſchen den Häuſern; ſo ſinkt die Fläche ſanft zum Meere hin, wo wildzerklüftete braune Steinwuchten und Klippen gegen die andonnernden Wogen ihre Vorwacht halten. Es iſt wohl nicht zweifelhaft, wer am Ende ſiegen wird, das weiche Waſſer oder das harte Geſtein. Letzteres verliert bei jedem Wellenſchlage Atome, erſteres zergiſchtet jede Minute und iſt doch ewig geſund. Aber bis der Strand dahingewaſchen ſein wird, dazu hat's noch lange Zeit; da mag früher wohl ein großer weltberühmter Curort hier florieren und wieder aus der Mode kommen und verfallen, wie die Wohnungen der früheren Anſiedler verfallen ſind.

Das Schönſte, was Abbazia hat, iſt der Strandweg ſüdweſtlich gegen Ika hin. Derſelbe, vom öſterreichiſchen Touriſtenclub angelegt, iſt noch ganz Natur; keine Villa ſteht an ihm, kein Kunſtpark beſäumt ihn, ſelbſt die Lorbeerſträucher gehen nur gezwungenerweiſe, neu und mühevoll gepflanzt, da hinaus. Überall das rauhe Geſtein und der Kampf des Meeres mit den Klippen. Man ſetzt ſich hin und kann ſtundenlang dem Spiele des Waſſers zuſehen. Gerne treibt es — und das iſt bei gewöhnlicher Lebhaftigkeit ſein Gebaren — in langgezogenen Wellen, wovon eine von der anderen etwa zehn bis fünfzehn Meter entfernt iſt, heran. Solch eine Welle macht einen hohen glatten Rücken, durch welchen das Licht ſchimmert und ſie wie grünliches Eis erſcheinen läſst. Nahe dem Strande begegnet ihr aber eine von den Steinen zurückgeworfene Welle, über dieſe hinwegſpringend bricht ſie ſich in Giſcht, fährt an den Strand, wo ſie unbändig emporwallt oder ſchneeweiß aufſpritzt, um dann wie ihre Vorfahren und ihre Nachkommen zurückzuſinken. An mehreren Punkten, beſonders am ſogenannten Teufelsbrunnen ſichtbar, rinnt das Meerwaſſer in mächtigen Strömen durch Höhlungen in den Berg hinein, um an anderer Stelle wieder hervorzubrechen. Dort und da gibt es badeſchwammartig durchlöcherte Steine, durch welche das Waſſer gurgelt und drängt, um auf der anderen Seite ſtoßweiſe hervorzuſpringen. Die Färbung des Meeres iſt überhaupt von höchſter Mannigfaltigkeit, hier kommt noch dazu die Schattierung von den Inſeln Veglia und Cherſo, deren Berge beſonders in den ſpäten Nachmittagsſtunden in duftigſtem Violette herüberlachen. Freundlich ſchimmert Fiume und Porto Re am Fuße des croatiſchen Gebirges und im ſüdlichen Hintergrunde ſteigen die hohen weißen Bergzüge Dalmatiens hoch in den Himmel empor. Ähnlich iſt der Blick auf dem Bodenſee gegen die Gletſcher der Schweiz hin. Die Schönheit der See und die Herrlichkeit der Alpen im Bilde vereinigt!

In Sicht von Abbazia kreuzen ſtets zahlreiche Schiffe, große Steamer und kleine Dampfer und Kähne. Häufig läuft ſo ein flinker, niedlicher Dampfer ein im Hafen von Abbazia, mit welchem ſelbſtverſtändlich das eine Stunde ferne Fiume in lebhaftem Verkehr iſt. Nach Trieſt iſt die Seereiſe von hier aus lang; auf der Eiſenbahn iſt es in drei Stunden erreichbar.

Als drüben an der Riviera vor einiger Zeit das Erdbeben gewüthet hatte, kamen Flüchtlinge herüber nach Abbazia, das ſich patriotiſcherweiſe anſchickt, die öſterreichiſche Riviera zu werden. Und man hat gefunden, daſs die Naturſchönheit hüben jener von drüben nicht bloß in nichts nachgibt, ſondern ſie ſogar übertrifft. Wie es ferner mit der Heilung der Kranken ſteht in Abbazia? Es wird ſo ſein, wie in anderen Curorten, wer ſich dort wohl fühlt, der wird geneſen. Mich läſst ein Curort als ſolcher freilich kühl, ja ich weiche ihm aus; der Müßiggang, der in einem ſolchen zu herrſchen pflegt, zeitigt nicht bloß die lächerlichſten Ungeheuerlichkeiten der Putzſucht, des Tratſches, des Spieles, ſondern oft auch tragiſche Ereigniſſe. Die meiſten Laſter und die meiſten Selbſtmorde werden verübt in eleganten Curorten. Die Naturſchönheiten ſind es und die bequeme Gelegenheit, ſie zu genießen, welche mich Curorte aufſuchen laſſen.

Das neue Aſyl am Quarnero hat für uns freilich ſeinen beſonderen Wert. Wer den nordiſchen Winter nicht liebt oder ihn der Geſundheit wegen fliehen muſs und doch nicht ins ferne Ausland will, der ſchlafe ſich alſo in einer ſchönen Nacht hinab nach Abbazia. Im milden Hauche des grünen Lorbeerhaines und im Angeſichte des ſommerlich ſonnigen Meeres kann er dort das frohe Chriſtmahl halten.

II.

Da ſitze ich auf dem luſtigen Balkone des ſtattlichen Hoſpizes Quiſiſana und treibe Meerſtudien. Der Palaſt ſteht in dem immergrünen Walde, mit deſſem Laube man die Unſterblichen ehrt. Zu meinen Füßen ruht der Curort und darüber hinaus dehnt ſich das Meer.

Ich liebe das Meer und bade in demſelben mein Herz. Daſs ich meinen Leib entkleide und in die laue ſalzige Flut ſteige, iſt recht gut, aber beſſer noch iſt das andere: ich bade im Meere mein Herz.

Dann ſinne ich nach über die Natur des Gewäſſers. Die Oſtſee z. B. hat in den Sommermonaten eine Wärme von 16—17 Graden Celſius, das Mittelmeer von 22—27 Graden, das Rothe Meer, welches zwiſchen heißen Wüſtenländern liegt, hat ſogar eine Wärme von 34 Graden, alſo um etliche Grade wärmer, als ein gewöhnliches warmes Bad iſt. Ebenſo verſchieden iſt der Salzgehalt der Theile des Weltmeeres. Die Oſtſee hat etwa einviertel Procent Kochſalz, während das Todte Meer zwanzigeinhalb Procent miſst. (Vielleicht kommt das von der Salzſäule, in welche Frau Loth bekanntlich in der Gegend dieſes Meeres verwandelt worden iſt, als ſie ſich umgeſehen nach den untergehenden Sündenſtädten Sodom und Gomorrha!) Das Todte Meer, das merkwürdigſte Binnenmeer der Erde, hat auch ein ſo großes ſpecifiſches Gewicht, daſs der Menſch darauf ſchwimmt wie ein Kork und bei dem beſten Willen nicht untergehen kann. Es iſt das einzige Meer, welches faſt abſolut klar iſt und die Sonnenſtrahlen wohl viel tiefer in ſich läſst, als der Ocean, in welchen das Licht an neunzig Meter eindringt. Tiefer unten herrſcht abſolute Finſternis.

Überaus unterſchiedlich iſt das Auftreten der Ebbe und Flut; in der Oſtſee iſt dieſelbe kaum zu merken, in unſerem Mittelmeere unbedeutend, hingegen kommt der tägliche Wechſel des Steigens und Fallens in den ſüdlichen Meeren in großem Maße vor.

Die hervorragendſte gute Eigenſchaft der See, das Heilſamſte, was die See für uns hat, iſt die Seeluft. Sie wirkt mehr als die See-, Sand- und Schlammbäder, und zwar durch ihre Reinheit, ihre laue Feuchtigkeit, ihren Salzgehalt. Aber ſie muſs von der See herkommen, nicht vom Lande. Chemiker, die bekanntlich alles wiſſen und auch den Homunkel gemacht haben, behaupteten auf Grund ihrer ſehr wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, daſs in der Seeluft keine Salztheile vorkämen. Der ſimpelſte Fiſcher oder Matroſe, ja ſogar der am Strande wandelnde Landbewohner weiß das freilich anders, ja ſelbſt auch, ohne mit dem Waſſer geradezu in Berührung zu kommen — weil ſeine Lippen einen ſalzigen Geſchmack annehmen, in ſeinen Haaren ſich Salzkryſtallchen bilden. In Helgoland kann man es häufig bemerken, daſs bei ſtarken Seewinden die Fenſtergläſer der höher gelegenen Häuſer ſich mit feinen Salzkruſten überziehen.

Der eigenartige Geruch der Seeluft, welchen manche als heilſam für den Magen bezeichnen, kommt von den faulenden oder verweſenden Stoffen aus dem Thier- und Pflanzenreiche, welche das Waſſer mit ſich führt. Ob ſolche für den, der ſie einathmet, heilſam ſind, das kann bejaht, aber auch verneint werden, wie überhaupt alle Cur- und Medicinmittel von den einen bejaht, von den anderen verneint zu werden pflegen. Was exiſtiert denn überhaupt auf Erden, über das alle Leute der gleichen Meinung wären? Die Wiſſenſchaftler unter ſich ſind es ſowenig als die Laien.

Ein Menſch, wird verſichert, trinke täglich 10.000 Liter Luft, da kommen Theile, mit welchen ſie etwa verunreinigt iſt, ſchon in Betracht. Wohlthätig iſt der Aufenthalt an der Küſte, wohlthätiger iſt er auf einer Inſel, am wohlthätigſten auf hohem Meere, auf welchem die Luft faſt vollkommen rein iſt. Es wird eine Zeit der ſchwimmenden Curorte kommen. Man wird Schiffe einrichten, die den Zweck haben, mit ihren heilbedürftigen Inſaſſen ſich immer auf der See umherzutreiben. Die Amerikaner haben ſchon ſo etwas.

Die St. Johannes-Gemeinſchaft in New-York hat ein ſchwimmendes Seehoſpiz, auf welchem 1000—1500 kranke Kinder bei guter Verpflegung eine Seefahrt machen.

Nie und nirgends iſt das Klima ſo gleichmäßig, als auf oder an dem Meere, dort gibt es kühle Sommer und laue Winter. Wer ſollte es denn glauben, daſs im nordiſchen Helgoland im Freien die Feige reift und die Roſe noch im December blüht! Je glatter eine Fläche, deſto gleichmäßiger die Temperatur, das gilt ja beſonders auch vom Lande. Je gegliederter ein Land iſt, je mehr Höhen und Tiefen es hat, deſto ungleichartiger im Winter und Sommer, bei Tag und Nacht iſt ſeine Luftwärme; ins Herz hinein thut es mir weh, von euch, ihr lieben Alpen, ſagen zu müſſen, für Leute, die eine ſchwache Bruſt haben, ſeid ihr kein guter Freund! Oder man müſste immer auf eueren höchſten Gipfeln leben, wo die Luft und Wärme auch eine gleichmäßigere iſt als in den Thälern.

Nun, die körperlich Starken mögen emporſteigen zu den Gipfeln der Alpen, zum eiſigen Hauche der Gletſcher, die anderen — welche invalid geworden ſind im Kampfe ums Daſein — ſollen hinabziehen an die milden Geſtade des Meeres.

Quiſiſana nennt man dieſes Haus, von deſſen Söller ich hinausſchaue. Das Wort heißt ſoviel als: Hier wird man geſund! — Dieſe Inſchrift könnte Gott auch über das Meer ſchreiben, das ſo heilſam iſt für Leib und Seele.

Nicht bloß die Engbrüſtigen ſollten ans Meer und aufs Meer, ſondern auch die Engherzigen. Der Egoiſt, der Habſüchtige, der Hoffärtige, ſie ſollten einmal etliche Monate lang auf dem Ocean fahren, wo alles Größe und Ewigkeit iſt, wo es nichts gibt, nach welchem die Hand des Menſchen begehrend ſich ausſtrecken kann, wo nichts ſich ihm unterwirft, wo die Elemente, wenn ſie in guter Laune ſind, das menſchliche Fahrzeug als Spielzeug gebrauchen und es nur mit knapper Noth ans Geſtade gelangen laſſen. Da iſt's nichts mit der Übervortheilung anderer, und die ganze Selbſtſucht geht lediglich darauf hinaus, doch nur mit heiler Haut wieder ans Trockene zu kommen. Ein kleines Schiffbrüchlein ſoll für verknöcherte Herzen ein beſonders heilſames Seebad ſein; nicht bloß, daſs man dabei beten lernt, man lernt, ſagen ſie, auch das Leben, beſcheiden und dankbar ſein für jeden Athemzug und Achtung haben vor den Mitmenſchen. Natürlich rechtzeitige Rettung, und wäre es auch nur durch bewuſsten Balken auf eine wüſte Inſel. Robinſon wäre daheim auf dem feſten Lande ein Taugenichts geworden, die Einſamkeit ſeiner Inſel auf dem Weltmeere hat ihn zu einem ganzen Manne und zu einem prächtigen Menſchen gemacht.

Darum könnte der liebe Gott, gerade ſo wie der Erbauer dieſes Hauſes auf die Wand, über ſeinen ewigen Waſſern das Wort ſetzen: Quiſiſana — Hier wird man geſund!

III.

Den Kummer nenne ich dir nicht, aber du kennſt ihn. Wenn du es mit dem Leben, mit der Welt, mit dir ſelbſt einmal heftig zu thun gehabt haſt, ſo kennſt du ihn ganz gewiſs; er iſt ſo ſchwer, er ſcheint ſo unerträglich, daſs dich nichts erquicken kann, als der eine Gedanke: Sterben. Es iſt nicht Sentimentalität, es iſt kein eingebildetes Weh, es hat Grund und Folge, es hat Geſtalt, und alles, was du um dich ſiehſt, in dir fühlſt, iſt namenloſes Elend. Ich nenne das Leid nicht, es hat einen abſcheulichen Namen.

In fieberhaften Träumen der Mitternacht rief eine Stimme: „Geh' ans Meer!“ — Ich ſchrak empor. Wer iſt da? Wer ruft? War das nicht die traute Stimme eines längſt und auf ewig verſtummten Mundes? — Ja, miſs dein Leid an der Größe und Tiefe des Oceans. Ohne Gebimmel und Geſerres ſchlafen gehen . . . . Um Mitternacht ſtand ich auf und eine Stunde ſpäter ſaß ich im Courierzuge nach Abbazia.

Als ich über den Karſt fuhr, rötheten ſich die Steine, als bei Mattuglie tief unten das Meer lag, glitzerten die Wellen im Sonnenlichte. Ich ſtieg hinab, wie man hinabſteigt von den felſigen Höhen Paläſtinas gegen das mittelländiſche Meer. Dann gieng ich dem Strande entlang; die weiten Waſſer waren ſtille, als hielten ſie ein, daſs der Geiſt Gottes ſie küſſe; und doch ſchlugen die Wellen ans Ufer, als wollten ſie herausſteigen ans Land; aber ohnmächtig rieſelten ſie wieder zurück in ihr dunkelgrünes Bett. Das iſt viel zu zahm. Das Meer in meinem Herzen, das brandet anders! Jetzt hüllen mich die Ölbäume in ihre Schatten, jetzt fächeln mir die Lorbeerzweige um die Stirne. O nein, Ruhm und Preis iſt es ja nicht, nach dem ich durſte. Nach Frieden des Herzens ſchrei' ich auf. — Orangen-, Pfirſich- und Feigenbäume halten ihre üppigen Früchte mir entgegen. O nein, Weltgenuſs iſt es nicht, nach dem ich lechze. Nach Frieden des Herzens weine ich. Herrliche Paläſte winken mir zu im Lorbeerhaine, Prunk und Pracht, ſchöne Frauen, liebliche Muſik! Als ob das Feinſte der feinen Welt ſich hier verſammelt hätte, um mich zu grüßen, um mich zu tröſten. Das iſt es aber nicht, warum ich gekommen bin. Nach zwei Richtungen ſteht mir die Flucht offen, hinauf in die Felſen des Karſtes, hinab in die kryſtallenen Tiefen der Wäſſer.

Endlich kehrte ich doch bei lieben Menſchen ein, müde und abgehärmt ſank ich auf ein Ruhebett. An vierundzwanzig Stunden mochten verfloſſen ſein, ſeit die Stimme mich aufgeweckt und jetzt weckte mich eine andere. Es donnerte ums Haus, daſs die Wände bebten. Ich ſtand auf, öffnete ein Fenſter, da wehte es herein wie feuchter ſalziger Hauch, und ein grauſes Rollen und Krachen erfüllte die Luft.

Was das wäre? fragte ich einen auf der Gaſſe Wandelnden. „Das Meer“, antwortete er ſchreiend und gieng vorüber. Ich ſtieg hinab an das Ufer und muſste jauchzen, ſo leicht war mir plötzlich. Das Meer war raſend geworden. In langgeſtreckten, hohen Wellen, in lebendigen Bergen wogte es heran, ſchlug furchtbar wild an die Klippen des Strandes und die Waſſer ſprangen, aufwärts gießend, weit herein ins Land. Kein Lüftchen aber regte ſich, holder Vollmond ſtand am Himmel und ſein Licht war lauterer Frieden. Was iſt dir, Meer? Wer hat dich ſo wüthend gemacht? Du biſt ja entzückend zornig. Ich habe kein Lied gefunden für mein Herzweh, nun ſingſt du es, du gewaltige Harfe Gottes! — Auf hoher See draußen ſchneeweiße Bänder, Zacken und Spitzen, ein zarter Nebelſtaub darüber, und heran, immer noch wilder, raſender, wahnwitziger, als wollte das Meer emporklettern an die Hänge des Karſtes.

„Was bedeutet das furchtbare Wüthen in dieſer friedlichen Nacht?“ Ich fragte es ſchreiend hin und hörte meine eigene Stimme nicht. Endlich kam ein Mann, der gab Beſcheid: „Draußen auf hoher See wühlt das Geſpenſt, welches das Meer heran hetzt. Es iſt der Scirocco. Am Strande iſt er ſelten wahrzunehmen, aber draußen bohrt er ſeine Rüſſel ein, ſchreckt die Waſſer auf und jagt ſie pfeifend, ſauſend in alle Welt. Die verläſterte Bora iſt ein harmloſes Kind dagegen, ſie ſchlägt zwar Fenſter ein, deckt Häuſer ab, ſchleudert kräftige Männer zu Boden und wirft Eiſenbahnzüge um; aber das Meer bringt ſie nur in zartes Kräuſeln — nichts weiter.

Betäubt von dem ununterbrochenen Brauſen, Donnern und dem ziſchenden Aufflammen der weißen Giſchten ſtand ich da. — Der Scirocco, und das iſt alles? Darum der ungeheuere Sturm, weil ein biſschen Scirocco weht draußen auf hoher See? Am Ende iſt auch in meine Seele ein biſschen Scirocco gefahren, und nichts weiter? — Wohlan, Freund, weil wir denn einmal dran ſind, ich nenne dir den Kummer, das Herzweh, das namenloſe Elend, das kaum zu ertragen iſt. Nervoſität heißen ſie das Ungeheuer, und wenn Scirocco geht — nun du weißt es ja.

Am nächſten Morgen war der Himmel grau und ſchwer wie ein Meer von Blei. Regen, unendlicher Regen rieſelte nieder, und die Wolken hiengen hinein ins Meer, und die Delphine ſelbſt, die manchmal ihre Häupter aus den Wellen reckten, wollten Regenſchirme aufſpannen, oder raſch zurücktauchen in die See, damit ſie nicht naſſer als naſs würden. — Wenn bei Sonnenſchein meine Stimmung ſchon ſo trübe war, wie erſt muſste ſie bei ſo düſterer Witterung troſtlos ſein! Warum? Wenn der Teufel einmal los iſt, ſo reißt er nicht mehr an der Kette. Ich fühlte mich urgeſund und munter wie ein Fiſch, wuſste nichts von Kummer und Herzweh und konnte gar nicht begreifen, wie ein Menſch verzagt und traurig ſein könne.

Nun tagelang Regen. Das Meer faſt ſpiegelglatt, aber weit hinaus gefärbt von den lehmfarbigen Gießen des Süßwaſſers. Und doch ſah man kaum einen Gießbach herabkommen von den Bergen. Hingegen quirlten am Strande und noch weiter draußen im Meere die weißgelblichen Landquellen auf. Denn das Karſtgebirge iſt inwendig ganz zerfreſſen, voller Höhlen, Löcher und Canäle, iſt wie ein verſteinerter Badſchwamm; alles Regenwaſſer ſaugt es ſcheinbar in ſich auf, um es unten in oft rieſigen Quellen wieder auszuſpeien.

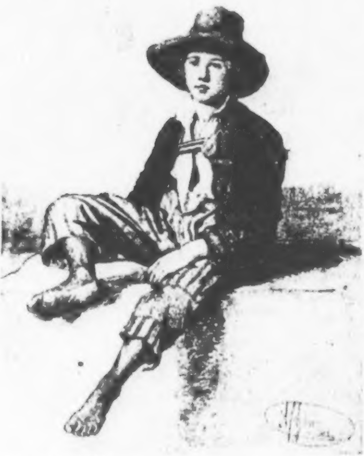
An einem der nächſten Tage bin ich unter Regen und Sturm hinangeſtiegen zum hohen Monte Maggiore, wo es im Nebel Schneegeſtöber gab. Wenn der Wind die Wolken zerriß, ward der Blick frei auf das ungeheuere blaue Firmament hinaus, das unten lag und mit weißen Sternchen und dunklen Punkten beſtreut war, ſo als ob Tauben und Adler in der Ferne ſchwebten. Das war das adriatiſche Meer mit ſeinen Dampf-, Segelſchiffen und Fiſcherbarken. Im ganzen macht das Meer, vom Berge aus geſehen, nicht den Eindruck wie vom Strande, denn es liegt leblos und ſtill da, man ſieht keine Bewegung, man hört kein Brauſen, es iſt faſt langweilig wie ewig wolkenloſer Himmel. — Nach Norden hin ſah ich zwiſchen Wolkenſpalten die Wüſten des Karſtes. Ein Steinwall hinter dem andern und die Hochkämme voll Schnee. Alpen und Ocean! Und inmitten ſteht das winzige Menſchlein, ein mikroſkopiſches Inſectchen, und wähnt Leid zu haben, das härter wäre als alle Felswuchten des Karſtes, und tiefer als die Tiefe des Meeres. Wo iſt es aber jetzt? Wo iſt denn mein Leid hingerathen? Hat niemand ein namenloſes Herzweh geſehen? Ich zahle Finderlohn. Hat es der Sturm verweht? Haben es die Fluten davongeſpült? — Hei, wie jetzt die Bora pfeift und kracht hernieder von den Höhen! In den Lüften ſaust fliegender Sand, die Eichen, welche zwiſchen den braunen Steinblöcken ſtehen, beugen ſich winſelnd. Ich werde hinabgeſchoben, geſtoßen in einen der zahlreichen Trichter, wo grüne Wieslein ſind und Maulbeerſträucher und Löcher in den Berg hinein. Hier iſt's ruhig, nur oben noch die Fanfaren der Bora, die den Sieg davongetragen hat gegen den tückiſchen dämoniſchen Scirocco. — Nein, ich will nicht bleiben in dieſer Grube, will wieder hinauf zur Zinne, Leib und Seele einmal ſo recht durchfegen laſſen von dem nordiſchen Luftbeſen — ah, das iſt herrlich, das thut wohl! Herrgott im Himmel, wie ſüß iſt der Sturm!

Nach dieſen wilden Tagen kam Frieden und Sonnenſchein. Ich blieb tagelang am Strande von Abbazia, mir war wohl wie einem Seligen nach Erdennoth und Sterben. Am Strande ſaß ich, verſunken in Gedanken an große Zeiten, an große Menſchen. Oder ich ruhte in einem Kahne und ließ mich hinausſchaukeln auf die hohe See, noch zurückblickend auf die lorbeerbekränzte Landſchaft. Allmählich ſanken die Berge in ſich zuſammen und verſchwanden.

Und rings um mich nichts als die ewigen Waſſer. Da habe ich gedacht: Alſo iſt der Bann gelöst. Bleibe ich hier im Sonnenlichte, ſo iſt's recht, ſinke ich in die Dämmerungen des Abgrundes, ſo iſt's auch recht. All das, was wir Menſchlein Glück, Unheil, Gut, Elend nennen, bedeutet nichts. Irdiſch Tand iſt eine handvoll Sand. Irdiſch Weh iſt Maienſchnee. Es bedeutet nichts. Ich bin ein großes, unſterbliches Weſen, die Felsgebirge ſind meine Knochen, das Weltmeer iſt mein Blut, die Stürme ſind mein Athem. —

Als ich heimgekehrt, erkannten mich die Leute nicht wieder. Eine rothe Wange und ein friſches Auge und ein frohes Herz. Da haben ſie mich gefragt: Wo man das hole?

Lieber Freund! Wenn auch du wieder einmal beſeſſen ſein ſollteſt vom modernen Teufel, genannt Nervoſität — geh' fort aus deinem gewohnten Kreiſe, gehe hin, wo du eine fremde, große Natur findeſt. Du wirſt eher ins Gleichgewicht kommen als du denkſt, daſs es möglich iſt. Aber noch beſſer, du wirſt gar nicht nervös, ſondern gehſt mit kräftigem Leibe und mit heiterer Seele an den lieblichen Strand des Quarnero. Du findeſt auch liebe frohe Menſchen dort, grüße mir ſie. Grüße mir die ſteinigen Höhen des Monte Maggiore, grüße mir die Lorbeerhaine von Abbazia, und in Ehrfurcht grüße mir das Meer.



[illegible] [illegible]

PETER ROSEGGER
als Waldbauernbub.

[illegible] VON ALOIS SCHÖNN.

[illegible]

Als ich jung noch war.

[illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Als ich jung noch war.

Neue Geſchichten aus der Waldheimat

von

Peter Roſegger.

Mit dem Bildnis des Verfaſſers als Waldbauernbub.

Leipzig.
L. Staackmann.
1895.

Dem verehrten Freunde

Karl Adolf Bachofen von Echt

in treuer Zuneigung

der Verfaſſer.

Vorwort.

Als vor einem Jahre der fünfzigſte Geburtstag mich einlud zur Raſt und Rückſchau, da ſah ich an meiner zurückgelegten Straße mancherlei Dinge ſtehen, die bisher nicht beachtet worden ſind, ſo wunderlich etliche davon auch ſein mögen. Und war es gleichſam, als ob die in weiter Ferne verſinkende Jugend mir noch ein letztes Grüßen zuwinkte und ein friſches Sträußlein Erinnerungen aus der Waldheimat. — Da iſt es nun.

Ein Strauß heiterer und ernſter Geſtalten, Geſchichten und Abenteuer, die entweder in mein eigenes Leben hereingeſpielt haben oder von Jugend- und Zeitgenoſſen erlebt worden ſind. Und während ich noch in ſüßer Wehmut der erſten Jugend gedenke, umblüht mich ſchon die zweite in meinen Kindern. Und ſo endet der Tag und das Buch mit einem Morgenrot.

Nun ſoll noch geſagt werden, wie dieſer erſte Band einer, ſo Gott will, neuen Reihe zu ſeinem Titelbilde gekommen iſt. Stieg ja doch kein Maler hinauf ins Gebirge, um den Waldbauernbuben zu conterfeien, er hätte den Richtigen auch gar nicht gefunden, aus den hunderten von Waldbauernbuben — es ſieht einer aus wie der andere.

In meinem Werke „Waldheimat“ (Wien, A. Hartleben) iſt erzählt worden, wie der Waldbauernbub einſt von ſeinen ſteieriſchen Bergen herab und zu Fuß nach Wien gegangen iſt, um Joſef den Zweiten zu ſehen. Der Volkskaiſer lag freilich ſchon längſt in der Kapuzinergruft, hingegen waren dem kleinen Wanderer auf dieſer Wienerreiſe andere Abenteuer paſſiert, darunter jenes, daß ihn auf der Gaſſe ein Maler zuſammenpackte, mit in ſeine Stube nahm und ihn auf ein Blatt Papier zeichnete. Dann bekam er fünf Gulden für das Sitzen und hernach konnte er wieder gehen. — Seit jener flüchtigen Stunde waren an vierzig Jahre verfloſſen, der Waldbauernbub hat von dem ihm gänzlich unbekannten Maler nichts mehr gehört. Nun geſchah es, daß im vorigen Jahre ein Wiener Patrizier, Herr Karl Adolf Bachofen von Echt den Hofmedailleur Meiſter Anton Scharff nach Graz in mein Haus ſchickte, um mich zu modellieren. Bei dieſer Gelegenheit gab es allerlei Geplauder und ich erzählte dem Meiſter von meiner erſten Sitzung als Waldbauernbub bei jenem Maler in Wien, ohne jedoch weitere Angaben machen zu können, als daß es in einem Hauſe der Joſefſtadt geweſen ſein dürfte und der Maler einen dunklen Bart gehabt habe. „Obſchon alle Maler dunkle Bärte haben,“ rief Meiſter Scharff, „ſo müßte der Mann doch aufzufinden ſein, um ihm das Bild abzunehmen. Joſefſtadt? Am Ende war es mein alter Freund

Profeſſor Alois Schön, der ſeit unvordenklichen Zeiten dort wohnt und immer gerne Naturſkizzen aus dem Volke aufgenommen hat. Den muß man doch einmal fragen, ob er vor vierzig Jahren keinen Waldbauernbuben laufen geſehen!" — Wenige Monate ſpäter konnte mir von Bachofen mitteilen: „Das Bild vom Waldbauernbuben iſt entdeckt! Meiſter Scharff hat den Maler gefunden und der Maler die Skizze. Es iſt Profeſſor Alois Schön, der in ſeiner Mappe noch das Blatt verwahrt hielt, alles ſtimmt. Das Bild habe ich ſofort erworben und ſoll deiner lieben Frau verehrt werden."

So iſt es geſchehen und ſo bin ich zum Bildchen gekommen, das bei dem Titel dieſes Buches ſteht. Inwiefern es getroffen iſt, kann ich nicht entſcheiden, die Geſichtszüge ſollen denen meiner Knaben ähnlich ſein. Die nackten Füße ſind eine Freiheit des Künſtlers, der ja kein Porträt, ſondern eine Studie machen wollte. Barfuß bin ich nicht herumgelaufen in der Kaiſerſtadt, erſt auf der Heimreiſe habe ich meine Schuhe zu ſchanden getreten und weggeworfen. — Zeit, Ort, Handlung und Art der Entſtehung dieſes Bildchens ſtimmen überein mit der Erzählung in der „Waldheimat". Wenn auch die buchſtäbliche Wahrheit der Erzählung vorausgeſetzt wird, ſo ſteht der Annahme, daß die Zeichnung echt iſt, nichts im Wege. — Jedenfalls danke ich den drei genannten Herren wärmſtens für das Zuſtandekommen und die Entdeckung des Conterfei's, das leider keinen Zweifel mehr offen läßt darüber, was der jetzt ſo geſetzte Verfaſſer dieſes Buches einſt für ein Vagabund geweſen iſt. Aber im Geiſte vagabundiert der Jetzige immer noch jenem Waldbauernbuben nach durch die thaufeuchten Wälder, über die ſonnigen Almen, in die dunklen Hütten und glühenden Herzen ſeiner Landsleute.

Fein flink mit ihm, freundlicher Leſer, du kannſt es nun erfahren, was er erlebte, erſchaute, erſann und wie er's trieb, als er jung noch war.

Krieglach, im Sommer 1894.

R.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Von meinen Vorfahren.

Einleitender Blick in die Vorzeiten der Waldheimat.

Bauerngeſchlechter werden nur in Kirchenbüchern verbucht.

Das Kirchenbuch zu Krieglach, wie es heute vorliegt, beginnt im ſiebzehnten Jahrhunderte mit dem Jahre 1672. Die früheren Urkunden ſind wahrſcheinlich bei den Einfällen der Ungarn und Türken zu Grunde gegangen. Zu Beginn des Pfarrbuches gab es in der Pfarre ſchon Leute, die ſich Roſegger ſchreiben ließen. Sie waren Bauern, aber ob ſie in der Gegend damals ſchon altgeſeſſen waren, oder eingewandert und woher, das iſt nicht bekannt. In Kärnten ſteht noch heute eine Schloßruine, Roſegg oder Roſegg genannt; man konnte alſo, wenn man hoffärtig ſein wollte, ſagen, die Roſegger wären ein altes Rittergeſchlecht und obiges Schloß ſei ihr Stammſitz. Bei Bruck an der Mur in Steiermark ſteht ein ſchöner Berg, der auf ſeiner Höhe grüne Almen hat und einſt viele Sennhütten gehabt haben ſoll. Dieſer Berg heißt das Roſegg. Man konnte alſo, wenn man beſcheiden ſein wollte, auch ſagen, die Roſegger ſtammten von dieſen Almen, wo ſie einſt Hirten geweſen, Kühe gemolken und Jodler geſungen hätten. — In der nächſten Nachbarſchaft der Krieglacher Berggemeinde Alpel, in der Pfarre Sanct Kathrein am Hauenſtein, der Gegend, die einſt von Einwanderern aus dem Schwabenlande bevölkert worden ſein ſoll, ſteht ſeit unvordenklichen Zeiten ein großer Bauernhof, von jeher insgemein „beim Roßegger“ genannt, trotzdem die Beſitzer des Hofes nun ſchon lange anders heißen. Das Wahrſcheinlichſte wird ſein, daß genannter alte Bauernhof das Stammhaus der Roſegger iſt. Dieſe ſind ein ſehr weitverzweigtes Geſchlecht geworden; in Sankt Kathrein, in Alpel, in Krieglach, in Fiſchbach, in Stanz, in Kindberg, in Langenwang u. ſ. w. giebt es heute viele Familien Roßegger, deren Verwandtſchaft miteinander gar nicht mehr nachweisbar iſt. Zumeiſt ſind es ſtrebſame Bauersleute. Ein Rupert Roßegger iſt Prieſter geweſen, hat große Reiſen gemacht, darüber geſchrieben und auch ſchöne Gedichte verfaßt.

Der Bauernhof in Alpel, zum untern Kluppenegger, in meinen Schriften auch der „Waldbauernhof“ genannt, gehörte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts einem Manne, genannt der Anderl (Andreas) im Kluppenegg. Das ſoll ein wohlhabender Mann geweſen ſein und in der Erinnerung der Familie wird er noch heute der „reiche Kluppenegger“ geheißen. Er hat ein Pferd beſeſſen, mit welchem er für die Gemeinde Alpel den Saumverkehr mit dem Mürzthale (Fahrweg hat es damals noch keinen gegeben) verſorgt haben dürfte.

Der Anderl im Kluppenegg war einmal beim „Graßſchnatten“ vom Baum herabgefallen und hatte einen hinkenden Fuß davongetragen. So ſoll er des Sonntags auf ſeinem Rößlein in die Kirche geritten ſein, auch beim

Wirtshauſe ſich den Krug Wein aufs Rößlein haben reichen laſſen und bei den Leuten ein großes Anſehen gehabt haben.

Dieſer Anderl hat wahrſcheinlich auch das ſtattliche Haus gebaut, welches auf ſeinem Trambaume die Jahreszahl 1741 führt und deſſen Zimmerholz an vielen Stellen heute noch hart wie Stein iſt, weil man zu jener Zeit das Bauholz aus reifen Waldungen genommen hat. Der Anderl hatte einen Bruder bei ſich in der Einwohne, der Zimmermann war. Zur Zeit gehörten zum Hofe zwei „Gaſthäuſeln“: in dem einen, das gleich oberhalb des Gehöftes ſtand, wohnte ein Schneider, in dem andern, das tief unten an der ſteilen Berglehne war, wohnte ein Schuſter; der Anderl ſelbſt verſtand die Weberei, die Lodenwalcherei und die Hautgerberei, alſo hatte er die wichtigſten Gewerbe beiſammen und konnte den Nachbarn damit aushelfen. Auch hatte er unten im Graben eine zweiläufige Getreidemühle gebaut und gleich in demſelben Gebäude eine Leinölpreſſe. Der Anderl ſoll faſt Tag und Nacht gearbeitet haben, ſich ausgeruht nur auf dem Pferde. Von einem Kluppenegger geht die Sage, daß er eines Tages auf dem Pferde ſitzend tot nach Hauſe gekommen ſei; ob das von dem Anderl gilt oder von einem noch älteren, das kann ich nicht berichten.

Der Anderl hat nur ein einziges Kind gehabt, eine Tochter. Die ſoll eine gar ſtolze Jungfrau geweſen ſein und viele Freier abgewieſen haben. Unter anderen warb ein Schichtenmeiſter aus Kindberg um ſie, den nahm ſie an und wie man ſagt vorwiegend deshalb, weil er Soldat geweſen und vor der Kaiſerburg zu Wien bei der Maria Thereſia Wache geſtanden wäre. Als es aber nach dem

Tode des Anderl zur Heirat kommen ſollte und das Bargeld nicht vorhanden war, das er als Nachlaß von ihrem Vater erwartet, that der Schichtenmeiſter unentſchloſſen; da gab ſie ihm den Laufpaß. Dieſen Umſtand nahm ein Sohn aus dem Riegelbauernhofe in Alpel wahr.

Das Riegelbauernhaus iſt das zuhöchſt gelegene in Alpel und von ihm aus ſieht man über die Engthäler des Alpels hinweg in der Ferne viele hohe Berge. Man pflegte in alten Zeiten die Höfe hoch hinauf zu bauen, ſo hoch, daß man oft nicht einmal einen Brunnen hatte, eben wie auch bei dieſem Riegelbauernhauſe, wo man jeden Tropfen Waſſer unten an der ſteilen Berglehne holen mußte. Das Gebäude der Riegelbauern iſt erſt vor Kurzem niedergeriſſen worden. In dieſem Hauſe tauchten die Roſegger auf. Ihrer ſollen zu jener Zeit viele Buben geweſen ſein und einer davon, der Joſef, ging zur Kluppenegger-Tochter herüber und ſagte: ſei ſie auch ohne Geld, obſchon es beim reichen Kluppenegger heiße, ſo nehme er ſie doch, wenn es ihr recht wäre. Alſo hat die Kluppenegger-Tochter vom Riegelbauernhofe her den Joſef Roſegger geheiratet, welcher geboren worden war am 16. März 1743.

Der Joſef ſoll ein kleines, rühriges Männlein geweſen ſein, an ſeinen kurzen, rundlichen Beinen niedrige Bundſchuhe, grüne Strümpfe und eine Knielederhoſe getragen haben, auf dem Haupte einen breitkrempigen Filzhut, unter welchem lange graue Locken bis zu den Achſeln herabreichten. Ein kleines hageres Geſicht, ſtets wohl raſiert, graue lebhafte Äuglein und im Munde allzeit ein harmloſes Späßlein, ſo daß es immer zu lachen gab, wo der „Seppel“ dabei war.

Der Seppel hat auch die Kunſt zu ſchreiben verſtanden. In einem alten Hausarzneibuche ſteht mit nun freilich verblaßter Tinte ſchlicht und ſchlecht geſchrieben: „Groß Frauentag, 1790. Ich, Joſeph Roſegger, habe am Heutigen den Erſtgepornen Suhn Ignatzius bekemen. Empfelche das klein Kind unſer Lieben Frau.“

Vom Seppel erzählt man auch, daß er ſchon in ſeiner Jugend graue Haare bekommen hätte. Er ſei nämlich während eines ſchweren Nachtgewitters auf einer hohen Tanne von wütenden Wölfen belagert worden und habe unbeſchreibliche Todesangſt ausgeſtanden.

Der Seppel ſoll eine Alm gepachtet und ſich nebſt Ackerbau und Holzwirtſchaft viel mit Viehzucht befaßt haben. Er hatte zeitweilig acht Knechte und ebenſoviele Mägde gehabt, zu denen nachher noch die eigenen Kinder kamen.

Die Söhne hießen Ignatz, Michel, Martin, Simon, Baldhauſer, Jakob. Von dieſen Brüdern iſt die große Verträglichkeit und Einigkeit in der ganzen Gegend ſprichwörtlich geworden. In jeder Arbeit halfen ſie einander und wo an Sonntagen einer der „Kluppenegger-Buben“ war, da ſah man die anderen auch. Keiner ließ über die anderen ein böſes Wort aufkommen, jeder ſtand für alle ein. Wenn es um einen Bruder ging, ſo hob ſelbſt der Friedfertigſte, der Ignatz, ſeinen Arm. Wer einen dieſer Burſchen überwinden wollte, der mußte alle ſechs überwinden und der, für den einer derſelben eintrat, hatte ſechs gute Kameraden.

Mehrere dieſer Brüder kauften ſich ſpäter Bauerngüter im untern Mürzthale oder erheirateten ſich ſolche.

Dadurch entkamen ſie der Militärpflicht. Soldat iſt nur einer geweſen, derſelbe ſtarb zu Preßburg an Heimweh. Der Baldhauſer, welcher die Soldatenlänge nicht hatte, brauchte ſich um einen Beſitz nicht zu bemühen, er blieb im heimatlichen Hofe als Knecht.

Der Joſef erreichte ein hohes Alter. Auf einem Beſuche bei einem ſeiner verheirateten Söhne im Mürzthale iſt er faſt plötzlich, über Nacht, geſtorben. Bevor er zu jenem Beſuche fortging, ſoll er gebeugt und auf ſeinen Stock geſtützt, haſtig dreimal um den Kluppeneggerhof herumgegangen ſein und dabei mehrmals geſagt haben: „Nicht geboren, nicht geſtorben, und doch gelebt!“ Als er hierauf nicht mehr heimgekommen war, hat man das ſo gedeutet, als hätte er ſagen wollen: In dieſem Hauſe bin ich nicht geboren und werde darin nicht ſterben, und habe doch darin gelebt.

Zur ſelben Zeit war ſchon ſein Sohn Ignatz (geboren 1790) Beſitzer des Kluppeneggerhofes.

Er heiratete eine Tochter aus dem Peterbauernhofe, namens Magdalena Bruggraber.*) Dieſe Magdalena hatte auch mehrere Brüder, wovon einer ſich das nachbarliche Grabenbauernhaus erwarb; ſein Bruder Martin war bei ihm Knecht. Seit jeher waren dieſe beiden ein paar gute Genoſſen geweſen zu den Kluppenegger-Söhnen; jetzt in Verwandtſchaft getreten, ſtanden ſie noch feſter zu ihnen. Und doch iſt es einmal anders geworden, wir werden das ſpäter erfahren.

---

*) In meiner „Waldheimat“, wo überhaupt manches mit kleinen Umſchreibungen und im poetiſchen Röcklein dargeſtellt werden mußte, iſt die Magdalena „das Heidemädchen“ genannt worden. Der Verfaſſer.

Der Ignaz Roſegger ſoll ein ſchöner ſtattlicher Mann geweſen ſein, Sonntags in ſchmucker Steirertracht, wie ſie damals der Erzherzog Johann wieder zu Ehren gebracht hatte, ins Pfarrdorf gekommen ſein und gerne geſungen haben. Dem „Natzl in Kluppenegg“ ſeine helle Stimme war in der ganzen Gegend bekannt und keinen Tag gab Gott vom Himmel, ohne daß man den „Natzl“ jauchzen hörte auf der Weiden oder in den Wäldern von Alpel. Im Gegenſatz zu ſeinem Vater trug er kurzgeſchnittenes Haupthaar, ließ aber ſeinen blonden Schnurrbart ſtehen. Die Herrſchaft (das Grafenamt Stubenberg) ſah es damals nicht gerne, wenn die Leute ihren Bart ſtehen ließen, das war „neueriſch“, aber den harmloſen luſtigen Natzl hat ſie deshalb nie zur Verantwortung gezogen.

Den Ignaz ſoll nie jemand trotzig oder zornig geſehen haben, mit jedermann war er gemütlich und verträglich; die Alpelbauern ſagten viel ſpäter noch, einen beſſeren Nachbar kann ſich kein Menſch wünſchen, als es der Natzl geweſen iſt. Weitberufen war er als Kinderfreund und wo ihm auf Wegen und Stegen ein Kind begegnete, da that er ſein rotes Lederbeutelchen auf und ſchenkte ihm einen Kreuzer. Auch ſelbſt war er mit Kindern reich geſegnet, ſieben Söhne, Lorenz, Franziscus, Sebaſtian, Thomas, Anton, Jakob, noch einmal Franziscus, zwei Töchter, Margaretha und Katharina, wurden ihm raſch nacheinander geboren; mehrere ſtarben in früher Kindheit, die übrigen wuchſen auf unter den ſtrengeren Züchten der Mutter Magdalena. Der Ignaz hatte ſich aber, wahrſcheinlich aus Urſache ſeiner Leutſeligkeit, einen großen Fehler angelebt. Er ſaß gerne in den Wirtshäuſern. Wenn er auch nicht viel trank, ſo trank er doch wenig, wenn er auch nicht um Hohes Karten ſpielte, ſo ſpielte er doch um Geringes, wenn er auch nicht ſchweren Tabak rauchte, ſo rauchte er doch leichten, und wenn er auch nicht Schulden machte, ſo ward ſein kirſchroter Geldbeutel zum mindeſten immer um Einiges ärmer. Die Woche über arbeitete er fleißig, des Sonntags aber, wenn er in die Kirche ging, da kam er nie zum Mittagseſſen nach Hauſe, wie es ſonſt der Brauch, da ſetzte er ſich in ein Wirtshaus, ließ ſich's wohl geſchehen, jodelte ein wenig, ſpielte ein wenig, war ſtets heiter, und erſt wenn es finſter wurde, ging er den weiten Weg ruhig nach Hauſe.

Seine Magdalena muß ein ſcharfes Weib geweſen ſein. So ſpät er auch kommen mochte, immer hat ſie ihn wachend und gerüſtet erwartet. Das ſoll dann ſtets ein Wetter geweſen ſein, daß das ganze Haus erbebt hat, erbebt mitſamt den Kindern, die es nicht begreifen konnten, wie die Mutter wegen ſeines Nachtheimkommens ſo herb ſein konnte, da er ja doch heimgekommen war. Er ſoll die heftigſten Vorwürfe ruhig und ſchweigend über ſich ergehen laſſen und nur immer die Kinder beſchwichtigt haben, die ſie durch ihr Lärmen aus dem Schlafe geſchreckt.

Manchmal nahm er auch einen oder den andern ſeiner Knaben mit in die Kirche, was den Kleinen allemal ein Feſttag war. Nur der Knabe Lorenz, ſo lieb er ſonſt ſeinen Vater hatte, wollte bald nicht mitgehen, denn der bekam Heimweh, wenn er den ganzen Sonntag nachmittag neben ihm im Wirtshauſe ſitzen mußte. Er durfte bei dieſem Sitzen zwar ſein grünes Filzhütlein mit der Hahnenfeder aufbehalten, er bekam von der Wirtin ſogar Zucker in den gewäſſerten Wein geworfen, aber trotzdem war es unter den rauchenden, lärmenden Bauern unſäglich öde, und wenn er ſeinen Vater bat, nach Hauſe zu gehen, antwortete dieſer immer: „Gleich, gleich, Bübel, ich geh ſchon, nur mein Lackerl Wein trink' ich früher aus.“ Der Knabe durfte ja auch mittrinken, und ſo richtete er es mehrmals ein, daß er während des Trinkens ſcheinbar ungeſchickterweiſe den Wein heimlich vergoß, aus Sorge, daß der Vater zu viel trinke. Aber als der Krug leer war, ließ ihn der Ignatz wieder füllen. Da hielt es der kleine Lorenz einmal nicht länger aus, ſtahl ſich heimlich davon, ging durch die finſteren Wälder und engen waſſerdurchrauſchten Berggräben nach Hauſe. Zu Hauſe getraute er ſich nicht aufzuzeigen, weil er fürchtete, die Mutter könne den Vater, wenn er nachkäme, noch ärger hernehmen, daß er das Kind ſo allein hätte fortgehen laſſen durch die großen Waldungen, wo man noch dazu von Wölfen hörte.

Der Knabe blieb alſo im Schachen hinter dem Hauſe ſtehen, bis der Vater nachkommen würde. Die Schatten der Schachenbäume wurden länger und vergingen endlich, ein Gewitter ſtieg auf und ging nieder, vom Riegelbauernwalde war es manchmal wie das Geheul eines wilden Hundes, der Knabe ſtand im Schachen und wartete auf den Vater. Der Vater begleitete aber an dieſem Tage ſeinen Nachbar und Gevatter Grabler bis zu ſeinem Hauſe, kam daher auf einem andern Wege heim und konnte der Magdalena Frage nach dem Knaben Lorenz nicht beantworten. Der Lorenz war im Wirtshauſe ja längſt vor ihm heimgegangen und war jetzt nicht da. Der Schreck des Ignatz war ſo groß, daß er zur Stunde ein heiliges Fürnehmen that, wenn der Knabe glücklich wieder gefunden werde, ſo betrete er ſein Lebtag kein Wirtshaus mehr, außer es ſei auf einer Wallfahrt oder ſonſt auf einer Reiſe, oder es ſei bei ſeiner goldenen Hochzeit mit der Eheliebſten Magdalena.

Bei der Eheliebſten Magdalena würde zu ſolcher Stunde dieſe Wendung nicht viel gefruchtet haben, wenn der Knabe nicht jetzt zur Thür hereingegangen wäre.

Das Gelöbnis ſoll der Ignatz leidlich gehalten haben, obwohl durch einen ſeltſamen Zufall eine neue Verſuchung herantrat, mit einem guten Kruge ſich manchmal gütlich zu thun.

Eines Tages, als ſein Kind Jakob geſtorben war, und als er, um beim fernen Pfarramte die Leiche anzeigen zu gehen, aus ſeinem Gewandkaſten ein friſches Linnenhemde herausnehmen wollte, wie ſolche von ſeiner Mutter noch eigenhändig geſponnen und genäht im Vorrate waren, fiel es ihm auf, daß der Kaſten einen ſo dicken Sohlboden hatte. Durch Klopfen kam er darauf, daß dieſer Boden hohl war, durch Umhertaſten bemerkte er an der innern Ecke ein Schnürchen. Er zog an und da hob ſich ganz leicht ein Deckel und ließ ihn hineinſehen auf ſieben vollgepfropfte Säcklein, die zwiſchen dem Doppelboden verborgen geweſen waren. Aus alten Hoſen getrennte Säcke waren es, mit Schuhriemen zugebunden, und ihr Inhalt Silbergeld, lauteres Silbergeld.

Der Ignatz erzählte von dieſem Funde ſeinem Weibe und ſeinen Brüdern. Während in der Stube noch das Leichlein lag, ſetzten ſie ſich auf dem Küchenherde zuſammen und unterſuchten das Geld; es war keine landläufige Münze darunter, lauter alte „Thaler“, manche gar unregelmäßig, faſt eckig in der Form, mit fremdartiger

Prägung, teils abgegriffen und ſchwarz, aber von ſo hellem Klange, daß die Ohren gellten.

Nun rieten ſie hin und her, von wem wohl der Schatz ſtammen konnte, und da fiel es dem Ignatz ein, daß er von ihrem Großvater, dem Anderl in Kluppenegg herrühren dürfte, der als reich bekannt geweſen, von dem aber nach ſeinem Tode kein Bargeld gefunden worden war. Die acht Brüder beſchloſſen alſo, das Silbergeld unter ſich zu teilen. Jeder ſoll an ſiebzig Gulden bekommen haben, der Ignatz um einen Teil mehr, und das war zum Finderlohn. Weiter hatten ſie keinem Menſchen von dem Funde geſagt, ſollen aber ihre liebe Not gehabt haben mit einzelnen der alten, unbekannten Münzen, um ſie an den Mann zu bringen. Der Betrag war für die damalige Zeit ein bedeutender, doch keinem der „Kluppenegger-Buben“ hatte man es angemerkt, daß ſie einen Reichtum beſaßen. Der Ignatz mag zu Ehren der alten Schimmeln wohl einmal einen Krug getrunken haben, ohne daß die Magdalena erheblichen Einſpruch that, im ganzen mied er die Wirtshäuſer. Vorübergehen konnte er zwar an keinem, und ſo blieb er ihnen fern, indem er an Sonn- und Feiertagen nur gar ſelten in die Kirche ging, ſondern ſeinen Roſenkranz zu Hauſe betete und dann vor dem Hauſe ſeine Jodler ſang hin über die grünen Höhen, ſo daß die Magdalena erſt jetzt eine Freude hatte an ihrem braven und luſtigen Mann.

Da kam jene Kirchweih zu Fiſchbach. Dieſer Ort iſt von Alpel durch den Gebirgszug der Fiſchbacheralpen getrennt. Aber man ging an Feſttagen gern über dieſes waldige Gebirge, weil es in Fiſchbach ſehr luſtige und kecke Leute gab, weil in den dortigen Wirtshäuſern damals noch keine ſtändige Polizei war, wie etwa im Mürzthale, und weil es daher dort ſehr ungezwungen herging. Beſonders die Fiſchbacher Herbſt-Kirchweih war weitum berüchtigt, und wenn irgendwo Bauernburſchen miteinander einen unausgetragenen Handel hatten, ſo ſtellten ſie ſich bei der Kirchweih ein, wo es dann faſt allemal zu einem blutigen Raufen kam. Ignatz' Bruder Baldhauſer war dem Raufen nicht abgeneigt. Manchmal, wenn er des Morgens die damals übliche, ſchön geformte und mit weißen Nähten gezierte Lederſcheide mit Pfeifenſtierer, Gabel und dem großen Meſſer in den Hoſenſack ſchob, ſoll er geſagt haben: Man weiß nicht, wozu man's brauchen kann. Bei den Weibsbildern ſcheint der Baldhauſer auch nicht blöde geweſen zu ſein, denn er wählte ſich allemal eine ſolche aus, die auch anderen Burſchen gefiel und ſo kam es vor, daß das Recht des Stärkeren entſchied. Der Baldhauſer war ein mehr kleiner, unterſetzter Mann, ſonſt ſehr bedächtig und langſam in ſeinen Bewegungen, beim Ringen aber der flinkeſte und abgefeimteſte, der ſeinen Gegner faſt allemal ſo bettete, wie er nicht gebettet ſein wollte. Wer es alſo mit dem „Hauſel" zu thun hatte, der trachtete erſtens ihm in Abweſenheit ſeiner Brüder beizukommen, was ſchon leicht war, da die meiſten derſelben in eine fremde Gegend fortgeheiratet hatten. Trotzdem pflegte ein Gegner des Baldhauſer ſich um Genoſſen zu ſchauen, und wenn ihrer drei oder vier gegen ihn waren, da geſchah es wohl manchmal, aber durchaus nicht immer, daß er weſentliche Merkmale heimbrachte, worauf ſeine Schwägerin Magdalena freilich allemal die Bemerkung that: „All zwei Füß' hätten ſie dir abſchlagen ſollen, das wär' dir geſund, du Raufbär!“ Solcher Meinung war der Baldhauſer zwar nicht.

Da kam nun wieder einmal die Fiſchbacher Herbſtkirchweih und er hatte wieder einmal eine Liebſte, die Heidenbauerndirn, auf welche das Eigentumsrecht aber der Grabenbauer gelegt haben wollte. Dem Grabenbauer hatte er ſchon früher einmal Poſt geſchickt: „Du! wenn du noch länger geſunde Knochen haben willſt, ſo laß die Dirn!“ und trotzdem hörte er nun, der Grabenbauer führe dieſelbige zur Kirchweih, habe aber gleichzeitig auch etliche Kameraden beſtellt. Da wußte er freilich, der Baldhauſer, daß zwiſchen ihm und den Grabenbauernleuten der Friede gebrochen war und was er zu thun hatte bei dieſer Kirchweih zu Fiſchbach. Sein Bruder, der Ignatz, wußte nichts davon, der Baldhauſer ſagte ihm auch nichts, lud ihn nur ein, mit ihm über das Gebirge zu gehen nach Fiſchbach zu dem luſtigen Feſte, wo getanzt und geſungen würde über die Maßen. Der Ignatz fand ſich gern bereit und wollte auch ſeinen Knaben Lorenz mitnehmen. Dieſer war von Natur aus zart und beſchaulich angelegt; wo es lärmende Leute gab, da war er nicht gern; die Wirtshäuſer waren ihm ja ein Graus und da hatte er gehört, auf Kirchweihen gäbe es noch mehr Wirtshäuſer als ſonſtwo; alſo bliebe er lieber daheim. Seine Mutter rief: „Der Junge iſt geſcheiter wie der Alte und weiß, daß Kinder nicht auf Kirchweihen taugen. Bliebeſt auch du daheim, Natzl, morgen thät's dir gewiß nicht leid ſein.“

Der Ignatz zog aber ſein ſchönes Gewand an und ging mit ſeinem Bruder Baldhauſer nach Fiſchbach. Als ſie hinkamen, war der Marktplatz ſchon voller Buden, Leute und Geſurre; Leutedunſt, Tabakrauch, Methgeruch, alles durcheinander, aus den Wirtshäuſern fröhlicher Lärm, und der Waldhauſer wollte gleich zum Bauernhoferwirt hinein. Der Ignatz ſagte, ſie thäten zuerſt doch lieber ein biſſel in die Kirche ſchauen, weil man gerade zum Hochamt läute; und nachher ſtanden ſie eine Stunde lang eingekeilt in der Menge und der Waldhauſer war ſehr ungeduldig und dachte nach, wie er mit dem Grabenbauer zuſammenkommen würde.

Nach dem Gottesdienſte kauften ſie auf dem Markte Schuhnägel, Pfeifenzugehör mit Tabak, und der Ignatz weißbeſtriemte Lebzeltherzen für die Kinder daheim und ein großes Lebkuchenſtück mit Mandeln gefüllt für ſeine Magdalena. Das band er in ein blaues Sacktuch zuſammen und dann gingen ſie gleich zum Neuwirt. Dort waren lauter luſtige Leute und der Ignatz hub bald an zu ſingen. Dem Waldhauſer ließ es aber keine Ruhe, er meinte, auch den übrigen Wirten müſſe man ein Seitel abkaufen, ſonſt könnte es ſie verdrießen, und ſie gingen nachher zum Tafernwirt, und zum Krammerwirt und zu anderen. Aber nirgends traf er den Grabenbauer und die Heidenbauern-Dirn. Beim Krammerwirt war es ihm vorgekommen, als huſchten ſie zur hintern Thür hinaus, während er mit ſeinem Bruder zur vordern hereinging.

Am Nachmittage wurde es in einzelnen Wirtshäuſern ſchon unheimlich laut und aus dem wirren Geſchrei gellte manchmal ein rohes Fluchwort auf. Vor dem Bauernhofer Wirtshauſe balgten ſich ihrer ein halb Dutzend betrunkener Burſche auf der Gaſſe, mit Fenſterrahmen hieben ſie aufeinander los, die ſie drinnen ausgebrochen hatten. Beim Krammerwirt ſoll zwiſchen Holzknechten und Schuſtergeſellen ein ſolches Schlagen losgegangen ſein, daß das Blut zu den Thürſtufen herabtröpfelte. Solange noch geſungen worden, hatte der Ignatz friſch und klingend mitgethan, hatte zu zweien oder dreien den Arm um den Nacken des andern gelegt und den Kameraden froh in die Augen ſchauend ſinnige oder kecke Lieder angeſtimmt. Als es nun überall ins Stänkern und Schimpfen und Schreien und Raufen ausartete, wollte er heimgehen. Da es gegen Abend war und der Baldhauſer ſeinen Grabenbauer immer noch nicht gefunden hatte, ſagte er zum Bruder: „Das iſt eine lauſige Kirchweih!“ und machte ſich mißmutig auf den Heimweg. Der Ignatz ging fröhlich mit ihm.

Nach einer Stunde kamen ſie hinauf zu den Almhöhen, wo die Halterhütte ſtand. Der Weg ging hier oben glatt und eben durch jungen, dichten Lärchenwald, es ward ſchon dunkel.

„Da giebts auch noch Leute,“ ſagte der Ignatz plötzlich, denn auf einem Raſenplatze ſaßen ihrer etliche Männer und ein Weibsbild. Es waren ja ſeine zwei Schwäger, der Grabenbauer und deſſen Bruder, der Mirtel, und es war ein Riegelbauernknecht und der Holzknecht Caſpar; das Weibsbild war die Heidenbauerndirn.

Der Baldhauſer ſtand einen Augenblick ſtill und ſtutzte. Dann trat er vor die Dirn und ſagte: „Was machſt denn du da? Du gehörſt da nicht her!“

„Hauſel, wenns dir nicht recht iſt!“ verſetzte der Grabenbauer faſt leiſe, ballte die Fäuſte und erhob ſich.

„Mit ſo Wegelagerer-Lumpen nehm ichs auf,“ ſagte der Baldhauſer trotzig.

„Laß ſie gehen, Hauſel,“ mahnte der Ignatz und ſuchte den Bruder mit fortzuzerren. Das war ſchon zu ſpät, ſie gerieten zuſammen; zuerſt ihrer zwei, der Grabenbauer und der Mirtel waren über den Waldhauſer hergefallen; als dieſer aber den einen arg nach rückwärts bog, dem andern ein Bein ſchlug, ſprangen auch die beiden anderen bei. Als der Ignatz ſah, daß vier ſtarke Männer über ſeinen Bruder her waren, da griff er auch zu. Die Dirn kreiſchte und rief alle Heiligen an. Wortlos rangen die Männer in einem Knäuel, ſie ſchnoben, unter ihren Füßen dröhnte der Boden. Der Grabenbauer hatte die Finger der einen Hand an Waldhauſers Kehle geſetzt, mit der andern wollte er ſein Meſſer ziehen; in dem Augenblicke flog er von Ignatz geſchleudert auf den Raſen hin. Faſt gleichzeitig auch der Ignatz und jetzt ſprang ihm der Mirtel mit beiden Füßen auf die Bruſt. Da der Ignatz unbeweglich liegen blieb, ſo ſtieß der Mirtel einen grauſigen Fluch aus und verſetzte ihm mit ſchwerem Stiefel noch einen heftigen Fußtritt auf das krachende Bruſtblatt. — Der Waldhauſer riß los, faßte die Dirn und raſte mit ihr davon.

Weit unten in der Köhlerhütte verbarg er ſie und verbot ihr einen Laut zu thun; er lugte zum Fenſterlein hinaus, wie der Holzknecht Caſpar und der Riegelbauernknecht und endlich auch der Mirtel mit dem Grabenbauer vorbeigingen. Sein Bruder Ignatz aber kam nicht. Als er auf dieſen vergebens gewartet hatte, ließ er das Weibsbild im Stich und ging den Weg zurück hinauf bis zur Höhe. Es war ſchon beinahe finſter. Der Ignatz ſaß auf einem Baumſtock.

„Was haſt denn, daß du nicht nachkommſt?“ fragte ihn der Baldhauſer.

„Der Mirtel hat mich ſo getreten!“ antwortete der Ignatz, ſonſt ſagte er nichts.

„Kannſt nicht gehen, Bruder? Komm, ich werde dich führen.“

Der Ignatz deutete mit der Hand, der Baldhauſer ſolle nur ſeines Weges gehen, er werde ſchon nachkommen.

Das that der Baldhauſer freilich nicht, er blieb bei dem Bruder, er ſuchte eine Quelle und brachte im Hute Waſſer, den Verletzten zu laben. Dann ſtand der Ignatz auf, ſtützte ſich an den Baldhauſer und ſie huben an zu gehen.

Oft, wie oft mußte er raſten unterwegs und da ſprach er einmal zum Baldhauſer: „Bruder, daheim wollen wir nichts ſagen davon, daß wir's mit den Schwägern haben gehabt. Es iſt eine Schande.“

Um Mitternacht erſt ſollen ſie nach Hauſe gekommen ſein und der Baldhauſer erſchrak faſt zu Tode, als er nun beim Kienſpanlicht ſah, wie blaß der Ignatz war, wie matt und ſtier ſein Auge, und wie an den Mundwinkeln Blutkruſten klebten. Er gab ihm wieder Waſſer zu trinken, und ſuchte in dem Küchenkaſtel nach einem Balſam. Der Magdalena fiel es ſchon auf, was ſie denn in der Küche herumzuthun hatten, ſie eilte hinaus und erfuhr es nun, gerauft wäre worden und den Natzl hätt's ein biſſel getroffen, aber die anderen hätten auch ihr Teil bekommen!

Als die Magdalena ihren Mann anſah, wie er halb auf die Bank hingeſunken dalehnte, ſagte ſie ſcheinbar ſehr ruhig: „Nau, der hat genug.“

Mit keinem Worte hatte ſie gefragt, wie das gekommen war, ſie ahnte es gleich, die Urſache wäre der Schwager und bevor ſie den Verletzten noch zu Bette brachte, hielt ſie Gericht über den Baldhauſer. Eine ſolche Wucht der wildeſten Vorwürfe ſoll in dem Hauſe nicht erhört worden ſein, als die Magdalena jetzt dem Schwager Baldhauſer machte, der ihren Mann mit auf die Kirchweih gelockt, um ihn dort von Raufgeſellen erſchlagen zu laſſen. Zuerſt hatte der Baldhauſer ſich verteidigen wollen, ſich rechtfertigen und wehren, aber ihre Zornes- und Gefühlsausbrüche wurden ſo gewaltig, daß er ſchwieg und anhub zu weinen. Die Kinder waren aufgewacht und jammerten, der Kettenhund winſelte, die Hühner flatterten von ihren Stangen und gackerten, das Geſinde war herbeigekommen und umſtand erſchrocken die Gruppe, wie die Bäuerin Magdalena raſend vor Wuth und Schmerz ihr Gewand zerriß und die Fetzen hinſchleuderte auf den Baldhauſer, der wimmernd vor ihr auf den Knien lag.

Als endlich in ihrem Gemüte die Erſchöpfung und Dumpfheit eingetreten war, wendete ſie ſich an den Ignatz, der in völliger Ohnmacht dahinlag, brachte ihn auf ſeine Liegerſtatt, flößte ihm warme Milch ein und ſaß bei ihm die ganze Nacht, die Hände auf dem Schoß gefaltet. Als die Morgenröthe zu dem Fenſter hereinkam und die Ofenmauer matt anglühte, ſchlug der Ignatz einmal die Augen auf und blickte um ſich. Die Magdalena legte ihre Hand auf ſeine feuchte Stirn und ſagte mit einem Ton unendlicher Milde: „Iſt dir beſſer, mein Natz?“

Er taſtete nach ihrer Hand: „Es wird ſchon wieder gut, Magdalena, es wird ſchon wieder gut.“

Der Waldhauſer hat noch in derſelben Nacht ſeine Sachen zuſammengepackt und iſt fortgegangen, höher hinauf ins Gebirge zu den Holzknechten.

Und nun ſind die ſtillen betrübten Tage gekommen. Allerlei Hausmittel hatten ſie angewendet, der Kranke mußte Gemswurzeln kauen, Hundsfett eſſen, ſich „ziehende Pflaſter“ auf die Bruſt legen laſſen und ſonſt allerlei. Er ſaß wohl in der Stube auf der Ofenbank, oder er ging draußen im Hofe langſam umher, um ſich immer wieder irgendwo niederzuſetzen. Bei den Kindern war er gerne, ſah ihnen zu bei ihren Spielen mit Steinchen und Fichtenzapfen, redete aber wenig mit ihnen, kam allemal bald nur ſo ins dumpfe Hinſchauen und Hinträumen. Einen ſchweren Atem hatte er und mußte viel huſten. Manchmal kam Blut aus der Bruſt, aber nur in wenigen Tropfen.

So währte es mehrere Monate. Eines Sonntags am Nachmittage, als der Ignatz neben dem warmen Ofen ſaß und doch fröſtelte, kam die Magdalena herein und berichtete, daß ihr Bruder, der Grabenbauer-Mirtel, in der Küche draußen ſei und die einfältige Frage gethan habe, ob er hereingehen dürfe. Sie habe ihm geantwortet, das ſtehe doch jedem Bekannten frei, geſchweige erſt einem Schwager. Der Mirtel habe aber gebeten, ſie möchte doch anfragen beim Natz, ob er auf ein Wort zu ihm hereinkommen dürfe.

„Ich weiß es wohl, warum er fragt,“ entgegnete der Ignatz; die Magdalena konnte es aber nicht wiſſen, weil es ihr nicht geſagt worden war, daß gerade der Mirtel ihn ſo ſchwer verletzt hatte.

„Er kann ſchon hereinkommen,“ antwortete der Ignatz nun heiſer und kurzatmig, „und du mußt ſo gut ſein und noch ein paar Scheiter in den Ofen ſtecken.“ Denn er wollte ſie draußen beſchäftigen, während der Mirtel bei ihm in der Stube war.

Dieſer trat denn ein, ſchaute beklommen in der dumpfigen Stube umher und ſah ihn nicht gleich. Erſt als er aus dem Ofenwinkel ein Huſten hörte, trat er dorthin, blieb ſtehen vor dem Kranken und konnte kein Wort ſagen. Der Ignatz ſagte auch nichts, ſondern hob langſam ſeine rechte Hand und hielt ſie ihm hin. Unſicher reichte der Mirtel die ſeine und ſprach: „Natz! Keine ruhige Stund' hab' ich mehr gehabt ſeit der Kirchweih. Daß mir ſolches hat müſſen aufgeſetzt ſein. Wo du mir alleweil frei der liebſte Kamerad biſt geweſen . . . .“ Er wendete ſich ab und ging einige Schritte gegen ein Fenſter, als wolle er hinausſchauen. Und mit dem Ärmling fuhr er ſich übers Geſicht.

„Mirtel!“ ſagte der Ignatz leiſe, „geh her. Geh her zu mir. — Dir iſt's aufgeſetzt geweſen und mir iſt's aufgeſetzt geweſen. Wer kann dafür. Braucht's auch weiter niemand zu wiſſen, wie es iſt hergegangen. Es wird ja ſchon beſſer. Und will auch einmal zum Arzte ſchicken, daß er ein wenig nachhilft. Wie geht's denn dir, Mirtel?“

„Und du haſt mir nichts für ungut, Natzl? Gewiß nicht?“

Der Ignatz machte mit der flachen Hand eine Bewegung in die Luft hinein, gleichſam als wollte er ſagen: Laß es gut ſein, Mirtel, es zahlt ſich nicht aus. Ein ſehr heftiger Huſtenanfall verhinderte ein weiteres Geſpräch.

Als der Mirtel wieder in die Küche hinaustrat, ſagte er zu der Magdalena: „'s iſt wohl ein herzensguter Menſch!"

„Wie findeſt ihn denn, Bruder?"

Ein Troſtwort wollte er ſagen, es verſchlug ihm die Rede.

„Mir gefällt er halt wohl gar nicht," meinte ſie, „und morgen will ich doch endlich zum Bader ſchicken nach Strallegg. Sie ſagen, für die auszehrende Krankheit wäre der ſoviel gut."

Der Mirtel iſt davongegangen — halb verloren. Daß es ſo ſollte ſtehen mit dem Ignatz, hätte er nicht gedacht. Die Magdalena hat ihm von der Thür aus eine Weile nachgeſchaut. Das war ihr nicht recht vorgekommen jetzt, mit dem Mirtel!

Am nächſten Frühmorgen ging vom Kluppeneggerhofe ein alter Knecht nach Strallegg. Er hatte Geld mitbekommen für den Arzt, gedachte es aber dem Bauer zu erſparen. Wenn er ſagt, daß der reiche Bauer krank iſt, da wird ſich der Arzt hoch lohnen laſſen. Als der alte Knecht daher vor dem Arzte ſtand, that er ſehr erſchöpft und kurzatmig und hüſtelte und ſagte, ihn hätt's arg auf der Bruſt. Ein böſer Stier habe ihn geſtoßen vor drei Monaten, und ſeither nehme er an Fleiſch und Kräften ab, er glaube, die Auszehrung werde es ſein, er ſei ein armer Dienſtbot' und thäte halt gar ſchön bitten um einen guten Rath.

Der Arzt ſagte: „Mußt halt recht viel Milch trinken und immer einmal ein Stückel Fleiſch eſſen, und wenn dich der Huſten anpackt, ſo trink' eine Schale Kramperlmoosthee, aber ſo heiß, als du's derleiden kannſt."

Was der Rath thäte koſten?

Der koſte nichts. Alſo eilte der Knecht heim und ſein erſtes Wort war, er habe dem Ignaz das Geld erſpart und doch einen guten Rat mitgebracht. Fleiſch und Milch. Und gegen den Huſten Kramperlmoosthee trinken, ſo heiß, als er's derleiden kunnt.

Eine Nachbarin hatte den Thee vorrätig, er war zwar ſehr bitter zu trinken, aber er wärmte Bruſt und Magen und der Ignaz ſchöpfte aus dieſem Mittel neue Hoffnung.

Zu Anfang des Adventes war's, wenige Wochen vor Weihnachten, als der Huſten mit erneuter Heftigkeit auftrat. Ließ der Ignaz ſich wieder einmal den heißen Thee richten, trank ihn raſch aus und wankte dann ins Freie. Nach einer kleinen Weile kam er wieder in die Stube zurück, ganz verändert und taumelnd. „Ich weiß nicht," ſagte er noch, „ich muß zu heiß getrunken haben . . ." Und ſank auch ſchon zu Boden.

Die Weibsleute, die beim Spinnen waren, ſprangen herbei und riefen, was denn das wäre! Er antwortete nicht mehr. Sie legten ihn ins Bett und huben an zu beten, und die Magdalena wurde nicht müde, ihn mit allen Mitteln, die ihr einfielen, wieder zum Bewußtſein zu erwecken. Er holte wohl Atem, manchmal ſtöhnte er, machte die Augen auf, aber man wußte nicht, ob er jemanden erkannte. Der Lorenz, damals vierzehn Jahre alt, ging noch am ſtöbernden Abende fort nach Sanct Kathrein, um den Geiſtlichen zu holen. Er ſoll, wie ſpäter erzählt wurde, den faſt drei Stunden langen Weg hin und her in nicht ganz zwei Stunden zurückgelegt haben. Er kam ganz unmenſchlich ſchnaufend zurück, aber ohne Prieſter. Der Pfarrer von Kathrein war ſelber krank. So müſſe eilends jemand nach Krieglach. Wieder erbot ſich der Lorenz, und ſo ſchnell wie er bringe den Geiſtlichen keiner.

Krieglach iſt weit, erſt gegen Morgen kam der Junge zurück, wieder allein und ganz troſtlos; der Pfarrer ſei nach Graz gereiſt und der Kaplan auf einem andern Verſehgange in die hintere Maſſing, von welchem er erſt Mittags zurückkehren könne. Dann komme er nach.

„So kann er auch das nicht haben!“ jammerten alle. Es hätte ſich ja doch nur mehr um die letzte Ölung gehandelt. Der Lorenz fand ſeinen Vater bewegungslos daliegen und ſchlummern. Das ſei das allerbeſte, meinte die Mutter, und er, der Knabe, ſolle ſich auch niederlegen, ſonſt werde er leicht ebenfalls krank. Denn die Aufregung, die in dem Jungen war um den geliebten Vater, konnte ihr nicht verborgen bleiben. Er legte ſich in der Küche hin auf die Bank, und ſchlief ein paar Stunden feſt. Eine eigentümliche Unruhe, die ſich im Hauſe erhoben hatte, weckte ihn auf. Haſtig, aber leiſe auftretend, einen Augenblick unter Flüſtern beieinander ſtehen bleibend und dann weiterhuſchend, waberten die Leute thüraus und ein und in der Stube war ein Murmeln, als ob jemand bete. Der Lorenz ſprang auf und fragte nach dem Vater.

„Er iſt ein wenig ſchlechter geworden,“ berichtete eine Magd, ſetzte aber, da der Junge vor Schreck aufſtöhnte, bei: „Wird doch wohl wieder beſſer werden. Er iſt gleichwohl noch ſo jung.“

Als der Lorenz in die Stube kam, knieten ſie betend und ſchluchzend um das Bett herum; der Vater lag ruhig da, zwiſchen den aneinandergelegten Händen ſtand eine rote, brennende Kerze.

Es war ſchon vorbei.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Ignatz Roßegger iſt nur neununddreißig Jahre und zehn Monate alt geworden. Er ſtarb am 4. Dezember 1829. Die Trauer um ihn war eine ſehr große und allgemeine. Während er aufgebahrt lag, konnte das Haus die Leute kaum faſſen, die zu der nächtlichen Leichwache erſchienen waren. Auch alle Freunde und Verwandten waren da, vor allem der Baldhauſer, der Grabenbauer und der Mirtel. Sie ſtanden zuſammen und gelobten, die Witwe Magdalena, auf der nun ſo große Sorgen lagen, nicht zu verlaſſen. Die Kinder lagen verweint, im Schlafe noch ſchluchzend, in ihren Bettlein oder ſtanden und lehnten unter den Leuten ſo herum, wie arme Waiſelein. Der Knabe Lorenz ſtand faſt immer auf einem Flecke neben der Stubenthür und ſah auf alles, was jetzt war und im Hauſe vorging, mit großen Augen hin. Er konnte es nicht faſſen, was geſchehen war, und ſpäter in ſeinem Leben that er noch oft den Ausſpruch: „Dazumal, wie mein Vater geſtorben, das iſt mein härteſter Tag geweſen.“

Die Magdalena trug zur Zeit ein Kind unter dem Herzen. In allem Gewirre ſtand allein ſie aufrecht und ruhig, faſt finſter da. Sie redete nur mit Wenigen wenige Worte; wenn man weinend ſie tröſtete, ſo ſchwieg ſie, hatte ein ganz trockenes Auge und ihr blaſſes Antlitz zeigte einen herben Ausdruck. Sie verſorgte das Haus und that ihre Verrichtungen wie jeden Tag; manchmal hielt ſie inne, als wäre ihr Leib erſtarrt, und ſchaute vor ſich hin. Dann arbeitete ſie wieder. Als in der letzten Nacht der Leichenwache das Totenmahl aufgetragen wurde und die Leute in der Stube halblaut murmelnd bei den Tiſchen zuſammenſaßen unter dem matten Scheine eines Talglichtes; als zur offenen Stubenthür vom Vorhauſe, wo die Bahre ſtand, das Öllichtlein hereinflimmerte; als drei Männer die Leiche hoben und in den Sarg aus weißem Fichtenholze legten; als die Magdalena hin- und herging, um noch das letzte für den Kirchgang zum Begräbniſſe zu ordnen, blieb ſie auf einmal vor dem Sarge ſtehen, ſchaute auf den Toten und rief mit heller Stimme: „Einzig das möcht' ich wiſſen, wer ihn erſchlagen hat auf der Fiſchbacheralm!“

Den Leuten ging der Ruf durch Mark und Bein. Der Mirtel legte ſeinen Löffel weg. — Gar bange ſtill war's in der Stube, allmahlich begannen aber einige zu flüſtern: „Es werden ihrer heute wohl da ſein, die davon wiſſen.“ Weiter ſagten ſie nichts.

Als der Ignatz begraben war, ging die Magdalena heim auf den einſamen Hof und hub mit ihren Kindern und mit ihrem Geſinde an zu wirtſchaften. Ihre Verwandten boten ihr manche Zuhilfe und manchen Rat; wenn aber ihre Brüder kamen, der Grabenbauer, der Mirtel, oder der Schwager Waldhauſer, da ſagte ſie kurz und herb, ich brauche nichts.

Vierzehn Jahre lang hatte ſie feſt und zielbewußt die Herrſchaft geführt auf dem Kluppeneggerhofe, ſie war ſtrenge, arbeitſam, ſparſam, und hob das Waldbauernhaus zu neuer Wohlhabenheit. Endlich war der Lorenz, der älteſte, ſo weit, daß er ſich wagen wollte, der alternden Mutter die Laſt abzunehmen. Eine junge Dienſtmagd war im Hauſe, ein armes Dirndel, deſſen Mutter mit Kohlenbrennen den dürftigen Unterhalt erwarb. Das Dirndel hieß Maria.

Dieſe Dienſtmagd fing der Lorenz ſachte an, gern zu haben. Die Leute redeten hin und her, daß ſie ſo arm ſei, von ſo geringem Stamme, daß er vermöge ſeiner Perſon, ſeines Hofes und ſeines Anſehens wohl eine andere Wahl hätte treffen können. Die Mutter Magdalena ſagte nichts als das: Wenn ſie von einander nicht laſſen könnten, ſo müſſe geheiratet werden! — Und alſo hat der Lorenz Roßegger die Maria geheiratet. Das war im Jahre 1842, dreizehn Monate vor meiner Geburt.

Der Lorenz war ein Menſch ohne Anmaßung und Hochmut, doch in wirtſchaftlichen Dingen hatte er ſeinen eigenen Kopf. Von der ſanftmütigen Maria ſteht zu vermuten, daß ſie der Schwiegermutter die Herrſchaft im Hauſe nicht ſtreitig gemacht hat. Gegen ihre Enkel, deren zwei ſie erlebt hat, war die Magdalena voll von einer Zärtlichkeit, der man ſie kaum für fähig gehalten hätte.

Nur einmal habe ich das kleine, ſchon tiefgebückte Weiblein herb und unheimlich geſehen. Das war wenige Monate vor ihrem im Jahre 1847 erfolgten Tode. Ich ſtand mit ihr vor dem Hauſe an der alten Thorſäule, die an ihrem Scheitel ſchon riſſig und zackig war, und an welcher die weißgrauen Flechten wucherten. Da ging am nahen Wege ein Mann mit grauen Bartſtoppeln, in Kniehoſe und mit einer ſchwarzen Zipfelmütze vorbei. Ich erkannte ihn und rief: „Ahnl, Ahnl, der Vetter Mirtel!" Da gab die Großmutter mir mit der Fauſt einen Stoß, daß ich hintaumelte, und ſprach klingend hart: „Still ſei! Der Menſch geht dich nichts an!“

Dieſe Worte habe ich erſt verſtanden viele Jahre ſpäter, als ich ſelber ſchon reich an Jahren und Erfahrungen war und als mein Vater Lorenz mir eines Tages, unter einem wuchtigen Eichbaume ſitzend, die Geſchichte von meinem Großvater Ignatz erzählt hatte.

Als ich nach Emaus zog.

Am Oſtermontag, wenn der Gottesdienſt vorüber iſt und im Waldlande die Leute beim Mittagsmahle ſitzen, kommt es vor, daß einer ſagt: „Heut' iſt Oſtermontag, heut' ſollen wir nach Emaus gehen.“ Und faſt allemal entgegnet ein anderer: „Nach Eb'naus (eben aus) gehen, das iſt bei uns im Gebirg eine Kunſt.“ Aber der ſtrenge Hausvater verweist: „Geſcheiterweiſ' reden! Heilige Sach' iſt kein Spaß!“

Am Vormittag haben ſie es bei der Predigt gehört, daß nach dem Tode Jeſu die Jünger gar vereinſamt und betrübt umhergegangen ſeien, immer nur an den Herrn und Meiſter denkend, der ein paar Tage früher gekreuzigt und begraben worden war. Und als ſie die Straße entlang gingen, die nach Emaus führte, da begegnete ihnen der Gekreuzigte leibhaftig und grüßte ſie: „Der Friede ſei mit euch!“ alſo daß ſie wußten, er iſt von den Todten auferſtanden. — Deſſen gedenkt man im Waldlande frommen Sinnes, und ſei es nun auf der Bergſtraße oder im Thale draußen, irgendwo ſteht doch ein Wirtshaus, und das iſt das Emaus, nach welchem man an dieſem Tage pilgert. — Jenem, der ſtill beſchaulich zwiſchen den grünenden Saaten dahinſchreitet, unter dem Geſange der Vögel, die auf den treibenden Zweigen ſich ſchaukeln, und der in den milden Sonnenäther des Himmels aufſchaut, Sehnſucht im Herzen, dem begegnet der Auferſtandene mit dem Gruße: „Der Friede ſei mit dir!“ — Jenen, die nach ernſten Berufsarbeiten zur feiertägigen Erholung in heiterer Geſelligkeit dem Wirtshauſe zuwandeln, ſei es Freund mit Freund, ſei es Burſche mit Mädchen in ehrſamer Neigung, ſei es der Geigenſpieler und der Pfeifenbläſer zur hellen Oſterfreudigkeit, denen begegnet der Herr und grüßt ſie: „Der Friede ſei mit euch!“ — Dem aber, der mit frömmelnder Miene, Schlimmes ſinnend, nach „Emaus“ ſchleicht, dem begegnet der Heiland nicht — doch möglicherweiſe etwas anderes.

Zur Zeit, als ich ein Knabe von etwa zehn Jahren war, wollte mein Vater einmal in der Faſten einen eingewanderten vacierenden Tagwerker aufnehmen; es gab zu ſolcher Zeit eigentlich nicht mehr Arbeit in der Wirtſchaft, als wir mit unſerem Geſinde ſelbſt verrichten konnten, doch mein Vater meinte: „Arbeitet er ſchon nicht viel, ſo ſoll er uns wenigſtens faſten helfen. Wo will er denn ſonſt hingehen, jetzt? Hat auch ſchon einen grauen Bart.“

„Iſt ſelber ſchuld,“ antwortete die Mutter, „warum balbiert er ſich nicht. Der Tritzel gefallt mir nicht, ſie ſagen ja, er wäre ſchon einmal eingeſperrt geweſen.“

„Mußt nicht alles glauben, was ſie ſagen. Die Leut' thun alleweil gern andere noch ſchlechter machen, als ſie ſelber ſind.“

„Und der Tritzel gefällt mir nicht,“ wiederholte die Mutter, „er hat einen krummen Blick.“

„Einen krummen Blick hat er, weil er ſchielt,“ ſagte der Vater, „und fürs Schielen kann der Menſch nicht.“

„Da haſt freilich wieder recht,“ darauf die Mutter, „und wenn er jetzt im Märzen keinen anderen Platz findet, und er auf der freien Weid müßt' liegen, da mögen wir ihn doch lieber nehmen.“

Alſo war es verabredet worden. Aber bei der Aufnahme konnte mein Vater nicht unterlaſſen, den Tagwerker zu fragen: „Biſt du nicht einmal in der Keichen (im Arreſt) geſeſſen?“

„Ja, das iſt gewiß,“ antwortete der Tritzel.

„Was haſt denn angeſtellt?“

„Schon etwas der Müh' wert, das magſt dir denken, Waldbauer. Mir iſt nicht zu trauen, mir!“

„Darf man 's wiſſen?“

„Warum denn nicht! Im Arzbachgraben bin ich ein armer Kleinhäusler geweſen.“

„Deswegen werden ſie dich doch nicht geſtraft haben!“ rief mein Vater.

„Armut iſt halt ein Verbrechen,“ verſetzte der Tritzel ſehr tiefſinnig. „Und weil ich meine Steuer nicht hab' zahlen können, ſo ſind die Pfändersleut' gekommen und haben mir meine Kuh wegtreiben wollen. Die laſſ' ich nicht! ſchrei' ich, und hau' dem Pfändersmann Eine ins Geſicht. Alsdann haben ſie anſtatt der Kuh mich fortgetrieben und eingeſperrt.“

„Dem Pfänder haſt Eine gegeben!“ lachte mein Vater auf. „Na, bleib' halt da, Tritzel.“

Der Alte zog — aber ſo, daß es mein Vater nicht merkte — das runzelige Geſicht ſchief, blinzelte mit den falben Wimpern und murmelte in ſeinen Bart: „Ein

Guſto, wie ſich der anplauſchen laßt! — Ja, freilich bleib' ich.“

Und abgemacht war's.

That dann der alte Tagwerker Tritzel zuerſt ein biſſel Schnee ſchaufeln bei uns um den Hof herum, dann ein biſſel Streu hacken, hernach ein biſſel Dung führen mit der Schiebtruhe in den Garten hinaus. Dabei that er mit uns fleißig die vierzigtägige Faſten halten und ein ſittſames Leben führen. Als die Oſtern nahten, gab mein Vater zu verſtehen, daß der Tritzel nun im Frühjahr wohl auch anderweitig einen Platz finden würde, und jetzt war es meine Mutter, die ſprach: „Weil er uns hat faſten helfen, der Tritzel, ſo kann er uns auch eſſen helfen; wer weiß, wo er ſonſt ſein Weihfleiſch und die Oſterkrapfen finden kunnt.“

Alſo blieb der alte, graubärtige Burſch' über das Oſterfeſt in unſerem Hauſe, aß ſich gewiſſenhaft ſatt und führte gern chriſtliche Geſpräche. So ſagte er am Oſtermontag beim Mittagsmahle: „Heut' ſollen wir nach Emaus gehen. Gehſt mit, Bübel?“

Die Frage war an mich gerichtet. „Ja, nach Emaus ginge ich mit!“

„Verſteht ſich!“ begehrte die Mutter auf, „Kinder ins Wirtshaus!“

„Waldbäuerin,“ verſetzte der Tritzel ernſthaft, „vom Wirtshaus iſt keine Red'. Bei mir ſchaut das Chriſtentum anders aus. Der Gang nach Emaus iſt ein heiliger Gang. Ein heiliger Gang, meine liebe Waldbäuerin! Wir gehen zu der Kreuzkapellen hinauf, dort werden wir den Heiland ſicherer finden, als im Wirtshaus — will ich meinen.“

„'s ſelb' wär' eh wahr," gab mein Vater bei, und ich durfte mit dem Tritzel gehen.

Die Kreuzkapelle ſtand etwa eine Stunde von uns, weiter oben im Gebirge, auf einem Waldanger. Wenn der Wetterwind ging im Sommer und dort das Glöcklein geläutet wurde, konnte man bei uns im Hof den Klang hören. In der Faſtenzeit war die Kapelle ein beliebter Wallfahrtsort, kamen an jedem Freitag aus Nah und Fern Andächtige herbei, zündeten vor dem lebensgroßen Kreuzbilde, das in der Kapelle über dem Altare ſtand, Lichter an, beteten, legten beſcheidene Opfergaben hin und gingen erleichterten Herzens wieder nach Hauſe. Da in der Nähe dieſes Andachtsortes keine Menſchenwohnung war, ſo ging täglich von den Waldbauernhäuſern ein altes Weiblein hinauf, um die Kapelle zu öffnen, zu ſchließen und das Glöcklein zu läuten.

Das war alſo unſer Emaus, zu welchem der alte Tagwerker Tritzel und ich auszogen — ein heiliger Gang, wie der Alte unterwegs wiederholt verſicherte.

Der Weg ging über Wieſen, durch Wäldchen hinan, war ſtellenweiſe noch mit ſchmutzigen Schneekruſten belegt, ſtellenweiſe rann die Gieß und ſtellenweiſe ging es über aperen Raſen. Bei jeder Wegbiegung blickte ich ſcharf aus, ob uns nicht der liebe Heiland entgegenkäme. Endlich ſah ich von ferne aus dem Schachen hervortretend die Geſtalt; ſie ſchwankte langſam heran, kam immer näher, und als ſie ganz nahe, war es nicht der liebe Heiland, ſondern das alte Weiblein, welches mit dem Schlüſſel von der Kapelle kam.

„Jetzt wird doch einmal ſchön' Wetter werden", redete ſie der Tritzel an.

„Ja, Zeit wär's," ſagte die Alte und trippelte fürbaß.

Als wir ſie nicht mehr ſahen, ſagte der Tritzel: „Das iſt ſauber, jetzt hat uns Die gewiß die Kapellen zugeſperrt!"

„Ich lauf' ihr nach, daß ſie wieder zurückgeht," war mein Vorſchlag.

„Ah geh', haſt denn du kein Herz für alte Leut'!" verwies er mir, „den Weg etlichemal hin und wieder machen, wie ein Hundel! Die geht nicht mehr auf ihren erſten Fußen wie du! Wir werden uns ſchon helfen."

Bei einer Wegzweigung fragte mich der Tritzel: „Geht's da links nicht hinauf zum Schützenhof?"

„Ja, da geht's hinauf zum Schützenhof."

„Iſt's wahr, daß er ſo viel' Sachen haben ſoll, der alte Schützenhofer?"

„Ja, ſie ſagen, daß er reich iſt," war die Antwort.

„Nachher kommt der Schützenhofer in die Höll'. Die Reichen müſſen alle hinab," ſagte der Tritzel. „Aus Nächſtenlieb' ſollte man machen, daß ſie in den Himmel kommen."

„Iſt eh wahr," gab ich bei.

Endlich kamen wir auf den Waldanger. Da lag der Schatten, nur die Baumwipfel ſtanden im Sonnenſchein. Auf dem Anger gab es noch Schnee, auch auf dem Dache der Kapelle lag er und ließ am Rande tropfende Eiszäpfchen herabhängen. Als wir dem Eingange nahe kamen, zog der alte Tritzel den Hut vom Haupt und glättete mit der anderen Hand ſein graues Haar. Dann drückte er an der Thürklinke. Da gab nichts nach, und er blickte mich betroffen an.

„Ja, weil ſie zugeſperrt hat,“ ſagte ich.

„Freilich hat ſie zugeſperrt, du Narr, ſonſt wär' es offen!“ ſchnarrte er mich an. Das war mir zuwider. Folgerichtig war mein Wort und ſeines ebenfalls, aber warum denn ſo anſchnarren!

Er ging rings um die Kapelle, als ſuche er einen zweiten Eingang. „Schau du!“ rief er plötzlich, „da iſt ein Fenſter. Der Laden geht auf, ſo! Es iſt zwar nicht groß, aber eine Spindel wie du kann hinein!“

„Eine Spindel wie ich“, war mein Aufbegehren; „nein, da ſchlief' ich nicht hinein!“

„Ei freilich ſchliefſt hinein, Buberl. Nachher ſchiebſt von innen an der Thür den Riegel weg und laßt mich ein; wir knien uns hin vor das Kreuz und beten eins mit einand'.“

Vor das Kreuz hinknieen und beten, das war freilich verlockend, denn ich hatte den gekreuzigten Jeſus ſehr lieb und wollte ihm mit dem Gebet eine Freude machen. Ich ließ es alſo geſchehen, als der Tritzel mich empor hob, ins Fenſter ſteckte und tapfer nachſchob, weil es doch ein bißchen eng herging an dieſem Himmelspförtlein. Ein Ruck, und ich kollerte drinnen hinab. Auf einen Schrei, den ich ausgeſtoßen, fragte er draußen: „Haſt du dir weh gethan?“

„Weiß nicht, es iſt ganz finſter,“ war die Antwort denn ich konnte es nicht ſehen, ob das Naſſe an den Nüſtern Blut war oder etwas anderes. Hernach machte ich mich an die Thür. „Schieb den Riegel zurück!“ rief draußen der Tritzel.

„Es iſt kein Riegel,“ berichtigte ich nach längerem Umhertaſten.

„Lalli! Wird doch ein Riegel ſein. Jedes Schloß hat einen Riegel.“

„Aber das iſt ein eiſernes Schloß und man kann nicht dazu.“

„Ein eiſernes? — Du verdammt! hätt' ich bald geſagt, chriſtlich Weib' ausgenommen.“ Alſo er draußen. Und fuhr fort: „Wart', Buberl, greif ans Fenſter. Da haſt eine Zündholzſchachtel. Damit zündſt die Kerzen an, die auf dem Altar ſtehen. — Raſpel nur, raſpel! Aber du raſpelſt ja auf der verkehrten Seiten, wo das Weibsbild pickt! Auf der rauhen mußt raſpeln! So! Brennt's ſchon? Richtig, brennt ſchon, biſt ein Buberl, ein braves. Kannſt noch Meßner werden, du, oder gar Pfarrer und Biſchof, und noch ein bißel ſpäter Papſt. Ei, das wohl! — Du Buberl, weil du ſchon drinnen biſt, geh ſchau, ſiehſt auf dem Altar kein zinnernes Schüſſerl nicht ſtehen?“

„Ja,“ antwortete ich, „und ſind mächtig viel Kreuzer und Groſchen d'rin.“

„Hat 's die Alte acurat wieder ſtehen laſſen!“ ſagte der Tritzel draußen in grollendem Tone. „Wenn man halt nicht überall nachſchaut! Auf die alten Weiber iſt hell kein Verlaß. Für was geht ſie denn Brot ſammeln bei den Bauern, wegen Kapellendienſt, wenn ſie doch aufs Geld nicht ſchaut! Schandbare Leichtſinnigkeit! Mach', Bub, gieb's heraus! Das Schüſſerl ſollſt mir herausgeben, das zinnerne Geldſchüſſerl!“

Jetzt, das kam mir nicht ganz richtig vor.

„Kirchen ausrauben?“ ſagte ich endlich.

„So iſt's! Kirchen ausrauben kunnten ſie, die Schelm', wenn man das Geld thät ſtehen laſſen da in der Kapellen!“ ſprach der Tritzel. „Kirchengut muß man wahren.

Geh, Buberl, gieb's heraus, ſchau, ich g'lang ſchon." Reckte den Arm zum Fenſterchen herein und krabbelte mit den langen, hageren Fingern in der Luft umher.

„O nein," war mein Beſcheid, „Kirchen ausrauben thu' ich nicht."

„Kindiſch, wer redet denn von ſo was! Bei dem heiligen Gang ſo dumm reden! Dich wird unſer Herrgott noch einmal recht ſtrafen! Dem Herrn Pfarrer tragen wir das Geld hinab. Der Herr Pfarrer hat mich gebeten, daß ich ihm von der Kreuzkapellen das Geld möcht' holen."

„So hol's, Tritzel."

„Wenn ich aber nicht hinein kann. Und du biſt ſchon drinnen. Willſt in den Himmel kommen?"

„Ja freilich."

„So gieb mir das Geld heraus!"

Ein kleines Weilchen überlegte ich, da war's, als flüſterte irgendwo jemand: „Thu's nicht! Thu's nicht!" Und laut war mein Schrei: „Nein, ich thu's nicht!"

„Waldbauern-Bübel, mach keine Geſchichte[illegible]eichelte er draußen. „Dem Herrn Pfarrer muß ma[illegible] Wort halten. Kannſt ihn auch einmal zu brau[illegible]n haben. Steig' nur auf die Betbank und gieb's herau[illegible] Verſtreu' nichts, jeder blutige Kreuzer iſt heilig! Na, mach' Bürſchel, mach'! Kriegſt nachher was von mir!"

Es half ihm aber nichts. Und als er das endlich einſah, ging er fluchend von dannen. Der Boden knarrte, da er über den Schnee hinſchritt gegen den Wald.

Ich war in eine trotzige Stimmung gekommen, ohne eigentlich recht zu wiſſen, warum. Als es jetzt aber ganz ſtille war in der dämmerigen Kapelle, und die zwei von mit angezündeten Kerzen wie Todtenlichter brannten vor dem Kreuzbilde, da begann mir unheimlich zu werden. Das Blut ſah ich an den Händen und Füßen des Gekreuzigten, und als ich ſo hinaufſtarrte zum blaſſen, dornengekrönten Antlitze mit dem gebrochenen Aug', da war's, als bewege ſich ein wenig das Haupt. Nur ein einzigmal — und dann war's wieder wie früher.

Mein Verſuch, vermittels eines Betpultes zum Fenſter wieder hinauszukriechen, mißlang; ſo faßte ich den vom Thürmchen niederhängenden Glockenſtrick und hub an zu ziehen, aber nicht gleichmäßig, ſondern mit heftigen Zügen und in Abſätzen, wie man die Feuerglocke läutet. Als die Erſchöpfung kam, ſetzte ich mich an die Altarſtufen und wartete auf einen Retter.

Es erſchien weder der Trizel, noch jemand anderer. Schreien und Schluchzen, neues Zerren am Stricke. Vor Weinen und Läuten endlich ganz matt geworden, mußte mich der Schlaf übermannt haben. Als ich wieder zu mir kam, flackerte vor dem ſtarren Kreuze nur noch eine Kerze in den letzten Zügen, die andere war niedergebrannt und ausgeloſchen. Zum Fenſter ſchaute die Nacht herein. Neu erwachende Angſt gab mir zugleich neuen Mut; ich kletterte wieder auf die Betbank, zwängte mich durch das Fenſter, diesmal zuerſt den Kopf und den rechten Arm hinaus, und jetzt ging es. Ich fiel in den Schnee, blieb aber nicht lange in demſelben liegen, ſondern lief wegshin. Der Boden war gefroren, der Himmel ſternenbeſäet. Was ich bei all dieſen Unternehmungen gedacht habe, weiß ich nicht — ſehr viel kaum; wenn der Menſch ſo viel thut, hat er nicht Zeit zum Denken. Nun aber, als ich über die Felder hinablief und von weitem ein zuckendes

Lichtlein ſah, das immer näher kam, dachte ich: Am Ende kommt mir jetzt der liebe Heiland entgegen. — Und er war's. Voran ſchritt ein Knecht vom Schützenhof mit Laterne und Glöcklein, hinter ihm drein der Pfarrer in Chorrock und Stola, an ſeinem Buſen das Sakrament bergend. Alſogleich kniete ich am Wegrande nieder, wie es Sitte iſt, und bat um den Segen.

Der Pfarrer blieb ſtehen und ſagte: „Das iſt ja der Waldbauernbub. Warum biſt du noch aus ſo ſpät in der Nacht?“

Hab' ich denn erzählt, daß der Tagwerker Tritzel mich in die Kreuzkapelle geſteckt, um ihm das Opfergeld herauszulangen, und weil ich es nicht thun wollen, er mich im Stiche gelaſſen hätte.

„O, dieſer Spitzbub!“ rief der Knecht vom Schützenhofe aus. „Aber heut' iſt ſein Krügel 'brochen. Hat den Oſtermontag, wo die Leut' im Wirtshaus ſitzen, nicht unbenützt laſſen wollen. Von der Kreuzkapellen in den Schützenhof, dort beim Bodenfenſter einſteigen, Käſten ausrauben, vom Bauer derwiſcht und niedergeſchlagen werden — Ja, mein lieber Waldbauernbub, das ſind Geſchichten! Und jetzt iſt der Tritzel juſt beim Sterben. Um den Geiſtlichen geht's ihm, ich glaub', diesmal iſt's ſein Ernſt. Und ſo bin ich halt gelaufen bei der Nacht. Jetzt rucken wir wieder an, er wird hart warten.“

Der Pfarrer gab mir den Segen, dann ſchritten ſie weiter. Noch lange ſah ich das Lichtlein dahingleiten, bis es endlich zuckend zwiſchen dem Geſtämme des Waldes verſchwunden war.

◆

Als ich das Ofenhückerl war.

Warum es ſo froſtig wird heutzutage? Warum wir gefroren ſind? Weil wir keinen ordentlichen Ofen mehr bauen können. Allen Reſpect vor den ſchwediſchen und ruſſiſchen Ofen, vor den Berliner und Meißner Ofen, gar zierlich ſind ſie und ein Zimmerſchmuck und alles mögliche, aber ſo recht gemütlich? — So recht gemütlich iſt nur der große, breite, behäbige Kachelofen mit ſeinen grünen oder braunen Augenreihen, mit ſeinem Holzgeländer und ſeiner Ofenbank. Die Ofenbank, wo die Kindheit und das Alter hocken, das Enkelein und die Großmutter — und die alten Märchen!

Daheim in meinem Vaterhauſe, da ſtand ſo einer! Ganz hinten in der linken Stubenecke, wo es immer etwas dunkel war. Über der breiten Ofenbank, die ſich um ihn herumzog, war eine Reihe viereckiger Plattkacheln, und darüber in weißem Lehm eingefügt die runden Kacheln mit hervorquellenden Bäuchen, in welchen ſich die lichten Stubenfenſter mit ihren Kreuzen ſpiegelten. Der Ofen ſtrebte breit auf und wölbte ſich oben in Kacheln ſachte zuſammen. Wenn man fragte, wie alt er ſei, ſo antwortete der Vater: „Mein Ähndl wird ihn haben ſetzen laſſen, oder der Urähndl.“ Freilich wurde jeder kleine Schaden an ihm ſofort verkleiſtert und mit weißem Lehm übertüncht, freilich wurden ihm faſt alle Samstage die großen Augen gewaſchen, ſo daß er immer jung und friſch in die Stube ſchaute. Umfriedet war er von dem leiterartigen Geländer, an das die Mutter unſere friſchgewaſchenen Hemden zum Trocknen hing. Denn warm war es bei dieſem Ofen immer, ſelbſt im Sommer, wo ſonſt der Brunnentrog warm und der Ofen kalt zu ſein pflegt. Er wurde überhaupt nie kalt und es mochte ſein wie es wollte, es mochte regnen oder ſchneien oder winden — auf der Ofenbank war's immer gut. Und wenn draußen der Sturm toste in den alten Fichten und der hölzerne Hirſch an der Wand klapperte, und wenn die Blitze bleckten, daß die ganzen Berge über dem Graben drüben grün und gelb waren, und wenn der Donner ſchmetterte, als breche ſchon der Dachſtuhl nieder mitſamt dem Giebel und ſeinen Schwalbenneſtern, da dünkte mich die Ofenbank der ſicherſte Ort, wohin das Verderben ſo leicht nicht reichen könne. Kurz, die Ofenbank war mir der trautſamſte Mittelpunkt des heimatlichen Neſtes. Lange Zeit hatte ich mein Bett auf derſelben. Ich lag auf der Ofenbank, als ich ſo klein war, daß im Munde noch der „Zutzel“ und zwiſchen den Beinen noch die Windel ſtak; ich lag auf der Ofenbank, als ich ſo krank war, daß die Mutter mich dem Himmel gelobte, wenn er mich nicht zu zeitlich nähme (das wurde ſpäter rückgängig, weil das Geiſtlichwerden Geld koſtete). Ich lag auf der Ofenbank, als ich ſo dumm war, allmorgentlich die Oberlippe mit Seife einzureiben, damit der Schnurrbart endlich wachſe. Ich lag auf der Ofenbank viel ſpäter, als der Bruder Jakob mir den Bart wegkratzte, weil er mir zuwider war. Und wenn ich in früheren Zeiten dort ſo lag, da hörte ich manchmal hinter den Kacheln drin leiſe das Feuer kniſtern, wenn die Mutter morgens eingeheizt hatte, es wurde wärmer, aber es wurde nicht ſchwül um mich. Es wurde nie kalt und es wurde nie heiß, und wenn mir einer ſo einen alten Kachelofen plump und unförmig ſchimpft, ſo ſtelle ich ſeinem Leben nach. Denn über den beſten Freund unſeres Hauſes laſſe ich nichts kommen.

Er gab uns nicht allein Wärme, er gab uns auch Brot. Alle zwei Wochen einmal war Backtag. Man kennt die Stattlichkeit der Brotlaibe bäuerlicher Abkunft; ſolcher Laibe ihrer vierzehn hatten nebeneinander Raum auf dem glühheißen Steinboden drinnen.

Während der Ofen alſo geſegneten Leibes war, hatte unſere Mutter ein beſonderes Heil mit ihm. Da durfte kein feuchter Lappen in ſeiner Nähe hängen, da durfte in der Stube keine Thür und kein Fenſter aufgemacht werden, damit kein ungeſchaffenes Lüftchen den braven Ofen anwehe und ſeine Frucht etwa beeinträchtige. Zwei Stunden lang dauerte die Backzeit und da war es in der Stube allerdings ſo, daß nicht bloß die Heiligen ſchwitzten auf dem Hausaltare, ſondern auch alle Fenſter — ſelbſt im hohen Sommer. Die Fenſter ſind ſonſt nicht ſo wie unſereiner, der im Sommer ſchwitzt; die Fenſter ſchwitzen im Winter, wenn's drinnen wärmer iſt als draußen. Aber beim Backen gab's eine Ausnahme. Einmal ſtieß in ſolch heikler Stunde des Backens der Wind ein Fenſter auf; was geſchah? Die Brotlaibe, die ſchon angefangen hatten, aufzuſchwellen, fielen in ſich zuſammen und blieben ſpeckig wie ein Klumpen Schmer. Nicht ein ſo großes Löchelchen im Innern des Laibes, daß man ein Haferkorn, geſchweige eine Erbſe drin hätte verſtecken können! Damals hat die Mutter geweint. Wir aßen das Brot in der Suppe wie ſonſt. „Wenn's den Laib im Ofen nicht auftreibt, ſo treibt's den Magen auf,“ heißt es, und ſo war's auch.

Am Backtag gab's für mich kleinen Buben allemal eine ſäuerliche Freude. Denn bevor das Brot in den Ofen kam, mußte ich hinein. Aber zum Glücke nicht nach dem Feuer, ſondern vor demſelben. Da war's etwas ſtaubig drinnen und rußig und ganz finſter. Mit einem Beſen aus Tannenreiſig hatte ich den Steinboden des Ofens auszufegen, Kohlen, Aſche fortzuſchaffen und dann die großen Holzſcheiter übereinander zu ſchichten, die mir die Magd zum Ofenloch hineinſteckte. Ich weiß nicht, ob die Spanier im Mittelalter auch ſo geſchichtet haben: zuerſt eine Brücke gerade aus, darüber eine Brücke in die Quere, dann wieder eine gerade aus und eine in die Quere u. ſ. w. So baute ich den Scheiterhaufen und ſo brennt's am beſten. Die Scheiter waren anderthalb Ellen lang und als das Gebäude aufgeführt war bis faſt zur Wölbung, da engte es ſich arg und da kroch ich ringsherum, zu ſehen, oder vielmehr zu taſten, ob es gut war — und dann zum Loch hinaus.

Zum Lohn für ſolch finſtere Thaten bekamen wir Kinder jedes ein friſchgebackenes Brotſtrizlein, welches wir gleich in noch dampfendem Zuſtande verzehrten. Theoretiſch kriegt man vom Genuſſe friſchgebackenen Brotes die Kolik, praktiſch bekamen wir drei Stunden darauf nichts als Hunger.

Wie die Scheiter gebaut wurden, iſt ſchon geſagt worden. Alsdann den Stoß anzünden, brennen laſſen, ausgluten laſſen, die Glut mit einem Krückel auseinanderſtieren, dann herauskratzen und mit der Ofenſchüſſel, einer langbeſtielten Holzſcheibe, die kugelrunden Teigklumpen hineinſchießen.

„Einſchießen,“ ja, das war der Ausdruck dafür. Ich vermute, die Mutter hat während dieſes Einſchießens allemal ein heiliges Gelöbnis gemacht: Einen Roſenkranz extra will ſie beten, oder einem Bettler beſonders will ſie ein großes Stück Brot ſchenken, wenn's gelingt. Denn wie ich ſchon angedeutet — allemal gelang es nicht.

Einigemal lieferte uns der Ofen etwas beſonders Gutes. Ein ſtrudelartig breit und dünn ausgewalzter Teig wurde in den heißen Ofen geſchoſſen; nach einiger Zeit kam die Platte heraus, hatte eine bräunliche Farbe und war hart und ſpröde wie Glas. Schon das war fein zu knuſpern. Nun kam aber die Mutter, zerkleinerte mit dem Nudelwalzer knatternd dieſe Scheibe aus Mehl, that die Splitter in eine Pfanne, wo ſie geſchmort und geſchmalzt wurden. Das war hernach ein Eſſen! Scharlbrot wurde es genannt. Ich habe dieſe ganz eigenartig wohlſchmeckende Speiſe ſonſt nirgends wieder gefunden, möchte aber gerne ihren und ihres Namens Urſprung wiſſen.

Der Ofen hatte auch noch andere Verpflichtungen: er dörrte das Korn, bevor es in die Mühle kam. Denn da oben im Gebirge will's nicht recht trocknen, und ſo mußte das Korn auf den heißen Boden hinein, wo es mit dem langſtieligen Krücklein fortwährend umgerührt ward. Desgleichen dörrten wir im Ofen auch das „Hablam“ (trockene Blüten- und Samenabfälle des Heues), aus welchem ein ſehr geſchätztes Mehl für Maſtvieh bereitet wurde. Auch Kirſchen, Heidelbeeren und Schwämme machte uns die Ofenhitze ſolchermaßen tauglich zum Aufbewahren für den Winter. „Die ausgetrockneten Früchte halten länger, als die vollſaftigen!“ ſagte das ſteinalte und ſpindeldürre Everl, als die junge Martel auf der Bahre lag. Das Everl dachte dabei vielleicht an die ſchwere heiße Lebenszeit, die es ſelber ausgetrocknet und gedörrt hatte, wie der Ofen die Pflaume.

Einmal — und das iſt's, was ich eigentlich erzählen will — ſpielte es ſich, als ſollte in unſerem großen Ofen auch Fleiſch gebraten werden.

So um Allerheiligen herum war ein junger, ſchlank gewachſener Vagabund zu uns gekommen. Ich weiß nur noch, daß er ſehr lange Beine hatte und im Geſicht eine platte Naſe und darunter eine Haſenſcharte. Er ſchien ſoviel als erwachſen, hatte aber das Stimmlein wie ein Knabe. Und mit dieſem Stimmlein fragte er ganz hell und grell meinen Vater, ob er über den Winter dableiben dürfe?

„Das ledige Herumzigeunern iſt halt nur im Sommer luſtig,“ antwortete ihm mein Vater. „Nun, wenn du dreſchen willſt, ſo kannſt bleiben. Koſt und Liegerſtatt wirſt dir doch verdienen.“

Der Burſche war nicht blöde, that gleich, als ob er bei uns zu Hauſe wäre und beim Nachtmahl erzählte er laut, daß er vor kurzem in einer Gegend geweſen ſei, wo es ein ſehr gutes Eſſen gab: das Kraut wäre gezuckert geweſen, der Sterz mit Wein geſchmalzen und die Knödeln wären durch und durch ſchwarz geweſen vor lauter Weinbeerln.

Darob wurde der Junge ausgelacht und unſer Stallknecht ſagte: „Die Sachen wären ja nicht zuwider, aber anders gemiſcht müßten ſie ſein: Zum Sterz die Weinbeerln, zum Wein der Zucker und zu den Knödeln das Kraut. Hernach ſagte der Kaunigl — ſo nannte ſich der Burſche mit ſeinem Kinderſtimmlein — er habe auch ſchon Schwabenkäfer in Buttertunke gegeſſen, die ſeien ſehr gut! worauf ihm mein Vater den Rath gab, er ſolle ſtille ſein.

Nach dem Eſſen, als kaum das letzte Kreuz gemacht war, zog der Kaunigl ein Büſchel Spielkarten aus der Hoſentaſche, miſchte es kundiger Hand, warf für drei Perſonen ein Spiel aus und blickte faſt erſtaunt umher, ob denn keiner mitthun wolle? Ich lugte hin nach den leicht geſchweiſten Karten mit dem geeichelten Rücken und den bunten Figuren, die der Kaunigl ſo glatt abzulegen und ſo ſchön pfauenradförmig in der Hand zu halten wußte. Ich wollte ſchon anbeißen, da fuhr der Vater drein: „Weg mit den Karten! Morgen iſt der Armenſeelentag! (Allerſeelen.) Denkt's auf's Beten!“

Am nächſten Tage, während der Vater in der Kirche war, ſaßen wir, der Kaunigl und ich, in der Flachskammer und ſpielten Karten. Ich mußte erſt die Blätter kennen lernen, aber merkwürdigerweiſe wurde ich mit den zweiunddreißig Kartenfiguren viel leichter vertraut, als ein Jahr vorher mit den vierundzwanzig Buchſtaben. Leider kam die Mutter um einen Rocken für ihr Spinnrad, ſie verdarb alles. „Aber Buben!“ ſagte ſie, „derbarmen euch die armen Seelen nicht, daß ihr ſo was treibt am heutigen Tag?!“ Wir verzogen uns. Aber der Haſenſchartige hatte mir's ſchon angethan. Er wußte und konnte allzuviele merkwürdige Sachen, die noch dazu verboten waren!

An einem der nächſten Tage hockten wir im Heuſtadl auf einem Futterhaufen und ſpielten wieder Karten. Ich hatte ſolche Fortſchritte gemacht, daß mir nicht bloß die Figuren, ſondern auch ſchon ſehr viele Spiele bekannt waren. So thaten wir „zwicken“, „brandeln“, „mauſcheln“, „bettlerſtrafen“, „königrufen“, „grün' Buben ſuchen“, „pechmandeln“, „mariaſchen“ und anderes. Weil kein Tiſch war, ſo legten wir die Karten aufs Knie, zwickten ſie zwiſchen die Beine und der Kaunigl ſteckte ſeine Trümpfe ſogar einmal in die Haſenſcharte. Keuchte gählings das alte Everl die Leiter herauf. Wir verhielten uns im dunklen Raum mäuschenſtill, aber ſie hatte uns doch bemerkt. „Buben!“ rief ſie, „was thut's denn, Buben?“

„Beten,“ gab der Kaunigl zur Antwort.

„Ja, beten! Mit des Teufels Gebetbuch, gelt?“ rief das Weiblein. „Wißt's es nit, daß der Vater das Kartenſpielen nit leiden mag? Wird euch ſchön ſauber der Schwarze bei den Füßen packen und in die Höll hinabſchleifen.“ Somit war's mit dem Spiel wieder aus. In die Höll' hinabſchleifen, das wär' ſo etwas!

Am nächſten Sonntage machte der Kaunigl den Vorſchlag, daß ich mit ihm in den Schachen hinausginge, damit wir bei unſerer Unterhaltung endlich einmal Ruh' hätten. Aber es regnete und es ſchneite und es ging ein kalter Wind, alſo daß ich der Einladung nicht nachkam. Ob ich aus Papier wäre? piepſte hierauf der Kaunigl, daß ich fürchten müſſe, vom biſſel Regen aufgeweicht zu werden und auseinanderzufallen! Im Waſſergraben habe er ſeiner Tage am beſten geſchlafen, und ſo wie er ſchwarze Erde mit Brenneſſeln eſſe, wenn er ſonſt nichts habe, ſo wolle er ſich in Ermanglung eines Bettzeuges nackend in

Schnee einwickeln, und ich ſolle lieber in der Mutter ihren Kittel hineinſchliefen. — Aber ſchon an demſelben Nachmittage kam der Kaunigl mit etwas anderem, was ich in der Lage war, anzunehmen. Die Stube war beſetzt vom Vater, der an der Wanduhr etwas zu baſteln hatte und von den Knechten, die ihre Schuhe nagelten. In den übrigen Winkeln des Hauſes war es auch nicht ſicher, alſo in den Ofen hinein! In demſelben war ein Holzſtößlein geſchichtet, wir krochen hinter das Stößlein. Nachdem der Kaunigl den Deckel des Ofenloches zugezogen hatte, zündete er die mitgebrachte Kerze an, that die Karten hervor und wir huben an. Gemütlicheres giebt's gar nicht auf der Welt, als in einem großen Kachelofen bei Kerzenbeleuchtung „brandeln“ oder „zwicken“ oder „mariaſchen“. Die rötlich gebrannte Mauer, die ſchwarzen Kachelhöhlen um und über uns bargen und hüteten, und nun waren wir doch einmal ſicher und konnten „fabeln“ oder „mauſcheln“ oder was wir wollten, bis in die ſpäte Nacht hinein. Durch die Kacheln von der Stube her hörten wir ein Surren; ſie thaten Roſenkranz beten, der Kaunigl warf die Blätter auf ein „Brandeln“. Wir ſpielten um Geld. Gewann er, ſo blieb ich ſchuldig, gewann ich, ſo blieb er ſchuldig. Es ſoll keine größere Ehrloſigkeit geben, als Spielſchulden nicht zahlen. Lieber Leſer, ſo einer bin ich! — Juſt hatte ich wieder ein ſchönes Blatt in der Hand: zwei Könige und drei Säue und den Schellſchneider, der Trumpf war — da klirrte plötzlich der blecherne Ofenthürdeckel. Das Licht war ſofort ausgeblaſen und wir verhielten uns ſtill, wie zwei tote Maulwürfe. Jetzt geſchah etwas Unvorhergeſehenes, etwas Schreckliches. Vor dem Ofenloche ſtand das gedörrte Everl und fuhr mit einer Spanlunte herein in den Holzſtoß, der zwiſchen uns und dem Ausgange war. Die Flammen leckten an den Scheitern hinauf. Ich zwiſchen durch und mit einem kreiſchenden Schrei hinaus, daß das alte Everl vor Schreck in den Herdwinkel fiel. Dem Kaunigl ging's nicht ſo gut, dem ſpießten ſich die langen Beine, er konnte zwiſchen Wand und Scheiterſtoß nicht ſofort heraus, der Rauch verſchlug den Athem und ſchon hörte man nichts mehr von ihm.

„Der Kaunigl iſt drinnen!“ ſchrie ich wie verzweifelt, da wurde mit dem Sterkrampen der brennende Holzſtoß, Scheit um Scheit, herausgeriſſen auf den Herd und ſchließlich wurde mit demſelben Krampen ein Häuflein Menſch herausgezogen, das ganz zuſammengekauert war wie eine verſengte Raupe und deſſen Kleider bereits an mehreren Stellen rauchten.

Zwei Schöpfpfannen Waſſer goß ihm das Everl ins Geſicht, da wurde der Kaunigl wieder lebendig.

Als jetzt auch einige Spielkarten zum Vorſchein kamen, ſo kannte ſich das Everl gleich aus. „Was hab' ich denn geſagt, Buben!“ ſo redete ſie, „hab' ich nicht geſagt, ihr kommt's mit dem verflixten Teuxelszeug in die Höll? Im Fegfeuer ſeids nu ſchon geweſen.“

Mein Vater wollte den Burſchen davonjagen, that's aber nicht, weil der Burſche nicht darauf gewartet hat. Wo der Kaunigl anders zugeſprochen, das weiß ich nicht; jedenfalls konnte er eine neue Erfahrung zum beſten geben: Er hatte nicht allein Schwabenkäfer in Buttertunke gegeſſen, in Waſſergräben geſchlafen, ſich nackend in Schnee gewickelt, er hatte auch im Feuerofen Karten geſpielt.

Mir war von dieſem Tage an der alte große Ofen auf lange nicht geheuer; mit ſeinen grünen Augen ſchaute er mich ſo drohend an: Bübel, wirſt noch einmal Karten ſpielen, während die anderen beten?!

Erſt als ich wieder brav geworden war, ganz ordentlich und fleißig, blickte mich der Ofen neuerdings freundlich an und es war wieder ſo heimlich bei ihm wie früher. Später ſind ſeine guten Augen erblindet, dann iſt er in ſich zuſammengeſunken wie ein Urgroßmütterlein, und heute geht's ihm, wie es bald uns allen ergehen wird — nichts mehr übrig, als ein Häufchen Lehm.

Als ich um Haſenöl geſchickt wurde.

Im Jahre ſo und ſo viel hatten wir zu Pfingſten noch einen Kübel Schweinsfett vorrätig. Der Vater hatte ihn nicht verkauft, weil er meinte, die Mutter würde ihn zu Hauſe aufbrauchen, und die Mutter hatte ihn nicht aufgebraucht, weil ſie glaubte, der Vater würde ihn ja verkaufen wollen. Und während dieſes wirtſchaftlichen Zwieſpaltes war das Fett ranzig geworden. Jetzt hätte es die Mutter gerne verkocht, allein ſo oft ein Sterz mit dieſem Fette auf den Tiſch kam, ſchnupperten die Knechte mit der Naſe und ſagten: Schuſterſchmer äßen ſie nicht! Es war aber kein Schuſterſchmer, es war heilig ein echtes reines Schweinsfett und das wußten ſie auch, und deshalb war es hölliſch bösartig, daß ſie ſolche Reden führten. Die Mutter war ſonſt ein ſehr frohes und glückliches Weib, wenn aber ein Dienſtbote über die Koſt klagte, da wurde ſie ganz verzagt und lud die anſpruchsvollen Knechte wohl auch ein, ſich nur ſelber einmal zum Herde zu ſtellen und mit den vorhandenen Mitteln eine Prälatenmahlzeit zu kochen. Unter Prälatenmahlzeit verſtanden wir nämlich nichts Schlechtes.

Nun hatten wir zu dieſer Zeit eine alte Einlegerin im Hauſe, die für alles einen guten Rat wußte. Sie war zwar auf beiden Augen blind, ſah aber doch gleich, was da zu machen war.

„Ein ſchlechtes Schweinſchmalz haſt, Bäuerin!“ rief ſie kecklich aus, „ranziges Schmalz kaufen ſie nur noch in der Apotheken, ſonſt nirgends nit und gewiß auch noch!“

Ja, die Apotheken, das iſt wahr. Die hat im vorigen Jahre auch Gamswurzeln genommen und Arnikablumen und gedörrte Hetſchepetſch, die nimmt alles, was ſchmeckt (riecht), die nimmt auch das Schweinſchmalz. Und ich, der zwölfjährige Hausbub, bin hervorgeſucht worden, um am Pfingſtmontag zeitlich in der Früh das Kübelchen beim Henkel an den Stock zu hängen und ſo über der Achſel hinabzutragen nach Kindberg in die Apotheke. Und bei dieſer Gelegenheit ſollte ich auch etwas anderes beſorgen.

Da hatten wir zur ſelbigen Zeit einen alten Weber in der Einwohne, der nahm, wenn keine Arbeit war, oft den Kopf in beide Hände, brummte ſchier unheimlich vor ſich hin und ſagte dann zu dem, der juſt da war: „Menſch, ich werde ganz blöd. Juſt, als hätte ich ein Hummelneſt im Kopf, ſo thut's brummen, weiß der Ganggerl, was das iſt. Immer einmal ganz dumm komm' ich mir vor, das iſt mir jetzt ſchon zu dumm!“

Und antwortete ihm nun auf einmal die alte Einlegerin: „Wenn du dumm biſt, Hartl, ſo mußt du dir mit Haſenöl die Schläfe einſchmieren.“

„Alte Dudl, wo ſoll denn ich ein Haſenöl hernehmen?“ begehrte der Weber auf.

„In der Apotheken kriegt man's,“ lautete ihr Beſcheid, und ſo ſollte ich nun für den Weber Hartl um zwei

Groſchen Haſenöl einkaufen in der Apotheke zu Kindberg. Haſenöl? Geben denn dieſe Tiere auch Öl ſowie der Leinſamen und der Rüps? Natürlich wird's ſo ſein, denn, wenn's kein Haſenöl gäbe, ſo könnte man ja keins kaufen.

Als ich nach langem Marſche gegen Mittag mit meinem Küblein in die lateiniſche Küche zu Kindberg kam, hieß es dort, Schweinsfett brauche man jetzt nicht, und wäre es auch ganz friſch.

„Es iſt aber nit friſch!" verſicherte ich, „es ſchmeckt ſchon!"

Dann ſollte ich nur in die Apotheke nach Bruck hinabgehen! meinte der Herr lachend, ich aber dachte: Wenn du mir kein Schweinsfett abkaufſt, ſo kaufe ich dir kein Haſenöl ab — und machte mich auf den Weg. — Daß es aber ſo lange Straßen geben kann auf der Welt, wie dieſer Weg war bis Bruck! An beiden Seiten des Thales Berge und Gräben, das Waſſer einmal rechts und dann links und dann wieder rechts; ein Dorf ums andere, dieſes hatte einen Kirchturm, jenes keinen, in manchem Wirtshauſe gab es Muſik, in manchem helles Geſchrei; mancher Wanderer lallte taumelnd des Weges dahin, mancher ruhte friedſam im Straßengraben — und immer ſo fort. Allzumal muß auch erzählt werden, daß die Sonne ſehr heiß ſchien und mein Schweinsfett hinter dem Rücken Fluchtverſuche machte, wie ſpäter an den Spuren auf meinem Rock zu bemerken war.

Bruck iſt eine Stadt. Ich hatte noch nie eine Stadt geſehen. Ein vielgereiſter Handwerksburſche hatte bei uns einmal erzählt, Wien, Paris und Bruck wären die größten Städte der Welt und in Bruck ſtünde das achte Weltwunder: ein eiſerner Brunnen.

Auf dem Wege zu ſolchen Merkwürdigkeiten wird man nicht müde. Die Sonne ging ſchon hinter den Berg hinüber, als ich mit meinem Küblein einzog in die große Stadt Bruck. Mein erſtes war, dem eiſernen Brunnen nachzufragen, denn auf dieſes Wunder war ich vor allem geſpannt. Welche Enttäuſchung, als aus einem roſtigen Gitterwerke ein Brunnen herausrann, ganz wie jeder andere Brunnen auch — von Waſſer, und nicht von Eiſen!

Die Apotheke ließ ſich auch nicht lange ſuchen, ſtand doch der heilige Joſef mit dem Knäblein an die Thür gemalt, und der ſteht, das wußte ich ſchon, immer bei den Apotheken. Da drinnen war ein altes weißköpfiges Männlein mit Brillen, die es dazu benützte, über- oder unterhalb derſelben recht ſchalkhaft auf mich herzublicken, als ich mein Schweinefett ausbot, das Pfund um ſieben Groſchen. Er fragte, ob Safran in der Butten wäre! worauf ich eine Weile that, als beſänne ich mich.

„Na na,“ näſelte das Herrlein, „wenn du deine Schmier nicht gern giebſt, ſo geh nur gleich wieder!“ Da ließ ich ſie ihm ab. Er wog das Küblein mit einer unendlichen Gleichgiltigkeit, das gab gerade drei Pfund, das Holz wie das Fett zahlte er pro Pfund zu fünf Groſchen. Der Kübel wurde in eine dunkle Nebenkammer getragen, leichten Herzens bin ich von ihm geſchieden. Und nun um zwei Groſchen Haſenöl! — Solle in einer Viertelſtunde wiederkommen.

Ich war hungrig und durſtig geworden, ging hinaus und ſuchte ein Wirtshaus. Es ſtanden ihrer ein paar ſtattliche da herum, mit großen Fenſterſcheiben, durch die ſchneeweiß gedeckte Tiſche zu ſehen waren. Ich traute ihnen nicht recht. Wenn Andere **gute** Wirtshäuſer ſuchen, ſo iſt das ihre Sache, ich für meinen Teil ſuchte ein ſchlechtes, war mir wohl bewußt, was draufgehen durfte. Glücklich fand ich das geſuchte; die Stube war dunkel und voller Fliegen, die an den braunen kleberigen Holztiſchen herumkrochen; das halbe Seidel Wein war lau und kamig, aber naß, und das genügte mir. Die Semmel von vorgeſtern war ſchon deshalb zweckmäßig, weil ſie mehr ausgab als etwa eine von heute. Dieſe Genüſſe verſchlangen zu meinem nicht geringen Schrecken ein halbes Pfund Schweinsfett, und ich — als der bloß nach Kindberg geſchickte — durfte über das Kapital nicht verfügen!

In die Apotheke zurückgekehrt, gab es dort Leute. Ich hatte zu warten und ſetzte mich hinterwärts auf eine Winkelbank, von der aus ſchön zu ſehen war, wie dieſes ehrwürdige Geſchäft, mit allerhand Mitteln die Leute geſund zu machen, betrieben wurde. Da kam jemand und verlangte Fuchsſchmalz. Das alte Männlein langte einen ſchwefelgelben Tiegel vom Geſimſe, ſtach mit einem zierlichen Schaufelchen ein Batzlein heraus auf ein Papier, legte es auf die kleine Wage: „So, Vetter, da ſind vier Quintel Fuchsſchmalz, koſten zwei Groſchen.“ Hernach verlangte eine Frau Pillen. Eine andere bekam ein winziges Fläſchchen. Ein Knabe begehrte Dachsfett als Mittel gegen den Kropf. Der Apotheker langte emſig nach dem ſchwefelgelben Tiegel auf dem Geſimſe und gab, ähnlich wie früher, das Verlangte. Das fiel mir auf, er mußte ſich vergriffen haben, in dieſem Tiegel war doch das Fuchsſchmalz. Hierauf wurden Pulver angefertigt und kleine Schächtelchen und Fläſchchen allerlei. Ein altes Weib kam hereingehumpelt, beklagte ſich über die Gicht und ob ſie nicht eine Gichtſalbe haben könne. „Gewiß, liebe Frau!“ ſagte das Männlein, langte wieder nach dem ſchwefelgelben Tiegel und gab die Gichtſalbe heraus. Jetzt hub dieſer ſchwefelgelbe Tiegel auf dem Geſimſe an, mir unheimlich zu werden. Weil die Zeit verging und ich immer noch nicht bemerkt wurde, ſo trat ich endlich aus dem Winkel hervor und bat um mein Haſenöl.

„Ei ja richtig, Kleiner. Du biſt auch da. Du bekommſt Haſenöl!“ ſprach freundlich das Männlein, nahm den Schwefelgelben vom Geſimſe und ſtach mir geſtocktes Haſenöl heraus.

Noch hatte ich das koſtbare Mittel, welches in ein ganz kleines Tiegelchen gethan war, kaum geborgen in meinem verläßlichſten Rockſack, und es redlich bezahlt, als wieder ein Frauchen zur Thür hereinkam und fragte, ob friſches Schweinsfett zu haben wäre als Medicin?

„Vollkommen friſch!“ rief der Apotheker, „heute erſt bekommen!“ und ſtach aus dem ſchwefelgelben Tiegel Schweinsfett.

Hierauf bin ich fortgegangen und habe gleich bei mir ſelber die Erfahrung gemacht, wie heilſam ſo ein bißchen Haſenöl iſt gegen die Dummheit. Fuchsſchmalz, Dachsfett, Gichtpflaſter, Haſenöl und Schweinsfett, alles in einem Tiegel! Jetzt erſt iſt mir klar geworden, welch einen Schatz von köſtlichen Arzneien ich in meinem Kübel aus dem Gebirge herabgeſchleppt hatte.

Als ich von der Bruckerſtadt fortging, lagen die Schatten der Berge ſchon weit in das Thal hinein. Meine Füße hatten ſich in ſchwerem Schuhwerk heiß gegangen, auch Athemziehen machte ſich wichtig und es war, als ob mir jemand ein hartes Brett feſt an die Bruſt gebunden hatte. Nach Alpel war es bloß noch acht Stunden. Weil es etwas langſam voran ging, ſo holte mich ein Fuhrwerk ein. Zwei klobige Pferde zogen einen großen Bauernwagen, auf deſſen Vorderſitz ein Burſche, etwa in meinem Alter, kutſchierte. Der Wagen ſelbſt war faſt leer. Er war mit Lärchentaufeln nach Bruck zum Faßbinder gefahren, auf dem Rückweg hatte er einen Sack Feldbohnen und einen Stock Salz aufgeladen; daneben war noch reichlich Platz für einen einfältigen Buben, der am Leiblein ein paar müde Beine hatte, hingegen aber in der Taſche die Salbe für Dummköpfe, die geſcheit werden wollen. Ich war bereits ſo geſcheit, um den Burſchen auf dem Wagen anzurufen, ob er mich aufſitzen laſſen wolle.

„Wohin willſt denn?“ fragte er faſt vornehm von ſeiner Höhe herab.

„Heimzu.“

„So ſetz dich auf, ich fahr auch heimzu.“

Bald war der Bohnenſack mein Kopfkiſſen und der Salzſtock mein Schlafkamerad, der Fuhrmann ſchnalzte mit der Peitſche und es ging knarrend voran. — Viel weiß ich nicht von derſelbigen Fahrt „heimzu“. Einmal, als ganz zufällig die Augen aufgingen, ſah ich kohlſchwarze Baumzacken in den nächtigen Himmel aufragen, welche ganz unheimlich ächzten, knarrten und holperten. Und dann wieder nichts.

Als ich erwachte, na, da war etwas! Da lag ich auf dem Wagen unter einem alten Holzſchoppen, um mich war ein heller Tag, und eine fremde Welt. Eine ſchreckbar fremde Welt. Der rauſchende Bach mit der Mühle daneben, das gemauerte Haus mit einer breiten, braunangeſtrichenen Thür, der Anger mit den Pferden und ſolcherlei war mir ſeltſam genug, noch unheimlicher war etwas anderes. Dort hinter den Waldbergen ſtand breit und hoch etwas Weißes, Leuchtendes auf, faſt ähnlich den mittägigen Sommerwolken, wie ſie ſich am Sehkreiſe emporbauen, wenn's Nachmittags Gewitter giebt. Aber das ſtand ſo ſtarr und ruppig und riſſig da im Sonnenſchein, und von unten hinauf ſah es aus, als ob blauende Wälder ſich hinanzögen, von ſteilen grauen Streifen überall unterbrochen. Und höher oben war alles wie purer Stein, der zerklüftet und zerſprungen iſt. Und ſo war es voran oben und ſo war es rechts oben und ſo war es links oben und überall die ungeheuere Höhe, daß mir ſchwindlig ward, als ich den Kopf ſo weit nach rückwärts bog, um hinauf zu ſchauen. Mein Lebtag hatte ich derlei nicht geſehen. Zum Glücke kam nun mein junger Fuhrmann, der fragte mit lautem Lachen, ob ich gut ausgeſchlafen hätte. Vom Wagen geſprungen war ich ſchon, ſo rief ich nun voll Entſetzen: „Menſch, wohin haſt mich geführt?“

„Heimzu!“ lachte er, „da bin ich daheim.“

„Wie heißt's denn da?“

„Da heißt's Tragöß,“ ſagte er.

„Und das da droben? Was iſt denn das lauter?“

„Die Berge meinſt?“

„Nit die Berge, was hinter den Bergen ſo ſteht, das meine ich.“

„Jeſſl!“ lachte der Burſche und klatſchte mit beiden Händen auf ſeine Knie, „das ſind halt wieder Berge, da iſt die Meßnerin, dort iſt die Pribitzen und hier iſt der Hochturm, und du ſollſt jetzt ins Haus gehen Suppen eſſen.“

So habe ich an jenem Morgen das erſtemal die hohen Felſenberge in der Nähe geſehen und jene Gegend, aus der mir fünfundzwanzig Jahre ſpäter der Geiſt zu meinem „Gottſucher“ aufgeſtiegen iſt. Auf dem Tiſch der Hausſtube, in die der Junge mich geführt, ſtand ſchon die dampfende Suppenſchüſſel mit weißem Brote. Ich wollte aber den Löffel nicht in die Hand nehmen; ißt du, ſo gehörſt du ihnen, mußt dableiben und weißt gar nit, wer ſie ſind. Von der Küche kam ein älteres Weib herein, das ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, als es hörte, wie weit ich verführt worden war, und daß ich anſtatt nach Krieglach im Mürzthale, nach Tragöß am Fuß des Hochſchwabengebietes gekommen bin.

„Jetzt mußt erſt recht eſſen, Bübel, daß du nachher heimgehen magſt.“

„Frau Mutter, wie weit hab' ich denn heim?“

„Jetzt wart' einmal,“ antwortete ſie und hub an, an ihren Fingern die Ortſchaften und die Stunden abzuzählen, „ihrer zwölf Stunden wirſt wohl brauchen bis ins Krieglach hinaus. Biſt aber ſchon ein rechtes Tſchapperl! So ſeſt ſchlafen! Mein Seppel hat's freilich nit wiſſen können, wo du hinwillſt, und hat ſich gedacht, 's wird eh recht ſein ins Tragöß herein. Aber das iſt jetzt ſchon ein helles Kreuz. Mach dir nur nichts draus, mein Wagen hat dich hergeführt und dein Schutzengel wird dich hinführen.“

Während ſie mich ſo tröſtete, war draußen in der Küche fortwährend ein klägliches Wimmern, und nun kam der Seppel herein und berichtete, das Mentſchl hätte halt wieder gar ſo viel **Zahnweh**.

„Was aber das Zahnweh für ein Elend iſt!“ rief das Weib, „jetzt leidet das Kind ſchon die ganze Nacht wie eine arme Seel im Fegfeuer. Alles haben wir ſchon angewendet: heiße Tücher aufgelegt, kaltes Waſſer in den Mund gethan, mit Roſenbuſchbalſam ausgewaſchen, Kalmusgeiſt hineingetropft, mit Salz eingerieben, einen Mariazeller Roſenkranz umgehängt, zwei Zehen mit einem Seidenfaden zuſammengebunden, die Füße ins Ofenloch geſteckt, und ſonſt allerhand Sympathiemittel angewendet. Einen Kletzen hat's geholfen! Schreien thut das arme Weſen, als ob man's wollt' köpfen, und jetzt weiß ich nichts mehr. — Katherl, Katherl, du gutes, armes Kindel du! Wart' einmal, jetzt will ich dir Hühnermiſt aufs Gnack legen, das zieht's aus, das hilft, Katherl, wirſt es ſchon ſehen, das hilft!“ Damit eilte ſie wieder hinaus in die Küche.

Das ganze Hausgeſinde war zuſammengeeilt um die Leidende, die nun neuerdings anhub, herzbrecheriſch zu ſchreien: „Mein Zahnt, mein Zahnt! Ahndl, mein Zahnt thut mir ſo viel weh!“

„Laß nur Zeit,“ tröſtete die Angerufene, „das Mittel greift halt an, jetzt wird's bald beſſer ſein, ſchau, biſt ja mein liebes Katherl, du!“

Auch ich war in die Küche hinausgegangen. Auf dem Herde, mit den Füßen im Ofenloch, kauerte ein Dirndl, das ein ſo rundes, liebes Geſichtlein hatte, ſeine gefalteten Hände wie um Hilfe flehend an die rechte geſchwollene Wange preßte und mich ſchrecklich erbarmte. Jedes im Hauſe hatte ſchließlich noch ein Mittel gewußt, keines und gar keines hatte geholfen. Ein Menſch war zugegen, der behauptete, Dummheit wär's, die Zähne nicht ordentlich zu pflegen, und deswegen alleweil das Zahnweh! — Gott, wenn's von der Dummheit kommt, da muß ja mein Haſenöl helfen! — Aus meinem tiefen Sacke zog ich das koſtbare

Tiegelchen hervor und aus meinem geſcheiten Kopf den guten Rat, mit dieſem geſtockten Haſenöl die geſchwollene Wange einzuſchmieren. — „Schaden wird's wohl doch nit, wenn's ein Haſenöl von der Apotheken iſt, kann's unmöglich ſchaden!" ſprach die Großmutter und fettete das Dirndel ein. — Nicht fünf Minuten, ſo rief die Kleine aus: „Ahndl, jetzt iſt's gut!" und flink ſprang ſie vom Herde herab.

Freilich ging nun meine Not an, denn alles Haſenöl wollten ſie haben, ich ſollt nur ſagen, was es koſtet! Von ihren dringenden Bitten kamen ſie erſt ab, als das geheilte Dirndel erklärte, der Zahn wäre ſo feſt gut geworden, daß er gar nimmer weh thun werde, alſo konnte ich mein Öl wieder in den Sack ſtecken und ſehen, wie man von Tragöß nach Krieglach-Alpel kommt.

Unterwegs bedachte ich das Haſenöl. Wenn es beim dummen Weber-Hartl auch ſo heftig wirkt, wie bei dem Zahnweh-Dirndl, dann geht er mit den drei Weiſen aus dem Morgenlande als der vierte.

Nach einer fünfſtündigen Wanderung war ich beiläufig wieder dort, wo der müde Junge einen Tag früher in den Bauernwagen geſtiegen. In einem Gehöfte ſprach ich zu und fragte, wie viel es an der Uhr ſei, wie weit es noch bis Krieglach wäre, ob ich wohl den richtigen Weg hätte. Die gründlichſten Auskünfte haben ſie gegeben, jedoch, ob ich etwa einen Löffel Suppe möchte, das fragte niemand. Unter einem Kirſchbaum lag ein Menſch und wimmerte vor Kopfweh; allſogleich wollte ich mein Mittel anbieten, jedoch ein Weibsbild behauptete ſcharf und ſtramm, das Kopfweh ſei in der vorigen Nacht in einem Wirtshauſe eingekauft worden und vor dem Abend gebe es gar kein Mittel; am Abend aber würde dieſer Kopf ſchon von ſelber gut, hingegen dürften nachher dem, der ihn auf hätte, die Backen weh thun! — Eine Handbewegung des Weibes hat das undeutliche Wort ſehr klar geſtellt.

Unterwegs nach Krieglach lud mich ein Floſſenführer (Roheiſenführer) ein, auf ſeinen Eiſenſchollen Platz zu nehmen; ich beſorgte, auch der möchte mich „heimzu“ fahren in die Stanz oder in die Veitſch oder ſonſtwohin; wollte daher ablehnen. Der Fuhrmann kannte mich aber und ſagte, daß er über Alpel nach dem Rettenegger Hammer fahre — ja das war freilich eine Schickung Gottes. Gelegen bin ich mein Lebtag ſchon weicher, als damals auf den Eiſenfloſſen, geſchlafen habe ich ſelten beſſer. Richtig hätte ich mich jetzt auch an Alpel vorbei bis weit hinüber ins Rettenegg geſchlafen, wenn mein Führer mich nicht abgeſetzt hätte beim Heidenbauern-Thörl, nahe von daheim.

Um Mitternacht kam ich zu Hauſe an. Sie waren ein wenig in Spannung und ſchliefen noch nicht. „Wir haben ſchon gemeint, der Kindberger Apotheker hat zum Schweinſchmalz dich ſelber als Draufgab genommen,“ ſagte der Vater, das war Spaß. Dem alten Weber Hartl jedoch war etwas ganz anderes eingefallen. Er erinnerte ſich einmal gehört zu haben, daß die Apotheker jährlich ein Menſchenkind abthäten, um daraus eine ganz beſondere Medizin für ganz beſondere Krankheiten zu gewinnen. — Es war wohl die höchſte Zeit für den alten Hartl, daß ich mit dem Haſenöl heimkam!

Erſt ſteckte er ſeine Naſe ins Tiegelchen. „Scharf ſchmecken thuts, das wird ſchon angreifen,“ murmelte er, „thut eh ſchon wieder ſo viel brummen im Kopf.“ Mein

Vater roch auch und ſchaute mich grauenhaft ſtrenge an. — Ich hatte nie begriffen, weshalb die Apotheker auf jeden Tiegel, den ſie verkaufen, einen Zettel mit ihrem Namen und Wohnort kleben. Jetzt ward es mir klar, ohne dieſen Zettel auf dem Tiegelchen hätte man es mir daheim niemals geglaubt, daß ich mein Haſenöl nicht aus dem Schweinsfettkübel genommen, ſondern aus der Apotheke zum heiligen Joſef in Bruck.

„Hat ers genommen wo der will,“ rief der alte Weber hochgemut aus, „wenns nur hilft!“ und begann ſich gleich die Stirn einzureiben mit dem Haſenöl.

Hat's geholfen? — Nun, die Wahrheit zu ſagen, beim alten Weber Hartl konnte eine nennenswerte Beſſerung nicht nachgewieſen werden, hingegen iſt mein Vater durch dieſes Haſenöl klüger geworden, obſchon er ſich damit gar nicht eingerieben hatte. Er hat wohl auch in ſpäterer Zeit noch manches Küblein Schweinsfett, manches Bündlein Wurzeln und Kräuter in die Apotheke geſchickt — holen aber ließ er nichts mehr aus ihr. — Das für Alles heilſame „Haſenöl“ hat uns für alle Zukunft geheilt.

Als ich Chriſttagsfreude holen ging.

In meinem zwölften Lebensjahre wird es auch geweſen ſein, als am Frühmorgen des heiligen Chriſtabends mein Vater mich an der Schulter rüttelte: ich ſolle aufwachen und zur Beſinnung kommen, er habe mir was zu ſagen. Die Augen waren bald offen, aber die Beſinnung! Als ich unter Mithilfe der Mutter angezogen war und bei der Frühſuppe ſaß, verlor ſich die Schlaftrunkenheit allmählich, und nun ſprach mein Vater: „Peter, jetzt höre, was ich dir ſage. Da nimm einen leeren Sack, denn du wirſt was heimtragen. Da nimm meinen Stecken, denn es iſt viel Schnee, und da nimm eine Laterne, denn der Pfad iſt ſchlecht und die Stege ſind vereist. Du mußt hinabgehen nach Langenwang. Den Holzhändler Spreitzegger zu Langenwang, den kennſt du, der iſt mir noch immer das Geld ſchuldig, zwei Gulden und ſechsunddreißig Kreuzer für den Lärchbaum. Ich laß ihn bitten drum; ſchön höflich anklopfen und den Hut abnehmen, wenn du in ſein Zimmer trittſt. Mit dem Geld geheſt nachher zum Kaufmann Doppelreiter und kaufeſt zwei Maſſel Semmelmehl und zwei Pfund Rindſchmalz, und um zwei Groſchen Salz, und das tragſt heim.“

Jetzt war aber auch meine Mutter zugegen, ebenfalls ſchon angekleidet, während meine ſechs jüngeren Geſchwiſter noch ringsum an der Wand in ihren Bettchen ſchliefen. Die Mutter, die redete drein wie folgt: „Mit Mehl und Schmalz und Salz allein kann ich kein Chriſttagseſſen richten. Ich brauch dazu noch Germ (Bierhefe) um einen Groſchen, Weinbeerln um fünf Kreuzer, Zucker um fünf Groſchen, Safran um zwei Groſchen und Neugewürz um zwei Kreuzer. Etliche Semmeln werden auch müſſen ſein.“

„So kaufeſt es,“ ſetzte der Vater ruhig bei. „Und wenn dir das Geld zu wenig wird, ſo bitteſt den Herrn Doppelreiter, er möcht die Sachen derweil borgen und zu Oſtern, wenn die Kohlenraitung iſt, wollt ich ſchon fleißig zahlen. Eine Semmel kannſt unterwegs ſelber eſſen, weil du vor Abend nicht heimkommſt. Und jetzt kannſt gehen, es wird ſchon fünf Uhr, und daß du noch die Achte-Meſſe erlangſt zu Langenwang.“

Das war alles gut und recht. Den Sack band mein Vater mir um die Mitte, den Stecken nahm ich in die rechte Hand, die Laterne mit der friſchen Unſchlittkerze in die linke, und ſo ging ich davon, wie ich zu jener Zeit in Wintertagen oft davongegangen war. Der durch wenige Fußgeher ausgetretene Pfad war holperig im tiefen Schnee, und es iſt nicht immer leicht, nach den Fußſtapfen unſerer Vorderen zu wandeln, wenn dieſe zu lange Beine gehabt haben. Noch nicht dreihundert Schritte war ich gegangen, ſo lag ich im Schnee, und die Laterne, hingeſchleudert, war ausgelöſcht. Ich ſuchte mich langſam zuſammen und dann ſchaute ich die wunderſchöne Nacht an. Anfangs war ſie ganz grauſam finſter, allmählich hub der Schnee an, weiß zu werden und die Bäume ſchwarz und in der Höhe war helles Sternengefunkel. In den Schnee fallen kann man auch ohne Laterne, ſo ſtellte ich ſie ſeithin unter einen Strauch und ohne Licht gings nun beſſer, als vorhin.

In die Thalſchlucht kam ich hinab, das Waſſer des Freſenbaches war eingedeckt mit glattem Eiſe, auf welchem, als ich über den Steg ging, die Sterne des Himmels gleichſam Schlittſchuh liefen. Später war ein Berg zu überſteigen; auf dem Paſſe, genannt der „Höllkogel", ſtieß ich zur wegſamen Bezirksſtraße, die durch Wald und Wald hinabführt in das Mürzthal. In dieſem lag ein weites Meer von Nebel, in welches ich ſachte hineinkam, und die feuchte Luft fing an, einen Geruch zu haben, ſie roch nach Steinkohlen; und die Luft fing an, fernen Lärm an mein Ohr zu tragen, denn im Thale hämmerten die Eiſenwerke, rollte manchmal ein Eiſenbahnzug über dröhnende Brücken.

Nach langer Wanderung ins Thal gekommen zur Landſtraße, klingelte Schlittengeſchelle, der Nebel ward grau und lichter, ſo daß ich die Fuhrwerke und Wandersleute, die für die Feiertage nach ihren Heimſtätten reiſten, ſchon auf kleine Strecken weit ſehen konnte. Nachdem ich eine Stunde lang im Thale fortgegangen war, tauchte links an der Straße im Nebel ein dunkler Fleck auf, rechts auch einer, links mehrere, rechts eine ganze Reihe — das Dorf Langenwang.

Alles, was Zeit hatte, ging der Kirche zu, denn der Heilige Abend iſt voller Vorahnung und Gottesweihe. Bevor noch die Meſſe anfing, ſchritt der hagere gebückte Schulmeiſter durch die Kirche, muſterte die Andächtigen, als ob er jemanden ſuche. Endlich trat er an mich und fragte leiſe, ob ich ihm nicht die Orgel melken wolle, es ſei der Meßnerbub krank. Voll Stolz und Freude, alſo zum Dienſte des Herrn gewürdigt zu ſein, ging ich mit ihm auf den Chor, um bei der heiligen Meſſe den Blaſebalg der Orgel zu ziehen. Während ich die zwei langen Lederriemen abwechſelnd aus dem Kaſten zog, in welchen jeder derſelben allemal wieder langſam hineinkroch, orgelte der Schulmeiſter, und ſeine Tochter ſang alſo:

„Thauet, Himmel, den Gerechten,
Wolken, regnet ihn herab!
Alſo rief in bangen Nächten
Einſt die Welt, ein weites Grab.
In von Gott verhaßten Gründen
Herrſchten Satan, Tod und Sünden,
Feſt verſchloſſen war das Thor
Zu dem Himmelreich empor.“

Ferner erinnere ich mich, an jenem Morgen nach dem Gottesdienſte in der dämmerigen Kirche vor ein Heiligenbild hingekniet zu ſein und gebetet zu haben um Glück und Segen zur Erfüllung meiner bevorſtehenden Aufgabe. Das Bild ſtellte die vierzehn Nothelfer dar — einer wird doch dabei ſein, der zur Eintreibung von Schulden behilflich iſt. Es ſchien mir aber, als ſchiebe während meines Gebetes auf dem Bilde einer ſich ſachte hinter den andern zurück.

Trotzdem ging ich guten Mutes hinaus in den nebeligen Tag, wo alles emſig war in der Vorbereitung zum Feſte und ging dem Hauſe des Holzhändlers Spreitzegger zu. Als ich daran war, zur vorderen Thür hineinzugehen, wollte der alte Spreitzegger, ſo viel ich mir ſpäter reimte, durch die hintere Thür entwiſchen. Es wäre ihm gelungen, wenn mir nicht im Augenblicke geſchwant hätte: Peter, geh nicht zur vorderen Thür ins Haus wie ein Herr, ſei demütig, geh zur hinteren Thür hinein, wie es dem Waldbauernbuben geziemt. Und knapp an der hinteren Thüre trafen wir uns.

„Ah, Bübel, du willſt dich wärmen gehen,“ ſagte er mit geſchmeidiger Stimme, und deutete ins Haus, „na geh dich nur wärmen. Iſt kalt heut!“ Und wollte davon.

„Mir iſt nicht kalt,“ antwortete ich, „aber mein Vater läßt den Spreitzegger ſchön grüßen und bitten ums Geld.“

„Ums Geld? Wieſo?“ fragte er, „ja richtig, du biſt der Waldbauernbub. Biſt früh aufgeſtanden, heut, wenn du ſchon den weiten Weg kommſt. Raſt nur ab. Und ich laß deinen Vater auch ſchön grüßen und glückliche Feiertage wünſchen; ich komm ohnehin ehzeit einmal zu Euch hinauf, nachher wollen wir ſchon gleich werden.“

Faſt verſchlugs mir die Rede, ſtand doch unſer ganzes Weihnachtsmahl in Gefahr vor ſolchem Beſcheid.

„Bitt wohl von Herzen ſchön ums Geld, muß Mehl kaufen und Schmalz und Salz und ich darf nicht heimkommen mit leerem Sack.“

Er ſchaute mich ſtarr an. „Du kannſt es!“ brummte er, zerrte mit zäher Geberde ſeine große, rote Brieftaſche hervor, zupfte in den Papieren, die wahrſcheinlich nicht pure Banknoten waren, zog einen Gulden heraus und ſagte: „Na, ſo nimm derweil das, in vierzehn Tagen wird dein Vater den Reſt ſchon kriegen. Heut hab ich nicht mehr.“

Den Gulden ſchob er mir in die Hand, ging davon und ließ mich ſtehen.

Ich blieb aber nicht ſtehen, ſondern ging zum Kaufmann Doppelreiter. Dort begehrte ich ruhig und gemeſſen, als ob nichts wäre, zwei Maſſel Semmelmehl, zwei Pfund Rindſchmalz, um zwei Groſchen Salz, um einen Groſchen

Germ, um fünf Kreuzer Weinberln, um fünf Groſchen Zucker, um zwei Groſchen Safran und um zwei Kreuzer Neugewürz. Der Herr Doppelreiter bediente mich ſelbſt und machte mir alles hübſch zurecht in Päkchen und Dütchen, die er dann mit Spagat zuſammen in ein einziges Paket band und an den Mehlſack ſo hing, daß ich das Ding über der Achſel tragen konnte, vorne ein Bündel und hinten ein Bündel.

Als das geſchehen war, fragte ich mit einer nicht minder tückiſchen Ruhe als vorhin, was das alles zuſammen ausmache?

„Das macht drei Gulden fünfzehn Kreuzer," antwortete er mit Kreide und Mund.

„Ja, iſt ſchon recht," hierauf ich, „da iſt derweil ein Gulden, und das andere wird mein Vater, der Waldbauer in Alpel, zu Oſtern zahlen."

Schaute mich der bedauernswerte Mann an und fragte höchſt ungleich: „Zu Oſtern? In welchem Jahr?"

„Na nächſt Oſtern, wenn die Kohlenraitung iſt."

Nun miſchte ſich die Frau Doppelreiterin, die andere Kunden bediente, drein und ſagte: „Laß ihm's nur, Mann, der Waldbauer hat ſchon öfter auf Borg genommen und nachher allemal ordentlich bezahlt. Laß ihm's nur."

„Ich laß ihm's ja, werd ihm's nicht wieder wegnehmen," antwortete der Doppelreiter. Das war doch ein bequemer Kaufmann! Jetzt fielen mir auch die Semmeln ein, welche meine Mutter noch beſtellt hatte.

„Kann man da nicht auch fünf Semmeln haben?" fragte ich.

„Semmeln kriegt man beim Bäcker," ſagte der Kaufmann.

Das wußte ich nun gleichwohl, nur hatte ich mein Lebtag nichts davon gehört, daß man ein paar Semmeln auf Borg nimmt, daher vertraute ich der Kaufmännin, die ſofort als Gönnerin zu betrachten war, meine vollſtändige Zahlungsunfähigkeit an. Sie gab mir zwei baare Groſchen für Semmeln und als ſie nun noch beobachtete, wie meine Augen mit den reiffeuchten Wimpern faſt unablösbar an den gedörrten Zwetſchgen hingen, die ſie einer alten Frau in den Korb that, reichte ſie mir auch noch eine handvoll dieſer köſtlichen Sache zu: „Unterwegs zum naſchen.“

Nicht lange hernach, und ich trabte mit meinen Gütern reich und ſchwer bepackt durch die breite Dorfgaſſe dahin. Überall in den Häuſern wurde gemetzgert, gebacken, gebraten, gekellert; ich beneidete die Leute nicht; ich bedauerte ſie vielmehr, daß ſie nicht ich waren, der mit ſo großem Segen beladen gen Alpel zog. Das wird morgen ein Chriſttag werden! Denn die Mutter kanns, wenn ſie die Sachen hat. Ein Schwein iſt ja auch geſchlachtet worden daheim, das giebt Fleiſchbrühe mit Semmelbrocken, Speckfleck, Würſte, Nieren-Lümperln, Knödelfleiſch mit Kren, dann erſt die Krapfen, die Zuckernudeln, das Schmalzkoch mit Weinberln und Safran! — Die Herrenleut da in Langenwang haben ſo was alle Tag, das iſt nichts, aber wir haben es im Jahr einmal und kommen mit unverdorbenem Magen dazu, das iſt was! — Und doch dachte ich auf dieſem belaſteten Freudenmarſch weniger noch ans Eſſen, als an das liebe Chriſtkind und ſein hochheiliges Feſt. Am Abende, wenn ich nach Hauſe komme, werde ich aus der Bibel davon vorleſen, die Mutter und die Magd Mirzel werden Weihnachtslieder ſingen; dann, wenn es zehn Uhr wird, werden wir uns aufmachen nach Sankt Kathrein, und in der Kirche die feierliche Chriſtmette begehen bei Glocken, Muſik und unzähligen Lichtern. Und am Seitenaltar iſt das Krippel aufgerichtet mit Ochs und Eſel und den Hirten, und auf dem Berg die Stadt Bethlehem und darüber die Engel, ſingend: Ehre ſei Gott in der Höhe! — Dieſe Gedanken trugen mich anfangs wie Flügeln. Doch als ich eine Weile die ſchlittenglatte Landſtraße dahingegangen war, unter den Füßen knirſchenden Schnee, mußte ich mein Doppelbündel ſchon einmal wechſeln von einer Achſel auf die andere.

In der Nähe des Wirtshauſes „zum Sprengzaun“ kam mir etwas Vierſpänniges entgegen. Ein leichtes Schlittlein mit vier feurigen, hochaufgefederten Rappen beſpannt, auf dem Bock ein Kutſcher mit glänzenden Knöpfen und einem Buttenhut. Der Kaiſer? Nein, der Herr Wachtler vom Schloſſe Hohenwang ſaß im Schlitten, über und über in Pelze gehüllt und eine Cigarre ſchmauchend. Ich blieb ſtehen, ſchaute dem blitzſchnell vorüberrutſchenden Zeug eine Weile nach und dachte: Etwas krumm iſt es doch eingerichtet auf dieſer Welt. Da ſitzt ein ſtarker Mann drin und läßt ſich hinziehen mit ſo viel überſchüſſiger Kraft, und ich vermag mein Bündel kaum zu ſchleppen.

Mittlerweile war es Mittagszeit geworden. Durch den Nebel war die milchweiße Scheibe der Sonne zu ſehen; ſie war nicht hoch an dem Himmel hinaufgeſtiegen, denn um vier Uhr wollte ſie ja wieder unten ſein, zur langen Chriſtnacht. Ich fühlte in den Beinen manchmal ſo ein heißes Prickeln, das bis in die Bruſt heraufſtieg, es zitterten mir die Glieder. Nicht weit von der Stelle, wo der Weg nach Alpel abzweigt, ſtand ein Kreuz mit dem lebensgroßen Bilde des Heilands. Es ſtand wie es heute noch ſteht, an ſeinem Fuß Johannes und Magdalena, das ganze mit einem Bretterverſchlag verwahrt, ſo daß es wie eine Kapelle war. Vor dem Kreuze auf die Bank, die für kniende Beter beſtimmt iſt, ſetzte ich mich nieder, um Mittag zu halten. Eine Semmel, die gehörte mir, meine Neigung zu ihr war ſo groß, daß ich ſie am liebſten in wenigen Biſſen verſchluckt hätte. Allein das ſchnelle Schlucken iſt nicht geſund, das wußte ich von anderen Leuten, und das langſame Eſſen macht einen längeren Genuß, das wußte ich ſchon von mir ſelber. Alſo beſchloß ich, die Semmel recht gemächlich und bedächtig zu genießen und dazwiſchen manchmal eine gedörrte Zwetſchge zu naſchen.

Es war eine ſehr köſtliche Mahlzeit; wenn ich heute etwas recht Gutes haben will, das koſtet außerordentliche Anſtrengungen aller Art; ach, wenn man nie und nie einen Mangel zu leiden hat, wie wird man da arm!

Und wie war ich ſo reich damals, als ich arm war!

Als ich nach der Mahlzeit mein Doppelbündel wieder auflud, wars ein Spaß mit ihm, flink ging es voran. Als ich ſpäter in die Bergwälder hinaufkam, und der graue Nebel dicht in den ſchneebeſchwerten Bäumen hing, dachte ich an den Grabler Hanſel. Das war ein Kohlenführer, der täglich von Alpel ſeine Fuhr ins Mürzthal lieferte. Wenn er auch heute gefahren wäre! Und wenn er jetzt heimwärts mit dem leeren Schlitten des Weges käme und mir das Bündel auflüde! Und am Ende gar mich ſelber! Daß es ſo heiß ſein kann im Winter! Mitten in Schnee und Eisſchollen ſchwitzen! Doch morgen wird alle Mühſal vergeſſen ſein. — Derlei Gedanken und Vorſtellungen verkürzten mir unterwegs die Zeit.

Auf einmal roch ich ſtarken Tabakrauch. Knapp hinter mir ging — ganz leiſe auftretend — der grüne Kilian. Der Kilian war früher einige Zeit lang Forſtgehilfe in den gewerkſchaftlichen Waldungen geweſen, jetzt war ers nicht mehr, wohnte mit ſeiner Familie in einer Hütte drüben in der Fiſchbacher Gegend, man wußte nicht recht, was er trieb. Nun ging er nach Hauſe. Er hatte einen Korb auf dem Rücken, an dem er nicht ſchwer zu tragen ſchien, ſein Gewand war noch ein jägermäßiges, aber hüſch abgetragen, und ſein ſchwarzer Vollbart ließ nicht viel ſehen von ſeinem etwas fahlen Geſichte. Als ich ihn bemerkt hatte, nahm er die Pfeife aus dem Mund, lachte laut und ſagte: „Wo ſchiebſt denn hin, Bub?"

„Heim zu," meine Antwort.

„Was ſchleppeſt denn?"

„Sachen für den Chriſttag."

„Gute Sachen? Der Tauſend ſapperment! Wem gehörſt denn zu?"

„Dem Waldbauer."

„Zum Waldbauer willſt gar hinauf! Da mußt gut antauchen."

„Thu's ſchon," ſagte ich und tauchte an.

„Nach einem ſolchen Marſch wirſt gut ſchlafen bei der Nacht," verſetzte der Kilian, mit mir gleichen Schritt haltend.

„Heut wird nicht geſchlafen bei der Nacht, heut iſt Chriſtnacht."

„Was willſt denn ſonſt thun, als ſchlafen bei der Nacht?"

„Nach Kathrein in die Mette gehen."

„Nach Kathrein?“ fragte er, „den weiten Weg?“

„Um zehn Uhr abends gehen wir von Haus fort und um drei Uhr früh ſind wir wieder daheim.“

Der Kilian biß in ſein Pfeifenrohr und ſagte: „Na hörſt du, da gehört viel Chriſtentum dazu. Beim Tag ins Mürzthal und bei der Nacht in die Mette nach Kathrein! So viel Chriſtentum hab ich nicht, aber das ſage ich dir doch: wenn du dein Bündel in meinen Buckelkorb thun willſt, daß ich es dir eine Zeit lang trag und du dich ausraſten kannſt, ſo haſt ganz recht, warum ſoll der alte Eſel nicht auch einmal tragen!“

Damit war ich einverſtanden, und während mein Bündel in ſeinen Korb ſank, dachte ich: Der grüne Kilian iſt halt doch ein beſſerer Menſch, als man ſagt.

Dann rückten wir wieder an, ich huſchte frei und leicht neben ihm her.

„Ja ja, die Weihnachten!“ ſagte der Kilian pfauchend, „da gehts halt drunter und drüber. Da reden ſich die Leut in eine Aufregung und Frömmigkeit hinein, die gar nicht wahr iſt. Im Grund iſt der Chriſttag wie jeder andere Tag, nicht einen Knopf anders. Der Reiche, ja, der hat jeden Tag Chriſttag, unſereiner hat jeden Tag Charfreitag.“

„Der Charfreitag iſt auch ſchön,“ war meine Meinung.

„Ja, wer genug Fiſche und Butter und Eier und Kuchen und Krapfen hat zum Faſten!“ lachte der Kilian.

Mir kam ſein Reden etwas heidentümlich vor. Doch was er noch weiters ſagte, das verſtand ich nicht mehr, denn er hatte angefangen, ſehr heftig zu gehen und ich konnte nicht recht nachkommen. Ich rutſchte auf dem glitſchigen Schnee mit jedem Schritt ein Stückchen zurück, der Kilian hatte Fußeiſen angeſchnallt, hatte lange Beine, war nicht abgemattet — da gings freilich voran.

„Herr Kilian!“ rief ich.

Er hörte es nicht. Der Abſtand zwiſchen uns wurde immer größer, bei Wegbiegungen entſchwand er mir manchmal ganz aus den Augen, um nachher wieder in größerer Entfernung, halb ſchon von Nebeldämmerung verhüllt, aufzutauchen. Jetzt wurde mir bang um mein Bündel. Kamen wir ja doch ſchon dem Höllkogel nahe. Das iſt jene Stelle, wo der Weg nach Alpel und der Weg nach Fiſchbach ſich gabeln. Ich hub an zu laufen; im Angeſichte der Gefahr war alle Müdigkeit dahin, ich lief wie ein Hündlein und kam ihm näher. Was wollte ich aber anfangen, wenn ich ihn eingeholt hätte, wenn ihm der Wille fehlte, die Sachen herzugeben, und mir die Kraft, ſie zu nehmen? Das kann ein ſchönes Ende werden mit dieſem Tage, denn die Sachen laſſe ich nicht im Stich, und ſollte ich ihm nachlaufen müſſen bis hinter den Fiſchbacher Wald zu ſeiner Hütte!

Als wir denn beide ſo merkwürdig ſchnell vorwärts kamen, holten wir ein Schlittengeſpann ein, das vor uns mit zwei grauen Ochſen und einem ſchwarzen Kohlenführer langſam des Weges ſchliff. Der Grabler Hanſel. Mein grüner Kilian wollte ſchon an dem Geſpann vorüberhuſchen, da ſchrie ich von hinten her aus Leibeskräften: „Hanſel! Hanſel! Sei ſo gut, leg mir meine Chriſttagſachen auf den Schlitten, der Kilian hat ſie im Korb und er ſoll ſie dir geben!“

Mein Geſchrei muß wohl ſehr angſtvoll geweſen ſein, denn der Hanſel ſprang ſofort von ſeinem Schlitten und nahm eine thatbereite Haltung an. Und wie der Kilian merkte, ich hätte hier einen Bundesgenoſſen, riß er ſich den Korb vom Rücken und ſchleuderte das Bündel auf den Schlitten. Noch knirſchte er etwas von „dummen Bären“ und „Undankbarkeit“, dann war er aber auch ſchon davon.

Der Hanſel rückte das Bündel zurecht und fragte, ob man ſich draufſetzen dürfe. Das bat ich nicht zu thun.

So that er's auch nicht, wir ſetzten uns hübſch nebeneinander auf den Schlitten und ich hielt auf dem Schoß ſorgfältig mit beiden Händen die Sachen für den Chriſttag. So kamen wir endlich nach Alpel. Als wir zur erſten Freſenbrücke gekommen waren, ſagte der Hanſel zu den Ochſen: „Oha!“ und zu mir: „So!“ Die Ochſen verſtanden und blieben ſtehen, ich verſtand nicht und blieb ſitzen. Aber nicht mehr lange, es war ja zum Ausſteigen, denn der Hanſel mußte links in den Graben hinein und ich rechts den Berg hinauf.

„Dank dirs Gott, Hanſel!“

„Iſt ſchon gut, Peterl.“

Zur Zeit, da ich mit meiner Laſt den ſteilen Berg hinanſtieg gegen mein Vaterhaus, begann es zu dämmern und zu ſchneien. Und zuletzt war ich doch daheim.

„Haſt alles?“ fragte die Mutter am Kochherd mir entgegen.

„Alles!“

„Brav biſt. Und hungerig wirſt ſein.“

Beides ließ ich gelten. Sogleich zog die Mutter mir die klingendhart gefrorenen Schuhe von den Füßen, denn ich wollte, daß ſie friſch eingefettet würden für den nächtlichen Mettengang. Dann ſetzte ich mich in der warmen Stube zum Eſſen.

Aber ſiehe, während des Eſſens geht es zu Ende mit meiner Erinnerung. — Als ich wieder zu mir kam, lag ich wohlausgeſchlafen in meinem warmen Bette, und zum kleinen Fenſter herein ſchien die Morgenſonne des Chriſttages.

Vom Kickel, der eingeſperrt geweſen iſt.

Das Herumzigeunern wär halt deine Sach, gelt Peterl? Daheim, alleweil daheim iſt's nicht luſtig. Alleweil aus dem grünglaſierten Töpflein Milch trinken und alleweil von der Mutter mit einem naſſen Lappen über das Geſicht gewaſchen werden und alleweil im weißen Schubbettchen neben dem Ofen ſchlafen iſt nicht luſtig. Man will doch einmal auch ſein Mittagsmahl vom Heidelbeerkraut pflücken und aus dem Bache trinken; man will ſich doch auch einmal auf dem Erdboden wälzen und im Schlamme umherpatſchen; man will doch auch einmal in einer alten Heuhütte ſchlafen, während draußen in der fremden Schlucht ein fremdes Waſſer rauſcht und des Morgens, wenn man aufwacht, ganz fremde Bäume in der roten Sonne ſtehen und fremde Leute auf der Wieſe das naſſe Gras mähen.

Und ob man das will! Und ob's der Vater verbietet! — „Die Kinder gehören heim! Und nach der Schule wirſt du den geraden Weg heimwärts wohl finden!“ — Den geraden Weg! Einen ſolchen giebts gar nicht im Gebirge — beſonders wenn der Zutrum Simmerl in der Schule iſt, und wenn der Zutrum Simmerl ſagt: Peterl, geh mit mir, bei mir daheim im Zutrumshaus giebts allerhand Kurzweil: Einen weißgefleckten Kettenhund, der Junge hat, Kirſchbäume, die alle rot und ſchwarz ſind, hinter dem Haus eine Köhlerhütte mit Stroh, auf der man liegen kann, und in der Schlucht der Trabach, aus dem man die Forellen und die Krebſe mit der Hand fängt, damit ſie nachher die Mutter braten und kochen kann.

Die Zutrumleute waren weitläufige Vettern und Muhmen von uns geweſen, und wenn der junge Vetter Simmerl ſagt: Geh mit! — na da geht man freilich mit. Es war eine ganze Stunde weit von meinem Elternhauſe bis dahin, und wenn die Schule, wo wir zuſammenkamen aus Alpel und aus dem Trabachgraben, auch in der Mitte lag, ſo wurde mir auf dem Wege zum Zutrum doch die Welt von Schritt zu Schritt fremder. Und als die Sonne niederſank über den ſchwarzen Sattel des bewaldeten Gölk und die Ahorne ſehr lange Schatten warfen über die friſchgemähte Matte hin, da ward mir unheimlich. Das Heu duftete, die Grillen zirpten, die Fröſche quakten wie daheim, ſonſt alles anders, die Berge viel ſteiler, der Graben viel tiefer. Enge ward es mir. Endlich ſahen wir hinab auf die grauen Schindeldächer des Gehöftes, aus deſſen weißgetünchtem Schornſteine leichter Rauch aufſtieg. Und es war ſchon die Abenddämmerung und zwiſchen hohen Fichten her kam der mir ſo wohlbekannte heimliche Geruch eines Kohlenmeilers. Unterwegs hatten wir bei Ameishaufen, Fuchslöchern, Zaunſtiegeln, Brünnlein und Tümpeln mancherlei Aufenthalt genommen, aber jetzt beſchleunigte ſich der Simmerl. Ich aber wollte nicht mit, wollte umkehren. Das erſtemal in meinem Leben ſollte ich in ein fremdes Haus einkehren — mir gebrach der Mut. Aber der Simmerl packte mich friſch am Arme, und hinab mit mir in den Hof und hinein bei der großen ſchönen Thür in das Haus. Im Vorhauſe ein kühler, obſtelnder Duft; die Küche gemauert, mit faſt weißen Wänden wie im Wirtshaus. Am offenen Herdfeuer wirtſchafteten bei Keſſeln und Töpfen Weibsleute herum, und zu einer derſelben, die ein blaſſes, ſchönes, gütiges Geſicht hatte, trat der Simmerl hin, gab ihr die Hand und ſagte: „Grüß Euch Gott, Mutter!“ Das erſtemal war's in dieſem Hauſe, daß ich hörte, wie Kinder beim Fortgehen und Ankommen ihre Eltern ehrerbietig grüßen, als gingen ſie in ein fernes Land oder kehrten von einem ſolchen zurück. In unſerer Gegend daheim liefen wir davon, wie das Kalb vom Stalle, höchſtens daß ich des Morgens beim Schulgehen ſagte: „Jetzt geh ich“, und die Mutter antwortete: „Ja, ſo geh nur in Gottesnam!“ Es war auch etwas, allein ſo herzlich und feierlich war's doch nicht, wie wenn die Zutrum-Kinder „Grüß Euch Gott“ oder „Behüt Euch Gott!“ ſagten und den Eltern die Hand gaben. Kurz, mir kam dieſer Eintritt in das Zutrumhaus geradezu erhaben vor.

„Und das iſt mein Schulkamerad, der Waldbauern-Peterl!“ Alſo ſtellte mich der Simmerl ſeiner Mutter vor.

„Schau, das iſt brav!“ ſagte ſie, wiſchte an ihrer blauen Schürze die rechte Hand ab und reichte ſie mir. Ich war nicht ganz ſicher, ob auch mein Patſchel hingehalten werden ſollte, zögerte, that es aber endlich doch.

„Mutter!“ rief der Simmerl, „wir laufen zum Bach hinab.“

„Nicht zu weit, es wird bald zum Nachtmahl ſein.“

Da waren wir wieder im Freien, und das war ja ganz glatt abgegangen. Zum Bache kamen wir an demſelben Abende nicht mehr, denn es war der weißfleckige Kettenhund mit den Jungen! Die letzteren waren in einem bunten Häuflein beiſammen, in dem es ſich ununterbrochen regte und kreiſete, bis ſich manchmal ein Tierlein, kaum größer wie eine Ratte, loslöſte, und täppiſch hinkugelte. An dieſen Dingern war ſchier alles Kopf, und am Kopfe wieder ſchier alles Schnauze und die Schnauze wuzelte ſich den Zitzen zu, welche die alte Weißgefleckte zur Verfügung ſtellte. Das alles, und dann das beſorgliche Knurren der Alten und das ängſtliche Winſeln der Jungen und der mürfelnde Geruch, welcher aus dem Hundelager herkam, betäubte mich beinahe vor lauter Wonne.

„Beißt ſie?" fragte ich den Simmerl, indem ich die Hündin ſtreicheln wollte.

„Jetzt nicht, darum haben wir ihr auch die Kette abgenommen. Mein Vater ſagt: Jetzt hat ſie keinen Feind, jetzt iſt ſie ganz Mutter. Aber wie er ein Junges hat aufheben wollen, hat ſie ihn doch in die Finger geſchnappt."

„Habt ihr eine Kirche?" fragte ich, denn es läutete ein Glöcklein.

Da lachte der Simmerl, denn es war die Hausglocke und ſie rief zum Nachtmahle.

In der Stube, welche ſchon ſehr dämmerig war, ſtanden zwei große viereckige Tiſche. Als das Tiſchgebet gemeinſam und laut gebetet war und die ſehr großen Suppenſchüſſeln ihre warmen duftigen Wolken aufſteigen ließen, ſetzten ſich an den einen Tiſch etwa zwölf Burſche, ältere Männer, junge Dirnen und betagte Weibsbilder. Am anderen Tiſche, ſchier in der Ecke, nahm der Hausvater Platz, ein dicker, behäbiger, gemütlicher Mann mit glattraſiertem Geſichte und einem Doppelkinn; dann kamen ſeine Kinder, von der erwachſenen fröhlichen Lennerl bis herab zum Simmerl und noch tiefer herab zu zwei ſchier ganz kleinen Kindlein, die von der Magd mit einem Löffel Milchſuppe in den Mund gegoſſen bekamen. Neben dem Simmerl durfte ich ſitzen, und weil der Weg in die gemeinſame Schüſſel etwas weit war, ſo hatten wir zwei zuſammen ein Extraſchüßlein bekommen, aus welchem wir die Brocken löffelten. Es war Weißbrot, wie es bei mir daheim nicht immer angetroffen werden konnte. Die Hausmutter ging zu und ab, um die Tiſche zu verſehen, und immer auf kurze Zeit ſetzte ſie ſich zu uns, um etliche Biſſen, gleichſam im Vorübergehen, zu erhaſchen. Ja ja, das ging meiner Mutter daheim auch ſo. Wer kocht, der braucht nichts zu eſſen, ſagen aberwitzige Leute.

Immer wieder mußte ich an Daheim denken, wo ſie ja jetzt auf mich warten werden mit dem Abendeſſen und mutmaßen, warum er denn nicht heimkommt, der Bub, und wo er denn ſein mag, der Bub? Bis es vielleicht einem oder dem anderen einfällt: Der iſt heilig mit ſeinem Schulkameraden zum Zutrum gegangen.

Nach der Milchſuppe kam eine Schüſſel voll Salat in Eſſig. Das war mir ſchon wieder einmal was Neues; bei mir daheim gabs nur Salat in Buttermilch, welche ja auch naß und ſäuerlich iſt, folglich den koſtſpieligen Eſſig ganz leicht erſetzen kann. Wir daheim aßen das Grünzeug mit dem Löffel, hier that man's mit der Gabel. Ich ſtach mich mit ſolchem Werkzeuge ein paarmal in den Mund, durfte aber nicht muckſen, während daheim bei derlei Ereignis gewiß ein helles Zetergeſchrei gemacht worden wäre.

Nach dem Salate kam erſt die allergrößte Schüſſel; dieſe enthielt gekochte Kirſchen in der eigenen Suppe. Da durfte ich wohl wieder den Löffel nehmen, wäre er nur recht groß geweſen! Denn dieſe ſchwarze Kirſchenſuppe war ſehr köſtlich! Aber Umſtände machten die Leute. Die Kerne quetſchten ſie im Munde heraus und gaben ſie wieder zurück auf einen Teller oder in die hohle Fauſt. Wir daheim aßen die Kerne mitſamt den Kirſchen.

Was bei Tiſche etwa geſprochen worden, das weiß ich nicht, iſt mir gewiß auch ganz gleichgiltig geweſen, weil das Geſpräch nichts zum eſſen iſt. Daß ſie beim „Leutetiſch“ drüben lauter und fröhlicher waren, als wir herüben beim Hausvatertiſch, kam davon, weil unter ihnen ein alter Menſch war, der in ernſthafteſter Weiſe die wunderlichſten Reden that, worüber die anderen lachten, bis aber eine Magd ſagte:

„Na, den Kickel ſollt man nicht ſo auslachen. Das iſt nicht recht, den Kickel ſo auslachen!“

„Wer lacht ihn denn aus?“ lachte ein Knecht, „wir lachen halt, weil's uns gefallt.“

Das muß ich doch herübergehört haben, denn ſonſt könnte ich's nicht wiſſen. Nun weiß ich aber auch, daß der alte Kickel plötzlich von ſeinem Sitze emporſchnellte und mit weitſchwingendem Arme, an welchem das Hemd flatterte, an die gegenüberſtehende Stubenthür einen Kirſchkern warf, der dann wieder mitten in die Stube zurückſprang. Dabei ſagte er „Puff!“ und lachte kreiſchend auf. Und das that er mehrmals, wozu die anderen ſagten: Es ſei ſchon recht, er ſolle in die Thür nur ein Loch werfen, damit man in die Küche hinausgucken könne, ob am Herde heute auch noch Sterz gekocht werde. Jetzt hob der Kickel ſeinen anderen Arm und „Puff“ ſchleuderte er die handvoll Kerne auf einmal an die Thür, daß es knatterte wie bei einem Hagelwetter. Dabei verzerrte der Alte ſein runzeliges Geſicht und ſtieß einen zornigen Fluch aus. Nun ſtand an unſerem Tiſche der Hausvater auf, ging zum tobenden Alten und ſagte begütigend: „Na, na, Kickel, nur nicht ſo arg. In der Stube ſo viele Kirſchbäume ſäen! Es wachſt ja doch keiner. Sei geſcheit, Kickel!“

Bei mir daheim würde der Vater anders geredet haben, wenn ſo ein Übermut die Stube mit Kirſchkernen vollgeworfen hätte.

Nun ſtellte ſich der alte Knecht vor den Hausvater, faltete die Hände und rief mit einer vor Angſt ſtöhnenden Stimme: „Zutrum, Zutrum! Ich weiß mir nicht zu helfen. Er meldet ſich halt ſchon wieder!“

„Michel! Natzel!“ ſagte der Hausvater zu zwei anderen Knechten, „bringt den Kickel in ſein Bett. Es iſt für ihn Zeit zum Schlafengehen.“

Dann haben ſie den Kickel hinausgeführt.

Jetzt, was ſoll das bedeuten?

„Und es iſt auch für die Kinder Zeit zum Schlafengehen,“ ſetzte der Hausvater bei. „Der Waldbauernbub ſoll im Oberſtübel ſchlafen.“

Die Enttäuſchung war arg. Da hatte ich gedacht, der Simmerl und ich würden nebeneinander auf einem Stadl im Heu liegen dürfen, eigentlich der Hauptgrund, weshalb ich mitgegangen war in dieſes fremde Haus. Nach dem Maße des Schmerzes darüber, daß es mit dem Heu nichts war, und daß ich ganz allein ſollte ſchlafen müſſen in einer finſteren Kammer, werden mir wohl die Thränen in die Augen getreten ſein. Bemerkt muß die Hausmutter ſo etwas haben, weil ſie ſagte: „Er kann ja auch im Stübel beim Simmerl ſchlafen, ein Bett ſteht leer.“

„Auch recht. Aber nicht zu lang ſchwatzen, Buben!“ Alſo der Hausvater. Darauf ging der Simmerl zu ſeinen Eltern, küßte ihnen die Hand und ſagte: „Gute Nacht!“ — Dieſe Art gefiel mir über die Maßen, und ich beſchloß, ſie auch bei mir daheim einzuführen. Dazu gekommen bin ich zwar nicht; ich hatte mich bei meinen Eltern ſtets geſchämt, ganz ſchlimm zu ſein, aber ich hatte mich immer auch geſchämt, ganz brav zu ſein; beſonders gewiſſe Förmlichkeiten, ſo gut ſie mir auch gefielen, widerſtrebten mir, wenn ich ſie ſelbſt ausführen ſollte.

Aus dem Befehle, „nicht zu lange zu ſchwatzen“, ſchloß ich, daß wir überhaupt ſchwatzen durften, und als wir jeder in ſeinem Bettchen lagen, das Licht ausgelöſcht hatten, ſo daß nichts mehr zu ſehen war, als die zwei blaſſen viereckigen Fenſter, fragte ich den Simmerl: „Ja, was hat er denn gehabt, dieſer Menſch, der Kickel?“

„Kirſchkern,“ antwortete der Junge.

„Warum er ſo wild worden iſt?“

„Ja, der Kickel!“ ſagte mein Kamerad. „Weißt du's nicht, daß er zehn Jahre eingeſperrt iſt geweſen? Im vorigen Jahr haben ſie ihn ausgelaſſen.“

„Warum?“

„Weil der Kaiſer geheiratet hat.“

„Deswegen haben ſie ihn eingeſperrt?“

„Nein, deswegen haben ſie ihn ausgelaſſen.“

„Aber Jeſſes, warum ſie ihn eingeſperrt haben, möchte ich wiſſen!“ Alſo mein Schrei.

„Wenn du ſo ſchreiſt, wird der Vater kommen mit dem Karabatſchel. — Seinen Buben hat er umgebracht.“

Es war grauenhaft. Jetzt wußte ich nicht, hatte der Kickel ſeinen Buben umgebracht, oder der Zutrum. Wagte aber nicht mehr zu fragen, und wie ich ſpäter doch noch einmal verſuchte, gab der Simmerl keine Antwort mehr, er war eingeſchlafen.

Am nächſten Morgen waren wir durch eine helle Stimme: „Schulbuben! Es iſt Zeit!“ geweckt worden. Vor dem herzförmigen Fenſtergitter fächelte ein Zweig des Hollunderſtrauches, dazwiſchen ſchien hell und grell die Sonne herein auf unſere ſchneeweißen Betten, und draußen plätſcherte der Hausbrunnen. Ich hätte mich mit dem Simmerl gleichzeitig anziehen ſollen, ſchämte mich aber, meine Beine aus der Decke hervorzuziehen. Mit einem langen Arm zog ich von der Bank die Hoſe ins Bett und ſtreifte ſie mit anerkennenswerter Geſchicklichkeit unter der Decke an die Glieder. Dann hinaus zum Brunnen.

Nach dem Waſchen das Morgengebet. Der Simmerl wollte in Rückſicht auf ſeinen Gaſt darüber hinausgehen, indem er vorgab, mich noch ſchnell in den Stall zum Schimmel führen zu müſſen, allein ſeine Mutter ſagte: „Schimmel wird er ſein Lebtag noch genug ſehen. Den heiligen Geiſt braucht ihr in der Schule. Das Morgengebet beten! Kniet nur gleich nieder allzwei!“ Vor dem Tiſche knieten wir uns auf die Bank, beteten jeder für ſich ein paar Vaterunſer, wobei mir einfiel: Bei uns daheim iſts nicht ſo ſtreng. Zwar ſagt auch die Mutter, man müſſe beten, kommandiert einen aber nicht ſchnurſtracks auf die Bank. — Nun ſollte ich auch ſehen, was das Beten ausmacht. Kaum hatten wir unſere Ellbogen von der Tiſchplatte gehoben, ward dieſe mit einem weißen Tuche gedeckt, mit weißen Schalen beſtellt, mit Weißbrot belegt und in die Schalen ward aus dem Rohr einer glänzenden Zinnkanne eine braune Suppe gegoſſen. Bei uns daheim war das juſt umgekehrt, alles andere braun, die Suppe aber weiß. Hier gabs zum Frühſtück keine Milchſuppe, ſondern Kaffee. Ich hatte ſchon von ihm gehört; die herriſchen Leute eſſen Kaffee, aber ein alter Kohlenbrenner hatte geſagt: „Meine lieben Leut, ich bin ſicherlich ſchwarz! Schaut mich an, ob ich ſchwarz bin! Aber ſo ſchwarz und ſo ſchlecht bin ich nicht, wie die ſchwarze Suppe aus dem Mohrenland. Die hat der Teufel aufgebracht, und der Bauersmenſch wird hin, wenn er Kaffee ißt!“ — Ich weiß nicht, ob der Kohlenbrenner es wußte, wie weiſe er geſprochen hatte; ich weiß auch nicht, ob man ihm geglaubt hat; ich weiß nur, daß alles leckerig war nach Kaffee und daß ich es nun ſchon nicht erwarten konnte, mit dem Löffel in die ſchwarze Suppe zu fahren. — Uuh! — das iſt nicht gut, das iſt gallbitter! Den hat freilich der Teufel aufgebracht!

„Du haſt ja keinen Zucker hineingethan!“ lachte der Simmerl und warf mir aus einer Taſſe etliche Brocken in meine Schale. — Nun wars ein bißchen anders. Der Simmerl ſah mich an und ſchmunzelte. Ich werde darnach dreingeguckt haben.

Nach dem Frühſtück den Zutrumleuten „Behüt Gott“ ſagen und fort in die Schule. Ich war ganz muthig geworden und hielt zu Dank und Abſchied meine rechte Hand hin wie ein erwachſener ordentlicher Menſch, und da fiel es mir ein: Wie leicht doch das Bravſein geht, wenn man nicht daheim iſt!

Als wir die Bergwieſe hinangingen, war dort der alte Nickel zu ſehen, der mit einer Holzgabel Heuhaufen auseinander ſtreute, damit es in der neuen Sonne noch beſſer trocknen konnte. Heute ſah ich erſt, daß er ſehr kümmerlich war. Mitten am Leibe abgebogen, faſt geknickt, mit jedem Schritte hinkend, ſchwankend. Die Kniehoſe war gewiß auch einmal von Leder geweſen, jetzt hatte ſie gar viele Flicken aus anderem Stoff, mit groben, unhilflichen Nähten angeheftet. Die Füße und die ſehr braunen und hageren Unterſchenkel waren nackt. Bruſt und Arme wurden von einem braunen Rupfenhemde bedeckt; der alte Filzhut ſaß wie ein umgeſtülpter löcheriger Keſſel auf dem kleinen grauen Kopfe, doch war er mit einer hoch in die Luft ſtehenden Geierfeder geſchmückt. Die Kniee, die Ellbogen, die Finger — das war alles ſo ſcharfeckig, daß man glaubte, ſein Lebtag bringe der Alte nichts mehr ins Gerade, und er war wie ein verknorpelter Zirnſtrauch auf der hohen Alm, wo der Sturmwind alles verkrüppelt. Als er uns geſehen hatte, rückte er manierlich den Hut, dann arbeitete er weiter.

„Du,“ fragte ich nun meinen Schulkameraden. „Was iſts denn mit dem Kickel?“

„Wenn wir weiter oben ſind, erzähl ich dir's,“ antwortete der Simmerl.

Und als wir in den Wald hineinkamen, wo der Boden flacher ward, legte er ſeinen Arm in den meinen und ſagte:

„Er hat einen Sohn gehabt, und den hat er totgeſchoſſen.“

„Unverſehens? Zufleiß?“ fragte ich ſehr erſchrocken.

„Zufleiß, ganz zufleiß!“

„Was hat er denn aber angeſtellt, der Sohn?“

„Gar nichts. Ganz ein braver Menſch iſt er geweſen, ſagt mein Vater.“

„Gott ja! Und hat er ihn denn ſo ſchreckbar gehaßt, den Sohn?"

„So viel lieb ſoll er ihn gehabt haben, den Sohn, viel zu viel lieb."

„Und deswegen niedergeſchoſſen?"

„Ja, das weiß ich ſelber nicht, wie es geweſen iſt," gab der Simmerl zu.

„So iſt der Kickel halt wahnſinnig," hierauf ich.

„Wahnſinnig nicht. Aber ein biſſel verrückt wohl, ein biſſel verrückt ſein Lebtag und die Leute ſagen, man kann ſich's nicht denken, weil er ſonſt ſo geſcheit iſt geweſen und ein tüchtiger Jäger im Kaiſerlichen drüben, und auch gut gelehrt. Aber die vielen Bücher, die er geleſen hat, ſollen ihn zum Narren gemacht haben, ſagen die Leute."

Ich beſchleunigte meine Schritte.

„Was laufſt denn ſo, Peter?"

„Wenn er uns nachkommt!"

„Oh, der Kickel thut uns nichts. Die Leute ſagen, er hätte auch ſeinen Sohn nicht umgebracht, wenn er ihn nicht ſo gern gehabt hätt."

„Du Simmerl, wenn er uns auch gern hat!"

„So viel nicht, wie ſeinen Sohn."

„Du Simmerl, das verſtehe ich aber nicht."

„Ich will den Vater einmal fragen, wie es lauter geweſen iſt."

Und nichts weiter. Am ſelbigen Tage war ich in der Schule nicht viel nutze. Wenn das ſo iſt! Mein Vater ſoll mich ja auch gern haben. Er ſelber hat mir's zwar nie geſagt, aber die Mutter hat mir's geſagt. Wenn es ſo iſt, da getraut man ſich gar nicht mehr zu Leuten, die einen gerne haben. „Und was hat denn der Peterl," fragte der Schulmeiſter, „daß er heute ſo zerſtreut iſt?"

Am Nachmittage war ich endlich wieder bei meinem Elternhauſe. Hinter den Fichten ſtand ich eine Weile feſt in den Sandboden gebohrt — und was wird jetzt werden? — Mein Vater kam mit einem klappernden Schubkarren heran.

„Geh hinein eſſen," rief er mir zu, „nachher komm hinaus in den Wald, wir müſſen Brennholz klauben."

„Haſt in der vorigen Nacht beim Zutrum geſchlafen?" fragte meine Mutter, als ſie mir das für mich aufbewahrte Mittagsbrot vorſetzte.

„Mutter, der Simmerl hat mich nicht auslaſſen wollen, bis ich mit ihm gegangen bin."

„Iſt ja recht, Kind. Die Zutrumbäuerin hat ſich letztlich ſchon bei deinem Vater beklagt, daß du dich denn gar nicht anmelden wollteſt bei deinen Vettern und Muhmen. Meine Mutter und der Zutrumbäuerin ihre Mutter ſind Schweſtern geweſen."

Die Gefahr war gänzlich vorüber. Draußen im Walde fragte ich meinen Vater, ob er des Zutrum alten Knecht Kickel kenne, und was es denn ſei mit ihm?

„Jetzt iſt keine Zeit zum Schwatzen, jetzt heißt's Holzklauben," das war ſeine Antwort.

Etliche Wochen ſpäter war ich mit meinem Vater auf der Ochſenhalde. Es war ſchon Feierabend, die Ochſen, welche tagsüber an den Pflug geſpannt geweſen, bohrten noch ihre Schnauzen in das Futter und graſten emſig. Wir ſtanden daneben und warteten, bis ſie ſatt waren. — Jetzt wäre doch eine Zeit zum Schwatzen, fiel es mir ein, und ich fragte wieder nach dem Kickel.

„Kind, laß den Kickel gehen," entgegnete mein Vater,

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

„dir thut er nichts und uns behüt unſer Herrgott vor aller Verirrung. — Siehſt du, die Schmelchen (Riſpengras) wollen ſie nicht freſſen, der Hunger wird nicht mehr gar groß ſein.“

Bald darauf führten wir die Ochſen in den Hof. Jetzt war nichts weiter, und es vergingen viele Jahre. Wenn ich in dieſer Zeit geſtorben wär, ſo hättet ihr, meine Leſer, vom Kickel kaum je etwas erfahren. Hingegen wuchs ich aber heran zu einem zwar dünnen, aber leidlich ſchlanken Burſchen, zu ſchmal für einen Bauern, aber lang genug für einen Stadtherrn — nun ihr wißt es ja.

Und einmal zur Sommerszeit, als ich das weltferne Alpel wieder beſuchen wollte, holte ich unterwegs im Walde einen Bauernburſchen ein. Ein junger, hübſcher, aber ernſthafter Menſch im Sonntagsgewand, obſchon Werktag war. Das fiel mir auf. Er hatte eine ſtramme Haltung, ſetzte beim Gehen die Beine leicht und gleichmäßig aus, ſo daß ich dachte: Der iſt Soldat geweſen oder noch einer. Auch ſeine rötlichblonden Haare waren derart kurz geſchnitten und hinten raſiert, ſo daß der runde friſchgefärbte Nacken ein paar Zoll glatt war bis zum Hemdkragen hinab. Das längliche Geſicht mit der etwas dünn geratenen Naſe, dem falben ganz leichten Schnurrbärtchen und den offenen, klugen Augen ließen vermuten, daß es nicht einer der tölpelhaften und einfältigen war. Damals hatte ich auf ſolchen Straßen noch ebenſo gern Weggenoſſen, als ich heute allein gehe. Alſo verſuchte ich es mit ihm. Meine Frage, wohin er gehe? Er gehe heim auf ſeinen Holzſchlag im Fiſchbacherwald. Wo er geweſen? In Krieglach, auf dem Friedhof. Was ſo ein lebfriſcher Burſche auf dem Friedhof mache?

„Nu, wie's halt ſchon manchmal iſt," anwortete er. „Dem alten Kickel hat's gegolten."

Dem alten Kickel! Den Namen hatte ich ſchon nennen gehört. Ja ſo, das war doch der alte Knecht beim Zutrum geweſen, welcher —

„Wir wollen miteinandergehen, daß es kurzweiliger iſt. Ich bin der Waldbauern Peter." Das war meine Einleitung.

„Kenn Sie eh," war ſeine Antwort. „Hab Sie auch in Graz oft begegnet, wie ich bei den Soldaten war, Sie haben mich aber nicht erkannt."

„Und warum haſt du dich nicht zu erkennen gegeben, wenn du einer von daheim biſt?"

„Ich habe Sie wohl einmal wollen anreden, aber dann gedacht, ein gemeiner Soldat, wer weiß, ob's ihm angenehm wäre."

„Natürlich! Du ein gemeiner Soldat, ich gar nichts."

„Ah, das nicht," meinte er, „Sie ſind ſchon wer. Ich weiß es wohl."

„Alſo den Kickel habt ihr heute begraben. Und wo ſind denn die Anderen?"

„Die paar Leute ſind ſchon voraus. Ihrer viele ſind nicht mitgegangen. Er war ein armer Einleger."

„Da biſt gewiß ein Träger geweſen?"

„Nein," ſagte er, „ich bin nur ſo hinten nachgelaufen. Nicht einmal gebetet iſt worden, weil ſie geſagt haben, er wär eh ein Heide geweſen. Ich habe mir gedacht, ſchlechter wie die meiſten Leute war er auch nicht. Daß er halt Unglück hat gehabt. Es wird ihm wohl ſo aufgeſetzt geweſen ſein. In Gottesnamen, jetzt hat er Ruh."

„Was für ein Unglück ſoll er denn gehabt haben?"

war meine Frage; endlich glaubte ich nahe daran zu ſein, die alte, nun wieder erwachte Neugierde zu befriedigen.

„Sie werden eh gehört haben von der Geſchicht,“ ſagte der Weggenoſſe.

„Ja, läuten gehört, aber nie gewußt von woher, weißt du was Genaues?“

„Wiſſen thu ichs ſchon,“ meinte er.

Alſo hatte ich ihn ſo weit gebracht, daß er anfing, mir alles zu erzählen. Es ſind ſeither wieder viele Jahre her, allein ſolche Sachen vergißt man nicht, und ich will die Geſchichte vom Kickel jetzt mitteilen.

Der Iſidor Kickel war der einzige Sohn eines Gutsverwalters auf dem Fürſt Schwarzenbergiſchen Schloſſe zu Murau geweſen. Er ſollte ſtudieren, wollte auch, ſprang aber aus im ſiebenten Jahre, als er den Jahrgang hätte wiederholen ſollen. Hernach verſuchte er es mit einer Landwirtſchaftsſchule, lernte Waldkultur und wollte Förſter werden. Brachte es aber nur bis zu einem Forſtgehilfen oder Jäger, als welcher er angeſtellt wurde in den kaiſerlichen Waldungen bei Neuberg. Er hätte vielleicht doch Gelehrter werden ſollen, denn es war ſo etwas Grübleriſches in ihm, und er las viel in Büchern zu ſeiner freien Zeit. Viel zu viel in Büchern. Auch führte er manchmal ſolche Reden und hielt ſich von der Kirche fern, daß die Leute ſagten, der Jäger-Kickel wäre vom chriſtlichen Glauben abgefallen. Heute geſchieht das oft, ſetzte mein Wegkamerad bei. Dazumal iſt es was Neues geweſen. Man weiß das nicht, wie er's inwendig mit ſich gehalten hat; ganz in Ordnung, ſagen die Leute, wird's wohl nicht geweſen ſein. Aber ſonſt kein ſchlechter Menſch. Einmal, wie er doch bei einem Feſte in der Kirche iſt, nimmt er Geld aus dem Sack und will's dem Klingelbeutelmann geben, aber der geht an ihm vorbei, gleichſam: Du Unchriſt, dein Geld iſt mir zu ſchlecht. Darauf hat der Kickel die Münze einem armen alten Weibel geſchenkt, dem war ſie nicht zu ſchlecht, und die Leute haben brav gelacht. Einmal hat ſich in die Kirche hinein eine Schwalbe verflogen und nicht mehr herausgefunden, weil die Fenſter ein Drahtgitter haben und die Thür ganz hinten iſt. Und abfangen hat man ſie auch nicht können. Da geht der Kickel jeden Tag in die Kirche, und der Meßner hat gemeint, er bekehrt ſich. Der Kickel hat aber nur Vogelfutter hineingetragen, daß die Schwalbe nicht verhungert iſt. Und mit der Bekehrung war's halt wieder nichts. Die Leute haben ihn trotzdem gern gehabt und kein Menſch hat ihm was Schlechtes können nachſagen. — Dann hat er eine Lehrerstochter aus der Veitſch geheiratet, ſieben Kinder bekommen, wovon er in früher Zeit ſechs durch den Tod verlor, drei auf einmal und ſein Weib dazu bei einer Seuche. Nur ein einziges Kind war ihm geblieben, ein Knabe, Oswald geheißen. Man kann oft erfahren, daß Leute, die an ein jenſeitiges Leben nicht glauben können, in dieſem um ſo lebensdurſtiger und liebesinniger ſind. Beim Kickel war es faſt auch ſo. Seine Liebe zum einzigen Kinde ward zur ſchweren berückenden Leidenſchaft, und alles, alles, was in ſeiner Macht ſtand, bot er auf, um dem jungen, hübſchen, heiteren Oswald ein gutes und ſchönes Leben zu bauen. Er ließ ihn unterrichten, er wollte ihn, als der Junge zwölf Jahre alt geworden war, nach Wien ſchicken in ein Inſtitut, aber Oswald blieb lieber in ſeinen heimatlichen Bergen, und der Jäger brachte es nicht übers Herz, den Knaben fortzuzwingen. Wenige Jahre ſpäter trieb er für ihn eine Schreiberſtelle im kaiſerlichen Forſtamte zu Neuberg auf, und noch ein paar Jahre ſpäter gab es Hochzeit. Ein holdes Bürgerskind aus Mürzzuſchlag war Oswalds Erwählte. Die Liebesgeſchichte unterſchied ſich wahrſcheinlich nicht von anderen, und auch die weiteren Verhältniſſe blieben auf der gewöhnlichen Bahn. Oswald wurde Holzmeiſter in den Hochſchlägen hinter Mürzſteg und bewohnte mit ſeinem Weibchen ein Berghaus an der Hohen Veitſch. Nach kaum einem Jahre war natürlich der „kleine Bub“ da, und jetzt konnte Oswald zu ſeinem Vater ſagen: „Ich kann mirs nicht beſſer wünſchen, meine Sorge iſt, daß es nicht ſchlechter wird!“ Denn er muß ein noch viel zufriedenerer Menſch geweſen ſein, als ſein Vater und von ihm hat's kein Menſch gehört, wie er's mit der Religion gehalten. Sein Weib hat mir, fügte mein Burſche bei, ſpäter oft erzählt, wie er ſie um den Hals genommen hätte und geſagt: Gott ſei Lob und Dank, daß ich dich hab! So muß er doch was geglaubt haben. Und ſein Vater, der Kickel, iſt halt im Glück geſchwommen darüber, daß es ſeinem Oswald ſo gut geht.

Der Kickel-Jäger hat in einem alten abgeſtifteten Bauernhauſe gewohnt, in der einzigen Stube, die noch bewohnbar war, und er hat zur ſelben Zeit an einer Fußwunde gelitten, die er ſich durch einen Sprung vom Felſen zugezogen, und hat monatelang nicht ins Revier gehen können. Wenn Oswald an den Sonntagen vom Thale nach ſeinem Berghauſe hinaufſtieg, führte der Weg ihn da vorbei, und er ſprach bei ſeinem Vater zu, um ihn zu fragen, wie es mit dem kranken Bein gehe und um ihm eines und das andere zu bringen und mit ihm von ſeinem Weibe und von ſeinem lieben Knaben zu plaudern. Auch dieſen Knaben brachte er manchmal mit, und da machte der Kickel-Jäger ſeine Kaſten und Laden auf und lud Sohn und Enkel ein, alles was ihnen gefiele, mit ſich zu nehmen. „Nehmt nur, nehmt," ſoll er ſtets geſagt haben. „Es iſt ja eh nichts. Das biſſel Freud auf der Welt, ich hab ſie genoſſen, ſonſt iſt ja eh nichts. Wenn's ſchlimm wird — abzwicken."

Dann iſt jener Sonntag gekommen. Im Auguſt war's, am Morgen ſchon ſo heiß, daß der junge Holzmeiſter Oswald auf dem Weg in die Kirche bei ſeinem Vater zuſprach um einen Trunk Waſſer. „Wenn ich nachmittags zurückkomme," ſoll er zum Vater geſagt haben, „zahl ich dir den Brunnen mit Johannesſegen ab." Damit hatte er gemeint, er wolle Wein mitbringen. Den ſolle er nur dem Weibel und dem Bübel hinauftragen, hatte der Alte geantwortet. Aber denen fehle ohnehin nichts; das Weibel ſinge ſchon ſeit aller Morgenfrüh wie eine Lerche, und der kleine Anderl habe mitten im Schlaf aufgelacht, als er, der Oswald, ihm beim Fortgehen den Kuß gegeben.

„Schwerenöther, du!" hatte der Kickel-Jäger noch geſagt und ſeinem Sohn auf die Achſel geklopft — und dann „Auf Wiederſehen am Nachmittag!"

Um die Mittagszeit ſtieg über dem Hochſchwabgebirge ein Gewitter auf; es regnete nicht viel, aber ein paarmal tüchtig gekracht ſolls haben. Eine Stunde ſpäter kam vom Berge herab ein Holzknecht, der rief zum offenen Fenſter herein: „Kickel-Jäger, wenn du den Rauch ſehen willſt, ſo ſchau hinauf!"

„Was haſt denn? Was ſchreiſt denn ſo?“ fragte der Kickel, der ganz allein zuhauſe geweſen iſt.

„Das Berghaus brennt. Der Blitz hat eingeſchlagen.“

„Was ſagſt, Holzknecht?“

„Der Holzmeiſter, wenn er heimkommt, findet nichts mehr. 's iſt alles dahin.“

„Das Weib? das Kind?“

„'s iſt alles dahin. Wenn euer Sohn heimgeht, ſo bereitet ihn vor. Ich muß ins Niederalpel.“ Das hat der Holzknecht geſagt — und davon iſt er.

Ich kann es nicht wiedergeben, wie mein Weggenoſſe es erzählt hat, gerade wie ein Meſſer ins Herz iſt es mir gegangen. Aber der Burſche blieb ganz ruhig, und erzählte weiter.

Was der Kickel-Jäger ſich jetzt auf dieſe Botſchaft gedacht hat, das weiß man nicht. Zuerſt hat er hinaufwollen gegen die Höhe, wo der ſchwarze Rauch das ganze Firmament finſter macht. Hat aber nicht weiter können, des kranken Fußes wegen. „Sein Weib und ſein Kind! — Sein Weib und ſein Kind! — Sein Weib und ſein Kind!“ Allerweil nur das. „Abzwicken!“ Der Kickel iſt in die Stube hinein und hat zum Fenſter herausgelauert: Jetzt kommt er und jetzt kommt er! Und hat das Schußgewehr von der Wand genommen und iſt mitten in der Stube geſtanden und ſchaut durchs Fenſter hin auf den Weg hinaus. Endlich iſt er dahergegangen, der Oswald, aus dem grünen Wald hervor und hat nicht aufgeſchaut und weiß noch von nichts, und iſt ſo friſch und munter dahergegangen und dem Haus zu, wo der Vater wohnt. Und da hat der Kickel-Jäger durchs Fenſter hinausgezielt und hat ihn niedergeſchoſſen.

„Jeſus Chriſtus!" rief ich. „Wahnſinnig iſt er geworden!"

„Man kann das auch nicht ſagen," entgegnete der Burſche. „Wie ſeine alte Wirtſchafterin heimkommt, hat er ſie gleich um einen Wagen geſchickt, iſt zum Gericht gefahren, und beim Verhör hat er ausgeſagt: Er hätt's nicht übers Herz bringen mögen, daß ſein Oswald das Unglück erfährt und erlebt und er hätte ſich gedacht: Weißt von nichts, brauchſt von nichts zu wiſſen. Das dumme Nachleiden viele Jahr und Tag iſt nicht von nöten. Ein jäher Tod, und du biſt ihnen nach, und du biſt von allem ledig, und ich, dein Vater, kann dir nichts mehr Gutes thun als das. — Getroffen, ſagte er, habe ich nicht ſchlecht, und jetzt, meine lieben Herren, macht, daß auch ich fertig werde. — Ich glaube fünfzehn Jahre haben ſie ihm gegeben, aber wie im Jahre vierundfünfzig die Kaiſerhochzeit war, haben ſie ihm den Reſt nachgeſehen."

Nachdenklich ging ich den Waldweg entlang und ſagte: „Es iſt faſt nicht zu glauben."

„Das Beſte war nur," fuhr mein Begleiter fort, „daß ſie ihn zur Stunde abgeholt und nach Loeben geführt haben. Das Allerſchrecklichſte hätte er ſonſt noch ſelber erlebt."

„Jener Holzknecht, was er geſagt — am Ende war's gar nicht wahr?" mit ſtockenden Athem fragte ich es.

„Ins Berghaus hat freilich der Blitz eingeſchlagen, iſt auch niedergebrannt, aber der Familie des Oswald iſt nichts geſchehen." — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Furchtbar iſt mancher Menſchen Geſchick!

Wir ſind eine Weile nebeneinander hingegangen, keiner hat ein Wort geſagt.

Endlich blieb ich ſtehen und fragte: „Wann hat er's erfahren?“

„Als er nach neun ein halb Jahren wieder frei geworden iſt und heimkommt und alleweil ſo in die Luft hinauslacht, da habe ich ihm's ſelber geſagt.“

„Wie haſt du ihm's geſagt?“

„Nickel Vater, Euere Schwiegertochter und euer Enkel, der Anderl, ſie leben noch, und es geht ihnen gut.“

„Und was hat er darauf geſagt?“

„So? hat er geſagt, die leben noch? Und mir hat immer geträumt, ſie wären alle tot, alle! — Gott, was die jungen Leute für Geſchichten machen! Und er hat wieder gelacht.“

„Alſo irre!“

„Es wird ſo geweſen ſein,“ ſagte mein Burſche. „Er hat dann noch eine Weile als Bauernknecht ſein Brot geſucht, ſpäter, wie er's ſchon nimmer dermachen hat können, iſt er in die Einlege gekommen. Die meiſte Zeit hat man ihm nichts angemerkt, aber manchmal doch, manchmal doch!“

„Du haſt ihn wohl näher gekannt,“ fragte ich den Burſchen.

„Na freilich,“ war ſeine Antwort, „er iſt ja mein Großvater geweſen.“

Vom ſterbenden Stauſel.

Als vor vierzig Jahren eines Tages ein Schafhirte in die Holzknechthütte des Heſchelwaldes trat, kam er juſt zurecht, wie der Kriſten-Stauſel anfing zu ſterben.

Der Kriſten-Stauſel, ein Holzknecht im Heſchelwalde, war eine Stunde früher noch dageſtanden ſtramm und ſtarr wie die Wettertanne vor der Hütte. Ein etwa fünfunddreißigjähriger Mann mit brauner Haut, ſchwarzem Schnurrbartbuſchen und dunklen, brennenden Augen, die — wie man ſagte — nicht ins Pulverhorn gucken durften, ohne daß ein Unglück geſchah. Holzknecht war er nur zur Hälfte, zur andern Hälfte war er Wildſchütz. Die beiden Hälften hätten vielleicht einen ganzen Kerl gegeben, wenn der Stauſel nicht alleweil ſo arg krank geweſen wäre. Er hatte nämlich ein „ſaures Geblüt“ und den „Knochenſchimpel“ und die „Lungelſucht“ und die „Abzehrung“ und das „Magengromeln“ und den „Herzdampf“ und die „Schlagelſucht“. Sieben ſchwere Krankheiten, das war kein Spaß! Schon eine allein bringt die Leut' um; aber es war vielleicht gerade gut, daß ihrer mehrere waren, ſo nagte eine an der andern und ließen den Strauſel in Ruh'. Wenn aber ſechſe in ihren Neſtern ſchlieien und etwa nur der Herzdampf munter war oder das Magengromeln, da konnte es der Kranke oft ſchier nicht aushalten, da lag er zu allerlängs hingeworfen auf der Holzbank und ächzte und vermachte ſein Gewand den Kameraden. Aber ſchon nach kurzer Zeit mußten ſie das Gewand wieder zurückgeben, weil er es ſelber anzog und in den Holzſchlag ging oder die andere Hälfte ſeines Weſens bethätigte.

Ein Hirtenmädel war in demſelbigen Walde, das hatte Gott dem Stauſel zum Ärger erſchaffen. Das kam öfters in die Hütte und trällerte den Holzknechten in einem Athem folgende Sache vor: „Springt da Hirſch übern Bock tritt ma mei zwiedopplts driedopplts Brombirlab Blättablott oh is ſchon a hüſcha Mon der ma mei zwiedopplts driedopplts Brombirlab Blättablott in oan Othn nena kon der wird mei Mon.“ — Der Stauſel konnte nicht ihr Mann ſein, denn mit ſeinem kurzen Athem brachte er es nur bis zum erſten „Brombirlab Blättablott,“ dermachte er es noch bis zum „hüſchen Mon“, da war ſchon nicht mehr ſo viel Luft in ſeiner „Lungel“, daß davor ein Streichholzflämmchen auch nur hätte zucken können, und das war die Folge des „Herzdampfes“.

Das „Magengromeln“ (Knurren im Magen) plagte ihn alle Tage; nahm er etwas dagegen ein, ſo bekam er das „ſaure Geblüt“, welches ſich beſonders durch „Sengen“ (Sodbrennen) kundgab. Nahm er nichts ein, ſo drohte die „Schlagelſucht“, da kam ein Zuſtand über ihn, den der Stauſel ſelbſt am beſten zu ſchildern wußte: „Juſt ſouviel ſchricki bin ih. Wans himlazt (blitzt) oder dunnert, do ſchreckts mih, wans ſiſt wou an Rumpla mocht, do ſchrecks mih, wan gach a Schuß ſollt, do ſchrecks mih ah! Da ſollt ma 's Geblüat van Koupf owi, gonz owi und wird ma blow vor n Augnan." Wenn der baumſtarke Holzknecht und Wildſchütz mit kläglicher Fiſtelſtimme ſolches ſagte, da war es ordentlich zum Weinen, falls man nicht hätte lachen müſſen.

Manchmal hatte er, beſonders nach Anſtrengungen, ein krebsrotes Geſicht, aber das kam nur vom „ſauern Geblüt"; oft mußte er, beſonders im Sommer, arg ſchwitzen, das kam aber nicht von der Hitze, ſondern vom „ſauren Geblüt". Ein Bauernarzt hatte ihm gerathen, recht viele Süßwurzeln zu eſſen, es half aber nichts. Zucker aß er in ganzen Stücken, die er mit den Zähnen zerknackte. Honig aß er löffelweiſe, es half nichts, das Geblüt wurde alleweil noch ſaurer. „Es ſteht oh," ſagte er mit ergebener Miene. „Däs is holt a ſou, wia ba da Milch, in da groß'n Hitz oder in an ſchlechtn Gſchirr wirds ſaur, zageht, wird Woſſer und Toupfn — aftn kon mas weckſchüttn. Mit mein Geblüat is s akrat a ſou. Da Bruggn-Thomerl (das war der Winkelarzt) hot gſogg, ſa long nouh an oanzigs guats Bluatströpfl in mir war, wurds as holtn, wiar oba s leßti Tröpfl ſaur is, aftn is s gor." — Wiederholt hatte der Kriſten-Stauſel ſich Egel ſetzen laſſen, aber die waren auch nicht ſo dumm, als ſie ausſahen, das ſüße Blut ſogen ſie ihm aus, das ſaure ließen ſie ihm drinnen.

Faſt noch ſchlimmer als das „ſaure Geblüt" war der „Knochenſchimpel". Bei den Zähnen hatte er angefangen, die wurden braun und morſchten ab, ſo viel er auch Tabak kauen mochte, was dagegen das beſte Mittel iſt. Dann kam's in die Fuß- und Handknochen, dort zwickte und zwackte es, bohrte und „bremſelte“ (juckte), und das war der „Knochenſchimpel“. — „Die Boan,“ ſagte er, „wern ma ſchimpel (ſchimmelig), wiar a Stuck Brot in an Keller. Zerſt, moant da Bruggn-Thomerl, wurdns rauch wiar a Budlhaubn, aftn wia die Knouchn über und üba rauch ſein, aftn friſzt ſih da Schimpel einwendi eini, aftn wirds Geboan morb wiar a Mouder und aftn bricht da Menſch zſom wiar a faula Bam.“

Gegen dieſen fatalen „Knochenſchimpel“ gab es nur ein Mittel, das Abbeten. Die alte Holzmieslin, eine in wunderwirkenden Dingen erfahrene Frau, ſtrich ihm mit dem Daumen kreuzweiſe über Arme und Beine: „Menſchenhand (oder Fuß), ich ſtreich' dich, Menſchenhand, ich bekreuz' dich, mit unſeres Herrn Jeſu Kreuz und Pein ſoll dein Fleiſch und Bein geſegnet ſein, heilig, heilig, heilig ſei der Herr Sabaoth in alle Ewigkeit, Amen.“ — Als auch das nicht anſchlagen wollte, ſagte die Holzmieslin: „'s is ols zſvot, da Schimpel hat ſih ſcha z'weit einigfräiſſn.“

Alſo wurde es mit dem Stauſel immer ſchlechter und auch die „Schlagelſucht“ trat immer drohender hervor. „Mitn Schagel (Schlag), dås is a ſou,“ belehrte uns der Stauſel über ſeinen Zuſtand: „An iada Menſch hot in ſein Koupf drei Bluatstroupfn, de henkn in Hirn, as wia die Thautroupfn af an Grosholm. Wan da rechti Bluatstroupfn owifollt, ſeln ſtraft (ſtreift) in Menſchn s Schlagl af da rechtn Seitn; wan da linggi Troupfn owifollt, ſelm ſtrafts n af da linggn Seitn, und wan da mitteri Bluatstroupfn owifollt, ſelm triſſtn s Schlagl ban Herzn und da Menſch is hin.“

Alſo war es eines Tages nachdem das „Magengromeln“ und das „ſaure Geblüt“ ſchlimme Ausdehnung gewonnen hatten und nur mehr ein einziger guter Tropſen im Hirne hing, daß der Stanſel unter dem „Knochenſchimpel“ plötzlich zuſammenbrach und zu gleicher Zeit, wahrſcheinlich durch die Erſchütterung, der Blutstropſen herabſiel. Und gerade zur ſelben Stunde trat ich, der Schafhirte, in die Holzknechthütte des Heſchelwaldes.

„Peda!“ röchelte der Sterbende und hob ein wenig ſeine Hände mit den ausgeſpreiteten Fingern, „mit mir is s vabei. Mih hot s Schlagel trouſſn, s Herzſchlagel hot mih trouſſn. — Biſt mar ollaweil liab gwen, Peda, ſullſt ah an Ondenkn va mir hobn, lous zua. In mein Gwondtrühel findſt a blows Schachterl, das ghört dein, ſchütts nit aus. Frouſchaugn. Ih hons amol von an oltn Zigeuner kriagg für a Trum Speck und a Pſeifn Tabak. Er hot de Frouſchaugn nit brauchn kina, weil er ka Suntakind is gwen; ih hons ah nit brauchn kina, weil ih ah koans bin. Du biſt a Suntakind, du kounſt as brauchn. Ollamol, wans Manſcha vul is (bei Vollmond), nimſt a Frouſchäugl ein und kounſt da dabei wos wünſchn.“

Soweit ſprach er, da war wieder der Herzkrampf da, der ſogar durch das „Schlagel“ nicht umzubringen geweſen. Ich nahm die blaue Schachtel aus der Gewandtruhe, wünſchte ihm „baldige Geſundheit“, obzwar er ſchon ſo viel als tot war, und ging meinen Schafen nach.

Kurze Zeit darauf bin ich in eine andere Gegend verſchlagen worden. Die geerbten Froſchaugen waren erbſengroße, grünlich-graue Kügelchen. So oft Vollmond war, ſchloß ich mich in meine Kammer und bei verriegelter Thür und bei vernageltem Fenſter und Kopf zerrieb ich mit einem Stein und großer Feierlichkeit ein Froſchauge, nahm das Pulver auf die Zunge, und während ich mir einen Wunſch dachte, war es verſchluckt. Die Wünſche gingen faſt allemal in Erfüllung, nur manchmal etwas ungeſchickt. So zum Beiſpiel wünſchte ich mir gleich beim erſten Vollmond eine Tabakspfeife und richtig, ſchon am nächſten Tag, als mir die Schafe auf das Kornfeld gekommen waren, ſchmiß mir der Großknecht aus Zorn die ſeine an den Kopf. Der Wunſch nach einem „lieben Dirndel“ wurde vom Vollmonde ſo verſtanden, daß ich ein junges Schweſterlein bekam, das ſechſte Geſchwiſter, welches mir die Milch wegtrank, die ich ſonſt des Morgens von der Mutter erhalten hatte. Am redlichſten erfüllt ward der Wunſch nach einem Schnurrbart, nur daß der fünfzehn Jahre nachher kam. Im ganzen beklagte ich mich über die ſchlechten Froſchaugen und meinte, ſie würden eben ſchon zu alt und abgeſtanden ſein, um noch zu wirken. Eines Beſſeren belehrte mich jedoch der Meßnerhanſel, der erinnerte daran, daß ſolche Froſchaugen nur bei einem Sonntagskinde angriffen, ich aber als eins von einem (wahrſcheinlich blauen) Montag im Kirchenbuch ſtünde. Schlau wie ein Advokat fragte mich der ſiebenſpannige Schuſter (ſo geheißen, weil er ſieben Geſellen hatte), wie der Wortlaut geweſen ſei, mit welchem der ſelige Kriſten-Stauſel mir die Froſchaugen vermacht habe. „Ja,“ meinte ich, „er hat halt geſagt, daß ich ſie am Vollmond einnehmen ſoll und mir dabei was wünſchen könnte.“ Da hielt der Siebenſpannige mir einen alten zerriſſenen Stiefel hin und ſprach: „In der Thomasnacht um Zwölfe ſchrei in dieſen Stiefel hinein: ſali en dami! Dann ſtecke ihn raſch an den linken Fuß, und dabei kannſt du dir auch was wünſchen. Wohlgemerkt, wünſchen kannſt du dir, was du willſt — ob's in Erfüllung gehen wird, weiß ich nit. Der Stauſel wird's auch nit gewußt haben. — Sali en dami! Jetzt war ich um ein ganzes Streichholzköpfchen klüger.

Und ſeit dieſen Geſchichten, mein lieber Leſer, ſind an vierzig Jahre vergangen. Da war es im letztvergangenen Sommer, daß ich mit meinen Söhnen wieder einmal im Gebirge umſtrich und eines Tages vom Gewitter überraſcht wurde. In einer ſchief in den Grund geſunkenen Waldhütte nahmen wir Zuflucht. An der Thür ſtand ein braunes knochiges Weib, das hatte Haare auf den Geſichtswarzen und auf den Zähnen und rief, als ſie uns ſah, mit einem kurzen Gekreiſch ihre Brut herbei. Dieſe kam aus den dunklen Tiefen des Neſtes hervor und beſtand aus drei Dirnen von etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren. Mit zottigen Mähnen (eine hatte aber das Haar kurzgeſchnitten) kamen ſie auf breiten Pfoten langſam herangeſtapft. Sie hatten alle Männerjacken an und eine nebelte aus der Tabakspfeife. In wehrhafter Stellung ſtanden ſie mit ihren plumpen Gliedern da, während wir unter Sturm und Regen mit der Alten verhandelten, ob man eintreten dürfe. Endlich ſtanden die Dirnen ein wenig beiſeite, ſo daß wir uns an ihren ſtrammgeſtemmten Ellbogen vorüber knapp in die Hütte zwängen konnten. Da drin war's ſchier finſter und dumpfig. Es roch nach modrigem Holz, altem Leder und feuchtem Gewand. Als unſere Augen ſich ein wenig zurechtfanden, ſahen wir im Winkel des Kachelofens einen großen Mann ſitzen. Er beugte ſich vor, ſtützte die Ellbogen aufs Knie und that bei unſerm Eintritte nicht viel desgleichen. Auf. dem Kopfe hatte er eine ſchwarze Zipfelmütze tief über die Ohren herabgezogen, ein ſchwarzer Bartwiſch ſtand ihm unter der Naſe hervor. So oft es blitzte oder donnerte, zuckte er zuſammen und dabei zog er die Zipfelmütze immer noch krampfhafter über Ohren und Augen herab. Ich fragte das Weib, ob er ihr Mann ſei; ſie hatte darauf gar keine Antwort, ſondern rief auf ihn hin: „Olta Norr, Stauſel, 's thuat jo nix, s is ſchon übri hintern Berg und wird wieda liachta."

Nun erkannte ich einen alten Bekannten, den Kriſten-Stauſel, der vor vierzig Jahren an Knochenſchimpel, Herzſchlagel und noch an mehreren andern Krankheiten geſtorben war. Daß er jetzt noch lebte, war lediglich dem Umſtand zu verdanken, daß damals die reißenden Krankheiten ſich gegenſeitig ſelber auffraßen und den Kranken glücklicherweiſe verſchonten. Das erzählte er mir bald, denn wir wurden ſofort miteinander geſprächig. Auch erinnerte er ſich noch des einſtigen Schafhirten, von dem er gehört, daß er ſeitdem ein Graf geworden ſei, was ihn gar nicht Wunder genommen, weil ſelbiger ja die Froſchaugen gehabt hätte. — Als es dazumal mit dem Sterben nichts geweſen war, hatte er's mit jener Geißhirtin verſucht und es mit vieler Übung richtig ſo weit gebracht, das Stücklein vom „Hirſch übern Boch" in einem Athem herſagen zu können. Darauf nahm ſie ihn und erzeugte mit ihm etliche Hünenkinder, von welchen ſich ſogar die Dirnen derartig entwickelten, daß von den Leuten ihre Dirnenhaftigkeit angezweifelt wurde. Burſchen, welche Verſuche machten, darüber ins klare zu kommen, wurden durchgeprügelt und hinausgeſchmiſſen.

Mit dem Stauſel ſtand's doch immer noch armſelig. Zur Zeit war er lahm, gichtbrüchig und hatte nebſt Schwindſucht, Milzbrand, Waſſerſucht und andern ſchrecklichen Krankheiten den Zapfelfall, den Hirnſchwund und den Leberkrebs. Seit etlichen Tagen war er heiſer. „Jo," hauchte er, „s Zapfel is mar ohigfolln. Die Kuhlerlieſel kunts wieder auffaziachn, is oba hiaz z'Fiſchboch entn." Hat nämlich, um dir, lieber Leſer, ſeine weiteren Ausführungen zu verdeutlichen, jeder Menſch in der Kehle ein Fleiſchzapſchen; wenn du in den Spiegel ſchauſt, kannſt es ſogar an dir ſelber ſehen. Nun, dieſes Zapſchen fällt dem Menſchen manchmal hinab in den Magen und dann iſt er heiſer und kann kein lautes Wort ſprechen. Oben mitten auf dem Scheitel hat der Menſch ein beſtimmtes Haar, und wenn man daran zieht, ſo kann man wie durch eine Schnur das hinabgefallene Zapſchen wieder heraufziehen in die Kehle. Aber die wenigſten finden unter den tauſend Haaren das rechte auf dem Scheitel, dieſe Geſchicklichkeit muß angeboren ſein. Die Köhlerlieſel kann es, aber ſolches Weibsbild war jetzt in Fiſchbach drüben und ſo mußte der arme Stauſel ſein Zapfel im Magen liegen laſſen, bis ſie zurückkehrt. Ja, wenn er ſich nach Fiſchbach hinüber nachtragen laſſen könnte! Gehen kann er nicht einen einzigen Schritt, vor lauter Knochenſchimpel.

Viel ſchlimmer war der Hirnſchwund. „Mitn Hirn is s a ſou," unterrichtete mich der Stauſel, „wan da Menſch olt wird, aſtn geht eahms Hoar aus. Wan eahm s Hoar ausgeht, aſtn ſchlogg d Sunhitz durchn Koupf und aſtn hebb s Hirn on zan zagehn (zum ſchmelzen) wiar a

Speck oder a Buda zageht ba da Hitz. Und mei Hirn zageht mar ah, deſtwegn bin ih imeramol ſouviel damaſch und wirſli (ſchwindelig), daß ih go nit daſtehn mog. Bis s leßt Batzl Hirn zagongen is, ſogg die Kuhlerlieſel, aftn wirds gor mitn Menſchn. Derawegn, mei Koppn, mei Koppn!" — Alſo hatte ſeine Kappe dreifachen Zweck, die Augen vor dem Blitz, die Ohren vor dem Knall und das Hirn vor dem Sonnenſtrahl zu bewahren.

Die weitaus ſchlimmſte und ſchrecklichſte Krankheit des Stauſel jedoch war der Leberkrebs. Mit bewundernswerter Gelaſſenheit erzählte er mir, daß er ſchon über dreißig Jahre lang an dieſem Übel leide. Bei einem unvorſichtigen Waſſertrunk hatte er wahrſcheinlich ein junges ganz kleines Krebslein mitverſchluckt. Das fiel ihm erſt auf, als er immer Magenzwicken hatte, natürlich, als das Tier im Magen größer ward, hub es an, ſeine Scheren zu gebrauchen. Der Bruggen-Thomerl war ſchon lange tot, ſo ging der Stauſel zum Kofelſchneider nach Stanz, der aber verſtand es nicht. Der Kofelſchneider gab eine Medicin, die das Vieh abwärts treiben ſollte, ohne zu bedenken, daß ein Krebs nicht vorwärts, ſondern rückwärts geht. Und ſo war er richtig ſtatt in den Bauch hinab in die Leber heraufgeſtiegen. „Hät d Medrizin," ſagte der Stauſel ganz richtig, „heraufgloadt, gſtott hino, ſo war s longſchinkad Miſtviach zrugg owi und untaſih aus. Hiazt hot ſa ſih in d Leba feſtgſetzt, und do zwickts und grobbs und beißts und frißts und ka Menſch bringgs mehr außa. Und däs is a ſou: Bis da Krebs d Leber aufgfreſſn hot, is s gor mit an Menſchn."

Wahrend der alte Stauſel mir ſein ungeheueres Elend alſo vorſtellte, hub ſeine Heiſerkeit weſentlich an zu ſchwinden, als ob das „Zapfel“ gar nicht warten wollte auf die Köhlerlieſel, ſondern ganz aus eigener Kraft ſachte heraufſtiege an ſeinen angeſtammten Platz. Das Gewitter hatte ſich auch verzogen, und ſo konnte der Stauſel gutes Muts fortfahren, mir von den unzahligen merkwürdigen Krankheiten zu berichten, die in ſeinem Körper ſeit fünfzig Jahren daran arbeiteten, ihn umzubringen. Er wurde dabei völlig munter und ſtopfte ſich langſam eine Pfeife an. Während er mit ſaurem Geſichte den Rauch mühſam aus dem Rohre ſog und ausſpuckte, jammerte er ſeinem Weibe vor, daß es ach! wohl ſchon ganz mit ihm zu Ende ſei, weil ihm der Tabak ſo gar nicht mehr ſchmecke. Sie brachte ihm zu Troſt einen großen Topf mit Kaffee. — Alles war in dieſer und um dieſe Waldhütte, wie es vor hundert oder zweihundert Jahren geweſen ſein mochte, nur der Kaffee war da, der iſt in die tiefſten Wildniſſe vorgedrungen. Alles andere, was man Bahnbrecher der Kultur nennt, iſt nicht ſo weit gekommen, als der Kaffee. Die Hünenbrut des alten Stauſel ernährte ihn reichlich im Walde, verſorgte ihn mit Kaffee und allem andern, damit er ſich ganz ſeinen merkwürdigen Krankheiten widmen konnte. Während der Stauſel den Kaffee mit einem großen Holzlöffel bedachtſam ausſchaufelte, ſchwieg er und gab ſich mit Feierlichkeit dem Genuſſe hin. Als die braune Suppe alle war, wiſchte der Alte den Löffel mit der Zunge ab, ſteckte ihn an ein Seitenhänkelchen ſeiner Lederhoſe, wo er vorher geſteckt hatte, und begann wieder, ſein Elend zu betrachten. Alle andern Krankheiten zuſammen, meinte er, fürchte er noch immer nicht ſo ſehr, als die eine, das „Pſnauſen“. Was das wäre? fragte ich; da legte er die Spitzen zweier Finger an ſeine Stirn, ſchloß die Augen that den Mund auf und nießte. „Helf uns Goud!" rief das Weib. „Orma Stauſl, muaßt ſcha wieda ſou viel pfnauſn!" — „Däs is die ollagfahrlicherſt Kronkhat!" ſeufzte der Stauſel, „ba koaner ondern Kronkhat wird da Menſch ſo viel Helf uns Goud ſogn wia ban Pfnauſn. Däs bringg mih um, werds as ſcha ſechn, meini Leut, s Pfnauſn bringg mih um." Als er merkte, daß ich ungläubig war, fuhr er fort: „Däs is holt a ſou: an iada Menſch muaß pfnauſn. Koana pfnauſt öfter, as wos er Hvor am Leib hot. Hot da Menſch ſar ouft pfnauſt, nochha thuat er in letztn Pfnauſer und pfnauſt ſei Seel aus, und aftn is s gor."

Um die Zeit, da ich ſo ganz zufällig in die Behauſung des totkranken Stauſel geraten war, zählte der Mann fünfundſiebzig Jahre. Und ſiehe, dieſer Menſch, der ſchon vor einem halben Jahrhundert von ſich und Andern aufgegeben war, iſt nun wenige Wochen nach meiner Begegnung — geheilt worden.

Das ging ſo zu. Der Stauſel hatte einen alten Kugelſtutzen, eine ſichere Hand und ein ſcharfes Auge. Aug' und Hand, meinte er oft, ſei an ihm noch das Beſte, alles andere wäre dem Juden zu ſchlecht. Da mußten ſeine Töchter den lahmen Mann manchmal, wenn der grauſam ſtrenge Jäger Martin weit weg war, hinaustragen in den Wald, wo er hernach zwiſchen Jungwachs kauerte und auf das Reh oder den Hirſchen wartete. Und an dieſem Tage nun kam anſtatt des Hirſchen der Jäger Martin, und als er den Wildſchützen ſah, riß er ſein Gewehr von der Schulter, um ihn niederzuſchießen. Heija, wie jetzt der Stauſel aufſprang und durch das Dickicht lief, hinab gegen die Hütte! Als ſeine Leute ihn ſo über die Maßen flink dahereilen ſahen, meinten ſie heilig nichts anderes, als der Stauſel habe den Tod in die Hütte gehen ſehen und ſpute ſich nun, ihn nicht zu verſäumen.

Allerdings fiel er, hier unter ſicherer Hut, ſofort wieder in ſein ſchweres Siechtum, aber ich dächte doch, man ſollte dort, wo das Wunder geſchah, eine Votivſäule errichten und darauf ſchreiben: „Hier iſt ein lahmer Mann gehend worden, heiliger Jäger Martin, dir ſei Lob und Ehr'!“

◆

Als ich auf den Taſchenfeitel wartete.

Als jene Chriſtenlehre im Waldlande vorübergeweſen war, bei der ich mich ausgezeichnet hatte, gab es für mich eine herrliche Zeit. Nimmer war ich das nichtige Waldbauernbüblein, ſondern vielmehr der junge Gottesgelehrte, der dem Pfarrer hatte ſagen können, was chriſtkatholiſch glauben heißt, was zur Seligkeit notwendig iſt, worin die chriſtliche Gerechtigkeit beſteht und was der heilige Paulus über die Ehe geſagt hat. Die Bauern, in deren Gegenwart ſolche Fragen beantwortet worden, haben ſich nur darüber gewundert, daß der Pfarrer mich nicht auf der Stelle zum Prieſter geweiht; vielleicht, meinte der Höfel-Hans, weiß er ihm zu viel, der Peterl, ſo daß er gleich zum Papſt gewählt werden müßte, und dazu wäre der Bub doch um etliches zu jung.

Zehn Jahre war ich alt. Um dieſe Zeit hat der Menſch noch eine Menge Vettern. Einer von dieſen — der Vetter Jakob wird's geweſen ſein — tuſchelte mir ins Ohr: „Wart' Peterl, bis dein Namenstag kommt, kriegſt was von mir — was Schönes! Extra was, weil du's ſo brav haſt gemacht, allen Verwandten eine Ehr'! Einen Taſchenfeitel, wenn du magſt!" — Ja, Vetter Jakob, den mag ich! jubelte es in mir auf, und von der Stunde an begann ich mich unbändig zu freuen auf den Taſchenfeitel. Wenn man ſo einen hat, da kann man nachher was! Man kann Peitſchenſtecken abſchneiden, man kann aus Kiefernrinden Röſſer ſchnitzeln, man kann aus Spänen Kreuzeln machen und ſie ans Hausthor heften, man kann Pfeil und Bogen herrichten, man kann auf dem Felde die Rüben ausziehen und ſie abſchälen und hübſch ſtückweiſe in den Mund ſtecken, man kann den Forellen die Köpfe wegſchneiden, bevor man ſie in die Bratglut wirft, kurz man kann alles mögliche thun, wenn man einen Taſchenfeitel hat. Jede Nacht träumte ich vom Taſchenfeitel mit dem gedrechſelten gelben Hefte, bis der Namenstag endlich herangekommen war. Am Vorabende, als ſie mir mit Kübeln, Pfannen, Hafendeckeln und Feuerzangen die übliche Namenstagsmuſik gemacht hatten, kehrte ich mich nicht viel drum, mein ganzes Weſen erfüllte der Gedanke: morgen haſt du deinen Taſchenfeitel.

Am nächſten Frühtage, als die Wände des Hauſes im Morgenrote leuchteten, ſtrich ich ſchon draußen auf dem thaufriſchen Anger herum und guckte zwiſchen Bäumen und Sträuchern hin nach allen Seiten aus, ob nicht der Vetter Jakob daherſteige. In die Stube zurückgekehrt, gab's dort eine Überraſchung. An die Namenstagsſtrauben hatte ich gar nicht gedacht. Die Mutter hatte ſie mir heuer mit beſonders viel Weinbeerlein ausgeſtattet; ich ſteckte ſie in großen Brocken raſch in den Mund, um die Finger abgeſchleckt zu haben und bereit zu ſein, wenn der Vetter Jakob mit dem Taſchenfeitel käme. Die Stubenthür ging auf, der Vater trat herein, ging langſam auf mich zu: „Dem Namenstagbuben muß man doch eine neue Kappen aufſetzen!“ und ſtreifte mir eine buntgeſtreifte Zipfelmütze mit ſchönem Boſchen (Quaſte) über die Ohren. Faſt wollte er ſie in guter Laune mir auch über die Augen ziehen, ich wehrte mit den Händen ab, die Augen müſſen freibleiben, wenn der Vetter Jakob kommt!

Jetzt erſchienen meine Geſchwiſter. Der Jackerle brachte von ſeiner Henne, er beſaß eine, drei Eier, die Plonele verehrte mir ein Sträußlein aus friſchen Nelken und Reſeden und einen Kreuzer dazu; die Mirzele ſchluchzte in ihr Schürzlein, weil ſie nichts hatte, worauf ihr meine Mutter eine hölzerne Perlenſchnur gab, damit ſie mir dieſelbe als Angebinde ſchenken konnte, und ich ſolle damit nur fleißig roſenkranzbeten. „Der Hund bellt!“ rief ich und horchte erwartungsvoll, ob die ſchweren Schuhe des Vetters Jakob nicht ſchlürfelten draußen am Antrittſtein. Man hörte ſo was. Die Grablerin-Godel kam daher, ganz ſchämig kam ſie zur Thür herein und ſtellte auf die Ofenbank einen großen Handkorb. „Für den braven Namenstagbuben,“ flüſterte ſie und begann auszupacken. Zwei große Krapfen und ein braunglänzendes Honigtöpflein und etliche Kaiſerbirnen; irgendwo auf der Welt mußten ſie alſo ſchon reif ſein. Und endlich ein Päcklein mit nagelneuem Herbſtgewandel, grünausgeſchlagenes Jöpplein, roter Bruſtfleck, braunſeidenes Halstüchlein, ſchwarzes Lederhöslein; ich fuhr allſogleich mit der Hand in den Hoſenſack: „Da thu' ich den Taſchenſeitel hinein!“ Ein paar Schuhe noch und ein Filzhütlein mit Hahnenfeder. „All's z'viel iſt's, Schwägerin!“ rief meine Mutter aus. „Da thu' ich den Taſchenſeitel hinein!“ wiederholte ich immer wieder.

„Wenn er geiſtlich wird, ſoll er einmal eine Meſſe für mich leſen,“ antwortete die Godel beſcheidentlich.

Während die Mutter der Spenderin eine Eierſpeiſe buk, um ſie zu ehren, und ich dann eingeladen wurde, mitzueſſen, kamen erſt unſere Mägde daher. Die Kathel brachte mir ein kirſchrotes Sacktüchlein, die Traudel ein paar Wollenſocken, die ſie ſelber geſtrickt hatte, die Roſel ein Lebkuchenherz mit Bildchen drauf, wo in einem güldenem Körblein zwiſchen Roſen ein Liebespaar ſaß. Der alte Steffel brachte mir ein Kränzlein Zitherſaiten; die Zither ſelber bringe er ſpäter, wenn er ſie ſelber erſt bekommen hätte. Er habe einen Bruder, und wenn dieſer einmal ſterbe, dann erbe er die Zither, und dann bekäme ſie der Namenstagbub, und dieweilen möge er halt mit den Saiten fürlieb nehmen, die ja auch ſehr ſchön wären. Der ganze Tiſch war ſchon voller Sachen, als noch der Stallbub Michel mit einem Napf friſch geflückter Kirſchen daherkam.

„Aber Bübel!“ ſchrie meine Mutter voller Glück, „dich mauern ſie heut' in lauter gut Sach ein! Das iſt doch aus der Weiſ', da mußt jetzt wohl recht zum Bravſein ſchauen.“

Ich ging von einem Fenſter zum andern. Draußen waren die Thorſäulen und die Bäume und die Büſche, und auf dem Anger die Schafe, der Vetter Jakob aber —. Endlich wackelte über die Wieſe etwas daher. Der dicke Vetter Martin kam und hatte ein hölzernes Trühlein bei ſich. Während er es in der Stube ſäumig aufthat, redete er zu mir: „Du Peterl, wann du etwan doch nit Papſt ſollteſt werden, ſo rath' ich dir, werd' ein Zimmermann, da geht's dir auch gut. Zimmerleut braucht man alleweil und giebt's Geld und gut Eſſen. Und deswegen hab' ich gemeint, ich wollt' dir meinen alten Zimmerzeug ſchenken:

ich brauch' ihn nimmer, weil ich mir einen neuen zugelegt hab'. Sollt der Zeug zu roſtig ſein und Scharten haben, ſo thuſt ihn halt ein wenig ſchleifen, und ich wünſch' dir einen glückſeligen Namenstag." Bohrer, Stemmeiſen, Hobel, Reifmeſſer, das war ſchon was! Jetzt, wenn nur auch der Vetter Jakob mit dem Taſchenfeitel thät' kommen!

Statt deſſen kam der Firmpathe, der gute Simon Miesebner, mit einem weißen Lämmlein, und als er das meckernde Tier vor mir auf die Bank ſtellte, ſchlug meine Mutter die Hände über dem Kopf zuſammen: „Das helle Chriſtkindel kunnſt ſein, Bub, ſo viel tragen ſie dir zu! Na geh, das iſt zu viel, das biſt doch nit wert!"

Ich ſtreichelte das weiche Lämmlein und ſchielte dabei mit einem Auge zum Fenſter hinaus.

Beim Mittagsmahl gab's meine Lieblingsſpeiſen, ich konnte nichts eſſen. Ich ſaß im neuen Herbſtgewandel da, ſteckte meine Hände in die Taſchen; allerlei war ſchon drinnen, nur kein Taſchenfeitel.

Nachmittags kam weiterer Beſuch. Da gingen ein paar Schulkameraden aus Kathrein herüber. Der eine hatte eine Sammlung von Hoſenknöpfen aus Horn und aus Meſſing und aus Stahl. Von einigen Gattungen, wovon er mehrere hatte, ſchenkte er mir zum Namenstag. Ein anderer verehrte mir eine Schachtel mit den damals neuen Streichhölzern, warnte mich aber ſolange vor dem „Zündeln", bis mir eins aufziſchend an den Fingern brannte, daß ich es entſetzt von mir warf. Der Nachbarn-Thomerl-Bub ſchenkte mir ein Handſchlittlein mit dem Vorbehalte, ihm ſelbiges im Winter, ſo oft Schneebahn wäre, wieder zurückzuleihen. Den Thomerl-Buben fragte ich hierauf nur, ob er den Vetter Jakob kenne.

Der alte Schuſter Erneſt brachte ein Büchlein über Obſtbaumzucht; bei uns wuchſen aber nur Wildkirſchen und Holzäpfel. Die Nähterin Leni ſchickte durch ihr Dirndl den „Himmelſchlüſſel“. Das war ein Gebetbüchlein für die armen Seelen im Fegefeuer. „Den Himmelſchlüſſel wird der Petrus wohl eh ſelber haben,“ bemerkte der alte Steffel, auf meinen Namensheiligen anſpielend, worauf die Magd Kathel ſcharf zurückgab: „Ja, ja, Steffel, für deine arme Seel' wird der Schlüſſel auch nit genug ſein, die wird wohl auch noch Gebeter brauchen.“ „Kann eh ſein,“ entgegnete der Steffel und ſchnupperte mit der Naſe. Mir machte das keinen Spaß, ich dachte nur an den Vetter Jakob. Ich hatte den ganzen Tag nichts zu arbeiten gebraucht, aber warten iſt ſchwerer als arbeiten!

Gegen Abend kam des Nachbars Hieſerl und ſchenkte mir eine Mundharmonika, an welcher zwar einige Zünglein fehlten, doch blies ich darauf das „Großer Gott wir loben dich!“ und dachte dabei: Bis auch der Taſchenfeitel da iſt, nachher thut ſich's!

Es thut ſich auch ſo! mochte die Jungmagd Roſel gemeint haben; das von mir geblaſene „Te Deum laudamus“ für einen Walzer haltend, packte ſie mich um die Mitte und hopſte mit mir eins über den Anger.

„Iſt das ſchon die Papſteinweihung?“ fragte plötzlich jemand hinter mir, und eine Hand hatte mich am Rockkragen gefaßt. Der Vetter Jakob! — Vor Freudenſchreck fiel mir die Mundharmnika von den Lippen in das Gras.

„Wir müſſen doch einen Namenstagball haben!“ ſuchte die Roſel das Tänzlein zu rechtfertigen.

„Chriſti Heuſtadl!“ rief der Vetter luſtig aus. „Heut' iſt zuletzt gar dem Peterl ſein Namenstag! — Wenn das iſt, da muß man wohl —" Er bohrte ſeine Hand in den Sack, zerrte gemächlich ein ledernes Beutelein heraus, bandelte an demſelben herum und kletzelte mir ein funkelndes Silbergröſchlein hervor. „So, Bübel, das thuſt in dein Sparbüchſel und bleib halt ſchön geſund und brav, daß deine Eltern mit dir eine Freud' haben. Und ich muß wieder anrucken, ſonſt komm' ich ins Finſtere."

Darauf iſt er mit Stock und Füßen weit ausſchreitend fortgegangen. — Und mein Taſchenfeitel?

Am Abend, als in der Stube das Spanlicht aufgeſteckt wurde, was war das für ein ſtolzes Eigen! Mein Gewandtrühlein, mein Winkelkaſtel, die Wandſtellen ringsum voller Sachen. Sie ſtanden, lehnten, lagen, hingen da, teils noch in blaues Papier geſchlagen, teils in hellen Farben auf mich herlachend. Und ich? Ich bin in meinem Leben ſelten ſo traurig geweſen, als an jenem Namenstagabend. Sachen von zehnfacher Güte und Schöne hatte ich bekommen, ſie machten mir kein Vergnügen, denn ſie waren nicht erwartet worden, für ſie war in dem kindiſchen Herzlein kein Platz vorgerichtet worden, ſie waren mir gleichgiltig. Und der eine Einzige, der heiß begehrte und ſehnſuchtsvoll erwartete, der, an dem ſchon ſo viele Vorſtellungen und Abſichten geknüpft waren, der Taſchenfeitel iſt nicht gekommen.

So geht es oft auf dieſer Welt, auch das wohlwollendſte, aus allen Füllhörnern Gaben ſtreuende Glück kann enttäuſchen, wenn es blind iſt. Nicht darauf kommt es an, daß man ein argloſes Menſchenkind mit Schätzen überhäuft, als vielmehr einzig nur darauf, daß man ſeinen oft recht beſcheidenen Wunſch erfüllt.

Als wir zur Schulprüfung geführt wurden.

Öfter als zu oft ſchon iſt von der Schule in Krieglach-Alpel erzählt worden, auf welcher ich mehr gelernt hätte, als auf allen übrigen Schulen zuſammen. Die Wiſſenſchaften und Künſte, die ich mir auf dieſer Hochſchule angeeignet, ſind freilich nicht wieder vergeſſen worden: Leſen, Schreiben und die abſolute Gewißheit, daß zweimal zwei vier ſind! — Aber das wiſſen wir alles.

Und doch wollen wir eins darüber plaudern.

Der Holzbauernhof, in welchem der alte Michel Patterer die Alpelſchule gegründet hatte, lag dreitauſend vierhundert Fuß über dem Meere, und ſo konnte der Mann, welcher ſonſt nichts weniger als ehrgeizig war, ſeinem Inſtitut die Bezeichnung „Hochſchule“ mit gutem Fuge beilegen. Dieſer Michel Patterer war früher ordentlicher Lehrer in Sanct Kathrein am Hauenſtein geweſen; weil er es im Jahre 1848 ein wenig mit der neuen Mode hielt, — der alte beſonnene Mann wird gewußt haben warum — ſo wurde er von der kirchlichen Behörde kurzer Hand abgedankt und langen Fußes davongejagt. Der alte Mann kam nach Krieglach-Alpel, um ſich durchzubetteln, allein die Alpler Bauern ſtanden zuſammen und ſagten: „Bettler haben wir ohnehin zuviele, aber Schulmeiſter haben wir keinen, und dahier keinen gehabt ſeit die Welt ſteht. Machen wir ihn zum Schulmeiſter, unſere Kinder ſollen Leſen und Schreiben lernen; nützt's nichts, ſo ſchadet's nichts."

Der Michel blieb in Alpel und ging mit ſeinen Wiſſenſchaften hauſieren von Hof zu Hof. Je eine Woche lang wurde die Schule in einem und dem anderen der dreiundzwanzig Höfe abgehalten, wo die Kinder der Gemeinde in der Geſindeſtube zuſammenkamen, ſich um den großen Tiſch ſetzten und lernten. Wenn die Bäuerin kam, um auf dem Tiſche ihren Strudelteig auseinanderzuziehen, oder das Geſinde, um Mittag zu eſſen, mußte freilich der Tiſch geräumt werden. Die Kinder gingen hinaus, aßen ihr mitgebrachtes Stück Brot; der Schulmeiſter ſetzte ſich zu den Knechten und Mägden und that etwas, wozu damals nicht jeder Schulmeiſter das Talent hatte — er aß ſich ſatt. Außer der Schulzeit machte er ſich in dem betreffenden Hofe auch noch dadurch nützlich, daß er Streu hackte, Heu machen oder Dung führen half und dergleichen. Dabei hatte er ſtets die ruppige braune Lodenjacke am Leibe, die er vom Grabelbauer geſchenkt erhalten, und den Seidencylinder auf dem Kopf, den ihm der alte Dechant zu Birkfeld einmal verehrt hatte in früheren Tagen. Lachen und weinen muß ich, ſo oft ich des guten Michel Patterers gedenke; ſein Schickſal iſt ſo ſeltſam, und ſein Herz war ſo tapfer und ſo geduldig! Er hatte niemanden mehr auf der Welt, als ſeine Schulkinder, denen er ſein Beſtes gab, und wenn er zur nächtlichen Stunde draußen in der Heuſcheune lag, ein wenig fröſtelnd vor Kälte und ein wenig ſchwitzend vor Sorge um ſein nahes hilfloſes Alter, da mag er ſich wohl gedacht haben: Wie wunderlich geht's doch zu auf dieſer Welt!

Eine langere Zeit war die Schule bei dem obenbeſagten Holzbauer eingeheimt, und gerade aus jener Zeit habe ich die kleine Erinnerung, die hier erzahlt werden ſoll.

Jahrelang hatte ſich um unſere Alpelſchule niemand gekümmert, ſie war weder anerkannt noch verboten, und da der Mann von der Gemeinde verköſtigt wurde, ſo ging die Sache weiter eigentlich niemanden was an.

Doch, doch! — da iſt oben im Gebirge ein Menſch mit dem neumodiſchen Geiſte, und der unterrichtet die Kinder! Da kann etwas Sauberes herauskommen! Wie ſteht's mit der Religion? Werden die Kinder wohl auch zur heiligen Beichte vorbereitet? Zur Kommunion, zur Firmung? — Das mußte man doch einmal näher beſehen!

Und eines Tages hieß es: eine große Geiſtlichkeit kommt nach Alpel, und es wird ſtrenge Prüfung ſein!

Der alte Schulmeiſter ſagte nichts dazu und es war ihm nicht anzumerken, ob er ſich fürchte oder freue.

Indes ſchlief alles wieder ein, und die „große Geiſtlichkeit" kam nicht. Hingegen war im Frühherbſte desſelben Jahres etwas anderes. Als in der Krieglacher Ortsſchule zum Schluſſe des Schuljahres der Tag der Prüfung nahte, zu welchem ſtets auch der Dechant aus Spital erſchien und andere Geiſtliche und Schulaufſeher und Lehrer aus Nachbarspfarreien, kam unſerem Michel vom Ortsſchulrathe der Befehl zu, er habe ſich mit ſeinen Schulkindern am Tage der Prufung im Schulhauſe zu Krieglach einzufinden. Und jetzt ging die Not an. Die Schule in Alpel war während der dringenden Feld- und Wieſenarbeiten geſchloſſen geweſen. Der alte Michel mußte nun von Haus zu Haus gehen, um die Kinder zuſammenzuſuchen und ihnen zu ſagen, daß ſie ſich am nächſten Erchtag (Dienstag) beim Holzbauer zu verſammeln hätten, hübſch im Sonntagsgewande, fleißig gewaſchen und mit geſträhltem Haar, wie als ob ſie am Oſtertage in die Kirche gingen. Und die Schulſachen mitnehmen. Wir Kinder wußten nicht recht, was das zu bedeuten habe und was das ſei: eine Prüfung! Und unſere Eltern wußten es auch nicht. Aber ſie meinten, es würde ſchon was Rechtes ſein, ſonſt wäre vom Sonntagsgewand nicht die Rede. Nur ein alter Kleingütler, der auf den Häuſern umherzuklettern pflegte, um den Bauern ihre Strohdächer auszuflicken, hatte über die abſonderliche Sache ſeine Bedenken. — Eine Prüfung! Ob die kleinen Buben etwa ſchon tauglich wären zu Soldaten gegen die Franzoſen! Man dürfe nicht trauen! Wer heutzutag einen kleinen Buben habe, der ſolle ihn verſtecken! — Solcher Meinung waren die Bauern nicht, und der Heidenbauer ſagte friſchweg: „Wir von Alpel brauchen unſere Buben nicht zu verſtecken, wir können ſie ſchon aufzeigen.“

Trotzdem gab es unter den Schulkindern etliche, denen das Ding mit der Prüfung nicht ganz geheuer vorkam. Aber an dem beſtimmten Erchtage fanden wir uns faſt vollzählig ein beim Holzbauer. Es dürften unſer achtzehn bis zwanzig Kinder geweſen ſein. Der Schulmeiſter hatte ſich auf das allerbeſte zuſammengethan. Er hatte blank gewichſte Stiefel, hatte ein ſchwarzes Gewand an, welches er von einem ehemaligen Kollegen, dem Lehrer in Ratten, ausgeborgt; ſein mageres Geſicht war glatt raſiert, das dünne graue Haar glatt über den Scheitel zurückgekämmt. Am Halſe ſtand ſogar ein ſchneeweißer Hemdkragen hervor.

ähnlich der Halsbinde eines Geiſtlichen, und als er nun auch den faſt ganz glatt gebügelten Cylinder auf das Haupt ſetzte, da dachte ich mir: Mit unſerem Schulmeiſter brauchen wir uns nicht zu ſchämen.

Wir hatten jedes zu Hauſe je nach Umſtänden unſer Frühſtück verzehrt, und nachdem der alte Michel das ſeine nun aus der braunhornernen Doſe genommen, machten wir uns auf den weiten Weg nach Krieglach. Unterwegs durch die Wälder gab der Schulmeiſter mehrere Verhaltungsmaßregeln aus: die hohen Herren höflich grüßen, beim Namensrufe ſogleich aufſtehen (in der Alpelſchule blieben wir nämlich beim Ausgefragtwerden ſitzen), auf die geſtellten Fragen hübſch laut und deutlich antworten; wenn wir was geſchenkt bekämen oder gar in Häuſer zum Eſſen geladen würden, fein artig ſein, und Schön' Dank ſagen! und halt ſo weiter. Ob von den Prüfungsgegenſtänden ſelbſt die Rede war, daran kann ich mich nicht erinnern; der Schulmeiſter ſchien der Sache ſicher zu ſein.

Das Wetter war trüb, nebelig, froſtig; ohne eigentlich zu regnen, troff es von den Bäumen. Zum Sandbühelkreuz gekommen, wo im Thale der Ort ſtattlich vor uns ausgebreitet lag, machten wir Halt. Der alte Michel riß Sauerampferblätter ab, um einzelnen der Kinder damit die Schuhe zu reinigen, und auch wo es ſonſtwo und wie an uns auszubeſſern und fürſorglich zu ſchlichten gab, that er's. Waren ja doch die allermeiſten von uns, beſonders die Dirndln, das erſtemal in der weiten Welt und ſahen einem äußerſt ungewiſſen Schickſale entgegen. Enge aneinandergeſchloſſen marſchierten wir hinter unſerem Schulmeiſter drein durch das große Dorf und der Kirche zu, neben welcher das Schulhaus ſtand. Das war ein anderes Schulhaus, als wir deren in Alpel hatten, das ſtand mit ſeiner doppelten Fenſterreihe da wie ein Schloß, und jedes Fenſter war ſo groß, daß ein Reiter auf hohem Roß ganz bequem durch ein ſolches aus- und einreiten hätte können. Wir durften aber nicht einmal bei der Thür hinein. Denn davor ſtand eine kleine alte Frau mit Brillen auf der Naſe, dieſe ſchaute uns prüfend an und ſagte, wenn wir die Kinder aus Alpel wären, ſo ſollten wir uns in die Brennholzhütte hinein ſetzen und warten, die Herren hätten eben die Dorfkinder in der Arbeit; wenn ſie mit dieſen fertig wären, würden wir ſchon gerufen werden. Als wir drin waren, ſchlug ſie das Lattenthor hinter uns zu, ſo daß es ſpielte, als wären wir eingeſperrt.

Im Schoppen waren aufgeſchichtete Scheiterſtöße, darauf ſetzten wir uns und waren recht kleinlaut. Der alte Schulmeiſter war immer unter uns. Er ſagte gar nichts, ſchnupfte aber ſehr oft aus ſeiner Doſe. Nach einer Stunde beiläufig, als unſere Beine ſchon ſteif und unſere Naſen ſchon blau geworden waren, hörten wir vom Hauſe her ein lebhaftes Getrampel, als ob ein Schock Ziegen über die Stiege liefe. Bald darauf ſtoben die freigewordenen Dorfkinder auseinander, und wir ſahen, wie viele derſelben ſchöne Sachen bei ſich hatten, die ſie betrachteten und einander zeigten. Da hatten ſie Bildchen, rotgebundene Büchlein mit Goldſchnitt und in Seidenmaſchen gefaßte Silbermünzen. Unſer Schulmeiſter ſagte uns, daß ſolches die Prämien waren, womit die fleißigen Schüler bei der Prüfung beteilt wurden. Er deutete nicht an, ob etwa auch uns derlei bevorſtünde, für uns gewann aber die bevorſtehende Prüfung nun ein anderes Anſehen. Wir wurden gerufen.

Ehrerbietig und leiſe ſchritten wir die Treppe hinauf und in das Zimmer hinein. Das war ſehr groß und weiß und licht und hatte Bankreihen und roch nach Kindern. Und an der Wand ſtand eine Kanzel mit Bücherſtößen. Und daneben am Schragen lehnte eine große ſchwarze Tafel, auf welcher noch die Kreideziffern einer Rechnung ſtanden. Beim Anblicke der Zahlen ward mir ſofort übel, denn ſo ſehr ich die Buchſtaben ſtets geliebt, ſo ſehr habe ich die Ziffern von jeher gefürchtet. Wir ſetzten uns auf Befehl ſtolpernd in die Bänke und packten unſere Schulbücher und Schiefertafeln aus. Der alte Schulmeiſter war nahe an der Thür ſtehen geblieben, hatte unſere Ordnung gemuſtert und machte nun, als die Herren hereintraten, eine tiefe Verbeugung. Die Herren waren freilich darnach. Da war ein ſchlanker ältlicher Prieſter in ſchwarzem Talar — der Pfarrer von Krieglach; dann ein junger, ebenfalls ſchlanker Geiſtlicher mit einem ſehr ernſthaften Aloiſiusgeſichte, das war der Kaplan; hernach ein wohlbeleibter, rund- und rotgeſichtiger Herr mit einer recht großen Glatze — das war der Dechant aus Spital am Semmering. Ferner noch mehrere Herren in ſchwarzem Gewande und mit dunklen und rothen Bärten und funkelnden Augengläſern. Sie muſterten uns mit ſcharfen Blicken, und einer oder der andere zuckte wohl gar ein wenig die Achſeln, gleichſam als bedauerte er, ſolche arme Haſcherln ſo weit hergerufen zu haben für nichts und wieder nichts. Denn es waren gar kümmerliche Figürlein und gar einfältige Geſichtlein unter uns. Man könne ſich's ja denken, flüſterte einer der Herren zu ſeinem

Nachbar, wenn die Kinder aufwachſen wie die Thiere im Walde, und ein ſolcher Lehrer dazu! Man könne ſich's denken!

Da war unter den würdigen Herren auch ein kleiner dicker Kumpan mit ſtets zwinkernden Äuglein und ſchmunzelnden Lippen. Er war, ſoviel ich weiß, ein Gerbermeiſter und der „Schulvater" einer Nachbarsgemeinde, er war gekommen, um bei der Prüfung auch ſein Gewicht geltend zu machen. Dieſer nun trat allſogleich vor, nahm einen Jungen der erſten Bank aufs Korn und fragte ihn: „Wie viel hat dein Vater Kinder?"

„Mein Vater hat ſieben Kinder," antwortete der Kleine.

„Und wie viel hat dein Vater Finger?"

„Mein Vater hat zehn Finger."

„Falſch," rief der dicke „Schulvater", „wenn dein Vater ſieben Kinder hat, ſo hat er wahrſcheinlich achtzig Finger."

Auf das gab's ein paar laute Lacher, der gefragte Schüler aber ſchaute verblüfft drein.

Der Frageſteller wandte ſich zur zweiten Bank. „Jetzt will ich dem ſaubern Dirndel dort eine andere Aufgabe geben. Wenn auf einem Kirſchbaum zehn Gimpel ſitzen, und ich ſchieße einen herab, wie viele bleiben oben?"

Das Mädchen ſtand auf und antwortete: „So bleiben neun oben."

Zog der „Schulvater" ein ſehr ſchlaues Lächeln und ſagte: „Ich glaube, es wird gar keiner oben bleiben, denn die neun übrigen werden davonfliegen."

Jetzt trat der alte Michel ein paar Schritte aus ſeinem Hintergrund und, mit gefalteten Händen gegen den Frageſteller gewendet, ſagte er ſehr demütig: „Wenn ich recht ſchön bitten dürfte, die Kinder nicht verwirrt zu machen!“

„Ich meine, daß wir in der Schule ſind,“ nahm nun der Dechant ernſthaft das Wort, „und weil wir gerade auch beim Rechnen ſind, ſo will ich den dort, den Kleinen mit dem roten Bruſtfleck fragen.“

Der Kleine mit dem roten Bruſtfleck war ich.

„Paß nur einmal auf, mein Kind,“ ſagte der Dechant. „Ein Bauer hat einen Taglöhner, dem er für den Tag ſechsunddreißig Kreuzer Lohn giebt; wie viel Gulden Konventionsmünze wird er ihm für die Woche ſchuldig?“

„Wenn der Bauer,“ begann ich abzuhaſpeln, „dem Taglöhner ſechsunddreißig Kreuzer giebt, ſo wird er ihm in der Woche ſchuldig — in der Woche ſchuldig — —.‘ Ich weiß es noch genau, wie mir in jenem Augenblicke zumute war. Als ob ich auf einer ſehr hohen Leiter ſtünde, welche zu ſchaukeln beginnt. Der alte Michel ruft mir noch zu: „Halt dich feſt!“ Aber ich ſehe und taſte keine Sproſſen mehr, alles um mich wird blau und voll kreiſender Sterne, ich ſtürze. — Als ich wieder zu mir kam, hörte ich nur, wie unſer Schulmeiſter entſchuldigend ſagte: „Das iſt halt von den Schwächeren einer.“

Ich ſetzte mich nieder.

An derſelben Frage biſſen ſich noch ein paar andere die Zähne locker. Der eine antwortete, der Bauer würde dem Taglöhner für die Woche drei Gulden ſechsunddreißig Kreuzer ſchuldig; der andere behauptete, der Lohn für die ganze Woche mache vier Gulden zwölf Kreuzer. Endlich ſtellte es ſich heraus, daß beide recht hatten, nur daß letzterer von der Sonntagsruhe Umgang nahm. Dieſen fragte daher der Pfarrer von Krieglach ziemlich ſcharf: „Wie lauten die zwei erſten der Kirchengebote?“

Raſch antwortete der Schüler: „Erſtens, du ſollſt den Feiertag heiligen, zweitens, du ſollſt die heilige Meſſe mit gebührender Andacht hören.“

„Sehr brav! Nun möchte ich aber von deinem Hintermann hören, wie viel bei dem bethlehemitiſchen Kindermorde der König Herodes Mädchen töten ließ?“

Der Hintermann war wieder ich, aber diesmal kam er mir recht. „Mädchen gar keins“, war meine Antwort.

„Nun, wie kannſt du mir das beweiſen?“

„Ich kann's beweiſen damit, daß der Herodes nur Knaben aufſuchen und tödten ließ, weil er den kleinen Jeſus umbringen wollte.“

„Ah, vortrefflich!“ riefen mehrere. Und der Pfarrer ſagt gegen den alten Michel gewendet: „Das iſt eine Antwort, die ich von Ihrer Schule nicht erwartet hätte.“

Der alte Mann verneigte ſich und ſagte: „Religion macht den Kindern die meiſte Freude. Ich laſſe halt Evangelium leſen und was ſie von ſelber nicht verſtehen, das erkläre ich ihnen durch Beiſpiele.“

„Du Schwarzäugige dort unten,“ rief jetzt wieder der Dechant drein: „Wie oft ſoll der katholiſche Chriſt beichten?“

„Der katholiſche Chriſt ſoll jährlich wenigſtens einmal beichten und zur öſterlichen Zeit das heiligſte Sakrament des Altars empfangen.“

Auf dem Geſichte des „Schulvaters“ war die ſpöttiſche Miene gänzlich vergangen.

Nachdem in der Religion noch mehrere Fragen klipp und klar beantwortet worden waren, ließ der Pfarrer aus dem Leſebuche ein Stück bibliſcher Geſchichte des alten

Teſtamentes laut leſen, jeden durch die Bank nur wenige Sätze. Das ging flott und die Herren ſchauten einander nur ſo an.

„Wie viel haben Sie in Ihrer Schule Klaſſen?“ fragte der Dechant unſeren Schulmeiſter.

„Eigentlich nur eine, oder gar keine,“ antwortete dieſer. „Ich teile nicht ab. Wir arbeiten halt fort, bis ſie leſen, ſchreiben und ein bißchen rechnen können.“

Nun verlangte man, daß wir unſere Tafeln zum Schreiben bereit machten. Der Dechant gab folgendes Diktat: „Der Geiſt des Herrn wich von Saul und ließ einen böſen Geiſt über ihn kommen, der ihn plagte. Und ſiehe, Saul erſchlug tauſende und David zehntauſende, denn mit David war der Segen Jehovas.“

Das Diktando war durchgehends faſt fehlerlos, nur mir paſſierte anſtatt des heiligen Namens Jehovas ein dummes „J. Hofers“, was ſie aber wieder damit entſchuldigten, daß ich einer der Schwächſten ſei. Die Schriften der übrigen waren ſo, daß die Herren untereinander ſagten: „In der vierten Klaſſe einer Bürgerſchule ſelbſt wäre ein ſolches Reſultat glänzend zu nennen!“

Unſer alter Schulmeiſter ſtand immer gleich demütig in ſeinem Hintergrunde.

„Aha, die hat's doppelt!“ ſagte der Pfarrer plötzlich, als er die Schiefertafel eines Dirndels umgewendet hatte und dieſelbe dem Dechanten hinhielt. Die kleine Eigentümerin ſtand auf und ſagte: „Das Hintere gilt heute nicht, das iſt noch von der Schul' her.“

„Wollen einmal ſehen, was Ihr in Euerer Schule für ein Diktando habt,“ ſprach der Dechant und las laut die Schrift auf der Rückſeite der Tafel: „Edel ſei der

Menſch, hilfreich und gut, das allein unterſcheidet ihn von anderen Geſchöpfen.“

Sie neigten die Köpfe und der Dechant murmelte: „Nicht übel! Nur ſchade, daß es vom alten Heiden iſt.“

Damit war die Prüfung beſchloſſen. Die Herren hatten ſich zuſammengeſtellt und ſprachen leiſe miteinander. Der Pfarrer ſchüttelte die Achſeln und machte mit den ausgebreiteten Händen eine Geſte, die wir erſt verſtanden, als er ſich zu uns wendete und ſprach: „Liebe Kinder! Wir ſind mit Euch ſehr zufrieden. Es ſind Euch auch Prämien vermeint, aber Ihr müſſet warten, wir haben heute ſchon alle ausgegeben, ſie werden Euch nachgeſchickt werden. Fahrt nur ſo fort, lernet fleißig und vergeſſet die Gebote Gottes und die Gebote der heiligen Kirche nicht.“

Und dann konnten wir gehen. Der alte Michel machte vor den Herren noch ſeine ehrerbietige Verneigung und ging mit uns. An der Thür ſoll ihm im Vorübergehen der „Schulvater“ ins Ohr geraunt haben: „Die Prämiierten haben es nicht halb ſo gut gemacht!“

Hernach ſtanden wir auf dem Kirchplatze noch ein bißchen ſo herum; endlich fand unſer Schulmeiſter, daß es Zeit ſei, den Heimweg anzutreten. Die Wohlhabenden gingen noch in den Bäckerladen um je eine Semmel, wir anderen erquickten uns unterwegs an friſchen Quellen und ſtellten Mutmaßungen an, wann wir die Prämien nachgeſchickt erhalten, und worin ſie beſtehen würden. Der alte Schulmeiſter nahm aus ſeiner Doſe eine Priſe um die andere und ſchwieg.

Auf die Prämien warten wir noch heute.

Als ich in's Paradies ging.

Noch nichts habe ich euch erzählt von Euſtach Weberhofer. Das war jener jugendliche Mann, der in den Fünfziger Jahren an einem Sonntagsmorgen in langem ſchwarzen Rock durch die Kirche von Sankt Kathrein ſchritt. Er hatte ein rundes wohlgefärbtes Geſicht, zwei kluge blaue Augen drin und quer über die Stirn das blonde Haar gekämmt. Er machte durch die Kirche würdevolle und ziemlich weit ausgreifende Schritte; ſeine Wanderſchaft ging von der Sakriſtei, wo er dem Pfarrer das Meßgewand angezogen, nach dem Kirchenchore, wo er im nächſten Augenblicke, wenn der Prieſter zum Altare trat, ſchon an die Orgeltaſten drücken mußte.

Das war der „Schulmeiſter", wie man damals den Schulleiter oder den Oberlehrer noch nannte, im Gegenſatze zum Unterlehrer, der kurzweg „Lehrer" hieß. Mir gefällt das Wort „Schulmeiſter" auch ſehr gut, man brauchts ja nicht im Sinne wie Schuſter- oder Gerbermeiſter zu verſtehen; auch den großen Künſtler nennt man Meiſter, und ſelbſt die Jünger Jeſu haben den Herrn „Meiſter" genannt. Mein Euſtach Weberhofer hat ſich gar nicht gekränkt darüber, daß die Bauern von Sankt Kathrein ſcharfweg „Schulmeiſter“ zu ihm ſagten, bekam er doch gerade als Schulmeiſter Zehent an Korn, Wolle, Butter und was ſo eben vorhanden iſt. Wer oft „Schulmeiſter“ ſagte, der dachte auch oft an ihn, und das war ihm nicht zuwider.

Mein alter Schulmeiſter Michel Patterer war damals ſchon Oberlehrer bei den lieben Engelein, denen er wohl die Noten lehrte, damit ſie zu Weihnachten über dem Krippel vom Blatt weg das Gloria in excelsis Deo! ſingen konnten. Ich hatte ſchon allerlei Wiſſenſchaften im Kopfe, kannte alle Buchſtaben und wußte ſie ſogar derart zuſammenzuſtellen, daß ſie manchmal einen recht guten Sinn, manchmal auch einen ſchönen Unſinn gaben. Die zwölf Monate des Jahres wußte ich auch, wenngleich nicht der üblichen Reihe nach. Begriff nicht, weshalb ſoviel Aufhebens, wenn Juli und Auguſt im Winter kamen, waren doch unſere Dienſtboten, die Julie und der Auguſt, auch im Winter gekommen.

„Dir iſt der alte Schulmeiſter zu früh geſtorben,“ ſagte einmal der Nachbar Thomerl, und an das dachte ich, als nun der Mann mit dem freundlichen Rundgeſichte durch die Kirche ſchritt. Ich war zu jener Zeit ein manchmal recht ungeſchickter Ochſenführer beim Ackern, und da nun mein Wunſch, wieder in die Schule gehen zu dürfen, von der Mutter dem Vater unterbreitet wurde, ſagte dieſer: „Meintswegen ſoll er was Herriſches lernen, für die Ochſen iſt er eh zu dumm.“

Alſo fing ich an, nach Sankt Kathrein zum Euſtach Weberhofer in die Schule zu gehen. Da gings ein biſſel anders zu wie beim alten Patterer! Erſtens gab es Bänke wie in der Kirche; zweitens lichte Fenſter, hinter deren ſchöngeflochtenen Eiſengittern ſtets ein paar Hollunderzweige fächelten; drittens hatte der Schulmeiſter nicht die lange Tabakspfeife in der Hand, ſondern ein braungelbes „Staberl", zum „Hoſenausſtauben". Wer hätte gedacht, daß das freundliche Rundgeſicht mit den blauen Augen ſo martialiſch ſcharf dreinſchauen konnte, wenn fünf und ſechs — zwölf waren, oder wenn die ſieben Sakramente mit „erſtens Hoffart, zweitens Geiz" anfingen! In meiner Nähe hat ſich wegen Unfleiß oder Widerſpenſtigkeit manches Strafgericht vollzogen, mir geſchah nichts. Ich war ein armes Haſcherl aus dem Alpel herab, von dem nicht viel verlangt werden konnte, und wenn es ſich um ſchwierige Fragen aus der Sprachlehre oder der Mathematik handelte, überſah er mich. Allerdings duckt man ſich nach Thunlichkeit, aber doch wieder nicht ſo auffallend, daß es etwa eine gegenteilige, eine herausfordernde Wirkung üben konnte. Beim alten Patterer war von einer Sprachlehre gar keine Rede geweſen, vielleicht galt dort die Meinung, die Mutterſprache müſſe man von der Mutter lernen und nicht aus dem Buche. Einmal fragte mich hier zu Sankt Kathrein in der Religionsſtunde der Pfarrer nach den vier letzten Dingen. Ich nannte ſie auf das Verläßlichſte, denn gerade über den Tod, das Gericht, den Himmel und die Hölle hatte ich oft meinen Schafen gepredigt von der Felſenkanzel auf der Hochweide. Mehr Erfolg als auf der Hochweide hatte ich mit den vier letzten Dingen hier. Der Katechet nickte mit dem Haupt und der Schulmeiſter ſagte ihm leiſe und mit leichtem Zucken des Kopfes, das ihm beim Sprechen eigen war, einige Worte. Er verriet, daß ich jener Bauernburſch wäre, der Geiſtlich werden wollte. Der Pfarrer lachte und ſprach, wie er die Welt kenne, ſeien, um ſtudieren zu können, die zwei erſten Dinge beſſer, als die vier letzten. Wetten will ich, er hat mit den zwei erſten Dingen Protektion und Geld gemeint. Da dieſe Dinge nicht vorhanden waren, ſo führte ich nach wenigen Wochen wieder die Ochſen vor dem Pfluge her, eine Leiſtung, zu der die zweimonatliche Schule in Kathrein mich nicht weſentlich gefördert hatte.

Wenige Jahre ſpäter ſaß ich nochmals in der Schulſtube zu Kathrein, doch nicht mehr als gewöhnlicher „Trivialſchüler", ſondern als jemand, der bereits einen geſellſchaftlichen Rang einnimmt. Ich war Lehrling und beſuchte die Sonntagsſchule, welche in der Stunde zwiſchen dem Mittagseſſen und dem Nachmittagsgottesdienſt abgehalten wurde. Und da lernte ich den Schulmeiſter erſt näher kennen.

Weberhofer war einer jener wenigen glücklichen Lehrer, denen man es anſieht, daß ſie nicht am Bewußtſein eines verfehlten Berufes kranken, daß ſie die Wichtigkeit ihrer Aufgabe erkennen und durch die Ausübung derſelben befriedigt werden. Er war — wie es ſich ſpäter zeigte — einer, der die Vorzüge des Lehrers der alten Schule und die der neuen in ſich vereinigte; vom Chriſtentume ging ſein Wirken aus, in allen Bereichen des weltlichen Unterrichtes war es daheim, zum Chriſtentum kehrte es zurück.

Menſchlich näher rücken durfte ich ihm, als, nachdem er ſich aus Birkfeld eine junge Frau geholt hatte, kleine Buben gekommen waren und als dieſe kleinen Buben Höſelein brauchten und ich gerufen ward, mit Schere und Nadel dieſes immerhin beſcheidene Bedürfnis zu ſtillen. Da durfte ich bei Tiſche knapp an Seite des Schulmeiſters ſitzen, und nun merkte ich, daß er war, wie auch andere Leute, daß er lachen konnte und ſcherzen, daß er ſeinen herzigen Knäblein ſogar die Höſelein aufknöpfeln konnte, und zwar zu anderen Zwecken, als er das manchmal bei ſtörriſchen Schulbuben zu thun gezwungen war. Und in dem Maße, als er niederſtieg, ließ er mich aufſteigen. Die Kirchenſchlüſſel vertraute er mir an und zu den Tageszeiten durfte ich am Thurmſtrick ziehen und die Glocke läuten. Und gar Mancher in der Gegend, der ſpottend meckerte, ſo oft er des luſtigen Schneiderleins anſichtig ward, zog nun vor meinem Läuten den Hut vom Kopf und betete. Und ich dachte dazumal, wie es doch das unſagbarſte Glück ſein müßte, eine hellklingende Glocke zu läuten, die man hören könne in weiten Landen.

Der erſte, der mich auf dieſen Weg verwies, war alſo mein Euſtach Weberhofer an jenem Tage, da er mir den Thurmſchlüſſel in die Hand gab: „Peter, 's hat ſieben geſchlagen, geh läuten zum Engliſchen Gruß!“

Es iſt alſo kein Wunder, daß ich den Mann, vor dem bisher nur Ehrfurcht war, nun anfing, abgöttiſch zu lieben. Daß er auch der erſte war, welchem eines Feierabends, als er meinem Lehrmeiſter den Lohn ausgezahlt, einfiel: Der Lehrling dürfte auch ein Silberzehnerl vertragen, das betone ich allen Ernſtes mit beſonderem Nachdruck. Denn es war die einzige Ehrengabe, die ich während meiner Lehrjahre erhalten. „Trinkgeld!“ ſagen die Leute, die nichts als an ihre Gurgel denken können. Nur meinen vertrauten Freunden geſtehe ich's, wozu jener Erſtling verwendet worden iſt. Und weil du, lieber Leſer, zu denſelben gehörſt, ſo wiſſe, daß ich mir von dem Zehnkreuzerſtücke — Zeit gekauft habe. Wenn Zeit Geld iſt, ſo wird

Geld wohl auch Zeit ſein können. Ich bekam für mein gutes Geld ſechs Nachtſtunden in Geſtalt zweier Unſchlittkerzen, bei deren Lichte ich leſen und ſchreiben konnte, eine Beſchaftigung, für die am Tage keine Zeit war. Zwei Kreuzer bekam ich noch heraus und davon wurden Zwetſchgen gekauft. Die nahm mir der Blaſer Hanſel hernach weg und zwar aus zwei gewichtigen Gründen: erſtens, weil er die Zwetſchgen haben wollte und zweitens, weil er ſtärker war als ich. Und das iſt der Rechenſchaftsbericht über den erſten Silberling.

Alles währt nur eine Weile und auf einmal wurde der Herr Schulmeiſter abgerufen ins Paradies. Denn anders kann man die Gegend nicht nennen, die weit „unten auf dem Lande", am Fuße des Kulm liegt, ein blühender, üppiger Obſtgarten, ſoweit das Auge reicht! Puch heißt das Dörfchen im lieblichen Hügelgelände, wohin Weberhofer verſetzt wurde, und das war etwas anderes, als die kalten, ſteilen und ſteinigen Berge um Kathrein am Hauenſtein.

Der Abſchied war für mich nicht einmal aufregend, ſo ein unfertiges Menſchenkind weiß ja gar nicht, was Scheiden bedeutet. Faſt erſtaunt war ich, als der Geſchiedene nachher — nicht mehr da war. Im Schulhauſe und in der Kirche ging ein anderer Mann um, der einen großen Schnurrbart hatte wie ein Huſar, im Schulzimmer oft ſo ſchrecklich polterte, daß im Holzſchoppen draußen die Hühner aufflatterten, und der auf dem Kirchenchor mit den Muſikanten ſo laut ſchrie, daß alle Andachtigen ſich die Kragen umdrehten, um zu ſehen, was da oben los ſei. Und das war der neue Schulmeiſter.

Jetzt kam mir das Verlangen nach dem alten. Zwar neun Fußſtunden war es bis hinaus ins Paradies, und da reifte faſt plötzlich der Entſchluß, ihm nachzuwandern. Der Matheſel war auch dabei.

Der Matheſel war einer der Schulgenoſſen, ein ganz kleines Kerlchen, aber ſtramm und unternehmend. Sein Geſicht war voller Sommerſproſſen, auch im Winter, ſein Haar mochte ihm die Mutter, ein Holzknechtweib, kämmen wie ſie wollte, es ſtand borſtig nach allen Seiten hinaus. Er verſtand es trotz ſeiner kurzen Beine, ganz reſpektabel große Schritte zu machen, und wo es einen Graben zu überſpringen, einen Baum zu erklettern, einem anderen Buben die Beine zu ſtellen gab, da war er der flinkeſte und der fixeſte. Leicht gereizt konnte er kratzen und boxen und beißen und würgen wie ein wildes Tier und ſelten gab es bei ihm einen Tag ohne Blutvergießen. Wir nannten ihn „das Löwerl“. Seine Eltern hatten mit dem wilden Jungen nichts anzufangen gewußt und darum ihn in die Schule gegeben zum Euſtach Weberhofer. Und das war dem Löwerl gerade recht, ſo flink wie im Wald über Stock und Stein ſprang er über die Schulbänke, jeden Knaben rempelte er an, dem einen fuhr er mit ſeinen knochigen Fingern in die Haare, dem andern riß er das Halstuch los, den dritten warf er zu Boden und knotzte pfauchend auf ihm herum; den Schulmeiſter, als er ihn darob einmal ſcharf zwiſchen die Beine nahm, riß er mit den Zähnen einen Fetzen aus der Hoſe. Es war nichts mit ihm anzufangen. Ruhig und zahm wurde er nur, wenn's Muſik gab. Wenn irgendwo ein Waldhorn klang, oder eine Clarinette, da horchte er auf; wenn der Schulmeiſter geigte, da war er ganz Ohr und konnte ſein Auge nicht wenden von den kundigen Fingern, die Saiten und

Fiedelbogen behandelten. Und eines Tages fragte der Schulmeiſter das Löwerl, ob es nicht Muſik lernen wolle? Das Löwerl faltete die braunen Hände: „Bitt gar ſchön, Herr Schulmeiſter!“ Vor allem war er fürs Blaſen; der Schulmeiſter ſchenkte ihm eine Clarinette, lehrte ihn die Noten und wie man am Inſtrumente die Löcher zu- und aufthut und die Klappen drückt. Der Junge packte es gar nicht ungeſchickt an, hatte ein gutes Gehör und verſtand ſehr zarte und wohlklingende Töne hervorzublaſen.

Und jetzt war's aus der Weiſe, den ganzen Tag hörte man das helle Gedudel einer Clarinette, einmal hinter dem Schulhaus, einmal unten auf der Wieſe, einmal oben im Wald. Aus dieſem verjagte ihn eines Tages der Jäger, denn das ſchauderliche Gepfeife verſcheuchte alle Haſen. Am nächſten Tage traf das Löwerl mit dem Knaben des Jägers zuſammen, da gab es heißen Kampf; das Löwerl verbiß ſich ſo wüthig in des Gegners Jacke mit den Hornknöpfen, daß es ſich die zwei vorderen Oberzähne zuſchanden biß. Und jetzt konnte der Junge nicht mehr Clarinette blaſen. Der Jammer war grenzenlos; den Schulmeiſter dauerte er. „Du Matheſel“, ſagte er, „wenn du mir's verſprichſt, daß du nimmer rauſeſt und wild biſt, dein Lebtag nimmer, ſo probieren wir's mit der Geige.“ Der Junge verſprach's bei allen drei Gotten. „Oho!“ ſagte der Schulmeiſter, „wir haben nur einen, und wenn du mir's bei dem verſprichſt, ſo bin ich reichlich zufrieden.“

Alſo lernte der Knabe auf der Geige ſpielen, und um dieſelbe Zeit wurde der liebe Euſtach Weberhofer überſetzt nach Puch am Fuße des Kulm.

Der Matheſel, als er gleich mir ſah, daß der fortgezogene Schulmeiſter nicht mehr da war, machte es kurz.

Er nahm ſeine Geige und wanderte gen Puch. Ich ging mit ihm. Der Weg über Berg und Thal war uns fremd, doch weil er weiterhin eine breite Straße wurde, ſo verfehlten wir ihn nicht. Unterwegs, in der Nähe von Birkfeld, wurden wir hungrig. Der Matheſel ſtellte ſich vor ein Haus und kratzte auf der Geige. Zuerſt meldete ſich drin ein Hund, bald darauf auch eine Katze und endlich ein Weibsbild. Dieſes ſprach ein äußerſt abfälliges Urteil über das Ständchen, als es aber die zwei kleinen unſchuldigen Büblein ſah, die da heraußen ſtanden, bis über die Knie hinauf weiß vor Straßenſtaub, entſpann ſich zwiſchen dieſen und der Hausbewohnerin eine kleine Unterhaltung, die in einem Topf Milch mit Schwarzbrot gipfelte. Hernach zogen wir wieder fürbaß, und der Metheſel war nicht wenig ſtolz darauf, ſein Brot nun ſchon mit Muſik verdienen zu können.

Gegen Abend kamen wir gegen das weltfremde Puch. Die Gegend war faſt unheimlich vor lauter Herrlichkeit. Hin und hin lange Strecken waren wir ſozuſagen eingewölbt von Äpfeln, Birnen und Zwetſchgen, die über uns auf den Bäumen hingen. Und zwiſchen den Bäumen durch, über Gärten, Bohnenranken, Kürbis- und Maisfelder her blauten die fernen Berge. Wir nahmen uns nicht Zeit, eine der großmächtigen „Melonen“ zu koſten, die neben dem Wege, an kriechendem Geſchlinge herumlagen, wir ſtürmten auf das Dörfchen ein und auf das Schulhaus. Das Schulhaus war ganz anders, wie jenes zu Sankt Kathrein, aber der Schulmeiſter und ſeine Frau und ſeine Knaben ſahen hier genau ſo aus, wie dort. Sie waren nicht wenig erſtaunt, als ſolche Gäſte anrückten, wovon der Muſikant ſofort erklärte, er ſei da und wolle dableiben.

Die Einwilligung ſeiner Eltern hatte er auch mit, und ſo kam der Herr Weberhofer zu einem kleinen aber ſchneidigen Hauswaſchel, der tagsüber Kuh und Ziege hütete und abends nach Noten die Geige ſtrich.

Am nächſten Tage fing ich ſchon frühzeitig an, mich zu ſchämen. Alles andere war bei der Arbeit, der Schulmeiſter beim Buchſtabieren, die Schulmeiſterin beim Bohnenklauben, die Büblein beim Thurmbau, den ſie im Hofe aus Steinchen ausführten und das Löwerl beim Ziegenhüten. Ich allein lehnte beſchäftigungslos umher und hatte Wahlweh, ob ich noch länger dableiben oder doch vielleicht wieder nach Hauſe wandern ſollte. Dieſer Zwieſpalt wurde geſchlichtet; nach dem Mittagseſſen ſagte der Schulmeiſter in ſeiner weichen aber nachdrücklichen Art: „Peter, willſt heute nachmittag mein zweiter Knecht ſein? Kraxen auf den Buckel nehmen, Korn tragen!“

Die Werbung nahm ich ſofort an und nun ſtellte es ſich heraus, daß — als ich ſein zweiter Knecht wurde — er ſelber ſein erſter war. Denn gleich mir nahm er eine „Kraxen auf den Buckel“, und wir huben an, in der Gegend umzugehen, von Bauernhaus zu Bauernhaus, wie ſie zwiſchen Gärten, Schachen, Feldern und Wieſen ſtanden. Der Schulmeiſter genoß damals noch einen Überreſt des Zehnten, ſo der Bauer von Feldfrüchten, Obſt u. ſ. w. zu liefern hatte. Und ſo gingen wir jetzt aus zu dieſer Ernteſammlung. Zwei, drei Korngarben bekamen wir faſt bei jedem Hauſe auf die Kraxen, dort und da auch etwas zu trinken. Am erfreulichſten war mir, daß der Schulmeiſter ſeinen „zweiten Knecht“ nicht mehr wie einen Schulbuben behandelte, ſondern ihn den Leuten als ſeinen jungen Freund aus Sankt Kathrein vorſtellte. Es war ein heißer

Tag, aber die Raſten waren gar nicht erſprießlich. Denn ſo oft wir in Häuſer einkehrten und Apfelwein tranken, wurden unſere Kraxen voller und ſchwerer. Beſonders ſchlimm war es in einem hinter dem Walde abſeits gelegenen Höfel. Da gab's eine kleine runde Bäuerin, welche ein paar Dirnlein in die Schule ſchickte. Die war mir gleich zuwider. Sie ſchaute uns gar ſo treuherzig an und wiſchte ſich alle Augenblicke mit der Schürze den Staub von den Händen, obſchon keiner dran war, und trippelte ſo geſchäftig hin und her und bewirtete uns mit Brot und Honig. Der Schulmeiſter mußte mich erſt lehren, wie man Honig auf Brot ſtreicht und Butter, denn bei mir daheim war nie Gelegenheit geweſen, mich an ſolchen Fertigkeiten zu üben. Er ermunterte mich, nur recht zuzugreifen, der Honig ſei geſund für die Bruſt, das Brot mache groß und die Butter fett. Weberhofer war ein Bauernſohn aus Heilbrunn im Gebirge und hatte das Honig- und Butterſtreichen wohl auch erſt ſpäter gelernt. Als wir uns rechtſchaffen gelabt hatten und hinausgingen zu unſeren Kraxen, ſah ich gleich das Unheil. Der Schulmeiſter ſchmunzelte und ſagte leiſe zu der Bäuerin: „Biſt wohl recht brav. Solche ſollt's halt mehr geben, wie du biſt!“ — Ich dank ſchön! Die Kraxen waren bis oben bepackt mit ſchweren Korngarben, und noch legte ſie auf jede ein Bündel Flachs. Wir hatten ſchon aufgeladen, da mahnte ſie, noch ein Randel Geduld zu haben, ſie hätten ein Sauerl abgeſtochen — und brachte einen ganzen Schinken herbei, den ſie in große Lattichblätter wickelte und mir auf die Kraxen legen wollte. „Thu ihn da herüber auf die meinige,“ ſprach der Schulmeiſter, „der Bub iſt zu ſchwach beim Sterzl für ſo viel Gottesgab.“

„Und die paar Kaiſerbirnen dürft's mir wohl auch nit verſchmähen. Die Kinderln daheim werden eh gern ein biſſel naſchen." So die Bäuerin, einen Korb voll großer, gelber Birnen mir auf die Kraxen ſtellend.

Mein Gott, dachte ich mir, wenn dieſes Weibsbild nur nicht gar ſo wohlthätig wäre! Die bringt einen ja um vor lauter Wohlthätigkeit.

Und in der That, kaum waren wir unter unſeren Laſten fünf Minuten gegangen, ſo mußten wir im Walde unſere Kraxen ſchon auf einen Scheiterſtoß ſtützen. Mein Lebtag habe ich keinen Schulmeiſter je ſo ſchwitzen geſehen, als damals meinen Gefährten, aber ſein rundes Geſicht ſchaute gar munter drein.

„Wir hätten halt doch zweimal gehen ſollen," meinte ich ſchnaufend, denn ein junger Freund kann ja wohl was ſagen.

„Meinſt!" entgegnete der Schulmeiſter, dieweil er ſich mit dem blauen Sacktuch die Sintflut vom Angeſicht abzuleiten ſuchte. „Morgen könnte leicht ein anderer Wind gehen — kein ſo warmer wie heute. Der Menſch muß ernten, ſo lange ſchön Wetter iſt. Die Leute ſind nicht immer gut aufgelegt, ſein gleich muß man die Hand aufhalten, wenn ſie geben wollen. Trägt man ſich ſchon einmal halb zu todt, ſo kann man dafür nachher viele Monate lang raſten. Alle Tag iſt nicht Kirchtag. Wenn du Schulmeiſter werden willſt, das mußt du merken."

Wir machten uns wieder auf den Weg, doch zeigte ſich's bald, daß es nachgerade gar nicht ging. Nach vorn und hinten purzelten uns die Sachen von der Kraxen. Nun entſchloß ſich der Schulmeiſter, ſeine Kraxen teilweiſe abzuladen auf einen Steinhaufen und den andern Teil, bei welchem vor allem der Schweinsſchinken war, heimzutragen. Ich mußte mittlerweile bei dem Steinhauſen Wache halten, bis er wieder zurückkäme und wir die übrigen Laſten gleichmäßig verteilt nach Hauſe tragen könnten.

Während ich Wache hielt, kam ein Falot des Weges, blieb ſtehen, ſtützte ſich hinterwärts mit ſeinem Knotenſtock und ſchaute die großen Kaiſerbirnen an.

„Sind ſie 'leicht dein?“ fragte er mich mit gröhlender Stimme.

„Nein, die ſind des Pfarrers,“ war meine Antwort, in der Meinung, an Kirchengut würde er ſich doch nicht vergreifen.

Das Ungeheuer ſtreckte ſeine ſehr lange braune Hand aus den franſigen Ärmeln hervor nach den Birnen und ſagte: „Die muß man koſten; bei einer Pfarrerstafel hab ich eh ſchon lang nit mehr geſpeiſt.“

Wer weiß, was ſich zugetragen hätte, wenn nicht der Schulmeiſter durch den Hohlweg dahergekommen wäre mit ſeiner leeren Kraxen. Der Vagabund verzog ſich ſachte, und wir trachteten nun, die Schätze in volle Sicherheit zu bringen.

Am nächſten Morgen war's zum Abſchiednehmen. Mich rief meine Pflicht zurück in die Werkſtatt, der Matheſel blieb. Erſt nach Monaten kam er nach Hauſe, und nun konnte er ſchon mitfiedeln helfen auf dem Kirchenchor an den Sonntagen und im Wirtshauſe am Kirchweihfeſte. Wenn gerauft wurde, ſo zuckte es ihm wohl noch in den Händen. Da griff er haſtig nach dem Bogen und fiedelte. Die Sommerſproſſen waren nicht mehr zu ſehen und auch ſein Haar borſtete ſich weniger, ſondern legte ſich hübſch glatt über die niedere Stirn herab bis zu den Augenbrauen. Man nannte ihn noch immer das Löwerl, ich glaube, bis heute iſt dem braven Holzarbeiter die ſtolze Benennung geblieben. Ein Löwe, bezähmt durch die Muſik.

Ich habe nach dieſer Zeit den Schalmeiſter Weberhofer in Buch nur noch ein paarmal geſehen. Wie ſich der Menſchen Wege und Schickſale eben verzweigen und mit anderen Kreiſen und Verhältniſſen verflechten, ſo war es auch hier — ſein „zweiter Knecht" bin ich wohl nie mehr geweſen, ſein jüngerer Freund bin ich verblieben. Vor zwei Jahren, während meiner ſchweren Krankheit, gerade an dem Tage, als meine Sanduhr abgelaufen wäre, wenn der Engel ſie nicht noch einmal umgekehrt hätte, iſt der gute Euſtach in ſeinem achtundſechzigſten Lebensjahre geſtorben.

Es war am 16. Dezember 1892.

Faſt hätte er mich mitgenommen zu einer anderen Ernteſammlung — im jenſeitigen Paradiſe.

◆

Als ich Freigeiſt ward.

Es läßt ſich nicht leugnen, das Ding treibe ich nun ſchon ſeit meinem zwölften Jahre. Meine erſte literariſche Arbeit war eine „Lebensbeſchreibung des heiligen Joachim". Von dieſem großen Heiligen hatte ich nämlich nirgends eine Lebensbeſchreibung gefunden, alſo machte ich ihm eine, wozu ich alle Daten und Begebenheiten ſelbſt beiſtellte, ganz aus Eigenem, und ſo mit grimmigem Ernſt eine unbewußte Parodie der Legende ſchrieb. Dem heiligen Joachim folgten drei Jahrgänge „Kalender für Zeit und Ewigkeit", in welchen ich nach der bekannten Manier von Alban Stolz dem Leſer die Erde recht ſchlecht, den Himmel recht hoch und die Hölle recht heiß machte. Mit Vorliebe behandelte ich die vier letzten Dinge, in der löblichen Abſicht, alle Leute gruſeln zu machen und alle Sünder zu bekehren. Aber während der junge Autor die Menſchen dem Himmliſchen zuwenden wollte, ſank er ſelbſt beträchtlich dem Weltlichen nahe. Dem „Kalender für Zeit und Ewigkeit" folgte ein Werk „Freue dich des Lebens" in welchem Jugendübermut, luſtige Fabelei und ſchüchterne Liebesſehnſucht hervorzubrechen begannen und dieſe intereſſanten Dinge ſogar in Bildern anſchaulich gemacht wurden.

In dem von meinem Heimatshauſe eine ſtarke Stunde entfernten Orte Sankt Kathrein am Hauenſtein lebte ein Kaufmann namens Haſelgraber. Er hatte eine große Anzahl Kinder, Buben und Mädeln, die alle meine Freunde waren; er war ſeit Menſchengedenken Gemeindevorſtand von Sankt Kathrein, und die große Stube in ſeinem Hauſe gab an Sonn- und Feiertagen einen beliebten Verſammlungsplatz aller ab, die eintreten wollten, um Einkäufe zu machen, oder eine amtliche Angelegenheit zu beſorgen, oder ſich am Ofen zu wärmen, oder Tabak zu zu rauchen, oder zu plaudern, oder auch alle Erbauungsbücher und Neuigkeitsblätter, die da umherlagen, zu durchblättern. Dieſe Leute, Männer und Weiber, Alte und Junge, Bauern und Knechte, Holzhauer und Kohlenbrenner durcheinander, waren mein Leſepublikum. In der großen Stube beim Haſelgraber hinterlegte ich nämlich meine Schriften, die, inſofern ſie weltlichen Sinnes, lediglich nur für die jungen Haſelgraber beiderlei Geſchlechts verfaßt worden waren. Da die Schriften in der Stube des Gemeindevorſtandes ſtets auf dem Tiſche und den Fenſterbrettern umherlagen, ſo konnte jedermann Einſicht in dieſelben nehmen, und da gab's viel Kopfſchütteln über den Fabelhans, der, anſtatt fleißig zu arbeiten, „lauter ſolche Sachen“ treibe.

Darob wurde eine alte Magd im Hauſe Haſelgraber allmählich mit einiger Beſorgnis erfüllt. Sie konnte ſelber nicht leſen, mußte nur hören, wie über die Schriften des Waldbauernbuben manchmal gemunkelt und gelacht wurde; alſo packte ſie eines Tages, da juſt niemand zugegen war, die Sachen zuſammen, trug ſie um die Dämmerungsſtunde in den Pfarrhof und beſchwor den Pfarrer, die Schriften zu prüfen, ob wohl nichts in denſelben enthalten ſei, was den frommen Seelen der Leſer Schaden thun könne.

Der Pfarrer Johann Pleſch war ein alter kränklicher und gutmütiger Herr mit ſtets vorgeneigtem Kopfe und ſchon grauem Haar.

Er genoß das beſondere Vertrauen der Bevölkerung, denn er war noch einer der wenigen Geiſtlichen, welche die hochröhrigen, glänzenden Stiefel außen über der Hoſe trugen. Die meiſten Prieſter hatten damals ſchon neumodiſche lange Beinkleider, die ſchlotternd bis auf den Riſt hinabhingen. „Bei den Hoſen fängt der Antichriſt zuerſt an!“ pflegte die alte Magd Lieſel zu ſagen, und an dem ehrwürdigen Herrn Pleſch fand ſie ſoweit nichts auszuſetzen. Der alte Herr hing übrigens darum ſo genau an der altmodiſchen Beſchuhung, weil dieſe nach ſeiner Überzeugung die Füße wärmer hielt als die neuartigen Stiefletten. Wohlverwahrte warme Füße hielt er für die erſte Bedingung alles Gedeihens. Als Haupturſache aller Krankheiten des Leibes und der Seele erklärte er die Erkältung der Füße, und wenn er an ein Krankenbett gerufen wurde, ſo war nach Vollzug der heiligen Handlung ſein erſtes, daß er den Kranken warm zudeckte an den Füßen.

Dieſem guten Herrn brachte alſo die alte Lieſel meinen „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ und das „Freue dich des Lebens“.

Der Herr Pfarrer und ich waren von der Sonntagsſchule und dem Beichtſtuhle her gute Bekannte. „In der Schule weiß der Peterl am meiſten von allen, und im Beichtſtuhl am wenigſten!“ Dieſes rühmende Wort hatte der Pfarrer einmal über mich öffentlich bei einer Chriſtenlehre geſprochen und dadurch mein Anſehen in der Gemeinde außerordentlich erhöht.

Nun, eines Sonntags nachmittags nach dem Segen hinterbrachte auf dem Kirchplatz der Kirchendiener mir den Befehl, ich möchte ein wenig in den Pfarrhof kommen, der Herr habe mit mir etwas zu ſprechen.

Das freute mich unbändig, und ſofort eilte ich in die Wohnung des Pfarrers. Dieſer ſtand in langem Talare an ſeinem Leſepult, vor ſich die Schnupftabakdoſe und den blauen Sacktuchknullen, mit dem er ſich mehrmals unter die Naſe fuhr. Als ich mein „Gut Nachmittag!“ geſagt hatte und, das Tuchkappel in der Hand, höflich an der Thür ſtehen geblieben war, rief er mit ſeiner etwas dünnen, mir ſehr traulichen Stimme: „Biſt da?“ Hierauf holte er unter dem Pulte hervor mancherlei Papier, und darunter meine Schriften.

„He, he,“ lachte ich. Wer auf obige Frage eine beſſere Antwort weiß, der hebe die Hand auf.

„Setz dich nur nieder,“ ſagte der Pfarrer, nahm mir gegenüber in ſeinem Lehnſeſſel Platz und hub an, in den Schriften zu blättern.

„Aus wo haſt du denn dieſe Sachen abgeſchrieben?“ fragte er ſo halb ſingenden Tones.

Jetzt war die Antwort noch leichter. Abgeſchrieben hätte ich ſie gar nicht; ſie wären mir halt nur ſo zu Sinn gekommen.

„Haſt du denn ſchon einmal einem jüngſten Gerichte beigewohnt, weil du es ſo genau weißt?“

„Beigewohnt, das nicht,“ hierauf mein Beſcheid, „wie halt Euer Hochwürden immer einmal gepredigt hat, ſo hab ich mir's gemerkt.“

„Ich? Ich hätte ſo was gepredigt?“ rief er aus.

„Ja, am vorigen Oſterſonntag.“

„So, ſo, na, wird wohl ſo ſein. Brav biſt, daß du dir das Wort Gottes alſo merkeſt. — Nur fort ſo.“

Ich glaubte ſchon, die Sache wäre abgethan und wollte mich erheben. Da ſchlug er das Heft „Freue dich des Lebens“ auf. „Dahier — “ er blätterte, ſuchte dann die Brille, zwängte ſie auf die Naſe, blätterte wieder, „dahier — iſt etwas —. Schau, der Teuxel will nicht auseinander!“ Mit vieler Umſtändlichkeit klebelte er endlich die Blätter auf, — „dahier, das wirſt du von mir nicht gehört haben!“

Er ſchaute ernſthaft auf mich, ich aufs Papier. — Gedacht hatte ich's. Die Liebesgedichte!

„Dieſe Verſe da,“ fragte er, „ſind dir die auch nur ſo zu Sinn gekommen?“

„Ja,“ antwortete ich leiſe und beugte mich nieder auf den Tiſch.

Jetzt ſteckte der Pfarrer ſein glattraſiertes Geſicht zu mir vor und ſchrie: „Wickelkind du! Und weißt du denn, was Liebe iſt?“

Ich ward ſtumm. Dieſe Frage hatte ich nicht erwartet.

Der alte Herr ſtand auf, ging mehrmals mit großen Schritten die Stube hin und her, ſo ernſt und feierlich, daß mir angſt und bang wurde. — „Weißt du, was Liebe iſt?“ hallte es ſchauerlich, und er hatte das Wort doch nicht wiederholt. — Endlich trat er auf mich zu, und in unendlich gütigem Tone ſagte er die Worte: „Die Schriften kannſt du wieder mitnehmen. Der liebe Gott behüte dich!“ —

Die Tage kamen und gingen. Über Tags mußte ich arbeiten in Wald und Feld, des Abends ſchrieb ich bei trübrotem Kienſpanſchein, des Nachts ſchlief ich ſo feſt, daß am Morgen der Waldbauernbub genau noch ſo auf dem Stroh lag, wie er des Abends hingefallen war. Einmal aber mitten in der ſtillen Nacht hörte ich plötzlich eine dünne, grelle Stimme: „Weißt du was Liebe iſt?“ Ich ſchrak auf, es war aber nichts weiter und bald werden die Augen wieder zugeſunken ſein.

Um ſo friſcher hielt ich ſie tagsüber offen, und da ſah ich denn im Laufe der Zeit, wie die Welt beſchaffen iſt, und wie die Menſchen geartet ſind. Was mir gefiel, das pries ich, was mir nicht gefiel, das verdammte ich keck und übergoß es mit Hohn. Und wen ich am wenigſten ſchonte, über wen ich mich am öfteſten und unbarmherzigſten luſtig machte, das war — der Waldbauernbub. Denn er hatte genau dieſelben Fehler und Lächerlichkeiten wie alle anderen, und wenn ich auf dieſen Sack ſchlug, ſo meinte ich nicht bloß den Sack, ſondern auch den Eſel. Immer neue Schriften verfaßte ich, immer neue Falten des Lebens thaten ſich mir auf. In manchen tiefen Abgrund habe ich ſchauen müſſen; heute wundert es mich, daß ich nicht beſonders darüber erſchrak, daß ich Abgründe für ſelbſtverſtändlich hielt. Das Weh darüber kam erſt ſpäter, damals waren die Unbegreiflichkeiten des Menſchengeſchickes gerade gut genug, um flink darüber zu dichten und zu ſchreiben. — Und die Schriften trug ich in die große Stube des Kaufmannes und Gemeindevorſtandes Haſelgraber, wo ſie fürs erſte meine Freunde laſen, die mich dafür lobten oder auch brav auslachten, je nachdem die Sache klug und fein oder pudelnärriſch ausgefallen. Wenn ſie gerade beim Auslachen waren, da that auch die alte Magd Lieſel tapfer mit, denn dieſe war immer noch des Mißtrauens voll, und ein böſer Geiſt, ſo überlegte ſie ganz ſchlau, der nicht totzupredigen ſei, müſſe totgelacht werden. Bei dieſem Totlachen lachte ich aber ſelber mit und wurde dabei immer noch lebendiger.

Im neunzehnten Lebensjahre mochte es geweſen ſein, als in einem meiner Hefte ein naturgeſchichtlicher Aufſatz zu leſen ſtand.

Euſtach, der älteſte Sohn des Haſelgraber, las ihn eines Tages bei Tiſche vor, und dieſer naturhiſtoriſche Aufſatz lautete wie folgt:

Der Menſch.

Eine zoologiſche Studie.

Der Menſch gehört zur Gattung der Säugetiere, erlangt ausgewachſen die Höhe von ſechs Schuh und ein Alter von achtzig Jahren. Er kommt in allen Ländern vor und ernährt ſich von Fleiſch, wie auch von Pflanzen. Sein Fell iſt glatt, der Scheitel behaart, beim Männchen auch die Schnauze. Von Natur ſanft, kann er gereizt zum blutdürſtigſten Raubtiere werden, in welchem Zuſtande er in Maſſen ſich gegenſeitig tötet. Leidenſchaftlich ergeben iſt er dem Safte der Trauben und hat er geſoffen, ſo iſt er —“

Der Vorleſer brach plötzlich ab. Die Zuhörer hatten gelacht und nun fragte der alte Herr Haſelgraber: „Nun, wo fehlt's denn, daß du nicht weiter lieſeſt?“

„Es iſt zu dumm!“ ſagte der Vorleſer Euſtach.

„Nu, dann laß es gut ſein.“

Und es wurde darüber zur Tagesordnung geſchritten.

Die alte Lieſel, welche dem Vorgange beigewohnt hatte, nahm die verdächtige Geſchichte aber durchaus nicht ſo leicht. Heimlich wußte ſie ſich das Heft zu verſchaffen und eilte damit in die Strohkammer, wo ihr der eben anweſende Schuſter-Wenz, der ein alter Schriftgelehrter war, den Aufſatz vorleſen mußte, und zwar einſchließlich der Stelle, die „zu dumm“ war. Die Magd ſchlug beide Hände zuſammen und vermochte kein Wort zu ſprechen. Der Schuſter-Wenz ſchwieg auch, ſie waren beide ſprachlos und ſtarrten einander an.

Kurze Zeit hernach war das Heft beim Pfarrer. Und ein paar Tage ſpäter ſaß dieſer auf dem Hügel, der hinter der Kirche aufragt und mit Kiefern und Weißbirken bewachſen iſt. Unter einer ſolchen Birke ſaß er, ſeine manchmal ein wenig gichtiſchen Beine mit einem Wollentuche zugedeckt; „nur Wärme an den Füßen!“ Das war ja das einzige Gut, welches er energiſch von all den Genüſſen dieſer Welt begehrte. Sonſt war er zufrieden und wußte gar nicht, wie arm er war. Er blätterte jetzt in den neueſten Schriften des Waldbauernbuben. Da geſchah es denn, daß dieſer zufällig des Weges kam. Der alte Herr duckte ſich und ließ den Burſchen vorbeigehen bis zum Kreuze hin. Als der Peterl demſelben nahte, zog er den Hut vom Haupte und ging vorüber. Der Pfarrer atmete hoch auf: „Gottlob, das heilige Kreuz kennt er noch.“ Dann rief er laut: „He Peterl, komm her einmal!“

Dieſer kehrte um und trat an den Birkenbaum, ſich entſchuldigend, daß er Hochwürden früher nicht geſehen hätte.

„Umſomehr bin ich mit dir beſchäftigt,“ ſagte der Pfarrer und ſchlug das Heft zurecht; „da leſe ich gerade eine ſchöne, wie es heißt, zoologiſche Studie, benamſet: Der Menſch. Sage mir, haſt du das ſelber erdacht?"

Ich widerſprach nicht.

„Aber Kind, was treibſt du denn?" rief er aus, „der Menſch Säugetier! Raubtier! — Der Menſch iſt ja ein Ebenbild Gottes!"

„Das leugne ich nicht," hierauf meine Antwort.

„Nun dann kannſt du wieder gehen."

Und die Inquiſition war zu Ende. Das Heft aber hatte er bei ſich behalten, woraus ich ſchloß, daß es ihm gefallen müſſe.

Später habe ich erfahren, daß einen Tag nach dieſer kurzen Begegnung unter den Birken die alte Lieſel wieder beim Pfarrer war, um ſich zu erkundigen, wann der Scheiterhaufen für den Ketzer denn eigentlich errichtet werde. Der Pfarrer ſoll ihr geantwortet haben, ſeitdem die Eiſenbahn gehe, ſei das Holz zu teuer.

„So!" gab die Alte ſcharf zurück, „und in der Hölle wird die ganze Ewigkeit hindurch geheizt!"

Hierauf der alte Pfarrer achſelzuckend: „Möglich, daß ſie dort Steinkohlen brennen!"

„Und hat der hochwürdige Herr nicht geleſen von der behaarten Schnauze und daß der Menſch, wenn er geſoffen hat, ein Schweinehund iſt? He?"

„Na, das iſt ja leider manchmal wahr!" ſagte der Pfarrer.

Und nun konnte auch die alte Lieſel gehen. Sie hat mich von dieſer Zeit an nicht mehr verklagt, wich mir aber aus, wo ſie konnte. Nur einmal noch gab ſie ihrer Stimmung gegen mich deutlichen Ausdruck. Am heiligen Chriſtabende war's, als der alte Haſelgraber ſeinen Kindern die Haare ſchnitt. Als er mit allen fertig war, rief er mir, der ich beim Ofen ſaß, zu: „Nu, Peterl, ſetz dich her da auf den Dreifuß, will auch dir deinen Pelz herabſcheeren; um ein Schaf mehr oder weniger kommt's mir nicht an." Und mir, der ich an langen Haaren nie Mangel litt, war das recht. — Nun, als er mich in der Arbeit hatte, rief die Magd, welche eben den Tiſch ſcheuerte, dem Haarſchneider zu: „Wirſt die Scheere ſchartig machen — bei dem!"

„Wieſo?" fragte der alte Haſelgraber.

„— wenn du unverſehens in die Hörner ſchneideſt —?"

So draſtiſch faßte der Pfarrer meine Verwandtſchaft mit dem Böſen nicht auf, aber eine gewiſſe Beſorgnis meinetwegen war ihm doch anzumerken. Und als die Zeit kam, da ich vor meiner Auswanderung vom guten alten Herrn Abſchied nahm, faßte er mit ſeinen beiden kühlen Händen meine Rechte und ſprach: „Kind! Du biſt zwar jetzt ſchon groß geworden, für mich biſt du aber immer noch das Kind, das ich getauft, dem ich die erſte heilige Kommunion gereicht, das ich unterwieſen in unſerem chriſtlichen Glauben und das ich immer recht lieb gehabt habe. — Du gehſt jetzt fort von Heim, du gehſt in die weite Welt. So einfältig wie ein Kind gehſt du dahin und weißt nicht, welche Gefahren dich dort erwarten. Du freueſt dich auf die große Stadt, und recht ſo, du wirſt viel lernen. Aber du weißt nicht, wie ganz anders dort die Menſchen ſind, als daheim bei uns. Sie werden dir anfangs recht gefallen, doch glaube mir, wenn du ſo wirſt wie ſie, dann biſt du verführt! Du haſt Neigung zur Weltlichkeit, auch ein wenig zur ſogenannten Aufklärung. Iſt ja gut, man ſoll ſich aufklären laſſen ſo viel man kann, das heißt, man ſoll ſich der Wiſſenſchaft befleißigen und Gott auch kennen lernen in all ſeinen Werken. Aber eins ſoll man nicht, und das mußt du mir jetzt verſprechen, mein Kind: Unſeren lieben Heiland Jeſus Chriſtus vergiß nicht. Seine heilige Lehre, die dir deine gute Mutter, dein frommer Vater, dein beſorgter Seelenhirte beigebracht haben, vergiß nimmer. Biſt du im Glück oder in der Not, des Herrn Wort ſei dir Wegweiſer und Troſt, das wünſchet dir dein alter prieſterlicher Freund, der jetzt vielleicht das letztemal zu dir ſpricht in dieſem Leben. — B'hüt dich Gott, b'hüt dich Gott, mein Kind! Und achte ſtets darauf, daß du dich an den Füßen nicht erkälteſt!"

Er hatte recht, der liebe alte Herr, es war das letztemal geweſen damals, daß er zu mir geſprochen. Doch ſeiner Worte gedenke ich heute noch mit Rührung, achte ſtets auf einen chriſtlichen Lebenswandel, beſonders aber, daß ich mich an den Füßen nicht erkälte.

◆

Als wir Lichtbratel haben geſeiert.

In unſerem Oberlande iſt bei Schuſtern und Schneidern der Brauch, daß ſie „von Patrizzi bis Micheli“, d. h. von Mitte März bis Ende September nur bei Taglicht arbeiten. Am Anfange dieſer Zeit und am Ende derſelben ſind alſo die kürzeſten Tagewerke, ſo etwa gutgemeſſen „von ſechs bis ſechs“. Der Handwerker arbeitet auf der Stör im Taglohne, und da ſieht es der Bauer gerne, wenn er früh aufſteht und ſpät Feierabend macht, was im Sommer und im Winter auch ſtattfindet. Im Winter ſteigt der Handwerker morgens fünf Uhr aus dem Neſte, arbeitet ein paar Stunden, dann kommt die Frühſuppe, arbeitet wieder vier Stunden, dann kommt das Mittagsmahl, arbeitet fünf Stunden, dann kommt das Jauſenbrot, arbeitet eine Stunde, dann kommt die Abenddämmerung, in welcher er eine halbe Stunde Lichtfeier hält, arbeitet nach derſelben wieder zwei Stunden, hernach kommt das Nachtmahl, nach demſelben arbeitet er noch eine bis zwei Stunden, dann wird es zehn Uhr und Zeit zum Schlafengehen. Wenn dann der Schuſtergeſelle einmal hört, daß in den Städten und Fabriken die Leute täglich nur acht Stunden und bei erhöhtem Lohne arbeiten wollen, ſprengt er vor Zorn unverſehens eine Able ab und brummt: „Da muß ich hin. Die Leut' haben den Himmel auf Erden!“

„Und die Höll' in der Ewigkeit!“ ſchreit der Meiſter, und reißt ſeinerſeits vor Zorn den Garndraht entzwei. „Ja freilich, die Höll' in der Ewigkeit, weil ſie die viele freie Zeit dazu brauchen, um die Höll' zu verdienen, und den hohen Lohn, um die Hölle zu kaufen!“

Zu meiner Handwerkerzeit wird noch ſelten ein ſolches Wort gefallen ſein. Wir fürchteten uns redlich vor der Hölle, wie es einem katholiſchen Chriſten anſteht, und freuten uns mitunter ein bißchen auf den Himmel, obzwar unſer Schneidergeſelle, den wir den Mehreren hießen, weil er aus Mähren war, einmal etwas zweifleriſch bemerkte: „Was ich für ein Luder bin! Ich glaub's nit, daß ich in den Himmel komm', ich glaub's nit!“

„Nur fleißig arbeiten, nachher haſt nit Zeit zur Luderei!“ Mit dieſem nach beiden Seiten hin vorteilhaften Rat ſchnitt der Meiſter das Geſpräch ab.

„Zu Micheli,“ wenn die Nachtarbeiten bei Kerze oder Kienſpan anhuben — damals gab's kein Petroleum, noch weniger etwas Elektriſches, wenn man den Blitz und die jungen Schneider ausnimmt — fand ein kleines Feſt ſtatt, das „Lichtbratel“. Führt der Meiſter am Tage des heiligen Michael oder den darauffolgenden Sonntag ſeine Geſellen und Lehrbuben ins Wirtshaus, läßt ihnen eine Maß Wein auftragen, ferner Schweinsbraten mit Salat, und es giebt oft bei zufällig anweſender Muſik einen luſtigen Abend, mit welchem die weniger luſtigen in der Werkſtatt eingeleitet werden. Der Lehrbub muß darum notwendig dabei ſein, damit jemand vorhanden iſt, der die Knochen abnagt, und ſo durfte ich an jenem Tage, von dem ich erzählen will, mit ins Wirtshaus gehen.

Zur Zeit war der Mehrere bei uns, und heute ſpielte er einen Herrn. Als die erſte Weinflaſche gekommen war und er davon gekoſtet hatte, ſchob er ſie zurück und ſagte: „Den ſoll nur der Lehrjung trinken. Geſchwefelt iſt er.“

„Wenn der Wein geſchwefelt iſt, ſo ſoll ihn der Wirt ſelber trinken,“ entſchied der Meiſter, „wir zahlen unſere Sach' redlich und wollen auch redlich Sach' haben!“

Am Ofentiſch hockte ein alter Mann mit wackelndem Kopfe. Er war ſehr ſorgfältig raſiert und hatte dichtes nußbraunes Haar. Man hatte ihn auch ſchon geſehen, als er nicht raſiert geweſen war und kein nußbraunes Haar aufgeſetzt gehabt hatte, da gab's einen eisgrauen Bart und einen knochenkahlen Schädel. Man würde ſich kaum darum gekümmert haben, wenn der alte Lacken-Lippel, wie er hieß, nicht kurz zuvor ſich ein junges Weib genommen hätte.

Dieſes Weib war eben erſt noch beim Ofen geſeſſen, ein fröhliches, lebhaftes, dralles Ding, welches — nun, das geht mich nichts an.

Daß ich nur hübſch würdevoll weiter erzähle! Als der Lacken-Lippel wahrnahm, uns Schneidern wäre der Wein nicht recht, machte er einen langen Hals herüber und ſprach in ſeiner Fiſtelſtimme alſo: „Wenn die Herren den Wein ſtehen laſſen, ſo bitt' ich drum, ich mag ihn ſchon.“

Mehrere Gäſte wurden nun aufmerkſam auf den Alten, und der Tonhöfer Knecht rief ihm zu: „Ja, du Lippel, wo haſt denn du heut' dein Weibel?“

Der Lipp blickte etwas befremdet auf die Ofenbank zu ſeiner Seite, ſchaute dann in der Runde umher und piepſte: „Ich weiß nit! Ich weiß nit, wo ſie iſt, mein' Alte. Juſt vorhin iſt ſie dageweſen. Na, ſie wird halt ein Biſſel in die Küche hinausgegangen ſein zur Frau Wirtin. Die Weiberleut' haben alleweil was miteinand, he he. Vergelt's Gott, Meiſter Natz, wenn er mir gehört!" Mit den letzten Worten beſtätigte er den Empfang des Weines, den mein Meiſter vor ihn hingeſtellt hatte.

Der Wirt brachte eine friſche Flaſche, die er mit den Worten: „So, der iſt beſſer, da iſt auch Bleizucker dabei!" vor uns auf den Tiſch ſtellte.

Unſer Meiſter fragte beim Wirte nun beſcheidentlich an, ob er nicht auch ordinäre Weine hätte, ohne Schwefel und ohne Bleizucker, ganz ordinäre?

Der Wirt antwortete, er hätte ſchon ſo etwas im Keller, doch es wären die Knechte nicht daheim. — Wozu die Knechte? — Ja, die müßten den Trinker bei den Ohren halten, einer rechts und einer links. — Wir verſtanden die alte Überlieferung und ließen es bei dem bißchen Bleizucker bewenden; das heißt, der Mehrere ſagte: „Bleiben wir bei dem, und wird er uns zu wild, ſo ſoll ihn der Lehrling trinken."

Er wurde ihnen indes nicht zu wild; ich trank Waſſer und bewahrte mir — um der Geſchichte vorzugreifen — die Fähigkeit, am nächſten Tage dem Meiſter und dem Geſellen kalte Umſchläge um den Kopf machen zu können.

Mittlerweile unterhielt der Tonhöfer Knecht ſich mit dem Lacken-Lippel, immer wieder fragend, wo denn der Lipp ſein ſeines Weibel habe?

Neben dem Tonhöfer Knecht ſaß der Karten-Thom, ein abgefeimter Strick, nebſtbei Viehhändler. Dieſer ſtieß den Knecht fortwährend mit dem Ellbogen und flüſterte: „So ſei ſtill! Gunn ihm's, dem Tiſchler! Der hat ſchon lang auf die Gelegenheit gepaßt. Jetzt hat er ſie, wenn er geſcheit iſt. Biſt du auch froh, wenn einmal Faſchingtag iſt, weißt! Dem Alten iſt eh alleweil kalt, laß ihn ruhig ſitzen beim Ofen und mach' ihm lieber was vor, daß er ſitzen bleibt."

Aber es war zu ſpät; der Alte war unruhig geworden, kratzte ſich auf der Perrücke und murmelte: „Das kann ich mir ſelber nit denken, wo ſie kunnt ſein. Hab' ihr einen Kaffee zahlen wollen, und jetzt rennt ſie fort. — Trauderl!" rief er ganz kleinmütig und machte Anſtalt aufzuſtehen. „Ihr Kopftuch iſt da, und ihr Jopperl iſt auch da, weit kann ſie nit weg ſein. — Trauderl!"

„Lippel!" ſagte nun der Wirt, der den traurigen Geſellen aus der Wirtsſtube gern beſeitigen wollte, „Lippel! Magſt denn nit ein biſſel zu der Leonore hinaufgehen, auf ein Mariaſcherl! Dieweil kommt dein Weiberl wieder."

Die Leonore, ſo hieß die alte Schweſter des Wirtes, welche ſeit Jahren von der Gicht an ihr Zimmer gebannt war und ihr einziges Lebensglück nur in einem Kartenſpielchen fand, wenn ihr jemand half. Aber der Lipp fühlte jetzt gar keinen Antrieb zu einem chriſtlichen Krankenbeſuch; er raffte ſich zuſammen, um nach dem Weibchen zu forſchen.

In die Küche ſtolperte er hinaus und fragte nach ſeiner Alten. In der Küche ſchmorte die Köchin an unſerem „Lichtbratel", ſchlürfte die Wirtin an ihrem Kaffee, und die Lacken-Traudel war nicht vorhanden. Im Vorhauſe war ſie früher von der Kellnerin geſehen worden und jetzt keine Spur von ihr. Der Kaffee war fertig, er ſoll heiß getrunken werden, da iſt er am beſten — aber wo iſt die Trauderl?! — Der Lipp hub an, im Hauſe umherzuhaſten. Auf einmal rief der hautſchlechte Karten-Thom laut: „Der Lipp hat ſein Weiberl verloren! Wir wollen ſie ſuchen gehen, wer iſt dabei?“

Hei, die Schneider ſind dabei! Unſer Mehrerer war's, der ſich ſofort bereit erklärte, ſich der Expedition anzuſchließen, und ich — blieb natürlich nicht zurück, denn Entdeckungsreiſen, die waren in der Jugend meine Paſſion.

Die Wirtin gab ihre Meinung ab: „Wo wird ſie denn ſein, die Traudel? Bei der Nähterin Leni wird ſie ſein. Hat ſie mir doch heute erſt geſagt, ihr blaugeſtreifter Wollenrock thät ihr zu eng werden, und ſie müßte ihn weiter machen laſſen. Wo wird ſie denn ſein? Bei der Nähterin wird ſie ſein.“

„Und iſt auch nit anders!“ beſtätigte der Lipp. „Der Wollenrock, ſchau du! Zu eng wird er ihr, he, he! Zu mir hat ſie aber nichts geſagt, nit ein Wort davon, das iſt ein Band! Aber ſein wird's eh! Mein Gott, wie gut ich's mit der Traudel hab' getroffen!“ rief er uns allen zu, ganz glückſelig aufgeregt war er. „Und jetzt will ich ihr doch gleich den Kaffee nachtragen, ehe er kalt wird, meiner Trauderl!“

Denn die Nähterin Leni wohnte in einem Häuschen der Nachbarſchaft und wir ſchloſſen uns dem Alten an, der mit ſeiner Schale und dem Kipfel gar fürſorglich dahinſiſſelte und doch mehr als die Hälfte des köſtlichen Getränkes unterwegs verſchüttete.

Die Nähterin Leni ſaß eben auf einem hölzernen Einfuß unter ihrer Ziege und molk ſich die Abendſuppe aus dem Euter. Die Trauderl war nicht bei ihr, und die Leni wußte keinen Beſcheid.

Der alte Lipp ſtand ſehr verblüfft da mit ſeiner Schale. „Jetzt kann ich ihn ſelber austrinken!“ murmelte er, „daß aber ſchon gar kein Verlaß iſt auf die Weiberleut’, ſchon gar keiner! Jetzt iſt ſie heimgelaufen und hat mir gar nichts davon geſagt.“ Er wollte wieder ins Wirtshaus zurück, da liſpelte ihm der Mehrere ins Ohr: „So leicht möcht’ ich’s nit nehmen an deiner Stell’! Ein junges unerfahrenes Weibsbild! . . .“

„Trauderl!“ rief der Lippel, „was hat der Satan denn fortzulaufen von mir! Ein ſchlechtes Zücht, dieſes Weibervolk! Trauderl! O du Höllbratel, jetzt iſt ſie mir durchgegangen! — Trauderl!“

„Wenn ihr die Lacken-Trauderl ſucht, die wird halt beim Pfarrer oben ſein,“ meinte nun die Nähterin. „So viel ich weiß, hat ſie die Vorſtandsſtelle des Jungfrauenvereines noch nicht niedergelegt. Das wird jetzt doch ſein müſſen, und da wird ſie halt hinaufgegangen ſein.“

„Und iſt auch ſo!“ beſtätigte der Lipp zuverſichtlich. „Weil ſie eine gewiſſenhafte Perſon iſt, meine Traudel, ei, das wohl!“

„Aber ſchauen ſollten wir doch, ob ſie oben iſt!“ rief der Karten-Thom, dem daran gelegen war, den Alten in Athem zu halten und in den Weiten umherzuführen, — aus Freundſchaft für ſeinen Kameraden, den Tiſchler.

„Gut iſt’s, gehen wir zum Pfarrer!“ ſagte der Alte. Und wir gingen ſelbander mit ihm.

Es dunkelte ſchon der Abend, als wir in den Pfarrhof kamen. Der würdige alte Herr war noch im Garten, eben beſchäftigt, ein Gewächs zu betreuen. „Schön guten Abend!“

rief er uns zu, „ich thu' gerad' meinen Spargel binden". Sein Spargel, das war aber ein Schopf Schnittlauch, und der Schnittlauch, das ſei — wie uns der Pfarrer ſofort verſicherte — das beſte und geſündeſte Gewürze; auf ſeinen Tiſch komme jahraus jahrein keine Suppe, kein Knödel, keine Tunke, kein Kraut ohne Schnittlauch, und was es denn bedeute, daß er noch ſo ſpät abends ehrenwerten Beſuch habe?

„Geſtorben iſt niemand," verſicherte der Tonhöfer Knecht.

„Angekommen auch niemand," ſetzte der Karten-Thom bei.

„Gott ſei Dank!" antwortete der Pfarrer.

„Mein Weibel!" ſagte nun der alte Lipp, „hat ſie nicht zugeſprochen vor einer halben Stund' oder wann? Die Traudel? Meine Traudel? Meine herzliebe Traudel! — Nicht? Ja hölliſch, wo iſt es denn nachher hin, das Beeſt? Die kriegt's, wenn ſie heimkommt!" Die beiden Fäuſte ſtreckte er ſchreckbar drohend in die Luſt.

„Wenn ſie aber *nimmer* heimkommt!" gab der Karten-Thom zu bedenken.

„Wie meinſt das, Thom, wie meinſt das?"

Sprach jetzt der Pfarrer: „Dein Eheweib iſt dir davon? Lipp, die kommt ſchon wieder. Und wenn ſie friſchen Schnittlauch ſollt' brauchen, ich habe heuer recht viel nachgezügelt."

Wir ſagten höflich gute Nacht, mein Mehrerer ſogar „Küß die Hand, Hochwürden!" ohne es zu thun, wornach er uns bemerkte, dieſer ſchöne Ausdruck ſei die einzige Lüge, die man auch einem Pfarrer offen ins Geſicht ſagen könne.

Als wir wieder hinabſchritten gegen das Wirtshaus, packte der alte Lacken-Lipp den Karten-Thom plötzlich am Arm und pfauchte: „Mit deiner Red' früher, was haſt damit gemeint?“

„Mit welcher Red'?“

„Daß ſie vielleicht nimmer heimkommt?!“

„Kann ſie nicht in den Mühlbach gefallen ſein?“ gab der Thom mit fürchterlich ernſter Miene zurück. „In das Vorhaus iſt ſie gegangen, im Vorhaus iſt ſie das letzte Mal geſehen worden. Rinnt knapp vor der Hausthür nicht der Mühlbach vorbei? Das Brückel iſt nit breit, die Weibsleute ſind ſchwindlich, auf ja und nein liegt eine unten. Ja, mein lieber Lipp, es iſt kein Spaß nit!“

Schon während der Rede des Thom hatte der Lipp angefangen, leiſe zu wimmern, und jetzt brach er in ein lautes Weinen aus: „O meine Trauderl, was iſt das! Wird doch das nit ſein, daß du mich verlaſſen haſt! Du mein Liebeſtes auf der ganzen Welt. — Nein, 's iſt nit, 's iſt nit, ſie thut mich nur necken. Das iſt ein Galgenſtrick, dieſes Weibsbild! — Trauderl! Mach keine Geſchichten, geh' herfür. Mit ſo Sachen ſpaßt man nit. — Wenn's aber doch wär'! Im Mühlbach! Auweh, auweh, mein liebes, gutes, ſchönes Weiberl!“

So ging es durcheinander, der Alte ſchluchzte und lachte, betete und fluchte, und ſo eilten wir dem Mühlbache zu. Da es ganz finſter geworden war, ſo meinte mein Mehrerer, er müſſe ins Wirtshaus gehen um eine Laterne, ich möge nur die Tote ſuchen helfen, das wäre ein chriſtliches Werk der Barmherzigkeit. Er würde auch bald wieder da ſein. Wir gingen dem Bache entlang; der Karten-Thom voraus, ſtets eifrig ſpähend nach dem

Leichnam der Verunglückten; insgeheim aber war ſein Denken alſo: Tiſchler, heut' kannſt du mit mir zufrieden ſein. Ein andermal erweiſeſt du mir einen Gefallen! Die übrigen, die ſich bisher höchlich ergötzt hatten an dem komiſchen Wehklagen des Alten, ſattelten jetzt um, denn der Lipp weinte zu bitterlich.

„Ich denke," ſagte der Tonhöfer Knecht, „wir laſſen den Mühlbach rinnen wie er will und kehren ins Wirtshaus zurück. Die Traudel hat ſich gewiß ſchon gefunden."

„Wahr iſt's!" rief der alte Lipp, „und am End' ſucht ſie jetzt mich!"

„Iſt leicht möglich."

„Du gutes Trutſcherl, und ſuchſt mich und grämſt dich um mich, es kunnt mir was geſchehen ſein. Geh' Narrl, dummes, liebes! Nur ein biſſel Geduld, wirſt mich ja bald wieder haben!" Und eiligen Schrittes dem Wirtshaus zu.

Der Karten-Thom und ich gingen hinten drein, der Thom lachte vergnüglich über den Spaß; mir kam der Spaß ſchon etwas ſäuerlich vor. Unſer Weg ging an der Kugelbahn vorüber, wo bei Kerzenlicht mehrere Burſchen in Hemdärmeln und mit Tabakspfeifen im Munde kegelten. Darunter auch der Tiſchler Andreas. Als der Thom dieſen ſah, ging er langſam auf ihn zu, zerrte ihn in den Winkel und flüſterte ihm ins Ohr: „Biſt geſcheit geweſt?"

„Wer, ich?" fragte der Tiſchler ganz laut. „Ich geſcheit, wieſo?"

„Der dir den Alten aus dem Weg geſchafft hat, das war ich! Weißt!"

„Was geht mich der Alte an?"

„Aber vielleicht ſie! Die Junge! Wie dir einmal was haſt fallen laſſen!“

„Dummheiten!“ ſagte der Tiſchler.

„Wirſt aber doch derweil die Gelegenheit beim Schopf genommen haben, heut'!“

„Ich hab' Kugel geſchoben, und du laß mich dabei in Fried!“

„Geh, geh, Kamerad, thu' nit ſo — recht gut wirſt dich unterhalten haben.“ Alſo der Thom und zwinkerte mit den Augen.

„Das hab' ich auch,“ ſagte der Tiſchler Andreas ſcharf, „aber nit ſo, wie du meinſt, ſchlechter Kerl! Kann ja ſein, daß ſie mir einmal gefallen hat, wie ſie noch ledig iſt geweſen, aber ein Schmarotzer bin ich nit. Was ich nehm', das zahl' ich, mein Lieber, und nach Verheirateten mag Der jagen, der keine Ledigen mehr kriegt und ein Lumpenhund iſt!“

„Geht das mich an?“ fragte der Thom ſpitzig.

„Wenn du's brauchen kannſt, wird mir ein' Ehr' ſein.“

„Du Andreas!“ begehrte der Thom auf.

„Iſt's dir etwan nit recht?!“ ſagte der Tiſchler und ſtellte ſeine ſtramme Geſtalt ſehr nahe vor den Thom hin. Das kam dieſem ungemütlich vor, und er verzog ſich raſch.

Der Andreas erfaßte — da die Reihe juſt wieder an ihm war — gelaſſen die Kugel, gleichmäßig rollte er ſie den Laden hinaus, und draußen war ein ſo mächtiges Geklapper, daß ich heute noch glaube, es fielen wenigſtens alle Neun.

Endlich ins Wirtshaus zurückgekehrt, erinnerte ich mich an das Lichtbratel. Aber es war ſchon vorüber; der Mehrere, welcher früher hineingegangen war, „um die

Laterne zu holen," warf gerade den letzten Brocken unter den Tiſch hinab, wo ſeiner der Hund wartete.

Vom Salat war auf dem Teller noch der Eſſig da; mein Meiſter ſchob mir den Teller zu: „Das iſt dir geblieben. So geht's, wenn man den Frauenzimmern nachlauft."

Ebenſo einfach als das „Lichtbratel" hatte ſich die Angelegenheit des Lacken-Lipp entwickelt. Der Alte kauerte völlig gebrochen beim Ofen, und ſein Weib war immer noch nicht zum Vorſchein gekommen. Jetzt wurden wir aber wirklich neugierig, wohin ſie geraten ſein konnte und ganz geheuer kam mir die Geſchichte nicht vor. Da war es, zur Zeit des Nachtmahls, als die Kellnerin von der Hinterſtube zurückkam, wohin ſie der alten, ſiechen Leonore die Nudelſuppe getragen. Sie ſtemmte ihre runden Arme in die Seite, that einen Lacher und rief: „Jetzt weiß ich ſchon, wo die Traudel ſteckt."

Alles fuhr fragend auf: „Nau?"

„In der Hinterſtube, mit der Leonore thut ſie ſchon die längſte Zeit Karten ſpielen."

„Das verfluchtlete Weibmenſch!" kreiſchte der alte Lipp, und hieb ſeine magere Fauſt auf den Tiſch. Des Weiteren blieb er ſitzen und ließ ſich ein friſches Seidel Wein geben, wobei ihm ſehr gemütlich ums Herz zu werden ſchien.

„Trink', Bub!" rief er mir plötzlich zu. „Du biſt brav, du haſt auch ſuchen geholfen. Du biſt ja der Lehrjung, nau, die ſind alleweil hungerig und durſtig, trink' nur rechtſchaffen! Und beiß' eine Semmel dazu.

Demnach merkte ich, daß der Lippel, den wir ſo gefoppt hatten, eigentlich ſehr vernünftig war. — Wenn man

Frauenzimmern nachläuſt, natürlich! darauſ ſchmeckt einem Eſſen und Trinken erſt recht gut.

Der Lacken-Lipp war überhaupt ſo ein wenig ſonderbar. Seit er in ſeinem fünfundſechzigſten Lebensjahre geheirathet hatte, dachte und fühlte er nichts mehr, als ſein Weibel. Es war ja vieles nachzutragen, und ſein kleines Vermögen geſtattete ihm, fortwährend verliebt zu ſein. Freilich nur das Silbergeld geſtattete es! und da kamen manchmal Tage, an welchen der Lipp arg verzagt war.

Die Trauderl war eine arme Magd geweſen und hatte ihn — das ſage ich aber nur hinter ſeinem Rücken — genommen, weil ſie ſich vor den jüngeren Mannsleuten ſo ſchwer zu erwehren gewußt, und weil es von dieſen jeder nur auf eine loſe Liebſchaft abgeſehen hatte, ſie aber doch ihr Lebtag gern einmal heirathen wollte. „Die Alten ſind leicht behalten,“ nach dieſem Sprichworte nahm ſie den Lipp und war ſoweit zufrieden.

Der Alte hatte noch mehr Grund es zu ſein, war's aber nur zeitweiſe. Sein Weibel gab ſich nämlich nicht immer genau ſo, wie er ſich's gedacht hatte, ſie war manchmal ein bißchen launiſch und trotzig und flatterhaft. Der Lipp würde in ſolchen Zeitläuften vor Wut mit den Zähnen geknirſcht haben, wenn er noch welche gehabt hätte; in Ermangelung dieſes Rachemittels that er etwas anderes, er enterbte ſein Weib. Er ſchrieb ſein Teſtament: „Im Namen Gottes! Mein Vermögen gehört der Junggeſellenbruderſchaft, der ich ſo lange angehört habe, und mein Weib, die ſoll nichts haben! Philipp Lackenſimpler.“

Ein andermal war das Weibel wieder überaus beſorgt um ihn, war herzig und zuthunlich und knüllte ihm das Ohrläppchen — ein Knüllen, welches der Lipp ſo ziemlich für das Köſtlichſte hielt, was einem in dieſem Leben paſſieren kann. War es denn kein Wunder, daß er ſein voriges Teſtament in Fetzen zerriß und ein neues ſchrieb: „Im Namen Gottes! Sonſt kein Menſch hat von mir was zu hoffen. Mein ganzes Geld kriegt die Herzliebſte, die Trauderl allein. Philipp Lackenſimpler.“

Und es trug ſich zu, daß er ſeinen letzten Willen ſehr oft änderte, im Monate mehrmals, je nachdem das Weibel ein „Strick“ war oder ein „Trutſcherl“.

Das eine Mal war die Trauderl erbärmlich enterbt, das andere Mal war ſie Univerſalerbin. — Weil nun der Lipp aber ein kluger Mann war, und das Wetter je länger je öfter umſchlug, ſo fürchtete er, es möchte im Falle einer heftigen Krankheit oder eines jähen Todes nicht mehr Gelegenheit ſein, das maßgebende Teſtament aufzuſtellen. Er ſchrieb daher in einer neutralen Stunde zwei Teſtamente; in dem einen war das ſchlimme Weib enterbt, in dem anderen war die liebe Trauderl Herrin des ganzen Nachlaſſes. Jetzt kam es, je nach den Zuſtänden, nur darauf an, in der letzten Stunde das ungiltige Teſtament beiſeite zu ſchaffen, was doch auch ein Sterbender zuwege bringen werde.

Er wurde in der That vor ſeinem ſiebzigſten Jahre krank, humpelte ein Jahr lang ſiechend umher, lag ein zweites Jahr lang im Bette, dann ſtarb er. In ſeinem Wollenhemd eingenäht fand man zwei Teſtamente; in dem einen war Univerſalerbe die Junggeſellenbruderſchaft, in dem andern das liebe Eheweib Gertraud. Und die beiden Urkunden waren an einem und demſelben Tage verfaßt, ſo daß nicht zu ſehen, welche die neueſte, alſo giltige iſt. — Jetzt ſtanden ſie da. Auch der Notar ſtand da.

Die Junggeſellenbruderſchaft nahm natürlich ſogleich einen Advokaten; die Traudel nahm keinen, ſondern zog ſich zurück und meinte, um Totengeld wolle ſie nicht prozeſſieren.

Und zu dieſer Zeit, als der Tiſchler Andreas hörte, daß die Trauderl wieder gar arm und verlaſſen war, ging er hin zu ihr und trat mit dem Spaße ein, er ſei da, um ſie zu heiraten. Es war aber kein Spaß, denn bald ſetzte er ſehr ernſthaft bei, ſie habe ihm ſchon vor Jahren gefallen. Seither habe ſich ſein Geſchäft gehoben, und jetzt hole er, wenn ſie nichts dagegen einzuwenden habe, ſein Weib.

Alſo hat es ſich zugetragen, daß gerade wieder bei einem Lichtbratel-Abend Handwerker und anderes Volk im Wirtshauſe verſammelt war. Ich hatte bereits die Geſellenwürde, ergötzte mich am fetten Schweinsbraten und bedauerte nur, daß der Meiſter keinen Lehrjungen mehr hielt für die Knochen.

Der Tiſchler Andreas feierte auch Lichtbratel, denn er ſaß neben ſeiner vergnügten Braut. Es war eben der Gerichtsdiener gekommen und hatte den Leutchen einen großen Bogen Papier gebracht. Das iſt ſonſt faſt allemal zum Erſchrecken, wenn eine ſolche Perſon und ein ſolches Papier kommt, Gott weiß es und der Leſer vielleicht auch. Diesmal ſtand's anders; es war ein ganz köſtliches Lichtbratelpapier. Denn in demſelben ſtand — von der löblichen Gerichtsſprache ins Deutſche überſetzt — folgendes: Wenn der Philipp Lackenſimperl zu gleicher Zeit zwei Teſtamente gemacht hat, eins auf Ja und eins auf Nein, ſo heben ſie einander auf und es iſt, als ob gar nichts da wäre. Und der Gerichtsdiener erklärte weiter: „Wenn aber beim männlichen Tode gar nichts da iſt, ſo gehört das, was da iſt, dem Eheweibe, in dieſem Falle" — er verneigte ſich vor der Traudel „der Jungfrau Braut! Mir gebührt eine Zuſtellungstaxe von achtzig Kreuzern."

Als wir alle hingingen, um mit dem Brautpaare anzuſtoßen, war auch der Karten-Thom da.

„Siehſt du's, ſiehſt du's, Kamerad!" munkelte er zum Tiſchler. „Was hab' ich denn geſagt! Die wird noch die deinige!"

„So haſt es aber nicht gemeint, Spitzbub!" entgegnete ihm der Bräutigam und wandte ſich ſeinem lieben Trauderl zu.

Als Hochzeitsgabe bekam das Paar von mir einen wunderſchönen Vers, vom Wirt eine Flaſche Wein ohne Schwefel und vom Herrn Pfarrer zwei Schöpſe Schnittlauch mitſamt der Wurzel.

* * *

Vom Hacherl, der auf dem Tiſche ſaß.

Wenn ich mein bißchen Schneiderzeit nicht leicht genommen hätte, ſo wäre ſie wahrſcheinlich recht ſchwer geweſen. Das Beſte daran war, daß ich ſolches Handwerk freiwillig wie es aufgenommen worden, wieder wegwerfen konnte. Kein Lehrbrief bannte mich, kein Handſchlag. Form rechtens war ich nie aufgenommen worden von meinem Meiſter. Die Zunft wußte gar nichts von mir. Ich könnte heute meine Schneiderzeit anders nicht beweiſen, als daß ich mich hinſetzte und der Jury Eins vornähte. — „Wenn du willſt, ſo komm,“ hatte mein Meiſter Jgnaz geſagt und das war die Aufnahme. „Wenn ich will, ſo gehe ich wieder,“ ſagte ich mir ſelbſt, wenn es oft recht ungut ſchien, und das war mein Troſt. Weil ich ſolchergeſtalt auch als Lehrling frei war, ſo blieb ich, fügte mich in alles. Ich hatte nichts zu hoffen, wenn ich blieb, nichts zu fürchten, wenn ich ging und auch umgekehrt. Meine Schneiderzeit war nichts als ein Warten auf die gebratenen Vögel, die in den Mund fliegen. Und bei dieſem Warten zerſtreute ich mich mit Joppen und Hoſen und den poſſierlichen Schneidergeſellen.

Der Meiſter war engelsgut, die Geſellen aber waren oft des Teufels geweſen. Der lange Chriſtian mit der göttlichen Phantaſie, der philoſophiſche Toni, Hacherl der Spiritiſt, der Mährer, der immer im Heiraten umging, der Schweizer, der ſich ſelbſt verſteigerte, das waren, nach dieſen Eigenſchaften geſchätzt, gar drollige Genoſſen, in der Werkſtatt gefielen ſie mir weniger. Der Hacherl war ein Ehrenmann. „Auf Wort und Handſchlag!“ ſagte er. Wenn man ſein Wort einmal überhörte, ſo war auch ſchon der Handſchlag da. Er hatte bei vielen Meiſtern herumgearbeitet und war mit ſeinen ausnehmend plumpen Gliedern der Schreck der Lehrlinge. Für ſein etwas ſpärlich bepflanztes Herrſcherhaupt hätte er ſich die üppigſte Perücke machen laſſen können aus den jungen Haaren, die er den Lehrlingen gerodet hatte. Lehrlinge waren dieſem Manne zu dumm, er pflegte geiſtreicheren Umgang mit Slivovitz, Roſoglio, Kirſchgeiſt, Weichſelgeiſt und anderen Geiſtern, weshalb er ſich mit Recht einen Spiritiſten nennen konnte. Der Hacherl war aller Welt zu Ehren ſtets artig und liebenswürdig, denn er wollte manchmal heiraten. Er hielt ſich eingeſtandenermaßen nur noch an den Geiſt, weil er bisher keinen Leib gefunden hatte. Die Nulla Eishartſteinerin im Brettelhof war eine, die alle böſen Geiſter aus ihm hätte vertreiben können. Ihrem Namen nach hätte man nicht geahnt, wie warm und weich die ſein konnte, die Nulla Eishartſteinerin; ſo behauptete der Hacherl — ich weiß nichts.

Der Meiſter hatte uns nur ungern allein gelaſſen, damals beim Jägerwirt am Alpſteig, um dort den Reſt der Ster aufzuarbeiten. Er hatte es zwar gern, wenn ſehr genau und ſorgfältig gearbeitet wurde, aber auf einer Wirtshausſter pflegte es der Geſelle Hacherl etwas gar zu gewiſſenhaft zu nehmen mit den Knopflöchern, Steppen und Paſſepoilieren, ſo daß kein Ende ward und immer noch ein Krügel Jauſenwein aufgetragen werden mußte, bevor die Ster zu Rande geſchneidert war. Wir ſaßen alſo in der Wirtsſtube beim Jäger am Alpſteig; ganz vorne am „Herrentiſch“ hatten wir die Werkſtatt aufgeſchlagen, weil es dort das beſte Licht gab. Die Hausleute waren im Heuen, auch die Kellnerin, denn an ſolchem Werktage kommt kein Gaſt ins Wirtshaus in jener braven, ſparſamen Leutgegend. Der Hacherl warf ſeinen Loden weg, ſtand auf und viſitierte den Gläſerkaſten. Nichts! Alle Flaſchen, Stutzen, Krüge und Kelchlein umgeſtülpt. Und während er ſo auf der ‚Geiſterbirſche war und mir die Abachſeite zuwendete, erinnerte mich mein Gewiſſen daran, daß es doch Chriſtenpflicht ſei, dem Geſellen einmal Bericht zu erſtatten, wie es bei ihm auf der anderen Hemiſphäre ausſehe! Schon ſeit Wochen war das mausgraue Tuch ſeines Sitzteiles arg zerſchliſſen, nun aber begann die „Weisheit“ herauszugucken an Stellen, wo ſie entſchieden nicht drinnen ſein konnte. Das habe ich ihm brüderlich mitgeteilt. Beinahe gab es wieder Wort und Handſchlag, doch beſann er ſich, daß es eigentlich und ſtrenggenommen nicht ſchuld des Lehrlings ſein könne, wenn dem Geſellen das Beinkleid ſchleißt und zerreißt, ferner daß in dem Hauſe gute Reſte und Flicken übrig geblieben und daß dieſer traulich einſame Nachmittag die ſchönſte Gelegenheit wäre, leibeigene Hoſen zu flicken. Raſch zog er die Grautuchene über das Schuhwerk herab, ſetzte ſich mit flatterndem Hemde an ſeinen Wandplatz hinter den Tiſch und begann, die Unausſprechlichen zu reformieren.

Hatte aber mit ſeinen Reformbeſtrebungen kein beſonderes Glück. Fürs erſte ſchnitt er den Flicken zu klein.

ſo daß er ſtückeln mußte. Dann kollerte ihm der Fingerhut unter den Tiſch, und als er ſich danach bückte, ſtieß er den Kopf an die Kante. Als ſich endlich gar noch der Zwirn zu ſchlingeln begann, was bei einer Bräutigamhoſe das allerſchlimmſte Zeichen geweſen wäre, ſchmetterte er mir zu: „Deine verdammten Glotzer! Die machen mich ganz irr!“ und ſchleuderte mir das Zeug an den Kopf. Ich legte es ihm ruhig wieder zurück, hatte ohnehin meine Arbeit, das Beknopfen einer Weſte, und ſein Beinkleid ging mich nichts an.

Jetzt ging die Stubenthür auf, Gäſte traten herein. Der Tippelberger und der Heſch vom Zaun mit ſeinem Weib, und der Kumpfrüppel und der Wagner Sepp und die Hanſelhöferin und ihre Schweſter, die rote Minna, und der Eishartſteiner mit ſeinem Weibe und ihrer Tochter Nulla. Sie hatten Bündel und bekränzte Stöcke bei ſich, kamen von Mariazell und wollten jetzt ein halbes Stündlein vor ihren Behauſungen noch ein wenig einkehren. Der Hacherl ließ haſtig ſeine Flickarbeit unter den Tiſch fallen, hob ſie aber wieder auf, weil keine andere Beſchäftigung vorhanden war. Aufſtehen hätte er ſollen und jene Eintretenden begrüßen, an die er ja demnächſt mit der Brautwerbung herantreten wollte; man kann ſich's wohl denken, weshalb er die ſchickſame Artigkeit unterließ. Er war außer ſich, weil er außer der Hoſen war und er mußte mit außerordentlicher Geſchicklichkeit ſeine Arbeit handhaben, um ſich keine Blößen zu geben. Nicht einmal das Haupt hob er, mit gewaltiger Emſigkeit nähte er, weil jetzt Werktag wäre und nicht Zeit, mit Wallfahrern umzuthun.

„Ho ſo!“ ſagte der Eishartſteiner, „da ſind die Schneider daheim. Da müſſen wir uns doch ein Bröſel zum Schneidertiſch ſetzen.“ Sie kamen ſchon heran mit langſamen, unaufhaltſamen Schritten. Da rief mir der Hacherl zu: „Biegeln geh'! Erzſchlingel, ſauler!“

Ich verſtand ihn. Sprang auf, riß das Bügeleiſen vom Nagel, warf die Weſte auf den Tiſch und bügelte mit dem eiskalten Eiſen drauf los, daß alles krachte. Dabei nahm ich natürlich den ganzen Tiſch in Anſpruch, deckte und ſchützte gleichzeitig den Geſellen, der an der Wand ſaß, und die Gäſte mußten ſich an einem anderen Tiſch niederlaſſen, wo ihnen die mittlerweile angekommene Kellnerin Obſtmoſt und Semmeln vorſetzte.

Der Hacherl kroch, als ob ihm etwas hinabgefallen wäre, unter den Tiſch, kam aber unverrichteter Dinge wieder zurück, denn der Raum im Dunkeln war zu enge, als daß er in der Hut desſelben ſeine Beine in die Hoſen zu bringen wußte. Er ſaß, das Beinkleid auf dem Schoß wieder zuſammengebückt da und nadelte ſtürmiſch.

Die Wallfahrer mochten von der weiten Reiſe müde ſein, lange blieben ſie ſitzen. Das Beinkleid war längſt fertig geflickt, der Hacherl aber nadelte und nadelte daran, als ob die ewige Freud' und Seligkeit anzunadeln geweſen wäre. Denn wie hätte es anders ſein können, daß er als angewachſen daſaß und nicht hinging, der guten Nulla die Hand zu drücken! Die Nulla war des ein wenig verſtoßen. Sie hatte ihm wohl ein hübſches Zellermünzlein mitgebracht mit rotem Bändchen zum um den Hals hängen, und er ſchneidert da in den Tag hinein, als ob ſie gar nicht auf der Welt wäre. Ich bügele und bügele, und als mein Finger mir zufällig ans Eiſen ſtupſt, thu' ich ein: „Auweh!“ als ob es weiß Gott wie heiß wäre.

Nun kam noch ein Gaſt. Der Fleiſchhauer Franzel aus Krieglach. Der hatte die weiße Schürze um den Bauch geſchlungen und hinter ſich den großen Zottelhund, mit dem er die Kälber zu treiben pflegte. Als dieſes Ungeheuer, der Zottel, langſam die Stube heraufkam, merkte ich, wie mein armer Hacherl unter leiſem Angſtgeſtöhn die Beine an ſich zog, ſo nahe als es möglich war, ohne ſie auf den Tiſch zu bringen! Der Franzel erzählte den Bauern ſofort eine Neuigkeit: „Die Düpplerſchanzen ſind gefallen!“

„Iſt ja ſchon lang vorbei, der Schleswig-Holſteinerkrieg!“ entgegnete der Eishartſteiner.

„Eben derwegen werden die Kälber wohlfeiler,“ ſagte der Fleiſchhauer. „Denn warum? Weil wir jetzt die Kälber von Dänemark herkriegen.“

Der Bauer beſtritt das, ſie kamen ins Politiſieren, kamen auf den General Gablenz, auf Napoleon den Dritten, auf Otto Bismarck, den preußiſchen Miniſterpräſidenten, auf das tapfere ſteiriſche Regiment König der Belgier, auf die Staatsſchulden und endlich wieder auf die Kälber. Der Eishartſteiner hatte ein paar und der Franzel feilſchte drum. Noch nicht ganz waren ſie handelseins, als mein Hacherl plötzlich einen durchdringenden Schrei ausſtieß und auf den Tiſch ſprang. Am Wallfahrertiſch ein Kreiſchen und ein ſchallendes Gelächter. Der Hacherl aber renommierte weinend: „Die Hundsbeſtie hat mich in die Waden gebiſſen!“

„Hinaus! Hinaus den Hund!“ ſchrie er zornmütig, während auch ich mich auf die Bank geſchwungen hatte. „Der Zottel hat ihm das Beinkleid herabgeriſſen! Ganz herab! Vors Gericht mußt, Fleiſchhacker, mit deinem

Hund!" Dabei zermarterte ſich mein Gehirn, womit man nur den armen Geſellen, der mit den Oberkleidern notdürftigſt die unteren Ausläufer ſeiner Perſon bedeckte und der wie ein Häuflein Unglück auf dem Tiſche kauerte, womit man ihn nur bedecken könnte! Es war nichts da, nicht einmal der bewußte Mantel der chriſtlichen Liebe war vorhanden, mit dem man menſchliche Blößen ſonſt zu verhüllen pflegt.

„Das iſt abgekartet, du Böſewicht!" ſchnob der Hacherl nach mir, und wand ſich wie eine frierende Schnecke, die das Häuſel verloren hat.

Mittlerweile kam die Kellnerin und warf eine wuchtige Bettdecke über den Armen. Die Wallfahrer hatten ſchon ihre Krüge genommen und waren, den Zottel vor ſich hertreibend, hinausgegangen, damit der Schneider ruhig wieder in Ordnung kommen könne. Ich aber flüſterte dem verſchleierten Bilde zu: „Abgekartet iſt es nicht. Herentgegen eine Straf' Gottes iſt es, weil du die Lehrbuben ſo hudelſt, und die Leute ſitzen alle noch beim Tiſch dort und ſchauen her auf dich und warten, bis das Küchel hervorkriecht aus dem Ei!" Daraus mögeſt du erſehen, mein Leſer, wie verdorben ich ſchon damals geweſen bin, als Menſch von zwanzig Jahren!

Dann aber bin ich hinausgegangen, damit auch von meiner Seite ſeiner Wiedergeburt nichts entgegenſtünde. Die Nulla war auch bösartig, denn ſie kicherte noch lange. Dann verzogen ſich die Wallfahrer, auch der Fleiſchhauer Franzel machte ſich auf und die Kellnerin ging wieder ins Heu und ich bin allein übrig geblieben vor der Thüre des Jägerwirtes. Und nun? Nun ſoll ich doch wieder hinein zum Hacherl! Wie wird das werden? Wenn nur der Zottel noch da wäre! Der müßte ein guter Fürſprecher ſein bei dem Schwerbeleidigten! — Aber der Zottel war mit ſeinem Herrn gegangen.

Wohl eine halbe Stunde mochte ich dageſtanden ſein, ehe der erforderliche Mut geſammelt war. Endlich eintretend ließ ich für alle Fälle die Thür hinter mir weit offen. In der Stube war es totenſtille — auf dem Tiſche lag noch der Wulſt. Wie angewachſen ſtehe ich da und ſtarre hin. Tot? Erſtickt? Vom Schlage getroffen?

Des Schreckens voll eilte ich hinaus auf die Wieſe zu den Heuenden: „Kommt's Leut, der Hacherl iſt geſtorben!“

„Plauſch' nit, Lehrbub'!“ ſagte der Jägerwirt, warf aber doch den Rechen weg und ging eilends dem Hauſe zu. „Wo denn?“

„Da drinnen, da unter der Decke!“ liſpelte ich.

„Da, auf dem Tiſch? Unter dieſer Decken?“ Er faßte ſie behutſam an einem Zopf und hob ſie auf, — es war nichts darunter. — Jetzt erſt ſahen wir, daß auch die Tuchkappe und die Werkzeugtaſche weg war. Der Schneider iſt davon!

Iſt davon gegangen, nie wieder in die Gegend gekommen und hat ſich wahrſcheinlich vollends den Geheimniſſen des Spiritiſmus ergeben. Die Nulla Eishartſteinerin hat ihr Zellermünzlein mit dem roten Bande einem Anderen um den Hals hängen müſſen.

Dieſe Begebenheit iſt nicht erzählt zur Ergötzung, vielmehr zum abſchreckenden Beiſpiel für Lehrjungen quälende Schneidergeſellen. Ja, ja, ihr Helden, ſeid nur recht arg auf die armen Schlucker! Nachher kommt der Zottel und beißt euch in die Waden!

Als wir den Tod haben beſiegt.

Bin doch begierig, ob man mir die Geſchichte glauben wird. Man braucht ſie aber gar nicht zu glauben, ſondern bloß zu wiſſen. Und manche meiner Heimatsgenoſſen wiſſen thatſächlich von der Geſchichte. Ich war damals ein Menſch in dem Alter, in welchem man von artigen Leuten „Jüngling" und von wahrheitsliebenden „dummer Junge" genannt wird. So kam der „heilige Faſchingdienstag"; dieſen Feſttag haben wir immer ſtrenge gehalten, und alſo rüſteten wir uns auch diesmal zum Freiballe, der beim „Goldenen Löwen" in Krieglach abgehalten wurde.

Ich beſaß ein nagelneues Steirergewand und im Hoſenſacke eine gegerbte Schweinsblaſe mit fünfzehn Groſchen Geld. Reicht das aus für zwei Portionen Braten, zwei Maß Guldenwein, eine halbe Maß Glühwein, zwei Schalen Kaffee, für Spielleut'geld auf ein paar Steieriſche, einen Geſtrampften, und noch etliche Cigarren? — Das reicht ſchlechterdings nicht dazu aus. Alſo verkaufte ich an den Hochbrunner-Knecht eine Lodenjoppe, da der Sommer vor der Thür war, übrigens ohnehin nicht gedacht wurde an das Morgen, ſondern nur an das Heute, welches Faſchingdienstag hieß. Und als ich nun ſo viel Mammon beiſammen hatte, um für mich und eine erſt zu gewinnende Tänzerin die oben genannten Güter erwerben zu können, heißt es auf einmal, der Graben-Kathel wäre ihr Kind geſtorben, ſelbes werde am Faſchingdienstag begraben und ich ſei dazu auserleſen, das Trühlein auf den Kirchhof zu tragen.

Die Graben-Kathel war ein armes kränkliches Weib, das ſonſt im Tagwerk arbeitete, um das ſich aber in ſeiner Krankheit niemand eigentlich kümmerte, nicht einmal der eigene Mann, der Graben-Heſch, welcher in einer anderen Gegend als Holzknecht arbeitete und oft wochenlang gar nicht nach Hauſe kam. Doch das nun verſtorbene Kindlein mußte die Gemeinde begraben und ſie that es eigentlich recht gerne, weil ſie nur froh ſein konnte, für die Zukunft einen armen Eingeborenen weniger in Sorge zu haben. Wie aber gerade ich zur Ehre kam, an einem ſolchen Tage drei Stunden lang (denn ſo weit war der Weg bis zum Kirchhof) eine Leiche im Arm zu halten, das leuchtete mir nicht ein. Daher begehrte ich auf und rief: „Wie komm' ich dazu?“

„Du kommſt dazu, weil du ein langer Bengel biſt,“ antwortete der Gemeinderichter. Das empfand ich nun wie eine wirkliche Auszeichnung. Andere Burſche, die auch zum Begräbniſſe geſchickt worden waren, weil jedes Haus gepflogenheitlich eine leidtragende Perſon beizuſtellen hatte, ſahen einander jetzt ſo an.

Der Hochbrunner-Knecht, der Franzel, trat vor und ſprach: „Mir ſcheint, der Waldbauern-Peter will nicht recht. Könnt's auch leicht wegwerfen das Trühel, wenn ihm ſchwach wird. Ich geh' ohnehin zum Freiball nach Krieglach und will's ſchon tragen.“

„Iſt auch recht,“ ſagte der Richter, „ſo pack's halt in Gottes Namen!“

Ich habe im ſelbigen Augenblick den Schimpf ſo tief empfunden, daß ich das heilige Fürnehmen machte: dem Franzel ſchlag' ich heut' beim Löwen, bis wir luſtig geworden ſind, all' zwei Füße ab. Nachher ſoll er ſehen, wer ſchwach wird.

Im nämlichen Augenblick aber ſank die arme Graben-Kathel nieder auf das bereits geſchloſſene Särglein und ſchrie: „Forttragen wollen ſie dich mir, du mein einziges Glück auf der Welt! Biſt gleichwohl im Himmel bei unſerer lieben Frau, ſo ſei mein' Fürbitt, daß ſie auch mich bald zu ſich nimmt. Bin ſo ganz und gar verlaſſen auf dieſer Erden!“ Und begann ſo ſchmerzhaft zu weinen, daß ich all meine Rachegedanken vergaß und nur noch denken konnte: die Leute ſollten doch gut aufeinander ſein in einem ſolchen Jammerthal. —

Der Franzel ſchlang nun um das fichtenholzweiße Trühlein einen Riemen, hing ſich dasſelbe über die Achſel, dergeſtalt, daß er es im Arm über der Bruſt tragen konnte. Ein ſchwarzbraunes Dirndel, eine Verwandte der Graben-Kathel, kam jetzt mit einem Blumenſtrauß herbei, an welchem ein weißes und ein rotes Band war, und dieſe Herrlichkeit ſteckte ſie dem Franzel auf den Hut. Es iſt ein alter Brauch in jener Gegend, daß Leichenträger ſolche „Totenbuſchen“ tragen; bei erwachſenen Perſonen müſſen die Blumen weiß, die Bänder ſchwarz ſein, bei Kindesleichen wollen die roten Blumen und Bänder andeuten, daß keine Trauer ſein ſoll, wenn ein unſchuldiges Kind früh aus dieſer Welt geht. Und in Wahrheit, als der Franzel nun mit dem Särglein und den flatternden Bändern gleich einem Hochzeiter ſo vorausging durch den großen Kreßbachwald hin und unſer etliche laut betend hintendrein, da war von einer Trauer nicht viel wahrzunehmen. Zwiſchen den Vaterunſern trieben wir Schelme miteinander ein bißchen Schabernack. Neben mir ging der junge Bumshöfer, der fragte das ſchwarzbraune Dirndel, ob er es heiraten dürfe?

„Ja, auf wie lang?“ gab es ihm fragend Antwort. „Die Mannerleut' ſind ſo viel falſch. Das ſieht man wieder bei meiner Muhme, bei der Graben-Kathel. Was hat er ihr vorgeſchwatzt, der Heſch, vom Liebhaben und Treuſein und Brav-Zuſammenhalten in Freud und Leid! Weil ſie kränklich iſt worden und keine rechte Unterhaltlichkeit mehr daheim, hat er ſich nach dem Holztagwerk lieber ins Wirtshaus geſetzt, als ins traurige Grabenhäuſel. Ledigerweiſ' iſt ihm der Weg bei der Nacht nicht zu weit geweſen bis zu ihrem Fenſter; verheirateterweiſ' vergißt er auf Weib und Kind, zur Not, daß er bisweilen ein paar Groſchen Geld ſchickt, er ſelber kommt gar nicht mehr. Nicht einmal jetzt, wo das Kind geſtorben iſt, laßt er ſich ſehen, der Nichtsnutzige, laßt ſein Weib im Elend allein.“

„Weiß er es wohl, was geſchehen iſt daheim?“ fragte ich.

„Das iſt keine Ausred'!“ fuhr die Schwarzbraune drein, „er ſoll ſich umſchauen nach ſeinen Leuten, wenn er ein ordentlicher Ehemann ſein will. Himmliſcher Vater, behüt' und bewahr' mich vor einem ſolchen Mann!“

„Du,“ flüſterte ich dem Bumshöfer zu, „ich glaub', das iſt nicht die richtige Zeit zum Brautwerben. Wart's ab. Ehevor ſie ledig bleibt, kriegſt ſie gewiß.“

„Kannſt recht haben," antwortete er und ſtimmte raſch in das laufende Vaterunſer ein. Nach drei Stunden waren wir im Thale der Mürz und unſer kleiner Zug trabte betend durch das große Dorf. Vom „Goldenen Löwen" heran klang uns luſtiges Pfeifen- und Geigenſpiel entgegen und zu den mit Tannenzweigen bekränzten Fenſtern heraus erſcholl manch kecker Juchſchrei. Zum Hausthor gingen in Hemdärmeln, die Pfeifen im Munde, Mannsbilder ſingend und lärmend aus und ein, einer davon blieb ſtehen, als er den nahenden Zug ſah, und rief: „Nu, was iſt denn das für eine Maſchkerad'! Am Faſchingtag Leut' eingraben, das iſt keine Mode!"

„Ja, ja!" ſchrie ihm unſere Schwarzbraune zu. „Geh' nur her! Gehörſt eh' zu uns! Leicht willſt es wiſſen, wen wir im Trühel haben!"

Der Mann ſtutzte ein wenig, nahm mit ungefüger Hand die Pfeife aus dem Munde und ſagte: „Die ſchwarzbraun' Seſſerl iſt dabei?"

„Ja, die iſt auch dabei," antwortete ſie, „wenn du ſelber nicht gehſt zu deinem Kind, ſo müſſen wir dir's halt nachtragen."

Jetzt fiel ihm die Pfeife aus der Hand. Der Franzel war mit ſeiner kleinen Laſt ſtehen geblieben. Der andere ſtarrte darauf hin und murmelte: „Schier Angſt kunnt ſie einem machen, die dumme Dirn'. — Wem — wem gehört's denn zu — das da drin?"

Antwortete der Franzel: „Heſch, es iſt dein Kind."

Der Heſch ſtand da wie ein Baumſtrunk und rührte ſich nicht. Nur der buſchige Schnurrbart zuckte, ſonſt ſchien ſein Geſicht ſchier verſteinert zu ſein.

„Schon vorgeſtern iſt es geſtorben," berichtete ihm nun die Schwarzbraune. „Im Hals hat's was bekommen, erſtickt in ein paar Stunden. Haben wohl gleich nach dir ausgeſchickt, haben dich nicht gefunden. So, daß du es weißt. Und tröſten magſt dich ſelber, wenn du willſt.“ Der Heſch wendete ſich ſchwerfällig um und wankte in den Wirtshof hinein, gegen die Scheuer hin. Der Leichenzug ging dem Friedhofsthore zu und ich ſchlich dem Heſch nach. — Der hat's jetzt tief! ſo war mein Gedanke. Mag ja ſein, daß er ein Nichtsnutz iſt, aber jetzt hat er's doch. So eine Stund wie die, wird ihm nimmer kommen. Sein Weib daheim hat nur den Schmerz, der hat auch die Reue. Reue und Verzweiflung! größer kann ein Unglück nimmer ſein. Man ſoll ihn nicht allein laſſen in ſolcher Stund'.

In der Scheuer kauerte er an der finſterſten Ecke und ich hörte die Stöße ſeines Atems. So heftig ſchluchzte er, daß ich glaubte, es müſſe ihm die Bruſt zerſprengen. Ich blieb einige Schritte vor ihm ſtehen und dachte: Er ſoll ſich nur ausweinen, iſt ja ein Glück, daß er noch weinen kann. Auf einmal — ich erſchrak faſt — ſprang er zu mir heran, rang die Hände und rief:

„Ein Kind, wie Gott kein lieberes vom Himmel hat gegeben! — Aber in mir iſt der leidige Teufel! Es iſt nicht anders, es iſt nicht anders! — Die ganze Woche im Holzſchlag nichts denken, als: am Sonntag ſiehſt es wieder. Und hab' ja auch mein' Kathel gern. Aber wie ich heimkomm' in die dunkle Hütten und find' allweil nur Sorg und Elend, hat's mich bald nicht lang gefreut. Der Menſch will nach harter Arbeit am Sonntag ja doch ein biſſel Aufheiterung. Und geh' ins Wirtshaus. Die erſte Zeit bleib ich nur ein Stündel, laß mir auch allemal eine

Flaſche füllen fürs Weib daheim. Nach und nach bleib' ich länger. Gute Kameraden giebt's auch. Spielkarten giebt's auch. Allerhand Unterhaltlichkeit im Wirtshaus. Mein Holzſchlag iſt ja näher dem Dorf als dem Kreßbachwald. Denk' ich mir: Wozu den weiten Weg heimwärts und wieder den weiten Weg auswärts! Bleib' Sonntags über im Dorf und ſchick' ihr das Geld, was du an Schuhen erſparſt — iſt juſt ſo gut, iſt beſſer. — Schandkerl, der ich bin!“ Die Fauſt ſchlug er ſich an die Stirn. Vom Tanzboden her klang die Muſik, das Jauchzen der Luſtigen.

„Das ſind Faſchingtage!“ rief der Heſch aus, während er mit heftigen Schritten durch die Scheuer ſchritt. „Bin ſeit Sonntag ſo herum — von einem Dorf zum anderen, von einem Wirtshaus zum anderen. Der Arbeitsmenſch muß ſeine Aufheiterung haben, natürlich! Alleweil dieſelbe Ausred'! — Morgen iſt Aſchermittwoch, da wollte ich denn einmal ſehen gehen, wie es daheim ausſchaut. Juſt ein rechter Tag. Und was das Bübel macht. — Und jetzt kommt mir das Bübel ſchon entgegen. Das will den Aſchermittwoch auf dem Kirchhof zubringen — ha, ha! — Schweigen ſollt ihr, verdammte Kratzen da drinnen!“ ſchrie er wütend gegen das Haus, von dem die Geigenklänge herübertönten. „Peter, Peter!“ ſagte er und packte mich an meiner Hand. „Gut muß es mir gehen, daß ich ſchon die Muſikanten verachte!“

Ob er nicht mit auf den Kirchhof kommen wolle? war meine Frage, denn zwiſchen den Muſikklängen durch hörte man das Kirchenglöcklein, zum Zeichen, daß ein Menſchenweſen ins tiefe Grab geſenkt wird. „Jetzt auf den Kirchhof?“ begehrte er auf. „Du meinſt mir's gut. Daß mich der Leut' Augen totſtechen thäten! Nein. Ich ſchleich' mich da hinten über die Felder und nachher, wenn ſie ſich verlaufen haben . . .“

Der Holzknecht-Heſch iſt aber an demſelbigen Tage nicht mehr geſehen worden auf dem Kirchhof. Einen anderen Weg hat er gefunden, der war noch beſſer — der Weg durch den Kreßbachwald ins Hochgebirgsthal zu ſeinem verlaſſenen Weibe. —

Der kleine Leichenzug hatte ſich auf dem Friedhofe nicht gerade lange aufgehalten. Sie kamen — eins nach dem anderen — ins Löwenwirtshaus und der Hochbrunner Franzel ſchlenkerte immer noch ſeine Arme aus, die ihm vom langen Tragen etwas ſteif geworden waren. Wir ſetzten uns zuſammen an einen Tiſch in der Gaſtſtube, während über unſeren Köpfen unter den Füßen der oben Tanzenden die Dielen ſchwankten. Der kugelrunde Wirt kam herbeigewackelt und kreiſchte: „Brav, meine lieben Leut', daß ihr die Traurigkeit ein biſſel wollt hinabſchwemmen. Was ſchafft's für einen, ordinari oder beſſern?“

„Beſſern!“ beſtellte ich.

„Biſt ein Schaf!“ raunte mir der Hochbrunneriſche zu, „er hat ja nur eine Gattung, ſagſt: ordinari, ſo iſt er billiger, ſagſt: beſſern: ſo iſt er teuerer.“

Wir Männer in Hemdärmeln, aber die Hüte auf dem Kopf und Cigarren im Mund, machten uns heimiſch im Wirtshaus zum Löwen. Bald nachher fingen wir an zu ſchnabulieren und zu ſüffeln. Ja, ja, ſüffeln iſt ſchon das rechte Wort, denn für ein Trinken war es zu anhaltend und für ein Saufen zu zahm. Wir ſtießen auch mit den Gläſern zuſammen, anfangs ließen wir das Tote leben, das wir auf den Friedhof getragen hatten, ſpäter ſogar auch die Lebendigen, uns einander! Als der Bumshöfer und die Schwarzbraune zuſammenſtießen, da ſprangen einige Tropfen Wein auf den Tiſch und natürlich kam darauf der alte Spaß von der Taufe. Die Schwarzbraune machte ein trotziges Geſicht und meinte, ſie ſtoße mit Männern nur an, um ihnen die Gläſer in Scherben zu rennen. Ob ſie die Gläſer mit ihren Lippen erſetzen wolle? gab ich ihr zu bedenken, da antwortete ſie, das wären keine Reden für einen ſolchen Tag! ſtand auf, bezahlte an der Thür ihren Teil der Zeche und ging davon. Der junge Bumshöfer ſaß und lehnte noch eine Weile ſo herum im Wirtshauſe. Das ſei der langweiligſte Faſchingstag, den er je erlebt! klagte er und endlich war der Burſche nicht mehr zu ſehen. — Anders hatte ſich's beim Hochbrunner-Franzel geſchmiedet. Die junge ſchneidige Wirtin aus unſerem Walde, die am Kreßbach ihr wohlangeſehenes Haus beſaß, war erſchienen. Auf einem Steirerwäglein war ſie angefahren gekommen, hatte den Braunen ſelbſt geleitet, und dabei mit der Peitſche geknallt. Jetzt trat ſie mit ihrem friſchen Rundgeſichte ins Haus, ließ die funkelnden Äuglein von einem Burſchen zum anderen fliegen.

„Welcher hat denn die größte Schneid?“ rief ſie heiter in die Stube, „mit dem will ich tanzen!“ Alles drängte ſich an ſie.

Die Kreßbachwirtin ſchaute aber auf den Hochbrunner-Franzel her und ſagte: „Der dort gefällt mir am beſten. Der hat ſogar einen Buſchen auf dem Hut.“

„Ja, einen Totenbuſchen,“ ſpotteten Andere drein; nichts will ich wetten, ob ich nicht auch ſelber unter dieſen „Anderen“ geweſen bin. „Ein Totenbuſchen!“

Darauf ſie: „das macht nichts, wenn nur der Burſch' recht lebendig iſt! Na, komm' her, probieren wir's." Winkte den Franzel zu ſich. Der ging nicht ungern, ſie nahm ihn bei der Hand, führte ihn keck auf den Tanzboden und rief den Muſikanten zu, ſie ſollten auf ihre Unkoſten einen Steiriſchen aufſpielen!

Als dieſes Paar unter den gemütlichen Klängen des „altweltiſchen Landlers" ſachte dahinreigte, da ſchauten wir anderen einmal ſo ſüßſäuerlich zu und ſchüttelten unſere Köpfe. Daß die junge Kreßbachwirtin herlebig war und mit ihrer heiteren Mutwilligkeit die Welt nur ſo friſch vor ſich hintrieb, war längſt bekannt; daß die unterſchiedlichen Freier, die es bei ihr verſucht, auf die luſtigſte Weiſe abgefertigt zu werden pflegten, ſo daß ſich niemand mehr an ſie wagen wollte, war auch bekannt, aber daß ſie ſelbſt zu Einem hinging und ihn hernahm vor allen Leut', und es „mit ihm probierte", das war etwas Neues.

Als das Stückel aus war, ſtellte ſich die Kreßbachwirtin ſtramm vor den Franzel hin und ſagte: „Lebendig biſt mir genug. Magſt, ſo heiraten wir zuſammen."

Der ſonſt hübſch kecke Franzel war im Geſicht glutrot geworden vor lauter Schamhaftigkeit, und er ſchämte ſich faſt deſſen, daß ihm ſo „gſchamig" zu Mute war. Er trat etwas zurück und antwortete auf ihre Frage beſcheidentlich:

„Ja, das wär' ſchon recht, heiraten, wenn ich nicht ein armer Bauernknecht wär' und ſie nicht die Kreßbachwirtin."

„Oh Lapperl du!" lachte ſie und zwickte ihn am Kinn, „wenn wir zuſammenheiraten, biſt du ja nicht mehr der Bauernknecht, nachher biſt ja der Kreßbachwirt! Der Kreßbachwirt und die Kreßbachwirtin werden doch zuſammenpaſſen, nicht?"

„Die foppt mich ordentlich!" brummte der Franzel und verlor ſich im Gedränge.

Mein Sinn ging nun ebenfalls nach einer Tänzerin, aber die jungen und hübſchen waren ſtets alle „in der Hand". Daß meine menſchliche Geſtalt nicht die leuchtendſte war, wußte ich wohl und in dieſem Bewußtſein fehlte es mir auch ſtets an Courage: allein auf mein neues Steirergewand hatte ich gebaut und auf das Klimpern mit den Groſchen in der Hoſentaſche. Es hatte nicht die erwartete Wirkung. Da wurde ich im Gewoge zufällig an ein ältliches Weibsbildchen gedrängt.

„Oho!" zirpte dieſes, „druck mich nicht zu tot! Was doch dieſe Mannsleut' zudringlich ſind!"

„Iſt nicht gern' geſchehen," alſo entſchuldige ich mich und trachtete hinweg.

„Nu, meinetwegen," flüſterte ſie, „komm, tanzen wir eins miteinand'!"

Ziemlich willenlos folgte ich ihr, der Raum war aber derart überfüllt, daß wir nicht drankommen konnten, daß wir aus dem Kreiſe immer wieder herausgedrängt wurden. Meine Kleine — ſie hatte in ihrem ſpitzen Geſichte eine Menge zarter Runzeln — trippelte ungeduldig mit beiden Füßen, endlich, da es nicht vorwärts ging, ſagte ſie: „Komm'!" und zerrte mich durch mehrere Gänge in eine große Kammer, da war es ſtill und öde, allein mein Weibsbildchen zog aus dem Kittelſack eine Mundharmonika, nahm ſie zwiſchen die Lippen, mich kühnlich in die Arme und bei ſelbſtgeblaſener Polka ſtrampften wir etlichemale in der Runde herum.

„Das ginge ja prächtig!“ meinte ſie, „wozu die koſtſpieligen Muſikanten, wenn man ſelber ſein Zeug bei ſich hat! Die feine Mundwetzen und einen ſo netten Tänzer dazu!“

Nach mehreren mißlungenen Fluchtverſuchen entkam ich ihr endlich durch ein Nebenpförtchen, ſprang durch ein Fenſter hinab in den Hof und flüchtete ins Gaſtzimmer. Dort war es tabakrauchdunſtig und leer, denn alles hatte ſich auf dem Tanzboden verſammelt. Nur der Hochbrunner Franzel ſaß da und war ſehr verdrießlich.

„Der, wenn ich kunnt, der möcht' ich was anthun!“ knirſchte er, auf die Kreßbachwirtin anſpielend, „mich ſo zum Narren zu halten vor allen Leuten!“

„Wenn nur du dich ſelber nicht zum Narren hältſt, Franzel!“ war mein Bedenken. „Wenn du geſcheit biſt, können wir Waldbauern aufs nächſte Jahr unſern Faſchingwein bei dir trinken.“

„Sei halt du ſo geſcheit!“ trumpfte er mich ab.

„So geſcheit war' ich ſchon, aber ſo ſchön bin ich nicht.“

Wir hatten noch kaum ausgeredet, kam ſie ſelber zur Thür herein und gerade auf den Franzel zu.

„Von den Feineren biſt du keiner,“ ſagte ſie zu ihm und ſetzte ſich daneben hin. „Daß ein richtiger Burſch ſeiner Tänzerin ein Glas Glühwein zahlen ſoll — ich glaube, davon weißt du nicht!“

„Um ein Glas Glühwein iſt mir die Kreßbachwirtin juſt auch nicht feil!“ war ſeine Antwort.

„Franzel,“ ſprach ſie nun, und ihre Stimme war eine leiſere und eine andere, „warum ſagſt denn nicht du zu mir, wie ich zu dir? — Im Spaß und im Ernſt, Franz, ſag's aufrichtig, magſt du mich oder nicht?“

Für mein Leben gern hätte ich den zwei Leutchen noch weiter zugehört, aber der Franzel winkte mir mit den Augen, und ich dachte, einen beſſeren Gefallen kann man ihm nicht erweiſen, als daß man ſie jetzt allein läßt. Leiſe nahm ich meine Jacke von der Wand, ſchlich zur Thür hinaus, und weil ich beim „goldenen Löwen“ die erhoffte Unterhaltlichkeit doch nicht mehr fand, ſo machte ich mich auf den Heimweg.

Über der Schneelandſchaft lag Nebel, und Nebel ſpann in den Äſten der Bäume, die nun ſtundenlang zu beiden Seiten des Weges ſtanden. — Ich dachte ſo für mich hin, wie manch ein Menſch eigentlich ſchrecklich verlaſſen ſein kann auf der Welt. Juſt an Tagen der Luſtbarkeit fühlt man's am meiſten. Ich habe auch gar keinen Schick zum richtigen Luſtigſein ſowie andere; wenn's gerade recht laut und toll iſt um mich und alles einladet zum Mitjauchzen und Springen, thut mir leiſe — ganz leiſe das Herz weh, und ich weiß nicht warum. Jung und geſund — ich weiß wirklich nicht warum. Und wenn mir ſo um's Herz iſt, da bin ich doch lieber im ſtillen Wald, als in der lärmenden Geſellſchaft.“ Sie ſollen machen, was ſie wollen, und wenn gleichwohl einer ſagt, mir könnt' ſchwach werden — deshalb will ich ihm keinen Fuß abſchlagen. Als es ſchon dunkelte, hörte ich hinter mir Schlittengeſchelle. Stand zur Seite und ſah nun ein braunes Rößlein vorbeitraben. Auf dem Schlitten, in härener Decke wohl verwahrt, ſaß die junge Kreßbachwirtin und der Hochbrunner-Franzel. Sie ſahen mich nicht ſtehen, lachten einander ins Geſicht und da waren ſie auch ſchon vorüber. Den Buſchen hatte er nicht mehr auf dem Hut, ich wußte es aber doch — mit dem Leichlein aus, — mit dem Lieblein heim!

Als ich am Grabenhäuſel vorüberkam und zum niedrigen Fenſter einen Blick hineinthat, ſah ich, wie an der Wand die Ampel brannte, am Herd die Kathel kauerte, und am Tiſch der Heſch tief geſenkten Hauptes ſaß. Daneben ſtand die Wiege, halb gefüllt mit Stroh — ſonſt nichts drin. Ein trauriges Bild — ich ging vorüber.

Der Heſch — ein ſonſt baumſtarker Menſch — iſt vom ſelbigen Tage an ſchwer krank geweſen viele Wochen lang. Ein Nervenfieber, kein Menſch hat ihm Wiedergeneſung verhofft. Aber ſeine Kathel — wohl auch ſelbſt abgehärmt und krank, doch ihres eigenen Leidens vergeſſend — hat ihn gewartet und gepflegt voll Geduld und Herzensmut, bis er endlich in den Tagen der Maien wieder geſeſſen iſt vor der Hütte, in einer faſt ſüßen Kraftloſigkeit die laue Luft des Waldes hat getrunken und in ſeinem Herzen unermeßlich ſelig iſt geweſen. Da hat er einmal ſeinen Arm um den Nacken des Weibes gelegt und geſagt:

„Katharina! Das Unglück hat mich zu mir ſelber gebracht und zu dir, jetzt erſt biſt du mein geworden. So oft ich an's Wirtshaus und an die Spielkarten denke, geht's mir eiskalt über den Rücken. Das iſt vorbei. Alle Sonntage nur bei dir. Heut' wär' ich unter der Erden, nur deine treue Liebe hat mich feſtgehalten auf der Welt. Meine Mutter hab' ich gern gehabt, das weißt. Bei der Seel' meiner Mutter verſprech' ich dir's: Von jetzt an nur bei dir daheim!"

Sie drückt den vor Aufregung Bebenden ſanft auf ſeinen Sitz zurück und ſagt:

„Thu' dich nicht ſo aufregen, Heſch, ich glaub' dir's, du biſt ja mein lieber Mann."

Das war im Mai. Im Juni, als man das große Feſt der Apoſtel Petrus und Paulus beging, waren in der Gegend zwei Hochzeiten. Der Bumshöfer und die Schwarzbraune, der Franzel und die Kreßbachwirtin.

Denn die Schwarzbraune, wie ſie die Bekehrung des Heſch geſehen, war zur Anſicht gekommen: Gar ſo ſchreckbar ſchlecht, wie es manchmal ausſchaut, ſind die Mannsleute eigentlich doch nicht! — Und der Franzel hat gemeint, beſſer als im Bauerndienſt iſt es doch, der Kreßbachwirt ſein, ein friſches Weib haben und in Arbeitſamkeit und Redlichkeit wirtſchaften.

Ein Jahr ſpäter ging eines Tages wieder ein Zug vom Walgebirge gen die Pfarrkirche zu Krieglach hinab. Aber kein weißes Trühlein wurde getragen; drei kleine, winzig kleine, aber durch und durch lebendige Kinder brachten ſie daher zur heiligen Taufe. Das eine war vom Bumshöfer-Hofe, das andere vom Kreßbachwirtshauſe, das dritte vom Grabenhäuſel . . .

Ich habe dabei nichts zu thun gehabt, als mich insgeheim zu freuen über die Wahrheit des Ausſpruches, daß die Liebe ſtarker iſt als der Tod.

Von den geheimnisvollen drei Paar Schuhen.

Das war an einem Sommernachmittag. In unſerem Waldbauernhauſe ſprach ein fremder verdächtiger Menſch zu. Er war erklecklich zerlumpt und ſah aus wie ein Landſtreicher. Einen knorpeligen Stock und ein kleines Handbündel hatte er bei ſich, und am Arme hängend ein faſt neues Paar Mannsſchuhe. Er berichtete mit faſt weinerlicher Stimme, daß er ſchon ſeit drei Tagen nichts Warmes in den Leib bekommen habe und bat um einen Löffel Suppe. Meine Mutter wärmte ihm Reſte vom Mittagsmahle auf, und während er in der Küche auf dem Kopfe des Waſchtroges ſaß und gierig Knödel und Kraut verſchlang, machte ſich die Mutter im Vorhauſe zu thun und redete laut mit der Kellerthür. Sie fürchtete ſich nämlich vor dem Geſellen und wollte ihm glauben machen, daß im Keller unten Leute wären. Sie war aber mutterſeelenallein zu Hauſe. Das Stroh ſei im Keller zu laſſen, damit im Winter die Rüben und Erdäpfel zugedeckt werden könnten, ſie wüßten ja ohnehin, wie es allemal in den Keller hineinfriere! So ſprach ſie ſcharf befehlend mit denen, die nicht da waren. Der Fremde war fertig, ſagte ſchönen Dank, rülpſte und ging ſchleichend davon. Raſch verriegelte die Mutter hinter ihm das Hausthor und hielt Umſchau, ob nichts fehle. Nun war es aber erſtaunlich, anſtatt etwas mitzunehmen, hatte der Menſch etwas da gelaſſen. Das faſt neue Paar Schuhe, welches er über dem Arm hängen gehabt, hatte er vergeſſen, es ſtand auf der Bank im Winkel, nahe dort wo er geſeſſen.

Am Abende kamen die Leute vom Felde heim. Die Knechte, einer um den anderen, nahmen das lederne Paar in die Hand, drehten es eine Weile ſo herum und beguckten es von allen Seiten. Dabei ſprachen ſie ihre Mutmaßungen aus, wieſo und warum. Da rief die Mutter vom Herde her: „Daß mir keiner die Schuhe anlegt! — Ja, ja, ihr Tröpfe, ihr vorwitzigen! Wiſſet ihr's denn nicht! Habt ihr nie was gehört davon, daß einer, der Diebesſchuhe an den Füßen hat, ſelber muß ſtehlen gehen?!" Als die Knechte darob lachten, fuhr ſie fort: „Und daß die Schuhe geſtohlen ſind, drauf kunnt ich gleich meine Hand in's Feuer legen. Vergeſſen! Das kann ſein und kann nicht ſein; ich glaub's aber nicht. Wären die Schuhe ſein eigen, ſo hätte er's ſchon der Mühe wert gehalten, drum zurückzukommen. Den Standarn fürchtet er, und deswegen hat er ſie dagelaſſen, und nicht anders iſt's, und ihr laſſet mir die Schuhe ſtehen!"

Jetzt war aber unter den Knechten ein beſonders vorwitziger — der Nantel. Der hatte graues Haar und ſogar eine Glatze bekommen, ohne ſein Lebtag irgendwo auch nur einen Fingernagel geſtohlen zu haben, und der meinte, man ſollt's doch darauf ankommen laſſen, zu beweiſen, daß der Bäuerin Wort ein rechter Aberglaube wäre. — Unſereiner ſtehlen gehen! Das wäre ſo was!

„Ich rate dir's nicht, Nantel!" ſagte die Mutter noch, aber der Knecht hatte ſeine alten mausfarbigen Tramper ſchon von den Füßen und ſteckte dieſe mit Behagen in das Diebspaar. Feſt und ſorgfältig riemte er ſie zu, dann reckte er ſich aufrecht und ſtrampfte in den Boden, gleichſam zur Proklamation der Herrſchaft ſeiner Füße im neuen Gehäuſe.

„Willſt ſie dir behalten, ſo biſt ſchon einer!" lachte ihm der Waldhauſer, der Knecht vom Ochſenſtall, zu.

„Geh, Narr," antwortete der Nantel, „ich kann mir meine Schuh' gottlob noch ſelber kaufen, daß ich keine zu ſtehlen brauch', aber der Bäuerin wegen, juſt der Bäuerin wegen. Weil ſie meint, ich wollt' gleich jetzt von der Stell' weg zum Nachbar Thommel gehen und ihm ein Schaf aus dem Stall ſtibitzen. Bis zum Schlafengehen behalt' ich ſie an, zu Fleiß. Thut's nur den Galgen herrichten, Leut'!"

„Du Nantel, verſündige dich nicht!" mahnte die Mutter, während ſie in das Herdfeuer blies, um die Abendſuppe fertig zu kochen. „Wenn du nur Holz zu tragſt! bauen wird den Galgen der Teufel ſchon ſelber."

Als wir uns zum Nachmahl ſetzten, hatte der Nantel immer noch nichts geſtohlen. Deshalb hub er an groß zu thun und ſagte: „Ja Lappen! wenn jeder gleich ſtehlen gehen müßt, der geſtohlenes Leder an hat, wie wäre es da Denjenigen ergangen, die beim heiligen Criſpinus haben arbeiten laſſen!"

„Man weiß es auch nicht, wie es ihnen ergangen iſt," meinte der vom Ochſenſtall.

„Und umgekehrt, wenn Keiner ſtiehlt, der ehrliche Stiefel an den Füßen hat," fuhr der Nantel fort, ſeine Gedanken auszukramen, „ſo hätt' der klein' Micherl nicht

Korn geſtohlen beim Hofbauern auf der Tenn'; der Micherl hat ja die geſchenkten Schuh' vom Dorfrichter angehabt. Das wird doch ein grundredliches Leder geweſen ſein! Oder nicht? Man kann's zwar nicht wiſſen. Nichts kann man wiſſen. Muß wohl ſeinen Grund haben, der Richter, daß er ſogar Stiefel herſchenkt."

„Ei, was du ſagſt, Nantel!" ſprach der Waldhauſer.

„Ich will nichts geſagt haben," fuhr der andere fort, „ſo ein hohes Tier wird gleich unangenehm." Denn der Richter hatte unſern Knecht einmal auf eine Woche in die Keichen ſtecken laſſen, weil der Nantel jemanden „was geheißen" hatte.

„Man kunnt," redete er jetzt weiter, „vielleicht Den da unten, den mit dem großen Kopfe, noch viel was anderes heißen, als . . . na, ich will nichts geſagt haben. Umſonſt thut er nicht ſo bigotteriſch, umſonſt nicht. Armenvater kunnten wir nicht bald einen beſſeren kriegen als den. Der ſperrt die Armengelder ſo feſt ein, daß ſchon gewiß kein anderer Dieb dazu kann . . . ."

Jetzt war aber die Mutter da. „Du alter Nantel!" ſagte ſie. „Schau dich jetzt einmal an. Schau dich nur an und hör' dir zu. Fällt dir nichts auf? Du ſtiehlſt ja ſchon! Ob du den Leuten Schafe ſtiehlſt oder ihren ehrlichen Namen — geſtohlen iſt geſtohlen. Was meinſt denn, Nantel, willſt die Schuhe nicht bald ausziehen?"

„. . . Uh Teurel!" knurrte der Knecht in ſeinen grauen Bart. „Wie aber ſo eine Bäuerin alles ausdeuten kann! Auf die Art ſchaut's ſchier ſo aus, als ob ich einer wär! Du verſchwameltes Zeug, du!"

Da trat zur Thür der Zimmermann Joſel herein mit einem großen Stecken. Ob kein Landſtreicher da geweſen wäre? Ihm habe ſo ein Galgenſtrick ein neues Paar Schuh geſtohlen. Das brachte der Zimmermann vor und wir deuteten alle miteinander ſchreiend und lachend auf den Mantel. Dieſer riß gleich an der Tiſchecke die Schuhe von den Füßen und ſchleuderte ſie über den Fußboden hin, daß ſie dem Eigentümer nur gerade munter entgegenhüpften.

Ob der Landſtreicher erwiſcht worden iſt, das weiß man leider nicht. Weil ich es aber als moraliſcher Erzähler nicht geſtatten kann, daß der Miſſetäter ſtraflos ausgeht und am Ende auch dem geehrten Leſer ein Paar Stiefel ſtiehlt, ſo kann ich noch heute in einem Gehölze bei Kapfenberg den Platz zeigen, wo der Galgen geſtanden iſt, an welchen alle Diebe der Gegend gehangen worden ſind. — Nicht ohne Beklommenheit erkundigt Ihr Euch nach dem Befinden des alten Knechtes Mantel. Dank der Nachfrage, für Entwendung des ehrlichen Namens hat's zum Glück nie Galgen gegeben. Es muß das viele Holz nicht aufzutreiben geweſen ſein.

Daß gewiſſe Schuhe auch ſonſt gefährlich ſein können, davon will ich ſofort berichten. Denn es geht der alte Glaube um: Wenn ein lediges Dirndl die Schuhe anzieht, die einmal von einer Braut getragen worden ſind, ſo bekommt es keinen Mann. Ich weiß wohl, daß jetzt manche junge Leſerin raſch ihr Schühlein vom kleinen Füßchen ſtreifen wird, denn man kann doch nie ſicher ſein, ob nicht . . . Gemach, Lieblichſte, ſo kleine Füßchen, die in deinen Schuhen drin geweſen ſein könnten, giebt es ja anderwärts gar nicht. Die Barbara Dreiwangel, Töpfermeiſterin zu Schramberg, hat größere gehabt. Und als ſie am Abende nach ihrer Hochzeit die Brautſchuhe ausgezogen und vor die Thüre geſtellt hatte, kam Mathias, der Werksgeſelle, und ſtahl ſie. Wie nach einem Aſyle lechzend, ſo ungeſtüm zwängte er ſeine Füße in die Brautſchuhe, weil er gehört hatte, daß ſie ſo verläßlich vor der heiligen Ehe ſchützen ſollen. Denn er war in Gefahr, von jemandem geheiratet zu werden und wollte nicht.

Nun war aber ein verhängnisvoller Irrtum geſchehen. Denn ſo wie fremde Brautſchuhe ein Mädel um den Mann bringen, ſo haben ſie beim Burſchen gerade die gegenteilige Wirkung. Der Mathias hatte die Brautſchuhe kaum erſt kurze Zeit an, ſo kamen ſie nach der Reihe. Die Roſenmardirn kam zuerſt, ſie ſchäkerte ein Weilchen ſo herum und dann fragte ſie ihn, wann er denn eigentlich Ernſt zu machen gedenke? — Dann kam die Erdbeer-Mirzl, die erinnerte ihn an ſein Verſprechen. Nach dieſer kam die Juliana Krauſingerin mit dem ſcharfen Bedeuten, ſie warte nicht mehr länger und könne nicht mehr länger warten. Noch redete dieſe, als die Enten-Trini ſich anſchauen ließ und nur ſo viel berichtete: der Pfarrer wiſſe ſchon davon, am Samstag könne das Verſprechen ſein. Zur Not gelang es dem Mathias, unter kurzer Vertröſtung eine nach der anderen abzufertigen, ohne daß ſie untereinander in Händel gerieten. Nun erſchienen aber am Abende ein paar Väter oben genannter Dirnlein, erinnerten ihn eindringlich an ſeine Ehrenpflicht und ſie wollten ihm zu ſeinem Glücke weiter nichts in den Weg legen. Das Unglück fügte es, daß die Männer zu gleicher Zeit kamen und redeten, ſo daß einer den anderen ſah und hörte. Nur dem Werksgeſellen verging Hören und Sehen. Während die Konkurrentenväter ſich ſchneidig zu balgen begannen, entkam er, eilte in ſeine Kammer und zog fluchend die Brautſchuhe aus. Trotzdem war er in wenigen Wochen verheiratet, aber nicht mit jeder der genannten, — denn ſo viel Erdenglück auf einmal duldet das Geſetz nicht — ſondern mit der einen, die nicht mehr länger warten konnte.

Dieſe zwei Paar Schuhe haben uns kein geringes Entſetzen eingejagt, und das dritte macht's nicht beſſer. Beim dritten giebt's nichts zu lachen, es ſind die Reiſeſchuhe in die Ewigkeit.

Denn es geht noch ein alter Glaube um: Wenn ein hinſiechender Menſch beim Schuſter ſich plötzlich ein neues Paar Schuh beſtellt, ſo iſt das ein Zeichen, daß es mit ihm nicht mehr lange dauert. Wenn ein Schwerkranker verlangt, daß man ihm ſein Gewand, ſeine Schuhe ans Bett bringe, weil er aufſtehen und ſich anziehen wolle, ſo fangen die Angehörigen ſchon an zu ſchluchzen, und es kann unbedenklich der Sarg beſtellt werden. Bei der Aufbahrung wird in manchen Gegenden ſtrenge darauf geachtet, daß dem Toten Stiefel angezogen werden „zur Wander auf der langen Straßen“.

Das Herz möcht's mir im Leibe umdrehen, noch heute, wenn ich an jenes friſche Dirndel denke — die kleine Roſa vom Fichtelbauernhof. Wir waren zuſammen in die Schule gegangen, ſie war übermütig und herlebig wie ein Knabe. Später wurde ſie ſinnig, wir ſchrieben einander Brieflein. Ich nannte ſie Roſabella, dieſer Name gefiel ihr, und ſie unterzeichnete ihre Briefe ſtets auch mit „Roſabella“. Sie verſtand den Sinn des Wortes nicht, und ſie wußte auch nicht, wie ſchön ſie war. Unſere Briefe atmeten eitel Lebensfreude, aber von Liebe war keine Rede. Obwohl uns dieſes Ding vom Hörenſagen bekannt war, ſo dachten wir doch, das ſei nur etwas für Märchenprinzen und Prinzeſſinnen. Plötzlich kam die Typhusſeuche und warf meine Roſabella hin. Anfangs war ſie ganz zufrieden, lag mit glühendrotem Geſichte da und ſchlummerte viel. Als jedoch der Fichtelbauer ihr zu verſtehen gab: Oſtern ſei zwar noch nicht, aber die öſterliche Beichte könne ſie ſchon jetzt ablegen, weil ſie juſt Zeit dazu habe, und er laſſe ihr deswegen den Geiſtlichen holen — da iſt ſie aufgefahren.

„Sterben!“ rief ſie hell, „ſterben ſoll ich? Was iſt das? Bin ich denn ſo krank? Der kalte Totenmann! Und ich ſoll mit ihm? Nein, nein, nein, ich bin noch ſo jung, ſo jung — und ſoll ſchon ſterben? Geht mir weg, ich ſtehe auf. Ich will nicht ſterben, ich will nicht! Ich will das ſchöne Leben genießen, das ſüße Leben. Mein Gewand bringt's her, ich ſtehe auf. Giebt ſo viel alte mühſelige Leut', die nichts mehr haben auf der Welt, zu dieſen ſchickt ihn, zu dieſen! Ich bin ſo jung, ſo geſund, ich bitte euch um Jeſu Chriſti willen, laßt mich leben! Bringt mir doch meine Schuhe her! Meine Schuhe! Ich will ausgehen. Krank, ſagt ihr? Und bin mein Lebtag nie geſünder geweſen als jetzt, und will in den Garten hinaus. Den Roſenmarinſtamm will ich anſetzen, den brauch' ich um Peter und Pauli zu meiner Hochzeit. Und tanzen will ich, und einen Mann haben und Kinder haben. Und Enkel. Hinaus in die Luft!“

Sie ließ ſich nicht halten, ſprang aus dem Bette, zog ihre Schuhe an und fiel zu Boden. Man legte ſie wieder hin, wie ohnmächtig lag ſie da. Nach einer Weile öffnete ſie die Augen, lächelte und murmelte in aller Zärtlichkeit, aber mit ganz fremder Stimme: „Jetzt biſt ſchon da um mich. Dank dir's Gott, daß du da biſt. Mußt aber niemandem was ſagen, ſonſt laſſen ſie uns nicht miteinander gehen. Feine Tanzſchuhe, die hab' ich ſchon, und den Roſenmarin im Haar, Herzliebſter, den mußt du mir nicht verderben. Gute Nacht, ich muß eilends fort, es läuten ſchon die Hochzeitsglocken . . .“

Ich bin hinter dem Bett geſtanden und habe das alles mitangehört, und habe geſehen, wie ſachte der Friede kam, wie ſie einſchlief zu einem feſten Schlaf und vergeſſen hatte, die Augen zuzumachen. —

Das alſo iſt das dritte der drei Paar Schuhe geweſen, von denen ich erzählen wollte.

Wenn man nun unterſuchen müßte, welches von dieſen drei Paar Schuhen eigentlich das beſte ſei! Ich glaube, es thäte uns keine Wahl weh, denn ſicherlich ſteckt Der im beſten Schuh, welcher nicht mehr weiß, wo er ihn drückt.

O du ſchöne, ſüße Samſtagsnacht!

Als ich jung noch war! Vom „armen Jungen“ ſpricht man. Was leuchtet und klingt denn ununterbrochen herüber in dieſe wahnwitzige, ſteinkohlenrauchrußige Welt, als lauter Pfingſtmorgen und Hochſommer-Mondnächte aus dem Waldland! Hochſommer-Mondnächte klingen? Und wie ſie klingen! Heute hätte ich die Worte, kann ſie aber nicht ſingen, damals konnte ich ſingen und hatte keine Worte.

Am Abend vor dem Sonntag, wenn wir uns ſchon alle ins Bett gelegt hatten, ſenkte ich mein Haupt nicht ins Strohkiſſen, ſondern hielt es ein wenig in die Höhe, horchend, ob ſie ſchon ſchnarchten. Und als ringsum alle Raſpeln in vollem Gange waren, ſtand ich wieder auf — ganz behendig — kleidete mich an, raſch aber leiſe — und huſchte hinaus durch die Dachluke. Zur Thür hinaus wäre ein bequemerer Weg geweſen, aber dieſe Thür winſelte in ihren Angeln, gleichſam, als wollte ſie Vater und Mutter wecken: Waldbauernleute! ſeid wachſam, euer Knab' ſchleicht um! — Der gute Vater hatte ja alles ſchon vergeſſen und meinte, auch die Zwanzigjährigen müßten in den Hochſommer-Mondnächten gerade ſo gut ſchlafen und raſpeln wie die Fünfzigjährigen. Wann war denn das? Wo iſt denn das?

Auf der Schachenwieſe, wo die Ahorne ſtehen und wo zwiſchen den Ahornen im engen randbemooſten Gräblein ein Waſſer rieſelt: dort kamen wir zuſammen: der Heiden-Marl und der Granegger-Hansjörgl und der Zettelbacher-Benzl und andere, wie ſie eben aus ihren Dachluken und Kammerfenſtern und Wandſpalten auch ſo hervorgehuſcht waren. Kein einziger hatte die Erlaubnis zum „Gaſſeln", keiner war auch nur annähernd um eine ſolche Erlaubnis eingekommen — und doch waren ſie da. Und nun huben die Waldbauernburſchen an, verworfen zu ſein. Sie legten einander die Arme um den Nacken und gingen hinaus über die flachen Felder. „Das Landleben hat Gott geben, ſo heiter und froh!" Zu zwei Stimmen ſangen ſie es und zu drei, und als der jungen Herzen Luſt zu groß ward, da ſangen ſie keine Worte mehr, ſie ſangen nur Geſang und das Jodeln und Jauchzen klang in den Wäldern nach und hallte in den Wänden der Höfe, die dort und da herumſtanden im freien Hage. Und wenn nun die Alten wach wurden, ſo brummten ſie wohl gutmütig über die „Teuxelsbuben, die halt ſchon gar kein' Fried' geben mögen bei der Nacht!" und freuten ſich an der Bravheit des eigenen Sohnes, der geſcheit iſt und ruhig in ſeinem Bette ſchläft. Und derſelbe brave Sohn ſtößt gerade den allerhellſten Juchſchrei aus, der draußen klingt. . . .

Unten im Engthale iſt der Hauch eines Nebelſtreifens, am hohen Himmel ſteht der Mond in ſeiner klaren mildleuchtenden Scheibe. „Er iſt nicht weit, er iſt nicht nah, er iſt da!" ſangen ſie. Auf dem kurzen Gras der Matten lag ſein ſilbernes Licht, und ſchwarze Schatten der Burſchen ſtrichen darüber hin. Ein feuchtkühler Heuduft machte faſt rauſchig. Sternlein ſprühten im Graſe, bläuliche Funken zuckten in den Büſchen, die Bäume ſtanden mit ihren finſteren Zackenarmen und Wipfeln in einer faſt drolligen Schauerlichkeit da. Gott, wenn man nicht einmal geſchauert hätte vor den Geheimniſſen der Nacht, wo wäre ihr Reiz? — Ganz leiſe huben ſie wieder an:

„Wann ich geh,
Geh ich ſchnell,
Wann ich ſing,
Sing ich hell,
Wann ich jauchz'
Giebt's ein' Hall'
Zu mein' Dirnderl im Thal!“

Laut ausſchallten die letzten Worte, und das war das erſte Anklingen an den eigentlichen, den Burſchen ſelbſt faſt unbewußten Zweck dieſer nächtigen Flüggezeit. Doch ſie waren nicht allein wach. Unter dem Halmwerk rieſelte wie ein ewiges Wäſſerlein das Zirpen der Grillen und vom jenſeitigen Berge herüber klang zart und rein dreiſtimmiges Jodeln anderer Burſchen, denn alle geſunden Knaben im weiten Waldlande ſind heute eines Sinnes.

Der Zettelbacher-Zenz legte den Finger an den Mund: „Hört's, Buben, hört's, da iſt der ſchwarz' Peterl dabei Ich kenn' ſeine Stimm'!“

Unter den drei fernen Stimmen war eine ſo weich und ſchwingſam, vom blaudämmernden Mollton bis hinein ins hellſte weiße Licht . . anders kann ich dieſe Klänge nicht beſchreiben. Jetzt das innige Ineinanderſchmiegen der drei Stimmen, jetzt das Emporklingen einer Schallrakete, daß allen Zuhörern ganz anders ward hinterm Bruſtfleck. Freilich, das war der Geſang des ſchwarzen

Peterl und dem eilten wir jetzt zu. Thalab, über die Wieſen und Wäſſer, bergauf im ſchwarzen Walde, und bald ſtanden wir wieder auf mondheller Hochmatte, wo die Nachbarsſänger waren.

„Was wollt's denn ihr da?" ließ uns ein ruppiger Burſch, der Pomperer Franz, an, dieweilen er ſeine Beine ſtramm auseinanderſpreizte und die Hände in die Hoſenſäcke bohrte.

„Wir haben auch euch nit gefragt, was ihr wollt's!" gab von unſerer Seite der Heiden-Marxl ſcharf zur Antwort.

„Freilich ſtreiten werden wir! Oder gar raufen, verſteht ſich. Ich denk', wir wollen all' daſſelbe. Singen wollen wir. — O du ſchöne, ſüße Samſtagsnacht!"

Der ſo ſprach, das war der ſchwarze Peterl. Er war freilich ſchwarz in der Nacht, aber nicht ſchwärzer, als die andern. Er war ein ſchmaler, ſchlanker Stab, der da kerzengerade auf der Erde ſtand, den rechten Arm in die Seite geſtemmt, den linken —. Der ſchlanke junge Knab' mit der einzig ſchönen Stimme hatte keinen linken Arm. Nicht einmal einen linken Ärmel zeigte ſeine Jacke, ſchnurgerade war die Linie herab von der Achſel bis zum Fuß. Und weil er auch keinen Hut auf hatte, ſondern eine Zipfelmütze, ſo ſchien ihm der Mond jetzt ſo hell ins Geſicht, daß aus dieſem faſt wieder ein Mond ward, der auf uns andere das Licht gab. So weiß war ſein Geſicht, aber für einen Vollmond zu ſchmal. Die runden Augen, und das Stumpfnäschen und der dreieckige Mund — ſollten das Adam und Eva ſein, wie im wirklichen Mond? — So närriſche Sachen waren mir eingefallen, als ich mich nun nahe zu ihm ſtellte. Der Burſche war mir lieb, nicht allein, weil er ein ſo freundliches Geſicht hatte und ſo ſchön ſingen konnte, als noch vielmehr, weil das ein ganz merkwürdiger Menſch geweſen iſt.

Vor ſo und ſo viel Jahren war eines Tages um die Weihnachtszeit beim Zeilbergbauern ein fremder Mann eingetreten, der hatte einen langen ſchwarzen Bart und ein kleines blaſſes Büblein bei ſich. An der Stubenthür ſtehen bleibend, ſagte er mit langſamer und etwas ſingender Stimme das Chriſttagsevangelium auf und als er damit zu Ende war, piepſte das Büblein: „Amen! Gloria in excelsis Deo!“ Hierauf bekamen die beiden etwas zu eſſen. Als der Schwarzbärtige hernach Lodenmantel und Rückkorb wieder aufgepackt hatte, wendete er ſich zur Zeilbergbäuerin und ſprach: „Du ſchönes und gutes Muttergottesweib! Da habe ich ein Chriſtkindel bei mir. Was giebſt dafür?“ Und ſchob ihr das Knäblein zu.

„So, ein Kinderſchacherer ſeid Ihr!“

„Wenn du's nit willſt kaufen, du Fromme, Unbefleckte du, ſo ſchenk ich's dir!“

Aber ſie nahm es auch nicht geſchenkt. Sie hatte zwar ſelber keines, ſie wußte auch nicht, was das iſt, ein Kind. Ihr Leben war das Kochen und das Scheuern und das Waſchen und das Fegen; das trieb ſie jeden Tag vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht. Und als ihr Mann ſchon im Bette lag, ſcheuerte ſie noch den Fußboden blank, auf welchem ſein erdkruſtiger Schuh etwa eine Spur hinterlaſſen. Nun, am heiligen Abende wuſch und kochte ſie erſt recht, und als der Feſtkuchen in der Pfanne bräunlichfett erglänzte, war der Mann mit dem langen Barte fort; an der Thür ſtand aber noch der Knabe, ſog an ſeinem Finger und ſchaute mit großen runden Augen auf das praſſelnde Herdfeuer hin, auf die geſchäftige Bäuerin und auf den bräunlich-fetten Kuchen.

Es iſt nicht aufgekommen, woher der Evangeliſinger gekommen und wohin er gegangen war. Es iſt nicht aufgekommen, wem das Kind gehörte. Dieſes Kind wußte nur zu erzählen, daß es immer und ewig „mit dem Vater evangeligeſungen" und Gloria in excelsis Deo geſagt, und daß es darauf immer etwas zu eſſen bekommen hätte. — Als alle Nachforſchungen ſich als vergeblich erwieſen hatten, führte der Zeilbergbauer den Knaben zum Dorfrichter und wollte es bei dem ſo machen, wie der Langbärtige es bei ihm gemacht hatte. Der Dorfrichter ſagte: „Oho, dableiben!" und hielt ihn am Arme feſt. „Dir iſt er eingelegt, du wirſt ihn behalten und erziehen."

„Da werd' ich ihn halt ins Waſſer ſchmeißen," antwortete der Bauer.

„So dumm reden ſollſt nit, Zeilbergbauer," beſchwichtigte hierauf der Richter. „In paar Jährlein haſt an ihm einen waren Halterbuben, wieder in paar Jährlein einen ſtarken Knecht."

„Den waren Halterbuben und den ſtarken Knecht kannſt du haben, Richter!"

„Wenn's ſchon nit anders iſt, ſo ſoll halt dieweilen das Dörfel zuſammenſchießen für den fremden Vogel, bis er zum Gemeindeboten oder zum Nachtwachter, oder zum Totengraber oder zu ſo was gut iſt."

So iſt es hernach ausgemacht worden. Aber trotz des „Zuſammenſchießens" wollte den Knaben keiner nehmen und verpflegen; man wiſſe nicht, was aus ſo einem Kukuk werden kann, man wolle keine Verantwortung leiſten für ſo was. „Wer ſteht mir denn gut," rief ein Ortsgeſeſſener,

„ob er mir nit eines Nachts mit der Brieftaſchen davonlauft oder gar das Haus über dem Kopf anzündet!“ So redeten ſie eine Weile hin und her, bis dem luſtigen Geber-Sepp der Einfall kam: „Aber Jeſſes, Leutel, wann ihn ſchon keiner willig nehmen mag: ausſpielen!“ — Das Kartenbüſchel her, um den Ratstiſch geſeſſen. „Schwarz-Peterl! Wem er in der Hand bleibt, der muß den Buben ein Jahr behalten. Nachher, wenn's Jahr aus iſt, ſpielen wir wieder.“

So iſt es geſchehen, das arme Knäblein iſt auf dem Eichelbuben, als dem „Schwarz-Peterl“ geſtanden und dieſes Blatt iſt dem halbblinden Schuſter-Zanggel in der Hand verblieben. — Das war juſt nicht ſchlecht geraten. Der Schuſter-Zanggel war ein armer Mann, und ſolche Leute ſind nicht die Unbarmherzigſten. Er brachte den Knaben ſeiner alten Schweſter heim, wie man einen Taſchenfeitel oder einen Feigenkranz heimbringt, den man im Spiel gewonnen hat. Die alte Schweſter ſchlug zuerſt ihre Hände zuſammen über die Frevelhaftigkeit, ein Menſchenkind auszuſpielen wie einen Sack Nüſſe. Dann nahm ſie den Kleinen unter Seife und Kamm in die Arbeit, und dabei knurrte ſie: „Hat's bei uns derweil für zwei g'längt, wird's für drei auch g'längen. Und ihner Zuſammenſchießen brauch' ich gar nit.“

Die zwei alten Leute huben nun an, ihr Knäblein ſauber herauszuputzen, ja ſogar es in die Schule zu ſchicken. Und als der Lehrer davon ſprach, daß der Kleine ſich brav aufführe, gar nicht dumm ſei und beſonders Neigung für Muſik zeige, da bildeten ſie ſich einen großen Fleck ein.

Als das erſte Jahr zu Ende ging, ſchwieg der Schuſter Zanggel ſein ſtill, und die Gemeinde machte auch keine

Anſtalt, den Knaben auf's neue auszuſpielen. Der Name „Schwarz-Peterl“ aber iſt ihm geblieben, obſchon er auf den heiligen Adalbert getauft geweſen ſein ſoll. In den Frühherbſttagen, wenn die Schulvakanzen waren, huben bei den Bauern die Nachfragen an, ob der Schwarz-Peterl nicht zu haben wäre zum Viehhüten. Da wurde er zu den Höfen ausgeliehen, zuerſt gegen ein Vergeltsgott, ſpäter gegen einen Sack Kartoffeln oder ein Scheffel Korn, an die Schuſtersleute zu entrichten. Der Knabe war anſtellig, gutmütig und immer heiter und jetzt fiel dem Zeilbergbauern wieder das Ausſpielen ein. „Was ſoll denn immer nur einer den Nutzen haben vom Bengel?“

Einem merkwürdigen Fehler war der Schwarz-Peterl anfangs verfallen geweſen, von dem die Schuſtersleute erſt viel ſpäter ſprachen, als er ſchon lange abgewöhnt war. Wenn niemand ſonſt zugegen, ging er in das Vorratskämmerchen, nahm ſich Weißbrot, ſtrich Butter drauf, aß es und trank Rahm dazu. Der weiße Schnurrbart an der Lippe ward eines Tages zum Verräter, allein der Junge ſagte raſch: „Amen, Gloria in excelsis Deo!“ und glaubte, die Sache damit beigelegt zu haben. Der Zanggel mußte es ihm dreimal ſagen und das dritte Mal aufſchreiben mit dem Buchenſtäbchen auf den Rücken, daß alles Unerlaubte verboten iſt. Nie hat er ſich dann aber auch einen Buchſtaben beſſer eingeprägt als dieſen.

Eine ganz ungeahnte Verwendung für den Schwarz-Peterl hatte der Schulmeiſter gefunden. Er unterrichtete ihn im Geſang, und nun konnte der Knabe ſein „Gloria in excelsis Deo!“ des Sonntags auf dem Kirchenchore ſingen. Die Tochter des Schulmeiſters that noch ein Übriges und lehrte ihn das Zitherſpielen. Und das war ſeine

Freude. Und jetzt war das arme Schuſterhäuſel auf einmal voll Muſik geworden.

Mittlerweile war der Junge ſoweit erwachſen, daß er ſich nach Erwerb umſehen mußte, um ſich und ſeine Ziebeltern zu ernähren. Ein Bauernknecht zu werden wäre ihm ſchon recht geweſen, doch von einem Bauernknechte konnten zwei alte Schuſtersleute nicht leben; er müßte nur — wie ihm der Heiden-Michel riet — Tabakraucher werden, denn Tabakraucher hätten immer Geld, nur daß er es nachher anſtatt zu verrauchen, dem blinden Zanggel geben könnte.

Draußen im Thal die Eiſenbahn braucht Leute und ſie pfeift das Geld, welches ſie von Wien mitbringt, nur gleich ſo zur Lokomotive heraus. Der Burſche bewarb ſich um einen Bahndienſt an der Station Mitterdorf und erhielt ihn leider. Schon in der zweiten Woche ſeiner Eiſenbahnzeit hat ſich das Unglück zugetragen. Bei Glatteis hatte er zwiſchen mehreren Zügen hindurch über die Bahn zu gehen, um drüben einen Waggon auszukoppeln, er ſtrauchelte, ſiel hin und eine raſch vorüberfahrende Maſchine ſchnitt ihm den linken Arm weg. Als man ihn aufhob, ſagte er, es wäre weiter nichts geſchehen, nur die Hand ſchmerze. Die Hand lag aber ſieben Klafter weit draußen an der Böſchung. Er blutete nicht ſtark, denn der kurze Stumpf an der Achſel war faſt keilförmig gequetſcht. Dann ſchlief er ein, der Schwarz-Peterl, und als er erwachte, lag er in einem großen Zimmer, von Leuten umgeben, die ſich mit ihm beſchäftigten. Daneben auf der Bank in einem großen Waſchbecken lag eine Menſchenhand. Der Peterl that einen Blick darauf hin, einen unſteten, tieftraurigen Blick, denn jetzt wußte er wohl, was es gegeben hatte. Als ihm dann noch ein großer, abgeſprungener Knochen aus der Gelenkshöhle genommen worden war, konnte die Heilung beginnen, die in einigen Wochen ſich vollzog. Und nun ſollte der Burſche wieder aufſtehen, umhergehen und zuſehen, wie er ſich fortbringt. Die Eiſenbahn gab eine kleine Abfertigung, aber die Schuſtersleute wehrten mit den Händen ab: Gott verhüte es, daß ſie ein Blutgeld nahmen! — So nahm's der Burſche und ließ ſich davon ein graues Steirergewand machen, mit grünen Aufſchlägen; er erſpart ja ſchon dabei. Er erſpart den linken Ärmel.

Nach dieſer Wendung hub der Schwarz-Peterl an, in der Gegend zu hauſieren, aber nicht wie einſt mit ſeinem Gloria in excelsis Deo! ſondern mit der Bitte um Arbeit. Man beſchäftigte den guten Burſchen, wo und wie es möglich war, denn ſie hatten Mitleid mit ihm und ſie hatten ihn lieb, weil er immer noch ſo gemütlich war. Außer Koſt und Gewandung bekam er von den Erkenntlichſten auch noch Tabaksgeld, welches der alte Zanggel fleißig vernebelte. Dieſes bischen Rauch und dieſes bischen Peterl, ſonſt war ihm ja nichts übrig geblieben von der lieben Welt. Die Stimme des Burſchen hatte nicht gelitten, nur daß ſie noch milder und lieblicher geworden war; und wenn ſie im Kirchenchore ſo recht innig klang, da dachten die Leute: „Mein Gott, der Einhandel! — Aber das Zitherſpielen! Er durfte nicht dran denken, daß jemand war, in irgend einem Hauſe dieſer Berge, der ſein Zitherſpielen ſchon gar beſonders gerne gehört hätte. . . . . Ihm zuckten ordentlich die Finger, und ihm war, als könne er die Finger noch auf die Taſten ſetzen alle fünf, aber wenn er hinſchaute, war keine Hand da. Arbeiten hingegen gab es mancherlei, die er verrichten konnte, Garbentragen, Holzklauben, das Vieh hüten, bei Kohlenbrennereien mitthun, kleine Kinder wiegen. Zu letzterem war er beſonders geeignet, weil ſein Singen die Kleinen ſo leicht in den Schlummer brachte und weil ſein ſchmales blaſſes Geſicht ſo gutmütig und ſchalkhaft dreinſchaute, wenn ſie wieder aufwachten, daß ſie ihre junge helle Freude an ihm hatten.

Zu Allerſeelen ging er auf den Kirchhof und beſuchte das Grab. Nicht Vater und nicht Mutter lagen dort, und auch ſonſt kein Menſch, der ihm nahe gegangen. Und dennoch ſtand er ſtill am Friedhofzaun unter der Birke und betete ein Vaterunſer. Dort unter dem Raſen lag ſein linker Arm. . . . . Und wenn er nach dem Vaterunſer nicht gleich davonging, ſondern ins Denken kam, da war dem Burſchen, als ſtünde er vor ſeinem eigenen Grabe, und er dachte der Hand nach, was ſie ihm geweſen war und gethan hatte, wie kundig ſie auf der Zither geſpielt, wie er ihr einmal mit der Sichel in den Mittelfinger hieb, daß ſie blutete und wie nachher das ſchreckliche Rad — die arme Hand! — Ganz ſo, wie man einem lieben Menſchen nachdenkt. —

Alſo das iſt die Geſchichte vom Schwarz-Peterl, der nun in der Mondnacht auf der ſilberhellen Hochmatte daſtand wie ein ſchwarzer Stab und im Vereine mit dem Hansjörgel das Lied ſang: „O du ſchöne, ſüße, ſternhelle Samſtagsnacht!“ welches ſchließlich in den Jodler ausging: „O du ſchöne, o du ſüße, o du ſchöne ſüße dulieh, dulioh, dulieh!“

Nach dieſem Geſange machte ſich der Burſche ein wenig abſeits gegen den Holzzaun hin, und als er über denſelben ſteigen wollte, lief ihm der Pomperer-Franz nach, faßte ihn am Joppenflügel und ſagte: „Oho, Peterl, wohin denn?“

„S' iſt Zeit zum Schlafengehen. Laß mich aus.“

„Biſt nit jetzt im Grundelhof?“ ſo der Pomperer.

„Freilich im Grundelhof,“ ſo der Peterl.

„Du hörſt, der Weg über den Zaun führt nicht zum Grundelhof, der führt zum Moosebner.“

„Wenn er zum Moosebner führt, ſo werd' ich halt zum Moosebner gehen,“ entgegnete der Einarmige.

„Schwarz-Peterl,“ knirſchte der Pomperer und hielt ihn feſt, „zum Moosebner gehſt du mir nit, daß du's weißt! Die Moosebner Luiſerl gehört mein!“

„Seit wann denn?“ fragte der Peterl.

„Noch ein Wort, und du liegſt auf dem Steinhaufen, daß deine Trümmer gewiß kein Menſch mehr zuſammenſucht, gewiß keiner!“

Die Moosebner Luiſerl war ein armes gelbhaariges Dirndl, eines böhmiſchen Deichgräbers Tochter, die im Moosebnerhof diente. Der Deichgräber war geſtorben, ſie hatte keinen Verwandten und Schutzhaber auf der weiten Welt. Nur den Peterl hatte ſie heimlich gern, und er ſie, und wir andern wußten das. Und als der Peterl und der Pomperer nun um dieſes Dirndl ſtritten, waren wir Anderen auch da, und der Marrl ſagte keck: „Ich denk', Pomperer, ſo ſpielen wir nit! Du haſt eh deine Heubach-Jula, die du heiraten willſt! Was brauchſt denn auch noch dem Peterl ſeine Luiſerl?“

„Das geht dich nichts an!“ fuhr der Andere auf.

„Das wird uns wohl was angehen, mein Lieber!“ ſagte der Hansjörgel, und ich ſagte es auch. „Wenn ſich zwei gern haben und ein Dritter miſcht ſich drein! Mir wäre das zu dumm. Und zu ſchlecht. Und wenn du glaubſt, daß ſich der Peterl nit wehren kann, weil er nur einen Arm hat, ſo biſt ſtark auf dem Holzweg. Der Peterl hat mehr Arme, als wie du, wenn's auf Ernſt ankommt. Auslaß' ihn!“

Als der Pomperer ſah, daß ſich alle Arme gegen ihn erhoben, mit Ausnahme ſeiner zwei eigenen, ließ er den Peterl los und ſtahl ſich bald darauf davon, hinaus durch die Büſche. Der Schwarz-Peterl ging hinab gegen den Moosebnerhof. Wir anderen auch unſerer Wege, teils ſingend, teils ſchweigend und nachdenklich. Nicht lange hernach und jeder war auf ſeinem beſonderen Steige. Als ich an ein ſchönes ſtilles Gehöfte kam, war's auch nicht das meines Vaters. O du ſchöne, ſüße, ſternhelle Samſtagsnacht! — Wenn ich tagsüber an dieſem Hofe vorübergegangen, hatte der Kettenhund allemal einen Biſſen Brot in den Mund bekommen, ſo waren wir gute Bekannte und er ſagte nichts. Vor dem Hauſe rieſelte der Brunnen ſein glitzerndes Silberkettlein in den Trog. Das mondſchimmernde Fenſter war leicht zu finden. — O du ſüße, o du ſchöne, ſüße dulieh, dulioh, dulieh!

Bald nachher trug es ſich zu, daß der Schwarz-Peterl einige Zeit in unſerem Waldbauernhauſe war. Wir hatten den Weber auf der Ster, und der brauchte Einen zum Garn haſpeln. Dazu war der Einhandel ganz recht. Mit den Haſpeln und Spulen iſt nicht immer gut auszukommen. Wer da weiß, was ſchon ein einziger Faden für Tücken hat! Und erſt hundert Fäden! Durcheinander, ineinander, gegeneinander, ein unlösbares Gewirre, und doch ſoll keines ſein. Die Weber leiden alle an Gelbſucht, der Schwarz-Peterl aber blieb weiß und rot im Geſicht und ſein Auge blieb veilchenblau und ſein Schnurrbärtlein nußbraun. Er verrichtete ſeine Arbeit mit ſo großem Fleiß und Geſchicke, daß der Weber ſelbſt ihm verſprach: „Peterl, du kannſt dich drauf verlaſſen, ich nehme dich bei guter Löhnung zum Geſellen, ſobald dir dein linker Arm wieder nachgewachſen iſt.“ Der Burſche ſchaute auf derlei Späße gutmütig drein; ſolcher Spott iſt freilich traurig, aber nur für den, der ihn macht.

Einmal des Abends, als ich mit meinem Ochſengeſpann vom Felde heimkam und den Tieren das Joch von den Hörnern löſte, kam der Peterl auf mich zu, betaſtete mich an der Hand und ſagte: Dir vergeſſ' ich's auch nit.“ Mir war's unklar, was er da meinte, der Hansjörgel klärte mich am nächſten Sonntage auf. Der Peterl habe ihm mitgeteilt, ſein Lebtag und in die Ewigkeit hinein und durch dieſelbe auf der anderen Seite wieder hinaus' könne er keine beſſeren Kameraden haben, als den Hansjörgel und den Marrl und den Zenzl und mich. Wegen damals — mit dem Pomperer. — Ich wußte natürlich ſchon ſeine märchenhafte Geſchichte und da er ein ſo lieber Kerl war, ſo ſchwante mir, es müſſe mit ihm noch einmal eine wunderbare Wendung nehmen. Jener Evangeliumſänger, der Mann mit dem langen ſchwarzen Barte, müſſe eines Tages erſcheinen und den Burſchen wieder zu ſich nehmen und etwas unerhört Großes aus ihm machen.

Und dann war's im Herbſte, am Tage des heiligen Gallus. Sah ich den Peterl unten am Bache kauern zwiſchen Weiden, deren ſpitze Blätter ſchon gelb geworden waren. Ich dachte, er halte dort die Angelſchnur ins Waſſer und warte auf Forellen. Ich ging zu ihm hinab, weil es ein Vergnügen iſt, zu ſehen, wie die weißbauchigen Fiſche gleich lebendigen Fragezeichen an der Schnur ſchlängelnd herausgeſchleudert werden. Aber er angelte nicht. Er lag, den Arm um einen Stein geſchlungen, das Geſicht in's Moos gepreßt — und ſchluchzte. Als er mich ſah, wollte er auf und davon, ich vertrat ihm den Weg „Gut, ſo geh' ich *da*!" rief er ſchrill und wollte ins Waſſer ſpringen.

„Was iſt dir geſchehen, Kamerad?" ſo mein Anrufen.

„Mir?" rief er, „*mir* geſchehen?" lachte er wild. „Laß mich allein. Mir hilft niemand." Und dann — weil ich ihn doch nicht davonließ — brach er los: „Meinen liebſten Menſchen hab' ich unglücklich gemacht. Hätt' ich ihm's lieber gelaſſen, dem Pomperer-Buben, der hätt' ſie heiraten können. — O du verfluchte Samſtagsnacht!"

Mehr hatte er nicht zu ſagen gebraucht. Merkte gleichwohl auch, daß es da keinen Troſt gab. Der Fiſch im Waſſer konnte nicht ſtummer ſein, als ich auf das Bekenntnis. Ein armes Blut, ein Krüppel und ſolche Pflichten!

„Peter," ſagte ich endlich faſt grollend. „Geh' hinauf. Da beim Bach haſt nichts zu thun. Geh' hinauf, der Weber hat gerufen."

Da iſt er langſam hinaufgegangen gegen das Haus.

Als wir Anderen in einer nächſten Samſtagsnacht wieder zuſammen kamen auf den Hochmatten, ſangen wir nicht, ſondern beſprachen uns, was da mit dem Peterl und der Seinigen zu machen wäre.

Der Pomperer-Franz ſchupfte die Achſeln: „Was wird denn da zu machen ſein? Nichts. Er iſt ja nicht angenagelt in Alpel, wenn's ihn ſcheniert."

„Wir reden ja nit von ihm, wir reden von ihr!" ſagte der Hansjörgel.

Der Pomperer that einen Lacher. „Von ihr! hi hi!"

In der Gegend wurde es bald laut. „Jetzt kunnten wir ihn ja wieder einmal ausſpielen," meinten die Bauern, „jetzt ſtehen auf dem Eichelbuben zwei oder gar drei!" Die alten Schuſtersleute ſannen hin und ſannen her, wie ſie es denn einrichten ſollten in ihrer Hütte, daß die Menge Leute Platz hätte. Der Zanggel war bereit, oben unter dem Dache zu ſchlafen auf Brettern, ſeine Schweſter wollte ſich mit Stroh im Keller ein leidliches Neſt bauen neben den Kartoffeln. Wenn der Kartoffelhaufen nur nicht gar ſo klein wäre!

Zur Magd Luiſerl hatte der Moosebner geſagt: „Na, Dirn! Zu Neujahr kannſt dir einen anderen Platz ſuchen, Weißt eh, warum?" Sie ſagte nichts darauf als: „Ja, Bauer, ich werde ſchon gehen." — Einmal, als ſie am Sonntag in die Kirche kam und in ihrem gewohnten Stuhle niederſitzen wollte, lag dort auf der Bank ein zauſiges Strohkränzlein. Sie ſetzte ſich nicht hin und ging auch nicht fort. Starr wie in einem Zauberbanne ſtand ſie da durch den ganzen Gottesdienſt neben ihrer Schande und litt im Angeſichte des Himmliſchen hölliſche Peinen. Sie war die letzte, die aus der Kirche trat, am Thor erwartete ſie der einarmige Burſch und ſagte: „Luiſerl, das machen wir anders."

Als es gegen Weihnachten ging, und der Peterl eines Tages ins Heidenhaus kommen ſollte, wo es Arbeit für ihn gab, kam er nicht. Vom Zanggelhäuſel war er fortgegangen. Zur ſelbigen Zeit kam eines Morgens im Moosebnerhauſe auch die Luiſerl nicht zur Frühſuppe. Die

Bäuerin ging in die Kammer um nachzuſehen, ob der Dirn was fehle. Sie war nicht da und das Bett ſtand aufgeſchichtet wie am Vorabende. — Fort waren ſie — beide fort.

Anfangs war keine große Nachfrag' nach den zwei Leutchen, allmählich hub man doch an zu reden und ein wenig nachzuforſchen. Man fand keine Spur. Nur jemand wollte gehört haben, daß um die Weihnachtszeit im Dorfe Fiſchbach zwei Bettelleute herumgeſungen haben ſollen vor den Häuſern. Er, ein junger blaſſer Menſch mit nur einem Arm, habe das Evangelium geſungen, ſie, ein noch faſt kindiſch junges Weibsbild, mit vielen Tüchern eingewickelt bis auf die Naſenſpitze, habe allemal darauf „Amen, Gloria in excelsis Deo!" gerufen.

Und das war die letzte Nachricht. Es kam das Frühjahr und der Sommer, es vergingen Jahre. Vom ſchwarzen Peterl und ſeinem Luiſerl hat kein Menſch etwas mehr gehört. Ich denke, ſie ſind in ihrer Einfalt und Liebherzigkeit ganz harmlos ins allertiefſte Elend hineingegangen und in der Verlaſſenheit ödeſten Wüſte haben ſie ſich ſelbſt noch das Sterbelied geſungen:

„Gloria in excelsis Deo!"

⁂

Von einem Alten, dem die Jugend nachging.

Vor dreißig Jahren, als ich die Gegend verließ, hat der Mann noch gelebt. Ein hagerer, ſiebeneckiger Geſelle mit ſtets ſchwarzen, engen Hoſen, in welchen die Knie ſcharf herausgedrückt, abgewetzt und mausfarbig waren von dem vielen Knieen in den Betſtühlen. Auch die Ellbogen trugen ſolche Spuren von Frömmigkeit; an den übrigen Körperteilen merkte man nicht viel davon. Sein ſchwarzes Haar war immer ſorgfältig eingeölt, daß es wie Schuſterpech glänzte. Unter den beringten Ohren trug er ein paar zierliche Bartſetzlein und unter der ſchmalen langen Naſe ein rabenſchwarzes Schnurrbärtlein, welches aber mit der Zeit ſo ſtörriſch geworden war, daß die zu Hörnchen gedrehten Haare ſich immer wieder auseinanderſpießten, was der ganzen ſonſt ſo ſorgfältigen Bartanlage ein borſtiges Ausſehen gab. Das eingefallene Geſicht war fein raſiert, der Mann beſtrebte ſich der glatten Haut eines Jünglings, erreichte aber nur das Ausſehen eines wohl kultivierten Kirchendieners. Die vorſpringenden Backen, und hinter den lappigen Lippen das ſtarke Gebiß deuteten einen thatkräftigen Mann an. Überaus beſtechend wären gewiß ſeine Augen geweſen, wenn man ſie geſehen hätte, leider zog er immer die Liderkappen zu weit herab, blinzelte und zwinkerte nur ſo, beſonders mit dem linken Auge. Von den äußeren Augenwinkeln hin ging aber das Kerbholz an! Da waren die unzähligen feinen Fältchen — jedes bedeutete ein Lebensjahr, oder eine große Sorge, oder eine kleine Sünde.

Der Sim-Sampel! Er beſaß einen großen Bauernhof und alles was dazugehört und ſonſt noch mancherlei Haupt- und Nebenſächliches. Unter letzterem war auch ſein Weib, eine kleine, dicke Perſon, die ſich mit ihrer Hühnerzucht abgab und um Weiteres ſich nicht kümmerte. Sie mäſtete, fütterte und pappelte alle Thierlein ſelber und hatte es ſogar mit einer Brutmaſchine probiert. Dieſe warf ſie wieder weg, Hahn und Henne, meinte ſie, machen es in herkömmlicher Weiſe beſſer. An fünfhundert „Henndln“ verkaufte ſie manches Jahr und zehnmal ſo viel Eier. Beſonders im Monat März ging ihre Körbelträgerin ununterbrochen zwiſchen dem Sim-Sampelhof und dem Mürzthale hin und her. Was die Mürzthaler für Eiermarder ſind — man glaubt's nicht. Der Sim-Sampel ſelber war aber auch einer. Zum Frühkaffee und „Schunken“ zwei lehngekochte Eier, vormittags zum Milchbrot zwei Eier, nachmittags drei Eier in Schmalz, abends nach dem Nachtmahl auch noch ein paar. Eier kann der Menſch nie genug eſſen, war ſeine Meinung, Eier hat die Kirche ſogar an den Faſttagen erlaubt, daraus die Unentbehrlichkeit dieſer Nahrung genugſam erhellt.

Kinder hatte der Sim-Sampel keine. Das geſchieht, wie es Gottes Willen iſt. Die Sim-Sampelin hätte auch nie Zeit gehabt für Kinder — bei den vielen Hühnern! Betagte Bäuerinnen verſichern, der Sim wäre in ſeiner

Jugend ein hübſcher Mann geweſen. Mein Gott, in ſeiner Jugend! Welcher wäre da kein hübſcher Mann! Sie erzählten aber auch, daß der Sim ein luſtiger Burſche geweſen ſei. „Auf dem Tanzboden hat nur alles 'zuckt an ihm! Und walzen hat der Menſch können! Und die Stimm', die er gehabt hat beim Singen! So hoch wie der hat gar keiner hinauf mögen beim Jodeln! Aber 's Foppen hat er auch können! Immer eine hat ſich eingebildet, ſie wird Sim-Samplin!“ — So erzählten ſie noch in ſpäten Jahren, da ſein Haar ſchon grau geweſen wäre, wenn er es nicht mit Kienrußpomade gefärbt hätte.

Nachdem der Sim-Sampel etwa ſo an ſeine hunderttauſend Eier verzehrt hatte, wurde er krank. Zuerſt der nächſtbeſte Arzt, aber der machte es mit ſeinem Pulver nur noch ſchlechter. Eilends der Wagen um den Doctor nach Bruck; der erſchien nur, ſo ward es ſchon beſſer, denn er kam gerade zu rechter Zeit. Dann aber blieb es wochen- und monatelang übel, der Sim war nicht krank und nicht geſund. In ſeinen Körper kam ſo eine gewiſſe Schwammigkeit und der Arzt fürchtete eine Herzverfettung. Doch that dieſer Brucker Doctor allerweil nichts, als Lebensweiſe verordnen, bis der erboste Bauer endlich die flache Hand auf den Tiſch ſchlug und ſagte: „Ja, mein lieber Herr, was iſt's denn mit uns zweien? Zum guten Rat geben kann ich alte Weiber haben, ſo viel als der Will. Ein Doctor, der keine Medicin hat, iſt bei mir kein Doctor! Jetzt ſerb' (kränkle) ich ſchon ſeit Michaeli, wir haben Weihnachten und ich hab' noch keine ordentliche Medizinflaſchen geſehen. Für was verdoctert einer denn ſein gutes Geld, wenn er nichts zum Einnehmen kriegt?“ — Weiter ſprechen wollte er, war aber ſchon heiſer. Der Doctor war noch ein junger, unerfahrener Mann, er ſagte alſo: „Einnehmen wollen Sie? Aber Sie nehmen ohnehin zu viel ein, lieber Sim-Sampel! Nicht ſo viel Schmalzkoch und Eierſchmarn eſſen und nicht ſo viel pippeln! Des Abends früh ſchlafen gehen, des Morgens früh aufſtehen. Fleißig Zimmer lüften. Den Körper hübſch reinlich halten, mit kaltem Waſſer waſchen, Bewegung machen —“

„Jeſſes Maron!“ unterbrach ihn der Bauer, „wenn ich das alles thun will, nachher brauch' keinen Doctor!“

„Brauchen auch keinen“, ſagte der Arzt ruhig.

„Aber Menſch, ich will eine Medizin haben, die mich geſund macht. Das iſt der Medizin ihre Schuldigkeit, und da wird man doch nicht erſt neue Bräuch' einführen müſſen. Und der Herr Doctor thut mir einen Gefallen, wenn er gleich ſagt, was ich ſchuldig bin für ſein Hergehen, was freilich für die Katz iſt geweſen.“ Weil es ihm den Atem verſchlug, ſo gurgelte er nur noch für ſich hin: „Iſt mir auch noch mein Lebtag nit vorgekommen, drei Monat' krank ſein, einen Doctor haben und keine Medizin kriegen. Nit einen Fingerhut voll Medizin. Wie ſoll der Menſch da geſund werden!“

Am nächſten Tage ſtand der Tiſch neben ſeinem Bette voller Flaſchen. Große Flaſchen mit bräunlichem Inhalt zum Einnehmen, alle Stund' einen Eßlöffel voll; in kleinen Fläſchchen Tropfen auf Zucker zu nehmen; in anderen Fläſchlein Tropfen zum Einreiben; in Tiegeln Salben zum Schmieren; in Rollen Pflaſter zum Auflegen. Auch ein Topf mit Igeln war da, dieſe Thiere ſollten die Krankheit herauszuzeln. — Das war aber nicht vom Brucker Doctor, das war von der Krautgruben-Lieſel in Alliſchbach. Und das war was anderes! Schon am erſten

Tage lebte der Sim auf. Später kamen freilich wieder die alten Übel und manchmal ſchlimmer als vorher, aber das war die ſchlechte Jahreszeit. Er aß nun nicht mehr ſo viel Schmalznudeln und Schweinſfleiſch, denn die Medizinen hatten ſeinen Magen ſo gründlich kuriert, daß er gar keine Eßluſt mehr verſpürte.

Im Mai, als er viel im Freien ſitzen und ſogar im Hofe langſam umherſchleichen konnte, huben die Medizinen, Tropfen und Salben erſt an, ausgiebig zu wirken. — Doch der Sim-Sampel war ein anderer geworden, magerer und eckiger, noch bläſſer, Bart und Haare waren grau, denn während der ſchweren Krankheit hatte er ſich vorgenommen, mit Kienrußpomade wolle er ſich den Himmel nicht verſcherzen. Auch ſonſt wolle er auf gleich kommen mit Gott und der Welt für alle Fälle. Mag auch ſein, daß ihm ein Beichtvater ſcharf ins Gewiſſen geredet hatte. Kurz, der Sim-Sampel war nicht mehr der alte, denn er war alt geworden.

Vor dem Hofe, dort, wo der Gemeindeweg vorbeiführt, ſtand eine große Linde, unter der Linde ein Kreuz mit der Kniebank. Auf dieſer Kniebank ſaß nun der Sim-Sampel oft und ſchaute die Leute an, die vorbeigingen. Beſonders jüngere Dirndeln und Burſchen ſchaute er an, oft mit durchbohrendem Blick, oft mit zärtlicher Geberde; Geſpräche ſuchte er mit ihnen anzuknüpfen, aber die jungen Leute haben mit den alten nicht viel zu reden, ſie gingen bald vorüber, und er blickte ihnen nach. Manchem Mädel und manchem Jungen ging er auch nach, fragte nach ſeiner Familie, nach ſeinem Alter. Nach Blutsverwandtſchaften ſpähte er aus, der alternde Sim-Sampel. War er darauf gekommen, daß es öde iſt in einem Hauſe, wo Jugend und Nachwuchs fehlt? Und je öder, deſto größer und reicher das Haus? Hatte er ſich auf einmal gefragt, wer anfangen ſoll, wenn er aufhört? Menſchenpflanzen waren verſchwendet in der Welt, und wenn eine Mahnung kam, hatte er einſt die Ohren zu- und den Beutel aufgemacht. Kleine Helläuglein hatten zu ihm aufgeblickt, er gab ihnen einen Apfel und ein Sparcaſſebuch — und fort war er wieder, der gute Vetter Sim. — Jetzt ſuchte er ihrer und fand nichts. Und ſie waren doch da und mußten da ſein. Mehrere machten ſich ſogar recht auffallend zu ſchaffen mit dem guten Vetter Sim, aber als es ſich um die Beweiſe handelte, ſtimmte doch wieder nichts und er blieb einſam.

Zur ſelben Zeit war es, daß der Schneidermeiſter Natz mit ſeinem Geſellen und ſeinem Lehrling zur Ster einkehrte im Sim-Sampelhof. Der Bauer ſaß oft ſtundenlang neben ihnen beim Tiſche und ſagte nichts. Das Rauchen mundete ihm nicht, das Trinken auch nicht, von den Eiern, wie man ſie den Schneidern zu Jauſenzeiten vorſetzte, hatte er genug, bevor noch eines aufgeſchlagen wurde. Er war noch nicht geſund. Nach und nach fiel es dem Lehrling, und das war ich, auf, daß ihn der Bauer immer ſo heimlich von der Seite anguckte. Seinen Taſchenſpiegel zog er unauffällig hervor und guckte hinein, gleichſam als wollte er ſehen, ob nicht ſchon wieder bald Raſierenszeit käme. Mehrmals richtete er ein Wort an mich, ob die Nadel nicht manchmal in den Finger ſteche ſtatt in den Loden, ob ich wohl auch genügend Sitzfleiſch hätte für einen Schneider, ob die Lehrzeit ſchon bald zu Ende ginge und dergleichen. Da ein Lehrjunge zu ſchweigen hat, ſo beantwortete derlei Fragen der Meiſter: Wenn er ungeſchickt iſt, wird ihn die Nadel in den Finger ſtechen, und da hat ſie recht. Um's Sitzfleiſch handelt es ſich beim Schneider nicht, aber im Kopf muß er was haben, und die Lehrzeit geht aus, ſobald er was kann.

Was mir an Sitzfleiſch abging, das hatte ich zwar nicht im Kopf, wohl aber in den Füßen. Wenn die Lichtfeier kam, die Dämmerſtunde, da ſprang ich auf und lief auf den Weg hinaus und ihm entlang und über die Felder hin und wieder zurück, und den Berg hinan und wieder herab. Dann ſtellte ich mich auf den Kopf und ging mit den Händen umher, die Füße in der Luft zuſammenſchlagend vor Luſt über die ſchöne Welt; und kletterte auf den Baum, um Eichhörnchen zu fangen, und ſchlüpfte unter den Boden der Tenne hinein, nach Katzen und Mäuſen fahndend, und zog den Karren hin und her und ſtellte mich mit dem einen Fuß auf den Brunnenſtänder und tauchte den Kopf ins Waſſer und lief mit triefnaſſen Haaren den kreiſchenden Mägden nach und wußte nicht, was anfangen, um in dieſer einen Stunde die Jungkraft aufzubrauchen, die ſich tagsüber beim Sitzen geſammelt hatte.

Saß am Brunnenkopf einmal der Sim und rief mir zu: „Aber gar ſo übermütig ſein, Bübel!“ Ich hatte mich gerade auszuſchnaufen, hielt alſo ſtill, bis er Folgendes ſagte: „Wie alt biſt du denn, Schneiderl?“

„Neunzehn.“

„Einen Groſchen ſchenk' ich dir, wenn du fünf Minuten ſtillhalteſt. Willſt mir's nit ſagen, wer dein Vater iſt?“

„Der Waldbauer.“

„Der Waldbauer Weißt du das gewiß?“

„Freilich.“

„Kunnt nit auch ein Anderer?"

„Brauch' nur einen."

„Und wer iſt deine Mutter?"

Der Groſchen ſchien mir zu gering, ich kollerte davon.

Am nächſten Tage hatte mir der Geſelle — es war der Wenzelaus mit der göttlichen Phantaſie — eine Mitteilung zu machen. Der Meiſter war ſchon zu einem Nachbarhauſe gegangen, um dort neue Ster zuzuſchneiden.

„Lehrbub, allen Reſpekt!" ſagte der Wenzelaus plötzlich, aber ſeine Stimme war diesmal nicht bösartig, „mir ſcheint, du bleibſt nimmer lang Schneider. Iſt auch viel geſcheiter, du übernimmſt deinen Hof und heirateſt dein Mädel."

Weil ich weder einen Hof, noch ein Mädel hatte, ſo konnte ich hell auflachen über ſeine Rede. Der Wenzelaus aber vertraute mir an, daß der Sim-Sampel ſeinen Sohn form Rechtens adoptieren wolle.

Wenn ich nicht Lehrling geweſen wäre, ſo hätte ich dem Wenzelaus zugeſchrien: „Biſt verruckt worden, Tappel?" Weil ich aber Lehrling war, ſo mußte raſch ein beſcheidenes Lächeln und Kopfſchütteln zuſtande gebracht werden über den guten Witz, den der Geſelle eben gemacht.

„Auch gut, Herr Bub," verſetzte der Wenzelaus. „Biſt du's nit, ſo bin ich's." Und als das nächſtemal der Bauer Sim wieder an unſerem Tiſche ſaß und von ſeinem Soldatenleben erzählte, und wie er noch im Vierzigerjahr, bevor ihn ſein Vater ausgekauft, in Wien vor dem Metternich ſeinem Palaſt Wache geſtanden ſei, da ſagte der Wenzelaus: „Grad um's Jahr, als ich in der kaiſerlichen Reſidenzſtadt geboren bin. Meine Mutter war eine vom Brettel, nachher in einem Kaffeehaus, allerhand iſt ſie geweſen."

„Und der Vater?“ fragte der Bauer, das eine Auge halb, das andere ganz zudrückend und mit den Fingern trommelnd.

„Lieber nit fragen, Bauer“, antwortete der Wenzelaus. „Einer vom Regiment, vom weißen Rock einer. Daheim hab' ich noch einen Ring, den er meiner Mutter geſchenkt hat, ſind die zwei Buchſtaben S. S. eingrabelt.“

„Den Ring haſt?“ fragte der Bauer mit heiſerer Stimme, ſtand auf und zitterte an beiden Händen. „Möchteſt nit ſo gut ſein, Schneider, und mir den Ring zeigen? 's wird ſich auszahlen, Schneider. . . .“

Am nächſten Tage brachte der Wenzelaus einen Meſſingring, in welchem mit einer Nadel- oder Scherſpitze die Buchſtaben S. S. eingeritzt waren. Das Unglück aber ſtand im Wanderbuche. Dort war der Wenzelaus im Jahre 1838 zu Leitomiſchl geboren.

„Das iſt ja nit meine Schuld!“ begehrte er auf, „was kann ich dafür, wann und wo ich geboren bin? Ich fühle vor dem Sim-Sampel-Vater kindliche Gefühle! Ich frage, ſeit wann iſt ein dummes, gefälſchtes Wanderbüchel mehr wert, als kindliche Gefühle? Meine Herren, das muß ich ſchon ſagen: wenn nit einmal die kindlichen Gefühle was gelten auf der Welt, dann iſt der jüngſte Tag nimmer weit. Muß wahr ſein!“

Jetzt ſprach der Meiſter, der wieder da war, um „Reſt machen zu helfen,“ zum Geſellen: „Jetzt kannſt ſchon ſtill ſein. Du wirſt fürs Nähen gezahlt und nit fürs Schwatzen!“

„Schwatzen!“ kreiſchte der Wenzelaus und ſprang auf. „Das muß ich mir aber ausbitten! Meine Mutter iſt ums Dreißigerjahr mit böhmiſchen Muſikanten in Steiermark gereist, und ſo herum, und jetzt ſoll der Menſch nit einmal kindliche Gefühle mehr haben durfen!“

„Wenzel, dort iſt die Thür!“ ſagte der Meiſter, und dann erſt ſind des Geſellen kindliche Gefühle ruhig geworden.

Die Bäuerin hatte eines Tages Unglück mit ihren Hühnern gehabt. Marder, Fuchs oder Iltis! Eines Morgens war alles erwürgt, nur ein Hahn und etliche Küchlein flatterten mit geſträubten und zerzausten Federn herum auf thaunaſſem Graſe. Die Bäuerin wurde vor Herzleid krank. In dem Hauſe, wo das Unglück geſchehen, wollte ſie nicht mehr bleiben, ſie ging hinaus ins Freiſtritzthal zu einem Verwandten, und dort legte ſie ſich hin.

Und wie der Sim-Sampel nun allein war auf ſeinem großen ſchönen Hofe, und wie er in den langen Tagen mürriſch war und die langen Nächte verſeufzte, da machten ſich die Dienſtboten an ihn heran und nannten ihn Vater. Es kamen auch Weiber aus der Gegend von Fiſchbach, vom Mürzthal, vom Trabach, wollten ihn aufheitern und erinnerten ihn an vergnügte Jugendtage. Auch manches „junge Leutel“ brachten ſie mit, und ſolche verehrten ihm allerlei ſchöne Sachen, als einen wohlgenähten Bruſtfleck, oder einen mit Goldfäden geſtickten Hoſenträger, oder einen mit Seidenrand eingefaßten Tabaksbeutel — eigens für den „Simpel-Vater“ gemacht. Der Alte ging auf alles ein, wenn aber bei der Behörde die Dinge richtig geſtellt werden ſollten, da klappte es nicht. Es hätte zwar wohl manchmal geklappt; allein das Amt ließ nichts gelten, weil noch eine mitbeſtimmende Ehefrau vorhanden war.

Im Freßnitzgraben lebte eine Holzknechtfamilie, die ein gar ſchönes und geſcheites Töchterlein hatte. Der

Sim-Sampel ſah es bei einer Chriſtenlehre, wo es, vom Pfarrer aus dem Katechismus befragt, zum Staunen der Gemeinde die bündigſten Antworten gab. So ein einſchichtiges Waldkind und ſo gelehrt! Der Sim betrachtete das Mädel und es fiel ihm eine große Ähnlichkeit auf zwiſchen dieſer Waldprinzeſſin und ſeiner längſt verſtorbenen Schweſter, die ihm ſehr gleichgeſehen hatte. Juſt ſo funkelnde Augen, ein juſt ſo ſchwarzes Haar und die breite viereckige Stirn! Dieſes Holzknechtmädel gleichfalls. Seltſam das! Auch er hat als Knabe ſo gut gelernt! Auch er hat ſo bündig geantwortet! — Es iſt! Es iſt nit anders! — Kurze Zeit hernach ließ er den Holzknechtleuten ſagen, ums Mädel brauchten ſie ſich nicht mehr zu kümmern, er wiſſe, was ſeine Schuldigkeit und wolle es auch form Rechtens anerkennen. Na, das hatte unvorhergeſehene Folgen. Kam der Holzknecht, ein baumfeſter Waldteufel, in den Sim-Sampelhof, fragte zuerſt den Bauer ganz höflich, wieſo er ſich in ſeine Familienſachen miſchen und ſein Weib beſchimpfen könne, und hub dann an in der Stube alles zu zertrümmern. Als die Käſten und die Stühle und die Uhr und der Ofen in Scherben geſchlagen waren, als auch die zwei Knechte, welche ihn bändigen wollten, ächzend im Winkel lagen, verließ er gelaſſen das Haus, und von dieſem Tage an fand der Sim keine beſondere Ähnlichkeit mehr zwiſchen ſich und der Holzknechttochter. Aber hart war ihm ums Herz, hart zum Verzagen, dem ſchwachſinnigen Alten.

Mit dem Beten wollte er ſchlichten, aber ſein Herz blieb voller Laſten! In ſchlafloſen Nächten kamen ſie ihm vor, die unſeligen Seelen, die in leichtſinniger Begier gerufen wurden, um eltern- und heimlos zu leiden, verachtet, vergeſſen, vielleicht zugrunde gehen müſſen und alles wegen ſeiner! Er hörte ſie klagen vor Hunger, wimmern vor Kälte, ſah ſie blutend unter den Fußtritten roher Menſchen. Einige unter ihnen waren ſo weit, um ſich zu fragen: Warum das alles? — Und alles wegen ſeiner!

Da lebte im Raidelbachthal ein Schullehrer, ein Schalk, der aber das Herz auf dem rechten Fleck hatte und beſtrebt war, ſeine kümmerliche Gemeindeſchule ein wenig empor zu bringen. Da fehlten Lehrmittel, es fehlten die Schuhe der Kinder zum Schulbeſuch, es fehlte die Mittagsſuppe für Schüler aus entfernteren Häuſern, es fehlte ein ordentliches Gehalt für den Lehrer, es fehlten die Erhaltungsmittel für das Schulhaus und es fehlte das Schulhaus ſelbſt. Es fehlte alles, nur nicht die Schulkinder und der Schullehrer. Dieſer war ein ausgedienter Soldat, der, anſtatt einer Penſion, die Erlaubnis zum Betteln erhalten und ſich alſo um einen kleinen Schuldienſt im Gebirge umgeſehen hatte. Unter alten Schirmtannen, wie man ſie fürs liebe Vieh ſtehen läßt, oder in verfallenden Köhlerhütten hatte er die Kinder des Waldes und der Weiden verſammelt, um ihnen ein wenig buchſtabieren, kopfrechnen und nach der Vorſchrift Katechismus beizubringen. Nach dem Unterrichte ging er mit den Kindern in ihre Häuſer und Hütten, ſagte dort vor den Thüren einen frommen oder poſſierlichen Spruch auf und bekam milde Gaben.

Dieſer Schullehrer hörte von dem reichen kranken Manne auf dem Sim-Sampelhof, der Kinder ſucht und der bei ſeiner zunehmenden Schwachſinnigkeit immer mehr in Gefahr geräth, ausgebeutet zu werden. Eines ſchönen

Sommerſonntags ſprach er im Hof vor, lobte das Wetter, freute ſich über das gute Ausſehen des Bauers, obſchon er ihn bleicher, eingefallener und hinfälliger nie geſehen hatte. Sie kannten ſich ſchon von der Soldatenzeit her, begannen alſo alte Erinnerungen aufzufriſchen, wobei der Sim immer nur ausrief: „Und das weißt du noch? Na freilich, ein Schulmeiſter merkt ſich's leicht. Ich vergiß halt ſchon alles! — Und da biſt auch dabei geweſen? Laß dir's eh gelten.“

„Aber ein Tauſendſaſſa warſt, Sim, meiner Seel!“ lachte der Lehrer.

„Gelt!“ ſagte der Bauer ſchmunzelnd.

„Und im Naidelbachthal drüben!“

„Im Naidelbachthal — wird eh ſein. Hab' mich dort oft eine Weil aufgehalten bei meinem ſeligen Bruder. Iſt wohl auch ſchon kein Knocherl mehr von ihm vorhanden.“

„So geht's uns allen,“ ſagte der Lehrer, „glücklich jeder, der alles hübſch in Ordnung machen kann, bevor er fort muß. Und daß niemandem kein Unrecht iſt.“

„Eh wahr.“

„Du, was ich ſagen wollte, alter Kamerad,“ ſetzte der Lehrer ein. „Im Naidelbachthal gibt's die Menge Kinder. Von allen Modeln und Größen. Aber gleichſehen thun ſie dir alle, Sim-Sampel.“

„Wär' nit aus!“ rief der Alte überraſcht. „Na, ſein kann's eh.“

„Ernſter Weiſ', Bauer. Nicht bloß, daß ſie die Naſen mitten im Geſicht haben wie du. Die Bübeln kriegen deine ſtarke Poſchaun, die Dirndeln haben dein gutes Herz. Wahr auch, Bauer! Wirſt es nit leugnen können!“

„Will's auch nit.“

„Junges friſches Blut. Kinder und Enkel. Aber arm. Wie's halt iſt in ſo einem einſchichtigen Graben. Wenn ſie nur eine Schule hätten, ſag' ich alleweil. Weißt es eh, wie hart es iſt für einen Soldaten, wenn er nit leſen und ſchreiben kann. Und die Dirndeln ſollten ſich ja beim Eiergeld auskennen und ſonſt auch. Weißt eh. Den Kindern a biſſel was lernen laſſen, iſt allemal das beſte Kapital, das man ihnen geben kann. — Oh, ich weiß ſchon, was du ſagen willſt, Sim, ich kenn' dein gutes Herz. Tauſend vergelt's Gott, daß du ihnen im Raidelbachthal eine Schule gründen willſt und was dazu gehört. Schöner kann der Menſch ſeine Jugendfreuden ſchon gar nimmer bezahlen, ich ſag's! Vergelt's Gott, du ehrenhafter Menſch, du lieber Menſch. Ein Buſſel möcht' ich dir geben vor lauter Dankbarkeit, aber ſie ſollen es ſelber thun, deine Lieben, Herzigen im Raidelbachthal, ſie ſollen es ſelber thun.“

Der Sim fand ſich zwar etwas betroffen, als er hörte, wie herzensgut er war, und daß er den Kindern im Raidelbachthal ein neues Schulhaus baute. Der Lehrer machte es ihm aber recht leicht. Er zog ein Blatt Papier aus der großen Taſche, das war der Plan und die Baubeſchreibung. Und für einen Koſtenüberſchlag von dreitauſend Gulden — das mußte der Bauer ſelbſt anerkennen — iſt eine flotte Vergangenheit nicht übermäßig hoch geſchätzt. Der Lehrer zog ein zweites Blatt aus der Taſche, flüchtiger Vorſchlag eines Textes zu einer Ehrentafel für den Erbauer, die am Eingang des neuen Schulhauſes errichtet werden ſoll.

„Das nit,“ wehrte der beſcheidene Sim-Sampel ab,

„die Leute brauchen es nit zu wiſſen, für was und auf welche Meinung."

„Schaden thäte ihnen ein ſolches Beiſpiel zwar nicht," meinte der Lehrer, „jedoch aber Reſpekt vor deinem Willen!"

Ein Jahr nachher ſtand im Raidelbachthal, dort, wo drei Bäche zuſammenrinnen und mehrere Wege ſich kreuzen, neben dem alten Bauernwirtshauſe ein neuer gemauerter Bau mit acht großen Fenſtern und einer breiten Doppelthür. „Das hat uns der Sim-Sampel-Vater geſchenkt!" erzählten die Kinder, die darin zuſammenkamen.

Ob von dieſer Zeit an das Gewiſſen des Sim beruhigt war, das kann ich nicht genau berichten. Daß er bald darauf ſtarb und der ſchöne Sim-Sampelhof zwiſchen ſeinen entfernten Verwandten einen langwierigen und häßlichen Prozeß entfachte, das können die Leute jener Gegend heute noch verſichern.

Er hat ein ſchön's Röckerl an,
und ein ſchön's Knöpferl dran.
Eine Unterhaltung mit dem ſchönen ſtolzen Bauernknecht.

O du ſchöner, ſtolzer Bauernknecht! Was bildeſt du dir ein auf deinen neuen Lodenrock, in dem du am Allerheiligentage das erſtemal zur Kirche ſtapfeſt! Ein feiner, dunkelgrauer Lodenrock mit grünausgebrämten Schößeln und Ärmlingen, grünes Tuch am Kragen, hinter dem das weißgewaſchene Hemd — ſag', wer wäſcht dir denn jetzt ſo ſchön? — gar neckiſch hervorlugt; ferner mit den Hirſchhornknöpfen, daß man glauben möchte, du ſei'ſt ein Jäger — biſt auch einer! — ferner mit grünem Tuch an dem Taſchendachel, hinter welchem du ein roſenrotes Sacktuch haſt — von wem denn? — und ein Stückchen Bartwichswachs — ſeit wann denn? — und ein beinernes Zündholzbüchschen — wozu denn? — und einen zierlichen Meerſchaumſpitz — wieſo denn? Wir rauchen ja ſonſt Pfeifen. Sonſt freilich, aber am Allerheiligentag nicht; wenn wir den neuen Rock tragen — da giebt's Cigarren.

Rechtſchaffen viel hältſt du von deinem Lodenrocke, und ich will dir ſagen, es iſt doch nur ein Ableger. Ich kenne einen, der hat ihn im vorigen Jahr getragen Feiertags und Werktags, hat in Staub und Schlamm, manchmal vielleicht in noch Ärgerem damit herumgeriffelt. Als ihm der Rock endlich zu ſtruppig und lumpig geworden, hat er ihn abgelegt, und nun trägt ihn ein anderer am Allerheiligentag. O du ſchöner, ſtolzer Bauernknecht!

Der ſchwarze Widder iſt ſonſt nicht ſehr zuthunlich, er weiß ſtramm Ordnung zu halten unter ſeinen Frauen und iſt nichts weniger als Weiberknecht. Doch von der Magd Kathl ließ er ſich fangen — verſtehſt du das? Sie nahm ihn kräftiglich an ihre Knie und ſprach: „Alſo Widdl, jetzt probieren wir's miteinand. Du mußt mir deinen Pelz geben." Und fing mit der vorhin tückiſch verſteckten Schere auch ſchon an zu nagen in ſeiner üppigen Wolle. Der Widdl wußte, es iſt der kalte Winter vor der Thüre, er hätte ſich wehren können mit ſeinen Hörnern, glücklich jeder, der Hörner hat — ich meine nicht ſolche, von denen deine Hirſchhornknöpfe ſtammen. Allein die Kathl hatte ihn ganz in ihrer Gewalt — iſt das nicht unbegreiflich? Ja, ja, die Weiber haben ſchon manchem den letzten Rock ausgezogen! Sie warf ihn zu Boden, er wehrte ſich nicht, ſie legte ihn auf den Rücken, es war ihm auch recht, und nach einer halben Stunde ſtand der Schelm da, kümmerlich und kahl, und man konnte ſeine Rippen zählen und, er war das Geſpötte ſeiner Weiber, bis es auch dieſen erging wie ihm.

Am Abend ſitzt die Kathl in der Wolle. Mitten in Haufen von Wolle. Muß das nicht hübſch geweſen ſein, du mein ſchöner Bauernknecht?

Am nächſten Tage wird der abgezogene Pelz gewaſchen, aber nicht wie gewöhnlich, ſondern auch naß gemacht. In einem großen Holzbottich haben ſchon zur Morgenfrühe die Steine gedonnert und getoſt. Die Steine waren im brennenden Ofen erhitzt, dann mit der Ofengabel rotglühend in das kalte Waſſer des Bottichs geworfen worden. Alſo wird dort, wo man keine Keſſel hat, das Waſſer kochend gemacht. Hernach die Wolle hinein, tüchtig umgerührt, bis ſich aller Schmutz, alles Fett und ſonſtige Sündhaftigkeit herausgeſotten hat. Dann gelockert, in der Sonne getrocknet und nun iſt nichts Widerliches und nichts Widderliches mehr in der Wolle. Ebenſowenig, als heute, am Allerheiligentag, nicht wahr, du ſchöner Bauernknecht!

Wir bleiben einſtweilen aber noch beim vorigen Jahre. Es kommt der Winter. Die Schafe ſtehen im dunklen Stalle und ſtellen — wenn ſie nicht zu große Schafe ſind — Betrachtungen an über die ſchlechte Einrichtung auf dieſer Welt. Im Sommer Pelz ſchleppen und im Winter nackt ſein. Aus Kummer darüber beginnen dem Kappen — du weißt ja, was das iſt, ein Kapp! — graue Haare zu wachſen, und auch den anderen, falls ſie nicht weiß oder ſchwarz ſind; ein optimiſtiſches Mutterſchaf erkennt an dem Gedeihen ſolchen jungen Pelzwerkes die waltende Fürſehung.

In der warmgeheizten Stube ſitzen alte Weiber und auch junge — du wirſt ſie leicht unterſcheiden — thun plaudern und tratſchen und Wolle zupfen. Denn jedes Knäulchen muß gelockert, jedes Strähnchen auseinandergelöſt werden, das geht heiklich zu — die Wolle gehört ja für den Rock eines ſchönen Bauernburſchen!

Jetzt kommt der alte bucklige Ähndel. Er iſt ſchon über achtzig, will aber auch noch etwas bedeuten auf der Welt. Seine Beine ſind lahm, ſeine Hände ſind tadernd (zitternd), ſeine Ohren ſind ſchwach, ſeine Augen ſind blöde, ſeine Zähne — die paar letzten — ſind locker und ſtumpf — er iſt, wie er ſelber ſagt, halt ſchon aufgebraucht. Heute bringt der Alte aber doch etwas mit ſich, das mehr und ſchärfere Zähne hat als alle anderen in der Stube zuſammen. Das ſind zwei auf Holztafeln geſpannte Lederplatten, dieſe Lederplatten ſind voll ſcharfer Eiſendrahthäkchen, alle nach einer Richtung gebogen, ſo daß ſie anzuſehen ſind, als hätten ſie hübſchgekämmtes eiſernes Haar. Das ſind die „Wollkrampeln“. Auf eine dieſer Platten, die vorher auf der Bank befeſtigt, wird Wolle gelegt, mit der anderen Platte, welche eine Handhabe hat, wird hierauf ſo lange über die Wolle gefahren, bis dieſe unter dem zweifachen Zahnwerke geſchlacht gekraut iſt, ſo daß ſie in dünnen flaumigen Tafeln herabgenommen und aufgehoben werden kann. Dieſes „Wollkrampeln“ beſorgt der alte Ähndel, und er krampelt Tag für Tag, bis endlich der ganze Wollenvorrat in ſchönen flockigen Tafeln geſchichtet iſt. Auf den Krampler kommt es auch an, mein feiner Bauernburſche, ob dein Rock ſchwarz ſein ſoll, oder braun oder grau, oder gar weiß — die Farbe der Unſchuld, was meinſt du dazu? An grüne Aufſchläge denkſt du, und zu Grün, der ſteiriſchen Farbe ſtünde — ſagſt du — das Grau am beſten. Das freut mich am allermeiſten von dir, daß du auf das Steiriſche ſo viel Geſchätz legſt! Gut, ſo wird der Ähndl weiße und ſchwarze Wolle derweiſe auf der Kraue durcheinander miſchen, daß es Grau giebt. Gefärbte Wolle haben wir nicht und wollen wir nicht in unſerem Gewand, gelt? Die Natur macht's, wir miſchen es bloß, wie es uns recht iſt — und punktum.

Nun ſind wir mit der Wolle ſo weit, daß das Spinnrad herbei muß. Draußen weht ein ſchneidiger Wind, von den Bäumen und Dächern fliegt wirbelnd der Schneeſtaub hin und deckt immer wieder die Pfade zu, die ihr auf eueren Gang in das Holz mühſam ausgetreten habt. In der Stube ſchnurren die Räder. Hinter jedem Rocken ſitzt ein Weibsbild und wenn es Abend wird und ihr Burſchen ins Haus kommt, hebt der Tag erſt recht an. Nur die letzte Woche vor Weihnachten darf des Abends nicht geſponnen werden, weil an dieſen Abenden die Mutter Gottes früh zu Bette geht und Ruhe haben will. Auch nach den Weihnachten wird an den Donnerstagabenden nicht geſponnen; warum, das wiſſet ihr ſelber nicht recht, es iſt halt ſo ein alter Brauch. Der alte Brauch rührt von unſeren Voreltern her, den alten Deutſchen, Gott habe ſie ſelig! und es handelt ſich der Berchta wegen.

Du, natürlich kümmerſt dich weniger um die Berchta, als um die Kathl. Die hat am Rockenſtab ein Kacherl (winziges Töpfchen) hängen, mit Waſſer gefüllt, da taucht ſie ihre Fingerſpitzen ein, damit dieſe befeuchtet umſo beſſer den Faden können drehen. Mit dem Füßlein — Strohpatſchen hat ſie an! — tritt ſie wacker den Trittling und ſpinnt und ſpinnt. Willſt du dir nicht einmal ſo ein Spinnrad genau anſehen, du ſtolzer Bauernknecht? Den Trittling und den Hebel und das Treibrad und die Laufſchnur und den Abachſchragen und die Spindel und die Spule und das Abachel mit dem Fadenöhr und dem Steckhäklein — kannſt du ſo was auch machen, ſtolzer Bauernknecht? — Schau, jetzt fällt es dir dein Lebtag das erſte Mal ein: das Spinnradel iſt merkwürdig. Es müſſen ſchon recht geſcheite Leute auf der Welt geweſen ſein, bevor wir gekommen ſind, wir, die Allergeſcheiteſten! Wir halten das alles für ſelbſtverſtändlich, was ſchon da iſt, und ſchauen es nicht weiter an und denken nicht nach darüber, wie viel dazu gehört hat, bis ſo etwas hat ausgedacht und gemacht werden können. Ja, das Spinnradel iſt merkwürdig; aber die Kathl noch merkwürdiger. — Meinſt du? — Zu ſo einem Spinnradel muß halt ein Spinnradelmacher ſein, meinſt du, aber eine Kathl zu erſchaffen, da gehört der Gottvater dazu. — Richtig! O du geſcheiter Bauernknecht!

Am Getrudistag, das iſt am ſiebzehnten März, muß das Spinnen zu Ende ſein, „denn an dieſem Tage beißt die Maus den Faden ab." — Wenn du bedenkſt, daß den ganzen Winter über die Kathl für dich gearbeitet hat, und daß in deinem neuen Rocke nicht ein Faden iſt, den ihre Fingerlein nicht haben gedreht, ſo kannſt du kaum dankbar genug ſein. Wie wäre es denn auch möglich, daß ein Lodenrock ſo warm macht, wenn ihn nicht die Kathl hätte geſponnen!

Denn der Weber, welcher jetzt kommt, der brächte es nicht zuſtande mit ſeinem ungefügen Webſtuhl, welcher die halbe Stube ausfüllt, und mit ſeiner zuwideren Bärbeißigkeit, welche die Hausmutter nachgerade zur Verzweiflung bringt. Der Ofen iſt ihm nicht geheizt genug, die Wolle iſt ihm nicht glatt genug geſponnen, die Koſt iſt ihm nicht fett genug; und iſt ſie fett, ſo kann er ſie nicht „verkochen". Scheint die Sonne zum Fenſter herein, ſo muß die Hausmutter ein Tuch darüber hängen, und hängt das Tuch über dem Fenſter, ſo iſt es dem Weber zu finſter. Wer aber den Weber deswegen der Bösartigkeit beſchuldigt, der thut groß Unrecht. Jeder ordentliche Bauernweber hat ein gelbgrünes Geſicht. Seine ſitzende vorgebeugte Haltung, der natürliche Ärger, den ihm das kropfiggeſponnene Garn oder die ſludriggedrehte Wolle, oder das verſprengte Schiffchen verurſacht, jagt ihm eben die Galle in ſein armes Blut. Nach wochenlangem Brummen und Knüpfen und Webern — man hört das Getöſe in alle Nachbarſchaft — iſt das Lodengewebe endlich fertig, eine große Rolle, zwanzig Ellen oder mehr, und der Weber macht das erſtemal ein lächelndes Geſicht, es iſt faſt roſig angehaucht, als ob jeglicher Tropfen Galle eilends zurückgelaufen wäre, wohin er gehört. Der Weber bekommt ſeinen Weberlohn und darum die Geneſung.

Ich habe oben geſagt, das „Lodengewebe“, nicht der Loden. Um Loden zu werden, das heißt, ein tuchartiger Stoff, dazu muß das Weberzeug nun erſt in die Walche. Da wird es in großen Trögen gekocht und eingemacht mit mancherlei Zuthat, die ich ſelber nicht weiß, weil einem die Gewerbsleute nicht alles ſagen wollen, aus Furcht, die Dichter könnten eine Lodenwalcherei eröffnen und ihnen das Geſchäft verderben. Das Zeug kommt hernach in eine Walze, in eine Filze, in eine Spanne — eine wahre Folterkammer für den armen Weberſtoff. Wie aber geht er daraus hervor! Als vollendetes, glattes, gefilztes Tuch, in welchem man keinen Faden und kein Geflechte mehr ſieht. Iſt der Walcher ein beſonders geſchickter Mann, ſo kraut er den Loden an einer Seite noch leicht auf, giebt ihm einen „Strich“, einen Glanz, und jetzt — wo iſt der Schneider?

Der Schneider kommt auf die Wochen! Merk' dir's, kluger Bauernknecht, der Schneider kommt allemal „auf die Wochen". Es ſei denn, daß du dich recht tapfer vor ihn hinſtellſt und ſagſt: „Meiſter, wenn du auf morgen nicht zu haben biſt, ſo nehm' ich einen anderen Schneider!" In dieſem Falle kommt er nicht auf die Wochen, ſondern „morgen". Dieſes „Morgen" ſteht aber im Schneiderkalender erſt in drei oder vier Tagen, es gehört zu den „beweglichen Feſten".

Der Schneider ſagt in ſeiner großſprecheriſchen Art: „Ich mache dir den Rock!" Das iſt unrichtig. Wir haben geſehen, wie viele Schaffende beigetragen, um dir den Rock zu machen; am meiſten leiſtete dazu der Widder, der die Wolle gab. Der Schneider thut das wenigſte, er ſchneidet auseinander und näht zuſammen. Schnitte er ihn nicht auseinander, ſo könnteſt du den Loden als ein Tuch um deinen Leib hängen, wie die Apoſtel, in maleriſche Falten geworfen, und du hätteſt einen Rock und einen viel ſchöneren, als ein Schneider je zuſammenſchneidert. Wenn der Widder, um ſein Erſtlingsrecht an dem Rocke des ſchönen Bauernknechtes zu wahren, mit ſeinem Widderhorn den Schneider ins Bockshorn jagt, ſo iſt ihm das nicht einmal ſo arg zu verdenken.

Froh biſt du aber doch, wenn endlich das „Schneidermorgen" gekommen iſt und der Geometer mit dem Faden deinen Adam ausmißt nach allen Richtungen hin. Zuerſt mit dem Faden um den Bruſtkorb — ein ſtattlicher Korb, allen Reſpekt! — und ein Knoten gemacht. Dann den Faden um Hals und Kröpflein — ein ſtattliches Kröpflein! und ein Knoten. Hernach den Faden vom Nacken über den Rücken — ein ſtattlicher Rücken! — bis hinab über die prächtig gewölbte Rundung — allen Reſpekt! — und ein Knoten. O du ſchöner, ſtolzer Bauernknecht!

Jetzt kommſt du mit dem grünen Tuch und mit den Hirſchhornenen. Den Lodenrock giebt dir kraft alten Brauches der Hausvater, das ſeine Zugehör aber, wenn du eines haben willſt, mußt du dir ſelber kaufen. Auswendig an der linken Bruſtſeite willſt du eine Cigarrentaſche haben — ei ſapperment! „Und inwendig einen Bruſtſack für die Brieftaſche?“ fragte der Schneider.

„Brauch' ich nicht,“ ſagſt du. — O verdammt!

Endlich ſind wir's. Knapp vor dem Allerheiligentage ſind wir's geworden. Der Schneider — ſolche Leute ſind immer artig — hat noch geſagt: „So, fertig iſt er. Nu ſchau halt, Michel, daß du ihn geſund zerreißeſt!“

Und jetzt in die Kirche. Wo die meiſten Leute gehen, denſelben Weg ſchlagen wir ein. Aber die Leute ſind ſo ſonderbar, vom Wetter ſprechen ſie, und ob ſie noch anhalten wird, die ſchöne Zeit! Vom Viehhandel, vom Kornbau und welcher Wirt jetzt den trinkbarſten Wein habe. Nicht dem beſten, bloß dem trinkbarſten fragen ſie nach, zu ſo großer Beſcheidenheit hat ſie der Dorfwirt erzogen. Und was es Neues gebe? — Ja, aber der Michel! Der ſchöne, ſtolze Bauernknecht! ſeht ihr ihn nicht? Im neuen Rock! Soll denn juſt ein neuer Rock nichts Neues ſein? — Unmutig biegen wir ſeitab einen Fußſteig durch Birkenbeſtand. Dort geht die Kathl mit dem krauſen Haar und milden, runden, friſchen Wangelein und mit dem knoſpenden Rotgöſcherl. Sie hat juſt kein neues Gewand an, und doch zieht ſie den Michel ſachte an ſich — die Kathl iſt nämlich ganz merkwürdig.

„Du biſt aber frei nit zum derwiſchen, Kathl!“ redet er ſie an, als er ſie eingeholt hat. „Bleib' doch ein biſſel ſtehen, die Kirchen lauft uns nit davon. Kathl, ſchau' mich einmal an!"

„Du biſt mir gar nix ſeltſam, ich ſeh' dich eh alle Tag," antwortet das Dirndl — oh dieſe Bauernmädeln! Wie ſie das Abtrumpfen gut verſtehen, eine wie die andere. Ich weiß es.

Der Michel dreht ſich vor ihren Augen ein paarmal um ſich: „Wie ſteht er mir, der neue Rock?"

„Hau!" lacht ſie. „Jetzt weiß der nit einmal, wie ihm der Rock paßt!"

„Wie er mir paßt, weiß ich gleichwohl, das g'ſpürt man; aber wie er ſteht, weiß ich nicht, weil man ſich von auswendig her nit anſchauen kann."

„Mußt dir halt wen aufnehmen und verzahlen, der dich anſchaut. Wie viel giebſt denn für die Stund?"

„Schau doch ich dich auch gern umſonſt an," ſagt er und murrt über die Weibsleute, die gar nichts mehr umſonſt thun wollen.

„Alſo angeſchaut willſt ſein," ſagt das Dirndl, „na ſo will ich dich einmal anſchauen." Stellt ſich ſchnurſtracks vor ihn hin, glotzt ſeine Geſtalt an und ſingt: „Er hat ein ſchön's Röckerl an — und ein ſchön's Knöpferl dran!" und macht ein dummes Geſicht. Wenn aber die Kathl recht dumm dreinſchauen will, da ſchaut ſie am allerpfiffigſten, und du mein ſtolzer Bauernknecht, merkeſt etwas ſpät, daß du heute wieder einmal der Gefoppte biſt. — Hörſt, Michel, wie du ein Burſche biſt, das kannſt du dir nicht gefallen laſſen von der Kathl! Von der Kathl gerade am allerwenigſten. An dieſer Perſon mußt du dich rächen.

Aber wie?

Komm her, Michel, ich will dir etwas ins Ohr ſagen. — Die Kathl mußt du heiraten! — Haſt du gehört?

Ganz rot wird er im Geſichte, der Schelm. Und dieſe Verwirrung! Habe ich vielleicht deine Gedanken erraten?

„'s iſt wahr," flüſtert er mir endlich zurück, „wenn wir uns heiraten thäten, nachher kunnten wir uns foppen wie wir wollten."

Oho! Dieſer Meinung bin ich nicht. Überleg' dir's erſt noch, Michel. Schlaf' einmal drüber! Ich möchte keine Schuld haben. So etwas muß man nach allen Seiten überlegen. Nun, du wirſt es ja ſehen. Beſchlaf's halt einmal

Er beſchläft es, und zwar im Kirchenſtuhl während des Hochamtes.

Auf dem Heimwege friſch ausgeſchlafen läuft er voraus, und im Waldſchachen, wo vor etlichen Jahren der alte Bach-Zimmerl einen toten Krainer gefunden hat, paßt er ihr auf wie ein Straßenräuber. Der arme Krainer damals blieb tot, und zwar ſo lange, bis ſein mordskanonen Fetzen, den er vom Wirte mitgebracht, verdampft war. Dann ging er mit dem redlichen Finder. Und hier iſt es, wo der Michel auf ſie wartet. Allerhand Leute gehen vorüber, junge und alte, arme und reiche, er thut keinem was. Aber als nun die arme Kathl ganz allein dahertrabt, ahnungslos und munter, da — im düſteren Walde ſteht er plötzlich vor ihr.

„Was willſt denn?" fragt ſie, ohne viel zu erſchrecken.

„Dein Leben!" antwortet er.

„Mein Leben willſt du haben?" fragt ſie keck, „wenn du's brauchen kannſt, warum denn nicht!"

Geſteh's nur zu, Michel, genau ſo iſt's geweſen. Und du warſt ſelber ganz erſchrocken darüber, daß das Ding ſo leicht gegangen.

Meinſt du am Ende, des neuen Lodenrockes mit den Hirſchhornknöpfen wegen?

O du ſchöner, geſcheiter Bauernknecht!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Viele, viele Jahre ſpäter gucke ich in eine Dachkammer des Armenhauſes. Eine halb verfallene Bauernhütte, ſonſt zu nichts mehr nutz als zur Wohlthätigkeitsanſtalt chriſtlicher Liebe. Die chriſtliche Liebe, welche unter dieſem vermodernden Strohdache wohnt, wollen wir nicht näher unterſuchen. Hingegen betrachten wir den kahlköpfigen Greis, welcher in der halbdunklen froſtigen Kammer am Fenſterchen ſitzt und an einer alten Jacke herumthut. Vor lauter unterſchiedlichen Flicken iſt dieſes Gewandſtück ſchon bauſchig und wulſtig geworden, daß es ſowohl als Leibjoppe, denn auch als Bettdecke gar nicht übel warm hält. An den zerfranſten Säumen und am Kragen ſind noch ſpärliche Spuren eines grünen Tuches, welches freilich längſt ſchon gelb und faſerig geworden. Knopf iſt keiner mehr vorhanden, ein paar zauſige Bändlein müſſen die Stelle vertreten. An den Ärmlingen der Joppe ſind ſtellenweiſe dunkelglänzende Flächen, wie von einer Harzmaſſe. Einen beſſeren Handſpiegel hat er nicht, der höckerige Alte, welcher nun ſeit längerer Zeit ſchon angelegentlich beſchäftigt iſt, die Nadel einzufädeln. Es wäre ja weiter keine Kunſt, aber das Loch iſt nicht zu treffen. Seine Arbeit geht heute überhaupt nicht am beſten von ſtatten. Anfangs hat er damit auf ſeinem Strohſack hocken bleiben wollen, bei der Ampel, da kam das Eheweib um „aufzuräumen“. Hernach hatte er ſich zum Ofen geſetzt, der war zwar nicht geheizt, aber ein Ofen war es doch immerhin. Das Eheweib kam mit dem Beſen, um auszukehren. Hierauf ſetzte er ſich an die wurmſtichige Gewandtruhe, das war der Tiſch, um hier ſeiner Jacke gütlich zu thun. Das Eheweib kam mit einem alten Fetzen, um abzuſtauben. So ſetzt er ſich endlich ans Fenſterlein, wo man freilich nichts ſieht, weil es papierene Glasſcheiben hat. — Wie das Eheweib ausſchaut, ſoll ich ſagen? Ich bitte euch, es iſt zu dunkel, man ſieht nichts Rechtes. Man hört nur das Rauſchen, wie von einem zahnloſen Munde, und man hört das Siſſeln und Poltern eines mit Beſen und Fetzen wüſt umherfahrenden Weſens.

Endlich iſt es geglückt, der Faden iſt im Öhr. Während die Alte in ſeiner Nähe umhergeiſtert und Miene macht, ihn auch an dieſem Platze zu bedrohen, hebt er mit ſeinen dürren Händen die Joppe empor, um zu unterſuchen, an welcher Stelle ſie noch am allerhilfebedürftigſten ſei. Als er ſo ratlos und blöde auf ſie hinſtarrt und mit dem Kopfe wackelt, und endlich gegen das Eheweib hinſchaut, murmelt er mit einem unterdrückten Seufzer: „Die iſt auch einmal ſchön geweſen!“

„Was ſagſt?“ ſticht das Eheweib mit ſcharfer, ſpitzer Stimme her.

„He, he, mit meiner Jacken da hab' ich geredet,“ antwortet er kichernd: „Die iſt auch einmal ſchön geweſen.“

O du guter, armer, alter Bauernknecht!

Die Geſchichte vom Gupferl.

In einem Waldthale, durch welches die Landſtraße zieht, iſt ſeitwärts, unweit von dieſer Straße, eine felſige Engſchlucht. Aus derſelben kommt ein ſteiniges Wildbachbett, in welchem kein Waſſer rinnt und kein Pflänzlein ſteht. Zur Frühjahrszeit geht es manchmal wild her in dieſem Bette zwiſchen den wuchtigen Steinblöcken, da hört man weithin die Waſſer toſen, da ſteigt ein Taunebel auf in die alten knorrigen Fichten, die am Hange ſtehen, und im Nebel flimmern manchmal die Farben des Regenbogens. Jetzt im Hochſommer iſt alles tot und dürre. Zwar in einer Felſenrunſe zeigen ſich am Stein die Flechten feucht, und aus einer Baumrinde, die als Rinnlein in die Kluft gelegt iſt, tröpfelt ein Wäſſerlein. Es tröpfelt nur und verſickert wenige Schritte unterhalb im Sande.

An dieſem Brunnen kauerte ein junges Weib. Es war nicht gar groß, aber hübſch rundlich, hatte ein breites Geſichtlein, ein kleines Stumpfnäschen und vergißmeinnichtblaue Augen darin. Es war im Sonntagsgewande der Bäuerinnen und hatte neben ſich ein Bündel liegen. Mit dem einen Beine ſtemmte es ſich an den Schutt, mit dem anderen kniete es auf einem Steinvorſprung, ſo daß ein Weniges von den strammgeſpannten ſchneeweißen Strümpfchen zu ſehen war. Mit der einen Hand klamte es ſich an der rauhen Wand feſt, mit der anderen hielt es ein kleines Thonkrüglein unter die tropfende Rinne.

Dieſes Menſchenweſen war auf ſeiner weiten Wanderung in der Sonnenglut ſehr durſtig geworden und hatte hier in der öden Schlucht eine Quelle geſucht. Nun ſchon ein Weilchen hielt es das Gefäß hin, und immer noch war nicht ſo viel Waſſer darinnen, daß es flecken konnte für den trockenen Gaumen.

Und als dieſe Weibsperſon ſo im Ruhen und Sinnen wartete auf die allmählich ſich ſammelnde Labnis, da kam von der Straße her ein Mann geſtiegen und kletterte hinan zur Waſſerſchöpferin. Er war vierſchrötig und ſchwerfällig, hatte ein freundliches, gebräuntes Geſicht, dunkles Haar, dichten, gekräuſelten Vollbart und war im fahlen Gewande armer fahrender Leute; an ſeinem Beinkleide klaffte ſogar, wenn auch gerade nicht ſehr weit und auffallend, eine Naht auseinander und das Schuhwerk war weſentlich platt und ſchief getreten. Das beſte an ſeinem Kleide war ein Filzhut mit grünem Bande und einer kecklich geſchwungenen Auerhahnfeder. Der Mann hatte keinen Stock und kein Arbeitswerkzeug bei ſich, es war leicht zu erkennen, daß auch er die Quelle ſuchte.

„Da iſt auch eine Durſtige!“ alſo grüßte er das junge Weib.

„Es will nicht rinnen,“ antwortete ſie und ſchaute in das Thonkrüglein, welches kaum erſt den vierten Teil gefüllt war.

„Wer biſt denn du?“ fragte der Mann und lehnte ſich an einen Felsblock nahe neben ihr.

Jetzt blickte ſie ihn erſt einmal ordentlich an, und weil bei gewöhnlichen Leuten kein langes Umſtreichen üblich iſt, ehe ſie miteinander bekannt werden, ſo antwortete ſie friſchweg: „Wer ich bin? Wenn ich dirs ſag', nachher weißt ſo viel wie früher.“

„Nun, ſo ſag's halt. Ein biſſel wirſt doch wer ſein.“

„Ja, ich bin das Gupferl!“ Dabei lachte ſie hell auf.

„Wieſo?“ fragte der Mann und ſchaute ihr munter in das gutmütige Geſicht. War es nicht doch ein wenig traurig, ein wenig abgehärmt, dieſes nette Geſichtel?

„Freilich, das Gupferl bin ich!“ fuhr ſie fort. „Weißt nit, was das iſt, ein Gupferl? So eine Draufgab', eine freiwillige Zuwag', etwas Überflüſſiges, das man juſt nimmt und juſt braucht, wenn man's hat, und das freilich niemandem abgeht, wenn's fort iſt.“

„Wenn man's ſo nimmt,“ entgegnete er, „nachher iſt eigentlich jeder Menſch ein Gupferl, und ich ſelber bin ſchon ein großer Gupf, ein verdammt überflüſſiger, wenn man's ſo nimmt. Aber überflüſſig nit für mich ſelber, verſtehſt! Für mich bin ich die Hauptſach' und mir ſind die Anderen Gupf, die Anderen. — Daß aber du ein Gupferl ſollſt ſein, ein ſo ſauberes Weibsbild, das verſteh' ich nit.“

Sie blickte in ihr Krüglein.

„Iſt es ſchon voll?“ fragte er.

„Noch lang nit. Alle Vaterunſer lang ein Tröpfel.“

„Mir ſcheint, Dirndl, du zählſt die Zeit auch nach Vaterunſern. Eine gute Uhr, aber langweilig. Haſt hübſch Zeit, daß du mir vom Gupferl was ſagſt. Wie biſt denn du ein Gupferl worden?“

„Ja, mein Menſch, das wär' eine lange Geſchicht'. Und eine alte Geſchicht'. Laß es gut ſein."

„Ich kann mir's ſchon denken," verſetzte er mit Teilnahme. „Zuerſt in die Welt herein, ohne daß wer nach dir gerufen hat; keine Ehr' bringſt mit, aber viel Sorg' und Verdruß. da überflüſſig, dort überflüſſig, überall ungut aufgenommen — iſt es ſo?"

„Wirſt nit weit fehlen," ſagte ſie ruhig, „iſt man nachher ſo viel, daß man arbeiten kann, kommt der harte Bauerndienſt, aber nit als Feldmagd und nit als Stallmagd und nit als Küchenmagd, ſondern jedem als Beihilf', dem Knecht zur Knechtin, der Magd zur Dienerin, ein zweifüßiges und zweihändiges Ding für alles, was Andere nit thun wollen — alleweil nur das Gupferl."

Etwas unſicher ſchmunzelte er: „Wie du fein geraten biſt, wundert es mich aber doch . . ."

„— Auf das geh' ich nit ein," ſagte ſie.

„Iſt dein Krügel ſchon voll?" fragte er.

Da ſolches noch immer nicht der Fall war, redete ſie weiter: „Die Arbeit iſt einem ja nit zu hart. Wär' dumm, wenn einer Bauernmagd die Arbeit zu hart thät ſein. In meinen halbgewachſenen Jahren hat mich eine Nähterin in die Lehre genommen. Die iſt freilich wohl gut geweſen auf mich, aber frühzeitig geſtorben. Hab' bald wieder müſſen in den Bauerndienſt. Und wieder Schuhhadern ſein, wieder Patſch ſein; gar nie ein gutes Wort, gar nie ein: ›Recht iſt's!‹ und: ›Brav biſt!‹ — Mein Gott, wenn man nur weiß, daß Andere mit einem zufrieden ſind, nachher iſt man's ſelber auch. Sonſt verlangt man eh nichts auf der Welt. — Na, ſo hab' ich's wohl frei nit mögen aushalten im Bauerndienſt, und wie einmal im Sommer eine Stadtfrau bei uns im Bauernhaus geweſen iſt und geſagt hat, wenn ich Luſt hätt' in die Stadt, ſo kunnt ich mit ihr kommen, ſie thät für ihr Haus ein Dienſtmädel brauchen, da bin ich halt nachher mit in die Stadt Graz. Dort iſt's ja ſo viel ſchön, wie es heißt, und ſchlechter kann ich mir's nit mehr machen, nur beſſer. Ja, hab' ich gemeint! — Menſch, du biſt mir ſtockfremd, aber das muß ich dir vor Gott dem himmliſchen Vater ins Geſicht ſagen: Wer auf der Welt das Fegefeuer abbüßen will, der ſoll bei einer Stadtherrſchaft Dienſtbot' ſein! Weiß zwar nit, was ich ſo viel Schlechtes hab' angeſtellt mein Lebtag, daß ich ſo hart hab' müſſen Buß' thun, ein ganzes Jahr lang. — Ich ſag' dir's, wenn ſie einen Hund haben, oder ein anderes Tier, das wird in manchem Haus beſſer gehalten, wie der Dienſtbot'. Kein Menſch glaubts, wie hölliſch wüſt ſo eine feine Stadtfrau kann ſein! Da ſind die Bauersleute dagegen noch Engel, die eſſen mit einem noch aus einer Schüſſel, und geben immer einmal eine Raſtſtund', laſſen ſich's angelegen ſein daß man bisweilen in eine Kirche kommt und an der armen Seel' nit Schaden leidet. Im Stadtdienſt biſt das reine Vieh, oder was noch Schlimmeres, weil ſie vor dir Kiſten und Käſten zuſperren. Aber arbeiten, arbeiten, oft ſchier Tag und Nacht, Feiertags wie Werktags. Und der Hochmut bei der Herrſchaft. Pfui Teufel! hätt' ich bald geſagt. Und dabei verlangen ſie Anhänglichkeit — es iſt rein zum Lachen.“

Alſo ſprach die Perſon und wurde dabei ganz erhitzt. Sie mochte wohl ſo ſchlechte Erfahrung gemacht haben. Es war, als ob ſie ſeit langem geſammelte Laſten von ihrem Herzen loswälzen wollte, nun da einmal ein Menſch vorhanden war, der ihr teilnehmend zuhörte. Wahrſcheinlich war ihr in der Stadt jeder Verkehr mit Menſchen unterſagt geweſen, ſelbſt mit der Mitdienerſchaft, alſo daß ſie wie eine Verbannte leben mußte mitten in der Menge.

„Herrendienſt wär' auch mein Letztes," ſagte jetzt der Mann. „Dieſe Leute ſind ſo über die Maßen fein gebildet, daß es ein gewöhnlicher Menſch bei ihnen nit aushalten kann. — Erſt vor etlichen Tagen hab' ich von meiner Straßen aus in ein fürnehmes Herrenhaus hingehorcht, wo die Frau Baronin juſt ihr Stubenmädel verjagt. Das Mädel iſt eilends gegangen, hat ſich aber im Reden tapfer gewehrt, und wenn ich ſagen ſollt', welche von den zwei Weibsbildern in Red' und Antwort die unverſtändigere war, ſo müßt' ich wohl der Frau Baronin die Ehr' geben. Das Mädel hat lauter Wahrheiten geſagt, aber immer höflich, die andere kotzengrob und ſo verleumderiſch, daß man ſie zehnmal bei Gericht hätt' verklagen können. Endlich macht das Mädel einen artigen Knix vor der Dame und ſagt: ‚Euer Gnaden, ich bin halt ein ganz ungebildetes Geſchöpf und kann nit ſo ſchimpfen und mag nit ſagen, was ich mir denk' über Euer Gnaden. Aber denken thu ich mir ganz das Richtige!' — Ein feiner Trumpf! Hat mich gefreut. — Natürlich haſt auch du bei deiner Stadtherrſchaft das ganze Jahr kein einziges freundlich Wort gehört."

Hierauf entgegnete die Magd: „Eins hab' ich gehört. Ein einziges, aber nit von der Frau —"

„Vom Herrn?"

„Erraten haſt es. Ein ganz unſchuldiges Wort, wie du es vielleicht zu einem alten Pferde ſagſt, oder zu einem Eſel. — ‚Biſt ja doch ein armes Weſen!' hat er geſagt, der Herr, — Menſch, und jetzt war's aus! Von dieſer Stund' an hätt' mir die Frau Waſſer und Luft vergiftet, wenn ſie hätt' können. Und wie mir das Licht aufgeht wegen der Eiferſucht, da hab' ich meine ſieben Sachen zuſammengepackt und bin fort."

„Und wohin willſt?" fragte der Mann.

„Ja, Menſch, wenn ich das ſelber wüßt'!"

„Du, ſchau, jetzt iſt das Krügel voll!" rief er.

„Wahrlich, es iſt voll," ſagte ſie und hob das Gefäß. Er langte hin, nahm ihr das Krüglein aus der Hand und trank es aus auf einen Zug.

„Vergelt's Gott, Gupferl!" Mit dieſem Worte gab er ihr den leeren Krug zurück. „Brav biſt, daß du mich labſt. Schon einen heidenmäßigen Durſt hab' ich dir gehabt."

Sie ſchaute ihm nur ein wenig verblüfft ins Geſicht, ſagte aber nichts. — Wenn er ſchon gar ſo viel Durſt hat gehabt, ſo iſt ihm der Trunk Waſſer wohl vergunnt.

Als ſie hierauf ihr Töpfchen nochmals unter das tropfende Rinnlein zu halten begann, meinte er, wozu noch eine Weile hinhalten, es ſei doch nur eitel Waſſer. Sie ſolle mit ihm kommen, beim nächſten Wirtshauſe würden ſie etwas Beſſeres trinken.

Dieſer Menſch iſt wirklich gut, dachte ſie, nahm ihr Bündel unter den Arm und ging mit ihm. Ach, wie lange hatte ſie kein gütiges Wort mehr gehört! — Er führte ſie ſorgſam an der Hand über das Steingeröll hinab zur Straße.

Dort ſtand ein zweiräderiger Karren, der mit einer grauen Plache kobelartig überſpannt war. Nach vorne gingen zwei Deichſeln mit einer Querlatte, an welcher der

Karren gezogen werden konnte. Im Kobel gab es mancherlei Sachen: Friſch geſchnitzte Holzwaren, als: Tennſchaufeln, Rechen, Kochlöffel, Sprudler, Nudelwalker, einen Korb mit hölzernen Eßlöffeln und dergleichen. Daneben ein Bund Kleider, ein Holztrühlein mit Raſierzeug. auch ein Töpfchen Fett war da und ein Stück halbvertrockneten Kuchens darunter, dann Tabakrauchſachen. eine alte Zither ohne Saiten, und anderes. An der Ecke war noch eine Art von Bett, eine Strohſchichte, auf welcher Kiſſen und Decken in unordentlichen Wulſten durcheinander lagen. — An der vorderen Seite war der Kobel durch ein paar Bretter abgeſchloſſen. an der hinteren Seite war eine Art Vorhang angebracht, denn hier war der Eingang. Dieſe Dinge hatte der Mann ſeiner neuen Bekannten mit gewiſſem Stolze gezeigt.

„Gehört alles mein!“ ſagte er wiederholt. „Hab’ mir alles ſelber erworben, redlich erworben. Von Haus aus, mußt du wiſſen, bin ich ganz arm geweſen. Ja, meine Liebe! Als Kindel iſt es mir nit viel anders ergangen als vielleicht dir. Auf der Gaſſen bin ich gefunden worden von einem Zimmermannsgeſellen; der ehrliche Finder hätt’ mich gern zurückgegeben, aber der Verluſtträger hat ſich nit gemeldet. Hat mich der Zimmermann halt behalten müſſen. Wenn ich den Leibfehler nit hätt’, wär ich auch Soldat worden, bin’s ſogar ſchon geweſen, haben mich aber nit ſattfüttern können, bin ihnen ſo hundsmager geworden vor lauter Hunger, daß ſie mich wieder ausgelaſſen haben. Ich thu ſo viel gern eſſen, mußt wiſſen; ſoll ein Leibfehler ſein, hat der Regimentsarzt geſagt. So ſchmeiß doch dein Bündel hinein! Was ſollſt denn tragen, wenn wir den Wagen haben! — Na, ſo bin ich nachher

Holzwaren-Fabrikant geworden, und was ich im Winter ſchnitz, das verkauf ich im Sommer. Anfangs iſt mir das Schnitzen nit gut von der Hand gegangen, da hab' ich einen Lehrling aufgenommen und an dem hab' ich halt ſo lang' herumgemeiſtert, bis ich's ſelber losgekriegt hab', wie man's macht. Seither ſchnitzt mir der Lehrling die ſchönſten Schaufeln und Löffeln und meine Fabrikate haben ſchon ein Anſehen im Land. Und überall, wohin ich komm', haben mich die Leut' gern. Und ſchon gar wenn ich wollt zitherſpielen!"

„Kannſt zitherſpielen?" fragte das Gupferl.

„Und ob ich kann! Das ganze Weibervolk wird dir rebelliſch, wenn ich zitherſpiel!"

„Ich hör's auch gern."

„Aber jetzt ſind keine Saiten drauf. — Und ſo kannſt dir denken, daß mir nichts fehlt. Sehr gut geht's mir, kunnt's nit beſſer wünſchen. — Steig' jetzt in den Kobel, Gupferl, wir fahren!"

„Ich ſoll da hineinſteigen?" fragte die junge Magd, „ja wo haſt denn das Roß?"

„Iſt ſchon eingeſpannt!" rief der Mann luſtig, ſprang vorne in die Deichſeln und hob ſie zum anziehen.

„Ja wart', ich werd' mich von dir herumziehen laſſen!" lachte die Magd. „Da ſpann ich mich lieber zu dir, wenn wir Platz haben miteinand' da in dieſer Lucken drin."

„Platz haben wir ſchon," ſagte er und machte ihr an ſeiner Seite Raum, alſo, daß ſie nun zweiſpännig den Karren zogen entlang die Straße.

Anfangs beſorgte er die ganze Kraftleiſtung ſelber, ſo daß die Magd ſchier leer neben ihm hertrabelte. „Wär nit ſchlecht!" ſchnaufte er, „wenn ich mein Gſchloß nit allein weiter bringen kunnt! Was ich geſtiftet hab', das kann ich auch regieren!“

Nach einer Weile war für ſie Gelegenheit vorhanden, ſtramm anzuziehen, denn er hatte ſich eine Tabakspfeife in den Mund geſteckt, weil ein Lokomotiv auch dampfen müſſe: es dampfte nun zwar, aber es zog nicht mehr gut. Dem „Gupferl“ war's recht, daß es ſich hier nützlich erweiſen konnte.

Als es gegen Abend ging, waren die felſigen und waldigen Berge nicht mehr an ihrer Seite; in ein Hügelland kamen ſie, reife Kornfelder überall, emſige Schnitter ſichelten und Getreidefuhren ächzten ſchwer gegen die Dörfer hin.

„Sind Narren, daß ſie ſich ſo ſchinden!“ murmelte der Eigentümer des Karrens, „wenn ſich's der Menſch anſchicken kann, bringt er's weiter.“ Und mit Behagen blickte er auf ſein bewegliches Beſitztum, mit welchem auch die volle Freizügigkeit verbunden war.

Als ſie mit dem Karren eine Anhöhe hinauf mußten, ſagte der Mann: „Zieh an, Mädel!“

„Thu's ohnehin wohl, Hanſel!“ antwortete ſie.

Er ſchmunzelte, denn Hanſel hieß er nicht, und ziehen that er auch nicht; ſie wollte aber ſeinen Namen wiſſen. Hierauf, als ſie raſteten, wagte das Gupferl die Frage: „Wie heißt du?“

„Schau nur einmal in den Kalender, mein Name ſteht eh drin,“ ſcherzte er.

„Und möcht auch gern wiſſen, wie alt du biſt.“

„Was glaubſt? Rat' einmal.“

Sie ſchaute ihm forſchend ins Geſicht. — Zwiſchen dreißig und fünfzig. Bei den Mannsbildern kennt man ſich nicht aus. Vom Haar fehlt noch kein Grandl (Härchen), der Bart kohlſchwarz, im Geſicht noch kein Rumpfen (keine Runzel), die paar feinen Faltlein unter den Augen ſtehen ihm gerade gut. Weil er ſicherlich das Weiberleutgernhaben kann. Die Naſe iſt etwas breit geraten und hat in der Mitte eine Einſattelung, die nicht nötig wäre — aber das thut nichts. So liebe Augen hat er . . . Das war ihr heimliches Denken.

„Biſt doch mehr auf der jungen Seiten,“ ſagte ſie.

„Wirſt es ſchon ſehen!“ war ſeine Antwort. „Wirſt alles noch erfahren, nur Geduld! — Ein geſcheiteres und ein ſtärkeres Dirndel giebt's nimmer, wie du biſt.“

Da zog ſie wieder an.

Im nächſten Bauerndorfe machten ſie Halt.

„Der Löffel-Greg! Der Löffel-Greg iſt da!“ riefen die Leute und kamen am Feierabend zuſammen, um ſeinen Karren zu ſehen, was für ſchöne und brauchbare Sachen er wieder mitgebracht hätte. Sie kauften Rechen, Schaufeln, Eßlöffeln, denn in jener Gegend ſind zur Zeit noch Holzlöffel der Brauch, die zwar nicht ganz ſo glatt über die Lippen gleiten als die neumodiſchen aus Blech, hingegen aber bei weitem mehr faſſen.

Als das Geſchäft — und ein leidlich gutes! — gemacht war, barg der Greg — nun wußte ſie ſeinen Namen — den Karren in einem Hof, ging ins Wirtshaus, beſtellte Nachtmahl und Stube für ſich und ſein Weib. Ein bis an den Rand gefülltes Weinglas ſchob er vor die Magd hin. Ihr aber war der Durſt vergangen, und ohne Durſt trinken, das war ſie nicht gewohnt. Zwei Portionen Kalbsbraten wurden aufgetragen.

„Iß nur brav, Gupferl!“ lud der Greg ein. „Jedes Röſſel will ſeinen Hafer.“

Er war mit ſeiner Portion in wenigen Augenblicken fertig. Da ſie noch mehr als die Hälfte vor ſich hatte, ſo meinte der Greg, er wolle doch einmal koſten, was ihr Braten etwa für einen Fehler habe, weil ſie gar ſo langſam daran kaue — und verſchlang ihn in zwei Biſſen. Hierauf ſchien er ſelbſt davon überraſcht zu ſein, daß die zwei Teller ſich ſo ſchnell geleert hatten und meinte, das ſei halt ſein Leibfehler. Ob das Gupferl noch eine zweite Portion wünſche? Sie bedankte ſich und bezahlte ihre erſte.

Als dieſes Abendmahl vorüber war, legte der Greg ihr ſeine Hand auf die Achſel und liſpelte: „Jetzt werden wir halt nachher müſſen raſten gehen. Ich kann mir's denken, du wirſt müd' ſein.“

„Gar nit, gar nit!“ antwortete die Magd haſtig. „Heut' hab' ich jå Feiertag gehabt. Das Biſſel marſchieren macht mir nichts.“

„Du biſt halt eine Mordsgredl, du!“ alſo lobte er ſie und trachtete in die Schlafſtube. Sie verſprach bald desgleichen zu thun und ging hinaus in das Freie, denn es war eine wunderſchöne Nacht.

Vor einem hölzernen Häuschen, unter dem zerſplitterten Lindenbaum, ſtand eine Gruppe von Männern und Weibern, und immer noch kamen langſamen Schrittes Andere herbei, die ſich auch hinſtellten und endlich ins Haus traten. Aus den kleinen Fenſtern drang Lichtſchein.

Auf eine Frage, was da drinnen ſei, erfuhr unſere Magd, daß in dem kleinen Hauſe ein Leichnam ruhe, zu welchem die Nachbarsleute zuſammenkamen, um die Nacht über bei ihm zu beten und heilige Lieder zu ſingen. Das kam dem armen Gupferl überaus gelegen, denn ſchon hatte ſie ſich den Kopf zerbrochen, wo ſie die Nacht zubringen ſollte. Zu lebendigen Mitmenſchen hatte ſie kein rechtes Vertrauen mehr, ſo ging ſie zu den toten.

Etwas ſo Schönes hatte ſie in ihrem Leben nicht geſehen, als dieſen Toten. Es war ein Knabe von etwa zehn Jahren mit runden Wangen, leicht aufgeworfenen vollen Lippen, ſchattigen Augenwimpern, mit weichem blondem Haar, das quer hereingekämmt war in die ſchneeweiße Stirn. Da lag er ſchlank ausgeſtreckt auf der Bank, zu ſeinen Häupten ein Kruzifix und zwei Lichter. Nahe der Bahre knieten Leute und beteten ſtill, oder ſtanden herum und führten leiſe Geſpräche. Der Lindenbaum ſtand noch draußen, wenn auch geſpalten und zerriſſen durch den Blitz. Der Knabe, welcher um den Baum herum einem Schmetterling nachgejagt, war leblos hingetaumelt auf den Raſen. Das war geſtern geweſen. Im letzten Winkel der Stube ſaß die Mutter, die ihn verloren hatte, ſie weinte nicht, ſie betete nicht, ſie redete nicht, ganz ſtill und friedſam ſaß ſie da auf ihrem Dreifuß, blickte vor ſich hin und nickte manchmal ein wenig mit dem Haupte.

Die Magd, welche wir immer das Gupferl heißen müſſen, weil ſie überall überflüſſig war, hatte ſich in der Stube zu mehreren Weibern geſellen wollen, aber man hielt mit der Fremden nicht viel Gemeinſchaft. So ſetzte ſie ſich hinter dem Ofen auf eine Bank, hörte von dort aus den Totenliedern zu, die geſungen wurden, beteiligte ſich von dort aus an dem Gebete und betrachtete von dort aus das traurige Leben auf der Welt.

Die Nacht währte lange. Als die Fenſter blaß wurden, legten ſie den toten Knaben in einen ſchmalen Holzſarg, um ihn dem Grabe zuzutragen. Das Gupferl irrte draußen auf den Wieſen, ſah die Nebelſtreifen zergehen, ſah das Morgenrot leuchten an den zarten Wölklein des hohen Himmels und an dem Kirchturme, ſah in der aufgehenden Sonne ihren langen Schatten über die tauige Flur hin, hörte das unendliche Morgenlied der Vöglein all und betrachtete nun von da aus das traurige Leben auf dieſer Welt.

Endlich als die Leute mit Senſen und Sicheln, mit Spaten und Wagen ihr Tagewerk begannen, ging ſie nachſehen, ob es bei dem Karren ihres Weggenoſſen noch in Ordnung ſei. An demſelben ſtand er ſchon, der Löffel-Greg. Anfangs war er nicht in beſter Laune, bald hatte er wieder ſein freundliches Geſicht, und mit dieſem fragte er ſie: „Wann fahren wir denn weiter?“

„Meinetwegen kann es gleich ſein,“ gab ſie zur Antwort, und keine Rede ſonſt, ob ſie miteinandergehen wollten, oder auf wie lange, oder wohin. — Er trank noch eine Schale Kaffee, ſie ein Töpfchen Milch, dann ſtopfte er ſeine Pfeife, ſie warf wieder ihr Bündel in den Karren und beide ſpannten ſich dran.

Wo ſie an Häuſergruppen vorbeikamen, ſchrie der Mann: „Der Löffel-Greg! Der Löffel-Greg!“ Das einemal gab's ein paar Kreuzer Erlös, das anderemal ein paar Zehner — manchmal auch gar nichts, denn — folgerte man — wer etwas zu eſſen hat, der hat auch einen Löffel, und wer nichts zu eſſen hat, der braucht keinen.

Als es heiß geworden war, ſchoben ſie den Karren in den Schatten einer Ahorngruppe, die neben der Straße ſtand, und ſetzten ſich hin. Der Greg that ſchläfrig, wollte ſein Haupt auf ihren Schoß legen, daß ſie ihm mit den

Fingern das Haar kraue. Sie hingegen wußte eine notwendigere Beſchäftigung. Schon ſeit geſtern war ihr an ſeinem Beinkleide die klaffende Naht ein Dorn im Auge. Während der Greg im Kobel ſein Gewand wechſelte, bereitete ſie das Nähzeug und bald war der Schaden heil. Bei dieſer Arbeit fand ſie im Hoſenſack zuſammengeballt ein Büſchel Banknoten. Es waren zwar nur ordinäre zu einem Gulden, doch das Gupferl empörte ſich ob ſolchen Leichtſinns.

„Für was hat man denn Säcke, wenn man das Geld nicht hineinthun ſoll?“ verteidigte er ſich. „Soll ich es auf die Straße werfen?“

„In der Bruſttaſche ſollſt es tragen, ſonſt verlierſt es.“

„In der Bruſttaſche ſucht's jeder Straßenräuber, im Hoſenſack ſchaut kein Menſch nach,“ war ſeine ſchlaue Meinung.

„Haſt eine Leibjacke an?“ fragte ſie.

„Hätteſt dich gekümmert drum!“ antwortete er. „Freilich hab ich eine an.“

„So werde ich dir in die Leibjacke das Geld einnähen.“

„Meinetwegen, wenn du's ſo haben willſt.“

„Ich will es ſo haben,“ ſagte das Gupferl, „und meines will ich auch gleich dazunähen.“

„Haſt du auch Geld?“

„Umſonſt werde ich dem Drachen nicht gedient haben.“

„Haſt viel?“

„Drei Wochen lang kunnt ich gnädige Frau ſpielen, wenn ich wollt'!“

Der Greg that aus Überraſchung einen Pfiff. „Ein Prachtkerl biſt, Weib!“ rief er, „mit dir hab ich's glücklich getroffen.“

Als die Gewandſachen in Ordnung waren, ergab ſich auch noch Zeit zum Haarkrauen, denn auf der Straße war's ſo heiß, und im Ahornſchatten war's ſo lieblich. — Der gute Greg, faſt ſchlief er ein auf ihrem Knie. Einmal neigte ſie ſich, um ihre Wange auf ſein Haar zu drücken, that es aber nicht, er hätte es wahrnehmen können, wer weiß, ob's ihm recht geweſen wär! — Aber ſo froh war ſie, ſo ſelig, daß ſie endlich einen Menſchen gefunden, dem ſie Gutes thun konnte, und der deshalb nicht böſe ward.

Am zweiten Abend kehrten ſie in einem einſam ſtehenden großen Bauernhofe ein, wo man für die Herberge kein Geld nahm. Am Morgen, bevor ſie weiterzogen, ſchenkte der Greg dem Bauer eine Tennſchaufel, der Hausmutter einen Sprudler, den Kindern jedem einen Löffel und dem kleinſten Knaben noch einen hölzernen Vogel dazu, welcher ſchön wiſperte, wenn man beim Schweif hineinblies.

Am nächſten Tage hatte der Greg ein Elend mit ſeiner Tabakspfeife, erſtens wollte der Stein nicht Funken geben, dann wollte der Schwamm nicht gloſen, dann hatte die Pfeife keinen Zug, dann wollte das Kraut nicht brennen und endlich lockerte ſich fortwährend das Rohr, ſo daß der Mann immer zurückbleiben mußte, um das Zeug in Ordnung zu richten. Das Gupferl war mit dem Karren voraus; über die Ebene ging's gut, bergwärts ging's mühſam. — Das arme Weib! dachte der Greg, wie ſie ſchwitzen muß! — Ging aber ſo langſam hinterher, daß er ſie nicht einholte und rauchte argen Tabak.

So hatten ſie angefangen und ſo thaten ſie weiter.

Drei Wochen lang ſpielte das Gupferl die gnädige

Frau — am Zugkarren. Dann war ihr Geld zu Ende, und auch das ſeine. Denn ſeit der Löffel-Greg wußte, daß wer anderer für ihn ſorge, ſorgte er ſelbſt nicht mehr. Ja, er unterließ es ſogar, ſeine Waren auszuſchreien, er verſchmähte es, in Bauernhäuſern zu übernachten. Er hatte das „Gott ſei Dank nicht mehr nötig!“ Das Gupferl war eine große Freundin von Salat, verzehrte ihn oft von zwei Portionen; ſo mußte er den zweifachen Braten eſſen. Sie trank kein einziges Glas Wein, ſo konnte er deren zwei trinken. Sie war ſeit ihrer Nähterei her geſchickt in der Kunſt, für Weibsleute Hauben und Hüte aufzuputzen und Weibergewand mit zierlichen Bändern und Maſchen zu ſchmücken. Damit gewann ſie manches Stück Geld, alſo brauchte der Mann nicht immer ans Verdienen zu denken. Wenn ſie auf der Reiſe waren, ſo ließ das Gupferl es ſich nicht nehmen, den Karren zu ziehen, alſo konnte er im Kobel liegen und ſich endlich einmal ausruhen von ſeiner Arbeit. Er hatte gearbeitet genug, er war Fabrikant und Kaufmann in einer Perſon geweſen, er hatte gekargt und gedarbt, er hatte es endlich zu einem eigenen Hauſe gebracht; wenn es auch auf Rädern ſteht und geht, es ruht ſich doch gut darin. Und da ihm Gott nun ein ſo gutes fleißiges Weib geſchickt, ſo iſt erreicht, was je ſein höchſter Wunſch geweſen war; er kann auf dem Stroh liegen und Tabak rauchen.

Den Tabak beſorgte ihm ja auch das Gupferl und wie er ſchon haushälteriſch war, ſo benützte er denſelben doppelt, fürs erſte rauchte er ihn, fürs zweite ſammelte er hernach aus der Pfeife den Reſt und nahm ihn in den Mund.

Das Gupferl hatte dem Greg auch Zitherſaiten gekauft. Er zog ſie mit großer Umſtändlichkeit auf, wobei eine um die andere entzweiſprang, ſo daß er die Geduld verlor, und das Inſtrument in den Winkel warf.

Als ſie eines Abends in einem Wirtshauſe eingekehrt, wo nach einem Jahrmarkt Burſche mit ihren Dirndeln beiſammen waren, denen es ums Tanzen ging, wollte das Gupferl, daß der Greg ſich ein paar Groſchen mit Zitherſpielen erwerbe. Der Greg zeigte ſich dazu nicht aufgelegt. Nachdem er aber Wein getrunken hatte, und die Mädeln ihn fortwährend beſtürmten um ſeine ſüße Kunſt, nahm er die Zither hervor und hub an mit einem Fiſchbeinſpänchen die Saiten zu kratzen und mit den Fingerſpitzen auf dem Taſtbrette herumzutappen. Da huben die Leute an zu lachen: „Das ſoll Zither geſpielt ſein? Der kann ja nicht einmal einen Ton greifen!“

Das Gupferl nahm ihm die Zither aus der Hand — ausſpotten läßt ſie ihn nicht. Wem ſein Spielen nicht recht iſt, der ſoll ſich ſeinen Tanz ſelber pfeifen.

Zu Anfang Auguſt in einer ſchwülen Regenzeit war es, daß unſere Hauſiererleute eines Tages auf der Straße umkehren mußten. Das Wildwaſſer hatte eine Brücke weggeriſſen, und im Straßengraben und weit auf den Feldern hin ſtanden die braunen Waſſer, und die Nebel hingen vom Himmel wie ſchmutzige Fetzen, als wollten ſie das Waſſer wieder auftunken. Unſer Karren kehrte zurück ins nächſte Dorf. Dort läuteten auf dem Turme die Glocken, ein Feuerwehrmann gab Hornſignale, Männer ſchleppten große Balken, andere verſtopften Hausthüren und Fenſter mit Brettern und Stallmiſt, die Weiber bargen Hausrat in höher gelegene Teile des Ortes. Der Greg hatte ſeinen Karren auf dem Dorfplatze ſtehen laſſen und horchte nun. Auch ſeine Genoſſin horchte. In der Luft war ein dumpfes Toſen zu vernehmen, ſo daß manchmal davor der Erdboden zu beben ſchien, aber man wußte nicht, woher es kam. Rinder, Schafe, Schweine, Ziegen wurden durch die Gaſſen gejagt. An der Kirchhofsmauer unter freiem Himmel ſtand ein Krankenbett, die alte Frau, welche darin lag, rang die Hände. „Heiliger Gott, daß ich die zweite Sündflut noch hab' müſſen erleben!"

Plötzlich ſchoß zwiſchen den krachenden Häuſern die trübe Flut heran.

„Hallo marſch!" rief der Greg, erfaßte die Deichſeln ſeines Fahrzeuges und lief im Trab damit durch die Gaſſe einen ſteinigen Waldweg entlang der Anhöhe zu. Das Gupferl ſchob von hinten nach. Oben am Waldhange hielten ſie an.

„Schau du, was wir für ein bequemes Haus haben," ſagte nun der Greg. „Iſt im Thal Überſchwemmung, ſo ziehen wir es auf den Berg, und iſt im Dorf einmal Feuer, daß gar der Herr Bürgermeiſter ſein Haus muß niederbrennen laſſen, fahren wir mit unſerem Gſchloß davon. Wir haben alleweil leicht lachen."

„Ich kann nit lachen, wenn ſo viele Leut' weinen," entgegnete das Gupferl und eilte wieder dem Dorfe zu, wo an einem Wieſenraine aufſichtsloſe Kinder balgten, nahe an den Waſſertümpeln. Dieſe Kinder bewachte ſie, führte ſie zur Kirche hin, die etwas erhöht ſtand und mit Kiſten und Käſten und Körben und Bündeln und zerſtreuten Habſeligkeiten faſt vollgeſtopft war.

Der Greg ſtemmte rückwärts am Karren die Doppelſpreize ein, damit das Zeug nicht auf und niederſchaukeln konnte. Das mußte allemal geſchehen, wo er ſich von Zeit zu Zeit niederließ.

Vom grauen Himmel regnete es und regnete es.

Zur Zeit huſchte den Waldweg eine ſonderbare Geſtalt heran. Ein bräunliches Weib mit großen ſchwarzen Augen und ſchwarzen Haaren, die in unzierlichen Strähnen niedergingen aus dem zinnoberroten Kopftuche, welches wie ein Turban um das Haupt geſchlungen war. Ein gelber weiter Mantel hing faltenreich an dem Körper, unten in eine Schleppe auslaufend, welche hinſtrich über den ſchlammigen Boden. Weder Pack noch Bündel hatte dieſes Weib bei ſich, an der Hand aber hielt es einen langen Pilgerſtab, am oberen Ende verſehen mit einem Kreuze. Um den üppigen Leib hatte ſie ein wulſtiges Gürtelband geſchlungen und daran hing ein Roſenkranz.

Als dieſe Perſon zum Karren kam, in deſſen Blachenkobel der Löffel-Greg lag und Tabak rauchte, bat ſie um Unterſtand. Gerne geſtattete es der Hausherr, daß ſie ſich unter ſein Dach ſetze und räumte ihr Platz ein.

„Gottes Strafgericht!“ ſagte die Fremde in ungefügen Lauten und zeigte mit ausgeſtreckter Hand hin auf das überſchwemmte Thal.

„Hat Sie mein Weib nit geſehen?“ fragte der Greg. „Eine junge hübſche Perſon, ſie muß ihr ja da unten begegnet ſein. Sie iſt helfen gegangen, oh das iſt ein Engel! Mir iſt allemal bang um ſie, wenn ich ſie nit an meiner Seiten ſeh!“

Die Fremde wußte keine Auskunft zu geben, ſchien auch nicht gewillt, ſolchen Bekenntniſſen weiter zuzuhören. Nachdem ſie den Greg mit durchdringendem Blicke angeſehen hatte, ſtreichelte ſie ihn an der Hand und liſpelte:

„O armer Mann, du haſt auch einen lieben Menſchen im Fegefeuer!"

„Wer, ich? Wieſo?"

„Mir bleibt nichts verborgen," fuhr ſie fort, „durch das Aſtloch eines morſchen Sargbrettes habe ich's geſehen. Ich glaube, ein Frauenzimmer war's, ſicherlich deine Mutter, deine Schweſter, oder eine Andere. Sie ſchreit um Hilfe, daß es zum Erbarmen iſt, ſie ruft deinen Namen."

„Was Sie da ſagt!" entgegnete der Greg und paffte an ſeinem Rauchzeug.

„Drei heilige Veſpern fehlen ihr," redete die fremde Perſon weiter. „Auf dem Luſchariberg im Kärntnerland ſollen ſie geleſen werden. Ich bin auf dem Wallfahrtsweg dorthin, und weil du mir ſo barmherzig Obdach giebſt, ſo will ich dir die Veſpern gerne beſorgen. Einen Silberthaler werden ſie koſten alle drei — für die arme Seele."

Als ſie ſo geſprochen hatte, ſchmunzelte der Greg und ſagte: „Na, Frau Pilgerin, da kommt Sie zu mir an den Unrechten. Unten im Dorf bei den alten Weibern kann Sie mit ſo Sachen ſchon was ausrichten, ich kenn' den Spaß. Aber der Frau werden ja die Läuſeln naß, wenn Sie ſie nit beſſer hereinzieht unter das Dach. Sie kann ſchon herrücken, wenn Sie will, wir haben Platz genug."

Mittlerweile hatte das Gupferl unten mitgeholfen beim Bergen und Retten. Und als die größte Gefahr vorüber war, das Waſſer zu fallen begann und die Leute an eine Mahlzeit denken konnten, wurde ſie beim Gemeindevorſtand zu Tiſch geladen. Sie dankte höflich, ſie habe ſehr wenig Hunger, aber wenn ſie bitten dürfe, daß man ihr etwas Kraut und Fleiſch in einem Topfe mit heimtragen laſſe, ſo ſage ſie dafür tauſendmal vergelt's Gott.

Alſo kam das Gupferl mit Kraut, Knödeln, Fleiſch und einer Flaſche Apfelwein zurück an den Waldhang zu ihrem Greg. Der verzehrte die Gottesgaben mit einer großen Gier, denn ſein „Leibfehler“ ſchien durchaus nicht heilen zu wollen, im Gegenteil, dieſer verſchlimmerte ſich eher. Während er ſich's ſchmecken ließ, und die Magd ein wenig Ordnung zu machen trachtete, im Kobel, ſagte ſie auf einmal: „Schau, Greg, in der Religion biſt halt doch noch nicht ſo ſchlecht, als du immer einmal thuſt.“

„Meinſt?“

„Weil ich da im Stroh juſt einen Roſenkranz hab' gefunden.“

Der Greg blieb gleichgiltig und murmelte ſo nebenbei: „Immer einmal muß der Menſch beten.“

„Es iſt ein altes Sprichwort, daß groß Waſſernot beten lehrt,“ ſetzte ſie bei, und die Sache war abgethan. —

Nun kam die Zeit, da der Löffel-Greg ſich nach Schnitzholz umſehen ſollte, um den Winter über wieder neue Waaren verfertigen zu können. Allein der Greg blieb in ſeinem Kobel. — Er wiſſe nicht, was das mit ihm ſei, letzt Zeit her. Im Kopf Schwindel, keinen Athem, Huſten! — Und er huſtete wirklich, ja mit großer Anſtrengung. Die Magd hatte ihm geraten, das Tabakrauchen ſein zu laſſen und mehr in der friſchen Luft umherzugehen.

„O mein liebſtes Treuherz!“ entgegnete ihr der Greg mit thränendem Auge, „das biſſel Rauchen iſt noch das Einzige, was mich hält, das macht's locker auf der Bruſt, ſonſt wär' ich ſchon lang' erſtickt. Und in der Luft herumgehen! mein Menſch, was thät' ich lieber als das, aber zu müd' und matt. Die Füße wollen mich nimmer tragen. Es iſt nit anders, mit mir geht's bergab."

Das Gupferl erſchrak über die Maßen, ließ aber nicht viel davon merken, ſondern tröſtete ihn und meinte, er möge doch nur liegen bleiben und ſich pflegen, ſo gut es möglich, und ſie wolle ſchon ſorgen, daß er keine Not leide.

Wohl, ſie ſorgte Tag und Nacht. Bei Tag arbeitete ſie auf Bauernfeldern und in Gärten, die halben Nächte lang ſaß ſie in einer Hütte bei armen Leuten und machte Frauengewand. Alles was ſie ſich erwarb, trug ſie dem Greg zu. In einem großen Dorfe hatten ſie ſich niedergelaſſen, der Karren ſtand feſt unter dem Dache einer leeren Streuhütte, wo er allem Anſcheine nach zu überwintern dachte. Und im Karrenkobel lag der kranke Greg. Das Gupferl hatte ihm friſches Stroh, ein neues Leintuch, zwei Spreukiſſen und drei ſchwere Wollendecken, mit Watte gefüttert, verſchafft, hatte den Kobel auch noch über und über mit Kotzen verwahrt, und da die Frühherbſtwitterung milde war, ſo wohnte es ſich leidlich im Kobel, wo die Genoſſin dem Genoſſen Geſellſchaft leiſtete, ſo oft es ihre Arbeit erlaubte. Auch noch an ſeiner Seite nähte ſie, rückte ihm das Kiſſen zurecht, ſtopfte ihm die Pfeife mit Tabak, zündete ſie an, denn der Kranke war nachgerade zu allem ſchon zu ſchwach.

Einmal faßte er ſie an der Hand und ſchluchzte: „Armes, unglückliches Weib! daß du deinen Beſchützer und Ernährer ſo früh verlieren ſollſt!"

Nein, nein, ſo arg ſei es nicht, tröſtete ſie ihn, er ſehe noch nicht ſo ſchlecht aus, habe volle Backen und rote Wangen und an Beleibtheit nehme er eher zu als ab.

„Leider, leider, gerade das ſind die ſchlimmſten Zeichen bei einem Herzleidenden. Mußt aber nit gar verzagen, mein Gupferl, wenn ſie mich hinaustragen auf den Kirchhof. Du ſollſt meine Erbin ſein. Den Wagen ſollſt du erben, und die Schaufeln und die Löffeln und mein ganzes Gewand und alles was da iſt. Du haſt mir's auch immer gut gemeint, und muß dir ſchon ſagen, dich hab' ich zum Freſſen gern gehabt. — Mußt nit weinen, Schatz."

Sie wollte das Weinen verſchlucken, aber es brach immer heftiger hervor. — Gott, was dieſer Menſch für ein gutes Herz hat! Und jetzt iſt er herzleidend!

Mit doppeltem Eifer arbeitete und ſorgte ſie, mit doppelter Sorgfalt pflegte ſie ihn. — Ihr Angeſicht war in den letzten Wochen auffallend blaß geworden. In der erſten Zeit ihres Beiſammenſeins hatten die beiden Leute gerne den Spaß gemacht, daß ſie von ihrem Fahrzeug die Deichſel losmachten, daß ſich eines vorn auf den Karren ſetzte und eines hinten, und daß ſie ſich derart luſtig ſchaukelten. Das ging heute nicht mehr, denn der Kranke hatte über die Geſunde ein zu großes Schwergewicht erlangt. Hockte der Greg voran oben, ſo vermochte das Gupferl nicht mehr den Karren hinten niederzubringen.

Im Gebirge lag ſchon Schnee, im Thale braute der Nebel und braute Reif über die Wieſen und Reif um die kahlen Zweige der Bäume. Vor dem Dorfe auf freiem Felde kreiſten Raben, ein bellendes Hündlein hielt Jagd nach den ſchwarzen Vögeln, erwiſchte aber keinen. Auch kleine Kinder liefen hier herum, ihrer drei, weniger aus Luſt, als um ſich zu erwärmen, denn bei ihnen daheim mochte es wohl noch froſtiger ſein als hier im Nebel.

Elendlich wuſelten ſie umher in ihren leichten, verwaſchenen Kleidlein, in zerriſſenen Schühlein oder ganz barfuß, barhaupt, die hübſchen Blondköpflein. Das Gupferl, welches mit ſeinem Handkorbe vorüberging, redete eines der Kinder an, ein Mädchen von etwa vier Jahren, dieſes ſtak in einem Baumwollröcklein, welches einmal ziegelrot geweſen ſein mochte, jetzt aber ſchier farblos war, man müßte denn die ſchwarzen Fäden und die blauen Flicken ausnehmen, mit welchen das Kleid ſehr unbehilflich beſetzt war.

„Kind, wo iſt denn deine Mutter?“ fragte das Gupferl.

Die Kleine ſchaute ſie mit ihren runden blauen Augen treuherzig an und ſagte mit ſeinem Stimmlein: „Angebaut!“

„Angebaut, da hat ſie eigentlich ganz recht,“ lachte eine des Weges kommende Nachbarin. „Ihre Mutter haben ſie im vergangenen Frühjahr in die Erde gegraben wie Erdäpfel und Korn.

„Und Vater iſt keiner, natürlich.“

„Es iſt ſchon einer, aber was für einer! Ein armer Strohdachdecker, kommt erſt am Abend heim in die Hütte.“ Solchen Beſcheid gab die Nachbarin und ging ihres Weges.

Am folgenden Abende ſuchte das Gupferl die Hütte des Strohdachdeckers Franz auf. Der war ſchon daheim, ſtand gerade am Feuerherd und kochte eine große Pfanne voll Brei. Die Kinder ſaßen mit ihren roten Näschen und halbverfrorenen Gliedern um das Feuer herum und wimmerten alle drei, das eine vor Froſt, das andere vor Hunger, das dritte vor Schläfrigkeit. Das Gupferl war ein wenig verlegen, als es vor dem großen, blondbärtigen Manne ſtand, welcher über den ungerufenen Beſuch gar nicht erbaut zu ſein ſchien.

„Ich weiß zwar nit, wie es aufgenommen wird," ſo fing ſie an, „aber dieſe Haſcherln derbarmen mir. Sie haben ja nichts anzuziehen. Wenn etwan Stoff vorhanden wär', nähen wollt' ich ihnen das Gewand gern, von Herzen gern."

„Ei ja, du biſt dem Löffel-Greg ſeine und wirſt dir etwas verdienen wollen. Bei mir iſt's nix." Alſo gab dieſer Menſch zur Antwort.

„Nit des Verdienens wegen, Jeſus Maria, nein!" rief das Gupferl. „Ich hab' freilich wohl auch meine Sorgen, jedoch ſo ein Kindergewandl hat man in paar Stunden fertig. Und wenn du mir nachher ein Vergeltsgott ſchenkſt, ſo bin ich tauſend zufrieden."

Er ließ vom Umrühren des Breies ab, wendete ſich an die Magd: „Wenn du ſo biſt! Wenn du mir den Macherlohn borgen willſt bis nächſt Weihnachten, wo ich Geld einzubringen hab', nachher kannſt gleich morgen kommen. Stoff wird ſchon vorhanden ſein. Willſt miteſſen?"

Ja, zum Miteſſen ließ ſich das Gupferl heute nicht zweimal bitten. Das Mittagsmahl, welches ſie bei einem Nachbar verdient hatte, kleckte kaum für den Greg. Bei Tiſche nahm der Decker das jüngſte ſchlaftrunkene Kind auf den Schoß und war beſtrebt, ihm mit einem großen Holzlöffel Milchbrei in den Mund zu führen. Dieſe Verrichtung ging ſo ungeſchickt von ſtatten, daß das Gupferl dem Dachdecker Kind und Löffel aus der Hand nahm, „ſo was kann ein Mannsbild nit!" und die Atzung an dem Kinde regelrecht vornahm.

„Haſt leicht auch ſchon einmal eins gehabt, weil du dieſes Geſchäft ſo gut kannſt?" neckte der Decker.

„Ein ſchlechtes Weibsbild, das nit Kinder paperln kann,“ ſagte ſie, war jedoch für weitere Anzüglichkeiten nicht zu haben. Bei Zeiten ſtand ſie auf und ging heim in ihren Kobel.

Am nächſten Tage, als der Dachdecker Franz wieder nach Hauſe kam, war die Stube warm geheizt, am Tiſche bei einem Talglicht ſaß die Nähterin, emſig an dem letzten Kleidlein nadelnd; um ſie ſaßen die drei Kleinen wohl gewaſchen und gekämmt, und horchten der Geſchichte vom Jeſukindlein, welche ſie ihnen erzählte. Auch der Brei war ſchon gekocht und geſchmort, ſo daß der Franz ſich gerade hinſetzen, den Löffel nehmen und eſſen konnte.

Nach dem kleinen Mahle, als die Kinder ſchon in ihre Neſter gebracht waren, und das Gupferl nur noch die Knöpflein und Häſtlein an den Kleidern zu befeſtigen hatte, ſetzte der Franz ſich am Tiſche ihr gegenüber und ſchaute ihr zu. Sie brauchte ihn gar nicht mehr anzuſehen, — geſtern der einzige Blick, und ſie weiß genau, wie er ausſchaut.

So weit noch nicht alt und hübſch geſund, aber die Schönheit plagt ihn nicht. Schon zwei- oder dreimal wollte er jetzt den Mund aufmachen, kam jedoch nicht dazu. Endlich war es geſchehen.

„Muß ſchon fragen, biſt du mit dem Löffel-Greg verheiratet?“

Sie fand an ſolcher Frage nichts Ungebührliches, daher ihre Antwort: „Wir gehen halt miteinander. Wenn er mir nur geſund wär'!“

„Iſt er krank?“

„Liegt im Kobel ſchon ſeit ſechs Wochen. Ich gräm' mich zu tot . . .“ Die letzten Worte erſtickten in ihrer Kehle.

Ein Weilchen ſtill. Dann fragte der Decker Franz: „Haſt ihn denn gar ſo gern?“

„Mein Gott!“ Das Wort war ein Hauch und war doch wie ein Schrei. Dann ſchwieg ſie und nadelte emſig.

Der Franz ſtand auf, ging zu dem Bettchen ſeiner Kinder, ging dann zur anderen Wand und zog die Hängeuhr auf.

Draußen auf der Gaſſe hub ein Lärmen an, die gegenüberſtehenden Häuſer hatten einen ſeltſamen Lichtſchein.

„Feuer!“

Der Franz riß den Hut vom Nagel und eilte davon, er konnte zugreifen, wußte auf den Dächern Beſcheid.

Das Feuer war gottlob noch nicht auf den Dächern. Der Karren des Löffel-Greg brannte lichterloh. Es brannte das Stroh, das Holzwerk, das Blachendach, und glühende Fetzen flogen in der Luft. Der Greg rannte wie wahnſinnig umher und ſchrie um Hilfe: „Mein Haus! mein Haus! Iſt denn kein Gott und kein Menſch da, der mir das Haus rettet! Greiſt doch zu, ihr Feiglinge!“ — Zwei handfeſte Burſche packten den brennenden Karren an den Deichſeln und zogen ihn raſch hinaus auf das freie Feld, wo ſie ihn ſeinem Schickſal überließen. — Die Leute ſtanden noch eine Weile herum, ſchimpften über das gottloſe Tabakrauchen auf dem Stroh, über das Vagabundengeſindel, ergötzten ſich an dem gänzlichen Niederbrennen des Hauſiererkarrens, an dem das Feuer kniſterte und pfiff und ſang und allerhand Spiele trieb und nicht eher ruhte, bis die Räder an beiden Seiten hinfielen auf den Boden.

Ein oder das andere Stück wäre noch zu retten geweſen, doch der Löffel-Greg war dageſtanden und hatte nichts gethan, als die Hände gegen Himmel auszuſtrecken und zu rufen: „Ich armer, ich unglücklicher Mann!“

Dieſes plötzliche Unglück hatte den Löffel Greg übrigens ganz flink gemacht; dem armen Gupferl aber hatte der Schreck die letzte Kraft gebrochen. In einer Scheune lag ſie krank dahin, ein betagtes Mütterlein brachte ihr täglich ein paar Schalen Suppe. Das Gupferl hatte durch die Feuersbrunſt ihr Bündel mit dem beſſeren Gewande verloren, das ſie nur an Sonn- und Feiertagen zu tragen pflegte, aber daran dachte ſie wahrlich nicht. Viel Schlimmeres lag ihr an. Anfangs war ſie der Meinung geweſen, der Greg ſei mitverbrannt. Später ſah ſie von ihrer Dachluke aus ihn durch die Gaſſe laufen; ſie rief hinaus, er hörte ſie nicht. Und dann war er verſchwunden.

Lange genug hatte er auf ſeiner Brandſtätte gewartet, das Gupferl werde kommen, ihm zu eſſen bringen, mit ihm klagen, ihm endlich im Dorfe ein neues Obdach verſchaffen. Sie kam nicht. Und als der Löffel-Greg hörte, das Gupferl wäre ſchwer krank geworden und ſelbſt auf Anderer Hilfe angewieſen, da fand er, daß das Verhältnis mit dieſer Perſon eigentlich keinen Sinn hätte. Und er ging davon. Weit draußen in der Ebene war der Mann mit dem „Herzfehler“ dem Landboten begegnet, und dieſer hinterbrachte es im Dorfe, ſo daß die Magd in der Scheune nun wußte, wie ſie daran war.

Weil der Arzt, den ihr jemand geſchickt, die Krankheit der armen Perſon für nicht unbedenklich erklärt hatte, ſo nahm ein Großbauer ſie in ſein Haus und ließ ihr Pflege angedeihen. Wochenlang hatte ſie zu thun, bis ſie mit dem Greg fertig wurde. Anfangs war es noch die Liebe, die nichts Schlechtes vom Geliebten glauben will.

Dann als ſie glauben mußte, kam der Zorn, der that ihr auch noch arg weh. Endlich hatte jegliches Feuer ausgebrannt, nichts blieb zurück, als die Aſche der Gleichgiltigkeit.

Und nun hub die Magd an zu geneſen. Als ſie imſtande war, im Hauſe, wo ſie ſo liebreich gehalten worden, ſich nützlich zu machen, begann ſie wieder aufzuleben.

Zu Weihnachten hatte der Strohdachdecker Franz für die Bedachung eines neuen Gehöftes den Geldbetrag eingezogen. Geld gab ihm Mut, und nun wollte er zum Gupferl gehen, um bei ihr ſeine Schuld zu bezahlen. Sie war in der Kammer eben beſchäftigt, ein Chriſtbäumchen herzurichten für die Kinder des Hauſes. Das hatte ſie in der Stadt geſehen, faſt das einzige, was ihr an den Stadtſitten gefallen, der Chriſtbaum. Sie hatte zwar nichts dranzuhängen, was thut's? Die Bauernkinder wiſſen es ja gar nicht, daß etwas daran gehört, 's iſt eben ein Grüßgott vom Chriſtkindlein, und das iſt ja die Hauptſache.

War jetzt auf einmal der Strohdachdecker Franz da und ſetzte ſich neben das Gupferl auf die Bank, ohne viel zu warten auf eine Einladung.

„Ich bin da,“ ſagte der Franz.

„Ja,“ antwortete ſie, „willſt mir helfen?“ und band buntes Papier an die Zweige des Bäumchens.

„Was thuſt denn da?“ fragte er.

„Für meine Hauskinder zum Chriſtkindel.“

„Du Gupferl, ſo was ſollteſt meinen Kindern auch machen.“

„Biſt ein braver Vater, daß du auf deine Kinder denkſt. Ja freilich will ich ihnen auch ſo was machen.“

„Bin dir eh noch ſchuldig, Gupferl, vom Herbſt her, das Gewandmachen."

Die Magd ſchüttelte ihren Kopf. „Nennt mich der auch Gupferl und alles nennt mich Gupferl!"

„Hat dich ja der Löffel-Greg auch nit anders genannt."

„Ja der," antwortete die Magd etwas unwirſch, „der hat's nit anders gewußt."

„Haſt du ihm deinen Namen nit geſagt?"

„Er hat mich nie darum gefragt."

„So will ich dich drum fragen."

„Alsdann müßt' ich erſt lang' nachdenken wie ich heiß'," verſetzte ſie, da ſie nun ſchon in gutem Redefluß waren. Sie redeten ſich faſt ſchwer miteinander.

„Ja verſteht ſich, wirſt lang' nachdenken müſſen, wie du heißt!"

„Spaß und Ernſt!" ſagte ſie. „Bin eine Weile in Graz geweſen, als Dienſtmagd bei einer Herrſchaft. Dort haben ſie mich Mitſchka gerufen, weil meine Vorgängerin eine windiſche Mitſchka war und ſie den Namen ſo gewohnt ſind geweſen. Früher, in meinem Aufwachſen bei den Bauern, haben ſie mich alleweil nur das Gupferl geheißen, weil ich wohl freilich ein überflüſſiges Ding bin geweſen, ſo eine unnötige Draufgab', die ſich Keiner verlangt hat."

„Am End' — biſt du gar nit getauft worden!" warf der Franz bedenklich ein.

„Getauft bin ich, das ſteht in meinem Dienſtbotenbüchel, und dort iſt auch mein rechter Name Chriſtine zu finden."

„Chriſtine, alſo!" ſagte der Mann mit leiſer Stimme und langte nach ihrer Hand. „Chriſtine! Und nit mehr das Gupferl, für mich am allerwenigſten. — Schau, ich will was reden, Chriſtine, aber ich red' mich hart, Chriſtine. Bei mir iſt es kein Leichtes. Ein Gewerbe, das nit alleweil gut geht. So viel kleine Kinder. Ich ſelber hab' auch meine Fehler, es iſt nit leicht für Eine, die bei mir daheim ſein ſoll, es iſt nit leicht, Chriſtine. Wenn ich nit thät wiſſen, daß du ſchon was Hartes gewohnt worden biſt, Chriſtine, ich hätt' nit den Mut . . .“

So weit kam er, aber jetzt wurde ihm enge in der Bruſt. Sie ſchwieg und war angelegentlich mit dem Chriſtbaum beſchäftigt, alſo mußte er doch weiterſprechen.

„Mein Hausweſen,“ fuhr der Franz mit großer Beklommenheit fort, „das kennſt ſchon. Es iſt halt klemmig, klemmig. Meine Kinder . . . . Wie wir im vorigen Frühjahr ihre Mutter in die Erde haben gelegt, habe ich die größeren zwei damit tröſten müſſen: Wir bauen ſie an wie das Korn und ſie ſteht bald wieder auf . . . . Seitdem du ihnen das Gewand haſt gemacht, ſprechen ſie alle Tag von der neuen Mutter . . . . Ich weiß es wohl. Mir iſt ſchon leichter, daß ich dir's geſtehen hab' können . . . .“

„Was redeſt ſo viel herum, du Lapp, ich nehm' dich ja!“ ſagte die Magd ruhig und feſt. Und fuhr dann fort: „Sie mögen ſagen, ich werf' mich den Männern gleich ſo an den Hals. Meinetwegen. Das erſte Mal hab ich's gethan und brav Lehrgeld gezahlt dafür. Das zweite Mal thu ich's wieder und will mir die Lehr zu Nutzen machen. Ich ſtell' mich am liebſten dort hin, wo es was zu thun giebt für mich. Bei dir giebt es was zu thun. Ich verlang' mir kein Wohlleben, Not und Tod will ich mit dir teilen, mit dir und unſeren Kindern. Nur hart ſollſt nit ſein auf mich; ich bin inwendig ſchon ſo voller Wunden vor Härte und Rohheit, die ich leiden hab' müſſen mein Lebtag. Recht lieb und gut mußt ſein mit mir, Franz, ſchau mich jetzt wohl an. Und wenn du meinſt, daß du es kannſt ſein, ſo in Gottesnamen . . . ."

Sie hielt ihm die Hand hin, die tannenbaumharzige, und er legte in Demut und Vertrauen die ſeine darauf.

— — — — — — — — — — — —

Es iſt ein guter alter Brauch der Erzähler, daß ſie ein paar Leute, wenn ſie nach Hinderniſſen und Fährlichkeiten endlich zuſammengekommen ſind, ſich ſelbſt überlaſſen. Der erſte Tag iſt ja wunderſchön, fürs weitere hält man ſich Augen, Ohren und Herz zu und denkt, es wird wohl ſo bleiben. Bei unſerem Ehepaar Franz und Chriſtine iſt keine Urſache vorhanden, den bekannten Mantel der chriſtlichen Liebe darüber zu werfen. Es hätte ſich ja auch hier weiſen können, daß die Magd doch das Gupferl bleibt, ſowohl beim Ehemann als auch bei den heranwachſenden Kindern, denn, wenn jemand gar ſo ſelbſtverſtändlich iſt, dann erſcheint er als überflüſſig und wenn ein Menſch gar zu gut iſt, dann wird er aufgefreſſen.

In der Strohdachdeckerfamilie war es doch nicht ganz ſo. Ich habe ſie gut gekannt in meiner Jugend. Wohl auch bei ihr holperte es manchmal, aber wo holpert es denn nicht auf dieſem rauhen Erdboden! Arme Arbeitsleute verſtehen es manchmal viel beſſer, leidlich durchzukommen, als ſolche, welche vom Leben gar ſo viel verlangen, aber ihm nur wenig leiſten wollen. Der Franz regierte fleißig auf den Dächern der Gegend umher, und die Chriſtine betete fleißig, daß ihn ſein Schutzengel behüte. Der Franz brachte die erworbenen Groſchen getreulich ins kleine Familienhaus und die Chriſtine verwaltete ſie und wendete ſie mit bewundernswerter Klugheit an zu Aller Segen. Weil die Chriſtine gehört hatte, Kinder müßten mit Strenge erzogen werden, ſo band ſie ſich gleich anfangs aus Birkenreiſern eine große Rute. Die Rute wurde von den Mäuſen zernagt, die Kinder hingen an den Kittelfalten der neuen Mutter, und je größer ſie wurden, deſto näher wuchſen ſie ihr ans Herz heran. Es war im Deckerhäuschen wohl viel Gelegenheit zum Kümmern und Sorgen, aber es war keine, um unglücklich zu ſein.

Nachdem in ſolchem Wandel mehrere Jahre vergangen waren, und die Chriſtine eines Tages am Herde ſtand und für das Mittagsmahl eine hübſche Anzahl ſtattlicher Speckknödeln kochte, hörte ſie von der Gaſſe herein eine heiſere Stimme rufen: „Der Löffelmann iſt da! der Löffelmann iſt da!“

Sie eilte erſchrocken ans Fenſterlein und guckte hinaus. Dort am Brunnentrog kauerte er, ſchaute rings um ſich und wartete auf den Erfolg ſeines Lockrufes. Er war's. Aber mager und gebeugt und runzelig und grau war er geworden, und ſein Gewand — o Gott, ſein Gewand! Einen Karren hatte er nicht mehr, ſeine Holzwaaren ſchleppte er in einem Buckelkorbe, und wie er dieſen jetzt ſo auf den Kopf des Troges geſtützt hat, zieht er mit zitternder Hand ein zuſammengeknülltes, blaues Sacktuch hervor und fährt ſich damit über das Geſicht. Es wollte niemand kommen, um Sprudeln und Löffel zu kaufen. Mit der hohlen Hand ſchöpfte er ſich Waſſer in den Mund, dann traf er Anſtalten, mit ſeinem Korbe weiter zu humpeln.

Die Chriſtine legte mit der Gabel einen Knödel auf den Teller, dann noch einen zweiten dazu. Hernach warf ſie die Knödeln wieder zurück in die Pfanne, rief das größere Mädel und befahl ihr, die Pfanne mit dem ganzen Inhalte von Knödeln dem armen Mann hinauszutragen, der dort am Troge ſitze. Denn daß ſein „Leibfehler" ſich immer noch geſteigert haben würde, das war ihre Vermutung.

Während ſie raſch daran ging, um ein friſches Mittagsmahl zu bereiten, kam der Franz heim. Ein klein wenig war er überraſcht, als er draußen den Bettelmann lebhaft beſchäftigt mit der Pfanne ſah.

„Ja, Franz," ſagte die Chriſtine, als er bei ihr in der Stube war und beide durchs Fenſter ſchauten, wie der Gaſt am Brunnen die Mehlklöße handvollweiſe in den Mund ſteckte und verſchlang. „Ja, Franz, dieſem Menſchen dort haben wir zwei viel zu verdanken. Wär' der nit geweſen, ſo hätte ich den Unterſchied zwiſchen dir und — Anderen nit erfahren."

„Der Greg!"

„Laß ihn nur gehen, ſchau, er geht ja ſchon. Und wie er dahintorkelt. Armer Schelm!" Sinnend blickte ſie ihm nach, ſo lange er zu ſehen war, dann ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte wie im Traume:

„Ich weiß nur nit, Franz, ob ich bei dir beſſer worden bin — oder ſchlechter."

„Chriſtine!"

„Weil ich für dieſen Menſchen ſo gar kein Mitleid mehr kann verſpüren."

◆

Die Geſchichte vom trutzigen Hanele.

Zwiſchen Wald und Weide ſtand der Wiesmeierhof, wie er heute noch ſteht. Jung Hanele war ganz allein daheim, ſie und die große graue Katze. Alles Andere war ausgegangen, ausgeflogen, ausgefahren. Die Leute waren bei der Hochzeit im Dorfe. Jung Hanele ſollte zwar auch dabei ſein, gehörte ja doch dazu, wenn ihre Schweſter getraut ward, aber ſie hatte mit der flachen Hand in die Luft hineingeſchlagen und geſagt, bei ſo Dummheiten wolle ſie nicht dabei ſein. Jung Hanele hätte ihn ja ſelber haben können, den Bräutigam, aber die Mannsbilder waren ihr unſäglich zuwider! Und doch würde ſie ihn genommen haben, wenn ſie hätte ahnen können, daß ihn ſonſt die Schweſter nimmt — dieſe falſche Kreatur! — Bei ſolcher Hochzeit wollte ſie nicht dabei ſein, da blieb ſie hundertmal lieber daheim bei der grauen Katz'.

Was giebſt mir, neugieriger Leſer, wenn ich dir Jung Hanele beſchreibe? Das Mädel iſt ſo ſchön, daß ein gewöhnliches Trinkgeld nicht kleckt! Der Luger-Steff wollte Haus und Hof dafür geben, hat's aber nicht bekommen. Der Petſchen-Anderl gab ſeine Ehre dafür, indem er eine Verlobte im Stiche ließ, der Hanele wegen, hat ſie aber nicht bekommen. Dem Holzknecht Veitl koſtet ſie vorläufig das ganze Lebensglück, und doch hat er ſie nicht bekommen. Sie hatte ſeidenweiches Haar von rötlicher Farbe, das ſpielte allerhand Ringlein über die Stirn herab, allerhand Schlänglein über den runden Nacken hinunter. Solche Haarſchlänglein ſind das gefährlichſte Reptil! Von dieſer Spezies war auch die Schlange im Paradieſe. — Noch bedenklicher waren die von langen, leicht aufgeſchweiften Wimpern eingefriedeten meergrünen Äuglein; jeden, den ſie damit anblinzelte, zuckte es bis ins Mark hinein. Zum Glücke blinzelte ſie ſelten. Und das feingebaute, etwas ins Längliche gezogene Näschen, welch ein unwiderſtehlicher Wegweiſer hinab zum roten Lippenpaar! Dieſen ganz einzigen Mund näher zu beſchreiben iſt geſetzlich verboten, weil ſchon mancher, der ihn zwar geſehen, aber nicht küſſen durfte, daran verrückt worden iſt. Beſagten Mund ſprechen zu hören, war weniger gefährlich, wie wir noch ſehen werden.

Dieſes Dirndl nun war im Wiesmeierhof allein zu Hauſe. Mit einem Reibeiſen ſchabte ſie von dem Salzſtocke das Salz für die Mittagsſuppe. Die Graue ſtrich weichmütig auf dem Tiſche um und legte im Vorüberſchleichen manchmal den langen Schweif an die hochgerötete Wange der Maid. Hanele war recht verdrießlich, doch dieſes Schmeicheln und Streicheln der Grauen that ihr faſt wohl.

Plötzlich hielt ſie in ihrem Salzreiben ein und horchte. Draußen war ein Wagen des Weges herangerollt, und der hielt nun vor dem Hauſe ſtill. Was kann denn das ſein? Sollte es dem Bräutigam zu langweilig geworden ſein bei der Hochzeit? — Ein einſpänniges Steirerwägelein, auf dem Bock der alte Rucker-Ferdl mit dem kleinen braunen Geſicht und dem grauen Schnurrbart drin. Hinter ihm Bündelwerk und der Holzknecht Veitl. Alle vierzehn Nothelfer, der Veitl! der ihr ſchon dreimal die Lieb' hat abbetteln wollen, und den ſie ebenſo oft kalt hat ablaufen laſſen. Ein ſauberer Burſche, wie er jetzt aus dem Wagen ſprang, ſauberer ſchon, wie der Schweſter ihr Bräutigam. Das ſchwarze Bärtlein in ſeinem Geſicht iſt zwar nicht groß, man ſieht es aber ſchon. Im Sonntagsgewand ſtolziert er, und es iſt doch Montag. Mit einem Stock geht er und hat doch ſo junge Füße; gar ernſthaft thut er, wo er ſonſt doch ein ſo luſtiges Blut iſt. Was das heißen ſoll? Jetzt geht er an die Hausthür, dreht an der Klinkel — iſt aber zugeſperrt.

„Iſt niemand daheim?“ ruft er. Gott, was der heute für eine heiſere Stimme hat! „Iſt niemand daheim?“ ſchreit er, das klingt ſchon heller, und lebhaft klappert die Klinkel. Die Hanele ſchießt lautlos in der Stube hin und her und reibt die Fäuſte ineinander. Er will herein. Was ſoll ſie thun? Macht ſie auf, ſo bleibt er nicht draußen; und läßt ſie zugeſperrt, ſo kann er nicht herein!

„Oder fürchteſt du dich vor mir?“ rief draußen der Burſche. — Was hat er geſagt? — Jetzt zeigte ſie ſich am Fenſter: „Fürchten? ha ha, da müßteſt du ein Anderer ſein, oder ich eine Andere!“

„Nun, ſo riegle auf, Hanele. Es iſt was Wichtiges und ſoll das letztemal ſein, daß ich dir Umſtänd' mach'!“

So feierlich! — Sie ging zur Thüre und ſchob den ſchweren Holzriegel zurück, damit er ſehe, daß ſie ſich nicht fürchte. Der Veitl, den braunen Lodenhut in die Stirn gedrückt, trat über die Schwelle, ging an ihr vorbei in die

Stube, als wäre er des Hauſes Herr und ſie die Magd. Das wollte ſie doch ſehen, von woher dieſer Menſch heute ſeine Keckheit hat! Sie ging ihm nach, mitten in der großen Stube ſtand ſie mit feſt geſtemmten Armen ſtill und ſagte: „Nu, was verſchafft mir die Ehr'?"

„Hanele!" ſprach er, ſeine Stimme war unſicher, in ſeinem jungen Geſichte zuckten die Muskeln. „Ein Behüt' Gott will ich dir noch ſagen . . . weil ich fortgeh'!"

„Ja ja, die Thür ſteht eh noch offen," war ihre Antwort.

„Du kannſt wohl froh ſein, Hanele. Nachher haſt vor mir Ruh' — dein Lebtag lang."

Sie horchte ein wenig auf.

„Der Rucker-Ferdl fährt mich nach Thalham auf den Bahnhof," fuhr er ſtockend fort. „Ich gehe nach Amerika."

Sie ein Weilchen ganz ſtill, dann: „So nach Amerika gehſt. Da hinüber ſoll der Weg ſo viel naß ſein."

„Wirſt gehört haben, daß von Babelbach und Sankt Georgen eine Auswanderergeſellſchaft nach Amerika geht, da mach' ich halt mit."

„Wer hält dich denn zehrungsfrei unterwegs?" Wie ſie das ſagte, es war weder Neugierde, noch Teilnahme, es war Spott.

Er antwortete ruhig: „Am Samstag habe ich beim Gericht meine kleine Erbſchaft von Vatersſeiten bekommen. Herüben fleckt's nicht viel, will ich's halt drüben damit probieren."

Strich die Hanele ein wenig ſo an der Wand hin, als wollte ſie zum Fenſter hinausgucken. „Na, haſt recht. Geh nur. In Amerika kriegt man ja alles zu kaufen, wie man hört — auch Leut' — wer umſonſt keine bekommt."

„Sklaven halt ich mir nicht," antwortete er, ohne den argen Hohn weiter zu beachten. „Wie es mir wird gehen, das weiß ich freilich nicht. Hart wird es ſchon ſein für unſereinen, und anfangs ſchon gar. Es gehen viel' zugrunde."

„Wird dir gewiß recht gut gehen. Ich wünſch' dirs!" Alſo ſie; die Worte waren kalt und ſchrill wie Eiszapfen, die von den Dachtraufen fallen.

„Weiß nicht, wie das iſt," ſagte der Burſche und that bei ſeinen Fingernägeln um, als wollte er nachſehen, ob ſie wohl in Ordnung wären. „Ich hab' kein' Vater und Mutter, kein' Geſchwiſter und nichts mehr daheim, und — geh doch hart fort. Recht hart. Wenn ein Menſch wär', der mir zum letzten Abſchied ein treuherziges Behüt' Gott thät ſagen und ein gutes Wort, und daß ich den erſten Tag, wenn ich fortgeh', nicht auch ſchon vergeſſen bin."

„Wer ſo weit fortgeht, der muß es freilich auch leiden, wenn er vergeſſen wird!" lachte ſie auf, verzog aber dabei keine Miene.

„Und ſonſt ſagſt du mir gar nichts?"

„Ja, alſo behüt' Gott, ſag' ich!" —

Jetzt ſchwieg der Veitl, auf der Ofenbank ſchnurrte etwas, und das war die graue Katze.

Der Burſche ſtellte ſich dem Dirndl um einen Schritt näher, bohrte ſeinen Blick gleichſam in ihr Geſicht, und was er nun ſprach, das ſagte er leiſe, aber ſehr deutlich: „Du glaubſt es, daß ich nach Amerika geh'? Du glaubſt es wirklich? Und daß ich drüben ohne deiner anfangen werde, wie ich herüben aufgehört hab'? Und daß es ſich nur um den Katzenſprung übers Waſſer handelt? — Daß ich dir's nur ſag', Hanele, ich gehe nicht nach Amerika, ich gehe viel weiter fort."

„Uh, noch weiter! Wohin denn lauter?"

„Ich will dir meinen Reiſepaß gleich zeigen," verſetzte er, langte in den innern Rockſack, wo andere Leute ihre Brieftaſche oder ihr Gebetbuch haben, und zog eine Piſtole heraus.

In einer ſchier luſtigen Weiſe ſchlug das Dirndl die Hände zuſammen: „Unter die Banditen willſt?"

„Hanele," ſagte er und hielt die Waffe mit beiden Händen prüfend und wiegend ſo vor ſich hin. „Am letzten Sonntag, wie du mir dieſelbig' Antwort haſt gegeben, daß — nein, ich mag's gar nicht ſagen —"

„Ja, ja, ich weiß ſchon, ſtrapazier dich nicht."

„Darauf bin ich ſchnurgerade in den Markt hinab und hab' mir dieſes Pfeiferl gekauft. Du willſt mich lebendiger nicht, vielleicht magſt mich toter."

„Aber Bürſchel!" ſagte ſie mit einer Miene von Überraſchung, der man leicht anmerkte, daß ſie eine gemachte war, „du wirſt dich doch nicht da vor meiner über den Haufen ſchießen wollen?"

„Schau dir die Komödie nur an," verſetzte er mit einer unendlichen Bitterkeit, „ich glaube nicht, daß dir den Gefallen ſobald wieder Einer thun wird. Kannſt dir nachher doch was zugut thun dein Lebtag lang: meinetwegen hat ſich einmal Einer erſchoſſen."

„Verſteht ſich, als ob das was Beſonderes wär'! Wenn das Mannsbild nicht einmal ſo viel Kuraſch hätt', ſich das Kügerl in den Leib zu ſchnellen, dann wär's eh kein Mannsbild mehr."

„Hanele," ſprach er mit leiſe zitternder Stimme, „wirſt mir eine Handvoll Erden nachwerfen ins Grab?"

„Im Grab haſt eh Erden genug," gab ſie zurück.

„Spott und nichts als Spott!“ brauſte er auf. „Dirn, ich ſag dir's, du wirſt mich einmal mit blutigen Fingern aus der Erden graben wollen, aber —“

„Nun? Verſchlagt's dir endlich die Red'!“

„Aber ich werd' nicht drinnen ſein!“ rief er aus.

„Na, ſo mach!“ ſchrie jetzt draußen der Rucker-Ferdl auf dem Wagen, denn das Pferd ſtrampfte unruhig mit den Vorderbeinen, „ſchau, daß du fertig wirſt, Veitl, die Kathrin wird dir was pfeifen, wenn ſie ſo lang' warten ſoll!“

„Hörſt es?“ fragte der Burſche das Mädchen, dabei ſteckte er die Piſtole in den Sack und ſein Geſicht veränderte ſich von der länglich gezogenen Betrübnis zu einem breitgezogenen Lächeln. Das war ihr gleich nicht geheuer. Er bog ſeine Knie krumm, ſtreckte ſeinen Kopf vor: „Ja, Hanele! Und haſt du auch das geglaubt? Haſt du denn wirklich geglaubt, daß Einer wegen deiner nach Amerika gehen oder ſich totſchießen wird? Du biſt ein kindiſches Mädel!“

Sie bäumte ſich auf und war ſprachlos.

„O nein, Schatzerl,“ fuhr er fort, „nicht übers Waſſer und nicht unter die Erde. Ich gehe noch viel weiter fort von dir. Nach Amerika könnteſt du mir leicht nachkommen, aufs Grab könnteſt du mir Blumen legen und Weihwaſſer gießen und ſagen: das iſt meines Liebſten Ruheſtatt. O nein, Kindlein, ſo leicht ſollſt du mich nicht haben. Ins Land, wohin ich jetzt fahre, ſind alle und alle Brücken abgebrochen zwiſchen mir und dir. Ich gehe in den heiligen Eheſtand, und der Rucker-Ferdl fährt mich eben nach Thalham zum Lindenwirt, wo die ſchöne Kellnerin iſt, die Kathrin. Wir haben heut' miteinand' das Verſprechen, und ſo bin ich unterwegs da bei dir zugekehrt auf ein Behüt' Gott und nichts für ungut. Und jetzt geh' ich."

„Verdammter Köter!" fuhr die Hanele in dieſem Augenblicke kreiſchend auf und ſchleuderte das Reibeiſen hin gegen die Ofenbank nach der ſchnurrenden Katze. Dieſe ſprang mit zwei großen Sätzen hinter den Ofen hinauf und trat einen alten Topf herab, daß er in Scherben borſt. Aus dem dunkeln Winkel funkelten ihre grünen Augen.

Der Veitl ging recht behaglich zur Thüre hinaus. Die Hanele rief ihm mit gellendem Lachen nach, was das für ein Mann ſei, der ſich vor einer alten Katz' fürchte? Ob er ihr denn nicht die Gutheit erweiſen wolle, das verrückte Vieh vom Ofen zu fangen, bevor es das ganze Geſchirr in Scherben ſtürze? — Auf dieſen Leim ging der Vogel. Er kehrte um, und nun begannen beide nach der Katze zu jagen. Dieſe ſprang vom Ofen auf die Wandſtelle, trat dort einen blechernen Kerzenleuchter herab, ſprang auf den Tiſch mitten in das ſtäubende Salz, und nun wurde ſie erſt wild, ſie nießte, ſie ſchnurrte, ſie kreiſchte, ſie ſprang von Bank zu Bank, von Wand zu Wand, unterwegs allerhand Sachen zu Boden ſtürzend — endlich flüchtete ſie vor den ausgeſtreckten Armen des Burſchen und vor dem greulich drohenden Beſen des Dirndls hinter einen großen Schrank. Jetzt war nichts zu machen. Und weil nichts zu machen war, lehnte die Hanele den Beſen an die Wand, wendete ſich in den Winkel und hub ſachte an zu ſchluchzen.

Ob ſie ſich weh gethan habe? fragte der Veitl.

Sie ſchluchzte erbärmlich, war keines Wortes mächtig; endlich begann ſie zu lallen und zu klagen über die Falſchheit der Männer. Wenn eine in Züchten und Ehren zurückhaltend ſei, und den Verlockungen des Liebſten nicht auf der Stelle Gehör gebe, gleich laufe der zu einer andern und benutze die gute Ausrede für ſeine Treuloſigkeit.

Der Veitl ſtand mitten in der Stube und warf ihr das Wort hin: „So? Aus lauter Züchten biſt ſo hart geweſen auf mich! Hätteſt mich nach Amerika auswandern laſſen aus lauter Züchten, hätteſt mich in Verzweiflung einen Selbſtmord begehen laſſen aus lauter Züchten und Ehren! Und zuletzt, Hanele, zuletzt nimmſt mich doch?“

„Freilich!“ ſchrie ſie und wollte auf ihn zueilen.

Er trat einen Schritt zurück: „Aber ich nehm' dich nicht.“

Ging zur Thür hinaus, ſprang in den Wagen und fuhr davon, die Richtung gen Thalham.

* * *

Ein qualvoller Tag war das für Jung Hanele. Und qualvoll war der Abend, als die Schweſter heimkam mit ihrem jungen Manne. Der Maid Herz und Sinn war zu Thalham beim Lindenwirt. Dort war ihre Hölle, und doch konnte ſie ihre Gedanken und Vorſtellungen nicht losreißen von dem Lindenwirtshauſe, wo nach ihrer Meinung der dümmſte der Männer und die ſchlechteſte der Frauenzimmer Verlobung feierten.

Der dümmſte der Männer war nicht bis Thalham gefahren. Eine Stunde davon, bei der Waldenbühler Gewerkſchaft, war er abgeſtiegen und hatte dem Rucker-Ferdl lachend einen ſchönen Dank geſagt. Der Ferdl hatte vom Holzknechte einen andern Fahrlohn auch nicht erwartet und fuhr mit ſeinem Wollenbündel luſtig weiter nach Thalham zum Weber.

Der Veitl ſprach in der Gewerkſchaft um Arbeit zu, die er auch fand im dazu gehörigen ſchlagbaren Dreibrunnbergforſt. Er ſtand als Holzknecht ein für Jahr und Tag. Und Amerika? Ha, wer wird nach Amerika gehen, wenn's daheim zu roden giebt! Und die Piſtole? Ha, wer wird das Bleikügelchen ſich in den Leib ſprengen, wenn ſo viele Rehlein umlaufen im grünen Wald! Und heiraten? Ha, ha, ha, wer wird's einer einzigen ſo gut meinen, wenn darob zehn andere Dirnlein arg böſ' werden! Wir bleiben unſer's ſelber. — Der Waldberg iſt ſteil, die Bäume ſind hart, aber unſer Holzknecht iſt friſch und ſtark. Bei der Wochenarbeit freut er ſich auf die Luſtbarkeit am Sonntag, und bei der Luſtbarkeit freut er ſich wieder auf die Arbeit. Im Winter freut er ſich auf den Sommer, wenn die Bäume leichter zu ſchlagen ſind; im Sommer freut er ſich auf den Winter, wenn die Blöcke auf Rieſen und Schlitten leichter zu Thal zu bringen ſind. Und Jung Hanele iſt ein Unband, an das er nicht mehr denkt.

Aber Jung Hanele iſt auch ein Weib, und viel ſinnt ſie darüber nach, wie ſie den ihr entkommenen Burſchen wieder in ihre Gewalt bekommen könnte. Daß es mit des Lindenwirts Kellnerin nichts geworden, war ihr wohl ein rechter Troſt; aber daß auf dem Kirchwege nun der Veitl gar gleichgiltig an ihr — der Hanele — vorbeiging, als wäre ſie eine Wegſäule, das bekümmerte ſie ſchwer. Ja, vor der Wegſäule rückte er fromm ſein grünes Hütlein, vor ihr rückte er gar nichts, that, als wäre ſie Luſt und nicht einmal eine friſche, denn er ſchnupperte mit der Naſe, wenn er an ihr vorbeikam.

Daß der Veitl gar ſo ſtolz und wegwerfend that, war ihr übrigens ein tröſtliches Zeichen: ganz gleichgiltig iſt ſie ihm nicht; liebt er ſie ſchon nicht mehr, ſo haßt er ſie doch wenigſtens, und das iſt immerhin etwas . . . Jung Hanele kennt ſich aus.

Übrigens, wenn er falſch war, ſo kann ſie auch falſch ſein. Daß ſie nach Amerika reiſen will, kann ſie freilich nicht ausſprengen. Daß ſie ſich mit einer Piſtole erſchießen wird, glaubt man wahrſcheinlich nicht, und daß ſie lebendig in den Himmel fahren wird, glaubt man noch weniger. Das Gerücht vom Heiraten wäre ſchon recht, aber wenn's dann nicht dazu kommt, iſt's für ein Dirndl umſo ſchlimmer. Womit ſoll ſie denn locken?

Eines Tages iſt in der Gegend große Neuigkeit. Dem Kaplan von Sankt Georgen iſt ſie vertraut worden, und der predigte ſie von der Kanzel herab zum guten Beiſpiel: Die Wiesmeier-Tochter geht ins Kloſter.

„Um ſo was iſt's ſchade!“ meinten einige Mannsleut', die nur ihr arg ſchönes Lärvchen kannten. Allein, als Jung Hanele nachher auf dem Kirchwege wieder dem Holzknecht Veitl begegnete, ſah ſie zwar nicht, was er für ein Geſicht machte, denn ſie ſchlug ihr Auge zu Boden, hörte aber, was er pfiff. Er pfiff das ſchöne Lied: „Z' Lauterbach hab' ich mein' Strumpf verlor'n.“

Nun war's in einer der nächſten Nächte, als es in der Holzknechthütte des Dreibrunnbergforſtes ſtill geworden und die Holzleute der Reihe nach auf ihren Strohpolſtern lagen, daß der Veitl aus dem Schlafe redete „Das Unband hat recht,“ lallte er, „ins Kloſter, dort braucht ſie's nicht, was ſie nicht hat.“

„Von der Wiesmeier'ſchen phantaſiert er,“ flüſtert einer der Nachbarn zum andern. „Paß auf, Freunderl, zwiſchen dieſen zweien giebt's was.“

„Ja, weil ſie ſich ſpinnenfeind ſind," verſetzte der Andere.

„Ah, ganz natürlich!" ſpottete der Eine.

„Die möchten einander am liebſten auffreſſen, mein Lieber!"

„Das laß ich gelten, aber anders, als wie du meinſt."

„— Für dort hat ſie, was ſie braucht. Den Kieſelſtein," lallte der Schlafende.

Bald darauf allſeitiges Schnarchen in der Hütte. —

So war der Sommer vergangen und der Winter gekommen. Der ganze ſteile Berghang hinter der Hütte hinauf war abgeholzt, auf der weiten Schneefläche lag blendender Sonnenſchein, und die Knechte waren munter beſchäftigt, die gefällten und entäſteten Blöcke in Haufen zuſammen zu ſchleifen und dann in das Thal zu ſchaffen, wo die Kohlenmeiler ſtanden. Die Holzknechthütte ſtand unter dem Schutze eines Waldſchachens von uralten, wuchtigen Bäumen. Wenn dann die Holzknechte des Abends in der rußigen, rauchigen und doch ſo traulichen Hütte ihre fetten Mehlnocken kochten und verzehrten, wenn ſie Tabak rauchten oder die aus Verſtecken hervorgeholten Stutzen von Staub und Roſt reinigten, da gab es allerhand Geſpräche über Wald, der geſchlagen worden war oder geſchlagen werden ſollte; über Rehe, die auf Schleichwegen erſchoſſen worden waren oder erſchoſſen werden konnten; über Bauernknechte, die bei der letzten Kirchweihe geprügelt worden waren oder bei der nächſten geprügelt werden müßten; über ſeine Dirndlein, die ſchon geliebt worden waren oder demnächſt geliebt werden würden. Der Veitl prahlte ſich laut, daß er deren zwei oder drei habe und überhaupt ſo viele haben könne, als er wolle. Das war ſonſt nicht ſeine Art; der Meiſterknecht, ein kluger, alter Burſche, ſchüttelte auch darüber den Kopf und dachte: den peinigt die Wiesmeier'ſche!

Solches ſchien zwar anders zu ſein, denn eines Tages, als die Neuigkeit umging, Wiesmeiers Jung Hanele wäre ſchwer erkrankt, fragte der Veitl gar nicht weiter nach Art der Krankheit, ſondern trillerte einen alten Ländler. — Er denkt gar nicht an ſie.

— Ich denk' gar nicht an ſie! ſagte er zu ſich ſelber und ſagte es zu jeder Stunde, Tag und Nacht. Da wird es wohl doch wahr ſein, daß er nicht an ſie denkt.

Jung Hanele lag im Bette, von ihren Angehörigen umſorgt, und wimmerte vor Schmerz und ſchüttelte ſich im Fieber und phantaſierte im Schlaf. Der Arzt fühlte ihr den Puls, unterſuchte ihre Lunge, ihre Leber, ihr Herz und wußte ſich keinen Rat. Es war eine höchſt unheimliche Krankheit! Der Puls ging ruhig, das Herz pochte gleichmäßig, die Körperwärme war eine gewöhnliche, und doch der kurze, zuckende Atem, und doch der Schmerz in der Bruſt und doch das Dahinliegen, das Wimmern und Irrereden im Halbſchlummer! Die Schwerkranke verlangte den Geiſtlichen; der Arzt meinte, damit hätte es noch gute Weile; die Kranke verlangte, man ſolle in der ganzen Gegend für ſie beten laſſen; der Arzt meinte, das Beten ſchade niemals. In den Augenblicken, wo Hanele ſich allein ſah, atmete ſie auf und konnte ein wenig ausraſten von ihrer ſchweren Krankheit. — Nun wird er doch kommen! murmelte ſie, er wird ja hören von meiner Krankheit und wird doch kommen und mich beſuchen und mich um Verzeihung bitten.

Aber er kam nicht. — Ja doch, er kam, er ging die Straße daher, er ging am Wiesmeierhofe vorüber, allein er blickte nicht auf zu ihrem Fenſter, denn er unterhielt ſich mit einem Nachbarsdirndl, in deſſen Finger der linken Hand er die ſeinen der rechten eingehäkelt hatte. So trotteten ſie dahin, ſchäkernd, lachend — und Jung Hanele ſah es und hörte es. Da ward ihr namenlos ſchlecht, Hören und Sehen verging ihr, ſie ſank um, ſchlug ihr Haupt hart an die Wand, und als der Arzt wiederkam, fand er zu ſeiner Beruhigung an ihr einen fliegenden Puls, eine heftige Glut, ein tobendes Herz — kurz das ſchönſte Fieber.

Das dauerte ein Weilchen ſo, aber nun war es der Hanele wieder nicht recht. Ihr Vater, der Wiesmeier, that zwar nicht viel desgleichen, denn auch er war ein harter Kopf. Allein ſie merkte es wohl, daß er ſich heimlich um ſie grämte. Die Wiesmeierin war ſchon ſeit einer Weile tot, die eine Tochter war mit ihrem Manne nach Sankt Leonhard gezogen, ſo blieb ihm, dem Vater, nur noch die Hanele. Da nahm ſich dieſe oft vor, ſie wolle ſich alle Dummheiten aus dem Kopf ſchlagen und nur für ihren Vater leben — allein die „Dummheiten“ ſaßen feſter, als ein Menſch glauben mag. Manchmal kommt dem Menſchen vor, ſie ſeien ganz in ſeiner Gewalt, in ſeinem Belieben, er ſpiele nur ſo mit ihnen zum Zeitvertreib und könne ſie ablegen, wann er wolle. Und wenn er ſie eines Tages tapfer von ſich werfen will, da merkt er, daß er's nicht kann, daß er von der Leidenſchaft umſponnen, gefeſſelt iſt und daß ſie mit dem Menſchen ſpielt, anſtatt er mit ihr. Gerade ſo ging es auch Jung Hanele, welche dem alternden Vater leben und den jungen Holzknecht vergeſſen wollte, während ſie doch beinahe das Umgekehrte that. Zum Weinen war ihr oft, wenn ſie ſah, wie wenig ſie ihrem Vater ſein konnte, und doch ſagte ſie ihm nie ein Wort der Liebe — er that's ja auch nicht. Weil aber ihr Herz Nahrung haben wollte, und weil der Holzknecht ſo gar nicht fort wollte aus der Erinnerung, ſo nahm ſie ſich vor, dieſen Menſchen recht gründlich zu haſſen. Es würde ſchon einmal Gelegenheit ſein, ihm etwas anzuthun, etwas recht arges!

Gegen Weihnachten ging es, und alles rüſtete ſich zum heiligen Feſte. Laue Lüfte wehten von den Bergen her, als ob Frühling käme. Jung Hanele hatte am Barbaratage vom ſpröde gefrorenen, mit Schnee bedeckten Kirſchbaum, der hinter dem Hauſe ſtand, einen Zweig gebrochen, ihn in ein Waſſerglas geſteckt und ſo an ihr Bett geſtellt. Bevor noch der heilige Abend kam, hatte dieſer Zweig zwei ſchöne, zarte Blüten getrieben, gerade ſo, wie jener vor einem Jahre bei der Schweſter, die nun einen Mann hatte, und gerade ſo wie der Kirſchbaumzweig vor zwei Jahren bei einer anderen Schweſter, die in dem darauffolgenden Sommer geſtorben war.

In der Nacht, welche dem heiligen Abend vorausging, huben unten im Dorfe die Glocken an zu läuten. Die Hanele ward unruhig, ſtand vom Bette auf, hüllte ſich in einen Lodenmantel und ging hinaus. Auch andere kamen hervor und horchten auf das Läuten. Sie glaubten anfangs, der Meßner habe ſich um vierundzwanzig Stunden geirrt und läute ſchon zur Chriſtmette. Bald merkten ſie es, daß die Glocken um Hilfe riefen. Weitum in der Gegend ſtieg keine Feuerſäule auf am Himmel, kein Flammenrot. Und doch verkündete das oft kurz unterbrochene und dann wieder ſchrill einſetzende Geläute ein großes Unglück. Jemand wollte aus der Ferne ein Donnern gehört haben. Mitten im Winter ein Gewitter? Es war in unſerer Gegend unerhört.

Die Gegend wurde lebendig, die Leute kamen immer zahlreicher aus den Häuſern hervor, riefen einander laut zu, redeten leiſe aber aufgeregt und mutmaßten allerlei. Endlich ſauſte ein Schlitten daher, deſſen Inſaſſe ſchrie kurz und ſcharf heraus: „Vom Dreibrunnberg iſt eine Schneelahn (Lawine) niedergegangen, hat die Hütte verſchüttet mitſamt den Holzknechten!“ Und raſch glitt er davon, um die Botſchaft weiterzutragen.

Nun war alles auf gegen den Dreibrunnberg. Mit Spaten und Schaufeln und Arten und Stangen und Krampen, zu Fuß und auf Schlitten eilten ſie dahin über die blaſſe Schneelandſchaft. Der Vollmondſchein war durch eine leichte Wolkenſchicht gedämpft, und doch war es ſo hell, daß die Laternen, welche vom heftigen Föhn ausgelöſcht worden, nicht wieder angezündet werden mußten. Der Wiesmeier hatte an den großen Waldſchlitten zwei Pferde geſpannt, um alſo ſeine ſieben Knechte zur Unglücksſtelle zu befördern. Auch ein in den Lodenmantel eingemummter Halterjunge hatte ſich auf den Schlitten geſchwungen.

Sie kamen an den Dreibrunnberg, ſie ſtiegen aus, um den Hang hinaufzuſteigen zum Waldſchachen. Aber den Waldſchachen fanden ſie nicht. Ein kahler, ruppiger Schneehügel war da, hoch wie ein Kirchturm und weit ausgeböſcht ins wirre, wüſte Trümmerwerk des Gehölzes hinein. An dieſem Hügel arbeiteten bei rothem Fackelſchein ſchon Männer, der Stelle zuſtrebend und grabend, wo die Hütte geſtanden war. Vorne auf dem Platze, in Schnee gebettet, lehnten zwei der Holzknechte, welche in der verſchütteten Hütte gewohnt hatten. Sie wurden mit Schnee gelabt und als ſie aus der Ohnmacht erwachten, ſchauten ſie ſehr betroffen um ſich, wußten nicht, wo ſie waren, und erzählten nachher von einem ſchaudervollen Sauſen und Brauſen und von einem Erdbeben, welches alles verſchlungen habe. Sie, die beiden, hätten noch einen Sprung gemacht zur Thür hinaus, da dieſe ſich unter Krachen ſchon zu verſchieben begann, wären dann in die Lüfte geſchleudert worden — und weiter wüßten ſie ſelber nichts. — Und die Anderen? die Kameraden? — Ja, die ſeien wohl auch aufgeſprungen, hätten aber wahrſcheinlich den Ausweg nicht mehr gefunden.

„Veitl!“ Das war jetzt ein gellender Schrei, wer ihn ausgeſtoßen, wußte man nicht. Der Halterjunge vom Wiesmeierhof hatte einen Eiſenkrampen ergriffen und grub an Seite der übrigen mit größtem Eifer drauf los. Eine geſegnete Arbeit war's. Fünf Männer gruben ſie aus dem Schnee; einer derſelben war ſchwer, zwei waren leicht verwundet, die Übrigen zwei unverletzt, nur betäubt. Der Halterjunge riß jeden empor, daß er ihm ins Geſicht ſähe und ſetzte dann ſeine Arbeit fort.

„Aber es iſt ja niemand mehr drin!“ rief ihm ein ſchwarzer Kohlenbrenner zu. Der Junge, immer den Lodenmantel feſt um ſich gebunden, grub und grub.

Einer der Männer riet, daß — nachdem die Rettung geglückt — man ſich eilig entferne, denn oben am Berghange ſei es unruhig und bald werde die zweite Lahn niedergehen.

„Veitl!“ ſtöhnte der Junge.

„Iſt ja ſchon voraus,“ verſetzte ein Holzknecht.

„Und iſt er noch drin, ſo gnad' ihm Gott!“ ſagte ein

Zweiter. „Dann werden wir ihn ja wohl einmal finden. Jetzt heißt's auf ſich ſelber denken.“

Die Fackel war ausgelöſcht worden, die Männer verzogen ſich, zwei Holzknechte trugen auf einer Bahre den ſchwer verletzten Kameraden. Über der ungeheueren Schneewucht war die ſtille dunkle Nacht, nur von dem Scharren und Graben des einen Krampens belebt. Denn der Halterjunge war geblieben, arbeitete unaufhörlich und grub ſich in die Maſſen des Schnees.

Zwiſchen Balken und Baumſtämmen eingeklemmt und gleichzeitig geſchützt lag der Holzknecht Veitl lebendig begraben unter der Lawine. Eine Weile mochte er nichts von ſich gewußt haben, dann erwachte er, fühlte ſeine Lage und ſein erſter Gedanke war: Von einer Schneelahn verſchüttet! Er hörte Männerſtimmen, hörte Schaufeln und Graben, er wollte rufen, es verſagte ihm die Stimme. Allmählich aber ward es ſtille. — Na, gute Nacht! dachte der Burſche, jetzt wird geſtorben. Aber langweilig hergehen wird's. Das Erfrieren und Verhungern geht ſchwer im Schnee, das Verdurſten gar nicht. So hölliſch eingeklemmt ſein! Nicht einmal in den Hoſenſack kann ich mit der Hand ums Meſſer. Ein Aderl aufmachen, und gleich wär's vorbei. Ah nein, wer weiß, ob's ihm recht wär'. Dem da oben, er hat's nicht gern, wenn ſich der Menſch ſelber abthut. Und jetzt muß ich mich gut mit ihm ſtellen. — Schad' ums Mädel, daß ich's nicht hab' haben können. — Ich will ein paar Vaterunſer beten .... Das waren ſo die Gedanken des jungen Holzknechtes, der unter Schnee und Trümmern verzwängt lag. — Da hörte er kniſtern und graben. Er verſuchte es nochmals mit dem Schreien. Jeſus Maria, war das eine unheimliche Stimme! Vor ſeinem eigenen Schrei graute ihm. Das Graben wurde noch lebhafter und kam näher. Plötzlich fiel die Wand wie ein Vorhang nieder. Eine wunderbare Dämmerung war vorhanden, in derſelben ſtanden Schneelaſten, Bäume und ein Menſch, der jetzt mit dem Krampen einen Balken locker riß und ſo den eingeklemmten Menſchen befreite. Zwei Arme zerrten ihn aus dem Gewirre, und als er frei war, ganz frei und aufrecht unter freiem Himmel ſtand, da warf der Retter ſein Werkzeug hin und lief davon. — Das nächtige Dämmerlicht war hell genug geweſen, der Veitl hatte dem Burſchen ins Geſicht geſehen, hatte gut geſehen, hatte mehr geſehen, als er in ſeinem Leben je zu ſehen verhoffen konnte ....

Das Unband war's geweſen. — Natürlich nur ihr Geiſt, denn ſie ſelber iſt ja krank. Übrigens, gar ſo natürlich iſt es doch wieder nicht, wenn der Leib in Ohnmächten dahinliegt und der Geiſt thut mit einem Eiſenkrampen verſchüttete Holzknechte ausgraben ....

Der Himmel wurde immer heller, die Wipfel der wenigen noch ruppig aufragenden Tannen ſtanden nicht mehr ſchwarz drin, ſondern grünten ſich. Ein Spätzlein zwitſcherte. Der Veitl ſtand ſo herum und betrachtete den Platz. Ein paar Dachbretter lagen im Schnee, eines mitſamt der Firſtlatte hing hoch am arg zerzauſten Baumaſt. Sonſt von der Hütte keine Spur. Die Schachenbäume waren zerriſſen, geknickt, geſpalten, ragten teils nur in ſplitterzackigen Strünken aus den Schneemaſſen hervor. — Was wird's mit meinen ſieben Kameraden ſein? dachte der Veitl und war unentſchloſſen, ob er um Leute gehen oder gleich ſelbſt an der Stelle Hand anlegen ſollte. Da hub es an zu donnern, hoch oben am Berghange wurde es lebendig — der Veitl lief in großen Sätzen quer ſeitab und bald war Baum und Buſch eingehüllt von einer ungeheueren Schneeſtaubwolke. Den Holzknecht hatte eine unſichtbare Macht in einen Wachholderſtrauch geſchleudert, aus welchem er nach einiger Zeit langſam wieder aufſtand, um zu trachten, daß er weiter komme. — Mir ſcheint, ſagte er zu ſich ſelber, der Herrgott ſegt heute die Welt aus und unſereiner ſteht ihm überall im Wege um.

Als er im ſicheren Thale auf der glattbeſchlitteten Straße dahinging, hörte er zur Rechten und zur Linken von den Bergen her das hohle Sauſen niedergehender Lahnen; von manchen, die in fernen Seitenthälern abfuhren, dröhnte in den Wäldern nur der Widerhall. Unterwegs fand der Holzknecht auch zwei ſeiner Kameraden, und er ſah und hörte, daß alles gut war. —

Wohin wandert jetzt der Veitl? Daran hatte er ſelbſt nicht gedacht — die Füße wußten es beſſer.

Im Wiesmeierhof war alles beſchäftigt mit Vorbereitungen zum Chriſtfeſte; im Ofen buk es, auf dem Herde briet es, in den Stuben ſcheuerte es, in den Ställen legten Knechte dem Viehe friſche Streu. Der Wiesmeier ſelbſt ſchritt ſchon im Feiertagsgewande umher, um überall nach dem Rechten zu ſehen. Der Holzknecht Veitl, welcher in den Hof trat, wich dem Bauer ein wenig aus, hingegen fragte er eine alte Magd, die im Vorhauſe den Fußboden wuſch, nach Jung Hanele.

„Hanele? Die wird halt in ihrer Kammer ſein,“ war die kurze Antwort, die übrigens dem Frageſteller vollkommen genügte. Denn ihre Kammer wußte er zu finden Heute klopfte er nicht erſt artig an, hatte auch keine Urſache, die Klinkel ſo leiſe als möglich zu drücken. Schier herriſch trat er ein, und feſt trat er auf. Sie ſaß vollſtändig angekleidet und mit feuchten Schuhen an den Füßen bei ihrem Bette, ſie war eben damit beſchäftigt geweſen, die ineinandergeklammerten Hände in dem Schoße, vor ſich hinzuſtarren. Jetzt ſprang ſie auf und machte ſich eifrig mit ihrem Gewande zu thun.

Schweigend trat der Burſche zu ihr hin, um mit beiden Händen ihre Rechte zu ergreifen. Sie zog ihre Hand zurück und blickte ihn mit kaltem Erſtaunen an.

Er ſtutzte und ſprach: „Nun, Hanele!“

„Nun!“ ſagte ſie mit einem überaus harten Blicke. Was ſoll das bedeuten? Was haſt du hier zu ſuchen? ſo fragte dieſer Blick. Der Burſche wagte raſch ein zweites, er wollte ſeinen Arm um ihren Nacken legen und einen Kuß drücken auf ihren Mund. Sie ſtieß ihn heftig zurück.

Einen Augenblick ſtarr ſtand er vor ihr. Dann ſprach er die Worte: „Was ſoll das ſein? Du grabſt mich mit eigener Lebensgefahr aus der Lahn, und jetzt —“

„Ich dich aus der Lahn graben!“ lachte ſie grell auf. „Das kunnt mir nicht im Traum einfallen.“

„Ich hab dich geſehen, du biſt bei mir geblieben, wie ſie mich all' verlaſſen haben, du haſt mich gerettet!“

„Und wenn's wär'!“ entgegnete ſie. „Was ging' dich das weiter an! Ich hätt' nur meine Chriſtenpflicht gethan und einem Zigeuner gerad' ſo gern, oder lieber, herausgeholfen. Darauf bilde dir nichts ein!“

Scheinbar bewegungslos ſtand der Veitl da, aber jedes Äderchen an ihm tobte, blaß bis an die Lippen ward ſein Geſicht, um einen Kopf höher wuchs ſeine Geſtalt.

„Hana!“ rief er plötzlich gellend aus, „kannſt denn du kein Menſch ſein? — Unband! mein Weib mußt du werden!" Wütend ſtürzte er auf ſie hin, riß ſie an ſeine Bruſt, mit ehernen Armen hielt er ſie feſt und bedeckte ihr Angeſicht mit wilden Küſſen.

In ſo glühendem Zorne hat noch Keiner gefreit, ſo raſend hat noch Keiner ſeine Braut geküßt, als es jetzt der Holzknecht Veitl gethan.

Und Jung Hanele? Als ſie ſeine unbändige Kraft empfunden, hat ſie ſich nicht mehr gewehrt. Wie ſchmelzendes Wachs am glühenden Eiſen, ſo ſank ſie hin, ſank vor ihm aufs Knie, hielt mit beiden Armen ſein Haupt feſt an das ihre, daß ſie ſeine Glut erwidern konnte. Und als ihm ſchon die Sinne vergingen, küßte ſie noch heftig ſeine Lippen, ſeine Augen, ſogar den Scheitel ſeines Hauptes, und konnte nicht aufhören.

So fand ſie der Wiesmeier. Erſt als dieſer ſeine Tochter losriß aus den Armen des Burſchen, kam ſie zu ſich. Einen Schrei ſtieß ſie aus, verdeckte ihr Geſicht mit den Händen und ſchluchzte laut — zu Tode wollte ſie ſich ſchämen, daß es ſo plötzlich über ſie gekommen war. Daß ſie ſich zu gleicher Zeit unausſprechlich elend und unausſprechlich ſelig fühlte, verſteht ſich von ſelbſt. — Mit einem kurzen herben Worte wies der Bauer den Holzknecht zur Thüre hinaus; ohne ein Wort zu ſagen, ging der Veitl davon. Und Jung Hanele? Sie ſtand ſtramm da, ballte die Fäuſte und blickte finſter auf ihren Vater.

Dieſer that den Mund auf: „Es geht ja recht luſtig her bei dir in der Kammer!"

Sie gab ihm keine Antwort. Sie wendete ſich, ging zur Thüre hinaus und dem Holzknechte nach.

Dann haben ſie geheiratet. Vor der Hochzeit gab es noch manchen Sturm. Und nach derſelben? Das geht uns nichts mehr an.

Als der Veitl und die Hanele nach fünfundzwanzig Jahren in einem Kreiſe von prächtigen Kindern — auch ein Enkel war ſchon dabei — die ſilberne Hochzeit begingen, es war erſt vor kurzer Zeit, da vertraute der Bräutigam dem Brautführer das Folgende an: „Meine Hanele, das iſt eine! So ſchwer die zu kriegen war, ſo leicht iſt ſie zu behalten. Ein braveres Eheweib kannſt nimmer finden, aber wenn ich ſagen wollt', ſie hätt' mir auch nur ein einzigmal mit einem einzigen Worte geſtanden, daß ſie mich gern' hat — ſo müßt ich es lügen. Das iſt eine!“

Der Brautführer trank auf ihr Wohl. Dann ging er heim und ſchrieb auf dieſe Blätter die Geſchichte von Jung Hanele der Trutzigen.

◆

Die Geſchichte vom jungen Geigenſpieler.

Eines Tages ſah der junge Miniſtrant Giedel bei ſeinem Pfarrer in Schwandau ein Holzkiſtchen. Er betrachtete es über und über; es war von länglicher Form, inwendig leer, und hatte ſehr dünne Wände. Als der Herr Pfarrer dem Knaben den Miniſtrantenanteil von der Meſſe — einen Kreuzer — ausbezahlte, ſagte der Giedel beſcheidentlich: Auf Bargeld gehe er weniger, aber wenn der hochwürdige Herr ihm das Holzkiſtel ſchenken wollte, ſo würde er dafür gerne den Winter über umſonſt miniſtrieren.

„Kind!“ rief der Pfarrer, „wozu willſt denn das Ding? Es iſt ja ganz leer!“

„Juſt deswegen,“ antwortete der Kleine, „ich kann bloß die leeren Sachen brauchen.“

„Du biſt nicht klug, Giedel. Das Cigarrenkiſtel kannſt mitnehmen, und für die Meß kriegſt täglich deinen Kreuzer, wie ſonſt. Biſt ja ein braver Bub du! Gott behüte dich!“

Voller Freude lief der Knabe mit ſeinem hohlen Schatze heim in des Vaters Hütte. Dort hub er an zu ſchaffen. Er bohrte durch das Kiſtchen Löcher, zog einen Balken durch, ſo daß dieſer an beiden Seiten hervorſtand. Dann erbettelte er von der Mutter mit Liſt einige Fäden

Hanfgarn, glättete dieſelben mit Harz und ſpannte ſie über das Kiſtchen, ähnlich wie man auf eine Geige die Saiten ſpannt. Und als er mit den Fingern die Faden zupfte, wahrhaftig, da gab's einen Ton, der im Kiſtchen eine Weile nachklang. Der Giedel hatte auf dem Kirchenchor herrliches Pfeifen- und Saitenſpiel gehört, er war dabei bis in den dritten Himmel verzückt geweſen, aber jetzt war er's bis in den ſiebenten, denn der Klang war von ihm ſelbſt erfunden und erzeugt, und je nachdem er mit dem Finger den Faden ſtrammer oder loſer ſpannte, gab es einen höheren oder tieferen Ton. Als das ſo weit war, wagte der kleine Giedel einen ſchweren Gang. Der Pferdeknecht des Nachbars war ſein Feind, denn er war ein roher, wüſter Geſelle, und die Töne, die der rote Rupert durch Fluchen, Peitſchenknallen und andere Mittel hervorbrachte, waren dem Giedel verabſcheuenswert. Und gerade dieſer Menſch konnte ihm jetzt helfen.

„Guter Roßknecht Rupert!“ redete ihn der Kleine an. „Haſt du keinen Roßſchweif?“

„Ich nicht, Narr, aber mein Pferd.“

„Verkauf mir davon ein Strähnlein?“

„Was zahlſt?“

„Das Miniſtrantengeld bis Weihnachten.“

Der rote Knecht glotzte mit ſeinen unterlaufenen Augen den hübſchen, treuherzig blickenden Knaben ein Weilchen an, dann ſagte er: „Pferdeſchweifhaare willſt. Sollſt ihrer haben. Dein Miniſtrantengeld? den Bettel behalt' ſelber, aber zu mir herüber in den Stall kannſt du manchmal kommen, wenn du Zeit haſt. Weißt, wenn ich am Feierabend meinen Tabak rauch', da hab' ich's gern, wenn mir wer das Haar kraut. Bin's von Kindes her ſo gewohnt. 's thut mir halt ſo wohl. Wenn du manchmal herüberkommſt krauen, ſo kannſt Pferdeſchweif haben, ſo viel du willſt.“

Dem Knaben ging es ganz kalt über den Rücken. Dieſem Menſchen das Haar krauen! „Die Mutter laßt mich halt nicht,“ ſagte er dann gar verzagt, „aber das Miniſtrantengeld bis Heiligdreikönig!“

„So wart' ein wenig,“ ſprach der Pferdeknecht, und der Giedel bekam einen ſilbergrauen Strähn vom alten Schimmel. Jetzt war's gewonnen.

Er ſchnitt einen Weidenzweig, ſpannte daran die Haare, und der Fiedelbogen war fertig. Dann hub er an auf ſeiner Geige zu fiedeln. Es war außerordentlich! Es war darum außerordentlich, weil das ganz anders ſtimmte, als andere Geigen, wenn auch nicht ſchöner, aber durchaus anders. Tagelang ſpielte der kleine Muſikant auf ſeinem ſeltſamen Inſtrumente, anfangs mit großer Selbſtbefriedigung und Hoffnung, daß ſich das Zeug vervollkommnen laſſen werde, allmählich aber mit weniger Zuverſicht, und als gar ſein Vater, der Weber Franz, ein Donnerwetter losließ über das ſchauderhafte Gekrächze, das da ſein Bub hervorbringe, war es geſchehen. Der Giedel legte ſeine Geige mit zitternder Hand auf den Holzblock, ging hinaus unter den Apfelbaum und begann zu weinen. Jetzt auf einmal ward er ſich bewußt, wie arm, wie ungeſchickt, wie glücklos er war. Muſizieren, geigen! Das wäre ſeine einzige Freude. Er ſchnitt Pfeifen und blies hinein, er machte Pauken und trommelte darauf. Alles ging leidlich, nur die Geige nicht. Wenn er dann am Sonntage den Schulmeiſter das Meßlied geigen hörte, da vergaß er ſeine lateiniſchen Sprüchlein und horchte verſunken dem Spiele.

Minutenlang konnte der Pfarrer ſeinen Kelch hinhalten, der Knabe hielt die Wein- und Waſſergefäßchen in den Händen und goß nichts hinein. Er horchte auf das Geigen. Der Pfarrer ſchalt ihn nicht, es wurden ihm die Augen feucht. In dieſem Kinde der glühende Drang nach dem Schönen, und es kann ſich nicht helfen? Wie reich iſt die Welt an Herrlichkeit und Kunſt! Wie üppig blüht in den Städten und Höfen der Großen die göttliche Muſik auf! Die Harfe, die in einem Dorfe zu Gottes Lob ertönt, iſt nur ein Stammeln dagegen! Und ſelbſt dieſes Stammeln iſt dem Knaben unerreichbar . . .

Ging der Pfarrer zum Weber Franz und bettelte ihm mit vieler Mühe den Giedel ab für eine tägliche Muſikſtunde.

„Du lieber Gott!" ſagte der Weber: „Eine Stunde des Tages haben ihn Hochwürden ohnehin bei der Meſſe; jetzt ſoll ich ihn noch eine zweite Stunde herlaſſen? Muß ihn ja doch für mich abrichten, und er ſoll arbeiten lernen. Wir ſind halt arme Leute. Aber wenn er um eine Stunde früher aufſteht, — der Range liegt mir jetzt alle Tage bis ſechſe in der Früh'! — ſo kann er meinetwegen ſeine Muſikſtunde haben."

Nun, da hätten wir ihn los. Jetzt ging der Pfarrer zum Schulmeiſter und ſagte: „Unſer Giedel. Mir thut er ins Herz hinein weh. Probieren Sie es alle Tage ein Stündel mit ihm. Zahlen kann ſein Vater nichts, aber ich meine, es iſt ſo viel als Kirchenmuſik zum Lobe Gottes, wenn Sie dieſem muſikbegeiſterten Kinde das Saitenſpiel lehren?"

Der Schulmeiſter reichte dem Pfarrer ſchweigend die Hand, da war es abgemacht.

Alſo geſchah es nun, daß der Giedel täglich in das Schulhaus kam und auf einer alten Geige, die der Schulmeiſter ihm lieh, nach müheſam eingelernten Noten die Saiten ſtrich. Es war ein Glück, und es war ein Fleiß, und es war eine Plage. Nach etwa einem halben Jahre waren ſie ſoweit, daß der Schulmeiſter zum Pfarrer ſagte: „Mit dem Knaben iſt es ein Elend. Ich bringe ihm keine Noten und keine Regeln in den Kopf. Wo er nach der Vorſchrift ſich üben ſoll, iſt es gar nichts; er vergreift ſich, und man kann ihm auf die Finger klopfen wie man will. Wenn er aber für ſich phantaſieren kann, da iſt es manchmal erſtaunlich, geradezu erſtaunlich! Das hilft alles nichts, wenn er das Theoretiſche nicht inne kriegt, ſo iſt alle Mühe verloren."

Doch thaten ſie eine Weile ſo fort. Allmählich aber änderten ſich die Zeiten. Der gute alte Pfarrer zu Schwandau ging als Benefizientenprieſter in ein Kloſter. Der Schulmeiſter wurde verſetzt, der Weber Franz ſtarb, und der Giedel mußte als Majoratsherr in der armen Hütte die Ernährung der Familie über ſich nehmen. Die Geige, ſchon mit Abgang des Schulmeiſters ihm aus der Hand geſunken, mußte er ſich nun auch aus dem Kopfe ſchlagen. Es kamen die Jahre, in welchen dem Menſchen der Himmel voller Geigen zu hängen pflegt; an Giedels Himmel hing nichts als eine große Flöte, auf der er Trübſal blaſen konnte, wenn er das Blaſen überhaupt gelernt hätte.

Eine halbe Wegſtunde von Schwandau in einem Seitengraben ſtand damals ein kleiner Eiſenhammer. Heute iſt er ganz verfallen, nur der blockige Schornſtein ſteht noch da, und rings um ihn wuchert Hollundergeſträuche und Neſſelwerk. Der voreinſtige Beſitzer iſt hinausgezogen in das weite Thal, hat dort ein großes Senſenwerk gegründet, hat Ländereien und Wald dazugekauft, und als der Beſitz recht groß und die Werkſchaft recht angeſehen war, hat er alles an eine Aktiengeſellſchaft abgetreten und ſich ſelber in die Stadt gezogen, wo er ſein Geld in vornehmer Weiſe und ſorgenlos genießen konnte. Zu jener Zeit, von der hier die Rede iſt, pochte das emſige Eiſenhämmerlein in der Waldſchlucht Tag für Tag, und dem Weber Giedel pochte faſt noch heftiger das Herz, wenn er es hörte. Denn im Hammerhauſe war Eine! Jung und gut und lieb! Das war ihm ſchon recht, wenn ſie nur nicht ſo ſchön geweſen wäre! Wie kann ein armer Weberburſche ſich an eine Hammerſchmiedstochter wagen, wenn ſie ſo gottlos ſchön iſt! Er kriegt ſie nicht. Hundert Andere ſind, reiche, vornehme, kecke! So gern kann ſie freilich keiner haben, als der Giedel, aber ſie weiß es nicht, und er kann es ihr nicht ſagen, und ſo wird der jüngſte Tag kommen und die Paula Radhuberin wird es immer noch nicht wiſſen, daß ſie auf Erden Einer ſo über alle Beſchreibung gern gehabt hat. Denn wie kann er es ſagen und ſchreiben, wenn es unſagbar und unbeſchreiblich iſt! — Einmal an einem Sonntage hatte er ſie von der Kirche aus begleitet bis zur Brücke, über welche der Weg zum Eiſenhammer hinanführt. Garnkaufen müſſe er gehen, hatte der Giedel gelogen, um eine Weile neben ihr herſchreiten zu dürfen. Sie plauderten und es war von ſehr wichtigen Sachen die Rede: Daß doch die Straße einmal geſchottert werden ſollte! Daß es wieder gar ſo viel regnete in dieſem Sommer! Daß Korn und Obſt verderbe! Nur das Heu würde geraten! Und beim Heu hielten ſie ſich ſo lange auf, bis die Brücke kam. Dann wünſchte ſie ihm einen guten Garnhandel, und er ſagte: „Dank' ſchön!" und alſo ſtand er wieder allein. Hinter einer Fichte ſtand er und guckte ihr nach, ſolange der rote Punkt, denn ſie hatte ein kirſchrotes Kittlein an, im Hohlweg zu ſehen war.

Nach dieſem Spaziergange verſchloß ſich der junge Weber in ſeine Stube und verfaßte ein Schreiben an die ehr- und liebſame Jungfrau Paula Radhuberin. Als er das Schreiben durchlas, war es trocken wie ein dürrer Aſt. Kein grünes Blatt und keine rote Blüte war daran und doch wucherte in ſeinem Herzen ein ſo üppiger Roſengarten, daß der arme Junge faſt erſtickte. Den Brief zerknitterte er und warf ihn in die Aſche des Ofens.

Leute, die vielleicht noch Hemden am Leibe tragen aus jener Zeit und von jener Leinwand, die der verliebte Weberburſche Giedel gewoben, müßten es eigentlich heute noch ſpüren, das troſtloſe Herzweh, das er in die Fäden hineingewebert. Damals hat's kein Menſch geahnt, wo es fehlte; weil er ſo blaß und traurig war, der Giedel, ſo meinten etliche, er hätte es auf der Bruſt. Sie hatten recht, aber anders, als ſie meinten. Seine alte Mutter riet ihm oft, er ſolle nicht immer am Webſtuhl ſitzen, er ſolle ſich beſſer zerſtreuen. — Wieſo denn? Lieben darf ich nicht, und geigen kann ich nicht. — Denn er hatte gar keine Geige, und es war noch nie möglich geweſen, ſich eine anzuſchaffen. Da kam eines Tages eine große Aufregung.

In Schwandau lebte ſeit kurzer Zeit ein penſionierter Major, der eine große Geigenſammlung beſaß. Wie es ſchon allerhand Sammler giebt auf der Welt: Käferſammler, Tabackspfeifenſammler, Hoſenknöpfeſammler, Spielkartenſammler, Spazierſtöckeſammler, Uhrſchlüſſelſammler — und immer ſo fort, ſo kam es dem Major, als er in ſeinem Ruheſtande nichts zu thun hatte auf der Welt, plötzlich in den Sinn, er müſſe eine Geigenſammlung haben. Da er, wie geſagt, ſelbſt nicht geigte und ſein Muſeum auch ſelten einem neugierigen Auge aufſchloß, ſo hatten die guten Leute zu Schwandau kaum eine Ahnung von all den Walzern, Landlern und anderen Weiſen, die ungeweckt in ihren Mauern ſchliefen. Da kam jener Sonntagnachmittag, an welchem der Weber am Waldhange die zwei Ziegen weidete. Sein Schweſterlein, das ſonſt den Hirtendienſt zu beſorgen hatte, war in den nächſten Kirchort zur Firmung gegangen. Wie er im Mooſe ſo dalag und ganz gedankenlos in das offene Fenſter eines gegenüberſtehenden Hauſes blickte, ging es ſachte und traumhaft in ihm auf wie eine übernatürliche Erſcheinung. Dort drin an der Wand hing eine Geige, ihr zur Rechten hing auch eine ſolche, ihr zur Linken hingen deren zwei kleine, ihr zu Füßen war eine Rieſengeige — aus dem Stubenſchatten immer deutlicher hervortretend Geigen und Geigen.

Dem Burſchen begann faſt zu ſchwindeln, die Wangen, die Stirne waren ihm heiß, das Herz wurde ungeberdig, die leidenſchaftliche Gier zur Geige war wieder da. Als er am Abend nach Hauſe kam, und die Mutter nach den Ziegen fragte, war er verwundert, weshalb juſt er von den Ziegen etwas wiſſen ſollte. Zum Glück kamen ſie ſelbſt heim und meckerten ihre Ankunft. In der darauffolgenden Nacht ſchritt der Giedel den Weg hin und wieder von Schwandau bis zum Eiſenhammer. Als er das erſte Mal vor ihr Fenſter kam, war noch Licht darin, das zweite Mal war ſchon alles finſter. Unterwegs begegneten ihm Nachbarsburſchen, die zu den Fenſtern ihrer Liebſten gingen, dort allerlei Ständchen brachten und getröſtet heimkehren konnten. Der eine ſpielte unterwegs eine Mundharmonika, der andere eine Maultrommel, der dritte jodelte hell, und der vierte pfiff vergnüglich vor ſich hin. Und jener, der ganz ſtill war, atmete die Harmonie inneren Glückes. Alſo iſt die Liebe ſtets muſikaliſch. Nur der arme Giedel empfand keinen Wohlklang in ſeinem Weſen. Er kam ſich dumm und häßlich vor, ihm mangelte jener Rhythmus des Herzens, der zu rechter Zeit mutig macht, ein Glück zu erringen. Im Dorfe ſtand der Giedel vor dem Hauſe, in welchem der Major mit den Geigen wohnte. — Daß es ſo herzzerdrückend ſtill ſein kann auf dieſer Welt! Da haben die Leute einen Mund und eine Sprache, und ſind doch ſtumm.

Lange nach Mitternacht ging er zu Bette, erſt gegen Morgen ſchlief er ein und geigte und geigte.

Noch ganz verſchlafen war er, als übertags zwei Frauenzimmer ins Haus kamen mit Körben Garn; das eine war die Magd vom Eiſenhammer, das andere war die Paula. Dieſe blickte den ſchlanken, blondhaarigen, ſanftdreinſchauenden Burſchen friſch an und ſagte: „In vier Wochen müſſen wir Leinwand haben. Sie iſt zur Ausſtattung!“

„Will wohl trachten,“ antwortete der Giedel, hatte aber nicht den Mut zu fragen, wer denn heirate? Man atmet ja gern noch ein wenig in der ſüßen Ungewißheit. Dann iſt ohnehin alles aus.

Auf dem Heimweg ſagte die Magd zur Hammerſchmiedstochter: „Etwas antappert iſt der Weber.“

„Ich denk', der iſt ein biſſel geſcheiter wie du!" entgegnete ſtrafend die Paula. Weiteres wurde nicht geſprochen.

Der Giedel wußte wohl, daß er als einzige Stütze ſeiner Familie militärfrei war. Dennoch ging er eines Tages zum Major, um Rat zu bitten, wie er dem Soldatenleben entkommen könne.

Der Major, eine ſchlanke, hagere Geſtalt, deren einzige Lebensaufgabe es noch war, den dummen, krummen, plumpen Dorfleuten militäriſche Haltung zu zeigen, ſtrich heftig ſeinen martialiſchen Bart und ließ den Burſchen die Oberkleider ausziehen.

„Bravo!" ſchnarrte der alte Offizier, „das iſt wieder einmal ein Bruſtkorb!" Mit der Fauſt hieb er darauf, daß es dröhnte. „Hören Sie! Das iſt Grundton. Nein, nein, lieber Junge, Sie brauchen ſich gar nicht zu grämen, Sie ſind tauglich. Gerad' halten!"

Giedels Blicke waren mittlerweile wirr im Zimmer umhergeflogen, aber nicht ſo ſehr aus Angſt vor dem Militär, als vielmehr aus Hoffnung, durch irgend eine halbgeöffnete Thür ins Geigenzimmer lugen zu können. Da er aber nichts dergleichen entdeckte, da er wieder vollkommen angekleidet zum Fortgehen bereit war und ſeine ganze Falſchheit umſonſt zu ſein ſchien, hob er mit einem tiefen Atemzug ſein Herz aus der Bruſt und fragte: „Haben der Herr nicht eine Geigenſammlung?"

„Wiſſen Sie mir ein intereſſantes Inſtrument?" fragte der Major raſch entgegen.

„Das nicht, aber," ſtotterte der Giedel, „ein wenig anſchauen, wenn ich ſie dürfte!"

Allſogleich war die Thür offen in das Nebenzimmer

Ehrfurchtsvoll wie in ein Heiligtum trat der Burſche ein, ſo daß er vor lauter Andacht über die Schwelle ſtolperte und „oha!" rief. Er war ganz rot im Geſicht, teils wegen ſeiner Ungeſchicklichkeit, teils vor innerer Erregung. Die Wände des Zimmers waren mit grauem Tuche überzogen, und daran hingen ſie nun in allen Größen, Arten und Formen. Wie ſchön geflammt war das Ahornholz dieſer Inſtrumente, wie fein geſchwungen und gewölbt war der Bau, wie reizend waren die langen Hälſe mit ihren köſtlich gewundenen Schnecken! Und die Fiedelbögen: ſchlanke und kurze, breite und ſchmale, gerade und gebogene in allen Farben! Der Major, ſich darüber freuend, daß einmal eine menſchliche Seele Anteil nahm an ſeinen Schätzen, begann zu erklären, von wem dieſe und jene ſtamme, welche Seltenheit an dieſer und jener wäre, er hatte da Geigen von Amati, von Montana, von Guarneri, von Bergonzi, von Jakob Stainer u. ſ. w. „Und hier!" flüſterte er, eine ſehr flachgebaute Violine mit faſt hellrotem Anſtrich feierlich von der Wand nehmend, „hier, die iſt von Stradivarius! — Eine Cremoneſer! — Geradhalten, Saperment!"

Unſerem Giedel waren nun zwar die fremden Namen ziemlich gleichgiltig, doch hörte er ſie mit Ehrerbietung nennen. Als der Major an der Cremoneſer mit dem Finger die Saiten berührte, um den herrlichen Ton zu zeigen, ſagte der Burſche: „Bitte, geigen Sie eins!"

„Ich ſpiele nie," antwortete der Major, hing das Inſtrument mit größter Sorgfalt wieder an ſeinen Platz und ſchob den Burſchen ſachte zur Thür hinaus.

Seit dieſem Tage war's ſchier vorbei mit dem Giedel. Er dachte Geigen, er weberte Geigen, er träumte Geigen, und wenn er Zeit hatte, ging er hinaus und ſchaute auf das Haus hin, in welchem der Major die Geigen hatte. Eines Tages hörte er vom Schulmeiſter ſagen, der Major ſei ein Fex. Hoffentlich habe er einſt den Säbel beſſer zu handhaben gewußt, als jetzt den Fiedelbogen, denn er könne gar nicht Violin ſpielen und habe die Sammlung nur ſo aus Nappelköpfigkeit zuſammengekauft und erbettelt. Es ſei an dem ganzen Quark nichts, eine einzige ausgenommen. — Schulmeiſter! dachte ſich der Giedel, wie du nur ſo ſprechen kannſt! Ich wollte, ich hätte die geringſte dieſer geringen! Aber, daß er nicht ſoll geigen können? So viele Geigen haben und nicht geigen können! — Nur auf ein paar Stunden möchte ich eine haben!

Nicht lange hernach, und es ergab ſich eine zufällige Gelegenheit, daß der Weber den Major fragen konnte, ob er ihm nicht eine Geige borgen wolle für einen Tag, nur für einen einzigen! Und nur jene, an der ihm, dem Herrn Major, etwa am wenigſten gelegen wäre! Er, der Giedel, ſetze eine Ziege dafür zum Pfand.

Ein plumpes Lachen ſtieß er aus, der Herr Major, ein ſchreckbar hochmütiges Lachen, dann wandte er ſich ab. Und das war der Beſcheid geweſen.

Ein ſtiller, warmer Herbſtſonntag. Die Dorfleute ergingen ſich draußen auf Feldrainen oder ſaßen im Wirtshauſe. Der Major war mit einem Steirerwägelein in den nächſten Ort gefahren zu einem alten Kameraden, der ihm — ſo viel verlautete — geſchrieben, daß er irgendwo eine uralte Violine entdeckt habe. Sie ſtamme noch aus den Zeiten der Troubadoure und ein Zigeuner gehe damit um, der darauf ohrenzerreißend ſpiele und von dem Werte des Inſtrumentes gewiß keine Ahnung habe. Hau, das mußte unſer Major näher erfahren, und er fuhr hinüber. — In der Wohnung des Majors waren ein paar Fenſter offen geblieben. Der Giedel kauerte am Berghang und ſchaute hinein zu den Geigen. Die Haushälterin des Majors war auch fort gegangen, nachdem ſie das Hausthor mit großem Geraſſel verſchloſſen hatte. Der Giedel blickte hinein zum offenen Fenſter. „Der hat ſo viele, und ich hab' gar keine!" murmelte er. Plötzlich ſchlug er mit dem Daumen ein Kreuz über ſein Geſicht und lief davon. Er ging den Weg hinein bis zur Brücke, er ſchritt hinan bis zum Hammerhaus. Auf dem Fenſter, hinter welchem ſie wohnte, ſtanden ſchöne Blumen, ſonſt ſah er nichts. Das Waſſer rauſchte und der Berg legte ſchon ſeinen dunkelblauen Schatten über das Haus. Ein paar junge Männer gingen im Garten umher mit ſpitzen Schnurrbärten und unternehmenden Mienen. Dann traten ſie ins Haus. Ob das Verwandte ſind von ihr oder Eiſenhändler?

Der arme Giedel ging wieder gegen das Dorf zurück. — Am Werktage, dachte er bei ſich, da iſt die Arbeit, da geht's zur Not; aber am Sonntag, wenn einer in der Müßigkeit ſo umherſchlenkert, da iſt's ſchier nicht auszuhalten. Der Druck in der Bruſt, der grauſame Druck! Mit dem Taſchenmeſſer ein Loch aufmachen hinein, daß dieſes wilde Blut heraus könnt' ſpringen ...

Als er zum Hauſe des Majors kam, dunkelte es ſchon ein wenig, und im Thale dem Bache entlang war ein bläulicher Dunſthauch. Kein Vogel, kein Heimchen, kein Mühlrad — nichts. Daß es doch ſo ſtill ſein kann auf der Welt! ...

Um das Haus war es öde, und nichts rührte ſich. Die Fenſter ſtanden offen. Der Giedel kletterte an einem

Mauervorſprung empor und ſtieg zum Fenſter hinein. An der Wand huſchte er hin, nahm die Cremoneſer Geige mit dem Fiedelbogen von der Wand, barg ſie unter ſeinen Rock, ſprang raſch zum Fenſter hinaus und eilte davon gegen den Wald hin.

In der darauffolgenden Nacht war's. Über den Wipfeln des Bergwaldes ſtand der Mond. Der Eiſenhammer ſtand ſtill, das Waſſer rieſelte leiſe über das hinterſeitige Floß. Wer das Rauſchen und Pochen gewohnt iſt, dem wird's unheimlich. Paula lag in ihrem Bette, konnte aber vor lauter Ruhe, die ſie umgab, nicht ſchlafen. — Sie dachte an ihre Mutter, die ſeit langem ſchon auf dem Kirchhof lag. Sie dachte ſeufzend, wie das jetzt werden würde, wenn der Vater wieder heiratet. Die reiche Senſenſchmied-Witwe von Tiefwaſſer. Dann will er den kleinen Eiſenhammer hier verkaufen und hinüberziehen und in Tiefwaſſer eine Gewerkſchaft bauen. Was das noch werden wird? . . .

Als das Mädchen im einſamen Stübchen ſo ſann und dabei recht traurig ward, hörte es draußen einen zarten, klingenden Ton. Es war anfangs wie eine leiſe vor ſich hin ſingende menſchliche Stimme. Sie wurde lebhafter, es klang wie ein ſüßes Locken und dann wieder wie ein betrübtes Klagen. Es war wie ein allmähliches Aufſchwingen, wie ein Anklopfen und treues Bekennen und endlich wie das Freiwerden und Überſprudeln eines warmen, leidvollen Menſchenherzens. — Nie in ihrem Leben noch hatte Paula ſo ſingen, ſo weinen gehört. Sie war ſelbſt einmal in einer Singſchule geweſen, aber dieſer unendlich rührende Tonhauch, den ſie jetzt vernahm, er hatte keine Ähnlichkeit mit anderen Kehlenklängen, und doch war er nichts als das unmittelbare Aufquellen menſchlichen Herzblutes. — Sie konnte ſich das nicht ſo denken, aber ein Gefühl ward in ihr wach, als ob ſie in dieſem Augenblicke ſterben müßte, und als ob ſie im nächſten Augenblicke eingehen würde zur himmliſchen Seligkeit. —

Nach einer Weile richtete ſie ſich auf und blickte hinaus zum Fenſter. Da unten auf weißem Kieswege ſtand eine dunkle Geſtalt. Sie erkannte den Weber Giedel und ſah jetzt, wie er eine Geige ſpielte. Sie verhielt ſich ganz ruhig, ſah hinab und horchte. Sie horchte ſo lange, bis ihr die Tropfen von den Augen rannen. So über alle Maßen lieb hatte ſie dieſen Menſchen. So viel Mitleid hatte ſie empfunden, ſeit ſie ihn kannte, weil er ſo ſanft, ſo freundlich und ſtill, ſo brav und ſo verlaſſen war. Als ſie einſt, ein kleines Mädchen, das erſte Mal in die Kirche mitgenommen wurde, war am Altar neben dem Prieſter ein ſchöner blonder Knabe geſtanden, und ſo oft ſie an Engel dachte, von Engeln hörte, kam ihr dieſer Knabe zu Sinn. Allmählich, ganz allmählich wuchs dieſer Engel heran zu einem Menſchen ...

Paula öffnete das Fenſter, da hörte der Burſche unten auf, zu geigen.

„Giedel,“ ſagte ſie mit vor Innigkeit zitternder Stimme, „Giedel, geh' jetzt heim. Die Nacht iſt kühl.“

Da trat er ein paar Schritte gegen das Fenſter und flüſterte herauf: „Paula, ich hab' dich lieb!“

„Nimm ihn hopp!“ rief plötzlich eine rauhe Männerſtimme. Da ſprangen aus dem Schatten zwei Geſellen mit Waffen und glänzendem Riemzeug herbei und riſſen den Burſchen nach rückwärts zu Boden. Noch hielt der Giedel trotz des Schrecks die Geige hoch in die Luſt, daß ihr nichts geſchehe, weiter wehrte er ſich nicht, biß die Zähne zuſammen und ließ ſich feſſeln.

Mittlerweile war es im Hammerhauſe lebendig geworden, die Leute eilten auf die Gaſſe: was da geſchehen wäre, was das bedeute?

„Den Dieb haben wir," berichtete einer der Gendarmen. „Dem Herrn Major Stramper iſt er in die Wohnung geſtiegen. Eine Violine geſtohlen."

„Der Weber Giedel!" ſchrien nun die Schmiede und das Geſinde. „Das iſt nicht übel! Der Duckmauſer! Der Scheinheilige! Der Einbrecher! Ah, das iſt zu nett!"

Auch der Schmiedmeiſter war, flüchtig in ſeine Bettdecke gehüllt, hervorgekrochen. „Ein Dieb? Ein Eiſendieb?"

„Ein Bettelgeiger."

„Der Strolch!" knurrte der Schmiedmeiſter, „was hat er denn vor meinem Hauſe geſucht, bei der Nacht?"

„Das Töchterl hat er angegeigt!" lachten ſie.

„Ein anderes Mal ſtiehl Butterbrod! Das frißt man ungehört," höhnte ein Knecht. „Geigen krächzen zu viel, kommſt allemal auf."

„Was koſtet der Bettel?" rief jetzt Paula, die ſich ſchneidig in den Handel miſchte.

„Jungfer!" antwortete der Gendarm, „es handelt ſich nicht um die Geige, es handelt ſich um den Diebſtahl."

„Sag' etwas!" forderte das Mädchen den Giedel auf. „Verteidige dich!"

„Das hilft nichts," antwortete der Burſche ganz ruhig. „Sie glauben es mir nicht. Morgen hätt' ich ſie dem Herrn ja wieder zurückgebracht. Sie glauben es mir nicht, und ich muß ſitzen. In Gottesnamen, jetzt iſt mir ganz leicht. Sei nur ſo gut, Paula, und ſtell' ſie ihm zurück. Und daß ihr nichts geſchieht. Mein Elend hab' ich mir herausgefiedelt. So leicht iſt mir ſchon lang' nicht mehr geweſen, wie jetzt. Vergiß nur nicht ganz auf mich, Paula, wenn ich geſtorben bin."

Das Mädchen wollte darauf etwas ſagen, konnte aber vor Weinen nicht mehr ſprechen, und alſo führten ſie den armen Jungen davon in der ſtillen Mondnacht, führten ihn hinaus in das Dorf und thaten ihn in den Gemeindekotter.

Am nächſten Morgen war ganz Schwandau aus Rand und Band. Das Unglaubliche! Das Unerhörte! Manche meinten, der Giedel ſei irrſinnig geworden. Etliche fluchten über die Hexe, die ihm's angethan. Nur wenige gaben ſich ſtiller Schadenfreude hin. Im Gemeindehauſe kamen um die Mittagsſtunde mehrere Männer zuſammen, der Dorfrichter, der Pfarrer, der Hammerſchmiedmeiſter und auch der Major Stramper..

„Iſt es Ihr Ernſt, daß Sie klagbar werden wollen?" fragte der Richter den Major.

„Bare achtzig Gulden hat ſie mich gekoſtet, die Cremoneſer!" antwortete der Major.

„Aber ſie iſt ja doch wieder in Ihrem Beſitze," ſprach nun der Pfarrer, „und gänzlich unverſehrt. Den Burſchen haben wir alle gern, er iſt fleißig, gutmütig, keiner weiß etwas Ungutes von ihm. Die dumme Lieb'! Auch wir haben Thorenſtreiche gemacht in der Jugend. Laſſen Sie es gut ſein, Herr Major!"

„Von mir ſoll niemand ſagen, daß ich ſein Unglück geweſen bin," antwortete der alte Soldat. „So vernarrt zu ſein! Gerad'halten ſoll er ſich! Es iſt gut."

„Wenn's gut iſt," verſetzte jetzt der Hammerſchmiedmeiſter, „ſo möchte ich auch noch ein paar Worte ſagen. Mein Mädel iſt wie verrückt. Ich habe keine Ahnung gehabt. Wenn es ſo ſteht mit den zwei jungen Leuten, und daß ſie toll werden, wenn ſie einander nicht kriegen — ich ſag': in Gottesnamen."

Denn er hatte ſich's überlegt, daß es beſſer iſt, wenn er die erwachſene Tochter an den Mann bringt, ehe er ſelbſt noch einmal zugreift drüben in Tiefwaſſer. Es bleiben auf ſolche Weiſe allerhand Unannehmlichkeiten aus. Das Mädel hat ſeine mütterliche Sach', damit kann es dem Weber aufhelfen und die Wirtſchaft herrichten. Alſo iſt's recht, und der Vater und die Tochter ſollen an einem Tage Hochzeit halten.

Als der Giedel aus dem Kotter trat, wartete ſchon die Paula, fiel ihm lachend und ſchluchzend um den Hals: „Wir haben uns!"

Am Tage der Hochzeit kam der Major mit der Geige. Die Cremoneſer war's.

„Mir ſteht ein Duplikat in Ausſicht," ſagte er einleitend. „Auch dem Zigeuner mit der alten Fiedel bin ich auf der Spur. Dieſe da — ein ſehr ſeltenes Stück! — ſie gehört dem jungen Bräutigam. Er hat damit der Seinigen das Ständchen gebracht, er wird ſie noch öfter brauchen können. Iſt die Geige verſtimmt, ſo ſoll er küſſen, und iſt das Weibchen verſtimmt, ſo ſoll er geigen. Und jetzt einen kecken Steiriſchen aufgefiedelt! Gerad'halten, Junge!"

Die Geſchichte vom böſen Kaderl.

Eine um die andere Maß Wein mußte das Kaderl aus dem Wirtshauſe holen, und wenn ſie dann in der Stube hinter den beiden Trinkern ein Eichtl ſtehen bleiben wollte, befahl der Bauer: ſie ſollt' hinausgehen in die Küche, daß das Feuer nicht Schaden thue! — Und das Feuer brannte gar nicht mehr, an der vergloſenden Glut hätte man kaum noch einen Erdapfel braten können! Und ſie ſoll achtgeben auf das Feuer! Und drinnen hatten die zwei Männer ſo vertrackte Heimlichkeiten, und der eine war ein wildfremder Menſch, und dabei tranken ſie Wein und dabei war der Bauer ſo erhitzt und aufgeregt: und das alles kam dem Kaderl — der kleinen, alten, buckeligen, hinkenden und doch rührigen Magd, dem einzigen Dienſtboten, der noch im Hauſe war — gar ſo verdächtig vor. Wenn nur die Bäuerin ſchon daheim wäre! Sie richtet ja eh nichts aus. Wenn das viele Beten und Kirchengehen was nützen thät, müßten die Lughütterleute ſchon lange das Geld buttenweiſe haben Alſo dachte das Kaderl, das alſo ja eine ganz bösartige Perſon ſein muß. — Die Lughütterin war nämlich mit ihren zwei kleinen Dirndeln nach Sankt Thomas gegangen, hinauf zur Wallfahrtskirche im Gebirge. Sie war ſchon bei vielen Gnadenorten geweſen, um beſſere Zeiten zu erbitten, denn es war nimmer zum Aushalten. Das Vieh, das Holz keinen Wert, für den Feldbau kein Dienſtbote zu haben; Mißjahre und hohe Steuern. Und die Gläubiger werden kotzengrob und ſchelten das Haus voll an und übergeben ſchon alles dem Notar. Und das Steueramt hat ſchon petſchieren laſſen, das Kornkammerl iſt verpetſchiert, das Fleiſchkaſterl iſt verpetſchiert, die Flachstruhe iſt verpetſchiert und den Kuhſtall hätten ſie auch verpetſchiert, wenn dann die Viecher drin nicht hätten verhungern müſſen. Füttern dürfen wir's noch alle Tage, die Kühe und Schweine, die gar nicht mehr uns gehören. Nichts iſt mehr da, und es iſt rein zum Davonlaufen. Und da hatte die Lughütterin noch das Vertrauen zum heiligen Thomas. — Er iſt zwar einmal ſtark ungläubig geweſen, „aber uns wird er's doch glauben!“ ſagte das Weib zu den kleinen Dirnlein, ſchaut's nur zum Beten, Kinder!“

Als die Kirchfahrterinnen nach Hauſe kamen, war der Fremde ſchon fort. Der Lughütter war immer noch erhitzt. „Lieſel,“ ſagte er gleich zu ſeiner Ehewirtin, „leg' ab und komm' mit ins Stübel, ich hab' dir allerhand zu erzählen.“

Ja, und nachher hat er ihr's mitgeteilt. — Auswandern will er! Nach Amerika auswandern!

Sie ſchrie nicht auf, war ganz ruhig. Es iſt ihr ja nichts Neues. Vom Auswandern war ſchon oft die Rede geweſen, und drüben im Salzburgiſchen hat ſich eine ganze Geſellſchaft zuſammengethan, die nach Amerika auswandert. Lauter Bauern und Handwerker.

„Und da thu' ich mit,“ ſagte der Lughütter. „Alles laſſ' ich liegen und ſtehen und geh' fort. Gehört eh nichts mehr mein, nachher ſollen ſie machen mit dem Krempel, was ſie wollen. Bin juſt froh, daß die zweihundert Gulden, die ich für das letzte Paar Ochſen eingenommen, noch im Sack ſind. Die langen gerade aus als Wegzehrung. Wenn auch die Fahrt umſonſt iſt, ohne Geld gehts doch nit."

„Jaſſas!" rief ſie, „iſt es denn ſo weit hinein ins Amerika?"

„So weit, daß die daſige Elendlichkeit gar nicht mehr nach kann."

„Und kann's dich nit anſchmieren, daß es am End' dort noch ſchlechter iſt, wie da?" ſo ihr Bedenken.

Er ſchaute ſie groß an und ſagte: „Weib, du biſt dumm. Neue Sachen ſind alleweil beſſer, wie alte, warum ſoll juſt die neue Welt ſchlechter ſein wie die alte. Tauſendmal beſſer. Dort giebt's keine Polizei und keine Soldatenpflicht und thun kann der Menſch, was er will. Die größten Bauerngründe kriegſt umſonſt, und keine Steuern, meine Liebe, keine Steuern! Im Gegenteil, wenn du fleißig biſt, ſo kriegſt von der Regierung noch was zurück. Und der Boden iſt ſo fruchtbar, daß du nichts zu düngen und nichts zu ackern brauchſt. Das Samel nur hinſtreuen auf die Erden, und in paar Monaten iſt das Korn zeitig, und was für ein Korn! Ja, meine Liebe, der Boden iſt dort ein biſſel anders wie da, dort iſt er ausgeraſtet, bei uns wird er ſchon ſeit tauſend Jahren ſtrapaziert. Iſt bei den Leuten auch nit anders, ein Ausgeraſteter leiſtet mehr, als ein Abgerackerter. Und dort, dieweil das Korn wachſt, gehſt zum Berg hin und thuſt Gold graben. Ja, mein du, dort grabſt dir die Dukaten nur ſo aus der Erden, wie da herüben die Erdäpfel!"

Jetzt hub das Weib freilich an zu ſtutzen und zu ſtaunen. „Ja, woher,“ ſo fragte ſie, „woher, Michel, weißt du denn das alles?“

„Ein Herr iſt da geweſen,“ ſagte der Lughütter, „der hat mir alles erzählt. Er iſt ſelber drüben geweſen; wie's mir vorkommt, hat er viel Geld. Der will mir an die Hand gehen mit Rat und That. Ein guter Herr. Er reiſt mit den Salzbürgern hinüber und weiſt ſie überall, ſo ein Herr kennt ſich aus. Sie gehen ſchon in acht Tagen, und da thu' ich mit.“

That das Weib die Frage: „Du thuſt mit? Das ſagſt du gleich ſo? Und was ſoll denn mit uns geſchehen?“

„Hab' mir's auch ſchon ausgedacht,“ antwortete er, „du und die Kinder bleiben derweil da. Ich ſchau' euch um einen Platz oben im Schöderwaldſchlag. Dort brauchen ſie jetzt Leut' zum Bäumelſetzen. Mit dem Förſter bin ich bekannt, der nimmt euch ſchon auf. Die Mädel können Geißhalten und Schwämmbrocken oder was immer. Geht euch weit beſſer als auf dieſer Jammerhütten, wo ſie uns doch fortjagen, wenn wir nit ſelber gehen.“

Das Weib hub an zu weinen. „Daß alles Arbeiten und Plagen und Sparen nichts hilft!“ ſchluchzte ſie. „Und daß wir jetzt ſo auseinander ſollten müſſen, als ob wir niemals zuſammengehört hätten!“

„Geh, mach' kein Waſſer, Alte,“ ſo tröſtete er. „Ich geh' ja nur voraus und ſiedle mich drenten an und wenn alles hergerichtet iſt, nachher hol' ich euch hinüber. Na freilich, Lieſel, allein laſſ' ich euch nit, und wenn's uns gut geht, da müſſen wir alle beiſammen ſein.“

„Aber Michel, warum können wir denn nit gleich mit. Wenn's uns ſchlecht geht, ſollten wir ja auch einander nit verlaſſen."

„Da haſt ſchon recht, Weib, ganz recht haſt," entgegnete der Lughütter. „Aber denk' an den weiten Weg. Drei Wochen. Und an die große Waſſerlacken unterwegen, eine hölliſch große Lacken. Das thäten die Kinder jetzt nit aushalten. Und ſchon gar drenten, man kann doch nit wiſſen, was anfangs zu übertauchen iſt, das möcht' ich euch erſparen. Auf's Jahr ſind die Mädeln ſchon wieder um ſo viel ſtärker, alsdann kommt's nach."

Das iſt beſprochen worden und wohl noch mehr, die Lieſel hat ſich beruhigt und mit allem einverſtanden erklärt. Das Kaderl, die böſe Perſon, hat gehorcht.

An demſelben Abende noch ſpät hat der Lughütter in der ſtillen Stube noch einmal ſein Bargeld gezählt, von dem die Gläubiger nichts wußten. Es waren zweihundertunddreißig Gulden, nach dem Ausſpruche des freundlichen fremden Herrn reichlich genug zum Auswandern. Dann hat er das Ledertäſchchen zugethan und es ſorgfältig verſteckt in der Spalte zwiſchen Wand und Winkelkaſtel, daß es niemand findet. — Und das Kaderl, die böſe Perſon, hat durch die Thürſpalte gelugt und alles geſehen. — Jetzt, wenn das Kaderl den Bauern belauert, ſo wollen wir das Kaderl belauern, und da merken wir, wie es denkt: Na, wart Micherl, Weib und Kind im Stiche laſſen und ſo davonlaufen, das werden wir dir ſchon vertreiben!

Nie in ſeinem Leben hatte der Lughütter ſo viel Mut und Thatkraft entwickelt, als in den Tagen, die nun kamen. Zuerſt that er natürlich das Wichtigſte und machte ſich von Weib und Kind los; oben im Schöderwald fanden ſie einen ſehr ſorgloſen Platz, denn ſie hatten gar nichts, als die arbeitenden Hände und die dienſtlaufbereiten Füße: und das Bäumchenſetzen und das Ziegenhüten brachte das Nothwendigſte ein. Es konnte ja nicht lange dauern. „Wir wollen gar nicht Abſchied nehmen,“ hatte der Michel geſagt, „wir ſehen uns ja, ehe ich mich von heute an das drittemal raſiere.“ Er raſierte ſich nämlich alle Vierteljahre einmal. In Wahrheit war ihm das Abſchiednehmen darum zuwider, weil er der Unterthänigkeit ſeines Herzens nicht ſicher war. Das Herz aber hat zu gehorchen, wenn der Kopf befiehlt. Die Kinder erinnerten ihn nochmals, ja gewiß den verſprochenen Affen zu fangen, das Weib weinte ein bißchen in die Schürze — und die Sache war abgethan. Auf Wiederſehen in Amerika! — Noch mußte er etliche Tage in ſeinem Hauſe zubringen, aber vor den Nachbarn that er nichts desgleichen, was er vorhatte.

Der Heimatſchein wurde beim Amt unter dem Vorwande geholt, der Lughütter wolle eine große Wallfahrt nach Luſchari machen, und da ſei es immer gut, den Schutzengel in der Taſche zu haben. Manchmal, wenn er in der Stube allein war, griff er in die Spalte zwiſchen Wand und Winkelkaſtel, gleichſam um ſich nach dem Befinden ſeines Reiſegeldes zu erkundigen.

Das alte Kaderl war noch im Hauſe und regierte in ihrem vielbeflickten Kittlein herum, wie ſie es ſeit ſiebenunddreißig Jahren, als ſie im Lughütterhöfel war, gewohnt worden. Sie rieb den Fußboden, gleichwohl ihn niemand mehr ſchmutzig machte, ſie ſcheuerte täglich das Kindergeſchirr ab, obzwar es nicht mehr gebraucht wurde, ſie beſorgte den Stall und ſie molk die Kühe. „Schade,“ ſagte ſie einmal zu der Braunen, „daß ſie nit auch das Kuheuter zupetſchiert haben, ſo kunnt der Bauer jetzt zu den Mahlzeiten friſch Waſſer ſchlempern. Die Bäuerin iſt halt ſchon wieder kirchfahrten aus. Wenn der Segen Gottes auf einmal kommt, den ſie ſeit Jahren zuſammenbetet, nachher druckt er's Dach ein!“ — Weil's eine böſe Perſon iſt, das Kaderl.

Endlich war der Tag gekommen. Ein gewöhnlicher Werktag, aber am Vorabende hatte ſich der Bauer raſiert, und jetzt in der Frühe zog er das Sonntagsgewand an. Auch ein kleines Bündel machte er ſich zurecht, nichts Auffallendes, und ganz heimlich wollte er fort. Dem Gemeindevorſtand, den Gläubigern, wer weiß, ob's ihnen recht wäre! Noch ums Haus ging er einmal herum, dieweilen die Hausthür ſperrangelweit offen blieb, in den Stall ging er hinein zu den Rindern. Von jemandem mußte er doch Abſchied nehmen, es war ihm ein Bedürfnis. Dann trat er in die Stube, und bald darauf that er drinnen einen gellenden Schrei.

„Mein Geld, wo iſt mein Geld?“ ſchrie er und riß das Winkelkaſtel von der Ecke, daß die Spinnweben flogen.

Das Kaderl ſtürzte herbei, vernahm, daß der Bauer beſtohlen worden ſei und war ſprachlos vor Schreck. — Man kann es ſich denken; was das jetzt für ein Wetter gab. Diebe! Der Lughütter konnte, durfte nicht einmal zum Amte gehen, um die Verfolgung der Diebe zu verlangen, denn dort hatte er erſt vor kurzem der Schulden wegen angegeben, daß er keinen Kreuzer Geld beſitze. Wie konnte es ihm alſo geſtohlen worden ſein?

Das Kaderl that die ganze Zeit nichts, als über dem Magen die Hände zu falten und ſprachlos zu ſein. So vernichtet war ſie von dem Schlage, der ihren Bauer getroffen. Er hatte ihr ſogar mitgeteilt, wie viel es war, worauf das Kaderle anfing, ihn mit der Geſchichte von der heiligen Roſalia zu tröſten. Dieſe trug einſt heimlich und verbotenerweiſe Nahrung zu den Gefangenen; als ſie aber vom Gefängniswächter angehalten und befragt wurde, was ſie in dem verdeckten Korb trage, ſagte ſie: Roſen. Als er den Korb öffnete, waren es wirkliche Roſen, ſo daß ihre Lüge durch Gottes Fügung zur Wahrheit wurde. — „Und ſchau, Bauer,“ ſo ſchloß das Kaderl die Geſchichte „und alſo iſt auch deine Lüge, daß du kein Geld hätteſt, durch Gottes Fügung zur Wahrheit geworden.“

„Geh' zum Kuckuck mit deiner Chriſtenlehr'!“ donnerte ihr der Bauer zu, dann ging er davon. — —

Er mußte zum Kuckuck gegangen ſein, weil er nicht mehr zurückkam. Aber die Gläubiger kamen ſachte gegangen oder hochmütig gefahren und nahmen, was ſie fanden. Das Haus nahmen ſie, den Grund nahmen ſie, die Fahrniſſe nahmen ſie, alles nahmen ſie, und das Kaderl nahmen ſie nicht. Das Kaderl allein blieb übrig vom ganzen Lughütterhöſel, dachlos und herrenlos — und im Buſen ein ſchwarzes Herz.

Zu Sankt Johann im Pongau war an dem beſtimmten Tage die Zuſammenkunft der Auswanderer. Es kamen ihrer mit Bündeln und Körben und Holztrüheln und Hausgeräten von allen Seiten herbei, denn die Zeiten waren oben und unten ſchlecht. Es waren ſchon zwei Wirtshäuſer voll, auch Weiber und Kinder darunter. Der Agent war bereits da, der Reiſemarſchall, und den umſchwärmten ſie mit Fragen und Anliegen aller Art; auf manchem Geſichte leuchtete eitel Hoffnung, auf manch anderem war dumpfe Ergebung in das, was nun werden ſollte. Ein anweſender Eiſenbahner hätte die Gemütlichkeit bald verdorben. Der war ſchon einmal drüben geweſen und erzählte, daß er in Amerika Ratten gegeſſen habe, die ihm ſchier beſſer geſchmeckt, als daheim die Kohlrüben und die Erbſen. Der Agent rief von ſeinem Tiſche her dazwiſchen, ſie ſollten lieber ſingen, als einem müßigen Schwätzer zuhören, da ſtimmten ihrer zwei folgendes Lied an:

„Die Zeit und Stunde iſt ſchon da,
Wir reiſen nach Amerika.
Der Wagen ſteht ſchon vor der Thür,
Mit Weib und Kind, da reiſen wir,
Da trinken wir Champagnerwein,
Das ſoll zur G'ſundheit tauglich ſein,
Wir fürchten keinen Meeresfall,
Wir denken, Gott iſt überall!
Und ſind wir in Amerika,
So rufen wir Victoria!
Und finden wir dort unſer Glück,
So denken wir nicht mehr zurück.“

Jetzt kam auch unſer Michel. Er ſetzte ſich, als ob nichts wäre, mitten unter die anderen an den Wirtshaustiſch hin, denn es war noch Zeit. Es mußte der Eiſenbahnzug erwartet werden, der ſie alle davontragen ſollte. Der Agent muſterte noch einmal ſeine Geſellſchaft und fragte laut, ob jeder wohl auch das nötige Geld bei ſich habe. Alle ſagten ja, nur der Michel machte ein ſolches Geſicht, daß der Herr ihn ein zweitesmal fragte. Die Sache war ſehr bald entſchieden, der Lughütter hatte kein Geld, — alſo zurückbleiben. Trotz aller Bitten und Verſicherungen, daß er es ja drüben vom Erſparten getreulich abzahlen werde, entſchied der Agent kurz und ſcharf: ohne Geld nehme er keinen mit.

Der Michel weinte wie ein Kind, das gab aber nichts aus, der Herr, welcher damals im Lughütterhauſe ſo gütig geweſen war, blieb hart wie Quarz. Der Knappenſepp aus Rauris, ein früherer Schulkamerad des Michel, hatte Erbarmen, aber Geld leiſtete auch der nicht, ſondern nur das Verſprechen, er werde dem Lughütter von drüben fleißig ſchreiben und ihm alles berichten und alles für ihn vorbereiten, bis er nachkommen könne.

Der Eiſenbahnzug dröhnte heran, beim Einſteigen vergaß jeder und jede, ſich niederzuwerfen auf den Erdboden der Heimat, um ihm zu danken .... Der Zug rollte davon, und allein zurückblieb der Michel. Knirſchend ſtampfte er die Scholle, an die er nun doch gefeſſelt blieb und neunfach verfluchte er den Dieb, der ihm mit dem Geld die neue Welt geſtohlen hatte, in die unterſte Hölle. Wir ſollen es ja noch erfahren, ob dieſe kräftigen Flüche etwas ausgerichtet haben.

Ganz dumpfig im Kopf und träge an den Füßen ging der Michel wieder ins Steiriſche zurück, aber nicht mehr zu dem Lughütterhofe, ſondern in den Schöderwald hinauf zu Weib und Kind. Als er ſie ſah, lachte er wie ein Verzweifelter: „So, jetzt bin ich ſchon wieder da von Amerika, jetzt hab' ich das Amerika ſchon im Sack. Saggeriſcher Hölldeuxel, verſchwefelter!“

Als das Weib Näheres erfahren, ſagte ſie: „Na, Unglück iſt's ja auch keines. Bleibſt halt da und ſtehſt in Arbeit oben im Schüttwaldſchlag, der Förſter nimmt Holzknechte auf, weil ſie roden; wir gehen nachher ja auch in den Schüttwaldſchlag, wenn das Bäumelſetzen fertig iſt. So gut wie auf dem Lughütterhöfel geht's uns auch im Holzſchlag und ſind keinem Menſchen nichts ſchuldig, das iſt auch was wert. Und Sonntags kannſt dir dein Krügel gunnen, und ſo thun wir fort und denken halt, wir wären in Amerika.“

Prächtig verſtand ſie es, ihn zu beruhigen. Ja, er nahm ſich heilig und tapfer vor, in dieſem Waldlande ſo lange zu bleiben und zu arbeiten, bis er das nötige Geld habe zur Überfahrt.

Im Schüttwaldſchlag ſtand er als Holzknecht ein; wohnen mußte er mit anderen Holzknechten in der gemeinſamen Baracke, während ſeine Familie bei einer alten Kohlenbrennerin ſich eingeheimt hatte und von dort aus in die Arbeit ging: Rinden ſchichten, Äſte kleinhacken, Beeren ſammeln, Ziegen hüten. Nicht allein das Feld, auch der Wald nährt ſeine Leute. Dieſe Waldarbeit währte Jahre lang, der Waldherr wollte alles reife Holz herausſchlagen, um den Boden dann wahrſcheinlich zu verkaufen. Und ſo erwarben ſich auch unſere Lughütterleute Tag für Tag ihren Unterhalt. Später geſtattete es der Förſter, daß unſer Michel ein halbverfallenes Jägerhäuſel beziehen und ſeine Familie zu ſich nehmen durfte. Dieſes Häuſel ſtand an einer ſachten Berglehne, mitten in einer Wildnis von Haſelnuß-, Erd- und Brombeerſtrüppen; auch Nattern, Füchſe und Marder und anderes Getier gab es, ſo daß das Weib einmal ſagte: „Schau, Michel, da haſt du ja dein Amerika!“

Aus Amerika war inzwiſchen ein Brief gekommen vom Knappenſepp. Der Brief war vom Miſſiſſippi bis zum Lughütterhöfel drei Wochen gegangen und vom Lughütterhöfel bis zum Schüttwaldſchlag noch länger, weil die Poſt den Aufenthalt des Empfängers erſt ſuchen mußte. Der Brief erzählte, daß der Knappenſepp bei einer Regulierung des Miſſiſſippiſtromes arbeite, und der Sepp ſchilderte die Größe des Stromes mit ſo ſelbſtgefälligen Worten, als ob er ihn ſelber gemacht hätte. Und daß in der neuen Welt überhaupt alles ſo großartig ſei. Am Miſſiſſippi gäbe es viel Arbeit, viel Geld und viel Fieber. Und der Michel ſolle nur nachkommen. — Der konnte aber noch nicht, doch ſteigerte er ſeine Erwerbsthätigkeit und ſeine Sparſamkeit, damit die Reiſe bald möglich werde. — Nach einem halben Jahre kam ein zweiter Brief, der ſprach wenig mehr von der Großartigkeit, von Arbeit und Geld, ſondern nur vom Fieber. Der Sepp lag in einer ſchlechten feuchten Lehmhütte und ſiechte. Der halbe Teil der ſalzburgiſchen Auswanderer, ſo ſchrieb er, ſei ſchon zu Grunde gegangen, von der anderen Hälfte hätten ſich die meiſten verlaufen, daß er nichts von ihnen wiſſe; nur ein paar führten als Anſiedler ein halbwegs erträgliches Leben; einer aber, der Franz Schackel aus Radſtadt, habe einen Häutehandel angefangen und ſei daran, ein reicher Mann zu werden. Aber je reicher er werde, deſto hartherziger; anfangs, als er monatlich nur hundert Dollars eingenommen, habe er ihn, den Sepp, unterſtützt, jetzt, weil er tauſend Dollars einnehme, heiße es, jeder Menſch müſſe auf ſich ſelber ſchauen. Die Gelegenheit hinüber zu kommen werde zwar noch immer billiger, doch der Michel ſolle einſtweilen noch daheim bleiben und weiteres abwarten; er, der Sepp, hätte ſchon Reue und wolle niemanden verführen.

Dann kam kein Brief mehr, und nach zwei oder drei Jahren hörte es der Michel von einem pongauiſchen Sauſchneider, der in die Gegend kam, daß der Knappenſepp in Amerika geſtorben ſei, und daß man auch von den übrigen Auswanderern nichts Erfreuliches höre. Manche wären — ſo hätte einer an den Wirt in Sankt Johann geſchrieben — in ſchlimme Hände geraten und noch weiter gegen Weſten geſchleppt worden in die kaliforniſchen Bergwerke, wo keiner lange lebe. Andere ſeien in den Urwäldern verkommen, verhungert oder von wilden Tieren zerriſſen worden; in Amerika kümmere ſich kein Staat und keine Katz um den einzelnen. Jeder könne zu Grunde gehen, wie er wolle, das ſei eben die Freiheit. Der Müllersſohn aus Lend ſei wieder zurückgekommen, weil er ſich vorſichtshalber ſo viel Geld in den Bruſtlatz genäht hatte, daß er heimreiſen konnte, der habe nur das eine Wort geſagt: „Mag es ſein, wie es will, jetzt gefällt's mir in unſerem Salzburgerlandel.“

Dem Holzknecht war mittlerweile die Auswanderungsluſt vergangen. Er und ſein Weib hatten angefangen, das Struppwerk um das Häuſel auszurotten und Gemüſe zu bauen. Der Kohl, die Erdäpfel, ſelbſt das bißchen Korn und Gerſte wuchſen vortrefflich an der ſonnigen Lehne. Der Boden war ja ausgeraſtet, wie ein Knecht am Oſterdienſtag. Das Wieslein gab fettes Futter für zwei Kühe. Auch einen guten Brunnen hatte der Michel aufgefangen, und das Häuſel ſelbſt war in beſſeren Zuſtand geſetzt worden. Die zwei Dirnlein arbeiteten ſchon wacker mit, und das Ganze war ein junges aufblühendes Anweſen.

Mittlerweile war auch ein kleiner männlicher Stammhalter erſchienen, und da ſagte der Michel das erſtemal: „Wenn ich Geld hätte, ich wüßte ſchon, was ich thät'. Wenn ich nur ein paar hundert Gulden hätte! Ich thät' mir das Anweſen ganz zu eigen kaufen; jetzt, da die Waldungen überhaupt verkauft werden und zerſtückelt, wäre es wohlfeil zu haben.“

Das ſagte er nun oft, ſagte es am Werktag bei der Arbeit, am Sonntag auf dem Kirchweg, aber es half nicht viel, der Arbeitslohn ging auf die Verbeſſerungen faſt dran, und es war keine große Hoffnung vorhanden, daß der Michel je einmal Eigentümer des Gütels werden könnte. — Nun ſo wollte er halt in Gottesnamen den geringen Pacht zahlen und arbeiten und ſparen nach Möglichkeit.

Sieben Jahre waren ſo dahingegangen im Schüttwalde, da torkelte eines Sonntags Nachmittags zur Thür ein alter Bekannter herein. Das Kaderl. Es war noch kleiner und noch buckeliger und noch runzeliger geworden, als es einſt geweſen, und das Gewandel war ſehr einfältig, aber einen Regenſchirm hatte es bei ſich, der ſo groß und ſo kirſchrot war und einen ſo glänzenden Meſſingbeſchlag hatte an der Handhabe, daß man an dieſem Regenſchirm die ganze Wohlſtändigkeit der alten Magd erkennen konnte. Sie machte gleich ein lachendes Geſicht, als ſie die Familie ſo ſchön beiſammen ſah, und der Michel meinte, das wäre was Seltſames, daß ſich das Kaderl einmal anſchauen laſſe.

„Ja, muß doch einmal ſchauen, wie es euch geht, da heroben,“ ſagte ſie.

„Mein, wie wird's uns gehen. Soweit nit ſchlecht. Geld kunnten wir brauchen. Setz' dich nieder, Kaderl.“

„Vergelt's Gott,“ antwortete ſie, „Geld, meinſt, Bauer. Wenn ſonſt nichts fehlt, Geld kannſt ſchon haben.“

„Oh!“ lachte der Michel auf, „Geld iſt am allerſchwerſten zu haben.“

„Da haſt gleich eine Handvoll,“ ſagte die alte Magd und hielt mit raſcher Bewegung ein Sparkaſſenbüchel hin. „Das iſt dein, Bauer.“

„Wie ſo denn? hab' nichts liegen drin."

„Mußt doch. Seit ſieben Jahren iſt's gewachſen, macht über dreihundert Gulden. Und auf deinen Namen iſt's geſchrieben: Michael Hubinger. Schau nur. Hubinger laßt du dich ja ſchreiben. Schau nur, es hat ſeine Richtigkeit."

„Das verſteh' ich nit," meinte der Michel, „und wie kommſt denn du zu dieſem Büchel?"

„Gefunden hab' ich's, auf der Straßen gefunden," ſagte ſie „und ich hab' mir ſchon gedacht, ob's nit etwan der Dieb verloren hat vor ſieben Jahren — und ein anderer hat's gefunden und für dich in die Sparkaſſe gelegt. Stimmen thät's."

Der Michel ſtarrte in das Büchel, auf ſeinen Namen, auf die Ziffern. Und endlich ſtarrte er auch auf die alte Magd.

„Katherl," ſagte er, „ſo dumm bin ich nit! Jetzt weiß ich's, wer's gethan hat und wen man einſperren ſoll, jetzt weiß ich's!" — Dann nahm er ſie mit beiden Händen bei den ihren: „Kaderl! Du haſt es doch gut gemacht, vergelt dir's Gott!"

Sie geſtand es zwar nicht ein, ſie ſchwieg und blinzelte mit den Augen. Die Bäuerin fiel ihr um den Hals: „Hätteſt du das nit gethan, wir wären allmiteinand verdorben: er drenten und ich mit den Kindern herenten. Jetzt können wir uns das Gütel kaufen. Und mein Beten hat doch was geholfen." —

Alſo war es, daß der Michel Hubinger, genannt Lughütter, herüben in der alten Welt gethan hat, was Andere drüben in der neuen thun: eine Wildnis roden, durch Fleiß und Arbeit ſich ein neues Heim gründen, wenn das alte verloren. Er hat das Gütel gekauft, es iſt ſchuldenfrei, hat wenig Steuerlaſt und ſchon gedeiht darauf, was ſie brauchen. Die Luſt und Freude iſt wieder da, das ſichere Gefühl der Heimſtändigkeit iſt auch wieder da. Und weil das neue Heim nun gar keine Hütte mehr iſt, ſondern faſt ein ſtattliches Haus geworden, ſo nennt es der Beſitzer nicht beim Lughütter, ſondern beim Lughauſer. Und beim Lughauſer waltet als Großmagd das kleine, ſchlaue, treue — böſe Kaderl.

Die Geſchichte vom neuen Liderl.

Im Richterbaumhofe war eine ſo tiefe Trauer, als hätten ſie erſt an dieſem Morgen ein Totes aus dem Hauſe getragen, und als ſtünden in der Kammer die Schrägen noch, auf denen die Bahre geruht hatte.

Es war daher etwas unzeitlich, daß ein ſehr friſcher und lachender junger Menſch ins Haus trat, der einen ſchrecklich breiten Sammthut auf dem Haupte trug und einen zierlich geſchnittenen blonden Spitzbart gehabt haben würde — wenn er überhaupt ſchon einen Bart gehabt hätte. Ein junger Maler war's, ein wildfremder Menſch, und der hatte gleich zwei Anliegen auf einmal. Erſtens wollte er im Richterbaumhofe über Nacht bleiben, zweitens wollte er in demſelben alle miteinander abkonterfeien. Die ſtattliche Hausfrau mit den hochbauſchigen Spenſerachſeln und dem glattgeſcheitelten Haar, auch mit dem breiten Sammtband um die Stirn und den großen hellen Augen, in denen nach des Malers Ausſpruch ein ganzes Oſterfeuer von Liebreiz und Gutherzigkeit leuchte — das giebt ein Bild, wie in der ganzen Welt und ſelbſt in Italien ſeinesgleichen nicht iſt! Dann der Hausvater! Das müßte ſchon ein arger Stümper ſein, der aus dieſem viereckigen

Haupte mit dem feinraſierten Geſichte und der wohlgeformten Adlernaſe nicht einen wahrhaftigen Kaiſer Joſef-Kopf herauspinſle. Ein Charakterkopf, wie man ihn ſobald nicht wieder finde. Und Charakterköpfe müſſe man beſonders heutzutage, wo die meiſten Leute charakterlos ſind, auf der Leinwand verewigen für Kinder und Kindeskinder, und daß nach ſo viel hundert Jahren der Urahn noch an der Wand hänge im Richterbaumhof. Endlich das Bübel! Bei dem iſt unſerem Herrgott der Erzengel Gabriel zum Muſter geſtanden — ſo wird's wahrhaftig ſein, und der Junge muß auch in den Rahmen. Es thut ja nicht weh. Und koſten thut's für die Perſon, wenn's gut iſt, einen halben Hunderter, und wenn's nicht gut iſt, ein freundliches: „Pfuſcher, ſchau, daß du weiter kommſt.“

Mit ähnlichen Vorſtellungen führte der junge Maler ſich im Hauſe ein, und den Träger, der ihm einen großen braunen Kaſten nachgeſchleppt hatte, hieß er im Vorhauſe gleich ablaſten, entlohnte und entließ ihn.

Der Richterbaum und ſein Weib waren völlig ſprachlos über den ſo jäh dahergeſchneiten Geſellen, und ſie wußten nicht, was ſie mit ihm machen ſollten. Die Tageszeit war aber ſo, daß bereits das Herdfeuer einen Schein warf auf die Wände der Küche. Alſo über die Nacht ſoll er dableiben. Der kleine Erzengel Gabriel umlauerte und umlugte den braunen Kaſten, der Maler kam ſeiner Neugierde gleich auf ganzem Wege entgegen, öffnete das Geheimnis, that Leinwandtafeln, Pinſel, Ölfläſchchen, Farbentiegel und derlei wunderbare Sachen, desgleichen noch nicht geſehen worden, heraus auf die Wandbank. Nach einer Viertelſtunde waren der Maler und der Knabe die beſten Freunde und beim Nachtmahls-Tiſche ſaßen ſie bereits ſo eng neben einander, daß dazwiſchen kein Mäuslein hätte ſitzen können, um etwa das junge Freundſchaftsband zu zernagen. Beim Eſſen wurde aber wenig geſprochen, die Hausleute waren gar betrübt.

Am nächſten Morgen, als der Bauer nach der Brennſuppe der Meinung war, nun werde der fremde Paſſierer ſchön Dank ſagen und ſeine Kraxe auf den Buckel nehmen und weiter paſſieren, ſtützte ſich der Menſch vornüber mit den Ellbogen auf die Stuhllehne und ſprach: „Nun alſo, Vater, welches wird zuerſt ſitzen?“

„Ah, das nicht,“ antwortete der Richterbaum kopfſchüttelnd, „aufmalen laſſen wir uns nicht. Keines nicht. Ah Narr! Das iſt nichts für unſereins, das iſt für die hohen Herrſchaften. Fragen Sie einmal da oben im Thalheimer Schloß an; der Herr Baron paßt beſſer in einen goldenen Rahmen, als ein Bauersmenſch, und zahlt auch beſſer.“

„Vom Baron komme ich ja eben; zweimal hat er ſich ins Öl gethan, einmal für ſeinen Ahnenſaal und einmal für ſeine verheiratete Tochter.“

Sehr gut war es, daß der Maler ſolches antworten konnte, denn nun beſann ſich der Richterbaum.

„Wenn S' um paar Tage früher gekommen wären,“ ſagte er leiſe und zögernd. „Was koſten wollt' ich mir laſſen, wenn ich ſie daheim hätt', und wäre es auch nur in einem Bildnis. — Meine Liderl kommt mir nimmer.“ Das letzte Wort ſprach er nicht zum Maler, ſondern zum großen Ofen, der ihn mit ſeinen grünen Kachelaugen verſtändnisvoll und traurig anblickte.

Fragte nun der Maler: „Iſt Euch wer geſtorben, Vater?“

Der Vater ging zum Winkelkaſtel, that ein Gebetbuch hervor und aus dieſem zog er eine kleine Photographie. Ein herziges Dirndel bis über die Bruſt hinab. Die großen kirſchrunden Augen im eirunden Geſichtlein ſchauten ſchnurgerade auf den Maler. Dem ſchien der Blick zu taugen, er hielt eine Weile ſtill, endlich ſagte er die Worte: „Vater, ſo was läßt ſich ſehen. Dreihundert Gulden koſtet der goldene Rahmen, in den es hineingehört, aber gemalt wird's umſonſt — nur um den Löffel Suppe und ums Sonnenlicht. Wenn das Euere Tochter iſt, ſo gebt acht! Ich ſag' es Euch! Ich verliebe mich in ſie, und dann müßt Ihr uns heiraten laſſen. Herrgott, iſt das ein ſchönes Mädel!“

„Wenn S' mir nach dieſem Blatt ein halbwegs richtiges Bildnis malen, vielleicht doch ein Eichtl größer wie das —“

„Es wird lebensgroß, es wird zum Sprechen, es wird, wenn's fertig iſt, aus dem Rahmen ſpringen — dem Vater an den Hals — dem Maler an den Hals und ſo weiter!“

„So will ich Ihnen nicht zu ſparſam ſein. Aber die Späße ſind nicht nöthig, Herr Maler. Wir haben viel Leides . . .“

So traurig war das letzte geſagt, daß auch der junge Mann ernſthaft wurde und es nicht an der Zeit fand, weiter zu forſchen, wieſo und weshalb. In einer guten Lichtecke der großen Stube richtete er ſich das Atelier ein, ſtellte aus zuſammenfügbaren Latten die Staffelei auf, legte Pinſel, Farbenkaſten und Palette aus, lehnte die große, in Rahmen geſpannte Leinwandtafel zurecht und machte ſich an die Arbeit. Daß der kleine Erzengel Gabriel neben ihm ſtand mit der löblichen Abſicht, mitzuhelfen, und daß er, weil der Mann ſich durchaus nicht helfen ließ, den Finger im Munde daſtand und zuſchaute, das verſteht ſich. — Soll ja die Liderl werden, die eine Heilige worden iſt, und kann man nachher das Bild von der heiligen Liderl gleich in die Kirche hineinhängen. — Gott, jetzt hebt er kohlſchwarz an! Und die Liderl iſt ſo ſchön rot geweſen.

Der Richterbaum war an demſelben Tag nach der Meſſe in den Pfarrhof hineingegangen. Der Pfarrer war ein raſches Greislein. Sein großer runder Kopf hatte nur rückwärts einiges Haar, aber das war noch faſt ſchwarz. Alles andere, bis weit hinter den Scheitel hinüber, war Stirn. Im rundlichen Geſicht zuckten allerlei luſtige Geiſterlein und in allen Gliedern war's noch lebendig. Jetzt ſaß er auf einem Dreifuß, wie ihn die Schuſter haben, ſaß in blanken Hemdärmeln und kratzte ſich juſt den Bart von der Haut. Da herum, wo man's nicht mag, da wachſt's noch, das dumme Haar; oben auf der Kuppel ſollt's wachſen, da hätt's Platz genug.

„Franz, biſt du's?“ fragte er, ohne aufzuſchauen, nach der Thür hin.

Der Richterbaum redete nicht viel, ſchritt nur ſo etwas träge durch die Stube und ſetzte ſich neben dem Tiſch in einen großen Lederſeſſel.

„Bin ſchon fertig!“ ſchrie der Pfarrer mit hellem Stimmlein herüber, hatte aber nur erſt den einen Backen gemäht. „Kannſt mir nachher gleich den Kaffee trinken helfen.“

„Na, Pfarrer, deswegen bin ich nicht hereingegangen,“ entgegnete der Bauer. Obzwar der geiſtliche Herr ſein

Oheim war, ſeines ſeligen Vaters Bruder, ſo beobachtete er doch gegen ihn ſtets eine gewiſſe Höflichkeit und zurückhaltende Beſcheidenheit, weil er mit ſolchen Tugenden bei ſolchen Herren immer beſſer fuhr, als Andere, die ihre Wägen nicht einölten.

„Bin ſchon fertig!“ verſicherte der Pfarrer wieder, ſtrich den Seifenſchaum vom Meſſer und ſprang vom Dreifuß auf. Wie flink er aufſprang! Und wie breit und klein er daſtand! Nicht größer als der Richterbaum nun, da er im Leder ſaß. Die kurzen Beine waren es, die ihn ſo tief unten ließen, und juſt von dieſen kurzen Beinen wird erzählt, daß ſie ihn in die Höhe gebracht hätten. Voreinſt, als der kleine Johannes noch in der Dorfſchule geſeſſen, oben in Sankt Barbara, und eines Tages der Biſchof zur Firmung gekommen war und auch die Schule beſucht hatte, fiel es Seiner Gnaden auf, daß bei ſeinem Eintritte ein einziger Schulknabe ſich nicht erhob wie die Anderen. „Na, Junge!“ rief er ihm zu, „willſt du nicht auch ein bißchen aufſtehen?“ — „Aber ich ſteh ja ſchon!“ rief der Kleine, und ſo war es auch. Weil der Biſchof lachte, ſo hub nun der Lehrer an, ihn zu loben, und daß der Knab das oben habe, was ihm unten abgehe. Davon überzeugte ſich der Kirchenfürſt, das Bauernbüblein Johannes antwortete fix und fein und redete wie der zwölfjährige Jeſus im Tempel, da wurde es ſchließlich befragt, des Studierens wegen, auf Geiſtlich — ob es keine Luſt habe? Alſo da war der Johannes gleich auf der richtigen Straße, die ihn dreißig Jahre ſpäter in dieſen Dorf-Pfarrhof führte, wo er eben jetzt auf dem Dreifuß ſeine Backen blankgekratzt hatte.

Nun war auch die Beſchließerin gekommen, hatte

Bücher, Cruzifix und die Tabaksdoſe vom Tiſch geräumt, ein ſchneeweißes Tuch aufgedeckt und das Frühſtück gebracht. Als ſie wieder draußen war, leitete der Pfarrer den braunen dampfenden Brunnen zuerſt in des Gaſtes Schale: „Greif zu, ſolange er heiß iſt. Beim Beten wird's wohl in der Bruſt warm, aber im Magen kalt, gelt?"

Der Richterbaum hatte mit ſeiner dicken Hand ſchon eine Weile den belederten Seſſelarm heftig geknetet, dabei war ihm der Kopf ruckweiſe immer tiefer und tiefer nach vorwärts geſunken; jählings verbarg er das Geſicht mit den Fäuſten und hub laut an zu brüllen.

Der Pfarrer, arg erſchrocken, ſtand wie feſtgenagelt. „Um des Himmelswillen?" ſagte er dann, „was iſt denn geſchehen?"

Gute fünf Minuten lang konnte der Bauer gar nicht reden, allmählich ermannte er ſich doch ſo weit, daß er, aber ſtets von Schluchzen unterbrochen und geſtoßen, ſprechen konnte.

„Die Liderl!" ſtieß er hervor, „meine Liderl! — hätt's nit geglaubt, daß ſie mir — ſo hart ſollt' abgehen. — Wie wenn ſie mir's in der — ſchmalen Truhen hätten fortgetragen, juſt ſo iſt's mir und nit anders. — Unſer Herrgott weiß es, mitten in der Nacht — hab ich gemeint, ich müßt auf — und ihr nach. Und hat mir mein Weib ein Wort geſagt, das brennt wie Feuerbrand, juſt ſo, das wird mir noch 's Leben abbrennen. Daß die Liderl ſo ungern von heim fortgegangen wär', hat mir mein Weib erzählt, ſo blutsleidig ungern! Und mir hat das ſchlechte Mädel nichts merken laſſen, und hat alleweil nur gelacht, und Gott zulieb und — mir zulieb — das iſt ihre Red' geweſen und nichts weiter. Und jetzt ſtirbt ſie hin im fremden kalten Haus! Ja, ja, Pfarrer, ſie ſtirbt hin, wie ich daheim! Ich weiß es ganz gewiß, und das iſt mein ewiges Verderben, und ich weiß mir nit zu helfen . . .“

Wieder in lautes Weinen waren die Worte des Mannes übergegangen. Nun aber ſtellte ſich das alte Herrlein mit verſchränkten Armen gerade zwei Schritte weit vor ihn hin und wartete bis das Schluchzen nachgelaſſen hatte und der Mann wie gebrochen im Lehnſeſſel kauerte. Da ſagte er:

„Franz, du biſt ein Tſchappel. — Wie lange iſt's denn her? Drei Jahre iſt's her ſeit der Miſſion. Seit dieſer Zeit iſt keine gotteinzige Woche verſtrichen, daß du nicht wärſt in den Pfarrhof gekommen, und ich ſoll um des Himmelswillen Anſtalt machen, daß ſie ins Kloſter käme. Dich und mich und alle haſt abgequält damit: Das Dirndl müßt ins Kloſter. Ob dir das junge Blut denn nicht thät erbarmen? hab ich dich gefragt — weißt es noch, draußen bei dem Kirchhofthor ſind wir geſtanden. Aber du: das Himmelreich leidet Gewalt, die Welt iſt voller Gefahr und glücklich jeder, der ſein Kind in heilige Hut geben kann. So haſt du geſagt, weiſt es noch? Und ſo hat der Miſſionspater gepredigt. Das Dirndl weiß noch nichts und ſagt's nach und denkt: Im Kloſter iſt alleweil Sonntag, das Beten wird mich nicht umbringen, ſingen iſt eh meine größte Freude und das geiſtliche Gewand wird mir ſo ſauber ſtehen, wie der heiligen Eliſabeth. Und nach dieſem Sonntagsleben kommt die ewige Seligkeit mit den lieben Engelein, mit denen tanze ich mich nachher erſt aus. Gewiß auch noch, daß ſie ſich ſo gedacht hat! Weibsbilder muß man kennen. — Und warum ſoll ſo ein junges Ding auch geſcheiter ſein wie die Alten! — Jetzt habe ich ſie mit deinem Willen hineingeführt, und jetzt iſt's geſchehen und weiß ich nicht, was zu machen iſt."

Der Richterbaum rang verzweiflungsvoll die Hände: „Mein lieber Pfarrer! Und du redeſt ſo? — Und du redeſt ſo! — Nachher weiß ich nicht, was ich thu. Um deinen Troſt bin ich hergegangen."

„Na, Franz, trinke jetzt deinen Kaffee," ſprach der Pfarrer, „auch ein Schwarzer, der das Tröſten verſteht. Du biſt nüchtern und haſt nicht ausgeſchlafen, da ſchaut alles noch wüſter aus. So ſchlimm iſt's ja doch nicht. So ſchlimm iſt's noch lange nicht, mein Lieber, als wenn ſie dir das Dirndl in der ſchmalen Truhen hätten hinausgetragen. — Ein paar Tage laßt jetzt vergehen, vielleicht kommſt du doch wieder auf deine alten Gedanken. Mußt erſt auch einen Brief von ihr abwarten. Nur nicht gleich ſo kreuzelend verzagt ſein. Unſer Herrgott lebt ja auch noch ein biſſel. Geh, Franzel, ſei geſcheit. Ein Lackel wie du und ſo flennen da! Geh, trink!"

Auf ſo viel Zureden trank er denn, der Bauer, und da wurde es beſſer.

„Lachen wirſt auch noch, Pfarrer," ſagte er und lachte ſelber ganz ungefüg auf. „Ich laß mir ſchon eine neue machen."

„Und da haben wir noch einen Schwarzen!" rief der Pfarrer, ſeinem Gaſte die Schnupftabakdoſe hinhaltend.

Während der Richterbaum die Priſe zwiſchen den Fingern hielt, theilte er dem geweihten Oheime mit, was bei ihm zu Hauſe vorging, daß ein fremder Menſch gekommen ſei, der ſich erbötig gemacht habe, mit Pinſel und Farben die Liderl neuerdings zuwegezubringen.

„Na ſchau, da hat dir der liebe Gott gleich einen kleinen Troſt geſchickt. Er macht's immer ſo. Wird gewiß nicht der einzige ſein, wart' nur. Und wenn das Bild fertig iſt, will ich mir's doch einmal anſehen.“

„Bitt dich gar ſchön, Pfarrer, komm bald hinab zu uns. Seit ſie fort, iſt's bei uns wie in einer Todtenkammer, richtig wahr. Jetzt ſehen wir's erſt, was das für ein Queckſilbertropfen iſt geweſen, ja, Narr! — Mein Weib hat wohl auch ein Gotteswörtel vonnöthen in dieſer harten Zeit. Ich bin ſo, daß ich mich ausreden kann, meine Alte druckt alles hinunter, höchſtens, daß ſie ſagt, wir hätten eh noch den Buben, und die Liderl thät im Kloſter glückſelig ſein, wie eine heilige Braut Gottes. Aber ſie glaubt's ſelber nit, was ſie ſo ſagt, Pfarrer, ſie glaubt's nit!“

„Na, ich glaub's, daß ſie's nicht glaubt,“ ſagte der Pfarrer, dem Bauer auf den Arm klopfend, weil die Achſel zu hoch oben war. „Und jetzt geh heim, in Gottesnamen, ich will ſchon nachkommen. In Ewigkeit Amen. Oha!“

Denn der Bauer war während ſeines frommen Grußes über die Thürſchwelle geſtolpert. Nun ging er doch leidlich getröſtet von hinnen. Nach Hauſe eilte er, zu ſehen, ob die neue Liderl ſchon fertig wäre.

Sie war freilich noch lange nicht fertig. Als der Richterbaum auf der käſefarbigen Leinwand nur einige Fäden im Gevierte gezogen ſah, und in ſchwarzen Umriſſen einen ruppigen Kürbis, da ging er brummend hinaus in die Küche und ſagte zu ſeinem Weib: „Es wird nichts.“

Sein Weib verſtand ihn, auch wenn er etwas nur halb ſagte, alſo entgegnete ſie jetzt: „Gott Lob und Dank! Iſt eh ein Unſinn. Anſtatt meinem lebendigen Kind ein angeſchmierter Leinwandfetzen! Nit anſchauen hätt' ich ihn mögen, nit anſchauen! In den Ofen ſtecken hätt' ich ihn müſſen.“

„Du Narr!“ rief der Bauer, und das war bei ihm allemal ſo viel wie Beiſtimmung. Er ging in die Stube zurück, um dem Maler zu ſagen: Der ſolle ſeine Siebenſachen nur einpacken. Jetzt ſeien die Wege noch trocken, ſpäter könne es regnen. Aber er ſagte nichts, denn als er in die Stube kam, ſah er auf einer kleinen Tafel ſeinen leibhaftigen Knaben, den Gaberl.

Der Maler fand heute gar keine Luſt an ſeiner Arbeit, er tändelte ſo herum, und da hatte er nebenbei aus Zerſtreuung in einer Zeit von etwa zehn Minuten das Bübel auf die Leinwand geworfen. Und das ſchaute jetzt mit ſeinen klaren Äuglein ſo natürlich auf den Richterbaum-Vater hin, daß es zum Lachen war! —

„Schau, ſchau,“ ſagte der Alte ſchmunzelnd, „da iſt auch ein Bekannter. Der geht mit uns Suppen eſſen.“

Das Bild meinte er, und ſeine Rede war ein größeres Lob, als er eigentlich ſagen wollte. — Wenn das liebe Liderl auch ſo möcht' ausfallen! — Er hat den Maler nicht fortgeſchickt.

Später brachte der Knabe ein Schilfrohr, und der Maler ſchnitt ihm daraus eine Pfeife. Und wohin ſie mit dieſer Schilfrohrpfeife wieder kamen! Zuerſt blies der Gaberl hinein, und was da heraustönte, das machte ihn lachen, und dann konnte er nicht blaſen, weil der Schnabel auseinanderging. Nicht lange dauerte es, ſo wünſchte der kleine Muſikant, der Herr Maler ſolle zu ſeinem Blaſen zitherſchlagen. Meinte der Herr Maler: „Ja gern, wenn ich eine hätte“ Hierauf der Knabe: „Wir haben eine!“ machte das Winkelkaſtelchen auf und that etwas Surrendes heraus auf den Tiſch. Eine vollendete Zither war's mit ſechsunddreißig ſtrammgeſpannten Saiten.

„Wer ſpielt denn bei euch?“ fragte der Maler.

„Niemand,“ ſagte der Gaberl, „die Liderl hat geſpielt, wie ſie noch nit im Kloſter war.“

„Was hat ſie denn geſpielt? Was für Stücke hat ſie denn geſpielt?“

„Na, halt ſo Jodler und Landler und Walzer und mit den Füßeln dazu geſtrampft.“

„Und ſo was geht ins Kloſter!“

„Ja, damit ſie nachher vom Mond auf in den Himmel kommt.“

„Die will's aber ſchon gar zu gut haben — deine Schweſter. — Geh, laß mal verſuchen, ob ich noch was kann.“

Kaum, daß er nach einigem Saitenſtimmen angefangen hatte, einen ſteiriſchen Ländler zu ſpielen, ſchoß zur Küchenthür die Bäuerin herein, im Geſicht blaß wie eine Geſtorbene, denn alles Blut war ihr zum Herzen geſchoſſen vor freudigem Schreck. Sie hatte geglaubt, das Liderl ſpiele. Als ſie beim Zeuge den Maler ſah, ſchlug ſie die Thüre wieder zu.

Der Richterbaum, als er inne ward, daß der Maler ſchier gerade ſo die Zither ſpielte, wie das verwirtſchaftete Töchterlein, und genau dieſelben luſtigen Stückeln, wurde von neuem aufgebracht. Das iſt ja gerade, als ob's ihm zu Fleiß geſchähe, und als ob ihm der Maler ein Erſatz ſein ſollte! Na, den kunnt man brauchen! — Am folgenden Abend aber, als der Bauer vor dem Suppeneſſen ſich ein wenig auf die Ofenbank gelegt hatte und wie er glaubte, der Maler der Dämmerung wegen ohnehin nicht mehr arbeiten könne, bat er ihn, daß er ein biſſel klimpere.

Dem war aber — wie wir wiſſen — durchaus nicht ſo, als ob der Maler von Sonnenaufgang bis zur Dämmerung pinſelte. Am nächſten Tage lud er die Hausmutter ein, daß ſie ihm ſitze. — „Ich? Mich aufmalen laſſen? Da werden ſie mich wohl eher auf den Friedhof tragen!“ So ihre Antwort. Der Hausvater entgegnete auf die Einladung: „Wenn das Liderl fertig iſt, nachher werden wir ſehen.“ Was alſo wollte der Maler machen? Einen faſt heftigen Anlauf nahm er, das Porträt der abweſenden Haustochter vorwärts zu bringen. Hundertmal verglich er jeden ſeiner Striche mit denen auf der kleinen Photographie, jeder Schatten war an ſeiner Stelle und jedes Licht — aber das Bild wollte nicht lebendig werden. Es wollte nicht und es wollte nicht. War er doch ſonſt gewohnt, nach Photographien zu arbeiten, und die Farben für dieſes Bild vertraute ihm ja der kleine Erzengel Gabriel an. Das Braun der Haare, das Roſa der Wangen war dem Knaben recht; bei den Augen wußte er ſelber nicht, ob braun, ob grau, ob blau, wußte nur, daß alle dieſe Verſuche nicht das Rechte waren. Und beim Mund rief der Kleine immer nur: „Röter! Noch röter! Noch röter!“ Und doch hatte der Maler ſein purpurnſtes Purpurrot fingernageldick aufgetragen. „Noch röter!“ rief der Knirps, da warf er den Pinſel weg.

Etliche Tage nach dieſen ſehr wichtigen Ereigniſſen erhielt unſer gutes altes Pfarrerlein aus der Hauptſtadt ein Brieſchen von Frauenhand.

„Hochwürden Herr Vetter!

Küß die Hand. In aller Geſchwindigkeit und heimlich, denn die Oberin ſieht's nicht gern. Ich danke ſchön für, daß Herr Vetter mich hergeführt haben. Mir geht es gut, aber wenn mehr geſungen und weniger gebettet thät werden, wäre geſcheiter. Außer meiner ſind noch zwei Novizen und eine hat einen Mundhobel und wenn wir Holz tragen, da wird draußen in der Scheiterhütte fix eins getanzt. Heim ſchreibe ich nächſtens, und derweil bitte ausrichten, die Oberin läßt ſagen, der Vatter ſollt am erſten Juli gleich zwei Ratten auf einmal ſchicken. Herr Vetter haben durchſchauen laſſen, mich einmal zu beſuchen, bitt gar ſchön nicht vergeſſen. Burrr, die Alte kommt. Küß die Hand.

Dankſchuldige
Liderl."

Na, der Pfarrer lugte drein. — „Der ſollt man doch ein paar langgeſchwänzte Vieher ſchicken!" brummte er. „Das Betten und den Vatter wollt ich ihr noch verzeihen, aber daß die hochwürdige Oberin ſtatt des Termingeldes Ratten haben will und gleich zwei auf einmal! Liderl, Liderl! — Und überhaupt gefällt mir dein Brief ſehr gut. — Da haben wir was Rares angeſtellt. Ich bin auch manchmal einer!" — Den letzten Satz — muß ich bemerken — verbildlichte der alte Herr mit den zwei Zeigefingern, die er beiderſeits an den Ohren aufwärts ſtehen ließ.

Muß doch nachſchauen gehen, was das neue Liderl macht!" Mit dieſen Worten trat der kleine Pfarrer in die Stube des Richterbaumhauſes.

„Sie läßt ſich entſchuldigen, ſie iſt noch bei der Toilette!" Alſo antwortete der Maler, der auf der Wandbank lag und eine Cigarette rauchte. Als er jedoch die würdige Standesperſon erkannte, ſprang er auf und warf das Rauchröllchen weg. Sonſt war niemand in der Stube.

Stand der kleine Herr ſchon vor der Staffelei, blickte eine Weile auf das noch unvollendete Bild und ſagte dann: „Es thut ſich ja, es thut ſich ja. Nach der Photographie iſt's trefflich, ganz vortrefflich, mein Herr Meiſter, aber die Photographie iſt nichts nutz."

„Na, da haben wir's, ich ahnte es ja!" rief der Maler, ſich mit fünf Fingern in die Haare fahrend.

Der Pfarrer guckte durch die halbgeſchloſſene Fauſt auf das Werk, denn das Bild muß einen Rahmen haben. „Es iſt recht gut, es iſt recht gut," ſagte er, „aber es wird mir nicht lebendig. Das iſt halt ein Kreuz, mit Photographien arbeiten."

„Ah was Photographie! Da fehlt's!" ſchrie der Maler, und ſchlug ſich die flache Hand über Stirn und Augen. „Ich ſehe ja nicht die Photographie, ich ſehe ſie ſelber, ſie ſelber mit dem lachenden Geſicht, mit den ſpringenden Augen, mit dem ſprechenden Mund. Sogar die Naſenwinkel ſehe ich ſie zucken, ſo deutlich ſchau ich ſie durch das kleine Lichtbild, aber faſſen kann ich ſie nicht, übertragen kann ich ſie nicht. Da — da drinnen bleibt ſie ſtecken. Verwünſchte Geſchichte!"

„Alſo Sie kennen das Mädel perſönlich?“ fragte der Pfarrer zum Maler aufblickend, „aber ſetzen wir uns doch, Meiſter!“ — Denn beim Sitzen war er jedem körperlich ebenbürtig.

„Nie habe ich ſie geſehen, Herr, oder immer. Immerwährend, und das verwirrt mich,“ ſagte der Künſtler unwirſch, aber thatſächlich froh, ſeine aufgelaſtete Stimmung einmal entladen zu können. „Bin ja doch ſonſt kein Stümper, ſoviel ich von meinen Münchner Meiſtern weiß. Hier bin ich mit meinem Latein zu Ende.“

„Sie hauſieren wohl ſo herum mit Ihrer Kunſt?“ fragte der Pfarrer, und man kannte ſich nicht recht aus, war da ein wenig Ungeſchicktheit oder Bosheit mit im Spiele.

„Rauchen Hochwürden?“

„Schön' Dank. Ich hab' den meinigen in der Büchſen.“ Damit hielt er dem Maler die geöffnete Doſe hin.

„So geſtatten Sie vielleicht, daß ich mir eine anbrenne,“ verſetzte dieſer.

„Sapperment, das geht höflich her!“ lachte der alte Pfarrer, „na in Gottesnamen, fröhnen wir halt jeder unſeren Lüſten, wie wir mögen.“

Er führte ſich die Priſe zu, und der andere zündete eine neue Cigarette an.

„Ja freilich, Hochwürden, hauſiere ich ſo ein wenig herum mit meiner Kunſt,“ gab der Maler nun Antwort und betrachtete die Ringlein ſeines Rauches. „Will's Ihnen auch ſagen weshalb. Ich habe vor kurzem unten in Breitenmarkt ein kleines Landgut meines verſtorbenen Vaters übernommen, ſo eine Art von Fideikommiß, und weil ich meine Kunſt nicht ganz ablegen mag, ſo thue ich bei den Landleuten manchmal in der freien Zeit ein wenig herum, male, was ich finde: Bauern, Bäume, Steine, Waſſerfälle, Gemſen, Fuchſen und auch ehrwürdige Pfarrer, wenn ſie mir ſtillhalten. Desgleichen in dieſes Haus gekommen — leider! Oder vielleicht zum Glücke. Ich wäre ſonſt zu hochmüthig geworden, ich glaubte alles zu können, alles, und ſoweit zu laufen als ich wollte in der Kunſt. Jetzt habe ich mir den Schädel an die Planke gerannt — aber ordentlich."

„Meiſter," ſagte der alte Herr, „Sie kreuzigen ſich umſonſt. Das Mädel iſt überhaupt nicht zu malen. Der leibhaftige Unhold! Der Photographie merken Sie's ja an. Eine Momentaufnahme, wie man laufende Rehe photographiert, oder fliegende Vögel! Und ſo eine ſollt' dem Maler ſitzen?! Ach, Herr, unſer Liderl, das war ein luſtiges Kind."

„Verdammt, warum ſperrt ihr ſie denn ins Kloſter?"

„Ich? Ah ſo — wir," entgegnete der Pfarrer. „Nu, weil der Jeſuiter lockte und der Alte wollte, und ihr es recht war, und ich — Amen dazu geſagt habe."

„In welchem Stifte ſchmachtet ſie? Ich entführe ſie. Wahrhaftig, Pfarrer, ich hab' ein Recht dazu, eine Pflicht, ich muß es thun, bin es meiner Kunſt ſchuldig. Auf die Leinwand muß ſie mir, wie ſie leibt und lebt."

„Meiſter, Meiſter!" Der Alte drohte mit dem Finger und machte ein ſchiefes Geſicht.

„Natürlich, verliebt!" warf der Maler mißmuthig hin und ſchmiß das Reſtchen Rauchzeug in den Winkel. „Das haben Sie von der Frau Profeſſorin des Herrn Auerbach. Der Reinhardt! Gott, das wäre auch was Neues, ſich in ein Modell verlieben! Habe denn aber ich ein Modell? — Aus meiner Erinnerung muß ich ſie malen, rein aus meiner Erinnerung — und habe ſie nie geſehen. Soll man da nicht verrückt werden?“

Nun wandte der Pfarrer ſich teilnahmsvoll zum jungen Manne: „Ich verſtehe nichts von der Sache, aber ich meine, Sie ſollten ein paar Tage ausſetzen und ein paar Nächte darüber ſchlafen.“

„Was nutzt's mir?“ entgegnete der Maler. „Ich werd's ja doch malen und doch fertig machen und doch verpfuſchen.“

Sagte der Pfarrer lächelnd: „Freilich werden Sie das Bild malen, denn es wäre ein Wunder, wenn's ein Anderer fertig machte, wie es jenem Maler zu Florenz erging. Kennen Sie die Geſchichte? Der ſollte für das Senarikloſter ein Muttergottesbild malen; aber als er mitten in der Arbeit war, verlor er den Muth — juſt wie Sie, und meinte, die heiligſte Jungfrau recht zu malen, das ſei keiner irdiſchen Künſtlerhand gegeben. Er verſchloß ſich in ſeine Kammer und weinte und betete und war halb von Sinnen — gerade wie Sie! Und am nächſten Frühmorgen, wie er wieder in ſein Atelier geht und die Staffelei aufdeckt, iſt das Bildnis fertig, voll himmliſcher Schönheit — das wahrheitsgetreue Angeſicht der Mutter Gottes. Gemalt haben es die heiligen Engel.“

So erzählte der kleine Pfarrer.

Der Maler ſtand auf und tauchte einen Pinſel auf die Palette. „Das will ich ſehen,“ ſagte er mit heiſerer Stimme, „ob's ein Anderer fertig machen wird, was ich begonnen habe.“ Damit zog er mit bebender Hand einen brutalen kohlſchwarzen Strich quer über das Geſicht des Bildniſſes.

Der Pfarrer war vor Schreck auf die Füße geſprungen. „So, da haben wir den Thoren,“ ſprach er gelaſſen. „Und jetzt hat's dem armen Liderl im Kloſter gewiß einen hölliſchen Kratzer gethan über's Geſicht, wie ein wüſter Kater kratzt. Mag wohl ſo ſein. Mißverſtanden haben Sie mich, Meiſter, ganz vertrackt mißverſtanden. Wenn Sie ſchon keinen anderen Maler darüberlaſſen wollen, gut; aber die heiligen Engel werden doch Erlaubnis haben!“

Der junge Meiſter ſchämte ſich ſeines Zornes und ſagte nun: „Ich will es friſch wieder anfangen. Aber vorher will ich nach Ihrem Rate ein paar Tage vergehen laſſen. Er ſoll mich fortjagen, der Hausherr, was ich zugeſagt, werde ich doch leiſten. — Wie heißt das Kloſter?“

„Ja, mein Allerſchätzbarſter, das Kloſter, das darf man Ihnen freilich nicht anvertrauen,“ ſchmunzelte der Alte, „na, packen Sie Eine!“

Auch diesmal lehnte der Maler die angebotene Priſe ab. Der Pfarrer nahm Hut und Stock. „War aber nicht ſchön von Ihnen, dieſer ſchwarze Verband übers Geſichtel herab. War nicht ſchön. Nu, nehmen Sie das Dreckerle da (auf die Photographie deutend) mit und machen Sie's ganz bei Ihrer gelegenen Zeit.“

Der Maler ſtellte ſich, als ob er die Praxis des Hinauskomplimentierens in keiner Weiſe verſtünde. Einſtweilen begann er das Bild des Knaben vollends auszuführen.

Der Pfarrer war in die Küche hinausgegangen, wo Bauer und Bäuerin auf dem Herde ſaßen und immer wieder Rat hielten, was denn eigentlich anzufangen ſei ohne das Liderl.

„Den ganzen Handel rückgängig machen!“ meinte der Pfarrer. Der Richterbaum machte große Augen und ſah doch nicht mehr, als den kleinen Pfarrer. Rückgängig machen einen Handel, den man mit unſerem Herrgott geſchloſſen hat?

„Eine Muſterſendung verpflichtet nicht zur Abnahme,“ ſagte das Greislein. „Das erſte Kloſterjahr iſt ein Probejahr. Iſt die Oberin mit der Novize nicht zufrieden, ſo kann ſie ſie zurückſchicken, werden die Eltern klüger, will ſagen, weltlicher geſinnt, ſo können ſie ſie zurücknehmen, und gereut es das Kind, ſo kann es ſelber zurückgehen.“

„O mein Gott!“ ſagte das Weib, „die Leut', was möchten ſie lachen, wenn jetzt das Dirndl wieder heimkäm', was möchten ſie lachen!“

Antwortete der Pfarrer: „Das Lachen iſt doch nichts Schlechtes, inſonderheit, wenn man ſelber mitlachen kann.“

„Das wohl, das wohl,“ meinte der Bauer. „Nachher wollt mir das Lachen ſchon wieder ſchmecken. Wenn ich nur wüßt, wie ich's ſollt' angehen!“

„Es iſt ſchon gut,“ ſagte der Pfarrer. „Franz, morgen iſt keine Meſſe, ich verreiſe zu einem Amtsbruder, übermorgen bin ich wieder da, nachher wirſt merken, wie du es angehen ſollſt. — Zwick Eine!“

Seit zwanzig Jahren bot er dem Vetter bei jeder Gelegenheit eine Priſe, und ſeit zwanzig Jahren nahm ſie der Franz nicht ein einzigesmal. Solche Sachen da! Wozu denn die Nießerei, wenn man nachher doch allemal wieder „Helf Gott!“ ſagen muß. Will Gott helfen, ſo giebt's ſchon wichtigere Dinge dafür. — „Das Liderl! Wer weiß, wie es ihr geht! Schreiben thut ſie auch nicht.“

„Ja, um Ratten ſchreibt ſie. Derweil aber keine

Ratenzahlung leiſten, iſt beſſer," ſo das alte Herrlein, und trippelte vergnüglich von dannen.

Paar Tage ſpäter, als die Richterbaumleute in die große Stube gingen zur Morgenſuppe, trat ſchon der Pfarrer zur ſelben Stubenthür heraus. Er beſprach kurz eine Gemeindeangelegenheit, weil der Richterbaum zum hohen Rat gehörte.

„Einen Löffel Suppe wird der Herr Vetter wohl mit uns eſſen," lud der Bauer ein.

Vorwurfsvoll blickte ihn der Pfarrer an: „Ich? Suppe? Vor der Meſſe? — Unchriſt. Aber hinſetzen kann ich mich ſchon, ein halb Stündel iſt noch Zeit. — Sag mir, Franz, iſt dein Weib ſchreckig?"

„Sie hat ihr Lebtag ſchon viel ausgehalten," antwortete der Bauer.

„Wer Leid erträgt, muß auch Freud ertragen können," ſagte der Pfarrer, und ſie gingen in die Stube.

Sie ſetzten ſich alle zum großen Tiſch im Hausaltarwinkel. Der Richterbaum, ſein Weib, der kleine Gaberl und der Maler, welcher heute endlich mit dem Bilde ſeines Erzengels fertig werden wollte. Der Pfarrer ſaß am äußerſten Rande. Zum Fenſter ſchien die Morgenſonne herein, juſt in die Milchſuppe, in welche der Bauer heute ſtatt Schwarzbrot Weißbrot gebrockt hatte — dem Pfarrer zu Ehren, der den wackeren Eſſern gemüthlich zuſchaute. Die Unterhaltung war ſchleppend, auch der Maler ſprach nur wenig. Die große Leinwandtafel mit dem unfertigen Mädchenporträt ſtand auf der Staffelei in der halbſchattigen Stube. Das verdroß ihn. — Jetzt muß es überhaupt anders werden, ſo kann's nicht fortgehen. Schon geſtern abends hatte er dem Hausvater Koſt und Quartier von ſechs Tagen vergüten wollen, worauf der Richterbaum ſagte: „Das wär' ſauber! Wo Sie uns eh den Gaberl aufgemalt haben, rechtſchaffen ſein, daß man ihn nur gern anſchaut. Gelernt haben S' was, das ſieht man. Ah, bleiben S' noch ein biſſel da bei uns, es iſt ja ſonſt gar ſo viel öd."

Nun begann es den Maler neuerdings zu wurmen, daß er mit der „neuen Liderl" ſo eigentlich abgeblitzt war. — Wie? Was haben denn heute ſeine Augen? Jetzt iſt der ſchwarze Strich weg! Wer hat denn das gethan?

„Haben S' es doch!" rief der Richterbaum plötzlich ganz laut, ſein voller Suppenlöffel blieb zwiſchen Schüſſel und Mund ſtehen, und er ſtarrte auf das Bild hin. „Haben S' es doch fertig!" denn es war vollendet. Ganz ſprechend ähnlich, als ob ſie leibte und lebte, ſo war ſie auf der Leinwand. „Liderl:"

„Jeſus Maria!" kreiſchte das Weib auf, „was iſt denn das? — Was iſt denn das? — Sie dreht ja die Augen! Sie bewegt das Geſicht . . . !"

„— Guten Morgen, Vater und Mutter!" lachte das Dirndl vom Bild heraus, wendete den Kopf, den wirklichen Liderl-Kopf, hin und her, zog ihn durch das Loch der Leinwand zurück, ſprang hervor und hing den Eltern auch ſchon um dem Hals.

„Da bin ich wieder!" rief ſie hell lachend, „und ins Kloſter geh ich nimmer, da drinnen iſt's mir zu langweilig. Und das Jodeln und Tanzen und lauter ſo luſtige Sachen wären Sünd. Leut', wenn da drinnen alles Sünd iſt, da kommt man ja im Kloſter viel gewiſſer in die Höll', wie heraußen! Gott, da gehe ich nimmer hinein!"

Der kleine Herr hielt dem verwirrten Maler eine ſpitze Schneiderſcheere unter die Naſe: „Jetzt ſchauen Sie einmal dieſe Beißen an, Meiſter, die hat Ihnen den ganzen Fleck herausgeſchnitten. Iſt doch ein Unzücht, ſo ein alter Pfarrer.“

Nun lief das Liderl wie beſeſſen vor Luſtigkeit in der Stube umher, dann blieb ſie ſtehen vor dem Maler, ſchaute ihm hell und friſch in die Augen: „Sind Sie der Herr, der ſo ſchön malen kann?“ Und trillerte ihm ein Lachen ins Geſicht, wie er ſo herzfröhlich all ſein Lebtag keins gehört hatte.

Der junge Mann war ſonſt nicht gerade leicht in Verlegenheit zu bringen. Dieſer Spott aber und dieſes Gelächter machte ihn ſprachlos. — Iſt das ein Unband! — Iſt das eine Hexe! Ja, da giebt es freilich kein anderes Mittel, die muß geheiratet werden.

Nun aber die glückſelige Mutter: „Auf alle Mittel und Weiſ', ihr lieben Leut, wie kann das ſein, daß ich mein Liderl wieder hab'?“

Rückte das Pfarrerlein vor, ſchlug ſich die Fauſt auf die breite Bruſt: „Der Nonnenräuber! Da ſteht er! Ich! — Aus dem Kloſter entführt, die ganze Nacht geflohen durch Nebel und Wind. Mit dem Poſtzug angekommen. — Die Oberin läßt euch grüßen und ſagen, das Teuxelein ſtelle ſie mit Dank zurück. Da habt ihr's wieder. — Und nun, Kinder, zur Meſſe!“

— Ich merke es wohl, die ſchöne Leſerin bleibt nicht daheim, ſie geht mit zur Meſſe, und zwar in der Erwartung, daß nach derſelben eine Verlobung ſtattfinden werde.

Aber, Schätzbarſte, ſo ſchnell geht das nicht.

Die Geſchichte vom Schmied und ſeiner Liebe.

In einer ſchwülen Stunde hatte Stachel, der Schmied, den folgenden Brief geſchrieben:

„An die Nelda Haslinger, beim Herrn Franz de Paul Haslinger zu Oberſtraßen.

Liebſter Schatz! Bleibt alſo beim Sonntag von fünf bis ſieben. Auf bewußten Plauſch. Wo, das weißt eh. Ich verlaſſ' mich drauf. Wenn ich einmal was derſpart hab' oder wir ſonſt zu einem Vermögen kommen, ſo heirat ich dich. Drauf kannſt du dich verlaſſen.

Dein herztreuer
Euſtach Schlägler,
Schmiedgeſell in Unterſtraßen."

Man ſieht, dieſer Brief war nicht lang. Auch das Papier war ziemlich lumpig, und doch muß geſagt werden, daß der Schmied-Stachel ſein Lebtag keinen Eiſenring geſchmiedet hatte, der ſo unverbrüchlich feſthielt, als dieſer Brief. Das Eiſen roſtet, Liebesbriefe aber roſten nicht, und ſelbſt wenn ſie tauſendmal naß werden unter Küſſen und Thränen. Und die Nelda beſtand auf ihrem Schein.

Der Stachel war in der Arbeit ein fleißiger Burſch und hatte keinen ſchlechten Lohn, aber er vertrank ihn und verſpielte ihn. Denn wenn er ſpart, dann erſpart er ſich etwas, und dann muß er ſie heiraten. Anders konnten ſie gottlob wohl kaum zu einem Vermögen kommen. Der Stachel hatte von ſeinen Verwandten bereits geerbt: vom Vetter einen noch faſt neuen Tuchrock, von der Muhme ein egyptiſches Traumbüchel und eine Tabaksdoſe aus Krötenhorn, vom Vater den ehrlichen Namen und von der Mutter die Medizinflaſchen und die ärztlichen Rechnungen. Bei der Nelda ſtand auch nichts in Ausſicht, denn ihr Oheim, deſſen Junggeſellenwirtſchaft ſie ſeit einiger Zeit verſorgte, war ſehr ſchwerhörig, wenn ſie manchmal von ihrer Zukunft ſprach. Alſo fühlte der Stachel ſich ziemlich ſicher. Jenes Briefes würde er ſelbſtverſtändlich längſt vergeſſen haben, allein die Nelda brachte ihn manchmal zum Vorſchein. Sie bewahrte ihn an einer — man möchte ſagen — einbruchſicheren Stelle, wohin keine Diebeshand mehr griff, wo auch kein Brandunglück mehr zu fürchten war. Der Stachel war noch in die Volksſchule gegangen, als die Nelda ſchon ſo ſchwach ſtand, daß ſie Einer ſitzen laſſen konnte. Seither war ſie vorſichtiger geworden. Dem Schmiedgeſellen gefiel nur nicht, daß ſie ewig jung blieb — ſeit ſechs Jahren ſchon im neunundzwanzigſten! Ihm gefielen — aufrichtig geſtanden — beſſer ſolche, die noch in dem Alter ſtehen, in welchem man ſich lieber älter macht, als jünger. Eine ſaß am Sonntag in der Kirche, die — Euſtach Schlägler! Wer hat ſich verſchrieben? — Wenn der Menſch nur kein Gewiſſen hätte!

Eines Tages kam die Nelda zu ihm, hoch gerötet war ſie und aufgeregt, und ſie hätte ihm ein Geheimnis anzuvertrauen. Er erſchrak unſäglich, beruhigte ſich aber, als ſie ihm Folgendes mitteilte: Hinter dem Ofen, in welchem ihr alter Oheim faſt beſtändig ſitze, und von welcher Stelle er nicht wegzubringen ſei, befinde ſich in die Wand eingemauert ein eiſernes Käſtlein!

„Was geht das mich an!“ verſetzte der Stachel.

„Aber denke doch, Stachel! Denkſt du denn nicht? Er iſt einmal in Mailand geweſen, als Soldat, nachher auch in Wälſchland; ja ſogar in Italien! Da kann er ſich ſchon was dermacht haben!“

„Iſt er bei den Banditen geweſen?“

„Aber Stachel, wo denkſt du hin! Mein alter brummiger Oheim! Der brummt ja alleweil ſo laut, den hätten ſie gleich aus dem Verſteck gehabt. Derſpart wird er ſich was haben, und nichts davon gebraucht, weil er ſeine Penſion hat. Und denk' dir nur, der Oheim iſt kränklich — und auch ſchon alt!“

„Das iſt wahr,“ ſagte der Stachel.

„Und ich noch jung.“

Darauf ſchwieg der Stachel.

„Richte dich zuſammen, Stachel, laß' dir die Bräutigamshoſen machen. Den Schneider werd' ich ſchon zahlen.“

Der Schmied ging ſeit dieſer Unterredung mürriſch um und hieb mit ſeinem Werkzeug auf das glühende Eiſen heftiger, als es nötig war. Er verdarb damit manches. Und da meinte der Meiſter, dem Stachel müſſe man nicht ſo viel zu eſſen geben, er leide an überſchüſſiger Kraft. — Wenn einmal ein Schmied zu ſtark iſt! Nur ſchade, daß ſo kräftige Mannsleute manchmal ſonſt ſo ſchwach ſind! — Wenn der Menſch nur nicht ſchreiben lernen müßte! Dieſes verdammte Schreiben! Der Stachel hätte ſich am liebſten fremd gemacht zu Unterſtraßen und wäre in die weite Welt marſchiert. Aber jene, die am Sonntag in der Kirche ſaß! — Als ob am Sonntag nicht viele in der Kirche ſäßen! Nein, für den Stachel nur eine. — Wer ſie iſt? — Ein armes Zuchtdirndel beim Steckelbauer. Arm und verwaiſt, hat nichts Gutes auf der Welt, die Leute ſind hart auf ſie. Ihre liebſte Zeit iſt in der Kirche, da gilt ſie ſo viel, wie die Anderen, da weiß ſie Einen, der ihr gut iſt . . . das iſt Eine, die in der Kirche noch an den lieben Gott denkt. Dieſer hinwiederum ſchiebt den Schmiedgeſellen vor. Und am Pfingſtſonntage nach dem Gottesdienſt, wie ſie unter den Birken ſteht, und ihr Buſentuch in Ordnung bringt, das ſich im Gedränge verſchoben hat, geht der Stachel auf ſie zu und fragt ganz freimütig. Und ſie läuft davon. — So dumm iſt der Stachel ſich ſein Lebtag nicht vorgekommen, als jetzt, da er mutterſeelenallein unter den Birken ſtand, unter welchen er gerade zu zweit hatte ſtehen wollen. Er hätte ſich vor Zorn Maſchen und Hemdkragen vom Halſe reißen mögen; auf dem Boden lag ein riſſiger Stein, den trat er in Scherben. Und das ſoll Liebe ſein?

An einem der nächſten Abende ging er hinauf gegen den Steckelbauernhof. Es war ſchon dunkel, es war gewitterſchwül und hinter den Bergen zuckten Blitzſcheine auf. Des Hohlweges herab lief die Nelda, ſie lief mit Haſt. Er wich ihr ſchnell aus: „Du haſt's eilig, will dich nicht aufhalten.“

„O Lapperl, du willſt mir ausweichen!“ ſagte ſie vertraulich, „ich wollt' ja zu dir hinablaufen.“

Da blieben ſie ſtehen beiſammen und der Stachel dachte: Was iſt jetzt zu machen, daß ich ihr entkomme?

„Endlich, mein Lieber, endlich können wir Ernſt machen," flüſterte ſie.

„Ernſt? Mit was? Wieſo?"

„Geh', ſtell' dich nicht ſo tappig. Haſt ſchon lang genug darnach geplangt. Im Schreiben biſt alleweil aufrichtiger wie im Reden. Heiraten können wir."

Der Stachel ſchüttelte den Kopf. „Ja, wenn ich was derſpart hätt'!" rief er wie unmutig aus. „Ich bin ja ſoviel ein leichtſinniger Menſch und kann mir's nicht abgewöhnen. Was ich mich ſchon geärgert hab' über mich ſelber! Nein, nein, ſo ein Lump wär' das größte Unglück für ſeine Familie!"

„Was redeſt denn, Stachel?" verſetzte ſie und packte ihn an der Hand. „Ich acht's ja, daß du ſo redlich denkſt, aber hab' ich dich gefragt nach deinem Erſparten? Das iſt nimmer Not, jetzt nimmer. Ich hab' die Mittel."

„Du?"

„Mein Oheim …"

„Aber der giebt nichts her."

„Alles giebt er her."

„Iſt ja ſoviel ſparſam, dein Oheim …"

„… geweſen Du, der hat ſich curios geändert!"

„Was du nicht ſagſt!"

„Alles, was da iſt, gehört mein, ſeiner einzigen Verwandten."

„Hat er das geſagt?"

„Geſagt hat er's!"

„Kann ſich aber doch wieder anders beſinnen."

„Das thut er nimmer."

„Wird's wieder zurückhaben wollen."

„Das kann er nimmer."

„Warum ſoll er das nicht können?"

„Weil er auf dem Brett liegt."

Der Schmied ging langſam weiter, ſie neben ihm her. Er ſchwieg und war nachdenklich. Da hatte er es ja gehört, wie dieſes Weib einmal ſprechen würde, wenn er ſelber auf der Bahre läge. Überaus widerlich kam ſie ihm vor, und er ſann auf Mittel, ſich ohne Aufſehen von ihr loszulöſen. Das Heiraten hatte er ihr verſprochen — und brieflich; unter Bedingungen zwar, aber dieſe waren jetzt erfüllt. Ein guter Freund hatte ihm geſagt: Hätteſt dich dem Teufel verſchrieben, ſo könnteſt vielleicht noch erlöſt werden; aber ſo ...? Hat ſie nicht ſchon einmal durchblicken laſſen, daß ſie ihn bei Gericht verklagen will, wenn er „ſeinen Wechſel" nicht einlöſt?

„Warum biſt denn ſo ſtill, Stachel?" fragte ſie ihn. „Sollſt dich ja gefreuen über unſer Glück!"

„Gefreuen? So viel traurig bin ich."

„Ja, weswegen denn, Stachel?"

„Weil dein Oheim geſtorben iſt!"

„Narr! Der hat's überſtanden."

Der Stachel blieb wieder ſtehen: „Weißt, Nelda, ich will dir was ſagen. Du haſt jetzt ein Vermögen, ich bin ein armer Teufel. Du mußt dich nicht für gebunden halten. Du kriegſt jetzt Männer, die weit beſſer für dich paſſen. Ich glaube nicht, daß du mit mir könnteſt glücklich werden; meine Untugenden kann ich mir nicht mehr abgewöhnen, ich bin ſchon zu alt dazu."

Sie flog ihm an den Hals: „Jetzt erſt weiſt ſich's, was du für ein braver Menſch biſt! Und daß du nur auf mich denkſt! Ja, ja, Stachel, ich erlaub dir's ſchon, du brauchſt dich nicht zu ändern, ich mag dich wie du biſt.

Sollen wir ein Hammerwerk kaufen? Oder gefreut dich ein großer Bauernhof? Oder willſt du lieber in die Stadt?“

Der Stachel ſtutzte. „Soll denn ſo viel da ſein?“ fragte er dann mit weicher Stimme.

„Es wird ſchon was da ſein!“

„In Bargeld?“

„Wahrſcheinlich. Möcht' es ſelber wiſſen. Bin ſchon hölliſch neugierig.“

„Ja, haſt du es nicht geſehen?“

„Es iſt im eiſernen Kaſtel hinter dem Ofen. Das iſt noch geſperrt.“

„Da heißt's zuwarten.“

„Es wär' bald offen. Mit Schmiedewerkzeug wär's bald offen.“

Jetzt wendete ſich der Schmied raſch zu ihr: „Nelda, das iſt wahr! Ich könnte einbrechen.“

„Na, das heißt, nicht ſo,“ entgegnete ſie abwehrend. „Gleich ſo ein grausliches Wort da! Wer ſpricht denn vom Einbrechen? Aufmachen, wenn's leicht geht — wegen der Gewißheit.“

„Na freilich,“ ſagte er in gutmütig beiſtimmendem Tone und insgeheim: „Jetzt möcht' ich doch wiſſen, wie weit ſie geht und ob ihr das ernſt iſt. Vor Der habe ich keine Angſt mehr, mit der treibe ich jetzt mein Spiel.“

„Ich will dir ſchon helfen, Nelda,“ ſagte der Stachel, „geh' nur voraus, ich muß bloß Werkzeug holen und werde bald nachkommen.“

„So komm fein bald,“ flüſterte ſie und eilte dem Häuslein zu, in welchem ſie mit dem Oheim zur Miete ſeit einem Jahre gewohnt hatte.

So viel Werkzeug glaubte der Schmied bei ſich zu haben, als er brauchen würde bei dem bevorſtehenden Einbruche. Er ging alſo nicht hinab zur Schmiede um Werkzeug, ſondern er ging hinauf gegen den Steckelbauernhof. Mittlerweile waren die Blitze greller geworden, man hörte ſchon das Nachhallen ferner Donnerſchläge. Als er zur Weide kam, die von alten Bäumen und Büſchen eingeſchloſſen war, ſah er im Scheine der Blitze, daß hier Rinder graſten und bei denſelben ein Menſchenweſen ſtand. Steckelbauer's Ochſen, die tagsüber auf der Brache gepflügt hatten, waren beim Abendmahl, und wer ſie dabei beaufſichtigte, das war — ein blinkender Blitz verriet es — das Kirchendirndel. Es ſtand in ſeinem Werktagsg'wandlein recht ſchlank da, mit den Barfüßen im feuchten Graſe; auf dem Köpflein hatte es einen alten Männerhut mit ſehr breiter ſchwammiger Krempe, die es vorne über die Augen herabzog zu Schutz und Schirm vor den ſchreckbaren Blitzen. Das Dirndel ſchlich ganz nahe an die Rinder heran, als ſuche es bei dieſen Heil und Troſt im nahenden Gewitter. Als die Thiere aber jetzt anfingen, miteinander zu gaukeln und ſich gegenſeitig mutwillige Stirnſtöße zu verſetzen, kam die Hirtin in Gefahr, von ihnen in den Boden getreten zu werden, ſie mußte zurückweichen und war ganz allein mit ihrer Angſt. Jetzt trat der Stachel vor, und um ſie nicht auch noch zu erſchrecken, blieb er etliche Schritte vor ihr ſtehen und ſagte heiter: „Dirndel, ſoll ich dir fürchten helfen?“

Heute lief ſie nicht davon, denn es war ihr beruhigend, einen Menſchen nahe zu wiſſen; zwar geſtand ſie nicht ihre Gewitterangſt, erzählte nur, daß der Blitz vor einiger Zeit auf der Erlau einen Hirten mitſamt den

Schafen erſchlagen habe. Und ſo oft ein Strahl durch den Himmel flog, zuckte ſie mit dem Atem auf, und je näher die Donner kamen, deſto näher kam ſie an den Stachel her.

„Iſt denn niemand anderer in Eurem Hof, der ſo ſpät Abends die Ochſen thät weiden?“ alſo der Schmied.

„Es will ſonſt niemand,“ antwortete ſie.

„Und du willſt?“

„Ich werde nicht darnach gefragt. Da heißt's nur: Es iſt ausgeſpannt. Nandel-Dirn, geh' Ochſen weiden.“

„Nandel-Dirn, ich ſag' dir was,“ verſetzte nun der Schmied. „Von heut' an ſollſt du nimmer allein Ochſen weiden. Ich will dir allemal Geſellſchaft leiſten.“

Sie entgegnete nichts darauf, denn ſie war über ſein Wort ordentlich erſchrocken, gerade wie damals unter den Birken, ſie war derlei ja nicht gewohnt. Ganz leiſe ſagte ſie endlich: „Du mußt mir wohl recht gut ſein ...“

Jetzt war der Sturm da. Er toſte in den Bäumen, er pfiff im Gebüſch, er grub Sand aus dem Boden und ſtreute ihn in die Lüfte. Vögel, die ſchon ſchlafen gegangen, flatterten wieder auf und Waſſertropfen, ſo kalt und ſcharf wie Eis, ſauſten nieder. Die Rinder liefen mit gehobenen Schwänzen in den Wald hinein; die beiden Menſchen fanden unter einer vorſpringenden Felswand einigen Schutz. Sie ſchmiegten ſich enge aneinander, das Dirndel zitterte, er ſuchte es mit ſeinem Rocke zu decken, doch ſchon in den erſten Augenblicken waren ſie durchnäßt bis an die Haut.

Das Unwetter wüthete nur kurze Weile. Dann ward es ruhig, die Bäume troffen, die Wolken ſtanden in lichten Fetzen und zwiſchen durch ſchien der Mond.

„Das muß auch noch ſein," ſagte der Stachel und preßte ihr einen heftigen Kuß auf die Lippen. Sie drückte raſch entgegen, wahrſcheinlich, um ihn zurückzudrängen. Dann trieb ſie ihre Ochſen dem Hofe zu und er ging nach Oberſtraßen. Von Einer zur Andern! Und einbrechen! Der Schmied mußte lachen darüber, daß er ein ſo bodenlos niederträchtiger Kerl geworden war.

Der alte Franz de Paul Haslinger lag ganz manierlich da. Er brummte nicht und verweigerte nichts. „Alles, was vorhanden iſt, kannſt haben!' Das war ſein vorletztes Wort geweſen. Sein letztes, gab die Nelda an, habe ſie nicht mehr verſtanden. Dasſelbe ſoll ihre Perſon bezeichnet haben, und zwar ſehr bündig. Unter dem Kopfkiſſen hatte ſie ſeine Brieftaſche gefunden, in derſelben fand ſich ſein Penſionsbogen und ein Zehnguldenſchein und ein Vater Radetzky in Holzſchnitt und ein buntbemaltes Bildchen des heiligen Franz de Paul. Natürlich! — Als nun der Schmied kam, nahm die Nelda ihre Handlampe und führte ihn hinter den Ofen. Ja, da war das eiſerne Käſtlein, wohl eingemauert in die Wand, ſo daß man nur das Thürchen ſah mit dem kleinen runden Schlüſſelloch. Das Ding lag feſt im Schloſſe und rührte ſich nicht, wie auch die Nelda daran zu rütteln ſuchte.

„Das ſoll es ſein?" fragte der Stachel.

„Freilich," liſpelte ſie.

„Das iſt's?" fragte er nochmals.

„Mach', mach', ehe die Leute kommen. Mit dem Eiſen kannſt du ja umgehen. Bei dir iſt's bald geſchehen." Sie bebte vor Gier.

„Wohl, wohl," ſagte er ganz ruhig, geſchehen wird's bald ſein. Aber den Schloſſerlohn ſollſt mir im voraus zahlen. Ich meine, ſobald du den Schatz ſiehſt, kann dich der Geizteufel packen, und du giebſt nichts mehr her.“

„So ſchwatz nicht und mach' auf!“

Er zog ſchmunzelnd ſein Taſchenmeſſer hervor, öffnete an demſelben ein Eiſenhäklein, ſteckte es ins Schlüſſelloch des eiſernen Thürchens, ſtocherte ein wenig — offen war's.

Die Nelda ſtürzte hin und ſtarrte in das Loch. Da drinnen war es ſehr finſter und ſehr rußig — der Stachel lachte laut auf.

Das eiſerne Thürchen führte in den Schlauch des Schornſteins, für den Rauchfangkehrer in außergewöhnlichen Fällen. Die Nelda war wie gelähmt. Sie fuhr ſich in ihr Gewand und zerrte daran, fuhr ſich in ihr wüſtes Haar und grub darin. Jetzt ſtreckte ſie ihre Arme in die finſtere Öffnung, nach unten hin, nach oben hin, nach den Seiten hin — die Hände kamen leer zurück, aber grauſam rußig. Der Schmied lachte noch immer, lachte, daß er ſich den Bauch halten mußte, der unfromme Schelm — und war doch eine Leiche im Haus.

Die Nelda, nachdem ſie ſich ausgetobt hatte, verfiel in einen Weinkrampf. Als die Nachbarn kamen, um an der Bahre die nächtliche Wache zu halten, wie es Sitte iſt zu Oberſtraßen, verwunderten ſie ſich baß über den tiefen Schmerz der armen Thusnelda Haslinger. Ihrer bekannten Artung nach hätte man erwartet, daß ſie den Tod des alten Rittmeiſters weſentlich gefaßter ertragen würde. — Freilich, der einzige Verwandte, es iſt ja zu begreifen. Es war ſehr traurig, und doch mußte noch einmal gelacht werden, denn die Nelda ſah im Geſichte aus wie ein Zebra — das hatten die rußigen Finger gethan. — Der alte Oheim lag ſehr behaglich da und ſchien ſein letztes Wort nicht zu bereuen.

Der Stachel ſagte: „Gute Nacht!“ — Die Nelda war ſo wüthend, daß ſie ihm alle Töpfe und Kübel hätte nachſchleudern mögen, die da umherſtanden; an den Buſen fuhr ſie ſich, riß ein Papier hervor, zerknüllte es in der Fauſt und warf es dem Burſchen nach auf den Rücken. Schon im nächſten Augenblicke bereute ſie den Wurf, war aber zu ſpät; der Stachel hob an der Hausthüre den Knüllen auf, ſteckte ihn in den Hoſenſack und ſagte: „Jetzt iſt's gut!“ Dann war er fort, verſchwunden in der dunklen Nacht.

Nach Hauſe ging er, geradewegs nach Hauſe und legte ſich ſchlafen. Am nächſten Tage war Sonntag. Er ging in die Kirche und lugte hin auf die Eine. Wieder ganz trocken war ſie, gottlob! Nachmittags ging er nicht ins Wirtshaus, nicht auf die Kugelbahn, denn heute hub er an zu ſparen. Jetzt konnte es ihm ja nicht mehr gefährlich werden, der Knüllen wär in ſeiner Hand.

Es währte nicht zwei Jahre, was ſage ich, zwei Jahre! kaum eins! und es geſchah, was wir ja ſchon wiſſen. Der Euſtach Schlägler führte die Eine, die Seine aus der Kirche. Das weitere iſt ohnehin gut.

◆

Die Geſchichte von der Häuſelſchnecke.

Eins aus dem Nachbarslande.

Einen Juchezer zum erſten! denn heute geht's auf die Alm. Einen Juchezer zum zweiten, denn wir holen die Braut. Einen Juchezer zum dritten — warum, das wird ſich zeigen.

Auf der grünen Alm, da iſt ſie und da weint ſie. Auf einem mooſigen Stein kniet ſie und betet. Es iſt da oben ſelten Eine ſo ſteinunglücklich oder ſo der himmliſchen Freuden voll, daß ſie beim Beten weinen muß. So Eine iſt unſer friſches Dirndel, die Toni. Über Knietief ſteckt ſie im Glück, darum muß ſie ſo närriſch weinen, daß ſie ſich vor ſich ſelber ſchämen möchte. Jetzt trottet die ſemmelfalbe Kuh daher, da thut das Dirndel mit der grauen Schürze das Naſſe weg von den Wangen und ſagt: „Du Alte, jetzt hab' ich lei ſo viel lachen müſſen, daß mir 's Waſſer in die Augen iſt geſtiegen. Denk' dir jetzt kommen zwei Toni zuſammen, er heißt Toni und ich auch, und das wird einen ſchönen Wirrwar geben, ſag' ich dir!" Die Kuh gab eine etwas unverſtändliche Antwort, aber Bräute verſtehen an ſolchen Tagen auch die

Tierſprache. „Der Namen wegen,“ ſagte die Semmelſalbe, „wird's keinen Wirrwarr geben, wenn nur ſonſt . . ! Daß es dir mit dem deinigen nur nicht ſo geht, wie mir mit dem meinigen! Möcht' dir's nit wünſchen. Die Männertreu, meine liebe Toni, die Männertreu!“ Auf das mußte das Dirndel wirklich lachen. „Die Männertreu!“ rief ſie, „ach was fällt dir ein. Die iſt ja gar ſo viel ſtark, die bricht nit! Dem Toni ſeine, ſagt er, iſt aus Eichenholz und an den Eckelen noch dazu mit Eiſen beſchlagen.“ Und ſie lachte ſo lang, bis ſie grauſam erſchreckt einen Schrei that.

Von hinten her hatte ſie Einer mit kräftigen Armen um die Mitte gefaßt und hoch in die Lüfte geſchwungen.

„Hops auf, Schneckerle!“ ſagte der Toni, „jetzt bin ich da um dich.“

„Geh, ſchlechter Toni!“ ſagte die Toni, „daß du mich ſo ſchrecken kannſt! Auslaß!“

Hochzeitlich angethan ſtand er vor ihr in nagelneuer Bauerntracht.

Von den Höhen her in der Morgenfriſche klangen Waldhörner und Schwegelpfeifen. Die Halter und Senninnen, welche von den Muſikanten abgeſucht, d. h. abgeholt worden waren in ihren zerſtreuten Hütten, kamen herbei, um von der Genoſſin Abſchied zu nehmen. Sie brachten bekränzte Butter und Kuchen und in Binſenkörblein friſche Brunnenkreſſe und Eier. Dann huben ſie an zu tafeln auf der grünen Alm. Der Halter Jirgel hatte einen Plutzer bei ſich. „Greift's zu,“ lud er ein, „für jedes ein kuhmaulvoll Geiſt!“ Sie tranken den Branntwein und wurden unbändig munter.

Nur die Toni, obzwar ſie auch ihr „kuhmaulvoll Geiſt“

zu ſich genommen hatte, war völlig weinerlich. Denn die Kameradinnen ſetzten ihr jetzt das Kranzel aus Alpenblumen aufs Haar, und bei ſolchem Geſchehniſſe werden jeder Braut die Augen naß. Doch aber ſchaute ſie der Toni forſchend an und ſprach: „Was weinſt denn jetzt, Tonele? Des Kranzels wegen? Du wirſt es doch heut' wohl noch tragen dürfen, gelt!?" — Heftig nickte ſie mit dem Haupte auf und ab, ſo daß die Kameradin ſagte: „Aber ſo halt ſtill den Schädel! 's iſt ja noch nit feſtgeſpendelt."

„Macht's, macht's!" drängte der Bräutigam, denn ihm war ſchon ums Hochzeiten.

Die Tonele war aber noch nicht fertig. Jetzt trug ſie dem Almbuben ſtrenge auf, die Hütte und die drei Kühe ſorgfältig zu bewachen, bis die Seſſerl heraufkomme; ſie ſelber bleibe für das Jahr ſchon unten im Thal, und die Almer möchten im Herbſt mit dem Vieh geſund heimkommen ins Häuſel. Dann wendete ſie ſich an ihre Almgenoſſinnen: „Der heurige Sommer hat mir nit lang gedauert," ſagte ſie feierlich, „aber wenn halt der Rechte kommt, da verlaßt man die Küh' und Kalmen und die beſten Kameradinnen und geht mit ihm, wohin er will, und wär's bis ans End' der Welt oder gar nach Amerika, wie die Glöckel-Kathrin mit ihrem Thomas. Ich geh' freilich nur mit ihm in mein Staudenhäuſel hinab und verhoff' euch ſchon immer einmal noch zu ſehen. Dank euch Gott für alles! Du, Thereſel, daß du mir meine Küh' oft haſt heimgetrieben; du, Nandel, daß du mir der krummen Kalm den Schinken (Fuß) haſt einfatſchen helfen; du, Steſel, daß du mir immer einmal einen Bund Futter haſt zur Hütten getragen. Seid's all bedankt. Und dich, Mariedl, hab' ich einmal ein trickigs Menſch geheißen, thu' mir's heilig verzeihen. Und wem ich ſonſt was Leids hab' gethan, thut's mir's heilig verzeihen, und in den Eheſtand nachſchelten, das ſoll mir niemand."

„O du narriſche Tonele!" riefen alle, „wir wünſchen dir tauſend Glück und hundert leibige Küh' und zehn kleine Buben!"

Länger hielt's der Toni nimmer aus, raſch nahm er die Braut am Arm und fuhr mit ihr ab über die grüne Alm.

Er war ein Holzknecht, von der Murauergegend herübergekommen erſt vor kurzer Zeit; gerade nicht von den ſchönſten einer, aber mein Gott: Jugend, Geſundheit und gerade Glieder, was braucht man denn mehr? Der Jugend wegen hätte er zwar noch um zehn Jahre früher heiraten können, aber — und das waren ſeine eigenen Worte — eine Weichſchneck' (Waldſchnecke) konnt' er nicht brauchen, und ein Häuſelſchneck' hätt' er bisher nicht gefunden; die Tonele iſt Erbin des Staudenhäuſels und der kleinen Alm, und ſo wagt er es mit ihr und ſie mit ihm. Und juſt Der allein ſteht ihr an.

Als ſie jetzt durch den Wald hinabgingen, legte er den Arm um ihre Mitte: „Wir haben uns halt gern, du Schneckerl, du! Gelt?"

„Was fragſt denn?" entgegnete ſie, „wie gern ich dich hab', das weißt du, und wie gern du mich haſt, das mußt du lei auch wiſſen."

„So gern wie dich, hab' ich noch Keine gehabt."

„Am End' bin ich gar die Erſte!" rief ſie und klatſchte die Hände zuſammen.

„Bei meiner Treue!“ verſicherte er. „Und ich bin ja auch dein Erſter, gelt, Tonele?“

„Ja, was glaubſt denn, Toni?“ rief das Dirndel luſtig. „Daß ich alleweil auf dich gewartet hätt'? Und hab' doch gar nit gewußt, daß du auf der Welt biſt! Mein Letzter kannſt ſein, wenn du willſt!“

„Geh, Tonele, thu' nit ſo Späßle machen!“ ſagte er. „Wenn's ernſt wär', was du jetzt geſagt haſt, ich wüßt' nit, was ich thät!“

„Na verſteht ſich!“ lachte ſie, „gleich da über die Wand abi! Wie du ſchon biſt! — Du ſchau, da haben ſie uns abgeſperrt.“

Kein Sturmwind war gegangen, nicht geſtern und nicht heute, aber die Bäume lagen in kreuz und krumm über dem Wege. Das hatten mutwillige Burſche den Brautleuten zu Ehren gethan. Aber der Toni ſtieg darüber hin und die Tonele kroch unten durch. Als ſie ins Thal kamen, wo zwiſchen einem Waldſchachen und dem Waſſer das Staudenhäuſel ſteht, ging die Tonele hinein, und den Bräutigam ließ ſie heraußen ſtehen. Er ſtand da, ſchaute um und um und überlegte, was nun zuerſt gearbeitet werden müſſe am Häuſel, im Garten und auf dem ſonnſeitigen Feldlein. Es iſt alles hübſch beieinand, und es wird ſich leben laſſen. Das alles kriegt er zum Lohn, weil er ſo ein ſchöner Mann iſt! Eine feine Häuſelſchneck' hat er gefunden, und die andern — die Weichſchnecken —? Ah was, vom Muraueriſchen herüber iſt's weit. Er ſchien die Weiber zu kennen, daher hatte er ſich auf eine Stunde Wartens gefaßt gemacht, und daher begann er nun die jungen, loſe gewordenen Obſtbäumlein mit Weidenzweigen feſter an den Stab zu binden; denn eine Stunde lang müßig ſtehen, das war des jungen Holzknechts Sache nicht. Aber ſie kam ſchon nach einer halben Stunde aus dem Häuſel und leuchtete wie ein Maienſtrauß. Ein weißes Kittele mit blauen Sternlein und hellen Röslein, ein vergißmeinnichtfarbiges Schürzele, ein ſchwarzes Joppele mit rotſeidenem Buſentuch darüber. Das Geſicht war ſchon auf der Alm gewaſchen, das Haar ſchon auf der Alm gekrauſt, das Kranzel ſchon auf der Alm angeſpendelt worden.

„So, jetzt bin ich's,“ ſagte ſie luſtig, „wenn man einen ſo ſauberen Mann heiratet, muß man ſich lei wohl auch ſauber herputzen. Gefall' ich dir? — Du biſt mir aber ein ſchöner Bräut'ger, du haſt ja gar keinen Buſchen auf dem Hütele! Gieb her, ich ſteck' dir einen hinauf. So, jetzt biſt es.“

Nelken und Rosmarin hatte er im grünen Band, und ein Stammel davon ſtand hoch über den Hut hinaus, alſo daß ſeine heutige Würde wohl von weitem zu erkennen war. Die Braut trug in blaues Tuch gewickelt einen großen Laib Brot bei ſich, aber nicht für den Bräutigam, falls er unterwegs zur Kirche hungrig werden ſollte, ſondern für die Armen, die nun anhuben, hin und hin am Wegesrand zu ſtehen, und an denen ſie das Brot ſtückweiſe verteilte. Barmherzig ſein, damit ſoll nach altem Brauch der heilige Ehe- und Weheſtand anheben.

Neben dem Wege im Moorgrund balgten ſich verwahrloſte Kinder. Ihre Kleidchen waren fahl, zerfetzt, über und über mit Moraſt beſpritzt. Dieſe Rangen rief der Bräutigam, warf ihnen aber die kleinen Münzen nicht vor die Füße, ſondern gab ſie ihnen in die beklerten Hände.

„Du haſt die Kinderle wohl recht gern, Toni?“ fragte ihn die Braut.

„Vielleicht arme Waislein!“ ſagte er, „kein Menſch kümmert ſich um ſie. Wenn Eins auch noch Eltern hat, ſo ſchauen ſie ſich nit um nach dem Würmel oder dürfen ſich nit umſchauen; 's is halt ein Kreuz. — Na, jetzt geht's nur und thut's nit raufen! Wirſt ihn auslaſſen, du Racker, den Andern beim Haar! — 's iſt halt ein Kreuz!“

Je näher ſie dem Dorfe und der Kirche kamen, deſto feierlicher ward der Braut zumute, und auf manche holde Red' des Bräut'gers gab ſie kaum eine Antwort. Auf dem Kirchenplatz waren ſchon die Hochzeitsgäſte verſammelt mit den Muſikanten. Die Hochzeitsmutter nahte mit einem dürren Palmkatzelzweig und verlangte nach der Väter Sitte, daß der Bräutigam ſich drei Katzeln in die Schuhe thue. Jetzt wurde der Holzknecht das erſtemal rot; vor den Leuten die Stiefel ausziehen, daß ſie ſahen, er hätte keine Strümpfe an? — Mit einem Silberzwanziger kaufte er ſich los vom alten Brauch. Auch die Braut legte eine Münze auf den Teller, mit dem der Meßner demütig umherging.

„Thut's ihn nur recht ſchmieren, den Himmelvater, daß er euch Glück und Segen giebt!“ ſagte die dicke Hochzeitsmutter ſinnig, ſie ſelber gab nichts.

Als ſie zu Paar und Paar in die Kirche ſchritten, bemerkte der Toni, der mit einer „Kranzeldirn“ hinter der Braut mit dem „Kranzelbuben“ ging, daß neben dem Thore der Forſtjung ſtand, und daß die Tonele ihr Geſicht raſch auf die andere Seite wendete. Der Forſtjung war ſtarr und totenblaß wie eine aufrechtſtehende Leiche, aber ſein Auge zuckte und konnte ſich nicht wenden von der Braut, bis ſie in der Thür verſchwunden war. Der Toni knirſchte mit den weißen Zähnen ſo ſtark, daß das Kranzeldirndel ihn flüſternd fragte, ob er ſich jetzt nicht gar einen Zahn ausgebiſſen hätte?

Eine Viertelſtunde ſpäter iſt das Jaſagen da. Er ſtößt ſeine drei Ja ſcharf heraus, ſie liſpelt dieſelben ſchämig und ſo leiſe, daß die Fernerſtehenden ſchon meinen, die Tonele habe ihre Ja verweigert, aber der Geiſtliche hat ſie recht wohl gehört — und ſomit iſt das Schloß zugeſchnappt und der Schlüſſel hinausgeſchleudert in die Ewigkeit.

Der Bräutigam hatte während der Trauung mehrmals nach dem Eingange geſchielt. Wenn jemand käme und Lärm ſchlüge! .... Das wäre ſo was! Es iſt halt ein Kreuz! — Aber es geſchah nichts, und ſie gingen hernach ins Wirtshaus zum Tanz und zum Eſſen.

Daß in Spaß und Ernſt noch manch ſinniger Hochzeitsbrauch erfüllt wurde, wird man mir ohne beſondere Beteuerung und Berichterſtattung glauben. Als die dreifache Mahlzeit zu Ende ging, waren ſchon die Lichter angezündet im Saal, da ſtand der Hochzeitsvater (Hochzeitsleiter) auf, ſchrie in den luſtigen Feſtwirrwarr hinein, er bitte um Ruhe, es ſei der Engel aus dem Paradies gekommen mit einer Botſchaft.

Der Engel aus dem Paradies? Na, da horchten ſie auf. Der Brautvater räuſperte ſich ganz wie der Pfarrer auf der Kanzel, legte auch die Hände ſo vor ſich hin und hub mit derſelben Manier an, alſo zu ſprechen:

„Liebe Braut- und Hochzeitsleute!
Im heiligen Paradies, als ſie fertig waren allbeide,

küßte der Gottvater den Adam auf die Stirn und die Eva auf den Mund, und deswegen hat der Mann ſeinen Verſtand im Hirn und das Weib den ihren auf der Zunge. Und ſintemalen und alldieweilen das Weib ihren Verſtand auf der Zunge hat, ſo ſagt ſie ihre Geheimniſſe frank und frei, und der Mann thut ſeine verſchweigen. Und deswegen hat mir die ſchöne Braut juſt anvertraut, daß ihr das Herz möcht' zerſpringen vor lauter Lieb' und Freud' und anderen Dingen, und daß ſie einen ſo braven Mann hat gekriegt und daß ſo viele ehrenwerte Gäſte ſich zu ihrem Ehrentag haben eingefunden. Und da wollt' ſie gleich ihre Brieftaſche aufmachen und dem Herrn Speiſemeiſter (Hochzeitswirt) und Kellerwartel alles bezahlen, was die ehrſame Geſellſchaft genoſſen, auf den Beſcheidteller gelegt und in die Gurgel gegoſſen. Noch zu rechter Zeit ſtupft ſie der Engel aus dem Paradies in die Seit' und ſagt: ‚Geldverſchwenden willſt heut'? Und aufs Jahr thut liegen ein Kindele in der Wiegen und ſchreit um Brot. Und in ſieben Jahren ſind ſieben Kindelein da und ſchreien alle um Brot, um Brei und noch um ſonſt allerlei. Bedenk's und gieb Ruh' und mach dein Taſcherl wieder zu und laß den lieben Hochzeitsgäſten die Freud' und Ehr', daß ſie das ſelber lei büßen, was ſie verzehrt, und daß ſie auch für das ehrſame Brautpaar zahlen und für die Brautmutter, gar lobenswert, die ſich rechtſchaffen geplagt hat an dem heutigen Tag, und für den Brautvater, den alten armen Haſcher, der predigen ſoll und keine Stimm' nicht hat.‘ — Juſt ſo hat's ihr der Engel geſagt, und juſt ſo hat es die ſchöne Jungfer Braut mir anvertraut, ſintemalen ſie kein Geheimnis verſchweigen kunnt, weil ſie der Gottvater geküßt hat auf den Mund.

Und wetten will ich nichts, das Stuck hat ihm der ſchlaue Bräut'ger abgeguckt und macht ihm's nach, wozu er meinen Segen hat und unſer aller Glückwunſch für tauſend Jahr! Vivat das Brautpaar!"

Alſo hatte der muntere Alte geſprochen, und jetzt wußten ſie die Botſchaft des Engels aus dem Paradieſe. Zum zahlen war's.

Nun fiel es aber jemandem ein, daß dieſer ſchöne lange Tag auch eine Nacht habe, weshalb der Tanzboden friſch mit Federweiß zu beſtreuen ſei. Allein der Toni vermutete, die Tonele würde nach all den Sachen ſchon müde ſein, und ſo ſchlich er mit ihr heimlich davon.

Unterwegs gegen das Staudenhäuſel ging ihr der Toni zu ſchnell, es ſchien, als wäre ſie noch gern im Wirtshaus geblieben.

„Soll wer nachkommen, weil du ſo ſtad gehſt?" fragte ſie ihr Mann.

„Willſt wen einholen, weil du ſo laufſt?" fragte ſie entgegen.

Dann ſchwiegen ſie und gingen. Es war dunkel. In der Schlucht rieſelte das Waſſer, die Schuhe der nebeneinander Wandelnden ſtießen manchmal leicht an einen Stein, ſonſt war alles ſtill.

„Gut hat er geſprochen, der alte Eichinger," hub nach einer Weile der Toni wieder an. „Gerade das hab' ich nit recht verſtanden, daß ein Weibsbild kein Geheimnis ſollt' verſchweigen können."

„So was ſagen die Leut' halt lei ſpaſſeshalber," meinte die Braut.

Dann gingen ſie wieder ſchweigſam nebeneinander hin. Die Braut trug in der Hand ein Bündel Beſcheideſſen, da drin waren Bratenſtücke, Kuchen und Krapfen, Dinge, die der Hochzeiter bei der Tafel nicht zu eſſen pflegt, ſondern mit nach Hauſe trägt zum Verteilen. „Für wen, Schneckerl, für wen bringſt denn du das Beſcheideſſen heim?“ fragte ſie der Toni.

„Na, halt für die Kinder!“ lachte die Tonele, und über dieſe launige Rede lachte auch er hell auf. „Da mögen die Krapfen wohl ein wenig altbacken werden, bis ſo ein kleiner Saggra hineinbeißen wird.“

Sie gab darauf keine Antwort.

Nach einer Weile ſagte er: „Haſt du ihn eingeladen zur Hochzeit?“

„Wen?“

„Den Förſterjung.“

„Wie kommſt du jetzt auf den Förſterjung?“

Der Toni blieb ſtehen, machte einen Griff in den Sack, einen Strich über den Ärmling und leuchtete ihr mit brennendem Streichholz ins Geſicht: „Will doch einmal ſehen, wie du ausſchauſt, wenn vom Förſterjung die Red' iſt.“

Sie war nicht rot geworden, ſie ſchaute ihm ganz keck in die Augen und ſagte: „Da guckeſt umſonſt, Bübel, vom Förſterjungen wirſt nit viel hängen ſehen an meiner Naſen.“

„Aber bei der Kirchthür hab' ich ihn ſtehen ſehen,“ murmelte er, und der Ton der Stimme war unſicher geworden.

Sie hub an laut zu lachen: „Ah, das iſt gut!“ rief ſie, „jetzt zwickt ihn ſchon die Eiferſucht. Ja du mein herzliebſter Toni! Ein Menſch und ein Engel zuſammenheiraten, das thät's ja nit! Da iſt's doch geſcheiter, wenn zwei Menſchen mit Fleiſch und Blut zuſammen kommen. Und was wirſt denn ſagen, wenn du ſchon ein paar junge Schnecken findeſt im Schneckenhäuſel?“

Er blieb ſtehen, faßte ſie am Arm und ſagte: „Wenn ich dich verſteh', Tonele, es iſt zum Erſchrecken, wie du redeſt! Wenn ich doch nit der Erſte wär'!“

Sie ſchnellte von ihrem Arm ſeine Finger los, faßte aber mit der Hand um ſo feſter ſeinen Jackenflügel an. „Wenn es ſo iſt, meinſt Du,“ ſagte ſie, „ſo müſſen wir ſchon deutlich miteinander reden. Jetzt ſag' mir einmal, du ſchöner Holzknecht, warum ſoll uns Weibsleuten das auf Punkt und Siegel verboten ſein, was ihr Männer euch nicht bloß erlaubt, ſondern ſogar für Recht und Ehr' betrachtet? Daß in der Ehe der Fehltritt beim Weib ſchlimmer iſt als beim Mann, das verſtehe ich, und ſo dumm bin ich nit, daß ich ſolches nit kunnt verſtehen. Aber daß beim Heiraten ſie ihm die Zukunft ſchenken und die Vergangenheit umſonſt draufgeben ſoll, und daß der Mann beim Heiraten mehr Erſpartes von ihr verlangen kann als ſie von ihm, das verſtehe ich lei ſchon gar nit.“

„Daß ich nichts Erſpartes hab', werd' ich dir wohl eh geſagt haben,“ wendete er ein.

„Nein, nein, Toni, du weißt recht gut, was für ein Erſpartes ich meine. Du wenigſtens verlangſt von mir Unſchuld und Bravheit.“

„Verlang' ich auch, Schneckerl, verlang' ich auch.“

„Warum aber bringt denn das Bübel ſo was nit mit?“ fragte ſie.

Der Toni antwortete: „Wenn du etwan auf mich ſollteſt anſpielen —!“

„Ei beileib nit, auf dich ſchon gar nit!“

„Wär' ein rechter Irrtum,“ ſagte er, „ich hab' mir nichts vorzuwerfen, Gott ſei dank, ich nit!“

„Toni,“ entgegnete hierauf ſie ganz ruhig, „jetzt möcht' ich dir aber kein Streichhölzel vor die Naſen halten. Wenn du jetzt nit rot wirſt wie ein Paradiesapfel, nachher — nachher wärſt ein grundſchlechter Menſch.“

Nun fand es aber der junge Ehemann an der Zeit, ſeine Herrlichkeit aufzumutzen. Wenn er ſich gleich das erſtemal weichkriegen ließe, dann wäre die Schlacht verloren noch vor dem Kriege. Nicht einmal zum Eiferſüchtigſein hätte er ein Recht, wenn ſie jetzt nicht ſcharf zurückgeſchlagen wird. Er ſtrampfte alſo ſeinen Fuß auf den Boden und rief: „Was ſoll das heißen? Jetzt wird's mir zu dumm! Hab' ich dich betrogen? Gut, ſo zeig' hin, wo, wann, mit wem! Zeig' hin! Gelt, jetzt biſt ſtill, weil du mir nichts nachſagen kannſt. Und wenn was wär' geweſen, ging's wen was an? Hätteſt du einen Schaden davon? Hätteſt du Sorg' zu tragen dafür? Ich glaub' nit. Ich ſag' dir das, meine liebe Toni: Wenn Jeder und Jede ſo brav iſt wie ich vor der Verheiratung, nachher wird keine Sündflut mehr kommen und kein Schwefelregen auch nicht mehr, daß du's weißt! Und daß du ſo verdächtig herumredeſt, als ob was nit richtig wär' bei mir, das kannſt lei bleiben laſſen, und das verbiet' ich mir, verſtehſt! Ich hab' vor dem Altar leicht und gern' ja geſagt, und gehört haben ſie's auch, und ich hab' keine Urſach' zu fürchten, daß ein ungebetener Gaſt vor der Kirchthür ſteht, haſt verſtanden? Und mit ſolchen Sachen kommſt mir nimmer, merk' dir's — verſtehſt?!"

Darauf ſagte die Tonele faſt gütig: „Sollſt recht haben, und wir wollen nit gleich in der erſten Stund' miteinander ſtreiten. Nur ſo viel: Was du jetzt von dir geſagt haſt, das kann ich von mir ſagen, und mit gutem Gewiſſen. Und wenn ich anders geredet hab', ſo iſt's gefoppt geweſen. Wollen die Vergangenheit in Ruh' laſſen. Muß immer Eine alle zwei Augen zudrucken bei ihrem Mann, das weiß ich eh. Aber wenn Einer gar keine Fehler hat, da wird er ſie freilich nit eingeſtehen, das kann ich mir denken. — Halten wir nur von jetzt an ſchön zuſammen, mein Mann, helfen wir einander geduldig und nachſichtig die Pflichten und Sorgen tragen, wie der Pfarrer heut' geſagt hat, und von vergangenen Geſchichten kein Wort mehr, kein einziges. Toni, gieb mir die Hand drauf."

Das that der Toni denn äußerſt gerne, und er war überaus zufrieden mit dem Erfolg ſeines ſtrammen Auftretens, durch das ihm in dem Staudenhäuſel die Würde des Mannes für immer geſichert war.

„Und jetzt gehen wir eilends heim!" ſagte ſie, ihren Arm in den ſeinen legend. „Wir haben nimmer weit."

Sie ſahen auch ſchon die rotſchimmernden Fenſterſcheiben des Staudenhäuſels. Als ſie über den ſchmalen Wieſenſteig gingen, das Weib hinter dem Mann, blieb der Toni ſtehen und bemerkte, daß auf dieſem Wieslein ſchon die zweite Mahd reif ſei. „Das wird gleich morgen gemacht. Um ſechſe weck' mich auf. Iſt das Heu fertig, nachher geht's an den Staudenſchachen. Den kann ich nit brauchen beim Haus; etliche Schirmbäume bleiben ſtehen, das andere wird Acker. So oft ich den Bach höre, der gleim an uns vorbeirinnt, denk' ich an eine Mühle. Der Zuſpruch wollt' ſich ſchon finden. In zehn Jahrlein, Alte, wird's anders anſchaun da herum, ſo aufwirtſchaften, das macht mir juſt einmal eine Freud'."

Jetzt hätte ſich's aber wahrlich verlohnt, wenn er ihr mit dem Streichholz ins Geſicht geleuchtet hätte — jetzt waren ihre Wangen rot und ihre Augen ſtrahlend. Der tüchtige Wirt, den ſie an ihm einführte in ihr Häuſel!

Als der Toni durch die niedere Thür in die Stube trat, gab's da drin eine kleine ältliche Weibsperſon und zwei nett herausgeputzte Büblein von etwa vier oder fünf Jahren. Im erſten Augenblick erſchrak der Toni fürchterlich, im zweiten erſchrak er noch mehr.

Die Knäblein duckten ſich etwas ſcheu, dann kamen ſie ſachte an ihn heran, und eins ſagte beklommen: „Vaterl!"

Und der Toni — er erkannte ſie.

Sprachlos war er und verſteinert. Die Tonele packte auf dem Tiſch raſch ihr Bündlein aus und rief den Kindern zu: „Na jetzt, euren Vater habt ihr wieder. Der geht euch lei nit mehr durch. Aber die Mutter iſt auch da! Schaut einmal, was ſie euch mitgebracht hat." Und teilte Fleiſch und Krapfen an die beiden Knaben aus. Hernach ging ſie in die Nebenſtube. Er ſchälte die zutraulich gewordenen Kleinen von ſeinen Knien und ging ihr nach. Sie ſaß auf der Ofenbank und weinte. Er ſtand vor ihr, da er doch knien ſollte; er ſtand da wie ein Strunk, von dem der Blitz den ſtolzen Wipfel geſchlagen. Endlich ſagte er kaum hörbar, ſo dumpf: „Weib, du kannſt dir's denken, wie mir jetzt iſt. Neun Ellen in den Erdboden hinab ſchäme ich mich. — Tonele!" Ihre Hand hätte er faſſen mögen und die Tropfen ihr von den Wangen küſſen — er getraute ſich nicht, ſie zu berühren.

Endlich richtete ſie ſich ein wenig auf, ſtrich mit der Schürze über das Geſicht. In ihrem Haar war noch der Hochzeitskranz. „Wenn ich dich gern hab," ſagte ſie dann, „ſo werd' ich deine Kinder auch nit verlaſſen. Und mußt wiſſen: So eine Schneck', wie du ſagſt, hat nit grad 's Häuſel allein, hat auch ihre Fühlhörner, mein Menſch! — Von der Kramer-Klara, die oftmals ins Steiriſche hinüberkommt, und die jetzt draußen in der Stube bei den Kindern iſt, hab' ich ja ſchon vor zwei Wochen alles erfahren; ſie hat mir dort in der Murauergegend bei den Bauernhäuſern herum die Waislein zuſammenſuchen müſſen. Man ſoll die Haſcherlen — ſagt die Klara — recht gern hergegeben haben, recht gern, ſagt ſie. Auch das [illegible] hat ſie mir alles mitgebracht, die Klara, und die kleinen Buben können dir gar nimmer abgeſtritten werden. Daß du ſie ſo unter fremden Leuten hätteſt verderben laſſen wollen, das glaub' ich nit, und ich glaub's nit. Na, hab' ich mir gedacht, erſpar' ihm den Gang und laß ſie lei ſelber holen. So ſind ſie da, und jetzt haben wir halt ſchon ein paar geſunde Buben miteinand, und gut iſt's und aus iſt's."

Ich glaub's, was ſie ſagen, daß jetzt der Holzknecht feuchte Augen bekommen hätte, und kein Wort geſagt, auch nicht ein einziges. So etwas verſchlägt einem das Redewerk — ich glaub's gern.

In der Familienſtube des Schneckenhäuſels ſoll es an demſelbigen Abend noch ein heiteres Stündlein mit Naſchen und Schäkern gegeben haben. Und der Toni, heißt es, hätte dabei den würdigen Hausvater geſpielt. Wie aber die Kinder zu Bette gebracht worden, da ſei er faſt ſchwindelig zur Thür hinausgetreten in die Mondnacht und hätte einen Juchezer gethan, der weit und weit fortgeklungen in die Wälder. — Und das — das iſt der Juchezer zum dritten!

◆

Die Geſchichte von den Ochſen.

Der alte Roſenſteiner in unſerer Pfarre war geſtorben. Geſtorben, beſtattet, beklagt und auch geprieſen als ein braver Mann, um den es ſchade iſt, daß er hat ſterben müſſen. Soweit waren die Förmlichkeiten erfüllt. Die Aushaltſamſten ſaßen beim Drachenwirt noch beiſammen zur Totenzehrung. Die Klagenden aßen ſo lange, bis ſie getröſtet wurden, und bei denen das Eſſen nicht anſchlug, die verſuchten es mit dem Trinken und genaſen der Betrübnis.

Allmählich hatten ſich die Leidtragenden verzogen, um des Abends es wieder mit dem Leben zu probieren, nachdem ſie den ganzen Tag mit dem Tode umgegangen waren. Nur ihrer drei tapfere Bauern — der Stanger, der Hopf und der Michel-Machel — ſaßen noch beim Kruge, um mit dem verſtorbenen Roſenſteiner gründlich fertig zu werden. Seinen Lebenslauf, ſeine Gewohnheiten, ſeine Wirtſchaft, ſeine Verwandten waren in Kreuz und Krumm durchgearbeitet; nun riethen und ſtritten ſie noch darüber, wie alt der Roſenſteiner geweſen, wie vermögend, und endlich auch, wie viel Schuh er an Länge gemeſſen haben mochte. Bei dieſem letzteren hielten ſie ſich am längſten auf, denn zwiſchen fünf und ſechs Schuh gingen die Meinungen Zoll für Zoll auf und nieder.

„Das iſt doch leicht feſtgeſtellt," ſagte der Hopf, „man darf nur ſein Leichenbrett meſſen, und man hat's."

In jener Gegend, wo dieſe ſehr intereſſante Geſchichte ſich zugetragen, herrſcht nämlich die Sitte, daß der Tote gleich nach dem Abſterben auf ein Brett gelegt wird, das eigens dazu gemacht, genau die Länge der Leiche hat oder dieſe Länge durch ein Zeichen andeutet. Iſt der Tote in den Sarg gelegt, dann wird das Brett, mit ſeinem Namen und etwa auch mit religiöſen Zeichen verſehen, an eine Wand des Hauſes genagelt, oder am Feldraine, an einem Wegkreuze aufgeſtellt oder auch am Waldrande hingelegt auf moorigen Grund, um den Fußgehern als Steg zu dienen. Es iſt gleichſam, daß man ſich auf allen Wegen und Stegen an den Tod erinnern ſolle; das gehört zur Lebenskunſt, denn nie iſt das Leben ſo ſüß, als in der Nachbarſchaft des Todes. Nun, ſo war auch das Leichenbrett, auf welchem der Roſenſteiner faſt drei Tage lang ausgeſtreckt gelegen, draußen im Schachen hingelegt worden, gerade vor einem hohen, rotangeſtrichenen Kreuze, das Hexenkreuz genannt, weil an jener Stelle die letzte Hexe verbrannt worden ſein ſoll.

„Du, wahr iſt's!" verſetzte auf Hopfs Vorſchlag der Stanger, „meſſen wir das Leichenbrett."

„Und ich ſag's, der Roſenſteiner war um einen halben Schuh kürzer als ich!" rief der Michel-Machel.

„Darfſt dich g'rad einmal aufs Brett legen, nachher wird ſich's zeigen," rieth der Hopf.

„Hau, der ſich aufs Leichenbrett legen!" lachte der Stanger.

„Ich? Warum denn nicht?“ begehrte der Michel-Machel auf.

„Kunnt wohl ſein, daß dir die Grausbirn' aufſtiegen.“

„Mir die Grausbirn'? Auf dem Leichenbrett? Auf ſo einem Brett liegt ſich's juſt ſo gut, wie auf einer anderen Bank.“

„Oder beſſer!“

„Beſſer, wie im weichſten Federbett, ich glaub's.“

„Lebendigerweiſ' ſchwerlich!“

„Gilt's was, ich leg' mich aufs Leichenbrett,“ rief der Michel-Machel, „heut' noch, wenn ihr wollt, und rauch' drauf meine Pfeife Tabak.“

„Gilt's was, du thuſt es nicht!“ darauf der Hopf.

„Gilt's was, ich thu's!“ ſchrie der Andere.

„Was gilt die Wett'?“

Der Stanger und der Hopf ſtießen ſich unter dem Tiſch mit den Knien an, da verſtanden ſie ſich. Bei der Feuchtigkeit, die immer noch in reichlichem Maße verhanden war, gedieh die Wette.

„Machel! Wenn du heut' bei der Nacht von elf bis zwölf Uhr auf dem Roſenſteiner ſeinem Leichenbrett liegſt, nachher —“

„Was gilt's?“

„Ein Paar Ochſen!“

„Gut iſt's,“ ſagte der Michel-Machel und hielt ſeine Hand hin, „wenn ich heut' um Mitternacht nicht eine ganze Stund' auf dem Roſenſteiner ſeinem Leichenbrett lieg', ſo ſoll morgen der Weidbub mein braunes Paar Ochſen in deinen Stall treiben. Verſtehſt?“

„Und wenn du heut' von elf bis zwölf Uhr in der Nacht auf dem Leichenbrett liegen bleibſt, kriegſt mein falbes Paar, bei meiner Seel'!" Alſo entgegnete der Hopf.

Zeugen waren der Stanger, der Wirt und der heilige Florian, der über dem Hausaltar auf der Wand ſtand.

Noch mancherlei wurde in Bezug auf die Wette beredet und ſichergeſtellt. Als beſonders wurde vermerkt, daß es verboten ſei, den Michel mit Gewalt vom Brett zu reißen oder zu rütteln.

„Wer ſoll denn aufpaſſen?" fragte der Drachenwirt.

„Ja, Narr!" rief der Hopf, „wenn ein Aufpaſſer daneben ſteht, da wird's freilich kein Heldenſtück ſein, auf dem Leichenbrett liegen zu bleiben. Oh, beileib nein, Nachbar Michel-Machel, mutterſeelenallein mußt du ausgeſtreckt liegen auf dem Totenladen."

„Da lauft er davon und plauſcht uns morgen an," mutmaßte der Wirt.

„Du wirſt wohl ein Ehrenwort haben?" fragte der Stanger den Michel-Machel.

Dieſer beſann ſich d'rauf — ja, er hätte eins.

„Das mußt du uns geben, daß du liegen bleibſt von Schlag elf bis Schlag Zwölf."

„Nach der Kirchenuhr halt' ich mich, wenn ſie nicht ſtehen bleibt — verſtehſt?"

„Gut iſt's."

Ganz feierlich wurde es ausgemacht, und hierauf erhoben ſich der Stanger und der Hopf, um „nach Hauſe zu gehen".

„Es iſt Zeit zum Schlafengehen!" hatten ſie dem Michel-Machel noch zugerufen.

„Ja, gute Nacht!" ſagte der Michel-Machel.

„Auch ſo viel!" verſetzten die beiden und ſchoben ſich ſachte zur Thür hinaus.

Der Michel-Machel blieb noch ſitzen bei ſeinem Kruge, er hatte Zeit. Eine friſche Pfeife ſtopfte er an, dann brütete er vor ſich hin und blies viel Rauch von ſich. Tiefe Gedanken ſchien er zu haben. Der Machel war einer von jener Gattung, bei der man ſich nicht auskennt, iſt ein Rädchen zu viel im Kopfe oder eins zu wenig. Von der einen Seite ſah er aus wie ein Lapp, von der anderen wie ein Schalk. Wie kann einer einfältig ſein, wenn er zweifältig iſt?!

Setzte ſich jetzt der Wirt ihm gegenüber und ſchaute ihn an.

„Machel," ſagte er hernach, „das muß dich doch freuen von deinen Nachbarn."

„Was muß mich freuen?"

„Daß ſie ein ſolches Vertrau ſetzen auf dein Ehrenwort. Auf ein Paar Ochſen wird ſo was ſelten geſchätzt, hier zu Lande!"

Der Michel-Machel ſagte nichts dazu.

Die Gäſte waren alle davon, der Wirt hielt auch ſchon manchmal die flache Hand vor den Mund; als dieſe Form nicht verſchlug, gähnte er den Machel offen an. Der Zeiger war hoch emporgerückt am Ziffernblatte. Alſo raffte ſich der Mann zuſammen.

„Gezahlt hat heute der Roſenſteiner, glaub' ich?" fragte er noch.

„Das hat er, und du geh' jetzt in Gottesnamen und legſt dich auf ſein Brett."

Etwas ungleich war ihm doch, dem Michel-Machel, als er jetzt in der ſtillen, dunklen Nacht über das Feld dahin trottete gegen den Schachen. Auf dem Kirchturme hatte es ſchon dreiviertel zu elf geſchlagen. Etwas warm ward dem Michel-Machel um die Bruſt und etwas eng. Schlecht Wetter wird, weil es ſo ſchwül iſt. Die Pfeife war ihm auch ausgegangen, er zündete ſie wieder an. Er ging in den Wald, und beim Sternenſchein, der zwiſchen den hohen Fichtenwipfeln niederfloß, ſah er bald das Hexenkreuz. Es war heute ſo hoch, ſo grauenhaft hoch und ſchien immer noch höher zu wachſen. Vor dem Kreuze im wuchernden Graſe lag eine lange, ſchmale, grauſchimmernde Tafel. Das war's. — Der Roſenſteiner, ſollte er denn wirklich ſo lang geweſen ſein? — Die Pfeife war ſchon wieder ausgegangen. Es iſt ein dummer Spaß! dachte ſich der Machel, ein ganz dummer Spaß! — Da ſchlug es elf Uhr. — Das ſchöne Paar Ochſen! — „Brett iſt Brett!“ murmelte er und ſtreckte ſich hin auf den Laden.

Da die Hände an den Seiten keinen Platz hatten auf dem ſchmalen Brette, ſo mußte er ſie über die Bruſt legen, wie bei —

— Nun, Machel, wer iſt länger, du oder ich? — War es ſeine Grabes-Stimme, ſeine hohle —? Oder kann der Menſch ſich etwas ſo lebhaft einbilden? — Die Pfeife hat er weggeworfen. Wenn man ſchlafen könnte! Der Roſenſteiner ſchläft. — Puh! Kalt über den Rücken! Es ſind dumme Einbildungen. Als ob auf allen Bänken und Bettſtätten, wo wir raſten, nicht ſchon Menſchen gelegen wären, die jetzt geſtorben ſind! Auf dem Kirchplatz unten ſind ſeit Menſchengedenken die Särge niedergelegt worden zur Einſegnung, und doch iſt Jahrmarkt auf demſelben Platz, und doch ſtehen bei Hochzeiten die Muſikanten auf demſelben Platz — kein Menſch denkt daran. Der Tote iſt todt, es iſt alles Einbildung. — Was? Krampf in den Beinen? Starr? Ei, das wollen wir doch ſehen! — Er ſchlenkerte ein Bein in die Höhe, es war noch ganz und gar lebendig. — Ein Frevel iſt's eigentlich doch. Aber das Paar Ochſen! Will nachher etliche Meſſen leſen laſſen für den Roſenſteiner, Gott hab' ihn ſelig. — Erſt ein Viertel auf zwölf! Das geht hölliſch langſam, als ob's wirklich ſchon die Ewigkeit wäre. — Sonſt, wenn man ein paar Krüge getrunken, gleich iſt der Schlaf da, und was für einer! Heut' bin ich ſo munter — und friſch — daß nur alles zuckt in mir!

Ja freilich zuckte es in ihm, weil er vor einem Geräuſch erſchrak. Als ob jemand ein dürres Äſtlein, das auf dem Waldſteige lag, entzweigetreten hätte, ſo ein Kniſtern! Und dort heran nahten langſam, ſchwebend zwei ſchwarze Geſtalten. Der Michel-Machel rief alle Heiligen an; das half nicht viel, ſeine Beine wollten auf- und davonlaufen. Er rief das Paar Ochſen an, da blieben die Glieder feſt gebannt liegen auf dem ſchmalen Brette. —

Die Geſtalten nahten dem Kreuze — ſtellten ſich an das Leichenbrett, einer zu Häupten und einer zu Füßen, und bückten ſich; Tragſtangen waren am Brette; ſo hoben ſie es langſam auf. Nun dachte der Machel an keinen Ochſen mehr, wollte vom Laden ſpringen, war aber gelähmt vor Schreck.

Allzulang dauerte der Schreck nicht, denn die ſchwarzen Geſtalten puſterten, ſtolperten ein paarmal in den Baumwurzeln und benahmen ſich nicht haarſcharf wie pure Geſpenſter. Und wie dem Michel-Machel das auffiel, kam über ihn ein unendlicher Troſt. Zwei Schelme ſind es! Und da wurde ihm traulich. Der Stanger und der Hopf — ein Paar Ochſen! Alles um ein Paar Ochſen. — Wenn ſich das ſo verhält, daß ſie mich ſchrecken wollen, daß ſie mir Grauſen einjagen wollen und daß ich vom Brett ſpringen ſoll; wenn ſich's ſo verhält, dann iſt alles gut, ſehr gut, und ich weiß, was ich thu! Ich rühr' mich nicht, ich bin geſtorben, mauſetodt, da wird ihnen der Spaß ſchon vergehen. Es wird ſich aber nicht gut machen laſſen, mauſetodt ſein. Der Menſch wird nicht kalt und ſtaar, wann er will. Schlafen will ich, baum- und ſteinfeſt ſchlafen will ich bis zwölf Uhr, ſie ſollen mich tragen, wohin ſie wollen.

Alſo hatte der geriebene Michel-Machel ſeine ganze Selbſtändigkeit wieder gewonnen. Die zwei ſchwarzen Geſtalten trugen das Brett, welches richtig auf zwei Tragſtangen gebunden war (o ihr Spitzbuben, die ihr aus dem Wirtshauſe ſo früh ſchlafen gegangen ſeid!) wie eine Bahre dahin durch den Wald. Der Nachbar Hopf war ein Kurſchmied und roch immer ein bißchen nach Pechöl. Der ſchwarze Kerl da voran riecht auch ein bischen nach Pechöl. Alſo können wir ganz ſorglos ſchlafen, das Leichenbrett hat alle Schrecken verloren.

Die Bahre ſchwankte zwiſchen den Stämmen dahin, ſchwankte auf das freie Feld hinaus. Hinter dem Loſenſtein ging der Halbmond auf und warf aus der feierlich wandelnden Gruppe einen geſpenſtiſchen Schatten hin über den Plan. Der Michel-Machel ſchnarchte. Es ſchlug halb zwölf Uhr. Dem vorderen Träger wurde unbehaglich. Wenn der Lump ſchläft — geſoffen hat er wie ein Loch — nachher wird er freilich liegen bleiben auf dem Brett, und die ſchönen Ochſen ſind hin. — Er hub an, unregelmäßige Schritte zu machen, die Bahre ſchaukelte, aber der Machel fiel nicht herab. Doch bewegte er ſich jetzt ein wenig und that einen Seufzer. Aha! — Wart, Michel-Machel, wir wollen dir ſchon Grauſen machen!

Die Bahre ſchwankte dem Feldrain entlang, ſchwankte dem Hohlweg entlang, ſchwankte einen Hügel hinan — gegen den Friedhof. — Was tauſend! dachte der Michel bei ſich, die treiben es keck. In den Kirchhof! Zum Grabe des Roſenſteiner hin! Das iſt noch nicht zugeworfen! Hab's ja immer geſagt, unſer Todtengräber iſt nichts nutz. — Das geht doch über den Spaß. Aber der verd . . . Hammer auf dem Turm will immer noch nicht zwölf ſchlagen. Das Paar Ochſen iſt hölliſch teuer, meiner Seel'! Und liegen bleib' ich juſtament. Es ſind ja eigentlich zwei Paar. Für zwei Paar Ochſen kann ſich der Menſch was gefallen laſſen. Ich die Ochſen und ſie die Sünde. Nur zu, Nachbarn!

Halb geſchloſſenen Auges lag er da, ſich mit beiden Ellbogen auf das Brett zwickend, daß er nicht hinabfiel. Die von blaſſem Mondlichte beſchienenen Kreuze des Kirchhofes ſchwebten zuckend vorüber. Endlich wurde Halt gemacht und die Bahre zu Boden geſtellt, am Rande eines offenen Grabes. Das tiefe Grab des Roſenſteiners war richtig noch nicht zugeſcharrt; im Erdhaufen ſtak der Spaten, daneben lagen noch die Stricke, mit denen der Sarg am Tage zuvor hinabgeſenkt worden war. Die ſchwarzen Geſellen ſtanden jetzt unbeweglich da und beobachteten den Mann auf dem Brette. Der lag ſtill wie ein Toter; man wußte nicht, ſchlief er oder ſchauderte er vor dem, was nun kommen konnte. Die Stunde ging gegen zwölf. Konnte man ihn nicht endlich vom Brette werfen? Das war gegen die Wette. Aber die Ochſen, die Ochſen!

„Gott verzeih's, wir müſſen's thun!“ flüſterte der eine Schwarze zum anderen. „Das wird wirken!“

Sie legten die Stricke um das Brett; ſie rückten dasſelbe über den Rand des Grabes hin, ſie ſenkten es hinab. Sie merkten das wilde Beben des Michel-Machel, als die Bahre tiefer und tiefer hinabglitt auf den Sarg des Roſenſteiners. Im nämlichen Augenblicke tauchte vom Totengräberhäuschen her ein Mann auf; die zwei Schwarzen ließen die Stricke los und flohen davon.

Als ſie draußen vor der Kirchhofsmauer im Gebüſche ihre dunklen Pferdedecken abgeworfen hatten, ſchlug es zwölf Uhr.

„Die Ochſen ſind hin!“ ſtöhnte der Hopf. „Jetzt wird er heraufkriechen und uns auslachen. Es iſt ganz teufelmäßig.“

„Hätt's nicht gedacht, Schwager, daß der ſo hartgeſotten iſt!“ verſetzte der Stanger. Und voll giftigen Ärgers ſchlichen ſie ihren Höfen zu.

Der nächſte Tag war ein Sonntag. Als der Hopf in der Kirche von ſeinem Platz hinüberſchielte nach dem des Michel-Machel, war derſelbe leer. Das fiel auf. Der Machel war ſonſt ein fleißiger Kirchenbeſucher, ei, das wohl! Sollte er krank ſein? Hätte ihm doch der Schauder geſchadet? Es geſchähe ihm ſchon recht, dem Frevler, dem Schelm, dem — ach, meine Ochſen! — Als beim Nachmittagsſegen der Michel-Machel wieder nicht in der Kirche war, wurde der Hopf erſt ein bißchen neugierig und er fragte einen Knecht des Machel, ob ſein Bauer wohl auf einer Wallfahrt oder auf einem Viehhandel aus ſei?

„Redlich wahr, das weiß ich ſelber nicht,“ antwortete der Knecht. „So viel ich weiß, iſt er ſeit der geſtrigen

Begräbnisfeier gar nicht heimgekommen — weil die Bäuerin ſo geſchimpft hat, heut' früh."

„Die Bäuerin hat geſchimpft, daß der Bauer nicht heimgekommen wär'?" verſetzte der Hopf. „Der Machel hat geſtern ſtark getrunken. Am End' hat er ſich wo verſchlafen, der Lump!"

„Kann wohl ſein, kann wohl ſein," ſagte der Knecht, „na, macht nichts, heut' iſt eh Sonntag."

Jetzt wurde dem Hopf auf einmal etwas uneben zumuthe; er ging hinter den Häuſern des Dorfes zum Friedhof hinaus und wußte nicht recht, warum. Auch wußte er eigentlich nicht, warum er gerade hinter den Häuſern, wo kein rechter Weg war, dahinſtieg. Auf dem Friedhofe eilte er dem Grabe des Roſenſteiners zu; dasſelbe war geſchloſſen, darüber rundete ſich ein Hügel aus friſcher, rötlicher Erde. — Wenn er — ſo arbeitete es jetzt im kleinen Haupte des Hopf — wenn er vor Entſetzen ohnmächtig geworden wäre! Oder wenn er doch ſo feſt geſchlafen hätte in ſeinem martialiſchen Rauſche, daß — Nein, es iſt nicht, es wäre zu ſchreckbar!

Dort vor dem Häuschen ſaß der Totengräber, rauchte aus ſeinem Raſenwärmer und blickte wohlgefällig hin über ſein reichbeſtelltes Feld. Er ſah zwar nicht viel, denn auf dem einen Auge hatte er ein „Blümel" und das andere war altersſchwach. Schon ganz nahe war der Hopf, als er ihn bemerkte. Je, iſt das nicht der Hopf-Bauer? Gar ſäumig und ſchleichend kommt er heran. Was nur der wieder will!

„Thuſt halt ein biſſel raſten, Vater Adam!" ſo redete der Bauer ihn mit lauter Stimme an, denn der Totengräber war „großhörig", ſo nennt man Leute, welche nur großen Lärm hören, kleinen nicht.

„Raſten, wohl, wohl, thut mir eh ſchon noth.“ So die Antwort.

Lehnte ſich der Hopf an den Zaun hin, ſchaute unſicher umher, als ſuche er etwas. Er ſuchte nach einer Form für ſeine Frage.

„Biſt wohl eh fleißig geweſen, Vater Adam,“ ſagte er endlich.

„Muß halt ſein.“

„Haſt dich geſchleunt mit dem Zumachen — beim Roſenſteiner.“

„Wohl eh. Heut' bei der Nacht hab' ich die Gruben verſchüttet. Der Herr Pfarrer mag's nicht leiden, wenn ein Grab über Nacht offen bleibt.“

„Bei der Nacht, ſagſt? Heut' bei der Nacht?“ ſtammelte der Bauer und rief laut: „Aber daß du dich nicht fürchten thuſt, ſo bei der Nacht!“

„Eh, vor wem denn?“ lacht der Todtengräber heiſer. „Etwan, daß ſich Andere vor mir fürchten, das kunnt' ſich ſchon zutragen.“

„Thuſt nie 'was wahrnehmen, ſo bei den Gräbern?“ fragte der Hopf forſchend. „Fürwitzige Leut', oder Beſoffene, oder ſo was?“

„Ich ſchau nicht viel um.“

„Und heute Nacht, haſt niemand geſehen beim Grab? Oder unten? Oder heraufſteigen?“

„Laß mich aus,“ rief der Alte unwillig, „man ſchaufelt zu und geht wieder ſchlafen.“

Der Hopf ging zum Friedhofe hinaus, es war mehr ein Taumeln, als ein Gehen. Draußen klammerte er die knochigen Finger ineinander und murmelte: „Nicht anders! Lebendig begraben!“

Am Abende ſaß er auf der Bank vor dem Stangerhauſe und klagte es dem Nachbar: „Ich möcht' ins Waſſer ſpringen!“

„Iſt dir denn gar ſo heiß?“ entgegnete der Stanger.

„Der Machel! Denk dir, der Michel-Machel!“

„Was iſt's denn mit dem Michel-Machel?“

„Lebendig begraben!“

„Wer ſagt denn das? Kann er nicht früher geſtorben ſein?“

„Hautſchlecht biſt, Stanger! Geſtorben! Geſtorben! Freilich geſtorben!“

„Kann dir ja recht ſein, wenn er geſtorben iſt. Erbſt ein Paar Ochſen von ihm.“

„Der hölliſche Höllteufel ſoll die Ochſen holen!“

„Die Ochſen? Was ſoll der hölliſche Höllteufel nur mit den Ochſen anfangen? Der iſt kein Freund von Rindsbraten, der weiß ſich ein beſſeres Fleiſch, Hopf-Nachbar!“

„Du biſt auch dabei geweſen!“ rief der Hopf.

„Als Zeuge, nicht als Wettender!“

„Du haſt uns hineingefoppt, und jetzt redeſt ſo! Der B'ſuff! Und jetzt iſt er lebendig begraben!“

„Jetzt nicht mehr.“

„Natürlich, weil er jetzt ſchon todt iſt, der Gauner! Den, wenn ich ihn jetzt unter den Fingern hätt'!“ knirſchte der Hopf und krümmte die Finger, als wollte er jemanden zerreißen. „Daß er mir ſo was hat angethan! In ſeiner ſchauderhaften Leichtſinnigkeit! Sich vor lauter Rauſchduſel auf den Kirchhof ſchleppen und in die Gruben werfen laſſen! Schandmenſch! Und dennoch ein armer Haſcher!“

Er verhüllte mit den Händen das Geſicht.

Sie wurden in ihrer Unterhaltung geſtört von einem eilends des Weges laufenden Weibe.

„So hat er mir's noch nie aufgeführt!“ rief ſie vor ſich in die Luft hinein. „Und nicht einmal in den Wirtshauſern iſt er zu finden! Michel, Michel! Wenn du nicht bald heimgehſt! Es wird dir alleweil gefährlicher, ich ſag dir's! — Seit der Totenzehrung nimmer daheim geweſt! — „Wißt denn ihr nichts von meinem Mann?“ fragte ſie den beiden Bauern zu.

Was ſollten ſie nur darauf antworten? Sie antworteten gar nichts und das Michel-Machel-Weib wüthete weiter.

Von Schlaf konnte in der folgenden Nacht beim Hopf keine Rede ſein. Die Leinwanddecke laſtete ſchwer und erſtickend wie fünf Schuh Erde über ihm. Lag er doch auf dem Sarge des Roſenſteiners ganz enge neben dem Machel. Schon turmhoch wuchtete die Erde über ihnen und der Totengräber ſchaufelte immer noch drauf. Schon grünte der Raſen über dem Grabe, aber ſie konnten immer noch nicht ſterben; ſie rangen miteinander, zausten ſich bei Haar und Bart, biſſen ſich bei den Naſen, und das alles der Paar Ochſen wegen, welche auf dem Hügel behaglich grasten und gleichzeitig den Boden düngten für nächſtes Jahr, da die lebendig Begrabenen in der Tiefe immer noch miteinander raufen werden. — Oh, das war eine Nacht!

Am nächſten Tage ſtrich der Hopf ſo umher, erſchrak vor jedem Baumraſcheln und vor jedem Vogelpfiff. Beim Drachenwirt kehrte er ein, vielleicht wärmt der Wein. Den Bauer fröſtelte.

Der Drachenwirt blickte ihn ſehr forſchend an, ſetzte ſich zu ihm und ſagte in gleichgiltigem Tone:

„Nun, wer hat denn die Wette gewonnen?“

„Dummheiten!“ verſetzte der Hopf.

„Welcher iſt denn eigentlich länger, der Machel oder der Roſenſteiner?“

„In Fried' laß mich!“

„Mußt heut' mit dem linken Fuß aus dem Bett geſtiegen ſein, Hopf.“

„Bin jetzt nicht aufgelegt.“

„Du Hopf,“ fragte der Wirt, „weißt du auch nicht, wo der Michel-Machel konnt' ſein? Er iſt ſeit der Samstagnacht nicht mehr geſehen worden.“

„Du wirſt es beſſer wiſſen, wir haben ihn bei dir da in der Stuben ſitzen laſſen, wie wir ſchlafen gegangen ſind, der Stanger und ich.“

„Der Stanger und du. Wie ihr ſchlafen ſeid gegangen,“ ſagte der Wirt nach. Es war ganz verflucht, in welcher Weiſe er das nachſagte. Da kann eine ſaubere Schmier herauskommen!

Der Hopf merkte, daß der Wein heute ſeine Schuldigkeit nicht that, er beeilte ſich, die Zeche zu zahlen, jedoch, als er bei der Thür hinauswollte, traten ihm zwei Gendarmen entgegen.

„Was kann ich dafür? Was kann ich dafür!“ lärmte der Hopf ihnen ganz dumm entgegen, bevor ſie noch eigentlich nach etwas gefragt hatten. Nun, da haben ſie ihn in Empfang genommen.

Als der Bauer in ſo verläßlicher Begleitung den Wieſenweg dahinging, ſah er ſeine Herde weiden. „Ochſen, Ochſen!“ ſtöhnte er auf. Tiefſtes Weltleid und ſtrengſte Selbſterkenntnis lagen in dieſem Rufe. Vom Waldberge herab kam ein Mann gegangen, der hatte einen Strick und einen Stock bei ſich, vor der Herde ſtand er prüfend ſtill. Mit einer ſtechenden Fiſtelſtimme lachte der Hopf plötzlich auf, wies mit beiden Zeigefingern hin: „Da iſt er ja! Da iſt er ja, der Schelm, der Erzſchelm!“

Und der da niedergeſtiegen war vom Waldberge gegen die Rinder, das war der Michel-Machel, lebendig über und über, und kein Erdſtäubchen klebte an ſeinen Kleidern. Er kam um ſein Ochſenpaar.

Damit hat die merkwürdige Geſchichte ein Ende. Und wenn man ihn fragt, den Michel-Machel, wo er die zwei Tage zugebracht, ſo ſchmunzelt er hölliſch verſchmitzt. Und wenn ihn der Wirt oder gar der Gendarm ſchärfer fragt, ſo geſteht er ganz treuherzig, auf ſeiner Alm ſei er oben geweſen, um ſich ein biſſel auslüften zu laſſen. Und wenn ihn der Hopf auf ſein Gewiſſen fragt, warum der Michel-Machel ihn in ſolche Angſt verſetzt, ſo antwortet der Michel-Machel: „Ich hab' nur dein Paar Ochſen reif werden laſſen wollen. Verſtehſt? Heut' giebſt du mir's lieber, als du's geſtern hätteſt gegeben. Ich bin meine geſchlagene Stund' auf dem Brette gelegen, nachher eilends herausgekrochen, juſt noch ehe der alte Adam angefangen hat zu ſchaufeln. — Die da, die zwei Falben ſind's, gelt? Wart, wir wollen ſie bald herfürkriegen!“

In demſelben Augenblicke, als die Gendarmen den Hopf freiließen, nahm der Michel-Machel das ſchöne Ochſenpaar an den Strick. Und als der Hopf ſolches ſehen mußte, hieb er ſich die Fauſt an die Stirn, daß es dröhnte: „Und der Menſch unter der Erden — das hab' ich bejammert?! O ich —“

Die Geſchichte vom fünffachen Schwein.

(Dem Volke nacherzählt.)

Heut' hab' ich meine Alte verkauft!" Solches waren die erſten Worte des Bauers Johann Birnkiſler, als er zur Thüre hereinging.

Sein Weib trat ihm würdevoll entgegen und ſagte: „Mit ſo dummen Späßen iſt's mir lieber, du gehſt hinaus, als wie herein!"

Nahm er ſie um den Hals und ſprach: „Weiberl, du haſt unrecht verſtanden. Dich kann man nit verkaufen, das heißt, einen Menſchen darf man nit verkaufen — und will auch nit, will nit. Na na, meine alte Sau hab' ich verkauft."

Das Weib fuhr ſich mit beiden Händen an die Bruſt: „Jetzt giebt's mir einen Stich im Herzen. Die Alte haſt hergegeben? Himmliſcher Vater, die Sau hat er verkauft! das iſt aus der Weis, das iſt ganz aus der Weis. Was iſt jetzt zu machen? Jetzt hat er ſie verthan und fragt mich nit! haſt ſie hergegeben? Nein, das laß ich nit angehen, das laß ich nit! — Wie viel Geld haſt denn kriegt für ſie?"

„Einen ganzen Haufen!" flüſterte der Birnkiſler ſeiner Ehegeſponſin zu, und dabei machte er ein verdammt verſchmitztes Geſicht.

„Aber wie denn? Wie denn, um Gotteswillen!“ rief ſie.

„Nach der Meß,“ ſo erzählt er, „geh' ich zum Kirchenwirt auf mein Seidel, weißt, das mir der Oberdorfer Bader verordnet hat, wegen meines Leberleidens. Und weil mir der Doktor in der Neuſtadt auch ein Seidel angeraten hat, nau, ſo hab' ich zwei getrunken. Dabei denk' ich mir: warum ſich denn alleweil nur von den Doktoren raten laſſen, einen guten Rat kannſt dir doch auch ſelber einmal geben, und trink' auf meinen eigenen Rat das dritte Seidel. Der Kirchenwirt ſagt, der Menſch müßt auch in der Medizin Maß halten, und bringt mir das vierte Seidel und fragt mich ſo nebenbei, ob ich kein Schwein zu verkaufen hätt'. Ich hab' aus unſerer Alten kein Geheimnis gemacht, und daß ſie ſchon ſeit Allerheiligen in der Maſt ſteht, und daß ſie nit viel nachgeben wird von zwei Centnern. Er legt mir achtzehn Thaler auf den Tiſch und ich leg' ihm die Sau auf den Tiſch, heißt das, ſchlag' ihm ſie zu.“

„Biſt ein Narr!“ ſchrie jetzt das Weib. „Die kugelrunde Speckfeiſte um achtzehn Thaler!“

Der Birnkiſler kümmerte ſich nicht viel um ihren Ausruf, ſondern fuhr fort zu erzählen: „Wie ich nachher durchs Dorf herauf geh', ſchreit mir der Fleiſchhacker nach, ob ich nicht ein fettes Schwein ſtehen hätt' im Stall? Ah verſteht ſich! ſag' ich. Ich trau' dir, Birnkiſler, ſagt er. Iſt nit das erſte Geſchäft, was wir miteinander machen und ſoll auch nit das letzte ſein. Jetzt vor den Feiertagen brauch' ich Fleiſch. Zwanzig Thaler auf die Hand dafür, unbeſchaut! — Iſt recht, ſag' ich.“

„Aber Tepp, wenn du ſie dem Kirchenwirt haſt verkauft!“ rief das Weib.

„Heroben beim Stiegelkreuz,“ erzählt der Birnkiſler weiter, „ſitzt der Kalbeltreiber von der Neuſtadt. Das Umherlaufen in ſo einem Patſchwetter hätt' er ſchon ſatt bei ſeinen gichtiſchen Beinen. Ob ich ihm kein Schlachtſchwein wüßt! Zahlen thät' er gut. Ich weiß eins, ſag' ich, denn was ſoll ich unſere Alte verleugnen. Der Speck allein zwei Centner, ſag' ich und hab' auf der Stell' vierundzwanzig Thaler auf der Hand.“

Das Weib des Birnkiſler ringt die Hände. Dreimal hat er ſie verkauft! Dreimal! Der ſchlechte Menſch! Der Betrüger! — Aber es war nicht lange Zeit zum Ehrabſchneiden. Die Thür ging auf, der Nachbar Breitenbichler kam ſchwerfällig hereingeſtampft. Sollt' doch ein wenig abraſten, lud der Birnkiſler ein. Ja, das Raſten ſei ihm nicht zuwider, entgegnet der Nachbar und ſetzt ſich an den Tiſch. „Die Lauferei jetzt,“ ſetzt er bei, „die wird mir eh ſchon zuwider. Meiner Tochter Ehrentag auf die nächſt' Wochen, du weißt ja. Bis man alles beiſammen hat für achtzig Gäſte. Eine feiſte Sau geht mir noch ab. Hab' gehört, Nachbar, du hätteſt eine im Stall. Wollt' dir nit zu ſparſam ſein.“

„Iſt recht, gehen wir ſie anſchaun,“ meint der Birnkiſler, „wenn man dem Nachbarn einen Gefallen kann erweiſen, warum denn nit?“

Eine Viertelſtunde ſpäter war das Schwein verkauft an den Breitenbichler um fünfundzwanzig Thaler.

Später, als der Johann Birnkiſler mit ſeinem Weibe allein war, leerte er in eine Holzſchüſſel ſeine Säcke aus, ſie waren voll Thaler, deren ſiebenundachtzig hatte er! „Seit ich auf der Wirtſchaft bin, hab' ich noch keine Maſtſau um einen ſolchen Preis verkauft,“ war ſein ſüßes Denken.

„Eingeſperrt wirſt!" rief das Weib.

„Warum?" fragte er entgegen. „'s hat ja keiner gefragt, ob das Vieh mein gehört. Jeder nur: ob ich nit im Stall eine feiſte Sau ſtehen hätt' — was ja wahr iſt, und gleich das Geld her. Ein Narr, der nit angreift heutzutag!"

„Aber Todl, alter!" zeterte ſie und kam ihm mit ihren fuchtelnden Händen ſehr nahe. „Ich hab' ſie ja verkauft, die Sau, heut' Vormittag, dieweil du aus biſt geweſt. Der Röſſelwirtsknecht hat zugefragt. Fünfundzwanzig Thaler und fünf Silbergroſchen extra als Nuſchgeld."

„Nachher hätten wir ja weit über hundert Thaler gelöſt fürs Vieh!" jubelte der Birnkifler.

„Der Röſſelwirtsknecht holt ſie in etlichen Tagen," berichtete das Weib.

„Wer zuerſt kommt, der mahlt zuerſt."

„Und die anderen? Die vier anderen?"

„Geh', Alte, laß mich aus!" murrte er, „allemal, wenn man heimkommt, machſt du ſo Geſchichten. Ich will jetzt Ruh' haben!" Und ging hinaus aufs Heu, wo er ſich niederlegte.

Am nächſten Tag, als der Birnkifler friſch ausgeſchlafen hatte und ihm der geſtrige Handel einfiel, kam ihm die Sache etwas bedenklich vor. Das wäre ja beinahe, als ob er ſein Schwein fünfmal verkauft hätte! Indes nahm er erklecklich viel Medizin für ſeine kranke Leber zu ſich, und dieſe Medizin war auch ein gutes Mittel gegen das beißende Gewiſſen.

Und eines Tages wird es lebhaft bei dem Birnkiflerhauſe. Den Fahrweg herauf kommt der Kirchenwirt mit einem Stock; den Fußſteig durch den Schachen her ſteigt der Fleiſchhacker mit dem Hunde. Am Feldrain heran trottet der Kalbeltreiber von Neuſtadt mit einem Strick. Durch den Kohlgarten herab trabt der Nachbar Breitenbichler mit ſeinem Knecht, und die Straße her fährt der Röſſelwirtsknecht mit Roß und Wagen.

Als unſere Eheleute ſolch werte Gäſte kommen ſahen, ließen beide die Arme hinabhängen und murmelten ganz gleichzeitig: „So, jetzt iſt die Sau fertig!“

Der Johann Birnkiſler hatte aber immer gute Einfälle, ſo ſagte er auch jetzt: „Am geſcheiteſten iſt's, wir geben ſie gar keinem, verleugnen ſie und ſchlachten ſie ſelber.“

„Ich weiß ſchon, was ich thu',“ verſetzte ſie, „ich ſag', was wahr iſt, daß du verrückt biſt worden, das Schwein gehört dem Röſſelwirtsknecht und dich ſollen ſie ins Narrenhaus ſtecken.“

„Bedank' mich recht ſchön!“ antwortete er und verneigte ſich vor ſeiner Lebensgenoſſin.

„Alſo, dummer Tepp, was iſt ſonſt zu machen!“ ſchrie ſie, denn einesteils that er ihr doch leid, und die Gefahr drohte im höchſten Grad. „Zum Schlagtreffen iſt's!“

„Ich weiß was!“ flüſterte er, als die Männer draußen ſchon über den Hausanger gingen, „ich weiß was. Mich trifft der Schlag.“ Er fiel hin auf das Fletz. „Ich bin ſchon tot. Deck' mich zu und ſei trauernde Witwe.“

Das verſtand ſie. Es war ſchreckbar toll, aber manchmal iſt die Tollheit das Klügſte.

Als ſie Einer nach dem Anderen zur Thür hereintraten, hörten ſie das herzzerreißende Klagen der Birnkiſlerin. Händeringend ſtand ſie vor der verhüllten Leiche:

„Vor einer Stunde noch friſch und geſund und jetzt mauſetot, o ihr heiligen vierzehn Nothelfer, ſteht uns bei!“

„Leberleidend iſt er ſchon lang' geweſen,“ meinte der Kirchenwirt. „Die Leber wird angeſchwollen ſein und wird ihm das Herz zerdrückt haben.“

„O Gott, der arme Menſch hat ſchon lang' einen Stein auf dem Herzen gehabt!“ jammerte das Weib.

„Dann iſt's Weinſtein geweſen,“ warf der Fleiſchhacker ein. Und ſo ergingen ſie ſich in Mutmaßungen, woran und wieſo der Johann Birnkiſler ſo plötzlich des Todes verſtorben ſei. Der Röſſelwirtsknecht nahm ſich endlich einen Anlauf zu folgender Rede: „Es thut ſich zwar frei nicht ſchicken, Birnkiſler-Bäuerin, daß der Menſch bei einem ſolchen Unglück von Geſchäftsſachen ſpricht. Freilich könnt' ich ein anderesmal kommen, aber der Weg iſt weit, und weil ich mein Rößlein ſchon bei mir hab' heut' — weißt, Bäuerin, um das Maſtſchwein wär' ich da, das ich dir vor etlichen Tagen abgekauft hab'.“

Sie wehrte mit der flachen Hand ab: „Gott, ja, nimm's, nimm's, ſteht eh draußen im Stall. Laſſet mich nur jetzt mit ſolchen Sachen in Fried!“

Nun rückten aber auch die übrigen mit ihrem Vorhaben heraus, das Weib wies gegen den Stall, und ſie wunderten ſich baß darüber, daß der Birnkiſler fünf Maſtſchweine ſtehen habe unter ſeinem Dache. Freilich erwies dieſe weltgläubige Annahme ſich nur zu bald als Trugſchluß. Es fand ſich nur ein einziger Stall vor und in dieſem nur ein einziges Schwein und als Reſt nur noch die Gewißheit, daß die Käufer geprellt ſeien. Der Fleiſchhacker wollte Lärm ſchlagen, allein der ſittſame Breitenbichler erinnerte an die Achtung, die man einem Toten unter allen Umſtänden ſchuldig ſei. Die Strafe habe ihn augenſcheinlich ja ſchon erreicht, und für ſie, die Käufer, wäre es das Klügſte, die fette Sau ohne viel Weſens in fünf gleiche Stücke zu teilen, damit jeder wenigſtens einen Brocken von ihr habe.

Einverſtanden. Und als ſie mit ihren fünf Brocken abgezogen waren, ſtand der Johann Birnkiſler von den Toten auf und ſchmunzelte. Er hatte in ſeiner Brieftaſche die fünffache Sau, und ein Käufer hatte von der einfachen nur den fünften Teil. Aber geſcheit muß man ſein!

„Es wird dir doch ſchlecht gehen, bis ſie erfahren, daß du wieder munter worden biſt!" gab das Weib zu bedenken.

„Laß mich nur machen!" ſagte der Mann. „Mit denen fünfen werd' ich ſchon fertig. Wenn ſie mir nur keinen Gerichtsprozeß machen, der wär' mir zuwider. Die Doktors, das ſind verflucht geſcheite Luder!"

Was er gefürchtet, trat ein. Als die fünf Geprellten die Auferſtehung des fünffachen Schweineverkäufers erfuhren, verklagten ſie ihn vor Gericht. Das Weib war außer ſich und ſah ſchon den Galgen; der Bauer blieb ziemlich ruhig und rechnete ſo: Sie haben die Sau miteinander geteilt, haben ſich abgefunden, alſo ſind ſie abgefertigt. Und meinetwegen? Auf das Wiederlebendigwerden iſt keine Straf geſetzt. Etwas unheimlich war ihm aber doch, dem guten Johann Birnkiſler, alſo ging er hin in die Neuſtadt und nahm ſich einen Advokaten auf.

Der Herr Doktor Schlauchel war ein erfahrener Mann, hatte ſchon viele Geſetzparagraph-Häklein, an denen Leute hängen geblieben, geradegebogen, allein dieſer Fall war ihm bedenklich.

„Bauer!“ ſagte er nach tiefem Nachdenken, „Ihr habt euer Schwein wiſſentlich mehrmals verkauft. Es ſteht ſchlimm um euch, Ihr werdet ſachfällig!“

„Daß der Teuxel . . . !“ knurrte der Bauer.

„Ich habe jedoch eine Idee,“ ſprach der Advokat. „Wir wollen es verſuchen, vielleicht gelingt's. Aber klug ſein, Birnkiſtler!“

„Oh je!“ machte dieſer, als wollte er ſagen, an Klugheit ſei ihm niemand über.

„Ihr werdet vor Gericht ſtehen,“ belehrte der Advokat Doktor Schlauchel. „Da wird viel herumgeredet werden. Und was Ihr auch antworten möget, es wird nichts nutzen, es wird für die Katz' ſein. Deswegen merket Euch einmal das: Was ſie auch ſagen mögen, thut nichts desgleichen, ſagt nur: abgepfiffen! Bei der ganzen Verhandlung nit ein einziges Wort, nur allemal: abgepfiffen!“

Der Bauer lächelte pfiffig und ſagte: „Bedank' mich recht ſchön, Herr Doktor, das will ich thun.“

„Und auf dem Heimwege bringt Ihr mir mein Gebühr von dreißig Thalern.“ Alſo der Doktor, und der Johann Birnkiſtler ging zum Gerichte.

Na, da gab's Leute! Da waren fünf Ankläger, zwei Richter, zwei Schreiber und der Gerichtsdiener. Zehn gegen einen! Und erſt noch die Geſetzbücher in Haufen, die waren ja auch gegen ihn. Der Bauer ſtellte ſich recht demütig hin vor den grünen Tiſch und zerknüllte ſeine Hutkrempe.

„Ihr ſeid der Bauer Johann Birnkiſtler, ſo und ſo alt, bisher unbeſcholten, und habt ein Schwein verkauft. Iſt es ſo?“

„Abgepfiffen,“ ſagte der Angeklagte ruhig.

„Was meint Ihr?" fuhr der Richter fort. „Und ſeid beſchuldigt, ein und dasſelbe Schwein an mehrere Käufer verkauft zu haben. Was ſagt Ihr dazu?"

„Abgepfiffen," antwortete der Bauer.

„Wollt Ihr es vielleicht leugnen? Hier ſtehen fünf Zeugen, ehrenwerte Männer. Nun?!"

„Abgepfiffen," ſchrie der Bauer hell auf.

„Seid Ihr verrückt? Wiſſet Ihr, daß Ihr nur durch ſofortige Vergütung und reumütige Abbitte Euere Strafe weſentlich verringern könnt?"

„Abgepfiffen," antwortete der Bauer mit trauriger Miene.

Der Richter wurde ſtutzig. Und als er auf weitere Fragen von dem Angeklagten immer nur das Wort „Abgepfiffen" hörte, und nichts als das Wort „Abgepfiffen", das manchmal wie ein Hilfe- oder Drohruf ausgeſtoßen, dann wieder wie im Stumpfſinne hingelallt wurde, wendete der Richter ſich zu den fünf Anklägern und ſprach im Tone des Vorwurfs: „Wen habt ihr denn da hereingebracht? Das iſt ja ein Unglücklicher, ein armer Irrſinniger! Wohl auch epileptiſch, woran ihr ſcharfſinnigerweiſe ſeinen Tod geſehen habt. Und mit einem ſolchen Menſchen ſchließet ihr Geſchäfte ab? Wohl kaum in einer anderen Abſicht, als den Schwachſinnigen zu übervorteilen? — Ich finde zu urteilen, daß dieſer Mann das Schwein nicht aus unlauterer Abſicht wiederholt verkauft hat, ſondern aus reiner Vergeßlichkeit. Ich ſpreche ihn frei und ihr möget euch merken, daß ein vernünftiger Menſch mit einem Narren keinen Handel macht. Ihr könnt heimgehen, Johann Birnkiſler."

Dieſer verneigte ſich ſo ein wenig und tappte dann blöde zur Thür hinaus.

Auf ſeinem Wege nach Hauſe kam er durch die Neuſtadt. Die Gaſſe führte am ſtattlichen Hauſe des Herrn Doktors Schlauchel vorüber. Der Herr Doktor ſchaute zum Fenſter herab. Er hatte ein blaues Hauskäppchen auf und ein langes Pfeifenrohr im Munde und in Gold gefaßte Brillen auf der Naſe. Daher ſah er den Johann Birnkiſler ſchon von weitem daherſtiefeln.

„Nun, ich ſehe, Ihr ſeid ja ganz munter auf freiem Fuße, Birnkiſler!“ rief er hinab.

Der Bauer nickte mit dem Kopfe, ja, er wäre munter auf freiem Fuße.

„Es iſt alſo gut gegangen!“

Der Bauer nickte vergnüglich mit dem Kopfe und trachtete weiter.

„Mein Rat hat alſo geholfen? Hat er? Na ſchön, das freut mich. Nun kommt aber einmal zu mir herauf, Birnkiſler, und bringt mir meine dreißig Thaler.“

„— Abgepfiffen!“ ſagte der Bauer und trottete gelaſſen ſeines Weges.

Die Geſchichte vom Lamperl.

Aus dem Tagebuche meiner zweiten Jugend.

„Kaſſns a Lampel, gnä Herr!“ rief über den Gartenzaun ein altes Weib herein, und gleichzeitig hörte man das Blöken eines weißen Lämmchens, das, an den vier Füßen zuſammengebunden, in den Armen der Alten hockte. „Mir ſein jo mitanond in d'Schul gongan, gnä Herr!“ fuhr ſie fort, und alſo fiel das „alte Weib“ welches ich ihr heimlich zugedacht, als alter Mann auf mich zurück.

„Wohin wollt's denn mit dem Vieherl?“

„Na, holt vakaſſn. Zan Kreuzwirt will ih's trogn, wan mas da gnä Herr nit ohkaſſt. Wuhlfeil gab ih's her.“

„Määh!“ machte das Tier zu mir herüber und ſpitzte die Ohren.

Nun wußte ichs wohl, wie beim Kreuzwirt ſolche Gäſte behandelt werden, und daß dieſes kaum fünf Wochen alte Weſen ſchon ſollte ſterben müſſen, bloß um einmal den Magen von ein paar Freſſern zu füllen, das ging mir nicht ganz nach den Naturgeſetzen.

„Määh!“

„Gengens, laſſns ma's oh!“

„Was wollen Sie dafür?"

„Zwoa Guldn vierzg Kreuzer und a Jauſn."

„Na verſteht ſich," miſchte ſich nun die Hauswirtin ein „ſo ein Kletzerle um zwei Gulden! Das wäre noch ſchöner. Die Hälfte, wenn Sie wollen."

„Na wul nit, Frau Muada, da trog ih's liaba wieda hoam. Va Jougllond is s her, a ſaubers, a foaſts Lampel. Gſcheidaweis: an Guldn ſechzg und a Jauſn. Gengens, Frau Muada, nehmens as!"

Sie wurden einig. Die Händlerin bekam ihr Geld, ihr Glas Wein mit Brot. Das Lamm wurde auf den Raſen gelegt, ich durchſchnitt ſeine Bande, da ſprang es auf und ſauſte wie ein Pfeil durch den Garten hinab. Im äußerſten Winkel, im Heckenſtrauch, wo man nicht mehr weiter kann, ſtand es ſtill, ſtarrte mit Entſetzen auf mich her und blökte dann dem Weibe nach, als es davon ging.

Ich ging Schritt für Schritt langſam hin und machte meine erſten Belehrungs- und Bekehrungsverſuche. „Tſchapperl!" rief ich ihm koſend zu, „vor mir davonzulaufen! Ich bin ja dein größter Wohltäter. Zum Fleiſchhauer wollte ſie dich tragen. Du kannſt dir's denken. Deine Voreltern ſind wohl auch an dieſer Bacille geſtorben — am Fleiſchhauer. Solche Erblichkeit wollen wir abbringen. Ich habe Kinder — ganz kleine und etwas größere, und von dieſen Leutchen ſollſt du dich gern haben laſſen und ihnen gute Sachen aus der Hand freſſen und die übrige Zeit kannſt du im Garten herumlaufen und treiben was du willſt. Sogar das Fliederlaub darfſt du abbeißen und den Roſenſtock benagen, wenn es dir

Spaß macht. Man bekommt ohnehin ſelten ſo ein Weſen, dem man's recht gut ſein laſſen könnte und ein bißchen Genugthuung leiſten dafür, was eueresgleichen von unſeresgleichen Schlimmes zu leiden hat. Alſo ſei klug, du, du! — Ei, wie willſt denn heißen? Leanda, wenn du magſt, ja?"

„Määh!" antwortete es, und als ich ihm nahegekommen war und ſchon meine Arme ausſtrecken wollte, um es zu nehmen und zu herzen, da machte es einen hohen Sprung und in wilder Haſt davon.

Nun kamen die Kinder und die Dienſtboten und wollten es fangen. Na, da habe ich erfahren, um wie viel ein fünf Wochen altes Schaf klüger iſt, als ſechs Menſchen, wovon drei bei vollem Gebrauche ihrer Vernunft ſind. Der erſte ſtrategiſche Grundſatz des Lämmleins war: möglichſt fern von den Feinden ſein. Wo es aber in die Enge getrieben wurde, in eine Ecke, da wartete es ja nicht ſo lange, bis wir den Halbkreis geſchloſſen hatten, ſondern brach beizeiten durch. Ich erhaſchte ſchon ſeinen Fuß, da ſtürzte es nieder und ſtieß einen nachgerade menſchlichen Schrecklaut aus, daß ich losließ und Leid hatte darüber, daß wir das Tier aus lauter Liebe ſo hetzten mußten. Weiter hin mitten auf dem Anger blieb es wieder ſtehen, voll Schreck auf uns herſtarrend, an allen Gliedern zitternd. Unſer kleinſtes Mädel ſuchte es zu beruhigen, indem das Kind in der Bauernſprache — hochdeutſch mutete die Kleine dem Lamm gar nicht zu — auf das Überzeugendſte darthat, wir wollten es ja nicht abſtechen, ſondern nur ein wenig ſtreicheln und ihm dann Milch zu trinken geben, und ein rotes Seidenbändel um den Hals binden, worauf es ſehr ſchön ſein werde. — Es half alles nichts, das Lamm zitterte weiter und hielt uns offenbar für das größte Unglück ſeines Lebens.

„Määh! Määh!“ So rief es um Hilfe, und der Schöpfer ſtieg nicht herab vom hohen Himmel, um das unſchuldige Lamm von ſeiner Todesangſt zu befreien. So beſchloſſen wir, von unſerem Verſuche, es zu erwiſchen, abzuſtehen, das Tier im Garten ſich ſelbſt zu überlaſſen, damit es ſich ein wenig erhole.

Am unterſten Ende des Gartens iſt ein kleines Thörchen auf die Straße hinaus. Kein Menſch und kein Schaf hatte es dem Lamme geſagt, daß man hier möglicherweiſe entkommen könne, aber es ſtellte ſich knapp an dieſes Thörchen und verharrte dort den ganzen Vormittag. Hätte es mit dem Kopfe nur ein bißchen angetaucht an dem Holzgatter, ſo wäre es in der weiten freien Welt geweſen, aber hier war der Schafsverſtand zu Ende, und auch nicht der geringſten Gewaltthätigkeit fähig war unſere gefangene Leanda. So oft draußen Kühe, Ochſen oder auch Wagenpferde vorbeikamen, blökte das Lamm zum Erbarmen; dieſe Weſen waren ja doch auch nicht ſeinesgleichen, aber als Vierfüßler ſtanden ſie ihm näher, als wir ſchrecklichen Ungeheuer auf zwei Beinen. Nur als ein großer Fleiſcherhund herankam, ſchoß das Lamm neuen Entſetzens voll durch den Garten hinauf und gerade der Laube zu, wo ich ſaß. Als es auch hier wieder den vermeintlichen Feind bemerkte, gab's dem armen Tier einen ſo heftigen Riß, daß es bei dem Sprunge ſeitwärts zu Boden ſtürzte und überſchlug.

Mich fing's ſchon an zu reuen, das Lamm gekauft zu haben. Nun hätte es alles überſtanden, wäre erlöſt von dieſem Daſein in fremder Gefangenſchaft.

Die Nacht über verbrachte das Tier in der Holzhütte, wo ihm ein Strohlager bereitet worden war. Unſer Dirndel hatte Backwerk auf das Stroh gethan und auf den Rat der geſchmackkundigen Köchin eine Hand voll friſchen Klees. Aber am Morgen, als das Lamm wieder voller Aufregung im Garten umherlief, war das Backwerk noch auf dem Stroh und der Klee noch — die Leanda hatte ſowohl Nachtmahl als Frühſtück verſchmäht. Sie hatte ſeit länger als vierundzwanzig Stunden, als ſie bei uns war, noch kein Halmlein verzehrt, kein Blättchen genaſcht, und doch gab es der fetten und wohlriechenden Kräuter wunderviel im Garten. Am Zaune ſtand es, auf die Straße ſchaute es hinaus, auf die blauen Berge blickte es hin, hinter welchen ſeine Heimat war — und weinte: „Määh!"

Mir war nachgerade bange. Da heißt es immer, die Tiere wären ſo große Materialiſten. Warum ließ es ſich denn alſo nicht wohl ſein in dem Paradieſe, wo ihm die auserleſenſte Nahrung winkte, wo es nicht bedroht war von der Ruthe des Schäfers, wo es vielmehr gehalten wurde „wie ein Kind vom Hauſe"! — Und ſiehe, alles das war ihm nichts. Sehnſucht nach Mutter und Geſchwiſter beklemmte ſein Herz, Heimweh nach den erſten Fluren ſeiner Kindheit quälte die Seele. „Määh!" ſchluchzte es mit gebrochener Stimme über den Zaun hinaus. — Hätte ich die Gefilde ſeines engeren Vaterlandes genau gekannt, ich würde es hingetragen und den früheren Eigentümer für Geld und gute Worte bewogen haben, das Lämmel wieder aufzunehmen in ſeine Herde. Weil ich zeitweiſe an die Seelenwanderung glaube und thatſächlich im geiſtesabweſenden Zuſtand meine durchgebrannte Seele ſchon in anderen Weſen ertappt habe, ſo kam es jetzt wirklich heraus, als ob ich ſelber in dem weißen Lamm ſtäke und Heimweh hätte. Und ſchließlich, wenn man's recht betrachtet, es kommt auf dasſelbe hinaus — ob dieſes Weſen leidet oder ein anderes — Weſen iſt Weſen und Leiden iſt Leiden.

Die Kinder hatten mit dem Lamme nur in reſpektvoller Ferne verkehrt und freuten ſich ſchallend, wenn das Tier endlich einen Grashalm abknuſperte oder vom Flieder ein bißchen Salat nahm. Am dritten Tage blökte es auch nicht mehr und ließ uns ſchon um ein paar Schritte näher an ſich herankommen, ſo daß wir Hoffnung hegen konnten, es würde die neue Heimat ſchließlich anerkennen. O der eitlen Träume! — Gegen Abend dieſes Tages war rings um das Haus ein gellender Aufruhr, die Kinder und Dienſtboten ſchoſſen planlos hin und her. Nur die Hauswirtin ſtand ruhig mit in die Seiten geſtemmten Armen da und ſagte: „Na, jetzt habt's es. Jetzt haben wir wieder einmal um einen Gulden ſechzig Kreuzer zu viel gehabt!“

Die Leanda war weg! — Alle Thore und Thörchen waren zu, ſie war weg; alle Winkel und Büſche wurden durchſucht, ſie war weg, und ſie war weg. Den erſten Ton des Jammergeſchreis erhob die kleine Martha, bald ſtimmten auch die anderen ein. Durch die Zaunſpangen mußte das Lamm ſich durchgezwängt haben auf die Straße hinaus. Aber in der weiten böſen Welt war das unerfahrene Geſchöpf verloren, das ſagten wir alle. Der große Fleiſcherhund war wieder geſehen worden, und der hatte ſich im Vorübergehen gewiß nicht lange beſonnen, den Iſegrimm zu vertreten.

Am nächſten Tage war ſchwere Trauer. Der Knabe hatte aus zwei Brennholzſcheitern ein Kreuz zuſammengebunden, und das wurde im Garten aufgerichtet, an der Stelle beim Fliederbuſch, wo das Lamm am liebſten geweſen. Das Dirndel — iſt mir geſagt worden — ſoll ſogar niedergekniet ſein und ein Vaterunſer gebetet haben für „die heilige Leanda im Himmel“. Und als die Trauerfeierlichkeit zu Ende war, rief auf der Straße draußen jemand: „Määh!“

„Die Leanda! Die Leanda!“ ſchrie alles, was Athem hatte, und eilte dem Thörchen zu, um es zu öffnen. Das Lamm ſtand ſchon davor, lief nicht davon, als wir nahten, ſondern ſchlüpfte in den Garten. Wie das Tier es eilig hatte, hereinzukommen! Wie es mager war! Wie es ſich an meine Füße ſchmiegte und am ganzen Körper zitterte! — Es ſcheint, mein Lämmlein, du haſt ſeit geſtern Abenteuer erlebt! Die Wolle dünkt mich, iſt zerzauſt, das linke Bein, ſcheint mir, iſt ein bißchen blutig, und das rechte Ohr — „Chriſti Heiland!“ ſchrie die Hauswirtin, „der Ohrwaſchelfetzen hängt herab!“ Und es war ſo. Und das Ganze ſah gerade aus, als ſei die Leanda ein Glückskind, weil ſie aus Not und Gefahr ſich wieder zurückgefunden hatte in dieſes friedſame Eden. Aufgenommen wurde das Lamm, wie der verlorene Sohn, es konnte auf einmal nur nicht alle Arme befriedigen, die ſich nach ihm aufthaten; ohne Umſtände ließ es ſich herzen, und die Scheu war fort. Ohne Zweifel hatte es in den vierundzwanzig Stunden ganz andere Feinde kennen gelernt, als wir waren.

Nun bekam die Leanda ein Bad, ſo daß ihre Wolle ſchön milchweiß ward, und ſie ließ es geſchehen, wenn man in der zarten Wolle kraute, ja blickte gar treuherzig drein, ſchnupperte jeden an, ob er nicht etwa zu eſſen wäre, und bald war es ſchwer, das Tier von unſeren Ferſen zu bringen. Das einemal lief es Dem nach, das anderemal einem Andern. Manchmal machte es einen hohen Sprung und ſchaute uns dann an, was wir wohl dazu ſagten. Manchmal fing es mit der kleinen Martha Händel an, begann an ihrem Schürzlein zu freſſen, ſo daß das Kind in Todesangſt anhub zu ſchreien, weil es befürchtete, mit Haut und Haar aufgezehrt zu werden. Schlimmer war's, wenn es wie ein Bock mit dem Köpflein ſtieß, worauf die Hauswirtin einmal ſagte, das Weſen wachſe ſich noch zu einem Unband aus und man ſolle es lieber beizeiten töten, ſpäter wiſſe man nicht, ob es zu bewältigen ſein würde. Dieſer Vorſchlag wurde im Rate der Kinder zuſchanden geſtimmt, ſelbſt die kleine Martha ſchrie aus Leibeskräften, totmachen dürfe man die Leanda nicht.

Wenn das Lamm keinen Menſchen in der Nähe ſah, ſo hub es an zu blöken. Wenn ich in der Laube verſteckt ſaß, machte ich mir gerne den Spaß, das Blöken nachzuahmen, wodurch das ſeine natürlich geſteigert wurde. Einmal hörte ich es hinter dem Buſche wieder blöken. — „Määh!“ ſagte ich. — „Määh!“ rief es drüben. Ich wiederholte es, drüben auch. So trieben wir's über eine Viertelſtunde, denn ich wollte juſt wiſſen, wie beharrlich das kleine Schaf an mein falſches Lammgeſchrei glauben würde. Da rief plötzlich zum Fenſter die Hauswirtin heraus, ob wir — der Alte wie der Junge — denn närriſch geworden wären, daß wir uns die längſte Zeit gegenſeitig anplärrten? — Und jetzt offenbarte es ſich, daß mein Knabe Hans hinter dem Buſch war, und daß wir einer den andern für die Leanda gehalten hatten. Die wirkliche Leanda ſaß dieweilen in ihrem Ställchen, emſig beſchäftigt mit Wiederkäuen. Da war mir einen Augenblick ein bischen ungleich zu Mute, wieder ſo etwas wie Seelenwanderung ſpürte ich, aber nicht als ob meine Seele in den Schafleib gekommen wäre, ſondern umgekehrt.

„Ja, ja!“ rief die Hauswirtin, „wir werden noch alle Schafe, wenn es ſo weitergeht! Und daß das Vieh über die Stiegen heraufſteigt in die Zimmer und bei Tiſche teilnimmt wie ein leibhaftiges Familienmitglied! Meiner Tage hab' ich ſo was Dummes nicht geſehen!“

Und es war ſo. Es war ja allemal ſo, wie die Hauswirtin ſagte, ſie hatte immer recht. Die Leanda ſaß wirklich bei Tiſche zwiſchen mir und dem Hans, beteiligte ſich aber nur beim Salat an unſerem Mahl; für alles andere dankte ſie, weil ſie ihren vegetariſchen Grundſätzen nicht untreu werden wollte.

Und als die Freundſchaft zwiſchen der Leanda und uns dick wie ein zweifaches Glockenſeil geworden, war der Sommer aus. Die Tage wurden kurz, den ganzen Vormittag lag der graue Nebel über der Gegend, oder der froſtige Reif. Wir packten zuſammen, um in die Stadt zu überſiedeln. Und die Leanda? Die Frage durfte gar nicht aufgeworfen worden, ohne daß ſich bei den Kindern ein Geſchrei erhob. Die Leanda geht mit! — Sie geht mit! — Sie geht mit! Sie wird die drei Treppen des Stadthauſes hinaufſteigen! Sie wird im Schlafzimmer ihren Stall haben mit Stroh und Klee! Sie wird, wenn Beſuch kommt, in den „Salon“ heraustrappeln und „Määh!“ ſagen! — Nein, das geht nicht. Das Lamm geben wir hier zum Grögelbauer, daß er es den Winter über füttere, und im Frühſommer, wenn wir wiederum kommen, giebt's ein frohes Wiederſehen.

Selten habe ich etwas ſo ſchwer durchgeſetzt, als dieſes Geſetz, mit einem anſehnlichen Fauſtſchlag auf den Tiſch habe ich die gährende Revolution unter den Kindern niederſchlagen müſſen. Endlich alles in Ordnung. Der Abſchied von der Leanda war vorüber; er war unbeſchreiblich rührend geweſen, und darum beſchreibe ich ihn nicht.

Um den Eilzug benützen zu können, mußten wir am nächſten Morgen ſchon zur frühen Stunde das Sommerhaus zuſperren und verlaſſen, ſo daß es nach dem verhallten fröhlichen Lärm in Dunkelheit und Nebel ſtill und einſam daſtand, wie es daſtehen wird über den langen Winter hin. Eine Minute hielt der Zug am Bahnhofe, raſch ſtiegen wir ein mit Kind und Kegel, und als die Räder ſchon rollten, deklamierte der Hans voller Wehmut zum Fenſter hinaus in den nebelgrauen Wintermorgen:

„Lebt wohl, ihr Matten,
Ihr ſonnigen Weiden,
Der Senne muß ſcheiden,
Der Sommer iſt hin!"

„Määh!" machte es plötzlich zu meinem grenzenloſen Schreck. Im Coupé unter der Sitzbank hockte das weiße Lämmlein. Natürlich erhoben die Kinder wieder ihr Freudengeſchrei, ich aber ſah die Geſchichten, die nun kommen mußten. Sie kamen ſehr bald. Als der Schaffner zur Kartenkontrole erſchien, waren wir freilich auf das zuvorkommendſte beſtrebt, ſeinen Aufenthalt in unſerem Gelaſſe ſo ſehr als thunlich abzukürzen, allein bevor er noch ſeinen Fuß ins andere Coupé ſetzen konnte, gab die unglückſelige Leanda von ihrem Daſein Zeugnis. Ich natürlich ſofort offenes Geſtändnis und eine deutſame Bewegung mit ein paar Fingern; doch der Schaffner blieb ein Weilchen ratlos. Für Hunde und Katzen, ſelbſt für Hühner- und Vogelkäfige war er vorbereitet, allein das meckernde Lamm brachte ihn völlig aus der Faſſung. Endlich, als meine Fingerbewegung wiederholt war, meinte er, zum Fenſter hinauswerfen könne man das Tier doch nicht; der Oberinſpektor finde ſich zum Morgenzuge ſelten ein, und ſo möge das Lamm denn einſtweilen bleiben wo es ſei — nämlich im Coupé unter der Sitzbank. Das Verhängnis aber vollzog ſich ſchnell, denn ſchon in der nächſten Station, von der aufgehenden Sonne anmutsvoll beleuchtet, ſtieg der Oberinſpektor in den Zug. Wenn ich das ſtets mit ſeiner ſchönen Stimme ſtaatmachende Tier mit einem einzigen Fußtritte hätte ſtumm machen können, zum Mörder wäre ich geworden in derſelbigen Stunde.

„Was? Wem gehört dieſes Ungetüm?“ ſchrie der Inſpektor.

„Herr,“ antwortete ich, denn nun war's ſchon alles eins, „ein Lamm iſt kein Ungetüm, wenn ſich aber der Herr davor fürchtet, ſo leg' ich's an einen Strick!“

Das ließ ſich der Mann natürlich nicht bieten. Mit entſchiedener Hand griff er nach dem Kragen des Tieres und damit gegen das Fenſter. Es bedurfte einer gründlichen Änderung meines Benehmens, bis er's endlich geſtattete, daß das Lamm ſich draußen auf der Plattform aufhalten könne bis zur nächſten Station. So ſtand ich denn vor dem Coupé auf der Plattform und hielt das Lamm auf den Armen, feſt entſchloſſen, dieſes Tier, welches ſich uns ſo rührend anvertraut hatte, und den Winter wie den Sommer mit uns verleben wollte, bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Einſtweilen blickten wir träumeriſch in die Gegend hinaus. Ein gilbender Buchenwald glitt an uns vorbei, dann kam eine Wieſe, wo Mähder das Herbſtgras ſchnitten, dann kam ein Bach und eine Mühle, dann kam ein Bauernhof, aus welchem eben die Herde auf das Feld getrieben wurde, dann eine grüne Weide mit Kiefern und Steinen und Schafen — ſchwups, war meine Leanda fort. Auf dem Bahnſchotter war ſie noch auf die Knie geſtürzt, aber ſogleich wieder empor und wie ein Pfeil hin gegen die Schafherde . . . Weiter weiß ich nichts, denn der Zug bog um eine Böſchung. —

Und das iſt die Geſchichte vom Lamm, genannt die Leanda.

Wenn der Beſitzer des Hofes nebſt der Mühle am Bache dieſe Zeilen zu Geſichte kriegen ſollte, dann ſei er gebeten, das ſchöne weiße Tier den Winter über gut zu halten, und zum nächſten Frühſommer es redlich in meinem Sommerhauſe abzugeben. Finderlohn was recht iſt.

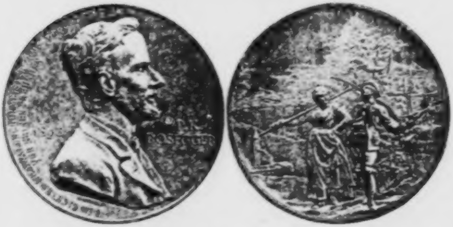
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Otto Dürr in Leipzig

Inhaltsverzeichnis.

Seite
Vorwort 5
Von meinen Vorfahren 9
Als ich nach Emaus zog 36
Als ich das Ofenhückerl war 47
Als ich um Hafenöl geſchickt wurde 58
Als ich Chriſttagsfreude holen ging 71
Vom Nickel, der eingeſperrt geweſen iſt 85
Vom ſterbenden Staniſl 107
Als ich auf den Taſchenfeitel wartete 120
Als wir zur Schulprüfung geführet wurden 127
Als ich ins Paradies ging 139
Als ich Freigeiſt ward 153
Als wir Lichtbratel haben gefeiert 164
Vom Hacherl, der auf dem Tiſche ſaß 180
Als wir den Tod haben beſiegt 188
Von den geheimnisvollen drei Paar Schuhen 203
O du ſchöne, ſüße Samſtagnacht! 212
Von einem Alten, dem die Jugend nachging 229
Er hat ein ſchön's Röckerl an, und ein ſchön's Knöpferl dran . 244
Die Geſchichte vom Gupferl 257
Die Geſchichte vom trutzigen Hanele 292
Die Geſchichte vom jungen Geigenſpieler 315
Die Geſchichte vom böſen Kaderl 333
Die Geſchichte vom neuen Liderl 349
Die Geſchichte vom Schmied und ſeiner Liebe 372
Die Geſchichte von der Häuſelſchnecke 384
Die Geſchichte von den Ochſen 401
Die Geſchichte vom fünffachen Schwein 417
Die Geſchichte vom Lamperl 427

Roſegger-Medaille



geſtiftet zum 50. Geburtstage des Dichters von K. Adolf Backofen von Echt, angefertigt vom K. K. Hofmedailleur **Ant. Scharff in Wien.**

Vorderſeite: Das Bildnis des Dichters nach rechts.

Rückſeite: Ein Steirer Burſche wandelt neben einem den Rechen flott ſchulternden „Dierndl“ und ſingt ſeine Lieder, zu denen ihn die aus ſeinen heimatlichen Wäldern erſtehende Muſe begeiſtert, fröhlich in die Welt hinaus. Im Hintergrunde Roſeggers Geburtshaus „Alpel“ bei Krieglach. Durchmeſſer 50 mm.

Zu beziehen durch die
Verlagsbuchhandlung **L. Staackmann in Leipzig,**
Verlagsbuchhandlung **Leuſchner & Lubensky in Graz**
und durch
H. Cubaſch in Wien, Kohlmarkt.

Preis: in Silber 10 fl. — 17 Mark
in Goldbronce 3 fl. — 5 Mark.

NB. Der etwaige Reinertrag iſt dem Hamerling-Denkmal-Fonds gewidmet.

Verlagsbuchhandlung „Leykam“ in Graz.

In unſerem Verlage erſcheint demnächſt:

Peter Roſegger's Schriften

in

ſteieriſcher Mundart

Geſamt-Ausgabe in 3 Bänden.

Dieſe neue Geſamtausgabe wird nicht allein das enthalten, was die bisherigen Ausgaben „Zither und Hackbrett“, „Tannenharz und Fichtennadeln“ und „Stoanſteiriſch. 1. und 2. Folge“ in ſich geſchloſſen, ſondern auch eine größere Anzahl neuerer Stücke, welche mittlerweile entſtanden ſind und in Vorleſungen die Zuneigung des Publikums gewonnen haben. Die Einteilung bei den einzelnen Werken iſt in der neuen Ausgabe eine geänderte und ſehr überſichtliche.

Die einzelnen Bände enthalten:

Band I. **„Zither und Hackbrett“.** Dichtungen in gebundener Rede ernſter und heiterer Art.

Band II. **„Tannenharz und Fichtennadeln“.** Geſchichten, Sagen, Märchen, bibliſche Übertragungen und Nachdichtungen humoriſt. Art, ferner die **ſteiriſche Landsgeſchicht,** Natur- und Volksſchilderungen ꝛc.

Band III. **„Stoanſteiriſch“.** Heitere Stücke aller Art, die der Verfaſſer bei ſeinen Vorleſungen vorzutragen pflegt.

Die Schreibung der Mundart iſt ſo gehalten, daß ſie dem volkstümlichen Charakter vollkommen treu bleibt, ohne einen mit der ſteiriſchen Mundart nicht vertrauten Leſer weſentliche Schwierigkeiten zu verurſachen.

Beſtellungen auf die Geſamtausgabe der Roſegger'ſchen Schriften in ſteiriſcher Mundart nehmen alle Buchhandlungen an, ſowie die

Verlagsbuchhandlung „Leykam“ in Graz.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das ewige Licht.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das ewige Licht.

Erzählung
aus den Schriften eines Waldpfarrers

von

Peter Roſegger.

Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1897.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erſtes Buch.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Am 20. März 1875.

Ein ſolcher Palmſamſtag! Mit Seiner Gnaden derart in Wortwechſel zu geraten! Mir zittern noch die Glieder, aber zu bereuen? Zu bereuen iſt es nicht, was ich geſagt habe.

Daß mich der Biſchof nicht wie ſonſt in ſein Arbeitszimmer führte, iſt mir alsbald aufgefallen. Im blauen Saal, wo die Audienzen erteilt werden, lud er mich ein, Platz zu nehmen. Aufſchreiben will ich es nun, was geſprochen worden iſt, weiß Gott, was daraus folgen wird.

„Lieber Stadtpfarrkaplan,“ ſo hat er begonnen, „mit Ihnen bin ich gar nicht zufrieden. Sie erinnern ſich doch meiner väterlichen Ermahnungen? Wenn Sie in Ihren ſchriftſtelleriſchen Arbeiten nicht vorſichtiger ſein können, ſo werfen Sie doch die Feder zum Satan und nehmen dafür den Roſenkranz in die Hand. Sie kompromittieren ja die Kirche und den Klerus!“

Da bin ich aufgeſtanden.

„Bleiben Sie nur ſitzen, Wieſer,“ ſagte er und legte mir ſeine Hand leicht an den Arm.

„Euer biſchöfliche Gnaden, es geziemt ſich nicht, daß ein ſo ſchwer Angeklagter vor ſeinem Richter auf dem Seidenſtuhl ſitzt. Darf ich mich verteidigen?“

„Mein Gott, ja, wenn Sie's nur könnten!“

„Ich bin mir nicht bewußt, in meinen Schriften jemals gegen den chriſtlichen Geiſt gefehlt zu haben. Menſchenliebe, Duldung, Verſöhnlichkeit . . .“

„Ich bitte Sie, laſſen Sie dieſe Phraſen. Wir haben das praktiſche Chriſtentum zu vertreten, verſtehen Sie? Und da verbindet man ſich nicht mit der Neuſchule, ergreift nicht ihre Partei, wie Sie es vor kurzem in einem Artikel gethan haben. Auch ſprechen Sie zu oft und wie mir ſcheint, zu abſichtlich von den erſten Chriſten, von gewiſſen Einrichtungen der katholiſchen Kirche, von alten Mißbräuchen im Volk. Sie ſpielen ſich ja beinahe auf einen dieſer Volksbildungsvereinler hinaus und manchmal glaubt man — Sie verzeihen ſchon — einen fermen Freimaurer aus Ihnen zu hören.“

„Euere Excellenz, biſchöfliche Gnaden, Verzeihung! Dieſer Vorwurf müßte mich zu Boden ſchmettern, wenn er mich träfe. Ich bin Chriſt, katholiſcher Chriſt, Prieſter. Mir liegt unſere Religion, unſer Kultus, unſer Beruf zu ſehr am Herzen, als daß nicht mein fortwährendes Verlangen wäre, dieſe heiligen Dinge auf denkbar reinſter, auf idealer Höhe zu ſehen.“

„Und darum müſſen Sie ſie niederziehen?“ ſagte der Biſchof, da hatte er auch ſchon das Buch in der Hand. „Sie ſehen, ich bin einer der erſten Abnehmer Ihres neuen Werkes, das geſtern erſchien. ‚Herzklopfen und Hammerſchläge‘, ſchon der Titel giebt ſich unprieſterlich. Herzklopfen ſollen Sie haben, wenn Sie bei der Meſſe den Leib des Herrn aufwandeln; Hammerſchläge mögen Sie führen, um die Ketten feſter zu ſchmieden, mit denen der Erbfeind der Kirche gefeſſelt iſt. Sie ſcheinen mit Ihren Hammerſchlägen dieſe Kette eher zertrümmern zu wollen.“

„Ein harmloſes Geſchichtenbüchlein,“ wagte ich zu ſagen.

„Gut. Ich frage Sie nicht, ob jetzt die Zeit iſt dafür, daß katholiſche Prieſter harmloſe Geſchichtenbücher ſchreiben. Ich bezweifle nur, daß die Anekdoten, die Sie da erzählen, ganz harmlos gemeint ſind. Nach Ihrer mir bekannten Denkweiſe iſt das nicht ſehr wahrſcheinlich. Jedenfalls aber ſeien Sie verſichert, daß Geſchichten, wie ‚Der Schoßhund des Pfarrers‘, ‚Der fromme Student‘, ‚Die Feuerzange‘ vom Volke nicht harmlos verſtanden werden, daß ſie vielmehr eine Handhabe bieten, den Klerus zu verſpotten. Die Welt iſt ohnehin nur zu ſehr geneigt, es zu thun, wenn nun noch Prieſter ſelbſt dazu Gelegenheit machen!“

„Ich bitte, Excellenz, gerade die genannten Stücklein ſind uralte Anekdoten, die in Kloſterarchiven aufbewahrt werden, die wahrſcheinlich auch von luſtigen Mönchen erfunden worden ſind und im Volke ‚ſeit jeher ſcherzhaft erzählt werden.“

„Alſo wozu ſie wieder aufwärmen?“ fragte der Biſchof. Nun war es klar, daß ich mich ſchlecht verteidigte. Und warum? Weil ich nicht nach meiner Überzeugung ſprach. Sollte ich dieſe Feigheit fortſetzen? Vielleicht in Ungnade konnte ich das Haus verlaſſen, nicht aber in Selbſtverachtung. Ein paar Schritte trat ich zurück, gleichſam als bedeute die Stunde eine Trennung. So ſtand ich vor dem ſchönen Greiſe mit dem weißen Haar.

„Mein aus ganzem Herzen geliebter Oberhirt,“ begann ich, und es iſt wahrlich keine Phraſe geweſen. „Ich geſtehe, manches in der Abſicht geſchrieben zu haben, Reformen anzubahnen.“

„Reformen in der katholiſchen Kirche?“ unterbrach er mich. „Das einzige, was auf dieſer wechſelvollen Erde feſtſteht, woran ſich ſchwankende Staaten lehnen, wankende Völker klammern, die katholiſche Kirche wollen Sie durch ſogenannte Reformen unterminieren?“

„Ich weiß, daß mein Geſtändniß mich vernichtet, aber ich kann nicht anders. Ich ſuche das Reich Gottes und zweifle und zage bei dieſem Suchen und bin ganz allein. In der Beichte, wenn ich meinen Zweifel bekannt an der ſittlichen Zweckmäßigkeit mancher Einrichtungen der heiligen Kirche, da iſt mir geſagt worden: Bete, mein Sohn! Bitte Gott um die Gnade, daß du nicht zweifelſt, ſondern vielmehr ſeinen unerforſchlichen Ratſchlüſſen in Demut und Gehorſam dich fügeſt. Und nichts ſonſt, kein Überzeugen und kein Mutzuſprechen. Hinweiſe auf die Kirchenväter haben mir nicht immer genügt, allein bin ich geblieben bei meinem Suchen und Irren. Helfen Sie mir, mein Biſchof, zerſtreuen Sie meine Meinung, daß zum Beiſpiel die — Eheloſigkeit des Prieſters . . .“

Seine Gnaden erhob die Augenbrauen.

„Wäre ich jung an Jahren,“ ſo meine zagende Rede, „ich würde vielleicht darunter leiden, aber nicht davon ſprechen. Ein Mann in meinem Alter darf vielleicht eher die Meinung bekennen, daß die Eheloſigkeit nicht immer eine gute Einrichtung genannt werden kann und daß beſonders gegenwärtig der Kirche ein Dienſt geleiſtet wird, wenn einer der Ihrigen in Wort und Schrift dagegen auftritt.“

Recht leiſe habe ich es geſprochen, bangend, gleichſam mit bittender Stimme, daß er ſolche Dreiſtigkeit mir vergebe. Da er noch ſchwieg, ſo fuhr ich fort: „Alle unſere Berufsgenoſſen, Excellenz, die mit der harten

Satzung kämpfen, alle ſind nicht ſiegreich, durchaus nicht. Das Blut führt zur Leidenſchaft, dieſe zur Schuld, dieſe zur Strafe oder Verachtung, und was der Menſch ſündigt, das muß die Kirche büßen. Unſer Zeitalter iſt ein kritiſches, wir ſtänden anders da ohne des Cölibat, und wir wären göttlicher, wenn wir menſchlicher ſein wollten."

Der Biſchof hob nun ſeinen Atem, und es ſchien, er wolle ein Wort aus ſeinem Herzen herausheben, ſagte ſchließlich aber nichts als: „Menſchlichkeit ohne Gottes Erleuchtung iſt Finſternis, ſagt der heilige Auguſtinus."

„Gewiß, Excellenz. Mit jedem Tage wird es mir klarer, wie ſündig ich bin. Und doch darf ich vielleicht in Demut hoffen, aus redlichem Herzen ein Diener des ewigen Lichtes zu ſein."

„Das ewige Licht iſt der Glaube," ſagte der Kirchenfürſt ruhig und voller Würde. „Beten Sie um den Glauben, hüten Sie in ſich und Anderen den Glauben, dann wird Gottes Erleuchtung mit Ihnen ſein. Der Glaube iſt eine Gnade Gottes, wir alle müſſen um ihn bitten."

„Weil wir alle zweifeln."

„Nicht weiter!" fiel er mir ſcharf ins Wort.

Ich habe um Verzeihung gebeten und muß wohl ſehr aufgeregt oder armſelig dageſtanden ſein, denn er erhob ſich nun, trat zu mir und nahm mich freundlich an der Hand.

„Wolfgang," ſagte er, wie mild war ſeine Stimme! „Wolfgang, Sie ſind ein altes Kind. Der angedeutete Konflikt iſt ja nicht der einzige, der uns beunruhigt. Man muß ſie mit Ergebung ertragen. Lehnt man ſich auf, ſo werden die kleinen Geſpenſter zu Dämonen und töten unſere Seele. Glauben Sie, daß es mir nicht nahe geht? — Von Ihrer guten Abſicht bin ich überzeugt, aber Reformen werden Sie keine machen, dazu müßte Einer aus anderem Holze geſchnitten ſein. Sie können nur verwirren. Darum befolgen Sie in Zukunft meinen Rat, ſchreiben Sie nicht ſolche Dinge, nutzen Sie vielmehr Ihr Talent, ein Verherrlicher unſerer Kirche zu ſein. Ich habe Ihre Fähigkeiten ſtets erkannt, geben Sie mir nur auch Gelegenheit, ſie zu ſchätzen. Sie werden ja doch nicht ewig Kaplan bleiben wollen. Gott mit Ihnen!“

Die Treppe herab wußte ich kaum, wie mir geſchah. Faſt dämmerte mir, ob des Biſchofs Milde nicht doch etwa chriſtlicher ſei, als meine ungeduldigen Verbeſſerungsbeſtrebungen, die eigentlich ſo ganz der Demut bar waren, als wären die alten Einrichtungen für mich zu ſchlecht, und als verſtände ich ſie beſſer zu machen.

Vom Biſchofspalaſte bin ich geradeswegs in die Druckerei der „Neuen chriſtlichen Blätter“ geeilt, um den Abdruck eines Aufſatzes zu verhindern, den ich am Donnerstag dahin geſchickt hatte. Zwiſchen einem Schulmanne und der klerikalen Preſſe hat ſich nämlich ſeit Wochen ein öffentlicher Streit entſponnen über den Religionsunterricht in der Volksſchule. Der Schulmann will bei dem Religionsunterrichte das Evangelium im Vordergrunde haben, der Klerus den Katechismus. Und wie der Streit immer heftiger wird, gebe auch ich meinen Senf dazu. Unter der Aufſchrift: „Das Evangelium voran!“ verfaſſe ich eine Abhandlung, in welcher dafür gehalten wird, daß zur religiöſen und ſittlichen Erziehung der Menſchen das Evangelium weit mehr beiträgt, als der Katechismus, obſchon ich letzteren als Volksbuch natürlich auch für notwendig halte. Das Evangelium Chriſti in ſeiner urſprünglich lebendigen Art kann nicht oft und eindringlich genug gepredigt werden; es iſt der Kern unſerer Religion. Der Katechismus iſt nur die Schale. Dieſes nach vielen Erfahrungen und Erwägungen mein Urteil. Mein Biſchof wird ja wohl auch ſo denken, es kann nicht anders ſein. Der Streit iſt dem Herrn aber zuwider und ihm zu Liebe — weil er trotz ſeiner Unzufriedenheit mit mir ſo gütig iſt, will ich den Aufſatz zurückziehen. Zu ſpät kam ich in die Druckerei, der Aufſatz iſt ſchon gedruckt — erſcheint morgen früh. Und ſieht's nun gerade aus, als ob es zu Trotz geſchehe auf die heutige Unterredung hin. — Iſt er nicht mein Herr? Hätte er mir nicht jeden Federſtrich verbieten können? Und er hatte nur Rat und Bitte. Bereuen kann ich meinen Aufſatz nie, aber bedauern, daß ich damit dem alten Herrn zuwiderhandeln muß. Das quält mich. Mit dem Beſten kann man Unrecht haben, wenn damit einem guten Menſchen Leides gſchieht. Wenn ein Menſch ſchon in guter Abſicht Schlechtes begeht, wie viel wird ein anderer erſt mit böſer ausrichten? — Es iſt ein abſcheuliches Gefühl, mit dem ich heute ſchlafen gehen muß.

Am Oſtermontage.

Ich wäre feſtgenagelt. In den Chartagen iſt's ſtill geblieben, kein Verweis, kein ungutes Wort. Aber zu einer Feſtfreude bin ich doch nicht gekommen. Der unbeſchreibliche Blick, den mir der Probſt bei den Exercitien am Charmittwoch zugefunkelt — er hat mir arg bange gemacht. Der Biſchof hat freilich ein anderes Auge und ſo wollte ich mir nichts Arges träumen laſſen. Heute iſt es da.

Sankt Maria im Torwald.

Es ſoll eine ſchöne Gegend ſein, ſagen die Leute. Wo man im Juli Schneewaſſer trinken kann, ſagen ſie. Siebenhundert und ſieben Seelen, ſchreibt der Diöceſenkalender. Kleinbauern, Almer, Holzleute und Sonſtiges, man weiß nicht was. Mein Vorgänger iſt dort ein Narr geworden und nachher in einer Irrenanſtalt geſtorben.

Da liegt das Dekret. Ich bin Pfarrer zu Sankt Maria im Torwald. Tauſendfünfhundert Meter hoch gelegen, da kann man doch nicht ſagen, daß ich erniedrigt worden wäre. — Sankt Maria! Meine Mutter ſelig hat auch Maria geheißen. „Wolfgang,“ hatte ſie eines Tages geſagt, „überleg' dir's gut, bevor du die Weihe nimmſt! Du kannſt Rechtsgelehrter werden, Arzt, Lehrer oder ſonſt was, da kann man ſich überall hineinleben, nur zum Geiſtlichen muß man von Gott erwählt ſein. Der Geiſtliche hat ſeine ſchwere Verantwortung, er kommt zur Vergeltung entweder in den neunten Himmel oder in die neunte Hölle.“ Ich hielt mich für erwählt von Gott. Nichts Schöneres, als Prieſter zu ſein, weltabgewendet nur dem Guten und Göttlichen zu leben, im ſorgenfreien Frieden der Seele, hochgeehrt von den Menſchen. Habe ich mir als Kind doch den Himmel nie anders denken können, als eine große Kirche mit dem Hochaltar, an welchem Jeſus Chriſtus Meſſe lieſt. — Seit länger als zwanzig Jahren trage ich jetzt die Tonſur und ſuche mein Ideal. In der Nähe der Mitra iſt es nicht und im Kreiſe der Tiara habe ich es auch nicht gefunden. Weltabgewendet? Dem Guten und Göttlichen leben? Frieden der Seele? — Der neunte Himmel? Die neunte Hölle, — Meine Mutter iſt ein kluges Weib geweſen.

Und jetzt werde ich den Himmel ſuchen gehen — da oben im Torwald. Es dürfte wohl der ſein, von dem die Kinder in Hohenmauth ſingen:

„Im Himmel iſt's kalt,
Wo der Schnee aba fallt,
Wann d' in Himmel willſt kema,
Mußt Handſchuh mitnehma ...“

Am 10. April.

Das wäre überſtanden. Der Kreuzweg auf Golgatha — vergieb mir, Erlöſer — kann kaum härter ſein, als mein Gang zum Biſchof war. Der Dankbeſuch. Der Dank für Sankt Maria im Torwald.

Er hat mich wieder in ſein Arbeitszimmer geführt, wie früher oft, hat gütig zu mir geſprochen. Mit allem Nötigen, meinte er, möchte ich mich verſehen für die neue Station, beſonders mit warmen Kleidern. Die Gegend ſei übrigens geſund, meine Vorfahren ſeien dort ſehr alt geworden, mit Ausnahme des armen hochwürdigen Herrn Steinberger, deſſen Geiſteskrankheit ſich kein Menſch erklären könne. Neunzehn Jahre lang ſei er Seelſorger geweſen in Sankt Maria, und ſeine kleine Pfarrei habe er ſehr lieb gehabt. Auf einmal ſei etwas über ihn gekommen, fort habe er müſſen und raſtlos im Lande umherwandern wie ein Gehetzter. Und habe dafür keinen Grund angegeben, wohl keinen angeben können, ſchier nicht anders, als ob ihm ein böſer Zauber angethan geweſen wäre. Er ruhe in Gott! ſchloß der Biſchof, und ich würde mich gewiß wohl fühlen in der Seelſorge dort, und er wünſche recht herzlich, daß auch ich gleich ſo vielen Vorgängern ein hohes Alter erreiche.

Was etwa ich darauf erwidert, iſt mir ſchon entfallen, wird nicht viel Schwerwiegendes geweſen ſein. Nachher, als ich mich von dem hohen Greis verabſchiedete, da fiel mir die ganze Laſt meiner Schuld aufs Herz. Er begleitete mich bis zum Ausgang, dort nahm er meine Hand ganz von ſelber, ſchaute mir mit einer faſt trauernden Gütigkeit ins Geſicht und ſprach: „Ich muß Ihnen noch etwas ſagen, Wieſer. Nehmen Sie es nicht ſo, als wäre Ihre Überſetzung eine Strafe. Das iſt ſie nicht, Sie ſind jetzt Pfarrer, ein freier Mann. Durch dieſe Ernennung wollte ich Ihnen Gelegenheit geben, auf dem weltfernen Sprengel manches praktiſch durchzuführen, was Sie hier als Schriftſteller theoretiſch verlangt haben. Ich verbiete Ihnen nicht, über Ihre Reformideen weiter zu ſchreiben, aber ich glaube, Sie werden es von ſelbſt unterlaſſen. Siebenhundert Seelen ſind Ihnen anvertraut. Der treue Gott ſtärke und behüte Sie. Leben Sie wohl, Wieſer!“

Siebenhundert Seelen. Am Tage des Gerichts wird ſie der Herr von mir fordern.

Kloſter Alpenzell,
am vierten Sonntag nach Oſtern.

Der Wanderer hat hier eine gute Hütte gefunden zum Raſten. Und den Reſt dieſes Raſttages will ich nutzen, um die bisherige Reiſe nach meinem Beſtimmungsorte im Tagebuch kurz zu verzeichnen.

Noch jetzt bin ich ergrimmt darüber, daß mir der Abſchied von der großen Stadt ſo ſchwer geworden iſt.

Warum denn ſo ſchwer? Habe ich je einen Gefallen gefunden an dieſem Haufen von ſteinernen, mit Flunk und Flitter angefüllten Höhlen? Hat mir nicht vielmehr immer gegraut vor den Dämonen, denen die Städter wie beſeſſen nachjagen? Habe ich denn je ſo recht Ergötzlichkeit genoſſen an dem, was ſie Kunſt nennen, was ihnen die Natur erſetzen ſoll? Bin ich in ſolcher Umgebung nicht ſelbſt vergrämt, ſtreitſüchtig, vielleicht ungerecht geworden? Von Stadtgift geätzt bin ich ein zerfreſſener Menſch geworden, anders kann ich's nicht ſagen. Und meine Amtsgenoſſen! Sie, die dieſen Stand ſo leichthin und ſo geſchäftsmäßig zu halten pflegen und gedankenlos alles hinnehmen, was die Oberen anordnen (gar nicht mehr Gehorſam, vielmehr Stumpfſinn zu nennen), nicht leicht habe ich mich von ihnen getrennt. Zu warmherzigen Menſchen wurden ſie mir auf einmal, als ſie die Hand zum Abſchied reichten. Es iſt ein hartes Scheiden, wenn's in die Verbannung geht. Sieben Dudelſäcke hätten die Glückwünſche nicht alle faſſen können, die ſie mir mitgegeben. Nur einem einzigen Schuhmacher, dem ich die Kinder getauft ſeit zwanzig Jahren, dem fiel es wunderswegen ein, daß vier Dukaten Reiſegeld beſſere Dienſte leiſten dürften, als tauſend Glückwünſche. Gott lohne es dem Schuſter und ſende einen Prieſter, der ihm die Kinder der weiteren zwanzig Jahre tauft!

Einer meiner Amtsbrüder hat zur Verherrlichung des Abſchiedes allerdings etwas Beſonderes aufgeführt. Er legte ſeine Hände an die Ohren, ſpitzte die Finger nach oben und ſagte: „Wieſer, wenn du kein Solcher geweſen wäreſt, ſo hätteſt du ein Solcher werden können.“ Zuerſt machte er die Geſte von Eſelsohren, dann die einer

Biſchofsmütze. „Sie hatten dich gerne, ſie warteten nur auf deine Bekehrung. Die haſt du zu lange verſchoben und jetzt ſchicken ſie dich hinaus auf die Gnadenpfründe.“

(An dieſer Stelle befindet ſich in der Handſchrift des Pfarrers eine Schilderung ſeiner Weltprieſterſchaft in der Stadt. Es war eine Reihe großer Abſichten und eben ſo großer Unklugheiten, eine Reihe von Hoffnungen und Enttäuſchungen, und die Gedanken, die der nun ins Gebirge ziehende Mann daran knüpfte, ſind trotz ſeiner ſonſt hochgemuten Weſenheit nicht gar erbaulich. Wir laſſen ſie verborgen ſein.)

Am erſten Tage hat mich die Eiſenbahn raſch dahingetragen. Das iſt gut auf den geräuſchvollen Bahnhöfen und bei den dröhnenden Rädern, es kommt nicht viel Herzweh auf, man hat keine Zeit dazu. Es iſt ein Einſchläfern in dieſen Wiegen für große Kinder. — Draußen auf der Ebene, ja freilich, dort ſteht ſchon das Korn in Ähren, hier blühen die Obſtbäume. Geſtern fünf Stunden auf dem Poſtwagen bis hierher in das gaſtliche Stift. Die Gegend, durch die wir fuhren, hat mich lebhaft erinnert an meine Heimatsthäler. Faſt ſo wellenlinig ſtanden dort die grünen Berge, faſt ſo die baumloſen Dörfer mit den taubengrauen Bretterdächern, faſt ſo ſtattlich die in Viereck geſchloſſenen Einzelhöfe. Nur die Kirchen haben hier ſpitze Türme; in meiner Heimat recken ſie gemütlich ihre roten Rieſenzwiebeln auf. Nicht ſchön, ſagen die Fremden. Alles iſt ſchön, was in der Heimat ſteht und unſere Jugend umgeben hat.

Du altes, liebes Hohenmauth, wo ſogar das Schloß Zwiebeltürme hatte, an jeder Ecke einen. Bei uns im Gartenhauſe gab's Zwiebeln nur in der Brotſuppe, und wenn die Mutter manchmal feuchte Augen bekam, ſo gab ſie dem Zwiebelreiben die Schuld. Mein Vater war genannt fürſtlicher Obergärtner, doch ging es bei uns in der Wohnung mit zwei Stuben, wovon die eine auch Küche war, nicht gar fürſtlich her. Zu meiner Zeit iſt immer ein Halbdutzend Kinder drin herumgekrochen und geklettert. Ich durfte auch im Schloßgarten herumklettern, ja manchmal ſogar ins Schloß ſchlüpfen. Die jungen Prinzen hatten mich zu ihrem Spielkameraden erhoben. Wollten ſie auf einen Baum zum Vogelneſt, ſo lehnte ich ihnen die Leiter an, wollten ſie ſchießen, ſo ſpannte ich ihnen dem Bogen, waren ſie auf Handſchlitten den Berg herabgerutſcht, ſo ſchleppte ich ihnen den Schlitten wieder hinauf. Die jungen Herren waren nicht gar erfinderiſch, verſtanden ſich nur auf fertige Spielzeuge; ſo machte ich ihnen ſolche aus freier Hand, erſann Vergnügungen und Poſſen und war manchmal der Anführer einer ganzen Schar von kleinen Fürſten, Grafen und Baronen, die etwa von Nachbarſchlöſſern herbeigekommen. Einmal, als die Herrſchaft ausgefahren war, drangen wir ſiegreich ins Schloß, durch Säle und Zimmer, in welchen es ſo ſchön war, wie in der Kirche. Wir ſpielten Kreuzritter. Kamen dann auch in das Gemach der Schloßfrau, welches in blauer Seide war und mit dicken Fußteppichen, ſo daß ich in denſelben ſchier bis an die Knöchel einſank. Alles Holzgetäfel war eingelegt mit Gold und Elfenbein, ganz erſtaunlich. Ich war beim Kreuzzuge der Feldkaplan, ſprang jetzt auf einen Marmortiſch zu den wohlriechenden Fläſchchen und Salbentiegeln und hub unter dem Jubel der Ritterſchaft eine Predigt an. Zufällig war mir das Thema „Du ſollſt nicht ſtehlen“ auf die Zunge gekommen und ſolches ſchmetterte ich nun luſtig nieder auf den jungen Adel des Landes. Dabei hat uns höchſt perſönlich die Fürſtin überraſcht, und als ſie gewahr ward, daß der „Gärtner Wolfel“ ſo ſchön predigen könne, kam ihr der Gedanke, den Säckel weit aufzumachen und den Jungen auf geiſtlich ſtudieren zu laſſen. Meinen Eltern iſt's freilich wohl recht geweſen, und mir auch, ſchon der Vakanzen wegen, in welchen ich nachher auf Schloß Hohenmauth faſt ebenbürtig den Prinzen behandelt worden bin.

Jene ſeligen Zeiten, wo ſind ſie? — Hier im Kloſter Alpenzell ſind ſie wohl gewiß nicht, hier bin ich unter wohlgenährten Mönchen der arme Pfarrer von Sankt Maria im Torwald. Den ehemaligen Kaplan der Stadtprobſtei haben ſie zwar mit Ehren begrüßt, und im großen Bücherſaal habe ich alle meine Bücher liegen geſehen — unaufgeſchnitten.

Morgen früh ſoll's weitergehen, hoffentlich auf einem Kloſterwagen — in Gottesnamen hinauf gen Torwald.

Montag abends.

Noch immer ſitze ich im Kloſter. Es ſind bisher meine Sachen nicht angekommen, und ſo haben mich die geiſtlichen Herren eingeladen, noch zu bleiben, und haben, ich glaube ſogar meinetwegen, allerlei Ergötzlichkeiten veranſtaltet. — Vor Zeiten war dieſes herrliche Stift voll von Prieſtern, die Gott lobten in Würdigung ſeiner ſchönen Welt, heute ſind noch acht Geiſtliche da, die weiten Landbeſitz, große Maierhöfe und ein Seminar verſorgen.

Zu denken giebt mir der Abt. Er iſt ein großer, eckiger Mann mit wetterbraunem Geſicht. Sein dichtes Haar iſt kurz geſchnitten, es graut ſchon. Hinter buſchigen Brauen zwei finſterſchauende Äuglein, unter den Ohren zwei graue

Bartflügel; ſonſt ſehr ſorgfältig raſiert, daß man jeden der ſcharfen Züge ſieht um den breiten, zugekniffenen Mund. Es iſt eines jener Geſichter, die nicht lachen können. Vor Jahren war's, da mußte ich einmal einem Verurteilten Geſellſchaft leiſten in ſeiner letzten Nacht. Mir graute weniger vor dem armen Sünder, als vor dem finſteren Kerkermeiſter, der uns bewachte. Und jener Kerkermeiſter ſah ähnlich aus, wie mein ehrwürdiger Prälat von Alpenzell. Er hat mich gelegentlich ein wenig herumgeführt im Kloſter, einiges erklärt, mich nach mancherlei gefragt und wohl auch Auftrag gegeben, daß während meines Aufenthaltes im Stifte mir alle Wünſche erfüllt würden. Aber alles ſehr kurz und ernſt. Als wir an der Küche vorüber kamen, ſprach er hinein zu den kochenden Weibsleuten: „Den vor etlichen Tagen angepilgerten Kapaun laſſe ich höflichſt bitten, ſich heute bei Tiſche einzufinden!" — „Ja ja, Herr Prälat!" antworteten ſie drinnen lachend. Er machte eine ſehr finſtere Miene und ging vorüber. Jetzt dämmerte mir etwas, ob dieſer ſchreckbaren Ernſthaftigkeit wohl auch immer zu trauen ſei? Bei der Mittagstafel mußte ich zu ſeiner Rechten ſitzen. Er ſtach ſcharf in die Schüſſel und ſchwieg. Als der goldfunkelnde Tiſchwein zündete, hub das Leben an, die Zungen waren locker geworden und bewegten ſich trotz der ſtrengen Miene des Oberhauptes ſehr ſorglos. Vom Papſte war geſprochen worden, deſſen lebensgroßes Bild — Pius der Neunte — an der Wand hing, als ein rundgeſichtiger Stiftsbruder das Lied vom Papſt und vom Sultan anhub zu trällern: Der Papſt lebt herrlich auf der Welt! Doch hinderten die immer wieder aufmarſchierenden Krüge und Schüſſeln — auch der höflich geladene Kapaun war erſchienen — das Weitergreifen des Geſanges. Hingegen wurden zwiſchen den Biſſen Schwänke erzählt. Da kam jener Landpfarrer vor, der die Bittprozeſſion um Regen erſt halten ließ, als der Barometer fiel. Da kam jener Prediger, der den zwölfjährigen Jeſus, weil er ſeiner Mutter davongelaufen, als Beiſpiel kindlichen Ungehorſams aufſtellte, welcher denn auch ein ſchlimmes Ende genommen am Kreuze. Nach jedem Stücke ſchallendes Gelächter. Auf einmal räuſperte ſich der Prälat und blickte ſcharf in die Runde. Jetzt kommt's, dachte ich, der wird über ſolche Prieſteranekdoten ein wenig anders wettern, als mein guter Biſchof! Etlichemale warf der Abt ſeine buſchigen Augenbrauen auf und mit runzelnder Stirn hub er an zu ſprechen. Er erzählte die Geſchichte von der Feuerzange, die jener Student heimlich in das Schlafbett des Dompfarrers praktiziert hatte, und die darauf von ihm und der Haushälterin eine ganze Woche lang im Pfarrhof vergeblich geſucht worden war. — Ein ſchreiendes Gelächter, nur der Erzähler ſelber ſaß wieder ſchweigend da, machte eine vorwurfsvolle Miene über ſolche Sachen, dabei zuckten ihm an den Wangen ein paar Grübchen — die Neſtlein des Schalkes. Mich dünkt faſt, jenem Kerkermeiſter iſt mein würdiger Gaſtherr vorzuziehen. — Nachdem das Mahl gegen zwei Stunden gedauert hatte, erhob ſich der Prälat in ſeiner ganzen hohen Geſtalt und ſchlug über Geſicht und Bruſt ein Kreuz. Alle machten ihm's nach und beteten ſtill. Das Chriſtuskreuz und Pius an der Wand konnten nicht ſtiller ſein, als es nun die Mönche waren, und eine Kapelle war das Refektorium geworden, in welchem erſt gellendes Gelächter widerhallt hatte.

Nach Tiſch gingen etliche der Herren mit der Flinte aus. Die übrigen luden mich ein, mit ihnen eine Kugelpartie zu machen; mir war es lieber, im weitläufigen Stifte herumzuſtreifen.

„Der mit der Stiftskaſſe ſoll ihn begleiten,“ ordnete der Prälat an, worauf ſich ein weſentlich bekropfter Pater nahte, den ſie — er iſt Zahlmeiſter — ſeines Auswuchſes wegen „den mit der Stiftskaſſe“ nannten. Das war ein ganz munterer Patron, erzählte mir trotz ſeiner Schweratmigkeit allerlei von meinem Beſtimmungsorte, aber nicht viel Erbauliches. Ein früherer Pfarrer im Torwald ſei Seelſorger, Kurſchmied und Schneider in einer Perſon geweſen. Die Torwaldleute wären Steinſchädel neunten Härtegrades, und ob ich wiſſe, wo das größte Knopfloch der Welt ſei? Das größte Knopfloch der Welt ſei die Kirchthür zu Sankt Maria im Torwald, denn dort gingen die größten Knöpfe aus und ein.

Solcherlei plauderte der Mann mit der Stiftskaſſe, bis er dann zu den Keglern ging. Denn ich ſtrich gerne allein um in den Gebäuden und dachte: der neunte Härtegrad! Dann iſt's verſpielt, den zehnten habe ich nicht. Mit Härte alſo wird ſich nichts machen laſſen da oben. — Hernach ging ich und beſichtigte die Stiftskirche eingehender, als es geſtern noch möglich geweſen war. Sie ſteht mitten in den Gebäuden, auf einem großen viereckigen Platz faſt frei, nur mit der Altarſeite ſtößt ſie an das Stiftgebäude. Sie hat den gothiſchen Stil, nur die Rieſenkuppel mit ihrem wie Perlmutter ſchillernden Grün wird ein neuer Aufbau ſein, vielleicht von einem Abte veranlaßt, dem die Kuppel der Peterskirche nicht aus dem Kopfe gewollt. Das Gotteshaus zu Alpenzell iſt größer, als unſer Biſchofsdom, ich zählte vom Hauptportal bis zum Hochaltar dreiundachtzig Schritte. Der hohe Bau mit den zwei Reihen ſechseckiger Strebepfeiler iſt ſehr dunkel, nur von der vielfenſterigen Kuppel ſtrömt ein weißes Oberlicht auf die dunklen Wände mit den zahlreichen Grabmälern verſtorbener Äbte. Die zwölf Seitenaltäre ſind den Apoſteln geweiht, der Hochaltar gehört Sankt Annen, der Mutter Mariens. Wohl derſelbe Abt, der die Kuppel aufſetzen ließ, hat auch die zopfſtiligen Altäre mit den gewundenen Säulen und den goldenen Wolken errichten laſſen. Überall Glanz und Pracht und eine gewiſſe ſtaubige Dämmerung darüber. Den Spitzbogenſtil habe ich nie ſehr geliebt, ſelbſt an Kirchen nicht; bei ſolch düſteren, ſchmuckloſen Gebäuden muß ich immer an den alten Heidengott Woutan denken, den ich nicht mag; die Walhalla iſt gewiß ein gothiſcher Bau, wenn ſie überhaupt einer iſt. Das mag ſich jener Prälat auch ſo gedacht haben, der die Barokaltäre in die gothiſche Kirche ſtellen ließ und es dadurch nach meiner Meinung mit beiden verdorben hat. — Unſer Chriſtengott iſt freundlich und mild, ſo ſoll es auch ſein Tempel ſein. Das lachende Barok, mir gefällt es, das hat ſo viel weltüberlegenen Humor. Die Gemälde mancher Kirchenſchiffe mit ihren fröhlichen Bildern aus der heiligen Legende enthüllen einen ganzen Himmel von Schönheit, Luſt und Seligkeit, einen wahren chriſtlichen Olymp. Man ſollte Stätten gründen, die mit allen Mitteln menſchlicher Herrlichkeit und überirdiſchen Darſtellungen unſer Auge und Herz von Staub und Schatten ablenken und zur Höhe heben. Einen Feſtreigen der Himmliſchen wollte ich errichten, hätte ich als Prälat einmal eine große Stiftskirche zu bauen. Aber doch auch wieder nicht ſo groß und nicht ſo prunkvoll, daß ſie eher zur Bewunderung als zur Andacht ſtimmte. An Marmor und reichem Gebilde aller Art iſt wohl kein Mangel in dieſem Gotteshauſe. Am Hochaltare links, über drei weißen Marmorſtufen und zwiſchen vier wie Elfenbein glänzenden Säulen, unter einem ſchweren, rotſeidenen Baldachin, ſteht der Thron des Abtes, reich eingelegt mit Gold und Steinen, welche die rote Wolle des Samtes umrahmen. Darüber die Inful mit Prälatenſtab und Kreuz. — Auf dieſem Stuhl, denke ich, ſitzt ſich's beſſer, friedlicher und fröhlicher als auf einem Königsthrone. Das Kreuz iſt ein verläßlicherer Hüter des Friedens, als das Schwert. Ein ſolcher Sitz irgendwo in der weiten katholiſchen Welt, er iſt auch mir einmal prophezeit worden. Mein Schickſal iſt die Feder geworden. Menſchen fliegen mit Federn nicht ſo hoch als Vögel.

Dann bin ich in den Bücherſaal gegangen. Hunderttauſend Bände Menſchengeiſt in dieſer weltabgeſchiedenen Gegend, die nur von Bauern bewohnt wird und etlichen Prieſtern, welche den Staub lieber von ihren Lackſtiefeln ſtreifen, als von Büchern. Kegeln, jagen, ſcheibenſchießen, forſten und bauen! Mich wundert's ja auch gar nicht, die gründlichſte Wiſſenſchaft iſt die Erfahrung, die ſchönſte Dichtung iſt das Leben. Die wahre Weltgeſchichte, möchte ich ſagen, lebt der thätige Menſch, wenn er auch nur den Baum fällt, oder den Pflug führt oder den Tanz aufſpielt mit der Fiedel. — Im Bücherſaal habe ich an den Pfeilern auch die Bilder jener umliegenden Ortſchaften geſehen, die einſt zum Kloſter gehört haben oder von ihm gegründet worden ſind. So auch mein Sankt Maria im Torwald. Daß Gott erbarm! — Durch lange Kreuzgänge ſchreitend bin ich in einen Saal gekommen, der auf den erſten Blick wie ein naturhiſtoriſches Muſeum ausſah, ausgeſtopfte Vögel, Schlangen, Waldtiere, Käfer, auch geordnete Steine und getrocknete Pflanzen. Einer der Lehrſäle des

Seminars. Heute war kein Unterricht, die Burſchen ſollen ſich in den Wäldern umgetrieben haben, um Waldmeiſterkraut zu ſuchen für den Maitrank, den der Prälat gerne trinkt. Wird aber noch keines zu finden geweſen ſein, weil nachher beim Abendmahle nichts desgleichen vorgekommen iſt.

Vom Stiftsgebäude bin ich hinausgegangen zwiſchen den hohen Ulmen, Pappeln und blühenden Apfelbäumen des Gartens, der ſich ohne Schranke ſachte verliert in freien Wald und weiten Wieſen. In der Thalung iſt ein Weiher mit Badehütten, verwaſchenen Steingebilden, aber ohne Schwan. Einem barfüßigen Weibe begegne ich, das im flachen Kopfkorb Eier trägt. Während des Gehens ſtrickt es mit emſigen Fingern an einem Strumpfe und ſchaut gleichzeitig auf den Raſen nach jungen Blumen aus. Ich habe funfzehn Jahre lang gelernt, aber das kann ich nicht, gehen und tragen und ſtricken und Blumen ſuchen zugleich. Und wer weiß, was ſie inwendig noch alles thut! Als ſie mich ſieht, ſetzt ſie den Korb zu Boden und küßt mir die Hand. Gerne ſoll's geſchehen ſein, eine ſolche Ehre wird dem Domherrn in der Stadt ſelten zu teil, dem Dorfpfarrer alle Tage. — Ein wenig geehrt, vielleicht gar ein ganz klein bischen geliebt werden von den Pfarrkindern — das wäre ſo meine ſchwache Seite.

„Ihr tragt die Eier ins Kloſter hinauf,“ ſage ich, um für den Handkuß doch ein freundliches Wort zu geben, „da oben werden ſie wohl gut bezahlt?“

„Na, geſchenkt nimmt er ſie nicht, der Herr Prälat,“ antwortet ſie.

„Das glaube ich wohl.“

„Ja,“ ſagt ſie, „er giebt aber auch nichts geſchenkt.“

„Iſt wohl ein recht ſtrenger Herr, der hochwürdige Prälat?“

„Der? Der Prälat ſtreng?!“ lacht ſie hell auf.

„Aber er ſchaut ja ſo finſter. Er lacht ja gar nie!“

„Dafür haben andere gut lachen — bei ihm. Iſt wohl ein guter Herr!“

„Wenn er nichts herſchenken will?“ frage ich.

„Er weiß halt warum,“ antwortet das Weib. „Weil er nicht Bettler machen will. Ja freilich wohl. Wer von ihm was haben will, der muß dafür was leiſten. Er giebt kein Almoſen, unſer hochwürdiger Herr, und wenn's auch zehnmal in der Chriſtenlehr ſteht. Kommt ein Armer zu ihm, ſo giebt er ihm freilich was, aber der muß dafür Holz hacken; oder wenn er das nicht kann, weil keins zu hacken iſt, ſo Holz tragen; oder wenn er das auch nicht kann, weil er lahm iſt, ſo muß er dem Hochwürdigen ein Lied vorſingen; und wenn er das auch nicht kann, weil er keine Stimm' hat, ſo muß er ihm das Vaterunſer vorbeten, oder den Glaubengottvater; und wenn er das auch nicht kann, nachher — kriegt er nichts. Ich vertratſch' mich da. Küß' die Hand, Hochwürden!“

Den Korb wieder auf den Kopf, das Strickzeug neuerdings angerichtet und dem Kloſter zu. — Iſt kein übles Kapitel geweſen, Herr Prälat, das ich jetzt von dir gehört.

Am Abend, als wir im Refektorium verſammelt ſind, will ich mein Herz von wegen der Stiftskirche ausleeren, was etwa zu thun wäre, um die richtige einheitliche Stimmung in ihr herzuſtellen. Die Paters gehen nicht darauf ein, beſprechen laut und wichtig ihr Glück und Mißgeſchick beim Kugelſchieben, im Jägerlatein ihre Abenteuer im Walde; und der Kirche wegen, meinte endlich einer: Bruder Ökonom gebe kein Geld dafür, der brauche alles für die Maierhöfe. — Geht die Thür auf, tritt ein Menſch herein, der ſich gar nicht reimt. Eine blaue Schürze um die Lenden gewunden, eine Peitſche in der ſchwieligen Hand, auf dem Kopf einen hohen Filzhut, unter welchem die bunte Quaſte einer Zipfelmütze hervorbaumelt, ſo ſteht er da und puſtert durch ſeinen flachsgelben Schnurrbart die Frage, ob der neue Pfarrer ſchon vorhanden wäre? Als er unter den Geiſtlichen den Prälaten bemerkt, greift er langſam nach ſeinem Hut, aber die Zipfelmütze läßt er oben, die nimmt er wahrſcheinlich nur vor dem Papſt ab. Dann kommt's heraus, daß es der Fuhrmann iſt, den die Torwaldleute mir entgegengeſchickt haben.

„Mit zwei Ochſen und einem Karren bin ich da,“ ſagt er ohne weiteres zu mir, als ich ihm vorgeſtellt worden. Der Prälat mag mein Befremden bemerkt haben über ein ſolches Fuhrwerk. „Zwei Ochſen und ein Karren,“ brummt er. „Es ſtimmt. Es iſt ſchon richtig, Herr Pfarrer.“

Meine Sachen ſind auch angekommen, und ſo wollen wir jetzt einmal ſchlafen gehen, alter Wolfgang. Morgen wird's unter einem andern Dache ſein.

Sankt Maria im Torwald,
Dienſtag, den 27. April. Abends.

Es iſt mir alles eher, als ums Schreiben, jetzt. Herzklopfen thut's. Wenn auch noch die Hammerſchläge der Vorſehung kommen, dann habe ich mein neueſtes Werk gleich an mir ſelber. — Aber es iſt ein wichtiger Tag für mich geweſen, ich muß ihn aufzeichnen.

Um ſechs Uhr früh habe ich zu Alpenzell in der Stiftskirche noch meine Meſſe geleſen, dabei iſt meiner armen Seele wohl ein klein wenig leichter geworden, aber herzhaft gemacht hat mich erſt der heiße Thee. Dann will ich Abſchied nehmen. „Es iſt ja keiner!“ ruft der Prälat. „Ihr kommt doch oft zu uns herab, Nachbar. Da oben im Torwald wächſt ja nicht alles, was des Menſchen Herz verlangt. Vor allem müſſet Ihr Euch vier weitere Beine anſchaffen.“ Der Fuhrmann küßt ihm noch die Hand. „Ja, ja, iſt ſchon recht, Leopold,“ ſagt der Prälat und faßt ihn beim Schopf, „bringe ihn nur gut nach Hauſe, und der Kimpelſchmied ſoll eine ſtarke Kette ſchmieden für den Herrn Pfarrer, daß er euch nicht davonlaufen kann.“

Drei Kiſten und ein großer Korb und ein Waldpfarrer, das ging bequem auf den Leiterwagen. Die zwei ſchwarzbefleckten Ochſen zogen zähe, aber entſchieden an, der Fuhrmann Leopold ſtieg mit krummgebogenen Knieen weitſchrittig nebenher und erinnerte die Tiere das eine Mal mit einem gutmütigen „Hi!“, das andere Mal mit einem leichten Peitſchenklaps an ihre Pflicht. Die zwei plumpen Räder quirten eins. An einem der Karrenſproſſeln war die Laterne angebracht, in der eine Talgkerze ſtak. Das wußte ich mir nicht recht zu deuten. Wir werden doch nicht erſt in ſpäter Nacht nach Sankt Maria kommen! Die Waldberge, in denen ſtellenweiſe ein grauer Fels aufragte. leuchteten im Morgenſonnenrot, und die ſchattigen Mulden ließen ihr kühles Meer von Luft und Duft auf mich niedergehen. Ganz kindlich friſch war mir zu Mute, aber — werde nicht übermütig, Wolfgang! du biſt ein ſehr, ſehr armer Menſch! — Nach einer Weile, als wir an dem Dörſchen Sankt Johann vorübergekommen waren, wurde der Weg holperiger, die Berge ſchoben ſich zuſammen, und der zur Rechten reckte eine kahle Felswand herab, daß es zu ſehen war, als hänge ſie über und wolle niederſtürzen. Der Weg ging neben dem Waſſer in eine Schlucht hinein, die ſo enge wurde und ſo ſcharfe Windungen hatte, daß ich drei- oder viermal überzeugt war, der Mann habe ſich verfahren, und da könne es nicht weitergehen. Eine eiskalte Luft ſtrich heraus, mehrmals ſtanden hoch über dem Wege die tropfenden Wände ſo enge und überhängend zuſammen, daß mir die Laterne einfiel, aber der Leopold zündete ſie nicht an. Er ſchritt vorn einher, führte eines der Zugtiere am Horn und hörte nichts, ſo ſehr ich auch ſchrie, wohin er mich denn führe? So laut war das Waſſer. An der allerengſten Stelle, wo der ſchmale Weg den Bach überbrückt, iſt in der Felſenſpalte ein Muttergottesbild. Je geringer die Kunſt, deſto größer der Glaube! Wenn das wahr iſt, dann werde ich in dieſer Gegend eine ſehr gläubige Bevölkerung finden. — Dann beginnt es ſich zu lichten. Wie wir über ein ſtilleres Waldwieslein fahren, ſage ich zum Fuhrmann: „Das iſt ſchauerlich geweſen!“ — „Ja,“ antwortet er, „da heißt's beim kalten Thor, und bisher haben wir freilich noch einen recht guten Weg. Wenn wir nur ſchon über den Riedel und durch die Lucken wären!“

Das habe ich bald verſtanden. Der Weg hebt an ſteil zu werden durch ein ſteiniges Kar hinan. Stellenweiſe iſt's gar kein Weg, vielmehr eine Runſe, durch die ein trübes Waſſer herabrieſelt. Schneewaſſer. Noch ſah ich aber nichts, die größtenteils baumloſen Hänge waren grün oder ſteinig und voller Sonnenſchein. Der Weg muß ſich wenden und winden, um hinanzukommen. Weil das Wenden und Winden nicht viel hilft, ſo macht er's endlich gerade aus im Bachbette hinauf. Oft ließ der Leopold die Ochſen raſten und ſchob einen Stein unters Rad. — Zwei Ochſen und ein Karren, es iſt ſchon richtig! hatte der Prälat geſagt. Na freilich, und viel hat der Biſchof gethan, daß die Torwalder einen Pfarrer kriegen, aber das meiſte dazu thun doch dieſe zwei Ochſen.

Nach mehr als dreiſtündiger Fahrt waren wir auf dem Joche, der Riedel genannt. Da ſteht eine ſplitterige Markſäule, in die der Blitz geſchlagen haben ſoll, und eine verlaſſene Hütte, da liegen breite Almweiden hin, aber ſie ſind noch gelb wie Leder, und in den Mulden iſt Schnee. Schon früher, am ſteilen Hange war ich ausgeſtiegen, nun ſtehe ich ſtill und ſchaue zurück auf die weite blauende Gegend, aus der ich gekommen. Da unten die zerriſſenen Felſen des kalten Thores, dort draußen im weiten Keſſel das weiße Doppelwürfelchen des Stiftes mit der grünlich ſchimmernden Kuppel. Ferner hin ſanfte Höhen und im fernſten Sehkreiſe der kaum ſichtbare Faden eines Gebirgsrückens, hinter welchem die Ebene anfängt. Und alles ſo ſommerlich, ſo ſonnigſommerlich! Ich horche hinaus in die Welt ... Nichts zu hören von den raſenden Pulsſchlägen des großen Lebens und Kämpfens. Auf jung grünendem Lärchbaum ein Finklein zwitſchert wieder das Lied, das mir an der Wiege geſungen worden.

Nachdem der Fuhrmann ſeine gehörnten Pferde mit einem Büſchel Heu gefüttert, auf dem ich vorher geſeſſen, und nachdem dieſe Pferde mit ihren klobigen Schnauzen den am Wege ſtehenden Brunnentrog halb leer getrunken hatten, ſchleppten wir weiter. Ich hatte aus dem Korb meinen Übermantel genommen, ihn angezogen und ging nun hinter dem klappernden Karren drein, aber nicht ganz knapp; der Leopold glaubte mit ſtarkem Tabak die Bergluft würzen zu ſollen, mir war ſie lieber ungewürzt. Oder war's ihm ums Naſenwärmen zu thun? Die Luft prickelte gar ſchneidig in den Wangen. Die Gegend war anders geworden. Unſer ſchmaler und noch dazu ſeithängiger Weg ging hoch an einer dachſteilen Berglehne hin ſachte abwärts. Rechter Hand ein tiefer Wildgraben, aus deſſen Grund knochenbleiches Baumgefälle und Steinblöcke heraufſchimmerten. Drüben hohe Steinberge mit langausgezogenen Schuttrunſen. An ſchattigen Stellen überall Schnee. In den Lüften bisweilen das Krächzen eines Raben, das Pfeifen eines Geiers. Troſtlos. Der Leopold legte von Zeit zu Zeit die gehöhlten Hände an den Mund und rief: „Hoi ho!“ Anfangs meinte ich, das ſei eines Echos wegen, es hatte aber einen anderen Grund. Über die Bergböſchung her hallte jetzt auch eine fremde Stimme: „Hoi ho!“ Da ließ der Leopold ſein Fuhrwerk ſtehen, klopfte den Ochſen mit dem Peitſchenſtock mehrmals auf die Stirn, worauf ſie mit dem Karren ſchrittweiſe zurückwichen bis zu einer etwas freieren Stelle. Um die Böſchung kam ein anderes Ochſengeſpann uns entgegengefahren. Zwei zweiräderige Achſen waren mit langer Stange aneinander gehangen und mit friſchgeſägten langen Brettern beladen. Wie ſollen jetzt auf dem ſchmalen, ſchiefgeneigten Wege dieſe Fuhrwerke füreinander kommen? Es war unmöglich. Und das Umkehren war ebenfalls unmöglich. Und das Hierſtehenbleiben für ewige Zeiten war auch unmöglich. Ich glaubte an dieſem ſchwindelnden Berghange vor einer Kataſtrophe meines Lebens zu ſtehen.

Die beiden Fuhrmänner ließen ihre Ochſen ruhig ſtehen, machten ſich gelaſſen an unſeren Karren, luden ein paar Kiſten ab und huben ihn nachher an den Hang hinauf, daß er dort nur ſo hing und jeden Augenblick überzuſchlagen und in den Abgrund zu ſtürzen drohte. Auch die Ochſen wurden förmlich an den Berg gepreßt, wo ſie — gleichſam die Gefahr erkennend — ſtarr wie Steinblöcke ſtehen blieben. Dann ging der Bretterführer zu ſeinem Fuhrwerk und begann vorſichtig vorzufahren, während mein Leopold hinterwärts ſich bergähin an die Bretter ſtemmte. Das eine Rad hing ſchier in der Luft — ich atmete nicht. Und endlich — da waren ſie füreinander. Die Kiſten wurden wieder aufgeladen und jedes Fuhrwerk holperte auf ſeinem Wege weiter. Keines lag zerſchellt in der Tiefe; nicht einmal die Tabakspfeiſe hatten die Leute aus dem Mund genommen. Solche Sachen, ſagt der Leopold, kämen alle Tage vor.

Als wir hinter der Böſchung waren, fuhr der Karren gerade auf eine ſenkrechte klüftige Wand los, da hielt er an. Der Leopold pfiff mir, aufzuſitzen und zündete die Laterne an. Auf meiner Uhr war es eine Stunde nach Mittag. Er führte die Ochſen an den Hörnern und gerade auf die Wand los. Dieſe that ſich zwiſchen Buſchwerk ſachte in Klüften auseinander und auf einmal war ein höhlenartiges Loch da. Als ob nichts wäre, ſo langſam und träge holperte das Fuhrwerk hinein. Und dann ſind wir wohl an zehn Minuten lang unterirdiſch dahingefahren, einmal bergwärts, dann niederwärts, dann gerade aus, jetzt durch hallenartige Höhlungen, jetzt durch enge Hälſe, daß meine Achſel ans Geſtein ſtreifte. Das Laternenlicht zuckte ganz geſpenſterhaft an den ſchwarzen riſſigen Wänden. Die Wurmlucken, ſagte der Leopold, ſei dieſer Höhlenpaß geheißen.

Endlich kamen wir doch zur anderen Seite hinaus, und da war's zum Staunen. Vor mir lag eine Winterlandſchaft. Ein weites Hochthal voller Schnee. Nur die Waldungen waren in dunklen Flächen hingebreitet. Aus der Ferne waren auch einzelne Häuſergruppen zu erkennen und ſogar geſchloſſene Dörfer. Dazwiſchen dunkle Linien, als etwa Wege, Raine und Grenzzäune, dann ein ſich hinſchlängelnder, ſtellenweiſe glitzernder Fluß. In weiter Runde hohe Berge. Nach dem finſteren Höhlenpfade dieſe freie, weite, lichte Landſchaft! In ziemlicher Entfernung auf einem ſteilen, bewaldeten Hügel ragte die ſchlanke Nadel eines Kirchturms.

„So,“ ſagte der Leopold, „ſehen thät' mer's ſchon.“

Und das war's. Das war die Gegend, genannt der Torwald.

Mein Lebtag hat's nicht ſo wunderlich geſpielt in meiner Bruſt, als zu der Stunde, da ich den erſten Blick in dieſes Thal gethan. Eine bange Freudigkeit, anders kann ich's nicht ſagen.

Der Fuhrmann ſtopfte ſich eine friſche Pfeife. Da wie überall, bei einer Abfahrt oder Ankunft, wird ſicher genebelt. Solche Sitten gehen durch die ganze Welt. Auch geſprächig wurde jetzt der Leopold. Ich habe ihn gefragt, ob es denn keinen anderen Zugang gebe ins Torwaldthal, als über den Berg und durch das Loch?

„Wohl ſchwerlich,“ iſt ſeine Antwort. „Von der anderen Seiten über die Eisberge her geht's ſchon gewiß nicht. Gelt, Herr Pfarrer, der Eiswind kratzt ſchon! Die Regina wird wohl in den Ofen geheizt haben.“

„Wer iſt die Regina?"

„Die Regina, na ja, das iſt halt dem Herrn Pfarrer ſeine —"

„Was ſagſt du?"

„— ſeine Wirtſchafterin. Recht ein raſches Leutel. Beim alten Herrn iſt ſie auch geweſen. — He, Schecken, jetzt werden wir bald im Stall ſein."

Auf dem Wege abwärts rann Schneewaſſer, es rann aus altgelegenem Schnee hervor, der voll Waldſtaub und brauner Fichtennadeln ringsum dalag. Wir fuhren ſachte thalwärts und dann durch einen Wald in der Ebene dahin. Wir kamen auf freies Gelände und zu einem Dorf, das etwa zwanzig ſtattliche Bauernhöfe in ſich ſchließt.

„Das iſt Unterſchuttbach," ſagte der Leopold. „Dann haben wir noch ein Oberſchuttbach, das liegt eine Stunde weit hinten, ganz hinten, wo die Wände anheben."

„Und Sankt Maria?"

„Und Sankt Maria, das liegt in der Mitten, das iſt dort, wo auf dem Berg die Kirche ſteht, und wo wir daheim ſind. So prächtig iſt's halt da wohl nicht, wie draußen zu Alpenkloſter, gelt, Herr Pfarrer?"

Die Leute, die uns auf dem Wege begegneten oder vor den Häuſern ſtanden, benahmen ſich ſehr ehrerbietig, die Männer zogen ihre Hüte ab, die Weiber und Kinder wollten Handküſſen. Starke, geſunde Leute. Hinter dem Dorfe kamen Feld- oder Wieſenflächen, dann ging's wieder durch einen Wald, durch deſſen uraltſtämmige, knorpelige Tannen der Weg ſchnurgerade dahinführt.

Ich bin hinter dem Karren her zu Fuß gegangen mit meinem Stecken, der nun ein Hirtenſtab ſein ſoll. Als der Wald zu Rande war, ſtand gerade vor uns der hügel mit der Kirche. — Der Leopold reißt ſein rotes Sacktuch heraus und ſchwingt es hoch in der Luft. In demſelben Augenblicke fangen die Glocken an zu läuten — ein helles harmoniſches Läuten.

Etwas erhöht zwiſchen dem bewaldeten Kirchenhügel und dem Hange des aufſteigenden Gebirges ſtehen mehrere Häuſer. Vor dem Wirtshauſe ſind die Häupter der Gemeinde geſtanden in ihrem ſchmucken Feiertagsgewande, obſchon der helle Werktag iſt. Sie haben mich mit einigen ungefügen Worten begrüßt, und ſie hätten wohl ſchon ſchwer auf mich gewartet. Dann begleitete der Vorſtand, ein großer, gar ernſthafter Mann, mich durch die Dorfgaſſe herauf bis zum Pfarrhof. Der ſteht mit ſeinen weißen Mauern und hellen Fenſtern freundlich da, vorne ein Garten, hinten der ſachte anſteigende Waldberg. An den Stufen des Einganges zu beiden Seiten ſtecken Fichtenbäumchen. Als ich eintrete, verſtummen die Glocken. Hingegen hebt das kleine rundliche Frauchen an, das in der Thür ſteht und mir beide Hände entgegenhält: „Seid Ihr da als halb erfroren, Herr Pfarrer? Na, Gott ſei gelobt und gedankt, daß Ihr nur da ſeid! Kommt nur gleich auf Eure Stube.“

Als ob wir ſchon dreißig Jahre beiſammen wären, ſo heimt ſie mich plaudernd ein. Tauſend feine Runzelchen hat ſie in ihrem weißen Geſicht, kluge lebhafte Äuglein hat ſie, eine graue Seidenhaube mit ſchwarzen Bändern trägt ſie und ein ganz zartes Schnurrbärtlein — und das iſt die Regina.

Eine faſt breite Treppe führt in den erſten Stock zu meinen Zimmern. Zwei habe ich deren, große, lichte Räume, jedes zwei Fenſter, durch die ich in die Welt hinausſchauen kann, gen Morgen und gen Mittag hin. Zu dieſen Fenſtern iſt mein erſter Gang geweſen; es iſt nicht zu ſagen, was das in die Wohnung blickende Landſchafts- und Himmelsbild für manchen Menſchen bedeutet. Ich brauche viel Himmel. Die wenigſten Leute wiſſen es, wie ſchön der Himmel iſt — ſchon auf Erden. Die Stuben ſind leicht durchwärmt, man leidet's ganz gern, gleichwohl ſchon bald Ende April iſt. Auf den braun polierten Möbeln nicht ein Körnchen Staub, die Fußdielen ſo blank geſcheuert, daß man darauf Kuchenteig walken könnte. Die Fenſtervorhänge ſind von ſchneeweißer Leinwand und haben ſogar am Rande Spitzen. An den Wänden mehrere Kupferſtiche mit chriſtlichen Gegenſtänden, und im alten kunſtvoll geſchnitzten Uhrkaſten das bräunliche Angeſicht einer laut und feierlich pendelnden Schwarzwälderin. In einer heimlichen Stube muß man den Herzſchlag der Zeit hören, ſonſt kann man leicht glauben, ſie ſei geſtorben. Auf dem Betpulte ſteht ein ſchwarzes Kruzifix mit Elfenbein-Chriſtus, ein Werk großer einfacher Kunſt.

Da hatte ich geglaubt, den Pfarrhof faſt leer zu finden, und jetzt iſt alles da, was dazu gehört und noch manches darüber. Auch ein faſt gefüllter, wohlgeordneter Bücherſchrank.

Die Regina mußte meine Verwunderung gemerkt haben. „Das alles gehört dem Herrn Pfarrer von Sankt Maria," ſagte ſie. „Es iſt vom alten Herrn. Er hat's zur Pfarre geſtiftet, wie er ſchon ſehr krank geweſen iſt im Spital. Und jetzt bin ich wohl recht gekränkt; daß der Herr Pfarrer den Mittagstiſch ganz und gar überſieht. Es iſt ohnehin bald ſchon ſo ſpät, als die Grafen Mittag eſſen. Wir ſind aber keine Grafen und werden um zwölf Uhr ſchon hungerig. Bitt' recht ſchön!"

Auf dem feingedeckten Tiſche dampfte die Suppe und ein Fläſchlein Wein beleuchtete mit Goldglanz die altväteriſchen Geſchirre. Beinlöffel giebt's noch da, etwas breit angelegt, aber mit der ſchmackhaften Erbſenſuppe ging er mir ohne Schwierigkeiten in den Mund. Dann Selchfleiſch mit geſäuerten Schabrüben und ein Rahmſtrudel mit Roſinen. Da habe ich der Regina einmal aufmerkſam ins Geſicht geguckt, am Ende, daß hinter dieſer Perſon meine Mutter ſteckt! Wie kann es ſonſt ſein, daß ſie meine Lieblingsſpeiſen ſo genau kennt und ſo gut kocht. Mir war zu Mute wie vor langen Jahren, wenn ich auf die Vakanzen heimgekommen.

Mittlerweile waren meine Sachen hereingetragen worden; ich ließ ſie ſtehen, das erſte iſt die Kirche. Der Meßner-Karl wäre ohnehin oben mit dem Schlüſſel. Als ich zwiſchen den alten Fichtenbäumen den Hügel hinanſtieg, bangte mir ein wenig. Von außen ſteht ſie ja ſchön und faſt ſtattlich da oben auf der Höhe, mit ihren drei Rundſchiffen und dem ſchlanken ſchindeldachigen Turm. Aber inwendig? Ich habe Dorfkirchen geſehen, in deren es mir ganz bilderſtürmeriſch in den Armen zuckte. — Vier raſche, helle Hammerſchläge riefen die Stunde. Dieſe Töne werde ich von nun an hören bis zu meinem letzten Tage. Der Fußſteig, der in drei Windungen hinanführt, iſt glatt und trocken, am Rande hin ſprießen zwiſchen Schnee junge Kräutlein. Es gefällt mir gleich, daß kein Gras wächſt auf dem Kirchwege zu Sankt Maria. Etwa auf halber Höhe iſt zwiſchen Jungwald und uralten Beſtänden ein freier Angerplatz mit ein paar Sitzbänken. Am Stamme einer rieſigen wetterſtarren Tanne hängt in einem Brettergehäuſe das Bild des heiligen Joſef. Ruhſamer Platz mitten im Walde. Ein paar Minuten ſpäter bin ich oben. Zuerſt ſehe ich das hölzerne Meßnerhaus mit der Aufſchrift: „Karl Groß, Schneider“. Eine Wendung um die Baumgruppe und die Kirche ſteht da. Sie ſteht auf dem Rücken des Hügels, der mit dem hinten aufſteigenden Waldberg zuſammenhängt durch einen Hals, auf welchem oben das Haus des Kirchendieners und noch ein paar Hütten ſind. Die Kirche iſt mit einer dicken Mauer umfriedet wie eine Burg. Rings um das Gotteshaus liegt der Friedhof. Über dem Eingangsthore ſtehen die Worte: „Das ewige Licht leuchte ihnen!“ An der Mauer haften ziemlich verwahrloſt ein paar hölzerne Grabkreuze. Ich habe immer gehört, daß die richtigen Chriſten auf eine Totenzier nichts halten; ſie ſchauen der Seele nach, nicht dem Leibe.

Am Kirchenthor unter dem Turme ſtand ſchon der Karl mit dem Schlüſſelbund. Ein ſchmächtiges regſames Männlein mit dem richtigen Küſtergeſichte: mager, glatt raſiert, ſpärliches Haar, demütige Miene. In feſtlichem Schwarz war er angethan und alles recht niedlich von den Stiefeln bis zu der weißen Halsbinde. Gar ehrerbietig hat er ſich vor mir verbeugt. „Alſo Ihr ſeid der Karl. Nun ſchließet auf in Gottesnamen.“

Es iſt alles gut.

Die Kirche zu Sankt Maria iſt ſtimmungsvoll, wie ich ſelten eine geſehen. Kräftiger Weihrauchduft erinnerte mich an jenen in der alten Kirche zu Hohenmauth. Große Stadtkirchen haben keinen ſolchen. Das Gotteshaus hier iſt in Kreuzform gebaut, mit lichten Halbrundſchiffen, acht große Fenſter mit Rundbogen, dazwiſchen halb hervorſpringende Säulennachbildung im Stile der Peterskirche. Die Wände ſind trocken, weiß getüncht und ſorgfältig erhalten. Drei Altäre, deren heitere Barockform weiß wie Marmor und Alabaſter leuchten und vielfach vergoldet ſind. In lichten Farben iſt auch die Kanzel, das Taufbecken, der Beichtſtuhl und das Kapellenchor mit der gar nicht kleinen Orgel gehalten. Die Sitzbänke ſind aus Zirbelkiefern, der Fußboden aus Lärchenholz. Überall ein freundliches weißes Licht. Die Bilder ſind zwar nicht wie ſolche, die man Meiſterwerke nennt, aber ſie ſind in ihren hellen Farben anmutend, und der Glaube verklärt ſie. Das Bildnis ſchafft der Künſtler, die Gottheit legt der Betende hinein.

Der Hochaltar iſt mit ſchneeweißen Engelsgeſtalten geziert und hat zwölf ſilberne Leuchter, die ein reicher Bauer in ſeiner Sterbeſtunde geſtiftet haben ſoll. Der Tabernakel iſt reich vergoldet und ſtellt das Abendmahl dar. Über dem Hochaltare iſt ein Ölgemälde. Unter Pinien und Palmen wandelt — gerade auf uns zu — ein junges verklärtes Weib. Zur rechten Hand führt es ein Knäblein, das über der Achſel ein Kreuz trägt und mit großen runden Augen, in denen himmliſche Unſchuld ruht, uns freundlich anſchaut. Maria mit dem Kinde Jeſu. An den Seitenaltären ſind die Bilder der Eltern Mariens: Joachim und Anna.

Der Karl that den Mund auf und ſagte: „Die ganze Verwandtſchaft iſt vorhanden — bis auf den Gemahl. Den alten Herrn Pfarrer hat das verdroſſen, und deswegen hat er draußen im grünen Wald dem heiligen Joſef ein Bild geſtiftet.“

Man merkt, daß dieſes Gotteshaus einſt zum reichen gott- und weltfrohen Stifte gehört hat. Fröhliche Engelsköpfe überall. Ein gläſerner Kronleuchter, in deſſen Prismen die Sonne allerhand Feuer ſpielt. Und vor dem Hochaltar ein vom Emporium niederhängendes ſilbernes Herz, in welchem das rote Glas ruht mit dem ewigen Lichte. Der Karl zog mit langem Arm das Herz nieder, um nachzuſehen, ob das Öl noch reiche. Das Lichtlein ſchwimmt auf der Fläche des Öles und iſt ſo zart, daß jeder Hauch es verlöſchen kann, und doch ſoll es brennen Tag und Nacht bis zum jüngſten Gerichte. Als hätte es mir in ſeinem leiſen Zucken mahnend zugewinkt, ſo ſchien es faſt ..... Wie geheimnisvoll gottähnlich doch das Feuer iſt!

An beiden Seiten des Hochaltares zwei kirſchrote Sakramentsfähnlein, dann zwei große Fahnen von weißer und grüner Seide und ein weißer Traghimmel mit ſchweren Goldborden. Über dem Taufbecken, auf welchem in zierlichem Schnitzwerk der Täufer Johannes ſteht, iſt ein lebensgroßer gekreuzigter Chriſtus, in deſſen Zügen Todespein und Ergebung ergreifenden Ausdruck gefunden. Gegenüber dem Becken, wo in anderen Kirchen die ſchwarze Todenfahne zu ſtehen pflegt, iſt ein farbenbuntes Bild des auferſtandenen Heilandes. Bilder aus der Leidensgeſchichte ſind nicht viele vorhanden, überall Darſtellungen aus lieblicher Legende, aus dem triumphierenden und ſeligen Chriſtentume, ſo daß es wahrlich iſt, als verſinnliche dieſe Kirche das ſieghafte Reich Gottes. — Aus ganzer Seele glücklich bin ich niedergekniet vor dem Allerheiligſten. Alte Prieſterſeele, merkſt du es denn nicht, daß du im Himmel biſt? —

Später bin ich an der Kirchhofsmauer geſtanden und habe hinausgeſchaut in das Thal nach allen Seiten. Am Fuße des Kirchenriegels, wie ſie den Hügel heißen, liegen die wenigen Häuſer des Dörſchens Sankt Maria im Frieden da. Der Pfarrhof iſt das ſchmuckſte, das Wirtshaus das größte. Das Schulhaus ſteht mitten in einem Baumgarten. Der Wald, durch ,den wir hereingefahren, liegt wie ein dunkelblauer See. Vom Dorfe Unterſchuttbach hinter ihm ſieht man nur ein paar Giebeldächer. Die ſteilen Berge der Wurmlucken und des Riedelpaſſes grüßen mich wie Bekannte. Nach der andern Seite hin, gegen Sonnenuntergang, liegen im Thale und an den Lehnen einzelne Höfe und Hütten oder Heuſcheunen; wo das Thal in die hintere Schlucht ſich engt, ſteht ziemlich ausgebreitet das Dorf Oberſchuttbach. Das iſt mein Reich. Weiter hin hebt das wüſte Stein- und Eisgebirge an, es iſt — von der Kirche aus geſehen — ein unbeſchreibliches Bild.

Dann bin ich herabgeſtiegen. Im Vorhauſe des Pfarrhofes wird der Boden geſcheuert, es dampfen die Dielen; zwei Mägde reiben wie beſeſſen mit Strohwiſchen die Bretter, die doch ſchon früher ſo blank geweſen. Am Ende herrſcht in dieſem Hauſe die Scheuerſucht, die gerne anſetzt, wo mehrere Weibsleute beiſammen ſind! Die Sache iſt aber ſo geweſen: In einer meiner Kiſten war eine mitgebrachte Tintenflaſche zerſprungen, hatte dort manches Werk der Gottesgelahrtheit mit dem ſchwarzen Meer überflutet und ſich dann aus den Fugen auch auf den Fußboden ergoſſen. — Ein recht verſtändlicher Fingerzeig, das Bücherleſen und das Bücherſchreiben ſein zu laſſen in Sankt Maria. Land und Leute ſind hier Buch genug. — Werde ich's laſſen können? Habe ich's nicht oft genug verſucht, das leidige Schreiben mir abzugewöhnen? Iſt nicht, wenn ich alles wegthat, gleichſam mein leibliches Blut zu Tinte geworden, ſo ſchwarz und gallig, daß mir erſt wieder wohl war, wenn ich's herausgeſchrieben? Schreiben wirſt nimmer! habe ich mir geſchworen, und damit es ſicher war, habe ich mir den Schwur — ſchriftlich gegeben. Nein, nur das Eine laſſet mir, daß ich meine perſönlichen Erfahrungen, Anſchauungen und Seelenzuſtände auf Papierblätter legen darf, in ein verſchwiegenes Tagebuch. Ich habe niemanden ſonſt auf der weiten Welt, ſo will ich mich ſelber vor mir haben, dieſen Blättern mein Inneres anvertrauen, durch ſie zu mir ſelber reden, und daß es nicht der Tag verweht, was mir der Tag gebracht, daß es gleichſam eine einfältige Aufbewahrung ſei des kleinen flüchtigen Lebens und Wirkens auf meinem Sprengel zu Sankt Maria.

Noch an dieſem Tage habe ich meine Sachen ausgepackt und eingeordnet in die Schränke. Auch das geheime Kiſtlein, das jetzt wohl nicht mehr geheim zu halten iſt. Im erſten Jahre meiner Studien hatte ich bei einem Bäckermeiſter ein gar günſtiges Stüblein gehabt. Es lag hinter dem Backofen und zum Fenſter ſchien des Nachts die Laterne herein. Was ich da an Heizwerk und Licht erſpart, davon habe ich mir drei gottloſe Bücher gekauft: Geßners „Idyllen", Rouſſeaus „Emil" und Goethes „Hermann". Durch das ganze Seminar ſchmuggelte ich dieſe verbotenen Geiſter. Alles Leben iſt ihnen ſchon herausgeleſen worden, dieſen Büchern, jetzt liegen ſie da, dürr wie Mumien.

Meines armen Vorgängers Eigentum wollte ich anfangs nicht berühren, aber es drängt ſich mir auf. Die Schnupftabaksdoſe, die auf den alten Folianten liegt, hat es ſo verführeriſch gethan, bis ich ihr eine Priſe entnommen. In der Naſe hat ſich daraufhin nichts gerührt, nicht für ein einziges Helfgott, wie die Regina ſagte. Abgeſtanden. Iſt doch ſchon länger als ein Jahr, ſeit der kranke Herr daraus das letzte Mal geſchnupft haben mag.

An dieſem Tage habe ich auch noch einen Beſuch gemacht bei dem Gemeindevorſtand. Schon vorher hatte ich ihn geſehen, hätte ihn aber in ſeinem Schurzfell und den aufgeſtreckten Hemdärmlingen kaum wieder erkannt. Der Schmied iſt's im Dorfe, Simon Eſchgartner, insgemein genannt der Kimpelſchmied. Ein ſtarker, ſehniger Mann, ſcheint viel Gewicht zu haben im Orte. Er iſt eben dabei, einem großen alten Bottich Eiſenreifen anzuſchlagen; die Taufeln rauchen vor dem glühenden Eiſen, ein paar Hammerſchläge, und feſt ſitzt's. Bei meinem Erſcheinen hat er ſein Käppchen etwas gerückt von einer Seite auf die andere, weiter nicht viel Förmlichkeiten, er iſt bei der Arbeit. Sein Junge, der mit langer Zange Eiſen in die blaulohende Eſſe hält, ſchaut mich deſto freundlicher an; einen ſo ſchönen, weichen Gazellenblick habe ich ſobald nicht geſehen. Ein Weilchen ſitze ich auf der Achſe eines Pfluges, der wohl auch auf das Beſchlagenwerden wartet, ſehe den beiden bei der Arbeit zu, und es iſt mir recht heimlich. Bei der Arbeit gefallen mir die Leute faſt ſo gut wie beim Gebete, bei erſterer ſieht man den Ernſt, die Kraft und das Gelingen, bei letzterem die Demut.

Endlich ſtehe ich auf und ſchäme mich vor den Arbeitern ein wenig meines glatten feinen Stadtrockes.

Der Schmied ſtemmt ſeinen Hammer auf den Amboß und ſtellt an mich einige Fragen. Hernach zupft er den Taſſet meines Ärmlings, zupft ihn ein zweites Mal und ſagt: „Wenn die inwendige Haut nicht rauher iſt, als die auswendige, alsdann wird er kratzen, der Torwalder Wind!“

Verſtanden hätte ich ihn. Antworten muß erſt die Zeit. —

Und jetzt iſt Mitternacht geworden. Gute Nacht zum erſten Mal in Sankt Maria!

In der erſten Nacht habe ich wenig geſchlafen. Immer und immer betrachtete ich mein Glück, die unerwartete Gnade Gottes. — Wie lange iſt es her ſeit jenem Tage, da ich als junger Menſch von kaum fünfundzwanzig Jahren das erſte Mal im Beichtſtuhle ſaß, und vor mir kniete ein achtzigjähriger Greis und vertraute dem Knaben die Laſt und den Kummer ſeines Lebens an! Rat und Troſt hat er von mir erhofft, wie habe ich mich geſchämt! Mein Amt der Gottesſtatt habe ich mir lebhaft müſſen vorhalten, und doch konnte ich dem Manne nichts änderes ſagen, als was irrende Menſchen eben ſagen können. Wie vieler Zwieſpalt ſeit jener Zeit! — Ich glaube, das iſt nun vorbei. Hier in dieſen Bergen, Wolfgang, magſt du Gott überlaſſen, was Gottes iſt, und magſt du thun, was des Menſchen iſt. Hier iſt deine Statt. Was du ſo oft geträumt, ſollſt du es nicht gefunden haben in Sankt Maria? ....

Gegen Morgen nach einem flüchtigen Schlummer empfand ich in der Bruſt eine ſeltſame Beklemmung. Ich riß ein Fenſter auf, um Atem holen zu können. Draußen rauſchte es in den Bäumen, ein lauer Wind.

Das Meßopfer werde ich wohl kaum jemals mit größerer Andacht dargebracht haben, als dieſes erſte in meiner Kirche. Und das war mein Gelöbnis: Alles, was mich ſonſt beſchäftigt und beunruhigt hat, alles Gelehrte und Strittige und Spitzfindige und Politiſche, hier will ich es vergeſſen, dazu hatte mich nur die kämpfende Welt verleitet, es iſt nicht nach meiner Natur. Hier will ich unter Naturmenſchen auch einer ſein. Dieſen armen Leuten ihr geringes Geiſtesleben zu verſchönern, zu erhöhen und auf die ewige Seligkeit vorzubereiten, das iſt meine Aufgabe.

Alle Kirchenſtühle waren beſetzt, die ganze Gemeinde ſchien anweſend zu ſein, und es iſt doch heller Werktag. Am nächſten Sonntage will ich meine Antrittspredigt halten, daß wir uns bald nahe kommen. Recht ſehr überraſcht hat mich die Orgel, und wie ſie geſpielt wurde. Wie Öl geht dieſer weiche Klang ins Ohr und tiefer. Der Schullehrer, der ſie geſpielt, ſtellte ſich mir nach der Meſſe vor. Michael Kornſtock iſt ſein Name. Ein ältlicher Mann mit hoher ſpitzer Stirn und langen Haaren, die rückwärts ſich ringeln über die Achſel hinab. Sie ſind ſchon ziemlich grau, auch ſo der lange Vollbart, der in zwei Spitzen ausläuft, die eine über die rechte, die andere über die linke Bruſt hin. Etwas kurze Beine hat der Mann und einen kleinen Höcker; den dünnen Hals ſtark vorgeſtreckt, immer unruhig in den Geberden, haſtig in Bewegungen, ſprudelnd im Sprechen und alle Worte verſchiedener Gedanken wollen zu gleicher Zeit heraus. Vor lauter Verlegenheit wird er faſt kniefällig und vor lauter Artigkeit ſo grob, daß er mir nicht ein einziges Wort zu ſagen gönnt, jedes begonnene unterbricht und mir ſein ganzes, wer weiß wie lange ſchon bis zum Gupf gefülltes Herz vor die Füße ſchüttet. Die Muſik iſt es, die ihn erfüllt, er komponiert Oratorien, Requiems und Opern und alles was klingt; er hofft von der Zukunft. Viele ſeiner Werke hat er fortgeſchickt an Konzertmeiſter, Regenschoris und Theaterdirektoren. Einige haben ihm geſchrieben, die Sachen wären ſehr gut, ganz vorzüglich und ausgezeichnet, aber unerhört ſchwer aufführbar, es reichten die vorhandenen Kräfte nicht aus und deshalb müßten die Kompoſitionen zurückgeſchickt werden. Von anderen erwartet er noch Antwort; es ſind wohl ſchon etliche Jahre her, ſeit er darauf wartet. Mittlerweile übe er ſeine Kunſt in Sankt Maria, lehre auch die befähigteren Kinder ſingen, blaſen und geigen und führe einzelne ſeiner Werke an Feſttagen auf. Bisher ſei er noch nicht weit herumgekommen. In Alpenzell wäre er ausgebildet worden, dort etliche Jahre Regenschori geweſen. Als aber ein geiſtlicher Bruder durch Liſt und ſanfte Gewalt ſich des Chores bemächtigt, habe er müſſen nach Sankt Maria, was für ihn nur eine Durchgangsſtation bedeute. Sie währe zwar ſchon etwas lang, aber gut Ding brauche Weile. Man würde ſeinetwegen noch einmal die Augen weiter aufmachen, als es ſonſt für einen Dorfſchullehrer zu geſchehen pflege. — Dann ſtellte er gleich eine Bitte an mich. Wenn ich die Gewogenheit hätte, manchmal mich mit ihm abzugeben, ſo möchte ich doch die Gnade haben, hübſch vernehmlich mit ihm zu ſprechen. Die eine Ähnlichkeit habe er nämlich mit dem großen Beethoven — ein ganz klein wenig Schwerhörigkeit. Sage er das aber, ſo ſchreie ihm jeder gleich ins Ohr wie einem tauben Cretin. Und ſo arg ſei es nicht. Manche Leute hätten nur die Gewohnheit, in einem Geſpräche gerade die wichtigſten Sachen ganz leiſe zu ſprechen, als ob man in einem Buche gerade die bedeutendſten Sätze mit den kleinwinzigſten Buchſtaben drucke! Und da thue er lieber bei einem

Bauern den ganzen Tag Hafer dreſchen, als ſo einem Säusler und Murmler und Haucher zuzuhören, wo man trotz aller Anſtrengung doch das meiſte nicht verſtehe. Er ſei keiner von ſolchen, die nicht hören wollen, nur empfehle er ſich in dieſer Angelegenheit meiner gütigen Nachſicht. Der alte Herr (damit meinen ſie immer meinen Vorgänger) habe durchaus nicht laut geſprochen, jedoch aber etwas langſam und deutlich, und da ſei er in der Lage, jedes Wort zu verſtehen. — Ich habe ihm die Erfüllung ſeiner Bitte „hübſch vernehmlich“ zugeſagt, mich heimlich gefreut über dieſen Mann und mir gedacht: Von einem Schullehrer lernt man immer was. „Nicht laut, aber etwas langſam und deutlich“, das paßt auch für die Kanzel.

Einigermaßen wunderlich kommt mir das Wetter vor. Keine Sonne. Die Berge ſtehen klar und zeigen ſcharf ihre ſchwarzen Streifen und Tafeln. Vom Hochgebirge leuchten die Häupter weiß heraus, im Hintergrunde bleigrauer Himmel, ſo daß es iſt, als ob das Licht von den Bergen ausginge. Die Bäume fächeln und rauſchen den ganzen Tag und der Wind bringt manchmal warme Luftwellen wie aus einem Ofen. Auch ſpringen einem aus der Luft jäh laue Tropfen ins Geſicht, und es regnet doch nicht. Alle Runſen und Wege ſind Bäche geworden, über alle Plätze rieſelt das gelbe Waſſer. Im Thale, wo geſtern noch überall der glatte Schnee gelegen, ſtehen heute braune Seen und darinnen und daneben wogen in Kreuz und Krumm trübe Bäche hin und her. Unſere Häuſer ſind durch die leichte Anhöhe geſchützt, faſt jeder hat aber in Hof oder Keller Waſſer. Der Neuwirt erzählt, in ſeinem Keller wären die

Weinfäſſer lebendig geworden und ſchaukelten auf dem Waſſer hin und her.

In der Nacht wache ich auf und höre donnern. Wie ich genauer horche, iſt es aber kein Gewitter, es iſt was anderes. Das rollt und brummt, daß die Fenſter klirren, einmal von nahe, einmal von ferne her, und faſt ununterbrochen. Mir wird unheimlich, ich ſtehe auf, Leute zu wecken. Es iſt aber ſchon laut auf der Gaſſe und mehrere Stimmen ſchreien durcheinander. Ich rufe zum Fenſter hinab, was denn los ſei?

„Die Lahnen gehen ab!“ heißt es, „von den Bergen gehen die Lahnen ab.“

Was da zu machen wäre?

„Beim alten Pfarrer ſind wir halt beten gegangen,“ ſagt ein alter Mann, der mit einer Krücke und einer Laterne und von mehreren Hunden umbellt vor der Hausthür ſteht. „Will der Hochwürdige auch beten gehen in die Kirche, ſo leuchte ich hinauf.“

„Liebſter Herr Pfarrer, gehen wir beten!“ rufen mehrere Weiber zu meinem Fenſter herauf.

„Wir gehen,“ ſage ich, „die kräftigen Männer ſollen aber auf der Wacht bleiben, falls Waſſer kommt.“

„Der Kimpelſchmied ruft die Männer ſchon zuſammen,“ wird mir geſagt, da hört man vom Platze her die Trompetenſtöße, und aus den Häuſern kommen Männer mit Fackeln und Krampen und Beilen und laufen thalwärts, wo die letzten Häuſer unſeres Dorfes ſtehen. Mich will es auch mit hinabziehen, doch die anderen drängen hinauf, der Kirche zu, und wenn ſie Troſt vom Himmel wollen, ſo muß ich ihn ſuchen helfen. Das Thal iſt finſter wie ein Keller. Das Brauſen, Donnern und Krachen dauert immer fort, dazwiſchen das Plärren der Rinder, die ſie aus den Ställen gelaſſen haben. Mir wird ſehr bange. Weiber, etliche Kinder und alte Männer eilen ſchnaufend voraus, auch der Mann mit der Krücke iſt vor mir her, in kaum fünf Minuten ſind wir oben. Der Karl hat am Altare ſchon die Lichter angezündet, ich kniee hin und hebe an, die Litanei aller Heiligen zu beten. „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns! Alle heiligen Engel, Apoſtel, Blutzeugen und Beichtiger, bittet für uns!“ Wie ganz anders, als in gewöhnlichen Zeiten des Lippengebetes bewegt uns das in den Stunden der Not und Gefahr! — Aber ich fand die Andacht nicht, mein Herz war unten bei den Ringenden, vielleicht Ertrinkenden. Wenn der Prieſter bei den Sterbenden nicht iſt, wo ſoll er **denn** ſein? — Ganz jäh breche ich das Gebet ab, werfe das Buch weg und eile thalwärts. — Als die Leute langſam aus der Kirche gingen, ſtand der Mann mit der Krücke am Weihwaſſerkeſſel, beſprengte die Vorübergehenden und ſoll, wie mir nachher mitgeteilt wurde, geſagt haben: „Das hat nicht lang gedauert mit dem Beten! Das iſt mir ein ſauberer Pfarrer, der nicht beten will! Da wird uns der Herrgott wohl verlaſſen, wenn wir nicht beten!“

Die Leute arbeiteten in Abdämmung der Wäſſer raſtlos und faſt wohlgemut. Gegen Morgen wurde das Getöſe etwas ſchwächer. Als es tagte, ſahen wir im Thale die Verheerung. In mehreren Höfen ſollen die Tiſche und Käſten herumſchwimmen. Das Waſſer iſt gelblich braun, hat Luftaugen und ſtellenweiſe fettige Stellen. Nie hätte ich gedacht, daß Waſſer ſo häßlich ſein kann. Von einem beſonderen Unglück verlautet nichts. Aus Unterſchuttbach kam an den Berglehnen ein Jäger herauf, der berichtete, daß dort die Häuſer noch ſtünden, doch wäre das Dorf faſt von allen Seiten unzugänglich. Manche Leute litten Not, aber verdurſten würden ſie gewiß nicht. Aus Oberſchuttbach iſt keine Nachricht da. Der Schmied hat gleich bei Tagesanbruch hinaufgeſchickt, zu ſehen, wie es dort gehe; der Bote konnte nicht hin, es ſind die Brücken zerſtört, die Waſſer rinnen anders, er hätte ſich, ſagte er, ſchier nicht mehr zurecht gefunden. Der Schnee iſt weg, auch an den ſchattſeitigen Hängen. Aus dem Gewäſſer ragt hie und da ein Schuttwall hervor mit entwurzelten Bäumen; unerhört viele Raben ſind da, ſchreien fortwährend und ſchießen oft nieder ins Waſſer. Mein Knecht, der Rupert, will ein lebendiges Reh haben ſchwimmen ſehen. Andere ſprechen von noch anderen Körpern.

Da aus Oberſchuttbach immer noch keine Nachricht kommt, ſo machen ſich mehrere Männer mit allerlei Geräten dahin auf. Mittlerweile erhebt ſich die Mär, unten am Keilerſtein, wo der breite Boden aufhört und der Bach in die Schwarzklammſchlucht hinabfließt, habe eine Rieſenlahn das Waſſer verlegt, daß es ſich ſchon ſtaue bis herauf gegen die Fockenhöfe.

Ich habe einen Rundgang gemacht, ſo weit es möglich iſt. Der Prälat hat geſagt, im Torwald müßte man ſich vier Beine anſchaffen. Jetzt verſtehe ich's, aber ein Dorfpfarrer iſt kein Rittersmann und ſein Weg, ob über Stein oder durch Schlamm, geht per pedes apostulorum.

Die Gießwäſſer ſind bis Mittag nicht kleiner geworden, ſie kommen von höheren Bergen herab. Hinterwärts am Kirchenriegel iſt eine Lahn abgegangen mit mehreren ſchönen Fichten- und Laubbäumen, die jetzt halb im Schutt vergraben auf der Wieſe liegen. Der Bruch im Berg iſt ganz rot, aber gottlob felſig. Bis erſt dieſer Felſen verwittert und verſchwemmt! Da kann mein Sankt Maria wohl noch ein Jahrtauſend ſtehen.

Endlich nach Mittag iſt die Nachricht da aus Oberſchuttbach. Hinter dieſem Orte in den Schluchten ſind mehrere große Lahnen abgegangen und haben im Dorfe drei Häuſer verſchüttet. Aus dem einen Hauſe haben die Bewohner ſich retten können; das andere ragt noch zum Teile aus Erd- und Geſteinmaſſen hervor und man glaubt, die Inwohner könnten noch leben. Das dritte Haus iſt ganz und gar verſchwunden, und kein Menſch kann heute ſagen, wo es geſtanden. Da iſt jetzt keine Zeit zum Schreiben. Der Kimpelſchmied iſt ſchon oben, alles muß hinauf, was Hacke und Spaten tragen kann.

In der unteren Gegend ſteigt der See und kommt von Stunde zu Stunde näher heran gegen das Dorf.

Im Mai 1875.

Nun trage ich nach, wie der Herr uns hat heimgeſucht.

In Oberſchuttbach iſt's noch ſchlimmer, als es ſich anfangs gezeigt hat. Einige Wirtſchaftsgebäude ſind umgefallen und lehnen am Berge, ohne daß ſie aber zerſchellt wären. Ein Haus ſteht gleichſam in der Luft, ſo iſt es unterwaſchen und wenn man zu einem Fenſter hineinſchaut, ſieht man in der Tiefe das trübe Waſſer rinnen. Ein anderes Haus iſt mit Schutt, Baumbruchtrümmern und Wurzelwerk ſo verklauſt, daß man darüber wie durch eine Wildnis hin einen Weg aushauen mußte, um zum Dache zu gelangen. Und durch eine Dachlücke, den einzigen Zugang, ſteigen die Leute aus und ein. Knapp hinter dem

Dorf auf der Schutthalde iſt ein Steinblock liegen geblieben, größer als ein ſtattliches Haus. Er ſoll ſich in den wogenden Maſſen langſam herabgewälzt haben, und ſo oft er ſich übergeſchlagen, habe der Boden gezittert weitum bis zum Hies im Grund hinein. Der allmächtige Gott hat den Block aufgehalten, ehe er auf ſeiner plumpen Wanderung das Dorf erdrücken konnte.

Einen einzigen Mann hatten wir gerettet aus dem Grabe des Lahnſchuttes. Ein junger ſtarker Burſche, ſoll früher voller Luſt geweſen ſein. Nun kauert er ſtundenlang unter dem Ahorn und glotzt ſtier vor ſich hin. Er weiß nichts, als daß in jener Nacht auf einmal die Wände ſeines Schlafgemaches krachten, ſich bewegten und daß die Fußbodenbretter mitten entzweigebrochen und in die Höhe geſchnellt ſeien wie eine aufgeſprengte Fallthür. Und wenn man ihn fragt, was dann? ſo zwinkert er mit den Augen und lacht. — Unermüdlich iſt weitergegraben worden. Da kommt die Botſchaft von der unteren Gegend: Im Bachbett der Schwarzklamm verdurſten die Forellen, am Keilerſtein ſtaut ſich alles Waſſer, und der See reicht bald ans Dorf Unterſchuttbach herauf.

„Beten; beten!“ ſchreit er wieder, der Mann mit der Krücke, den ſie den krumpen Chriſtl nennen. Andere hätten damals freilich kein Heiligenbild anſehen mögen in der Kirche — wie die Himmliſchen ruhig dageſtanden und dageſeſſen ſind, und zwei Ortſchaften mit den Einwohnern ſchweben in höchſter Gefahr! Weil ich immer nur zur Arbeit aufrief, ſo wendete der krumpe Chriſtl ſich an den Meßner: „Geh doch läuten, Karl, daß die Leut' beten kommen. Alles unten beim Waſſer, nau, da werden ſie der Katz' die Schellen anhängen! Derſaufen thun ſie, und wir all miteinand, auch die Unſchuldigen. Bedank' mich ſchön für die Ehr'! Wie kommt unſereiner dazu, mit dem ſündigen Volk zu Grund' zu gehen! Geh, braver Karl, thu' die geweihten Glocken läuten. Die Sündflut, weil die Leut' nimmer beten wollen. Der Pfarrer iſt auch ſo einer! Geh läuten, Karl!" — Dem muß ich einmal was ſagen, dem Chriſtl!

Und iſt tagelang gearbeitet worden, oben und unten. Oben iſt das Waſſer abgelaufen, die Wieſen grünen, überall Blümlein, weiße und gelbe, daß man meinen könnte, unter Schnee und Waſſer ſeien ſie gewachſen. Und gleich daneben Schlamm und Schutt und Steinfelder. Den Bach haben wir erſt ſuchen müſſen in den Rinnſalen, er hat ſich ein ganz neues Bett gewühlt. Zwei Bauern, zwiſchen deren Wieſen er früher die Grenze gebildet, haben gleich anheben wollen zu ſtreiten, da habe ich in Verzagtheit geſagt: „Wartet doch nur, es kommt der See herauf, der macht alles gleich." Und der Kimpelſchmied hat ihnen ſagen laſſen: „Wer jetzt ſtreitet, der wird um ein paar Ochſen gebüßt, und den Boden nimmt die Gemeinde!" Ich traue ihm's zu, dem Schmied, daß er's ausführt.

Aus dem halbverſchwemmten Hauſe zu Oberſchuttbach iſt noch die Leiche eines kleinen Mädchens hervorgebracht worden. Alle übrigen ſind drinnen im ungeheuren Schutthaufen, der mitten im Dorfe aufragt wie ein Berg. Vierzehn Tote, ſagt man. Jetzt kann der Karl läuten gehen.

Unten iſt die Aufregung der Leute eine noch größere. Der See greift immer näher ans Dorf, ja ſtreckt ſchon einen breiten Arm im Halbkreis um den Ort. Viele Einwohner kommen zu uns herauf und können nicht genug ſagen, in was für einem glücklichen Land wir wären, weil wir ein paar Fuß höher liegen! Am Keilerſtein ſollen Hunderte von Menſchen arbeiten; alles, was in der Gemeinde rüſtig iſt, verſteht ſich von ſelbſt, und auch die Vorgegenden, beſonders das Stift, ſollen Leute geſchickt haben. Viele ſind aber ganz mutlos und meinen, einen Berg könne man ſein Lebtag nicht abgraben. Wie? einen Berg nicht? Was iſt denn ſonſt abzugraben, wenn nicht ein Berg? — Es ſoll freilich eine ungeheure Wucht ſein, die den Abfluß verlegt. Wenn es ſo iſt, dann adieu, mein Torwaldthal, dann fahren ſie in Zukunft mit dir auf Schiffen und die Sage wird es in ferne Zeiten tragen: Drei blühende Dörfer — vielleicht machen ſie auch Städte draus — ſind verſunken im See. —

Am erſten Sonntag wollte ich eine ſchöne Grußpredigt halten, nun ſoll's was anderes werden. Das Waſſer im unteren Thale ſteigt. Es ſteigt langſam Tag für Tag. Freilich ſteigt es deſto unmerklicher, je breitere Flächen des Thales es einnimmt. Von allen Bergen kommen die Waſſer nieder und können nicht abfließen. Der Schulmeiſter hat berechnet, daß bis Peter und Pauli auch Sankt Maria unter Waſſer ſteht. — Und über unſerem Elende liegen ſonnige Frühlingstage!

Ich mache das letzte Aufgebot und nehme ſelbſt eine Haue über die Achſel. Zu den Weibern gehe ich um: „Zum Keilerſtein hinab! Wer will mit?“ — „Wenn der Pfarrer ſchon meint, das beſte Gebet wäre ſolches Zugreifen in der Not, und wenn er ſelber hinabgeht, ſo bleiben wir auch nicht daheim,“ dieſes ſagen ſie, „und wenn ſich der Menſch hilft, ſo wird ihm Gott auch helfen.“ — Schaufeln, Krampen, Eiſenſtangen, Schubkarren und was an Zeug eben noch vorhanden, das nehmen ſie über die Achſel. Aber auch Mehlſäcke und Brotlaibe und Schmalzkübel für ſich und ihre Männer. Wenn nicht ſo harter Ernſt, wäre es drollig geweſen, wie jetzo an der Spitze von etwa zwölf ältlichen Weibern — denn die jungen ſind ſchon unten — der Pfarrer Wolfgang ausgezogen iſt, um den Drachen zu töten. Der krump Chriſtl hat uns nachgerufen, er wolle fleißig beten, daß wir doch was ausrichten könnten. Der Schulmeiſter iſt auch mit uns; er hat kein anderes Werkzeug, er trägt mit kurzen ſchnellen Schrittlein die Idee hinab, ob man den angeſchütteten Berg nicht unter ſich durchbohren könne? Die Torwalder hätten ſchon einmal ein Loch gebohrt für die Leute — die Wurmlucken — warum ſollten ſie nicht auch eins zu wege bringen fürs Waſſer? — An den Berghängen hinkletternd, brauchten wir faſt drei Stunden bis hinab. Zwiſchen den Waldſtämmen blinkte der helle See herauf, er war gar nicht mehr ſchlammig, vielmehr faſt klar und blau wie ein ferner Gebirgsſee, man will ſogar ſchon Fiſche drin herumſchwimmen geſehen haben, im neuen See. Er richtet ſich ein, den ſtädtiſchen Naturfreunden zu lieb ſehr ſchön zu werden. Jetzt ſteht mitten im See noch der Tannenwald heraus, morgen werden in ſeinen Wipfeln die Schwalben des Waſſers niſten — die Forellen. Unterſchuttbach liegt da wie ein kleines Venedig.

Als wir gegen die Enge kommen, wo der Keilerſtein faſt ſenkrecht aufſteigt, ſehen wir ihm gegenüber hoch oben ſchon den breiten Bruch, wo die Lahn, oder vielmehr der Bergſturz ſich losgelöſt hatte. Auch hören wir das Krachen der Schüſſe. Die Schuttböſchung wimmelt von emſig arbeitenden Leuten. Sie ſprengen Steine, ſie ſchurfen und graben, ſie zerſägen geſtürzte Baumſtämme, und unzählige Karren ſchaffen das Geſtoſſe fort. Trotzig und kühn arbeiten ſie an gefährlichen Stellen, hochgemut ſpielen ſie ſich aus, einer für alle, es herrſcht ein Gedanke und ein Wille und eine Kraft, und das Volk vom Torwald iſt ein ſtarker Mann geworden. Es gelingt, ſchrie etwas in mir auf, als ich die bereits erreichten Erfolge ſah. Mehr als zur Hälfte war der Hügel durchſchnitten. Der Schmied ging immer hin und her und traf Anordnungen. Sein halbwüchſiges Söhnlein, der Rolf, ſtand mitten in Schutt und Geſtein und hieb mit dem Krampen flink drauf los. Dieſer Junge gefällt mir, ſo oft ich ihn ſehe. Es iſt etwas ſo Sicheres, Gerades und dabei ſonnig Warmes in ihm. Er ſchaut nicht um ſich, er arbeitet drauf los, als ob er allein das Thal zu retten hätte, er macht dabei ein ſo fröhliches Geſicht, als ob er überzeugt wäre, daß es gerettet werde. — Als die Leute ſahen, daß auch der Pfarrer und der Schulmeiſter da waren, ſchienen ſie neuen Mut zu ſchöpfen. Der Schulmeiſter kletterte gleich über das Geſchütte zum Schmied hin und gab ſeinen Rat, mit einem langen Brunnenbohrer ein Loch durch zu machen. Mit dieſem Rat kam er freilich zu ſpät, es war ſchon um einen Bohrer geſchickt worden, und nun ſtellten der Schulmeiſter und ich uns an und bohrten. Zuerſt ſind wir ausgelacht worden, als aber durch das Loch ein erſtes Brünnlein zu ſprudeln begann, und wir ein zweites anbohrten, begriffen ſie es. Schafft man dem Waſſer auch nur ein ganz enges Sträßlein, dann bohrt und gräbt es ſchon ſelber mit und richtet mehr aus als ein Schock Leute.

Noch die ganze folgende Nacht wurde gearbeitet bei rotem Fackelſchein. Recht munter ſind wir dabei geweſen.

Eine große Gefahr, gegen die man ſich wehrt, iſt lange nicht mehr ſo unheimlich, als eine oft viel geringere, der man thatlos gegenüberſteht. Aber am Morgen kam die Nachricht, der See ſei ſchon vorgedrungen bis zu den erſten Häuſern von Sankt Maria, und reiche an Neuwirts Zaunthor dem Kruzifix bis an die Knie. „Mit dem Zaunthorkreuz hebt's an und mit dem Kirchturmkreuz hört's auf," hieß es. — Da begannen, etwa neun Uhr Vormittags, ſachte unſere Erdmaſſen lebendig zu werden. Die Leute ſtoben auseinander und an die Berglehnen hinan. Nicht mehr arbeiten, nur noch zuſchauen! Wenn ich's nur beſchreiben könnte, wie das zu ſehen war! Die von beiden Seiten durchwühlte Scheidewand hub an zu bröckeln, zu rutſchen und ſtürzte endlich ſchwer und faſt lautlos ein. Sofort ſanken auch die anderen Wälle zuſammen und mit unbeſchreiblicher Gewalt brach das Waſſer hinaus. Grauſig wirbelte, ſchäumte, toſte die trübe dicke Hochflut, alles mit ſich reißend, durch die Schwarzklamm hinab. An den Ufern rollten die Lahnen, ſtürzten die Bäume, und die Steinwachten wälzten ſich zwiſchen rinnendem Schlamm und wogenden Stämmen langſam hinaus.

„Jetzt möchte ich aber kein Haus haben, das draußen in der Grünau ſteht," ſagte ein Mann, und viele ſtimmten ihm bei.

Der Schullehrer that Freudenſprünge. Zwar ſagte er es nicht laut, insgeheim jedoch hielt er ſich für den Retter, obſchon jedermann wußte, daß die Bohrarbeit ſchon vorher vom Kimpelſchmied angeordnet worden war. Der gute Kornſtock, wenn er nur nicht auch als Komponiſt etwa zu jenen gehört, die ganz ausgezeichnete Einfälle haben — aber allemal etwas ſpäter, als ein anderer. — Unter den Leuten wurde nun das Verlangen laut, der Herr Pfarrer ſolle auf der Stelle eine heilige Dankmeſſe leſen. — Dieſe Altarſteine ringsum ſind zwar von Gott dem Herrn geweiht, doch müßten ſie, um darauf Meſſe leſen zu können, auch vom Biſchof geweiht ſein.

Der See läuft langſam ab. Ein ungeheures Schlammfeld bleibt zurück. Das ſonſt übliche Bewäſſern und nötige Düngen der Wieſen, ſagen die Leute, ſei dies Jahr überflüſſig. So lohnt ſich die Arbeit am Keilerſtein zwiefach. Mir ſind ſie ſchon zuthunlich, und etliche meinen, wenn der Pfarrer nicht geweſen, ſo wäre es nicht ſo gut ausgegangen. Mein Gott, Worte! Was hätten ſie genützt, wenn ſie nicht befolgt worden wären!

Aus Oberſchuttbach haben ſie das Mädchen gebracht, welches hervorgegraben wurde. Es iſt unter den Trümmern zwiſchen verklemmten Balken in ſeinem Bette gelegen wie ſchlafend, ganz unverſehrt; man weiß nicht, warum es des plötzlichen Todes verſtorben iſt. Das Särglein haben ſie am Kirchenriegel auf den Waldanger niedergelaſſen vor dem heiligen Joſef. Aus allen drei Dörfern ſind Menſchen dageweſen, um dieſer einzigen Leiche ein feierliches Begräbnis zu geben, das den übrigen Verunglückten verſagt iſt. In dieſem unſchuldigen Kinde wollen wir gleichſam auch die anderen Toten mit Segen, Gebet und Glockengeläute in das Grab legen. — Jetzt wollten ſie aber da beim Joſef nicht vom Fleck kommen, als warteten ſie auf etwas. Standen die Leute ſo herum und ſchauten auf den weißen Bretterſarg und auf mich. Endlich tritt der Kimpelſchmied an mich heran und teilt mir mit, daß der alte Herr immer die Totenbeſchau gehalten hätte — und ich möchte halt auch ſo gut ſein. Daraufhin habe ich nicht ſtudiert, und nach dem, was ich weiß, müßte ich zu jedem ſagen, der da ſtarr ausgeſtreckt liegt: Bruder in Chriſto, du biſt nicht geſtorben, du wirſt auferſtehen und ewig leben. — Aber den verfallenden Leib muß man doch beſtatten, und das darf geſetzlich nur nach erfolgter Totenbeſchau ſein. Kein Arzt iſt vorhanden im ganzen Torwald, alſo bin ich hingetreten. Den ſchon früher gelockerten Sargdeckel haben ſie abgehoben. Da liegt ein Engel; die ſchmalen Hände über der Bruſt gefaltet, umwunden von einem Roſenkranze. Weiß gekleidet und mit wächſernem Geſichte, wächſern bis in den Mund, in die Naſenhöhlen hinein. Das ſchwarze, mitten geſcheitelte Haar iſt umwunden mit einem Rosmarinzweige. Die langen Wimpern ſind ſo leicht geſchloſſen, daß man zwiſchen ihnen durch das bläuliche Blaß des geronnenen Augenſternes ſehen kann. Ich taſte die Wangen an — kalt wie Lehm. Alles iſt herbeigeeilt, um in den Sarg zu ſchauen, ich winke, ſie ſollten ihn ſchließen. Dann ſind wir mit ihm vollends hinaufgegangen zum Kirchhofe. Die jungen Lärchen und Birken grünen, in allen Sträuchern und Wipfeln zwitſchern die Vögel, Hummeln klingen umher, über dem engen tiefen Gräblein gaukelt ein weißer Falter, die Sonne leuchtet hell und warm vom Himmel nieder — ſo haben wir den Menſchenleib hinabgeſenkt. Kein Klagelaut der Anweſenden, aber an manchem ſtoßenden Schluchzen merkte ich, wie viel Weh da mit Gewalt zu verwürgen war. Sind doch auch ſolche da, die Vater, Mutter, Bruder und Kameraden unter dem Schutthügel begraben wiſſen und jetzt ihrer gedenken. . . .

Grabreden ſind bei uns nicht Sitte, mir aber iſt das Herz ſo voll, daß ich nach der Einſegnung ungefähr die Worte ſage: „Meine lieben Pfarrkinder! Ehe es mir noch gegönnt geweſen iſt, als Ankömmling öffentlich ein Wort des Grußes zu euch zu ſprechen, und die Bitte, daß ihr auch mir eure Herzen aufthun möchtet, wie ihr meinen hochwürdigen Herrn Vorgänger lieb gehabt habet, und euch auch ſagen, daß ich zu euch ſtehen will in aller Zeit: ehe mir das gegönnt geweſen iſt, hat es der Herr gefügt, daß wir durch ein großes Unglück, durch eine ſchwere Prüfung uns nahe geführt worden ſind. So haben wir unſere Zuſammengehörigkeit ſchon beweiſen können. Ich habe in dieſen wenigen Tagen die Torwaldbewohner kennen gelernt und geſehen, daß ſie großer Liebe wert ſind. Hier vor dem Grabe, hoffend die Auferſtehung von den Toten und das ewige Leben, gelobe ich, der Pfarrer von Sankt Maria, euch ein treuer Lehrer und Freund zu ſein. Auf dem großen Grabhügel zu Oberſchuttbach will ich ein Kreuz errichten laſſen zur ewigen Erinnerung, daß Pfarrer und Pfarrkind, Lebendige und Tote im Namen des göttlichen Erlöſers vereinigt ſind.“

Ich habe aufhören müſſen, alle miteinander hat uns die Bewegung übermannt.

Dann ſind wir in die Kirche gegangen zum Totengottesdienſt für die Verunglückten. Kein Katafalk, kein Totenſchädel und keine ſchwarze Fahne. Die Heiligen ſchauen freundlich von den Wänden, die Engel lachen, die Sonne ſpielt in roten, blauen und grünen Funken am Kronleuchter, die Orgel klingt lieblich und die Schulkinder ſingen lebensfriſch ein faſt freudenreiches Lied. — Das ſehe ich ſchon, leicht kommt der Tod nicht auf in dieſem

Thale. — Nach dem Gottesdienſte, als die Leute ſich zerſtreut haben, um an ihre alltäglichen Arbeiten zu gehen, bleibe ich noch oben und ſchaue über die Kirchhofsmauer hinaus in die Gegend. Jetzt habe ich eigentlich erſt geſehen, wo ich bin. Die Landſchaft iſt von unbeſchreiblicher Schönheit und Größe. In der Ebene Wieſen, Wald und weiße Sandhalden mit dem ſchimmernden Fluſſe. Dann in weiter Runde das hohe Gebirge. An der vorderen Bergſohle Menſchenwohnungen und Äcker, weiter hinan blauender Wald, dann Almmatten mit den weißen Eierlein der Sennhütten, die freilich in dieſer Jahreszeit noch verlaſſen ſtehen werden. Hinter dieſem Vorgebirge ſtarrt da und dort eine Felsbank herüber. Und erſt gegen Sonnenuntergang hin! Hinter Oberſchuttbach ſollen die Thalſchluchten noch ſtundenweit fortgehen, aber lauter Stein und Sand. Und dann baut ſich um dieſes Hinterthal das hohe Gebirge. Wie es heute daſtand im Sonnenſcheine, ſtarrſchründig aufragend, teils mit Schutthalden, die nach unten hin breit auslaufen, nach oben hin in Äſtelungen ſich verlieren zwiſchen den Wänden. Und in den Hochkeſſeln der Schnee. Die dunklen Flächen werden Zirmbeſtände ſein. Und über den Zirmhöhen hinterwärts iſt ſie hingegoſſen, die ungeheure, die eherne Eisſcholle, aus welcher unzählbare dunkle Felswälle, Riffe und Spitzen aufſteigen, und aus welcher ewig unſere Wäſſer rinnen. — Und alles ſo ſtill und fern und unermeßlich . . . .

Der Schullehrer war zu mir getreten. „Heute iſt ſie klar, Herr Pfarrer!“ ſagte er in ſeiner haſtigen Redeweiſe „eine Pracht, eine Pracht. Wenn man ſo etwas muſizieren könnte, Herr Pfarrer!“

„Es iſt Muſik für das Auge.“

„Wahr iſt's, wahr iſt's. Und erſt wenn man hinaufſteigt auf dieſe Muſik! Bin ſchon oben geweſen. Es iſt ſchrecklich, Herr Pfarrer, es iſt ganz ſchrecklich. Heute kann man ſogar den höchſten Punkt ſehen — ein Zehntauſender! Das hohe C, ſage ich immer.“

„Das Gebirge heißt die Hohe Rauh, wie ich höre.“

„Hat ſeinen Namen nicht umſonſt, Herr Pfarrer!“

„Und welches iſt der höchſte Punkt, den Ihr ſo muſikaliſch bezeichnet?“

„Ich erſuche, Herr Pfarrer! Stellt Euch genau daher, wo ich jetzt ſtehe, und ſchaut einmal gerade über dieſen Baumwipfel hin, ja über den da! Der Uhrzeiger kann zu Mittag nicht ſchärfer auf Zwölf zeigen, als dieſer Wipfel auf die Bergſpitze, die der höchſte Punkt iſt. Weit hinter den Eisfeldern, ſeht Ihr es, Herr Pfarrer? Ein ganz kleines Zacklein, ein weißes. Das hohe C, ſage ich immer. Die Leute nennen es das Lichtl.“

Es ſoll nämlich an jener Spitze manchmal eine Schnee- oder Eisfläche von der Sonne ſo beſchienen werden, daß ſie wie ein Lichtlein herableuchtet in unſer Thal, beſonders früh morgens, wenn es hier noch dunkel iſt.

Als wir weiter gehen, wird mein Schullehrer immer zerſtreuter, nicht vom Totenfeſt redet er und nicht vom Gebirge. Und endlich zieht er ein zuſammengefaltetes bedrucktes Papier aus der Bruſttaſche. „Herr Pfarrer!“ ſagt er faſt ſchämig, bleibt ſtehen und giebt mir das Papier in die Hand, „leſet das! Das Angeſtrichene! Heute iſt's gekommen!“

Während ich's that, ſtrich er mit den Händen ſeinen langen Bart nach beiden Seiten über die Bruſt aus und ſchaute mich an.

„Da muß man ja gratulieren!“ konnte ich ſagen. Es war eine Zeitungsnotiz. In Eichfurt hatte ein Geſangverein beim Liederkonzert eine Nummer gehabt: „Süßes Lieb, behüt' dich Gott, von Michael Kornſtock. Mit Klavierbegleitung.“ Nichts weiter zwar, wie es geſungen worden, ob es gefallen hat, aber mein Langbart war überglücklich. „Nun geht's vorwärts!“ ſagte er. „Wenn die Welt erſt einmal davon weiß, dann wird ſich's ſchon thun. Auch die Opern kommen dran, nur Geduld muß man haben. Geduld bringt Opern. Ich habe auch wieder ein paar Lieder gefunden, Herr Pfarrer, das Schönſte, was es giebt!“

Er ſammelt nämlich Volkslieder, Texte und Melodien, und bearbeitet ſie für Kunſtſänger. Ganz ſchön! Nur will ich jetzt auch einmal ſehen, ob im Schulhauſe die Kinder leſen und ſchreiben lernen.

Wie wir durch das Kirchhofsthor hinaustreten wollen, ſteht an der Mauer der krumpe Chriſtl. Er bewohnt, wenn er nicht auf Beten oder Betteln aus iſt, ein Stüblein bei Karl dem Großen, wie der Schullehrer den Meßner und Schneider Karl Groß nennt. Der Chriſtl ſchaut nun den Kornſtock ſpitzig an und ſagt, er hätte mit dem Herrn Pfarrer allein zu reden. Und als er mit mir allein iſt, vertraut er, daß er beichten möchte und die heilige Kommunion empfangen, und zwar gleich zur Stunde.

„Seid Ihr nicht wohl?“ frage ich ihn.

„Dank der Nachfrage. Aber weil der Menſch nicht oft genug die heiligen Sakramente empfangen kann! Und es iſt halt ſo viel was Großes um die heilige Speiſung.“

Die Beichte habe ich ihm abgehört, die Kommunion kann er erſt morgen nach der Meſſe empfangen. Das war ihm nicht ganz recht. „Wenn Einer des jähen Todes verſterben muß, ohne göttliche Wegzehrung!“ war ſein Bedenken.

Ein wunderlicher Patron. Ein abgehauſter Bauer. Vor lauter Beten der Arbeit vergeſſen, ein Dorfſchmarotzer geworden. Die Leute nennen ihn auch den Hunds-Chriſtl, weil ihm auf der Gaſſe alle Hunde nachlaufen und anknurren. Wenn er dann mit ſeiner Krücke herumfuchtelt, werden die Tiere noch aufgebrachter, begleiten ihn bellend, oder kallen ihm ſo lange nach, als er zu ſehen iſt. — Sein Fuchteln mit der Krücke, das ſchreckt ſie nicht, denn dreinhauen kann er nicht. Wenn er dreinhaut, fällt er um.

Am 29. Juni.

Wenn uns bös Wetter verſchont, ſo kriegen wir ein außerordentlich fruchtbares Jahr. Futter in Überfluß, treibt ſchon die Viehpreiſe hinauf. Das Korn, ſagen die Leute, iſt ſeit Menſchengedenken nicht ſo gut geſtanden, als heuer. Das macht der Schlamm. Es iſt denn auch alles guter Dinge, und wenn man in den Abendſtunden ſpazieren geht, ſo hört man ſingen und juchezen von allen Seiten.

Heute iſt aber freilich ein ernſter Tag geweſen. Zu Oberſchuttbach auf dem Lahnhügel haben wir das Kreuz eingeweiht. Der Hügel ragt mitten im Dorfe auf, wo Gemüſegärten ſind geweſen und die zwei Häuſer; ein fermer Berg. Ein Fußſteig iſt angelegt worden bis zum Scheitel hinauf, und dort oben ſteht jetzt das Kreuz. Es iſt aus Lärchenholz gezimmert, rot angeſtrichen und drei Mann hoch. Ein Rieſengrabhügel und ein Rieſengrabkreuz. Der Lehrer hat mit ſeinem Chor das ſchöne Lied vom Kreuzſtamm Chriſti angeſtimmt, und der reine Sommernachmittag iſt groß und feierlich gelegen über unſerem Totengedächtnis, und die Berge haben ſo freundlich und unſchuldig herabgeblickt, als ſeien es nicht ſie geweſen, die dieſes Grab geſchichtet.

Während ich nach der Benediktion die Litanei der Heiligen Gottes bete, hebt auf einmal jemand an, laut zu lachen. Ein Lachkrampf. Derſelbe Burſche, der aus dem Schutte gerettet worden war. „Hi hi," lacht er unverſiegbar, „jetzt ſollt' ich unten liegen und ſteh' oben; ſteh' oben und muß Litanei beten. Für mich ſelber — hi, hi!"

Ganz unheimlich. Der von den Toten Erſtandene iſt ſeither im Kopfe nicht mehr in Ordnung. Manchmal, wenn er arbeiten ſoll, legt er ſich ins Gras, reckt alle Viere von ſich und meint, er wäre ohnehin im Himmel.

Das erinnert mich an jenen drolligen Bettelmann zu Hohenmauth. Der hatte immer geſagt: „Sterben muß jeder einmal, aber ich hab's ſchon hinter mir. Ich bin im Schloßteich ertrunken. Dann bin ich wieder lebendig worden, und ſeither nehme ich kein Leid und keinen ungiltigen Kreuzer mehr an, denn ich bin in der ewigen Seligkeit."

Am 25. Juli.

Endlich iſt's im Geleiſe, und ich kann alles ruhig zu Papier bringen. Wenn das eine Chronik von Sankt Maria werden ſoll, ſo müſſen auch die Leute und der Alltag herein. Will's jetzt beiläufig beſchreiben, wie ich's angetroffen habe im Torwald.

Etliche ſiebzig **Bauernhöfe** und ein **Dutzend Kleinhäuſler.** Feldbau, Viehzucht, Holzwirtſchaft. Das Torwaldholz iſt reif, kernfriſch und hart wie Stein, das hat als Bauholz Anwert draußen, wo man die Bäume ſchon als Junglinge und Weichlinge niedermetzelt, und gar ſolche nicht mehr genug findet. Bei uns giebt's Holz bis zum Ende der Welt. Was die Leute hier zum Leben brauchen, das bauen und ſchaffen ſie ſich ſelbſt, man ſieht wenig Geld und braucht auch wenig. Meine Vorgänger haben immer noch den Zehnten eingehoben. Dann nach den Aufſchreibungen für eine Meſſe dreißig, für ein Amt fünfzig, für eine Taufe zwanzig Kreuzer, für ein Begräbnis mit halbem Kondukt und Libera zwei Gulden der Kirche. Den Zehnten halte ich aufrecht, die kirchlichen Handlungen will ich nicht mit Ziffern meſſen. Wir haben Sachen genug, ſagt die Regina, wir brauchen's mit dem beſten Willen nicht auf, was ſie an Mehl, Fett, Fleiſch, Eiern, Geflügel, Wolle, Leder und Flachs darbringen. Wir können noch Arme ſpeiſen und kleiden. Gegenwärtig hat die Gemeinde neun Arme, die ihr Brot nicht verdienen können. Dann gehört zum Pfarrhof noch Wald, Feld, Wieſe und ein ſchöner Garten, im Ganzen ſollen es ſechsundzwanzig Joch ſein. Die Regina iſt zum Glück eine gute, reſche Hauswirtin; ich thäte alles verhauſen, mag mich um ſo Sachen nicht viel kümmern. Auch einen Knecht haben wir, den Rupert, ſozuſagen für die Hausmeiſtergeſchäfte; alle übrigen Arbeiten und Herſtellungen beſorgt die Gemeinde. Will ich einmal hinausfahren über das Riedeljoch, ſo ſtehen mir des Schmieds Paar Ochſen mit dem Karren zu Dienſten. Mich verlangt's aber gar nicht hinaus. Ich mag gar nicht zurückſchauen in die weite Welt, nicht mit dem Auge und nicht mit dem

Herzen. Mich hat Gott geführt, heim zu meiner Idylle. Nicht die Idylle Rouſſeaus und Geßners iſt es, eine viel hausbackenere, aber nahrhaft. Ausnahmen auch hier, im Ganzen jedoch tüchtige, gute, einfältige, zufriedene Menſchen. Ich will dieſer Zuſtände Hüter ſein den Reſt meiner Tage.

Meine Pfarrsleute ſind nicht groß gewachſen, aber kernig, nicht gerade ſchön von Geſtalt, aber geſund, nicht geiſtig hervorragend, aber klug und weniger wild leidenſchaftlich als ſchalkhaft gemütlich. Vielleicht werde ich auch noch andere Eigenheiten zu verzeichnen haben. Ihr Beruf iſt die Arbeit vom frühen Morgen bis in den Abend, ihre Erholung iſt oft wieder die Arbeit, oder die Religion. Was anderen etwa der Lehrſaal, der Konzertſaal, das Theater, die Bildergalerie, das Muſeum iſt, das iſt den Leuten im Torwald die Kirche. Sie nehmen die Religion weniger als eine Pflicht, denn als ein Bedürfnis. Und ich möchte auch nicht ſtrikte behaupten, daß ihre guten Seeleneigenſchaften gerade nur Folge der Religion ſind; dieſe bergumfriedeten Menſchen ſind von Natur aus redlich, geduldig, wohlwollend und fromm. Von keiner Thür iſt je ein Armer unbeſchenkt gegangen, und die Thüren haben keine Schlöſſer. Krankheiten, Widerwärtigkeiten werden wie etwas Selbſtverſtändliches gelaſſen ertragen. Doch ſind im Jahre drei oder vier Tage, wo ſie mehr als bis zur Sättigung eſſen und ſich betrinken. Auch etliche uneheliche Kinder habe ich im Pfarrbuche vorgefunden und ſogar einen Totſchlag erſt im vorletzten Jahre. Von einigen wohlhabenden Bauern erzählt der Tratſch, daß ſie ihr Geld in eiſernen Töpfen vergraben hätten. Das Hauptvergnügen der Wirtſchaftsbeſitzer beſteht in ihren Ochſen und Kälbern, ein ſchöner Rinderſchlag iſt ihr Ziel, dem zu Liebe ſie ſogar Reiſen machen, um in anderen Gegenden gute Gattungen zu ſuchen. Die Stadtherrſchaften würden lachen, wenn man ihnen von einer Rinderäſthetik erzählen wollte; es giebt eine ſolche, und mein Lindenhofbauer wäre einer Kanzel für Äſthetik der Viehzucht vollkommen gewachſen. Dafür iſt der Torwalder Rinderſchlag auch weitum wohl berufen. Das Fuhrwerk wird nur mit Ochſen beſorgt; Pferd iſt kein einziges im Torwaldthale. Roß iſt Hoffart, ſagen ſie, der Reiter iſt hochtrabend, von oben herab; der Fahrer verliert die Freude am Heim und kutſchiert in der Weite um. Roß iſt Lump. Während der Ochſe auf jeden Bergſteig hinankann, geht das Roß auf breiten Straßen, wo die Wirtshäuſer ſtehen.

Die Nahrung der Leute iſt aus Mehl, Milch, Fett und Gemüſen; Fleiſch nur an Sonn- und Feiertagen. Die Kleidung, heißt es, ſoll aus drei L beſtehen: Leinwand, Loden, Leder. Die Männer halten es auch, und ich glaube, daß ihre Kniehoſen und Joppenſchnitte ſeit der erſten Beſiedlung des Thales die gleichen geblieben ſind. Die Weiber haben ſchon eher Neigung nach neuer Mode und beginnen Baumwollzeug an ihre Leiber zu hängen. Die Wirtstochter aus Unterſchuttbach iſt am Pfingſtſonntage mit einem rotſeidenen Buſentuch in die Kirche gekommen, darob Verwunderung auf der einen, Abſcheu auf der anderen Seite. Der Kimpelſchmied hat dem Krämer-Baſil ſagen laſſen, wenn er ſo „Fetzwerk“ ins Land bringe, würde er einmal unliebſamen Nachtbeſuch kriegen. Es ſoll hier ſo etwas wie Haberfeldtreiben vorkommen, bin aber noch nicht dahintergekommen. — Die Höfe ſind geräumig und aus Holz gebaut, die Wände an der Wetterſeite mit

Schindeln verſchalt; die Dächer aus gleichem. In den Küchen überall das offene Herdfeuer; wo der Sparherd aufkommt, kommt das Sparen ab, ſagen ſie. Die Stuben, zwei bis drei in jedem Hauſe, haben niedere Thüren und kleine Fenſter, ſind aber häufig mit Zirmholz ausgetäfelt und man ſitzt recht heimlich drin. Die Hauspoſtille fehlt nirgends, die Leute ſcheinen doch auch bei der alten Schule leſen gelernt zu haben. In den meiſten Häuſern Reinlichkeit, auch in den Hütten wird an Samſtagen der Fußboden geſcheuert. Da iſt kein Vergleich mit den Bauernhäuſern draußen auf dem Lande, in denen man ſich nicht niederlaſſen kann, ohne einen Flecken am Kleide oder gar lebendige Anſiedelung zu bekommen.

Die Geſchlechter im Torwald ſind dieſelben aus alten Zeiten. Seit im Jahre 1580 das Pfarrbuch geſtiftet worden, faſt immer die gleichen Namen. Und ſollen ſchon früher von alters her dieſelben Geſchlechter hier gehauſt haben, vor den Völkerwanderungen geſchützt durch die hohen Berge. Reines Torwalderblut, aber doch unterſchiedliche Tropfen! Ich merke ſchon etwelches. — Die Dienſtboten ſind in den Höfen anverwandt und werden als zur Familie gehörig behandelt. Der älteſte Sohn des Hauſes bekommt den Hof, die übrigen Kinder dienen ihm entweder als Geſinde, oder erhalten ihren Erbanteil ausbezahlt und verdingen ſich in andere Höfe. Sie heißen Knechte und Knechtinnen, aber von Knechtſchaft iſt keine Rede; ſie leiſten, was ſie können, anders macht's auch der Beſitzer nicht; ſie haben, was ſie brauchen, mehr hat zumeiſt auch der Beſitzer nicht. — Die Jagd gehört dem Stifte und Wildſchäden giebt's. Der jetzige Prälat vergütet ſie gerne, er iſt nicht ſtrenge, wohl wiſſend, daß der Bauer ſeine Saaten vor dem Wilde ſchützen muß. Früher einmal ſoll die Gemeinde ihre Jagd ſelbſt ausgeübt haben, da vernachläſſigten ſie die Arbeit, und jeder wollte mit der Büchſe gehen; des klagten die Älteſten ſehr in Eingaben ans Stift, darauf iſt ihnen die Jagd wieder abgenommen worden. In neuerer Zeit iſt eine andere Gefahr aufgetaucht. „Seit das Soldatenleben ſo kurz iſt, bleiben ſie länger aus," ſagt der Schmied. „Fort müſſen alle, manchem gefällt es draußen beſſer, ſie gehen in die Fabrik, zur Eiſenbahn und kommen nicht wieder heim. Sie haben nicht mehr das Heimweh, wie in früheren Zeiten. Wir ſind alleweil unter uns geweſen, haben es auch ſo einrichten wollen, daß unſere Pfarrer und Schullehrer geborene Torwalder wären. Aber wenn wir einen Studenten hinausgeſchickt haben, ſo iſt er in paar Wochen allemal vor lauter Heimweh wieder zurückgekommen."

Einen bemerkenswerten Bund haben die Torwalder mit dem Stifte geſchloſſen, der Steuern wegen. Wie zur Zeit der Tributpflichtigkeit liefern ſie auch heute noch die Naturalien ins Stift, und dieſes zahlt dafür das Bargeld an die Steuerbehörde. Der Schmied hat eine Magd, die immer fürwitzig dreinredet, wenn ſie etwas hört. Wie wir vor kurzem über die Steuern ſprechen, ruft ſie: „Uh Joſel Joſel! Steuer zahlen müſſen wir den Herren? Sollen lieber ſie uns Steuer zahlen dafür, daß wir fleißig arbeiten und ihnen was zu leben geben!' Das iſt dieſelbe Magd, die mich immer auslacht, weil ich Hoſen anhätte und mir alleweil in den Augen kalt wäre. Das war ſo gemeint: Mein Vorgänger hatte hohe Stiefel getragen, deren glänzende Rohren bis unter den Mantel heraufgelangt hatten; ich trage lange Hoſen und da wundert ſie ſich darüber. Und warum ich Winterfenſter trüge auf der Naſe, wenn mir nicht in den Augen kalt wäre? — Hohe Stiefel werde ich mir wohl auch anſchaffen müſſen, hier zu Lande iſt an den Beinen Leder beſſer als Tuch. Die „Winterfenſter“ kann ich freilich nicht wegthun, ein Seelſorger ſieht nicht leicht zu ſcharf.

In Vielem hat mich der Schmied unterrichtet, der Simon Eſchgartner. Mit dem plaudere ich recht gern eins, iſt ein kluger Mann. Er ſpricht immer unter „wir“, und meint damit ſtets die Gemeinde. Ein helles Köpflein iſt auch ſein Sohn, der Rolf. Dieſer Junge hat oft überraſchend wunderliche Gedanken, wenn man ihn feſthält. Sonſt klettert er aufs Dach der Schmiede hinauf, wo grünes Moos wächſt auf den Schindeln. Dort ſtreckt er ſich nach aller Länge in die Sonne und verlegt ſich aufs Wachſen. Liegt auf dem Bauch, ſtützt den Kopf auf die Fäuſte und lieſt aus A. A. Waibels „Leben Jeſu“. Der könnte ſtudieren und mein Nachfolger werden. Aber ich glaube, er will auch nicht hinaus und gerade der Rolf ſoll einer ſein von denjenigen, die aus dem Stiftsſeminar davon und vor Heimweh wieder in den Wald gelaufen ſind.

Einigen Kummer bereitet mir Karl Groß, der Meßner. Er ſoll in früheren Jahren als Handwerksburſche viel in der Welt herumgekommen ſein, und da hat er am vorigen Sonntage beim Unterſchuttbachwirt erklärt, er wiſſe vieles zu erzählen, und er glaube an keinen Gott. Die Leute haben ihn bloß ausgelacht, ich aber — der davon gehört — habe ihn darüber zur Rede geſtellt. Anfangs hatte er Ausflüchte, in die Enge getrieben, geſtand er auch mir unumwunden ein: Er glaube an keinen. Er habe noch nie einen geſehen, außer ſolche, die er ſelber gemacht — aus Weizenmehl. Und einer, der ſo viel zwiſchen Altären und Heiligenbildern herumzukriechen habe wie ein Kirchendiener, und doch nichts wahrnimmt, dem könne man es nicht verübeln. Ein wahres Entſetzen, wie er das ſo ganz ruhig auf mich hergeſagt hat. Sonſt ein fleißiger Menſch, der Weib und Kind brav ernährt und chriſtlich züchtet; auch als Kirchendiener muſterhaft. Es iſt nicht zu verſtehen.

„Groß,“ ſage ich zu ihm, „narret Euch nicht, Ihr glaubt es ſelber nicht, daß Ihr nicht glaubt. Nach dem dritten Glaſe hat ſchon mancher eine Dummheit geſagt.“

Da giebt er kleinlaut bei, er ſehe jetzt zwar kein Glas vor ſich, kein drittes und kein erſtes, aber mir zu liebe wolle er dergleichen nimmer ſagen.

„Ihr ſollt es auch nicht denken!“ rufe ich aus.

Da fährt der fürchterliche Menſch fort: „Es iſt noch keiner zurückgekommen. Beim Beten bleibt alles ſtill da oben, im Elend greift kein Arm herab und den Heiden geht's nicht ſchlechter als den Chriſten. Wie verlaſſen der Menſch im Unglück iſt, das hat man im heurigen Frühjahr wieder geſehen bei der Überſchwemmung.“

Raſch hackte ich da ein: „Und gerade bei dieſer Überſchwemmung hat ſich Gottes Hilfe augenſcheinlich gezeigt.“

„Die Leute werden ſich wohl ſelber geholfen haben,“ ſagt der Karl leiſe, „aber mein Gott, es ſchickt ſich nicht, mit dem Herrn Pfarrer über ſolche Sachen zu reden, und ich bitte um Verzeihung.“

„Nein, Groß, ſo entkommt Ihr mir nicht. Denkt nur einmal nach darüber, ob Sankt Maria einen glaubensloſen Kirchendiener brauchen kann!“ Kaum das Wort geſprochen, habe ich es ſchon bereut. Fortſtoßen, anſtatt heranziehen! Und das will ein guter Hirt ſein? Ich wollte ihm gleich ein liebreiches Wort ſagen, nämlich, daß ſeine Thaten chriſtlicher für ihn ſprechen, als ſeine Worte, da lenkte er ſchon ein: „Iſt ja ein Unſinn. Manchmal, wenn man dem Teufel ein Ohr hinleiht, ſetzt er einem halt Hörner auf.“ Daß er noch an den Teufel glaubt, war mir gleich ein Troſt, wenn auch ein ſchlechter. „Ich thu's eh einſehen,“ fährt der Schneider fort, „daß die Leute einen Glauben haben müſſen . . . ſonſt wären ſie gar nicht zu bändigen, ſeh's eh ein . . . .“

So iſt er fortgegangen und ahnt wohl nicht, welche Bangigkeit er in mir zurückgelaſſen. „. . . daß die Leute einen Glauben haben müſſen . . . ſonſt ſind ſie nicht zu bändigen . . . !“ Sollt's denn wirklich auch da im Torwald ſolche Bekenner geben? — Einen Finger von meiner Hand wollte ich mir abſchneiden laſſen, wenn der Karl das nicht geſagt hätte!

Am nächſten Tag bei der Meſſe war er wieder der eifrige fromme Altardiener, der laut und mit andächtiger Miene einen Roſenkranz vorbetete. Der krump Chriſtl hätte freilich lieber drei Roſenkränze gehabt, ſtatt einen. Der bleibt nach dem Gottesdienſt allemal noch lange knien in ſeinem Kirchenſtuhl, und ſeinen bewegſamen Lippen iſt es anzuſehen, wie heftig er betet. Dann geht er noch zu den Heiligenbildern umher und küßt ſie, dann reibt er ſich mit dem Altartuch ſeine Stirn, endlich klappert er dem Ausgange zu und beſprengt ſich am Keſſel über und über mit Weihwaſſer. Zuletzt betet er noch draußen vor dem Kreuze. Wenn er für ſeine Wohlthäter beten wollte, da hätte er freilich recht, doch ſo viel aus ſeinen Reden zu merken iſt, bittet er Gott und die Heiligen immer nur, daß ſie ihn nicht ſollten in die Hölle kommen laſſen. Die Hölle, das iſt ſeine Sorge und Angſt bei Tag und Nacht. Jedem, dem er beikommen kann, mahnt er, nur alleweil fleißig zu beten, ſonſt komme er in die Hölle. Die Sünden nur allemal geſchwind beichten. Und es ſei ja alles Sünde. Eine Todſünde ſei die Hoffart, und wer hoffärtig iſt auf einen neuen Rock, wie der Schmiedpoldl, oder auf eine ſilberne Uhrkette, wie der Schneider Karl, der komme in die Hölle. Eine Todſünde die Trägheit, und wer des Morgens im warmen Bett die heilige Meſſe verſäumt, wie der Zimmermann Sepp an Sonntagen, der müſſe in die Hölle. Eine Todſünde die Völlerei, und wer ſich Einen antrinkt, wie letztens der Zaunſtiegelbauer und der Teichgraber-Golo, der fahre in die Hölle. Und wer einem Weibsbild nachſchaut, wie die jungen Burſchen all' auf der ſchlechten Welt und ſogar die alten Männer noch, die Bockskerle — und die Todſünde nicht beichtet — hinab mit ihm ins ewige Feuer! — das iſt ſo des Alten Chriſtenlehre, weiß Gott, wer ſie ihm beigebracht. Die Kanzelreden über Liebe, Opferwilligkeit, Geduld, Gnade, Gott und Himmel befriedigen ihn nicht. „Für den Himmel ſind die Leut' ſchon viel zu ſchlecht!" ſagt er gerne. Jede Woche wenigſtens einmal kommt er zum Beichtſtuhl, und da habe ich ihm letztens zurufen müſſen: „Chriſtl! So bringt doch nicht allemal einen ſackvoll fremder Sünden mit, bringt doch auch Euere eigenen!"

Dieſe beiden, der ungläubige Karl und der bigotte Chriſtl wohnen beiſammen, Wand an Wand. Sollte das ein Spaß vom lieben Herrgott ſein?

Den Meiſter Simon, den Schmied, ſehe ich des Werktags nie in der Kirche, nur Sonntags. Da ſitzt er in ſeiner Bank, ſchaut nicht nach rechts und nicht nach links, nur in ſein Gebetbuch. Dieſes läßt er in der Bank liegen die Woche hindurch, und die großen Brillen als Merkzeichen zwiſchen den Blättern. Bei der Arbeit braucht er ſie ja nicht. Einmal habe ich in dem Gebetbuche geblättert, es iſt ſehr alt und hat einen großen Druck. Auf den leeren Blättern vor dem Titel ſind des Schmiedes Vorfahren aufgeſchrieben, ihr Geburts- und ihr Todesjahr. Die Reihe der Eſchgartner geht weiter zurück als unſer Pfarrbuch, und alle ſind Bauern und Schmiedmeiſter geweſen im Torwald. Ein wahres Adelsgeſchlecht, aber eins, das ſeit Jahrhunderten fleißig gearbeitet hat.

Am 15. Auguſt.

Schmieds Rolf, der blonde Junge, iſt heute bei mir geweſen mit der Bitte, ihm ein Buch zu leihen. Dem Schulmeiſter ſeine Sachen habe er ſchon alle geleſen, Feiertags hätte er aber Zeit. Ich merke ſchon lange, daß Bücher auf ihn wirken. Ein Gemüt wie Wachs. Das wäre einer zum Verdorbenwerden, wenn er in unrechte Hände käme. Ob er nicht noch einmal ins Stift hinaus möchte? Er ſchüttelt raſch den Kopf — daheim wäre es luſtiger. Ich gab ihm die Nachfolge Chriſti und einen katholiſchen Volkskalender, daß er auch Bilder angucken könne. Bilder möge er nicht, war ſeine Antwort, die thäten ihn eher vom Gedanken abbringen. Es ſei ſchon recht, meinte ich, an Ruhetagen die Seele ſo durch das Reich Gottes ſpazieren zu führen. Und wenn er in den

Büchern etwas nicht verſtehe, ſo möge er nur zu mir kommen.

„Es iſt alles zu verſtehen,“ antwortet er.

Na freilich iſt alles zu verſtehen! — Kindskopf!

Den 16. Auguſt.

Meine Berufsgeſchäfte verlangen jetzt nicht viel Zeit. Das Predigtſtudieren hatte ich mir anfangs angelegen ſein laſſen; ich war ungeübt und mußte memorieren. Man hätte manchen Sermon gleich in den Druck geben können, ſo ſorgfältig war er ausgearbeitet. Die Pfarrkinder ſind dabei eingeſchlafen. Erſt als ich eines weiten Verſehganges wegen mich eines Tages nicht vorbereiten konnte und dann auf der Kanzel nur ſo, wie mir ums Herz war, herausgeſprochen habe, ſchauten ſie mich an und etliche hätten — weiß die Regina — naſſe Augen gehabt. Nach dem Amen ſagt die Gemeinde ein lautes Vergelt's Gott. Seither mache ich's öfter ſo, ſpreche gerne aus dem Evangelium, aus der Bergpredigt, erzähle Legenden, ſo zuhalb in ihrer Mundart, als ob ich in den Häuſern mit ihnen redete, knüpfe gerne an ihre Freuden und Leiden, an die Eigenſchaften, Schönheiten der Jahreszeiten an, rede ſtrenge, wenn ich ſie übermütig weiß. milde und troſtreich, wenn ſie in beſonderen Anliegen ſind — und habe die Kirche voll Zuhörer. Das ſechſte Gebot muß oft herhalten, auch das vierte recht eindringlich auszulegen iſt nicht überflüſſig. Gerne hören ſie von der Mutter Gottes, vom Schutzengel, von lieblichen Dingen, die ſie gerade nicht immer an ihre Pflicht erinnern. „Es war,“ das klingt ihnen angenehmer, als „du ſollſt“. Geſchichten und Beiſpiele ſollte kein

Prediger verſchmähen, aber nicht zu aufdringliche! Ich möchte ſchon auch faſt von Predigten ſagen, daß jene die beſten und wirkſamſten ſeien, die nicht — moraliſieren.

Am liebſten hören ſie, daß ihnen der Herrgott zu Lohn für ihre Tugenden ſchönes Wetter bei der Heuernte geben wird. Und im Ganzen: kurze Predigt, lange Wurſt, das wäre ihr Begehren.

So hätte ich nun recht viel Zeit zum Schreiben. Doch dünkt mich, ich ſoll das Leſen vorziehen. So leſe ich Ähren draußen bei den Schnittern. Die Frucht ſteht wunderſchön, die Leute ſind guter Dinge trotz der ſchweren Arbeit. Ein ſolches fröhlich dankbares Einheimen der Gaben des Himmels iſt ein wahrer Gottesdienſt.

Vorgeſtern bin ich vom Felde abgerufen worden. Ein Bote aus dem Gebirge war da. Auf der Zaunſtiegelalm habe ſich die Sennin durch den Sturz über eine Felswand ſchwer verletzt. Eilends hole ich aus der Kirche das Chriſam und das Allerheiligſte, die Regina ſteckt noch Brot und Rauchfleiſch in die Taſche, die der Bote mitſamt dem Lichte zu tragen hat, und ſo ſind wir hinaufgeſtiegen. Nach zwei Stunden über graſige Almen hin. Vor den Hütten knien, als wir vorbeikommen, Hirtner, und grüßen den Herrn in Brotsgeſtalt, der ſelten genug über ihre Matten wandelt. Als wir endlich in die Hütte der Zaunſtiegelalm treten, liegt die Kranke auf dem Stroh reglos da, mit ſtarrem gebrochenen Auge. Am Munde Spuren von Blut. Zu ſpät. Ein junges Weib, die Züge noch verzerrt vor Todesſchreck. Ein knocheneckiger rotbärtiger Menſch iſt vorhanden, der wühlt mit ſeinen braunen Fingern in den Haaren und macht der Toten die heftigſten Vorwürfe. „Eine ſündhafte Leichtſinnigkeit und nichts anders!“

ſchreit er ſchrill auf. „Als ob nicht Futter genug wär überall! Aus den böſen Wänden heraufholen! Eine ſündige Leichtſinnigkeit! Zu Trutz biſt in die Wände, du ſchlechte Dirn! Und abwalgen! Und jetzt biſt geſtorben!“ Brüllend warf er ſich über die Leiche. „Und jetzt kannſt nicht ſelig werden, meinetwegen, mußt ins Fegefeuer, meinetwegen!“ Nachher ſinkt er vor mir aufs Knie, ich habe noch das Hochwürdigſte in der Hand, die Finger klammert er ineinander und ſchreit um Barmherzigkeit für die arme Seel'! „Zuſammengehalten haben wir halt, wir zwei, in ſchlechter Leibſchaft. Und jetzt hat ſie nimmer beichten können! Nimm's von mir an, Herrgott, heiliger, daß ich ſtatt ihrer die Sünd' kann beichten!“

Einen ſolchen Auftritt muß man ſelbſt erleben, mir iſt's ganz kalt über den Rücken gegangen, wie dieſer Waldmenſch ſo wild für ſeine Geliebte um Gnade ruft. Ich werde ihm wohl einige gute Worte geſagt haben, auch die Leiche geſegnet und angeordnet, wann man ſie auf den Kirchhof bringen ſoll.

Hernach gehe ich ins Freie und ſchaue hinaus ins weite ſtille Bergland. Unſer Thal iſt tief hinter den Vorbergen wie verſunken. Dort drüben ſtehen die Felsrieſen, liegt das grauenhaft zerriſſene Meer des Eiſes. O du ewige Bergwelt, was haſt du an dir ſchon aufblühen und was ſchon ſterben geſehen!

Bei der Thalwanderung diente die Laterne des Boten nicht mehr dem Sakramente allein, das ich wieder mit heimtragen mußte, ſie diente auch uns im finſteren Walde bei einbrechender Nacht. Zu Thal gekommen, redeten wir ein weniges miteinander. Vom verzweifelten Manne oben in der Hütte wußte mein Begleiter nicht viel mehr, als daß er der Holz-Hoiſel genannt ſei, weil er in den Waldungen Holz hacke, und daß man ſich bei ihm nicht auskenne. Der alte Herr — mein Vorgänger — habe in ſeiner letzten Zeit mit dem Hoiſel zu thun gehabt, aber man könne nichts ſagen, weil man nichts wiſſe. — Vom alten Herrn ſprechen ſie immer wieder, er muß bei den Leuten wohl in hohen Ehren geſtanden ſein. Neunzehn Jahre lang iſt er auf dieſer Pfarre geſeſſen, nach allem, was ich über ihn erfahre, iſt er voller Gewiſſenhaftigkeit, Opferfreude und Sanftmut geweſen. Beiſpiele werden erzählt, in welchen er wie ein Heiliger daſteht. Ich fragte meinen Weggenoſſen, was man denn eigentlich ſage darüber, daß er ins Irrenhaus hat müſſen gebracht werden?

„Was wird man denn ſagen?“ entgegnete der Bote, „iſt halt nimmer und nimmer daheimgeblieben, immer draußen herum über Berg und Thal. Einmal hat er ſich eingebildet, er iſt ein Schulmeiſter, dann, er iſt ein Jäger, nachher iſt er gar ein Landwächter geweſen, der Verbrecher verfolgen muß. Immer von Gerichten und Galgen geſprochen — und ſonſt ſo ein gemütlicher Herr, Gott weiß es! Einbeeren, ſagt man, ſoll er gegeſſen haben, davon wird man ſo. Iſt heim und wieder fort und wieder heim, hat alleweil geſchrieben, und kein Menſch weiß was — und dabei im Kopf — ganz verloren, nicht mehr predigen können, bei der Meſſe laut zu beten angefangen für Leute, die auf dem Galgen hängen — na, bis ſie ihn halt nachher abgeholt haben. Im Narrenturm hat er nimmer lang gelebt.“

Die Regina weiß auch nichts, unter Weinen ſagt ſie nur immer: „Und wie er ausgeſehen hat, wenn er von ſeinen Irrfahrten heimgekommen iſt! Haut und Knochen!“

„Herr Pfarrer!“ hätte ſie geſagt, „was iſt denn das?“ Darauf er: „Was das iſt, meine liebe Regina? Ein ſchweres Schickſal! Ein ſchweres Schickſal!“

Am 18. Auguſt.

Die Almerin haben wir heute beſtattet. Über ihren Tod hat die Regina eine geheimnisvolle Andeutung vernommen, als hätte die Arme ihn abſichtlich geſucht, und als hätte ſie einen Grund dazu gehabt. Ihr Liebhaber, der Holz-Hoiſel, iſt nicht beim Begräbnis geweſen, aber nachher iſt er zu mir in den Pfarrhof gekommen. Er getraut ſich kaum, mir ins Geſicht zu ſchauen. Vor den Leuten ſchäme er ſich, aber mit dem Pfarrer müſſe er reden und drei Seelenmeſſen leſen laſſen. Schon ſein hirſchledernes Geldbeutlein mit dem Riemen zieht er auseinander.

„Stecket das nur ein, Hoiſel, die Meſſen ſollen geleſen werden. Ihr müſſet aber auch was thun, um ſie zu erlöſen.“

Gott ja, er ſei gerne bereit, für die Abgeſtorbene eine Wallfahrt zu verrichten und Abläſſe zu erwerben.

„Abläſſe ſind recht gut, mein lieber Hoiſel, aber es iſt ein neues Patent herausgekommen, daß ſie nicht mehr durch Wallfahrten erworben werden können, ſondern nur durch einen ſittſamen Lebenswandel.“

„O Herr Pfarrer!“ ruft er aus. „Sittſamer Lebenswandel! geſagt iſt's leicht. Wie oft hab' ich mir's ſelber vorgenommen, bei meinem Augenlicht hab' ich mir's vorgenommen, bei meiner Mutter Seel hab' ich mir's vorgenommen. Für die Katz iſt's! Wenn die Verſuchung kommt, ſo iſt ſie da! Je länger man ſie zurücktaucht, um ſo ſtärker ruckt ſie nachher für. Nimmer eſſen, nimmer ſchlafen kann man; die Adern ſpringen wie im Nervenfieber, vor den Augen blau wie zum Schlagtreffen — wild wie ein Tier, daß man ſich ſelber nimmer kennt, und wenn die Sonne aufgeht, iſt man ein armer Sünder." Dann ſpringt er durch das Zimmer hin, wieder zurück: „Halt ja, Herr Pfarrer! In der heiligen Weih weiß man's nicht ſo. Aber das wüſt' Fleiſch und Blut — da iſt der Teufel los!"

„Ich verſteh Euch ja, ich verſteh Euch, Hoiſel. Aber ein feſter Vorſatz muß doch ſein!"

„Den nehm ich mir, und faß ihn heute wieder. Brav will ich werden, nur um die Gnad', um die Losſprechung bitt' ich tauſendmal. O mein Herr Pfarrer, ich bin ein großer Sünder!"

Wie einem da zu Mute wird, wenn ſo eine ringende Seele um Hilfe ſchreit, und man iſt ſelber ein ſchwankendes Rohr im Sturm. Mein Gebet, meinen Rat habe ich ihm verſprochen, was er auch für Anliegen haben möge, er ſolle zu mir kommen aus ſeinen Wäldern. Ein faſt rätſelhafter Geſelle. Als er das ihm vorgeſetzte Glas Wein trinkt, hebt er an zu lachen, lacht ganz ungebührlich laut, dabei fliegen über ſein wetterderbes Geſicht rote Flecken und er zuckt zuſammen. Da habe ich mir gedacht: du armer, heißer Menſch!

Den 24. Auguſt.

Erkundigungen über den Holz-Hoiſel eingeholt. Man wird nicht klug. Ein wilder, wetterwendiſcher Burſche.

Heuchler? Nein, das nicht, das nicht. Im Pfarrbuche ſteht er als im Jahre 1847 geboren, Sohn einer böhmiſchen Teichgräberin, die vierzehn Tage lang in Arbeit geſtanden im Torwald. Alſo ohne hieſige Zuſtändigkeit. Nach ſeinen Militärjahren, wiſſen die Leute, iſt er längere Zeit Pferdeknecht im Stifte geweſen, dann verſchollen, vor zwei Jahren wiedergekommen und im Haſelbachwald als Holzknecht eingeſtanden. Als Holzer ſoll er ſehr tüchtig und anſchickſam ſein, beſonders im Brückenbau über Schluchten, weshalb er in den Stiftswäldern immer Arbeit findet. Daß kein Weibsbild auf die Almen wolle, ſeit der Hoiſel im Haſelbachwald iſt, ſagt man ihm nach. Andere loben ſein frommes Herz. Bei Wallfahrten, Bitt- und Bußgängen, wie ſie in den Ortſchaften draußen veranſtaltet werden, ſei er allemal dabei. Für die armen Seelen! ſage er. Auch Meſſen laſſe er leſen, Geld habe er immer. Die frommen Übungen verrichte er am liebſten unbemerkt. Einmal ſei er beobachtet worden, wie er ſich in die Holzerhütte eingeſchloſſen und mit Dornenruten ſeinen Leib gegeißelt hätte. — Wo iſt da der Heuchler? Ich bleibe dabei, es iſt ein armer, heißer Menſch!

Am 30. Auguſt.

Die Schule iſt in Ordnung. Auf der Gaſſe ſind die Kinder überartig und vor lauter Handküſſen iſt nicht weiterzukommen. Wenn ſie ſtatt dieſes Brauches ruhig einen chriſtlichen Gruß ſagen, wird es mir lieber ſein. Das Schulhaus iſt geräumig, wird aber zu klein für fünfundſiebzig Kinder, und ein Lehrer iſt faſt zu wenig. Der Kornſtock thut, was er kann, ſie leſen, ſchreiben, rechnen, ſingen. Fähigere kennen die Grundzüge der Geſchichte und ein bischen Naturgeſchichte. Der Kimpelſchmied ſpricht immer davon, daß auch ein wenig Landwirtſchaft, aber eine, wie ſie für Torwald paßt, gelehrt werden ſollte. Ich dächte auch, das wäre wichtiger als der Unterricht über die Geſchichte der Perſer oder über die Sitten und Gebräuche der Neger Afrikas. Der Lehrer wieder meint, das Allerwichtigſte ſei ſingen, geigen und klarinettblaſen. Noch die täglichen Abendſtunden und die Nachmittage an den Sonntagen verwendet er zum freiwilligen Muſikunterricht. Die Knaben ſind recht gelehrig, und ſo macht der gute Mann der Gemeinde ein großes Geſchenk. Geſang, Muſik, beſſer kann man das Leben nicht zieren. Dafür erwartet der Kornſtock die Erkenntlichkeit Gottes. Mit jeder Poſt, das heißt, ſo oft ein Fuhrwerk hereingefahren kommt von draußen, ſoll die Nachricht einlangen, daß ſeine neueſte Oper im Opernhauſe zu Wien aufgenommen iſt und bereits einſtudiert wird. Steht er dann vor dem Wirtshauſe ſo herum, wenn Karren ankommen; zu fragen, ob etwas für ihn da ſei, wagt er kaum. Bekommt er einmal einen Brief, ſo zittert er vor Aufregung — bald hernach iſt er in ſich gekehrt und wortkarg. Etliche ſeiner Kompoſitionen ſind ſchon gedruckt worden, und er hat die Kirchenmuſikanten damit beſchenkt. Mich deucht, er giebt ſeine blutigen Groſchen hin für den Druck. Und kommt doch nichts dabei heraus, als daß der Name ſchwarz wird. —

Wenn ich in der Schule bei den Kindern ſitze, hat er manche freie Stunde für ſeine künſtleriſchen Beſtrebungen. Ich pflege in der Schule einmal in der Woche Katechismus, zweimal Evangelium und Apoſtelgeſchichte. Auf der Kanzel erzähle ich den Leuten, in der Schule müſſen die Kinder mir erzählen, was ſie aus den heiligen Büchern geleſen, oder was ſie ſonſt darüber für Meinungen haben. Was das eine nicht weiß, das weiß ein anderes, und der Herr Jeſus iſt uns ſchon ein ſo guter Bekannter geworden, daß die kleine Apollonia des Reithofbauers mir vor kurzem die vertrauliche Mitteilung machte, ſie ſtricke daheim Winterſtrümpfe für den lieben Herrn Jeſus.

Seine biſchöfliche Gnaden hat mir beim Abſchiede geſagt, im Torwald könnte ich meine Ideale praktiſch ausüben. Etwa, um zur Überzeugung zu gelangen, daß ſie nichts taugen? Und als ob Sankt Maria gerade gut genug wäre für einen Verſuchshof? Mein Wirken dahier ſoll eine redliche Antwort ſein, wie ernſt es mir iſt. Manchmal iſt mir aber doch zu Mute: Ach, hätteſt du anſtatt Kanzel und Schulzimmer die Druckpreſſe! — Aber es geht raſch wieder vorüber.

An heißen Tagen halte ich den Religionsunterricht nicht im Schulhauſe, ſondern draußen unter der Linde. Die Amſeln und die Finken dürfen auch mitreden. Heute habe ich die vier letzten Dinge behandelt. Beim Tode und dem Gerichte war keine rechte Stimmung, jedoch als wir an die Hölle kamen, machten die Kleinen den Kreis enger um ſich zuſammen, und die Maria Lanzel kicherte: „Wo die Teuxelein ſind mit den Hörnern, gelt?“ — Auch für Kinder iſt die Hölle auf die Dauer kein geſunder Aufenthalt, hingegen gedachte ich beim Himmel etwas länger zu verweilen. Als ich ihnen den Himmel als den Wohnort der Seligen erklärt hatte, wo alle Wünſche erfüllt werden, begann ein Ausfragen, wie ſie ſich den Himmel vorſtellten. Die Mädchen ſind mit den Antworten fixer bei der Hand, als die Knaben. So ſagte die Roſalia Hüter: „Im

Himmel, da iſt's halt luſtig, da thun die Engelein muſizieren und tanzen.“ Die Agatha Brennſcheit ſagte: „Im Himmel giebt's alle Tag Lebzelten und Meth, ſo viel man mag.“ Der Johann Almbauer: „Im Himmel hat's Vögel mit brinnroten Federn und guldene Vogelhäuſeln, daß man ſie hineinthun kann.“ Die Juliana Schindlacher: „Im Himmel thut mein Mutterl auf mich warten.“ Der Alois Stangel verhielt ſich fragend: „Herr Pfarrer, thun ſie im Himmel kegelſchieben?“ Und der Michel Ramſauer: „Wenn ich in den Himmel komm', ſo leg' ich mich aufs Heu und ſchlaf!“ Dagegen rief die kleine Kunigunde Reitbauer: „Je, der will auf dem Heu liegen! Im Himmel giebt's gar kein Heu, gelt, Herr Pfarrer?“ — Hierauf frage ich den kleinen Sohn des Ulrich am Stein, der etwas abſeits ſitzt und träumeriſch in die Zaunhecke ſtarrt: „Na, Karl, und was meinſt denn du?“ Er ſchrak auf und ſtammelte: „— meinſt — meinſt denn du? —“ „Haſt auch du ſchon darüber nachgedacht, wie es im Himmel ſein wird?“ „— Himmel ſein wird?“ ſtotterte er nach und blickte mich hilflos an. „Je,“ rief die Kunigunde, „der weiß nicht einmal, wie's im Himmel iſt!“ — „Weißt du es?“ frage ich ſie. Darauf die Kleine: „Im Himmel iſt es halt ganz blau und die Leute gehen in weißen Leintüchern herum und haben Lichter in der Hand.“ — „Und vom lieben Gott ſaget ihr gar nichts?“ — „Der iſt gar nicht oben,“ rief der Anton Achenberger überlaut, „der Gott iſt ja in unſerer Kirche drinnen.“ Und der Stefan Schnabelegger etwas abſeits zum Nachbar: „Wenn der Gott daheim iſt oben im Himmel, da iſt's eh nicht luſtig, da muß man alleweil beten.“

Ich glaube ſchier, daß dieſe Religionsſtunde für mich lehrreicher war, als für die Kinder. Für einmal läßt man die liebe Naſeweisheit hingehen; durch nichts lernt man die Leutchen beſſer kennen, als durch das, wie ſie ſich den Himmel vorſtellen. Nächſtens will ich ihnen was ſagen, obſchon ſelbſt unſereiner vom Himmel nicht viel mehr weiß, als das Söhnlein des Ulrich.

Den 5. September.

Mehrmals habe ich ſchon ſprechen gehört von den Steinfranzel-Leuten, die ganz drinnen im hinterſten Winkel des Rauhgrabens ihre kleine Wirtſchaft haben. Ortsbekannt iſt ihre beſtändige Heiterkeit und Gaſtlichkeit. Kein Wäldler und kein Almer raſtet an Steinfranzels Haus, ohne daß ihm eine Schale Milch oder ein Stück Brot geboten wird, um ſich daran zu erquicken. Dabei ſind ſie, der Mann wie das Weib und die Kinder, ſtets guter Dinge, wiſſen immer ein friſches Liedel oder ein ſpaßhaftes Wort. In der Kirche fiel mik der große Menſch auf, der das kleine Rundgeſicht hat und den ſtrohfalben Schnurrbart drin. Er ſteht immer neben dem Taufbecken, obſchon er auch in der Sitzbank Platz hätte neben dem Zimmermann Sepp und meinem Knecht Rupert. Sechzig Jahre alt ſein, die ganze Woche Gras mähen oder Hafer ſchneiden und am Sonntag den Sitz verſchmähen, das iſt mein Steinfranzel. Bei der Predigt habe ich keinen aufmerkſameren Zuhörer als ihn, und je nachdem ſein rotes Geſicht in die Länge oder in die Breite geht, weiß ich, ob meine Worte ihm gut ſind oder nicht.

Nun erzählt beim Tabakkrämer der Hirt von der Grießelalm, daß ihm bei ſeiner letzten Einkehr im Steinſranzel-Hans etwas aufgefallen ſei. Die Leute wären zwar freundlich geweſen, hätten ihm aber weder Milch noch Brot, noch was anderes angetragen, und die Kinder ſähen nicht ſo friſch aus wie ſonſt. Er habe dann das Weib gefragt, wie es gehe, das hätte ſo ein wenig geſeufzt und dann kleinlaut geantwortet, es müſſe ſchon gut ſein.

Weil heute ein ſchöner Tag zum Wandern war, ſo bin ich hineingegangen in den Rauhgraben. Von Oberſchuttbach noch faſt zwei Stunden. Selbſt um die Mittagszeit hat dieſer Graben an den meiſten Stellen keine Sonne. Der Bach quirlt und ſchäumt in der Tiefe zwiſchen den Felsblöcken daher; der Weg ſteigt an den Hängen einmal rechts, dann wieder links am Ufer ruppig auf und ab; die Bachbrücken beſtehen immer nur aus zwei nebeneinandergelegten Baumſtämmen, die zumeiſt ohne Handhabe ſind. Gleich im Frühjahre hätte ich mich über ſolche Stege nicht wagen dürfen ohne Führung eines Genoſſen, jetzt geht's ſchon allein und mit einem langen Stocke, den man nötigenfalls anſtemmen kann. Ich habe an die Schulkinder denken müſſen, die dieſen Weg zu machen haben. Der Sturm muß in dieſen Schluchten arg hauſen, an den Lehnen liegen und hängen oft mehr Bäume, als deren ſtehen, und manch knorriges Fichtenungetüm iſt über den Bach hingeworfen und hat ſein Geäſt eingebohrt in die Ufer, oder läßt es rütteln von den ſchäumenden Wellen. Dann kommt man zu einer Kohlenbrennerei, von welcher die Holzkohlen in breiten Buckelkörben herausgeſchafft werden zum Schmied, der giebt Korn und Eiſengeräte dafür, damit der Kohlenmann ſich nähren und neuerdings Bäume ſchlagen und verkohlen kann. Weiter hinten wird aus dem Graben ein mäßig breites Thal, und da ſchauen die lichten Steinberge nieder. Etliche Kleinhäuslerwirtſchaften ſind da herum und als die letzte derſelben, am ſteilen Waldrande, ſteht das Steinhäuſel. — Am Wieſenraine rechen zwei halberwachſene Knaben gemähtes Futter zuſammen; weiter oben ſammelt ein Mädchen Bruchholz; an der Hausecke hockt ein etwa zweijähriger Junge und nagt an einer Feldrübe. Im Hauſe, in das ich eingehe, hat das Weib eins an der Bruſt und hat's ſo eingerichtet, daß es während der Mahlzeit des Jüngſten an einem Strumpfe für den Älteſten ſtricken kann.

Als ich eintrete, ſteht ſie auf, ſchaut mich an und ſagt gedämpft: „Ja — iſt er's oder iſt er's nicht! Das müßt' man doch heilig in den Rauchfang hinaufſchreiben, wenn das der Herr Pfarrer wär!“

„Schreibt es nur hinauf, Steinfranzel-Bäuerin,“ ſage ich. „Will doch einmal ſehen, was ihr macht miteinander, da in des Herrgotts Extraſtübel herinnen!“

Sie ladt mich ein zum Niederſitzen auf die Bank, ſtreicht vorher mit der Schürze den Staub von derſelben, wirft das Kind aufs breite Bett, das hinter dem Ofen ſteht, und eilt hinaus. Der Kleine und ich unterhalten uns miteinander in der Weiſe, daß er ſich vor mir fürchtet und ein helles Geſchrei erhebt, ich ihm aber in ausgeſucht freundlichen Worten meine vollkommene Ungefährlichkeit zu beweiſen ſuche. Das Weib höre ich in der Nebenkammer herumrennen, dann in der Küche, dann auf dem Dachboden, endlich kommt ſie mit einem Holzteller, darauf iſt Käſe und Brot. Der Käſe iſt zu einem grünlichen Brei auseinander gefallen, das Brot iſt riſſig und hat einen grauen Bart.

„Eine Schand und eine Schmach iſt es!“ ruft ſie, einzelne Silben lange ausziehend, „juſt heut, wo ich mit gar nichts kann aufwarten, aber ſchon rein mit gar nichts!“

In ihren welken Zügen lag es wie Schreck und Verzweiflung, daß ſie nichts anderes vorzuſetzen hatte. Und doch ſtand das Beſte, was im Hauſe war, jetzt auf dem Tiſche. Dann erfuhr ich, daß ſie neun Kinder haben, wovon fünf ſchon rechtſchaffen arbeiten können. Der Alte und die Buben ſind hinter dem Schachen oben. Immer kam ſie darauf zurück: „Aber ſchon gar nichts aufzuwarten! Schämen muß man ſich wohl!“

Insgeheim ſchämte ich mich, nichts mitgebracht zu haben, da man ohnehin eine Ahnung hatte.

Hinter dem Schachen oben fand ich die Beſcherung. Wieſe und Acker waren übergoſſen von Schutt und Steinen. Vom Lahngang her. Anſtatt, daß die Steinfranzel-Leute in dieſem Jahre ſäen und ernten konnten, mußten ſie von ihrer Scholle das Unheil wegräumen. Der Alte und zwei Burſchen waren eben dran, mit Hebeſtangen einen niedergerollten Felsblock wegzuwälzen. Sie ſahen mich, riſſen ihre Hauben vom Kopf, und als ſie meine Klage hörten über ihr Mißgeſchick, rief der Mann lachend aus: „Wir haben halt den Namen nicht umſonſt: Beim Steinhäuſel! Ein biſſel abraſten!“ Alſogleich hatte er ſeine Joppe über den Steinblock geworfen, und das iſt der Salondivan der Gebirgsleute. Nachher habe ich angefangen, den Franzel auszuſchelten, warum er ſeinen Schaden ſo geheim gehalten. „Was hätt's genutzt?“ entgegnete er, „jeder hat ſeine eigene Beſcherung. Meine Buben — ſind ja Erzkampeln, das! Die werden ſchon fertig in ein paar Jahrln mit dem —“ Hat ein Wort gebraucht, das man nicht gerne nachſagt.

„Wohl, wohl, ſich ſelber helfen, das iſt ſchon recht, Franzel, aber was wollt ihr denn eſſen im nächſten Winter?“

Fing er an mit den Armen auszudeuten: „Da unten beim Weg iſt ein Rübenfeldel. Da drüben am Rain haben wir Erdäpfel angebaut, da oben an der Leiten und da hinten auf den Wändwaſen ſind ihrer auch. In paar Wochen ſind ſie zeitig, nachher —!“ Mit der Zunge hat er geſchnalzt.

Dann geht er mit mir ins Haus hinab, und ſo ſehr das Weib ſich immer noch ſchämt wegen der ſchlechten Begaſtung, ſo ſehr lobt nun der Franzel den „kräftig ſchmeckenden“ Käs und das altgebackene Brot, das viel geſünder ſei, als eins knapp aus dem Ofen, und ißt mir gleich mit ſchmatzendem Munde eins vor. Wie wir nachher der vielen Kinder wegen ins Geſpräch kommen, mit denen der Herrgott halt gar ſo freigebig iſt im Raubgraben, da wird's überlegt und fünf Minuten ſpäter iſt folgendes ausgemacht. Ich nehme den Steinfranzel-Leuten ein Kind ab, führe es gleich mit mir und erziehe es. Von den älteren keins, die können ſchon arbeiten; von den jüngeren auch keins, die gehören noch zur Mutter, von den mittleren eins für den Pfarrhof. Und genau die mittlere iſt das zehnjährige Mädel, welches im Schachen Bruchholz ſammelt. Ich kenne das Dirndel von der Schule her, die es im Frühjahr beſucht hat. Sogleich wird's herbeigerufen; der Alte tänzelt der Kleinen in gebückter Haltung entgegen, klatſcht mit den Händen und ſchreit: „Pfarrerköchin! Kleine Pfarrerköchin! Gleich die Hand küſſen, dem da! Du biſt ſchon im Himmel!“

Das Mädel — Ottilie heißt es — iſt voller Freude, daß es mit mir hinauswandern darf in das große Sankt Maria, wo die vielen ſchönen Häuſer ſtehen und die Kirche, und daß es draußen bleiben darf, der Mutter Regina arbeiten helfen und in einem eigenen Bettlein ſchlafen bei der Nacht. Das Steinfranzel-Weib kann ſich nicht genug thun in Ausrufungen: „Daß ihr ſo ein Glück aufgeſetzt iſt! Einem anderen Ort möcht' ich mein Kind nicht anvertrauen, und wenn wir Sägſpäne eſſen müßten. Frei nicht wär' das übers Herz zu bringen, ein bluteigenes Kind weglaſſen. Aber dem Herrn Hochwürden Pfarrer tauſendmal gern! Daß ich nur ſo gar nichts aufzuwarten hab'!"

Und dann heißt es einpacken. In einem Rückenkörblein, wo die kleine Ottilie ſonſt Holz und Futter heimgetragen, haben alle ihre Sachen Platz gehabt, nur ein Paar Schuhe hat ſie außerdem noch über den Arm gehangen. Beim Abſchiednehmen ſind ihre Geſchwiſter da, darunter auch ein gelbhaariges Büblein, das ſeine Barfüße weit auseinanderſpreizt, ſeine Hände mit den groben Leinwandärmlingen in die Hoſentaſchen ſteckt und mich vom breiten Filzhut bis zu den Röhrenſtiefeln ſcharf beſichtigt darauf hin, ob ich wohl ſo ſei, daß man die Ottilie mir anvertrauen könne.

„Den da ſollt' mir der Herr Pfarrer halt auch mitnehmen, den da!" ſagt der alte Franzel und haut dem etwa elfjährigen Knaben die flache Hand auf die Achſel. „Der thut mir alleweil Meſſeleſen im Steingräbel drinnen. Hab' ihn deswegen ſchon einmal bei den Löffeln genommen, laßt's aber nicht ſein."

„Bei den Löffeln nehmen hilft nichts, aber ſtudieren laſſen!" rate ich und errate auch ſchon vorwegs die Antwort.

„Ja, ſtudieren laſſen!“ ruft der Alte und reibt ſeinen Daumen und Zeigefinger aneinander.

„Wir reden noch davon, Franzel,“ ſage ich und trachte weiterzukommen, damit das Franzelweib den Handel am Ende nicht rückgängig mache, denn es giebt unheimlich viel Augenwaſſer.

Unterwegs haben wir uns nicht ſchlecht unterhalten. Die Ottilie erzählte mir unter anderem, wie viele Sachen ſie daheim haben — eine Menge Sachen! Sie haben Schafe und ein weißes Lamm, das der Bruder Lucian ſich immer auf den Kopf ſtellt und damit ſo herumgeht wie mit einer weißen Pudelhaube. Sie haben zwei Ziegen und einen Bock, der thut mit den Hörnern ſtoßen, und der Bruder Steffel hilft ihm dabei. Sie haben einen Gewandkaſten, auf welchen ſchöne Blumen gemalt ſind und ein gelber Vogel. Ferner hat die Mutter ein blaues Trühelein, da iſt Zwirn, Nadelbüchſel, Schere und Fingerhut drinnen und eine Nuß; und wenn man ſie aufmacht, liegt ein kleinwinziges Wachskindelein drin. Sie haben eine gefleckte Katze, die hat Junge bekommen, und der Bruder Martel hat die Jungen in den Bach werfen wollen, und da hat die Mutter geſagt: Wär' es dir recht geweſen, Martel, wenn wir dich kleinerweis in den Bach geworfen hätten? Die Tierlein leben auch gern. Und dann haben die Kätzelein Milch getrunken aus der Schüſſel. — Von ſolchen heimatlichen Zuſtänden und Ereigniſſen iſt das Mädel umſo mehr erfüllt, je weiter wir durch den Rauhgraben hinauskommen. Als wir vor einem ſehr ſchmalen Steg ſtehen, will ſie nicht hinüber und reicht mir ihr Händchen, daß ich ſie führe. Und wie ſie ſich ſo vertrauend von mir leiten läßt über den ſchwanken Steg, unter welchem das Waſſer brauſt, da fällt es mir ein: Wolfgang! So giebt ſich dir deine Gemeinde hin, daß du ſie führeſt über die Abgründe dieſer Zeit, und du — du taumelſt ſelber....

Gegen Abend ſind wir alſo in den Pfarrhof gekommen. Ich ſtelle mich an die Küchenthür, hinter meinem Rücken die Ottilie bergend. „Regina!“ rufe ich hinein, „heute werdet Ihr mich loben! Heute habe ich Euch etwas mitgebracht — im Rauhgraben hab' ich's eingefangen.“

„Ein Reh?“ ſchreit ſie, „dann jag' ich's davon. So Geſchöpfe gehören in den Wald und nicht in die Häuſer.“

„Es iſt etwas anderes, Regina, aber es beißt!“

„Na, ſeid mir ſo gut, Pfarrer!“

„Nur müſſet Ihr ihm Kirſchenkuchen geben, oder ſonſt etwas zum Beißen.“

Dieweilen hat neben meiner die Kleine ſchon hervorgeguckt mit ihren blauen Lichtlein. Sie wird gleich erkannt, hat ja manchmal in den Schulzwiſchenſtunden der Regina geholfen in der Küche, oder beim Eierſuchen, wenn ſolche die Hühner verſchleppt. Und wenn eins die Eier gefunden in den Scheunen oder im Strauchwerk, ſo war's die Ottilie. Darum hatte die Regina das kluge, anſtellige Dirndel ſtets gern gehabt, und ſie war nicht wenig erfreut über meine mündliche Urkunde, daß das Mädel von nun an im Pfarrhof bleiben werde wie daheim, unter meiner Sorge und ihrer Zucht, damit eine zweite Regina nachwachſe. Na, dann iſt der Kirſchenkuchen richtig gekommen.

Mit dieſem Tage bin ich zufrieden. Gott weiß, was aus dem hübſchen Kinde geworden wäre drinnen in der Wildnis! Der Steinfranzel hat im Neſte der Jungen noch mehr als genug. Sorge machen ſie ihm freilich keine, weil er die Sorge dem überläßt, der die Blumen kleidet und die Vögel nährt.

Und daß ich plötzlich Vater geworden bin! Mir iſt warm ums Herz.

Am 13. September.

Nun weiß ich es. Und weiß mehr von meinem Vorgänger, als alle anderen Menſchen auf der Welt. Ein ſchreckliches Geſchick, o mein Gott im Himmel!

Am Frauentage abends, als ich in milder Ruhe der Frühherbſtnacht mein Gebet verrichte, müſſen meine Ellbogen wohl ſtark aufs Pult gedrückt haben. Das ächzt unter meinem Anliegen und knackt etwas unterhalb drinnen. Ein Brettchen hat ſich losgelöſt, ich leuchte mit der Kerze in ein verſtecktes Fach und ſehe Schriften. — Er hat das Siegel Gottes gehalten, ich bin hier nicht der Beichtvater und kann es nicht übertreten. Alſo habe ich dieſe Schrift von meinem Vorfahren geleſen und darauf kein Auge geſchloſſen die ganze Nacht. Er hat ſie verbrennen wollen und iſt wohl zu früh abgerufen worden. Ich lege ſie in mein Tagebuch.

(Der Herausgeber iſt in der Lage, die Schrift des ſeligen Pfarrers Johann Steinberger beifolgend abdrucken zu dürfen.)

„Das Siegel Gottes.

Seit neunzehn Jahren hatte ich die Kreisſtadt nicht wiedergeſehen, ſeit der Vollendung meiner Studien nicht wieder. Daher war mir die Gelegenheit, endlich wieder einmal dahinzureiſen, recht erwünſcht gekommen. In meiner kleinen Pfarre iſt nichts geweſen, was mich zurückgehalten hätte, und drei Tage lang kann der Alte vom Berge ja doch wohl einen Stadtherrn ſpielen. Eine Nichte von mir hatte einen Kaufmann geheiratet, und haben ſie ſich halt vom Vetter wollen trauen laſſen. Nach der Trauung reiſt das junge Ehepaar ab, und ich ſtehe allein da. Bekannte habe ich nicht gar viele da drinnen, und die wenigen habe ich auch nicht wollen aufſuchen. So ein Landpfarrer wächſt ſich mit der Zeit anders aus und taugt nicht recht zu den Stadtleuten, nun darüber wird auch der Himmel nicht einfallen. Streicheſt einen Tag ſo herum, ſchaueſt dir was an, und nachher fahreſt wieder heim, hab' ich mir gedacht, aber der Fuchs läuft in fünf Minuten weiter, als ich den ganzen Tag gekommen bin in der Stadt. Regen. Mitten auf die Gaſſe gießt es herab. Ins Wirtshaus? Oder gar ins Kaffeehaus? Es ſteht mir nicht an. Da ſehe ich, wie die Leute in ein großes Gebäude zuſammenlaufen. Was iſt denn da drinnen? frage ich einen, denn daß es keine Kirche iſt, hab' ich wohl geſehen. Ja, es wäre das Landgerichtsgebäude, und heute ein intereſſanter Prozeß. Geheſt auch hinein, denke ich, derweil vergeht die Zeit bis zur Abfahrt des Eiſenbahnzuges. Ob der Gedanke von Gott kam? Oder war es übermütige Neugierde von mir? Ein Gericht über Menſchen beſchaut man ſich doch nicht aus Zeitvertreib wie eine Komödie!

Weil ich ſchon drinnen bin, ſo dränge ich mich auch vor, und bis zum Geländer, weiter geht's nicht. Voran ſtehen ſchon ihrer zwei mit ſchwarzen Federbuſchen und langen Meſſern, die wie Grashalme gegen Himmel ragen. Und zwiſchen ihnen der arme Sünder, die Hände übers Kreuz geſchloſſen. Auch aus dem Gebirge, wie ich ſeinem

Lodenrock anmerke, weiter habe ich ihn nicht gekannt. Der Menſch hat mir gleich erbarmt, ſo zuſammengebrochen! ſein Geſicht, als ob er ſchon geſtorben wäre und ſtünde nur als Leichnam da; auf der Stirn die Schweißtropfen. Und die Augen ſind doch lebendig und ſchauen ein paarmal wie hilfeſuchend herum. Ein noch ſchier junger Menſch, und dieſe Stunde ſoll entſcheiden über ſein Leben. Die Herren leſen eine Weile aus Schriften, dann reden ſie eine Weile, nachher leſen ſie wieder, und der Menſch hätte heilig eine alte Frau umgebracht. Wegen Geldes. Er ſagt nein und nein, hätt's nicht gethan, ſo wahr Gott im Himmel lebt! Das hat ihm freilich nicht viel geholfen, was hilft das Leugnen! Solche Beweiſe! — An demſelben Abende — Oſterſamſtag ſoll's geweſen ſein — iſt er geſehen worden, wie er von ſeiner Bretterſäge des Weges hin gegen das Ausgedinghäuslein der alten Bäuerin geht, und zurückgehen hat ihn niemand geſehen am ſelbigen Abend. Am nächſten Morgen ſchaut ein Kirchgänger zum Fenſter hinein, zu fragen, ob ſie mitginge, und ſieht ſie liegen drin mitten in der Blutlache. Erſchlagen, wie ſie feſtſtellen, mit einem ſtumpfen Inſtrumente. Daneben ein blaues Sacktuch, auch blutig, das iſt des Tobias Steger ſeins — ſo heißt der Angeklagte — und auch ſein Gebetbuch iſt gefunden worden im Häuſel. Er wird aus der Kirche geholt mitten vom Hochamte weg. An ſeinem Werktagsgewande ſind Blutſpuren gefunden worden. Er leugnet, was er kann, auf ein Naſenbluten redet er ſich aus, und die alte Frau hätte ihm ſeine Wäſche beſorgt und ſein Gewand ausgebeſſert, und deswegen wäre er dort geweſen, und deswegen wäre das blutige Sacktuch dort geweſen, und ſein Gebetbuch, in dem er den Gulden gehabt, womit er die Wäſche bezahlt, habe er wohl vergeßlicherweiſe auf dem Tiſche liegen laſſen. Auf die Frage, wie lange er an jenem Abend im Häuſel geweſen, gab er an, eine Viertelſtunde oder etwas länger, ſo ganz genau könne er es nicht ſagen; ſie hätte die Hemden und Tücher und Socken gezählt und dabei geplaudert über die Hoffart der Weiber, die jetzt ſeidene Schürzen trügen. — Darauf die Frage, wohin er vom Häuſel weg gegangen wäre? denn nach Hauſe ſei er nicht gekommen! Ja, beim Oſterfeuer ſei er geweſen auf dem Berge. Beim Oſterfeuer, ſo wurde ihm vorgehalten, wären viele Leute beiſammen geweſen, aber keiner habe ihn geſehen, und er habe ſich in der Vorunterſuchung nicht ausweiſen können, wo er die Nacht zugebracht. Als man ſeinen Kaſten durchſucht, hat man altes Silbergeld gefunden. Das hätte er von ſeiner verſtorbenen Großmutter bekommen. Und in ſeinem Kaſten war eine verſilberte Halskette, die als der ermordeten Frau ihre iſt erkannt worden. Von dieſer Kette ſagte der Tobias Steger aus, daß daran ein Ringlein gebrochen war und die Häuslerin ihn erſucht hätte, den Schaden wieder heilzuhämmern, weil er ſich manchmal mit ſo kleinen Klempnerarbeiten beſchäftige. Und ſo hat er ſich bei allem ausgeredet und hat aufbegehrt, wieſo er da unſchuldigerweiſe um ſeinen ehrlichen Namen gebracht werde, und nachher hat er ſo bitterlich geweint, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Das hat aber alles miteinander nichts geholfen. Sonſt auf keinen Menſchen ein Verdacht und gegen ihn ſo viele Beweiſe, daß ich mir denke: Armer Menſch, geſtehe es nur in Gottes Namen reumütig ein! — Und endlich, wie ihn der Staatsanwalt und die Richter ganz und gar überweiſen, iſt er ſtill geweſen und auf ſeiner Bank geſeſſen wie ein Häuflein Unglück. Eingeſtanden hat er nichts. Mir iſt angſt und bang geworden, und ich hätte den lieben Gott bitten mögen, daß er dem armen Sünder die Gnade verleihe, ſeine Schuld zu bekennen. Die Geſchworenen ſind ſchon unruhig und rüſten ſich zum Urteilsſpruche. Da höre ich wieder Namen nennen und auch den des ermordeten Weibes. Maria Schmulbacher, insgemein die Bachhäuslerin genannt, zu Schwarzau. Der Name iſt mir bekannt, woher nur gleich? Maria Schmulbacher — die Bachhäuslerin zu Schwarzau — gerechter Jeſus, das iſt ja — — Eine Erinnerung taucht in mir auf, die für alle Ewigkeit begraben ſein ſoll, begraben, begraben, wie die Toten begraben!

So an drei, vier Monate früher iſt's geweſen, am Vorabende des Feſtes der Himmelfahrt Chriſti, iſt ein Menſch zu meinem Beichtſtuhl gekommen, verſtört, erregt — hat mir angetraut, daß er die Bachhäuslerin zu Schwarzau umgebracht hätte. Von dem Morde hatte ich ſchon gehört. Er, der vor mir kniete, wäre ein weitläufiger Verwandter von ihr geweſen, von ſeinem Vater her, der zu Schwarzau gebürtig. Und er ſei der Bachhäuslerin unverbrieft dreihundert Gulden ſchuldig geweſen. Er verdiene ſeine Sache hart im Tagelohn, und die Bachhäuslerin hätte von ſeinem Vater viele Wohlthaten empfangen, und das Geld gehöre eigentlich ihm; aber ſie habe ihn ums Geld klagen wollen. In der heiligen Oſternacht, wie er aus den Waldſchlägen kommend vorbeigehen wollte an ihrem Häuſel, fiel es ihm ganz plötzlich ein: Sie iſt allein, gehe hinein und bezahle ſie . . . Mit dem Beilrücken ſei es geſchehen, er wiſſe ſelber nicht, wie ihn die Gnade Gottes auf einmal ſo habe verlaſſen können, und er bitte unterthänigſt um Buße und Losſprechung, weil er ſo viel Angſt habe und mit dem Herrgott wieder auf gleich kommen möchte. — So jener Mann vor dem Beichtſtuhl. Ja, dem habe ich's freilich geſagt. An eine Losſprechung nie und nimmer zu denken, ſo lange er ſich nicht ſelber dem Gericht anzeige. Habe ihm die furchtbare Vergeltung in der andern Welt vor Augen gehalten, da iſt er aufgeſtanden und davongegangen. — Ein paar Tage ſpäter höre ich, der Holzknecht Hoiſel ſchaue ſo krank aus und gehe ſo verzagt umher in der Gegend. Ich will ihn aufſuchen in ſeiner Hütte oben im Haſelbachwald, um ihn zu bitten, wie ein Menſch nur bitten kann. Da heißt es, er ſei davon, man wiſſe nicht wohin. Um ſolche Leute kümmert ſich weiter niemand, einmal ſind ſie da, einmal dort, und iſt er früher auch oft längere Zeitläufte verſchollen geweſen.

Das alles iſt zu dieſer Stunde im Gerichtsſaal aufgeſtanden in mir, ſo ſchreckbar wie das jüngſte Gericht. — Die Richter und Geſchworenen ſind ſchon hinausgegangen, nach etlichen Minuten werden ſie wieder hereinkommen und dieſen Menſchen, den Tobias, zum Tode verurteilen. Und ich weiß es, daß er den Mord nicht begangen hat. Da bin ich wohl über die Planke geſprungen, der Diener hat mich zurückhalten wollen, ich habe geſagt: Zu den Herren muß ich eilends, es iſt Lebens und Sterbens wegen! — Ich eile durch einen ſchmalen Gang, ſpringt mir ganz plötzlich das Colare auf, und da komme ich zu mir ſelber: Geiſtlich biſt du! Das Geheimnis iſt dem Beichtvater anvertraut! — Schon iſt meine Hand an die Thürklinke gelegt zum Richterzimmer, aber, als ob mir jemand die Fauſt ins Geſicht geſchlagen, ſo fahre ich nun zurück. Das Beichtſiegel! . . . .

Wie auf einer Flucht, ſo laufe ich die Treppe herab und dem Bahnhofe zu. Ein Zug wird abgeläutet, ich frage nicht erſt wohin, ſpringe hinein und fort geht's. — Das Beichtſiegel! Wer im Beichtſtuhl vor dir gekniet iſt, was er dir anvertraut hat, was immer es geweſen, es geht dich nichts an, du weißt nichts davon, darfſt nichts davon wiſſen. Denn nicht dir iſt es gebeichtet worden, dir, dem irrenden Menſchen, der mißverſtehen, mißdeuten, nach Leidenſchaften urteilen kann. Dem ewigen dreieinigen Gott iſt es einbekannt worden. Gott hat's gehört, er kennt die Schuld und die Unſchuld, er iſt allmächtig, um den Unſchuldigen zu retten, der Menſch miſche ſich nicht drein! — So habe ich mich ſelber wollen ruhig machen, aber immer ſehe ich den armen totenblaſſen Menſchen vor dem Gerichte ſtehen, und er kann's nicht beweiſen, und ſie halten ihn für ſchuldig, und ſie wiſſen es nicht anders, und ich weiß es und ich bin das Grab. — Neben mir im Wagen ſitzt ein Weib mit zwei munter ſpielenden Kindern. Das etwa dreijährige Mädchen macht ſich an mich heran, legt ſeine Händchen auf mein Knie, ſchaut mich mit den großen hellen Augen an, ich will ihm zulächeln — und bin gar kein Menſch und bin nur ein Grab. — Herrgott, allmächtiger! Wird dein Ruf nicht einſt auch die Gräber öffnen? Iſt es nicht dein Wille, daß die Unſchuld ſiege? Und kann nicht ich das Werkzeug deines Willens ſein? In dieſem Augenblicke vielleicht fällt der Urteilsſpruch, der Unglückliche ſteigt, von der Übermacht irrender Menſchen umgeben, zum Hochgericht hinan, ſein letzter Gedanke, ſein letzter Herzensſchrei in dieſem Leben iſt Verzweiflung, ja vielleicht Läſterung des gerechten Gottes. Und ich weiß es, und ich könnte es verhindern, daß der Unſchuldige ge-

REGIA

tötet, daß der Richter zum Mörder wird! — Und ich fahre dahin durch das ſchöne, blühende Land, als ob mich alles nichts anginge. — Und wie es ſo in mir iſt, da ſpringe ich auf und will die Sicherheitsleine ziehen, daß der Zug anhalte. Iſt nicht ein Menſchenleben in Gefahr? Aber ich finde keine Leine; ich weiß nicht mehr, was ich ſoll, die Thür reiße ich auf, ſpringe auf das Trittbrett hinaus, höre noch den Schrei der Frau und liege auf dem Sande.

Wieder zu mir gekommen ſehe ich vom Zug in der Ferne nur mehr das ſchwarze Viereck des letzten Wagens. Ich glaube, er ſteht ſtill, um mich einzuheben, ich laufe über den Damm hinab und gegen die Stadt hin. Die Leute ſind auf der Gaſſe ſtehen geblieben und mögen gedacht haben: Was denn der Pfaff hat, daß er ſo rennt! — Wie ich zum Gerichtsgebäude komme, ſtrömen gerade die Leute heraus mit größter Befriedigung: Verurteilt iſt er! Verurteilt zum Strange!

Ich dränge mich hinein und hinauf. An der Treppe begegnen ſie mir — ihn in der Mitte. Sein Auge weint nimmer, ſein Mund zuckt nimmer, ſein Geſicht iſt ſo ſtarr wie die ſchweren Feſſeln an ſeiner Hand. Ich auf ihn hin: „Unſchuldig biſt du! Verzweifle nicht, ich will dir helfen!" — Er ſchrickt auf, ſeine Knie wollen ihm brechen, ich habe weiter jetzt keine Zeit für ihn, ſtürme hinauf zu den Richtern. Dieſe meinen, ihr Tagewerk ſei vollendet, nehmen gerade ihre Überröcke von den Nägeln. „Ihr Herren," rufe ich ſie an, „ihr lieben Herren, es iſt nicht gut! Es iſt nicht gut!" Und mehr bringe ich nicht von mir. Sie ſchauen mich an, und ſie geben mir einen Stuhl, und ſie fragen, was das bedeuten ſoll? Ich falte vor ihnen die Hände und kann nicht reden, nur immer das eine: „Er iſt unſchuldig!“

Woher ich das wüßte? Ob ich Beweiſe erbringen könne?

Gott im Himmel, nein! Das dürfe ich nicht, hätte ohnehin ſchon zu viel geſagt.

Alſo handle es ſich um ein Beichtgeheimnis?

Mein Geſicht habe ich verdeckt mit beiden Händen, es wäre beſſer geweſen, nicht zu kommen, ich wollte wieder davon. Sie haben mich gehalten, haben mir mit kühlen Tüchern die Tropfen von der Stirn gewiſcht, haben mich gefragt — und ich habe ſchweigen müſſen. — Und jetzt muß ich's dem Papier anvertrauen, weil es ſonſt nicht zu ertragen iſt, und dann verbrennen. Verbrennen wie eine arme Seele im Fegefeuer.

Hierauf iſt zur ſelben Stunde bei Gericht folgendes beſchloſſen worden: Das Beichtſiegel des Prieſters, denn um ein ſolches handle es ſich aller Zeichen nach, ſei unantaſtbar. Aber auch das gefällte richterliche Urteil ſei es. Die Schuldbeweiſe ließen in der That keinen Zweifel zu. Der Sägemeiſter Tobias Steger ſei von den Geſchworenen für ſchuldig erklärt worden und zwar einſtimmig. Doch verwandle vielleicht die landesfürſtliche Gnade die Todesſtrafe zur lebenslänglichen Kerkerhaft. Wenn die Möglichkeit vorhanden ſei, die Schuldbeweiſe zu entkräften, ſo werde ſie wohl im Lauf der Zeit zu Tage treten.

Ein hartes Wort. Und doch habe ich das Haus getröſtet verlaſſen. In die Kerkerzelle habe ich mich hineingebeten, habe dem armen Sünder Troſt zugeſprochen und habe geſagt zu ihm, ich ſei überzeugt von ſeiner Unſchuld und würde nimmer ruhen, bis ſie ans Tageslicht gebracht. Derweil möchte er das harte Geſchick mit Geduld ertragen und denken, er büße damit andere Sünden ab, wie ſie jeder Menſch hat, und wem Gott das Fegefeuer ſchon auf Erden entgegenſchickt, den habe er lieb. „Unſchuldig bin ich freilich!“ hat er nachher ausgerufen, „aber das hätte ich mir nicht gedacht, daß mir in meiner allerſchwerſten Stunde ein ſolcher Troſt ſollte zu teil werden!“ — Es ſcheint ein warmer Menſch zu ſein. — Wenn dieſer Mann verheiratet wäre! Und es würde Ehre und Glück von Weib und Kind mit hingerichtet! Gott, wie grauſam iſt das Schickſal! —

Dann bin ich nach Hauſe gereiſt. Meine Leute daheim haben ſich verwundert darüber, daß man von einer Hochzeit ſo ſchlechten Humor mitbringen könne. Ich laſſe die Sache nicht mehr aus den Augen und höre, daß das Gericht neue Nachforſchungen pflegt. Aber es kommt nichts heraus, als manche Wiederholung ſchon bekannter Thatſachen, etwa daß in nächſter Nähe der Wohnung des Tobias Steger unter dem Brücklein ein blutroſtiger Hammer verſteckt war, mit welchem der Mord verübt worden ſein konnte. Auch wird ganz ſicher geſtellt, daß der Tobias in jener Oſternacht ſeiner Ausſage entgegen weder bei dem Oſterfeuer auf dem Berge, noch in ſeiner Wohnung geweſen war. Aufs Äußerſte getrieben giebt er an, daß ein junges Weib ſeinen Aufenthalt in jener Nacht nachweiſen könne, aber genannt hat er's nicht.

Ich habe um dieſe Zeit mit Eifer angefangen zu forſchen nach dem Holzknecht Hoiſel. Ein Viehhändler wollte ihn draußen im Liesgaue bei dem dortigen Eiſenbahnbau geſehen haben. Dahin wollte ich. Dieweilen ſind jedoch im Torwald die Blattern geweſen, ich habe nicht fort dürfen, und eines Tages leſe ich im Wochenblatte, das mir vom Stifte manchmal hereingeſchickt wird: das Todesurteil über den Raubmörder Tobias Steger bleibe aufrecht, Seine Majeſtät laſſe der Gerechtigkeit freien Lauf. Und die Leute hört man noch reden, dem verrückten Miſſethäter geſchehe ganz recht; und wegen der vielen Morde, die nach einer Begnadigung allemal erfolgen, ſei die Strenge des Fürſten in Ordnung. — Einen ganzen Tag, vielleicht auch mehrere, bin ich ſchier verloren umhergegangen. Die Leute ſollen den Kopf geſchüttelt haben und geſagt, bei dem Pfarrer kenne man ſich nicht mehr aus.

Dann ſchreibe ich einen Brief an das Landesgericht: Im Namen Gottes und der Gerechtigkeit bitte ich, an dem Tobias Steger das Urteil noch nicht zu vollziehen, ſondern zu warten, bis die Beweiſe für ſeine Unſchuld beigebracht ſein werden. Ich bringe ſie bald, ich ſetze mich ſelber ein für den Steger. Weiß nicht, ob der Brief an ſeinen Beſtimmungsort gelangt iſt. Antwort habe ich keine bekommen. Oder hätte ich ſelber nochmals zu Gerichte gehen ſollen? Was hilft's, wenn ich's nicht ſagen darf. Und ſage ich's, dann bin ich kein Prieſter mehr und meine Ausſage iſt die eines anderen Menſchen, die nichts bedeutet, weil ſie nichts beweiſen kann. Nichts bleibt mir übrig auf der Gotteswelt, als den Hoiſel aufzuſuchen und ihn zu beſtimmen, daß er ſich ſtelle. Noch einmal ſchreibe ich an das Gericht: Nur um vierzehn Tage Aufſchub bitte ich! — Dann auf die Reiſe.

Dieſe Reiſe werde ich wohl nimmer vergeſſen. Verkleidet habe ich mich, daß man den Steinberger beiläufig für einen Schullehrer hätte halten können, der auf einer Vakanzreiſe iſt. Und zu meinen Pfarrkindern habe ich geſagt, ich wolle in der ſchönen Herbſtzeit eine Reiſe thun zu Verwandten. Freilich fragt die Regina, wieſo ich jetzt auf einmal Verwandte hätte? Ich bin halt ungeſchickt und die Leute haben wieder ihre Köpfe geſchüttelt. Ich bin in Gottesnamen davon.

Das Wetter war ſchön, die Gegend war ſchön, was hilft's denn, wenn man die Laſt zu tragen hat? In der erſten Nacht habe ich beim Amtsbruder in der Haslau übernachtet. Haben ſo über allerhand geplaudert, und da muß er es gemerkt haben, was mir anliegt, weil er mich auf einmal bei der Hand nimmt und ſagt: „Ja, mein Lieber, wir haben wohl einen harten Stand!“ Und weiter nichts.

Am Abende des zweiten Tages bin ich im Liesgaue, wo ſie die Eiſenbahn bauen. Da geht's zu! Die ganze Gegend wenden ſie wie einen alten Rock; ſchon bald wie es in der heiligen Schrift heißt: jedes Thal ſoll ausgefüllet, jeder Hügel ſoll abgetragen werden, was krumm iſt, ſoll gerade, was uneben iſt zu einem ebenen Wege werden. Aber der Heiland, der da kommen ſoll, auf den bin ich gar nicht neugierig.*) Überall Leute mit Spaten und Krampen und Wagen und Schiebkarren, und überall kracht das Pulver, als ob Oſterſonntag wäre, und wenn ich ſo hinſchaue auf die Schutthaufen und Abgrabungen und Mauerungen, da denke ich: Wenn ſie nicht mehr verſtänden als ich, da möchte hier ſchwerlich eine Eiſenbahn werden. Zu allen Arbeitsleuten gehe ich, und den Hoiſel finde ich nicht. Auf meine Nachfrage weiſen ſie mich einem Weibs-

---

*) Wahr iſt's! hat hier der Pfarrer Wolfgang dazugeſchrieben.
Der Herausgeber.

bilde zu. Das wäre die Seinige geweſen, vielleicht wüßte ſie was von ihm. Eine große rothaarige Perſon, ſoweit tüchtig ausgeſtattet und Stimme wie ein Mannsbild. Wie ich nach dem Hoiſel frage, dem Mathias Spatzel, wie er eigentlich heißt, da lacht ſie und ſagt, wenn er ſich nicht ſchon erhängt hätte, ſo wäre er gewiß in ein Kloſter gegangen. Etliche Wochen lang ſei er beim Eiſenbahnbau geweſen, ſie ſei mit ihm gegangen, weil er Geld gehabt habe. Wie das Geld verputzt geweſen, habe ſie ihn vertauſchen wollen für einen Unterhaltſameren; den Grillenſänger Spatzel hätte aber keine mögen, „das Betende“ hätte er bekommen auf einmal, vor jedem Wegkreuz niedergekniet und endlich verſchwunden. Es würde ihn ſchon der Richtige geholt haben. Weiter wiſſe ſie nichts und einen Betbruder liebe ſie nur zur Aushilfe, bis ein Beſſerer vorkomme. In manchen Stücken ſei er aber nicht ſo übel geweſen. — Über der ihre Aufrichtigkeit habe ich mich nicht zu beklagen gehabt. Ein grauenhaftes Weibsbild!

Jetzt bin ich wieder dageſtanden und habe nicht gewußt, wohin. Bei den Eiſenbahnern iſt mir wohl oft das Haar zu Berge geſtiegen; ein Landpfarrer, der ruhig unter ſeinen Bauern ſitzt, der weiß nichts. Nie hätte ich geglaubt, daß der liebe Gott ſo unterſchiedliche Koſtganger hat. Man lieſt ja viel, aber daß es ſo arg wäre, und daß es ſo ſelbſtverſtändlich wäre, und daß ſie ſich damit noch prahlen, wie der Phariſäer mit ſeinen Tugenden, daß gar keine Schamhaftigkeit vorhanden iſt, und gar kein Chriſtentum, das hätte ich nicht geglaubt. Die Nacht, die ich in jener Arbeiterbaracke habe zubringen müſſen, hat mir große Not gethan. Erſt wie ich die Gegend hinter mir habe und wieder den Gebirgen zuſteige, wo Bauern und Hirten ſind, da iſt mir leichter geworden. Und auf derſelben Straße habe ich auch eine Spur gefunden vom Hoiſel. Sie führt bergwärts gegen den Wallfahrtsort zum Heiligen Waſſer.

In einem Dorfwirtshauſe, wo ich eingekehrt, iſt das Wochenblatt gelegen auf dem Tiſch. Ich habe nicht den Mut gehabt, es anzuſehen, von wegen dem, daß drinnen ſtehen möchte, er wäre hingerichtet worden. Papier und Feder verlange ich und ſchreibe an den Tobias Steger, er möge um Gotteswillen nicht verzagen, jemand ſei Tag und Nacht aus, um ihn zu retten. — Und wenn ich den Hoiſel endlich gefunden, wird er mit mir gehen? Wird er vor Gericht ſeine Unthat bekennen? Wird er das? — Ich hoffe auf Gott, ſonſt iſt alles für nichts.

In demſelben Wirtshauſe habe ich Näheres erfahren. Einige Wallfahrer kehren ein, ſie ſind auf dem Rückweg vom Gnadenkirchlein zum Heiligen Waſſer, das noch drei Stunden weiter oben in einer Bergſchlucht ſteht. Dort hätte ſich jetzt ein Einſiedler niedergelaſſen, der den Küſterdienſt beſorge, ſich von milden Gaben der Wallfahrer ernähre, auf einem kalten Stein ſchlafe und Bußübungen verrichte wie ein Heiliger. Mein Wirt hat auch den Namen gewußt, denn das Kirchlein ſteht auf ſeinem Almgrund, und er ſelber hat dem Manne das Amt verſchafft. Der Mathias Spatzel, genannt Hoiſel, iſt's freilich. — Ich hatte ſchon mehrmals gehört vom Kirchlein zum Heiligen Waſſer. Einmal im Jahre iſt dort ein Feſt, bei welchem viele Leute zuſammenkommen von Nah und Fern. Und auch Geiſtliche, die dort Beichte hören. Als Beichtort iſt es weit berufen und wird geſagt, daß beim Heiligen Waſſer jeder Prieſter von jeder Sünde losſprechen könne, es ſei kein

Beiſpiel bekannt, daß der Sünder ohne Abſolution den Gnadenort verlaſſen hätte. Dem's doch paſſiert, der wird's wahrſcheinlich nicht ſagen. Der große Zulauf zum Feſte iſt bei ſolcher Sage begreiflich. In der übrigen Zeit iſt kein Prieſter beim Kirchlein, doch Wallfahrer giebt's faſt immer etliche, ſie gehen hin, beten, waſchen ſich am Waſſerfall, opfern ein paar Groſchen und wandern getroſt wieder heimwärts.

Nun, da oben ſoll er ſein — ich bin hinaufgeſtiegen. Die Gegend wird ganz wild, daß es gar grauenhaft iſt zwiſchen den Wänden und ſchwindelig darf man nicht ſein, wenn man auf den Gemsſteigen fürpaß kommen will. Endlich um eine ſcharfe Felsnaſe gebogen, hört man das Rauſchen aus der Hochſchlucht; die ſchaut ganz finſter herab, eine kühle Luft kommt, und ein Wildbach ſpringt ſchneeweiß aus der Schlucht von Stufe zu Stufe herab. An die Seitenwände klammert ſich manches Fichtenbäumlein, das ſich nicht mehr halten kann und kopfüber fallen will. Dort, wo der große Waſſerfall iſt, können daneben auf dem Steingrunde etwa hundert Menſchen ſtehen, und dort, feſt an die Felswand gebaut, ſteht auch das Kirchlein. Es iſt teils aus rohen Steinen aufgeführt, teils aus Holzbrettern, die rot angeſtrichen ſind. Auch ein ſpitzes Türmlein und ſogar eine Glocke drin. Seitab in die Felskluft gezwängt iſt eine Hütte aus ungefügen Baumſtammen und Rinden gebaut und mit Reiſig überdeckt. Darunter hin die Abgründe, weiß Gott wie tief, ſie ſind verdeckt mit Haſel- und Erlbüſchen, die im Gehänge wuchern. Gegenüber die klüftigen Wände, von denen der Hall des ewigen Waſſerrauſchens eben ſo ewig zurückgeworfen wird. Die Schlucht, aus welcher das Waſſer kommt, verengt ſich weiter oben faſt zu einer Höhle, worüber die Felſen zuſammenſtehen, noch weiter hinten ſoll Eis ſein. So ſieht die Gegend aus, die dem Hoiſel freilich immer noch lieber ſein mag, als der Kotter, oder noch was anderes.

Heraußen im Freien an den Felſen gelehnt ſind drei oder vier Beichtſtühle; der hintere ſchon ſo nahe am brauſenden Waſſerfall, daß er ganz feucht iſt. Ja, da glaube ich's, da kann der Menſch freilich auch ſeine allergeheimſten Sünden beichten ſo laut er mag — es hört's nur Gott allein. Hätte doch auch manch anderer Prieſter ſeinen Beichtſtuhl ſo nahe am Waſſerfall!

Ich blicke an dieſem ſchauerlichen Ort eine Weile umher, und keinen Menſchen habe ich geſehen. Es geht ſchon dem Abende zu. Dort hinter den grauen Bergen ſteigen drei turmartige Felsſpitzen auf, die ſtehen noch im Sonnenſchein. Schon habe ich gemeint, die Kirchenthür wäre verſchloſſen, aber ſie iſt halb offen. Ich trete ein, ſie iſt, wie alle Wallfahrtskapellen halt ſind; über dem ſehr einfachen Altar in der Niſche ſteht ein Bildſtöckel, das ſo unbehilflich geſchnitzt iſt, daß ich's nicht habe erraten können, welchen Heiligen es vorſtellen ſoll. Nun bemerke ich knapp hinter der Thür ein zweites Altärlein mit einem alten Muttergottesbild. Davor brennen zwei Kerzen und davor kniet ein Menſch, der mir den Rücken zuwendet und mich nicht bemerkt. Anfangs meine ich, weil er das Haupt ſenkt und die Hände ineinandergelegt, er bete — bald merke ich, daß er in der Hand etliche Kupferkreuzer zählt. Und es iſt mein Hoiſel aus dem Haſelbachwald. Wohl hübſch verwildert über und über, ſtruppig und braun, aber doch leicht zu erkennen. Wie er mich wahrnimmt, verbirgt er eilends ſeine Münzen im Sack, thut, als ob er nach vollendetem Gebet ein Kreuzzeichen mache und ſteht auf. Ich rede ihn bei ſeinem Namen an, da erkennt er mich und erſchrickt. Ich thue nichts desgleichen, ſage nur, es wäre beſchwerlich heraufzukommen, und ob ich nicht ein Lager haben könne über die Nacht? Er antwortet nicht recht ja und nicht nein, er ſchaut mich an, ob ich's doch wohl wäre? Im Geſicht ſähe ich dem Torwaldpfarrer ſo ähnlich. Dann wolle er mir ſein Bett gerne überlaſſen, wenn es nicht zu ſchlecht wäre, er müſſe ohnehin dieſen Abend noch thalwärts, um Etliches zu beſorgen für den nächſten Sonntag. Denn er ſchenke ein wenig Branntwein, und der wäre zur Neige gegangen, kaum daß er mir mit einem letzten Gläschen aufwarten könne.

Da er es ſo eilig machen wollte, daß wir wieder auseinanderkämen, ſo habe ich gleich müſſen anfangen.

„Mathias," ſage ich, „wir ſind alte Bekannte und ſollten wohl ein wenig miteinander plaudern."

Und wie ich ihn ſo weit habe, daß er neben mir auf der Thürſtufe ſitzt, wo man ſo ſchön hinausſchauen kann ins wilde Gebirg, und wo das Waſſertoſen nur noch dumpf herüberdröhnt, da ſage ich, daß ich eigens ſeinetwegen ſo weit hergekommen wäre. Er könne ſich's vielleicht denken, warum, aber er ſolle nicht erſchrecken.

„Ich kann mir's nicht denken, warum," iſt ſeine Antwort.

„Menſch! Warum heute leugnen wollen, was Ihr mir dazumal geſtanden habt? Daß ich nichts ausſagen darf, wiſſet Ihr gleichwohl, ſonſt wäre ſtatt meiner jetzt vielleicht ein anderer um Euch heraufgeſtiegen." Damit habe ich ihm beikommen wollen, der Fuchs hat's aber doch gewußt, daß ein Unterſchied iſt, ob man im oder außer dem Beichtſtuhl davon redet.

„Ihr wiſſet doch, Mathias, daß ein anderer des Mordes wegen eingezogen worden iſt?“

Er zuckt die Achſeln.

„Und wiſſet Ihr auch, daß derſelbe zum Tode verurteilt worden iſt und in allernächſter Zeit hingerichtet werden wird?“

Das packt. „Jeſus! Jeſus!“ ſchreit er und ſpringt auf. „Ich weiß ja alles, ich hab' ja eh keine ruhige Stund', will beten und büßen — hilft alles nichts. Muß ich denn gar verzweifeln?“

An den Abgrund ſpringt er hin, ich eile ihm nach.

„O mein Gott!“ ſtöhnt er und fährt ſich mit dem Ärmling über die Stirn, „das Grauſen vor dem Tod! Und die Höll! Die hölliſche Höll! — Lieber vors Gericht!“

Jetzt, da er aufrichtig iſt, wird er mir wieder lieb. Bei der Hand nehme ich ihn, eiskalt iſt ſie.

„Mathias,“ ſage ich, „jener iſt ein braver Menſch, und noch jung. Ich bin bei ihm geweſen. Zum Herzbrechen, wie ihm weh iſt, daß er in Schanden ſterben ſoll. Aber das darf ich ſagen, ſo arg wie Ihr leidet er nicht. Sein Leiden iſt das Fegefeuer, das Euere iſt die Hölle, die bei Euch ſchon auf Erden angefangen und nimmer endigen wird, in alle Ewigkeit nimmer. Doch Mut! Ihr könnt es ändern! Wie, als ob Ihr aus dem Feuer in kühlendes Öl kommt, ſo wird es ſein, wenn Ihr jetzt Euer Gewiſſen befreiet, wenn Ihr freiwillig hingehet, Euch anzeigt und den Unſchuldigen erlöſet. Auch das iſt ein Erlöſungswerk, mein lieber Mathias, das Euch unſer

Herrgott lohnen wird, und die Leute werden ſagen, ſchau, im Herzensgrund iſt der Hoiſel halt doch nicht ſchlecht! — Aber ſchnell müßt Ihr machen, morgen iſt es zu ſpät, ich ſage es Euch! Nicht für den Steger, denn der wird im Himmel ſein, aber für Euch, für Euch! Der Gemordete wird Euch begleiten zum jüngſten Gericht!" Und weil in dieſem Augenblick die Felſenſpitzen leuchten wie glühendes Eiſen in die Abenddämmerung herab, ſo ſage ich noch: „Schau, Menſch, die Schöpfung ſelber iſt Zeuge von dem, was du gethan haſt und was du im Geheimen trägſt; dort hebt ſie jetzt gleichſam ihre feurigen Finger auf zum Schwur, daß du gerichtet wirſt vor Gott!"

Da hebt es an in ſeiner Bruſt zu ſtoßen, er verdeckt ſein Angeſicht mit beiden Händen. „Daß mich Gott ſo hat verlaſſen können!" ſtöhnt er. „Im Sinn hab' ich's ja nicht gehabt. Die Bachhäuslerin! Mich einklagen! Und der Teufel mir das Scheit in die Hand! . . . Was ich ſeither habe gelitten, mein gnädiger Herr Pfarrer! Schon zwei-, dreimal bin ich auf dem Weg geweſen zum Gerichte. Ich kann nicht! Ich kann nicht! Der ſchreckbare Galgen!"

Ich thue nur lachen, als ob das ſo leicht wäre, und ſage: „Töten werden ſie Euch nicht, wenn Ihr Euch ſelber ſtellet, das weiß ich gewiß. Dann kann's ja wohl nur als Todſchlag gemeſſen werden, wer weiß! Ihr werdet Arreſt bekommen, arbeiten, büßen, Euer Gewiſſen wird Ruhe haben, und Gott wird Euch gut ſein. Nein, armer Mathias! Steiget nicht ſo hinab aus der zeitlichen Hölle in die ewige."

So habe ich ihm zugeredet, da richtet er ſich jäh auf wie ein Ungetüm und ſagt: „Was ſchwatzen wir denn, Herr, es iſt ja nichts. Es iſt ja nichts." Alſo, bis ich niederfalle vor ihm auf meine Knie und ihn beſchwöre, an ſeine Eltern ſolle er denken, an alle lieben Menſchen, die ihm verſtorben ſind. Auf das wird er wieder weich und ſchüttelt den Kopf. Seine Augen ſuchen umher, ich merke, er will davonlaufen. Und jetzt ſpiele ich den letzten Trumpf aus, von dem ich gehofft, er würde mir erſpart bleiben.

„So hilft alles nichts, Mathias,“ ſage ich, „und wollte Euch doch ein guter Freund ſein. So merket, was ich noch weiß. Es iſt alles aufgekommen, ſie rücken von mehreren Seiten an, Euch zu fangen, in ſehr kurzer Zeit müſſen ſie da ſein. Ihr entkommt ihnen nicht, und dann iſt Euer Leben verſpielt. Menſch, ich bitte Euch um Leben und Seligkeit! Ich bin mit Mühe vorausgelaufen, es Euch zu ſagen, ſtellt Euch freiwillig, und Ihr ſeid ſo viel als gerettet.“

Dieſe Unwahrheit hat eine große Wirkung erzielt. Er hebt an zu zittern und bittet mich, ihn nicht zu verlaſſen. Er gehe mit mir, ich möchte ſein Zeuge ſein, daß er freiwillig gehe.

Hierauf hat er vor dem Marienbilde noch die Kerzen ausgelöſcht, hat noch zum Bildniſſe gerufen: „Unſere liebe Frau, deine Fürbitte! Du weißt es, viel hab' ich gethan zu deiner Ehr'! Gute Nacht, Mutterle! Wenn's gut ausgeht, ſo will ich dir nicht ſparſam ſein!“

Dann ſind wir miteinander hinabgeſtiegen in der Nacht — eine Mondnacht iſt's geweſen — und fortgegangen und unaufhaltſam fort. Keiner iſt müde geworden, und der Hoiſel iſt zeitweilig ganz munter und führt mich mit aller Fürſorge, wo der Weg gefährlich iſt. — Das thut Gott, habe ich mir gedacht. Mehrmals hat er geäußert: „Wenn ſie uns nur nicht erwiſchen, ehe wir dort ſind. Wie weit haben wir denn noch?“

Als der Morgen tagt, ſind wir im Liesgaue, da haben wir in einem Gaſthauſe eine halbe Stunde Raſt gehalten. Wäre nur dieſe Eiſenbahn ſchon fertig, dachte ich, zu Fuße können wir vor morgen mittags nicht in der Kreisſtadt ſein. „Sie werden uns früher erwiſchen!“ ſagt der Hoiſel immer wieder. — Dann auf heißer Straße den ganzen Tag marſchiert. Meine Angſt: den Mann reut es, und er läuft davon. Aber die Furcht vor dem Gefangenwerden und vor dem dann unausbleiblichen Galgen hat ihn ſcharf an mich gebunden. Wenn es gerade eine Unwahrheit muß ſein, die imſtande iſt, den Steger zu retten, ſo müßte man wohl auch hier wieder ſagen: Gottes Ratſchlüſſe ſind unerforſchlich.

Am Abende desſelben Tages kehren wir bei einem großen Straßenwirtshauſe zu, das zwiſchen hohen Bergen ſteht und eine Mühle hat. Bei dem Abendbrote fällt mein Blick aufs Wochenblatt, das auf dem Tiſche liegt. Und da drin iſt es geſtanden. „Am 30. September um ſechs Uhr früh findet im Hofe der Landesſtrafanſtalt die Hinrichtung des Raubmörders Tobias Steger ſtatt.“

Am 30. September! Das iſt der morgige Tag! Morgen ſechs Uhr früh!

Ich gehe eilends zum Wirt: „Iſt hier ein Wagen zu haben nach der Kreisſtadt?“ — Ja, der wäre zu haben. „Sogleich? In dieſem Augenblick?“ Die Pferde hätten Tags über geackert und müßten ein wenig raſten. „Das iſt nichts. Sofort einſpannen! Wie lange fährt man nach der Stadt?“ Ja, meint der Wirt, das wäre weit, der Weg ſchlecht, bergauf, thalab. Unter neun Stunden ſei noch keiner hinübergekommen. „Herr, wir müſſen in acht Stunden drüben ſein, in ſieben Stunden! Was es auch koſte. Es geht um ein Menſchenleben.“ Und raune ihm in die Ohren, ſo viel ich ſagen darf.

Der Wirt hat mich jetzt gar unſicher angeſchaut. Die Wirtin iſt eine von Alpenzell und erkennt mich als den Pfarrer von Sankt Maria, da iſt denn bald eingeſpannt worden. Halb elf Uhr in der Nacht.

O dieſe Nacht! Dieſe Fahrt! Meine Beine habe ich unausgeſetzt krampfhaft an die vordere Wagenwand geſtemmt, als ob man ſolcherweiſe das Gefährte raſcher voranbringen könnte. Nie in meinem Leben eine Nacht ſo peinvoll. — Um ſechs Uhr. Sie ſind pünktlich. Der Teufel reitet den Zeiger vor!

Um zwei Uhr ſind wir beim Wirt auf dem Bergſattel. Kutſcher will raſten, wir hätten acht Minuten Vorſprung. Vorwärts! — Ich ſchöpfe ſchon Muth, ganz friſch! Mein Hoiſel ſchweigt und hält die Hände gefaltet. Beten? Schlafen? An die Rückwand lehnt er ſich. So vornehm iſt der ſein Lebtag nicht gefahren. — Das Fenſter habe ich mit dem Mantel verhängt, will kein Morgenrot ſehen. Es iſt ewig und es iſt ewig. Ein ſolches Pochen in den Schläfen! Der Kopf will mir zerſpringen — ſterbensübel. Kann der Tobias Steger eine größere Angſt haben? Gott ſtehe uns bei! Es tagt. Der Wagen rollt über eine lange Brücke. Der Strom! Wir ſind dem Ziele nahe. Ich reiße das Fenſter auf. Im Morgenrot das große Gebäude, die Strafanſtalt. Durch eine Allee da — ſpringt der Hoiſel hinaus. Hinaus und quer über die Wieſen. Ich ihm nach, am Waſſer eingeholt, er ſchreit: „Ich kann nit!“ fällt zu Boden, ohnmächtig .... Sein Leben in dieſes ſteinerne Grab hinein, er kann nicht! — Ich den Mann auf meine Schulter, vorwärts. Das äußere Thor iſt offen, Leute eilen aus und ein, Soldaten, Offiziere, Männer im Frack. — Ich mit meiner Laſt ungeſtüm in den Hof. Dort auf dem Türmchen das Ziffernblatt . . Sechs Uhr fünfzehn Minuten . . . .

Das ſind die Aufzeichnungen meines Vorgängers Johann Steinberger. Dann ſind noch mehrere Blätter geweſen, kraus und verworren. Von der nächtlichen Fahrt iſt die Rede. Der Wagen zerſchellt. Und geritten, der Hoiſel auf einem weißen Roß, der Pfarrer auf einem ſchwarzen. Dem Galgen zu, um ihn herum, wie Zirkusreiten. Dann wieder Ausrufe wie: Mörder im Talare! Hat gewußt, daß er unſchuldig iſt und hat ihn ſtrangen laſſen!“

Du armer, du treuer Johannes, ſchlafe ſüß!

Freilich bin ich hinausgefahren ins Stift, um dem Prälaten die Schrift vorzulegen. Was bei dem Heiligen Waſſer geſprochen worden, ſteht nicht unter dem Siegel Gottes. Seine Gnaden aber meint, da würde ſich nicht viel machen laſſen. Auf die Schrift eines armen Irrſinnigen könne die Juſtiz wohl kein Gewicht legen. Überdies ſei der Steger tot und das Gericht würde den Fall nicht gern noch einmal aufwühlen.

Was die Leute, und beſonders die Regina von der letzten Zeit des Pfarrers erzählen, läßt wohl nichts anderes denken als — geiſteskrank. Aber ſoll man denn auch nicht verrückt werden unter einem ſolchen Verhängniß? — Der Gerichtsfall hat ja wirklich ſtattgefunden, die Hinrichtung iſt genau am 30. September desſelben Jahres erfolgt. Was in Steinbergers Schrift vom Holzknecht Hoiſel geſagt iſt, paßt äußerlich genau auf dieſen Menſchen, der da frei umhergeht. Nächſtens will ihn der Prälat zum Brennholzſchneiden dingen und bei dieſer Gelegenheit ihm auf den Zahn fühlen.

Am 30. November.

Es iſt, wie der Prälat geſagt hat. Des hochwürdigen Steinbergers hinterlaſſener Schrift wegen will das Gericht den Kriminalfall nicht wieder auflegen. Es ſei nicht ein einziger ſachlicher Anhaltspunkt dafür vorhanden, als ob da etwa ein Juſtizmord begangen worden. Der Pfarrer ſei erwieſenermaßen geiſteskrank geweſen, und kein Menſch könne ſich erinnern, daß an jenem 30. September nach der Hinrichtung jemand mit einem Ohnmächtigen auf den Schultern ins Gerichtsgebäude gekommen wäre, wie es doch in der Schrift heißt.

Vor einiger Zeit war der Mathias Spatzel, genannt Holz-Hoiſel, draußen im Stift als Tagelöhner. Der Prälat hat ein Geſpräch mit dem Manne angefangen und ihn gefragt, ob er nicht einmal bei der Eiſenbahn gearbeitet habe? Ja, das habe er beim Bau draußen im Liesgau. Dann, ob er den Herrn Pfarrer Steinberger näher gekannt? Ob er einmal drüben bei der Wallfahrtskapelle zum Heiligen Waſſer geweſen wäre? Ja, den alten Herrn hätte er freilich auch gekannt, drüben beim Heiligen Waſſer ſei er ſein Lebtag nicht geweſen. — Seine Gnaden ſchreibt mir, die Antworten wären nicht ſo geweſen, daß der Hoiſel zur Unterſuchung gezogen werden könne.

Mir wirbelt's im Kopfe.

Am 13. Dezember.

Die kürzeſten Tage macht man hier zu den längſten. Schon um 3 Uhr früh ſtehen die Leute auf zum Haferdreſchen, mein Rupert und der Schmiedknecht müſſen um dieſe Stunde den Weg ausſchaufeln hinauf zur Kirche. Es ſchneit ununterbrochen; von meiner Hinterkammer im erſten Stock könnte man durch das Fenſter hinaus ganz gut über den Schnee zum Walde hingehen. Um ſechs Uhr früh ſchweigen die Driſcheln, klingen die Glocken, und wir gehen hinauf zum Adventgottesdienſte. Nach dem Engelamte, wenn wir wieder ins Freie treten, iſt der erſte Morgenſchein und von der Hohen Rauh glänzt wie ein güldener Stern das Lichtl herab. Das ſtimmt ſo recht zum Adventliede: „Maria, ſei gegrüßet, du lichter Morgenſtern!“

Heute nach der Schule kommt der Lehrer freudebrennend zu mir. Ich denke ſchon an einen großen Opernſieg, er vertraut mir aber mit vor Entzücken überſchlagender Stimme, daß er wieder drei Volkslieder gefunden habe. Eine alte Bäuerin aus Oberſchuttbach, die ihm für die Feiertage Rauchfleiſch gebracht, habe er mit einem Krüglein Moſt ſoweit beſtochen, daß ſie alle Schämigkeit weggeworfen und ihm die Lieder vorgeſungen hätte. Er habe die wunderſchönen Sachen gleich mit Buchſtaben und Noten feſtgemacht. Zwei davon wären Krippenlieder, die er ſchon in der Chriſtnachtmeſſe ſingen laſſen wolle. Auf mein Erinnern, daß nach dem neuen Konſiſtorialerlaß beim liturgiſchen Gottesdienſte kein deutſches Lied geſungen werden dürfe, fragt er: „Was denn ſonſt?“

„Lateiniſche Lieder,“ ſage ich.

„Was, lateiniſche?“ ruft er aus, „wir deutſche Bauern im Torwald ſollen lateiniſche Lieder ſingen? Wir Hirtenbuben und Holzknechtdirnen ſollen lateiniſch ſingen? Haben die Hirten zu Betlehem lateiniſch geſungen? Hat die heilige Familie lateiniſch geſungen?“

„Die werden ſchier hebräiſch geſungen haben,“ belehrte ich, „doch die katholiſche Kirche ſoll eine Hirde, eine Herde und eine Sprache ſein.“

Darauf ſchleudert der Schulmeiſter die Arme auseinander und ſchreit: „Wenn der Menſch Gott nicht mehr ſoll loben dürfen in ſeiner Mutterſprache! Wenn der Gläubige das ſoll beten und ſingen, was er nicht verſteht, und der Deutſche ſein deutſches Herz daheim laſſen muß, wenn er zum Hochamte geht — nachher iſt's aus mit uns, Herr Pfarrer, nachher iſt's pfutſch!“

Ich mache einen Deuter mit der Hand: „Es wird nichts ſo heiß gegeſſen, als gekocht. Wird auch kein Domherr in unſerer Kirche ſitzen.“

„Und wenn das ganze Konſiſtorium drinnen ſitzt und der Biſchof und der Papſt ſelber, ſo will ich beim Chriſtamt deutſche Lieder ſingen laſſen, ich bitte ſchon um Verzeihung, Herr Pfarrer. Lateiniſch! Da könnten wir in paar Jahren den leeren Kirchenbänken vorſingen. Deutſche Bauernleute lateiniſch! Manchmal ſind ſie auch im Konſiſtorium . . .“ Er tippte mit dem Finger auf die Stirn.

Mit keinem Worte habe ich ihm beigeſtimmt. Die Hand werde ich ihm gedrückt haben — deucht mich.

Am 1. Jänner 1876.

Einen ſolchen Winterſturm, als der von heute Nacht, ſagen die Leute, wüßten ſie ſchon lange nicht. In den ſtarren Äſten der Bäume toſt es wie ein Waſſerfall, in den Dachſchindeln klappert's, an den Fenſtern winſelt's, und der Schnee ſtäubt in alle Fugen. Die Fackeln der Kirchengeher, die zum Kompletorium kommen, ſcheinen zeitweiſe pfeifend zu vergehen, um dann aus der ſchwirrenden Glut doch wieder hell aufzulodern. Eine ſtürmiſche Neujahrsnacht, ſagen ſie, bedeute ein unruhiges Jahr. — In der Kirche hört man es, wie an die durch Drahtgitter geſchützten Fenſterſcheiben der Wind anprallt, als würden ſchwere Tücher daran geworfen. Beim Tantum ergo wäre mir bei einem Haar die Monſtranz aus der Hand gefallen; ſo eiskalt iſt das Metall, daß es wie lähmend durch meine Nerven fährt. Aber sursum corda! Die Herzen empor zur Freude! Bald hebt die Orgel an zum Te Deum laudamus. Es ſtrahlen die Kerzen all, es ſteigen die ſilbernen Schleier des Weihrauches auf — kein Erdenſturm iſt mehr, im Reiche Gottes ſind wir.

Abgeſchloſſen iſt Sankt Maria von aller Welt, und doch iſt mir ſo, als wären die Weiten und Zeiten der ganzen Chriſtenheit ſeit des Herrn Geburt beiſammen in unſerer Kirche. — Habe Dank, mein Gott, für dieſe Weihnachtszeit, nicht ſeit Kindestagen iſt ſie ſo innig und ſelig in mein Herz gegangen, auch nicht dazumal in der Kirche des heiligen Petrus zu Rom. Die ſüßen deutſchen Lieder: „Es iſt eine Roſ' entſprungen", „Stille Nacht, heilige Nacht", „Im hohen Himmel droben", nur in der Dorfkirche, von der Gemeinde wirklich Gläubiger werden ſie recht geſungen. Und nirgends wurzelt das religiöſe Gefühl ſo tief, als in altem Klange aus Kindeszeiten. Dieſen ausrotten, und die Innigkeit unſeres Gottesdienſtes iſt dahin.

Am 28. Februar.

Der diesjährige Hirtenbrief ſetzt ſcharf ein gegen die Übel der Zeit. Beſonders gegen den liberalen Geiſt, welcher alle Quellen des Heiles vergiſtet und Freimaurertum genannt wird. Die Epiſtel iſt ſtreng dogmatiſch gehalten und predigt — möchte ich ſagen — mehr das Schwert als das Kreuz. Als ich geſtern den Hirtenbrief von der Kanzel geleſen, ſind meine Pfarrkinder ganz ratlos dageſeſſen. Sie haben halt nichts verſtanden von dem, was unſerem hochwürdigſten Biſchof ſo ſehr am Herzen liegt. Der Teichgräber Golo ſoll nachher behauptet haben, dieſe geleſene Predigt ſei gewiß nur gemünzt geweſen gegen den geſchwefelten Wein, den der Unterſchuttbachwirt jetzt im Faſching von der Pipe rinnen läßt und gegen die italieniſchen Maurer, deren immer mehr in die Gegend kommen, auch Teichgräberarbeiten machen und den Einheimiſchen das Geſchäft verderben.

Heute am Faſchingmontag entfalten meine lieben Schäflein eine große Ausgelaſſenheit, ſchwärmen in den Wirtshäuſern herum von Dorf zu Dorf. So wie am Chriſttage jeder gute Chriſt drei Meſſen hören muß, ſagen ſie, ſo müſſe er am „Fraßmontag“ drei Wirtshäuſer beſuchen. Überall iſt Tanzmuſik, und weil die Spielleute nicht ausreichen, ſo hätte ſich beinahe der Kornſtock etwas vergeben. Ich habe ihm ſtark zureden müſſen, die erhabene Muſik nicht zur Karnevalshatz herabzuwürdigen. Anfangs behauptete er, die Muſik ſei ja eben der Schutzengel und ſtimme ſelbſt auf dem Tanzboden die Herzen reiner. Ich erinnere ihn an das Bild, welches beim Schmied an der Hausthür haftet, darſtellend, wie eine luſtige, aufgeputzte

Geſellſchaft von Männlein und Weiblein hinter einer Muſikbande her in die Hölle zieht.

„Iſt gut," drauf der Lehrer, „bei der lateiniſchen Kirchenverordnung hat der Pfarrer nachgegeben, bei der Tanzmuſik thut's der Schulmeiſter. Ich geige ihnen nicht."

Am unangenehmſten ſind mir die Faſtnachtsvermummungen. Männer ſpringen in Weiberkitteln um, und Dirnen in Hoſen. Was ſie ſonſt das ganze Jahr hindurch für unſchickſam und ſündhaft halten, heute üben ſie es aus und zwar mit aller Herzensunmittelbarkeit, als wäre es ein Gottesdienſt. Das iſt der Heide noch, der in ihnen ſteckt, im Karneval findet er am längſten Unterſchlupf, und die Kirche muß in Gottesnamen ein Auge zudrücken. Wohl nur eins, nicht alle zwei. Ich will jetzt das Schreiben lieber ſein laſſen und ins Wirtshaus gehen.

Am 29. Februar.

Keine ſchöne Nacht iſt das geweſen. Nachdem ich geſtern beim Neuwirt eine Stunde geſeſſen und alles ſo ziemlich aus dem Gröbſten in Ordnung gefunden habe, gehe ich mit dem Kimpelſchmied nach Unterſchuttbach. Dort iſt's toll. Kaum wir ins Wirtshaus treten, werden wir von einer Gruppe erhitzter Weibsbilder mit Gewalt hergenommen, auf den Tanzboden geſchleift und müſſen mit ihnen gut oder übel eins hopſen. Das hat für uns eine Ehre ſein ſollen. Nachher fängt ein Burſche an, Spottliedlein auf uns zu ſingen, die man freilich nicht übler nehmen muß, als ſie gemeint ſind. Und iſt auch der Holzer-Hoiſel da. Ganz kalt iſt's mir über den Rücken gegangen, wie er mich angrinſt und ſagt: „Gelt, gnädiger

Herr Pfarrer, heut' am Faſchingtag iſt gar nichts Sünd'? In der Faſten werden wir eh' derlöſt!“

Wenn dieſer Menſch wüßte, was ich weiß! Und doch nicht weiß!

In einer Ecke ſtreiten zwei betrunkene Burſchen um eine Dirn', bis der Schmied dazwiſchen tritt und einem der Raufluſtigen ſeine Meinung mit flacher Hand an den Backen ſchreibt. Jetzt wird's was ſetzen! denke ich noch, ſie ſind aber ruhig auseinander gegangen. Der eine hat dem Schmied wohl einen Blick zugeworfen, aber gar keinen trutzigen, vielmehr einen betrübten — darüber, daß ſchon wieder einmal das Raufen verboten ſein ſoll am Faſchingtag!

Dieweilen der Schmied in Unterſchuttbach ſtramme Polizeiordnung hält, wird in Oberſchuttbach bis ans Meſſer gerauft und ein junger Burſche faſt erſchlagen. Wie ſie ihn heute auf einem Schlitten herausſchleifen, iſt es des Schmieds Jungmagd, welcher ein Bein gebrochen und zwei Zähne eingeſchlagen worden ſind. Der habe ich wohl ſagen müſſen: „Wirſt du dir's merken, Vorwitzige, daß die Hoſe ein gefährlicheres Gewand iſt, als der Kittel?“

Am 20. März.

So ausgelaſſen die Leute in den Faſchingtagen geweſen, ſo eingezogen leben ſie jetzt wieder, ſo ſittig, arbeitſam und fromm. Das Gebot von der vierzigtägigen Faſten nehmen ſie buchſtäblich, verzichten auf jegliche Fleiſchſpeiſe, eſſen ſich nicht jeden Tag ſatt und das dadurch Erſparte ſchenken ſie den kümmerlichen Kleinhäuslern und Waldhüttlern.

Brav iſt es von unſerer Ottilie. Aus ihrem Tiſchteller ſpart ſie ſich — und nicht bloß in der Faſtenzeit — vom Munde ab und bittet dann die Regina, das Übriggelaſſene heim ins Steinhäuſel ſchicken zu dürfen. „Heim“ ſagt ſie noch immer, und iſt, meine ich, der Pfarrhof doch ganz und gar ihr Elternhaus geworden. Ein ordentliches, fleißiges Mädel. Darin, wie ſie mir die Stuben aufräumt und jeden Seſſel, jedes Buch, jedes Blatt Papier ſtets genau an den beſtimmten Platz legt, erkenne ich ſie. So im Kleinen unſere täglichen Gewohnheiten beachtet zu ſehen, das thut auch wohl. Nie ein Wort des Tadels iſt nötig, dabei giebt ſich das Kind immer friſch und aufgeweckt. Wäre ſie um zehn Jahre älter, und ich um zwanzig jünger, ſo gäbe das wieder Stoff für ein gottloſes Theaterſtück, als welches dieſer „Pfarrer von Kirchfeld“ immer noch ſo viel Lärm macht. Vor ein paar Jahren habe ich das Stück geleſen. Mein Gott, wenn über uns arme Geiſtliche nichts Schlimmeres geſchrieben worden wäre! — So lange hat die Ottilie im Hof bei ihren Hühnern und Gänſen herumgeträllert, bis der Kornſtock kommt und ſagt, das Mädel müſſe aufs Chor!

Und ſingt ſie mir jetzt bei der Meſſe ſchon mit heller Stimme das „Hier liegt vor deiner Majeſtät“ herab. Und wenn ich ihr dann zu Hauſe ſage, ſchön hätte ſie's gemacht, ſo ſchämt ſie ſich.

Am 22. März.

Erſt heute bin ich dazu gekommen, dem Prälaten zu ſchreiben, ob man ihm aus dem Torwald nicht einen Knaben ſchicken dürfte für ſein Seminar? Armer guter Leut-

Kind mit acht Geſchwiſtern. Ein ſchwärmeriſcher Junge, der die Volksſchule gut abgethan habe und ſeither von den Felſen herab Predigten halte und in den Steinniſchen Meſſe leſe. — Vielleicht, Kimpelſchmied, kommt's noch dazu, daß die Torwalder einen Einheimiſchen zum Pfarrer kriegen. Ob es jedoch immer gut iſt, den Herrgott als Birnbaum gekannt zu haben?

Am 27. Mai.

Ein Bauernhof zu Oberſchuttbach heißt beim Gral. Die Gralhoferin, oder Gralin, wie man ſie insgemein nennt, iſt neunundneunzig Jahre alt — die Älteſte in der Pfarre. Da ich ſie am vorigen Sonntage nicht in der Kirche ſah, ſo ging ich heute hinauf, nachzuſehen.

Mitten in der Stube ſtand ihr Sohn, der alte langbartige Gralhofer. Vor ihm auf einem Dreifuß ſaß ein halbwüchſiger Burſche, dem ſchnitt er das langſetzige, rabenſchwarze Haar. Ich frage nach der alten Mutter. Die wäre nicht zu Hauſe, ſie wäre auf dem Krautacker.

„Dann iſt es ſchon recht," ſage ich, „und im nächſten Jahr werden wir's halt hoch hergehen laſſen müſſen zum Hundertjährigen!"

„Wär' nicht zuwider, wenn wir's derleben," meinte der Bauer. Sein Haarſchneider mochte guten Willens ſein, doch ſehr von ſtatten ging es nicht. Erſtens fügten ſich die Haarbüſcheln lieber weich der großen Schafſchurſchere, als daß ſie ſich entzweiſchneiden ließen; zweitens ward das Stoppelfeld ſtellenweiſe kahl, ſtellenweiſe ſchopfig. Der Alte war einundzwanzig Jahre lang beim Militär geweſen, wie er gern erzählt, beim Fuhrweſen, aber das

Haarſchneiden hatte er dabei nicht gelernt. Ich ſetzte mich an den Tiſch und betrachtete den Burſchen. Der hatte mir ſchon einigemal Kummer gemacht.

Einer Dienſtmagd uneheliches Kind, nie eine Schule beſucht, ſelten eine Kirche, arbeitsſcheu, geneigt zum Davonlaufen, alſo nirgends gern geſehen. Im Pfarrbuche ſteht er unter dem Namen Peter Heiſſel, geboren 1857. Bis auf ſeine zu kurz geratene Stumpfnaſe und die dicken Lippen gerade kein übler Junge. Vor wenigen Tagen hatte ihn der Gral in Dienſt genommen, trachtete ihn nun ordentlich herzurichten und fing beim Haar an. Morgen ſoll der Peter ja in die Kirche gehen, und da muß er doch einem Menſchen ähnlich ſehen.

Jetzt bin ich heute ſauber zurecht gekommen. Die Thür ſpringt auf, ein Landwächter tritt herein. Der Burſche auf ſeinem Dreifuß knickt zuſammen. Der Landwächter frägt hart wie Eiſen nach dem Peter Heiſſel.

„Da ſitzt er.“

„Der muß mit mir. Hat einen Kirchenraub verübt!“ drauf der Landwächter. Mir will das Herz ſtillſtehen. Von der Herde auf der Stiftsalm hat er vor drei Wochen ein Schaf geſtohlen. Von der Alpenzeller Stifts-Herde, na da iſt's halt freilich ein Kirchenraub. Der Peter, zur Linken ſchon glatt geſchoren, zur Rechten noch ein zottiger Pudel, rutſcht vom Dreifuß herab auf die Knie, hebt die Hände und wimmert: „Nur nit einſperren! Bitt gar ſchön, nur nit einſperren!“ Dieweilen legt der Scherge um die gefalteten Hände ſchon das Kettlein. Als der Peter das Unabänderliche ſieht, wird er ganz ruhig und ein wenig frech. Dem Verhöre antwortete er, das entwendete Schaf habe er zu Schwarzau an einen Kalkbrenner verkauft um ſechzig

Kreuzer. Woher denn ſonſt Geld nehmen? Beim Bauerndienen gäbe es wohl Kohlkraut, Erdäpfel und Flöhe, aber kein Geld.

Die Gralleute ließen ihn aber nicht ohne weiters ziehen, der Alte ſchnitt ihm vollends das Haar ab und vergrub es dann draußen unter den Dachtraufen, ein alter Aberglaube, damit der Geſchorene nicht Kopfweh bekomme. Die Hauswirtin brachte Milch und Brot. Der Büttel und der Peter ſollten's auseſſen; hätten nachher eh einen weiten Weg, bis ſie wieder was kriegten.

Der Landwächter überließ das Scheidemahl dem Peter. Dieſer bedankte ſich dann beim Bauer fürs Haarſchneiden und bei der Bäuerin für die Milch, und vor dem Treiber zur Thür hinausſtolpernd murmelte er: „Wer mich verraten hat, der ſoll ſich gefreuen!“

Als ſie fort waren, wußte ich nicht, ob den Bauersleuten für ihre Gutmütigkeit ein Lob gebühre oder was anderes. Auf meine Bemerkung darüber antwortete der Gral: „Wenn einer ſo alt wird wie ich und weiß, wie's hergeht auf der Welt, da macht man ſich nachher nicht gar viel aus einem Schafdieb. Bei den Soldaten wird er ſchon Gott erkennen lernen!“

Ein Pfarrkind ſo fortführen zu ſehen in den Arreſt. Es iſt hart.

Im Frühſommer.

Waldfreude! Wer kann ſie genugſam beſingen? Der Menſch kann es nicht, nur der Vogel kann es. Und der thut's auch nicht. Das Heldenlied vom Daſeinskampfe. Nur feiner ſingt's der Vogel, als der Menſch. Und nichts

Neues bekäme er zu hören, der Waldgänger, wenn er der Vogelſprache kund wäre wie Salomo! — Da ſitzt mir einer ſtundenlang in der Krone des Ahornes oben und weiß allerhand Geſchichten. Geſchichten und wunderſchöne Lieder. Und dabei ein Schelm! Einmal ſingt er wie die Amſel in der Hecke, dann ſingt er wie die Lerche im Kornfeld, dann wie die Grasmücke auf der Haide, dann wie die Droſſel im Walde, dann wie der Teichvogel im Sumpfe; dann zeigt er, daß auch ſolches keine unerreichbare Kunſt iſt, wie der Spatz auf dem Dache ſingt. Ein wahrer Tauſendkünſtler das! Anfangs meinte ich, es wäre eine ganze gefiederte Künſtlergeſellſchaft oben, da belehrte mich der Kornſtock, daß es ein einziger Vogel ſei, ein rechter Spitzbub — der luſtige Würger genannt. Der verſtände es, mit Schnabel-, Kehl- und Bauchredekünſten wie ein muſikaliſcher Komiker alle Stimmen, die er irgendwo gehört, nachzuahmen. Manchen einfältigen Vogeljüngling locke er ſo herbei, um ihn nachher zu zauſen, und die Jungfrauen foppe er auch, um ſie nachher ſitzen zu laſſen. Der heilige Franziskus hat den Vögeln gepredigt, den Würger ſcheint er nicht bekehrt zu haben.

Vom Lärchbaum ſchreit ein Edelfink herüber. Es muß eine Frage ſein, die Droſſel im Haſelſtrauch antwortet ſofort. Mich deucht, es iſt die Rede vom Eſſen. Der Fink frägt herab, ob die Würmchen im Graſe ſchon fett wären, die Droſſel leugnet es und gedenkt, das Maſtvieh für ſich ſelber zu ſchlachten. — In einem Buſch am Bache ſehe ich das Neſt einer Droſſelfamilie. Ich möchte mein Haus nicht ſo der Überſchwemmungsgefahr ausſetzen. Wenn ich ſchon Flügel habe und alſo das Berg-, Baum- oder Stiegenſteigen nicht brauche, ſo baue ich's doch lieber auf einen hohen Wipfel, da hätte ich für die Kinder gleich auch das Wiegenſchaukeln. Hinter dem Strauche verſteckt, gucke ich ins Neſt nach den zarten vier Kleinen, die eins über das andere kriechen und kugeln und ihre Schnäbel weit aufſpreitzen. Dort auf dem Fichtenaſt ſitzen die Alten, gurgeln und zirpen und getrauen ſich nicht herüber. Seid doch nicht dumm! Ich, der alte Wolfgang, werde euch was thun! Endlich wagen ſie es doch, und die Kindlein kriegen ihr Mittagsmahl hübſch nach der Reihe. Graue Würmlein in Beize. Schau, das eine will noch einmal haben und möchte dem Brüderlein was wegſchnappen. Nichts da! Dein Theil haſt du ſchon bekommen. Mich würdeſt du herumkriegen, denn ich kenne euch eigentlich nicht auseinander. Zum Glücke iſt dein Vater klüger. — Sauber halten thun ſie ſich, heben den Bürzel hübſch weit über den Rand hinaus, wenn was not iſt. Nur dem einen paſſiert unverſehens etwas, iſt auch ſchon die Mutter da und kratzt hinaus, was nicht hereingehört. Plötzlich kreiſcht der Alte auf, alles flattert mit den Flügeln, die Mutter ſträubt ihre Federn und ſtarrt wie gelähmt gegen den Himmel. Dort im Wipfel lauert ein Häher. Der ſoll nur herabkommen! Den wollen wir rupfen, und ſeine ſcheckigen Federn ſollt ihr auf euere Käpplein ſtecken wie die Indianer. — Ich halte meine Hand ſchützend über den Einſchlupf. Mein Gott, das Kleine, wie es zittert, wie ihm das Herzlein klopft! Ich bin ja kein böſer Bub, du Närrlein, ich bin ja der kindiſche Wolfgang. Wie? Handküſſen? Ei nein, das war ein Angriff. Keine Freundſchaft mit mir? Das verdrießt mich. — Der Familienvater iſt aus dem Neſte geflogen und auf den Erlſtrauch hinüber, dort kreiſcht er, ſo viel aus dem Schnabel geht.

Er ſchilt den Friedensſtörer auf dem hohen Wipfel und ſchreit hinauf: Meine Leut' laß mir in Ruh! Zu mir komme, wenn du Luſt haſt! Dabei zittert der kleine Kerl vor lauter Angſt. Der Häher iſt unſer gemeinſamer Feind geworden, ich fange an, Erdſchollen gegen den Wipfel zu werfen, um ihn zu verſcheuchen. Endlich iſt er davon, der Mordgeſelle, und bei mir iſt es auch an der Zeit. Behüt euch Gott, ihr Dröſſelein beiſammen.

Wohin? Was nun? Um das liebe Kleinleben draußen in der Natur zu beſchreiben, müßte man mehr Blätter und Stifte haben als der Wald ſelber. Deswillen, was nachkommt, habe ich die Vöglein vermerkt. — Wie ich weiter gehe und gegen die Schlucht komme, wo Brombeerſtrauch und Dornhag ſtehen, ſehe ich des Schmieds Sohn. Als er gewahrt, daß er von mir bemerkt iſt, wird er ganz erregt und deutet auf einen Dornbuſch hin.

„Was macheſt du da, Rolf?“

Er ſagt nichts und ſchaut mich an.

Und muß ich etwas ſchier Unerhörtes ſehen. An einem langen Äſtlein ſind der Reihe nach Käfer an den Dornen aufgeſpießt, große und kleinere, und mitten durch den Leib geht ihnen der Speer, ſo daß die Spitze am Rücken des Thierchens herausſchaut.

„Wer hat das gethan?“ frage ich den Jungen ſcharf.

„Das hat ein Vogel gethan, Herr Pfarrer.“

„Wie? Ein Vogel, ſagſt du? Die armen Weſen ſo grauſam zu martern. Das hat kein Vogel gethan!“

„Ich habe es geſehen,“ ſagt er.

„Schweig!“ fahre ich ihn an, „das haſt du gethan!“

Er ſchaut mir ins Geſicht und ſchweigt. Ich ganz empört rufe ihm zu: „Schlechter Menſch, in dir habe ich mich geirrt! Scheinheilig ſein, in chriſtlichen Büchern leſen und wehrloſe Tiere ſo teufliſch zu Tode quälen! Hat das Chriſt gelehrt? Wenn ich Gottſchöpfer bin und ſehen muß, wie die eine Kreatur, die ſo bevorzugt iſt, daß mein eingeborner Sohn ſein Blut für ſie vergoß, wie dieſe Kreatur ein anderes meiner unſchuldigen Geſchöpfe unerhört grauſam tötet, ſo werfe ich ſie ins Verderben! Hätteſt angeſtellt was der Wille, ſo ſicher wäre deine Schlechtigkeit nicht aufgekommen, als durch dieſes Schelmenſtück. Nichtsnutziger Lump du!“

Er ſchaut mich an ganz verſtockt und ſchweigt.

Wettere ich weiter: „Wie du Tiere marterſt, ſo wirſt du Menſchen martern, und das Ende wird ſein, daß auch du ſo am Spieße ſteckeſt — im hölliſchen Feuer. Aus den Augen mir, Unhold!“

Er hat ſich gewendet und iſt mit geſenktem Haupte über das Heidekraut hingegangen.

Gegen Abend komme ich zum Kornſtock, ganz zorngeladen: „Ein Schulmeiſter iſt nicht bloß da, daß die Kinder pfeifen lernen, er hat ſie auch zu erziehen. Der Pfarrer kann nicht alles Krumme gerade machen. Geht der Wicht her und ſteckt Käfer an die Dornen. Und leugnet's frech! Ein Vogel hätt's gethan!“

Wie der Lehrer mich verſteht, was ich meine, ſagt er hölliſch friedfertig: „Das kann ja wohl ſein, Herr Pfarrer. Lanius collurio heißt der Schelm, der rotrückige Würger, der luſtige Stimmennachmacher, den man in unſerm Wald oben oft hören kann. Der fängt die Käfer und ſpießt ſie auf Dornen, gleichſam wie der Fleiſcher ſeine Kälber der Reihe nach auf den Nagel hängt. Iſt ja bekannt. Hab' den Spitzbuben erſt vor paar Tagen beobachtet.“

Dieſe Belehrung iſt mir gerade genug geweſen. Erſtens ſchäme ich mich, ſolch ein bezeichnendes Kapitel aus der Naturgeſchichte verſchwitzt zu haben, zweitens wird mir ganz übel, wie ich dem Rolf unrecht gethan. Geradeswegs gehe ich zum Schmied und leſe dem Burſchen die Leviten: „Warum haſt du dich nicht verteidigt? Bei den Ohren ſollt' man dich dafür zauſen! Warum, wenn dir Unrecht geſchieht, ſchweigſt du ſo boshaft?"

„Boshaft nicht," ſagt der Rolf. „Daß es der Vogel gethan, habe ich ja geſagt. Und wenn's der Herr Pfarrer nicht glaubt, habe ich mir gedacht, da kann man halt nichts machen, und mit dem Herrn Pfarrer darf man nicht ſtreiten."

Mit dieſer Naſe muß ich heute ſchlafen gehen. An hundert wirklichen Tierquälern gehe ich wahrſcheinlich achtlos vorüber, und den einen Unſchuldigen verdonnere ich in die Hölle hinab, daß er Vogelſünden büße. — Mit dem Pfarrer darf man nicht ſtreiten, natürlich! Den laſſen ſie alle im Finſtern ſitzen, wenn er drin ſitzt.

Am 1. Juli.

Zur Sommerszeit, an Sonntags-Nachmittagen pflegt ſich in einem der drei Dörfer die Gemeinde zu verſammeln, und der Pfarrer hält ihr im Freien eine Chriſtenlehre. Unter freiem Himmel klingt das Wort manchmal wie Bergpredigt. Am vorigen Sonntag ſaßen wir auf dem Kreuzhügel zu Oberſchuttbach, und ich ſprach vom kirchlichen Kultus. Dabei kam ich auf das Licht der hängenden Ampel, welches, nach ſtrenger liturgiſcher Vorſchrift von reinem Naturöle genährt, vor dem Sakramentsaltare Tag und Nacht, ununterbrochen und immerwährend brennen muß. Meine Pfarrkinder pflegen nach altem Brauch an dieſem Lichte ihre Wetterkerzen anzuzünden bei drohenden Elementen, ſie holen davon das Feuer zu den Rauhnächten im Winter, ſie entzünden daran die Sterbekerze, wenn ein Bruder oder eine Schweſter in die Ewigkeit reiſt.

So habe ich ſie bei dieſer Chriſtenlehre gefragt, ob ſie wohl einmal darüber nachgedacht hätten, was das Licht vor dem Altar bedeute? Da raten ihrer etliche eine Weile herum. Die einen ſagen, das Licht brenne, weil der Ort ſo heilig ſei; die anderen, es werde halt ſo ein Ölopfer ſein; ein dritter war der Auffaſſung, die Ampel müſſe brennen, damit der Karl daran bei der Meſſe die Altarkerzen anzünden könne.

Hierauf habe ich den Schmiedſohn, den Rolf, gefragt: „Weißt auch du nichts?“

Antwortete der Junge: „Ich habe einmal geleſen, daß Gott das ewige Licht iſt. Die Ampel wird's bedeuten.“

„Ihr hört es,“ ſpreche ich zur Gemeinde. „Wenn ihr in der Kirche die hängende Ampel mit dem ewigen Lichte ſehet oder von ihr Feuer mit in euere Wohnungen nehmet, ſo gedenket deſſen, der uns das Licht vom Himmel gebracht hat, an die Gegenwart Gottes und ans ewige Leben.“

Beim Heimgange hat ſich ein fremder Menſch zu uns geſellt, und der ſagt: „Schon die alten Heiden haben einen gehabt, der das Licht vom Himmel herabgeholt.“

Antwortete darauf der Schmiedsſohn: „Das wird wohl keine Kunſt ſein, wenn die Sonne ſcheint und man hat einen Brennſtein.“

Dieſer Ausklang iſt nicht ganz nach meinem Geſchmacke geweſen.

Am 3. Juli.

Manchmal regt ſich meine alte Streitluſt. Weil aber mit dem Herrn Pfarrer natürlich niemand ſtreiten will, ſo roſtet mir die Galle ein. Wenn einem nie jemand widerſpricht, das iſt auf die Länge nicht auszuhalten. Man hat freilich ſelber ſeine Meinung, doch man will auch einmal eine andere hören, und bisweilen ein fröhlicher Streit friſcht das Blut auf. Der Schulmeiſter mit ſeinem unendlichen Muſizieren! Die anderen mit ihrer flachen Ehrerbietung! Und denken und thun dabei, was ſie wollen. Es iſt gar manches nicht in Ordnung.

Wie zuwider mir dieſer Schneider Karl iſt, wenn ich ihn bei der Meſſe am Altare herumwirtſchaften ſehe mit den Lichtern, mit dem Rauchfaß, mit dem Opferwein — und hat keinen Glauben! Will er's gleichwohl nicht wahrhaben; wer einmal ſo redet, wie er geredet hat, bei dem iſt etwas riſſig geworden. Äußerlich habe ich nicht die mindeſte Klage über ſein Verhalten, aber trauen kann ich ihm nicht mehr, und der Argwohn, ſich von einem Ungläubigen miniſtrieren zu laſſen, beunruhigt mich oft zum Verrücktwerden.

So hat ſich mancherlei in mir angeſammelt, und am Pfingſtſonntag auf der Kanzel habe ich meinem Herzen Luft gemacht. Volkstümlicher bin ich geweſen als der Hirtenbrief, verſtanden haben ſie's. Aber nach dem Amen ein gar kümmerliches Vergeltsgott. Iſt ſchon gut, denke ich, war euch das zu ſcharf, ſo ſoll's noch ſchärfer kommen.

Am Dreifaltigkeitsſonntage habe ich ihnen die Sterbeſtunde des Unbußfertigen, die Schrecken des Gerichtes und die Strafen der Hölle weidlich ausgemalt, habe hingewieſen auf die Verſtockten und Verblendeten der Gemeinde. Die Fauſtſchläge auf die Kanzel haben gedonnert in der Kirche wie ein Wetter in den Hundstagen, ſo ſehr habe ich mich ereifert. Die Zuhörer ſchauen mich betroffen, faſt mißmutig an, nur ein Augenpaar ſehe ich funkeln zu mir herauf mit Behagen und Beifall — das vom krumpen Chriſtel.

Nachher beim Amt ſoll der Kornſtock ſeine ſchönſten Muſikſtücke aufgelegt haben — mein Herz iſt an dieſem Tage ſchwunglos geblieben, und ich glaube, auch das der Gemeinde. — Nachher hat mir der Schmied zu verſtehen gegeben, in Zukunft werde er ſich an Sonntagen ein Wollentuch um die Ohren binden, es gehe neuzeit bei der Kirche oben ein ſo ſcharfer Wind.

— — Manchmal bin ich betrübt bis zum Weinen. Die Regina ſpricht beſorgt von einem Arzte. Sind die Leute heuer denn anders, als im Vorjahr, wo ich ſo warm zu ihnen ſtand? Oder bin ich anders? Warum denn dieſe Mißſtimmung? Warum unſer lichtes Gotteshaus mit Trutz und Zorn anfüllen? Die Verſtockten lachen dazu und die Einfältigen werden erſchreckt und die Heuchler ſind ſchadenfroh. Mit mir ſelbſt bin ich nicht zufrieden, und darum bin ich's mit anderen nicht. — O gnadenreicher Gott, ſchicke mir wieder deinen heiligen Geiſt!

Am 4. Juli.

Heute, wenn ſie da wären, heute wollte ich ihnen eine Predigt halten voll lauterer Liebe und Verheißung. Das

Glück hat mich wieder gut gemacht, und das iſt nicht ſchön, Wolfgang, von dir, daß erſt ein Glück kommen muß, bis du gut wirſt. Der Prälat hat mir ſoeben mitgeteilt, daß der Steinfranzel-Knabe jeden Tag willkommen ſei im Stiftsſeminar, und daß, wenn der Luzian ordentlich iſt, für ihn geſorgt werden wird bis über den Tag der Prieſterweihe hinaus. Er braucht nichts mitzubringen, als was er am Leibe hat. Das erſte nach Empfang des Schreibens iſt, daß ich hinablaufe in den Garten, die Ottilie vom Salatbeet emporreiße, ſie umarme und küſſe und ihr ins Geſicht ſchreie: „Weißt du, Mädel, daß du einen geiſtlichen Herrn zum Bruder haſt? So viel als gewiß. Morgen gehen wir ſelbander hinein in den Rauhgraben und holen den Luzian ab.“

Am 7. Juli.

Noch vor Schluß des Schuljahres haben ſie ihn in die Bank geſetzt, damit er gleich ſieht, wie die Prüfungen ſind, die er im nächſten Jahre machen muß. Auch über die Vakanzen darf er im Stifte bleiben. Das aufgeweckte, kernige Bürſchlein gefällt den Herren. Es hat einen gar ernſthaften Blick, ſagt kurz ja oder nein und weiß, was es will. So ſchaue das Holz aus, meint der Prälat, aus dem man Kirchenfürſten ſchnitze. Dieſe müßten wo möglich aus hartem Zirmholz ſein.

Am 25. Juli.

Jetzt iſt ſchon Gelegenheit, ihnen zu zeigen, daß „der ſcharfe Wind oben bei der Kirche“ keinen Winter gebracht hat. Jetzt kann ich beweiſen, daß ſie mir nahegehen alle miteinander.

Beim Müller Hainz im unteren Dorf iſt eine Seuche ausgebrochen, ſind gleich drei Perſonen in einer Woche geſtorben. Dann hat ſich die Krankheit raſch verbreitet, daß nun in vielen Häuſern Eins liegt. Beim Zimmermann Sepp ſind alle im Bett, ſo daß wir Aushilfsleute haben ſchicken müſſen. Die alten Weiber, über die man ſich ſonſt ſo gerne luſtig macht, jetzt ſind ſie gut zu brauchen! Wer hat den Mut, den anſteckenden Krankheiten nahezutreten, der in Fieberhitze, in Schmerzen hilflos daliegenden Kranken geduldig zu warten? Die „alten Weiber“ haben ihn. Was wir Männer auch großes und gutes leiſten auf der Welt, in ſolchen Zeiten der Not mögen wir uns an den Weibern ein Beiſpiel nehmen.

Wir haben keinen Arzt, und es iſt auch keine Frage danach. Die Medizin haben ſie von der alten Kräuter-Mirl. Einige Flaſchen habe ich nach meinem geringen Erkennen unterſucht. Schädliches, deucht mich, wird gerade nichts dabei ſein, und das iſt bei ſolchen Sachen Gutes genug. Purgierende und ſchweißtreibende Mittel — recht iſt's. Wenn die braunen Tränke nur recht bitter ſind, dann glauben die Leute um ſo lieber dran, und das iſt's. Der Glaube macht ſelig und auch geſund. Aus dem Glauben ſchöpfen ſie Folgſamkeit im Verhalten, Geduld und Zuverſicht, dann ſetzt die Heilung leichter ein. Verhaltungsmaßregeln: Wenig eſſen, haben ohnehin keinen Hunger; nicht viel Waſſer trinken, haben aber ſehr viel Durſt, reine Luft und Ruhe. Das Erkälten iſt bei Fieberkranken lange nicht ſo zu fürchten, als man glaubt.

Tadeln muß ich, daß bei vielen Häuſern die Waſſerleitung durch den Hof unter dem Dunghaufen hinläuft. Darauf ſagen ſie, das ſei ſchon ſeit undenklichen Zeiten ſo, und doch wäre ſeit vierzig Jahren keine ſolche Seuche mehr geweſen; und der Müller Hainz, wo die Krankheit angefangen, habe gar keinen Dunghaufen. Ich habe mir ein Buch über Geſundheitspflege verſchrieben und will den Leuten manchmal an Sonntagsnachmittagen daraus Vorträge halten. — Meine liebe Not habe ich in den Krankenſtuben mit der Luft. Sie wollen kein Fenſter aufmachen. Die in Scheunen und weitfugigen Bretterkammern liegen, wo der Wind wie durch eine Harfe ſingt, bei denen macht's nichts, aber „Fenſterluft iſt Gift“. Thatſächlich iſt der Unterſchied zwiſchen Stube und Scheune nicht groß, ſie ſterben dort wie da, ſiechen auf da wie dort. Faſt meine ich, daß man auf dem Lande, wo alles in friſchen Winden ſchwimmt, auf gute Luft nicht ſo zu achten habe, als etwa in den Städten; ſie wäre auch mit dem beſten Willen nicht abzuhalten. Vielleicht iſt es ſo, daß dem Bauer, der ſich viel auf freier Weite umthut, ein bißchen eingeſchloſſene und abgeſtandene Luft wohlbekommt — eine kleine Änderung der Lebensweiſe, wie ſolche ja vielen Kranken empfohlen wird. Wer weiß es denn ſo genau, worin es liegt! — Den Verkehr zwiſchen den Häuſern haben wir aufgehoben. Wo eine Vermittelung nötig iſt, da thun es die Wärterinnen, der Schmied und ich, womöglich über einen Bach oder über ein offenes Feuer, das ſie zu ſolchem Zwecke im Freien anzünden. Jeder Kranke fragt nach dem Pfarrer, ſo troſtbedürftig ſind ſie. Aber lieber hören ſie die Prophezeiung auf das Wiedergeſundwerden als auf das Seligwerden. Doch legen die meiſten mit großer Faſſung und Ergebung die Beichte ab und empfangen die

Sterbeſakramente. Hier iſt doch vielfach noch praktiſches Chriſtentum, nicht Wortchriſtentum, nicht Scheinchriſtentum. Herzensmut und Nächſtenliebe, Selbſtbeſcheidung und Ergebung und ein zuverſichtliches Hoffen auf das Reich Gottes. Das iſt wohl eine große Freude für einen Seelſorger. — Eine eigentümliche Sitte iſt es, daß die Leute bei Sterbefällen von der Altarampel in der Kirche Feuer nach Hauſe holen, um damit die Sterbekerzen und das Bahrlicht anzuzünden.

Unſere Ottilie haben wir zu ihren Eltern in den Rauhgraben geſchickt, da oben iſt noch alles friſch. Ich erwache eines Morgens mit heißen Gliedern und Schüttelfroſt. Die Regina ſchickt ſogleich zum Schmied, den Herrn Pfarrer will's auch werfen! Der Schmied läßt zurückſagen: „Nicht ſoll er ſich werfen laſſen, für uns zwei iſt jetzt keine Zeit zum Krankſein!“ — Bin aufgeſtanden, habe mir etlichemal zornig zugerufen: Du darfſt nicht krank werden, du willſt nicht! Eine Dunſtfatſchen hat mir die Regina gemacht, wie ein kleines Kind hat ſie mich eingefatſcht, ein ſtarkes Schwitzen und am nächſten Tage iſt's wieder gut geweſen.

Paar Tage drauf in der Frühe läßt mich der Karl rufen. Er kann nicht läuten, nicht anzünden, in der Nacht hat's ihn heftig gepackt. Drei Stunden lang Schüttelfroſt, daß die Bettſtatt gekracht hat, ſagt ſein Weib. Dann liegt er in Gluthitze dahin und bittet um das Sterbeſakrament. Als ich es hole am Altare, habe ich ein Dankgebet verrichtet aus Freude darüber, daß dieſe Seele nicht verloren iſt. Dieweilen hat ſich ſein Nachbar, der krump Chriſtl, zum Kranken geſetzt und ihm vorgeſprochen von der Wahrſcheinlichkeit verdammt zu werden, weil Gott ſo viel ſchreckbar gerecht ſei, weil ſo viele berufen wären für die Hölle und ſo wenige auserwählt für den Himmel. Spricht ihm auch vom hölliſchen Feind, der allweil an den Sterbebetten der Sünder herumlauert. Der Kranke hat ihn ruhig reden laſſen, mich aber, der ich juſt dazukomme, faßt der heilige Zorn: „Du ſelber biſt der böſe Feind! Marſch weg!“ Da iſt er abgefahren.

Der Karl hat eine ſchöne bußfertige Beichte abgelegt und hierauf fromm und ergeben die göttliche Wegzehrung empfangen. Aber meine Freude hat nicht gar lange gedauert. Bald verfällt er in Schlaf, in Fieberphantaſien, fängt an zu lallen vom Oblaten-Herrgott, vom Pfaffen und Hokuspokus und dergleichen mehr. Sein Weib, ſeine Kinder, die erſchrocken herumſtehen, rufen ihn. „So, ſo,“ ſagt er, „ſterben. Iſt auch recht, dann hat die Tummerei ein End.“

Mir war, als müßte ich verſinken. Nach außen der fromme Katholik, und ſein Herz, das weiß nichts davon. … Ich bin bei manchem zu ſpät gekommen mit den Sakramenten, aber ſo niedergeſchlagen habe ich keinen Sterbenden und keinen Todten verlaſſen, mein Lebtag nicht, als unſeren Kirchendiener.

Am 28. Auguſt.

Vierunddreißig Perſonen ins Grab gelegt ſeit zwei Monaten, zumeiſt junge, kräftige Leute. So weit wie jetzt wird auf dem Kirchhof ſonſt in Jahren nicht vorwärts gerückt, ſagen die Bauern, die gegraben haben. In dieſem Jahre, wenn wir einen angeſtellten Totengräber gehabt hätten! „Seelenſchachten“ heißt es, wenn die Bauern robeten auf dem Kirchhof. Jetzt iſt die Seuche ſo viel als erloſchen, ſo ohne faßbare Urſache wie ſie gekommen, iſt ſie vergangen. Eine Schickung, ſagen die Leute, und ich wüßte auch nichts anderes zu ſagen. — Die Geneſenden ſitzen im Freien umher unter Eſchen und Kirſchbäumen und blicken mit ihren blaſſen Geſichtern faſt andächtig hinaus in die ſonnenleuchtende Welt.

Der Karl hat ſeit ſeiner Krankheit heute das erſte Mal miniſtriert, hat Weihrauch geſtreut ins Glutfaß, hat Wachskerzen aufgeſteckt am Altare, hat Öl gefüllt in die Ampel. . . .

Und da iſt mir der unſelige Gedanke gekommen: Wie, wenn es mehrere gäbe von dieſer Gattung? Kann ich's wiſſen? An ihren Thaten wirſt du ſie erkennen, ſpricht der Herr. Mein Gott, freilich thut er nichts ſchlechtes, der Karl! — Es kann doch nicht wahr ſein, was ich kürzlich in einem Buche geleſen, nämlich, daß in Leben und Thaten kein Unterſchied wäre zwiſchen Gläubigen und Ungläubigen, daß die Religion nicht ſowohl beſſer mache, als vielmehr glücklicher. Glücklich allein iſt nicht genug. Ich denke nur, vielleicht iſt der Glücklichere auch der Beſſere. — Irre könnte man werden. Und jetzt habe ich ſchon zwei Menſchen in meinem Sprengel, oder drei, bei denen ich mich nicht auskenne. Iſt ſchon der Krumpe ein gewöhnlicher Betbruder, ſo frage ich, was iſt der Karl? Und was iſt der Heiſel?

Ganz ſo gemütlich iſt wohl auch die Seelſorge im Gebirge nicht bei den Naturmenſchen. So unterſchiedlich ſind ſie, wie Apfelblüte und Schierling, wie Lamm und Fuchs — und doch lauter katholiſche Chriſten.

Am 11. September.

Hinter dem Kirchenriegel, wo auf grüner Raſenhöhung die fünf alten Ahorne ſtehen, hat mir mein Rupert eine Bank und einen Tiſch aufgeſchlagen. Da ſitze ich gerne und höre der Stille zu, die ſelten von dem Rauſchen eines Aſtes, ſeltener von einem Vogelſtimmlein unterbrochen wird in friedſam herbſtlicher Zeit. Ich leſe oder ſchreibe etwas, oder ſchaue hinaus ins Hochgebirge, an dem ich nimmer ſatt werden kann, und das immer noch ſchöner wird, je länger man es anſchaut. Naturſchönheit iſt eine Sache, die nicht ſo obenauf liegt, die erſt entdeckt werden muß. Das Sinnliche allein iſt dazu nicht genug, ein wenig Sinnen gehört auch dazu. Daß das Auge einen Berg ſieht, das macht nichts aus; man muß von der Ewigkeit, von den Gewalten der Natur und ihrem Wandel etwas gehört und erfahren haben, dann erſt wirkt das ſtille Bergbild auf unſere Seele. Auch das Tier genießt die Natur; es genießt ſie im nährenden Graſe, im warmen Sonnenlicht, im friſchen Waſſer. Aber von ihrer Schönheit weiß es nichts. Dem Menſchen ergeht's ähnlich, wenn er nahe dem Tiere ſteht. Der Landmann empfindet ſchon Naturſchönheit, ihm gefällt die blühende Wieſe, das reifende Kornfeld. Daß aber nicht bloß das Nützliche, ſondern auch das Wilde und Gefährliche ſchön ſein kann, als der ſtarrende Fels, die ſtürzende Lahn, der reißende Gießbach, das kommt ihm ſelten zu Sinn. Erſt der ganze, geiſtig reife Menſch erkennt die Schönheit ganz. Da haben wir die Kunſt, ſie hat nicht die Aufgabe, Nutzen zu ſtiften, ſie ſoll bloß ſchön ſein; es iſt eine beabſichtigte Schönheit. Darum kann ich ſie nicht ſo hoch ſtellen, als die Schönheit der

Natur, die unmittelbar von Gott kommt, und deren Urſache doch eigentlich nicht in ihr, der Außennatur liegt, ſondern in uns, dem Beſchauer, weil wir uns ſelbſt in die Außennatur verſenken, weil ſomit dieſe Außennatur gleichſam unſer größerer Leib wird.

Darum halten wir nur das für ſchön, was in der Natur mit unſerer geſunden menſchlichen Natur harmoniert. Dort am Kirchenriegel mitten im Grünen iſt ein roſtbrauner Flecken. Er iſt auch Natur, er iſt der Bruch jener Lahn, die im vorigen Jahre, beim Hochwaſſer, niedergegangen. Aber er iſt eine Wunde im Berg, er thut mir weh. — Ich will mit dem Schmied reden, ob der kahle, rutſchige Erdhang nicht mit Strauchwerk oder jungen Bäumen zu bepflanzen wäre, damit nicht noch weitere Abſtürze ſtattfinden können.

Während ich heute über derlei nachdenke, kommt vom Pfarrhof herüber die Regina getrippelt mit dem Nachmittagskaffee. Sie macht ihn gut; ſie braucht keinen aus dem Mohrenlande, es wird auch der unſere ſchwarz, ſagt ſie, wenn man ihn aus Korn brennt. Den Rahm dazu nimmt ſie von der Scheckigen, den Zucker kauft ſie um bares Geld, und ſeit uns der Kanarienvogel davongeflogen iſt, kriege ich auch ſein Teil. Ein ſchwitzendes Glas Ochſenſchnaps, das ſie mitbringt, gönne ich mir zuerſt.

Die Regina weiß zu berichten, daß beim Neuwirt zwei fremde Herren mit Ruckſack und langen Stecken angekommen wären, welche morgen früh ins Gebirge auf die hohe Rauh gehen wollten und dazu einen Sachenträger und Führer ſuchten. Es ſei aber im ganzen Dorf keiner zu haben, die Leute rieten den Fremden ab, in die Wildnis hinaufzuſteigen, wo es nichts gäbe als lauter Geſtein und Eis, keine Gemſe, keinen Vogel — alles tot. Die Fremden ſagen, das wüßten ſie wohl, und gerade deshalb wollten ſie hinauf, und der Träger würde gut bezahlt. „Da habe ich mir gedacht, Herr Pfarrer,“ ſagte die Regina, „ob nicht unſer Rupert mitgehen könnte, das Heu iſt im Stadl, der Hafer noch nicht ſchnittreif, ſo hätte er Zeit, ſich etwas zu verdienen.“

Warum nicht? Er iſt, ſoviel ich weiß, ſchon mehrmals in den Felſen geweſen mit Gemsjägern und kennt ſich aus, und den fremden Herren, die gewiß aus einer Stadt ſind, wird es nicht ſchaden, wenn ſie im hohen Gebirge die Herrlichkeit Gottes ſehen.

Am 11. September.

Heute mittags ſind die Bergſteiger zurückgekommen, die Kleider voller Staub und Riſſe, der Leib voller Schweiß, die Hüte voller Edelweiß. Die Herren liegen ſchon in den Betten, der Rupert kann nicht genug erzählen. In der erſten Nacht in einem Steinloch übernachtet, alle drei wie ein einziges Fatſchenkind zuſammengewickelt in große Wolltücher. Und dann dieſes Birg! Dieſes wilde Birg! Manchmal in Felſenkeſſeln, daß man vermeint, ringsum alles vermauert und kein Hinauskommen mehr! Nachher wieder das Klettern die Wände hinauf wie Fliegen, in engen Klüften mit angeſtemmten Ellbogen und ausgeſpreizten Beinen ſich emporgeklemmt. Man hätte gemeint, nicht menſchenmöglich wäre es, das Hinaufkommen, aber er (der Rupert) habe ſich doch geſchämt, zurückzubleiben, habe es auch ſo gemacht wie die anderen. Mit Seilen hatten ſie ſich alle zuſammengehängt, hatten einander getragen, geſchoben, gehoben, gezogen, hätten ſich ineinander geſtemmt, wären einer dem andern auf die Achſeln geſtiegen, und endlich wären ſie oben geweſen. Die Herren hätten dann geſagt, das wäre noch gar nichts, da gäbe es ganz andere Aufſtiege, dazu müßte man aber ausgerüſtet ſein. Auch in die Landamushöhle hätten ſie hineinkriechen wollen mitten durchs Waſſer, da habe der Rupert wohl geſagt: Nicht ums ganze Alpenzeller-Stift, daß er mitkrieche! Oben hätten ſie das ſchaudervolle Eis geſehen, zwiſchen Steinfelſen überall eingewachſen, wie ein Turm hoch, ſo dickes Eis, und oft noch viel dicker. Dort, wo es auseinander geſprungen, ſehe man wie dick. Und ganz grün wie Glas, und Trümmer, größer wie die größten Häuſer. Und überall zerſprungen, ſchreckbar zerſprungen, und wenn man in die Sprünge hinabſchaue, ſei es unten finſter wie in einem Keller. Und ſo gehe es fort, ſoweit das Auge trage und man meine, es werde immer noch höher und wüſter, und es gehe in alle Ewigkeit ſo fort. Die Herren hätten aber weiter gar nichts zu thun gehabt dort oben, als bloß wieder umzukehren und herabzuſteigen, und man glaube nicht, was da oben für ein Sturmwind geht. Das Herabklettern ſei noch hölliſcher geweſen, als hinauf. Dann in der zweiten Nacht bei den Oberalmhütten, da wäre es ihnen gut ergangen, und die Herren immer voller Jubel über das Steingebirge und das verdiene — hätten ſie geſagt — weit um bekannt gemacht zu werden. Und endlich hätten ſie ihm (dem Rupert) zehn Gulden gegeben, ſo daß er gar nicht wiſſe, was man ſich davon denken ſoll.

Müſſen ein paar von jenen Leuten geweſen ſein, die jetzt umgehen in der Welt und gar keinen andern Lebenszweck haben, als dort hinaufzuſteigen, wo es am allerunmöglichſten iſt. Einmal möchte ich auch hinauf, aber freilich nur dort, wo es am leichteſten geht, doch werden mir keine jungen Füße wachſen, noch weniger Flügel, und werde ich halt auch ſo ſagen müſſen, wie der alte Bachfriedel. Als der Teichgraber Golo meint, er ſchaue die Berge am liebſten von unten hinauf an, giebt der Friedel zurück: „Und ich von oben herab, wenn ich einmal beim Gott Vater im Himmel ſitze.“

Am 25. September.

Schulvakanzen. Die Kinder erholen ſich vom Lernen im Freien — bei der Arbeit. Die einen helfen von den Feldern die Kornſchöber, von den Wieſen die Heuhüſſeln, von den Gärten die Kohlköpfe, die Rüben, die Kartoffeln einheimen. Die anderen hüten das Vieh, das nun frei in den Weiten umgehen kann, um das Gras abzufreſſen, wo es ſteht und welches Sichel und Senſe übrig gelaſſen. Wie die Stierlein und Kälber munter hüpfen, daß der Hinterteil mit dem gehobenen Schwanze hoch in die Lüfte ſchnellt, die Vorderfüße aber tiefe Löcher in den Boden ſtampfen! Dann wieder gaukeln ſie gegeneinander mit den Hörnern und belecken ſich. Die Kinder unterhalten auf der Viehhut kleine Lagerfeuer, braten „Grundbirnen“, und das iſt ein Gejohle und Geſinge allerwärts bis in den Abend hinein. Menſchenvögelſingen, zu jeder Jahreszeit kann man's hören im friſchen Bergvolke.

Der Lehrer iſt gar nicht zu ſehen, nur am Morgen haſtet er ſchnaufend zur Kirche hinauf, und im vernehmlichen Zittern der Orgel tritt ſeine Aufregung hervor, die er verbergen will. Seine Oper „Das Hemd des Glücklichen“ hat er zurückgeſchickt bekommen mit dem Wunſche, ſie im erſten und vierten Akte umzuarbeiten, dann ſei ſie annehmbar und könne aufgeführt werden. Die gewünſchten Änderungen ſind angegeben, und ſo arbeitet der glückſelige Mann nun drauf los. „Das wird was, Herr Pfarrer, das wird endlich einmal was!“ raunte er mir heute im Vorbeieilen zu.

Ich wünſche ihm einen großen Erfolg, einen, wie er ihn erwartet — den allergrößten, beiſpielloſen. Was aber dann? Wird der berühmte Komponiſt Lehrer bleiben zu Sankt Maria im Torwald, oder werden wir die Muſik verlieren, wenn andere ſie gewinnen? Verſteigern wird er ſich nicht laſſen, der Kornſtock, dafür kenne ich ihn. Aber der Ehrgeiz! Er ſoll ſchrecklich ſein, dieſer Ehrgeiz, beſonders bei Muſikern, er ſoll grauſam verheeren! Gott behüte und bewahre uns all' miteinander vor Geldgier und Ehrgeiz, Amen.

Am 27. Oktober.

Heilige Herbſtruhe, die Vorfeier des Winters. Der Himmel hat keine Wolken mehr, nur Nebel, unendlichen, regloſen Nebel, der an den Bergen tief herabhängt. Im Thale liegen die Wälder ſchwarz hingebreitet, die Stoppelfelder und die Wieſen von Reif gebleicht. An den ruppigen Radfurchen des Feldweges klingen die Schuhe, der Bach hat am Rande dünne Eiskruſten, der Brunnen manch glaſiges Spießlein nach unten. In den Gärten ſtecken noch die Krautkopfſtengel und liegt das dürre Laub der Eſchen und Ahorne, von denen manchmal eins erſchrocken aufhüpft. Die Bäume ſelbſt ſtehen in ſtarren Beſen. Wer gute Ohren hat, der kann am Waldhang eine Elſter ſchreien hören, oder eine Krähe, die mit ſchwerem Flügelſchlag hinfliegt über das Stoppelfeld. An den finſteren Berghängen iſt der Rand des Nebels nicht mehr ſcharf gezogen, ein durchſichtiges Grau greift tiefer herab und gegen Abend tanzen Flocklein. Sie tanzen ſachte hin und her und manches weiß nicht, ſoll es nieder oder wieder aufwärts. Es düſtert ſich, die Flocken werden dichter, größer, die Wege und Dächer werden grau, das Stoppelfeld bekommt weiße Striemen, das Baumgeäſte weiße Grate, die Hutkrempe eine weiße Hülle und an den Wangen prickeln die fliegenden Nadeln. Der Winter iſt da. Behüt dich Gott, du Naſenſchelle, in ſieben oder acht Monaten ſehe ich dich wieder — oder liege unter dir. — Es iſt aber doch wonnig, wonnig iſt es! Nichts Nervenerfriſchenderes weiß ich, als in weißer Winterdämmerung ſo dahin zu wandeln im wirbelnden Geflocke. Es iſt Natur, die gleichſam vom Himmel fällt — ſtill und rein, wie es nichts reineres giebt auf Erden.

Am 28. Oktober.

Die Karren raſſeln nicht mehr auf der Gaſſe. Alles weich und hoch und weiß gebettet. Der Schnee, meint man, rieche nach gar nichts, und die Luft riecht doch nach Schnee. Nachmittags bin ich eine Weile herumgegangen im Geſtöber, man ſieht nicht hundert Schritte vor ſich hin, man iſt ſo recht eingemauert in Natur, abgeſchloſſen in ſich ſelbſt und urfriſch in dieſer Einheit.

Auf dem Rückwege habe ich nun einmal beim Kernſtock zugeſprochen. Für den wäre es auch nicht ſchlecht, wenn er Bart und Seele manchmal ein wenig auslüften ließe vom Winterſturm. Er hockt mir zu viel allein in ſeiner Klauſe, und da iſt ja der Menſch weit einſamer, als im Freien. Weil ſeine Augen ſchwach ſind, ſo hat er darüber einen grünen Lichtſchirm um den Kopf gebunden. Den lüpft er wie einen Hut zum Gruß, wenn man eintritt, entſchuldigt ſich aber, daß er ihn nicht abnehme. Er iſt gänzlich unbeweibt, ſo viel ich glaube. Kindergeſchrei, geſteht er, ſei nicht muſikaliſch. Eine alte Magd hält ihm wohl zur Not das Haus in Ordnung, zum Eſſen muß er ins Wirtshaus, wo er gern allein bei ſeinem Ofentiſche ſitzt und Löffel und Gabel wie einen Taktſtock ſchwingt. In ſeinem Wohnſtübchen fliegen natürlich die Noten nur ſo herum, wie im Juli die Mücken Aber ſonſt nicht ungemütlich. Er ſitzt am ſchrillenden Spinett und komponiert.

„Auf dieſem Inſtrument macht Ihr die Dinge? Auf dieſem alten Klimperkaſten?“

„Man hört ja keinen Klimperkaſten!“ antwortet er, „man hört das volle Orcheſter der Hofoper.“

„Seid Ihr ſchon einmal in der Hofoper geſeſſen?“

„Noch nie. Bisher noch nie. Wird ſchon kommen.“

Und er hört es doch. Es iſt ein großes Geheimnis um die Muſik. Das erinnert mich an meinen Amtsbruder Bernhard mit dem klugen Kopf und mit der ſchauervollen Stimme. Er brüllte auf ſeinem Zimmer die halben Nächte lang und geſtand mir einmal: Man hört ja ſich nicht ſelber, man hört beſſere. Die beſten, von denen man denſelben Geſang je einmal ſingen gehört. — Der Zimmernachbar hört die beſten leider nicht.

Dann hat mir der Kornſtock ſeine Kompoſitionen gezeigt, zwei Laden und einen Koffer voll, und auf dem Bette liegen ganze Stöße. Wie er ſo recht entzückt auf die Notenſtöße hinſchaut, bin ich überzeugt, er hört im Augenblick aus allem die Muſik hervor. Dann ſpielt er mir auch einiges vor, ich vernehme aber vom Hofopernorcheſter blutwenig, höre immer nur das vertrakte Spinett, wie es raſchelt und näſelt und ſcherfelt und röchelt. Und dieſer Mann tadelte vor kurzem die Mangelhaftigkeit unſerer Kirchenorgel; ein Seraph iſt ſie im Vergleiche zu dieſem ſchnarrenden Seufzerſchrank. Freilich, in ihr wird er etwa die Stiftsorgel hören wollen, und das dürfte allerdings nicht ganz ſtimmen. Der Schmied hat übrigens ſchon ausgeſprochen, daß unſere Orgel renoviert werde. Vor allem muß ſich nach meiner Meinung der Karl dran machen und den Blaſebalg flicken. „Alles, was Atem hat, lobet Gott!“ ſingt der Pſalmiſt. Unſere Orgel hat aber manchmal keinen.

Der Lehrer zeigt mir eine Unmenge geſammelter Volkslieder und die Noten dabei, wie ſie geſungen werden; manche derſelben hat er ſchon in Kunſtform ausgeführt und für geſchulte Sänger eingerichtet. Er ſingt und ſpielt ſie mit ſeinen Jüngern je nach Art auf dem Kirchenchor, im Freien, bei Hochzeiten, auch am Vorabend des Simonitages, wenn dem Schmied zum Namenstage gratuliert wird, und zu anderen Gelegenheiten. Mich haben ſie auch ſchon angeſungen, wobei meine Regina und die Ottilie ſich vor Rührung die Augen rotweinen thaten. Am vorigen Michaelitage wollten ſeine Muſikanten dem Kornſtock ſelbſt ein Ständchen bringen, er kam dahinter und ſoll geſagt haben: „Nur ein bißl Geduld, Leuteln, aufs Jahr um die Zeit nehm' ich alle Ehren und Würden an. Jetzt bin ich noch nichts, als ein armer Schullehrer, und wenn ihr mir bei der Vorderthür hereingeigt, ſo lauf' ich durch die Hinterthür hinaus, ich ſag' euch's!“ Da haben ſie's unterlaſſen.

Die Umarbeitung der Oper iſt fertig. „Ein Kunſtwerk!“ verſichert er, „ein großes Kunſtwerk!“ O rührende Zuverſicht! Und dabei iſt er die Demut ſelber. Wenn er von Beethoven oder Mozart oder Schubert ſpricht, da lüpft er allemal ſeinen Augenſchirm. — „Sie ſind nicht zu erreichen,“ ſagte er mir einmal, „aber ſie ſind zu übertreffen.“

Weil es im Zimmer hübſch heimlich iſt, ſo habe ich ihn gebeten, daß er mir etwas von der neuen Oper erzähle. Mit ausgeſpreizten Fingern ſtürzt er aufs Spinett.

„Nicht ſo, Herr Kornſtock, nur die Fabel.“

„Das iſt nichts,“ ſprudelt er, „erzählen kann man's nicht. Wird ja ohnehin bekannt ſein, das Märchen. Das Hemd des Glücklichen. Nicht? Aber wenn ich's ſpielen dürfte, Herr Pfarrer! Aus den Tönen verſteht man den Text am allerbeſten, beſſer wie bei jedem Leſen und Erzählen. Heißt das, wenn die Muſik gut iſt!“

Darauf verſtünde ich mich zu wenig.

„Alſo gut, alſo gut,“ ſagt er und beginnt, wohl um das Stocken zu vermeiden, ſehr haſtig und ſich immer überſtürzend. „Ein König — iſt halt einmal ein König geweſen. Die berühmteſten Ärzte, und keiner hat ihm helfen können, und der weiſe Mann — iſt nämlich ein weiſer Mann gekommen aus dem Morgenlande und der hat's gemerkt, wo's fehlt. Majeſtät König, hat er geſagt, euch kann nichts helfen, gar nichts auf der weiten Welt, und wenn Ihr auch alle Reichtümer aufwendet, gar nichts — nur eins, und das iſt ein Hemd. Iſt ein Hemd, muß aber einer am Leib getragen haben, der ganz glücklich iſt, ganz glücklich und zufrieden und keinen Wunſch. Das Hemd ſoll der König anziehen, dann iſt er geſund.“

„Das Hemd eines Toten?“ frage ich.

„Aber, Herr Pfarrer,“ fährt der Kornſtock fort, „kennt Ihr die Geſchichte denn nicht? Alſo hat jetzt der kranke König ſeinen Hofſtaat zuſammengerufen, hat ſich auf die Reiſe gemacht durch ſein weites Reich, daß er einen Menſchen ſuche, der glücklich iſt. Von dem und dem und dem wird ihm berichtet, der in Glanz und Ehren und Geſundheit dageſtanden vor der Leute Augen. Aber wie der König ſich näher erkundigen läßt nach dem Befinden, da hat's bei jedem was Ungutes gehabt. Der Geſunde hat kein Geld, der Reiche fürchtet ſich vor Dieben, dem ſiegreichen Feldherrn bangt vor der Rache des Beſiegten, der Künſtler grämt ſich an unbefriedigtem Ehrgeiz. Der osmaniſche Kaiſer aber, der wird doch glücklich ſein? Fünfzig ſchöne Frauen hat er, und gerade die liebſte* iſt ihm entführt worden. Und ſo hat's bei jedem was, bei jedem hat's was! Zieht der kranke König weiter, immer weiter ins Gebirge hinein und kommt endlich auch in den Torwald. Der Kimpelſchmied, was ſoll dem fehlen? Ein krankes Kalb hat er im Stall, und wenn ihm nur das Kalb geſund thät' werden! Verenden thut's. Sie gehen zur Pfarrwirtin Regina, zum guten Frauerl! die aber ſchon gewiß! Was hat's? Die Hühner wollen nicht legen und wenn auch, ſo ſtiehlt der Fuchs die Eier. So wird's doch der Herr Pfarrer ſein: geſund und im geſetzten Alter, nicht reich und nicht arm, nicht Herr und nicht Knecht, alle Leut' haben ihn gern, gewißlich ein langes Leben und nachher den Himmel. Was iſt's? Der Pfarrer ſchüttelt den Kopf, ſie fragen warum? er giebt keine Antwort. Jetzt haben ſie aber noch einen, den Schulmeiſter Kornſtock! Der hat eine warme Stube und einen guten Pfarrer, ſchreibt große Opern, die demnächſt zur Aufführung kommen, Geld und Ruhm ſteht vor der Thür — der Schulmeiſter muß glücklich ſein! — Der Schulmeiſter ſagt, er hätte Herzklopfen, er könne keine Nacht ſchlafen vor lauter Glück, das kommen wird. Voller Unfried vor lauter Hoffnung. Daß nicht einmal ſo ein dummer Schulmeiſter ganz glücklich ſein kann! — Der König, immer in Ach und Weh vor lauter Krankſein. Der Magen ſchmerzt ihn, weil er ſo viel hat eſſen müſſen, der Kopf ſchmerzt ihn, weil die Krone drückt, in der Bruſt fröſtelt ihm, weil das Herz kalt iſt. Sagt nun der König: Im Torwald iſt's auch nichts, ziehen wir weiter hinauf. Sie kommen in den Rauhgraben. Pfarrer, jetzt paſſet auf. Juſt wo das Waſſer nicht rauſcht — ein Jauchzen vom Berg herab, wie ein klingendes Raketel in die Luft, ſo ein Juchhezen. Der Weiſe des Königs, der ſpitzet die Ohren: Majeſtät, ſo jauchzt nur ein Glücklicher! Schnell ſteigen ſie hinauf und finden den Steinfranzel beim Heumachen zwiſchen den Wänden. Und der ſingt und jodelt ſo. Warum er ſo luſtig iſt? fragen ſie. Warum ſoll ich nicht luſtig ſein, mir fehlt ja nichts, ſagt der Franzel, Arbeit haben wir, Eſſen haben wir, Schlaf haben wir. Meine Kinder: die Ottel iſt beim Herrn Pfarrer, der Luzian im Stift, den anderen geht's auch gut, was ſoll uns denn fehlen? — Gut, er ſollt' ſein Hemd ausziehen. — Was, mein Hemd ſoll ich ausziehen? ſagt der Franzel, das wird ſchier nicht geſchehen. — Er bekomme dafür ſieben Beutel voll Dukaten. — Ich brauch' einen nicht, ſagt der Franzel, was wir brauchen, das wachſt aus der Erden. — Er bekomme für ſein Hemd ein Schloß. — Vergelt's Gott, ſagt der Franzel, ich hab' mein Steinhäuſel. — Er bekomme ein Königreich. — Jetzt lacht er auf, und das iſt ſeine letzte Antwort geweſen. Und weil er's nicht freiwillig mag geben, ſo gerät der König in Zorn und befiehlt, man ſolle ihm das Hemd mit Gewalt vom Leibe reißen. Und wie ſie ihm mit Macht die Lodenjoppe ausziehen, ſteht er da, der nackende Franzl, und hat gar kein Hemd an. Und hat gar keins, Herr Pfarrer! Hat ſeine Joppe wieder angezogen, ſeine Sichel genommen, iſt noch höher hinaufgeſtiegen und hat gejuchhezt. — Raſend will er werden, der König, und da ſagt der Weiſe: Majeſtät König, haben wir nichts gelernt? Gar nichts? Ein biſſel was doch: Die wahrhaft Glücklichen auf dieſer Erde beſitzen gar kein Hemd. Sind hablos. Beſitzen gar keins. — Gut iſt's, der König hat ſein Reich von ſich geworfen, hat ſich eine Hütte gebaut in der freien Natur bei einfachen, unverdorbenen Menſchen, hat keinen Arzt mehr gebraucht und keinen Weiſen, und wenn Ihr ihm einmal begegnet, Herr Pfarrer: Ich laß' ihn ſchön grüßen."

Alſo hat der Kornſtock erzählt.

„Und das," rufe ich aus, „das iſt in Eurer Oper drin?"

„Und die Muſik dazu, das Wimmern und das Klagen und das Singen und das Aufjauchzen zum blauen Himmel! Eine lyriſche Oper, wenn Ihr wollt, alles iſt drinnen. Groß wird ſie! Groß wird ſie!"

„Kornſtock," ſage ich noch, „der Pfarrer in Eurer Oper hat mich gerührt, ich danke Euch. Aber ſtreichet ihn nur fort."

„Den Pfarrer kann ich wohl nicht wegthun,“ meint der Schulmeiſter, „er hat einen ſo ſchönen Baß.“

„Es kann in der That was werden, Kornſtock.“

„Es wird, es wird, Herr Pfarrer, es wird gewiß! Morgen, wenn der Schmiedknecht fährt, ſchicke ich ſie ab.“

Solch ein heißes Beſtreben geht einem zu Herzen. Schulmeiſter, ich mag dir's nicht ſagen, aber ſie ängſtigt mich, die unheimliche Straße, nach der du jetzt ausſchaueſt!

Am 9. Mai 1877.

Chriſti-Himmelfahrt iſt da. Dies Jahr trifft das alte Wort faſt zu, daß am Himmelfahrtstage die erſten Kornähren zum Himmel ſchauen ſollen. Aber die Halme ſtehen ſchütter, und die Vöglein, deucht mich, ſingen nicht ſo hell wie ſonſt. Es war ein kalter Winter, wenig Schnee, und wie dann der Pflug in die Erde griff, ſtaubten die Furchen. Auf den Wieſen, an tieferen Stellen ſtehen wohl die gelben Dotterblumen, ſie ſtehen einſchichtig auf fahlem Plan. Der Schmied hat ſchon am Oſtermontage auf dem Kirchplatz verkünden laſſen, wer noch Futter in den Scheunen habe, der ſolle es nicht über den Riedel hinaus verkaufen, ſondern unter Dach behalten. — Mein Anliegen ſollte derlei zwar nicht ſein, für mich giebt es andere genug.

Der Peter Heiſſel iſt wieder im Land. Beim Gral zu Oberſchuttbach hält er ſich auf. Gerne erzähle er vom Arreſt, was es da für Eſſen, für Kameraden, für Unterhaltlichkeit gegeben, und ſpreche davon ſo unbefangen, wie ein Urlauber von der Kaſerne. Sonſt ſei er nicht übel zu brauchen, ſagt der Gral, der mir das heute mitgeteilt, doch werde der Burſche auf ja und nein halt wieder eine Dummheit machen. Der Gral bittet mich, den Peter einmal in den Pfarrhof rufen zu laſſen und ihn zu belehren, recht arbeitſam zu ſein.

Die Arbeitſamkeit kame freilich dem Bauer zu gute, aber ſie iſt es nicht allein, es iſt wohl noch was anderes! Ich bin gleich mit dem Gral gegangen. Will's probieren. Von Kindheit auf verwahrloſt, was kann er dafür! Wenn man einmal recht eindringlich und herzlich mit ihm redet vom Elend der Schlechten, vom Vorteile der Braven, wie viel Segen, Achtung und Liebe dem Redlichen und Tüchtigen zu teil wird! Vielleicht findet man ſein Herz.

Als wir zum Gralhofe kommen, iſt dort Aufregung. Der Peter wäre wieder davon und habe dem Knecht Toni die Sackuhr und ein paar Stiefel mitgenommen. Der Knecht Toni iſt bereits mit einem großen Stecken auf Verfolgung aus. Die anderen Hausleute wirbeln vor der Thür im Kreiſe um ein Weibsbild, das in der Mitte ſteht und mit heftigen Armbewegungen und Gekreiſche die Leute von ſich abzuwehren ſucht. Und das iſt die Magd Katharina aus der Almau herüber, die Mutter des davongelaufenen Burſchen. Sie hat in einem Bündel zwei Rupfenhemden, welche ſie ſich wohl von ihrer Lidlohn-Leinwand abgeſpart und in nächtiger Zeit genäht haben mag. Sie will dieſelben ihrem Sohne bringen und dann den Bauer bitten, über Nacht bleiben zu dürfen im Gralhofe für den morgigen Feiertag zum Kirchgange. Und nun hört ſie das Geſchrei über den Taugenichts, den Dieb, den Galgenſtrick! Und an ſeiner Mutter, heißt es, wäre die Schuld, der lüderlichen Perſon, die ſo wenig, wie der diebiſche Lump wert ſei, daß die Sonne auf ſie herabſcheine vom hohen Himmel.

Als die Katharina mich ſieht, bricht ſie durch den Knäuel und fällt vor mir auf die Knie. Für dieſes Weib hatte ich freilich ſchon lange ein herbes Wort vorbereitet wegen ihres Jungen, und daß Hemden und Socken lange nicht ausreichen, um die Pflichten gegen ein leichtſinnig in die Welt geſetztes Menſchenweſen wettzumachen; daß Gott einſt ein zweifaches Gericht über ſie halten werde, ob der ſündhaften Urſache und ob der gewiſſenloſen Vernachläſſigung des Burſchen, die ihn zum zeitlichen und ewigen Verderben führen müſſe. Mein Gott, als ſie jetzt ſo daliegt vor mir und wimmert, wie hätte ein Menſch hart ſein können! Wie ſoll eine arme, einfältige Magd, die ſelbſt in immerwährender Dienſtbarkeit, unter Arbeitslaſt iſt, Zeit und Gelegenheit haben, ihr Kind zu erziehen! Sie hat halt gethan, wie es jede thut an ihrer Stelle: das Kind hingegeben dem erſtbeſten, der es nehmen wollte, und Gott gedankt, daß es irgendwo „gut aufgehoben“ war. Die Sünden armer Leute ſtraft der Himmel denn einmal viel härter, als die der bemittelten. Immer iſt ſie wohl auch nicht richtig, die Moral in Kornſtock's „Hemd des Glücklichen“.

Habe die Magd hernach mit in den Pfarrhof genommen, wo ſie in der Scheune ſchlafen kann. Am Abende habe ich den Rupert noch in die untere Gegend hinabgeſchickt, um nach dem Flüchtlinge zu forſchen.

„Wenn ſie ihn erwiſchen, was geſchieht ihm?“ hat die Magd meine Regina noch kummervoll gefragt, bevor ſie ſchlafen gegangen. Wäre es ihr verraten worden, was wir machen wollen, ſo würde ſie wahrſcheinlich die ganze

Nacht zum Schutzengel gebetet haben, daß ſie den Peter nicht finden möchten. O Mutterherz mit deiner heiligen Treue und deiner falſchen Liebe!

Am 1. Juni.

Seit acht Wochen kein Tropfen Regen. Der Schmied ſchickt Ratſchläge aus, recht viele Gartenfrüchte, beſonders Kartoffeln anzubauen, denn man wiſſe nicht, wie es dies Jahr mit dem Korn ſein werde. Auf den Äckern ſieht man mehr gelbe Erde, als grüne Halme. Die angeſetzten Kohlpflanzen ſind alle geſtorben; die Nächte ſind umtrübt oder windig, da giebt's auch wenig Tau, der ſonſt in trockenen Zeiten unſere Rettung iſt. Und wenn doch einmal etwas Tau kommt, wie heute Nacht, dann ſieht man erſt, wie ſchön er iſt. Am Morgen bin ich lange an meinem Himbeerſtrauch im Garten geſtanden und habe die Blätter angeſchaut. Dieſes ſchillernde Farbenſpiel der millionen Tröpfchen auf dem Blatte! Eine Welt von Schönheit, und ich weiß nicht warum, im Anſchauen dieſes Taufarbenſpieles iſt die Stimmung meiner Kindheit in mir. Und manchmal deucht mir, die ganze Natur ſei voller Erinnerungstafeln an unſere Vergangenheit, und vieles an ihr geht uns vielleicht nur darum ſo zu Herzen, weil es verloren geglaubtes inneres Leben wieder aufweckt.

Geſtern haben wir unſeren Frohnleichnamsumgang gehalten. Alle, die gehen können und viele, die noch getragen werden müſſen, kommen aus dem Thale herauf, aus den Graben hervor, von den Almen herab. Kinder und junge Mädchen haben Rosmarinkränze im Haar, weißes Kleid iſt hier nicht der Brauch. In der Kirche iſt's faſt betäubend vor lauter Roſenduft, die Weiber haben Blumen an ihrem Buſen, die Männer auf ihren Hüten, die Altäre und Bilder ſind mit Kränzen umwunden. Auf's zärtlichſte geſchmückt iſt das Bildnis der heiligen Mutter Anna mit der kleinen Maria, um das ſich Frauen in guter Hoffnung beſonders zu ſchaffen machen. Wenn Weiber in ihrer Zeit der Segnung viel an die Jungfrau Maria denken und ans Chriſtkind, ſo mag das ihrer Leibesfrucht wohl zu gute kommen. Das iſt auch eine Art Vererbung, wer immer ſchöne und gute Menſchen und Bilder ſieht, der bekommt leicht ſchöne und gute Kinder. Das ſtimmt bei der Kreuzſteiger Familie. Der alte Kreuzſteiger und ſein Weib gelten als die zwei häßlichſten Leute im ganzen Thal. Und dieſes Ehepaar hat die ſchönſten Kinder im Torwald. Das käme daher, ſagen die Leute, weil das Weib in der Kapelle ſo fleißig beten thäte. Nun haben ſie in ihrer kleinen Kapelle ein altes, ſehr ſchönes Bildnis der Verkündigung Mariens — der Erzengel Gabriel und die Magd des Herrn von großer Lieblichkeit. Solche Schönheit immer vor Augen geſegnet ihr die ſchönen Kinder. — Es geht ja alles ſo wunderbar zu auf dieſem Reichsapfel Gottes!

Die Frohnleichnamsprozeſſion geht diesſeits den Kirchenriegel herab, um den Berg herum und hinten wieder hinauf. Die vier Evangelienaltäre ſind beim Joſei im Walde, bei der Schmiedlinde, unter den fünf Ahornen und oben an der Kirchhofsmauer. Die Beſitzer des Grundes haben dieſe Altäre zu beſorgen, indem ſie den Tiſch, die Bilder, Leuchter und andere Zier aus ihren Häuſern hervortragen. Sie wetteifern in der Ehre, wer den ſchönſten Altar hat; aber dem Schmied kommt keiner auf, der hat eigens für dieſen Zweck geſchnitzte Beſtandteile, eine alte, gar nicht üble Kunſtarbeit. Die ſtellt er zuſammen und ſchmückt die Stätte mit großem Fleiße. Die Beter beim Umgange ſind andächtig, ſchauen aber doch dabei gerne hinaus auf die Wieſen und denken vielleicht manchmal weniger an Gott, als an das Gras, das er wachſen läßt. Daß Gott perſönlich und leibhaftig in Brotesgeſtalt unter ihnen iſt, das finden ſie ganz ſelbſtverſtändlich, und darum die Gleichgiltigkeit. Der Karl? Der hat an dieſem Tage ſeine weiße Chorpfaid an mit den kirſchroten Aufſchlägen, er ſieht in ſeiner Würde faſt prieſterlich aus, ſchwingt das Rauchfaß und preiſt mit im Chore den, „der im allerheiligſten Sakrament zugegen iſt als wahrer Gott und Menſch!“ — Karl, wenn ich dich einmal umſtülpen könnte wie einen Handſchuh!

Der Kornſtock hat das Pange lingua wunderſchön ſingen laſſen. Ihm iſt es in der Seele Urgrund immer ernſt mit dem, was er thut. Über ſeinen zu erwartenden ungeheueren Opernerfolg vergißt er nicht des ſchlichten Kirchenfeſtes im Torwald. Weil ihm für Kirchliches die ländlerartigen Tanzweiſen und Märſche nicht gefallen, ſo hat er nun ſelbſt eine Frohnleichnamskantate komponiert. Sie erinnert wohl ein wenig an die Melodie des geiſtlichen Liedes: „Die Sonn' geht auf und wieder zu,“ iſt in Moll gehalten, und zu Allerſeelen geſpielt kann ſie auch als Requiem gelten. Das macht nichts, haben wir ja doch für beide Feſte auch das gleiche Vaterunſer. — Wie wir mit unſeren Fahnen und Lichtern die Dorfgaſſe hinabziehen, ſtehen auf den Thürſchwellen des Wirtshauſes drei fremde Herren in Gebirgstracht und glotzen her. Zwei ziehen ſäumig ihre Hüte vom Kopf, der dritte kann ſich dazu nicht entſchließen. Von einem Niederknien, als das Allerheiligſte vorüberkommt, keine Rede. Daß ſie ſich darüber luſtig machen, will man bemerkt haben. Solche Gaffer habe ich ſchon in der Stadt gern gehabt! Und erſt mit ihrer gottüberlegenen Bildung auf dem Lande! Dem Schmied iſt die Roſenkranzſchnur geriſſen, weil's ihm ſo in den Armen gezuckt haben ſoll. — Beim dritten Evangelium unter den Ahornen hat der Wind die Blätter des Evangeliumbuches, das mir der Knabe offen vorhält, hin und hergeriſſen und mir den Weihrauch in die Augen getrieben. Ich unwirich gegen die Miniſtranten: „Halt's die Sachen nicht ſo dumm!“ Erſt wie mich die Leute groß anſchauen, merke ich das Ärgernis. Wohl ſehr habe ich mich geſchämt und das Sakrament aus ganzer Seele um Verzeihung gebeten, ehe wir weiter gegangen ſind.

Wenn etwa vor zehn Jahren des Sommerwerktages ein Fremder da unten beim Wirt eingekehrt iſt, ſo hat er die Stube leer gefunden, hat müſſen aufs Feld hinausrufen, er wünſche ein Glas Wein. Und vom Felde her hat man ihm geantwortet, wenn er Durſt habe, ſolle er zum Brunnen gehen, ſie könnten von der Arbeit nicht weg. Wo in der weiten Welt antwortet ſo ein Wirt? Im Torwald iſt's geweſen. Hat der Fremde gewartet bis zum Abend, ſo war der Wein gerecht und koſtete mitſamt dem gebackenen Huhn und der Nachtherberge im reinlichen Bette fünfundvierzig Kreuzer, und wenn er etwa aufmerkſam gemacht, daß der treffliche Salat nicht berechnet worden, ſo antwortete die Wirtin: „Ei, der paar Salatblotſchen da! Deren haben wir im Garten genug, die koſten nichts.“

Die heutigen Fremden haben das gründlich geändert — gebeſſert natürlich! Einſt war dem Wirt zu Unterſchuttbach das Wirtshaus Nebenſache, heute iſt's ihm die Bauernwirtſchaft. Die Fremden haben lange Wolle, ſagt der Wirt. — Er wäre nicht klug, hatten ſie gefunden, ein Huhn für fünfundzwanzig Kreuzer zu geben, im Hotel koſte es das Vierfache. -- Sollen doch im Hotel bleiben, wenn's ihnen bei uns zu billig iſt! Aber ſie wollen ja immer auf die Hohe Rauh. Dies Jahr ſind ſchon mehrere Herren dageweſen, der ſchönen Berge wegen, und der Schuttbachwirt hat Betten aufſchlagen laſſen müſſen und will jetzt auch ein Extrazimmer einrichten, wo ſtatt Wandbänke Strohſeſſeln ſtehen, die Tiſche mit einem roten Tuch gedeckt ſind und Zeitungen drauf liegen. Auch eine Gebirgskarte iſt vorhanden, die der Herr Führer Semmerl aber zumeiſt verkehrt in der Hand hält, was vorläufig weiter keine Folge hat, als daß die Sonne im Weſten auf- und im Oſten untergeht. Derlei Neuerungen koſten Geld, und wenn die Touriſten ſteigen wollen, meint der Wirt, ſo werden halt auch die Preiſe ſteigen. Und finden wir uns hübſch alle miteinander in aufſteigender Linie. —

Wenn man von der hinteren Eiſing, wo die letzten Bauerngütlein ſtehen, hinaufſteigt gegen die Hohe Rauh, ſo kommt man hinter dem erſten Wall zu einer Felſenhöhle, genannt das Laudamusloch. Dieſer Name ſoll daher kommen, weil jeder, der aus Neugierde hineingekrochen und glücklich wieder herausgekommen, aus heiliger Dankbarkeit ein Te deum laudamus anſtimmt. Seit vielen Jahren ſoll niemand mehr hineingekrochen ſein, und den großen Schatz, der drinnen von ſchwarzen Höllenhunden bewacht iſt, überlaſſen ſie den zukünftigen Torwaldleuten.

Vor Zeiten ſoll man aufrecht in die Höhle haben gehen und ſich durch enge Spalten haben hineinwinden können, bis zu den Hallen, in welchen, wie es heißt, die Kirche von Sankt Maria mitſamt ihrem Berge Platz hätte! Und fabelhafte Tropfſteingebilde, ganz verſteinerte Märchen aus der Unterwelt! — Seit Jahren ſind die Löcher angeſchwemmt mit Geröllе und Schutt, ſo daß man durch die Schlurfe kriechen muß wie ein Molch, und ſolches nur im Herbſte, wenn das Waſſer niedrig iſt. Denn vom Hochgebirge brauſt durch die Schluchten ein Waſſer herab, welches faſt krachend in den ſchwarzen Rachen des Laudamusloches ſtürzt. Die Stelle, wo es wieder aus dem Berge fließt, weiß kein Menſch; man ſagt, viele Stunden weiter auf der andern Seite des Gebirges. Die Leute meinen, wenn das Anſchwemmen ſo fort geht, dann wird in wenigen Jahren das Loch verſtopft ſein, das Waſſer in der Hochſchlucht einen See bilden und endlich herabbrechen ins Thal. Für lange hinaus ein recht hinlänglicher Vorrat von Kataſtrophen! — Ein Hirtner, der vor Jahren in der Höhle geweſen, um eine hineingeſchwemmte Ziege zu ſuchen, will die Ziege verſteinert gefunden haben und iſt ſchließlich froh geweſen, mit eigenem Leibe wieder heil herauszukommen ins liebe Licht Gottes. Ein lautes „Großer Gott, wir loben dich!“ zuerſt, und dann erzählt, daß den Leuten der Verſtand iſt ſtill geſtanden. Endlich hat er ſich die Hände ins Geſicht geſchlagen und aufgeſtöhnt: „Ihr Chriſtenleut', es iſt ſchauderhaft!“

Mit dieſer Laudamushöhle fangen jetzt die Stadtleute an, die Touriſten. Sie wollen hinein. Auswendig ſind ihnen die Berge nicht mehr ſeltſam, ſie kriechen ins Innere. Die Berggipfel ſind ſchon alle benamſet, da kann man keinen neuen Namen mehr aufſpießen. Aber die Höhlen, in dieſen kann der mutige Entdecker ſich verewigen. Jetzt ſind wieder etliche da, die ins Loch wollen. Einer davon heißt Krötel und will als Schlammkriecher unſterblich werden. Wenn ſo einer verſteinert wird im Loch, wie die Ziege, dann hat er gleich ſein Denkmal.

Am 4. Juni.

Geſtern nach dem Gottesdienſte hat meine Regina die alte Gralin in die Pfarrhofküche geführt. Ein Löffel warmer Suppe, daß ſie dann heimgehen mag. Zum Niederſitzen hat ſich die Greiſin nicht lange bitten laſſen, und die Semmelbrocken weicht ſie hübſch auf in der Suppe, um ſie dann hinter den eingekniffenen Lippen emſig noch mit den zahnloſen Kiefern zu zermalmen. Ich habe mich ein wenig zu ihr geſetzt und ſie gefragt, was es denn ſei mit dem Hundertſten im Auguſt? — An dem Tage eine heilige Meſſe für ihre Verſtorbenen hat ſie ſich von mir erbeten; ſonſt aber „wohl nichts! kein Grandl nit!“ Da müßte ſie ſich wohl zu Tode ſchämen, wenn man ihr desweg eine Ehr' anthun wollte. Dem Herrgott müſſe man danken, der habe ſie alt werden laſſen, ſie ſelber habe nur den guten Willen dazu gehabt! — Faſt heftig hat ſie ſolche Worte herausgeſagt, und ich habe gedacht, das ſollte man den jubiläumsſüchtigen Städtern kund thun: Im Gebirg gibt's noch Leute, die ſich ſchämen, wenn ſie geehrt werden.

Am 25. Auguſt.

Geſtern abends ſind wir doch oben geweſen beim Gral, um der Hundertjährigen unſern Gruß zu bringen. Der

Kornſtock mit ſeinen Leuten hat vor den Fenſtern ein ſchönes Lied angeſtimmt. Als ſie das zweite ſingen wollen, kommt der Gral heraus: „Die Mutter greint ſchon, ſie laßt ſagen, aufhören ſollt's. Sie möcht' ſchlafen!"

So haben wir noch alle miteinander gerufen: „Vivat, Gralmutter!" und ſind abgezogen. Weil der Vollmond ſo ſchön geweſen, ſo ſind wir auf den Kreuzhügel geſtiegen, unter welchem die Verſchütteten ruhen, und haben „die Ehre Gottes" geſungen. Der Gral bringt etliche Krüge Apfelwein — hat ihn aus den Stiftsgärten, dann wird es lebhaft, die Leute werden luſtig auf dem Grabhügel und ſingen Schelmenlieder. Ich ſitze da, ans Kreuz gelehnt, und ſchaue ihnen zu. Sie heben drollige Spiele an und machen allerlei Sprünge, einer über den andern. Burſche und Dirndlein legen einander den Arm um den Hals und jauchzen ſüße Jugendluſt hinaus ins monddurchſponnene Thal. Nach und nach fangen ſie an, ſtiller zu werden — heimlich zu ſchäkern — da muß ich wohl mit dem Stocke ans Kreuz ſchlagen. Sieht der geſtrenge Pfarrer auch nicht in die Ewigkeit voraus, wie dort das heimliche Schäkern angeſchrieben wird, ſo doch auf ein Jahr. Sie aber ſehen gar nichts. — „Saget den Toten gute Nacht und gehet nach Hauſe!" Die Hausväter haben ihre Leute zuſammengeſucht, und viele ſind mit mir hinausgegangen in das Kirchdorf.

Heute, gleichwohl ein heller Werktag, iſt die Kirche voller Leute geweſen. Auf die Bank der Gralin hat man einen Strauß von roten und weißen Roſen hingelegt. Die Jubilantin hat ſich heute aber dort nicht hingeſetzt, iſt ganz hinten in der letzten Bank unter dem Gewölbe geblieben und nachher auf ihrem Stocke haſtig heimwärts gehumpelt. Den ganzen Tag gehen Boten hinauf nach Oberſchuttbach mit Butter, Kuchen, Eiern, Hühnern, Honig und anderen Geſchenken. „Narren!“ ſoll ſie geſagt haben. „Heirat' ich denn, daß ich ſo Sachen krieg'?“ Und kein Wort, wie ſehr es ſie freut, daß die ganze Gemeinde dieſen Tag ſo mit ihr begeht. Ihr Zittern, ihrer alten glaſigen Augen Leuchten hat's verraten, ſonſt hätten wir nimmer wiſſen können, ob unſere gute Meinung ihr zur Luſt oder Laſt iſt. — Ganz gelaſſen, wie aus ihrem erſten Jahrhundert heraus, geht ſie in ihr zweites hinein. Es ſcheint, ſie hat im Sinne, noch etwas Beſonderes zu erleben.

Am 11. September.

Ein trauriges Ernten in dieſem Jahre. Es zahle ſich gar nicht aus, die Sicheln zu dängeln, ſagen ſie. Mancher hat nichts mehr in der Truhe und wartet ſchon mit Magenbrummen auf friſches Korn. Das magere Vieh muß billig verkauft werden, weil das Futter fehlt. Was ſoll das für ein Winter werden!

Nun hat dieſer Tage der Schmied etwas Merkwürdiges gethan. Er hat die Gemeinderäte zuſammengerufen, mich auch dazu, und wir ſind von Haus zu Haus gegangen. Jeder Beſitzer hat ſeinen Getreidevorrat angeben und die Kammern aufmachen müſſen. In vielen Häuſern konnte kein Vogel ſatt werden am vorrätigen Korn, in anderen iſt leidlich Rat. Was vorhanden, das hat der Schmied meſſen laſſen und aufgeſchrieben und hat geſagt: „Das Korn kauft die Gemeinde.“

„Aber Jeſſeles, ich werd' heuer mein Korn verkaufen!“ jammern ſie.

„Kannſt nicht gefragt werden, Nachbar. Es gehört der Gemeinde, wird dir derweil gut geſchrieben und im nächſten Jahr abgeſtattet zu gerechtem Preiſe.“

Beim Müller Hainz haben wir drei große Truhen voll Korn, Weizen und Mais und drei Truhen voll Hafer gefunden. Der Mann wehrt ſich aber. Da muß ich vortreten, den Hainz bei der Hand faſſen und ſagen: „Pfarrgenoſſe! Die Gemeinde ſteht vor einer großen Not, ſie kann ihre Armen nicht verhungern laſſen und weiß ſich nicht anders zu helfen. In ſolchen Zeiten müſſen alle für einen und einer für alle ſein. Müller! Vor einem Jahr habet Ihr Euer Weib, Euere zwei Töchter ins Grab gelegt. Wir alle ſind Eu[illegible] beigeſtanden in Euerem Unglück. Ihr ſeid unſer Brude[illegible]n wir nicht verlaſſen. Erkennet es, Müller. Eueren Seligen zu Lieb'! Leihet der Gemeinde, was Ihr habt.“

Habe nichts weiter mehr zu ſagen gebraucht. Aufgebrüllt hat er, mit dem Ellbogenwinkel iſt er ſich über das Geſicht gefahren, hat nachher mir und dem Schmied die Hand hingehalten, abgemacht iſt's. Das Korn gehört uns allen. — So hat mancher Menſch ein dünnes Eiskruſtlein um ſein Herz, ein warmes Wort bringt's zum Schmelzen.

Der Sulzer im Karn iſt aus anderem Holz. Der ſetzt ſich auf die Korntruhe, ſtemmt die Hände drauf und ſagt, lebendig nicht, daß er von ſeinem ſchwer erworbenen Eigentum laſſe!

„Iſt das dein letztes Wort?“ ſagt der Schmied finſter, „ſo biſt ausgeſtrichen im Torwald und die Haberer trudern dir das Haus!“

Springt der Sulzer fluchend von der Truhe herab und wir meſſen das Korn.

Auch heute ſind wir noch herumgegangen, bis alle Höfe aufgenommen wurden. Die Gemeinde beſitzt jetzt gegen dreihundert Metzen Korn, mehr iſt nicht in der Gegend. Das Korn wird nun gleichmäßig verteilt, ſo daß auf jede Perſon der gleiche Anteil kommt. In beſſeren Jahren wird Vergütung ſein. Daß es der Schmied durchgeſetzt, ich hätte es nicht gedacht! Jetzt wiſſen wir, daß die Gemeinde Sankt Maria im Torwald in Zeiten der Not keine Bande von Haderlumpen iſt, ſondern eine einzige ſtarke Perſon. — Knapp wird's hergehen, verhungern wird keiner.

Am 1. Oktober.

Vor einigen Tagen iſt eine Geſellſchaft von fremden Männern auf Karren aus dem Vorlande hereingekommen und gegen das Hochgebirge hinaufgewandert. Sie ſollen allerhand Werkzeuge und Inſtrumente bei ſich gehabt haben zum Meſſen. Es heißt, ſie wollen nächſtes Jahr auf der Hohen Rauh, mitten im Eiſe, ein Unterſtandshaus bauen für Touriſten. Zehntauſend Gulden ſollen dafür gezeichnet ſein. Es giebt viel Geld auf der Welt.

In der hinteren Rauh iſt eine Engſchlucht und in derſelben ſoll, ſagt man, um dieſe Jahreszeit die Sonne jeden Tag ſiebenmal aufgehen. Dieſes Wunder kommt, wie mir ein Alpenreiſender erzählt, von ſieben Felszacken, hinter welchen die aufſteigende Sonne wiederholt verſchwindet und hervorſteigt. Derſelbe Gelehrte hat mir auch die Erſcheinung erklärt, weshalb das Lichtel auf der Hohen Rauh an manchen Abenden mehrmals zu leuchten anhebt, oft noch zur Zeit, wenn es längſt dunkel geworden iſt, und die Sonne niedergeſunken in die andere Welt. Bei der unterſchiedlichen Dichtigkeit und Feuchtigkeit der Luftſchichten würden die Sonnenſtrahlen kurſenartig gebrochen, ſo daß ſie gleichſam um die Ecke ſcheinen und die höchſten Bergſpitzen in eitler Nacht mit Glut übergießen. — Fürwahr, es iſt leicht zu begreifen, daß die Menſchen ſolche Wunder Gottes aufſuchen und verehren.

Am 29. November.

Der Peter Heiſſel iſt wieder in der Gegend. Im Sommer hat er ſich wohl draußen in fetteren Landſchaften herumgetrieben. Der Winter jagt ihn den Dächern der Heimat zu. Aber er getraut ſich nicht in die Häuſer; in einer verlaſſenen Holzhütte des Muhrgrabens hauſt er, und man ſieht täglich den Rauch aufſteigen. Grals Knecht will ihn mit etlichen Kameraden und Knitteln fragen gehen, wie ſeine Sackuhr geht und wie ihm die Juchtenſtiefel taugen. Ich vermute, dieſe Stiefel, wenn er ſie noch an den Füßen hat, kriegen vorzeitig das Laufende.

Wollte er doch auch mir einmal zulaufen, der ſchlimme Junge! Möchte wohl wiſſen, ob denn ganz und gar kein ordentlicher Menſch aus ihm zu machen iſt. Heute Nacht hat mir geträumt, ich hätte den Peter in den Pfarrhof aufgenommen und ihm Kleidung, Nahrung und ſogar Tabak gegeben, damit er nicht mehr verſucht werden könne zu ſtehlen. Er wäre aber nicht beſſer geworden, ſondern hätte mir auch noch die Ottilie ſchlecht gemacht. So bin ich im Argwohn ſchon um eine Spanne weiter, als er es verdient — und da ſollen ſolche Leute brav werden können!

Am 29. April 1878.

Ich glaube, aus dem Gröbſten ſind wir heraus. Ein hoher Schnee hat den Boden wohl durchfeuchtet, und die ſchon apperen Stellen grünen im Sonnenſchein. — Strohmehlbrot hat's gegeben in dieſem Winter. Das Korn iſt doch zu wenig geworden, das Jungvieh zu ſchlachten hatte der Schmied verboten. Im März ſind zahlreiche Erkrankungen vorgefallen, geſtorben unter den Anzeichen des Hungertyphus iſt nur der Farl-Hans. Der große Eſſer, gerade für den habe ich gefürchtet. Früher in guten Zeiten ſoll er an den Sonntagen nach dem Gottesdienſte im Wirtshauſe eine Schüſſel Suppe, zwei Portionen Rindfleiſch mit Knödeln und Krauttunke, hernach Rahmſtrudel mit drei Semmeln verzehrt haben und dann nach Hauſe gegangen ſein zum Mittageſſen. In dieſem Winter iſt im Wirtshauſe nicht viel zu bekommen geweſen und zu Hauſe auch nicht. Mit der Gemeindekoſt hat er ſich zufrieden geben müſſen und daran iſt er, dieweilen wir anderen bloß mager geworden ſind, verhungert. Darin lag im Grunde eine kleine Ungerechtigkeit, die Wohlhabenden haben es ſchärfer verſpürt als die Armen.

Als zu Oſtern vom Stifte ein Brotkarren gekommen iſt, mit dem Auftrag, den Inhalt desſelben an die Armen zu verteilen, haben wir uns nicht zu raten gewußt. Wer ſind jetzt die Armen? Die das Darben gewohnt geweſen, oder die es nicht gewohnt geweſen? In einem alten Buche heißt es: „Ehe die Tage ſich vollenden, wird eine große Bedrängnis kommen, die Reichen werden arm und die Armen reich ſein."

Weil der Schmied zu den wohlhabenden Grund beſitzern gezählt wird, ſo wollte er nicht, daß es hieße, er halte es mit ſeinesgleichen, darum hat er das Kloſterbrot doch an die Kleinhäusler verteilen laſſen. Darüber iſt ein Aufruhr entſtanden.

Als in der Oſterwoche die Neuwahl des Gemeindevorſtandes kam, wollten die Großhöfe ihre Stimme nicht mehr dem Kimpelſchmied geben. Der Zaunſtiegelhofer iſt ſo einer. Der iſt bei der Wahl auf den Tiſch geſprungen und hat es dem Schmied ins Geſicht geſchrien: „Du, Schmied, hörſt du! Dich können wir nimmer brauchen, du biſt eine Zwingzang'! Die alten Erzräuber haben es auch ſo gemacht — die Habenden ausplündern, die Bettelleut' zu Tod füttern. Will gegen unſere Kleinhäusler nichts geſagt haben, bin ihnen nichts neidig. Aber der was hat, der hat's auch nicht geſtohlen. Und auf einmal alles weggeben müſſen, und daß es gleich iſt, ob einer fleißig hat gearbeitet oder ein Faulpelz iſt geweſen! Das ſchmeckt uns nicht. Ich frage dich, Schmied, haſt du das Recht dazu gehabt? Biſt ein Richter? Biſt der Kaiſer? Nichts biſt, ein Gemeindevorſtand biſt und haſt kein Geſetz zu geben. Bei der hohen Behörde anzeigen hätteſt du unſer Bedräng können. Hilfe verlangen, ihre Anordnungen ausführen, das hätteſt du können und ſollen! Aber eigenmächtig zugreifen, das iſt wohl ein großer Fehler geweſen, mein lieber Simon! Wenn wir wollten, in die Schmier könnten wir dich bringen, du Sozialdemokrater! — Ihr Nachbarn, ihr Beſitzer und Großwähler, ich frage euch, ob ihr einverſtanden ſeid, wenn wir's jetzt einmal mit einem andern Gemeindevorſtand probieren."

Hierauf iſt der Zaunſtiegelhofer vom Tiſche herabgeſprungen und hat rings um ſich geſchaut. Vielen hat er zu Gehör geſprochen, das habe ich gleich gemerkt. Nur ein alter Häusler, der Eiſinghüttler, ſchreit von ſeinem Ofenwinkel herfür: „Der Schmied iſt eh recht! Der denkt auch auf die armen Leut'!“

Der Kimpelſchmied iſt zuerſt ganz ruhig geblieben. Jetzt ſteht er auf, der große hagere Mann, das ſchimmelige Haar geht ihm ſchütter über die Stirn herab. Er ſpricht nicht oft, wenn er aber einmal den Mund aufthut, da hört man ihm zu. Jetzt ſteht er ſtarr aufrecht und ſagt: „Zaunſtiegelhofer! Den Erzräuber, den du mir vorgeworfen haſt, laß ich laufen. Der geht mich nichts an. Wenn Du mich eine Zwingzang' nennſt, ſo kannſt wahr haben. Buchſtabenrecht hab' ich keins gehabt, das Korn aus den Speichern zu nehmen und es zu verteilen, ich hab' es doch gethan, und wenn's drauf ankommt, ſo werd' ich's wieder thun. Damals iſt keiner gegen mich aufgeſtanden. Hat's dem oder dem weh gethan, ſo iſt's kein Wunder. Jeder hat die Not geſehen und das Muß, ſo iſt's ihnen recht geweſen und deswegen iſt's auch mein Recht geweſen. Im Buchſtaben ſtehen nur die kleinen Rechte, die großen verſtehen ſich von ſelbſt, merkt euch das, Nachbarn. Die Behörden hätte ich anrufen ſollen! Zaunſtiegel, ich frage dich, kennſt du die Behörden? Bis Beſcheid von der Behörde kommt, wächſt ſchon lange wieder Gras — vielleicht auch auf den Gruben der Verhungerten. — Heut', weil die Not ſchier vorbei iſt, iſt's leicht reden und ſchuldig ſprechen. Wäre nicht geteilt worden, wir hätten mehr Truhen auf den Kirchhof getragen, als dem Farl-Hans ſeine, ich ſage es euch!“

„Geld aufnehmen!“ redet einer drein.

„Geld aufnehmen! So!“ entgegnet der Schmied. „Uns draußen verſchulden auf Jahr und Tag! Ihr Männer im Torwald, was iſt unſer Stolz? Daß wir unſer eigen ſind, unabhängig, feſtſtändig, zuſammenhältig. — Die Waldherren! nennen ſie uns ſpottweiſe. Machen wir das Wort nicht ſelber zum Spott. Seit alter Leute Wiſſen hat der Torwälder kein Anlehen gemacht bei fremden Leuten, einer hat dem andern geholfen. Die paar Gulden, die wir brauchen, ſtatten wir ab mit Holz und Vieh, und weiter laſſen wir uns nicht ein. Und wenn ich jetzt meine Stelle niederlege, ſo gebe ich euch den einzigen Rat: haltet es fürder ſo, wie es die Vorfahren haben gehalten, laſſet euch nicht ein mit fremden Händlern und Feilſchern, das Bauernhaus iſt kein Handelshaus. Bargeld macht fremd, merkt es euch! Die Ketten der alten Sklaven ſind von Eiſen geweſen, lieſt man, die Ketten der neuen Sklaven werden von Gold ſein, und ſolche führen in ein weit härteres Elend, als ein Hungerjahr. Der jetzigen Zeit iſt gar nicht zu trauen, ich ſage es euch! Aber nicht verzagen! Feſtbleiben! Wird wieder beſſer. Das Stift ſchießt uns derweil für die Arbeitskräfte vor. Schon heuer verſpricht unſer Herrgott ein fruchtbares Jahr, dann kriegt jeder ſein Korn. Wenn's der Hagel ſchlägt, ſo kriegt er's nicht. So kriegt er's ſpäter. Ich verantworte mein Thun. Und jetzt kann die Wahl anheben."

So beiläufig hat er's ihnen geſagt. Ich ſtehe auf: „Jeder ſoll wählen wie der Will'. Ich gebe meine Wahl dem Simon Eſchgartner."

„Wir haben keinen beſſern!" ſagt der Ulrich am Lindenbaum.

Eine halbe Stunde ſpäter und der Schmied iſt auf fünf weitere Jahre Gemeindevorſtand im Torwald. Der

Mann ſagt nur: „Ich nehm's wieder an und bleibe ſo, wie ich bisher geweſen bin." Weil aber ein Schmied weiß, daß man das Eiſen ſchmiedet, ſo lange es heiß iſt, ſo ſagt er jetzt noch etwas:

„Weil wir juſt beiſammen ſind, Nachbarn, ſo möcht ich euch eine wichtige Sach' vorbringen. Fremde Geher kommen und wollen uns haben für ihre Verſicherungsanſtalten gegen Feuer, Hagel und für Leben und Sterben. Auch in Geldnöten wollen ſie helfen. Ablanſen laſſen. Wir können uns auch allein helfen, ihr habt es geſehen. Ihr wiſſet ja, wie es die Tannen und Fichten machen in unſeren Wäldern. Damit ihnen nicht fremdes Strauch- und Struppwerk unter die Füße kommt und das Mark ausſaugt, was thun ſie? Zuſammen ſtehen ſie. Ihre Häupter und Kronen halten ſie ſo eng aneinander, daß nicht Sonne und nicht Luft durchkann und die fremden Anzüchtlinge zu ihren Füßen verkommen müſſen. Paſſet auf, was geſchieht, wenn die Waldbäume aufklärungsſüchtig werden und viel Licht niederlaſſen auf ihre Gründe! Die Schmarotzerpflanzen werden ſtark, die Bäume werden dürr. Der Menſch ſoll's nicht dümmer machen, wie das Holz. Zuſammenſtehen! Nicht in Not und Brand allein, auch in Wirtſchaftsſachen. Wir verbinden uns mit etlichen Nachbargemeinden weiter draußen herum, mit den Mönchthalern, mit den Haslauern, mit den Schwarzauern, mit denen zu Sankt Johann, wir ſtehen alle füreinander ein. Trifft das Unglück einen Ort, ſo helfen die anderen. So bleibt unſere Sach' im Land, und wir ſehen es mit eigenen Augen, was damit geſchieht. Die Schriften darüber kann ich ihnen vorweiſen. Wollen es bald richtig machen, wenn es euch recht iſt."

„Und wenn es euch nicht recht iſt, ſo macht er's allein, euer König und Kaiſer!“ So rief noch der Zaunſtiegelhofer laut in der Stube, dann nahm er ſeinen Stock, den Hut hatte er ohnehin auf dem Kopfe, und ging polternd bei der Thür hinaus. —

Altſtändigkeit! Hatte ich einſt nicht ein Ideal? War es dieſes? Waren meine Neuerungsverſuche nicht ein Suchen nach dem Alten? In Kornſtocks Oper, die dieſer Tage endlich zur Aufführung kommen ſoll, heißt es zwar, daß auch der Pfarrer im Torwald nicht glücklich ſei. Ich bin's ja doch. Mich freut dieſer Schmied. Aber manchmal ſchreckt mich etwas auf, als wäre durch die Luft ein Ungetüm geflattert. Als ob etwas Unerhörtes kommen müſſe über unſer Torwaldthal. Ein Bergſturz am Beilerſtein? Eine Sündflut? — Thorheiten, die Sündflut hat draußen bequemer Platz, in der weiten Welt. Unſer Alpenthal ſoll eine Arche ſein.

Am [illegible] i.

Im Wirtshaus des unteren Dorfes ſind heute zwei Herren aus München angekommen, die den Sommer über dableiben wollen, um Gebirgsſtudien zu machen. Auch ihre Familien möchten ſie auf etliche Wochen herbringen, wenn ſie Wohnungen finden. Sie zahlen gut. Es iſt erfreulich. Am Unterſtandshaus auf der Hohen Rauh ſoll ſchon gearbeitet werden. Die Steinwände bauen italieniſche Maurer, den Dachſtuhl und die Verſchalung hat der Zimmermann Sepp übernommen. Dem Schmied ſind die Schloſſerarbeiten angetragen worden, er hat nein geſagt, er ſei kein Schloſſer, ſei nur ein Schmied.

Vor etlichen Tagen hat ſich ein Alpenverein angefragt, ob die Gemeinde Torwald einen Beitrag an Geld oder Arbeit leiſten wolle, wenn vom Stifte herein ein ordentlicher Weg angelegt werde. Der Schmied hat eigenmächtig ſagen laſſen: „Für die Torwalder thut's der alte Weg, und denen er zu ſchlecht iſt, die ſollen draußen bleiben." — Seit der Wiederwahl hat er einen beſonders harten Kopf. Ich wollte einen beſſeren Weg gar nicht verachten. Da ſagt heute der Schmied: „Der Landwind von unten herauf hat ſein Lebtag nichts Gutes gebracht für den Torwald. Geldleckerig werden unſere Leute. Die Fremden ſollen kommen und Geld bringen. Mir hebt an zu grauſen."

—

Die zwei fremden Herren ſtanden heute morgens bei den Ahornen und ſchauten hin auf die hohen Berge. An dem Schierkogel, auf welchem ſtellenweiſe noch viel Schnee liegt, ſtand ein ſchwarzer Jägersmann. Mit Weidtaſche, Gewehr und einem Federbuſch auf dem Hute ſtand er da und war rieſengroß. Weiter hinten war der Hund. Zu Mittag ſtand der Jäger immer noch an hohem Hange, war aber ein dicker Herr geworden, der Hund ſah aus wie ein großes Maſtſchwein. Etwa um drei Uhr nachmittags waren Jäger und Schwein zuſammengewachſen zu einem Ungetüm. Die Fremden ergötzten ſich baß an dieſem Naturſpiele. So abgefeimt die Stadtleute ſonſt auch ſein mögen, in manchen Dingen ſind ſie Kinder. Wenn man Zeit hätte zum Auslegen, ganze Bilderbögen wären da eben zu ſehen im Frühjahre, wenn der Schnee ſchmilzt und die aperen Stellen allerhand Figuren ſpielen. Im vorigen Frühjahre ſah man auf dem

Schierkofel einmal tagelang ein Paar mit verſchlungenen Armen, bis es nach und nach ganz ineinander floß, und eine ſchwarze, knieende Frauengeſtalt daraus wurde. . . .

Am 13. Mai.

Faſt unfähig, es aufzuſchreiben. Der Kornſtock!

In den letzten zwei Wochen iſt nichts mehr mit ihm zu machen geweſen, vor lauter Aufregung über die bevorſtehende Opernaufführung. In der langen Erwartung war mir mein Schulmeiſter ganz mager geworden. Im Geſicht manchmal blaß wie Lehm, dann wieder brennend — hat mir gar nicht gefallen.

Heute bin ich gerade unten beim Schmied, wie der Holzfuhrmann ankommt vom Alpenzell her. Der Kornſtock ſteht abſeits unter dem Vordach der Schmiede, weil es regnet. Er hat ſeinen hohen, ſchwarzen Strohhut auf, ſo ſteht er da und ſchaut herüber.

Sagt der Fuhrmann Leopold: „Für den Schulmeiſter einen Brief habe ich. Schon ſeit vorgeſtern im Sack und allemal darauf vergeſſen. Wie heute die Poſtmeiſterin den Zettel verlangt, hab' ich noch den Brief. Da ſchilt ſie mich aus. Nun, wo iſt er denn? Der Schulmeiſter — der wäre da, — aber der Brief! Am End' hab' ich den Schmarrn verthan. Das wär' ſo was! Könnt' ich Straf' zahlen!“ Während der Leopold in aller Gemüthlichkeit ſeine Taſchen durchſucht, ſteht der Kornſtock da. Ich kann es nicht ſagen, wie er dageſtanden iſt, werde es nie vergeſſen. Der allergrößte Theatererfolg, ſo dachte ich, kann es nicht wett machen, was du jetzt leideſt, du armer Menſch! —

Endlich iſt der Brief gefunden. Ein hübſch viereckiger und hübſch vermudelter Brief, mit dem großen Siegel. Der Kornſtock unterſchreibt auf dem Pferdetrog den Empfangsſchein. Wenn dieſer Namenszug gelten ſoll! Des Schullehrers iſt er nicht, ſo arg hat die Hand gezittert. Dann ſteckt er den Brief ganz demütig in den Sack und geht davon. Ich ſchaue ihm nach. So leicht und lind wie ein Knabe geht er dem Schulhauſe zu.

Ich bin noch eine Weile vor der Schmiede herumgeſtanden, dann auch vor dem Pfarrhof, in der Meinung, er würde nun bald kommen mit der Neuigkeit. Wer aber nicht kommt, wer mich nicht zum Mitgewiſſer ſeiner Freude machen will, das iſt der Kornſtock. Mir wird die Sache unangenehm, ich gehe zum Schulhaus hinüber, zu ſehen, was er denn macht. Auf mein Klopfen kein Herein. Ich mache die Thür auf — da liegt er in dem Winkel, auf einem Fußſchemel liegt er und weint. Auf dem Boden herum Zeitungsausſchnitte und der offene Brief. Ich einen Blick darauf: „Bedauern. Oper vom Publikum abgelehnt.“

„Na, Kornſtock!“ rufe ich ganz reſch. Dann beuge ich mich zu ihm nieder, ſtreichle ſein langes Haar: „Kornſtock! Was macht Ihr denn? Stehe auf. — Abgelehnt. Was weiter, iſt anderen auch ſchon paſſiert. Sogar dem Mozart. Seid doch klug, Schulmeiſter. Pfeifet auf das dumme Theater, Ihr habt beſſeres zu thun, und auch ſchon gethan. Ihr habt im Terwald gute Muſik eingeführt, herzliche Lieder der Vergeſſenheit entriſſen, leitet den Kirchenchor zur Ehre Gottes. Mein Freund, das iſt ein größeres Verdienſt, als in den Städten gelangweilte Müßiggänger unterhalten, die nichts verſtehen und zum Danke noch ſchimpfen.“ So rede ich ihm zu, er hält ſich abgewendet und ſtöhnt vor Herzleid. Ich fahre fort: „Ihr ſeid zu gut für jene. Unſere Gemeinde iſt auch ein Zuhörerkreis und ein dankbarer, und ein treuer, loben thut er freilich nicht viel, aber vergeſſen thut er Euch's auch nicht. Denket nur, die Unſterblichkeit auf den Theatern, die dauert nicht lang, was im Volke lebt, das dauert länger. Stehet doch auf, Kernſtock, und habet guten Mut. Die Oper müſſen ſie Euch auf der Stell' zurückſchicken, ſie ſind derſelben gar nicht wert; weiß Gott, wie ſie verhunzt worden ſein mag. Da getraue ich ſie mir mit unſerer Jugend anders darzuſtellen, im Winter einmal, da ſollet Ihr Euere Freude haben! Kernſtock, geſcheit ſein!“

Er hebt ſeinen Kopf ein wenig und ſchaut mich ſtarr an. Gott, hat der Menſch ein fremdes Geſicht bekommen!

Am 19. Mai.

Wir haben ſchon gedacht, es wäre aus mit dem Schulmeiſter. Etliche Tage wütendes Fieber. Endlich war er doch ſo weit, daß er ſich wieder ſelbſt quälen konnte. Alle Zeitungen hat er ſich kommen laſſen, in welchen die Oper „Das Hemd des Glücklichen“ verhöhnt wird. Verhöhnt! Die Menſchen ſind grauſam. Der Kernſtock lieſt die Auslaſſungen, lächelt wehmütig, und zucken ihm dabei die Mundwinkel. Die Muſik ſei ſein Heiland, ſagt er mir heute. „Eben darum,“ antworte ich, „jeder Heiland trägt ein Kreuz.“ Unterzukriegen iſt er doch nicht. Da zeigt er mir ein Zeitungsblatt: „Leſet, Herr Pfarrer!“ Der Geſangverein „Krone“ in Wien hat bei ſeinem Gründungskonzert zwei Lieder von Michael Kernſtock gebracht, die

„ein nicht gewöhnliches Talent verraten, der Volkston meiſterhaft getroffen und dabei von tiefer Empfindung. Der neue Geſangverein ſcheint uns berufen zu ſein, derartige Kompoſitionen beſonders zu pflegen, er verfügt über friſche, urſprüngliche Kräfte, nur ſchade, daß der Dirigent ſeiner Aufgabe nicht gewachſen zu ſein ſcheint.“ So die Notiz, die ich mir deshalb abſchrieb, weil ſie den Kornſtock geſund gemacht hat.

Er iſt aufgeſtanden. Gegen Abend hat er mich im Pfarrhof beſucht, iſt aber ſtill vor mir dageſeſſen und endlich wieder fortgegangen. An der Thür packt er mich plötzlich bei der Hand und ſchreit mir ins Geſicht: „Nicht bös ſein, Herr Pfarrer. Nicht vergeſſen auf mich!“ — Das habe ich nicht verſtanden.

22. Mai.

Jetzt verſtehe ich's freilich, was er hat ſagen wollen, als er bei mir geweſen vor einigen Tagen. Durchgegangen iſt er. Einen Zettel an mich, einen an den Schmied, er halte es nimmer aus, es ſei ihm ganz unmöglich, Schullehrer zu bleiben, er reiſe nach Wien, würde bald Erfreuliches von ſich hören laſſen. Die Zettel finden heute früh Schulkinder. Nachts zuvor iſt er davon. In Unterſchuttbach ſollen ſie ihn mit ſeinem Handbündel laufen geſehen haben. Der Schmied iſt ſo zornig, daß er ihn durch Knechte einholen und zurückbringen laſſen will. — Zornig kann ich nicht ſein über einen ſo kranken Menſchen. Der iſt ja ſchwer krank. Freilich zurückholen. Ich habe ja immer gehört, die Muſiknarren ſind die allergrößten.

Am 7. Juli.

Es iſt ein wahres Kreuz. Schulhalten. Das leiſte ich zur Not. Aber der Gottesdienſt ohne Orgel! — Geſtern iſt ein Brief von ihm gekommen. Er bitte kniefällig um Verzeihung, aber endlich hätte er ſeinen richtigen Platz gefunden. Er ſei im Geſangverein „Krone“ mit Jubel aufgenommen worden. Er habe ſchon ein paar Proben geleitet und hoffe in kürzeſter Zeit die Dirigentenſtelle zu erhalten. Sein Oratorium „Moſes“ werde jetzt einſtudiert und alles ſei überzeugt, daß er ſich damit eine glänzende Künſtlerbahn eröffnen werde. Ans liebe Sankt Maria und die guten Leute daſelbſt denke er wohl recht oft, aber es müſſe einmal ſo ſein. Er bitte nur um ein gutes Andenken und um ſein Bettzeug, das wir ihm gütigſt nachſchicken möchten.

Alſo wüßten wir wenigſtens, wo er iſt. Den Ausreißer mit Gewalt heimzuholen, wie der Schmied gemeint, davon ſind wir abgekommen. Wie es jetzt mit ihm ſteht, wäre er für uns doch nicht mehr zu brauchen. Und es mag ja ſein, daß er ſich's beſſer macht, daß er ein berühmter Mann wird. Wenn einer alles daran ſetzt, aber ſo gar alles, da mag's ja doch glücken. — Seine Sachen nimmt morgen der Fuhrmann mit.

Am 29. Juli.

Heute am Nachmittage iſt die Ottilie von der Weide gekommen und hat berichtet: „Auf dem Schmied-Anger, neben dem Waſſergraben liegt einer. Er iſt eingeſchlafen und hat vergeſſen, die Augen zuzumachen.“

Bin ich langſam hinausgegangen. Wenn einer eingeſchlafen iſt und vergeſſen hat, die Augen zuzumachen, ſo iſt das bedenklich. Ich gehe zwiſchen den Haſelſtauden und Hagebutten hin, ich ſteige über den Steinhaufen und ſchreite über den Anger. Dort neben dem Bächlein liegt der Rolf, ſtreckt die Beine gerade aus und die Arme kreuzweiſe von ſich und ſchaut mit offenen Augen ins Firmament hinein. Ganz unbeweglich.

„Rolf!“ rufe ich, „wenn man ſo in die Sonne ſchaut, da kann man erblinden.“

Jetzt ſpringt er auf und wird rot im Geſicht, als ob ich ihn bei etwas Böſem ertappt hätte. Dann ſpringt er über den Waſſergraben und den einen Fuß herüben, den andern drüben, hebt er an, mit den Fingern einen Tümpel zu graben. Ich ſchaue ihn feſt an, da zuckt er mit dem Auge und ſagt: „Der Herr Pfarrer hat einmal geſagt, ich darf fragen, wenn ich was nicht verſtehe. Bei dieſem Evangelium bin ich mir nicht geſcheit genug.“ Da ihm die Haarlocken über die Augen herabfallen, ſo ſtreicht er ſie mit der naſſen Hand zurück und dann gleichſam ins rieſelnde Waſſer hinein redet er: „Heißt es, er iſt vom heiligen Geiſt gekommen und hat keinen menſchlichen Vater. Und das Stammbuch Jeſu Chriſti leitet ihn väterlicherſeits von David ab, bis zum Joſef. Wenn Joſef aber doch nicht der Vater iſt!“ Ich habe aufgehorcht. Die Frage kann einem Theologen wohl nicht neu ſein, der muß wiſſen, was die Kirche darauf zu antworten pflegt. Mir iſt aber jetzt gar keine Antwort eingefallen, und der Burſche legt emſig Steine rings um den Tümpel.

„Lieber Rolf,“ ſage ich, „ſo wenig du mit deinem Baue hier das Waſſer abdammen [illegible], weil es ewig herabrinnt vom Berge, und weil es ſchließlich alle Dämme bricht, ebenſo wenig wirſt du mit deiner kleinen Gehirnſchale die Geheimniſſe Gottes erfaſſen.“

„Ich kann halt nichts dafür, daß mir ſo Sachen einfallen,“ ſagt er. „Hätt' gern eine Aufklärung. Wenn einem der Herrgott Gedanken giebt und man ſoll nicht denken. Das iſt juſt ſo, wie wenn er einem den ſündhaften Leib giebt und man ſoll nicht ſündigen. Und wegen was der Herrgott ſündigen läßt, wenn er's nicht will! Und das Tier im Wald hat keine Sünden und muß doch auch leiden. Wo er's doch ſelber hätte einrichten können, daß alles gut wäre. . . .“

„Jetzt wirſt mir aber aufhören mit deinen Läſterungen!“ rufe ich aus.

„Mir iſt halt immer einmal ſo viel hart,“ ſagt er ganz traurig und thut emſig mit den Steinen um.

„Sage mir, Rolf, was willſt du denn nur mit dem Waſſer dort?“

„Einen Trog machen, daß die Rehe trinken können.“

„Und hat ſich erſt geſtern dein Vater beklagt, daß euch die Rehe den Kohl freſſen!“

„Die Tiere können nichts dafür, ſie haben halt Hunger und Durſt.“

Ich habe getrachtet, fortzukommen. Mit dieſem Burſchen iſt's manchmal verdammt ſchwer reden. Was ſoll man denn ſagen zu dem Bedenken über den Stammbaum des Meſſias und über die Vorſehung Gottes? Doch nur das, womit ich mich bei ſolchen Gedanken ſelber tröſte: Dein Auge, o Menſch, iſt ſchwach, du kannſt das Licht Gottes nicht vertragen.

So viel ſtudieren in der heiligen Theologie, und die natürlichſten Fragen eines einfältigen Menſchenkindes nicht beantworten können!

Am 29. Juli.

Wieder ein Erlebnis, auf das ich nicht gefaßt geweſen.

Nachdem der Prälat mich ſchon mehrmals brieflich hat fragen laſſen, ob denn der Herr Pfarrer feſtgefroren ſei im kalten Sankt Maria, weil er ſich gar nie ſehen ließe im Stift, oder ob ihm die vielen Kindstaufen nicht Zeit dazu gönnten — Anſpielung auf drei paar Zwillinge, die dies Jahr in meinem Sprengel geboren worden ſind — habe ich mich am vorigen Freitage gerüſtet. „Nun, Ottilie!“ rief ich in den Stall hinein, „willſt du mir einen Gruß mitgeben an den Luzian?“ Sie ſchickt ihm einen Silberzehner und läßt ihn fragen, ob er ſchon meſſeleſen könne.

Die Regina iſt auch zur Stelle geweſen und macht mir Vorwürfe, daß ich immer nur ſo an der Stallthür vorbeiginge, ohne auch nur ein einziges Mal die brave Rutſch anzuſchauen, ſie erſticke uns im Speck noch vor dem Advent! Über Maſtſchweine erſtreckt ſich meine Seelſorge nicht; wenn ſie auf den Tiſch kommt, werde ich ihr ſchon Ehre anthun. Trotzdem ſchaue ich jetzt hinein und ſage der Regina zu Gefallen: „Saperlot, das iſt ein Trumm! Aber jetzt behüt' euch Gott miteinander, morgen abends bin ich wieder da.“

Dann bin ich davongegangen. Zu Fuß in viereinhalb Stunden, das geht ſchneller und angenehmer als zu Karren.

Die Laterne, der Wurmlucken wegen, läßt man in der Almhütte am Riedel zur Aufbewahrung für den Rückweg.

Zum Gang in das Stift habe ich meinen beſonderen Anlaß. Unſere Kirchenorgel hat jetzt vollauf Zeit, daß ſie ſich renovieren laſſe, damit der neue Schullehrer, einmal werden wir doch wieder einen bekommen, das Zeug in Ordnung findet. So gehe ich zum Prälaten bitten um eine Beiſteuer für die Orgel. Im Stifte habe ich einen ſehr angenehmen Abend zugebracht. Der Luzian iſt ein hübſches Studentel geworden, hat mich treuherzig ausgefragt, wie es daheim hergehe, und auch nach den Hirſchen und Gemſen im Rauhgraben. Der Prälat legt dem Jungen ſeine weiße Hand auf die Achſel, macht ein finſteres Geſicht und ſagt: „Das iſt halt unſer ganz Braver, das! Wird einmal Prediger! Seine Lunge reicht für die Peterskirche aus.“ Ei, denke ich in meinem Herzensübermut, wenn er Papſt würde, der Luzian, das wäre! Da hätten die Torwalder nachher wieder keinen einheimiſchen Pfarrer! — Seine Gnaden iſt etwas eingegangen ſeit ein paar Jahren. Wenn dieſe Würde einmal zu beſetzen ſein wird! Daß dich der Himmel beſchütze, mein Luzian!

Das Stift iſt jetzt in froher Aufregung der neuen Eiſenbahn wegen, die gebaut wird mit der Endſtation Alpenzell. Am Fuße des Calvarienberges wird ſchon gegraben und geſprengt, dort ſoll der Bahnhof ſtehen. Der Stiftsbibliothekar hat mich angelaſſen, weshalb ich denn gar ſo wenig Gebrauch machte von ſeinen geiſtigen Schätzen? Je nun, mein Buch iſt der Torwald, das habe ich noch lange nicht ausgeleſen. Nur ein Büſchel alter Zeitungen manchmal, habe ich mir erbeten, daß man den Weltlauf nicht ganz aus den Augen verliert. Im Übrigen ziehe ich den geiſtigen Schätzen jetzt die weltlichen vor. Am nächſten Morgen, ſchon reiſefertig, nehme ich mir das Herz und komme dem Prälaten mit dem Orgelanliegen. „Schön, ſchön, Herr Pfarrer,“ ſagt er, „ihr habt eine gute Kapelle in Sankt Maria, da gehört freilich auch eine gute Orgel dazu. Fehlt's auch ſonſt noch irgendwo?“ — „Danke ſehr ergeben, alles in Ordnung,“ antworte ich ganz unbedacht. Fünfhundert Gulden giebt er mir auf die Hand. Darauf bin ich gar nicht gefaßt, ich hatte nur gemeint, der Orgelbauer, er iſt ſchon beſtellt, könnte vom Stifte aus bezahlt werden. Nun ich das Geld auf der Hand habe, mache ich ſie zu, wie ſie ja ſagen, daß die „Pfaffen“ ſo gerne thun. Schon wie ich gegen das kalte Thor hereinkomme, tupfe ich mir auf die Stirn: Da drinnen hat's halt wieder einmal gefehlt, heute! Wie ſteht's denn mit dem Schindeldach auf deiner Kirche, Herr Pfarrer? Haſt du den feuchten Flecken nicht geſehen, der ſich hinter dem Erzengel Gabriel herabzieht gegen den Altar? Haſt nichts davon gehört, daß die Pfarrkinder eine neue Kirchenfahne haben wollen mit den Heiligen Sebaſtian und Rochus, den Nothelfern in Waſſer- und Hungersnot? Iſt nicht das Monſtranzlein ſchon ganz verbogen und verblindet. Und du auf ſeine gütige Frage, ob nicht ſonſt auch noch was fehle: alles in Ordnung! — Er hatte den Geldſack offen gehabt. Jetzt wird er wieder feſt zugebunden, und du kannſt lange warten auf eine ſolche Gelegenheit.

Es hat ſich aber an dieſem Tage gewieſen, daß der blöde Pfarrer eher zu viel als zu wenig Geld im Sack gehabt. Kommt mir hinter der Hütte auf dem Riedel einer nach. Wäre es etwa der Holz-Hoiſel geweſen, ſo hätte ich mich gefürchtet, es iſt aber der Heiſſel Peter.

Der Burſche erbietet ſich, durch die Wurmlucken mir die Laterne zu tragen. Ich frage, woher des Weges. Bei der Eiſenbahn thäte er arbeiten, und er gehe nach Oberſchuttbach, um ſeine Schulden zu bezahlen. Brav, ſage ich und denke an die entwendete Uhr und die Stiefel. Er iſt doch nicht ſo ſchlecht wie ſie ſagen. Und ein ganz ſtattlicher Burſch iſt er geworden. So gehen wir hinein.

„Da in dieſer Wurmlucken ſoll vor Zeiten ja ein Lindwurm gehauſt haben,“ hebt er unterwegs an zu plaudern.

„Das iſt eine Sage,“ antworte ich, „der Herr wird die Höhle wohl den Torwaldern zu Lieb geöffnet haben, ſonſt wäre kein Zugang möglich.“

„In der Franzoſenzeit haben ſie die Wurmlucken ja gar vermauert, daß der Feind nicht herein hat mögen,“ ſagt der Peter.

„Eine ganz gute Feſtung,“ antworte ich, „auch bei den Türkeneinfällen iſt ſie abgeſperrt worden, wie man lieſt.“

„Oha, Hochwürden Herr!“ ruft der Peter, denn ich war geſtolpert. Und fährt fort: „Wer weiß, wozu der ſchlechte Zugang ſonſt noch gut iſt.“

Dumm iſt er nicht, denke ich, der ſchlechte Zugang ſchützt vor manchem Weltübel. Da iſt's auf einmal ſtockfinſter. Die Laterne ausgelöſcht, der Burſche packt mich am Arm und pfaucht: „'s Geld will ich haben!“ Oho! kann ich noch denken, ſo ſteht's! Pfarrer, jetzt wehre dich um die Orgel. Bin nicht einmal viel erſchrocken. Wir ringen, fahren an die eine Wand, fahren an die andere. Scharf drauf los, der Zorn iſt ein ſtarker Kamerad, und ich hätt's gar nicht gedacht, daß der alte Wolf noch ſo rauſen kann.

Wir ſtolpern im Geſtein, ſtürzen mit einander hin. Weiß ſelber nicht wie, daß ich auf ſeiner Bruſt kniee, ſein Hoſenband losreiße und ihm die Hände binde. Schier ungeſchickt wehrt er ſich, und ſeine Zähne höre ich klappern. Zu wimmern hebt er an, ich möchte ihn doch auslaſſen, er habe ja nichts thun wollen, nur zeigen, wie es vor Zeiten die Franzoſen gemacht hätten, wenn ſie ins Torwald gekommen wären. Eine Dummheit wäre es geweſen, und er wolle jetzt ordentlich werden.

„Einſperren muß man dich und gar nimmer auslaſſen!“ Ich hatte ſchon Zeit zum Sprechen, er war gebändigt.

„Nur nicht wieder einſperren, Hochwürden Herr, ich bitt! Weil man drinnen ſo viel verdorben wird. Mit mir wär's nimmer ſo weit gekommen . . .“ da ſchluchzt er gar erbärmlich.

Mich dauert der Schelm. Es mag ja ſein, daß der Arreſt ein Verderben iſt für junge Leute. „Wenn du mir einen heiligen Eid ſchwörſt, Peter, bei deiner Mutter, die ſich deinetwegen zu Tode kränkt, bei deiner armen Seel', die einmal vor dem Gericht Gottes ſtehen wird, wenn du ſchwörſt, von jetzt an brav zu ſein und ein guter Chriſt, ſo laſſe ich dich aus.“ Er hat's verſprochen, und noch dazu, daß er fleißig beten wolle.

„So ſchau', daß du weiter kommſt!“ ſage ich und laſſe ihn liegen mit ſeinen gebundenen Händen. Ihn frei zu machen, ſo groß iſt mein Vertrauen doch nicht geweſen. Ich ſelber habe mich geſputet, aus dem Loch zu kommen. Über allerlei Geſtein geſtolpert, an alle Gewände gerannt, bin ich endlich wieder im Tageslicht, aber an der unrechten Seite, gegen den Riedel hin. Mein erſtes iſt jetzt, daß ich nach dem Gelde greife, es iſt noch da. Das Leben iſt auch noch da, mich wundert es faſt.

Weil ich nicht noch einmal durch die Lucken mag, ſo gehe ich zur Riedelhütte hinüber. Kaum vor der Thür auf der Bank ſitzend, iſt eine Ohnmacht gekommen, und ich habe in der Hütte nächtigen müſſen. Des Sonntagsgottesdienſtes wegen bin ich am nächſten Morgen um zwei Uhr aufgeſtanden, und der Hirtner-Lenz hat mich durch die Wurmlucken begleitet. Mein Peter iſt nicht mehr da, der Lenz thut mir nichts und ſo ſteht der Wolfgang endlich glücklich auf der Torwaldſeite, wo der Hirtner verabſchiedet wird. Vom Thale kommen mir Lichter entgegen, die Männer von Sankt Maria ſteigen wegsher, um ihren Pfarrer zu ſuchen. Schon am Vorabend ſoll ſich das Gerücht verbreitet haben, in der Lucken wäre ein Raubmord verübt worden, und wie ich nicht nach Hauſe komme zur verabredeten Zeit, ſoll die Regina ganz ſchreckbar durchs Dorf geraſt ſein, um die Leute zuſammenzurufen. — Dann haben ſie mich heimgebracht.

Aber die Freude im Pfarrhof hat einen gallbitteren Beigeſchmack. Vor die Hausthür eilt mir die Regina entgegen: „Weil Ihr nur da ſeid! Aber das Unglück! Mein Gott, ich ſoll's nicht gleich ſagen. Wie die Ottilie — erſchrecket nur nicht, Herr Pfarrer! — wie die Ottilie vorch mit dem Luderſchaffel in den Stall geht, iſt ſie weg. Die Kutſch iſt weg! Das Thürl ſpatzenſchnabelweit offen, und die Sau iſt hin. Geſtohlen und nicht anders!“ — Zuerſt mir das Blut zum Herzen, nachher hab' ich lachen müſſen. Die ganze Nacht ſoll der Rupert Hundegebell gehört haben, er iſt der Meinung geweſen, der Hunds-Chriſtel ſei vorhanden und nichts weiter.

Nach der Meſſe habe ich nachgedacht über mein gutes Werk. Verzeihen iſt doch was ſchönes! Dann kann der freigelaſſene Räuber ſeinem Handwerk weiter nachgehen.

Am 30. Juli.

Den Peter Heiſſel haben ſie geſucht, die Sau haben ſie gefunden. Aber nur zur Halbſcheid. Weit oben im Stangelwald, von Raben verraten, iſt ſie gelegen, ohne Hinterteil. Daneben ein vergloſendes Feuer und Knochen. Meine beiden Weibsleute haben das Ereignis großartig aufgefaßt. Seit Erſchaffung der Welt wäre ein ſo unerhörtes Verbrechen nicht verübt worden!

Im anderen Gegenden kommen die Landwächter wenigſtens drei oder vier Tage nach dem Diebſtahl, um amtlich feſtzuſtellen, was geſtohlen worden und welchen mutmaßlichen Weg der Dieb eingeſchlagen habe. Im Terwald kommen ſie gar nicht. Das ganze Kriegsheer des Reiches, meint die Regina, müſſe aufgeboten werden, um den Erzlumpen einzufangen.

Anfangs Auguſt.

Meine Pfarrkinder können jetzt viel lernen. Dieſe Touriſten! Wiſſen thun ſie alles, und was in Glaubensſachen ſeit tauſend Jahren nicht ausgetragen iſt, das thun ſie mit ein paar Worten ab. Hat geſtern ſo ein Weltweiſer mit dem Rolf geſprochen, der ihn auf den Dreiſpitz begleitet. Über die himmliſchen Freuden! Dieſe beſtünden in gut eſſen, trinken und ſchönen Weibern. Beim Rolf iſt's ohnehin gefährlich, aber er hält ſich diesmal ganz brav und ſagt, die ewige Seligkeit beſtehe in der Anſchauung Gottes. — Müßte mit der Zeit verdammt langweilig werden! meint der Touriſt, darauf der Rolf: „Warum ſteigt der Herr denn auf den Berg? Da oben ſieht man ja gar nichts, als lauter Herrlichkeit Gottes.“ Dummer Junge, wenn du glaubſt, daß alle dieſe Herren aus Liebe zu Gottes freier Natur auf die Berge ſteigen. Das wäre ja endlich auch Gottesdienſt. Der Stadtherr hat's dem Rolf anvertraut, warum er ſo gerne einkehrt in den Sennhütten; der Rolf wird darüber eine rote Stirn bekommen haben. Mir hat's ein Holzer erzählt. Der Schmied mag wohl recht haben, er will einführen, daß in Zukunft lauter Senner auf die Alm zu ſchicken wären. Der Zaunſtiegelhofer ſoll darob ausgerufen haben: „Da ſeht ihr ihn wieder! Anſtatt Fremde herbeizuziehen, will er ſie verſcheuchen!“

Man hat noch den Beichtſtuhl, hat noch die Kanzel. Wenn ich jedoch in der Kirche einen Fremdling weiß, da werde ich verwirrt, predige zornmütig über die verderbte Welt, über die Mißachtung der katholiſchen Kirche, denke dabei immer nur an die Fremden, und meine Pfarrkinder kennen ſich nicht aus.

Am 4. Auguſt.

Der Kornſtock hat geſchrieben. Der Muſiknoten wegen auf dem Chor. Er vermacht ſie der Kirche. Und daß es ihm gut gehe, nichts weiter. Von ſeinen Opern hört und lieſt man auch nichts. Aber von einem Agenten aus Wien, der dieſer Tage bei unſerem Krämer zugekehrt iſt, um ſeine Kaffeeſorten anzubieten, haben wir doch einiges erfahren.

Der Mann iſt ein Vereinsgenoſſe des Kornſtock geweſen, aber der Kornſtock iſt nicht mehr bei dem Verein „Krone“, mit dem Dirigenten ſoll er Händel gehabt haben, da ſei er ausgeſchieden worden und bringe ſich jetzt irgendwo mit Notenabſchreiben durch.

Das haſt du net gehabt, alter Knab', daß du dich in Künſtlerränke einlaſſeſt.

Mit Notenabſchreiben! — Aber ſo komm doch wieder nach Sankt Maria!

Am 12. Auguſt.

Verſpielt, Kornſtock! Es iſt ein anderer da.

Heute iſt der neue Lehrer gekommen. Ein junger Mann, trägt zwei ſchwarze Schnurrbarthörner wie ein Huſar. In Hirſchlederhoſen und Bundſchuhen geht er wie die Bauern, nur viel ſchöner. Alles neumodiſch. So viel der Neuwirt weiß, ſoll er ſehr luſtig ſein und eine große Kraft haben. Die Kugelbahn iſt ihm zu kurz, er wirft die Kugel im Bogen bis ans Kreuz hinaus. Weil die Orgel gerade in der Arbeit iſt, ſo weiß ich noch nicht, wie ſchön der neue Herr Lehrer Sandor Ulaky muſizieren kann.

In der Schule ſoll er gleich ſchneidig eingeſetzt haben. Das anſtändige Benehmen der Kinder hätte er zwar recht belobt, aber mit ihrem Wiſſensdrange ſei er nicht zufrieden geweſen. Von Phyſik, Chemie bei den Kindern keine Spur, von Perikles, Julius Cäſar nie etwas gehört. Von Kolumbus aber wußte ein Knabe, daß er das Ei erfunden habe, und von Karl dem Großen erzählte der Jockbauer Bub', daß er bei der Meſſe das Rauchfaß ſchwinge und ſchöne Hoſen machen könne. — Daß er einmal ſo bequem in die Weltgeſchichte kommen ſollte, wird ſich der Karl Groß auch nicht eingebildet haben.

(Hier hat die Handſchrift des Pfarrers eine größere Unterbrechung, aus der zu ſchließen iſt, daß im Sprengel alles beim alten blieb, gegen zwei Jahre lang. Manches mag ſich in dieſer Zeit ſo allmählich umgeſtaltet haben, daß es dem harmloſen Manne gar nicht auffiel. Wir merken aber weſentliche Veränderungen, die ſich ſchon in der nächſten Folge des Tagebuches offenbaren.)

Am 5. Mai 1880.

Im 1880er Jahre muß ich noch lernen, wie man Wölfe fängt.

Die italieniſchen Arbeiter unten in den Bärenſchluchten müſſen ein Verſteck geſprengt haben, es iſt ſonſt nicht zu faſſen, woher jetzt auf einmal Wölfe kommen ſollten. In früheren Zeiten ſollen ſie zwar maſſenhaft dageweſen ſein, noch heute ſieht man in Oberſchuttbach und im Rauhgraben die Gruben, in denen man ſie gefangen hat. Der Fockbauer macht's anders. Nachdem ihm der Wolf zwei Ziegen gefreſſen hat, treibt er auf der Hauswieſe, nahe dem Waldrand, einen Pflock in die Erde und hängt mit langem Strick einen Widder dran, der geht im Kreiſe herum und blöckt; hinter der Dachlucke paßt der Fockbauer mit dem Stutzen. Dauert nicht lange, ſo kommt vom Walde her mit ſchleifendem Schweiſe und funkelnden Augen der Wolf auf den Widder zu, aber wer plötzlich ſtirbt, das iſt er ſelber. So hat der Bauer ſchon mehrere Kinder des Stammes Iſegrimm erlegt; der Schmied und ich haben heute den Spaß mit anſehen wollen, es kam aber nichts. Dafür hat uns der Fock die ſchönen Felle gezeigt, aus denen er ſich eine Bettdecke machen laſſen will.

Durch die Wildnis, aus der die wilden Tiere heraufgekommen, und in der vor zehn Jahren noch ein Bär gehauſt haben ſoll, bauen ſie jetzt die Straße. Landbezirk und Alpenverein geben Geld dazu her. Uns Torwäldlern wollen ſie eine Mauthſchranke errichten, weil wir nichts beigeſteuert. Dann fahren wir durch die Wurmlucken wie bisher, ſagt der Schmied, das Holzjoch laſſen wir uns nicht über den Kopf ſpannen.

Im vorigen Sommer haben wir mehrere Stadtfamilien in der Gegend gehabt. Es ſoll ihnen wunderswie bei uns gefallen, ſie kommen wieder. Und bis erſt die neue Straße fertig iſt! Die Bauern richten Fremdenſtuben ein, die tragen ihnen in zwei Monaten mehr Geld, als Feld und Wieſen das ganze Jahr. Sogar für Wildkirſchen und Waldbeeren geben die Fremden bares Geld! Auch ſonſt wiſſen ſich die Leute beſſer zu einander zu ſchicken, als man gedacht hätte. Die Stadtherren gehen mit Hämmern, Kräuterbüchſen, Karten, Kompaß und Schußgewehren im Gebirge umher; die Frauen und Kinder nehmen ſogar manchmal den Rechen und helfen heuen. An den Abenden ſitzen ſie im Wirtshaus, eſſen und trinken fleißig, begehren täglich friſches Fleiſch und Bier in Flaſchen, was dem Wirte viel Mühe und Gewinn macht. Dabei erzählen ſie ſich ihre Abenteuer in Wald und Flur. Auch der Herr Lehrer ſitzt gerne bei ihnen und weiß von waghalſigen Bergtouren, von Jagden und Kraftproben, oder ſagt den ſchönen Frauen Artigkeiten und beſchenkt ſie mit Blumen. So gerne ſie ſich ſonſt mit dem ſtattlichen Herrn Sandor unterhalten, auf ſein Orgelſpiel fliegen ſie gerade nicht. Auf meine Predigten auch nicht. Sie möchten ſchon in die Kirche gehen, Sonntags, ſagen die Herrſchaften, wenn der Berg nicht wäre. Hingegen auf die Hohe Rauh!

Der Führer Semmerl verdient ſich ſo viel Geld, daß er nicht mehr auf dem Heu ſchlafen kann. Beim unteren Schuttbachwirt hat er ſich ein Zimmer aufgenommen, einen wunderſchönen Spiegel drin aufhängen, ein Federbett hineinſtellen laſſen und ſeine Johanna zu ſich genommen. Sie eſſen Braten mit Salat und ſchlafen, wenn er nicht im Gebirge iſt, mitten in den Tag hinein. Er iſt mein Feind geworden, weil ich ihm das Heiraten geraten habe. Im Geſetzbuche weiſt er es mir und dem Schmiede nach, daß wir ſie nicht zuſammen- und nicht auseinander thun konnten, wenn ſie ſelbſt nicht wollten. Weil dieſer Führer leicht an der Gemeinde ein Verführer werden könnte, ſo hat ihn der Vorſtand fortjagen wollen, zuſtändig iſt er in Schwarzbach draußen. Er weiſt wieder das Geſetzbuch und geht nicht.

Das neue Alpenhaus auf der Rauh ſoll im vorigen Sommer von mehr als zweihundert Perſonen beſucht worden ſein. Jetzt kommen ſie auch ſchon von der hinteren Seite herauf und ſteigen herab ins Torwaldthal. Manchmal ſpricht auch im Pfarrhof ein Fremder vor und erkundigt ſich nach geſchichtlichen Urkunden über dieſe Anſiedelung. Ich muß ſie höflich ins Stift Alpenzell weiſen, weil hier nichts vorhanden iſt. Andere unterſuchen mit Inſtrumenten Waſſer, Boden, Erdreich und Geſtein. Im vorigen Herbſte ſtand einmal einen ganzen Tag lang einer hinter dem Kirchenriegel und betrachtete den roten Bruch, wo anno 1875 die Lahn niedergegangen iſt, dann ſchleppte er eine Taſche voll Steine mit ſich.

Lauter ſehr närriſche und ſehr artige Leute, aber heimlicher iſt es früher geweſen in dieſem Thale.

11. Mai.

Der Michael Kornſtock, der alte Schullehrer, ſoll geſtorben ſein. Man hatte lange nichts mehr von ihm gehört. Es ſind noch einige Sachen hier vorhanden, die ſein Eigentum, er hat ſie nie geholt, ſo ſchlecht es ihm auch ergangen ſein ſoll. Sie ſagen, ſehr ſchlecht! Mir thut manchmal das Herz weh wegen ſeiner, und daß er ſich von dem dummen Künſtlerehrgeiz ſo hat hetzen laſſen. Gebe Gott, daß er jetzt mit den Engelein muſizieren kann im hohen Himmel oben!

Am 5. Juni.

Als ich heute das erſte Mal aufwache, dämmert es im Zimmer. Sollte es ſchon tagen? — Mit dieſem Gedanken bin ich wieder eingeſchlafen. Am Morgen, wie der Rupert mir die Stiefel bringt, iſt ſeine Frage, ob ich ſchon zum Fenſter hinausgeſchaut hätte? Ich thue es und ſehe im Thale blaue Dunſtſtreifen, jenſeits am Fuße der Schattleiter ſteigt ein breiter Rauch auf. „Herr Pfarrer, der Zaunſtiegelhof iſt abgebrannt heut' bei der Nacht.“

Nach der Meſſe bin ich hinübergegangen. Unterwegs höre ich der Leute Meinung über die Urſache des Brandes. Im Hofe iſt Silbergeld verſteckt geweſen, von dem der Beſitzer ſelber nichts gewußt hat. Und wenn Silbergeld neunundneunzig Jahre lang an einem Orte liegt, ſo hebt es zu brennen an. — Der alte Chriſtel humpelt auch des Weges und jedem nickt er zu: „Hat ihn doch der Himmelvater geſtraft, den Geizhals! Gehſt weg, Hundsvieh!“ Denn ein kleiner Kläffer hatte ihm ins Beinkleid geſchnappt.

Auf der Wieſe ſtanden Rinder und Schafe umher im langen Futter. Aber ſie graſten nicht ſie ſchauten mit gehobenen Köpfen herüber. Das Feuer iſt mit dem alten Hofe fertig, etliche Kohlenbrände rauchen in der weißen Aſche. Nur Herd und Ofen ſtehen noch faſt unverſehrt, man könnte darauf gleich wieder kochen und backen. Wie klein iſt ſo ein Fleck, worauf ein Haus geſtanden! wie klein, wenn die Wände gefallen und das Räumlein aufgeht in den freien Weiten! Auf dieſem Viereckſein, das jetzt nur noch von kohlenden Holzbränden eingerahmt wird, ſollen all' die Geräte geſtanden, die Menſchen hin- und hergegangen ſein und Platz gehabt haben für ihr häusliches Walten! — Auf dem Anger liegen einige Küchengeräte und Waſſereimer herum. Am Brunnentroge wäſcht ſich das Weib, die Zaunſtiegelhoferin. Sie iſt im Untergewande. Nachdem ſie ſich mit demſelben raſch die Hände getrocknet, kommt ſie auf mich zu: „Herr Pfarrer, das iſt eine ſaubere Wirtſchaft bei uns! Gar nichts haben wir mögen ausbringen. Wie wir munter werden — über und über alles im Feuer. Kaum das Vieh aus dem Stall! Die Ferkeln ſind hin! Alles verbrunnen! Meine Leinwand, mein Kübel Schmalz, die Truhen voll Haar (Flachs), alles verbrunnen!"

„Wo ſind Euere Kinder, Bäuerin?"

„Die hat der Schmied fort."

Dieſer kam ſchon wieder vom Dorfe her: „Nachbarin, ſie ſind gut aufgehoben. Da ſchickt dir meine Alte Gewand, leg's an. — Ja, Herr Pfarrer, jetzt giebt's wieder einmal zu thun."

Der Zaunſtiegelhofer hatte oben bei der Brandſtätte des Stalles mit einer langen Stange in den Aſchen umhergewühlt, jetzt ging er langſam herab. Er war ohne

Rock, ohne Hut, ohne Schuh, war berußt am ganzen Leib. Als er gegen den Schmied kam, faltete er die Hände: „Verlaßt's mich nicht, meine lieben Nachbarn!"

„Weißt ja, wie's der Brauch iſt im Terwald," antwortete der Schmied ernſthaft.

„Daß ich dazumal, vor zwei Jahren, bei der Wahl — weißt eh, Schmied — wirſt es eh wiſſen — daß ich ſo gegen dich hab' geredet . . ."

„Das iſt ſoweit recht geweſen," ſagte der Schmied. „Bei ſo einer Gelegenheit muß alles beredet werden. Im Hungerjahr biſt ja doch für uns geweſen, wenn auch nicht gern, ſo werden jetzt wir für dich ſein. Mit Gottes Hilf' wohnſt aufs Jahr in deinem neuen Haus. Jetzt nimm dein Weib und gehet eine warme Suppe eſſen, ihr wohnet beim Jock."

Nachher, als wir, der Schmied und ich, herübergegangen ſind, hab' ich ihm's ſagen müſſen, wie das brav iſt, daß er dem Zaunſtiegel nichts nachträgt.

„Hau!" lacht er auf, „wem's der Herrgott ſo unter die Naſen reibt, wie dem Zaunſtiegel! Da wäre wohl jedes harte Wort eine Sünde. Ich habe gutes Bauholz und will ihm auch die Eiſenſachen liefern. Der Sagmeiſter giebt die Bretter, der Zimmermann wird von der Gemeinde bezahlt, und die ſonſtigen Arbeitsleute werden von den Nachbarn geſchickt. Werden ihn bald wieder auf den Füßen haben, das macht mir keine Sorge. — — Wenn ich keine andere Sorge hätt', Herr Pfarrer . . ."

Bin ich ſtehen geblieben und habe ihn angeſchaut.

„Wollt Euch einmal um Rat gebeten haben, Herr," ſagt der Schmied. Ich habe ihm zureden müſſen, bis er herausrückt. Seines Buben wegen iſt es.

„Was iſt's denn mit dem Rolfel, Schmied? Er iſt ſchon lange nicht mehr bei mir geweſen.“

„Bei mir auch nicht,“ antwortet er kurz. Nachher hat er mir's erzählt. Der Rolf iſt ſchon ſeit längerer Zeit im Dreibrunnwald oben bei den Holzhauern. Und warum? Weil er das nächſte Mal zur Soldatenſtellung ſoll, und weil er nicht will. Zweimal habe der Vater ſchon hinaufgeſchickt, der Junge habe zurückſagen laſſen: Machet was ihr wollt, zu einem Soldaten laß ich mich nicht brauchen. „Es iſt ein dummes Reden,“ fährt der Schmied fort, „ob er will oder nicht, da wird er wohl kaum gefragt werden, aber der Trutz! Der Trutz bei dem Buben jetzt auf einmal! Wo er ſonſt ein folgſames Kind iſt. Daß er nicht von heim fort will, das glaube ich. Macht auch mir keine Freud', wenn er zum Militär ſoll. Wenn er mir aber eine Letſeigen thät ſein, Herr Pfarrer! Ich wollt's nicht erleben! — Am ſiebenten iſt die Stellung, die übrigen Burſchen ſind alle zum Hernehmen, ihrer eilf haben wir heuer. Und der meinige richtet ſich ſauber zu einem Ausreißer zuſammen. Ein Elend. Mit Gewalt, hat er mir ſagen laſſen, ſollten ſie ihn holen, dann ginge er mit. Sonſt nicht. Er ſoll ſich nicht ſpaßen! Um ſo einen ſind ſie ſchneller da, als wenn ein Dieb einzufangen iſt! Jetzt, was heb' ich an?“

Mich wundert's. Sonſt ein Mann wie von Eiſen, regiert die ganze Gemeinde, und weiß mit ſeinem ſanften Bubel nichts anzufangen.

„Ihr kennt ihn nicht, Herr, Ihr kennt ihn nicht!“ ruft er aus. — Nun freilich, es wäre ja möglich, daß er der Sohn ſeines Vaters iſt. Dann hat er freilich ſeinen Kopf für ſich. — Ich werde zu ihm hinaufgehen.

Und noch an dieſem Tage ſind wir oben geweſen. Über Steinhalden, durch ſteilen Wald, über Geſchlage drei ſtarke Stunden. Der Wald gehört dem Stifte, das viel Holz ſchlagen laſſen will, wir haben im Thal ja bald die neue Straße. Die Holzknechthütte iſt kaum zu finden, ſo ſteckt ſie, von Büſchen und Bäumen verhüllt, in einer Engſchlucht. Der Schmied hat mich begleitet, iſt aber draußen unter einem Lärchbaum ſitzen geblieben. Ich gehe in die Hütte; anfangs ſehe ich nichts als Dunkelheit, bald ſehe ich, daß ſie recht gut eingerichtet ſind. Ein großer Kochraum und zwei Stuben. Die Holzknechte ſind alle ins Thal gegangen, weil Feierabend iſt, der Rolf allein iſt da. Seit ich ihn bei der Faſtenbeichte zum letzten Mal geſehen habe, iſt er größer geworden: kriegt ſchon einen leichten Backenbart, einen goldbraunen — gar kein übler Junge. Iſt eben daran, ſein Raſiermeſſer am ledernen Hoſentrager zu wetzen, um ſich das junge Haar wegzuſchneiden — als wollt' er doch auch in der Wildnis ſeinen Sonntag heiligen. Und dieſer ſittige Menſch will ein Soldatenflüchtling werden?

Dann hat aber eine gar abſonderliche Unterredung zwiſchen uns ſtattgefunden. Auf ſo etwas ſollte man ſich vorbereiten können.

Zuerſt wundert er ſich über mein Erſcheinen in der Waldhütte. So ſchlechte Wege den Berg herauf!

„Ja, mein lieber Rolfel," ſage ich, „für nichts und wieder nichts ſteigt einer nicht ſo herum. Um dich bin ich da. Deine Kameraden warten auf dich, morgen mittags müßt ihr fort, daß ihr am Montag rechtzeitig in Altſtadt ſeid."

„In Altſtadt? Dort habe ich nichts zu thun." Trotzig ſagt er's und ſein Auge zuckt.

„Du? Iſt das dein Ernſt? Und ſoll der Sohn des Dorfrichters, des braven Kimpelſchmieds Sohn, ein Soldatenflüchtling werden?“

„Kann ſchon ſein.“

„Geht nicht jeder? Fehlt dem Soldaten etwas heutzutage? Er iſt ein Herr gegen den von ehemals.“

„Ich will kein Herr ſein. Es iſt nicht deswegen. Ich bleibe lieber heroben bei der Sonne.“

„Rolf, du lieſeſt ſo gerne in guten Büchern. Iſt dir darin nie ein Gebot aufgefallen, daß man der Obrigkeit gehorchen müſſe?“

„Ich will arbeiten und redlich ſein und niemandem Unrecht thun. Dieſes Geſetz erfülle ich, und damit ſoll die Obrigkeit zufrieden ſein.“

„Wenn du nur ſolche Gebote erfülleſt, die dir ſelber gefallen, ſo gehorcheſt du nicht der Obrigkeit, ſondern dir ſelber.“

„Iſt auch wahr,“ ſagt der Burſche. „Ich bin ein junger Menſch und mag mit meinem Pfarrer nicht ſtreiten. Aber hinab gehe ich nicht.“

Ich überlege, was da zu ſprechen wäre und ſage endlich: „Streiten braucht's nicht, Rolf, aber den Grund deiner Widerſpenſtigkeit will ich doch wiſſen. Von dieſer Seite kenne ich dich nicht, Rolf!“

Nun legt er ſein Raſiermeſſer auf das Fenſterbrett, ſteht auf und ſpricht: „Wenn es der hohen Obrigkeit einfällt, mir zu befehlen, daß ich meinen Bruder totſchlagen ſoll! Wie es im Preußenkriege hundertmal vorgekommen iſt —?“

„Was geht dich der Preußenkrieg an! Wir haben unſer Land vor dem Feinde zu ſchützen, und wer für ſich und ſeine Sach' Schutz und Ordnung vom Staate braucht, der muß dem Staat auch was dafür leiſten."

„Herr Pfarrer!" drauf der Burſche, „Ihr wiſſet es ſo gut oder beſſer als ich, daß wir Torwalder unſer Schutz ſelber geweſen ſind ſeit Menſchengedenken, und daß wir unſere Ordnung ſelber machen. Wenn die Gemeinde ruft, oder die Pfarre, dann werde ich nicht der letzte ſein, der kommt."

„Haſt es bewieſen, Rolf. Wird aber bald anders werden. Wenn die Luft vom Vorland hereinſtreicht, ſo kann man's hören, wie das Pulver kracht draußen in den Bärenſchluchten. Iſt erſt die Straße fertig, dann ſind wir ſchon feſter an den Staat gegliedert, und für die Pflichten werden wir auch unſere Rechte haben."

Darauf ſpringt er über: „Mein Vater hält ſich feſt, nicht wahr? Und giebt doch zu viel nach. Die neue Straße hätten wir nie erlauben ſollen, die bringt nichts gutes. Früher haben wir bei der Wurmlucken jeden Feind aufhalten können — ohne Handſtreich. Wie wird's künftig ſein? Auf goldenen Rädern wird er hereinfahren, wie es in einer alten Schrift ſteht."

„Und ſo, Rolf, ſo ſpricht ein junger Mann, der in die weite Welt ſoll und mitthaten an der großen Menſchenarbeit, die uns alle angeht!"

„Ja, Herr Pfarrer, Feldwebel werden, nachher, wenn's gut geht, Hausmeiſter in einer Stadt, oder Werksknecht, nachher Bettelmann, der aber nicht betteln darf, der in einer großen Totenfabrik verſterben muß, oder im Straßengraben."

„Menſch, wie kommſt du auf ſolche Vorſtellungen in deinem finſteren Walde?"

„Man ſieht's ja. Wie geht's dem Perner-Sepp und dem Rambacher Johann, die ſeit ihrem Soldatenleben nicht mehr heimgegangen ſind? Haben eh gerade vor einer Woche verſcheiden geläutet für den Johann auf unſerem Kirchturm, dieweilen er zu Wien ins Maſſengrab geworfen worden iſt. Der Stegleger Ferdinand hat mir's geſchrieben. Die Leute gehen draußen zu Grunde und ihre Wirtſchaften verrinnen."

„Darum alſo willſt du nicht zur Stellung, Rolf!"

Sagt nun der Burſche: „Von der Hauptſache ſind wir abgekommen. — Ich hab's noch keinem geſagt, warum ich nicht Soldat werden mag. Euch ſage ich es; wenn mich einer verſucht, ſo wird's mein Pfarrer ſein. In der Schrift ſteht's, daß alle Menſchen Brüder ſind. Ihr habt es auch ſchon oft geſagt. Jetzt frage ich, Herr Pfarrer: Wie kann man Menſchen töten? Nicht einmal am Feinde ſoll ich Rache nehmen. Und erſt Unſchuldige, Unbekannte, die mir nie was angethan haben!"

„Mein lieber Rolf, im Leben geht's halt nicht allemal ſo, wie es in der Schrift ſteht. Mußt nicht vergeſſen, daß Chriſtus auch das Schwert gepredigt hat. Wie du denkſt, das heißt das Schwert an der Schneide anfaſſen."

„Schon recht, dann hat man ein Kreuz in der Hand."

„Wenn du dich vor dem Feinde nicht wehrſt, ſo tötet er dich."

„Soll er's! Lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun."

„Rolf! Vor einiger Zeit habe ich dir die Geſchichte Karls des Großen gegeben. Haſt du ſie geleſen?"

„Der iſt kein rechter Chriſt geweſen. Hat das Chriſtentum mit Feuer und Schwert eingeführt."

„Und iſt doch heilig geſprochen worden!"

„Das hätte ich nicht gethan,“ antwortet der Rolf. „Mit ſchlechtem kann man nichts gutes machen. Ihr ſagt es ja ſelber, Herr, und Euere Bücher ſagen es, und jetzt ſeid Ihr heraufgekommen, und ich ſoll hinab zum Leuterſchießen.“

Alſo hat er geredet, und ich habe nicht gewußt, wie mir geſchieht. Voller Unmut bin ich geweſen. „Rolf!“ ſage ich, „was kann ich, was kann deine Familie für die weltlichen Einrichtungen! Und du willſt es uns erleben laſſen, daß Gendarmen dich wie einen Verbrecher hinausführen?“

Jetzt wird er ſtutzig. „Wenn ſie das thun, ſo thun ſie Unrecht, weil ich ein freier Menſch bin!“ ruft er laut aus. „Ich will meinen Leuten keine Schande machen, und ich will nicht Urſache ſein, daß ein Unrecht geſchieht. Ja, Herr Pfarrer, ich gehe. Ich werde willig gehen. Ich werde Soldat ſein, ich werde das Gewehr tragen, ich werde laden und werde zielen gegen die Menſchen. Aber losdrücken werde ich nie — nie!“

„Das wird ſich ſchon geben, mein Sohn, packe dich nur auf und gehe mit.“

Geſtern ſind ſie unter Sang und Jauchzen fortgezogen, mit Bändern geſchmückt wie zur Hochzeit. Auch zur Walſtatt werden ſie ſo gehen, es iſt wunderbar genug. Junge Leute ziehen mit der gleichen Luſt zum Sterben wie zum Traualtar, es iſt wunderbar genug! — Heute am 7. Juni, während ich das Erlebnis zu Ende ſchreibe, wird über das Los unſerer Burſchen entſchieden.

Am 9. Juni.

Sechs Rekruten ſind heimgekehrt. Fünf ſind geblieben. Unter letzteren der Rudolf Eſchgartner. Ein Mönchsthaler Burſche, der nicht mehr an die Reihe gekommen, ſoll ſich für ihn angetragen haben. Der Rolf hätte ihn abgelehnt mit den Worten: „O nein, mein Lieber! Du thäteſt losdrücken!“

Die Offiziere ſollen an dem kräftigen Jungen ihre helle Freude gehabt haben. Der Schmied erträgt's trotzig. Und ich frage: Wie wird's bei dem nächſten Kriege ſein, wenn der Soldat nicht losdrücken will . . .?

Da predigen wir immer Chriſtentum, Chriſtentum! Und wenn darauf hin wirklich einmal einer Chriſt wird, iſt der Staatsverbrecher fertig.

Am 30. Juni.

In unſerem Gaue giebt's keinen Richter und keinen Rechtsanwalt, ſo müſſen ſich die Leute, wenn ſie ſtreiten, allemal wieder ſelber ausſöhnen. Das iſt langweilig und geht ohne Knall ab, ſo ziehen es die meiſten vor, ſich lieber gar nicht zu entzweien.

In anderen Gegenden herrſcht die Gepflogenheit, daß zwei Feinde ſich ſo lange gegenſeitig ſchlagen, bis ſie Freunde werden. Hier im Torwald will dieſes Mittel nicht wirken; je heftiger und länger ſich ein paar prügeln, deſto feindſeliger werden ſie gegeneinander; außer es wird einer totgeſchlagen, in welchem Falle dieſer die Feindſeligkeiten einſtellt.

Anfangs habe ich mich in Rechtshändel eingemiſcht.

in der Abſicht, milden Ausgleich zu erzielen. Hat nicht getaugt, ſind nur noch trotziger geworden.

Wirkſam iſt der Schmied. Er geht manchmal zu den Streitenden, löſt den Knoten aber nicht, ſondern zerhaut ihn. Das thut allemal beiden Teilen weh, ſie fürchten es und erſticken den Handel lieber insgeheim.

Vor etlichen Wochen hat der Schmied ein gar drakoniſches Urteil gefällt. Kommen von den Schattleiten zwei Bauern herab. Der Sohn des einen hat an der Tochterkammer des anderen zu nachtſchlafender Stund' das Fenſter zerbrochen. Der Beſchädigte verlangt Erſatz. Der Schmied ſagt: „Männer, da giebt's keinen Erſatz. Der Burſch', der das Fenſterglas zerbrochen hat, muß das Mädel heiraten!“

Seit die Fenſterſcheiben ſo teuer geworden ſind, will das Fenſterln ſchier ein wenig außer Gebrauch kommen. Der Pfarrer mit ſeiner Hölle, deucht mich, wirkt manchmal nicht ſo klapp, wie der Richter mit der Heirat.

Am 16. Auguſt.

Oft iſt mir der Gottesdienſt in der Kirche ein Herzensbedürfnis, oft auch fühle ich ihn wie eine Pflicht. Es giebt halt Tage, wo den Prieſter am Altare das Heu auf der Wieſe oder eine neugekaufte Kuh mehr beſchäftigt, als das heilige Geheimnis. Die gewohnheitsmäßigen Beter wirken auch lähmend, und darauf kann ich den ganzen übrigen Tag oft eine gewiſſe Verſtimmung nicht von der Seele bringen. Leute giebt es, die das Meſſehören für ein tägliches Geſchäft halten, wie etwa das Ankleiden oder das Kochen, oder die nur darum in die Kirche kommen, weil ſie dem Pfarrer damit einen Gefallen zu erweiſen glauben. Und ſo kommt manchmal der Gedanke, ob es wohl gut iſt, das heilige Opfer täglich zu verrichten, ob es nicht beſſer wäre, nur zu gewiſſen Feſten oder bei beſonderen Anliegen die göttliche Handlung zu vollziehen.

In den erſten Jahren meiner Seelſorge hier iſt Sonntags während des Hochamtes in unſerer Kirche allemal ein alter Mann umhergegangen, der hat am langen Stabe ein Holztrühlein gehabt, und das hat er den Leuten links und rechts in den Bänken unter die Naſe gehalten und dabei in halblautem Murmeln ſeine Bemerkungen gethan, z. B. „Nau, Ulrich, heut' thut's ein ſchlechter Kreuzer nit, heut' ſchwitz' einen Groſchen, haſt geſtern den Fock beim Kuhhandel angeſchmiert! Vergelt's Gott!“ — Oder er tupfte mit dem Trühlein an die Hutkrempe eines alten Weibes: „Du, Berghoferin, deinen Hut nimm ab! Oder glaubſt, du biſt des Herrgotts Baſe, weil du den Hut nit willſt abnehmen in der Kirchen! Was doch die Weiber ſo hoffärtig mögen ſein! Da, wirf ein Gröſchel hinein, nachher bin ich wieder gut. Vergelt's Gott!“ Wo einer in ſeiner Bank ſchlief, da raſſelte der Abſammler mit dem Trühlein und ſagte: „Wo biſt denn umhergeſchloſſen heut' bei der Nacht, daß du nit ausgeſchlafen haſt? Loter, du magſt heut' ſchon was ſilbernes büßen. Vergelt's Gott!“

Den humoriſtiſchen Mann habe ich damals abgeſchafft und ſtatt des Sammeltrühleins einen Opferſtock aufrichten laſſen an der Kirchthür. Aber ſiehe, der Opferſtock hat das ganze Jahr nicht ſo viel getragen, als das Trühlein an einem Sonntage. Wir konnten die Kerzen nicht mehr anſchaffen und den Weihrauch für den Gottesdienſt. Heute raſſelt während des Amtes das Sammeltrühlein wieder umher, nur habe ich den ſtummen Bernhard dazu angeſtellt; der kann wohl mit ſeinen gutmütigen Augen recht eindringlich betteln, doch vor öffentlichen Sittenſchilderungen ſind bei ihm die Leute ſicher.

Am 28. Auguſt.

Vor dem Gottesdienſte pflege ich nicht durch die Sakriſtei in die Kirche zu gehen, ſondern durch das rückwärtige Thor und zwiſchen den Bankreihen entlang dem Hochaltare zu. Den Leuten, beſonders im rückwärtigen Teile der Kirche, ſchadet der wachende Blick nicht, und für mich habe ich dabei den Vorteil, den Altar auch wieder von jener Seite aus zu ſehen, für die er berechnet iſt. Das Volk hat einen ſchöneren Anblick vom Inneren des Gotteshauſes, als der Prieſter. So möchte ich manchmal von der hinterſten Kirchenbank aus meiner eigenen Meſſe beiwohnen oder der Predigt zuhören. Das letztere dürfte ſehr zu empfehlen ſein; ein Prieſter, der als Zweiter ſeine eigene Predigt hören könnte!

Heute morgens durch die Kirche ſchreitend, ſehe ich, wie in einer Bank mehrere Männer leiſe, aber lebhaft miteinander ſprechen. Das möchte ich ſchon wiſſen, was es hier Wichtiges zu verhandeln giebt! Es war der Mühe wert. Von Touriſten ſprachen ſie, die vor einigen Tagen ins Gebirge gegangen und ſeither nicht wieder geſehen worden ſind. Sieben junge Stadtleute, welche die Abſicht hatten, in die Laudamushöhle zu kriechen und darinnen Forſchungen anzuſtellen nach dem verborgenen Schatze.

Der Schmied, heißt es, habe ſchon Männer hinaufgeſchickt. Es iſt Regenwetter.

Wir müſſen alle hinauf. Vor der Höhle iſt ein Ruckſack und ein Bergſtock gefunden worden, daneben Spuren, daß ſie hinein ſind. Eine gewiſſenloſe Waghalſigkeit! Ein Hirtner will ſie bei der Nacht mit Fackeln haben hineinkriechen geſehen durch den Bach. Seither iſt das Waſſer geſtiegen, es ſchießt und wirbelt nur ſo ins Loch und es will ſich ſchon ſtauen. Wenn ſie wirklich drinnen ſind, ſo genade ihnen Gott! Ein Holzknecht, der mehrere Teile der Höhle kennen will, ſagt zwar, es könne ihnen nicht viel geſchehen, wenn ſie trockene Stellen erreichen, ſo hätten ſie leidliche Wärme, hätten Waſſer. Rechte Pfründner müßten ſie ſein, wenn ſie ſich nicht zu helfen wüßten! — Dieſe Möglichkeit der Rettung verpflichtet uns noch mehr, zwingt uns geradezu, die denkbarſten Anſtrengungen zu machen. Ich habe gleich nach Unterſchuttbach und in die Schattleiten um Leute und Werkzeuge geſchickt. Ein Almer hat fragen laſſen, wer ihn verlöhnen wolle; dafür haben ihn die anderen ausgelacht, denen iſt Gott noch gut für ein Tagewerk. Wie gerne würden die Eingeſchloſſenen all' ihr Hab und Gut hergeben, wenn ſie glücklich wieder ans Tageslicht kämen! Vor der Hand wiſſen wir nicht einmal, wer ſie ſind. Beim Schuttbachwirt haben ſie ſich als Höhlenforſcher eingetragen. Fexen ſind's! ſagte jemand. Ich laſſe das Wort nicht weiter, ſonſt geht mir keiner dran mit Gefahr ſeines Lebens. Lebendig begrabene Menſchen ſind's, mehr brauchen wir nicht zu wiſſen. Keinen Sonntag giebt's im Torwald, ehe ſie nicht heraußen ſind, ſo oder ſo.

Am 30. Auguſt.

Es iſt unmöglich, hinein-, noch unmöglicher, herauszukommen. Nebel und Regen, daß von allen Runſen die Bäche rinnen. Mit ſchrecklicher Gewalt ſchießt das Waſſer die Schlucht herab und in den Rachen. Es iſt eine faſt ſchwarze, muſchelförmige Rieſenniſche, die ſich drinnen verengt in zahlloſe Löcher und Schlurfe. Mehr als vierzig Menſchen arbeiten an der Abdämmung des Waſſers, an Sprengung der Felſen, an Wegſchaffung der angeſchwemmten Erdmaſſen und des Bruchholzes, das ſich in der Mündung verklemmt hat. Es mangelt an Arbeitern, an Pulver. Ein italieniſcher Teichgräber ſchwamm an ein Seil gebunden tief hinein, als man ihn zurückgezogen hatte, war er ohnmächtig.

Auf ein paar Tage ſollen ſie Nahrung mitgenommen haben. Das wundert mich, wenn ſie an Hochfluten gedacht hätten, da wären ſie doch gewiß gar nicht hineingekrochen. Ein Gerücht geht, im Rauhgraben habe es eine Flaſche aus dem Berge geſchwemmt mit einem Zettel: „Um den Willen Gottes, ihr lieben Leute, rettet uns! Wir ſind dem Tode nahe, Hunger, Waſſer, Kälte, Finſternis, Wahnſinn!“ Ein anderes Gerücht weiß, daß ſie ſich durch die Höhlungen des Gebirges fortgeholfen hätten und oben aus einer Eiskluft ans Tageslicht gekommen wären. Gleichzeitig heißt es, man habe aus dem Berge ſchrille Pfiffe und lautes Weinen gehört. — Ich fürchte, ſie ſind alle ſchon tot, vom Waſſer in die Abgründe geſchwemmt. Wäre es nicht das Beſſere? Können ſie nicht auch, in einem trockenen Raume eingeſchloſſen, verzweifeln in der ewigen, brauſenden Nacht? Vier Tage ſind eine Ewigkeit in der Höhle, ohne Troſt, ohne Licht! Ohne Licht! wer das ausdenkt! — Der Schmied hat an einem Seile ein Fäßchen hineinrinnen laſſen mit Lebensmitteln und Kerzen. Das Seil iſt geriſſen, das Fäßchen wird in die Tiefen gefahren ſein.

Aus Wien iſt die Anfrage gekommen wegen ſieben Touriſten, die nach der Gegenden der Hohen Rauh ausgezogen und nicht nach Hauſe gekommen wären. Nach allen Seiten hin rufen wir um Hilfe, und von allen Seiten kommen die Leute mit Rat und That. Der Bezirkshauptmann von Schwarzau hat Soldaten und Pulver mitgebracht und arbeitet eigenhändig mit bei den Sprengungen. Alles glüht, um zu helfen. — So ſonderbar ums Herz, wie jetzt, iſt mir noch gar nie geweſen.

Am 31. Auguſt.

Die Sprengſchüſſe knallen Tag und Nacht. Die Männer vom Torwald arbeiten im Waſſer, in den Tiefungen wie die Helden. Während der Arbeit ſpürt keiner was von den Fluten, die ihnen oft bis an die Bruſt gehen, erſt wenn ſie raſten, klappern und beben ſie vor Froſt und Fieber. Ein fremdes Weib iſt da, das kauert an der Felswand und ſchreit in dieſelbe hinein: „Mein Mann! Mein lieber Mann, ſei getroſt, es kommt Hilfe!“ Aber die Waſſer brauſen und von den Eingeſchloſſenen kein Lebenszeichen und kein einziges. — O wüßten ſie, wenn ſie noch leben, was hier geſchieht, um ſie zu retten, und wie von allen Gegenden hier ſchon Leute beiſammen ſind mit allen möglichen Mitteln. Aber kein Trompetenſchall und kein Pulverdonnern dringt hinein durch die ungeheuern Wände und ſie wiſſen nichts. — Wenn wir nur die letzte, traurige Gewißheit hatten, daß ſie ſchon in Ewigkeit raſten!

Aufgeben dürfen wir ſie nicht, ſagt der Schmied. Das Waſſer abſperren, ein anderes Mittel giebt es nicht. Weiter oben kann ein ſchmaler Bergwall durchbrochen werden, dagegen aber wehrt ſich der Hies im Grund, über deſſen Wieſen das abgeleitete Waſſer niederfahren würde, bis an ſein Haus hinab. Ich mache ihm Vorſtellungen, wenn es ſich um Menſchenleben handelt, kann von Wieſen und Hof keine Rede ſein. Er aber hält den Kopf mit beiden Händen und ſchreit: „Wie komm' ich dazu, wegen der Dummheit fremder Leute mein Hab und Gut zu verlieren? Was haben ſie denn zu ſuchen gehabt im Loch, die Thoren?“ Andere ſtimmen ihm bei und geben nicht dran, den Wall zu durchſchlagen. Der Regen hat nachgelaſſen, im Hochgebirge liegt Neuſchnee, aber das Waſſer will nicht ſinken. Der Teichgräber will ſich mit Lebensmitteln in eine Kuhhaut einnähen laſſen und es noch einmal verſuchen, an einem ſtarken Seile ſich hineinſchwemmen zu laſſen. — Gendarmen ſind da, die geſtatten den Verſuch nicht, ſie ſagen, beſſer ſieben Tote, als acht. Sind ſie denn aber tot? Wenn ſie nur Licht hätten!

Am 1. September.

Seit fünf Nächten kein Auge mehr geſchloſſen. Die ganze Gegend iſt in größter Aufregung. Sie wollten ſich nicht kümmern um die Fexen, ſagen die Leute, und kümmern ſich doch. Wer kann eine ruhige Minute haben, wenn er denkt: Sieben Menſchen da oben lebendig begraben. Nahe bei uns, und doch unerreichbar. Du

Menſchheit, du mächtige! was haſt du nicht ſchon alles überwältigt auf dieſer Erde! Seen getrocknet, Meere verbunden, Berge durchgraben. Und dir ſollte es nicht möglich ſein, in dieſe Höhle zu dringen? Nein, wir dürfen nicht ausſetzen, wir dürfen nicht. Das ganze Land muß herbei mit allen Kräften. Mir ſchwant, es iſt noch nicht zu ſpät!

Man ſagt, bei Waſſer könne es der Menſch lange aushalten. — Nach Jahr und Tag werden wir ſie rufen und klagen hören da drinnen, wenn wir jetzt erlahmen, und das wird das böſe Gewiſſen ſein. Daß es gerade uns, den armen Torwaldleuten, aufgeſetzt ſein muß, das Unmögliche zu leiſten! Aber ſie warten auf uns, die armen, armen Menſchen in der Bergestiefe. Wenn ſie nur Licht hätten! Ich kann es nicht denken. Alles iſt nichts gegen die ewige Finſternis.

— —

Keine günſtige Wendung will eintreten, und die Hoffnung ſchwindet doch nicht, ſie belebt ſich immer wieder. Gearbeitet wird ununterbrochen. Die Wirte ſchaffen Lebensmittel hinauf, und im Geſteine werden Trinkbuden errichtet, wie auf einem Jahrmarkte.

Geſtern ſind der Schmied und ich noch einmal beim Hies im Grund geweſen und haben ihm geſagt, er ſolle ſein Haus räumen, es könne Waſſer kommen, der Wall müſſe durchſtochen werden. Er ſchreit, das geſtatte er nimmer, das ſei ſein Eigentum. „Es wird dir alles vergütet!“ ſagt der Schmied. „Von wem?“ frägt er, „von den Stadtleuten?“ Er lacht brüllend auf und läuft davon.

Und heute bald nach Mitternacht iſt er hinaufgekommen in die Hochſchlucht, die von Männern, Fackelſchein und Waſſerrauſchen wild belebt iſt. Er könne dieſe Nacht nicht länger mehr ertragen. Der Menſch iſt ſchreiend geworden in ihm. Laut verlangt er, ſie ſollten den Wall brechen, lieber alles verlieren, als ſein Lebtag den ſchreckbaren Vorwurf haben: Deinetwegen ſind ſie zu Grunde gegangen! — So arbeiten jetzt ſeit früheſtem Morgen achtzig Männer an der Durchſtechung des Bergwalls, in zwei Tagen, meinen ſie, könne es geſchehen ſein.

Die Begrabenen! Labe ſie mit deinem Troſte, barmherziger Heiland! Laſſe die Liebe und Opferwilligkeit ſo vieler Menſchen nicht zu Schanden werden!

Angehörige der Eingeſchloſſenen ſind angekommen, eine Mutter, ein Bruder, zwei Schweſtern, ärmere Leute, wie es ſcheint. Ihre Verzweiflung iſt grenzenlos. Wie ſie das wilde Loch ſehen, wird eine der Frauen ohnmächtig. Ich ſuche zu tröſten mit allem, was Erde und Himmel mir eingiebt, mit vielem, was ich ſelbſt nimmer für möglich halte. Die kranke Perſon laſſe ich hinabſchaffen in den Pfarrhof, und wie ſie ſieht, daß dort viele Betten aufgerichtet werden für die Geretteten, wird ſie voller Zuverſicht und weint vor Freude, daß es ein ſo glückliches Ende nimmt.

Wie werde ich dieſe Leute aufrecht halten, wenn es nicht gelingt?

Die Scharte am Wall, die das Waſſer ableiten ſoll, vergrößert ſich von Stunde zu Stunde, und die Hoffnung der Leute wächſt wunderbar.

Auf einem Felsrücken unweit der Höhle iſt ein großer Stoß von dürrem Gefällholz aufgeſchichtet worden. In dem Augenblick, als die Rettung vollzogen iſt, wird er angezündet, dem Torwaldthale zur Botſchaft. Auf dem Riedel wird auch ein Scheiterhaufen angezündet, damit es die von

Sankt Johann und Appenzell wiſſen. Auf dem Kirchturm zu Sankt Maria wird die weiße Fahne ausgeſteckt, wenn ſie glücklich gerettet ſind, und die ſchwarze, wenn es anders iſt.

Nur ein Gedanke iſt im Lande weitum, nur ein Gefühl. Den Stolz, ein Menſch zu ſein, noch nie habe ich ihn ſo empfunden, als jetzt.

Am 3. September.

Einen Ruf will man gehört haben aus den Tiefen der Höhle. Das war ein neuer Kraftblitz in die Arme der Arbeiter. Man zählt die Zeit bis zum Gelingen nur noch nach Stunden. Alle Berghänge ringsum ſind beſetzt von Menſchen, die alles andere vergeſſend auf den Augenblick warten. Jetzt noch ſchießt das Waſſer brauſend in die dunkle Laudamushöhle hinein. Mein Gott, wenn ſie noch Te Deum laudamus ſingen könnten! — Der erſte, der hineindringt, ſagen die Leute, wird gute Nerven haben müſſen. Vielleicht findet er Wahnſinnige, die ſich gegenſeitig zerfleiſcht haben. Abgemagert zum Skelett werden ſie ſein, ſtumpfſinnige, ſtammelnde Greiſe mit ergrauten Haaren. Und wenn einer noch unter ihnen iſt, der ein Fünklein Seele bewahrt hat, mit welchen Gefühlen wird er ſein Auge aufſchlagen zum ewigen Lichte! Welchen Schrei unendlichen Dankes wird er zu Gott rufen und den Rettern um den Hals fallen! Verklärt zu einem Heiligen wird er geworden ſein in der neuntägigen Grabesnacht! Weinend wird er die Leute um Verzeihung bitten für den Leichtſinn, der ein ſolches Meer von Aufregung und Mitleid verurſacht hat. Alle kleinlichen Schrullen werden wie Schlacken von ihm gefallen ſein, ein reiner

Menſch, ein großer Menſch wird hervorgegangen ſein aus der Unterwelt, und als ſolcher noch wird er niederſinken aufs Knie und die Fäuſte an die Bruſt gepreßt ſtöhnen: Ich bin's nicht wert, ich bin's nicht wert, was für mich geſchehen iſt! —

Und mit welchem Jubel werden wir ſie auf den Händen tragen, die lieben Auferſtandenen! Wird uns eine ſolche Freude beſchert ſein?

Ich nehme die heiligen Sakramente mit hinauf.

Am 4. September.

Sie ſind gerettet! Sie leben! Alle ſieben, ſie ſind gerettet! — Großer Gott, wir loben dich! — —

Schon geſtern abends war das Werk vollbracht. Das Waſſer ſchoß in breiten Strömen über die Lehnen hinab gegen den Hof des Hies im Grunde, der bald krachend zuſammenbricht und verſchüttet iſt. Der Eingang in das Landammsloch iſt frei, zehn oder zwölf Männer waten mit Lichtern, Seilen, Krampen und Beilen durch Schlamm und Wuſt hinein, und an der Mündung ſtehen andere mit Fackeln und allerlei Lebensmitteln in Bereitſchaft die ganze Nacht. An den rotbeleuchteten Hängen ringsum hört man laut beten. Ich ſelbſt habe die Litanei von den Heiligen Gottes vorgebetet.

Und gegen morgen, juſt als der Tag ein wenig zu grauen beginnt, ſind ſie erſchienen.

Im Fackelſchein blutrote Geſtalten, ſo ſind ſie, von den Rettern geführt, hervorgekommen und herangeſchwankt zwiſchen den triefenden Wänden.

Der Freudenlärm, der ſich jetzt erhoben hat, iſt wohl unbeſchreiblich, die Leute umarmten einander und ſchluchzten laut. Nur die Geretteten ſchritten ſchweigſam dahin und ſchauten verwundert um ſich, was denn die vielen Menſchen da zu bedeuten hätten? — So haben wir es uns nicht gedacht. Die Umarmungen und Küſſe der Angehörigen laſſen ſie kalt über ſich ergehen, einer macht ſogar abwehrende Bewegungen, gleichſam: was ſoll denn das? Und ein anderer ſagt: „Ihr ſeht es ja, wir haben nichts gefunden!“ Voller Lehmkruſten ſind ihre Kleider, ſonſt unterſcheiden ſie ſich kaum von anderen. Von Jammergeſtalten keine Rede. Als man ſie auf die bereiteten Tragbahren legen wollte, rief einer: „Sind wir denn Kinder, daß wir uns ſollen tragen laſſen?“ — „Wir danken Euch, liebe Leute!“ ſprach einer der Geretteten zu den Umſtehenden, „wir danken euch ſchön für euere Mühe. Mit der Zeit hätten wir uns wohl auch allein herausgearbeitet.“ An die Notwendigkeit, ihnen laue Milch einzuflößen, hatte man gedacht, ſie zogen aber Wein und Branntwein vor. Ein paar junge Burſchen, die man herausgeholt, ſtülpten ihre Hüte ſchief auf den Kopf und lachten einander zu: „Das war ein Abenteuer, was? Aber ein Ludersloch iſt's!“

Was man ſich nur da denken ſoll. Ich ging nahe den Geretteten einher über die Steine, und als das Meer des Morgenrotes leuchtete, und als dort hinter den fernen Gebirgen das glühende Rad der Sonne langſam und groß heraufſtieg, da dachte ich, jetzt und jetzt wird einer auf's Knie niederſinken und ein Dankgebet zum Himmel thun. — 's iſt keinem eingefallen. An dem weißen Rauch haben ſie ſich ergötzt, der vom angezündeten

Holzhauſen in dichten Wolken aufſtieg, dann haben ſie ſich verneigt „für die Ehr' und Auszeichnung“!

Über mich iſt ein großes Schamgefühl gekommen, ich weiß nicht, ob meiner Enttäuſchung oder ob des Stumpfſinnes und der Dankloſigkeit dieſer Menſchen. Wenn es auch nur Leute geringen Standes ſind, ſo möchte man doch auch bei dieſen auf den Takt des Herzens nicht verzichten. Aber das iſt die Großſtadt. — Der Menſch kennt den Menſchen noch immer nicht, und wir haben erſt erfahren müſſen, daß auch aus der Laudamushöhle kein anderer herauskommt, als hineingekrochen iſt. — Als ſie dann eingeladen wurden, im Pfarrhofe auf den bereiteten Betten ſich auszuruhen, war ihre Antwort, ſie ließen ſchön danken, ſie blieben lieber beiſammen im Wirtshaus.

Dann habe ich mich abſeits geſchlichen und bin allein nach Sankt Maria gegangen. Hinter Oberſchuttbach in einer Scheune treffe ich die Familie des Hies im Grund; ſie klagen und weinen, ſie ſind heimatlos. Von ihrer ſtattlichen Behauſung rinnen die Trümmer heraus auf trübem Waſſer durch das Thal. Dieſe armen Leute habe ich nun mitgenommen in den Pfarrhof.

Am 6. September.

Wie eine unerlöſte Seele bin ich herumgeirrt einen ganzen Tag lang. Was ſind das für Leute! Was ſind das für Leute! — Daß ich doch ſo gar kein Menſchenkenner bin! Ich hätt's nicht gedacht. Geſtern abends beim Unterſchuttbachwirt habe ich ihren Erzählungen zugehört. Die große Gaſtſtube iſt voller Menſchen den ganzen Tag, von weither kommen die Leute, um die Schickſale der Höhlenbären aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen. Mehrere der Geretteten wollten anfangs Eintrittsgeld nehmen, dagegen haben ſich doch die anderen ausgeſprochen unter der Begründung: es könnte ſich etwa nicht ſchicken. — Aber wenn man ihnen den Wein zahlt, den ſie bei ihren Darſtellungen trinken, ſo haben ſie nichts dagegen.

Einen der älteren, ein Kunſttiſchler ſoll es ſein, hörte ich das Folgende erzählen: „Wir unſer ſieben Kameraden haben uns verabredet, einmal, wenn arbeitslos oder Urlaub, zuſammen ins Gebirge zu gehen und in große Höhlen zu kriechen. So ſind wir jetzt herauf, und vom Schatz in der Laudamushöhle haben wir auch gehört. Den könnten wir brauchen. Nachdem wir am Donnerstag früh in die Höhle eingedrungen, haben wir angefangen, mit unſeren Fackeln dieſelbe nach allen Richtungen hin zu durchſuchen. Von einer Höhle kommt man in die andere, hin und her, auf und ab. Schneeweiße Steine hängen wie Zapfen herab. Aber gefunden haben wir nichts. Ich ſage, das nächſte Mal müſſen wir uns mehr links halten.“

„Was habt ihr denn geſucht?“ wird der Mann gefragt.

Darauf antwortet er nicht, ſondern fährt fort:

„Zuerſt ſind wir immer tiefer hinabgekommen in die Waſſertümpel. Kröten und anderes Getier, der Buchbinder hat Angſt gehabt vor den Drachen. Von fern her haben wir donnern gehört, dem ſind wir zugegangen. Die Höhle iſt groß geworden wie eine Kirche. Und ſind wir auf einmal vor einem Abgrund geſtanden, da iſt das Waſſer hinabgefahren wie in einen Trichter und ein Nebel iſt aufgeſtiegen, und unſere Fackeln haben Regenbogenräder bekommen, wie Heiligenſchein. Wir reden zu einander und verſtehen uns nicht. Da haben wir uns angefangen zu fürchten und ſind umgekehrt. — Und am Nachmittag, wie wir hinauswollen, wo wir hereingekommen, iſt Waſſer da und allerlei Holzwerk hat den Ausgang verklemmt. So, ſchön! haben wir geſagt, jetzt heißt's warten, bis das Waſſer abläuft, gut, daß wir Sachen bei uns haben. Das habe ich alleweil geſagt, wer aufs Meer geht oder in Höhlen, der muß Sachen mitnehmen. An trockenen Stellen haben wir uns zuſammengeſetzt, Kerzen an die Wand geſteckt und gewartet. Das Waſſer ſteigt alleweil höher herauf, vor oben tropft's herab, was Trinkwaſſer giebt. Die Lebensmittel haben wir in ſieben gleiche Teile geteilt, und ich habe geſagt: So und ſo viel darf jeder im Tag verzehren, aber nicht mehr, denn weil wir nicht wiſſen, wie lange es dauern kann. Mit den Kerzen haben wir auch geſpart und ſind viel im Finſtern geſeſſen. Die erſten Tage haben wir noch geſungen und Kurzweil getrieben. Nachher iſt uns das Kurzweiltreiben langweilig geworden. Sind ſtill geworden, haben nicht viel miteinander geredet. Der Buchbinder hat gezeichnet, ſpater hat er das Zeichenheft zum Feuermachen hergeben müſſen. Brennholz hätten wir genug gehabt, lauter angeſchwemmtes, aber naß. Und Rauch, daß wir bald erſtickt wären. Haben das Feuermachen ſein gelaſſen, und wenn's kalt iſt worden, haben wir Holz geſpalten oder Steine hin und her gewalzt. Der Schirmmacher hat eine Uhr gehabt, haben gut auf die Zeit Acht gegeben. Um neun Uhr abends haben wir uns allemal zum Schlafen gelegt. Alle ſieben zuſammen in einen Plaid gewickelt, der hat dem Buchbinder gehört. Geſchlafen wie die Ratten. Die Nacht vom Freitag auf Samſtag iſt ſchrecklich geweſen, und das Waſſer iſt fort geſtiegen und geſtiegen. Einer hat immer Waſſerwacht halten müſſen. Alsdann am Sonntag iſt das Faß gekommen mit Schinken, Speck und Käſe — aber das Brot iſt nicht zu eſſen geweſen, ganz durchweicht. Wenn wir nicht juſt die verklemmten Balken wegräumen wollten vor dem Schlurf, hätten wir das Faß gar nicht bemerkt, iſt ganz verklemmt geweſen im Holzwerk. Sie ſuchen uns, wir gehen ihnen ſchon ab! haben wir geſagt. Nur Tabak, wenn wir noch hätten! — Alsdann haben wir auf einmal ſchießen gehört. Wird's Loch bald offen ſein, haben wir geſagt. Später hat das Schießen nachgelaſſen und lange nichts mehr, ſo daß wir gemeint haben, die Letfeigen hätten den Mut verloren. Dann iſt's ein biſſel langweilig worden. Wir ſind dageſeſſen, Spielkarten, wenn wir eingeſteckt hätten! Thut's lieber beten! ſagt der Schloſſer. Haben wir auch einmal gebetet, der Buchbinder hat das Vaterunſer gekonnt. Alsdann wieder nichts und manchmal wie betäubt. Der kleine Commis ganz verzagt: Kommen wir denn nimmer hinaus? Müſſen wir denn ſterben in dieſem Loch? — Wirſt gleich den Mund halten! ſag ich, Trübſal blaſen, das ginge uns noch ab! Er hat ſich an die Wand gelegt und nicht mehr gemuckſt. Endlich hat das Schießen wieder angefangen. Wir machen uns neuerdings an die Arbeit, aber die Verklemmung will nicht weichen, und das Waſſer, das Waſſer! So geht's wieder eine Weile fort, ſagt einmal der Schirmmacher: Heute iſt ſchon der achte Tag, wie viel haben wir noch Kerzen? — Ein einziges Stumpfel. — Zünden wir's an, damit ſie Licht ſehen, wenn ſie kommen. Auf einmal hören wir das Waſſer nimmer, ſo daß ich ſchon denke, wir wären taub geworden. Da ſchreit wer vom Schlurf her: Seid ihr da? — Ja! rufen wir hell. — Wie geht's euch? — Hoi ho, uns geht's gut! — Aber gefreut hat's uns doch."

So die Erzählung des Tiſchlers. Seine Genoſſen hatten ihn dabei mehrmals unterbrochen, jeder vertrat ſeine perſönliche Erfahrung und Anſicht, aber davon, wonach ich ausgehorcht, war kein Hauch zu vernehmen.

Wenn man's aber klipp und klar nimmt, es war ein tapferes Aufrechtbleiben. Heldenhaft, könnte man ſagen. Robinſon hat's auch nicht anders gemacht. Alles haben ſie für ganz natürlich und ſelbſtverſtändlich gehalten — auch die Rettung. Iſt Pflicht der Mitmenſchen, für die man ſich nicht erſt viel zu bedanken braucht. — Zugegeben. Wenn ich nur in einem ihrer Augen etwas Naſſes geſehen hätte, nur in einem einzigen. — Um ſie iſt ſo viel geweint worden. Da gab's keinen Ständeunterſchied, alle Welt von ferne wie von nah vereinigte ſich in fieberhaftem Eifer zur Erlöſung der ſieben Perſonen. — Die Geretteten mögen nun ihres Weges ziehen, der Wert des Erfolges liegt in den Rettern. — Wie es auch ſei, ich danke dem Himmel für dieſes Ereignis, für dieſe elementare Offenbarung der Menſchenliebe. Es war ein heiliges Aufleuchten des ewigen Lichtes . . . . .

Am 7. September.

Die Auferſtandenen ſind abgereiſt. Nur den kleinen Commis haben ſie zurückgelaſſen, er liegt beim Wirt im Bette und fiebert. Und endlich iſt es doch! Er hat mich bitten laſſen, zu ihm zu kommen, es iſt ganz erſchütternd geweſen. An meine Bruſt hat er ſein Haupt gepreßt und hat ſich ausgeweint. Geſagt hat er nicht viel, nur immer geſchluchzt und mich feſt bei der Hand gehalten und ſie geküßt, gewiß an hundertmal — — Gleichſam, als ob alle Todesangſt, aller heiße Dank von ſich und den anderen bisher gewaltſam zurückgehalten worden wäre, aus Trotz, aus Schamgefühl, aus irgend einem Grund, und jetzt auf einmal bricht's hervor. — Ich habe auch nichts anderes zu ſagen gewußt, als immer nur: „Gott ſegne dich, mein Sohn, Gott ſegne dich!"

So glückſelig iſt mir jetzt zu Mute, ſo unbeſchreiblich dankbar für ihre Dankbarkeit!

Am 8. September.

Heute beim Gottesdienſt iſt der kleine Commis in der Kirche geweſen, und die Regina ſagt, er hätte die Hände über der Bruſt gehalten und kein Auge abgewendet vom Altare. Am Nachmittage hat er ſich einem Hirtner angeſchloſſen und iſt noch einmal hinaufgeſtiegen zur Laudamushöhle. Geredet — ſagt der Hirtner — hätte er unterwegs kaum zehn Worte, aber oben hätte er lange ins Waſſer niedergeſchaut, das jetzt ſchon wieder in die Höhle ſchießt. Was er ſich gedacht haben wird? — Auf dem Rückwege kommt er an dem zerſtörten Anweſen des Hies im Grund vorbei. Der Hirtner erzählt ihm, warum das hat geſchehen müſſen, da ſoll der junge Herr ſein Taſchenbuch herausgezogen und was hineingeſchrieben haben.

Morgen will er zurück in ſeine große Stadt.

Zweites Buch.

Am 18. Juli 1881.

Das Wetter im Torwaldthale wird unruhig. Seit die neue Straße durch die Bärenſchluchten und die Schwarzklamm herauf fertig iſt, geht ein anderer Wind. Kein Menſch hätte es vor vier Jahren noch geglaubt, daß da, wo nicht einmal die Gemſe ihren Steig hat finden können zwiſchen den Wänden an der wilden Eiſing, jemals eine ſolche Herrenſtraße führen ſollte. Stellenweiſe braucht der Wanderer nicht einmal einen Schirm, wenn es regnet, ſo weit hängen die Felswände über, in die der Weg eingeſprengt worden iſt. Kommen nun vom Alpenzeller Bahnhofe her ſeine Rößlein angetrabt mit vornehmen Kutſchen und was hineingehört.

Im vorigen Sommer ſchon iſt jede auch nur halbwegs entbehrliche Kammer vermietet geweſen in unſeren drei Dörfern. Nur der Schmied hat keine entraten können, obſchon die des Rolf ſeit langem leer ſteht. „Er will in ſeinem Hauſe Herr ſein und nicht Fremdendiener.“ Ich dächte, ein bischen Wohnungszins könnte auch dem Schmied nicht ſchaden, mit dem Gewerbe geht's, ſo viel ich merke, nicht aufwärts. Das Eiſenzeug kommt fertig von draußen herein. Sogar die Holzknechte kaufen ihre Hacken und Sappeln beim Großkaufmann in Alpenzell. Man glaubt gar nicht, wie gerne die Leute kaufen, wenn ſie Geld haben. Kaufen iſt leichter, als ſelbermachen. Die hereingekauften Eiſenhacken ſind gar glatt und glänzend, ſpringen aber lieber entzwei, als die vom Kimpelſchmied.

In dieſem gegenwärtigen Sommer haben die Fremden auch ſchon Beſitz genommen von den Berghäuſern drüben an den Schattleiten. Das ſtattlichſte Haus dort hat der Zaunſtiegel, dem es vor einigen Jahren abgebrannt iſt. Er hat's nicht nach dem alten Alpenhausſtil der Torwalder bauen laſſen: gemauerter Bau, weiße Tünche, mehr Fenſter als Wand, flaches Schindeldach mit drei hohen Schornſteinen, aus denen faſt zu jeder Tageszeit das Rauchwölklein ſteigt.

Beim Zaunſtiegelhofer wohnt jetzt auch eine vornehme Familie, gar aus Peſt her. Der Herr trägt einen kohlſchwarzen Vollbart und auf der ſchönen großen Naſe einen güldenen Zwicker. Trotzdem ſchon eine Glatze da iſt und ein rundliches Bäuchlein, macht er ſich noch faſt jugendlich, trägt ſtets ein modern geſchnittenes Stadtkleid, ſehr friſche Wäſche mit Goldknöpfen und iſt überaus artig mit ſeiner Frau, die auch ſehr elegant iſt, manchmal aber etwas ſchläfrig dreinſchaut. Dann ſind bisweilen erwachſene Söhne anweſend, reiſen aber allemal bald wieder fort. Ich merke mir dieſe Herrſchaften darum beſonders an, weil ſie die einzigen ſind, die beim Schmied und bei mir ihre Karten abgegeben haben. Iſidor Ritter von Yark. Weil die Leute den ganzen Namen nicht ausſprechen können, ſo nennen ſie ihn den Jagdritter (Yark-Ritter) oder kurzweg den Ritter. Dieſer Familie gefällt es ſo gut im Torwald, daß ſie ſich ein Sommerhaus bauen will. Mit dem Gral in Oberſchuttbach iſt der Ritter in Unterhandlung wegen des Baugrundes, aber die Alte ſagt:

„Vom Gralgrund keine Handvoll Erden, ſo lang ich noch leb'!“ Sie iſt jetzt alt hundert und vier Jahre, aber der Ritter ſcheint etwas ungeduldig zu ſein; einſtweilen kauft er im Gebirge Waldgrund zuſammen, für ſeinen Lieblingsſohn Hermann, der ein großer Jäger ſein ſoll. Dem Hies im Grund, der ſein Haus nicht wieder aufbauen kann, hat er auch die Gründe abgekauft. Vom Hies ſagen die Leute, jetzt ſei er der Hies ohne Grund. So hat der arme Menſch, der ſich für die Höhlenbären opfern mußte, zum Schaden auch noch den Spott.

Von allen Sommerfriſchlern ſind Herr und Frau von Yark die einzigen, die an Sonn- und Feiertagen regelmäßig in die Kirche kommen. Sie haben ſich die vorderſte Bank an der Weiberſeite gemietet und dafür auf ein Jahr den zehnfachen Preis des ſonſt üblichen Bankgroſchens gezahlt. Anfangs haben die Einheimiſchen ein wenig geſchmunzelt, als der dicke Herr mit dem Zwicker auf der Naſe ſo unter den Weibsleuten ſitzt. Die Geſchlechter ſind ſonſt in der Kirche ja geſondert, die Männer an der rechten, die Weiber an der linken Seite. Seit der Ritter aber die große Fahne — pure ſchwere Seiden — mit den Heiligen Rochus und Sebaſtian geſtiftet hat, genießt er auch in der Kirche großes Anſehen. Wir dürfen alle froh ſein, wenn unſer Gotteshaus einen großmögenden Gönner gefunden hat. Nur der Schmied mag ihn nicht und ſicherlich ſteckt er dahinter, wenn jetzt etliche alte Bauern Geld zuſammenſchießen für eine andere Kirchenfahne, damit man die vom „falſchen Rittersmann“, wie ſie ihn nennen, wieder hinauswerfen könne. Daß doch jedem guten Werke der Undank nachlaufen muß!

Der Touriſten ziehen ſo viele durch, daß ſchon drei

„geprüfte" Bergführer ſind; der Semerl iſt der geſuchteſte. Der Unterſchuttbachwirt hat ein eigenes Touriſtenzimmer einrichten laſſen, da giebt's Zeitungen, an den Wänden hangen Alpenbilder, Gebirgskarten, Führerliſten und ſogar ein Ehrendiplom, das der Wirt vom Alpenverein erhalten hat, weil er ſo gute Herberge giebt und einen Fußſteig hat anlegen laſſen über ſeine Alm auf den Dreiſpitz. Trotzdem iſt davon die Rede, daß hinter Oberſchuttbach am ſteilen Felſenufer der Eiſing ein Touriſtenhotel erbaut werden ſoll. Dieſes Gebirge, ſagen ſie, ſei ganz ungeheuer ſchön. Beſonders, wenn man wieder fortgehen kann, ſobald ſchlecht Wetter wird. Geſtern ſah ich eine Briefadreſſe aus Peſt mit der Aufſchrift: Torwald, Luftkurort! Das geht ja ganz erſtaunlich vorwärts! Neu-Torwald ſoll die Kranken geſund machen! Der Schmied ſagt, er ſei ſchon zufrieden, wenn es die Geſunden nicht krank macht. — Luftkurort Torwald! Nicht übel.

Am 31. Juli.

Geſtern, bei der Beſtattung eines alten Kräutlers, der tot im Walde gefunden worden, hat ſich auf dem Kirchhofe ein kleiner Zwiſchenfall ereignet. Nachdem ich am Grabe die üblichen fünf Vaterunſer geſprochen hatte, ſagt in der Menge jemand laut und es iſt der krump Chriſtel: „Gott tröſt' ſein' arme Seel! Wer weiß, wie's ihr ſchon heiß wird ſein, daß ſie ohne Beicht und Kommunion hat fort müſſen!"

„Schau du auf deine arme Seel', Betbruder verdächtiger!" grollt der Meßner Karl und haut dem Alten das Rauchfaß ans Hinterteil, daß die Funken ſtieben.

Muß dem Karl darob eine Rüge erteilen. Wenn aber ich zur Zeit neben dem Chriſtel geſtanden wäre und hätte das Rauchfaß in der Hand gehabt — es könnte ſich auch ſo etwas zugetragen haben.

Heute früh haben wir den reichen Stegleger aus Unterſchuttbach begraben. Das iſt ein etwas hoffärtiger Mann geweſen, Gott habe ihn ſelig, und hat der große Thalbauer auf die armen Berghüttler ſtark von — oben herabgeſchaut. Und wird Folgendes erzählt: Setzt ſich im Wirtshaus einmal der Kräutler Andreſel zu ſeinem Tiſch, da ſteht der Stegleger auf und ſagt: „Ah na, mit ſo einem Schwarz-Knödel-Freſſer mag ich nit beiſammenſitzen!“

Auf das ſoll der Kräutler geantwortet haben: „Wart' nur, Großkopfeter, du willſt nit neben meiner ſitzen, du wirſt ſogar noch neben meiner liegen, und wir werden hübſch miteinander Schwarz-Knödel „eſſen.“

Das war vor drei Monaten. Heute liegen ſie knapp nebeneinander unter den ſchwarzen Schollen.

Am 3. Auguſt.

Schmieds Rolf iſt heimgekommen auf Urlaub für unbeſtimmte Zeit. Am dritten Tage ſchon hat er ſeinen Buckelkorb und ſein Holzſchlagerwerkzeug genommen und iſt in ſeine Wälder hinaufgegangen. Die Weibsleute ſollen ihm nachgeguckt haben. Ich glaub's, der Soldat ſteht ihm gar nicht übel. Man ſagt, er ſchaue ſich nach keiner um. Wenn er nicht bei der Arbeit ſei, liege er irgendwo in der Sonne. Das iſt mir auch wieder nicht ganz recht. Anfangs, wie er ſo plötzlich nach Hauſe gekommen iſt, bin ich erſchrocken. Es iſt aber alles in Ordnung mit ſeinem Urlaubsſchein.

Aus den Augen laſſen darf man den Burſchen nicht. Sein Vater? Der hat jetzt andere Sorgen.

Am Bartholomäustage.

Immer ſchon meine Bangigkeit, ich wußte nicht warum. Jetzt iſt es da. — Die Meſſe war beſonders gut beſucht geweſen, aber vielleicht weniger des heiligen Apoſtels und Märtyrers Bartholomäus wegen, als eines anderen Anlaſſes halber, wie ſich nach dem Gottesdienſte bald gezeigt hat. Ich ſitze noch beim Frühſtück, als der Zimmermann Sepp ins Zimmer tritt: Der Herr Pfarrer möchte ſogleich zum Neuwirt kommen, ließen die Bauern bitten. — Was es giebt, das habe ich bald geſehen.

Die Wirtsſtube voller Leute. Der Schmied iſt auch da, er ſitzt heute bei einem Nebentiſch. Die Leute reden nicht, murmeln manchmal nur ſo und bohren ihre Augen in die Tiſchplatten. Zumeiſt jüngere Hausbeſitzer. Anfangs meine ich, es ginge mich an, aber es ging auf den Schmied. Es war zu ſehen, wie der Zaunſtiegelhofer den Krämer-Waſtel mit dem Ellbogen ſtupfte: „Jetzt fang' an!“

Der Krämer, ſonſt ein kleines eingetrocknetes Männlein, macht ſich groß auseinander, hüſtelt ſich aus und hebt an: „Warum wir heute da ſind, werdet ihr wiſſen. Gutes und Ungutes. Für unſer Thal will jetzt einmal eine beſſere Zeit kommen, was hilft's, wenn wir ſie doch nicht annehmen. Ja — wir möchten ſie ſchon annehmen, ich und ihr und andere. Aber unſer Dickopſeter thut dagegen, was er kann, und daß wir in unſerer Bettelhaftigkeit verbleiben ſollen. Zum Glück kann er nicht alles, was er will, aber viel bringt er leider noch zu Schaden. Wie ſie auf der Hohen Rauh das Fremdenhaus gebaut haben, iſt er dagegen geweſen. Wie die neue Straße angelegt worden, iſt er dagegen geweſen. Wie wir in den Landes-Fremden-Verkehrsverein eintreten ſollen, iſt er dagegen geweſen. Wie wir von Alpenzell herein die Poſtkutſche hätten kriegen ſollen — er iſt dagegen geweſen. Wie wir unſeren Gemeindewald, wo eh kein Holz herabzubringen iſt, zu gutem Geld hätten machen können — er iſt dagegen geweſen. Wie wir das Fiſchwaſſer vorteilhaft an die Sommerfriſchgeſellſchaft hätten verpachten mögen — er iſt dagegen geweſen. Und ſo könnte ich noch eine ganze Litanei herſagen, wie er Schaden thut. Ich frage euch, Gemeindegenoſſen, heißt das mit ſo einem Vorſtand nicht ſich ſelber den Hals zubinden?"

„Iſt ſo! Iſt richtig wahr!" murmeln ſie Beifall.

Der Krämer fährt fort: „Wie der Herr Ritter von Jark der Gemeinde den Griesriegel abkaufen will, ein ſchönes Geld hat er geboten für das Steinſchüttel — das Gras, das drauf wachſt, kauf ich nicht um dreißig Kreuzer, ein Herrenhaus ſtund lange gut auf dem Stein; — was iſt's? Dagegen iſt er und abwehren thut er, der Schmied! Daß ja kein Groſchen hereinkommt zu uns armen Bauern, wo die Zeiten ohnehin ſchlechter werden von Jahr zu Jahr! Und ſo einer heißt Gemeindevorſtand? Gemeinderückſtand ſoll er heißen, oder Gemeinde-Unverſtand, iſt's nicht wahr? Mit dem kommen wir an den Bettelſtab, während draußen in Schwarzau, in Haslau und überall die Geſchäfte blühen und die Leute reich werden."

„Ganz recht hat er, der Waſtel!“ murmeln die Leute einander zu.

Der Krämer fährt fort: „Unſer Boden iſt mager, der Wind iſt kalt. Täglich die größte Mühſal, daß wir uns vor dem Bettelſtab ſchützen, ihr wiſſet es. Wenn der Schwache geſcheit iſt, ſo verbindet er ſich mit dem Starken, der Arme mit dem Reichen. Ihr glaubt es gar nicht, Leute, wie viel Geld es giebt auf der Welt. Geld regiert die Welt und nicht der Kimpelſchmied. Seine erſte und letzte Red' iſt allemal: Zuſammenhalten! Gut, wir werden jetzt einmal zuſammenhalten, aber gegen ihn. Unſer Verlangen iſt, der Simon Eſchgartner ſoll abdanken!“

Wie er desgleichen geſprochen hat, der zungenfertige Krämer, da iſt's einen Augenblick ſo ſtill, als ob ein Engel durchs Zimmer ginge. Und ich denke noch: was wird's für ein Engel ſein, und was wird jetzt geſchehen?

Steht langſam der Schmied auf. Etwas nach der Seite geneigt ſteht er da und ſagt ſo ruhig, als ob er einen Krug Moſt verlange: „Meine Zeit iſt noch nicht aus, und abdanken will ich derweilen nicht.“

„So!“ ſchreit jetzt der Zaunſtiegelhofer von ſeinem Tiſch herüber, „traurig für dich, Schmied, wenn du nicht ſo viel Ehr' im Leib' haſt.“

„Zaunſtiegel, du kannſt ſtill ſein!“ ruft der alte Ulrich, genannt der Bauer am Lindenbaum. Von der Ofenbank ruft er's her: „Beim dortigen Tiſch wird heut' alleweil vom Bettelſtab geſprochen. Ich ſehe in unſerer Gemeinde keinen Bettler, der arbeiten kann. Aber du, Zaunſtiegelhofer, du wäreſt einer, und ein richtiger mit Stecken und Speckſack, wenn dir der Schmied das abgebrannte Haus nicht hätt' aufbauen laſſen!“

„Das hat die Gemeinde gethan und nicht der Schmied!" ſchreien mehrere Stimmen.

„Wenn wir dieſen Vorſtand nicht hätten, ſo hätt's die Gemeinde nicht gethan," ſagt der Ulrich, „und ich ſage das, ſo lang der Schmied ſteht, fällt von uns keiner."

„Und darum," ſetzt der Schmied gelaſſen bei, „darum werde ich nicht abdanken. Jetzt nicht. Ein ſchlechter Hirt, der die Herde verläßt, wenn ringsum die Wölfe lauern."

Jetzt erhebt ſich ein Hohngelächter und ein großes Geſchrei. Der Schmied wartet, bis ſie ausgeſchrien haben und fährt dann fort: „Der Kramer Waſtel hat geſagt, daß es draußen in Schwarzau und Haslau reiche Leute giebt. Das iſt richtig, nur ſind es keine Einheimiſchen, ſondern Fremde. Die Einheimiſchen ſind ganz verarmt, in Dienſtbarkeit gekommen oder ausgewandert. Die Fremden haben ſich feſtgeſetzt, holzen die Wälder ab, ſaugen den Boden aus, und wenn's nichts mehr zu holen giebt, werden ſie wieder davongehen. So geſchieht's nach kurzer Zeit auch im Torwald, wenn ich abdanke. Befehlen kann ich ja ohnehin nicht, meinem Rat iſt freiwillig gefolgt worden, wer dadurch zu Schaden gekommen iſt, der ſoll's mit ſich ſelber ausmachen. — Ich werde bleiben und unſer alteigenes Erdreich und unſere Selbſtändigkeit hüten ſo lange ich kann. Wenn die Jahre aus ſind, möget ihr wählen, bishin bin ich euer Vorſtand. Das iſt meine Antwort und jetzt gehet heim zur Arbeit!"

Da rücken ſich Stühle, daß es rollt in der Stube wie ein Donnern. „Von dir laſſen wir uns nichts mehr ſchaffen!" rufen mehrere aus. Dann iſt's wieder ſtill. Ich ſehe, wie dem Schmied die Hand zuckt. Der Zaunſtiegel ſtichelt mit halblauter Stimme, weil das nicht fleckt, verliert er auf einmal die Faſſung und ſchreit hin: „Der will Torwald zu einer Wildnis machen, damit er ſelber drin der Räuberhauptmann ſein kann!“

Jetzt ſehe ich, wie der Schmied die Fäuſte auf den Tiſch ſtemmt und ſeinen Kopf weit vorneigt. Der Zaunſtiegel ſoll ſtill ſein! winke ich, der aber gießt Wein in ſeine Gurgel, lacht auf und fährt fort: „Deswegen hat er ſeinen Buben ja ſchon in den Dreibrunnwald hinaufgeſchickt, daß er ſich vor dem Kaiſerrock flüchten ſoll und eine Bande einrichten!“

Kaum das geſagt iſt, wirft der Schmied den Tiſch um.

„Das iſt zu viel! Das iſt zu viel!“ ſtöhnt er und fährt wütend gegen den Zaunſtiegel los. Ich falle ihm in den Arm: „Hüte dich, Simon!“ Er vorwärts, da packen ſie ihn, ſchleudern ihn rücklings, er ſtürzt zu Boden, daß es grauſig kracht. Er ſpringt auf, taumelt umher, bricht wieder zuſammen — da ſind ſchon die Blutbäche über den Boden hin. — An die Tiſchkante hat er ſein Hinterhaupt geſchlagen. . . . . Eine gräßliche Wunde. Tief ins Mark. — —

So hat's enden müſſen an dieſem Bartholomäustag!

Als er dagelegen iſt auf der Bank, ausgeſtreckt und regungslos wie ein Toter — nur leiſe geſtöhnt hat er — da iſt die Stube leer geworden. Wenige ſeiner Anhänger ſind Zeuge geweſen des Jammers, wie ſein Weib kommt, die ſonſt ſo ſanftmütige Schmiedin . . .

Im vorigen Jahre hat ſich ein junger Arzt wollen niederlaſſen im Torwald. Der Schmied hat damals geſagt: Unſere Arzenei iſt Arbeitſamkeit, Mäßigkeit und Kräuterthee. Jetzt hat dieſe Arznei wenig mehr geholfen.

Der Doktor freilich auch nicht. Der kam ja um Mitternacht von Alpenzell herein. Gerade recht zum Ende.

Bei der letzten Ölung hat er mir noch die Hand gedrückt, mich angeſchaut, aber nichts mehr ſagen können.

— — —

Das iſt eine Trauer. „Fahre hin, o Freund, in Frieden!" Dieſes Lied haben ſie am Grabe begonnen zu ſingen. Aber nicht beendet, 's hat ihnen die Stimme verſchlagen. — Jetzt ſcheinen es wohl alle zu verſtehen, was das bedeutet. Der Zaunſtiegelhofer, der Krämer und andere halten ſich im Hintergrund und manchmal hört man einen unſicheren Ausruf: „Daß er aber gar ſo unglücklich hat fallen müſſen!"

Einer der betrübteſten und einer der ruhigſten bei dem Begräbnis iſt der Rolf geweſen. Als ſie den Sarg ſeines Vaters ins finſtere Grab geſenkt, hat er nicht mit einem Blick hinabgeſchaut. Sein Auge, groß und feucht, war gegen die ſonnigen Bergſpitzen gerichtet — ſo iſt er bewegungslos dageſtanden, als ob er allein wäre auf der Welt.

— — —

Etliche Vorladungen, Verhöre, Gutachten ſeines Todes wegen, weiter nichts. Ein Unglück. Ein Zufall. Und die Sonne geht auf und nieder wie immer.

— — —

Das Menſchenleben iſt ein Taumel und ſonſt nichts. Man taumelt ſo dahin, wacht halb, träumt halb — und verſäumt alles. Daß die Freuden des eigenen Leibes verſäumt werden, daran liegt nichts. Aber treue Menſchen'

Man ſieht ſie alle Tage und erkennt ſie nicht, und wenn ſie fort ſind .... Der Kornſtock. Der Schmied. — Die Traurigkeit geht bis ins tiefe Herz, und mittlerweile verſäumt man auch diejenigen, die noch leben.

Ich bin voller Angſt. Der Anker iſt gebrochen, was wird jetzt werden? Wie ſoll ich ſchwacher Menſch das Schiff leiten? Auf den Gewäſſern wird es unruhiger von Tag zu Tag. Der ſtarre Wille iſt unterlegen. Thut's der milde Sinn? — Mein Kompaß ſoll die Liebe ſein.

Am 29. Auguſt.

Ein Unglück kommt nie allein. Noch zittern die Herzen des Schmiedes wegen, der unter dem Raſen liegt, und ſchon wieder neues Unheil. Und unerhörtes! — Geſtern ſchon habe ich's geleſen, aber nicht geglaubt. Heute iſt es amtlich da. — Der Peter Heiſſel hat auf offener Straße einen ungariſchen Schweinetreiber erſtochen. Er iſt eingeführt und bereits bei dem Vorverhöre des Raubmordes überwieſen worden. Er ſoll gar nicht viel geleugnet haben, hingegen geweint und gebeten, man möchte ihm nur diesmal noch verzeihen, er würde es gewiß nicht wieder thun. Für ſo grenzenlos verkommen hatte ich ihn doch nicht gehalten. Gar keine Ahnung zu haben von der Ungeheuerlichkeit des Verbrechens.

Das Gericht will nun vom Pfarr- und Gemeindeamt die Urkunden über ihn haben. Etliche Leute hier ſind ganz vergnügt über den Fall. Nun ſind wir vor ihm ſicher, ſagen ſie. Welche Schmach er auf die arme Pfarrgemeinde wälzt! Auf dem Hochgericht hat bisher noch keiner geendet, der im Torwalde geboren war. Vielleicht doch, daß ſie ſeiner großen Jugend wegen Abſtand nehmen.

Seine Mutter! Ich habe ihr mitteilen laſſen, daß er wieder etwas angeſtellt hat — etwas größeres als ſonſt. Sie muß vorbereitet werden.

Ende Auguſt.

Über den Ritter von Park glaube ich kaum, daß der Schmied, wenn er noch lebte, große Klage zu führen hätte. Der Herr will ſich hier zwar etwas breit niederſetzen, aber er kennt auch die Gemeindepflichten und iſt überall voran, wo es ſich um gemeinnützige Angelegenheiten handelt.

Und doch bringen ihm die Leute, mit wenigen Ausnahmen, ein merkwürdiges Mißtrauen entgegen; dann ſind ſie auch wieder zuſchnappig, ſobald er die Hand aufthut. Ich kenne mich nicht recht aus.

Noch weniger kenne ich mich aus bei der Gnädigen. Sie iſt eine ſehr ſittenſtrenge Dame. Zuwider ſind ihr die nackenden Knie, mit denen bei uns im Gebirge die Männer umgehen. Auch gegen das Barfußgehen der Dirnen hat ſie Bedenken. In ihrer Stadtwohnung, die unerhört prachtvoll wäre, ſoll die Dame nie in ihres Gemahls Zimmer gehen, weil er mancherlei ſo bedenkliche Sächelchen an Bildwerken hat. In unſerer Kirche, am Altar der heiligen Anna, ſtehen zwei kerzentragende Engel, die kein Gewand haben. Und da iſt bemerkt worden, daß die Frau bei der Meſſe niemals nach derſelben Seite hinblicke. Am vorigen Sonntage, und das ſah ich ſelbſt, hat ſie während des Gottesdienſtes plötzlich mit faſt heftigen Schritten die Kirche verlaſſen. In ihrer Nähe ſaß nämlich eine Bäuerin, die ihr junges Kind bei ſich hatte, weil ſie ſich mit demſelben an dieſem Tage verſegnen ließ. Das Kind fing während der Predigt an ſich zu melden, worauf die Mutter ihm ohne weiteres die Bruſt reichte. Und deswegen iſt die Dame fortgegangen. Die Leute ſollen darüber recht gelacht haben und ihre loſen Mäuler gewetzt an der dicken Stadtfrau mit dem „vielen Hinterwärts“, womit ſie den hohen Sattel ihres Kleides meinen.

Die Frau iſt nicht mehr ganz jung, ſoll aber ein großes Intereſſe für fremde Sprachen haben, ſo daß ſie ſich jetzt einen Sprachlehrer hält, einen armen Studenten, mit dem ſie engliſch lernt. — Die Leute munkeln. Ich glaube nicht alles. Vor einigen Tagen bin ich aber doch hart geweſen. Die Dame hat mir ihr Stammbuch geſchickt, wie ſolche jetzt wieder Mode ſind, und ich möchte freundlichſt ein Sprüchlein hineinſchreiben. Ich ſchreibe ins Stammbuch: „Prüderie iſt ein Zeichen von Verworfenheit.“ Mit einer ſolchen Kugel ſchießt man nur, wenn man einen ganz beſonderen Vogel auf der Mücke hat. Am nächſten Tage begegnet ſie mir auf der Straße und winkt mit ihrem Fächer aus dem Wagen: „Recht, recht großen Dank! Das war zu liebenswürdig, Herr Pfarrer! Und wie wahr, wie wahr! Nochmals tauſend Dank!“

Wenn zur ſich ſteigernden Rohheit unſeres Volkes auch noch die Heuchelei der eleganten Welt käme! Ich hoffe nur, dieſe beiden Tugenden vertragen ſich nicht miteinander.

September.

Auch der Glockenſtrick muß in die Chronik.

Als heute mittags auf dem Kirchturm Eilf geläutet wird, will die Glocke nicht aufhören. Sie glöckelt und ſchrillt und läutelt und kommt nicht zur Ruhe. Das nimmt mich Wunder, erſt ſtehe ich noch eine Weile am Fenſter, endlich nehme ich den Hut und gehe hinauf. Unterwegs begegnet mir des Wirts kleiner Johandl: „Herr Pfarrer, raufen thun's!“ Oben vor der Kirchthür ſind Hunde, große und kleine, ich glaube vom ganzen Dorf beiſammen. Sie bellen und keifen, einer und der andere ſchießt knurrend ins Thor und wieder zurück. Unter dem Thor, am Glockenſtrick hängt der Karl, ganz bis zum Gewölb hat er ſich hinaufgeſponnen, und auf dem Pflaſter ſteht der krump Chriſtl und ſchlägt mit ſeiner Krücke an den Strick empor. Das eine mal ſchreit er gegen den jämmerlich die Beine an ſich ziehenden Karl hinauf: „Höllenbraten du! ich werd' dir helfen! Mir mit dem Rauchfaß ſo auf den Buckel, damals! Da haſt eins dafür!“ Dann gegen die Hunde: „Kuſchen ſollt's, Beſtien!“ Und fuchtelt und torkelt umher wie verrückt.

Mein Erſcheinen hat dem ſchrecklichen Religionskriege ein Ende gemacht. „Er hat's Kappel auf dem Kopf behalten in der Kirche beim Läuten!“ klagt der Chriſtl. „Oh Tropf,“ ſage ich, „der Herrgott ſchaut ja nicht aufs Kappel, er ſchaut aufs Herz!“ „Ja!“ ſchreit der Chriſtl, „dem ſein Herz! Das hat freilich kein Kappel auf, das hat Hörner auf, dem ſein's! Wenn der noch lang Lichtel anzünden thut! Nit um einen Groſchen einen Glauben hat er, Hochwürden Herr!“

So ſchreit der Krumme noch lange herum, und der Rupert hat ihn heimjagen müſſen.

Im Herbſt.

Der Zaunſtiegelhofer hat's durchgeſetzt. Er iſt Gemeindevorſtand. Auch der hohe Rat iſt ein neuer, weil der alte ſofort nach dem Tode des Schmiedes abgedankt hat. Und jetzt geht's vorwärts. Die Gemeindewaldungen in den Schattleiten ſind ſofort größtenteils an den Ritter verkauft worden. So auch der Griesriegel, auf welchem dieſer Herr ſich ein Sommerhaus baut; es werden bereits die Grundfeſten gegraben. Das Fiſchwaſſer iſt an eine Geſellſchaft verpachtet. Seit zwei Wochen geht täglich ein Poſtwagen aus und ein zwiſchen Alpenzell und Sankt Maria. Die Leute ſchwimmen in Freude und Geld und preiſen die neue Gemeindevertretung. Überall werden Wege und Stege gebaut, man ſpricht auch von einer Badeanſtalt an der Eiſing, von einem Kurhaus, welches den Torwaldern von ihren Gönnern geſchenkt werden ſoll. Der Ritter hat mir die ſchmeichelhafte Äußerung gemacht, die Torwaldern wären ein ſehr aufgewecktes Volk, aus dem laſſe ſich etwas machen, und er freue ſich, zum Aufblühen ihrer wirtſchaftlichen Lage beitragen zu können. — Der Herr ſieht aber nur die wenigen, ſo vorne ſtehen. Die im Hintergrunde haben eine andere Meinung über den Herrn Iſidor Ritter von Yark und ſeinen wirtſchaftlichen Aufſchwung.

Urſprünglich ſoll er Iſak geheißen haben; bei der Taufe hätte er den Namen Iſidor gewählt, um auf Wäſche und Geräte das Monogramm nicht ändern zu müſſen.

Das Gerede wird wohl nur ein Spaß ſein ſollen — jetzt iſt wieder eine Zeit für ſolche Sachen. Gegen wen ſie's einmal haben, bei dem legen ſie alles ſchlecht aus, und ſo ſagen ſie auch, zum Chriſtentum wäre er übergetreten, damit er bei den Leuten in Handel und Wandel ein größeres Vertrauen und Anſehen hätte. Sein Kirchenbeſuch iſt auffallend fleißig: bei reichen Herrſchaften iſt man eine ſo bekenntnisfrohe Frömmigkeit gar nicht gewohnt. Sein älteſter Sohn Hermann ſteigt viel im Gebirge um und hat nun auch die Gemsjagd an den Rauhwänden gepachtet. Er ſoll ein guter Geſchäftsmann ſein und iſt der Liebling des Vaters. Mit dem zweiten Sohne, dem Joſef, ſoll der Ritter nur geringe Freude haben. Das ſei gar ein eigenſinniges Bürſchlein, welches wenig Arbeitsluſt und Geſchäftsſinn habe, ſeiner eigenen Wege gehe und ſich bisher auch nicht habe convertieren laſſen. Nur zu verwundern, daß der junge Herr Joſef bei unſerer Bevölkerung gerade deshalb eine gewiſſe Achtung beſitzt. Dem iſt ſein Glauben lieber, als das Geld, ſagen ſie. — Herr Joſef iſt übrigens ſelten hier. Demnächſt will er, heißt es, eine große Reiſe antreten. — Jung ſein, ohne Sorgen ſein, reiſen! Wie gut es doch ſolche Leute haben!

„Herr Pfarrer,“ ſagt heute der Karl zu mir, „bei unſerem Krämer kaufe ich das Kirchenöl für die Ampel nicht mehr. Das kann ich nicht brauchen, es iſt ganz ranzig.“

„Willſt du dir den Salat damit ſchmalzen?“ antworte ich ſcherzhaft. „Zum Verbrennen wird's wohl gut ſein.“

„Es iſt nicht gut, Herr Pfarrer, es will nicht brennen.

Es muß Sauſchmalz dabei ſein, oder was Teufel, es praſſelt an der Ampel wie der Speck im Krauthäfen. Das kann ich nicht brauchen. Das Lichtöl muß rein ſein.“

„Mein lieber Karl,“ ſage ich, „das beſte Öl fürs ewige Licht iſt der Glaube!“

Ein alter Amtsbruder hat mir einmal geſagt, in unſeren Kirchen würde zu viel vom Glauben geredet: Im Gebet: Ich glaube an Gott! In der Meſſe: Ich glaube an Gott! In der Predigt: Glaube an Gott! u. ſ. w. — Das ſei ein Zeichen der Unſicherheit. Wie wäre es nur möglich, daß man nicht an Gott glauben könne? Er iſt ja, wir ſehen, hören, ſpüren, fühlen ihn überall. Du darfſt auf ihn hoffen, du ſollſt ihn verehren, ihn lieben! Dieſe Mahnung gebührt uns. Aber du ſollſt an ihn glauben! Dieſes Wort hat den Zweifel gebracht.

Es mag richtig ſein. Darum wäre es am beſten, mit dem Karl nicht vom Glauben zu ſprechen. Glauben iſt Gnade Gottes, die läßt ſich nicht befehlen.

Am Sonntag nachmittags nach der Non pflege ich auf ein halbes Stündchen zum Neuwirt hinabzugehen, wo unſer dann etliche beiſammenſitzen und überaus kluge Geſpräche führen. Geſtern — es waren auch ein pa[illegible]remde in der Geſellſchaft — kamen wir auf den Urſprung der Benennung Torwald zu ſprechen. Mehrere Weisheiten wurden ausgepackt. Der eine ſagte, weil die Gegend früher gleichſam nur durch ein Thor, die Wurmlucken, zugänglich geweſen ſei, deshalb heiße ſie Torwald. Ein anderer meinte, der

Name habe früher Dornwald geheißen wegen der vielen Hagedornbüſche, die da vorkamen. Ein dritter behauptete, das Thal habe vor Zeiten wegen ſeiner Torfmoore, die freilich längſt urbar gemacht wären, den Namen Torfwald getragen, das f ſei dann, wie es oft vorkomme, im Munde der Leute abhanden gekommen. Ein vierter war beſonders ſprachgelehrt und erklärte, des turmartigen Dreiſpitzes wegen habe man das Thal Torwald, ſo viel als Turmwald, geheißen. Und ein fünfter verſicherte, Torwald heiße es lediglich darum, weil jeder ein Thor ſei, der uralte, oft ganz zufällige Namen wiſſenſchaftlich erklären wolle. Solchen Witz darf ich doch necken mit meiner Anſicht, daß wohl der alte Germanengott Tor bei dieſer Ortsbenennung Gevatter geſtanden ſein möchte! Es giebt auch andere Reſte jener Religion, die noch heute lebendig ſind im Torwald. Und ich kenne Leute, die den heidniſchen Tor und Kompagnie wieder zurück haben möchten. Aber tote Götter werden ebenſowenig lebendig als geſtorbene Menſchen.

Anmerkung. Lieber wäre mir immerhin noch der Heide als der Atheiſt. Im Heidentume iſt fruchtbarer Humus, in Atheismus iſt alles dürr.

Anfangs Oktober.

In mir empören ſich gegeneinander zwei Seelen über das, was geſchehen iſt. Es iſt ein empörendes Unrecht, oder —? Oder nicht? — Wenn Volksſtimme Gottesſtimme wäre?!

Eine faſt unerhörte Volksſtimme hat geſprochen geſtern in der Nacht.

Schon vor einiger Zeit war an das Hausthor des

Zaunſtiegelhofes von unbekannten Händen ein Zettel angeſchlagen worden, auf welchem mit Kohle geſchrieben ſtand: „Bewohner dieſes Hauſes, ſeht euch für, Kaiſer Karls Strafgericht iſt vor der Thür!“ In dem Hauſe wohnt außer dem Beſitzer mit ſeinem Geſinde jetzt noch die Familie von Park, bis deren eigenes Haus fertig ſein wird. Den Zettel haben ſie verſchwiegen, man hat erſt jetzt von ihm gehört.

Vorgeſtern geht der Zaunſtiegel, einen Sack Roggenmehl auf dem Rücken tragend, von ſeiner Mühle heim. Es iſt ſpät abends und der Mond ſcheint. Da hört er hinter ſich ein Raſſeln und Schrillen, wie mit Ketten und Kuhſchellen, ein Peitſchenknallen, ein ketzeriſches Pfeifen, Winſeln und Schreien. Der Bauer denkt an die wilde Jagd und will gegen die Fockenhäuſer fliehen, ſieht aber, wie von dieſer Seite dunkle Geſtalten gegen ihn heranhuſchen, den Weg abſchneiden, ſo daß er querfeldein laufen muß. Zu gleicher Zeit tauchen auch neben und vor ihm Männer auf, größtenteils, ſo viel er ſieht, in Bauerntracht, aber ſonſt ganz fremd, viele haben ſchwarze Geſichter wie Mohren, andere ſind mit Larven oder in Tierfelle vermummt. Etliche ſchauen wie Böcke aus, die auf den Hinterfüßen dahergehen. Mit Rechen, Heugabeln, Dreſchflegeln, Senſen und Klapperbrettern ſind ſie bewaffnet, andere haben Reitern (Getreideſiebe) in den Händen, oder Strohbüſchel, zauſen daraus Halme hervor und ſchleudern ſie dem Mann ins Geſicht, dabei ein ohrenzerreißendes Geheul. Der Zaunſtiegel denkt anfangs gewißlich, das iſt des Kimpelſchmieds wegen, er wirft das Bündel weg und läuft über Stock und Stein. Doch überall tauchen die unheimlichen Geſtalten auf, und er iſt eingeſchloſſen in einem großen

Halbkreis von Verfolgern, die ihn gegen ſein eigenes Gehöfte treiben. Weil auch herüben im Dorfe der Lärm gehört wird, und weil wir gewahren, daß das ganze Thal voll abenteuerlicher Geſtalten iſt, die geſpenſtiſch durcheinander huſchen und ſich dann gegen die ſchattſeitigen Häuſer hin zuſammenrotten, ſo will der Karl ſturmläuten. Da ſind die Glockenſtricke abgeſchnitten, aber am abgeſchnittenen Seilſtumpf iſt ein Beutlein mit zwei Silbermünzen angebunden. Als Vergütung, aber man kann damit nicht läuten. Doch verſammeln ſich bald mehrere Männer und wir eilen hinüber, um zu ſehen, was denn dieſer ungeheuerliche Aufruhr bedeute. Um den Zaunſtiegelhof wirbelt ein ganzer Hexenſabbath. Wir ſchätzen die fremden Geſtalten auf fünfhundert an Zahl, viele haben Schießgewehre bei ſich. Ich ſpreche ein paar an, erhalte keine Antwort. Etliche füllen Körbe mit Stalldünger, Zuber mit Jauche, tragen ſie an Leitern aufs Dach hinauf und entleeren ſie über das Haus. Andere reißen vom Dache Bretter los. Andere ſtecken Beſen aus Haferſtroh in die Fenſter. Der Zaunſtiegel hat ſich ſchon verkrochen in ſeinem Hauſe. Fackeln zucken hin und her, ein finſterer, baumſtarker Menſch tritt hervor, ſchlägt mit dem Hammer auf einen alten Keſſel und ruft laut den Iſidor Ritter von Yark. Er ruft ſo lange, bis der Genannte erſcheint auf dem Söller. Der Ritter will etwas reden, das Geraſſel, Gepfeife und Geklapper übertönt alles. Er will wieder zurück ins Haus, da iſt hinter ihm die Thür verſchloſſen, er iſt auf dem Söller ſchutzlos der unheimlichen Menge ausgeſetzt. Dieſe wird auf weitere Hammerſchläge hin ruhig und der Recke ſagt: „Richter der heiligen Vehme, tritt auf!“ Ein dunkles Weſen haſtet vor, man weiß nicht, Mann oder Weib, und das beginnt mit einem ſchrillen, weithinſtechenden Stimmlein, gegen Herrn von Yark gewendet, alſo zu ſprechen:

„Falſcher Rittersmann, laß dir ſagen, der Hammer hat eilf geſchlagen! Kaiſer Karl von Untersberg iſt allhier mit Rieſen und Zwerg. Wir erſcheinen alle zum Haberfeld, auf heut' iſt das Gericht beſtellt. Wir grüßen dich mit Schand und Spott, du Hofabſtifter und Bauerntod! Wir wollen dir die Luſt vertreiben, noch lang in dieſem Thal zu verbleiben Im Torwald iſt auch nicht Platz für deine Frau mit ihrem ſauberen Schatz. Iſt auch kein Platz für Kindel und Schwindel, macht euch fort, ihr fremdes Geſindel. Dieſe Gegend haben wir bebaut mit Fleiß und Schweiß und auf Gott vertraut. Machet euch fort bei guter Zeit, ſonſt geben wir euch ein anderes Geleit! Falſcher Rittersmann, laß dir ſagen, der Hammer wird bald zwölfe ſchlagen!“

Kaum das letzte Wort geſprochen iſt, erhebt ſich ein ſo hölliſcher Lärm, daß aus der Stallkammer die Hühner flattern quer über die Köpfe hin. Eine lange Stange iſt da, die nimmt jetzt der reckenhafte Mann, bricht ſie entzwei und wirft die Stücke gegen den Söller hin. Ein großes Tuch iſt vorhanden, das zerreißen ſie mit gierigen Armen und ſchleudern die Fetzen in den Wind. Dann klirrt der Hammer und die Rotten ziehen ab. In Wieſen und Wald ſind ſie zerſtoben. — Um den Zaunſtiegelhof iſt es ſtill. Die verſtörten Bewohner des Hauſes verſammeln ſich und fragen einander, was das zu bedeuten hätte? Ich meine, es war deutlich genug geſprochen worden. Der Zaunſtiegel wußte auch recht gut, daß es ein Haberfeldtreiben geweſen, wie ſolches in dieſen Gegenden früher oft vorgekommen ſein ſoll, wenn nach uraltem Brauch über Frevler und mißliebige Perſonen ein nächtliches Vehm- und Schandgericht gehalten werden ſollte. Da kommen verabredetermaßen von weit und breit Männer und Burſchen zuſammen, einer ſteht für den andern, kein Schleier wird gelüftet, kein Name genannt, kein Miſſethäter geſchont. Diesmal, ſo habe ich flüſtern gehört, ſoll der Ulrich am Lindenbaum der Haberfeldmeiſter geweſen ſein. Gar aus Haslau und Mönchthal ſollen Leute dageweſen ſein, aber man hütet ſich, mehr zu ſagen; das unſichtbare Volksgericht tagt zu aller Zeit, und keine Polizei kann es faſſen.

Drei Tage ſpäter.

Die Meinung der Leute, daß die Peſter Herrſchaft ſofort abreiſen werde, iſt eine irrige. Der „falſche Rittersmann“ verſteht eben die Mundart nicht ſcharf genug, als daß er die nächtliche Ehrenrede voll erfaßt hätte. Dazu hat ſein Hausherr ihm weis zu machen geſucht, daß der Spuk nichts als ein althergebrachter Aufzug geweſen ſei, eine derbe Schalkerei ohne alle Bedeutung. Betrunkene pflegten das zu veranſtalten und hätten wahrſcheinlich damit nichts erzwecken wollen, als etliche Krüge Apfelwein. Als ſie jedoch am Morgen die Fetzen der ſeidenen Kirchenfahne finden, die der Ritter geſtiftet hatte, als ſie die Trümmer der roten Stange ſehen, ſcheint dem Herrn die Sache doch bedenklich vorzukommen. Er thut aber nichts desgleichen. Seit geſtern geht er viel bei den Leuten herum, iſt überall höchſt zuvorkommend und munter und ſagt, er gedenke dies Jahr bis zum erſten Schnee dazubleiben. Dem Perner in Unterſchuttbach hat er heute Haus und Hof abgekauft, der vielen dazugehörigen Waldungen wegen. Von den überall verbreiteten Zetteln mit dem gegen ihn gerichteten Habererſpruch ſcheint er keinen geſehen zu haben. Der größte Teil der Torwalder ſtellt ſich gar entrüſtet über den nächtlichen Unfug, welcher geeignet erſcheine, Leute, die Geld ins Land bringen, wieder zu verſcheuchen. Bei manchem, deucht es mich, wird die große Entrüſtung nicht allzu ernſt gemeint ſein.

Der „Rittersmann“ jedoch weiß, daß heutzutage nicht das Haberfeldtreiben die Welt beherrſcht, ſondern das Geld. Und der Gemeindevorſtand Zaunſtiegel hat ſich an die Bezirkshauptmannſchaft Altſtadt gewendet mit dem Geſuche um Errichtung einer Ortspolizei im Torwald.

Am 19. Dezember.

Endlich ſind die letzten Sonnenſcheinfreunde fortgegangen. Auch die Familie Yark nach dem fernen Peſt im Ungarlande. Nur der junge Ritter Hermann ſoll noch mit dem Stutzen umherſteigen drinnen in den Wänden. Jetzt auf Gemſen! Im tiefen Schnee. Was es doch dieſen Herrſchaften bei ihrem Gutleben öde werden muß, daß ſie künſtlich und zu Fleiß ſich ſolche Beſchwerden ſelber machen! Andererſeits gefällt mir, daß ſie es thun. Die Jäger ſagen, der junge Herr wäre im Gebirge ein ganz tollkühner Menſch, wie es ja überhaupt zu ſagen iſt, daß Leute, welche die wilde Bergesnatur nicht kennen, mit ihr kecker anbinden als ſolche, die täglich mit ihr umgehen.

Im übrigen ſind wir mitten im harten Torwaldwinter wieder allein. Es iſt faſt zum Aufatmen. Aber die Leute ſind nicht mehr ſo. Sie ſtehen nicht mehr früh um drei

Uhr auf zum Garbendreſchen, ſie verſäumen die Rorate. Der Segen, ſagt der Krämer, komme ja nicht von oben, ſondern von draußen. Tagsüber eisſchießen, kartenſpielen. Früher hat man um Bohnen oder Nüſſe geſpielt, jetzt um Silberſtücke. Der Zaunſtieglhofer, der ſich als Gemeindevorſtand nur mehr Herr Achenberger nennen läßt, rührt unter zehn Kreuzern kein Blatt an. Von unſerem Lehrer gefällt es mir, daß er die Karten nicht mag; ſie ſind ihm zu windig, ſagt er, wenn er ſchon was angreiſe, ſo wolle er auch was in der Hand haben, und faßt den ſchweren Eisſchützenſtock. Leibesübung, Körperkraft iſt dem ſein Ideal. Das putzt er zierlich auf mit dem Sprüchlein: Kraft und Geſundheit ſei auch eine Tugend. Er hat die Zeit, als er im Torwald iſt, breite Schultern und ſtramme Muskeln bekommen, und im Geſicht ſchaut er aus wie ein Rothäuter. In der Schule mit den hohen Wiſſenſchaften iſt er nicht ganz ſo ſtreng, als er anfangs eingeſetzt hat, läßt es jetzt auch hübſch mit Leſen, Schreiben und Rechnen gut ſein. Dafür die Turnerei! Die Bauern meinen zwar, das beſte und nützlichſte Turnen ſei Holzhacken, Pflügen und Mähen. Der Gemeindevorſtand ſagt: Wir müſſen turnen, weil's zum Fortſchritt gehört. Bildung, Fortſchritt, das ſind die Schimmel, die jetzt auch im Torwald geritten werden. Einer davon iſt krumm.

Am 22. Dezember.

Der arme Burſche! Die arme Mutter! Die arme Gemeinde! Ich will die eben erhaltene Nachricht niemandem mitteilen — das wäre ein verdammter Weihnachtsſegen! Ich will das ſchwere Unglück in mir verſchloſſen tragen und es in der heiligen Chriſtmette dem göttlichen Kinde aufopfern. Dann muß ich aber doch die Magd rufen laſſen und es ihr ſagen, bevor ſie's von anderen erfährt.

Die arme Perſon!

Am 23. Dezember.

Im Dorfe geht ſeit Mittag die Mähr, daß der junge Hermann von Yark verunglückt ſei in den Wänden. Er ſoll abgeſtürzt und auf einem Eisſtöße geſtern gefunden worden ſein. Der Holz-Hoiſel hätte ihn gefunden, die Regina hat's eben unten vor der Hausthür aus ſeinem Munde gehört.

Vor drei Tagen hat der junge Herr beim unteren Schuttbachwirt geäußert, er gehe wieder pürſchen (jetzt pürſchen!) und gedenke im Touriſtenhaus zu nächtigen. Seither iſt er nicht mehr geſehen worden, und ſicheres weiß man nichts. Von Haberern munkelt man. Es iſt ſchon nach Peſt berichtet worden. Das wird ein Schlag ſein. Ein wahres Unglücksjahr. Gebe für das kommende Gott uns ſeinen Segen von oben! Denn von draußen, deucht mich, kommt er nicht.

Am 24. Dezember.

Es bewahrheitet ſich. Mit größter Mühe iſt im Winterſturm die Leiche herabgebracht worden. Der Herr von Yark ſoll heute angekommen ſein und geraſt haben wie ein Wahnſinniger, als ihm's der Müller Hainz mitgeteilt. Das Wetter iſt ſo arg, daß ſie nicht weiterkönnen mit dem Sarge. Sie haben ihn beim Hainz in die Mühle geſtellt.

Am 28. Dezember.

An dieſem Unſchuldigen-Kindertag will ich's in die Chronik ſchreiben, wie der Hammer fällt auf die Herzen der Reichen und der Armen.

In der heiligen Nacht, juſt vor der Mette, iſt der Müller Hainz in die Sakriſtei gekommen und hat mir geklagt, daß ſie mit dem Herrn Ritter nichts anzufangen wüßten, er ſei völlig außer ſich und alles Zureden mache es nur ſchlimmer ſtatt beſſer. Der Tote hätte gleich ſollen fortgebracht werden, aber unten bei der Mühle ſei das Fuhrwerk ſtecken geblieben im Schnee. Sie hätten den Sarg in die Bretterhütte geſtellt und den armen Vater in die gute Stube. Sie hätten ihm was zu eſſen geben wollen vom Chriſtmahl, da ſei er wütend geworden und habe geflucht, daß die herzloſen Leute noch ans Eſſen denken könnten. Mit den Heiligenbildern an der Wand habe er angefangen zu ſtreiten. An einen Gott und die Heiligen zu glauben, ſoll er geſagt haben, das wäre ſchon die allergrößte Gotteslaſterung, das müßten ſchöne Heilige ſein, die ſolches geſchehen ließen! Dann habe er wieder zum Fenſter hinausgeſchaut in die ſtürmende Nacht und aufs Totenlicht, das zwiſchen den Bretterfugen durchgeleuchtet hat. Dann habe der Müller geſagt: „Schauet, gnädiger Herr, andere trifft's auch. Mir ſind vor fünf Jahren das Weib und zwei Töchter ſchlafen gegangen auf die Hobelſpäne. An einem Tag, im Nervenfieber.“ Darauf der Ritter: „Was haben Sie darauf angefangen?“ Und der Müller: „Ausgeräuchert, gnädiger Herr.“ Und der Ritter: „Wie kann man's aushalten?!“ Und der Müller: „Ja, lieber Herr, das weiß ich ſelber nicht. Was kannſt machen! Gegen den Herrgott kommſt nicht auf.“ Darauf ſoll der Ritter den Fuß in den Boden geſtrampft haben. Als die Leute ſich nachher zum nächtlichen Kirchgang hergerichtet, habe er auf einmal geſagt, er wolle auch mitgehen. Schneegeſtöber, deſto beſſer, er wolle frieren zu einem harten Stein, er wolle dem auf dem Altar, wenn er dort iſt, ſeine Meinung ſagen! So wahnſinnig reden! In den Lüften ſauſt es wie pfeifende Gerten. Die Eisnadeln brennen im Geſicht, da lacht der Herr und ſchreit: „Das iſt eine Labnis! Das thut wohl!“ Wie ſie auf offenem Schneefeld über ein Brett ſtolpern, ſagt der Müller: „Jetzt ſtehen wir auf dem Dachgiebel vom Reitbauer ſeinem Sommerſtadl.“ Der Ritter: „Alle Torwaldleute ſollen morgen dran, daß ſie die Straßen ausſchaufeln.“ Der Müller: „Wird nicht viel nutzen.“ Der Ritter: „Löhnung was ſie verlangen. Es muß ſein!“ Er wird's erfahren müſſen, wo die Macht ſeines Geldes aufhört. „Sei der Herr nur getroſt,“ hat ihm dann der Müller zugeſprochen, „es geht der Wind vom Dreiſpitz her, man hört ſchon die Glocken, morgen kann der ſchönſte Chriſttag ſein.“ Und der Ritter: „Stehen am Chriſttag die Toten auf?“ Und der Müller: „Nein, gnädiger Herr, die ſtehen am Oſtertag auf.“

So hat er ihn zur Kirche gebracht mit Mühe, und ich ſollte ihm halt zuſprechen.

Als ich vor dem Altare das Te Deum ausrufe, ſehe ich den Herrn in ſeiner Bank ſitzen wie zur Sommerszeit. Aber arg verändert! Nicht die weltmänniſche Miene wie ſonſt. Unſtät ſchaut er herum; am Kripplein, das unter dem Altar der heiligen Anna aufgeſtellt iſt, bleibt ſein Blick hängen. Dort ſteht geſchrieben: „Alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er ſeinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben." — Vor der Krippe knien Männer, Weiber und Kinder und beten ſtill. Manches betet inbrünſtig, Waſſer in den Augen. Ihr Anliegen laſten ſie ab vor dem Kinde, ihr Dankopfer bringen ſie für den Segen des Jahres, ihr Gedenken weihen ſie denen, die vor einem Jahre noch froh die Chriſtnacht mit begangen haben und jetzt draußen liegen unter Erden und Schnee. Wie wird's ſein, wenn wieder Chriſtnacht kommt..?

Mitten im Hochamte ſteht der Ritter auf und geht hinaus — ganz unſicher, faſt taumelnd. Keiner geht ihm nach, alle bleiben knien. — Armer Menſch, muß ich denken, der nicht teilhaftig werden kann der Gnaden, die das Jeſukind vom Himmel gebracht hat.

Nach dem Gottesdienſt eile ich ſchnell hinaus und ſuche ihn um die Kirche herum, denn weit kann er nicht gelaufen ſein in dieſem Schnee. In einer Niſche des Beinhauſes ſitzt er auf dem Stein, ganz raupenartig in ſich zuſammengekauert. So reich ſein und kein anderes Obdach haben, als das Totenknochenhaus? Sollte er ſchon das Habern im Herbſte nicht verſtanden haben, die heilige Nacht, wo er nicht glauben, nicht beten kann mit der Gemeinde, muß ihm zeigen, wie urfremd er iſt in dieſem Volke. — Mit Mühe habe ich ihn hinabgebracht in den Pfarrhof. Die Regina kommt mit einem heißen Thee. Heftig winkt er ab, und dann ſagt er ganz ungeſchickt: „Vier junge Pferde, echte Araber — zum Feſtgeſchenk für ihn. Und liegt in der Mühle! Mauſetot! Warum das mir? Ich habe immer gute Werke gethan, ich bin ein Chriſt, warum das mir?"

„Es geſchieht auch anderen," ſage ich, „ſie tragen es in Geduld und beten, ſie glauben eine Auferſtehung und ein ewiges Leben."

Er lacht, — ein grauenhaftes Lachen. „Mein Hermann ſteht nie wieder auf, nie, nie, nie wieder auf!" ruft er und krallt ſeine Finger ſich ins Geſicht. „O Gott, wenn ich glauben könnte!"

„Zerreißt Euer Herz nicht, Herr," ſage ich, „ſchon die Sehnſucht nach Glauben nähert uns Gott. Die bittere Zähre unbefriedigter Gottesſehnſucht iſt ein heiliges Opfer. Der Glaube geht in vielen Geſtalten zwiſchen den Völkern des Erdkreiſes hin, Ihr werdet einer begegnen, in der Ihr Euch wiederfindet, Euch und den Sohn."

Er fährt fort: „Ich verſtehe es nicht. Ich habe die Sakramente empfangen, der Kirche geſtiftet, Almoſen gegeben, nichts. Eiskalt iſt's geblieben in mir." Es wird wohl ſo ſein, denn er klappert mit den Zähnen. Mich dauert er arg. Aber ganz kalt muß es doch nicht ſein in ihm, wenn er den wilden Schmerz ſo tief empfindet. Er iſt doch nicht bloß der verlederte Welt- und Geſchäftsmann, für den ihn manche halten. Wer ein Leid ſo leidenſchaftlich empfindet! Iſt ſeine Verzweiflung auch frevelhaft, ſein Unglück bringt ihn uns näher.

„Gebet jetzt zur Ruhe, lieber Herr," ſage ich, „und nehmet fürlieb mit der armen Herberge im Dorfpfarrhof."

Er wollte nach Unterſchuttbach in die Mühle zum Hermann, ich brachte ihn mit vielem Zureden zu Bette.

Am Chriſtmorgen war die Regina empört, daß der Ritter den Gottesdienſt verſchlafe. „Laßt ihn ſchlafen, vielleicht beſucht ihn die Liebe Gottes, der er wachend ausweicht, im Traume."

Als der Gottesdienſt vorüber iſt, ſcheint zu den Fenſtern die Sonne herein auf die Fußdiele. Es iſt ſchon Mittag. Mein Gaſt ſchreitet die Stube auf und ab und ruhelos die Stube auf und ab. Er will um einen Schlitten ſchicken. Bevor ich ihn fortlaſſe, ſoll er etwas Warmes zu ſich nehmen. Als die Ottilie mit der Suppe kommt, ſchaut er ſie an — ſo ſeltſam, fragend. Bald legt er den Löffel weg, verhüllt das Geſicht, und hebt wieder an zu klagen, warum juſt ihn — juſt ihn das Unerhörte getroffen! Warum nicht einen andern? — „Das iſt Vermeſſenheit, Herr von Yark," ſage ich, „feiert doch nicht immer Euch ſelbſt! Wollet doch nicht alles Unglück immer gleich auf andere wälzen! Ihr ſeid bevorzugt genug. Was Ihr Euerem Sohne jetzt nicht mehr geben könnet, gebt es den Armen. Kann Euch ſchon der Glaube nicht tröſten, vielleicht thut's die Liebe."

Heftig ruft er aus: „Behalten oder geben, es iſt einerlei. Wem ich verſage, den muß ich haſſen, wem ich gebe, den verachte ich."

So troſtlos iſt ſein Gemüt verwüſtet. — Sein Lieblingsſohn, plötzlich aus dem reichen blühenden Leben geſtrichen, liegt auf der Bahre. Die Gemeinde verſammelt ſich um Mitternacht und erhebt ihre Herzen zur Ewigkeit. Dort ſehen ſie den Jüngling wandeln, verlaſſen, verloren, ſie beten für ihn. Und dieſer Mann nichts als Haß, Verachtung, Verzweiflung. Wenn er heute Gott nicht findet, wann denn ſonſt? — Da er aufſpringt und raſend den Fuß auf den Boden ſtößt und ausruft: „So jung! noch ſo jung!" trete ich ganz zu ihm, erinnere ihn, daß auf ſeinem Haupte ſchon ein graues Haar iſt, und ob es ihm denn in ſeinem langen Leben niemals eingefallen wäre, daß auch junge Leute ſterben können? Oder welcher beſonderen Verdienſte er ſich rühme, daß gerade bei ſeiner Familie eine Ausnahme gemacht werde?

Drauf er: „Wenn's wenigſtens der andere geweſen wäre!“

„Ich höre, daß doch auch Euer jüngerer Sohn, der Herr Joſef, brav ſein ſoll.“

„Brav? Was heißt brav! Den kann ich nicht brauchen, der taugt nichts.“

Dieſe rohe Unterſcheidung zwiſchen Kind und Kind! — Der Schmerz macht ungerecht. Ich habe das zornige Wort — es lag mir ein ſehr hartes auf der Zunge — nicht ausgeſprochen. Mit unglücklichen Menſchen ſoll man nicht herbe ſein. Mit Vorwürfen habe ich mein Lebtag nichts Gutes geſtiftet. Jeſu Chriſt, du haſt die Liebe gebracht, ſchenke mir davon, daß ich meinen Gaſt kann laben!

Als darauf die Ottilie kommt mit dem Braten, ſtiert er ſie wieder an. Das Mädel geht hinaus und kommt nicht mehr herein.

„Und iſt tot! Und iſt tot!“ murmelt er, wie vor ſich hinträumend. „Und hat kaum angefangen!“

Den Chriſtkuchen bringt die Regina ſelbſt herein und berichtet, daß die Katharina von der Almau draußen wäre, die ich beſtellt hatte.

„Es iſt ſchon recht, Regina, ſie ſoll ein wenig warten. Gebt ihr einſtweilen was zu eſſen und zu trinken.“ — Die Katharina! Jetzt hat mir freilich kein Biſſen mehr geſchmeckt. Bin aufgeſtanden, auf- und abgegangen und wieder zum Tiſch hin — ſchwer iſt mir geweſen.

„Auch ich habe einen harten Chriſttag,“ ſo zu meinem Gaſte. „Jetzt iſt ein Weib draußen, das ich herbeſtellte, weil ich ihm etwas mitzuteilen habe.“

Er erhob ſich raſch in der höflichen Annahme, ſeine Anweſenheit ſei überflüſſig. Ich habe ihn zurückgezogen auf die Bank: „So iſt's nicht gemeint. Ich bitte Euch, bleibet bei mir, jetzt bedarf ich des Beiſtands. Was jetzt die Pflicht von mir verlangt, der Mut gebricht mir faſt dazu. Sie iſt Magd bei einem Bauer im Gebirge, eine arme Perſon.“

Wieder hat er mich mißverſtanden, hat nach der Geldtaſche gegriffen.

„Auch das nicht, Herr,“ ſage ich. „Daß man mit Geld Tote nicht wecken kann, Ihr wiſſet es ſelber. Und wenn es nur um den Tod wäre! Es iſt eine traurige Geſchichte. Noch trauriger, als je eine. — Hat ſich halt auch vergangen in jungen Jahren, die Perſon, mit einem Jäger, glaube ich. Das Kind nachher unter fremde Leute, vernachläſſigt, frühzeitig verdorben, wie es ſchon geht. Nach dem erſten Fehltritt gleich ins Zuchthaus zu ausgemachten Spitzbuben. Man kann ſagen, das iſt ſolchen Leuten ihre einzige Schule, wo ſie was lernen — aber leider nichts Gutes. So iſt's dann weitergegangen von Stufe zu Stufe. Mit vierundzwanzig Jahren iſt er fertig geweſen. — Ich werde jetzt die Magd vorlaſſen. Herr von Yark, thut mir den Gefallen, bleibet ruhig ſitzen und trinket ein Glas Wein. Dieweilen kommt der Wagen.“

Ich ſelber habe mir auch eins eingeſchenkt und raſch ausgetrunken. Dann ins Nebenzimmer, um die Magd zu empfangen. Die Thür habe ich offen gelaſſen.

Die Gerufene kommt auch bald hereingetorkelt, noch vermummt in Tüchern, ſo daß man ihr einfältiges Geſicht kaum erblicken kann. Mit ſpießigen Ellbogen hin- und herhaſpelnd kommt ſie zum Handkuß herbei.

„Thu dich doch ein wenig auseinander, Katharina,“ ſage ich, „im Zimmer iſt's warm. Haſt denn herübermogen heute über die Höhe?“

„Eh frei nit,“ iſt ihre Antwort.

„Habt ihr auch ſo viel Schnee drüben in der Almau?“

„Es iſt aus und geſchehen vor lauter Schnee.“

„Setz' dich nieder.“

„Bin gleich ſo grob und ſetz' mich nieder.“

„Ich habe dir heute —“ ſo mein Einlenken, dieweil ich mir mit dem Sacktuch und der Naſe zu ſchaffen mache – jede Minute ein Gewinn! — „etwas mitzuteilen.“

„Gewiß wieder vom Peter,“ fragt ſie zögernd.

„Es iſt freilich ſo.“

„Und leicht doch was beſſeres als ſonſt? Weil der Hochwürden dasmal — nit das geſtrenge Geſicht macht,“ ſetzt ſie zagend bei und verſucht zu lächeln.

„Wie du's nehmen willſt, Katharina. Gottes Ratſchluß iſt unerforſchlich. Vorwürfe mache ich dir wahrlich heute keine mehr. — Iſt vielleicht beſſer ſo für den Peter und für dich.“ — Ich kann nicht weiter. Sie hebt an unruhig zu werden.

„Es wird,“ ſtottert ſie, „ihm — um Gotteswillen doch nichts geſchehen ſein?“

„Daß er,“ ſage ich, „des Raubmordes wegen eingezogen worden iſt, das weißt du.“

„Gott ja. Aber es iſt nit wahr!“ ruft ſie aus. „Den Sautreiber umbringen! Als ob's ſonſt keine ſchlechten Leut' gabet. Muß es denn allemal der Peter ſein? Ein liederlicher Strick, das wohl, aber Leut' umbringen thut er nit, dafür leg' ich meine Hand ins Feuer!"

„Er iſt verurteilt worden," ſage ich.

„Verſteht ſich, weil ſie mit ſo einem Menſchen thun, was ſie wollen. In Gottesnamen! Eingeſperrter hat er's eh beſſer, braucht nit hungerleiden und frieren. 's iſt wohl ein Kreuz mit ſo einem armen Haſcher!" — Aus dem Gewand neſtelt ſie ein rotes Tuch und preßt es ins Geſicht.

„Beſſer," fahr' ich fort, „geht's ihm freilich jetzt, dem Peter. Es — geht ihm halt — ganz gut."

Sie beugt ſich auf ihrem Seſſel vor: „Mir kommt's nit recht für, Hochwürden Herr, es wird doch nit —. Er wird doch nit geſtorben ſein!"

Darauf ſage ich: „Katharina! Wie es auf der Welt ausſchaut, könnte man niemandem beſſeres wünſchen als geſtorben ſein. Beſonders, wenn er vorher mit unſerem Herrgott auf gleich gekommen iſt und ſeine Sach' reumütig abgebüßt hat, wie der Peter."

Die Magd ſitzt jetzt unbeweglich da. Ich bin aufgeſtanden, bin zum Fenſter gegangen, auch gegen die Thür hin. Der Herr von Yark im Nebenzimmer, ich glaube wirklich, er horcht herein. Ich ſetze mich wieder hin, gerade der Magd gegenüber, und nehme ihre Hand in die meinige. „In der letzten Nacht," ſage ich, „hat er noch an ſeine Mutter gedacht. Dahier iſt — der Brief. Sein Beichtvater hat ihn an mich geſchrieben, daß ich dir's ſagen ſoll. Der Peter iſt ſtandhaft und ergeben geweſen. Er läßt dich um Verzeihung bitten, daß es mit ihm — ein ſolches End' hat nehmen müſſen."

„Jeſus, Maria und Joſef!“ ſtöhnt die Magd, die Augen treten ihr aus den Höhlen. — „Jeſus, Maria und Joſef!“ kreiſcht ſie noch einmal, ſpringt auf und krallt die bebenden Finger aus, als müſſe ſie nach einem Halt taſten in der Luft. Nach rückwärts taumelt ſie, kaum ſchütze ich ſie vor dem Fall — um ſie ſanft niederzulaſſen auf den Seſſel. Das Kopftuch iſt ihr in den Nacken hinabgeglitten, das rötliche Haar wirrt ſich in loſen Strähnen. Ihr Geſicht iſt lehmblaß bis in die Naſenhöhlen hinein. — Zu ſagen habe ich ihr weiter nichts mehr gebraucht, um ein Glas Waſſer iſt ihr . . .

Wohl an zehn Minuten ſind wir nachher ſo dageſeſſen, haben nichts geſagt. — — „Wenn alle Menſchen,“ ſpreche ich endlich, „ſo in der Gnade Gottes ſterben könnten als einer, der ſeine Miſſethaten mit dem Tode büßt! Unſer Herr Jeſus hat, um die Sünden der Welt zu büßen, ſein Leben am Kreuzpfahl aufgeopfert. Das iſt freilich der Unterſchied, er hat andere erlöſt, dein Peter ſich ſelber. — Deinem Dienſtherrn werde ich’s ſagen, daß er dich jetzt drei Freitage hintereinander in die Kirche gehen läßt; an dieſen Freitagen will ich drei heilige Meſſen leſen zum Troſte ſeiner Seele und zum Troſte der deinigen. Und die Leute ſollen mit uns beten, und in einer meiner nächſten Predigten will ich es ihnen ſagen, daß ſie kein Arg haben. Schau, du armes Weib, das ſchwere Kreuz, gieb’s Gott anheim, er macht endlich alles recht, und im Himmel wird es uns allen miteinander beſſer gehen, als auf dieſer unglückſeligen Erden . . .“

Wie ich zu ihr ſo geſprochen habe, da bricht aus ihrem Herzen gleichſam der glühende Strom des Weinens hervor und befreit es von der unſäglichen Beklemmnis.

Niedergekniet iſt ſie vor mir und hat ihre Finger in die Falten meines Rockes gegraben und mein Kleid an den Mund gepreßt.

„Geh'," ſage ich, „mußt nicht ſo wild ſein, ſchau, Katharina, mußt geſcheit ſein. Wir gehen jetzt bald zum Nachmittagsgottesdienſt hinauf. Wenn du ein gutes Wort brauchſt oder ſonſt ein Anliegen haſt, ſei es wann der Will, ſo komm zu mir."

Nachher bei der Veſper iſt die Katharina ganz rückwärts in einem dunklen Winkel der Kirche gekniet und hat gebetet. In nichts hat ſie ſich auswendig unterſchieden von den anderen, ruhig iſt ſie dagekniet, hat gebetet.

Und mein Ritter von Yark, als er alles das ſo gehört und geſehen hat, ſagt nachher zu mir: „'s iſt doch wirklich, 's iſt wirklich, ich hätte es nicht geglaubt. Ihr habt dahier zu Sankt Maria den heiligen Chriſt. — Und mir, den das Schlimmſte getroffen, mir nicht einen Funken . . ."

„Das Schlimmſte?" frage ich. „Mein lieber Herr, das Schlimmſte hat wohl dieſe Magd getroffen. Und ſie erträgt's. Weil ſie ein ſtarkes Herz hat. Weil ſie demütig iſt, nicht aber hoffärtig wie die Weltleute, die da nur an ihr Geld glauben anſtatt an Gott. Das Geld tröſtet nicht im Unglück, es macht nur noch verzagter, weil es ſich ſo ohnmächtig, ſo falſch erweiſt. Wie einſam und hilflos in der Not! — Ich habe Euch Troſt geboten wie der Magd, ich habe geſagt, daß wir alle Teilnahme haben für Euer Leid, daß wir mit Euch beten wollen. Ihr habt Euch abgewendet, habt gefrevelt gegen Gott und die Menſchen, während Euer Kind ſtarr und kalt in der Mühle ſchläft . ."

Jetzt iſt er zuſammengeknickt an dem Tiſche. „Mein Gott,“ ſchluchzt er in ſeinen Ellbogen hinein, „was kann ich denn dafür, daß ich nicht glauben kann!“

Hat mich der Mann gar herzlich gedauert, daß er ſo lichtlos muß ſein. Nach der Veſper bin ich mit ihm hinausgegangen, denn das Fuhrwerk hat nicht fahren können durch den hohen Schnee zum Müller Hainz. Sind Leute zuſammengekommen, und wir haben vor dem Sarge die fünf Wunden Chriſti gebetet.

Am nächſten Tage iſt der Weg zur Not frei gemacht worden, und der arme reiche Mann iſt fortgefahren mit der Truhe.

Er hat getötet und iſt getötet worden. Leiſtet er damit Genugthuung? Weckt ſein Tod den Gemordeten wieder auf?

Muß der Schuldige für ſich ſelbſt büßen? Kann's ein anderer für ihn thun? Darf ein Gerechter in den Tod geben, damit der Ungerechte lebe? Dann verliert die Menſchheit einen Guten und gewinnt einen Böſen. — Chriſt, Chriſt, dir geziemen ſolche Gedanken nicht.

Vor kurzem ſoll beim Wirt ein Fremder das Wort geſprochen haben: Gott-Sohn habe durch ſeinen Tod die Sünde ſeines Vaters büßen wollen. Sein Vater habe die Welt erſchaffen.

Solche Sprüchlein im Torwald! Wenn wir bei der großen Überſchwemmung anno 1875 ertrunken wären, ſo wäre das geweſen, wie der Tod eines unſchuldigen Kindes. Damals —.

Im Sommer 1883.

In meinen bisherigen Aufzeichnungen bleicht ſich die Tinte. Seit der arme Waldpfarrer nichts mehr geſchrieben, bleicht ſich auch ſein Haar. Iſt das Alter ſchuld? Ich glaube eher die Jugend. Sagt man doch, es wäre die verjüngte Welt, die einzieht im Torwaldthale.

Dieſes Thal iſt voll hübſcher, feingeputzter, vorlauter Müßiggänger. Das Kurhaus, von dem ſo lange geſprochen worden, iſt fertig, es geht alles ſo ſchnell, wenn ſie wollen. Ein wahrer Palaſt, vollgepfropft mit Vergnügungen. Etliche Ärzte ſind da, ſie haben die Entdeckung gemacht, daß die Torwalder Luft unerhört ozonhältig ſei. Und Ozon wäre das Lebenselixier! Die Wälder ſtrömten lauter Geſundheitsodem aus. Die Lage des Thales ſei unvergleichlich geſchützt vor kalten Winden. Das Waſſer ſei über alle Maßen rein und erfriſchend; in einzelnen Quellen kämen Salze und Säuren, Stahl und Eiſen vor. Kurz, die Natur habe dieſen herrlichen Punkt geſchaffen zu einem Kurort für Leidende aller Art, natürlich müßten bei Anwendung vor allem die Ärzte zu Rate gezogen werden. — Sonſt hat es hier kalte Winde gegeben und keine Ärzte, und es war auch gut. Noch beſſer als die Kranken befinden ſich die Geſunden im Torwald. Die Anſtalten, die ſie ſchon gegründet haben zur Ergötzung, kann ich gar nicht beſchreiben. Gaſthöfe wie in den Städten, Luſtgärten, Spielplätze, Schauſtellungen, Muſik — überall Muſik. — Hat mich mein Biſchof aus der Stadt fortgeſchickt in die Einſamkeit, und ſiehe, die Stadt iſt mir nachgegangen und hat ſich angeſiedelt um mein kleines Dorf herum, und vom Pfarrhoffenſter aus ſehe ich zwiſchen grünen Büſchen lauter Türmlein und Schieferdächer blinken, höre Kapellen ſpielen von oben und unten her und rieche Wohlduft aus den Küchen der Gaſthöfe. Das iſt ein Leben! — Wenn das viele Geld, das ins Thal kommt, da bliebe! Im Herbſt mit dem Troſſe der Geſchäftsleute geht das meiſte wieder fort. Aber im Sommer kommt neuerdings Handel und Wandel und allerlei Herrlichkeit und die Kurgäſte gehen und ſitzen herum, die einen vergnügt, die andern grämlich, mehr unzufriedene als zufriedene, und haben ihren Zeitvertreib, den unſereiner nicht verſteht. Vor dem Poſthauſe ſtehen immer ſchwarzlackierte Kutſchen von Ankömmlingen und Abreiſenden. Es wird nicht lange mehr dauern mit den Kutſchen. Durch das Thal herein über aufgewühlte Erdwälle und Dämme, über Eiſenbrücken iſt eine ſchnurgerade Linie gezogen, Wieſen ſind überſchüttet, der Wald iſt durchbrochen, Erdarbeiten, Stangen, Baracken und hunderte von fremden Arbeitern hin und hin vom Keilerſtein bis Oberſchuttbach. — Sie iſt da! Da in Sankt Maria!

Auf dem Griesriegel drüben, den der ſelige Schmied nicht verkaufen wollte, die Villenſtadt überragend, ſteht das Sommerhaus des Ritters von Yark. Es iſt ein fermes Schloß, das Torwalder-Königsſchloß. Anfangs habe ich gar gemeint, die Säulen, Portale, Geſimſe, Statuen wären wahrhaftige Steinmetzarbeiten, aber es bröckelt, muß ſchon mit Gyps und Cement ausgebeſſert werden. Und der ſchöne Garten ringsum mit den weißen Kieswegen! Dann die Anſtalten zum Reiten, zum Baden, zum Kegeln, zum Schießen, zu anderen Luſtbarkeiten! Der Fußteppich im Salon, rechnet unſer Krämer, habe mehr Geld gekoſtet, als zwanzig Joch Torwaldergrund. Für die Jagd giebt der Ritter jährlich mehr aus, als was die Bauern für Kirche, Schule und Armenpflege ſpringen laſſen können. „Dem Fortſchritt alle Gaſſen, leben und leben laſſen!“ ſagt der Herr gerne, und wir können mit ihm ganz zufrieden ſein.

Jene Torwaldleute, die vor Jahren ihre Beſitzungen als die erſten verkauft hatten, ſind jetzt in heller Verzweiflung ob des weggeworfenen Gutes. Damals glaubten ſie ihre Gründe Gott weiß wie vorteilhaft weggebracht zu haben, die Klafter um zwei oder drei Kreuzer. Jetzt ſtellt es ſich heraus, daß die Flächen das dreifache, ja ſtellenweiſe das zehnfache wert ſind. Bei Oberſchuttbach herum bezahlt der Ritter heute das Joch um fünfhundert und mehr Gulden, wenn er es billiger nicht bekommt. Zwar ſeufzt er ſehr bei ſolchem Ankauf, aber des allgemeinen Beſten wegen, ſagt er, ſchneide er ſo tief in ſein eigenes Fleiſch. Er werde ſich noch verbluten an dieſem Torwald, aber ſeine Liebe zur Natur habe ihm's angethan. — Der Ritter hat ſich's einmal in den Kopf geſetzt, aus Torwald etwas rechtes zu machen. Ich hätte aber dieſem Manne die moraliſche Kraft nicht zugetraut. Ein anderer, wenn er ſo gehabert worden wäre, wie der vor zwei Jahren, er würde ſich kaum ſo breit niederſetzen in der Gegend.

Auch das ſchwere Unglück mit ſeinem Sohne Hermann ſcheint der Ritter überwunden zu haben. Er läßt nichts davon merken, daß er je einmal in ſo tiefer Troſtloſigkeit vor mir geweint hat. Als ob's gar nicht geweſen wäre. Vollkommen ausgeſöhnt mit Gott und der Welt geht er ſeinen Geſchäften nach. Das ſind andere Kerle als unſereiner!

Seit alten Tagen geht in unſerem Volke eine Mähr, daß einmal eine Zeit kommen würde, da die Bäume auf den Rainen anfangen werden zu ſprechen. Dieſe Zeit iſt jetzt da, die Bäume ſprechen nicht nur, ſie ſchreien. Sie ſchreien allerlei Ergötzlichkeiten aus, wie ein Bajazzo vor der Bude, ſie ſchreien allerhand Waren aus, wie der Krämer auf dem Jahrmarkt. Auf einer alten Eiche drüben hinter dem Kirchenriegel klebt ein großer roter Anſchlagzettel, der Taſchenſpielerabende im Kurhauſe ankündigt; eine große Lärche am Weg, an der ſonſt ein Muttergottesbild gehangen, ſchreit jetzt eine Volksſängerin aus und zeigt gleich ihr dralles Bildnis. Ein dreihundertjähriger Fichtenbaum bei Oberſchuttbach kündet Eau de Cologne an, ferner Haar- und Bartwuchstinktur, Schönheitsſeife und echten Cognak. Und nicht weit davon bietet eine ehrwürdige Tanne unfehlbare Mittel gegen geheime Krankheiten aus. Alſo iſt die Zeit gekommen, da die Bäume ſprechen. Aber wohl ein wenig anders, als ſich's die alten Leute gedacht haben dürften.

In Oberſchuttbach, gegenüber dem eben erſtehenden Bahnhofsgebäude, iſt ein neues Hotel erbaut worden, „Viktoria" genannt. Der Speiſeſaal desſelben faßt mehr Perſonen als unſere Pfarrkirche — gehen auch mehr hinein. Die Kirchenbänke wollen ſich auch Sonntags nicht mehr füllen, ich weiß nicht, wo die einheimiſchen Leute hinkommen. Überall Fremde. Grundſtücke und Höfe werden um gutes Geld verkauft, und dann gehen ſie. Die noch hier anſäſſigen Bauern haben ein großes Dienſtbotenelend. Ob noch ein Knecht oder eine Magd ſich auf ein ganzes Jahr im Bauernhofe verdingen wollte? Ja, hinten herum ſcheint die Sonne! In früheren Zeiten iſt eins fünf, zehn Jahre auf einem Platz geblieben und länger, oft ſein Lebtag lang, willig, genügſam und treu. Heute? Länger als auf einen Monat verpflichtet ſich kein Burſche. Die Dirnen werden von den ſommerfriſchelnden Frauen überredet, mit in die Stadt zu kommen. Dort des Monats ſo viel Lohn, wie hier das ganze Jahr, ſchönes Gewand, Freiheit, Soldaten. Aber dieſe Freiheit! Nie hätte ich geglaubt, daß ein freies Torwaldkind ſich die Roheiten und Ungerechtigkeiten einer hoffärtigen und launiſchen Stadtfrau gefallen läßt. Sie empören ſich unter dem Jöppel, aber heim kehren ſie doch nimmer. Der Sohn des Steglegers iſt zwar heimgekommen vor etlichen Wochen. Jahre lang hat er draußen bei Bauwerken und Eiſenbahnen herumgearbeitet, dann hat ihm ein Stein die Beine abgeſchlagen, dann iſt er heimgekommen. Sein Heimatshaus iſt mittlerweile zu Grunde gegangen, und der Krüppel bettelt herum. Meinen Rupert möchten ſie auch haben. Ein Großkaufmann aus Wien wollte ſich den Rupert als Laſtträger ankaufen, der gab ihm zur Antwort: „Mehr als alt werden und ſterben kann ich auch in der ſchönen Wienerſtadt nicht. Und das iſt mir daheim lieber."

An der Eiſing unten, aber wegen Waſſergefahr hübſch hoch aus dem Grunde herausgebaut, ſtehen jetzt zwei neue Gewerke: Eine Zimmerholz- und Bretterſäge mit Dampf, und eine Fabrik, die aus Abfällen Holzwolle macht. Dieſe Zähne nagen Tag und Nacht, Werktags und Feiertags an unſeren Waldungen. Es wird lichter im Torwald, ſagen die Leute. Ich habe einmal gedacht, bis ans Ende der Welt hätten wir Holz. Allzu lang dürfte das Ende der

Welt dann nicht auf ſich warten laſſen! Kahl wird's, kalt wird's, windig wird's — ganz windig. Die Ärzte möchten ſchon proteſtieren, wenn der Ritter als Hauptaktionär nicht das beſtimmende Wort hätte. Der Ritter aber meint, die Holzinduſtrie ſei gewinnbringender als die Sommerfriſch-Kolonie. Bei Oberſchuttbach baut er eine Glasfabrik, weil man im Rauhgraben weißen Quarz gefunden hat. Manche der früheren Bewohner ſolcher Höfe, die er zuſammengekauft hat, arbeiten in den Fabriken, aber die Aufſeher ſagen, es wären ungeſchickte Arbeiter, die Böhmen und Italiener thäten's beſſer. So müßte man halt ſolche aufnehmen, meint der Ritter.

Jetzt hat man auch den jungen Herrn wieder einmal geſehen, den Joſef. Er ſchaut braun aus wie ein Beduine, weil er erſt von einer großen Reiſe zurückgekehrt iſt. Ein ſtattlicher junger Mann. Während ſein Herr Vater faſt immer fährt oder reitet, geht er gerne zu Fuß herum. Von jemandem hörte ich ſagen, der junge Ritter habe den Geldekel. Weiß nicht, wie es gemeint iſt. Im Kurorte iſt er faſt menſchenſcheu, im Gebirge bei den Bauern ſoll er ganz leutſelig ſein und ſich gerne von ihren Verhältniſſen erzählen laſſen. In Island ſoll er geweſen ſein, und im Uralgebirge und ſogar am Himalaya; die wilden Gegenden, ſagt er, liebe er und für die abgeſchliſſene Welt ſei er nicht zu Hauſe. Der alte Herr ſoll mit all' dem nicht einverſtanden ſein, mit wilden Völkern gäbe es keine Handelsverbindungen, die kaufen und verkaufen nichts. Der Joſef kümmert ſich nicht ums Geſchäft, und da ſoll der alte Ritter doch manchmal noch Wutausbrüche haben, daß ihm gerade der Hermann habe ſterben müſſen, der ein ſo vorzüglicher Geſchäftsmann geweſen. Für dieſen

Schmerz wird er freilich in der Religion keinen Troſt finden.

Im Kirchenbeſuch iſt der alte Herr von einer gar beſtändigen Gewiſſenhaftigkeit. Selbſt an den „kleinen Feiertagen" findet er ſich manchmal ein. An einem ſolchen waren vor kurzem unſer vier Mann in der Kirche, Karl der Ungläubige, Chriſtl der Betbruder, Jark der Scheinchriſt und der Pfarrer, der in ſeinen alten Tagen anhebt, die Fehler anderer auszuſpähen. Das ſind die vier Andächtigen! — Der Karl, hat er nicht ſeine Knaben ſittſam erzogen, und brauchbar, daß ſie ihre Sach' jetzt ſchon in der Holzwollfabrik erwerben können? Seit vielen Jahren iſt ihm nicht ein einziges Mal das ewige Licht ausgeloſchen in der Ampel. Wie ein Kindlein tränkt er es, ſo ſorgfältig, ſo liebevoll, ich ſehe es jeden Tag.

Allſamſtägig legt er ſchon mittags ſeine Erwerbsarbeit bei Seite und geht in die Kirche, um die Altäre und Bilder abzuſtauben, die Fenſter zu klären, die Bänke zu reinigen, den Boden auszufegen. Keine Wachskruſte leidet er, keine ſchiefſtehende Kerze, kein Fleckchen am Altartuche. Kein Bild hängt ungleich, keine Fahne ſteht ſchief, jede ſtellt er ſo, daß ſie den Andächtigen die Ausſicht nicht verdecken kann auf den Altar. Manchmal ſchmücken Leute in ihrer Einfalt das Marienbild mit künſtlichen Blumen, er thut ſie weg und ſteckt natürliche daran aus ſeinem Gärtlein. Hat er laut zu beten, ſo thut er's langſam und deutlich, weniger im Tone wie man betet, ſondern wie man bittet. — Und doch! Was ſoll er vor kurzem wieder geſagt haben zu einem Kurgaſte? Wer ein prieſterliches Amt verwalte, der dürfe nichts glauben, ſonſt erdrücke ihn die Ehrfurcht, und er müſſe ſich vor Gott krebsrot ſchämen mit ſeinem Kram.

Und wenn er noch einer von den neuen wäre, den Fremdlingen, der Karl! — Ich verſtehe es nicht! Ich verſtehe es nicht, weshalb alle Gnade Gottes weichen will von dem Altare zu Sankt Maria.

Einſt hatte ich zu mir geſagt: Die Menſchen hier werden in ihrem Sinn ſo beſtändig ſein als ihre Berge. Und es wird wohl ſo ſein.

Alljährlich reißen Wildwäſſer neue Gräben und Schluchten, einmal hier, einmal dort; alljährlich gehen Lahnen ab, verſchütten hier Quellen, um ſie anderswo bloszulegen; heute ſchwemmt der Regen die Felſen kahl, morgen kommt das Eis und ſprengt ſie. So ändern ſich allmählich die Berge; du meinſt, von heut' auf morgen, von Jahr zu Jahr wäre es nicht zu merken, aber in einem Jahrhundert iſt die Gegend nicht wieder zu erkennen.

Und ſo wie an den Bergen ändert die Zeit auch an den Menſchen. — Wenn mich das nur tröſten könnte!

Kommen heute die Kirchenmuſikanten zu mir, ihrer fünf Mann hoch, Bauern, Handwerker in der Gemeinde, lauter Schüler des ſeligen Kornſtock. Der junge Stammbachbauer tritt als Sprecher vor und fragt gar höflich wegen des Muſizierens auf dem Kirchenchor, wie es in Zukunft ſein werde? Die Inſtrumente koſteten Geld, das Lernen und Üben koſte Zeit, ſie bäten halt um eine Vergütung. Für die Kurmuſik würden ſie auch bezahlt.

„Wenn ihr für die Kurmuſik bezahlt werdet," antworte ich, „ſo könnet ihr es in der Kirche um ſo leichter umſonſt thun."

Ja — ſie wollten aber Geld. Heutzutage müſſe jeder auf ſich ſelber ſchauen.

„Liebe Leute,“ ſage ich, „Geld hat unſere Kirche keins. Ihr ſeid in dieſer Kirche getauft worden, habet in ihr die heiligen Sakramente empfangen, holet von ihr den Segen für das Gelingen eurer Arbeit, hoffet bei ihr einſt in Frieden zu ruhen. Euere Vorfahren haben ſeit undenklichen Zeiten dem Herrn ihr Lob gebracht und keinen Conto dazu. Wollet ihr uns das biſſel Singen und Geigen verrechnen?“

Getauft und copuliert wären ſie auch nicht umſonſt worden, meint einer, und das Begrabenwerden koſte auch Geld, und wenn ſich der Herrgott was vorpfeifen laſſen wolle, ſo möge er die Spatzen darum angehen, die thäten es umſonſt.

Darauf ſind ſie recht ungut fortgegangen.

Seither ſind zwei Sonntage vergangen und auch das Marienfeſt, ohne daß die Herren Kurhausmuſiker auf dem Chor erſchienen wären. Aber am vorigen Sonntage ſind während der Meſſe zwei Schwalben herumgeflogen im Kirchenſchiff und haben geſungen.

Nun wiſſen wir's. An mehreren Wänden fand ſich eines Morgens ein ziegelroter Zettel mit der Ankündigung eines volkstümlichen und für jedermann frei zugänglichen Vortrages über das Thema: Woher kommt der Menſch und wohin geht er? — Von der Kirchthür hat dieſen Zettel der Karl beſeitigt mit dem Bemerken: „Wir werden den Weg ſchon finden.“ Und am Sonntage drauf las ein Herr Profeſſor Schwiſſang im Kurſaale. Er ſtand vorher ſtundenlang am Thore und hatte den Augenblick wohl kaum erwarten können, bis er dem verſammelten Volke ſeine Weisheit offenbaren ſollte. Einleitend ſprach er vom wahren Lichte der Welt — der Wiſſenſchaft. Aller Fortſchritt, aller Ideale Erfüllung, alle Macht ſei nur durch die Wiſſenſchaft möglich, und das Eulengeſchlecht der Dunkelmänner wiſſe recht gut, weshalb es das Volk in der Finſternis des Aberglaubens feſthalten wolle. Dann hat er vom Urſchleim geſprochen, von der Urzelle, von niederen Lebeweſen, von unſerem Vater, dem Affen Orang-Utang. Und daß es im tieriſchen Organismus keine freie Selbſtbeſtimmung, keine ſelbſtändige Seele gebe, daß alſo der Menſch mit dem Tode ſeines Körpers für immer aufgehört habe zu leben. — Das war alles. Der Herr wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn und trat nach verrichtetem Durſt ab. Zum Glücke weiß der Mann nicht, wie man ſprechen muß, um vom Volke verſtanden zu werden, und ſo gingen beſonders meine Bauersleute, die ſich weiß Gott was erwartet hatten, kopfſchüttelnd davon.

„Wenn er nur nit ſo geſchimpft hätt'!" ſoll der Stauſer-Knecht zu ſeinem Bruder geſagt haben. „Affe! Er ſelber, wenn er will. Ich nit!"

Hingegen ſoll ein Glashüttarbeiter die Meinung ausgeſprochen haben: „Wenn's eh nix giebt in der andern Welt, da greif' ich jetzt zu. Der Herr Profeſſor muß mir ſeine goldene Uhr ſchenken. Er hat ſie eh ſchon lang' gehabt, jetzt will ich ſie einmal haben."

So wird's halt ſchon hell in den Köpfen, ſeitdem die Herren das neue Licht aufſtecken im Torwald.

Alle Geiſter kommen, einer nach dem andern.

Im Kurſalon war geſtern der Vortrag eines Marquis Roſard. Dieſer Herr will eine merkwürdige Erfindung gemacht haben und ſucht nun den Kapitaliſten, um dieſelbe zu privilegieren und auszuführen. Der Marquis weiß ein Mittel, „friſch verſtorbene“ Perſonen ſo herzurichten, daß ſie für alle Zukunft vollkommen unveränderlich bleiben. Die präparierten Leichen legt er in eine flüſſige Maſſe, die durchſichtig iſt wie das reinſte Kryſtall. Dieſe Maſſe kann man in jede beliebige Form gießen, dann wird ſie hart und unzerbrechlich wie Stahl. Sei es nun in Form eines Sarges, oder Bettes, oder eines aufrechtſtehenden Schrankes, oder einer Säule, — „in dieſem Rieſenkryſtalle bewahrt man den geliebten Schläfer auf, ſichtbar und unverweslich in ſeiner trauten Geſtalt bleibt er bei uns.“

Dem Erfinder fehlen aber die Mittel dazu und es ſcheint, daß er auf den Millionär ſpekuliert hat. Herr von Yark aber ſagte: „Was heißt Tote konſervieren? Totes Kapital!“

Mit dieſem Ausſpruche hat der Ritter eine tiefere Wahrheit geſagt, als der Geſchäftsmann wohl ſagen wollte. Hätten wir einen geliebten Toten immer um uns, ſtarr, ſeelenlos, in ewig gleicher Form, unſer Denken und Empfinden für ihn würde bald eben ſo ſtarr und ſeelenlos werden. Nur weil der Tote uns entrückt iſt, weil wir wiſſen, daß er auferſteht, belebt er ſich für uns wieder, umſchwebt uns geiſtig. Weil er unſichtbar iſt, können wir ihn uns in allen beliebigen Geſtalten vorſtellen und in unſerem Leben wirkt er thatkräftig fort. Der Körper aber würde dem Geiſte im Wege ſtehen.

Beſſer, wir haben den Entſchlafenen warm und lebendig in unſer Gemüt eingeſchloſſen, als daß die Mumie ewig ſichtbar und ewig tot in den Kryſtall gegoſſen vor uns liegt, anfangs ein Gegenſtand des Grauens, bald ein Gegenſtand des Abſcheus, endlich ein Gegenſtand der Gleichgiltigkeit, ſchließlich gerade brauchbar als Beſchwerer auf eine Wäſchrolle.

Laſſen wir die Toten zu unſerem Segen unſichtbar ſein, und laſſen wir den Marquis Roſard noch bei Lebzeiten unſichtbar werden im Torwald.

Im Herbſt.

Auf dem Hagenkar ein ſchiefer Tritt, und eine neue Erfahrung iſt da So geht's oft, daß kleine Anläſſe, die man kaum beachtet, faſt eine Lebenswende bedeuten. Daß ich mir bei dem Verſehgang den Fuß verſtauchte, iſt wenig, daß ich daraufhin wochenlang im Bette liegen mußte, iſt auch nicht viel, daß die Gemeinde ohne Meſſe, Religionsunterricht und Verſehgang ſein mußte, iſt mehr. So habe ich mir beim Konſiſtorium einen Hilfsprieſter ausbitten müſſen, der auch bald gekommen iſt. Ältlicher Herr mit einer kleinen Glatze; wenn er bei mir ſitzt, ſchweigſam und ernſthaft, ſonſt ſtrenger Prediger. Habe manchmal ſogar in meine Krankenſtube herab ſeine Stimme vernommen. Fremde haben ſich luſtig gemacht über ſein „Kaplandeutſch". Mein Gott, Bauernſöhne im Seminar, man lernt's eben ſo. Nicht wie's, ſondern was geſagt wird! Auf der Kanzel und im Beichtſtuhl war mein Cooperator ein harter Herr! Die Kirchenthür hinter ſich, war er ein weltluſtiger Mann, der mit den Kurgäſten allerlei Vergnügliches mitmachte, auf den Höfen mit übermütigen Burſchen und Dirnen allerhand Kurzweil trieb. Ob der geiſtliche Herr nicht in der Kirche bei der Predigt geweſen wäre am Sonntag? ſoll ihn ein boshaftes Dirndel einmal gefragt haben, und der Neuwirt hat ihn mehrmals nach Mitternacht mahnen müſſen: „Hochwürden, 's iſt Schlafenszeit!“ Wenn er demnächſt wieder gegen Unzucht und Völlerei wetterte, da lachten die Leute, und wenn er zu lange predigte, ſo gingen ſie hinaus, „er ſoll nur für ſich ſelber predigen!“

Es war ein Ärgernis, und ich wurde zornig auf meinen Fuß, daß er mich ſo lange feſthielt. Wenn der Cooperator mit dem hochgelahrten Schwiſſang die halbe Nacht Karten geſpielt und dabei von dieſem das Lob eingeheimt, ein aufgeklärter Prieſter zu ſein, wollte meine Regina ihn nicht in den Pfarrhof laſſen. So legte er ſich in der Holzhütte auf die Scheiter und ging am Morgen von dort aus die Meſſe leſen, ungewaſchen und ungekämmt. Als es offenbar ward, daß er ſich während ſeiner Predigten deswegen ſo oft gegen die Wand kehre, unter dem Schein des Naſenputzens, um Zwetſchkenbranntwein zu trinken, habe ich ihn ganz eigenmächtig fortgeſchickt. Der Rupert hat mich jeden Tag in die Kirche hinauftragen müſſen zum Gottesdienſt; die Schulkinder habe ich zu mir kommen laſſen, bis der Fuß endlich heil geworden.

Etwelche Schulden hat er zurückgelaſſen und, wie die Bosheit wiſſen will, ſonſt auch noch etwas, dieſer infame Windhund! hätte ich bald geſagt. — Mein Gott, unſereiner kann nicht eifrig und gewiſſenhaft genug ſein, um ſolche, wenn auch nur vereinzelt vorkommende Schäden in der Prieſterſchaft wettzumachen.

Manchmal wird mir bang, wenn ich an den Luzian denke. In früheren Jahren hat mir der Prälat öfters geſchrieben, wenn er beſonders mit ihm zufrieden war. Der Knabe (mein Gott, ich ſage immer noch Knabe!) iſt mir in den letzten Vakanzen, als er da war, anders vorgekommen als ſonſt. Und kann doch weiter nichts ſagen. Ich bin halt ſchon ein wunderlicher Alter. Warum ſoll ein junger Menſch nicht luſtig ſein! Nein, nicht das. So aufgeregt iſt er mir vorgekommen, ſo ungleich und täppiſch. Im nächſten Jahr geht's ſchon ins Prieſterhaus. Will ihm's vorher noch recht ins Gemüt führen, was das bedeutet. — Beim Cooperator iſt's wahrſcheinlich verſäumt worden, ihn rechtzeitig aufmerkſam zu machen, was das heißt, ein Prieſter ſein!

Im Mai 1884.

Kommt da mein feines Mädel geſchlichen, ſtaubt ein paar Bücher ab, die ſie erſt abgeſtaubt hat, zieht den Fenſtervorhang über die Scheiben, damit mich etwa die Sonne nicht blende und platzt auf einmal heraus: „Photographieren will er mich!" — „Wer?" — „Der Photograph im Kurhaus. Darf ich, Herr Pfarrer?" — Denke ich: Wann denn ſonſt, wenn nicht jetzt? Schöner als in dieſem Alter iſt der Menſch nie. — „Und daß ich dem Luzian ein Bildlein ſchicken könnte, Herr Pfarrer!" Erlaubt hab' ich's, und wie ſie bei der Thür draußen iſt, hat's mich ſchon gereut. Jetzt haben wir den Götzendienſt. Im Glaskaſten iſt ſie ausgeſtellt, die Leute gaffen hin: Das iſt das Pfarrer-Dirndel! Und kaufen es, das Stück um dreißig Kreuzer. — Es muß weg.

Sie ſelber lacht dazu und kehrt ſich nicht viel nach der Leute Schmeicheleien Wenn die Herrſchaften wüßten, wie fein ſie ſich luſtig zu machen weiß über ſie. Will's nicht aufſchreiben, das loſe Jünglein. Hätte mir's mein Lebtag nicht gedacht. So betroffen und ungeſchickt wir Alten vor der nie geahnten Wendung ſtehen, ſo unbefangen nimmt ſie unſere Jugend. Auch meine Ottilie thut, als ob's immer ſo geweſen wäre, ſo ſein müßte, ſicher und ſchneidig geht ſie zwiſchen all den unerhörten Dingen dahin. Jetzt ſpricht der liebe Balg aus dem Rauhgraben ſchon von der Eröffnung der Eiſenbahn und weiß die Sachen zu nennen wie ein Techniker. Dabei iſt ſie doch an Einfalt, Güte und Luſtigkeit noch immer die wahre Tochter der Steinfranzelleute. Ich kann wohl ſagen, ſie iſt das Röslein auf dem Dornſtrauch.

Der Schullehrer iſt mir verdächtig. Er ſoll ſich auch eins gekauft haben beim Photographen, aber der Regina träumt ſtehenden Fußes, das Bildel wäre ihm zu wenig. Nein, nein, der ſoll ſich zu einem Globusträger ausbilden, die Ehelaſt könnte dem Lebemann zu ſchwer ſein. Seine Sehnen werden unter gewiſſenhafter Übung mit jedem Tag ſtärker. Gerne ſtreift er ſeine Ärmel auf und ſpannt vor aller Augen die Muskeln. In der Schule fängt er manchmal an, mit den wildeſten Knaben zu boxen, hebt ſich eine Gruppe von Jungen auf die Achſeln, auf den Nacken, baut darüber einen hohen Turm auf, aus lauter johlenden Rangen und ſteigt damit im Garten herum. Auf dem Dachfirſte des Schulhauſes hat man ihn geſehen hinwandeln mit einer langen wagerechten Heuſtange und dann in weitem Bogenſprung über den Hollerſtrauch hinaus auf den Raſen hüpfen. Vom Ritter Joſef, der ihn wohl leiden kann, borgt er ſich bisweilen ein Reitpferd aus, welches ihn aber nicht öfter als einmal auf die Wieſe gelegt haben ſoll. Jetzt ſetzt er damit über die Eiſing wie ein Fidſchipfeil. Das Kurhaus erzahlt ſich luſtige Hiſtörlein von einem ſchneidigen Schullehrer, der im Neſſelſchachen draußen einem Stadtherrlein beim Säbelduell die Naſenſpitze abgehauen haben ſoll, weil das Stadtherrlein ihn ſtatt Schullehrer: Schulmeiſter genannt hätte. Na, das muß freilich geſühnt werden! Die Naſenſpitze iſt im Schachen begraben, das Stadtherrlein iſt abgereiſt, der Sieger ſchweigt, und wer ihn deshalb aufziehen will, den überzeugt er, daß der Boden hart iſt. — Der Zaunſtiegelhofer hat einen Stier, welcher ſich in den Geruch unbezähmbarer Wildheit zu ſetzen wußte und ſchon manche elegante Tragerin bunter Kleider brüllend in die Todesangſt gejagt hat. Mit dieſem Recken hat unſer Sandor auch angebunden. Er band ſich ein rotes Tuch vor den Bauch und hub an, das Gebrülle des Tieres nachzuahmen. Dieſes hebt den Schwanz ſchwingend wie eine Peitſche, gräbt mit den Vorderfüßen den Boden locker, daß der Sand fliegt und fährt auf den Lehrer los. Leute, die es ſehen, erheben ein Jammergeſchrei, der Lehrer packt den Stier bei den Hörnern, ſteht mit den Beinen ſtramm, und ſo ſtemmen ſich die beiden Herren einander entgegen. Einmal weicht der eine ſeinen Schritt zurück, einmal der andere, jeder ſchiebt immer wieder vor, beide ſchnaufend und gröhlend, finſteren Trotzes. Als aber eine Viertelſtunde vergangen iſt, denkt ſich der Ringenden einer: Der Geſcheitere giebt nach, und weicht endgiltig zurück. Und das iſt der Stier geweſen. — Nein, nein. Für dieſen Löwen wäre meine Wildtaube nichts.

Der Rolf fällt mir ein. Der Burſche hat Glück. Jetzt hat ihm ſein Regiment den Abſchied zugeſchickt, in Berückſichtigung deſſen, daß er der einzige iſt beim Schmiedhauſe. Gott Lob und Dank! Es iſt hier, deucht mich, eine große Gefahr vorübergegangen. Der wäre im Kriegsfalle ſtandrechtlich erſchoſſen worden. Jetzt mögen ihm die Borſten wachſen wie der Will, dem Waldbären. Sie wachſen ihm aber nicht. Wenn er vom Dreibrunnwald herabkommt, um bei mir Bücher auszutauſchen, da hat er ſeinen Blondkopf ſorgfältig gekämmt und iſt ſittſam und ſchamhaft wie eine Kloſternovize. Das letzte Mal will er mir gerade etwas erzählen, als zufällig die Ottilie ins Zimmer tritt. Er bleibt mitten im Satze ſtecken — ganz verwirrt.

„Das Buch über Johannes Huß bringſt du mir da zurück,“ ſpreche ich, um ihm aus dem Traum zu helfen. „Nicht wahr, das iſt ein Unhold geweſen, dieſer Huß?“

„Das kann man juſt nicht ſagen,“ antwortet er innerlich erregt. „Recht hat er gehabt — der Huß, daß er —. Hat's mehr mit dem Herrn Chriſtus gehalten, als wie — als wie ... Wer chriſtlich geſinnt iſt, hat er geſagt, und wenn er auch nicht getauft wär' ... Und wer nichtsnutzig iſt — und hätte er einen ganzen Keſſel voll Taufwaſſer, einen ganzen Keſſel, der, der ... hat er geſagt, iſt der Antichriſt, und hat niemand ausgenommen, den Biſchof nicht und — und den Gottsoberſten auch nicht ...“

„Rolf!“ rufe ich aus und denke, das Mädel hat ihn verwirrt. — „Ottilie, ich glaube, die Regina hat dich gerufen!“ Und als ſie draußen iſt: „Aber hörſt du, Rolf, wie lieſeſt denn du? Gerade dieſes Buch widerlegt es gründlich, was du da geſchwatzt haſt.“

„Das kann's halt nicht,“ ſpricht er. „Chriſtus hat gerade ſo geſagt, wie der Huß.“ — Jetzt konnte es doch das Mädel nicht mehr ſein.

„Mein lieber Rolf! Wenn du die Bücher mißverſtehſt, dann werde ich dir keine mehr borgen. Du biſt zu viel allein, du grübelſt zu viel. Du mußt herab. Hat dein Vater gegrübelt? Der hat fleißig gearbeitet und gebetet, iſt mit Leuten umgegangen, hat Weib und Kind gehabt. Wenn du ſchon ſo voller Nächſtenliebe biſt, ſo mußt es auch ſo machen. Vom Wald mußt mir hervor!“

Er ſchüttelt den Kopf: „Wenn der Antichriſt nicht da wäre!“

Auf dieſes Wort kann ich einen Augenblick gar nicht ſprechen. Das hat mir einen Stoß gegeben. Es auf einmal ſo laut und klar ausſprechen zu hören!

„Iſt er denn nicht auch in deinem Walde?“ frage ich dann. „Du haſt dich abgeſchloſſen von allem weltlichen Treiben, haſt gute katholiſche Bücher zu Rat und Lehr’, ſollteſt deines wackeren Vaters Vorbild im Herzen tragen und biſt irre und ſprichſt wie ein — wie ein —“

„Sprechet das Wort nur aus, Herr Pfarrer. Wie ein — Chriſt. Ob ich die Gnade habe, es wirklich zu ſein, das kann ich auch nicht wiſſen, aber den guten Willen habe ich wohl, nach den Geboten Chriſti zu leben.“

So etwas zu hören von einem Waldmenſchen! Ich reiche ihm die Hand: „Wir müſſen demütig ſein, ſchau, aller Menſchen Weisheit und aller Gelehrten Grübelei iſt nichts. Der Herr leuchte uns ſein Licht. Wenn du ſchon glaubſt, es im Walde zu finden, ſo kehre wieder heim in deinen Wald. Heim, ſage ich, mein Rolf, denn manchmal iſt mir ums Herz als —“ — als müßte ich auch mit dir! wollte ich beiſetzen. — Anſtatt daß dieſer junge Menſch ſeines Pfarrers Fährte und Troſt bedarf, möchte ſchier der Pfarrer ihm folgen . . .

Am 3. Juli.

Schon viel hatte ich gehört von Gewittern im Hochgebirge. Geſtern bin ich in einem geweſen.

Vormittags holte mich ein Knabe zum Hirtner auf der Selchwieſe. Die Selchwieſe iſt eine Alm, die auf einer Hochebene liegt zwiſchen dem Dreiſpitz und dem Reckenſtein. Auf der Eiſingbrücke ſtand ein Stadtherr und beglückwünſchte uns zum ſchönen Tag. Beim Jockthor kniete der alte Pechbrenner; als er ſich nach dem geſpendeten Segen raſch bekreuzt hatte, rief er uns nach: „Ihr kommt heut' in ein abſcheuliches Wetter. 's hat ſich die Katz' gewaſchen früh morgens.“ — Als ich mit dem Allerheiligſten hinter dem Boten herging durch die Waldungen hinauf, war es ſelbſt im Schatten ſo ſchwül, daß ich oft ſtehen bleiben und nach Atem ringen mußte. Kein Lüftchen, kein Vogelſang zu hören, keine Ameiſe zu ſehen auf den Baumwurzeln. Vom Reſchanger aus ſahen wir, daß über der Hohen Rauh bleigraues Gewölke aufſtieg, deren oberſte Kuppen aber ſo blendend weiß herüberſchimmerten, daß der Wald hinter uns in einer faſt lehmfalben Beleuchtung ſtand. Als wir über den Hulſchlag gingen, war der Sonnenſchein vergangen. Der Himmel war grau, doch ſtanden ſchwarze, weiße und ſchwefelgelbe Wolken darin, und an den Schründen der Gewände ſanken Nebelſträhne nieder. Wir gingen über die Schütterhöhe hinein, wo auf Heidekrautbodenſchütter zerſtreut die zwergigen Fichten mit den langen Flechten ſtehen. Die Äſte dieſer Bäume ſind von den Stürmen ſo gewachſen und zerzauſt, daß alles Aſtwerk gegen Oſten hin gekehrt iſt. Heute regte ſich kein Zweiglein. Hier wurde es auf einmal dunkel, ſo daß das Licht in der Laterne des Boten leuchtete wie in der Abenddämmerung. Er hütete das Flämmlein mit Fleiß, denn es war an der Ampel des Altars angezündet worden. Nun huben große Tropfen an zu fallen, und plötzlich waren wir mitten im Nebel, der von dem erwachenden Winde gepeitſcht zwiſchen den Bäumen dahin flog. Mehrmals lichtete es auf, und da ſahen wir, daß es drinnen in den Rauhgegenden vom Himmel niederging in gelblich-weißen Streifen, und ein Sauſen war, als wäre in den Lüften irgendwo ein großer Waſſerfall. Wir waren ſo ſchnell gegangen, daß uns der Schweiß niedertropfte von der Stirn, aber mein Knabe ſagte, wir hätten noch eine gute Strecke bis zur Hütte des kranken Hirtners. Und nun goß es herab. Der Sturm warf uns Waſſer und Eis ins Geſicht, brauſte in dem verknorpelten Geäſte der Bäume und wühlte den Raſen auf. Ich mußte mich einmal an einen Baum ſtemmen, um nicht zu Boden geworfen zu werden. Chorhemd und Stola waren augenblicklich vollgeſogen wie ein Badeſchwamm, und von meiner Kappe rieſelte das Waſſer in den Nacken hinab. Höre ich auf einmal: „Verzeihen Sie, Herr Pfarrer!“ und wird mir ein ſchwerer Mantel über den Leib geworfen. Der junge Ritter iſt's, der Joſef, er ſteht da, mit Jagdgewehr und Waidtaſche, hängt mir ſeinen Wettermantel um, und dann eilt er voraus, um einen Unterſtand zu ſuchen. Die Blitze flackern matt durch den dichten Nebel und die Donner röcheln ſchwer und dumpf. „Es kommt grob!“ ſagt mein Knabe. Da ſpringt der Herr Joſef herbei und zerrt mich mit ſich gegen eine alte Tanne, es iſt dieſelbe, welche aufragt über das Zwergholz, und die man auch von unſerer Kirche aus ſehen kann. Sie ſteht auf der Schütterhöhe wie ein ſpitzer Turm in den Himmel hinein. Ich will an die Blitzgefahr erinnern, da bin ich ſchon drinnen, denn wir haben keine Wahl. Der Baum iſt hohl und hat Raum für alle drei. Ich ſtelle das Heiligtum auf Moder, der Bote ſtellt die Laterne dazu und wir zwei knien davor nieder. Der Herr Joſef wird wohl auch ſein Gebet gehalten haben, er ſchaut ins Freie, wo jetzt der Tanz losgeht. Die ſtarren Bäume dröhnen und pfeifen ganz betäubend im Sturm, die Schloßen ſauſen in Kreuz und Quere durcheinander, und jedes Korn ſpringt wieder hoch auf. Über den Raſen fegt es Struppwerk, Waſſer und Nebel ſchäumend hin, und obſchon der Boden faſt eben iſt, ſo wälzen die Waſſer doch ganze Hagelhaufen vor ſich her. Ein toſender Waſſerfall von den Wipfeln. Ein paar Mal blendet der Blitz, ein paar Mal ſchwankt unſer Tannenbaum vor dem Donner, nach welchem das Schütten ſtets größere Heftigkeit gewinnt. Das Eis ſauſt ſchnell, die abgeſchlagenen Zweige fallen langſamer nach.

Es mag wohl eine halbe Stunde ſo gedauert haben, bis die Gewalten erſchöpft zu ſein ſcheinen. Gleichmäßiger ſtreicht der Wind, der Hagel iſt in einen leichten Regen übergegangen, und ein ſcharfer Waldharzgeruch erfüllt die froſtige Luft. Wir rüſten uns zum Weitergehen und treten hinaus auf den kniſternden Hagel, der ſtellenweiſe fußtief liegt. Als der Herr Joſef eines der nußgroßen Hagelkörner aufhebt und auseinanderſchlägt, zeigen ſich im

Bruch drei Ringe, ein ſchneeweißer, ein waſſergrauer und wieder ein weißer. „Da ſehen Sie," ſagt er, „das Stück iſt durch drei Luftſchichten herabgefallen." Und wie ich noch die Nebel betrachte, die jetzt träge herumwallen, ſchreit mein Knabe: „Der Baum brennt!" Und ſehen wir, wie der Wipfel des rieſigen Tannenbaums, in deſſen Höhlung wir Schutz gefunden, im Feuer ſteht. Der Knabe ſtellt ſeine Laterne auf einen Hagelhaufen, kniet nieder, und die beiden Hände gegen das Allerheiligſte hebend ruft er hell wie in Verzückung: „Chriſti Herrgott! Du biſt wohl brav, daß du uns nicht haſt erſchlagen laſſen!"

Der Joſef hat ein wenig unſicher hingeſchaut, er wird nicht gewußt haben, über was ſich ein kluger Weltmenſch mehr wundern ſoll, über den Blitz, der in den Baum geſchlagen, ohne einen der Unterſtehenden zu verletzen, oder über die frommgläubige Dankbarkeit des Knaben.

Wie wir zu den erſten Blößen der Selchwieſe kommen, ſteigen die Nebel an den Wänden empor, und vor uns liegt eine weite Winterlandſchaft. Alle Almen ſind mit einer weißen Schicht überdeckt, durch welche ſtellenweiſe die vielarmigen Striemen der Gießbäche und der Erdlahnen niedergehen. Aus den Schluchten herauf donnern die lehmbraunen wirbelnden Wildſtröme. Von den Nadelbäumen hängen die Fetzen nieder, die Laubhölzer, als beſonders die Ahorne und die Bergeſchen, ſtehen kahl wie zur Weihnachtszeit. Gar mancher Baum iſt geſpalten von oben bis unten, und ſeine Trümmer ſind weit hingeſchleudert über den Plan. Aus den Eisfeldern ſteigen immer wieder Nebel auf, und über dem Hochgebirge ballt ſich ein neues Gewitter zuſammen, kaum noch das erſte dort unten über den Beilerſtein hinausgetobt hat.

Nachdem der Herr Joſef für ſeine freundlichen Dienſte bedankt worden iſt, und er ſeinen Weg gegen das Jagdhaus am Dreiſpitz genommen hat, ſind wir endlich zur Hütte des Hirtners gekommen. Dort iſt an den Fenſtern keine Scheibe ganz, ſo daß der Wind durch und durch winſelt. Kaum der Kranke meiner anſichtig wird, hebt er ſeine geballte Fauſt und ſagt mit heiſer bellender Stimme: „Pfarrer, gedenket meiner Red', das Wetter iſt gehext! Das hat die alte Hexe gethan, die Schwaigerin Lieſel!“

„Freund,“ ſage ich, „wenn du das allerheiligſte Sakrament empfangen willſt, das ich für dich mitgebracht habe, ſo laß ein ſolches Reden ſein! Das Gewitter hat der allmächtige Gott geſchehen laſſen, und die alte Lieſel iſt trotz ihres Höckers ein Kind Gottes wie jedes andere.“

Murmelt der Mann unter ſeine Bettdecke: „Iſt ſchon recht, ein Kind Gottes, iſt ſchon recht. So ſoll er beſtraft werden an ſeinen Kindern, daß er ſich's merkt. — Was ſoll ich denn jetzt mit meinen Ochſen und Kälbern machen, wenn alles Gras in den Erdboden hineingedroſchen iſt! Geht mir weg, jetzt freut mich ſchon gar nichts mehr!“

Und der alte Mann, der ſo ſpricht, iſt bis auf den Tod krank; ich habe ihm recht viele gute Worte geben müſſen, bis ſein Unmut geſchwunden iſt, und er endlich doch mit Andacht die Sterbeſakramente empfangen hat.

Darauf bin ich in Geſtalt des alten Hirtners dem Thale zugegangen. Denn weil mein Gewand ganz und gar durchnäßt war, ſo hat der Hirtner mir ſeine Lodenkleider geborgt, die ſchweren Bundſchuhe, den breiten Filzhut und den mächtigen roten Regenſchirm, und ſo bin ich zum hellen Entſetzen meiner Weibsleute am Abend heimgekommen.

Heute morgens nach der Meſſe war mein erſtes, daß ich hinaufſchaute gegen die Schütterhöhe. Sie iſt noch ſchneeweiß. Der alte Tannenbaum ragt faſt wie ſonſt in den Himmel hinein. Nicht einmal der Blitz hat ihm was anhaben können.

Am 4. Juli.

Das vorgeſtrige Gewitter hat arg gewirtſchaftet. Viele Hunderte von Lahnen ſollen abgegangen ſein im Gebirge und noch fortwährend abgehen, weil der Boden ganz durchwaſſert iſt. Im grünen Thale breitet ſich manche Steinwüſte aus, und viele Bäche haben ihr Bett gewechſelt. Obwohl es im Thale ſelbſt nicht gehagelt hat, liegen vor dem Kurhauſe Berge von Eis, die das Waſſer herabgeſchwemmt hat. Die Fremden ſollen während des Wetterns und Krachens und Brüllens unſinnig gejammert haben. Die Bauern, deren Hab und Gut zu Grunde ging, ſind gefaßt geblieben. Heute ſcheint die Sonne, aber aus den fernen Schluchten herab donnern immer noch die Wildbäche, und die Eiſing führt ein dickes braunes Waſſer durch das Thal.

Am 9. Juli.

In der letztvergangenen Nacht klopft an meine Thür die Regina: Ich möchte nicht erſchrecken, es wäre ein Dieb am Fenſter! Ich eile über die Stiege, in den Hof, dort iſt eine Leiter angelehnt nach dem Kammerfenſter der Ottilie. Der Rupert hat das Hofthor geſchloſſen und ſteht daneben verwegen mit einem großen Beil. „Was, Beil!“ ſage ich,

„den Haſelſtock bringe mir!“ Da huſcht die Leiter herab ein Mann; ehe er noch den Boden berührt, hat ihn der Rupert beim Kragen. Wie die Regina mit dem Lichte kommt, iſt es dieſer verdächtige Menſch, der Holz-Hoiſel, der jetzt beim Ritter Jark in Arbeit ſteht. „Mathias!“ rufe ich ihn an. Er läßt ſich aufs Knie nieder: „Bitt' um Verzeihen, gnädiger Herr, ich hätt's ja gebeichtet, hätt' ja ohnehin alles gebeichtet. Weiß mir nit zu helfen, die Dirn hab' ich halt ſo viel gern!“

„Soll ich ihm ein paar geben?“ fragt mich der Rupert.

„Sperre ein andersmal das Hofthor ſorgfältiger zu!“

„Nachher muß ich übers Dach hereinſteigen,“ jammert das Ungeheuer. „Mir iſt's angethan, ich verſterb' wie ein Hund, wenn ich ſie nicht kann haben. Sie iſt mir vom heiligen Gott Vater ſelber beſtimmt, anders iſt's nicht. Bin ja eh kein ſchlechter Menſch, und was nit recht iſt, das thu' ich fleißig beichten.“

Jetzt habe ich ihm aber die Füße flink machen laſſen. Vom Schlafen war keine Rede mehr. Die Ottilie ſitzt die ganze Nacht neben dem Bette der Regina und zittert wie ein Huhn. Noch Schelte kriegt ſie, und was ſie wohl für Anlaß gegeben! Obſchon wir's wiſſen, daß er jeder nachſtellt. In meinem Kopf hämmert der Zorn gegen den Unmenſchen, den Heuchler, der ſich allemal auf die Sakramente beruft. Wenn ich ihn nur in der Kirche ſehe, ſo wird mir ſchon unheimlich.

Was bin ich für ein Seelſorger? Bin ich zu ſäumig, zu nachſichtig? Lehre ich zu lückenhaft? Iſt an mir ſonſt was nicht in Ordnung? Der eine lieſt Chriſtiwort und mißverſteht's. Der andere betet mit dem Mund und flucht mit dem Herzen. Wieder ein anderer beobachtet ſtrenge den

Kultus und glaubt an nichts. Noch ein anderer opfert dem Altare und betrügt die Leute. Und dieſer meint ſeine dunklen Werke mit der Beichte abthun zu können. Gut, er ſoll mir beichten! Er ſoll mir nur geſtehen, daß er die Bachhäuslerin zu Schwarzau und den unglücklichen Tobias Steger auf dem Gewiſſen hat! Mir ſagen von der Almerin, die über die Felswand geſtürzt ſein ſoll! Ob ſein Kerbholz nicht noch andere Marken hat! Ich trage das Siegel Gottes zu Gericht! Es geht über meine Kräfte, ich trage es zu Gericht! Gottes Mühlen mahlen mir zu langſam bei dem Hoiſel.

Es iſt, als ob eine Seelenſeuche läge über aller Welt, als ob das Sonnenlicht vergiftet wäre, das ſonſt ſo voller Segen und Gnaden niedergeleuchtet hat aufs grüne Waldland! — Betrübt bin ich manchmal bis zum Sterben.

Am 1. Auguſt.

Bei dem Eiſenbahndamm nächſt Unterſchuttbach iſt heute ein Arbeiter verunglückt. Beim Sprengen eines Steines iſt ihm ein Stück in die Bruſt geſprungen, man ſoll durch die Wunde bis an den Lungenflügel hineinſehen. Bei dem wird doch ein Blick ins Innere möglich ſein, ich bin hinabgegangen. Ob er vielleicht die Tröſtungen der Religion wünſche? In der großen Baracke auf einem Strohbund liegt er, ein noch junger Mann, mit ſeinem halbſtarren Auge ſchaut er müde in den Tod hinein. Ich will ihn tröſten, er ſtammelt: „Weiß, wie es ſteht mit mir, der Arzt hat's ſchon geſagt.“ Ich frage, ob er vielleicht ein Anliegen habe, das zwar nicht der Arzt, wohl aber der Heiland ſchlichten könne? Mit zuckenden Munde ſtammelt er: „Mir kann kein Menſch und kein Gott mehr helfen.“

Alſo habe ich wieder fortmüſſen. Sonſt iſt das Gottesbedürfnis wenigſtens auf dem Sterbebett zum Vorſchein gekommen. Und jetzt? Ohne Reue und ohne Sehnſucht vergehen! Das Licht Gottes iſt ausgelöſcht auf Erden.

Unterwegs nach Hauſe treffe ich mit dem jungen Ritter zuſammen; er hatte mich in ſeinen hohen Juchtenſtiefeln eingeholt und erſuchte höflich, ob er mich begleiten dürfe. Sein Vater iſt in Geſchäftsſachen abweſend, ſo hat der Joſef dieweilen einen Brückenbau am Keilerſtein zu überwachen. Die bauen anders Brücken, als wir! Dreimal ſo hoch und fünfmal ſo lang, alles mit Quadern. Da kann freilich das Wildwaſſer nichts machen. In den Raigbergen drüben wird geholzt und nach Kohlen geſchürft, deshalb die Brücke. Ich dachte, wie es ſein Vater zu thun pflegt, ſo wird nun auch der junge Herr anfangen, von den Vorteilen zu ſprechen, die das Torwaldthal durch die Sommerhäuſer, Gewerke und Eiſenbahn erfährt. Im Gegenteil, der Herr Joſef ſcheint meine Unbehaglichkeit zu merken. Ich würde wohl lieber allein gehen, meinte er, und den Fremden ausweichen, die das einſt ſo ſtille Alpenthal nun überſchwemmen. Eigentlich thäte es auch ihm leid um die zufriedenen Exiſtenzen und ihre Altſtändigkeit, aber die Welt ſei denn einmal in Umwandlung begriffen. Morſche Balken blieben noch am längſten beiſammen, wenn ſie ſich auf dem Strome weitertragen ließen.

Ich habe mir gedacht: So ſprechen ſie halt und möchten ſich rechtfertigen. Doch er ſetzte bei: „Mir gefällt's auch nicht, Herr Pfarrer. Ich glaube Sie zu verſtehen, und wenn es nach meinem Willen ginge, dürfte Torwald nicht moderniſiert werden.“

Mußte ich antworten: „Es geht ja nach Euerem Willen.“

Sagte er: „Thun wir's nicht, ſo thun es andere und machten es am Ende noch ſchlechter. Sehen Sie, Herr Pfarrer!“ Er bückte ſich nach einem roſtbraunen Knollen, der von einer Fuhre auf die Straße gefallen ſein mochte: „Wiſſen Sie, was das iſt?“

„Das iſt ein ſchmutziger Stein,“ ſage ich.

„Das iſt der Schatz vom Torwald,“ ſagt er, „und den wird jeder ausnützen, der ihn findet. Es iſt Eiſenſpath. — Der wird noch Lärm machen im Torwald!“

„Davon verſtehe ich nichts. Mir iſt nur um die heimiſchen Leute, ſo viel ihrer noch vorhanden ſind.“

Darauf der junge Herr: „So viel an mir perſönlich iſt, habe ich mir vorgenommen, die alten Sitten und Anſchauungen dieſes braven Volkes möglichſt zu ſchonen.“

„Das glaube ich, mein Herr, aber wenn dieſes brave Volk nicht mehr da iſt! Wenn es ſich verlaufen hat, weil man es aus dem Boden geriſſen!“

Als wir ſo ſprechen, ſehe ich von Sankt Maria herab einen jungen Menſchen flink des Weges kommen. Er hat ein Stöcklein in der Hand und eine kleine Seitentaſche um und von den ordentlichſten iſt das keiner, weil er ſein ſchwarzes Beinkleid nicht aufſtülpt über den Stiefeln, ſo daß es faſt im Straßenſtaube ſchleift. Und es iſt der Student, der Luzian. Verlegen iſt er und mich dünkt faſt, als hätte er mir ausweichen wollen. Meines Begleiters wegen wahrſcheinlich.

„Wie?" rufe ich ihm zu, „ſchon Vakanzen? Warſt du ſchon im Pfarrhof? Gehſt du mir entgegen?"

Er ſtottert etwas von ſeinen Eltern im Rauhgraben, von ſeiner Schweſter, von Dank und Wiederſehen, ich hab nicht recht hingehorcht und gedacht, wir werden ja alles beſprechen. Ehe ich mich beſinne, lüpft er ſein graues Hütlein und läuft davon.

Nicht ohne Abſicht habe ich nun angefangen, dem reichen Herrn von dieſem Studentel zu erzählen: Ein gar braver talentierter Schüler, einer ganz mittelloſen Familie entſtammend, in Alpenzell ſoeben das Seminar abſolviert. Jetzt ſtehe er vor dem Prieſterhauſe, und es ſei zu hoffen, daß ſich Gönner finden, die dem jungen Manne ſeinem Ziele vollends zuführen; die Mittel zum Weiterſtudieren thäten halt fehlen. Und was das wieder einmal ein Freudentag ſein würde für die alten Torwalder, wenn einer der Ihren ſeine Primiz halten könnte in der Kirche von Sankt Maria.

„Iſt das eine Sorge für Sie, Herr Pfarrer?" fragt der junge Herr von Yark. „Dieſelbe übernehme ich, wenn Sie erlauben. Wie ſich's auch wendet in der Welt, brave Geiſtliche werden wir immer brauchen. Wie viele Jahre Studium bedarf er noch? Drei ſagen Sie. Er ſoll ſich einmal bei mir ſehen laſſen in den Vakanzen. Es freut mich, wenn ich Ihnen dankbar ſein kann."

„Dankbar! Mir? Wofür?"

Er bleibt ſtehen, hebt den Arm ein wenig, als wollte er meine Hand faſſen, hält aber inne. „Sie haben ſich mir wohlwollend gezeigt, Herr Pfarrer. Sie haben mir nicht merken laſſen, daß Sie einen Unterſchied machen zwiſchen mir und meinem Vater."

„Wieſo einen Unterſchied?“ habe ich fragen müſſen.

„Sie wiſſen es ja,“ ſagt er, „daß meine Familie ſich Ihrer Kirche angeſchloſſen hat, und daß ich es nicht gethan habe. Hat mein Vater Herzensgründe gehabt, es zu thun, ſo habe ich ſie gehabt, es nicht zu thun. Ich muß mich Ihnen ausſprechen. Sie halten etwas darauf, daß man ſeinen Vorfahren treu bleibt in Leben und Lehre. Wenn Sie mich fragen: glaubſt du den Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs? ſo muß ich antworten, das weiß ich nicht. Wenn Sie mich einladen, einen fremden Glauben anzunehmen, ſo muß ich antworten: nein! Kann ich ſchon meiner Väter Glauben nicht mehr feſthalten, wie ſoll ich mich einem fremden verpflichten? Das wird nicht Ihren Beifall haben.“

„Es hat ihn, es hat ihn!“ fährt's mir heraus, ſeine Offenheit hät mir ſo wohlgethan, daß ich meines Amtes einen Augenblick vergaß. Als ob der Herr befürchtete, daß ich mein Urteil zurücknehmen könnte, hat er ſich bei der nächſten Wegzweigung von mir verabſchiedet. Raſch, aber faſt herzlich. Ja, ſollte ihm an der Meinung eines alten katholiſchen Pfarrers denn etwas gelegen ſein?

Eiſenſpath! Und der ſoll neues Unheil bringen? Ich verſtehe es nicht. Schlimmer als das Eiſen, deucht mich, iſt das Gold. — Und nun will ich doch ſehen, wo der Student ſteckt.

Am 30. Auguſt.

Im Volke herrſcht die Sitte, daß ein Werkzeug, durch welches jemand ſchwer verwundet wurde, aufbewahrt wird zum ewigen Gedächtnis, ſei es im Hauſe oder in einer

Gnadenkirche. Alſo will ich auch dieſes Schreiben aufbewahren und hier hinterlegen. Heute habe ich es erhalten.

„Hochwürdiger Herr Pfarrer!

Seit unſerer Begegnung auf der Straße, wo ich mich ſehr ſchmählich benommen habe, bin ich ganz ruhelos geweſen. Anfangs ging ich ſo weiter, und wußte nicht wohin. Fort über die Alpen, die ſollen ſchön ſein, mir haben ſie nicht gefallen. Meine Reiſegefährten heißen Zwieſpalt und Selbſtanklage. Das Unrecht, das ich an meinen Wohlthätern habe begehen müſſen, iſt nicht zu entſchuldigen — und auch nicht zu vermeiden. Seit länger als einem halben Jahre habe ich mit mir gekämpft. Am beſten wäre es doch geweſen, wenn ich es Ihnen damals geſagt hätte. Ich habe nicht den Mut gehabt. — Geiſtlich kann ich nicht werden. Damit, was man mich hat lernen laſſen, werde ich ſchon für mich ſorgen. Daß ich kein katholiſcher Prieſter ſein mag, ich kann nichts dafür. Verliebt bin ich nicht. Ich weiß nicht, was es iſt. Meine Eltern habe ich beſucht, aber nichts geſagt, der Ottilie habe ich mir gar nicht unter die Augen getraut. Nur Ihnen muß ich's geſtehen, Sie werden mir verzeihen, mein Wohlthäter. Ich will Ihnen nicht früher vor das Geſicht kommen, als bis Sie es ſehen, daß ich Ihrer Güte und Sorge wert geweſen bin. Verlaſſen Sie nur meine Eltern nicht.

Luzian Stelzenbacher.

Zürich, am 27. Auguſt 1884."

Das arme Mädel hat die ganze Nacht geweint. Seit Jahren betet ſie täglich ein Vaterunſer auf die Meinung, daß wir die Ehrmeſſe ihres Bruders erleben möchten. Und jetzt dieſer Brief!

Verliebt iſt er nicht, natürlich! Ein dummer Junge iſt er und hat ſich einen Floh ins Ohr ſetzen laſſen. Und jetzt vagabundiert der Nichtsnutz in der weiten Welt herum und hat gewiß keinen ganzen Schuh am Fuß und nichts zu eſſen. Nur eine Stunde möchte ich ihn im Pfarrhof haben. Zuerſt ſatt füttern und nachher auf die Bank legen . . .

Am 31. Auguſt.

Heute nach dem Gottesdienſte, als der Steinfranzel auf dem Kirchhof am Grabe ſeiner Vorfahren kniet, wie er's gewohnt iſt an Sonntagen, bin ich zu ihm gegangen und habe es ihm ſchonend beigebracht. Er ſchlägt die flachen Hände zuſammen, daß es klatſcht und ſchreit: „Da hat man's!" Dann ſteigt er an der Mauer ſo hin, als ob er die bröckelnden Steine prüfen wollte, und murmelt: „Gedacht hab' ich mir's! Gedacht hab' ich mir's! — Höret, Pfarrer, meinem Weib, dem ſagen wir nichts. Die ſoll ihren jungen Pfarrer haben, ſo lang's geht. Vier Jahr dauern lang, wer weiß, ob wir's eh erlebt hätten. — O du verdangelter Stritzel, jetzt ſpringt er aus!"

Darauf iſt er heiter wie immer in ſeinen Rauhgraben gegangen.

Wenn ich doch wüßte, warum! Wenn er's nur ſelber wüßte! Hat er's denn ſchon gemerkt, daß es mit uns nicht mehr ſo gut beſtellt iſt wie ehedem? Hat er gehört, daß es mit dieſem Faden zu Ende ginge? Geſagt wird's ja. — Zwanzig Jahre iſt er alt. Knäbel, ich weiß es beſſer, warum du nicht in die Kutte willſt, als du ſelber! Giebſt du dieſen Gründen nach, dann bleiben ſie dein harter Herr, giebſt du ihnen nicht nach, dann ſinken ſie bald zuſammen und ſind endlich gar nicht mehr vorhanden. — Wenn's anders eingerichtet wäre bei uns katholiſchen Prieſtern! — Hatte ich nicht einmal darüber geſchrieben? Und ſie haben mich in den Torwald geſchickt nach Sankt Maria.

Geſtern habe ich des Luzian wegen an den Prälaten berichtet. Der Ausreißer muß aufgeſucht und zurückgebracht werden.

Am 3. September.

Der Prälat ſchreibt: nicht ſuchen, nicht zwingen. Hätte er zwiſchen Haut und Knochen erſt abgewirtſchaftet, dann würde er ſchon ſelber wiederkommen. Mag ſein. Ich glaube es aber nicht.

Am 5. September.

Alſo morgen wird er kommen. Alles thalab und thalauf iſt aus Rand und Band. Ich glaube nicht, daß in den hinteren Gebirgshäuſern zehn Menſchen zurückgeblieben ſind. Schon heute iſt alles da. Jedes Haus iſt heute Wirtshaus, ſelbſt unter den Bäumen wird Bier geſchänkt, und Torwald iſt wie ein großer Jahrmarkt, der von Unter- bis Oberſchuttbach geht. Die Sommerhäuſer beflaggt, das Kurhaus hat Fahnenſtangen ſo hoch wie ein

Kirchturm. Der Gemeindevorſtand Zaunſtiegel ſcheint alle roten und blauen Tücher und Weiberröcke, alle weißen Hemden und Plachen in die Lüfte gehißt zu haben, ſo bunt wimpelt's herüber von ſeinem Hauſe. Die Bahnhöfe in Unter- und Oberſchuttbach ſind eingeſponnen in Ranken und Kränze. Sankt Maria ſelbſt hat keinen Bahnhof und den Wunſch des Gemeindevorſtandes, den Kirchturm zu beflaggen, habe ich überhört. Für morgen Abend iſt ein Jubelfeſt veranſtaltet, aber nicht in der Kirche. Wenn man nur den guten Kornſtock aufwecken könnte! Der hätte ſich's auch nicht gereimt, welchen Tag ſeine Muſik einmal verherrlichen wird. An allen Häuſerecken auf großen Anſchlagbogen ſteht es: „Zur Feier der Eiſenbahneröffnung im Kurhauſe zu Torwald die große Maienſymphonie von Michael Kornſtock.“

Wie öde ſind die Feſte im menſchlichen Leben ohne Weihe des Ewigen! Der Kultus des Ewigen hebt uns hinaus über den einen ſchalen Tag, bringt uns in Gemeinſchaft mit aller Vergangenheit und Zukunft, bringt uns zur Menſchheit und zu Gott, macht uns ſelig in der Ahnung einer unendlichen Erhabenheit und einer unendlichen Schönheit!

Wie traurig wäre das menſchliche Leben ohne Schönheit und Weihe des Ewigen!

Am 6. September.

Auch dieſer Tag iſt vorbei. Wir ſind mit zwei eiſernen Strängen angeſchmiedet an die große Welt. Die Schienen, dieſe eiſernne Doppelſtriche ſind das Gleichungszeichen der Menſchheit, hörte ich einmal ſagen. Am 6. September 1884 iſt der erſte Eiſenbahnzug angekommen im Torwald. Mir ſelbſt, als wir vom Söller des Gralhauſes hinausſchauen, iſt geweſen, als ſähe ich ihn das erſte Mal im Leben; ſo habe ich nur mit den Augen der Pfarrkinder geſchaut, die es jetzt erleben. Denn es iſt nicht bloß ein Sehen, es iſt ein Erleben, es gräbt ſich ins Hirn wie ein Schickſal, es ändert das Blut. Jene, die ſich vorgenommen, ſie wollten der „Narrheit“ wegen keinen Schritt vom gewohnten Wege abweichen, ſind viele Stunden weit hergekommen, um der Ankunft des erſten Zuges beizuwohnen. Die Fenſter des Hotels „Viktoria“ gegenüber dem Bahnhof ſind vollgeſpickt mit Menſchenköpfen, der Wirt hat Eintrittsgeld verlangt, und der Bauer zahlt es!

Schon ſeit dem Morgen haſtet der krump Chriſtel wegshin und her und ſchreit den Leuten ins Geſicht: „Thut's beten, thut's beten, daß er nit kommt!“ Und als unten an der Biegung das ſchwarze Ungetüm ſichtbar wird und dampfend und puſtend näher kommt, da kreiſcht er grell auf: „Der hölliſch Drach', jetzt iſt er da! Thut's beten, ihr lieben Leut', jetzt iſt er da mit aller Gewalt!“

Die Leute wundern ſich, daß der Dampfwagen nicht wackelt, daß er ſo glatt und gewegen daherkommt.

„Aber ſchnaufen macht's ihn hölliſch!“ bemerkt einer. „Iſt's ein Wunder? Den ganzen Teufel Häuſer, die er hinterdrein zieht!“

Dann hebt das Geſchrei an. Jedes meiner Pfarrkinder, auch die ſonſtigen Gegner der Eiſenbahn, ſchwenken Hut oder Sacktuch und ſchreien, was aus dem Halſe gehet Hoch Vivat! als die Maſchine mit den acht bekränzten Wagen in den Bahnhof rollt. Eine Menge fremder Leute ſteigt aus, alles lärmt; ein Mann auf dem Trittbrett hält eine Rede, vor lauter Jauchzen, Muſikſchall und Böllerknall hört man kein Wort. Mir ſelber iſt warm geworden hinter dem Bruſtlatz, ſo was packt allemal. Und dabei die bange Frage: Was jetzt? — Zum Leutverderben kommt der Dampfwagen ja freilich ſchon zu ſpät. — Vor etlichen Jahren, wenn das Lokomotiv ſo gekommen wäre, würde ich wahrſcheinlich ganz evangeliſch geſagt haben: der Wolf fährt in die Schafsherde! —

Neben mir ſitzt der ſiebenundſiebzigjährige Gral und hinter ihm ſeine Mutter. Die Greiſin hatte geſtern den ganzen Tag und heute ſeit frühem Morgen von Weisſagungen erzählt, die einſt, zur Zeit ihrer Jugend, umgegangen waren in dieſen Bergen. „Es wird einmal eine Zeit kommen, da werden ſie den Himmelsblitz auf Stangen hängen und eiſerne Straßen bauen. Und dann werden feuerſpeiende Drachen kommen, ſo groß, daß ſiebenmal ſieben Reiter darauf könnten reiten. Und dann kommt das Ende der Welt.“ Andere wieder hätten geſagt, wenn dieſer Drache erſcheint, dann kriegen die Leute Flügel an den Füßen und die Wände Ohren, und aus den Blumen werden Flammen brechen, und die Flammen werden nicht himmelwärts ſtreben, ſondern der Erden zu.*)

Jemand hatte einen Krug Apfelwein heraufkommen laſſen. Mehrere, die da ſitzen, trinken dem erſchienenen Drachen zu, der von nun an Tag für Tag bis in undenkliche Zeiten hier zu ſehen ſein wird. Auch die uralte

---

*) Die Weisſagung läßt unſer Pfarrer Wieſer ohne Auslegung, er hatte wohl vom Zweirade, vom Telephon und vom elektriſchen Lichte noch nicht viel gehört. Der Herausgeber.

Gralin hebt mit haſtigem Arm den Krug und richtet ihr eingeſchrumpftes Leiblein faſt unheimlich hoch auf. Der Gral zupft ſie am Ärmling: „Mutter, gehen wir! Gehen wir ſchlafen!“

„Jetzt!“ ruft die Gralin hell, „dummer Bub’, jetzt wird’s erſt luſtig!“ Wie ſie das geſagt hat, ſinkt ſie zurück an die Wand, und wie wir ſie fragen wollen, was ſie hat — da lebt ſie nicht mehr.

Die alte Gralin iſt geſtorben! Bald wiſſen es alle, viele finden die Mähr noch ſeltſamer, als den Einzug des Dampfroſſes. — Hundert und ſo viele Jahre! Man hat gar nicht mehr gedacht, daß ſie ſterben wird. —

Beim großen Feſteſſen bin ich nicht geweſen, aber das Muſikſtück des ſeligen Kornſtock hat auch mich in den Kurſalon gelockt. Es war mir widerwärtig, hinzugehen, doch als ich zu Hauſe bleiben wollte, begannen mir die Glieder zu zittern, als wäre ich der Kornſtock ſelber geweſen. Der junge Kanarienvogel flattert im Bauer und ſchreit: „Geh hinab! Geh hinab!“ — Bin ich alſo hinabgegangen. Der große Saal voller feſtlich geſtimmter Leute, Sommerfriſchler und fremder Ankömmlinge. Die Muſikkapelle hatte Ritter Yark von weit herbeſtellt, an dreißig Mann, auch hieſige dabei, Schüler Kornſtocks, und mehrere Sängerinnen. Hier hat man dergleichen noch nicht gehört. Kein Klang iſt mir entgangen und keine Bewegung der Zuhörer. Abwechſelnd in mir zitterndes Hoffen und heiße Angſt. Die Aufführung war für mich von unbeſchreiblicher Qual. Bei den größten Schönheiten habe ich die größte Angſt gehabt, ob ſie auch verſtanden würden. Zu wenig Beifall gaben ſie mir, und als ſie doch lärmten, war ich entrüſtet, weil dieſe himmliſchen Melodien ſo ſchnöde geſtört wurden. Ich verſtehe ja nichts von Muſik, ich fühle ſie nur, ob ſie mich peinigt oder mir wohlthut, ich kann's durch Denken nicht wenden und ändern; ich weiß ja nicht, warum mir dieſe Melodien und Harmonien das Herz ſo wonnig gemacht haben. — Als das Stück endlich ausgeklungen, erhob ſich ein beiſpielloſer Beifallsſturm. Der wollte gar nicht enden und da man gehört, der Künſtler ſei einer vom Torwald, wurden ſie nicht müde zu rufen: „Kornſtock! Kornſtock, heraus!“ — In ſolchem Rauſche ſtehe ich von meinem Sitze auf, um mich zu verneigen. Noch im Augenblicke fällt es mir ein, daß ich ja nicht der rechte bin, und um etwas zu ſagen, weil man ſchon Ruhe geboten hatte, ſo ſage ich: „Meine Herren und Frauen. Der Michael Kornſtock iſt ſchon geſtorben.“

Dieſe paar Worte haben eine Wirkung gehabt, an die ich wohl gewiß nicht hatte denken können. Ein wahres Erdbeben ging durch den Saal, ſchier ein Herzensbeben möchte ich's nennen. Man ſcheint aus meinen Worten den Vorwurf gefühlt zu haben: Ihr habet ihn verſäumt, ihr habet ihn zu Grunde gehen laſſen. Jetzt iſt's zu ſpät! — Die Bewegung ſoll lange gewirkt haben. Ich bin in die Nacht hinausgegangen, in die ſternhelle. Und als ich am Schulhauſe vorbeigehe und an der Linde, wo er ſo gerne geſeſſen iſt — ſchaffend, jubelnd, hoffend, verzagend, da habe ich geſagt: Kornſtock, heute bin ich einmal auf deinem Platz geſeſſen. Dort iſt es freilich himmliſch. Aber auch heiß! — Er hat nicht geantwortet, und um die Linde iſt der Friede der Nacht geweſen.

Der Beifall iſt doch echt geweſen, er war nicht bloß mit leeren flachen Händen geſpendet. Nach dem Konzert iſt im Kurſalon eine Sammlung veranſtaltet worden, um dem Tondichter der Maienſymphonie im Torwald ein Denkmal zu ſtiften. Ins Konzert iſt allerdings das Eine nur darum gegangen, weil das Andere auch ging; zehn von hundert nur, deucht es mich, haben die Schönheit der Muſik empfunden, die andern haben dieſen nur nachgeſchwatzt. Zehn von hundert gaben bei der Sammlung aus innerem Antrieb, die übrigen aus äußerem. Der Ritter hat ſich dabei wieder ausgezeichnet, und im nächſten Jahre ſoll das Mal errichtet werden. Michael, wenn du das noch erlebt hätteſt! Nein, das wäre unnatürlich. Ein Bild aus Erz kann erſt entſtehen, wenn das aus Thon zerbrochen iſt.

Übrigens könnte ſo ein moderner Kurort recht wohl eine Anſtalt für Geiſteskranke heißen. Nicht bloß, daß die meiſten Kurgäſte von dem Wahne beſeſſen ſind, gerade das zu thun, was das Leben flach, ſchal und langweilig macht, und gerade allem dem auszuweichen, was es vertiefen und werten könnte.

Aber auch ſonderbare Käuze giebt's, ich höre von ihnen und treffe wohl auch manchmal ſelber mit dem einen oder andern zuſammen. Da iſt ein herabgekommener Advokat, der Myſtiker, der will ſchon unzählige Male auf dieſer Welt geweſen ſein, und noch unzählige Male kommen, die Mittel erlauben's, Stoff und Geiſt ſind unzerſtörbar, und die Ewigkeit iſt lang. Da kann man alle Tierexiſtenzen durchmachen und dann wieder von vorne anfangen. — Andere ſind da, die wollen ſich nach dem Tode auf irgend einem Stern häuslich einrichten. Wieder andere wollen von Unſterblichkeit in welcher Form immer nichts wiſſen, ſondern für alle Zeiten mauſetot ſein. Das iſt das Verlorenſein einer Seele, der ewige Tod, den die Kirche meint und mit der Verdammnis in gleiche Bedeutung ſtellt. Wieder andere Leute ſind hier, dieſe wollen ſich gerade im gegenwärtigen Leben mit breiten Backen feſtſetzen auf die Scholle und ihre ſpitzen Ellbögen weit ausſpreitzen, um dem Nachbar ſo oft als möglich Seitenſtoß oder Naſenſtieber zu verſetzen. Macht's der Einzelne ſo, wird's noch Egoismus genannt, macht's ein Volk ſo, dann führt es einen ſchöneren Namen. Noch andere ſind überall daheim, wo es ihnen gut geht, erkennen alle Menſchen als Brüder, um von ihnen brüderlich Vortheil zu ziehen. Und die Richtigen erſt ſind jene, denen es weder hier noch dort, weder ſo noch ſo gefällt, die den ganzen Erdball wie eine Bombe in die Luft ſprengen möchten. Weltverneinung. Das ſind einmal Leute, die eine philoſophiſche Theorie praktiſch nehmen und ſie mit Dynamit beweiſen. Das thun ſie ſogar aus Nächſtenliebe, um die Menſchheit zu erlöſen, denn die gründlichſte Erlöſung ſei der Tod. — Ein junger Doktor geht hauſieren mit der Meinung, daß die Menſchenliebe und die Moral die niederträchtigſten und abſcheulichſten der menſchlichen Verirrungen ſeien, daß nur Macht und Herrſchaft Tugend, und daß Rückſicht auf andere, als Mitleid, Liebe, Opferwilligkeit leidige und laſterhafte Schwächen wären, die mitſamt ihrer Wurzel, dem Chriſtentume, ausgerottet werden müßten.

Das ſind die jetzigen Leute im Torwald zur lieblichen Sommerszeit. Der erſte rauhe Herbſtwind weht ſie allemal dahin wie Buchen- und Ahornblätter, die vom Baume gefallen ſind. Und zurück bleibt das kahle, dürre Geäſte. . . .

Am 25. Mai 1885.

Na, endlich hat der Kornſtock ſein Denkmal. Es ſteht im Schulgarten unter der Linde, die ihren Schatten herauslegt auf den freien Platz an der Straße. Dort ſteht es; ſo hoch wie zwei Männer übereinander. Eine viereckige Säule aus Sandſtein, die auf einem würfelförmigen Sockel ſteht und ſich nach oben verjüngt. Auf dem Sockel prangt der Name, auf der Säule eine Lyra, und vergoldet! Das iſt ihre ganze Monumentenphantaſie. Jetzt aber kränke dich nimmer, Michael, daß du ſo kümmerlich, unbeachtet und unverſtanden haſt durchs Leben gehen müſſen — jetzt haſt du dein Denkmal. — Seit der Gründung ſind an mehreren Orten Muſikſtücke von ihm aufgeführt worden. Hier findet zur Enthüllungsfeier ein Feſtkonzert ſtatt, bei welchem ein „komiſches Quartett“ mitwirkt, und ſollen ſogar Bauchredekünſte zum Beſten gegeben werden. Wenn ich dir raten darf, alter Freund, wo du auch ruhen mögſt — laß dich nicht ſtören.

Ende Mai.

Der Schichtenſchreiber Auguſtini vom Eiſenwerk iſt ein ſehr liebenswürdiger und aufgeklärter Mann, geht viel mit unſerem Schulmeiſter Sandor um. Dieſer Schichtenſchreiber ſoll der Überzeugung ſein, daß das Leben ohne Glaube und Gott weit „poetiſcher“ ſei, als mit denſelben. Wiſſe der Menſch nur einmal, daß das, was hier verſäumt wird, nimmer und nirgendwo nachgeholt werden kann, ſo beſtrebe er ſich ſelber Gott zu ſein und die Erde zum Himmel zu machen. Er würde ſein Daſein mit aller Kraft genießen und, dann ſatt geworden, ſich willig ins ewige Nichts begeben. — So meint der Herr Auguſtini. Man ſieht, ganz ausgeſtorben iſt die Beſcheidenheit noch nicht. Unſereiner iſt auch kein Giermenſch, doch mit einem Leben, das, wenn's hoch geht, auf ſiebzig oder achtzig langt und das, wenn's gut geht, eine Reihe von Leid und Kummer iſt, würde man ſich nicht begnügen. Wenn dieſe Herren ihre Ideale, die ſich auf ein paar Jahre Leiblichkeit erſtrecken, hohe und erhabene nennen, gegenüber den religiöſen, die in die ewigen Himmel emporfliegen, dann kann man ſich's denken, wie enge und niedrig es in ihren Herzen zugehen muß.

Ich fürchte aber für den Lehrer. So hoch der mit ſeinen federigen Beinen auch ſpringen kann — ſeine Seele könnte am Ende doch im engen Gelaſſe ſtecken bleiben, falls es mit Flitter und Flatter putzig ausgeſtattet wird.

Im Sommer.

Meinen Pfarrhof haben ſie mir niederreißen wollen. Dieſes klobige Gemäuer ſtünde nicht mehr in dem Ort. Der Ritter hat's zuerſt geſagt, der nun auch im Gemeinderat ſitzt. Die Unzierde des Kurortes, ſo nennen ſie den Pfarrhof. Mich wundert's nur, daß ſie an einen neuen denken, einen Pfarrhof im Schweizerſtil wollen ſie haben. Dann gehört freilich auch ein neuer Pfarrer hinein, verſteht ſich. Mir iſt es recht. So lange ich aber da bin, will ich in dem alten Hauſe wohnen, das gar nicht baufällig iſt. Es kann noch länger ſtehen, als die windigen Kartenhäuſer im Kurviertel. Ich will noch wenigſtens meine Burg haben in dieſer unheimlichen Zeit. Das habe ich ihnen ſehr höflich geſagt, und hierauf iſt Renovierung beſchloſſen worden.

Ein neues Dach aus Ziegeln und über dem Erker ein Türmlein, wie unten bei den Villen. Heute muß jedes neue Haus ſeinen Zopf haben.

Des Türmleins wegen habe ich mit Herrn von Yark einen Streit gehabt. Er möchte gern eine blechene Wetterfahne auf der Spitze haben, ich aber den Hahn Petris. Das wollte ich zum Zeichen der Wachſamkeit. Der Ritter hat mir alle Vorzüge einer Wetterfahne dargelegt: Stilgerecht wäre ſie auf dem Turm, glänzen thäte ſie hübſch und Wind und Wetter zeige ſie an, was für Sommerfriſchler und Touriſten doch höchſt zweckmäßig ſei. Endlich kam er zu den Anfangsbuchſtaben des Namens deſſen, der das Türmlein erbauen ließ, es wäre doch nicht übel, dieſelben ins Fähnlein einbrechen zu laſſen. Ich blieb bei meinem Hahn, da rief er zornig aus, ich ſei auch ſo ein torwaldiſcher Starrkopf, der überall Oppoſition mache, wo was Ordentliches zuſtande kommen ſollte. „Mein Gott, ich Oppoſition! Ich kann ja leider nichts als krähen, wie der Hahn Petris, und Ihr machet doch was Ihr wollt.“ Darauf hat er mir den Hahn bewilligt und ihn auf das neue Pfarrhoftürmlein ſetzen laſſen.

Der Herr von Yark iſt jeden Sommer da und unermüdlich beſtrebt, Torwald zu heben. Neben dem Kurort auch noch ein Induſtrieort, „damit die Leute nicht bloß Geld ausgeben, ſondern es ſich auch erwerben können.“ „Ja,“ ſoll ihm darauf jemand zur Antwort gegeben haben, „Hunderte arbeiten, und einer erwirbt's!“ In die Älplertracht, die er mit Vorliebe trägt, will mir der Ritter immer noch nicht hineinwachſen. In ſeiner Bauernjoppe ſtecken zwei Leute, ein Hofrath und ein Feldwebel. Wenn er mit ſeinen Arbeitern verkehrt, da ſteigt der Feldwebel herfür. Das ſind aber die hieſigen Gewerbsleute nicht gewohnt, und ſo hat ihm neulich der Zimmermann Sepp das Stemmeiſen vor die Füße geworfen: „Wenn Er's beſſer verſteht, ſo ſoll Er's ſelber machen! Wenn ich auch nicht ſo viel Häuſer gebaut hab, als Er niedergeriſſen, von Ihm laß ich mich doch nicht lumpen!“ Sprach's und ging davon. Der Ritter: „Wie heißt der Mann?“ Er ſchrieb ſich den Namen ins Notizbuch, und der Sepp wird ſchwerlich ein Haus mehr bauen im Torwald.

Der junge Herr Joſef kommt manchmal in den Pfarrhof, und er iſt meiner Meinung, daß es in alten Dorfhäuſern oft wohnlicher ſei, als in neuen Schlöſſern. Es iſt gar nicht ſchlecht mit ihm zu plaudern, er iſt auch bewandert in der Schrift und hat einen unvergleichlich weiteren Blick, als ſein Vater. Manchmal ſcheint es, als hätte er eine große Verachtung vor dem Gelde. Jedenfalls hat er davon zu viel, um es zu ſchätzen. — Wenn er fortgeht, grüßt er höflich zur Küchenthür hinein, worüber die Regina ſich nicht wenig zu ſein deucht. Grüßt auch über den Zaun in den Garten hinein und erbittet ſich geſtern von der Ottilie ein Sträußlein. Sie pflückt Nelken und Balſamkraut, kommt zu ihm heran und ſagt: „Gar ſchön iſt es nicht, der Herr wirft's ja doch bald wieder weg.“ „So?“ verſetzt er, ſchaut ſie gar abſonderlich an, ſteckt die Blumen auf ſeinen weißen Strohhut und geht davon. — Mir will's nicht gefallen. Was geht dem Herrn Joſef der Pfarrhof an! Sein Geld wird ſie gewiß nicht verlocken. Aber ſein ſchönes Reden! Solche Leute können's. Ich habe dem Kinde das Vertrauen zu den Menſchen beizubringen geſucht, und jetzt ſoll ich am Ende ſagen: Traue ihnen nicht!

Dieſer Rolf iſt doch ein Tropf. Mich deucht, er will ſie haben. Ein Wörtel, ein einziges, und er hat ſie in Ehren. Trotz ſeiner Häreſie. Früher ſind — um einen Spaß zu ſagen — ſolche Leute verbrannt worden, heute muß man ſie verheiraten. Das Weib wird ihn ſchon wieder katholiſch machen. Der Rolf wäre mir für ſie der liebſte. Dann ſeines Vaters Wirtſchaft wieder aufrichten. Aber der Menſch rührt ſich nicht. Er ſagt immer nur, er bleibe oben auf dem Berg bei der Sonne! Und ſteht doch ſeine Hütte in der finſteren Schlucht. Es iſt auch gewiß nicht bei ihm auszuhalten. Von Wurzeln und Kräutern, ſagen ſie ſpottend, nähre er ſich. Jede Nahrung, die das Leben eines Tieres koſtet, verwirft er. Ob ihn die Tierwelt, die kleine wie die große, auf gütiges Zureden in Ruhe laſſen wird? — Er rührt ſich nicht, und er rührt ſich nicht. Am Ende hat er in ſeinem Evangeliumbuch auch ein Sprüchlein gegen die Ehe gefunden. Er verdeutelt ja alles. Um dieſen Burſchen iſt es ewig ſchade.

Da drüben hinter dem Kirchenriegel geſchieht etwas, und das iſt mir ſehr zuwider. Schon im vorigen Herbſte hat die Gemeinde den Kirchenriegel an den Ritter verkauft, unter dem Vorbehalte natürlich, daß die Pfarrkirche, die auf ſeinem Scheitel ſteht, mitſammt dem Friedhofe, dem Meßnerhauſe und den nötigen Zugängen für ewige Zeiten unangetaſtet bleiben muß. Die Gemeinde hat dafür ſo viel Geld bekommen, daß ſie ein Armenhaus bauen kann. Die Krüppel und armen alten Leute, die bisher im Freien herumhumpeln, ſind dem Kurort durchaus nicht zur Zierde. Hinter die Mauern mit ihnen und an die Mauern auswendig ſchöne Geſimſe, Säulchen und Statuen, daß es herſchaut wie ein Palaſt...

Der Kirchenriegel iſt angezapft worden. Von den fünf Ahornen aus hat der Ritter zuerſt hineinbohren laſſen, dann ſind Stollen geſchlagen worden und jetzt rollen auf Eiſenbahnen ſchon die Hunde heraus, gefüllt mit roſtbraunem Erdreich. Ich hoffe, ſie finden nicht viel und ſtellen die Arbeit bald wieder ein. Unterdeſſen ſehe ich, daß ſie drüben Hütten aufſchlagen und Knappenhäuſer zu bauen beginnen. Und bei Oberſchuttbach am Waſſer werden Grundfeſten gegraben für ein neues großes Gebäude. Von den Bergſtollen aus wird dahin ein Schienenweg gemacht. Ich weiß nicht, was das alles bedeuten ſoll. Mir iſt bange. Jetzt ſollen ſie doch einmal aufhören, den Torwald zu verbeſſern!

Das Stift rührt ſich nicht. Es thut ſogar mit, indem es Waldungen an den Ritter verkauft und neuerdings die Jagd an ihn verpachtet hat. Vor einiger Zeit iſt aus einem Salonwagen der Prälat ausgeſtiegen auf dem Bahnhof zu Oberſchuttbach und hat ſein helles Wohlgefallen geäußert über das ſtolze Aufblühen unſerer Ortſchaft. Der Einladung des Ritters, ſein Landhaus anzuſehen, iſt er bereitwilligſt gefolgt, in den Pfarrhof iſt er nicht gekommen. Als ich hinübergehe und vor dem Einfahrtsthor warte, um ihn zu begrüßen, ſchüttelt er mir die Hand und ſagt: „Na, Herr Pfarrer, nun ſingt halt auch bei Euch in Sankt Maria die Nachtigall!" Den Pfiff des Dampfwagens hat er gemeint.

Und mit meiner Bangnis bleibe ich allein.

Unſer Torwaldthal ändert ſich von Tag zu Tag. Überall wird gegraben, Erde aufgewühlt und in den gelben Tümpeln ſteht das Waſſer. Schwere Steinfuhrwägen ſchneiden tiefe Furchen in die grünen Matten; auf der Hagen hat man eine zweite Ziegelei angelegt. Überall Arbeiter in lehmfahlen Hoſen und buntgeſtreiften, ſchmutzigen Hemden, braungeſichtig, ſchwarzbärtig, roh und rückſichtslos in ihren Gewohnheiten, ſo daß man keinen ſicheren Schritt mehr machen kann im Freien

Den Kurgäſten behagte es ſchon im vorigen Jahre nicht mehr, in dieſem Jahre iſt ein großer Ausſtand zu verzeichnen. Ich würde an ihrer Stelle auch keine Sommerfriſche wählen, wo man ſtatt Waldesduft Fabriksdunſt, ſtatt Sonne Kohlenrauch und ſtatt Vogelſang Arbeiterlärm hat. Aber der Induſtrieort bringt mehr Gewinn als der Kurort und ſo hat der Ritter im Torwald aus dem Feiertag einen Werktag gemacht.

Lange habe ich mich gewehrt gegen den Gedanken, denn ich wollte hier ſterben. Die Berge waren mir heimlich, die Menſchen lieb geworden. Aber die angeſtammten Pfarrkinder haben ſich verlaufen, überall nur fremde Geſichter, fremde Einrichtungen, fremdes Leben. Wenn Torwald ſchon noch einen Pfarrer braucht, ſo muß derſelbe aus anderem Holze geſchnitzt ſein als ich es bin. Oder noch beſſer ein eiſerner. — Ich tauge nicht. Ich bitte meinen Biſchof um Verſetzung in einen andern Sprengel.

Am 9. Auguſt.

Einem Dichter würde man es nicht glauben, was ſich in Wirklichkeit wieder ereignet hat.

Schon vor ein paar Tagen hörte ich ſprechen von dem dreiſten Bettelmann, der im Schulgarten unter der Linde ſitze, bei dem Kornſtockdenkmal. Ein graues, ſchäbig gewordenes Stadtgewand und ein Tuchkäppchen mit Lederſchirm hüllt und deckt ihn ein. Der Lehrer Sandor hatte ihm einen Silberzehner ſchenken wollen, den lehnte der Alte ab und erbat ſich dafür einen etwaigen Reſt vom Mittagsmahl. Als er des Abends immer noch dort ſaß und die Vorübergehenden betrachtete, ohne ſie anzubetteln, fragte der Lehrer aus ſeinem Fenſter heraus, auf wen er warte? Auf niemanden, ſoll er geantwortet haben, es ſei nur ſo gut ſitzen auf dem Steinſockel, und wenn er ſich vom Schulhaus eine Gnade ausbitten dürfe, ſo wäre es die, nächtlicherweile im Vorhauſe, unter der Bodenſtiege oder irgendwo dort ſchlafen zu dürfen. Dabei ſei der Bettelmann in beſter Laune, nur ſoll er ſich gegen eine Dame ungebührlich betragen haben, die einen Eichenkranz auf das Denkmal hing. Dieſe Verehrerin des heimgegangenen Komponiſten ſoll er ſtürmiſch umarmt und auf die Wange geküßt haben

Kommt heute mein Rupert zu mir in die Stube und ſagt: „Ich weiß nicht! Er iſt ja doch geſtorben! Man hört doch, daß er geſtorben iſt!“

„Wer?“

„Der alte Schulmeiſter, der Kornſtock!“

„Lieber Gott,“ antworte ich, „der wird freilich ſchon lange verweſen ſein.“

„Da unten ſitzt er!" ruft der Knecht heftig, „geh' der Herr Pfarrer nur ſchauen, er iſt es gewiß, bei der Linde ſitzt er! — Nicht bald bin ich ſo erſchrocken! Ein Menſch, der ſchon lange geſtorben iſt!"

So mein Rupert. Da bin ich hinabgelaufen. Schon von der Straße aus ſehe ich ihn kauern, ich ſehe den grauen Bart, der in zwei Fahnen niedergeht zur rechten und zur linken Bruſt. Das Geſicht! Er iſt's! Den Augenſchirm lupft er. Und welch' ein funkelnder Blick! Mit der Hand winkt er und ſchreit hell und grell: „He, he, ſteigt er ja daher, mein guter Herr Pfarrer!"

„Kornſtock! Bin ich ein Narr? Oder lebt Ihr wirklich noch?"

„Oh! Als Geſtorbener hätte ich ja gar nicht das Recht, dazuſitzen," antwortet er mit heller Stimme.

„Ihr habt es, Schulmeiſter, Ihr ſeid wahrhaftig vorhanden!"

„Nicht wahr?" ſagt er und ſpringt auf. „Ich wollt' mich halt ſelber überleben, und ſo bin ich nicht geſtorben."

„So tauſend Grüß Gott, alter Freund! Freilich ſollt Ihr leben. Wo waret Ihr denn aber die lange Zeit? Ich bitte Euch!"

Darauf gleich ein lebhaftes Geſpräch, und habe ich erfahren, daß er in der Reſidenz eine Muſikſchule gegründet habe, um ſich die Zeit zu vertreiben, bis es den Leuten gefällig ſein werde, ſeine Kompoſitionen zu würdigen. „Erwartet hab' ich's ja!" ſchmunzelt er mit dem eingebogenen Finger an den Denkſtein klopfend.

„Und darum hat ſich der alte Schelm verborgen gehalten!"

„Verborgen gehalten hab' ich mich nicht!" ſtößt er haſtig hervor, „hätte jemand nach mir gefragt, ſo hätte ich mich auch gemeldet. Wie mir ganz im Zufall zu Ohren kommt, daß ich längſt geſtorben bin, und daß ſie mir in der großen Stadt Torwald ein herrlich Denkmal gebaut haben, mache ich mich eilends auf, um zu ſehen, ob's wahr iſt. — Sie kennen mich aber nicht!“ ziſchelt er mir zu. „Sitze ſchon zwei Tage da vor meiner ſteinernen Unſterblichkeit, keiner hat mich erkannt. Sie ſollen mich noch kennen lernen, ſehr! Pfarrer! Fünf neue Opern habe ich im Kaſten! Wenn ſie ſchon der Maienſymphonie dieſen ſchönen Stein geſetzt haben, was wird erſt meinem neueſten Werke Oranda geſchehen? Das bekommt ein Denkmal ſo hoch wie der Stefansturm.“

Da ich nicht wagen konnte ihn zu fragen, in welchem Hotel er wohl wohne, und wo er zu ſpeiſen pflege im Kurort, ſo habe ich ihn bloß am Arm genommen und in den Pfarrhof geführt. Sein Körper war leicht wie ein vertrocknetes Knochengerüſtlein; haſtig trippelte er neben mir her und ſein Herrengewand, von dem ihm wohl nicht ein einziges Stück an den Leib gemeſſen worden war, ſchlotterte luſtig wie Oſterfahnen an dem Wiedererſtandenen. Meine Frauenzimmer bekreuzten ſich beide, als ich den Kornſtock ſo ins Haus brachte, erſt als er die Schüſſeln und Teller gründlich geleert, nahm die Regina das für einen vollgültigen Beweis ſeiner Exiſtenz.

Dann am Abend der Auflauf. Alles erzählte ſich vom wiedererſtandenen Komponiſten, alles ſtrömte herbei, um ihn zu ſehen. Der Platz vor dem Pfarrhof war voller Leute, und als der Kornſtock ſich am Fenſter zeigte, erhob ſich ein ſchallendes Huldigungsgeſchrei. Mehrere Herren drangen ins Haus, um ihn in den Kurſalon mitzuführen, wo ſofort eine Kornſtockfeier veranſtaltet worden war. Ich öffnete den Kleiderkaſten und blies dem Mann ins Ohr, er müſſe nothwendig in Schwarz erſcheinen und ſein beſſeres Gewand hab' er nicht bei ſich. „Doch, doch!" rief er, „ich habe es ja am Leibe, es iſt gut, aber einen Papierhalskragen, wenn ich höflichſt bitten dürfte!" Ja ſo, dergleichen hätte ich als Geiſtlicher nicht, nur das Kolare. Na, dann ſei es auch ſo gut. — Ich habe die Kornſtockfeier bis Mitternacht getreulich mitgefeiert und mich der ehrlichen Wärme gefreut, mit der die geſungenen Lieder des Komponiſten aufgenommen wurden. Es war auch zu ſeltſam, die Anweſenheit eines Mannes zu ehren, dem man vor kurzem als einem Toten das Weihedenkmal geſetzt. Der Kornſtock war außer ſich vor Glück, er hielt eine Rede um die andere, die eine voller Demut, die andere voller Künſtlerſtolz, endlich ſagte er, ſie hätten das Denkmal zu früh gebaut, ſie würden es wieder abreißen müſſen. Sei er ein Taugenichts, dann verdiene er gar keins, und habe er die Opern geſchrieben, die er geſchrieben habe, dann müßten ſie ſeinetwegen wohl ein wenig tiefer in die Marmorbrüche von Carrara greifen! Großes Gelächter auf dieſe launige Rede. Lange ſtand der Kornſtock mit ſeinem Grundſatz, keinen Wein zu trinken; nach Mitternacht unterlag er und trank Sekt wie Waſſer. Er ſei ja ſchon geſtorben, und im Elyſium paare ſich der Geiſt mit dem Geiſte. — Auf ſeinem Heimweg haben ihn luſtige Zechbrüder begleitet. Vor dem Denkmale nahmen ſie Aufenthalt, und er hielt mit ſchon ungelenker Zunge eine überſchwängliche Lobrede auf den großen Tonmeiſter Michael Kornſtock. Fortwährend wiederholte er dieſelben Worte, bis ein allgemeines Gejohle einfiel und ſich ein Knäuel ballte um den zu Boden torkelnden

Alten. Dann haben ſie ihn in den Pfarrhof getragen, nicht auf den Schultern, ſondern wagerecht, denn er ſchlief. Und wie einen Toten haben wir ihn ins Bett gelegt.

Man kennt ſich nicht aus. Es geht doch nicht recht her. Da ſtreicht er in der Gegend herum, getragenen Kopfes wie ein aufgeſchrecktes Reh. Wo geſungen wird, dort ſpitzt er die Ohren, ſchüttelt dann den Kopf, ſchlägt mit den Armen in der Luft herum und läuft weiter. An manchem Tage ſitzt er vom feuchten Morgen bis in den dunklen Abend unten beim Denkmal. Die Schulkinder gehen ſcheu vorüber und machen einen Bogen um ihn. Vom Schulhauſe her könnte er das laute Aufſagen der Kinder hören, er kehrt ſich nicht drum. Als ob er nie in dieſem Hauſe gewaltet hätte. Nur wenn ſie Lieder ſingen, hebt er haſtig den Kopf, läßt ihn aber ſogleich ſinken, denn es ſind nicht die ſeinen. Der Kurgäſte einer bleibt manchmal ſtehen und ſpricht mit ihm — zumeiſt von oben herab, gönnerhaft, oder gar hänſelnd. Er iſt ſtets ernſthaft bei der Sache und ſtößt die Antworten begeiſtert heraus. Bei Lichte beſehen iſt ſein Gewand nicht ſo, daß ſie bald wieder eine Kornſtockfeier veranſtalten möchten.

So viel man herausbringt, hat der Mann die Jahre her große Not gelitten, ohne daß er ſie übrigens inne geworden zu ſein ſcheint. Mit ſeiner Muſikſchule in der Reſidenz hat es die Bewandtnis, daß er von Haus zu Haus gegangen iſt und den Kindern ärmerer Leute Klavierunterricht erteilt hat. „Jetzt habe ich das Lehramt aufgegeben," ſagt er gerne, „will mir endlich einmal Ruhe gönnen.“ Von der Regina hat er ſich einen Beſen ausgebeten, mit dem er täglich den Sandplatz um das Denkmal ſorgfältig fegt. Wenn die Hirten ihre ſchnuppernden Rinder, ihre naſchenden Schafe oder Ziegen vorübertreiben, oder wenn vorwitzige Hunde ſich an den Ecken zu thun machen wollen, oder Hühner ein wenig Eiergruben ſcharren möchten im Sande, da ſpringt der Kornſtock auf, ſchlenkert die Arme auseinander und jagt mit heftigem: Gſcht! die ungeladenen, durchaus unmuſikaliſchen Gäſte von dannen.

Sein Denkmal zu hüten, dieſe Aufgabe ſcheint er ſich geſtellt zu haben für den Reſt ſeines Lebens. Mir wird ganz ungut, wenn ich den verkommenen Menſchen ſitzen ſehe unter dem Stein, und die vornehmen Leute, die voller Begeiſterung dem toten Künſtler das Denkmal geſtiftet, gehen jetzt gleichgültig oder gar ſpottend an dem lebendigen vorüber. Mancher wirft ihm eine kleine Gabe zu; anfangs ließ er ſie liegen im Sande, jetzt hebt er ſie ſchon auf. Er hat die Abſicht, mir Koſtgeld zu zahlen. Unterſtand und Pflege hat er ja im Pfarrhofe, doch wollte ich zwei Bedingungen ſtellen, erſtens ſollte er bei der Meſſe orgeln und zweitens müßte er einen von mir abgelegten Anzug über ſeinen Leib thun. Er antwortet: „Meiſter Kornſtock orgelt nicht mehr! Und Gewand hat er ohnehin ſein beſtes an!“ — So ſitzt er vor ſeinem Denkmal und lugt aus, ob nicht jemand wieder mit einem friſchen Kranz käme für den Stein. Denn die alten Kränze ſind ſchon welk und zerriſſen, und er kann, wenn ihm der Stein zu hart wird, auf ſeinen Lorbeern ruhen.

So ſieht's aus, wenn man Künſtlern unvorſichtiger weiſe Denkmäler ſetzt, ehe ſie noch geſtorben ſind.

Am 1. September

Heute iſt im oberen Eiſenwerke ein Schwungrad auseinandergeflogen und hat dem Schichtenſchreiber Auguſtini die beiden Beine unter dem Leibe weggeriſſen. Er ſoll zu Boden gefallen ſein, lautlos wie ein abgethauter Schneemann. Aber er lebt, es iſt Hoffnung vorhanden, daß er geheilt werden und als erbarmungswürdiger Krüppel ſein Leben lang unter den Füßen der Leute herumkriechen kann. Jetzt hat er Zeit, ſich ſelber zu einem Gott, und die Erde zu einem Himmel zu machen. — Ich möchte ihn beſuchen und tröſten, fürchte aber, daß er es mißverſtehen könnte. So will ich warten, bis er mich rufen läßt.

Er hat mich nicht rufen laſſen. Er ſoll guten Mutes ſein, ſagen ſie, ich kann es aber nicht glauben. Keinen Himmel wiſſen und die Erde verſpielt haben, noch jung und glückdurſtig ſein und alles laſſen müſſen für Zeit und Ewigkeit! Wie kann einer da guten Mutes ſein? — Und er iſt es doch. In einem Wäglein hockt er, ringsum mit Strohkiſſen beſtopft, daß er nicht umfallen kann. So läßt er ſich manchmal ein wenig herumführen und ſchaut in den Sonnenſchein hinaus und macht mit den Fingern allerlei drollige Schattenſpiele auf die weiße Wand. Auch aus weltlichen Dichtern lieſt er. Mit einer einäugigen jungen Frau lebt er zuſammen; die pflegt ſeiner, ſpielt ihm auf der Zither vor und ſingt dazu.

Iſt eines Tages der Kornſtock am Hauſe vorübergegangen. Und wie er drin ſein Lied: „Ich bin ein großer Herre“ ſingen hört, ſtürzt er in die Wohnung und mit beiden Armen den Takt ſchlagend, ſingt er mit den Zweien:

„Ich gebe mir die Ehre
Und ſing ein Liedel fein,
Ich bin ein großer Herre,
Die ganze Welt iſt mein.

Der Landmann, der mag ſäen
Und ernten Korn und Lein,
Des Feldes Blühn und Weben
Zur Maienzeit iſt mein.

Wie arm ſind doch die Reichen,
Von allem Frieden fern,
Und Knechte ſondergleichen
Sind dieſe hohen Herr'n.

Sie ſtreiten um der Schätze viel
Mit Rad und Liſt und Speer,
Ich zieh' mit Sang und Saitenſpiel
Erobernd hinterher.

Wie luſtig iſt das Wandern.
Die Sorgen ſind ja klein.
Die *ſchwere* Welt iſt andern.
Die *ſchöne* Welt iſt mein.“

Wenn Bettler und Krüppel noch Luſt haben, ſolche Lieder zu ſingen, dann iſt der Himmel doch noch nicht zugeſperrt. In dieſen armen Geſellen muß eine beſondere Gnade Gottes ſein, von der andere nichts wiſſen und an die ſie ſelber nicht einmal glauben.

Ich will ſie nicht mehr beklagen. Wer weiß, um wie viel näher ſie dem Herzen Gottes ſtehen, als unſereiner.

Im Winter 1886.

So lange die Fremden hier weilen, merkt man unſere Einfalt, wenn ſie fort ſind, ſieht man unſere Armut. Die

Landhäuſer ſtehen im Winter da, froſtig und mit Balken verſchloſſen. Hie und da in Kellerwohnungen ein böhmiſcher oder ungariſcher Hausinſpektor. Des Weiteren Bahn- und Fabriksbeamte und überall welſche Arbeiter. – Die etlichen Bauersleute, die nicht leben und nicht ſterben können, laufen ſo drunter hin. In den Wirtshäuſern wird Karten geſpielt; ein Teil der Leute hat reichlich viel Geld, ein anderer Teil hat Nahrungsmangel. Seit die Eiſenbahn geht, könne keine Hungersnot mehr kommen, heißt es. Bisher hat die Eiſenbahn nicht einen einzigen Sack Korn hereingebracht für den, der ihn nicht kaufen konnte. Und geteilt, wie zu Zeiten des Kimpelſchmiedes, wird auch nicht mehr.

Sonntags giebt es Räuſche und Raufhändel zwiſchen Einheimiſchen und Fremden, und die Gendarmen, acht Mann ſind ihrer jetzt im Torwald, haben an Sonntagen durchaus keinen Ruhetag. Am meiſten bekümmert mich, daß die Einheimiſchen, die in den Berghäuſern noch zerſtreut ſind, nicht mehr ſo willig und fleißig arbeiten als früher. Sie haben zu viel Müßiggang geſehen. Die auf ihrem angeſtammten Boden Pächter geworden, haben keine Freude an den Wirtſchaften. Früher ſind die Leute mit Herz an ihrem Korn, an ihren Rindern und Waldbäumen gehangen, jetzt alles nur Geldwert, Krämerware. Geld iſt ihr erſtes und ihr letztes. Weil Geld umſonſt nicht zu haben, ſo iſt Arbeit ein notwendiges Übel. Weil Geld im Sacke nichts nützt, ſo wird es ausgegeben. Wer ſich ſpotten und auslachen laſſen will, der mag ſparen.

Für Gewandung kaufen unſere Bauern beim Krämer billige, fremdländiſche Stoffe; die alte koſtſpielige Tracht kann ſich nur mehr ein Geldmenſch anſchaffen und geben im Torwald die Städter in Knielederhoſen und die Bäuerlein in Baumwoll-Pantalons umher. — Die Welt ſteht auf dem Kopf, müßte man ſagen, wenn ſie einen hätte.

Der Lehrer Sandor hat das Schlittſchuhlaufen und das Schneerennen eingeführt nach norwegiſchen Muſtern. Auch iſt er muſikaliſch geworden, wie er ſelbſt ſagt. An langen Winterabenden beſchäftige er ſich mit Glasinſtrumenten und ſpiele mit Vorliebe Gluck. Das meint er aber ſo, daß er ſich die Weinflaſche an den Mund ſetze, bis es durch den Kragen gluck — gluck — gluck macht. Der Kornſtock hat vor dieſem Manne, ſeinem Nachfolger, einen unbeſchreiblichen Abſcheu.

Der Kornſtock wohnt noch bei mir in einer Dachkammer, iſt aber den ganzen Tag nicht zu Hauſe. Wenn er nicht unten bei ſeinem Denkmal im Schnee ſitzt und um milde Gaben bettelt, ſo fährt er mit dem Auguſtini herum. Er ſpannt ſich ans Schlittlein, in welchem der Krüppel hockt, und ſo machen die beiden ihre Luſtfahrten von einem Dorfe zum andern. Der Auguſtini hängt an dem ſonderbaren Alten, fahren ſoll er ſich von ihm aber nicht gerne laſſen, denn der Kornſtock hat ihn ein paarmal ſchon an abgelegene Orte gezogen und dem Hilfloſen dort ſeine Opern vorgepfiffen.

Der Steinfranzel will mir auch nicht mehr gefallen. Zum Helden ſeiner Oper könnte ihn der Kornſtock kaum noch brauchen. Hemd wird der Häusler zwar immer noch keins haben, aber jauchzen thut er auch nicht mehr. Sein Weib ſpinnt Leinwand für ein Altartuch, wenn der Luzian Primiz hält. Der Franzel weiß mehr, er weiß, daß wir nichts wiſſen. Seit zwei Jahren nichts mehr. Der Prälat will vom Ausreißer nichts hören, und durch die Behörden iſt auch nichts zu erfahren. Mit Steckbriefen wollen wir ihn nicht ſuchen laſſen, und er ſelbſt ſcheint es noch nicht an der Zeit zu finden, mir vors Geſicht zu treten mit dem Beweis, „daß er meiner Güte und Fürſorge wert geweſen“. — Seine Schweſter ſagt kein Wort, und ſo grämen wir uns ſtill nebeneinander hin.

Ein Knecht vom Fockhofe, der ſeit ſeiner Militärzeit nicht mehr nach Hauſe gekommen iſt, ſondern als Maurer in der Welt herumregiert, ſoll geſchrieben haben, den Steinfranzelſohn hätte er in Brünn geſehen bei einer Arbeiterverſammlung.

Na, dann iſt er ſchon auf der richtigen Straßen. — O, hätte ich den Jungen nie aus dem Graben herausgelockt!

Im Frühjahr.

Mein Biſchof iſt geſtorben. Daß er meiner ſo ganz vergeſſen hatte! Oder war ſein Vertrauen ſo groß, weil er ſeit neun Jahren nicht ein einziges Mal Kirchenviſitation halten ließ zu Sankt Maria! Aus dem Gedächtniſſe kann ich ihm ja doch nicht ſo ganz gekommen ſein, weil er einmal geſagt haben ſoll: „So, Torwald iſt ein ſchöner Kurort geworden? Na, das wird dem Wolfgang Wieſer recht ſein, dem großen Fortſchrittsmann!“ — Und er weiß nicht, wie verlaſſen und einſam ich hier geworden bin mit meinem alten Chriſtentum. Er weiß nichts von meiner Bangnis. Eine alte ehrwürdige Welt ſehe ich hier untergehen vor meinen Augen. Ich kann nichts und nichts dagegen thun, und es war doch alles in meine Hände gelegt geweſen, und mich wird der Herr zur Verantwortung ziehen! – und mir, „dem Fortſchrittsmann, würde es recht ſein!“ —

Jetzt iſt der Oberhirt im ewigen Lichte. Jetzt wird er's wohl ſehen. Möge er bei Gott für mich bitten, für den Ärmſten der Diözeſe. So ſchwank iſt kein Schifflein wie das meine, ſo ſtürmiſch kein Meer, wie das meine.

Am 30. April.

Mein Geſuch um Überſetzung in einen andern Sprengel, das ich vor einem Jahre eingereicht habe, iſt bis heute, den 30. April 1886, ohne Beſcheid geblieben. Heute aber iſt die Antwort da in einer Zuſchrift vom Konſiſtorium. Des Geſuchs wird nicht mit einem Worte erwähnt, hingegen der Wunſch ausgeſprochen, daß zu Sankt Maria im Torwald eine Volksmiſſion abgehalten werden möge, um die, wie es heißt, „dem Freimaurertum anheimfallende Bevölkerung wieder in dem Schoße der katholiſchen Kirche zu befeſtigen“. — Was die hochwürdigen Herren nur immer mit ihrem Freimaurertume haben! Das Freimaurertum hätte ich mir anders gedacht, als was ſich da vollzieht. — Volksmiſſion! Jeſuiten! — Dieſe mögen wohl im erſten Stadium des Verfalls gut ſein, aber hier? — Doch will ich das Mittel verſuchen.

Habe ſogleich mit dem ſchon anweſenden Kurdirektor darüber geſprochen. „Eine Jeſuitenmiſſion!“ lacht er hell auf. „Na, dann machet aber gleich, Herr Pfarrer, daß Ihr bis längſtens Juni damit fertig ſeid. In der Hochſaiſon können wir keine Jeſuiten brauchen.“

Anfang Juni.

Die heilige Miſſion iſt vorüber. Einen hat ſie bekehrt, einen getötet, von den übrigen läßt ſich noch nichts Beſtimmtes ſagen.

Den ſie bekehrt hat, der bin ich. Im Gegenſatz zu dem Eifer dieſer ehrwürdigen Väter erſt habe ich geſehen, wie lau ich bin, wie weich und nachgiebig. Das Himmelreich leidet Gewalt, dieſen Spruch unſeres Herrn hatte ich immer ſo verſtanden, als wäre das Himmelreich mit ſeinen Kindern der leidende, der Gewalt duldende Teil. Das iſt anders, das Himmelreich fordert Gewalt. Nur mit Gewalt über ſich, mit glühendem Eifer und nimmermüdem Ringen kann es erlangt werden. Die Liebe allein thut's nicht, am wenigſten in der Seelſorge, es muß auch Zorn da ſein, wenn es nötig iſt. Die Väter haben mit dem Verdammen, wie es ſcheint, mehr ausgerichtet, als ich mit dem Segnen.

Bis auf das eine Opfer und auf die Bergpredigt in der Holzknechthütte iſt alles recht vor ſich gegangen. Am Samſtage vor Judica ſind ſie gekommen in ihren langen braunen Röcken, und zwar mit dem Eiſenbahnzug, was einige veranlaßt zu ſagen: „Den Antichriſt wollen ſie verjagen und kommen mit dem Drachen!" Am Sonntage aber mit der Perikope vom guten Hirten hat der erſte Prediger kräftig eingeſetzt und die Zuhörer, wovon der größte Teil aus Neugierde gekommen war, halb gewonnen. Jemand iſt bei dieſer Predigt mit einem Müdling verglichen worden, dem die Schäflein davonlaufen, und es müßte der Herr mit ſeinen Hunden ſelber kommen, um die Wölfe zu verjagen und Gericht zu halten über die Böcke. Schon der zweite Prediger hat allen, die ſich bekehren laſſen würden, vollkommenen Ablaß verſprochen, der durch die Verdienſte Jeſu Chriſti alle Sünden liſcht. Das hat ihnen bald gefallen. Dann Tag für Tag drei Predigten mit Beichthören und Bußübungen. Die Kirche war zumeiſt überfüllt, die anderthalbſtündigen Predigten waren den Leuten noch zu kurz, die Herren thäten dabei allerhand ſchöne Geſchichten erzählen. Alſo zur Unterhaltung muß der Gottesdienſt werden, dann wird die Gemeinde wachſen, und mit dem Salze des Witzes lockt der kluge Hirte die Schäflein zuſammen. Nur bei dem guten alten Dominikus iſt die Kirche gewöhnlich halb leer geblieben, was dem Pater kein geringes Herzleid verurſachte. Er vermeinte außer der Gnade zu ſein, weil auf ſeinen Ruf die Schäflein nicht kommen wollten, und er betete vor der Predigt in einem Winkel der Kirche allemal innig um die Erleuchtung und den Beiſtand des heiligen Geiſtes. Mich aber deucht, nicht ſo ſehr die Gnade, als vielmehr die Stimme fehlt dem frommen Pater. Wetterleuchten iſt nicht genug, auch Donnern gehört dazu, wenn der Regen des Wortes Gottes die Herzen befruchten ſoll. Die beiden anderen Brüder haben beneidenswerte Stimmen und eine unbeſchreibliche Art, zu ſprechen. Hätte ich anſtatt zu ſchreiben ſprechen gelernt! Die teufliſchen Verführungskünſte, die Abſcheulichkeit der Sünde, die Gewiſſenspein in der Sterbeſtunde, die ewigen Höllenſtrafen, das alles in glühendſten Farben, und reichlich mit erzählenden Gleichniſſen und Beiſpielen durchſetzt. Die Kennzeichen des Antichriſt, „kein Haus im ſchönen Thale vom Torwald, an deſſen Thor er nicht ſein Merkmal geſchrieben. Und in der Nacht kommt der blaſſe Engel zu dieſen Häuſern der Hoffart, der Völlerei, der Unzucht, der Geldgier, des Unglaubens, und führt die verlorenen Seelen in die ewigen Abgründe, die der Fluch Gottes hat aufgemacht.“ Hienieden iſt alles nichts. Not thut Eins: Beten, Faſten, Caſteiung. daß im ſündigen Leibe die Seele nicht ſterbe, daß ſie lebendig hinübergerettet werde in eine beſſere Welt.

Dann haben ſie das hohe Miſſionskreuz aufgerichtet auf dem Platz vor der Kirchthür, haben in der Kirche die Myſterien entfaltet in ihrem heiligen Schauer, das wilde Anrufen der Hoſtie zur mitternächtigen Stunde, das gellende Hinabſchreien in die Gräber: Wachet auf, der Tag des Gerichts iſt nahe! — Und dazwiſchen im Thale das Raſſeln und Pfeifen der Dampfmaſchinen — man wußte nicht, wie einem geſchah. Als die Patres auf dem Kirchhofe das Requiem ſangen zum Troſte derer, die in dem Herrn ſchlafen, damit auch längſt heimgegangene Geſchlechter des Segens der Miſſion teilhaftig werden ſollten, da fiel es mir ein: Und unterhalb dieſer friedlichen Gräber in des Berges Tiefen wühlen geldgierige Pückel nach Erz. . . .

Eines Abends ſpät, als die Andächtigen ſich verzogen haben, und die Weiheglocke ihren ſchwermütigen Ton hinausklingen läßt in die dunkle Nacht, ſtehe ich mit dem Pater Chryſoſtomus an der Kirchhofsmauer. Im Kirchenfenſter flackert der Schein des ewigen Lichtes; unten im Thale ſteigen aus den Eſſen des Eiſenwerkes Funkengarben in die Luft; von der Hohen Rauh herab, aus weiter Ferne glüht die Bergſpitze, genannt das Lichtel. Da ſage ich in Betrachtung zum Pater: „Drei Lichter ſehen wir da leuchten, das des Glaubens, das der Arbeit und das der Natur. Welches wird am längſten brennen?“

Der Pater ſchaut wie traumverſunken hinaus und murmelt: „Das hölliſche Feuer wird am längſten brennen.“ Dann zuckt er wie erwachend auf und fragt: „Haben Sie etwas geſagt, Herr Pfarrer?“

„Es iſt eine unheimliche Zeit,“ ſage ich.

„So lange wir Eiſen haben, iſt Rußland nicht zu fürchten,“ ſpricht mein Pater im politiſchen Plaudertone. „Und es ſoll ganz vorzügliches Erz ſein, das Ritter von Yark hier gewinnt.“

Da ich ſtumm wie ein Fiſch geweſen ſein mag, ſo fährt er fort: „Mit dem Erze, Gott ſei Dank, ſind und bleiben wir den Engländern über. Haben Sie geleſen? Um fünfundzwanzig Prozent führen wir mehr Eiſen aus als England!“

Und das — das war derſelbe ehrwürdige Pater, der eine Stunde vorher ſo zornlodernd gegen die neuzeitliche Gewinnſucht gewettert hatte? — Ganz verwirrt bin ich an demſelben Abende auf meine Stube gegangen und habe mich gewundert darüber, wie einfältig ein Menſch werden kann, wenn er eilf Jahre Pfarrer iſt zu Sankt Maria im Torwald.

Abends in unſerer kleinen Geſellſchaft ſind ſie heiter, ſchnupfen viel, und bei Tiſche loben ſie Gott in ſeinen Gaben. Mir iſt die Eßluſt vergangen, des Chriſtian wegen. — Bei den erſten Predigten funkelten dem Alten noch die Augen, als er merkte, wie viele Scheiter da in die Hölle flogen. Von Morgen bis zum Abend blieb der krumme Chriſtl in der Kirche, faſtete, betete, horchte, ſtreifte an den Wänden herum, die Heiligenbilder zu küſſen und zu ſtreicheln. Jeden Tag ging er zur Beichte und Kommunion, und wenn er dann in der Abenddämmerung vom

Kirchenriegel herabſüſſelte, war er aufgeregt, predigte laut den Hunden und rief Sätze aus, wie er ſie von der Kanzel gehört. In Allem war er verworren. In der zweiten Woche hielt Pater Chryſoſtomus die Predigt vom Phariſäer und Zöllner. Gegen die Heuchler und Scheinheiligen ging es her, viel ärger als über andere Sünder. „Der Scheinheilige iſt ein falſches Licht, des Teufels Licht, welches andere betrügt und den Träger blendet, alſo, daß er das wahre Licht niemals ſuchen und finden kann, weil er ja glaubt, er habe es ſchon, und weil der gerechte Gott keinen, und wäre es der größte Verbrecher, ſo ganz und gar verläßt, als den und den allein, der ihn belügt.“ — Am Abende nach dieſer Predigt ſoll der Chriſtel nicht mehr an den Beichtſtuhl getreten ſein. In der darauffolgenden Nacht iſt er nicht in ſeine Kammer gekommen, die er ſeit der Fehde mit dem Meßner im Jochrupphäuſel inne gehabt. Am nächſten Tage fällt es einigen Leuten auf, daß der Krumme nicht in der Kirche iſt, und daß ſeit frühem Morgen oben im Naßwald die Hunde bellen. Und dann haben ſie ihn gefunden. — Mit ſeinem eigenen Hoſenbande ....

Die Patres waren nicht dafür, daß der Selbſtmörder auf dem Kirchhof begraben werde. Ich habe es geſtattet Am Tage des Gerichts wird ſie der Herr ſchon auseinanderſuchen laſſen.

Bevor ſie abreiſten, habe ich den Herren auch mein Anliegen wegen des Karl Groß und des Rolf vertraut Dem Karl, der auch während der Miſſion keine Miene verzogen hat, haben ſie faſt das Wort geredet. Wenn er ſchon nicht glaube, ſo ſei es doppelt anzuerkennen, daß er ſeinen Dienſt am Altare pflichtgetreu erfüllt, ins Herz ſehen könne man ja niemand, man müſſe zufrieden ſein, wenn einer die Gebote der Kirche befolge. Anders ſtünde es mit dem Rolf, das wäre nach meiner Darſtellung ein ungewöhnlicher Fall und Pater Chryſoſtomus erbot ſich, hinaufzugehen in die Bergwälder, um das entlaufene Schäflein zu ſuchen. Ich habe ihn begleitet.

Der Rolf ſaß gerade bei ſeinem Mittagsmahle, als wir in die dunkle Hütte traten. Er holte Gabeln hervor, wiſchte ſie mit einem Tuche ſorgfältig ab und lud uns höflich ein, mit ihm Schmalznocken zu eſſen.

„Wir ſind nicht um Schmalznocken gekommen, ſondern um eine arme Seele," hub der Pater an. Da antwortete der Burſche raſch: „Ich kann mir's denken und ich will Euch was ſagen, Herr, laſſet mir meine arme Seele, und behaltet die Eure. Ich bin freilich ſündig, aber das ſeid Ihr auch."

„Wir beſtreiten es ja nicht, guter Bruder in Chriſto," entgegnete der Pater, „wir ſprechen es ſogar bei unſeren Predigten aus, daß wir, die Prieſter, ſelbſt arme Sünder ſind."

„Ihr ſprechet es aus, aber Ihr wollet nicht, daß man es Euch glaube. Hieltet Ihr Euch wirklich für Sünder, ſo würdet Ihr andere nicht ſo verdammen. — Eſſet doch Schmalznocken."

Der Pater blieb in erſtaunlicher Demut und ſagte: „Wir verdammen, was Chriſtus verdammt hat."

Stach der Burſche eine Nocke an und ſagte lachend, ſo wie er überhaupt das Geſpräch mit dem Tone großer Gemütlichkeit führte: „Wenn Chriſtus in die Kirche treten thäte zu Eurer Miſſion, da möcht' ich nicht gern dabei ſein. Das wollt' nicht gar brüderlich hergehen. Erſtens würde er Euch hinausjagen, und zweitens würdet Ihr ihn ans Kreuz nageln."

„Jetzt iſt's aber genug, Rolf!" rief ich drein. „Höre doch erſt ihren Predigten zu, bevor du urteileſt!"

„Ich habe ſie gehört," antwortete der Holzknecht, „ich kann den Brüdern in Chriſto jedes Wort zurückgeben. Was ſie ſagen, habe ich ſchon lange gewußt, und wenn ich jetzt dem hochwürdigen Pater zurückpredige, ſo wird's auch nicht viel helfen, wir bleiben alle miteinander verſtockt, ich in meinem alten Glauben und die in ihrer Hartherzigkeit. — Nocken eſſen, iſt geſcheiter."

Er aß ruhig fort, und mein Pater Chryſoſtomus ſprach leiſe zu mir: „Ich glaube, dahier haben wir weiter nichts mehr zu thun."

Der Rolf hörte das und ſtand auf. Er ſchaute uns verlegen an und ſagte: „Am Ende — hab' ich gar wen beleidigt. Das iſt nicht mein Willen geweſen. Ich habe nur geſagt, wie ich mir's denke. Wer das nicht gern hört, der möcht' mich halt in Ruh' laſſen, dann bin ich auch ſtill und iſt kein Verdruß."

So ſind wir von dieſem Waldmenſchen heimgepredigt worden. Unterwegs ſagte der Pater zu mir: „Pfarrer, das iſt kein Schäflein, das iſt ein Böcklein." — Ein paar Holzknechte waren uns nachgegangen, die das Geſpräch gehört hatten. „Unſer Herr Pfarrer kennt ihn eh," ſagte einer derſelben vertraulich. „Am liebſten iſt es ihm halt, wenn er nackend auf dem Stöckelſtein liegen kann in der Sonne. Sonſt ein ganz braver Menſch." — „Ja, ja, ja, das glaube ich," redete ihnen der Pater entgegen, und dann zu mir: „Das iſt ja eben das Gefährliche. Wenn Diebe und Ehebrecher ſo reden, da weiß das Volk, was es davon zu halten hat. Sogenannten braven Leuten glaubt man alles. Wie es übrigens mit ſeiner Sittlichkeit beſtellt iſt, das, Pfarrer, müſſet Ihr wiſſen.“

Ich habe darauf geſchwiegen. Hätte ich geſagt, der Rolf wäre nichts nutz, ſo müßte wohl der größte Waldbaum auf mein Haupt gefallen ſein und mich erſchlagen haben. Und hätte ich geſprochen, wie mir ums Herz war, nämlich wie die Holzknechte, ſo möchte der ehrwürdige Bruder gedacht haben, ich ſtecke mit dieſen Leuten unter einem Hütel.

Als wir herabgekommmen ſind ins Thal, laufen die Leute zuſammen und knieen nieder am Wege, daß der fromme Prieſter ihnen die Hand aufs Haupt lege. Um *meinen* Segen zu erhaſchen hat bisher nicht einer ſein Kartoffelfeld verlaſſen. Freilich, ich ſchicke ihn den Leuten ja täglich ins Haus. Nur ſcheint er wenig Wirkung zu haben, weil ſie nichts merken.

Auf der Straße begegnet uns der Wagen des Ritters von Yark. Der läßt ſofort halten und ſteigt aus, um den Miſſionär ehrerbietig zu begrüßen. Er iſt erſt aus Peſt angekommen und bedauert, die Miſſion verſäumt zu haben. Dann empfiehlt er ſich dem frommen Andenken der ehrwürdigen Väter und rollt in ſeinem Wagen gegen die Fabriken hinaus.

In der Kirchendämmerung hat ſich die Bußfertigkeit der Gemeinde bewahrt, ob ſie auch anhält in der freien Luft, die nach Rauch riecht, das müſſen wir erſt ſehen.

Nach vierzehntägigem Aufenthalte ſind die ehrwürdigen Väter und Brüder heute abgereiſt. Ich wollte die Glocken lauten laſſen, ſie haben ſich's verbeten. Milde und demütig haben ſie nach allen Seiten hin gegrüßt. Die Weiber haben geweint, etliche der Männer haben hinterrücks gelacht. Ein Frechling, der bei ſeiner Miſſionsbeichte wahrſcheinlich nicht abſolviert worden iſt, ſoll ſich geäußert haben: „Siebenfach hat er mir die Himmelsthür vernagelt. Auch gut, ſo ſteige ich jetzt beim Fenſter ein — zum Madel."

Im Eiſenbahnzug iſt den Prieſtern ein Gelaß erſter Klaſſe aufgemacht worden; dieſe Aufmerkſamkeit hat ihnen der Ritter zugedacht und die würdigen Väter haben ſie gerne angenommen. Der letzte Gruß kam ihnen aus einem Fenſter des Hotels. Aus demſelben rief jemand mit lauter Stimme: „Per pedes apostolorum!"

Einer der Miſſionäre hatte bei ſeiner Predigt über die Sterbeſtunde folgendes Geſchichtlein erzählt: Zur Nacht wird ein Prieſter von ſeinem Meßner geweckt, er möchte ſogleich zu einem Waldbauern kommen, um ihm die Sterbeſakramente zu reichen. Der Prieſter geht in die Kirche um das Allerheiligſte und folgt dann dem Meßner, der mit der Laterne vor ihm herleuchtet, ſtundenlang, bis ſie in den Wald kommen, wo in einer Hütte der Sterbende liegt. Dieſer war plötzlich ſchwer erkrankt und in Verzweiflung wegen ſeiner großen Sünden, mit denen er fort müſſe zum jüngſten Gericht. Denn er war ganz allein, hatte keinen Boten, um nach dem Geiſtlichen zu ſchicken und iſt nun über die Maßen überraſcht und glücklich, als der Prieſter eintritt. „Du mußt eine Gnade haben?" fragt der

Prieſter. „Ja," ſagt der Kranke, „das thut die heilige Barbara, denn ich habe mein Lebtag zur heiligen Barbara gebetet um die Gnade, in der Sterbſtunde meine Sünden beichten zu können." Er verrichtet hernach ſeine Beichte und iſt in wenigen Stunden darauf ſelig verſchieden. Als der Prieſter nach Hauſe will, iſt der Meßner verſchwunden, und er muß den Weg zurück allein machen. Am nächſten Tage ſtellt er ſeinen Meßner darüber zur Rede; der weiß von nichts. Er beſchwört es, daß er in der Nacht weder den Geiſtlichen geweckt, noch ihn zu einem Kranken geführt, noch ihm dann davongelaufen ſei. Und hat es ſich, ſetzt der Prediger dazu, gewieſen, daß durch die Fürbitte der heiligen Barbara ein Engel in Geſtalt des Meßners den Prieſter zum Sterbenden geführt hat.

Dieſes Geſchichtlein ſoll dem Holz-Hoiſel beſonders wohl gefallen haben. Ja, gut iſt es ſchon, wenn man ſich auf einen Heiligen verlaſſen kann, der ſchließlich, wenn man dem Arm der irdiſchen Gerechtigkeit entrückt iſt, die Abſolution beſorgt. — So ſchöne Geſchichten kann halt ich nicht erzählen.

Meine Regina hatte im Winter eine Grippe zu beſtehen und hat ſich ſeither noch nicht ganz erholt. Einige Male iſt ſie während der Miſſion in der Kirche geweſen. Bis ins Herz hinein, ſagt die Regina, hätten ihr die hochwürdigen Herren erbarmt, daß ſie ſo ſchreien müßten und richteten doch nichts aus. Wenn die Leute jetzt auch noch Stierköpfe blieben, ſo wiſſe man wenigſtens, daß der Pfarrer nicht ſchuld iſt, und das ſei auch was wert. Der Rupert hat auszuſetzen, daß ſie des lieben Viehes vergaßen. Wenn man einmal zuſchaue, wie bei den Steinfuhrwerken die Röſſer geſchunden werden, da wiſſe man doch gleich, welcher der kürzeſte Weg in die Hölle iſt. Darüber hätten ſie predigen ſollen.

Mit der Ottilie iſt auch etwas nicht in Ordnung. Steht ſie geſtern an der Zimmerthür, bürſtet meinen Hut aus und ſagt wie ſo nebenhin: „Jetzt weiß ich ſchon, warum es mit meinem Bruder Luzian ſo hat kommen müſſen.“

Auf meine Frage, wie ſie das meine, giebt ſie zuerſt keine Antwort, dann hebt ſie an zu ſchluchzen.

Ich eile hin: „Was iſt dir, Kind?“

Nach einer Weile geſteht ſie's, ihrer Sünden wegen habe er die Gnade nicht haben können.

„Deiner Sünden wegen?“ frage ich auf. „Möcht' ich doch wiſſen, Mädel, was du für große Sünden haſt.“

„Wohl große Sünden, Herr Pfarrer!“ weint ſie und verbirgt das Geſicht in meine Rockfalten, als ob ſie Zuflucht ſuchte. Ich denke, ſie hat ein beſonderes Anliegen.

„Ottilie! — Am Ende — —!“ der Atem bleibt mir in der Bruſt ſtecken, wie ich ſie jetzt anſchaue.

„Nein, Herr Pfarrer, das nicht!“ lacht ſie mit naſſen Augen.

Dann iſt es gut. Die Miſſion hat ſie aufgeregt. So iſt es immer, die Schuldloſen bangen. Die Schuldigen lachen.

Am 6. Juni.

Heute morgens hat mir der Kornſtock wieder einmal eine Hand voll Kupfermünzen vorgehalten, um das Tagesfrühſtück zu zahlen.

„Nein, Alter," ſage ich, „fürs Frühſtück nehme ich nichts, es ſoll Euch munden Tag für Tag, aber geſchenkt bekommt Ihr's auch nicht. Ihr müſſet mir doch noch an die Orgel."

Als ich dabei meinen Talar anziehe, ſchreit er mir luſtig zu: „Ihr Pfarrer habt es gut. Die Kutte darüber und der ganze Menſch iſt zugedeckt."

Daraus habe ich gemerkt, daß er doch ſeinen Anzug nicht mehr für den beſten hält.

„Kornſtock," ſage ich, „in meinem Kaſten hängen noch zwei oder drei alte Kutten. Wenn Ihr einmal einem Hauſierer begegnet, ſo ſagt, er ſoll kommen und ſie abholen."

„Will's ſchon ausrichten," antwortet er.

„Allerdings," ſage ich, „iſt es ſchade um die prieſterliche Weihe, daß ſie der Jud' bekommt. Aber wenn's kein Chriſtenmenſch tragen mag, ſo ein altes Gewand, was will man machen? Über den Knien abgeſchnitten, und der ſchönſte Gehrock wäre fertig, kein Kavalier hat einen ſchöneren. Aber eben, wenn niemand will!"

Der Kornſtock dreht ſich etliche Male in der Stube hin und her, plötzlich ſpringt er mich an und ſagt: „Ich werde doch wieder orgeln, Pfarrer." Und fügt nach einem Weilchen bei: „Ich habe mir etwas ausgedacht. Höret zu. Auf dem Dreiſpitzberg, ganz oben auf dem Gipfel, wird eine neue Orgel gebaut. Die kleinſte Pfeife dran wird ſo groß ſein wie die alten Lärchen, die da oben beim Joſef ſtehen. Die größeren ſind ſo groß, wie dem Ritter ſein neuer Fabriksſchlot und die größten wie der Stefel in Wien. Für den Blaſebalg brauchen wir dreihundert Stierhäute, der Sturmwind beſorgt das Weitere. Dann ſetze ich mich in den Kaſten und ſpiele die Orgel, daß im ganzen Torwaldthal die Erde bebt vor dem Donnerklang. Dann müſſen ſie meine Kompoſitionen hören, dann müſſen ſie!“

Gar heftig hat er das herausgeſagt. Darauf ſpreche ich ſpaßeshalber: „Und wer wird ſie denn bauen, dieſe Orgel?“

„Der Ritter von Yark, wer denn ſonſt? Der kann die Thaler ſcheffelweiſe ausgeben im Tage. Mit Vergnügen baut er die Orgel. Sie wird eine Zierde ſein für Torwald.“

„Und dann erſt wollet Ihr wieder orgeln?“

„Dann werde ich wieder orgeln, und dann will ich auch um eine Kutte gebeten haben.“

Später haben wir eine herausgeſucht, und zwar die fürnehmſte, noch von der Stadtpfarrkaplanzeit her. Den „Abbé-Rock“, wie ihn die Regina immer genannt. „So über dem Knie,“ ſage ich, und will's anmerken für die Schere. Die Regina jedoch iſt der Meinung, daß man auch vom Beinkleid ſo viel als möglich unter das bergende Tuch bringen ſolle. Sie wird wohl recht haben, und ſo iſt der Talar weiter unten bei den Waden gekürzt worden. — Jetzt ſitzt der Kavalier ſchon wieder beim Denkmal.

Am 7. Juni.

Geſtern iſt das Weib des Steinfranzels bei mir geweſen. Sie that, als hätte ſie etwas mit mir zu ſprechen und wußte nichts rechtes. Eier müſſe man mir einmal bringen, ſagte ſie endlich, die Hühner wollten heuer gar nicht aufhören zu legen. Ihre Buben möchten gerne zur Eiſenbahn gehen, wo man ſich jetzt viel Geld verdienen könne, aber der Vater ſagt immer, ſie ſollten nur im Rauhgraben drinnen bleiben, dann brauchten ſie kein Geld. Und wie es mit der Ottilie wäre? — Dann zog ſie noch ſo herum und meinte endlich, der Luzian, der müſſe es jetzt wohl gewiß recht ſtrenge haben in der Studie, weil er ganz ſtill geworden wäre. Sie habe ja immer gehört, das Geiſtlichſtudieren ſei ſo viel hart, und daß ſich einer von ſeinen Eltern und allem losſagen müſſe, wenn er geiſtlich Weihe annimmt ....

Dann horchte ſie ſo auf mich her und ich nichts als: „Ja ja, freilich iſt's ſo.“

„Wenn wir nur ſeinen Ehrentag mögen erleben!“ hat ſie aufgeſeufzt.

Armes Weib! — Soll ich ſie vorbereiten? Soll ich ſie in ihrem Wahne noch ein Weilchen glücklich ſein laſſen? — Es iſt doch eine traurige Welt, wo das Glück nur im Wahne liegt! Es iſt im Kleinen ſo und es iſt im Großen ſo. — Manches habe ich der guten Perſon geſagt, was ich nicht weiß, und das, was ich weiß, verſchweige ich.

Den Franzel habe ich am vorigen Sonntag angeſprochen, wie es ihm gehe.

Alleweil gut! ſagt er, und ob kein Erdbeben wahrgenommen worden wäre zu Sankt Maria? Drinnen im Graben hätten ſie Samſtags eins verſpürt, nachmittag, wie der Stoiſſen auf drei gezeigt. Der „Stoiſſen“, das iſt nämlich ein dürrer, entäſteter Fichtenſtamm, der hinter dem Steinhäuſel mitten auf der Wieſe ſteht und wie eine Art Sonnenuhr ſeinen Schatten auf die weißen Steine legt, die ringsum Uhrziffern bedeuten. Alſo auf drei hätte der Stoiſſen gezeigt, erzählt der Franzel, da wäre ein Schüttern geweſen und da wäre vom Berg ein großer Stein herabgekommen und habe ihnen die Ziege erſchlagen, die einzige Milchziege. So hätten ſie jetzt ſtatt Milch Fleiſch, aber ſie hätten zu niemandem was ſagen wollen; gerade ein Holzknecht ſei dahergegangen und habe es geſehen, wie er, der Franzel, die verſtorbene Milchmariandel ausgeweidet. „Und darauf in der Früh ums Hahnenkrähen, da hat im Stall gach eine Geiß gemäckert, daß meine Alte aufſpringt und meint, 's thät ihr Geiſt ſein. Iſt's aber eine leibhaftige fleckige Ziege, lebendig über und über und ein größeres Milchſackel (Euter) hat ſie, als die andere hat gehabt. Der Bub' hat ſie gleich gemolken und wir wiſſen all' miteinander nicht, wie das hergeht und wem die Gais gehört und jetzt, Pfarrer, was iſt da zu machen?“

Ich ſage darauf: „Wenn Ihr nicht wiſſet, wie ſie in Euren Stall gekommen iſt, Franzel, ſo behaltet ſie ſo lange drinnen, füttert und melket ſie, bis ſich der Eigentümer meldet. Vielleicht hat unſer Herrgott ein Wunder gewirkt . . . .“

Der Alte lugt mich argwöhniſch an. — Ich bin unſchuldig

Daß doch jeder Menſch ſeinen Dämon haben muß!

Meine Haushälterin hört manchmal in den Nächten die Ottilie ſchluchzen. So habe ich das Mädel heute ins Gebet genommen. Da geſteht ſie mir dreiſt, ſie ſei eine ſchlechte Perſon, ſie zanke mit ihrem Vater und ſchlage die Mutter. „Wo kommſt du denn mit ihnen zuſammen?“ „Ja, bei der Nacht,“ ſagt ſie, „im Traum, da ſei ſie ſo grob gegen ihre guten armen Eltern. „So mußt du doch manchmal arge Gedanken gegen ſie haben!“ rufe ich ſie an. „Nein!“ ſagt ſie, „wie ſoll ich arge Gedanken haben, gegen Vater und Mutter! Der böſe Feind verführt mich dazu im Traum!“ — Dann habe ich ihr den Rat gegeben, jedesmal vor dem Einſchlafen ein recht liebreiches Vaterunſer für ihre Eltern zu beten, dann werde die Anfechtung nicht mehr kommen.

Was man im Traum alles erleben kann, das weiß auch ich. Noch nicht drei Wochen, ſeit ich, der alte Pfarrer Wolfgang, ein neapolitaniſcher Soldat geweſen bin, mit weiten blauen Hoſen und blutrotem Lendengurt, in welchem Dolch und Piſtolen ſtecken. Die rote Mütze mit den langen Federn ſchwinge ich, mein Schnurrbärtlein ſteife ich mit Harz und raßle mit dem Säbel. Auf ein ſchwefelgelbes Tuch ſpringe ich hin und mit Kameraden würfle ich fluchend um ein braunes Mädel und dabei ſinge ich was aus der Kehle geht: Puli pap pap, puli bum! Im Böhmerland geht's um! — Das Merkwürdige kam erſt beim Aufwachen. Ganz unglücklich war ich darüber, nicht wirklich der neapolitaniſche Krieger zu ſein, um die rote Mütze that's mir leid, um das Bubenbärtel, um das braune Mädel, lauter Dinge, nach denen ich ſonſt mein Lebtag kein Verlangen getragen. So leid that es mir, daß ich durchaus raſch wieder einſchlafen wollte, um mein flottes Soldatenleben weiter zu führen. Als ich aber nicht mehr einſchlafen konnte, ſondern der alte Pfarrer bleiben mußte, da habe ich zu mir geſagt: Wolfgang, ſo ſtecken in dir halt doch auch andere Leute. Und vielleicht ſchlimme Geſellen, an denen du Gefallen finden könnteſt! — Sollte am Ende gar in jedem einzelnen die ganze Menſchheit eingeſchachtelt ſein mit allen ihren Laſtern und Lächerlichkeiten auch. . . ?

Immer hübſch demütig ſein, Herr Pfarrer! Puli pap pap, puli bum! Im Böhmerland geht's um!

Am 10. Juni.

Ich hatte einen Weg in die Schattleiten hinüber. Wo von den Fabriken der Kanal in die Eiſing mündet, begegne ich dem Hies im Grund, dem vor Jahren bei dem Laudamuslochereigniſſe das Gehöfte zu Grunde gegangen iſt. Er ſcheint ſeither ganz herabgekommen zu ſein; ſein Weib arbeitet in der Papierfabrik, er ſelber kriecht in den Kanälen herum. „Ja, mein Herr Pfarrer, ſo kann's einen verfolgen," ſagt er, „da muß ich jetzt hineinkrauchen wie ein Krottwurm." Und er deutete in ein Loch, aus welchem Jauche hervorſickerte. Täglich einen Gulden, da muß ſich der Menſch halt einen Seelentröſter beilegen." Hat aber nicht mich gemeint, ſondern eine Branntweinflaſche, die er jetzt an den Mund ſtülpt. — „Da drinnen im Kanal," fährt er fort, „iſt's mir alleweil noch lieber, wie in den Schlotſchläuchen. Dort," er deutet gegen den großen Schornſtein des Eiſenwerkes und flüſtert mir geheimnisvoll zu, „dort haben ſie in voriger Woche einen gebraten! Ja, gewiß auch noch! Einen Kaminfeger. Aber es iſt Geheimnis. Darf nit laut werden. Den Schlot hat er auszuputzen gehabt. Derweil der Befehl: Einheizen. Und des Fegers vergeſſen. Nach ein paar Tagen erſt wahrgenommen. Ganz verkohlt. In einem Hut hätte man das Häuflein Kaminfeger auf den Kirchhof tragen können. Aber nit verraten, Herr Pfarrer, der Ritter hat der Witwe gleich auf der Stell' zwei nagelneue Hunderter auf die Hand gelegt."

Wie ich nachher am Neubau des Armenhauſes vorübergehe, ſteht dort der Ritter. Er ſchreit herriſch mit den Leuten um und ärgert ſich über ſeinen Sohn, der alles Krumme gerade ſein laſſe und das Geſindel ſozuſagen wie Menſchen behandle. Gebe man erſt in Wenigem nach, ſo würden ſie noch frecher und verlangten Alles. „Human ſein! Recht ſchön, und aufgefreſſen werden! Man thut ohnehin weit mehr als Pflicht iſt!" In ſolchem Selbſtgeſpräch unterbricht er ſich, weil er einen Burſchen anruft, der in ſeiner Kräntze zu wenig Ziegeln aufgeladen hat. „Faulthiere! Schreien immer nach einem Verſorgungshaus, und wollen dabei nicht arbeiten. Oder will ich mich auch da mit Eurem Schweiße bereichern, wie?"

„Schwitzen thun wir freilich, Euer Gnaden, aber es wird doch nur ein Armenhaus."

Dieſe Antwort des Ziegelträgers iſt genug, er muß ſofort abtreten und bekommt ſeinen Lohn ausbezahlt.

Als der Herr mich erblickt, iſt er ein anderer. Raſch geht er auf mich zu und drückt mit ſeinen ſchwerberingten Fingern mir die Hand, daß es wehe thut. „Eine Neuigkeit, Herr Pfarrer!" Er zieht ein Zeitungsblatt aus der Taſche. „Mein Sohn hat mir erzählt, daß Sie ſich für einen Luzian Stelzenbacher intereſſieren?"

„Gott, freilich, das iſt ja der —"

„Theologe!" unterbricht er mich. „Na, leſen Sie."

Und ſteht im Blatte zu leſen, daß bei dem Arbeiterausſtand in Wien ein gewiſſer Luzian Stelzenbacher eine Brandrede gegen das Kapital gehalten habe, und daß dieſes Hetzers wegen die Verſammlung aufgelöſt worden ſei.

„Ach, Herr," ſage ich, „das iſt ein anderer. Der Luzian wird ſozialdemokratiſche Brandreden halten!"

„Bitte nur weiter zu leſen!" hierauf der Ritter.

„— Stelzenbacher, ein blutjunger Menſch, ſoll einem Prieſterſeminar entlaufen ſein und ſich in anarchiſtiſchen Kreiſen des Auslandes, beſonders in der Schweiz, herumgetrieben haben. Da er ein gewiſſes agitatoriſches Talent zu haben ſcheint, ſo wäre es doppelt zu wünſchen, wenn die Polizei dem Treiben dieſes famoſen Früchtels ehemöglichſt ein Ziel ſetzen würde."

„Sie können ſich das Blatt behalten," ſagt der Herr von Yark. In dieſem Augenblicke bin ich aus Ärger bösartig geworden.

„Wenn Sie mir gütigſt den Weg in Ihre Kanzlei erſparen wollten," ſpreche ich. „Muß mich erkundigen, wann der Kaminfeger beſtattet wird."

Meine Abſicht, ihn ein wenig zu verblüffen, iſt mißlungen. Ganz ruhig antwortet er: „Iſt Ihnen die Anzeige noch nicht gemacht worden? Einer Beſtattung ſind wir in dieſem Falle enthoben, Hochwürden. Er iſt zu Ruß verbrannt. Die Unvorſichtigkeit der Heizer. Sie haben keinen Begriff, wie einfältig dieſe Leute ſind!"

„Sollen ja Befehl gehabt haben!"

„Ei wo, Befehl! Handeln ſie ſonſt immer nach Befehl? Kurz und gut, um ihnen gerichtliche Unannehmlichkeiten zu erſparen, iſt es am klügſten, kein Aufſehen zu machen. Eine Witwe iſt da, die bekommt Penſion."

„Wie ſoll es aber mit dem Totenſchein gehalten werden?"

„Tragen Sie ihn ganz ruhig in die Liſte der Verſtorbenen ein. Der Mann iſt gründlich tot. Und den

Stelzenbacher laſſen Sie ſich nicht zu Herzen gehen, Pfarrer. Wenn er noch ſo jung iſt, kann er vielleicht gerettet werden. Was an mir iſt —. Mein Sohn Joſef iſt beauftragt, Ihnen die Mittel in Halbjahrsraten auszufolgen, falls der junge Menſch ſeine geiſtlichen Studien vollenden will. Meine Ergebenheit, Herr Pfarrer!"

Mit dieſem Troſte bin ich heimgekommen. Ich hatte noch gehofft, daß mich die Regina auslachen würde, einem ſolchen Papierwiſch was zu glauben. Jeden Tag muß er voll werden, und wenn die Wahrheiten nicht ausreichen, müſſen Lügen hinein. — Das wäre ſonſt ihre Tonart in ſolchen Sachen. Diesmal hat ſie die Neuigkeit aufs Wort geglaubt. „Hab' mir's wohl gedacht!" ruft ſie aus. „Nichts lernen, nichts arbeiten, nichts beten! — Die armen Steinfranzelleut'! Das wird eine Primiz werden! Wie dem Peter Heiſſel ſeine!"

So hart hatte ich ſie noch nie geſehen. Mir ſtieg die Vermutung auf, die Ottilie hätte vielleicht einen Porzellanteller entzwei geſchlagen oder ſonſt etwas angeſtellt aus Ungeſchicklichkeit. Da brach die gute Hauswirtin auch ſchon in laute Wut aus. Die Fäuſte ballte ſie gegen das Fenſter: „Weil ſchon überall der räudige Satan dabei ſein muß, heutzutag! Das dumme Mädel wird ſich auch wieder kränken. Sie weiß ja doch ſchon alles, man merkt ihr's an, ein Fratz iſt ſie! Die ſoll mich noch kennen lernen. Arbeiten muß ſie mir Tag und Nacht, daß ihr die Rippen krachen. Soll ſich nur kränken des Buben wegen, wenn ſie Zeit hat dazu! Jetzt will ich einmal beißen! Hartherzig werden, ſonſt iſt kein Aushalten auf der Welt!"

Wie ihre Hartherzigkeit beſchaffen iſt, das habe ich noch an dieſem Abend erfahren. „An dir kunnt eins eine

Freud' haben!“ fährt ſie die Ottilie an. „Sieht's, daß bei uns die Sachen nicht aufgegeſſen werden, und liegt im Neſt, bis ihr die Sonn' in den Magen ſcheint! Morgen ſtehſt mir ums Tagwerden auf, hörſt! Packeſt einen Laib Milchbrot ein, und den Kalbsſchwarten. Den Zuckerhut und das Packel Kaffee will ich dir ſchon heut' in den Korb legen. Und tragſt es in den Rauhgraben hinauf. Oder ſoll deine Mutter, die arme Haut, bei Erdäpfeln und Tannenzapfen wieder zu Kraft kommen? Den Wein wirſt eh vergeſſen! Du Madel, wenn du mir den Wein vergißt! Sogleich laufſt jetzt hinab zum Wirt mit der Flaſche! Was ſtehſt denn noch da? Wart', dir will ich weiterhelfen, marſch!“

Das erſchrockene Mädel wußte nicht, wie ihm geſchah. Der Ton war ſo beiſpiellos hart, wie man ihn an der Regina noch nicht erlebt hat. Und es war eine ſo große und eine ſo herbe Liebe, und der guten Ottilie ſtanden die leuchtenden Augen voller Waſſer.

Ja, wenn das ſo weiter geht, wird ſie freilich nicht gar viel Zeit haben, dem Grame nachzuhängen.

Wie ſie mir nur vorkommt, die Regina! Sie hat ihr Gleichgewicht nicht, es iſt etwas Überſchwängliches an ihr. Manchmal ertappe ich ſie in einer drückenden Betrübnis, dann wieder eine große Zornmütigkeit, oder eine unbändige Luſtigkeit. Wie glücklich bin ich, wenn die Leute um mich luſtig ſind — aber dieſe Luſtigkeit will mir nicht gefallen. Ja, wenn ſie noch ihre roten Wangen hätte!

Am 11. Juni.

Der grüne Anger drüben bei den Ahornen — man findet ihn nicht mehr. Wo die Bäume geſtanden, da ragt jetzt der rote Schutthaufen. Ich mag nimmer hinſchauen.

Doch, wenn ich vorüber muß, wie heute! Der Boden überall durchwühlt, von Fuhrwerken, Erzhunden und Bergknappen wimmelt's. An ſechs oder ſieben Seiten iſt der Kirchenriegel abgegraben, überall die Löcher hinein in kreuz und krumm. Der ganze Erlplan iſt voll von haushohen Erdwuchten, lägen ſie übereinander, einen zweiten Kirchenriegel gäbe es. Und das alles iſt im Berg drin geweſen! Spateiſenſtein! Der ganze Kirchenriegel ſoll daraus beſtehen. Die Waggons gehen hinaus nach den Hochöfen mit Erz und wieder zurück mit Roheiſen. Es ſollen auch hier Hochöfen gebaut werden.

Wie ich wohl ſo daſtehe und die Verwüſtung betrachte, klopft mir etwas auf die Achſel, der goldene Stockknauf des Ritters. „Na, Herr Pfarrer!“ ruft der Gutsherr heiter aus, „Ihr wundert Euch, wie? Das macht ſich, nicht wahr?“ Er deutet auf den vollen Betrieb der Erzgewinnung.

Weiß ſelbſt nicht, wie es mir gäh herausgerollt iſt: „Ich bitte Euch, Herr — Gefahr iſt doch wohl keine?“

„Gefahr? Wieſo? Der Eiſenbedarf ſteigert ſich Jahr für Jahr. Eben geſtern habe ich mit dem Staate einen zehnjährigen Vertrag abgeſchloſſen.“

„Gefahr für — für die Pfarrkirche,“ ſage ich beklommen.

„Ei wo!“ lacht er auf. „Für die Kirche Gefahr!

An der Kirche geſchieht ja nichts, die ſteht doch oben auf dem Berge!"

„Der Berg muß wohl ſchon recht ausgehöhlt ſein. Oft ſtundenlang kann ich nicht ſchlafen in der Nacht."

„Ihr meint, daß die Kirche den Berg eindrücken könnte!" lacht der Ritter. „Lieber Herr, dieſer eiſerne Berg wird wohl ein bischen mehr tragen können, als ein Ei! Selbſt wenn er zu drei Vierteilen unterminiert wäre, was er nicht iſt und nie wird, ſo wollte ich noch den Mailander Dom hinaufſtellen und die eiſerne Weltausſtellungsrotunde zu Wien als Sturz darüber. Nicht einen Zoll ſetzt er ſich."

Ja ja, es iſt ſchon recht, aber .... können ſie ſich nicht irren? Sie haben kein Menſchenauge mehr, ſie ſehen alles nur durch die Goldbrille.

Auf dieſem Wege habe ich auch geſehen, daß an den Thoren der Sommerhäuſer noch erſchreckend viele Mietzettel kleben. Es iſt nicht mehr zu leugnen, daß der Kurort niedergeht. Die ſchönen Häuſer ſind mit einem roten Staub bedeckt. Und es pocht, ſchnarrt, ſchrillt, pfeift und dröhnt ohne Unterlaß. Wie ſagt ein Dichter? „Der ſauſende Webſtuhl der Zeit!"

Aber was da gewoben wird, das weiß kein Weber.

Am 15. Juni.

Heute haben ſie unten in der Au beim Eiſingfluß die Johanna Schindlacher gefunden. Zuerſt hielt man ſie für tot, in einer ſo ſchweren Ohnmacht lag ſie. Man weiß nicht, was ihr widerfahren iſt, ſchläft ſie nicht, ſo weint ſie und ſagt nichts. Es iſt eine Vermutung, daß ſie ins Waſſer gehen wollte; das wäre doch nicht zu glauben.

Sonſt ein ſo frommes Mädel. Eine Stammlertochter zu Oberſchuttbach, immer luſtig geweſen und hätte im vorigen Winter heiraten ſollen auf ein gutes Haus in Sankt Johann. Seit einem halben Jahr, ſagen die Leute, wäre ſie anders geworden, ſchwermütig, verloren, leutſcheu, blaſſes Ausſehen, fröſtelnd, ſo daß ſie ſelbſt an warmen Tagen ihren ganzen Vorrat an Kleidern an ſich gehangen hat. Ob die Eiſing einen Toten immer weiter trage, ſoll ſie jemanden gefragt haben, oder wo ſie ihn etwa auswerfe? Wer weiß das. Die Eiſing hat noch Keinen aufgenommen.

Ich bin zu ihr hinaufgegangen. Da ſagt ſie mir ſtarr ins Geſicht: „Was die Gebote Gottes verlangen, werde ich thun!"

„Das weiß ich ja, Kind!" iſt mein Entgegnen. Dann hat ſie wieder geweint. — Ich ahne, es iſt wegen der Miſſion!

Am 29. Juni.

Meine Seligkeit hätte ich für ſie verpfändet! Heute iſt ſie eingeführt worden. Wegen der Miſſion iſt es nicht. — Einen Büchſenſchuß unterhalb, wo ſie gelegen am Waſſer, hat man das Kind gefunden. Die Eiſing hat es gleichſam zurückgeworfen auf die Erde. — Der Schuldige iſt längſt davon. Aber ſie hat gerufen: Er kommt wieder! Er kommt gewiß! Er wird mich nehmen, er hat's verſprochen! — Er ſoll als Kurgaſt dageweſen ſein im vorigen Sommer. Seinen Namen ſagt ſie nicht, oder weiß ihn gar nicht. — Ihm geſchieht ja doch nichts, du armes Ding.

Mit großer Entrüſtung haben ihr die Leute nachgeſchaut, als ſie vor dem Gendarm dahingeht mit haſtigen Schritten. Ein etwa zwanzigjähriges Mädel höre ich zu ihrer Genoſſin ſagen: „Die iſt aber dumm, die ſchämt ſich. Zahlen muß doch der, den ſie angiebt, du weißt.“

Einen hilfeſuchenden Blick hat ſie gethan gegen ihre Heimatsgenoſſen hin, ich glaube nicht, daß ſie mehr als ein mitleidiges Geſicht geſehen hat. Wenn ich thun hätte dürfen, wie mir zu Mute war!

Und als ich in den Pfarrhof zurückkehre, hat mir angefangen, das Herz weh zu thun, weil ich ſie nicht habe tröſten können. Und habe ich mir vorgenommen, zum Kreisgericht hinauszugehen, um dem unglücklichen Weſen beizuſtehen.

Am 30. Juni.

Die Reiſe nach der Kreisſtadt unterbleibt. Gott hat ſchon gerichtet.

In der Nacht hatte ich einen ſeltſamen Traum. Die Schindlacher wird vor das Gericht geführt. Als der junge Staatsanwalt das Mädel ſieht, wird er totenblaß, die Akten ſinken ihm aus der Hand, er ſteht auf und ruft, daß es hallt und ſchallt: „Richter und Geſchworene! Laſſet die Angeklagte frei und ſtellet mich an ihren Platz. Ich habe ſie geſehen auf der grünen Weide, ich bin der Schuldige!“ — Darauf bin ich wach geworden.

Zur ſelben Stunde war ſie ſchon tot. Geſtern abends iſt ſie unten auf der Eiſingbrücke aus dem Zug geſprungen. Auf den Brückenbalken iſt ſie liegen geblieben.

— — Wie viel prieſterlicher Segen auch ins Grab auf ihren toten Leib! Ein einziges menſchenwarmes Wort zu rechter Zeit wäre mehr geweſen.

Im Juli.

Geſtern bin ich hinaufgegangen in den Dreibrunnwald, man muß ſchon bald ſagen: Dreibrunnſchlag. Die Holzleute werden bald ihre Zelte abbrechen müſſen. Sonſt iſt es freilich ſchön da oben auf der Höhe in der reinen Sommerluft! Wenn man ſo hinabſchaut auf den ſchmutzigen Rauchdunſt im Thale, und darüber hinaus ſieht man klar und licht die Bergwelt ſtehen! Und jeder Atemzug iſt friſches Leben. Der Rolf wohnt noch in der großen Hütte an der Hochſchlucht, nur hat er ſich jetzt unter dem Dache eine Kammer für ſich eingerichtet. Der ſoll's heute von mir hören, umſonſt ſteige ich nicht hinauf, das habe ich mir vorgenommen.

„Mit dem iſt nit gut ſtreiten, hochwürdiger Herr Pfarrer!“ ſagt mir vorher einer ſeiner Arbeitsgenoſſen. „Ich weiß es, mein Lieber!“ Über die ſonſtige Aufführung des Rolf befragt, hat mir der Mann lauter Gutes erzählt. Fleißig, anſchickſam, kameradſchaftlich, verträglich, immer bereit, für andere eine Arbeit zu thun. Und alles verſchenken, ſo daß er ſelber ſchon nichts mehr habe, als das Gewand am Leib. Und manchmal brauche er auch das nicht, da habe er gar nichts an wie den Sonnenſchein. Da habe der Rolf eine ſcheckige Ziege gehabt, wie die Holzer ſie wegen der Milch halten, die habe er vor etlichen Wochen verthan. Über Nacht. Nicht vertrunken und nicht verſpielt. In der Früh ſei ſie nimmer dageweſen, und der

Rolf ſage kein Wort, wohin ſie gekommen. Am liebſten ſei er allein, leſen und ſpintiſieren. Wer ihn anlaſſe, zu dem plaudere er gerne über den Glauben, er habe extra einen, ganz für ſich allein. Aber nicht aufdringlich damit. Und man könne dem Rolf wohl nicht feind ſein. Wehren thue er ſich nur im Reden, ſonſt wehre er ſich gegen niemanden, als gegen den Wolf. Das wilde Tier ſei zwar auch Geſchöpf Gottes, habe aber nicht ſo viel Recht auf der Welt, wie der Menſch, weil es nicht arbeite, nur freſſe. Gegen den Wolf habe er ſogar einen Kugelſtutzen und immer das lange Meſſer im Sack. Aber beim Raufen mit den Holzknechten der anderen Hütten wäre er kein guter Kamerad, da gehe er ſeithin wie die Weiber und ſage: Selig ſind die Friedfertigen! Grob' Sünd', ſage er, ſei das Raufen. „Lieber Gott!“ ſchloß mein Gewährsmann, „wenn der Menſch alles wollt' ſein laſſen, was Sünd' iſt, da möcht' er unſerem Herrgott bald langweilig werden. Und der Herr Pfarrer will auch leben, gelt? — Nichts für ungut, wir ſind halt grobe Holzleut', wir.“

So ſprechen über ihn ſeine Kameraden. Und dabei hat der Rolf runde Backen und ſieht aus wie das Leben. Will er in ſeiner Kammer aufrecht ſtehen, ſo ſchiebt er vom Dach ein paar Bretter zur Seite, und ſieht zwiſchen den grünen Wipfeln unter freiem Himmel. Heute iſt er, wie ich komme, am Brunnen und ſcheuert einen Milchzuber.

„Nun, Rolf, du treibſt es ſchön!“ fahre ich ihn gleich an. „Wir haben in der Pfarrkirche die Gnadenzeit gehabt, es ſind die Pfingſten geweſen, alles kommt hervor aus Wald und Graben, nur mein Rolf bleibt verkrochen, wie einer, der ſich aus ſchlechtem Gewiſſen nicht unter die

Leute getraut. Iſt das nicht eine Schande? Was möchte dein Vater dazu ſagen? Da hätte dich Gott auch als Waldhaſen erſchaffen können und nicht als ſein Ebenbild, wenn er nicht wollte, daß du ſeine Gebote befolgeſt. Dir wird es noch gehen, wie dem Herodes, den in der Wildnis gottloſe Gedanken und Ungeziefer verzehrt haben. Das aber dulde ich nicht, denn ich bin dein Seelſorger. Sogleich nimmſt Rock und Hut und gehſt mit mir hinab! Denn wie lange biſt du wohl ſchon bei keinem Beichtſtuhl gekniet! Willſt du mit allem Vorſatz ſchlechter ſein als die Ketzer und Heiden? Sogar die kommen bisweilen in die Kirche. Und wenn dich die ehrwürdigen Väter liebreich aufſuchen, daß ſie deine Seele retten wollen, ſo hebſt du mit ihnen ein flegelhaftes Streiten an und beſchimpfeſt ſie! — Ich habe unter meinen Pfarrkindern leider nicht mehr viel Gutes aufzuweiſen, aber du, mein lieber Rolf, macheſt mir die größten Sorgen und die größte Schande! — Unchriſt du! Marſch, pack' zuſammen!"

So habe ich meinen ganzen Feuerbrand auf ihn geworfen und bei mir gedacht: Endlich findeſt du zu dieſer Hacke den rechten Stiel.

Der Rolf läßt mich ausreden, ſtülpt den Zuber an den Brunnentrog und hebt dann ſehr gelaſſen an zu ſprechen:

„Meine Eltern ſind ſchon geſtorben. Ich mache ihnen keine Schand', auch meinem Pfarrer nicht, weil ich redlich bin und niemandem Böſes thue. In der Einſamkeit bleibe ich, weil man da nicht ſo leicht Unrecht thun und Unrecht erfahren kann. Die erſten Chriſten haben auch in der Einſamkeit gelebt, was Ihr doch ſelbſt einmal gutgeheißen habet. Die erſten Chriſten ſind auch ohne Miſſionen und Beichten ſelig geworden, in Euren Büchern ſteht es ja zu leſen. Die gottloſen Gedanken verzehren mich nicht, weil ich trachte, Gott bei mir zu haben, und was die Reinlichkeit angeht, kann es jeder ſehen, daß ich ſorge. Mein Gewiſſen iſt nicht ſo ſchlecht, daß ich mich verſtecken müßte, thue mich auch nicht fürchten, und wenn es mich nach der Beichte verlangt, ſo werde ich ſchon hinabkommen. Daß Gott mich nach ſeinem Ebenbilde erſchaffen hat, getraue ich mir gar nicht zu denken, ich ſelber muß mich erſt zu ſeinem Ebenbilde machen."

„Wie willſt du das anfangen, du armer, ſündiger Menſch, ohne Gnade? Und die Gnadenmittel verachteſt du!"

„Ich verachte ſie nicht, ich kriege ſie aus erſter Hand," ſagt er lächelnd. „Und beſchimpft habe ich den ehrwürdigen Vater auch nicht, der zu mir heraufgekommen iſt. Ihr ſeid ja ſelber dabei geweſen und habt es gehört, was geſprochen worden iſt."

„Du haſt zum Miſſionär geſagt: wenn heute Chriſtus in ihre Kirche käme, ſo thäte er ſie fürs erſte hinausjagen, und fürs zweite würden ſie ihn kreuzigen!"

„Soll der geiſtliche Herr das für einen Schimpf gehalten haben?" fragt er nicht ohne Betroffenheit. „Ich habe es ja nicht ſo gemeint, als ob ihn das perſönlich anginge. Ein Prieſter kann der beſte Menſch ſein und muß doch oft Sachen lehren, die zum Evangelium nicht paſſen, und mit welchen er vielleicht ſelbſt nicht einverſtanden iſt. Der ehrwürdige Vater hat nichts darauf geſagt, obſchon ſie ſonſt feurige Zungen haben. — Wenn er es aber doch für eine Beleidigung ſollte genommen haben, ſo hätte ich keine Ruhe und müßte ihn um Verzeihung bitten gehen."

„Da könnteſt du weit gehen, mein lieber Rolf, die Herren ſind jetzt in Tirol. Es wird auch nicht nötig ſein. Wenn du's einſiehſt und wieder in die Kirche kommſt, ſo iſt dir verziehen."

„Das iſt ſo, Herr Pfarrer," ſagt er hernach, „daß ſie ihn kreuzigen thäten, das mag ſchon ſein, aber ſie thäten's vielleicht aus gutem Willen, und gegen ihre Perſon will ich nichts geſagt haben. Und mit Gewalt laſſe ich mich nicht hinabtreiben aus meinem Sonnenlicht. Wenn ich ſchon gehe, ſo geſchieht's wem zu lieb."

Mit ſeinen ſanften Augen ſchaut er mich an, ohne alle Bitterkeit hat er geſprochen.

„Du haſt ja recht, Rolf," rede ich, „es wird manches harte Wort geſagt, das nicht ſo gemeint iſt. Mich bekümmerſt du nur, weil du ſo, wie du jetzt lebſt, leicht Schaden leiden kannſt an deiner Seele. Vielleicht auch am Leibe. Der verkommt in der Wildnis. Der Menſch braucht ein Haus, eine Familie ...."

Darauf er: „Darf einer heutzutage noch dran denken? Wäre es nicht beſſer, das Menſchengeſchlecht thäte Feierabend machen?"

„Darüber wollen wir noch ſprechen, Rolf. Komm nur bald hinab und melde dich an."

Einen ſchweren Zorn habe ich hinaufgetragen, und ein beſänftigtes Herz habe ich heimgebracht. — Es iſt ein unbegreiflicher Menſch.

Wolfgang, denke einmal nach. Du haſt einſt den erſten Chriſten zugeſtrebt in Wort und Schrift, haſt in denſelben das echte Chriſtentum geſehen. Die dich darob in Verbannung geſchickt, ſind Zeugen davon. Jetzt ſteht er vor dir, dein Muſterchriſt. Warum iſt er dir nicht recht? Freue dich doch. Du lieſeſt es von der Kanzel herab: „Wenn du beteſt, ſo bleibe in deinem einſamen Kämmerlein!“ Und „mein Reich iſt nicht von dieſer Welt!“ Wenn ihm der Wald genug iſt, ſo preiſe ihn glücklich. Der letzte Chriſt wird wie der erſte ſein.

Und das weiß ich jetzt auch, Steinfranzel, durch wen der Herrgott das Wunder gewirkt hat in deinem Ziegenſtall!

Im Auguſt.

Bei ſeiner Sonne will er oben bleiben. Ein Kleid von Sonnenſchein hat er an, ſprechen ſie. Und das habe ich nicht verſtehen können. — Steht die Holzerhütte doch in der ſchattigen Bergſchlucht! Aber jetzt bin ich aufgeklärt. Hoch über der Schlucht und über den Wipfeln des Waldes erhebt ſich ein turmartiger Fels, deſſen Scheitel eine faſt ebene Fläche hat, ſo groß wie der Tanzboden beim Neuwirt. Der Holzknecht, der mir's erzählt, weiß kein anſchaulicheres Flächenmaß, als den Tanzboden beim Neuwirt. Der Fels heißt der Stöckelſtein, und man kann, ſo ſteil er auch iſt, unſchwer hinaufkommen, wer das Klettern gut verſteht. Nun, der Rolf verſteht es gut, und im Sommer an Feiertagen, da klettert er hinauf, zieht oben ſein Gewand aus und legt ſich, wie ihn Gott erſchaffen hat, auf die warme Steinplatte. Wer ihn bei dieſem Sonnenbade ſtören wollte, den möchte er mit Steinwürfen zurückſcheuchen, da verſteht er keinen Spaß. Er thut's nicht wegen der Geſundheit, auch nicht der braunen Haut wegen, auf die ſich Waldleute ſonſt was einbilden. Er thut's, „weil die heiße Sonne ſo gut ſtriegeln kann".

Von dieſem Sonnenjüngling haben auch die Sommergäſte etwas gehört, und da ſind zwei luſtige Fräulein eiferſüchtig geworden auf die Frau Sonne. Sie gingen hinauf in den Dreibrunnwald und beſtachen einen Holzknecht, dem Rolf, während er auf der Steinplatte lag, das Gewand zu ſtehlen. Da iſt er oben liegen geblieben auf ſeinem hohen Tiſche, bis der Abend kam und es dunkel ward. Dann ſtieg er herab in ſeine Hütte, und die Fräulein haben den Sonnenbräutigam nicht geſehen.

Mir hat der Schelm kein Wort geſagt, daß er ſolche Sachen treibt. Ja freilich, da glaube ich's, daß er rote Wangen hat.

Oder ſollte er zu ſolchen gehören, die ſich an ihrem eigenen Leibe erfreuen?

Einſt an einem heißen Julitage war es geweſen, kurz vor meiner Prieſterweihe, daß ich in den Büſchen die Hüllen von mir warf, mich hinlegte auf das Moos und meinen Leib betrachtete. Süß war es zu wohnen in dieſen jungen, wohlgebauten roſigen Gliedern und anzuſchauen waren ſie wie ein Werk der Schönheit. Zu jener Stunde habe ich von meinem Leibe Abſchied genommen . . . .

Im Frühjahr 1887.

Vielleicht ſollte ich mich mehr mit Schreiben zerſtreuen, wie in früheren Jahren. Es hat mich oft erleichtert. Aber es iſt ſo, je ſchwerer ein Stein, deſto weniger hebt man ihn.

Die Regina hat uns verlaſſen. Seit einem Jahre kränkelnd, iſt ſie gerade am heiligen Charſamstag ſchlafen gegangen. Zwei Stunden vor ihrem Tode noch hat ſie der Ottilie kernhaft ans Herz gelegt, wie die Wirtſchaft weiterzuführen ſei, und welche Kleider man ihr anlegen ſolle auf die letzte Reiſe. Bei der Kommunion ſchaut ſie mich lange an und ſagt: „Pfarrer, wie wird's mit uns zweien ſein in der andern Welt?“ — Als ob ſie mich hätte einladen wollen. Dann iſt ſie traumhaft geworden und nicht mehr zu ſich gekommen. — Bei ihrem Begräbniſſe hat der Kornſtock Orgel geſpielt. Alle Regiſter offen, in vollen Tonſtrömen. Es war kein Lied, es war ein Brauſen. „Das iſt mein Vergeltsgott geweſen für den ſüßen Kaffee!“ ſagt er nachher zu mir. Und als wir beide aus dem Kirchhof gehen, ſchreit er mir plötzlich ins Geſicht: „Wenn ich nicht in Paris ſterbe oder ſonſt wo, wenn ich im Torwald ſterbe, und Ihr überlebt mich — die Pfarrer werden ja alt — das ſage ich Euch heute, auf dem Kirchhof da will ich nicht beigeſetzt werden.“

Mir geht das Wort durch Mark und Bein. Hat auch er die Angſt vor — vor den Bergknappen? — Der Kornſtock hat aber beigeſetzt: „Sonſt will man das Denkmal beim Grab; ich will mein Grab beim Denkmal haben.“

Das gute Mädel will mir die Regina erſetzen. So oft ſie mich anſchaut, fragen ihre großen Augen, ob mir nicht was fehle. Kind, was ſoll denn mir fehlen! — Gerne ſitze ich oben, wo ſie ringsum alle ſchlafen. So bin ich einſt im Hauſe meiner Eltern geſeſſen, ſpät abends. Die Meinen um mich herum haben auch geſchlafen; ich habe noch gewacht bei der Lampe. Jetzt iſt's wieder ſo, das rote Flämmlein in der Kirche iſt das einzige lebendige Weſen im ſtillen Gotteshauſe.

Ergötzlich iſt der Karl mit ſeiner Behauptung. Er ſagt, ich thäte mit der Ampel laute Geſpräche führen und ſie anreden mit Namen von Verſtorbenen.

Was der Schneider nicht alles weiß!

Am 1. Auguſt.

Mein Pfarrbuch ſtirbt aus, wandert aus. Und doch giebt es mehr Leute im Thale als je zuvor. In den beiden Holzſägen ſind ſechzehn Mann beſchäftigt, in der Holzwollefabrik fünf, in der Papiermühle achtunddreißig, in der Glashütte einundzwanzig Teichgräbersleute ſind auch einundzwanzig da, Bergknappen gegenwärtig hundertundvier. Beim neuen Hochofen ſind im ganzen zehn Perſonen angeſtellt und im Eiſenwerke gegen vierhundert. Holzknechte und Fuhrleute etwa neunzig, Eiſenbahner (bis hinab zum Keilerſtein gerechnet) ſechsundzwanzig. Weiber und Kinder, ſoferne ſie nicht in Arbeit ſtehen, ungerechnet. Dieſe Angaben habe ich vom jungen Ritter, damit man die Anzahl der Pfarrbewohner weiß. Sommerfriſchler und Kurgäſte zählt der neueſte Ausweis kaum hundert. Touriſten ungezählt. Welcher Konfeſſion ſie angehören, danach darf man die meiſten gar nicht fragen, ohne tötlich zu beleidigen; ebenſowenig, ob ſie verheiratet ſind oder nicht. Gegen den „Pfaffen“ haben ſie eine ſchleichende Wut, halten ihn für den heimlichen Verbündeten des Ritters.

Unter den Arbeitern herrſcht Not. Die wenigen Bauern vermögen ihre Armen nicht mehr zu verſorgen. Das neue

Armenhaus iſt ſehr ſtattlich und ſchmuck — von außen. Alſo ſoll demnächſt im Kurhauſe ein großes Wohlthätigkeitsfeſt ſtattfinden. Das hat der Ritter angeregt. Die Feſtbeſucher werden ſich für ihr chriſtliches Almoſen recht ergötzen. Komödie, Muſik, Tanz, Menagerie. Einen ganzen Tag lang wird man wohlthätig ſein.

Auf der Brückelwieſe werden ſchon lange Stangen in den Boden gerammt. Maſte für Kletterer, Fahnen, Zelte. Auch zu mir ſind ſie gekommen in Frack und taubengrauen Handſchuhen, mit der höflichen Einladung, mich wohlthätig zu unterhalten.

Den 8. Auguſt.

Mir ſchwindelt noch vor dieſem Volksfeſte, und die Geſchichte wird aufgeſchrieben.

Schon am Vorabende kein anderes Geſpräch, als von „türkiſcher Muſik", von neuen Polkatänzen, von Stangenklettern und Speerwerfen, von ruſſiſchen Bärentreibern und arabiſchen Feuerfreſſern. Alles für die Armen! Die Burſchen üben ſich im Klettern, Ringen und Springen, und der Lehrer Sandor habe, heißt es, heimlich ſeine Muskeln mit Kornbranntwein eingerieben.

Tags darauf ſehe ich zu meiner Freude auch den Rolf in der Kirche. Dann kommt er in den Pfarrhof und giebt ſich Mühe, ſehr artig zu ſein. Er erzählt, daß ſie in die Sonne geſetzt ſeien. Der große Dreibrunnwald niedergeſchlagen bis auf den letzten Baum. Und der letzte Baum auch. Die Hütte wird abgebrochen, mein Waldhaſe hat keinen Unterſchlupf. Was der Stöckelſtein mache? frage ich ihn ganz plötzlich, da wird er ein wenig rot im Geſicht.

Dann bedenkt er ſich und ſucht durch zarte Kreuzfragen zu erfahren, ob ich zum großen Feſte ginge, ob allein oder mit jemandem zuſammen. „Mit der Ottilie!“ ſage ich und blicke ihn feſt an. Da rückt er ganz ſachte hervor, tanzen möchte er gerne mit der Ottilie, wenn's erlaubt wäre! — Knabe, denke ich, mich deucht, du biſt endlich reif geworden oben in der Sonne.

Und am Nachmittage ſind wir zu dreien hinabgegangen. Zuerſt geht er vor mir und der Ottilie, dann hinten nach, endlich neben uns. Ein neues Gewand hat er an, ein nelkenrotes Halstuch, aus purer Seide. Sogar die Ecken läßt er flattern. In der linken Hoſentaſche ſteckt die große Lederſcheide für Meſſer und Feile, wie ſolches Werkzeug der Torwalder Holzknecht ſtets bei ſich zu tragen pflegt. Das gefällt mir, es giebt ihm etwas Mannbares. Wenn er mit mir ſpricht, macht ſich das ganz vernünftig; ſo oft er an das Mädel ein Wort richtet, wird er ungeſchickt, faſt dumm. Sie nimmt's aber nicht übel, ſo viel ich merke, trippelt wohlgemut neben ihm her, alle Wonnen noch haushälteriſch in ſich verſchließend. Ein jung' Dirndel, das zum Tanz geht!

Die Brückelwieſe über und über volksfeſtlich geſchmückt. Ein buntes Wogen von heiteren Menſchen. Eben ſchlagen ſie Jubel an. Hoch am Kletterbaum klebt ein Menſch, rüttelt an der in Flittergold glitzernden Krone, zauſt die Fähnlein, die Bänder, die Kränze herab und läßt die Fetzen niederflattern auf die Menge. Endlich reißt er einen funkelnden Gegenſtand los, ſchwingt ihn, hängt ihn ſich um den Hals, jauchzt und läßt ſich ſachte an dem glatten Stamme herab. Aus dem Eljenſchreien und Ausrufen des Namens Sandor Uilaky merken wir, es iſt der

Schullehrer, der ſich den Preisbecher geholt hat von der luſtigen Rieſengerte. Ganz zu Boden kommt er nicht, denn ſie fangen ihn auf und tragen ihn gegen das Kurhaus, wo er mit Muſik und Siegesgeſchrei empfangen wird. Dann Wein in den Becher, und Becher an die Lippen: Hoch Meiſteraffe Uilaky! — mag ſich jemand gedacht haben.

Vom Konzert iſt nur zu melden, daß das junge Volk deſſen Ende kaum erwarten konnte. Gründlicher kann klaſſiſche Muſik nicht ruiniert ſein, als wenn darauf Tanz in Ausſicht ſteht. Als der junge Ritter Joſef an ſeinen Platz geht, bleibt er bei uns ein wenig ſtehen und flüſtert der Ottilie zu: „Ein armer Reiſender bittet nachher um eine Quadrille!“ Man ſchaut auf das Mädel, dieſes wird blutrot und zittert. Und frägt mich nach einer Weile ins Ohr: „Um was bittet er?“

Während nach dem Konzert der Saal raſch zu einem Tanzboden verwandelt wird, ſehe ich mich nach dem Rolf um. Der ſteht hinter einem Thürflügel, hält die Hände auf den Rücken und betrachtet das Treiben. Nebenbei ſchämt er ſich ein biſſel, daß er auf der Welt iſt, wie man hier zu Lande ſagt. Ich winke ihm, er kommt heran und ſtellt ſich neben der Ottilie auf. Da hätte ich ſie nebeneinander ſtehen, und weil ſie ſich beharrlich anſchweigen, ſo mache ich ihnen ein wenig den Hof. „Jetzt wird bald der Tanz angehen, mein Kind,“ ſage ich zu ihr. „Wie du heute ſchmuck beiſammen biſt! Dir wird's nicht fehlen. Da mag ſich ein Tänzer beizeiten bei dir einſchmeicheln! Der Rolf hat ſich ſicherlich ſchon ſiebenfach bei dir vorgemerkt, der Schlingel! Na, machet euch nur bereit, wird bald losgehen.“ Der Burſche wendet ſo ein bißchen ſeinen Kopf gegen das Mädel, ſie ſchauen einander ganz treu-

zig ins Geſicht, und dann er wieder gerade aus und
t den Mund nicht auf. Jetzt jauchzt die Muſik auf,
Paare finden ſich und heben an zu kreiſen. Dem Rolf,
ucht mich, zuckt's ſchon in den Beinen, er dreht den
opf, ſchiebt ihn wieder zurück, blinzelt und bleibt ſtehen
e ein Baumſtrunk im Walde. Ich hinter ihm, zupfe ihn
Rockſchößling, da legt er mählich den Arm um ihren
acken, guckt ihr in die Augen und ſagt: „Probieren wir's,
rndel?“ In dieſem Augenblick ſchießt der Lehrer herbei,
n Geſicht brennt, ſeine Augen ſprühen eitel Siegesluſt.
Die Schönſte gehört mein!“ ruft er, packt die Ottilie um
e Lenden und wirbelt mit ihr durch den Saal. Der
olf glotzt verblüfft drein, dann ſtellt er ſich gelaſſen hinter
e Wand. Die Hände hält er in den Rocktaſchen —
ei krampfige Fäuſte, wenn er einen warmen Blutstropfen
ſich hat.

„Rolf!“ ſchreit ihm ein Holzknecht zu, „du mußt dich
ehren!“ Kaum bemerkbar ſchüttelt er den Kopf. Die
ttilie tanzt vorüber, da trifft ihn ihr Blick. Es iſt ein
lick aufrichtiger Verachtung. In einer Ecke hört man
as Liedel vom „Traumichnit“ ſingen. Wenn er um
änzerinnen wirbt, pflegt ſonſt ſo ein Waldjüngling die
riſtliche Sanftmut hübſch zu Hauſe zu laſſen. Nun, wer
e bei ſich hat, der wird wenigſtens nicht geprügelt.
erlei Betrachtungen werden gehört. Der Rolf iſt dann
avongegangen. — Nicht gar lange ſteht's an, kommt die
ttilie zu mir, und ſie möchte nach Hauſe gehen. Sollte
r der Löwe vom Kletterbaum in ſeiner Siegesluſt zu
harf getanzt haben? —

Das war der geſtrige Tag. Und der heutige? Am
ormittag ſtapft ein Trommelraßler durch die Gaſſen und

ſchreit kunſtfertige Affen, plaudernde Papageien, ein ſingendes Dromedar und einen tanzenden Bären aus. Im Zwinger neben dem Rieſenzelt auf der Wieſe blöken und kreiſchen und brüllen die Tiere, und ein ewiger Leierkaſten wimmert mit drein. Da läuft alles hinab, alt und jung, und ſo habe auch ich mein Mädel heute entſchädigen wollen für das Geſtern. Die Plätze ſind ſchon alle faſt beſetzt, wir finden noch zwei im hinterſten Ring, hoch oben. Man ſieht gut hinab auf den eingegitterten runden Platz. Zwei halbnackte Reiter auf ſchnaubenden, nach einwärts geneigten Röſſern ſprengen im Kreiſe herum und machen auf dem Rücken der Tiere allerlei Kunſtſtücke zum lärmenden Staunen der Zuſchauer. Dann kommen bunte Luſtigmacher mit den Affen und treiben ihr drolliges Weſen. Ich ſchaue alles durch die Kindesaugen meiner Ottilie und ergötze mich auch.

Nachdem die Spieler der erſten Abteilung abgetreten und hinausgezogen ſind in ihre Baracke, ſteigert ſich die Spannung der Leute, denn nun kommt der Bär. Hinter dem Verſchlage hört man das Knattern einer Peitſche. Bald darauf tritt ein großer rotbärtiger Mann hervor und führt an einem Doppelſtrick die Künſtlerin. Die Bärin, ein plumpes zottiges Tier, trottet täppiſch daher bis in die Mitte des Raumes. Der Führer tritt einige Schritte zurück, der Leierkaſten fängt ſchrill eine ruſſiſche Tanzmuſik an, der Führer knallt mit der Peitſche und kommandiert. Da hebt das Ungetüm ſeinen Vorderleib, legt die klobigen Bratzen ſäuberlich über die Bruſt, als ob es nach einem Tänzer ſchmachte. Dann neigt es den Kloß ſeines Hauptes ein wenig auf die Seite und beginnt mit den Hinterbeinen auf dem Sand ſachte zu tanzen. Großer Beifall. Aber die Bärin macht ſich nichts draus, blinzelt mit ihren Schweinsaugen gegen die buntgekleideten Zuſchauer hinauf, wie kokette Komödianten zu thun pflegen. Dann macht ſie die Augen faſt zu vor Behaglichkeit und dreht ſich immer ſchwerfällig und träge um ſich ſelbſt. — Endlich hört die Muſik auf, und die Tänzerin ſteht ſtill, aufrecht, und als das Klatſchen einfällt, verneigt ſie ſich zur ungeheueren Erheiterung vor dem Publikum.

Und nun beginnt das Ereignis. Hört man auf einmal irgendwo rufen: „Bravo, Uilaky!“ Denn der Schullehrer hat ſich geäußert, er wolle mit Mademoiſelle Karſchinkoff — ſo heißt die Beſtie — einen Walzer tanzen! — Sofort wird mit dem Wärter unterhandelt. „Seien Sie überzeugt, dieſer Herr iſt ihm gewachſen!“ „Iſt auch keine Gefahr dabei,“ ſagt der Bändiger, „die Dame iſt Witwe und verdirbt keinen Spaß.“ „Es iſt zu wagen.“ „Warum denn nicht?“ „Es iſt bedenklich!“ „Es iſt lächerlich, von einem Kinde läßt ſie ſich gängeln. Für Herrn Uilaky iſt eigentlich zu wenig Ehre dabei.“ So rufen die Leute durcheinander, dieweilen ſteht der Lehrer ſchon unten. Der Wärter giebt dem kühnen Bewerber Verhaltungsmaßregeln, aber auch die Knute in die Hand. Darauf tätſchelt er das Tier und tritt ſachte hinter den Verſchlag. Der Lehrer wirft Rock und Knute weg, ſtreift die Hemdärmeln auf, was er, denke ich, wohl nur ſeinen ſtrammen Muskeln zu Ehren thut, und ſtemmt ſeine Beine ſchräg in den Boden. Ein fermer Athlet. Die Bärin ſteht aufrecht wie ein Menſch, ſchaut ihr Gegenüber an und wartet auf ſeine Galanterien. Da hat man keinen Atemzug gehört im ganzen Raume. Der Lehrer macht einen leichten Schritt nach vorne, verneigt ſich wie vor einer Dame, biegt den rechten Arm aus und ſagt: „Darf ich bitten, meine Gnädige!“

„Das iſt ein Frevel, das heißt Gott verſuchen!“ rufe ich hinab. Man ziſcht, daß ich zu ſchweigen hätte. Der Lehrer legt ſeinen Arm zärtlich um den Nacken des Tieres, er vermag ihn kaum zu umfangen. Die Bärin legt träge ihre Pfoten um den Leib des Mannes. Der Spielmann leiert einen Walzer, das Paar dreht ſich langſam um ſich ſelbſt. Das Tier hopſt ein wenig, hebt den Lehrer ſachte vom Boden empor, ſtellt ihn wieder nieder, hebt ihn nochmals auf, etwas höher, und legt ſich mit ihm langſam auf den Sand. Faſt meint man, er laſſe ſich's ruhig gefallen, doch hört man ihn ſchnaufen. Die Bärin gröhlt und ſchmiegt ihr wuchtiges Haupt wie koſend auf das Geſicht des ſtöhnenden Mannes. Jetzt kreiſchen die Weiber und die Männer rufen nach dem Bärenführer. Dieſer erſcheint, bleibt aber betroffen am Ausgange ſtehen, denn das Tier beginnt laut zu brüllen und Schaumflocken hängen an ſeinem Maul.

„Das Meſſer in den Leib!“ ſchreit jemand unter den vor Aufregung wogenden Zuſchauern. Der Bärenführer jammert um ſein „Kapital“ und ſtürzt fort, etwa um eine Waffe zu holen. Er kommt nicht zurück. Mehrere Männer machen Miene, über die Brüſtung hinabzuſpringen, um zu retten, bei jedem giebt es Hinderniſſe, keiner ſpringt hinab. Der Lehrer liegt bewegungslos wie eine Puppe in der Umarmung der ſchnaubenden Bärin. „Er iſt erdroſſelt!“ gellt es in der Menſchenmenge, und alles will hinaus, daß überall die Planken krachen. Jetzt ſpringt ein Menſch über die Sitze vor, über die Brüſtung hinab. Die Beſtie fährt wild gröhlend auf und ihm entgegen, er ſtößt ihr das

ſſer in den Leib. Mit grauſem Gebrülle macht das
r einen hohen Sprung, purzelt dann ſeitlings in den
nd, und es raucht das braune Blut. Den Lehrer reißt
Mann vom Boden empor, er blüht nicht mehr, iſt
enblaß; aber er hebt noch die Arme, den Kopf; ſeine
ne zittern, doch er bricht nicht zuſammen, geführt von
em Retter wankt er dem Ausgange zu, der freien
. — Das Meſſer ſteckt im verendenden Bären, der
nn iſt davon. Sie haben ihn gerufen, haben ſeinen
nen gerufen — er iſt nicht mehr gekommen.

„Haſt du ihn erkannt?“ frage ich die Ottilie.

Sie antwortet tonlos: „Der Rolf iſt's geweſen.“ —

So hat dieſes Volksfeſt geendet. Die Leute haben
zerſtreut, und jeder hoffte, dem heldenmütigen Burſchen
begegnen. Heute ſprechen ſie ein wenig anders über
als geſtern.

Der Lehrer liegt im Fieber, Madame Karſchinkoff wird
gen begraben.

Am Abend ſage ich zu meinem Mädel: „Hätteſt du
vom Rolf ſo etwas träumen laſſen?“

Da macht ſie eine abwehrende Bewegung, eine faſt
ige, gleichſam: Von dem wolle ſie nichts hören.

Sind ſie wirklich ſo? Hätte er den Nebenbuhler ge-
, ſtatt den Bären, abgöttiſch würde ſie ihn lieben. Er
ſich die Tänzerin wegnehmen laſſen . . . . Solches ver-
das Weib nimmer. Ja, ſagt man, ſo ſind ſie.

Spätherbſt.

Wenn dieſe Aufzeichnungen unter die Leute kämen,
Gott verhüte, ſo müßte man glauben, der alte Wolf-

gang hätte in ſeiner Pfarre lauter Sonderlinge. Etliche habe ich ihrer freilich, und ſie geben mir am meiſten zu ſchaffen.

Seit dem Frauentage iſt der Kornſtock wieder fort. Ich habe an demſelben Abend mit der Suppe auf ihn gewartet, der arme Auguſtini hatte den ganzen Tag mit ſeinem Bettelwäglein auf ihn gewartet. Er kam dort nicht und kam hier nicht, und am Denkmal iſt er auch nicht geſeſſen. Mehrmals hatte er mir die Abſicht mitgeteilt, nach Paris zu gehen, denn nur dort ſei für ſeine Tondichtungen der rechte Platz, und nur von dort aus würden ſie ihren Flug machen über die ganze Welt.

Der Denkſtein unter der Linde hat Sprünge bekommen, neigt ſich nach vorne, und zu ſeinen Füßen tanzen die gelben Blätter.

In der Faſtenzeit 1888.

Schon während der Meſſe fällt es mir heute auf, daß der Karl wider ſeine Art in einer gewiſſen Zerſtreutheit und Aufregung iſt. Zuerſt zündet er bei dem Hochamte die Kerzen der ſtillen Meſſe an. Dann ſpäht ſein Auge auf die Ampel, auf die Fenſter, auf die wenigen anweſenden Beter. In der Sakriſtei, während er mir die Alba abnimmt, da ſagt er's: Diebe hätten wir in der Kirche! Das Öl in der Ampel verſchwinde, ſchon ſeit Wochen falle es ihm auf. Sonſt lange eine Füllung reichlich fünf Tage aus, und jetzt ſei allemal ſchon am zweiten Tage die Ampel leer. „Wo mir ſeit dreißig Jahren das Licht nicht ein einzigmal ausgeloſchen! Und jetzt ſoll's verhungern und verdurſten? Herr Pfarrer, ſie ſtehlen uns das Öl!“

„Die Ampel wird ſchadhaft ſein, Karl!"

„Ei Narr, das müßte man doch ſehen. Das Geſindel thut's. Das Arbeitergeſindel. Wie ſie es nur anſtellen! Wo ich allemal mit der größten Sorgfalt abſperre! — Jetzt will ich mir aber hinter dem Altar meinen Arbeitstiſch aufſtellen und beim Schneidern aufpaſſen Tag und Nacht, iſt mir alles eins. Den Lumpen muß ich erwiſchen!"

So muſterhaft eifrig, — und der ſoll keinen Glauben haben? — Ich werde ihm Unrecht thun. Gott, mir fehlt die Gabe, den Menſchen ins Herz zu ſehen, mir fehlt ſie ganz und gar.

Im April.

Der Öldieb iſt entdeckt Der Schneider hatte mein Dispens erhalten, hinter dem Altare ein paar Tage handwerkern zu dürfen, denn er kann keine Zeit verlieren, wenn er Arbeit hat. Nur die armen Leute laſſen bei ihm arbeiten, wer Geld hat, kauft ſich das fertige Gewand beim Kaufmann. Mir macht er's recht. — Schon am erſten Tage alſo hat er den Dieb ertappt — kaum die Leute aus der Kirche waren. Iſt der Kirchenräuber nicht oben am Gewölbe aus dem Emporium durch das Strickloch geſchlüpft und am Strick behutſam niederwärts bis zum fetten Töpfchen? Und hat getrunken. Der Karl, natürlich raſch hervor, hat aber nicht fangen mögen, hat die arme Kirchenmaus wieder entſchlüpfen laſſen — haſtig hinan unters dunkle Dach.

Dann hat er Vorrichtung getroffen oben beim Loche, daß dem Tierchen, das nicht getauft iſt, auch die übrigen Gnadenmittel der Kirche vorenthalten bleiben. — Harter Karl!

Mäuslein, wenn du gar zu hungrig biſt, ſo komm nur, komm, labe auch du dich am ewigen Lichte!

In unſerem Vaterlande giebt es manchen Ort, an welchem nach alter Sage ein Heidentempel geſtanden ſein ſoll. Und der Tempel iſt verſunken. Denn die Menſche haben gefrevelt, da hat ſich der Boden aufgethan. Unweit meines Geburtsortes Hohenmauth iſt ein ſolcher Hügel, dort ſoll auch ein Tempel verſunken ſein. Alte Leute wollen in ihrer Jugend noch das Turmkreuz haben aus der Erde ragen ſehen. Turmkreuz? So können auch chriſtliche Kirchen verſinken? ....

Am Kreuzerhöhungstage.

In der heutigen Nacht hatte ich folgenden Traum. Der Ewige ſaß auf dem Richterſtuhle und ließ die Großen der Menſchheit an ſich vorüberſchreiten.

Der Richter ſagte zu Moſes: „Was haſt du deinem Volke gegeben?“

„Das Geſetz.“

„Was hat es daraus gemacht?“

„Die Sünde.“

Dann fragte er Karl den Großen: „Was haſt du deinem Volke gegeben?“

„Den Altar.“

„Was hat es daraus gemacht?“

„Den Scheiterſtoß.“

Dann fragte er Napoleon Bonaparte: „Was haſt du deinem Volke gegeben?“

„Den Ruhm.“

„Was hat es daraus gemacht?“

„Die Schmach.“

So fragte er viele und jeder führte Klage darüber, daß ſeine Gabe vom Volke entwürdigt worden ſei.

Endlich fragte der Ewige auch ſeinen Eingeborenen: „Mein lieber Sohn, was haſt du den Menſchen gegeben?“

„Den Frieden.“

„Was haben ſie daraus gemacht?“

Chriſtus antwortete nicht. Mit durchſtochenen Händen verhüllte er ſein Geſicht und weinte.

Im November.

Die neueſte Geſchichte von Sankt Maria im Torwald ſoll ein anderer ſchreiben. Mir ſtockt's. Giebt es denn noch einen Torwald. „Auch in dieſen entlegenen Gegenden iſt es endlich helle geworden!“ hörte ich im vorigen Sommer bei Eröffnung des neuen Schulhauſes einen Redner ſagen. Wahr iſt es. Die Baumſchatten ſind weg, die Hänge ſind kahl, die Wälder gelichtet. Aber es iſt auch wieder dunkel geworden. Nicht „mit Kutten iſt die Sonne verhängt,“ ſondern mit Fabriksrauch.

Die Kurgeſellſchaft hat abgewirtſchaftet, der Kurſalon iſt ein Magazin für Glas und Bretter. Eines der großen Hotels wird jetzt als Kohlenſchuppen benützt, das andere, zu Oberſchuttbach, iſt noch zum Teile bewirtſchaftet. — Alles iſt unluſtig geworden. Sonſt hat die Arbeit den Menſchen klug und froh gemacht, heute macht ſie ihn dumm und unzufrieden. Denn er braucht dabei kaum mehr zu denken, kann nichts ſchlecht machen und nichts gut, kann perſönlich nichts verfertigen, hat keine Leiſtung aufzuweiſen, denn alles macht die Maſchine, und er iſt ihr Knecht. So iſt bei der Arbeit keine Freude, kein Herzensmut, kein Segen für den Arbeiter. Der Geiſt des Menſchen iſt gleichſam auf die Maſchine übergegangen, und ihre Knechte verwildern, und weil ſie perſönlich nichts mehr ſchaffen können, ſo erwacht in ihnen die Luſt, perſönlich zu zerſtören.

Im Torwald giebt es jetzt nahezu neunhundert Arbeiter, das heißt neunhundert Unzufriedene. Weniger Arbeit wollen ſie und mehr Geld. Sie ſehen den Abſtand zwiſchen der Not ihrer zumeiſt großen Familie und dem Luxus der Herrſchaft. Ein Bergknappe ſagte vor kurzem bei einer Verſammlung: „Nicht, daß wir arm ſind, empört uns ſo arg, als vielmehr, daß jene reich ſind, und daß ſie durch uns reich geworden ſind, und daß ſie uns behandeln wie Hunde. Dann erwacht vielleicht plötzlich ihr Gewiſſen, und ſie werden wohlthätig mit unſerem Gelde. Wir wollen kein Almoſen, wir wollen das, was uns gebührt. Wir wollen eben nur nicht beſſer geſtellt ſein, denn die Armut iſt unſere ſtärkſte Kampfgenoſſin! Die ſchreckt vor nichts zurück. Genoſſen, verſteht ihr mich?“ So hat er geſprochen, und alles hat ihm zugejubelt, als hätte er das Heil der Welt verkündet. — Ja, was wollen ſie denn? Wenn man nur wüßte, was ſie wollen! Einen Blechſchmied habe ich danach gefragt, der antwortet lachend: „Na ja, wir ſchreien halt mit, was wir wollen, das wiſſen wir ſelber nicht.“ — „Wir wiſſen es, du Schaf!“ ruft der Hies — der einſtige Bauer vom Grund — drein: „Teilen wollen wir mit den Herrſchaften! Das wollen wir! Jeder Menſch hat an den Händen zehn Finger zum gleichviel angreifen und halten. Teilen wollen wir! Ja wohl, Herr Pfarrer!" — „Mir könnte es recht ſein, mein lieber Hies."

Im vorigen Herbſt, als die großen Beſtellungen für die Armee kamen, haben die Eiſenarbeiter alle zugleich den Dienſt aufgeſagt und „ohne Lohnerhöhung von fünfundzwanzig pro hundert griffen ſie nicht mehr an". Der Ritter hat große Verzögerungsgebühr gezahlt, den Arbeitern aber nicht nachgegeben, bis ſie durch Not gedrängt ſich ſelber wieder erboten. Der Werksherr hat ſie aufgenommen, den Lohn aber nicht erhöht, ſondern erniedrigt. Damals ſah ich, wie einer mit rußiger Fauſt den Hammer ſchwang: „Wenn die Zeit kommt! Die Stärkeren ſind wir!"

Seitdem grollt es im Thale. Allerlei verſiegelte Schriften und unheimliche Kiſtlein kommen herein. In ein paar Heftchen hatte ich Gelegenheit, Einſicht zu nehmen. Ich hätte es doch nicht geglaubt. Ich hätte es nicht geglaubt! Da gilt kein Geſetz mehr, ſei es vom Kaiſer oder vom Papſt oder vom Herrgott. Kein einziges. Alle Vergangenheit, alle Geſchichte, alle Sitten ausgeſtrichen, zerriſſen. Neue Menſchen! Neue Eigenſchaften! Neue Natur! Was Tugend war, iſt Schwäche, was Laſter war, iſt Tugend. — So lange haben die gelehrten Herren geſpielt mit ihren Theſen und haben ſie verbreitet. Nun ſehen ſie es mit Schrecken, ihr Wort iſt Fauſt geworden!

Dem Pfarrhofe gegenüber iſt ein Loch aufgeſprengt worden, und da wühlen ſie einen Berg von Schutt und rotem Stein hervor, und der Zaun meines Gärtleins wird ſchon niedergedrückt. Durch den Kirchenriegel haben ſie ſich gefreſſen zu mir herüber, und die Ingenieure ſchauen manchmal mit heißen Augen auf meine Ottilie.

Sie iſt immer einmal unruhig. Gott, wenn ſie mir dieſes Kind verdürben!

Herr der Heerſcharen, ſchicke deine heiligen Engel, daß ſie uns behüten! — Gott, wenn ſie mir dieſes Mädel erwürgten!

Frühjahr 1889.

Die Schwammelſuppe würde mir noch beſſer munden, wenn ſie beim Kochen wieder ſingen und lachen wollte. Sie iſt ſtumm, und ſie arbeitet. Arbeitet und ſorgt für mich, wie eine Mutter. Und verthut ihre Jugend damit, einen alten kummervollen Mann zu pflegen. Wenn ich auf der Holzbank ruhe, da ſitzt ſie neben mir und näht oder ſtrickt und lugt mich manchmal verſtohlen an. Und ſchweigen beide, verſtehen uns ſchweigend. — Hart erbarmen thut ſie mir. Sehe ich irgendwo auf meinen Wegen ein Menſchenweſen weinen, da denke ich: Wenn ſie ſo weinte! Und da überkommt mich das Heimweh, ich eile zurück in den Pfarrhof, zu ſehen, daß ihr nichts iſt. Immer wollte ich ſie um etwas fragen, und wagte es nicht. Daß ſie nicht etwa glaubt, ſie müſſe in dieſem traurigen Hauſe bleiben, wenn ihr Herz anders ſpreche. Nun iſt ſie mir zuvorgekommen.

Einen Kummer hätte ſie, ſagt die Ottilie, da ſie wieder einmal neben mir ſitzt. Und ſie paſſe nicht daher, ſie könne mir nichts ſein. Einfältig ſei ſie und ganz ungeſchickt, und darum fürchte ſie alle Tage, ich könnte ſie fortſchicken.

„Mädel!" ſchrei ich ſie an, „biſt du denn verrückt? Dich fortſchicken! Oder — rede aufrichtig, Kind. Willſt etwan ſelber fort?"

Sie bittet in aller Treuherzigkeit, Geduld mit ihr zu haben, da reiße ich ihr Köpflein an meine Bruſt: „Lieb hab' ich dich, dummes Madel!" Und müſſen, die Augen voll Waſſer, all' beide lachen.

Daß oben am Kirchenſteige das Bild des heiligen Joſef immer friſch geſchmückt iſt! Schon ſeit dem Winter her. Iſt's kein Blumenſtrauß, ſo iſt's ein grüner Fichtenzweig. Jetzt habe ich die andächtige Seele ertappt. Hinter den Hecken hat ſie aus Weißtannenreiſern und Balſamkraut einen Kranz gebunden, und dann noch weiße Röslein dazu. Ich merke natürlich nichts und gehe vorüber. Am nächſten Morgen ſehe ich den Kranz um den Joſef gewunden. — Ein Herzweh hat ſie, und mir klagt ſie's nicht. Dem heiligen Joſef klagt ſie's.

Unſer Lehrer iſt um einen zweiten Gehilfen eingeſchritten. Die Umarmung der Madame Karſchinkoff iſt ihm doch teurer zu ſtehen gekommen, als anfangs anzunehmen war. Und kein Menſch hat je ſo viel für ihn gethan, als die ruſſiſche Dame im Pelz. Ihre zärtliche Umarmung hat ihm zu verſtehen gegeben, wie viel er ſich auf ſeine athletiſchen Talente einbilden darf. Er bildet ſich nichts mehr darauf ein. Kein Stück Brot wird er ſich mehr abſchneiden können, ſein Lebtag lang, ſein linker Arm iſt gelähmt. Müßte es bei einem Lehrer nicht im Kopf ſitzen, er könnte unter dem Denkmal hocken, wie damals der Kornſtock. Mir iſt der Sandor jetzt lieber, ſeit er weiß, daß der Menſch nicht bloß einen Leib, ſondern auch eine Seele hat. In freien Stunden befaßt er ſich mit Leſen und Studieren pädagogiſcher und ſocialwiſſenſchaftlicher Werke. Gern geht er auch mit den Kindern umher und erklärt ihnen Thiere, Pflanzen und Steine. Den Bauernkindern macht das ein großes Vergnügen, die Arbeiterkinder möchten das Vogelneſt freilich gleich plündern und den Stein ſchleudern nach etwas Lebendigem. Mit ſolchen könnte der Lehrer gelegentlich wohl einmal ein Experiment aus der Botanik machen, z. B. wozu man die Birkenzweige und die Haſelſtöcke braucht. Aber dazu, armer Sandor Uilaky, braucht's zweier geſunder Arme.

Geht er dann in die Arbeiterwohnungen, um den Leuten ein wenig Kinderzucht zu lehren. Da iſt er ein paarmal ſchon recht froh geweſen, mit heiler Haut aus der Höhle zu kommen, und der Mann, der es einſt mit Stieren und Bären gewagt, weiß, daß jetzt einem erzürnten Arbeiterweib gegenüber zwei flinke Beine das beſte ſind.

Ins Gebirge iſt er eines Tages hinaufgegangen, damit er ſeinem Lebensretter danke und ihn um Verzeihung bitte. Der Rolf hatte ſich vor ihm geflüchtet auf den Stöckelſtein, aber der Lehrer iſt ihm nachgeſtiegen.

„Ich verdanke dir mein Leben, Rudolf!"

„Lebſt du denn ſo gern? Da unten? — Lehrer, wenn du wiſſen willſt, was Leben iſt, ſo mußt du heroben bleiben im Gebirg."

Er iſt nicht mehr bei den Holzern, weil dieſe ſich zerſtreut haben. Er iſt Hirtner geworden und lebt in einem Blockhauſe auf der Grießelalm.

„So mutterſeelenallein möchte ich nicht ſein," ſagt ihm der Lehrer.

„Ich allein?" lacht der Rolf, „ſiehſt du denn nicht, daß alles da iſt?" Und deutet um ſich, gleichſam auf den Kreis der Natur, der ihn umgiebt.

„Was mich wundert," ſagt der Lehrer, „daß nicht alle Weiber vom Torwald längſt eine Treibjagd veranſtaltet haben nach dir!"

„Schulmeiſter, laß den Adam ſein. Das Unglück dauert ſchon lang' genug."

So ſollen ſie geſprochen haben miteinander. Der Lehrer hat mir's erzählt, der Rolf kommt ja gar nicht mehr herab.

„Laß den Adam ſein!" Schon recht, wenn es dir nur gelingt!

Spreche ich da in der Schule bei Gelegenheit des Evangeliums von Gott, dem gerechten Richter. Hält der Knabe eines Friauliſchen Bergarbeiters die Hand empor, er wiſſe auch etwas. — Nun, heraus damit! — Sagt der Junge: „Gott iſt keiner nicht, hat mein Vater geſagt."

Und ein anderes Arbeiterkind ſetzt raſch bei: „Aber ein Teufel iſt, und das iſt der Werksherr!"

Sitzt im Wirtshauſe ein Agent und ruft lautes Entzücken über den Fortſchritt. Vor zwanzig Jahren hätten die Torwaldleute ſicher noch alles ſelber erzeugen müſſen, was ſie gebraucht. Wie armſelig das zugegangen ſein mag. Und in der Gegenwart! Alle Länder der Erde ſind Diener des Torwaldes. Ungarn liefert das Korn, Indien den Reis, Arabien den Kaffee, Braſilien die Baumwolle, Ohio das Lichtöl. Sachſen liefert der Hüttenverwalterin die Handſchuhe und ihrem Manne die Lederpantoffeln, Thüringen ſchickt ihren Kindern die Spielpuppen. Weſtfalen giebt den Leuten zur Arbeit Beil und Bohrer, zum Eſſen Meſſer und Gabel. Der Herr von Park allein hat in ſeinem Hauſe die Produkte aller Weltteile zuſammen, um nur zu nennen die perſiſchen Teppiche, das kaliforniſche Gold, das afrikaniſche Elfenbein und ſo weiter.

Gewiß und ſo weiter, mein Herr Agent, ſtundenlang, könnte man aufzählen, was die gute weite Welt uns hereinſchickt. Und davon kommt's. Davon kommt's, daß wir ſo glücklich ſind!

„Die Welt teilt ihre Schätze nur mit den Herren,“ meint der Hies, der teilbegierige Mann ohne Grund, „nur ſchade, daß ſie nicht auch mit unſereinem teilt!“

„Wird ſchon kommen, wird ſchon kommen!“ ſagt ſein Genoſſe, der Teichgräber.

Schon ſeit einiger Zeit iſt mir nahegelegt worden, in der hieſigen Arbeiterſchaft einen chriſtlich-ſozialen Verein zu gründen. Mein Gott, an das habe ich ſelber ſchon gedacht, wenn ich nur auch das Zeug dazu hätte. Ich verſuche es alſo mit allem Eifer. Die Herrſchaften ſind ſehr damit einverſtanden, und ſo wird eines Sonntags zum Nachmittage die Arbeiterſchaft eingeladen in den dafür leergeräumten Kurhausſaal. Zu meiner freudigen Überraſchung erſcheint ſie faſt vollzählig, aber bei Bierkrügen. Anders geht's nicht mehr. Ich flehe in meinem Herzen den heiligen Geiſt um Erleuchtung an und beginne hernach mit dem Heiland. Jeſus ſei auch Sozialdemokrat geweſen, er habe es mit den Geringen und Armen gehalten, aber nicht ſo, als wollte er ſie reich und irdiſch mächtig machen, vielmehr Seelenruhe und Zufriedenheit habe er ihnen bringen wollen. — Weiter kam ich nicht in meiner Rede, denn ſie lachten ſchon. Sie haben mich ſo kalt und herzzerreißend ausgelacht, daß mir die weiteren Worte in der beengten Bruſt ſtecken geblieben ſind. Sie haben ihre Bierkrüge genommen und ſind lachend und ſpottend hinausgepoltert bei allen Thoren. Nur etliche ältere Männer wollten ſitzen bleiben, da haben andere geſagt: „Oho, ihr kommt nur auch mit, ſonſt giebt es Haue!" und haben ſie an den Armen hinausgeführt.

Bin ich allein dageſeſſen mit meiner chriſtlichen Weisheit, die wohl noch für einen alten Gebirgspfarrer taugen mag, nicht aber für dieſe Geſellen, die mit dem Hammer die Weltkugel in Stücke ſchlagen wollen, um dann die Trümmer unter ſich zu teilen. Als ich rückwärts durch den Garten traurig heimſchlich, kam mir ein alter Bergarbeiter nachgeholpert und ſagte: „Das iſt ein Elend, mein Herr Pfarrer! Wie hat's mir wohl gethan, wieder einmal ein Chriſtenwort zu hören, aber man darf nicht. Man muß mithalten, ſonſt ſchlagen ſie einen tot. Wenn wir Arbeiter ein Hundeleben führen, ſo iſt's, weil wir es uns ſelber ſo machen. Nicht die Arbeitgeber ſind unſere Feinde, aber die Arbeiterführer ſind unſere Tyrannen, und die Partei ...."

Ich glaube, er wollte noch mehr ſagen, da rief es von der Gaſſe her: „Hempler!" Erſchrocken wich der Alte von mir zurück und eilte dienſtfertig dem Rufer zu.

Wolfgang, du ſchaueſt ihm traurig nach. Und du ſollſt ein Soldat der ſtreitenden Kirche ſein!

Mit dem jungen Ritter habe ich über die hieſigen Arbeiterverhältniſſe geſprochen. Er meint, das Unglück ſei, daß die Leute nicht haushielten. Am Sonntag Überfluß, in der Woche Mangel. Die Unzufriedenheit ſei durch Hetzer künſtlich erzeugt. —

„Die Herren Arbeitgeber ſprechen wohl alle ſo,“ darauf meine zögernde Bemerkung. „Ich fürchte ein Unglück. — Dieſes ſchöne ſtille, fleißige Torwald, was iſt daraus geworden!“

„Mein Vater hat es ſatt,“ ſagt der Herr Joſef. „Wenn er dieſe Beſitzungen nicht etwa an eine Aktiengeſellſchaft verkauft, ſo will er ſie mir übergeben.“

„Und Ihr möchtet Euch dieſes Unheil auflaſten?“ rufe ich ganz erſchrocken aus. „Wolltet Ihr denn nicht lieber dieſe ganze Wirtſchaft, an der kein Segen iſt, nur Fluch und Elend, abkommen laſſen und in Gegenden ziehen, wo es weit ſchöner iſt?“

„Lieber Herr Pfarrer,“ ſagt er freundlich, „ich begreife, daß Sie uns forthaben möchten, ſo weit als der Himmel blau iſt. Aber ich bleibe da. Vielleicht begreifen Sie es einmal, warum.“

An dieſer Stelle findet ſich in den Schriften des Pfarrers folgende Briefeinlage:

„Du mußt Dir das nicht ſo zu Herzen gehen laſſen, Wieſer. Wie in Deinem Sprengel, ſo geht es heutzutage an gar vielen Orten zu. Was können wir dagegen machen? Wir erfüllen die vorgeſchriebenen Amtspflichten, im übrigen mag es wohl gehen, wie es Gott gefällt. Du beklagſt Deine Thatloſigkeit, lieber Amtsbruder. Ja, ſollſt Du denn die Eiſenbahn zerſtören, das Kurhaus niederreißen, die Fabriken vernichten? Sollſt Du die Leute aufwiegeln gegen eine Entwickelung, die wohl eine natürliche und notwendige ſein muß, eben weil ſie ſich vollzieht? Selbſt wenn wir ſo weit Macht und Einfluß hätten, wir dürften es nicht. Wenn Du Deinen täglichen Gottesdienſt verrichteſt, am Sonntage die Predigt hältſt, die Kinder in der katholiſchen Religion unterweiſeſt, die Sakramente erteilſt, ſolchen, die danach verlangen, wenn Du zu den Kranken gehſt, die Toten einſegneſt, und die Pfarrmatrikel führſt, ſo biſt Du thätig genug. Kein Menſch wird von Dir mehr verlangen, der Biſchof am wenigſten. Unſere Vorgeſetzten wiſſen ſelbſt am beſten, wie es jetzt ſteht mit der Welt. Mit Diplomatie richtet man in ſolchen Zeitläufen mehr aus, als mit dem ſogenannten heiligen Eifer. Und wenn die fremden, vermögenden Herrſchaften, mit denen Dein Sprengel ſo reich geſegnet iſt, wie ich wollte, daß es der meine wäre, wenn ſie ſich Dir nicht nahen wollen, ſo nahe Du Dich ihnen, lobe ihren Kurs, gieb ihnen frei, was ſie nicht laſſen können, und Du wirſt ein ſehr beliebter Prieſter ſein, wirſt Einfluß zum Vorteil unſerer Sache gewinnen, mehr als Du denkſt. Auch Klugheit iſt eine chriſtliche Tugend, mein lieber Alter, vor Mutloſigkeit hingegen möchte ich, mit Vergunſt, Dich in aller Freundſchaft gewarnt haben.

Dein wohlmeinender
Anton Gamsinger.
Vikar zu St. Nikolai i. B.“

Am 27. April 1889.

Chriſti Himmelfahrt.

Ich glaube, er war ſchon lange. Ich glaube ſicher, ihn ſchon vor Jahren geſehen zu haben. Das kommt bei Mauerwerken oft vor und ſie ſtehen noch Jahrhunderte lang.

Hat heute nach der Veſper der Karl meine Hand genommen und mich zum Altar des heiligen Joachim geführt. Rechts deutet er an die Wand hin. — Nun, was da zu ſehen wäre? — Zeigt er mir ein ſchwarzes ſcharfes Schricklein, das vom Fenſter gegen den Boden herabgeht, ein ganz dünner, feiner Sprung.

„Geh' mir weg!" rufe ich aus, „ſolche giebt's in jedem Mauerwerk, im Pfarrhof und überall."

„Wollt's auch nur zeigen," meint der Karl.

Dann bin ich in allen Winkeln des Pfarrhofs herumgekrochen, überall Sprünge. Ich gehe zum Neuwirt, dort auch. Und hübſch große. Er ſehe ſie ſchon ſeit ſeiner Kindheit, ſagt der Wirt. Und dieſe Häuſer ſtehen gar nicht einmal auf dem Kirchenriegel.

In der Nacht habe ich ruhig geſchlafen.

Einen Tag ſpäter.

Heute habe ich mir den Sprung in der Kirche noch einmal beſehen. Es giebt ihrer auch neben dem Taufbecken und am Turme. Es iſt Staub in den Riſſen, es niſten Käferlein drinnen. Das iſt nicht von heute und nicht von geſtern. Es hat keine Gefahr. — Wenn ich nur wüßte, welche Urſache ſolche Sprünge haben!

Habe ich mich ein wenig in den Schatten geſetzt am heiligen Joſef, ſeitwärts hinter den Fichten, auf dem Holzſtock. Dort will ich mein Brevier beten. Das Denken und Grübeln über Gott und alles Unendliche habe ich mir längſt abgewöhnt. Der Frieden kommt nur im Beten.

Diesmal iſt's aber nicht ſo geweſen, durchaus nicht. — Wie ich ſo ſitze, kommt mein Mädel geſchlichen mit Blumen, ſteigt auf das Kniepult und ſchmückt den Joſef. Und ſteht weiter hinten der junge Ritter und ſchaut ihr zu bei der zärtlichen Arbeit. Wie ſie zurück will, tritt er ihr entgegen und ſagt Worte, die ich nicht verſtehe, es müſſen ſcherzhafte geweſen ſein, denn ſie lacht. Ich, in meinem Verſteck, ſpitze die Ohren aufs äußerſte.

„Mein Namensbruder iſt zu beneiden,“ ſagt der junge Herr. „Wenn unſereiner einmal ſo glücklich wäre!“

„Der Heilige iſt angenagelt,“ ſagt die Schallin, „der kann nicht umhergehen, ſich Blumen zu pflücken.“

„Aber ich, meinſt du, könnte ſo umhergehen und mir Blumen pflücken?“

„Wenn der Herr Blumen haben will, ſo wird's ſchier am beſten ſein ....“

„.... er pflückt ſie ſelbſt? Willſt du nicht ſo ſagen?“

Sie will ſich abwenden. Da legt er ihr eine Hand aufs Haar, ſchaut ihr in die Augen und ſpricht faſt feierlich: „Du biſt wie eine Blume .... !“

Sie iſt davongelaufen. Aber bevor ſie davongelaufen iſt, hat er ſie feſt bei der Hand genommen, hat ſie an ſich gezogen, ganz bis an die Bruſt und hat ſie faſt ſchon geküßt. — Geſchehen hätte ſie's laſſen, da habe ich gehuſtet.

Er bleibt ſtehen, blickt ihr nach und iſt betroffen, als ich vortrete.

„Herr!“ ſage ich, „das iſt mir nicht lieb! Das iſt mir nicht lieb!“ Sonſt kann ich nichts hervorbringen. „Das Mädel iſt noch unſchuldig.“

„Ja, lieber Herr Pfarrer, eben deswegen!“ ſpricht er ſchier zärtlich. Da iſt mir aber warm geworden und habe ihm meine Meinung geſagt. Die Stimme, glaube ich, hat mir nur ſo kurz herausgezittert, und kein rechter Bruſtton, weil mir der Atem immer ſtockt, wenn ich erregt bin. Er hört gelaſſen zu; hübſch lange muß er zuhören und wie ich ſchließlich fertig bin und fort will, hält er mich faſt gewaltſam am Arm und ſagt: „Ich begreife Ihren Zorn vollkommen, Herr Pfarrer. Allein, wenn es ſo wäre, wie Sie anzunehmen ſcheinen, dann wäre dieſer Zorn noch viel zu geringe, dann müßten alle Wetter herniederfahren über dieſes Haupt und der Blitz zerſchmelzen mein armes Herz, das doch endlich einmal glücklich ſein möchte.“ — Ich weiß gar eine Weile nicht, wie das gemeint iſt. Er fährt fort, und ſeine Stimme iſt herb: „Halten Sie denn auch mich für ſo einen? Oh gewiß, Hochwürden, auch ich werde Ihnen Sünden zu beichten haben. Wenn es aber iſt, daß ich die Unſchuld habe verführt, dann mögen Sie den Fluch aller Patriarchen und Propheten über mich ausſchütten! —“

„Ihr habet dem Mädel einen Kuß gegeben!“

Wie ich dieſes Wort ſage, hebt ſich ſeine Bruſt, und er ſpricht leiſe und langſam: „Ich habe mein künftiges Weib geküßt.“

„Laſſet mich!“ rufe ich aus. „Haltet mich nicht ſo feſt. Ich will Euch nicht mehr vor Augen haben!“

„An dem Tage, wenn Sie Ihr Heiland geſegnet hat, wenn Sie mit frommer Liebe gedenken Ihrer Eltern, da werde ich zu Ihnen hintreten und das Mädchen mir zum Weibe begehren."

„Es kann keine Rede ſein!" rufe ich aus und eile hinab gegen die Häuſer.

In meiner Stube bin ich ſtill geſtanden, wie in den Boden gebohrt und habe geſagt: „Alſo das iſt es!" —

Am nächſten Tag nach der Meſſe, wie das Mädel mir das Frühſtück auftiſcht und dann wieder hinausgehen will, ſage ich: „Bleib' ein wenig da, Ottilie. — Ich will dir was ſagen. Du mußt jetzt wieder heim zu deinen Eltern in den Rauhgraben."

Sie antwortet nicht und geht hinaus. Wie ich nachher wahrnehme, daß ſie bei ihrem Kaſten umthut und anfängt ihre Sachen zuſammenzupacken, ſteigt mir ein bitterer Groll auf darüber, daß ſie mich verlaſſen will. Wie ein Wahnſinniger ſtürze ich auf ſie zu: „Und du bringſt es übers Herz? Und kannſt mich verlaſſen dieſes ſchlechten Buben wegen?!"

Sie hat juſt ein paar Kleidungsſtücke in der Hand, die hängt ſie jetzt über die Lehne eines Stuhles, ſtellt ſich vor mich hin, ganz gerade auf und ſagt das Folgende: „Es wird wohl des Herrn von Yark wegen ſein, daß ich fort muß. Den Kopf möchte ich mir herabreißen, daß ich's nicht gleich geſagt habe, und der Herr Pfarrer jetzt meint, ich hätte Heimlichkeiten. Ich weiß es ja, daß es nicht recht iſt, aber wenn er mich nimmt .... Wenn wir heiraten ...."

„Dummes Zeug. Der reiche Herr dich! Der Weltmann, der Fremde! Dieſer fremde Menſch dich! Wo es kein Beiſtehen giebt und geben kann, kein Zuſammenleben und kein Verſtehen! Hat er dich denn ſchon ganz bethört?"

Sie hebt ihr blaues Schürzlein vors Geſicht und weint. Ich weiß meines Leides kein Ende.

„Kind, Kind!" ſage ich und habe ſie dabei geſtreichelt an der Wange, daß ich ihr die Tropfen hätte mögen trocknen: „Der lieb' Herrgott dürfte mir dein Glück nicht feilen, ich gäbe zu viel dafür, ich gäbe meine arme Seele! Aber ich ſage dir, wenn alles ſonſt gut wäre, kein Ständeunterſchied wäre, kein Bildungsunterſchied, kein weltliches Vorurteil. Ganz umſonſt! Keine Seele und keine Seligkeit kann's machen. Das Geſetz, das Kirchengebot ſteht dagegen!"

Darauf läßt ſie das Tuch ſinken und ſagt zu meinem Staunen: „Der Herr Pfarrer thut gerade, als ob wir nahe Blutsverwandte wären."

„Es iſt noch unmöglicher!" rufe ich aus, „es iſt noch viel unmöglicher, als ob ihr Bruder und Schweſter wäret! Du weißt es, du mußt es wiſſen, daß es zwiſchen der chriſtlichen und der moſaiſchen Religion kein Ehebündnis giebt."

„Er iſt ja doch kein Jude!" lacht ſie auf. —

Jetzt habe ich aber doch die Hände zuſammengeſchlagen. — Und habe es ihr geſagt. „Du ſiehſt alſo, meine Ottilie, daß nicht der Gedanke ſein kann an eine ſolche Verbindung, und daß da kein Menſch helfen kann, ja ich möchte faſt ſagen, nicht einmal Gott. Der Herr kann nur dein Herz erleuchten, daß du den Unrechten überwindeſt und den Richtigen erlangeſt. Ich will recht für dich beten."

Während der Rede habe ich empfunden, wie wohlfeil ſolche Worte ſind, und daß ſie weder den erleichtern, der ſie ſpricht, noch den, der ſie hört. Das Mädel iſt dann langſam hinausgegangen, hat leiſe die Thür hinter ſich zugezogen.

Später hat ſie ihren Kaſten wieder eingeräumt, hat ihre Arbeiten verrichtet wie immer und hat nichts geſagt. Aber die Blüten ſind von ihren Wangen gefallen an dieſem Tage . . . .

Den Schmiedehammer höre ich die ganze Nacht. Er iſt ja doch geſtorben, der Simon Eſchgartner. Oder iſt er wieder zurückgekommen? Kommen denn alle wieder zurück?

Die Ottilie ſagt's auch, daß er geſtorben iſt. Nach der Meſſe gehe ich ſelber hinab. Die Schmiede iſt zugeſperrt. Auf dem Schornſtein wächſt der Hollunder.

Ich will ſtark ſein. Ich habe mein Amt, ich habe meinen Gott. Darf mich nicht verwirren laſſen von krankhaften Träumen. Liſch nicht aus, mein zitterndes Lichtlein im Gehirn! Verlaß mich nicht, o heiliger Geiſt!

Im Juni.

Vor einigen Tagen hat die Arbeiterſchaft an den Werksherrn eine Abordnung geſandt, um ihm ihre Wünſche vorzutragen. Der Ritter hat die Abordnung nicht vorgelaſſen und iſt noch an demſelben Tage nach Peſt abgereiſt. Sie ſagen, er ſolle nur fahren, der Apfel ſei reif und würde in wenigen Tagen vom Baum fallen.

Bei den Arbeitern geht ſchon lange die Rede um von einem „Weißen", der nach Torwald kommen ſoll. Der „Weiße", das ſei ein Arbeiterpfaffe, ſagt der Hüttenverwalter, ſo nennt er die ſozialdemokratiſchen Agitatoren. Warum er aber der Weiße heißt und nicht der Rote? Rot ſind ſie ja alle. Die Arbeiter ſcheinen große Stücke auf ihn zu halten und treffen Anſtalten zu ſeinem Empfange.

Vor einiger Zeit erhielt das hieſige Gemeindeamt ein Schreiben aus Wien mit der Frage nach einem gewiſſen Mathias Glockner, genannt Hies im Grund. Vor zwei Tagen nun iſt eine große Sendung an den Genannten eingelangt, die ihm zu übergeben ich erſucht worden bin. So habe ich den Hies rufen laſſen, und er möchte auch zwei Zeugen mitbringen. Anfangs hat ſich der Mann geweigert in der Meinung, es werde etwas Gerichtliches ſein. Endlich iſt er doch mit zwei anderen Arbeitern in den Pfarrhof gekommen. Nicht ohne Behagen habe ich ſeinen fadenſcheinigen Rock angeſehen, es iſt ſein beſter, hoffentlich wird er bald ſein ſchlechteſter ſein.

„Setzet euch nieder," ſage ich, „du, Hies, mußt dich in den weichen Seſſel ſetzen, du wirſt es jetzt fürnehm geben wollen. Du bekommſt heute einen großen Brief von mir. Es geſchieht dir ſchon recht. Kannſt du leſen? Nicht, na, dann werde ich dir die Dinge verſtändlich machen. Brauchſt nicht zu erſchrecken. Siehſt du, was der Brief für Augen macht!" Er iſt nämlich mit fünf roten Siegeln zugemacht geweſen.

Und der Brief lautet:

„An den hochwürdigen Herrn Pfarrer Wolfgang Wieſer zu Sankt Maria im Torwald.

Ehrwürdiger Herr! Im Jahre 1880 ſind in der ſogenannten Laudamushöhle der Hohen Rauh ſieben junge Leute tagelang in großer Lebensgefahr geweſen und endlich durch wackere Landleute gerettet worden. Ein Bauer, namens Mathias Glockner, vulgo Hies im Grund, mußte bei dieſer Begebenheit leider ſeinen Beſitz einbüßen. Einer der Geretteten wurde mittlerweile mit Glücksgütern geſegnet und erlaubt ſich derſelbe, dankbar der wunderbaren Rettung gedenkend, genanntem Manne ſeinen Schaden zu erſetzen, ſoweit es etwa noch möglich iſt. Er bittet Euer Hochwürden, dem Mathias Glockner den beiliegenden Betrag von dreitauſend Gulden übergeben und den bezeugten Empfangsſchein an nachſtehende Firma zurückgehen laſſen zu wollen.

Nillingen & Comp.

Wien, den 8. Juni 1889."

Nun aber habe ich mir einmal meinen Hies angeſehen.

„Geht, Pfarrer, wer will mich denn foppen?" ruft er.

„Der Kleine, damals, kannſt du dich erinnern, Hies? Ein Kommis glaube ich, war es. Von dem wird's kommen."

Der Hies ſtarrt drein und dabei iſt ſein Geſicht ſo rot wie nach einem Schrecken. Als ich ihm das Geld — drei nagelneue Tauſender — auf den Tiſch lege, ſo hübſch einen neben den andern, da zucken ſeine Arme, da zittern ſeine Hände, da ſpringt er auf und ſchöpft nach Luft.

„Bevor du das Märchenwunder in die Hand nimmſt,“ ſage ich, „mußt du hier deinen Namen zeichnen, und die zwei Zeugen ſind auch dazu gebeten.“

Dieſe zwei Zeugen, ein paar ruppige Geſellen, gröhlen auf, und der eine ſagt: „Keinen Beſſeren hätte ſich das Glück nicht ausſuchen können, als unſeren Hies. Der iſt ja Sozialdemokrat, der teilt mit uns!“

„Wenn's mein gehört, ſo gehört's mein!“ ruft der Hies, taſtet nach den Noten, nimmt ſie fäuſtlings und ſteckt ſie in den Hoſenſack.

Das empört die beiden anderen, ſie wollen nicht unterſchreiben und ſuchen ihm das Geld aus der Fauſt zu winden. Ich habe große Mühe, eine Gewaltthätigkeit zu verhindern, und der Hies flüchtet durch die Hinterthür.

Bis zu dieſem Augenblicke ſoll er ſich noch nicht gezeigt haben im Eiſenwerke. Die Arbeiter fahnden nach ihm, um ihn zur Liebe zu zwingen. War es doch immer der Hies, der von den Kapitaliſten Teilung des Beſitzes verlangt hatte. Jetzt iſt er ſelbſt Kapitaliſt. — Und jetzt iſt der Herr Mathias Glockner wahrſcheinlich ins Holland gereiſt.

Der Verwalter hat ein ſchnelles Telegramm nach Peſt geſchickt, daß die Anweſenheit der Herrſchaft im Torwald dringend notwendig ſei. Auch der junge Herr iſt gegenwärtig abweſend, und die Beamten verlieren den Kopf. In das Kurhaus, wo Geräte, Glas und viel geſägtes Zirmholz aufbewahrt ſind, iſt heute früh durch das Fenſter eine Bombe geworfen worden. Ein Teil der Glashüttenwaren iſt zerſtört, in die Wand iſt ein Loch geriſſen worden, daß man mit einem Heuwagen durchfahren könnte. Ein

Teil der Arbeiter iſt ausſtändig und rottet ſich zuſammen. Die Gendarmerie iſt noch nicht ausgerückt. Das danke ich Gott. Der erſte Schuß iſt unſer Unglück.

Mit Viergeſpann hat ſich der Ritter vom Bahnhofe abholen laſſen. Er will ſeine Würde zeigen. Die Arbeiter waren in großen Mengen auf dem Bahnhof. Als die Herrſchaft ausgeſtiegen, haben ſie ſich murrend verhalten, einen jüngeren Mann, der mit demſelben Zuge ankam, haben ſie mit großem Geſchrei empfangen. Es ſoll der „Weiße“ ſein, den ſie ſchon ſeit Wochen erwarteten. Die Arbeiter tragen rote Fahnen und rote Halsbinden; ſo ziehen ſie johlend durch die Gaſſen, und manch ein Ausruf iſt zu hören, der einem das Blut könnte erſtarren machen in den Adern.

Der alte Herr hat dem Verwalter heftige Vorwürfe gemacht, daß er ihn herbeigerufen in einer ſo kritiſchen Lage. Und er iſt mit ſeinem Viergeſpann durch eine Seitengaſſe ins Haus gefahren. Eine Gruppe von Arbeiterweibern ſoll unter ſich geſagt haben: „Der wäre ſicherlich im Ungarland geblieben, wenn er einen Schutzengel hätte!“

Und als man ſchrieb das Jahr 1889 nach der Geburt Jeſu Chriſti, da iſt ein großer Wahnſinn gekommen über die Menſchen im Torwald. Sie haben nicht mehr arbeiten wollen, haben ihre gewaltthätige Hand ausgeſtreckt nach des Nächſten Gut. Und es war kein Geſetz.

Künftige Geſchlechter, die dieſe Chronik leſen, werden es nicht glauben, und es iſt doch geſchehen.

In der Zeit hat mich der Werksherr eingeladen, den Abend in ſeinem Hauſe zuzubringen. Er hat auch den Gemeindevorſtand geladen, und wie ich anfangs nicht recht wollte, ſo ging ich zuletzt doch, weil ich glaubte, es wären Beratungen zu halten wegen der drohenden Unruhen.

Es iſt ein regenſchwerer Abend, der Wind rauſcht in den Bäumen. Der Rauch der Fabriken ſchlägt nieder auf die roſtbraunen Wege. Unterwegs ſehe ich, wie ſie ſchon anfangen, thalſeits den Kirchenwald zu fällen, es iſt der letzte Schachen zu Sankt Maria, es iſt — wollte ich gerne ſagen — der grüne Mantel unſerer lieben Frau. — Aber heute haben die Holzarbeiter Feierabend gemacht vor der beſtimmten Stunde. — Im Wagen des Gutsherrn komme ich angefahren, der junge Herr Joſef begrüßt mich an der Thür, als wie wenn nichts geweſen wäre zwiſchen uns. Er begleitet mich hinauf über die Teppiche der Treppe. Oben in den ſchönen Räumen empfangt mich der alte Herr mit großer Artigkeit und ſo heiter, daß ich mir denke, der kann doch kein ſchlechtes Gewiſſen haben. Der Zaunſtiegelhofer iſt auch ſchon da in ſeiner Zwittertracht, halb Herr und halb Bauer. Er iſt Großfuhrmann geworden und man muß Herr Achenberger zu ihm ſagen. Mit mir hat er ſeine Not im Geſpräche, denn ich weiß alles ſo unrichtig. Was die Herren ſagen, damit iſt der Vorſtand einverſtanden. Heute bemerkt er, daß das Land eine ſpottſchlechte Volksvertretung habe, und er gedenkt ſich in den Landtag wählen zu laſſen. — Dieweilen ſie um das Volkswohl beſorgt ſind, betrachte ich die Zimmer. Eine wahre Pracht! Eine Flucht von Gemächern mit den koſtbarſten Kaſten und Schränken. Teppiche liegen und hängen herum, die Wände getäfelt, mit Meiſterbildern aus der Tier-

und Jägerwelt geſchmückt, goldene Kronleuchter, kunſtvoll geſchnitzte Seſſel. Die Fenſterläden ſind verſchloſſen, ſo daß der düſtere Abend draußen unſere lichten Räume nicht letzen kann. Der Tiſch, an dem wir eſſen, iſt voller Lichter, Blumen und Silber; eine faſt nackte Frauensperſon aus Gold ſchwingt ein Füllhorn, aus welchem duftende Roſen quellen. Der Gärtner und der Jägerburſche ſind heute in ſchwarzem Frack und weißen Handſchuhen. Sie bedienen uns Tafelnde ſchweigend, die Herren erzählen drollige Anekdoten. Der alte Herr weiß ihrer allerhand und iſt zu meiner Verwunderung voller Luſtigkeit, und von den Arbeitern kein Wort.

Das Eſſen wird ausgezeichnet geweſen ſein, ich verſtehe davon nicht viel. Ich eſſe mein Stück Braten, trinke mein Glas Wein und denke: dann kannſt du gehen. — Beugt ſich auf einmal einer der Aufwärter zum Herrn Joſef und flüſtert ihm etwas ins Ohr. Dieſer ſteht auf und geht hinaus, der alte Herr folgt ihm ſogleich. Der Vorſtand und ich, wir ſchauen uns an, da hören wir ein hohles Getöſe von außen. Kommt ſchon der junge Ritter zurück: „Meine Herren, die Arbeiter ſcheinen uns einen Fackelzug bringen zu wollen.“ Wir öffnen einen Laden, da ſchlägt uns rotes Licht entgegen. Ein dröhnendes Wogen von dunklen Weſen über den ganzen Platz vor dem Hauſe und unzählige Pechfackeln, deren Flammen der Wind in Fetzen davonreißt, während die roſtbraunen Wuchten des Rauches über die Dächer fliegen.

Der alte Herr ſtürzt herein, jetzt hat er ein anderes Geſicht wie früher. „Die Lichter auslöſchen!“ ruft er. „Franz! Anton! Die Thüren ſchließen, alle Thüren! Das Geſindel iſt da!“ Der Jägerburſche ſagt etwas von

Schußgewehren. Der Alte krallt die Hände zuſammen: „Nur das nicht, Franz! Nur ſie nicht noch reizen! Die Lichter aus!“

Die Lichter aus, aber es wird nicht dunkel. Die Scheiben, die Balken fliegen ſchmetternd in Scherben, mit einem Walgbaum rennen ſie die Fenſter ein, und jetzt zucken die roten Tafeln der draußen ſich kreuzenden Fackeln an den vergoldeten Wänden der Zimmer und der Rauch bricht herein in die Pracht des Hauſes. Der alte Herr kniet nieder vor mir, faßt mein Gewand und beſchwört mich, die Gefahr abzuwenden: „Halten Sie ihnen das Wort Gottes vor, hochwürdiger Herr!“ — Jetzt ſtellt ſich der junge Ritter ans Fenſter und ruft mit aller Macht ſeiner Stimme hinaus: „Arbeiter! was wollt ihr von uns?“

Entgegnet von unten einer: „Wir wollen, daß uns das Thor aufgethan werde. Wir haben der Herrſchaft eine geziemende Einladung zu machen. Wir Arbeiter begehen heute ein großes Feſt, und da ſollen unſere Arbeitgeber auch dabei ſein.“

Wendet ſich der Joſef zum alten Herrn: „Hörſt du, Papa! Es iſt ja nichts. Sie wünſchen, daß wir der Volksverſammlung beiwohnen!“

„Nicht um alles, mein Sohn! Nicht um alles!“ wimmert der Herr. „Verbirg mich im Keller, wo das Feuer nicht hin kann, verbirg mich! — Reden Sie doch, Pfarrer! Glauben ſie denn nicht an Gott, dieſe Beſtien? Daß ſie plündern und morden gehen unſchuldige Leute, gute Leute, die ſo viel gethan haben für dieſe Gegend. Sprechen Sie doch, Pfarrer!“

Da kommen ſchwere Schritte die Treppe herauf, das Thor iſt erbrochen. Vier oder fünf Männer ſtehen da in

Arbeiterkitteln; in der einen Hand halten ſie den abgezogenen Hut, in der andern den Revolver. Ein großer, rotbärtiger Geſelle tritt vor zu dem in den Lehnſeſſel niedergebrochenen Werksherrn und ſpricht: „Wenn uns freiwillig aufgemacht worden wäre, ſo hätten wir die Unhöflichkeit nicht begangen. Wir ſind anſtändige Leute, und dieſes vornehme Haus, das wir gebaut haben, wollen wir auch beſchützen, wenn die Herrſchaft uns Freund iſt. Wir wünſchen, daß der gnädige Herr jetzt mit uns in die Verſammlung gehe, dort werden wir ſagen, was wir wollen, und es ſoll kein Wort den Herrn beleidigen.“ Als der Menſch ſo geſprochen, faſſen zwei Männer den alten Herrn an, einer am rechten und einer am linken Arm. Aber an der Thür ſteht der Joſef mit der Waffe in der Hand. „Arbeiter!“ ſagt er mit heiſerer Stimme, „ihr wiſſet, was ihr euerem Stande ſchuldig ſeid. Euer Ehrenwort, daß ihr dieſem alten Manne kein Haar krümmt!“

„Unſer Ehrenwort!“ rufen ſie alle. Einer erblickt den Eiszuber mit den Sektflaſchen, er faßt ein paar der Flaſchen an, dann ſteckt er eine zu ſich. Und hernach haben ſie den Ritter, den armen zitternden Mann, hinausgeführt aus ſeinem Palaſte. Der junge Herr und ich, wir ſind ihnen gefolgt.

Als wir ins Freie treten, hängen ſie ihrem Gefangenen einen alten Mantel um, ſtülpen ihm einen Hut auf, und ſo werden wir unter brüllenden Fackeln und knatternden Fahnen wie im Siegeszuge hinabgeführt gegen die Werke. Es iſt ein faſt feierlicher Zug, er wendet ſich der großen Eiſenhütte zu, wo ſonſt an dreihundert Schmiede arbeiten. Aus dem weitoffenen Thor leuchtet trübrother Feuerſchein, es lohen alle Eſſen, und bei ſolchem

Scheine ſtehen die wuchtigen Amboße und Hämmer und Walzen und Maſchinen ſchier geſpenſtig da. Schwarz iſt der unebene Erdboden, ſchwarz ſind die Öfen und Wände, finſter iſt das hohe Dachgebälke, blutig rot aber ragen und liegen und hängen die eiſernen Zangen, Hacken, Hämmer und anderes Werkzeug im Scheine der Eſſen. Es iſt, als ob man alles durch ein trübrotes Glas ſähe, auch die Geſichter. Die Leute, Männer und Weiber, ſetzen ſich lärmend auf die Feuerherde, Amboße, auf die Hammerbäume und überall hin, wo Platz iſt, andere machen ſich hoch im Gebälke bequem, ſo daß allerwärts alles lebendig iſt und man doch keine klaren Umriſſe ſieht. Sie bringen Bier, Brot, Branntwein, Tabak herein, das findet raſchen Abſatz, und es iſt ein derbes Hinundherſchreien und Lachen, und man hört Böhmiſch, Italieniſch und Deutſch durcheinander. — Für den Werkherrn iſt in der Nähe eines rieſigen Amboßes ein Lehnſtuhl bereitet, er wird eingeladen, darauf Platz zu nehmen, und ſie entſchuldigen ſich, daß ſie keinen ſchöneren Feſtſaal hätten. Jetzt kommt der mit der Sektflaſche und ſtellt ſie von hinten unter den Seſſel hin. Weil auch der junge Herr und ich mitgekommen ſind, ſo werden bald noch zwei Stühle herbeigebracht, auf die wir uns niederlaſſen müſſen.

Was wird jetzt werden? denke ich, und als ob ein alter Arbeiter, der neben mir ſteht, den Gedanken erraten hätte, ſagt er: „Jetzt wird der Weiße kommen, und der wird ſprechen. Und der wird es den Herrſchaften ſagen.“ Daher erwarte ich nun einen wilden Recken mit pechſchwarzem Haar und totenblaſſem Geſichte. — So hat er nicht ausgeſehen. Ein faſt ſchmuckes, bartloſes Bürſchlein, das einen ſchneeweißen Hemdkragen trägt und eine rote

Schleiſe dran, das graue Röcklein iſt an den Ärmeln etwas zu kurz, mit langen Beinen und im Auge Zorn, ſo tritt er raſch hinter einem großen Schwungrade hervor, ſpringt auf den Rieſenblock und vor ſich den Amboß wie einen Tiſch, ſo ſteht er vor uns. Und wer iſt das? Das iſt der Luzian.

Der Luzian Stelzenbacher, davongelaufener Theologe, jetzt ſozialdemokratiſcher Agent. Und da hätten wir ihn.

Anfangs habe ich ein ganzes Firmament von tanzenden Sternen geſehen vor meinen Augen, ſo bin ich erſchrocken, ſo hat's gehämmert in meinen Schläfen. Ich will hinausgehen, bleibe aber ſitzen wie angeſchmiedet. Er ſchaut keck in den roten düſteren Raum, er ſieht mich nicht. — Ein Ruf geht ihm voraus, zwei große Arbeiterparteien ſollen ſich um ihn geſpalten haben. — Nun, ſo ſoll ich ihn jetzt predigen hören, ihn, der einſt oben im Rauhgraben die Ziegen gehütet und den Schafen gepredigt hat. — Den Beifallslärm, der ſich bei ſeinem Erſcheinen erhoben hat, winkt er kurz ab, den einen Ellbogen ſtützt er auf den Amboß, die andere Hand hat er in der Hoſentaſche, den Kopf vorgeſtreckt, ſo beginnt er zu ſprechen. Seine Stimme iſt hochtönig und raſch, nachdem, wie es manchmal leidenſchaftlich hervorſprudelt, merkt man, daß vieles aus den Tiefen kommt. Aber nicht alles, es iſt auch Studiertes dabei. Und formlos, faſt zuſammenhanglos und kraus hingeworfen.

Was er geſagt, das mag ungefähr ſo geweſen ſein: „Die Menſchheit iſt eine Kompagnie von armen Teufeln. Aufs Rad geflochten, wie ein Verbrecher im Mittelalter. Wildnis und Kultur, Arbeit und Erſchöpfung kommt im Kreiſe an die Reihe, und wer heute hier iſt, wird morgen dort ſein. Hier das rote Elend und dort das ſchwarze. Genoſſen! Unſere Väter waren Bauern, unſere Söhne ſollen Bürger ſein. Aber der Bürger wird Kapitaliſt, und der Kapitaliſt wird Lump. Und unſer Enkel wird gerichtet werden, wie heute wir den Geldmann richten.“

Ei, wie philoſophiſch! denke ich, ſie werden ihn gleich auspfeifen. Er aber fährt fort: „Sind wir Feinde der Geſellſchaft, weil wir Feinde der Müßiggänger ſind? Wir ſind Feinde der Ungerechtigkeit. Unſere Beſitzloſigkeit macht uns nicht arm, wir brauchen ja nichts als Arbeit und Nahrung für Leib und Seele. Aber ihr Reichtum macht uns arm, ihr unverdienter. Ihr Bevorzugtſein, ihr Schlemmen verdrießt uns, weil es auf unſere Koſten geſchieht. Wie der Reichtum die Nichtbeſitzenden arm macht, ſo macht er die Beſitzenden ſchlecht. Uns entſittlicht er, ſie entmarkt er.“

Jetzt jubeln ſie ihm zu. Weil der alte Herr ganz erbarmungswürdig daſitzt in ſeinem Seſſel, eingeknickt und angſtvoll, ſo langt ein rußiger Geſelle nach der Sektflaſche, ſchlägt ihr mit einem Hammer den Kopf ab und hält ſie dem Werksherrn hin, daß er ſich labe. Der junge Herr ſieht den Hohn, entreißt dem Arbeiter die Flaſche und ſchleudert ſie zu Boden.

Der Redner fährt fort: „Wolthätig ſind ſie, aber mit den Mitteln, die wir geſchaffen haben. Wohlthätig ſein, heißt wohlthun, nicht wohlgeben. Geben iſt leicht, wenn man's hat. Perſönliche Opfer bringen, um das Leben des Arbeiters zu verbeſſern, zu verſchönern und zu veredeln, das verlangen wir. Die Beſitzenden ſind hart. Und ſie ſind ſelbſt betrogen. Ihr Reichtum, der ihre Seele verdirbt, iſt ein falſcher. Er iſt ein falſcher, weil er nicht wahr iſt, weil er oft nur Schein iſt. Er iſt Schein und beſteht in Scheinen. Das Wertpapier! Es ſtiehlt unſere Leiſtung und trägt ſie in alle Welt und feilſcht ſie aus und wendet Lohn und Gewinn unſerer Arbeit dem zu, der die Coupons abſchneidet. Das ſind falſche Schuldſcheine und nichts anderes!“

Von einem ungeheueren Beifallsſturm wird er unterbrochen. Die Werkzeuge klirren, der große Hammer, auf deſſen Gründelbaum Leute ſitzen, ſelbſt ſcheint ſich bewegen zu wollen, um auf dem Amboß ſeinen ehernen Beifall zu klatſchen. Der alte Herr knickt immer tiefer ein, der junge Herr wird immer unruhiger, und ich denke bei mir, nun kommt der Tag des Gerichtes.

Der unbeſchreiblich dreiſte Luzian fährt fort: „Aber gebt acht, Genoſſen! Das Wertpapier in ſeiner gegenwärtigen Weſenheit iſt ein Phantom. So lange man den Teufel glaubt, ſo lange iſt er. Wenn die Leute das Papiergeld nicht mehr glauben, dann iſt es nicht. Das Wertpapier iſt nur dann wert, wenn es das Verdienſt dem lohnt, der es hat. — Genoſſen im Torwald! Ihr wollt Erhöhung des Lohnes und Verminderung der Arbeitszeit. Das nützt euch nichts. Freie Zeit koſtet Geld. Koſtet mehr Geld, als was der erhöhte Lohn ausmacht. Verlangt etwas beſſeres, Genoſſen! Werdet Aktionäre euerer eigenen Leiſtungen. Arbeitet auf Gewinnanteil! Arbeitet für mäßigen Lohn und einen Anteilſchein für die Perſon. Die Arbeitgeber mögen für ihre geiſtigen Leiſtungen, für Gründung, Leitung, Vertrieb und Gefahr den entſprechenden Anteil haben am Gewinn —“

Weiter konnte er nicht ſprechen, denn es erhoben ſich ſchallende Stimmen: das ſei wieder die alte Kappe! Und wie einfältig! Anteilſcheine! Als ob ſich der Fabriksherr von einem Arbeiter je in die Geſchäftsbücher gucken laſſen würde. Vertrauen? Wo? Wann? Wie? Die alte Kappe ſei es.

Und der Luzian: „Die alte Kappe iſt's freilich, weil ohne Arbeit kein Verdienſt und kein Gewinnſt ſein kann. Wenn ſie ſagen: genießen ſollen alle, ſo ſage ich: verdienen ſollen alle! Ich mache keine ſchönen Worte, ich ſage nur, was euch rettet, Genoſſen, was euch ſtark und frei macht, was euch zum Sieger machen wird über euere jetzigen Herren. Das iſt die Bildung und die Arbeit und die Sparſamkeit."

„Das iſt Verrat!" So wird er unterbrochen. „Für ſolche Phraſen bezieht er Sold! Das iſt ein Skandal!"

„Ausreden laſſen!" verlangen einige.

„Jagt ihn vom Amboß, den grünen Jungen!"

Die Gährung nimmt zu, ein kleiner, affenbehendiger Kerl ſpringt auf den Feuerherd, von Funken der brüllenden Eſſe umſprüht, ſchreit er grell in den Hüttenraum hinein: „Anteilſcheine! Sparen! Das iſt ein bezahlter Schurke, der ſo ſpricht. Daß wir ſelber mitgeſchädigt wären, wenn die Fabriken niederbrennen und die Paläſte in die Luft fliegen! — Die Anteilſcheine, die wir verlangen, ſollen anders ausſehen. Genoſſen! Auf, ins Herrenhaus!"

Und jetzt iſt die Beſtie ledig. Ein Wirbel erhebt ſich in der ganzen Hütte, die Leute ſpringen herab von ihren Maſchinen, Balken und Wänden, die Werkzeuge, die Räder und Hämmer werden lebendig, ein unerhörtes Schrillen und Pochen, ein Schreien und Pfeifen wüthet. Hundert Arme, Fäuſte heben ſich gegen den „Weißen", aber der

Luzian iſt weg von ſeinem Amboß. Nach dem „Yark“ ſchreien ſie, nicht mehr Herr, nicht mehr Ritter, nicht mehr Werksherr! Doch gottlob, die beiden Herren ſind verſchwunden, dem Joſef ſcheint es gelungen zu ſein, in der Verwirrung mit dem Vater zu entkommen. Zwar rufen mehrere Arbeiter in die tobende Menge, dem Yark wäre bei Ehrenwort perſönliche Sicherheit verſprochen worden! Dagegen lärmen andere, der Yark hätte auch ſein Wort gebrochen, und die Weiber — das ſind noch die allerwildeſten — zetern dazwiſchen: „Ins Herrenhaus! Einmal iſt er ſchon gehabert worden, heute habern wir ihn wieder!“ — Ich bin zu Boden getreten worden, berge mein Haupt unter einer Waſſerrinne, während die wilde Jagd über mich wegſtürmt hinaus in die Nacht. —

Wie ich zu meinem Pfarrhof heraufgekommen bin, ich weiß es ſelber nicht. Die Ottilie ſchläft in ihrer ſüßen Ruhe, ich laſſe ſie ſchlummern. Zu uns kommen ſie wohl kaum. Uns können ſie nichts nehmen und nichts geben. Nehmen ſie uns das zeitliche Leben, ſo geben ſie uns dafür das ewige, auf das wir hoffen. — Vom Fenſter aus höre ich noch den Lärm, doch möchte ich den Verlauf dieſer Nacht weiter mit Augen verfolgen. Da fällt mir das neue Türmchen ein auf dem Pfarrhof. Der Ritter, wie er es zur Verſchönerung des Kurortes anbringen ließ, dürfte wohl nicht gedacht haben, wozu es einmal gut ſein wird. Es ſollte dazu gut ſein, um von ihm aus zu ſehen, wie das Herrenhaus brennt.

So iſt es geſchehen.

Es war die Mitternacht vorbei, ich hatte ſchon Hoffnung, das Äußerſte würde nicht geſchehen, da wurden die Fenſter des Herrenhauſes licht, und aus dem Dache brachen die Flammen. Der rote Schein und der qualmende Rauch, der früher geweſen in der Eiſenhütte, jetzt erfüllt er das ganze Thal. Die Kirche ſteht oben in einer ſtillen, feierlichen Glut, die Felswand, die hoch über dem Walde ragt, ſteht wie ein ungeheures Fanal. Furchtbar wild brandet die Rieſenfeuergarbe auf über dem Herrenhauſe in der wetterſtürmiſchen Nacht. — Man hört Schüſſe. Die Leute des Dorfes ſtehen an ihren Häuſern mit Leitern und Löſchgeräten bereit, faſt ſtarr und ſtumm vor Schreck. Jeder Hausbeſitzer fragt ſich bange: Werden ſie auch zu mir kommen?

Am frühen Morgen kommt die Ottilie in das Zimmer, ſie wiſſe nicht, was das für ein Geruch ſei heute überall. Und in der Luft ſo ein Rauch. Dann ſieht ſie mein unberührtes Bett: „Was iſt denn das? Hat der Herr Pfarrer nicht geſchlafen? Und wie er ausſchaut. Maria und Joſef, Blut. Was iſt denn geſchehen, Herr Pfarrer, um Gotteswillen!“

Habe es ſelbſt gar nicht bemerkt, daß an mir ſo viele Spuren ſind vom Abende her. Ich ſchaue zum Fenſter hinaus, da ſehe ich vor dem Hauſe jemanden ſtehen. „Der ſteht ſchon immer draußen vor der Thür,“ ſagt das Mädel, „er geht nicht herein und er geht nicht fort.“

„Geh' du jetzt in deine Küche, Ottilie, der Rupert ſoll heute zu Hauſe bleiben und die Kuh nicht aus dem Stall laſſen. Ich werde die Meſſe erſt ſpäter leſen.“ Darauf bin ich hinabgeſtiegen zu dem, der vor dem Hausthore ſtand.

„Sage mir nur, Luzian, iſt jemand verletzt? Wo iſt die Herrſchaft?“

„Sie iſt abgereiſt," antwortet er, „mir iſt es in der Nacht gelungen, die beiden Herren in einem Kohlenkarren nach Unterſchuttbach zu bringen, auf den Bahnhof. Vor dem Herrenhaus ſind die Arbeiter gegeneinander geraten, die einen wollten das Haus ſchützen, die andern wollten es ſtürmen. Zuerſt ſind die Weiber hineingekommen, in allen Zimmern herumgehuſcht, haben die Käſten geplündert und das Silberzeug fortgeſchleppt. Als die Gendarmerie anrückt, ſteht das Haus ſchon in Flammen. Zwei Schmiede ſind verwundet, ein Glashüttenarbeiter ſoll tot ſein."

Der vorbeieilende Knecht des Neuwirtes ſchreit herüber: „Sie arbeiten ſchon wieder. Die Schlote rauchen wie alle Tage! Juſt ſind auch die Bergknappen eingefahren."

Iſt das möglich? — Als ob nichts geſchehen wäre? Kann auch die Menge Wahnſinnsanfälle haben? Und am nächſten Tage weiß ſie nichts davon? — —

Ich ſchaue dem Luzian ins Geſicht und ſage: „Das war eine Nacht!"

Er thut einen Schritt gegen mich, blickt aber nicht auf, betrachtet ſeine Fingernägel und ſagt leiſe: „Was — wird der Herr Pfarrer von mir denken!"

„Luzian, komm in die Stube hinauf. Komm!"

Er iſt mir zögernd gefolgt. In der Stube bleibt er vor mir ſtehen, ich ſetze mich.

„Ich habe deine geſtrige Rede gehört, Luzian!"

„So haben Sie geſehen, wie ich beſtrebt war, die aufgeregte Arbeiterſchaft auf einen anderen Weg zu lenken."

„Und du haſt geſehen, was dabei herauskommt! — Luzian! Luzian! Was haſt du gemacht?! Uns ſo davonzulaufen! Unter dieſes Volk zu gehen. Einer, der mit dieſen Leuten fertig wird, muß ein biſſel anders ausſchauen wie du! Du biſt ein dummer Bub'! — Na, gieb mir die Hand! Daß du nur endlich da biſt!"

Er fällt mir an die Bruſt und hebt an zu ſchluchzen.

„Das laß jetzt ſein, Kind. Da iſt Waſſer, daß du dich waſchen kannſt, dann rufe ich die Ottilie herein."

Aber die Ottilie hat ihren Bruder ordentlich vorgenommen! Das iſt ein reſches Mädel! Heute habe ich ſie erſt kennen gelernt. Nach der leidenſchaftlichen Liebkoſung ſtößt ſie ihn mit beiden Fäuſten von ſich: „Mögen thu' ich dich mein Lebtag nimmer! Hundert Jahr Fegefeuer kann dir's nicht von der Seel' brennen, was du uns haſt angethan!" Der Luzian will ſich damit verteidigen, daß er ſich der Unterdrückten annehmen wollte, er ſpricht das Wort Nächſtenliebe aus, und damit kommt er ihr recht. „Wenn ich nur wüßt'," ſagt ſie, „wo bei dir die Nächſtenliebe anhebt, bei weltfremden Leuten oder bei Vater und Mutter! — Mir ſcheint, Luzian, du weißt gar nicht, wie ſchlecht du biſt! Daß du Geiſtlicher nicht willſt werden, in Gottesnamen, dazu ſind die meiſten Leut' nicht würdig. Aber in der weiten Welt um wie ein Vagabund! Und nichts von dir! Seit fünf Jahren! — Luzian, unſer Vater jauchzet nimmer! Die Mutter iſt krank! Und wenn du auf deinen Knien in den Rauhgraben rutſcheſt, du biſt nicht im ſtande, es ihnen abzubitten!"

Iſt er wohl wie ein armer Sünder dageſtanden. Ich trachte dann, daß er was Warmes ißt, und wie ſie ſo vor meiner jetzt beiſammenſitzen, da kann ich nur denken: „Gott Lob und Dank, daß er daheim iſt!"

Der Wahnſinn iſt aber noch nicht vorüber! Durchaus nicht. Vormittags kommt die Poſt, ein alter Arbeiter vom Werke ſagt's: Der Weiße ſollt' ſich eilends davon machen, ſie wollten ihn haben, ein Rudel durchſuche ſchon alle Häuſer nach dem Luzian Stelzenbacher, ſie nennten ihn einen Hochverräter und wollten den alten Mark von ihm zurückhaben.

Dem Rupert ſein Sonntagsgewand her! Und gleich hinauf in den Wald. Über die Grießelalm in den Rauhgraben! — Das Mädel hat es ausgeſprochen, und ſo haben wir den Luzian wieder müſſen ziehen laſſen. Nicht eine halbe Stunde darauf, und ſie ſind ſchon dageweſen, ihrer acht oder zehn Männer, noch wilder als geſtern. Einer ſetzt mir das Meſſer an die Bruſt: „Pfaff, du weißt, wo er iſt!“ Ein anderer ſchwingt den Strick: „Dieſes Ehrenbandel iſt für den Weißen!“ Die Ottilie hat der Rupert unter Strohſchaube verſteckt in der Scheune. Mir haben die Wütriche das Bild des Heilands von der Wand geriſſen, vor die Augen gezuckt, ob ich nicht wüßte, daß Chriſtus es mit den Armen gehalten? Ich aber ließe mir von Kapitaliſten den Bauch ſtopfen! Sie wären heute wohl das erſte Mal im Pfarrhofe, aber nicht das letzte Mal . . .! Mit ſolcher Drohung ſind ſie abgezogen. — Und von der Brandſtätte her kriecht der Rauch.

Das iſt geſchehen am 23. und 24. Juli 1889.

Bei dem Schneewetter am Tage der Himmelfahrt Chriſti iſt es geweſen, daß im Rauhgraben das Weib des Steinhanſels von der Thür bis zum Ziegenſtall den Schnee wegſchaufelte, und dabei plötzlich in Ohnmacht zuſammenfiel. Der Hanſel war mit den Söhnen ſchon auf dem Kirchwege, da merkte er es, daß er keinen Roſenkranz in der Taſche habe, er kehrte um, daß er einen hole und fand das Weib vor dem Hauſe liegen. Seither iſt ſie im Bette, kann den rechten Arm und Fuß nicht bewegen und nicht mehr deutlich ſprechen. Traumhaft redet ſie zuweilen von ihrem Luzian, der ſchon gar lange in Rom beim Papſt ſei. Wenn die Ottilie einmal heirate, oder der Friedel, oder der Steff, da werde er ſchon kommen und ſie zuſammenſegnen. — Mit ſolchen Vorſtellungen unterhält ſie ſich wohlgemut manche Stunde. Ich habe ſie zweimal beſucht und auch verſehen, ſie iſt voller Ergebung in den Willen Gottes, hat mich nur gebeten, es dem Luzian zu ſchreiben, daß er einmal eine Meſſe leſe für ihre arme Seele.

Als der Luzian ſich flüchten mußte, da iſt er über die Alm glücklich in den Rauhgraben gekommen. Die Ottilie iſt, vom Rupert begleitet, dann auch hinaufgegangen, daß ſie die Kranke vorbereite. Der alte Franzl ſoll bei der Ankunft ſeines Sohnes nichts geſagt haben als: „Raſt' ein biſſel ab, Luzian.“

Die Mutter ſieht ihn und ſagt zur Ottilie: „Ein Holzknecht iſt dort, der wird hungrig ſein. Gieb ihm ein Reindel Milch von der ſcheckigen Gaiß.“

Die Ottilie aber hat zur Kranken geſagt: „Mutter, dieſer Menſch kennt den Luzian.“

„So,“ antwortet ſie unter geſchloſſenen Augen, „wie geht's ihm denn?“

„Er wird bald kommen. Dieſe Woche noch. Es kann ſein, daß er morgen kommt und wenn das Gewitter die Stege nicht zerriſſen hat, kann er heute ſchon da ſein.“

„Mußt ihm ein gutes Bett herrichten, beim warmen

Ofen," lallt die Kranke. Nach einer Weile hat ſie die Augen aufgethan, den Burſchen ſcharf angeſchaut, ihm die Hand hingehalten und ganz ruhig geſagt: „Grüß' dich Gott, Luzian!"

Der Franzel hält die Kranke eine Weile an der Hand, um ihren Puls zu fühlen und ſagt heimlich zu uns: „Er ſchlägt den Totenmarſch."

Da iſt der Luzian hinausgegangen, und unter den Lärchen ſoll er laut gebrüllt haben vor Herzeleid.

Das kranke Weib hat von dieſer Stunde an nicht mehr viel geſprochen, hat immer geſchlummert, und der Heimgekehrte iſt neben ihrem Bette geſeſſen. Gegen Abend iſt's, daß ſie ſich aufrichtet, ihr Sonntagsgewand verlangt und die neuen Schuhe. Sie müſſe in die Kirche, man läute ſchon zuſammen. Sie wolle zu Luzians Ehrmeſſe gehen. — Eine Viertelſtunde nachher iſt's vorbei geweſen.

Am 27. Juli.

Heute haben wir ſie beſtattet. Kranzjungfrauen haben den Sarg getragen vom Rauhgraben heraus. Alles weiß und in Kränzen und Blumen, ſo daß ich mir gedacht habe, bei den luſtigen Steinfranzelleuten blüht ſogar der Tod wie die Maien. — Unten an der Erzbahn hat der Zug ſtehen bleiben und warten müſſen, ſo ſind die Hunde gefahren in ununterbrochener Reihe vom Stollen her gegen die Hochöfen. Die Mauern des Herrenhauſes haben mit ihren Fenſterhöhlen öde herübergeſtarrt, und dahinter ſteigt noch hie und da ein blaues Rauchbändchen auf.

Auch den Altar in der Kirche haben ſie mit Roſen geſchmückt. Wie ein Frohnleichnamszug kommen ſie herauf mit dem Sarg aus weißen Tannenbrettern und die Glocken hätten bei einer Primiz nicht feierlicher klingen können, als jetzt. Dieſe Leute aus den Bergen herab ſind voller Andacht, und es iſt faſt wie eine Himmelfahrt, du gutes Weib, nach deinem hochgemuten Leben, nach deinem ſeligen Sterben!

Der Franzel in ſeinem ſchneeweißen Haar, er juchezt zwar nicht, aber er klagt auch nicht, einen betrübten ruhigen Blick legt er hinab ins Grab. Auch die Ottilie hält ſich tapfer, wir wiſſen doch, daß ein Wiederſehen verheißen iſt. — Aber der arme Luzian!

Nicht achtend die Gefahr wegen der Arbeiter iſt er der Mutter gefolgt herab aus dem Gebirg. Aus ſeinem raſenden Schmerze habe ich geſehen, wie ſehr in ihm der Glaube muß Schaden gelitten haben auf ſeiner weltlichen Wanderſchaft.

Wie ich im Gebet für die Verſtorbene noch Weihwaſſer hinabſprenge auf den Sarg, da habe ich etwas Grauenhaftes geſehen. Der Sarg bewegt ſich ganz von ſelber und ſinkt tiefer hinab zwiſchen den Schollen und ſachte fallen die Grabwände ein und der Sarg verſchwindet ganz. — Was iſt denn das, du heiliger Gott! —

Am Nachmittage ſind wir ſelbander hinaufgegangen in den Rauhgraben, die Ottilie und der Luzian haben den Vater begleitet. Ich habe auch mitgehen müſſen und mit ihnen ruhig reden, damit es dem Alten nicht gleich in der erſten Stunde allzu hart in die Seele ſchlägt, wer im Hauſe fehlt.

Um alle ein wenig zu zerſtreuen, habe ich den Luzian veranlaßt, daß er uns ſeine Erlebniſſe erzähle. 's iſt doch noch der treuherzige Knabe, und ich habe es ja geahnt, daß man vieles wird entſchuldigen können. — Im Stifte, meint er, wären im letzten Jahre ſeine Lehrer nicht gerade mit ihm zufrieden geweſen. Da iſt er einmal auf einem Spaziergange nach Sankt Johann mit Fremden zuſammengetroffen, und die haben ihm ſo vieles erzählt von der weiten Welt, daß er ganz unruhig geworden iſt. Einer hat immer von der hölliſchen Ungerechtigkeit geſprochen, die zwiſchen Armen und Reichen herrſcht und daß ein Weltbrand entſtehen wird, der die Menſchheit wieder reinigt, und daß jeder Chriſt mitthun muß, um die Unterdrückten zu befreien. Was ſich der Junge oft heimlich bei ſich gedacht, das war hier ausgeſprochen worden, denn das hat mir der Luzian vertraut: der Geiſtliche hätte nach ſeiner Meinung heutzutage mehr zu thun, als beten und meſſeleſen, er müſſe auch predigen und zwar nicht in der Kirche allein, dahin kommen die Schlimmſten nicht, ſondern auch im Wirtshauſe, auf den Straßen und in den Werkſtätten. Und hat ſich's geoffenbart, daß mein Luzian im Stifte heimlich Bücher geleſen aus der Bibliothek, die ihn auf ſolche Sachen gebracht haben. Als darauf die Hauptprüfung nicht glücklich ausfällt und keine rechte Sicherheit iſt, wer die künftigen Studien beſtreiten ſoll, da entſchließt er ſich und ſpringt aus. Nach einem kurzen Beſuch im Rauhgraben geht er in die Fremde. Als Bettelſtudent über die Alpen, in die Schweiz, den Rhein entlang, durch das deutſche Reich nach Böhmen, wo er zu Reichenberg in einer Tuchhandlung eine Weile Warenträger geweſen iſt und dann in einem Comptoir gearbeitet hat. Dort hat er auch ſeine erſte Arbeiterrede gehalten. Später zu Brünn in einer chemiſchen Fabrik. Hat ſich Geld verdient und erſpart und will es ſeinen Eltern ſchicken, doch ſäumt er mit dem Schreiben, bis er etwas Gutes zu melden hätte. Dann erzählt der Luzian offenherzig von einem jungen Weibe. Bei einer Arbeiterverſammlung nach einer heftigen Rede, die er gehalten, hat ſie ihn angeſprochen: „Stelzenbacher, du gefallſt mir. Willſt mit mir halten?“ Sie ſind eine Weile miteinander gegangen, und wenn er als Redner großen Beifall gehabt, hat ſie allemal geſagt: „Ja, mein Mann, der wird Hauptmann, wenn's los geht.“ Auf einmal heißt es, in Wien wäre gute Arbeit, und die beiden verabreden ſich, nach Wien zu reiſen. Am Tage der Abreiſe kommt er in ihre Wohnung, um ſie abzuholen, und er begeht eine Dummheit. Iſt ganz jäh ein wildbärtiger Menſch da, packt den dummen Jungen am Halſe und ſagt, er könne ihn jetzt erwürgen, wolle ihn aber als guter Kamerad leben laſſen; nur müſſe er zur Buße dafür, daß er ſeine Frau beſucht, das Geld da laſſen. — Ein arbeitsloſer Steinmetz iſt's geweſen (und ſie die Metze), und der junge Tölpel hat noch froh ſein müſſen, heil aus der Höhle zu kommen. Dann hat er das Militärjahr gemacht. Nach demſelben iſt nirgends Arbeit zu finden, und jetzt nimmt er das Erbieten einer Arbeiterpartei an, als ſozialdemokratiſcher Agitator zu reiſen. Um zur Not leben zu können, iſt er in den Arbeiterbezirken umhergekommen und hat geſprochen, wie ihm ums Herz geweſen. Wenn er dann auf ſeinem Lager manchmal darüber nachgedacht, iſt ſein Gewiſſen unruhig geworden. Wenn er zahm und gemäßigt ſpricht, ſo drohen ſie ihm mit Entziehung der „Gage“. Wenn er heftig und leidenſchaftlich auftritt, ſo kommt die Polizei mit dem Arreſt, der ihm öfter als einmal paſſiert iſt. Das Sitzen hat ihn in der Achtung der Arbeiterſchaft ſtets ſehr gehoben. Den Weißen haben ſie ihn genannt, weil er grundſätzlich keine Schulden gemacht und weil er immer weiße Wäſche getragen hat. So wird er auch in den Torwald geladen. Zuerſt widerſtrebt's ihm, in ſeiner Heimat als Wanderprediger aufzutreten, dann erfährt er, daß die Arbeiterſchaft dieſes Bezirkes eine ſehr bedenkliche Richtung einſchlägt, vielleicht — ſo meint er — könne er beruhigend wirken. Er will einmal für die Vernunft predigen und nicht, wie ſie am liebſten hören möchten, für die Fauſt. Dann ſollen auch ſeine Heimatsgenoſſen — beſonders der Pfarrer — ſehen, wie es mit ihm ſteht. Er iſt ſich ſeiner Sache zwar noch immer nicht ſicher, doch hat er guten Mut und denkt, im Torwald iſt der neue Geiſt eingezogen, der iſt verwirrt, und da heißt es kühn auftreten. „Nun," ſo ſchließt der Luzian ſeinen Bericht, „iſt es umgekehrt gekommen, anſtatt daß ich die Arbeiterſchaft im Torwald belehrt, hat ſie mich bekehrt. Gleich wie ich die liebe Gegend wiederſehe und mich erinnere an die alten Zeiten, iſt mir der Unterſchied aufgefallen zwiſchen der zufriedenen Tüchtigkeit damals und den Beſtrebungen der Sozialdemokraten. Auf der Heimatserde habe ich Kraft gefunden, ſo zu ſprechen, wie es mein Gewiſſen will und ſehe ich endlich klar. — Während meiner Rede in der Eiſenhütte bin ich noch ein Halber geweſen, nun weiß ich's beſſer. Nun weiß ich, daß mit dieſem Volke nichts zu machen iſt. Sie haben meine Abſage. Ich habe mich geirrt, ich kehre zu meinem Ideal zurück, zum geiſtlichen Stande."

Nimmt ihn auf dieſe Rede der alte Franzel bei der Hand und ſagt: „Luzian, meiner! — Wenn die Mutter noch leben thät!"

Ein wenig ſpäter habe ich mich mit dem „Weißen" zuſammen unter die Lärche hingeſetzt, und habe das Folgende zu ihm geſprochen: „Daß du dich geirrt haſt, Luzian, das kommt mir ſchier ſelber ſo vor. Wenn du aber glaubſt, als Geiſtlicher deinem Ideal leben zu können, ſo irrſt du dich wieder. Kein Menſch kann heutzutage ſo ſchlimm enttäuſcht werden, als ein Weltprieſter, der Ideale hat. Glaube das mir, mein Sohn. Vor Jahren, als dein Abſagebrief ankam, war ich — darf dir's wohl ſagen — empört über dich! Was mir jener Brief weh gethan hat —! Na, 's iſt auch vorbei. Heute willſt du doch wieder in den Prieſterſtand, und heute will ich dich davor warnen. Thue es nicht. Luzian, ſchau auf mich. Mit welcher Zuverſicht bin ich nach Sankt Maria gekommen, daß ich meine Pfarrkinder führe durch ein zufriedenes Erdenleben zur ewigen Seligkeit. Und nun ſtehe ich da wie ein Hirte, dem am Abende die Wölfe in die Herde gebrochen ſind . . . ."

Weil ich nicht vermag, weiter zu reden, ſo ſind wir nebeneinander ſchweigend dageſeſſen, einer trauriger als der andere. Endlich ſage ich noch: „Und wie mir, ſo geht es in dieſen Zeiten wohl auch anderen meiner Amtsbrüder. Viele ſehen es freilich nicht, verrichten ihre Berufsgeſchäfte, ſpielen Karten und Kegel und leben neben dem Atheismus gemütlich dahin im Angeſichte eines untergehenden Volkes. — Nein, Luzian, ſo einer willſt du nicht werden. — Wer es aber ernſt nimmt, der geht einen Kreuzweg, wie es kaum einen zweiten giebt in dieſer leidensreichen Welt. — Ich ſage es dir, junger Menſch, wenn alle Sünder Gnade finden am jüngſten Tage, wir Prieſter finden keine. Uns ſind die Seelen zur Hut geweſen, wir haben ſie verloren. Uns iſt das Licht gegeben geweſen, und wir ſind dumm geworden."

„Pfarrer!" ruft der Luzian. „Reden Sie nicht ſo, das kann ich nicht hören. Auf Sie paßt es nicht!"

Lege ich ihm meine Hand auf die Achſel und ſage: „Einen guten Weg weiß ich noch. Dort iſt das Licht. Höre mir zu. Oben im Gebirge lebt ein Mann, nur um wenige Jahre älter als du. Sohn des verſtorbenen Simon Eſchgartner. Früher iſt er Holzarbeiter geweſen, jetzt iſt er Hirtner auf der Grießelalm. In unſerem Thale ſcheint ihm die Sonne nicht hell genug. Sein Name iſt Rolf. Laſſe dir von ihm erzählen, und wenn du einmal nicht mehr weißt, was Chriſtentum iſt, dann gehe hinauf zu ihm."

„Herr Pfarrer," ſagt der Luzian zu mir. „Wo wüßte ich einen beſſeren Chriſten, als den Mann, der mein und meiner Familie größter Wohlthäter geworden iſt! Nun bin ich da und weiß nicht, was ich ſoll und bitte Sie von Herzen, daß Sie mich weiſen."

„Ich kann dir keinen Rat mehr geben. Gehe hinauf zum Rolf."

Heute tritt mich ein fremder Herr an, und ob ich nicht der Pfarrer Kneipp wäre? Verwechſelt er mich mit dem ſchwäbiſchen Naturarzt, den er vor etlichen Jahren geſehen hat, und der jetzt ſo viel Gutes thun ſoll. „Er irrt ſich," habe ich geſagt, „ich bin der Wolfgang Wieſer, und was hilft es, wenn man einem tüchtigen Mann ähnlich ſieht, wenn man's nicht iſt!"

Mein Gott, wie glücklich ſind manche Menſchen, ſie leben nicht umſonſt. Mit gutem Beiſpiel allein, das einer giebt, iſt nichts gethan. Bin ich friedfertig, ſo ſind ſie ſtreitſüchtig. Bin ich freigebig, ſo ſind ſie geizig. Bin ich genügſam, ſo ſind ſie gefräßig. Man leiſtet mit den Tugenden nur ihren Laſtern Vorſchub. Oder iſt meine Demut Hoffart? Was iſt es denn, daß mein Mühen im Weingarten des Herrn ohne Segen bleibt?

Mein lieber Thomas von Kempen will mich auch verlaſſen. Sein Zuſpruch iſt ſonſt wie Öl auf brennende Wunden. Aber nicht auf ſolche! Was ſind des Heilandes fünf Wunden gegen die meinigen? Ich opfere mein Leben auf, und die Menſchen werden verdammt!

Ich werde doch wiſſen, was ich höre! Senſen ſchmiedet er. Habe auch mit ihm geſprochen. Neunhundert Senſen ſchmiedet er, und der Hammer klappert Tag und Nacht.

Es kommt die große Mahd. Das Gras ſteht hoch auf allen Wieſen.

Im Auguſt.

Aus Peſt iſt eine ernſte Nachricht eingetroffen. Es wird uns allen angezeigt, daß Herr Iſidor Ritter von Dark geſtorben iſt. Der Schreck und die Angſt in jener Julinacht haben ihm den Tod gegeben.

Mir iſt ein Paket Zeitungen geſchickt worden und Geld. In den Zeitungen wird erzählt, was Ritter von Dark für ein bedeutender und edler Menſch geweſen iſt. Gute Thaten zu Dutzenden werden aufgezählt, die größte darunter, daß dieſer ſeltene Mann im Hochgebirge eine Wildnis urbar gemacht habe, in welcher vor wenigen Jahrzehnten noch ganz wilde

Tiere und halbwilde Menſchen gehauſt hätten, heute aber ein von Fremden viel beſuchter, moderner Kurort ſei und eine große Induſtrie zum Segen der Einwohner. In einem der Blätter wird rührend erzählt, wie der Mann trotz mancher Gegnerſchaften Tag und Nacht beſtrebt war, Großes zu leiſten, und daß er der aufreibenden Thätigkeit leider viel zu früh erlegen iſt.

Für das Geld werden Seelenmeſſen gewünſcht und gelegentlich eine kleine Gedenkrede, damit Torwald auch erfahre, wie gut der nun Selige es mit ihm gemeint. — Die Seelenmeſſen ſollen geleſen werden, für den Verſtorbenen will ich beten laſſen in dem Sinne, wie es unſer Heiland geboten hat.

Das Geld wollte ich an arme Arbeiter verteilen, habe damit aber kein beſonderes Glück gehabt. Einem heruntergekommenen, halb ſiechen Knappen gab ich etwas, damit er ſeinen Hunger ſtillen könne. „Hunger habe ich keinen,“ ſagt er, „aber Durſt. Und für Durſt iſt das ein ſehr mäßiger Beitrag, ein ſehr mäßiger!“

Ein Arbeiterweib mit drei kleinen Kindern, das ich von der Spende beteilen wollte, ſchrie mir ins Geſicht: Was das für einen Millionär wäre, ſieben Gulden! Das wäre ein Spott. Sie laſſe ſich aber nicht ſpotten! — Hat mir das Geld aus der Hand geriſſen und in ihren tiefen Kittelſack geſteckt.

Schlecht geht es dem Arbeiter Grulin. Er hat in der Julinacht einen Schuß in den Arm bekommen und liegt noch immer auf dem Stroh. Seine Zuhälterin iſt davongelaufen und hat ihm vier Kinder hinterlaſſen. Auch dem habe ich etwas Geld geboten und ihn gebeten, mir ein oder zwei Kinder anzuvertrauen, ich fände vielleicht gute Menſchen, die für ſie ſorgen wollten. „O Pfaff!“ ſagt er lachend, „mich köderſt du nicht. Meine Kinder werden zu Sozialdemokraten erzogen. Das Geld kannſt übrigens hergeben, danke ſchön. Und du gehe nur zu deinen Bauern.“

Sie nehmen mich nicht an. Mein geringes Werk nicht und das Wort Gottes nicht von mir. — Zu meinen Bauern! Wo ſind ſie denn? Vielleicht in den Schluchten oben, an den Wänden, im Eiſe. Mit der Laterne möchte ich ſie ſuchen. Wie man verlorne Seelen ſucht, ſo möchte ich ſie ſuchen alle Stund' bis zum jüngſten Tag.

Vom Ritter Joſef iſt dieſer Tage an den Verwalter der hieſigen Gewerkſchaften ein Schreiben eingelangt, welches eine große Veränderung hervorrufen wird im Torwald. Alle Arbeiter, welche nicht hierher zuſtändig ſind, werden ſofort entlaſſen. Im Betriebe bleibt nur die kleine Eiſenhütte und das Bergwerk.

Mein Gott, auch das Bergwerk! Wenn er noch einmal herkäme, ich wollte ihn kniefällig bitten. — Der junge Herr wird wohl nicht mehr oft nach Torwald kommen, und das iſt auch gut.

Wenn es nur reden wollte, das Mädel! Daß man ſie doch wenigſtens auszanken könnte! — Sie denkt noch an ihn. Und da ſie ihr Geheimnis vor mir verhüllen zu müſſen glaubt, ſo wird ſie allmählich anfangen, mich zu haſſen. Und weiß es doch ſo gut wie ich, daß es nicht ſein kann. — Es iſt wohl ein hartes Kreuz mit der Liebe!

Er iſt ja gar nicht zuſtändig hierher, dieſer Mathias Spatzel, genannt der Holz-Hoiſel. Warum geht er denn nicht? Andere der Entlaſſenen haben ſich bereits verzogen, der Hoiſel ſtreicht noch umher im Thale. Einer Andeutung nach merke ich, daß er dem Mädel wieder nachſtellt. Mancher ſchlimme Geſelle iſt umgegangen zu Sankt Maria, ſo unheimlich wie dieſer iſt mir keiner geweſen.

Er ſoll geäußert haben, der Hirtner Rolf, ſein Nebenbuhler, würde übers Jahr aus der Erde grünen.

Am Stege ſteht das arme Weib. Ich reiche ihr im Vorübergehen flüchtig die Hand: „Grüß Gott, Mutter, auf Wiederſehen morgen!“ Und das iſt nicht wahr, morgen reiſe ich in die Hauptſtadt, um Domherr zu werden. Und jetzt habe ich nicht Zeit, die Mutter über den Steg zu führen, weil ich in die Kirche hinauf will, um zu beten. Sie ſteht zitternd und taſtend auf dem ſchwanken Brett. Das Waſſer rollt ſchwer darunter hin. Ich gehe vorwärts, um den Schöpfer zu grüßen am Altare. Wie ich wieder umſchaue, iſt die Mutter verſchwunden ....

Wer ſo träumen kann, der ſteht nicht mehr in der Gnade Gottes.

All meiner Tage bin ich nicht krank geweſen und weiß nicht, was das jetzt iſt. Zum Erſticken iſt mir manchmal, als ob die Lunge berſten wollte. Wie mit eiſernen Reifen iſt die Bruſt umklammert, aus allen Poren dringt der Schweiß, die Glieder zittern und ſind ſchwach zum Umfallen. — Und dann iſt's wieder vorüber.

Wie ſüß wäre das Heimgehen mit dem Bewußtſein, das irdiſche Tagwerk erfüllt zu haben! —

Bim, bim, bim, bim!

Hämmern thut's Tag und Nacht in der Schmiede, und ſie hören nichts. Der Simon hat mir's anvertraut. Die Senſen ſind bald fertig. Die Männer kommen. Sie kommen von allen Seiten.

Am 1. September.

Heute iſt der junge Herr von Yark auf einmal vor mir geſtanden im Pfarrhofe, nach dem Gottesdienſt. Er trägt ein ſchwarzes Kleid und ſchwarze Handſchuhe. Zuerſt glaube ich, es iſt der Abſchiedsbeſuch. Das iſt umgekehrt. Er iſt nun Herr der Beſitzungen im Torwald und will dableiben für immer. Das Herrenhaus will er wieder aufbauen laſſen. Er ſpricht ſo nebenbei davon, als ob es ein Geringes wäre. Auch von den Arbeitern ſpricht er, aber mit einer unglaublichen Gelaſſenheit, als ob ſie ein ſeelenloſes Element wären, nicht ſeine Feinde bis aufs Meſſer. So viele Unbefangenheit und Selbſtüberwindung hätte ich ihm nicht zugetraut. Gerade, als ob es mit dem Brennen und Plündern ſeine Richtigkeit hätte, wie mit Sturm, Hagel und Überſchwemmung. Dann redet er von ſeinem Vater, aber ohne jede Anſpielung auf die Julinacht. Dann ſteht er vom Sitze auf und ſagt, er habe mir etwas abzubitten, es ſei eine große Taktloſigkeit begangen worden, aber ohne ſein Wiſſen. Die Zeitungen mit den Nekrologen — ich möchte nicht an ſie denken. Er wolle gut machen ſo viel als möglich.

An ſeinem guten Willen wird man nicht zweifeln dürfen, er iſt in vielem das Gegenteil von ſeinem Vater. Dieſe Raſſe bringt ſo merkwürdige Gegenſätze hervor, ſie hat der Menſchheit den größten Fluch gebracht und den größten Segen.

Wie er endlich fortgehen will, bleibt er immer noch ſtehen und geht nicht. Schon legt er die Hand an die Thürſchnalle und zieht ſie wieder zurück, dann ſtreicht er mit zitternder Hand ſein Bärtlein und bittet mich um etwas. Und bittet mich um etwas Großes — um die Taufe.

„Gehet zu Johannes in der Wüſte!“

Es iſt aber ſein heiliger Ernſt. „Für andere Vorteile,“ ſagt er, „habe er ſie abgelehnt, doch für dieſen Preis ....“

„Gewiß, gewiß, Herr,“ ſage ich gleich, „für den Himmel iſt kein Preis zu hoch. Aber wollet Ihr das Sakrament nicht lieber in Alpenzell empfangen? Der Prälat wird ſich die Ehre nicht gerne entgehen laſſen wollen.“

„Herr Pfarrer,“ ſpricht er darauf, „wir beide ſind von leeren Höflichkeiten nie ein Freund geweſen. Ich will ein Pfarrkind von Sankt Maria werden, und Sie ſollen mir die Taufe ſpenden. Ich bitte darum. Ich bitte darum von ganzem Herzen.“

Am 8. September.

Taufpate iſt der Oberlehrer Sandor Uilaky. Die Leute machen ihren Spaß. Der Schulmeiſter, ſagen ſie, ſei doch noch immer der Stärkſte im Torwald, weil er den Millionen ſchweren Herrn von Yark aus der Taufe heben kann.

Die Gemeinde hat ein Taufgeſchenk bekommen, und zwar das Kurhaus mit viel Grund und Boden und Fonds als Stiftung für eine zu errichtende Landwirtſchaftsſchule. Viele Menſchen ſind anweſend, und es iſt eine große Freude.

Und ſo habe ich ihn getauft in unſerer ehrwürdigen Pfarrkirche am Feſttage Maria Geburt, um ſechs Uhr Abends. Und iſt ein Erdbeben geweſen, daß alle Fenſter klirren, und die Scheiben ſind zerſprungen. Mörtel iſt herabgefallen von den Wänden. Die Ampel mit dem ewigen Licht hat lange hin und her geſchwungen und hat nimmer wollen zur Ruhe kommen.

Wir gehen herab durch den Wald, wir gehen Arm in Arm, der Joſef und ich, wir ſind ja Brüder geworden. Und ſchreit es auf einmal hinter dem Fichtenbaum: „Waſch' dich, wie du willſt, du bleibſt doch, wer du biſt!“ Kracht ein Schuß, und zuckt mein Joſef ein wenig zuſammen.

Den Thäter hat man auf der Stelle abgefangen.

Beim Neuwirt iſt der Joſef vier Tage lang gelegen. Am fünften iſt er zu mir gekommen, der rechte Arm iſt noch verbunden. Er iſt aufgeräumt, aber feierlich, daß ich erſchrecke.

„Jetzt, mein lieber Pfarrer,“ ſagt er, „jetzt will ich zu dieſer rechten Hand, die geblutet hat, um die Braut werben. Jetzt bin ich arm, denn mir iſt das Haus niedergebrannt, jetzt bin ich krank, denn mir iſt der Arm durchſchoſſen, jetzt bin ich des gleichen Glaubens mit dir und meiner Ottilie.“

„Des Weibes wegen haſt du dich taufen laſſen? Wehe dir, dann biſt du kein Chriſt."

„Heißt es nicht in der Schrift: Wer getauft iſt?"

„Es heißt, wer glaubt und getauft iſt."

„Kann der Glaube nicht durch die Liebe erſetzt werden?"

„Durch die Nächſtenliebe etwa? Durch die Liebe zum Weib nie."

Da wird er zornig und ruft aus, er habe nun alles gethan, was Geſetz und Kirche verlange und was in ſeiner Macht ſtehe, und wer denn jetzt noch das Recht hätte, ſich zwiſchen zwei Menſchen zu ſtellen, die beiſammen ſein wollen! Wenn es dem Vater recht iſt und den Geſchwiſtern?

„Und denen iſt es recht?"

„Der alte Franzel hat mir die Hand auf dieſes Haupt gelegt. — Und du biſt immer noch dagegen, Pfarrer? Da iſt nicht mehr eine harte Satzung Schuld, da iſt es ein hartes Herz."

Weil er es in großer Leidenſchaft hervorſtößt, ſo ſage ich: „Wenn du Chriſt biſt, ſo bekenne es in deinen Werken. Sei ſanftmütig."

Und habe ihn ſtehen gelaſſen und bin in die andere Stube gegangen und habe mir die Lippe zerbiſſen vor Schmerz, daß ich meine Ottilie nun ſollte verlieren müſſen. Dieſes junge, treue, unſchuldige Menſchenkind — die einzige Freude, die dem alten Wolfgang noch geblieben iſt.

Wenn du ein katholiſcher Chriſt willſt ſein! Einfältiger Pfarrer, trage dein Herz hinauf zur unbefleckten Jungfrau und Mutter Gottes Maria!

Sie rotten ſich wieder zuſammen, die Arbeiter. Im Wirtshauſe zu Sankt Johann iſt ihr Standquartier, von dem aus ſie mit großen Maſſen in Verbindung ſtehen. Es ſoll das Wort gefallen ſein, in der Alpenzelle (ſie meinen das Stift) wolle man einmal den Honig ausheben und denen vom Torwald müſſe demnächſt ein großes Nachtlicht angezündet werden.

Beeile dich, Schmied. Bim, bim, bim, bim! —

Nur zu ſtark mußt du nicht hämmern, ſonſt ſtürzen die Berge ein. Weißt du was? Ein gülden Ringlein, wenn du ſchmieden wollteſt . . .

> Es war ein goldhaarig Mägdelein,
> Das hatt' einen ſchwarzen Buhlen . . .

Heute iſt ein gar hoher Herr bei mir geweſen. Mein ſeliger Biſchof. In Purpur und goldener Kette ſteht er vor mir.

„Wie kann denn das ſein?“ frage ich ihn, „Excellenz ſind ja ſchon geſtorben.“

„Eben darum, mein lieber Wolfgang,“ antwortet er, „im Leben habe ich's leider verſäumt, heraufzukommen . . .“

Iſt da ein Gendarm und fordert Seine Gnaden auf: „Einfahren!“

Sagt mein Biſchof zu mir: „Was kann ich machen. Hab' Weib und Kind . . .“

Und fährt ins Bergwerk.

Jetzt habe ich ſie. Am Ampelſtrick hat ſie genagt! Den Ampelſtrick hat ſie wollen abbeißen! Da hat ihr der

Karl eine Falle geſtellt und ſie iſt hineingegangen. Jetzt hockt ſie da in der Drahthaube und ſpitzt den Kopf und guckt mich mit ihren Äuglein neugierig an, was ich mit ihr wohl machen werde. — Was ſoll ich denn machen mit dir? Dein Unrecht will ich dir vorhalten. Daß es dich ſo nach dem heiligen Öl dürſtet! Es wäre ja ſchön, aber ich glaub' dir's nicht. Dir geht's nicht um das Seelenbrot. Dein Wamſtlein willſt du mäſten. Und dafür iſt auch Speck gut. Da haſt einen. Speck ſo viel du willſt, aber das arme Kirchenlichtlein laß uns in Frieden.

Wie? Die Torwaldleute willſt du glücklich machen? Dumme Maus.

Ich glaube es nicht. Sie ſagen, daß es der Holz-Hoiſel geweſen wäre, und ſie ſagen, daß ihm der junge Ritter die Hand gereicht hätte. Unſer Chriſti-Heiland hat's zwar ſo geboten, aber kann man's denn glauben? Kann man ſo was denn glauben, heutzutage, wo es als die fürnehmſte Tugend gehalten wird, den Feind zu vernichten!

Mein Gott, wie glückſelig, wenn noch einmal die Liebe käme zu den Menſchen, bevor ich muß ſchlafen gehen!

Iſt der Joſef in den Arreſt gegangen, um den Übelthäter zu ſehen. Hat ihn gefragt: „Menſch, was habe ich dir gethan, daß du auf mich geſchoſſen haſt?“

Fängt der Hoiſel an zu beteuern, er wiſſe nicht warum, er ſei wahnſinnig, des Pfarrers Madel habe ihn wahnſinnig gemacht, denn ſie laufe vor ſeiner davon, ſie laufe den vornehmen Herren nach und darüber habe er vor lauter Zorn ſo gezittert, daß das Gewehr losgegangen iſt.

Und ſagt der Joſef: „Alſo aus Eiferſucht iſt es geſchehen. Ich verſtehe das. Im Zorn haſt du gezittert, und da iſt das Gewehr losgegangen und jetzt wollen ſie dich richten. Nein, Freund, das ſollen ſie nicht. Was kannſt du für die Liebe! Was der Menſch aus Liebe fehlt, das ſoll man ihm nicht aufmeſſen. Siehſt du, mein Arm iſt ſchon ſo weit heil, daß ich dir die Hand reichen kann. — Willſt du auswandern, ſo gebe ich dir gerne die Mittel dazu, denn in dieſer Gegend wirſt du jetzt nicht mehr bleiben wollen.“

Auf dieſes gute Wort ſagt der andere: „Wenn ſich der Herr vor mir fürchtet, ſo ſoll er gehen. Ich bleibe da.“

„Thue wie du willſt,“ ſpricht der Joſef. Und an dieſem Tage iſt der Mathias Spatzel freigelaſſen worden.

In der Beichte hat der nicht können losgeſprochen werden, und jetzt iſt er losgeſprochen worden ohne Beichte. Vom Moſaiten.

Bin ich zu ihm gegangen: „Joſef, du weißt, daß mir die Taufe allein nicht genügt hat. Jetzt iſt es anders, Joſef. Ich habe geſehen, daß du wahrhaftig ein Chriſt biſt, denn du haſt gelernt zu verzeihen. — In des lieben Gottes Namen, nimm ſie zu deinem Weibe.

Das iſt geweſen am Tage des heiligen Apoſtels Matthäus 1889.

In ihr iſt etwas! Mit ihren Vorderbranklein greift ſie manchmal ans Drahtgitter und ſchaut zwiſchen den Drähten heraus. Sie pfeift und ich verſtehe ſie recht wohl. „Bin doch fleißig in die Kirche gegangen!“ ſagt ſie, „und jetzt will man mich habern. Schützen Sie mich, Pfarrer! Halten Sie ihnen doch das Wort Gottes vor!“

Wen höre ich denn?

Ganz allein bin ich in dieſem alten Hauſe und fürchte mich vor den Mäuſen.

Es war ein goldhaarig Mägdelein,
Das hatt' einen ſchwarzen Buhlen,
Der hat ſie um Vater und Mutter gebracht
Und ihr die Lieb geſtohlen.

Der hat ſie auf ſchwarzem, feurigem Roß
Ins Morgenland getragen.
Aufs Jahr that im ſteinigen Kidronthal
Ein einſamer Hügel ragen.

Zu Hohenmauth hat einmal ein alter Kaplan gelebt, von dem geſagt wurde, daß er bei der Meſſe die Hoſtie nicht habe heben können. Immer hub er das Gebet an, immer beugte er das Knie und wollte die Arme heben und verſuchte es, und hat nicht können. Die Glieder haben ihm gezittert, der Schweiß iſt ihm geſtanden im Angeſicht, und endlich hat er mit Seufzen und Stöhnen die Laſt des heiligen Brotes gehoben. — Eine ſchwere Sünde ſoll er auf der Seele gehabt haben, ſagen die Leute.

Geſtern bei der Meſſe iſt mir ein Ähnliches begegnet. Als ich das Heiligſte in der Hand halte, um es emporzuheben, gleichwie ſie den Herrn mit dem Kreuze einſt gehoben haben, da höre ich wieder den Simon hämmern, und ſind mir die Arme lahm. Ich kniee nieder, ich bete, ich verſuche es noch einmal und weiß nicht, wo ich bin. Der Karl hat mich in die Sakriſtei geführt, da iſt mir ein Schaudern durch den Leib gegangen.

Erbarme dich meiner, o allmächtiger Gott!

Ich kann nicht mehr Meſſe leſen, es krachen die Wände. Das arme Mäuslein hat er gefangen, und die ſchwarzen Vögel läßt er herumflattern in der Kirche. Durch die Spalten fliegen ſie herein und löſchen das Licht aus. Die Liebe kommt nimmermehr und es wird eine große Finſternis ſein auf Erden.

Dominus vobiscum!

Sitze ich oben beim heiligen Joſef und höre zu, was ſie machen drinnen im Berge. Pochen und rollen und donnern, ganz hohl, ganz hohl, und es zittert der Erdboden.

Und ſteht der Hoiſel da, jählings aus dem Buſch geſprungen und taumelt gegen mich her. Und ſchreit mich an: „Warum haſt du dem Juden das Mädel gegeben? Du biſt kein Pfarrer, du biſt der Judas Iskariot. Gegen deiner bin ich ein Heiliger, wenn ich auch die Alte umgebracht habe, und die andern auf der Alm oben, und den jungen Herrn. Gegen deiner bin ich ein Heiliger, du Judas!“

Und ruft hinter dem Baum eine Kinderſtimme: „Dem Juden haſt das unſchuldige Blut verraten!“ Und rufen viele Stimmen von oben und von unten her: „Das Mädel haſt verthan, das Chriſtenkind! Pfarrer willſt ſein, und giebſt deine Seelen den Juden hin. Die Seelen und die Leiber. — Hörſt du es brüllen in der Erden! Da drinnen ſind ſie alle beiſammen und warten deiner! In die ewige Hölle wirſt fahren mitſamt deiner Kirche!“

Sie ſind hinter mir, ich gehe wie gehetzt herum, ſie ſind hinter mir. — Simon, biſt du fertig? Heerſcharen mit Fahnen und Senſen, kein Menſch kann ſie zählen, ſo viele! Und halten Gericht über uns alle! — — Madel, und du flichſt den Myrtenkranz, und du kannſt ſo luſtig ſein! Freilich luſtig ſein, wenn morgen Hochzeit iſt!

Kornſtock! Unſterbliche Künſtler, wir zwei! Du das Hemd des Glücklichen, ich Herzklopfen und Hammerſchläge. Der Kimpelſchmied ſoll den Dudelſack blaſen. Bläſt er? — Drei Burſchen, die zogen zum Jahrmarkt hinaus, juchhe!

Mein Vater iſt ein Gärtner geweſen. Den möchte ich doch einmal fragen, ob ſie ihm auch in den Garten geſtoßen ſind.

Am Tage des jüngſten Gerichts

Hilferuf an meinen Biſchof.

Zu Euch, zu Gott und allen lieben Heiligen rufe ich um Hilfe in meiner Not. Ihr habt mich allein gelaſſen, und es herrſcht ein Schrecken im Torwald, wie er vor dieſem Tage nie geweſen iſt.

Sie haben mich verfolgt mit Fluch und Feuer, mit dem Interdikt. Weil ich ein Verrater bin, ſie ſagen es — richtet Ihr mich! Ich bin geflohen in die Kirche, ſie haben ans Thor gepocht mit Hammerſchlägen, ich bin heraufgeſtiegen in den Turm, wo die metallenen Glocken ſind, die nimmer läuten dürfen. Ich ſchaue zu den Turmfenſtern hinab in das Thal. Die Männer ziehen mit ihren Fahnen, mit ihren Flammen, mit ihren Senſen, mit ihrer Gier umher, ſie legen Zunder in die Hütten und werfen Bomben in die Gebäude, daß ſie krachend auseinander ſprühen. Die

Weiber huſchen halb gebückt dahin, haſten in die Häuſer, zuerſt ſcheu, vorſichtig, dann in heißem Hunger nach Raub, brechen mit klingendem Eiſen Kiſten und Käſten auf, bis der ſchwarze Rauch und das rote Feuer ſie verſcheucht. Es iſt Nacht geworden, und die Nacht will nimmer enden. Das alte Schmiedhaus, es brennt lichterloh ohne viel Krachen nieder, und mitten im Feuer hämmert der Hammer. Der Neuwirt treibt ſeine Knechte vergebens mit dem Revolver an, Waſſer auf die Dächer zu tragen. Das Kurhaus iſt ein brüllender Pfuhl, ſeine Schindeln fliegen wie feurige Schwalben über die Dächer hinweg, und eines um das andere flammt jählings auf wie von ſelber. In Unterſchuttbach blühen bis zum Firmament rieſige Roſen auf, in Oberſchuttbach ſteigt eine einzige Feuerſäule gegen Himmel, ſie iſt groß wie das flammende Schwert Michaels, des Erzengels im Paradieſe. Alles im Feuer, die Felſen leuchten in greller Glut herab, unermeßlicher Rauch qualmt wie ein rotes Gewölbe. Und die Wahnſinnigen raſen im Thale auf und ab, ein helles Siegesgeſchrei tragen ſie her über ihren Häuptern. So ſehr zittern die heißen Lüfte, daß meine drei Glocken leiſe klingen in ihren Reifen. Rauchwirbeln dringen zu den Fenſtern herein und praſſelnde Funken. Ich eile niederwärts in das ſchützende Kirchengewölbe; die Heiligen ſtehen alle in rotem Schein; in meiner unendlichen Angſt knie ich nieder vor dem Bildnis Mariens mit dem Kinde Jeſu. Dieſes iſt ſonſt immer aus dem Bilde gleichſam auf mich zugegangen mit dem Kreuze und liebreich lächelnd — heute zuckt der kleine Heiland wie erſchrocken zuſammen und wendet ſich ab vor dem, der ein unſchuldiges Chriſtenkind hingegeben hat an einen von jenen, die ihn gekreuzigt haben …

Da klingen hell die Glocken, am Ampelſtrick laufen Mäuslein auf und nieder, in den Fenſtern blühen die Roſen des Morgens, das Kirchenthor öffnet ſich weit und unter jauchzendem Spiele zieht ein Hochzeitszug herein. — Die ganze Gemeinde iſt da und die roten Hochzeitsbänder an ihrem Gewande ſprühen Funken wie lohendes Eiſen. Der Roſi hat ein Kleid von eitel Sonnenſtrahlen, und die Ottilie ſchwebt wie ein weißes Wölklein herein neben ihrem Bräutigam, dem Joſef. Schwarze Engel mit Fledermausflügeln halten in ſilbernen Schalen zwei goldene Ringe, um das Paar zu binden mit ſolchen Ketten. Tanzet, tanzet, ihr Englein alle, ihr luſtigen Gäſte, ihr Leuchter auf dem Altare — und du Kruzifix vor dem Tabernakel. Vom Gewölbe fällt Erde, aus den Tiefen krachen die Wetter. Die Toten, die im Thale auf Hunden aus dem Erzberg gefahren, ſie rollen auf Hunden hier zum Thore herein in langen Reihen und tanzen mit uns. Die Steinplatten berſten unter den Füßen, die Wände krachen und wanken, aus Spalten des Bodens lodern Flammen und aufthut ſich der Rachen in den feurigen Grund. Im Sturz faßt die Ottilie meinen Arm: „Ich bin dem Fremden gefolgt, ſo folge du mir!“ und reißt mich mit ſich hinab. Im offenen Sarg ſitzt ein Weib, mit unbeſchreiblichem Vorwurf fragt ſie nach ihren Kindern, die ſie mir anvertraut. Aus anderem Sarge ſchreit der Kimpelſchmied: „So haſt du gewacht, o Seelſorger zu Sankt Maria, daß ſie die Grundfeſten unſerer Kirche haben untergraben!“ Dort auf feurigem Erzflötz tanzt ein munteres Paar, das iſt der Lehrer mit der Madame Gortſchakoff. Der Ritter von bellenden Höllenhunden gehetzt, reitet über zuckende Menſchenglieder hin und rumpfloſe

Köpfe ſtöhnen: „Verloren, verloren!“ Der krump Chriſtl ſchürt mit dreiſpießiger Gabel das Feuer, der Hoiſel fleht: „Ich hab's ja gebeichtet!“ und der Peter Heiſſel wimmert: „Ich werde es nicht wieder thun!“ Abſeits am ſinkenden Denkſtein hockt der Kornſtock, klimpert und klappert mit ſeinen Knochen und ſingt: „Ich bin ein großer Herre. Wann thun ſie wieder juchhezen im Torwald?“ „Nach hundert Jahren!“ lacht die Gräfin hervor aus ihrer Truhe und kollert hinab. Und hinab und alles hinab, der Altar, der Taufſtein, die Kanzel, die Glocken — alles hinab in den grenzenloſen Pfuhl, in die finſtere Ewigkeit . . .

Herr Biſchof, biſt du noch da? Haſt du kein Licht? — Laß dir melden, o Herr, zu Sankt Maria im Torwald iſt die Kirche verſunken. Die Kirche mitſamt der Gemeinde, den Lebendigen und den Toten. — Aus dem Schlunde ſteigt ein ſtiller Rauch, aus dem Schlunde fliegt ein weißes Vögelein . . . Einen Mann mit der Ampel ſehe ich wandeln. Iſt's der Karl? Iſt's der Joſef? Oder der Luzian? Ich kann es nicht ſehen. — Wie ein roter Stern ſchwebt das Licht hinauf. Ich folge ihm zagend nach — immer höher in die Wildnis, ins Gebirge mit dem Nordlichtſchein. — „Iſt's der Rolf?“ rufe ich ihm nach. „Mein Rolf, es iſt Nacht, leuchte einem verirrten Mann!“

„Seid Ihr's, Pfarrer? Geht Ihr nicht in die Kirche?“

„Mein Rolf, die Kirche iſt verſunken.“

„Und Gott lebt noch. Komm, Wolfgang, wir gehen zu ihm.“

„Und die andern, Rolf, die andern? . . .“

So endet das Tagebuch des Pfarrers zu Sankt Maria im Torwald.

Die letzten auf Briefpapier geſchriebenen Blätter ſind aller Wahrſcheinlichkeit nach gegen Ende Oktober 1889 entſtanden. Schon vorher wollte man an dem Pfarrer eine auffallende Veränderung bemerkt haben. Im September brach er eine Sonntagspredigt mitten ab, indem er noch ausrief: „Was hilft mein Bitten, die es angeht, ſind ja nicht da.“ Dann zeigte er ſich beim Meſſeleſen manchmal verloren und verwirrt, hielt oft plötzlich in der heiligen Handlung inne, kehrte ſich wohl auch um, ſtarrte die Wände an und horchte. Immer glaubte er, ein Hämmern zu hören. Am erſten Sonntage im Oktober, als er während der Ceremonie den Kelch in der Hand hatte, ſtieg er mit demſelben die Altarſtufen herab und flüſterte dem Kirchendiener zu, daß er es den Leuten ſage, ſie ſollten eilends hinausgehen, der Simon ſei ſchon fertig. Von dieſem Tage ging er nicht mehr hinauf zur Kirche. Es war ihm ſonſt nicht viel anzumerken, nur ſprach er davon, daß er leidend ſei und bald in ein Verſorgungshaus gehen werde. Abgemagert und müde ſah er aus.

Der Gutsherr nahm ſich jetzt ſofort ſeiner an und wollte ihn zum Gebrauch einer ärztlichen Hilfe veranlaſſen. Ihm fehle halt ein bischen zu viel, war ſeine Antwort. Bald darauf war der gute Wolfgang fortgegangen. Er hatte den Pfarrhof verlaſſen, war geſehen worden auf den Wieſen von Unterſchuttbach, am Damme der Eiſenbahn, am Gartenraine des Kurhauſes, an der Brandſtätte des Herrenhauſes. Dann wieder drüben an den Schlackenhügeln der Gewerkſchaft und auf den Schutthalden von Oberſchuttbach. Er ging an ſeinem Stabe langſam umher, ſchaute zu Boden, ſchaute in die Büſche, in die Wäſſer, als ob er etwas ſuchte. Wenn man ihn grüßte oder anredete, ſchaute er betroffen auf, gab keine Antwort und ging weiter. Nachtlicherweile war er geſehen worden in den höher gelegenen Waldungen, wie er mit einer Laterne umherſtieg zwiſchen dem Geſtämme. Faſt unheimlich ſoll es geweſen ſein, wie der Greis mit dem Licht unter den dunklen Bäumen dahinſchwankte immer höher hinauf in die Wildniſſe. Der Gutsherr ſchickte Leute nach ihm aus, ſie fanden ihn nicht, ſahen nur manchmal von Ferne das Sternlein der Laterne flimmern. Aber ein Kräutermann war ihm begegnet, und den ſoll er gefragt haben, ob er keine Seelen geſehen hätte, er ſuche verlorene Seelen.

Und eines Morgens hoch oben auf der Grießelalm. Als der Hirtner Rolf früh morgens aufſtand, um an den Hütten die letzten Einwinterungsarbeiten zu machen, und als er noch in der Dämmerung zur Quelle hinüberging, ſah er unter den Wettertannen ein Licht brennen. Eine Laterne ſtand auf dem Erdboden und neben auf dem Steine ſaß der Pfarrer. Die beiden Hände auf den Stab geſtützt, das Kinn auf die Hände, den breiten Hut tief in der Stirne, ſo iſt er dageſeſſen wie einer der gerade ein wenig einnickt. — Der Hirtner denkt: da iſt er ja wieder! will ihn weiter nicht beunruhigen und ſchöpft leiſe ſein Waſſer. Als die Sonne aufgeht und allmählich emporſteigt über das weite Alpenrund, und der Pfarrer immer noch daſitzt und ſchläft, und am Stamme ein Eichhörnchen herabkommt, über die Achſeln des Ruhenden lauft wie über einen Baumſtrunk, und der Pfarrer immer noch ſchläft, da wird dem Rolf bange. Er tritt hin und ſieht daß der liebe Pfarter Wolfgang geſtorben iſt. —

— — — — — — — — — — — —

Zu Sankt Maria, am Kirchhofsthore rechts iſt das Grab des Mannes, der im Angeſichte einer untergehenden Welt geſtorben iſt am gebrochenen Herzen. Ein ſteinernes Kreuz iſt ihm geſetzt, an deſſen Fuß man eingemeißelt eine hängende Ampel ſieht als Sinnbild wahren Prieſtertumes. Am Sockel des Kreuzes ſtehen die Worte: „Die Liebe iſt das ewige Licht.“

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Peter Roſegger:

Als ich jung noch war.

Neue Geſchichten aus der Waldheimat.

Mit dem Bildnis des Verfaſſers als Waldbauernbub.

2. Auflage.

(6.—10. Tauſend)

broſchiert M. 4.—; eleg. in Leinen geb. M. 5.—.

Der Waldvogel.

Neue Geſchichten aus Berg und Thal.

Mit einem Titelbilde von Alfred Mailick.

2. Auflage.

(7.—10. Tauſend)

broſchiert M. 4.—; eleg. in Leinen geb. M. 5.—.

Einige Urteile der Preſſe:

Die Gegenwart: . . . Es iſt recht erfreulich, daß der ſteiriſche Dichter, ſeitdem er ſeine neuen Schriften in einem reichsdeutſchen Verlag erſcheinen läßt, auch bei uns ein immer größeres Publikum findet. Es iſt das kernhafte Alpenvolk, das uns aus dieſen Novellen und Skizzen leibhaftig entgegentritt. Ein ſo vorzüglicher Erzähler wie Roſegger weiß ſein dichteriſches Gold dem taubſten Geſtein zu entlocken, und gerade bei den unbedeutendſten Stoffen bewundert man ſeine Alles erklärende Kunſt. . . .

Kunſtwart: . . . Neues über R.' Alpengeſchichten zu ſagen, geht ſchwer an; iſt auch nicht nötig. — Es bleibt eben dabei, ein beſſerer Volksdichter als Roſegger lebt zwiſchen uns nicht.

Univerſum: . . . Man wird nicht müde, dem trefflichen Erzähler zuzuhören. Als wir den Band aus der Hand legten, hatten wir nur den einen Wunſch: möchte der Autor recht bald wieder zum Waldvogel gehen und noch mehr ſolche prächtige Geſchichten hervorbringen.

Straßburger Poſt: . . . Das ganze Buch bietet eine ſolche Fülle von Herzerhebendem und Befreiendem, daß dieſer neue Band Roſegger wieder eine Perle des Bücherſchrankes bildet.

Peter Roſeggers

Schriften in ſteiriſcher Mundart.

Geſammtausgabe in drei Bänden.

Vor mehr als dreißig Jahren iſt Peter Roſegger mit ſeinen erſten Dichtungen in ſteiriſcher Mundart in die Öffentlichkeit getreten. Die oberſteiriſche Mundart war das ureigene Bereich des zu jener Zeit eben aus dem Volke hervorgegangenen jugendlichen Dichters. Die Urſprünglichkeit, die echte Volkstümlichkeit, die Waldfriſche und Weltfreudigkeit, die Gemütstiefe und der Humor dieſer Dichtungen wurden ſchon damals allgemein, ſoweit die Schriften drangen, anerkannt. — Als im Laufe der Jahre die mundartlichen Werke „Zither und Hackbrett“, „Tannenharz und Fichtennadeln“, ſowie „Stoanſteiriſch“ erſchienen, ſteigerte ſich die Anerkennung und, nachdem der Dichter perſönlich ſeine ſteiriſchen Stücke in Nah und Fern zur Vorleſung brachte und auch andere Interpreten dieſelben mit Geſchick und Glück in ſtets weitere Kreiſe trugen, ergab ſich die Notwendigkeit neuer Auflagen.

In Anbetracht dieſer Thatſachen haben wir es unternommen, von Peter Roſeggers Schriften in ſteiriſcher Mundart eine Geſammtausgabe zu veranſtalten.

Dieſelbe enthält nicht allein dasjenige, was die bisherigen Ausgaben: „Zither und Hackbrett“, „Tannenharz und Fichtennadeln“, „Stoanſteiriſch“, erſte und zweite Folge, in ſich ſchloſſen, ſondern auch eine größere Anzahl neuerer Stücke, welche mittlerweile entſtanden ſind und die Zuneigung des Publikums gewonnen haben.

Die neue Ausgabe der Roſeggerſchen Schriften in ſteiriſcher Mundart erſcheint in drei Bänden, welche enthalten:

I. Band: **„Zither und Hackbrett“**, Dichtungen in gebundener Rede ernſter und heiterer Art.

II. Band: **„Tannenharz und Fichtennadeln“**, Geſchichten, Sagen, Märchen, bibliſche Übertragungen und Nachdichtungen humoriſtiſcher Art, ferner die „ſteiriſchi Londsgeſchicht“, Natur- und Volksſchilderungen u. ſ. w.

III. Band: **„Stoanſteiriſch“**, heitere Stücke aller Art, die der Verfaſſer bei ſeinen Vorleſungen vorzutragen pflegt.

Die Schreibung der Mundart iſt ſo gehalten, daß ſie dem volkstümlichen Charakter vollkommen treu bleibt, ohne einem mit der ſteiriſchen Mundart nicht vertrauten Leſer weſentliche Schwierigkeiten zu verurſachen.

Alle drei Bände ſind bereits zur Ausgabe gelangt und beträgt deren Preis broſchiert je fl. 2.—, elegant gebunden je fl. 2.50.

Verlagsbuchhandlung „Leykam“

in Graz, Stempfergaſſe Nr. 4.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Friedrich Spielhagen's

Sämmtliche Romane.

22 Bände.

broſch. M. 58.—; in eleg. Leinenbänden M. 80.—;
in Halbfranz M. 95.—. Jeder Band einzeln broſch. M. 3.—;
in Leinen geb. M. 4.—; in Halbfranz M. 4.50.

Inhalt.

Band 1 **Problematiſche Naturen. I. Teil.** 19. Auflage.
" 2 **Die von Hohenſtein.** 9. Auflage.
" 3 **Hammer und Amboß. I. Teil.** 13. Auflage.
" 4 **Hammer und Amboß. II. Teil.** 13. Auflage.
" 5 **Problematiſche Naturen. II. Teil.** 17. Auflage.
" 6 **In Reih und Glied. I. Teil.** 10. Auflage.
" 7 **In Reih und Glied. II. Teil.** 10. Auflage.
" 8 **Sturmflut. I. Teil.** 10. Auflage.
" 9 **Sturmflut. II. Teil.** 10. Auflage.
" 10 **Kleine Romane. I. Teil.** 11. Auflage.
" 11 **Allzeit voran.** 11. Auflage.
" 12 **Was die Schwalbe ſang. — Ultimo.** 9. Aufl.
" 13 **Kleine Romane. II. Teil.** 10. Auflage.
" 14 **Platt Land.** 7. Auflage.
" 15 **Angela.** 6. Auflage.
" 16 **Uhlenhans.** 8. Auflage.
" 17 **Quiſiſana. — Erzählungen.** 9. Auflage.
" 18 **An der Heilquelle.** 7. Auflage.
" 19 **Nobleſſe oblige.** 6. Auflage.
" 20 **Ein neuer Pharao.** 6. Auflage.
" 21 **Was will das werden?** 6. Auflage.
" 22 **Was will das werden?** 6. Auflage.

Die „Sämmtlichen Romane“ können auch in Wochenlieferungen à 40 Pfg. bezogen werden.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Soeben erſchienen:

Friedrich Spielhagen:

Zum Zeitvertreib.

Roman.

broſchiert M. 3.—; eleg. gebunden M. 4.—.

In Vorbereitung:

Friedrich Spielhagen:

Mesmerismus. — Alles fließt.

Zwei Novellen in einem Bande.

broſchiert M. 3.—; eleg. gebunden M. 4.—.

Ferner erſchien von demſelben Verfaſſer:

Stumme des Himmels.

Roman in 2 Bänden. 3. Auflage.

broſchiert M. 6.—; eleg. gebunden M. 8.—.

Sonntagskind.

Roman in 3 Bänden. 3. Auflage.

broſchiert M. 10.—; in 2 eleg. Leinenbänden M. 12.—.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Waldjugend.

Waldjugend

Geſchichten
für junge Leute von 15 bis 70 Jahren

von

Peter Roſegger.

Mit zahlreichen Text-Illuſtrationen und 10 Vollbildern

von

Alfred Mailick.

* * *

Leipzig 1898.
Verlag von L. Staackmann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Wenn die frohen Weihnachten kommen, oder andere Feſte, zu denen man lieben jungen Menſchen ein Buch kaufen will, ſo ſteht man oft recht ratlos da. Kinder- und Jugendſchriften übergenug, aber junge Leute von fünfzehn Jahren aufwärts laſſen ſich nicht gerne wie Kinder behandeln, ihnen iſt das Belehrtwerden, das fortwährende Anſpielen aufs Bravſeinſollen zuwider, ſie merken in den Jugendbüchern zu ſehr den Schulmeiſter oder Hofmeiſter und kneifen aus.

Vielleicht wäre etwas Wahres dran, wenn man ſagte, daß es Jugendſchriftſteller eigentlich gar nicht zu geben brauchte, daß jeder Schriftſteller und Dichter, der ſittlich anregend in einfacher und klarer Weiſe für das Volk ſchreibt, auch Jugendſchriftſteller iſt Der Erzähler mache Welt und Leute nicht beſſer als ſie ſind, aber er zeige ſie von ihrer beſten Seite. Und wenn doch auch einmal ein Wichtling vorkommt, ſo ſorge der Darſteller für eine gute Abfuhr und laß ihn tüchtig auslachen. So paßt es für die Leſer überhaupt und für die jungen ganz beſonders. — In ähnlichem Sinne meinen es wohl auch jene Mütter, Väter, Lehrer und Erzieher, die mir ſo oft nahe gelegt haben, aus meinen Schriften eine Auswahl für die reifere Jugend zu machen und die mir ſogar jene Aufſätze und Erzählungen bezeichnet haben, die nach ihrer Meinung ſich am beſten für junge Leſer und Leſerinnen eignen. Nach ſolchen Rathſchlägen, und auch nach eigenem Prüfen und Erwägen habe ich dieſes Buch zuſammengeſtellt. Es iſt alſo nicht eigens für die Jugend geſchrieben worden, es iſt ein Stück meiner einſtigen Waldjugend und auch meiner zweiten Jugend, die mir in meinen Kindern aufgeſtanden. Das Buch ſoll für Jeden paſſen, der ein warmes naturfrohes Herz hat, ſtehe er nun in einer fünfzehnjährigen oder in einer ſiebzigjährigen Jugend.

Zu Ehren der lieben Leſer habe ich das Werk mit ſchönen Bildern ſchmücken laſſen. Es hat ſich dazu ein Künſtler gefunden, der dem alpin Volkstümlichen und meinen Dichtungen warmes und verſtändnisvolles Intereſſe entgegen bringt und der auf dem Schauplatze der Waldjugend ſelbſt die Stoffe und Skizzen ſeiner Bilder aufgenommen hat.

So mag ich nun im Feſtgewand ein fröhlich' Plaudern halten, ſei es mit dem jungen Leſer zur Kurzweil im Spiele der goldenen Zeit, ſei es mit dem ältern zur Labe und Verſöhnung im Ernſte des Lebens.

Krieglach, im Sommer 1897.

Der Verfaſſer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Als ich nach Emaus zog.

Am Oſtermontag, wenn der Gottesdienſt vorüber iſt und im Waldlande die Leute beim Mittagsmahle ſitzen, kommt es vor, daß einer ſagt: „Heut' iſt Oſtermontag, heut' ſollen wir nach Emaus gehen." Und faſt allemal entgegnet ein anderer: „Nach Eb'naus (eben aus) gehen, das iſt bei uns im Gebirg' eine Kunſt." Aber der ſtrenge Hausvater verweiſt: „Geſcheiterweiſ' reden! Heilige Sach' iſt kein Spaß!"

Am Vormittag haben ſie es bei der Predigt gehört, daß nach dem Tode Jeſu die Jünger gar vereinſamt und betrübt umhergegangen ſeien, immer nur an den Herrn und Meiſter denkend, der ein paar Tage früher gekreuzigt und begraben worden war. Und als ſie die Straße entlang gingen, die nach Emaus führte, da begegnete ihnen der Gekreuzigte leibhaftig und grüßte ſie: „Der Friede ſei mit euch!" alſo daß ſie wußten, er iſt von den Todten auferſtanden. — Deſſen gedenkt man im Waldlande frommen Sinnes, und ſei es nun auf der Bergſtraße oder im Thale draußen, irgendwo ſteht doch ein Wirtshaus, und das iſt das Emaus, nach welchem man an dieſem Tage pilgert. — Jenem, der ſtill beſchaulich zwiſchen den grünenden Saaten dahinſchreitet, unter dem Geſange der Vögel, die auf den treibenden Zweigen ſich ſchaukeln, und der in den milden Sonnenäther des Himmels aufſchaut, Sehnſucht im Herzen, dem begegnet der Auferſtandene mit dem Gruße: „Der Friede ſei mit dir!“ — Jenen, die nach ernſten Berufsarbeiten zur feiertägigen Erholung in heiterer Geſelligkeit dem Wirtshauſe zuwandeln, ſei es Freund mit Freund, ſei es Burſche mit Mädchen in ehrſamer Neigung, ſei es der Geigenſpieler und der Pfeifenbläſer zur hellen Oſterfreudigkeit, denen begegnet der Herr und grüßt ſie: „Der Friede ſei mit euch!“ — Dem aber, der mit frömmelnder Miene, Schlimmes ſinnend, nach „Emaus“ ſchleicht, dem begegnet der Heiland nicht — doch möglicherweiſe etwas anderes.

Zur Zeit, als ich ein Knabe von etwa zehn Jahren war, wollte mein Vater einmal in der Faſten einen eingewanderten vacierenden Tagwerker aufnehmen; es gab zu ſolcher Zeit eigentlich nicht mehr Arbeit in der Wirtſchaft, als wir mit unſerem Geſinde ſelbſt verrichten konnten, doch mein Vater meinte: „Arbeitet er ſchon nicht viel, ſo ſoll er uns wenigſtens faſten helfen. Wo will er denn ſonſt hingehen, jetzt? Hat auch ſchon einen grauen Bart.“

„Iſt ſelber ſchuld,“ antwortete die Mutter, „warum balbiert er ſich nicht. Der Tritzel gefällt mir nicht, ſie ſagen ja, er wäre ſchon einmal eingeſperrt geweſen.“

„Mußt nicht alles glauben, was ſie ſagen. Die Leut’ thun allweil gern andere noch ſchlechter machen, als ſie ſelber ſind.“

„Und der Tritzel gefällt mir nicht,“ wiederholte die Mutter, „er hat einen krummen Blick.“

„Einen krummen Blick hat er, weil er ſchielt,“ ſagte der Vater, „und fürs Schielen kann der Menſch nicht.“

„Da haſt freilich wieder recht,“ darauf die Mutter, „und wenn er jetzt im Märzen keinen anderen Platz findet, und er auf der freien Weid' müßt' liegen, da mögen wir ihn doch lieber nehmen.“

Alſo war es verabredet worden. Aber bei der Aufnahme konnte mein Vater nicht unterlaſſen, den Tagwerker zu fragen: „Biſt du nicht einmal in der Keichen (im Arreſt) geſeſſen?“

„Ja, das iſt gewiß,“ antwortete der Tritzel.

„Was haſt denn angeſtellt?

„Schon etwas der Müh' wert, das magſt dir denken, Waldbauer. Mir iſt nicht zu trauen, mir!“

„Darf man's wiſſen?“

„Warum denn nicht! Im Arzbachgraben bin ich ein armer Kleinhäusler geweſen.“

„Deswegen werden ſie dich doch nicht geſtraft haben!“ rief mein Vater.

„Armut iſt halt ein Verbrechen,“ verſetzte der Tritzel ſehr tiefſinnig. „Und weil ich meine Steuer nicht hab' zahlen können, ſo ſind die Pfändersleut' gekommen und haben mir meine Kuh wegtreiben wollen. Die laſſ' ich nicht! ſchrei' ich, und hau' dem Pfändersmann eine ins Geſicht. Alsdann haben ſie anſtatt der Kuh mich fortgetrieben und eingeſperrt.“

„Dem Pfänder haſt Eine gegeben!“ lachte mein Vater auf. „Na, bleib' halt da, Tritzel.“

Der Alte zog — aber ſo, daß es mein Vater nicht merkte — das runzelige Geſicht ſchief, blinzelte mit den falben Wimpern und murmelte in ſeinen Bart: „Ein Guſto, wie ſich der anplauſchen laßt! — Ja, freilich bleib' ich.“

Und abgemacht war's.

That dann der alte Tagwerker Tritzel zuerſt ein biſſel Schnee ſchaufeln bei uns um den Hof herum, dann ein biſſel Streu hacken, hernach ein biſſel Dung führen mit der Schiebtruhe in den Garten hinaus. Dabei that er mit uns fleißig die vierzigtägige Faſten halten und ein ſittſames Leben führen. Als die Oſtern nahten, gab mein Vater zu verſtehen, daß der Tritzel nun im Frühjahr wohl auch anderweitig einen Platz finden würde, und jetzt war es meine Mutter, die ſprach: „Weil er uns hat faſten helfen, der Tritzel, ſo kann er uns auch eſſen helfen; wer weiß, wo er ſonſt ſein Weihfleiſch und die Oſterkrapfen finden kunnt.“

Alſo blieb der alte, graubärtige Burſch' über das Oſterfeſt in unſerem Hauſe, aß ſich gewiſſenhaft ſatt und führte gern chriſtliche Geſpräche. So ſagte er am Oſtermontag beim Mittagsmahle: „Heut' ſollen wir nach Emaus gehen. Gehſt mit, Bübel?“

Die Frage war an mich gerichtet. „Ja, nach Emaus ginge ich mit!“

„Verſteht ſich!“ begehrte die Mutter auf, „Kinder ins Wirtshaus!“

„Waldbäuerin,“ verſetzte der Tritzel ernſthaft, „vom Wirtshaus iſt keine Red'. Bei mir ſchaut das Chriſtentum anders aus. Der Gang nach Emaus iſt ein heiliger Gang. Ein heiliger Gang, meine liebe Waldbäuerin! Wir gehen zu der Kreuzkapellen hinauf, dort werden wir den Heiland ſicherer finden, als im Wirtshaus — will ich meinen.“

„'s ſelb' wär' eh wahr,“ gab mein Vater bei, und ich durfte mit dem Tritzel gehen.

Die Kreuzkapelle ſtand etwa eine halbe Stunde von uns, weiter oben im Gebirge, auf einem Waldanger. Wenn der Wetterwind ging im Sommer und dort das Glöcklein geläutet wurde, konnte man bei uns im Hof den Klang hören. In der Faſtenzeit war die Kapelle ein beliebter Wallfahrtsort, kamen an jedem Freitag aus Nah und Fern Andächtige herbei, zündeten vor dem lebensgroßen Kreuzbilde, das in der Kapelle über dem Altare ſtand, Lichter an, beteten, legten beſcheidene Opfergaben hin und gingen erleichterten Herzens wieder nach Hauſe. Da in der Nähe dieſes Andachtshauſes keine Menſchenwohnung war, ſo ging täglich von den Waldbauernhäuſern ein altes Weiblein hinauf, um die Kapelle zu öffnen, zu ſchließen und das Glöcklein zu läuten.

Das war alſo unſer Emaus, zu welchem der alte Tagwerker Tritzel und ich auszogen — ein heiliger Gang, wie der Alte unterwegs wiederholt verſicherte.

Der Weg ging über Wieſen, durch Wäldchen hinan, war ſtellenweiſe noch mit ſchmutzigen Schneekruſten belegt, ſtellenweiſe rann die Gieß, und ſtellenweiſe ging es über aperen Raſen. Bei jeder Wegbiegung blickte ich ſcharf aus, ob uns nicht der liebe Heiland entgegenkäme. Endlich ſah ich von ferne aus dem Schachen hervortretend die Geſtalt; ſie ſchwankte langſam heran, kam immer näher, und als ſie ganz nahe, war es nicht der liebe Heiland, ſondern das alte Weiblein, welches mit dem Schlüſſel von der Kapelle kam.

„Jetzt wird doch einmal ſchön' Wetter werden,“ redete ſie der Tritzel an.

„Ja, Zeit wär's,“ ſagte die Alte und trippelte fürbaß.

Als wir ſie nicht mehr ſahen, ſagte der Tritzel: „Das iſt ſauber, jetzt hat uns Die gewiß die Kapellen zugeſperrt!“

„Ich lauf' ihr nach, daß ſie wieder zurückgeht,“ war mein Vorſchlag.

„Ah geh', haſt denn du kein Herz für alte Leut'!“ verwies er mir, „den Weg etlichemal hin und wieder machen, wie ein Hundel! Die geht nicht mehr auf ihren erſten Füßen wie du! Wir werden uns ſchon helfen."

Bei einer Wegzweigung fragte mich der Tritzel: „Geht's da links nicht hinauf zum Schützenhof?"

„Ja, da geht's hinauf zum Schützenhof."

„Iſt's wahr, daß er ſo viel' Sachen haben ſoll, der alte Schützenhofer?"

„Ja, ſie ſagen, daß er reich iſt," war die Antwort.

„Nachher kommt der Schützenhofer in die Höll'. Die Reichen müſſen alle hinab," ſagte der Tritzel. „Aus Nächſtenlieb' ſollte man machen, daß ſie in den Himmel kommen."

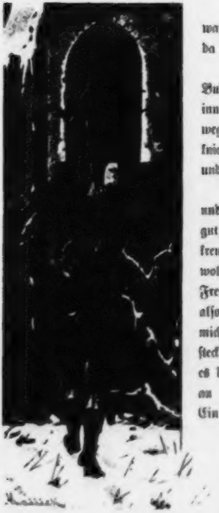
„Iſt eh wahr," gab ich bei.

Endlich kamen wir auf den Waldanger. Da lag der Schatten, nur die Baumwipfel ſtanden im Sonnenſchein. Auf dem Anger gab es noch Schnee, auch auf dem Dache der Kapelle lag er und ließ am Rande tropfende Eiszäpfchen herabhängen. Als wir dem Eingange nahe kamen, zog der alte Tritzel den Hut vom Haupt und glättete mit der anderen Hand ſein graues Haar. Dann drückte er an der Thürklinke. Da gab nichts nach, und er blickte mich betroffen an.

„Ja, weil ſie zugeſperrt hat," ſagte ich.

„Freilich hat ſie zugeſperrt, du Narr, ſonſt wär' es offen!" ſchnarrte er mich an. Das war mir zuwider. Folgerichtig war mein Wort und ſeines ebenfalls, aber warum denn ſo anſchnarren!

Er ging rings um die Kapelle, als ſuche er einen zweiten Eingang. „Schau du!" rief er plötzlich, „da iſt ein Fenſter. Der Laden geht auf, ſo! Es iſt zwar nicht groß, aber eine Spindel wie du kann hinein!"



„Ein Spindel wie ich,“ war mein Aufbegehren; „nein, da ſchlief' ich nicht hinein!“

„Ei freilich ſchliefſt hinein, Buberl. Nachher ſchiebſt von innen an der Thür den Riegel weg und laßt mich ein; wir knien uns hin vor das Kreuz und beten eins mit einand'.“

Vor das Kreuz hinknien und beten, das war freilich gut, denn ich hatte den gekreuzigten Jeſus ſehr lieb und wollte ihm mit dem Gebet eine Freude machen. Ich ließ es alſo geſchehen, als der Tritzel mich emporhob, ins Fenſter ſteckte und tapfer nachſchob, weil es doch ein bißchen eng herging an dieſem Himmelspförtlein. Ein Ruck, und ich kollerte drinnen hinab. Auf einen Schrei, den ich ausgeſtoßen, fragte er draußen: „Haſt du dir weh gethan?“

„Weiß nicht, es iſt ganz finſter,“ war die Antwort, denn ich konnte es nicht ſehen, ob das Naſſe an den Nüſtern Blut war oder etwas anderes. Hernach machte ich mich an die

Thür. „Schieb' den Riegel zurück!" rief draußen der Tritzel.

„Es iſt kein Riegel," berichtete ich nach längerem Umhertaſten.

„Lalli! Wird doch ein Riegel ſein. Jedes Schloß hat einen Riegel."

„Aber das iſt ein eiſernes, und man kann nicht dazu."

„Ein eiſernes? — Du verdammt! hätt' ich bald geſagt, chriſtlich Weih' ausgenommen." Alſo er draußen. Und fuhr fort: „Wart', Buberl, greif' ans Fenſter. Da haſt eine Zündholzſchachtel. Damit zündſt die Kerzen an, die auf dem Altar ſtehen. — Raſpel nur, raſpel! Aber du raſpelſt ja auf der verkehrten Seiten, wo das Weibsbild pickt! Auf der rauhen mußt raſpeln! So! Brennt's ſchon? Richtig, brennt ſchon, biſt ein Buberl, ein braves. Kannſt noch Meßner werden, du, oder gar Pfarrer und Biſchof, und noch ein biſſel ſpäter Papſt. Ei, das wohl! — Du, Buberl, weil du ſchon drinnen biſt, geh ſchau, ſiehſt auf dem Altar kein zinnernes Schüſſerl nicht ſtehen?"

„Ja," antwortete ich, „und ſind mächtig viel Kreuzer und Groſchen d'rin."

„Hat's die Alte accurat wieder ſtehen laſſen!" ſagte der Tritzel draußen in grollendem Tone. „Wenn man halt nicht überall nachſchaut! Auf die alten Weiber iſt hell kein Verlaß. Für was geht ſie denn Brot ſammeln bei den Bauern, wegen Kapellendienſt, wenn ſie doch aufs Geld nicht ſchaut! Schandbare Leichtſinnigkeit! Mach', Bub, gieb's heraus! Das Schüſſerl ſollſt mir herausgeben, das zinnerne Geldſchüſſerl!"

Jetzt, das kam mir nicht ganz richtig vor.

„Kirchen ausrauben?" ſagte ich endlich.

„So iſt's! Kirchen ausrauben kunnten ſie, die Schelm', wenn man das Geld thät ſtehen laſſen da in der Kapellen!" ſprach der

Tritzel. „Kirchengut muß man wahren. Geh, Buberl, gieb's heraus, ſchau, ich g'lang ſchon.“ Reckte den Arm zum Fenſterchen herein und krabbelte mit den langen, hageren Fingern in der Luſt umher.

„O nein,“ war mein Beſcheid, „Kirchen ausrauben thu' ich nicht.“

„Kindiſch, wer redet denn von ſo was! Bei dem heiligen Gang ſo dumm reden! Dich wird unſer Herrgott noch einmal recht ſtrafen! Dem Herrn Pfarrer tragen wir das Geld hinab. Der Herr Pfarrer hat mich gebeten, daß ich ihm von der Kreuzkapellen das Geld möcht' holen.“

„So hol's, Tritzel.“

„Wenn ich aber nicht hinein kann. Und du biſt ſchon drinnen. Willſt in den Himmel kommen?“

„Ja freilich.“

„So gieb mir das Geld heraus!“

Ein kleines Weilchen überlegte ich, da war's, als flüſterte irgendwo jemand: „Thu's nicht! Thu's nicht!“ Und laut war mein Schrei: „Nein, ich thu's nicht!“

„Waldbauern-Bübel, mach' keine Geſchichten!“ ſchmeichelte er draußen. „Dem Herrn Pfarrer muß man das Wort halten. Kannſt ihn auch einmal zu brauchen haben. Steig' nur auf die Betbank und gieb's heraus. Verſtreu' nichts, jeder blutige Kreuzer iſt heilig! Na, mach', Bürſchel, mach'! Kriegſt nachher was von mir!“

Es half ihm aber nichts. Und als er das endlich einſah, ging er fluchend von dannen. Der Boden knarrte, da er über den Schnee hinſchritt gegen den Wald.

Ich war in eine trotzige Stimmung gekommen, ohne eigentlich recht zu wiſſen, warum. Als es jetzt aber ganz ſtille war in der dämmerigen Kapelle, und die zwei von mir angezündeten Kerzen

wie Totenlichter brannten vor dem Kreuzbilde, da begann mir unheimlich zu werden. Das Blut ſah ich an den Händen und Füßen des Gekreuzigten, und als ich ſo hinausſtarrte zum blaſſen, dornengekrönten Antlitze mit dem gebrochenen Aug', da war's, als bewege ſich ein wenig das Haupt. Nur ein einzig Mal — und dann war's wieder wie früher.

Mein Verſuch, vermittels eines Betpultes zum Fenſter wieder hinauszukriechen, mißlang; ſo faßte ich den vom Türmchen niederhängenden Glockenſtrick und hub an zu ziehen, aber nicht gleichmäßig, ſondern mit heftigen Zügen und in Abſätzen, wie man die Feuerglocke läutet. Als die Erſchöpfung kam, ſetzte ich mich auf die Altarſtufen und wartete auf meinen Retter.

Es erſchien weder der Tritzel, noch jemand anderer. Schreien und Schluchzen, neues Zerren am Stricke. Vor Weinen und Läuten endlich ganz matt geworden, mußte mich der Schlaf übermannt haben. Als ich wieder zu mir kam, flackerte vor dem ſtarren Kreuze nur noch eine Kerze in den letzten Zügen, die andere war niedergebrannt und ausgeloſchen. Zum Fenſter ſchaute die Nacht herein. Neu erwachende Angſt gab mir zugleich neuen Mut; ich kletterte wieder auf die Betbank, zwängte mich durch das

Fenſter, diesmal zuerſt den Kopf und den rechten Arm hinaus, und jetzt ging es. Ich fiel in den Schnee, blieb aber nicht lange in demſelben liegen, ſondern lief wegshin. Der Boden war gefroren, der Himmel ſternenbeſäet. Was ich bei all' dieſen Unternehmungen gedacht habe, weiß ich nicht — ſehr viel kaum; wenn der Menſch ſo viel thut, hat er nicht Zeit zum Denken. Nun aber, als ich über die Felder hinablief und von weitem ein zuckendes Lichtlein ſah, das immer näher kam, dachte ich: Am Ende kommt mir jetzt der liebe Heiland entgegen. — Und er war's. Voran ſchritt ein Knecht vom Schützenhof mit Laterne und Glöcklein, hinter ihm drein der Pfarrer in Chorrock und Stola, an ſeinem Buſen das Sakrament bergend. Allſogleich kniete ich am Wegrande nieder, wie es Sitte iſt, und bat um den Segen.

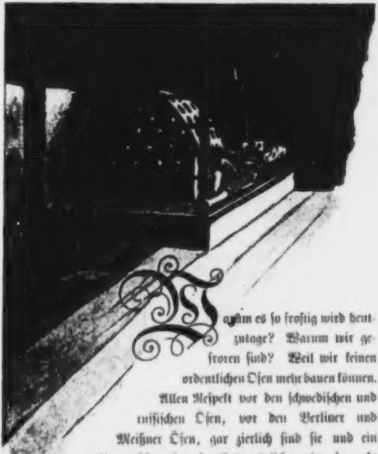
Der Pfarrer blieb ſtehen und ſagte: „Das iſt ja der Waldbauernbub. Warum biſt du noch aus ſo ſpät in der Nacht?“

Hab' ich denn erzählt, daß der Tagwerker Tritzel mich in die Kreuzkapelle geſteckt, um ihm das Opfergeld herauszulangen, und weil ich es nicht thun wollen, er mich im Stiche gelaſſen hätte.

„O, dieſer Spitzbub'!“ rief der Knecht vom Schützenhofe aus. „Aber heut' iſt ſein Krügel 'brochen. Hat den Oſtermontag, wo die Leut' im Wirtshaus ſitzen, nicht unbenützt laſſen wollen. Von der Kreuzkapellen in den Schützenhof, dort beim Bodenfenſter einſteigen, Käſten ausrauben, vom Bauer derwiſcht und niedergeſchlagen werden — ja, mein lieber Waldbauernbub, das ſind Geſchichten! Und jetzt iſt der Tritzel juſt beim Sterben. Um den Geiſtlichen geht's ihm, ich glaub', diesmal iſt's ſein Ernſt. Und ſo bin ich halt gelaufen bei der Nacht. Jetzt rucken wir wieder an, er wird hart warten.“

Der Pfarrer gab mir den Segen, dann ſchritten ſie weiter. Noch lange ſah ich das Lichtlein dahingleiten, bis es endlich zuckend zwiſchen dem Geſtämme des Waldes verſchwunden war.

Als ich das Ofenhückerl war.



Warum es ſo froſtig wird heutzutage? Warum wir gefroren ſind? Weil wir keinen ordentlichen Ofen mehr bauen können. Allen Reſpekt vor den ſchwediſchen und ruſſiſchen Öfen, vor den Berliner und Meißner Öfen, gar zierlich ſind ſie und ein Zimmerſchmuck und alles mögliche, aber ſo recht gemütlich? — So recht gemütlich iſt nur der große, breite, behäbige Kachelofen mit ſeinen grünen oder braunen

Augenreihe mit ſeinem Holzgeländer und ſeiner Ofenbank. Die Ofenbank, wo die Kindheit und das Alter hocken, das Enkelein und die Großmutter — und die alten Märchen!

Daheim in meinem Vaterhauſe, da ſtand ſo einer! Ganz hinten in der linken Stubenecke, wo es immer etwas dunkel war. Über der breiten Ofenbank, die ſich um ihn herumzog, war eine Reihe viereckiger Plattkacheln, und darüber in weißem Lehm eingefügt die runden Kacheln mit hervorquellenden Bäuchen, in welchen ſich die lichten Stubenfenſter mit ihren Kreuzen ſpiegelten. Der Ofen ſtrebte breit auf und wölbte ſich oben in Kacheln ſachte zuſammen. Wenn man fragte, wie alt er ſei, ſo antwortete der Vater: „Mein Ähndl wird ihn haben ſetzen laſſen, oder der Urähndl.“ Freilich wurde jeder kleine Schaden an ihm ſofort verkleiſtert und mit weißem Lehm übertüncht, freilich wurden ihm faſt alle Samstage die großen Augen gewaſchen, ſo daß er immer jung und friſch in die Stube ſchaute. Umfriedet war er von dem leiterartigen Geländer, an das die Mutter unſere friſchgewaſchenen Hemden zum Trocknen hin. Denn warm war es bei dieſem Ofen immer, ſelbſt im Sommer, wo ſonſt der Brunnentrog warm und der Ofen kalt zu ſein pflegt. Er wurde überhaupt nie kalt und es mochte ſein wie es wollte, es mochte regnen oder ſchneien oder winden — auf der Ofenbank war's immer gut. Und wenn draußen der Sturm toſte in den alten Fichten und der hölzerne Hirſch an der Wand klapperte, und wenn die Blitze bleckten, daß die ganzen Berge über dem Graben drüben grün und gelb waren, und wenn der Donner ſchmetterte, als breche ſchon der Dachſtuhl nieder mitſamt dem Giebel und ſeinen Schwalbenneſtern, da dünkte mich die Ofenbank der ſicherſte Ort, wohin das Verderben ſo leicht nicht reichen könne. Kurz, die Ofenbank war mir der trautſamſte Mittelpunkt des heimatlichen Neſtes. Lange Zeit hatte ich mein Bett auf derſelben. Ich lag auf der Ofenbank, als ich ſo klein war, daß im Munde noch der „Zutzel“ und zwiſchen den Beinen noch die Windel ſtak; ich lag auf der Ofenbank, als ich ſo krank war, daß die Mutter mich dem Himmel gelobte, wenn er mich nicht zu zeitlich nähme (das wurde ſpäter rückgängig, weil das Geiſtlich werden Geld koſtete). Ich lag auf der Ofenbank, als ich ſo dumm war, allmorgentlich die Oberlippe mit Seiſe einzureiben, damit der Schnurrbart endlich wachſe. Ich lag auf der Ofenbank viel ſpäter, als der Bruder Jakob mir den Bart wegkratzte, weil er mir zuwider war. Und wenn ich in früheren Zeiten dort ſo lag, da hörte ich manchmal hinter den Kacheln drin leiſe das Feuer kniſtern, wenn die Mutter morgens eingeheizt hatte, es wurde wärmer, aber es wurde nicht ſchwül um mich. Es wurde nie kalt und es wurde nie heiß, und wenn mir einer ſo einen alten Kachelofen plump und unförmig ſchimpft, ſo ſtelle ich ſeinem Leben nach. Denn über den beſten Freund unſeres Hauſes laſſe ich nichts kommen.

Er gab uns nicht allein Wärme, er gab uns auch Brot. Alle zwei Wochen einmal war Backtag. Man kennt die Stattlichkeit der Brotlaibe bäuerlicher Abkunſt; ſolcher Laibe ihrer vierzehn hatten nebeneinander Raum auf dem glühheißen Steinboden drinnen.

Während der Ofen alſo das Brot buk, hatte unſere Mutter ein beſonderes Heil mit ihm. Da durfte kein feuchter Lappen in ſeiner Nähe hängen, da durfte in der Stube keine Thür und kein Fenſter aufgemacht werden, damit kein ungeſchaffenes Lüftchen den braven Ofen anwehe und ſeine Frucht etwa beeinträchtige. Zwei Stunden lang dauerte die Backzeit und da war es in der Stube allerdings ſo, daß nicht bloß die Bilder ſchwitzten auf dem Hausaltare, ſondern auch alle Fenſter — ſelbſt im hohen

Sommer. Die Fenſter ſind ſonſt nicht ſo wie unſereiner, der im Sommer ſchwitzt; die Fenſter ſchwitzen im Winter, wenn's drinnen wärmer iſt als draußen. Aber beim Backen gab's eine Ausnahme. Einmal ſtieß in ſolch' heikler Stunde des Backens der Wind ein Fenſter auf; was geſchah? Die Brotlaibe, die ſchon angefangen hatten, aufzuſchwellen, fielen in ſich zuſammen und blieben ſpickig wie ein Klumpen Schmer. Nicht ein ſo großes Löchelchen im Innern des Laibes, daß man ein Haferkorn, geſchweige eine Erbſe drin hätte verſtecken können! Damals hat die Mutter geweint. Wir aßen das Brot in der Suppe wie ſonſt. „Wenn's den Laib im Ofen nicht auftreibt, ſo treibt's den Magen auf," heißt es, und ſo war's auch.

Am Backtag gab's für mich kleinen Buben allemal eine ſäuerliche Freude. Denn bevor das Brot in den Ofen kam, mußte ich hinein. Aber zum Glücke nicht nach dem Feuer, ſondern vor demſelben. Da war's etwas ſtaubig drinnen und rußig und ganz finſter. Mit einem Beſen aus Tannenreiſig hatte ich den Steinboden des Ofens auszufegen, Kohlen, Aſche fortzuſchaffen und dann die großen Holzſcheiter übereinander zu ſchichten, die mir die Magd zum Ofen hineinſteckte. Ich weiß nicht, ob die Spanier im Mittelalter auch ſo geſchichtet haben: zuerſt eine Brücke gerade aus, darüber eine Brücke in die Quere, dann wieder eine gerade aus und eine in die Quere u. ſ. w. So baute ich den Scheiterhaufen und ſo brennt's am beſten. Die Scheiter waren anderthalb Ellen lang und als das Gebände aufgeführt war bis faſt zur Wölbung, da engte es ſich arg, und da kroch ich ringsherum, zu ſehen, oder vielmehr zu taſten, ob es gut war — und dann zum Loch hinaus.

Zum Lohn für ſolch' finſtere Thaten bekamen wir Kinder jedes ein friſch gebackenes Brotſtritzlein, welches wir gleich in noch dampfendem Zuſtande verzehrten. Theoretiſch kriegt man vom

Genuſſe friſch gebackenen Brotes die Kolik, praktiſch bekamen wir drei Stunden darauf nichts als Hunger.

Wie die Scheiter gebaut wurden, iſt ſchon geſagt worden. Alsdann den Stoß anzünden, brennen laſſen, ausgluten laſſen, die Glut mit einem Krückel auseinanderſtieren, dann herauskratzen und endlich mit der Ofenſchüſſel, einer langbeſtielten Holzſcheibe, die kugelrunden Teigklumpen hineinſchießen.

„Einſchießen," ja, das war der Ausdruck dafür. Ich vermute, die Mutter hat während dieſes Einſchießens allemal ein heiliges Gelöbnis gemacht: Einen Roſenkranz extra will ſie beten, oder einem Bettler beſonders will ſie ein großes Stück Brot ſchenken, wenn's gelingt. Denn wie ich ſchon angedeutet — allemal gelang es nicht.

Einigemal lieferte uns der Ofen etwas beſonders Gutes. Ein ſtrudelartig breit und dünn ausgewalzter Teig wurde in den heißen Ofen geſchoſſen; nach einiger Zeit kam die Platte heraus, hatte eine bräunliche Farbe und war hart und ſpröde wie Glas. Schon das war fein zu knuſpern. Nun kam aber die Mutter, zerkleinerte mit dem Nudelwalzer knatternd dieſe Scheibe aus Mehl, that die Splitter in eine Pfanne, wo ſie geſchmort und geſchmälzt wurden. Das war hernach ein Eſſen! Scharlbrot wurde es genannt. Ich habe dieſe ganz eigenartig wohlſchmeckende Speiſe ſonſt nirgends wieder gefunden.

Der Ofen hatte auch noch andere Verpflichtungen: er dörrte das Korn, bevor es in die Mühle kam. Denn da oben im Gebirge will's nicht recht trocknen, und ſo mußte das Korn auf den heißen Boden hinein, wo es mit den langſtieligen Krücklein fortwährend umgerührt wurde. Desgleichen dörrten wir im Ofen auch das „Hablam" (Heublum, trockene Blüten- und Samenabfälle des Heues), aus welchem ein ſehr geſchätztes Mehl für Maſtvieh bereitet wurde. Auch Kirſchen, Heidelbeeren und Schwämme machte uns die Ofenhitze ſolchermaßen tauglich zum Aufbewahren für den Winter. „Die ausgetrockneten Früchte halten länger als die vollſaftigen!“ ſagte das ſteinalte und ſpindeldürre Everl, als die junge Martel auf der Bahre lag. Das Everl dachte dabei vielleicht an die ſchwere heiße Lebenszeit, von der es ſelber ausgetrocknet und gedörrt worden war, wie der Ofen die Pflaume dörrte.

Einmal — und das iſt's, was ich eigentlich erzählen will — ſpielte es ſich, als ſollte in unſerem großen Ofen auch Fleiſch gebraten werden.

So um Allerheiligen herum war ein junger, ſchlank gewachſener Vagabund zu uns gekommen. Ich weiß nur noch, daß er ſehr lange Beine hatte und im Geſicht eine platte Naſe und darunter eine Haſenſcharte. Er ſchien ſoviel als erwachſen, hatte aber das Stimmlein wie ein Knabe. Und mit dieſem Stimmlein fragte er ganz hell und grell meinen Vater, ob er über den Winter dableiben dürfe?

„Das ledige Herumzigeunern iſt halt nur im Sommer luſtig,“ antwortete ihm mein Vater. „Nun, wenn du dreſchen willſt, ſo kannſt bleiben. Koſt und Liegerſtatt wirſt dir doch verdienen.“

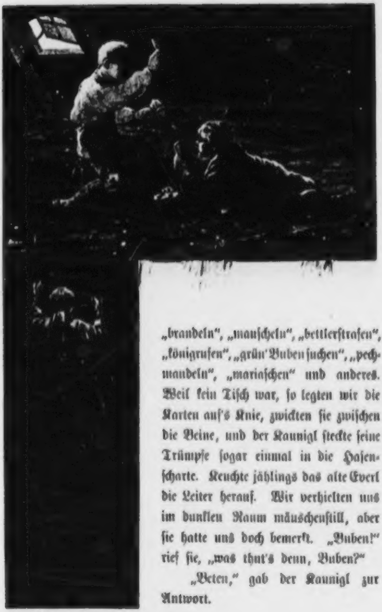
Der Burſche war nicht blöde, that gleich, als ob er bei uns zu Hauſe wäre, und beim Nachtmahl erzählte er laut, daß er vor kurzem in einer Gegend geweſen ſei, wo es ein ſehr gutes Eſſen gab: das Kraut wäre verzuckert geweſen, der Sterz mit Wein geſchmalzen und die Knödeln wären durch und durch ſchwarz geweſen vor lauter Weinbeerln.

Darob wurde der Junge ausgelacht, und unſer Stallknecht ſagte: „Die Sachen wären ja nicht zuwider, aber anders gemiſcht müßten ſie ſein: Zum Sterz die Weinbeerln, zum Wein der Zucker und zu den Knödeln das Kraut. Hernach ſagte der Kaunigl — ſo nannte ſich der Burſche mit ſeinem Kinderſtimmlein — er habe auch ſchon Schwabenkäfer in Buttertunke gegeſſen, die ſeien ſehr gut! worauf ihm mein Vater den Rath gab, er ſolle ſtille ſein.

Nach dem Eſſen zog der Kaunigl ein Büſchel Spielkarten aus der Hoſentaſche, miſchte es kundiger Hand, warf für drei Perſonen ein Spiel aus und blickte faſt erſtaunt umher, ob denn keiner mitthun wolle? Ich lugte hin nach den leicht geſchweiften Karten mit dem geeichelten Rücken und den bunten Figuren, die der Kaunigl ſo glatt abzulegen und ſo ſchön pfauenradförmig in der Hand zu halten wußte. Ich wollte ſchon anbeißen, da fuhr der Vater drein: „Weg mit den Karten! Morgen iſt Armenſeelentag! (Allerſeelen.) Denkt's auf's Beten!“

Am nächſten Tage, während der Vater in der Kirche war, ſaßen wir, der Kaunigl und ich, in der Flachskammer und ſpielten Karten. Ich mußte erſt die Karten kennen lernen, aber merkwürdigerweiſe wurde ich mit den zweiunddreißig Kartenfiguren viel leichter vertraut, als ein Jahr vorher mit den vierundzwanzig Buchſtaben. Leider kam die Mutter um einen Rocken für ihr Spinnrad, ſie verdarb alles. „Aber Buben!“ ſagte ſie, „derbarmen euch die armen Seelen nicht, daß ihr ſo was treibt am heutigen Tag?“ Wir verzogen uns. Aber der Haſenſchartige hatte mir's ſchon angethan. Er wußte und konnte allzuviele merkwürdige Sachen, die noch dazu verboten waren!

An einem der nächſten Tage hockten wir im Heuſtadl auf einem Futterhaufen und ſpielten wieder Karten. Ich hatte ſolche Forſchritte gemacht, daß mir nicht bloß die Figuren, ſondern auch ſchon ſehr viele Spiele bekannt waren. So thaten wir „zwicken“,



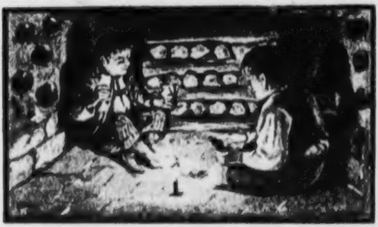
„brandeln", „mauſcheln", „bettlerſtrafen", „königrufen", „grün' Buben ſuchen", „pechmandeln", „mariaſchen" und anderes. Weil kein Tiſch war, ſo legten wir die Karten auf's Knie, zwickten ſie zwiſchen die Beine, und der Kaunigl ſteckte ſeine Trümpfe ſogar einmal in die Haſenſcharte. Keuchte jählings das alte Everl die Leiter herauf. Wir verhielten uns im dunklen Raum mäuschenſtill, aber ſie hatte uns doch bemerkt. „Buben!" rief ſie, „was thut's denn, Buben?"

„Beten," gab der Kaunigl zur Antwort.

„Ja, beten! Mit des Teufels Gebetbuch, gelt?“ rief das Weiblein. „Wißt's es nit, daß der Vater das Kartenſpiel nit leiden mag? Wird euch ſchön ſauber der Schwarze bei den Füßen packen und in die Hölle hinabſchleifen.“ Somit war's mit dem Spiel wieder aus. In die Höll' hinabſchleifen, das wär' ſo etwas!

Am nächſten Sonntage machte der Kaunigl den Vorſchlag, daß ich mit ihm in den Schachen hinausginge, damit wir bei unſerer Unterhaltung endlich einmal Ruh' hätten. Aber es regnete und es ſchneite und es ging ein kalter Wind, alſo daß ich der Einladung nicht nachkam. Ob ich aus Papier wäre? piepſte hierauf der Kaunigl, daß ich fürchten müſſe, vom biſſel Regen aufgeweicht zu werden und auseinanderzufallen! Im Waſſergraben habe er ſeiner Tage am beſten geſchlafen, und ſo wie er ſchwarze Erde mit Brenneſſeln eſſe, wenn er ſonſt nichts habe, ſo wolle er ſich in Ermangelung eines Bettzeuges nackend in Schnee einwickeln, und ich ſolle lieber in der Mutter ihren Kittel hineinſchliefen. — Aber ſchon an demſelben Nachmittage kam der Kaunigl mit etwas anderem, was ich in der Lage war, anzunehmen. Die Stube war beſetzt vom Vater, welcher an der Wanduhr etwas zu baſteln hatte und von den Knechten, die ihre Schuhe nagelten. In den übrigen Winkeln des Hauſes war es auch nicht ſicher, alſo in den Ofen hinein! In demſelben war ein Holzſtoß geſchichtet, wir krochen hinter den Stoß. Nachdem der Kaunigl den Deckel des Ofenloches zugezogen, zündete er die mitgebrachte Kerze an, that die Karte hervor und wir huben an. Gemütlicheres giebt's gar nicht auf der Welt, als in einem großen Kachelofen bei Kerzenbeleuchtung „brandeln“ oder „zwicken“ oder „mariaſchen“. Die rötlich gebraunte Mauer, die ſchwarzen Kachelhöhlen um und über uns bargen und hüteten, und nun waren wir doch einmal ſicher und konnten „fabeln“

oder „mauſcheln“ oder was wir wollten, bis in die ſpäte Nacht hinein. Durch die Kacheln von der Stube her hörten wir ein Surren; ſie thaten laut das Tiſchgebet beten, der Kaunigl warf die Blätter auf ein „Brandeln“ aus. Wir ſpielten um Geld. Gewann er, ſo blieb ich ſchuldig, gewann ich, ſo blieb er ſchuldig. — Juſt hatte ich wieder ein ſchönes Blatt in der Hand: zwei Könige und drei Säue und den Schellſchneider, der Trumpf war — da klirrte plötzlich der blecherne Ofenthürdeckel. Das Licht war ſofort ausgeblaſen und wir verhielten uns ſtill, wie zwei tote Maulwürfe. Jetzt geſchah etwas Unvorhergeſehenes, etwas Schreckliches. Vor dem Ofenloche ſtand das gedörrte Everl und fuhr mit einer Spanlunte herein in den Holzſtoß, der zwiſchen uns und dem Ausgange war. Die Flammen leckten an den Scheitern hinauf. Ich zwiſchen durch und mit einem kreiſchenden Schrei hinaus, daß das alte Everl vor Schreck in den Herdwinkel fiel. Dem Kaunigl ging's nicht ſo gut, dem ſpießten ſich die langen Beine, er konnte zwiſchen Wand und Scheiterſtoß nicht ſofort heraus,



der Rauch verſchlug den Athem und ſchon hörte man nichts mehr von ihm.

„Der Kaunigl iſt drinnen!“ ſchrie ich wie verzweifelt, da wurde mit dem Sterkrampen der brennende Holzſtoß, Scheit um Scheit herausgeriſſen auf den Herd, und ſchließlich wurde mit demſelben Krampen ein Häuflein Menſch herausgezogen, das ganz zuſammengekauert wie eine verſengte Raupe war und deſſen Kleider bereits an mehreren Stellen rauchten.

Zwei Schöpfpfannen Waſſer goß ihm das Everl in's Geſicht, da wurde der Kaunigl wieder lebendig.

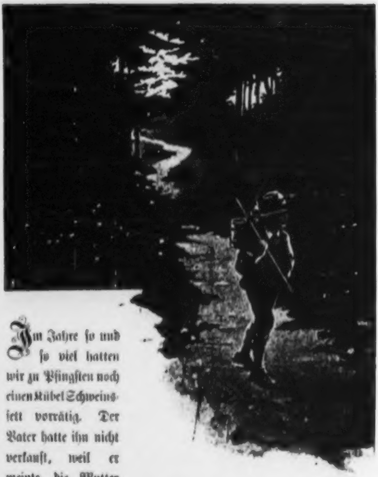
Als jetzt auch einige Spielkarten zum Vorſchein kamen, da kannte ſich das Everl gleich aus. „Was hab' ich denn geſagt, Buben!“ ſo redete ſie, „hab' ich nicht geſagt, ihr kommt's mit dem verflixten Teuxelszeug in die Höll'? Im Fegfeuer ſeids nu ſchon geweſen.“

Mein Vater wollte den Burſchen davonjagen, that's aber nicht, weil der Burſche nicht darauf gewartet hat. Wo der Kaunigl anders zugeſprochen, das weiß ich nicht; jedenfalls konnte er eine neue Erfahrung zum beſten geben: Er hatte nicht allein Schwabenkäfer in Buttertunke gegeſſen, in Waſſergräben geſchlafen, ſich nackend in Schnee gewickelt, er hatte auch im Feuerofen Karten geſpielt.

Mir war von dieſem Tage an der alte große Ofen auf lange nicht geheuer; mit ſeinen grünen Augen ſchaute er mich ſo drohend an: Bübel, wirſt noch einmal Karten ſpielen, während die anderen beten?!

Erſt als ich wieder brav geworden war, ganz ordentlich und fleißig, blickte mich der Ofen neuerdings freundlich an, und es war wieder ſo heimlich bei ihm wie früher. Später ſind ſeine guten Augen erblindet, dann iſt er in ſich zuſammengeſunken wie ein Urgroßmütterlein, und heute geht's ihm, wie es bald uns allen ergehen wird — nicht's mehr übrig, als ein Häufchen Lehm.

Als ich um Haſenöl geſchickt wurde.



Im Jahre ſo und ſo viel hatten wir zu Pfingſten noch einen Kübel Schweinsfett vorrätig. Der Vater hatte ihn nicht verkauft, weil er meinte, die Mutter würde ihn zu Hauſe aufbrauchen, und die Mutter hatte ihn nicht aufgebraucht, weil ſie glaubte, der Vater würde ihn ja verkaufen wollen.

Und während dieſes wirtſchaftlichen Zwieſpaltes war das Fett ranzig geworden. Jetzt hätte es die Mutter gerne verkocht, allein ſo oft ein Sterz mit dieſem Fette auf den Tiſch kam, ſchnupperten die Knechte mit der Naſe und ſagten: Schuſterſchmer äßen ſie nicht! Es war heilig ein echtes reines Schweinsfett und das wußten ſie auch, und deshalb war es hölliſch bösartig, daß ſie ſolche Redensarten führten. Die Mutter war ſonſt ein ſehr frohes und glückliches Weib, wenn aber ein Dienſtbote über die Koſt klagte, da wurde ſie ganz verzagt und lud die anſpruchsvollen Knechte wohl auch ein, ſich nur ſelber einmal zum Herde zu ſtellen und mit den vorhandenen Mitteln eine Prälatenmahlzeit zu kochen. Unter Prälatenmahlzeit verſtanden wir nämlich nichts Schlechtes.

Nun hatten wir zu dieſer Zeit eine alte Einlegerin im Hauſe, die für alles einen guten Rath wußte. Sie war zwar auf beiden Augen blind, ſah aber doch gleich, was da zu machen war.

„Ein ſchlechtes Schweinſchmalz haſt, Bäuerin!“ rief ſie kecklich aus, „ranziges Schmalz kaufen ſie nur noch in der Apotheken, ſonſt nirgends nit und gewiß auch noch!“

Ja, die Apotheke, das iſt wahr. Die hat im vorigen Jahre auch Gamswurzeln genommen und Arnikablumen und gedörrte Hetſchepetſch, die nimmt alles, was ſchmeckt (riecht), die nimmt auch das Schweinſchmalz. Und ich, der zwölfjährige Hausbub, bin hervorgeſucht worden, um am Pfingſtmontag zeitlich in der Früh das Kübelchen beim Henkel an den Stock zu hängen und ſo über der Achſel hinabzutragen nach Kindberg in die Apotheke. Und bei dieſer Gelegenheit ſollte ich auch etwas anderes beſorgen.

Da hatten wir zur ſelbigen Zeit einen alten Weber in der Einwohne, der nahm, wenn keine Arbeit war, oft den Kopf in beide Hände, brummte ſchier unheimlich vor ſich hin und ſagte dann zu dem der juſt da war: „Menſch, ich werde ganz blöd. Juſt, als hätte ich ein Hummelneſt im Kopf, ſo thut's brummen, weiß der Ganggerl, was das iſt. Immer einmal ganz dumm komm' ich mir vor, das iſt mir jetzt ſchon zu dumm!"

Und antwortete ihm nun auf einmal die alte Einlegerin: „Wenn du dumm biſt, Hartl, ſo mußt du dir mit Haſenöl die Schläfe einſchmieren."

„Alte Dudl, wo ſoll ich denn Haſenöl hernehmen?" begehrte der Weber auf.

„In der Apotheke kriegt man's," lautete ihr Beſcheid, und ſo ſollte ich nun für den Weber Hartl um zwei Groſchen Haſenöl einkaufen in der Apotheke zu Kindberg. Haſenöl? Geben denn dieſe Tiere auch Öl, ſo wie der Leinſamen und der Rüps? Natürlich wird's ſo ſein, denn wenn's kein Haſenöl gäbe, ſo könnte man ja keins kaufen.

Als ich nach langem Marſche gegen Mittag mit meinem Küblein in die lateiniſche Küche zu Kindberg kam, hieß es dort, Schweinsfett brauche man jetzt nicht, und wäre es auch ganz friſch.

„Es iſt aber nit friſch!" verſicherte ich, „es ſchmeckt ſchon!"

Dann ſollte ich nur in die Apotheke nach Bruck hinabgehen! meinte der Herr lachend, ich aber dachte: Wenn du mir kein Schweinsfett abkaufſt, ſo kaufe ich dir kein Haſenöl ab — und machte mich auf den Weg. — Daß es aber ſo lange Straßen geben kann auf der Welt, wie dieſer Weg war bis Bruck! An beiden Seiten des Thales Berge und Gräben, das Waſſer einmal rechts und dann links und dann wieder rechts; ein Dorf um's andere, dieſes hatte einen Kirchturm, jenes keinen, in manchem Wirtshauſe gab es Muſik, in manchem helles Geſchrei; mancher Wanderer lallte taumelnd des Weges dahin, mancher ruhte friedſam im Straßengraben — und immer ſo fort. Allzumal muß auch erzählt werden, daß die Sonne ſehr heiß ſchien, und mein Schweinsfett hinter dem Rücken Fluchtverſuche machte, wie ſpäter an den Spuren auf meinem Rock zu bemerken war.

Bruck iſt eine Stadt. Ich hatte noch nie eine Stadt geſehen. Ein vielgereiſter Handwerksburſche hatte bei uns einmal erzählt, Wien, Paris und Bruck wären die größten Städte der Welt und in Bruck ſtände das achte Weltwunder: ein eiſerner Brunnen.

Auf dem Wege zu ſolchen Merkwürdigkeiten wird man nicht müde. Die Sonne ging ſchon hinter den Berg hinüber, als ich mit meinem Küblein einzog in die große Stadt Bruck. Mein erſtes war, dem eiſernen Brunnen nachzufragen, denn auf dieſes Wunder war ich vor Allem geſpannt. Welche Enttäuſchung, als aus einem roſtigen Gitterwerke ein Brunnen herausrann, ganz wie jeder andere auch — von Waſſer, und nicht von Eiſen!

Die Apotheke ließ ſich auch nicht lange ſuchen, ſtand doch der heilige Joſef mit dem Knäblein an die Thür gemalt und der ſteht, das wußte ich ſchon, immer bei den Apotheken. Da drinnen war ein altes weißköpfiges Männchen mit Brillen, die es dazu benützte, über oder unterhalb derſelben ſchalkhaft auf mich herzublicken, als ich mein Schweinsfett ausbot, das Pfund um ſieben Groſchen. Er fragte, ob Safran in der Butten wäre, worauf ich eine Weile that, als beſänne ich mich.

„Na na,“ näſelte das Herrlein, „wenn du deine Schmiere nicht gern giebſt, ſo geh' nur gleich wieder!“ Da ließ ich ſie ihm ab. Er wog das Küblein mit einer unendlichen Gleichgültigkeit, das gab gerade drei Pfund, das Holz wie das Fett zahlte er pro Pfund zu fünf Groſchen. Der Kübel wurde in eine dunkle Nebenkammer getragen, leichten Herzens bin ich von ihm geſchieden. —

Und nun um zwei Groſchen Haſenöl! — Solle in einer Viertelſtunde wiederkommen.

Ich war hungrig und durſtig geworden, ging hinaus und ſuchte ein Wirtshaus. Es ſtanden ihrer ein paar ſtattliche da herum mit großen Fenſterſcheiben, durch die ſchneeweiß gedeckte Tiſche zu ſehen waren. Ich traute ihnen nicht recht. Wenn Andere gute Wirtshäuſer ſuchen, ſo iſt das ihre Sache, ich für meinen Teil ſuchte ein ſchlechtes, war mir wohl bewußt, was drauſgehen durfte. Glücklich fand ich das Geſuchte; die Stube war dunkel und voller Fliegen, die an den braunen, kleberigen Holztiſchen herumkrochen; das halbe Seidel Wein war lau und kamig, aber naß, und das genügte mir. Die Semmel von vorgeſtern war ſchon deshalb zweckmäßig, weil ſie mehr ausgab als etwa eine von heute. Dieſe Genüſſe verſchlangen zu meinem nicht geringen Schrecken ein halbes Pfund Schweinsfett, und ich — als der bloß nach Kindberg Geſchickte — durfte über das Kapital nicht verfügen.

In die Apotheke zurückgekehrt, gab es dort Leute. Ich hatte zu warten und ſetzte mich hinterwärts auf eine Winkelbank, von der aus ſchön zu ſehen war, wie dieſes ehrwürdige Geſchäft, mit allerhand Mitteln die Leute geſund zu machen, betrieben wurde. Da kam jemand und verlangte Fuchsſchmalz. Das alte Männlein langte einen ſchwefelgelben Tiegel vom Geſimſe, ſtach mit einem zierlichen Schaufelchen ein Batzlein heraus auf ein Papier, legte es auf die kleine Wage: „So, Vetter, da ſind vier Quintel Fuchsſchmalz, koſten zwei Groſchen.“ Hernach verlangte eine Frau Pillen. Eine andere bekam ein winziges Fläſchchen. Ein Knabe begehrte Dachsfett als Mittel gegen den Kropf. Der Apotheker langte emſig nach dem ſchwefelgelben Tiegel auf dem Geſimſe und gab, ähnlich wie früher, das Verlangte. Das fiel mir auf, er mußte ſich vergriffen haben, in dieſem Tiegel war doch das Fuchsſchmalz. Hierauf wurden Pulver angefertigt und kleine Schächtelchen und Fläſchchen allerlei. Ein altes Weib kam hereingehumpelt, beklagte ſich über die Gicht und ob ſie nicht eine Gichtſalbe haben könne. „Gewiß, liebe Frau!“ ſagte das Männlein, langte wieder nach dem ſchwefelgelben Tiegel und gab die Gichtſalbe heraus. Jetzt hub dieſer ſchwefelgelbe Tiegel auf dem Geſimſe an, mir unheimlich zu werden. Weil die Zeit verging und ich immer noch nicht bemerkt wurde, ſo trat ich endlich aus dem Winkel hervor und bat um mein Haſenöl.

„Ei ja richtig, Kleiner. Du biſt auch da. Du bekommſt Haſenöl!“ ſprach freundlich das Männlein, nahm den Schwefelgelben vom Geſimſe und ſtach mir geſtocktes Haſenöl heraus.

Noch hatte ich das koſtbare Mittel, welches in ein ganz kleines Tiegelchen gethan war, kaum geborgen in meinem verläßlichſten Rockſack, und es redlich bezahlt, als wieder ein Frauchen zur Thür hereinkam und fragte, ob friſches Schweinsfett zu haben wäre als Medizin?

„Vollkommen friſch!“ rief der Apotheker, „heute erſt bekommen!“ und ſtach aus dem ſchwefelgelben Tiegel Schweinsfett.

Hierauf bin ich fortgegangen und habe gleich bei mir ſelber die Erfahrung gemacht, wie heilſam ſo ein bischen Haſenöl iſt gegen die Dummheit. — Fuchsſchmalz, Dachsfett, Gichtpflaſter, Haſenöl und Schweinsfett, alles in einem Tiegel! Jetzt erſt iſt mir klar geworden, welch einen Schatz von köſtlichen Arzneien ich in meinem Kübel aus dem Gebirge herabgeſchleppt hatte.

Als ich von der Bruckerſtadt fortging, lagen die Schatten der Berge ſchon weit in das Thal hinein. Meine Füße hatten ſich in ſchwerem Schuhwerk heiß gegangen, auch das Athemziehen machte ſich wichtig und es war, als ob mir jemand ein hartes

Brett feſt an die Bruſt gebunden hätte. Nach Alpel war es bloß noch acht Stunden. Weil es etwas langſam voran ging, ſo holte mich ein Fuhrwerk ein. Zwei klobige Pferde zogen einen großen Bauernwagen, auf deſſen Vorderſitz ein Burſche, etwa in meinem Alter, kutſchierte. Der Wagen ſelbſt war faſt leer. Er war mit Lärchentaufeln nach Bruck zum Faßbinder gefahren, auf dem Rückweg hatte er einen Sack Feldbohnen und einen Stock Salz aufgeladen; daneben war noch reichlich Platz für einen einfältigen Buben, der am Leiblein ein paar müde Beine hatte, hingegen aber in der Taſche die Salbe für Dummköpfe, die geſcheit werden wollen. Ich war bereits ſo geſcheit, um den Burſchen auf dem Wagen anzurufen, ob er mich aufſitzen laſſen wolle.

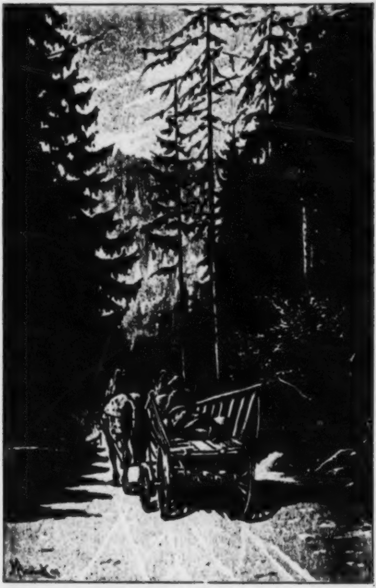
„Wohin willſt denn?“ fragte er faſt vornehm von ſeiner Höhe herab.

„Heimzu.“

„So ſetz' dich auf, ich fahr' auch heimzu.“

Bald war der Bohnenſack mein Kopfkiſſen und der Salzſtock mein Schlafkamerad, der Fuhrmann ſchnalzte mit der Peitſche und es ging knarrend voran. — Viel weiß ich nicht von derſelbigen Fahrt „heimzu“. Einmal, als ganz zufällig die Augen aufgingen, ſah ich kohlſchwarze Baumzacken in den nächtigen Himmel aufragen, welche ganz unheimlich ächzten, knarrten und holperten. Und dann wieder nichts.

Als ich erwachte, na, da war etwas! Da lag ich auf dem Wagen unter einem alten Holzſchuppen, um mich war ein heller Tag, und eine fremde Welt. Eine ſchreckbar fremde Welt. Der rauſchende Bach mit der Mühle daneben, das gemauerte Haus mit einer breiten, braunangeſtrichenen Thür, der Anger mit den Pferden und ſolcherlei war mir ſeltſam genug, noch unheimlicher



war etwas anderes. Dort hinter den Waldbergen ſtand breit und hoch etwas Weißes, Leuchtendes auf, faſt ähnlich den mittägigen Sommerwolken, wie ſie ſich am Sehkreiſe emporbauen, wenn's Nachmittags Gewitter giebt. Aber das ſtand ſo ſtarr und ruppig und riſſig da im Sonnenſchein, und von unten hinauf ſah es aus, als ob blauende Wälder ſich hinanzögen, von ſteilen grauen Streifen überall unterbrochen. Und höher oben war alles wie purer Stein, der zerklüftet und zerſprungen iſt. Und ſo war es voran oben und ſo war es rechts oben und ſo war es links oben und überall die ungeheuere Höhe, daß mir ſchwindlig ward, als ich den Kopf ſo weit nach rückwärts bog, um hinauf zu ſchauen. Mein Lebtag hatte ich derlei nicht geſehen. Zum Glücke kam nun mein junger Fuhrmann, der fragte mit lautem Lachen, ob ich gut ausgeſchlafen hätte. Vom Wagen geſprungen war ich ſchon, ſo rief ich nun voll Entſetzen: „Menſch, wohin haſt mich geführt?"

„Heimzu!" lachte er, „da bin ich daheim."

„Wie heißt's denn da?"

„Da heißt's Tragöß," ſagte er.

„Und das da droben? Was iſt denn das lauter?"

„Die Berge meinſt?"

„Nit die Berge, was hinter den Bergen ſo ſteht, das meine ich."

„Jeſſtl!" lachte der Burſche und klatſchte mit beiden Händen auf ſeine Knie, „das ſind halt wieder Berge, die noch höhere dort iſt die Pribitzen und hier iſt der Hochturm, und du ſollſt jetzt ins Haus gehen Suppen eſſen."

So habe ich an jenem Morgen das erſte Mal die hohen Felſenberge in der Nähe geſehen und jene Gegend, aus der mir fünfundzwanzig Jahre ſpäter der Geiſt zu meinem „Gottſucher" aufgeſtiegen iſt. Auf dem Tiſch der Hausſtube, in die der Junge mich geführt, ſtand ſchon die dampfende Suppenſchüſſel mit weißem Brote. Ich wollte aber den Löffel nicht in die Hand nehmen; ißt du, ſo gehörſt du ihnen, mußt dableiben und weißt gar nit, wer ſie ſind. Von der Küche kam ein älteres Weib herein, das ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, als es hörte, wie weit ich verführt worden war, und daß ich anſtatt nach Krieglach im Mürzthale, nach Tragöß am Fuß des Hochſchwabengebietes gekommen bin.

„Jetzt mußt erſt recht eſſen, Bübel, daß du nachher heimgehen magſt.“

„Frau Mutter, wie weit hab' ich denn heim?“

„Jetzt wart' einmal,“ antwortete ſie und hub an, an ihren Fingern die Ortſchaften und die Stunden abzuzählen, „ihrer zwölf Stunden wirſt wohl brauchen bis ins Krieglach hinaus. Biſt aber ſchon ein rechtes Tſchapperl! So feſt ſchlafen! Mein Seppel hat's freilich nit wiſſen können, wo du hinwillſt, und hat ſich gedacht, 's wird eh recht ſein ins Tragöß herein. Aber das iſt jetzt ſchon ein helles Kreuz. Mach' dir nur nichts draus, mein Wagen hat dich hergeführt und dein Schutzengel wird dich hinführen.“

Während ſie mich ſo tröſtete, war draußen in der Küche fortwährend ein klägliches Wimmern, und nun kam der Seppel herein und berichtete, das Katherl hätte halt wieder gar ſo viel Zahnweh.

„Was aber das Zahnweh für ein Elend iſt!“ rief das Weib, „jetzt leidet das Kind ſchon die ganze Nacht wie eine arme Seel im Fegfeuer. Alles haben wir ſchon angewendet: heiße Tücher aufgelegt, kaltes Waſſer in den Mund gethan, mit Roſenbuſchbalſam ausgewaſchen, Kalmusgeiſt hineingetropft, mit Salz eingerieben, einen Mariazeller Roſenkranz umgehängt, zwei Zehen mit einem Seidenfaden zuſammengebunden, die Füße ins Ofenloch geſteckt, und ſonſt allerhand Sympathiemittel angewendet. Einen Kletzen hat's geholfen! Schreien thut das arme Weſen, als ob man's wollt' köpfen, und jetzt weiß ich nichts mehr. — Katherl, Katherl, du gutes, armes Kindel du! Wart' einmal, jetzt will ich dir Hühnermiſt auf's Gnack legen, das zieht's aus, das hilft, Katherl, wirſt es ſchon ſehen, das hilft!" Damit eilte ſie wieder hinaus in die Küche.

Das ganze Hausgeſinde war zuſammengeeilt um die Leidende, die nun neuerdings anhub, herzbrecheriſch zu ſchreien: „Mein Zahnt, mein Zahnt! Ahndl, meint Zahnt thut mir ſo viel weh!"

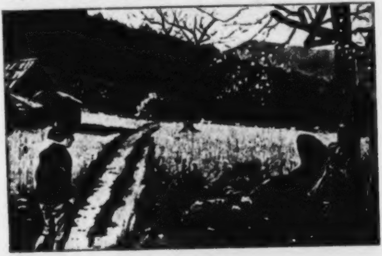
„Laß nur Zeit," tröſtete die Angerufene, „das Mittel greift halt an, jetzt wird's bald beſſer ſein, ſchau, biſt ja mein liebes Katherl, du!"

Auch ich war in die Küche hinausgegangen. Auf dem Herde, mit den Füßen im Ofenloch, kauerte ein Dirndl, das ein ſo rundes, liebes Geſichtlein hatte, ſeine gefalteten Hände wie um Hilfe flehend an die rechte geſchwollene Wange preßte und mich ſchrecklich erbarmte. Jedes im Hauſe hatte ſchließlich noch ein Mittel gewußt, keines und gar keines hatte geholfen. Ein Menſch war zugegen, der behauptete, Dummheit wär's, die Zähne nicht ordentlich zu pflegen, und deswegen alleweil das Zahnweh! — Gott, wenn's von der Dummheit kommt, da muß ja mein Haſenöl helfen! — Aus meinem tiefen Sacke zog ich das koſtbare Tiegelchen hervor und aus meinem geſcheiten Kopf den guten Rat, mit dieſem geſtockten Haſenöl die geſchwollene Wange einzuſchmieren. — „Schaden wird's wohl doch nit, wenn's ein Haſenöl von der Apotheke iſt, kann's unmöglich ſchaden!" ſprach die Großmutter und fettete das Dirndl ein. — Nicht fünf Minuten, ſo rief die Kleine aus: „Ahndl, jetzt iſt's gut!“ und flink ſprang ſie vom Herde herab.

Freilich ging nun meine Not an, denn alles Haſenöl wollten ſie haben, ich ſollt' nur ſagen, was es koſtet! Von ihren dringenden Bitten kamen ſie erſt ab, als das geheilte Dirndl erklärte der Zahn wäre ſo feſt gut geworden, daß er gar nimmer weh thun werde, alſo konnte ich mein Öl wieder in den Sack ſtecken und ſehen, wie man von Tragöß nach Krieglach Alpel kommt.

Unterwegs bedachte ich das Haſenöl. Wenn es beim dummen Weber-Hartl auch ſo heftig wirkt, wie bei dem Zahnweh-Dirndl, dann geht er mit den drei Weiſen aus dem Morgenlande als der vierte.

Nach einer fünfſtündigen Wanderung war ich beiläufig wieder dort, wo der müde Junge einen Tag früher in den Bauernwagen geſtiegen. In einem Gehöfte ſprach ich zu und fragte, wie viel es an der Uhr ſei, wie weit es noch bis Krieglach wäre, ob ich wohl den richtigen Weg hätte. Die gründlichſten Auskünfte haben



ſie gegeben, jedoch, ob ich etwa einen Löffel Suppe möchte, das fragte niemand. Unter einem Kirſchbaum lag ein Menſch und wimmerte vor Kopfweh; allſogleich wollte ich mein Mittel anbieten, jedoch ein Weibsbild behauptete ſcharf und ſtramm, das Kopfweh ſei in der vorigen Nacht in einem Wirtshauſe eingekauft worden und vor dem Abend gebe es gar kein Mittel; am Abend aber würde dieſer Kopf ſchon von ſelber gut, hingegen dürften nachher dem, der ihn auf hätte, die Backen weh thun! — Eine Handbewegung des Weibes hat das undeutliche Wort ſehr klar geſtellt.

Unterwegs nach Krieglach lud mich ein Floſſenführer (Roheiſenführer) ein, auf ſeinen Eiſenſchollen Platz zu nehmen; ich beſorgte, auch der möchte mich „heimzu“ führen in die Stanz oder in die Veitſch oder ſonſtwohin; wollte daher ablehnen. Der Fuhrmann kannte mich aber und ſagte, daß er über Alpel nach dem Rettenegger Eiſenhammer fahre — ja das war freilich eine Schickung Gottes. Gelegen bin ich mein Lebtag ſchon weicher, als damals auf den Eiſenfloſſen, geſchlafen habe ich ſelten beſſer. Richtig hätte ich mich jetzt auch an Alpel vorbei bis weit hinüber ins Rettenegg geſchlafen, wenn mein Führer mich nicht abgeſetzt hätte beim Heidenbauern-Thörl, nahe von daheim.

Um Mitternacht kam ich zu Hauſe an. Sie waren ein wenig in Spannung und ſchliefen noch nicht. „Wir haben ſchon gemeint, der Kindberger Apotheker hat zum Schweinſchmalz dich ſelber als Draufgab genommen,“ ſagte der Vater, das war Spaß. Dem alten Weber Hartl jedoch war etwas ganz anderes eingefallen. Er erinnerte ſich einmal gehört zu haben, daß die Apotheker jährlich ein Menſchenkind abthäten, um daraus eine ganz beſondere Medizin für ganz beſondere Krankheiten zu gewinnen. — Es war wohl die höchſte Zeit für den alten Hartl, daß ich mit dem Haſenöl heimkam!

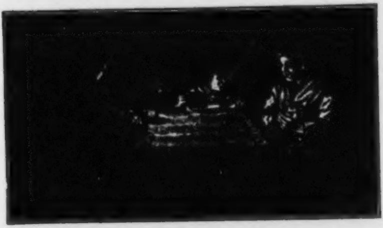
Erſt ſteckte er ſeine Naſe ins Tiegelchen. „Scharf ſchmecken thut's, das wird ſchon angreifen,“ murmelte er „thut eh ſchon wieder ſo viel brummen im Kopf.“ Mein Vater roch auch und ſchaute mich grauenhaft ſtrenge an. — Ich hatte nie begriffen, weshalb die Apotheker auf jeden Tiegel, den ſie verkaufen, einen Zettel mit ihrem Namen und Wohnort kleben. Jetzt ward es mir klar, ohne dieſen Zettel auf dem Tiegelchen hätte man es mir daheim niemals geglaubt, daß ich mein Haſenöl nicht aus dem Schweinsfettkübel genommen, ſondern aus der Apotheke zum heiligen Joſef in Bruck.

„Hat er's genommen wo der will,“ rief der alte Weber hochgemut aus, „wenn's nur hilft!“ und begann ſich gleich die Stirn einzureiben mit dem Haſenöl.

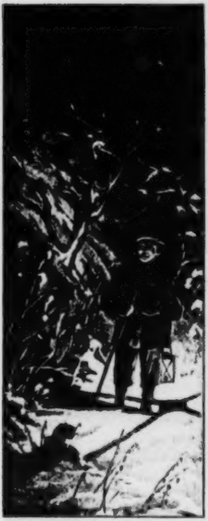
Hat's geholfen? — Nun, die Wahrheit zu ſagen, beim alten Weber Hartl konnte eine nennenswerte Beſſerung nicht nachgewieſen werden, hingegen iſt mein Vater durch dieſes Haſenöl klüger geworden, obſchon er ſich damit gar nicht eingerieben hatte. Er hat wohl auch in ſpäterer Zeit noch manches Küblein Schweinsfett, manches Bündlein Wurzeln und Kräuter in die Apotheke geſchickt — holen aber ließ er nichts mehr aus ihr. — Das für Alles heilſame „Haſenöl“ hat uns für alle Zukunft geheilt.

Als ich Chriſttags-freude holen ging.

In meinem zwölften Lebensjahre wird es auch geweſen ſein, als am Frühmorgen des heiligen Chriſtabends mein Vater mich an der Schulter rüttelte: ich ſolle aufwachen und zur Beſinnung kommen, er habe mir was zu ſagen. Die Augen waren bald offen, aber die Beſinnung! Als ich unter Mithilfe der Mutter angezogen war und bei der Frühſuppe ſaß, verlor ſich die Schlaftrunkenheit allmählich, und nun ſprach mein Vater: „Peter, jetzt höre, was ich dir ſage. Da nimm einen leeren Sack, denn du wirſt was heimtragen. Da nimm meinen Stecken, denn es iſt viel Schnee, und da nimm eine Laterne, denn der Pfad iſt ſchlecht und die Stege ſind vereist. Du mußt hinabgehen nach Langenwang. Den Holzhändler Spreitzegger zu Langenwang, den kennſt du, der iſt mir noch immer das Geld ſchuldig, zwei Gulden und ſechsunddreißig Kreuzer für den Lärchbaum. Ich laß ihn bitten drum; ſchön höflich anklopfen und den Hut abnehmen, wenn du in ſein Zimmer trittſt. Mit dem Gelde gehſt nachher zum Kaufmann Doppelreiter und kaufſt zwei Maßel Semmelmehl und zwei Pfund Rindſchmalz, und um zwei Groſchen Salz, und das tragſt heim."



Jetzt war aber auch meine Mutter zugegen, ebenfalls ſchon angekleidet, während meine ſechs jüngeren Geſchwiſter noch ringsum an der Wand in ihren Bettchen ſchliefen. Die Mutter, die redete drein wie folgt: „Mit Mehl und Schmalz und Salz allein kann ich kein Chriſttagseſſen richten. Ich brauch dazu noch Germ (Bierheſe) um einen Groſchen, Weinbeerln um fünf Kreuzer,



Zucker um fünf Groſchen, Safran um zwei Groſchen und Neugewürz um zwei Kreuzer. Etliche Semmeln werden auch müſſen ſein."

„So kaufeſt es," ſetzte der Vater ruhig bei. „Und wenn dir das Geld zu wenig wird, ſo bitteſt den Herrn Doppelreiter, er möcht' die Sachen derweil borgen und zu Oſtern, wenn die Kohlenraitung iſt, wollt' ich ſchon fleißig zahlen. Eine Semmel kannſt unterwegs ſelber eſſen, weil du vor Abend nicht heimkommſt. Und jetzt kannſt gehen, es wird ſchon fünf Uhr, und daß du noch die Achte-Meſſe erlangſt zu Langenwang."

Das war alles gut und recht. Den Sack band mein Vater mir um die Mitte, den Stecken nahm ich in die rechte Hand, die Laterne mit der friſchen Unſchlittkerze in die linke, und ſo ging ich davon, wie ich zu jener Zeit in Wintertagen oft davongegangen war. Der durch wenige Fußgeher ausgetretene

Pfad war holperig im tiefen Schnee, und es iſt nicht immer leicht, nach den Fußſtapfen unſerer Vorderen zu wandeln, wenn dieſe zu lange Beine gehabt haben. Noch nicht dreihundert Schritte war ich gegangen, ſo lag ich im Schnee, und die Laterne, hingeſchleudert, war ausgelöſcht. Ich ſuchte mich langſam zuſammen und dann ſchaute ich die wunderſchöne Nacht an. Anfangs war ſie ganz grauſam finſter, allmählich hub der Schnee an, weiß zu werden und die Bäume ſchwarz und in der Höhe war helles Sternengefunkel. In den Schnee fallen kann man auch ohne Laterne, ſo ſtellte ich ſie ſeithin unter einen Strauch und ohne Licht ging's nun beſſer, als vorhin.

In die Thalſchlucht kam ich hinab, das Waſſer des Freſenbaches war eingedeckt mit glattem Eiſe, auf welchem, als ich über den Steg ging, die Sterne des Himmels gleichſam Schlittſchuh liefen. Später war ein Berg zu überſteigen; auf dem Paſſe, genannt der „Höllkogel", ſtieß ich zur wegſamen Bezirksſtraße, die durch Wald und Wald hinabführt in das Mürzthal. In dieſem lag ein weites Meer von Nebel, in welches ich ſachte hineinkam, und die feuchte Luft fing an, einen Geruch zu haben, ſie roch nach Steinkohlen; und die Luft fing an, fernen Lärm an mein Ohr zu tragen, denn im Thale hämmerten die Eiſenwerke, rollte manchmal ein Eiſenbahnzug über dröhnende Brücken.

Nach langer Wanderung ins Thal gekommen zur Landſtraße, klingelte Schlittengeſchelle, der Nebel ward grau und lichter, ſo daß ich die Fuhrwerke und Wandersleute, die für die Feiertage nach ihren Heimſtätten reiſten, ſchon auf kleine Strecken weit ſehen konnte. Nachdem ich eine Stunde lang im Thale fortgegangen war, tauchte links an der Straße im Nebel ein dunkler Fleck auf, rechts auch einer, links mehrere, rechts eine ganze Reihe, — das Dorf Langenwang.

Alles, was Zeit hatte, ging der Kirche zu, denn der Heilige Abend iſt voller Vorahnung und Gottesweihe. Bevor noch die Meſſe anfing, ſchritt der hagere gebückte Schulmeiſter durch die Kirche, muſterte die Andächtigen, als ob er jemanden ſuche. Endlich trat er an mich und fragte leiſe, ob ich ihm nicht die Orgel melken wolle, es ſei der Meßnerbub krank. Voll Stolz und Freude, alſo zum Dienſte des Herrn gewürdigt zu ſein, ging ich mit ihm auf den Chor, um bei der heiligen Meſſe den Blaſebalg der Orgel zu ziehen. Während ich die zwei langen Lederriemen abwechſelnd aus dem Kaſten zog, in welchen jeder derſelben allemal wieder langſam hineinkroch, orgelte der Schulmeiſter, und ſeine Tochter ſang alſo:

„Thauet, Himmel, den Gerechten,
Wolken, regnet ihn herab!
Alſo rief in bangen Nächten
Einſt die Welt, ein weites Grab.
In von Gott verhaßten Gründen
Herrſchten Satan, Tod und Sünden,
Feſt verſchloſſen war das Thor
Zu dem Himmelreich empor.“

Ferner erinnere ich mich, an jenem Morgen nach dem Gottesdienſte in der dämmerigen Kirche vor ein Heiligenbild hingekniet zu ſein und gebetet zu haben um Glück und Segen zur Erfüllung meiner bevorſtehenden Aufgabe. Das Bild ſtellte die vierzehn Nothelfer dar — einer wird doch dabei ſein, der zur Eintreibung von Schulden behilflich iſt. Es ſchien mir aber, als ſchiebe während meines Gebetes auf dem Bilde einer ſich ſachte hinter den andern zurück.

Trotzdem ging ich guten Mutes hinaus in den nebeligen Tag, wo alles emſig war in der Vorbereitung zum Feſte und ging dem Hauſe des Holzhändlers Spreitzegger zu. Als ich daran war, zur vorderen Thür hineinzugehen, wollte der alte Spreitzegger, ſo viel ich mir ſpäter reimte, durch die hintere Thür entwiſchen. Es wäre ihm gelungen, wenn mir nicht im Augenblicke geſchwant hätte: Peter, geh' nicht zur vorderen Thür ins Haus wie ein Herr, ſei demütig, geh' zur hinteren Thür hinein, wie es dem Waldbauernbuben geziemt. Und knapp an der hinteren Thüre trafen wir uns.

„Ah, Bübel, du willſt dich wärmen gehen,“ ſagte er mit geſchmeidiger Stimme und deutete ins Haus, „na, geh' dich nur wärmen. Iſt kalt heut!“ Und wollte davon.

„Mir iſt nicht kalt,“ antwortete ich, „aber mein Vater läßt den Spreitzegger ſchön grüßen und bitten ums Geld.“

„Ums Geld? Wieſo?“ fragte er, „ja richtig, du biſt der Waldbauernbub. Biſt früh aufgeſtanden heut, wenn du ſchon den weiten Weg kommſt. Raſt' nur ab. Und ich laß deinen Vater auch ſchön grüßen und glückliche Feiertage wünſchen; ich komm' ohnehin ehzeit einmal zu Euch hinauf, nachher wollen wir ſchon gleich werden.“

Faſt verſchlug's mir die Rede, ſtand doch unſer ganzes Weihnachtsmahl in Gefahr vor ſolchem Beſcheid.

„Bitt wohl von Herzen ſchön ums Geld, muß Mehl kaufen und Schmalz und Salz und ich darf nicht heimkommen mit leerem Sack.“

Er ſchaute mich ſtarr an. „Du kannſt es!“ brummte er, zerrte mit zäher Geberde ſeine große, rote Brieftaſche hervor, zupfte in den Papieren, die wahrſcheinlich nicht pure Banknoten waren, zog einen Gulden heraus und ſagte: „Na, ſo nimm derweil das, in vierzehn Tagen wird dein Vater den Reſt ſchon kriegen. Heut hab ich nicht mehr.“

Den Gulden ſchob er mir in die Hand, ging davon und ließ mich ſtehen.

Ich blieb aber nicht ſtehen, ſondern ging zum Kaufmann Doppelreiter. Dort begehrte ich ruhig und gemeſſen, als ob nichts wäre, zwei Maſſel Semmelmehl, zwei Pfund Rindſchmalz, um zwei Groſchen Salz, um einen Groſchen Germ, um fünf Kreuzer Weinbeerln, um fünf Groſchen Zucker, um zwei Groſchen Safran und um zwei Kreuzer Neugewürz. Der Herr Doppelreiter bediente mich ſelbſt und machte mir alles hübſch zurecht in Päckchen und Dütchen, die er dann mit Spagat zuſammen in ein einziges Packet band und an den Mehlſack ſo hing, daß ich das Ding über der Achſel tragen konnte, vorne ein Bündel und hinten ein Bündel.

Als das geſchehen war, fragte ich mit einer nicht minder tückiſchen Ruhe als vorhin, was das alles zuſammen ausmache?

„Das macht drei Gulden fünfzehn Kreuzer,“ antwortete er mit Kreide und Mund.

„Ja, iſt ſchon recht,“ hierauf ich, „da iſt derweil ein Gulden, und das andere wird mein Vater, der Waldbauer in Alpel, zu Oſtern zahlen.“

Schaute mich der bedauernswerte Mann an und fragte höchſt ungleich: „Zu Oſtern? In welchem Jahr?“

„Na nächſt' Oſtern, wenn die Kohlenraitung iſt.“

Nun miſchte ſich die Frau Doppelreiterin, die andere Kunden bediente, drein und ſagte: „Laß ihm's nur, Mann, der Waldbauer hat ſchon öfter auf Borg genommen und nachher allemal ordentlich bezahlt. Laß ihm's nur.“

„Ich laß ihm's ja, werd ihm's nicht wieder wegnehmen,“ antwortete der Doppelreiter. Das war doch ein bequemer Kaufmann! Jetzt fielen mir auch die Semmeln ein, welche meine Mutter noch beſtellt hatte.

„Kann man da nicht auch fünf Semmeln haben?“ fragte ich.

„Semmeln kriegt man beim Bäcker,“ ſagte der Kaufmann.

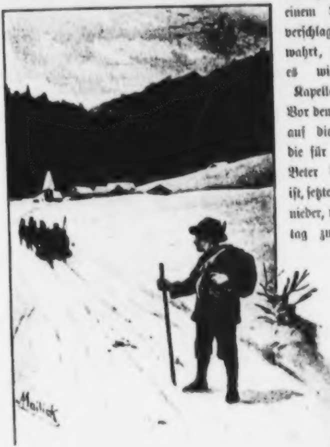
Das wußte ich nun gleichwohl, nur hatte ich mein Lebtag nichts davon gehört, daß man ein paar Semmeln auf Borg nimmt, daher vertraute ich der Kaufmännin, die ſofort als Gönnerin zu betrachten war, meine vollſtändige Zahlungsunfähigkeit an. Sie gab mir zwei bare Groſchen für Semmeln und als ſie nun noch beobachtete, wie meine Augen mit den reiffeuchten Wimpern faſt unablösbar an den gedörrten Zwetſchgen hingen, die ſie einer alten Frau in den Korb that, reichte ſie mir auch noch eine handvoll dieſer köſtlichen Sache zu: „Unterwegs zum naſchen.“

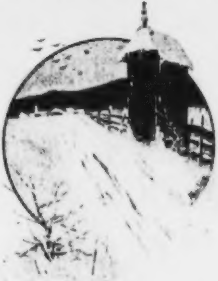
Nicht lange hernach, und ich trabte mit meinen Gütern reich und ſchwer bepackt durch die breite Dorfgaſſe dahin. Überall in den Häuſern wurde gemetzgert, gebacken, gebraten, gekellert; ich beneidete die Leute nicht; ich bedauerte ſie vielmehr, daß ſie nicht ich waren, der mit ſo großem Segen beladen gen Alpel zog. Das wird morgen ein Chriſttag werden! Denn die Mutter kann's, wenn ſie die Sachen hat. Ein Schwein iſt ja auch geſchlachtet worden daheim, das giebt Fleiſchbrühe mit Semmelbrocken, Speckfleck, Würſte, Nieren-Lümperln, Knödelfleiſch mit Kren, dann erſt die Krapfen, die Zuckernudeln, das Schmalzkoch mit Weinberln und Safran! — Die Herrenleut' da in Langenwang haben ſo was alle Tag, das iſt nichts, aber wir haben es im Jahr einmal und kommen mit unverdorbenem Magen dazu, das iſt was! — Und doch dachte ich auf dieſem belaſteten Freudenmarſch weniger noch ans Eſſen, als an das liebe Chriſtkind und ſein hochheiliges Feſt. Am Abende, wenn ich nach Hauſe komme, werde ich aus der Bibel davon vorleſen, die Mutter und die Magd Mirzel werden Weihnachtslieder ſingen; dann, wenn es zehn Uhr wird, werden wir uns aufmachen nach Sankt Kathrein, und in der Kirche die feierliche Chriſtmette begehen bei Glocken, Muſik und unzähligen Lichtern. Und am Seitenaltar iſt das Krippel aufgerichtet mit Ochs und Eſel und den Hirten, und auf dem Berg die Stadt Bethlehem und darüber die Engel, ſingend: Ehre ſei Gott in der Höhe! — Dieſe Gedanken trugen mich anfangs wie Flügel. Doch als ich eine Weile die ſchlittenglatte Landſtraße dahingegangen war, unter den Füßen knirſchenden Schnee, mußte ich mein Doppelbündel ſchon einmal wechſeln von einer Achſel auf die andere.

In der Nähe des Wirtshauſes „zum Sprengzaun“ kam mir etwas Vierſpänniges entgegen. Ein leichtes Schlittlein mit viel feurigen, hochaufgefederten Rappen beſpannt, auf dem Bock ein Kutſcher mit glänzenden Knöpfen und einem Butzenhut. Der Kaiſer? Nein, der Herr Wachtler vom Schloſſe Hohenwang ſaß im Schlitten, über und über in Pelze gehüllt und eine Cigarre ſchmauchend. Ich blieb ſtehen, ſchaute dem blitzſchnell vorüberrutſchenden Zeug eine Weile nach und dachte: Etwas krumm iſt es doch eingerichtet auf dieſer Welt. Da ſitzt ein ſtarker Mann drin und läßt ſich hinziehen mit ſo viel überſchüſſiger Kraft, und ich vermag mein Bündel kaum zu ſchleppen.

Mittlerweile war es Mittagszeit geworden. Durch den Nebel war die milchweiße Scheibe der Sonne zu ſehen; ſie war nicht hoch an dem Himmel hinaufgeſtiegen, denn um vier Uhr wollte ſie ja wieder unten ſein, zur langen Chriſtnacht. Ich fühlte in den Beinen manchmal ſo ein heißes Prickeln, das bis in die

Bruſt heraufſtieg, es zitterten mir die Glieder. Nicht weit von der Stelle, wo der Weg nach Alpel abzweigt, ſtand ein Kreuz mit dem lebensgroßen Bilde des Heilands. Es ſtand wie es heute noch ſteht, an ſeinem Fuß Johannes und Magdalena, das ganze mit einem Bretterverſchlag verwahrt, ſo daß es wie eine Kapelle war. Vor dem Kreuze auf die Bank, die für knieende Beter beſtimmt iſt, ſetzte ich mich nieder, um Mittag zu halten.





Eine Semmel, die gehörte mir, meine Neigung zu ihr war ſo groß, daß ich ſie am liebſten in wenigen Biſſen verſchluckt hätte. Allein das ſchnelle Schlucken iſt nicht geſund, das wußte ich von anderen Leuten, und das langſame Eſſen macht einen längeren Genuß, das wußte ich ſchon von mir ſelber. Alſo beſchloß ich, die Semmel recht gemächlich und bedächtig zu genießen und dazwiſchen manchmal eine gedörrte Zwetſchge zu naſchen.

Es war eine ſehr köſtliche Mahlzeit; wenn ich heute etwas recht Gutes haben will, das koſtet außerordentliche Anſtrengungen aller Art; ach, wenn man nie und nie einen Mangel zu leiden hat, wie wird man da arm!

Und wie war ich ſo reich damals, als ich arm war!

Als ich nach der Mahlzeit mein Doppelbündel wieder auflud, wars ein Spaß mit ihm, flink ging es voran. Als ich ſpäter in die Bergwälder hinaufkam, und der graue Nebel dicht in den ſchneebeſchwerten Bäumen hing, dachte ich an den Grabler Hanſel. Das war ein Kohlenführer, der täglich von Alpel ſeine Fuhr ins Mürzthal lieferte. Wenn er auch heute gefahren wäre! Und wenn er jetzt heimwärts mit dem leeren Schlitten des Weges käme und mir das Bündel auflüde! Und am Ende gar mich ſelber! Daß es ſo heiß ſein kann im Winter! Mitten in Schnee und Eisſchollen ſchwitzen! Doch morgen wird alle Mühſal vergeſſen ſein. — Derlei Gedanken und Vorſtellungen verkürzten mir unterwegs die Zeit.

Auf einmal roch ich ſtarken Tabakrauch. Knapp hinter mir ging — ganz leiſe auftretend — der grüne Kilian. Der Kilian war früher einige Zeit lang Forſtgehilfe in den gewerkſchaftlichen Waldungen geweſen, jetzt war er's nicht mehr, wohnte mit ſeiner Familie in einer Hütte drüben in der Fiſchbacher Gegend, man wußte nicht recht, was er trieb. Nun ging er nach Hauſe. Er hatte einen Korb auf dem Rücken, an dem er nicht ſchwer zu tragen ſchien, ſein Gewand war noch ein jägermäßiges, aber hübſch abgetragen, und ſein ſchwarzer Vollbart ließ nicht viel ſehen von ſeinem etwas fahlen Geſichte. Als ich ihn bemerkt hatte, nahm er die Pfeife aus dem Mund, lachte laut und ſagte: „Wo ſchiebſt denn hin, Bub?“

„Heim zu,“ meine Antwort.

„Was ſchleppeſt denn?“

„Sachen für den Chriſttag.“

„Gute Sachen? Der Tauſend ſapperment! Wem gehörſt denn zu?“

„Dem Waldbauer.“

„Zum Waldbauer willſt gar hinauf! Da mußt gut antauchen.“

„Thu's ſchon,“ ſagte ich und tauchte an.

„Nach einem ſolchen Marſch wirſt gut ſchlafen bei der Nacht,“ verſetzte der Kilian, mit mir gleichen Schritt haltend.

„Heut wird nicht geſchlafen bei der Nacht, heut iſt Chriſtnacht.“

„Was willſt denn ſonſt thun, als ſchlafen bei der Nacht?“

„Nach Kathrein in die Mette gehen.“

„Nach Kathrein?“ fragte er, „den weiten Weg?“

„Um zehn Uhr abends gehen wir von Haus fort und um drei Uhr früh ſind wir wieder daheim.“

Der Kilian biß in ſein Pfeifenrohr und ſagte: „Na, hörſt du, da gehört viel Chriſtentum dazu. Beim Tag ins Mürzthal und bei der Nacht in die Mette nach Kathrein! So viel Chriſtentum hab' ich nicht, aber das ſage ich dir doch: wenn du dein Bündel in meinen Buckelkorb thun willſt, daß ich es dir eine Zeit lang trag' und du dich ausraſten kannſt, ſo haſt ganz recht, warum ſoll der alte Eſel nicht auch einmal tragen!“

Damit war ich einverſtanden, und während mein Bündel in ſeinen Korb ſank, dachte ich: der grüne Kilian iſt halt doch ein beſſerer Menſch, als man ſagt.

Dann rückten wir wieder an, ich huſchte frei und leicht neben ihm her.

„Ja ja, die Weihnachten!“ ſagte der Kilian pfauchend, „da geht's halt drunter und drüber. Da reden ſich die Leut' in eine Aufregung und Frömmigkeit hinein, die gar nicht wahr iſt. Im Grund iſt der Chriſttag wie jeder andere Tag, nicht einen Knopf anders. Der Reiche, ja, der hat jeden Tag Chriſttag, unſereiner hat jeden Tag Charfreitag.“

„Der Charfreitag iſt auch ſchön,“ war meine Meinung.

„Ja, wer genug Fiſche und Butter und Eier und Kuchen und Krapfen hat zum Faſten!“ lachte der Kilian.

Mir kam ſein Reden etwas heidentümlich vor. Doch was er noch weiters ſagte, das verſtand ich nicht mehr, denn er hatte angefangen, ſehr heftig zu gehen und ich konnte nicht recht nachkommen. Ich rutſchte auf dem glitſchigen Schnee mit jedem

Schritt ein Stückchen zurück, der Kilian hatte Fußeiſen angeſchnallt, hatte lange Beine, war nicht abgemattet — da ging's freilich voran.

„Herr Kilian!" rief ich.

Er hörte es nicht. Der Abſtand zwiſchen uns wurde immer größer, bei Wegbiegungen entſchwand er mir manchmal ganz aus den Augen, um nachher wieder in größerer Entfernung, halb ſchon von Nebeldämmerung verhüllt, aufzutauchen. Jetzt wurde mir bang um mein Bündel. Kamen wir ja doch ſchon dem Höllkogel nahe. Das iſt jene Stelle, wo der Weg nach Alpel und der Weg nach Fiſchbach ſich gabeln. Ich hub an zu laufen; im Angeſichte der Gefahr war alle Müdigkeit dahin, ich lief wie ein Hündlein und kam ihm näher. Was wollte ich aber anfangen, wenn ich ihn eingeholt hätte, wenn ihm der Wille fehlte, die Sachen herzugeben, und mir die Kraft, ſie zu nehmen? Das kann ein ſchönes Ende werden mit dieſem Tage, denn die Sachen laſſe ich nicht im Stich, und ſollte ich ihm nachlaufen müſſen bis hinter den Fiſchbacher Wald zu ſeiner Hütte!

Als wir denn beide ſo merkwürdig ſchnell vorwärts kamen, holten wir ein Schlittengeſpann ein, das vor uns mit zwei grauen Ochſen und einem ſchwarzen Kohlenführer langſam des Weges ſchliff. Der Grabler Hanſel. Mein grüner Kilian wollte ſchon an dem Geſpann vorüberhuſchen, da ſchrie ich von hinten her aus Leibeskräften: „Hanſel! Hanſel! Sei ſo gut, leg' mir meine Chriſttagſachen auf den Schlitten, der Kilian hat ſie im Korb und er ſoll ſie dir geben!"

Mein Geſchrei muß wohl ſehr angſtvoll geweſen ſein, denn der Hanſel ſprang ſofort von ſeinem Schlitten und nahm eine thatbereite Haltung an. Und wie der Kilian merkte, ich hätte hier einen Bundesgenoſſen, riß er ſich den Korb vom Rücken und ſchleuderte das Bündel auf den Schlitten. Noch knirſchte er etwas von „dummen Bären" und „Undankbarkeit", dann war er aber auch ſchon davon.

Der Hanſel rückte das Bündel zurecht und fragte, ob man ſich draufſetzen dürfe. Das bat ich nicht zu thun.

Alſo that er's auch nicht, wir ſetzten uns hübſch nebeneinnader auf den Schlitten und ich hielt auf dem Schoß ſorgfältig mit beiden Händen die Sachen für den Chriſttag. So kamen wir endlich nach Alpel. Als wir zur erſten Freſenbrücke gekommen waren, ſagte der Hanſel zu den Ochſen: „Oha!" und zu mir: „So!" Die Ochſen verſtanden und blieben ſtehen, ich verſtand nicht und blieb ſitzen. Aber nicht mehr lange, es war ja zum Ausſteigen; denn der Hanſel mußte links in den Graben hinein und ich rechts den Berg hinauf.

„Dank dir's Gott, Hanſel!"

„Iſt ſchon gut, Peterl."

Zur Zeit, da ich mit meiner Laſt den ſteilen Berg hinanſtieg gegen mein Vaterhaus, begann es zu dämmern und zu ſchneien. Und zuletzt war ich doch daheim.

„Haſt alles?" fragte die Mutter am Kochherd mir entgegen.

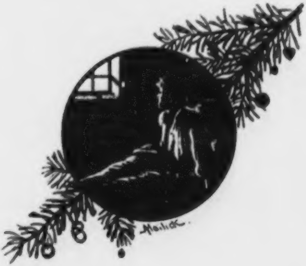
„Alles!"

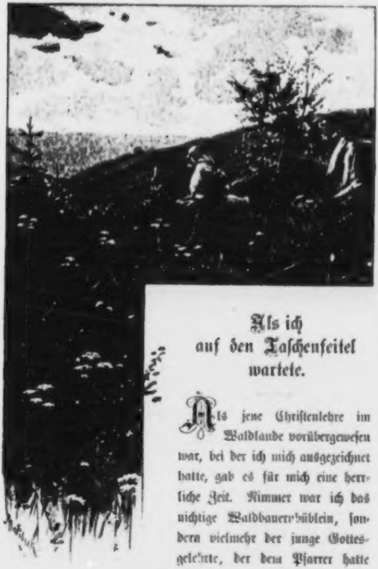
„Brav biſt. Und hungrig wirſt ſein."

Beides ließ ich gelten. Sogleich zog die Mutter mir die klingendhart gefrorenen Schuhe von den Füßen, denn ich wollte, daß ſie friſch eingefettet würden für den nächtlichen Mettengang. Dann ſetzte ich mich in der warmen Stube zum Eſſen.

Aber ſiehe, während des Eſſens geht es zu Ende mit meiner

Erinnerung. — Als ich wieder zu mir kam, lag ich wohlausgeſchlafen in meinem warmen Bett, und zum kleinen Fenſter herein ſchien die Morgenſonne des Chriſttages.





Als ich auf den Taſchenfeitel wartete.

Als jene Chriſtenlehre im Waldlande vorübergeweſen war, bei der ich mich ausgezeichnet hatte, gab es für mich eine herrliche Zeit. Nimmer war ich das nichtige Waldbauernbüblein, ſondern vielmehr der junge Gottesgelehrte, der dem Pfarrer hatte ſagen können, was chriſt-katholiſch glauben heißt, was zur Seligkeit notwendig iſt, worin die chriſtliche Gerechtigkeit beſteht und was der heilige Paulus über die Ehe geſagt hat. Die Bauern, in deren Gegenwart ſolche Fragen beantwortet worden, haben ſich nur darüber gewundert, daß der Pfarrer mich nicht auf der Stelle zum Prieſter geweiht; vielleicht, meinte der Höfel-Hans, weiß er ihm zu viel, der Peterl, ſo daß er gleich zum Papſt gewählt werden müßte, und dazu wäre der Bub doch um etliches zu jung.

Zehn Jahre war ich alt. Um dieſe Zeit hat der Menſch noch eine Menge Vettern. Einer von dieſen — der Vetter Jakob wird's geweſen ſein — tuſchelte mir ins Ohr: „Wart' Peterl, bis dein Namenstag kommt, kriegſt was von mir — was Schönes! Extra was, weil du's ſo brav haſt gemacht, allen Verwandten eine Ehr'! Einen Taſchenfeitel, wenn du magſt!“ — Ja, Vetter Jakob, den mag ich! jubelte es in mir auf, und von der Stunde an begann ich mich unbändig zu freuen auf den Taſchenfeitel. Wenn man ſo einen hat, da kann man nachher was! Man kann Peitſchenſtecken abſchneiden, man kann aus Kiefernrinden Röſſer ſchnitzen, man kann aus Spänen Kreuzeln machen und ſie ans Hausthor heften, man kann Pfeil und Bogen herrichten, man kann auf dem Felde die Rüben ausziehen und ſie abſchälen und hübſch ſtückweiſe in den Mund ſtecken, man kann den Forellen die Köpfe wegſchneiden, bevor man ſie in die Bratglut wirft, kurz man kann alles mögliche thun, wenn man einen Taſchenfeitel hat. Jede Nacht träumte ich vom Taſchenfeitel mit dem gedrechſelten gelben Hefte, bis der Namenstag endlich herangekommen war. Am Vorabende, als ſie mir mit Kübeln Pfannen, Haſendeckeln und Feuerzangen die übliche Namenstagsmuſik gemacht hatten, kehrte ich mich nicht viel drum, mein ganzes Weſen erfüllte der Gedanke: morgen haſt du deinen Taſchenfeitel.

Am nächſten Frühtage, als die Wände des Hauſes im Morgenrote leuchteten, ſtrich ich ſchon draußen auf dem taufriſchen Anger herum und guckte zwiſchen Bäumen und Sträuchern hin nach allen Seiten aus, ob nicht der Vetter Jakob daherſteige. In die Stube zurückgekehrt, gab's dort eine Überraſchung. An die Namenstagsſtrauben hatte ich gar nicht gedacht. Die Mutter hatte ſie mir heuer mit beſonders viel Weinbeerlein ausgeſtattet; ich ſteckte ſie in großen Brocken raſch in den Mund, um die Finger abgeſchleckt zu haben und bereit zu ſein, wenn der Vetter Jakob mit dem Taſchenfeitel käme. Die Stubenthür ging auf, der Vater trat herein, ging langſam auf mich zu: „Dem Namenstagbuben muß man doch eine neue Kappen aufſetzen!" und ſtreifte mir eine buntgeſtreifte Zipfelmütze mit ſchönem Boſchen (Quaſte) über die Ohren. Faſt wollte er ſie in guter Laune mir auch über die Augen ziehen, ich wehrte mit den Händen ab, die Augen müſſen freibleiben, wenn der Vetter Jakob kommt!

Jetzt erſchienen meine Geſchwiſter. Der Jackerle brachte von ſeiner Henne, er beſaß eine, drei Eier, die Plonele verehrte mir ein Sträußlein aus friſchen Nelken und Reſeden und einen Kreuzer dazu; die Mirzele ſchluchzte in ihr Schürzlein, weil ſie nichts hatte, worauf ihr meine Mutter eine hölzerne Perlenſchnur gab, damit ſie mir dieſelbe als Angebinde ſchenken konnte und ich ſollte damit nur fleißig roſenkranzbeten. „Der Hund bellt!" rief ich und horchte erwartungsvoll, ob die ſchweren Schuhe des Vetters Jakob nicht ſchlürfelten draußen am Antrittſtein. Man hörte ſo was. Die Grablerin Godel kam daher, ganz ſchämig kam ſie zur

Thür herein und ſtellte auf die Ofenbank einen großen Handkorb. „Für den braven Namenstagbuben,“ flüſterte ſie und begann auszupacken. Zwei große Krapfen und ein braunglänzendes Honigtöpflein und etliche Kaiſerbirnen; irgendwo auf der Welt mußten ſie alſo ſchon reif ſein. Und endlich ein Päcklein mit nagelneuem Herbſtgewandel: grünausgeſchlagenes Jöpplein, roter Bruſtfleck, braunſeidenes Halstüchlein, ſchwarzes Lederhöslein; ich fuhr alſogleich mit der Hand in den Hoſenſack: „Da thu' ich den Taſchenfeitel hinein!“ Ein paar Schuhe noch und ein Filzhütlein mit Hahnenfeder. „All's z'viel iſt's, Schwägerin!“ rief meine Mutter aus. „Da thu' ich den Taſchenfeitel hinein!“ wiederholte ich immer wieder.

„Wenn er geiſtlich wird, ſoll er einmal eine Meſſe für mich leſen,“ antwortete die Godel beſcheidentlich.

Während die Mutter der Spenderin eine Eierſpeiſe buk, um ſie zu ehren, und ich dann eingeladen wurde, mitzueſſen, kamen erſt unſere Mägde daher. Die Kathel brachte mir ein kirſchrotes Sacktüchlein, die Traudel ein Paar Wollenſocken, die ſie ſelber geſtrickt hatte, die Roſel ein Lebkuchenherz mit Bildchen darauf, wo in einem güldenen Körblein zwiſchen Roſen ein Liebespaar ſaß. Der alte Steffel brachte mir ein Kränzlein Zitherſaiten; die Zither ſelber bringe er ſpäter, wenn er ſie ſelber erſt bekommen hätte. Er habe einen Bruder, und wenn dieſer einmal ſterbe, dann erbe er die Zither, und dann bekäme ſie der Namenstagbub, und dieweilen möge der halt mit den Saiten fürlieb nehmen, die ja auch ſehr ſchön wären. Der ganze Tiſch war ſchon voller Sachen, als noch der Stallbub Michel mit einem Napf friſch gepflückter Kirſchen daherkam.

„Aber Bübel!“ ſchrie meine Mutter voller Glück, „dich mauern ſie heut' in lauter gut Sach ein! Das iſt doch aus der Weiſ', da mußt jetzt wohl recht zum Bravſein ſchauen."

Ich ging von einem Fenſter zum andern. Draußen waren die Thorſäulen und die Bäume und die Büſche, und auf dem Anger die Schafe, der Vetter Jakob aber —. Endlich wackelte über die Wieſe etwas daher. Der dicke Vetter Martin kam und hatte ein hölzernes Trühlein bei ſich. Während er es in der Stube ſäumig aufthat, redete er zu mir: „Du Peterl, wann du etwan doch nit Papſt ſollteſt werden, ſo rat' ich dir, werd' ein Zimmermann, da geht's dir auch gut. Zimmerleut braucht man allweil und giebt's Geld und gut Eſſen. Und deswegen hab' ich gemeint, ich wollt' dir meinen alten Zimmerzeug ſchenken; ich brauch' ihn nimmer, weil ich mir einen neuen zugelegt hab'. Sollt der Zeug zu roſtig ſein und Scharten haben, ſo thuſt ihn halt ein wenig ſchleifen, und ich wünſch' dir einen glückſeligen Namenstag." Bohrer, Stemmeiſen, Hobel, Reifmeſſer, das war ſchon was! Jetzt, wenn nur auch der Vetter Jakob mit dem Taſchenfeitel thät' kommen!

Statt deſſen kam der Firmpathe, der gute Simon Miesebner, mit einem weißen Lämmlein, und als er das meckernde Tier vor mir auf die Bank ſtellte, ſchlug meine Mutter die Hände über dem Kopf zuſammen: „Das helle Chriſtkindel kuntſt ſein, Bub, ſo viel tragen ſie dir zu! Na geh, das iſt zu viel, das biſt doch nit wert!"

Ich ſtreichelte das weiche Lämmlein und ſchielte dabei mit einem Auge zum Fenſter hinaus.

Beim Mittagsmahl gab's meine Lieblingsſpeiſen, ich konnte nichts eſſen. Ich ſaß im neuen Herbſtgewandel da, ſteckte meine Hände in die Taſchen; allerlei war ſchon drinnen, nur kein Taſchenfeitel.

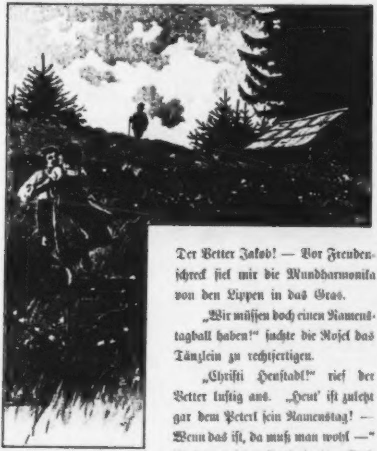
Nachmittags kam weiterer Beſuch. Da gingen ein paar Schulkameraden aus Kathrein herüber. Der eine hatte eine Sammlung von Hoſenknöpfen aus Horn und aus Meſſing und aus Stahl. Von einigen Gattungen, wovon er mehrere hatte, ſchenkte er mir zum Namenstag. Ein anderer verehrte mir eine Schachtel mit den damals neuen Streichhölzern, warnte mich aber ſolange vor dem „Zündeln“, bis mir eins aufziſchend an den Fingern brannte, daß ich es entſetzt von mir warf. Der Nachbarn-Thomerl-Bub ſchenkte mir ein Handſchlittlein mit dem Vorbehalte, ihm ſelbiges im Winter, ſo oft Schneebahn wäre, wieder zurückzuleihen. Den Thomerl-Buben fragte ich hierauf nur, ob er den Vetter Jakob kenne.

Der alte Schuſter Ernſt brachte ein Büchlein über Obſtbaumzucht; bei uns wuchſen aber nur Wildkirſchen und Holzäpfel. Die Nähterin Leni ſchickte durch ihr Dirndl den „Himmelſchlüſſel“. Das war ein Gebetbüchlein für die armen Seelen im Fegefeuer. Mir machte derlei keinen Spaß, ich dachte nur an den Vetter Jakob. Ich hatte den ganzen Tag nichts zu arbeiten gebraucht, aber warten iſt ſchwerer als arbeiten!

Gegen Abend kam des Nachbars Hieſerl und ſchenkte mir eine Mundharmonika, an welcher zwar einige Zünglein fehlten, doch blies ich darauf das „Großer Gott, wir loben dich!“ und dachte dabei: Bis auch der Taſchenfeitel da iſt, nachher thut ſich's!

Es thut ſich auch ſo! mochte die Jungmagd Roſel gemeint haben; das von mir geblaſene „Te Deum laudamus“ für einen Walzer haltend, packte ſie mich um die Mitte und hopſte mit mir eins über den Anger.

„Iſt das ſchon die Papſteinweihung?“ fragte plötzlich jemand hinter mir, und eine Hand hatte mich am Rockkragen gefaßt.



Der Vetter Jakob! — Vor Freudenſchreck fiel mir die Mundharmonika von den Lippen in das Gras.

„Wir müſſen doch einen Namenstagball haben!“ ſuchte die Roſel das Tänzlein zu rechtfertigen.

„Chriſti Heuſtadl!“ rief der Vetter luſtig aus. „Heut' iſt zuletzt gar dem Peterl ſein Namenstag! — Wenn das iſt, da muß man wohl —“ Er bohrte ſeine Hand in den Sack, zerrte gemächlich ein ledernes Beutelein heraus, bandelte an demſelben herum und kletzelte mir ein funkelndes Silbergröſchlein hervor. „So, Bübel, das thuſt in dein Sparbüchſel und bleib halt ſchön geſund und brav, daß deine Eltern mit dir eine Freud' haben. Und ich muß wieder anrücken, ſonſt komm' ich ins Finſtere.“

Darauf iſt er mit Stock und Füßen weit ausſchreitend fortgegangen. — Und mein Taſchenfeitel?

Am Abend, als in der Stube das Spanlicht aufgeſteckt wurde, was war das für ein ſtolzes Eigen! Mein Gewandtrühlein, mein Winkelkaſtel, die Wandſtellen ringsum voller Sachen. Sie ſtanden, lehnten, lagen, hingen da, teils noch in blaues Papier geſchlagen, teils in hellen Farben auf mich herlachend. Und ich? Ich bin in meinem Leben ſelten ſo traurig geweſen, als an jenem Namenstagabend. Sachen von zehnfacher Güte und Schöne hatte ich bekommen, ſie machten mir kein Vergnügen, denn ſie waren nicht erwartet worden, für ſie war in dem kindiſchen Herzlein kein Platz vorgerichtet worden, ſie waren mir gleichgiltig. Und der eine Einzige, der heiß begehrte und ſehnſuchtsvoll erwartete, der, an den ſchon ſo viele Vorſtellungen und Abſichten geknüpft waren, der Taſchenfeitel iſt nicht gekommen.

So geht es oft auf dieſer Welt, auch das wohlwollendſte, aus allen Füllhörnern Gaben ſtreuende Glück kann enttäuſchen, wenn es blind iſt. Nicht darauf kommt es an, daß man ein argloſes Menſchenkind mit Schätzen überhäuft, als vielmehr einzig nur darauf, daß man ſeinen oft recht beſcheidenen Wunſch erfüllt.

❧

Als wir zur Schulprüfung geführt wurden.

Öfter als zu oft iſt von der Schule in Krieglach-Alpel erzählt worden, auf welcher ich mehr gelernt hätte, als auf allen übrigen Schulen zuſammen. Die Wiſſenſchaften und Künſte, die ich mir auf dieſer Hochſchule angeeignet, ſind freilich nicht wieder vergeſſen worden: Leſen, Schreiben und die abſolute Gewißheit, daß zweimal zwei vier ſind! — Aber das wiſſen wir alles.

Und doch wollen wir eins darüber plaudern.

Der Holzbauernhof, in welchem der alte Michel Patterer die Alpelſchule gegründet hatte, lag dreitauſendvierhundert Fuß über dem Meere, und ſo konnte der Mann, welcher ſonſt nichts weniger als ehrgeizig war, ſeinem Inſtitut die Bezeichnung „Hochſchule“ mit gutem Fuge beilegen. Dieſer Michel Patterer war früher ordentlicher Lehrer in Sanct Kathrein am Hauenſtein geweſen; weil er es im Jahre 1848 ein wenig mit der neuen Mode hielt, — der alte beſonnene Mann wird gewußt haben warum — ſo wurde er von der kirchlichen Behörde kurzer Hand abgedankt und langen Fußes davongejagt. Der alte Mann kam nach Krieglach Alpel, um ſich durchzubetteln, allein die Alpler Bauern ſtanden zuſammen und ſagten: „Bettler haben wir ohnehin zuviele, aber Schulmeiſter haben wir keinen, und dahier keinen gehabt, ſeit die Welt ſteht. Machen wir ihn zum Schulmeiſter, unſere Kinder ſollen Leſen und Schreiben lernen; nützt's nichts, ſo ſchadet's nichts.“

Der Michel blieb in Alpel und ging mit ſeinen Wiſſenſchaften hauſieren von Hof zu Hof. Je eine Woche lang wurde die Schule in einem und dem anderen der dreiundzwanzig Höfe abgehalten, wo die Kinder der Gemeinde in der Geſindeſtube zuſammenkamen, ſich um den großen Tiſch ſetzten und lernten. Wenn die Bäuerin kam, um auf dem Tiſche ihren Strudelteig auseinanderzuziehen, oder das Geſinde, um Mittag zu eſſen, mußte freilich der Tiſch geräumt werden. Die Schulkinder gingen hinaus, aßen ihr mitgebrachtes Stück Brot; der Schulmeiſter ſetzte ſich zu den Knechten und Mägden und that etwas, wozu damals nicht jeder Schulmeiſter das Talent hatte — er aß ſich ſatt. Außer der Schulzeit machte er ſich in dem betreffenden Hofe auch noch dadurch nützlich, daß er Streu hackte, Heu machen oder Dung führen half und dergleichen. Dabei hatte er ſtets die ruppige braune Lodenjacke am Leibe, die er vom Grabelbauer geſchenkt erhalten, und den Seidencylinder auf dem Kopf, den ihm der alte Dechant zu Birkfeld einmal verehrt hatte in früheren Tagen. Lachen und weinen muß ich, ſo oft ich des guten Michel Patterer gedenke; ſein Schickſal iſt ſo ſeltſam, und ſein Herz war ſo tapfer und ſo geduldig! Er hatte niemanden mehr auf der Welt, als ſeine Schulkinder, denen er ſein Beſtes gab, und wenn er zur nächtlichen Stunde draußen in der Heuſcheune lag, ein wenig fröſtelnd vor Kälte und ein wenig ſchwitzend vor Sorge um ſein nahes hilfloſes Alter, da mag er ſich wohl gedacht haben: Wie wunderlich geht's doch zu auf dieſer Welt!

Eine längere Zeit war die Schule bei dem obenbeſagten Holzbauer eingeheimt, und gerade aus jener Zeit habe ich die kleine Erinnerung, die hier erzählt werden ſoll.

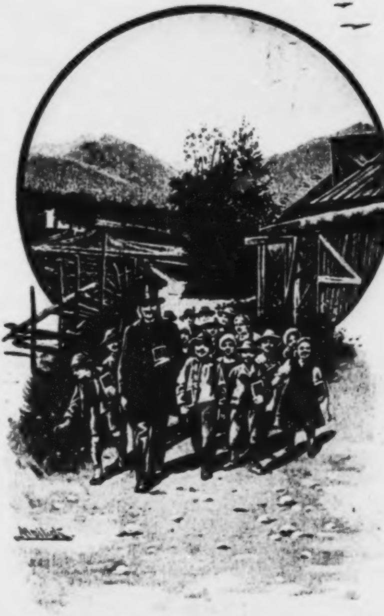
Jahrelang hatte ſich um unſere Alpelſchule niemand gekümmert, ſie war weder anerkannt noch verboten, und da der Mann von der Gemeinde verköſtigt wurde, ſo ging die Sache weiter eigentlich niemanden was an.

Doch, doch! — da iſt oben im Gebirge ein Menſch mit dem neumodiſchen Geiſte, und der unterrichtet die Kinder! Da kann etwas Sauberes herauskommen! Wie ſteht's mit der Religion? Werden die Kinder wohl auch zur heiligen Beichte vorbereitet? Zur Kommunion, zur Firmung? — Das müßte man doch einmal näher beſehen! — Und eines Tages hieß es: eine große Geiſtlichkeit kommt nach Alpel, und es wird ſtrenge Prüfung ſein!

Der alte Schulmeiſter ſagte nichts dazu und es war ihm nicht anzumerken, ob er ſich fürchte oder freue.

Indes ſchlief alles wieder ein, und die „große Geiſtlichkeit“ kam nicht. Hingegen war im Frühherbſte desſelben Jahres etwas anderes. Als in der Krieglacher Ortsſchule zum Schluſſe des Schuljahres der Tag der Prüfung nahte, zu welchem ſtets auch der Dechant aus Spital erſchien und andere Geiſtliche und Schulaufſeher und Lehrer aus Nachbarspfarreien, kam unſerem Michel vom Ortsſchulrathe der Befehl zu, er habe ſich mit ſeinen Schulkindern am Tage der Prüfung im Schulhauſe zu Krieglach einzufinden. Und jetzt ging die Not an. Die Schule in Alpel war während der dringenden Feld- und Wieſenarbeiten geſchloſſen geweſen. Der alte Michel mußte nun von Haus zu Haus gehen, um die Kinder zuſammenzuſuchen und ihnen zu ſagen, daß ſie ſich am nächſten Erchtag (Dienstag) beim Holzbauer zu verſammeln hätten, hübſch im Sonntagsgewande, fleißig gewaſchen und mit geſträhltem Haar, wie als ob ſie am Oſtertage in die Kirche gingen. Und die Schulſachen mitnehmen! Wir Kinder wußten nicht recht, was das zu bedeuten habe und was das ſei: eine Prüfung! Und unſere Eltern wußten es auch nicht. Aber ſie meinten, es würde ſchon was Rechtes ſein, ſonſt wäre vom Sonntagsgewand nicht die Rede. Nur ein alter Kleingütler, der auf den Häuſern umherzuklettern pflegte, um den Bauern ihre Strohdächer auszuflicken, hatte über die abſonderliche Sache ſeine Bedenken. — Eine Prüfung! Ob die kleinen Buben etwa ſchon tauglich wären zu Soldaten gegen die Franzoſen! Man dürfe nicht trauen! Wer heutzutag einen kleinen Buben habe, der ſolle ihn verſtecken! — Solcher Meinung waren die Bauern nicht, und der Heidenbauer ſagte friſchweg: „Wir von Alpel brauchen unſere Buben nicht zu verſtecken, wir können ſie ſchon aufzeigen.“

Trotzdem gab es unter den Schulkindern etliche, denen das



Ding mit der Prüfung nicht ganz geheuer vorkam. Aber an dem beſtimmten Erchtage fanden wir uns faſt vollzählig ein beim Holzbauer. Es dürften unſer achtzehn bis zwanzig Kinder geweſen ſein. Der Schulmeiſter hatte ſich auf das allerbeſte zuſammengethan. Er hatte blank gewichſte Stiefel, hatte ein ſchwarzes Gewand an, welches er von einem ehemaligen Kollegen, dem Lehrer in Ratten, ausgeborgt; ſein mageres Geſicht war glatt raſiert, das dünne graue Haar glatt über den Scheitel zurückgekämmt. Am Halſe ſtand ſogar ein ſchneeweißer Hemdkragen hervor, ähnlich der Halsbinde eines Geiſtlichen, und als er nun auch den faſt ganz glatt gebügelten Cylinder auf das Haupt ſetzte, da dachte ich mir: Mit unſerem Schulmeiſter brauchen wir uns nicht zu ſchämen.

Wir hatten jedes zu Hauſe je nach Umſtänden unſer Frühſtück verzehrt, und nachdem der alte Michel das Seine nun aus der braunhornernen Doſe genommen, machten wir uns auf den weiten Weg nach Krieglach. Unterwegs durch die Wälder gab der Schulmeiſter mehrere Verhaltungsmaßregeln aus: die hohen Herren höflich grüßen, beim Namensrufe ſogleich aufſtehen (in der Alpelſchule blieben wir nämlich beim Ausgefragtwerden ſitzen), auf die geſtellten Fragen hübſch laut und deutlich antworten; wenn wir was geſchenkt bekämen oder gar in Häuſer zum Eſſen geladen würden, fein artig ſein, und Schön' Dank ſagen! und halt ſo weiter. Ob von den Prüfungsgegenſtänden ſelbſt die Rede war, daran kann ich mich nicht erinnern; der Schulmeiſter ſchien der Sache ſicher zu ſein.

Das Wetter war trüb, nebelig, froſtig; ohne eigentlich zu regnen, troff es von den Bäumen. Zum Sandbühelkreuz gekommen, wo im Thale der Ort ſtattlich vor uns ausgebreitet lag, machten wir Halt. Der alte Michel riß Sauerampferblätter ab um einzelnen der Kinder damit die Schuhe zu reinigen, und auch wo es ſonſtwo und wie an uns auszubeſſern und fürſorglich zu ſchlichten gab, that er's. Waren ja doch die allermeiſten von uns, beſonders die Dirndln, das erſte Mal in der weiten Welt und ſahen einem äußerſt ungewiſſen Schickſale entgegen. Enge aneinandergeſchloſſen marſchierten wir hinter unſerem Schulmeiſter drein durch das große Dorf und der Kirche zu, neben welcher das Schulhaus ſtand. Das war ein anderes Schulhaus, als wir deren in Alpel hatten, das ſtand mit ſeiner doppelten Fenſterreihe da wie ein Schloß, und jedes Fenſter war ſo groß, daß ein Reiter auf hohem Roß ganz bequem durch ein ſolches aus- und einreiten hätte können. Wir durften aber nicht einmal bei der Thür hinein. Denn davor ſtand eine kleine alte Frau mit Brillen auf der Naſe, dieſe ſchaute uns prüfend an und ſagte, wenn wir die Kinder aus Alpel wären, ſo ſollten wir uns in die Brennholzhütte hineinſetzen und warten, die Herren hätten eben die Dorfkinder in der Arbeit; wenn ſie mit dieſen fertig wären, würden wir ſchon gerufen werden. Als wir drin waren, ſchlug ſie das Lattenthor hinter uns zu, ſo daß es ſpielte, als wären wir eingeſperrt.

Im Schoppen waren aufgeſchichtete Scheiterſtöße, darauf ſetzten wir uns und waren recht kleinlaut. Der alte Schulmeiſter war immer unter uns. Er ſagte gar nichts, ſchnupfte aber ſehr oft aus ſeiner Doſe. Nach einer Stunde, beiläufig, als unſere Beine ſchon ſteif und unſere Naſen ſchon blau geworden waren, hörten wir vom Hauſe her ein lebhaftes Getrampel, als ob ein Schock Ziegen über die Stiege liefe. Bald darauf ſtoben die freigewordenen Dorfkinder auseinander, und wir ſahen, wie viele derſelben ſchöne Sachen bei ſich hatten, die ſie betrachteten und einander zeigten. Da hatten ſie Bildchen, rotgebundene Büchlein mit Goldſchnitt und in Seidenmaſchen gefaßte Silbermünzen. Unſer Schulmeiſter ſagte uns, daß ſolches die Prämien wären, womit die fleißigen Schüler bei der Prüfung beteilt würden. Er deutete nicht an, ob etwa auch uns derlei bevorſtünde, für uns gewann aber die bevorſtehende Prüfung nun ein anderes Anſehen. Wir wurden gerufen.

Ehrerbietig und leiſe ſchritten wir die Treppe hinauf und in das Zimmer hinein. Das war ſehr groß und weiß und licht und hatte Bankreihen und roch nach Kindern. Und an der Wand ſtand eine Kanzel mit Bücherſtößen. Und daneben am Schragen lehnte eine große ſchwarze Tafel, auf welcher noch die Kreideziffern einer Rechnung ſtanden. Beim Anblicke der Zahlen ward mir ſofort übel, denn ſo ſehr ich die Buchſtaben ſtets geliebt, ſo ſehr habe ich die Ziffern von jeher gefürchtet. Wir ſetzten uns auf Befehl ſtolpernd in die Bänke und packten unſere Schulbücher und Schiefertafeln aus. Der alte Schulmeiſter war nahe an der Thür ſtehen geblieben, hatte unſere Ordnung gemuſtert und machte nun, als die Herren hereintraten, eine tiefe Verbeugung. Die Herren waren freilich darnach. Da war ein ſchlanker ältlicher Prieſter in ſchwarzem Talar — der Pfarrer von Krieglach; dann ein junger, ebenfalls ſchlanker Geiſtlicher mit einem ſehr ernſthaften Aloiſiusgeſichte, das war der Kaplan; hernach ein wohlbeleibter, rund- und rotgeſichtiger Herr mit einer recht großen Glatze — das war der Dechant aus Spital am Semmering. Ferner noch mehrere Herren in ſchwarzem Gewande und mit dunklen und roten Bärten und funkelnden Augengläſern. Sie muſterten uns mit ſcharfen Blicken, und einer oder der andere zuckte wohl gar ein wenig die Achſeln, gleichſam als bedauerte er, ſolche arme Haſcherln ſo weit hergerufen zu haben für nichts und wieder nichts. Denn es waren gar kümmerliche Figürlein und gar einfältige Geſichtlein unter uns. Man könne ſich's ja denken, flüſterte einer der Herren zu ſeinem Nachbar, wenn die Kinder aufwachſen wie die Thiere im Walde, und ein ſolcher Lehrer dazu! Man könne ſich's ja denken!

Da war unter den würdigen Herren auch ein kleiner dicker Kumpan mit ſtets zwinkernden Äuglein und ſchmunzelnden Lippen. Er war, ſoviel ich weiß, ein Gerbermeiſter und der „Schulvater" einer Nachbarsgemeinde, er war gekommen, um bei der Prüfung auch auch ſein Gewicht geltend zu machen. Dieſer nun trat alſogleich vor, nahm einen Jungen der erſten Bank aufs Korn und fragte ihn: „Wie wiel hat dein Vater Kinder?"

„Mein Vater hat ſieben Kinder," antwortete der Kleine.

„Und wie viel hat dein Vater Finger?"

„Mein Vater hat zehn Finger."

„Falſch," rief der dicke ‚Schulvater', „wenn dein Vater ſieben Kinder hat, ſo hat er wahrſcheinlich achtzig Finger."

Auf das gab's ein paar laute Lacher, der gefragte Schüler aber ſchaute verblüfft drein.

Der Frageſteller wandte ſich zur zweiten Bank. „Jetzt will ich dem ſaubern Dirndl dort eine andere Aufgabe geben. Wenn auf einem Kirſchbaum zehn Gimpel ſitzen, und ich ſchieße einen herab, wie viele bleiben oben?"

Das Mädchen ſtand auf und antwortete: „So bleiben neun oben."

Zog der „Schulvater" ein ſehr ſchlaues Lächeln und ſagte: „Ich glaube, es wird gar keiner oben bleiben, denn die neun übrigen werden davonfliegen."

Jetzt trat der alte Michel ein paar Schritte aus ſeinem Hintergrund und, mit gefalteten Händen gegen den Frageſteller gewendet, ſagte er ſehr demütig: „Wenn ich recht ſchön bitten dürfte, die Kinder nicht verwirrt zu machen!“

„Ich meine, daß wir in der Schule ſind,“ nahm nun der Dechant ernſthaft das Wort, „und weil wir gerade auch beim Rechnen ſind, ſo will ich den dort, den kleinen mit dem roten Bruſtfleck fragen.“

Der Kleine mit dem roten Bruſtfleck war ich.

„Paß nur einmal auf, mein Kind,“ ſagte der Dechant. „Ein Bauer hat einen Taglöhner, dem er für den Tag ſechsunddreißig Kreuzer Lohn giebt; wie viel Gulden Konventionsmünze wird er ihm für die Woche ſchuldig?“

„Wenn der Bauer,“ begann ich abzuhaſpeln, „dem Tagelöhner ſechsunddreißig Kreuzer giebt, ſo wird er ihm in der Woche ſchuldig — in der Woche ſchuldig — —.“ Ich weiß es noch genau, wie mir in jenem Augenblicke zu Mute war. Als ob ich auf einer ſehr hohen Leiter ſtünde, welche zu ſchaukeln beginnt. Der alte Michel ruft mir noch zu: „Halt' dich feſt!“ Aber ich ſehe und taſte keine Sproſſen mehr, alles um mich wird blau und voll kreiſender Sterne, ich ſtürze. — Als ich wieder zu mir kam, hörte ich nur, wie unſer Schulmeiſter entſchuldigend ſagte: „Das iſt halt von den Schwächeren einer.“

Ich ſetzte mich nieder.

An derſelben Frage biſſen ſich noch ein paar andere die Zähne locker. Der eine antwortete, der Bauer würde dem Taglöhner für die Woche drei Gulden ſechsunddreißig Kreuzer ſchuldig; der andere behauptete, der Lohn für die ganze Woche mache vier Gulden zwölf Kreuzer. Endlich ſtellte es ſich heraus, daß beide recht hatten, nur daß letzterer von der Sonntagsruhe Umgang nahm. Dieſen fragte daher der Pfarrer von Krieglach ziemlich ſcharf: „Wie lauten die zwei erſten der Kirchengebote?“

Raſch antwortete der Schüler: „Erſtens, du ſollſt den Feiertag heiligen, zweitens, du ſollſt die heilige Meſſe mit gebührender Andacht hören.“

„Sehr brav! Nun möchte ich aber von deinem Hintermann hören, wie viel bei dem bethlehemitiſchen Kindermorde der König Herodes Mädchen töten ließ?“

Der Hintermann war wieder ich, aber diesmal kam er mir recht. „Mädchen gar keins“, war meine Antwort.

„Nun, wie kannſt du mir das beweiſen?“

„Ich kann's beweiſen damit, daß der Herodes nur Knaben aufſuchen und töten ließ, weil er den kleinen Jeſus umbringen wollte.“

„Ah, vortrefflich!“ riefen mehrere. Und der Pfarrer ſagte gegen den alten Michel gewendet: „Das iſt eine Antwort, die ich von Ihrer Schule nicht erwartet hätte.“

Der alte Mann verneigte ſich und ſagte: „Religion macht den Kindern die meiſte Freude. Ich laſſe halt Evangelium leſen und was ſie von ſelber nicht verſtehen, das erkläre ich ihnen durch Beiſpiele.“

„Du Schwarzäugige dort unten,“ rief jetzt wieder der Dechant drein: „Wie oft ſoll der katholiſche Chriſt beichten?“

„Der katholiſche Chriſt ſoll jährlich wenigſtens einmal beichten und zur öſterlichen Zeit das heiligſte Sakrament des Altars empfangen.“

Auf dem Geſichte des „Schulvaters“ war die ſpöttiſche Miene gänzlich vergangen.

Nachdem in der Religion noch mehrere Fragen klipp und klar beantwortet worden waren, ließ der Pfarrer aus dem Leſebuche ein Stück bibliſcher Geſchichte des alten Teſtamentes laut leſen, jeden durch die Bank nur wenige Sätze. Das ging flott und die Herren ſchauten einander nur ſo an.

„Wie viel haben Sie in Ihrer Schule Klaſſen?“ fragte der Dechant unſeren Schulmeiſter.

„Eigentlich nur eine, oder gar keine,“ antwortete dieſer. „Ich teile nicht ab. Wir arbeiten halt fort, bis ſie leſen, ſchreiben und ein bißchen rechnen können.“

Nun verlangte man, daß wir unſere Tafeln zum Schreiben bereit machten. Der Dechant gab folgendes Diktat: „Der Geiſt des Herrn wich von Saul und ließ einen böſen Geiſt über ihn kommen, der ihn plagte. Und ſiehe, Saul erſchlug Tauſende und David Zehntauſende, denn mit David war der Segen Jehovas.“

Das Diktando war durchgehends faſt fehlerlos, nur mir paſſierte anſtatt des heiligen Namens Jehovas ein dummes „J. Hofers“, was ſie aber wieder damit entſchuldigten, daß ich einer der Schwächſten ſei. Die Schriften der übrigen waren ſo, daß die Herren untereinander ſagten: „In der vierten Klaſſe einer Bürgerſchule ſelbſt wäre ein ſolches Reſultat glänzend zu nennen!“

Unſer alter Schulmeiſter ſtand immer gleich demütig in einem Hintergrunde.

„Aha, die hat's doppelt!“ ſagte der Pfarrer plötzlich, als er die Schiefertafel eines Dirndls umgewendet hatte und dieſelbe dem Dechanten hinhielt. Die kleine Eigentümerin ſtand auf und ſagte: „Das Hintere gilt heute nicht, das iſt noch von der Schul' her.“

„Wollen einmal ſehen, was ihr in euerer Schule für ein

Diktando habt," ſprach der Dechant und las laut die Schrift auf der Rückſeite der Tafel: „Edel ſei der Menſch, hilfreich und gut, das allein unterſcheidet ihn von anderen Geſchöpfen."

Sie neigten die Köpfe und der Dechant murmelte: „Nicht übel! Nur ſchade, daß es vom alten Heiden iſt."

Damit war die Prüfung beſchloſſen. Die Herren hatten ſich zuſammengeſtellt und ſprachen leiſe miteinander. Der Pfarrer ſchüttelte die Achſeln und machte mit den ausgebreiteten Händen eine Geſte, die wir erſt verſtanden, als er ſich zu uns wendete und ſprach: „Liebe Kinder! Wir ſind mit euch ſehr zufrieden. Es ſind euch auch Prämien vermeint, aber ihr müſſet warten, wir haben heute ſchon alle ausgegeben; ſie werden euch nachgeſchickt werden. Fahrt nur ſo fort, lernet fleißig und vergeſſet die Gebote Gottes und der heiligen Kirche nicht."

Und dann konnten wir gehen. Der alte Michel machte vor den Herren noch ſeine ehrerbietige Verneigung und ging mit uns. An der Thür ſoll ihm im Vorübergehen der „Schulvater" ins Ohr geraunt haben: „Die Prämiierten haben es nicht halb ſo gut gemacht!"

Hernach ſtanden wir auf dem Kirchplatze noch ein bißchen ſo herum; endlich fand unſer Schulmeiſter, daß es Zeit ſei, den Heimweg anzutreten. Die Wohlhabenden gingen noch in den Bäckerladen um je eine Semmel, wir anderen erquickten uns unterwegs an friſchen Quellen und ſtellten Mutmaßungen an, wann wir die Prämien nachgeſchickt erhalten und worin ſie beſtehen würden. Der alte Schulmeiſter nahm aus ſeiner Doſe eine Priſe um die andere und ſchwieg.

Auf die Prämien warten wir noch heute.

Als ich in's Paradies ging.

Noch nichts habe ich euch erzählt von Euſtach Weberhofer. Das war jener jugendliche Mann, der in den Fünfziger Jahren an einem Sonntagsmorgen in langem ſchwarzen Rock durch die Kirche von Sankt Kathrein ſchritt. Er hatte ein rundes wohlgefärbtes Geſicht, zwei kluge blaue Augen drin und quer über die Stirn das blonde Haar gekämmt. Er machte durch die Kirche würdevolle und ziemlich weit ausgreifende Schritte; ſeine Wanderſchaft ging von der Sakriſtei, wo er dem Pfarrer das Meßgewand angezogen, nach dem Kirchenchore, wo er im nächſten Augenblicke, wenn der Prieſter zum Altare trat, ſchon an die Orgeltaſten drücken mußte.

Das war der „Schulmeiſter“, wie man damals den Schulleiter oder den Oberlehrer noch nannte, im Gegenſatze zum Unterlehrer, der kurzweg „Lehrer“ hieß. Mir gefällt das Wort „Schulmeiſter“ auch ſehr gut, man braucht's ja nicht im Sinne wie Schuſter- oder Gerbermeiſter zu verſtehen; auch den großen Künſtler nennt man Meiſter, und ſelbſt die Jünger Jeſu haben den Herrn „Meiſter“ genannt. Mein Euſtach Weberhofer hat ſich gar nicht gekränkt darüber, daß die Bauern von Sankt Kathrein ſcharfweg „Schulmeiſter“ zu ihm ſagten, bekam er doch gerade als Schulmeiſter Zehent an Korn, Wolle, Butter und was ſo eben vorhanden iſt. Wer oft „Schulmeiſter“ ſagte, der dachte auch oft an ihn, und das war ihm nicht zuwider.

Mein alter Schulmeiſter Michel Patterer war damals ſchon Oberlehrer bei den lieben Engelein, die er wohl die Noten lehrte, damit ſie zu Weihnachten über dem Krippel vom Blatt weg das Gloria in excelsis Deo! ſingen konnten. Ich hatte ſchon allerlei Wiſſenſchaften im Kopfe, kannte alle Buchſtaben und wußte ſie ſogar derart zuſammenzuſtellen, daß ſie manchmal einen recht guten Sinn, manchmal auch einen ſchönen Unſinn gaben. Die zwölf Monate des Jahres wußte ich auch, wenngleich nicht der üblichen Reihe nach. Begriff nicht, weshalb ſo viel Aufhebens, wenn Juli und Auguſt im Winter kamen, waren doch unſere Dienſtboten, die Julie und der Auguſt, auch im Winter gekommen.

„Dir iſt der alte Schulmeiſter zu früh geſtorben,“ ſagte einmal der Nachbar Thomerl, und an das dachte ich, als nun der Mann mit dem freundlichen Rundgeſichte durch die Kirche ſchritt. Ich war zu jener Zeit ein manchmal recht ungeſchickter Ochſenführer beim Ackern, und da nun mein Wunſch, wieder in die Schule gehen zu dürfen, von der Mutter dem Vater unterbreitet wurde, ſagte dieſer: „Meintswegen ſoll er was Herriſches lernen, für die Ochſen iſt er eh zu dumm.“

Alſo fing ich an, nach Sankt Kathrein zum Euſtach Weberhofer in die Schule zu gehen. Da ging's ein biſſel anders zu wie beim alten Patterer! Erſtens gab es Bänke wie in der Kirche; zweitens lichte Fenſter, hinter deren ſchöngeflochtenen Eiſengittern ſtets ein paar Hollunderzweige fächelten; drittens hatte der Schulmeiſter nicht die lange Tabakspfeife in der Hand, ſondern ein braungelbes „Staberl“, zum „Hoſenausſtauben“. Wer

hätte gedacht, daß das freundliche Rundgeſicht mit den blauen Augen ſo martialiſch ſcharf dreinſchauen konnte, wenn fünf und ſechs — zwölf waren, oder wenn die ſieben Sakramente mit „erſtens Hoffart, zweitens Geiz“ anfingen! In meiner Nähe hat ſich wegen Unfleiß oder Widerſpenſtigkeit manches Strafgericht vollzogen, mir geſchah nichts. Ich war ein armes Haſcherl aus dem Alpel herab, von dem nicht viel verlangt werden konnte, und wenn es ſich um ſchwierige Fragen aus der Sprachlehre oder der Mathematik handelte, überſah er mich. Allerdings duckt man ſich nach Thunlichkeit, aber doch wieder nicht ſo auffallend, daß es etwa eine gegenteilige, eine herausfordernde Wirkung üben könnte. Beim alten Patterer war von einer Sprachlehre gar keine Rede geweſen, vielleicht galt dort die Meinung, die Mutterſprache müſſe man von der Mutter lernen und nicht aus dem Buche. Einmal fragte mich hier zu Sankt Kathrein in der Religionsſtunde der Pfarrer nach den vier letzten Dingen. Ich nannte ſie auf das Verläßlichſte, denn gerade über den Tod, das Gericht den Himmel und die Hölle hatte ich oft meinen Schafen gepredigt von der Felſenkanzel auf der Hochweide. Mehr Erfolg als auf der Hochweide hatte ich mit den vier letzten Dingen hier. Der Katechet nickte mit dem Haupt und der Schulmeiſter ſagte ihm leiſe und mit leichtem Zucken des Kopfes, das ihm beim Sprechen eigen war, einige Worte. Er verriet, daß ich jener Bauernburſch wäre, der Geiſtlich werden wollte. Der Katechet lachte und ſprach, wie er die Welt kenne, ſeien, um ſtudieren zu können, die zwei erſten Dinge beſſer, als die vier letzten. Wetten will ich, er hat mit den zwei erſten Dingen Protektion und Geld gemeint. Da dieſe Dinge nicht vorhanden waren, ſo führte ich nach wenigen Wochen wieder die Ochſen vor dem Pfluge her, eine Leiſtung, zu der die zweimonatliche Schule in Kathrein mich nicht weſentlich gefördert hatte.

Wenige Jahre ſpäter ſaß ich nochmals in der Schulſtube zu Kathrein, doch nicht mehr als gewöhnlicher „Trivialſchüler", ſondern als jemand, der bereits einen geſellſchaftlichen Rang einnimmt. Ich war Schneiderlehrling und beſuchte die Sonntagsſchule, welche in der Stunde zwiſchen dem Mittagseſſen und dem Nachmittagsgottesdienſt abgehalten wurde. Und da lernte ich den Schulmeiſter erſt näher kennen.

Weberhofer war einer jener wenigen glücklichen Lehrer, denen man es anſieht, daß ſie nicht am Bewußtſein eines verfehlten Berufes kranken, daß ſie die Wichtigkeit ihrer Aufgabe erkennen und durch die Ausübung derſelben befriedigt werden. Er war — wie es ſich ſpäter zeigte — einer, der die Vorzüge des Lehrers der alten Schule und die der neuen in ſich vereinigte; vom Chriſtentume ging ſein Wirken aus, in allen Bereichen des weltlichen Unterrichtes war es daheim, zum Chriſtentum kehrte es zurück.

Menſchlich näher rücken durfte ich ihm, als, nachdem er ſich aus Birkfeld eine junge Frau geholt hatte, kleine Buben gekommen waren und als dieſe kleinen Buben Höſelin brauchten und ich gerufen ward, mit Schere und Nadel dieſes immerhin beſcheidene Bedürfnis zu ſtillen. Da durfte ich bei Tiſche knapp an Seite des Schulmeiſters ſitzen, und nun merkte ich, daß er war, wie auch andere Leute, daß er lachen konnte und ſcherzen, daß er ſeinen herzigen Knäblein ſogar die Höſelein aufknöpfeln konnte, und zwar zu anderen Zwecken, als er das manchmal bei ſtörriſchen Schulbuben zu thun gezwungen war. Und in dem Maße, als er niederſtieg, ließ er mich aufſteigen. Die Kirchenſchlüſſel vertraute er mir an und zu den Tageszeiten durfte ich am Thurmſtrick ziehen und die Glocke läuten. Und gar mancher in der Gegend, der ſpottend meckerte, ſo oft er des luſtigen Schneiderleins anſichtig ward, zog nun vor meinem Läuten den Hut vom Kopf und betete. Und ich dachte dazumal, wie es doch das unſagbarſte Glück ſein müßte, eine hellklingende Glocke zu läuten, die man hören könne in weiten Landen.

Der erſte, der mich auf dieſen Weg verwies, war alſo mein Euſtach Weberhofer an jenem Tage, da er mir den Thurmſchlüſſel in die Hand gab: „Peter, 's hat ſieben geſchlagen, geh' läuten zum Engliſchen Gruß!"

Es iſt alſo kein Wunder, daß ich den Mann, vor dem bisher nur Ehrfurcht war, nun anfing, abgöttiſch zu lieben. Daß er auch der erſte war, welchem eines Feierabends, als er meinem Lehrmeiſter den Lohn ausgezahlt, einfiel: Der Lehrling dürfte auch ein Silberzehnerl vertragen, das betone ich allen Ernſtes mit beſonderem Nachdruck. Denn es war die einzige Ehrengabe, die ich während meiner Lehrjahre erhalten. „Trinkgeld!" ſagen die Leute, die nichts als an ihre Gurgel denken können. Nur meinen vertrauten Freunden geſtehe ich's, wozu jener Erſtling verwendet worden iſt. Und weil du, lieber Leſer, zu denſelben gehörſt, ſo wiſſe, daß ich mir von dem Zehnkreuzerſtücke — Zeit gekauft habe. Wenn Zeit Geld iſt, ſo wird Geld wohl auch Zeit ſein können. Ich bekam für mein gutes Geld ſechs Nachtſtunden in Geſtalt zweier Unſchlittkerzen, bei deren Lichte ich leſen und ſchreiben konnte, eine Beſchäftigung, für die am Tage keine Zeit war. Zwei Kreuzer bekam ich noch heraus und dafür wurden Zwetſchgen gekauft. Die nahm mir der Blaſer Hanſel hernach weg und zwar aus zwei gewichtigen Gründen: erſtens, weil er die Zwetſchgen haben wollte und zweitens, weil er ſtärker war als ich. Und das iſt der Rechenſchaftsbericht über den erſten Silberling.

Alles währt nur eine Weile und auf einmal wurde der Herr Schulmeiſter abgerufen ins Paradies. Denn anders kann man die Gegend nicht nennen, die weit „unten auf dem Lande“, am Fuße des Kulmberges liegt, ein blühender, üppiger Obſtgarten, ſoweit das Auge reicht! Puch heißt das Dörfchen im lieblichen Hügelgelände, wohin Weberhofer verſetzt wurde, und das war etwas anderes, als die kalten, ſteilen und ſteinigen Berge um Kathrein am Hauenſtein.

Der Abſchied war für mich nicht einmal aufregend, ſo ein unfertiges Menſchenkind weiß ja gar nicht, was Scheiden bedeutet. Faſt erſtaunt war ich, als der Geſchiedene nachher — nicht mehr da war. Im Schulhauſe und in der Kirche ging ein anderer Mann um, der einen großen Schnurrbart hatte wie ein Huſar, im Schulzimmer oft ſo ſchrecklich polterte, daß im Holzſchoppen draußen die Hühner aufflatterten, und der auf dem Kirchenchor mit den Muſikanten ſo laut ſchrie, daß alle Andächtigen ſich die Krägen umdrehten, um zu ſehen, was da oben los ſei. Und das war der neue Schulmeiſter.

Jetzt kam mir das Verlangen nach dem alten. Zwar neun Fußſtunden war es bis hinaus ins Paradies, und da reifte faſt plötzlich der Entſchluß, ihm nachzuwandern. Der Matheſel war auch dabei.

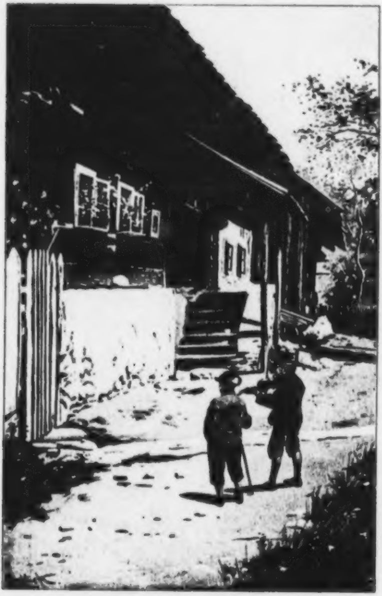
Der Matheſel war einer der Schulgenoſſen, ein ganz kleines Kerlchen, aber ſtramm und unternehmend. Sein Geſicht war voller Sommerſproſſen, auch im Winter, ſein Haar mochte ihm die Mutter, ein Holzknechtweib, kämmen wie ſie wollte, es ſtand borſtig nach allen Seiten hinaus. Er verſtand es trotz ſeiner kurzen

Beine, ganz reſpektabel große Schritte zu machen, und wo es einen Graben zu überſpringen, einen Baum zu erklettern, einem anderen Buben die Beine zu ſtellen gab, da war er der flinkeſte und fixeſte. Leicht gereizt konnte er kratzen und boxen und beißen und würgen wie ein wildes Tier und ſelten gab es bei ihm einen Tag ohne Blutvergießen. Wir nannten ihn „das Löwerl“. Seine Eltern hatten mit dem wilden Jungen nichts anzufangen gewußt und darum ihn in die Schule gegeben zum Euſtach Weberhofer. Und das war dem Löwerl gerade recht, ſo flink wie ein Wald über Stock und Stein ſprang er über die Schulbänke, jeden Knaben rempelte er an, dem einen fuhr er mit ſeinen knochigen Fingern in die Haare, dem andern riß er das Halstuch los, den dritten warf er zu Boden und knorzte pfauchend auf ihm herum; den Schulmeiſter, als er ihn darob einmal ſcharf zwiſchen die Beine nahm, riß er mit den Zähnen einen Fetzen aus der Hoſe. Es war nichts mit ihm anzufangen. Ruhig und zahm wurde er nur, wenn's Muſik gab. Wenn irgendwo ein Waldhorn klang, oder eine Klarinette, da horchte er auf; wenn der Schulmeiſter geigte, da war er ganz Ohr und konnte ſein Auge nicht wenden von den kundigen Fingern, die Saiten und Fiedelbogen behandelten. Und eines Tages fragte der Schulmeiſter das Löwerl, ob es nicht Muſik lernen wolle? Das Löwerl faltete die braunen Hände: „Bitt' gar ſchön, Herr Schulmeiſter!“ Vor allem war er für's Blaſen; der Schulmeiſter ſchenkte ihm eine Klarinette, lehrte ihn die Noten und wie man am Inſtrumente die Löcher zu- und aufthut und die Klappen drückt. Der Junge packte es gar nicht ungeſchickt an, hatte ein gutes Gehör und verſtand ſehr zarte und wohlklingende Töne hervorzublaſen.

Und jetzt war's aus der Weiſe, den ganzen Tag hörte man das helle Gedudel einer Klarinette, einmal hinter dem Schulhaus, einmal unten auf der Wieſe, einmal oben im Wald. Aus dieſem verjagte ihn eines Tages der Jäger, denn das ſchauderliche Gepfeiſe verſcheuchte alle Haſen. Am nächſten Tage traf das Löwerl mit dem Knaben des Jägers zuſammen, da gab es heißen Kampf; das Löwerl verbiß ſich ſo wütig in des Gegners Jacke mit den Hornknöpfen, daß es ſich die zwei vorderen Oberzähne zu Schanden biß. Und jetzt konnte der Junge nicht mehr Klarinette blaſen. Der Jammer war grenzenlos; den Schulmeiſter dauerte er. „Du Matheſel,“ ſagte er, „wenn du mir's verſprichſt, daß du nimmer raufeſt und wild biſt, dein Lebtag nimmer, ſo probieren wir's mit der Geige.“ Der Junge verſprach's bei allen drei Gotten. „Oho!“ ſagte der Schulmeiſter, „wir haben nur einen, und wenn du mir's bei dem verſprichſt, ſo bin ich reichlich zufrieden.“

Alſo lernte der Knabe auf der Geige ſpielen, und um dieſelbe Zeit wurde der liebe Euſtach Weberhofer überſetzt nach Puch am Fuße des Kulm.

Der Matheſel, als er gleich mir ſah, daß der fortgezogene Schulmeiſter nicht mehr da war, machte es kurz. Er nahm ſeine Geige und wanderte gen Puch. Ich ging mit ihm. Der Weg über Berg und Thal war uns fremd, doch weil er weiterhin eine breite Straße wurde, ſo verfehlten wir ihn nicht. Unterwegs, in der Nähe von Birkfeld, wurden wir hungrig. Der Matheſel ſtellte ſich vor ein Haus und kratzte auf der Geige. Zuerſt meldete ſich drin ein Hund, bald darauf auch eine Katze und endlich ein Weibsbild. Dieſes ſprach ein äußerſt abfälliges Urteil über das Ständchen, als es aber die zwei kleinen unſchuldigen Büblein ſah, die da heraußen ſtanden, bis über die Knie hinauf weiß vor Straßenſtaub, entſpann ſich zwiſchen dieſen und der Hausbewohnerin



eine kleine Unterhaltung, die in einem Topf Milch mit Schwarzbrot gipfelte. Hernach zogen wir wieder fürbaß, und der Matheſel war nicht wenig ſtolz darauf, ſein Brot nun ſchon mit Muſik verdienen zu können.

Gegen Abend kamen wir gegen das weltfremde Puch. Die Gegend war faſt unheimlich vor lauter Herrlichkeit. Hin und hin lange Strecken waren wir ſozuſagen eingewölbt von Äpfeln, Birnen und Zwetſchgen, die über uns auf den Bäumen hingen. Und zwiſchen den Bäumen durch, über Gärten, Bohnenranken, Kürbis- und Maisfelder her blauten die fernen Berge. Wir nahmen uns nicht Zeit, eine der großmächtigen „Melonen“ zu koſten, die neben dem Wege, an kriechendem Geſchlinge herumlagen, wir ſtürmten auf das Dörfchen ein und auf das Schulhaus. Das Schulhaus war ganz anders, wie jenes zu Sankt Kathrein, aber der Schulmeiſter und ſeine Frau und ſeine Knaben ſahen hier genau ſo aus, wie dort. Sie waren nicht wenig erſtaunt, als ſolche Gäſte anrückten, wovon der Muſikant ſofort erklärte, er ſei da und wolle dableiben. Die Einwilligung ſeiner Eltern hatte er auch mit, und ſo kam der Herr Weberhofer zu einem kleinen aber ſchneidigen Hauswaſchel, der tagsüber Kuh und Ziege hütete und abends nach Noten die Geige ſtrich.

Am nächſten Tage fing ich ſchon frühzeitig an, mich zu ſchämen. Alles andere war bei der Arbeit: der Schulmeiſter beim Buchſtabieren, die Schulmeiſterin beim Bohnenklauben, die Büblein beim Thurmbau, den ſie im Hofe aus Steinchen ausführten, und das Löwerl beim Ziegenhüten. Ich allein lehnte beſchäftigungslos umher und hatte Wahlweh, ob ich noch länger dableiben oder doch vielleicht wieder nach Hauſe wandern ſollte. Dieſer Zwieſpalt wurde geſchlichtet; nach dem Mittagseſſen ſagte der Schulmeiſter in ſeiner weichen aber nachdrücklichen Art: „Peter, willſt heute Nachmittag mein zweiter Knecht ſein? Kraxen auf den Buckel nehmen, Korn tragen!“

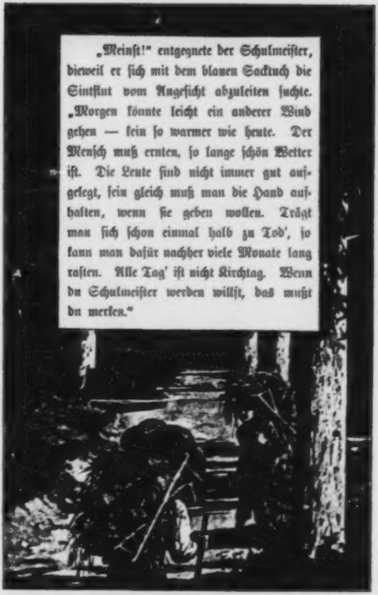
Die Werbung nahm ich ſofort an und nun ſtellte es ſich heraus, daß — als ich ſein zweiter Knecht wurde — er ſelber ſein erſter war. Denn gleich mir nahm er eine „Kraxen auf den Buckel“, und wir huben an, in der Gegend umzugehen, von Bauernhaus zu Bauernhaus, wie ſie zwiſchen Gärten, Schachen, Feldern und Wieſen ſtanden. Der Schulmeiſter genoß damals noch einen Überreſt des Zehnten, ſo der Bauer von Feldfrüchten, Obſt u. ſ. w. zu liefern hatte. Und ſo gingen wir jetzt aus zu dieſer Ernteſammlung. Zwei, drei Korngarben bekamen wir faſt bei jedem Hauſe auf die Kraxen, dort und da auch etwas zu trinken. Am erfreulichſten war mir, daß der Schulmeiſter ſeinen „zweiten Knecht“ nicht mehr wie einen Schulbuben behandelte, ſondern ihn den Leuten als ſeinen jungen Freund aus Sankt Kathrein vorſtellte. Es war ein heißer Tag, aber die Raſten waren gar nicht erſprießlich. Denn ſo oft wir in Häuſer einkehrten und Apfelwein tranken, wurden unſere Kraxen voller und ſchwerer. Beſonders ſchlimm war es in einem hinter dem Walde abſeits gelegenen Höfel. Da gab's eine kleine runde Bäuerin, welche ein paar Dirnlein in die Schule ſchickte. Die war mir gleich zuwider. Sie ſchaute uns gar ſo treuherzig an und wiſchte ſich alle Augenblicke mit der Schürze den Staub von den Händen, obſchon keiner dran war, und trippelte ſo geſchäftig hin und her und bewirtete uns mit Brot und Honig. Der Schulmeiſter mußte mich erſt lehren, wie man Honig und Butter auf Brot ſtreicht, denn bei mir daheim war nie Gelegenheit geweſen, mich an ſolchen Fertigkeiten zu üben. Er ermunterte mich, nur recht zuzugreifen, der Honig ſei geſund für die Bruſt, das Brot mache groß und die Butter fett. Weberhofer war ein Bauernſohn aus Heilbrunn im Gebirge und hatte das Honig- und Butterſtreichen wohl auch erſt ſpäter gelernt. Als wir uns rechtſchaffen gelabt hatten und hinausgingen zu unſeren Kraxen, ſah ich gleich das Unheil. Der Schulmeiſter ſchmunzelte und ſagte leiſe zu der Bäuerin: „Biſt wohl recht brav. Solche ſollt's halt mehr geben, wie du biſt!“ — Ich dank' ſchön! Die Kraxen waren bis oben bepackt mit ſchweren Korngarben, und noch legte ſie auf jede ein Bündel Flachs. Wir hatten ſchon aufgeladen, da mahnte ſie, noch ein Mandel Geduld zu haben, ſie hätten ein Sauerl abgeſtochen — und brachte einen ganzen Schinken herbei, den ſie in große Lattichblätter wickelte und mir auf die Kraxen legen wollte. „Thu' ihn da herüber auf die meinige,“ ſprach der Schulmeiſter, „der Bub iſt zu ſchwach beim Sterzl für ſo viel Gottesgab.“

„Und die paar Kaiſerbirnen dürft's mir wohl auch nit verſchmähen. Die Kinderln daheim werden eh gern ein biſſel naſchen.“ So die Bäuerin, einen Korb voll großer, gelber Birnen mir auf die Kraxen ſtellend.

Mein Gott, dachte ich mir, wenn dieſes Weibsbild nur nicht gar ſo wohlthätig wäre! Die bringt einen ja um vor lauter Wohlthätigkeit.

Und in der That, kaum waren wir unter unſeren Laſten fünf Minuten gegangen, ſo mußten wir im Walde unſere Kraxen ſchon auf einen Scheiterſtoß ſtützen. Mein Lebtag habe ich keinen Schulmeiſter je ſo ſchwitzen geſehen, als damals meinen Gefährten, aber ſein rundes Geſicht ſchaute gar munter drein.

„Wir hätten halt doch zweimal gehen ſollen,“ meinte ich ſchnaufend, denn ein junger Freund kann ja wohl was ſagen.



„Meinſt!“ entgegnete der Schulmeiſter, dieweil er ſich mit dem blauen Sacktuch die Sintflut vom Angeſicht abzuleiten ſuchte. „Morgen könnte leicht ein anderer Wind gehen — kein ſo warmer wie heute. Der Menſch muß ernten, ſo lange ſchön Wetter iſt. Die Leute ſind nicht immer gut aufgelegt, ſein gleich muß man die Hand aufhalten, wenn ſie geben wollen. Trägt man ſich ſchon einmal halb zu Tod', ſo kann man dafür nachher viele Monate lang raſten. Alle Tag' iſt nicht Kirchtag. Wenn du Schulmeiſter werden willſt, das mußt du merken.“

Wir machten uns wieder auf den Weg, doch zeigte ſich's bald, daß es nachgerade gar nicht ging. Nach vorn und hinten purzelten uns die Sachen von der Kraxen. Nun entſchloß ſich der Schulmeiſter, ſeine Kraxen teilweiſe abzuladen auf einen Steinhaufen und den andern Teil, bei welchem vor allem der Schweinsſchinken war, heimzutragen. Ich mußte mittlerweile bei dem Steinhaufen Wache halten, bis er wieder zurückkäme und wir die übrigen Laſten gleichmäßig verteilt nach Hauſe tragen könnten.

Während ich Wache hielt, kam ein Falot des Weges, blieb ſtehen, ſtützte ſich hinterwärts mit ſeinem Knotenſtock und ſchaute die großen Kaiſerbirnen an.

„Sind ſie 'leicht dein?“ fragte er mit gröhlender Stimme.

„Nein, die ſind des Pfarrers,“ war meine Antwort, in der Meinung, an Kirchengut würde er ſich doch nicht vergreifen.

Das Ungeheuer ſtreckte ſeine ſehr lange braune Hand aus den franſigen Ärmeln hervor nach den Birnen und ſagte: „Die muß man koſten; bei einer Pfarrerstafel hab' ich eh ſchon lang nit mehr geſpeiſt.“

Wer weiß, was ſich zugetragen hätte, wenn nicht der Schulmeiſter durch den Hohlweg dahergekommen wäre mit ſeiner leeren Kraxen. Der Vagabund verzog ſich ſachte, und wir trachteten nun, die Schätze in volle Sicherheit zu bringen.

Am nächſten Morgen war's zum Abſchiednehmen. Mich rief meine Pflicht zurück in die Werkſtatt, der Matheſel blieb. Erſt nach Monaten kam er zurück ins Holzknechthaus. Und nun konnte er ſchon mitfiedeln helfen auf dem Kirchenchor an den Sonntagen und im Wirtshauſe am Kirchweihfeſte. Wenn getanzt wurde, ſo zuckte es ihm wohl noch in den Händen. Da griff er haſtig nach dem Bogen und fiedelte. Die Sommerſproſſen waren nicht mehr zu ſehen und auch ſein Haar borſtete ſich weniger, ſondern legte ſich hübſch glatt über die niedere Stirn herab bis zu den Augenbrauen. Man nannte ihn noch immer das Löwerl, ich glaube, bis heute iſt dem braven Holzarbeiter die ſtolze Benennung geblieben. Ein Löwe, bezähmt durch die Muſik.

Ich habe nach dieſer Zeit den Schulmeiſter Weberhofer in Puch nur noch ein paarmal geſehen. Wie ſich der Menſchen Wege und Schickſale eben verzweigen und mit anderen Kreiſen und Verhältniſſen verflechten, ſo war es auch hier — ſein „zweiter Knecht“ bin ich wohl nie mehr geweſen, ſein jüngerer Freund bin ich verblieben. Vor etlichen Jahren, während meiner ſchweren Krankheit, gerade an dem Tage, als meine Sanduhr abgelaufen wäre, wenn der Engel ſie nicht noch einmal umgekehrt hätte, iſt der gute Euſtach in ſeinem achtundſechzigſten Lebensjahre geſtorben.

Es war am 16. Dezember 1892.

Faſt hätte er mich mitgenommen zu einer anderen Ernteſammlung — im jenſeitigen Paradieſe.

⁂

Vom Hacherl, der auf dem Tiſche ſaß.

Wenn ich mein bißchen Schneiderzeit nicht leicht genommen hätte, ſo wäre ſie wahrſcheinlich recht ſchwer geweſen. Das Beſte daran war, daß ich ſolches Handwerk freiwillig wie es aufgenommen worden, wieder wegwerfen konnte. Kein Lehrbrief bannte mich, kein Handſchlag. Form rechtens war ich nie aufgenommen worden von meinem Meiſter. Die Zunft wußte gar nichts von mir. Ich könnte heute meine Schneiderzeit anders nicht beweiſen, als daß ich mich hinſetzte und der Jury Eins vornähte. — „Wenn du willſt, ſo komm,“ hatte mein Meiſter Ignaz geſagt und das war die Aufnahme. „Wenn ich will, ſo gehe ich wieder,“ ſagte ich mir ſelbſt, wenn es recht oft ungut ſchien, und das war mein Troſt. Weil ich ſolchergeſtalt auch als Lehrling frei war, ſo blieb ich, fügte mich in alles. Ich hatte nichts zu hoffen, wenn ich blieb, nichts zu fürchten, wenn ich ging und auch umgekehrt.

Meine Schneiderzeit war nichts als ein Warten auf die gebratenen Vögel, die in den Mund fliegen. Und bei dieſem Warten zerſtreute ich mich mit Joppen und Hoſen und den poſſierlichen Schneidergeſellen.

Der Meiſter war engelsgut, die Geſellen aber waren oft des Teufels geweſen. Der lange Chriſtian mit der göttlichen Phantaſie, der philoſophiſche Toni, Hacherl der Spiritiſt, der Mährer, der immer im Heiraten umging, der Schweizer, der ſich ſelbſt verſteigerte, das waren, nach dieſen Eigenſchaften geſchätzt, gar drollige Genoſſen, in der Werkſtatt gefielen ſie mir weniger. Der Hacherl war ein Ehrenmann. „Auf Wort und Handſchlag!“ ſagte er. Wenn man ſein Wort einmal überhörte, ſo war auch ſchon der Handſchlag da. Er hatte bei vielen Meiſtern herumgearbeitet und war mit ſeinen ausnehmend plumpen Gliedern der Schreck der Lehrlinge. Für ſein etwas ſpärlich bepflanztes Herrſcherhaupt hätte er ſich die üppigſte Perrücke machen laſſen können aus den jungen Haaren, die er den Lehrlingen gerodet hatte. Lehrlinge waren dieſem Manne zu dumm, er pflegte geiſtreicheren Umgang mit Slivovitz, Roſoglio, Kirſchgeiſt, Weichſelgeiſt und anderen Geiſtern, weshalb er ſich mit Recht einen Spiritiſten nennen konnte. Der Hacherl war aller Welt zu Ehren ſtets artig und liebenswürdig, denn er wollte manchmal heiraten. Er hielt ſich eingeſtandenermaßen nur noch an den Geiſt, weil er bisher keinen Leib gefunden hatte. Die Nulla Eishartſteinerin im Brettelhof war eine, die alle böſen Geiſter aus ihm hätte vertreiben können. Ihrem Namen nach hätte man nicht geahnt, wie warm und gemütsweich die ſein konnte, die Nulla Eishartſteinerin; ſo behauptete der Hacherl — ich weiß nichts.

Der Meiſter hatte uns nur ungern allein gelaſſen, damals beim Jägerwirt am Alpſteig, um dort den Reſt der Ster aufzuarbeiten. Er hatte es zwar gern, wenn ſehr genau und ſorgfältig gearbeitet wurde, aber auf einer Wirtshausſter pflegte es der Geſelle Hacherl etwas gar zu gewiſſenhaft zu nehmen mit den Knopflöchern, Steppen und Paſſepoilieren, ſo daß kein Ende ward und immer noch ein Krügel Nachmittagswein aufgetragen werden mußte, bevor die Ster zu Rande geſchneidert war. Wir ſaßen alſo in der Wirtsſtube beim Jäger am Alpſteig; ganz vorne am „Herrentiſch“ hatten wir die Werkſtatt aufgeſchlagen, weil es dort das beſte Licht gab. Die Hausleute waren im Heuen, auch die Kellnerin, denn an ſolchem Werktage kommt kein Gaſt ins Wirtshaus in jener braven, ſparſamen Leutgegend. Der Hacherl warf ſeinen Loden weg, ſtand auf und viſitierte den Gläſerkaſten. Nichts! Alle Flaſchen, Stutzen, Krüge und Kelchlein umgeſtülpt. Und während er ſo auf der Geiſterbirſche war und mir die Abachſeite zuwendete, erinnerte mich mein Gewiſſen daran, daß es doch Chriſtenpflicht ſei, dem Geſellen einmal Bericht zu erſtatten, wie es bei ihm auf der anderen Hemiſphäre ausſehe! Schon ſeit Wochen war das mausgraue Tuch ſeines Sitzteiles arg zerſchliſſen, nun aber begann die „Weisheit“ herauszugucken an Stellen, wo ſie entſchieden nicht drinnen ſein konnte. Das habe ich ihm brüderlich mitgeteilt. Beinahe gab es wieder Wort und Handſchlag, doch beſann er ſich, daß es eigentlich und ſtrenggenommen nicht ſchuld des Lehrlings ſein könne, wenn dem Geſellen das Beinkleid ſchleißt und zerreißt, ferner daß in dem Hauſe gute Reſte und Flicken übrig geblieben und daß dieſer traulich einſame Nachmittag die ſchönſte Geegenheit wäre leibeigene Hoſen zu flicken. Raſch zog er die Grautuchene über das Schuhwerk herab, ſetzte ſich mit flatterndem Hemde an ſeinen Wandplatz hinter den Tiſch und begann, die Unausſprechlichen zu reformieren.

Hatte aber mit ſeinen Reformbeſtrebungen kein beſonderes Glück. Fürs erſte ſchnitt er den Flicken zu klein, ſo daß er ſtückeln mußte. Dann kollerte ihm der Fingerhut unter den Tiſch, und als er ſich danach bückte, ſtieß er den Kopf an die Kante. Alles vor meine Augen. Als ſich endlich gar noch der Zwirn zu ſchlingeln begann, was glaubenshalber bei einer Bräutigamhoſe das allerſchlimmſte Zeichen geweſen wäre, ſchmetterte er mir zu: „Deine verdammten Glotzer! Die machen mich ganz irr!“ und ſchleuderte mir das Zeug an den Kopf. Ich legte es ihm ruhig wieder zurück, hatte ohnehin meine Arbeit, das Beknopfen einer Weſte, und ſein Beinkleid ging mich nichts an.

Jetzt ging die Stubenthür auf, Gäſte traten herein. Der Tippelberger und der Heſch vom Zaun mit ſeinem Weib, und der Kumpfrüppel und der Wagner Sepp und die Hanſelhöferin und ihre Schweſter, die rote Minna, und der Eishartſteiner mit ſeinem Weibe und ihrer Tochter Rulla. Sie hatten Bündel und bekränzte Stöcke bei ſich, kamen von Mariazell und wollten jetzt ein halbes Stündlein vor ihren Behauſungen noch ein wenig einkehren. Der Hacherl ließ anfangs haſtig ſeine Flickarbeit unter den Tiſch fallen, hob ſie aber ſachte wieder aufs Knie, weil keine andere Beſchäftigung vorhanden war. Aufſtehen hätte er ſollen und jene Eintretenden begrüßen, an die er ja demnächſt mit der Brautwerbung herantreten wollte; man kann ſich's wohl denken, weshalb er die ſchickſame Artigkeit unterließ. Er war außer ſich, weil er außer der Hoſen war und er mußte mit außerordentlicher Geſchicklichkeit ſeine Arbeit handhaben, um ſich keine Blößen zu geben. Nicht einmal das Haupt hob er, mit gewaltiger Emſigkeit nähte er, weil jetzt Werktag wäre und nicht Zeit, mit Wallfahrern umzuthun.

„Ho jo!“ ſagte der Eishartſteiner, „da ſind die Schneider daheim. Da müſſen wir uns doch ein Bröſel zum Schneidertiſch ſetzen.“ Sie kamen ſchon heran mit langſamen, unaufhaltſamen Schritten. Da rief mir der Hacherl zu: „Bügeln geh'! Erzſchlingel, fauler!“

Ich verſtand ihn. Sprang auf, riß das Bügeleiſen vom Nagel, warf die Weſte auf den Tiſch und bügelte mit dem eiskalten Eiſen darauf los, daß alles krachte. Dabei nahm ich natürlich den ganzen Tiſch in Anſpruch, deckte und ſchützte gleichzeitig den Geſellen, der an der Wand ſaß, und die Gäſte mußten ſich an einem anderen Tiſch niederlaſſen, wo ihnen die mittlerweile angekommene Kellnerin Oſtmoſt und Semmeln vorſetzte.

Der Hacherl kroch, als ob ihm etwas hinabgefallen wäre, unter den Tiſch, kam aber unverrichteter Dinge wieder zurück, denn der Raum im Dunkeln war zu enge, als daß er in der Hut desſelben ſeine Beine in die Hoſen zu bringen wußte. Er ſaß, das Beinkleid auf dem Schoß, wieder zuſammengebückt da und nadelte ſtürmiſch.

Die Wallfahrer mochten von der weiten Reiſe müde ſein, lange blieben ſie ſitzen. Das Beinkleid war längſt fertig geflickt, der Hacherl aber nadelte und nadelte daran, als ob die ewige Freud' und Seligkeit anzunadeln geweſen wäre. Denn wie hätte es anders ſein können, daß er als angewachſen daſaß und nicht hinging, der guten Nulla die Hand zu drücken! Die Nulla war des ein wenig verſtoßen. Sie hatte ihm wohl ein hübſches Zellermünzlein mitgebracht mit rotem Bändchen zum um den Hals hängen, und er ſchneidert da in den Tag hinein, als ob ſie gar nicht auf der Welt wäre. Ich bügele und büzele, und als mein Finger wie zufällig ans Eiſen ſtupſt, thu' ich ein: „Auweh!“ als ob es weiß Gott wie heiß wäre.

Nun kam noch ein Gaſt. Der Fleiſchhauer Franzel aus Krieglach. Der hatte die weiße Schürze um den Bauch geſchlungen und hinter ſich den großen Zottelhund, mit dem er die Kälber zu treiben pflegte. Als dieſes Ungeheuer, der Zottel, langſam die Stube heraufkam, merkte ich, wie mein armer Hacherl unter leiſem Angſtgeſtöhn die Beine an ſich zog, ſo nahe als es möglich war, ohne ſie auf den Tiſch zu bringen! Der Franzel erzählte den Bauern ſofort eine Neuigkeit: „Die Dupplerſchanzen ſind gefallen!“

„Iſt ja ſchon lang vorbei, der Schleswig-Holſteinerkrieg!“ entgegnete der Eishartſteiner.

„Eben derwegen werden die Kälber wohlfeiler,“ ſagte der Fleiſchhauer. „Denn warum? Weil wir jetzt die Kälber von Dänemark herkriegen.“

Der Bauer beſtritt das, ſie kamen ins Politiſieren, kamen auf den General Gablenz, auf Napoleon den Dritten, auf Otto Bismarck, den preußiſchen Miniſterpräſidenten, auf das tapfere ſteiriſche Regiment König der Belgier, auf die Staatsſchulden und endlich wieder auf die Kälber. Der Eishartſteiner hatte ein paar und der Franzel feilſchte drum. Noch nicht ganz waren ſie handelseins, als mein Hacherl plötzlich einen durchdringenden Schrei ausſtieß und auf den Tiſch ſprang. Bei den Wallfahrern ein Kreiſchen und ein ſchallendes Gelächter. Der Hacherl aber renommierte weinend: „Die Hundsbeſtie hat mich in die Waden gebiſſen!“

„Hinaus! Hinaus den Hund! ſchrie er zornmütig, während auch ich mich auf die Bank geſchwungen hatte. „Der Zottel hat mir das Beinkleid herabgeriſſen! Ganz herab! Vors Gericht mußt, Fleiſchhacker, mit deinem Hund!“ Dabei zermarterte ſich

mein Gehirn, womit man nur den armen Geſellen, der mit den Oberkleidern notdürftigſt die unteren Ausläufer ſeiner Perſon bedeckte und der wie ein Häuſlein Unglück auf dem Tiſche kauerte, womit man ihn nur bedecken könnte! Es war nichts da.

„Das iſt abgekartet, du Böſewicht!“ ſchnob der Hacherl nach mir, und wand ſich wie eine frierende Schnecke, die das Häuſel verloren hat.

Mittlerweile kam die Kellnerin und warf eine wuchtige Bettdecke über den Armen. Die Wallfahrer hatten ſchon ihre Krüge genommen und waren, den Zottel vor ſich hertreibend, hinausgegangen, damit der Schneider ruhig wieder in Ordnung kommen könne. Ich aber flüſterte dem verſchleierten Bilde zu: „Abgekartet iſt es nicht. Herentgegen eine Straf' Gottes iſt es, weil du die Lehrbuben ſo hudelſt, und die Leute ſitzen alle noch beim Tiſch dort und ſchauen her auf dich und warten, bis das Küchel hervorkriecht aus dem Ei!“ Daraus mögeſt du erſehen, mein Leſer, wie boshaft ich geweſen bin, als Menſch von zwanzig Jahren!

Dann aber bin ich hinausgegangen, damit auch von meiner Seite ſeiner Wiedergeburt nichts entgegenſtünde. Die Nulla war auch bösartig, denn ſie kicherte noch lange. Dann verzogen ſich die Wallfahrer, auch der Fleiſchhauer Franzel machte ſich auf und die Kellnerin ging wieder ins Heu und ich bin allein übrig geblieben vor der Thüre des Jägerwirtes. Und nun? Nun ſoll ich doch wieder hinein zum Hacherl! Wie wird das werden? Wenn nur der Zottel noch da wäre! Der müßte ein guter Fürſprecher ſein bei dem Mißmuthigen. — Aber der Zottel war mit ſeinem Herrn gegangen.

Wohl eine halbe Stunde mochte ich dageſtanden ſein, ehe der erforderliche Mut geſammelt war. Endlich eintretend ließ ich für alle Fälle die Thür hinter mir weit offen. In der Stube war es totenſtille — auf dem Tiſche lag noch der Wulſt. Wie angewachſen ſtehe ich da und ſtarre hin. Tot? Erſtickt? Vom Schlage getroffen?

Des Schreckens voll eilte ich hinaus auf die Wieſe zu den Heuenden: „Kommt's Leut, der Hacherl iſt geſtorben!“

„Plauſch' nit, Lehrbub'!“ ſagte der Jägerwirt, warf aber doch den Rechen weg und ging eilends dem Hauſe zu. „Wo denn?“

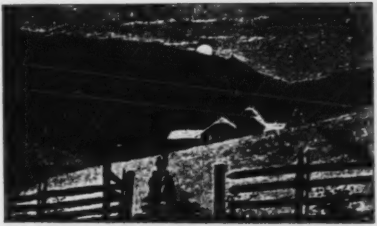
„Da drinnen, da unter der Decke!“ liſpelte ich.

„Da, auf dem Tiſch? Unter dieſer Decken?“ Er faßte ſie behutſam an einem Zopf und hob ſie auf, — es war nichts darunter. — Jetzt erſt ſahen wir, daß auch die Tuchkappe und die Werkzeugtaſche war weg. Der Schneider iſt davon!

Iſt davon gegangen, nie wieder in die Gegend gekommen und hat ſich wahrſcheinlich vollends den Geheimniſſen des Spiritismus ergeben. Die Nulla Eishartſteinerin hat ihr Zellermünzlein mit dem roten Bande einem Anderen um den Hals hängen müſſen.

Dieſe Begebenheit iſt nicht erzählt zur Ergötzung, vielmehr zum abſchreckenden Beiſpiel für Lehrjungen quälende Schneidergeſellen. Ja, ja, ihr Helden, ſeid nur recht arg auf die armen Schlucker! Nachher ereignen ſich die unglaublichſten Sachen und endlich kommt noch der Zottel und beißt euch in die Waden!

* * *



Der luſtige Andredl.

Zu Anfang der fünfziger Jahre mochte es geweſen ſein, da war in einer ſternhellen Sommernacht Leichwache beim Altenbacher in der Kohlleben. Nicht wie ſonſt waren wir diesmal zuſammengekommen, daß wir rings um die Bahre des Toten einen fröhlichen Kranz von Schabernack aufführten, zu ſeinen Ehren allerhand Kurzweil trieben, gleichſam, als ob wir unſer Leid um ihn gewaltſam betäuben müßten, obſchon zumeiſt gar keines vorhanden war. Denn was ſollte es für uns junge Burſche denn ein Leid ſein, wenn irgendwo ein alter Mann oder ein ſieches Weib geſtorben war und der Tote nun in ſeinem ſanften Frieden dalag auf der langen Bank? Erſt wenn wir die Trauer der Angehörigen ſahen, die auch wieder nicht in Weinen und Klagen laut ward, ſondern in einer ſtummen, ſchwermütigen Ergebung, trauerten wir in der gleichen Art redlich mit. Sonſt bedeutete, wie geſagt, das endliche Abſterben eines alten Menſchen für uns eher ein Freudenfeſt, bei dem wir die Totengebräuche ganz munter mitmachten und Eſſen und Trinken uns gut ſchmecken ließen.

Diesmal war das nicht ſo. Über dem Altenbacherhof lag eine unbeſchreibliche, dumpfe Schwermut; der Wehruf wegen eines ſo ſchrecklichen Sterbens war vergellt. Eltern und Geſchwiſter ſtanden, ſaßen wortlos, thränenlos herum, und es war kaum zu merken, ob ſie das leiſe mitklagende Troſtwortſprechen der Nachbarn hörten oder nicht. — Zwei Tage und zwei Nächte lang hatte das Mädchen ununterbrochen geſchrieen, man hatte die entſetzlichen Schmerzrufe bis zu den Nachbarhäuſern hin gehört, und die Leute konnten keine Stunde ſchlafen und keinen Biſſen eſſen, wegen des herzerreißenden Schreiens der armen, neunzehnjährigen Marianna.

Nun war ſie ſtill geworden. Still, wie nichts ſtiller ſein kann auf der weiten Welt, lag ſie da, die vor wenigen Stunden noch mit heller Stimme um Rettung gerufen hatte in der ohnmächtigen Erdenwelt. Alles war verſucht worden, jeder und jede hatte einen Rat gewußt und jeder Rat war ausgeführt worden. Nichts und nichts. Das Schreien war in Stöhnen, das Stöhnen in Röcheln übergegangen. Dann waren noch Atemzüge geweſen, ſo langſam, ſo ſanft und ſo leicht, als verſinke ſie in einen ſüßen Schlaf, und dann der heilige Frieden, der nimmer aufhört.

Der nimmer aufhört?

Wir ſaßen in der großen Stube an zwei Tiſchen, beteten laut oder plauderten leiſe, und einer wie der andere ſchaute manchmal auf die Wandbank hin, wo die weiße Kammertuch-Leinwand, an der noch die ungefügen ſteifen Falten waren, einen länglichen ſchmalen Körper bedeckte. Woran ſie hatte ſterben müſſen, wir wußten es alle miteinander nicht. Ein ungeheurer Schmerz in den Eingeweiden war gekommen, der hatte eine ſolche Glut entfacht in den Gliedern, daß ihre Hand den faſt brannte, der ſie angriff. Und aus dieſer Hitze drang ein eiskalter Schweiß — es war nicht zu verſtehen. Es gab damals in der Gegend keinen Arzt, wir wußten nichts, als daß ſie jetzt tot war, und das brauchte kein Totenbeſchauer erſt zu beſtätigen. Manchmal ging eine Jugendgeſponſin hin und hub ſachte die Leinwand vom Geſicht, daß man ſie anſchauen konnte. — „So ſchön! So lieblich! Als ob ſie thät ſchlafen!“ Ein anderes Wort hörte man kaum liſpeln an ihrer Bahre und mir — der ich ebenfalls einmal hingelugt hatte — ſchien die ſchlummernde Marianna ſtillvergnügt zu ſein; keine Spur vom Leide, faſt kam es mir vor, als lächle ſie heimlich in ſich hinein darüber, daß ſie allem Schmerz und Elend ein Schnippchen geſchlagen hatte und geſtorben war. Lebte ſie heute noch, ſie wäre ein betagtes abgerackertes Weib mit vielen Runzeln auswendig und noch mehr Sorgen inwendig, und zuguterletzt als Ziel und Lohn für alle Bravheit und Mühſal doch noch das leidige Sterben. Das haſt du beſſer gemacht, Marianna, dachte ich ihr zu, wie ſie ſo ſchön und weiß dalag. Nicht das letzte Mal, daß ich mich in einen Toten verliebte, aus reinem Beifall darüber, daß er geſtorben war. Allſogleich wäre ich bereit geweſen, eine Luſtbarkeit anzuheben bei jenem Leichwachen, wenn mir jemand geholfen hätte. Aber in aller Ohren ſchrillte noch das gräßliche Schreien, und die Leute waren ſchweigſam und betrübt.

Um Mitternacht wurde die Marianna in die Truhe gelegt. Dabei haben ſie manchen Schürzenzipf zernagt und manche rote Lippe, um das in tiefer Bruſt gewaltig tobende Schluchzen zu verbeißen, denn das laute Weinen iſt nicht der Brauch in jener

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

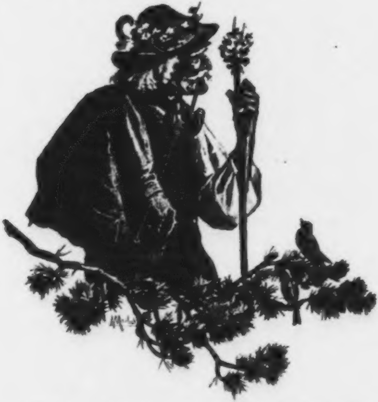
Gegend, die Sterbeſitten ſind ein Gottesdienſt, und dabei weint man nicht. Der Schmerz iſt nicht geringer als anderswo, wenn ein trauter, geliebter Menſch in den Sarg gelegt wird, aber er vergeht in ſtiller Ehrfurcht vor der Majeſtät deſſen, der den Tod ſendet mit dem Auftrage, das irdiſche Leid zu enden und das ewige Leben zu beginnen.

Und in jener Nacht das erſte Mal iſt mir die Ahnung aufgegangen: Der Tod wird ein Aberglaube ſein und die Wahrheit iſt: Ewiges unzerſtörbares Leben. Nicht bloß im Sinne der heiligen Offenbarung, wohl auch im Sinne der Natur, die wir mit unſerem leiblichen Auge ſehen. Denn unter uns Leichwächtern befand ſich auch ein alter Mann, der in jener Nacht eine merkwürdige Geſchichte erzählt hat, derenwillen es eigentlich geſchieht, daß dieſes Kapitel aufgeſchrieben wird.

Der alte Mann — ich ſehe ihn heute noch — hatte ein faſt kahles Haupt, aber ſein langer Bart war noch ſchwarz. Sein Lebtag hatte er ſich im Walde als Hirte oder Holzarbeiter aufgehalten, daher war ſeine Rede zwar ungeſchlacht, aber bedachtſam, und wer alt wird, der weiß ſchließlich auch als Waldmenſch etwas von der Welt. Der Jaſel hatte den Franzoſenrummel mitgemacht und ſein eigentliches Kriegserlebnis, das er unzählige Male erzählte, war, daß die Franzoſen ihm ein paar nagelneue, rotjuchtene Stiefel geſtohlen hatten. Deshalb, ſo meinte er, hätten ſie nachher auch zur Strafe das ſchreckbare Unglück in Rußland und bei Leipzig gehabt. Bei dieſem Leichwachen aber fiel dem Alten auch noch eine andere Erinnerung aus jener Zeit ein, und als ſie den ſtarren ſchmalen Körper der Marianna in die Truhe legten, ſchnupperte er mehrmals mit der Naſe, erſuchte den beiſitzenden Webermeiſter um eine Priſe Schnupftabak und ſagte, mit dieſer Truhe würde es ſich wohl doch nicht auch am Ende ſo wunderlich zutragen, als mit jener des alten Bauers Andreas Windlechner auf der grünen Au.

Freilich haben ſie ihn gefragt, wie es ſich denn zugetragen mit der Truhe des Windlechners, und darauf hat er angefangen, das folgende zu erzählen.

Seit dem großen Juchezer, den der Gott Vater gemacht hat bei der Erſchaffung der Welt, wie er ſieht, daß die zwei jungen Leut' zuſammenpaſſen, hat's keinen ſo luſtigen Menſchen mehr gegeben, als den Windlechner. Der luſtige Andredl hat er geheißen. Der iſt mit Siebzig noch ſo jung geweſen, wie unſereiner mit Vierundzwanzig, und mit Fünfundſiebzig hat er bei des Jodlhans' Hochzeit dem Bräutigam die Braut entführt und ſich mit ihr ſo weit in die Bergſchlucht verſteckt, daß ſie's den ganzen Nachmittag nit mehr gefunden haben. Überall, wo es friſch hergegangen, iſt der alte Andredl dabei geweſen, bei jedem Ball, bei jeder Hochzeit, bei jeder Hausnudel (häusliches Feſtmahl, zu welchem die Nachbarn eingeladen werden), und geredet hat der ſchier gar nichts, alleweil nur gejuchzet und geſungen. Stimm' hat er gehabt ſo hell wie ein junges Dirndl, hat auch alle Vögel können nachmachen und gleich hat die Katz' ihre Ohren geſpitzt, wenn in der Stube auf einmal ein Zeiſerl, oder ein Meiſerl oder ein Dröſcherl anhebt zu jubilieren. Auch die böſen alten Weiber hat er nachmachen können, aber hat's nit gern gethan, hat geſagt, ſie thäten ihm zu viel kratzen in der Gurgel. Ich glaub's. Mit dem Gewand hat er ſich getragen, der Andredl, wie ein junger Burſch, noch mit achtzig Jahren. Kirſchrotes Leibel und himmelblaues Halstüchel und auf dem grünen Hut die Hahnenfeder und ein friſches Blumenſträußel. Auch im Knopfloch ein Nagerl und auf dem Stecken eins. Das haben ihm die Weibsbilder verehrt; wo ein anderer, oft ganz junger ſauberer Burſch, von ihnen nichts hat bekommen, den alten Andredl haben ſie über und über beſteckt, daß er ausgeſchaut hat wie ein großer Nelkenſtock.



Aber halt zithernſchlagen hat er können und maultrommeln und ſchwegelpfeifen und allerhand ſo Muſik, und die längſte Weil hat er können auf dem Kopf ſtehen, im Mund die Mundharmonika, in den Händen die Tſchinellen und mit den Füßen Trommelſchlagen bei der großen Bumpern am Kirchweihſonntag. Gott, das iſt ein Menſch geweſen, dieſer Andredl! Vom achtzigſten Jahre an hat er ſein Haus einem Enkelbuben überlaſſen, ſelber nichts mehr gearbeitet, hat geſagt, er wollt' doch einmal ſeine Jugend genießen. Ausg'ſchaut hat er freilich wie's Leben und ſeinen ſchneeweißen Schnurrbart hätt' er — ſagt er — vom Rahmſchlecken in der Butterkammer. Was der die Leut' g'ſoppt hat! Aber angeſetzt keinen, ſein Lebtag nit; bei der Falſchheit, hat er geſagt, hört die Freud' auf und wer ſich mit ſeiner Luſtigkeit das Leben verthut — hat er geſagt — das iſt ein Narr. Ja mein, da gehört eine beſondere Gnad' Gottes dazu, daß einer das zuwegbringt, alleweil Freud' und nie keine Buß'! Geſcheit ſein! hat er geſagt, himmliſcher Vater, geſcheit ſind andere auch und machen doch die dümmſten Sachen. — Wenn vom Sterben die Red' iſt geweſen, hat der Andredl allemal einen Fachler gemacht mit der Hand: „Hört's mir auf! Sterben, das giebt's nit!“ Und hat er eins ſo liegen geſehen, wie wir dort die Marianna, ſo hat er einen Juchezer gemacht, daß man oft ordentlich erſchrocken iſt, und gemeint hat, der Alte wär' nimmer recht beiſammen. — Und jetzt — ſo fuhr der Jaſel bei jener Leichwache fort — werde ich auf das kommen, was ich eigentlich erzählen will. — Neunundachtzig Jahr' ſoll er alt geworden ſein, juſt noch nit gar neunzig, der Andreas Windlechner. Da hat das Brullbergerpaar geheiratet, und der Alte iſt richtig wieder bei der Hochzeit geweſen. In der Kirche bei der Trauung iſt er ein klein biſſel eingenickt, was den Leuten auffällt. Nachher beim Tanz iſt er umſo friſcher geweſen und hat mit der Braut und der erſten Kranzeljungfrau zu gleicher Zeit einen Steiriſchen getanzt, an der rechten Hand eine, und die andere an der linken, und derweil er ſich langſam dreht wie der Gründel in der Mühl, ſauſen die zwei Weiberleut, daß die roten

Kittel fliegen um und um. Auf einmal laßt der Alte ab, ſteht an dem Thürpfoſten, greift mit der Hand an den Kopf, ſagt noch: „Laßt's euch nit aufhalten, Leut'!" und geht in die Nebenkammer. Wie ſie nachgehen, liegt er zwiſchen den Hochzeitskranzeln und Buſchen und iſt maustot. — Wohl, wohl, tot iſt er geweſen, aber kalt und ſtarr werden hat er uns nit wollen. Drei oder vier Tag, haben wir herumgefrettet und ſagt endlich der junge Windlechner, „Werden ihn halt doch müſſen eingraben, zum Lebendigwerden thut er nichts mehr desgleichen!" „Ein Mittel müſſen wir noch vorher probieren!" ſagt der Zwiſel Schneider und kratzt auf ſeiner Geige einen Strampfer. Und wie der Alte ſich noch alleweil nit rührt ſagt der Schneider: „Aus iſt's und gar iſt's. Wenn der einmal beim Steirertanz nimmer zuckt, nachher iſt er ſicherlich tot."

Weil die Franzoſen von Leoben her im Anrücken ſind, und die Leut' mit ihrem Vieh ins Gebirg' hinaufwollen, ſo haben wir doch trachten müſſen, daß wir ihn vorher begraben. Der Möſtl-Michel hat eine feichtene Truchen gezimmert, hinein mit dem alten Andredl, das Brett drüber zugenagelt und in Gottesnamen fort auf den Friedhof. Ich und der Stein-Mirtel, wir haben ihn getragen, und wie wir durch den Zerwald hinabkommen ins Thal, hei, da reiten ihrer ein ganzer Teufel Franzoſen daher, wir haben juſt noch Zeit, die Truchen in die Brombeerſtauden zu werfen, und flugs ins Dickicht hinauf, daß wir ihnen noch ausgekommen ſind, den Rothoſen, den verhöllten! — Und das, meine Leut' iſt dem luſtigen Andredl ſein ganzes Begräbnis geweſen. In der Brombeerſtauden wird er Jahr und Tag gelegen ſein, was weiß ich, es ſind unruhige Zeiten geweſen. Uns haben die Lebendigen Sorg' und Kummer genug gemacht, haben nit Zeit gehabt, auch noch an die Toten zu denken. Und erſt viel ſpäter, wie ſie die Franzoſen ſchon zuſammendriſchakert gehabt haben draußen bei Leipzig, da findet eines Tages der Halter Florl im Brombeergeſtauder die Truchen. Halb eingefilzt ins Geſtauder ſoll ſie geweſen ſein, über und über ſchon voller Moos und bei den Fugen ſind Schwammerln herausgewachſen, Sauerklee, Eriken und ſo Kräuterwerk. Hat ſich aber nit getraut nachzuſchauen, der Florl, und nachdem er eine Weil ſo dageſtanden iſt vor der Truchen, iſt er ſtad davongegangen, zum Bauernhaus hinauf, und er hätt' eine Totentruchen g'funden in den Brombeeren. Da nachher ſind die Leut' gleich ſchauen gegangen, aber keiner hat die Kuraſch gehabt und hätt' ſie aufgemacht, die Truchen. Bin auch dabei geweſen und mir ſelber ſind die kalten Erbſen gelaufen über den Buckel hinab. Endlich hat doch einer angefangen und mit dem Stecken den Deckel ein wenig aufgezwängt. Alle haben ſich abgewendet, wie der ausſchauen wird da drinnen — ich dank' ſchön'

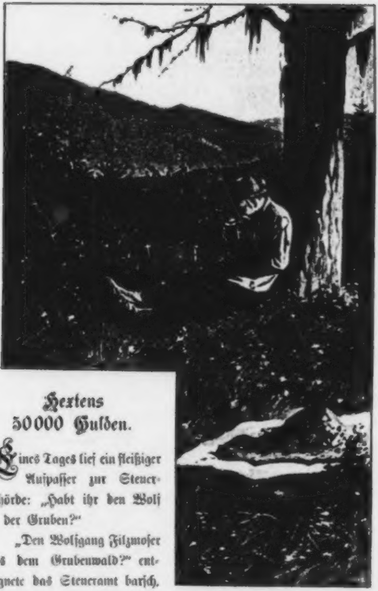
Auf einmal iſt das Brett ledig, Ameiſen und Raſſeln, Erdreich und anderes Käferwerk wuſeln heraus, junges Gras und Moos und Halmwerk und ein Vogelneſt — ein Amſelneſt iſt in der Truchen. Die hat von unterwärts ein Loch, und Junge ſind drinnen, ſperren die Schnäbel auf und piepſen, und die Alten ſchwirren umher und kreiſchen und greinen, daß wir ihr Haus und Heim hätten erbrochen. Und gäh verſuchen's auch die Jungen mit ihrem Vogelglück, flattern auf und ins Dickicht hin, daß alles bledert. Und der alte Andredl? Wo iſt der? Was glaubt ihr, Leut', wo iſt der geweſen? Der iſt nit in der Truchen geweſen und nit neben der Truchen, und nit unterhalb, der iſt nirgends geweſen. Wir haben weitum geſucht, nit ein Knocherl von ihm, nit ein Fetzerl von ſeinem Gewand. Wir haben uns jetzt an alles erinnert vom Begräbnistag her, und daß ihn uns die Franzoſen abgejagt. Sollten ſie ihn mitgenommen haben? Wohl gewiß nit. Eher iſt er ſelber aufgeſtanden und davongegangen. Nachher haben wir gehorcht, ob wir ihn nit etwa ſingen oder juchezen hören kunnten irgendwo. Nichts. Die Vögel haben geſungen und der Wind hat gerauſcht, und der Hirſch hat geröhrt oben im Wald, aber vom Andredl kein Haarl und kein Windl. Und nichts bis auf den heutigen Tag! — Nun ſoll mir einer ſagen, wie das zugeht? — Wenn er jetzt die Thür aufmacht und ſteigt herein, ich möcht's frei glauben und heilig kommt's mir immereinmal für, der alte Andreas Windlechner regiert heut' noch herum auf der Welt! —

Solches hatte der Mann aus dem Walde erzählt bei der Leichwach auf jenem Hofe. Es erhob ſich ſodann ein Mutmaßen vom Scheintotſein, von Leichenraub und dergleichen. Ich hatte für mich eine beſondere Meinung, ſagte ſie aber nicht. Sage ſie auch heute noch nicht, in ſolchen Dingen wird man leicht mißverſtanden, und ich will lieber gar nicht verſtanden als mißverſtanden werden.

Als der Morgenſchein durchs Fenſter kam und vor ihm die weiße Truhe errötete wie die Wange einer Jungfrau, da trat jemand hin an dieſen Sarg und ſagte: „So, meine liebe Marianna, jetzt werden wir halt um ein Häuſel weitergehen.“ Der Vorbeter that ſchon den Mund auf, um die Abſchiedsrede zu halten, den ſtieß ein Nachbar in die Seite: „Mußt nit! Sie ſind betrübt genug!“ Der Vorbeter jedoch hub an: „O liebeſte Jungfrau Marianna! In früher Jugendzier mußt du Urlaub nehmen von Vater und Mutter, von Schweſter und Bruder und mußt ins kühle Grab!“

„Halt's zſam und friß dein' Red' ſelber!“ unterbrach ihn der Nachbar barſch, denn die Anverwandten begannen krampfhaft zu ſchluchzen und wären über die Herzenspeinigung, die ihnen der Vorbeter zugedacht, wohl in ein wildes Weinen ausgebrochen, wenn man nicht raſch den Sarg gehoben und ihn unter einem lauten gemeinſamen Vaterunſer zur Thür hinausgetragen hätte. Das ſurrende Alltagsgebet wird die armen Herzen ein wenig betäubt haben, und wenn an eines derſelben etwa gar ſachte das heilige Wort geklopft hat: Dein Wille geſchehe wie im Himmel, alſo auch auf Erden! dann wird wohl alles andere Menſchenwort überflüſſig geweſen ſein.

Wir ſind hernach mit der hoch auf einer Bahre ſchwankenden Truhe im Hohlwege dahingegangen unter Weiden und Birken. Dieſe Bäume haben ein zartes Gewölbe gebaut über den Totenzug und auf den unzähligen, leiſe im Morgenwind zitternden Herzlein der Blätter haben die Tropfen des Taues gefunkelt in allen feurigen Sonnenfarben. Und wie die Finken, die Amſeln, die Lerchen ſo hell ſingen und jubilieren, daß ſie ſchier das Gebet der Menge überklingen, da ſtupſe ich meinen alten Holzer Jaſel in die Seite und raune ihm ins Ohr: „Hörſt du ihn? Hörſt du ihn denn nicht? Das iſt ja der luſtige Andredl!“



Hextens 50000 Gulden.

Eines Tages lief ein fleißiger Aufpaſſer zur Steuerbehörde: „Habt ihr den Wolf in der Gruben?“

„Den Wolfgang Filzmoſer aus dem Grubenwald?“ entgegnete das Steueramt barſch.

„den Pechölmann? der im Sommer mit Erdbeeren hauſieren geht? Ne, den armen Teufel haben wir nicht.“

„Löbliches Steueramt!“ ſprach der Mann gar unterthänig, „dieſer arme Teufel iſt einer der reichſten Männer unſeres Bezirkes. Er übt eine Menge Gewerbe aus, er iſt Pechſchaber, Pechölbrenner, Ameiseiergräber, Kräuter-, Pilz- und Beerenſammler und handelt mit all dieſen Sachen. Sogar eine Branntwein-Deſtillation ſoll er irgendwo haben, wozu würde er ſonſt die Beeren der Ebereſchen ſammeln. Ein Unchriſt will ich ſein, wenn der Wolf in der Gruben nicht ein Dutzend Agenten beſchäftigt. Der nimmt Geld ein, der Wolf! Löbliches Steueramt, den müßt ihr anbohren!“

Das Steueramt gab dem Offenbarer zu verſtehen, er könne ſich ſchon fortmachen. Dann ſchüttelte es den Kopf, aber es war nun Pflicht und Schuldigkeit, den Mann hervorzuholen. Der alte Wolf in der Gruben bekam einen grauen Bogen mit ſchwarzen Linien und leeren Räumen dazwiſchen, und die Aufforderung, als redlicher Staatsbürger bei ſeinem Gewiſſen das Jahreseinkommen wahrheitsgemäß einzubekennen, widrigenfalls u. ſ. w. Es ſträubt ſich die Feder, den grauſamen Nachſatz wiederzugeben. Wir kennen ihn ja alle.

Nicht lange dauerte es, ſo war das Einbekenntnis des Wolf in der Gruben da. In ſehr ſpießiger Schrift und mit angſtblaſſer Tinte gab er an: Einkumen jerlich hextens fl. 50000.

Waaas! rief das Steueramt aus. Dieſer ſimple Waldmenſch macht ſo große Geſchäfte! Unglaublich. Doch halt! Wenn er fünfzigtauſend eingeſteht, ſo nimmt er gewiß hunderttauſend ein, wir kennen das. Vorläufig läßt ſich aber nur mit der eingeſtandenen Summe rechnen.

Wenige Tage ſpäter keuchte der Amtsdiener hinauf in den

Grubenwald und ſuchte lange das Haus des Wolf. Dieſen traf er unterwegs. Der Wolf war gerade auf dem Anger beſchäftigt, von dem gebreiteten Tuche die geſammelten Ameiſen auslaufen zu laſſen, die während der Flucht ihre Eier vom Wuſte ſonderten und ſo dem zweifüßigen Ungetüme daneben unbewußt einen Gefallen thaten. Die Arbeit, oder vielmehr die Ameiſen muß man verſtehen, und der Wolf verſtand ſie. Er that juſt mit ſeiner Tabakspfeife um; der Saggra wollte nicht brennen, weil's hauptſächlich einer von Buchenlaub war. Jetzt, wie der Mann hörte, daß er zu den ſteuerzahlenden Staatsbürgern aufgenommen war', verneigte er ſich vor dem Boten und dankte für die Ehr'. Dann kletzelte er den grauen Bogen auf, Gott, das ging umſtändlicher wie Pechſchaben und Ameisgraben. Und im Bogen da ſah er ſehr hübſch geſchriebene Ziffern ſtehen. Dem Wolf in der Gruben war an gewerbs- und Einkommenſteuer für das verſtrichene Jahr vorgeſchrieben, bei Vermeidung der Exekution innerhalb vierzehn Tagen zu leiſten einen Betrag von viertauſendfünfhundertſechzig Gulden einundſiebzig Kreuzern.

Der Bote ſtand da, als warte er auf ein Trinkgeld. Der Alte blinzelte ihn nun an und ſagte: „Das iſt kein ſchlechter Spaß.“ Sonſt ſagte er nichts, ſondern ſah wieder nach ſeiner Arbeit.

Am nächſten Sonntag ging der Wolf ins Wirtshaus, ließ an den Tiſchen den grauen Bogen umhergehen und prahlte ſich mit ihm. Die Bauern murmelten nur ſo und blickten ehrerbietig auf den Waldmenſchen, der ein gar ſo einfaches Kleid anhatte und ein gar ſo einfältiges Geſicht und gar ſo viel Geld.

„Das zahlt ſich aus,“ ſagte der Wirt, der ſich aufs Rechnen verſtand, „bei dir verdient ſich ein Angeber was, wenn er ein

Drittel der Steuer kriegt, und ſo viel ſoll ſo ein Herr ja glaub' ich kriegen, dann macht's eintauſendfünfhundertzwanzig Gulden, und davon braucht er gewiß keine Einkommenſteuer zu zahlen. Ja, ja, kannſt mir's glauben, Wolf, angegeben biſt worden. Das Steueramt ſelber wäre nicht ſo ſchlimm."

„Was redeſt denn, Herr Vater!" rief Wolf, „das iſt doch nichts Schlimmes, wenn einer über viertauſend Gulden Steuer zahlen kann."

Weiter ſagte er kein Wort und die Leute erfuhren es nicht, wo der Alte ſein vieles Geld hatte.

Für den Wolf war nun aber das eine mißlich: er konnte bei ſeinem Hauſieren mit Pechöl nicht mehr um einen „warmen Löffel Suppe" betteln, er mußte jetzt überall alles bezahlen und teurer als andere. Dafür wurde er auch überall mit Ehren behandelt, er mußte im Wirtshauſe beim Herrentiſch ſitzen, er bekam ein friſch ausgeſpültes Trinkglas und ein blank geſcheuertes Eßbeſteck und lauter ſo hübſche Sachen, und das that ihm wohl. Auch angebettelt wurde er jetzt oft und er wußte die Ehre zu ſchätzen.

Das Steueramt wartete auf die viertauſendfünfhundertſechzig Gulden. Die vierzehntägige Friſt wartete es ganz geduldig ab; natürlich, der Wolf wird bis auf die letzte Stunde vom Betrag den Zins genießen wollen, macht ein hübſches Tabaksgeld. Als dann aber die dritte Woche auch verſtrich, und zwar mit einer Harmloſigkeit, als ob kein Wolf in der Gruben auf der Welt wäre, und als die vierte Woche mit demſelben einfältigen Geſichte begann, da ſchickte das Amt den Boten noch einmal hinauf.

Er traf den Wolf wieder im Walde, wo der Mann ein großes Feuer angemacht hatte und mit einem langen Aſtſtummel in demſelben herumſtierte. Am Feuer ſtanden mehrere große

Topfe, in welchen eine dickliche, glänzend ſchwarze Maſſe brodelte.

„Iſt das Mittagsmahl ſchon fertig?“ mit dieſer Anrede begrüßte der Bote den Wolf.

„Wenn's Ihm ſchmeckt, iſt Er eingeladen,“ ſagte der Wolf, „aber es wird Ihm gar zu hantig (bitter) ſein.“ Das in den Töpfen war nämlich kochendes Pech.

„Da hätt' ich wieder ein Papierl für den Wolf,“ ſprach der Bote, „ſeit zehn Tagen iſt Exekution und wenn Er binnen acht Tagen nicht zahlt, ſo wird gepfändet. Das Haus und die Fahrniſſe und alles!“

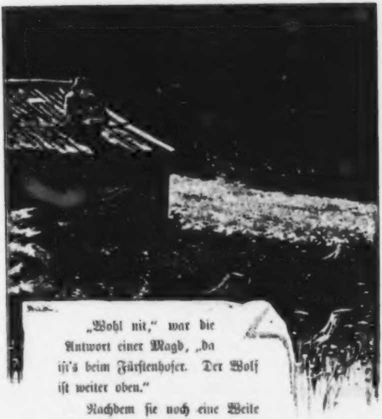
„Iſt ſchon recht,“ antwortete der Alte, „kommt nur. Wenn ich nicht zu Hauſe ſein ſollte: der Schlüſſel liegt unter der Thürſchwelle im Mausloch.“

„Er hat aber zu Hauſe zu ſein, wenn die hohe Obrigkeit kommt.“

„Wenn's ſein kann, recht gern. Vor der hohen Obrigkeit hab' ich keine Angſt vnd vor dem löblichen Steueramt ſchon am allerwenigſten.“

Als das Steueramt hierauf wieder acht Tage und noch einmal acht Tage gewartet hatte, jeden Tag an zehn Gulden Exekutionsgebühren aufſchreibend, war die Geduld endlich aufgezehrt. Ihrer drei Herren und zwei Diener ſtiegen hinauf ins Waldgebirge. Sie rauchten unterwegs ſo gemütlich ihre Cigarre, und kein Menſch ſah in ihrem freundlichen Äußern die inneren Wölfe. Auf der flachen Ausböſchung eines Berges ſtand ein ſchöner, großer Bauernhof; das gemauerte einſtöckige Wohnhaus mit den vielen Fenſtern ſah aus wie ein kleines Schloß, und die ſtattlichen Wirtſchaftsgebäude waren wie ein kleines Dorf.

„Iſt's da beim Wolfen in der Gruben?“ fragte einer der Herren



„Wohl nit,“ war die Antwort einer Magd, „da iſt's beim Fürſtenhoſer. Der Wolſ iſt weiter oben.“

Nachdem ſie noch eine Weile durch ſinſteren Wald gegangen waren, kamen ſie zu einer Mulde, die Gruben genannt. Da war langes Gras und Geſträuch und das Geſtock geſchlagener Bäume. Und hier ſtand das Haus des Wolſen. Es war aber eigentlich eine Kohlerhütte und auf dem halbflachen Dache derſelben hockte der Wolfgang Filzmoſer.

Was er da oben treibe? wurde gleich gefragt.

„Ich thu' mir juſt die Kuchen backen für den Winter,“ antwortete der Alte, denn er hatte zerſchnittene Pilze auf die Bretter hingelegt, damit ſie in der Sonne dörren konnten.

„Er ſoll ein biſſel herabkommen.“ Schreibzeug wurde hervorgeholt, das große Amtsſiegel wurde ausgepackt und mehrere Stangen Petſchierwachs thaten ſie bereit. Mit bedenklicher Miene wurde die Hütte beſichtigt, zuerſt auswendig, dann von innen wobei ſich mehrere in der Dunkelheit die Köpfe anſtießen.

„Ja, wenn man das Fenſter zumacht, dann iſt's freilich finſter,“ ſagte der Alte und machte die zugezogene Thüre wieder auf.

Ob er denn dahier ſein Haus und ſein Heim hätte?

„Schon ſeit drei Jahren.“

Sie fragten nicht erſt, ob er jetzt zahlen wolle. Die Gnadenzeit war verſcherzt, unverzüglich erfolgte trotz einer gewiſſen Ausſichtsloſigkeit die Aufnahme des Inventars.

„Wir hätten uns den Weg erſparen können,“ meinte einer der Herren. „Dieſe Hütte iſt nichts.“

„Sein thut ſie ſchon was, aber mein gehört ſie nicht,“ ſagte der Wolf. „Dem Fürſtenhofer gehört ſie. Solang er nicht Kohlen brennt, darf ich drin wohnen. Aber das“ — er wies auf die Gegenſtände in der Hütte — „das da iſt alles mein, wenn's die Herren beſteuern wollen“

Das Inventar lautete: „Hölzerne Truhe mit vorhandenen Kleidern und Wäſche fl. 15, ditto Bettſtatt mit Tuch und Kotzen 90 kr., ein Holzzuber 30 kr., ditto mit Eiſenreifen 35 kr., Kochgeſchirre 1 fl. 50 kr., ein Blechlöffel 2 kr., vorhandene Eßvorräte fl. 2, drei Wandbildchen mit Weihbrunngefäß 15 kr.“

„Ja,“ ſagte der Alte, „das gehört alles mein. Aber da iſt noch was!“ Aus dem Weſtenjack zog er eine Uhr hervor

Stand ſie auch ſchon auf dem Blatt: „Silberne Taſchenuhr fl. 7.“

„Und das Beſte findet ihr gar nicht,“ rief der Alte und neſtelte aus dem Bettſtroh einen Strumpfſack hervor, der einen ruppigen Bauch hatte und mit einem Riemen zugebunden war. „Bares Silbergeld im Werte von fl. 80,“ alſo kam der Strumpf mit den alten Münzen ins Inventar.

„Und wo hat Er das weitere Geld?“ fragte einer der Amtsleute ſcharf.

„Aha, den Herren wird man nicht zu geſcheit!“ ſchmunzelte der Wolf und zog aus dem innern Rockſack langſam eine große rote Brieftaſche hervor. Da drinnen war der Heimatſchein, ein gemalter Bauernkalender, ein Tobiasſegen und fünf Gulden in Papier.

„Das iſt nicht alles, Alter!“

„Iſt auch nicht,“ murmelte dieſer und that aus dem Hoſenſack ein Lederbeutelchen; da drin war eine ganze Menge Kupferkreuzer.

„Wolf!“ rief nun das Steueramt, „Er macht ſich luſtig über die Behörde! Ich will Ihm's nicht raten! Wo iſt das Vermögen?“

„Sonſt hab ich nichts mehr,“ antwortete der Alte.

„Er hat amtlich angegeben, daß er jährlich 50 000 Gulden Einnahme habe!“

„Das wär' luſtig! Wenn's wahr wär'!“ lachte der Alte auf.

War auch ſchon der graue Bogen vorhanden.

„Hier ſteht es ſchwarz auf weiß, fl. 50000. Hat Er das geſchrieben?“

„Ja freilich, meine Herren.“

„Und uns zum Narren gehalten?“

„Gott bewahr', meine Herren! Ich habe nicht geſchrieben: fünfzigtauſend Gulden; ich hab' geſchrieben fünfhundert Gulden, ja für's höchſt' fünfhundert Gulden. Heuer g'langt's nicht auf dreihundert, und ſind da ſchon die neunzig Holzknechttagwerke dabei. Die Zeiten werden halt alleweil ſchlechter. Jetzt hat mir der Förſter das Pechhacken verboten und das Ameisgraben, und das Beerenbrocken will er mir auch nicht erlauben. Nachher kann ich zuſperren oder offen laſſen und mit dem Bettelſack gehen. Bin nur froh, daß mein Weib geſtorben iſt. Über zwei Jahr' iſt ſie mir auf dem Stroh gelegen und immer einmal haben wir allzwei die halben Nächte lang geflennt, ſo ſchlecht iſt's uns 'gangen. Das gute Weſen, was bin ich froh, daß ſie der Herrgott zu ſich genommen hat! Mit mir wird er wohl auch ein Mittel machen, wenn's Zeit iſt.“ So ſprach der alte Wolf und in ſeinem braunen hageren Geſichte zuckten die Muskeln.

„Ja, ja, iſt alles recht!“ ſagte nun das Steueramt, „aber die 50000 Gulden!“

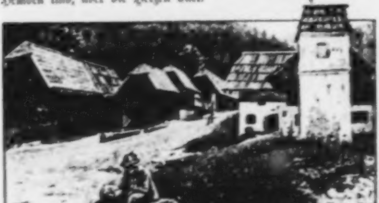
Ich glaub's, daß ſie ihm im Kopf umgingen.

Und was hat ſich nun herausgeſtellt? Es hat ſich herausgeſtellt, daß der Wolf auf den Einbekenntnisbogen ſo geſchrieben: „Einkumen jerlich hertens fl. 500·00 (bedeutet ſoviel als Gulden 500, Kreuzer 00).“ Aber das Sternlein zwiſchen den Nullen war abhanden gekommen oder vielmehr ſo verblaßt, daß man es bei Tage nicht ſehen konnte und bei der Nacht noch weniger. Mit der Lupe glückte es einem geſchickten Sterngucker, es noch zu entdecken, ſonſt wäre der Alte wegen Irreführung oder Belügung oder Verſpottung der Behörde (drei meſſerſcharfe §§ ſtanden dafür da) beſtraft worden.

Der Wolf war ſehr überraſcht, als er trotz der fürchterlichen Anſtalten ſchließlich nicht einen Kreuzer Steuer zahlen brauchte. Von nun an aß er Sonntags im Wirtshauſe wieder auf der Ofenbank und aß ſeine „Portion Fleck“ mit roſtigem Löffel; Werktags konnte er bei den Bauern ſein Süpplein wieder dreiſt erbetteln. Und fürs geſchenkte Süpplein ſchenkte er den noch Ärmeren einen Kreuzer.

Heute iſt der alte Wolf ſchon ganz gebückt, aber trotzdem kann er nicht mehr Schwämme und nicht mehr Erdbeeren ſuchen, denn es haben ihn die Augen verlaſſen. So hockt er am Ende des Dorfes an der Straße, denkt wehmütig an die glanzvolle Zeit, da er in ſo herrlichem Geruche geſtanden, und wartet. Manchmal geſchieht es, daß ein Mann vorüberreitet oder fährt, der über viertauſend Gulden Jahresſteuer zahlt und ein mißmuthiges Geſicht hat. Wenn einer ohnehin ſo laſterhaft hoch beſteuert iſt, den Bettlern auch noch geben? Nein. — Da murmelt der Alte manchmal vor ſich hin: „Siehſt du, Wolfel, auch die hohen Steuern machen nicht glücklich!“

Wahrlich nein, mein Guter. Und Reichtum macht wohl die Hemden lind, aber die Herzen hart.



Das Unglück in Rieſelwang.

Meine Familie — ſo erzählt Freund Hans — pflegt die Sommerfriſche in Rieſelwang zuzubringen. Rieſelwang iſt ein kleiner Ort im Gebirge. Ich bin an mein Amt in der Stadt gefeſſelt und kann die Meinigen — die Frau, die drei Kinder, die Großmama — im Laufe des Sommers nur zwei- oder dreimal beſuchen. Manchmal empfindet man's recht angenehm, ganz ſein eigener Herr und ſein eigener Knecht zu ſein, daß man ſich Geſellſchaft, Tiſch und Unterhaltung auswählen kann in der großen Stadt, hübſch nach Belieben. Ein anderesmal erwacht der Familienſinn und es verlangt mich, die Meinen zu ſehen, ſei es auch nur auf Augenblicke, um mich perſönlich zu überzeugen, daß allen wohl iſt. Denn die Briefe ſind nicht immer verläßlich. Einmal haben ſie dort den Typhus durchgelitten, ohne daß ich eine

Ahnung davon hatte; meine Frau ſchrieb nur von einem Magenkatarrh, der wohl durch das zwar gute, aber ungewohnte Trinkwaſſer entſtanden ſei und ganz vorübergehender Natur wäre. Ein anderesmal fiel der Junge vom Kirſchbaum und brach ſich den Arm; ich erfuhr erſt davon, als er wieder geheilt war. Das iſt ein unbehagliches Gefühl, und man kommt auch dann nicht von bangen Sorgen los, wenn die Briefe noch ſo beruhigend lauten. Sie verſchweigen mir's und ſie verſchweigen mir's! Solche Qualen als Folgen zu großer Rückſicht.

Nun waren eines Tages Depeſchen eingelaufen von einem ſchweren Ungewitter, das in den Alpen niedergegangen ſei und gerade in der Gegend von Rieſelwang furchtbar gewirtſchaftet haben ſollte. Man ſprach von einer großen Uberſchwemmung, doch ſtand mein Sommerhaus auf einer Anhöhe. Man redete von Lawinen; mein Haus war geſchützt durch eine Felswand. Es verlautete von einem Bergſturze, von Blitzfeuern . . . Von den Meinen vermißte ich die Nachricht. Den ganzen Tag verließ ich meine Wohnung nicht und wartete auf eine Botſchaft. Am beſten wäre es geweſen, mich gleich am Vormittage auf die Eiſenbahn zu ſetzen. Gegen Abend endlich die folgende Depeſche: „Rieſelwang. Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! Natalie.“

Alſo doch! Alſo doch ein Unglück. Wenn die einmal ſo telegraphieren! Es mußte wohl groß genug ſein bei der dringenden Form der Depeſche. Natalie wußte gut genug, was das hieß, in der Nacht nach Rieſelwang zu fahren. Es ging in der Nacht gar kein Zug. Der Abendzug geht nur bis Kalten. Den benützte ich; kaum war er vom Bahnhofe abgerollt, fiel es mir ein, ich hätte Rettungsmannſchaft mitnehmen ſollen, oder wenigſtens einen Arzt. Der Einfall war zu ſpät gekommen. In Kalten, wo ich abends neun Uhr ankam, wollte ich einen Extrazug nehmen, der bequem um Mitternacht in Nieſelwang ſein konnte. Und nun ſagte mir der Stationsbeamte, ob ich denn nicht den Samstagsvergnügungszug aus der Stadt benützen wolle, der um neun Uhr achtzehn Minuten in Kalten ankomme und um halb zwölf Uhr in Nieſelwang halte. Der Samstagsvergnügungszug, an den hatte ich gar nicht gedacht. Meine Freude war groß, und ſo ſollte ich denn mit dem Vergnügungszuge nach dem Orte des Unheils fahren. In Kalten konnte ich nichts erfahren, als daß in der vorhergehenden Nacht ein ſtarkes Hagelwetter niedergegangen war drinnen im Gebirge. Ich fühlte mich weſentlich getröſtet, ging in die Reſtauration und ließ mir eine Flaſche Bordeaux geben. Das ſoll jeder thun, der Kummer hat und auf einen Eiſenbahnzug warten muß.

Nein, nein, das ſoll keiner thun, der in Kummer iſt und auf einen Eiſenbahnzug warten muß. Während ich meine Zeche bezahlte, pfiff draußen die Maſchine, ich fragte, ob der Vergnügungszug ſchon einfahre. „Der fährt eben ab!“ rief der Kellner. Ich habe gemeint, vor Wut in den Boden ein Loch treten zu müſſen. „Halten laſſen! Halten laſſen!“ Laut rief ich es am Perron. Es half nichts. Die roten Laternen waren noch zu ſehen draußen auf der Strecke, und bald auch dieſe nicht mehr. Ich war auf dem Bahnhof in Kalten, und jetzt ſollte doch noch der Extrazug dran.

Und nun ward mir mitgeteilt, daß ein Extrazug ohne Bewilligung der Direktion und des hohen Verkehrsminiſteriums nicht beigeſtellt werden dürfe. — So. In zwei bis drei Tagen konnte die Bewilligung wohl herabkommen vom Reiche Bureaukratien.

Mein grenzenloſer Ärger — nicht über mich Leichtſinnigen natürlich, ſondern über den verſäumten Zug, der nun glatt und ſicher gegen die armen verlaſſenen Meinigen dahinrollte, dieſer

Ärger kannte keine Grenzen. Doch hatte er das Gute, daß er die Angſt zurückdrängte. Mir wäre aber die wehe Angſt lieber geweſen als dieſer gallbittere Ärger, der mich zu Aſche verzehrt hätte in jener Nacht, wenn ich dem Mißgeſchick nicht noch zu parieren verſucht hätte. Ich nahm in Kalten ein Fuhrwerk, dreifach mußte es bezahlt werden, um überhaupt eines zu bekommen, und außerdem ſollte ich noch einſtehen für Pferde und Wagen. Dafür verpflichtete ſich der Kutſcher, mich noch vor Sonnenaufgang in Rieſelwang abzuladen.

Und ſo ging's mit zwei Rappen und einem leichten Gebirgswagen in die Nacht hinein. Im oberen Thal der Kalten hatte ſich Nebeldunſt gebildet, hinter welchem die Berge im blaſſen Lichte des aufgehenden Mondes wie matte Wolkenbänke zu ſehen waren. Einen Eiſenbahnzug, der vom Gebirge kommend nahe an der Landſtraße heranrauſchte, hätte ich mögen anhalten und die Inſaſſen befragen nach Neuigkeiten in Rieſelwang. Der Zug ſauſte vorüber, und ich kam mir vor wie ausgeſchloſſen von allen modernen Verkehrsmitteln, am Tage der Not.

Zurückgelehnt in den Wagen, bei der ſcharfen Kühle der Nacht wohl in den Mantel geſchlagen, ſo blickte ich mit halbgeſchloſſenen Augen vor mich hin. Die Bäume, die Wegſäulen, einzelne Gebäude ſchwankten träge vorüber, und das Traben der Pferde und das Knarren des Wagens waren immerfort und immerfort. Mein Zuſtand wurde traumhaft. — — Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! Ob ſie alle leben? Ob etliche nicht verſchwemmt, oder verſchüttet, oder verbrannt ſind? Gottlob, wenn ich nur Ruinen finde, nicht Leichen. Das Schlimmſte iſt nicht, Natalie lebt. — Nachdem wir ein paar Stunden gefahren waren und die Straße den Berg hinanſchlängelte, begegneten uns zwei Leute, die unter Rückkörben keuchten und mühſelig herabkamen. Ich ließ anhalten und fragte ſie.

„Zu Nieſelwang,“ ſagte der eine mit heiſerer Stimme, „da ſchaut's ſchlecht aus. Alles derſchlagen.“

Ob auch Menſchen zugrunde gegangen wären?

„Alles derſchlagen,“ wiederholte er.

„Vom Blitz? Vom Bergſturz?“

„Alles derſchlagen in den Erdboden hinein.“ Und davon war er. Ich ließ anziehen. Was doch das ein träges Ding iſt, ein Pferdewagen! Oft hatte ich mich über die Poeſieloſigkeit der Eiſenbahn beklagt, nun ſchlug ich an meine ſündige Bruſt. — Von einer Höhe aus ſah man in die Niederungen, wo es dunkel war, wie auf dem Meere. Der Mond ſchien jetzt herab, und ſtellenweiſe blitzte ein Waſſerſtreifen, der durch die Waldung zog. Auf unſerer weißen Straße lag mancher finſtere Wipfelſchatten, ſo ſcharf, daß ich mich wunderte, die Pferde darüber nicht ſtolpern zu ſehen. Es war ja eigentlich eine wunderſchöne Fahrt für eine andere Gelegenheit. Heute verzehrte mich die Ungeduld.

Plötzlich ſtanden die Pferde ſtill. Ein einſchichtiges Haus ſtand da in der freien Gegend. Uber die Straße war ein Schlagbaum niedergelaſſen. Der Kutſcher rief den Mautner. Der kam nicht, und der Schlagbaum blieb über die Straße geſpannt. Der Kutſcher pochte und rüttelte am Thore des Mauthauſes, es war verſchloſſen und es meldete ſich drinnen niemand. Ich war aus dem Wagen geſprungen, wir ſuchten den Schlagbaum zu heben, der war mit einem Eiſenſchloſſe an den Pfahl gefeſſelt und wich nicht. Wir erbrachen das Thor des Hauſes und drangen hinein, immer nach dem Mautner rufend, daß er uns paſſieren laſſe. Mit einem Streichholz, das der Kutſcher in der Hand hielt, durchſchritten wir zwei Zimmer. In dem erſten lag ein ſchlummerndes Kind, das trotz unſeres Lärmes nicht erwachte. Es war vielleicht ein halbes Jahr alt. Im zweiten Zimmer auf Strohſchaub lag die Mumie eines Menſchen. Ein Greis, kahl und dürr, zitternd und blind. Er richtete ſich halb auf und wies mit den Händen nach Kaſten und Truhen hin. Auf unſer Verlangen, die Mautſchranke zu öffnen, hub er an zu wimmern und mit einer bebenden Fiſtelſtimme bat er, doch nur alles fortzunehmen, was wir fänden, bloß das Leben möchten wir ihm laſſen. „Wozu ein ſolches Gerippe noch das Leben braucht!“ rief der Kutſcher ärgerlich aus, ich langte nach einer Axt, die an der Wand hing, der Kutſcher ſuchte und fand eine zweite, wir gingen und hieben den Schlagbaum entzwei.

Endlich ging's wieder dahin auf einer Hochebene in der klaren Mondnacht. Auf den Matten ſtanden die Heubüſſeln, dort und da lag ein weißer Felsblock, dann wieder ragte ein ſchlanker Fichtenbaum, und dieſe Geſtalten ſchoben ſich ſachte durcheinander, daß es geſpenſterhaft ſpielte.

Etwa eine halbe Stunde hinter dem Mauthauſe begegnete uns ein angeheiterter Mann. Der fiel den Pferden in die Zügel und rief uns lallend zu, wie wir durch den Schlagbaum gekommen wären? Ob wir die Mautgebühr bezahlt hätten?

„Wenn Sie der Mautner ſind, ſo rate ich Ihnen, ſich eilig davonzutrollen, ſonſt könnte Ihnen etwas Unangenehmes begegnen.“ Auf dieſe meine Antwort hat er ſich weiter geſchoben. Bald hinter ihm kam ein keifendes Weibsbild gegangen. Wir mutmaßten, daß es ſeine Ehewirtin war, welche ihn vom Wirtshaus heimtrieb.

Wir kamen zu einer Art von Holzerhütte, wo, wie der Kutſcher erzählte, Branntwein geſchänkt wurde, und wo vor Zeiten Leute

ermordet worden waren. „Der Wirt iſt gehenkt worden, aber ſein Sohn führt das Geſchäft fort," ſchloß der Kutſcher ſeine unheimliche Mitteilung.

Wir hielten da nicht an, aber ſpäter bei einem Brunnentroge ſtanden die Pferde ſtill und tranken. Nun horchte ich hinaus in die ſtille Nacht: Im kurzen naſſen Graſe ſangen die Grillen. Aus fernen Tiefen herauf dröhnte ein Murren und Rollen. — Der Kutſcher ſagte, das wären die Altbacher Waſſerfälle. Eine Viertelſtunde ſpäter ſahen wir ſie auch. Drei ſilberne Rieſenketten gingen an den gegenüberſtehenden Bergwänden nieder. Stellenweiſe waren ſie in Zickzack gebogen und unterbrochen, ſtellenweiſe zuckten und ſprühten ſie Funken und ſtellenweiſe wieder war es, als ſtiegen zarte Nebel auf, in welchen der Mond ſeine Regenbogenfarben ſpielte. Das war ſo ſchön, daß ich ein wenig halten ließ, um hinſchauen zu können. Aber durch das dumpfe Toſen der Waſſer hörte ich leiſe wimmern: Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! —

Die Straße war arg verwaſchen und ging nun in vielen Windungen thalwärts, der eingeſchliffene Radſchuh quitſchte, der Kutſcher hielt mit aller Vorſicht die Riemen. Zur Rechten baute ſich ein ſchroffes Gewände auf, zur Linken war ein finſterer Abgrund. Da hinab in dieſe ſchwarzen Tiefen konnte das Mondlicht nicht dringen, hingegen beleuchtete es die gegenüberſtehenden Felsmaſſen ſo klar, daß jede Tafel, jede Runſe deutlich zu ſehen war. Im blaſſen Sternenhimmel gab es Unruhe, die Sternſchnuppen fuhren nach allen Richtungen hinaus und hinab.

Plötzlich riß der Kutſcher die Pferde zurück, daß ſie ſtanden, ſonſt wären ſie wohl bald in der Tiefe gelegen. Die falbe Straße war zu Ende, abgebrochen, ein Wildwaſſer, das vom Kare niedergefahren, hatte die Brücke weggeriſſen. Es ging nicht weiter. Ein ungeheurer Schuttſtrom durchquerte unſern Weg, und zwiſchen dem Geſteine rieſelten die Wäſſer.

Jetzt hatte ich keinen Zornruf mehr, ich ſah, daß alles vergebens iſt, wenn die Götter nicht wollen. Ganz ſtumm war ich und auch der Kutſcher ſagte ſonſt nichts, als leiſe: „Wenn man nur umkehren könnte!“

Er ſpannte die Pferde aus und führte ſie mit unendlicher Mühe und Gefahr zwiſchen Wagen und Berghang nach rückwärts. Der Wagen ſelber konnte auf dem hier ſo ſchmalen Wege von uns nicht gewendet werden, der mußte ſtehen beiben, der Kutſcher mit den Pferden ſollte nach Hauſe.

Und ich? Man konnte es zur Noth verſuchen, über den Schuttſtrom zu klettern. Aber wenn die Götter nicht wollen, ſo ſchwemmen dich die Waſſer in den Abgrund, oder es giebt weiterhin noch andere Fährlichkeiten, zwiſchen denen du eingeſchloſſen biſt, ohne vorwärts oder rückwärts zu können.

Wie weit es denn noch ſein könne bis Rieſelwang? —

„Es kann nicht mehr ſo weit ſein,“ antwortete der Kutſcher, „zu Fuß in längſtens zwei Stunde müßte man, denke ich, das Dorf erreichen. Wenn's der Herr wagen will, über dieſen Graben helfe ich hinüber. Dann geht die Straße wieder glatt fort, immer niederwärts. Und wenn wieder ein Waſſerbruch kommen ſollte, man weiß es ja nicht, das Gewitter muß was gewirtſchaftet haben, ſo ja nicht probieren hinüberzuſteigen, lieber warten, bis es Tag wird. Wären die Pferde nicht, ich ginge mit.“

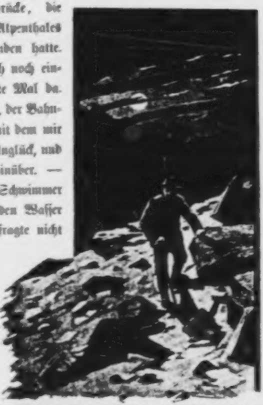
„Kehren Sie nur um, Kutſcher, es wird gehen, wie es gehen mag, mir iſt jetzt ſchon alles eins. Da, nehmen Sie für die verlorene Nacht. Und wenn ich nicht mehr geſehen werde, ſo wiſſen Sie's und ſagen Sie's meiner Familie, wenn ſie lebt, wie ich zu ihr habe gewollt.“

„Nein,“ ſagte der gute Menſch, „da laſſe ich doch lieber die Röſſer im Stich als den Herrn.“

Ich habe aber ſeinen Beiſtand zurückgewieſen und bin meines Weges gegangen, geklettert — hier auf pflaſterglatter Straße, hier über Geſchütte und Geſtein, hier über Wildwäſſer, über welche der Sturm Baumſtämme umgebrochen hatte, die manchmal als Steg benützt werden konnten. Meine Kleider waren feucht vor Tau, mein Haar vor Schweiß.

Endlich huben die höchſten Spitzen der Berge an, rötlich zu glühen, ein milchiges Licht ging niederwärts von Wand zu Wand. In den Büſchen huben die Vögel an zu zwitſchern. Ich war durch Waldbeſtände hinabgekommen ins grüne Thal. An dem Bergſockel ſtanden mehrere Hütten zerſtreut; jenſeits des Fluſſes, wo am Hange die Eiſenbahn mit den Telegraphenſtangen hinzog, auf der vorſpringenden Böſchung ſtand ein Kirchlein mit ſpitzem Turme, von welchem jetzt die Morgenglocke läutete. — Das war ja Rieſelwang! Wahrhaftig, das war ſchon Rieſelwang! — Ich erſchrak faſt, als ſich der Ort mir zeigte. Ich ſuchte unſer Landhaus, das dort auf dem Hügel geſtanden war, unter der Felswand. Die Felswand ſtand noch da, der Hügel ſtand noch da, das Landhaus ſtand auch noch da, und in ſeinen Fenſtern leuchteten die Brände der aufgehenden Sonne. Wenn der Bau noch ſteht, umſo ſchlimmer, dann fehlt an den Einwohnern etwas! Weiß Gott der Herr, was geſchehen iſt!

Über ein ruhiges Schuttfeld kletterte ich mühſam hin bis zur Brücke. Und als ich über dem Schuttfelde war, rann vor mir der breite, trübe, raſch hinwogende Fluß, wie er ſeit Erſchaffung der Welt geronnen war in allen Wettern. Und die Brücke war nicht da. Am Ufer ein geknickter Pfahl, ſonſt keine Spur von der



vierjochigen Holzbrücke, die beide Gelände des Alpenthales miteinander verbunden hatte.

Nun ſtand ich noch einmal und das letzte Mal da. Dort war das Dorf, der Bahnhof, mein Haus mit dem mir noch verborgenen Unglück, und ich konnte nicht hinüber. — Darf ein guter Schwimmer es mit dem reißenden Waſſer aufnehmen? Ich fragte nicht erſt. Neuerdings zornig auf die dumme Rechthaberei der Götter und entſchloſſen, meine letzte Macht gegen ſie auszuſpielen, ſtürzte ich mich in den Fluß. Das eiskalte Bad raubte mir im erſten Augenblicke faſt die Beſinnung, als ich ſie wiederfand, trug es mich ſchon raſch dahin, ohne daß ich imſtande war, mich zu halten. An Uferweiden wollte ich mich fangen, mehr weiß ich nicht.

Nach dem Wiedererwachen lag ich in einem Zimmer meines Sommerhauſes, von Leuten umgeben, die mit mir beſchäftigt waren. Mit Feuerhaken hatten ſie mich aus dem Waſſer gezogen, und alle fragten nun: „Wie kam er denn her? Wie fiel er denn hinein?" Die Kinder waren da, ſtreichelten mich und ſagten: „Papa, iſt dir ſchon wohl?"

„Wo iſt Mama?" das war meine erſte Frage.

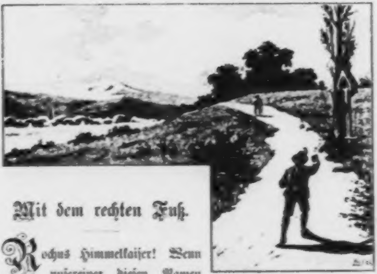
Da antwortete die Erzieherin: „Die gnädige Frau iſt geſtern abends in die Stadt gefahren, weil eine Jugendfreundin von ihr dort durchreiſt. Sie hat dem gnädigen Herrn ja telegraphiert, daß ſie mit dem Abendzuge hineinfährt."

Wie? Sie kam in die Stadt?

Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! . . . Das ganze Unglück, welches ſich bei den Meinigen in Rieſelwang zugetragen, hatte, beſtand alſo darin, daß meine liebe Frau in ihrer Depeſche das Wörtlein „Ich" zu koſtſpielig fand Um es zu erſparen, deshalb die Aufregung, die Angſt, die unerhörte Nachtreiſe nach Rieſelwang! — Geſchehen war am Sommerhauſe ja nichts, als daß der Hagel ein paar Fenſterſcheiben eingeſchlagen und der Sturm von der alten Linde einen Aſt herabgeriſſen hatte. Nun war ich da und meine Frau in der Stadt. Meine nächſte Depeſche an ſie lautete: „Rieſelwang. Komm Du, wenn möglich, heute noch mit dem Eiſenbahnzuge nach Rieſelwang, wo Dich mit Sehnſucht erwartet Dein

Hans Malſer."

⁂



Mit dem rechten Fuß.

Rochus Himmelkaiſer! Wenn unſereiner dieſen Namen hätte! Der dumme Junge wußte damit nichts anzufangen. Kaiſer wird er nie, und der Himmel iſt zweifelhaft. Iſt ſehr zweifelhaft! ſagt die alte Baſe, bei der er wohnt, ſeit ſeine Eltern verſtorben ſind. Unter dem Vorwande, daß er ſeine einzige mühſelige Blutsverwandte ernährt, zehrt er mit an den letzten Reſten ihrer Habe, und wenn ſie miteinander verhungern, bevor der Himmel verdient iſt, dann weiß ich nicht, was werden wird.

Heute geht der Rochus die Straße entlang. Im ſchönſten Mehl watet er bis über die Knöchel, die Sträucher zur Rechten und zur Linken ſind wie überzuckert, und die kleinen Kürbiſſe auf den angrenzenden Feldern ſind ganz grau vor Staub. Wenn das Knödeln wären! denkt ſich der Burſche. Nun, es wird ja bald etwas geben; er geht in das Walzwerk, um Arbeit zu ſuchen. Wenn er nur wüßte, der Rochus, mit welchem Fuße er an dieſem Morgen zuerſt aus dem Bette geſtiegen iſt. Als er vor einigen Tagen ſich wegen Arbeit im Steinbruch anfragte, war es nichts, er war damals mit dem linken Fuß aufgeſtanden. Heute das Geſchrei der alten Baſe: „Achti iſt's, du Faulpelz, und die Welt brennt über und über!“ Vor Schreck über die Feuersbrunſt war er raſch aus dem Stroh geſprungen, im hellen Sonnenlicht war er der Gefoppte, aber niederlegen mochte er ſich nicht mehr, und wiſſen that er nun auch nichts, als er auf der Straße ſo dahindrudelte.

Vor ſeiner ſah der Burſche ſchon die Weile einen ſchwarzen Menſchen daher gehen; es war, als ſchreite er mit kurzen Beinen in der freien Luft dahin, weil die ſtaubigen Stiefel ſich von der Straßenfarbe nicht abhuben. Da hatte es der Rochus beſſer, ſein zerſchliſſenes Leinwandkleid konnte nicht mehr grauer werden, als es ſchon war, hingegen hoffte er, daß es am Abend auf dem Rückwege ſchwarz ſein werde vom Kohlenſtaub im Eiſenwerke.

Nun lag auf einmal etwas Rotes vor ſeinen Füßen. Ein Gebetbuch? Er kann nicht leſen. Eine Brieftaſche? „Meiner Seel und Gott wahr, eine Brieftaſche!“ Ja, darin könnt' er freilich leſen.

Der ſchwarze Menſch vorne ging ſachte fürbaß und ſchaute ſich nicht um. Soll der Rochus rufen und fragen, ob jener etwas verloren? Vorher will er doch lieber ſehen, was er gefunden. Hinter einen Erlenſtrauch huſcht der Burſche und prüft den Inhalt der Brieftaſche. Herr Jeſſes Chriſti! Geld! Viel Geld! Alſo doch mit dem rechten Fuß aus dem Bette? Ein Hunderter und 6 Guldenſcheine! Das gehört jetzt ihm? Da braucht er ja garnicht ins Eiſenwerk, da könnten ſie jetzt davon ſo lange leben, bis ſie ſterben! — So fährt's dem Burſchen durch den Kopf und ein heißes Jauchzen will aus ſeiner Bruſt. Er hält ſich den Mund zu, man darf's ja nicht hören, nicht wiſſen, was er gefunden hat. Wenn man's nicht hören, nicht wiſſen darf, dann iſt's am Ende eine Sünde! Wenn's eine Sünde wäre, gefundenes Gut gleich ſo lautlos zu ſich zu ſtecken? Seine Eltern ſind ohnehin nicht in dem allerbeſten Rufe geſtanden wegen der paar Erdäpfel, die der Vater einmal gefunden hat auf dem Felde des Nachbars. Jetzt will er's aber juſt zeigen, der Rochus, daß ſie ſich geirrt haben, wenn ſie den Vater ſchlecht machen wollten. Es iſt ja gerade, als ob man ſich mit ſo einer roten Brieftaſche den ehrlichen Ruf zurückkaufen könnte! Und vielleicht kriegt man noch einen Gulden als Finderlohn. Er lauft die Straße entlang, dem ſchwarzen Menſchen nach: „He! Aushalten! Hat Er nichts verloren?“

Der Mann vorne dreht ſich um, taſtet an ſeinen Säcken, reckt ſein mageres und völlig eſſigſaures Geſicht vor und ſchreit mit breiter Stimme: „Du verſchwamelt, die Brieftaſche! Haſt mir du die Brieftaſche geſuchſt?“

„Geſuchſt hab' ich ſie nicht,“ ſagt der Burſche ihm zueilend, „gefunden hab' ich ſie auf der Straßen.“

„Aber brav biſt, Junge!“ ruft der Mann. „Wart', ich will dir ein Zwanzigerl ſchenken. Ehrlichkeit muß man belohnen. Halt!“ Er thut die Ledertaſche auseinander und prüft den Inhalt. „Das ſtimmt nicht!“ kreiſcht er auf.

„Gehört's nicht Sein?“ fragt der Rochus.

„Mein gehört ſie freilich, aber Geld fehlt! Es iſt nur ein Hunderter da!“

„Und ſechs Guldenzetteln!“ verſicherte der Burſche.

„Der Tauſender fehlt! Noch ein Tauſender iſt drin geweſen Jetzt auf der Stell' ſag's, Lump, wo iſt der Tauſender?“

„Tauſender hab' ich keinen geſehen,“ beteuert der Rochus, „was drin geweſen, das iſt noch drin, und genommen hab' ich nichts, meiner Seel und Gott wahr!“

Der andere hatte ihn mit knochiger Fauſt ſchon am Kragen gefaßt und anſtatt ins Walzwerk, ging's jetzt ins Dorf hinein zum Gemeindeamt. Der Burſche wird ausgeſucht, ſogar in den Mund greift ihm der Vorſtand mit ruppigen Fingern. Da hätte der arme Rochus freilich am liebſten zuſammengebiſſen, doch größer als ſein Zorn iſt ſein Leid darüber, was ihm da widerfährt. So ſchrecklich mit dem linken Fuß aus dem Bett zu ſteigen! Wenn der Tauſender in der Brieftaſche war! „Ja freilich, und bei allen Heiligen war er drin! Kann ihn niemand haben als dieſer Falot, der die Brieftaſche von der Straße aufgenommen und geöffnet hat. Weiß recht gut, wie viel einzelne Gulden drin waren und ſoll vom Großen nichts wiſſen? Man kennt dieſe Leute!“ So der Schwarze.

„War er aber auch ſicherlich drin geweſen, der Große?“ fragt ein Gemeindebeamter ſtreng.

Der Eigentümer der Brieftaſche hebt die rechte Hand und macht die zwei Finger zu einer Gabel: „Ein Jurament leg ich darauf ab! Ein heiliges Jurament! Erſt geſtern iſt er aus Niederöſterreich gekommen für einen Trieb Jungvieh, den ich vorige Woche hinausgeſchickt hab'. Fragt mein Weib! Die hat's auch geſehen, wie ich den Tauſender in die Brieftaſche geſteckt hab', und daß ich heute damit auf den Handel ausgehe. Ein Jurament, meine Herren!“ Und hoch gegen Himmel reckte er die Gabel.

Nun konnte freilich kein Zweifel mehr ſein: der Rochus hatte den Tauſender. Aber wo er ihn hatte, das war der Zweifel. Der Burſche wühlte mit den Fingern haſtig in dem fuchsbraunen Haar, ſagte aber kein Wort mehr. Denn ſoviel hatte er bereits geleugnet, um zu wiſſen, daß es nichts half.

Gleich war nach den Gendarmen geſchickt worden ins Kreisgericht, aber bevor ſie erſchienen, mußte der Dieb unter guten Verſchluß kommen. Der Gemeindekotter war beſetzt, ſtand des Gemeindedieners Ziege drinnen und der Futterbarren. Was machen? Den Galgenſtrick hinein zum Tiere und von außen ſcharf abgeſchloſſen. Aber als das Weib des Dieners herbeikam und hörte, welch einen Genoſſen ſie der lieben, braven Ziege gegeben hatten, hub ſie an zu jammern über das unſchuldige Tier, das im Umgange mit Spitzbuben im Arreſt leicht verdorben werden könne, wie man ſolcherlei oft genug beklagen höre bei dem dummen Zuſammenſperren. Sie beſchwor ihren Mann, den Unband aus dem Gelaſſe zu nehmen. Als aber der Diener mit raſſelndem Schlüſſel das Thürchen öffnen wollte, ging es nicht auf. Der Rochus hatte es inwendig durch ein Kettlein feſtgehängt und wie ſie jetzt auch fluchen und zetern mochten draußen, er lag unter der Ziege, hielt ihre Hinterbeine feſt und ſog ihr mit Bedacht und Behagen die Milch aus dem Euter, bis es leer war.

„Ah, das hat gemundet, das iſt gut geweſen. Bin doch mit dem rechten Fuß aus dem Bette geſtiegen!“ Tätſchelnd und ſtreichelnd bedankte er ſich bei der vierfüßigen Wohlthäterin, dann hakte er das Kettlein los und ließ die Wut der Eindringenden über ſich ergehen. Der Vorſtand wußte oft nicht, wo ihm der Kopf ſtand, andere wußten es auch nicht, und ſo war dieſer Beſtandteil manchmal gar nicht zu finden. Nun ſollte der Dieb für die paar Stunden in den feſten Gemeinde-„Feldkaſten“ geſperrt werden; fiel es aber dem Vorſteher noch zu rechter Zeit ein, daß dort Rauchfleiſch und Speck aufbewahrt werde, für einen Arreſtanten keine zweckmäßige Ausſtattung. Der Rochus wurde alſo kurzer Hand in des Gemeindevorſtands Flachskammer gethan. „Flachshaar und Hanf freſſen, ſo viel er will! Wird ja ſo bald andere

Bekanntſchaft machen müſſen mit dem Zeug!“ — Es war der linke Fuß, dachte ſich der Burſche, als er über die Schwelle hineintaumelte und die Thür hinter ihm zuſchlug.

Mit großer Genugthuung ging der Vorſtand hernach hinaus in den Kohlgarten, wo ſein Weib mit einer Gießkanne die Pflanzen ſpritzte, half ihr bei dieſer Arbeit und erzählte dann auch von dem Diebe, dem Rochus Himmelkaiſer, der dem Viehhändler Kilian einen Tauſender aus der Brieftaſche geſtohlen habe, und wie der Lump nun in der Flachskammer aufgehoben ſei, bis die Gendarmen kämen.

„Was ſagſt,“ rief das Weib aus, „wo ſagſt? In der Flachskammer? Den Haderlumpen? Nit geſcheit biſt, Mann!“ Dabei rieſelten aus ihrer Kanne hundert Waſſerfädlein auf ſeine Beine, und ſie merkte es gar nicht. Der Vorſtand merkte es auch nicht, ſondern fragte beklommen: „Weswegen ſoll ich denn nit geſcheit ſein?“

„Auf allen vier Füßen lauf’ und thu’ den Burſchen aus der Flachskammer! Weißt es denn nit? Das Weiddirndl iſt drinnen und thut Reiſten auskampeln!“

„Was? Die Agerl iſt in der Kammer? Und ich hätt’ ſie zuſammengeſperrt? O du hölliſche Ramſau!“ Da lief er auch ſchon dem Gehöfte zu.

Mittlerweile hatte der Rochus ſchon Bekanntſchaft angebahnt mit dem ſauberen Weiddirndlein, das Flachsſtrahne durch eine Hechel zog, um die Agen abzuſtreifen. Beiläufig kannten ſich die beiden ſchon vom Kirchwege her. So ſagte der Burſche nun trotzig: „Haſt denn du keine Angſt vor mir, Agerl? Bin ja ein ſchauderhafter Diebskerl? Hab’ ja dem Viehtreiber Kilian einen Tauſender weggeraubt!“

„Du einen Tauſender?“ lachte das Dirndl auf, „geh', plauſch nit!“

„Ja, ja! Wenn ich's ſag'!“

„Dir glaub' ich nichts. Du biſt ein ſchlechter Falot, dir glaub' ich nichts, daß du es nur weißt.“

Inbrünſtig wie vor einem Altare, ſo kniete jetzt der Burſche nieder vor dem Dirndl, auf beiden Scheiben kniete er, klammerte die Finger ineinander und ſagte: „Dank dir's Gott, Agerl, daß du mir's nit glaubſt. Sie ſagen es nur ſo, aber wahr iſt's nit. Gefunden habe ich die Brieftaſche, dem Viehtreiber ſeine, ſind hundert Gulden drinnen geweſen und noch ſechs dazu. Eingefallen iſt's mir wohl: behalten kunntſt es. Unſere liebe Frau hat mich behütet, nachgelaufen bin ich ihm und das Geld zurück. Und jetzt ſoll ein Tauſender fehlen. Ich hab' ihn nit, Dirn, ich nit, und das mußt mir glauben, du mußt! Du mußt! Sonſt!“

„Nau!“

Das Geſicht verdeckte er ſich mit beiden Händen: „Auweh! Zum Glauben kann man ja niemanden zwingen. Auweh, auweh! — Wär' ich ſchlecht geweſen, ging's mir jetzt beſſer. Kein Menſch kunnt's wiſſen, wer die Brieftaſche hat. Weil ich ehrlich bin geweſen, bin ich ein Dieb. So weit kommt man mit dem Bravſein! Aber das ſag' ich dir, Agerl, wenn ſie mich eintreiben, morgen um die Zeit leb' ich nimmer, das ſag' ich dir. Bin doch nur zum Elend auf der Welt! Wenn es ſchlecht ausgeht, nachher iſt das Hoſenband auch noch für was gut. Wirſt es ſchon ſehen!“

„Menſch!“ verſetzte nun das Dirndl, dieweilen ſie den Flachsſträhn ausſchlenkerte, „wenn du's ſo meinſt, wie ich's verſtanden hab', ſo biſt plunzendodeldumm! Wenn ſie dich ſchlecht gemacht haben, ſo mußt du dich ſelber wieder gut machen, da iſt keine

Zeit für ſo was, da heißt's leben und ihnen den Lumpen vor die Füß' werfen."

„Glaubſt, das hilft was?" begehrte er auf. „Bei dieſen Richtern findet unſereins ſein Recht nimmer. Ich geh' zu einem andern, und morgen um dieſe Zeit ſollen ſie's ſchon ſehen, daß ich ihn nit fürchte, den andern! Ob mir der Viehſchacherer ſo gerne nachfolgen wird zu ihm, das möcht' ich wiſſen!"

„Geh', red' nit und ſei ſtill!" verwies ſie.

„Wirſt es ſchon ſehen, meine liebe Agatha!"

„Bei deinem Reden wird einem frei angſt und bang'," ſagte das Dirndl und ſprach ihm herb und gütig zu, von ſeinen gottloſen Gedanken abzulaſſen; er ſagte nichts mehr, legte ſich auf den Boden hin und preßte ſein Geſicht in die Dielen. Wie er unbeweglich dalag, er konnte jetzt ſchon tot ſein. Aber die nun eintretenden Männer, der Vorſtand und der Gendarm, machten ihn wieder lebendig.

„Meine Baſe kannſt mir grüßen, und einmal ein Vaterunſer kannſt für mich beten," ſprach der Burſche noch einmal gegen das Dirndl hin, als ſie ihn davonführten.

Der Viehhändler Kilian war mittlerweile ins andere Dorf hinübergegangen, wo ſein Haus ſteht. Sein Weib ſegte mit dem Beſen gerade eine Staubwolke zur Thür heraus, als er daherkam mit ſeinen langen, heute ſeltſam gelenkigen Beinen.

„Es iſt ein Unglück!" rief er, da hatte er einen mundvoll Staub; „es iſt ein Unglück!" rief er noch einmal, da hatte er zwei mundvoll. „Ein Tau —" puſtete er, „ein Tauſender iſt mir geſtohlen worden!"

Sie ballte die Fäuſte, in deren einer der Beſen ſtak! „Du— hu!" Unbeſchreiblich viele Drohung lag in dieſem langgezogenen du-

„Der Lump hat ihn, der Häuſel Rochus hat ihn!“ röchelte der Mann.

„Gott ſei Lob und Ehr'!“ rief ſie aus.

Er ſtarrte ſie an und konnte dieſes Te Deum laudamus nicht begreifen.

„Wenn man's weiß, wer ihn hat, dann iſt's leicht!“ ſagte ſie.

„Wiſſen freilich! Aber hergeben thut er ihn nicht.“

„So!“ antwortete ſie ſpottend, „das iſt ein Schlimmer!“

„Leugnen thut er's!“

„Narr, nachher weißt ja gar nicht, ob er ihn dir geſtohlen hat!“

„Auf der Straßen. Nach einer Weil' lauft mir der Rochus hinterdrein. Meine Brieftaſche hätte ich verloren. Und wie ich nachſchau, ſind nur hundert und ſechs Gulden drin, und der Tauſender iſt weg!“

„Was für ein Tauſender?“ fragt ſie jetzt erſt.

„Nau, der drinnen war. Den mir geſtern der Oſterreicher geſchickt hat.“

„Du Locherl!“ ſchreit ſie, „den hab' ja ich herausgenommen. Weißt ja ſo, daß ich dem Hautzenhuber das Paar Ochſen zahlen muß, wenn er heut' ums Geld kommt und du biſt nit daheim!“

Jetzt hätte man den langen Viehhändler photographieren können. Es war natürlich eine Erſtarrung vor Freude. Dann hub er an, das Glück zu preiſen und das kluge Weib, das die Banknote herausgenommen. Wäre der Tauſender in der Brieftaſche geweſen, ſo hätte ihn der Rochus ganz gewiß entwendet.

„Wo iſt er denn, der Rochus?“ fragte ſie.

„Der?“ ſagte der Kilian, „wo wird er denn ſein? Der Gendarm hat ihn fortgetrieben. Um den iſt kein Schad'.“

„Ja, du Mann, warum denn der Gendarm, wenn er nichts geſtohlen hat?“

„Geh', dem geht's eh beſſer in der Keuchen wie heraußen, wo er umeinanderfaulenzt, und man weiß nit, was er anſtellt.“

„Jetzt gehſt aber gleich und ſagſt es, daß ſie ihn herausthun, und das Geld wäre ſchon fürgekommen!“

„Ich? Ich ſoll das ſagen?“ begehrte er auf. „Wo ich vorher ein Jurament hab' abgelegt, daß der Tauſender in der Brieftaſche iſt geweſen! Daß ſie mich einſperren könnten ſtatt ſeiner!“

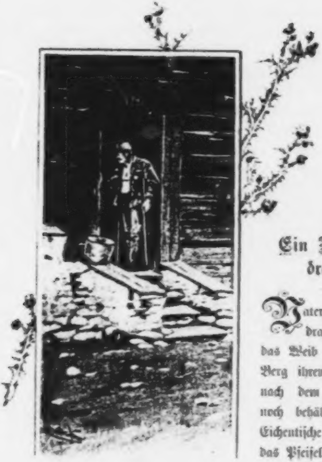
„Weil du ein Dummian biſt und einer bleibſt!“ rief ſie aus. „Als ob ſich der Papierfetzen nit hinter dem Brieftaſchenfutter kunnt verſchloffen haben! Reiß es auf, das Futter, da drin hat er ſich verſteckt! Kein Menſch beweiſt dir's anders, und kann dir nichts geſchehen.“

Da ſah es wieder einmal einer, was der Menſch an einer ſchlauen Frau hat!

Am nächſten Tage, vielleicht auch erſt am übernächſten, iſt der Rochus Himmelkaiſer wieder ausgelaſſen worden. Es kam nun für ihn eine angenehme Überraſchung, für den Viehhändler aber eine unangenehme. Dieſer letztere war ſehr erſchrocken, als er hörte daß geſetzlich zehn Prozent Finderlohn vorgeſchrieben ſind. Gott, das macht ja faſt ſoviel als ein ganzes Kalb! Der Richter belehrte ihn eines anderen. Es machte einen ganzen Ochſen! Denn nicht nur für die hundertſechs Gulden war zu zahlen, ſondern auch für den Tauſender. Hatte der Kilian doch geſchworen, daß er drinnen geweſen! Und jetzt mußte er Finderlohn geben für etwas, das er gar nicht verloren hatte. Das war furchtbar hart, und neuerdings bereute er es, die Schuld des Burſchen widerrufen zu haben.

Einhundertzehn Gulden hielt der Rochus in der Hand und noch ſechzig Kreuzer. Und das war ſein Eigentum. Nun ſtand es feſt. Er war damals doch mit dem rechten Fuß aus dem Bette geſtiegen.

Am nächſten Tage natürlich wollte er heiraten. Die Agerl. Aber dieſe verlangte zwei rechte Füße, ja eigentlich einen ganzen rechten Kerl drauf, der ſein Heiratsgut nichts erſt finden muß, ſondern erwerben kann. Mag ſein, daß es glückt; der Rochus arbeitet jetzt im Walzwerke.



Ein Bettler iſt draußen.

„Vater, ein Bettler iſt draußen!“ berichtete das Weib des Haas am Berg ihrem Gatten, der nach dem Mittagsmahle noch behäbig an ſeinem Eichentiſche nachſaß und das Pfeiſel rauchte.

„Ein Bettler? So gieb ihm was.“

„Er nimmt aber nichts, Vater.“

„So? Er nimmt nichts? Na, das iſt mir ein ſauberer Bettler!“ brummte der Bauer, nachgerade entrüſtet über eine ſolche Berufsläſſigkeit.

„Dableiben möchte er bis morgen und ſich ausraſten,“ berichtete die Bäuerin. „Er ſagt, er könnt' nicht mehr weiter, denn er hat vier Füß'. Aber die zwei beſſeren ſind aus Holz.“

„Ein Krüppel auf Stelzen!“ rief der Haas am Berg aus. „Na, der möcht' ja paſſen zum Schulmeiſter für uns Schaubdorfer, der kunnt nicht durchgehen. Er ſoll hereinkommen.“

Das war nämlich noch in der guten alten Zeit, da die Schaubdorfer ſelber ihren Schulmeiſter wählen und verſorgen mußten, wenn ſie einen haben wollten. Und haben wollten ſie einen, denn es hieß, die Buben, wenn ſie Soldat werden mußten, thäten viel leichter vorwärts kommen, wenn ſie ein biſſel leſen und ſchreiben konnten, und für die Dirndeln wär' es auch kein Schaden, wenn ſie „ein Betbüchel kunnten brauchen“. Alſo hatten ſie vor etlichen Jahren einen verabſchiedeten Feldwebel angeſtellt auf ihrer Schule; aber der war ihnen durchgegangen. Dann hatten ſie einen vazierenden Spenglergeſellen zu ihrem Schulmeiſter gemacht; der war ihnen auch durchgegangen. So konnte vielleicht noch der lahme Bettelmann die Fähigkeit haben, den Schaubdorfern ihr Schulmeiſter zu ſein und — zu bleiben.

Torkelte, von der Bäuerin gerufen, der Bettelmann alſo zur Thür herein. Ein ſchlanker, noch jugendlicher Mann, deſſen Oberkörper aber gebeugt und gedrückt ſich auf die zwei Krücken ſtützte, die mit ihren ein wenig gepolſterten Jöchlein unter den Achſeln einſetzten. Den langen Beinen in dem abgenützten, aber ſorgfältig gehaltenen grauen Beinkleide ſah man von außen nicht gar viel an, nur daß ſie vorſichtig und unſicher auftraten. Eines der Beine ſchien muskellos, völlig locker zu hängen, es wurde nur ſo möglichſt unauffällig mitgeſchleppt. Eine graue Soldatenmütze hatte der Mann auf dem Haupte, einen braunen groben Lodenrock am

Körper und auf der linken Bruſt desſelben ein blinkendes Münzlein. Das blaſſe Geſicht hatte ein dunkles, ganz fein gelegtes Schnurrbärtlein, die blauen Augen ſchauten gutmütig aber traurig drein, als der Bettelmann nun ſo vor dem Bauern ſtand.

„Dableiben will Er?“ fragte dieſer barſch.

„Bis morgen früh, wenn's erlaubt wär',“ bat der Bettelmann. „Der Franzos, der Saggra, ſchmerzt wieder ſoviel, wie allemal, wenn das Wetter umſchlägt.“

„Der Franzos? Na ſei ſo gut, daß Er mir etwa ſo was mitbringt!“

„Ah na, das nit,“ beruhigte der Bettler, „die Franzoſenkugel, die mir vor Jahren — bei Leoben iſt's geweſen — in die Füß' iſt gefahren.“

„Alſo Soldat ſind wir geweſen!“

„Neun Jahre lang. Fünf Gefechte mitgemacht und zu Schanden geſchoſſen. So habe ich die Erlaubnis bekommen, ſammeln zu gehen.“

„Schön,“ ſagte hierauf der Bauer. „Können wir leſen und ſchreiben?“

„Ich kann's,“ antwortete der Soldat nicht ohne Schalkheit.

„Das thät ſich ſchicken. Setz' Er ſich nieder! Oha, nicht umfallen! So, es thut ſich ſchon.“ Damit half der Bauer ihm auf die Wandbank nieder. Dann ſetzte er ſich nochmals auf ſeinen Platz, wühlte mit dem meſſingenen Drahtſtocher in der Pfeife und ſprach: „Wir Schaubdorfer brauchen einen Schulmeiſter. Juſt keine ſchlechte Anſtellung. Werden an zwanz'g Kinder zuſammenkommen. Zahlt jedes für den Winter fünf Groſchen und des Tags ein Scheit Brennholz. Wohnung iſt frei, Koſt abwechslungsweiſe bei den Bauern, die ihre Kinder in die Schule ſchicken. Im Sommer iſt keine Schule, da brauchen wir die Kinder daheim bei der Arbeit, und kann ſich der Schulmeiſter auf eigene Hand was verdienen. Wenn Er den Dienſt haben will, ſo red' ich mit den Nachbarn."

Johann Baumgartner — ſo hieß der Soldatenkrüppel — bewarb ſich um die Stelle und ſchon in ein paar Tagen darauf (die Bauern ſind keine Bureaukraten) war er Schulmeiſter zu Schaubdorf.

Nun hatten die alten Deutſchen an dreißig Häuſer dieſes Schaubdorfes weit über Berg und Thal hingeſäet. Ziemlich im Mittelpunkte der Gegend, am Bergwaldesrand, ſtand eine alte Flachsdörrſtube, und die war auserleſen zum Schulhauſe. Nachdem im Spätherbſte das Flachsdörren und Brecheln für die ganze Gemeinde vorüber war, konnte der neue Lehrer einziehen und die Schule eröffnet werden. Ein paar Brettertiſche mit den dazugehörigen Bänken wurden in der Stube aufgeſchlagen, ein wurmſtichiger Kaſten, ein Verſchlag mit Stroh; der Ofen, und noch ein ſehr großer dazu, war ohnehin vorhanden — und ſomit hatten ſie Schulzimmer und Lehrerswohnung fertig.

In der erſten Nacht, die der neue Schulmeiſter in dieſer Stube zubrachte, ſchlief er nicht eine Stunde. — Was haſt du da auf dich genommen? ſo fragte er ſich, Lehrer ſein, das kannſt ja nicht, das kannſt nicht! — Sein Engel antwortete: Nichts als ein Handwerk. Daß du den Kindern ein rechter Lehrer ſein ſollſt, wird ja gar nicht verlangt, nicht einmal gewünſcht. Du haſt ſie nur anzuweiſen, wie man Buchſtaben macht, Wörter ausſpricht und die Ziffern zählt. Das wird wohl zu machen ſein. — Dann plagte ihn auch ſchon die Hoffart. Schulmeiſter ſein! Das iſt ja mehr als ein Holzknecht!

Am nächſten Tage ſchon wurden ſeine überſchwenglichen Gefühle geregelt. Im Laufe des Vormittags kamen ihrer zehn oder zwölf Kinder daher; jedes trug ein „Namenbüchlein“ und ein Holzſcheit mit ſich. Das letztere gehört dem Schulmeiſter, daß er den Ofen heizen kann. So ein Scheit brachte jeder Schüler jeden Schultag. Das Holz ging dran. An den Sonntagen wurde nicht geheizt, da legte ſich der Schulmeiſter, wenn er zu Hauſe war, aufs Stroh und deckte ſich zu mit einem alten Mantel und ſchaute die wurmſtichige Stubendecke an oder durch ein Fenſterlein hinaus auf den dürren Aſt eines Birnbaums. Er zählte alle Löcher und Narben in der Holzwand und alle Zweiglein am Aſte, denn ohne geiſtige Beſchäftigung kann der Menſch nicht leben. Auch hatte er eine Tabakspfeife, die ſteckte er zuſammen, ſchabte ſie ſorgfältig aus, rieb das Meſſingbeſchläge mit dem Rockärmel glänzend und dachte: Wenn ich einmal einen Tabak hab', werd' ich mir eine anſtopfen. Manchmal ſchmerzten ihn die Beine ein bischen; er betrachtete das Glück und die Würde, Schulmeiſter zu ſein, und ſo verging der Sonntag höchſt beſchaulich.

An jedem Tage zu den Mahlzeiten durfte er irgend einen Bauernhof aufſuchen, wo er dann etwas zu eſſen bekam. Wenn es ſich machen ließ, beſuchte er an den Faſttagen die geizigen, an den Feſttagen die gerngebigen Bauern. Bei letzteren bekam er manchmal noch ein Stück Brot, ein Töpflein Kukuruzſterz oder eine Flaſche Milch mit, daß er auch noch zu Hauſe ſchwelgen konnte.

In der Schule ging es, wie es eben ging. Die Buchſtaben ſagte er jedem Kinde, das eine merkte ſie ſich, das andere nicht. Im Laufe der Zeit konnten ſie ein paar Sätze des „Namenbüchleins“ ſtottern, ihren Namen hinmalen und einige Ziffern zuſammenzählen. Da waren ſie „gelehrt“ und durften das läſtige Indieſchulegehen aufgeben.

Manchmal erzählte er den Kindern von der weiten Welt, von den Franzoſen und wie ſie auch einmal gegen dieſelben hinſchießen würden. Sie ſollten nur ja recht hinſchießen, bevor die anderen herſchießen, das ſei die Hauptſache. Hätte er jenen blaubehoſeten Satan um ein Bot (einen Augenblick) früher totgemacht, ſo würde er im Bein nicht die Bohnen haben, die der Menſch all ſein Lebtag nimmer verkochen kann. Er war auch ſonſt häufig ſpaßhaft, und als er ihnen wundershalber einmal Zoologie vortrug und als Beiſpiel einige Vierfußler aufzählte, nannte er den Hirſchen, die Ziege, den Ochſen und den Schulmeiſter von Schaubdorf.

Eines Tages machte der Johann Baumgartner eine neue Bekanntſchaft. Hörte er nach der Schule vom Schachen her ein Geſchrei: „Bin ich denn juſt zum Geſpott auf der Welt?“ Er faßte ſeine Krücken, ging hinaus und ſah, wie die mutwilligen Knaben gerade einen alten Bettelmann in der Arbeit hatten. Der kauerte niedergedrückt im Mooſe, einer der Jungen tauchte ihm den Kopf ins Gras, ein zweiter ritt auf ſeinem Rücken, ein dritter hieb hinten mit einem Erlzweig drein: „Hia, Röſſel!“ Da begehrte der Arme auf und rief: „Bin ich denn juſt zum Geſpott auf der Welt?“ — Die Ankunft des Schulmeiſters gab der Gruppe raſch eine andere Wendung; die Rangen ſtoben nach allen Seiten auseinander, der Bettelmann raffte ſich langſam auf, ſuchte ſeinen zerzauſten Hut, grollte den Fliehenden nach, brachte aber nichts heraus als immer nur: „Bin ich denn juſt zum Geſpott auf der Welt?“

Der „Zwergel“ war's, in der Gegend ſo genannt wegen ſeiner zwar unterſetzten, doch überaus kleinen Geſtalt, auf welcher ein ſehr großer Kopf ſaß. Im rindenbraunen, bartloſen, runzeligen Rundgeſichte ſaß ein winziges Näschen; der gekniffene Mund zeigte gelegentlich nur einen einzigen Zahn, die grauen Äuglein ſchauten ziemlich blöde in die Welt, die ihm äußerſt boshaft und hart vor-

kommen mochte, weil er überall, wohin er kam, zum Geſpötte war und ſelten irgendwo mehr als ein Stück Brot und eine Schüſſel Suppe bekam. Für die Gottesgabe ſagte er ſtets ſein heftig herausgeſtoßenes „Vergelt's Gott", gegen den ihm angethanen Schabernack rächte er ſich allemal durch obige Frage. Dabei ballte er ſeine Fäuſte, ſchlug aber nie drein. Einmal, ein einziges Mal hatte er es gethan, hatte die Fauſt einem ihn hänſelnden Burſchen in die Seite geſtoßen; darauf war er derart zugerichtet worden, daß er ſich entſchloß, für alle Zukunft die Fäuſte bloß zu ballen und höchſtens noch zu fragen, ob er denn juſt zum Geſpott auf der Welt ſei?

Dieſen armen Menſchen führte der Johann Baumgartner nun in ſeine Stube, kochte ihm Milch und bröckelte Brot hinein. Der Zwergel ließ ſich's gut ſchmecken, war übrigens aber nicht beſonders unterhaltſam. Er warf immer noch ſcheue Glotzblicke durch das Fenſter gegen den Schachen hin und murmelte: „Bin ich denn juſt zum Geſpott . . ."

„Das biſt du nicht," beruhigte der Schulmeiſter. „Schau, du biſt ein braver Menſch, ſo brav wie jeder andere und kannſt nichts dafür, daß du arm biſt, und die Jungen ſollen morgen ihre Salben kriegen, daß ſie ſich's merken! — Willſt heute dableiben, ſo mache ich dir ein Bett, und morgen kannſt du zuſchauen."

Der Alte glotzte den Schulmeiſter an, ſagte aber nichts. Plötzlich gröhlte er: „Vergelt's Gott!" und haſtete davon. — War es ihm in der Flachsdörrſtube beim krüppelhaften Schulmeiſter doch vielleicht zu langweilig! Alſo ſah der gute Johann auch dieſe Kameradſchaft mißlungen.

Sein Gönner war der Haas am Berg, der ihn aufgenommen hatte. Der kam manchmal, um nachzuſehen, ob dem Schulmeiſter nichts fehle, hatte aber auch ſeine Beſchwerden. „Jetzt geht mein Bub ſchon neun Wochen in die Schule und hält mir in der Kirche allweil noch das Betbüchel verkehrt.“

„Habt Ihr denn einen Buben, der in die Schule geht?“ fragte der Johann, und nun kam es auf, daß der Junge ſeit neun Wochen Tag für Tag die Schule geſchwänzt hatte.

Der Pfarrer von Schaubdorf betonte, daß er ohnehin eine beſondere Geduld habe mit dieſem Schulmeiſter, den man weder zum Orgelſpielen noch zum Läuten brauchen könne, beklagte ſich aber darüber, daß die Kinder bei ihm keinen Katechismusunterricht bekämen.

„So hoch getrau ich mich halt nicht hinauf,“ entſchuldigte ſich der Schulmeiſter. „Der Katechismus will ausgedeutet ſein, und dazu bin ich mir nicht geſcheit genug.“

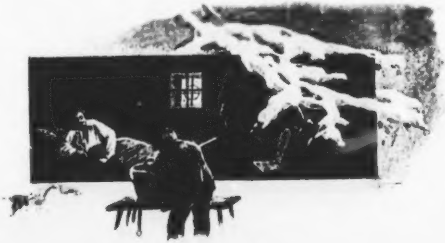
Hierauf gab ihm der Pfarrer Anleitung, wie man den Kindern den Unterricht beibringt: Jeden Tag ein Stück zum Auswendiglernen aufgeben, am nächſten Tag ausfragen, ob es auch wörtlich gelernt iſt. Das wird wohl kein Hexenſtück ſein. — Und das wäre alles? Na freilich iſt das kein Hexenſtück. Und ſo beſorgte er auch den „Religionsunterricht“. Da ſtieg er weſentlich an Anſehen bei den Leuten.

Aber es half ihm nicht viel, ſie kamen nicht zu ihm und er konnte ſelten zu ihnen. Am Chriſttage, als der Schulmeiſter nach dem Hofe des Haas am Berg zum Feſtmahle gehen wollte, hatte ſich jemand den „guten Spaß“ gemacht, ihm die Krücken zu ſtehlen. Spät abends lehnten die Stäbe wieder vor der Hausthür, aber der Johann mußte hungrig ſchlafen gehen. Denn die Bäuerin am

Berge hatte geſagt: „Wenn es dem hohen Herrn nicht der Mühe wert iſt, zum Chriſtmahl herzukommen, nachtragen werde ich es ihm nicht.“

Der Mann hatte außer der Schulzeit ſeine häuslichen Arbeiten: Morgens das Bettſtroh lockern, zudecken, ſtubenlüften, abſtauben, ausfegen und einheizen. Nach der Schule gab es vielleicht Wäſche, Flickarbeit, oder er beſchäftigte ſich mit Federſchneiden, Bleiſtiftſpitzen oder Korrigieren von kleinen Schulaufgaben auf zerſprungenen Schiefertafeln. Bei letzterem geriet er oft in arge Zweifel, ob zum Beiſpiel der Vogel flügt oder fliegt, ob Chriſtus am Kreuz hing oder am Kreiz, ob das Kind einen Vatter habe oder einen Fatter. Die Bauern ſahen in derlei nur überflüſſige Haarſpaltereien, und ihnen war es ganz gleich, ob der Haſe lief oder laufte, wenn er nur den Kohl nicht fraß. — Die Schulinſpektion war es alſo nicht, was dem Krüppel das Leben verbitterte. Hingegen war es die tiefe Vereinſamung, die er oft empfand; niemand kümmerte ſich um ihn, und die Schulkinder betrachteten ihn als ein Übel, dem man einmal nicht gut ausweichen könne. Nur an wenigen konnte er eine warme Neigung für ihn bemerken, die anderen waren trotzig, roh oder hinterliſtig und ſtets geneigt, ihm einen Schabernack zu ſpielen. Da ward dem armen Johann Baumgartner manchmal recht bange und einmal kam ihm der Gedanke, wenn er beſſer zu Fuß wäre, er ginge davon.

Im Januar gab es viel Schnee, es kamen ſtürmiſche Tage, von den Schülern fanden ſich nur wenige ein, allmählich blieben alle aus. So blieb auch das Töpfchen Milch aus oder das Bündlein Kartoffeln, welches ſonſt manches der Kinder mitgebracht hatte, und es blieben die Holzſcheite aus, ſo daß der Johann ſich nicht mehr die Stube heizen konnte. Nun legte er ſich ins Bett und gedachte einen langen Winterſchlaf zu thun. Von einem ſolchen wollte einſtweilen aber der Magen nichts wiſſen, der pochte auf das Recht ſeines täglichen Tributs. Doch es war keine Möglichkeit für den ſiechen Mann, durch Schnee und Sturm zu einem Bauernhof zu gelangen. Nirgends ward er vermißt; fiel ſchon zufällig Jemandem der Schulmeiſter ein, ſo hieß es: Weil er zu uns nicht kommt, ſo wird er halt heute bei einem Nachbar eſſen. Der Schulmeiſter lag verlaſſen in ſeiner Flachsdörrſtube und aß nichts. Zum Glücke thut ihm der Franzoſe wieder recht weh in den Beinen, das drängte den Hunger ein wenig zurück.



In dieſer Lage bekam der Baumgartner einen Gaſt. Der Zwergel haſtete zur Thüre herein, ſtellte den Buckelkorb, den er heute mithatte, auf die Bank und wollte ſeine frierenden Finger am Herde wärmen. — Der geht mir gerade noch ab, dachte ſich der Schulmeiſter, der kann mir helfen hungern. Der kleine Alte aber begann aus ſeinem Korbe Fetzen hervorzuzerren und hob ein Bündel mit Brot und eingetrocknetem Rauchfleiſch heraus. Er ſchmunzelte dabei, denn Rauchfleiſch, das fällt ihm ſelten in den Korb, nur bei der alten Schober-Kathrin geht mitunter die chriſtliche Barmherzigkeit bis ans Fleiſch. Von der hatte er es. Mit ſolchen Lebensmitteln trippelte der Zwerg zum Bette hin, und indem er mit den Fingern raſch zum Munde fuhr, deutete er dem Johann an, er ſolle zugreifen.

So aßen ſie mitſammen, und ſo wies es ſich, daß der Bettelmann nicht juſt allein zum „Geſpott auf der Welt“ ſei, ſondern auch um dem Schulmeiſter in Schaubdorf Almoſen zu geben.

Am nächſten Tage kamen ſchon Kinder und brachten Kartoffeln mit, am übernächſten Tage brachten ſie auch ihre Holzſcheite, ſo daß die Kartoffeln gebraten werden konnten. — Alſo ging es dem Schulmeiſter halt immer recht gut.

Manchmal gedachte er ſehnſüchtig der fünf Groſchen, die ihm für das Kind als Schulgeld verſprochen worden. Es war weiter davon keine Rede mehr. Nur der Haas am Berg ſchickte das Geld mit dem Ausdrucke der Erwartung beſſerer Erfolge für ſein Söhnlein, als ſie bisher geweſen.

Ein anderer Bauer hatte bemerkt, daß der Schulmeiſter mit dem Gewande ſtark herabgekommen war, er ſchickte ihm daher eine alte Lodenhoſe und ein Paar Stiefel — flicken, ließ er ſagen — ſolle ſich's der Schulmeiſter ſelber.

Der Pfarrer ließ ihm einen ſchwarzen Tuchrock zukommen und ein weißes Hemde. Und wenn nun auch noch ein Pfeiflein Tabak erſchienen wäre, dann hätte er alles beiſammen gehabt. Doch — alles wäre zu viel.

Aber als der Sommer kam, da hatten die Kinder von Schaubdorf etwas Wichtigeres zu thun als Buchſtaben und Wörter ausſprechen lernen — ſie mußten Vieh hüten, Heu ſchütten, Garben tragen. Da ſagte der Haas am Berg zum Schulmeiſter: „Daß wir Ihm den Sommer über Koſt und Wohnung umſonſt geben, wird Er wohl nicht verlangen?“

„Na freilich nicht. Möcht' dafür halt was leiſten, wenn's möglich wär'.“

„Kann Er mit Pulver umgehen? Mit Schießpulver?“

„Denk' wohl. Ein alter Soldat!“ antwortete der Schulmeiſter.

„Ah ſo, das ſtimmt, Baumgartner,“ ſagte der Bauer. „Wir richten ihm Pöller und Pulver her. Und wenn ein Gewitter zuſteht, ſei's tags oder nachts, ſo eilends die Pöller losſchießen, daß uns der Hagel nicht ſchlagt.“

„Will's fleißig verrichten,“ verſprach der Schulmeiſter.

Und er that's, richtete gegen jede Wetterwolke ſein Geſchütz, und wenn ſie blitzte, brannte er los. Die tückiſchen Dünſte zogen ſich allemal hübſch kleinlaut zurück oder entluden ſich in einem harmloſen Regen. Ein ſolches Gewitter war auch eines Tages durch bloßes Androhen von knallenden Pöllerſchüſſen vorübergegangen und der Schulmeiſter legte ſich im Bewußtſein erfüllter Berufspflicht ins Bett. Mitten in der Nacht wurde er durch einen grauſen Lärm geweckt, auf dem Dache, an allen Wänden knatterte es, in die Stube herein flogen die klirrenden Glasſcheiben des Fenſters und mächtige Eisknollen; bei ununterbrochenem Blitzleuchten ſah er, wie draußen quer durch die brauſenden Lüfte die weißen Bänder des Hagels niederſauſten und mit ihnen von den Bäumen die Zweige und die Wipfel.

Am nächſten Morgen war eine Schneelandſchaft, eine froſtige Luft und ein bleigrauer, unbeweglicher Himmel, aus dem Eiſe ſtanden die zerriſſenen Bäume, die Fetzen vernichteter Feldfrüchte hervor. Bauern zogen händeringend umher und riefen heilige Namen an, man wußte nicht, war es Gebet oder Fluch.

Nun kam der Haas am Berg. Ganz verſtört war er, als er eintrat. „Schulmeiſter,“ ſagte er mit heiſerer Stimme, „es iſt nicht geſchoſſen worden.“

„Freilich nicht, Bauer,“ antwortete der Schulmeiſter, „der ſchöne Abend geſtern! Wer hätte an ſo was gedacht! Ich bin ſo viel müd' geweſen, und wie es mich aufweckt, iſt ſchon alles zu ſpät.“

„Die Leut' ſagen, wenn Er geſchoſſen hätt', ſo wär's ausgeblieben!“

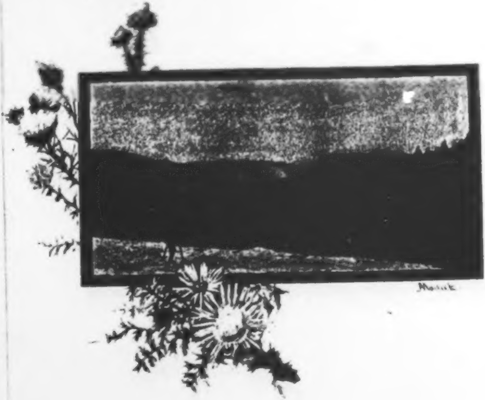
„Aber mein Gott, wer kann das ſagen?“

„Ich ſag's auch nicht, aber die anderen ſagen es,“ verſetzte der Bauer, „und jetzt kann ich Ihn nimmer halten, Baumgartner. Ich rat' Ihm freundlich, daß Er ſich gleich davonmacht. Die Leut' ſind ganz wild, ich kann für nichts gutſtehen.“

„In Gottesnamen,“ ſagte der Schulmeiſter, „nur weiß ich nicht, wie ich über's Eis werde fortkommen mit den Krücken.“

„So will ich Ihn derweil verſtecken in meinem Haus. Wenn's finſter wird, und der Hagel zergangen iſt, ſoll Er dann ſchauen, daß Er weiter kommt.“

Der Johann Baumgartner nickte nur mit dem Kopf, geſagt hat er nichts mehr. Nachdem er zehn Monate lang in Schaubdorf „Schulmeiſter" geweſen, mußte er nun in Nacht und Nebel, ſchwer auf ſeine Krücken geſtützt, fluchtartig davonziehen. Ob auf dieſer Flucht in die fremde harte Welt hinaus in ſeinem Auge ein Tropfen geſtanden — niemand weiß es, denn er war mutterſeelenallein.



Zwei Wohlthäterinnen.

Eines Tages fuhr eine vornehme Dame durch das Thal. Vorne am Wagen waren zwei braune Araber, hinten zwei blaue Domeſtiken. Die Dame beſaß große Reichtümer und ſogar auch ein gutes Herz. Am Rande der Straße hinkte ein ſonnengebräuntes Weib dahin, den Staubwolken und dem ſcharfen Trabe der Pferde ſoweit ausweichend, daß es faſt in den Graben taumelte. Das Weib war barfuß, in verſchliſſenem Gewande und hatte am Rücken in einem Sacke ein kleines Kind, und auch ein größeres, das ſich mit ſeinen nackten Armen und Beinen am Nacken des Weibes feſtzuklammern ſuchte. Hinten watſchelten noch zwei Kinder zu Fuß nach; die mageren Geſichter der Kleinen zeigten ſtellenweiſe das Blau der Heidelbeeren, an denen ſie Mahlzeit gehalten haben mochten. Als die vornehme Dame dieſe Reiſegenoſſen ſah, ließ ſie den Wagen halten, und weil ſo ein raſendes Zeug nicht gleich ſtehen bleibt, ſo mußte ſie eine Strecke zurückgehen, um die Leutchen anſprechen zu können. Das Weib ſchaute nur einmal verblüfft drein, als die fremde Frau auf ſie zukam, that aber ſonſt nicht viel desgleichen.

„Nun, wohin, wohin?“ fragte die Frau.

„Heimzu,“ ſagte das Weib.

„Wo ſeid Ihr daheim?“

„Halt da drinnen im Graben,“ antwortete das Weib, mit dem Ellbogen in eine ſteilanlaufende, ſteinige und buſchige Seitenſchlucht deutend.

„Wo ſeid Ihr denn geweſen?“

„Auf dem Garten, Erdäpfel anhäufeln.“

„Wo habt Ihr nur Eueren Garten?“

„O, da iſt's eine Stunde hinaus. Beim Thorjäger habe ich ein Ackerl bekommen für das Jahr, daß ich mir Erdäpfel anbauen kann.“

„Sind das Eure Kinder?“

„Ich denk' wohl.“

„Warum ſchleppt Ihr denn ſo ſchwer? Das Knäblein könnte ja laufen.“

„Nit kann's laufen, Frau, weil es verwedelte Füß' hat. Die Gicht hat's.“

Da ſah die Dame auch ſchon die verbogenen und verkrüppelten Glieder nicht bloß beim Knaben, wohl auch bei den zwei nachlaufenden Mädchen.

„Um des Himmelswillen!“ rief ſie, „was macht Ihr denn mit Eueren Kindern, daß ſie derweiſe verkrüppelt ſind?“

„Halt nichts mach' ich mit ihnen. Und juſt, deswegen, weil unſereins nit Zeit hat, auf ſie zu achten, deswegen ſind ſie ſo. Ich muß arbeiten.“

„Seid Ihr allein bei dieſen Kleinen?“

„Das nit, Frau. In der Stube habe ich noch zwei größere Kinder, aber die kann ich nit brauchen. Die Dirn iſt blind und der Bub iſt ein Haicher.“

„Ein Haicher, was iſt das?“

„Na, das iſt halt ein armer Haicher, einer, der halt nit recht beieinand iſt, ſo ein Abwaiſel, ein Trottelein halt, wenn ich's ſchon ſagen ſoll.“

Die vornehme Dame hatte bereits mehrmals die Hände zuſammengeſchlagen, jetzt begann ſie laut zu jammern über ein ſolches Elend. Das Weib ſchaute ſie gleichmütig an, als wiſſe es nicht recht, was da viel zu jammern wäre.

„Und Euer Mann?“ fragte ſie.

„O je, mein Mann,“ lachte das Weib, „der thät' eher von uns was brauchen, als wir von ihm! Der liegt eine Tagereiſe von da in einer Holzhütten und kann nit ſterben. Des Alters wegen? Uh, da kunnt er noch lang leben; die Branntweinpeſt, ſagt der Arzt, hätt' er. Als ob man ihm die Händ' thät abhacken, ſo ſchreit er, wenn er nicht jeden Tag ſeinen Schnaps kriegt. Die Leut' ſagen, er ſollt in Gottesnamen trinken, damit's endlich aus wird mit ihm. Aber ich kauf' ihm keinen und vergiften mag ich ihn nit, und die paar Groſchen, die ich ihm in der Woche kann ſchicken, reichen nit einmal für die Brocken.“

Die Dame war jetzt ganz ſprachlos. „Und Ihr verdient für die ganze Familie das Brot,“ rief ſie dann wieder aus.

„Mein Gott, wenn ich geſund bin, darf ich eh Gott Lob und Dank ſagen.“

„Und dazu der weite Weg von Euerer Wohnung in die Arbeit?“

„Wär' gar nit bös, wenn er kürzer thät ſein. Aber nachher am Abend ſchmeckt's Raſten, himmliſcher Vater, nachher ſchmeckt's!“

„Weib! Weib!“ rief die Dame. „Das iſt ja das größte Elend, das ich zwiſchen Himmel und Erde je geſehen habe! Und läßt Euch Euer Unglück denn ſchlafen?“

„Oh, das Unglück ließe mich ſchon ſchlafen, aber die kleinen Kinder nit. Was mach' ich? Wer kann die Kinder ändern? Werden wir ſelber wohl auch geſchrien und geſtrampelt haben, ſo lang wir in den Windeln ſind gelegen.“

„Es iſt ein Jammer, es iſt ein Jammer!“ rief die vornehme Frau, „langt her, da habt Ihr fünf Gulden! Kauft Euch und den Kindern friſches Fleiſch und ein Glas Wein. Ich ſage Euch, das iſt ein grenzenloſes Elend! Lebt wohl, Ihr armen Leute!“

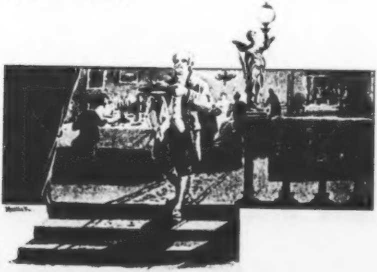
Dann ſtieg ſie, von den blauen Domeſtiken unterſtützt, in den Wagen und fuhr davon.

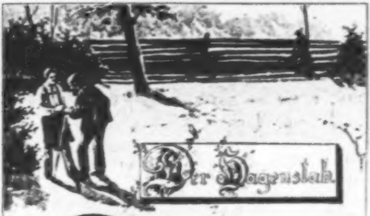
Die beſchenkte arme Perſon kaufte ſich friſches Fleiſch und ein Glas Wein, und während ſie dieſe Gaben mit den Kindern heißhungerig verzehrte, fiel ihr ein: Ach, wie gut haben es doch die reichen Leute, die ſich das jeden Tag gönnen können! Ach, es wird doch wahr ſein, daß ich ſehr unglücklich bin! Ach, es iſt ein elendes Leben, wenn man's bedenkt. Und wofür? Den Kindern wird's auch nie beſſer gehen. Es iſt zum Verzagen! — Mit ſolchen Gedanken verdarb ſie ſich die ſeltene Mahlzeit, die ſich wohl ſo leicht nicht wiederholen wird.

Die vornehme Dame aber fühlte ſich den ganzen Tag glücklich darüber, daß ſie ſo gutherzig und wohlthätig geweſen war. Heute behagte ihr die Soiree doppelt ſo gut, weil ſie den Unterſchied geſehen zwiſchen den Geſchicken, und wie bevorzugt ſie war. Wenn man, dachte ſie, das größte Elend ſchon ſo reſigniert und gelaſſen ertragen kann, wie dieſes arme Taglöhnerweib es thut, um wie dankbarer und froher ſollte man die glänzenden Loſe genießen! Ich will das meine recht auskoſten, bin ich doch ſo glücklich!

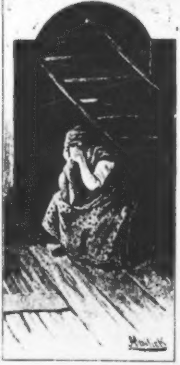
Und nun frage ich: Welche der beiden Frauen, die ſich auf der Straße begegnet, war die größere Wohlthäterin? Welche hatte der anderen wirklich Wohlthat gegeben? Die vornehme Dame mit ihrem verzagt machenden Mitleide und dem flüchtigen Almoſen, oder das arme Weib mit ſeinem Beiſpiele ſchlichter Heldenhaftigkeit, wie ſolche in den niedrigen Schichten des Volkes ſo oft zu finden iſt? —

Die Armen fühlen wohl die Herbheit ihres Loſes, aber das Elend, das troſtloſe Elend kommt ihnen kaum zum Bewußtſein. Wer ihnen nicht wirklich helfen will, helfen kann, der zeige ihnen ihr Elend nicht auf!





Der Hagenstolz



Der Michel klopfte ſeinen Hobel aus. Es war kein einziger Span mehr drinnen, aber er klopfte ihn noch einmal aus.

„Schleune dich, ſchleune dich, Bub," mahnte ihn die Mutter von ihrem Spinnrade her, „der Backtrog muß morgen fertig ſein. Du willſt ja doch am Sonntag dein Pfingſtbrot haben.“

Schielte der Burſch' mit dem einen Aug' durch das Hobelöhr und ſagte: „Ich möcht' mein Pfingſtbrot lieber anderswo eſſen, als daheim. Mutter, ich ſag' Euch's, mir laßt's keine Ruh' mehr. Wo werden ſie ſein? Wie wird's ihnen gehen?“

Da hatte das Weib ſchon genug. Sie ging hinaus unter die Bodenſtiege, dort war es dunkel und einſchichtig, dort war ihr Platz zum Weinen. Seit zwei Jahren weinte ſie dort jeden Tag. — Ihre drei Buben! Jetzt hatte ſie davon nur einen mehr. Nicht bei den Soldaten, auch nicht auf dem Dorfkirchhof. Irgendwo werden ſie ſchon liegen. — Gott, wo iſt die Zeit, da ihr Mann in der Tiſchlerwerkſtatt mit den drei Buben gearbeitet hat! Wohlgemut alle vier geſungen, gepfiffen, gelacht, die Arbeit ging friſch vorwärts und im Hauſe mehrte ſich der Wohlſtand. — Da fällt es dem Älteſten, dem Franz, ein, er iſt zwanzig Jahre alt, er will in die Fremde. „Haſt recht,“ ſagt der Vater, „in die Fremde muß der Burſch. In der Sonne wird das Holz erſt klinghart trocken, bei anderen Meiſtern wird der Geſelle erſt gehobelt, in der weiten Welt kriegt er Politur.“ Das Geld in den Bruſtlatz, den Segen aufs Haupt und den Stab in die Hand. Schreiben wird er alle Wochen, das verſteht ſich, und in einem Jahr iſt der wieder daheim. — Drei Briefe ſind gekommen vom Franz, daß es ihm gut geht, daß die Welt ſchön iſt, und poſſierliche Beſchreibung von Menſchen und Umſtänden hat er gemacht. Ein vierter Brief iſt nicht mehr gekommen. Kein Brief und kein Wort und kein Burſch. Plötzlich verſchollen.

Und als ein Jahr vorübergegangen und der Franz nicht mehr heimgekommen war, da warf eines Tages der Zweitälteſte, der

Hansjörg, das Stemmeiſen weg und ſagte, er gehe den Bruder ſuchen. Geld in die Taſche, den Segen aufs Haupt und den Stab in die Hand. Fünf Briefe ſchrieb er heim von ſeinen Abenteuern, in Arbeit bliebe er nirgends lange, aber bei allen Werkſtätten frage er an, bei allen Innungsämtern und in allen Paßſtationen. Ein ſechſter Brief war ganz kurz: „Liebe Eltern! Dem Bruder bin ich auf der Spur. In kurzer Zeit mehr von uns. Euer lieber Hansjörg.“ Dann nichts mehr. Es kam kein Brief, kein Wort, kein Hansjörg. Im Tiſchlerhauſe zu Heimſtätten war ein Aufruhr jeden Tag, ſo oft der Briefträger vorbeiging, und dann kam die ſtille ſchwere Trauer. Der alte Tiſchler redete kein Wort von den Verſchollenen, aber er ging ein, wie die Rübe auf dem Ofen; die Mutter preßte, wenn's manchmal zu arg wurde, draußen unter der Stiege ihren Arm an den Wandſchrott und ſchluchzte in den Ellbogen hinein, daß es oft war, als müſſe das ganze kleine Haus erbeben, vor dem Stoßen in ihrer Bruſt. Der jüngſte, der Michel, arbeitete an der Hobelbank und ſchwieg, oder er ſaß am Feierabende vor einem Buche, einer Landkarte und ſchwieg. Wenn Nachbarsburſchen kamen, ihren Arm um ſeinen Nacken legten und ihn mit ſich haben wollten zum Schwärmen in den freien Weiten, da ſchob er ſie ſachte von ſich und ſagte gelaſſen, ſie ſollten nur luſtig ſein, er bleibe daheim. Er war ſchon zwanzig Jahre alt geworden; ſein friſches Rundgeſicht mit dem hellen großen Mandelauge und mit dem Blondhaar, das weich über die Stirne hereinging, und der zarte Goldflaum unter dem Ohr ſtanden ihm herzig. Aber es fehlte ihm die Freudigkeit.

Und ſo war es, daß er plötzlich das Werkzeug hinſchleuderte und faſt ſchrill ausrief: „Ich will den Brüdern nach!“

Die Mutter fuhr ſich mit den Fingerſpitzen über die Stirn, wie immer, wenn ſie erſtmal, dann ſprang ſie herbei, faßte den Burſchen am Arm: „Du gehſt mir nicht!“

Der Alte hatte am Herd den dampfenden Leim gerührt, jetzt ließ er das ſtehen, kam gar langſam heran und fragte mit leiſer, haſtiger Stimme: „Was, gehen willſt, Michel? Wohl, wohl. Ich kauf' dir eine lange Schnur, die ziehest hinter dir her, daß du zurückfindeſt.“

„Sie iſt nicht nötig,“ antwortete der Sohn, „ich gehe bloß der Sonne nach. Gehe ich gegen Untergang, ſo werde ich eines Tages vom Aufgange her kommen. Und wir alle drei. Wie könnte ich euch allein laſſen, ihr alten Vater und Mutter, wenn ich nicht wüßte, daß wir kommen. Ich weiß es ganz gewiß.“

„Warum weißt du das gewiß?“

„Weil es nicht anders ſein kann. Sie leben, ich finde ſie, ich bringe ſie heim. Ob die Brüder allein, ob mit Weib und Kind, das kann ich nicht bürgen.“

„Ich denke auch, ſie haben ſich in ein Neſt vergarnt,“ ſagte der Alte.

„Dann iſt es aber ſumpſlaken ſchlecht, daß ſie unſer vergeſſen!“ ſchrie die Mutter. Der Zorn gegen die Verlorenen that ihr faſt wohl, nachdem ſie in Wehmut ſich oft ſchier aufgelöſt hatte. Der Zorn ſtärkte ſie. — Wenn es Weiber ſind, die den Franz und den Hansjörg bethört haben, dann —. Eine ſchwiegermütterliche Glut kam auf ihre Wangen und in die alten Augen der Meiſterin.

„Wenn ſie Kinder haben, alsdann glaub ich's, daß ſie der Alten nicht mehr gedenken,“ ſagte der Vater, ſcheinbar ganz ruhig mit der Hand in den Hobelſpähnen herumtaſtend, als ob er was ſuchte. „Es iſt von Gotteswegen einmal ſo eingerichtet. Von den Eltern löſen ſie ſich los, mit den Kindern wachſen ſie zuſammen. Erſt wenn die Kinder ſich einſt von ihnen wenden, dann ſehen ſie, wie weh — wie weh das Loslöſen thut . . . .“

„Ich bringe ſie heim,“ ſagte Michel.

In wenigen Tagen war er reiſefertig. Eine luſtige blaue Jacke, einen mit Wachsleinwand überzogenen Steifhut, auf dem Rücken das Felleiſen, von der Mutter aufs allerſorgfältigſte gepackt. Mein Gott, wenn nur alles hineinginge, was er zu Hauſe zurücklaſſen muß und in der Fremde doch brauchen wird. Mein Gott, wenn ſie, die Mutter, nur nicht alt und gichtiſch wäre, ſie ginge mit ihm. Und wenn er ſie zurückjagt, ſo gewandet ſie ſich in einen Handwerksburſchen und geht auf der Straße immer von weitem hinter ihm her und läßt ihn nicht aus den Augen. — So war ihr kindiſches Denken, und dann hat ſie ſich vorgenommen, ſtark zu ſein, um ſein Herz zu ſchonen. Iſt er doch ſelber noch ein ganzes Kind, das jetzt in die Fremde geht, die ſeine Brüder verſchlungen hat. Und ſie iſt ſtark. Faſt im zankenden Tone ruft ſie ihm die letzten Worte nach: „Daß du mir brav bleibſt, Bub! Und aufs Gewand gieb acht, koſtet zwölf und einen halben Thaler, wie du's jetzt am Leib haſt. Vergiß aufs Beten nicht, wenn du aufſtehſt und eh du einſchläfſt! Und verlier' mir kein Sacktuch, du haſt ihrer ſechs mit!“

Das waren die letzten Worte an der Hausthüre, durch die ihr liebſtes Kind hinausgegangen . . . . . Ihr liebſtes? Eines war ja doch wie das andere und alle drei ſich äußerlich ſehr ähnlich.

Der Vater begleitete ihn noch durch den Baumgarten. „Michel,“ ſagte er und führte ihn ſeitab zu einem Strauche. „Komm' her, das iſt ein Hagedorn, gelt? — Bleib' nur ein wenig ſtehen. — An dem Tag, wie ich deine Mutter genommen hab', iſt's mir eingefallen: Da, juſt auf dem Platz pflanzeſt einen Lindenbaum, daß die heilige Familie einmal im Schatten ſitzen kann. Wohl, Bäume ſind genug gewachſen im Garten, wie du ſiehſt, aber hier, wo ich das Lindenſtämmchen geſetzt, iſt nichts als ein Hagenſtrauch geworden. Wie Gott will, er hat ſchöne, ſchlanke Stäbe gehabt. Als der Franz fortgegangen, hab' ich einen Hagenſtab geſchnitten, vom Gedorn freigemacht, und ihm in die Hand gegeben. Der Hansjörg, nachher, der hat auch ſo einen mitbekommen und du, mein letzter, du ſollſt den letzten haben, der noch hier ſteht.“ Damit ſchnitt er den Stab mit ſcharfem Krummeſſer ab, ſchleifte das Gedorn und maß an dem Leibe des Burſchen, wie hoch er ihn brauche. „Er iſt ſtark, kannſt dich ſchon auf ihn verlaſſen, aber nicht immer, manchmal iſt eine geſchickte Hand beſſer, als ein ſtarker Stock. Und wenn er dir zu ſonſt gar nichts nütze ſollt ſein, ſo denk', er iſt von deinem Vater. Da haſt ihn. Na, iſt ſchon gut.“

Ein ſehr kurzer, flüchtiger Händedruck — und der alte Mann ſtand allein beim Hagedornſtrauch, der noch verkrümmtes Gezweige hatte, aber keinen geraden Stab mehr. Auf den Baumwipfeln ſangen die Vögel, draußen auf den Feldern lag der helle Sonnenſchein, und dort ſchlängelte ſich die weiße Straße. Und auf der Straße bewegte ſich ein dunkles Pünktlein langſam dahin.

Der Tiſchlermeiſter ging zurück in das Haus, ſein Weib ſaß am Spinnrade, er ſetzte ſich nicht weit davon auf einen Holzblock. So ſaßen ſie am Nachmittag, ſo ſaßen ſie am Abend, als es dämmerte. Und auf dem Tiſche ſtand noch die Pfanne, aus welcher der Bub ſeine Wanderjauſe gegeſſen hatte.

Die Gegenden, durch welche den jungen Wandersmann der Weg führte, waren voller Lieblichkeit. Allerorts grünten Wieſen und Felder, und die Obſtbäume fächelten manchen duftenden Blütenſchnee auf ſein Gewand. Aber der Michel nahm ſich vor, nicht auf die Bäume zu ſchauen und nicht andere Herrlichkeit zu beſtaunen, umſo fleißiger aber den Menſchen, denen er begegnete, ins Geſicht zu gucken und ſie offen oder heimlich auszuforſchen nach den Brüdern.

Als er in der Sonnenhitze etwa drei Stunden gewandert war, fühlte er ſeine Beine und er ſtützte ſich leichtlich an den Hagenſtab. In einem Birkengehölze begegnete ihm ein ſtattlicher Mann, der ein rotes Geſicht hatte und auf einem Rappen ritt. Dieſer ſchien indes nicht ſehr hoffärtig zu ſein. Der Brüder einer war es nicht, der da hoch zu Roſſe ſaß, er hatte aber eine freundliche Anſprache.

„Jüngling Gottes," ſagte der Rittersmann, „willſt du ein ſchönes Reitpferd haben? Ein Reitpferd, das verkürzt den Weg und verlängert das Leben. Höre, ich ſchenke dir den Rappen, du wirſt erkenntlich ſein und mir deinen Geldbeutel ſchenken, den dir gewißlich die Frau Mutter in das Wams gebunden hat."

Der Michel antwortete: „Edler Herr, du warſt geſtern ein Dieb und willſt heute ein Räuber werden."

„Du biſt ein Flegel," lachte der Rittersmann, „geſtohlen habe ich das Pferd nicht, aber verkaufen will ich's, weil meine Tochter heiratet, und ich ihr das Hochzeitsmahl ſchaffen will. Du kannſt mir das Geld ja borgen, wenn du es nicht ſchenken willſt, und ich borge dir das Pferd."

„Was koſtet ein Hochzeitsmahl?" fragte der Michel.

„Dem Bräutigam die Freiheit, dem Vater vierzig Thaler."

Fünfzig Thaler hatte der Tiſchler im Beutel, alſo kaufte er das Pferd und ſetzte ſich in den Sattel.

„Abwerfen wird es dich nicht,“ ſagte der rote Mann, „denn es iſt ſehr zahm.“

Ein wahres Wort. Der Rappe war ſo zahm, daß er ſich nach etlichen Minuten mit dem jungen Reiter ganz eigenmächtig auf der Straße niederlegte. Als der Michel das Tier einige Zeit hatte raſten laſſen, hub er an, ihm gute Worte zu geben, es ſolle doch wieder aufſtehen und weitertraben, ſie hätten noch einen weiten Weg bis in die Herbergsſtadt. Der Rappe war taub. Dann begann der Burſche mit dem Stab vor den Augen des Pferdes drohend herumzufuchteln, es that nichts, der Rappe war blind. Nun wurde der Michel zornig und hieb auf die Weichen ein, auch das war umſonſt, der Rappe war gefühllos. Endlich faßte ihn der Burſche bei den Ohren, um den Kopf aufzurichten, dieſer ſank wieder ſachte hin. Der Rappe war tot.

Der Michel ließ ihn liegen, wie er lag und wanderte ſeines Weges wie zuvor.

Abends in der Herberge angekommen, beſah er ſich die fremden Geſtalten und fragte jeden, woher und wohin? Ein hinkender Faun antwortete: „Von einem Loch ins andere.“ Ein ſchwermütiger Greis begann den Spruch: „Ich komm' und weiß nicht woher, ich geh' und weiß nicht wohin —“

„Mich wundert's, daß ich ein Eſel bin,“ ſetzte der Krumme raſch dazu.

Von den Brüdern, das merkte der Michel bald, war hier noch nichts zu erfahren.

An einem der nächſten Tage war er im Gebirge. Als er über eine hohe Brücke ging, ſah er unten im Schuttgraben einen Mann liegen und ſchlafen. Drin in den Bergſchluchten war ein Gewitter niedergegangen, und als die Nebel auseinanderflogen, ſah man von den Felsabhängen die Gießbäche zu Thale ſtürzen. Der Michel kletterte eilends in den Graben hinab, um den Mann zu wecken, bevor das Waſſer herangefahren kam. Der ſorgloſe Schläfer, es konnte ja ein Bruder ſein. Er rüttelte ihn auf, es war ein tiefäugiger, kupfernaſiger, unſauberer Bengel. Mit plumper Hand, deren Rücken voller Haare war, und deren Fingernägel an Kehrichtſchaufeln erinnerten, mit ſolcher Hand faßte er den Michel an und begehrte rülpſend auf: „Was willſt von mir? Warum läſſeſt du mich nicht ſchlafen?“

„Weil du erſaufen könnteſt.“

„Erſaufen! Was geht's dich an! Erſaufen iſt der ſchönſte Tod.“

„Das Waſſer kommt!“

„Das Waſſer!“ Mit einem Schreckruf ſprang der Mann aus dem Graben. „Das Waſſer!“ Er ſchüttelte ſich wie im Fieber. „Das Waſſer geht gegen meine Natur. Aber du lügſt ja, der Graben iſt ſtaubtrocken.“

Kaum er das ſagte, ſchoſſen die Fluten heran.

„Siehſt du, jetzt wäreſt du ſchon tot!“ lachte der Michel.

„Jetzt wär' es überſtanden!“ brummte jener. „Du biſt ſchuld, daß ich noch ein hölliſches Kopfweh hab', ein abſcheuliches Kopfweh! Was geht's dich an, wenn ich mich totſchlafen will, du Unglücksmenſch! Wart', ich helf' dir!“ Er wollte ihn ins Waſſer werfen, der Burſche rang mit ihm nach Leibeskräften, ſchließlich ſtolperte der Betrunkene über den Stab, fiel auf den Sand und blieb liegen.

Der Michel ging weiter. Als er wieder eine Weile gewandert war, kam er zu einem Rudel von jungen Leuten, die ſich an die Straßenlehne hinangeflüchtet hatten und dem Nahenden von dorther zurieſen: „Schlag' ſie tot, du haſt einen Stecken, ſchlag' ſie tot!"

Nun ſah er es, im Straßenſtaub ſchlängelte ſich eine Natter. Ihr ſtahlgrauer Leib rieſelte ſachte dahin, ihren dreieckigen Kopf hob ſie ein wenig in die Höhe, als ob ſie den Weg ſuchen oder einer Gefahr ausweichen wollte.

„So ſchlag' das Ungeheuer doch entzwei!" riefen die von der Lehne herab und zogen ihre Beine an ſich. „Oder biſt du feig? Fürchteſt du dich vor der Schlange?"

Er hob ſchon ſeinen Stab, da merkte er, wie das Tier angſtvoll und planlos dahinglitt. „Ach nein," ſagte er und ließ den Stab ſinken, „dem mag ich nichts zuleide thun. Aber heimhelfen will ich dir, du arme Kreatur, auf dem Weg iſt es zu gefährlich für dich." Er hob die Natter mit dem Stab an der Mitte empor, ſo daß ſie an beiden Seiten niederſchlängelte und ſchnellte ſie vorſichtig ins Heidekraut hinaus.

Die jungen Leute ſprangen nun wieder auf die Straße und ein Mädchen rief dem Michel zu: „Wart' nur, weil du ſie nicht totgeſchlagen haſt! Sie wachſt ſich aus zu einem großen Drachen und wird dich freſſen! Ja, lache nur, ſie hat den Tiſchlergeſellen auch gefreſſen."

„Welchen Tiſchlergeſellen?" fragte der Michel haſtig zurück.

„Weil ſie eine verzauberte Prinzeſſin iſt, die alle Männer frißt, bis ſie einer erlöſt."

„Ah ſo, ein Märchen weißt du. Aber ſage mir, warum iſt die Prinzeſſin denn verzaubert?"

„Weil ſie alle Junggeſellen verführt hat, ſo daß keiner mehr übrig geblieben iſt. Deswegen hat ſie die Zauberin zu einem Drachen gemacht. Und wenn einmal einer iſt, ein

Junggeſell', der noch kein Mädchen angeſchaut hat, der kann die Prinzeſſin erlöſen und ihr Gemahl werden im guldenen Königsſchloß. Biſt du ſo einer?"

Mit ihren ſchwarzen Gluthaugen ſchaute ſie ihn an. Er ſchaute ſie nicht an, ging ſeines Weges.

Mehrmals hatte der Michel ſchon nach Hauſe geſchrieben, ſie ſollten nur wohlgemut ſein, es ginge ihm wie dem Herrgott in Frankreich. Das war gut geſagt, denn es weiß eigentlich niemand, wie es dem Herrgott in Frankreich geht. Iſt zwar, ſoviel man hört, ein geſegnetes Land, dieſes Frankreich, doch wenn der liebe Herrgott etwa als Tiſchlergeſelle reiſt, dann kann es wohl ſein, daß ſie nicht zu jedem Hauſe herausrufen, ob er müde oder hungerig ſei. — Die zehn Thaler, die ihm der ſchöne Rappen übrig gelaſſen, hatte er allmählich verzettelt an Bettelleute, an Kinder. Um den letzten hatte er einen Star gekauft mitſamt dem Bauer. Der Vogel hatte in der dunklen Kammer eines alten Schuſters ſo erbärmlich gekreiſcht nach Luft und Sonnenſchein, daß der Burſch' ſich dachte: Halt, Kind Gottes, auf dem Buckel eines Handwerksburſchen haſt du Luft und Sonnenſchein genug! und den Vogel erſtand. Auf dem Felleiſen hatte er den ſtattlichen Bauer mit den grünangeſtrichenen Sproſſeln feſtgeſchnallt und ſo pfiffen ſie ſelbander des Weges, der Burſch vorn, der Vogel hinten.

Eines Tages ſaß der Michel am Eingange eines Dorfes unter der Wildkaſtanie und pfiff nicht. Dem Vogel hatte er vom nächſten Brunnen im Thontröglein Waſſer gebracht, er ſelbſt hatte auch getrunken. So ſaß er da, ſtützte ſein Haupt auf die Hand und dachte: O weite Welt, o lange Straßen! Wo werden meine Brüder ſein?

Stand auf einmal ein kleines Knäblein vor ihm, legte das Händchen auf ſein Knie und ſchaute ihn treuherzig an.

„O Bübel!“ ſagte der Michel zu ihm, „ich hab' halt nichts mehr für dich.“

Der Knabe lief in ein nahes Haus und rief: „Vater, der Hansjörg iſt draußen und hat einen Vogel!“

Schaute ein großer ſchwarzbärtiger Mann mit blauer Bruſtſchürze und aufgeſtreiften Hemdärmeln zur Thür heraus und rief: „Was iſt's denn mit dir? Willſt du nicht wieder in Arbeit einſtehen bei mir?“

Das war ein Tiſchlermeiſter. Erſt die Meiſterin, als ſie ihn ſah, flüſterte kleinlaut: „Das iſt ja nicht der Hansjörg!“ Aber ſie ſetzte ihm zu Eſſen und zu Trinken vor, aus Freude darüber, daß er dem Hansjörg ähnlich ſah.

„Es jährt ſich bald,“ ſagte hierauf der Tiſchlermeiſter, „da iſt ein Geſell' bei mir in Arbeit geſtanden, Namens Hansjörg. Ein braver Menſch, aber wieder davongegangen. Der hat einen Bruder geſucht. Biſt du's vielleicht?“

Der Michel war ein wenig ſtill, denn er hielt im Herzen ein Dankgebet, dann fragte er: „Welchen Weg iſt der Hansjörg gegangen?“

„Da hinaus,“ antwortete der Meiſter und deutete mit beiden Armen gegen Sonnenuntergang.

„Wie lange iſt er ſchon fort?“

„O Tſchapperl! Einholen wirſt ihn nimmer! Alte, wie lange iſt der Hansjörg ſchon weg?“

„Nächſt Maria Heimſuchung wird's ein Jahr,“ beſchied das Weib.

„Dann wird er ſchon hübſch um die Ecke ſein,“ meinte der Mann.

Der Michel wollte alles genau wiſſen, wie lange der Hansjörg in dieſer Werkſtatt geweſen, was er gemacht, geſagt und erzählt, und dann that er dar, wie er ſelbſt auf dem Wege ſei, ſeine zwei verſchollenen Brüder zu ſuchen und daß er nimmer zurückkehren werde in ſeine Heimat, ohne die Brüder.

„Deswegen haſt du den Vogel bei dir," neckte der Meiſter, „der ſoll ſie wohl locken!"

„Ich habe den Vogel bei mir, damit er in Licht und Sonnenſchein iſt."

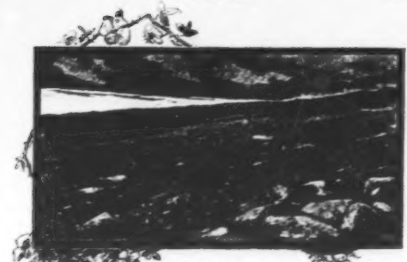
„Narr, dann laß ihn doch aus!" rief das Weib.

„Ich habe es ſchon gethan," berichtete der Burſch', „aber er iſt mir allemal wieder zugeflogen, da habe ich mir gedacht, wenn er ſchon bei mir daheim ſein will, iſt auch recht, ſo hab' ich einen guten Kameraden. Hört ihr, wie er mir Mut zuſpricht: Du findeſt ſie! Du findeſt ſie! Du findeſt ſie!"

Sie hörten zwar des Vogels fröhlich Zwitſchern, aber davon verſtanden haben ſie wenig.

Am nächſten Morgen ſchrieb der Michel nach Heimſtätten: „Ich bin auf der Spur. Seid getroſt und bereitet ein gutes Eſſen für drei friſche Buben." Dann dankte er höflich für die Gaſtfreundſchaft und machte ſich auf die Reiſe. Das Knäblein ſchaute ihm nach. Der Bauer war offen, der Vogel flog luſtig über dem Haupt des Wanderers hin und her und zwitſcherte: „Du findeſt ſie! Du findeſt ſie! — Hört ihr's?"

Als der Tiſchlerburſche ſo der Wochen ſechs gewandert war, kam er auf eine Heide. Es war eine ſteinige Hochebene mit Moos und Erikenkraut, und weil die Heide unabſehbar hinging nach allen Seiten, bis dort, wo der Himmel niederſank zu allen Seiten, ſo ſah ſie aus wie das Meer, das mit ſeinen Wellen



und weißen Giſchten verſteinert da liegt. Auf dieſem Meere wanderte der Michel unverdroſſen dahin. Heidel- und Erdbeeren waren ſein Mahl, Steinhänge ſein Schlafgemach. Und wenn er in ſolcher Ödnis traurig werden wollte, ſo flog ihm der Vogel auf die Achſel und ſang ihm Mut und Hoffnung zu. Alſo faßte er wieder feſt ſeinen Wanderſtab. Dieſen betrachtete er eines Tages und verwunderte ſich. Die Dornen, die ſein Vater weggeſchnitten hatte am Hagenſtabe, ſie wuchſen wieder hervor, ſie bekamen ſcharfe Spitzlein, die ihm in die Hand ſtachen, daß ein heller Blutstropfen herausdrang. — Was hat das zu bedeuten? — Der Vogel war ſchweigſam geworden und hockte unbeweglich im Bauer über dem Felleiſen und was er wiſpelte, das verſtand der Michel nur halb.

Der Himmel, der über dieſer großen Heide lag, war ſo klar, daß man Sterne ſehen konnte mitten am Tag. Und die Sonne war nicht mehr das lodernde Geſtirn, ſie war eine milde Lichtſcheibe, in die der Michel hineinſchauen konnte. Eine ſanfte Dämmerung lag auf der Heide und fern im Sehkreiſe, dem er unausgeſetzt zuwanderte, ſtanden dunkle Zacklein in den Himmel hinein, als wären es Tannenwipfel oder die Kanten großer Steine Unſer Wanderer konnte ſich nicht mehr Rechenſchaft geben, in welchem Lande er ſich befinde. Nach ſeiner Meinung mußte er längſt ſchon am Strande des Meeres ſtehen. Eines Abends ragte vor ihm ein gewaltiger Steinwürfel auf. Es war aber ein Haus mit ſchmalen, hohen Fenſtern und einem ſteinernen Dache, auf dem das Moos wuchs. An der engen Thür ſtand ein kleiner alter Mann mit großem Glatzkopf und einem grauen Barte, der vom Kinn faſt wie ein dünnes Band herabhing bis zum Wanſte. Der Alte winkte mit dem Finger und zwinkerte mit den winzigen Äuglein dem Burſchen zu, der möge doch an dieſem gaſtlichen Hauſe nicht vorübergehen, ſondern die nahende Nacht darin zubringen. Der Michel trat ein, und es war eine Wirtsſtube, wie ſie auf den Dörfern ſind, wenn auch dunkler, weil draußen die Dämmerung lag. Der Wirt brachte ihm ein Glas Wein und bald darauf ein bräunlich gebratenes Huhn. Der Michel erinnerte, daß er nichts beſtellt habe und nichts wünſche, als etwa eine Schale Milch, wenn ſolche zu haben wäre.

„Feiner junger Mann," ſagte der Wirt mit einer völligen Knabenſtimme, „zu uns auf die Heide kommen ſo ſelten Gäſte, daß man ſie ehren muß, wenn ſie kommen. Du biſt hier nicht ein Gaſt, du biſt unſer Gaſt. Alſo iß und trink, was gut iſt. Ei guck, was du für einen ſchönen Vogel bei dir haſt!"

„Erlaubt Ihr's, ſo will ich ihn mit Broſamen füttern. Er hat ſich wohl ſchon lange nicht mehr ſattgegeſſen.“

„Wo wachſen denn,“ ſo fragte nun der Wirt und nahm den Hagenſtock in die Hand, „wo wachſen denn ſolche Stöcke? der Tauſend, das ſticht!“

„Stechen thut er freilich, weil er Dornen hat,“ antwortete der Burſche, „aber er iſt gut zu brauchen beim Wandern.“

„Wohin geht die Reiſe?“

Da antwortete der Michel nicht, weil er nicht antworten konnte. Er war gegangen und gegangen und immer ſo fort der Sonne nach, und es war manchmal, als wiſſe er nicht mehr genau, zu welchem Zwecke und Ziele. Nun kam ein zweites Weſen in die Stube und zündete eine Ampel an. Da erſchrak der Burſche faſt. Vor dem rötlichen Licht und ganz nahe an ihm ſtand eine junge Maid. Sie hatte ein gar feines Angeſicht, aber ſie war ſchweigſam und ſchaute mit ſanften vorwurfsvollen Augen den Burſchen an, ſchier, als wollte ſie ſagen, warum thuſt du nur ſo fremd bei uns? — „Das iſt unſer Töchterlein!“ ſo ſtellte ſie der Wirt vor, „ſie iſt ſehr krank, ſie iſt immer traurig und wir wiſſen nicht, warum. Kannſt du ſie tröſten, ſo thue es.

Als ob das Mädchen durch ſolche Worte verletzt wäre, ſo wendete es ſich ab und ging hinaus. Das Licht in der Ampel flackerte heftig hin und her und es ging doch kein Luftzug. Bald packte der Michel ſeine Sachen zuſammen und wollte ſchlafen gehen.

Der Alte nahm ein Talglicht und führte ihn eine breite Steintreppe hinan und in Bogengängen entlang, bis zu einer erſten und dann zu einer zweiten Thür und durch dieſe hinein in einen Saal, deſſen Fußboden wie aus Sammet ſo weich war, und in welchem es von Roſen duftete. Der Wirt zündete einen ſilbernen

Armleuchter an, ſchlug die Vorhänge eines Himmelbettes auseinander, wünſchte einen ſüßen Schlaf und ging davon. Der Michel ging ihm auf dem Fuße nach und ſchloß hinter ihm die Thür ab. Dann betrachtete er die Gegenſtände des Saales. An der Wand hingen Bilder in Goldrahmen, aber als er näher hinblickte, waren die Felder ſchwarz und ohne Inhalt. Nun trat er an einen großen Wandſpiegel, um zu ſehen, wie mitten in der Herrlichkeit ſo ein Tiſchlergeſelle daſtehen möchte. Er zuckte erſchrocken zuſammen und wendete ſich mit Haſt um aber hinter ihm war nichts als der große Raum mit dem Himmelbett. Und er hatte doch ſo deutlich aus dem Spiegel ſeine zwei Brüder ſchauen ſehen. Nun er wieder hineinblickte, war der gewöhnliche Michel drin und nichts weiter.

Es war ihm ſchwül. Er ging ans ſchmale, hohe Fenſter, öffnete es und ſchaute hinaus in die Nacht. Da war's wunderſam ſtill. Kein Stern und kein Waſſerglitzern und kein leuchtendes Käferchen. Nur in weiter, weiter Ferne der Nacht blinkte ein winziges Lichtlein. Er trat zurück in den Saal und ſchritt darin auf und ab. Keine Müdigkeit war in ihm, aller Schlaf aus ſeinem Haupte gewichen. Den Vogelbauer hatte er nahe dem Bette auf ein Tiſchlein geſtellt, das Tier ſaß mit geſträubtem Gefieder auf ſeinem Sproſſel, blickte angſtvoll auf den Michel und dieſer wußte ſich's nicht zu deuten. An der Wand ſtand ein ſchwarzer Kaſten, er öffnete ihn, um ſein Gewand und das Felleiſen hineinzuthun und hielt gerade den Hagenſtab in der Hand, um ihn im Kaſten zu bergen. Aber aus dem Kaſten drang ein roſiges Dämmerlicht hervor und er ſah in ein zweites Zimmer. Da drinnen war, von einer Ampel beleuchtet, ein Waſſerbecken aus weißem Marmelſtein, und am Rande desſelben ſaß die junge Maid, des Wirtes

Töchterlein. Ein leichtes, weißes Hauskleid überſpannte den Buſen, und das ſchwarze Haar wallte weich und feucht über die nackten Schultern nieder. Sie war damit beſchäftigt, aus dem Waſſer Goldfiſchlein hervorzufangen, ihnen mit einem glänzenden Meſſerlein den Kopf abzuſchneiden und ſie dann in einen Korb zu werfen. Dabei ſang ſie leiſe und gleichmütig ein ſüßes Lied.

Ein Weilchen hätte der Burſche auf dieſe Erſcheinung hingeſchaut, ſie mochte ihn nicht bemerken, ſo wollte er die Thür wieder leiſe ſchließen. Da hob ſie das Haupt und ſchaute auf ihn her.

Nun ſagte der Michel zum Mädchen: „Warum töteſt du die ſchönen Fiſchlein?“

„Weil ich ſie dir braten werde,“ war ihre ruhige Antwort.

„Ich eſſe keine Goldfiſche,“ ſagte der Burſch'.

„Du iſſeſt ſie ſehr gern,“ entgegnete ſie, „und darum habe ich ſie für dich gehegt, bis du kommen und ſie mit mir verzehren würdeſt.“

„Haſt du denn gewußt, daß ich komme?“

„Wie ſoll ich das nicht gewußt haben, da du es ja ſelber geſagt, als du fortgegangen warſt. Komm' doch und hilf mir die Fiſche ausweiden!“ Indem ſie ſo ſprach, fing ſie mit drei Fingern Fiſchlein um Fiſchlein heraus und ſchnitt mit großer Gleichgiltigkeit Kopf um Kopf ab.

„Thun ſie dir nicht leid?“ fragte der Burſche.

Sie ſchaute ihn groß an, als wäre die Frage ganz und gar unverſtändlich. Ihm kam es einen Augenblick vor, als ob — während die goldroten Körperlein tot im Korbe lagen – die abgeſchnittenen Köpfe auf dem Boden umherhüpften. Es waren aber kleine Fröſchlein, die er früher nicht geſehen. Der Michel hatte, um die merkwürdigen Dinger näher zu beſchauen, ein paar Schritte nach vorwärts gemacht, da ging hinter ihm ſachte die Thür zu. Er wollte ſie ſofort öffnen und zurückweichen, aber die Thür war ins Schloß gefallen und ging nicht mehr auf. Dem Burſchen ſchoß alles Blut zu Kopf, ſoſehr erſchrak er, die Maid aber lachte hell auf. Er ſuchte einen anderen Ausgang und fand ihn nicht; er bat ſie, ihn hinauszulaſſen, da kam ſie heran, und liſpelte: „Willſt du mir denn ganz untreu ſein?"

„So thue die gemordeten Weſen weg, ich mag derlei nicht ſehen!"

„Welche ermordeten Weſen?"

Er ſah ja nichts. Im Korbe waren gelbe Äpfel und Birnen, auf dem Boden lagen Roſenblätter umher, vom lauen Winde, der durchs offene Fenſter ſtrich, manchmal leiſe bewegt. Das Becken war voll gefüllt mit klarem Waſſer, in welchem Roſen ſchwammen. Der Burſch' eilte ans Fenſter, als wollte er hinausſpringen, aber im Dunkeln konnte er nicht ſehen, wie tief der Abgrund war. In der Ferne erblickte er auch von dieſem Fenſter aus wieder das winzige Lichtlein.

„Was iſt das für ein Licht weit draußen auf der Heide?" fragte er, um ſeine Beklommenheit zu verſchleiern.

Sie ſchlich an ihn heran, legte ihm zart die Hand auf den Arm und ſtrich hinab bis zu der Fauſt, in der er noch immer den Stab hielt.

„Wie?" fragte ſie, „haſt du denn wieder einen ſolchen Stab? Den mußt Du mir auch geben."

„Nie! Nie!" ſtieß der Michel erregt hervor.

„Warum willſt du mir dieſen nicht geben, da du mir doch die anderen zwei ſchon gegeben haſt."

„Ich habe dir nie einen Stab gegeben.“

„Du haſt mir einen Stab gegeben vor Zeiten, als du das erſte Mal kameſt und du haſt mir einen ſolchen Stab gegeben, als du uns das zweite Mal beſuchteſt. Ich bitte dich, gieb mir auch dieſen ſchönen Stab!“

Das Auge des Burſchen war aber gleichſam an das Licht gebannt, das aus unmeßbarer Ferne durch die Nacht hereinglühte. Ohne der Worte des Mädchen zu achten, rief er laut aus: „Was iſt das für ein Licht?“

Hierauf antwortete ſie: „Du fragſt immer, was das für ein Licht ſei und ſollteſt es lange ſchon wiſſen. Wohl vor Zeiten habe ich dir geſagt, daß es das Licht im toten Wald iſt.“

„Im toten Walde? Wie kann ein Wald tot ſein? Der Wald iſt immer lebendig.“

„Jener iſt tot.“

„So ſage mir, wie das iſt?“ bat er.

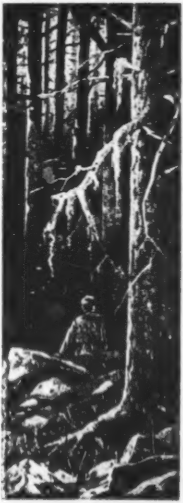
„Das kann niemand ſagen, weil keiner zurückkehrt, der dort hin geht. Du findeſt ihn ja gar nicht, denn du biſt zweimal hingegangen und zurückgekommen und frageſt nun mich, was es für ein Wald iſt. Den Stab gieb mir, nur anfühlen laß mich ihn.“

„Hüte dich, er hat Dornen!“ warnte der Burſch'.

„Alle meine Blutstropfen will ich vergießen, nur den Stab gieb mir!“

Faſt begann ſie mit ihm zu ringen, er ließ ihn nicht los, er ſchwang ihn hoch über ſich. „Dummes Mädel!“ rief er endlich aus, „was willſt du denn mit dieſem einfältigen Hagendornſtock, an dem iſt doch gar nichts. Man braucht ihn zum Wandern, weiter iſt er nichts wert.“

Schmeichelnd umſchlang ſie ſeinen Nacken: „Du lieber Knab'!



Gieb mir den Stab. Verlange was du willſt, nur den Stab gieb mir!“ Sie langte heftig nach ihn. Da ſchleuderte er ſie zornig von ſich und ſprang hinaus zum Fenſter . . .

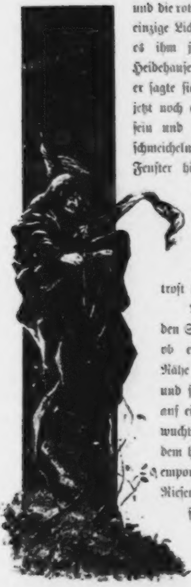
Ohne Felleiſen, ohne Hut und ohne Vogel, nur den Stab in der Hand, ſo fand er ſich in der kühlen, freien Nacht. Und ſo zog er weiter. Er wanderte dem Lichtlein entgegen, das aus weiter Ferne immer noch herleuchtete. Es brannte ganz gleichmäßig fort und flackerte nicht, es war rötlich wie ein Tropfen Blut. — Im toten Walde! Wer dort hingeht, der kommt nicht mehr zurück. — Zurück zu dieſem unheimlichen Hauſe gewiß nicht, dachte ſich der Michel, aber ich weiß nun, es iſt der Weg meiner Brüder.

Das Geſtein der Heide wurde blaſſer, es hellte ſich wie Mondlicht. Der Burſch' ſah vor ſich nieder in ein dunkelblauendes Thal; vor ihm lag unendlicher Wald. Und als er im Dämmerſchein friſch ſeinen Hagenſtab ausſetzte, da ſah er, wie dieſer Stab neben ſeinen

Dornen graue Blättchen und zarte Knoſpen getrieben hatte und daß dieſe Knoſpen ſachte auseinanderblühten zu roten Röſelein. Und hoch in den Lüften zwitſcherte es plötzlich: „Du findeſt ſie! Du findeſt ſie!“

Sein Vöglein war wieder da. Das konnte wohl nicht ſagen, wie es dem Heidehauſe entkommen war, mit einem hellen Geſchmetter ſetzte es ſich auf die Achſel des Burſchen. Aber nicht lange war das Vöglein luſtig.

Der junge Wanderer ſtieg zwiſchen Steinklötzen und dorrendem Geſtrüppe nieder gegen den dämmernden Wald. Manchmal trat er auf ein braunes Schlänglein, es bäumte ſich auf und pfiff. Weiter hin trat er auf Nattern, die unter ſprödem, ſtrohtrockenem Unkraute waren, aber ſie bäumten ſich nicht auf, ſie lagen da, ſtarr wie geſchlungene Wurzeln. Von rieſigen Tannen hingen graue Moosbärte nieder, aber kein Lüftchen ſpielte an ihnen und kein Zweiglein bewegte ſich, und immer finſterer wurde es zwiſchen dem fahlen Geſtämme. Dem Burſchen graute, und in Sehnſucht nach einem lebenden Weſen blickte er nach ſeinem Vöglein aus. Das war nicht mehr da. In der unendlichen Stille auf ſchwarzem, kahlem Boden weiterwandernd, ſuchte er nach Waldfrüchten, denn es hungerte ihn. An einem Hange ſah er Himbeeren und in der Schlucht ein Waſſer. Aber an den Himbeeren hätte er ſich faſt die Zähne ausgebiſſen, denn ſie waren hart wie Stein und das Laub war ſpröd wie Glas, und das Waſſer war ein toter Kryſtall. Der Michel ſchaute auf gen Himmel, aber die Bäume hatten ihn ganz eingewölbt mit ihren finſteren Kronen und nun ſah er, daß die Stämme nicht aus Holz waren, ſondern aus Stein, wie Pfeiler in einer Gruſt. Jetzt dachte er an Vater und Mutter und an ſeine ferne, ferne Heimat, aber der Stab in ſeiner Hand, er blühte,



und die roten Röſelein daran waren faſt das einzige Licht in dieſem Walde. Auch fiel es ihm jetzt ein, ob er der Maid im Heidehauſe nicht hätte folgen ſollen, aber er ſagte ſich trotzig: Nein. Und wenn ich jetzt noch einmal in ihrem Gemache ſollt' ſein und ſie wollt' mir den Stab abſchmeicheln, ſo würde ich wieder zum Fenſter hinausſpringen und wieder dem Lichte im toten Walde zu wandern. Denn was dieſes Licht bedeutet, das will ich wiſſen. — Und ſo ſchritt er, wie es eben gehen wollte, getroſt weiter.

Allmählich hub es an, zwiſchen den Stämmen rötlich zu ſcheinen, als ob ein großer Feuerbrand in der Nähe wäre. Aber es blieb alles ſtarr und ſtill. Der Wanderer kam hinaus auf ein weites Feld, das ringsum von wuchtigen Bäumen beſtanden war. Auf dem höchſten, weit über allen anderen emporragenden Wipfeln, loderte eine Rieſenflamme auf. Sie praſſelte und flackerte nicht, wie verſteinert war dieſe Flamme, und doch übergoß ſie das Feld mit blutigem Licht und glühte wie ein roter

Stein über den Wald hinaus in die weite Welt. Auf dem Felde ragten Steinſäulen und Blöcke in wunderlichen Geſtalten. Auf einem dieſer Blöcke ſaß ein altes Weib in krötenfarbigem Gewande. Zwiſchen den wie zwei ſtumpfe Hörner hervorſtehenden Knieen hatte ſie einen Rocken mit grauen Spinnenweben, aus welchen ſie mit langen, hageren Fingern Fäden hervorſpann. Sie ſchien eben aus einem Schlummer erwacht zu ſein und als ſie den Burſchen ſah, reckte ſie den langen Hals nach ihm, krabbelte dann vom Stein herab, torkelte dem Michel zu und die Hände aneinanderreibend, das es krachte, wimmerte ſie: „Huſch kalt! huſch kalt! Lieber Jüngling, laß' mich an dir wärmen! Huſch kalt! Huſch kalt!“

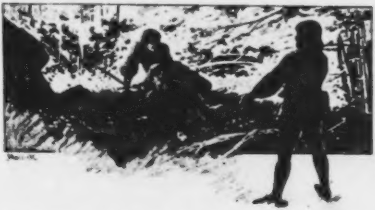
Der Burſche wendete ſich mit Abſcheu von dem häßlichen alten Weibe, dieſes aber taſtete, den Rockenſtock als Stütze gebrauchend, gegen ihn heran, warf das Spinnengewebe wie ein Netz nach ihm aus und keifte: „O du unritterlicher Mann! So laß mich wenigſtens deinen Stab anfühlen, der iſt gewiß warm von deiner Hand!“

Jetzt will auch die meinen Stab, dachte der Michel, gut, ſie ſoll ihn haben! — und verſetzte ihr mit demſelben einen kräftigen Hieb auf den Rücken. — Wo war das alte Weib? Es war plötzlich verſchwunden, und wo ſie geſtanden, da ragte eine Steinſäule auf . . . .

Er ging nachdenklich weiter. — Wie nur dieſe Menge Steinbilder hier ſein können? dachte er, manches hat faſt die Geſtalt wie ein Menſch, ſowie dieſes . . . . Und er berührte einen der ragenden Felsblöcke mit ſeinem Stab.

„Wie? Was iſt das?“

Aus dem Stein war ein lebendiger Menſch geworden, und dieſer ſtand auch noch ein Weilchen bewegungslos, dann fiel er



dem Burſchen um den Hals und rief mit heller Stimme: „Gottes Dank, mein Bruder, du haſt mich erlöſt!“

Der Hansjörg! Er war's, er war es wirklich!

Das Wunderbarſte an dieſer Sache aber war, daß der Michel ſich gar nicht beſonders verwunderte. Er hatte den Bruder gefunden, nun ja, er war ja doch ausgegangen, um ihn zu ſuchen.

„Biſt du der Hansjörg,“ ſagte er, „ſo wird das der Franz ſein.“ Und er berührte mit dem Hagenſtab eine andere Steinfigur. — Wieder ein lebendiger Menſch ſtand da, aber nicht der Bruder Franz. Ein fremder, vornehmer Rittersmann mit Sporn und Schwert. Auch er umarmte den Erlöſer. Dieſer ging weiter und weiter und berührte alle Steine. Aus dem einen ging ein junger Muſikant hervor mit Pfeifen und Guitarre, aus dem anderen ein Jägersmann mit goldenem Horn, aus dem dritten, einem großen zackigen Blocke, kam Roß und Reiter geſprungen, aus dem vierten torkelte ein langbärtiger Mönch mit Pſalter und Roſenkranz, der baldigſt im Walde verſchwand. Der Michel ging weiter und klopfte auf jeden Stein, und das Feld füllte ſich mit jubelnden

Männern aller Stände. Dann berührte er einen der ſtarren Baumſtämme, und in dem Augenblicke rauſchte der ganze Wald luſtig im Winde, und Blütenblätter und Kätzchen ſchneite es nieder auf das ſingende, muſizierende, tanzende Volk.

Der Michel aber mit ſeinem Stabe ging weiter und weiter und ward immer trauriger.

„Wo iſt der Bruder Franz?“ hatte er den Hansjörg gefragt.

„Ich habe ihn nicht gefunden. Ich habe ja ſo gut geſchlafen,“ antwortete dieſer.

Nun gingen ſie ſelbander durch den grünen rauſchenden Wald. Und da ſie müde wurden, der Michel, weil er ſchon ſo weit gewandert, der Hansjörg, weil er das Wandern nicht gewohnt war, ſo ſetzten ſie ſich auf einen bemooſten Block.

„Wo wird unſer Bruder ſein?“ ſeufzte der Michel auf.

„Die Welt iſt weit und der Bruder iſt klein,“ antwortete der Hansjörg.

„Und wäre er wie ein Gerſtenkorn ſo klein, ich muß ihn finden.“

„Wir wollen weiter gehen.“

„Laß mich noch raſten, ich bin müde.“

„Haſt du die Hexe geſehen? die uns alle in Steine verzaubert?“ fragte der Hansjörg den Bruder.

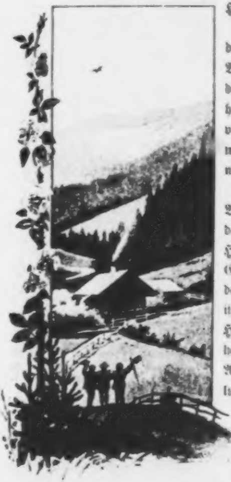
„Ich habe ihr ein ſteinernes Denkmal geſetzt.“

„Wieſo?“

„Mit dieſem Stabe,“ antwortete der Michel, und er klopfte, um zu zeigen, wie er es gemacht, mit ſeinem Hagenſtab auf den Felsblock, auf dem ſie ſaßen. Da richtete ſich dieſer plötzlich auf, ſo daß die beiden Brüder hintorkelten und zu Boden fielen. Vor ihnen ſtand der Franz und half ihnen lachend auf die Beine. — Der war klüger geweſen als die anderen, hatte nicht ſtehend geſchlafen; abſeits wohl im Mooſe mußte ihn der Hexe Rocken-Zauberſtab gefeſſelt haben.

Nun waren ſie beiſammen, die Brüder alle drei. Und als die beiden älteren dem Michel inbrünſtig dankten für ihre Erlöſung, blieb dieſer in ſeiner ernſthaften Ruhe und ſprach: „Unſer Vater hat auch euch jedem einen Hagenſtab mitgegeben. Wo habt ihr dieſe Stäbe?"

Die beiden wendeten ſich zur Seite und verhüllten mit den Händen ihr Geſicht . . .

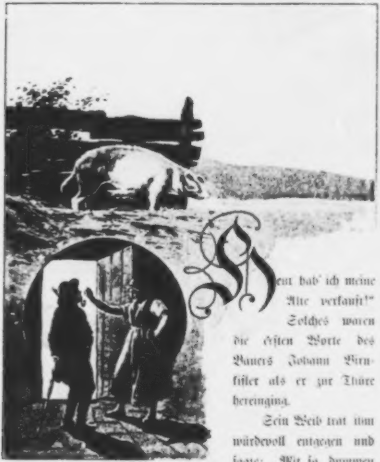


Sowie die Erſtandenen alle den weiten Wald verließen, um ihrer Wege zu gehen, ſo wanderten auch die drei Brüder davon. Dem Heidehauſe gingen ſie zu, um die dort verſcherzten Stäbe wieder zu erwerben, allein das Heidehaus war nicht mehr da, es war verſunken.

Drei Jahre, drei Monate, drei Wochen, drei Tage mußten ſie wandern, bis ſie vor ſich das kleine traute Heimſtetten liegen ſahen mit dem Giebeldache des Elternhauſes, aus deſſen Schornſtein ein zarter Rauch ihnen entgegenwinkte. Über ihren Häuptern flog ein Vöglein hin und her und ſetzte ſich manchmal auf die Achſel des Michel. Es zwitſcherte luſtig und hell, aber ſprach kein vernünftiges Wort mehr. Es ſang, wie eben die Vögel ſingen.

Die Geſchichte vom fünffachen Schwein.

(Dem Volke nacherzählt.)



„Heut hab' ich meine Alte verkauft!" Solches waren die erſten Worte des Bauers Johann Birnkiſtler als er zur Thüre hereinging.

Sein Weib trat ihm würdevoll entgegen und ſagte: „Mit ſo dummen Späßen iſt's mir lieber, du gehſt hinaus, als wie herein!"

Nahm er ſie um den Hals und ſprach: „Weiberl, du haſt unrecht verſtanden. Dich kann man nit verkaufen, das heißt, einen Menſchen darf man nit verkaufen — und will auch nit, will nit. Na na, meine alte Sau hab' ich verkauft.“

Das Weib fuhr ſich mit beiden Händen an die Bruſt: „Jetzt giebt's mir einen Stich im Herzen. Die Alte haſt hergegeben? Himmliſcher Vater, die Sau hat er verkauft! das iſt aus der Weis, das iſt ganz aus der Weis. Was iſt jetzt zu machen? Jetzt hat er ſie verthan und fragt mich nit! haſt ſie hergegeben? Nein, das laß ich nit angehen, das laß ich nit! — Wie viel Geld haſt denn kriegt für ſie?“

„Einen ganzen Haufen!“ flüſterte der Birnkiſtler ſeiner Ehegeſponſin zu, und dabei machte er ein verſchmitztes Geſicht.

„Aber wie denn? Wie denn um Gotteswillen!“ rief ſie.

„Nach der Meß,“ ſo erzählt er, „geh' ich zum Kirchenwirt auf mein Seidel, weißt, das mir der Oberdorfer Bader verordnet hat, wegen meines Leberleidens. Und weil mir der Doktor in der Neuſtadt auch ein Seidel angeraten hat, nun, ſo hab' ich zwei getrunken. Dabei denk' ich mir: warum ſich denn alleweil nur von den Doktoren raten laſſen, einen guten Rat kannſt dir doch auch ſelber einmal geben, und trink' auf meinen eigenen Rat das dritte Seidel. Der Kirchenwirt ſagt, der Menſch müßt auch in der Medizin Maß halten, und bringt mir das vierte Seidel und fragt mich ſo nebenbei, ob ich kein Schwein zu verkaufen hätt'. Ich hab' aus unſerer Alten kein Geheimnis gemacht, und daß ſie ſchon ſeit Allerheiligen in der Maſt ſteht, und daß ſie nit viel nachgeben wird von zwei Centnern. Er legt mir achtzehn Thaler auf den Tiſch und ich leg' ihm die Sau auf den Tiſch, heißt das, ſchlag' ihm ſie zu.“

„Biſt ein Narr!“ ſchrie das Weib. „Die kugelrunde Speckfeiſte um achtzehn Thaler!“

Der Birnkiſler kümmerte ſich nicht viel um ihren Ausruf, ſondern fuhr fort zu erzählen: „Wie ich nachher durchs Dorf herauf geh', ſchreit mir der Fleiſchhacker nach, ob ich nicht ein fettes Schwein ſtehen hätt' im Stall? Ah, verſteht ſich! ſag' ich. Ich trau' dir, Birnkiſler, ſagt er. Iſt nit das erſte Geſchäft, was wir miteinander machen und ſoll auch nit das letzte ſein. Jetzt vor den Feiertagen brauch' ich Fleiſch. Zwanzig Thaler auf die Hand dafür, unbeſchaut! — Iſt recht, ſag' ich.“

„Aber Sepp, wenn du ſie dem Kirchenwirt haſt verkauft!“ rief das Weib.

„Heroben beim Stiegelkreuz,“ erzählt der Birnkiſler weiter, „ſitzt der Kalbeltreiber von der Neuſtadt. Das Umherlaufen in ſo einem Patſchwetter hätt' er ſchon ſatt bei ſeinen gichtiſchen Beinen. Ob ich ihm kein Schlachtſchwein wüßt'! Zahlen thät' er gut. Ich weiß eins, ſag' ich, denn was ſoll ich unſere Alte verleugnen. Der Speck allein zwei Centner, ſag' ich und hab' auf der Stell' vierundzwanzig Thaler auf der Hand.“

Das Weib des Birnkiſler ringt die Hände. Dreimal hat er ſie verkauft! Dreimal! Der ſchlechte Menſch! Der Betrüger! — Aber es war nicht lange Zeit zum Ehrabſchneiden. Die Thür ging auf, der Nachbar Breitenbichler kam ſchwerfällig hereingeſtampft. Sollt' doch ein wenig abraſten, lud der Birnkiſler ein. Ja, das Raſten ſei ihm nicht zuwider, entgegnet der Nachbar und ſetzt ſich an den Tiſch. „Die Lauferei jetzt,“ fügt er bei, „die wird mir eh ſchon zuwider. Meiner Tochter Ehrentag auf die nächſt' Wochen, du weißt ja. Bis man alles beiſammen hat für achtzig Gäſte. Eine feiſte Sau geht mir noch ab. Hab' gehört, Nachbar, du hätteſt eine im Stall. Wollt' dir nit zu ſparſam ſein."

„Iſt recht, geben wir ſie anſchaun," meint der Birnkiſler, „wenn man dem Nachbar einen Gefallen kann erweiſen, warum denn nit?"

Eine Viertelſtunde ſpäter war das Schwein verkauft an den Breitenbichler um fünfundzwanzig Thaler.

Später, als der Johann Birnkiſler mit ſeinem Weibe allein war, leerte er in eine Holzſchüſſel ſeine Säcke aus, ſie waren voll Thaler, deren ſiebenundachtzig hatte er! „Seit ich in der Wirtſchaft bin, hab' ich noch keine Maſtſau um einen ſolchen Preis verkauft," war ſein ſüßes Denken.

„Eingeſperrt wirſt!" rief das Weib.

„Warum?" fragte er entgegen. „'s hat ja keiner gefragt, ob das Vieh mein gehört. Jeder nur: ob ich nit im Stall eine feiſte Sau ſtehen hätt' — was ja wahr iſt, und gleich das Geld her. Ein Narr, der nit angreift heutzutag!"

„Aber Todl, alter!" zeterte ſie und kam ihm mit ihren fuchtelnden Händen ſehr nahe. „Ich hab' ſie ja verkauft, die Sau, heut' Vormittag, dieweil du aus biſt geweſt. Der Röſſelwirtsknecht hat zugefragt. Fünfundzwanzig Thaler und fünf Silbergroſchen extra als Nuſchgeld."

„Nachher hätten wir ja weit über hundert Thaler gelöſt fürs Vieh!" jubelte der Birnkiſler.

„Der Röſſelwirtsknecht holt ſie in etlichen Tagen," berichtete das Weib.

„Wer zuerſt kommt, der mahlt zuerſt."

„Und die anderen? Die vier anderen?"

„Geh', Alte, laß mich aus!" murrte er, „allemal wenn man heimkommt, machſt du ſo Geſchichten. Ich will jetzt Ruh' haben!" Und ging hinaus aufs Heu, wo er ſich niederlegte.

Am nächſten Tag, als der Birnkiſtler friſch ausgeſchlafen hatte und ihm der geſtrige Handel einfiel, kam ihm die Sache etwas bedenklich vor. Das wäre ja beinahe, als ob er ſein Schwein fünfmal verkauft hätte! Indes nahm er erklecklich viel Medizin für ſeine kranke Leber zu ſich, und dieſe Medizin war auch ein gutes Mittel gegen das beißende Gewiſſen.

Und eines Tages wird es lebhaft bei dem Birnkiſtlerhauſe. Den Fahrweg herauf kommt der Kirchenwirt mit einem Stock; den Fußſteig durch den Schachen her ſteigt der Fleiſchhacker mit dem Hunde. Am Feldrain heran trottet der Kalbeltreiber von Neuſtadt mit einem Strick. Durch den Kohlgarten herab trabt der Nachbar Breitenbichler mit ſeinem Knecht, und die Straße her fährt der Röſſelwirtsknecht mit Roß und Wagen.

Als unſere Eheleute ſolch werte Gäſte kommen ſahen, ließen beide die Arme herabhängen und murmelten ganz gleichzeitig: „So, jetzt iſt die Sau fertig!"

Der Johann Birnkiſtler hatte aber immer gute Einfälle, ſo ſagte er auch jetzt: „Am geſcheiteſten iſt's, wir geben ſie gar keinem, verleugnen ſie und ſchlachten ſie ſelber."

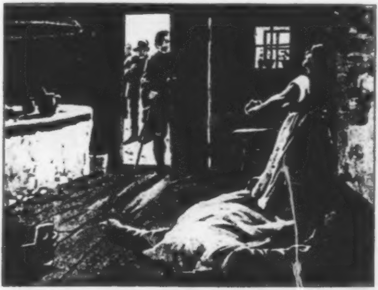
„Ich weiß ſchon, was ich thu'," verſetzte ſie, „ich ſag', was wahr iſt, daß du verrückt biſt worden, das Schwein gehört dem Röſſelwirtsknecht und dich ſollen ſie ins Narrenhaus ſtecken."

„Bedank' mich recht ſchön!" antwortete er und verneigte ſich vor ſeiner Lebensgenoſſin.

„Alſo, dummer Tepp, was iſt ſonſt zu machen!" ſchrie ſie, denn einesteils that er ihr doch leid, und die Gefahr drohte im höchſten Grad. „Zum Schlagtreffen iſt's!"

„Ich weiß was!“ flüſterte er, als die drei Männer draußen ſchon über den Hausanger gingen, „ich weiß was. Mich trifft der Schlag.“ Er fiel hin auf das Fletz. „Ich bin ſchon tot. Deck' mich zu und ſei trauernde Witwe.“

Das verſtand ſie. Es war ſchreckbar toll, aber manchmal iſt die Tollheit das Klügſte.



Als ſie einer nach dem anderen zur Thür hereintraten, hörten ſie das herzzerreißende Klagen der Birnkiſlerin. Händeringend ſtand ſie vor der verhüllten Leiche: „Vor einer Stunde noch friſch und geſund und jetzt mauſetot, o ihr heiligen vierzehn Nothelfer, ſteht uns bei!“

„Leberleidend iſt er ſchon lang' geweſen,“ meinte der Kirchenwirt. „Die Leber wird angeſchwollen ſein und wird ihm das Herz zerdrückt haben.“

„O Gott, der arme Menſch hat ſchon lang' einen Stein auf dem Herzen gehabt!" jammerte das Weib.

„Dann iſt's Weinſtein geweſen," warf der Fleiſchhacker ein. Und ſo ergingen ſie ſich in Mutmaßungen, woran und wieſo der Johann Birnkiſtler ſo plötzlich des Todes verſtorben ſei. Der Röſſelwirtsknecht nahm endlich einen Anlauf zu folgender Rede: „Es thut ſich zwar frei nicht ſchicken, Birnkiſtler Bäuerin, daß der Menſch bei einem ſolchen Unglück von Geſchäftsſachen ſpricht. Freilich könnt' ich ein anderes Mal wiederkommen, aber der Weg iſt weit, und weil ich mein Rößlein ſchon bei mir hab' heut' — weißt, Bäuerin, um das Maſtſchwein wär' ich da, das ich dir vor etlichen Tagen abgekauft hab'."

Sie wehrte mit der flachen Hand ab: „Gott, ja, nimm's, nimm's, ſteht eh draußen im Stall. Laſſet mich nur jetzt mit ſolchen Sachen in Fried!"

Nun rückten aber auch die übrigen mit ihrem Vorhaben heraus, das Weib wies gegen den Stall, und ſie wunderten ſich baß darüber, daß der Birnkiſtler fünf Maſtſchweine ſtehen habe unter ſeinem Dache. Freilich erwies dieſe weltgläubige Annahme ſich nur zu bald als Trugſchluß. Es fand ſich nur ein einziger Stall vor und in dieſem nur ein einziges Schwein und als Reſt nur noch die Gewißheit, daß die Käufer geprellt ſeien. Der Fleiſchhacker wollte Lärm ſchlagen, allein der ſittſame Breitenbichler erinnerte an die Achtung, die man einem Toten unter allen Umſtänden ſchuldig ſei. Die Strafe habe ihn augenſcheinlich ja ſchon erreicht, und für ſie, die Käufer, wäre es das Klügſte, die fette Sau ohne viel Weſens in fünf gleiche Stücke zu teilen, damit jeder wenigſtens einen Brocken von ihr habe.

Einverſtanden. Und als ſie mit ihren fünf Brocken abgezogen waren, ſtand der Johann Birnkiſler von den Toten auf und ſchmunzelte. Er hatte in ſeiner Brieftaſche die fünffache Sau, und ein Käufer hatte von der einfachen nur den fünften Teil. Aber geſcheit muß man ſein!

„Es wird dir doch ſchlecht gehen, bis ſie erfahren, daß du wieder munter worden biſt!“ gab das Weib zu bedenken.

„Laß mich nur machen!“ ſagte der Mann. „Mit denen fünf werd' ich ſchon fertig. Wenn ſie mir nur keinen Gerichtsprozeß machen, der wär' mir zuwider. Die Doktors, das ſind verflucht geſcheite Kerle!“

Was er gefürchtet, trat ein. Als die fünf Geprellten die Auferſtehung des fünffachen Schweineverkäufers erfuhren, verklagten ſie ihn vor Gericht. Das Weib war außer ſich und ſah ſchon den Galgen; der Bauer blieb ziemlich ruhig und rechnete ſo: Sie haben die Sau miteinander geteilt, haben ſich abgefunden, alſo ſind ſie abgefertigt. Und meinetwegen? Auf das Wiederlebendigwerden iſt keine Strafe geſetzt. Etwas unheimlich war ihm aber doch, dem guten Johann Birnkiſler, alſo ging er hin in die Neuſtadt und nahm ſich einen Advokaten auf.

Der Herr Doktor Schlauchel war ein erfahrener Mann, hatte ſchon viele Geſetzparagraph-Häklein, an denen Leute hängen geblieben, geradegebogen, allein dieſer Fall war ihm bedenklich.

„Bauer!“ ſagte er nach tiefem Nachdenken, „Ihr habt Euer Schwein wiſſentlich mehrmals verkauft. Es ſteht ſchlimm um Euch, Ihr werdet ſachfällig!“

„Daß der Teufel . . .!“ knurrte der Bauer.

„Ich habe jedoch eine Idee,“ ſprach der Advokat. „Wir wollen es verſuchen, vielleicht gelingt's. Aber klug ſein, Birnkiſler!“

„Oh je!“ machte dieſer, als wollte er ſagen, an Klugheit ſei ihm niemand über.

„Ihr werdet vor Gericht ſtehen,“ belehrte der Advokat Doktor Schlauchel. „Da wird viel herumgeredet werden. Und was Ihr auch antworten möget, es wird nichts nutzen, es wird für die Katz' ſein. Deswegen merket Euch einmal das: Was ſie auch ſagen mögen, thut nichts desgleichen, ſagt nur: abgepfiffen! Bei der ganzen Verhandlung nit ein einziges Wort, nur allemal: abgepfiffen!“

Der Bauer lächelte pfiffig und ſagte: „Bedank' mich recht ſchön, Herr Doktor, das will ich thun.“

„Und auf dem Heimwege bringt Ihr mir mein Gebühr von dreißig Thalern.“ Alſo der Doktor, und der Johann Birnkiſler ging zum Gerichte.

Na, da gab's Leute! Da waren fünf Ankläger, zwei Richter, zwei Schreiber und der Gerichtsdiener. Zehn gegen einen! Und erſt noch die Geſetzbücher in Haufen, die waren ja auch gegen ihn. Der Bauer ſtellte ſich recht demütig hin vor den grünen Tiſch und zerknüllte ſeine Hutkrempe.

„Ihr ſeid der Bauer Johann Birnkiſler, ſo und ſo alt, bisher unbeſcholten und habt ein Schwein verkauft. Iſt es ſo?“

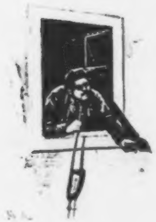
„Abgepfiffen,“ ſagte der Angeklagte ruhig.

„Was meint Ihr?“ fuhr der Richter auf. „Und ſeid beſchuldigt, ein und dasſelbe Schwein an mehrere Käufer verkauft zu haben. Was ſagt Ihr dazu?“

„Abgepfiffen,“ antwortete der Bauer.

„Wollt Ihr es vielleicht leugnen? hier ſtehen fünf Zeugen, ehrenwerte Männer. Nun?!“

„Abgepfiffen,“ ſchrie der Bauer hell auf.



„Seid Ihr verrückt? Wiſſet Ihr, daß Ihr nur durch ſofortige Vergütung und reumütige Abbitte Euere Strafe weſentlich verringern könnt?“

„Abgepfiffen,“ antwortete der Bauer mit trauriger Miene.

Der Richter wurde ſtutzig. Und als er auf weitere Fragen von dem Angeklagten immer nur das Wort „Abgepfiffen“ hörte, und nichts als das Wort „Abgepfiffen,“ das manchmal wie ein Hilfe- oder Drohruf ausgeſtoßen, dann wieder wie im Stumpfſinne hingelallt wurde, wendete ſich der Richter zu den fünf Anklägern und ſprach im Tone des Vorwurfs: „Wen habt ihr denn da hereingebracht? Das iſt ja ein Unglücklicher, ein armer Irrſinniger! Wohl auch epileptiſch, woran ihr ſcharfſinnigerweiſe ſeinen Tod geſehen habt. Und mit einem ſolchen Menſchen ſchließet ihr Geſchäfte ab? Wohl kaum in einer anderen Abſicht, als den Schwachſinnigen zu übervorteilen? — Ich finde zu urteilen, daß dieſer Mann das Schwein nicht aus unlauterer Abſicht wiederholt verkauft hat, ſondern aus reiner Vergeßlichkeit. Ich ſpreche ihn frei und ihr möget euch merken, daß ein vernünftiger Menſch mit einem Narren keinen Handel macht. Ihr könnt heimgehen, Johann Birnkifler.“

Dieſer verneigte ſich ſo ein wenig und tappte dann blöde zur Thür hinaus.

Auf ſeinem Wege nach Hauſe kam er durch die Neuſtadt.

Die Gaſſe führte am ſtattlichen Hauſe des Herrn Doktors Schlauchel vorüber. Der Herr Doktor ſchaute zum Fenſter herab. Er hatte ein blaues Hauskäppchen auf und ein langes Pfeifenrohr im Munde und in Gold gefaßte Brillen auf der Naſe. Daher ſah er den Johann Birnkiſler ſchon von weitem daherſtiefeln.

„Nun, ich ſehe, Ihr ſeid ja ganz munter auf freiem Fuße, Birnkiſler!“ rief er hinab.

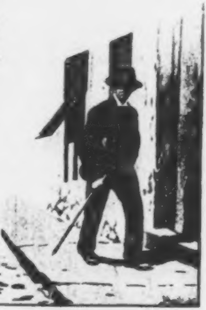
Der Bauer nickte mit dem Kopfe, ja, er wäre munter auf freiem Fuße.

„Es iſt alſo gut gegangen!“

Der Bauer nickte vergnüglich mit dem Kopfe und trachtete weiter.

„Mein Rat hat alſo geholfen? Hat er? Na ſchön, das freut mich. Nun kommt aber einmal zu mir herauf, Birnkiſler, und bringt mir meine dreißig Thaler.“

„— Abgepfiffen!“ ſagte der Bauer und trottete gelaſſen ſeines Weges.



Im Storchenneſte.

Kindergeſchichten
aus meiner zweiten Jugend.

Unſer zweijähriges Dirndel.

Von meinen vier Kindern iſt ſchon manch Drolliges erzählt worden. Und dann iſt noch jemand gekommen. Anfangs nannten wir dieſe fünfte Knoſpe das fünfte Rad am Wagen; jetzt iſt ſie jenes Rad in unſerem Uhrwerke, an welchem das Gewicht hängt, welches den Zeiger auf die gute Stunde rückt und an welchem — die Unruh zuckt. Es iſt das allermerkwürdigſte Kind, welches je vom Himmel geſtiegen, niemand hat ein ſolches Kind, mit einer einzigen Ausnahme — bloß jede Mutter hat eines.

Aber ſo merkwürdig iſt gar kein Kind, daß ſich die Mutter, der Vater all ſeine kleinen Eigenheiten merken würde, darum iſt es wohlgethan, wenn man all die Großthaten des kleinen Weſens beizeiten mit der Feder anmerkt, damit man einſt nach vielen Jahren beim Wiederleſen ſolcher Aufſchreibungen jubeln oder — weinen kann.

Martha heißt ſie, die Bewirtende, die uns mit Himmelsbrot ſpeiſt, welches in jedem Wörtchen liegt, das aus dem Munde eines guten Kindes kommt.

Hinter dem Tiſche hat ſie ſich verſteckt. — „Ja, wo iſt es denn, mein kleines Dirnderl, wo?“ — Stellt ſie ſich jetzt auf die Zehen, an der Tiſchkante ſieht man die winzigen weißen Fingerlein ihrer Händchen. Jetzt hebt ſich ein flachsblondes Köpſchen empor, ein paar runde Blauäuglein — mehr nicht. Denn weiter geht's nicht mehr, ſo ſtramm ſich die Zehen (ach wie klein mögen ſie ſein!) auch anſpannen. — „Gugu!“ — Aber jetzt iſt ſie ſchon wieder untergetaucht, und wer das ganze Unbandlein ſehen will, der muß ſchon unter dem Tiſche durchgucken. Gott, iſt das ein kleines Frauenzimmer! Ihr vergißmeinnichtblaues Röckchen mit den weißen, aufrechten Streifen iſt um die Mitte mit einer Schleife gebunden, und der untere Teil, welcher bis zu den Knien geht, ſieht aus, wie der faltige Waffenrockſchoß eines römiſchen Kriegers; aber die Ärmel bis zu den Handgelenken ſind kaum ſpannlang. Ein paar weiße, oder auch nur bedingt weiße

Strümpfchen und ein paar Schühlein, die gar nicht viel plumper ſind als die Klauen eines Rehes, vollenden nach unten hin das Menſchenknöſplein. Der faſt eirunde Kopf ſteht auf einem ſchlanken Hälslein. Im roſigen Geſichtl ſind Augen, Naſe und Mund hübſch nahe aneinandergerückt, und gar ernſthaft ſchaut das drein. Warum muß der Mann lachen, wenn er ein Kind anblickt, und warum ſchaut das Kind ſo ernſthaft, wenn es einem erwachſenen Menſchen ins Antlitz ſieht? Der erſtere ſchaut ins Paradies zurück, das letztere auf die traurige, ſchuld- und leidbefurchte Erde.

Das zarte, ſchlanke Geſtaltlein, ſo ſteht es da; was ſage ich, ſtehen? Es läuft, es hüpft, es tanzt, es kollert, es kriecht — aber ſtehen? ſitzen? Nein. Ich bin der Turnapparat: über meine Füße ſpringen, auf meinem Knie reiten, an meinem Arm ſich ſchwingen, an meinem Rücken klettern, auf meiner Achſel balancieren. „Aufheben, Vata!“ ſagt ſie mit ihrem hellen Stimmlein. Ich hebe ſie mit beiden Händen, ſo hoch ich kann. „Noch höher, Vata!“ Das Kind glaubt, der Vater könne alles.

„Iſt ſie an meinem Arm und will zu Boden, ſo ſagt ſie bloß: „Eins-zei!“ Das heißt, ſie will zu Fuß gehen. Man hat ſie nämlich anfangs bei den erſten Gehverſuchen kommandiert: „Eins-zwei! Eins-zwei!“ Seither glaubt ſie, jedes Gehen heiße: Eins-zei! —

„Vata, bomm! Latet! Biefetäger!“ Sie iſt die erſte, die das Schellen der Thürglocke hört, die mich ruft zu kommen, weil der Briefträger erſcheinen wird. Bewegungslos auf einmal iſt ihr Geſtaltlein, in ihrem Geſichte der Ausdruck höchſter Erwartung; denn der „Biefetäger“ hat eine große Taſche, und von einer Kindsmagd weiß ſie, daß in dieſer Taſche Raum für ſchlimme Kinder iſt. Doch es ſchlichtet ſich ganz freundlich. Der „Biefetäger bingt Biefe. Biefetäger bav!“

Das war früher. Heute hat ſie ſich das ſtörriſche „R“ vollkommen unterworfen, und wenn ſie willig ihre Flaſche Milch getrunken hat, ſich willig auf das Stühlchen geſetzt, willig ins Bett gegangen iſt oder eine andere Großthat von Selbſtüberwindung ausgeübt hat, welche des Lobes wert iſt, ſagt ſie langgezogen und feierlich: „Braaav!“ Solche Anerkennung ſpendet ſie ſich aber nur, wenn das Lob von anderer Seite ausbleibt. Loben wir ſie, ſo hört ſie ruhig und ernſthaft zu, dann ſagt ſie: „Dank ſön!“

Noch einige Ausdrucksformen, die ſie ſich ſelber gebildet hat. „Vata, hin gehſt?“ (Wohin gehſt du, Vater?) „Da drin iſt?“ (Was iſt da drinnen?) „Toni macht?“ (Was macht Toni?) Hat ſie irgend etwas angeſtellt, ſo verrät ſich das ſchon in ihrem ſtillen Betragen, in ihrer ſänftiglichen Miene. Da fängt ſie ſogar an, zu ſchmeicheln: „Mutta, lieb biſt!“ — „Mutta, gut ſein!“ — „Mutta, nichts ſagen!“

In der Frühe, wenn ſie mir zu einem Guten Morgen das Händchen reicht, langt ſie zuerſt faſt allemal das linke her. Das nehme ich nicht an. Wenn der Vater Geſchichten macht, warum nicht ſie auch! Das rechte Händchen giebt ſie nicht her, das verſteckt ſie hinter dem Rücken, als hätte ſie keines.

„Martha! Du giebſt mir die rechte Hand!“

Sie blickt mich verwundert an, dann verſucht ſie es noch einmal mit der linken.

„Martha! — Du giebſt mir die rechte Hand!“

Gut, ſie giebt die rechte Hand und iſt nun ſelbſt ganz vergnügt darüber, das der kleine Trotz überwunden iſt. Fröhlich läuft ſie davon.

„Dirndel!“ rufe ich ihr nach, „es fehlt noch etwas. Das Knixerl mußt du mir machen!“

Sie wendet ſich um und macht mit den Knien eine überaus graziöſe Verbeugung. Da iſt es auch ſchon geſchehen, daß ſie vergaß, ſich umzudrehen, ſo daß ich vom Knixerl nur den hinteren Teil bekam — darauf allemal ein Halloh in der ganzen Familie.

Mit ihrem Trotzköpfel hat ſie überhaupt ſo manchen Strauß auszutragen. Sie will nicht folgen, wenigſtens aufs erſte Wort nicht; und wenn jemand mit ihr zankt und poltert, das macht ihr Spaß, und jetzt folgt ſie erſt recht nicht. Beim Vater iſt's anders, der braucht ihr in ruhigem Ernſte einmal den Befehl zu geben, und ſie iſt das fügſamſte, gemütlichſte Kind. Ja, wenn ſie auf Zureden anderer etwas thun ſoll, was ſie nicht mag und doch wieder möchte, ſieht ſie ſich manchmal ordentlich hilfeſuchend nach dem Vater um, daß er ihr befehle. Sie will mich nie fortlaſſen, wenn ich bei ihr bin, deutet mit dem Händchen auf einen Seſſel: „Vata, ſitzi!“ Doch iſt es auch ſchon geſchehen, daß ſie mir plötzlich die Hand reichte: „Vata, adee!“ Dann plante ſie irgend ein Schelmenſtück, bei dem ſie eine Autorität nicht brauchen könnte.

Ein andermal ſpielt ſie ſelber die Erzieherin. Mache ich durch irgend einen Zufall ein kleines Geräuſch, ſo ſagt ſie in ruhig verweiſendem Tone: „No, no, Vata!“ Eines Tages, als ſie ſich luſtig auf dem lehmigen Erdboden wälzte, ruft ihr die Mutter zu: „Geh, du biſt ein Schweindl!“ — „Pfui, Mami!“ darauf die Kleine.

Für ihre Geſchwiſter iſt es übrigens nicht gut, mit ihr Kirſchen eſſen. Nur das Geringſte ihr über quer, und ſie hebt drohend den Arm: „Hauen!“ Im Augenblick kommt ihr auch die Hand aus und der Genoſſe hat eines im Geſicht. Zumeiſt iſt bei ſolchem Ereigniſſe ſie ſelber mehr erſchrocken, als der Geſchlagene;

einerſeits iſt über das Verbrechen eine ſchwere Strafe verhängt, andererſeits macht vielleicht der Geſchlagene ein weinerliches Geſicht: „Martherl, jetzt haſt mir weh gethan, jetzt weine ich!“ Derlei genügt vollauf, um ihren Zorn zu löſchen; mit zärtlicher Miene ſtreichelt ſie den Beleidigten an der Wange: „Ei ei! — Ei ei!“ — Wenn ſich während des Streichelns aber doch die Fingerchen manchmal krümmen, daß es einen kleinen Kratzer giebt — nun ſo ſind wir dafür eben ein weibliches Weſen, an welchem ſich Streicheln und Kratzen nicht ſo genau auseinanderhalten läßt.

Übrigens hat ſie in wenigen Monaten an Selbſtüberwindung ſchon Erkleckliches geleiſtet. Eine Kindsfrau, von der Kleinen „Biefrau“ genannt, hatte ihr mancherlei Unzukömmlichkeiten angewöhnt. Die Rute, welche hierauf ins Haus kam, verurſachte der Kleinen anfangs manchen Spaß, denn ſie hielt die mit einem roten Bändchen zierlich zuſammengebundenen Birkenreiſer für ein Spielzeug oder für eine Ceremonie. So oft ſie ſich etwas zu ſchulden kommen ließ, rief ſie allemal ſelbſt nach der Rute: „Marthi lim! Ute holen!“ Als ſie aber merkte, daß die Rute immer rückſichtsloſer ward und die feierlich energiſche Handhabung derſelben ſchon ins Bedenkliche ging, erhob ſie ſofort Proteſt, wenn von der Rute die Rede war. Und dennoch ſcheint es mir, es war weniger die Strafe, als andererſeits Lob und kleine Belohnung, was ſie zur Ablegung mancher Unarten hauptſächlich veranlaßte.

Mit einer wahren Leidenſchaft hält ſie zu ihrem Kindsmädchen Toni. Es mag ſie welch ein Schmerz immer treffen, ihr weinender Hilferuf iſt: „Toni!“ Mit der zärtlichſten Koſung: „Meine Toni!“ umfängt ſie die Füße der Angebeteten. „Ja ja, deine Toni!“ rufen wir dann bisweilen aus, was zur Folge hat, daß ſie nun ſelbſt nicht mehr „meine“, ſondern „deine Toni“ ſagt. Es kommt ja oft genug vor, daß Kinder, weil ſie mit „du“ angeſprochen werden, glauben, ſie heißen „du“ und ſich ſelbſt „du“ nennen. Es iſt keine Kleinigkeit für ein junges, zartes Gehirn, mit den Beſchwerden der Sprache fertig zu werden.

Von der Schweſter Grete iſt ihr wiederholt geſagt worden, dieſe ſei in der Schule; darauf hin iſt nun jeder Abweſende „in der Sule“. Wenn ſie nach etwas gefragt wird, was ſie nicht weiß, nicht verſteht, ſo antwortet ſie kurz: „Nein!“, das heißt ſo viel als: Ich weiß es nicht, ich kann nicht antworten, ich verſtehe dich nicht. Alſo bilden die Kleinen ihre eigene Art, um ſich zu behelfen.

Ihre größere Schweſter nennt ſie nach dem Vorbilde der Dienſtboten „Fräuln Anna“; fragt man, wie ſie ſelbſt heiße — „Marthi Roſa-ſegger“. Ihre Mutter nennt ſie gewöhnlich „Mutta“ in übermütiger Laune „Muada“, in zärtlicher Stimmung „Mami“ in Anflug von Trotz „Frau“. Eine begeiſterte Freundin iſt ſie von kleinen Kindern, die ſie gerne bemuttert. „Gleine Kindi bav ſein! Gleine Kindi ſön heidi, ſön lulu gehen! Mutta ſonſt bös!“

„Heidi heidi,“ damit bezeichnet ſie alles, was ſchläft oder ruht, oder irgendwo aufbewahrt liegt. „Huti heidi heidi machen!“ ſagt ſie, wenn ihr Hut in die Schachtel gethan wird. „Katzi heidi heidi machen!“ wenn mein Pelz in den Kaſten gehängt wird. Ihr liebſter Aufenthalt iſt des Vaters Stube, wo „Vata reibt“ (ſchreibt) oder „A ſe be (A B C) macht“ (lieſt.) Wenn nun aber der Vater manchmal von dem freundlichen Beſuche nicht viel Notiz nimmt, wenn er rahig weiterarbeitet oder überhaupt nicht mit ihr plaudert, ſteht ſie verblüfft da, ſchaut mit ihren runden Äuglein faſt erſchrocken drein und flüſtert: „Vata bös!“ — Vater bös! Das iſt ſo ziemlich das unangenehmſte, was ihr paſſieren kann. Vom Vater ein finſteres Geſicht, das geht ſchier noch über die Rute, doch ich möchte nur einmal den Vater kennen, dem es einem ſo drolligen Dirndlein gegenüber gelingt, das ſtrenge Geſicht fünf Minuten lang aufrecht zu halten. Die Stirne in Falten ziehen, wenn das Herz lacht! Nun das Kind hat's bald weg, daß es nicht auf die Stirnfalten ankommt, denn ſolche hat auch Großmama und Großpapa, und ſind doch ſo lieb! Ein einziger ſtrenger Blick genügt, um das Geſichtlein der kleinen Martha ſofort gänzlich zu verändern — von der übermütigſten Grimaſſe bis zur beklommenſten Miene, in welcher das Weinen zuckt. Aber ſie trachtet beizulegen; leiſe ſchleicht ſie um mich herum, ſucht mit der Hand vom Stiefel den Staub zu wiſchen, und wenn ſie an dem Hausrock etwa gar irgendwo einen Schaden findet, ſo ſagt ſie: „Loch, zerriſſi, Marthi topfen (ſtopfen).“

Stets kommt ſie in mein Zimmer des Abends, unmittelbar bevor ſie ſchlafen geht. „Papa!“ Damit reicht ſie mir das Händchen. Das iſt aber nicht alles, jetzt geht ſie zu allen Bildern, Bilderchen und Statuettchen, die an der Wand hängen oder auf dem Tiſche ſtehen; jedes erreichbare berührt ſie, gleichſam mit der Hand grüßend, mit den Fingerſpitzen: „Papa! — Papa! — Papa!“ Und erſt wenn ſie ſich von allen ihr lieben Gegenſtänden ſo verabſchiedet hat, verfügt ſie ſich an der Seite der „Toni“ willig in ihr Schlafſtübchen. Zum Schlafen bedient ſie ſich mehrerer Tüchelchen, die ſie an die Wangen und an das Kinn legt. Ohne ſolche Tüchelchen ſchläft ſie nicht ein. Dann will ſie zum Einſchlafen ihr Cigarl haben — den Saugſtoppel, auch wenn er trocken iſt.

Mit einem ſolchen Saugſtoppel im Munde ſtand ſie eines Tages in der Kapelle, wo in einer Niſche der Leichnam Chriſti liegt. Sie ſchaute eine Weile nachdenklich auf ihn hin, endlich begann ſie, anfangs leiſe, dann immer lauter zu rufen: „Himme-

Vata, ſteh auf! Himme-Vata, ſteh auf!“ Als der Himmel-Vater aber immer ſchlief, wollte ſie ihm den Saugſtoppel in den Mund ſtecken, worauf ihr größeres Schweſterlein, die Grete, ſprach: „Pſt! Laß ihn ſchlafen! Er iſt müde geworden beim Welterſchaffen!“

Eines Tages wurde ein neugeborenes Kind ins Haus gebracht, an welchem wir Patenſtelle zu vertreten hatten. Der Martha wurde ſchon im voraus geſagt: „Eine große Puppe kommt!“ Sie freute ſich ſehr auf die große Puppe, würde ſie nehmen und ſchaukeln und allerlei Kurzweil mit ihr treiben. Als ſie nun aber dem kleinen Weſen ins rote Lärvchen ſah, und wie es bei geſchloſſenen Augen und mit aufgeſperrtem Mäulchen krächzte, da machte unſer Dirndel ein überaus erſchrockenes Geſicht, rührte das Kleine mit keinem Finger an, barg ihr Haupt endlich am Buſen ihrer Toni und hub an zu ſchluchzen. — Eine Puppe erwarten und ein wirkliches kleines Kind ſehen, ich glaube, das war eine ihrer größten Enttäuſchungen.

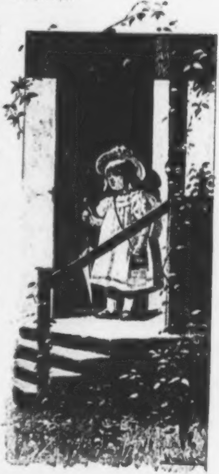
Daß ein Menſch von zwei Jahren mit nichts eigentlich in Staunen zu ſetzen iſt, das weiß man. Er kann erſchrecken, er kann verblüfft ſein; aber ſich über etwas wundern, das kann er nicht, etwas unbegreiflich finden, das wird er nicht, weil er von einem Begreifen oder Nichtbegreifen überhaupt nichts weiß, weil ihm die Thatſache als ſolche genug iſt. Als die kleine Martha den erſten Eilzug vorbeiſauſen ſah, machte ſie große Augen und horchte; als er vorüber war, ging ſie wieder an ihr Blumenpflücken — und nichts weiter.

Das iſt ein Menſchenkind. So fängt es an. Und was noch kommen kann und kommen muß, es weiß noch nichts davon. Was da iſt, es denkt über nichts, es ſtaunt über nichts, es iſt ihm alles ſelbſtverſtändlich. Es weiß nichts von einem Anfange, es weiß nichts von einem Ende, es iſt, und damit Punktum.

Die große Reiſe mit dem kleinen Dirndel.

Seit Wochen war von der Reiſe geſprochen worden. Ich weiß nicht mehr, welch edle That die dreijährige Martha ausgeführt hatte, ich glaube, das Kindsbreitöpfchen hatte ſie eines Tages brav bis zur Neige geleert, wofür ihr zur Belohnung die Reiſe in Ausſicht geſtellt worden war. Der Vater ſollte ſie begleiten. Und der Vorbereitungen gab es manche.

Endlich war der Morgen angebrochen. Als die erſten roten Sonnenſtrahlen zwiſchen den Vorhängen zum Fenſter hereinkamen, ſaß das weißbehemdete Dirndel ſchon aufgerichtet im Bette und traf Anſtalten, mit einem Fingertupfer die Mutter zu wecken, daß dieſe den Vater wecke, daß dieſer ſich bereit mache, um den Eiſenbahnzug nicht zu verſäumen. Der Bahnhof ſtand zwar nur vier Minuten vom Hauſe entfernt und der Zug, mit dem abgereiſt werden ſollte, ging erſt um vier Uhr nachmittags; aber ſicher iſt ſicher, mochte das kleine Dirndel denken und wollte ſchon in des lieben Herrgotts Früh auf den Bahnhof. Die zwölf nun folgenden Stunden mußten wohl ſchrecklich geweſen ſein für das arme Kind! Kein Eſſen mehr, kein Spielen, kein heiteres Umherlaufen wie ſonſt. Immer auf dem Fenſter hockend, den Blick nach dem Bahnhofe, immer wieder die gefüllte Reiſetaſche muſternd, ob das ſtrohgelbe Uberröcklein, und das weiße Taſchentüchlein und das Mohnkipfel und das Geldtäſchchen noch drin wären. Immer in aufgeregtem Geplauder mit Vater oder Mutter oder Geſchwiſter die kommende Reiſe beſprechend und aufzuckend, ſo oft ein Eiſenbahnzug pfiff! — Armes Kind, das du alle Foltern des nervöſen Reiſejahrhunderts ſchon ſo früh verkoſten mußt! Thörichte Eltern, die ſo ganz überflüſſiger Weiſe ſolche Erwartungen wecken, ſolche



Spannungen erzeugen, in der zwar ſehr philoſophiſchen, aber ſehr dummen Abſicht, das Kind alle Freuden der Hoffnung Erwartung genießen zu laſſen, weil die Hoffnung ja gewöhnlich glücklicher mache, als die Erfüllung ſelbſt.

„Aber Vater !“ fragte Martha, „wo iſt denn das Mürzzuſchlag?“

Nahm der Vater ſie an der Hand, führte ſie vor das Haus, zeigte mit dem Finger dorthin, wo in weiter Ferne die blauen Berge ſtehen:

„Siehſt du die Berge, mein Kind?“

Die Kleine ſperrte die runden Blauäuglein ſehr weit auf, geſtand aber endlich, daß ſie keine Berge ſehe. Und es war ſonſt weitum gar nichts zu ſehen, als lauter Berge. Sie ſchauet nämlich auf die angrenzende Wieſe, wo die weißen Schlüſſelblumen, die gelben Löwenzähne, und der rote Klee ſtanden, das waren freilich keine Berge. Sie konnte ja nicht ahnen, wie groß die bevorſtehende Reiſe war und wie weit man auf dem ſchnellen Eiſenbahnzuge kommt in zwanzig Minuten.

Von Mittag an war die Martha vollkommen gerüſtet, die gepackte Taſche in der Hand, ſtand ſie an der Thür und rief immer: „Komm, Vater!“ Endlich war's zum Abſchiednehmen. Mutter und Geſchwiſter ſtanden alle herum, daß ſie den kleinen Liebling küßten, ehe er das erſte Mal ſo weit hinauszog in die Welt. Die Martha zeigte für dergleichen Sentimentalitäten nur wenig Sinn und that die Verwandtſchaft auffallend raſch ab. Dann lag ihr Händchen ſchon in der meinen, und wir ſchieden. Vielſtimmig hallte uns noch ein fröhlicher Wunſch auf glückliche Heimkehr in zwei Stunden. Denn zwei volle Stunden ſollte die Reiſe währen, und die Kleine hatte verſprochen, jedem ein Andenken mitzubringen aus Mürzzuſchlag.

Und ſo hat ſie hochgetragenen Herzleins ihr Vater- und Mutterhaus verlaſſen, das erſte Mal im Leben.

Wer die Kindesſeele kennt und dieſe ſehr merkwürdige Geſchichte bis hieher geleſen hat, der weiß, was kommen muß. Ich wußte es nicht. Noch auf dem Wege zum Bahnhofe war ich beſtrebt, meiner Reiſegefährtin die wichtigen Dinge zu zeigen, an denen unſere Straße vorüberzog: den Ameiſenhaufen, die Forellen im Bach, einen kleinen falben Hund, der uns anſchnupperte, und den Schalter endlich, wo man Geld hineinſteckt und Fahrkarten dafür herauskriegt. Für alle dieſe Dinge zeigte die kleine Martha das höchſte Intereſſe, und als am Bahnhofe gar ein barfüßiger Junge war, der ein Kaninchen auf dem Arme trug, dem Tierchen auf die Schnauze blies und vorüberlaufend auch der kleinen Martha ins Geſicht pfauchte, da waren der Erlebniſſe ſchon ſo viele und große, daß ſie nach Hauſe wollte, um die Abenteuer der Mutter zu erzählen.

Endlich ſchellte die Glocke, was auch wieder ſehr merkwürdig war, und der Zug dampfte heran.

Die Kleine hatte bei allem bisher, was wir geſehen, gefragt, warum und wieſo, und alles wurde des eingehenden beſprochen. Nun Größeres anhub zu geſchehen, wurde ſie ſchweigſam. Wir ſtiegen in ein leeres Gelaß und als der Schaffner unſere Karten verlangte und beſchädigte, machte ſie große Augen und ſchaute mich an. Erſt meine volle Gleichgiltigkeit dieſem Anfalle gegenüber beruhigte ihr erſchrockenes Gemüt. Von unſerem Hauſe her winkten ſie mit weißen Tüchern, die Martha erwiderte dieſe letzten Grüße aus der Ferne mit lebhaftem Schwenken ihres Tüchleins und war nun etwas verblüfft, als das Haus immer mehr zurückglitt und endlich anſtatt ſeiner nur Felder und Bäume da waren. Zum Fenſter vor ſich hinausſchauend ſagte ſie plötzlich: „Vater, der Weg rinnt!“ Ja, er rann raſch und heftig wie ein Wildbach zurück und nun bemerkte ſie auch, daß die Bäume und Häuſer flogen. Ich war kindiſch genug, dem dreijährigen Kinde zu erklären, daß nicht die Gegend gehe, ſondern der Eiſenbahnzug, in dem wir ſaßen. Darauf legte ſie nicht viel Gewicht. Als der Zug in Langenwang ſtehen blieb, wollte ſie ausſteigen und war etwas betroffen zu hören, daß hier noch nicht Mürzzuſchlag wäre.

Auf der weiteren Strecke ereignete ſich nichts Merkwürdiges mehr. Das Dirndel ſchaute ſchweigend zum Fenſter hinaus und ich merkte, wie ſich ſein Geſichtlein ganz veränderte. Es war nicht ſo wie daheim und ich konnte doch nicht finden, was ſich geändert hatte, ein fremder Ernſt hatte ſich darauf verbreitet.

Endlich am Ziele ſtiegen wir aus. Der Zug ging zur größten Verwunderung der Kleinen noch weiter. Ja, wohin denn? Geht da die Welt immer noch weiter? Iſt weiterhin denn noch ein Mürzzuſchlag? — Ich führte ſie an ihrem weichen Händchen durch die Menſchenmenge hinaus, wobei die kleine Martha die Erfahrung machte, daß es Leute giebt, die ſich nicht ſcherzend und herzend zu ihr niederbeugen, ſondern achtlos, drängend und ſtoßend an ihr und über ihr vorbeigehen. Manchmal blickte ſie beſorgt auf, ob an der Hand, die ſie führte, wohl noch der Vater wäre. Als wir auf die freie Gaſſe kamen, wo ringsum die Häuſer ſtanden, blickte die Kleine um ſich und fragte: „Wo iſt Mürzzuſchlag?“ Sie konnte kaum begreifen, daß wir mitten drin waren, ſie hatte ſich unter Mürzzuſchlag wohl etwas ganz anderes vorgeſtellt, vielleicht einen Korb mit Roſen, vielleicht ein Rad mit Fähnlein, vielleicht ein vom Himmel herabhängendes buntes Seidentuch, vielleicht einen Altar mit goldenen Engeln und brennenden Kerzen; und anſtatt derlei oder anderlei waren hier Straßen und Bäume und Häuſer wie überall, nur ein hoher ſchwarzer Berg ſchaute herein über den Häuſern, wie er daheim nicht war. Allſogleich gingen wir zum Obſtkrämer, um für die Daheimgebliebenen Andenken zu kaufen, rote und ſchwarzglänzende Knötlein auf langen Stengeln, die freilich nur geringe Hoffnung aufkommen ließen, daß ſie als Andenken lange währen würden — ſie waren viel zu ſüß. Die Martha verſuchte aber nicht ein einziges Kirſchlein, alle wollte ſie heimbringen für die anderen. So faßte ſie das Päckchen mit beiden Armen und preßte es mit ausgeſpreiteten Fingerlein an ſeine Bruſt und ſagte: „Vater, jetzt gehen wir heim!“

Weil der nächſte Zug abgewartet werden mußte, ſo hatten wir Zeit, die weite Welt noch eine halbe Stunde anzuſchauen. Aber die Kleine wollte nur mit mir allein ſein, ſie wollte in kein Haus gehen, nirgends hin, wo Leute wären, denn nicht die Häuſer und die Wägen und die Hunde auf der Straße mochten ſie fremd anmuten, wohl aber die Menſchen, die hoch über ihrem Häuptlein mit mir redeten, und bei denen ſie kaum ſicher war, ob ſie nicht verhandelten darüber, daß ich ſie ihnen überantworte. Denn einer war, der ſagte: „Dieſes ſaubere Dirndel wird halt müſſen dableiben!“ Und die kleine Martha war in ſich gekehrt und ſchweigſam. Endlich kamen Bekannte und geleiteten uns unter hellen Liebesbezeigungen in ihr Haus, verſuchten ihr das Kirſchenpäckchen aus der Hand zu nehmen, was freilich mißlang, und ſetzten uns gleich Kaffee und Backwerk vor. Da war es, daß die kleine Martha plötzlich meine Füße umſchlang, ihr Geſichtlein mir an die Knie preßte und in ein heftiges Schluchzen ausbrach. Ein ſolches Weinen habe ich noch nicht oft bei Kindern gehört, und als ich ihr gleich in aller Teilnahme entgegenkam, hörte ich aus dem Schluchzen heraus nichts als: ‚Heim, heim!“

Allſogleich führte ich ſie auf die Gaſſe, und auf der Bank unter einer Wildkaſtanie ſaßen wir ſelbander und waren bis zum Tode betrübt. In der Stockfremde! In der wilden Fremde! — Mir ſelbſt kam das Mürzzuſchlag, wo ich ſonſt faſt täglich im heiteren Freundeskreiſe geradeſo daheim wie zu Hauſe war, in dieſem Augenblicke fremd und troſtlos vor, etwa wie die Wüſte Sahara oder die ſibiriſche Steppe, und unerreichbar fern die liebe Heimat! Denn ich ſah und fühlte es mit dem Herzen meines Kindes. In dieſem kleinen hilfloſen Herzen hatte ſich auf die große Spannung und Aufregung hin eine Vorſtellung und Stimmung feſtgeſetzt von einer unendlichen Abgegrenztheit und Verlaſſenheit in der Fremde. Der Ameiſenhaufen und die Fiſche im Bach und der falbe Hund und der Schalter und der blaſende Junge und der ſchwarze Eiſenbahnzug und der finſtere Schaffner und die rinnende Straße und die fliegenden Bäume und die unheimlichen Berge und die drängenden ſtoßenden Leute, und die fremden, lachenden Geſichter mit der Andeutung vom Dableibenmüſſen, alles das und mancherlei anderes ſtand zwiſchen daheim, zwiſchen der Mutter und dem bangenden zitternden Herzlein. — Kleiner Kinder kleines Leid, achtet mir's nicht zu gering! Es iſt ſo groß als das eure, wenn ihr unter ſchwerer Unglückslaſt wimmert, ja es iſt noch größer, weil das junge, zarte Gemüt noch nicht darauf vorbereitet, noch nicht dafür abgehärtet ſein kann. Kleiner Kinder großes Leid! Achtet es nicht zu gering.

Ich trachtete mit der Kleinen bald aus der Pein zu kommen. Der kürzeſte Weg auf den Bahnhof half uns zwar nichts, denn das Warten auf den Zug dort wäre eine neue Qual geweſen; wir ſchlugen alſo einen längeren ein. Dabei wurden wir ſchon munter, denn es iſt der Weg nach Hauſe! Es ſchmeckten ſchon ſogar ein paar Kirſchlein nicht übel. Als wir durch den Baumgarten gingen und die Kleine ſich durch Fragen noch verſichert hatte, daß der Zug nicht davonfahren werde, guckte ſie mich von der Seite an und ſagte: „Vater! die Mutter hat geſagt, du ſollſt mich unterwegs einmal um etwas fragen. Frage mich jetzt.“ Na, das war nicht ſchwer zu verſtehen, und obzwar ich mich zu Hauſe für den Fall ein wenig hatte unterrichten laſſen, kam doch ein ziemlich kritiſcher Augenblick, wo wir uns nicht recht zu helfen wußten. Die Kleine zeigte ſich ſachverſtändiger, unterwies mich, wie alles zu machen ſei und meinte, wenn auch nicht jedes Köpflein paſſe ſo wie bei der Kindsmagd, ſo mache das nichts. „Es ſoll halt in Ordnung ſein!“ ſagte ich. „Es ſoll ſchon, aber es muß nicht,“ darauf ihre Antwort. So ſchritt ſie dann ernſthaft mit mir zwiſchen dem Bahnhofgedränge hin und hinten ſtak ein Teil des Röckleins inwendig etwas unordentlich ins Höschen gebauſcht.

Endlich war die Mühſal hinter uns, der Eiſenbahnzug pfiff und wir ſtiegen in den Waggon. Achtzehn Minuten ſpäter bereitete ich zum Ausſteigen vor. „Warum denn, Vater?“ — „Wir ſind zu Hauſe.“ — „Schon zu Hauſe?!“

Auf dem Bahnhof erwarteten ſie uns alle, höchlich geſpannt auf unſere Reiſeabenteuer. Wir erzählten nicht gar viel. Die Martha ging an der Hand der Mutter dahin, umſchwirrt von den Fragen der Geſchwiſter, ob es ſchön ſei in Mürzzuſchlag? Was ſie geſehen hätte? Ob es luſtig geweſen wäre? — Sie ſenkte ein wenig das Köpflein und ſagte nichts. Allerdings, wer eine Reiſe thut, der weiß was zu erzählen. Aber nicht jeder thut's.

„Sie muß ſich wohl recht gut unterhalten haben,“ ſagte die Mutter, „ſie iſt ſo ſtillvergnügt.“

„Daß ſie wieder daheim iſt,“ antwortete ich. Die kleine Martha teilte hernach würdevoll ihre Kirſchen aus, eilte dann an ihr Gartenbeetlein, wo ſie eine niedliche Erdbeerenzucht hat, grub und jätete emſig mit den kleinen Händlein, und von der großen Reiſe war keine Rede mehr.

Mir aber bleibt dieſelbe um ſo merkwürdiger, je weniger ſich dabei zugetragen hatte. Ich war ein klein bißchen klüger, als zwei Stunden zuvor. Das Reiſen bildet!

Wie bin ich auf die Welt gekommen?

Im Sommer, wenn's recht heiß iſt, legt man ſich nach dem Mittagseſſen gern ein wenig in die Laube auf die Bank. In der grünen ſchwülen Dämmerung, die dort und da von einem grellen Sonnenfunken durchbrochen iſt, ruht man wie Adam, ſolange er noch alle Rippen an ſich hatte.

Doch hat ſich's bei mir an dieſem Tage bald anders und auch anmutig geſpielt in der Laube. Meine zwei Töchterlein kamen herbeigeſchlichen, die vierjährige Martha und die eilfjährige Grete. Die eine hatte ein elfenbeinernes Kämmlein in der Hand, um mir das Haar zu ſtrählen, die andere hatte ein Felberzweiglein, um mir die Fliegen abzuwehren. Denn manchmal läutete eine Humme herum über dem Haupte, oder ein fein ſummendes Mücklein kreiſte um die Naſe. Die zwei Dirnlein waren anfangs, als ſie merkten, daß ich ſchlafen wollte, bei ihren Beſchäftigungen ganz ſtill geweſen, als ſie aber ſahen, daß ich die Augen ſchloß, begannen ſie leiſe zu flüſtern: ſachte wurden ſie ein wenig vernehmlicher, ſo daß — wie feſt ich auch „ſchlummern" mochte — mir kein Wort entging. Nachdem die kleine Martha ſo eine Weile an meinen Haaren, an der Stirn und den Ohren herumgethan hatte, fragte ſie plötzlich die gegenüberſitzende Grete: „Du, wie bin ich denn hergekommen?"

Die Grete iſt ein träumeriſches Geſchöpf, oft in ſich verſunken und Gedanken ſpinnend. Wird ſie plötzlich angeſprochen, ſo erſchrickt ſie und giebt verkehrte Antworten. Wenn ſie ſich aber ſammeln kann, dann ſagt ſie manchmal ein krauſes Wort, wie es zwar im Alltage nicht viel Giltigkeit hat, und doch iſt es wunderſam wie Vogelſtimmenkunde, wer es verſteht. Langſam ward ſie nun inne, was das Schweſterlein ſo plötzlich und unvorhergeſehen gefragt, aber ſie ſchaute nur verwundert drein. Da fragte die kleine Martha noch einmal: „Wie bin ich denn auf die Welt gekommen?“

Und jetzt antwortete die Grete: „Der liebe Gott hat dich halt vom Himmel herabgethan.“

„Hat er mich herabgeworfen? Und habe ich mich nicht totgefallen?“

„Weißt, Martha, das iſt ſo geweſen,“ begann nun Grete. „Der liebe Gott ſitzt im Himmel oben auf einem Wolkenhaufen und hat ein goldenes Gewand an und einen langen, ſchneeweißen Bart, und um und um fliegen Engelein, große und kleine, die haben ganz runde Füßlein und goldene Flügel, und thun dem lieben Gott das Haar krauen und den langen Bart und ſingen ihm was vor. Und einmal, wie ſie wieder ſo um ihn her ſumpern, ſtreift der liebe Gott mit der Hand raſch durch die Luft, wie wenn er Fliegen wollt' fangen, da hat er auch ſchon was in der Fauſt und das iſt ein winzig kleines Engelein. Er macht die Fauſt ein biſſel auf, daß man hineingucken kann, wie das drinnen herumkrabbelt und ſagt zu ihm: Kleines Engerl, du ſollſt auf die Welt hinab kommen. Ich bin gebeten worden, daß ich ein Kindel ſchick'. — Ich mag aber nicht, ſagt das Engelein, auf der Welt unten iſt's nicht luſtig, das hat die Trauderl geſagt, die ſchon einmal unten geweſen iſt. Da hat's ſo einen ſcharfen Sand auf der Welt unten, wenn man barfuß gehen will; und wenn man ſich den Kopf wo anſtoßt, ſo thut's weh; und wenn man ſich Stachelbeeren pflücken will, ſticht ein Dorn, und wenn man beim Waſſer Mühlradel ſpielt, wird man ganz naß am Kleidel und Schürzel und nachher kriegt man von der Mutter Wix Wix!

Nein, ich mag nicht hinab. — Sagt der liebe Gott: Jetzt laß einmal meinen Bart aus und zupf nicht und loſ', was ich dir ſage. Auf der Welt unten, wo du hin ſollſt, haben ſie ein weißes Kaninchen mit roten Augen, das ſteht auf den Hinterbeinen und ſchnuppert mit dem dreiſpaltigen Schnäuzlein, wenn ihm das kleine Dirndl Klee vorhält."

„Bin das ich?" fragte die kleine Martha drein. „Warte nur," fuhr die Grete fort. „Und nimmt das Engelein jetzt den lieben Gott um den Hals und ſagt: Ja, ich gehe ſchon hinab. — Nicht ſo hitzig, kleines Ungetüm, ich krieg' ja keinen Atem! ruft der liebe Gott, und ich will dir wen mitgeben, der drauf ſchaut, daß dich die Dornen nicht ſtechen und die Steine nicht kratzen und daß du den Kopf nicht anſtoßeſt und nicht ins Waſſer fällſt. — Ein Kindsmädel? fragt das Engelein. — Nein, einen Schutzengel, ſagt der liebe Gott und thut einen Pfeifer. Da flederitzen alle Engelein herbei und ruft der liebe Gott eins hervor: du dort, mit dem krauſen Haar! Du biſt klug und geſchickt, du ſollſt der kleinen Martha ihr Schutzengel ſein auf der Welt."

„Bin ich es?" ſchreit die kleine Martha freudig erſchrocken drein.

„Pſt! Du wirſt den Vater aufwecken!" flüſtert die Grete „Du mußt ruhig ſein, ſonſt erzähle ich nicht weiter."

„Du biſt lieb, Greterl, du kannſt ſo ſchön Geſchichten erzählen!" ſchmeichelt die Kleine und ſtreichelt ſie mit zartem Händchen an der Wange.

„Hat ſich nachher," fährt die Grete fort „der liebe Gott beſſer zurecht gerückt auf ſeiner Wolke, hat einen langen Stock genommen und damit durch die Wolken ein Loch gemacht: Jetzt, Martha guck einmal hinab. Deine Mutter hab ich dir ausgeſucht, dort unter dem Kirſchbaum die junge blaſſe Frau mit den ſchwarzen Augen, das iſt ſie. Und den Vater kannſt du dir wählen. Guck einmal. Dort der große Herr mit dem langen roten Bart, der hat ein ſchönes Schloß, Roß und Wagen und viel Geld, magſt du den zu deinem Vater? — Den mag ich nicht! ſagt die kleine Martha. — Gut, ſagt der liebe Gott, dort iſt ein anderer. Der ſchöne Mann mit dem ſchwarzen Schnurrbart und dem langen tſcheppernden Säbel. Der iſt ein tapferer Mann und kriegt bald einen Stern auf die Bruſt, den wirſt du doch mögen. — Ich mag ihn nicht! ſagt die kleine Martha. — Dummes Mädel! brummt der liebe Gott, daß du mir den feinen Offizier ſtehen läßt! Du willſt alſo gewiß den jungen Schäfer mit dem langen Stab, der dort auf der grünen Au die Schäflein weidet. — Den mag ich auch nicht, ſagt die kleine Martha ganz leiſe. — Dann ſuch' dir ſelber einen! ſagt der liebe Gott verdrießlich. — Das Dirndel luget unter den Leuten herum und ſchüttelt ſo den Kopf. Auf

einmal ſieht es in der Laube Einen liegen, der hat ein ſchmales Geſicht und eine weiße Stirn, der ſchaut aus, als thät' er gut ſein und den will es zum Vater haben. — Den kannſt du ſchon haben, drauf der liebe Gott, aber ich ſage dir nur, gar viel große Herrlichkeit wirſt du bei dem nicht haben, er iſt ein Dichter. Aber ich will dich ſegnen, wenn du ihn nimmſt und ich will ihn ſegnen, wenn er dich zu ſeinem Kindlein bekommt. Und wie der liebe Gott ſo geredet hat, da thut er wieder einen Pfeifer und ſind auf einmal allerhand Tiere da: Lämmer, Kälber, Hirſche, Schweine, Tauben, Löwen, Katzen und Störche. Und zu einem langbeinigen Storch ſagt er: Du großer Vogel, du! nimm dieſes Kindlein her und trage es hinab zur Frau, die unter dem Kirſchbaum ſitzt. Kaum daß die Frau noch geſchwind das Schürzel aufhalten kann, liegſt du ſchon drinnen und der Vater ſteht dabei und ruft hell aus: Ei, ei, das iſt ja unſere kleine Martha! — Und ſo, mein Schweſterl," flüſtert die Grete, „ſo biſt du auf die Welt gekommen. Pſt, hör' jetzt auf zu ſtrählen, er ſchläft!"

Dann ſind ſie auf den Zehenſpitzen davongeſchlichen. Ich liege allein in der Laube mit der grünen Dämmerung und den Sonnenfunken und ich weiß nicht, iſt's ein Wachen geweſen, oder ein Träumen.

⁂

Die Geſchichte vom Lamperl.

„Kaſſns a Lampel, gnä Herr!“ rief über den Gartenzaun ein altes Weib herein und gleichzeitig hörte man das Blöken eines weißen Lämmchens, das, an den vier Füßen zuſammengebunden, in den Armen der Alten hockte. „Mir ſein jo mitanond in d'Schul gongan, gnä Herr!“ fuhr ſie fort, und alſo fiel das „alte Weib“, welches ich ihr heimlich zugedacht, als alter Mann auf mich zurück.

„Wohin wollt's denn mit dem Vieherl?“

„Na, holt valaſſn. Zan Kreuzwirt will ih's trogn, wan mas da gnä Herr nit oblaſſt. Wohlfeil gieb ih's her.“

„Määh!“ machte das Tier zu mir herüber und ſpitzte die Ohren.

Nun wußte ich's wohl, wie beim Kreuzwirt ſolche Gäſte behandelt werden, und daß dies kaum fünf Wochen alte Weſen ſchon ſollte ſterben müſſen, bloß um einmal den Magen von ein paar Freſſern zu füllen, das ging mir nicht ganz nach den Naturgeſetzen.

„Määh!“

„Gengens, kaſſns ma's oh!“

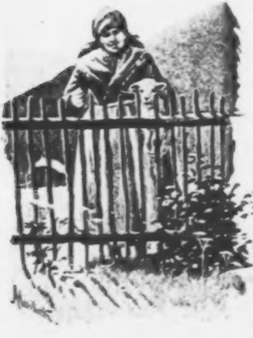
„Was wollen Sie dafür?“

„Zwoa Guldn vierzig Kreuzer und a Zauſn.“

„Na verſteht ſich,“ miſchte ſich nun die Hauswirtin ein, „ſo ein Kletzerle um zwei Gulden! Das wäre noch ſchöner. Die Hälfte, wenn Sie wollen.“

„Na wul nit, Frau Muada, da trog ih's liaba wieda hoam. Va Jougllond is s her, a ſaubers, a foaſts Lampel. Gſcheidaweis: an Guldn ſechzg und a Zauſn. Gengens, Frau Muada, nehmens as!“

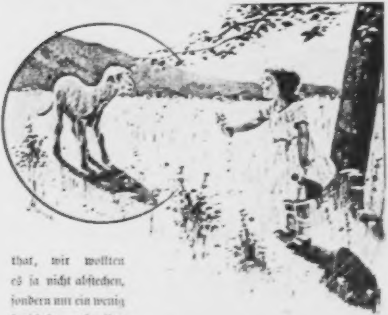
Sie wurden einig. Die Händlerin bekam ihr Geld, ihr Glas Wein mit Brot. Das Lamm wurde auf den Raſen gelegt, ich durchſchnitt ſeine Bande, da ſprang es auf und ſauſte wie ein Pfeil durch den Garten hinab. Im äußerſten Winkel, im Heckenſtrauch, wo man nicht mehr weiter kann, ſtand es ſtill, ſtarrte mit Entſetzen auf mich her und blökte dann dem Weibe nach, als es davon ging.



Ich ging Schritt für Schritt langſam hin und machte meine erſten Belehrungs- und Bekehrungsverſuche. „Tſchapperl!“ rief ich ihm koſend zu, „vor mir davonzulaufen! Ich bin ja dein größter Wohlthäter. Zum Fleiſchhauer wollte ſie dich tragen. Du kannſt dir's denken. Deine Voreltern ſind wohl auch an dieſer Bacille geſtorben — am Fleiſchhauer. Solche Erblichkeit wollen wir abbringen. Ich habe Kinder — ganz kleine und etwas größere, und von dieſen Leutchen ſollſt du dich gern haben laſſen und ihnen gute Sachen aus der Hand freſſen und die übrige Zeit kannſt du im Garten herumlaufen und treiben was du willſt. Sogar das Fliederlaub darfſt du abbeißen und den Roſenſtock benagen, wenn es dir Spaß macht. Man bekommt ohnehin ſelten ſo ein Weſen, dem man's recht gut ſein laſſen könnte und ein bißchen Genugthuung leiſten dafür, was euresgleichen von unſeresgleichen Schlimmes zu leiden hat. Alſo ſei klug, du, du! — Ei, wie willſt denn heißen? Leanda, wenn du magſt, ja?“

„Määh!“ antwortete es, und als ich nahe gekommen war und ſchon meine Arme ausſtrecken wollte, um es zu nehmen und zu herzen, da machte es einen hohen Sprung und in wilder Haſt davon.

Nun kamen die Kinder und die Dienſtboten und wollten es fangen. Na, da habe ich erfahren, um wie viel ein fünf Wochen altes Schaf klüger iſt als ſechs Menſchen, wovon drei bei vollem Gebrauche ihrer Vernunft ſind. Der erſte ſtrategiſche Grundſatz des Lämmleins war: möglichſt fern von den Feinden zu ſein. Wo es aber in die Enge getrieben wurde, in eine Ecke, da wartete es ja nicht ſo lange, bis wir den Halbkreis geſchloſſen hatten, ſondern brach beizeiten durch. Ich erhaſchte ſchon ſeinen Fuß, da ſtürzte es nieder und ſtieß einen nachgerade menſchlichen Schrecklaut aus daß ich losließ und Leid hatte darüber, daß wir das Tier aus lauter Liebe ſo hetzen mußten. Weiter hin, mitten auf dem Anger blieb es wieder ſtehen, voll Schreck auf uns herſtarrend, an allen Gliedern zitternd. Unſer kleinſtes Mädel ſuchte es zu beruhigen, indem das Kind in der Bauernſprache — hochdeutſch mutete die Kleine dem Lamm gar nicht zu — auf das überzeugendſte darthat, wir wollten es ja nicht abſtechen, ſondern nur ein wenig ſtreicheln und ihm dann Milch zu trinken geben, und ein rotes Seidenbändel um den Hals binden, worauf es ſehr ſchön ſein werde. — Es half alles nichts, das Lamm zitterte weiter und hielt uns offenbar für das größte Unglück ſeines Lebens.



„Määh! Määh! So rief es um Hilfe, und der Schöpfer ſtieg nicht herab vom hohen Himmel, um das unſchuldige Lamm von ſeiner Todesangſt zu befreien. So beſchloſſen wir, von unſerem

Verſuche, es zu erwiſchen, abzuſtehen, das Tier im Garten ſich ſelbſt zu überlaſſen, damit es ſich ein wenig erhole.

Am unterſten Ende des Gartens iſt ein kleines Thörchen auf die Straße hinaus. Kein Menſch und kein Schaf hatte es dem Lamme geſagt, daß man hier möglicherweiſe entkommen könne, aber es ſtellte ſich knapp an dieſes Thörchen und verharrte dort den ganzen Vormittag. Hätte es mit dem Kopfe nur ein bißchen angetaucht an dem Holzgatter, ſo wäre es in der weiten freien Welt geweſen, aber hier war der Schafsverſtand zu Ende, und auch nicht der geringſten Gewaltthätigkeit fähig war unſere gefangene Leanda. So oft draußen Kühe, Ochſen und auch Wagenpferde vorbeikamen, blökte das Lamm zum Erbarmen; dieſe Weſen waren ja doch auch nicht ſeinesgleichen, aber als Vierfüßler ſtanden ſie ihm näher, als wir ſchrecklichen Ungeheuer auf zwei Beinen. Nur als ein großer Fleiſcherhund herankam, ſchoß das Lamm neuen Entſetzens voll durch den Garten hinauf und gerade der Laube zu, wo ich ſaß. Als es auch hier wieder den vermeintlichen Feind bemerkte, gab's dem armen Tier einen ſo heftigen Riß, daß es bei dem Sprunge ſeitwärts zu Boden ſtürzte und überſchlug.

Mich fing's ſchon an zu reuen, das Lamm gekauft zu haben. Nun hätte es alles überſtanden, wäre erlöſt von dieſem Daſein in fremder Gefangenſchaft.

Die Nacht über verbrachte das Tier in einer Holzhütte, wo ihm ein Strohlager bereitet worden war. Unſer Dindel hatte Backwerk auf das Stroh gethan und auf den Rat der geſchmackkundigen Köchin eine Hand voll friſchen Klees. Aber am Morgen, als das Lamm wieder voller Aufregung im Garten umherlief, war das Backwerk noch auf dem Stroh und der Klee noch

— die Leanda hatte ſowohl Nachtmahl als Frühſtück verſchmäht. Sie hatte ſeit länger als vierundzwanzig Stunden, als ſie bei uns war, noch kein Halmlein verzehrt, kein Blättchen genaſcht, und doch gab es der fetten und wohlriechenden Kräuter wunderviel im Garten. Am Zaune ſtand es, auf die Straße ſchaute es hinaus, auf die blauen Berge blickte es hin, hinter welchen ſeine Heimat war — und weinte: „Määh!“

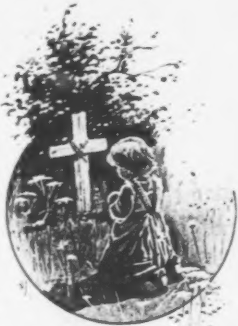
Mir war nachgerade bange. Da heißt es immer, die Tiere wären ſo große Materialiſten. Warum ließ es ſich denn alſo nicht wohl ſein in dem Paradieſe, wo ihm die auserleſenſte Nahrung winkte, wo es nicht bedroht war von der Rute des Schäfers, wo es vielmehr gehalten wurde „wie ein Kind vom Hauſe“! — Und ſiehe, alles das war ihm nichts. Sehnſucht nach Mutter und Geſchwiſter beklemmte ſein Herz, Heimweh nach den erſten Fluren ſeiner Kindheit quälte die Seele. „Määh!“ ſchluchzte es mit gebrochener Stimme über den Zaun hinaus. — Hätte ich die Geſilde ſeines engeren Vaterlandes genau gekannt, ich würde es hingetragen und den früheren Eigentümer für Geld und gute Worte bewogen haben, das Lammel wieder aufzunehmen in ſeine Herde. Weil ich zeitweiſe an die Seelenwanderung glaube und thatſächlich im geiſtesabweſenden Zuſtande meine durchgebrannte Seele ſchon in anderen Weſen ertappt habe, ſo kam es jetzt wirklich heraus, als ob ich ſelber in dem weißen Lamm ſäße und Heimweh hätte. Und ſchließlich, wenn man's recht betrachtet, es kommt auf dasſelbe hinaus — ob dieſes Weſen leidet oder ein anderes — Weſen iſt Weſen und Leiden iſt Leiden.

Die Kinder hatten mit dem Lamme nur in reſpektvoller Ferne verkehrt und freuten ſich ſchallend, wenn das Tier endlich einen Grashalm abknipperte oder vom Flieder ein bißchen Salat nahm. Am dritten Tage blökte es auch nicht mehr und ließ uns ſchon um ein paar Schritte näher an ſich herankommen, ſo daß wir Hoffnung hegen konnten, es würde die neue Heimat ſchließlich anerkennen. O der eitlen Träume! — Gegen Abend dieſes Tages war rings um das Haus ein gellender Aufruhr, die Kinder und die Dienſtboten ſchoſſen planlos hin und her. Nur die Hauswirtin ſtand ruhig mit in die Seiten geſtemmten Armen da und ſagte: „Na, jetzt habt's es. Jetzt haben wir wieder einmal um einen Gulden und ſechzig Kreuzer zu viel gehabt!“

Die Leanda war weg! — Alle Thore und Thörchen waren zu, ſie war weg, alle Winkel und Büſche wurden durchſucht, ſie war weg und ſie war weg. Den erſten Ton des Jammergeſchreis erhob die kleine Martha, bald ſtimmten auch die anderen ein. Durch die Zaunſpangen mußte das Lamm ſich durchgezwängt haben auf die Straße hinaus. Aber in der weiten, böſen Welt war das unerfahrene Geſchöpf verloren, das ſagten wir alle. Der große Fleiſcherhund war wieder geſehen worden, und der hatte ſich im Vorübergehen gewiß nicht lange beſonnen, den Iſegrimm zu vertreten.

Am nächſten Tage war ſchwere Trauer. Der Knabe hatte aus zwei Brennholzſcheitern ein Kreuz zuſammengebunden, und das wurde im Garten aufgerichtet, an der Stelle beim Fliederbuſch, wo das Lamm am liebſten geweſen. Das Dirndel — iſt mir geſagt worden — ſoll ſogar niedergekniet ſein und ein Vaterunſer gebetet haben für „die heilige Leanda im Himmel“. Und als die Trauerfeierlichkeit zu Ende war, rief auf der Straße draußen jemand: „Määh!“

„Die Leanda! Die Leanda!“ ſchrie alles, was Atem hatte, und eilte dem Thörchen zu, um es zu öffnen. Das Lamm ſtand ſchon davor, lief nicht davon, als wir nahten, ſondern ſchlüpfte in den Garten. Wie das Tier es eilig hatte, hereinzukommen! Wie es mager war! Wie es ſich an meine Füße ſchmiegte und am ganzen Körper zitterte! Es ſcheint, mein Lämmlein, du haſt ſeit geſtern Abenteuer erlebt! Die Wolle dünkt mich, iſt zerzauſt, das linke Bein, ſcheint mir, iſt ein bißchen blutig, und das rechte Ohr „Chriſti Heiland!“ ſchrie die Hauswirtin, „der Ohrwaſchelfetzen hängt herab!“ Und es war ſo. Und das Ganze ſah gerade aus, als ſei die Leanda ein Glückskind, weil ſie aus Not und Gefahr ſich wieder zurückgefunden hatte in dieſes friedſame Eden. Aufgenommen wurde das Lamm wie der verlorene Sohn, es konnte auf einmal nur nicht alle Arme befriedigen, die ſich nach ihm aufthaten; ohne Umſtände ließ es ſich herzen, und die Scheu war fort. Ohne Zweifel hatte es in den vierundzwanzig Stunden ganz andere Feinde kennen gelernt, als wir waren.



Nun bekam die Leanda ein Bad, ſo daß ihre Wolle ſchön milchweis ward, und ſie ließ es geſchehen, wenn man in der zarten Wolle kraute, ja blickte treuherzig drein, ſchnupperte jeden an, ob er nicht etwa zu eſſen wäre, und bald war es ſchwer, das Tier von unſeren Ferſen zu bringen. Das eine Mal lief es Dem nach, das andere Mal einem Anderen. Manchmal machte es einen hohen Sprung und ſchaute uns dann an, was wir wohl dazu ſagten. Manchmal fing es mit der kleinen Martha Händel an, begann an ihrem Schürzlein zu freſſen, ſo daß das Kind in Todesangſt anhub zu ſchreien, weil es fürchtete, mit Haut und Haar aufgezehrt zu werden. Schlimmer war's, wenn es wie ein Bock mit dem Köpflein ſtieß, worauf die Hauswirtin einmal ſagte, das Weſen wachſe ſich noch zu einem Unband aus und man ſolle es lieber beizeiten töten, ſpäter wiſſe man nicht, ob es zu bewältigen ſein würde. Dieſer Vorſchlag wurde im Rate der Kinder zuſchanden geſtimmt, ſelbſt die kleine Martha ſchrie aus Leibeskräften, totmachen dürfe man die Leanda nicht.

Wenn das Lamm keinen Menſchen in der Nähe ſah, ſo hub es an zu bloken. Wenn ich in der Laube verſteckt ſaß, machte ich mir gerne den Spaß, das Bloken nachzuahmen, wodurch das ſeine natürlich geſteigert wurde. Einmal hörte ich es hinter dem Buſche wieder bloken. — „Määh!“ ſagte ich. — „Määh!“ rief es drüben. Ich wiederholte es, drüben auch. So trieben wir's über eine Viertelſtunde, denn ich wollte juſt wiſſen, wie beharrlich das kleine Schaf an mein falſches Lammgeſchrei glauben würde. Da rief plötzlich zum Fenſter die Hauswirtin heraus, ob wir — der Alte wie der Junge — denn närriſch geworden wären, daß wir uns die längſte Zeit gegenſeitig anplärrten? Und jetzt offenbarte es ſich, daß mein Knabe Hans hinter dem Buſch war, und daß wir einer den anderen für die Leanda gehalten hatten. Die wirkliche Leanda ſaß dieweilen in ihrem Ställchen, emſig beſchäftigt mit

Wiederkäuen. Da war mir einen Augenblick ein bißchen ungleich zu Mute, wieder ſo etwas wie Seelenwanderung ſpürte ich, aber nicht als ob meine Seele in den Schafleib gekommen wäre, ſondern umgekehrt.

„Ja, ja!“ rief die Wirtin aus, „wir werden noch alle Schafe, wenn es ſo weitergeht! Und daß das Vieh über die Stiegen heraufſteigt in die Zimmer und bei Tiſche teilnimmt wie ein leibhaftiges Familienmitglied! Meiner Tage hab' ich ſo was Dummes nicht geſehen!“

Und es war ſo. Es war ja allemal ſo, wie die Hauswirtin ſagte, ſie hatte immer recht. Die Leanda ſaß wirklich bei Tiſche zwiſchen mir und dem Hans, beteiligte ſich aber nur beim Salat an unſerem Mahl; für alles andere dankte ſie, weil ſie ihren vegetariſchen Grundſätzen nicht untreu werden wollte.

Und als die Freundſchaft zwiſchen der Leanda und uns dick wie ein zweifaches Glockenſeil geworden, war der Sommer aus. Die Tage wurden kurz, den ganzen Vormittag lag der graue Nebel über der Gegend, oder der froſtige Reif. Wir packten zuſammen, um in die Stadt zu überſiedeln. Und die Leanda? Die Frage durfte gar nicht aufgeworfen werden, ohne daß ſich bei den Kindern ein Geſchrei erhob. Die Leanda geht mit! Sie geht mit! — Sie geht mit! Sie wird die drei Treppen des Stadthauſes hinaufſteigen! Sie wird im Schlafzimmer ihren Stall haben mit Stroh und Klee! Sie wird, wenn Beſuch kommt, in den „Salon“ herantrappeln und „Määh!“ ſagen! Nein, das geht nicht. Das Lamm geben wir dem Grögerbauer, daß er es den Winter über füttere, und im Frühſommer, wenn wir wiederum kommen, giebt's ein frohes Wiederſehen.

Selten habe ich etwas ſo ſchwer durchgeſetzt, als dieſes Geſetz, mit einem anſehnlichen Fauſtſchlag auf den Tiſch habe ich die gährende Revolution unter den Kindern niederſchlagen müſſen. Endlich alles in Ordnung. Der Abſchied von der Leanda war vorüber; er war unbeſchreiblich rührend geweſen, und darum beſchreibe ich ihn nicht.

Um den Eilzug benützen zu können, mußten wir am nächſten Morgen ſchon zur frühen Stunde das Sommerhaus zuſperren und verlaſſen, ſo daß es nach dem verhallten fröhlichen Lärm in Dunkelheit und Nebel ſtill und einſam daſtand, wie es daſtehen wird über den langen Winter hin. Eine Minute hielt der Zug am Bahnhofe, raſch ſtiegen wir ein mit Kind und Kegel, und als die Räder ſchon rollten, deklamirte der Hans voller Wehmut zum Fenſter hinaus in den nebelgrauen Wintermorgen:

„Lebt wohl, ihr Matten,
Ihr ſonnigen Weiden,
Der Senne muß ſcheiden,
Der Sommer iſt hin!"

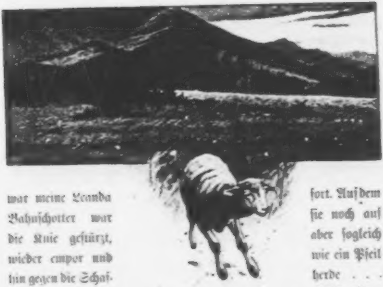
„Määh!" machte es plötzlich zu meinem grenzenloſen Schreck. Im Coupé unter der Sitzbank hockte das weiße Lämmlein. Natürlich erhoben die Kinder wieder ihr Freudengeſchrei, ich aber ſah die Geſchichten, die nun kommen mußten. Sie kamen ſehr bald. Als der Schaffner zur Kartenkontrolle erſchien, waren wir freilich auf das zuvorkommendſte beſtrebt, ſeinen Aufenthalt in unſerem Gelaſſe ſo ſehr als thunlich abzukürzen, allein bevor er noch ſeinen Fuß in das andere Coupé ſetzen konnte, gab die unglückſelige Leanda von ihrem Daſein Zeugnis. Ich natürlich ſofort ein offenes Geſtändnis und eine deutſame Bewegung mit ein paar Fingern; doch der Schaffner blieb ein Weilchen ratlos. Für Hunde und Katzen, ſelbſt für Hühner- und Vogelkäfige war er vorbereitet, allein das meckernde Lamm brachte ihn völlig aus der

Faſſung. Endlich, als meine Fingerbewegung wiederholt war, meinte er, zum Fenſter hinauswerfen könne man das Tier doch nicht; der Oberinſpektor finde ſich zum Morgenzuge ſelten ein, und ſo möge das Lamm denn einſtweilen bleiben wo es ſei — nämlich im Coupé unter der Sitzbank. Das Verhängnis aber vollzog ſich ſchnell, denn ſchon in der nächſten Station, von der aufgehenden Sonne anmutsvoll beleuchtet, ſtieg der Oberinſpektor in den Zug. Wenn ich das ſtets mit ſeiner ſchönen Stimme ſtaatmachende Tier mit einem einzigen Fußtritte hätte ſtumm machen können, zum Mörder wäre ich geworden in derſelbigen Stunde.

„Was? Wem gehört dieſes Ungetüm?“ ſchrie der Inſpektor.

„Herr,“ antwortete ich, denn nun war's ſchon alles eins, „ein Lamm iſt kein Ungetüm, wenn ſich aber der Herr davor fürchtet, ſo leg' ich's an einen Strick!“

Das ließ ſich der Mann natürlich nicht bieten. Mit entſchiedener Hand griff er nach dem Kragen des Tieres und damit gegen das Fenſter. Es bedurfte einer gründlichen Änderung meines Benehmens, bis er's endlich geſtattete, daß das Lamm ſich draußen auf der Plattform aufhalten könne bis zur nächſten Station. So ſtand ich denn vor dem Coupé auf der Plattform und hielt das Lamm auf den Armen, feſt entſchloſſen, dieſes Tier, welches ſich uns ſo rührend anvertraut hatte, und den Winter wie den Sommer mit uns verleben wollte, bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Einſtweilen blickten wir träumeriſch in die Gegend hinaus. Ein gilbender Buchenwald glitt an uns vorbei, dann kam eine Wieſe, wo Mähder das Herbſtgras ſchnitten, dann kam ein Bach und eine Mühle, dann kam ein Bauernhof, aus welchem eben die Herde auf das Feld getrieben wurde, dann eine grüne Weide mit Kiefern und Steinen und Schafen — ſchwups,



war meine Leanda fort. Auf dem Bahnſchotter war ſie noch auf die Knie geſtürzt, aber ſogleich wieder empor und wie ein Pfeil hin gegen die Schafherde . . . Weiter weiß ich nichts, denn der Zug bog um eine Biegung.

Und das iſt die Geſchichte vom Lamm, genannt die Leanda.

Wenn der Beſitzer des Hofes nebſt der Mühle am Bache dieſe Zeilen zu Geſichte kriegen ſollte, dann ſei er gebeten, das ſchöne weiße Tier den Winter über gut zu halten und zum nächſten Frühſommer es redlich in meinem Sommerhauſe abzugeben. Finderlohn was recht iſt.

Ende.

Inhalt.

Seite
Als ich nach Emaus zog 1
Als ich das Ofenhückerl war 13
Als ich um Haſenöl geſchickt wurde 24
Als ich Chriſttagsfreude holen ging 37
Als ich auf den Taſchenfeitel wartete 52
Als wir zur Schulprüfung geführt wurden 60
Als ich ins Paradies ging 72
Vom Hocherl, der auf dem Tiſche ſaß 86
Der luſtige Andredl 95
Herzens 50000 Gulden 106
Das Unglück in Kieſelwang 117
Mit dem rechten Fuß 128
Ein Bettler iſt draußen 138
Zwei Wohlthäterinnen 153
Der Hagenſtab 158
Die Geſchichte vom fünffachen Schwein 185
Im Storchenneſte 196
Die Geſchichte vom Lampert 218

Druck von C. Grumbach.
Autotypien von Gieſecke & Devrient.
Beide in Leipzig.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Idyllen

aus einer untergehenden Welt.

Idyllen

aus einer

untergehenden Welt.

Von

Peter Roſegger.

Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1899.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Die Weisſagung vom Untergange der Welten erfüllt ſich. Doch gehen die Welten nicht zu gleicher Zeit und nicht plötzlich unter, ſondern allmählich, eine nach der andern. Immerfort, ſeit Menſchengedenken. Und weil an Stelle der untergehenden ſachte ſich neue bilden, ſo giebt's keinen beſonderen Effekt, man merkt es kaum, oder empfindet es nur wie eine ſelbſtverſtändliche Veränderung oder Entwickelung.

Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts aber ſtehen wir vor einem Weltuntergange, der durchaus nicht ohne Wirkung auf unſer Herz vorüberzieht. Wer in den Alpen wandert, der ſtößt von Stunde zu Stunde auf verfallende Höfe, auf Ruinen von Häuſern und Hütten, an deren verwitterndem Gemäuer das Unkraut wuchert und die Eidechſe rieſelt. In vielen Gegenden, wo vor wenigen Jahren noch fruchtbare Felder, üppige Wieſen und blühende Weiden waren, belebt von ſtarken, arbeitſamen, heiteren und glücklichen Menſchen, iſt jetzt Wildnis und verlorene Öde.

Was iſt geſchehen? Sind wieder Hunnen oder Türken dageweſen? Hat ein großes Sterben graſſiert? Hat der

Himmel ſeinen Regen und ſeinen Sonnenſchein nicht mehr geſpendet? Was iſt es denn, das hier eine alte reiche Welt vernichtet, die ſo unzerſtörbar ſchien, wie die Natur ſelbſt?

Die neue Kultur! Die Maſchinen, die Eiſenbahnen haben den Erdball erſchüttert, die Völker entwurzelt; ihr Einfluß zerſtört auch in den Alpen allmählich ein Gemeinleben, das im Vergleiche zu anderen Bereichen eine wahre Idylle geweſen iſt.

Wer kann dafür? Wen klagen wir an? Was läßt ſich dagegen thun? — Wir ſtehen betroffen da und wiſſen nicht, iſt es ein unerſetzlicher Verluſt oder ein noch unmeßbarer Gewinn. Gierige Jäger durchſtreifen die Wildniſſe, nach Natur und Höhen ſtrebende Touriſten beleben die verträumten Gegenden; hier hegt der Förſter, dort rodet der Holzknecht und Eiſenbahnbauer machen ihre Meſſungen durch Berg und Thal. Der elektriſche Telegraph ſteigt über die höchſten Gebirge und in den neuen Standhäuſern leſen Fremdlinge aus aller Welt die neueſten Blätter von Wien, München, Berlin und London.

Wo aber iſt das alte, heimſtändige Alpenvolk, das der patriarchaliſchen Geſittung Europas feſte Burg geweſen? Nur Bruchſtücke ſind davon vorhanden, in einzelnen Gebieten allerdings manch größere Bruchſtücke, aber auch dieſe ſind durchſetzt und beeinflußt von modernem Geiſte, der Pfarrer wie der Kohlenbrenner, keiner ausgenommen.

Wo iſt das alte Volk mit dem ſtarken, frohen Herzen, wo iſt das Leben, das Jahrhunderte lang ſo glücklich die Wage gehalten hat zwiſchen urſprünglicher Natur und menſchlicher Civiliſation? Es verflüchtigt ſich von Tag zu Tag und die Individuen der Bauerſchaft ſtranden an den Fabriken.

Emſig ſind Forſcher, Sittenſchilderer, Poeten und Künſtler beſchäftigt, aus dem ſachte verſinkenden alten Volks- und Bauerntume Kleinode zu retten, um ſie in der Geſchichte und der Kunſt ſpäteren Geſchlechtern zu übermitteln, auf daß auch Jene eine Merkſchaft hätten, wie das Menſchenleben dort ausgeſehen hat, wo es verhältnismäßig am zufriedenſten war. Vielleicht werden künftige Geſchlechter ſich ſogar täuſchen und fern in der Vergangenheit ein wildblühendes Roſenknöſplein ſehen, wo in Wahrheit ein Blutstropfen des Leides gehangen am Dornſtrauch. Denn auch dieſe Berg- und Waldidyllen leſen ſich beſſer, als ſie ſich lebten. Das alte Volksleben war reich an wüſten und tragiſchen Dingen, aber freilich noch reicher an Schönheit, Heldenhaftigkeit und Verſöhnung.

Dem Verfaſſer dieſes Buches iſt es gegönnt geweſen, als einer jenes alten Volkes in entlegener Gebirgswelt geboren zu werden und ein halbes Menſchenalter mit ihm zu leben. Eine innige Einheit mit dieſem Volke, ohne etwas anderes zu wiſſen und zu wollen und zu ſein. Als er ſpäter herausgeführt worden war in andere Kreiſe, hat er unter nimmer verſiegendem Heimweh ſeine Erlebniſſe, Erfahrungen und Stimmungen jener Zeiten niederzuſchreiben verſucht. Und ſo iſt auch die vorliegende Sammlung entſtanden, die er bezeichnen zu dürfen glaubt mit dem Namen: Idyllen aus einer verſinkenden Welt.

Der Titel bezieht ſich aber nicht auf das untergehende alte Volkstum allein. Auch in der Geſellſchaft verſinkt eine Welt der Seele und des Gemütes, die ebenfalls eine Idylle war im Vergleiche zu den heutigen Richtungen des wild ringenden Menſchengeiſtes. Im Gegenſatze zu den Schöpfungen der modernen Litteratur ſind alle hier verſammelten Erzählungen und Schildereien ſchlichte Denkmale einer harmloſeren, glücklicheren Zeit und Dichtung, dazu beſtimmt, dem Leſer mehr Behagen als Unluſt zu bereiten.

Wohl auch unſere Väter haben in ihren weltfernen Heimſtatten gelitten und geſtritten und ſind armſelig geweſen. Aber der größere Frieden in unentweihter Natur, der in ſeiner ſteten Gelaſſenheit behaglichere Lebensgenuß, die warme Welt- und Gottesfreudigkeit ihres ländlichen Seins werden lange ein Gegenſtand der Sehnſucht bleiben — bis irgendwann und irgendwo eine Wiedergeburt kommt, eine neue waldfriſche Jugend.

Krieglach, im Sommer 1898.

R.

Der Mädeljäger.

Am oberen Rande des Thales, wo es ſich einengt in eine Felſenſchlucht, aus welcher ein grünlicher Gebirgsbach hervorbrauſt, ſteht Schreckenburg. Es iſt eigentlich keine Stadt und eigentlich kein Dorf, es iſt eben ein „größerer Ort“. Die Einwohner treiben Gewerbe und Landwirtſchaft, ſcheiden ſich aber durchaus nicht etwa in Bürger und Bauern. Vater und Kinder, Hausherren und Knechte, Meiſter und Geſellen, darin liegt der Ständeunterſchied von Schreckenburg. Wohl haben ſie einen Fürſten, aber auch der hohe Herr iſt nichts anderes als Vater. Die Herren von Schreckenburg ſind ein altes Geſchlecht, ſchon zur Zeit der Kreuzzüge, heißt es, wäre ihre Burg, deren rauchgrauer Ruinenzahn dort an der Felswand klebt, der Schrecken des fahrenden Volkes geweſen. Wenn man der Hiſtoria glauben darf, und man ſoll es ſogar, ſo haben es die Schreckenburger ſeit jenen alten Zeiten verſtanden, ſich Achtung zu verſchaffen in der Welt. Große Reiche ſind entſtanden und geſtürzt worden, das Erzfürſtentum Schreckenburg ſtand und blieb ſtehen im ſchönen Gebirgsthal an der Luſer. Der letzte Vorfahre des zur Zeit dieſer Geſchichte regierenden Fürſten hatte noch hundert und zehn Soldlinge gehabt, und iſt von den

Millionenheeren der Erde nicht angegriffen worden. Unſer Fürſt Othmar III. befehligt zur Zeit der Not ein Heer von zweiunddreißig Mann, davon vier zu Pferde! Aber die Zeit der Not kommt nicht, die ſonſt ſo kriegsluſtige Welt hält ſich in reſpektvoller Entfernung vor dem Erzfürſtentum Schreckenburg. Die Armee iſt faſt ſtändig beurlaubt bis auf ſechs Mann, wovon einer den Nachtwächterdienſt beſorgt. Einmal wurde in einem Winkel dieſes Reiches ein unpaſſender Witz gemacht, Othmar III. rekrutiere lieber Mädeln als Burſchen, und den Ausſpruch hat der Fürſt nicht als Majeſtätsbeleidigung ahnden laſſen. Die guten Leute von Schreckenburg laſen auch manchmal eine Zeitung, in welcher des Wunderbaren und Nützlichen viel berichtet wurde. Alſo erfuhren ſie, daß in anderen Ländern die Staatsbürgerſteuer eingeführt ſein ſoll. So begab ſich eines Tages eine Abordnung zum Fürſten und bat um die Gnade, daß auch im Erzfürſtentum die Staatsbürgerſteuer eingeführt werden möchte, maßen doch auch die Schreckenburger treue Staatsbürger wären und ſeit jeher bereit, für ihren durchlauchtigſten Herrn Blut und Leben zu opfern. Es fange das Gewerbe an, einigermaßen darniederzuliegen, weil in der Welt zu viel Fabriken gebaut würden, es ſinke von Jahr zu Jahr der Viehpreis, weil jedes Land ſchon mehr und mehr ſein eigenes Vieh hätte, kurz, es verſchlechterten ſich die Zeiten, und darum bäten ſie unterthänigſt um die Einführung der Steuer. Der Fürſt ſoll ſie darauf in ſehr gütiger Weiſe aufgeklärt haben, daß ſich die Bittſteller in einem Irrtum befänden, wenn ſie etwa glauben ſollten, die Staatsbürgerſteuer würde in anderen Ländern vom Fürſten geleiſtet an ſeine braven Unterthanen; gerade das Gegenteil wäre der Fall, die Staatsbürger hätten die Steuer dem Fürſten und dem Staate zu leiſten. Ob ſolcher Aufklärung waren die Abgeordneten ſehr gedrückt, allein Othmar der Gütige legte dem Sprecher die Hand auf die Achſel und verſicherte, für das Wohl ſeines Reiches auch fernerhin das Möglichſte zu thun, beſonders im Straßenbau und in der Flußregulierung, auch trage er ſich mit der Abſicht, in Schreckenburg ein neues Univerſitätsgebäude errichten zu laſſen. Darob waren die Abgeordneten ſehr zufrieden, obſchon ſie wußten, daß die Univerſität nicht allzuernſt gemeint war. Der Fürſt liebte es, in launigen Stunden das allerdings ſchon gebrechliche Volks- und Gewerbeſchulgebäude zu Schreckenburg die Univerſität zu nennen. Wer wirklich in einer Hochſchule die derbe körperliche Arbeit für eine ſpitzfindige Geiſtesthätigkeit umtauſchen wollte, der mußte ins Ausland gehen.

Eines Brückenbaues wegen hatte der Schreckenburger nicht unbedrohlichen Konflikt mit einem nachbarlichen Herzog. Der hatte ein großes Reich und viele Mannen, war aber nicht zu bewegen, ſich mitzubeteiligen am Bau einer Grenzbrücke über die Luſer. Für das Fürſtentum war dieſe Brücke ſchier die einzige Verbindung mit der weiten Welt. Der Herzog aber ſagte, er habe in Schreckenburg nichts zu ſuchen und brauche keine Brücke hinüber. Das war der Kriegsfall. Othmar bot ſeinen Heerbann auf und zog auf Umwegen, da die neue Brücke eben noch nicht gebaut war, gen die herzogliche Reſidenz, um ſie zu belagern. Als die zweiunddreißig Mann mit ihren Spießen ſich dräuend vor dem Thore aufgeſtellt hatten, ſchickte der Herzog einen Geſandten herab. Das war ein Edelknabe, und der lud im Namen ſeines Herrn den Feind ſamt und ſonders auf einen Löffel Suppe ein. Durch das geöffnete Thor konnte man in das Innere des großen Platzes ſehen, der mit wohl ausgerüſteten Kriegern verſehen war, an der Zahl vielfach den Belagerern überlegen und verſorgt mit allen ſchrecklichen Pulverwaffen der Neuzeit. Fürſt Othmar ſoll hierauf „Kehrt euch!“ kommandiert haben und an der Spitze ſeiner Armee friedlich heimwärts gezogen ſein. Aus Anlaß dieſes glücklichen Feldzuges, aus welchem alle Mann friſch und munter heimgekehrt waren, haben die dankbaren Schreckenburger ihrem klugen Feldherrn ein Denkmal aus Erz errichtet. Es ragt mitten auf dem Marktplatz empor und zeigt den Fürſten auf dem Pferde, angethan mit allem Ehrenſchmucke ſeiner Erzherrlichkeit, in welcher der ſchlichte Herr ſonſt gar nicht mehr zu ſehen war.

Othmar der Gütige war in ſeiner Jugend viel auf Reiſen geweſen, in allen Weltteilen, und ſtets bei Königen und Kaiſern zu Tiſche geladen, was die Schreckenburger mit beſonderem Stolze erfüllte. Auch ging im Reiche die erhebende Mär um, daß der durchlauchtigſte Herr von Schreckenburg mit allen Potentaten der Welt brüderlich auf du und du ſtehe.

Umſo einfacher gab der Fürſt ſich zu Hauſe.

Sein Schloß, welches außerhalb des Ortes auf einer Anhöhe ſtand, hätte jeder Fremde für ein ſtattliches Gutsgehöfte gehalten, wenn nicht über dem Thore das Wappen der Schreckenburger, ein dreiköpfiger Adler, angebracht geweſen wäre. Es war teils aus Stein, teils aus Holz gebaut, hatte einen halb um das Gebäude herumlaufenden Söller, helle viereckige Fenſter, etwa dreißig an der Zahl, und über dem flachen Schindeldach ein zierliches Türmchen für ein Glöcklein, das den Nimbus einer Sturmglocke trug.

thatſächlich aber nur zu den Tageszeiten geläutet wurde. Ein Gehöſte mit Viehſtand und Scheunen lag hinter dem Wohnhauſe in behäbiger Breite da, belebt mit emſigem, munterem Geſinde.

Der Haushalt des Fürſten war der eines wohlhabenden Gutsbeſitzers und beſtand aus ſieben Perſonen, den Hausknecht mit eingerechnet, der, wenn es Gäſte gab, im verbrämten Wolfspelz mit Stab und Reichsapfel am Thore zu ſtehen hatte.

Der Fürſt war ein Mann in jenen Jahren, da das Haupthaar voran zu ſchüttern und hinten zu grauen beginnt. Er war ſtets glatt raſiert und trug eine goldene Brille. Er ging in grauem oder, wenn es Sonntag war, in ſchwarzem Tuchanzuge herum und war mit Ausnahme des Propſtes und des Reichshauptmannes der einzige im Reiche, der gewichſte Stiefel trug. Wenn er zu Fuß durch das Fürſtentum wandelte, lief alles, jung und alt, auf ihn zu und küßte ihm die Hand. Wenn er zu Pferde langſam dahintrabte, da wurden die Geſichter der guten Schreckenburger ganz leuchtend vor Stolz, denn jetzt war er der, ſo auf dem Marktplatze ſtand in Erz für alle Zeiten. In Wahrheit ſchaute der Fürſt aber auf dem Pferde aus wie ein freundlicher Landarzt, der zu einem Kranken reitet. Beweibet war Erzfürſt Othmar III. nicht, auch nie geweſen, obwohl er gegen Frauen, und ſelbſt wenn ſie dem kleinen Gewerbeſtand angehörten, eine gewiſſe ritterliche Ehrerbietigkeit beobachtete. Die Ehrerbietigkeit ließen ſich die Eheherren und Liebhaber der Schreckenburger Schönen noch leidlich gefallen, wenn der Fürſt aber artig wurde und den Weibchen die Wange kneipte, da empfanden ſie ſo etwas wie die Jacobiner zu Paris vor hundert Jahren. Doch muß geſagt ſein, daß der Fürſt es ſich ſtets angelegen ſein ließ, ſeinen Unterthanen ein würdiges Vorbild von Rechtſchaffenheit abzugeben. Für einen Seelenkenner wäre es vielleicht nicht unſchwer zu merken geweſen, daß Fürſt Othmar die Vereinſamung bereits zu fühlen begann. Nicht ſo ſehr die Vereinſamung auf dem Throne, denn die iſt der Gekrönte gewohnt, als vielmehr die Vereinſamung im Gemache und des nahenden Alters.

Eines Tages war er unten im Thale in ein altes Bauernhaus getreten, um mit dem Nachbar eine wirtſchaftliche Angelegenheit zu beſprechen. Da fielen ihm die ſtattlichen Käſten und Truhen auf, die in der Stube ſtanden. Sie gefielen ihm, ſie würden ſeinem Hauſe, das ſeit den zerſtörenden Bauernkriegen nicht an Überfülle von Prunkgegenſtänden litt, ein freundlicher Schmuck ſein. Er fragte den Bauern, ob er ihm dieſe ſchöngebauten, feingefügten und kunſtvoll geſchnitzten Käſten nicht verkaufen wolle?

„Ah nein, gnädiger Herr," antwortete der alte Landmann, „die Käſten da geben wir nicht her, ſie ſollen ſchon im Haus bleiben für unſere Kinder und Kindeskinder."

„Dieſe können ſich ja wieder welche machen laſſen," meinte der Fürſt.

Der Bauer ſchüttelte den Kopf, das würde nicht gut gehen. Die jungen Zimmerleute nennten ſich zwar jetzt fürnehme Meiſtertiſchler, brächten ſo was aber nicht mehr zuwege; ſie hätten keine Geduld dazu und auch nicht den Schick. Bei denen müſſe ein Kaſten in acht Tagen fertig ſein, gleich aus jungem Holz, wie es der Förſter vom Wald verkauft. „Nachher kreiſtet's und kracht's, nach einem

Jahr kann man die Finger in die Fugen und Sprünge ſtecken, die Kaſtenwand kriegt einen Buckel wie das Kameeltier oder eine Mulde wie die Fleiſchhackerſchüſſel. Ah nein, die Käſten geben wir nicht her.“

Der Fürſt hat auf ſolchen Beſcheid ſeines Unterthans zu Boden geſtarrt und vielleicht ſogar mit einer gewiſſen Wehmut der guten alten Zeit gedacht, wo man ſo ſchöne Tiſchlerarbeit machte, und wo man ſolch ſchöne Tiſchlerarbeit den Unterthanen gelaſſen wegnehmen konnte.

Als hierauf die Hausmutter in die Stube trat, um mit Weißbrot und gelber Butter den Landesvater zu ehren, ſagte zu ihr der Bauer: „Das iſt mir rechtſchaffen zuwider, Brigitta. Unſer Herr hat Gefallen an dieſen Käſten, und wir mögen ſie nicht weggeben.“

Die Hausmutter verſetzte: „Da wird leicht geholfen ſein. Dieſe Käſten hat der Zimmermann Reimar gemacht vor dreißig Jahren, wie wir zuſammen geheiratet haben, und der Reimar lebt ja noch. — Gnädiger Herr, bitt' gar ſchön, ein Stückel Brot und ein Batzel Butter nicht zu verſchmähen.“

Der Fürſt ſetzte ſich an den Tiſch und griff zu. Dieweilen wurde nach dem Zimmermann Reimar geſchickt. Der hatte einen krummen Fuß, kam am Abend in den Fürſtenhof und blieb dort. Er iſt dort geblieben etliche Jahre lang. Er hat zeitweilig einen Geſellen mitbeſchäftigt, die längſte Weile aber allein gearbeitet, er hat dem Landesfürſten das Haus eingerichtet. Die drei großen Stuben waren ſchon von altersher mit gutem Holz und ſchlichtem Schnitzwerk ausgetäfelt und geziert, ſo wollte der Fürſt noch ein Nebengemach traulich einrichten laſſen mit Täfelung, Truhen und Käſten und einem geräumigen Himmelbette. Da hatte alſo der alte Reimar zu ſchaffen. Er ließ ſich gute Weile dabei und baute. Er baute ein Wandgeſimſe, eine Geräteruhe, zwei breite Gewandkaſten, eine Ofenbank, einen Uhrkaſten und endlich das ſtattliche Himmelbett mit dem Hute darüber, deſſen jede Ecke verſehen wurde mit dem Ornamente des dreiköpfigen Adlers. Er arbeitete ohne Vorbild und Pläne, die Zeichnungen machte er gleich mit Zimmerfarbe und Reißblei aufs Bau- oder Schnitzholz. Und dieſes Holz war an zwanzig Jahre unter dem Dachvorſprung einer Scheune, hoch an der luftigen Wand gelegen, um gehörig austrocknen zu können. Der alte Reimar hatte ein Sprichwort: Der Bräutigam ſoll ſeine Braut und der Zimmermann ſein Holz ſieben Jahre lang kennen, bevor er anhebt. An grünem Holz that er nicht einen Handgriff. Mit dem Hammer ſchlug er an den Block. Klang dieſer gut, ſo wollen wir in Gottes Namen anfangen! Die größte Stube des Hauſes hatte er ſich zur Werkſtatt erkoren, da hobelte er, ſchnitt und ſchnitzte. Häufig ſaß der Fürſt da und ſchaute dem weißhaarigen Meiſter in Hemdärmeln und mit dem Lederſchurz bei der Arbeit zu. Die ging wie ein langſames Uhrwerk, aber jeder Handgriff hatte einen Zweck und eine Folge. Dabei war der Mann ſo behaglich und heiter, ſagte manchmal ein ſpaßhaftes Wort, während ſein altes Auge an der Arbeit haftete. Dem Fürſten that der Anblick wohl, wie da ein kleiner Mann aus dem Volke ſeine Seele gleichſam in ein Kunſtwerk umgeſtaltete, in welchem ſie fortleben wird, vielleicht länger als die Geſchlechter, die an dem Werke mit Bewunderung und Liebe vorübergehen. Mehrmals geſchah es, daß der Fürſt ſich ſogar an den Tiſch ſetzte, wo der Reimar ſein Mahl einnahm. Denn mit dem Geſinde aß nur der Geſelle, der Meiſter zog es vor, allein zu ſein und machte auch mit dem Herrn nicht allzuviele Höflichkeiten. Wenn der Fürſt das Butzenſcheibenfenſter des Erkers öffnete, ſo überblickte er von demſelben ſein Reich; der Zimmermann hätte das von ſich nicht ſagen können, er hatte ſein Lebtag auch in anderen Thälern, ſelbſt drüben im Herzogtume Häuſer gebaut. Fürſten kann es geben, Zimmerleute muß es geben. Alſo fühlte er ſich in dieſer Burg nicht beſonders unterthänig.

Eines Tages kam der Fiſcherjunge Winard ins Haus und brachte auf dem Rücken eine Fiſchlagel mit, in welcher Waſſer ſchwupperte. Er grüßte in der Stube ehrerbietig den Meiſter Reimar und fragte dem gnädigen Herrn nach.

Der alte Diener war vorhanden und berichtete, Seine Durchlaucht könnten jetzt nicht geſtört werden, ſie wären juſt beim Regieren.

„Wenn's nichts anderes iſt, ſo ſoll er nur herauskommen," ſagte der hübſche Burſche, „ich muß wiſſen, ob der gnädige Herr die Forellen ſelber haben will, oder ob ich damit um ein Häuſel weiter gehen ſoll. Heute iſt Freitag, und morgen bringe ich ſie nicht mehr an."

Der Diener ging hinein, um das zu melden, da entſchuldigte ſich der Fürſt artig vor ſeinem Miniſterium, das aus dem Propſte, dem Kreishauptmanne und dem Meiſter Grobſchmied beſtand, ging hinaus und ließ ſich die Fiſche zeigen. Es waren ſtattliche Tiere und glitten munter in ihrem naſſen Gemach auf und nieder.

„Sind ſie nicht zu jung?"

„Ich bin zwanzig, gnädiger Herr," antwortete der hübſche Burſche.

„Die Forellen meine ich."

„Ah ſo. Na, die werden nicht mehr beſſer.“

„Gut, laſſe ſie da.“

Am Abend desſelben Tages war kein Gaſt vorhanden, und der Erzfürſt ſaß bei den blaugeſottenen Forellen allein. Er rief den Zimmermann, ob er Forellen liebe?

Aber der Meiſter lag ſchon in ſeinem Bett und ſeufzte. In letzter Zeit litt er an der Gicht. So ſaß Seine Durchlaucht recht einſam da. Der Kammerdiener war brummig. Wenn die Tiere wenigſtens lebendig geweſen wären. Aber ſie lagen feierlich auf dem Silberteller, ſie waren ſo ſinnig mit einem grünen Kranz von Krautwerk umgeben, wie ſich ſelbſt ein Erzfürſt keine ſchönere Aufbahrung wünſchen könnte. — Der Fürſt fand am Eſſen kein Vergnügen, er ſtand vom Tiſche auf, faßte den ſilbernen Armleuchter und ſtellte ſich damit vor den Spiegel. Seit einiger Zeit hatte er ſich den Schnurrbart wachſen laſſen, der war durchaus noch nicht grau, ſondern hübſch nußbraun, wie der Meiſter Reimar die Käſten ſtreicht. Aber was anfangen? In der Jugend hatte er wohl gelernt, wie man Weiber gewinnt, doch wie man um ein Weib freit, das ſchien ihm eine verdammt heikle Aufgabe. In ſolchem Falle kann der Herrſcher nicht einmal ſeine Geheimräte zu Rate ziehen. Das kommt nun davon, daß er mit den Nachbarregenten den Verkehr ſo völlig vernachläſſigt hat. Übrigens hatte der Fürſt auf ſeinen Weltreiſen Reiche kennen gelernt, deren mächtige Herrſcher ſich in der Wahl einer Ehefrau durchaus nicht einſchränken laſſen. Bei uns: Eine Prinzeſſin iſt dem Prinzen vorgeſchrieben. Zwei Gekrönte auf einem Throne, iſt das ariſtokratiſch?

Am nächſten Tage trat der Fürſt gelegentlich in die Tiſchlerwerkſtatt, um der Arbeit des Alten zuzuſehen.

der nur das Zimmerhandwerk gelernt hatte und nun die edelſten Tiſchlerarbeiten ſchuf. Meiſter Reimar lag aber im Bette, und ein Mädchen war da, das ihn pflegte. Das machte ſich gar nichts draus, als der gnädige Herr eintrat, ſondern beſchäftigte ſich eifrig damit, dem Alten warme Tücher um die Beine zu winden und ihm die Kiſſen zurecht zu legen. Dieſes Mädchen hatte ein Haar wie Seide. Wie Naturſeide, ſo lichtgelb und zart. Das waren gar keine Haarfäden mehr, das war purer Flaum; ſo wallte es hinter den Achſeln hinab, und in der Mitte war es loſe zuſammengehalten mit einem blauen Bändchen. Der Fürſt ging hinaus in ſeinen Tiergarten, dort hatte er etliche Hirſche und Rehe drinnen und in einem hohen Drahtgeflechte zwei Faſanen. Die Hirſche waren noch nicht zahm, flohen mit hochgetragenem Geſtämme ins Dickicht. Ein klaräugiges Rehlein blieb vor dem hohen Beſuche ſtehen, ohne irgend ein Zeichen von Angſt oder Ehrfurcht. Der Fürſt legte geſalzenes Brot in die hohle Hand und hielt es ihm vor. Das Reh ſchnupperte hin, fraß es aber nicht. Da trat ein junger Menſch hinzu und ſagte: „Wetten wir was, gnädiger Herr, von mir nimmt es das Brot!“

„Kümmere dich um deine Forellen!“ verſetzte der Herr und wandte ſich ab, denn der dreiſte Ton des Burſchen war ihm zuwider. Dieſen Fiſcherjungen muß man unter die Soldaten ſtecken, daß er Manier lerne.

„Na, Alter, klappt's heute mit den Beinen?“ fragte Seine Durchlaucht an einem nächſten Tage, als Meiſter Reimar wieder bei der Arbeit war.

„Schön Dank, gnädiger Herr, es thut's wieder.“

„Das Alter zwickt wohl ſchon ein bißchen?“

„Ah, des Alters wegen möcht's ſchon noch paſſieren.“

„Wie alt ſeid Ihr denn, Reimar?“

„Zu Martini achtundſiebzig.“

„Allen Reſpekt. Ich meine für das, was Ihr noch leiſtet.“

„Solang' mich die Augen nicht verlaſſen . . .“

„Saget, Meiſter, wer war denn das junge Frauenzimmer, welches Euch ſo ſorgfältig gepflegt hat vor etlichen Tagen?“

„Die Hedwig meinen der gnädige Herr. Muß wohl recht um Verzeihung bitten. Mir hätte ſchon auch im Haus keine Wartung gefehlt, aber wenn ein Kind einem zugeht, das kann man nicht wehren, muß einen noch freuen.“

„Es war doch kein Kind mehr,“ ſagte der Fürſt. „Mag wohl ſchon an ſiebzehnmal über Sylveſter geſprungen ſein.“

„Es iſt ſo, gnädiger Herr, meine Enkelin lauft ſchon im achtzehnten um.“

„Euere Enkelin? Sagtet Ihr nicht letzthin, daß Ihr ein alter Junggeſelle wäret?“ fragte der Fürſt.

„Wie man halt eben ſo ſagt,“ verſetzte der Zimmermann, „iſt nur damit gemeint, daß ich nie verheiratet geweſen bin.“

„Und eine Enkelin, ſagt Ihr?“

„Ja mein!“ rief der Alte aus, dieweilen er mit dem Reißmeſſer an einem dreiköpfigen Adler herumſchnitzte, „in dieſer Sache hat ſich der Menſch nicht zu beklagen, da iſt allweil Segen Gottes genug vorhanden.“

„Iſt ſie ein Tochterkind?“

„Ein Sohnkind, gnädiger Herr. Aber ehelicherweis. Mein Sohn iſt braver geweſen wie ich.“

Der Fürſt wandelte hernach in der Pappelallee auf und ab, die Hände am Rücken, das Haupt geſenkt. Seine verflogene Jugend hatte ihm kein ſolches Glück aufbewahrt. Wenn er einmal an der Gicht darniederliegt, wird ihm keine Enkelin warme Tücher um die Beine winden.

Von dieſer Zeit an forſchte Othmar III., wann der Zimmermann Reimar denn wieder einmal an der Gicht darniederliegen würde. Der ließ darauf warten. Hingegen kam eine ſehr ſchöne Fronleichnamsprozeſſion. An dieſem Tage pflegte zu Schreckenburg aller Pomp entfaltet zu werden, den der Ort aufbrachte. In früherer Zeit war auch der Hofſtaat ausgerückt, der Erzfürſt in ſeiner vollſten Würde, Prinzen und Prinzeſſinnen, Edelknaben und Zofen, da ſtrahlten an den Mänteln und Roben die Goldſpangen, an den Diademen die Diamanten. Das war längſt nicht mehr. Zur Zeit des ſchlichten Volksfürſten Othmar III. gab es derlei nicht zu ſehen. In ſeinem ſchwarzen bürgerlichen Gewande, begleitet von den Spitzen der Behörden, ging er hinter dem Baldachin einher, ſein entblößtes Haupt blinkte diesmal in der Sonne ſilberiger als je. Seine Andacht war an dieſem Fronleichnamsfeſte keine gewöhnliche. Vor der Prieſterſchaft wallten in langen weißen Gewändern vier Kranzjungfrauen dahin, die auf rotſeidenen Kiſſen die Marterwerkzeuge Chriſti trugen. Dieſe Jungfrauen waren alle ſchön und blühend wie der Mai, aber eine davon war anders als die übrigen. Sie überragte die anderen um eine halbe Kopflänge, ihr Haar wallte wie eine lichte Seidenwelle über den Nacken hinab. Ihre Wangen waren wie die Blüte des Apfelbaums, ihr Haupt ſenkte ſie nicht, wie die drei Genoſſinnen thaten, zu Boden, aufrecht trug ſie es, und ihr großes Auge mit dem feuchten

Glanze ſchaute vor ſich hin gegen die Berge, auf welchen der Himmel ruhte. Würdevoll wie eine Königin. Sie trug auf ihrem Kiſſen die Dornenkrone des Heilandes. Das iſt die Krone des Volkes. Hat der Erzfürſt eine beſſere?

„Das Adlerſchnitzen geht Euch gut von der Hand,“ ſagte am nächſten Tage der Fürſt zum Zimmermann. Dieſer hatte gerade wieder den dreiköpfigen in der Arbeit für das Himmelbett.

„Na, wohl doch nicht, gnädiger Herr. Das iſt ein vertracktes Vieh. Da könnt's wohl auch paſſieren, daß man das Tier gar nicht erkennt, wie es dem alten Herzog drüben ergangen iſt mit ſeinem zweiköpfigen. Dem hat ſein Jäger einmal vom Hochgebirg einen Adler heimgebracht. So, das ſoll ein Adler ſein? ruft der Herzog dem Jäger zu, du mit deinem Jägerlatein bleibe mir vom Leib! Glaubſt du, ich kenne den Adler nicht? Ein Adler hat zwei Köpfe.“

„Und unſerer hat drei,“ lachte der Fürſt, beluſtigt von dem Spottgeſchichtchen, das man über ſeinen Nachbar allenthalben erzählte. Dann ſprang er über: „Was meint Ihr, Meiſter, ſollten die hohen Herrſchaften aus ihren Wappen nicht einmal das Tier herausnehmen und den Menſchen hineingeben?“

„Oho, den brächte unſereiner noch weniger zuweg. Der Menſch, heißt es, ſoll in der Kunſt das Allerſchwerſte ſein.“

„Es müßte ja gerade kein geſchnitzter ſein? Vielmehr ein lebendiger, wie ihn Gott erſchaffen hat! Was meint Ihr dazu?“

„He he,“ lachte der Alte, wie auf einen Spaß.

Der Fürſt rückte dem Zimmermann näher und ſetzte ſich auf das Hinterteil der Schnitzbank. Plötzlich ſagte er: „Meiſter Reimar, machet Feierabend für heute. Wir wollen einmal eins plaudern mitſammen.“

Der Alte hing das Schnitzmeſſer an die Wand, befreite das dreiköpfige Ungeheuer aus der Zwänge und ſprach: „Wohl eine rechte Freud', ſo was. Wie unſer gnädiger Herr gemein iſt!“ In ſeiner Weiſe wollte er damit der Leutſeligkeit des Fürſten ein Lob ſagen.

„Wird Euch Eure Enkelin nicht bald wieder einmal beſuchen? Wo wohnt ſie denn? Nehmet ſie doch ganz zu Euch, Vater Reimar, in dieſem Hauſe iſt Platz genug.“

Der Antrag rührte den Alten faſt zu Thränen. Eine Woche ſpäter war der Fürſt bereits in der Lage, heimlich ſeine Studien zu machen an dem ſchönen heiteren Mädchen, das in dem Schloſſe herumwirtſchaftete, ſo geſchickt, harmlos und fein, als wäre es darin geboren worden. Nach wenigen Tagen beherrſchte es in Form einer fröhlichen Dienſtfertigkeit die Beſchließerin und die alte Kochfrau, ohne daß dieſe es merkten. Sie war die Unbefangenheit ſelber, auch dem Fürſten gegenüber. Dieſer ging ſcharf drein, denn viel überflüſſige Zeit war nicht mehr vorhanden. Eines Tages befahl er, das Frühſtück ſolle ihm die Hedwig auf das Zimmer bringen. Und dieſe lud er ein: „Willſt du nicht auch eine Taſſe mit mir trinken?“

„Oh Gott!“ lachte das Mädel auf, wann hab' ich heut' ſchon gefrühſtückt! Das iſt ſchon lang geſchehen.“

„So biſt du am Ende wohl wieder hungerig?“

„Das thät' ſich doch nicht ſchicken,“ antwortete ſie. „Wenn dem gnädigen Herrn ſchon allein die Zeit lang wird beim Frühſtück, ſo ſoll er halt eine gnädige Frau dazu nehmen.“ Das ſagte ſie munter und harmlos hin. Der Fürſt aber ſtand auf und trat raſch auf ſie zu. So raſch, daß ſie erſchrocken einen Schritt zurückwich. „Hedwig!“ ſagte er leiſe, und ſonſt nichts — kein Wort. Sie verließ raſch das Zimmer.

Der Kammerdiener des Fürſten bat noch an demſelben Tage um ſeinen Abſchied. Wenn ihm gar ſchon eine Bauerndrulle vorgezogen werde zur Bedienung! Man hätte es ihm gar ſo deutlich nicht zu machen gebraucht, er hätte es auch etwas weniger deutlich verſtanden, daß er überflüſſig geworden ſei … Laut gröhlend wandte er ſich gegen die Wand.

„Franz,“ ſprach der Fürſt zu ihm mit gütiger Stimme, „Franz, du biſt ein altes Schaf.“ Das alte Schaf hat den Abſchied nicht erhalten. —

„Herr Reimar! Herr Hoftiſchlermeiſter!“ rief es eines Tages hinter ihm, als der Zimmermann zur Dämmerſtunde durch den ruhſamen Park ging und ſein Abendgebet verrichtete. Und als er ſich umwandte, ſah er, wie ein junger Mann auf ihn zueilte. Es war aber der Fürſt, der ſo flinke Schritte machte und ſo friſch aufgelegt war.

„Herr Tiſchlermeiſter!“ fuhr der nahekommende Herr fort, „wollt Ihr ein ſchönes Märchen hören? Es iſt ſehr alt, vielleicht kennt Ihr es ſchon von der Mutter her.“

Der Zimmermann blieb ehrerbietig ſtehen und horchte.

„Es war einmal ein König,“ begann der Fürſt, den Alten am Arm nehmend und mit ihm zwiſchen den Ahornen dahinſchreitend, „dieſer König war ſehr mächtig und hatte viele Städte voll von Unterthanen. Er aber wohnte in einem großen Schloſſe und war einſam. Wiſſet Ihr, was das iſt: Einſamkeit?“

„Ich kann mir's denken,“ ſagte der Zimmermann, „das iſt Langeweile. Ich hab' ſie weiter nie gehabt.“

„Aber der König hat ſie gehabt, Reimar! Als er jedoch ans Freien dachte, da fiel ihm das Rätſel ein. Kennt Ihr es? Was iſt das, Meiſter: Gott ſieht's nie, der König ſelten, der Bauer alle Tag?“

„Hoho, das wird wohl ſeinesgleichen ſein!“ entgegnete der Zimmermann.

„Seinesgleichen, gut. Alſo ſah der König ſehr ſelten ſeinesgleichen und unter den wenigen Prinzeſſinnen gefiel ihm keine. Er trug ſich in ganz eigentümlichen Meinungen über das Weib. Er wollte eine Beſondere haben. Die Richtige iſt nicht gleich die Erſtbeſte von ſeinesgleichen. Er wollte eine große Auswahl haben, um ſeine Einzige ſicher zu finden. Er dachte an denjenigen, der ſeinesgleichen alle Tage ſieht.“

„So hätte er ſich ein feines Bauernmädel ausſuchen ſollen,“ meinte der Zimmermann.

Der Fürſt blieb plötzlich ſtehen, kneipte den Alten am Arm und ſagte: „Das hat er gethan.“

Der Zimmermann zog's ins bedenkliche und ſprach: „Wenn das Bauernmädel klug iſt! Ich wollt' mich doch erſt beſinnen, ob ich einem König die Hand geben möchte.“

„Wiſſet Ihr,“ ſagte der Fürſt, „der Menſch hat zwei Hände. Auch der König. Geht eine Verbindung zur rechten Hand nicht, ſo geht ſie vielleicht zur linken. Meinet Ihr nicht auch ſo?“

„Hab' es wohl einmal gehört,“ meinte nun der Alte. „Zur linken Hand. Verſtehe aber den Unterſchied nicht.“

„Ich auch nicht, Meiſter. Aber wir drehen uns um die Sonne und wiſſen nicht warum. So drehen wir uns um Sitten, für den einen haben ſie Sinn, für den anderen nicht. Thatſache iſt, daß der Fürſt ein feines Kind aus dem Volke freien will ....“

Der Zimmermann ſchwieg. Es wurde ihm unheimlich. — Dieſe hohen Herren! Sie mögen ſonſt noch ſo brav ſein, in dem einen Punkt denken ſie leichter, als andere Leute! — An ſeine Hedwig dachte der Alte, da wurde ihm heiß in der Bruſt. Am Ende iſt's doch gefehlt, daß ſie im Schloſſe wohnt. Sie iſt ein heiteres dummes Ding und weiß nichts. Man muß ſie heim zum Vater ſchicken. —

Der Fürſt nahm ſich jeden Morgen vor, an dieſem Tage mit Hedwig ein entſcheidendes Wort zu ſprechen. Aber zum Teufel, das war ſchwerer, als er es ſich gedacht hatte. Auf dem Wege des Scherzes hatte er's ſchon verſucht, dabei kam er nicht weit, das Mädel wußte ſehr klug zu parieren. Ob ſie nicht eine Erzfürſtin ſein möchte? war eines Tages, als ſie mit dem Wedel die Ahnenbilder abſtaubte, ſeine Frage.

„Das wär' mir nicht zuwider,“ antwortete ſie, „da wollt' ich mir gleich einen ſchönen Erzfürſten nehmen.“ Dabei verſetzte ſie einem graubärtigen Ahnen mit dem Wedel eins ins Geſicht. — Und der hohe Herr verſchob es klüglich, mit ihr zu ſprechen. Eines Morgens war ſie fort. Sie hätte heim müſſen ins Elternhäuschen, um die Ziegen auf die Weide zu führen. Die Ziegen!

Mit finſterer Stirn trat der Fürſt in die Werkſtatt. Der alte Reimar war juſt daran, das Himmelbett zu ſtreichen.

„Wieder braun und wieder braun!“ rief der Fürſt. „Muß denn alles dunkel ſein? Das Bett will ich blau haben, himmelblau. Warum fragt Ihr mich nicht, wie ich's haben will, wenn Euch der gute Geſchmack fehlt?

Oder traut Ihr dem meinen nicht? Mißtrauen! Ich glaube faſt, man mißtraut mir. Das möchte ich erſt ſehen, nach weſſen Willen es zu gehen hat in meinem Hauſe, in meinem Staate!“

Verblüfft ſchaute der Zimmermann drein, dann antwortete er: „Nach dem meinen nicht. Ich hab's auch nur aus Gefälligkeit gethan.“ Legte den Pinſel weg und packte ſein Werkzeug zuſammen. — An der einen Seite iſt das Himmelbett braun geſtrichen, an der anderen Seite lacht uns noch heute das nackte Holz an, erzählend vom beleidigten Handwerksmann, der dem Fürſten plötzlich die Arbeit aufgeſagt hat. Und da ſoll noch einer behaupten, dieſes Schreckenburg wäre kein moderner Staat!

Dem Erzfürſten that es heimlich weh, den Meiſter beleidigt zu haben, aber er holte ihn nicht zurück. Ein Fürſtenwort iſt nicht von heut' auf morgen. Doch ging er von dieſer Zeit an häufiger auf die Jagd. Er ging über die Felder des Landmannes und ſchoß Haſelhühner, er ging an den Fluß und fiſchte Forellen, er ging auf den Almweiden hin, wo die Rinderhirten und Ziegenhirtinnen ſind, und ſchoß nichts. Da war es einmal am Waſſer, daß der Fiſcherjunge Winard, der ihm die Lagel nachtrug, ſeine Schafpelzmütze abzog, die der Burſche auch im Sommer trug und jetzt zwiſchen den Händen knüllte, und daß er gar unterthänig zum Fürſten die Worte ſprach: „Gnädigſter Herr! Ich bitt ſchön', ich hätt' halt ſchon lang ein Anliegen!“

„Was iſt's, mein Sohn, was fehlt dir?“ munterte ihn der Fürſt freundlich auf. Er war ja ſelber kein Freund von Förmlichkeiten, und es war wahrlich nicht das erſte Mal, daß er ſeinen Unterthanen, wie er ſie immer noch zu nennen pflegte, unter Gottes freiem Himmel Audienz erteilte.

„Getrau' mir's halt frei nicht zu ſagen. Es iſt was recht Wichtiges . . .“ So ſtotterte der Burſche.

„Du weißt, was in meiner Macht ſteht . . .“

„Ja — des gnädigen Herrn Macht thät's wohl ſtehen.“

Jetzt blickte ihn der Fürſt prüfend an. Er kannte den hübſchen und kluger Jungen ſchon ſeit länger. Manchmal auch war er ihm ſchon zu keck geweſen. „Iſt dir etwa deine Stelle nicht mehr gut genug? Iſt dir der Sold zu gering?“

Der Burſche wurde tiefrot im Geſicht und murmelte kaum verſtändlich: „So bin ich nicht, daß ich Geldes wegen meinen Herrn auf der freien Weide anginge . . .“

„Dann iſt's . . .“ der Herr griff ihm ans Kinn und hob ihm das Haupt: „Schaue mich an, Knabe! Iſt's die Liebe?“

Neigte der Junge heftig den Kopf: Ja, das wär's, die Liebe.

„Und dein Schatz will dich nicht? Ja, ſiehſt du, das geht manchem ſo.“

„Wollen thät' ſie mich ſonſt ſchon,“ geſtand der Burſche, „aber 's hat ihr wer was in den Kopf geſetzt. Sie kunnt eine beſſere Partie machen, ſagt ſie.“

„Ich will dir etwas ſagen, Junge. Den Nebenbuhler mußt du ausſtechen.“

Halb abgewendet antwortete der Burſche: „Er iſt halt viel ſtärker als ich. Zwar das nicht, ſtärker nicht — aber angeſehener.“

„Wohl ein Bauer?“

„Das nicht.“

„Gar ein Bürger?“

„Wohl ein wenig mehr.“

„Was tauſend! Ein Gutsbeſitzer?“

„Und noch etwas dazu, gnädigſter Herr.“

„Zum Rätſelraten ſind wir beide nicht beiſammen, mein Junge!“ ſagte der Fürſt etwas ernſter.

„Ich glaub's auch gar nicht,“ verſetzte der Burſche dreiſter. „Es geht nur ſo ein Gerede. Und die Leut' ſind ganz wild darüber. Sie ſagen, dafür thät' ein braves Bauernmadel zu gut ſein. Aber die Weibsbilder ſetzen ſich's gleich in den Kopf und glauben die größte Dummheit — Der gnädigſte Herr wollt' ſie haben, ſagen ſie . . . .“

Das war jetzt für den Erzfürſten keine Kleinigkeit. In ſolcher Lage war er nie geweſen und von ſeinen Berufsgenoſſen auch kaum jemals einer. Darauf iſt keine Hofetikette eingerichtet. In zorniger Erregung wählte er den kürzeſten Weg und ſprach ſehr langſam und nachdrücklich: „Was ſagſt du? Dieſe Dreiſtigkeit geht doch über alle Begriffe! Ich rate dir [illegible]“ Mit dem Finger wies er in die Ferne.

Jetzt ereignete es ſich aber, daß der Burſche kerzengerade vor ihm ſtehen blieb, daß er mit den blonden Wimpern zuckte und trutzig das Wort ſagte: „So iſt es doch wahr . . . .“

Der Fürſt ging mit raſchen Schritten dahin, der Burſche eilte ihm nach, glühend und bebend vor Aufregung rief er gellend: „Nachher ſetzt's was, gnädiger Herr! Die Hedwig laſſ' ich nimmer, und wenn's meinen Kopf koſtet.“

Der Herr wandte ſich noch einmal um und ſchaute ſich das im Liebeswahnſinn brennende Menſchenkind an.

„Wer mir das Mädel untreu macht," rief der Burſch, die Fäuſte ballte er, mit den Zähnen ſcharrte er, „da ſetzt's was! Ich bin auch nicht allein. Ich hab' Kameraden!"

Warf die Fiſchlagel zu Boden und ſprang durch das Strauchwerk davon.

— Erzfürſt Othmar! Klang das nicht wie eine Kriegserklärung?

Noch an demſelben Tage, als die unerhörte Drohung gefallen war unten am Waſſer, beſchied der Fürſt den Forſt-, Jagd- und Fiſchmeiſter Jonathan zu ſich und ſprach mit dieſem ſeinem Agrikulturminiſter längere Zeit. Er befragte ihn über die allgemeine Aufführung des Fiſcherjungen Winard.

„Keine Klage," antwortete der Forſtmeiſter. „Soweit brav, aber ein Hitzkopf. Vor etlichen Wochen drei Tage lang im Kotter gebrummt. Raufhändel, Liebesgeſchichten."

„Man nehme ihn zu den Soldaten."

„Schwerer Erſatz, gnädiger Herr!"

„Man nehme ihn zu den Soldaten!" ſagte der Fürſt.

Als der Forſtmeiſter es dem Fiſcherjungen hinterbringen wollte, daß er durch allerhöchſte Gnade in die Armee aufgenommen werde, war der Winard nicht mehr da. Die Vermutung lag nahe, daß er ins Ausland geflohen ſei, denn er hatte ein Handbündel mitgenommen. Wenige Tage nachher brachte die Poſt dem Fürſten ein kunſtvoll und doch unbehilflich gefaltetes Brieflein. Das war vom Fiſcherjungen, dem das Schreiben nicht arg von ſtatten ging. Der ließ ſich vernehmen wörtlich wie folgt:

„Eier gnaden, gnädigſter Firſt und durchlauchdiger
Herr!

Mus woll tauſendmal um verzeihin biten wegen

letztmal aber i kan nit anderſt und vonwegen dem Mädel kunt i ſchlecht wern. Ich bit Ihnen, ſe kriegn beſſere, laſſens mir de, i bit Ihna kniefellig, ſunſt weis nit, was gſchicht. Da thät ma wull all zamhalden, wann unſri Madln, die Bauern Madeln nit mehr ſicher gangeten. Schreims mir nur bar zeillen das i mich verlaſſen kann und mich wieder aufzeign kann und wil mein Dinſt fleißi verichten. Gnedigſter Herr unterdeniger Diner
Winard Oberlimer."

Der Winard Oberlimer wartete nun auf das Antwortſchreiben des Fürſten. Er wußte wohl, daß hohe Herren ſich nicht ſo leicht herbeilaſſen, mit Arbeitsleuten Briefe zu wechſeln, aber in einem ſo wichtigen Falle, dachte er, würde der gnädige Herr doch eine Ausnahme machen. Er wartete Tage und Tage, er konnte nicht mehr eſſen, nicht mehr ſchlafen. Wo er wartete, das wiſſen wir nicht, denn er hatte vergeſſen, in dem Briefe ſeinen Aufenthaltsort anzugeben. Auch der ſeidenhaarigen Hedwig hatte er geſchrieben und ihr bittere Vorwürfe gemacht darüber, weil ſie, „die ſpottſchlechte Perſon, ſein glihend Herz um eitel guld und ehr verkaufft" hätte. Die Hedwig wußte ſein Verſteck und antwortete ihm das Folgende:

„Mein Lebtag wär's mir nit eingefallen, daß von wegen dem Fürſten, wie du meinſt. Wenn ich dich auch einmal mit ihm gereizt hab. Aber dein Schimpf- und Spottbrief auf mich zeigt nit von deiner groſſen Lieb und jetzt thu ichs. Nit wegen eitel Guld und Ehr, wie du ſchreibſt, ſondern weil mir ein guter freundlicher Menſch lieber iſt, wie ein Zornnickel. Deine Wäſch hab ich dir aufs letztemal gewaſchen und geflickt und kannſt ſie abholen laſſen. Mit Achtung Hedwig Sommerauer."

Nun war Feuer auf dem Dache. Beim Straßenwirt an der Brücke kamen an Sonntagen die Burſchen des Thales gern zuſammen. Jetzt war der Winard unter ihnen und warb Streiter. Um das Gerücht wußte jeder ſchon, ſo brauchte er ihnen nur den Brief der Hedwig vorzuleſen, als Beweis wie es ſtand.

„Kameraden!“ rief er, „verlaßt's mich jetzt nit! Ihr wiſſet, wie wir uns gern gehabt haben, dieſes Madel und ich. Und jetzt ſoll ſie verdorben werden? Heiraten! Der Herr ſo eine von niedrigem Stamm? Wer's glaubt, ich nit. Und was mir geſchieht, kann jedem geſchehen. Einer allein kann nichts machen, der wird eingekottert. Zuſammhalten! Verlaßt's mich nit, Kameraden!“

Etliche gaben zu bedenken, daß es eine gewagte Sache ſei. Andere überſtimmten ſie: „Unterthanenpflicht und Treu haben wir allzeit gehalten. Und wenn uns der Fürſt Othmar jetzt ruft: In den Krieg für euer Land, für euern Herrn! ſo wird nicht einer das Hundsfott ſein und ſich drücken. Aber wir leben nicht mehr in der alten Zeit, Gott ſei Dank, wir haben die Freiheit! Wenn's um unſern Schatz geht, da halten wir zuſammen, gegen wen der will! Wir verlaſſen dich nicht, Winard!“

Der Nachtwächter im Ofenwinkel war ſchon lange unruhig geweſen, jetzt ſtand er auf, rüttelte am Ofengeländer, daß es klirrte und rief: „In dieſem Tone kann ich nicht weiter reden laſſen. Zerſtreut euch!“

Brüllendes Gelächter. Sie zerſtreuten ſich nicht, ſie beſtellten friſchen Trunk. Nur einer ging fort, ein einziger, und das war der Nachtwächter. —

Sachte entfalteten ſich trübe Ausſichten im Staate Schreckenburg. Die Leute waren ernſter, mürriſcher. Die

Kirchen blieben leerer als ſonſt, die Wirtshäuſer waren voll. Die Leute ſangen nicht mehr ihre heiteren Lieder, ſie ſteckten die Köpfe zuſammen. Der Fürſt bot den Heerbann auf. Nach wenigen Tagen teilte ihm der Kriegsminiſter, der in gewöhnlichen Zeitläuften das Grobſchmiedgewerbe betrieb, mit bekümmerter Miene mit, daß im Reiche nicht alles ſo ſei, wie es ſein ſollte.

„Jſt dieſer [illegible]nard Oberlimer eingezogen?“ fragte der Fürſt.

„Leider nein, gnädigſter Herr. Der hat unten im Straßenwirtshaus an der Brücke ein förmliches Lager aufgeſchlagen. Er hat Genoſſen. Sie haben den Verkehr mit den Nachbarsländern abgeſchnitten, fangen die hereingehenden Waren ab, das Korn, den Wein. Unſere Holz- und Viehausfuhr iſt gehemmt. Seit geſtern iſt auch die Poſt ausgeblieben.“

Nun verlor der Fürſt die Ruhe. „Sofort die Truppen zuſammenziehen und die Wegelagerer aufheben.“ Nach etlichen raſchen Schritten über die Dielen hin riß er den Kopf heftig empor und rief: „Die Rädelsführer ſtandrechtlich erſchießen!“

„Durchlauchtigſter Herr,“ ſagte der Kriegsminiſter. „Schon vor drei Tagen ſind die Reichstruppen einberufen worden. Aber — es kommt niemand.“

„Wie?“ Der Fürſt war ſtarr vor Entſetzen.

„Das Mannsvolk ſcheint ſich alles beim Straßenwirt verſammelt zu haben.“

„Verſchwörung? Revolte?“

Um dieſe Zeit war es, daß der König eines großen Nachbarreiches von dem Hochgebirge herabkam. Er war nach einer Reiſe aus den ſüdlichen Gegenden heraufgekommen, hatte eine Gemſenjagd gehalten, dann einen hochgelegenen Luftkurort beſucht, um ſeine dort weilende Schweſter, die Prinzeſſin Aglaia, abzuholen und nach Hauſe zu begleiten. Der König hatte „ſeinen lieben Vetter“, Othmar III., benachrichtigen laſſen, daß er in zwei Tagen durch Schreckenburg reiſen werde. Da hieß es nun einmal, ſich in den Hofſtaat werfen! Die Reichstruhe wurde aufgemacht, und bald ſtand der Erzfürſt da in ſeiner vollen angeſtammten Herrlichkeit. Die taffetnen Strümpfe hatten ein paar kleine Schabenſchäden, hingegen prangten die Silberſchnallen der Bundſchuhe in untadelhaftem Glanze. Der ſeidene Rock hatte die Meinung grün zu ſein, ſchillerte aber ſtellenweiſe mehr ins Gelbliche, als es bei einem charakterfeſten Tuche unbedenklich iſt. Die Lendenſchärpe, die breite rotflammende Schleife über der Bruſt, die funkelnden Steine und Kreuze ſchlichteten alles reichlich. Der goldene Kragen war allerdings etwas zu wulſtig, um dem an Freiheit gewohnten Herrn die Kopfbewegung uneingeſchränkt zu geſtatten. Auf dem ſtahlblinkenden Reichshelm prangte der dreiköpfige Adler und legte ſeine goldenen Flügel ſchwer zu beiden Seiten herab über die Ohren. Das Schwert war für Rieſen geſchmiedet worden und ſchleifte ziemlich widerſpenſtig um die Ecke, wenn der Fürſt eine Bewegung nach rechts oder links zu machen hatte. Die Quaſte des Griffes baumelte unten bei den Knien aufſichtslos herum. — Das Ganze war ziemlich überwältigend. Bettelhaft vor ſeinem königlichen Vetter zu ſtehen, das war des Fürſten Sorge nicht. Ganz etwas anderes trübte ſeinen Sinn. Bereits hatte er ſeine verfügbaren ſechs Getreuen hinabgeſchickt zum Straßenwirt mit dem Befehl, die Brücke freizugeben für allerhöchſte Herrſchaften, die an dieſem Nachmittage durchreiſen würden. Die Antwort, die ſie zurückbrachten, war dem Fürſten nicht vermeldbar. Sie war nicht hoffähig. Der Herr war außer ſich. Das wäre doch eine Blamage, wenn der Erzfürſt Othmar Seine Majeſtät mit einem Bürgerkriege begrüßen mußte! Sofort eine zweite Abordnung zum Brückenwirt: Was denn eigentlich der Herren Begehren ſei! — Die Antwort, das wiſſe Seine Durchlaucht recht wohl. — In Wahrheit war es dem Fürſten nicht ganz klar. Da er wußte, daß der Fiſcherjunge Winard dabei eine Rolle ſpielte, ſo konnte er ſich's nur halb und halb denken. Es mag ja unſinnig ſein, das mit dem Mädel — ſo dachte er ſich zu — es mag ja Dummheit eines beſonders entwickelten Johannestriebs ſein, gut, der Menſch bleibt immer ein Thor, und der Eſel hat die Farbe des Alters. Allein ſich einen politiſchen Zwang anthun laſſen und am Ende gar um Verzeihung bitten, daß er ein hübſches Mädel gerne anſchaue? So weit wird's wohl noch lange nicht gekommen ſein. Zwar kracht die Welt! Kracht in allen Ecken und Enden! Es iſt das Undenkbarſte ſchon geſchehen. Nicht jeder, der verſammelt bei den Vätern iſt, ging auf gewöhnlichem Wege heim. — Er beſichtigte ſeinen Thron, der im Saale ſtand. Ein ſchlichter Lehnſeſſel, mit rotem Leder ausgepolſtert, mit ſilbernen Nieten verziert. Das Holz war alt, aber kaum ein halbes Dutzend Wurmſtichlein, die es aufwies. Die Ahnen waren darauf geſeſſen! Und nun ſollte etwa der Fiſcherjunge? Die ſeinige auf dem Schoß? Denn für zwei nebeneinander hat der Seſſel, genau beſehen, nicht Raum. — Na, es wird ſich ja noch ſchlichten laſſen. Übermütige Bauernlümmel, nichts anderes. Ein gewöhnlicher Raufhandel um ein Weibsbild, iſt's denn was Neues?

— Es wird ſich alles thun. Nur die hohen Herrſchaften dürfen nichts erfahren, denn die Geſchichte iſt zu dumm! Das Beſte wird diesmal ſein, was auch ſonſt ſehr oft das Beſte iſt — aus der Not eine Tugend zu machen. Das Schloß iſt zwar nicht darnach angethan, aber Gaſtfreundſchaft iſt ſtets eine deutſche Tugend geweſen.

Es naheten die königlichen Gäſte. Eine Anzahl Staubwedel war thätig im Fürſtenhauſe einen halben Tag lang. Die Beſchließerin warf einen ſchwellenden Sack mit Eiderdunen ins noch unfertige Himmelbett. Etliche Schuljungen, vom Oberlehrer gewiſſenhaft ausgeſucht, wurden in weiches buntes Pagengewand geſteckt. Bei dieſer Auszeichnung kam's nicht darauf an, welche die Bravſten waren, ſondern welche ſchlank und friſch daſtanden. Sechs Mann martialiſch mit Helm und Lanzen bewaffnet, umgaben die Häupter des Reiches, und mit ſolchem Hofſtaate zog der Fürſt den Reiſenden entgegen. Er ſelbſt ritt auf einem klobigen Rappen. Oberhalb des Ortes, am Eingange der Bergſchlucht, begegneten ſie ſich. Zwei einzige Wägen kamen gerollt, im erſten ſaß der König und die Prinzeſſin. Der König ſah mit ſeinem weißen Vollbart und im grauen Lodengewand aus wie ein Jäger. Die Prinzeſſin ſaß ebenſo einfach da; ſie hatte weder die Blüte der Jugend an ſich, noch den Reif des Alters, ein Alpenroſenſtrauß war ihr einziger Schmuck. Mit ruhiger Freundlichkeit reichte ſie dem vorſichtig vom Roſſe geſtiegenen Fürſten die Hand, die er küßte. Das umſtehende Volk freute ſich des Anblicks und war ſtolz auf die ritterliche Erſcheinung ſeines Fürſten, den es noch nie in dieſem unerhörten Glanz geſehen hatte. „Ja, unſer gnädiger Herr!“ ſagten ſie, „da ſieht man, wie armſelig ſo ein König daſteht vor einem Erzfürſten von Schreckenburg! Das iſt ein prachtvoller Herr!“ Ein behendiger Alter ſchlug mit den Armen um ſich und flüſterte in die Leute hinein: „Die unten an der Brucken! Wenn ſie ihn jetzt ſo ſehen könnten! Denen möcht' die Kuraſch ſchon vergehen!“

Mittlerweile hatte der Fürſt die Herrſchaften willkommen heißen und ſie eingeladen auf ſein Schloß, zur Raſt auf einige Tage.

„Freund, das geht nicht!“ antwortete Seine Majeſtät. „In zwei Tagen iſt die Eröffnung unſeres Reichstages, da müſſen wir zu Hauſe ſein.“

„Dann verhüte der Himmel Achſenbruch, Überſchwemmung und Brückeneinſturz!“ ſagte der Fürſt.

„Hoffentlich!“ lächelte die Prinzeſſin, „wir haben ja das ſchönſte Wetter.“

„Gewiß, Hoheit, gewiß! Sehr ſchönes Wetter. Es wird auch anhalten. Und doch iſt ſoeben die Nachricht eingetroffen, daß unten an der Luſerbrücke der Verkehr unterbrochen ſei,“ ſagte der Fürſt beklommenen Atems und ſetzte gar ritterlich bei: „Ich bin im Augenblicke ja ſelber noch nicht genau unterrichtet. Sollte es ſich aber bewahrheiten, dann wäre der einſame Herrſcher auf Schreckenburgs Thron dem Zufalle außerordentlich verpflichtet!“ daß er ihm ſo liebe Gäſte in den Schoß werfe — konnte dazugedacht werden.

Der König that die Bemerkung, daß er ſchon unterwegs Andeutungen vernommen hätte, als wäre an der Luſerbrücke etwas nicht richtig. So als ob ſich dort allerlei Geſindel zuſammenrotte.

„Arbeiter werden es ſein, Majeſtät, um die Paſſage freizumachen,“ fiel der Fürſt ein.

„Jedenfalls werden wir des Herrn Vetters liebenswürdige Einladung annehmen," entſchied die Prinzeſſin, „denn über eine ſchadhafte Brücke fahre ich nicht, niemals!"

Hierauf lenkten ſie rechts ein, der Fürſt ritt voraus, die Wägen fuhren langſam hinten drein und das Gefolge kam zu Fuße nach. —

Mittlerweile war ins Kriegslager beim Straßenwirt die richtige Begeiſterung gekommen. Man hatte für den Krieg auch ſchon einen Namen. Mädeljäger-Krieg! Ging er doch gegen den Mädeljäger. Und jetzt erſt kamen ſie herfür von den Bergen und aus den Gräben, und wie das Feuer ſeinen Wind erzeugt, ſo ſchafft ſich ein Aufſtand raſch den nötigen Schwung. Früher hatte man nie viel davon gehört, und jetzt wußte jeder zu ſagen vom gefährlichen Mädeljäger, von bedrohten Weibern und eroberten Schönen. Da reckten ſich die Speere hoch in die Luft gleich Schwurfingern, daß die Stunde der Vergeltung gekommen ſei! In äußerſte Erregung geriet der Fiſcher Winard, denn jemand hatte erzählt, daß man in der Nacht den Zimmermann Reimar mit ſeiner Enkelin Hedwig begegnet habe — in heimlicher Eile durch den Wald, wahrſcheinlich gegen das Schloß hin. Jetzt war's helle, der alte Kuppler führte ſie dem Wüſtling zu. Darum alſo die ganze Tiſchlerei im Fürſtenhauſe! — Der Winard war totenblaß und brachte ſtockend kaum die Worte hervor: „Kameraden! Werden wir halt heut' bei der Nacht das Schloß ſtürmen."

Jeder Burſch, der ein Liebchen hatte, jeder Ehemann, der ein junges Weib beſaß, fühlte ſich eins mit dem Fiſcherjungen. Es war die große, gemeinſame Sache. —

Mit ſtillem Wohlgefallen blickte der König zum Fenſter des Fürſtenſchloſſes hinaus, mit lautem Jubel die Prinzeſſin. War Seine Majeſtät gleichwohl ſchon ein wenig gelangweilt geweſen auf dieſem gar ſo ſchlichten, ſtillen Landſitz, Ihrer Hoheit, ſeiner Frau Schweſter, gefiel es gar wohl. Das war nicht Palaſt und nicht Hütte, das war ein trauliches Haus. Und der Fürſt! Er war nicht Knabe und nicht Greis, er war ein ſtattlicher Mann von angenehmſtem Weſen. Ihre Hoheit war in einer ſehr getragenen Stimmung, es war nicht Luſt und es war nicht Weh, es war ſo etwas ganz Beſonderes. Und als nun zur abendlichen Stunde die Hunderte von Fackeln heranloderten über die Matten, lärmend, knallend und jauchzend, da waren die Hoheiten nachgerade ſehr gerührt über die Ovation, die ihnen hier von der ſchlichten Landbevölkerung gebracht wurde. Der Fürſt lud die Gäſte zwar ein, raſch in das Hofzimmer zu kommen, wo das Abendmahl gedeckt ſei. Es wäre beſſer, ſich von den Fenſtern zu entfernen, die guten Leute hätten in ſolchen Dingen kein Maß und Ziel, ſie wären manchmal gar ein wenig zu unbefangen für ein Damenohr, er würde dann ſelber zu ihnen hinausgehen. Kaum er es geſagt hatte, war draußen ein ſchmetterndes Krachen, das geſchloſſene Einfahrtsthor ſprang in Trümmer, eingerannt mit einem wuchtigen Baumſtamm.

„Ein Überfall?“ rief der König verſtört.

„Es iſt ein Überfall!“ ſagte der Fürſt, „wenn's mich gilt, gut!“ Er eilte zur Thür. Die Prinzeſſin ſtürzte ihm nach, fiel ihm in den Arm und kreiſchte in höchſter Angſt: „Othmar! Bleibt! Verlaßt mich nicht!“

„Ein Weibsbild iſt drinnen!“ ſchrie draußen vom Lindenbaum her eine Stimme.

„Sie iſt drinnen!“ erſcholl es im Menſchenhaufen, der wie Wildwaſſer in den Hof flutete.

„Thun müßt's ihr nichts, ich bitt' euch!“ lautete der Befehl des Fiſcherjungen.

„Umbringen niemanden!“ ſchrie es von mehreren Seiten. „lebendiger iſt der Vogel mehr wert als wie toter! Aber in den Käfig mit ihm! Fürs Hühnervolk iſt ein einköpfiger Geier ſchon gefährlich, wie erſt ein dreiköpfiger!“

Das Hausthor hielt dem erſten Anſturme ſtand. Da wurden ſchon Leitern herbeigeſchleppt, um zu den Fenſtern hineinzuſteigen. Roter Rauch wirbelte von den brüllenden Lunten empor an die Wände und übers Dachwerk. Zwei Männer thaten einen großen Sack auseinander, um den Mädeljager, wenn ſie ihn gefangen hätten, hineinzuſtecken. Der Winard hatte aus dem Schuppen einen herrſchaftlichen Kobelwagen hervorziehen laſſen. Da hinein, wenn wir ſie herunter haben! Mit zwei fürſtlichen Rößlein will er die böſe Hedwig in ſeine Hütte führen. Das Gejohle rings ums Schloß war ſo wüſte, daß der alte Kammerdiener auf dem Söller vergeblich rief, wen's denn anginge? Den guten Fürſten oder die Majeſtäten, oder ihn ſelber? Wenn ihn ſelber, er trage ſein altes Haupt willig herab.

„Feuer ins Dach!“ Dieſer Ruf war lauter als das Jammern des Alten. Etliche Männer hieben mit Äxten den Brunnenſtänder um und rollten den Trog über, daß das Waſſer, anſtatt Feuer zu löſchen, auf dem Sande dahin ſickerte. Ein Doppelfenſter flog auf, ſo heftig, daß es ſchrillte. Es war oben im Zimmer des Fürſten. Er ſelbſt ſtand am Fenſter, rot beleuchtet von dem Fackelſchein. Er wollte ſprechen, das wurde bemerkt und dumpfer ward der Lärm. Der Fürſt bog ſich heraus, er hatte wieder ſeinen ſchwarzen Rock an. „Liebe Leute!“ rief er. Das Gewoge wollte ſich nicht legen, die Speere ſchlugen klirrend aneinander.

„Mein vielgeliebtes Volk!“ rief er lauter, da wurde es ſtill.

Der Fürſt begann mit bewegter Stimme zu ſprechen: „Ich bin erſchüttert von der Kundgebung, ich bin hocherfreut von dem neuen Beweiſe euerer Liebe und Anhänglichkeit, mit der ihr mir ergeben ſeid. Es iſt das größte Glück eines Fürſten, ſeine väterliche Huld vom Volke ſo gewürdigt zu ſehen. Treu' um Treue! Und ſinniger hättet ihr dieſe großartige Huldigung nicht anbringen können, als heute, an dieſem Abende, an dem ich nebſt dem Fürſtenglücke auch das menſchliche Herzensglück gefunden habe. Und ſchöner glaube ich dieſen Beweis euerer Liebe nicht ehren zu können, als wenn ich euch jetzt euere künftige Herrſcherin vorſtelle . . . .“

„Hört ihr's?“ unterbrachen ſie ihn.

Der Fürſt wendete ſich zur Seite, da ſtand neben ihm ein Weib.

„Die Hedwig?“

„Iſt ſie's?“

„Nicht iſt ſie's. Eine andere, eine Fremde! Seht doch!“

Der Fürſt erhob ſeine Stimme hoch und rief: „Das iſt meine Braut, Ihre Hoheit, die Prinzeſſin Aglaia von Bramburg!“ —

Kein Schuß iſt gefallen, kein Tropfen Blut vergoſſen worden in dieſem Bürgerkriege. Das Volk hatte ſich verloren in die Wirtshäuſer des Reiches. Hatten die Leute zuerſt gleichwohl nicht gewußt, wie ihnen geſchah, ſo ſchlug der finſtere Trotz doch bald in helle Freudigkeit um. Sie hatten ja einen ſo ſchlauen Herrn und eine ſo königliche

Herrin, bei der, wenn die Blütezeit auch ſchon vorüber, doch noch immer nicht Matthäi am letzten war! Wer ſoll da nicht als warmer Patriot eins trinken über den Durſt? — Als der nächſte Morgen tagte, gab es um das Schloß nur zertretenen Raſen mit ſchwarzen Fackelabfällen und manchen Balkenſplitter. Darüber hin ſchritt munter das bräutliche Paar.

„Das iſt ſchnell gegangen, du mein Herz!" liſpelte der Fürſt und legte die zarte Hand der Braut zwiſchen die ſeinen. „Geſtern um dieſe Morgenſtunde haben wir einander noch nicht perſönlich gekannt — und heute —!"

„O, mein Lieber, ich habe dich immer gekannt!" rief ſie hochbeſeelt, „ich habe deiner immer gedacht, mein Herz hat dich immer geſehen, da ich längſt noch nicht wußte, ob es einen Fürſten Othmar giebt. Ich wäre achtzig Jahre alt geworden, ohne einen anderen Mann zu ſehen als dich. Und du?"

Da er nicht ganz befriedigende Antwort wußte, ſo entgegnete er bloß: „Meine Empfindung läßt ſich gar nicht ſchildern." —

Ungut war es dem Fiſcherjungen Winard. Daß er ſeine Hedwig nicht mit fürſtlichen Röſſern in ſein Haus führen konnte, das wurmte ihn kläglich. Und doch war er froh, ſie im Schloſſe nicht gefunden zu haben. Wo aber war ſie denn? Zu Hauſe bei ihrer Mutter nicht, davon hatte er ſich noch in derſelben Nacht überzeugt. Einem Almhirten begegnete er, der wußte zu ſagen, daß er hinten im Hochgebirge dem krummen Zimmermann mit einem jungen Frauenzimmer begegnet wäre. Gegen das Welſche hinüber hätten ſie die Richtung genommen. — So ſauber! Jetzt konnte der Fiſcherjunge auch dem Welſchland den Krieg erklären.

Übrigens kam dieſer neue Feldzug dem Burſchen nicht ungelegen, daheim drohte ihm ja ein Hochverrathsprozeß und drüben am Waldrande ſtand aus alten Zeiten her noch immer ſo etwas, wie ein aufrecht ragender Holzblock mit einem Querbalken. Allein mit leeren Taſchen reiſt ein Schreckenburger nicht ins Ausland. Die halbe Arche Noahs plünderte er und machte ſich damit auf den Weg gen Welſchland. Am erſten Abend ſprach er unterwegs in einer Sennhütte zu. Anfangs unterhielt er die Sennin mit einem behendigen Eichkätzchen, das an der Angelſchnur hängend munter über Winards Achſeln und Haupt ſpazieren ſprang und ſich dann wieder neckiſch in den Rockſack verſteckte. Dieſes poſſierlichen Anblickes wegen tiſchte die Sennin eine Schüſſel Milch auf. Dann langte der Burſch aus der Hoſentaſche ein kleines Schildkrötlein hervor und ließ es über den Tiſch krauchen. Die Sennin war voll Entſetzen über das Tier, welches ſein dreieckiges Köpflein immer weiter vorſtreckte gegen ſie hin; aber aus Achtung für den jungen Fremdling, der ſolche Ungeheuer mit ſich führte, buk ſie ihm auch noch einen Eierkuchen. Nachdem dieſer mit Wohlbehagen verzehrt worden war, geſtand er der Sennin, noch etwas bei ſich zu haben. Er griff in den zweiten Hoſenſack und zog ein feines Garnnetz hervor, in welchem ſich eine graue Schlange ringelte. „Darf ich ſie auslaſſen?“ fragte der Winard, ſie kreiſchte vor Grauſen, da ſagte er: „Ach, das Tierlein thut ja nichts, es iſt bloß eine junge Viper.“ Die Sennin hatte ſich ihr Lebtag mehr mit Kühen und Schweinen abgegeben, als mit Blindſchleichen, und ſo glaubte ſie es ihm getreulich und brachte dem tapferen Tierbändiger zum Nachtiſch noch Weißbrot und ein Töpflein mit goldigem Honig.

Erſt am nächſten Morgen fragte er, ob ſie nicht einen alten krummen Mann mit einem jungen Mädel hätte des Weges gehen ſehen. Ja, ſo ein Paar wäre vor etlichen Tagen vorbeigezogen gegen das mittägige Land hin.

Während der Nacht hatte das Eichkätzchen die Schlange totgebiſſen. So warf der Burſche auch die Schildkröte ins Heu, und leichten Mutes zog er weiter gen Welſchland. Am zweiten Tage ſprach er in einer Kohlenbrennerhütte zu, fing dort Fiſche aus dem Bach und ließ ſie von der Köhlerin braten. Dann lud er das ſchwarzäugige Weib artig zum Schmauſe ein. Am nächſten Tage wußte die Köhlerin ihm zu berichten, der krumme Alte mit dem jungen Mädel ſei erſt geſtern geſehen worden und ſitze unten in der Ölmühle. Die Ölmühle ſtand am Flüßlein Eſonto, und dort fand er den krummen Alten und das junge Mädel. Nur war es nicht der Zimmermann Reimar und ſeine Enkelin Hedwig, ſondern ein welſcher Scheerenſchleifer mit ſeinem Kinde.

Der Winard gehörte zu jenen Trotzköpfen, die nie einen ihrer Irrtümer eingeſtehen und nie umkehren wollen. Diesmal aber war die Überzeugung, daß er auf dem Irrwege ging, zu ſchlagend; doch zur Umkehr konnte er ſich noch immer nicht entſchließen; er ging eine Weile, das Geſicht noch gen Welſchland wendend, rückwärts wie ein Krebs, bis er über einen Maulbeerſtrunk ſtolpernd auf den Rücken fiel. Ein paar Tage ſpäter war er doch wieder im Gebirge, und da hörte er plötzlich von einem Hirten das Wort ausrufen: „Hau, da iſt er ja wieder, der Mädeljäger!“

Der Mädeljäger! War das nicht der Fürſt? War nicht der Fürſt ſo genannt worden? Wahrhaftig — dachte ſich der Burſche — das ſtimmt auch bei mir! Bei mir vielleicht ganz beſonders, wie ich ihr nachjage ſeit einer Woche! Ihr und ſo weiter. — Jetzt fing er ſachte an, ſich zu ſchämen. Wieder den Weg hatte er verloren in der Waldwildnis, mißmutig bei einer Pechbrennerklauſe kehrte er zu, einen Löffel warmer Suppe erbittend. In der Klauſe ſaß der alte Reimar und zimmerte an einer Wiege. Dieſe Wiege, ſo klein ſie war, brachte den Winard ſchier aus der Faſſung. „Wo iſt die Hedwig?“ ſchnob er.

Der Alte ließ ſeine Hand mit dem Schnitzger auf dem Knie ruhen und antwortete: „Winard, das ſag' ich dir nicht. Ihr habt gerauft um ſie, ſo ſollt ihr's keiner kriegen. Ich hab' das Mädel gut verſteckt, du findeſt es nicht. Der gnädige Herr auch nicht.“

„Der hat ſchon eine andere. Der heiratet eine alte Prinzeſſin. Und ich muß die Hedwig haben!“

„Mußt ſie haben? Na, dann iſt's was anderes. — Mädel!“ rief er durchs Fenſterlein in den Wald hinaus. Sie war gerade bei den Pechersleuten unter dem Baume. Blieb aber nicht kleben an dem Baumſtamm, der von Holz war, ſprang dem Burſchen an den Hals, der von Fleiſch und Blut war.

Jetzt iſt die Geſchichte aus. — Wie? Die Wiege geht euch noch im Kopfe um? Fürs Pecherpaar hat er ſie gezimmert. — Aber ſollen ſie denn hocken bleiben beim Pecherpaar in der Waldhütte? Am Tage, als Erzfürſt Othmar der Gütige mit ſeiner geliebten Braut Hochzeit hielt, erging eine allgemeine Amneſtie für politiſche Verbrecher. Es war nur einer vorhanden, und ſo wurde der Fiſcherjunge Winard jubelnd begrüßt, als er mit ſeiner Hedwig zurückkehrte ins heimatliche Fürſtentum.

◆

Das Bußjoch.

Wir waren gerade vom Standesamt gekommen. Mein [illegible] Freund, der Volksſchullehrer Hansmaning, hatte ſich verlobt und die eine Ecke des Heiratskontraktes guckte munter aus der Bruſttaſche hervor. Fabelhaftes Glück! Die Braut war eine ſtattliche, reiche Bauerntochter und das that inſonderheit einem armen Schulmeiſter wohl, der ſchon in Gefahr geweſen, ſein Leben an eine arme Putzmacherin zu verthun. Das arme Dirndel war zwar nicht übel geweſen, aber ihr fehlte die Tugend, die heutzutage allein ſelig macht, das Geld. Die Riedelgartner Tochter war ſehr — tugendhaft. Doch als wir — ich war als Zeuge mit dabei — jetzt im Wirtshauſe bei einem kleinen Feſtmahl ſaßen, gab es ſchon Verdruß. Die Braut ſchob ihren Teller von ſich und weinte. Die Mutter der Braut tranchierte heftig an dem Schweinsbraten herum und plötzlich rief ſie grell aus: „Ich bedank mich! Wenn's ſo bettelhaft hergeht, mag ich gar nicht dabei ſein!“ Der Riedelgartner als Brautvater trank auf einem großen Zuge den Maßkrug leer, ſetzte ihn auf den Tiſch hin und ſprach unter heiſerem Lachen: „Mir kann's recht ſein. Bleibt das Geld im Sack.“

Der Bräutigam hatte nämlich den Wunſch ausgeſprochen, keine große Hochzeit, wie ſie in der Bauernſchaft

Brauch und Sitte iſt, zu halten, ſondern im Kreiſe der nächſten Verwandten ein kleineres, aber feines Mahl ohne viel Ceremonien zu begehen. Ich weiß es nicht ſicher, ob mein Freund aus Beſcheidenheit auf ein großes Hochzeitsfeſt verzichtete, es kann auch ſein, daß er vor ſeinen ſtädtiſchen Verwandten nicht gerne mit der ausgedehnten und ſehr mannigfaltigen bäuerlichen Sippe prunken mochte.

Als nach den obigen Ausrufen ein unheimliches Schweigen eingetreten war, wobei nur die Meſſer und Gabeln klapperten, hätte mein junger Schullehrer ſehr bequem Zeit gehabt, ſeinen ausgeſprochenen Wunſch zu widerrufen; er that's aber nicht, ſondern zog es vor, ſich durch Speiſe und Trank für künftige Ereigniſſe zu ſtärken.

Auch die dicke Knödelgärtnerin, die Brautmutter, hatte ſich beruhigt, begann aber von ihrer eigenen Hochzeit zu erzählen, wie das noch eine andere Zeit war, vor ſechsunddreißig Jahren. „Nicht weniger als hundertundfünfzig Hochzeitsgäſte, ſechs Muſikanten, zwölf Pfund Pulver! Fünf Paar Kranzeldirnen und Junggeſellen. Drei Mahlzeiten zu ſieben Gängen! Bettelhaft war's nicht zugegangen dazumal! Wo die armen Dinger (ſie meinte die Brautleute) eh nur einen einzigen Ehrentag haben, ihr Lebtag!“

Die Braut verdeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und brüllte laut auf vor Schmerz, darüber, daß ihr der ſchönſte Lebenstag ſollte verdorben werden. Wo ſie den feinen Herrn Lehrer als ihren Mann hätte aufführen können den neidiſchen Jugendgeſellinnen, unter Pfeifen und Geigen! Wo unter Pulverknall die Hochzeitsreden wären gehalten worden an die ehrſame, engelsſchöne Jungfer Braut! Wozu ein Mädel nur heiratet, wenn all die guten alten Bräuche und Ehren und Hochzeitsgaben abkommen? Am beſten, wahrhaftig, wenn man ſchon geſtorben wäre! Meiner Seel', das Begrabenwerden macht ſchon bald mehr Aufſehen und Luſtbarkeit als das Heiraten …

Der Bräutigam ſuchte zu beruhigen, und obwohl ich ihm ein ums andermal unter dem Tiſch auf die Zehen trat, doch um Gottes willen nicht gleich das erſte Mal nachzugeben, begann er ſachte einzulenken. Hielt er es nicht für die Aufgabe eines heiratenden jungen Mannes, ſein Weib glücklich zu machen? Und wenn die Seine ſchon einmal ſo iſt, daß ſie weniger des Bräutigams, als einer ſchönen Hochzeit wegen heiratet, nun ſo darf man ihrem Glücke nicht im Wege ſein, beſonders wenn ſie ſo tugendhaft iſt, wie die Luzia mit ihrem Heiratsgut von ſechstauſend Gulden! Der Schullehrer wollte alſo ſchon — — horch auf!

Aus dem Hofe herauf, zum Fenſter herein kam ein weicher Klang. Da unten ſtand eine merkwürdige Geſtalt und blies auf der Flöte eine gar wehmütige Melodie.

„Das iſt der alte Joch-Jackel!“ rief ich aus.

„Geh, plauſch nit!“ ſagte die Brautmutter, „der Joch-Jackel wird's ſein! Der ſchon ſeit Jahr und Tag im Grab liegt!“

„So ſchauet doch hinab! Er iſt es. Mit ſeiner Kutte, mit ſeinem Halsjoch — der Joch-Jackel, kein anderer!“

Ein Menſch, der aus dem Grabe aufſteht, um dem verlobten Paare ein Ständchen zu bringen! — Da hob ſich denn auch der Bräutigam von ſeinem Sitze. Der war noch nicht lange im Orte und wußte nichts von dem Joch-Jackel.

„Das iſt ein Sonderling,“ belehrte ich ihn kurz.

„Das Betteln iſt ihm zu lumpig, da geht er als luſtiger Spielmann um, pfeift vor den Hausthüren ſeinen Hunger aus und wer ſich mit ihm einläßt, dem weiß er allerhand Mähren und Schalkereien zu ſagen; das trägt etwas für den Durſt, denn Spielleute, du weißt es ja.... Bei Hochzeiten ſtellt er ſich beſonders gern ein und je reicher und angeſehener das Brautpaar iſt, deſto trauriger iſt ſein Blaſen. Bei armen Leuten weiß er luſtige Stücklein. — Vor Zeiten iſt der Jackel ſelbſt ein reicher Bauer geweſen. Jedoch unglücklich verheiratet. Den Sack voll Thaler, aber die Wangen voll Kratzer, anders hat man ihn nicht herumgehen ſehen. Und am großen Hofe kein Mitrecht als die Sorgen. Im Steuerbüchel der erſte, im Hauſe der letzte. Zeitweiſe ſoll er im Hundskobel genächtigt haben, weil ſeine Eheliebſte vor ihm das Hausthor verriegelt hatte. Sie war älter als er und darauf hatte er die Rechnung geſtellt, als er ſein Jungdirndel verließ und den großen Bauernhof heiratete. Nach vielen Jahren endlich konnte er ſie auf den Kirchhof tragen laſſen, aber nun war auch er alt, unbegehrt und zu nichts mehr nutz, als den verkommenen Hof an die Gläubiger abzutreten und ſich auf luſtige Spielmannſchaft zu verlegen. Auf der traurigen Flöte blies er manchmal die übermütigſten Walzer und Juchezer. Das kann kein anderer, das kann nur der Jackel. Er lebte auf; ſein Lebtag, ſagte er gern, ſei es ihm nicht ſo gut ergangen denn jetzt als Muſikanten vor den Thüren der ſchönen Bäuerinnen. In einem talarartigen Rock ging er umher; das that er, um in Demut den inneren Menſchen zu verbergen. Der Zuſtand ſeines Beinkleides und Hemdes war ihm allein bekannt. Am Halſe trug er ein Holzjoch. Das war ein

Gelöbnis. Als dazumal ſein Weib auf dem Tode krank lag, hatte er das Gelübde gethan, wenn's einen guten Ausgang nähme, ſein Lebtag lang zu Buß und Dank ein Holzjoch zu tragen um den Hals. So ward er der Joch-Jackel genannt. Er bettelte mit der Flöte in der Gegend herum, und flötete manchmal auch hinüber in die Nachbarthäler. Bisweilen vergingen Wochen und Monate, ohne daß der wunderliche Alte geſehen wurde, es war auch blutwenig Nachfrage nach ihm — und endlich hieß es, er ſei geſtorben.

Mein Schulmeiſter nahm an dieſer flüchtigen Erzählung wärmeren Anteil, als es ſich für einen Bräutigam ſchickt, für den es im Himmel und auf Erden nichts giebt und geben darf, als die Eine, die Schönſte, die Liebſte, die Beſte, die Braut. Er winkte gleich am Fenſter, der Alte möge herauf kommen. Als der Spielmann zur Thür hereinhuſchte, drehte ſich das Joch, mit dem er an den Thürpfoſten ſtieß, wie eine Spule. Das Ding war aus vier armlangen Holzbalken zuſammengenagelt, ſo daß es einen frieſigen Kranz bildete um den runzligen Hals. Lautlos huſchte er gegen den Tiſch her; ſeine Füße, ſoweit man ſie unter der verſchwiegenen Kutte ſah, waren in Lappen aus Pferdekotzen gewickelt. „Gelt!“ rief er mit ſeinem hellen dünnen Stimmlein dem Bräutigam zu. „Gelt! eine ſolche Halskrauſe haſt du noch nicht oft geſehen? Iſt aber lange nicht das härteſte Joch. Die aus Fleiſch und Blut, ſollt man meinen, wären leichter und weicher. Wer's glaubt! Ich nit.“

„Ich will dir für den Winter ein Paar Schuhe geben, Jackel,“ ſagte der Brautvater.

„Vergelt's Gott, Riedelgartner, du Braver, du Großmächtiger! Haſt ihrer keine, die ſo lind und warm wären, wie die da." Dann zog er feierlich ſeinen breiten Schlapphut vom weißen Köpflein, ſetzte ſich faſt flink an den Tiſch, faßte den erſtbeſten Krug am Henkel, ſchob ſich das Joch zurück und trank.

„Aber Jackel!" rief ihm die Großbäuerin an, „jetzt haben wir alleweil gemeint, du wäreſt ſchon geſtorben!"

„War's auch, war's auch," antwortete der Alte und hielt ihr den leeren Krug unter die Augen. „Da drin iſt's finſter."

Der Bräutigam goß das Gefäß wieder voll und nach dem zweiten Trunk wurde es auf dem fahlen, kaum fauſtgroßen Runzelgeſichtlein des Spielmanns ganz feierlich, wie es ſich ſchickt für einen, der aus der Ewigkeit zurückkommt zu den Menſchenkindern.

„Was iſt denn mit dir?" fragte die Bäuerin.

„Neugieriges Weibsbild!" brummte der Alte, dann trank er noch einmal, ſchob das Joch um, daß es tanzte auf den Schultern. „Wie ich geſtorben bin, willſt du wiſſen? Soweit chriſtlich. Nachher haben ſie mich auf die lange Bank gelegt. Kennſt ſie, die lange Bank? Gut liegen iſt's drauf. Die Leut zünden das Licht an, ſtellen das Weihwaſſerſchüſſerl mit dem Zypreſſenzweigl dazu und ſuchen meine Hoſenſäckeln aus. Teufl! denk' ich mir, das ſcheint ernſt zu ſein — biſt geſtorben. Der Totengräber macht ſchon das Loch auf in die andere Welt hinüber, — neben meiner Alten ihrem Grab. Da hat's mich einmal geſchaudert."

„Aber Jackel!" unterbrach ihn jetzt die Braut, „ſo trink und nachher d'erzähl lieber was Luſtiges. Trauriges hat eins eh genug auf der Welt!“ Der Stich galt dem Schulmeiſter mit ſeiner Hochzeit ohne Muſik.

„Laß nur Zeit, Jungferbraut,“ ſchmunzelte der Alte, „es kommt ſchon auch luſtiger.“

„Spann dich doch einmal aus, Jackel,“ ſagte ich und wollte ihm ſein Joch über den Kopf ziehen. Er hielt es mit beiden Händen feſt: „Das iſt mein Schutz und Schirm. — Wie viel Krügeln hab ich ſchon getrunken, Leut?“ fragte er plötzlich.

„Nur zu, Jackel, iſt dir wolvergunnt.“

„Das Erſte? No, dann hat's keine Not. Erſt beim Dritten lüg ich die Leut' an.“

Ein echter Spielmannszug aus dem Kruge und dann fuhr er fort: „Meiner Seel, jetzt hätt ich bald auf meine Seel vergeſſen. Die hat ſchon geglaubt, ſie iſt ein Engel und fliegt durch das ſchwarze Loch hinaus gegen Himmel zu. — Oho, Jackel! ſchreit einer und iſt ein fuchsteufelswilder Kerl da. Mit dem Himmel wär's nichts. Ich ſollt nur ein Biſſel nachdenken. In [illegible]en Zeiten! Jungerheit! Ob mir kein ſeines Dirndl thät einfallen, ein Dirndl mit krauſem Haar, zu der gern ein junger ſeſcher Burſch gekommen iſt in den Samstagnächten. Und ihr das Heiraten verſprochen. — Herr Jeſſes! denk ich, das iſt die Nähterin. Die gute liebe Gundel, die ich nachher verlaſſen hab, weil ſie blutarm iſt geweſen. Dieweil ich mit meiner reichen Braut bei der Hochzeit hab gejuchezt und getanzt, iſt ſie in der kalten Nacht drauſſen beim Lindenbaum gelehnt und hat geweint. Und iſt bald darauf ſterben gegangen. Herrgott, wenn das noch auf der Tafel ſteht, wird's freilich nichts ſein mit dem Himmel. Jetzt denkt euch, Leut, iſt mir mit einem Mal weniger um den

Himmel geweſt, als um das Dirndl. Und hat's ſchreckbar heiß in mir gerufen: Du armes Dirndel, du liebſtes Dirndl! Wenn ich nur bei ihr kunnt ſein! — Soll ich dich führen zu ihr? fragt der Schattenmann, 's iſt halt eine unangenehme Ortſchaft wo ſie wohnt. — Iſt alles eins, ſag ich, führ mich zu ihr. Sie iſt in der Höll, ſagt er. — Hol's der Teufel, ſag ich, mit deinem langweiligen Herumreden, zum Dirndl, führ mich! — Nachher ſind wir abgefahren. Durch eine dunkle Felſenſchlucht hinab, in der Tiefe hat man bald den Feuerſchein geſehen. Und wie wir ganz hineinkommen, — na, gute Nacht! Ein Feuerofen, ſo groß, daß man den Untersberg hätt hineinſtellen können. Iſt aber ſchon ein anderer Berg drin geweſen, ein lebendiger, mit hunderttauſend zuckenden Händen und Füßen, Rümpfen und Köpfen, die kläglich gewinzelt haben vor lauter Feuersbrand. — Das iſt die erſte Höll, ſagt mein finſterer Mann zu mir, da kochen und braten lauter junge Liebesleut, die einander verführt haben und nachher untreu geworden ſind. — Das Dirndl kann nit da ſein! ſchrei ich auf, untreu iſt ſie mir nit geworden. Ich bin ihr untreu geworden. — Sie iſt auch nicht da, ſagt er, und du mußt tiefer hinab. — Nachher ſind wir in die zweite Höll gekommen: da iſt's mauerfinſter und ſchon von weitem hört man ein Geklapper, als ob tauſend Mühlen thäten gehen. — Was iſt denn das? frage ich und überkommt mich ein Schüttelfroſt wie beim Nervenfieber. — Das iſt das Zähneklappern der Eheleut, die aus Habſucht und Eitelkeit geheiratet haben, ſich ſpinnefeind geworden ſind, ſich gepeiniget haben bis aufs Blut und doch nicht auseinander gegangen ſind. In dieſer kalten Finſternis müſſen ſie ewig heulen und zähneklappern und ſich zerfleiſchen. — So heiß die Liebesleuthöll iſt geweſt, ſo kalt iſt die Eheleuthöll. Das Herzblut hat mir geſtockt und unbeſchreiblich angſt iſt mir geworden, als ſchier jeden Augenblick die eiskalte Hand meiner Alten auf mich hergreifen und mich hineinzerren in die Finſterniß zu dem ewigen Klappern. — Von Rechtswegen wärſt du hier zuſtändig, ſagt mein Führer, doch wenn du deinen Schatz ſehen willſt, ſo mußt du noch tiefer. — Aber mein Gott! ruf ich aus, noch tiefer? Was hat denn das arme Madel angeſtellt, daß es in die unterſte Hölle iſt verſtoßen worden? — Darauf ſagt mein Schattenmann: O, Menſch! Freilich iſt's die größte aller Höllenpeinen, die ein betrogenes Kind muß leiden, wenn der Liebſte ihr iſt unhold geworden mit einer andern!"

„Trink, Jackel," unterbrach der Großbauer faſt gerührt und wehmüthig den Erzähler. „Trink, Jackel! du biſt ja ganz aufgeſchreckt! Thu dich laben."

Der Alte hielt zwei Enden der Jochbalken in ſeinen dürren braunen Händen, als wollte er ſich daran feſtklammern, und ſagte ganz heiſer: „Narr, jetzt lüſt's mich nach keinem Trinken. — Jetzt kommen wir hinab in die dritte Höll. Da iſt in dem Felſen ein enges Pförtlein und mein Führer pocht mit ſeiner Knochenhand. Hör ich drinnen eine liebe Stimm: Biſt du's, Jakob? Geht das Thürlein auf und ſitzt ſie drin gar heimlich im ſonnenlichten Stübel beim Nähtiſch, und ſind zwei ſchneeweiße Betten mit roſenroten Kiſſen. Die Gundel! Mit ihrem guten Geſichtel ſchaut ſie mir entgegen und ſagt in ſtiller Freude: Endlich biſt da. Ich hab's ja gewußt, daß du meiner nicht wirſt vergeſſen, daß du mich wirſt ſuchen durch Graus und Pein, und daß du wirſt kommen. Ich hab's ja gewußt und auf dich gewartet. Schau, mein lieber Knab, ich hab derweil das Hochzeitskleid genäht, hab' alles bereitet, wenn du kommſt, daß es dir gut ſoll ſein, bei mir. So komm, mein lieber Mann, komm doch herein! — Und jetzt, wie ich auf die ſüße Red hinein will in das traulſame Stübel zu ihr, da geht's nit. Am engen Pförtlein ſpießt ſich mein Halsjoch und ich — Mein Gott, mein Gott, ich kann nit zu ihr . . ."

Und wie der Alte das erzählt, da gröhlt er auf und rüttelt an ſeinen Jochbalken, als wollte er ſie ſich vom Halſe reißen. Dann ward er ruhig und ſchluchzte ſtill vor ſich hin und plötzlich rief er wieder aus: „'s iſt der Liebſten Kämmerlein, und ich kann nit zu ihr!"

Jetzt hob der Bräutigam ihm den Krug entgegen: „Stärkt euch, armer Mann, und dann erzählt mir endlich auch etwas Anderes. Ihr ſollt ja ſo viel wiſſen."

In den alten grauen Augen noch die Tropfen, ſo lachte er nun hell auf, mir ging es hart ins Herz, dieſes Lachen. Aber er wurde faſt heiter, that einen herzhaften Zug, und noch einen, hob den feuchten Krug in die Luft und mit ſchalkhaftem Augenzwinkern fragte er: „Iſt's der Dritte? Wenn's der Dritte iſt, nachher kommt der Himmel. Na alſo. — Geſehen hat ſie, ſagt der Schattenmann und jetzt vorwärts! — Ihr heiligen vierzehn Nothelfer! muß ich noch tiefer hinab? — Laß gut ſein, ſagt er, es geht bergwärts. Wirſt dich wundern, ſagt er, daß dir das Loch noch offen iſt hinaus aus der Höll, verdient hätteſt es zwar nit. Aber dein Halsjoch! — Ihr Leut, das Jöchel da hat mich gerettet! — Darauf hat er mich allein gelaſſen und ich bin auf dem Himmelsſteig. Leicht iſt er nit zu finden, im Wolkennebel, der Steig. Immer einmal bin ich ſeitlinks gekommen, auf der breiten Straßen thalab. Da nit, denk ich bei mir ſelber, das ging wieder gefehlt, mußt dich mehr rechterhand halten. So bin ich endlich oben und ſteh vor der Himmelsthür. Der heilige Sankt Petrus kennt mich gut, noch von meiner Apoſtelwallfahrt her, wo ich ihm eine Pfundkerze geopfert hab. — Biſt da, Jakob? ſagt er, iſt ſchon alles hergerichtet, für dich, drin im Himmel, du haſt ihn wohl verdient, bei meiner Seel. Aber raſieren mußt du dich laſſen vorher, ſonſt möchten ſich die Englein ſauber derſchrecken. — Leut, und jetzt hab' ich keinen Kreuzer Geld bei mir, ein einziger Hoſenknopf von Meſſing iſt vorhanden, vom Reithanſel als Almoſen, den ich in der dunklen Lauben für einen Groſchen hab gezählt. — Du haſt dein Vergeltsgott dafür gegeben, ſagt der Petrus, ſo wird er ihm auch wert ſein, ich will dich raſieren. Thu jetzt nur einmal dein Holzjöchel vom Hals und ſetz dich auf den Schemmel. — Wohl, wohl, richtig wahr auch — beim dritten Krug! Und nachher wie er mich mit Seifen einreibt und an ſeinem ledernen Hoſenträger das Meſſer wetzt, thuen wir ein biſſel tratſchen allzwei, der Sankt Peter und ich. — Sackerment, ſag ich, mich gefreut's, daß ich in den Himmel komm! — Ich glaub's, ſagt er, wirſt Bekannte finden drin. — Bei meinem Nachbar, beim Baſtian, der kürzlich geſtorben iſt, möcht ich ſitzen, ſag ich, ſind in der Kirche auch nebeneinander geſeſſen. Aber gebetet hat er fleißiger wie ich; mir ſind alleweil die weltlichen Gedanken gekommen. Ich wäre halt zu wenig fromm, hat der Baſtian oft gemeint, ſo fleißig wie er ſollt ich beten; nicht aufs Weltliche denken, nur aufs Himmliſche, ſagt er, der Baſtian; ſo fromm wie er ſollt ich ſein, ſonſt wär's nix. Der wird gewiß einen gar vornehmen Platz haben im Himmel! — Sagt der Petrus: Der Baſtian iſt gar nit drinnen. Dieweil er in der Kirche iſt geſeſſen und nicht aufs Weltliche hat gedacht, haben bei ihm zu Haus ſeine Knechte die Töchter verführt. Auf ſeinem Himmelsſtuhl ſitzt der alte Hauſierer Mauſel, den die Leut überall aus dem Haus geſtoßen haben und der im Straßengraben hat ſterben müſſen. — So ſo, ſag ich, der alte Mauſel iſt im Himmel. Aber wenn der Hauſierer ſchon einen ſo guten Platz hat, was wird erſt der Kraulerknaſſ, der reiche Großbauer, der alle Jahre hundert Gulden an die Armen hat verſchenkt, was wird erſt der für einen Palaſt haben! — Sagt der Petrus: Der Kraulerknaſſ? Der iſt gar nit drinnen. Dieweil er hundert Gulden hat Almoſen gegeben, hat er um tauſend Gulden Leut betrogen. Auf ſeinem Stuhl ſitzt ein Weibsbild, eine gar gute Bekannte von dir. — Bin ich gleich ein wenig erſchrocken. — Du, ſagt der Petrus, wenn du nit ſtill halten willſt, ſo werden wir Malheur haben! Bei einem Haar hätt ich dir das Ohrwaſchel weggeſchnitten! — Will doch lieber mein Joch wieder umnehmen, ſag ich und greif darnach. — Geh, laß dös ſein, ſagt der Petrus, das Ding brauchſt jetzt nimmer, hat dich eh' ſchon ganz wund gerieben auf den Achſeln. — Du redeſt da von einer guten Bekannten? ſag ich und will mir der Atem ſtehen bleiben vor lauter Angſt. — Sagt er: Sei getroſt, Jakob, es iſt alles gut, eure Seſſel ſtehen da drinnen im Himmel, nah' bei einander hinter dem Backtrog beim Ofen. So, der Bart iſt weg, jetzt biſt wieder ſauber, jetzt geh hinein zu deinem lieben Eheweib. — Lang kann ich mich nit derfangen vor Schrecken. Endlich ſag ich: Petrus, du ſprichſt von einem Eheweib. Du wirſt mich verkennen, ich hab da heroben kein Eheweib! — Du biſt ja der Joch-Jackel, ſagt er, der einmal Großbauer iſt geweſen. Du haſt wohl eins heroben, ein beſſeres Hälftl. — Macht dabei ein ſo pfiffiges Geſicht, daß ich ſchon hätt mögen aus der Haut fahren, wenn ich in einer dringeſteckt wär. Ich verfang mich und ſag ganz ruhig: Ein Irrtum oder verlogen. — Jetzt wird er ſcharf und ſagt, ich ſollt mich hüten! — Aber mein Gott, ſchrei ich auf, die Alte? Die alte Raſſel mit den geſpitzten Fingernägeln? Iſt möglich, daß die im Himmel iſt! — Ja, mein Lieber! ſagt der Thorwartl, ſie ſelber möcht es ſchwerlich vermacht haben. Aber deine guten Werke, die du für dein verſtorbenes Weib verrichtet haſt! daß du's nur weißt, Jakob, dein Bußjoch hat ſie erlöſt. — Wie? Was! begehr ich auf, mein Bußjoch? Das Holzjoch da, das ich getragen hab viel Jahr und Tag in aller Demut und Geduld? Aber um Gotteswillen, das iſt ja ganz anders vermeint geweſt. Wie ſie auf den Tod krank iſt gelegen, da hab ich mir's angelobt: Mein Lebtag lang ein Halsjoch will ich tragen, wenn es gut ausgeht. Gut ausgegangen iſt's, und am ſelbigen Tag, wie wir ſie in die Erden haben hinabgethan, und das Loch zu und einen großmächtigen Stein darauf, da bin ich in die Holzhütten und hab mir aus Birkenäſten das Joch gezimmert und hab den Kopf hineingeſteckt und hab's um den Hals getragen aus Freud und Dankbarkeit, daß ich erlöſt bin. Und jetzt! Jetzt ſchaut's aus, als ob ich juſt deswegen, juſt weil ich das Bußjoch ſo lang und ſo geduldig hab getragen, wieder zu ihr ſollt müſſen! — Der kalte Schweiß ſteht mir ſchon auf meiner armen Seel. Nein, Petrus, ruf ich, du liebſter Patron, jetzt mag ich nit hinein in deinen Himmel, ſo viel von ſeiner Glückſeligkeit auch geſagt wird! Da geh ich lieber wieder zurück in meinen alten Leib. Der iſt zwar ſchon über und über nichts mehr nutz, zwicken und ſtechen und reißen thut's, die Gicht und Gall' in allen Gliedern, daß man frei immer einmal winſeln möcht, wie ein getretener Hund, aber lieber iſt's mir noch in dem alten Marterkaſten unten auf der Erden, als wie da drinnen bei der. — Der heilige Sankt Peter zuckt ſeine Achſeln und ſagt: Ich kann dir nit raten und kann dir nit abreden. Wenn du aber wirklich zurückwillſt, ſo mußt gleich gehen, eh ſie dir deinen Knochenſchragen ins Loch ſtecken. — Darauf ich wieder mein Jöchel um den Hals und eilends davon. Arg derſchrocken ſollen die Leut ſein über den Gräuel, wie mein Leichnam mit dem Fuß anhebt zum Zucken, wie er die Arme rührt, den Ellbogen krumm biegt und ſich langſam aufſetzt. Da rühr ich den Mund und ruf: Schreck euch nicht, liebe Leut, das iſt noch gar nichts. Der größte Gräuel iſt da oben. . . .“

So hat er erzählt, mein Hans Sachs in der Bauernjoppe, hat wieder ſein Joch umgeſchoben, daß es tanzte auf den Achſeln und hat den Krug geleert.

„Das iſt der dritte, gelt?“ bemerkte jetzt der Brautvater. „Man hat's wohl gemerkt. Fabelhans du!“

Darauf hat der Alte auf ſeinem fauſtgroßen Geſichtlein allerhand Zeichen ſpielen laſſen, als wollte er ſagen: Jeder hat's, wie er's nimmt.

Die Weibsleute waren etwas mißmutig und meinten, der Jackel gehe gewiß hinüber ins Oberthal; wenn er nicht in den Regen kommen wolle, ſo müſſe er gleich gehen, es werde ganz duſter. Der Alte erhob ſich in ſeiner dürren Eckigkeit, zog über den Bauch die Kutte zuſammen und ſagte ganz leiſe: „Der vertrackt' Mantel da wird alleweil weiter!“ Die Bauersleute wollten es nicht verſtehen. Der Schullehrer aber nahm von den Tellern Brot und Braten, wickelte die Sachen in einen ſchönen Papierbogen und ſchob ſie dem davontorkelnden Joch-Jackel in den Sack.

„Jeſſes, Schulmeiſter, was treibſt du denn?“ fuhr der Brautvater auf. „Schaden haſt gethan! Im Papier haſt dich vergriffen! Der Heiratskontrakt! Den uns der Notar heut' aufgeſetzt hat! In den Heiratskontrakt haſt du das Schweinerne gewickelt!“

„So!“ ſagte der Bräutigam, — noch verwundert that der Schelm —: „In den Kontrakt? Ah, das iſt fatal! Zum Glück iſt er noch nicht unterſchrieben geweſen.

Seine Zerſtreutheit ſtammte von der Erzählung des alten Fabelhanſen her. — Die reiche böſe Bäuerin, die dem guten Jackel ſogar den Himmel verleidet! Und die arme verlaſſene Näherin mit dem treuen Herzen und mit dem heißen Leide drin, das ſo groß, ſo unbeſchreiblich groß iſt, wie die Pein in der Hölle! — Das ſtimmt auch bei anderen.

Der dicke Riedelgartner lud ein, ſich um den Tiſch wieder gemütlich zu machen und die bevorſtehende Hochzeitsfeierlichkeit des weiteren zu beſprechen. Der Schullehrer jedoch ſetzte ſich nicht mehr hin, ſondern ſtellte ſich in aller Artigkeit vor die Braut und ihre Mutter und ſprach: „Eben wegen der Hochzeit, wie ſie mir recht geweſen wäre, hat die Jungfer bitterlich geweint. Wie unglücklich müßt ſie erſt ſein in einer Ehe, wie ſie mir recht wäre! Unglücklich machen will ich die Jungfer nicht.

Ich für meinen Teil will kein Bußjoch tragen, ſei es von Birkenholz oder von Menſchenbein. Die Jungfer wird's wohl auch ſo meinen. Behüt Gott!“

Und ging noch am ſelbigen Tag zur armen Putzmacherin, die ſeine erſte Liebe geweſen war und nun — allem Anſchein nach — auch ſeine letzte ſein wird.

Ein halb' Dutzend Schelme.

Es dunkelte der Abend einer Dreikönigsnacht. Der Radmacher Malchus Kirſchkern war in einer ſehr gehobenen Stimmung, denn er wollte in dieſer Nacht zu ſeinem Schatz gehen. Zu welchem? Denn er hatte zwei Schatze, oder Schätze oder Schätzer — wie ſagt man denn? Der eine war die junge Maid im Kugelkumpfhof, der andere war ſchon begraben. Aber gerade zu dieſem wollte der Malchus gehen und ihn ausgraben mit ſamt dem eiſernen Topf, in dem er ruhte. Wenn er dieſen Schatz hebt, dann kann er den anderen heiraten. Vergraben ruht er im Schachen hinter der Flachsdörrkammer, unter dem alten Ahorn bei der Wolfsgrube, wo der Laubhaufen liegt. Schon im Herbſte hatte der Malchus dürres Laub dort aufgehäuft, damit der Boden nicht zu arg ſollte frieren können, denn heben kann man den Schatz nur mitten im Winter, in einer der drei Rauhnächte — am beſten in der Dreikönigsnacht. In dieſer Nacht iſt der Teufel beſoffen. In der Chriſtnacht wäre er hungerig, in der Neujahrsnacht durſtig, bis zur dritten Rauhnacht aber hat er ſchon ſo viele Seelen und Geiſter von Schatzgräbern und Hexern vertilgt, daß er ſatt und beſoffen iſt.

Vorbereitet iſt der Malchus mit Roſenkränzen, Weihwaſſer und Amuletten, hat ſich auch kräftige Wehrſprüchlein eingelernt und anderlei Vorſichtsmaßregeln getroffen, die ein Schatzgräber bedarf. Wenn er gegen Mitternacht in den Schachen hinausgeht, wird ihm die Mutter nachrufen oder die Maid im Kugelkumpfhof, oder eine andere bekannte Stimme — wahrſcheinlich aber die Maid im Kugelkumpfhof. Er ſoll ja nicht etwa umſchauen, ſonſt iſt alles verſpielt und der Teufel hat Macht über ihn. Es iſt ſchon recht, daß der beſoffen iſt, aber ſchließlich, — kann nicht auch ein beſoffener Teufel unangenehm werden? — Nun, hoffentlich gelingt's, wollen es verſuchen in Gottes — Halt! Zu Gottesnamen darf man nicht ſagen. Es iſt ja eigentlich blitzdumm, daß der Menſch nicht einmal Gott anrufen ſoll bei ſo was Wichtigem. Aber es iſt ihm geraten worden, er ſoll's nicht thun. Gott könnte Unrecht verſtehen und es für einen Frevel halten. — Gott bewahre, ein Frevel, das iſt es nicht. Es iſt ſein heiliger Ernſt, daß er den alten großen Schatz, der ſeit dem Hunnenkrieg vergraben liegt unter dem Ahorn, heben will.

O du braver, tapferer Malchus Kirſchkern du!

Genau am nämlichen Abende war es, daß in der Strohkammer beim Blahwind ſechs Burſchen beiſammen hockten und eine Spitzbüberei ausſannen. Der Rüppel, des Blahwind Sohn, war dem Malchus nicht ganz hold — wahrſcheinlich der Maid im Kugelkumpfhofe wegen — und gegen den will er heut was anſtiften.

„Aſo, ſeid's dabei?“ fragte er die Kameraden.

„Wohl,“ ſagte der Thoma.

„Wohl!“ ſagte der Tripiel.

„Wohl!“ ſagte der Hartel.

„Wohl!“ ſagte der Zingg.

„Ich will erſt wiſſen, was es giebt?“ ſagte der Steff.

„Einen Mohrenſpaß giebt's," belehrte der Rüppel. „Soll man dir denn alles zweimal ſagen, Steff?"

„Ich bin vorhin nit dageweſt," antwortete der Steff.

„Er iſt vorhin nit dageweſt," beſtätigten die anderen. „Der Salinen-Kaſpar iſt dageweſt. Der thut aber nit mit."

„Soll er's bleiben laſſen."

„Weil morgen ſein Namenstag iſt, ſagt er."

„Soll er's bleiben laſſen. Wir richten's auch ohne ſeiner."

„Was giebt's denn alſo eigentlich?"

„Den Radmacher wollen wir foppen," ſagte der Rüppel zum Steff.

„Gut iſt's, da bin ich dabei. Wenn wer gefoppt wird, da bin ich allemal dabei."

„Schau einmal, da haben wir die Kienrußbüchſen."

„Einem Schnurrbart anmalen?"

„Was lauter! 's handelt ſich ja um kein Fenſterlngehen. Das ganze Geſicht ſchwarz machen. Teufel machen. Weißt? Hörſt? Verſtehſt? Der Radmacher Malcherl geht in der heutigen Nacht wieder einmal Schatzgraben. Bei dem Ahorn im Schachen hinter dem Flachsdörrofen, wo wir ſchon einmal den Hirſen-Ferd haben gefoppt. Hat mich angeredet, daß ich ſoll mitgehen. Na du! ſag ich, thät mich vor dem Teufel fürchten. Ich nit, ſagt er, der Malcherl, aber beim Graben, daß ich wen brauchen thät. Haſt du keine Kuraſch, ſo bleib daheim. Ich nit, ich, daß ich mich vor dem Schwarzen fürcht'! ſagt er, und wenn er ſiebenfach erſcheint, ſagt er. Was der für ein großes Maul hat! — Jetzt, verſtehſt, Steff, den Malcherl, den foppen wir! Soll jeder ſeine Joppe verkehrt anlegen, das Geſicht ſchwarz machen, den Kopf mit einem Tuch einbinden.

ſo daß die Zipfel lange Ohren machen. So in den Schachen, wenn's eilf ſchlagt. Wenn er nachher kommt und zu graben anhebt beim Ahorn, fahren wir brüllend drein und jagen ihn aus den Hoſen. — So iſt's und ſo wird's ſein.“

„Es gilt, Rüppel!“ ſagt der Steff. „Das wird ein Mohrenſpaß werden!“

„Freilich wird's einer.“

Der Tripfel hatte aber Bedenken, ob das wohl auch dem Herrn Teufel recht ſein werde? Ob er nit beleidigt iſt, ihm ſo ins Handwerk zu pfuſchen? „Weißt,“ ſagt er, „ſo ein dummer Teufel verſteht keinen Spaß!“

„Ei was,“ meint der Thoma, „in der Dreikönigsnacht, ſagt man, iſt er beſoſſen, da liegt er in ſeinem Rauchkobel.“

„So hab' ich's auch gehört, immer einmal,“ ſagt der Hartel.

„Für alle Fälle ſchreib ich mir auf die Stiefelſohlen ein Trudenkreuz, daß er mir nit nachkann,“ ſagt der Zingg.

„Das kannſt eh thun. Das können wir all' thun.“

„Ich trag mir auch einen Spaten mit,“ geſtand der Thoma. „Wenn ich ſchon einmal dabei bin, bei ſo was, da will ich was davon haben. Ich grab.“

„Wir helfen dir und teilen nachher,“ ſagte der Rüppel.

„Lari fari!“ ſtieß der Steff hervor.

Sie ſchauten ihn an: „Was, Lari fari?“

„Wegen des vergrabenen Schatzes ſteig ich nit aus dem Bett. Das iſt lari fari. Aber die Leut foppen, da bin ich dabei.“

„Gut iſt's, und Schlag eilf beim Hausthor.

„Beim Hausthor, Schlag eilf!“

„In der umgekehrten Joppen, mit dem geſchwärzten Geſicht und den Tuchohrwaſcheln am Kopf!"

„Haben's gehört."

„Ich trag' auch meinen Spaten mit," ſagte der Zingg.

„Und ich ſchreib mir auch ein Trudenkreuz auf den Stiefel," ſagte der Thoma.

Dann gingen ſie auseinander, jeder in ſein Haus zum Nachtmahl.

Das Nachtmahl zu Heiligendreikönig iſt nicht gering im Scheibendorf bei den Bauern. 's iſt ja die letzte Weihnachtszeit-Feſtnacht. Da muß man zur Ehre Gottes noch einmal dreinhauen mit Löffel und Gabel. Sogar Wein iſt vorhanden, obſchon der alte Wolf im Steinhupfhofe warnt: „Wenn der Hölldeuxel in der Dreikönigsnacht ſich einen Rauſch antrinkt, ſo ſollten es die Leut ſein laſſen. Sonſt thät man ſie nit auseinand kennen." — Sein Knecht, der Hartel, ſah das nicht ein. Wenn er heut nacht überhaupt ſchon Teufel ſpielen ſoll, ſo kann er ihm's doch auch mit einem Rauſch nachmachen.

Der Tripfel hatte mit dem Thoma noch eine Beratung, eine Art Gewiſſenserforſchung.

„Du, Thoma! Sag mir einmal aufrichtig, glaubſt du an den Teufel?"

„Du, Tripfel! Es iſt im vorigen Sommer einmal ein Zigeuner dageweſt, der hat geſagt, Teufel thät's gar keinen geben, hat er geſagt, der Zigeuner."

„Du, Thoma! Das hab ich auch ſchon gehört ſagen. Wenn's einen thät geben, hätt ich nicht die Kuraſch, heut nacht."

„Du, Tripfel! Weil's der Zigeuner geſagt hat, das beweiſt mir nichts. Ich bleib bei meinem alten Glauben."

„Du, Thoma! So giebt's einen?“

„Du, Tripſel! Kannſt dich verlaſſen drauf. Aber umlauft er nit! Im Schachen lauft er nit um. Der Teufel, der iſt in der Höll unten. Dort iſt er mit feurigen Ketten an die glühende Felswand angeſchmiedet, und deswegen thut jeder Schmied den letzten Hammerſchlag allemal auf den leeren Amboß machen, der iſt der Teufelskette vermeint, und daß ſie nit reißt. Gewiß auch noch!“

„Du, Thoma! Wenn er in der Höll ſo feſt angeſchmiedet iſt, nachher wag ich's, heut nacht, daß wir den Radmacher foppen. Soll man ſich auch einen Schwanz anbinden?“

„Vom Schwanz hat er nichts geſagt, der Rüppel.“

„Ich wüßt einen ſchönen Ochſenſchwanz zu kriegen, beim Metzger.“

„'s kunnt den anderen nit recht ſein, wenn gerade du der ſchönſte Teufel wollteſt ſein.“

„Iſt gut. Aber das Trudenkreuz mach ich.“

„Und ich trag den Spaten mit.“

„Und den Weihbrunn nimmt man auch!“

„Und ein Räuſchel trink ich mir auch.“

Nach dieſer klugen Beredung thaten ſie das ihre.

Die hölzerne Glocke auf dem Turme zu Scheibendorf klapperte eilfmal. Die Geiſterſtunde der geheimnisvollen Raubnacht hatte begonnen, und am Gauthor hinter dem Dorfe ſtanden ſechs ſchreckliche Geſtalten. Es war eine bewölkte Mondnacht, aber ſo viel ſah man, daß an den Geſtalten die Larven ſchlaff herabhingen, daß ſie ſchwarze Geſichter und Köpfe mit langen Ohren hatten. Einer fürchtete ſich anfangs vor dem anderen, aber an den Stimmen und an den leiſen Anrufungen erkannten ſie ſich bald. Sie ſtanden nahe zuſammen und ſpannen Schabernack und Ränke gegen den Schatzgräber Maldus, deſſen umfaſſende Vorbereitungen ſie ausgeſpäht hatten. Dann ſchlichen ſie ſelbander davon über das beſchneite Stoppelfeld und über die Bachbrücke. Weil dort ein Wegkreuz ſtand, ſo huben einige ihre Daumen zum Geſicht, um ſich zu bekreuzigen. — Hau! dachte der Tripfel, ein Teufel wird doch kein Kreuz machen! — Und wenn ich keins mach, ſo kann mir was paſſieren! dachte er weiter. Und wenn ich eins mach, ſo iſt's ein Frevel und es kann mir erſt recht was geſchehen. Damit ſchloß er den Gedankengang. — Sie gingen quer in die Heide hinein, auf welcher in blaſſem Schnee allerhand ſchwarze Weſen lauerten. Katzen, Hunde, Drachen mit unterſchiedlichen Köpfen. Es waren aber nur Strauchſchöpfe und kleine Fichten. Weiterhin auf der Länd ſtand ein ſchwarzes, großes Ungetüm. Das abſcheulichſte Höllenbeeſt hätte es können ſein, wenn es nicht die Haardörrſtube geweſen wäre. Hinten ſah man ſchon die finſteren Zacken der Schachenwipfel in den Himmel aufſtehen. Plötzlich ſtand einer ſtill, hielt den anderen am Arme feſt und flüſterte: „Haſt nichts gehört? Haſt es nit gehört? Als wie wenn ein großer Vogel geflogen wär; ſo hat's gerauſcht in der Luft!“ — Sie horchten, hörten aber nichts. Doch — ein klagendes Ächzen hörten ſie vom Baume her. — „Das iſt ein Baumaſt,“ tröſtete der Rüppel.

„Aber es geht ja gar kein Wind.“

„Er muß doch gehen auf der Höhe, weil ſo was ſummt.“

„Ich thu' gar nichts hören, als wie eine Schowidel (Nachteule).“

„Und ich will am Faſchingstag faſten, wenn ich was anders hör', als mein Herzklopfen.“

„Daß es gar ſo ſchauderhaft ſtill ſein kann! Buben, ſingen wir einen Jodler!“

„Daß dich! Jetzt ſingen! Wo dort über die Heide ein ſchwarzer Wutzel daher geht. Uj!“

„Er regt ſich doch nit. 's iſt ja nur wieder ſo ein Strauch. Singen wir eins!“

Der Thoma und der Zingg wollten anheben, brachten aber vor Angſt keinen Ton hervor

„Du!“ flüſterte der Hartel zum Rüppel und ſtieß ihn mit dem Ellbogen ein wenig in die Seite. „Du, Rüppel! Wie viele ſind unſer denn?“

Da zählte der andere flüſternd: „Ich, du, der Thoma, der Tripfel, der Zingg und der Steff. Sechſe ſind unſer.“

„Sieben ſind unſer!“ hauchte der Hartel.

„Na, du, ſei ſo gut!“

„Aufrichtig Gott wahr, ſieben ſind unſer.“

„Schwatz' nit. Dieweilen wir uns doch nur ſechſe zuſammengeredt haben.“

„Nutzt nichts. Sieben ſind unſer! Schau doch und zähl' ſelber!“

Sie hoben unauffällig den Finger und zählten. Es waren ihrer ſieben, und nicht um einen weniger. Jeder mit ſchwarzem Geſicht und langen Ohren.

„Was iſt das?“ ſtöhnte der Rüppel. Er konnte vor Grauen nicht einmal erbleichen, weil er geſchwärzt war. Sie teilten es dem neben ſchleichenden Steff mit, der zählte auch. Sieben waren ihrer — und der eine, der ſiebente, der Fremde, man unterſchied ihn an ſeinem hinkenden Gang, der hielt ſich ein wenig abſeits am Wachholderbuſch; es war, als ob er aus demſelben hervorgekommen wäre.

„Der Malchus wird's ſein," flüſterte der Thoma.

„Nit denkbar. Der geht heut' ſeinen eigenen Weg. Stimmt auch in der Figur nit. Bei weitem nit. Ein ganz anderer iſt's, mein Du!"

„Buben, mir wird übel!"

„Und wie er die Ohrwaſchel thut bledern! Das ſind keine tuchenen. Das ſind Ohrwaſchel aus Fledermausflügeln!"

„Gehen wir geſchwinder! Mich ſcheikt's (ſchauert's)! Das Sprichwort, kennſt es, das Sprichwort — daß man — daß man ihn nit ſoll an die Wand malen."

„Und daß er gar ſo hinken thut!"

„Weil er einen Pferdfuß hat."

„Wenn ich nur das nit gethan hätt'! Daß ich heut' mitgegangen bin!" wimmerte der Zingg.

Dieweilen ſie raſch vorwärts geeilt waren, ſo daß der geheimnisvolle Unbekannte etwas zurückblieb', raffte der Küppel die Kameraden zuſammen und ziſchelte: „Wißt's was, Buben, derſchlagen wir ihn!"

„Brr! Die müßten aus feſterem Holz ſein, als wir armen Sünder! Den Teufel erſchlagen!"

„Haben wir eine andere Wahl? Umſonſt geht er uns nit nach. Wenn nit wir ihn, ſo er uns."

„Ich wollt's wagen. Ich bin geſtellt. Auf jedem Ellbogen hab ich ein Trudenkreuz. Hinten auf dem Buckel hab ich auch eins. Was kann mir geſchehen? Nachher ſechs gegen einen! Eine helle Schand, meiner Seel!"

„Gehen wir ihn an?"

„Gehen wir ihn an. Aber nit ſo gach. Ich muß erſt meinen Zorn verrauchen laſſen. In der Hitz trifft man nix.“

„Und 's wird doch ein gutes Werk ſein, den Teufel erſchlagen. Vielleicht haben wir die Gnad. Hört's, Buben, iſt denn keiner von euch ein Sonntagskind?“

„Hier!“ rief der Zingg und rief es ſo laut, daß er ſich raſch den Mund zuhielt und alle nach rückwärts ſchauten, ob jener es gehört. Der ſchreckliche Siebente ſchlich lauernd zwiſchen den Büſchen heran und that, als wollte er plötzlich auf einen oder den anderen losfahren, um ihn zu zerreißen. Aus ſeinen Glurren ging es wie katzenhaftes Gefunkel.

„Ich bin an einem Neumondſonntag auf die Welt gekommen,“ flüſterte der Zingg. „Aber die Sonntagskinder ſind friedſame Leut, die ſollen nit derſchlagen, hab ich oft gehört.“

„Und desweg haben ſie die Gnad, den Teufel umzukriegen.“

„Na alſo, voran Kameraden!“ flüſterte der Zingg. „Wenn ihr nichts ausrichtet, nachher mach ich ihm den Garaus!“

„Menſch, du biſt es! Du biſt ſtärker wie zehn Rieſen!“ ſagte der Thoma. „Mein Lebtag hab ich gehört, ein Neumondſonntagskind kann den Teufel erſchlagen. Da, da haſt meinen Krampen.“

„Hab ſelber einen,“ gab der Zingg faſt mutig entgegen. „In Gottesnamen. Aber ihr müßt mir helfen.“

„Alle miteinander. Heiliger Georg, ſteh uns bei! Er kommt ſchon, er lauft ſchon an. Wart, Luder, verdammtes!

Du haſt es lang genug getrieben mit deinen Teufeleien. Gott Sabaoth! Herrgott Sabaoth! Da haſt eins!“

Einen gellenden Schrei hat er ausgeſtoßen, der Siebente, als ſie auf ihn hinſtürzten und mit Spaten und Krampen loshieben auf ſein Haupt, daß er ſofort zuſammenbrach.

Für einen Teufel machte er's auffallend kurz. Ein paarmal zuckte er noch mit ſeinen Pfoten, dann röchelte er, dann thaten ſie noch einige Hiebe drauf, dann lag er ruhig da und war tot.

Und als die dunkle Kreatur alſo dalag, im Mondendämmer ſo grauenhaft anzuſchauen, daß es den ſechs Burſchen eiskalt über den Rücken ging, da murmelte der Hartel: „Hätt mir's nicht gedacht, daß das ſo leicht ſollt gehen.“

„Traut ihm nit!“ warnte der Thoma. „Wie oft iſt der böſe Feind ſchon erſchlagen worden und iſt doch allemal wieder dageweſt. Ich wollt, wir hätten ihn ſchon neun Klafter tief in der Erden!“

Ein großer Übermut hatte die Burſchen plötzlich erfaßt. Wenn er nur heute tot bleibt, daß ſie unbehelligt vielleicht den Schatz heben mögen.

„Vorerſt heißt's mit ihm abfahren, zu einem Steinhaufen. Steine darüber, daß er nimmer mag aufſtehen.“

„Die ſchönen Stiefel, die er an hat,“ ſagte der Zingg. „Um die Stiefel thut's mir völlig leid, daß ſie mit eingeſcharrt werden ſollen.“

„Zieh ihm ſie aus!“ rief der Hartel.

„Und das thu ich auch. Hat keiner ein Weihwaſſer bei ſich? Zur Vorſicht, eh ich ihn angreif.“

Als er dann angriff, ſtellte ſich eine völlige Gefahrloſigkeit heraus. Ohne Umſtände ließ ſich der Stiefel vom rechten Beine ziehen. Als er den beſtrumpften Fuß vor ſich ſah, fragte er: „An welchem Bein hat denn der Teufel den Pferdefuß, von dem alleweil die Red iſt?“

„Immer am linken,“ antwortete der Rüppel.

Der Zingg zog auch vom linken Bein den Stiefel. — Merkwürdig das! Es war wieder ein gewöhnlicher beſtrumpfter Menſchenfuß.

„Mich däucht, der Teufel foppt uns,“ ſagte der Hartel. „Weil wir ihn haben nachmachen wollen, ſo macht er jetzt uns nach. Er glaubt, wenn er ſich auf einen Menſchen hinausſpielt, ſo werden wir ihm weiter nichts anthun. Oho! Diesmal wirſt uns nit zu geſcheit, dummer Herr Teufel!“

Plötzlich machte der Zingg einen Sprung, lief hinter die anderen und ſtotterte: „Saggra! Jetzt hat's mich aber geſchreckt! — Ich bitt euch, ſchaut's nach! Beim Kopf ſchaut's nach! Ich bitt euch!“

„Aha! Die Hörner! Haſt ſie ſchon geſehen?“

„Ein Kopftüchel hat er um, wie unſereiner. Ein Kopftüchel! Leut, mir ſteigen die Grausbirn' auf, wir haben was angeſtellt!“ — —

So ähnlich werden ſie unter ſich geredet haben, wörtlich weiß man's allerdings nicht; wird wohl in alter Form geweſen ſein, denn die Geſchichte iſt ſchon lange her.

Nun, wie der tote Teufel dermaßen dagelegen, haben ſie es geſehen. Die langen Ohren waren nicht echt, ſie waren Tüchelzipfe. Die ſchwarze Geſichtsfarbe war falſch, ſie war aus Kienruß. Der ganze Teufel war falſch, denn es war — der Salinen-Kaſpar! Echt war nur das eine, der eingeſchlagene Schädel und die Blutlache, in der er lag.

Jetzt haben ſie angefangen zu wimmern, die Schelme, alle ſechs. Jetzt haben ſie auch vergeſſen, daß ſie ausgegangen waren, um den Malchus zu foppen. Einer hat's auf den anderen ſchieben wollen, deß haben ſie geſtritten, bis der Nachtwächter Wind bekam; damit war alles verfahren. Mit brennendem Schnee rieben ſie ſich den Kienruß vom Geſicht, aber die Hauptſache war nicht mehr auszulöſchen. — Am nächſten Tage, als ſie vor dem Gericht ſtanden, haben ſie es ſo erzählt, wie es hier mitgeteilt worden iſt.

Denn es lag eine andere Annahme nahe. Die ſechſe ſollten den Mummenſchanz unternommen haben, um Fenſterln zu gehen und den Nebenbuhler Kaſpar totzuſchlagen. Vom Salinen-Kaſpar wußte man wohl, daß er von dem bevorſtehenden Schabernack, den ſie dem Malchus Kirſchkern anthun wollten, gehört hatte. Er hat aber nicht mitthun und auch nicht daheim bleiben wollen; weil er ein Schalk war, ſo hat er den Spaß auf eigene Fauſt betreiben wollen, was hernach den verhängnisvollen Irrtum veranlaßt hat. Das Gericht entſchied ſich für das Mildere. Man hatte keinen Mord, man hatte einen Totſchlag. Einen Totſchlag aus Dummheit; vielleicht waren die ſonſt ſo braven Söhne anſehnlicher Bauern dazu verhext worden, daß ſie aus Verblendung den Salinen-Kaſpar erſchlagen mußten.

Das Gericht hat ſonach den Fall und die armen Sünder an die Verwandtſchaft des Erſchlagenen abgetreten, wie es in gewiſſen Fällen Brauch und Sitte geweſen in jener Zeit.

Der Salinen-Kaſpar war der einzige Sohn armer, betagter Eltern, ein braver Arbeiter und ein friſcher, heiterer Menſch geweſen. — Alſo, was koſtet der Mann? — Während das halb' Dutzend Schelme im Kotter beiſammen hockte, unter Kopfhängerei und Galgenhumor allerlei Vermutungen anſtellte, ob es ein Hängen oder ein Köpfen oder ein Vierteilen geben werde, ſaß der Rat der Verwandten des Getöteten in einer großen, dunklen Kammer „bei Chriſtus und den Lichtern“, und beriet, wie teuer man den Kaſpar verkaufen wollte. Begraben war er ſchon, aber bezahlt war er noch nicht. Alt und jung war beiſammen, jeder und jede hatte ein blaſſes finſteres Geſicht, nur der Metzger hatte ein rotes. Deß waren ſie einig, richten wollten ſie nach Gerechtigkeit, nicht als Verwandte des Erſchlagenen, ſondern als wahre Richter, als die ſich der Schuſter und der Metzger und der Fiſchmeiſter und die Korbflechterin hoch und groß empfanden. Der alte Vater des Kaſpar hatte noch ein heißes Herz und verlangte, daß alle ſechſe hängen ſollten. Die alte Mutter hingegen war voller Demut, ſie wollte die arme Seele ihres ſo plötzlich aus dem Leben geſchiedenen Sohnes damit aus dem Fegefeuer erlöſen, daß ſie ſeinen Mördern verzieh.

„Ein Narr biſt!“ ſchrie ihr der Alte zu. „Verzeiht denn unſer Herrgott? Hat er nit das Fegefeuer und die ewige Höllenpein zur Straf für die Sünder?“

„So wollen wir die Strafe dem Herrgott überlaſſen.“

„Wo der Herrgott nit verzeiht, ſollen wir Menſchen verzeihen?“

„Juſt deswegen, weil wir ſelber ſündhafte Menſchen ſind.“

Der Pfarrer war auch zugegen und wunderte ſich darüber, daß zwiſchen den alten Eheleuten die Sache in eine Art Kirchenſtreit ausarten wollte. Auf vieles Hin-

und Herreden kamen ſie endlich dahin überein, daß der Vater von den Totſchlägern die Altersverſorgung verlangte, die ſonſt der Kaſpar an Vater und Mutter zu ſchlichten gehabt hätte, und daß die Mutter begehrte, die ſechs Burſchen ſollten recht viele gute Werke verrichten zum Heil und Troſt der armen Seele. — Nach langer Beratung und völliger Vereinbarung mit dem Verwandtenkreiſe hat denn der Amtmann ein Schriftſtück auf das Papier gebracht, das ſeit jener Zeit erhalten geblieben und vor kurzem erſt in einem alten Schranke zu Scheibendorf aufgefunden worden iſt. Dieſes Schriftſtück hat folgenden Wortlaut:

„Verzeichnus des Sühnvertrags oder Vergleichung zwiſchen den Todtſchlagern Ruppertus Höpfler, Thomas Panggerl, Trypoldus Sandinger, Erhard Marcher, Zinkraz Powaldi, Stephan Möller zur ain Seiten vnd der Freundſchaft von dem Getödten Kaſpar Pernſtainer zur anern Seiten.

Zum Erſten wird bekhent, das die Tat durch gots zulaſſung in ain Böſen irrtumb für gangen iſt. Alſo das vnſer got Genade, wi mir Verzeichen. Dahero Begert der belaidigt Tail von den Tätern am Ort, da die Tat beſchehen iſt, ain kreuz mit Vnſers Herrn auch Frawen vnd ſant Johans Bildnuß vnd oben am kreuz ain Eiſern Kreuzl zu Ainem warzaichen der Tat zu ſetzen. Weiter ſulden die Täter ain Tag für nemen zu peſſern vnd zu püeſſen, an den Ort, da die Endleibt perſon ligt. Vnd die Täter ſullen ausgen an ain Annern Ort vnd ſulden pej ihnen haben vier Erſam männer, vnd die Täter ſulden haben ain lainas Tuech vmb das geſäß vnd ſonſt an dem ganzen leib ſulden ſie nakhed vnd ploß geen, vnd die vier

Männer ſulden parfueß parhaubt vnd vngegürt ſeyn, vnd wan die Täter die Freundſchaft des Getödten ſechen, ſulden ſie mit den vier Mänern nider knien, bis ſuliche ihnen Erlaubt, Aufzuſteen vnd hinzuzügen. Vnd zu des todten Vatter vnd Muetter ſulden ſie hin knien vnd Sprechen: Mein lieb Vatter vnd Muetter, mir bitten euch durch gots ſeiner heiling Martter vnd durch der Junkhfrau Maria willen, durch all gots heilling willen, was mir an Eurm ſun begangen habn umb Verzeichung. Weiter begert der belaidigt Tail, daß die Täter alljärlich am ſelben Tag ſulden halten laſſen ain gotsdienſt, ain ſel Ambt hoch Ambt, drej geſprochne Meſſen, ain Vigilj, dapej ſulden die Täter khnien, wie Vorbemeld mit dem vmbegirten Tuech. Nach dem Vigilj ſulden die Täter mit den vier Männern auf das grab geen vnd ſich nider legen kreuz weiß ſo lang piß der prieſter das placebe geſprochen hat, vnd die vier Mäner ſulden neben ihrer khnien. Vnd ſulden die Täter dapej tragen ain Prinnend wags kherzen vngefähr pej ainem pfundt vnd die 4 maner aine mit ainem fierdung. Weiter begert der belaidigt Tail ain kirchfart. Nemblich gen ſand Jacob, gen Rom vnd gen Zell, doch Bekhent der belaidigt Tail das bey den Tätern das Vermögen nit da ſey. Wiewol es pillich wär ſo wellen ſy ihnen doch nit weiter Aufladen, als zu Mitterfaſten gen ſand Jacob zu geen, der geſtalt, das ſy vom Herrn pfarrer zu ſand Jacob ain ſchreiben herwiderumb bringen, das ſy dieſelb khirchfart ausgericht haben. Nachdem die Annern khirchfarten vill Zerrung bedürffen, ſo ſulden die Täter zu dem armen Hauß in Scheibendorff 5 Gulden pießen. Weiter begert die ganz Freundſchafft, dieweil die Alten eltern ir Ehleiblichs khind von Jugend auf in armuet vnd mit harter arbeit erzogen vnd nun Troſt davon gehabt häten, on Zweiffl Ir leiblichs khind ſie alß zwaj alt leut ir leben langkh hät erhalten, darumb ſy die Täter gepracht haben, ſulden die Täter für Vatter vnd Muetter mit ainer Summa gelts benontlich 60 Gulden im jar aufkhomen.

Zu Scheibentorff, tag heilling Paul Einſiedlertag, anno 1603."

Alſo war es beſchloſſen worden von der Freundſchaft des Erſchlagenen in der dunklen Kammer „bei Chriſtus und den Lichtern".

Als nachher die ſechs armen Sünder aus ihrem Kotter hervorgethan wurden, waren ſie nicht wenig überraſcht, ſo leichten Kaufes davongekommen zu ſein. Nur das Eine wollte ihnen nicht gefallen, daß alljährlich am ſelben Tage die „Täter ſulden nahked, nur ain lainers Tuech umb das Geſäß, zu ſein grab geen vnd ſi nider legen kreuzweiß". Denn derſelbe Tag, der Jahrestag der That, war mitten im Winter. „Wird auch noch auszuhalten ſein," meinte der Rüppel, „leichter wie's Gehenktwerden auf jeden Fall."

Wenn nicht alle Zeichen trügen, erkundigt ſich die ſchöne Leſerin zum Schluſſe noch nach dem Malchus Kirſchkern, und ob der Radmacher ſeinen Schatz gefunden hat. — Den unter dem Ahorn kaum, den hinter dem Fenſterchen des Kugelkumpfhofes ſicherlich. So iſt's anzunehmen, Genaues weiß man nicht. Jedenfalls war es dem Malchus zur großen Erbauung, alljährlich am heiligen Dreikönigstage beim Gottesdienſt und auf dem Kirchhofe die ſpärlich bekleideten ſechs Schelme zu ſehen, die einſt ausgezogen waren, um ihn zu „foppen".

Der Fiſcher im Olymp.

Dort, wo der Wildgarten des Schloſſes an die Landſtraße ſtößt, neben dem Einfahrtsthor, ſteht eine Steingruppe von Ungehörigkeiten aus der griechiſchen Mythologie. Die größten Auswüchſe der Phantaſie ſind ſchon wiederholt durch Steinwürfe weggeſchlagen worden, allein der Schloßherr ſteift ſich auf das alte Herkommen und läßt die verwundeten Arme, Beine und Naſen allemal wieder herſtellen.

Unter dieſer alten weltmunteren Sandſteingruppe nun ſaß ein Bettelmann. Er ſaß jahrelang dort, immer nur an ſonnigen Tagen, er ſaß auf dem Sockel, er ſaß ſogar manchmal der einen Göttin auf dem Schoß und lehnte ſich rückwärts an den ſchönen Buſen, der allerdings nicht ganz ſo zart war, als der Künſtler ihm mit kundigem Meißel den Anſchein gegeben. Der Bettelmann trug ſtets ein weites blaues Beinkleid und einen gelben Pelzmantel, wie man ſie bei ungariſchen Schafhirten ſieht, ferner hatte er ein grellrotes Tuch um das Haupt gewunden, ähnlich wie die Türken ihren Turban tragen; die Füße hielt der Mann in braune Lappen gewickelt und mit grünen Bändern umwunden. Das Geſicht war nicht fahl und nicht mager, war vielmehr roſig und rundlich und hatte zwei ungleiche Augen. Das eine gutmütig ausblickend, das andere halb zuſammengekniffen mit manchmal zuckenden Wimpern, hinter welchen ſich allerlei Schelmerei zu verſtecken ſchien. Zur Zeit, als ich den Mann das erſte Mal ſah, mochte er etwa fünfzig Jahre jung geweſen ſein. Ja, es war eine Jugend und Friſche in ihm, die Straßenbettler, wenn ſie thatſächlich ein wenig davon haben, ſonſt nicht hervorzukehren, vielmehr zu verſtecken pflegen.

Da er hoch auf dem Sockel der Götter ſaß, ſo hatte er an einer langen Stange ein Binſenkörblein, das er dem Wanderer entgegenhielt, ähnlich wie der Fiſcher ſeinen Angelſtab niederſenkt. Gab es nichts, ſo zog er ſeine Angel ruhig wieder ein, lehnte ſich an die Götter und wartete. Witzige Leute nannten ihn den Fiſcher im Olymp. Ich, der wöchentlich ein paarmal des Weges zu gehen hatte, warf ihm faſt allemal einen Pfennig in das Körblein, nicht etwa, weil dieſer Bettelmann ſo erbarmungswürdig ausſah, als vielmehr weil er ſtets ein ſo heiteres Geſicht machte. Manchmal aber, wenn das bartloſe Rundgeſicht gar zu heiter und aufgeweckt dreinſah, dachte ich: Na, ſchenk lieber du mir! und ging zugeknöpft vorüber.

Man wunderte ſich, daß dem Manne die Polizei gelaſſen zuſah, allein dieſe hatte diesmal Humor und meinte, fiſchen ſei nicht betteln und es möge ſich erſt Der beſchweren, dem der Fluß gehöre. Der ſickernde Fluß der Wanderer aber gehört Gott dem Herrn, und der läßt alle Fiſcher und alle Wilderer gewähren. Auch der Schloßherr fand nichts einzuwenden gegen eine Geſtalt, die den Eingang in ſeinen Park ſo wunderlich ſchmückte. Er war ein Freund heiterer Geſichter und ſagte, ein ſo glücklich munteres Antlitz gäbe es in ſeinem ganzen Schloſſe nicht.

Auch er warf dem Fiſcher manche kleine Münze in das Binſenkörbchen. Anfangs ſoll ein hoher Herr mit teilnahmsvoller Geberde mehrmals einen Thaler hineingelegt, damit aber den Bettelmann erzürnt haben. Er laſſe ſich nichts ſchenken! ſagte der Fiſcher, zerteilte die große Münze in mehrere kleine und ſpendete ſie den — Armen.

Bei ſchlechtem Wetter war er nicht vorhanden. Die liebe Sonne genoß er mit den Olympiſchen gemeinſam, in Sturm und Regen ließ er ſie allein ſtehen mit ihren verrenkten nackten Gliedern. Es fragte auch weiter niemand nach ihm, oder vielmehr, ich horchte nicht danach aus. Mir aber — und das iſt ſeltſam genug! Ging ich auch, wenn er oben ſaß, faſt gleichgültig vorüber, wenn er nicht oben ſaß, war mir geradezu bang um ihn. Dem Wege fehlte der Sonnenſchein des Bettlerangeſichts. Er wird doch nicht unpaß ſein? Wo er nur wohnt? Was ihn doch verhindern mag, daß er heute nicht ſitzt? Was mag der Mann nur eigentlich geweſen ſein, ehe er ſich in den Olymp verſetzte? Man ſprach einmal davon, daß er in der Stadt Häuſer beſäße; das glaubte ich nicht, denn dann hätte er die Thaler eingeſteckt. — Demnächſt war er doch wieder da mit ſeinem gelben Schafspelz und ſeinem roten Turban, und kein Engländer kann geduldiger am Bache angeln, als da oben der Bettler auf die kleinen Almoſen wartete. Ein paarmal wollte ich ihn anſprechen; in dem Augenblick, als mein Fuß über den Straßengraben ſtieg, neigte er ſich ſeithin, und ſein Geſicht nahm einen unguten Ausdruck an. Da ließ ich ihn einſam ſitzen auf ſeinem Thron und ging den kümmerlichen Geſchäften des Tages nach.

Nun war es eines Tages, daß vor mir ein barfüßiger

Handwerksburſch die Straße dahinpatſchte und unterwegs in der hohlen Hand mißmutig die Münzen beſah, die er an dem Tage erfochten haben mochte. Eine ſchien dabei zu ſein, die ihm nicht gefiel; war es nun ein ſchweizeriſcher Pfennig, der hier zu Lande ungültig iſt, oder war es ein meſſingener Hoſenknopf, der ebenfalls ungültig iſt, ich weiß es nicht. Ich ſah nur, wie der Handwerksburſch, als er zur Stelle kam, wo an der Steingruppe der Fiſcher ſaß, dieſem zwar nichts in das Körblein warf, hingegen aber die Münze in die Luft ſchleuderte, dem Bettler zu. Der wollte die metallene Mücke abfangen, glitſchte dabei aus und fiel in den Straßengraben herab.

Ich eilte hinzu, um ihn aufzuheben, er wartete aber nicht auf mich, erhob ſich gelaſſen und murmelte: „Das härteſte Bett wäre es nicht“ (denn es war weicher Lehm und langes Gras im Graben). „Und ſo kurz, wie die Bauernbetten iſt es auch nicht.“ (Denn der Straßengraben war viele Meilen lang.)

„Warum Ihr nur nicht liegen geblieben ſeid in dem guten Bett!“ ſagte ich laut, um eine Anrede zu haben, und machte dabei mein Geſicht lachen, daß er ſah, es wäre nicht bös gemeint.

„Warum?“ fragte er entgegen, „weil es noch zu früh iſt zum Schlafengehen. Muß ja erſt den Gruß und Kuß aufſuchen, den mir der Herr Vagabund zugeworfen hat.“

Und er begann auf dem Boden umherzulugen, rechts und links und vorn und hinten, und das Geldſtück war nirgends. Als er [illegible] hinanſtieg zu den Himmliſchen, rief er plötzlich: „Aha, jetzt hebt die auch an!“ denn der ſchweizeriſche Pfennig lag auf dem Schoß der ſitzenden Aphrodite. Dann hub er hell an zu lachen: „Der ſoll nur liegen bleiben drin, das iſt ein Falſcher! O Schand und Spott!“

Ich wollte den angeknüpften Verkehr nicht ſogleich wieder abgebrochen wiſſen, daher bat ich den Bettelmann, daß er mir den Schweizeriſchen ſchenke.

„Wenn du ihn ſelber herausnehmen willſt!“ antwortete er mit komiſcher Miene und drückte faſt beide Augen zu. „Ich hab jetzt nicht Zeit, ich muß lachen. Ich muß lachen über des Vagabunden guten Witz, ha ha ha!“

„Wenn ich auch ſo herzlich lachen könnt!“ war meine Bemerkung, denn jetzt wollte ich um jeden Preis mit ihm anbinden.

„Kannſt nicht?“ ſagte er und hub an, mit ſeinen kurzen Fingern unter meinem Kinn herumzukrabbeln, „da muß man dich halt kitzeln — lach, lach, lach!“

Da lachte ich wirklich, ſagte aber: „Laſſet das. So ein Lachen thut weh.“

„Du biſt gewiß einer von ſolchen, denen das Flennen luſtiger iſt, als das Lachen!“

„Wenigſtens wäre jenes eher am Platz, als dieſes. Wie es zugeht in der Welt!“

„Wie geht es denn zu?“ fragte er, dieweilen er ſich wieder auf ſeinen Sitz ſchwang, die Stange mit dem Binſenkörblein zur Hand nahm und über die Straße hinausblickte.

„Ihr ſeht es doch!“ ſprach ich, den falſchen Pfennig betupfend, „falſch im kleinen, falſch im großen, alles falſch, alles Betrug.“

„Mich betrügt keiner,“ antwortete er, machte die Augen auf und ſchaute ſo kühl über mich hinweg, als ob ich Luft wäre.

„Ich wollt Euch um etwas gebeten haben,“ ſo wand ich jetzt ein.

„Gebeten? Du bitten? Du mich?“ Sein Geſicht leuchtete auf wie Werg, an das man mit dem Zündflämmchen gefahren.

„Ich wollt Euch gebeten haben um ein Stück Brot.“ Nun ſchaute er mich forſchend an. Mein Stadtherrengewand, das keinen Flicken und keinen Riß hatte, wollte ihm nicht recht ſtimmen zu dieſer Bitte. Daß ich eigentlich nur um ein Stück geiſtigen Brotes bat, um ein warmes Menſchenwort, um einen Funken ſeines heiteren Weſens, er konnte das freilich nicht wiſſen.

Sein Antlitz war ernſt geworden, und völlig gedämpft ſagte er: „Wenn du Hunger haſt, dann iſt's freilich nicht zum Lachen. Auch nicht zum Weinen. Dann iſt's zum Eſſen. Schau! daß du ſo ſpät daherkommſt! Vor einer Stunde hätte ich noch einen Apfel und eine Traube gehabt. Ich trage mir des Morgens mein Eſſen allemal im Körblein mit hierher. Jetzt müſſen wir was anderes ſuchen gehen. Aber es iſt nicht weit.“

„Wohin denn?“

„Nach Hauſe.“

Umſo beſſer, dachte ich. Meine Obliegenheit war an dieſem Tage vollzogen, ich hatte Zeit, auf Abenteuer auszugehen. Man kennt ja das, mit dieſen Profeſſionsbettlern! In Paris war einer, der dreißig Jahre lang mit verkrüppeltem Leib und in armſeligen Lumpen an der Pforte von Notre-Dame ſaß. Abends nach Hauſe gekommen, zogen ihm täglich livrierte Diener die Salonelegang an und dann ging's mit luſtigen Freunden und Freundinnen zur Tafel, bei der man mit Champagner anfing und aufhörte mit was weiß ich. — Zu Madrid in Spanien ſoll es ſogar eine Aktiengeſellſchaft auf Bettler geben. Die Krüppel, Cretins und Ausſätzigen ſind Kapital und Produktion zugleich. Sie werden im Volke zuſammengekauft, entſprechend auf günſtige Plätze verteilt, der Impreſario leitet die Geſchäfte, nimmt des Abends die Einnahme in Empfang, und führt ſie wohlverbucht an die Hauptkaſſe ab, während die Bettler in ihren Penſionen ſtandesgemäß verpflegt werden.

Derlei iſt mir eingefallen, als ich dem Manne folgte, der, in ſeinem langen Pelz, über der Achſel die Stange, haſtig vor mir hinlief, dem Dorfe zu. Er war viel kleiner, als er auf ſeinem Stammſitze ausſah, ſeine in Lappen gewickelten Füße huſchten lautlos dahin. Den Dorfleuten, die uns, ohne zu grüßen oder gegrüßt zu werden, begegneten, ſchien er eine gewohnte Erſcheinung zu ſein, um ſo verwunderter betrachteten ſie mich, der hinter dem gelben Pelz neugierig dreinlief. Durch einen großen Bauernhof ging der Weg, hinaus in einen Obſtgarten, dort zwiſchen Buſch und Baum ſtand die Klauſe. Urſprünglich mochte ſie als Hüterhaus gedient haben, jetzt war ſie die Wohnung meines Götterlieblings. Im Stübchen ein Tiſch, ein Stuhl, ein Kaſten, ein Ofen, ein ſchmales kurzes Bett, ein Buch und ein Kerzenleuchter. Durch ein helles Fenſter ſtrömte Licht auf dieſe Herrlichkeiten.

Sogleich öffnete mein Gaſtherr den Kaſten, begann mit ſchneeweißem Linnen den Tiſch zu decken, einen kleinen zierlichen Kübel mit Butter, einen Laib Brot und ein Salzfäßchen herzurichten.

Ich fiel ihm in den Arm: „Nein, mein Lieber, ſo iſt es nicht gemeint. Ihr habt, wie ich ſehe, hier die Bibel, und da drin ſteht's, daß der Menſch nicht allein vom Brote lebt, ſondern auch vom Worte. Ihr ſollet mir zuerſt hübſch verzeihen, daß ich falſch, wie die Welt ſchon einmal iſt, mich an Euch gemacht habe und ſollet mir dann etwas ſagen.“

„Aber eſſen wirſt du doch etwas!“ rief er beſorgt.

„Ich ſehe Euch nämlich ſchon ſeit Jahr und Tag an der Straße ſitzen und Almoſen heiſchen,“ begann ich.

„Da ſiehſt du ganz richtig,“ antwortete er.

„Und nun möchte ich gerne wiſſen — nein, es wird doch nicht gehen. Ihr werdet böſe ſein, — und Euch beleidigen? Nein.“

„Du mich beleidigen?!“ fragte er mit langgezogenem Tone und blickte mich dabei mitleidig, aber ſehr überlegen, mit halbem Auge an. „Du armer Narr!“

„Nun gut. Ich möchte nämlich gerne wiſſen, warum Ihr bettelt.“

„Warum ich —? Ha ha ha? — warum ich bettle?“ fuhr er luſtig drein. „Sage mir doch, warum du Luft ſchöpfeſt! Sage es mir doch!“

„Ihr ſeid geſund und ſtark wie einer. Ihr habet da ein gutes Brot, man ſieht ihm's an, daß es Euch ſchmeckt. Aber würde es nicht noch beſſer ſchmecken, wenn Ihr es Euch verdient hättet? — Mit arbeiten —“

Jetzt trat er ein paar Schritte zurück, zog über der Bruſt ſeinen Pelz zuſammen, legte die Arme darüber, ſchaute mich mit ſeinem munteren Geſicht herzlich mitleidig an und ſprach: „Jetzt haſt es geſagt. Jetzt haſt es geſagt, das große Wort. Und wenn die ſieben Weltweiſen ſieben Jahre lang dran ſtudiert hätten — beſſer hätten ſie es auch nicht ſagen können. — Arbeiten!“

„Na, ich meine nur . . .“

„Arbeiten!“ rief er aus, und ſeine Züge verzogen ſich wie im Schmerze. „Aber Freund, arbeiten thut ja weh! Schwitzen! Pfui Teufel! Schau her, das ſteht auch in dieſem Buche: Im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dir dein Brot verdienen, weil du geſündigt haſt!“

„Nun, da habt Ihr es.“

„Ich habe aber nicht geſündigt!“ rief er friſch und munter aus. „Ganz unſchuldigerweiſe bin ich auf die Welt gekommen, hab's nicht betreiben und nicht hindern können. Zu Leid hab ich auch niemandem etwas gethan, außer daß ich meiner Kindsfrau in den Finger gebiſſen haben ſoll, weil ſie mir ſtatt der rechtmäßigen Muttermilch Kuhmilch in den Mund ſchmuggeln wollte. Denn ich glaube ſchon mit Zähnen geboren worden zu ſein. Und da ſoll man kein Naturrecht haben aufs Eſſen? Da ſoll man ſich ein ſolches Recht erſt durch allerlei Anſtrengungen erwerben müſſen? Thu mir den Gefallen, Kindskopf, und glaube das nicht.“

„Ihr zieht es alſo vor, andere für Euch arbeiten zu laſſen.“

„Jetzt wirſt du bitter, mein Freund,“ ſagte er gutmütig. „Und das taugt wieder nicht. Ärger iſt kein kleineres Unrecht, als Arbeit. Ich will niemanden verleiten, und ich habe all meiner Tage keinem Menſchen befohlen, für mich zu arbeiten. Siehſt du es denn nicht? die ganze Welt iſt voller Tiere, alle ſind friſch und munter, und kein einziges iſt ſo dumm wie der Menſch, und arbeitet. Arbeiten die Menſchen für ſie? Laſſe dieſe zweibeinigen Herrſchaften nur erſt ausſterben, dann arbeitet niemand mehr, und die Welt wird doch voll Leben ſein.“

Als ich in das Häuschen getreten, hatte ich nicht gedacht, in wenigen Minuten hier vor einem hohen Herrn zu ſtehen. Nun ſah ich's, das war einer. Das war einmal ein anderer, als die gewöhnlichen ſind. Um ein Stück Brot war ich gekommen. Er gab ein großes. Ob es auch nahrhaft war, das ſollte ſich zeigen. Im erſten Augenblick fühlte ich mich ſchier betäubt. Wie? das Tier arbeitet nicht und lebt doch? Und glücklicher als der Menſch, gerechter, ſchuldloſer?

Es iſt naturgemäß, nicht zu arbeiten.

Dieſen Gedanken hatte ich noch nie gedacht.

Während ich noch befangen war, begannen ſie heranzukommen. Zuerſt die krabbelnde Ameiſe: „Es iſt nicht wahr! Wir arbeiten.“ — Dann die ſummende Biene: „Verleumdung! Wir arbeiten!“ Dann der Biber, die Spinne, die Vögel, die Schlangen und andere in langen Reihen, und alle riefen pfeifend, piepſend, gröhlend, knurrend, bellend, krähend: „Wir arbeiten! Wir arbeiten!“

Ich ſagte es dem Bettler. Er lächelte freundlich und ſprach: „Mein viellieber Gaſt! das weiß ich ja, daß der Maulwurf wühlt. Aber denke an, zwiſchen Arbeit und Arbeit iſt eine breite Straße. Bin ich ein Müßiggänger? Nein, ich bin ein Bettler. Ich gehe aus, um zu ſammeln. Ich ſtrecke meinen Stab aus, um Gaben in Empfang zu nehmen, ich trage ſie nach Hauſe, die Münzen ſetze ich in Lebensmittel um, die Lebensmittel bereite ich zu, bewahre ſie auf, achte, daß ſie nicht verderben. Iſt das Arbeit? Nein, es iſt Thätigkeit. So bethätigt ſich freilich auch das Tier. — Aber ich mache keine Arbeit, die anderen zu gute kommt, ſolchen, die nicht arbeiten, die faulenzend in Prunk und Hochmut das genießen, was andere erworben. So arbeite ich nicht."

„Das iſt eben eine menſchliche Erfindung," ſagte ich.

„Nein, eine teufliſche!" rief er. Da war er ganz erregt.

„Thätigkeit und Arbeit, den Unterſchied kennt man," ſagte ich. „Pflügen und Säen iſt Arbeit, ernten iſt nur Thätigkeit. Ihr, lieber Bettelmann, habt Euch für die letztere entſchieden."

„Und das iſt das Richtige!" fiel er ein. „Nicht arbeiten, nur ſammeln. Die Natur, wenn ſie geſund iſt, produziert mühelos ihre Früchte aus ſich ſelbſt. Arbeit iſt Sünde gegen die Natur. Töte mich, wenn's nicht wahr iſt."

„Ich töte Euch nicht," darauf meine Entgegnung, „denn Ihr müſſet mir vorerſt noch Antwort geben, Ihr wollet alſo nicht für andere arbeiten?"

„Nein."

„Aber andere ſollen für Euch arbeiten?"

„Schaf Gottes, wer ſagt denn das?" rief er aus. „Ich ſammle ja nur Broſamen. Sie geben mir doch nur das in den Korb, was ſie zu viel haben, was ſie verſtreuen wollen. Sie thun's nicht aus Barmherzigkeit, ſie thun's, weil ihr Überfluß in ihnen das Bedürfnis gezeitigt hat, Abfälle zu haben, armen Kreaturen manchmal etliche Brocken hinzuwerfen. Sie ſollen nur geben. Dankbar müſſen ſie ſein, daß ſie geben dürfen."

„Wie kann man bei ſo hartem Urteil über die Menſchen ein ſo heiteres Auge haben?" fragte ich ihn.

„Junger Freund," antwortete er, „das kann man, wenn man fertig iſt. — Glaubſt du, daß meine Mutter mich als Bettler geboren hat? Meine Wiege war der Reichtum, lieber Menſch! — Das, was ich heute bin, habe ich ſelbſt aus mir gemacht!“ Im ſtolzen Tone des Emporkömmlings waren dieſe Worte geſprochen. „Aber viel braucht's, bis man es ſo weit bringt!“ fuhr er fort. „Viele Jahre lang, o meine ſchönſte Lebenszeit, habe ich mich vom Beſitz knechten laſſen. Man glaubt, ſein Leben zu ſchmücken, und man belaſtet es nur. Die tauſenderlei Dinge und Dingelchen, die an den Reichen ſich kletten — ein abſcheulicher Ballaſt! Man kann nicht weiter, man kann nicht hinan, man iſt ein Sklave und trägt die ſchwere Kette nur deshalb mit Gier, weil ſie von Gold iſt, und iſt ein durch und durch lumpiger Lump. — Du haſt gewiß Bekanntſchaft mit reichen Leuten. Nun alſo. Ich war auch ſo einer. Betrachte ihr dummes Leben, und du haſt das meine vor Augen. Aber endlich, als mir übel war aus- und inwendig, gerade ſchon auf dem Punkt, wo die Beſſeren ſich zu töten pflegen, erwachte in mir der Egoismus. Hol's der Teufel! dachte ich, und ſchmiß den ganzen Krempel von mir. Es war eine wanſtige Ledertaſche.“ —

Als er nicht weiter ſprach, fragte ich: „Was war mit dieſer Ledertaſche?“

„Ins Waſſer hab ich ſie geworfen.“

— Man ſpricht auch bildlich ſo, aber bildlich war's nicht gemeint. Eine Stunde unterhalb der großen Stadt, in den Auen. Genau hat er den Platz bezeichnet, wo er ſeine Papiere, im Werte von mehr als einer Million Gulden, in die Donau geworfen hat.

„Ihr ſeid nicht klug!“ rief ich erſchrocken.

Er klopfte mir auf die Achſel: „Das muß ich beſſer wiſſen.“

„Das mag ja ſehr philoſophiſch ſein, aber gut iſt es nicht.“ Alſo mein überlegener Einwand. „Ein guter Menſch hätte das Vermögen, anſtatt ins Waſſer zu werfen, einem Armen geſchenkt.“

„Der wäre davon ja reich geworden, du Tropf!“ rief der Bettler. „Ich habe mir ohnehin nachher Vorwürfe gemacht. Wie leicht konnte die Ledertaſche aufgefangen werden und in Menſchenhände kommen. Gift wirft man nicht ins Waſſer.“

„Ihr hättet das Vermögen ja an tauſend Arme verteilen können.“

„Du haſt leicht reden,“ entgegnete er darauf. „Du biſt ſicherlich nicht aufgewachſen unter der Thorheit der Million. Wäre ich damals ſchon weiſe geweſen, ſo hätte mir das Geld nichts angehabt. Ich habe nur geſehen, daß das Geld mein Unglück iſt, ſo habe ich gemeint, es müßte auch das Unglück anderer ſein. Und ob's nicht denn doch ſo iſt, ſage es, Menſch, den ich nicht kenne! Ich kenne dich nicht, ich liebe dich nur, weil du doch hungrig biſt, nicht? Nun ſiehe. Glaubſt du nicht auch, daß dir geſchenktes Geld zuwider iſt? daß es dich verwüſtet? daß dich nur der Beſitz freut, den du dir ſelber erworben haſt?“

„Und ſo ſpricht ein Mann, der an der Straße ſitzt und bettelt?“

Er blinzelte mit dem einen Auge, drückte das andere zu und ſprach: „Das verſtehſt du nicht. Die Pfennige, die ich bekomme, ſind ehrlich erworben. Halte ich doch die Stange hinaus! Sage ich doch mein Vergeltsgott dafür! Der Thaler, wenn er in den Korb fiele, wäre geſchenkt. Ich lebe von Pfennigen, begleiche meinen Wohnungszins, nähre mich, kleide mich, bin niemandes Herr, niemandes Knecht, und ſtärker wie der König.“

„Das wäre!“

„Ja, das iſt,“ fuhr er luſtig fort. „Der König hat ein großes Heer und muß immer noch fürchten, daß ihm der Feind etwas wegnimmt. Mir kann niemand was wegnehmen.“

Ich langte wie raubend nach dem Butterkübel.

„Ha ha ha, ſie gehört dem Hausherrn!“ lachte er, „ſie iſt noch nicht bezahlt. Und deswegen, Freund, muß ich wieder ans Tagwerk.“ Er langte ſeinen Korbſtab vom Winkel.

Ich hielt ihm die Hand hin: „Hat mich gefreut, endlich einmal die Bekanntſchaft eines Glücklichen gemacht zu haben.“

Er wendete ſich raſch um, als ob der, zu dem ich ſprach, hinter ihm ſtünde.

„Ein Glücklicher — wo?“ fragte er wie verblüfft. „Sollteſt du mich —? Ja, ja, es geht mir ſoweit gut, aber glücklich bin ich nicht. Du ſiehſt es ja.“ Er deutete auf ſeine Lagerſtätte. „Viel zu kurz. Ich bin fünf Schuh lang, und der Trog vier. Was kannſt machen? Bei den Bauern findet man's nicht anders. Man grübelt nicht weiter, klappt ſich zuſammen und gut iſt's.“

Ich ſah es wohl ein. Auf ſechs Schuh langen Erdenraum hat ſogar der Tote Anſpruch, und dieſer Lebendige beſaß ein Drittel weniger. Er hätte vielleicht nur das Fußbrett ausſtoßen müſſen . . . .

So nahe iſt mancher Menſch ſeinem vollkommenen Glücke. Aber er ſtößt das Brett nicht durch. —

Als wir ſelbander die Straße dahingingen, begegnete uns der Schloßherr, er fuhr vierſpännig und grüßte den Bettelmann mit einer Handbewegung. Dieſer dankte „von oben herab". Dann blieb er ſtehen, ſchaute ihm nach, ſchüttelte den Kopf und murmelte: „Armer Bruder! Das Kameel hat vier Beine, und du haſt achtzehn. Wenn dir eins bricht?"

„Sagt Ihr auch zu dem du?" meine Frage.

„Ha ha ha! das iſt der erſte geweſen, den ich geduzt. Zu den Eltern hat man damals Sie geſagt. Welſche Narrheit. Aber die Geſchwiſter untereinander . . . immer du."

Er war zur Stelle. Ohne weiteres kletterte er mit guter Übung an den ſteinernen Statuen empor, ſetzte ſich in den Schoß der Aphrodite und ſtreckte den Stab mit dem Binſenkörbchen aus — nach mir.

Ich reichte dem Bruder des Schloßherrn zwei Pfennige und ſchritt nachdenklich meines Weges.

Die Geſchichte vom zurückgeläuteten Toten.

Mit aufgeſchürztem Vortuch und ſcharfem Meſſer ſtand er im Kreiſe ſeiner Zöglinge, und ſchnitt ihnen der Reihe nach die Köpfe ab. Warf ſie in einen Leiterwagen zuſammen und die Stengel ſtanden kahl da im Krautgarten. Hinterher kam das Weib und hackte auch die Stengel ab. Die Krautköpfe den Knechten und Dirnen, die Krautſtengel den Schweinen, ſo ſpielte das traute Paar die Vorſehung für den Winter.

Auf einmal bog ſich die krumme Alte geradewärts und horchte.

„Hörſt nix, Fockel?“ fragte ſie ihren Mann.

Der ſtand auch ſtill, legte die hohle Hand ans Ohr, machte einen kurzen Pfiff und ſagte: „Läuten thun's.“

„Was mögen's denn läuten? Im hellen Werktag?“

„Für unſere geköpften Krautgebel 'leicht freilich nit.“

„Schaf, du!“ dachte ſie, ſagte es aber nicht, denn er war Schultheiß.

Haſtete der Halter Nickel am Feldrain heran: „Wißt's es ſchon? Wißt's es ſchon?“

„Was denn? Was iſt denn geſchehen?“

Der Halter atemlos: „Läuten thun's!“

„Das hören wir ja, du Popel! Warum läuten ſie?"

„'s ſelb weiß ich ſelber nit."

Vom Dorfe her brummte es lange. Dann ſetzte das Läuten ab und begann wieder.

„Totenſchauer läuten! 's hat wieder einer dran glauben müſſen," meinte der Fock und ſchnitt Köpfe.

Über den Feldweg kam der Feidelbub mit dem Rübenkarren gefahren, der berichtete, geſtorben ſei jemand.

„Du Fock, du Schultheiß-Fock!" rief der Halter, „jetzt weiß ich ſchon, weswegen ſie läuten. Geſtorben iſt wer!"

Kam auch ſchon der Briefbote gegangen: „Eine Neuigkeit, meine Herren und Damen! Der Silſam iſt geſtorben!"

Dem Fock fiel das Meſſer aus der Hand, der Fockin die Hacke. Der reiche kerngeſunde Silſam! Der ehrengeachtete Nachbar Silſam!

„'s Herzſchlagel. In der Flachsdörrkammer."

Na, jetzt wußten ſie auch, woran und wo.

„Mich g'freut's nimmer, 's Krautköpfen," meinte der Schultheiß. „'s iſt eh eine Sitzung. Ich geh zum Michelwirt."

„Thuts lieber beten!" ermahnte die Fockin.

„Halt deinen Knödelbeißer!" gab der Fock rüde zurück und ſiſſelte davon.

„Ins Wirtshaus, jetzt!" ſagte der Halter. „Da thät ich was Geſcheiteres wiſſen! Thut's beten!" Dann trottete er der Alm zu und freute ſich über ſeine Klugheit, daß er gleich gewußt hatte, geſtorben wäre einer und beten ſollten ſie!

Die anderen eilten ins Dorf. Dort war alles aufgeregt und faſt in gehobener Stimmung. Es trägt ſich doch ſo ſelten was zu, in Tummelberg. Jährlich zwei, drei Leichen, dann iſt's aber auch ein Volksfeſt. Bis auf einen Bruder hatte der Silſam keinen Verwandten gehabt, alſo that das Totenklagen niemandem weh, man trank dabei, man munkelte dabei, ſeufzte ein- ums anderemal: 's iſt ſchad um ihn! Wem er's nur vermacht haben wird! — Und im ganzen gab es eine rechte Unterhaltung.

Weil der Silſam ein guter Chriſt geweſen und ſonſt auch was, ſo gab es natürlich ein großes Leichenbegängnis. Der Pfarrer betete am Grabe nicht drei Vaterunſer, wie es ſonſt geſchah, ſondern ſieben, und die Gemeinde half wacker mit, den verſtorbenen Mitgenoſſen ins Himmelreich hineinzubeten. Die drei Glocken läuteten eine ganze Stunde lang, die große brummte in langſamen Schlägen, die mittlere ſchlug ihre helleren und ſchnelleren Klänge, und die kleine bimmelte mit haſtigen Schrittlein drunter her. Etliche mochten betend ſich bei ſolchem Begängniſſe wohl der irdiſchen Vergänglichkeit erinnert haben, die meiſten dachten nichts, als etwa, daß bei dieſem Knien auf den Erdſchollen die Hoſen ſchmutzig werden.

Als es vorüber war, ſagten ſie untereinander: „So, das wäre auch vorbei.“

Aber es war nicht vorbei, es fing erſt an, und in der alten Chronik von Tummelberg iſt die unerhörte Geſchichte verbucht. — Als der Silſam beſtattet war, erhob ſich auf einmal die Mähr, der Silſam ſei nicht geſtorben. Er ſei zwar tot, aber nicht geſtorben wie andere Leute, er habe ſich — ſelbſt —

Es mußte noch einmal vorzeitig Feierabend gemacht werden in den Gärten, auf den Feldern, und das Wirtshaus war ſo übervoll, daß der Michelwirt es ſogar wagte mit dem abgeſtandenen Faß Bier, das er ſchon halb und halb für den Schweinstrog beſtimmt gehabt hatte. Der Strick wurde herumgelangt von Tiſch zu Tiſch, ein ſchmales Korbband war es eigentlich, mancher verſuchte ſpaßeshalber ſeine Zähigkeit. „Halten thät's es! Gehalten hat's es!“

Des Verſtorbenen Bruder, der Berthold, hätte vielleicht alles gewußt, aber er war nicht vorhanden. Der Pfarrer ließ ihn holen aus der Holzknechtkaſerne, aber der Berthold wollte nichts ſagen. Er hatte ſchon zu viel geſagt, nachts im Traume: „Bruder, Bruder, warum haſt du mir das gethan? Müſſen alle warten aufs andere Sterben, hätteſt nit du auch warten können? Was preſſiert's denn ſo, die Ewigkeit rennt dir nit davon! Wenn's aufkommt, ſcharren ſie dich ein, wie einen Hund. Die Leut ſind Teufel bei ſo was, und die Schand kommt auf mich!“ So hatte der alte Berthold im Traum geſchwätzt in der Kaſern', bis er nachher ſcharf ins Verhör genommen wurde. Na, halt am Strick habe er ihn gefunden, in der Flachskammer. Und warum? Kein Menſch wußte es. Der Silſam war in früherer Zeit immer ſo heiter geweſen, ſo angeſehen und wohlhabend. Wo muß nun der Teuxel denn geſteckt haben? Der Berthold konnte ſich's ſchon denken, als er in den Truhen Geld ſuchte und Schuldbriefe fand. Am nächſten Allerheiligen-Tag wird der eine fällig, der große, und der Klotzbauer wird herüberkommen aus dem Galtenthal und alle Herrlichkeit ausblaſen. So ein Schuldbrief iſt weniger als nichts. Armut! Mit der wär am Ende noch fertig zu werden, der Menſch — wenn man's recht nimmt — braucht ja nicht viel, aber der Gläubiger Wut und der Leute Hohn! Das mochte der Silſam bedacht haben. Das Korbband wetzte ihm derweil an der Schulter herum; ſtrich ein wenig an den Hals und flüſterte ihm ins Ohr: „Ich wär das beſte. Verſäumen thäteſt du nichts mehr auf dieſer Welt. Auf dieſer dummen Welt! Ich thät gar nit ſo weh. Ein biſſel anziehen, ein biſſel blau vor den Augen, und gut iſt's. Einmal iſt einer zu früh abgeſchnitten worden, der hat geſagt: Ihr verflixten Leut, es wäre ſo angenehm geweſt, es hat juſt ſo ſchön gegruſelt über den Buckel hinab. — Probier's mit mir. Taugt's dir nit, kannſt dich ja auf die Füß' ſtellen.“ O, dieſer hölliſche Korbſtrick! — Und dann hat ihn der Bruder gefunden, auf die Füße geſtellt hatte er ſich nicht mehr, aber die Zunge hat er der Welt vorgeſtreckt, wie ein Bub, der jemandem ein boshaftes Schnippchen geſchlagen.

Halb hörte ſolches der Pfarrer aus dem Munde des Berthold, halb dachte er ſich's, und es wäre nur gut, daß es jetzt erſt aufgekommen, da der arme Menſch ſchon mit chriſtlichem Segen in der Erde ruht.

Nun aber ſtanden etliche Bauern zuſammen, meldeten ſich im Pfarrhof und was jetzt zu machen wäre?

„Was wird zu machen ſein,“ meinte der Pfarrer, „nichts.“

„Aber das können wir nicht dulden! Auf dem geweihten Kirchhof, wo wir ſelber einmal liegen ſollen, unſere Weiber und Kinder, da können wir keinen Selbſtmörder brauchen. 'raus muß er!“

„Ja, Hochwürden Pfarrer, 'raus muß er! Und das heilig Gebet, das wir für ihn gehalten, nehmen wir auch wieder zurück!“

Dem Pfarrer war etwas ungleich. Man ſolle lieber kein Aufſehen machen, und den armen Silſam ruhig ſchlafen laſſen.

„Kein Aufſehen! Ruhig ſchlafen, der Gottloſe, in geweihter Erden!“ ſchrien die Bauern, „wenn einmal die Geiſtlinger ſelber ſo reden, dann iſt's kein Wunder, wenn der Antichriſt anruckt!“

Der Pfarrer war ein wenig betroffen, daß ſeine Pfarrkinder manche Predigt, die im Laufe der Zeit gehalten worden, ſo ernſt genommen, daß ſie ſo feſt waren im „Glauben“. Er konnte ſich eigentlich dazu gratulieren, aber eine Stimme zutiefſt in ſeinem Menſchenherzen ſagte doch: Knöpfe ſind's! Phariſäer ſind's!

Er beſprach ſich mit Fock, dem Schultheiß, was da zu machen wäre.

Der Schultheiß rieb ſich am Kinn, es war leidlich glatt raſiert, glotzte tiefſinnig drein, ſchnalzte mit der Zunge und ſagte: „Na!“

Das war aber dem Pfarrer zu wenig.

Und der Schultheiß ſprach: „Pfarrer, laſſen wir ihn drinnen. Aber das Grab muß er bezahlen, das geweihte, das ihm nicht gebührt. Hundert Thaler für die Gemeinde werden nit zu viel ſein.“

„Und die Kirche? Soll die ſchon wieder einmal leer ausgehen?“

„Der Friedhof gehört der Gemeinde, wird von der Gemeinde erhalten, was einkommt, gehört alſo auch der Gemeinde. Wem's nit recht iſt, der ſoll klagen!“

„Du biſt und bleibſt ein Steinſchädel!“ ſagte der Pfarrer, beſtand aber nicht weiter auf ſeiner kirchlichen Forderung, weil er's insgeheim ja wußte vom Berthold, der Silſam habe nichts hinterlaſſen.

Am nächſten Tage wußte es freilich auch der Schultheiß.

„Nichts da iſt?! Das iſt doch ein hautſchlechter Kerl geweſen, dieſer Silſam. Ohne Umſtände heraus mit ihm!“ So das würdige Gemeindeoberhaupt, und hieb zornig mit der Fauſt auf den Tiſch.

Da ſagte der Pfarrer beſcheidentlich: „Wenn nichts da iſt, dann ſoll man ihn erſt recht liegen laſſen, wo er liegt. Das Exhumieren koſtet ja Geld, wer ſoll's zahlen?“

„Die Kirche ſoll's zahlen!“ ſagte der Schultheiß, „denn der Kirche wäre es zugeſtanden, ſich vorher zu überzeugen, ob der Tote auch richtig in geweihte Erde gehört oder nit!“

„Mit dir will ich nicht ſtreiten, macht's was 's wollt's,“ ſagte der Pfarrer und ging davon.

Der Schultheiß zog den Berthold heran, des Verſtorbenen Bruder: „Hörſt, Menſch, du biſt der Bruder, du biſt der Erbe. Willſt zahlen, daß er liegen bleiben darf?“

„Du Patſch!“ gab der Berthold geringſchätzig zur Antwort. Sonſt ſagte er nichts.

„Gut, du wirſt zahlen fürs Ausgraben.“

Der Berthold ſteckte den Daumen zwiſchen den Zeige- und den langen Finger, bog die letzteren ein, ſo daß der Daumen hinten hinaus ſtand, und hielt ſolche zierliche Figur dem Schultheiß vor. Dieſer gab ihm einen Fußtritt zur Thür hinaus, und damit war die Beſprechung zu Ende.

Noch an demſelben Tage kamen die Schaufler und begannen zu wühlen auf dem Grabe des Silſam. Der Pfarrer war nicht dabei, der ging unruhig in ſeinem Baumgarten auf und ab und murmelte: „Beſtie, dein Name iſt Menſch!“ — Aber der alte gemütliche Mann war eingeſchüchtert, und der Mut des Herzens, mit dem er in früheren Jahren Glaubenseifer und Fehde gegen Andersartige gepredigt hatte, ließ ihn jetzt im Stiche, da es galt, einen abſcheulichen Frevel zu verhüten.

Auf dem Kirchhof hatte ſich das halbe Dorf verſammelt, aber nicht um zu beten. Im Gegenteil, das vorige Begräbnisgebet mußte rückgängig gemacht werden. Der Kirchendiener mit dem käsweißen Geſicht und dem kohlſchwarzen Haar kniete während der Erhumierung vor dem großen Kreuze. hob die Hände gegen Himmel und rief in einem halb ſingenden Tone: „Himmelgott! Wir haben vor drei Tagen für den Silſam ſieben Vaterunſer gebetet, thu' ſie ſtreichen. Wir haben eine gute Meinung gemacht für ſeine arme chriſtliche Seel', laß ſie nit gelten. Verzeih uns, daß wir ſo verblendet geweſen und für einen Selbſtmörder gebetet haben, der in die unterſte Höllen gehört. — Verzeih uns die Sünd!"

„Amen!" ſagte die Gemeinde.

Aber der Frieden war damit immer noch nicht ganz in die Gemüter zurückgekehrt. Denn nun ſiel dem Klampferer-Schwend erſt das Wichtigſte ein: Die Glocken! — Hatten nicht die Kirchenglocken geläutet beim Begräbnis? Dem Selbſtmörder! Die Glocken ſind entweiht! Man kann ſie zu keinem Gottesdienſt mehr brauchen! Das wär ſauber! Bei Hochzeiten Selbſtmörderglocken! — Sie müſſen umgegoſſen werden.

Jetzt, das Umgießen war aber nicht nach der Leute Sinn. Ob es die Dorfgemeinde zu beſtreiten habe, oder der Pfarrſprengel, zahlen müßten die Leute, und am Ende — ſo meinten ſie — bliebe die Unweihe doch im Erz. Man müſſe den Teufel anderswie austreiben. Der Kirchendiener mit dem käſeweißen Geſicht und dem kohlſchwarzen

Haar lehnte am Kreuz, hielt die Arme über der Bruſt verſchränkt und ſagte es nur ſo nebenbei hin: „Wir haben das Gebet zurückgebetet, wir können ja auch die Glocken zurückläuten.“

Wie? — Sie horchten hin. Die Glocken zurückläuten? „Das iſt wieder einmal geſcheit, Kirchenwaſchel!“ Die es ſagten, tippten mit ihren Fingern auf die Stirn — das war ſoviel als zurückgelobt.

Der Kirchendiener ſagte ganz gelaſſen: „Man braucht nur die Glockenklöppel umgekehrt einzuhängen, dann läutet's zurück.“

Jetzt ſpotteten ſie nicht mehr. Das war ein Gedanke! Das war ein Mittel. Das beſte und das einzige. — Eilends machten ſich etliche Burſche, der Klampferer, der Seiler und der Riemer darunter, mit Werkzeug auf den Thurm, und nach drei Stunden läuteten die Glocken zurück. Sie klockelten verdammt ſchrill, aber das war eben das Paſſende, und unter ihrem Bimmeln wurde der Sarg des Silſam aus der Grube gehoben. Unter Poltern und Fluchen — denn das Ding war ſchwierig — wühlten ſie unterhalb die Erde durch, zogen die Stricke ein und hoben den Sarg, der ſich nur knirſchend löſte von ſeinen Schollen, aus der Tiefe herauf. Feuchte Erde klebte an den ſchwarzen Brettern. Am Strick ſchleiſten ſie die Maſſe über den Raſen hin, zum Thore hinaus. Der Abdecker leitete die Arbeit. Und draußen hinter der Kirchhofsmauer am Hagebuttenſtrauch haben ſie die Truhe eingeſcharrt.

Ein Anrainer wollte Verwahrung einlegen. Wie kam der Fidel-Veit dazu, bei ſeinem Acker eine ſolche Nachbarſchaft zu haben?

„Ja, ja, Fidel-Veit,“ neckte der Klampferer, „nachher ſteigt dir der Silſam durch die Kornhalme herauf und ins Mehl!“

„Wie komm ich dazu!“ rief der Fidel dem Schultheiß entgegen.

„Halt dein Lugendorf!“ fuhr ihn dieſer an, damit war der Proteſt erledigt.

Aber nicht alles war damit erledigt, es ergaben ſich immer noch neue Schwierigkeiten. Der Eckgruberſchuſter warf die Frage auf von wegen der Totenzehrung. Nach dem erſten Begräbnis waren die Leute beim Michelwirt zuſammengekommen, um für die chriſtliche Seelenruhe des Verſtorbenen zu trinken. Dieſe chriſtliche Seelenruhe mußte jetzt auch zurückgetrunken werden. Nach dem vom Kirchenwaſchel erfundenen Syſteme war das gar nicht ſo ſchwer. Man ſetze ſich umgekehrt zum Zechtiſch, ſo daß ihm der Rücken zugewendet iſt und trinke. So haben ſie ſich rings um die Tiſche geſetzt, ſich feſt dran mit dem Rücken geſtemmt und haben zurückgetrunken fünf Stunden lang, bis in die tiefe Nacht, daß der Selbſtmörder doch endlich zurückgebetet, zurückgeläutet und zurückgetrunken ſei vom Himmel in die Hölle!

Und während die Leute im Wirtshauſe ſoffen und gröhlten, ſchlich in der Dunkelheit und auf Umwegen der Pfarrer hinaus bis zum Raine hinter der Kirchhofsmauer. Dort am Hagebuttenſtrauch brach er zwei dürre Äſte, band ſie mit einem Dornzweig kreuzweiſe zuſammen und ſteckte das Kreuz auf den lockeren Schollenhügel. Dann kniete er davor nieder und ſprach ein Gebet für den Seelenfrieden des armen Silſam.

Sie kraht nimmer!

„Komm, Vater, der Lipperl will wieder einmal nicht folgen!“ rief die ſcharfe Stimme der Mutter aus der Stube heraus. „Er will die rupferne Pfaid wieder einmal nicht anlegen. Komm, Vater!“

Der Vater, der im Vorhauſe auf der Hanſelbank geritten war, um einen Stiel zum Hausbeſen zu ſchneiden, legte den Schnitzger hin und ſtand auf. Er war ein ſtattlicher, noch faſt junger Mann und hatte ein rundes Geſicht, auf welchem die gute Stunde zu leſen war, trotzdem er ſoeben Beſenſtiel geſchnitzt hatte. Er ging nun langſam in die Stube. „So!“ ſagte er, „folgen will er nicht, der Lipperl!“

Die Mutter that am Kinderbettlein um und war vergeblich bemüht, den etwa fünfjährigen Knaben in das neue Hemd zu bringen, das geſtern erſt aus den Händen der Nähterin gekommen war. Die Nähterin war eine herzensgute Frau geweſen, hatte auch gar feine Hände gehabt, aber die Pfaid, die aus dieſen Händen hervorgegangen! Wenn der Lipperl von der „eiſernen Jungfrau“ ſchon einmal etwas gehört hätte, ſo würde ſich ihm kein übler Vergleich ergeben haben zwiſchen dieſem Fräulein mit den zahlloſen Eiſenſpitzen inwendig und der rupfenen Pfaid, die ihm die Mutter eben über den Kopf ſtreifen wollte. Der Rupfen, wer ihn kennt! Das iſt die grobe, ruppige Leinwand, in der noch die ſpießigen Agen ſtecken. Sonſt war es der Brauch, daß die neuen Schuhe und die neuen Rupfen-Pfaiden zuerſt ein Dienſtbotenkind, ein lediges, durch etliche Tage anlegen und lind walgen ſoll, ehe das Hausbüblein hineinſchlupft. Dem Franz im Hof gefiel dieſer Brauch nicht. „Mein Bub muß auch gerüſſelt werden,“ ſagte er, „hat eh eine Haut wie Fließpapier. Das Fell muß gegerbt werden und die weiße Haut gekratzt bis ſie rot iſt. Gegerbte Häute halten länger und rote ſind geſünder und auch ſchöner. Alſo drum hinauf mit der rupfenen Pfaid!“

Der Lipperl zeterte hölliſch, als der Vater eintrat, er wollte jetzt weder geſund noch ſchön ſein, noch lange halten und am wenigſten wollte er in die neue Pfaid. Die Mutter hatte er ſich mit ſtämmigen Ärmlein und ſtrampelnden Füßlein zur Not vom Leibe gehalten, beim Vater gab's keinen Widerſtand, oder die Geſchichte wurde noch ſchlimmer. So nahm der Vater auch jetzt ohne weitere Umſtände das wimmernde nackte Knäblein aus dem Kiſſen, ſtreifte ihm das ſpröde Hemdchen über Kopf und Achſeln und legte ihm auch das neue Lodenhöslein an, welches, ſo proper es ſich von außen anſah, inwendig auch ſeine Widerlichkeiten hatte. Und nun ſtand die kleine Kreatur da, die Beine auseinanderſpreitend, die Arme halb geſenkt, das Körperlein eingekauert, bewegungslos, weil ja bei jeder Bewegung die Hoſe und die Pfaid jämmerlich kratzten. So ſtand er da wie ein Straußlein Elend und ächzte und ſtöhnte, als ſollte er eben geköpft werden. Anſtatt deſſen ſagte der Vater lachend: „Na wart, wir wollen dir die Wehleidigkeit ſchon herausnudeln!“ Nahm ihn, legte ihn auf den Fußboden ſachte um und begann ihn flott hin und her zu walgen. Die Mutter ſchlug ihre Hände zuerſt über den Kopf und dann über den Magen zuſammen. Der Lipperl ſchrie unter den kräftigen Armen des Vaters, dann wimmerte er und endlich hub er bei ſeiner nudelwalgenden Bewegung an zu kichern. Dann ſprang er auf und das Kratzen war weg, die Pfaid war weich gewalgt. Der Lipperl lief lachend davon.

„Biſt aber doch ein rechter —!“ grollte die Mutter ihrem Manne zu.

„Freilich,“ ſagte er, „unſer Herrgott macht's mit uns Großen auch ſo. Thut uns ein biſſel Kratzen zu weh, ſo macht er was Stärkeres.“

„Du weißt halt alleweil was,“ entgegnete ſie. „Und derweil du mit dem Kleinen umthuſt, vergißt du auf die Große!“

„Ah beileib nicht, Jula, auf dich vergeß ich nicht,“ ſagte er und that ſchier, als wollte er ſie halſen.

„Tſchapperl! Auf das Mädel vergißt!“

„Richtig, auf die Thereſel, die iſt jetzt auch ſchon bald eine Große! Man gewöhnt ſich halt ſo ſchwer daran, daß ſie groß werden, die Kinder, die man kleinerweis kriegt hat.“

„Sie wird ſchon bald achtzehn,“ ſagte die Mutter, dieweilen ſie die Bettdecke des Knaben in die Luft auswirbelte. „Ich hab dir ſagen wollen, Franz, heut — heut will er kommen . . . .“

„Wer?“

„Der Derler.“

„Der Derler? Der Sepp? Der Dirn ſteigt er wieder nach? Das ſoll er ſein laſſen, ich ſag ihm's!" Das Weib ſtellte ihre Arbeit ein, ſchaute ihm ruhig ins Geſicht und ſagte: „Zu dir hör ich, will er heut kommen, der Sepp. Ernſt will er machen. Ich bitt dich, Vater, ſag nicht nein. Die ganz Nacht hat ſie heut geflennt, die Thereſel, vor lauter Angſt, du kunnt'ſt nein ſagen. Geglaubt hätt' ich's nicht, daß ein Mädel ſo vernarrt kunnt ſein in ein Mannsbild."

Jetzt drehte er ſich halbſeitling zu ihr, ſchaute ſie windſchief an und ſagte: „Biſt du's nicht auch geweſen?"

„So nicht!" wehrte ſie ab, „nein, ſo nicht, nachgeflennt hab ich dir nicht!"

„Weil du mich geſchwind g'habt haſt!" rief er aus und klatſchte in die Hände. Dann ernſthaft: „Na, iſt gut, das Mädel ſoll ihn auch haben. Gegen das Heiraten hab ich nichts, der Derler Sepp iſt ſoweit ein braver Menſch."

„Und ein ſchöner Menſch!"

„Und ein fleißiger Menſch."

„Und der große Hof dazu!"

„Iſt auch nicht zu verachten —" ſetzte er bei. Dann fuhr er lebhaft in die Höhe: „Aber mein Gott, jetzt ſoll das Mädel ſchon heiratsmäßig ſein! Und hab's erſt noch in Windeln herumgetragen. — Wann kommt er denn?"

„Stund eilf herum, hab ich gehört."

Der Franz legte ſeine Hände auf den Rücken, ging vom Tiſch bis zur Thür und wieder zurück zum Tiſch und fragte dann ſein Weib: „Du, Jula, ich weiß nicht, was ſagt man denn ſo eigentlich, wenn einer um die Tochter anhalten kommt?"

„Lapperl, was wird man denn ſagen, in Gottesnamen: ja wird man halt ſagen.“

„Und ihm's Dirndl gleich ſo hinwerfen? Nein, ich denk, man ſperrt ſich ein biſſel.“

„Kannſt dich ja auch ein biſſel ſperren. Aber halt nicht zu lang, es kunnt ihm anders einfallen.“

„Fürcht dich nicht, Jula, dem fällt nichts anderes ein. — Ich werd halt ſagen, wenn er anfragt, daß — von wegen — na Teuxel, was ſagt man nur da Geſcheites?“

Sie zupfte ſich einen loſen Faden aus dem Ärmel: „Mein Gott, um ein ſchickſames Wort wird man doch nicht erſt betteln gehen müſſen! Sagt man halt, daß die Sache ſo viel unerwartet gekommen iſt. Viel zu jung wär ſie noch, und das gute Kind, man möcht es frei nicht geraten im Haus.“

„Narr, das iſt ja das helle Nein!“ rief der Franz.

„Nachher,“ fuhr ſie fort, kannſt bald fragen, ob er denn mit dem Dirndl ſchon auf gleich wär? Gern haben, das wär die Hauptſach. Wenn er die Thereſel gern hat — und 's iſt ihr heiligs Fürnehmen und er verſpricht, daß er ſie glücklich machen will, ſo kunnt man nicht Nein ſagen —“

„Du, Jula, jetzt, das geht wieder zu ſchnell,“ ſagte der Franz, „was wär's denn mit einer Bedenkzeit —?“

„Ich bitt dich, Bedenkzeit! Das iſt allemal gefährlich bei verliebten Leuten. Geheiratet iſt's ja ſo nicht auf der Stell und verſprechen können ſie ſich heut ſo gut als morgen. Sagſt halt, wenn er ſich's wirklich mit allem Fleiß überlegt hätt! Und der heilige Eheſtand wär keine

Kleinigkeit, anfangen thut er freilich ganz luſtig, aber nachher kommen die Kreuz und Leiden —“

Jetzt hatte der Franz Bedenken und ſagte: „Du, wenn man einem ſo vorredet, da kann er erſt noch ausſpringen —“

„Gut, ſo laß Kreuz und Leiden weg.“

„Ich werd's lieber weglaſſen,“ verſetzte er und ſomit war's beſprochen.

Später ſtand die Mutter in der Milchkammer beim Dirndl. Das war ein kleines, rundliches Ding, aber die Lebensluſt ſchaute ihm bei den vergißmeinnichtblauen Äuglein heraus.

„Ich hab ſchon geredet mit dem Vater,“ flüſterte die Mutter der Thereſel zu.

„Was hat er denn geſagt?“ hauchte dieſe zurück und hielt vor Erwartung den Atem ein.

„Er wird ſchier nicht umſonſt kommen, der Sepp!“

Da machte das Dirndl einen ſolchen Freudenſprung, daß die Dielen knarrten und die Milch ſchwurbelte in den Töpfen.

„Jetzt muß ich dir aber auch was ſagen,“ fuhr die Mutter fort. „Dieſes Jöppel mit dem zerriſſenen Unterfutter behältſt mir nicht am Leib, wenn er kommt!“

„Das ſchwarze Sammtjackerl leg ich an,“ meinte das Dirndl.

„Na, verſteht ſich! Am hellen Werktag das Oſtertaggewand, daß er kunnt meinen, du gingeſt nur immer ſo im Feiertag herum und hätteſt keinen Löffel zum Arbeiten! Das Blaudruckröckel legſt an und das weiß Schürzel dazu. Schön ſauber waſchen im Geſicht und 's Haar fein glatt machen! Aber keine Schmecktropfen drauf, immer einer riecht nicht gern. Und die Ohrgehängel thuſt weg. Vor nichts ſchreckt ſich ein heiratendes Mannsbild ſo arg als vor Putz, weil er gleich denkt, Herr Jeſel, was wird das Geld koſten! — Zuerſt wird er mit dem Vater allein reden. Nachher wirſt gerufen werden. Und bleib ja nicht vor ihm ſtehen wie ein Stock, mach dir gleich in der Stuben zu ſchaffen und wenn du Red angelaſſen wirſt, ſo ſtell dich zuerſt, als hatteſt keine Zeit zum Schwatzen. — Und muß ich dir noch was ſagen,“ fuhr die Mutter in ihrem Unterrichte fort. „Sein Vater, der alte Derler, ſoll abergläubiſch ſein und einmal geſagt haben, bei jungen Mädeln müſſe man ſchauen, wie ſie die Uhr aufziehen.“

„Was? Wie ſie die Uhr aufziehen?“ lachte die Thereſel drein. „Das kann ich gar nicht.“

„Wie eine die Hängeuhr aufzieht, ſoll er geſagt haben, daran erkennt man gleich, ob ſie anſchickſam iſt oder nicht. Zieht eine bei der Schnur an, ohne daß ſie beim Gewicht-Klachel nachhebt, ſo iſt's nichts mit ihr, ſie iſt ungeſchickt und verdirbt alles, was ſie angreift. Ich bitt dich, Thereſel, nimm dich zuſammen! Wenn ich nachher auch in die Stuben komm, ſo werd ich ſagen: „Schau, heut iſt die Uhr noch nicht aufgezogen!“ Drauf eilſt du gſchwind hin, ſteigſt auf den Schemel, ziehſt ſchön langſam an bei der Schnur und hebſt mit der anderen Hand den Klachel nach, daß nichts bricht. — So und jetzt ſchau, daß du mit dem Abrahmen fertig wirſt, Stund eilf herum iſt er da.“

Jetzt ging's der Thereſel ſchlecht. Ihr erſter Gedanke war: Aufputzen! Die Fingerlein krümmten ſich ſchon nach der ſilbernen Halskette, nach den Ohrgehängen, und juſt das ſollte ſie nicht. Daß die Mannsbilder gar ſo wunderlich ſein mögen! Hat ſie ihn nur erſt, nachher wirds ihm wohl auch gefallen, nachher kauft er ihr gwiß noch was dazu. — Da fiel es dem Dirndl jäh ein: Wenn er die Ohrgehänge thäte tragen! Oder gar eine Halskette! Na, da wollt ſie ihn ſchön auslachen. Er iſt gerade ſo am ſchönſten, wie er iſt. Nicht einmal die Tabakspfeiſe braucht er in den Mund zu ſtecken. Indeſſen, wenn er ſo ein biſſel vom Tabak riecht beim Mund, ſo ein klein biſſel, das macht einen ganz ſchwindelig vor lauter Geſchmackigkeit. Aber kratzen muß man, um heil davonzukommen, dieſen kecken Menſchen in die Hand kratzen. Gott, iſt das ein ſchöner Menſch! —

Stund eilf herum war die Stube mit aller Sorgfalt aufgeräumt, auf dem Schrank hatte die Jula neuen Linnenzeug offen liegen laſſen, ſchneeblümelweißen Linnenzeug! Der Franz ſtand am Tiſch und ſchnitt vom Laibe Brotſpalten in eine hölzerne Schüſſel für die Mittagsſuppe. Er ſchnitt immer hinein und die Schüſſel war ſchon voll und es ereignete ſich nichts. Endlich hub draußen im Hofe der weiße Pintſcher an zu keifen. Der dicke Schmadelbauer ſtieg langſam heran und hinter ihm der Derler-Sepp. Der ſchlanke, junge, lebfriſche Sepp. Beide im Sonntagsgewand, der Schmadelbauer mit einem feierlichen Stocke, der Burſche die eine Hand in der Rocktaſche, die andere mit dem Daumen am Hoſenträger. Unter dem weißen Hemdkragen ein kirſchrotſeidenes Halstuch, aber am Hut keine Feder und keinen Strauß. Ob er morgen derlei tragen wird, das kommt aufs Glück an, das ſie jetzt ſuchen gehen. Der Pintſcher wollte dem Burſchen in die grünen Strümpfe ſchnappen, allein der Sepp beugte ſich nieder, klatſchte mit der Hand auf die Lederne und machte dem Hündlein was Verſöhnliches vor, gleichſam, als müſſe er jedes Weſen für ſich gewinnen in dieſem Hauſe.

Die Jula war eilends in die Küche hinausgeſchlüpft; das ginge noch ab, daß es ausſahe, ſie hätten ſchon darauf gewartet! Die beiden Männer traten in die Stube. Nach dem „Grüß Gott“ und „auch ſo viel“ ſagte der Franz, es wäre brav, ſie kömmen gerade recht zum Mittageſſen. Darauf die artige Entgegnung vom Schmadelbauer, des Eſſens wegen wären ſie wohl nicht hergegangen, aber wenn ſie nicht ungelegen kämen, ein paar Wörtel reden möchten ſie mit dem Franz.

„Was denn lauter!“ rief der Brotaufſchneider, „ſeid's 'leicht um die Thereſel da?“ — Wenn man einen Mund ſo wegſchlagen könnte, wie eine Naſe, der Franz hätte ſich jetzt den ſeinen weggeſchlagen aus innerem Zorn über die vorlaute Red. Aber ſie war heraus und der Schmadelbauer wackelte mit glühendem Geſicht auf ihn zu, hielt ihm beide Hände hin: „Ja, Nachbar! Um deine Thereſel ſind wir da. Iſt's wahr, Sepp?“

Der Angeredete blieb hinten beim Linnenſchranke ſtehen, nickte lebhaft mit dem Kopf und wurde rot wie eine Nelke. Allerliebſt ſchauen ſie aus, die jungen Burſchen, wenn ſie rot werden.

Der Franz ſchrie es in die Küche hinaus: „Mutter, komm geſchwind herein! Da ſchau! Der will unſer Mädel heiraten!“

Die Mutter war anfangs beſtrebt, den allzuraſchen Lauf der Ereigniſſe zu hemmen. War auch ſchon die kleine runde Thereſel da und wollte die Uhr aufziehen.

„Mädel!“ rief der Vater, faßte ſie an der Hand, ſtellte ſie dem Sepp gegenüber und ſagte: „Was ſagſt denn dazu? Magſt ihn?“

Wendete ſich das Dirndel langſam um, ging hinaus in die Vorlauben und weinte in ihre Schürze hinein.

Die Mutter that beſtürzt, hielt ſich beide Hände vors Geſicht und murmelte: „Mein Gott, zwingen kann man niemanden zum Heiraten. Wenn ſie halt nicht will!“

Jetzt trat der Sepp vor und ſprach ganz kühnlich: „Wöllen thut ſie, das weiß ich.“

„Iſt's wahr?“ rief der Vater zur offenen Thür hinaus. Sie weinte noch immer in ihre Schürze hinein, nickte aber nicht unmerklich mit dem Köpflein. Der Sepp ging ſchnell zu ihr hinaus und nahm ſie mit beiden Händen beim Köpfel.

„Sie kratzt nimmer! Sie kratzt nimmer!“ mit dieſem heiteren Doppelſchrei waberte der Lipperl zur Thür herein.

Der Schmadelbauer lugte etwas ſchief hin. — Hat ſie denn gekratzt?

„So ſag's auch, wer nimmer kratzt, vertrakter Bub!“ ſchrie die Mutter, „deine rupfene Pfaid kratzt nimmer!“

„Und die auch nimmer!“ ſagte der Sepp, nachdem er dem Dirndel einen Schmatz gegeben hatte, pickfeſt mitten auf den Mund hin.

Arme Sünder.

Den runden Arm legt ſie um ſeinen Hals und ſpricht: „Franzl, hörſt, du mußt mir einen Gefallen thun!“

„Schon wieder?“ entgegnet der Schelm.

„Nix ſchon wieder!“ grollt das Dirndl, „kein Tau ſoll mehr vom Himmel fallen, wenn ich dir nit mehr zu Gefallen gethan habe, als du mir. — Heut möcht ich wiſſen, ob du Kuraſch haſt!“

Er ſpannte die Arme aus, als wollte er der Weltkugel einen Boxer geben, daß ſie dem Gottſchöpfer unter die Beine kugle und Sonne, Mond und Sterne vom Himmel ſchlage.

„Hände braucht's keine,“ ſagte ſie, „aber Herzhaftigkeit braucht's und wenn du die haſt, ſo gehſt morgen mit mir zum Pfarrer.“

Er ſteht ſtill, ſchaut ſie an und lacht auf. „Zum Pfarrer! Wäre ſchon recht. Aber ſchau, Roſel, es geht halt noch nit. Hab dir's eh geſagt, daß ich mir vorher was derwirtſchaften muß. Auf eine ſtubenvoll Nix kann der Menſch nit heiraten.“

„Grimm dich nit, Bürſchel. Das weiß ich gleichwohl, daß man euch Mannerleuten das Heiraten frei nachlaſſen muß. Ihr kommt halt ſchier allemal ohne Buß davon, keinen Ablaß und keine Losſprechung habt ihr vonnöten, dieweilen unſereins ein unreines Weſen geworden iſt, das erſt eine Weile gewaſchen, beſprengt, beräuchert und eingeſegnet werden muß, bis es wieder halbwegs unter die Leute gehen kann. — Weißt eh, morgen ſind die vierzehn Tag vorbei und ich muß mit dem Kindel in die Kirche zum Herrn Pfarrer. Und den fürcht ich, mein du, wie das hölliſche Feuer fürcht ich ihn, und deswegen ſollſt mitgehen, Franzl."

„Weil ich leicht auch ausgeräuchert werden ſoll?"

„Mir iſt gar nit ums Spaßmachen zu thun, mein lieber Bub. Unſer Pfarrer iſt ſcharf. Und weil du die Suppe eingebrockt haſt, ſo ſollſt ſie auch auslöffeln helfen. Kunnt's wohl nit glauben, daß du ſo hartherzig wärſt und uns jetzt verlaſſen wollteſt allzwei, und dich verleugnen, wenn der Herr Pfarrer fragt."

„Na ſei ſo gut!" begehrt er auf. „Mich verleugnen! So brav möcht ich nit ſein."

„Er iſt ſo viel geſtreng, der unſere. Ohne den Vater ſegnet er keine für."

„Wenn's ſchon ſein muß, ich geh mit zum Pfarrer, freſſen kann er mich nit. Um welche Zeit denn?"

„Vor der Meſſe um ſieben."

„Gilt. Beim Lindenkreuz kommen wir zuſammen."

So iſt's ausgemacht.

Und am nächſten Morgen, ſchon eine Weile vor ſieben Uhr ſitzt die Roſel auf der Bank im tauigen Schatten der Linde vor dem Marienbild. Ihr Kindlein, ſorgfältig in bunte Tücher eingewickelt, hält ſie an der Bruſt. Das rote Apfelgeſichtlein mit der weißen Krauſelhaube guckt noch ein wenig herfür, denn es iſt am warmen Mutterbuſen erſt gefrühſtückt worden. Nun ſchlaft es wieder. „Trinken und Schlafen, o ſeliges Los!"

Das Glöcklein läutet ſchon zum letzten Viertel vor Sieben. Der Franzl iſt noch nicht da. Sie ſteht von der Bank auf und ſchaut hinaus auf die ſonnigen Felder, wo flüchtige Wolkenſchatten hingleiten über die grünende Flur. Aber kein Franzl iſt zu ſehen. Sie hat Zeit und ſchaut auf zum Bildnis. Die liebe Mutter Gottes! Und ihr herziges Knaberl auf dem Arm! Und wie ſie es gern hat! Und wie es aufſchaut ins Muttergeſicht! ... Lange betrachtet ſie dieſes Bild, dann neigt ſie ſich nieder zum eigenen Kind, um es zu koſen, und dann hebt ſie an zu lachen.

„Heißt das beten?" ſagt der Franzl, der plötzlich hinter ihr ſteht und ihr zu beiden Seiten hervor die Hände an die Wangen legt.

„Biſt da?" ſagt ſie, „ja du, ich hab juſt lachen müſſen. Weißt wegen —"

„— Wegen?"

„Wegen dem, weil, weil — ſie auch eins hat. Wir haben jede eins."

„Haſt dir eine fürnehme Geſponſin ausgeſucht," ſagt der Burſch, völlig verweiſend, daß die Roſel ſich vergleicht mit der Frau im Bilde. „Na biſt es, ſo gehen wir."

Anklopfen iſt Höflichkeit. Ein ſchrilles Herein. Der Franzl klopft noch einmal, man kann nicht leicht zu höflich ſein in ſo einem Fall.

„Iſt ja offen!" ſchreit es von innen, die Thür wird aufgeriſſen und die Wirtſchafterin ſteht da. Sie ſind an die Küchenthür geraten.

Die kugelrunde Wirtſchafterin, das will der Franzl für ein gutes Zeichen halten.

„Was wollt's denn?" fragt ſie weich wie Butter, obſchon ſie es recht gut weiß, was es zu bedeuten hat, wenn zwei junge Leute gar ſo demütig in den Pfarrhof kommen, und eins davon hat etwas auf dem Arm. Sie weiſt das Paar zur richtigen Thür und ſchleicht ledrig hinten nach.

Der Pfarrer ſitzt vor dem Bücherpult auf dem Lederſeſſel und bleibt ſitzen, er iſt ein ſchlanker, hagerer Herr und die Bösartigſten ſeiner Gemeinde behaupten, ſein Geſicht würde allſamstägig in Eſſig gebeizt. Seine Augengläſer ſind bis hart an die Naſenſpitze herabgerutſcht und ſo ſchaut er finſter hinaus auf das gar beſcheiden eintretende Menſchenpaar.

„Was wollt's denn?" läßt auch er ſie an, „jetzt habe ich keine Zeit, 's iſt zum Meſſe leſen."

Tritt der Franzl langſam vor, da keift der Pintſcher unter dem Seſſel — der fremde Menſch hat gar ſo breite Hände und Füße, daß doch etwa dem „Herrl" nichts geſchieht. Der Franzl hält ſich mit beiden Händen an ſeinen Hut, als wollte er eine Stütze haben und ſpricht leiſe: „Thäten halt wohl recht ſchön bitten, Hochwürden Herr Pfarrer." Und ſenkt ſein Haupt.

„Was?" Der Pfarrer hält ſeine Hand ans Ohr, als hätte er nicht verſtanden.

„Die da —" fährt der Burſche etwas vernehmlicher fort, „das wäre halt die Roſalia Wendlerin, die — die vor vierzehn Tagen zur Tauf geſchickt hat. Und heute thät ſie bitten um das heilige Fürſegnen."

Der Pfarrer ſtemmt ſeine Arme aufs Knie und ſagt: „So! Vorſegnen! Und damit glaubt ihr's abgethan —

wieder auf ein Jahr. Ich ſegne niemanden, den der Herr verflucht, verſteht ihr mich? Na ja freilich! das Laſterleben gemütlich fortführen und nachher, wenn ihnen doch einmal die Grausbirn aufſteig', zum Pfarrer rennen, daß er ihnen die Lüderlichkeiten mir nichts dir nichts abbeten ſoll. Recht kommod möchten ſie ſich's einrichten. Nichtsnutziges Volk!“

Jetzt ſetzt der Franzl den einen Fuß vor und etwas feſter auf die Dielen, gleichſam um die Sicherheit des Bodens zu prüfen. Und ſagt: „Der Grausbirn wegen thät's freilich nit ſein, Hochwürden, 's iſt nur wegen des Brauches und weil es die geiſtlichen Herren ſelber wünſchen, daß ſich eine nach den Wochen in der Kirche ſoll beſegnen laſſen. Wenn's aber nit notwendig iſt . . . .“

Sie hat ihn am Ärmel gezupft mit dem Bedeuten, nicht weiter zu reden, ſo bleibt er denn auch ſtecken.

Der Pfarrer fragt ihn: „Du biſt der Vater, natürlich!“

Der Franzl nickt kaum merklich mit dem Kopf.

„Und du ſchämſt dich nicht, mir vor die Augen zu treten.“

Schaut der Burſche aufs Dirndl, als wollte er ſagen, die hat mich hergezogen.

„Und jetzt,“ fährt der Pfarrer fort, „ſoll ich mit euch in die Kirche gehen und euch am Altar aufſtellen als ein gutes Beiſpiel für die Gemeinde, wie? Und den Segen dazu, natürlich! Ja, dann iſt's freilich kein Wunder, wenn das ſechſte Gebot ein Loch bekommt. Man kann's ja wieder flicken.“ Nun ſpringt er auf und ſchreit ihnen ins Geſicht: „Ich aber ſage euch, man kann's nicht flicken! — Getauft habe ich den Wurm, weil ich leider muß und weil er nichts dafür kann. Vorſegnen werde ich ſie nicht, die da, weil ſie ſelber dran ſchuld iſt. Da locken ſie den Vogel ins Neſt und nachher wenn's voll iſt, ſoll das ganze Dorf helfen putzen. Das Waſſer, verſteht ſich! Ja, für Eheweiber, wenn ſie wieder rein werden wollen, iſt das Weihwaſſer freilich gut. Für die Ledigen iſt das Fegefeuer. Habt ihr mich verſtanden? Wenn ihr mich verſtanden habt, dann könnt ihr gehen.“ — Der Pintſcher hebt ein leidenſchaftliches Keifen an, zum Beweis, daß er es auch in ſolchen Stücken zum „Herrl“ halte; dem Burſchen ſpringt er an den Hut, den der Franzl ſich vor den Bauch hält.

Da haben ſich die Leut ſchön langſam umgedreht. Das Geſchrei hat das Kleine aufgeweckt und die junge Mutter ſchaukelt es auf dem Arme. „Sei gut, Kindel, ſei gut, der Mann-Mann thut dir nix, darf dir nix thun. Sei gut.“

An der halboffenen Thüre iſt mittlerweile die Wirtſchafterin geſtanden und hat vor Vergnügen über die ſchneidige Abfertigung ſo heftig die Thürklinke gerieben, daß dieſe faſt noch heiß iſt, als der Franzl ſie nun langſam zudrückt.

Vor dem Pfarrhauſe ſtehen ſie im heißen Sonnenſcheine und der Franzl ſagt: „So hätt ich mir's nit gedacht.“ Roſel, mach dir nichts daraus. Dort gehen die Leute in die Kirchen, werden wenige darunter ſein, die viel beſſer ſind als wir. Natürlich zur Meſſe werde ich jetzt gehen!“ ſetzt er hinzu, als auf dem Turme die Glocken zuſammenläuten.

„Franzl, das wär wieder gefehlt, wenn du nit wollteſt in die Kirchen gehen, deswegen,“ beruhigt die Roſel, „die Kirchen kann nix für den Pfarrer und wir wollen bei der Meſſe nur an den lieben Herrgott denken."

So gehen ſie hinein, denken aber doch nicht an den lieben Herrgott. Der Burſch, der hinten in einem Winkel ſitzt, iſt dafür zu zornig und das Dirndl vermeint mit ſamt dem Kleinen unter die Bank ſinken zu müſſen. Noch kein Jahr iſt vorbei, ſeit ſie unter den übrigen Jungfrauen mit dem grünen Kranz geſtanden war vor dem Altar. Und jetzt, wenn ſie ſich auch verſtecken wollte hinter dem Pfeiler, ſo ſchreit's das dünne Stimmlein des Kleinen aus, was ſich geändert hat ſeit einem Jahre.

Nach der Meſſe halten ſie Rat, wo ſie den Segen finden könnten. Der Franzl meint, zum Kaplan in St. Johann ſollten ſie gehen, der ſei noch jung, der würde die Sache linder auffaſſen.

„Wenn du glaubſt, daß die Jungen linder ſind," ſagt die Roſel, „ſo irrſt du dich weit. Die Jungen ſind in ſolchen Stücken ja die allerſtrengſten." Nun denken ſie an die Alten, und da fällt ihnen der Benefiziat zu Oberſchachen ein. Das Beſte, ſie thun's gleich heute ab, daß ſie ſich nicht ein anderesmal wieder müſſen extra anlegen und Segenſuchen gehen.

Oberſchachen ſteht auf dem Berg oben, das ſpitze Kirchtürmlein ragt ſcharf in den blauen Himmel hinein. Es iſt eine Stunde hinauf, der Weg iſt ſteinig und ohne Schatten, in kreuz und krumm liegt darüber Gefällholz; die Bäume, die entſchält daliegen, ſtrömen einen ſtarken Harzduft aus und werfen die Sonnenhitze zurück, daß es ſchier zum Verſchmachten iſt. Der Franzl hat freilich das Kind zu ſich genommen, und die Roſel hat Angſt, daß er ſtolpern und es fallen laſſen könnte. Dieweilen ſinkt ſie ſelber hin ins braune Erikenkraut vor Erſchöpfung. Nur einen Schluck Waſſer! Aber es iſt weitum keines vorhanden. Heidelbeeren pflückt er und ſteckt ſie ihr zwiſchen die Lippen. So arm und bleich kauert ſie da und nun fällt es dem Burſchen doch ein, was ſonſt ſo ſelten einem einfällt: wie hart ſie's büßen muß!

Endlich bringt er ſie doch hinauf, auf einem Arm das Kind, an dem anderen die Mutter. Als er das Kirchlein ſieht und den halbverfallenen Pfarrhof, und ſonſt nichts ringsum als etliche alte Kiefern, da ſagt er lachend, denn er will ſie aufheitern: „Der Berg iſt ſo ſteil, daß nit einmal der Teufel herauf kann. Heißt's doch, wo der Herrgott eine Kirche baut, da baut der Teufel das Wirtshaus dazu. Hier iſt kein Wirtshaus, ſo wird der Teufel nit herobеn geweſen ſein."

„Ich wollt's heut nicht verachten, das Wirtshaus," ſagt ſie.

„Lieber wär's mir ſchon, wie der Pfarrhof," meint er.

„Weißt, Franzl, da heroben fürcht ich mich auch vor dem Pfarrhof nicht," ſagt die Roſel. „Zu dem alten Herrn getrauen wir uns allein hinein, gelt, Micherl? Und der Vater kann warten da heraußen auf dem Anger, bis wir beſegnet wieder zurückkommen."

Das iſt dem Franzl freilich ſehr angenehm, und er will dieweilen unter der Kiefer Beeren ſuchen, damit's dann ein Feſtmahl giebt.

Der alte Benefiziat ſitzt in Hemdärmeln und iſt gerade beim Kanarienfüttern, wobei er dem Vogel ein Liedchen vorpfeift zum Auswendiglernen, als die Roſel mit dem Fatſchkinde beſcheidentlich eindringt und ihre Bitte vorbringt.

Er nimmt die lange Pfeife aus dem Mund, ſchaut mit ſeinem roten, bartſtoppeligen Geſicht gutmütig auf das Dirndl und ſagt: „Eine Gridelbäuriſche von Stahlbach biſt du? Ein Kleines haſt kriegt? Vorgeſegnet willſt ſein? — Na, komm nur mit, werden's gleich machen.“ Dabei ſchlüpft er raſch in ſeinen Talar, der einmal ſchwarz geweſen iſt.

Als der Franzl das Raſſeln der Kirchthürſchlüſſeln hört, ſchleicht er auch herbei und hinten nach hinein. Der Greis wirft ſich in der Sakriſtei das Chorhemd über, legt die Stola um, faßt den Henkel des Weihwaſſerkeſſels und den Sprenkel und tritt zum Altar hinaus. Dort bringt er am Beine ein Streichhölzchen in Brand und zündet damit zwei Kerzen an. Weil die Roſel noch unbehilflich an der Mauer ſteht, ſo ſagt er: „Na, mach, mach, Mädel, knie nieder!“ Sie thut's, er nimmt das Buch und ſpricht ein lateiniſches Gebet, dann taucht er den Sprenkel in den Keſſel und ſchwingt ihn über die andächtige Mutter mit dem Kinde.

Als es vorüber iſt, neſtelt ſie an ihrem Tüchlein und ſagt verſchämt, jetzt wäre ſie halt ſchuldig geworden.

„Haſt eh dein Kreuz dafür,“ ſagt der Prieſter, „halt ſchön geduldig tragen, dann wird's der liebe Gott ſchon verzeihen.“

Sie ſchaut verblüfft drein, ſie iſt nicht verſtanden worden. Schuldig wäre ſie etwas fürs Fürſegnen.

„Geh, Tſchapperl,“ ſagt der Pfarrer, „ſteck ein dein Zwanzigerl wieder. Wirſt es ſchon ſelber brauchen, Papperl kaufen fürs Buberl.“

Später, als der alte Herr am Altar und in der Sakriſtei wieder alles in Ordnung gebracht hat, geht er mit raſchen Schritten an das hintere Thor, wo die beiden Leutchen mit dem Kindlein beiſammen ſtehen, zupft den

Franzl beim Ohr und ſagt: „Der iſt es, nicht wahr? — Schlingel! Na, kommt's nur recht bald wieder. Aber nicht etwan ſo wie heute, ihr vertrackten Menſchenkinder. Mit dem Brautſträußel müßt ihr kommen, zur heilſamen Buße, verſtanden?“

Der Segen des alten Prieſters iſt aufgegangen. Nach einem Jahre kommen ſie richtig wieder und bitten um das Sakrament der Ehe. Und die Kinder, hat ſich der Franzl vorgenommen, ließe er alle taufen zu Oberſchachen auf dem Berge.

Der alte Herr zwinkert bedenklich mit den grauen Äuglein: „Wenn nur's Waſſer reicht!“

Die grüne Roſe.

„Jeſſeles, Veſa, lebſt du auch noch!“ rief die Großbäuerin im Möſtelhof aus, als ein junges heiteres Weib zur Thür hereinhuſchte. „Jetzt hab ich gemeint, du wärſt ſchon geſtorben!“

„A na, geſtorben bin ich noch nit,“ lachte die Eintretende, „das thu' ich nicht, daß ich jetzt ſterben thät. Mein Lebtag hat mich 's Leben nit ſo gefreut, wie jetzt.“

„Gehſt nit!“ rief die Bäuerin aus, es war aber kein Befehl, fortzugehen, es war nur ein Ausruf der Verwunderung.

Man hatte ihr „nichts derteilt“, der Veſa, als ſie vor etlichen Wochen den Schneider Victor von der grünen Roſe heiratete. Der war als Querkopf bekannt, betrieb außer ſeinem Handwerk die Roſenzucht und arbeitete ſeit Jahren daran, durch Okulationen eine Roſenart zu züchten, die eine grüne Krone und rote Laubblätter hätte. Alles andere auf der Welt war ihm Nebenſache, ja er hielt die Exiſtenz der Erde überhaupt für zwecklos, ſo lange ſie nicht grüne Roſen trüge. Und dieſer Mann, Victor von der grünen Roſe, wie er ſich nannte, ging eines Tages in das Kleinhäuſel und heiratete ein friſches luſtiges Mädel heraus. Es iſt nicht gerade ſo zu verſtehen, als ob er ſie gleich bei ſeinem erſten Erſcheinen im Häuſel geheiratet hätte, das erſte Erſcheinen verliert ſich im Dunkel der Vorzeit. Es ſtellte ſich aber heraus, daß er jemanden haben müſſe, zum Roſenwarten, während er auf der Ster arbeitete.

„Lach dich nur recht aus, Veſa!“ hatten am Trauungstage die Leute zu ihr geſagt, „denn bei deinem Schneider wirſt du nit viel zu lachen haben.“

Aber ſie lachte heute noch, als ſie nun eintrat bei der Großbäuerin im Möſtelhof. Die Großbäuerin war eine Schulgenoſſin der Veſa, deshalb konnte ſie wohl freundſchaftlich fragen: „Daß du die Zeit her nichts von dir haſt hören laſſen — wie ſoll ich mir denn das auslegen?“

„Das könnteſt ſchier von dir ſelber wiſſen,“ antwortete die Veſa lachend. „Wenn zwei jungverheiratete Leute nit muckſen, nachher kannſt dir's eh denken.“

„Wie geht's denn mit ihm?“

„Grüne Roſen!“ rief ſie lachend. „Jetzt bin ich ſeine grüne Roſe.“

„Gehſt nit?!“ rief die Großbäuerin aus.

„Ja, mein du!“

„Wär er denn zum mögen?“

„Ich dank meinem Gott, daß ſie ſich an ihm verkannt haben, ſonſt wär er kaum für die arme Häusler-Veſa übriggeblieben.“

„Wenn er alleweil nur grüne Roſen züchten will und ſonſt nichts.“

„Laß dich nit auslachen, Bäuerin,“ ſagte die Veſa. „Geh her, ich will dir was ſagen. Ganz gleim, ſo!“ Sie flüſterte der Großbäuerin etwas ins Ohr.

„Gehſt nit?" rief dieſe und ſchlug die Hände zuſammen.

Die andere nickte mit dem Kopf, was ſoviel ſagt, als: Ja, gewiß auch noch! Darauf haben ſie alle zwei hübſch heimlich getratſcht.

„Gelt," ſagte hernach die Veſa, „gelt, Bäuerin, ich kann mich verlaſſen auf dich? Was du mir zu Heiligdreikönig geſagt haſt, unten bei der Kirchbrucken? Weißt es nit mehr? — Weil wir alte Kameradinnen ſind, allzwei. Wenn ich einmal eine Gevatterin ſollt brauchen."

„Jeſſeles ja, freilich, freilich. Na, aber daß du dir gar ſo leicht merken thuſt!" ſagte die Bäuerin und ſetzte launig bei: „Soll ich mich für einen Buben oder für ein Madel zuſammenrichten?"

„Was denn? Freilich für einen Buben!" lachte die Veſa hell auf.

„Jetzt muß ich dir aber doch gleich einen Kaffee machen geben, weil du eine ſo ſchöne Neuigkeit gebracht haſt!"

Sagte es und ſchoß in die Küche hinaus.

So munter war es hergegangen vor fünfzehn Jahren. Seither hatte der Schneidermeiſter Victor immer die grüne Roſe geſucht und die blaue Blume gefunden. Ja, faſt romantiſch war die Liebe der beiden Eheleute zu einander, ſo ganz wie im Märchen, alle anderen Menſchen ausſchließend und einzig nur einander lebend. Gerade mit der Großbäuerin im Möſtelhof pflegte die Veſa noch der Freundſchaft, denn die hatte ſie blutnötig.

Alſo kam ſie auch heute wieder in den Möſtelhof. Ihr Ausſehen war nicht das Beſte. Die gelblich-braunen Wangen eingefallen, um die Augen Schattenringe, um die

Mundwinkel zwei halbrunde Runzeln, Parentheſen gleichſam, die noch leidlich roten Lippen einklammernd, als ob dieſe eigentlich gar nicht mehr dazu gehörten. Aber ſie gehörten noch ganz kurios dazu, ſie lachten auch noch ſo lebhaft, wie vor fünfzehn Jahren, nur für den Kenner ein ganz klein wenig ſchrillend, wie ein Glöcklein, das irgendwo einen leichten Sprung hat.

Als ſie jetzt über den Hof ging und ein Häuflein Kinder ſich balgen ſah auf dem Anger, rief ſie ihnen zu: „Grüß euch Gott, Kinder! Thut's ſchon wieder raufen? Iſt die Mutter daheim?“

„Die Mutter iſt eh in der Kuchel,“ antwortete ein etwa fünfjähriges Dirndl und tollte mit den Knaben weiter.

Als ſie hernach vor der Bäuerin ſtand, hub ſie merkwürdigerweiſe nicht an zu lachen. Sie redete ein wenig ſo herum, daß immer ſchlecht Wetter ſei, — es war aber ſehr ſchön und warm; daß die Berge ſteil wären, — ſie war aber auf ebenem Wege daher gekommen; daß man die Kühe gut füttern müſſe, wenn ſie Milch geben ſollten, — ſie hatte aber keine Kuh, bloß zwei Ziegen, wovon die eine auch dann keine Milch gab, wenn man ſie gut fütterte, weil ſie trächtig war. — So voller Ungereimtheit war alles und die Beſa lachte noch immer nicht. Und endlich, wie ſie gefragt wurde, wie es denn alleweil gehe, riß ſie ihre blaue Schürze ans Geſicht und hub an zu weinen.

„Beſa!“ ſagte die Bäuerin. „Was iſt denn das? Was haſt denn? Das iſt man von dir nicht gewohnt.“

Die Beſa hatte ſich auf die Herdkante niedergeſetzt, legte nun ihre Hände wie betend über den Schoß zuſammen und ſagte endlich ganz dämpfig: „Meine liebe Möſtelhoferin! 's hat halt ſchon wieder was — bei mir . . .“

„Gehſt nit?!“ wollte die Bäuerin ausrufen, aber der Schreck verſchlug ihr die Stimme. Sie ſtarrte auf die Schneiderin, ſie legte die Hände zuſammen und ging über das Fletz hin.

„Verlaß mich nit, Johanna!“ hauchte die Veſa unter fortwährendem Schluchzen.

Endlich erholte ſich die Bäuerin und rief aus: „Das iſt ein Kreuz! Das Neunte! — Verlaß mich nit! Iſt leicht geſagt. Könnt's denn gar nit geſcheiter ſein? Seid's doch nimmer ſo kindiſch jung! Schamt's euch denn nit? Schier alle Jahre eins! Wenn unſer Herrgott nit geſcheiter wär und nit ein Teil wieder zu ſich genommen hätt! Und wenn ich nicht die drei auf den Hof genommen hätt — rein wie in einem Kieniglhaſen-Kobel thät's ausſchauen bei euch. Ihr könnt's ja die gar nit verſorgen, die euch verblieben ſind. Und jetzt ſchon wieder!“

Antwortete die Veſa ganz ergeben: „Wenn ſie unſer Herrgott ſchickt, was kann man machen!“

„Paperlapap, unſer Herrgott ſchickt!“ begehrte die Bäuerin faſt gröblich auf. „Den da oben zum Schuldaustragen brauchen, iſt freilich famod.“

„Das wird in anderen Häuſern wohl auch ſein, und doch giebt der Obere nicht überall ſeinen Segen!“ — Solches wollte die Veſa ſchon ſagen. Gottlob, daß ſie es glücklich hinabgewürgt hat. Die Großbäuerin hatte keine eigenen Kinder und möchte erzürnt leicht auch die angenommenen der armen Häuslerin zurückſchicken, wenn ſo ein ungutes Wort fiele. Die Veſa zog es alſo vor, ruhig weiter zu weinen. Und das war auch das Beſte. Nun trat die Bäuerin zu ihr hin, taſtete nach ihrer Hand und ſagte: „Richtig wahr, man muß recht greinen mit euch. Weil's ſchon gar! Daß aber er nit geſcheiter iſt! Na freilich, ihn brennt's nit. Das Mannsbild wirft die Kaſten ins Feuer, herausholen kann's die Frau, man weiß eh, wie's geht."

„Da hätt ich wohl keine Klage mit meinem Victor," ſprach die Veſa. „Tag und Nacht, darf ich ſagen, thut er arbeiten und ſorgen für uns, daß er mir gerads blind wird. Hat eh nichts Gutes auf der Welt, der arme Lapp. Eine Freud muß ihm doch vergunnt ſein. Lieber Gott, was haben wir ſchon voriges Jahr geweint miteinander! Sind einmal die halbe Nacht auf der Hühnerſteige geſeſſen nebeneinander und haben geflennt. Und jetzt iſt's ſchon wieder."

„Es iſt wohl ſchlecht eingerichtet auf der Welt."

„Gel' ja!"

„Zu viel und zu wenig, überall zu viel oder zu wenig."

Der Knabe und die zwei Mägdlein jagten zu Thüre herein:

„Mutter, der Franzerl thut mich alleweil zupfen beim Kröſel!"

„Nit wahr iſt's, die Lieſerl giebt kein Fried!"

„Mutterle, gieb mir was!"

Mit gutmütigem Brummen ſchlichtete die Bäuerin den Streit und reichte den Kindern Butterbrot. Das größte Stück bekam aber die Schneiderin und nun ſaßen ſie beiſammen, die Veſa und ihre Kinder, und dieſe wußten es nicht, kümmerten ſich gar nicht um ſie, machten ſich immer nur ſchmeichelnd mit der anderen, mit dem „Mutterle" zu ſchaffen. Darob that der Veſa das Herz weh und doch dankte ſie Gott und der braven Großbäuerin, daß die Haſcherln hier bei ihrer Patin ein ſo warmes Heim gefunden hatten.

Die Veſa iſt nachher noch eine Weile am Herde geſeſſen und hat der Bäuerin zugeſchaut beim Mittagmahlkochen. Die Bäuerin legte Scheiter über das Feuer, füllte die Waſſertöpfe, ſpeckte das Kraut, ballte und ſott die Klöße und war wortkarg. So meinte endlich die Veſa betrübt, ſie werde nun halt wieder gehen müſſen um ein Häuſel weiter. Als die Klöße brodelten, ſagte die Bäuerin: „Soll's halt noch einmal ſein, daß ich dir's aus der Taufe hebe. Aber du mußt mir's verſprechen, Veſa, daß es das allerletzte Mal iſt!"

„Nein, Bauerin, verſprechen kann ich nichts!" gab die Schneidersfrau mit Eifer zurück. „Verſprochen hab ich dir's in früheren Jahren oft genug. Das hilft nichts. Jetzt laß ich alles Fürnehmen ſein, laß in Gottesnamen den Herrgott ſchütten, ſo lang er will." Und nach dieſen Worten lachte ſie laut in den Tag hinein.

„Nau, weil du nur wieder lachſt!" rief die Bäuerin aus. „Mich ziemt, ausſchelten kunnt ich dich, du Band, du leichtſinniges! Und nachher thuſt mir doch wieder derbarmen, du arme, gute Haut! — Laß mir's halt ſagen. Wird wohl eh noch lang dauern."

„Derwarten werden wir's leicht," lachte die Veſa.

„Und daß du mir Achtung giebſt, jetzt auf dich! Nit heben und nit tragen, weißt es ja ſo. Und wenn es dir nach was gelüſtet, und ich kann dir's ſchaffen, ſo ſag's. Müßt nur ſein, daß du einen Bäcker in den Arm beißen wollteſt, den kunnt ich dir nit ſchaffen."

„So noble Paſſionen hab ich wohl nit!" lachte die Veſa.

„Und daß du ſonſt was zu beißen haſt, werden wir halt ſchauen. — Da, Alte, Gute, Dumme! Nimm für deine kleinen Fratzen den Milchplutzer mit. Und deinen Schneider, wenn er einmal Zeit hat, den ſchickeſt zu mir. Dem werd ich einmal was ſagen!“

„Vergelt's Gott, Bäuerin, bis in den Himmel hinauf!“, flüſterte die Beſa und eilte mit dem Plutzer davon.

Den Schneider aber hat ſie nicht geſchickt.

Die kranken Töchter.

Der Werksarzt zu Treffelwang und der alte Steinklopfer Hagerl ſind miteinander gut Freund geworden. Der Werksarzt hat dem Hagerl nämlich das Weib gefeſſelt, was freilich nur ſinnbildlich zu nehmen iſt. Dem Hagerl ſein Weib war nämlich ſo, daß der Hagerl an dem hölliſchen Drachen, den auf dem Altarbilde zu Treffelwang der heilige Georg mit dem Spieße durchbohrt, nichts Schreckliches fand. Alle Treffelwanger bekamen das Grauen, wenn ſie dieſes ſcheußliche Ungeheuer betrachteten, der Hagerl bekam es nicht. Er war von Haus aus abgehärtet. Aber gewohnt wurde er ſie doch nicht, ſeine Auserleſene, obgleich er ſeit dreißig Jahren mit ihr vermählt war. Seit neuerer Zeit aber iſt ſie gefeſſelt, und wie das hat ſein können, ſoll folgende Geſchichte darthun.

Das Steinklopfer-Ehepaar hatte zwei Töchter, wovon die jüngere, Jula geheißen, an einen Eiſenwerksarbeiter verheiratet war, die ältere, Brigitte mit Namen, einſtweilen noch unerlöſt den häuslichen Pflichten oblag. Jetzt muß hier noch eingefügt werden, daß die Eiſenwerksarbeiter und ihre Familien im Falle von Krankheiten freien Arzt und freie Medizin haben, maßen die Arbeiter ja dafür ihre

Prozente in die Lade zahlten. Und muß noch beigefügt werden, daß die Steinklopferin nicht bloß ein drachenböſes, ſondern auch ein ſchlangenkluges Weib war.

Nun ereignete es ſich, daß die Brigittl eines Tages erkrankt. Kopfweh, Magenkrampf, Sengen (Sodbrennen), Seitenſtechen, Fieber. Na, gute Nacht! Wenn der Doktor alle dieſe Schmerzen heilen ſoll, da kann eine Kuh drauf gehen. Und wenn das Madel ſtirbt, ſo koſtet das ihrer zwei, denn der Tod iſt noch teurer wie der Arzt — natürlich, weil er's gründlicher macht.

Was thut nun alſo die Steinklopferin? Sie ſagte zur jüngeren Tochter, die an den Werksarbeiter verheiratet war, doch aber bei den Eltern ihre Stube hatte: „Jula! Rühr dich! Ins Bett leg dich! Die Brigittl liegt oben in der Dachkammer, du leg dich da in dein Neſt. Es wird der Doktor kommen. Für dich koſtet er nichts. Weißt ja, was die Brigittl klagt. Verſtehſt? Kannſt ja eh ſo gut Komödie ſpielen, wie neulings, bald du mir das Zwanzigerl haſt herausgelogen für einen Gichtgeiſt, den der Deinige nachher ausgeſoffen hat. Na, wird's?“

Und gleichzeitig erhielt der Werksarzt Nachricht, er möchte doch geſchwind ins Steinklopferhäuſel kommen, das Arbeiterweib, die Juliana Windlerin, wäre ſchwer erkrankt.

Der Werksarzt, juſt beim Mittagseſſen, läßt Knödel und Sauerkraut Knödel und Sauerkraut ſein und eilt zur Kranken. Fieber merkt er gleich auf den erſten Blick, die Wangen ſind ganz gerötet. Der Puls ſchlägt übrigens normal.

„Wo fehlt's denn, Windlerin?“ fragt er freundlich.

„Jeſſes, Herr Doktor, zum Verſterben, ſo ſchlecht!“ ſtöhnt die Kranke. „So viel Kopfweh und ſo viel Magenkrampf, ſchon die ganze Nacht. Und ſo viel Seitenſtechen und ſo viel Sengen um Hals!"

Der Arzt läßt ſich die Zunge zeigen, auf der iſt gar nichts Intereſſantes zu ſehen, denn die Gedanken, die ihr auf der Zunge gelegen, hat ſie hinabgeſchluckt. Er befühlt den Leib, ſie zuckt heftig und wimmert vor Schmerz, aber er kann kein Symptom erkennen. Den Kopf ſchüttelt er.

Darob erſchrickt die alte Steinklopferin ſehr, denn das Kopfſchütteln gilt ja der andern, die oben in der Dachkammer liegt.

„Ich kann nichts finden," ſagt der Arzt.

„Die Heiligen Gottes mögen's wiſſen, was das iſt!" jammert die Alte, „ich kenn mich ja auch frei nit aus. Die heimliche Krankheit wird's doch nit ſein!"

„Von Bedeutung iſt es ſicher nicht," ſagt der Arzt.

„Na freilich!" begehrt die Alte auf. „Bei den Werksarbeitsleuten iſt es halt allemal leicht gut, weil extra nix bezahlt wird. Gelt? Thät nur unſereins ſo arg darniederliegen, das wollt gleich ein Wichtigmachen ſein, bei den Herren. Da kennt man ſich ſchon aus, Gott ſei Dank!"

Wenn der Werksarzt nicht ein ſehr gutmütiger Mann geweſen wäre, ſo hätte er jetzt müſſen ein dreidoppeltes Donnerwetter losſchnalzen wegen der Verdächtigung. Er dachte ſich aber, ſolche Leute verſtänden es nicht beſſer und er wolle ſich dem meſſerſcharfen Mundwerk dieſer Perſon nicht weiter ausſetzen. Um ſich nicht Eigennutz nachſagen zu laſſen, verordnete er der Kranken Tropfen für den Magen und eine Schmierſalbe für die Seite. Dann ging er heim. Kaum der Doktor bei der Thür draußen war, ſprang die Jula aus dem Bette, und die Medizin, als ſie kam, trug die Alte ſofort zur Brigittl hinauf in die Dachkammer, wo ſie hoffentlich auch gleich ihre Wirkung thun wird, ohne daß ſie einen Kreuzer koſtet. — Ja, die Herren ſind zwar hoch ſtudiert, aber ein biſſel geſcheiter iſt immer einmal unſereins! — So lobte ſich die Alte ſelbſt.

Am nächſten Tage meinte der Doktor, er wolle doch nachſehen gehen, wie ſich die Nacht über der Zuſtand ſeiner Patientin Windlerin entwickelt habe. Als er zur Thür eintrat, muß er über ſeine mediziniſche Kur wohl hoch erfreut geweſen ſein, denn die Patientin ſaß pumperlgeſund vor einer großen Schüſſel Gurkenſalat und ließ ſich ihn ſchmecken.

Die Alte ſah ſofort, daß hier etwas ſchief gehe, ſie fiel über die Jula her: „Was ſag ich denn, du Balg! Kaum zu Nöten aus dem Bett, ſchlampeſt ſchon wieder Salat, bis dir nachher die Blader platzt. Ungeratener Bangert! folgt nicht einmal dem Herrn Doktor, der eh ſo gut iſt, geſchweigens der bekümmerten Mutter! Haſt eh juſt vor einem Vaterunſerlang wieder ſo viel Seitenſtechen gehabt, daß ich gemeint hab, zum Herrn Doktor laufen muß ich auf der Stell! Mein Eid, ich ſag's, Herr Doktor, mit den Kindern iſt's ein Kreuz! Sie folgen halt nit und ſie folgen nit!“

Wie hoch erzürnt ſchoß ſie umher, faßte den Beſenſtiel aus dem Winkel und ſchlug einen alten Topf in Scherben, der ohnehin ſchon ein fauſtgroßes Loch gehabt hatte.

„Laſſet es gut ſein!“ ſagte der Arzt gelaſſen, „derlei Stückeln iſt man bei euch ſchon gewohnt. Weil euch der Werksarzt nichts koſtet, ſo beläſtigt ihr ihn bei jeder Kleinigkeit und wäret im ſtande, die Medizin flaſchenweiſe zum Frühſtück zu ſaufen, damit ja der Ladgroſchen eingebracht wird. Na, na, Alte, ſchont nur die Stimme, ich meine die Frau Tochter.“

„Und wir bedanken uns ſchön für die Belehrung!“ verſetzte die Alte mit einem giftigen Knix.

Das wäre nun ſoweit glatt abgegangen, wenn der Arzt, als er ins Freie treten wollte, von der Dachkammer her nicht ein klägliches Wimmern gehört hätte. Er ſtieg die enge Treppe hinan und fand hier die wirkliche Kranke, die an einer Rippenfellentzündung darniederlag. Neben ihr auf dem Fenſterbrett ſtand das Salbentöpſchen und das Tropfenfläſchchen, die er dem Arbeiterweib geſchickt hatte. Nun kam es erſt noch allmählich: Anfangs die Ahnung, dann die Vermutung, endlich die Gewißheit von der Liſt der biederen Landleute. Er ſtieg in die Stube hinab, wo jetzt auch der alte Steinklopfer herfürgegangen war. Dem war ſein ſchmales Geſicht überflüſſigerweiſe noch in die Länge gegangen, nahe am Ofenwinkel ſtand er und lauerte, was es nun geben werde. Der Doktor trat unerſchrocken ganz nahe an die Alte hin und ſagte: „Hagerlin, Ihr habt mich betakelt. Weil Eure ledige Tochter krank war, hat die verheiratete, die Arbeitersfrau, dieſelbe Krankheit heucheln müſſen, damit Ihr für die andere umſonſt Medizin bekommt. Das iſt ein Betrug. Ich werde Euch einſperren laſſen.“

Der Steinklopfer ſtieß einen grellen Laut aus, aber es iſt nicht ganz klar, ob es ein Schreckruf war oder ein Freudenſchrei; die Alte aber war unheimlich anzuſehen. Die Spitzen ihres Runzelgeſichtes waren noch zackiger geworden, ihre Äuglein verſchloſſen ſich ganz hinter die Knochen, ihre kantenſcharfen Lippen klapperten ununterbrochen aneinander, aber es war verworrenes Zeug, das ſie herausbrachte — halb Verteidigung, halb Schimpf und Trutz. — Was ſie denn Schlechtes gethan hätte? Als die Jula geſund geworden, habe ſie den Reſt der Medizin der Brigittl gegeben, die an derſelben Krankheit ins Bett gekommen, weil es eine Buis (Seuche) ſein müſſe, eine reine Buis! —

Der Arzt ergötzte ſich insgeheim an den Winkelzügen der Alten, dann machte er ein wichtiges Geſicht und ſagte: „Werd mir's noch überlegen, was ich mit Euch anfange, geſchenkt bleibt's Euch nicht. Zeugenſchaft für meine Sache wird ſich nicht ſchwer finden laſſen. Wird doch die Keichen (der Arreſt) am beſten ſein, für etliche Wochen — gelt? Na, werden halt ſehen.“

Damit hat er die alte Steinklopferin in Todesängſten zurückgelaſſen, denn die Keichen, die fürchtete ſie wie hölliſches Feuer. Dann hub ſie an, aus Zorn die Hausgeräte durcheinander zu werfen, ſo daß der Bartwiſch der Jula ins Geſicht und der Brotkorb dem Alten an den Bauch flog. In Anbetracht der Umſtände faßte aber der Alte heute ſeinen ganzen Mut zuſammen und ſagte in ſehr beſcheidenem Tone: „Weibel, liebeſtes! Ich an deiner Stell thät jetzt nit ſo umwettern. Ich thät ſchon ſtill ſein und Fried geben, es kunnt mich ſonſt wer verraten.“

„Unterſteh dich!“ fuhr ſie auf, „fort jag ich dich!“

„Kunnt mich ganz leicht unterſtehen,“ ſagte er, ſich mehr an die Ausgangsthür haltend, „iſt gar nit gefährlich. Brauch nur zum Herrn Doktor zu gehen und ihm ſagen: 's iſt nit wahr, daß die Jula krank geweſen, meine Alte hat's nur angeſtiftet, hat dem Herrn Doktor mit aller Abſicht die Medizin für die Brigittl herausgelogen. Sie hat's ſelbſt geſagt und ich will drauf ein Jurament ablegen. — Nachher brauch ich ja nimmer heimzugehen, eh die Schandarn mein liebeſtes Weibel abgeholt haben…“

Jetzt flog ihm auch ſchon die Salatſchüſſel an die Beine, ſo daß die ſchlüpfrigen Gurkenſchnitten nach allen Seiten übers Beinkleid hinabglitten.

„Wenn's ſo iſt, kann ich ja gleich gehen,“ ſagte der Alte. Als er jedoch mit ſeinen Beinen, an denen wenig Fleiſch, aber viel Salat war, über den Anger ſtiefelte, rief ſie ihm nach: „Mannerl!“

Mannerl? So hatte ſie ihn vor dreißig Jahren gerufen. Er blieb ſtehen.

„Sei g'ſcheit, Mannerl, bleib da. Mußt nit ſo geſchwind auf ſein, wenn ich immer einmal greinen thu'! Sind ja eh auch deine Töchter, all zwei, und hab's doch dir zu Lieb gethan, wenn ich das Medizingeld für die Brigittl hab erſparen wollen. Schau, wir müſſen zuſamm'halten, allbeid. Geh her, ich koch dir was Gutes.“

Da ſaß er ſchon wieder im Garn. Aber das Garn war hübſch weich, diesmal. Es vergingen wonnige Tage für ihn. Die Brigittl war auch wieder beſſer geworden und die Alte that nicht greinen, weder mit dem Maul, noch mit der Salatſchüſſel oder dem Beſenſtiel. Aber am vierten oder fünften Tage ſchien ſie rückfällig zu werden, hub ein grauliches Schlagermentieren an und drohte dem Alten mit dem Davonjagen. Da nahm er ſeinen Stecken und ſagte: „Will ich halt jetzt zum Doktor gehen. Er iſt ſchon ſo gut und laßt dir beim Bezirksgericht ein Stübel aufmachen. Ich ſag, was ich weiß.“

Darauf hin wurde ſie wieder zahm und blieb es eine gute Weile. Als nachher der Werksarzt einmal des Weges kam, wo der alte Hagerl auf einem Klotze ſaß und Steine klopfte, ſprang dieſer eilends auf, taſtete nach ſeiner Hand, um ſie zu küſſen.

„Was iſt denn, Alter, was iſt denn?“

„Tauſendmal bedank ich mich, Herr Doktor, für mein liebes gutes Weibel. Seit ſie das Eingeſperrtwerden fürchtet, iſt ſie ganz lieb und gut und ſagt gar nichts mehr vom Fortjagen. Bei ihr bleiben darf ich! Sollt's wieder einmal nachlaſſen, ſo thät ich halt bitten, und daß der Herr Doktor vom Einſperren was merken laſſen wollt.“

„Soll geſchehen, Alter!“

Nach einigen Wochen war's allerdings an der Zeit, daß der Herr Doktor ins Steinklopferhäuschen kam und ſich bei der Alten barſch nach ihrem Mann erkundigte: Er wolle endlich ernſt machen und brauche einen Zeugen. — Weiter ſagte er nichts, es war das einſtweilen genug. Die Alte behandelte ihren Alten wieder ganz zärtlich und meinte, Eheleute müßten zuſammenhalten.

Seitdem iſt faſt ein halbes Jahr vergangen, und über dem Steinklopferpaare ſchwebt ſegnend noch immer — die Reichen.

Die Löwenwirtin.

Der Wirt „zum goldenen Löwen“ hätte ſchon lange heiraten können, aber er hatte es nicht nötig. Er hatte drei reſche, umſichtige Schweſtern, die ihm Wirtſchaft und Gaſthaus in Ordnung hielten, und er hatte eine kleine Kellnerin, die an ſeinen Kleidern die Knöpfe feſtnähte, wenn etwelche losgeſprungen waren.

Als der Julian zehn Jahre ſo hausgehalten hatte, zeigte es ſich, daß über dem Einfahrtsthore der goldene Löwe ſchäbig zu werden begann, ſo daß hie und da die güldenen Mähnen und Branken ſich entfärbten und das nackte Holz hervorgrinſte. Der Maueranwurf wollte ſtellenweiſe ein wenig bröckeln, und auch die Wirtſchaftsgebäude huben ſchon an, maleriſch zu werden. Da hatte es der Wirt „zum weißen Lamm“ in Walleſchbach beſſer, der ſtand nicht an der großen Heeresſtraße, nicht im Wettſtreit mit dem „Hirſchen“ und dem „Adler“ und dem „Elefanten“ und anderen Ungetümen, der brauchte ſein Lamm an der Wand gar nicht zu vergolden, ſondern konnte in ſeinem Bauerndorfe ohne viel äußeren Glanz ſachte ſeine Truhe füllen.

Mein lieber goldener Löwe, wie macht man ſolche Truhen auf?

Solche Truhen, ſage ich dir, macht man auf mit einem abſunderlichen Dietrich, mit dem Bräutigamsſtecken. Denn der Lammwirt hat ein erwachſenes Töchterlein, welchem es allenfalls im breiten Thal an der Straſſe, wo die hohen Herren fahren und reiten, beſſer gefiele, als im Bergwirtshaus, wo des Sonntags polternde Bauern faſt die Stubenwände auseinander ſprengen und an den Werktagen unter den ſtillen Tiſchen die Mäuſe tanzen. Übrigens verlangt es der Lammwirt auch gar nicht, daß ſein liebes Nanderl „in der Hinter“ ſollte verbleiben müſſen und hat ihm deshalb vor etlichen Jahren drinn in der Stadt ein wenig „Bildung lernen“ laſſen. Nun gehörte das Nanderl zu ſolchen Mädeln, die nie ungebildet und nie gebildet ſind, ſondern immer geſittig und natürlich, beſcheiden und klug. Den Zechgäſten nach ihrer Weiſe die Zeit vertreiben helfen, das that das Nanderl nur dann, wenn es ſein mußte; ja ſelbſt, wenn luſtige Bauernburſchen johlten und das Mädel zum Mitſingen oder zum Fingerhäkeln einluden, ſaß es lieber in ſeinem Stübel und betreute das Linnenzeug des Hanſes.

Julian! Iſt dir noch nichts eingefallen? Kann es eine Paſſendere geben?

Gott, da kann ich mir den Kuppelpelz nicht mehr verdienen. Am nächſten Montag iſt ſchon die Hochzeit des Julian mit der Nandel. Woher nehme ich jetzt die Talente, um dieſes Feſt zu ſchildern! Die Thüren und Fenſter des Löwenwirtshauſes waren mit Grünzeug geſchmückt. Unter den Muſikanten waren zwei Tuttenblaſer und zwei Trommler und zwei Tſchinellenſchlager. Der Bräutigam hatte eine Seidenbutte auf dem Kopf und einen ſchwarzen Schwalbenſchwanz am Leibe, wie ſie die Kellner tragen in den großen

Hotels, die er ſich nun ja zum Vorbild nehmen will. Den Schnurrbart hatte er ſich geſtern wegſchneiden laſſen, den Backenbart lockerte er auf, ſo ſehen die vornehmen Hoteliers aus. Seine Schweſtern — nun muß ich aber ausſchnaufen.

Seine Schweſtern alle drei, im Alter von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren, waren kaum auseinander zu kennen, beſonders von hinten. Jede glitt im taubengrauen Seidenkleid rauſchend einher, jede hatte am Halſe eine roſenrote Bandſchleife und über der Stirn „geſchneckerltes“ Lockenhaar. Aber nicht ſo, als wäre hier ein koſtſpieliger Aufwand entfaltet, die Schweſtern hatten ſich alles ſelber gemacht, ſie waren ſehr häuslich und verſäumten die Einnahme von manchem Gulden, dieweilen ſie ſich beſannen, ob ſie den Kreuzer ausgeben ſollten. Um freimütig zu ſein, der Bruder hätte ſchon vor einem Jahre gern geheiratet, wenn er nicht auf das Fertigwerden des ſchweſterlichen Hochzeitsſtaates hätte warten müſſen. Unter allen Hochzeitern die Unauffälligſte war die Braut. Sie hatte ein einfaches weißes Kleid an, ſchier ein wenig bäuerlich geſchnitten, und ein Rosmarinkränzlein auf dem braunen Haar. Der Rosmarin iſt ſo gewachſen, daß er manchmal wie ein Dornenkrönlein ſpielt, aber unter demſelben machte das Nanderl ein munteres Geſichtl, daß faſt zu pausbackig gerundet und zu friſch gerötet war, um in den fürnehmen Hochzeitszug hinein zu paſſen. Die Schweſtern bemutterten ihre nagelneue Schwägerin ein wenig, banden ihr die blaue Halsſchleife ſorgſam, ſchoben ihr das Kränzlein zurecht, und die eine tuſchelte ihr zu, ein bißchen, ein ganz klein bißchen mehr gerade halten ſollt' ſie ſich, damit die Leute nicht glaubten, ſie hätte einen Höcker.

Einen Tag nach der Hochzeit weinte die Nandel ihrem Manne das erſte Anliegen vor. Ob es denn wahr wäre, daß er ein buckeliges Weib habe?

„O Schatzerl!“ lachte der Julian. „Wie ſoll ich denn wiſſen, ob das Frauerl buckelig iſt. Ich ſchau es ja nicht von hinten an!“

Die junge Frau griff nun emſig in die Wirtſchaft ein, aber es zeigte ſich, daß dies gar nicht nötig war. In der Küche waltete Schweſter Agatha, in den Kellern führte Schweſter Burga die Oberaufſicht, und das Gaſtzimmer war Bereich der jüngeren Schweſter Marianne, die Zither ſpielen und gar ſchön ſingen konnte. Dieſe Schweſtern machten ſie auch darauf aufmerkſam, daß der Sparherd anders gefeuert werde, als eine offene Kochſtelle in der Bauernhütte, daß in einer Großwirtſchaft der Wein hergerichtet werden müſſe, nicht ihn gleich von der Pipe rinnen laſſen, wie er vom Weinbauern kommt! Und die Gläſer wäſcht man auch anders, und die Teller ſtellt man auch nicht ſo dienſtleuthaft auf den Tiſch hin, und überhaupt . . .

Beim „überhaupt“ brachen ſie allemal ab, die Schweſtern, zuckten die Achſeln und murmelten einander unverſtändliche Worte zu.

Da klagte es eines Tages die Nandel ihrem Mann: „Du, Julian, mir ſcheint, meine Schwägerinnen ſind nicht zufrieden mit mir!“ Er beruhigte ſie, jetzt ſei ihr halt noch alles neu, da wäre es nicht zu verlangen. Die Schweſtern thäten es gewiß nicht ſchlecht meinen, aber man könne doch nicht verlangen, daß, nachdem dieſelben ihm ſo lange die Wirtſchaft hatten führen helfen, ſie jetzt auf einmal in den Winkel geſchoben werden ſollen.

„Mein Gott,“ flüſterte die Nandel vor ſich hin, „ich jemand in den Winkel ſchieben!“

Eines Tages paſſierte es, daß ihr beim Auftragen des Eßgeſchirres ein blaublumiger Porzellanteller durchrutſchte und in Scherben fiel. Da ſchlugen die Schweſtern ihre Hände zuſammen, ſechs Hände zugleich, und rieſen gellend aus: „Mar and Joſef! Jetzt iſt der ſchöne Teller futſch! Muß denn alles hin ſein? Wenn das ſo fortgeht mit der Ungeſchicktheit, wirſt du den Bruder bald um Haus und Hof gebracht haben. Wer ſchon nichts zubringt, der ſollt wenigſtens auf die alten Sachen acht geben!“

So, jetzt hatte ſie's. Zu wenig Ausſteuer hatte ſie ins Löwenwirtshaus gebracht. Sie that aber, als verſtehe ſie den Vorwurf nicht, ſchwieg und ſammelte auf dem Fletz die Scherben.

So regierten die Schweſtern im Hauſe, waren emſig und munter mit den Gäſten: mit den gewöhnlicheren Leuten ſchäkerten ſie, die vornehmeren bedienten ſie mit ausgeſuchter Höflichkeit. Und die Nandel ſaß am Ofen bei ihrem Nähkorb, und die Gäſte wußten es kaum, daß ſie die Hausfrau war. Einmal waren zwei Radreiter eingekehrt, die machten ſich um die junge züchtige Nähterin zu ſchaffen. Sie gefiel ihnen, und einer wollte ihr unter das Kinn greifen. Die Nandel nahm ihren Korb und ging zur Thür hinaus.

„Und das will eine Wirtin ſein!“ ziſchelte eine Schweſter der anderen zu. „Na, ich dank. Da möchten die Gäſte wohl vor Langeweil umkommen, wenn ſie nicht etwa vorher verhungern oder verdurſten. Armer Bruder!“

Die Nandel merkte was und dachte: Es iſt wahr, eine Wirtin muß Spaß verſtehen, das gehört zum Geſchäft. Und bei nächſter Gelegenheit ſetzte ſie ſich zum Herrentiſch und lächelte den Gäſten freundlich zu und ließ ſich's gefallen, als ihr ein junger Bengel den Cigarettenrauch ins Geſicht blies, und ließ es ſich gefallen, als ihrer zwei Burſche anzügliche Vierzeilige ſangen; als einer ſeinen Arm um ihre Mitte legte und ſeinen Schnurrbart an ihrer Wange reiben wollte, ſchob ſie ihn nur zurück und blieb ſitzen.

„Haſt es geſehen!“ tuſchelte die Marianne der Burga zu. „Wie ſich die benimmt! Die wachſt ſich auf was Sauberes hinaus. Da werden wir noch ſchöne Sachen erleben. Armer Bruder!“

„Armer Bruder!“ flüſterte die Burga.

„Armer Bruder!“ hauchte die Agatha.

Und ſchon am nächſten Abende, als der Julian von einer kleinen Geſchäftsreiſe nach Hauſe gekommen war und in ihre Kammer trat, ſprach er kurz und ſcharf: „Ich muß dir ſagen, Nandel, es iſt mir lieber, wenn du in Zukunft nicht mehr im Gaſtzimmer ſitzeſt. Wenn du dich ſchon nirgends ſchicken kannſt, ſo überlaß es meinen Schweſtern und ſteh ihnen nicht vor den Füßen herum. Ich ſag dir's ein für allemal!“

Sie ſchaute ihn mit großen Augen an und ſchwieg. Er ging hinaus und ſchlug hinter ſich heftig die Thüre zu.

Von nun an ſah man die junge Löwenwirtin nicht mehr in den Wirtszimmern. Sie blieb den ganzen Tag in ihrer Kammer oder ſaß in der dunklen Hinterſtube bei dem datterigen Greiſe. Ihre Wangen waren nicht mehr ſo rund und rot wie oben im Bauerndorf, jetzt ſah ſie ſchon intereſſanter aus. Sie war leidend, erſchöpft und mußte ſich manchmal auf die Bank hinlegen. Dann wuſch ſie ſich mit kaltem Waſſer das Geſicht, um die Schrift wegzulöſchen, die der Kummer darauf geſchrieben hatte.

„Sie liegt ſchon wieder auf der faulen Haut,“ ſagte die eine Schweſter zur anderen. „Nicht einmal das Salz zur Suppe verdient ſie ſich. Eine ſchöne Hausfrau, das! Und wenn er mit der Stalllatern hätte geſucht, der Bruder, eine Schlechtere hätte er nicht finden mögen.“

Eines Tages kam der Lammwirt aus Walleſchbach, ſetzte ſich in die vordere Gaſtſtube, „Schwemm“ geheißen, ſchaute rund herum und fragte endlich, ob denn die Frau Wirtin nicht da wäre?

„Ach, die iſt alleweil krank,“ antwortete Fräulein Marianne.

„Mein Nanderl krank? Davon weiß ich ja nichts. Was fehlt denn?“

„Da muß ſie der Vater ſchon ſelber fragen, wir wiſſen's nicht.“

Er ging hinauf in ihre Kammer. Sie that einen Freudenſchrei und ſprang ihm an die Bruſt.

„Kind, krank biſt du? — Ja ſo, ja ſo. Kann mir's ſchon denken. Na, dafür habt ihr Weiber ja die größere Geduld. Wir hätten ſie nicht, wir Männer. Iſt recht, iſt recht. — Und wie geht's dir denn ſonſt? Wohl ſoweit gut, weil du gar nichts von dir hören laßt.“

Sie ſchluchzte in ihre Schürze, nickte nur ein paarmal mit dem Kopf — gut ginge es ihr.

So iſt der Lammwirt recht beruhigt wieder heimgegangen.

Und ſo blieb es. Die Schlüſſel der Vorratskammern hatte die Agatha in Verwahrung, die Kellerſchlüſſel klingelten am Schürzenband der Burga, und das lederne Geldtäſchchen mit der Silberſchließe hing am Gürtel der Marianna. Der Julian beſorgte die Wirtſchaftspolitik des Äußeren;

dieſe vier Perſonen ſtimmten in größter Eintracht zuſammen, und ſo hatte die Nandel freilich wohl Zeit, auf ihrer Holzbank zu ruhen oder mit dem Nähkorbe in der dunklen Hinterſtube zu hocken neben dem Alten.

Im Löwenwirtshaus war nämlich noch wer, an den die Welt und ſelbſt die Nachbarſchaft nimmer dachte, weil er ſchon jahrelang nicht mehr hervorkommen konnte aus ſeiner Stube. Er kauerte ſtets am Bettſtufen, hielt die dürren Hände im Schoß gefaltet und ſtarrte mit ſeinen blöden Waſſeräuglein ins Leere. Manchmal griff er langſam nach einem Hollerzweig, der neben ihm lag, um ſich die zudringlichen Fliegen abzuwehren. Aber er fächelte dort hin, wo ſie nicht waren. Sie ſaßen an ſeiner Stirn und ſogen. Sein weißer Bart umwucherte das kleine Runzelgeſicht. Das war der alte Löwenwirt, der Großvater des Julian und der Schweſtern. Er hatte einſt viel und laut geſprochen in der Wirtsſtube, jetzt ſagte er nichts mehr, als „ja“, wenn er angeſprochen wurde. Lange Jahre hatte er im Siechtum auf das Sterben gewartet. Es war nicht gekommen, und der Greis ſitzt immer noch da an dem Bettſtufen und wartet — aber auf was er wartet, das hat er vergeſſen.

Wohl auch ſeiner mochte zeitweilig vergeſſen worden ſein, wenn in der Wirtſchaft die Geſchäfte drängten, oder wenn es in den Gaſtzimmern luſtig herging bei Muſik und Geſang. Dann war einmal ein junges Weib zu ihm hinaufgekommen, das hatte geſagt, es ſei ſeine Tochter, die Frau des Julian. Da hatte er ſie angeſchaut und leiſe „ja“ geſagt.

Seitdem kam ſie oft zu ihm. Sie war es, die ihm das tägliche Eſſen brachte von der Küche, die ſeiner wartete und die dann ſtundenlang bei ihm ſaß und nähte. Sie war es, die ihm den Bart ſtutzte, die ihm den langen fadenſcheinigen Rock anzog des Morgens, die ihn wie ein Kind ins Bett legte des Abends. War ſie nicht bei ihm, ſo wurde er unruhig, ſuchte ſich an einen anderen Platz zu rücken, was aber nicht gehen wollte, ſchaute fragend nach etwas herum. Und wenn ſie eintrat und ſagte: „Vater, da bin ich ja wieder,“ ſo murmelte er zufrieden: ja. Manchmal taſtete er nach ihrer Hand und ſtreichelte ſie ein wenig und einmal ward er an ihrer Seite über alle Maßen geſprächig, denn anſtatt ſeines einſilbigen „Ja“ ſagte er faſt röchelnd: „Ich bin wohl froh.“

Bisweilen kam eine der Schweſtern noch hinauf in die hintere Stube, um nachzuſchauen, ob die ungeſchickte Perſon den alten Großvater doch nicht etwa verkommen laſſe. Der Greis ſtarrte ſie an wie eine Fremde, taſtete nach der Hand ſeiner Nandel und ſtreichelte ſie ein wenig.

Da ſchoſſen die Schweſtern im Hauſe umher und raunten ſich zu: „Ekelhaft! Sie geht ihm nicht von der Falte. Sie wird wiſſen warum, die Schleicherin, die ekelhafte!“

Dann war's an einem der nächſten Tage, daß die Nandel für den Alten friſche Kleider herrichten wollte und den Kaſten verſperrt fand. Sie kam zur Schweſter Burga und bat um den Schlüſſel.

„Was für einen Schlüſſel?“ fragte dieſe.

„Zu Großvaters Kaſten.“

„Zu Großvaters Kaſten?“ redete die Agatha drein, die gerade von der Speichertreppe herabſtieg. „Was geht denn dich unſeres Großvaters Kaſten an?“

„Er braucht Wäſche,“ ſagte die Nandel.

„Das ſoll er nur uns ſelber ſagen.“

„Ihr geht ja nicht hinauf zu ihm,“ ſetzte die junge Löwenwirtin mit leiſer Stimme bei, „ihr laßt ihn allein.“

„So!“ riefen die beiden Schweſtern zugleich. „Wir laſſen ihn allein! Und das wirſt du wohl herumlügen in der Nachbarſchaft.“

„Lügen thu ich nicht!“ ſagte die Nandel und hub an zu zittern an allen Gliedern.

„Lügen tragt eh nicht viel,“ verſetzte die Burga.

„Erbſchleichen tragt mehr!“ rief die Marianna zur Zimmerthür heraus.

Die Nandel wankte vor die Thür. Dort ſetzte ſie ſich auf einen Pfoſten und that einen tiefen Atemzug.

Die Marianna lugte zum Fenſter hinaus, zu den Schweſtern flüſternd. „Und wie ſie ſich wieder verſtellt! Wenn man ſie ſo anſchaut, meint man rein, ſie kommt nieder!“

Da kicherten ſie miteinander.

An demſelben Abend konnte es die Nandel kaum erwarten, bis ihr Mann heimkam vom Marktflecken, wo eine Weinlizitation geweſen war. Sie ging ihm ſchon entgegen auf der Straße, ein ſpringender Wind wirbelte den Staub auf.

„Biſt aber nicht geſcheit, Nandel, daß du jetzt ſo herumgehſt,“ ſo redete er ſie an.

Sie reichte ihm nicht die Hand entgegen wie ſonſt.

„Julian,“ ſagte ſie faſt heiſer, „bis heute habe ich mich mit keinem Worte beklagt darüber, was mir in dieſem Haus widerfährt. Heute haben ſie mich beſchimpft und verleumdet. Eine Lügnerin und Erbſchleicherin hätteſt du zum Weibe . . . .“

„Daß ihr Frauenzimmer doch immer zu eng habt miteinander!“ rief er unmutig aus.

„Bös reden, das kann ich nicht,“ ſagte ſie mit einer ſeltſamen Ruhe. „Jetzt kommt’s darauf an, ob du deine Schweſtern willſt im Hauſe behalten, oder mich.“

„Ich denke, das Löwenwirtshaus wird für alle Platz haben,“ ſagte er mit ſtrengem Nachdruck. „Es wird wohl nicht dein Ernſt ſein, daß deinetwegen meine armen Schweſtern fortmüßten von ihrem Heimatshaus. Es müßte nur ſein, daß du das Geld herſchaffen wollteſt, um ihnen ihre Anteile auszuzahlen.“

Und darauf hat ſie geſagt: „Geld hab ich keins, und ſo weiß ich freilich wohl, was ſein muß.“

Sie haben weiter nichts mehr miteinander geredet am ſelbigen Abend. Am nächſten Morgen war ihre Kammer leer.

„Die iſt gut weg,“ ſagte die Agatha.

„Zu ihrem Vater iſt ſie heimgegangen in die Schmollhütte,“ ſagte die Burga.

Der Julian wollte ſie ſuchen gehen.

„Sei nicht kindiſch, Bruder,“ ſagte die Marianne, „ſie wird ſchon ſelber wiederkommen.“

Dem Löwenwirt ließ es aber doch keine Ruhe. Einesteils war er aufgebracht über das Weib, das ihn mit ſolchem Davonlaufen in Schand und Spott bringen konnte; anderenteils erwog er ihren Zuſtand. — Am Nachmittag ging er hinauf nach Walleſchbach. Der Lammwirt hielt ihm die Hand entgegen: „Gott grüß dich, Schwieger! Wie geht’s daheim? Oder bringſt ſchon was Neues?“ Da wußte der Julian, daß ſie nicht da war. Nach Hauſe gekommen, ging er in die Hinterſtube. Da war eine betäubende

Schwüle. Der Greis lauerte im Bettwinkel, er war halb entblößt. Der Rand des Suppentopfes war voll lahmer Fliegen, er war nicht berührt worden. Der Alte ſchaute mit blöden Augen auf die Thür und bewegte die trockenen Lippen.

„Großvater!“ ſchrie ihm der Julian laut ins Ohr, „iſt heute die Nandel nicht dageweſen?“

Der Greis begann zu wimmern wie ein kleines Kind.

Die älteſte der Schweſtern meinte, man müſſe doch in den umliegenden Häuſern nachfragen, damit die Leute nicht ſagen könnten, man laſſe ſie laufen, die Halbverrückte.

In der Abenddämmerung kehrte ein Wegmacher zu, und er wiſſe nicht, was am Hammerteich drüben die Leute machten. Es ſtünden Leute am Waſſer.

Die Schweſtern wurden blaß, eine wie die andere.

Der Julian riß ſeinen Hut vom Wandnagel. Da trat zur Thür der Gerber Pankraz ein. „Na, na, wohin willſt denn in ſolchem Schwang?“ ſagte er überlaut. „Löwenwirt, jetzt mußt ein Eichtl ſtillſtehen und zuhören, was ich dir ſagen will.“

Der Julian ſtand wie feſt in den Boden gewachſen, die Adern an ſeinem Halſe ſchwollen an, ſeine Lippen wurden wie Lehm, ſeine Augen ſchimmerten wie Glas.

„Wirt,“ ſagte der Gerbermeiſter. „In deinem Wald oben kannſt du jetzt eine Kirche bauen laſſen. Hirtenknaben haben ein Bildnis gefunden. Die Muttergottes mit dem Chriſtkind. Mußt wohl gleich hinauf.“ . . . .

Und ſo war das Ereignis. Am ſelben Nachmittage waren zwei junge Hirten in den Waldſchlag gegangen, um Heidelbeeren zu pflücken. Und wie ſie zu den Rindenhüfeln kommen, wie ſolche die Holzknechte aus den Rinden geſchälter Baumſtämme hüttchenartig zum Trocknen aufſtellen, hören die Knaben aus einem ſolchen Hüttchen her das Schreien eines kleinen Kindes. Sie laufen zum Kohlenbrenner hinab und erzählen, daß es geſpenſtern thäte oben bei den Hüfeln. Der Köhler ſagt, er glaube nicht dran, beſprengt ſich mit Weihwaſſer, und geht hinauf. Und unter den Rinden hat er ſie gefunden — Mutter und Kind.

In der folgenden Nacht iſt's etwas laut geweſen im Löwenwirtshaus an der Straße. Der Arzt und der Geiſtliche waren da, aber nicht als Gäſte beim Glaſe Bier. Die Schweſtern ſchoſſen umher mit Wärmlappen, Windeln und gekochtem Thee. Sie redeten nicht, nur die Marianna that manchmal einen Stoßſeufzer: „Mein Gott, erbarme dich unſer!“

Einige Tage ſpäter lag die Nandel ſehr behaglich in ihrem Bette und bat den Julian, er möchte ſich endlich einmal ſchlafen legen, und es könnte derweil eine der Schwägerinnen bei ihr ſein.

Die Älteſte kam, aber an der Thür blieb ſie unſchlüſſig ſtehen und wollte nicht ins Zimmer. Da hielt die Nandel ihr eine Hand entgegen: „Grüß dich Gott, Agatha. Gelt, du und deine Schweſtern, ihr ſeid auf mich nicht bös? Thut's mir verzeihen, all drei, wenn ich was Ungutes ſollt' gethan haben . . .“

Und nach dieſer Stunde wieder zwei Tage, da iſt ſie gelegen, ſchlank und flach in einem engen Sarge. Neben ihr zu Häupten iſt der Greis gekauert und hat ſachte datternd mit dem Hollerzweig gefächelt, daß die Fliegen nicht ſollten ſitzen auf ihrem weißen Antlitze. Und als die Schweſtern kamen, laut weinend und klagend ſich anſchickten, niederzuknien vor der Bahre, da hat der alte Großvater mit dem Hollerzweig gegen ihre Köpfe gefächelt, als ob er ſie verſcheuchen wollte von dieſem ſtillen Menſchenbilde.

Und als der Julian über der Wiege ſeines mutterloſen Kindes niedergebeugt ſtand, da hörte man im Hintergrunde ſchluchzend: „Armer Bruder!“

Seither iſt manches Jahr verfloſſen. Aber das bin ich ſchuldig, noch zu ſagen: das Töchterlein des Löwenwirts gedeiht und blüht, und kein Kind hat eine beſſere Mutter, als jung Nanderl an ihren Muhmen Agatha, Burga und Marianna. Eine dreifache Mutter voller Treue und Güte. Der Tod hat ſie aufgeweckt . . . .

◆

Ein ſchneidiges Dirndl.

Dirndl, heut!"

„Was denn heut?"

„Heut hab ich dich endlich einmal!"

„Wer? Du mich? Hi hi hi!"

„Ja, ich dich. Ha ha ha!"

„Da wird ſich wohl einer ſchneiden!"

So begann ein Zwiegeſpräch zwiſchen dem Johann Wendlinger und der Kunigunde Reiterin, als ſie ſelbander des Weges gingen ins Dorf zur Kirchweih. Er war um zwei Köpfe größer als ſie, ſie um einen geſcheiter als er.

„Warum juſt du mit mir ſo trutzig biſt, Kundel?" fragte er ſie.

„Und warum dir juſt mein Trutzigſein ſo zuwider iſt, Hanſel?" war ihre Widerred.

Er blieb ſtehen, breitete ſeine Arme aus und rief mit großem Schwunge: „Weil ich dich liebe!"

„Hi hi hi, jetzt hätt ich bald gelacht!" verſetzte ſie luſtig.

„Was giebt's da zu lachen, möcht ich wiſſen!"

„Iſt's dir lieber, wenn ich flenne?" lachte ſie.

„Gern haben ſollſt mich!"

Antwortete ſie: „Für ſo einen ſchönen Buben thät ich wohl viel zu ſchlecht ſein. Und du thuſt halt gerad einmal in drei Stucken nit für mich paſſen.“

„Na, das wär nit übel!“ ſagte er und richtete ſich ſtattlich auf, ſo daß man die Pracht ſeiner Geſtalt, ſeines Tuchgewandes und ſeiner Uhrkette recht im ſtande war, zu bewundern.

„Sein thut's ſo,“ fuhr ſie fort, „fürs erſte biſt du mir zu ſchön, fürs zweite zu ſtark und fürs dritte zu reich.“

„Geh, foppe du einen anderen!“

„Gewiß auch noch!“ verſicherte ſie. „Will dir's gleich ſagen, wie es gemeint iſt. Denn weil du mich am heutigen Tage ſchon das dritte Mal fragſt — du ſiehſt, daß ich meine Knöpf mach im Sacktüchel — ſo muß ich dir doch meine Meinung einmal fürhalten.“

Ganz ernſthaft ſtand es vor dem eckigen Burſchen, das kleine loſe Ding mit dem roten Vollmondgeſichtlein und mit dem blauſeidenen Buſentuch über die anmutige Gegend herab, von der er ſein Auge nicht konnte wenden.

„Schau, Bübel, ſein thut's ſo!“ begann ſie. „Dein Haar thut eh ſchön glanzen, auch wenn du es nit thäteſt ſchmirren mit Schweinfett. Und dein ſakriſcher Schnurrbart möcht doch ſicher auch ohne Schuſterpech ein paar Hörnlein aufbringen. Und daß du viel Thaler haſt, weiß ohnehin jeder, daß du ſie nit erſt müßteſt an der Uhrkette ſpazieren führen. Daß du ſtark biſt, glaubt man dir auch gern, ohne daß du alle Sonntag einen Raufhandel anheben müßteſt. So, jetzt weißt es.“

Der Burſch glotzte nur einmal verblüfft drein, auch beobachtete er die Vorgänge auf dem Geſichte des reſchen Dirndls, ob es wirklich Ernſt ſei, oder ob man die Rede als Spaß nehmen dürfte. Das letztere ging nicht recht an, ſo ſagte er ſtark gedämpft: „'leicht könnteſt einen Schulbuben nehmen, der noch keinen Bart hat zum Spitzen, oder einen alten Taderling, der kein Haar mehr hat zum Schmieren. Oder einen Pfründner, ſo einer wird dir gewiß keine Thaler ſpazieren führen und auch keinen Raufhandel anheben — verſtehſt!"

„Hi hi, jetzt iſt er ſchon giftig!" kicherte ſie.

„Und raufen thu ich eh nur deinetwegen!" ſetzte er bei. „Weil ſie mich allemal ſpötteln, daß du mich nit magſt, dieſe Haderlumpen!"

„Und deswegen ſoll ich dich halt mögen, daß du dich nachher prahlen könnteſt, gelt?"

„Hörſt, Kundel, mit dir iſt nichts auszureden. Du thuſt mir's zu Fleiß, du biſt eine boshafte Perſon. Aber das ſag ich dir, Mädel, wenn ich dich nit haben kann, ſo ſoll dich juſt ein anderer auch nit haben. Denk, was ich geſagt hab!"

Wie jetzt ſein Geſicht blaß geworden war, wie er ſeine Finger in die Tuchweſte einkrampfte, da wäre es der Kunigunde ſchier lieber geweſen, ſie hatte auf dieſem Wege ihr Gutachten über ſeine Eigenſchaften nicht ausgepackt.

„Werden wir's halt ſehen!" ſagte ſie in einem faſt ſingenden Ton und ging hinüber zum rechten Straßenrand, dieweilen der Hanſel an dem linken mit ſeinen etwas ſichelbeinigen Läufern ſchwerfällig dahinſchritt. Er ſteckte ſeine Hände in die Hoſentaſchen und fing ſachte an zu pfeifen.

Nach einer Weile begann er wieder zu reden: „Iſt's dir dort drüben auf dem ſteinigen Rain lieber, wie bei mir herüben?"

„Bedank mich ſchön, darüber hab ich noch nit nachgedacht,“ antwortete ſie kurz. Dann pfiff er wieder ſo halblaut vor ſich hin. Ein Märſchlein pfiff er und dachte, ſie würde nach ſeinem Takte Schritt halten. Sie trippelte aber viel zu raſch dahin.

Auf einmal fragte er: „Iſt dir das Gernhaben leicht zu wenig? Willſt geheiratet ſein?“

„Freilich,“ antwortete ſie.

„Jetzt iſt mir der Teufel ſchon einerlei, ich heirate dich auch!“

„Ja, bitt dich gar ſchön, ſei ſo gut!“ ſpottete ſie.

Jetzt hätte ihr der neuerdings entrüſtete Hanſel gerne geſagt, daß ſie, die arme Perſon, froh ſein könnte, wenn er, der reiche Bauersſohn, ſie nehme. Aber ſie war keine arme Perſon. Sie war die jüngſte Tochter des zwar nicht reichen Zimmermeiſters Reiter. Ihre älteren vier Schweſtern waren bereits angeſehen verheiratet und ganz ausgezeichnete Hausfrauen, die ſteinfeſt zu ihren Männern hielten, geſunde Kinder hatten und dabei ſelber noch alleweil ſchöner wurden. So war natürlich auch die Jüngſte dieſer guten Gattung rechtſchaffen umworben.

Um die Auszeichnung anzudeuten, die ihr durch ſeinen Antrag werde, ſagte er nun: „Wenn ich will, an jedem Finger bleibt mir eine hängen!“

„Glaub dir’s,“ antwortete ſie. „Und die an den Fingern nit Platz haben, kannſt dir der Reihe nach ans Uhrkettel faſſen. Auf deinen Hut kannſt ihrer auch ein paar ſtecken.“

Den Burſchen zuckte es in den Armen, er ballte die Fäuſte im Sack, die Kundel merkte es wohl; kichernd eilte ſie fürbaß, er trottete hinten nach und ſann auf Gelegenheit und Mittel, den Hohn zu rächen. Daß dieſe Zimmermeiſteriſche ſo gar nicht dranzukriegen iſt!

Als ſie gegen das Dorf hinabkamen, war ſie ihm ſchon um hundert Schritte voraus. Der Hanſel geſellte ſich zu einem Kameraden, der duckmauſeriſch dahinſiffelte und ſich fortweg mit dem roten Sacktuchballen im Geſicht herumfuhr, weil er Triefaugen und eine Triefnaſe hatte. Dem klagte er die Hoffart der Kundel.

Der Duckmauſer entgegnete in weinerlichem Tone: „Sollſt dir halt zu helfen wiſſen. Ein einzig Nachtel iſt genug, um Weiberleuthoffart auszutreiben.“ –

Beim Hirſchenwirt war Tanzmuſik. Alles, was ſauber und luſtig war im Thale, hatte ſich bereits eingefunden, und auch etwelches, was nicht ſauber war. Es wurden ſchon die Kerzen angezündet, und das iſt allemal eine reizende Zeit.

Die Kundel war auch da, mit ihrem Vater, dem Zimmermeiſter. Der ſaß mit dem Schullehrer und dem Schmied und dem Schneidermeiſter im Extraſtübel, und ſie ſprachen faſt ſo klug wie ein Miniſter und ſo ſchön wie ein Profeſſor über die Wahlreform. Ob auch Unverheiratete wählen dürften, Bauernknechte, Handwerksgeſellen? Die im Extraſtübel waren darüber noch lange nicht einig, als im Tanzſaal das allgemeine Wahlrecht bereits praktiſch ausgeübt wurde. Jeder ohne Unterſchied des Standes wählte ſich Eine. Die meiſten Wahlen wurden für giltig anerkannt, nur die alte Schlägelduttin beſtritt ihrem Manne das Wahlrecht, zerrte den Armen aus dem Wirtshauſe und heim ins finſtere Duttenhäuſel.

Ein junger Menſch, der mit einer blaſſen, aber gutmütig dreinſchauenden alten Frau in die Wirtsſtube trat, wählte auch, vorläufig aber nur den Tiſch, an dem ſie ſich niederlaſſen wollten. Derſelbe ſtand in der Nähe des Ofens, und an ihm ſaß die Kunigunde Reiterin mit einer verheirateten Schweſter. Gar artig verneigte ſich der junge Mann vor den Weibern und ſeine Mutter — die mit ihm gekommen war — meinte freundlich, ſie ſetze ſich ſchon gern in die Nähe des Ofens, warm, Das ſei ihr das liebſte auf der Welt.

Das waren die Kleinwächtersleute, die draußen in den Auen ein Häuschen beſaßen und eine Korbflechterei, die ſie ziemlich knapp ernährte. Der Alte war ſeit ein paar Jahren tot und nun war es ganz an dem fleißigen Paul, das kümmerliche Gütel aufrecht zu halten und ſeiner Mutter ein Beiſtand zu ſein. Heute hatte er ſie auf die Kirchweih geführt, daß ſie wieder einmal ein Tröpfel Wein verkoſte und luſtige Muſik höre. Gar beſonders feſtlich nahmen ſich die Leutchen nicht aus.

Die Frau trug ein ſchwarzes Kleid und ein dunkelbraunes Halstuch darüber, genau wie ſie es bei dem Leichenbegängniſſe ihres Mannes angehabt hatte, auch denſelben ſchwarzen Strohhut mit dem Florbande. Schwarz, meinte ſie, könne man immer tragen. Ihr Sohn, der Paul, hatte ein luſtiges, mattgraues Gewändlein an; die lichtblaue Halsſchleife und eine Spätnelke im Knopfloch zeigten ſeine feſttägige Stimmung aber immer noch nicht ſo entſchieden an, als ſein friſches, heiteres Auge, mit dem er jetzt die Kundel anlachte. Er war ein ganz hübſcher Junge, nur ein bißchen zu weichmütig und unterthänig in der Stimme, als er jetzt eine kleine Flaſche Wein mit zwei Trinkgläſern und einer Semmel beſtellte. Der dicke Wirt röchelte überlaut lachend die Worte hervor, zur Kirchweih bekomme man bei ihm nur fleiſchene Semmeln! worauf die Frau beſcheiden entgegnete, Nachtmahl gegeſſen hätten ſie ſchon zu Hauſe.

Der Paul kam zwiſchen Ofen und Kundel zu ſitzen, wozu er ſcherzend bemerkte: „Na kalt wird mir bei dieſem Tiſch nit werden.“ Dabei lächelte er das Dirndl gar treuherzig an und zupfte an dem Flöckchen ſeines Schnurrbärtleins, das ſchüchtern und völlig farblos über dem Mundwinkel hervorguckte.

„Der Ofen iſt ja gar nit geheizt!“ lachte die Kundel luſtig auf.

„Wenn das iſt, dann muß ich mich näher an dieſe Seite halten,“ ſagte der Paul und rückte ſo nahe ans Dirndl, daß ſich ihre Ellbogen ein wenig berührten. Und ſo ſaßen ſie geſittig da und wußten nicht recht, was ſie miteinander ſprechen ſollten. Weil vom Tanzboden her die Pfeifen und Geigen klangen, ſo ſagte der Burſch endlich leiſe zu ſeiner Nachbarin: „Weißt du, lang wird ſich's nit thun mit dem Sitzen da!“ Denn der ſteieriſche Landler zuckte ihm durch die Beine. „Weil die Mannsleut kein' Fried geben mögen!“ entgegnete das Dirndl. Dieweilen trat ſie mit ihren Zehenſpitzen ſelber den Takt, ganz heimlich zwar, aber der Junge merkte es doch, und jetzt zuckte es ihm zwiefach durch die Beine, der Landler und ihr Takttreten. Plötzlich ſtand er auf, nahm das Dirndl am Arm und ſagte ganz zärtlich: „Es geht nit anders, gehn wir eins tanzen miteinand!“

Schier verliebt gingen ſie hinaus. Es tanzten nur wenige Paare, darunter auch der Wendlinger Hanſel mit einer ſchwarzhaarigen Italienerin, die mit welſchen Maurern ins Land gekommen war, und es tanzte der Duckmauſer mit einer glotzäugigen Magd. Kaum war unſer junges Pärchen beſcheidentlich einmal herumgewalzt, als der Hanſel auf ſie herfiel und den Paul aus dem Kreiſe riß: „Jetzt wird nit getanzt, Korbel-Bub! Den Tanz hab ich gezahlt!“ Und es war auch ſo, der Silbergulden lag auf dem Spielleuttiſch.

Blaß vor Verlegenheit kam der Burſche zurück in die Stube zum Ofen, dort flüſterte er ſeiner Mutter zu: „Ich bitt dich ſchön, ich muß einen Tanz zahlen!“

Die Frau wendete ſich halb in die Ecke und begann ihren Kittelſack auszuſuchen. Es zitterten ihr dabei die Hände ein wenig, und ſie machte kein beſonders frohes Geſicht. Endlich hatte ſie ein Silberzwanzigerlein herfürgebracht, und gierig, wie es ſonſt nicht ſeine Art war, haſchte der Junge danach.

Als der eine Tanz aus war, zahlte er den ſeinen. Raſch ſtrichen die Spielleute das geringe Münzlein in den Lederbeutel, daß es nicht vor den Augen der Leute daliege und ein ſchlechtes Beiſpiel gebe! Mit nur halber Lunge begannen ſie einen langweiligen „Altväteriſchen“ zu blaſen und der Paul begann ſich mit der Kundel zu drehen. Dabei lud er kopfnickend die anderen Paare ein, nur mitzuthun, etliche ſprangen auch ein, da ſchrie der Hanſel grell: „Aufhören!“ und warf einen Gulden auf den Spielleuttiſch hin.

„Aushalten!“ rief der Paul drein, aber er konnte ſeinem Befehle nicht den ſilbernen Nachdruck verleihen, und die Muſikanten legten ihre Inſtrumente auf den Tiſch. Sie müßten ja doch einmal ausſchnaufen.

„Na wartet!“ rief die Kundel, „ich will euch den Blaſebalg ſchon wieder aufziehen!“ Eilte zum Tiſche und legte ein Guldenſtück hin.

„Und ich werde in den Blaſebalg ein großes Loch machen, daß er pfeifen kann, wenn die ſaubere Jungfer Kunigunde mit ihrem Lotterbuben tanzen will!“ So der Johann Wendlinger und ließ einen Fünfguldenſchein hinflattern auf den Spielleuttiſch.

Das war jetzt ein Aufzucken in der Stube, als hätte es allen den Atem verſchlagen. Alle ſchauten auf die Kundel und den Korbflechter Paul. Der letztere duckte den Kopf und verzog ſich. Aber das Dirndl trat vor, trat ſo nahe hin an den großen Bengel, daß ihre Naſenſpitze faſt an ſeine ſchwere ſilberne Uhrkette ſtieß: „Jetzt muß ich ſchon fragen. Der Lotterbub! Was meinſt denn damit?“

„Er ſoll kommen und mich ſelber fragen!“ darauf der Hanſel herriſch.

„Iſt's dir nit recht?“ fragte ſie ſcharf.

„Ah, du biſt mir eh recht,“ ſagte er und wollte ſeine Arme um ihren Nacken legen. „So eine möcht ich heut!“

„Da haſt eine!“ rief ſie und die Ohrfeige ſaß ihm an der Backe. — Sie lief hinaus, er taumelte ihr nach, aber nur bis an die Thür, dort wurde er zurückgehalten. Er ballte die Fäuſte, mußte aber, von mehreren Männern gefaßt, ſtehen bleiben. „Jetzt haſt eine!“ ſpotteten ſie, „mit der kannſt ſchlafen gehen.“ Das Gelächter, welches über ihn jetzt losbrach, hat ſeine Wut nicht gedämpft.

Als die Kundel in die Gaſtſtube zurückkam, wo der Paul bereits wieder beim Ofen ſaß, ſetzte ſie ſich nicht mehr hin.

Sie ſtellte ſich nur an den Tiſch und ſagte leiſe zum Burſchen: „Du Paul, wenn du wieder einmal tanzen willſt, ſo nimm dir ein Strohweibel dazu. Heißt das, wenn du es nit etwa für einen Haſenſchrecker hältſt und davonläufſt!“

Dachte er ein wenig nach, was das heißen ſollte. Und dann entgegnete er: „Des Wendlingers wegen, gelt? Weißt, ich hab mir gedacht, mit ſo einem Flegel will ich nichts zu thun haben und der Geſcheitere giebt nach.“

„Geh, geh, red du dich jetzt auf die Geſcheitheit aus! Die iſt bei dir ganz unſchuldig, verſtehſt? — Auch mir grauſt vor'm Raufen, und das hab ich dem Pölli da draußen heut auch ſchon geſagt. Wenn ich aber ein Mannsbild bin und tanz mit einem Madel, und ſo einer heißt mich einen Lotterbuben und verſchimpft ſie damit, nachher kriech ich nit erſt der Geſcheitheit unter den Kittel — zuſchlag ich!“

„Ja, und ſchmeißt dich der groß Lümmel an die Wand wie eine Haſergarb!“

„Iſt mir alles eins, 's Madel laß ich mir nit verſchandieren!“ ſagte ſie.

„Mußt nit bös ſein, Kundel,“ ſagte der junge Korbflechter und wollte ſeine Hand zärtlich auf ihren Arm legen. Sie ſchnellte ihn mit einer raſchen Bewegung ab und ſagte: „Weißt du, wie's bei den Spatzen der Brauch iſt? Ein Mandel, das das Weibel nit kann beſchutzen, bleibt allein ſtehen, als einſamer Spatz! — Damit du weißt, daß ich auch kann korbflechten und brauch nit einmal Weiden dazu. So, ausgeredet iſt's!“

Daß das Röcklein flog, ſo raſch wendete ſie ſich um, ſchritt zu ihren Schweſtern und zeigte ihnen an, daß ſie heimgehe. Die Schweſtern begleiteten ſie, weil der Vater Zimmermann im Extraſtübel mit den Anderen das Wahlrecht noch nicht fertig hatte.

Pauls Mutter kam jetzt näher an ihren Sohn und fragte, ob es etwas gegeben hätte? Da warf der Paul ſeinen Kopf in den Ellbogenwinkel und hub an zu weinen.

„Aber Kind! Kind!“ jammerte ſie, „was iſt geſchehen? Thut dir was weh?“

Da ſprang der Burſche auf, ballte gegen den Tanzboden die Fauſt: „Dieſer verdammte Lümmel!“ Dann ſtand er ein paar Augenblicke ſtarr da, im Geſicht war er noch blaſſer als ſonſt. Seine Mutter legte die Hände zuſammen und hauchte: „Aber Paul! — Aber Paul! — Was machſt denn für Augen?!“

Plötzlich riß er vom Ofengeländer einen Balken los und ſtürzte damit zur Thüre hinaus auf den Tanzboden. Nun ging es raſch vor ſich. Ein wüſter Lärm, die Muſik brach ſchrill ab, ein gellender Schrei — dann haben ihn ihrer zwei Männer in die Stube getragen.

Am Dorfende, wo das Kreuz ſteht, wurden die Weiber auf dem Heimwege erreicht. „Habt's gehört?“ rief ihnen der Bote nach. „Sie werden gleich läuten. Für den Korbflechter. Für den Paul. Erſchlagen haben ſie ihn.“ — Die Sterne, die ſonſt feſt am Himmel ſtehen, huben vor den Augen der Kundel zu tanzen an. . . .

Geläutet wurde. Aber nicht die Sterbeglocke, ſondern die Hochzeitsglocke nach ſechs Wochen, als der Burſche wieder heil war. Die Kundel hatte wohl gemeint, der Paul könne ſich ſeine Körbe ſelber flechten und hat den ihren wieder zurückgenommen.

Manchmal iſt nämlich auch das Bauerndirndl wie eine heidniſche Gottheit. Sie begnügt ſich nicht mit dem Lippengebet der Liebe, auch nicht mit dem bewußten „ganzen Herzen“, ſie will ihr Blutopfer haben, dann iſt ſie gnädig.

Der Wendlinger Johannſel iſt nicht bei der Hochzeit geweſen. Während im Wirtshauſe die nämlichen Pfeifen und Geigen klangen, die er früher nach Belieben angerichtet oder abgeſtellt hatte, ſaß er mit dem Duckmauſer draußen unter einem Heuſchober. Der Duckmauſer hielt ſein Sacktuch vor die triefenden Augen, der Johannſel biß ſich die Fingernägel und knurrte: „Höllſaggra! Iſt das ein dummer Tag!“

Die ſchlaue Almerin.

Jetzt möcht ich ſchon wiſſen, ob dieſer Jager denn nit zum derwiſchen iſt!“ ſagte die ſchöne Heidel zu ſich. Sie redete nämlich immer laut mit ſich ſelber, wenn ſie allein war; ſonſt wird es ſchon immer einmal zu langweilig, wenn der Menſch nicht ſein Diskurſel führen kann ſo unterwegs auf die Alm. Die Heidel hatte aufgepackt, ſie war um und um voll Milchreinen, die an den Henkeln zuſammengebunden über ihren Achſeln hingen, ſo daß man ſie wundershalber mit einem Tonplutzer vergleichen konnte, der einen hohlklingenden Ton giebt, wenn man mit dem eingebogenen Finger an ihm klöpfelt. Oder ſie hätte zur Not auch eine aufrechtſtehende Schildkröte — eine ſehr große — vorſtellen können, bei welcher aber das Köpflein aus den Schalen frei hervorſtand, was ein großes Glück war. Gelb und rot ſteht ums Himmelswillen ja doch nicht zuſammen! Na, das wollen wir erſt einmal ſehen, ob dieſes Haar, das ſo gelb iſt, wie die reife Weizenähre im Schnitt, und dieſes Rundgeſicht, das ſo rot iſt, wie eine Mohnblume im Korn, nicht zuſammenſtimmt! Ganz kurios! Und wenn man noch die Kornblumen ihrer Augen dazuthut, ſo hat man das ganze Kornfeld beiſammen und es fehlt nur der Schnitter.

„Das muß doch derlogen ſein, daß dieſer Jager nit zum derwiſchen iſt!“ ſagte die Heidel zu ſich, und der Schreiber muß ſchon närriſch in das Ding verliebt ſein, weil die Beſchreibung ſo geſpreizt und konfus ausfällt. Ein friſches Dirndl, das mit Milchreinen beladen auf die Alm geht — punktum, das iſt deutlich genug.

Der Jäger vorne, der zwiſchen jungen Kiefern und Lärchen mit ſeinen nackten Knien ſo gelenkig anſteigt, ſcheint wirklich nicht die Abſicht zu haben, von einer jungen Almerin ſich derwiſchen zu laſſen, auch wenn ſie mit den Thonſchüſſeln klappert. So wie ſie Geſelligkeit ſuchte, ſchien es ihm gerade einmal um Einſamkeit zu thun zu ſein im grünen Wald. Endlich hatte ſie ihn aber doch, und als er auf ihren Anruf: „Stad, Jager, ſtad, daß dich der Wind nit draht!“ ſtehen blieb und zurückſchaute, rief ſie wie jauchzend aus: „Uh Jeſſeles! Na, das hat ſich jetzt einmal ausgezahlt, daß ich mir ſchier die Lungel abgelaufen bin!“ Denn der Jäger war durchaus nicht ſo jung, als es nach ſeinem friſchen, geſchmeidigen Anſteigen zu vermuten geweſen wäre, er hatte einen grauen Schnurrbart und das verwitterte Geſicht konnte durch die Schatten des breitkrämpigen Älplerhutes nicht mehr mit Belang verdeckt werden.

Der Jäger blickte dieſer angehenden Weggenoſſin lächelnd zu und fragte: „Nun ſage doch einmal, was hat ſich denn ausgezahlt?“

„Weil ich glaubt hab, es wär ein Jüngerer!“ rief ſie hell aus, und ſetzte lachend, daß es nicht ſo ſchlimm gemeint ſei, dazu: „Ich bin die jungen Jäger halt gewohnt.“

„So! Ich glaube dir's gern.“

„Wenn das Hirſchel ſchon derſchoſſen ſein muß, ſo ſteht's alleweil nur den Jungen an. Die Alten ſollen froh ſein, daß ſie ſelber leben.“

„Sind nicht auch die Jungen froh, daß ſie leben?“

„Na, ich denk wohl, daß ſie froh ſind,“ ſagte das Dirndl. „Daß ſie halt mit dem eigenen Leben frei nit zufrieden ſein mögen.“

„Aha, ich verſtehe dich ſchon,“ ſagte der Jäger. „Sie wollen nebenbei auch noch Hirſcheln erſchießen und ſaubere Mädeln lieben.“

„Derraten hat Er's!“

„Du ſcheinſt es aus Erfahrung zu wiſſen,“ ſagte er und klopfte mit dem eingebogenen Finger an eine der Milchreinen.

„Gelt, einen hellen Klang hat ſie?“ verſetzte das Dirndl. „Hat auch einen Zwanziger gekoſtet, und wenn Er einmal in meine Hütten kommt, kann Er Milch daraus löffeln. Die Jager thun's eh gern.“

„Und biſt wohl ſelbſt im Beſitz eines jungen Jägers?“

„Wer kunnt mir's verdenken!“

„Ich gewiß nicht.“

„Wenn ſie mir ihn nit weggenommen hätten!“

„Weggenommen? Dir deinen Jäger? Die Weibsleute etwa?“

„Geh, die Weibsleut! Vor denen möcht ich mich wohl derwehrt haben, denk ich! Von den Weibsleuten laß ich mir keinen Jäger wegnehmen!“

„Von wem denn ſonſt?“

„Von einem, der ein biſſel ſtärker iſt als unſereins!“

„Na, da wäre ich ſchon begierig, wer das einem ſo feinen Mädel zu leid thun könnte!“

„Das kann Er ſich denken! Wer wird's denn ſein, der allen armen Dirndln ihre ſchönen kernfriſchen Burſchen wegnimmt! Der Kaiſer halt!“

„Ach ja ſo. Beim Militär iſt dein Liebſter! Na, ich gratuliere dir!“

„Ja, und ich bedank mich ſchön!“

„Soldat ſein für Kaiſer und Vaterland iſt jedem eine Ehre!“

„Ja, und 's Derſchoſſenwerden? He? Wenn ich einen Schatz hab, ſo will ich ihn heiraten, und nit, daß ihn die Bosniaken derſchießen!“

„Pah, jeder Soldat wird nicht erſchoſſen. Und ſchon gar mitten in der Friedenszeit!“

„So möcht ich doch wiſſen, zu was der Kaiſer mitten in der Friedenszeit Soldaten braucht!“

„Das iſt einmal ſo eingerichtet, liebes Kind. Leider Niemand kann's ändern. Ich bin auch Soldat.“

„Na, gute Nacht!“ rief das Dirndl lachend aus. „Da muß Er ſchon ſchön lang dienen!“

„Länger jedenfalls, als dein dreijähriger.“

„Was hat er denn lauter angeſtellt, daß ſie Ihm den Abſchied nit wollen geben!“

„Es ſcheint, ſie brauchen mich immer noch,“ ſagte der Jäger, der ſich auf einen Baumſtock niedergeſetzt hatte und an den Antworten der Almerin ſein Wohlgefallen fand.

„Nachher wird Er halt ſo ein Oberſter ſein,“ meinte ſie, „ſo ein Offizierer, oder wie ſie heißen, gelt?“

„Es mag ſchon ſein, mein Kind.“

„Und geht ſo im Jagern um?“

„Bisweilen.“

„Gelt, geſchoſſen muß ſein. Weil juſt kein Feind iſt, geht's auf's Wildbret.“

„Nicht jeder Jäger geht des Schießens wegen umher. Es giebt auch andere Annehmlichkeiten dabei.“

„Mein Jager ſagt's auch. Alßer lebendiger, ſagt er, ſchaut man die Hirſchlein und Rehlein lieber an, als daß man ſie gleich allemal niederpufft. Thät auch nit dürfen, iſt nit dazu da, daß er ſchießt, es müßt ihm nur ein Wildſchütz zu nah kommen. Iſt angeſtellt, daß er das Wild thut hegen und halten, bis die großen Jachten ſind und der Kaiſer ſelber kommt. Der Kaiſer thut ſo viel gern jagen.“

„So kommt der Kaiſer alſo mitunter ſelbſt in dieſe Gegend?“ fragte der fremde Jäger.

„O, oft!“ rief das Dirndl aus. „Schier alle Jahr einmal, ſagen die Leut.“

„So haſt du ihn wohl auch ſchon einmal geſehen?“

„Ich? Den Kaiſer? Da müßt ich lügen, wenn ich ſagen wollt, wie der ausſchaut. Bin erſt im vorigen Jahr vom Voigthal herüber. Dort kommt er nit. Mein Franzl ſagt, ein recht kommodter Herr. Und ſchießen! Wie der gut ſchießen kann!“

„So! Wirklich?“

„Freilich iſt's keine Kunſt, im Tag a Stuck a dreißig Hochwild ſtrecken, wenn von der ganzen Gegend die Leut da ſind, die ihm's in den Schuß treiben.“

„Würde es der Kaiſer nicht manchmal vorziehen, für ſich zu pürſchen, anſtatt daß ein ganzes Heer von Jägern und Treibern aufgeboten wird?“

„Das wird er ſich eh einrichten, wie er will. Und ſoll ihn der Herr Jager nur ſelber fragen, wenn er kommt zu den Jachten. Jeſſes, die heben ja ſchon in dieſer Wochen an. Im vorigen Jahr iſt der Franzl noch dabei geweſen, da hat's allemal ein gutes Trinkgeld geſetzt. Heut ſteht der arme Kerl beim Regiment und hat er geſchrieben, nix thät ihm ſo leid, als daß er bei den kaiſerlichen Jachten nit kann dabei ſein. — Wenn ich nur wen thät wiſſen, der ſich für ihn möcht verwenden."

„Wie heißt denn dein Jäger?"

„Ich bitt, Franz Kaltenbacher. Beim ſiebenundzwanzigſten Infanterieregiment. Wird ſich's der Herr merken?"

„Hoffentlich."

„Thät's nit doch ſicherer ſein, wenn es der Herr wollt aufſchreiben? Hat Er nix kein Papierl bei ſich?"

Der Jäger zog ein Notizbuch hervor und ſchrieb Namen und Regiment hinein. Das Dirndl klatſchte in die Hände. „Jetzt krieg ich meinen Jager wieder!" jauchzte ſie.

„Verſprechen kann ich nichts, mein Kind!"

„Ich weiß ſchon, Herr Jager. Er iſt gewiß ſelber ein Offizierer und leicht mit dem Kaiſer auch noch bekannt, leicht gehört Er gar zur kaiſerlichen Jacht. Es braucht nur ein Wörtl."

„Verſprechen kann ich trotzdem nichts."

„Aufs Verſprechen ſteh ich auch nit an, wenn Er's nur thut halten, daß der Franzl heimkommt. Vergelt's Gott. Und nix für übel, daß ich ſo keck hab dahergeredt, wir grobe Bauersleut verſtehn's halt nit beſſer. Und jetzt wünſch ich guten Anblick und daß dem Herrn Jager kein altes Weib begegnet!"

„Es iſt ſchon gut! Es iſt ſchon gut!" Mit dieſen

Worten winkte der fremde Jäger ab und ſchlug ſeinen Weg ſeitlings ein durch die Lärchen.

Das Dirndl kam mit den klappernden Beinen ganz glühend auf die Alm und vertraute es den Genoſſinnen, was ſie für eine Begegnung gehabt hätte. Mit einem Jager von den kaiſerlichen Jachten ſei ſie zuſammengekommen, der aber ganz wer anderer iſt, als ein Jager, ganz wer anderer! Mehr will ſie nicht ſagen! Sie hat ihn wohl erkannt, wer wird ihn nicht kennen, wo ihn jedes im Geldtaſchel hat! Aber ſie hat ſich recht einfältig geſtellt und ſo gethan, als thäte ſie ihn nicht kennen, gerade wie es in den Kalendergeſchichten vom Kaiſer Joſef zu leſen ſteht. Und ſie hat ihm gleich vom Franzl derzählt und daß ſie ihn gern daheim hätt, tauſend Gottsfreuden gern daheim! Und er hat ihn in ſein Büchel geſchrieben. Glück muß man haben und ſchlau muß man ſein! —

Wie es mit dem Glücke und der Schlauheit ausgeſehen hat? — Sie erwartete den Franzl ſchon in der erſten Woche mit Sicherheit. Es wird ja gleich der Befehl ergangen ſein: den Franz Kaltenbacher heimgehen laſſen, der Kaiſer braucht ihn zum Jagern und ſein Dirndl zum Gernhaben! — Aber der Franzl kam in der zweiten Woche noch nicht, und er kam in der dritten nicht. Und er iſt gar nicht gekommen. Schlau war das Dirndl freilich, aber der fremde Jager war auch kein heuriger Has.

Der Quartal-Lump.

Der Proſt am Berg bekam alle Jahre drei- oder gar viermal die Gelbſucht. Da wurde er ganz gelb wie ungebleichtes Wachs, aus dem man die wohlfeilen Betbrüderkerzen zieht. Sogar das Weiße in den Augen war gelb, und dieſe Gelbſucht bekam er vom Knecht. Vom Altknecht, dem Damian. Und warum? — Es iſt eine bange Frage. Wenn man braven und fleißigen Bauernknechten Denkmäler ſetzen wollte, dem Damian müßte man aus Marmelſtein und Erz auf dem größten Dunghaufen ein Monument ſetzen, wohl geziert mit den Emblemen Dreſchflegel und Miſtgabel, und mitten drin der Mann mit dem borſtigen Haar und mit der kurzen Stülpnaſe.

Das war ein großartiger Knecht! Seit fünfundzwanzig Jahren war er im Proſthofe, ſeit fünfundzwanzig Jahren nahm ſich der Proſt am Berg vor, zu Neujahr den Damian zu verjagen, ſeit fünfundzwanzig Jahren ſagte er bei jedem neuen Jahre zum Knecht: „Gelt, Dami, wir zwei bleiben wieder bei einander!“ und ſeit fünfundzwanzig Jahren hatte er unzähligemal die Gelbſucht gehabt aus Ärger über dieſen Altknecht.

Der Damian war des Morgens der erſte auf und des Abends der letzte unter. Wenn der Bauer am Feierabend zu ihm ſagte: „Gelt, Dami, du wirſt müd ſein und mir heut nimmer gern eine Butten Mehl von der Mühl herauftragen?“ ſo antwortete der Knecht: „Warum denn nit? Wenn wir Brot eſſen wollen, ſo müſſen wir auch die Mehlbutten heimtragen. Soll ich vielleicht auch ein Bündel Korn mit hinabnehmen?“ Wenn am Feiertag der Proſt ſagte: „Morgen wird's regnen. Wenn wir nur den Heuſchober unter Dach hätten!“ ſo antwortete der Knecht: „Na wart, das Schöberl werden wir bald drin haben!“ und ging flink mit der Heukränze. Wenn das übrige Geſinde beim Freitagstiſch ſich manchmal ungebührlich verwunderte über die wäſſerige Milch oder über den mageren Sterz, ſo meinte der Damian: „Meine lieben Leut, der Freitag iſt kein Faßtag und kein Fraßtag, ſondern ein Faſttag.“ Das war eines der witzigſten Worte, die der Altknecht je ausgeſprochen, deshalb wiederholte er es auch faſt an jedem Freitage, oder wenigſtens, ſo oft die übrigen Knechte brummten über die ſchmale Faſttagskoſt. Beim Proſt iſt es, wie überall im Oberlande, der Brauch, daß der Bauer im Herbſte ſeinen Dienſtboten ein neues Lodengewand giebt. Wenn der knauſerige Proſt ſich dann auf ſeine Handwerker ausredete: „Mußt es ſchon gut ſein laſſen, Dami. Der Weber hat unverſehens Garn unter die Wolle gebracht, und der Schneider hat für deine Jacke juſt das garnige Stück derwiſcht!“ ſo antwortete der Damian: „Wenn's das Garn einwendig bei der Pfaid thut, ſo wird's es auswendig bei der Jacken auch thun. Ich rait's nit heikel.“ Und wenn der Proſt zu Neujahr den Jahrlohn nicht zahlen zu können vorgab, weil der Haferbau ſchlecht geweſen und das Kohlengeld noch nicht eingenommen wäre, ſo ſagte der Damian: „Giebſt mir halt meine Sach, ſobald du kannſt, Bauer. Wenn ich's brauch, werd ich's ſchon ſagen." Und das Beſte dabei war, daß er ſein Geld überhaupt nicht zu brauchen ſchien. Sonntag für Sonntag eilte er nach dem Gottesdienſte am Dorfwirtshauſe vorbei, ſo haſtig wie der Bauer am Steueramt. Wochenlang, monatelang ſah der Damian kein Glas. Denn daheim beim Proſt am Berg gab es nur Waſſerkrüge.

Und nun fragſt du: Wie kann man bei einem ſo unvergleichlichen Knecht aus Ärger die Gelbſucht kriegen? — Ich habe geſagt, daß der Altknecht Damian wochen- und monatelang kein Trinkglas ſah. Sachverſtändigen wird dieſe Wendung gleich verdächtig vorgekommen ſein. Und warum das haſtige Vorbeieilen am Wirtshauſe und der Vergleich mit dem Steueramte? Wer keine Steuer ſchuldig iſt und keine Zeche, der kann wohl auch langſam gehen. — Und ſo muß es endlich eingeſtanden werden, wo der Haken ſaß. Im Wirtshauſe ſaß er, und wenn ſich der Damian einmal ganz unverſehens hinſetzte, blieb er dran hängen. War es, daß er eines Sonntags auf dem Kirchweg luſtige Geſellſchaft traf, der er ſich anſchloß zum Traubenwirt, war es, daß er vom Regen überraſcht ins Haus trat und die innere Näſſe der äußeren vorzog. Oder war es endlich, daß der Damian in der That einen dämoniſchen Durſt bekam, den, wie die Liebe, kein Waſſer löſchen kann auf Erden — kurz und ſchlecht, der Knecht huſchte eines Tages ins Wirtshaus. Er ſetzte ſich zuerſt allemal an die Tiſchecke zunächſt der Thür und behielt den Stecken in der Hand, weil er ja nach dem einen Seidel gleich wieder fortgehen wollte. Beim zweiten Seidel hielt er den Stecken immer noch in der Hand, beim dritten lehnte er ihn in den Winkel. Später verließ er den Platz an der Thür und ging zum vorderen Tiſch, wo man an der Wand bequemer ſitzt. Er ſaß behaglich da, rauchte eine Pfeife um die andere, und wenn das Glas leer war, ſchob er es mit der Fingerſpitze ſachte über den Tiſch hin: „Gelt, Kellnerin, einmal laßt mir noch rinnen!“ Und wenn es wieder leer war, ſchüttelte der Damian langſam den Kopf und murmelte: „Weil das Faß im Keller ſchon einmal angegänzt iſt! Im halbleeren Faß wird der Wein gern kamig (ſchimmelig). Wär ſchad drum.“ Und er ſchob das Glas über den Tiſch hin. Wenn die Zechgenoſſen fortgegangen waren, ſaß der Altknecht des Proſt am Berge noch feſt im Tiſchwinkel, und wenn die Wirtsleute Nachtmahl aßen, ließ auch er ſich ein Schüßlein Suppe bringen, „damit der Magen wieder ein biſſel hergerichtet werde“. Der Traubenwirt brachte um dieſe Zeit ſtets eine Stalllaterne, zündete darin die Kerze an, ſtellte ſie auf den Tiſch: „So, Dami, daß du zum Heimgehen ſiehſt. Es iſt ſtockfinſter draußen.“

„So!“ antwortete der Damian. „So viel finſter, ſagſt? Wenn ich finſter haben will, kann ich auch in den Keller gehen. Und nit draußen herum in der Nacht, wie ein ſchlechter Loter. Und am End gar noch deine Latern zuſamm'ſchlagen! 's wird am geſcheiteſten ſein, ich leg mich da auf die Bank. Wenn die Nacht vorbei iſt, wird's eh wieder licht. Nachher iſt's gut heimgehen. Und von wegen der Bettſchwere noch ein letztes Seidel. Ein Gutenacht-Seidel.“

So am erſten Abend. Als am nächſten Morgen die Sonne aufging, der Damian ſich kreiſtend von ſeiner Bank aufrichtete und die Augen rieb, fand er, daß ein blauer Montag war. Er ging hinaus zum Brunnen, wuſch ſich das Geſicht und trank Waſſer. „Pfui Teufel!“ ſagte er darauf, „ein abſcheulicher Anfang“. Aber der Wirt wollte nicht in den Keller. Als der Damian hierauf wieder in ſeinem Tiſchwinkel ſaß, feſt und zielbewußt, wie der Handwerker ſich zum Wochenanfang in ſeine Werkſtatt ſetzt, ſchlich ihn der Wirt an und that den Mund auf zu dem geſchmeidigen Worte: „Damian, wie ſteht's denn mit deinen Kreuzerlein?“

Zog der Altknecht ſeinen Geldbeutel hervor, es war einer aus Katzenfell, ſtülpte ihn auf den Tiſch und ſagte: „Mit meinen Kreuzerlein ſteht's ſchlecht, wie du ſiehſt.“ Denn es waren lauter Silberzwanziger. So that der Wirt wieder einſchenken.

Und ähnlich ging es fort den zweiten Tag und den dritten Tag. Der Damian ſaß bei ſeinem Weinglaſe, ſtopfte ſich manchmal eine Pfeife Tabak, that manchmal mit dem Wirte ein Kartenſpielchen, oder legte ſeine Arme auf den Tiſch und den Kopf auf die Arme und ſchlief. Er war nicht nüchtern, und er war nicht beſoffen, er war gerade ſo, wie es luſtig iſt, zu ſein.

Im Laufe der Zeit jedoch geſtalteten ſich die Dinge ſo, daß der Dami an den Traubenwirt beſcheiden die Anfrage ſtellte, ob er für die Zechſchuld nötigenfalls auch ein Taſchenmeſſer nehme, mit Pfeifenſtierer, Hirſchhorngriff und Kapfenbergerſtahl, oder als Pfand eine Sackuhr mit echtem Pakfonggehäuſe? Für die bereits fällige Schuld nahm der Wirt die Uhr, für weiteres erklärte er nur gegen Bargeld einſchenken zu laſſen.

„Du biſt nit geſcheit, Herr Vater!“ ſagte der Dami. „Schau, du haſt zu viel Wein im Keller, er wird dir ſauer, er wird dir ſchimmelig. Ich hab zu viel Gewand am Leib. Wenn der Menſch ein Barchentweſtel an hat, ſo braucht er keine Jacken. Iſt eh ſo viel ſchön warm in der Stuben. Wie oft willſt mir einſchenken laſſen für meinen Lodenrock da? Guter Bauernloden. Vier Säck hat er, kannſt allerhand einſtecken, auch eine große Brieftaſchen, wenn du haſt. Schau dir ihn um und um an!“ Und er langte die ſchwere Jacke vom Nagel.

„Ja, iſt ſchon recht, Dami,“ ſagte der Wirt überlaut, wie man mit Kindern ſpricht oder mit Teppen (Halbtrotteln), „leg ihn nur an, deinen Rock, und geh heim.“

Aber der gute Dami blieb ſitzen. Und der Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht beſtand bei ihm darin, daß er bei Tage am Tiſche ſaß, und bei Nacht neben demſelben auf der Bank lag. Und ganz verdurſten läßt der Traubenwirt keinen, der ein gutes Herz hat und allenfalls noch eine Lodenjacke, die unter Brüdern immerhin ihre zehn Maß Wein wert iſt.

Der Proſt am Berg hatte Tage lang gewartet auf ſeinen Altknecht, und dabei wurde ſeine Hautfarbe ſachte gelb und gelber. Endlich ging er hinab ins Dorf, um Jungvieh einzukaufen. Dabei guckte er zum Traubenwirt hinein wegen des Knechtes. Als er polternd in die Stube trat, legte die Kellnerin ihren Finger an den Mund und deutete dann gegen den Tiſch, wo der Dami ſeinen Kopf auf der Platte liegen hatte. Im Glaſe war noch ein wäſſeriges Reſtchen, an welchem ein paar Fliegen tranken. Der Zecher ſchlief. Der Bauer trat heftig hin und hieb mit dem Stock ſo ſtark auf den Tiſch, daß der Dami emporſchnellte und verwirrt um ſich glotzte.

„Von rechtswegen gehört der Stecken wo anders hin!“ rief der Proſt, „alter Lump! Schamſt dich nit?“

„Gotterl!“ murmelte der Knecht, ſchaute ihn zutraulich an und rülpſte. „Mein Bauer iſt's. Derſchrocken bin ich aber! Gemeint, ſieben Faßreifen wären auf einmal abgeſprungen — ſo ein Schnalzer! — Geh, Bauer, ſetz dich her!“ Dabei rückte er ſo eng in den Winkel hinein, daß drei Proſte Platz gehabt hätten neben ſeiner, während ſich nicht einmal der eine hinſetzen wollte.

„Meiner Seel!“ ſagte der Dami wohlgemut, „jetzt zahl ich extra noch eine Maß! Meinen Bauern, den hab ich gern. Sitz ich ſchon ſonſt bei deinem Tiſch, ſo ſollſt du heut einmal bei meinem ſitzen. Keinen Kreuzer koſtet's dir. Wir zwei haben immer einmal fleißig gearbeitet miteinander, ſo wollen wir auch einmal miteinander luſtig ſein. Geh her!“

Sagte der Bauer äußerlich mit Überwindung ſchier gelaſſen, inwendig voller Galle: „Das Heu iſt dürr! Das Korn iſt zu ſchneiden! Und das Faultier ſumpft die ganze geſchlagene Woche im Wirtshaus. Wenn du nit auf der Stell mit heimgehſt, ſo werde ich dir eine kaiſerliche Leibgarde ſchicken, die dich dahin begleitet, wohin du gehörſt. Verſtehſt?“

Fing der Dami an zu ſchluchzen: „Schandarm! — Bauer, ſchau, du wirſt mir nit viel Ungutes nachſagen können! Und jetzt ſo hart ſein auf mich!“

Sprach nun auch die Kellnerin drein: „Wirklich wahr auch, Proſt am Berg! Wie er dich ſo ſchön einladet, daß du ein biſſel ſollſt niederſitzen, auf einen Trunk. Und du ihm gleich mit dem Schandarmen — Gelt, Dami!“ Und das ſagte ſie vernehmlicher: „Wenn dein Bauer ein Seidel mit dir trinkt, nachher gehſt mit!“

Der Dami hieb die Fauſt auf den Tiſch: „Nachher geh ich mit!“ Und rülpſte.

Dachte der Bauer: Wegen meiner! und ſetzte ſich an den Tiſch, aber weit vom Knecht, ganz an die entgegengeſetzte Ecke. Die Kellnerin ging in den Keller, der Wirt eilte ihr nach! „Eine Maß vom Strohfaſſel: Den Proſt nageln wir an. Der hat Geld, der ſoll nachher auch die Zeche für ſeinen Knecht zahlen.“

Nun hatte der Traubenwirt im Strohfaſſel einen ganz beſonderen Saft. Das Heu war zwar dürr, das Korn zu ſchneiden, aber als der Abend dämmerte, ſaß der Proſt noch beim Wirtshaustiſch, that Karten ſpielen mit dem Dami und dem Wirt, und die Kellnerin zündete eine Lampe an.

Der Bauer hatte Geld in der Taſche gehabt, um beim Züchtelhofer drei Ferkeln zu kaufen. Als er nach Stunden vom Wirtshaustiſche aufſtand, war das Geld weg, vertrunken und verſpielt, und der Proſt am Berg kam um Mitternacht ohne Ferkeln heim und — ohne Knecht. Der Dami hatte nämlich unterwegs geſagt, er wolle beim Steibel-Schnegg eine Laterne ausborgen, denn — um eine ſchöne Stilblüte zu machen — es war ſo finſter, daß er nicht einmal ſah, wie ſehr ſie illuminiert waren. Jetzt beim Steibel-Schnegg ſchlief ſchon alles, er pochte an der Thür und während des Wartens auf das Aufmachen ſchlief auch er an den Stufen ein.

An der nächſten taukühlen Frühe, als die Morgenröte ſo lieblich aufging und im reinen Himmel die letzten Sternlein verblaßten, rieb ſich der Dami die Augen und rief begeiſtert aus: „Das iſt wieder ein Tag zum Schuldenmachen!“ Ging ſachte hinüber in die Tafern-Schenke und begehrte ein „Stamperl Zweiſchbengeiſt“.

Nachdem der Proſt ohne Ferkeln heimgekommen und hierauf als etwas Ausgewachſenes derſelben Gattung bezeichnet worden war von ſeinem Weibe, da zeigte ſich die gelbe Farbe ſeines Geſichtes noch um einige Grade geſättigter, hölliſch übel war ihm, und der Bader ſagte, die Gelbſucht wär's.

So kam es, und ſo ähnlich wiederholte es ſich; der ſonſt ſo ſittſame Dami blieb eines Tages im Wirtshauſe ſitzen, der Bauer ging ihn zu holen, ſetzte ſich hin, und blieb auch ſitzen. Dann kam einmal des Proſt Söhnlein nach, um zu ſehen, wo der Vater bleibe. Das bekam vom Wirt, der die Kinder gern hatte, ein halbes Trinkglas voll gezuckerten Weines und blieb auch ſitzen. Endlich kam die Proſtbäuerin ſelber und die ſetzte ſich nicht. Mit flammendem Beſen trieb ſie die Sünder aus dem Paradieſe und fegte einmal unterwegs dem Altknecht, dann wieder dem Ehegeſpons die Spinnweben vom Rücken.

Der Dami ging hierauf wieder an ſeine Arbeit, anfangs zwar ein bißchen ſchläferig und verdrießlich, doch die Heugabel, der Pflug und die Sichel machten ihn bald friſch und munter. Dann war er wieder der Muſterknecht, wie es zwiſchen dem Dachſtein und der Sann kaum einen zweiten mehr giebt. Wenn ihm der Wirt bisweilen Liebesbrieflein ſchrieb wie das folgende:

„An Damian Pampersegger iſt Mihr $7^{1}/_{2}$ maß Wein ſchuldig, 2 Vierding Tobak und 1 Gubazikarn Macht aus 2 fl. 96 Greizer und wann du nich balt zallſt mus ich den Nodarn ibergebn. Achtungsfohl

Chriſtian Mengler
Traubenwirt",

ſo ließ der Damian dem geſtrengen Gläubiger antworten:

„Geh zu meinem Bauern, der ſoll mir's vom Jahrlohn abziehen und geht's mich weiter nichts an." — Dann nahm ſich der brave Altknecht natürlich allemal vor, ein anderesmal nicht mehr ſo Dummheiten zu machen. Aber wie ſich ſchon alles wiederholt auf dieſer kreiſenden Weltkugel, wenn die Zeit kam, und in des Damians Bauernſeele der Hochſchwung abgelaufen war bei der ſtaubigen Arbeit auf dem Hofe, dann ging er ins Wirtshaus, blieb tagelang drin ſitzen, war nicht nüchtern, war nicht beſoffen, war gerade ſo, wie es luſtig iſt, zu ſein.

Der Traumkünſtler.

Eines Sonntagsnachmittags ſaß ich in jenem Bauernwirtshauſe und war arg verdroſſen. Der Wein war ſauer, die Stube rußig, das Fenſter voller Fliegenpunkte, und draußen war troſtloſer Salzburgerregen. Anſtatt auf der ſo ſchön ausgedachten Bergpartie die unzähligen Gipfel, Gletſcher und Seen im Sonnenglanze zu ſchauen, ſah ich im dämmerigen Zimmer, mir gegenüber, einen brummigen Wirt und hinten auf der Ofenbank einen ſchläferigen Greis.

Der Wirt war wohl brummig, weil ihm zehn luſtig trinkende und kartelnde Bauern lieber geweſen wären wie ein magerer Touriſt, der ſeit zwei Stunden bei einem einzigen Achtel Wein ſaß und immer zum Fenſter hinausguckte, als ob der Regen im Schockengraben weiß Gott was für ein Weltwunder wäre. Grundſätzlich frage ich keinen Alpenwirt bei Regenwetter, ob er nicht glaube, daß es bald ſchön werden würde. So ein Schlingel zwinkert gegen Himmel, überlegt eine Weile und ſagt endlich: „Es kann ſchon werden, aber es kann auch noch eine Zeit wild bleiben.“ Ich hatte alſo nur einige ganz gleichgiltige Worte geſagt, die der Wirt ebenſo gleichgiltig beantwortet. Meine Zeche hatte ich ſchon bezahlt, daher begriff ich nicht recht, warum er immer noch bei mir am Tiſche ſitzen blieb. Dabei ſah mein Wirt ſo grämig drein, daß ich die Pflicht fühlte, ihn zu unterhalten.

„Wer iſt der Alte dort beim Ofen?“ fragte ich.

„Iſt der Kohlenrabler.“

„Kohlenrabler, was iſt das?“

„Der vom Kohlenſchoppen die Kohlen in die Schmiede tragt, unten beim Hammerwerk.“

„Was macht er denn jetzt?“ fragte ich weiter, denn der Mann beim Ofen that an einer ſchwarzen Wurſt herum und rieb an etwas Glänzendem, das daran war.

„Sein Spectivi putzt er,“ belehrte der Wirt und ſetzte, auf einmal ganz überraſchend geſprächig bei: „Ja ja, der Auguſtel iſt ein gar großer Herr.“

„Wer? Der Alte dort? Der Kohlenrabler?“

„Der Kohlenrabler. Gehn's nur hin, reden's mit ihm.“

Ich trat zum Ofen hin und der Wirt, als er mich vom Halſe hatte, ſiſſelte ſachte zur Thür hinaus.

„Na, wie geht's, wie geht's, Alter?“ redete ich den Greis an. Dieſer rückte ſeinen ſtoppelbartigen Kinnbacken zurecht, wetzte mit der Zunge die Lippen, wobei ich nicht einen einzigen Zahn ſah, blinzelte mit den kleinen Rundauglein und ſagte mit einer zarten, faſt piepſenden Stimme: „Iſt die Frage dem Auswendigen vermeint oder dem Einwendigen?“

Weil ich auf dieſe Antwort hin verblüfft war, ſo rückte der Alte ein wenig weiter in den Winkel hinein, als ob er mir an ſeiner Seite platzmachen wollte, und fuhr fort: „Das iſt halt nit ſo einfach, mein Menſch. Dem Kohlenrabler iſt ſie vermeint? Du hör einmal, der Kohlenrabler iſt ein armer Schragen, der geht den ganzen lieben Tag zwiſchen dem Schoppen und der Schmiede hin und her mit ſeinem Korb und tragt Kohlen. Kohlſchwarze Kohlen. Auf dem ſein Geſicht kannſt mit dem Finger weiße Stricheln machen, ſo ſchwarz iſt es. Das iſt ein langweiliger Rötler, der Auswendige, den mag ich ſelber nit und bin allemal froh, wenn ich ihn auf den Abend ins Stroh werfen kann. Nachher wird der andere munter, der Einwendige. Du der!“ Bei dem letzten Worte hob er ſeine Stimme zum Tone höchſten Reſpektes vor dem „Einwendigen“. Ich ſaß ſolchen Reden ganz ratlos da, ſo lugte er mich ſchmunzelnd an, hub von der Bank ſein Fernrohr auf und ſagte: „Was iſt das? Das iſt ein Spectivi. Schauſt jetzt durch, ſo ſiehſt gar nichts. Alles kohlſchwarz. Ziehen wir's halt einmal auseinander.“ Er that's, ſo daß das Rohr nun zwei Längen gab. „Guckeſt jetzt durch, ſiehſt auch noch nit viel. Ziehen wir's halt noch einmal auseinander.“ Er zog das dritte inwendige Rohr hervor, das Inſtrument war jetzt ſo lang, wie eine Elle. „Nu guck einmal durch!“

Ich hielt das Rohr gegen das Fenſter, lugte hinein, ſah aber nichts als eine graue Scheibe mit wogendem Perlmutterſchimmer. Das Glas war durchaus ſchadhaft.

„Siehſt du's jetzt?“ fragte der Alte.

„Ich ſehe nichts.“

„Aber ſchau!“ rief er und nahm mir das Rohr aus der Hand, „man ſieht ja eine ſchöne lichte Weltkugel. Und das, mein Menſch, iſt auf ein Gleiches. Der alte Kohlenrabler iſt auch ſo ein Spectivi mit drei Röhren. Wenn ich auf den Abend das Gewand auszieh, da zieh ich halt das erſte Rohr herab. Wenn der arme müde Menſchenleib nachher einſchlaft, da iſt das zweite Rohr weg, und das dritte Rohr, mein Menſch, das iſt nachher der andere, der Einwendige mit der ſchönen lichten Weltkugel. Das iſt der Auguſtel, der alleweil noch hundsjung iſt und kreuzluſtig und gar nit ein biſſel rußig. Und ein hoher Herr! Ja, da müßt ich wohl aufs Hausdach hinaufſteigen, daß ich's kunnt zeigen, was der für ein hoher Herr iſt! Sollteſt du mit dem Auguſtel reden wollen, ſo ſag gutwillig: Euere Majeſtät!“

— Ganz und gar verrückt, dachte ich, habe aber meine Meinung ein wenig ändern müſſen. Denn es kam heraus, daß ich die Ehre hatte, mit einem Philoſophen zu ſprechen, mit einem Dichter und Künſtler, kurz mit einem großen gottbegnadeten Narren.

„Sein thut's halt ſo,“ ſagte der geſprächige Alte. „Auf dem Abend, wenn der Kohlenrabler einſchlaft, wacht der Auguſtel auf. Und ſtehen ſie ſchon alle um ſein ſeidenes Bett herum, die Hoſenanleger und Stiefelanzieher, die Salbenfräulein und Haarkräuslerinnen und die Bartſtutzerinnen und Nagelſchneiderinnen und die Mantelumhänger. Und nachher bringen mir ſieben Diener das Frühſtück, auf güldenen Schüſſeln Sauerkraut mit Speck, aber es iſt jetzt keine Zeit zum Eſſen. Zwölf Knaben mit ſilbernen Trompeten geleiten mich in den Thronſaal; ſetze ich mich auf den güldenen Stuhl, rücke mir die Kronhaube zurecht und hebe an zu regieren. Das iſt ganz leicht, mein Menſch, die fürnehmen Leut laß ich im Winkel und die armen Leut kriegen Dukaten und Sauerkraut mit Speck. Und wenn ſich gar wo ein Kohlenrabler zeigt, ſo winke ich ihn ganz zu mir heran und thue ihm was Gutes. Denn mir ſelber iſt es von einer argen Zauberin angethan worden, daß ich alle liebe Tage träumen muß, ich wär ein armer alter Kohlenrabler. Da wartet eins nachher freilich zwicknotig, bis man heimkommt. Alsdann nachher zu Mittag gehe ich zu meiner Familie, eine junge Frau, drei herzliebe Kinder, warten ſchon auf mich bei der großen Herrſchaftstafel. Ich habe einen wahren Heißhunger. aber allemal, wenn ich die Gabel mit Sauerkraut und Speckgrammeln zum Munde will führen, finde ich die Gabel nicht oder muß kleine Kinder auf dem Arm halten, oder es iſt die unrechte Schüſſel. Und das iſt ja mein einziges Elend, daß ich im Königsſchloß nit und ewig nit kann dazukommen zum Sauerkraut Dieweilen wird's kalt, es wird friſches gekocht und wie ſieben Köche den Keſſel, in dem der Speck noch brodelt, zur Tafel ſchleppen, iſt's aus, ich lieg auf dem Stroh und bin wieder der Kohlenrabler."

„Altes Kind Gottes!" rief ich nun aus, „Sauerkraut mit Speck! Dazu muß ſich der Menſch ja nicht gleich in ein Königsſchloß hineinträumen. Das wird wohl auch für den Kohlenrabler noch zu erlangen ſein."

Blickte mich der Alte ſchweigend eine Weile an und ſagte endlich: „Meinſt du?"

„Wenn ich nicht irre, hat es gar in dieſem Haus, in dem wir ſitzen, Sauerkraut mit Speck gegeben, heut zu Mittag."

„Hat's auch gegeben!" rief er lebhaft aus, „was hilft mir das! — Wenn ich's nimmer beißen kann. — Und Seine Majeſtät, der Auguſtel, kunnt's beißen, der hat noch junge Zähn. Schau, mein Menſch, und der Auguſtel kann's nit derwarten und kann's nit derwarten!"

Gar geſchmackig wußte er mir viele Einzelheiten ſeines nächtlichen Königtums zu ſchildern. Eine Nacht wie die andere träumte er davon und beim Einſchlafen wußte er es ſo anzuſtellen, daß keine andere Traumvorſtellung anſetzen konnte, daß ſein Königsleben dort einſetzte, wo es des Morgens zuvor unterbrochen worden war. Einmal geſchah es, daß er vom Schloßfenſter aus hinabſtürzte in den Graben. Während des Fallens dachte er ſich ſchnell: Nur jetzt geſchwind aufwachen, ſonſt fallſt dich tot und kannſt morgen nicht mehr König ſein. Ein anderes Mal war ein junger Ritter vorhanden und wollte ſeine Frau verführen. Wenn die Frau einverſtanden iſt, dachte er, ſo kann da einmal ein König auch nichts machen. Das Beſte iſt, geſchwind munter werden und gleich wieder einen Tag Kohlen tragen, kohlſchwarze Kohlen, morgen iſt der falſche Ritter ſicherlich verſchwunden und ich habe wieder meine treue Gemahlin. Noch hübſcher war's, als er einſt einen goldenen Apfel verſchluckt hatte, wahrſcheinlich den Reichsapfel, daß er infolgedeſſen erſticken ſollte und er ſich geſchwind in die Zunge biß, um noch rechtzeitig aufzuwachen. — So verſtand er es, ein wahrer Traumkünſtler, ſeine Träume zu leiten und zu wenden, daß er König war und blieb; aber ſo weit, bis zum Sauerkraut mit Speck, ſo weit brachte er es nicht. Da ſieht man, daß der Menſch nicht einmal im Traume alles haben kann, was ſein Herz verlangt.

Alſo hatte der alte Kohlenrabler mir ſeinen inneren Menſchen gezeigt und denſelben verglichen mit dem innerſten Rohre ſeines Perſpektivs, in welchem die „lichte Weltkugel" war.

Der Regen hatte aufgehört, die Nebel ſtiegen, die Berggipfel wurden klar, und ich machte mich auf die Wanderſchaft. Allerlei Herrliches hatte ich noch geſehen an jenem Abende, und doch that's mir leid, nicht beim alten Kohlenrabler ſitzen geblieben, nicht tiefer in das

Königtum ſeines Auguſtels gedrungen zu ſein. Vielleicht war auch nichts weiter dahinter. Der Alte hatte mich aber darum beſonders angemutet, weil ich ſchon mehrmals auf den Gedanken gekommen bin, ob es nicht am Ende eine Art Traumkunſt giebt, die man ausnutzen könnte. So habe ich an mir ſelbſt ſchon mehrmals die Erfahrung gemacht, daß man einen unangenehmen Traum beeinfluſſen und wenden kann. Ich habe einen ſehr leiſen Schlaf, dabei aber lebhafte Träume. Und mitten im Traum habe ich manchmal das Bewußtſein, daß es doch nur ein Traum iſt, dem man zur Not entfliehen kann, wenn es zu bunt wird. Schon vor dem Einſchlummern kann man durch Gedanken und Vorſtellungen einen gewiſſen Traum vorbereiten. Während des Traumes kommt es auch auf die Bereitwilligkeit an, mit welcher man in demſelben verharrt. Ich erfreue mich zumeiſt ſehr freundlicher Träume, ſo daß mir ein plötzliches Erwachen oft leid thut. Dann mache ich Licht, ſehe nach der Uhr, mache wieder Nacht, lege mich aufs andere Ohr und verſuche, den Traum dort wieder anzuknüpfen, wo er abgeriſſen worden. Oft gelingt's. Vor kurzem ſah ich im Traume aus Dämmerungen tauchend eine Geſtalt langſam auf mich zukommen, ſie war mit einem weißen Tuche verhüllt und grauenhaft anzuſehen. Und da fiel es mir ein: denke nicht, daß es ein böſer Geiſt iſt, ſonſt iſt's auf der Stelle einer, denke, daß es dein heiterer Sohn ſei, der dich necken will. In demſelben Augenblicke warf die Geſtalt das Tuch ab und mein Sohn lachte mich an. — Und ſo, meine ich, liegt es teilweiſe in unſerer Macht, Träume nach Belieben zu geſtalten. Unſer Wille, wenn es ein ſtarker iſt, hat auch noch im Schlaf einige Macht.

Es giebt Traumgruppen. Sowie beim alten Kohlenrabler neben dem Königtum das Sauerkraut mit Speck ſtand, ſo giebt es in meinen Träumen ſelten ein Gewitter, in welchem neben dem Wege nicht ein weißgekleidetes Knäblein ſteht, das ein ſchwarzes Prieſterbarett auf dem Kopfe trägt. Zu den wenigen meiner beklemmenden Träume zählt jener, in welchem die Scheunen meines Geburtshauſes brennen. Die Flammen geberden ſich gerade nicht heftig, greifen aber immer näher heran gegen das Wohnhaus. Und nun kommt mir der wohl aus Erfahrung früherer Träume geſchöpfte Gedanke: Wache raſch auf, ſonſt brennt auch das Wohnhaus nieder! Und ich werde wach. Dann trachte ich wieder einzuſchlummern, den Traum weiter zu ſpinnen und ſo in dem Bewußtſein zu träumen, eine ſtattliche Feuersbrunſt zu beobachten. Auch exiſtieren in meiner Traumwelt drei rote Katzen, die immer am Brette nagen, auf dem ich ſtehe. Dieſes Nagen thut mir ſehr wohl, ich fühle es wie ein Streicheln an meinem Haar. Nun weiß ich aber während dieſes Gefühls, daß, wenn das Brett durchgenagt iſt, ich in eine unendliche Tiefe ſtürze. Daher trachte ich bei Zeiten, ſobald die roten Katzen auftauchen, ſie mit einem Schrei zu verjagen. Dadurch erwache ich, der Schrei gellt aber noch lange unheimlich in mir nach und ich darf eine Weile nicht einſchlummern, ſonſt ſind die Katzen auf der Stelle wieder da.

Es giebt Traumepochen. Ich hatte eine Reihe von Jahren, in denen mir der Traum immer nur meine damals ſchon lange vergangene Handwerkerzeit vorführte. Dann kamen Jahre, in welchen ich jede Nacht die verdammte Schulprüfung ablegen ſollte, trotzdem ich mir bewußt war, rein gar nichts zu können. Solche Schulprüfungen ſind die ſchlimmſten Feinde des ſchlafenden Menſchen! Heute träume ich häufig, am Vorleſetiſch zu ſitzen, das Publikum auf mich warten zu ſehen und im Buch trotz alles Blätterns das richtige Stücklein nicht zu finden. Das iſt eine Qual, ſo ſehr ich mir auch ſage: Mache dir nichts draus, laſſe das Publikum warten und ſchlafe, denn es iſt doch nur ein Traum! — Das Ding iſt ſchwer von der Seele zu ſchütteln. Es ſoll mir aber auch noch gelingen, man muß ſich nur üben in der Kunſt, angenehm zu träumen.

Mein alter Kohlenrabler iſt beim Tage Kohlenrabler und bei der Nacht König. Schon ſeit Jahren, wie er mir vertraut. Er ſoll ſich in ſein Königtum ſo ſehr hineingelebt haben, daß er den Kohlenrabler für die Traumgeſtalt hält. Und recht hat er. Wiſſen wir anderen es denn beſſer? Traum dies, Traum das, Traum hier, Traum dort. Glückſelig der, welcher entweder ſo oder ſo zu ſeinem Sauerkraut mit Speck kommt.

Der Schlaucherl vom Berg.

In einer Fürſtenſtadt giebt's allerhand ſeltſame Sachen — und jeden Tag etwas anderes. Und doch bewahren ſich die Einwohner ihre kindiſche Neugierde bis ins graueſte Alter hinein. Die Geſetzteſten noch bleiben auf der Gaſſe ſtehen, ſchauen um, andere laufen gar der erſtbeſten Geſtalt nach, die irgendwie auffällt. Was wunder, daß der Dunnerer-Bum ſein großes Publikum beſaß, ſo oft er ſich in der Stadt zeigte.

Freilich war er ſchön, der Dunnerer-Bum! Er hatte niedere Bundſchuhe mit breiten Meſſingſchnallen; er hatte weiße, ruppig geſtrickte Wadenſtrümpfe; er hatte eine Bocklederne, an allen Nähten und Ecken weiß ausgeſteppt; er hatte um den ziegelroten Bruſtfleck einen breiten Ledergurt, der mit allerhand Figuren geziert war und Haftlein hatte, in denen Meſſer, Gabel und Löffel ſtaken. Dann hatte er einen langen, braunen Lodenrock an, deſſen aufſtehender Kragen wie eine Ringmauer das kleine, mitten drin ſteckende Köpflein umgab und deſſen zwei große Seitentaſchen ſchwer und wanſtig niederhingen, weil der Mann ſein Hab und Gut drin herumtrug. Dann hatte er einen ſchwarzen ſchwammigen Filz auf, der gleich einem

Zuckerhut wolkenwärts ſtrebte, der ſtets von üppigen Alpenblumen und Kräutern umkränzt war und deſſen Krämpen breit wie ein Rieſenrad den ganzen Kerl eindeckte. Den ganzen breitſchulterigen Kerl ſamt ſeinem Buckelkorb. In dieſem Korbe hatte er ſeine Warenniederlagen, zugedeckt mit dem blauen Bettzeuge, aus dem er ſich für die Nächte in irgend einem Wagenſchuppen eine prächtige Liegerſtatt zu bereiten wußte. In der braunen knochigen Hand hatte er einen langen Hirtenſtab, an deſſen oberem Ende ein bunter, aber zumeiſt ſchon welker Strauß gebunden war. Vom Angeſicht dieſes Mannes ſah man aber vor lauter Rockkragen und Hut blutwenig. Man ſah nur eine ſehr ſtattliche, rote Adlernaſe und dann und wann einen Blitzer aus den ſpringenden Augen. Aber hören that man es, dieſes verborgene Menſchenangeſicht: Wacholderzweige, Kranabetbeeren, Waldrauch, Ameiseier ſchrie es aus; mit einer Stimme, die allen Straßenlärm übertönend hell und grell an die Häuſer ſchlug. Jeder Ausruf ging in ein Jodeln über, das mit einem luſtigen Juchezer endete.

Alſo marſchierte er mit langen, ſchweren Schritten würdig durch die Gaſſen und hinter ſich hatte er ſtets eine Rotte von Gaſſenbuben, zufällig müßigen Dienſtmädchen und anderen Leuten, die ſich an ſolcher Erſcheinung nicht ſattſehen, ſatthören und ſattlachen konnten. Böſe Buben begnügten ſich natürlich nicht mit dem, ſondern bezupften ſeine Kleider, warfen Steinchen auf ſeinen Hut und ergötzten ſich, wenn dieſelben auf den Krämpen liegen blieben. Jetzt, unter ſolchen Neckereien hörte beim Dunnerer-Bum manchesmal die Gemütlichkeit auf. Da begann er die Arme auszuwerfen, mit dem Stab herumzufuchteln, ſchrecklich wild und zornig, aber immer achtend, niemanden zu treffen, höchſtens, daß er dem keckſten Zudringling mit dem Almbuſchen die Wange ſcheuerte. Er hub in ſolchen Augenblicken auch ein ſchauderliches Geſchrei an über die Beläſtigung und Verfolgung, der ein armer, anſtändiger Menſch bei den dummen Stadtleuten ausgeſetzt ſei! Zum Dunnerer! Sie ſollten, wenn ſie „gebültete“ Leute ſein wollten, ihm lieber Wacholderſtauden abkaufen, um ihre ſchmökenden Neſter auszuräuchern, oder Kranabetbeeren, um dem Magen Luft zu machen! Abfahren ſollten ſie! Zum Teuxel ſollten ſie ſich ſcheren, oder was arbeiten, oder einen Roſenkranz beten — ſei geſcheiter, als einen ehrlichen Mann auszuſpotten! — Mit ſolcher Art von Vorſtellungen machte er es allerdings nicht beſſer, der Schwarm wurde nur immer noch dreiſter und wollte ihm auf die Bude. Da rief er himmelan: „Dunnerer! Dunnerer!“ Und ſchrie es dem Pöbel zu: „Der Dunnerer ſoll euch ſtaupen!“ und ſagte offen heraus, was ſie nach ſeiner Meinung wären: Lauter Hirſchen und Ochſen und Gimpel! Und rief ſchreckbar laut den Herrgott an, daß er glühendes Schuſterpech ſollte regnen laſſen über die laſterhafte Stadt!

Sie gröhlten vor Lachen, er verkaufte Ware. Aber ſiehe, das glühende Schuſterpech war der Polizei nicht recht. Der Dunnerer-Bum, wie man ihn nannte, ward abgeſchafft! Als er zwiſchen den Wachleuten mächtig dahinſtiefelte, ſchwang er ſeinen Stock hoch in die Luft und jauchzte ſo durchdringend, daß die Wagenröſſer ſcheuten. Alſo ein gemeingefährliches Individuum. Na, und ob! In den Kotter bockte er mit vorgehaltenem Haupt ſo ſcharf hinein, daß er mit ſeinem Spitzhut dem Profoſen ſchier den Bauch eingerannt hätte. Zur Stunde war juſt die Fürſtin vorübergefahren und als ſie die wunderliche Geſtalt ſo in den Händen der Häſcher ſah, fragte ſie die Kammerfrau: „Was ſie nur dort mit dem alten Mann haben?“

„Hoheit,“ antwortete dieſe, „wie der Mann ſo hell ſchreit und ſingt, kann er noch nicht alt ſein.“

Weil ihm bei dem unſanften Gehaben der Wachleute der Hut vom Kopf gefallen war, ſo zeigte es ſich, daß die Zofe ſehr richtig geurteilt hatte. Es war ein verwilderter, aber ein junger friſcher Blondkopf.

„Dann ſollen ſie ihn zu den Soldaten nehmen,“ ſagte die Fürſtin.

„Sehr richtig, Hoheit!“ —

Am nächſten Tage dachte kein Menſch mehr an den Dunnerer-Bum. Vielleicht mit Ausnahme von ein paar Köchinnen und Vogelinhabern, die den Zündholz- und Ameiſeiermann vermißten. Man hätte ihn ganz ruhig köpfen können, falls eine Machtperſon an ſeinem Jodeln und Juchezen ein Staatsverbrechen gefunden haben würde. Kein Hahn wäre darob krähend geworden.

Ein halbes Jahr ſpäter, im Mai war's. Ein ſommerlich heißer Sonntag. Die Hoheiten waren ausgefahren, die Dienerſchaft ausgegangen. Nur die Kammerfrau war im Schloſſe auf dem Zimmer geblieben, um einen Brief zu ſchreiben an ihren Ritter, der auf einem Landgute in fürſtlichen Dienſten ſtand. Schwül war es überhaupt, bei dem Briefſchreiben war es ihr ſehr warm geworden. Am offenen Fenſter ſtand ſie und wedelte mit einem taubengrauen Seidenfächer ihrem drallen, geröteten Geſichte Kühlung zu. Da hörte ſie plötzlich unten auf dem Schloßplatze jodeln. Aber der weite Platz war faſt menſchenleer, auch die breit ſich hinziehenden Straßen. Alles in den kühlen Häuſern oder draußen in den Gärten und Wäldern der

Umgebung. Auf ödem Kies brütete die Sonne. Das Jodeln wirbelte in ein hellklingendes Getriller aus. Iſt denn — ſollte denn jener Bergmenſch wieder vorhanden ſein, den ſie ſo drollig den Dunnerer-Bum nennen? Die forſchende Kammerzofe merkte nun auch, woher es kam. Am Hauptportal des Schloſſes, über das ſich der Schatten des plumpen Turmdaches legte, ſtand der wachehabende Soldat. Die weißen Riemen kreuzweiſe über der breiten Bruſt, die Pickelhaube mit dem funkelnden Knauf ſtramm an die Backen geſchnallt, das aufgemeſſerte Gewehr über der Schulter — ſo ſtand der Kerl da und jodelte. Die Dame nahm ihre Zuflucht zum Operngucker. Der wußte ſchon mehr. Es war ein junger Menſch mit ſtattlicher Naſe und einem hellblonden Schnurrbart, ſo buſchig, daß ein Dutzend Kadetten damit hätten ausgeſtattet werden können. Und niemand anderer war's. Der Dunnerer-Bum war's. Sie ſtieß ein wenig das Fenſter an die Mauer, daß es klirrte. Sie mußte es zwei- oder dreimal thun, bis er heraufblickte. Da hat ſie mit dem Fächer gewinkt. Das konnte aber wie ein gewöhnliches Weiberflügelflattern geweſen ſein, der Soldat legte kein Gewicht darauf. Erſt als ſie ſehr gegen ihn niederfächelte und winkte, merkte er, daß es ein außergewöhnliches Weiberflügelflattern war. — Er ſollte ein bißchen heraufkommen!

Ja, was denn nicht noch! Jetzt hat er nicht Zeit.

Als jedoch die Glocke vier Uhr ſchlug, und der Wachtſoldat abgelöſt wurde, dachte er: Der Sonntag iſt jetzt ſowieſo ſchon verpatzt, warum ſoll ich mir das ſchöne Geſchloß nicht auch einmal einwendig anſchauen? Heißt's halt das einfältigſte Geſicht aufſtecken, das wir extra für den Stadtgebrauch mit haben. Damit kommt man überall durch. — Die breiten Steintreppen mit den weißen Bildſäulen gefielen ihm ſehr gut. Daß nur die hohen Herrſchaften gar ſo eine Freud haben mögen mit ſo nackenden Figuren da! Die weiten Gänge ſind mit Teppichen belegt, daß man hübſch heimlich dahinſchleichen kann. Wie ausgeſtorben. Nur eine Schwalbe ſchwirrt unter den Stuckdecken hin und her und kann das Loch nicht finden, wo ſie hereingekommen.

„Was ſuchen Sie denn?“ fragte plötzlich im Vorſaal eine ſchmiegſame Stimme.

„Nix, nix, nix!“ antwortete der Soldat und wollte eilig davon.

„Aber ſo iſt's nicht gemeint!“ lachte die Kammerfrau. „Sie können ungeniert das Schloß beſehen. Die Hoheiten ſind ausgefahren.“

„Weiß es eh,“ ſagte der Soldat, „haben uns eh gegrüßt beim Thor. — Aber nobel iſt's da!“

„Gefällt's Ihnen? Ich will Sie herumführen.“

„Gut iſt's. Biſt ein wohlgefälliges Frauenzimmer, du!“

Na, das war ſtark. Aber ſie hat es ausgehalten. Schließlich, warum ſoll er nicht du zu ihr ſagen. Wir ſind alle Menſchen. Auch die Tiroler. — Daß die Dame reſerviert blieb, verſteht ſich aber.

„Haben Sie ſo hell geſungen, vorhin?“ fragte die Kammerfrau.

Der Soldat zwinkerte mit den kleinen, tief in den Knochen liegenden Augen, ſchnob durch die Naſe und kicherte ſich ſelber zu: „Natürlich. Auch ſchon wieder nit recht.“

„Mir? Nicht recht — ſagen Sie? Das luſtige Singen?“

„Der Hauptmann wird mich einſperren laſſen, denk ich. Oh, das verſchwefelte Singen! Meine Mutter hat mir's gelernt, ſchon in der Heidel. Im Wald hab ich geſungen, da hat mich der Jäger gejagt, weil ihm das Jodeln die Hahner und Hirſchen verſcheucht hat. In der Stadt hab ich geſungen, da haben's mich gut aufg'hebt. Und vor dem G'ſchloß, auf der Wacht, wo der Menſch Zeit hat zum Singen — mir ſcheint, da iſt's auch nit recht. Hopſa! Jetzt wär ich bald gefallen!" Auf dem glatten Marmorpflaſter ausgeglitten lag er nach allerlängs da und die erſchrockene Schloßdame wollte ihn aufheben. Er blieb ruhig liegen, lachte aus voller Bruſt und ſagte: „Nein, von einem Weibsbild nit, daß ich mich heben laß. Es wird ſchon auch ſo gehen, mit Gottswillen." Ein flinker Sprung und er ſtand wieder aufrecht.

Als ſie ihn in das Zimmer des Fürſten führte, das er zu ſehen gewünſcht, ſtand er an der Thür ſtill und wollte nicht weiter. „Da ſchaut's greulich aus," ſagte er.

Auf dem Ruhekiſſen kauerten Bären und Wildkatzen, auf dem Fußboden lagen Wölfe und Eber, die ihre Zähne fletſchten, es waren aber nur die Felle mit den Köpfen und Pranken. In den Winkeln ausgeſtopfte Adler und Geier, an den Wänden Hirſchfänger, Flinten, Revolver und ſonſtiges Mordzeug.

„Gefällt Ihnen das nicht?" fragte ſie.

„Da geht mich der Schiach an."

„Was geht Sie an?"

„Dudl, verſtehſt nit deutſch?" ſagte er mit gutmütigem Gebrumme. Sie lachte und führte ihn in ein Frauengemach.

„Aha, das iſt der Seinigen ihres."

„Nein, Kind, das iſt meines."

„Waaas?“ rief er, duckte ſich zuſammen und klatſchte auf ſeine Oberſchenkel. „In Ihr Stübel führt Sie mich?“

Artig eingeladen ſetzte er ſich raſch in einen Kiſſenſtuhl, zuckte dabei mit den Armen auf, wie ein im Waſſer Untergehender. Als er merkte, daß er doch nicht verſunken war, ſtreckte er behaglich Arme und Beine aus und ſagte: „Jetzt ſollen wir leicht ein biſſel herzen und ſcherzen miteinand?“

„Aber Menſch!“ hauchte ſie verweiſend und ließ ſich nahe bei ihm nieder.

„Beim Buſſeln — ums G'mal iſt's ſchad.“

„Nein, Lieber. Vermählt bin ich noch nicht.“

„Ah, das iſt gut!“ rief er, in die Hände klatſchend, „jetzt iſt die noch ledig! — Aber verſtanden haſt mich wieder nit, Kammerkatz! Das G'mal auf deinem Geſicht mein ich. Schau, die Tirolerinnen brauchen ſich nit zu farbeln. Bei denen Drutſcherln ſpielt ſich alles von ſelber. Zuerſt, wenn man bitteln kommt, werden ſie rot. Nachher, wenn ſie was Beſunderes wiſſen, werden ſie weiß. Endlich, wenn man ſie ſitzen laßt, werden ſie grün und gelb. — Da hab ich ehezeit zu jeder geſagt: Mögen thu ich dich ſchon, aber heiraten thu ich dich nit.“

„Nicht wahr!“ ſagte die Dame, „es muß auch nicht immer geheiratet ſein.“

Jetzt faßte er ihre grau behandſchuhten Hände, ſchaute ihr treuherzig in das breite Geſicht und liſpelte faſt ſchämig: „Dich möcht' ich auch gar nit.“

„Flegel!“ rief ſie und ſprang heftig auf. Lichterloh brannte ihr Antlitz an den Stellen, die nicht mit dem zarten Puder getüncht waren.

„Mit welchem Recht beleidigt man mich?“ ſprach ſie,

„dafür, daß ich Ihm freundlich entgegengekommen bin! Wo Er etwas ganz anderes verdient hätte. Für Sein pflichtvergeſſenes Lärmen auf dem Poſten! Der Hauptmann wird hoffentlich das Weitere verfügen!“

Jetzt nahm er ſogar die Pickelhaube ab, verneigte ſich und ſagte ſehr lind: „Recht haſt, Frauenzimmer! Verklagen mußt mich. Kriegſt zum Lohn ein rotes Röckel! Und gelbe Strümpfeln! Schergfiſt! Schergfiſt!“

„Mir aus den Augen!“

Er ſchulterte das Gewehr und marſchierte die Treppe hinab. Die Schloßdame brach in ihrem Zimmer auf einen Polſterſtuhl nieder. „Recht geſchieht mir!“ wimmerte ſie kläglich.

Und recht geſchah ihr. Wenn's auch nicht ganz ſo ſchlimm war, als es ihm vorgekommen ſein mochte. Geſagt hat ſie nichts. Von ihr aus ging es nicht, als bald darauf der Burſche ſeinen vorzeitigen Abſchied erhielt. Es ſei mit ihm abſolut nichts anzufangen. Er ſei ſo dumm, ſo tölpelhaft und ſo verſchlagen, ganz und gar undreſſierbar, man müſſe ihn hinſchicken, woher er gekommen.

So gelangte der Tunnerer-Bum wieder heim auf ſeine Almen. Er war im Stockhaus geweſen, er war krummgeſchloſſen geweſen, aber er verſicherte daheim, beim Militär ſei es ganz nett, es hocke ſich ſo gemütlich. Die Offiziere ſeien ſehr luſtige Leute und hätten ihn immer geneckt. Mit den Stadtleuten ſei es überhaupt ein Spaß, und wenn er gejodelt, ſo wären ſie aus den Häuſern gerannt und ihm nachgelaufen vor lauter Freud. Auch die Frauenzimmer! Im Fürſtenſchloß ſei er aus- und eingegangen, wie daheim. — Es war ja alles wahr, was er ſagte; nur ſagte er nicht ganz alles, was wahr war — und das darf man doch! Und denken kann man, was man will, nur machen muß man's ſo wie andere. Das „Du“ gleich mit jedem und jeder iſt ſo treuherzig, ſo tiroleriſch. Daß er ein Salzburger iſt, brauchen ſie nicht zu wiſſen. Daheim hatten ſie ihn den Schlaucherl vom Berg genannt. Aber wenn die Schlauheit aufkommt, dann iſt's keine Schlauheit mehr. „Politik von Fall zu Fall“ hatte er einmal geleſen. Aber er behauptete mit tölpiſcher Miene, daß er keinen Buchſtaben kenne. — Na halt ſo: Unter ſeinen Leuten ſpielt man den Einfaltspinſel, damit man ihnen die Wahrheit ins Geſicht ſagen kann. Frotzeln und necken ſie einen, ſo kann man zornig werden. — Der Dunnerer-Bum! Das macht Aufſehen. Obſchon es ſich aber gar nicht auszahlt, daß man ſich auseinanderthut. So bleibt man, was man iſt und geht als Sieger durchs Leben. — Dieweilen blieb er nun in der Wildnis, wo ihm ein ſtruppiger roter Bart wuchs. Er hoffte noch ſo weit herunterzukommen, daß ſeine Höhle ausſah, wie jenes Fürſtenzimmer — voll wilder Tiere und Mordwaffen.

Da geſchah es — ich kann nichts für dieſe Romantik, ſie war wirklich! — daß der Fürſt eines Tages auf der Jagd ſein Gefolge verlor, ſich im Bergwald verirrte und in die Hütte unſeres Schlaumeiers geriet, wo er eines Wetterſturmes wegen eine Stunde lang Unterſtand nehmen mußte.

„Ei ja,“ ſagte der Dunnerer-Bum, als er den Gaſt am Herdfeuer aufgeſpeichert hatte, „Jäger ſein iſt eh eine harte Sach. Muß im Gebirg herumkrallen, ſich ſetznaß ſchwitzen und krank keuchen, muß arme Tierlein totſchießen, oder, wenn man nichts trifft, ſich auslachen laſſen. Da haben es die hohen Herren gut, meiner Seel. Die dürfen fehlen, wie ſie wollen, ſo werden ſie gelobt — welch ein gutes Herz, nit einmal ein Reherl umbringen! Sie dürfen treffen, was ſie wollen, die Geiß oder das Kitz, es ſind doch die ſchönſten Böcke! Wirklich wahr, ſo ein Graf oder Fürſt, oder was, möcht ich ſein. Da wollt ich mir die Welt herrichten, ſaggra noch einmal! Erzählen thät ich mir nur laſſen, was ſich gut anhört, das andere iſt nit. Iſt nit! Wer mir angenehm Sach erzählt, der kriegt ſo ein Dingerl ins Knopfloch, ein ſauberes; wer mir die Wahrheit ſagt, der kriegt eine Naſen. — Iſt ein Tröpfel Milch gefällig?"

Der Fürſt machte einen Schluck aus ſeiner Cognacflaſche, blickte den Waldmenſchen ſchmunzelnd an und ſagte: „Da wäret Ihr ja ein ſehr ſchlechter Fürſt, lieber Freund!"

„Wieſo, Herr? — Juſt die guten Fürſten müſſen der Wahrheit ausweichen. Wiſſen ſie's, wie's zugeht im Land und ſie bleiben doch, der ſie ſind — na, gute Nacht, vor ſo einem ruck ich kein Hütel, geſchweige einen Hut. Wenn du ein Fürſt wäreſt, Jager, das heißt ein guter, ſo wollt ich dir ins Geſicht ſagen: Hoheit, dank ab. Wenn du dir einbildeſt, daß du die Leut regierſt, ſo biſt ein Narr. Sie regieren dich. Und recht ſo. Einer richtet ſich leichter nach vielen, wie viele nach einem."

„Und wozu, mit Geſtattung, wäre denn nach Eurer Meinung ein Fürſt gut, der ſich von ſeinem Volke regieren ließe?" Der Jäger fragte das.

„Wozu halt ein Siegelring gut iſt. Haſt ja auch einen am Finger, Jager. Zum Dunnerer, das blitzt wie ein Karfunkelſtein!"

Das Wetter hatte ſich aufgeheitert.

„Es hat mich gefreut!“ ſagte der Jäger, „nehmt das. Wenn Ihr in Eurem Einſiedlerleben dafür Verwendung habt. Und ſonſt behaltet es als Andenken.“

Der Waldmenſch glotzte das glänzende Scheiblein in der hohlen Hand an und ſchnalzte mit der Zunge: „Zum Dunnerer hinein! Ein Kreuzer, ein goldener! Na, hörſt, Jager, wer ſo viel Geld hat, der ſollt ſich doch nit mit dem notigen Wildpretſchießen abgeben!“

„Schon gut, lieber Waldbruder. Und wenn Ihr einmal in die Stadt kommt, ſo beſucht mich. Hausnummer eins!“

Der Dunnerer riß wie erſchrocken ſein Geſicht in die Höhe. „Haus — Numro eins?“ fragte er verblüfft. „Man hört, daß — dort unſer allergnädigſter Herr wohnt!“

„Das ſtimmt. Ihr habt ihn heute beherbergt.“

Sprang der Dunnerer-Bum zwei Schritte rücklings, als hätte ihm einer einen Schlag ins Geſicht verſetzt. Einen angenehmen natürlich. Denn dieſes Geſicht that ſich jetzt in allerſüßeſter Breite auseinander. „Du wärſt — der Fürſt!“ rief er aus, „na, aber da ſchaut's her! — Und ich hab ſo dumm dahergeredt!“

„Hat nichts zu ſagen. War vielleicht klüger, als was ich ſeit langem gehört!“

„Geh! Im G'ſchloß bei den geſcheiten Herrſchaften! — Nachher wüßt ich dir doch einen guten G'ſpaß, gnädigſter Herr Fürſt. Du kunntſt mich gleich mitnehmen hinein. Mich zum Miniſter machen — gelt ja! — Sollſt mit mir keine Schand aufheben, ich laß mich raſieren.“

Der Fürſt ſtieg herab in die herrliche Kultur. Der Dunnerer-Bum, oder wie er eigentlich heißt, blieb oben auf dem Berge. Den Berg nenne ich nicht, er ſteht zwiſchen der Salzach und dem Bodenſee. Wenn es einem der europäiſchen Souveräne doch am Ende einfiele, den Mann zum Miniſter zu machen, ſo liefere ich ſeine Adreſſe. Diplomat iſt er genug dazu. Leute, die ſich zu rechter Zeit dumm ſtellen, kriegen die Klügſten unter.

Durch.

Und ſo immer tiefer ins Gebirge, immer höher hinan. Das in der Steinſchlucht herabrauſchende Waſſer war weiß, wie eine Schneelawine, es war mehr ein Waſſerfall, denn ein rinnender Bach. Der ſchmale Fußſteig hatte ſeine Not an dem Hange empor und oft mußte er auf hohen ſchwanken Stegen über das Waſſer, weil herüben kein Fortkommen mehr war, und drüben ging's auch nicht lange, ſo jagte eine ſenkrechte Wand ihn wieder herüber. Mehrere der Stege hatten gar keine Handhabe; vor dem erſten dieſer Art ſtand ich lange unentſchloſſen ſtill. Der Stegbaum war faſt unbehauen und führte hoch über einen Abgrund, in welchem das Waſſer raſend wirbelte und brauſte. In meinem Kopfe fing es ſchon an zu kreiſen. Umkehren? Den drei Stunden langen beſchwerlichen Weg umſonſt gemacht haben? So nahe dem Ziele, das ich mir ſeit vielen Jahren vorgenommen, umkehren? Ich hatte zwar nichts zu verlieren, als ein junges Leben, aber es eines fremden wüſten Berges wegen aufs Spiel zu ſetzen, war doch nicht nach meinem Geſchmacke. Den Ruckſack ſchnallte ich mir feſter an den Rücken, den Stock band ich wagerecht darüber, ſo daß er nach beiden Seiten hinausſtand. Dann ſetzte ich mich auf den Stegbaum wie auf ein Pferd und ritt ſachte hinüber. Mein Auge hielt ich wohl in Zucht, daß es nicht hinabſah in die wirbelnde Tiefe. Glücklich kam ich zu Rande. Beim nächſten Stege ging es ſchon leichter. Beim vierten und fünften war ich dermaßen kühn geworden, daß ich aufrecht hinüberſchritt.

Die Schlucht wurde noch enger, das Gewände an beiden Seiten ſenkrechter, langes Struppwerk hing nieder, auch dürres Geäſte und mancher Baumſtamm, der oben geſtürzt und mit ſeinem Wurzelgeklaue an den Runſen hängen geblieben war. Ein Bergknabe begegnete mir, er trug einen Sack mit Käſe und machte mir auf meine Frage mit ſchreiender Stimme die Mitteilung, daß es bis auf die Riſſel noch gute vier Stunden ſei, daß ich aber den Weg verfehlt hätte. Die Bergſteiger gingen immer unten bei dem Kreuze rechter Hand. Ja, damals gab es noch keine angeſtrichenen Bäume in den Alpen und ohne Markierung verſtieg man ſich manchmal in die ſchauerlichſte Natur hinein. Aber hinaufkommen, verſicherte der Knabe, thäte ich auch durch die Schlucht. Mit einiger Geſchicklichkeit kamen wir auf dem ſchmalen, hängigen Steige füreinander. Ich ſtieg weiter und das brauſende Waſſer betäubte faſt mein Denken, ſo daß ich ſchier traumhaft dahinkletterte. Die Luft war froſtig kalt und erfüllt mit Nebelſtaub, von den Wänden troff es nieder. Nicht nach vorwärts ſah ich mehr und nicht nach rückwärts, ringsum ſenkrecht aufſteigende kupferbraune Wände, die ſich turmhoch oben faſt zuſammenwölbten, ſo daß nur ein ſchmaler Streifen Himmels herniederſchimmerte in das grauſe Spaltengrab, durch das ich wandern mußte. Es war thatſächlich, als ob der ungeheuere Felſenberg ſich hier geſpalten hätte; was an einer Seite der Wand fehlte, das hatte die gegenüberſtehende Wand an ſich, hier ein ſcharfer Riſſ, gegenüber die entſprechende Runſe, hier eine Mulde, dort die Ausbauchung, hier eine wagerechte Schichte, die an der entgegenſtehenden Wand fortgeſetzt war. Der Bruch ließ ſich durchwegs nicht verkennen. An einer Stelle war hoch oben ein ungeheuerer Steinklotz niedergebrochen und in der Felsenge eingeklemmt hängen geblieben. Er hing nur an zwei Kanten, konnte jeden Augenblick niederſtürzen, den Steig verlegen, das Waſſer ſtauen, den Wanderer begraben. Die Schlucht zackte ſich nach links und nach rechts und ſtets in ſo ſcharfen Windungen, daß ich nicht vierzig Schritte nach vor- oder nach rückwärts ſah, daß ich wie ganz eingeſchloſſen war. Es ging immer ſo fort und es wollte kein Ende nehmen. Aus den Giſchten des Waſſers ſtieg es wie ein mondweißes Licht in dieſer dunklen Schlucht. Der Weg war ganz niedergeſtiegen zu den Wellen und ſtellenweiſe von dieſen überflutet, ſo daß ich bis über den Knöcheln im Waſſer watete. Auf einmal ging der Steig gerade auf einen hohen donnernden Waſſerfall zu und hinter denſelben hinein.

Ich ſtand ſtill und ſchaute zurück, ob ich nicht etwa wieder eine Abzweigung des Weges überſehen hätte, doch es war richtig, der Steig ging hart an der faſt überhängenden Wand in den Waſſerfall hinein.

Es wäre doch gewiß der Mühe wert geweſen, dieſer großartigen Schlucht wegen, wie ich dergleichen noch keine geſehen, die Partie gemacht zu haben. Aber ich war durchaus nicht zufrieden, hier umkehren zu müſſen und auf die hohe Riffel zu verzichten. Die Sache näher in Augenſchein gefaßt, das machte mich mit ihr vertrauter und ich fand, daß man hinter dem Waſſerfalle ganz leidlich durchkommen könne. Es war ein feuchtes unheimliches Gemach und die ewig niederſtürzende Waſſerwand ließ juſt ſo viel Licht durch, daß ich mich ſtolpernd und taſtend noch zurechtfand in der brauſenden Tiefe und ganz durchnäßt und betäubt endlich durch war.

Kaum den Fall hinter mir, hatte ich eine Stiege zu überwinden. Das war aber keine Stiege mit Stufen, das war eine rauhe, zerriſſene Wand, an die der Steig ganz unverfroren hinaufſtieg. Man hätte ihn kaum als den Steig erkannt, wenn nicht ein paar eiſerne Ringe zu ſehen geweſen, welche, in das Geſtein getrieben, dazu vorhanden waren, um eine Strickhandhabe feſtzuhalten. Die Strickhandhabe jedoch fehlte. Hingegen hatte mein Wanderſtock einen Eiſenhaken, damit langte ich hinan bis zum erſten Ring, hakte ein und zog mich hinauf. Mit Knien und Schuhſpitzen feſt in eine Spalte geſtemmt, griff ich unter großer Anſtrengung, denn der Stock war faſt zu kurz, bis zum nächſten Ringe. Nach einer Weile war ich über dem Waſſerfalle. Da war es auf einmal anders. Der Grund zwiſchen den ſenkrechten Wänden war ganz eben und das lehmgraue Waſſer rieſelte ſtill und flach über den Sand, den ganzen Raum ausfüllend. Der Steig hatte aufgehört, es war wohl ſo gemeint, daß man mitten durch den Bach zu gehen habe. So ging ich wohlgemut mitten durch. Bald ſah ich am Fuße der Wände einen friſchen Fichtenbaum, dann den zweiten und dritten, da ward mir traulicher. Die Schlucht weitete ſich etwas, das Geſtein war nicht mehr ſo kahl, ſondern grün bemooſt, die hohen Wände aber ließen immer noch ſehr wenig Himmelslicht herab. Unter einem der Bäume ſah ich eine Quelle, die aus der Wand ſprang und von einem zierlichen Rinnlein aufgefangen war. Wie that dieſes leiſe Plätſchern des Brunnens wohl nach dem Getoſe unten in den ſteilen Schluchten, das wohl noch aus der Ferne wie ein hohles Donnern vernehmbar war. Nun bemerkte ich aber auch, wie neben der Quelle ein ſchlechter Steig hinanführte zwiſchen Erlengeſträuche und Gezirm. Dem ging ich nach und ſtand ganz plötzlich vor einem Blockhäuschen. Zwiſchen einer Wandfuge ſtieg Rauch heraus, dünner, bläulicher Rauch. Ich kroch in Stein und Strupp rings um die Hütte herum und fand keine Thür. Da klappte ein Dachbrett auf und durch die Lücke ſchaute ein Menſchenkopf heraus. Ein rindenbraunes, bärtiges Geſicht, im Mund eine große Tabakspfeife. Ein Straßenräuber? Dafür gab es in der Nähe zu wenig Straße. Ein Eremite? Dagegen ſprach die Tabakspfeife. Man hört zwar nirgends, daß fromme Waldbrüder keine Tabakspfeiſe im Geſichte haben dürften, aber man lieſt auch nirgends, daß ſie eine hätten. Der aus dem Dache hervorragende Mann, der mit ſeiner Vorrichtung im Munde eigentlich ein lebendiger Schornſtein war, fragte mich ganz gutmütig, ob ich mich denn verirrt hätte, denn da gebe es keinen Weg hinab ins Thal.

„Ich komme aus dem Thale herauf,“ meine Antwort.

Jetzt that er auch ſeine Hand aus der Hütte, nahm damit die Pfeife aus dem Munde und fragte: „Sie kommen herauf? Aus dem Schrick kommen Sie herauf? Bigott ja, ausſchauen Sie darnach.“

Der Schrick! Und nun ſagte er mir, daß es der weit und breit berüchtigte Schrick geweſen, durch deſſen Schluchten ich heraufgekommen und daß ich mehr Glück als Verſtand gehabt hätte. Ich war's zufrieden, auf Reiſen iſt Glück zumeiſt mehr wert, als Verſtand.

„Was machen Sie denn da heroben?“ fragte der Mann weiter, nachdem er aus den Tiefen der Hütte ſich den unförmigen Filzhut gehoben und aufgeſetzt hatte.

„Ich will weiter auf die Riffel hinauf.“

„So, dann muß ich ſchon barmherzig ſein und Sie in mein Haus nehmen, daß Sie ſich das Gewand trocknen können. Anſonſten bleiben Sie oben auf dem Berg als Eismandel ſtehen, feſtgefroren bis an den jüngſten Tag. Krauchen S’ nur herein.“

Er verſchob ein zweites Dachbrett und ich ſtieg zu ihm in den engen Baum, in welchem neben einem Mooslager zwiſchen Steinen eine gloſende Glut war, die ſogleich mit Baumäſten aufs neue genährt wurde. Ein Thonplutzer, eine Ledertaſche, ein Jagdgewehr und derlei war vorhanden und der Mann war nichts anderes, als ein Gemsjäger des großen Alpenreviers, das damals einem italieniſchen Prinzen gehörte. An vier Stunden blieb ich in der Hütte. Dann waren die Kleider trocken, mein Magen mit Imbiß geſtärkt und mein Herz mit Kirſchgeiſt ermuntert für weitere Geſchicke. Und dann ſtiegen wir beide zur Dachlucke hinaus, die der Jäger nachher ſorgfältig zumachte. Daß dieſe Thür von oben hinein ging, hatte weiter keinen Grund, als daß ſie ſo leichter zu machen geweſen, denn eine an der Wand. Der Jäger mit Gewehr und Weidtaſche begleitete mich. Er hatte ſehr krumme Knie, aber leicht ſtieg er damit an; auf hartem Weg, meinte er, dürfe man ja keine ſteifen Beine machen, ſonſt brauche man ſich zu früh auf. Dieſer wildborſtige Jäger hatte im Grund ein ſehr gutmütiges Geſicht und ein ſo kluges, mildes Grauauge, daß man ſchier gerne hineinſchaute. Nur wenn er, wie ſich der Graben nun weitete, in die Wände hinaufblickte, da ward ſein Auge ſcharf und faſt heiß glühend.

„Siehſt du! Siehſt du!“ ſtieß er pfauchend hervor, wenn an Riſſen und Mulden die Tiere äſeten oder von uns erſchreckt mit gewaltiger Spannkraft der Läufe an den Hängen dahinſetzten. In ſeiner Jägergier war ihm alles Du, gleichſam, als gäbe es gegenüber der Gemſen- oder Hirſchenwelt keinen Unterſchied mehr in der menſchlichen Geſellſchaft, als müſſe alles Jäger ſein, pürſchen oder puffen und nichts anderes. Leiſe zitterte ſeine Hand, die am Gewehre lag, und faſt blieb ihm der Atem ſtehen, als da oben ein halb Dutzend Gemslein arglos graſete und er mit ſeinem Feuerrohr nicht hinzielen durfte.

„Was haben Ihnen dieſe Tiere denn gethan?“ fragte ich den Jäger. Der überhörte anfangs das Wort und auf meine Wiederholung desſelben blickte er mich faſt traurig an. Traurig über meinen Unverſtand. — Gethan? Die Gemſen dem Jäger gethan? Als ob es auf der weiten Welt Gottes etwas Herzigeres geben könne, denn eine Gemſe! Und eben darum. Eben darum? — Von der Achſel riß er ſich den Stutzen, daß der Riemen heftig an den Schaft ſchlug. Wie ſoll der Jäger dem Gemslein ſeine Freude an ihm denn anders bezeugen, als daß er es niederſchießt! Aber es war Schonzeit und das Wild mußte gehütet werden für die hohen Herren. — Auch die hohen Herren brennen die herzigen Geſchöpfe nicht nieder aus Haß, aber auch nicht aus Liebe — bloß aus Paſſion. Dann laſſen ſie ſie liegen und der Jäger verkauft das Fleiſch um ſiebzig Kreuzer.

Als die Tiere außer Sicht waren und wir über Gerölle hinankletterten, ſagte mein Begleiter, aber mehr in die Steine hinein als an mich: „Es iſt wahr, es iſt dumm! Der Menſch ſollt' froh ſein, wenn er ſelber eine Gemſe wäre!" Denn mit Mühſal ging's bei uns vorwärts in dem wüſten Geſchütte. Wir ſtiegen durch eine Art von Gaſſe hinauf, durch einen vielfurchigen Waſſergraben, in dem eine graue Gieß rieſelte. Zu beiden Seiten waren glaſige Wände, hier in haushohen Mauern, hier in ſcharfzackigen, ungeheuerlich geſtaltigen, übereinander getürmten Blöcken. Ich hatte ſchon vorher auf den Rat meines Begleiters die Hände und das Geſicht mit Tüchern eingewickelt, aber die Luft brannte in den Augen. Wir waren mitten im Eiſe. Die Eiswände waren aber nicht grünlich klar, wie man es auf unſeren Teichen ſieht; das war wie blindes, ſchmutziges Glas und mit dunklem Staube überall durchſetzt. Mein Jäger ſagte, das wäre der Pflanzenſtaub, den der Föhn ſeit Jahrhunderten aus den Thälern heraufgetragen, und der Sand, den der Sturm von den kahlen Höhen auf den Kees geweht. An vielen Stellen lag das Eis wie unentwirrbar verwachſen mit dem Steinboden. An anderen Stellen waren zwiſchen Boden und Eis Höhlungen, ſo groß, daß Schafe hätten hineinkriechen können, und es ſtarrte die ſchwärzeſte Finſternis heraus, ſo daß es unergründlich war, wie tief die Höhlungen hineingingen. Vielfach ſickerte Waſſer hervor.

Plötzlich war unſere Gaſſe zwiſchen dem Gletſcher zu Ende und wir ſtanden vor einem gähnenden Loche, aus welchem ein ſteiniges Rinnſal ging, in dem jetzt aber nur wenig Waſſer rann. Das Loch war ſo groß, daß ein Rittersmann ganz bequem hineinreiten konnte auf hohem Rappen, falls er für ſeine Höllenfahrt dieſes Thor wählen wollte.

„Da wären wir," ſagte mein Begleiter.

„Da geht's ja nicht mehr weiter," verſetzte ich mit einiger Beklommenheit.

„Da geht's wohl weiter," antwortete er und deutete ins Loch.

„In keinem Fall!" rief ich und wendete mich ab.

„Wollen Sie denn nicht auf die Riffel?" fragte er. „Na alſo, dann müſſen Sie hier durch!"

Tief verzagt betrachtete ich die ungeheueren Eiswuchten, die ſich über der Höhlung aufbauten, und nebenhin und überall. Kein Ausweg als der — nach rückwärts.

„Da will ich lieber umkehren," ſagte ich. „Was ſoll ich denn eigentlich auf der Riffel, das Intereſſanteſte habe ich ja nun doch geſehen."

Der Jäger ſchaute mich ſchweigend an, und dieſer Blick gefiel mir gar nicht. Dann murmelte er ſeithin: „So ſind die jungen Leute. Nichts mehr wert. An und dran überall, aber durch! Da hapert's."

Das war mir gerade genug. „Durch!" rief ich mit Entſchiedenheit.

„Na, ich denke auch," entgegnete er gelaſſen und zündete mit dem Streichholz ein winziges Laternlein an, das er an ſeinem Taſchenwerkzeuge trug. Noch fragte ich, wie lange der Eisſtollen dauern würde, er gab keine Antwort, ſtieg voran, nahm mich an der Hand und zerrte mich hinter ſich drein. Der Boden war nicht ſteil, aber ſehr riſſig und rauh. Anfangs war es enge und dunkel; dann weiteten ſich die Wände, hoben ſich die Gewölbe und aus der Ferne war es, als kämen uns mehrere Lichter entgegen. Die immer wunderlich verſchobenen Wände waren teils in glatten Tafeln, teils in Säulenvorſprüngen, teils in Rieſenmuſcheln, und überall ſchimmerte es grün und blau, als leuchte hinter den nächſten Wänden ſchon der Tag. Aber der Tag leuchtete nicht. Das ging hin und her, auf und nieder, durch Engen und durch Hallen dahin, an geſpenſtiſchen Geſtalten vorüber, aus denen es manchmal wie Blitze zuckte. Mein Jäger ſagte kein Wort, ich auch keins. Unſere Schritte hatten keinen Wiederhall, manchmal aber krachte es über unſeren Köpfen, als würden Piſtolen losgeſchoſſen, und das fuhr mir allemal durch Mark und Bein, daß meine Knie zitternd einknicken wollten.

Vor einer Niſche ſtand mein Begleiter ſtill. In der Niſche ragte eine ſchlanke Geſtalt, an deren Zacken Farbenlichter zuckten. Auf dem erſten Blick war es wie ein verſchleiertes Muttergottesbild. Mein Jäger ſtellte das Laternlein auf ein Stück Eis und ſagte leiſe, wie um ſeinen Aufenthalt zu rechtfertigen: „Hier bete ich allemal ein Vaterunſer.“ Er nahm den Hut vom Kopf, ballte die Krempe desſelben zwiſchen ſeine Finger und ſtand ſo ein kleines Weilchen vor dem Bilde unbeweglich, als wäre er ſelber erſtarrt. — Dann weiter. Der Paß wurde niedriger und nach und nach ſo niedrig, daß wir kriechen mußten. Endlich war vor uns nur mehr eine Spalte, aus welcher nichts als Finſternis gähnte. Der Jäger legte ſich hin, band an den Gewehrlauf das Laternlein, ſchob es vorſichtig durch die Spalte, dann kroch er mit Anſtrengung ſelber nach. Ich war einen Augenblick allein in dem erdrückend niedrigen lichtloſen Raum, aber ſchon faßte mich die kräftige Hand am Arm und ich preßte mich durch den eiskalten Rachen. Als wir durch waren, ſchlug an mein Auge Tageslicht und nach wenigen Minuten hatten wir das grauſe Grab hinter uns. In wildzerriſſenen Wuchten ſtarrte der Gletſcher auf, vor uns war eiskruſtiger Boden mit Steinen und Schnee, und weiterhin die blendende Alpenwelt.

„So, mein junger Mann,“ ſagte der Jäger mit einiger Selbſtbefriedigung. Ich faßte ſeine Hand, um ſie zu drücken, er zog ſie zurück.

„Gar lang wird's nimmer dauern mit dieſer fürnehmen Straßen,“ ſprach er dann, „der Hals wird von Jahr zu Jahr enger. Im vorigen Herbſt hab ich zwei Wildſchützen erwiſcht da drinnen, die haben durchwollen und ſind im Hals ſtecken geblieben. Die haben mir ein biſſel gute Worte gegeben, bis ich ihnen zu Hilf gekommen bin!“

In der Nachmittagsſonne — Gott, wie hat ſie wohl gethan! — ſind wir weiter geſtiegen über Schnee und Eis, endlich empor an einem nackten braunen Felskegel — und dann waren wir oben. Die Felskanten waren hier durch Eis und Waſſer faſt ſtumpf und glatt geſchliffen, und in den Spalten kein Halmlein, kein Blättlein, keine einzige Moosfaſer, kein einziges Würmlein, alles ſtarr und leblos. — Das war die Riffel. Nach der Mitternachtsſeite zu verdeckten uns höhere Eisberge alle Ausſicht, nach der Abendſeite hin waren viele Berge zu erblicken, unförmige Wuchten, ſenkrecht ſtürzende Wände, ſpitze Kegel und in weiter Ferne ſcharfe Zacken, die mit weißblinkenden Sternlein beſetzt waren.

„Das muß man am Vormittag ſehen!“ ſagte mein Jäger. „Wenn die Sonne hinſcheint. Weinend wird man, ſo ſchön!“

Gegen Morgen hin flachte ſich blauendes Waldland, aus welchem von Ferne her die ſilbergraue Tafel eines Sees ſchimmerte. Wie lag dieſer See tief unten! — Gegen

Mittag hin waren ſehr ſteile ſpitze Berge, hinter denen in weichen ätherblauen Wellen das italiſche Land lag. Mit kurzen, gleichſam durſtigen Blicken ſog ich das Bild ein, aber es war nicht lange Zeit. Ein Mark und Bein durchdringender Wind jagte uns bald hinab. Erſt unten in einer geſchützten Wandniſche, in welche die niederſinkende Sonne lau hinleuchtete, ſetzten wir uns auf einen Stein und ſchauten hinaus ins gottgeſegnete Italien.

„Dorthin wollte ich in dieſem Herbſt," ſagte ich, „dort muß es wunderbar ſein."

„Und warum ſind Sie denn nicht hingegangen?" fragte mein Begleiter, „warum ſind Sie denn auf die Riffel geſtiegen, wo es ſo beſchwerlich und ſo ungut iſt? Sie haben aber recht. Der junge Mann muß durch. Er muß die Berge nehmen. Für den Alten iſt das flache Welſchland immer noch gut."

Derlei Bemerkungen des Gemsjägers haben mir gefallen und recht gerne nahm ich's an, als er mich nun einlud, mit ihm bis zum Jägerhauſe hinabzugehen und dort zu übernachten. Denn die Klauſe in den Schrick-Schluchten war nicht ſein Heim, war nur ein Unterſtandshüttlein für den Jäger. Das Jagdhaus ſtand unten, wo das felſige Gelände in Waldbeſtand überging. Es lag in ſeinem Alpenſtile recht ſchmuck und ſtattlich da, es hatte auch mehrere Stuben für die hohen Herrſchaften, wenn ſie des Jahres einmal kamen zur Gemsjagd. Schon dunkelte es, als wir eintraten. Ein kleines, dickes Frauchen machte ſich emſig daran, dem Jäger Gewehr, Taſche und Mantel abzunehmen, nahm auch mir die Sachen aus der Hand, um ſie zu bergen, ſagte aber kaum ein Wort. Auch war ein ſchlankes Mädel da, welches viel buntes Gewand an ſich hängen hatte, aber das hing wie an einer Stange zu allen Seiten ſchlapp nieder und wurde teilweiſe nachgezerrt wie eine Schleppe. Das Haar, welches aus dem Kopftuche hervorſtand, war gelblichrot und über die Stirn künſtlich herabgekrauſt. Die Augen dieſer Almerin ſchauten etwas ſchläferig aus und während ſie uns das Nachtmahl auf den kleinen Tiſch ſetzte, gähnte ſie uns ohne Umſtände eins vor.

Ich war müde und ließ mich bald vom Jäger ins Dachgelaß führen, wo auf friſchem Stroh ein göttlicher, zehn Stunden langer Schlaf gemacht wurde.

Am nächſten Tage ging's thalwärts. Der Jäger begleitete mich eine Strecke auf ſeinem Gang ins Gewände.

„Am meiſten freut mich," ſagte ich zu ihm unterwegs, „daß ich geſtern durchs Eis bin."

„Freilich," antwortete er. „Wir haben heute nicht mehr und nicht beſſeres, als geſtern, aber der Menſch muß durch. — Es iſt ſonſt auch ſo," fuhr er fort, „mancher Menſch hat, vergleichsweiſe, eine ganz ſchöne handebene Lebensſtraßen, aber einmal kommt die Stelle, wo er durch muß. Bleibt er ſtehen oder kehrt er gar um, ſo iſt's gefehlt. Durch muß er, und wenn er ſchon ſonſt gar nichts davon hat, ſo iſt er nachher wenigſtens durch, und das iſt auch was, das macht den Menſchen herzfriſch." — Hierauf ſtand er ſtill, ſchaute mir mit den kleinen Augen zwinkernd ins Geſicht und ſagte: „Ich habe auch nicht durch wollen. Bin's aber doch, und jetzt iſt's gut."

Wir kamen zu einer Quelle, daneben war Brunnenkreſſe. Der Jäger that aus ſeiner Taſche Brot und Speck, und den Plutzer. Vor uns ſtanden etliche verknorrte Wetterfichten. Die Ausſicht ging nur auf eine ſteile Wand, die zwiſchen den Baumwipfeln niederleuchtete. Es war eine faſt trautſame Raſt. Wir kamen in ein ernſthaftes Geſpräch, und dann hat der Gemsjäger eine Geſchichte erzählt, die mir die Jahre her immer wieder zu Sinn kam, wenn ich zagend vor einem „Durch“ ſtand.

Der Mann hieß, wie es in meinem Notizbüchlein ſteht, Anton Ruſter. Er war der Sohn eines Großbauers im oberen Kärntnerland. Das einzige Kind. Seine Mutter war früh verſtorben, da ſein Vater aber noch ſehr rüſtig war, ſo mußte der Anton als einundzwanzigjähriger Burſche zu den Soldaten, bei denen er drei Jahre lang blieb. Als er dann nach Hauſe kam, fand er den Vater nicht mehr. Der war im Eiſenhammerbach verunglückt. Den Hof bewirtſchaftete der Vormund des Anton, der Vetter Wend genannt, ein weitläufiger Verwandter. Der empfing den heimkehrenden Burſchen mit großer Zärtlichkeit und ſagte, daß er ihm das Leid nicht habe anthun wollen, den Tod des guten Vaters zu ſchreiben, da der Soldat nur viel überflüſſiges Herzweh gehabt hätte in einer Sache, die denn einmal nicht mehr zu ändern wäre. Der Hof ſei gut verſorgt. Der Vater habe ſelbſt im Teſtamente ihn, den Vetter, gebeten, die Wirtſchaft zu führen und dem Anton immer ein treuer Ratgeber und Beiſtand zu ſein. Das habe ſich der Vetter auch geſchworen, erſtens dem Verſtorbenen zuliebe und zweitens des guten Anton halber, der unerfahren und wie ein ſchwankendes Rohr daſtehe auf der Welt. Und da habe er, der Vetter, ſich gedacht, der Anton könne nun das ſchönſte Leben haben, wenn er ſich's anzuſchicken wiſſe. Im Ausgedinghäuſel, wo ſonſt die Alten ſind, könne doch einmal ein Junger ſich's bequem machen, ſein Leben genießen und vom Vetter ſich jährlich eine Summe auszahlen laſſen. Denn — fuhr er fort — es gebe ſo dumme Vettern, die von früh bis abends jahrein jahraus auf dem Bauerngute arbeiten und ſorgen, nur der Sache wegen, und bereit ſind, das Erträgnis dem Hausſohne abzuliefern.

Der Anton war ſehr gerührt über den braven Vormund und guten Vetter Wend. Der Vorſchlag gefiel ihm, denn das Soldatenleben hatte ihn dem Bauernſtande entfremdet, zu dem er nie übermäßig viel Freude und Geſchick gehabt. Er entſchied ſich alſo für das Ausgedinghäuſel und nahm die erſte Summe des Wirtſchaftsertrages. Der Vetter ſagte, es wäre etwas mehr, als das Jahr abgeworfen, aber zwiſchen Verwandten halte er es nicht ſo ſtreng geſchäftsmäßig. Der Anton pachtete ſich das Waſſer, welches an ſeinem Häuslein vorbeifloß, dazu im Thale noch zwei lange Bäche, weil er ein Liebhaber der Fiſcherei war. Er verfertigte ſich die Netze, die Angeln, die Behälter ſelbſt, that immer mit dergleichen herum und ſo lebte er recht angenehm dahin. Vor ſeinem Häuslein am Bach hatte er ſich einen Waſſertümpel herrichten laſſen, in welchem er Fiſchzucht trieb. Schöne Hechte, Aſche und Forellen hatte er auf Lager, in einem Nebenbehälter auch Krebſe. Zum Verkaufe kamen dieſe Tierchen zwar nicht, denn die meiſten wurden geſtohlen und etliche aß er ſtets ſelber. Das machte ihm nichts, das Vergnügen war doch vorhanden, weiter ſtellte der Anton keine großen Anſprüche.

Oft kam der Vetter vom Hofe herab, trocknete ſich mit dem roten Sacktuch den Schweiß vom runden Geſicht und ſagte: „Anton, wie du es gut haſt! Du kannſt dir's halt anſchicken. Während dein armer Vetter ſich unermüdlich in der Wirtſchaft plagen muß, lebſt du vom Erträgniſſe ſorglos und in Freuden. Nun, du haſt recht. Wenn ich wieder auf die Welt komme, werd ich mir's auch ſo einrichten."

Mittlerweile hörte der Anton allerdings von anderen, daß der Vetter Wend auf der großen Beſitzung wenigſtens das Dreifache gewinne von dem, was er dem rechtmäßigen Eigentümer ablieſere.

„Meinetwegen," ſagte da der Anton, „er hat ja auch ſeine Mühe und Kümmerniſſe und ich bekomme, was ich brauche."

Im dritten Jahr aber kam eines Tages der Vetter ſehr mißmutig zum Anton und rief: „Jetzt werde ich's aber nicht mehr lange aushalten! Welche Sorgen! Schlechtes Jahr! Schlechte Viehpreiſe! Schlechte Holzpreiſe! Hohe Steuern! Und dieſen Ärger mit den Dienſtboten! Es wird mir angenehm ſein, wenn endlich du das Zeug übernimmſt. — Allerdings," ſetzte er bei, „wie du fürs gute Leben biſt und nicht fürs Arbeiten, und wie du um und um keinen Schick haſt zur Wirtſchaft, du wirſt noch tiefer hineinkommen. Vielleicht auch nicht. Überleg dir's halt."

Der Burſche überlegte nicht viel, ſondern bat den Vetter Wend, die Wirtſchaft doch noch weiter zu führen, da er ſelbſt ſich nicht für geeignet halte, dem großen Hausweſen vorzuſtehen.

„Wenn ich's noch thue," ſagte der Vetter, „ſo geſchieht es nur deinem verſtorbenen Vater zuliebe, der es ſo angeordnet hat. Aber von jetzt an kann ich dir nicht mehr ſo viel Jahrgeld geben, als bisher."

„Nun, was halt ſein kann," meinte der Anton, und die Sache war wieder abgethan.

Amtlich war der Burſche längſt ſchon als Beſitzer auf den Hof geſchrieben, aber es war ſo bequem, den Amtsboten mit ſeinen Vorladungen, Zahlungsaufträgen u. ſ. w. zum Vetter zu ſchicken, bis der Bote ſchließlich ſchon ſelber zu ihm fand, ohne ſich beim Anton anzumelden.

Beim Straßenwirt unten war ein bildſauberes Dirndl aufgetaucht. Der Wirt hatte das friſche Ding armen Leuten im Gebirge abgenommen und in ſein Geſchäft geſtellt, wo er es als Kellnerin zu verwenden gedachte. Der Anton hatte ſich bisher um die Weibsbilder nicht gar viel gekümmert und war faſt geneigt, dem Ausſpruche des Spielmann-Friedels, daß ſie ein notwendiges Übel wären, beizuſtimmen. Doch ſeit er eines Tages nach einem ziemlich unfruchtbaren Fiſchgang beim Straßenwirt zugekehrt war, dachte er anders. Wenige Wochen ſpäter hatte er ihr das Heiraten verſprochen. Sie lachte ihm ins Geſicht: „Heiraten! Aufs Altleut-Häuſel etwa?“

Das machte ihn denken, das erſte Mal wirklich denken nach manchem Jahre. Er ging zum Vetter und teilte ihm die Abſicht mit, den Hof endlich übernehmen zu wollen.

Der Vetter antwortete ruhig aber entſchieden: „Anton! Wer dir dieſen Rat gegeben hat, das iſt kein guter Freund geweſen. Bei dieſer Zeit du den Hof übernehmen! In zwei Jahren wäreſt am Bettelſtab. Du biſt zwar großjährig, aber ſo viel Anrecht an dir glaube ich mir durch mein unermüdliches Sorgen und Arbeiten für dich erworben zu haben, daß ich dich mit ſtarker Hand zurückhalte, wenn du in dein Verderben rennen willſt. Nein, in ſo kritiſcher Zeit verlaſſe ich dich nicht, ich hab's deinem Vater verſprochen. Du lebſt in deinem Häuſel wie Gott in Frankreich und ich werde für dich thun, was ich kann. — Das Straßenwirt-Dirndl! Nun, ich glaub dir's ja. Wenn du es nicht im Wirtshaus laſſen willſt, was ich wohl verſtehe, ſo will ich's auf den Hof nehmen, dir zulieb, und es ſoll ihr nichts fehlen. Wenn wieder beſſere Zeiten kommen, dann könnt ihr ja heiraten."

Da ſah der Anton wieder, wie gut es der Vetter mit ihm meinte. Die kleine Ottel wurde auf den Hof genommen, wo ihr freilich nichts fehlte, weil der Vetter ſie als zukünftige Bäuerin beſonders unter ſeinen Schutz nahm. Der Anton ſah ſie jeden Tag, aber als kluger Bräutigam geizte er mit den Freuden der Jugend, damit für die heilige Ehe ein recht großer Vorrat zuſammen kam. Doch währte es nicht allzulang, und der Gedanke an die Übernahme des Hofes tauchte wieder auf. Beſonders in ſchlafloſen Nächten — und er hatte ihrer — wurmte es ihn, daß er im Ausgedinghäuſel ſo dahindämmerte und ſein Leben verſäumte. Er nahm ſich vor, Ernſt zu machen. Aber wenn er dann bei Tage dem Vetter wieder in ſein rundes gemütliches Geſicht ſah und von ihm, trotz Arbeit und Sorge, lauter wohlwollende, ja väterliche Worte vernahm, ſagte er nichts und ging wieder den Bächen entlang. Ei ja, ein Fiſcher lernt Geduld, und endlich werden doch die beſſeren Zeiten kommen, in denen der Vetter ihm den Hof mit gutem Gewiſſen überlaſſen kann.

Wohl, der Fiſcher iſt freilich geduldig, aber die Liebe iſt es nicht. Die Liebe wurde ungeſtüm. Zwar weniger die ihrige, als die ſeinige und eines Tages ging er zornig hinauf zum Hofe. Wie gewöhnlich würde ſein kurzer Zorn nicht bis zum Hof gereicht haben, da begegnete ihm unterwegs der Vetter Wend im Feiertagsgewand.

„Wohin gehſt du?" fragte ihn der Burſche.

„Ich gehe nach Villach in die Sparkaſſe," antwortete der Vetter, „ja mein Lieber, es heißt Geld aufnehmen!"

Der Anton ſagte: „Wenn ich dir jetzt die Säckel ausſuchen wollte! Du nimmſt kein Geld auf, du trägſt eins hinein!“

„Und wenn das wäre?“ verſetzte der Vetter. „Wenn ſich ein Menſch auf der Welt ſeine Sach mit blutigen Tropfen verdient, ſo bin ich es. Willſt du, daß ich wie ein Frohnknecht für dich arbeite? Oder willſt du mir nicht einmal den lumpigen Taglohn gönnen, wie dem Dienſtboten, der ich für dich bin, jahrelang geweſen bin?! Iſt das der Dank?“

Der Burſche wollte ihm ſchon ein begütigendes Wort ſagen, aber eine innere Stimme mahnte ihn faſt heftig: „Jetzt red einmal ſcharf!“ — So ſagte er: „Da braucht's kein ungutes Wort, Vetter. Ich habe dich nie gebeten, daß du für mich ſolche Opfer bringen ſollſt, mit keinem einzigen Wort. Du haſt dich immer ſelber angetragen. Ich habe ſchon mehrmals meinen Hof haben und ſelber verwalten wollen, du biſt dagegen geweſen. Heute iſt die Änderung. Ich geh jetzt hinauf in meinen Hof und von dieſer Stund bin ich der Herr.“

„Da geh ich mit,“ ſagte der Vetter und kehrte um. „Da muß ich ſchon erſt noch was mit dir reden, Anton. Ich hab gemeint, es wird mir erſpart bleiben. Ich hab ſchon viel Hartes erlebt, hab wenig gute Tage gehabt, es iſt kein Spaß! Aber mein Lebtag iſt mir nichts ſo hart angekommen als das, was ich dir jetzt mitteilen muß. Halt nur ſtill und höre. Du biſt nicht der Herr auf dem Hof, kannſt es nicht ſein und wirſt es nie werden. Dein Vater war mir groß verſchuldet und im Teſtament hat er mich zum Eigentümer gemacht, nur mit dem Vorbehalt, daß ich für dich thue, was ich kann. Daß ich's bisher redlich gethan habe, das wirſt du mir zugeſtehen müſſen, und ſo werde ich's auch in Zukunft halten, gleichwohl ich nicht weiß, wie ich's hereinbringen ſoll.“

Der Burſche war faſt ſprachlos, er konnte nur zur Not durch den zugeſchnürten Hals hervorbringen: „Ich bin ja angeſchrieben.“

„Angeſchrieben! Ich habe mir's gedacht,“ ſagte der Vetter Wend faſt murrend. „Das war ja die dumme Gutmütigkeit von mir. Mir thateſt du leid, ich wollte dir angenehm hinüber helfen, dich verſorgen, dir ein gutes Leben ſchaffen und du brauchteſt weiter nichts zu wiſſen. Deine Unzufriedenheit hat meine wohlgemeinte Abſicht vereitelt. Angeſchrieben biſt freilich, aber wie? Ich brauche nur das Teſtament vorzulegen, und das Kartenhaus purzelt zuſammen.“

„Das Teſtament will ich ſehen,“ ſagte der Burſche.

„Das Vergnügen ſollſt du haben, wenn du darauf beſtehſt,“ verſetzte der Vetter. „Aber es giebt Dinge, vor denen man am beſten die Augen zumacht. Wo ohnehin nichts mehr zu ändern iſt. Leider Gottes. Ich wollte, dein Vater lebte noch, daß nicht mir dieſe ſchwere, undankbare Aufgabe zugefallen wäre. — Schau, dort im Garten, die Ottel! Du mußt dich aufheitern, Anton, tot iſt tot, vergangen iſt vergangen. Geſcheiter, man hält ſich ans Lebendige. Ich werde ſchon trachten, daß du das Mädel nehmen kannſt.“

„Das Teſtament will ich ſehen.“

Schier tonlos antwortete der Vetter: „Gut, wenn es dir ſchon Freude macht, und daß du wühlen willſt in deinem Unglück. Komm halt mit.“

Er führte ihn dann ins Haus, in die Oberſtube.

Dort fand er lange den Schlüſſel zum Kaſten nicht und endlich fiel es ihm ein, daß das Teſtament beim Amte liege, in Villach. „Kannſt ja hingehen und es dir vorlegen laſſen.“

Nach Villach in die Stadt gehen, ſich in den Kanzleien herumdrücken, ſich von Amtsdienern und Schreibern anſchnauzen laſſen, das war nun die Sache des Burſchen nicht. Er war als Soldat angeſchnauzt genug geworden. Zu machen, dachte er, iſt ſo wie ſo nichts, und er lebte wieder eine Weile ruhig auf ſeinem Altenleuthäuſel dahin. Doch hatte er gelegentlich einen Nachbar erſucht, der nach Villach zum Amte ging, er möchte ſich beiläufig auch erkundigen nach einem Teſtamente vom vor ſieben Jahren verſtorbenen Nuſter in der Hochleut. Der Nachbar kam heim und berichtete, daß im Amte von einem ſolchen Teſtament niemand etwas wüßte, daß dort keines hinterlegt worden. Und der Nachbar ſagte weiter, daß der Vetter Wend recht gut wiſſen werde, wo das Teſtament iſt, daß er es gewiß nicht verloren und nicht verbrannt haben werde, ſondern wohl in ſeinem Kaſten aufbewahrt, weil in der Schrift, ſoweit der Nachbar ſich als Zeuge noch erinnere, dem Vetter ein Legat von dreitauſend Gulden zugeſchrieben ſei. So viel, ſonſt aber auch gar nichts. Alles andere dem Sohne.

So war dem Anton nun aller Frieden dahin. Das einemal nahm er ſich vor, mit dem Wend Ernſt zu machen, das anderemal hielt er es für beſſer, den ſchlimmen Handel nicht anzufangen, die Feindſchaft mit dem Vetter nicht zu ſchüren, die dann wohl eine ewige ſein müßte. Und ohne den Vetter wiſſe er ſich ja nicht zu helfen. Daher wollte er doch wieder alles beim Alten laſſen. Er that's um ſo lieber, als der Wend ihm das Jahreseinkommen ſo weit erhöhte, daß er wirklich ans Heiraten denken konnte. Der Ottel kam das über die Maßen gelegen. Der Vetter ordnete mit geradezu väterlicher Umſicht und Güte das Verſprechen, das öffentliche Verkünden, die Trauung, die Hochzeit, und auf einmal waren der Anton und die Ottel Mann und Weib. Und die Ottel ſorgte für ſeine Koſt, die bisher eine alte Magd beigeſtellt, ſie ſorgte für ſein Gewand, für die Stube, ſie richtete ihm das Neſt nicht übel her. Und als das Neſt nicht übel hergerichtet war, legte ſich die Ottel ins Bett und gebar ein geſundes Mädel. Das war im ſiebenten Monat nach der Hochzeit. Die Mutter hatte an dem holden Siebenmonat-Kind eine große Freude. Der Vater ging draußen am Waſſer um, fiſchte aber nicht. Das Waſſer ging hoch und trübe, denn es hatte viel geregnet, und obſchon es im Trüben gut fiſchen iſt, ſo waren dem Anton die Forellen jetzt ganz gleichgiltig. In den Hof wollte er hinauf. Nun hatte es aber am Bache, der am Häuslein vorbeifloß und der überſetzt werden mußte, die Brücke vertragen. Das ſollte kein Hindernis ſein, der Anton ging dem brauſenden Waſſer entlang bis zum oberen Steg an den Waldwieſen. Aber auch der war weg. Das Bachbett war hier ſehr tief, das Waſſer reichte lange nicht bis zu den Steinplatten heran, auf welchen der aus zwei behauenen Waldbäumen gezimmerte Steg geruht. Und er war doch weg. Seit Menſchengedenken hatte hier das Waſſer keinen Steg fortgeriſſen, es war, als ob Menſchenhände dabei geweſen waren. — Auch recht, dachte ſich der Anton, geht's drüber nicht, ſo geht's durch. Noch eine Strecke ging er weiter, und dort, wo der Bach etwas flacher war, brach er vom

Zaun einen Stecken und ſprang ins Waſſer. Dieſes wollte den Fiſcher heute nicht reſpektieren, ſuchte ihm die Beine auszuſchlagen. Zur Not erhielt er ſich an dem Stecken, den er ins Waſſer geſtemmt, und mit einem kräftigen Schwunge war er am anderen Ufer. Er ging gegen den Hof hin, der mit ſeinen braunen Holzgebäuden ſtattlich und weitläufig dalag. Die Wieſe war eitel Moorgrund und von Schritt zu Schritt ſank er zwiſchen Sumpfgras und Binſenbüſcheln tiefer in den Moraſt. Dieſer Boden war ſtark vernachläſſigt, zur Jugendzeit des Anton wußte man hier nichts von einem Moore. Er ſank bis an die Knöchel, bis an die Knie, der Raſen zitterte, und ſo oft er in denſelben ein Loch trat, pfiff Moraſt und Luft heraus. Das Weiterkommen ſchien unmöglich zu ſein, noch ein Glück, wenn er umkehren konnte. — Umkehren? Nein! ſagte er ſich heftig. Durch muß ich! Jetzt muß ich durch, und koſte es was immer. Mehr als das Leben koſtet es nicht, und das iſt nichts mehr. — Mit einem Knie ſtemmte er ſich an den ſchnoddernden Raſen, bis er das andere Bein aus dem Sumpfe hatte, dann legte er ſich der Länge nach auf den Boden und wälzte ſich fort. So kam er bis hinüber zum Geſtrüppe, durch dasſelbe brach er mit Leichtigkeit.

Auf dem reifen Kornfeld arbeiteten die Leute. Der Vetter ſaß drüben unter dem Hausthor und dengelte eine Sichel. Der Anton ging raſch auf ihn zu und ſagte: „Menſch, gieb mir das Teſtament von meinem Vater.“

Der Vetter that, als überhöre er das Wort und rief laut und luſtig: „Na, Toni, wie geht's zu Hauſe? Alles gut vorbei, wie ich ſchon gehört habe. Na, gottlob! — Hau, wo willſt denn hin?“

„Ich hole mir das Teſtament,“ antwortete der Anton und trat, den Vetter mit dem Zaunſtecken beiſeite ſchiebend, raſch ins Haus. Dieſer eilte nach und rief: „Was ſoll der Prügel in deiner Hand! Wirf ihn weg!“

„Wirf du die Sichel weg!“ entgegnete jener, ſchritt die Stiege hinan in die obere Stube und gerade auf den Kaſten zu. Der war verſperrt. Der Anton faßte einen im Winkel ſtehenden Dreifuß, auf welchem ſonſt Schuſter ſitzen, und ſchlug mit einem heftigen Hiebe die Kaſtenthür ein, daß die Splitter flogen. Der Vetter war mit einem grellen Wehgeſchrei hinter ihm her, griff nun über der Achſel des andern mit langem Arm raſch in den Kaſten und erfaßte ein Paket Schriften. Der Anton wollte es ihm entwinden, zwiſchen den beiden Männern entſpann ſich ein heißes Ringen, bei welchem die Schuhnägel Funken gaben auf den Eiſenklampfen am Fußboden. Mehrmals fuhren ſie ineinander verſchlungen durch die Stube, endlich ſtürzten ſie zu Boden. Der Anton lag auf dem Rücken, der Vetter ſetzte ihm das Knie auf die Bruſt und klammerte ſeine Finger um den Hals des röchelnden Gegners.

„Das iſt das Richtige, Buberl,“ ſchnaufte der Wend hervor, „das macht — auf die beſte Manier — den Prozeß aus.“

— So ſpricht der Mörder! konnte der Anton noch denken, in Todesangſt eine übermenſchliche Kraftanſtrengung, und der Vetter lag hingeſchleudert an die Wand. Mit dem Paket eilte der Sieger aus dem Hauſe und davon. Im Walde auf einem Steinhaufen ließ er erſt ſeine zitternden Glieder zur Ruhe kommen, dann riß er die Schnur des Pakets entzwei. Es waren allerhand Urkunden, die ſich auf den Hof bezogen, dann der Ehevertrag des Vaters, der Tauſchein des Sohnes und das Teſtament. — Ja, es war ſo, es war ſo. Ein wahres Glück, daß der Vetter Wend darin mit einem Legat bedacht geweſen, ſonſt hätte er das Teſtament ſicherlich längſt vernichtet. Für alle Fälle hatte er es nicht gethan.

Am Abende desſelben Tages kam der Vetter mit einem ſtarken Knechte auf Umwegen zum Altenleuthäuſel. Der Knecht trug einen Korb mit Weißbrot, Rauchfleiſch, Eiern und anderen guten Dingen. Der Vetter hatte unter ſeiner rotgeſtreiften Zipfelmütze eine Binde um den Kopf gelegt, aber ſein rundes Geſicht mit der kurzen Naſe war ſehr freundlich.

Dreiſt trat er ins Häuslein und in die Stube, wo der Anton ſinnend am Tiſche ſaß.

„Muß euch doch ein Angebinde bringen,“ ſagte er, „Kindel friſch, wie ich höre. Na, weil nur alles ſo glücklich ausgegangen iſt. 's iſt einem allemal ein wenig bang in ſolchen Umſtänden, ich weiß es von früher her. Meine Leute haben mich freilich ſchon alle verlaſſen, längſt verlaſſen. Es iſt traurig genug, wenn der Menſch ſo allein ſteht . . . .“

Plötzlich brach er ab und mit dem Ärmel fuhr er ſich über das Geſicht. „In Gottesnamen!“ rief er nachher mit friſcher Stimme aus. „Nimm halt fürlieb, Anton, mit der Kleinigkeit, was der Knecht im Korb hat. — Und von wegen der Dummheit,“ ſetzte er lachend bei, „der Dummheit wegen im Hof oben, vorhin! Kindereien. Wollen einander deswegen nichts nachtragen. Die Schriften hätt ich dir ja ſo wie ſo gegeben jetzt, aber daß du ſo mit dem Zaunſtecken ins Haus gefahren biſt, das hat mich wild gemacht, wie halt der Menſch ſchon oft iſt. Sind zu weit gegangen. Iſt unſchickſam zwiſchen Blutsverwandten, ſo was. Soll vergeſſen ſein. Wollen fürder verträglich weiter leben wie bisher. Du haſt jetzt deine Sorgen. Daß du dich nicht auch noch mit der großen Wirtſchaft abkümmern mußt. Ich verlaß dich nicht, Anton.“

Als der Vetter ſo gar ſüß geſprochen hatte, ſtand der Anton auf, er war heute faſt größer und ſtrammer als ſonſt, und ſagte: „Wend! Wenn du heute den Hof nicht mehr verlaſſen kannſt, weil's ſchon finſter wird, ſo thu's morgen früh. Wenn du vormittags, Stund neun, noch darauf ſitzeſt, ſo werf ich dich hinaus. Und jetzt marſch!“

An der Achſel faßte er den Vetter und ſchob ihn um, ſo daß er der Thür zugekehrt wurde. Darauf ging der Wend mit ſeinem Knechte ohneweiters wieder davon.

Am nächſten Tage rief es der Vetter klagend in der ganzen Gegend aus, daß nichts, kein Leibes- und kein Seelenleid ſo weh thue, als erfahrener Undank. Die Nachbarſchaft ſtand aber zum Anton und ſo mußte ſich der Wend anſchicken, den Hof, den er längſt als ſein eigen betrachtet, zu verlaſſen.

Als über den Bach wieder die Brücke geſchlagen war, nahm der Anton Ruſter einen Schiebkarren, legte Mutter und Kind darauf und ſchob ſie hinauf in den Hof. Das Geſinde war untereinander trutzig und angeberiſch, kam aber den neuen Hausvaterleuten ſehr demütig entgegen und wartete auf die Befehle und Anordnungen Antons. Dieſer gab den Leuten heute Feiertag, denn er mußte es ſich erſt überlegen, was in Stall, Feld und Wieſe zu geſchehen habe. Ade nun, ihr ſchönen Fiſchlein im Waſſer! Ade, ihr flinken Rehe und Haſen im Walde, denen er mit Verſtattung des Gemeindejägers auch manchmal nachgegangen. Die ſorgloſe Zeit, die Herrenzeit war vorbei. Faſt reute es ihn, den Vetter abgedankt und ſich ſelber in die Beſchwerden eines großen ſpießigen Hausweſens geſetzt zu haben. Sein Weib ließ ſich auch nicht danach an, als ob es eine umſichtige und reſche Hausfrau würde abgeben können und das kleine Mädel hätte ein kleiner Bub ſein müſſen, um der neuen Hofgeſeſſenheit und ihrer Zukunft einen triftigen Grund zu geben.

Trotzdem empfand der Anton am erſten Abende, als ſie ſich in der guten Oberſtube des Hauſes bequem machten, eine ganz eigene Behaglichkeit. Nach vielen Jahren endlich wieder im Vaterhauſe!

„Und der Mond ſcheint auch ſchön herein beim Fenſter," bemerkte die Ottel. Da erhob ſich im Hofe ſchon das Geſchrei: „Feuer! Feuer!" An zwei Ecken des Hintergebäudes lohten hell die Flammen auf.

Nach zwei Stunden alles ein rauchender Aſchenhaufen. — Nun alſo, das war raſch und gründlich gegangen. Nun hatte der Anton die Wirtſchaftsſorgen wieder hinter ſich. Weib und Kind waren wieder unten im Häuslein, er ſelber ſtieg mit Nachbarsleuten an der Brandſtätte herum und hörte den Ratſchlägen der Gemeindegenoſſen nur mit halbem Ohre zu. Man konnte ſagen, er war der Gleichmütigſte unter allen. Am Vormittage kam auch der Vetter. In weinerlichem Tone jammerte er heran: „Nicht menſchenmöglich! Nicht zu faſſen, daß ſo ein Unglück geſchehen kann über Nacht! In Taufenbach drüben beim Hager, wo ich mich jetzt aufhalt, hör ich heut früh: Der Ruſterhof iſt abgebrannt! Lugen thut's! ſag ich, mach mich aber doch auf den Weg in der Angſt. Schier drei Stunden herüber. Aber Anton, ſo ſchlecht hauſen! Ja, was wirſt denn jetzt anheben? Und wie kann's denn ausgekommen ſein, das Feuer, um Gottes Himmelswillen!"

Rief ein Knecht drein: „Ja, Bauer, wenn du's nicht weißt!"

„Wie ſoll ich's wiſſen!" begehrte der Wend auf, „wenn ich in Tauſenbach drüben bin!"

„Geſtern abends biſt hinter dem Hof herumgeſchlichen!"

„Das auch noch! Das auch noch!" wimmerte der Vetter und hielt ſich mit beiden Händen den Kopf. „Am End ſoll ich's geweſen ſein. Herauskommen thät's g'rad ſo! Mein Gott, was es für ſchlechte Leut giebt auf der Welt! Oder hat ſie der Schrecken um den Verſtand gebracht? Kein Wunder wär's nicht! — Wenn ich dir jetzt was nutzen kann, Anton, ſo ſag's. Ich trag dir nichts nach. Wenn der Menſch ſo im Unglück iſt, da kann ich ihm nichts nachtragen! Mein Gott, nein, keiner iſt ſicher."

Der Anton wendete ſich von dem Manne ab, ohne auf ſein Jammern und Anerbieten auch nur ein einziges Wort geantwortet zu haben. —

Vier Wochen ſpäter waren die Gründe des Ruſterhofes verkauft mitſamt dem Altenleuthäuſel. Der Anton hatte in den fürſtlichen Gemsrevieren eine Jägerſtelle angenommen. Die Leute hatten ihm noch geraten, den Vetter Wend einſperren zu laſſen, doch da rief er ganz unwillig aus: „Laſſet mich mit dieſem Menſchen in Ruh! Dem wird der Ruſterhof im Herzen brennen, ſo lang er lebt!"

Damit glaubte er den Vetter von ſich geworfen zu haben. Es war aber nicht ſo. Wenn der Anton allein umging in ſeinen ſteinigen Bergen, da mußte er an den Wend denken, was der ihm angethan, und ein heißer Haß wühlte manchmal in ſeiner Bruſt. Und wenn er in mancher Nacht ſchlaflos auf dem Mooſe lag, da kamen ſachte all die Auftritte, Falſchheiten, erfahrenen Übervorteilungen und Demütigungen geſchlichen und ſie ſtellten ſich gleichſam im Kreiſe um ſein Bett, und inmitten ragte er ſelbſt auf, wie eine Geſtalt aus mattgloſenden Kohlen — der Brandſtifter, der Verführer .... Und da herrſchte in Antons Seele ein ſo tobender Zorn, daß er aufſpringen mußte und etwas zertrümmern.

Nein, er war noch nicht durch! Den Hof, wie leicht hatte er ihn verſchmerzt! Aber mit dem Elenden war er noch lange nicht zu Rande. Der ſtand wie ein böſer Geiſt mitten in ſeinem ſonſt ſo frohen Weidmannsleben. Manchmal war ihm, als müſſe er gehen, den Wend zu ſuchen um ihn, wo das Zuſammentreffen auch ſei, auf der Straße oder auf dem Kirchplatz oder in ſeinem eigenen Hauſe, mit dem Gewehrkolben totzuſchlagen. Der Anton hatte ſich ſonſt als einen gutmütigen, zufriedenen Menſchen gekannt, er war nun ſelbſt erſchrocken ob der Rachgier, die verheerend in ihm herrſchte und er war tief bekümmert darüber, daß er im Grunde eigentlich ein ſo ſchlechter Menſch ſei.

So vergingen mehrere Jahre. Im Jägerhauſe ſchleppte ſich's träge dahin, ohne viel Freude, ohne viel Leid. Die Ottel verſah ihre häuslichen Bedürfniſſe, das Mädel wuchs heran und hatte außer den Neigungen zu eſſen, zu ſchlafen und ſich mit Flitter zu ſchmücken, keine hervorragenden Eigenſchaften. Der Anton dachte: Der Herrgott traut mir da einen beſonderen Edelmut zu, er ſoll ſich nicht getäuſcht haben. Das Geſchöpf iſt unſchuldig. Aber er! Aber er! — Es iſt merkwürdig, was erlittenes Unrecht, das nicht verziehen werden kann, in einem Menſchen anrichtet. Es wirkt faſt wie die Sünde, es macht faſt ſchuldig, es erweckt und es nährt den Unfrieden des Gewiſſens, es trübt das Gemüt wie gewaltthätige Wildbäche den Alpenſee.

Eines Tages, als der Jäger Anton aus dem Gewände hinabging gegen das Jägerhaus, begegnete ihm auf dem ſteinigen Wege eine Wallfahrerſchar, wie ſolche alljährlich am Maria-Heimſuchungstage aus den Kärntnerthälern heraufkam zu einer Gnadenkapelle, welche hoch oben auf einem Bergkegel ſtand und ſonſt faſt das ganze Jahr öde und verſchloſſen war. Ein altes Gelöbnis aus der Peſtzeit war es, und Leute, die ein beſonderes Anliegen hatten, ſchloſſen ſich an, um vor dem Muttergottesbilde im Gebirge zu beten.

Unten am ſteilen Hange war einer der Wallfahrer plötzlich erkrankt und man hatte ihn im Jägerhauſe zurücklaſſen müſſen. Die Ottel kam dem Anton vor die Thür entgegen, voller Verwirrung, und was denn jetzt anzufangen wäre? Dieſer Menſch ſei drin, der Vetter Wend. Er ſei ganz krank, blute heftig aus dem Munde und ſtöhne, daß es ein Jammer!

Auf ſeinem eigenen Bette hatte der Anton ſeinen Feind wiedergefunden. Ein verzerrtes Geſicht, alt und fahl, unſtet in jeder Miene, ein unheimliches Geſicht. Die Todesangſt war auf ihm. Wirr zuckte ſein Aug, als der Anton vor ihm ſtand, die kruſtigen Lippen bebten. Die Hände hob er, um ſie bittend zu falten, aber ſie zitterten ſo ſehr, daß ſie nicht zuſammenkamen.

Und das erſte, was der Anton jetzt denken konnte, war: Du armer Menſch! Du armer Menſch!

„Vetter Wend,“ ſagte er in ſanftem Tone und wiſchte ihm mit der flachen Hand die kalten Tropfen von der Stirn. „Dir iſt ſchlecht. Es iſt ſchon um den Arzt geſchickt, es wird vorübergehen. Daß du nur bei uns biſt und nicht unter freiem Himmel verſchmachten mußt.“

Jetzt hob der Wend die Hände krampfhaft hoch empor, klammerte die Finger aneinander und kaum verſtändlich ſtöhnte er: „Anton! Anton!“

Dieſer beugte ſich zu ihm nieder: „Ich weiß, was du meinſt. Es iſt alles vorbei, es iſt alles vergeſſen. Ich bin ja ganz zufrieden, für mich paßt nur der Wald, der Herrgott hat's recht gemacht und das Werkzeug, das er dazu gebraucht, kann nichts dafür. Kein Menſch iſt ohne Fehler, der's ſo eingerichtet hat, wird ſchon wiſſen, warum. Sollſt nicht verzagt ſein, Vetter, ſchau, wirſt auch wieder geſund.“ — Als der Jäger ſo geſprochen, ging er raſch hinaus in den grünen Wald, und es war ihm ſo leicht ums Herz, ſo leicht und glückſelig, wie ihm bisher all ſein Lebtag nicht geweſen. Ein faſt leidenſchaftliches Liebesgefühl war jetzt in ihm für den Vetter Wend; der arme ſchwache Menſch war ja nur einer böſen Macht unterworfen geweſen, von der er ſich nicht hatte befreien können. Am liebſten hätte er ihm jetzt eine recht große Wohlthat erwieſen zur Genugthuung dafür, daß er ſo unſelig hatte ſein müſſen.

Auf das allerſorgfältigſte wurde der Vetter im Jägerhauſe gepflegt, das Mädel aber hielt der Anton vom Kranken fern, das hatte bei ihm nichts zu thun. Er ſelbſt ſaß neben dem Wend und ſprach zu ihm in gemütlicher Art, als ſei zwiſchen ihnen nie etwas anderes vorgekommen. Als die Wallfahrer vom Berge herabſtiegen, konnte der Kranke freilich noch nicht mit ihnen heimkehren, wenige Tage ſpäter aber ging's zuerſt mit einer Tragbahre, dann im Thal mit einem Wäglein dem Tauſenbachthale zu. Wie ihm zu Mute war, als er das Jägerhaus verließ, das kann man nicht wiſſen; ich vermute, etwas erbärmlich. Er kam ſpäter wieder auf die Beine und gelegentlich hat er dem Anton Grüße geſchickt, und dieſer ſie warm erwidert.

— — „Und ſo iſt's geweſen," ſchloß mein Gemsjäger am Kreßbrunnen ſeine Erzählung, „und ſeither ſind wir beide erlöſt. Er und ich. Aber es braucht was, bis der Menſch durchkommt, es braucht was. — Schau, dy! Siehſt du's? Dort oben im Kar! Dort äſen ihrer! Drei — vier — ſechs Stuck! Siehſt du's?!" —

Ich ſah ſie wohl, die Gemslein im Gewände, das war hübſch anzuſehen. Doch näher, als die flinke Antilope, ging mir das Menſchenſchickſal, von dem der Jäger erzählt hatte.

„Aber, Jäger," ſagte ich noch, „man kann nicht zufrieden ſein!"

„Mehr als ein halbes Dutzend ſiehſt ſelten auf einem Platz beiſammen, da oben in der Karwand," antwortete er und ſchnitt ſich jetzt Brot und Speck zurecht.

„Nicht der Gemſen wegen, Jäger. Des anderen wegen. Daß er leer ausgeht! So ganz und gar ſtraflos ausgeht."

„Möchten Sie in ſeiner Haut ſtecken?" fragte der Jäger.

„Das juſt nicht."

„Nun alſo," ſagte er und that aus dem Plutzer einen herzhaften Zug.

Zuwiheiraten.

Wenn der Dorfburſche vom Heiraten ſpricht — und das kommt vor! — Woran denkt er dabei? Ans Weib? Möglich. An den Bauernhof? Wahrſcheinlich. Ja ſogar höchſt wahrſcheinlich. Weiber ſind leichter zu haben für einen jungen Burſchen als Bauernhöfe. Haus und Grund aber geht dem richtigen Bauernherzen über alles, alſo auch über die Liebe. Iſt das ledige Habgier? Mag ſein, aber nur zum Teile. Zum anderen Teile iſt es Verlangen nach Selbſtändigkeit, Feſtſtändigkeit, Heimſäſſigkeit, Ideale, die unter Brüdern immerhin etwas wert ſind. Als Bauernknecht in der Welt „herumzukugeln“, als Handwerksgeſelle hin und her zu wandern, heute ſeinen Tiſch bei „Herrenleuten“, morgen bei „Kleinhäuslern“, heute ſein Bett in der Dachkammer, morgen im Heubarren, heute Schwabenkäfer, morgen Flöhe, übermorgen wieder was anderes, heute einen polternden, eigenſinnigen, drängelnden Herrn, morgen einen, der ſelber nicht weiß, was er will, keinen Befehl geben kann und hinterher murrt, wenn der Knecht etwas nicht recht gemacht hat. Knechteleben! Wie lange? Bis er zuſammengerackert iſt und Einleger werden muß.

Da wird denn freilich das Ideal nach eigen Haus und Hof höher eſtimiert, als das Weibsbild, das manchem ſchon auch „nicht alleweil ſeltſam iſt“.

Und ſo lugt halt der ſtattliche Bauernknecht, der zierliche Gewerbsmann, der arme Burſche zeitlebens aus nach Weibsleuten, an denen ein Bauernhof hängt, denn es giebt manche „einzige Tochter“ in der Gegend oder was noch beſſer iſt, manches „einzige Kind“, dem das Gut zufällt. Und gerade ſolche Güter ſind oft gut beſtellt mit reichem Viehſtand und vollen Speichern. Und die ledige Beſitzerin eines ſtattlichen Bauerngutes iſt immer ſchön. Sie mag einen Höcker haben oder einen Kropf, ſie mag ſchielend ſein oder einäugig, zahnluckig oder haſenſchartig, mürriſch oder biſſig, zwanzig- oder ſechzigjährig, ſie iſt immer ſchön und lieb, ſie hat eine ſaubere Geſtalt, denn das Gehöft iſt in beſtem Zuſtande, ſie hat ein gutes Herz, denn die Truhen ſind voll.

Und bei ſo einer wär's gut „zuwiheiraten“. Nicht bloß arme Burſchen denken dran, auch reiche Bauernſöhne, die ſelber ihren Hof haben. Zwei Höfe ſind doch beſſer, als einer, nicht? Und am Ende auch zwei Weiber? Die eine zum Gernhaben, die andere zum Heiraten . . . ?

Eine reiche Jungbäuerin hat alſo die Auswahl. Sie iſt in der Lage eine Liebesheirat zu machen, ſie nimmt den Schönſten, den Friſcheſten, den Begehrenswerteſten, und wäre er auch um zwanzig oder dreißig Jahre jünger als ſie. Und daß ſie gerade einen ſolchen nimmt, iſt ihr Unglück. Hätte er weniger allgemein geſchätzte Eigenſchaften, ſo würde ſie an ihm vielleicht einen leidlich treuen und braven Mann haben.

„Zuwiheiraten!“ Ausnahmsweiſe geht's ganz gut, denn der Sinn fürs Praktiſche ſchließt die Liebe nicht aus.

Zumeiſt jedoch nimmt's einen ſchlimmen Verlauf, wenn der Mann „zuwiheiratet", das heißt, die Beſitzerin eines fremden Hofes nimmt, um dadurch ſich ſelbſt in den Beſitz des Hofes zu bringen.

Vor Zeiten, ſolange der Beſitz eines Bauernhofes noch vor dem damals wie das Feuer gefürchteten Soldatenleben ſchützte, war das „Zuwiheiraten" noch weit geſuchter, als heutzutage. Da nahm manch ein zwanzigjähriges Bürſchlein eine alte Witwe mit erwachſenen Söhnen und Töchtern, ſo daß der Junge nun auf einmal einen Schock krüppelhafter Kinder hatte, die älter waren, als er ſelbſt. Ich hatte einmal an einer Hochzeit teilgenommen, bei welcher die Stiefſöhne den jungen Vater prügelten, weil er durch das Anheiraten ſie um ihr zu erhoffendes Erbteil brachte. Die Schweſter der ſchneidigen Stiefſöhne, ein ebenfalls ſchon erwachſenes Dirndl, erhob ein ſchallendes Jammergeſchrei, als es den „lieben neuen Vater" unter den unzärtlichen Fäuſten darniederliegen ſah. Ein paar Jahre drauf war im Hof richtig ein kleines Kind vorhanden, das den jungen Bauer „Großata" nannte.

Nun, und da war auch einmal ein fleißiger Bauernknecht, arbeitſam, ſparſam, ſittſam, nicht jung und nicht alt, Hieſel hieß er, ein weichmütiger, unentſchloſſener Menſch. Und der fragte jahrelang jeden Kameraden: „Was meinſt du denn und wie rat'ſt mir's denn du? Soll ich oder ſoll ich nit?"

„Ah, von wegen der alten Birkenbinderin?" fragte der andere regelmäßig entgegen.

„Wohl, wohl, von wegen derſelbigen. Weißt, die Sach iſt halt ſo. Ich möcht doch endlich auch einmal ein eigenes Ort, und 's Häuſel gefällt mir, 's Häuſel, der Birkenbinderin ihres.“

„Und die Birkenbinderin?“

„Und die Wieſe, die zum Häuſel gehört. Die beſte in Sunnhag, dreimalige Mahd das Jahr!“

„Iſt ſie wohl ſchon alt genug, die Birkenbinderin, fürs Heiraten?“ ſpottete der andere gern.

„Sechs Stückeln Vieh kann man wohl halten, wenigſtens! Der alte Birkenbinder hat alle Jahr zwei Säue abgeſtochen.“

„Ihr erſter oder ihr zweiter Mann?“

„Das wird ſich wohl gleich bleiben. Sau iſt Sau.“

„Daß du aber ſchon gar ſo verliebt biſt, Hieſel!“ —

Wenn der Samstag kam, am Feierabend, da ſtieg der Hieſel hinauf zum Birkenbinder-Häuſel und beſchaute mit Freude „das Örtl“ von unten und von oben und berechnete den Gewinn, den er mit Holz und Heu und Vieh zu erzielen gedachte.

Die Birkenbinderin lud ihn freundlich ins Stübel hinein und fragte, ob er hungerig ſei. Ein Stück Rahmſtrudel hatte ſie allemal für ihn bereit. Und das Rahmſtrudelbacken! Da konnte der Menſch weitumſuchen in der Welt. Keine wird ſo gut Rahmſtrudel backen, wie die Birkenbinderin. — Weiß nur nicht, was die Leute ſonſt haben gegen dieſes Weib. Als ob ſie alt wäre! Iſt ſie doch die jüngere Schweſter! Die ältere Schweſter iſt bei ihr Kuhmagd, dieſe natürlich geht freilich nicht mehr auf ihren erſten Füßen und der Alten wird's taugen, wenn ſie einmal einer ablöſt in der ſchweren Arbeit. Es gab Leute, die auf dem Kirchweg die beiden ehrſamen Schweſtern nicht auseinanderkannten. Die mußten rein farbenblind ſein, trug die Birkenbinderin, der „das Örtl" gehörte, doch ein rotes Buſentuch und die alte Magd ein blaues! Wenn ein paar zuſammenheiraten wollen, da wiſſen ſich die Leut ja vor Boshaftigkeit nicht zu helfen! Weil ſie ihm ums Gütel neidig ſind!

Eines Tages that Hieſel, der Knecht, beim Dorflehrer Brennholz hacken. Zur Jauſe ſetzte ihm der alte Schulmeiſter einen Krug Apfelmoſt vor und einen Laib Brot. Dieweilen der Hieſel aß und trank, ſagte er auf einmal: „Na, Herr Schullehrer, jetzt werden wir halt bald einen luſtigen Tag anheben."

„Luſtige Tage giebt's nie zu viele," antwortete der Lehrer.

„Wird nicht mehr lang dauern. Wenn der Herr Schulmeiſter eine neue Hochzeitshoſen braucht, ſo muß er dazuſchauen. Wir haben ſchon das Verſprechen gehabt."

„Was der tauſend! Was für eine denn, wenn man's wiſſen darf?"

„Warum denn nicht! Iſt ja ein gutes Örtel. Aufs Birkenbinderhäuſel im Sunnhag."

„Warum nicht gar!" ſagte der Schullehrer und ſchüttelte ſeinen alten Weißkopf. „Gehört habe ich ſchon mehrmals ſo etwas. Hab's aber nicht recht glauben wollen. Die alte Witwe. Biſt ja viel zu jung für ſie."

„Wenn man wo dran will, ſo darf man die Zeit nicht verpaſſen," meinte der Hieſel und that einen kräftigen Zug aus dem Moſtkruge.

Sagte der Lehrer: „Zu der hätte nicht einmal ich alter Mann gar viel Freude"

„Muß ſich halt der Menſch an der Wirtſchaft eine Freud machen," ſprach der Knecht.

„Iſt ſchon recht, Hieſel, aber biſſel eine Freude muß man doch auch zur Perſon haben, die man heiratet. — Auf ihre erſten Männer ſoll die Alte ja bös gerüſtet haben, ſagt man."

„Werden halt darnach geweſen ſein. Wir werden fleißig miteinander wirtſchaften."

„Wenn ſie dir nur das Recht läßt, mein Lieber!" ſagte der Schullehrer. „Die alten Weiber ſind ſchon an und für ſich eigenſinnig und biſſig gegen den Mann, und wenn eine erſt noch weiß, daß ſie ihm das Gütel mit in die Ehe gebracht hat! Das wird ſie dir vorhalten alle Tage, die Gott vom Himmel giebt. Ich ſage dir, Hieſel, traue du keiner Alten!"

Schnitt ſich der Knecht noch einen Biſſen Brot und verſetzte: „Die Alten haben noch das Gute, daß ſie nicht mehr lang leben."

Der Schulmeiſter blickte erſchrocken auf den Knecht. Dann ſtand er ſcharf auf und ſagte: „Hieſel, jetzt ſchau, daß du weiter kommſt! Das hätte ich nicht geglaubt! Du biſt doch ein niederträchtiger Kerl. Geh mir aber ſogleich zur Thür hinaus, jetzt mag ich dich nicht mehr anſchauen!" Und er that die Thüre ſo weit auf, daß es dem Knecht gar nicht viele Mühe machte, ſie zu finden. —

Das war beim Lehrer geweſen. Dieſe Lehre hatte dem Hieſel weiter nichts gekoſtet und nichts genutzt, zum Lehrgeldzahlen kam er erſt ſpäter.

Ein paar Wochen nach dieſer Jauſe war die Hochzeit. Es ging dabei ſehr luſtig zu, die Leute ergötzten ſich an der mit bauſchigen Röcken, mit roten und gelben Bändern aufgedonnerten Alten, die in ihrem verdunſenen weinglühenden Geſichte neben dem Burſchen daſaß, ſchier wie eine Godel neben dem ſittſamen Firmling. Sie wußte in allen Hochzeitsbräuchen Beſcheid, war ſie doch jetzt ſchon das dritte Mal dran. Ahnend, daß ſie ſolche Ehrentage in Zukunft vielleicht nicht mehr häufig erleben dürfte, ſonnte ſie ſich in ihrer bräutlichen Würde bis tief in die Nacht hinein, während dem Hieſel ſchon das Heimgehen im Kopfe lag, weil er ſich ſorgte um das liebe Vieh, das im Birkenbinderhäuſel ſich ſelbſt überlaſſen war.

Und als ſie endlich daheim waren, ſagte das Weib zu ihm: „Du biſt mir ein ſauberer Ehegeſpons, daß es dir jetzt mehr nach den Kälbern geht, als nach deiner Liebſten! Da hat's mein erſter anders gemacht, daß muß ich dir ſchon ſagen!“

Sonſt vertrauen es jungverheiratete Leute ihren früheren Kameraden an, wie glücklich ſie ſind. Der Hieſel ſagte nichts. Und als ihn einmal einer fragte, wie es ihm gehe in ſeiner neuen Wirtſchaft, da antwortete er: „Auf der beſſeren Seite nicht viel nutz.“ Nach einem halben Jahre ſah man das Ehepaar nicht mehr miteinander in die Kirche gehen, ging er allein und ging ſie allein. Nach einem Jahre hatte der Birkenbinder ſeine Schlafſtelle im Heuſtadel, die Hausthür war nachtsüber zugeſperrt, wie vor Räubern und Mördern, und die zwei Schweſtern drinnen hockten im Dunkeln oft ſtundenlang beiſammen und verabredeten es, wie ſie dieſen „zuwideren Menſchen“ behandeln wollten. Beiderſeitigen Beifall fand der Plan, ihm für die Wirtſchaft ihre Arbeit zu verweigern, hatte er doch das Häuſel und die Wieſen und das Vieh geheiratet, jetzt ſollte er nur allein damit fertig werden. Zwar meinte die Birkenbinderin, wenn er alle Arbeit allein verrichten müſſe, ſo würde er bald alles als ſein alleiniges Eigentum anſehen, während doch ſie, und nur allein ſie ihm das Gütel zugebracht und „wenn's recht um und auf käme", immer noch ſie die Eigentümerin ſei. Bei ſolchen Erwägungen wurden die Schweſtern gar erregt und die alte Magd ſagte: „Ich weiß ſchon, was ich thu'. Zu Fleiß thu' ich's ihm!" Und als der Hieſel eines Morgens zur Frühſuppe in die Stube kam, hatte ſie ihm heimlich Lichtöl in die Suppe geſchüttet.

„Weiß der Kuckuck!" ſagte er und ſchnupperte, „was heut die Suppen für einen merkwürdigen Geſchmack hat! Iſt die Milch ranzig, Alte?"

„Wenn dem Herrn Bauernknecht auch die Suppen nicht mehr recht iſt," antwortete ſein Weib, „ſo muß er ſich ein andersmal halt von einer anderen kochen laſſen, von einer Jungen. So eine wird's gewiß beſſer können, wie die alten Weiber . . . ."

Bis zu dieſem Augenblicke hatte der Hieſel ſich als unſchuldig Verfolgter gefühlt, jetzt zum erſtenmal ſtand ihm ſeine ganze Verworfenheit klar vor Augen. „Die alten Weiber!" Freilich, er hatte in der Nachbarſchaft ein paarmal von ſeinen alten Weibern geſprochen. Das war ruchbar geworden bis zum Birkenbinderhäuſel im Sunnhag. Aber nicht eine Spur Bußfertigkeit hatte der Sünder, im Gegenteil, in ſeinem Arm zuckte das diaboliſche Gelüſte, die Suppenſchüſſel ſeiner beſſeren Hälfte an den Kopf zu ſchmeißen. Er that's aber nicht, und daß er's nicht that, war die Furcht vor dem Zorne der alten Weiber! — So tief war er herabgekommen. Er begnügte ſich damit, die Schüſſel auf das Fletz zu ſchleudern, daß Scherben und Milch hoch aufſpritzten. Die Frauenzimmer waren ſprachlos und ſchüttelten ſehr betroffen ihre Köpfe, als wollten ſie ſagen: Der arme Narr! Jetzt hat er gar kein biſſel Verſtand verloren!

Zur Mittagszeit, als er von der Weide heim zum Eſſen kam, that ſein Weib ganz erſtaunt. „Was willſt denn du lauter da? Bei uns wird nimmer angeheizt. Wär ſchad um die Sachen, wenn dieſer Rumpelſchragen nicht einmal mehr eine ordentliche Milchſuppe zuwegbringt!“

Rumpelſchragen! Sollte er nicht auch dieſes treffliche Wort irgendwo gebraucht haben? — Er ging wieder auf die Weide und ſchaute am Rain und bei dem Steinhaufen nach, ob nicht etwa die Himbeeren ſchon reif wären. Am Abende, nachdem er Kühe, Kälber, Schweine und Schafe verſorgt hatte, legte er ſich müde auf ſein Heu. Müde und hungerig. Einmal hat's Rahmſtrudel gegeben im Sunnhag! Freilich, das war noch vor dem Sündenfall mit dem Birkenbinderhäuſel. — Der Traum that in ſelbiger Nacht ſein möglichſtes, um zu tröſten, aber er machte es nur noch ſchlimmer. Eine gute Bekannte führte er vor. Ein armes verlaſſenes Dirndl, das unter dem Hollerbuſch der Kirchhofsmauer ſaß und zum Herzzerbrechen ſchluchzte, während der Hieſel drin in der Kirche das Birkenbindergütel heiratete.

Am nächſten Morgen, als der Birkenbinder in ſein Häuſel gehen wollte, war die Thür verſperrt und das Häuſel wie ausgeſtorben. Er ging in den Stall und molk ſich eine Kuh, dieſe gab ihm kein Lichtöl in die Suppe. Am Vormittage mähte er Futter. Zu Mittag war das Häuſel immer noch verſchloſſen und ausgeſtorben. Es war ein kühler, regneriſcher Tag, alle Berge waren verhüllt von niederhängenden Wolken. Der Hieſel ging hinab zu einem Nachbarshof. Der Nachbar pflegte Leute, die gerade zur Eſſenszeit zuſprachen, mit zu Tiſche zu laden. Aber heute hatten ſie ſchon abgegeſſen. Jetzt ſetzte er ſich auf den Herd und ſchaute der Bäuerin zu, die flott und flink das Eßgeſchirr ſcheuerte. Und da fragte ſie plötzlich: „Na, Hieſel, was hat denn dir heut dein Weib Gutes gekocht?“

Kaum das Wort geſprochen, hub der arme Narr an laut zu gröhlen.

Die Bäuerin rief im erſten Schreck laut den himmliſchen Vater an. Und was ihm denn fehle? Ob etwas geſchehen ſei? Ob etwa gar ſeinem Weib was widerfahren ſei?

Der Hieſel preßte ſeine beiden Fäuſte an die Augen und ſchüttelte unwillig den Kopf.

„Haſt mit einem Vieh Unglück gehabt?“

„Ich wollt, ’s wär ſchon all des Teufels!“ knirſchte der Hieſel.

„Ja, mein Gott, da bin ich mir nicht geſcheit genug, was es mit dir iſt!“ ſagte die Bäuerin ſchier verzagt. Das war aber Verſtellung, ſie ahnte es wohl, wo der Haken ſaß. Nach einer Weile brachte es der Hieſel heraus, daß er ſchon ſeit zwei Tagen nichts Warmes gegeſſen habe.

Jetzt erſchrak die Nachbarin aber wirklich. „O, Tſchappel!“ rief ſie aus, „was haſt denn das nicht gleich geſagt!“ Und hub eilends an, Milch- und Eierſpeiſe zu kochen.

Nachdem er ſich geſättigt hatte, wurde der Mann erklecklich mutiger. Gar trotzige Falten zog er über der Stirne. „Ich weiß aber, was ich thu!“ ſagte er zornig. „Und ich thu’s! Von dieſer — dieſer“ — es ſteht zu vermuten, das er „Beſtie“ ſagen wollte, oder einen ähnlichen Koſenamen verfahrener Ehen, er ſagte aber nur: „Von dieſer — dieſer Perſon werd ich mich nicht mehr lang martern laſſen, ich nicht! Ich! Ich!“ Er ballte die Fäuſte, „Ich geh durch! Das ganze Kramel laß ich liegen und ſtehen. Ich brauch die Hütten nicht. Ich geh wieder bauerndienen, ſteh mich zehnmal beſſer dabei. Und das thu' ich!“

Als er nachher wieder in die friſche regnende Luft hinauskam, wurde der Entſchluß wankend. Da hat er ſeine paar hundert Gulden hineingeſteckt, iſt ja alles zerlempert geweſen! Und jetzt ſoll er wie ein Bettelmann davongehen und ihr alles zurücklaſſen?

Bei einem zweiten Nachbar ſprach er zu und dem wollte er alles anvertrauen.

„O mein lieber dummer Hieſel,“ ſagte dieſer Nachbar, „erſpar dir den Atem, man weiß ja ſchon lang alles, wie es mit euch ſteht im Birkenbinderhäuſel! Ich möcht nicht du ſein, das muß ich ſchon ſagen.“

„Verkaufen will ich das Gütel!“ rief der Hieſel.

„Das Gütel? Wieſo? Was hat dir denn das Gütel gethan, das iſt dir ja eh recht. Deine Alte ſollteſt verkaufen. Die bringſt aber nicht an. Nicht einmal beim Trödler. Auch nicht, wenn du draufzahlſt. Da kannſt ſchon machen, was du willſt, die bleibt dir am Hals hängen, ſo lang du lebſt! Solche Frauenzimmer ſterben überhaupt nicht.“

„So weiß ich, was ich thu!“ ſagte der arme Hieſel.

„Mein Gott, ich kann mir's denken,“ entgegnete der boshafte Menſch, „aufknüpfen wirſt dich wollen. Das hilft aber auch nicht viel. Heißt's doch, daß chriſtliche Eheleute, wenn ſie auseinanderſterben, im Himmel wieder zuſammenkommen."

Dieſen Bauern hätte jetzt der Hieſel am liebſten niedergeſchlagen. Zum Glück that er das nie oder höchſt ſelten, was er wollte. Die einzige That ſeines Lebens war geweſen, als er da oben „zuwiheiratete" .... Jetzt fiel ihm manchmal auch ein, daß er gehört hätte, der Menſch ſolle nur aus Liebe heiraten und aus keinem andern Grund, ſonſt ginge es allemal ſchlecht aus. Auch einmal müheſam geleſen hatte er ſo etwas an einem regneriſchen Sonntagnachmittag, hatte es aber nur ſo für eine Dichterweisheit gehalten. Und nun die ſchreckliche Wahrheit. Und gerade an ihm ſelbſt! Kein Menſch auf der ganzen Welt iſt ſo elend dran, als er, davon iſt er feſt überzeugt.

„Und das Zuwiderſte," ſetzte der Nachbar noch bei, „das Zuwiderſte an der ganzen Geſchichte wär mir das Ausgelachtwerden!"

Der Hieſel ging weiter. Als die Nebel ſich ein wenig hoben, ſah er im Sunnhag ſein Häuſel ſtehen. Faſt tröſtend ſchaute es auf ihn herab. Über dem Schornſtein war immer noch kein Rauch. Das liebe Vieh iſt arm, wenn es ſein gewohntes Futter nicht kriegt! Er muß doch wieder hinauf. Aber ein neuerlicher heftiger Regenguß jagte ihn in eine leerſtehende Holzknechthütte. In der hatte er auch einmal etliche Wochen gewohnt. Es klebt ſogar das Zeitungspapier noch im Fenſter, das er damals in Ermanglung einer Glasſcheibe angepappt hatte. In der Langweile hub er nun an, vom Fenſter herab Zeitung zu leſen. Ein Mordprozeß. Ein Menſch hatte ſeine Frau abgefüttert und nachher durch eine ungeſchickte Ausrede ſich ſelbſt verraten. — So dumm müßt einer halt nicht ſein....

Als der Guß vorüber war, ſtieg er zwiſchen triefendem Jungwald bergan. Auffallend, ſo dachte er bei ſich, iſt's doch, daß die Thür immer verſperrt iſt und kein Rauch über dem Dach!

Wie, wenn ihnen etwas geſchehen wäre, den beiden Schweſtern! Daß ſie nicht aufmachen, daß es ſo ſtill iſt im Häuſel, wie ausgeſtorben! Fortgegangen können ſie ja doch nicht ſein, ſie ſind nirgends geſehen worden. Es können ſie Räuber überfallen haben bei der Nacht! Warum er daran nicht gleich gedacht hatte? Es iſt nicht anders und es iſt heilig nicht anders, ſie ſind mauſetot! — So leicht und flink waren ihm die Beine ſchon lange nicht mehr geweſen als jetzt, da er dem Gütel zueilte, ſeinem Gütel! Jetzt wirklich ſeinem Gütel, auf das er ſich nun dieſelbige anheiraten kann, die im Traum unter dem Hollerbuſche geſeſſen! — Wenn ſie geſtorben iſt, die Alte, das Begräbnis ſoll ihr nicht zu lumpig ſein. Auch einen Grabſtein ſoll ſie haben — einen recht ſchweren.

Als er oben war und an der offenen Stallthür vorbeieilte, flog ein kruſtiger Melkſtuhl heraus und klingend an ſeinen Kopf. Die Birkenbinderin war juſt beim Melken und äußerte ſich nun dahin, daß dem ſauberen Hieſel das noch gerade gefehlt hätte. Am hellen Werktag müßig herumzulungern, bei den Nachbarn ſchmarotzen und leutausrichten! Nun und dabei war der einfüßige Melkſtuhl geſauſt gekommen. — Der Mann taumelte an den Hausbrunnen hin, wuſch ſich Blut vom Kopfe und wankte dann in ſeine Heuhütte.

Als er am ſelben Abend nicht mehr vorkam und auch am nächſten Morgen nicht, huben die Schweſtern untereinander an zu duſcheln drinnen im Häuſel. Wenn der Melkſtuhl ihn doch an einer unrechten Stelle getroffen hätte! Immer einer hält ja nichts aus. Iſt ja ſoviel eine Letſeigen (Weichling), dieſer Menſch! „Ich geh nicht hinaus!“ ſagte die Birkenbinderin.

„Muß halt ich ſchauen gehen, was ihm fehlt!“ ſprach die Schweſter, nahm den Suppentopf und einen Löffel und ging in die Heuhütte. Nach kurzer Zeit kam ſie wieder zurück und berichtete, daß er im Heu liege wie „abgeſtochen“ und daß er ſich nicht rühre. Zur ſelben Stunde kam der Gemeindebote mit der Botſchaft: „Die Teiche fangen wieder an! Der Birkenbinder ſoll eilends mit dem Krampen gehen. Von jedem Haus muß einer gehen, ſo lang's noch nicht zu ſpät iſt wie vor drei Jahren, wo die Deiche ausgebrochen ſind, das ganze Thal überſchwemmt haben und die Knechte ertrunken ſind. Der Birkenbinder ſoll geſchwind mitkommen.“

„Er iſt jetzt nicht da,“ ſagte das Weib, „wenn er heimkommt, will ich ihm's ſchon ſagen.“

„Nichts da, wenn er heimkommt! Das Waſſer wartet nicht aufs wenn er heimkommt! So muß wer anderer gehen. Wo kein Mannsbild iſt, muß ein Weibsbild gehen. Der Deichhauptmann iſt hölliſch ſtreng, ich ſag es euch! Wer nicht kommt, wird eingeſperrt und bockſäuſtengeſpannt! Im Wirtshaus hockens all beiſammen, ſagt der Deichhauptmann, da haben ſie Zeit, aber wo eine Gefahr iſt, da drucken ſie ſich. Marſch auf, Bäuerin, mit dem Krampen!“

„Ja, mein Gott und Herr!“ jammerte ſie, „da muß ich doch meinen Mann ſuchen gehen!“ Sie ging in den Heuſtadel. Im Halbdunkel ſah ſie ihn liegen an der Wand, halb mit Heu zugedeckt. „Hieſel!“ flüſterte ſie. Nichts. „Hieſel!“ rief ſie lauter. Auch noch nichts. „Um des Himmelswillen, Hieſel, iſt dir was?“ fragte ſie hin, ganz weichmütig. Da bewegte ſich der Kopf und knurrte ein wenig. „Wirſt doch nicht krank ſein, Hieſel?“ ſprach ſie gütig.

„Kopfweh,“ ſtöhnte er.

„Aber geh! Kopfweh! Aber na! Weißt, Mann, das macht der Heudunſt. Mußt aufſtehen, in der friſchen Luft wird's ſchon beſſer werden.“

Wer iſt denn das? Iſt das wirklich ſeine Alte? Iſt ſie's wirklich? Da ſchau man her, wenn der Menſch Not leidet, da iſt ſie erſt noch gut . . . .

„Mein liebes Weib,“ ſagte er. „Weiß der Teuxel! ſehen thu' ich nichts.“

„Sehen thuſt nichts? Natürlich, weil's finſter iſt im Stadel. Draußen ſcheint die Sonne, da wirſt ſchon was ſehen. Unten beim Waſſer, weißt, wo die Leut heute arbeiten, da machſt dir kalte Umſchläge. Und jetzt geh und iß eine warme Suppen.“

Und als der Hieſel, ganz gerührt über ſo viel unerwartete Liebe, herausgetaumelt war, da ſah ſie es, ſein Kopf war ſo groß wie ein Milchzuber, die Augen waren ſo verſchwollen, daß ſie nicht anders wie zwei verwachſene Narben ausſahen zwiſchen den roten Wulſten. Als das Weib merkte, bei ihm wäre es heute nichts mit dem Krampen, da ſchlug der Wind raſch um und ſie hub an mit breitem Mund zu zetern über ſolch eine Jammergeſtalt, Mannsbild genannt. „Stromert ſo ein Taugenichts die ganz Wochen in der Gegend um, Leut ausrichten. Und nachher, wenn er einmal was leiſten ſoll, da macht er ſich krank! Iſt das ein Mann? Das iſt gar kein Mann! Das iſt ein altes Spitalweib! Mööh! wie er ſchaut!" Und ſie ſchnitt ihm ein Geſicht, das allerdings bei den vorhandenen Mitteln noch viel häßlicher ausfiel, als das verſchwollene am Mannsbild. Mittlerweile kam der Gemeindediener noch einmal dahergeſtapft und da er die Unfähigkeit des Mannes augenſcheinlich vor ſich hatte, ſchleuderte er mit einiger Gewalt dem Weibe den Krampen zu, zerrte ſie mit ſich hinab in die Schluchten, wo die drohenden Deiche lagen und ſchon viele Leute arbeiteten, um den Dammbruch zu verhüten.

Der Hieſel ſaß am Tiſche, legte die gefalteten Hände vor ſich hin und wackelte mit dem rieſigen Kopfe.

Er erinnerte ſich an die Deichbrüche vor drei Jahren, damals war er dabei geweſen. Zuerſt brach der obere, dann mit ſchrecklicher Gewalt der andere, die Arbeiter verſuchten, ſich an die Berghänge zu retten, aber drei Knechte und eine alte Magd wurden mit fortgeriſſen und ſpäter weit draußen im verheerten Thale unter Schutt und Schlamm aufgefunden. Die Deiche waren zur Zeit des Regens oder der Lawinenbrüche der Schrecken der Gegend.

Den ganzen Tag ſaß der Hieſel ſo da und grübelte darüber nach, was denn eigentlich ſchlimmer ſei, die brechenden Deiche oder die fliegenden Melkſtühle. Gegen Abend wurde ſein Kopf kleiner und die Augen gingen ein wenig auf. Er ſchaute zum Fenſterlein hinaus, ob das Weib nicht etwa doch heimkomme. Als die alte Schweſter am Herd das Abendfeuer machte, ſagte zu ihr der Hieſel: „Schwägerin, ich weiß mir nicht mehr zu helfen.

So viel Angſt! Thun wir einen Roſenkranz beten für mein Weib!"

Sie knieten an den Tiſch hin und beteten laut den Roſenkranz, die Magd drauf hin, daß die Schweſter glücklich heimkommen möge, der Hieſel darauf hin, daß — daß es anders werde. Aber plötzlich fiel es ihm ein: „Was ſind das für Gedanken? Ein ſchlechter Kerl biſt worden, Hieſel! Aber — kannſt was dafür? Sie hat dich dazu gemacht. Wenn's noch lange ſo fortgeht, kannſt noch viel ſchlechter werden. Heute bitteſt den Herrgott bloß um Befreiung, morgen iſt's vielleicht ſchon ſo weit, daß du ihm dazu ein wenig Handlangerdienſte leiſteſt . . . . da iſt's wohl geſcheiter, du laufſt bei Zeiten davon, ſo weit dich deine Füße tragen „und pfeifſt auf dieſes verfluchte und vermaledeite Birkenbinderhäuſel!" Die letzteren Worte rief er laut mitten ins Gebet hinein, ſo daß die Schwägerin aufzuckte. Juſt noch wollte ſie ihm einen Verweis geben ob ſeines gottloſen Betens, da kreiſchte ſie hell: „Die Schweſter!" Über die Wieſe herauf kam die Birkenbinderin. Sie trug auf der Achſel den Krampen, ſie hatte ein ſehr rotes Geſicht, ſie machte große Schritte, ſie kam raſch näher. Der Hieſel erraffte vom Nagel Rock und Hut und eilte zur Thür hinaus.

Das war geweſen vor einem Jahr im Herbſt. Seit jener Abendſtunde iſt der Hieſel nicht mehr geſehen worden im Birkenbinderhäuſel. Auch nicht bei den Nachbarn. Draußen im Dorfe vor dem Schulhauſe, wo er einmal Holz gehackt hatte und hinausgeworfen worden war, ſoll er noch geſtanden ſein, ſpät abends im Mondenſchein. Dann nichts mehr von ihm, bis auf den heutigen Tag.

Wenn man die Birkenbinderin fragt, wo denn ihr

Mann alleweil wäre, ſo zuckt ſie die ſpitzen Achſeln, zieht den zahnloſen Mund auseinander und ſagt: „Was fragſt mich? Ich geh den Lumpen nicht ſuchen.“

Und alſo endet nach der beſſeren Singart das Lied vom „Zuwiheiraten“, wenn einer das Gütel liebt und nicht das Weib.

O ſchönes Waidmannsleben!

Viele alte Märchen und neue Geſchichten von Wildſchützen ſind erzählt worden. Von den unheimlichſten eine iſt die folgende. Nicht etwa weil in ihr Racheluſt, Mordgier, Suchkugeln oder andere Teufelsränke vorgehen, als vielmehr, weil ſie durch einen folgerichtigen Vorgang zeigt, daß unter Umſtänden auch die Menſchenliebe und Barmherzigkeit an den Abgrund des Verderbens führen kann.

In den Gebirgen von Holdenſchlag, deſſen Jagdreviere einem polniſchen Grafen gehören, hatte der gräfliche Forſtverwalter einen Revierjäger aufgenommen, einen jungen, hübſchen, treuherzigen Menſchen, der auf Grund dieſer Anſtellung auch ſofort ſeine Herzliebſte zur Eheliebſten machte und alſo, obſchon armer Leute Kind, wohlbeſtallt einer ſchönen Zukunft entgegenlebte. Sein Name war Nikolaus Hallner. Ich erinnere mich noch recht gut der Zeit, da Nikolaus als blaſſes Bürſchchen mit dem keimenden pechſchwarzen Schnurrbärtlein dem Gymnaſium entlaufen war, der vierten Klaſſe glaube ich, und zu den Förſtern und Jagdbeſitzern des Landes herum hauſieren ging um eine Jagdgehilfenſtelle. Dem Walde wollte er leben, dem Walde dichtete er Lieder. Das war ihm hinderlich — dichtende Jäger, das wäre ſo was! Als er ſich den

Fehler abgewöhnt hatte, fand er bald auch die Stelle in den gräflichen Revieren. Nikolaus Hallner war und blieb aber ein grüblериſcher Burſche, er war glücklich, er fühlte ſein Glück, aber er traute ihm nicht. Seine Mutter hatte ihm nichts geſagt, ſie war nur ernſthaft, ja oft traurig geweſen, wenn ſie ihre Hand auf ſein Haupt gelegt und ihm ins gute Auge geblickt. Aber andere hatten es ihm ſchon in der frühen Jugend erzählt, daß ſeine Taufpatin, eine alte, geheimnisvolle und kluge Frau, ihm kein glückliches Leben prophezeit hätte. Der kleine Nikolaus war nämlich geboren an einem Quatemberfreitag, während einer Sonnenfinſternis, und daß ſolches einen unguten Lebenslauf bedeutet, hatten ſchon vor alten Zeiten die Leute gewußt. Das alſo ging dem dummen Jungen nach, und wenn er darüber manchmal mit ſeinem frohen Weibe ſprach, und daß es mit ihm plötzlich einmal eine ſchlimme Wendung nehmen könne, lachte ſie und ſagte: „Ich weiß nicht, daß du ſo ungereimt denken kannſt, Nikolaus! Du biſt ja gut, du thuſt ja ſtets das Rechte, wie ſoll es da eine ſchlimme Wendung nehmen?“

Darauf ſchwieg er und war doch immer nachdenklich.

Und nun ereignete es ſich an einem Herbſtabende, als er wie gewöhnlich in die Wälder hinaufging. „O ſchönes Waidmannsleben!“ ſang er heute, denn der grüne Wald machte ihn hochgemut. Ein Kohlenbrenner, dem er begegnete, wunderte ſich. Singende Jäger hatte er noch nicht geſehen.

„Du verſcheuchſt dir ja die Hirſchen mit deinem ſchönen Geſang, und die Wildſchützen!“ ſo ſagte der Kohlenbrenner und verriet ihm, daß oben im Dickicht ein Wilderer umſchleiche. Da ward der Jäger mäuschenſtill.

In den Bäumen hing naſſer Nebel, es begann zu dunkeln, da ſah der Jäger einen aufgeſchreckten Hirſchen über den Schlag ſetzen, daß das dürre Reiſig krachte. In demſelben Augenblick fiel ein Schuß, aber der Hirſch fiel nicht, und dort unter dem alten Ahorn ſtand der Wilderer. Er war im Geſichte geſchwärzt, er wollte fliehen, aber der Hallner hob gegen ihn das Rohr und ſpannte den Hahn. Der Wildſchütz wußte wohl, daß ſelbſt mit den flinkeſten Beinen der Kugel nicht zu entkommen iſt. Vor Schreck knickten ihm die Knie ein, das entladene Gewehr ließ er auf das Moos fallen. Der Hallner trat raſch hinzu, hob das Gewehr auf und ſagte: „Schmied-Franzel, wo haſt du dieſen ſchönen Stutzen her? Magſt ihn wohl wieder über die Achſel nehmen, wir zwei bleiben heute bei einander, du gehſt voraus, ich hinten nach — wir gehen zum Pfleger!“

„Der Teufel ſoll's holen!“ knurrte der andere. „Daß du mich jetzt derwiſchen mußt, und gleich derkennen. Iſt denn kein Ruß mehr da?“ Er fuhr ſich mit der Hand über das Geſicht, ſie war ſofort kohlſchwarz.

„Dein Farbeln hilft dir freilich nicht,“ ſagte Hallner, „unter dem bißel Ruß wird man doch einen alten Schulkameraden erkennen?“

„Gefreut mich wohl,“ verſetzte nun der Wildſchütz, „daß du's noch nicht vergeſſen haſt. Wir ſind alleweil gut geweſen miteinander, aber jetzt haſt es halt weiter gebracht als ich und jetzt biſt mir obenauf. Ich kann nichts leugnen und kann dir nicht auskommen. Wenn du anſtatt meiner in ſo einem Malär thäteſt ſitzen, aus alter Freundſchaft ließe ich dich laufen, wie du mich laufen laßt.“

„Ich dich laufen laſſen?“ entgegnete der Jäger. „Weißt, mein lieber Franzel, ich will bei meinem Herrn das Brot nicht allein eſſen, ich will mir's auch verdienen.“

„Unſereiner wär halt auch froh, wenn er ein Brot zu eſſen hätt. Ein Schock Kinder!“

„Was iſt dir denn eingefallen!“ ſagte der Jäger, „daß du jetzt auf den Hirſchen ausgehſt! Biſt ja ſonſt ein braver Menſch, haſt dir beim Amboß alleweil deine Sachen verdient. Daß du das Arbeiten mit der Wilderei vertauſcht haſt!“

„Arbeiten!“ lachte der Schütze heiſer auf. „Wenn einer nicht darf! Wenn's verboten iſt! Wenn ſie einem die Glieder abſchlagen! Du haſt ja gehört, daß alles ſtrikt. Alle Schmiede und Eiſenarbeiter im ganzen Thal und in den Fabriken. Mein Herr hätt mir ja den doppelten Taglohn gegeben, wir haben jetzt viel in Akkord. Aber man darf ja nicht, haben ein Jurament darauf müſſen ablegen, all in unſerem Verein, daß wir in Monatsfriſt keinen Hammer anrühren. Strikgelder ſind uns verſprochen worden, aus Engelland, aber nicht gekommen. Vier kleine Kinder, ſie werden ſchon hundsmager und ganz grün im Geſicht. Mein Weib will ſchier wahnſinnig werden. Was willſt denn machen, denk ich, und nimm den alten Stutzen, den ich vor paar Jahren für eine Geldſchuld hab nehmen müſſen. Probier ihn einmal! hab ich mir gedacht. Und bin herauf in den Wald. So iſt's und nicht anders. Fluchen möcht ich! Schau, alter Kamerad, das Gewehr ſollſt dir behalten, aber mich laß aus, ich bitt dich gar ſchön. Es ſoll das erſte und das letzte Mal geweſen ſein heute. Nimmer, gewiß nimmer! Nur das mal laß mich laufen. Haſt du nicht auch Weib und Kind? Ja? Na, dann weißt es.“

Der Jäger ſchaute den Wildſchützen an. Das Herz that ihm weh und er dachte nach. — Was iſt jetzt recht? Soll ich den armen Teufel einführen, die ganze Familie zu Grunde richten? Oder ſoll ich eine dienſtliche Untreue begehen? Was ſoll ich thun? Was iſt recht? Eine kleine Dienſtnachläſſigkeit, weiter iſt's ja nichts. Wer hat denn einen Schaden davon? Mein Graf? Der Hirſch iſt ja nicht geſchoſſen, der lauft noch um. Ich? Mir gehört doch der ſchöne Stutzen, dafür iſt der Mann geſtraft genug. — Ich verantworte es.

„Weißt du was, Franzel,“ ſagte er dann, dieweilen er den Gewehrlauf zu Boden ſenkte, „ich will dich laufen laſſen, das einemal, aber — du mußt mir verſprechen, es niemandem zu ſagen, du mußt es mir heilig verſprechen. Kein Menſch darf wiſſen, was wir zwei dahier bei dem Lärchbaum für einen Handel gehabt haben. Wirſt Mund halten, Franz?“

„Da müßt einer ja der größte Narr ſein, wenn man ſo was wollt ausſchwatzen!“ ſagte der andere.

„Und verſprichſt mir's, daß du nimmer ausgehen wirſt mit der Bichſen? An deiner Stelle wollte ich doch lieber zum Hammer greifen, und wenn ſie mir zehnmal die Glieder bläuen, alles lieber als ein Verbrecher werden. Schau, ſei geſcheit.“

So redete er dem Schmied zu, dieſer neigte nur immer mit dem Kopf: „Du haſt wohl recht, Jäger, du meinſt mir's gut. Das werd ich dir mein Lebtag nicht vergeſſen.“

„Alſo geh in Gottesnamen!“

Dergeſtalt ſind ſie auseinandergekommen, der Jäger und der Wildſchütz, an jenem Herbſtabende. Der Schmied hatte ſich hernach beim Bache in der Schlucht gewaſchen und war am anderen Tage wieder ein ehrlicher Menſch. Hallner hat in derſelben Nacht nicht ſchlecht geſchlafen. Zweimal erwachte er aber doch und da ſagte er bei ſich: So iſt's recht geweſen.

Auch ſonſt ſah es nicht danach aus beim Nikolaus Hallner, als ob der Quatemberfreitag mit ſeiner Sonnenfinſternis einen üblen Einfluß nehmen könnte. Er ſtieg vom Jagdgehilfen zum Jäger, ſehr bald zum Oberjäger. er bezog das hübſche Jagdhaus in der oberen Ringau, welches ihm ſein munteres Weibchen, ſowie zwei friſche Büblein und ein gelbhaariges Mägdlein bald beleben halfen. Er fühlte ſich das ganze Jahr über als Herr, denn der ſonſt geſtrenge Forſtverwalter ſaß immer in der Kanzlei und ließ Wald Wald ſein. Nur zur Jagdzeit, wenn der Graf vorhanden war, mußte ſich Hallner etwas tief bücken, ſich das barſche „du“ von ihm gefallen laſſen und hübſch demütig handküſſen. Das ging bald vorüber, der Graf zog in ſeine Stadtpaläſte und in den weiten Wäldern war wieder der Jäger Graf.

In der Notariatskanzlei zu Holdenſchlag ſaß das Lohnſchreiberlein Randl, ein Mann ohne Bart, man merkte nicht, war er jung oder ſchon ältlich. Dem that es heimlich gar nicht wohl, daß es dem Nikolaus Hallner ſo gut ging. Er hatte ſich einſt um das Mädel beworben, das nun Frau Oberjägerin war. Mancher wird ſich's denken können, welche Gefühle Herr Randl alſo für den Oberjäger hegte. Saßen nun einmal etliche im Wirtshauſe beiſammen, redeten über dies und das und auch über den Jäger Hallner. Saß auch der Randl da und warf ſo nebenhin allerhand grüngelbe Lichter auf den abweſenden

Jäger: Da ſei es leicht emporkommen, wenn man ſeine einflußreichen Freunde habe; da ſei es leicht, ein ſchönes Weib kriegen, wenn die Verführung ſpiele. Es ſei aber ſchade ums Mädel, Jäger hätten ja kein Herz, ſie hätten nur ein Herz für Hirſche und Rehe, aber für Menſchen nicht. — Und als das Schreiberlein dermaßen Mißgunſt ſprudelte, da ſagte der Schmied-Franzel, der auch daſaß, und zwar heute, an ſeinem Namenstage, ſchon beim zweiten Glaſe: „Das iſt ſchon auch nicht wahr. Der Hallner hat wohl ein Herz für die Leut, der Hallner, das iſt ein guter Menſch!"

„Ja, wer's glaubt!" ſagte der Randl.

„Ich brauch's nicht zu glauben, ich weiß es," gab der Schmied zurück, und in Herzenseifer ſetzte er leiſe bei: „Ich thäte heut kaum daſitzen, mein Lieber, wenn der Hallner nicht der Menſch wär, der auch für arme Leut ein Herz hat. Vor fünf Jahren oben in den Lärchen wie er mich erwiſcht hat mit der Bichſen! Wenn du mir verſprichſt, daß du es nimmer thuſt, hat er geſagt, ſo laß ich dich laufen. Das thut nicht jeder, mein Freund! die Jager ſind Höllſaggra. Aber der Hallner iſt doch mehr Chriſtenmenſch als Jager und gegen den laß ich nichts aufkommen, hörſt!"

Der Randl hörte es freilich, ſagte aber nichts darauf als: „So, ſo! Laufen laſſen hat er dich! Laufen laſſen thut er die Wildſchützen, der Herr Oberjäger! So, ſo!"

Der Schmied trank ſein Glas aus und ſtand auf. An der Thür kehrte er noch einmal um und ſagte zum Randl: „Was ich dir geſagt hab, vorher, vom Hallner, es bleibt unter uns, gelt?"

„Natürlich, verſteht ſich!" darauf der andere.

Etliche Tage ſpäter ſah man den Schreiber Randl gegen das Schloß hinaufgehen, welches auf dem kahlen Steinbühel ſteht, hinter dem Teiche. Dem Herrn gräflichen Forſtverwalter fragte er nach. Der ſaß in ſeiner Kanzlei, war aber nicht bei gutem Humor. Die Holzkohlen ſinken im Preis, die Waldknechte wollen mehr Lohn. Die Holzdiebe mehren ſich, auch die Wildſchützen! In der Schonzeit iſt eine Rehgeiß niedergebrannt worden, und ſolch ein unerhörter Frevel ſoll einen nicht wild machen? „Was wünſchen Sie, Randl?“

„Herr Verwalter, verzeihen ſchon,“ ſagte der Angeredete und ſtand recht demütig da. „Ich kann dieſe Wirtſchaft nicht mehr mit anſehen, ich kann nicht. Der Herr Verwalter geben ſich alle Mühe, das Gut zu heben, die Forſtzuſtände zu beſſern, das Jagdrevier, welches immer eines der beſten geweſen, reich, erträglich zu machen. Und andere arbeiten Ihnen entgegen, verſehen gewiſſenlos ihren Dienſt und bringen alles zu Schaden. Ich kann's nicht mehr anſehen.“

Der Forſtverwalter ſchaute den Randl ſcharf an: „Was kümmert das Sie?“

„Mein Gott, nein, Herr Verwalter, aber ich kann's nicht mehr mit anſehen. Schon in den Wirtshäuſern ſpricht man davon.“

„Wiſſen Sie etwas? So reden Sie!“

„Nicht, daß ich jemanden verſchwärzen wollt, durchaus nicht, Herr Verwalter. Ich ſag nur immer, alles was recht iſt. Auf Ihren Oberjäger ſollten Sie aufpaſſen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich will nichts geſagt haben, Herr Verwalter. Ich möchte niemanden ins Unglück bringen, Gott nein! Jeder

Menſch ſoll auf ſich ſelber ſchauen. Ich habe nur gemeint. Iſt ja weiter nichts Schlechtes zu ſagen, über den Hallner. Jeder Menſch ſchaut zuerſt auf ſich ſelber.“

Sprang der Forſtverwalter jetzt auf und rief: „Was ſoll das Herumreden! Was wiſſen Sie vom Hallner?“

„Mein Gott, wiſſen! Mit den Wildſchützen hält er's. Laufen läßt er ſie!“

„Der Hallner? Das iſt nicht wahr!“

„So was ſagt man nicht, Herr Verwalter, wenn man nicht beweiſen kann. Wann es gefällig iſt, will ich ſie bringen, meine Zeugen.“

„Ich fordere es, Randl, ich laſſe meine Leute nicht verdächtigen, merken Sie ſich das!“

So der Verwalter. Jener ging hin. Der Schmied-Franz wollte von allem nichts wahr haben, er habe nichts geſagt, er habe einen Rauſch gehabt und wiſſe nicht, was dummes Zeug er geſchwätzt. Andere aber wußten es ſchon recht gut und ſo hat der Schreiber Randl ſeine Zeugen erbracht.

Einen Tag ſpäter wurde der Oberjäger ins Schloß gerufen.

„Wir haben halbjährige Kündigungszeit, nicht wahr Hallner?“ ſo redete ihn der Forſtverwalter an.

„Kündigungszeit? Ich glaube, ein halbes Jahr, ich weiß es nicht einmal,“ antwortete der Oberjäger arglos.

„Somit können Sie ſich eine andere Stelle ſuchen vom November ab. Bei uns ſind Sie entlaſſen.“

Hallner glaubte ſchlecht verſtanden zu haben, der Verwalter mußte es wiederholen. Da ſchaute der Jäger verwundert drein. Endlich fragte er, faſt tonlos that er's, nach dem Grunde der Kündigung.

„Ich bitte Sie, den wiſſen Sie ja,“ ſagte der Verwalter, „mir war es lange unerklärlich, weshalb in unſeren Revieren das Wildererweſen ſo überhand nimmt.“

„Das nimmt nicht überhand, Herr Verwalter. Nie hat es in dieſer Gegend weniger Wildſchützen gegeben, als jetzt, das wird mir jeder beſtätigen können. Sie ſelbſt haben es noch im vorigen Herbſt geſagt.“

„Nie weniger Wildſchützen! Selber werden ſie ſich nicht anzeigen!“ lachte der Verwalter. „Wenn man ſie ohne weiteres laufen läßt, wird freilich keiner zu Protokoll kommen.“

Hallner ſchwieg ein wenig, dann ſagte er kleinlaut und ſtotternd: „Jetzt fällt's mir wohl ein. Des Schmiedes wegen iſt's. Herr Verwalter, ich leugne es nicht. Vor einigen Jahren. Ich war noch Neuling. Oben in den Lärchen. Ein armer Teufel. Er hatte nichts geſchoſſen, ich habe ihm das Gewehr weggenommen, es hängt heute noch im Jagdhauſe. Ich habe unrecht gethan, daß ich ihn nicht einführte, aber der Schelm hat mich zu ſehr gedauert. Ein Holdenſchlager Schmied war's. Im Strike durfte er nicht arbeiten, ſeine Genoſſen hatten ihm mit Gewalt gedroht, wenn er arbeite. Und eine große Familie daheim, hungernde Kinder, Herr Verwalter. So arme Leute!“

„Pah, Millionär wird der Wildſchütz ſelten ſein. Sie können ins Kloſter gehen und ein barmherziger Bruder werden. Zum Jäger taugen Sie nicht. Danken Sie es Ihrer ſonſtigen Unbeſcholtenheit, daß ich Ihnen nicht den Prozeß mache, ob Ihrer Pflichtvergeſſenheit. Thut mir leid, daß Sie ſo tief geſunken ſind, Hallner, habe Sie immer für einen verläßlichen Mann gehalten. Der halbjährige

Gehalt geht Ihnen heute noch zu. Iſt gut, wir zwei ſind fertig.“

Wie traurig iſt er hinübergegangen gegen das Jagdhaus in der Ringau! — Herzlos, herzlos! dachte er bei ſich. Es handelt ſich um Rehe und Hirſche, es handelt ſich um hoher Herren Jagdvergnügen, da giebt's kein Erbarmen mit armen Menſchen ....

Seinem Weibe ſagte er noch nichts von der Entlaſſung, aber eilends ſchrieb er an den Grafen, legte ihm die ganze Thatſache offen dar und bat um Gnade, für alle Zukunft größte Gewiſſenhaftigkeit verſprechend.

Bei einer Begegnung auf der Gaſſe rief der Verwalter dem Schreiber Randl zu: „Sie haben mir einen Dienſt geleiſtet, Randl. Schade, daß Sie mit der Flinte nicht umgehen können.“

„Ich mit der Flinte nicht, Herr Verwalter? Wer weiß es!“

„Kommen Sie einmal zu mir aufs Schloß.“

Es verſtrichen die Wochen. Dem Weibe des Hallner fiel es auf, daß ihr Mann nicht mehr mit dem Gewehre ausging. Er wartete noch immer auf einen gnädigen Beſcheid vom Grafen. Der kam aber nicht und der Forſtverwalter ließ ihm ſagen, wenn er binnen acht Tagen das Jagdhaus nicht räume, ſo würde er etwas Unangenehmes erleben. Da hat er ſeinem Weibe von der Sonnenfinſternis am Quatembertage geſprochen, unter der er zum Unglück geboren worden, und hat ihr alles mitgeteilt. Sie fand zu ſeiner Beruhigung das Unglück nicht ſo groß. „Die Jägerei iſt ohnehin ein windiges Handwerk. Du biſt ſtark, im Holdenſchlager Eiſenwerk nehmen ſie, wie man hört, wieder Arbeiter auf. Mach dir nichts daraus, wir nehmen eine Wohnung im Dorfe, da ſind wir mit den Kindern auch näher der Schule. Ich kann nähen. Und die Geburtstags-Sonnenfinſternis macht uns noch lange nichts.“

Sie zogen ins Dorf. Für ein glücklich liebend Paar war die Hütte, die ſie fanden, freilich groß genug, aber durch das ſchlechte Dach ſickerte der Regen auf das Stroh der Kinderbettlein.

Als Hallner in der neubezogenen Kammer über dem Tiſche an der Wand das Crucifix befeſtigte, hielt er damit plötzlich inne, blickte eine Weile auf das Kreuz und murmelte dann: „Ich kann's nicht verſtehen.“

„Was kannſt du nicht verſtehen, Nikolaus?“ fragte ihn ſein Weib, welches auf der Bank einen Kinderſchuh flickte.

„Daß es ſo arg ſoll gefehlt geweſen ſein, damals. In einem ſolchen Falle wäre es Chriſtenpflicht, hatte ich gemeint. Und nun dieſe harte Buß.“

„Hart iſt ſie wohl,“ ſagte das Weib, „aber auf der Welt geht's halt manchmal ſo.“

„Sag mir's noch einmal, Katharina, habe ich wirklich recht gethan, damals, daß ich den Schmied ziehen ließ? Sag mir's alle Tage vor, ich werde immer einmal ſchier kleinmütig.“

„Vor Gott haſt du recht gethan, es kann nicht anders ſein. Die harte Buß wendet ſich zum Guten, wirſt es ſchon ſehen.“

So ſprach ſie, die hochgemute Tröſterin, und da ward er wohl getröſtet. Bald bekam er Arbeit im Eiſenwerk, aber nur für halbe Nachtſchichten, denn die Beſtellungen hatten nachgelaſſen. Nähen konnte das Weib freilich, aber nicht lange, ſo begann ſie zu kränkeln, weil ihr nach der friſchen Waldluft die dumpfe Kammer nicht wohlbekam.

Eines Abends, als die Kinder ſchon ſchliefen, der Nikolaus aber im Eiſenwerke war, trat der Schreiber Randl ein. Er war ſehr artig, nahm ſie bei der Hand, ſchaute ſie beſorgt an und meinte, ihr Ausſehen wäre nicht das beſte. Aber ſie möchte nicht verzagt ſein, ſie hätte einen alten Freund, der ihrer nicht vergeſſen könne. Er verdiene ſich jetzt mehr als früher, er ſei Jäger geworden, wenn auch nicht Oberjäger, aber die Bäume wüchſen von unten hinauf. — Sie ſagte nichts darauf, als daß ſie ihn ſchon hinaus auf die Gaſſe bitten müſſe, weil ſie die Thüre zuſperre. Das könne ſie ja auch, wenn er drinnen bleibe, war ſeine Meinung. Da rief ſie durch das Fenſter zu einer Nachbarin hinüber, ob ſie heute nicht kommen wolle mit ihrem Spinnrad, es wäre juſt ein rechter Abend zum Plaudern.

Daraus ſah nun der Randl ſonnenklar, daß ſeine freundſchaftlichen Anerbieten nicht gewürdigt würden, er drehte ſich einmal ſachte um ſich ſelber, und ging dann langſam davon.

Das war eine der letzten Nächte, in welchen der Nikolaus im Eiſenwerke arbeitete. Bald darauf wurde er mit mehreren anderen Arbeitern, die auch erſt vor kurzem eingetreten waren, entlaſſen. Auch das wollte er ſeinem Weibe wieder nicht ſagen. Er ging ſo herum in der Gegend, ſcheinbar ganz behaglich ſchlenderte er wie Einer, der ſich gut geſchehen laſſen kann und nichts zu arbeiten braucht. Er ging gegen Abend wie gewöhnlich hinaus gegen die Eiſenhämmer, aber er bog bald wegsab in den Wald und als der Mond aufſtieg, holte er aus einer

Felſenkluft hinter Büſchen ſeine Flinte hervor. — O ſchönes Waidmannsleben! . . . .

Oder ſollte er ſeine Familie verderben laſſen? Ihm war's ein Leichtes, auf altbekannten Schlichen einen Rehbock zu erlegen. Es geſchah einmal, er zerlegte das Wild, trug das Fleiſch ſtückweiſe heim. Sein Weib ſchaute ihm angſtvoll ins Geſicht, das verdroß ihn baß, er ſagte unwirſch, ſo viel Umgang mit Jägern würde er wohl noch haben dürfen, um ein Stück Wildbret zu erſtehen.

Nach drei Wochen ging er ein zweitesmal aus in der Nacht. Es war ein nebeliges Herbſtwetter, an den Bäumen fielen Tropfen nieder von Aſt zu Aſt. Kein Vogel, kein Lüftchen, ſo ſtill, daß man die Hirſche hätte können äſen hören auf dem Grasanger, jenſeits der Schlucht. Nikolaus Hallner ging langſam zwiſchen den Lärchen hinan. Unter einem alten Lärchenſtamm, auf deſſen riſſiger Rinde alle Geſchicke der Waldbewohner eingemeißelt zu ſein ſchienen, blieb er ſtehen und hielt ſein Gewehr bereit. Nach Mitternacht ging der Mond auf. Alles Weſen ſchien zu ruhen, nur die Äſenden kamen herauf, man hörte ihre trägen Tritte. Zwiſchen das Geſtämme durch ſpähte des Schützen ſcharfes Auge. Er legte das Gewehr an, ein Blitz, und das Tier ſtürzte zuſammen. Ein zweiter Blitz aus dem nahen Dickicht, der Nikolaus that einen dumpfen Schrei, machte ein paar Sprünge und taumelte hin . . . .

Am frühen Morgen, ein Sonntag war's, haben ihn Kirchengänger gefunden. Er lebte noch, er preßte die Hand zur Fauſt gekrampft an die Rippen der rechten Seite. Die Wunde dort, er hatte ſie mit dem weichen Filze ſeines Hutes verſtopfen wollen, aber das Blut träufelte ſtetig auf das Moos und der Arm ſank kraftlos hin. Dann kamen noch mehr Leute zuſammen, darunter auch der Schmied Franz. Der hub zu ſchreien an, als er den Hallner liegen ſah in ſeinem Blut. Denn er wußte vieles und er ahnte alles: „Zuerſt abgedankt. Jetzt erſchoſſen! Verdorben, weil er Barmherzigkeit gehabt hat! Hätt er denn kein Chriſt ſein ſollen? Und ich kann dir nicht helfen! Kann denn niemand helfen? Kann's denn ſein, daß dieſer gute Menſch hier verſterben ſoll? O ſchrecklicher Gott!“

Der Sterbende taſtete nach der Hand des Schmiedes, mit verglaſtem Aug' ſtarrte er ihn an und hauchte ein Wort, das nicht mehr verſtanden worden iſt . . . .

Als ſie ihn an dem Abend des nächſten Tages in die Grube ſenkten, iſt nichts geläutet worden und nichts gebetet. Sein Weib iſt drei Schritte vom Grabe geſtanden und hat mit einem blaſſen, harten, thränenloſen Geſichte gegen Himmel geſchaut. Der war umzogen von lehmgrauen Wolken, die niederhingen auf die Berge. Das Weib ſtarrte fragend hin. Der Himmel ſchwieg. — Als die Grube zugeſchüttet war, wollte eine alte Frau das übliche Holzkreuz ſtecken auf den Hügel. Die Witwe trat hin, nahm ihr das Kreuz aus der Hand und trug es mit ſich. Als ſie über den Steg des Baches ging, warf ſie es ins Waſſer.

Das Kreuz an der Stiegel.

Mancher Menſch weiß nicht, was er alles im Kopfe hat. Es ſteht in irgend einem Winkel ein Trühelein mit Großvaters oder Urgroßvaters Hausrat. Es iſt, als ob wir das Gehirn des Großvaters in unſerem Kopfe hätten, nur daß es ſorgfältig gewaſchen und ausgebügelt worden. Trotzdem iſt hie und da ein ganz blaſſes Mal, ein ganz feines Fältchen zurückgeblieben von den Eindrücken längſt vergangener Zeiten. Es iſt wunderlich beſchaffen mit dem Inhalte eines Menſchenhauptes.

Weiß ich ein Geſchichtlein zu erzählen, welches hiehergehört. Wahr wird's wohl ſein, denn wie könnte ich's aus dem Kopfe herausſchreiben, wenn's nicht drinnen wäre!

In den erſten Jahren meines Lebens bin ich natürlich viel auf dem grünen Anger, wo die Maßliebchen ſtehen, herumgeſprungen oder habe zu den Fenſtern des Vaterhauſes hinausgeguckt. Die ſtarrenden Fichtenbäume und die weiten Berge, die ringsum ſtanden, habe ich zwar nicht geſehen, wohl aber die Meiſen und die Finken, die auf den Wipfeln waren und die weißen Kühe und die ſchwarzen Schafe, die an den Hängen herumſtiegen. Dann habe ich auch noch geſehen eine alte graubemooſte Thorſäule, die drüben am Angerthor ſtand, durch das der Weg ins Thal hinausführte. Dieſe Thorſäule ſtand etwas ſchief, war ſchon ſo verwittert, daß der Kopf nur mehr in ſtumpfen Splittern aufragte. Wenn ich ſie ſah, mußte ich immer an die Ahnel (meines Vaters Mutter) denken oder an einen heißen Sommernachmittag mit aufſteigenden Wetterwolken. Warum gerade dieſe Vorſtellungen damit verbunden waren, weiß ich nicht. Dann ſah ich am oberen Rande des Angers, neben dem Zaun das Bildſtöckel, wir nannten es „das Kreuz“, weil im Holzkäſtlein an der Säule das Bild des gekreuzigten Heilandes war. Letzteres eine bunte Glasmalerei: auf kanarigelbem Grunde das rote Kreuz, an beiden Seiten oben Roſen und am unteren Rande die Stadt Jeruſalem. Für mich hatte dieſes Bildnis ſchon auch deshalb einen geheimnisvollen Reiz, weil mein Kinderleiblein nicht hinaufragte, um es ordentlich betrachten zu können; und als ich nach und nach ſo hoch emporgewachſen war, daß meine Naſe über die untere Kante des Holzkäſtleins ging, da war das Bild in Scherben, das rückwärtige Holz ſtarrte hervor, nur in den Rahmenecken ſtak noch manches Stück Glas mit einem Kreuzarm oder einem roten Zwiebelturm der Jeruſalemſtadt.

Und endlich ſah ich in jenen fernen Tagen ein zweites, großes Kreuzbild. Dasſelbe ſtand am unteren Zaunrande des Hausangers, neben der „Stiegel“, wo man vermittelſt eines durchgezogenen Brettes über den Zaun ſteigen konnte, wenn man das unweit ſtehende ſchwere und widerſpenſtige Thor nicht aufmachen wollte. Jeder, der des Steiges kam und über die Stiegel ſtieg, ſchlug vor dem großen Holzkreuz ein kleines Kreuz über ſein Geſicht, wie es der Brauch iſt bei mir daheim. Vom Stubenfenſter aus war das Kreuz ſehr gut zu ſehen, das unten, etwa zehn Klafter vom Hauſe entfernt, an der Zaunſtiegel ſtand. Es war ſo hoch wie etwa zwei Männer übereinander, hatte ein zweiflügeliges Bretterdach und rückwärts eine Verſchalung, die bis zur Mitte der Säule herabging und die mich ihrer Form halber immer an den „Meßrock“ eines Prieſters erinnerte. Oft bin ich vor dieſer Bildſäule geſtanden. Auf dem Kreuze war ein faſt lebensgroßer weißer Chriſtus, über deſſen Haupt die nach einer Seite ausgezackte Tafel mit der Inſchrift I. N. R. I., und an deſſen Fuß ein ſchwerer roter Eiſennagel, der an einem Kettlein hing. Der Chriſtus hatte das Haupt nach der rechten Seite geſenkt, er ſchloß halb die Augen und ſeine Geſichtszüge mit den dickhingemalten Augenbrauen, mit dem ſchwarzen Kinnbart, der ſich kipfelförmig über die Mundwinkel hinaufſchlang, erinnerten mich an meinen Taufpaten Patritz Königshofer, der im Graben unten ſein Haus hatte und auch ſo ähnlich ausſah.

Das Kreuz hatte vor ſich eine Betbank und ſtand ſo, daß es dem Hauſe faſt abgewendet war und ſich gegen den Thorweg hin kehrte; vom Stubenfenſter aus ſah man nur die hervorſtehenden Knie des Heilandes. —

Dieſes Kreuz nun vor unſerem Hauſe hatte ich in meiner Kindheit gerne angeſchaut. Gewöhnlich ſtand es im ſilbernen Schimmer der Morgenſonne, auf dem Anger ringsum der Tau und die Blümlein, und voller Vogelſang war die Welt.

Etwa im elften oder zwölften Lebensjahre mochte es geweſen ſein, daß ich meinen Vater fragte, warum er denn das große Kreuz habe niederreißen laſſen, das unten an der Zaunſtiegel geſtanden. Der Vater antwortete, er wiſſe nicht, was für ein Kreuz ich meine, wenn nicht das Bildſtöckl, welches hinter dem Hauſe am oberen Angerzaun ſtehe. Das ſehe man ja, ſagte ich, aber jenes Kreuz thäte ich meinen, welches vor dem Hauſe am unteren Angerzaun geſtanden mit dem großen geſchnitzten Chriſtus und mit dem eiſernen Nagel am Kettlein! Der Vater ſchüttelte das Haupt — was ich denn da zuſammenrede, am unteren Angerzaun ſei ſein Lebtag nie ein Kreuz geſtanden. Hierauf nahm ich ihn an der Hand, führte ihn hinab zur Stiegel und zeigte neben dem Zaune genau den Platz, wo das Kreuz geweſen iſt. Jetzt wuchs wildes Gekräute dort, auch Diſtelwerk darunter. Mein Vater wiederholte, daß ſeines Gedenkens an dieſer Stelle niemals eine Kreuzſäule geſtanden, ja daß auch ſein Vater von einer ſolchen nie geſprochen hätte. Darauf gab ich mich zufrieden und dachte: So wird's halt geweſen ſein, als ich das früheremal auf der Welt geweſen bin.

Aus dem Kopfe iſt's mir aber nicht gegangen. So oft ich als Ochſenführer, als Hirt oder ſonſt wie an der Stelle vorbeikam, dachte ich ans Kreuz, und heute noch ſehe ich es in allen ſeinen Einzelheiten ſo klar und deutlich vor mir, wie man in der Erinnerung nur etwas ſehen kann. Mein Vaterhaus, die Bäume davor, der Brunnentrog, die heute dort noch ſind, ſie ſtehen nicht lebhafter vor mir als das Kreuz an der Stiegel, das gar nie vorhanden geweſen ſein ſoll. — Damals hatte ich dann das innere Geſicht allmählich aus den Augen verloren. Ich wuchs auf wie ein Tannling, dem Begehren, dem Streiten des Lebens zu. Rößlein giebt es zum Reiten und Dirnlein zum Necken, da hat der Knab nicht Zeit, ans Kreuz zu denken. Zudem war ein ganz anderes Kreuz aufgeſtanden. Wir hatten abgehauſt, und eines Tages mußten der alternde Vater und die kranke Mutter fort aus dem Heimatshauſe. Die Werkzeuge, die Axt und das Spinnrad wurden zuſammengepackt, die alten Käſten wurden aus ihren Winkeln gerückt, wo ſie länger als ein Jahrhundert geſtanden, um ſie nun auf den Karren zu laden und ins Ausgedinghäuſel hinabzuführen. Und als wir ſo den großen braunen Kaſten mit den altväteriſchen Geſimsverzierungen von der Wand rückten und dabei hinten ein Geflocke von Spinnweben aufdeckten, da bemerkte der Vater zwei Brettlein, die zwiſchen Wand und Kaſten aneinandergelehnt waren. Wir thaten ſie auseinander und da fand ſich, daß auf der Innenſeite des einen mit Kohlen etwas geſchrieben ſtand. Die Buchſtaben waren unbeholfen, aber ſorgfältig gezogen und als ich den Staub weggeblaſen, ſtand da deutlich zu leſen: „Das Geld iſt beim unteren Kreutz vergraben.“

„Was für ein Geld?“ war der erſte Ausruf des Vaters. Niemand wußte etwas davon. Sollte das Brettel aus alten Zeiten ſtammen? Vom Ahnen ging immer die Mähr, daß er reich geweſen, ſoll ja nach ſeinem Tode auch einmal altes Silbergeld gefunden worden ſein. Aber nicht beim unteren Kreuz. Wo iſt denn das? Es giebt kein unteres Kreuz! „Geld vergraben! Von wem! Für wen? Der Ähndl Ignaz (des Vaters Vater) hat gar nicht ſchreiben können. Das wird ein anderer geweſen ſein, ein Leutſopper.“ So meinte mein Vater und wollte das Brettlein wieder in den Winkel werfen. Ich nahm es ihm aus der Hand und war der feſten Meinung, daß die hölzerne Urkunde etwas zu bedeuten haben müſſe. Beim unteren Kreuz ſei gewiß ein Schatz vergraben und das untere Kreuz ſei gewiß dort geſtanden, wo ich es in Kindeszeiten ſo oft geſehen.

Den alten Kaſten ließen wir ſtehen querüber in der Kammer, wie wir ihn eben zum Aufladen gerückt hatten; die Ochſen, die ſchon draußen am Karren ſtanden, ließ der Vater wieder ausſpannen. — Geld vergraben! Wenn wir es fänden! Wenn wir damit die Schulden bezahlen und nachher wieder auf unſerm lieben alten Hofe bleiben könnten! Ganz heiß wurde uns unter dem Bruſtfleck. — Ich nahm den Spaten vom Karren und ſagte zum Vater, er ſolle desgleichen thun und mit mir kommen. So langte er nach der Schaufel und wir gingen über den Anger hinab gegen die Zaunſtiegel.

„Wie wirſt denn du das Kreuz finden — wo nie eins geſtanden iſt?“ murmelte mein Vater.

Ich hub an, neben der Stiegel das Geſtrüppe wegzuhauen und in den Boden zu graben. Die Erde war ſchwarz, ich ſtieß auf moderiges Holz. „Da ſchaut her,“ ſagte ich zum Vater, „der Kreuzſtock iſt noch da. Man kennt's, es iſt rotes Lärchenholz.“

Er ſchüttelte den Kopf. Es war thatſächlich der Reſt einer eingetriebenen viereckigen Säule.

„Jetzt werden wir auch den Schatz bald haben,“ ſagte ich, ſpuckte in die Hände und grub emſig weiter. Der Vater ſchaufelte mit großer Rüſtigkeit die Erde ſeitab. Die Mutter ſchwankte auf ihrem Stocke vom Hauſe zur Stiegel herab und wieder zurück, und wieder herab und ſah, wie das Loch immer breiter und tiefer wurde. „Schwitzen thut ihr,“ ſprach ſie dann, „ſoviel ſchwitzen thut ihr.“

Vom Nachbarsweg herüber humpelte unter ſeinem Rückkorbe ein alter abgehauſter Bauer, der Zirl genannt. Im Korbe hatte er ſein Bett, mit dem ging er von Haus zu Haus, und ſammelte milde Gaben. Und wo es Abend wurde, dort blieb er, richtete in der Scheune oder im Holzſchuppen ſein Bett auf und ſchlief darin wie ein König. Aber wie einer, der im Reiche Frieden hat. Dieſem Alten ſchwankte die Mutter jetzt entgegen und fragte ihn, ob er heute ſeinen Hunger noch im Magen habe, denn das war ſonſt des alten Zirls Sprüchlein: er habe noch den geſtrigen Hunger im Magen. Diesmal war der Alte verblüfft über die Frage und ſagte mit einiger Bösartigkeit: „Was fragſt meinem Hunger nach, Waldbäuerin, wenn du ihn doch nicht füttern kannſt. Haſt ja ſelber nichts. Gehſt ja ſelber juſt vom Haus wie die Dirn vom Tanz. Jetzt können wir miteinander geben.“

Ein hoffnungsreiches Herz iſt ſtark, daher entgegnete ihm die Mutter ganz gelaſſen: „So ſchlimm wird's etwa doch nicht ſein, wenn's Gottes Willen iſt. Vielleicht kann ich auch deinem Weib wieder einmal ein Bröckel ſchicken. Wie geht's ihr denn?“

„Dank dir Gott, ſie hat alleweil guten Appetit.“

„Geſegne Gott, ſie wird ſchon was kriegen.“

„Aber Bäuerin, ich höre doch, daß ihr abſiedelt.“

„Muß ſich erſt weiſen. Es kommt immer einmal eine Veränderung. Ein Eierſüppel, wenn du magſt!“

„Ein Eierſüppel mag ich ſchon,“ meinte der Alte. „Jeßtl, Jeßtl, wenn ich nur meinen Dodel bei mir hätt', der thut auch gerne Eierſüppeln eſſen.“

„Thuſt ihn halt ein andersmal mitbringen, deinen Buben,“ ſagte meine Mutter. Denn der Bub war ein armes Taubſtummerl. Und ſo hatte ſie die ganze Zirlfamilie zu ſich ins Haus geladen, bevor ſie wußte, ob wir ſelber drinnen bleiben werden.

Mittlerweile waren wir mit unſerem Schatzgraben ziemlich tief gekommen. Nun lehnte ich den Spaten an den Zaun und ging ins Haus, um noch einmal genau zu leſen, was auf dem Brettel ſtand. „Das Geld iſt beim unteren Kreuz vergraben.“ — Es mußte doch ſtimmen. Ich ging wieder hinab, um weiter zu arbeiten. Da rief mir der Vater ſchon entgegen: „Du geh her! Geſchwind geh her! Da drinnen, ſchau einmal!“

Er zeigte in das Loch. Da drinnen war, noch halb mit Erde bedeckt, etwas, wie die bauchige Wand eines eiſernen Topfes. Raſch faßte ich den Spaten, Gott, wie iſt das Arbeiten luſtig, wenn man den Topf ſchon ſieht! Endlich war das Ding bloßgelegt. Es war ein großer Eiſentopf, aber der Roſt hatte ſtellenweiſe Löcher hinein gefreſſen. Darinnen war nichts als Erde und der ſchlappige Fetzen eines härenen Stoffes, der auseinanderfiel, als wir ihn anfaßten.

Lange haben wir noch herumgewühlt in der Erde, haben den Topf herausgehoben, ihn beguckt von allen Seiten. Dann hat mich der Vater mit länglichem Geſicht angeſchaut und ganz leiſe geſagt: „Die Ochſen können wir wieder einſpannen.“

Als die Mutter von dem Ausgang unſerer Schatzgräberei gehört, ſprach ſie zum alten Zirl: „Nur ſauber auseſſen, das Eierſüppel. Wird wohl eh das letztemal ſein, daß ich dir was kann zukommen laſſen.“

Dann machte ſich der Alte mit vieler Umſtändlichkeit auf den Weg. Er kann zum Aufladen ſeines Bettelkorbes eine halbe Stunde brauchen, wer ſagt ihm was dagegen? Er iſt ſein eigener Herr. Als der Zirl dann zur Stiegel hinabkam und die Grube ſah, blieb er ſtehen, ſchaute eine Weile hinein und rief mit ſeiner kreiſchender Stimme zum

Karren herauf, wo wir gerade den Kaſten feſtbanden: „Was willſt denn da einſetzen, Waldbauer? Leicht wieder ein Kreuz?“

Gingen wir etliche Schritte gegen ihn hinab.

„Du redeſt auch von einem Kreuz?“ fragte ihn der Vater.

„Ja,“ ſagte der Alte, „weil da einmal ein Kreuz geſtanden iſt. Eh vor Zeiten einmal. Hab's ſelber ſehen liegen, wie es der Wetterſturm hat umgeworfen. Du wirſt ſelm noch nicht auf der Welt geweſen ſein, Lenzel.“

Wir ſind abgeſiedelt, vom großen Bauernhof ins kümmerliche Häuſel. Über das vergrabene Geld haben wir noch Mutmaßungen angeſtellt, aber dieſe waren ſo wenig erträglich, als früher das Graben geweſen. So ließen wir es endlich auch ſein. Länger hat uns das Kreuz beſchäftigt, das noch vor der Geburt meines Vaters umgefallen war und das ich in meiner Kindheit im Morgenſonnenſcheine ſo oft habe ſtehen geſehen.

Wie ſoll ich das nach unſerem grobkörnigen Erkennen anders ſagen, als daß das Kreuz mit allen ſeinen Einzelheiten zufällig im Gehirn drinnen noch geſteckt iſt, daß ich von meinem Großvater geerbt habe. — Und wenn es ſich mit dieſem Kreuze an der Zaunſtiegel ſo verhält, dann kann ich nicht gutſtehen für anderes, was ich geſehen, gehört und erfahren. Es mag manches in unſerem Kopfe ſein, was nicht wir, ſondern die Ahnen hineingethan haben.

Am Waldbrunnen.

Das alte Waldhaus auf dem Berge füllt in meinem Kopfe mehr Raum aus, als die übrige Welt. Es gehört aber auch der ganze Berg dazu, mit allem was drum und dran iſt. Ich verſichere euch, es war eine ganze Welt. und nicht eine von den ſchlechteſten. Es lebten in ihr keine Philoſophen, die ſie ſchlecht machten. Das Haus ſtand ſehr hoch oben, faſt am Rande des Himmels, und täglich, ſobald die Sonne aufging. beſchien ſie den Berg von oben bis unten. Ich habe ſeither keinen goldenen Berg mehr geſehen. Die Mutter hatte ein braungebundenes Gebetbuch mit Goldſchnitt. Wie dieſer, ſo leuchtete unſer Berg empor mitten im dunklen Waldlande. Das Haus ſtand auf flacher Hochmatt, vor demſelben herab lag ſteil das erſte Riegelfeld, dann kam ein Holzzaun mit etlichen Steinhaufen, weiter herab lag das zweite Riegelfeld, das war noch ſteiler, böſchte ſich untenhin aber in einen Rain aus. Unterhalb des Raines begann der Wald, der abwärts ging und immer abwärts bis ins enge, ſchattige Wieſenthal.

Gott, wie oft bin ich geſeſſen auf dieſem Raine! Ich habe dort gewacht im Sommer, daß die Kühe nicht aus dem Walde heraufſtiegen in das Kornfeld, ich habe dort gewacht im Herbſte, daß die auf dem Stoppelfeld weidenden Schafe ſich nicht verliefen in den Wald hinab. Ich habe dort gewacht im Frühjahre, wenn der Weidknecht mit der Jungmagd Brennholz hackte, daß die beiden nicht aneinandergerieten, denn ſie waren ſich — wie ich aus Andeutungen meines Vaters zu entnehmen glaubte — ſpinnefeind. Manchmal war es wohl, daß mich der Knecht fortſchicken wollte: „Du Bub, du haſt ſchön Zeit, geh hol mir meine Tabakspfeifen vom Haus herab!“ Oder die Jungmagd: „Du Bübel, geh zum Steinhaufen hinauf, dort kannſt es ſehen, ob der Rauchfang dampft und es ſchon bald Mittag wird. Wir ſind ſchon hungerig. Geh, Bübel, nachher biſt brav!“

Ich aber ging nicht, ſondern hockte feſt und treu auf der Wacht am Rain.

Meine Zeit habe ich mir dabei vertrieben mit Sammeln der Tannenzapfen, die von den hohen Bäumen herabgefallen waren, oder mit Hirſchenſchnitzen aus Baumrinden, wie ein anderer meiner Jugendſtandesgenoſſen, der jetzt weltberühmte Meiſter Defregger. Der Weidknecht Franzel war kein übles Bürſchel, aber dieſes mein Hirſchenſchnitzen mußte ihm hölliſch zuwider ſein. Eines Tages, als er mit der Jungmagd wieder unterhalb am Raine beim Waldbrunnen einen Fichtenbaum in Blöcke zerſchnitt, dabei durſtig wurde, mit ſeiner Hutkrempe aus dem Brunnen Waſſer ſchöpfte und das Dirndl fragte, ob es auch trinken wolle, legte dieſes die Säge ins Moos und antwortete: „Ja, du Franzel, mir iſt es gleich recht, das Trinken, mir iſt eh ſo viel warm, weißt.“ Er bog die mit Waſſer gefüllte Hutkrempe zu einem Schnabel und hielt ihn dem Dirndl an die roten Lippen. Und als ſie dann ein wenig ſo nebeneinander daſtanden, rief der Knecht plötzlich zu mir herauf an den Rain: „Rotzbub, fauler! Haſt denn du keine Arbeit, den ganzen Herrgottstag, daß du auf dem Rain herumkugelſt, dieweil die Kühe auf dem oberen Feld das Korn freſſen!“

Die Kühe auf dem oberen Feld das Korn! Mir ging die Kunde durch Mark und Bein, denn es oblag mir, auch das obere Feld, auf dem junges Korn grünte, vor feindlichen Überfällen zu bewachen. Ich lief eilends hinan zu dem Steinhaufen, über den Zaun, über den Riegel. Da lag weit und ſtill das grüne Feld, aber keine Kuh war darin zu ſehen, nur ein Lerchenpaar flog munter darüber hin und her und dann einander luſtig verfolgend hoch auf in den blauen Himmel. Beruhigt ging ich wieder hinab zum Rain. Die beiden Holzſchneiders-Leute mußten ſich auch ſelbſt umgeſehen haben nach Kühen und Kornfeld, ſie waren nicht da. Erſt nach einer Weile kam die Jungmagd zwiſchen den Lärchen herüber und ſagte ganz laut: „Wenn auf den Halterbuben kein Verlaß iſt, ſo muß unſereins ſelber nachſchauen gehen. Na, Franzl, wo biſt denn?“ Jetzt kam von den Lärchen auch der Knecht her. „Haſt auch du dich nach den Kühen umgeſchaut?“ fragte ſie ihm hell entgegen. „Ich habe mich nach den Kühen umgeſchaut,“ antwortete der Franzel und dann gingen ſie langſam wieder aus Holzſchneiden.

Der Waldbrunnen ſtand in einem Kreiſe von ruppigen Tannen und Fichten auf moorigem Angerlein, wo im Erdreich die Fußlöcher der Kühe waren, die hierher kamen, um zu trinken. Der Brunnen rann faſt armdick unter einem buſchigen Hange zwiſchen grünbemooſten Steinen aus der Erde und wurde durch ein Holzrinnlein in den langen Trog geleitet, der aus einem Baumſtamm gehöhlt und deſſen eine Kopf ſchier in das ſumpfige Erdreich verſunken und vermuhrt war. Der Trog war mit Flechten und Mooſen bewachſen, ſo daß das glasklare Waſſer drinnen wie in einem weichen grünen Sammtbette lag. Unter dem Troge rann das Waſſer in einem ſchmalen ſandigen Bächlein zwiſchen Germen, Wildlattich und Waldkreſſe davon. Dieſer Platz und dieſer Brunnen waren immer, auch in den ſonnigſten Sommertagen, in einer kühlen feuchten Dämmerung und das kalte reine Waſſer war bekannt weit und breit, ſo daß jeder, deſſen Weg in der Nähe vorbeiführte, zum Brunnen herabſtieg und trank, entweder frei aus dem Troge, wie unſere Rinder, oder aus dem Hutſchnabel, wie der Weidknecht und die Jungdirn, oder aus der hohlen Hand, wie unſere klugen Vorfahren, ſo lange ſie noch keinen Krug erfunden hatten.

Beim Waldhauſe oben war wohl auch ein Brunnen, er ſtand mitten im Hofe, hatte einen ſchönen großen Trog und einen zierlichen Ständer darüber; in den Ständer waren drei kronenartige Ringe hineingeſchnitzt, auf der Spitze war ein wohlgeformter Knauf; der Brunnen hatte alles, nur kein Waſſer. Allerdings bloß zeitweiſe. Im Frühjahre, wenn der Schnee ſchmolz, im Sommer, wenn die Regenzeit war, gab es Waſſer genug aus dem Rohre, aber wenn Dürre war, da tröpfelte es nur und brauchte mehrere Stunden, bis der grünglaſierte Krug voll wurde. Im Winter fror das Waſſer ganz ein. Da nahm der Vater wohl manchmal das Brunneiſen, einen viele Klafter langen Draht, warf es an einem Ende ins Herdfeuer, und wenn es glühte, that er's auseinander und ſtach damit ins Brunnenrohr, ſo tief es ging. So trieb er's oft den ganzen Vormittag. Manchmal brachte dieſe Arbeit Waſſer, manchmal nicht. Die Haustiere aber mußten im Winter täglich dreimal aus dem Stall zur Tränke geführt werden, durch tiefen Schnee hinab bis zum immer eisfreien Waldbrunnen. Das war die Arbeit des kleinen Buben — meine Arbeit. Bei dieſem „Waſſern“ habe ich mancherlei Schmerzen gehabt, offene und heimliche. Es fror mich in den Zehen, es fror mich in den Fingern, es fror mich in den Ohren und in der Naſe. Aber die Kühe und die Stiere und die Kälber beeilten ſich gar nicht, ſie ſtanden der Reihe nach am Troge, ſo viele ihrer auf einmal dort Platz hatten und ſchlürften mit Behagen das kalte Waſſer, ein Winterdurſt, den ich gar nicht begreifen konnte. Hatten ſie getrunken, ſo hing manchmal, wenn wir wieder über den kalten Riegel hinaufkamen, von den Schnauzen ein Eiszäpflein hinab, was aber gar nicht hinderte, daß unterwegs die munteren Stierlein ſchalkten mit den Kalben und dabei trotz meiner Winke mit der Gerte nicht vom Flecke wollten. Mein innerer Schmerz beſtand in der Furcht vor den Geiſtern. Denn an den Winterabenden war es beim „Waſſern“ zumeiſt ſchon kohlrabenfinſter. Pfiff in den Bäumen der Wind, ſo war es unheimlich, und rührte ſich kein Zweiglein, kein Lufthauch, ſo war es noch unheimlicher. Überall lugte etwas hervor, zwiſchen den Stämmen, aus den Büſchen, manchmal ſogar ein funkelndes Äuglein unter dem Baumtroge. Wenn der kalte blaſſe Mond zwiſchen den ſchwarzen Wipfeln herniederblickte auf den finſteren Anger, da war es ſchauerlich zum Vergehen. Die heiße Angſt vor den Geiſtern hatte nur ein Gutes, ſie jagte mir das Blut tüchtig durch die Glieder und ſchützte mich vor dem Erfrieren. Wie viele verfrorene Zehen hätte ich heute noch, wenn die Geiſter am Waldbrunnen nicht geweſen wären! Man weiß nun wenigſtens, woher die Unverfrorenheit kommt. — Und ſo wie ich mit den Tieren, gingen andere mit den Waſſerbutten zum Waldbrunnen hinab, um den Hausbedarf zu holen. Einmal hatte der Knecht ſo eine gefüllte „Waſſerbutten“ im Vorgelaß des Hauſes ſtehen laſſen, in der Nacht darauf gab es einen Knall und am nächſten Morgen lagen die Taufeln des Gefäßes auf der Erde und das gute Waldbrunnwaſſer ſtand in Geſtalt der Butten da, es war zu einem Eisklumpen geworden. Daraus erhellt, daß es in unſerem Hauſe auf dem Berge manchmal kälter war, als unten beim Waldbrunnen, deſſen Trogſpiegel nie eine Eiskruſte aufwies.

Einmal hatte ich am Waldbrunnen ein großes Herzleid. Im Herbſte war's, ich hatte unten im Wieſenthal aus dem Freſenbach ein Forellchen geſtohlen. Es war ohnehin ſelten genug, daß es mir gelang, mit den Händen ſo ein Schwänzlein unter einem Stein oder Raſen hervorzufangen. Nun hielt ich das Tier im Waſſer feſt, daß es einſtweilen noch trinken konnte, und dachte nach, wie man das ſchöne Fiſchlein lebendig hinaufbringen könnte zum Haus auf dem Berge, um es dort im Hofbrunnen zu hegen und zu pflegen zu meiner und der jungen Geſchwiſter Ergötzung. Es muß nur Waſſer haben unterwegs, ſonſt braucht es nichts. Und Waſſer hat es doch, wenn ich dem Wäſſerlein entlang anwärts gehe, das da durch den Wald herabrinnt. Man hält es unterwegs manchmal hinein und läßt es wie in einem Wirtshauſe trinken. So geſchah's. Ich lief mit der in der Hand ſchwänzelnden Forelle den Berg hinan und hielt ſie von Zeit zu Zeit in ein Waſſertümplein, damit ſie ſich den Durſt löſchen konnte. Anfangs machte ſie darin noch das hufeiſenförmige Maul auf und zu und bewegte die Ohren, wofür ich die Kiemen hielt. Ich lief dann wieder was das Zeug hielt, aber der Berg iſt hoch und allmählich wurde das Schwänzeln matter, krampfhafter, und wenn ich das Tier ins Waſſer hielt, wollte es nicht mehr ſauſen. Ich verſuchte ein anderes Mittel, das Buben bei ohnmächtigen Fiſchen anzuwenden pflegten, ich blies ihm ins offene Maul Atem hinein. Das ſchien ihm aber gleichgültig zu ſein. Endlich kam ich zum Waldbrunnen. Das iſt ein tiefes, klares, friſches Waſſer, das wird ihm ſchon taugen, da wird es ſich bald erholen. Nur um ein geringes weniger atemlos als der Fiſch angekommen warf ich ihn ſofort ins Waſſer. Er tauchte langſam in die Tiefe, legte ſich dort ſeitlings auf den grünen Sammt hin, daß der weiße Bauch mit den roten Sternlein obenauf war, that Augen und Maul auf und bewegte ſich nicht. Am Ende iſt er tot? Dann wird er in dieſem guten Waſſer gewiß wieder lebendig, wenn man ihm nur Anregung dazu giebt. Ich griff vorſichtig hinein, richtete den Fiſch auf, wie Fiſche ſtehen, kitzelte ihm die Floſſen, ſchob ihn ein wenig voran, ja machte ihm mit dem Finger das Maul auf und zu, wobei ſich richtig die „Ohren“ bewegten. Aber als ich das liebe Fiſchlein wieder ausließ, um zu ſehen, ob es auf eigenen Floſſen ſtehen könne, legte es ſich neuerdings auf die Seite und war wieder tot.

Ich ſtand vor dem Troge, ſchaute ins Waſſer und fing an ſehr traurig zu werden. Dann riß ich ein herzförmiges Lattichblatt vom Stengel, legte das kalte weiche Leichlein drauf und trug es vollends hinan zum Waldhauſe. Dort hat die Mutter den Fiſch ausgeweidet, gewaſchen, mit Salz beſtreut und in die Glut des Herdes geworfen. Und ſiehe, in der lichtguldenen Holzkohlenglut ward die Forelle wie lebendig, wenigſtens begann ſie mählich den Schwanz zu heben und ſich zu ringeln. Den Ring aber nahm die Mutter mit der Feuerzange heraus, dann blies ſie die Aſche weg und legte ihn auf den Teller. Und hernach habe ich aus lauter Traurigkeit um das Fiſchlein dasſelbe aufgegeſſen bis auf das zartbegrätete Rückgrat und auf den Kopf, aus welchem mich die runden verkalkten Äuglein ganz verliebt anblickten.

Am Waldbrunnen aber, wo all dieſe Ereigniſſe ſich zugetragen, ſtand dann einmal die Jungmagd Thereſel und wuſch ſich. Sie wuſch die Hände, das Geſicht; die dunklen Flecklein und Sommerſproſſen gingen nicht mehr weg; ſie wuſch ſich die Augen — die blieben rot und trüb, und dann ſetzte ſie ſich auf den Trogrand und hub an zu weinen.

Freilich hatte er ſie heiraten wollen, der Franzel, ſie war mit ihm ſchon zweimal ausgerufen worden von der Kanzel. Anſtatt des dritten Ausrufes am Sonntage vor der Hochzeit verkündete der Pfarrer das folgende: „Geſtern nachmittags um fünf Uhr iſt im Ländholz der beim Waldbauern bedienſtete Knecht Franz Zeilhofer beim Graßſchnatten verunglückt in ſeinem zweiundzwanzigſten Lebensjahre. Laſſet uns für ſeine arme Seele ein Vaterunſer und ein Ave-Maria beten.“ Der Franz lag dieweilen in der Vorlauben unſeres Hauſes ſchlank und blaß auf dem Brett. Die Jungmagd ſtand bei ihm und ſtrählte mit einem Kamm ſein weiches nußbraunes Haar quer über die Stirn herab und ſteckte ihm ein Rosmarinſträußlein zwiſchen die über der Bruſt ineinander gelegten wachsweißen Finger. — Morgen war ja der Hochzeitstag . . .

Und wie hat ſie ſich zugetragen, die Geſchichte ſeines frühen Todes? Der Ländbauer im Thale hatte meinen Vater gebeten: „Gelt, Nachbar, du biſt ſo gut und borgeſt einen Knecht, daß er mir Graß (Reiſig) von den Fichten ſchnaidtelt, ich bin ſchon alt und kann nit mehr hinauf und meine Weibsleute wollen nit hinauf. Und im Stall brauch ich ſchon die Streu.“

Sagte mein Vater zum Weidknecht: „Franzel, du biſt ein flinker Steiger. Kannſt dir für deinen kommenden Eheſtand ein Vergeltsgott erwerben, wenn du am Samstagfeierabend dem alten Ländhofer ein paar Graßbäume ſchnaidtelſt.“

„'sſelb will ich ſchon thun,“ antwortete der Franzel, der immer ein williger Menſch war und der hoch auf dem Fichtenwipfel eins zu jauchzen gedachte, ſo lange er noch Junggeſelle thäte ſein auf der Welt im ſonnigen Abendſchein. Und als der Feierabend kam, ging er hinab in das Ländholz, ſchnallte die doppelzackigen Steigeiſen an die Füße und ſtieg an. Und als er hoch auf einem ſchlanken Fichtenbaume war und munter die langen Äſte abhackte, daß ſie rauſchend niederfielen aufs zarte Heidekraut, da kam der Nachbar Kniepler mit einem Beil daher und ſchrie hinauf: „Wer hat dir's geſchafft, in meinem Wald Graß zu ſchnaidteln?“

„Das iſt dem Ländhofer ſein Wald!“ rief der Franzel herab.

„Du Lügenmaul, du verdammtes!“ darauf der Kniepler, „dort drunten iſt die Grenze und dieſer Baum gehört mein. Wirſt herabſteigen?“

„Na,“ antwortete der Franzel, ſchnaidtelte weiter und begann zu pfeifen.

„Wart, ich will dir herabhelfen, du Froſchkeule, du! Ich komm dir hinauf!“

„Komm nur herauf,“ ſagte der Franzel, „auf dieſem Wipfel haben zwei Vögel Platz,“ und pfiff wieder.

Da hat den Kniepler, der ein wilder, halbverrückter Menſch war, die Wut gepackt. Hinauf ſtieg er nicht, weil er ſich nicht getraute, aber etwas anderes begann er. „Wart nur!“ keuchte er und hub an, den Fichtenſtamm zu behacken mit dem Beil. „Wart nur, dir will ich das Herabſteigen erſparen. Hängen wirſt nit bleiben in der Luft, das weiß ich.“

Bei jedem Hiebe, den er dem Stamm verſetzte mit dem ſcharfen Stahl, ging ein leiſes Zittern hinan den Schaft. Ein Kreuzſchnabelpaar, das zuhöchſt im Wipfel geniſtet hatte, flatterte auf und umkreiſte kreiſchend die Krone. — Der Narr wird doch den Baum nicht fällen wollen, mag der Franzel ſich gedacht haben. Und als er ſah, daß der Kniepler ernſt machte, begann er ſich auf ſeinem Wipfel zu ſchaukeln, ſo daß der Bogen immer größer wurde, den der ſchlanke federige Baum durch die Lüfte ſchnitt. Der Franzel hatte die Abſicht, durch das Schaukeln einen Wipfel der nebenſtehenden Bäume zu erreichen, ſich auf denſelben hinüber zu ſchwingen, wie es die Eichkätzlein machen. Aber die Entfernung bis zum nächſten Wipfel war immer noch zu groß. Es währte eine Stunde und länger, der Kniepler hieb eifrig los, die Späne flogen, der Stamm hatte bereits eine rieſige Scharte. Das hohle Dröhnen im Stamme zeigte dem Franzel oben wohl an, daß das Beil ſchon an den Kern kam. Da wurde er ſtill und dachte vielleicht nach, was jetzt zu thun ſei, ob er um Gnade bitten ſolle oder das Äußerſte abwarten. Für erſteres war's vielleicht auch ſchon zu ſpät, denn im Schafte begann es zu kniſtern. Aber es iſt doch nicht zu glauben, daß der Kniepler einem ans Leben geht wegen der paar Äſte da! Das iſt ein wilder Menſch! Und jetzt haut er den Baum um! Jeſus Maria und Joſef, verlaßt mich nit! — Schaukeln that er nicht mehr, der Franzel, aber ſachte, ganz ſachte fing der Baum mit ihm an, ſich nach einer Seite zu neigen, zuerſt ſtoßweiſe, ruckweiſe, dann ein ſchmetterndes Schnalzen und ein Hinſauſen durch die Luft . . .

Wild ſchwirren die Vögel um den fallenden Stamm. Dieſer ſtreift eine alte Lärche, der Franzel haſcht hin, erfangt ſich am Lärchenaſt, aber die Steigeiſen des Burſchen ſind tief ins Fichtenholz gehackt, ſo daß der Franzel einen Augenblick an beiden Bäumen hängt. Da bricht der Lärchenaſt und nieder mit dem krachenden Baum ſtürzt der Franzel. Mit dumpfem Schall ſchlägt ſein Körper auf den ſteinigen Boden, wo er regungslos liegen bleibt.

Am ſpäten Abend, als es ſchon dunkelte, kam der Kniepler langſam an unſer Haus herangeſchlichen und brachte in weinerlicher Art die Nachricht vor, unſer Weidknecht ſei beim Graßſchnaidteln im Ländholz vom Baume gefallen, er habe ihn dort gefunden. Wir gingen gleich mit Laternen hinab, da waren ſchon Leute dort; ſie zeigten auf den Toten, auf den umgehauenen Baum und fragten den Kniepler eindringlich, wie das habe geſchehen können?!

„So!" begehrte der Bauer überlaut auf, „glaubt's etwan, ich hätt' die Fichten umgehackt?" So hatte er ſich zum guten Teil ſchon in jener Nacht verraten. Das Geſtändnis legte er am zweiten Tage ab, vor dem Crucifix im Gerichtsſaal zu Leoben.

Und den Franzel haben ſie auf einem großen Reiſigaſte, den er ſelbſt vom Baume gehackt, heraufgetragen durch den Wald. Keine Wunde war zu finden an ſeinem Körper, nur aus dem Munde war Blut gekommen. Als die Männer zum Waldbrunnen kamen, ſetzten ſie dort die Bahre auf das feuchte Moos und wuſchen ihm mit einem weißen Tuche die Blutkruſten von Geſicht und Hals, ſo daß das kalkweiße Geſicht mit dem dunklen Schnurrbärtlein und den ſchwarzen Augenbrauen völlig ſchön anzuſehen war.

Und ſo iſt der Franzel geſtorben. An dieſem Brunnen hat einſt ſein Blut geblüht und an dieſem Brunnen iſt es abgewaſchen worden.

— — — — — — — — — — — —

Als nach ſolchen Geſchichten mehr als vierzig Jahre vergangen waren, da iſt aus der Ferne ein ältlicher Mann gekommen und hat geraſtet am Waldbrunnen. Vieles hatte ſich in der Gegend geändert. Haus um Haus war zur Erde geſunken und die Leute in ſie hinein. Nur dieſe alten knorrigen Tannen und Lärchen ſtanden noch ſo wie einſt und die Germen und Wildfarren wucherten auf moorigem Boden. Der Brunnentrog war noch immer nicht ganz vermodert, nur hatte er ſich noch enger in den Boden eingeſchmiegt, noch dichter in den grünen Mantel des Mooſes gehüllt, wie es uralte Greiſe thun, wenn es ſie fröſtelt. Die Quelle aber rann ſo aus dem Geſtein wie ehedem, in ewiger Jugendfriſche. — Der Mann ſaß auf dem Rande des Troges und ſein Denken verſank in vergangene Zeiten. In jene wunderſamen Zeiten, als dort beim Feldrande ein barfüßiger Knabe ſaß zur Wacht am Rain, als derſelbe Knabe ſchauernd vor Kälte und Geiſtern die Rinder zur Tränke trieb in kalten Winterabenden, als er am Brunnen das Fiſchlein laben wollte an jenem geruhſamen Sommertage, als eine verlaſſene Magd ſich die roten Augen wuſch und als ein junger Leichnam auf dem grünen Baumaſt ausgeſtreckt lag am Waldbrunnen . . .

Nach langem Träumen erhob er ſich, fuhr mit der Hand über die Stirn und murmelte: O Menſchenleben! O Menſchenleben!

Der Federlſchneider.

Am Frauentage im Advent, noch in dunkler Morgenſtunde gingen ſie in die Kirche zum Engelamt, der Toni, der Seppel, der Feſtl, der Hanſel, die Jula, die alte Kundel und der Schneider. Der Federlſchneider genannt, weil er immer wie auf Federn ging und hüpfte, weil er federleicht in den Lüften ſchwebte und eigentlich nie zur Erde fiel, auch wenn er im Rangeln und Ringen hingeſchleudert wurde. Gleich einem losgelöſten Federlein ſchwamm er in allen vier Winden dahin und hängen blieb er nur am Faden ſeiner Werkſtatt und manchmal an den Haarflechten eines rundwangigen Dirndls. Alſo dieſer Federlſchneider war auch dabei.

Als ſie auf dem eiſigen Steg über die Freſen gingen, that die alte Kundel einen ſchrecklichen Schrei und pletſch, lag ſie auch ſchon im Waſſer. Sofort wollten die Burſchen heldenmütig in den Bach ſpringen, um das arme Weiblein zu retten, aber der Toni ſagte, das Waſſer ſei zu kalt, man könne ſich leicht eine ſchwere Krankheit holen. Der Seppel meinte, der Fluß ſei zu tief, man ſinke gewißlich unter. Der Feſtl meinte, wenn weiter hin das Eis nicht wäre, aus welchem der unterhalb hineingeratene Chriſtenmenſch nicht hervorkönne, ſo würde er es ſehr gerne wagen, die Ertrinkende zu retten. Und der Hanſel glaubte, es ſei ohnehin ſchon zu ſpät. Der Federlſchneider ſagte: „Na wart, Alte, dich will ich bald haben!“ lief das Ufer entlang bis zur Stelle, wo das Weiblein wie eine dunkle Kugel dahinrann, dort ſtürzte er ſich ins Waſſer und bald hatte er ſeine Beute im Trockenen. Beleuchtet wurde der Hergang vom untergehenden Mond. Der Toni und der Seppel und der Feſtl und der Hanſel trugen die alte Kundel in die warme Stube des Müllers und ſpielten ſich beſcheiden als die Retter aus. Nur die Jula wollte wahrhaben, daß es der Schneider geweſen ſei!

„Ha, der Federlſchneider!“ lachten ſie, „für den iſt's freilich keine Kunſt, ins Waſſer zu hüpfen, der kann nicht untergehen, den tragt der Wind allemal wieder in die Höhe.“ Dieweilen ſchwepperte der pudelnaſſe Schneider mit den Zähnen, bis ihn die Müllerin ins Ehebett legte. Für ihn war's aber keins, und ſo ſchlummerte er ein.

Drei Wochen ſpäter war beim Stockerwirt ein Feſt. Auf der Kanzel war es bekannt gemacht worden: „Am Unſchuldigen-Kindertag ſolle die Gemeinde Gott und einem Menſchen zu Ehr auch einmal eine weltliche Luſtbarkeit abhalten. Die Leute möchten zuſammenkommen am Nachmittage beim Stockerwirt, dort würde geſungen, gegeigt und geblaſen werden und der Bezirksvorſteher von Vorau würde ſich einfinden, um dem braven Juſtus Alland die von einem Wohlthäter geſtiftete Rettungsmedaille an die Bruſt zu heften. „Dem Juſtus Alland? Wer iſt denn der?“ fragten die Leute einander. „Jeſſeles, das iſt ja der Federlſchneider! Der die alte Kundel aus dem Bach gefiſcht hat. So, der kriegt einen Stern auf die Bruſt?

Wie der Kaiſer Joſef einen hat gehabt, wenn er den Mantel auseinandergeſchlagen hat! Na, was ſie mit ſo einem Schneider für Geſchichten machen! Hätt' unſereins das biſſel Weibsbild herausgezogen, da thät gewiß kein Hund weiter einen Beller machen, deswegen!" Aber ein anderer gab das Wort aus: „Dabei wollen wir doch ſein, wenn der Schneider gefoppt wird!" Und ſo iſt am Unſchuldigen-Kindertag ein großer Zuſammenlauf geweſen beim Stockerwirt am Alpſteig.

Auch von unſerem Hauſe war alles dort, ſelbſt Vater und Mutter, die ſonſt nie ins Wirtshaus gingen, denn der Vater hatte kein Geld und die Mutter keinen Durſt, und bei ſolchen Zuſtänden iſt's daheim kurzweiliger, als im Wirtshaus. Aber diesmal, ſo meinte mein Vater, diesmal müſſe die Tapferkeit eſtimiert werden. Wenn man ſchon den Soldaten ein Ehrenfeſt giebt, die vom Leutumbringen heimgekommen, ſo wird man einem Lebensretter auch was Rechtſchaffenes anthun dürfen. Dazu fügte es ſich, daß der Schneider Juſtus für die nächſte Woche bei uns auf die Ster geladen war, da ſollte er nicht ſagen dürfen, der Waldbauer, dem er das Gewand mache, hätte ſich bei ſeinem Ehrentag nicht blicken laſſen. Wir hatten an demſelben Tage Beſuch erwartet. Der Jager-Schwager vom Puſterwald hatte Poſt ſchicken laſſen, er wolle um die Weihnachtsfeiertage zu uns kommen, um einmal meiner Mutter ihr kleines Kinderwerk anzuſchauen und vielleicht auch das Schneiderfeſt mitzubegehen. Der Jager-Schwager kam aber nicht an demſelbigen Tage. Die Mutter ging erſt gegen Abend zum Stockerwirt, nachdem ſie die Haustiere und uns Kinder abgefüttert hatte und Anordnung getroffen, wie wir das Nachtgebet ſprechen, dann das Licht auslöſchen und hübſch ins Bett gehen ſollten. Ich war damals ſchon ſo groß, daß man zwei Wickelkinder aus mir hätte machen können, wurde daher aufgeſtellt zum Verwalter über meine drei jüngeren Geſchwiſter. Das gab mir für den Abend unermeßliche Vorteile. Ich durfte nach Herzensluſt auf dem Kopfe ſtehen, was ſonſt verboten war, ſeitdem damals mit den Füßen in der Luft ein Fenſter in Scherben geſchlagen worden war. Ich durfte unbedenklich der dreijährigen Schweſter Plonerl einen Huſarenſchnurrbart unter das Naſelein malen und ich durfte die Lebkuchen aufeſſen, die uns drei Tage vorher das Chriſtkind in alle Hoſen- und Rockſäcke geſteckt hatte, während wir geſchlafen in der heiligen Nacht. Aber ſiehe, mein Leſer, der Ehrgeiz! Nun ſtellte ich die Verwalterswürde höher als die perſönlichen Neigungen und blieb durchaus anſtändig. Ich machte meinen Geſchwiſtern ſogar den Vorſchlag, für dieſen Abend auch die ſchönen und guten Lebkuchen zu ſchonen, denn ſobald der ſüße Kuchen mit den weißen Mandeln verzehrt ſei, hätten die Weihnachten ein Ende. Wir hatten ſamt und ſonders aber die Weihnachten ſehr lieb, da ſang die Mutter Krippenlieder, da räucherte der Vater mit Weihrauch die Stuben und Ställe ein, da erzählte der Knecht Markus die ſchauerlichſten Geiſtergeſchichten, da ſprach, wie es hieß, ſogar das liebe Vieh im Stall zuweilen unter ſich in menſchlicher Rede. Zu ſolchen Herrlichkeiten und Geheimniſſen gehörte entſchieden der Lebkuchen, der ſollte über Neujahr hinaus bis zu Heiligendreikönig dauern. Und darum predigte ich jetzt Entſagung. Meine Geſchwiſter zeigten ſich einverſtanden, aber nicht leichten Herzens, und die kleine Plonerl hub ſchon an, den lebzeltenen Reiter mit den weißen Zuckerſtriemen abzulecken, woraus ich die Entwickelung eines intimen Verhältniſſes befürchten zu müſſen glaubte. Mit nachgerade väterlichem Ernſt nahm ich ihr den Reiter aus der Hand und die Kuchen wurden alle in ihre Schüſſelchen und Körbchen gelegt und auf den Kaſten geſtellt.

Hernach forderte ich meine Untergebenen auf, hübſch vor dem Tiſche niederzuknien und ihre Abendgebetlein zu beten, ich that desgleichen und kam mir dabei ungeheuer großartig vor. Bald darauf loſch ich vorſchriftsmäßig das Licht aus und wir krochen in unſere Bettchen.

Meine Geſchwiſter waren bald daheim beim himmliſchen Vater und ſeinem Chriſtkinde, ich hatte die Augen noch eine Weile offen und betrachtete das blaſſe Schneelicht, das zu den Fenſterchen hereinſchimmerte. Dachte auch an den tapferen Schneider, der ſein Kreuzlein oder Sternlein oder was weiß ich, ſchon an der Bruſt haben werde, zum Andenken, daß er gleichſam einen Menſchen wieder erſchaffen hat, der ſchon des Todes geweſen. Allerdings war dieſe Schöpfung ein altes runzeliges Weiblein, während Gott lauter kleine herzige Kinder erſchafft. Aber für den Federlſchneider iſt ſchon das viel!

Es knarrte die Hausthür. Mein Schrecken war nicht ſehr groß, weil ich dachte, daß Vater und Mutter hereintreten würden. Es waren aber nicht die bekannten ſicheren Schritte, was jetzt langſam durch das Vorgelaß ſiffelte, ſich manchmal dumpf polternd an den Flachstruhen und Krautkübeln ſtieß, und es war nicht die Hand des Vaters, die jetzt taſtend die Klinke der Stubenthür fand. Langſam ging dieſe auf, aber in der Dunkelheit konnte ich nicht ſehen, wer da hereinkam. Es war ein unheimlicher Jemand, der jetzt neben dem Uhrkaſten wie lauernd ſtehen blieb.

Dann pochte er mit einem Stock auf den Boden und nun hub eine ſchauerlich fremde Stimme an zu knurren: „Iſt denn da keine Menſchenſeel daheim? Oder iſt das alte Waldbauernhaus einmal ausgeſtorben?“ Dann lauerte er wieder. Endlich hub er an, mit Stahl und Stein Feuer zu ſchlagen und beim Blitzen der Funken ſah ich ein großes glutrotes Geſicht mit weit auseinander gezogenem Mund und fletſchenden Zähnen. Eine Erſcheinung, wie ich ſie noch mein Lebtag nicht geſehen hatte. Mein erſter Gedanke war: Menſchenfreſſer. Die Hammerſchläge meines Herzleins hüpften bis in die Schläfe hinauf; zu ſterben war ich allenfalls entſchloſſen, denn ich hatte damals ſchon von dem Gerüchte gehört, daß alle Menſchen ſterben müßten; aber aufgefreſſen zu werden! Das war mir äußerſt peinlich. Plötzlich hatte er Licht gemacht und nun ſtand das Ungetüm in ſeiner ganzen Weſenheit da. Es war beiläufig ſo groß wie ein Menſch, hatte auch Füße, die in Wadenſtrümpfen und Bundſchuhen ſtaken, hatte Hände, deren eine den Stock und deren andere ein Bündel trug. Den Kopf bedeckte ein breitkrempiger hoher Spitzhut mit mächtigem Federſtoß.

„Haſaſa!“ rief der Fremde jetzt, als er ſich in die Runde drehte, „da liegen ſie ja herum die Kindlein, die unſchuldigen, die lieben, die dummen!“

Die unſchuldigen Kinder ſucht er! Am Ende iſt's der böſe König Herodes. Und es war ja gerade Unſchuldig-Kindertag. In der kurzen Lederhoſe zur Linken ſtak richtig ein langes Meſſer.

„Hörſt, junge Brut, wo haſt denn du deine Vater und Mutter?“ fragte der Schreckliche und kam nahe an mein Bett heran. Ich wollte Beſcheid geben, brachte aber aus Angſt keinen Ton hervor.

„Was ſchauſt denn ſo g'ſchreckt?“ ſagte er lachend. „Fürchten? Tſchapperl. Beim Stockerwirt, na freilich. Ich mag aber nimmer nachgehen, mir ſind die Läuſeln hölliſch ſteif geworden vom Puſterwald her! Aber Hunger wie ein Wolf, hörſt, Buberl?“

Nun hatte ich keine Angſt mehr. Es iſt der Jager-Schwager und kein anderer.

Er ſetzte ſich an den Tiſch, zündete mit ſeiner Lunte das Kerzenſtümpilein an und begann ſachte umherzuſpähen.

„Iſt denn gar nichts übrig geblieben vom Nachtmahl?“ fragte er laut, „habt ihr denn alles aufgegeſſen, ihr Siebenfraße! Und an den alten Vettern gar nicht gedacht? Seit Herrgottsfrüh keinen warmen Löffel im Magen. Und keinen kalten auch nicht. Werd'ts doch ein Stück Brot in der Lad haben!“

Während er die Tiſchlade aufzog, um nachzuſehen, ſchlüpfte ich ins Höslein und in der Hoſe ſtak der Mut. Ich ging hinaus in die Küche, ſuchte nach Milch, nach Speck oder nach einem Reſt von Heidenſterz, den wir zu Mittag auf den Tiſch bekommen hatten. Nichts. Der Mann bemühte ſich mit mir, gab mir gute Worte, nannte mich ein ſauberes, geſcheites Bübel — aber wir fanden trotzdem nichts als drei Eier im Kaſten, die er ſofort mit den Zähnen aufſchlug und austrank wie Waſſer. Die Kerze in der Hand beleuchtete ſeine That. „Aber was wird deine Mutter ſagen, wenn ſie morgen ſieht, daß der Eiermarder iſt dageweſen?“ So fragte er und ſchaute mich gar nachdenklich an. Setzte aber gleich bei: „Weißt du nicht, kleines Vetterlein, hat deine Mutter noch andere Eier? Oder Hühner? Heute verſpeiſe ich ſie mitſamt den Federn — meiner Seel!“

Es wurde mir wieder unheimlicher. — Wenn ſie nur endlich heimkommen thäten vom Stockerwirt. Der Schneider wird ſein Kreuzel ja haben, was thun ſie denn noch? Luſtbarkeit treiben, dieweilen daheim der ſchreckliche Jager-Schwager eingefallen iſt und alles verzehrt, die Eier, die Hühner, die Kälber, die Kinder.

„Hopſerl!“ ſchrie der Menſch gählings auf. „Da giebt's ja was!“ Er hatte unſere Lebkuchen entdeckt auf dem Kaſten. „Das iſt geſcheit,“ ſagte er und nahm ein Schüſſelchen auf den Tiſch herab. „Seid's wohl recht brav, Kinder, daß ihr für den Jager-Schwager auch was übrig gelaſſen habt.“ — Ein großes Herz mit lieblicher Zier — ich hätte einen halben Tag lang mit Andacht daran genaſcht — der Gewaltthätige ſteckte es mit einem male in den Mund. — „Das ſüße Zeug . . .!“ murmelte er unwirſch, „aber in der Not frißt der — Jager Lebkuchen.“ Dann kam ein ſchönes achteckiges Stück mit Mandeln an die Reihe, dann kam der Plonerl ihr Roß und Reiter dran, und endlich zwei lebkuchene Wickelkinder mit weißgeſtreiften Fatſchen und ſchwarzen Honigaugen. Jedes Stück ward verſchlungen mit einem einzigen Schluck, meine und meiner ahnungslos ſchlummernden Geſchwiſter teuere Weihnachtshabe ſah ich rettungslos zu Grunde gehen. Als das eine Schüſſelchen geleert war, nahm er das zweite vom Kaſten. „Schau, du, da iſt ja noch was!“ rief er freudig und aß zuletzt auch den Inhalt des Körbleins auf.

Und als alles dahin war, wiſchte er ſich mit einem blauen Sacktuche den Mund und die Finger ab und ſagte:

„So, der erſte Hunger wär zur Not geſtillt. Jetzt wird ein Schluck gut thun. Wo habt denn ihr euern Schnaps? Sag, Kind Gottes, hat dein Vater keinen Branntwein im Haus? Nicht? Nicht einmal einen Schnaps? Na hörſt du, das iſt eine ſaubere Wirtſchaft! Da wird's freilich alleweil kleine Kinder geben, weil ſie nicht groß und ſtark werden können. Ohne Schnaps! Ja, ſag mir doch, Zwerg, wovon lebt ihr denn eigentlich?“

Offen geſtanden, das wußte ich ſelbſt nicht. Wir arbeiteten, wir aßen, wir ſchliefen — und ſtarben nicht. Wir lebten ſogar recht friſch und munter, mit Ausnahme zu dieſer Stunde, wo der unerhörte Hunger des Jager-Schwagers unſere Exiſtenz mit einemmale zu vernichten drohte. Nachdem lange vergeblich auf die Heimkehr der Eltern gewartet worden war und auch die Kerze ſchon geendet hatte, ſo daß wir im Dunkeln ſaßen, fing der Jager-Schwager an, über die Sittenloſigkeit dieſes Hauſes aufzubegehren. „Da ſieht man's! Wär ein Schnaps im Haus, ſo brauchten ſie nicht ins Wirtshaus zu gehen!“ Nachher kam die Frage der Liegerſtatt. Ich ſchlug die Strohkammer vor. Da wäre es ihm zu kalt. Den Kuhſtall. Da wäre es ihm zu dunſtig. Die Ofenbank. Da wäre es ihm zu hart. Den Herd, da fürchtete er die Schwabenkäfer. Wie glücklich, als zuletzt Vater und Mutter doch nach Hauſe kamen. Der Vater nannte den fremden Mann Schwager, die Mutter nannte ihn Bruder und beide fanden es ſehr brav, daß er gekommen ſei, uns einmal heimzuſuchen. Im blauen Bündel hatte er nichts zum Eſſen mitgebracht, wohl aber etwas zum Kochen, nämlich Kienholz, wie es damals von den Köchinnen als Zunder ververwendet wurde. Kienholz brachte er ſinnig der Schweſter zum Weihnachtsgeſchenk. Ob ſie es noch an demſelben Abend benützt, ob der Jager noch etwas zu eſſen bekommen hatte, oder welche Liegerſtatt ihm eingeräumt worden war, das weiß ich nicht mehr, denn mit meiner Würde habe ich auch die Sorgen zurückgegeben.

Das Ehrenfeſt des Schneiders beim Stockerwirt war mißlungen. Begonnen hatte es auf die erfreulichſte Weiſe: viele Leute, prächtige Blechmuſik, verzuckertes Getränke; der Herr Pfarrer von Kathrein war vorhanden und rauchte ſeine lange Pfeife, was allemal ein Zeichen ſeiner beſonderen Toleranz war. Wenn der Pfarrer die lange Pfeife ſchmauchte, da durfte getanzt werden, da durften die Burſche Schnaderhüpfeln ſingen, ihre Dirndeln unter den Achſeln anfaſſen und hoch in die Luft heben. Der Pfarrer baſtelte an der Pfeife um und that, als merke er nichts. Einer der Luſtigſten war der Federlſchneider, der flog heute thatſächlich mehr, als er ging oder ſaß. Trinken that er nichts als ein Glas Apfelmoſt. Wein war ihm unheimlich, Wein war der einzige Gegner, der ihn entſchieden zu Boden brachte. Aber das gelang nicht oft, ſtarke Getränke haßte er wie hölliſches Feuer. Es war ihm ſo auch hübſch warm. Tanzen, das war ſeine Paſſion und kaum berührte er dabei mit den Zehenſpitzen den Boden. Dazu konnte er zierlich pfeifen, machte allerlei Vögelein nach, ſo daß es war wie mitten im Mai. Die ſchlanken Burſchen vergleichbar mit blühenden Lärchſtämmen, die Dirnlein mit Roſenſtöcken. — Als der Abend dunkelte, kam der Wagen des Bezirksvorſtehers angefahren, das machte den Schneider ſtutzen. Er hatte geglaubt, das wäre nichts als eine gewöhnliche Tanzunterhaltung. Denn man hatte ihm geſagt, ſeine Dekorierung wäre verſchoben worden auf ein anderesmal.

Er hatte nämlich verlauten laſſen: „Wenn ſie mit ihm Geſchichten machen wollten, da müßten ſie ihn wohl erſt mit den Gendarmen ins Wirtshaus holen!“

Und als nun die Lichter angezündet waren, die Luſtbarkeit etwas gedämpfter wurde und der Bezirksvorſteher an ſeinem weißgedeckten Tiſche eine feierliche Würde hervorthat, da war der Federlſchneider nicht zu finden. War nicht oben und war nicht unten, nicht drinnen und nicht draußen. Sein Hut war auch weg, und wie ein Schreckhauch ging's durch das ganze Haus: „Der Schneider iſt durchgegangen!“ — Sie haben angefangen, ihn zu ſuchen, zu ſuchen im Stockerhauſe und ſeiner Umgebung, bei den Nachbarhäuſern, im Almbauernhof, wo er ſein Wohnzimmer hatte. Aber der Federlſchneider, der konnte ſo zierlich pfeifen … das haben ſie gemerkt, aber leider nicht gehört. Die Leute blieben beiſammen bis ſpät in die Nacht, in der Erwartung, daß man endlich doch des Flüchtlings habhaft werden würde, um ihm ſein Recht anzuthun. Am ſchlimmſten war der Gemeindevorſtand dran, der dicke, ehrenwerte Thom-Eggel. Der hatte eine große Rede im Leib und die ging ihm im Kopf herum wie ein Rad.

Wenn der Schneider nicht zuſtande gebracht wurde, ſo mußte der würdige Mann mitſamt ſeiner Rede ins Bett und es war kein Abſehen, wann er ſich ihrer entledigen konnte.

Als denn der Schneider nicht eingebracht wurde, hat der Bezirksvorſteher dem Pfarrer ein zartes Paketlein übergeben: Wenn der Schneider einmal die Gnade haben würde, vorhanden zu ſein, dann möchten es Seine Hochwürden ihm anhängen. — Die Leute haben ſich hernach allmählich verzogen, und ſo ſind auch mein Vater und meine Mutter nach Hauſe gekommen, ärgerlich darüber, ihre fünf Groſchen für Wein und zwei Semmeln umſonſt ausgegeben zu haben.

Am nächſten Morgen kam frühzeitig jemand zu uns ins Waldbauernhaus und wer war es? Der Federlſchneider. Er hatte ſein Werkzeug bei ſich, er ließ ſich Loden vorlegen, nahm dem Vater und mir das Hoſenmaß und begann am großen Stubentiſche ruhig zu arbeiten, als ob weiter nichts wäre. Er war im Werktagsgewande, das als ſolches weit netter und adretter ſtand, als anderer Sonntagsgewand. Er war ein durchaus niedliches und überaus bewegſames Herrlein, ſchon ziemlich in jenem Alter, wo der Menſch nicht mehr das Haar von vorne nach rückwärts kammt, um eine hohe Stirne zu gewinnen, ſondern von hinten nach vorn, um einer ungeziemend hoch werdenden Stirn möglichſt zu ſteuern. Im übrigen war er glatt raſiert und kaute an einem Fadenſtümpfchen, deſſen äußeres Ende munter auf- und niederſchlug, während er auf den braunen Loden mit der Kreide allerlei Striche und Halbkreiſe zog als eine Wegmarkierung für die nachfolgende Schere.

Beim Mittagseſſen nahmen der Schneider und der Jager-Schwager die Ehrenplätze ein. Und während letzterer bei den Knödeln und Geſelchten das am Abende zuvor Vermißte reichlich einzubringen ſuchte, ſagte mein Vater plötzlich ganz vorwurfshart: „Na, der Schneider hat uns geſtern ſauber ſitzen laſſen beim Stockerwirt.“

„Uh, na freilich,“ entgegnete der Angeredete, „ich werd juſt der Narr ſein und mich eine Weil anſingen laſſen.“

„Der Schneider hätt' halt ſein Ehrenzeichen bekommen.“

„Mir iſt auch ſo ſchön warm,“ antwortete dieſer und aß gar emſig mit der Gabel Krautfaſern.

„Mit der Gabel heißt's nichts,“ unterbrach der Jager-Schwager, den Schneider belehrend, „mit dem Löffel muß man in die Schüſſel fahren, ſonſt zahlt ſich's nicht aus. So macht man's! Und er erhärtete ſeinen Unterricht mit einem praktiſchen Beiſpiel.

Mein Vater aber fuhr fort: „Da meint ihm's der Kaiſer ſo gut, daß er ein Ehrenkreuzel ſchickt, und der Herr Bezirksvorſteher fahrt ſo weit her und die Leut laufen zuſammen und alles für die Katz!“

Jetzt hätte aber ein anderer die Gabel weggelegt und hätt' in ſchönem Ernſte folgendes geſagt: „Meine lieben Herren! Wenn ihr glaubt, daß ich die alte Kundel aus dem Waſſer gezogen habe, damit ich auf die Bruſt das Kreuzel krieg, ſo irrt ihr ſehr! Ich hab's gethan aus Menſchenpflicht, ohne Gedanken auf Lohn oder Ehr, und ich will mich für meine ſelbſtverſtändliche Thât nicht feiern laſſen, dieweil manch anderer mit größeren Verdienſten unbedankt ſeiner Wege gehen muß. Laſſet mich meine beſcheidenen Werke der Nächſtenliebe im Verborgenen vollbringen und mich jenen ſchönen Lohn genießen, der im eigenen Gewiſſen liegt!“

Solche Rede hätte er ganz gut auch vor dem Bezirksvorſteher halten können, nachdem das güldene Ehrenzeichen ſchon am Rockflügel gehangen wäre, die Leute hätten vor Rührung geweint und dann ausgerufen: „Dieſer kleine Schneider hat ein großes Herz. Vivat!“ Und am Ende wäre es gar noch in die Zeitung gekommen.

Aber unſer Federlſchneider hat die ſchöne Rede dort nicht gehalten und hier nicht. Er hat nichts gethan als Kraut gegeſſen mit der Gabel.

Da ſchleuderte der Jager-Schwager gäh ſeinen großen Löffel weg, hieb ſeine Hand ſchwer auf die zarte Achſel des Schneiders und brüllte: „Menſch, du gefallſt mir! Und paß auf, was ich dir jetzt ſag: Ich bin der Forſtjäger vom Puſterwald und du ſollſt von mir was bekommen! Gieb acht! Was du von mir kriegſt, das wird ein biſſel was beſſeres ſein, als ein Kreuzel oder ein Sterndel oder ein Münzel, oder was weiß ich für Tandelmandel. Nicht umſonſt ſollſt du ins kalte Waſſer geflogen ſein. Du kriegſt was von mir!“

Es war ein geradezu erhebender Augenblick. Und die Mutter ſagte auch ein Wort: „Wenn ein Menſch ſo demütig iſt, da verdient er erſt recht was ſchönes.“

Der Jager-Schwager nickte noch wiederholt mit dem Kopf, ſagte aber nichts mehr als: „Schneider, du kriegſt was von mir!“

Und um Heiligendreikönig kam vom Puſterwald her der Bote gegangen. Er fragte dem Schneidermeiſter Juſtus nach, er trug im inneren Sack ſeines Mantels einen ſchweren Gegenſtand. Als er denſelben niederließ im Almbauernhof vor dem Schneider auf dem Tiſch, da war's noch wie eine verhüllte Kunſtſtatue; als aber das blaue Tuch abgenommen ward, da ſtand ein bauchiger Schnapsplutzer da: „Den ſchickt der Forſtjäger aus dem Puſterwald!“

Der Federlſchneider ſoll ein langes Geſicht gezogen und dann nachgedacht haben, ob er nicht irgendwo auf der Welt einen grimmigen Feind hätte. Er ſand aber keinen, dem er den Blutzer hätte verſetzen mögen. Hingegen hieß es, daß die alte Kundel ſich gar nicht mehr erwärmen könne ſeit jenem kalten Bad in der Freſen. Dem alten Weiblein ſchickte der Schneider den Branntwein: „Immer einmal ein kleines Schlüpferl!“

◆

Als ich Schullehrer geweſen.

Ob es wahr ſei, daß ich einmal Schullehrer geweſen? wurde ich vor einiger Zeit brieflich befragt. Denn in irgendeiner Geſellſchaft des Reiches hatte man ſich mit meiner Wenigkeit für und wider befaßt und da hätte jemand die von den übrigen beſtrittene Behauptung aufgeſtellt, der Waldbauernbub ſei einmal Schulmeiſter geweſen.

Ob das richtig ſei?

So viel ich weiß, nein.

Das heißt —. Ganz kann ich es nicht ableugnen, und bei näherer Gewiſſenserforſchung komme ich drauf, daß jener Jemand recht hatte. Ich war doch einmal Schulmeiſter geweſen, und was für einer!

Als im Jahre 1857 der alte Michel Patterer verſtorben war, drohte in Alpel die Kunſt des A-B-C wieder verloren zu gehen, ſowie den Deutſchen einſt die Glasmalerei und die Kunſt, Knödel zu braten verloren gegangen war. Das mußte vermieden werden. Ich fühlte mich als Hüter der Wiſſenſchaft und hatte Luſt, in die Ehren und Würden des alten Lehrers zu treten, erſtens, um der ſchweren Feldarbeit zu entgehen, zweitens um — Spielgenoſſen bei mir zu verſammeln. Es war, wie man ſieht, ein vielfach begründetes Streben.

Meine Eltern waren unſchwer zu überzeugen, daß es auch den jüngeren ihres Stammes — Mädlein wie Knaben — vorteilhaft ſein würde, wenn ſie chriſtliche Bücher, Zuſchriften des Amtmannes und die Papierflügeln auf den Medizinflaſchen leſen konnten. Täglich auf zwei Stunden wurden mir meine Geſchwiſter freigegeben, daß ich ſie im Leſen, Schreiben und Rechnen unterwieſe. Der Leuttiſch in der Stube war zur Zeit von Nähterinnen beſetzt. So richtete ich mir als Schulzimmer den Stubenwinkel ein, der zwiſchen dem breiten Elternbette und dem Ofen war. Ein Brett von der Bettſtatt bis zur Ofenbank war der Tiſch. Zu beiden Seiten einige Holzblöcke waren die Stühle. Das abgebrochene Stück einer Kaſtenleiſte war das Lineal, eine Fibel und eine Schiefertafel ſollten von Hand zu Hand gehen, und ſonſt bedurfte man nichts. Alles übrige mußte ſich im Kopfe vorfinden. Meine Schuljugend befriedigte mich aber nicht recht. Der Bruder Jakob beſtritt mir die Namen einzelner Buchſtaben, und die Schweſtern waren dumme Dinger, die immer lachten.

Ich ſann nach, wieſo beim alten Patterer eine größere Ordnung war. Natürlich, weil er mehr Schüler hatte. — So ging ich in die Nachbarſchaft und warb Schüler. Ich thäte es ganz umſonſt, ja, wenn meine Mutter Topfenſtritzel backe, ſo bekämen ſie auch davon.

Einige Nachbarn hatten mir ſofort ihre Kinder probeweiſe zugeſagt. Der alte Höfel-Zenz, er ſaß immer auf dem Herd ſeines Hauſes, der nahm mich zwiſchen die Knie, faßte mich an beiden Ohren an, aber ganz leicht, und fragte nach meinem Alter.

„Dreizehn vorbei!“

„Sappermoſthoſen! — Na, die Altersſchwäche wird noch nicht plagen. Sag, Peterl, was willſt du denn werden?“

Glotze ich ihm ins Runzelgeſicht. Werden? Ich war's ja ſchon!

„Schulmeiſter, natürlich!“

„Ah ja ſo. Richtig, richtig, Schulmeiſter.“

„Auweh!“ ſchrie ich auf, denn er war mir auf die Zehe getreten.

„W—a—s?!“ fragte er ellenlang gedehnt. „Du ſchreiſt auweh, wenn dir einer mit den Tuchpatſchen ein biſſel auf die Zehen tritt. Und willſt Schulmeiſter werden? Oh, mein kleiner Menſch, auf einem Schulmeiſter wird noch ganz anders herumgetreten!

Dieſer thörichten Rede legte ich kein Gewicht bei. Wer wird denn auf einem Schulmeiſter herumtreten!

„Na, geh nur, ich werde meinen Buben, den Klaſel, ſchon ſchicken. Aber raufen, wenn's mir thut's!“

Als ich auf dem Heimweg über die Weide ging, wo ſein Bub die Schafe hütete, winkte ich ihm wiederholt mit der Hand: „Grüß Gott, Klaſel!“ und ſchritt mit langſamen, großen Schritten fürbaß. — Strenge, das nahm ich mir vor, ſtrenge wollte ich nicht ſein. Wußte ich doch ſelbſt am beſten, daß der alte Patterer nur mit Güte bei mir was ausgerichtet hat. Einſt, als er mir des Käfers im Tintenfaſſe wegen die Ohrfeige verſetzt hatte, blieb ich nachher einfach wochenlang weg, bis er endlich gütlich und bittlich an mich herankam und mir ein Lebzeltenherz verſprach, wenn ich wieder in die Schule käme. — Lebzeltenherzen hatte ich nicht zu vergeben, ſo durfte ich natürlich auch keine Ohrfeigen austeilen, und das umſoweniger, als meine Schüler faſt alle ſtärker waren als ich.

Aus dieſem Grunde geſchah es auch, daß ſchon in der zweiten Lehrſtunde, die wie die erſte ſehr feierlich begonnen hatte zwiſchen Bett und Ofen, ein Nachbarsbub den Vorſchlag machte, wir ſollten jetzt in den Schachen hinausgehen und „Eſel über den Bock ſpringen“ ſpielen, hingegen am nächſten Tage um eine Stunde länger Fibel leſen. Nun dachte ich, wer nicht ſtark iſt, der muß klug ſein. Vergeben will ich mir nichts.

„Eſel über den Bock ſpringen? Ich kann euch das nicht erlauben, Kinder, denn es iſt Schulzeit. Aber ich will es auch nicht verbieten. Wir werden jetzt dieſe Seite fertig leſen und dann werde ich abſtimmen laſſen.“

„Wer für den Schachen nicht ja ſagt, der wird gehaut!“ rief der Nachbarsbub. Alle ſtimmten für den Schachen. Auch meine kleine Schweſter Vlonele, die ſonſt immer Wiſſensdrang heuchelte, hub ihr Bratzlein auf: „In den Schachen, in den Schachen!“

Einige Zeit früher, als ich des „Haſenöls“ wegen in Bruck geweſen war, hatte ich Schulknaben geſehen, die im Garten der Reihe nach über einen mit Leder überzogenen Holzbock ſprangen und der Lehrer kommandierte ſie dazu wie Soldaten. „Turnen“ hieß man das, eine Leibesübung, die nach neuem Brauch auch zur Schule gehörte. Als meine Schuljugend nun einſtimmig für den Schachen war, erhub ich meine Stimme und rief ſtrenge: „Schachen hin, Schachen her! Jetzt iſt Turnſtunde. Jetzt gehen wir Bockſpringen. Marſch!“ — So hatte ich den Anſchein meiner Herrlichkeit gewahrt und kann ſich's auch mein Leſer merken: „Willſt du, daß dir die Leute ſtets gehorchen, ſo befiehl ihnen gerade das, was ſie ſelber thun wollen. Da die Knaben keine hölzernen Turnböcke hatten, ſo gaben ſich die Mädel dazu her, indem ſie tief gebückt auf Füßen und Händen daſtanden und die Jungen über ſich ſpringen ließen. Ich war natürlich der Turnmeiſter, hütete mich aber wohl, auch nur einen Sprung zu machen, um nicht etwa die Meinung zu zerſtören, daß ich der beſte Springer ſei. Das hinderte ſie keineswegs, ſich im Schachen in wilder Knabenluſt auszutoben.

Um meine Zöglinge nächſtens doch wieder zu den Schulbüchern zurückzulocken, ſtellte ich ihnen bei der Prüfung am Schluſſe des Monates Prämien in Ausſicht. Die A-B-C-Schützen waren noch die ehrgeizigſten, ſie wußten in wenigen Tagen die Namen der vierundzwanzig kleinen Burſchen, die ſeit vierhundert Jahren größere Reiche erobert hatten, als alle Heere der Welt zuſammen. Das Zifferrechnen wollte gar nicht gehen, hingegen waren die Finger an der Hand die denkbar bequemſte Rechenmaſchine. Die Schreibaufgaben wurden häufig illuſtriert. Zumeiſt ein Kopf mit langen Ohren und langer Naſe. Ich hatte nie den Mut, die Künſtler zu fragen, wer das ſein ſollte. „R!" rief die kleine Schweſter, die auf dem Ofenmäuerlein ſaß und ihren Finger gar ſo harmlos an den genannten Buchſtaben legte.

Ich war zur Zeit im Beſitze eines alten Pulverhornes, wie es einſt die Jäger an grüner Schnur ſeitlings getragen hatten, ferner hatte ich vom verſtorbenen Oheim, der „Uhrendoktor" geweſen, ein paar in Bein gefaßte Brillen inne und endlich war ich Eigentümer einer mausgrauen Pelzhaube, an der man rechts und links Tuchlappen über die Ohren herabbinden konnte. Dieſe Schätze ſtiftete ich als Ehrengaben für jeden beſten Schüler im Leſen, Schreiben und Rechnen. Die Prüfung kam heran. Den alten

Höſel-Zenz, den ich ein wenig als Gönner meiner Schule betrachtete, lud ich ein, der ſollte den Schulinſpektor abgeben. Ich hatte ihm in der Stube nächſt dem „Schulzimmer“ den Großvaterſtuhl hergerichtet. Er kam, ſetzte ſich hinein, behielt aber den breitkrempigen Hut auf dem Kopf und die Pfeife im Mund, was mich ſo irre machte, daß alle feierliche Stimmung zum Kuckuck ging. Unter den Schülern war leidliche Zucht, ich ließ leſen, ſchreiben und rechnen, und zwar das Urelementare im A-B-C, und die ewige Wahrheit, daß zweimal zwei gleich vier iſt. Bei einigen ging es recht notig, aber ſie brachten es ziemlich richtig vor, ein paar aber ratſchten ihre Wiſſenſchaft mit großer Zungengeläufigkeit herab, an der nur die Kleinigkeit auszuſtellen geweſen wäre, daß faſt alles unrichtig und falſch war. Natürlich nickte ich ſtets zufrieden mit dem Kopf und hütete mich, auch nur einen Fehler auszubeſſern. Darob ließ freilich auch der alte Höſel-Zenz ſein Köpflein bewundernd wackeln, jetzt that er auch den Stinktiegel vom Geſicht, ſpuckte über das Ehebett hin in den Stubenwinkel und ſagte: „Deuxels Fratzen ſeid’s, daß’ ſchon leſen und rechnen könnt’s, wie der Herr Verwalter! Hätt mir’s nit erwartet von dem Rotzbuben, daß er ſchon ſo brav ſchulhalten kunnt! Wie der Pfarrer thun’s leſen, daß nur gleich alles ſcheppert, die Schlingel, die verſchwammelten! So ein kleberer Nixi da, dem die Windeln ſchier noch beim Höſel heraushängen! Und ſchon ſo ſchulhalten können! Wirſt halt einer werden müſſen, biſt eh ſonſt zu nix.“

Auf ſolche Anerkennung blickten meine Schüler auf mich her voller Hochachtung und Geringſchätzigkeit zugleich, ganz im Geiſt der Rede des verehrlichen Inſpektors. Und dann wurde die Preisverteilung vorgenommen. Meine

Schweſter erhielt das Pulverhorn, der Klaſel die Brillen, der Grabenhupſer Franzel für ſein fixes Rechnen die Pelzhaube. Nun mochte der gute Rechner auf etwas Beſſeres gerechnet haben, als auf eine ſchäbige Pudelhaube, er ſchmiß ſie dem Höfel-Zenz an die Beine, worauf dieſer ihn mit zwei Fingern beim Ohrläppchen nahm und es wie eine Schraube drehte: „Werden wir halt einmal ein biſſel uhraufziehen, vielleicht, daß nachher im Köpfel doch der Verſtand anhebt. Aften wollen wir das Pelzkappel ſchon noch aufſetzen.“

Der Klaſel war übrigens mit ſeinen Brillen auch nicht zufrieden, wollte das Pulverhorn haben. Ans Schießen dachte er, allerdings nicht ermeſſend, daß zum Horn auch noch Pulver und zum Pulver das Gewehr gehört. Darauf kam er erſt, als das Horn durch Tauſch für die Brillen ſein Eigentum geworden war, und alſo einen Schock unerfüllbarer Wünſche in ihm geboren hatte. Meine Schweſter wollte die Brillen ſofort an das Naſel ſtecken, blieben aber auf dem kleinen Ding nicht ſtehen: und als ſie doch ein wenig durchguckte, konnte ſie durch dieſe guten Gläſer ſehen, wie es iſt, wenn man nichts ſieht, wenn man die Augen aufmacht in den helllichten Tag, und nichts ſieht, als nebelige Sachen, die alle ineinander rinnen.

So hatte ich mit meinen Prämienſtiftungen ſchon das Richtige getroffen, jedes war unzufrieden mit der ſeinigen, und die mehreren, die nichts bekommen hatten, waren es noch am meiſten.

In den Vakanzen, während des Herumarbeitens im Heu und Korn, legte ich mir manchmal die Frage vor, ob für nächſtes Jahr meine Schule nicht einen andern Geiſt bekommen ſollte? Eine Schulreform, die ſich aber in erſter Linie auf den Schullehrer ſelbſt beziehen ſollte. Vor allem mußte er älter werden, und das wurde er bis zum nächſten Winter. Dann mußte er geſcheiter werden, und das wurde er nicht. Denn als der Winter kam, machte er mit Kreide an der Hausthür bekannt, daß das neue Schuljahr beginne.

Die Nachbarn thaten diesmal aber nichts desgleichen, nur einer warf es mir ſo im Vorbeigehen über die Achſel zu, er ſchicke ſeinen Buben nicht mehr. Das ſei ein kindiſches Weſen und es käme nichts dabei heraus. Der Knabe des Höfel-Zenz, der Klaſel, ſandte mir ein zierlich zuſammengefalztes Brieflein, in welchem nichts Geringeres ſtand, als der folgende Bericht:

„J g nima, kan e ſcha leſen un ſchreim a.“

Nun alſo! Das war doch ein Erfolg. Und was für einer! Mit ſo wenigen Buchſtaben ſo viel zu ſagen! — Übrigens war das aber auch die einzige ſchriftſtelleriſche Leiſtung des Klaſel. Später iſt er Eſeltreiber geworden. Nun, da kam er mit ſeinen Konſonanten ja reichlich aus. Dem Eſel war er noch über.

Als wir unſchuldiges Blut vergoſſen haben.

Blutvoll, blutvoll waren ſie, die Leute des Waldlandes. Aber die Feldzüge nach Italien oder nach Böhmen oder anderswohin liebten ſie nicht. Die Kriege machten ſie ſich ſelber nach Bedarf in den Samstagnächten auf der Gaſſe, oder Sonntags im Wirtshaus. Da konnten ſie Krieg erklären und Frieden ſchließen, wann ſie wollten. Waren etliche Löcher geſchlagen, aus denen das überſchüſſige Blut entweichen konnte, ſo wurde der Frieden geſchloſſen und Männer, die ſich früher geſchlagen und geſtochen hatten, gingen nun mit verbundenen Köpfen gemütlich miteinander heim.

Das galt aber nur von den Männern, von den jungen und reckenhaften. Die anderen, die durchaus friedliebenden, die nichts ſchlagen konnten, als die Bäume, und nichts ſtechen, als die Schweine — die mußten ſich bei Blutü[illegible]fälle anders behelfen — ſie gingen zum Bader. Der S[illegible] und der Aderlaß, das waren dazumal neben Lebenseſſenz und Roſenbuſchbalſam die Univerſalmittel gegen alle Krankheiten. Die Vollblütigen, auch wenn ſie geſund waren, gingen alljährlich zum Aderlaß, um ſich zu ſichern vor dem Schlagtreffen. Die Blaſſen und Bleichſüchtigen gingen auch zum Aderlaß, weil man glaubte, daß denen das Blut in den inneren Organen geſtockt ſei und man es durch einigen Ablauf flüſſig machen müſſe. Ein rüſtiger Jägersmann hatte mir einmal vertraut, es wäre viel leichter brav bleiben, wenn der Menſch öfters zum Aderlaß ginge. Ob man noch heute im Walde ſolche Blutzeugen der Bravheit finden kann? Die heutigen Waldburſchen nehmen eher Eiſentropfen zu ſich, damit ihnen das Blut nicht zu wenig wird. Wohin ſie's vorher verſchwenden, das weiß ich nicht.

Der erſte Anlaß zum Aderlaß war gewöhnlich eine „hitzige Krankheit“ in der Jugend. Und es ging der Glaube, daß, wer einmal angefangen, nicht mehr aufhören dürfe. Verſäume er den rechtzeitigen Aderlaß, ſo komme irgend eine ſchwere Krankheit über ihn oder gar kurzerhand der Schlagfluß. Waren ſie dann geſund oder krank, vollblütig oder blutarm, ſie gingen alljährlich zum Aderlaß. Der Bader meinte, ſchaden thäte es nie, Blut wachſe nach wie Klee auf der Wieſe, daran junger allemal friſcher und ſüßer ſei, als alter, abgeblühter. Dieſe Kleewiſſenſchaft mußte den Bauern einleuchten. Noch lieber als die Männer gingen die Weiber, was mich erſt nachträglich beſonders wundert. Sie gingen zum Aderlaß als Mädchen wie als Mutter, ja noch als Greiſin glaubten ſie, daß junges Blut nachwachſen würde, wenn das alte heraußen wäre.

Wenn die Jahreszeit ſeit dem letzten Aderlaß um war, dann meldeten ſich auch thatſächlich gleich Beſchwerden. Kopfſchmerz, Gliederſchwere, Abgeſchlagenheit, Schwindel. Beſonders, wenn letzterer ſich einſtellte, war es höchſte Zeit, zum Bader zu laufen, um dem Schlaganfall zuvorzukommen.

Bei vielen macht ſich das Bedürfnis fühlbar im Frühjahr, wenn die Knoſpen ſprangen.

So war es auch bei meiner Mutter. Um den Mai herum war allemal die Rede vom Bader. Sie ſäume ſchon zu lang, es wäre höchſte Zeit; des Morgens, wenn ſie aufſtehe, tanze die ganze Stube um ſie herum. — Da ging ſie denn endlich in Begleitung einer Magd oder des Vaters den ſtundenlangen Weg nach Langenwang zum Bader. Begleitung war deshalb nötig, weil auf dem Heimweg manchmal Ohnmachtsanfälle drohten. Und einmal, als wieder der Tag kam, ſtand es ſo, daß mir, weil ſonſt niemand vorhanden war, die Aufgabe zufiel, die Mutter zu begleiten. Ich war zur Zeit ein junger Mann von nicht ganz ſieben Jahren, und wie es in meiner Erinnerung iſt, ſo will ich's erzählen.

Des Morgens im Sonnenſchein davon und in die weite Welt hinaus, als die mir damals das Mürzthal galt, das war eine große Freude. Daß die Mutter in ihrem Armkörbchen ſo viele Tücher und Binden mit hatte, fiel mir nicht auf. Erſt ſpäter, als die Schluchten dunkel geworden waren und die weltfernen Gegenden wieder licht, als auf der Landſtraße lauter fremde Leute zogen, bettelnde Handwerksburſchen, fluchende Fuhrleute, ſchreiende Zigeuner, wurde mir unheimlich in der Ahnung, daß in dieſer ſchrecklichen Fremde der lieben Mutter, die ſo ſtill und gütig neben mir herging, heute was geſchehen würde.

So kamen wir nach Langenwang zum Bader. Vor ſeinem Hauſe ſtand ein blühender Kirſchbaum, unter demſelben liefen Kinder herum, ſchrien und lachten in den Baum hinauf, und oben im flaumigen Geäſt kletterte der Bader auf und nieder. Er hatte ein altes bartſtoppeliges

Geſicht und eine graue geſtrickte Wolljacke an und er ſtellte einem buttergelben Falter nach, der in und um den Baum munter hin- und herflatterte, als wollte er den Alten necken. Wir ſtanden unten, meine Mutter hüſtelte, daß der Bader uns gewahren möchte, er lugte auch zwiſchen den Äſten einmal herab, ohne ſich in ſeiner Schmetterlingsjagd weiter ſtören zu laſſen. Vor dem Hauſe auf der Bank ſaß ein borſtiger Menſch, der wartete und wartete, und endlich ſchrie er hinauf: „Na, Bader, werſt noch nit bald ſo gnädig ſein und herabſteigen? 's iſt not, mein Weib hat das Nervenfieber!“

Antwortete oben der Bader: „So, das Nervenfieber hat ſ'? Na, wenn du's eh kennſt, was gehſt denn noch zum Arzt? Jetzt habe ich keine Zeit. Siehſt es denn nit, daß die Kinder den Falter haben wollen?“ und fächelte mit ſeinem Hut in die Luft hinaus, um den Gelben zu fangen.

Sagte hierauf der Borſtige: „Wenn du ſelber nit ſo viel Vertrau haſt auf deine Medizin, daß dir das gelbe Vieh wichtiger iſt, nachher — behüt dich Gott!“ Und ging mit ſeinen krummen Knien heftig davon.

Mir war dieſer borſtige Mann ſehr zuwider vorgekommen. Wo der Bader eh ſo ein lieber Menſch iſt und den Kindern Falter fängt! Nein, der gute Mann! der thut meiner Mutter nicht weh.

Als dem Schmetterling der Spaß zu langweilig wurde, flog er hoch im Zickzack gegen den blauen Himmel und der Bader ſtieg ſchnauſend vom Baum und jagte die Kinder auseinander. Als er das Anliegen der Mutter vernahm, wies er uns hinein in die Stube, dort ſollten wir warten. — Ganz verwunderlich bald kam eine Frau in weißer

Haube und brachte eine große grünglaſierte Schüſſel. Ich erſchrak ein wenig, ohne recht zu wiſſen, warum. Meine Mutter packte das Verbandzeug aus, und als der Bader erſchien, entblößte ſie den Arm. Der Mann betaſtete und beguckte die großen bläulichen Adern und ſagte: „Waldbäuerin, es iſt wieder einmal die höchſte Zeit. Nit einen Tag mehr kunnt ich dir ſicher verſprechen, alle Augenblick kann's geſchehen ſein. Wenn 's Blut ins Hirn ſteigt, biſt fertig.“ Jetzt that er aber ſelber mit den Vorbereitungen ſo langweilig um, daß ich die größte Angſt bekam, es ſtiege derweil ins Hirn. Endlich zog er aus dem Sack das Schnappmeſſer, aber in demſelben Augenblick ſtürzte die weißhaubige Frau zur Thür herein: Vom Stall wären die Ferkeln ausgekommen und liefen im ganzen Dorf umher. Da that der Bader einen erklecklichen Fluch, ſchmiß das Schnappmeſſer auf den Tiſch und ging Ferkel fangen.

Das ganze Jahr iſt mir nicht ſo lang vorgekommen, als die Zeit, da wir jetzt warten mußten. Unverwandt blickte ich die Mutter an, die ergeben da ſaß und ſich manchmal mit dem roten Handtüchel übers Geſicht fuhr. Als die Ferkeln wieder im Stalle geborgen waren, ſaß ſie, gottlob, immer noch aufrecht da. „Jetzt werden wir's bald haben!“ ſagte der Bader, und kurze Zeit darauf ſchlug das Schnappmeſſer in die Ader des linken Armes. Und jetzt war ein ſchwarzer Springbrunnen da, der in die Schüſſel plätſcherte, wie daheim der Waſſerquell in den Trog. Mir war gar behaglich im Anſehen dieſes Brunnens, denn mit demſelben ergoſſen ſich ja alle möglichen Krankheiten, namentlich die Gefahr des „Gehirnſchlages“ in die Schüſſel. Als aber dieſe mehr als zur Hälfte voll war, und der Strahl immer noch rann, da wurde mir bange.

Der Bader hielt meiner Mutter eine Eſſigflaſche unter die Naſe. Und endlich legte er den Verband an. Die Schuldigkeit war ein Zwanziger, das Blut wurde draußen auf den grünen Raſen ausgegoſſen und meine Mutter wankte blaß und erſchöpft wegshin. Ins Wirtshaus gingen wir, und da war es gut. Braten, Semmelſchnitten mit Zucker und Zimmt in Wein gebeizt und noch ein Glas Wein extra. Blutmachende Mittel hatte der Bader verordnet. Die dicke Wirtin ſaß neben uns am Tiſche, legte ihre Arme gekreuzt über den Buſen, war ſehr mitleidig und erzählte Geſchichten, wie Aderläſſe den Tod gebracht hätten.

Nach dem Eſſen war der Mutter ums Raſten, und am Nachmittage gingen wir den Heimweg an. Auf der weißen Straße und an den kahlen Bergböſchungen der Illach war es noch heiß. Im Trabachgraben am Waldhang und neben dem ſchäumenden Waſſer wurde uns friſcher, und ich kleiner Schlingel kam mir wichtig und bedeutſam wie ein Großer vor, als Begleiter und Beſchützer der Mutter ſo einherzuſteigen! Für alle Fälle hatte ich meine Vorſchriften, die der Vater mir eingeſchärft. Aber ſie ſchienen überflüſſig zu ſein. Es kam der ſteinige Waldſteig bergan, die alten Bäume deckten uns mit ihren Aſtwüchſen ein, wie ein grünes Gewölbe, und mancher Windbruchſtamm lag knorrig und ſpießig über dem Wege, ſo daß wir mühevoll drunter durchkriechen oder darüber klettern mußten. In dieſer Wildnis ſtolperte die Mutter, fiel zu Boden und ſtieß ihren Arm an einen Stein. Sie erhob ſich ſehr ſchnell und brummte ein wenig, aber nicht über den ſchlechten Weg, ſondern über ihre Ungeſchicklichkeit. Da konnte man ſich ſogar wehthun, meinte ſie. Daß ſie ſich wehe gethan hatte, verſchwieg ſie. Nach einem Weilchen, als wir zum Anger kamen, der mitten im hohen Walde liegt und wo der Fußſteig an die Straße ſtößt, ſetzte ſich die Mutter, ohne weiter ein Wort zu ſagen, auf den Raſen. Ein in Eſſig getränktes Tuch, das ſie mit hatte, that ſie faſt haſtig hervor, fuhr ſich damit über die Stirn, an den Mund, dann ſagte ſie zu mir: „Ein klein Randel ſchlafen laß mich. Sieben Vaterunſer ſollſt beten, nachher wecke mich wieder auf.“

Sie lehnte ſich zurück aufs Moos und ſchlief. Etwas zu ſchnell mochte ich das Vaterunſer ſiebenmal hergeſagt haben, ſie hatte noch nicht ausgeſchlafen. Mir fiel der Ausſpruch des Vetters Jakob ein: „Im Schlafen wachſt beim Menſchen das Blut am geſchwindeſten.“ Auf dem Anger ſtanden allerhand rote, blaue und weiße Blümlein, die brockte ich zu einem Strauß und legte ihn der Mutter heimlich auf die Bruſt. Wenn ſie ſich dann beim Erwachen darüber wundern würde, wollte ich ſagen: „Ja, Mutter, dieweil Ihr geſchlafen habt, ſind die Blumen aus der Bruſt hervorgewachſen.“ — Daneben, im Walde drüben, ſchrie eine Amſel, und da dachte ich an jenes Märchen, in welchem ein Vogel den im Walde verirrten Kindern zurief: „Eilet, eilet, es kommen Räuber!“ Raſch verſuchte ich, die Mutter zu wecken, zupfte ſie am Kleid, berührte ſie am Haupt. Sie ſchlief, im Geſicht blaß wie das Eſſigtuch, mit dem das Antlitz halb gedeckt war. Zwiſchen den Binden des Armes rieſelte das Blut hervor und ſickerte in raſchen Tröpflein auf das Gras. Ich hatte für alle Fälle Vorſchriften gehabt, die waren vergeſſen, ich wußte nichts und nichts. — Wenn's ſo war, wie mir's heute vorſchwebt, ſo begann ich nun über den Anger hin und her zu laufen und in den Wald hineinzurufen um Hilfe. Im Walde kniſterte es, ein Hirſch ſetzte zwiſchen den Stämmen dahin, mit hochgehobenen Geweihen, plötzlich wendete er ſich, ſprang heran, an mir vorbei in den Anger und mit geſpannteſtem Satz über meine Mutter dahin. Faſt der Boden hat gedröhnt, ſie iſt nicht aufgewacht. Das Tier war zurückgeſcheucht worden von einem klappernden Scheiterkarren, der die Straße herankam. Den Fuhrmann, der oben ſaß und ein Liedel pfiff, rief ich an: „Komm mir zu Hilf, ich weiß nit, was es mit meiner Mutter iſt. Sie will nit mehr aufwachen!"

„Recht hat ſie," antwortete der Fuhrmann, hieb auf das Roß ein und fuhr weiter. Ein ſcheckiges Hündlein hatte er mit, das umkreiſte bellend den Karren, dann lief es zu mir, ſprang mich an, ſchnupperte am Lager meiner Mutter herum, begann an ihrem Arm das Blut zu lecken und an ihrer Stirn die Tropfen. Auch dem Tiere ſchrie ich zu: „Hilf mir, du lieber Hund!" Der aber lief keifend dem Fuhrmann nach, gleichſam: Schämſt dich denn nit, Chriſtof! So davon zu fahren! Geh doch erſt ſehen, was ihr iſt! — Und das iſt auch wahr, mochte ſich der Chriſtof gedacht haben, es muß richtig was geben, weil der Hund ſo thut. Will doch umkehren und ſehen, was iſt. So wendete er das Fuhrwerk, fuhr wieder herbei, hing das Roß an einen Baum an und ging herab zu dem Anger. Als er ſie ſah, und das Blut, und die Waldbäuerin erkannte, murmelte er: „So ſteht's! Na, dann muß man ſie heimführen." Trug ſie wie ein Kind auf den Armen zum Karren, wo er ſie neben der Straße niederließ. Während er die Scheiter ablud, begann ſie zu ſich zu kommen. Ihr erſter ſuchender Blick war nach mir. Auf mein Hinſinken an ihre Bruſt und lautes Weinen ſagte ſie leiſe: „Hab ich denn ſo lange geſchlafen? Aber jetzt iſt mir ſchon beſſer. Du, mich däucht, es ſind die Binden ledig geworden. Bluten, das thät nit gut ſein.“ Und band ſich ſelbſt die Fatſchen feſt, das eine Ende mit den Zähnen haltend, das andere mit der rechten Hand um den linken Arm windend.

„So, mein Bübel,“ ſprach ſie wohlgemut, „und jetzt rucken wir in Gottesnamen wieder an.“

„Was?“ lachte der Chriſtof, „jetzt, wo ich die Scheiter hab abgeworfen, will die Waldbäuerin auf den Füßen heimgehen? Wo ihr juſt totenſchlecht iſt geweſt! Gewiß beim Bader geweſt! Gewiß auf dem Aderlaß! Unſchuldiges Blut vergießen! Dummheiten!“

Weiter, däucht mich, hat er nichts geſagt, hat meine Mutter auf den Karren gelegt, hat mich auch dazugethan, das ſcheckige Hündlein iſt ſelber hinaufgehüpft und hat ſich niedergelegt zu der Mutter ihren Füßen. Der Chriſtof — er hat ein blaues Jackel angehabt und eine Zipfelmütze auf, ich ſehe ihn heute noch — iſt zu Fuß gegangen, hat das Roß geführt und hat uns zur Abenddämmerung glücklich heimgebracht ins Waldhaus.

Das Schläfchen auf dem Semmering.

Das Mittagsmahl war vorüber. Den Reſt der Milchſuppe hatte der Kettenhund bekommen, der dankbar mit dem Schweife wedelnd die Schüſſel ſo blank leckte, daß die roten und blauen Blumen, ſowie die Zahl des Geburtsjahres der geräumigen Thonſchüſſel klar zum Vorſcheine kam. Der Hund beleckte, gleichſam zum Danke, dann auch noch die Blumen und die Jahreszahl, und gut war's. Den Reſt der Schmalznocken hatte die Bäuerin dem alten Zottentrager (Lumpenſammler) verehrt, der auf der Ofenbank ſaß bei ſeinem großmächtigen Bündel, in welchem alle alten Fetzen von Alpel beiſammen waren und der Papiermühle harrten. Der Zottentrager nahm weder die „Zotten" umſonſt, noch die Schmalznocken, er that ein Täſchlein auseinander und bot der Bäuerin zur Gegengabe drei Ellen blaue Schürzenbänder und ein paar engliſche Nadeln. Der Großknecht nannte ihn trotzdem einen Lumpenkerl.

Als wir vom Tiſche aufſtanden, um wohlgeſättigt wieder dem Tagwerke nachzugehen, ſteckte der Großknecht Rochus einen Ballen Tabak in den Mund. Trotzdem vermochte er noch zu reden und zum Hausvater das Wort zu ſagen: „Bauer, brauchſt du heute das Bendel?“ Bendel, das iſt nämlich der geringſchätzige Ausdruck für einen nichtigen kleinen Buben, der den Leuten unter den Beinen umherſchlupft, wenn er beim Vieh nichts zu thun hat. Das Wort Bendel mußte auf mich paſſen, weil der Zieſelhofbauer, bei dem ich damals als Schafhirt angeſtellt war, auf mich herabſchaute und die Achſeln zuckte. Er brauche mich nicht. Die Schafe ſeien ja in der eingezäunten Halde.

„Wenn du ihn nicht brauchſt, ſo brauch ich ihn,“ ſagte der Knecht. „Wenn ich morgen ins Öſterreichiſche hinaus ſoll mit dem Leab, ſo muß das Vieh heut ein paar Stunden umgetrieben werden auf dem Anger.“

Der Leab, das war durchaus kein „Vieh“, wie der Knecht in ſeiner Grobmauligkeit ſagte, ſondern das war unſer falbes Öchslein, der Liebling des Hauſes. Es mußte beſonders brav ſein, denn es wurde beſſer gehalten, als die anderen Rinder, es bekam Heu ſtatt Stroh und Salzrübenbräu ſtatt Spreufutter. Warum die Bevorzugung? Weil der Leab eben ein lieber Kerl war und ſo ſchön jodeln konnte. Wenn er ſatt war und vor dem Stalle ſtand, ſo begann er zu lauten, die Töne, die er in kurzen Zwiſchenräumen ausſtieß, waren wie heller Juchſchrei, der drüben im Wald klingend widerhallte. Die anderen konnten es bei weitem nicht ſo. Ich wußte damals noch gar vieles nicht, unter anderem auch, warum der Leab ſo ſchön jauchzte. War es, weil es gar ſo luſtig iſt auf dieſer Welt, wenn man nicht an den Pflug muß und ſo guten Salzrübenbräu kriegt, oder war es, weil er Genoſſen und Genoſſinnen herbeirufen wollte von den Weiden, oder war es, weil der Wald ſein Jauchzen ſo munter beantwortete. Kurz, es machte ſich alles ſo fein und nett mit dem Leab, und das war nicht bloße Höflichkeit, wenn es hieß, daß er ſehr gut ausſehe. Mit dieſem lieben Öchslein nun ſollte der Knecht Rochus am nächſten Tage ins Öſterreicherland reiſen, über den Semmering hinüber. Man ſprach gar von Wien, wo der Leab, wie es hieß, ſein Glück machen ſollte.

„Sodl, jetzt komm einmal, Bendel, nichtiges!“ Alſo hat der Knecht mich geworben. „Jetzt führ den Leab aus dem Stall auf den Anger und treib ihn ein paar Stündlein langſam herum. Na, haſt mich verſtanden?“

Nun war das vom Leab eine beſondere Gefälligkeit. Wenn ich ein geſunder ſtarker Ochs bin, wie der Leab, ſo laſſe ich mich nicht von einem ſiebenjährigen Jungen, den ſie noch obendrein das Bendel heißen, mir nichts dir nichts auf dem Anger umhertreiben. Entweder ich gebe ihm einen Deuter mit dem Hinterbein, daß er mich in Ruh laſſen ſoll, oder ich tauche ihn mit dem gehörnten Kopf zu Boden. Mein Leab aber erkannte mir die Oberhoheit zu, oder es war ihm nicht der Mühe wert, einem winzigen Knirps ſich zu widerſetzen; er ließ ſich gutmütig treiben. Etwas ſchwerfällig trottete er auf dem Raſen dahin, ich trappelte barfuß hinter ihm drein und wenn er ſtehen bleiben wollte, um ſich zu lecken oder eine Schnauze voll Gras zu ſich zu nehmen, ſo verſetzte ich ihm mit der Gerte einen leichten Streich an den Schenkel, daß er weiter ging. So hatte es der Knecht angeordnet. Ich wußte nicht, was das Herumtrotten heute zu bedeuten hatte und mein Leab wußte es wahrſcheinlich auch nicht. Der Menſch, wenn er etwas nicht weiß, macht ſich Sorgen darob, der Ochs nicht, trotzdem kam letzterer genau ſo weit als ich — etwa fünfzigmal um den Anger herum.

Am Abend, als wir müde und mit ſteifen Beinen in den Stall gingen, habe ich's erſt erfahren, weshalb die Rundreiſe verhängt worden war. Der Leab mußte ſich für ſeine bevorſtehende Fußpartie ins Öſterreicherland eingehen, weil er das Marſchieren nicht gewohnt war. Bei mir ſtand die Sache nicht viel anders, denn auch ich war auserleſen, die Reiſe mitzuthun.

Am nächſten Frühmorgen hatten wir, der große Knecht Rochus und der kleine Bendel, unſer Halbfeiertagsgewand angelegt, ich auch mein neues Paar Schuhe, dann aßen wir Sterz und Milch, und der Leab bekam noch einmal ſeinen Salzrübenbrei. Während er mit Behagen ſein Frühſtück verzehrte, ahnungslos, daß es das letzte war in der Heimat, ſtriegelte ihm der Ziegelhofbauer noch die Haare glatt und betaſtete mit Wohlgefallen den rundlichen Leib.

„Unter hundertſechzig treibſt ihn wieder heim,“ ſagte er dann zum Knecht. Das war mir nicht ganz verſtändlich, der Rochus aber nickte ſeinen Kopf. „Geh nur her, Öchſel!“ ſprach er und legte dem Genannten den Strick um die Hörner. Ich ſtand hinten mit der Gerte. Als wir ſo zu dreien durch das Hofthor hinaus davonzogen, brüllten die anderen Rinder des Stalles, und der Leab ſtieß ein paarmal ſein helles Jauchzen aus. War ihm wirklich ſo wohl ums Herz, weil es jetzt in die helle Fremde ging, oder hatte der Arme nur einen einzigen Laut für Freud und Leid? Die Hausleute ſchauten uns nach, bis der Weg ſich verlor im Schachen.

Anfangs ging's etwas roſtig, es waren uns die Beine noch ſteif von der geſtrigen Angerwanderung, aber ſchon über dem Alpſteige wurden wir gelenkiger, und im Mürzthale trabten wir zu acht Füßen ganz rüſtig fürbaß.

„Sodl,“ ſagte der Knecht, „bis die Sonne abi geht, müſſen wir z'Gloggnitz ſein. Heimfahren können wir morgen auf dem Dampfwagen, iſt ſicherer mit dem Geld.“

Und kam es jetzt auf, was der Rochus im Sinn hatte. Den Leab wollte er verkaufen. Zu Gloggnitz an einen Viehhändler, der ihn dann nach Wien führen würde. — Nein, das konnte dem Knecht nicht ernſt ſein. Verkaufen, den Leab! Derſelbe Knecht hatte früher einmal am Feierabend eine Geſchichte erzählt, wie ein Mann ſeinen Bruder an den Juden verkauft hatte .... Und ſtimmte denn das mit dem, was meine Mutter daheim oftmals geſagt hatte, nämlich, daß auch das liebe Vieh unſerem Herrgott gehöre, und daß Ochs und Eſel die erſten geweſen, die beim Chriſtkind Wache gehalten? —

Weil die Straße ſo breit und glatt vor uns da lag und das Öchslein ſo willig fürbaß ging, ſo konnten wir plaudern. Daheim plaudert kein Knecht mit dem Schafbuben, am wenigſten der ruppige Großknecht mit dem Bendel, aber in der Fremde ſchließen die Menſchen ſich nahe aneinander, ſelbſt wenn ein Ochs dazwiſchen iſt.

„Was wird er denn nachher machen, der Leab, z'Wien?“ fragte ich.

„Der wird totgeſchlagen,“ antwortete der Knecht. Ich lachte überlaut, weil ich das grobe Wort für einen feinen Witz hielt.

„Übermorgen um die Stund hängt er ſchon an den Hinterbeinen beim Fleiſchhacker,“ ſetzte der Knecht bei. Mir ward plötzlich bange, ich ſchaute dem Leab ins Geſicht, das glotzte harmlos drein; er hatte nichts verſtanden, gottlob. — Fleiſchhacker! Ich hatte den Namen übrigens ſchon gehört. Als daheim die Mutter einmal ſchwer krank geweſen war, hatte der Arzt ein Pfund Suppenfleiſch verordnet, zum Kraftmachen. Das war auch beim Fleiſchhacker geholt worden.

„Hi, Leab!“ ſagte der Rochus und zog am Strick.

Dann fuhr er fort, wunderlich zu ſprechen: „Das beſte Fleiſch geht allemal nach Wien. Wenn unſereiner auf der Kirchweih beim Fleiſchhacker im Dorfe ein Stückel kauft, kriegt man ein wiedenzähes Luder.“ — Was er nur da redet!

Als wir beim jungen Lärchenwald am Anfang des Semmeringberges waren, wußte ich alles. Es war ganz unerhört. — Zurückführen nach Alpel konnte ich den armen, armen Leab nicht, ich hätte mit dem Knecht darum bis auf den Tod rauſen müſſen. Der Knecht Rochus hatte eben vom Bauern den Auftrag, den Leab in Gloggnitz dem Fleiſchhacker zu überantworten! Dann ſollte das gute Ochsl zur Schlachtbank geführt, dort mit einer großen Hacke niedergeſchlagen und hernach mit einem langen Meſſer erſtochen werden. Alsdann ſollten ihm die ſchönen ſchwarzen Hörnlein vom Haupte geſchlagen und die Haut herabgezogen werden. Dann ſollten ihm die Eingeweide herausgeriſſen und das Fleiſch in tauſend Stücklein zerſchnitten werden. Und dieſe Stücke würden gekocht, gebraten, von den Wienern verzehrt, ſo wie der Wolf das Schaf frißt, und die Katze die Maus! — Mir ward blau vor den Augen, ich taumelte hin an den Rain. Der Rochus ſteckte mir einen Biſſen Brot in den Mund.

Später, wieder zu mir gekommen, ſchaute ich den Leab an. Der biß einen Grasſchopf ab und kaute ihn mit aller Behaglichkeit hinab. Er weiß von nichts. Er hat's gehört, aber nicht verſtanden. O, argloſes Gottesgeſchöpf! — Ich hub an, laut zu brüllen.

Der Rochus lachte und gab mir zu bedenken, daß ich ſelbſt ſchon Ochſenfleiſch gegeſſen hätte! Ich ſelbſt? Das war noch ſchöner! — Ja! Am Leihkauftag, wie uns der Bauer beim Wirt Braten mit Salat gezahlt. Das ſei ſo etwas geweſen. — Mir wurde übel. Braten hatte ich freilich gegeſſen, er war ſogar ſehr gut geweſen, aber daß das ein Stück Tierleib ſollte geweſen ſein! Daß es ein Stück von einem Ochſen ſollte geweſen ſein, der vorher gerade ſo warm gelebt, und vielleicht ſo hell gejauchzt hatte, wie der Leab! — Und daß die Menſchen ſo etwas thun!

Als mir das erſtemal die Gewißheit ward, daß alle Menſchen ſterben müſſen, auch ich — da war mir nicht ſo abſcheulich weh ums Herz, als an dieſem Tage, wie ich erfahren, daß der Menſch das Tier ißt, mit welchem er vorher ſo zutraulich beiſammen gelebt hat.

„Was iſt denn das?“ fragte der Rochus und ſtupfte mit dem Stock auf meinen Fuß. „Iſt das nicht ein Schuh?“

„Das iſt mein Feiertagsſchuh,“ gab ich artig zurück.

„Gelt, und mit dem gehſt du in die Kirche und beteſt fleißig. Sag mir ſchön, haſt du die Scheckige noch gekannt, die unſer Bauer im vorigen Jahr für ein Kalb umgetauſcht hat?“

„Die ſcheckige Kuh, die mit dem Melkſtuhl geſchlagen worden iſt von der Stallmagd, weil ſie keine Milch geben hat wollen?“

„Richtig. Und geben hat ſie keine wollen, weil ſie keine mehr im Euter hat gehabt, und deswegen hat ſie unſer Bauer fortgetauſcht. Was meinſt, Schafhalterbub, wo wird ſie ſein jetzt, die ſcheckige Kuh?"

Riet ich: „Auf der Fiſchbacher Alm."

Sagte er: „O Tſchapperl, auf der Fiſchbacher Alm! Wo du jetzt in ihrer Haut ſteckſt!" Und tippte wieder auf meine Schuhe. — Mich machten dieſe Offenbarungen ganz verwirrt. Inwendig Ochſenfleiſch, auswendig Kuhhaut! Und ſo einer will Kind Gottes ſein?! —

Auf der Semmeringhöhe, wo die grünen Matten waren, wollte unſer Leab auf einmal nicht weiter, ſondern ſetzte ſich nieder.

„Das iſt gar nicht ſo dumm!" meinte der Rochus und ſetzte ſich auch in den Schatten einer Lärche, denn es war heiß geworden. Ich hockte ebenfalls hin und lugte heimlich auf das Öchslein. Das that gemütlich wiederkauen, der Knecht that's auch an ſeinem Tabak, und dabei kratzte er das Tier zärtlich hinter den Ohren. Der Leab war deſſen froh und ſtreckte traulich den großen Kopf ſo zurecht, daß der Rochus gut krauen konnte. Und jetzt dachte ich: Wie doch der Menſch ſo falſch ſein kann! — Ich meinte damit den Knecht und mich und alle, die ein Haustier ſo lieb haben, daß ſie dasſelbe endlich zur Schlachtbank führen und aufzehren. Endlich hatte der Leab ſein ſchweres Haupt auf den Raſen hingelegt und machte die großen runden Augen zu. Der Rochus lehnte ſich an den Baumſtamm und duſelte auch ein. Jetzt ſchliefen ſie beide — aber den Schlaf des Gerechten ſicherlich nur einer. Der Knecht hatte den Strick noch ſchlafend um die Hand gewunden, mit dem er das ahnungsloſe Schlachtopfer hielt. Ich war voller Betrübnis.

Kam des Weges her, den wir gekommen, ein großes graues Bündel, unter demſelben gebückt der alte Zottentrager, der tags zuvor in unſerem Hauſe geweſen. Der ſtand ſtill, ſtreckte ſeinen langen braunen Hals nach mir vor und fragte flüſternd: „Was hat's denn, Bübel?“

Schluchzend ſtand ich auf und vertraute dem weltfremden Menſchen meinen Schmerz.

„Das Öchsl thut mir ſo viel derbarmen, weil es zum Fleiſchhacker muß.“

„So, ſo! zum Fleiſchhacker!“ flüſterte der Alte und verzog ſein runzeliges Geſicht zu einer ſchrecklich lächerlichen Larve. Aber ich konnte nicht lachen, mußte immer noch heftiger weinen aus Erbarmnis, weil der liebe gute Leab ſo arglos und unſchuldig ſchlummerte.

„Iſt das nit dem Zieſelhofer von Alpel ſein Knecht?“ fragte dann leiſe der Zottentrager, auf den Rochus deutend. „Iſt ſchon gut. Der hat mich geſtern mit einem Lumpenkerl angemurmelt. Lumpenkerl, der bin ich, gewiß auch noch, daß ich's bin. Weil ich ein Kerl bin, der Lumpen tragt. Aber anmurmeln laß ich mich nit ſo. Geſagt iſt's! Heute wird er die Lumpen nit verachten, wenn ſie ihm der Viehhandler als nagelneue Hunderter auf die Hand thut. Aber wart, altes Murmeltier, ſo gut ſollſt es nit haben! Geſagt iſt's! Dem kleinen Edelmann da thut eh der Ochs leid. Mir auch. Schlaf ſüß, du holdſeliger Bauernknecht, du kotzengrober! Der Ochs ſoll in den grünen Wald gehen, und nit zum Fleiſchhacker. Geſagt iſt's und —“ mit dem Taſchenmeſſer ſchnitt er den Strick durch — „gethan iſt's.“

Das alles war im Flüſterton herausgeſtoßen, nun rüttelte er den Ochſen bei den Hörnern: „Steh eilends auf, Herr Ochs, und fliehe!“

Der Leab glotzte ob ſolcher Beläſtigung etwas verblüfft umher, dann ſtand er ſchlotterig auf, zuerſt mit den Hinter-, dann auch mit den Vorderfüßen und ließ ſich vom Zottentrager in den Wald führen. Der alte Spitzbube ziſchelte mir noch zu: „Du ſchlaffſt auch, Jüngling, und weißt von nichts.“ Dann rückte er ſein Bündel wieder auf und huſchte davon.

Ein junger Menſch iſt bald verführt, wenn er verführt ſein will. Ich ſtreckte mich auf den Raſen, drückte meine Augen zu und wartete, bis der Knecht Rochus die ſeinen aufmachte. — Das wird ein ſchreckliches Erwachen werden! Ich bangte davor und war hölliſch neugierig d'rauf. Ich blinzelte zwiſchen den Augenwimpern wohl doch ein wenig auf ihn hin. Er ſchlief ſo arglos, wie früher der Leab. Jetzt that mir der Knecht leid, wie früher der Ochs. Feſt um die Hand gewickelt hielt er den abgeſchnittenen Strick. Jetzt zuckte er ein wenig mit derſelben Hand, als wollte er das Tier an ſich ziehen. Das gab keinen Widerſtand. Er riß die Augen auf, warf den Kopf, ſprang empor: „Der Ochs!“ Ein wahrhaftes Angſtgebrüll: „Bub, wo iſt der Ochs!“

Ich that, als wäre ich eben auch erſt erwacht, ſtreckte die Arme aus, gähnte und ſagte mit der ganzen Niederträchtigkeit eines Zottentragers: „Haſt du den Leab ſchon verkauft?“

„Geſtohlen! Geraubt! Weggeraubt!“ ſchrie der Knecht und ſchoß umher wie ein ſcharf losgelaſſener Kreiſel. Die Fauſt, um welche der Strick noch geſchlungen war, ſtreckte er gegen Himmel, und an mir vorüberraſend, ſchien es einen Augenblick, als wollte er ſie auf mich niederſauſen laſſen. Mir war nicht zum Lachen, und die Freude an dem geretteten

Leab löſte ſich in eine ſchreckliche Angſt vor dem ſchnaubenden Großknecht. Seine Fäuſte löſten ſich bald in flache Hände auf, mit denen er ſich jammernd den Kopf hielt. Das viele Geld! Auf Jahre hinaus der Dienſtlohn weg, auf viele Jahre hinaus! Der Bauer werde ihm nichts ſchenken. Vielmehr ſtrafen werde er ihn für die Fahrläſſigkeit. Auf fremden Straßen einzuſchlafen! Es ſei auch zu pflichtvergeſſen! Zu pflichtvergeſſen! „Mein Bübel!“ rief er mir zu, in ſeiner Verzweiflung zärtlicher als je, „lauf du zurück auf der Straßen, wo wir hergekommen, vielleicht derwiſcheſt du den Dieb! Ich werde auf die Öſterreicherſeiten hinaus. Weit kann er ja noch nicht ſein. O, mein liebes Geld, mein liebes Geld!“

So wollten wir uns aufmachen zur Verfolgung des Wichtes, der uns den Leab geſtohlen, da hub es im nächſten Dickicht an in hellen Stößen zu lauten . . . .

O, Ochs, du jauchzeſt dich in den Tod hinein! — Drei Stunden ſpäter hat zu Gloggnitz der Händler den Leab übernommen und ihn dem großen Maſtviehtransport einverleibt, der nach Wien ging.

Als wir den Albert beſuchten.

Es waren uns drei Burſchen und drei Dirnlein, und ſo ſtiegen wir ſcherzend hinan gegen das Almhaus auf dem Zerbeck. Einer der Burſchen war Student, der demnächſt die Prieſterweihe empfangen ſollte. Ein katholiſcher Prieſter — alſo war eines der Dirnlein ohne Herzensgeſpan. Dieſe Einſame hieß Agatha, und gerade ſie war die feinſte und die unbefangenſte. Sie hatte weite, weiße Hemdärmeln, aber ihre Zähnlein ſchimmerten ſchier noch lichter. Sie hatte ein roſenrotes Seidentuch breit über den welligen Buſen gezogen, aber ihre runden Lippen blühten faſt noch friſcher. Sie hatte ein vergißmeinnichtblaues Schürzlein umgebunden, aber ihre lachenden Äuglein blauten noch tiefer. Dem einen jungen Bauerntölpel wurde ganz rauſchig zu Mut, wenn er mit der Agatha unterwegs fingerhäkelte oder den Arm um ihren Nacken legte. Die anderen Dirnlein ſahen es nicht gern, wenn wir mit unſeren plumpen Armen der Agatha ſchönes Seidentuch zerknitterten. Wir maßten uns auch weiter kein Recht an auf die kleine Friſche, ſie gehörte ſo halb und halb dem Wirtsſohne im Almhauſe oben und wir mußten unſer Glück ſchon anderwärts verſuchen. Mir war nicht viel drum, ich dachte lieber an den ſchlanken Albert. So oft ich früher dieſen Burſchen mit dem falben Schnurrbärtlein und den zarten Bartflocken unter den Ohren geſehen, hatte ich an den jungen Kaiſer Franz Joſef denken müſſen, mit dem er nachher den Feldzug nach Italien mitgemacht. Am letzten Abend vor ſeinem Abmarſch ins Welſchland war der Albert dabei betreten worden, wie er ſein Schnurrbärtlein der Agatha an die Lippen rieb und wie ſie mit den weißen Zähnlein ihn keck am Barte feſthielt. Gern wäre damals der junge Soldat an dem feurigen Dirndel hängen geblieben, aber der alte Radetzky glaubte, ohne den Albert die Welſchen nicht bändigen zu können, und ſo mußte er fort. Seither hatten die anderen Burſchen gelegentlich zwar mit der friſchen Agatha mancherlei Kurzweil getrieben, doch aber die engeren Rechte des Kaiſerjägers nicht geſchmälert. Wir hatten — auf das in den Bart beißen anſpielend — ſie hernach viel damit geneckt, daß ſie damals mit dem Salat allein zufrieden ſein mußte; im übrigen einem Soldaten den Schatz abwendig zu machen, während er im Felde ſtand, war bei den Burſchen in Alpel nicht der Brauch.

Die Heimkehr nach dem Feldzug war eine traurige geweſen. In Welſchland drin hatten die Öſterreicher das Feld des Ruhmes nicht gefunden, wohl aber war die Abteilung des Albert in die Sümpfe des Mincio verſprengt worden, wo der verwundete Alpenſohn ſechsundzwanzig Stunden lang hilflos im Moraſte ſtecken blieb. Auf einem Karren, mit dem ſpäter der Grillbauer zur Eiſenbahn Bretter geführt, hatte er den Burſchen heimgebracht. Er war wie ein Totengerippe, um das eine gelbliche Haut geſpannt iſt, und ſein erſtes Wort, als er den Jugendgenoſſen daheim die kalte Hand hinhielt, war: „O Freunde, uns iſt recht geſchehen!“

Und der arme Burſch war ſo ganz und gar unſchuldig an den abſcheulichen Welthändeln, an denen ſich im Namen der Nation die Nationen verbluten . . . .

Die Agatha habe ich damals nicht dürfen anſchauen, es war zum Weinen. Sie hat's nicht wollen ſcheinen laſſen, iſt überlaut luſtig geweſen wie ſonſt, aber dabei völlig abgewelkt. Ein paarmal hatte ſie ihn beſucht im Almhauſe, da hatte ihr aber ſeine Mutter zu verſtehen gegeben, daß man die Suppe nicht vor dem Tiſchgebete ißt. Von dem Dirndl war es zwar ſo nicht gemeint geweſen, aber verſtanden hatte ſie es doch. Seine Mutter hatte ja tröſtend beigeſetzt: Bis der Albert wieder geſund ſein werde, ſollten ſie halt in Gottesnamen Ernſt machen.

Und im Herbſt, als kein Windrauſchen und kein Vogelſang mehr war, als der ſtille wolkenloſe Himmel leuchtete über den blauenden Felſen und gilbenden Wäldern, da hörte man, der Albert ſei auf den Beinen und ſeine Wangen würden ſtellenweiſe ſchon wieder blühend. Er ſitze häufig vor dem Haus im Sonnenſchein, blicke in das Thal hinab und verlange nach Jugendgenoſſen.

Daher hatten wir gute Kameraden uns an dieſem Sonntagsnachmittag zuſammengethan und geſagt: Jetzt gehen wir den Albert heimſuchen. Der Student, der Bornfranzel und ich. Der Student war ein halb demütig, halb verſchmitzt auslugendes Bürſchlein. Der Franzel war ein ſtämmiger Bengel mit hervorſtehenden Augen und Backenknochen, ein herlebiges Blut. Ich war ein dummer Junge. Die drei Dirnlein brauchten zu dieſem Gange nicht erſt beſonders gebeten zu werden. Das eine dieſer

Dirnlein iſt ſchon beſchrieben, das andere wartete, beſchrieben zu werden, und das dritte iſt unbeſchreiblich. Die Hane, welche ſich an mich machte, wollte nämlich manchmal ein wenig angedichtet ſein. Und ich habe dazumal manch eine angedichtet, ſolange ſie in irgend einer Ferne war; kam ſie in die Nähe, ſo verging mir alles Dichten und ich ſann auf Flucht. — Die Hilda, die der Vornfranzel mit Aufmerkſamkeiten überhäufte, das war die Unbeſchreibliche. Sie verbarg, wenn etwas Anzügliches geſagt wurde, ihr Geſicht in den Ellbogen, oder verhüllte es mit der Schürze. Sie ſchämte ſich immer, ging ſtets einige Schritte hinter oder vor uns, aber doch immer ſo nahe, daß ſie alles hören konnte. Dem jungen Theologen, der gar ſittſam war, gefiel es ſehr gut, wenn die Hilda ihr Schürzlein ſchämig zum Geſichte hob, auch er miſchte ſich nicht in die Unterhaltung, die nur dem Übermute halbwüchſiger und ſehr weltlich geſinnter Burſchen angemeſſen war. Es mochte damals nicht ganz die übermütige Luſtigkeit geweſen ſein, in der wir ſonſt manchmal zum Almwirtshauſe hinaufgeſtiegen waren. Es lag ſo eine verdächtige Gewitterſchwüle über der kleinen Geſellſchaft, die heute miteinander mehr flüſterte als ſchrie und jauchzte. Wenn ein Verſtändiger unſere Pulsſchläge unterſucht hätte: Der meine ging langweilig, bei den anderen dürfte es bisweilen ein bedenkliches Zucken und Hüpfen gegeben haben. Bei einem der Genoſſen zeigte es ſich faſt ſicher, daß er Fiebervorſtellungen hatte und an anderes dachte, als an Waldwipfel und Berggipfel, oder als an den Albert, der krank geweſen war und nun anhub, geſund zu werden.

So kamen wir zum Almhauſe auf dem Bergpaß des Zerbeck, wo man in zwei Thäler hinabſieht. Aus dem einen hallte das taktmäßige Geknatter der landesüblichen Herbſtpeitſchen herauf, aus dem anderen wehte fernes Glockengeläute. Wir ſetzten uns vor dem Wirtshauſe an den Tiſch, der unter einem Hollerſtrauche ſtand. Über unſeren Häuptern hingen die roten Trauben.

„He, Wirtin! Almwirtin!"

Auf dieſen Ruf kam eine alte Magd aus dem Hauſe getorkelt: „Was wollts denn? Die Wirtin iſt heut hinab nach Fiſchbach gegangen."

„Wo iſt denn der Albert?"

„Der Albert," antwortete die Magd zögernd, „— der iſt auch fort."

„Gut iſt's!" rief der Bornfranzel, „wenn der ſchon fortgehen kann, nachher iſt's gut, und auf das hin, Regerl, bringſt mir jetzt eine Halbe Wein!"

„Und mir ein Seidel!" ſetzte ich bei, denn bei mir beſtand nicht die Abſicht, ein Dirndel mittrinken zu laſſen, außer es wäre die Agatha geweſen, die der erklärte Schatz des Albert war.

Aber die Agatha beſtellte ein Krügel Milch; der Studioſus beſtellte nichts, weil ihm die Wirtinnen auch ſo was vorzuſetzen pflegten. Die Magd brachte uns das Verlangte. Die Hane, die ſich vorher an mich geſchloſſen hatte, ſtützte jetzt ihren rundlichen Ellbogen auf die Achſel des Studenten, guckte ihm mit vorgeneigtem Haupt ſchelmiſch ins Geſicht und ſagte überlaut: „Eine filzige Geſellſchaft das! Uns zweien laſſen ſie gar nichts auftiſchen. Jetzt beſtellen wir uns zuſammen eine Maß Glühwein, magſt?"

Der Theologe lächelte bloß verbindlich, denn er hielt die Aufforderung für einen Spaß. Da hieb ihm der

Bornfranzel die Hand aufs Knie und ſagte: „Biſt ein Narr, Matthias!“

Der Student ſchaute mit einem wehmütigen Lächeln drein. Narr wäre er juſt keiner, aber — blöde iſt er. Anſchicken kann er ſich's nicht. Der Glühwein hätte ihm vielleicht geholfen, doch die Magd erklärte, einen Glühwein könne ſie nicht machen, und das wäre kein Tag zum Glühweintrinken.

Jetzt war aber die Sitzbank zu kurz, und weil die Hilda Gefahr lief, ſtehen bleiben zu müſſen, ſo zog der Franzel ſie nieder auf ſein Knie. Das Dirndel mochte bedenken, daß eine zwar nicht ſtehen, doch aber gern ſitzen bleibt, wenn ſie ſich vorzeitig einem Burſchen aufs Knie ſetzt, ſie entwand ſich alſo dem Arme des Bornfranzels, ſchmiegte ſich hinter die Bank hinüber und verhüllte ihr Rundgeſichtlein mit der Schürze. Einer von uns ſchlug ein Schelmenliedel an, die anderen ſtimmten bei. Die alte Magd ſtellte einen Korb mit Brot auf den Tiſch und ſagte: „Thuts lieber beten, als wie ſo ſingen! Hörts nit läuten?“

„Hi, wegen dem da!“ lachte der Franzel, „am Sonntag läuten ſie den ganzen Tag!“ und er brachte neuerdings ſeine vierzeiligen „Herzjucker“ vor. Die Agatha und die Hane kicherten neckiſch, die Hilda that mit dem Ellbogen einen Stoß in die Luft und wendete ſich unwillig ab. Das verdroß den Franzel, er blinzelte nach der Hane herüber, die mir mein locker gewordenes Halstuch feſtband. Dieſes Mädel war ohne Weinbegaſtung mit mir zuthunlicher, als das ſeine mit und trotz derſelben, er ſtieß daher mit meinem Glaſe an und ſprach: „Kamerad, weißt, was ich möcht? Ich möcht mit dir Dirndel tauſchen.“

„Es gilt, Franzel!“ rief ich und hob mein Glas, denn ſofort überblickte ich den gegenſeitigen Vorteil. Meine Hane war ankletteriſch, das gefiel ihm. Seine Hilda war ſpröde, das gefiel mir. Aber es trat das Unerwartete ein. Die Hilda ſagte gelaſſen: „Der iſt mir auch lieber“ und ſetzte ſich raſch an meine rechte Seite. Und die Hane ſagte: „Wer aufs Dirndeltauſchen ausgeht, den mag ich nicht,“ und blieb an meiner linken Seite ſitzen. Ich wollte gar keine haben und hatte nun zwei. Da ward ich hochmütig und ſpitzte nach beiden Seiten meine Ellbogen aus. Der Bornfranzel, der Student, ſie waren ja viel netter als ich, ſie wären dankbar geweſen für eine Gunſt, die mir zur Zeit noch ziemlich gleichgiltig geweſen. Es giebt eben Zeiten im Leben der Dirnlein, wo ſie lieber neben einem Knaben ſitzen, als neben einem Burſchen.

Es ging gegen den Abend, und über die Bergrücken krochen die Herbſtnebel heran. Die zwei Dirnlein drängten zum Heimweg, die Agatha jedoch war der Meinung, man müſſe den Albert erwarten; ſei er in den Wald gegangen, ſo müſſe er doch bald zurückkehren. Der Franzel meinte dasſelbe. Die alte Magd wurde befragt, wohin er denn gegangen ſei, der eben erſt Geneſene; ſie gab zur Antwort, die Wirtin könne nicht mehr lange ausbleiben. Als es ſchon zu dunkeln begann, machten ſich die Dirnlein im Hof beim Vieh zu ſchaffen; die Hilda ſtreichelte den Kettenhund, huſchte dann gegen ein Hinterpförtlein des Hauſes, wo ſie verſchwand.

Der Bornfranzel fand, daß einem bei dem langen Sitzen die Glieder ſteif würden, er ſtand alſo auch auf, ſpreitete die Füße und ſchlenkerte die Arme aus. Dann ſtand er noch ſo ein wenig herum am Hollerbaum, an der

Hausecke, und ich flüſterte dem Studenten zu: „Paß einmal auf, er ſteht nicht mehr lange herum, er wird bald verſchwunden ſein.“

„Wenn das Weintrauben wären!“ ſagte der Student, und wir betrachteten ſcheinbar ſehr angelegentlich die roten Hollerbeeren, dieweilen wir insgeheim den Franzel beobachteten, der ſich ſachte an das Hinterpförtchen des Hauſes ſtahl und hineinhuſchte.

Natürlich meinte der Student ſogleich, man müſſe ſehen, daß der Franzel drin in der Dunkelheit nicht irgendwo hinabfalle, weshalb er ein Streichholz in Brand ſteckte und zum beſagten Pförtlein hineinleuchten wollte. Da kam der Franzel ſchon heraus. Ganz verſtört torkelte er über die Schwelle, warf noch einen Blick hinter ſich und fuhr mit der Fauſt über ſein Geſicht. Dann blieb er vor uns ſtehen, that einen tiefen Atemzug und murmelte: „Jetzt bin ich aber erſchrocken.“

Wir zwei anderen ſchmunzelten uns zu. Dem kecken Burſchen war wahrſcheinlich was Unliebſames widerfahren.

„Jetzt weiß ich's,“ rief der Franzel dann mit einem hohlen Lachen. „Jetzt weiß ich's ſchon, wo der Albert iſt. — Da drinnen, da in der Kammer. Mauſetot.“

So etwas läßt man ſich nicht geſagt ſein, man muß es allemal ſelber ſehen. Wir gingen hinein. Er lag auf einem langen Brette aufgebahrt, zu Häupten zwei Lichter und ein Sprengwaſſergefäß. Über den ſchlanken Leib war ein Leintuch gehüllt, auf dem wachsfahlen Geſichte ſaßen Fliegen. —

Am Morgen, als die Almwirtin ihm die Milchſuppe zum Bett gebracht, war er gelegen, und, mit dem Geſichte an die Wand gekehrt, nicht mehr zu wecken geweſen. Der

Wirt war auf einem Holzhandel aus, ſo hatte ihm die Mutter das Totenbett gemacht, hatte dann ihr Sonntagsgewand angezogen und war hinabgegangen nach Fiſchbach.

Jetzt, was haben wir aber mit der Agatha angefangen? Wir ſtanden unter dem Hollerbaum und hielten Rat. Sie wollte ihm entgegengehen auf dem Waldweg, da ſagte der Student, der Albert ſei zu Hauſe, er ſchlafe ſchon, ſagte es aber ſo ungeſchickt, daß das Mädel ihm zuerſt ſtarr ins Geſicht blickte und dann einen Schrei that. — Sie iſt in derſelbigen Nacht im Almhauſe geblieben, bei ihm; nun hat niemand mehr etwas dagegen eingewendet.

Wir anderen ſind thalwärts gegangen durch den Wald, wo es oft ſo finſter war, daß der Student mit ſeinen Streichhölzern leuchten mußte. Kein anzügliches Wort iſt gefallen, kein übermütiges Schnaderhüpfel iſt geſungen worden. Der Bornfranzel führte die Hilda am Arm, daß ſie nicht ſtolpere, der Student die Hane. Vielleicht ſind ſie kalt und gelaſſen nebeneinander hergegangen, vielleicht haben ſie ſich enge und innig aneinander geſchmiegt, ich kann das nicht wiſſen.

Ich bin allein hinterher gegangen und habe mir gedacht, wie es bisweilen wohl geſchehen kann, daß ein Toter die Lebendigen den rechten Pfad weiſt, entweder den der Sitte, oder den der Liebe.

Der Preuß' in der Waldheimat.

Das Jahr 1866 war den Bewohnern meiner Waldheimat durchaus nichts mehr Neues. Dort war ſchon in den Fünfzigerjahren „der Preuß'" eingedrungen. Wir Halterbuben kletterten manchmal an ſeinen Brennholzſtoß hinauf und guckten ihm zum Fenſter hinein, beim Grabenhäuſel, wo er Wohnung genommen hatte. Das war ein anderes Fenſter, als die Fenſter der übrigen Bauernhütten! Das alte Grabenhäuſel unter der Felswand und den zerzauſten Hollerbäumen hatte eine unbeſchreibliche Herrlichkeit angenommen, ſeit es von „Preußen" bewohnt war. Die braunen Holzwände hatten eine Kalktünche bekommen, ſo daß ſie ausſahen wie das Herrenhaus in Krieglach. Die kleinen Guckfenſter, zu denen vor Zeiten der alte einäugige Grabenhäusler kaum das kleine Kahlköpflein herausſtecken konnte, waren vergrößert worden wie Wirtshausfenſter. Später, als das Geſchick des „Preußen" ſich erfüllt hatte, ſtanden ſogar Töpfe mit Grüngewächſen und roten „Beigerln" auf dem Geſimſe und dahinter Vorhänge, die ſo rot waren, wie Kirchenfahnen. Und wer ſo gut auf dem Scheiterſtoß ſaß, daß er zwiſchen den Vorhängen in das Stübchen gucken konnte, der ſah eine unerhörte Pracht. Da waren an der Wand geheimnisvolle Bilder, deren Darſtellung man nicht erkennen konnte, deren breite Goldrahmen aber im dunklen Zimmerlein viel Sonnenſchein ausſtrahlten. Dann gab es auf dem Tiſch ein buntes geſticktes Tuch, auf welchem Bücher lagen, und eine beinerne Tabaksdoſe. An der Wand eine breite dunkelgrüne Polſterbank, deren Lehnen auch mit weißen Sticktüchlein behangen waren. Daneben ein ſchwarzer lackierter Schubladkaſten mit meſſingbeſchlagenen Griffringen. Auf dieſem Kaſten unter einem hohen Glasſturze ein elfenbeinernes Geſtell, das wie ein Altärlein gebaut war, ſtatt des Tabernakels aber ein weißes Zifferblatt hatte. Daneben allerhand Figurlein, Käſtlein, gemalte Gläſer und Krüge, wie derlei in keinem Hauſe von Alpel geſchaut worden war. Was ſich weiter in den Winkeln noch befand, das konnte nicht geſehen werden, maßen ſelbſt ein Halterbubenäuglein durchs Fenſter um die Ecke nicht zu gucken vermag. In dieſem Häuslein nun hauſte der „Preuß'“. Er ſelbſt aber war nicht zu erblicken, er war tagsüber weiter oben in der Waldſchlucht bei einer kleinen Branntweinbrennerei thätig, die er ſich hergerichtet, ſowie auch das Grabenhäuſel nach ſeiner Beſitznahme von ihm die unerhörten Veränderungen erfahren hatte. Gekommen waren die Sachen auf mehreren Blachenwagen, ähnlich wie ſie die Schleifersleute haben, oder Schaufelſchnitzler, Korbflechter und andere fahrende Leute. Der „Preuß'“ ſelbſt war nicht etwa drangeſpannt geweſen, um in Gemeinſchaft mit einem mageren Hunde das Gefährte zu ziehen, nein, er war vorne auf dem Bocke geſeſſen neben dem Fuhrmann, ſein Gewand war feierlich ſchwarz, die Hemdärmeln, die man ſah, weil es heiß war und er keinen

Rock an hatte, waren grau geſtreift und hatten an den Ellbogen Flicken. Er trug einen langen roten Bart und auf dem kleinen Näschen blaue Hornbrillen, die dem Manne etwas Geheimnisvolles und Ehrwürdiges verliehen, obſchon er im Grunde noch kein graues Haar unter dem roten gehabt hatte. Anſtatt des Filzhutes, wie ihn bei uns daheim jeder ordentliche Menſch trug, hatte der Fremde ein ſchwarzes Käpplein mit glänzendem Lederſchilde. Auf dem Schoße hielt er einen kleinen fuchsroten Hund, von dem er ſich das Geſicht lecken ließ. So war er angefahren und wir wußten nicht, kam da ein vornehmer Herr oder einer von der entgegengeſetzten Seite. Wir hatten nur gehört, daß der Mann aus dem Preußenlande ſei. Da hatten wir ſchon genug. Jemand wußte, daß im Preußenlande lauter Lutheraner lebten! Dieſer Herr war am Ende auch ſo einer, er lugte durch die blauen Brillen gerade ſo drein, als wie wenn es mit ſeiner Seele nicht geheuer wäre; als ihm das Hündlein einmal bei der Liebkoſung mit der Pfote ungeſchickterweiſe die Hornbrille von der Naſe geſtreift hatte, ſah man kleine grünlichgrau ſchillernde Augen. Und erſt, wenn er ſprach! „Der hat ja alle Buchſtaben (es waren wohl die Laute gemeint) im hinteren Gaumen oben!“ äußerte ſich der Schneider Steff, und in der That, wenn der Mann den Mund aufthat und ſeine Wörter ſtoßweiſe hervorſchnarrte, ſo war es zu hören wie eine Charfreitagsratſche. Anfangs hatten die Leute kein Wort verſtanden, er mußte handgreiflich werden. Er griff in die Hoſentaſche, zog einen aus roter Wolle geſtickten Beutel hervor, verſchob daran das Meſſingringlein, ſo daß das Eingeweide auf die flache Hand herausrieſelte. Mit Silbermünzen begann er zu ſprechen, und ſiehe, das begriffen die Leute überraſchend ſchnell. Das Grabenhäuſel hat er gepachtet, Holz, Milch, Butter, Brot, Eier, kurz alles, was der Mann brauchte, bezog er von den Waldbauern und alles zahlte er mit barer Münze. Sogar den Strohſchaub für ein Bett wog er meinem Vater mit einem Silberzwanziger auf, obſchon bei uns daheim ſeit Erſchaffung der Welt kein Bettſtroh für Bargeld verkauft worden iſt. „Für den Schaub ein Vergeltsgott iſt genug!“ ſagte mein Vater zum Preußen, dieſer aber entgegnete: „Sehn Sie 'mal, Bauer, 'n Silberzwanziger iſt mehr!“ Mein Vater nahm zwar das Geld, ſteckte es aber in einen anderen Sack, als wo die gut katholiſchen Kupfermünzen waren, denn der Knecht Markus hatte ihm geſagt: „Gieb Achtung, Lenz! Laß das lutheriſche Silberböcklein nicht zu den Kupferſchafen! Für was Gutes wirſt mit dieſem Geld nicht viel Segen aufheben. Das geſcheiteſte, du vertrinkſt es.“ Mein Vater wollte aber auch keinen lutheriſchen Rauſch haben. „Na, nachher machſt es ſo!“ ſagte der Markus, nahm ihm den Silberzwanziger aus der Hand, ging zur Thür, wo das Weihbrunngefäß hing, tauchte ihn hinein, hielt ihn dann mit zwei Fingern hoch in der Luft und ſprach mit feierlichem Tone: „Jetzt iſt er getauft!“ Denn zur Zeit hat man in jenen Gegenden die Lutheraner — und wären ſie ſelbſt von Silber geweſen — für Heiden gehalten.

Beim Preußen ſtimmte es aber nicht. Der ging am Sonntag in die Kirche nach Krieglach, wie wir anderen. Er ſtand ſtets am Seitenaltar vor dem Chriſtusbild und benahm ſich ganz anſtändig. Auffallend war es nur, daß er beim gemeinſamen Roſenkranzgebet das Vaterunſer allemal laut, wenn auch ſtark aus dem Hintergaumen hervor, mitbetete, beim Ave Maria jedoch keinen Laut von ſich gab. Solche Widerſprüche mußten näher unterſucht werden.

So hockten wir eines Tages auf dem Holzſtoß, den der „Preuß'“ an der Außenwand ſeines Hauſes geſchichtet hatte und guckten zum offenen Fenſter hinein. Den Mann wußten wir zur Stunde oben in der Schlucht bei ſeinen dampfenden Branntweintöpfen. Der Heiden-Florl hätte gerne gewußt, wie es ſich aus der beinernen Doſe ſchnupft, die auf dem Tiſche lag. Der Halter-Hanſel hätte gerne verſucht, wie es ſich auf der grünen Polſterbank langhingeſtreckt liegt und mir wäre für alle Welt um das ſchwarzgebundene Buch zu thun geweſen, das neben der Doſe geheimnisvoll-feierlich dalag. Vielleicht war es das Buch vom Martin Luther! Dann durfte es kein Chriſtenmenſch anrühren. Aber, wenn er's nicht anrühren darf, nicht aufſchlagen, wie ſoll er dann erfahren, daß es das Lutherbuch iſt! — Ich weiß nicht mehr, welcher von uns dreien den Vorſchlag gemacht, durchs Fenſter hineinzuſteigen. Dieweilen ich darüber nachdachte, ob es zu wagen wäre, ob es ſei, wie jenes Fenſterle bei dem Dirndlein, welches als ſo hölliſch ſündhaft verſchrien war, daß es jeder Burſche probieren wollte — dieweilen ich nachdachte, waren die Kameraden ſchon drinnen. Und — wups, ſtand ich auch in der Stube. Da gab's einen bremſeligen Geruch, ganz eigen. Der Hanſel ſtreckte ſich ſofort auf der Polſterbank, gab derſelben mit ſeinem Hinterteil etliche Stöße, ſo daß das Zeug ſchwellend auf- und niederwogte. Der Florl unterſuchte die Stockuhr; ich faßte Mut und ſchlug das ſchwarze Buch auf. „Kurzgefaßte Anleitung zur Deſtillation von Ebereſchenbeeren.“ — Jetzt wußte ich erſt noch nicht, war der Mann Chriſt oder Heide. Der Florl fand an der Uhr weiter nichts auszuſetzen, nahm die Schnupftabaksdoſe, verſuchte ſie mit den Fingernägeln aufzumachen, was ihm auch gelang, aber ſo, daß das feuchte ſchwarze Pulver auf den Tiſch niederpatſchte. Über das Mißgeſchick erſchrocken, huben wir alle drei an, mit den Fingern den Schnupftabak in die Doſe zu faſſen, da kam plötzlich einem das Nießen an, ſogleich auch dem anderen, und bald nießten alle drei wie um die Wette.

„Potz tauſend million, iſt jemand in der Bude!“ ſchnarrte draußen eine Stimme. Der Schlüſſel raſſelte im Thürſchloß, wir purzelten zum Fenſter hinaus, aber der letzte, der Florl, that einen kreiſchenden Schrei, er fühlte ſich am Bein gepackt und zurückgeriſſen in die Stube. Der „Preuß'“! — Wir beiden anderen waren hinter die Hollerbäume geſtoben und glotzten uns ſprachlos an. „Na nu!“ hörten wir von drinnen, „die Diebe läßt man mal 'n bißchen hängen, wie?“ — Diebe? — Wenn es ſo ſtand, konnten wir jetzt nicht davonlaufen, den Kameraden nicht im Stich laſſen. Wir müſſen hinein. „Geh du voraus!“ flüſterte ich dem Hanſel zu und wollte ihn durch die Thür ſchieben. „Geh du voraus!“ gab er zurück und ſchupfte mich hinein. — Der Preuß' war ſchrecklich anzuſehen. Nicht ſein feines ſchwarzes Sonntagsgewand hatte er am Leibe, ſondern einen groben Zwilchkittel mit Brandflecken. Der rote Bart krauſte ſich wirr auf, die Brillen baumelten, nur noch an einem Ohr hängend, an der Backe, ſeine Augen mit den ſtrohfalben Wimpern waren bloßgelegt, der ſcharfe Blick war ſo krumm wie eine Fiſchangel und damit ſchien er den armen Florl feſtzuhalten. Denn dieſer ſtand wie eingebohrt in der Stube und war totenblaß, und ſeine braunen Augen zuckten hilflos wie zwei geſangene Vöglein umher. Mich macht die Gefahr trutzig, mir iſt in ihrem Angeſichte allemal, als müßte ich ſie ſchüren, daß ſie einen recht großen Brocken giebt. So auch damals. „Herr Preuß'!“ ſagte ich, „wir ſind keine Diebe. Wir ſind halt beim Fenſter hereingeſtiegen, weil wir das Glumpert da herum haben anſchauen wollen.“ Hazih! Denn die Naſe hatte ſich wieder ſo weit erholt vom Schreck, daß ſie ihrem herkömmlichen Brauch obliegen konnte, bei Schnupftabak zu nießen.

„Zur Geneſung, junger Herr!“ ſpottete der Preuß'. „Wollen Sie man Ihre Taſchen umkehren.“

„Das nicht!“ ſchrie ich und biß in ſeinen Rockärmel, weil er ſchon Hand anlegen wollte. Es hätte ſich ein abſcheuliches Gemenge zugetragen, wenn nicht zur Stunde der Almhauſel hereingekommen wäre. Der Almhauſel war ein großer, derbknochiger Mann mit einem ganz feinen, faſt zirrenden Stimmlein.

„Sind die Buben 'leicht über Ihner Branntweinhäfen 'kommen?“ fragte er zierlich den Mann.

„Zu den Fenſtern ſind ſie 'rein geſtiegen, die jungen Herren!“

„Beim Fenſter ſind wir wohl hereingeſtiegen,“ berichtigte ich, „aber Herren ſind wir keine und geſtohlen haben wir auch nichts. Ob er ein Lutheriſcher iſt, das haben wir wollen wiſſen!“ Damit glaubte ich, unſer Eindringen vollgiltig entſchuldigt zu haben. Doch geſtaltete ſich durch mein Geſtändnis die Sache weſentlich ſchlechter. Der Almhauſel meinte, daß man durch Einbruch erſtens weder ſeine katholiſche Geſinnung ſonderlich beweiſe, und zweitens, daß die Lutheriſchen ihren Glauben nicht daheim auf dem Tiſch liegen ließen, während ſie oben in der Waldſchlucht Branntwein machten.

„Hab gemeint, daß es dem Martin Luther ſein Buch wäre!“ geſtand ich, auf die Anleitung zur Deſtillation zeigend.

Da riet der Almhauſel, um der Weltgeſchichte einen anderen Lauf zu bereiten, dem „Preußen“: „Jagens das Bubenwerk davon und verkaufens mir ein Glaſel Kranabethenen.“

Für uns „Bubenwerk“ war dieſe Fenſtergeſchichte nun zwar abgethan. Doch hatte ſie eine Folge. In den Heugräben bei Alpel lebte eine junge Holzmeiſterswitwe, eine kleine, recht geſchmackige Perſon, die immer am „Rematiſchen“ litt. Sie ging ſtets mit verbundenem Kopfe um, ſo daß man das rotwangige Geſichtel nur partienweiſe zu ſehen bekam, an einem Tage die rechte, am anderen die linke Backe; oder ſie trug um das Kinn ein wulſtiges Tuch, wie der Soldat das Helmband, und ſie zog dieſes Tuch über den Mund hinauf wegen „der ſcharfen Luft“, wobei dem männlichen Kennerblicke wieder die vollen kirſchroten Lippen vorenthalten blieben. ’s iſt halt ein Kreuz, wenn man alleweil das „Rematiſche“ hat, einmal im Kopf, einmal in den Zähnen, einmal in den übrigen Gliedern, daß man oft Nächte lang nicht ſchlafen kann. Und die Leute denken nicht daran, was eine verlaſſene Witwe leiden muß

Der „Preuß’“ dachte dran. Er hatte ſie im Walde beim Schwämmeſuchen kennen gelernt und gefragt, weshalb ſie den Beißkorb trage vor dem Mund? Sie nahm ihm die ungeſchickte Rede nicht für übel und erzählte treuherzig von ihrem „Rematiſchen“. Da gab er ihr fürs erſte Ebereſchenbranntwein zum Einreiben. Solange ſie rieb, war's gut, dann hatte ſie wieder ihr „Rematiſches". Dann riet er ihr, ſich abends vor dem Schlafengehen in ein warmfeuchtes Tuch einſchlagen zu laſſen und erbot ſich zu Dienſten. Sie that's aber allein und am nächſten Tage war es ſchlimmer, als vorher. — Schließlich mußten ſie doch auf das rechte Mittel gekommen ſein, denn die Witwe half dem „Preußen" Ebereſchenbeeren ſammeln und ihr Geſichtlein war nicht mehr verbunden.

So ſtand es zur Zeit, als wir dem „Preußen" in die Stube geſtiegen waren, und als nun der Almhauſel bei ihm ſaß und das „Stamperl Kranabethenen" austrank, ſo oft es ſich gefüllt hatte. Und ſagte unter anderem Geſprach plötzlich der „Preuß'", wenn es ſich ſo verhielte, daß ihm die Leute ſchon bei eitel Tageslicht zum Fenſter hineinſtiegen, ſo würde er künftighin allein nicht leben können.

„Werdens halt einen böſen Haushund müſſen anſchaffen," meinte der Almhauſel.

„Ne was!" ſchnarrte der „Preuß'", „'n Weibſen werd ich mir 'mal anſchaffen." Und rückte kühnlich hervor mit der von den Heugräben.

„Hau!" lachte der Almhauſel, „die laſſens Jhna nit!"

Der „Preuß'" antwortete ganz barſch, da werde er niemand fragen, der „Kranabethene" koſte drei Groſchen und der Hauſel möge ſehen, daß er bei Zeiten zur Thür hinauskomme.

Der Almer ſah ſich verabſchiedet, ſagte auch nichts weiter, behielt aber doch recht. Schon am zweiten Tage, nachdem die Holzmeiſterswitwe ohnehin ganz unauffällig eingezogen war in das fürnehme Grabenhäuſel, kam der

Schragel-Franz mit dem langen Stecken. Der Schragel-Franz war damals in Alpel Ortsrichter und der Stecken bedeutete die Würde.

Die Witwe that wie eine Hausfrau, rückte dem Schragel einen der Polſterſtühle zurecht, fächelte mit der Schürze allfälligen Staub ab und lud zum Niederſitzen ein. Der Richter blieb ſtehen und pflanzte ſeinen Stab auf vor den Augen des Weibes, dem jetzt ſchier ein wenig unheimlich zu werden begann.

Der Richter ſtand großartig da. Nun öffnete er ſeinen Mund, hielt ihn ein Weilchen offen und ließ ihn dann wieder zugehen. Er hatte eine Anrede im Kopfe und fand dazu den Anfang nicht. Dabei war ihm die ſtrenge Richtermiene abhanden gekommen und nun ſetzte er ſich nieder. Jetzt kam auch der „Preuß'“ herein, ſtellte ſich neben die Witwe hin, daß man ſah, wie gut ſie zuſammenſtanden, und fragte dann den Richter, ob Geiſt gefällig wäre?

Der Richter antwortete, Branntwein trinke er aus Sittlichkeitsgründen nicht, außer es wäre guter Weichſelgeiſt. Dann begann er mit dem Stabe auf das Fletz zu klöpfeln und endlich — als er die beiden groß angeſchaut hatte — begann er zu ſprechen: „Alſo, jetzt hätte ich euch einmal beiſammen, dich, Preuß' mit der, und dich, Holzmeiſterin, mit dem. Und jetzt muß ich euch ſagen, daß ihr nit beiſammenbleiben dürft, daß ihr wieder auseinander müßt. Und das heut noch. Ich leid's keine Nacht mehr länger, und desweg bin ich da, und die Holzmeiſterin muß auf der Stell mit mir gehen. Unſereiner hat die Verantwortlichkeit und ich laß euch nit bei einander. Keinen

Tag mehr länger. Ich leid's nit. Und deswegs muß ſie mit mir."

Als der Richter merkte, er wäre in ſeiner Rede bereits zweimal herum und es wiederhole ſich möglicherweiſe immer ſo, ſchloß er ab und ſtieß den Stab ſcharf in den Boden — gleichſam: punktum.

Die Holzmeiſterswitwe ſchaute ein wenig verblüfft auf zu ihrem „Preußen", und was der jetzt ſagen werde. Dieſer ſagte gar nichts, ſondern lachte ſcharf auf. Das Lachen ging dem Richter durch Mark und Bein. Er war hier zwar der Höhere, aber nicht der Stärkere, und im Lachen lag's: Wollen 'mal ſehen! —

„Und wenn's auch wär'," ſagte der Schragel-Franz ſänftiglich, „daß ich euch heut noch bei einander ließ, freiwillig — ſo kommen morgen die Schandarn! — Heiraten? Ihr zwei zuſammen? Das iſt eine dumme Red. Ein Lutheriſcher! Das wär noch ſchöner! Zwieſcheckige Kinder! Das darf nit ſein. Ich ſag es euch. Und geſagt hab ich's euch und jetzt geh ich wieder."

Er ging und die zwei blieben.

Am nächſten Tag kamen die „Schandarn" noch nicht, aber acht Tage drauf kamen ſie.

Die Holzmeiſterswitwe wollten ſie „davontreiben". Aber das kleine Weibsbild ſchaute auf die großen Landwächter von oben herab, vom Söller, und drällerte ein Spottliedchen:

‚Mei Schatz is a guata Bua,
Is a Schandar.
Sei Pulver is naß
Und ſei Taſchl is lar
Er hat a ſchöno Ketterl mit,
Schliaßt aber nit,

Er hat a ſchöns Hüaterl auf,
Grüaßt aber nit.
Er hat an ſchwarzn Spiaß bei eahm,
Sticht aber nit,
Er hat a feins Büchſerl um,
Schiaßt aber nit.“

Das ließen ſich die Gerichtsboten nicht zweimal ſagen, doch als ſie dem Weibe das „ſchöne Ketterl“ um die Hände legen wollten, that der „Preuß’“ in der Eile eine ſchneidige Wachebeleidigung, ſo daß ſie nun auch ihn mitnehmen mußten.

Nun hatten aber die „Schandarn“ nur ein Handſchloß, und da von einer beſonderen Freundſchaftlichkeit der beiden Leute gegen die Landwächter keine Spur war, ſo wurden die beiden, der „Preuß’“ und die Witwe, aneinandergeſchloſſen, er an der rechten, ſie an der linken Hand, und ſo ſtapften ſie, von der Ehrenwache begleitet, die Straße entlang.

Der Bezirksrichter in Kindberg mußte freilich lachen, als er ſah, wie dieſes Paar, das behördlich getrennt werden ſollte, behördlich zuſammengeſchloſſen worden war.

„Thut’s weh, das Kettel?“ fragte er die Witwe und befühlte ihr gefeſſeltes Handgelenk.

„Aber nit ein biſſel thut’s weh,“ antwortete ſie friſch.

„Na, wenn’s nicht weh thut,“ verſetzte der Bezirksrichter, „ſo wird ſich ja wohl ein Mittel finden laſſen, daß ſtatt dieſem Band ein anderes angelegt werden kann, eins, das nur die Untreue brechen kann oder der Tod.“

„Die Untreue gewiß nit!“ ſchrie die Witwe.

„Na nu, und der Tod ooch nich,“ ſetzte der „Preuß’“ bei, „denn weil zwee verliebte Chriſtenleut in Ewigkeit zuſammenhalten wollen.“

Wenige Wochen ſpäter iſt das Ehepaar eingezogen ins Grabenhäuſel zu der fürnehmen Stockuhr, zu den güldenen Bilderrahmen und zu der grünen Polſterbank. Ich habe ſpäter noch ein einzigesmal ganz flüchtig zum Fenſter hineingeguckt nach dem Lutherbuch und der Tabaksdoſe. Auf der Polſterbank ſaß das Weib und hatte einen kleinwinzigen „Preußen“ auf dem Schoß.

Remi der Räuber.

Der Geſelle Wendelin und ich waren beim Donatbauer zum Mittagseſſen eingeladen geweſen, am heiligen Chriſttag. Was wir dort aßen, davon will ich nicht reden, ſondern davon, was wir nicht aßen. Denn das, was wir übrig ließen, packte uns die Donatbäuerin in unſere Taſchentücher. Und ſo verließen wir das Haus — der Wendelin ein Krapfenbündel am Stock hinter der Achſel, ich auch ein Krapfenbündel am Stock hinter der Achſel. Ich hatte an meinem Stocke auch noch ein paar Stiefel hängen, die Werktagsſtiefel, die ich in der Woche auf der Ster beim Donatbauer angehabt hatte. So ſagte der Wendelin unterwegs noch das drollige Wort: „Du gieb acht, daß dir die Krapfen auf dem Buckel deine Stiefel nicht anziehen und davonlaufen!“ O dummes, o prophetiſches Wort!

Auf der Straße kamen wir zu verſchiedenem Volke, Männer, Weiber, Dirndeln, Burſchen, die alle in die Kirche gingen zum Nachmittags-Gottesdienſte. Wir Schneider waren raſch und ſchlenkerten an den Leuten vorüber. Wir waren auch ſehr luſtig, pfiffen heitere Krippenlieder, wie ſie in der Nacht zuvor auf dem Kirchenchore geſungen und geſpielt worden waren, und huben an auf der Straße zu tänzeln nach dem Takte. Der Wendelin hatte damit angeſangen, er hatte ſchlanke, dünne, überaus bewegſame Beine und war ſo tanzeriſch geſtimmt, daß er auch zu jedem Kirchenliede wie zu einem Walzer hopſte und trippelte. Ich that ihm's getreulich nach, denn wenn's luſtig iſt, muß man tanzen, und warum ſollte es nicht luſtig ſein, wenn der Heiland geboren war, der uns eine Reihe von Weihnachtsfeiertagen und Bündeln von Krapfen gebracht hatte! Während des Hopſens auf der Straße klopften die Stiefel mir wiederholt auf den Rücken; anfangs that ich nichts desgleichen, doch ſie ließen nicht ab zu klopfen ans Schulterblatt, bis ich ſie plötzlich verſtand — meine Krapfen waren weg. Das ganze Bündel Krapfen — es hing nicht mehr an dem Stocke, es war verſchwunden. — Krippenlied und Tanz wurden ſchrill abgebrochen.

Der Wendelin ging ſeines Weges, ich kehrte um und fragte jeden der Hinteren, ob er mein Bündel nicht geſehen hätte? Den alten Männern und Weibern konnte ich ihr bedauerndes „Nein“ glauben, den ſchmucken Dirndeln traute ich ſchon weniger, maßen ſie unter ſich kicherten darüber, daß der „hupfende Schneider“ auf der Straße ſeine Krapfen verloren hatte. Als ich nun aber ganz hinten zu einem geſchloſſenen Trupp von Burſchen kam, die bei meinem Nahen einander ſtumme Zeichen gaben und verſtändnisvoll ſich anblinzelten, wußte ich auch, wo meine Krapfen waren.

„Kameraden,“ ſo redete ich ſie an, denn dieſe Saitenklänge der Zuſammengehörigkeit hielt ich für die beſten, „Kameraden, habt ihr kein blaues Bündel geſehen? Ich habe ein blaues Bündel verloren.“

„So,“ entgegnete der kleine, dicke Angler-Michel ernſthaft, „was iſt denn drin geweſen?“

„Ein biſſel Eßwerk für die Feiertage.“

„Wer was Verlorenes ſucht, der muß ſich genauer ausweiſen,“ ſagte der knieweite Kleiderer-Sepp.

„Die Donatbäuerin hat mir ein paar Krapfen geſchenkt, und die ſind drinnen geweſen,“ gab ich an.

„Wie viel etwa mögen ihrer Krapfen drinnen geweſen ſein?“ verhörte der ſtangenlange Stein-Hieſel.

„Na halt etwa fünfzehn oder zwanzig Stuck, oder ſo was.“

„Und da ſagt er: ein paar!“ lachte der Michel. „Wir haben nichts gefunden.“

„Macht keine Dummheiten und gebt ſie her!“

„Ah geh, was wollte denn ſo ein Schneiderlein mit ſo vielen Krapfen anfangen!“ rief der höckerige Kerſchbaum-Stoffel und gab mir mein blaues Sacktuch zurück — aber in zuſammengeballtem Zuſtande inhaltslos.

„Dem Herrn Pfarrer will ich ſie bringen, die Krapfen.“

„Ha, ha, ha,“ lachten ſie alle, der eine in Bruſtton, der andere in Fiſtelſtimme.

„Das heißt,“ berichtigte ich mich, „meinem Meiſter gehören ſie, die Krapfen, er wird ſie halt vielleicht dem Herrn Pfarrer ſchenken wollen.“

„Ha, ha, ha,“ lachten ſie wieder.

„Etliche davon,“ fuhr ich fort, „gehörten ſchon mir auch, von den Krapfen, ja, und wollte ſie meiner Mutter geben.“

„Ha, ha. ha,“ lachten mehrere, aber nicht alle. Der Kleiderer-Sepp griff in ſeine inwendige Rocktaſche; „der Mutter, das iſt was anderes. Da muß ich den meinigen ſchon zurückgeben.“

Der Schrodel-Franz jedoch ſprach: „Ah, deiner Mutter kunnten die vielen Krapfen ſchaden, die iſt ſie nicht gewohnt.“

Stand ich da und hub an zu ſchelten: „Ihr Saggra!“

Das half nicht viel, und ſo hub ich an, ihnen folgende Vorſtellung zu machen: „Seid ihr nicht auch froh, wenn ihr der Eurigen manchmal was ſchenken könnt!“

„Wir haben gar keine Mutter,“ riefen ihrer zwei.

„Mutter meine ich jetzt auch keine,“ ſagte ich. „Wer einen Schatz hat, der ſchenkt ihm gern öfters was.“

„Ah ſo, ſeinem Mädel will er die Krapfen ſpendieren!“ ſagten etliche und gaben mir die zurück, welche ſie im Sacke hatten. Alle hatte ich ſie aber noch immer nicht, lange nicht alle. So geſtand ich denn, daß ich auch ſelber gerne Krapfen eſſe.

„Endlich iſt er aufrichtig!“ rief der Michel, „und weil er aufrichtig iſt, der Schneider, und die Krapfen ſelber eſſen will, ſo ſoll er die meinigen haben.“ „Die meinigen,“ ſagte er, da ſie vielmehr die meinigen waren, die er mir jetzt zurückgab. Die übrigen machten ihm's nach und ich hatte faſt alle meine Krapfen wieder. Mehrere waren zwar ſchon angebiſſen. Ich breitete auf dem ſchneeigen Wege das blaue Sacktuch aus und band die Krapfen ein.

Alle der Burſchen hatten zurückgegeben, nur einer nicht — der Bärennäßler-Nemi nicht. Der ſagte: „Dümmeres giebt's nichts, als wenn einer die Krapfen weggiebt, die er ſelber eſſen kann. Der Schneider erlaubt's ja, gelt?“ Und er aß den ſeinigen keck vor meinen Augen auf, hielt mir dann zum Hohne die fettigen Finger vor, die ſollt ich „abſchlecken“.

Den Wunſch, dieſen Menſchen einmal nachdrücklich auf die Erde zu legen, hatte ich ſchon oft gehabt und nicht bloß ich allein. Aber der Remigius Bärennäßler war ein großer grober Lümmel, der ſich bei ſeinen Angreifern gleich auf's Würgen oder Augausſchlagen verlegte. Ein paar Mannsleute im Dorfe hatten von dem Remi ihre Denkzettel, und ſeither band man mit ihm nicht gerne an und er handelte nach freiem Willen. Sein wulſtiges Geſicht mit der kleinen Naſe und dem breiten Mund grinſte, ſeine graue Wollenhaube im Nacken, ſo blinzelte er mich mit halb zugemachten Äuglein an, ſo ſtand er mit weitausgeſpreiteten Beinen da, ſtemmte die Fäuſte in die Seiten und ſagte gar weichmütig: „Nu, Schneider, iſt dir was nit recht?“ Natürlich, mir war alles recht.

Das war mein einziges Begegnen mit dem Remi geweſen. Er war im Fiſchgraben drüben gebürtig, einer armen Häuslerin Sohn, die er bald um ihr Häuſel gebracht hatte. Im Wirtshaus und ſo herum hatte er es verthan. Trotzdem mußte er nun aus unſerer Gegend wieder zurück in ſeinen Fiſchgraben, weil ihn bei uns niemand in Arbeit behalten wollte. Da hörte man denn bald allerhand Stücklein vom Remi. Die Kirſchen vom Baum, manchmal eine Rübe vom Feld genommen, das gilt auf der Bäuerei nicht gleich als Diebſtahl. Auch der mit der Hand gefangene Fiſch nicht und das aus dem Walde getragene Bündel Gefällholz nicht. Selbſt wenn einer dem anderen ſeine Herzliebſte ſtiehlt oder mit Gewalt wegnimmt, macht ihn das immer noch zu keinem kriminaliſtiſchen Diebe oder Räuber, und doch iſt die Herzliebſte anerkanntermaßen der größte Schatz, den es giebt. So duldſam iſt man. Ein heimlich ausgegrabener Erdapfel aber und vom Felde entwendetes Werkzeug, das liſcht den ehrlichen Namen ſchon das erſte Mal aus.

Beim Bärennäßler-Remi war nicht mehr viel auszulöſchen, und doch verwunderten ſich die Leute, als ſie von ſeinem erſten Straßenraub hörten. Ein Bauernweib ging vom Markte heim, wo es Leinwand verkauft hatte. Der Remi geſellte ſich zu ihr und als der Weg durchs Holz führte, ſagte er ganz gelaſſen zu ihr: „Weibel, jetzt wirſt mir halt dein Geld geben müſſen.“

„Jeſus Mar und Joſef!“ hub ſie an.

Er fuhr ruhig fort: „Es iſt beſſer, du lärmſt nicht. Ich brauch dich nur anzugreifen, ſo biſt hin!“

Es bedurfte keines Wortes weiter, keines Handgriffes, zitternd wie Birkenlaub, durch das der Sturm haucht, noch bevor er da iſt, neſtelte das Weib ihr Geld aus den Kleidern und ließ es vor ihm auf den Boden fallen. Er brauchte es nur aufzuheben und mit ſich zu nehmen. Er kehrte aber wieder um und ſagte zur Beraubten: „Ich muß dich was fragen, Weib. Kennſt du mich?“

„Der Bärennäßler-Bub biſt!“ rief ſie leider gar unbedacht aus, worauf er entgegnete: „Dann werde ich dich doch mit einem Steine totſchlagen müſſen, denn du verrätſt mich.“

Sie legte einen heiligen Eid ab, es nicht zu thun, nur leben laſſen möchte er ſie!

„Wir wollen uns leicht vergleichen, wir machen es ſo,“ ſagte der Remi. „Solang du nichts ſagſt, biſt vor mir ſicher. Verrateſt du mich aber, ſo überlebſt du es nicht zwei Tage lang. Glaubſt mir's oder nicht, das iſt deine Sach. Bin eh ein guter Menſch, daß ich dich heut heimgehen laß.“

Wie nachher die Leute ſolches beſprachen, waren etliche ganz gerührt über die Großmut des Burſchen und man ſagte ihm bei ſolch romantiſchen Räuberhauptmanns-Manieren eine große Zukunft voraus. Nach dem erſten Arreſt zeigte ſich der Remi in der That ſchon vervollkommnet. Das war freilich wieder in einer anderen Gegend, wo man ihn nicht kannte, als er eines Tages in einem Pfarrhofe zuſprach. Der alte Pfarrer war bekannt als einer, der ſich etliches Silbergeld erſpart hatte, aber es war ſo viel altes Weiberwerk im Hauſe, daß ſich nichts machen ließ. So bat der Remi den Pfarrer, daß er um Gotteswillen ſchnell mit ihm in die Schrundwaldungen hinaufkommen möchte, im Holzſchlag ſei ein Holzknecht verunglückt, er lebe noch ein bißchen und verlange verſehen zu werden. Der alte Herr ging raſch mit ihm. Als der Burſche ihn aber im wilden Wald hatte, wo ſie auf einem vom Sturm geſtürzten Baum ein wenig raſteten, ſtellte der Remi das Laternlicht, welches zum Sakrament gehörte, aufs Moos, rückte ſich nahe an den Pfarrer und ſagte: „Na, was iſt's denn mit uns zweien? Haben wir nichts Silberiges mit?“ Und begann den Prieſter auszuſuchen. Dieſer ließ es ruhig geſchehen und bat nur, das Allerheiligſte nicht zu entehren. Der Remi war aber mit den paar Scheidemünzen nicht zufrieden. „Zu Hauſe hat Er mehr Geld!“ ſagte er zum Pfarrer. Da es dieſer nicht verneinte, ſo fuhr er fort: „Wie fangen wir das jetzt an, daß ich Sein Geld krieg, und daß Er mich nicht einſperren laſſen kann?“

Der Pfarrer wußte dafür freilich keinen Rat.

„Vielleicht ginge es ſo,“ ſchlug der Remi vor, „daß ich den Herrn in die Wolfsſchlucht hinabführe und ihn dort an Händen und Füßen binde. Dann ſoll Er mir's ſagen, wo Er das Geld aufbewahrt hält und wie ich dazukomme. Nachher ſtopfe ich Ihm auch den Mund zu und geh das Geld holen. Und wenn ich's finde und glücklich damit zurückkomme, dann binde ich den Herrn wieder los und Er kann nach Hauſ' gehen. Wenn ich aber beim Geldholen Unglück hab, nachher bleibt Er Jahr und Tag in der Wolfsſchlucht liegen und kein Menſch findet Ihn."

Der Pfarrer antwortete auf das: „Mein Sohn, ehe ich dir zu einem ſolchen Diebſtahl Gelegenheit gebe, oder dich gar dazu verleite, eher laſſe ich mich töten."

„So wollen wir's halt mit der Wolfsſchlucht probieren. Nur willig mitgehen, ich rat Ihm gut. Wir können alles ganz ruhig abmachen, in dieſem Wald begegnet uns niemand."

So führte er den Greis mit dem Allerheiligſten in die ſchauerliche Schlucht hinab, wo zwiſchen Felsblöcken allerlei hohes Geſtrüpp war und wo ein träges, graues Waſſerlein rann. Und als er den Pfarrer ſchon zerren und ſchleppen mußte, ſagte dieſer zum Remi: „Wenn du glaubſt, daß du hier der Stärkere biſt, ſo irrſt du dich. Siehe, ich habe den allmächtigen Gott bei mir!"

Einen ſcheuen Blick auf die Hoſtie that der Burſche, dann ließ er ab und ſagte: „Meiner Seel, mich geht der Greuel an. — Wenn Er ſchon ſo fromm iſt, Pfarrer, ginge das nicht, daß ich Ihm vorher die Sünd beichte, daß Er mich losſpricht von dem, was ich thun will? Er könnte dann meinetwegen ruhig ſterben."

Über eine ſolche Rede glaubte der Pfarrer ſchon, er hätte es mit einem Irrſinnigen zu thun: „Freund, wir wollen jetzt nach Hauſe gehen. Und wenn du mein Geld haben willſt, ſo werde ich es dir lieber freiwillig geben und wir haben weiter keine Unannehmlichkeiten."

Der Burſche iſt darauf eingegangen. Er wanderte mit dem Pfarrer ganz harmlos wieder ins Thal hinaus. Aber als ſie gegen Abend ans Dorf kamen und er die Leute ſah, blieb er plötzlich ſtehen, als beſinne er ſich. „Dumm bin ich heut geweſen,“ murmelte er, ſtellte die Laterne zu Boden und lief querfeldein.

Sie erwiſchten ihn doch. Und beim nächſtfolgenden Arreſt vertraute er ſeinem Zellengenoſſen folgende Herzensergießung an: „Sitzen iſt mir alles eins, aber gehenkt werden möcht ich nicht. Nehmen, wo ich was finde; betäubt machen, wer ſich wehrt. Aber umbringen nicht.“

Der Genoſſe meinte, auch das Umbringen wäre im Grunde nicht ſo gefährlich, nur dürfe man ſich nicht erwiſchen laſſen.

„Dafür bin ich mir nicht geſcheit genug,“ entgegnete der Remi. „Kannſt es angehen, wie du willſt, ſie haben dich doch. Weiß nicht, warum die Leute gar ſo eine große Freud haben, einen armen Menſchen in den Kotter zu bringen. Wegen ſo Kleinigkeiten! Ob das biſſel Geld, das es giebt, der oder der hat, das wird doch ziemlich einerlei ſein, nicht? Predigt dir nicht der Pfarrer für und an, daß irdiſch Gut und Geld eine Nichtigkeit iſt? Und wenn man ihm was wegnehmen will, läßt er einen einſperren. Heißt es alleweil, die Freiheit wär ein höheres Gut, als das eitle Geld. Nun ja, haben ſie ſich doch Anno Achtundvierzig viel koſten laſſen, daß ſie die Freiheit ’kriegt haben. Und ſo eine Freiheit ſtiehlt mir der Standar und ſperrt mich ein. Wer iſt nachher der größere Dieb, ich, der das biſſel Silber haben will oder der Standar, der mir meine Perſonalfreiheit ſtiehlt?!“

„Spezi!“ antwortete hierauf der andere, „du redeſt ſo großartig, als ob du ein Verteidiger wärſt. Weißt es denn nicht, daß man nur die kleinen Diebe hängt?“

„Mein Gott, ich möcht eh ein großer werden. Hab halt 's Talent nicht dazu; werd mich mein Lebtag mit dem Kleingewerbe abgeben müſſen. Von den einbruchsſicheren Kaſſen hört man jetzt auch. Wieder ſo eine Erfindung zum Ruine der armen Leute!“

„Ohne Studium geht gar nichts,“ ſagte der andere. „Ich bin Schloſſer geworden.“

„Möcht ich doch wiſſen, ob du dein Geſchäft verſtehſt,“ verſetzte der Remi, „Schloſſer, ſei ſo gut, ſperr mir auf das Thürl da hinaus.“

„Gern, Bruderherz, wenn's nur kein Vexierſchloß wär!“

So ſollen ſie es getrieben haben im Arreſt und beſonders von der Spintiſiererei des Remi haben die Leute viel zu erzählen gewußt. Es war einer der nachdenklichſten Spitzbuben, und in ſeinen Handlungen immer voller Rückſicht gegen den Mitmenſchen. Faſt bei jedem Raube zog er ſein Opfer freundſchaftlich zu Rate, wie er ihm das Geld wegnehmen ſolle, ohne daß es ſo beſonders weh thue. Dann war er wieder von beſcheidener Denkweiſe, daß er den Angefallenen bat, der Geſchichte wegen kein Aufhebens zu machen und ihm keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, anſonſten er freilich ein gutes Mittel anwenden mußte.

Das „gute Mittel“ hat er endlich angewendet, kanibaliſch und feig zugleich; aber gehenkt iſt er doch nicht worden. Es kam jene Schauernacht in der Mühle bei Rettenegg.

Unter dem Geräuſche des Waſſers hatte der Remi nächtlicherweile Dachbretter ausgehoben, war in den Oberboden gekrochen und von da beim Mondenſchein, der durch die Fenſter kam, hinabgeſtiegen in die Stube, wo der Müller ſchlief. Der hatte etliche Tage vorher einen Wald verkauft. Der Remi mochte ein Weilchen vor dem Schlummernden geſtanden ſein und überlegt haben, ob er ihn wecken ſolle, um ihn auf gütlichem Weg zu fragen, nach dem Gelde, oder ob er die Mühe des Suchens ſelber übernehmen könne. Für alle Fälle hatte er auch ein Beil bei ſich im Gurte ſtecken. Er entſchloß ſich, den Müller nicht aus der Ruhe zu ſtören und den Kaſten, der neben dem Bette ſtand, mit einem mitgebrachten Eiſenhaken zu öffnen. Dabei erwachte der Müller und ſprang auf, auch ſein Weib kam aus der Nebenkammer mit Licht herbei.

„Ihr erſchreckt einen ja ordentlich!“ begehrte der Remi auf und griff raſch nach ſeinem Beile. „Seid doch geſcheit, Müllersleute! Nicht wahr, da im Kaſten habt ihr das Geld?“

Einen gellenden Doppelſchrei ſtießen ſie aus, als ſie den baumſtarken fremden Menſchen mit der ſchrecklichen Waffe vor ſich ſtehen ſahen, der Müller warf ſich auf ihn, um ihm das Beil zu entreißen. da taumelte er auch ſchon, von einem Hiebe getroffen, gegen die Wand und brach zuſammen. In demſelben Augenblicke ſtürzte der Sohn der Müllersleute herbei, aber ſchon an der Thürſchwelle traf auch ihn das Beil. Zwei nachſtürmenden Müllerknechten gelang es, den Räuber zu bewältigen, mit ſeiner eigenen Waffe machten ſie ihm den Garaus.

Als die arme Müllersfrau aus ihrer Ohnmacht zu ſich kam, ſah ſie da drei Leichen liegen, den Gatten, den Sohn und den Räuber. Den letzteren ſchafften die Knechte bald hinaus in den Brennholzſchoppen, der nur aus einem Bretterdache beſtand, welches teils ans Haus gelehnt, teils mit zwei Balken geſtützt war. Dort warfen ſie den Toten auf einen Haufen Sägeſpäne.

Am frühen Morgen kamen von allen Nachbarshäuſern Leute herbei, auch ich von meinem Sterbhauſe, um das grauſige Ereignis zu ſchauen und die Müllerin zu beruhigen. Dieſe war nach dem erſten Schmerzesraſen ganz gelaſſen geworden und ſachte begann ſie die Aufbahrung anzuordnen.

„In Gottesnamen,“ ſagte ſie zu einer Nachbarin. „Das hat ſich ſchnell verändert, jetzt! Aber ſie haben es überſtanden und ich ſterbe ihnen bald nach.“

Und als die beiden Männer in der Stube aufgebahrt waren, einer an der rechten Wand und einer an der linken, wo ſonſt des Müllers Bett geſtanden, und mitten der Tiſch mit dem Kruzifix und zwei Kerzenlichtern, wußte das Weib immer noch was zu ſchaffen, um die Bahren zu ſchmücken. Sie hing ihrem Mann einen Roſenkranz um den Hals, ſie belegte ſeine Bruſt mit papiernen Heiligenbildchen, ſie ſteckte ein Kreuzlein zwiſchen ſeine Finger. Desgleichen auch dem Sohne, dem ſie auch noch ein rotes Blumenſträußlein an die Bruſt legte, weil er im Bräutigamsſtande geweſen war und am nächſtfolgenden Montage ein ſchönes junges Mädchen hätte heiraten können.

Auch dieſes Mädchen, die Klara vom Schramhofe, kam nun herbei, eine ſchlanke hohe Geſtalt, weiß wie Marmor im Geſicht, als ſie vor der Thür ſtand und nicht einzutreten wagte, aus Angſt, es möchte das Furchtbare wahr ſein, wovon ſie gehört hatte. Wir haben ſie von der Seite her beobachtet, und das wird wohl nie zu vergeſſen ſein, wie ſie nun eintrat, die Toten ſah und mitten in der Stube zu einer Bildſäule erſtarrte. Wie die Müllerin anfangs tobte und dann einer faſt ehernen Ruhe verfiel, ſo war es bei dieſem Mädchen umgekehrt. Als die Starrheit ſich löſte, ganz allmählich, zuerſt im Zittern der Lippen, dann im Auflodern des Auges, dann im Zucken der Glieder, da — ihr Raſen war ſchauderhaft! Sie ſtürzte auf die Leiche ihres Bräutigams, rüttelte ſie, riß den Oberkörper empor, daß die Heiligenbildchen zu Boden flatterten, aber als ſie am Haupte die grauſe Wunde ſah, wich ſie zurück. Und weil ſie der Liebe nicht genug thun konnte, ſo wollte ſie's dem Haſſe. Die Arme mit den krampfiggeballten Fäuſten reckte ſie nach rückwärts, mit blutloſem Munde ziſchelte ſie: „Wo iſt er?"

Man führte die Klara hinaus in den Holzſchoppen, wo der Mörder mit verkrümmten Gliedern auf den Sägeſpänen lag. Daneben auf dem Holzſchragen in einem Waſſerglaſe auf ſchwimmendem Öle glimmte ein Lichtlein.

„Ein Totenlicht! Dieſem hölliſchen Beſt ein Totenlicht!" kreiſchte das Mädchen auf.

Die Müllerin antwortete leiſe: „Chriſtliche Tauf hat er ja doch gehabt."

Das Weib, dem er den Gatten, den Sohn erſchlagen, hat ihm den Liebesdienſt erwieſen. Dieſe Größe mußte die wütende Braut zu ſich gebracht haben. Wortlos wankte ſie hinaus.

Ich weiß nichts weiter zu ſagen, als daß wir — die es geſehen — immer daran denken werden, wie die Müllerin dem Mörder das chriſtliche Bahrlicht gegeben hat. Alles andere iſt vorbei, tot ſind alle ſchon. Nur jenes Bahrlicht leuchtet noch in uns fort, wie ein Stern über dem Gerichte.

Das Bergverſteck.

Das war ein hartes Wandern! Weitaus das härteſte, das ſie je erfahren hatten. Gewohnt, aufs Volk hinabzuſchauen. Und jetzt mußten ſie ſo ſteil zum Volke hinauf.

Zwei bärtige Männer kletterten unter großen Bündeln eingeknickt hinan den ſteinigen Waldweg. Zwei andere Männer, die an ihren blauen Fräcken glänzende Knöpfe hatten, führten jeder eine Frau am Arm. Der eine die weißhaarige Matrone, die ſich ſeufzend und ſchwer an ſeinen Arm ſtützte; der andere ein ſchlankes junges Fräulein, das am liebſten ohne Führung und Stütze auf allen Vieren gelaufen wäre. Der Hohlweg war danach. Waſſer ſickerte zwiſchen den Steinen, Erlſträucher und Kiefernſtrupp wucherten bösartig nieder und kratzten, wenn es leicht ſein konnte, das feine, blaſſe Mägdlein an den Wangen.

Vor einem anrückenden Bataillon Franzoſen geflohen, hatten ſie ihrer Väter ſtattliches Schloß verlaſſen, um zu einem Lebenhofe hinauf zu ſteigen, der hoch im Gebiete der Almmatten liegt. Sie kamen an einen lichten Platz unter Lärchen, wo der Blick frei ward ins Thal, das ſchon blauend fern in der Tiefe lag, und hinter welchem ein ſilberweißes Steingebirge ſtand, wie es die Frauen bisher nie geſehen, nur manchmal nennen gehört hatten von Gemsjägern. Die Matrone ſuchte mit ihren Augen das Schloß und fand es nicht. Der Begleiter erſt mußte es weiſen: Jenes graue Würflein mit den ſchwarzen Punkten. Und das winzige Ding ſoll die alte große Kronburg ſein? Ein Würfel! Mit dem der Himmel jetzt loſt um Menſchenglück!

„Ich glaube gar, auf dem Turm ſteht die Tricolore ſchon!“ ſagte der Führer und guckte durch das Rohr ſeiner hohlen Fauſt hinab.

„Mon Dieu, ich ertrage es nicht!“ ſagte die Matrone mit leiſer Stimme. „Wir hätten doch den Willen des Grafen thun ſollen.“

„Nein, Mama!“ rief jetzt das Fräulein, „niederbrennen nicht, das liebe Haus!“

„Lieber in Aſche, als daß dieſer ſchreckliche Feind drinnen hauſt! Kannſt du je eine heimliche Stunde haben in den Mauern, die durch dieſen korſiſchen Bluthund entweiht worden ſind?“

„Nein, Mama, der Bonaparte wird nicht kommen.“

„Er wird ſchon im Schloſſe ſein!“ eiferte die Matrone.

Darauf ſagte einer der Männer: „Schade, daß einem ſo was nicht früher einfällt. Wir haben die Pulverfäſſer in der Muhrhöhle verſteckt. Die wären im Schloßkeller viel beſſer aufgehoben geweſen. Mit offenem Deckel. Und ein Kerzenlicht drauf hingeſtellt!“

„Bum!“ machte der andere. „Gegen Himmel ſprengen, den Lumpen! Zur Höll fahren wird er nachher ſchon ſelber.“

„Laſſet das, Leute,“ verſetzte die Frau, „es wird Einer kommen, der ſtärker iſt als er. Trachtet nur, im Kürnhof ein leidliches Aſyl zu ſchaffen. Für ein paar Wochen. Lange kann's ja nicht dauern."

Als ſie noch ſo ſprachen, kam den Berg herab eine ſtattliche Weibsperſon, dieſe eilte ſofort der Gräfin zu: „Eure Gnaden, da oben iſt's nix. Wir müſſen wieder 'nunter!"

„Kein Platz?"

„Drei Stuben. Der Kürnhofer hat ſich mit Weib und Kind ſchon in den Heuſtadel gezogen. Aber nichts zu eſſen, Gnaden, Frau Gräfin! — Wohl, wohl, Milch, Mehl, Butter genug, aber dieſe Küche! Gott, da ſchaut's aus! Die Küche iſt Holzaſen, Schlafkammer und Hühnerſtall zugleich, meiner Tag hab ich's nicht geſehen. Und dieſer Rauch! Und dieſer Ruß! Und dieſes Geſchirr! Drei Hafen, drei Schüſſeln, eine alte Pfanne, eine Feuerzange, ein Reibeiſen, ein Kochlöffel, ein Schabmeſſer — jetzt ſind wir fertig mit dem Zeug, damit ſoll der Menſch kochen! Nein, Gnaden, da thu ich nit mit! Da gehe ich lieber zurück, zu den Franzoſen hinab, wo man alles herzunehmen hat!"

„Sei nicht dumm, Stanzi!" verwies die Gräfin. Dann ſind ſie weiter angeſtiegen.

Der Kürnhof lag auf flacher Almhöhe. Nach zwei Seiten ſah man hinab in die bergige Welt; hinter dem Hauſe ſtand ein Schachen mit alten finſteren Wettertannen. Vor dem Hauſe ein gurgelnder Brunnen, ein verwildertes Gärtlein mit Nelken, Königskerzen und kümmerlichem Salat. Auf dem Anger Schweine mit Ferkeln, in der umzäunten Halde Schafe mit Lämmern, auf der Weide Kühe mit Kalben, auf der Planke Hühner mit Küchlein, an der Hausthüre ein gutmütig knurrender Kettenhund, auf dem Firſte eine ſcheckige Katze, um den Giebel kreiſende Schwalben. Im Innenhofe war eine Magd, die hackte grüne Fichtenzweige zu Streu. In der Holzhütte war ein Knecht, der ſchnitt einen Block entzwei. Weiterhin waren Mähder und Heuer und mit der Peitſche knallende Hirten. Das Haus war alt, hatte ein bemooſtes Bretterdach, braune Holzwände mit kleinen Fenſtern und einen Söller, an welchem bunte Zeuge hingen, ſo daß das Fräulein im erſten Augenblick meinte, der Kürnbauer hätte zu Ehren der Ankömmlinge beflaggt. Es war aber nur Wäſche zum Trocknen.

Der Hausvater kam zur Thür heraus und trat den Gäſten entgegen. Ein alter, hagerer Mann, an dem alles krumm war: die Beine, die Arme, die Finger, die Naſe, und alles eckig: die Backen, die Stirn, die Achſeln, die Ellbogen, die Knie. Die letzteren hielt er weit auseinander, als hätte er ein Pferd zwiſchen den Beinen. Die Schenkel dünn und mit falber Lederhoſe eng umſpannt. Die Lodenjacke ſo kurz, daß man zwiſchen ihr und der Hoſe am Rücken das lehmfarbige Rupfenhemd ſah. Der Hals lang und voller Runzeln, die Wangen rot wie ein Hahnenkamm und ſorgfältig raſiert. Der Mund ging ſo breit auseinander und die grünlichen Äuglein zuckten ſo munter aus der halb geſenkten Hülle hervor, daß es ſchien, der Mann lache immer. Mit weiten ſchnellen Schritten ritt er heran, ſeinen breitkrempigen Filzhut that er herab, ſo daß das ſchüttere graue Haar im Winde flog. So ſchritt er mit großen haſtigen Schritten heran und rief mit dünner ſchreiender Stimme: „Hopaſſa, da ſeins! — Der Herr Gnaden Graf nit da? der thut leicht Franzoſen derſchlagen?

brav. Die Frau Gräfin thu ich eh ſchon kennen, ei ja, das wohl. Iſt das die Tochter? Saggra, das iſt eine bildſaubere Gredl!“

Wie drollig wäre es geweſen, dem plauderſamen Bergmenſchen nur ſo unterwegs zu begegnen! Aber den als Geſellſchafter, wer weiß, wie viele Wochen lang!

„Ja, iſt ſchon recht, Kürnhofer,“ antwortete ihm einer der tragenden Männer, „weiſet uns nur die bereitete Wohnung an, daß die hohen Herrſchaften ſich ausruhen können.“

An der Thür ſtand die Hausmutter, ein kleines dickes Weib, deſſen blaue Schürze an beiden Seiten bis hinten reichte. Das Hemd weit über die vollen Arme geſtreift, dann ein Kopf und ein Kropf. Der Kropf hatte zur rechten Seite einen kleinen Knollen und zur linken einen großen. Der Kopf war mit turbanartigem Tuch umbunden, das Geſicht rund und friſch hatte für einen mit guten Augen tauſend feine Runzeln, für einen mit ſchlechten — gar keine. Das Näschen ſaß beſcheidentlich zwiſchen den vollen Backen, der kleine Mund war faſt viereckig, ſo daß ſie kein Verſtecken ſpielen konnte mit der einen Zahnlücke zwiſchen dem kräftigen Gebiß. An ihrer Schürze hingen ein paar Kinder, vielleicht auch drei, oder noch mehr, es war gerade nur ſo regſam lebendig um das Weib herum.

Gegen ihren Mann einen heftigen Deuter machte ſie: „Schwatzen ſollſt nit ſo viel!“ Dann trat ſie vor und wollte den Frauen beſcheidentlich die Hand küſſen.

„Laſſet das gut ſein, Kürnhofbäuerin,“ ſagte die Gräfin ernſthaft. „Jetzt ſind wir ärmer als ihr da auf dem hohen Berge. Gott prüft uns hart. Es wird wohl bald wieder in die Wege kommen und dann ſoll es unvergeſſen ſein.

daß ihr uns Unterſtand und Schutz gegeben habt in Zeiten der Not."

„Mein Gott, Euer Gnaden! Aber ſo was!" entgegnete die Bäuerin, da kugelten ihr auch ſchon ein paar Tropfen über die Wangen. „Wir ſind ja der gnädigen Herrſchaft Dienersleut! Zu tauſendmal gern, was wir thun können. Aber geduldig ſein heißt's wohl bei uns! Bitt gar ſchön, uns es doch nit übel aufmeſſen, wenn ich was Ungeſchicktes mach, oder wer ſonſt und wenn wir's halt nit ſo bieten können, wie's die gnädige Herrſchaft gewohnt iſt. Alles iſt halt bei uns ſo viel dreckig."

Kaum geſagt, war's ihr ſelber zu Mut: Um ein Wort zu viel geredt haſt! Derweil du dich *ſeiner* ſchämſt, machſt du es ſelber noch dümmer! Und es iſt auch gar nicht wahr. Haſt nicht ſeit einer halben Woche gefegt und geſcheuert, daß dir heut noch der Buckel krumm iſt? Zu was denn ſich ſelber herunterſetzen, wenn's nit wahr iſt!

Die Stuben, in welche die Frau Gräfin nun geführt wurde, waren ja überaus proper. Kein Spinnwebfaden in den Winkeln, kein Fliegenpünktlein an den Fenſtergläſern, und auf den Fußdielen hätte man Nudelteig walzen können, ſo blank waren ſie geſcheuert. In der Schlafſtube ſtand ein großer Kachelofen, ein Tiſch mit Wandbänken und zwei Stühlen, dann waren zwei Käſten da und zwei hoch aufgedonnerte Betten mit ſchneeweißer Wäſche und blauen Steppdecken. Es war eine hellblickende und friſch tickende Schwarzwälderin da, am Wandröllchen ein mit roten Streifen geſticktes Handtuch, und es waren ein paar böhmiſche Glasbilder an der Wand, den heiligen Florian vorſtellend und den heiligen Joſef mit dem Kinde. Und am Thürpfoſten hing ein grünglaſiertes Weihbrunngefäß.

„Euer Gnaden müſſen halt ſchon zufrieden ſein mit der Einrichtung,“ ſagte die Hausmutter und bei ſich dachte ſie: Da können ſie freilich leicht zufrieden ſein, wenn man ihnen alles Gute und Schöne zuſammenſchleppt vom ganzen Haus. Feiner mag ſie's wohl haben in ihrem Gſchloß, aber beſſer nit, ſelb glaub ich nit.

Als die Gräfin in der Stube allein war, ſchlug ſie die Hände zuſammen und ſtarrte verzweifelt umher. — „Und da ſollen wir wohnen, ich und mein armes Kind! Wenn alles fehlt, aber gar **alles**! Der Waſchtiſch, die Toilette, die Teppiche, die Vorhänge, die Spiegel, die Armleuchter. Und dieſer Geruch! wie morſches Holz! Oh! ces maudits Français!“

Dem Riechen nach morſchem Holz ſollte abgeholfen werden. Der Kürnhofbauer trat in die Stube, ſetzte ſich an das Fußende des Bettes, fragte nach dieſem und jenem, was es Neues gebe und ob der Franzos auch Weibsbilder freſſe? Dabei begann er ſich mit Stahl und Stein Feuer zu ſchlagen für eine Pfeife Tabak. Die Dame antwortete raſch, die öſterreichiſche Armee ſei im Anmarſch und ſie würde doch mit Gottes Hilfe den Feind bald überwältigen, und ſie — die Gräfin — wolle jetzt hinaus in die reine Luft und ein bißchen die Gegend betrachten.

„Iſt eh recht!“ ſagte der Alte, blieb ſitzen und rauchte die Stube ſo dick mit ſtinkendem Tabakqualm an, daß die blauen Wolkenſtreifen wie ſchlangenhafte Ungeheuer langſam umherſchwammen im dämmerigen Raum. Die Hausmutter kam, jagte den Rauch zu den Fenſtern hinaus und den Alten zur Thür.

Die Köchin Stanzi war im Hofe auf Entdeckungsreiſen begriffen, ſie mußte die Quellen der Milch, der Eier, der Schinken erforſchen. Zwei Knechte arbeiteten im Wagenſchuppen, der Lenz und der Zenz. Der Lenz hatte ein raubes braunes Geſicht und einen gelben buſchigen Schnurrbart drin, der wie ein zerſetztes Strohdach den Mund verdeckte. Der Zenz hatte gar keinen Bart, aber eine aufgeſtülpte Naſe und an der Oberlippe eine Haſenſcharte. Die beiden ſahen ſchmunzelnd dem rundlichen Weibsbild zu, das planlos umherſtrich. Am Hofthor ſtellte der Zenz ſich eng in den Weg, faßte ſie ruhig an der Achſel und ſagte lachend: „Gut iſt's. Die iſt ſchön herzunehmen.“

„Weg die Bratzen!“ gab ſie raſch zur Antwort, erinnerte ſich aber ſofort ihrer vornehmen Stellung und ſagte in zierlichem Schuldeutſch: „Das bitte ich mir ſehr aus, meine Herren! Sie dürfen ja nicht glauben, wiſſens! Mir gfallts überhaupt nicht da ban enk heroben! Da ſein ma die Franzoſen noch lieber, de ſan wenigſtens ſauber gwachſen!“

Schupfte der Lenz ſeinen Bartwiſch und ſagte: „Der Sprach nach biſt nit weit her. Vom Franzoſenland gewiß nit.“

„Aber kriegt hab ich doch einen!“ eiferte die Stanzi. „Ich wollt, ich wär unten im Thal. Ich bin mein Lebtag kein ſölchener Traumihnit geweſt, wie die daſigen Mannerleut. Vor den Franzoſen hab ich mich mein Lebtag nit gefürchtet.“

„Gelt, und vor uns wirſt dich auch nicht fürchten,“ begütigte der Zenz und legte ſeinen Arm um ihre Mitte.

Mittlerweile war das junge Fräulein, die Komteſſe Auguſtina, drüben an der Eiche geſtanden, verſunken im Anſchauen der Gegend. Ihr Auge war ungeübt im Weitſchauen, das verſtand nicht hinauszufliegen ins ätherblaue

Bergrund, es ging dieſen ſchönen ſchwarzen Augen wie den gefangenen Vöglein, wenn ſie plötzlich frei werden. Sie wußte kaum, ob das, was ſie ſah, Berge oder Wolken waren, und im Thale die Dörfer, wie tief, wie fern, wie kaum zu erkennen! Heftig mußte ſie atmen in der dünnen kühlen Luft. — Auf dieſen hohen Berg, ſo dachte ſie, kann er nicht herauf, der ſchreckliche Feind mit ſeinen Röſſern und Kanonen. Wenn nur auch Papa da wäre und — zwei Schwalben ſchwirrten, einander munter verfolgend, ſo nahe an ihr vorüber, daß ſie den Wind des Flügelſchlages fühlte an den Wangen. — Daß es doch ſo lebendig ſein kann in dieſer Einöde. Et comme ces oiseaux se caressent! Je voudrais que mon chevalier fût près de moi! — Sie ging langſam zwiſchen den Gebäuden des Hofes dahin. An einer offenen Stallthüre ſtand ſie ſtill und ſah, wie drinnen ein junges Dirnlein unter einer Kuh ſaß und mit den Fingern Milchſtrahlen in einen Zuber leitete. Was iſt denn das? Gott, das iſt aber komiſch! — Die Komteſſe hatte noch nie eine Kuh melken geſehen. Sie errötete und eilte weiter.

In der Werkzeughütte auf einem Holzſchragen ritt ein junger Burſche und ſchnitt mit dem Reifmeſſer einen Spatenſtiel zurecht. Er war in Hemdärmeln, hatte einen glatten ſtrammen Nacken, und ein ſchönes falbes Flockenhaar. Das Geſicht ſah ſie nicht. Die Hobelſpäne haben einen ſo merkwürdig feinen Geruch, ſie blieb ſtehen.

„So! gut iſt's, mein lieber Hauſtiel!“ ſagte der Burſche zu ſeinem Werke und wog es in den Händen, ob ſich das Ding auch gut wird halten laſſen. „Jetzt biſt fertig, jetzt kannſt heiraten.“ Er ſteckte den Stiel an eine eiſerne Haue und die junge Gräfin mußte hellauf lachen, daß dieſer

Menſch mit einem Stück Holz plauderte. Er wandte ſich um, ſtand auf und ſagte artig: „So ſauber, jetzt werd ich ausgelacht.“

„Nein, das nicht,“ entgegnete ſie raſch, „es iſt nur ſo luſtig, wie die Schwalben tanzen, hi, hi.“

„Ja, die haben freilich leicht tanzen, weil ſie ihre eigenen Spielleut ſind,“ lachte der Burſche. Dann trat er ihr näher: „Ich glaube gar, das Töchterl von der gnädigen Herrſchaft!“

Und ſie dachte: Ein hübſcher Junge iſt's! Nur die Stirnknochen ſind zu groß und den Schnurrbart hat der über den Augen. Sind aber auch dieſe danach! Les beaux yeux des hommes tournent la tête aux dames.

„Sie bereiten ſich da gewiß eine Waffe gegen den Feind!“ ſagte hernach die Komteſſe, weil jetzt doch unweigerlich etwas geſagt werden mußte.

„Waffe? Ich?“ fragte der junge Mann. „Aber ſchon gar nit, Mädel. Die Haue habe ich mir angeſchafft, zum Erdäpfel ausgraben.“

„Sie ſind doch ein geſunder Menſch,“ ſagte das Fräulein und wollte ſchon die Frage thun, warum er nicht bei den Soldaten ſei in ſolcher Zeit. Als ob es der Burſch erraten hätte, entgegnete er: „Es muß halt zum Hauswachten auch wer da ſein. Haben eh ſchon in voriger Woche hinabwollen, ich und der Lenz und der Zenz, da hat der Vater geſagt: Wenn die Herrſchaft kommt, da heißt's daheim bleiben. Auf ja und nein können ihrer ein Schippel da ſein, wer hätt die Verantwortung!“

„Alſo unſertwegen ſind Sie zu Hauſe geblieben?“

„Jawohl, Dirndel!“ rief er und faßte ſie an beiden Händen. „Wir wollen miteinander Erdäpfel graben, gelt, hopſa!“ Er ſchob ſie in der Runde um ſich. Dem Fräulein kam das ſchrecklich unpaſſend vor, aber ganz luſtig. Moins une chose est convenable plus nous la goûtons, ſagt der Franzoſe.

Nun wurde von einem Hirten die Herde zum Brunnen geleitet. Die vordere Kuh hielt ihre große Schnauze in den Trog und ſchlürfte mit Behagen das Waſſer ein, daß die Bauchteile auf- und niederwogten. Rückwärts drängte ein grauer Stier, dem dürſtete auch, und vor Ungeduld hieb er ſich mit dem buſchigen Schweif mehrmals über den Rücken. Weil die Kuh nicht fertig werden wollte, ſo ſprang er mit den Vorderfüßen an ſie hinauf.

„Aber ſehen Sie doch!“ rief die Komteſſe erſchrocken, „wie eine Kuh auf die andere ſpringt!“

„Das eine iſt ja keine Kuh!“ lachte der Burſch.

„Robert!“ ſchmetterte die Hausmutter von der Thüre her.

Daß die Morgenſonne auch wagrecht ins Zimmer ſcheinen kann, das hatten die beiden Damen bisher kaum je einmal geſehen. Heute ſahen ſie's, die Sonne ſchien ſo zum Fenſter herein, daß ihre Lichttafel ſchier oben an der Decke war. Über fernen Bergen war ſie heraufgekommen, ein glühendes Rad und draußen ſangen die Finken, die Schwalben, die Amſeln, die Lerchen. In einen Pelzmantel gehüllt eilte die Gräfin ins Freie, um zu ſehen, ob im Thale irgend eine Spur der feindlichen Stellungen geſehen werden konnte. Im Thale lag ein ſchneeweißer See, der erſt am hohen Vormittag in leichten Wirbeln emporſtieg, in dünnen Schleiern ſich löſte. Dann lag das Thal da, wie es geſtern gelegen, nur daß zu dieſer Tageszeit die

Kirchtürme und Burgen im hellen Lichte ſtanden. Aber die Kronburg konnte man nicht ſehen vom Kürnhofe aus.

Die alte Gräfin ſetzte ſich zum Hausvater, der auf einem Stuhle ritt, der Stuhl hatte ein Amboßlein aus Stahl und darauf dängelte er eine Senſe. Sie ſaß da, weil ſie gerne mit dem Alten etwas geſprochen hätte, aber bei den gellenden Schlägen war ein Plaudern nicht möglich. — Sie ſchaute viel umher, beobachtete allerlei und wurde immer mißmutiger. Fi donc! Alles rings herum auf dieſem Berge, die Gebräuche, die Menſchen, die Tiere — alles ſo unſittlich!

„Ich weiß nicht, wie ich ſagen ſoll, Kürnhofbauer. Meine Tochter hat eine ſehr ſorgfältige Erziehung genoſſen . . .“

„Eh recht,“ ſagte der Bauer und dängelte: däng, däng, däng.

„En effet, oui, wie unſeren Augapfel haben wir ſie bewacht . . .“

„Wird eh ſo ſein.“ Däng, däng, däng.

„Le barbare ne comprend pas! Euere Tochter — mit der mein teures Kind umgehen ſoll — ſie iſt wohl ganz unſchuldig noch? Ich meine . . .“

„Die Hilderl? Meine Hilderl?“ fragte der Alte und ließ den Hammer auf dem Amboß ruhen. „Unſchuldig? Ich denk wohl, Euer Gnaden. Aber wiſſen wird ſie's ſchon, daß ſie ein Weibsbild iſt.“ Däng, däng, däng.

„— — — Mir iſt das durchaus nicht gleichgiltig, Kürnhofer. Mein Kind iſt kaum ſiebzehn. Vollkommen uneingeweiht in gewiſſer Beziehung . . .“

„Euer Gnaden,“ ſagte der Bauer. „Wird eh ſein, wird eh ſein, aber — den Mentſcherln darf man nit trauen. Kleines Engerl, großes Luderl.“ Däng, däng, däng.

Die Gräfin ging mit einem Seufzer von dannen. Sie ſuchte die Komteſſe und fand die Köchin Stanzi, welche haſtig von der Scheune herkam und mit Neuigkeiten beladen war. „Im Haferſtroh! Im Haferſtroh!“ rief ſie faſt außer Atem, „habe ich Eier gefunden, friſche Eier, und die Franzoſen, hat der Zenz geſagt, ſind ſchon in Almſtein!“

„Wo iſt die Komteſſe?“

„Im Heu oder beim Vieh. — Im Haferſtroh, ſagt der Zenz, kunnt man ihrer alle Tag finden.“

„Laß jetzt die Eier und bringe mir mein Kind!“

Komteſſe Auguſtina hatte eine Genoſſin gefunden. Das Mädchen, welches geſtern unter der Kuh geſeſſen, ſchüttete auf der Matte mit einer langen Gabel die Heuſchichten auseinander, das Schloßfräulein half munter dabei mit.

Als auf der Matte das Heu flach gelegt war, daß es die Sonne trocknen und dörren konnte, ſprach die Haustochter Hilda zu ihrer neuen Gefährtin: „So, das letzte Häuſel ſchütten wir nit auseinander, da ſetzen wir uns drauf und wollen raſten und Milch trinken.“ Sie nahm den Plutzer vor.

„Iſt das dieſelbe Milch, welche —“ Das Fräulein zuckte ab und begann zu kichern. Dann zog es ein elegantes Handſpiegelchen hervor, beguckte ſich drin und taſtete mit den weißen Fingern an dem über der Stirn hoch aufgelockerten Haar herum. „Wollen Sie auch hineingucken?“ fragte ſie das Dirndel.

„Dank ſchön. Ich hab einen viel größeren.“

„Oh, den haben wir auch!“ ſprach mit einiger Ernſthaftigkeit die Komteſſe. „In unſerem Speiſeſaal auf

Kronburg hängt einer, der iſt ſo groß, wie euer ganzes Hausdach.“

„Ein Spiegel?“

„Ein Spiegel!“ wiederholte das Fräulein ſtolz.

„Da hab ich einen noch viel größeren,“ ſagte die Hilda. „Ja, ja, ganz im Ernſt! Werd ihn ſchon einmal herzeigen, wenn ich gut aufgelegt bin.“

„Gut aufgelegt! Sie ſind wohl immer luſtig, nicht wahr?“

„Ja, wenn ich nit bös bin. Wenn ich bös bin, da bin ich nit gut!“ lachte die Hilda.

„Luſtige Leute liebe ich!“ geſtand die Komteſſe.

„Weißt was,“ ſagte das Bauerndirndel, und legte den Arm um ihren Nacken, „thun wir lieber Du ſein miteinander.“ Dabei ſchaute ſie aus ihrem friſchen Rundgeſicht mit den kleinen Grauaugen ſchalkhaft auf die Komteſſe. Die war zu allem aufgelegt, wendete aber immer das Köpflein, einmal zur Rechten, einmal zur Linken hin, ob wohl Mama nicht in der Nähe ſei. Aus dem Plutzerkragen Milch trinken, das machte ihr Spaß, obſchon ſie ſich das erſte Mal, zu raſch übergeſtülpt, die Milch aufs Buſentuch geſchüttet hatte. Die Hilda hatte aus der Kitteltaſche Nähzeug geholt und that jetzt mit einem weißgegerbten Fellchen um.

„Was haſt du denn da?“ fragte die Komteſſe.

„Das iſt ein Katzenbalg. Weißt, davon kriegt er einen Tabaksbeutel, wenn er heimkommt und brav Franzoſen derſchlagen hat.“

„Aber wie du ſprichſt!“ kicherte die Komteſſe. „Wer denn?“

Die Hilda that verbüfft: „Wer denn? Er halt. Der meinige. Dem hab ich geſagt, wie er fort iſt: Halt dich feſt, Nickel, wenn du zurückkommſt, kriegſt einen ſchönen Katzenbeutel. Schau, da iſt er, ich nähe ihn zuſammen und ein blauſeidenes Ranftel drauf. Siehſt es, ſauber ſieht's!"

„Iſt das dein Bruder, der Nickel?"

Lachte die Hilda hell auf: „Jetzt glaubt die, das iſt mein Bruder!" Und dann ernſthaft zum vornehmen Fräulein: „Haſt denn du keinen Schatz?"

Faſt erſchrak die Komteſſe über eine ſo plötzliche Frage. Ein ſchneller Blick in die Runde, ein engeres Zuſammenrücken auf dem Heu: „Wenn — wenn du mich nicht verraten wollteſt. Mama weiß nichts davon, daß ich einen Freund habe . . ."

Die Hilda rieb ſich mit Vergnügen die Hände: „Das iſt geſcheit! Gelt, der iſt gewiß auch recht ſchön!"

„Gott, meine liebe Freundin, das iſt ein ſchöner Mann!"

„Geh! Aber erzähl, wie ſchaut er denn aus!"

Der Berichterſtatter beklagt es, daß die beiden Mägdlein das Weitere nur geflüſtert haben. Von einem ſpitzen Schnurrbärtlein war die Rede, von einer roten Pumphoſe, von einem „tſcheppernden" Säbel. So herzig plaudern, ſo amuſant koſen könne er! Aber ſchlimm! Entzückend ſchlimm! — Dann wurde das Flüſtern leiſer. Auf einmal ſchrie das Bauerndirndel hell in die Luft: „Geh, hör mir auf! Sich nit derwehren können, das möcht ich ſchon ſehen! Jede kann ſich derwehren, wenn ſie will, das magſt mir heilig glauben."

„Sagt doch," ſtotterte hierauf die Komteſſe, „der Beichtvater ſelber, daß der Menſch ſo ſchwach ſei!"

„Eben deswegen derwehrſt dich leicht vor ihm."

„Gott nein, Hilda, du verſtehſt mich nicht. Der Menſch — das iſt ja unſereins ſelber."

Die Hilda legte auf ihrem Schoß die Arbeit zurecht und ſagte dann gar ernſthaft: „Bei mir iſt es halt ſo: Ich will den Nickel nit allein zum Schatz haben, ich will ihn auch zum Mann haben. Zum Mann für mein Lebtag. Derwehrſt dich, ſo haſt ihn. Derwehrſt dich nit, ſo geht er nachher um ein Häuſel weiter, pfeift ſein Liedel und denkt: So, jetzt probier ich's mit einer anderen."

„Aber nein doch!" ſtöhnte die Komteſſe auf.

„Ich bitt dich gar ſchön, lern du mir die Mannerleut kennen! Die ſind dir ſo ſchlecht, ſo hundsluderſchlecht, daß ..." mit geballten Fäuſten bebte ſie ... „Derdrucken möcht man ſie vor Gernhaben!"

„Und meinſt du wirklich, daß ſie nachher davonlaufen?"

„Meine Mutter ſagt immer, ſie thäten es alle ſo machen und man ſollt ſich hüten!" berichtete das Dirndel.

Hierauf ſagte die Komteſſe vertraulich: „Ich habe einmal ein ſehr intereſſantes Buch geleſen. Heimlich. Gott, wenn die Franzoſen dieſes Buch unter meinen Kiſſen fänden!"

„Was ſteht denn drinnen?" fragte die Hilda.

Daß in der franzöſiſchen Schweiz noch ein alter Brauch wäre. Ein ganz merkwürdiger Brauch. Es ſoll richtig ſein. Heinrich ſagt's auch."

„Na, druck halt los."

„Ja, er erzählt, daß — nein, ſo etwas kann man doch nicht erzählen. Es iſt — ſie kommen —. Worauf du früher angeſpielt haſt — weißt du? Jeder Bräutigam hätte nämlich das Recht, zu — zu ſeiner Braut zu kommen — ſchon — — ſchon vor der Hochzeit.“

„Nein du, was du für Sachen weißt!“ ſagte das Bauerndirndel und faltete die Hände, zwiſchen welchen der Katzenbeutel eingeklemmt war.

„Gnaden Komteſſe!“ zeterte es vom Schachen her. Die Stanzi kam gewatſchelt: „Komteſſe, der Tanz hebt an! Sie kommen! Sie ſind ſchon in Almſtein, ſagt der Zenz!“

Die beiden Mädchen eilten dem Hofe zu. Hinter dem Stadel war ein großer Teich, der weiter unten eine Mühle trieb. Als ſie an demſelben vorüber kamen, ſchalkte die Hilda: „Da guck einmal! das iſt er, mein großer Spiegel! Gelt?“

So laut und lebendig es tagsüber zuging auf dem Kürnhof, ſo ſtill und feierlich lag er da in der Nacht. Das immerwährende Rauſchen des Brunnens, das Zirpen der Grillen — ſonſt nichts. Im hohen weiten Himmel das ſchweigende Sternenmeer. Im Thale einige Lichter, kleine und auch größere. Lagerfeuer? — Am Hinterteile des Wohnhauſes vor einem offenen Fenſterchen kniete der Knecht Lenz. Er rieb ſeinen Bart am Fenſterbrett und flüſterte den Gaſſelſpruch:

„Tixbuſchen, Taxbuſchen,
Haſt mich g'hört daherduſchen,
Mit mein' ſoggriſchen Federbuſchen?
Ich geh daher, ich knia daher,
Ich treib' ein feſt's Paar Stier daher,
Ein' jungen und ein' alten,
Geh Dirndl, magſt mich über Nacht g'halten?“

„Nix da!“ ſagte drinnen jemand. „Weißt eh, ich bleib bei meinem Scherſchang, der iſt grad gewachſen, der iſt mir lieber.“

„Iſt er dir nit zu weit weg, dein Franzos?“ darauf der Knecht und machte einen langen Hals zum Fenſter hinein.

„Er wird ſchon nahender kommen, laß nur Zeit. Nachher heiraten wir.“

„Gut iſt's, Stanzerl, dich mag ich.“

„Ich und du, glaubſt? Ja, Schnecken! Ich und der Scherſchang! Haben's ſchon ausgemacht miteinander.“

„Hat er dir leicht geſchrieben?“

„Er kann ja nit deutſch.“

„Wie könnt's es nachher miteinander ausgemacht haben, möcht ich wiſſen?“

„Mündlich haben wir's ausgemacht.“

„Wenn er nit deutſch kann!“

„'s Buſſerlgeben wird eins doch verſtehen!“

„Ah, ſo meinſt! Du Dirndl, paß auf, das kann ich viel beſſer wie der Franzos.“

„Ja, da müßteſt erſt dein' Schnautzer wegſchneiden, ſonſt kann man nit zuwi.“

Am nächſten Tag lachte alles auf, der den Knecht Lenzel ſah. Er hatte ſich den Schnauzbart weggeſchnitten. „Jeſſ', die Zahnlucken, die der hat!“ Und der Scherſchang, ſo fern er ſein mochte, hatte jetzt noch leichteres Spiel. Selbſt der Zenz mit der Haſenſcharte ſtieg an Wert.

Regenzeit war gekommen. Der Kürnhof ſtand tagelang mitten in den Wolken und die Dachtraufen fielen wie ſenkrecht zur Erde, immer von kaltem Wind quer hingeſchleudert an die Wand. Hildas großer Spiegel war trüb, in den Teich rieſelte lehmige Gieß. Die Stuben waren geheizt, die Gräfin Kronburg beſchäftigte ſich mit einer Handarbeit oder mit Leſen. Und wie einſam, wie traurig! Nach dem Abbé ſehnte ſie ſich, ihrem Beichtvater, einem feingebildeten Mann im heiteren Geiſt Ludwigs des Vierzehnten. Und Auguſtina! Wo nur die Komteſſe immer bleibt? Ah, quelle misère!

Die Komteſſe ſaß lieber in der Stallkammer bei der allzeit munteren Hilda als bei der ernſten Mama. Die Stallkammer war wohl verwahrt. Die Hilda fing aus dem Schafſtalle ein Lämmlein ums andere hervor, führte es in die Kammer, nahm es zwiſchen die Knie und ſchnitt ihm mit einer großen Schere die Wolle vom Leibe. Die Komteſſe hatte anfangs mit Entſetzen auf dieſe That geſtarrt. „Lapperl!“ hatte Hilda geſagt, „das thut lang nit ſo weh, als wenn dein Gnaden Herr Vater im Wald ein Reh ſchlecht trifft und es bleibt lebendig in ſeinem Blut liegen. Schau, dem Lamperl taugt's, das lauft gar nit davon, wenn ich's auslaſſe.“ Anders war's, als es auch die Komteſſe verſuchte, dem Tiere eine Flocke Wolle wegzuſchneiden, da zuckte das Schaf und meckerte. Es war in die Haut geſtochen worden. Wohl trachtete das Fräulein, durch Liebkoſungen das Tier zu verſöhnen, dieſes aber lief vor ihm heftig trappelnd bis in den hinterſten Stubenwinkel.

„So komm doch, Herzchen!“ ſchmeichelte ſie und hielt ihm ein Stück Kuchen hin, „verzeihe mir nur, ich bin zwar ungeſchickt, aber doch deine gute Freundin —“

„Ja, die dich am nächſten Sonntag verſpeiſen wird!“ lachte die Hilda.

Die Komteſſe ſah nicht gut aus. Sie war bläſſer, als ſonſt der friſche Bergwind zuzulaſſen pflegt. Nun vertraute ſie einmal der Freundin, daß ſie in den Nächten ſchlecht ſchlafe. Dem Schnarchen der Mama habe ſie ſich zwar entzogen, ſeit ihr die zweite Schlafkammer eingeräumt worden, aber der Kettenhund! Cet animal ne nous laisse pas en paix. Einmal habe ſie geglaubt, die Franzoſen ſeien ſchon am Hofe, ſo heftig bellte der Hund. Um ſich die Zeit zu vertreiben, leſe ſie im Bette aus franzöſiſchen Büchern, die ſie von ihrem Freund habe. Mama dürfe nichts davon wiſſen.

„Warum denn nicht? Sind ſchlechte Sachen drin?“ fragte das Dirndel.

„Ach, es ſind ſo intereſſante Bücher. Zum Beiſpiele vom Schäfer, der eine ſchöne Königin entführt und ihr aus Schafwolle ein niedliches Bettchen macht. Und dann ſind ſie ſo glücklich, ach, ſo glücklich!“

„Geh, hör mir auf! Wenn du immer ſolche Sachen denkſt, da wirſt du freilich hart warten.“

„Oh chère dame compagnarde!“

„Geh, red nit immer böhmiſch. Für mich iſt deutſch auch gut.“

Zog die Komteſſe eine Weile herum, zupfte an einer Wollflocke, warf ſie in die Luft, fing ſie wieder auf und plötzlich ſagte ſie: „Dein Bruder, der iſt lieb!“

„Der Robert! Wieſo kommſt du jetzt auf meinen Bruder?“

Da erzählte die Komteſſe: „In der Nacht auf den Sonntag war's, oder in der vom Freitag? Nein, doch in der auf den Sonntag. Ich ſchlafe wieder nicht, habe aber kein Licht mehr. Sehe ich dir vor dem Fenſter draußen einen Mann ſtehen. Anfangs bin ich erſchrocken, wie ich aber die ſchlanke Geſtalt deines Bruders erkenne, öffne ich ſchnell das Fenſter und frage, was er denn mache da draußen? Und denke dir dieſe Antwort! Wacht ſtehen, daß der lieben gnädigen Komteſſe nichts geſchieht. — Ich habe lange nachher gezittert. So ein Wort! Man ſage noch einmal, daß es im Volke keine Ritterlichkeit gäbe. Der Robert gefiel mir gleich anfangs ſo gut. Er ſchaut einen ſo an, ſo gewiß — ich weiß nicht wie ich ſagen ſoll. Hernach in der darauffolgenden Nacht hat's geblitzt und gedonnert und geregnet, und jetzt ſtelle dir vor — ſteht er wieder draußen. Wenn er unter Dach gehen hätte wollen — die Thür war nicht verſchloſſen.“

„War ſie nicht verſchloſſen?“ ſagte die Hilda nach und ging ihre Kammerthür zuzumachen, daß die wollewaſchenden Mägde im Vorraum nicht ſollten hören können. Dann ſtellte ſie ſich vor das Fräulein hin und wiederholte leichthin: „War ſie nicht verſchloſſen?“

„Ich mußte am Abend zuvor vergeſſen haben.“

„Weißt, Fräulein,“ entgegnete nun das Dirndel, „ich bin auch keine Klöſterin, aber dich verſteh ich nit. Schämt ſich, wenn eine Kuh gemolken wird — und daneben ſolche Sachen! Erinnerſt du dich noch, was ich dir draußen beim Heuen geſagt habe?“

„Iſt nicht anwendbar!“ antwortete die Komteſſe, die Finger der gehobenen Hand ſchlenkernd. „Heiraten natürlich nicht!“ lachte ſie, „nur ein bißchen lieb haben.“

Das Bauerndirndel wurde blaß. Nach einer Weile ſagte es ſcheinbar ganz gleichmütig, aber mit einer ſeltſam gedämpften Stimme, das folgende: „Umfallen hät: ich jetzt mögen. Und weiß nit, bin ich dumm oder iſt wer anderer ſchlecht. Nein, ſchlecht, das will ich nit ſagen, Zuerſt geht ſie her und lieſt allerhand Heimlichkeiten. Derweil ihr Vater ſein Leben vor die Franzoſenkugeln muß tragen, lieſt ſie franzöſiſche BüchELN! Und wird eine ſo leichtſinnige Perſon, daß — daß — ich weiß gar nit! Na, ſei nur ſtill und red nit, du magſt es auslegen wie du willſt, ich hab mir jetzt gehört genug und ſo denkt und thut ein braves Mädel nit."

„Aber mein Gott, was habe ich denn Schlimmes geſagt?"

„Still ſei!" rief das Dirndel.

Jetzt begann in den Adern der Komteſſe das Blut zu wallen, aber nicht das rote, das heiße, brauſende, ſondern das blaue. Was nimmt ſich dieſe Perſon heraus! Lehensleute! Das kommt davon! Das iſt die Folge allzufreundlicher Herablaſſung. Mama hat recht. Man wird ſolchen Leuten den Unterſchied zeigen. Von jetzt an ſoll ſie mir Luft ſein .... Solche Gedanken ſchoſſen durch ihr Haupt, aber indem ſie ſich ſtolz aufrichten und mit einem das Dirndel niederſchmetternden Blick zur Thür hinausſchreiten wollte, ſank ſie an der Ofenbank zuſammen und begann heftig zu weinen.

Die Hilda ſtürzte herbei: „Jeſus Maria, aber Auguſtina! Hab ich dir — hab ich Ihnen weh gethan, gnädige Komteſſe! Ich bitt um Verzeihung. Es iſt ja nit bös gemeint geweſen. Meiner eigenen Schweſter hätt ich's ſo geſagt. Bei dem gnädigen Fräulein hab ich kein Recht, was geht's mich auch an. Nur weil ich dich gern hab, ich bitt dich, verzeih mir!"

Faſt kniete ſie nieder vor der Schluchzenden. Dieſe ſchob ſie mit dem Arm beiſeite. Dann fuhr ſie ſich mit dem weißen Tüchlein über das Geſicht, atmete auf und ſagte: „Ich habe dir nichts zu verzeihen. Danken muß ich dir. Du haſt recht, Hildegard. Ich ſage es offen, was daran ſo weh thut. Schämen! Wenn die Gräfin vor der Bäuerin ſich ſchämen muß! — Du wirſt es nicht wieder erleben.“ Sie ſtand auf, ſchlank, würdevoll wie eine Königin, die Hand legte ſie an die Bruſt und ſprach: „Bei dem Leben meines Vaters, der vor dem Feinde ſteht, kein leichtſinniger Gedanke mehr in dieſer Bruſt! — Ich danke dir, Hilda, daß du mich aufgeweckt haſt.“

Das Dirndel wehrte mit beiden Händen ab: „Als ob ich ſelber ſo viel beſſer wär! Für ſündige Gedanken kann ja kein Menſch!“

„Ich will ſein wie du, nicht prüde, aber ſtark.“ So die Komteſſe. Dann war ihr zu Mut, als müſſe ſie die Hilda jetzt auf die Stirn küſſen wie eine Schweſter. Gethan hat ſie's nicht.

Von dieſem Tage an hat das gnädige Fräulein über allerhand geſprochen mit ihrer Freundin, aber nie mehr von Liebe. Der Robert iſt auch nicht mehr auf der Wacht geſtanden vor ihrem Fenſter in der Samstagsnacht und die Thür wird ſtets ſorgfältig verſchloſſen geweſen ſein.

Die Männer des Hofes waren übrigens fortgezogen, nur die beiden Diener der Herrſchaft und der alte Bauer waren im Hofe geblieben, um Anſtalten und Vorbereitungen zu treffen zur Vergrabung der Wertſachen, zur Flucht der Herrſchaft, wenn der Feind ſich wirklich auch auf dem Berge zeigen ſollte. Wenn das, dann noch höher hinauf ins Gebirge, wo verſteckt in einem grünen Felſenkar eine Sennhütte ſtand.

In der Gegend waren nämlich ſchon Franzoſen geſehen worden, zuerſt in Rotten, bald in größeren Haufen, auch Reiterei und Wagenwerk. Auf der großen Wieſe vor dem Jagdſchloß zu Almſtein hatten ſie Lager aufgeſchlagen, es hieß, der Bonaparte ſei dort und er wolle ſich im Falle einer verlorenen Schlacht das feſte Waldſchloß zur Zuflucht herrichten. So unglaublich dieſe Nachricht klang, ſo brachten Leute doch bald Botſchaften, die verläßlicher ſchienen. Der Bonaparte ſei wirklich in Almſtein, er verkleide ſich mit Vorliebe mit einem alten Mantel und reite auf kleinem, unſcheinbarem Roſſe, aber er ſei leicht zu erkennen an ſeinem bartloſen Geſicht mit den ſchwarzen Haarſetzen über der Stirn, wie man ihn auf den Bildern ſehe.

Das war allen Männern und Knaben, ja ſogar den Greiſen der Gegend in die Nerven gefahren und ſie zogen aus mit Flinten, Senſen und Hacken, um den Bonaparte zu fangen. Wenn die Bauern ſeiner Herr würden, nachdem die Könige der Erde machtlos vor ihm zitterten — das wäre ſo was für die Zeitung! Na, vielleicht! Man kann's nicht wiſſen, welche Werkzeuge ſich Gott auserleſen, um den Weltböſewicht zu vernichten.

In freudigſter Erregung war die Herrſchaftsköchin Stanzi. Die Franzoſen in der Nähe! Vielleicht auch der Scherſchang! Angedeutet hat er ihr ſo etwas, als ob er nachkommen wolle auf den Berg. Den Bonaparte wollen ſie fangen, die paar Bauernkrüppel! Es iſt zum Lachen! Ewig ſchade, wenn die Franzoſen den kürzeren ziehen und wieder davonmarſchieren müßten. Dieſe ſchönen feinen Herren! Und das iſt auch wahr, der Franzoſe als Feind iſt artiger, wie der Deutſche als Freund. Iſt's nit wahr?

— Sein ſoll's nit heutzutag, daß man einen Franzoſen gern hat! Na, das möcht ich ſchon wiſſen, wer mir dieſes eilfte Gebot wollt aufbringen. Der deutſchen Herrſchaft ſchmeckt die franzöſiſche Küche recht gut, und unſereiner wollen ſie den Scherſchang nit vergunnen. Na, wartet nur, bis ſie erſt Herren ſind im Land! Der Bonaparte hält es mit den gemeinen Leuten, die hohen Herrſchaften mag er nit. Die Grafen und Barone können nachher krautſchneiden und mein Scherſchang wird General ....

Solche Betrachtungen hegte die Stanzi, während ſie auf dem Brett einen Krautkopf klein ſchnitt für einen Salat zum Lämmernen.

Aber noch bevor Salat und Lämmernes auf den Tiſch kam, trug ſich das Weltereignis zu. Ein barfüßiger Hirtenjunge kam gelaufen: „Den Bonaparte! — den Bonaparte hätten ſie! Mit Haut und Haar. Sie hätten ihn gleich an den Holzbirnbaum hängen wollen, aber der Jäger Balduin habe geſagt: Nichts umbringen! der gnädigen Gräfin bringen auf den Kürnhof zum Präſentel. Solch ein Wundertier habe die Gnädige ihr Lebtag nicht geſehen. Die giebt ein gutes Trinkgeld. Sie werden bald da ſein mit ihm.“

Und nicht lang, ſo lärmte die Rotte über den Almboden heran, in ihrer Mitte mit Stricken und Ketten und Riemen gefeſſelt den Kaiſer der Franzoſen. Er hatte ſich eng in ſeinen bekannten Mantel geſchlagen und die Mütze tief in die Stirne gedrückt. „Erzräuber! Welſcher Geier! Canaille! Galgenſtrick!“ Das waren die Ausdrücke der Reverenz, die man dem Welteroberer darbrachte. Der Jäger lief voraus, ſtürmte ohne anzuklopfen in die Wohnung der Gräfin: „Gnaden Frau! Ich bitt hinausgehen! Ich bitt unterthänigſt! Eine Überraſchung! Eine große Überraſchung!“

„Was habt ihr denn, Leute?“

„Den Kerl haben wir! In Almſtein auf der kleinen Wieſe abgefangen. Den Bo — Bo — Bonaparte!“

„Wen, den Napoleon?“

„Nur ſich ſelber überzeugen Gnaden Frau Gräfin. Komteſſerl auch mitkommen!“

Die Frauen wurden förmlich ins Freie geſchleppt. Im Hofe ein ſchreiender, drohender, ſpringender Menſchenhaufen. Der Gefangene zwiſchen ſechs Männern, der Lenz und der Zenz darunter, die ihn nach allen Seiten hin mit Stricken und Riemen feſthielten, gleichſam als wollten ſie ihn auseinanderreißen. So kauerte er, halb knieend, auf Stalldung. Der Zenz ſchlug ihm die Mütze vom Kopf, der Lenz zerrte brüllend des Gefangenen Mantel auseinander.

„Der Scherſchang!“ kreiſchte die Herrſchaftsköchin Stanzi und ſprang mit offenen Armen auf den Gefangenen los. Der Hausſohn Robert kam herbei: „Was macht ihr denn da? Der Bonaparte? Wo? Wer? Der da? Ha, ha, ha. Das iſt ein franzöſiſcher Feldwebel, ſoviel ich mich auskenne. Lockert dem armen Teufel doch den Halsſtrick, ſeht ihr denn nicht, daß er ſchon die himmliſche Farbe kriegt?“

„— — Das iſt doch ſchon des Teufels!“ knurrte der Knecht Lenz, „jetzt haben wir heilig gemeint, wir hätten den Bonaparte. Was lügt er uns denn aber an, der Hund?“

Wer hatte gelogen? Sie wußten es nicht, er war nicht mehr vorhanden, der frevle Burſche, der in Almſtein auf der Wieſe geſchrien: „Seht jener dort, der juſt ins Gebüſch ſteigt, der iſt es! Der iſt es!“

Sein that er es allerdings, aber nicht der Cäſar war's. Der Stanzi ihrer war's!

Die Gräfin befahl mißmutig, man ſolle den Mann freilaſſen. Die Bande nahmen ſie ihm ab, aber frei ward er nicht, denn feſt hielt ihn die Magd umſchlungen mit ſchweren, unlöslichen Armen.

Der Scherſchang bekam etwas zu eſſen, ja man will wiſſen etwas ſehr Gutes. Jedenfalls vom Lämmernen nicht das verächtlichſte Teil. Er blieb im Hauſe und half das Spätheu einbringen. Er benahm ſich gutmütig, ſprach einige Worte deutſch, im weiteren verkehrte er mündlich nur mit der Freundin.

Und das war der Napoleonfang geweſen zu Almſtein auf der Wieſe.

Daß der wahrhaftige Bonaparte noch frei waltete, das hat ſich leider ſchon in den nächſten Tagen gezeigt. In den Hof kam die Nachricht, von der Almſteiner Gegend hätten die franzöſiſchen Streifungen ſich wieder verzogen, hingegen müſſe im unteren Thale, in der Umgebung des Schloſſes Kronburg, eine Schlacht entbrennen. Eine große Schlacht, über den Vorbergen ſehe man blauen Rauch aufſteigen und in den Rinwäldern wiederhalle es wie von Kanonenſchlägen.

Die Gräfin und die Komteſſe, geführt vom Hausſohne Robert und gefolgt von einem Diener, gingen über die Hochmatten hin. Es war ein klarer, kühler Frühherbſttag.

Auf den Almen weideten Herden von ſcheckigen Kühen, deren Glockengeläute manchmal wie das Summen einer Hummel ans Ohr drang. Aus Schluchten ſchimmerten die weißen Bänder der Sturzbäche. Die fernſten Berge ſtanden klar und ſcharf auf in die lichte Himmelsrunde. Auf einzelnen lag Schnee. Zu den Füßen der Wanderer ſtanden Kleeblumen und Steinnelken. So gingen ſie über die Höhen hinaus im Frieden der Natur, um von Ferne ein Menſchenſchlachten zu ſehen.

„Es iſt ganz dumm!“ ſagte der Burſche Robert im Geſpräche mit der Gräfin. „Wenn man's bedenkt, der Scherſchang iſt ja auch ein Menſch wie unſereiner; ich habe ihn geſtern in die Wade gezwickt, er ſchreit genau ſo auf wie der Zenz oder ein anderer. Und arbeiten und eſſen und beten und lachen thut er auch ſo. Und ſo Leute ſollen einander niederbrennen wie Rauberskerle? Es iſt eigentlich zu dumm!“

„Das verſteht Er nicht,“ antwortete die Gräfin. Die Komteſſe pflegte ſtets, wenn der Robert ſprach, die kleinen Ohren zu ſpitzen, ſie fand es ganz merkwürdig, was der Burſche jetzt geſagt hatte. So etwas war ihr ſelber nie eingefallen, hatte es auch nie geleſen oder gehört, nicht einmal von der Kanzel, daß Leute, die einer ſind wie der andere, einander nicht ſollten niederbrennen! Es iſt eigentlich doch merkwürdig.

Nach einer Stunde kamen ſie zur Stelle, wo die Almmatte plötzlich aufhört und der ſenkrechte Abgrund iſt. Von unten geſchaut, eine wüſte Felswand, der man ihre freundlichen Grasflächen auf dem Scheitel nicht anſieht. Von dieſer Höhe aus iſt das ganze Thal zu überblicken. In demſelben lag ein dünner blauer Dunſt, aus welchem ſtellenweiſe dichte Rauchballen aufſtiegen. Fortwährendes dumpfes Donnern, das aus fernen Tiefen heraufkam, ließ bald erkennen, was es gab. Auch trug die Luft manchmal ein feines Knattern daher, als braſſle irgendwo ein großes Feuer. Der Diener ſagte: „Euer Gnaden, das iſt Gewehrfeuer. Endlich! Endlich!“

Im Thal entbrannte das Ringen. Die Leute auf dem Berg ſchauten durch das Fernrohr, ſahen im Dunſte breite dunkle Maſſen, die ſich ſachte verſchoben, ſahen manches Blinken und Glitzern, hie und da ein Aufblitzen, weiter war nichts Rechtes zu erkennen. Der Diener hatte ſchon einen grauen Bart, aber er wurde jetzt ſeltſam unruhig, ſtampfte mit dem Bein, zuckte mit den Armen, plötzlich trat er nahe zur Gräfin heran und ſprach: „Ich diene der gnädigen Herrſchaft ſeit fünfundzwanzig Jahren. Aber wenn ich jetzt um einen Tag Urlaub bitten dürfte!“

„Urlaub? Er uns jetzt verlaſſen? Was Ihm einfällt!“

Der Diener ſchnob durch die Naſe und trat in den Hintergrund.

Mit bangendem Herzen hatte die Gräfin ſchon vorher ausgeblickt nach dem Schloſſe. Dort im unteren Thal mußte es doch ſtehen. Sie ſah es nicht. Erſt nach langem Schauen trat aus dem dichten Dunſte das winzige Mauerviereck hervor, aber in ſeiner nächſten Nähe wogten friſche Rauchballen auf und verdeckten wieder das Schloß. Die Matrone legte ihre Hände aneinander wie zum Beten. „Mein Gott im Himmel,“ murmelte ſie, „unſere alte Stammburg, das liebe Haus! Mit ſeinen Schätzen! daß es ſo ſollte zu Grunde gehen müſſen. Durch dieſe ſchrecklichen Fremdlinge!“

Über die Matten her kamen mit großen klobigen Schritten zwei Männer geeilt. Robert erkannte den alten buckeligen Holzer Friedl und den hinkenden Halter Zaggel. Sie trugen über der Achſel Haken und Krampen, auf dem Rücken Bündel. Der Schweiß rann ihnen von den verwitterten Geſichtern.

„Wohin ſo eilig?“ fragte der Robert.

„Das kannſt dir wohl denken,“ antwortete der Halter unwirſch.

Dann ſprangen ſie den Felſenſteig hinab gegen das Thal.

Zwei Augenblicke ſtand der Burſch unbeweglich ſtill, ſeine Stirn rötete ſich, ſeine Augenwimpern zuckten auf und nieder. „Leut! Ich geh auch mit!“ ſchrie er den Männern nach und lief über Schutt und Stein hinab.

Die Frauen ſchauten ihm ſprachlos nach. Die ſchönen Augen der Komteſſe huben an zu glühen. Das iſt derſelbe, der vorhin das merkwürdige Wort geſagt hatte. Und doch geht er jetzt in die Schlacht! In ihrem jungen Herzen war eine heiße Freude.

Das Donnern in dem Thal währte den ganzen Tag und als es zu dunkeln begann, ſah man die Blitze und Lagerfeuer, deren unzählige in der weiten Niederung leuchteten. Endlich war das Krachen der Geſchütze verſtummt, aber unſere Frauen ſtanden noch immer am Berghange und beobachteten die Vorgänge im Thal. Durch das Fernrohr bemerkte die Gräfin, daß im Schloſſe Kronburg alle Fenſter beleuchtet waren. Die fremden Sieger in der alten deutſchen Burg! Vielleicht hatte der Bonaparte ſelbſt ſein Quartier aufgeſchlagen im Schloſſe und macht den Speiſeſaal zu einem Pferdeſtall und feiert ein bacchanaliſches Feſt.

Betrunkene Offiziere halten Orgien im altehrwürdigen Ahnenſaal, rohe Soldaten ſtrecken ſich in kothigen Stiefeln auf die Sammetſophas im Boudoir .... Die Gräfin ſtöhnte auf. — Mittlerweile begann ſich über dem beleuchteten Schloſſe ein roter Qualm zu erheben und bald ſchlugen aus Dach und Fenſtern die hellen Flammen hervor.

„Beſſer, es brennt nieder, als es wird entehrt!“ rief die Komteſſe hell. „Aber, Mama! Das iſt ja unſer Schloß nicht. Das Schloß ſteht weiter hinten. Das ſind eher die Murhofe bei St. Johann!“

Mit dieſem Troſte gingen ſie in eitler Nacht dem Kürnhof zu. Am nächſten Morgen zur frühen Stunde ſtanden ſie freilich wieder draußen an der Wand und ſchauten hinab. Im Thale war's heute ſo klar, daß man den Fluß und die weißen Fäden der Straßen deutlich ſah. Nur ſtellenweiſe ſtieg ein blaues Rauchfähnchen auf. Alles lag ſo freundlich wie in tiefſter Friedenszeit. Und das Schloß Kronburg — dort auf dem Hügel ſtand es und —

„O Madonna!“ kreiſchte die Gräfin auf und das Rohr ſank aus ihrer Hand zur Erde.

Das Schloß hatte kein Dach, und ſeine ſchwarzen Fenſterhöhlen ſtarrten hohl.

Das Fräulein blieb ruhig und führte die Gräfin über die ſonnigen Matten zurück in den Bauernhof.

Am nächſten Tage kam ein Thalbote in den Kürnhof und brachte der Gräfin den Brief.

„Mein teueres Weib!

Wenn du dieſe Zeilen in Deiner Hand hältſt, wird der letzte Welſchmann aus unſerem Thale verſchwunden ſein. Eine vierzehnſtündige Schlacht. Wir haben gegen zweitauſend Tote zu begraben, die Mehrzahl Franzoſen. Leider muß ich dir auch ſchreiben, daß unſer liebes Haus niedergebrannt worden iſt. Nach allem Anſchein durch Verrat. Oberlieutenant Strulche, der junge Fant, dem wir ſo arglos unſer Haus offen hielten. Er wurde mehrmals in Geſellſchaft franzöſiſcher Offiziere geſehen und ſoll auch dabei geweſen ſein, als ſie das Schloß plünderten und in Brand ſteckten. Seither iſt er nicht mehr zu ſehen, mit dem Feinde davon. Eine bittere Erfahrung.

Mein Weib, mein Kind, ich bitte euch, bleibt aufrecht. Ich hoffe, daß nun endlich Frieden wird, der General ſprach mir von einem vollſtändigen Abzug des Feindes. Unſer Haus wird in längſtens zwei Jahren wieder erſtanden ſein, dann ſoll es nicht nur einer Stecknadel Wert welſchen Luxus an ſich haben. Deutſches Haus, deutſches Leben! das habe ich mir geſchworen zur Stunde, als das Feuer der Welſchen aus den Dachgiebeln des Schloſſes brach. Sie haben uns mit ihrem Brauch und Tand geſchmeichelt, verweichlicht, verführt, dann bekriegt und beſiegt. Mit Hilfe des treuen Volks aus Dorf und Hütte haben wir uns noch einmal ermannt. Sie ſollen nicht wieder kommen!

Auf baldiges frohes Wiederſehen, meine Lieben, küßt euch euer

Gatte und Vater
Hans Graf Kronburg."

„In Gottesnamen!" ſagte die Gräfin, als der Brief geleſen war. Sonſt ſagte ſie nichts mehr. Auch die Komteſſe ſagte nichts, deſto mehr aber dachte und that ſie. In die Küche ging ſie und befahl der Stanzi, vom Brunnen

Trinkwaſſer zu holen. Während die Köchin fort war, zog ſie raſch aus dem Buſen drei zierliche Büchlein und ſchleuderte ſie ins Herdfeuer. Als jene mit dem friſchen Trunke zurückkam, krümmten ſich noch die letzten Blätter in der Glut. — Wollte der artige Herr Spender ſelbſt ſich ſo krümmen in der Glut! Das war des Fräuleins heißer Wunſch.

Bald darauf war's, daß die zwei Mädchen wieder einmal zuſammenſaßen in der Kammer. Die Hilda that Flachs hecheln und die Komteſſe ſchaute zu, wie der zarte Strähn ſich lind durch die hundertſpießige Hechel zog.

„Hilda, ich beneide dich ſehr," ſagte plötzlich das vornehme Fräulein.

„Du liebe Gräfin," antwortete das Bauerndirndel, „freilich iſt's jetzt hart für dich, daß ſie euer ſchönes Schloß abgebrannt haben."

„Nicht um dein Haus beneide ich dich. Vielmehr, daß du ſo arbeiten kannſt. Daß dir alles was du angreifſt, ſo von der Hand geht. Ich denke mir, wer das kann, dem kann gar nichts geſchehen auf der Welt."

„Wahr iſt's. Wir Arbeitsleute ſind erſt dann arm, wenn ſie uns die Hände abhacken. Aber ſchau, Komteſſel, muß es dir ſchon noch einmal ſagen, wenn du anſtatt der dummen welſchen Bücheln eine Arbeit in die Hand nähmeſt, ſo thät's es auch. Und wärſt luſtiger dabei. Wenn ich dein Schatz wär oder dein Mann, ſolche Bücheln wollt ich dir ins Feuer ſchmeißen."

„Er hätte es nicht mehr nötig," antwortete die Komteſſe leiſe.

„Auguſtina, ſag mir einmal, wo ſteckt er denn jetzt, dein Schatz?"

„Wo ſteckt denn der deinige?“ fragte die Komteſſe.

„Der meinige, der Nickel? Der iſt ſchon zurück. Ich kann dir ihn aber noch nicht aufzeigen, weil er ein großes Pflaſter im Geſicht hat. So ein franzöſiſcher Lalli hat ihm eine Kugel in den Backen geſchoſſen. Iſt's Loch zu, nachher heiraten wir. Ich mag nimmer länger warten, weißt du. Ich hab Angſt genug ausgeſtanden um ihn. Teuxel noch einmal! Wenn ſie mir ihn z'ſammgeſchoſſen hätten, nachher kunnt ich als alte Jungfrau ſterben, das wär noch ſchöner!“

Betrübt entgegnete die Komteſſe: „Als Jungfrau ſterben — wäre ja freilich auch ſchön . . .“

„Ja, wen's freut. Ich will Kinder kriegen. Iſt's nicht wahr? Willſt nit du ihrer auch haben?“

„Ach, Hilda, bei mir iſt's anders geworden. Mein Glück iſt vorüber.“

Sagte die Hilda: „Wenn dein Herr Bräutigam ein rechter Bräutigam iſt, ſo ſoll er jetzt herfürgehen und ſich um dich annehmen und dich in ſein Haus führen, weil du ſelber keins haſt. Er wird doch nit auch angeſchoſſen ſein!“

Nach einem Zögern antwortete die Komteſſe: „Er iſt tot“ und ſank der Freundin weinend um den Hals.

Daß er mehr als tot war, der Herr Oberlieutenant, ſie hat's verſchwiegen. Und verſchwiegen hat ſie anderes. —

Im Gaſthauſe zu Almſtein feierten die heimgekehrten Sieger ein Feſt. Vormittags Dankamt, nachmittags Tanzmuſik. Die Männer und Burſchen zeigten ihre Trophäen auf: Franzoſenſäbel, Patrontaſchen, Mützen, Blechbüchſen, Piſtolen. Der Holzer Friedel und der Halter Zaggel hatten den Fetzen einer Regimentsfahne erwiſcht. Der

Knecht Jenz wies mit Stolz eine Tambourtrommel und ſchlug darauf mit den Fäuſten den Takt zur Tanzmuſik. Ein Köhlerjunge hatte einem toten Soldaten das Verdienſtkreuz vom Rocke geſchnitten, damit er auch etwas nach Hauſe bringe, der wurde zur Thür hinausgejagt. Die merkwürdigſte Siegesbeute brachte der Bauernſohn vom Kürnhofe heim, einen ganzen lebendigen Franzoſen. Mit einem alten Kugelſtutzen hatte er dem Mann ein Bein abgeſchoſſen. Als der Getroffene hinfiel, ſprang ihm der Robert bei, trug ihn aus dem Schlachtgetümmel, legte ihn auf einen Leiterwagen, vermittelte einen Feldſcherer und hat ihn dann mit zwei Ochſen nach Almſtein führen laſſen. Im Pferdeſtall des Wirtes lag der arme Teufel. Der Robert ging mindeſtens alle halbe Stunden vom Tanzboden weg und hinaus zu ſeinem Gefangenen, um ihm Labnis zu reichen oder den Verband zu prüfen oder zu ſehen, ob der fröſtelnde Mann wohl gut zugedeckt ſei mit den Pferdekotzen. Etliche Jungen kamen in den Stall, um ſich den Welſchen anzuſehen und ihn zu verhöhnen. Denen verſetzte der Robert mit der Peitſche etliche Merks, daß ſie auseinanderſtoben.

„Den laßt mir in Ruh, der gehört mein!“ rief der Burſche, und das ging alle an, denen es etwa nicht recht war, daß er den verwundeten Soldaten hegte und pflegte. — Der gehört ſein, den hat er ſelber geſchoſſen! — —

Am nächſten Tage wurde der Bleſſierte in den Kürnhof hinaufgebracht und der Robert räumte ihm ſeine Kammer und ſein Bett ein. Die Hausmutter brachte ihm manches ſtärkende Süpplein und der Alte ſaß bisweilen neben dem Lager, rauchte ſeine Pfeife und wackelte mit dem Kopf. Und ihr Fürnehmen war ſo: Der Welſche ſoll geſund werden, und wenn er geſund iſt, dann jagen wir ihn ins Franzoſenland. Und dann ſoll er ſich's merken.

Die Komteſſe Auguſtina ging nicht mehr über die Alm hin, nicht mehr hinaus zum großen Spiegel der Hilda, nicht mehr vorüber an der Schoppenthür, wo Robert oft auf der Hanſelbank ritt, um Hausgeräte auszubeſſern. Sie war aus ihrer Stube nicht hervorzubringen und bat ihre Mama dringend und dringender, dieſes Haus zu verlaſſen und in die Landſtadt zu ziehen, wo eine Wohnung für die gräfliche Familie bereitet worden war. Aber als ſie Abſchied nahm von der Freundin Hilda, kam ihr die Rede aus: „Wenn Schranken nicht wären, jetzt wüßte ich ſchon, welchen!...“ Mit tieferen Wunden, als die Krieger aus der Schlacht, iſt das arme vornehme Fräulein dahingezogen.

Sie ſoll kein welſches Verführungswerk mehr geleſen, keinem Galan mehr geglaubt, hingegen aber einem ſchlichten deutſchen Edelmann ihre Hand gereicht haben.

Die Küchentrabantin Stanzi jedoch iſt bei ihrem Franzoſen geblieben, der Scherſchang iſt Gärtner geworden im neuen Schloſſe Kronburg, ſein Spitzname aber war und blieb: „der gefangene Bonaparte“.

Der Vetter vom Lande.

Mein Nachbar, der Oberbuchhalter Ellwurf, hatte einen Vetter bekommen.

Ellwurf war einſt jahrelang Diurniſt geweſen mit 9 Gulden Gehalt im Monat, und ſtand da ohne Freund und Verwandten. Dann war er Schreiber mit 32 Gulden geworden, hatte trotzdem keinen Verwandten. Dann ward er Buchhalter mit 70 Gulden und einer Frau, aber Verwandten hatte er noch immer keinen. Endlich wurde er Oberbuchhalter mit 2600 fl. Jahresgehalt, und ſiehe, es war ein Vetter da. Man konnte nicht ſagen, daß er vom Himmel gefallen ſei, denn er war ſchon gegen fünfzig Jahre alt und ſeit dreißig Jahren Maſtviehhändler im Murthale. Aber es war ein überaus freundlicher Vetter, wie er jetzt auf einmal in der Thür ſtand, die Arme ausbreitete und dem Oberbuchhalter zurief: „Friedel! Friedel! Kennſt du mich denn nicht mehr? der Oheim Iſidor! deines ſeligen Vaters Bruder!“ — Auch ſeine Geſtalt war erfreulich. Sie war nicht groß von Anſehen, jedoch aber behangen mit einer großen Ledertaſche, in welcher ein ganzer Schweinsſchinken ſtak; ſie hatte über der Achſel einen Korb hangen mit Eiern und Krapfen. „Weil ich doch nicht ganz mit leeren Händen kommen mag zu meinem lieben Friedel, den ich halt gar nicht vergeſſen kann. Als Wickelkind hab ich dich einmal über das Breitfeld hinausgetragen, weißt du noch? Wenn er jetzt ſchon zu mir nicht kommt, ſo mußt du wohl einmal zu ihm gehen, hab ich mir gedacht. Geht dir gut, hab ich gehört. Haſt es weit gebracht, ſakermentiſch weit! Über zweitauſend das Jahr, ſagen ſie! Donnersbub, ſo viel tragt's bei mir nimmer. Aber ſchön haſt es da! Sauber iſt's bei dir. Haſt ja auch eine Frau, höre ich. Darf ich ſie gleich ſehen? Da hab ich was für ſie. So große Eier machen ſie nicht in der Stadt! Koſten mich auch fünf Kreuzer, das Paar! Na na, nicht ſo! Euch koſten ſie nichts. Und nachher da — ein Schinken! Da wird er einmal ſchmauſen dabei, mein Friedel! Bauernſchinken: Im Rauchfang geſelcht! In der ganzen Grazerſtadt findeſt keinen, wie den. Ich hätt ihn geſtern im Poſtwirtshaus zu Leoben verkaufen können, um fünf Gulden! Oha! ſag ich, hab ich geſagt, der wird nix verkauft, der gehört meinem Neffen, dem Herrn Oberbuchhalter zu Graz. — Ein paar Tage bleib ich bei euch. Ei ja, das wohl. Verlaſſen thu' ich meine Verwandten nicht. Wer kommt denn da? Iſt das die deinige? deine Frau? Eine ſaggriſche Gredl! Grüß Gott, Frau Mahm! der Vetter Iſidor! Kennſt mich nicht? Biſſel ein Recht mußt mir doch noch laſſen an deinem Mann, verſtehſt! Wie du noch in Abrahams Schnappſack biſt geweſen, hab ich ihn ſchon auf den Händen getragen über das Breitfeld hinaus. Nichts Kleines noch? Na, wird ſchon kommen. Du, Frauerl! Geh ſchau einmal, was dir der alte Vetter mitbringt!"

Daß alles faſt in einem Atem, ſo daß weder der Oberbuchhalter noch ſeine Frau ein Wort dazwiſchen ſchieben konnten. Sie hätten auch nicht recht gewußt, was da zu ſagen war. Ziemlich gelaſſen führten ſie die Beſcherung in den „Salon“. Das war das größte, ſchönſte, koſtſpieligſte Zimmer, welches unſer Ehepaar leer ſtehen ließ, während es ſich mit ein paar engen, dunklen, hofſeitigen Kammern zum Wohnen bediente. Aber das verlangt die Sitte ſo. Ein Salon, natürlich! da werden wöchentlich ein paar fremde Leute hineingeführt auf ein halb Stündlein Gewaſch. Die näheren Bekannten hocken ſich erſt noch in eine Hofkammer hinein, wo es ſich eigentlich noch gemütlicher tratſchen läßt. Doch, was rede ich denn da über meinen lieben Nachbar, den Oberbuchhalter Ellwurf! das iſt ja nicht bei ihm allein ſo, das iſt auch bei uns ſo, Das iſt faſt überall ſo, wo es geſcheite Leute giebt. — Alſo hinein mit dem Vetter in den Salon. Freilich warf die Hausfrau einen verzweifelten Blick auf ſein Schuhwerk, aber der Blick änderte daran nichts, da hätte ein mächtiger Borſtenbeſen beſſere Dienſte geleiſtet.

Alsdann am Abend. Da ſchickte der Oberbuchhalter ein Brieflein zu mir, ich möchte ihm zu Hilfe kommen. Es ſei ein ungeahnter Vetter vom Lande eingetroffen und mit dem wiſſe er nichts anzufangen. Ich möchte doch zum Nachtmahl hinüberkommen.

Ein Vetter vom Lande? Mit dem wird doch noch fertig zu werden ſein. Ich ging hinüber, wurde dem Gaſte vorgeſtellt als ein Freund des Hauſes, worauf er meine Hand packte, ſie derb drückte und laut rief: „Schön! Schön! Aber was Sie für ein Handerl haben, ein weiches! Sind Sie auch ein Buchhalter? Nicht? Kein Buchhalter? Na, wenn's nicht anders iſt. Alle Leute können halt nicht Buchhalter ſein," entſchuldigte er nachſichtsvoll. Doch ging ſeine Wärme gegen mich augenblicklich zurück, ſteigerte ſich aber beim zweiten Glaſe Wein zu ungeahnter Höhe. Den Neffen umarmte er, den habe er ja einmal auf den Händen getragen, über das Breitfeld hinaus. Mich ſprach er mit du an. „Wenn'ſt auch kein Buchhalter biſt. Haſt halt ein anderes Geſchäft. Auch recht, auch recht. Geh'n thut's dir gut, das ſieht man. Aber ſchau — meiner lieben Schwägerin, oder Mahm, oder was ſie iſt, der muß ich doch ein Buſſel geben!" denn die Frau Oberbuchhalterin war eben hereingekommen mit dem Schinkenaufſchnitt. — „Ein Buſſel krieg ich vom Vetter!" lachte das muntere Frauchen, „na, da muß ich mir doch vorher den Mund abwiſchen gehen!" eilte in die Küche zurück und kam nicht mehr herein.

Der Vetter ſprach ſeinem Schinken mit Macht zu. „Wohl, wohl," ſagte er während des Eſſens. „Hab mir's gleich gedacht, daß er euch ſchmecken wird. So guten Schunken giebt's nur auf der Bäuerei. Da thun ſie ihn im Rauchfang ſelchen. Die Stadtfleiſchhacker ſelchen ihn mit Schalider (Salpeter), da iſt er nicht gut. Aber Wein habt's einen guten. Was er etwan koſtet, die Maß?"

Aus der Küche brachte die Magd Kalbsbraten mit Salat und hernach Käſe mit Backwerk herein. Der Vetter bedauerte, nicht auch einen Schafkäſe mitgebracht zu haben. „Der beſte Kas iſt der Schafkas!" erklärte er. Und dabei trank er und trank.

Sein Geſicht war während des Eſſens, Trinkens und Plauderns leuchtend rot geworden. Es war rundlich, wohl raſiert, hatte ein Birnnäschen und kleine Äuglein, die bei jedem Wort vielſagend blinzelten, als wäre es etwas gar Anzügliches, Deutſames. Schließlich wollte er mit mir Sackuhr tauſchen, die ſeine ſei viel größer und ſchwerer und nur wöchentlich einmal zum Aufziehen. Das rückwärtige Blatt ſei echt Schildkrotſchale, der Reifen von Silber, Altſilber, nicht Neuſilber, und er hätte ſchon gutes Angebot gehabt für dieſe Uhr.

Ob ſie auch verläßlich ginge? fragte der Oberbuchhalter.

„Mein Gott!“ entgegnete der Vetter überlegen, „da giebt man ſie halt dem Uhrmacher.“ Der Zeiger ſtand thatſächlich auf halb ſieben, ſtatt auf zehn Uhr. Trotzdem nahm der Vetter die Zeit wahr und traf Anſtalt, ſeine große rußige Pfeife zu ſtopfen. Der Oberbuchhalter wollte es mit einer Cubacigarre verhindern, was ihm aber nicht gelang.

„So ſo, a Cigarl!“ ſagte der Vetter und nahm ſie in die Fauſt wie einen Spatenſtiel. „Da derſpare ich meinen eigenen Tabak. Vergelt's Gott! Wart's, Bürſchlein, das machen wir ſo!“ Er zerbrach die Cigarre mit den Fingern, ſtopfte ſie in ſeine Pfeife und begann ſie dergeſtalt bedächtig zu rauchen. Der Hausherr öffnete bald ein Fenſter, da fand aber der Vetter, es ſtinke herein. Als der Oberbuchhalter bereits auf eine Gelegenheit zu ſinnen begann, die Tafel aufzuheben, klatſchte der Vetter plötzlich in die Hände: Wißt's was, Leut, jetzt wär ein Schnaps gut! Was? du haſt nit einmal einen Schnaps im Haus, Oberbuchhalter? Na wart, da haſt, ſchick einen kleinen Buben!“ Aus ſeinem ledernen Geldbeutel neſtelte er einen Zwanziger hervor, da geſtand der Buchhalter, er hätte nicht bloß keinen Schnaps im Hauſe, ſondern auch keinen kleinen Buben.

„Seids Pfründner!“ knurrte der Vetter gutmütig. „Das muß ich ſchon ſagen, leben thun wir auf dem Lande beſſer als die Stadtleut!“

Ziemlich auffallend fragte mich der Oberbuchhalter, wie viel Uhr ich hätte? Es zeigte ſich die eilfte Stunde, und nun hob der Vetter ſeinen fetten Zeigenfinger und die falben Augenbrauen: „Gelt, daß du einen ſchlechten Brader haſt! Auf der meinen iſt's erſt halb ſieben — nach der könnten wir noch lang gemütlich beiſammſitzen!“

Um gut und angenehm auseinanderzukommen belachten wir den Witz und dann wurde der Vetter in ſein Zimmer gebracht. Es war der Salon. Frau Ellwurf that ein übriges zu Ehren des Gaſtes, ſie überdeckte die großblumigen Möbel mit weißen Leintüchern und über den Parquetboden breitete ſie einen Teppich, der ſonſt draußen im Vorzimmer lag.

„Jetzt ſollt ich halt mein Federbett dahaben!“ ſagte der Vetter, während er das Lager befühlte, das zwar aus Matratze, Einſatz und einer rotſeidenen Decke beſtand, aber allerdings keine Eiderdunen aufwies.

„Schlaf recht wohl, Onkel!“ verabſchiedete ihn der Oberbuchhalter, „die Kleider leg auf einen Seſſel vor die Thür hinaus.“

„Geſtohlen wird nichts, gelt?“ ließ er fallen, that zur Vorſicht aber Geldbeutel und Brieftaſche aus den Säcken, doch wurden die Schätze wohl erſt an ſicherem Ort geborgen, als wir aus dem Zimmer waren und er die Thür hinter uns verriegelt hatte.

Der eine Tag war überſtanden. Nun aber der andere? — Ich war morgens mitten im Raſieren, als die

Köchin des Ellwurf — ohne anzuklopfen — in das Zimmer ſtürzte: der gnädige Herr laſſe bitten, geſchwind möchte ich kommen! — Ich beeilte mich noch, die linke Wange der rechten gleichzumachen, da war auch ſchon Oberbuchhalters Stubenmädchen vorhanden: Es ſei die höchſte Zeit! Beim Vetter wäre etwas nicht richtig! Sie müſſe ſogleich weiter zum Arzt und zum Geiſtlichen.

Als ich hinüberkam, ſtand die Thür in das Zimmer des Vetters weit offen. Am Bette ſtand ratlos der Herr Ellwurf im Schlafrock, während ſeine Frau eine Decke um die andere über den armen Vetter breitete. Denn dieſer ſchüttelte und klapperte vor Froſt, daß es ihn im Bett auf- und niederſchnellte wie einen Ballen. Das Geſicht fahl, eingefallen, verzerrt und greiſenhaft, die Augenlider halb zugeſunken, ſo ächzte und ſtöhnte er. Jetzt erhob er ſich, beugte ſich über die große Waſchſchüſſel, die ſie ihm ans Bett geſtellt hatten mit Waſſer, daß er ſich laben konne; ein wilder Krampf krümmte ſeinen Körper, und dann fiel er wieder aufs Lager zurück. Die Pulſe ſprangen wild.

Der hat Gift im Leibe! war mein erſter Gedanke, und der Oberbuchhalter ſtarrte mich fragend an. Er wie ſie ſchienen meine Meinung zu erraten, und ſo lief die Frau nun in die Küche um Kuhmilch, die in ſolchen Fällen ſo heilſam ſein ſoll.

„Machts ein End!“ ſtöhnte der Kranke in Todesnot, rang die Hände und rieb ſich mit den Fäuſten Bruſt und Bauch, „laßts mich nit ſo verdammt leiden. Oh dieſes Übel! Und dieſer raſende Kopfſchmerz! Was denn, was denn? Es ſoll ja — alles euch gehören, wem denn ſonſt?“ —

Ob er etwa Papier und Feder wünſche? fragte ihn der Oberbuchhalter.

„O ſterben! ſterben!“ wimmerte der Vetter unter Zähneklappern, „ſterben thut ſo viel weh! ſo viel weh!“ und ächzte zum Erbarmen.

„So weit wird's ja wohl nicht ſein um Gotteswillen!“ tröſtete die Frau, „gleich wird der Doktor kommen, gleich wird er da ſein. Nachher wird's ſchon beſſer werden.“

Dem Sterbenden gab es plötzlich einen Riß. Dann ſchlug er das Auge weit auf, es war halb gebrochen, er ſtarrte auf den Oberbuchhalter — ein Blick voll unendlichen Vorwurfs.

„Dieſes Haus! dieſes unglückſelige Haus!“ ſtöhnte er, immerwährend von heftigſtem Fieber hin- und hergeſchleudert.

„Wenn du einen Wunſch ſollteſt haben, lieber, guter Vetter,“ ſprach der Oberbuchhalter und hielt ihm Papier und Bleiſtift vor. „Nein, nicht ſo, was glaubſt du denn von uns! Ich meine nur, falls du aus der Apotheke etwas haben wollteſt. Der Arzt muß ja übrigens jeden Augenblick da ſein.“

„Du — hu hu!“ gröhlte der Vergehende, ſich halb gegen den Buchhalter aufrichtend, unheimlich wie ein Geſpenſt. Die Fäuſte reckte er bebend gegen Himmel, und dann krümmte er ſich wieder auf dem Bett wie eine Raupe.

Das Stubenmädchen kündete an der Thür: „Der Herr Doktor!“ Der Arzt trat ein, that einen raſchen Blick auf den Kranken, ob es nicht ſchon zu ſpät ſei. In wenigen fliegenden Worten teilte die Hausfrau ihm die Krankengeſchichte mit, während er begann, den Schwerleidenden zu unterſuchen. Zuerſt fühlte er ihm den Puls, dann prüfte er den Hitzegrad, hernach behorchte er die Bruſt, ſoweit es bei dem Fieberſchütteln möglich war, den kalten Schweiß wiſchte er ihm mit einem weißen Tuch von der Stirn, dann hob er mit den Fingernägeln die Augenklappen und prüfte ſie genau. Dann richtete ſich der Doktor empor und heftete einen durchdringenden Blick auf den Oberbuchhalter.

„Wie nur auf einmal ſo was ſein kann!“ murmelte dieſer, ſelber ſchier gebrochen.

„Es iſt etwas vorgegangen!“ ſagte der Doktor mit leiſer Stimme.

„Mein Gott, was ſoll denn vorgegangen ſein?“ jammerte Herr Ellwurf. „Er kam vom Lande herein, erſt geſtern. Wir haben den Abend noch ſo gemütlich mitſammen zugebracht.“

„Er war noch ſo friſch und munter!“ beſtätigte die Frau. „Noch ſoviel gelacht haben die Herren.“

Der Doktor winkte mit der Hand ab, ſie ſollten es gut ſein laſſen, und ſtellte dann an den Kranken ein paar Fragen, die dieſer unter Krämpfen und Stöhnen halb ohnmächtig vor Schmerzen beantwortete. Der Doktor winkte den Herrn Ellwurf ins andere Zimmer; als ſie dort waren, lehnte er die Thür halb zu, ſtellte ſich nahe vor den Oberbuchhalter hin und murmelte: „Erſchrecken Sie nicht, Herr Ellwurf! die Diagnoſe ſtellt ſich — ich dürfte mich kaum irren.“ —

„Steht es wirklich ſchlecht, Doktor?“

„Dieſer Zuſtand,“ fuhr der Arzt kopfſchüttelnd fort, „hat ganz verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Katzenjammer. — Gewiß. Na, mit keinem gewöhnlichen, das verſteht ſich. Der Mann mag vielleicht über die Gewohnheit zugeſprochen haben Es iſt ein großer Kater, mein lieber Herr!“

In dieſem Augenblick hörte man vom Krankenzimmer her das Geräuſch einer Eruption. Als ich ins Zimmer trat, war alles vorüber, die Frau und die Mägde lebhaft beſchäftigt, Ordnung zu machen. Der Vetter lag zurückgeſunken in das Kiſſen, die wachsfalben Hände über der Bruſt; er bewegte ſich nicht mehr. Wenige Augenblicke ſpäter hub er an, mit größter Behaglichkeit zu ſchnarchen.

Der Doktor ſchmunzelte und ſprach: „Jetzt laſſen Sie ihn ein paar Stunden ſchlafen. Später bereiten Sie ihm einen Roſtbraten mit Knödeln, denn er wird Hunger haben.“

Im Stiegenhauſe klang ein Glöcklein, das Stubenmädchen an der Thür meldete Seine Hochwürden.

Wie der Oberbuchhalter ſich mit dem geiſtlichen Herrn auseinandergeſetzt hat, das weiß ich nicht. Ich hörte nur noch, wie draußen jemand ſagte: „Man merkt es wohl, Herr Ellwurf, daß Sie lange Zeit Diurniſt geweſen ſind. Sie haben keine Erfahrung.“

Im Frieden der Berge.

Volksuhren.

Im Kogelhuck-Häuſel haben ſie eine alte Uhr. Ich kann dir nicht genau ſagen, wo das Kogelhuck-Häuſel iſt, aber ich kann dir genau ſagen, wo im Kogelhuck-Häuſel die Uhr hängt. Sie hängt in der Stube zwiſchen Ofenwinkel und Thür an der ſchmalen Wand.

Es iſt eine geborene Schwarzwälderin und hat vor Alter ſchon ein käſtenbraunes Geſicht. Über dieſes Geſicht hängt der kurze Pendel herab und pendelt emſig hin und her, ganz ſo wie es iſt, wenn der deutſche Michel von ſeiner Zipfelmütze die Quaſte über die Naſe herabbaumeln läßt und mit dem Kopfe wackelt. Weil aber die hochbetagte Uhr an einem recht ungeſunden Orte hängt, zwiſchen dem heißen Ofen und der kalten Thürluft, ſo wird ſie manchmal krank. Andere müſſen ſich legen, wenn ſie krank ſind, die Uhr bleibt ſtehen und redet nichts und deutet nichts. Der nächſte Uhrdoktor hauſt in Grambach, acht Stunden weit entfernt, der kommt des Jahres nur ein- oder zweimal in die Gegend, um an den Preſthaften die nötigen Operationen auszuführen. Das iſt ein Doktor, der ſeine

Kranken ſofort ſeciert, aber auch wieder ordentlich zuſammenbandagieren und lebendig machen kann.

Iſt und bleibt er ferne, ſo werden Hausmittel angewendet, um die Alte wieder in Gang zu bringen. Der Kogelhuck-Häusler macht einmal eines der Seitenthürlein auf und bläſt ſo tapfer ins Räderwerk, daß der Staub fliegt; dann ölt er vermittelſt einer Geierfeder die Zapfen ein, die Räder werden ohnehin nicht roſtig, weil ſie aus Holz ſind. Dann wichſt er die Gewichtſchnur mit Pech, damit ſie nicht leer abrollt und nun verſucht er's einmal. Tik tak, tik tak — tik tak — — tik — — tak — — tak — und ſteht wieder. Etwan iſt der Gewichtſtein zu leicht, alſo den Kerzenleuchter anhängen. Es thut's noch nicht. Auch den Stiefelknecht dazu — ſiehe, das ſchmeichelt ihr — tik tak, tik tak u. ſ. w.

Freudenreich eilt der Kogelhuck-Häusler in die Küche hinaus: „Alte, die Uhr geht ſchon! das Uhrmacherkoch! Sie geht ſchon!“

Ein fettes Schmalzmus kriegt er zum Lohn, der brave Uhrmacher, und wie er nachher wieder in die Stube tritt — mäuſerlſtill iſt's, kein Tiktak. Trotz Öl, Pech, Kerzenleuchter, Stiefelknecht und Uhrmacherkoch — die Uhr ſteht.

Steht und bleibt ſtehen, wochenlang und monatelang — die Zeit vergeht leider auch, ohne daß ſie ein Uhrzeiger ſchiebt. Nun, was iſt aber zu machen? Eine zweite Uhr iſt nicht im Hauſe, weder an einer Wand noch in einer Taſche, Kirchturm iſt auch keiner vorhanden, die Nachbarshäuſer ſtehen jenſeits des Grabens. Kogelhuckleute, wie finden wir die Zeit? — Sterngucker iſt keiner zu Hauſe, auf den Mond iſt kein Verlaß, in der Nacht bleibt alſo rein nichts anderes übrig, als zu ſchlafen ſo lange, als man nicht aufwacht. Den Haushahn haben die Geier geholt, ſo weiß man des Morgens in der That nicht einmal, wann man aufwachen ſoll, um noch Zeit zu einem kleinen Nachſchläfchen zu haben. Deshalb bleiben wir auf dem Stroh, bis hinter den Bergen der Himmel rot wird. Das iſt der Morgen und brauchen wir keine Uhr dazu und keinen Hahn.

Im Sommer giebt's für den lieben Sonnentag mancherlei Mittel. Vor dem Häuſel ſteht ein verdorrter Fichtenbaum. Iſt der Schatten von dieſem dort beim Steinhauſen, ſo zeigt's neun Uhr vormittags, ſteigt er bis ans Krautgartel herüber, ſo iſt's Mittag, und kommt er zum Schweinſtall, ſo iſt's Jauſenzeit. Einen ſolchen Zeiger und ſolche Ziffern hat die Sonnenuhr beim Kogelhuck-Häuſel.

Bei bewölktem Himmel ſchauen wir hinüber zum Ruſſelbauern. Vormittags, wenn aus dem Rauchfange des Ruſſelbauernhauſes der erſte Rauch aufſteigt, iſt's zehn Uhr und kann auch die Kogelhuck-Häuslerin anheizen gehen. Wenn ſie dort drüben die Kuhheerde von der Weide heimtreiben, ſo iſt's Mittag, und wenn auf der Wieſe drüben die Mähder, oder auf dem Felde die Schnitter ſich zuſammenthun zu einem Häuflein, ſo iſt's Jauſenzeit, und wenn man dort drüben nichts mehr ſieht, keine Wieſe und kein Feld und keine Kuh und kein Ruſſelbauernhaus — ſo iſt's dunkle Nacht. Aus einem Fenſter blickt noch die Weile ein Lichtſchein herüber, endlich iſt auch das verlöſchen, da iſt's Zeit zum Schlafengehen. — Ein ſolches Ziffernblatt hat die Uhr beim Kogelhuck-Häuſel.

Und wenn der Nebel einfällt, daß man kein Ruſſelbauernhaus mehr ſieht, ſondern nur die weiße Finſternis ringsum, ſo muß man ſich wohl auf die angeborene Sackuhr verlaſſen, auf den Magen. Wenn er zum erſtenmal knurrt, iſt Frühmittag u. ſ. w.

Einmal haben ſie im Häuſel eine ſehr verläßliche Schlag- und Repetieruhr gehabt. Noch beim alten Beſitzer. Am Frühmorgen, als er aufwachte, hieb er mit ſeiner Lederhoſe aufs Weib hinüber: „Aufſteh!" Duſelte ſie weiter, ſo hieb er ein zweitesmal. Dieſe gute Schlaguhr iſt auch ſchon längſt kaput.

Bequem that ſich's, als noch die Ratten im Hauſe waren. Vor ein Uhr nachts kam keine. Als ſie anhuben über die Bettdecken zu kraſpeln oder gar zu ſuchen, ob nicht irgendwo eine wohlſchmeckende Zehe herausſtünde, war's ein Uhr. Man konnte dann die langbeſchwänzten Ungetüme ruhig verjagen, oder ſie krabbeln und beißen laſſen, man konnte wieder einſchlafen oder wachbleiben, zum Schutzengel beten oder die Langbeſchwänzten verfluchen — ganz wie man wollte.

Doch häufiger als Ratten werden in jenen Gegenden Bergſpitzen zu Zeitanzeigern benützt. So giebt es ein Neunerhorn, eine Zwölferſpitze, einen Mittagskogel u. ſ. w., weil zu gewiſſen Jahreszeiten zur genannten Stunde die Sonne gerade über der betreffenden Bergſpitze ſteht.

Die Sanduhr kennt der Bauer nur vom Rippenhans her, der in der einen Hand die Senſe, in der andern die Sanduhr hält, um anzudeuten, daß er ein fleißiger Mähder iſt, aber auch Feierabendzeit wahrzunehmen pflegt. Dieſe gemütliche Auslegung eines Spaßvogels hat ihm eine Rüge eingebracht: Mit dem Tode ſolle man keinen Scherz treiben und manchem würde ſolches Spaßen wohl vergehen, wenn er wüßte, wie tief ſeine Sanduhr ſchon abgelaufen ſei.

Nun, meinte jener, dann wird's eben Feierabend — was weiter? — Freilich, weiter nichts.

Anſtatt Sand weiß man nötigenfalls das Waſſer als Uhr zu verwenden. Wer einen gleichmäßigen Hausbrunnen hat, der braucht bloß den Eimer vollrinnen zu laſſen, um ein beſtimmtes Zeitmaß zu finden, in welchem das Gefäß ſich füllt. Der Zoisbauer in Nachnitz hatte ſein Mühlrad ſo eingerichtet, daß es nach jedem dreihundertſten Umlaufe durch eine Schnur im Wohnhauſe einen hölzernen Hammer an die Wand ſchlagen ließ und das geſchah faſt genau nach jeder Stunde. Der Übelſtand dabei war nur, daß bei Hochwaſſer, welches ſonſt keine Kurzweil zu machen pflegt, die Stunden raſcher vergingen, als in trockener Zeit.

Mancher, der eine ſchlechte Uhr hat, läßt ſie ſtehen und geht ſelber. Tauſend Schritte — eine Viertelſtunde, aber da darf hinten kein Steueramtsbote nachlaufen, ſonſt finge die zweibeinige Uhr an, bedeutend vorzugehen. Nach ſolcher Uhr kommt es auch, daß man mit gutem Schick den Unſinn ſagen kann: Der Weg iſt eine Stunde lang! Hingegen darf einer nicht behaupten, daß er zwei Meilen lang im Wirtshauſe geſeſſen ſei, außer er wäre die Strecke in einem Reſtaurationswagen gefahren.

Die Tiere verſtehen manchmal auch etwas von der Zeit. Wenn die Amſel anhebt zu ſingen, wenn die Fröſche aushüpfen, wenn die Bienen einfliegen, wenn die Hühner aufſitzen, ſo bedeutet das gewiſſe Tagesſtunden. Mit dem Kuckuck aber iſt's nichts, außer er würde ſehr zahm gemacht, aus Holz geſchnitzt und in eine Schwarzwälderuhr gethan; der wirkliche Kuckuck ſchreit im Frühjahr den ganzen Tag ſeine Tugenden aus, um ſich nachher des

Abends in das Neſt einer befreundeten Familie zu ſetzen. — Nein, dieſe Kuckucksuhr geht nicht richtig.

Ein beliebtes und verbreitetes Zeitmaß iſt das Vaterunſer und der Pſalter. „Ein Vaterunſerlang“ hört man oft ſagen und bedeutet das etwa eine drittel Minute. Ein Pſalter, der aus drei Roſenkränzen beſteht, entſpricht einer Stunde, natürlich geht auch dieſe Uhr nicht genau, weil die Räderwerke zu verſchieden ſind.

Im Landvolk geht die Sage, daß die Stadt Rom der Mittelpunkt der Welt ſei. Und mitten in der Stadt Rom ſtehe eine runde, ſehr hohe Säule aus ſchneeweißem Marmor. Und jedes Jahr am 21. Juni um zwölf Uhr mittags ſtehe die Sonne ſo genau ſenkrecht über der Säule, daß dieſe ringsum gleich weiß und gleich heiß ſei und nicht den allermindeſten Schatten werfe. Das ſei zwar nur einen Augenblick ſo, aber in dieſem Augenblicke würden alle Kirchenuhren der ganzen Welt auf Punkt Zwölf gerichtet — nach der Marmorſäule zu Rom. — Dieſe Wahrheit hat zwei Seiten, auf der einen iſt ſie richtig. Die Kirchenuhren gehen thatſächlich überall nach Römerzeit, und wenn ſie nicht allzuſehr nachgehen oder gar ſtehen bleiben, ſo iſt dagegen nichts einzuwenden.

Alſo möchte man da noch weiter erzählen und plaudern von mancherlei Dingen, die — wenn es ſein muß — als Zeitmaß benützt werden können. Ich will aber nur von einer Uhr noch ſprechen, von einer höchſt merkwürdigen Uhr. Dem Studentl hat ſie gehört.

Wer iſt das Studentl? Vielleicht, daß es ſelber intereſſanter iſt, als ſeine Uhr. Es mag ſchon ſein, wenigſtens hat ſich die Lieſerl für das Studentl intereſſiert. Wer iſt die Lieſerl? Vielleicht, daß dieſe noch intereſſanter iſt, als das Studentl! Ja, das will ich meinen. Die Lieſerl iſt die Schlägelhoftochter zu Kirchberg, ein bildſauberes Dirndl. Ich könnte jetzt die nicht mehr ungewöhnliche Wendung machen und ſagen, ſie iſt die gute Stunde ſelber, und wir wären gleich wieder bei der Uhr. Denn das Studentl fragte ſie thatſächlich, wann er der guten Stunde teilhaftig werden könne, an ihrem Kammerfenſterlein zu ſtehen? Zuerſt natürlich foppte ſie ihn eine Weile und antwortete, am Fenſterlein könne er alleweil ſtehen, Tag und Nacht, das ſei ſein freier Wille, aber die Leute müſſe er in Fried laſſen. — Vollkommen in Fried! verſicherte das Studentl, nur ein bißchen an die Glasſcheibe wolle er klopfen. — Dann ſei es vor zehn Uhr abends nichts! ſagte ſie ihm rundweg, denn vor zehn Uhr wache der Vater noch.

Das war ganz in Ordnung. Gleich am nächſten Abend wollte das Studentl — der Pflegerſohn auf Vakanzen war's — ſein Glück probieren. Um neun Uhr verließ er ſeines Herrn Papas Stube, um das gewohnte Bett zu ſuchen im Stadl. Es war ſchon dunkle Nacht. Der Schlägelhof mit dem Fenſterl war ſo ſehr in der Nähe, daß man deſſen Hausbrunnen rauſchen hören konnte im Stadl. Nun ſollte der holde Knab eine Stunde lang Geduld haben. Ein Knab, ein Studentl und Geduld! Gemach doch! Sind die langen Epochen des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit vergangen, ſo wird in der neueſten Zeit eine Stunde wohl auch noch vergehen. Aber Herr Knabe, wir haben ja gar keine Uhr! Wie ſoll man's denn erfahren, wann's zehne iſt? Zu früh anklopfen iſt gefährlich, und zu ſpät anklopfen iſt ſchade. Um jede Minute iſt es ſchade nach zehn Uhr! — Es fällt ihm das Zählen ein, das Takthalten, und richtig auch das Vaterunſerbeten, aber all das ſcheint ihm unverläßlich. Auf einmal hat er's. Der Puls! Vom Bader her weiß er's, daß ein erwachſener geſunder Menſch in der Minute achtundſechzig Pulsſchläge habe. — Das iſt ja prächtig! denn wir ſind erwachſen und wir ſind geſund — alſo eine vollkommen richtig gehende Uhr. In Rock und Stiefel, wie er iſt, legt er ſich ins Heu, legt die Finger der rechten Hand an die Pulsader der linken und hebt an zu zählen. Viertauſend Pulsſchläge, und dann iſt's Zeit.

Jetzt wurde es aber hölliſch langweilig. Schon das erſte Tauſend wollte gar nicht zu Ende gehen. Mit den lebhaften Vorſtellungen kommender Dinge wuchs von Minute zu Minute die Ungeduld. — Er werde leiſe hinſchleichen, vorſichtig auf den Mauervorſprung ſteigen, zärtlich ans Fenſterlein klopfen. Dieſes geht auf, die Lieſerl flüſtert natürlich, er ſolle Fried geben und in ſein Bett gehen, und Nachtluſt in die Kammer wehen laſſen, das ſei ungeſund und das dürfe nicht ſein. Er aber wolle die eine Hand ſo in den Falz legen, daß ſie das Fenſter nicht ſchließen könne, mit der andern Hand wolle er ihr Köpfchen heranziehen und dann ſeine Lippen feſt und für längere Zeit auf ihren roten Mund drücken. — Unter ſo ſchönen Vorahnungen vertobte das zweite und das dritte Tauſend leidlich ſchnell. Während des vierten hatte er ſelbſtverſtändlich noch immer ſeine Lippen auf ihrem roten Munde; das ſchien ſich ordentlich aneinander feſtgeſogen zu haben.

.... Endlich .... Viertauſend!

Das Studentl ſpringt auf, ſteigt raſch die Sproſſenleiter hinab und eilt über den Anger zum Gehöfte. Er ſchleicht leiſe am Brunnentrog vorüber, ſteigt vorſichtig auf den Mauervorſprung, klopft zärtlich ans Fenſterlein. Es geht nicht auf. Nach dem zweiten Klopfen geht's auch noch nicht auf. Nach dem dritten geht es ſachte auf und das Dirndl flüſtert heraus, er ſolle Fried geben und ſchlafen gehen! Das Studentl aber legt die Hand in den Fenſterfalz und —

„Iſt heut mehr keine Ruh bei der Nacht?!“ ſchreit plötzlich eine grauſam brutale Männerſtimme, zwei derbe Arme umfaſſen von rückwärts den ſchönen Knaben, reißen ihn vom Fenſter weg, tragen ihn zum Brunnentrog und tauchen ihn tief ins kalte Waſſer. —

Darum, ihr lieben erwachſenen und geſunden Burſchen, hört mich an: Ich habe nichts gegen den Puls als Zeitmeſſer, denn das iſt richtig, ſobald er aufhört zu ſchlagen, iſt die Zeit aus. Doch merket euch, unter Umſtänden kann dieſe Uhr ſchrecklich vorgehen. Nehmt euch in Acht vor Liebesgedanken! Der Puls von ſiebzig ſteigt leicht auf achtzig, neunzig und höher, die viertauſend ſind ſchnell herabgeklopft; wenn ihr zum Fenſterl kommt, iſt es kaum erſt dreiviertel auf Zehn, da wacht der Vater noch, packt euch von hinten und ſchmeißt euch in den Brunnentrog.

Iſt freilich das beſte Mittel, um den beſchleunigten Puls wieder zu beruhigen.

Winterabende.

Vor einiger Zeit las ich einen ſogenannten kulturhiſtoriſchen Aufſatz, in welchem dargethan wird, daß vor ein paar hundert Jahren noch an den Winterabenden die Deutſchen in ihren Wohnungen ſich vor Kälte nicht zu ſchützen wußten, daß es an ſolchen Abenden ſehr öde und ungemütlich geweſen ſei und daß man ſich nur im geſchützteren Bette einigermaßen zu tröſten geſucht habe. Das iſt ein recht verſtändiger Kulturforſcher, der ſo ſchreibt! Vielleicht, daß uns moderne Pfründner gefröſtelt hätte bei den offenen Kaminen und kniſternden Herdfeuern der Vorfahren, ſie ſelbſt ſind aus Wärmebedürfnis keine Neſthocker geweſen. Ich behaupte, daß ſelbſt vor tauſend Jahren, als noch keine Fußdiele und kein Fenſterglas und kein Federbett war, die Germanen weniger gefroren haben, als wir verweichlichten blutleeren Schemen einer Kultur, welche die Menſchenwohnungen zu Treibhäuſern gemacht hat mit 15 Grad Wärme im Stiegenhaus wie im Boudoir.

Seine Bedürfniſſe zu decken, das hat der Menſch zu allen Zeiten verſtanden. Hat er ſich gegen rauhe Luft weniger ſorgfältig abgeſchloſſen als heute, ſo iſt er gegen ſie eben weniger empfindlich geweſen.

Ich bin noch nicht zweihundert Jahre alt, habe auch nichts aus Büchern, und doch kann ich vielleicht annähernd angeben, wie unſere Vorfahren gewohnt haben und auch, wie ſie ihre Winterabende zuzubringen pflegten. Ich bin in meiner Jugend in vielen oberländiſchen Bauernhäuſern geweſen, die mehrere hundert Jahre alt waren, und die Leute, die darin wohnten, und ihre Verhältniſſe hatten ſich ſeit Jahrhunderten auch nicht viel verändert.

Es gab nicht leicht etwas Gemütlicheres, als einen Winterabend in einem alten großen Gebirgsbauernhauſe. Draußen das Stürmen und Stöbern, daß die Dachlatten klappern, oder die eiſige Kälte, daß der Schnee winſelt unter den Tritten des letzten Heimkehrenden. Das Haus iſt noch eines jener alten Art, in welcher Wohnſtube, Geſindeſtube und Küche ein einziger ungeteilter Raum ſind. Auf dem großen Kochherde knattert das offene Feuer, um welches die Töpfe des zu bereitenden Abendmahles ſtehen: die ſiedende Milchſuppe, die kochenden Erdäpfel, das brodelnde Speckkraut. Der höhere Teil der Stube iſt erfüllt von grauem Rauche, der ſachte durch den Holzſchlauch, oder zur offenen Thür hinausſteigt. Die Stube hat förmlich ihren Wolkenhimmel und wenn der lange Hans von der Bank aufſteht, ſo ragt ſein Haupt in die Wolken hinein, wovon er aber weiter kein Aufhebens macht. „Das Fleiſch muß geſelcht werden, wenn es aushalten ſoll.“ Zur offenen Thür geht's kalt herein, geht's „friſch“ herein, wie ſie ſagen, gut, ſo ſetzt man ſich an den geſchützteren Tiſch oder hinter den Ofen. Sobald das Feuer niedergebrannt iſt, hört der Rauch auf, die Thür kann geſchloſſen werden und nun wird's warm. Wiſſet ihr, was das iſt, die Herdglut? Wenn Holz verbrennt, ſo giebt's Aſche; es gehört eine beſondere Geſchicklichkeit dazu, eine Glut zu machen, die rauchlos, rot leuchtend und rein viele Stunden lang gloſt. Die Hausmutter verſteht ſie zu richten und zu hüten, aber auch auszunützen. Entweder ſie brät in der Herdglut Erdäpfel, Rüben oder Obſt als beſonderen Leckerbiſſen, oder Maiszapfen, oder gar Forellen. Oder ſie ſtellt eine Pfanne darüber und ſchmort Nocken oder Schmalzmus oder Sterz, und der wohlige Duft durchzieht die Stube, den geſunden Appetit ſo recht auffriſchend, der bald befriedigt werden ſoll.

Neben dem Tiſche ſteht ein Geſtell mit einem eiſernen Zwickhaken, in welchen der brennende Kienſpan gezwickt wird. Dieſe Kienſpanflamme giebt dem Tiſche und Umgebung ihr rotes, warmes, freundliches Licht. Manchmal muß ſie geputzt werden, des weiteren brennt ſie ruhig den Span entlang. Die Kohle des Spans giebt allerhand Anregung; ringelt ſie ſich, ſo ſteht für jemand im Hauſe Verdruß bevor, zwieſelt ſie ſich, ſo ſteigt noch am ſelben Tage ein Fremder zur Thür herein; ſtreut man Salz in den Zwieſel, ſo muß der Eintretende ſich am Rücken kratzen. Kniſtert die Kohle oder pfeift ſie gar, ſo rufen arme Seelen im Fegefeuer um Hilfe. Springt die Kohle plötzlich von der Flamme ab, ſo macht irgend ein Verlobter oder eine Verlobte im Hauſe einen „Seitenſprung“. Häufig geben ſolche Zufälligkeiten dem Geſpräche der Anweſenden Wendung, Gehalt und Witz.

Der Hausvater deckt den Tiſch und macht Brotſchnitten für die Suppe. Die Knechte ſitzen an den Bänken herum, richten ihre Pfeifen oder bereiten die Arbeit vor, die nach dem Nachtmahle zu verrichten iſt. Die Mägde haben noch über und über zu thun am Herde oder im Stalle. Unter der Bank hockt die Katze und ſpinnt, oder der Hund, und knurrt manchmal ein wenig, damit man ſeiner nicht vergeſſe, wenn die Suppe fertig iſt. In der Niſche unter dem Herde oder hinter demſelben, oder oben auf der rußigen Aſen hocken die Hühner.

Nun kommt die dampfende Suppenſchüſſel, das laute gemeinſame Gebet, dann ſetzen ſich alle zuſammen um den großen Tiſch, der Hausvater, die Kinder, das Geſinde, endlich hat auch die Hausmutter Zeit. Die Hausmutter hat vor lauter Thätigkeit und Umſchau ſelten für etwas Zeit, am wenigſten fürs Eſſen; ſie braucht auch faſt nichts, ſie lebt vom Kochen.

Das Eſſen geht langſam und mit einer gewiſſen

Feierlichkeit vor ſich, obzwar der Jungknecht manchmal ein vorwitziges Späßchen liſpelt und die Jungmagd ein wenig kichert. Geſprochen wird übrigens beim Eſſen nicht viel. Jeder ſchaut gelaſſen auf ſeinen Vorteil in der Schüſſel. Die Kinder ſchweigen ganz; ältere Dienſtboden, wenn ſie ſchon länger im Hauſe ſind, behandeln den Hausvater und die Hausmutter wie ihresgleichen und werden auch wieder ſo behandelt. Es giebt nicht viel Unterthänigkeit, und doch herrſcht durchwegs patriarchaliſcher Geiſt und patriarchaliſche Zucht.

Nach dem Nachtmahle iſt es etwa acht Uhr geworden. Der Hausvater bleibt am Tiſche ſitzen. Vielleicht auch unterſucht er ein oder das andere Fenſter, ob irgendwo kalte Luft hereinbläſt. In dieſem Falle ſchließt er den Schuber ſorgfältiger oder verſtopft mit dem Meſſer ein loſes Spaltchen mit Moos oder Werg, wie ja überhaupt alle Fugen mit derlei wohl verſehen ſind.

Die Knechte holen ſich von der Aſen die gebähten Kienſcheiter, um davon die Leuchtſpäne zu klieben, die dann in Buſchen zuſammengebunden und auf dem Dachboden aufbewahrt werden, bis ſie durch das Abliegen die richtige Eigenſchaft bekommen zu einem ſchönen, behaglichen Spanlichte für den nächſten Winter.

Die Mägde holen ihre Spinnräder hervor, auch die Hausmutter das ihre, und alſo iſt in der warmen Stube jene behagliche Thätigkeit, die weitaus ſüßer und erfriſchender iſt, als das Faulenzen. Da unter den Bewohnern des Hauſes zumeiſt ein gutes Einvernehmen herrſcht, ſo kommen ſie nun ins Plaudern und Fabulieren, daß es eine Freude iſt. Die Männer wiſſen Märchen, Schwänke, Räuber- und Geiſtergeſchichten, bei denen ſich die Weiber ſo ſtellen, als ob ihnen das „Gruſeln" käme, was aber nicht wahr iſt, weil ſie ſolcherlei längſt gewohnt ſind und nicht mehr dran glauben. Dieſe Dirndln haben mehr Courage, als ſie ſcheinen laſſen wollen; wenn ſie manchmal wo noch ſo zimperlich thun, ſie fürchten ſich nicht ſo leicht vor etwas und wiſſen ſich ſchon zu helfen. Die Buben thun auch gerne „Ratſeln" aufgeben, es wird ihnen aber jedes aufgelöſt und ſie bekommen dann von den Dirndln etwelche zurück, die ſie nicht auflöſen können, ſo daß ſie die Gefoppten ſind.

Nun heben die Weibsleut noch etwas anderes an, ſie wiſſen ſchöne Lieder, ſie haben gute Stimmen, ſie „können fein zuſammen", ſo wird geſungen. Der Joſel mag mit ſeinem „Stinktiegel" noch ſo dampfen neben der Kathel, ihr verſchlägt's die Stimme nicht; ihre Kehle iſt feſt und tüchtig wie eine Trompetenmuſchel und gar nicht zu verderben.

Wäre nun das Plaudern, Erzählen und Singen erſchöpft und die Schlafenszeit noch nicht da, ſo gäbe es noch anderes: Geſellſchaftsſpiele, Scherze und Poſſen. In Spinnſtuben und Heimgärten kommen geſellige Nachbarsleute zuſammen, aber auch wo das nicht der Fall iſt, haben die Bewohner eines Bauernhauſes an Unterhaltung und Ergötzlichkeit keinen Mangel.

Und wenn erſt der Hieſel anrückt mit der Zither, oder der Seppel mit der „Maulwetzen", oder der Michel mit der „Dudelpfeifen", oder der Waſtel mit dem „Hackbrettel", oder der Thomerl mit der „Klampfen", oder der Jochel mit der „Maultrommel" (im Bauernhauſe ſteckt in jeder Fuge Muſik, abgeſehen von der, die der Wind macht, wenn er etwa doch durchpfeift), und jetzt wird's luſtig und es will viel ſagen, wenn die jungen Füße nicht rebelliſch werden. — Nein, an Langeweile verkommen ſie nicht.

Endlich ruft der Schlag der neunten oder zehnten Stunde zur Ruhe. Was nicht in der Stube ſchläft, das ſucht ſeine Betten in anderen Kammern, im Stalle, auf dem Heuboden. Das Spanlicht in der Stube wird ausgelöſcht, nur die Herdglut gloſt noch fort über Mitternacht hinaus, ja manchmal ſogar bis zum Morgen, wo dann die Hausmutter daran ihr friſches Feuer entfacht für einen neuen Tag und ein neues Mahl.

Langſchläfer ſind die Bauern nicht, was thäten ſie, wenn ſie den Abend nicht zu nutzen, nicht angenehm zu machen wüßten!

Allerdings hat dieſe Schilderung die gute alte Zeit im Auge. So ſehr man die „gute alte Zeit" beſtreiten will, der Bauer *hatte* eine! Vor wenigen Jahrzehnten noch ging es ihm unvergleichlich beſſer als heute, und die alten, ſtattlichen, wohleingerichteten Bauernhöfe zeigen, daß der Bauer einmal „jemand" war! Und als es ihm noch gut oder wenigſtens erträglich ging, da war er eben auch bei guter Laune, ließ ſeiner Gemütlichkeit freien Lauf, und gerade die Winterabende waren eine Pflegeſtätte der letzteren. Von dorther wird ein beträchtlicher Teil des deutſchen Märchens und Schwankes, des deutſchen Volksliedes und des deutſchen Spieles kommen, denn das Volk, wenn es den ganzen Tag ſchwer gearbeitet hat, wird des Abends erſt zum Dichter, Sänger und Schalk.

Heute haben manche Bauern zwar modern gebaute Häuſer mit großen Fenſtern, mit Federbetten, Wandſpiegeln und anderer Herrlichkeit, aber die Behaglichkeit und Gemütlichkeit wohnt nicht mehr drin. Heute haben ſie ihre Sparherde, ſparen aber nicht mehr; heute haben ſie ihre Sofas, liegen darauf, aber nicht ſo gut, als einſt auf der Holzbank; heute haben ſie den künſtlichen Fenſterverſchluß von Watte, der Meter zu ſechs Kreuzer, und doch iſt's windig, überall windig. Heute iſt's aus mit jenen freundlichen Winterabenden im Gebirge.

Es hat ausnahmsweiſe ja auch einſt in manchem Bauernhauſe Gift und Gall geſetzt, Streit und Hader und anderen Tort, und einzelne ungemütliche Geſellen hat's immer und überall gegeben. Im allgemeinen waren die Abende ſo, wie ſie oben geſchildert ſind. Und einer, der einen Teil ſeines Lebens in der Bauernſchaft zugebracht hat, der vergißt die idylliſchen Stunden nicht wieder, er ſucht ſie in anderen Kreiſen vergebens.

Und ſo ähnlich, wie unſer altes Bauerntum gelebt, werden es auch die Vorfahren vor ein paar hundert Jahren gethan haben, in der Bauernſtube wie im Bürgerhauſe, damals war der Unterſchied zwiſchen beiden nicht ſo groß. Sofern ſie von äußeren menſchlichen Feinden nicht bedroht geweſen, die innere Unbehaglichkeit und Ungemütlichkeit wird ihnen nichts angehabt haben. Die Alten haben es viel beſſer als wir windigen Heimatloſen verſtanden, ſich im engen Kreiſe des Hauſes wohl zu fühlen, ihnen iſt bei ihrer rauchenden Herthaflamme wärmer und traulicher geweſen, als uns bei den ſchwediſchen Öfen und dem „Elektriſchen", wo wir aus Mißmut und Langeweile vergehen, oder um ſchweres Geld uns Unterhaltungen ſchaffen, die uns erſt recht verſtimmen und unzufrieden machen. Wenn wir aber unzufrieden ſind, ſo müſſen wir darum nicht annehmen, daß es auch die Alten geweſen. Sind wir ſchon klüger als ſie, ſo waren ſie doch weiſer als wir.

Zur Weihnachtszeit.

Das Kreisſtehen.

An einem Dezemberabend kam der Bettelmann zu uns ins Waldbauernhaus. Er war noch nicht betagt, war nicht mühſelig, aber er bettelte. Er ſtehe ſich beim Betteln beſſer, meinte er, als beim Arbeiten. Erſtens ſei im Winter bei den Bauern ſchwer eine Arbeit zu bekommen, zweitens ſei das Holzhacken im Schnee weniger angenehm als das Sitzen in der warmen Stube als „Statthalter Gottes". Damit ſpielte der Schalk auf den Pfarrer an, der gerne predigte über den Text, daß der Herr Jeſus heute noch auf Erden wandle, und zwar in Geſtalt der Armen, und daß, was man den Armen thue, ihm ſelbſt gethan ſei.

Dieſe ſchöne Lehre der Barmherzigkeit verſtand der Bremer-Sepp — wie er hieß — nicht übel auszunutzen und ſo ſaß er in den Bauernſtuben herum, einmal am Herde, einmal am Tiſche, dann wieder neben dem Strohſchaub, den er als Bett erhielt unter dem Ofen. Freimütig geſagt, waren aber die Bauern in unſerem Alpel immer noch nicht evangeliſch genug geſinnt, um eine ſolche Statthalterſchaft recht zu ſchätzen, ſie duldeten den Faulenzer aus einem anderen Grund. Etliche Wochen früher war der Bremer als Verabſchiedeter vom Militär zurückgekommen. Seine Verwandten waren während ſeiner Abweſenheit geſtorben, er fand kein Heim mehr, nachdem er zwölf Jahre lang bei den Soldaten geweſen. Aber er wußte ſonderlei Merkwürdigkeiten zu erzählen von der weiten Welt und aus ſeinem Leben als Tambour, er kannte auch viel wunderſame Geſchichten, Märchen und hatte allerhand Schnurren und Schwänke in ſich, mit denen er die Leute an den langen Abenden gar köſtlich unterhielt. Dem Hausvater war ſtets daran gelegen, daß die Knechte und Mägde beim Späneklieben, Rübenabkräuteln, Krautſchaben und Flachsſpinnen nicht allzufrüh ſchläferig wurden und dann etwa von der alten Gewohnheit, um neun Uhr ins Bett zu gehen, Gebrauch machten. Der Bremer packte ſeine „Faxen" aus, ſie bewunderten, ſie lachten, ſie ſchauderten und blieben oft bis gegen Mitternacht bei der Arbeit.

So hat ſich der „Statthalter" erklecklich ausgezahlt und wir, die jüngeren, hatten an dem vielerfahrenen Manne einen luſtigen Lehrmeiſter, dem beſonders ich etwelches zu verdanken habe; manche meiner Geſchichten, die erſt in ſpäten Jahren reif geworden, hat damals der Bremer geſät. Wenn der Bettelmann Gefahr witterte, daß er am nächſten Tage mit ſeinem Tragkorbe höflich weitergeſchickt werden könnte zum Nachbar, ſo hub er am Abende zuvor eine gar wunderbare Begebenheit an zu erzählen und verſchob die Fortſetzung auf den nächſten Abend. In alten Zeiten hat dieſen Spaß ſchon die berühmte Scheheraade erprobt, heute wiederholen ihn die Zeitungen, er bewährt ſich immer und den Bremer haben ſie nirgends fortgeſchickt, bevor er eine merkwürdige Geſchichte zu Ende erzählt.

So war der Bremer Sepp alſo auch bei uns eingetreten mit der artigen Bitte, er möchte ſeine verfrorenen Beine gerne ein wenig wärmen, an dem Herdfeuer. Meine Mutter riet ihm das Schneeſchaufeln, das mache auch warm.

„O, meine liebe Waldbäuerin!“ rief der Bremer, „warm macht's freilich, aber helfen thut's nichts; ſchaden thut's. Die ſündteuren Schaufeln wetzt man dabei ab und morgen ſchneit es doch wieder alles zu. Und wenn's nicht zuſchneit, ſo iſt's noch ſchlimmer bei der unſicheren Zeit, wo die Schelme und Räuber frei truppenweiſe umherziehen bei der Nacht. Sich gut in Schnee einmauern laſſen und das Haus mit Mannerleuten beſetzen, auch mit ſolchen, die von Wehr und Waffen was verſtehen, iſt das allerbeſte, was geſcheite Waldbauersleute thun können.“

Wir im kargen Waldbauernhauſe hatten zwar nie beſonderen Anlaß, uns vor Räubern zu fürchten, doch aber mochte meine Mutter gedacht haben: weil er gar ſo ſchlau ſchwatzen kann, mag er halt ſitzen bleiben in der Stube. Gut ſchwatzen muß man auch lohnen. — Saß alſo der Bremer noch am ſelbigen Abende beim Ofen und ſaß eine Woche ſpäter auch noch beim Ofen.

Wir hatten ihn recht gern, er war auch außerhalb ſeiner Schnurren ein ergötzlicher, ganz artiger Menſch. Und gar nicht übel anzuſehen! Die blaue Soldatenhoſe hatte er an und die graue Holzmütze auf, unter welcher an beiden Ohren die ſchneidigen Lockenſechſer, hübſch glatt gewichſt, hervorſtanden. Er hielt was auf ſich und that ſich täglich an den Backen und dem Kinn raſieren, auch hinten am Nacken; weil er dorthin ſelbſt nicht gelangen konnte, ſo mußte ihm unſer Altknecht die goldigglitzernden Härchen wegkratzen. Das Schnurrbärtlein ließ er ſtehen und ſpitzte es mit Schuſterpech ſcharf auf, daß es nach beiden Seiten ganz bajonettartig in die Luft ſtach, gleichſam wie eine Waffenbereitſchaft, für den Fall ihn eines unſerer Dirnlein plötzlich küſſen wollte. Ob eine ſolche Gefahr beſtand, das weiß ich nicht, wenigſtens hat er ſie nicht ſelbſt heraufbeſchworen. Für einen dreiunddreißigjährigen Soldatenabſchieder that er ſpottwenig um mit den Dirnlein. Höchſtens guckte er manchmal der einen ſo ein bißchen ſchiefwinkelig nach, der Stallmagd Chriſtina. Und ſiehe, dieſe Chriſtina hatte einen großen Abſcheu vor dem hübſchen Bettelmann. Sie war ſonſt ein rundes, gutmütiges „Leutel“, aber wenn ihr der Bremer in die Nähe kam, da wurde ſie ganz eckig, ſpitzte die Ellbogen und war aufgeregt wie eine Henne, wenn der Geier nicht weit iſt. Sie ließ ihm auch ihre Verachtung merken. Der Bremer aber ſchmunzelte ihr nach und drehte an ſeinen Bartſpitzen.

Und als der Mann ſo eine Woche bei uns im Waldhauſe geweſen war, da kam das heilige Weihnachtsfeſt. In der Chriſtnacht verließ alles, was gehen konnte, das Waldhaus und ging über die weiten Höhen hin zur Kirche von Fiſchbach, wo ununterbrochen die Glocken läuteten, bis, wie man ſagte, der letzte herauskam vom hinterſten Graben. Aus fernem Thal her kam hin und wieder ein leiſer, halbverlorener Glockenklang auch zu uns herauf. Es war eine helle Mondnacht, nur bisweilen flogen Wolkenfetzen vorüber und verdeckten das ſtillheitere Rundgeſicht am Himmel. Unſer waren ein ganzes Rudel, die Burſchen, die Dirnen; Vater und Mutter nur waren daheim geblieben, um das alte Haus zu hüten. Der „Statthalter“ war auch bei uns und brachte wieder Schnurren vor. So wußte er vom Teufel zu erzählen, der in der Chriſtnacht mit dem Fünfguldenbeutel umgeht, den er ſolchem, der ihm die Seele verſchreibt, zum Angebinde verehrt; von den Tieren, die in dieſer Nacht in menſchlicher Sprache ſich ihre Leiden klagen, die ſie das Jahr hindurch von den argen

Menſchen auszuſtehen gehabt, und auch von den Wolken, die jedem, der ſo was zu leſen verſteht, alle Bevorſtehungen des kommenden Jahres an den Himmel ſchreiben.

Die Stallmagd Chriſtina entrüſtete ſich ſtumm über derlei Frevel, die Weidmagd hingegen war auf ihre „Bevorſtehungen“ beſonders neugierig, ſie fragte daher, wie das wäre.

„Ja, mein Schatzerl, das iſt ſo!“ belehrte der Bremer und drückte ſich eng unter die Leute. „Da müſſen wir aufpaſſen, wenn ein Kreuzweg kommt. Am Kreuzweg müſſen wir uns alle aufſtellen im Kreis und gegen Himmel ſchauen, was die Wolken für Figuren machen, und auf die Baumäſte horchen, ob ſie kraxen. Da werden wir ſchon etwas erfahren. Seid ihr dabei?“

Wir waren alle dabei. Auf der flachen Höhe des Waldes angelangt, ſahen wir im Mondenlicht den Pfahl, welcher mit drei Armen hinauswies gen Stanz, gen Sankt Kathrein und gen Fiſchbach. Der Bremer kommandierte uns in Reih und Glied eines Kreiſes. Ein alter Kohlenbrenner aber war mit, der lief ſeitab, hielt ſich Augen und Ohren zu: er wolle nichts wiſſen. Das Unglück, wenn eins bevorſtehe, erfahre der Menſch immer noch früh genug.

Wir andern ſtanden im Kreiſe, immer ein Bub und ein Mädel aneinander, und hielten uns an den Händen, und ſchauten in den Mond, an welchem die Wolken zogen. Für jeden und jede beſonders wurde wahrgeſagt und der Bremer wählte die Leute und deutete die Dinge. Mit dem Altknecht hub es an, da ſtand der lachende Mond rein und die Wolken wichen ihm aus. „Der Altknecht hat ſiebzig Gulden Jahrlohn, da wird freilich der Himmel nicht trüb werden,“ ſagte der Bremer. Als es die alte zahnlückige Lieſel galt, die gern keifte, da verſteckte ſich der Mond raſch hinter eine dichte Wolke. „Iſt ohne weitere Auslegung verſtändlich,“ ſagte der Bremer. Beim Feldbuben Hans bildete die Wolke über dem Mond eine Art Sack, der aber ſachte zuſammenſchrumpfte. „Wird auch aufs Jahr Karten ſpielen, der Hanſel,“ ſprach der Bremer. Beim Ochſenknecht kam ein großes Ungeheuer heran, that den Rachen auf und fraß den Mond. Dieſes Zeichen wußte der Bremer nicht zu erklären. „Wenn man ſich heutzutage noch dem Teufel verſchreiben könnte, ſo möchte ich an ſo etwas denken,“ ſagte er. Wir mußten es der Zeit überlaſſen, was ſie über den Ochſenknecht verhängen würde. Bei der Stallmagd Chriſtina, die ſich widerwillig in den Kreis geſtellt hatte, hub ein helles Hallo an! Gerade unter dem Monde ſpielten die Wolkenzipfel ſo, als ob ein Männlein und ein Weiblein nebeneinander ſtänden und ſich die Hände reichten. „Heiraten wird ſie,“ ſagte der Bremer in dumpfem Tone. Da ſchrie die Chriſtina auf: „Ich mag nit heiraten!“ riß aus und lief wegshin. Aber ſie wendete ſich um, denn noch hörten wir ihre helle Stimme: „Keinen Faulenzer mag ich nit! Keinen Menſchen, der kerngeſund iſt und ſeine geraden Glieder hat und nit arbeiten will, den mag ich nit! Die ſtarken Händ’ zum Betteln aufhalten, pfui Teufel! Und wenn’s das einzige Mannsbild wär auf der Welt, und wenn er in Guld und Edelgeſtein gefaßt wär, und wenn er ſo ſchön wär wie der Adam alßer neuer, wie ihn Gott derſchaffen gehabt hat; wenn er nit arbeiten thät, wenn er nur ſchmarotzen wollt, ſo möcht ich ihn nimmer und nimmer zu meinem Mann. Gute Nacht allmiteinand!“ Und dann war ſie in den Waldweg verſchwunden.

Etliche von uns lachten, andere ſchauten auf den

Bremer. Der Mond macht zwar alle roten Geſichter blaß, aber dem Bremer-Sepp ſeines war jetzt ausnehmend fahl; wie der hölzerne Wegweiſer daneben, ſo ſtarr ſtand er da und endlich ſagte er leiſe und langſam: „Das iſt ein verfluchtes Weibmenſch, dieſe Chriſtina, aber — — recht hat ſie!“

Und dann iſt er ihr nachgegangen. Denn dumm war er nicht, wußte auch, was er wollte. — Wer hat ihr denn geſagt, daß ſie juſt den „Faulenzer“ nehmen ſollte? Das hatte der Mond nicht geſagt, und ſonſt auch niemand. Ei, doch! Einer hatte es geſagt, aber ganz heimlich, in ſtiller Nacht, nur zu ſich allein geſagt, und das war er ſelber, der Sepp. — Und die Chriſtina hatte ſich jetzt gottlos verraten. Die muß ſchön viel an ihn denken, wenn ihr kein anderer einfällt, den ſie — nicht heiraten will!

Kurze Zeit darauf ſtand die Wegzeigerſäule wieder allein auf der Waldhöhe und das Wolkenſpiel fuhr fort, die künftigen Geſchicke den Menſchen an den Himmel zu zeichnen.

Ob es aber auch zutrifft?

Ein Jahr darauf, als wieder Weihnachten kam, hatte der Ochſenknecht ſein arm Dirnlein verlaſſen und in einen großen Bauernhof geheiratet. Aber in dieſem Hofe, neben dem Geldſack, ſaß ein Drache, die alte Bäuerin, der er ſich hatte verſchreiben müſſen mit Leib und Seele. Er war nicht mehr Ochſenknecht, er war ein reicher Großbauer, manchmal aber ſchaute er trübſelig in die Wolken auf und am Himmel ſah er Ungeheuer.

Und der Bremer-Sepp? Der hatte ein Kleinhäuſel gepachtet, im Frühjahre den Acker gepflügt, Korn geſät und Kartoffeln angebaut. Und dann war er eines Tages zu uns gekommen — wieder als Bettelmann. Nicht mehr bettelte er um einen Sitz am warmen Ofen, nicht mehr um eine warme Suppe, er bettelte um die Stallmagd Chriſtina, die freilich auch nicht kalt war. Zuerſt ſchmetterte ſie ihm unter glühendem Augenleuchten ſein bisheriges Vagabundenleben ins Geſicht, dann nahm ſie ihn. Denn ſein Korn ſtand ſchon im Grünen und die Kartoffeln huben an zu blühen, ſo brauchte er weiter nicht ein Wort zu ſagen, daß er auch arbeiten könne. — Die Gefahr zeigte ſich erſt wieder in ſpäteren Jahren. Als die Kindlein erſchienen waren, wollte er nicht mehr draußen ackern oder Holz ſchneiden, wollte lieber in der Stube bei den Kleinen ſitzen und ihnen allerlei Geſchichten erzählen und Schnaken vormachen, weil ſie gar ſo fröhlich dabei lachten. — Da ſah er einmal bei einem Kreisſtehen in der Weihnacht, das er nach altem Brauche gerne noch trieb, am Himmel ein ſeltſam Spiel. Die Ruine eines Hauſes und eine Gruppe von gar verkümmerten Bettelleuten, die unter einer Rieſenpeitſche ſich in Fetzen löſten. — Da ging er hin, arbeitete mit neuem Eifer und die heiteren Schwänke hob er ſich für den Sonntag auf.

Seither ſind mehr als dreißig Jahre verfloſſen. Der alternde Bremer-Sepp kann wieder Kreisſtehen, jeden Tag wenn er will. Der Kreis ſeiner Kinder und Enkel iſt nicht klein und weiſt auf eine hoffnungsvolle Zukunft.

Das Dreikönigsſingen.

Die Bergeinſamkeit bringt an den Menſchen eine ganz andere Art geiſtigen Lebens hervor, als etwa das bevölkerte Thal, durch welches Eiſenbahnen ziehen, oder vollends wie die Großſtadt. Eine aus der Einſamkeit hervorgegangene geiſtige Welt iſt aber dunkler als die andere iſt blutwärmer und beſtändiger. Sie iſt auch künſtleriſcher. Sie lebt in Geſtalten, dramatiſchen Vorgängen und in Stimmungen. Jedoch im Laufe der Zeit entflieht daraus der Geiſt, die urſprüngliche Idee, und oft faſt allein zurückbleibt die Form, die trotz ihrer Inhaltsloſigkeit Jahrhunderte lang weiter geſchleppt wird, die ſich nicht an Menſchen bindet, wohl aber an die Scholle.

So iſt es mit vielen Volksſitten, anfangs waren die meiſten religiöſen Urſprunges, und heute zeigt uns eine ſtarre Form nichts, als verſteinertes Heidentum. Nur jene Volksgebräuche, die im Chriſtentum ſich verjüngt, die dem modernen Menſchen und ſeinen geſellſchaftlichen Verhältniſſen ſich angeſchloſſen hatten, bleiben auch im Geiſte lebendig, und dieſe Sitten ſind es, die Poeſie in das herbe Daſein des Volkes tragen. Solche Gebräuche ſind ſtets enge verbunden mit den religiöſen Feſten. Am reichſten hierin iſt das Weihnachtsfeſt, das wie keines ſonſt dazu angethan, die ſeligen Geiſter der Nächſtenliebe und des Wohlthuns aufzuwecken.

So kommt in manchen Alpengegenden das Weihnachtſingen vor. In den wohlhabenden Häuſern und Großhöfen ſchwelgen ſie bei ihren Chriſtmahlen; am heiligen Abende iſt ein fettes, am Chriſttage iſt ein großes, mit oft mehr als einem Dutzend Gerichten, am Neujahrstage iſt wieder ein üppiges, am Dreikönigsabende ſind drei große Mahle nebeneinander. Bei dieſem dreifachen Feſtmahle ſind in der öſtlichen Steiermark zur Zeit meiner Jugend noch neun verſchiedene „Koch“ (Breigerichte) aufgetragen und verzehrt worden. Da hatten ſich die Leute ſo voll gegeſſen, daß ſie ſich hernach gar nicht aufs Stroh legen konnten, die erſteren mußten ſich, wie man ſagte, mit Hilfe der noch Stehenden niederlaſſen, und der letzte mit Hilfe der langen Ofengabel.

Und während die in den wohlhabenden Höfen ſo ſchwelgten, hatten die in den armen Hütten oft kaum das Nötige. Aber da ſtrich kein ſozialdemokratiſcher Wind wie heute. Zwar verſammelten ſich die Armen und gingen in Rotten zu den reichen Höfen und heiſchten Brot. Aber wie liebenswürdig! Sie begehrten es nicht mit herben Worten oder gar mit Drohungen, ſie erſangen es ſich. Die Kinder der Armen, die gute Stimmen hatten, ſtanden zuſammen. Sie gingen hin, ſtellten ſich auf vor der Thür des großen Hofes und ſangen hell ein inniges, oft auch gemütlich heiteres Lied vom lieben Chriſtkindlein, oder einen launigen Glückwunſch zum neuen Jahre, in welchem ſie den Bewohnern des Hofes alles Gute und Angenehme willig waren: dem Hausvater einen guldenen Tiſch und auf jedem Eck einen gebratenen Fiſch, und in der Mitten ein Glaſel Wein, das ſoll dem braven Hausvater zur Geſundheit ſein. — Der Hausmutter ein junges Chriſtkindel in der diamantenen Wiegen und ein Federbett, wo ſie mit dem Kindel kann liegen und mit den Federlein in den Himmel kann fliegen. — Der Haustochter einen Bräutigam mit brinnroten Hoſen, und in jedem Säckel eine Dukatendoſen. — Dem jungen Hausſohn eine reſche Braut, die brav auf ihn ſchaut und auf Gott vertraut. — Den anderen mitſammen, „die mir nit nennen, wird Gott der Herr im Himmel derkennen, das wünſchen wir all mit Hall und Schall zum Chriſtkindeltag und zum neuen Jahr!“

In manchem Thale treiben ſie es noch heute zu den Weihnachtsfeſten. — Und weil die Kinderſchar in vielen Gegenden auch die „heiligen drei Könige“ bei ſich hat, zu welchen die drei Geſchickteſten verkleidet werden, und weil ſie auf langer Stange einen Stern vor ſich hertragen, ſo werden ſie auch Sternſinger genannt. Das ſieht ſich oft gar glänzend an, wenn die Winterſonne daraufſcheint. Mit guldenen Kronen rücken die hungerigen und frierenden Kleinen heran unter dem Sterne. Und es iſt ein guter Stern, unter dem ſie heute wandeln. Aus jedem Fenſter des reichen Hauſes ſchauen ein paar Köpfe heraus, wohlgefällig den Aufzug betrachtend, die friſchen Stimmlein hörend, und die Glückwünſche als gute Vorbedeutung für das kommende Jahr freundlich aufnehmend. An der Thür aber erſcheint die Bäuerin und winkt, die kleinen Sänger und Sängerinnen möchten nur hineinkommen in die warme Stube, wo alles in Wohlgefallen ihrer harrt und wo das Hausbüblein in der Wiege begehrend ſeine Händchen ausſtreckt nach der unerhörten Pracht.

In der warmen Stube geht es auch ſonſt gar nicht übel her, da giebt es Fleiſchknödeln mit Speckkraut, Schmalzkoch mit Zibeben, Krapfen mit Honig. Und ein großer blumiger Krug iſt vorhanden, aus deſſen Schnabel jedes einmal trinken darf. Nach dem Trunke wiſchen ſie ſich mit dem Handrücken den Mund ab und die Äuglein leuchten: Das iſt gut geweſen!

Dann ziehen ſie zum nächſten Hofe, vor dem ſie wieder ihren Sang thun, bei dem ſie wieder ins Haus geladen und bewirtet werden. Und was ſie endlich nicht mehr eſſen können, das wird ihnen in Bündlein gepackt, damit auch den Alten, die in den Hütten zurückgeblieben ſind, an dieſen Tagen Heil widerfahre.

Wenn in der Gegend ein Haus ſteht, das nicht in Ehren iſt, ſo gehen die Weihnachtſänger an demſelben vorüber und ſingen nicht. Und dieſes ſtille Kindergericht wird manchmal ſchwer empfunden, und nichts Schlimmeres kann einem Hofe nachgeſagt werden, als: Dem weichen die Weihnachtſänger aus! — Hingegen fühlt jedes ehrenhafte Haus die glückſelige Stund, wenn es das göttliche Kind bewirten kann, welches da bei ihm eingekehrt iſt in Geſtalt der Armen! Und geſegnet, dreimal geſegnet eine Sitte, in welcher die chriſtliche Nächſtenliebe verklärend auf die ſoziale Frage fällt! Verſöhnt mit ihrem Schickſale, weil ſich ſattgegeſſen, kehren die Armen zurück in ihre Hütten, und die „heiligen drei Könige“ bergen Stern, Reichsapfel, Purpurmantel und Flitterkronen wieder in der Rumpelkammer, wo die Spinnen bald ihre Schleier weben über vergangene Herrlichkeit.

Dienſtbotenleben.

Wenn alle Geiſter und Kräfte in Aufruhr ſind, um zu gewinnen und zu genießen, iſt es ein Wunder, daß auch die Arbeiter und die Dienſtboten, unruhig geworden, ſich an die große Tafel ſetzen wollen? Wenn ſie ihr Los möglichſt zu verbeſſern trachten, ſo haben ſie recht, wenn ſie aber mit ſchlechten Mitteln arbeiten, ſo werden ſie kein Glück haben.

Da geht ein Arbeiter zum Dienſtboten: „Du biſt doch nicht geſcheit, daß du bei ſo geringem Lohn und ſo ſchwerem Dienſt auf deinem Platz bleibſt! Ich thäte es nicht, ich habe mir's beſſer gemacht und wir werden es noch weit beſſer kriegen. Komm in die Fabrik, da giebt's im Monat mehr Geld, als im Bauerndienſt das ganze Jahr. Sonn- und Feiertags biſt du dein eigener Herr und kannſt in der Stadt was mitmachen. Ich wollt mir das junge Leben in der Bauernhütte verkümmern! Das wär auch mein Letztes. Sei geſcheit, ſag deinen Dienſt auf und komm in die Fabrik."

Der Dienſtbote ſchüttelt den Kopf, er ſei auch auf ſeinem alten Platz ſoweit zufrieden und wolle dieweilen noch bleiben.

„Ja," ſchreit der Arbeiter, „wenn alle ſo denken, dann wird's nicht beſſer. Wir müſſen zuſammenhalten, du gehörſt zu uns und du mußt mit uns halten, ſonſt kannſt du noch einmal was Unangenehmes erfahren, paß auf!"

Solches wiederholt ſich und manchmal in weit ſchrofferer Tonart. Auf dem Hofe geht's ohnehin nicht immer nach Wunſch, endlich iſt der Dienſtbote locker und er geht in die Fabrik. Wir wollen ſeine zukünftige Laufbahn heute nicht weiter betrachten, hingegen einen Blick auf jene Zeiten und Gegenden wenden, wo das Dienſtbotenweſen noch nach gutem alten Schlag iſt.

Daß in den Bauernhöfen der deutſchen Alpen der Dienſtbote faſt wie ein Familienmitglied gehalten wird, iſt ſchon oft geſagt worden. Es bedeutet das zwar keinen beſonderen Vorteil, denn auch die Bauernfamilie hat's nicht fein und faßt ſich gegenſeitig nicht fein an, aber es bedeutet, daß der Bauernknecht nicht wie ein Sklave behandelt wird, daß er einfach Bauer iſt, nicht weniger und nicht mehr, und daß er es recht gut wagen darf, ſich in vorhinein für ein ganzes Jahr zu verdingen. Bei den Stadtherrſchaften möchte ich dem Dienſtboten ein Sichbinden auf ſo lange Zeit nicht raten!

In den ſtädtiſchen Wirtſchaften geſchieht ſo ziemlich alles, was nötig iſt, daß der Dienſtbote im Hauſe fremd bleibe und ſeiner Herrſchaft feind werde. Ausnahmen giebt es, im allgemeinen aber iſt es bei den heutigen Einrichtungen ganz unmöglich, ſich treue und beſtändige Dienſtboten zu ſchaffen. Nur Eins: Die „gnädige Frau“ iſt mit dem Mädchen gewöhnlich zu grob und der „gnädige Herr“ zu artig.

Bei den Bauern war das eher umgekehrt und es war beſſer.

Die Zeit iſt noch nicht ſehr lange vorbei, daß es in der ganzen Gegend Aufſehen erregte, wenn ein bäuerlicher Dienſtbote vor Ablauf des Jahres den Hof verließ. Da war ſchon allemal was dahinter. Und der Bauer, der dann einen ſolchen Menſchen aufnahm, ließ gut Nachfrage halten, bevor er's that. Daß ein Bauer dem Nachbar einen Dienſtboten während des Jahres abſpenſtig gemacht hätte, wird man nicht oft gehört haben. Hingegen wurde alle Überredungsgabe, vieles Verſprechen und manche Liſt aufgewandt, um am Leihkauftag gutberufene Dienſtboten ihrem alten Dienſtorte zu entfremden und für einen neuen zu gewinnen. Je leichter das gelang, deſto weniger war es der Dienſtbote wert. Je feſter Dienſtboten an ihrem alten Platze hingen, deſto höher ſtiegen ſie auf dem Dorfe an Anſehen und Wert, deſto lebhafter ward um ſie das das Werben. Man ſchätzt nicht allein die Arbeitskraft, man ſchätzt auch die Treue. Die Anhänglichkeit war eine faſt ſelbſtverſtändliche Tugend der Dienſtboten. Mindeſtens zwei oder drei Jahre blieben die allermeiſten auf einem Hofe. Dann kam's aber vor, daß der Knecht ſeinen Dienſt kündete und auf die Frage des Bauers, warum er denn fort wolle, keine andere Begründung kund gab, als: „Mich g'freut's da nit mehr." Hatte er es einmal auf ein oder zwei Jahre anderswo verſucht, dann war er für den erſten Hof leicht wieder zu haben und hielt nun oft viele Jahre aus. War einmal ein Dienſtbote zehn Jahre lang auf demſelben Platz, dann ging er ſelten mehr fort, blieb zwanzig, blieb dreißig, blieb vierzig Jahre, blieb ſein Lebtag, war eine verläßliche Stütze des Hauſes. Wenn endlich ſolch ein alter treuer Knecht arbeitsunfähig wurde, gab ihn der Bauer wohl nicht in die Einlege, ſondern behielt ihn auf dem Hauſe, pflegte ihn nicht ſchlechter und nicht beſſer wie etwa ſeinen eigenen Vater im Ausnahmsſtübel. Zu beneiden war er nicht, aber Bettler oder Spitalbruder war er auch keiner. Heute iſt das vorbei, und das Einlegerelend iſt keine Phraſe. In jener Zeit der Dienſtboten- und Bauerntreue wurde alſo die Gemeinde nicht ſehr belaſtet mit Armen. Wenn es ſo einem alten arbeitsunfähigen Knechte einmal zu langweilig ward auf ſeinem Hofe, oder wenn er etwa gar beleidigt worden war — denn die Leutchen hatten ihre Empfindlichkeit und hielten auf Standesehre — ſo nahm er ſeinen Buckelkorb und ging in der Gegend umher ein wenig betteln. War er der Abwechslung an Brot, Nachtlager und Barmherzigkeit oder Grobheit ſatt, dann kehrte er wieder ſtill heim in ſeinen Hof und teilte wohl gar unter den Hausgenoſſen die milden Gaben an Schmalz und Speck aus, die er für ſich geſammelt. Die alten Mägde machten es auch ſo.

In meinem Heimatshauſe hatten wir eine alte, hinkende Magd, die ſchon lange nichts mehr that, als manchmal ein wenig Streu hacken, Rüben ſchneiden und derlei Beſchäftigungen, wobei ſie ſitzen konnte. Wenn ſich aber jemand den Spaß machte, ſie ein wenig zu necken, ſei es durch eine ſchalkhafte Bemerkung, ſei es durch ein übertriebenes Koſewort, ſo nahm ſie zornig ihr Körblein, packte mit aller Umſtändlichkeit ihre Sachen hinein und mit der Drohung, nie mehr heimzukommen, humpelte ſie davon. Gegen Abend war ſie wieder da und ſaß bei ihrer Arbeit wie ſonſt. Einmal hatten wir einen ſehr böſartigen Knecht, der ſtrich unſerer alten Magd beim Roſenkranzbeten, als ſie eingenickt war, mit Kohle einen Schnurrbart an und nachher ſagte er, ſie ſolle doch ein wenig ins Fenſter ſchauen, wie ſauber ſie geworden während des Betens. Als die Alte in ſolchem Spiegel die ſeltſame Zier ſah auf ihrem runzeligen Angeſicht, ging ſie ganz ſtill hinaus. In der Küche wuſch ſie ſich, ſtand dann lange auf einem Fleck, endlich hörte ſie jemand leiſe ſagen: „Wartet nur, ihr werdet es ſchon ſehen!“ Dann packte ſie ihre Sachen zuſammen und ging fort. An demſelben Abend iſt ſie nicht heimgekommen und auch am nächſten Tage nicht. Wir gingen aus ſie zu ſuchen und erſt am vierten oder fünften Tage wurde ſie eingeholt bei Weiz, eine Tagreiſe von Alpel entfernt. Faſt mit Gewalt mußte man ſie zurückführen und daheim angekommen mußte der böſartige Knecht ihr eine Art Abbitte leiſten und mein Vater ſie verſichern, daß ihr ſo etwas nicht wieder angethan werde in dieſem Hauſe. Erſt dann bequemte ſie ſich, das Gnadenbrot auf dem Hofe weiter zu genießen.

Um Lohn an Geld dienten und arbeiteten die Dienſtboten jener Zeit eigentlich nicht. Eine Magd bekam gewöhnlich zehn Gulden Jahrlohn, ein Knecht zwanzig bis dreiſſig Gulden. Der Großknecht des reichen Oberſteinhofes hatte fünfzig Gulden, er wurde deshalb mit Ehrfurcht betrachtet auf dem Kirchwege. Er trug ein ſeidenes Halstuch, eine Uhr mit Silberkette und auf dem grünen Hut einen Federſtoß mit Gemsbart. Im Wirtshauſe trank er nur „Guldenwein“, wovon die Maß einen Gulden koſtete. Weiter war er auch nichts. Er erſparte ſich nichts und kam als alter Mann in die Einlege. Der Geldlohn diente oft nur für Nebenauslagen und Anſchaffung von Flitter; denn Koſt, Kleidung, Wohnung und vollſtändige Verpflegung hatte der Dienſtbote ja gänzlich frei und für dieſe Dinge arbeitete er. Die Arbeit war oft ſchwer, doch jene Arbeiter waren ihr nicht feind, wie die heutigen es ſind, weil ja hier die Maſchinenarbeit in der That danach iſt, daß keine Liebe zu ihr aufkommen kann. Der bäuerliche Dienſtbote hatte an ſeinen Leiſtungen eine gewiſſe Freude und die Arbeit als ſolche erhielt ihn geſund und herzfriſch. Er arbeitete um zu leben und lebte um zu arbeiten, und damit war er zufrieden. Er hatte ſeine tägliche Arbeit und weiter keine Sorgen. Darum waren die Leute damals noch luſtig, und ſingen und jauchzen hörte man in der Gegend überall — das Geld war noch nicht Herr geworden, der große Unruhſtifter und Herzvergifter. — Bis heute iſt dort oben der alte Brauch noch nicht gänzlich abgekommen, erſt vor Kurzem hörte ich von einer jungen Magd, die in einem Bauernhofe dient und einen Gulden Jahrlohn hat. Einen Gulden! Und ſie ſoll willens ſein, ihn in die Sparkaſſe zu legen als Notpfennig für die alten Tage. Dieſe Magd ſcheint alſo gar nicht einmal die Abſicht zu haben, in die Stadt zu einer Herrſchaft zu gehen und eine gute Heirat zu machen.

Und in dieſer Armut möchtet ihr die Leute feſthalten? ruft der moderne Volksökonom. Wir antworten ruhig: Ja, in dieſer Armut ſollte man die Leute feſthalten können. Denn das war eine Armut, die ſie nicht ſahen und nicht fühlten, bei der ſie ſingen und jauchzen konnten und Luſt hatten zu heiraten noch in alten Tagen. Gewiß, ſie haben auch Verlangen gehabt nach Gut und Genuß, ſo ſie an anderen ſahen, aber ſie waren ſtark genug, ſolches Verlangen zu bezähmen und es unſchädlich zu machen für den Frieden ihrer Seele. Sie waren nicht ſo kindiſch, um unglücklich zu ſein, wenn ihnen ein Lieblingswunſch verſagt blieb. Dieſe „Knechte“ von damals, das waren andere Kerle, als die heutigen Jammerſeelen, die ohne Luxusgaukel und Parteigezänke nicht mehr leben zu können glauben, weil ſie trotz aller Freiheitsphraſen wirkliche Knechte ihrer Bedürfniſſe und Launen ſind.

Und ahnt ihr nicht, wie reich jene geweſen ſind? Sie kamen gar nicht dazu, ihren Reichtum aufzubrauchen.

Beim Gregerbauer zu Krieglach diente eine Magd ununterbrochen zwanzig Jahre lang, dann erhielt ſie von Amtswegen als Prämie für ihre Beſtändigkeit und Treue ein Sparkaſſenbuch zu hundert Gulden. Sie legte das Sparkaſſenbuch in ihre Gewandtruhe ganz zu unterſt und diente weiter beim Gregerbauer. Und als ſie noch eine Reihe von Jahren gedient hatte und anhub mühſelig zu werden, gedachte ſie ohne jeden Jahrlohn im Hauſe zu verbleiben. Sie gab mir das Büchel und erſuchte mich, gelegentlich ihr Guthaben in der Steiermärkiſchen Sparkaſſe für ſie herauszunehmen ſamt den Zinſen, die vielleicht auch ſchon etliche Gulden ausmachen dürften. Mehr als dreihundert Gulden konnte ich ihr bringen, ſie warf beide Arme hinter den Rücken und rief, ſchenken laſſe ſie ſich nichts und foppen laſſe ſie ſich auch nicht! Es koſtete Mühe, der guten Alten begreiflich zu machen, daß es ihr redliches Eigentum ſei und daß das Geld in der Sparkaſſe fleißig wachſe.

„Wie kann's denn wachſen?“ rief ſie.

Ja, meine liebe Dirn! Weil die Bauernleute brav arbeiten, darum kann das Geld wachſen in der Sparkaſſe. Würde ich ihr das geſagt haben, ſie hätte es doch nicht begriffen, wie es ganz andere Leute nicht begreifen, daß nur die arbeitende Hand es iſt, die dem Rentier die Zinſen ſchafft.

Da fällt mir juſt noch der Knecht Toni ein, den ſie im Zieſelhofe gehabt. Der hatte beim Vater und beim Großvater des Bauers ſchon gedient in demſelbigen Hauſe und da fand es ſich in einem alten Gebetbuche angemerkt, daß der Toni am erſten Jänner 1792 als Halterjunge in dieſen Dienſt getreten war. Als nun der Neujahrstag des Jahres 1852 kam, erinnerte ſich der Zieſelhofer daran und ließ den alten Knecht rufen.

„Setz dich nur nieder, Toni,“ ſagte er, „ich muß doch ein biſſel was reden mit dir.“

„Sollſt nit zufrieden ſein mit mir?“ fragte der Knecht wohl mit Beklommenheit.

Der Bauer ſprach: „Du haſt meinem Großvater und meinem Vater gedient und jetzt auch mir ſchon über fünfzehn Jahr. Alleweil treu und fleißig, keine Klag. Heut iſt es ſechzig Jahr, daß du auf den Zieſelhof gekommen biſt.“

„Was ſagſt?“ rief der Knecht aus, „ſchon ſechzig Jahr ſoll ich alt ſein?“

„Biſt nit als neugebornes Kind gekommen, haſt ſchon ochſenhalten mögen. So hab ich dir ſagen wollen, Toni, von jetzt an kannſt dir leichter geſchehen laſſen, arbeiteſt, was du gern willſt und thuſt du gar nichts, ſo macht's auch nichts. Du bleibſt daheim in meinem Haus, wenn's dir recht is, und ſollteſt du extra einen Wunſch haben am heutigen Tag, ſo ſag's offen, Toni, möcht dir gern eine Freud machen.“

Wurde der Toni ſchier lebhaft und ſagte: „Thut mich wohl rechtſchaffen gefreuen, Bauer, daß du mit mir ſoweit zufrieden biſt. Hab auch niemals keine Klag gehabt auf dem Zieſelhof. Und wegen dem, daß ich mir heut was wünſchen kunnt, —“ mit ſeiner bunten Zipfelmütze thut er um und ins Stottern kam er, „— wirſt es einſehen, Bauer, daß — daß ich nit mehr gar zu jung bin, weißt eh, möcht ſchier Zeit ſein, meine ich, und wenn du nichts dagegen hätteſt, Bauer: Heiraten möcht ich.“

O du rührende Menſchenbeſcheidenheit der alten Zeit! Es iſt dann herausgekommen, daß ein Mädchen wartete auf den Toni, bis er in der Lage war, ſie zu heiraten. An vierzig Jahr ſoll das Mädchen, eben auch ein Dienſtbote, gewartet haben. Vielleicht hätte der Zieſelhofer gerne den Rückweg angetreten mit ſeiner großmütigen Freiſtellung eines Wunſches, vielleicht auch nicht. — Zwei alte Dienſtleute haben zuſammengeheiratet auf ein Stübel des Zieſelhofes. Schade, daß ſie keine Nachkommenſchaft mehr erzielt haben — eine ſolche Gattung ſollte nicht ausſterben.

Mann und Weib.

Waldgeſchichte aus einer künftigen Welt.

Etwas Heiteres wünſchen die Leſer von mir noch zum Schluſſe? — Von Herzen gern, meine lieben Frauen und Herren! Aber woher nehmen und nicht — dichten? Lebet mir doch etwas Anmutiges, Friſches, Luſtiges vor, und ich werde es gerne nacherzählen, ſo ſein ich kann. Laſſet es mich doch erfahren, daß es noch glückliche, wie Kinder lachende Leute giebt, und ich werde ſelber am hellſten mitlachen. — Ich ſehe nichts, ich höre nichts, als Mißmut und Streit. Sonſt habe ich die grünen Plane der Dörfer aufgeſchlagen und Zufriedenheit gefunden. Seit aber dort die Eiſenbahnen und die Fabriken und die Fremden und die Geldgier eingezogen ſind, iſt die Zufriedenheit weg. Sonſt habe ich die Falten der Berge, die kühlen Fächer der Wälder aufgemacht und dort Lebensluſt und göttlichen Humor gefunden. Heute findet ſich in jenen Falten und Fächern faſt nichts mehr, als Rehe und Hirſche. Bis auch noch der Wolf und der Bär dazukommen werden, hernach die verkrachten Weltflüchtlinge, die Raubſchützen, Räuberbanden und waldfriſchen Liebesleute, dann mag aus den Wildniſſen vielleicht wieder manch keckes Abenteuer, manch drollige Schelmengeſchichte und blutwarme Idylle zu holen ſein.

Oder ſollen wir, da die Vergangenheit aufgebraucht worden, jetzt aber ſchon großer Bedarf nach wilden Roſen vorhanden iſt, bei der Zukunft einen Vorſchuß aufnehmen? Wenn wir Kredit haben. Kredit und Stierhautſtiefel. Denn der Pfad durch den Waldſumpf iſt weder für zarte Kalblederne, noch für Radfahrer eingerichtet. Am beſten wären Beil und Feuer, wie die Alten mit den Ochſenhörnern einſt ihre Straßen geſchlagen haben. Denn wir haben gleichzeitig zwei wilde Wälder zu bezwingen, einen liegenden und einen ſtehenden. Der liegende iſt in modernden Urwaldſtämmen, die mit ſammtartigem Mooſe oder graubartartigen Flechten bewachſen ſind. Das Holz liegt teils in den ſchwarzen, feuchten Erdboden verwachſen, teils in luftighängenden gebrochenen Stämmen, an deren wie auf fliegenden Gärten wildes Kraut und Geſchwämme wuchert. Die knochigen, bleichen, die kahlen Aſtgerippe ragen ſpießig auf oder ſind im Fallen tief ins Erdreich geſteckt worden. Zwiſchen und auf ſolchem Moder ſtehen junge, kräftige Bäume in wirrem Durcheinander und flechten hoch oben mit ihrem üppigen Aſt- und Kronenwerk ein finſteres Dach. Aus dem Boden ſteigt feuchtkühler Duft von üppig wuchernden und verweſenden Pflanzen. In Erdhöhlen lauert das Wieſel und der Fuchs, in hohlen Stämmen niſten Raubvögel, welche flatternd und kreiſchend gegeneinander den Kampf eröffnet haben, da die zartere Tierwelt der Wildnis verzehrt iſt. Dem Wieſel und dem Fuchs ſcheint auch nicht ganz geheuer zu ſein, ihr Lauern iſt ein ſchier beklommenes, denn es gilt weniger den Waldkätzlein, Kröten und Nattern, als dem Wolf, deſſen Fußſpuren der moorige Grund aufweiſt. Es iſt ſelbſt für den Fuchs nicht mehr recht ſicher in dieſer Wildnis, wir wollen uns eilends durchſchlagen. Schwarze Tümpel, deren Tiefe von allerhand plumpköpfigen und langſchwänzigen Waſſertieren wimmelt, müſſen wir auf darüberliegenden gefallenen Baumſtämmen überſetzen, bis der Urwald ſich endlich lichtet.

Eine Waldwieſe liegt vor uns, umſtanden von hohen Fichten und Tannen. Vom blauen Himmel ſcheint die Sonne nieder auf das feuchte Grün. Faſt blendet das helle Licht nach unſeren dunklen Pfaden. Im Anger ſteht eine Ahorngruppe. Die Wieſe iſt friſch gemäht, das Gras in Haufen geſchichtet. In einer dieſer Schichten, die bei den Ahornen ragt, liegt ein junger, ſchlanker Menſch. Er iſt ſo tief in das weiche Gras eingeſunken, daß wir es nicht wiſſen könnten, welch ein Weſen es iſt, wenn wir ihn nicht mit den Beinen ſtrampeln ſähen, wenn wir ihn nicht trillern hörten. Auf einmal liegt er ganz ruhig und iſt ſtill, dann ſchwingt er ſich plötzlich mit dem Körper in die Höhe, wie ein Bergwaſſerfiſch, der auf trockenen Raſen geraten iſt und macht einen klingenden Jauchzer. Dann wirft er Beine, Arme und Haupt wieder aufs Gras hin und liegt da.

Hinter der Waldböſchung ſind in friſcher Rodung junge Anweſen; über einigen der Hütten ſteigt Herdrauch auf. Von dieſer Rodung her kommt jemand mit einem Spaten, bleibt hinter dem Grashaufen ſtehen und ſchaut dem Jungen zu. Und dieſer Jemand iſt ein junges, dralles Weib, das gar ſtark und gut geraten und prächtig anzuſchauen iſt, weswegen man es als ein wahres Glück erkennen muß, daß nur ein einziger Mann zur Stelle liegt, denn wären ihrer mehr, ſie müßten ſich nach unſerer Meinung unverzüglich totſchlagen um den Schatz. Ihrer Barfüße und ihres etwas hochgeſchürzten blauen Kleides wegen wollen wir der Waldmode keinen Vorwurf machen; die Maid trägt ſich nicht ſo, um ſchön zu ſein, ſondern um flinker arbeiten zu können. Daß ſie ſo braune Glieder, ſo flammenrote Wangen hat und ſo unternehmende Augen, das verurſacht nicht etwa der ſchlanke Knab im Graſe, als vielmehr der Spaten, den ſie noch über der Achſel gelegt in der Hand hält und mit dem ſie vorhin drüben an der Lehne den zähen, wurzelfaſerigen Raſen umgegraben hat.

Derb, feſtſtellig und doch hübſch rundlich ſtand ſie nun da unter ihrem breitkrämpigen Binſenhute. Als ſie den vor lauter Luſt wie toll hin- und herſchlagenden, trillernden Burſchen eine Weile beobachtet hatte, faßte ſie von hinten einen armvoll Gras und warf es ihm über den Kopf. Jetzt war er auf den Beinen — hochgewachſen, eine ſchwarze Haarwildnis über dem zarten Rundgeſicht. Als er ſah, wer ihn lebendig hatte begraben wollen, ließ er ſich wieder hinfallen wie ein Stück Holz.

Sie rief ihn an: „Augin!“

„Willſt du mich wecken, ſo mußt du lauter rufen,“ antwortete er mit einer faſt weichen, gemütlichen Stimme. „Denke dir, Woda, ich ſchlafe ſehr feſt und wenn die Erdäpfel nicht ſchon gebraten ſind, werde ich überhaupt nicht wach.“

„Wenn du gebratene Erdäpfel eſſen willſt, mein ſchöner Augin, ſo mußt du —“

„— auch graben helfen,“ unterbrach er ſie. „Weißt du aber denn nicht, daß Graben eine Sünde iſt? Weil es dem Boden weh thut. Und dem auch, der gräbt. Da will ich auf die gebratenen Erdäpfel verzichten und lieber Kuhmilch trinken."

„Wenn du Kuhmilch trinken willſt, ſo mußt du vorher der Kuh das Gras in den Stall ſchaffen, anſtatt darauf die Beine herumzuwerfen. Wiſſe, das Gras iſt ohnehin weich, das braucht nicht gedroſchen zu werden. Und haſt du nicht am Morgen geſagt, daß du der Kuh Futter geben werdeſt?"

„Das habe ich vergeſſen, Woda."

„Und du haſt es mir ganz ſicher verſprochen!"

„Und ich habe es doch vergeſſen."

„So wirſt du dich jetzt an die Arbeit machen!" rief ſie ſtrenge.

Da entgegnete der Burſche faſt mit Unmut: „Geſtern, wie ich ſchläfrig war, haſt du geſagt, ich ſolle luſtig ſein. Heute, weil ich luſtig bin, ſagſt du, ich ſolle arbeiten."

„Vom Luſtigſein wird keine Kuh ſatt."

„Alſo was ſoll ich denn eigentlich?"

„Arbeiten ſollſt du!"

Er ſetzte ſich auf und ſchaute ſie traurig an.

„Woda," ſprach er in kläglichem Tone. „Du biſt mein größter Feind. Du bringſt mir keine Erdäpfel, bevor ich grabe, du giebſt mir keine Milch, bevor ich heue! Wie du mich angenommen haſt, hatte ich gemeint, ich würde dein Kleinod ſein. Du haſt mir dazumal ſo ſchön das Haar gekraut. Und jetzt, Dirndl, willſt du meine Jugendzeit verderben und verlangeſt, daß ich arbeiten ſoll wie du!"

Sie hatte ſich zu ihm geſetzt und ſtreichelte ihm das Geſicht. Da ſchlug er wieder mit den Beinen aus und jauchzte. Er war ſicherlich um ein paar Jahre älter als ſie, doch ſtreichelte ſie ihn wie ein Kind und ſagte: „Augin, ich werd dich ſicherlich noch heiraten. Aber das muß ich dir ſagen, ganz ohne Plag kannſt du nicht ſein. Ich muß den Grund meines Vaters bauen, die Hütte größer machen und den Viehſtand vermehren. Das kann ich nicht alles allein thun, dazu brauche ich ihrer etliche Mägde. Aber ganz ohne was zu ſchaffen, wird auch mein ſchöner Mann nicht daſein wollen. Wenigſtens wirſt du lernen können, den Hausgarten und die Hühner zu pflegen und ſpäter, wenn einmal Kinder kommen ſollten —" das Mädel brach ab, denn der Knab errötete.

„Ich ſage dir was," verſetzte er dann mit züchtigem Zögern. „Ich hätte dir ſchon lange gern geholfen beim Graben, wenn das Liegen auf dem Gras nicht gar ſo gut wäre!"

Sie getröſtete ihn: „Ich will ja auch gar nicht verlangen, daß du mir helfen ſollſt beim Graben. Wenn du nur das Heu machen wollteſt auf der Wieſe. Die Kuh braucht Futter, ſonſt giebt ſie keine Milch. Gemäht habe ich die Wieſe geſtern, und du ſollſt jetzt das Futter eintragen."

Er richtete ſich höher auf und fragte: „Woda, iſt das wirklich dein Ernſt? Ich ſoll Futter tragen? Ich ſoll Heu machen? Iſt das deine Liebe zu mir?" Er verdeckte mit den Händen ſein Geſicht: „Ach, daß ich nie geboren wäre!"

Sie ſuchte ihm ſanft die Hände vom Geſichte zu löſen: „Mein Kindchen, du quäleſt dich ſelber. Denke daran, daß es vielen anderen auch nicht beſſer geht, als dir. Manchem noch weit ſchlimmer. Und denke, wie das anders war in früheren Zeiten. Da haben die Männer müſſen arbeiten und das Haus beſchützen, während die Frauen es ſich wohlſein ließen. —"

Er machte eine ungeduldige Handbewegung: „Höre mir auf mit dieſen Kindermärchen! Die habt ihr Weiber nur erdichtet, um uns arme, hilfloſe Geſchöpfe zu beunruhigen, zur Plage hinzulocken und unſere Kräfte zu mißbrauchen.“

Etwas wie Zorn zuckte jetzt durch ihre Nerven, doch ſie bezähmte ſich und ſagte gelaſſen: „Ich will dir einmal ein Buch zeigen, Augin, da ſteht es drin, wie es früher eingerichtet war auf der Welt, bevor der Trumpf gekommen iſt. Du ſollſt es nur einmal leſen.“

„Ich kann nicht leſen, Woda, ich habe dir das ſchon geſagt!“ begehrte er auf.

Sie zuckte die Achſeln: „Du kannſt nicht leſen. Und dein Großvater iſt Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften geweſen!“

Er ſprang heftig auf: „Jetzt iſt's genug! Meine Voreltern laſſe ich nicht beſchimpfen!“

„Beruhige dich, Närrchen,“ zärtelte ſie und ſuchte ihn niederzuziehen auf ihr Knie.

„Meine Voreltern ſind brave Hirtenleute geweſen. Meine Mutter war Jäger im gräflichen Walde!“ So ſeine Antwort.

„Es iſt ja ſehr ſchön von dir, daß du für die Ehre deiner Vorfahren eintreten willſt,“ ſagte die Woda, „obſchon ſie diesmal gar nicht in Gefahr iſt. Mit deiner Mutter ſtimmt es auch. Dein Urgroßvater war, was ich geſagt habe, dein Großvater aber war wilder Schütze. Er war in jungen Jahren während des großen Trumpfes als Flüchtling in dieſe Gegend gekommen und hatte wie ein Tier müſſen graben und auf Raubfang ausgehen, bis die befreiten Frauen kamen und anhuben, die Wälder urbar zu machen. Dieweilen ſehr wenige Männer da waren, ſo haben die Weiber mit eckigen Steinchen um ſie gewürfelt oder mit kräftigen Gliedern miteinander um ſie gerungen, und ſo ſind die Männer das Eigentum der Stärkeren geworden. Und haben es ſich gerne gut ſein laſſen. Es wird auch erzählt, daß in dieſen Gegenden, wo jetzt ſtellenweiſe noch der wilde Wald ſteht und ſtellenweiſe ſchon die Hütten mit den kleinen Wirtſchaften, ein ſchönes, fruchtbares Land geweſen ſein ſoll. Weite Kornfelder, blühende Obſtgärten, ſtattliche Höfe, ſo ſtolz wie Schlöſſer der Königinnen, und Menſchen, viele Menſchen, ſo viele, daß ſie die großen Kirchen nicht faſſen konnten, in die ſie an ihren Feiertagen zuſammengekommen waren. Wenn wir, mein lieber Augin, miteinander einmal in den Moorgrund hinabgehen, wo heute nur Wildfarren, Germen und Erlenſtrüppe wuchern, will ich dir eine halbverſunkene Mauer zeigen. Die ſoll von der Kirche herſtammen. Steinhaufen, die von Feuerherden der Häuſer herrühren, kannſt du im Wald noch manche finden. Die Molchtümpel, über deren einen ich dich vor wenigen Wochen getragen habe, ſollen früher ein rinnender Bach geweſen ſein, der große Radwerke getrieben hat. Hörſt du, Augin?“

Der Burſche Augin fragte, was das wären, Radwerke?

„Das müßteſt du freilich alles aus jenem Buche leſen können, welches aus vergangenen Zeiten erzählt,“ belehrte das junge Weib. „Die Menſchen von damals ſind ſehr ſchlau geweſen und haben das Waſſer, den Wind, den heißen Dampf und derlei Dinge für ſich arbeiten laſſen, das iſt durch Räderwerke geſchehen und ſind durch ſolche alle möglichen Sachen gemacht worden.“

„Wenn die Leute nur auch heute noch ſo klug wären," meinte der Augin mit einiger Bitterkeit, „daß ſie mit den Radwerken die Erdäpfel und die Milch machen könnten und unſereiner ſeinen Frieden hätte im Gras!"

„Augin," ſagte die Woda geduldig, „ſie haben in den Radwerken das Erſtaunlichſte machen können, Dinge, die ich dir gar nicht nennen könnte, die du nicht verſtehen würdeſt und die man einſt doch bedurft hat jeden Tag und in jedem Hauſe. Aber ſiehe, Erdäpfel und Milch haben ſie im Radwerk nicht machen können, auch kein anderes Nahrungsmittel, nicht ein Brotkrümlein, nicht ein einziges. Sie haben große Reichtümer erzeugt, aber ſie hätten bei dieſen Reichtümern verhungern müſſen, wie Spatzen auf der Winterhaide verhungern und niederfallen in den ſtarren Schnee. Verſtehſt du das? Sie haben den Pflug gemacht, aber ſie haben nicht geackert. Sie haben die Sichel gemacht aber nicht geerntet. Sie haben kunſtvolle Gefäße gemacht, aber die Früchte dazu in fremden Ländern gekauft. Faſſeſt du es auf, Augin?"

Ausweichend antwortete er: „Ich höre dich ſo gerne ſprechen, Woda."

„Nun alſo denke dir, die Radwerke ſind Tag und Nacht gegangen, die Leute ſind zuſammengelaufen, um die vielen und ſchönen Sachen zu machen, ſind dabei aber ſehr unzufrieden geworden. Derweil iſt draußen das fruchtbare Land verwildert, es ſind Wälder und Sümpfe geworden, wo niemand mehr hat wohnen können, als etwa nur Räuber wie der Habakel. — Und nachher iſt der große Trumpf gekommen."

„Was iſt denn das, der große Trumpf?" fragte nun der ſchöne Augin.

Das Weib betrachtete ihn mit Rührung.

„Du heiliges Kind!“ ſagte ſie endlich, „du biſt zu gut und zu ſchön und — zu dumm, um das wiſſen zu dürfen. Der große Trumpf iſt etwas, wovor unſere Urgroßeltern in die Wildnis geflohen ſind. Dein Urgroßvater war, wie ich ſchon geſagt, ein hoher Herr, er hat zu ſorgen gehabt dafür, daß die Leute ſehr viel lernen und alles wiſſen. Und wie die Leute ſehr viel gelernt und faſt alles gewußt haben, da haben ſie auch etwas gethan. Sie haben den Trumpf gemacht. Meinen Urgroßvater haben ſie auch verjagt, der hat ſo viel Geld gehabt, daß vorher die Könige zu ihm gekommen ſind und ausgeborgt haben, wie du von mir die Schuhe ausborgſt, wenn du in die Beerenſtrüppe gehſt.“

„Deine Schuhe ſind mir immer zu groß, ſie wetzen mich an den Ferſen,“ beklagte ſich der Augin.

„Das iſt auch nicht immer ſo geweſen,“ ſprach die Woda. „In alten Zeiten ſind die Weiberſchuhe den Männern zu klein geweſen. Manche Männer haben ſo große Füße gehabt, wie der Habakel. Aber ſeitdem die Weiber feſt auftreten müſſen in der Welt, haben ſie auch größere Füße bekommen, und ſtärkere Hände von der Arbeit und einen ernſthafteren Kopf vom Nachdenken. Die Männer ſind aber ſehr zart und ſchön geworden und der Augin iſt mein liebes Kätzlein!“ — Bei dieſen Worten ſchoß dem jungen Weibe eine ſo mächtige Glutwelle auf, daß ſie ihn mit beiden Armen packte und an ihren Buſen riß. — Er verging faſt dabei und blickte ſie ſchmachtend an.

— Da iſt es noch feiner ruhen, als auf dem Graſe! wird er ſich gedacht haben, aber er ſchwieg vor Schamhaftigkeit.

Sie lehnte ihn jedoch plötzlich ab und ſagte: „Pfui, Augin! — Es iſt doch ſehr häßlich, daß du nicht biſt, wie die Männer der alten Zeit! Die haben Bären getötet, Feinde beſiegt und Weiber beherrſcht.“

„Weiber beherrſcht?“ fragte der Jüngling erſtaunt auf. „Waren ſie denn ſo Rieſen?“

„Eſelein du!“ lachte ſie ihn aus. „Größer waren ſie nicht viel, als die heutigen, aber —“

„— aber was? Sage es mir, Woda, was ſie waren? ſage es doch.“

„Kind, du würdeſt es nicht glauben. Ich weiß auch nicht, wie ich es ſagen ſoll. Sie waren, ſie waren — na, ſie waren einfach Männer.“

„Das ſind die jetzigen aber auch?“ ſprach der Augin unſicher fragend.

Da zog ſie ſeinen kleinen Kopf an ſich und flüſterte ihm ins Ohr: „Die jetzigen ſind Männchen.“

Er ſchüttelte ein wenig das Haupt, wußte aus dem Unterſchiede nichts zu machen.

Dieweilen ſie ſein Haupt ſtreichelte, fuhr ſie murmelnd fort zu ſprechen: „Daran ſchuld ſind auch wir, die Weiber. In jenen Zeiten iſt es über die Weiber gekommen, daß ſie Männer ſein wollten. Darauf ſind die Männer ganz gemütlich Weiber geworden. Die Neigung war da. Wie du liegſt auf dem Grashaufen, ſo ſind einſt die kräftigen Kerle gelegen auf Polſterbänken und haben ihr Haar geſalbt und ihre Wangen mit feinem Rötel angeſtrichen und in den Spiegel geguckt. Und ſich blöde geſoffen. Auch hat ſie die Angſt vor der Arbeit und Kinderſorge ganz dumblich gemacht. Voreinſt in jedem Hauſe ein Dutzend Kinder, friſch wie die Hirſchlein. Nachher höchſtens ein paar blutarme Bälglein mit Waſſerköpfen und engliſchen Gliedern. — Höreſt du mir zu, Augin? Sei doch klug und ſpiele nicht immer. Endlich wirſt du doch etwas lernen müſſen. Denke dir, das Schlimmſte war noch, daß ſie ihre Mannheit gebrochen haben. Verſtehſt du?“

„Ich weiß es nicht, Woda.“

„Ich will dir's ſagen,“ belehrte das Weib. „In alten Zeiten hat es geheißen: ein Mann, ein Wort. Was einer verſprochen, das hat er gehalten, daraus hat man geſehen, daß er Mann iſt. Allmählich haben ſie ihr Wort nicht mehr gehalten, haben es gegeben und gebrochen. Darum hab ich geſagt, ſie haben ihre Mannheit gebrochen. Damit ſind ſie auch fertig geweſen. Kannſt du mir folgen? Was habe ich eben geſagt?“

„Sie ſind ſchon fertig geweſen.“ Nach dieſer Antwort ließ ſich der ſchlanke Knabe wieder zurückſinken in das Gras.

— Einmal, ſo träumte die Woda in Gedanken weiter, haben es die Weiber nicht ertragen wollen, wenn die Männer einen ſtarken Willen zeigten. Heute wären ſie froh, wenn ſie ſolch einen Mann fänden.

„Schläfſt du ſchon, Augin?“ fragte ſie den Burſchen. „Wenn du noch wacheſt, ſo will ich dir etwas ſagen.“

„Ich höre dich ja gerne ſprechen,“ antwortete er weichmütig.

„Haſt du den Habakel ſchon einmal geſehen?“

Der Augin ſchnellte empor. Er war ſehr erſchrocken bei dieſem Namen.

„Du Woda, du liebe Woda!“ ſtotterte er, „der Haba — der Haba — — Was redeſt du denn immer vom Ha — vom Ha — ha — ha? Iſt das nicht der ſchreckliche Räuber, der aus den Hütten die Kalben und die Schweine davonführt und gegen den du erſt geſtern das ſchwere Fenſtergitter angeſchlagen haſt?“

„Ganz richtig, es iſt derſelbe Habakel.“

„Iſt es nicht der zottige Bärenmann, der die drei ſchönen Söhne der Schmiedin bei den Füßen auf den Lärchbaum gehangen hat?“

„Es iſt genau derſelbe Habakel. Er iſt aus der Fremde in unſere Gegend eingebrochen und wird uns alle zu Grunde richten, wenn wir ihn nicht töten.“

Der Augin faltete die Hände: „Ich bitte dich, Woda, gute, brave Woda, töte ihn!“

Sie ſtreichelte ihn wieder und ſprach ganz kalt und ruhig: „Du biſt ein großer junger Mann. Ich habe dich ſehr lieb und werde dich ganz gewiß einmal heiraten. Wir werden ſchöne ſtarke Kinder kriegen, nicht wahr? Nicht wahr, Augin? — Aber du mußt mir vorher einen Gefallen thun. Du mußt mir den Habakel erſchlagen.“

Der Augin erſtarrte. So beſorgt blickte er auf die Woda, als bange er, ſie ſei nicht bei Troſte.

„Du wirſt dich mit anderen Burſchen der Hütten geſellen,“ fuhr ſie fort, „ihr werdet ausgehen mit den ſchweren eiſernen Beilen und werdet den zottigen Bärenmann Habakel erſchlagen! — Siehſt du, ihr werdet nicht lange nach ihm ſuchen müſſen, dort geht er!“

Bebend und wimmernd vor Angſt grub der junge Mann ſich ins Gras. Das Weib duckte ſich hinter den Ahornſtamm und lugte auf die wuchtige und wüſte Geſtalt, die dort am Waldesrande ſchwerfällig dahinſiſſelte. Ein langer, zottiger Pelz und darüber eine rötlich gelbe Filzkugel war alles, was man von ihm ſah. Die Filzkugel war das wildbehaarte und bebartete Haupt. Im Pelze ſtaken Meſſer und kurze Schießrohre und andere Eiſenwerkzeuge; über der Achſel hatte er einen Bund von Stricken, mit denen er vielleicht wieder ausging, um Schmiedbuben an Lärchbäume zu hängen. Vor einer jungen Fichte ſtand er ſtill, ſtreckte die große rote Hand nach ihr aus, brach ſie ab, pflückte von derſelben das getrocknete Harz und ſteckte es in den Mund, ſo wie man von einem gebrochenen Zweige die Kirſchen ißt. Dann trottete er wieder in die Tiefe des Waldes hinein.

„Augin,“ ſagte nun das Weib mit ſehr artiger Stimme, „krieche nur hervor. Er iſt ſchon dahin.“ Der Burſche richtete ſich ein wenig auf, hielt aber vorſichtigerweiſe die ſchöne ſchlanke Hand vor die Augen, falls das Ungetüm doch noch dort ſtünde.

„Die Augen kannſt du dir zuhalten, wenn du willſt, aber die Ohren mache jetzt auf. Ziemlich weit — ſo weit du kannſt, denn ich will dir noch was ſagen, mein ſchöner Augin.“

Da war er wieder ſo glücklich, weil ſie ſeine Schönheit lobte.

Sie aber ſprach: „Wenn du dieſen wilden, zottigen Bärenmann, den Habakel, nicht erſchlägſt, ſo heirate ich ihn.“

Da lachte er fein wie ein Silberglöcklein, denn gute Späße belacht man.

Sie ſagte es noch einmal, aber diesmal langſamer, feierlicher: „Ein Weib, ein Wort, mein lieber Augin! Wenn du dieſen Habakel nicht erſchlägſt, ſo heirate ich ihn. Wenn du ihn erſchlägſt, ſo heirate ich dich.“

Er lachte wieder, und diesmal geriet es noch dünner, faſt weinerlich. Endlich verkroch er ſich ſchluchzend noch tiefer ins Gras.

Das Weib ſteckte zwei Finger in den Mund und that einen Pfiff. Der ſchlug faſt hart an die alten Stämme des Waldrandes. Bald darauf zeigte ſich die wilde Geſtalt und trat weitſchrittig, langſam gegen die Ahorne heran, er hatte noch das Fichtenſtämmchen in der Hand und aß Harz. An ſeinem Pelze klirrten die Meſſer. Er erblickte das Weib und ſchritt noch weiter aus. Jetzt ſah man in der filzigen Kugel auch Naſe und Augen; den Mund ſah man nicht, aber hörte ihn. Der Mann gröhlte ein wenig. Als er herankam bis auf etwa zehn Schritte, blieb er ſtehen und es war nicht klar, ob das aus Achtung geſchah oder etwa, weil er ſich zu einem Sprunge auf ſie rüſtete.

„Nur noch näher!“ ſagte ſie.

Da verſchwand der ſtöhnende Augin ganz im Futter und der zottige Bärenmann trat näher.

„Habakel!“ ſagte das Weib.

„Wodaka!“ antwortete er. Es war wie ein heiſeres Schnoben.

„Habakel!“ ſagte ſie.

„Wodaka!“ wiederholte er.

Sie trat aus dem Ahornſchatten ganz nahe zu ihm und ſprach leiſe: „Habakel!“

„Wodaka!“ gurgelte er.

Da begann ſie zu reden: „Als du vor einigen Tagen in meiner Hütte geweſen warſt und eine Frage an mich geſtellt haſt, habe ich dir einen großen Korb gegeben.“

„Wodaka!“ ſagte er heiſer.

„Gut. Dieſen Korb könnteſt du jetzt nehmen, den

Grashaufen, den du vor dir ſiehſt, hineinthun und in den Kuhſtall meiner Hütte tragen.“

„Wodaka!“ ſagte er bereitwillig.

„Du ſollſt aber auch das Häſelein, das drin liegt, mittragen, aber darauf achten, daß du ihm nichts zu Leide thueſt.“

„Wodaka!“

„Und wenn du das gethan haſt, Habakel, dann kannſt du wieder jene Frage an mich ſtellen, wenn du noch willſt.“

„Wodaka, Wodaka, Wodaka, Wodaka!“ gröhlte er, fuhr auf ſie zu und umarmte ſie, wie ein Bär den Baumſtamm, an dem er emporklettern will.

Sie ſtand ihm ſonder Trutz.

Inhalt.

Seite

Vorwort.

Der Mädeljäger . . . 1

Das Bußjoch . . . 38

Ein halb' Dutzend Schelme . . . 54

Der Fiſcher im Olymp . . . 71

Die Geſchichte vom zurückgeläuteten Toten . . . 86

Sie kraxt nimmer! . . . 96

Arme Sünder . . . 106

Die grüne Roſe . . . 116

Die kranken Töchter . . . 124

Die Löwenwirtin . . . 132

Ein ſchneidiges Dirndl . . . 146

Die ſchlaue Almerin . . . 158

Der Quartal-Lump . . . 165

Der Traumkünſtler . . . 175

Der Schlaucherl vom Berg . . . 184

Durch . . . 197

Zuwiheiraten . . . 229

O ſchönes Waidmannsleben! . . . 247

Das Kreuz an der Stiegel . . . 262

Am Waldbrunnen . . . 271

Der Federlſchneider . . . 284

Als ich Schullehrer geweſen . . . 299

Als wir unſchuldiges Blut vergoſſen haben . . . 307

Das Schlößchen auf dem Semmering . . . 316

Als wir den Albert beſuchten . . . 327

Der Preuß' in der Waldheimat . . . 337

Remi der Räuber . . . 349

Das Bergaſyl . . . 362

Der Vetter vom Lande . . . 398

Im Frieden der Berge . . . 408

Mann und Weib . . . 444

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Von demſelben Verfaſſer erſchien:

Mein Weltleben

oder

Wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging.

Mit einem Bildnis des Verfaſſers.

10. Tauſend. Preis br. Mk. 4.—, eleg. geb. Mk. 5.—, Hlbfz. M. 5.50.

„Mein Weltleben“ ſo heißt der Schlüſſel zu Roſeggers tiefſtem Innern, der uns das Verſtändnis der Eigenart ſeines Weſens und ſeiner dichteriſchen Geſtalten erſchließt. . . . Wer R.'s von tiefem Ernſt und heiterem Frohſinn gepaarte Lebensanſchauung, ſein goldenes Herz und ſein naturſinniges Gemüt, ſein Heim und ſeine Arbeiten, ſeine Freunde und Feinde kennen lernen will, wer noch mehr haben, an einer echt deutſchen ureigenartigen Dichterperſönlichkeit ſich erheben und für ſie begeiſtern laſſen will, der kaufe ſich R.'s „Mein Weltleben“. Die Stunden der Lektüre werden zum Schöpfen und Trinken aus einem Lebequell.

(J. Erler, Deutſche Lehrerzeitung.)

. . . . . Alles in dem Vermächtnis dieſes ſo liebenswert gebliebenen Dichters zeigt Wahrheitsſtreben und mannhafte Aufrichtigkeit Roſeggerſchem Originalgepräges, alles darin iſt anmutig und edel gerichtet, erwärmend und voll herzerfriſchendem Unterhaltungsſtoffs. Nach rein litterariſcher Seite hin ein intereſſanter Beitrag zur Litteraturgeſchichte unſerer Zeit, wird das Buch auch gleichſam ein weltliches Erbauungsbuch ſein für denkende, innigem Verſtändnis poetiſchen Empfindens zugeneigte Leſer.

(Illuſtrierte Zeitung.)

. . . . Solch litterariſches Selbſtporträt bleibt doch die ſicherſte Probe für den Herzensreichtum und die Seelenſtärke, für die Menſchenliebe und die Selbſterkenntnis, die ein Autor neben und über dem ſozuſagen techniſchen Talent beſitzen muß, als deſſen Vorbedingung und Fundament. Und dieſe Probe hat R., wie ſchon in früheren Schriften ähnlichen Inhaltes, auch hier glänzend beſtanden.

(Münchener Neueſte Nachrichten.)

. . . . . Und wenn wir das Buch zu Ende geleſen, haben wir den Mann, der uns längſt lieb geworden, noch tiefer ins Herz geſchloſſen, da er uns zu den alten verwandten Geſtalten ſeiner Schöpfungen noch ſich ſelbſt gegeben, ganz wie er iſt: ein „Waldbauernbub“ von Gottes Gnaden.

(Illuſtrierte Welt.)

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Ein Prachtwerk für die reifere Jugend.

Waldjugend.

Geschichten für junge Leute von 15–70 Jahren von Peter Rosegger. Mit zahlreichen Textilluſtrationen und 10 Vollbildern von Alfred Mailick. Preis eleg. geb. Mk. 6.—.

Ein prächtigeres Weihnachtsgeſchenk für unſere reifere Jugend dürfte es nicht leicht geben, als dieſes Buch, das ein junger talentvoller Künſtler mit einem Bilderſchmuck verſehen hat, wie ihn ſo reich und ſo prächtig ausgeführt noch keins der Werke des Dichters aufzuweiſen hat.

(Freie Schulzeitung.)

Eine Weihnachtsgabe von P. Roſegger: eine Perle der diesjährigen Weihnachtsliteratur! Wie anheimelnd ſchon der Titel, der übrigens nichts verſpricht, was nicht gehalten würde. . . . Wer ſeinen Lieben eine rechte Weihnachtsfreude machen will, der greiſe danach, jung und alt zu Lehr und Luſt. Gehoben wird der Wert der Gaben noch durch die prächtigen Illuſtrationen von Mailick — jede einzelne ein Kunſtwerk. Druck, Papier und der hochelegante Einband kommen dazu, um für das Ganze den Preis ſehr niedrig erſcheinen zu laſſen.

(Leipziger Zeitung.)

Das Ewige Licht.

Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers von Peter Rosegger.

16.—18. Tauſend. Preis Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—, Hlbfz. Mk. 5.50.

Der Waldvogel.

Neue Geschichten aus Berg und Thal von Peter Rosegger,

mit einem Titelbild von Alfred Mailick.

7.—10. Tauſend. Preis Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—, Hlbfz. Mk. 5.50.

Als ich jung noch war.

Neue Geschichten aus der Waldheimat von Peter Rosegger.

Mit dem Bildnis des Verfaſſers als Waldbauernbub.

6.—10. Tauſend. Preis Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—, Hlbfz. Mk. 5.50.

Peter Roſeggers

Schriften in ſteiriſcher Mundart.

Geſammtausgabe in drei Bänden.

Vor mehr als dreißig Jahren iſt Peter Roſegger mit ſeinen erſten Dichtungen in ſteiriſcher Mundart in die Öffentlichkeit getreten. Die oberſteiriſche Mundart war das ureigene Bereich des zu jener Zeit eben aus dem Volke hervorgegangenen jugendlichen Dichters. Die Urſprünglichkeit, die echte Volksthümlichkeit, die Waldfriſche und Weltfreudigkeit, die Gemüthstiefe und der Humor dieſer Dichtungen wurden ſchon damals allgemein, ſoweit die Schriften drangen, anerkannt. — Als im Laufe der Jahre die mundartlichen Werke „Zither und Hackbrett“, „Tannenharz und Fichtennadeln“, ſowie „Stoanſteiriſch“ erſchienen, ſteigerte ſich die Anerkennung und, nachdem der Dichter perſönlich ſeine ſteiriſchen Stücke in Nah und Fern zur Vorleſung brachte und auch andere Interpreten dieſelben mit Geſchick und Glück in ſtets weitere Kreiſe trugen, ergab ſich die Nothwendigkeit neuer Auflagen.

In Anbetracht dieſer Thatſachen haben wir es unternommen, von Peter Roſeggers Schriften in ſteiriſcher Mundart eine Geſammtausgabe zu veranſtalten.

Dieſelbe enthält nicht allein dasjenige, was die bisherigen Ausgaben: „Zither und Hackbrett“, „Tannenharz und Fichtennadeln“, „Stoanſteiriſch“, erſte und zweite Folge, in ſich ſchließen, ſondern auch eine größere Anzahl neuerer Stücke, welche mittlerweile entſtanden ſind und die Zuneigung des Publikums gewonnen haben.

Die neue Ausgabe der Roſeggeriſchen Schriften in ſteiriſcher Mundart erſcheint in drei Bänden, welche enthalten:

I. Band: „Zither und Hackbrett“, Dichtungen in gebundener Rede ernſter und heiterer Art.

II. Band: „Tannenharz und Fichtennadeln“, Geſchichten, Sagen, Märchen, bibliſche Übertragungen und Nachdichtungen humoriſtiſcher Art, ferner die „ſteiriſchi Londsgeſchicht“, Natur- und Volksſchilderungen u. ſ. w.

III. Band: „Stoanſteiriſch“, heitere Stücke aller Art, die der Verfaſſer bei ſeinen Vorleſungen vorzutragen pflegt.

Die Schreibung der Mundart iſt ſo gehalten, daß ſie dem volksthümlichen Charakter vollkommen treu bleibt, ohne einem mit der ſteiriſchen Mundart nicht vertrauten Leſer weſentliche Schwierigkeiten zu verurſachen.

Alle drei Bände ſind bereits zur Ausgabe gelangt und beträgt deren Preis broſchiert je fl. 2.—, elegant gebunden je fl. 2.50.

Verlagsbuchhandlung „Leykam“
in Graz, Stempfergaſſe Nr. 4.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Geſchenkwerk erſten Ranges!

Demnächſt erſcheint:

Problematiſche Naturen

von **Friedrich Spielhagen.**

Jubiläums-Ausgabe

illuſtriert von R. Gutſchmidt.

2 Bände.

Eleg. geb. in Leinen Mk. 15.—,
Hlbfz. Mk. 16.—.

Spielhagens weltberühmter Roman, der trotz ſeiner enormen Verbreitung noch immer zu den geleſenſten Büchern der Jetztzeit gehört, erſcheint diesmal zu Ehren des 70. Geburtstages des Autors im Prachtgewande. Reichgeſchmückt mit ſtimmungsvollen Illuſtrationen, in jeder Hinſicht hervorragend ausgeſtattet, bildet die Jubiläums-Ausgabe dieſes Standardwerkes eine vornehme Gabe für den Weihnachtstiſch.

In Vorbereitung:

Herrin.

Roman von Friedrich Spielhagen.

ca. 20 Bogen, br Mk. 3,—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Ein neuer ſpannender Roman des gefeierten Autors, der namentlich durch die Schilderung eines eigenartigen modernen Frauencharakter aufs Höchſte intereſſieren wird.

Druck: C. Grumbach in Leipzig.

Mein Himmelreich.

Mein Himmelreich.

Bekenntniſſe, Geſtändniſſe und Erfahrungen aus dem religiöſen Leben

von

Peter Roſegger.

Viertes Tauſend.

* * *

Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1901

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

In einer religiös aufgeregten Zeit erſcheint dieſes Buch. Es ſchaukelt gleichſam wie ein Schifflein auf dem Meere zwiſchen der Flut himmliſcher Anziehungskraft und der Ebbe irdiſcher Schwerkraft. Es entſtand allmählich, unter verſchiedenen Lebensaltern, Erfahrungen und Stimmungen. Und doch wird es im Ganzen getragen ſein von einer einheitlichen Weltanſchauung, die — harter Lebensſchule entkeimend — kaum eine andere Tendenz kennt, als die des Gottesfriedens in der Menſchheit.

Wenn in dem vorliegenden Buche ein gewiſſer Wert gefunden werden ſollte, ſo liegt derſelbe wohl nicht in einer litterariſchen Kunſt, oder in einem „wiſſenſchaftlich abgeklärten Geiſte“, vielmehr in dem unbefangenen freimütigen Bekenntniſſe, wie im Gemüte eines an Himmel-Heimweh leidenden Weltkindes die ewigen Dinge und ihr irdiſcher Abglanz ſich wiederſpiegeln.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite
Ich glaube 1
Vom Manne der frohen Botſchaft 92
Die letzte Raſt 110
Das ewige Leben 125
Chriſt auf der Haide 139
Unſere liebe Frau 182
Die heilige Weihnachtszeit 201
Oſtern 213
Pfingſten 225
Sonntag 238
Die Ohrenbeichte 247
Kirchenmuſik auf dem Lande. 261
Das Gebet im Landvolke 266
Religionsfrevel im Landvolke 277
Los von Rom? 286
Wie ich mir die Perſönlichkeit Jeſu denke . . . 295
Folgen einer Konfiskation 307
Über das Bibelleſen 318
Der Wauwau 331
Gedanken in ſchlafloſen Nächten 341
Demut 352
Auf halbem Wege 361
Ein Gottesleugner 375
Herr, wir gehen zu Grunde? 383
Es kann dir nichts geſchehen. 395

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ich glaube.

Erlebniſſe und Bekenntniſſe.

Zur Einleitung.

Ich glaube! Das war das erſte, was ich ſagte auf dieſer Erden. Aber ich ſagte es zu einer Zeit, da ich noch nicht ſprechen konnte, und zu einer Zeit, da ich noch nicht glauben konnte — als neugeborenes Kind. Ich habe damals ein ſchweres Gelöbnis darauf abgelegt, dem Teufel zu widerſagen und Gott den allmächtigen Schöpfer und Erlöſer zu glauben. Auf dieſes Gelöbnis hin habe ich die Taufe empfangen und bin Chriſt geworden.

Iſt das auch ein Rechtsvertrag? Ich frage es den Juriſten, der zu Rechtsſachen perſönliches Jawort und Unterſchrift verlangt, ich frage es den Moraliſten, der bei allen Thaten des Menſchen, den guten und den böſen, Bewußtſein und freien Willen vorausſetzt — ich frage: Iſt das ein Rechtsvertrag, den die Kirche mit dem unvernünftigen Kinde ſchließt? — Nein, was damals meinerſtatt vom Paten geſprochen worden, das halte ich nicht für bindend. Weil damals in meinem Namen verſichert wurde: Ich glaube, darum allein würde ich noch nicht glauben; weil damals in meinem Namen Aufnahme in das Chriſtentum begehrt und dieſelbe gewährt worden iſt, deshalb allein würde ich noch kein Chriſt ſein, denn ich weiß nichts davon, mit meinem Willen iſt es nicht geſchehen und mit dem

Erwachen der Vernunft war ich frei, Begreifliches begriff ich, Unbegreifliches konnte ich glauben oder auch nicht.

Und doch glaube ich. Und doch muß ich glauben. Denn im Grunde hat auch der vernünftige, der „freie“ Menſch nicht die Wahl, ob er glauben will oder nicht. Entweder er weiß etwas, dann fällt das Glauben daran von ſelbſt weg, oder er glaubt etwas oder glaubt es nicht — ganz unwillkürlich. Ich will es glauben, heißt ſo viel, als ich muß es glauben; ich glaube es nicht, beſagt: ich kann es nicht glauben. Wenn es ſo viele Menſchen giebt, die ſich abſichtlich dem Glauben verſchließen, die aus irgend einem Grunde nicht glauben wollen, ſei es, weil ihnen nach einer modernen Auffaſſung das Glauben altmodiſch, einfältig oder gar unſittlich vorkommt — ſo täuſchen ſich dieſe, inſoferne ſie das Glauben oder Nichtglauben vom eigenen Willen abhängig zu machen wähnen. Sie können nicht glauben. Könnten ſie, ſo würden ſie es auch. Das Gebot: du ſollſt glauben! iſt mir immer brutal und ungerecht vorgekommen, hingegen habe ich jene Auffaſſung der Kirche verſtanden, die im Glauben eine Gnade Gottes ſieht. Der Glaube iſt eine Gnade, dem einen iſt ſie gegeben, dem anderen vorenthalten, gleichwie der Menſch von Natur aus optimiſtiſch oder ſkeptiſch veranlagt iſt. Das iſt dann gerade manchmal bei den Beſten ein Suchen, Ringen, Zweifeln und Verzagen, ein Durſt nach Herzensſeligkeit, und keine Möglichkeit, ſie zu erlangen. So ſteht es in der Gegenwart, wo alle nur möglichen Begriffe und Vorſtellungen auf einen Menſchen einſtürmen, und wo er mit denſelben je nach Naturanlage und Zufall ſelbſt fertig zu werden hat. Anders in alten Zeiten, wo die ganze menſchliche Gedanken- und Vorſtellungswelt ſo enge begrenzt, ſo ganz für das Glauben an Überirdiſches eingerichtet erſchien, daß das Glauben faſt von ſich ſelbſt da war, daß es gleichſam ſchon auf den Menſchen wartete, als er zur Welt kam, daß es ihn in Empfang nahm, daß ſeine Gläubigkeit auch nach dem Erwachen der Vernunft ſicher vorauszuſehen war. Da konnte es freilich der Pate leicht für den Täufling ſagen und verſprechen: Ich glaube! und die Kirche hatte Grund, auf dieſes Verſprechen zu bauen und den jungen Gläubigen für alle Zukunft in ihre Gemeinſchaft aufzunehmen.

Eine ſolche enggeſchloſſene, einheitliche Welt des Glaubens hatte ich noch vorgefunden bei dem Aufwachen meiner Vernunft. Und hätte ich nichts desgleichen vorgefunden, keine Kirche, keine Kanzel, keinen Altar, keine fromme Mutter und keinen zu Gott weiſenden Vater, ſo meine ich doch, daß ich meiner ganzen Natur nach glauben hätte müſſen. Meiner Natur nach. Ich kann das natürlich nicht behaupten, aber ich vermute, daß z. B. die Blume, der Sturm, der Sternenhimmel, die Gebirgswelt, das Meer, die ganze Weſenheit der Welt allmählich ſo eindringlich zu mir geſprochen hätten: Ein Gott, ein ewiges Leben! bis ich nichts anderes hätte denken können als: Ein Gott, ein ewiges Leben! — Die Welt hätte mir nur gleich faßbar und begreiflich entgegenſtehen müſſen, wie der einfachſte Mechanismus, ich hätte ſie nur gleich hinten und vorne und in ihrem ganzen Kerne klar verſtehen müſſen, ich hätte mich ſelbſt, mein Entſtehen und mein Hingehen ganz unbeſtreitbar ſehen und kennen müſſen, dann freilich, dann wäre das abſolute Wiſſen dageweſen und der Glaube hätte nichts zu thun gehabt. Weil jedoch das Kennen und Begreifen nicht vorhanden war, nicht vorhanden iſt und trotz aller Weltweiſen nie vorhanden ſein wird, weil wir fürchten und hoffen, darum ſtand für das optimiſtiſche Weltkind unabweislich der Glaube da. Und alſo iſt mein erſtes Wort und Gelöbnis, obſchon es ohne mein Wiſſen geleiſtet worden, doch zu Ehren gekommen. Ich glaube.

Der Wiſſensfanatiker tritt mich zornig an: „Gott und Unſterblichkeit, ſo beweiſe mir's, Thor!“

Ich kann ſehr ruhig antworten: „Beweiſe du mir das Gegenteil.“ Den Thoren brauche ich ihm nicht zurückzuſchimpfen, weil ich ja die Einſicht habe, daß er ſo denkt, wie er eben kann, und daß er in ſeiner Art ja auch ein Gläubiger iſt. Denn er glaubt, daß es keinen Gott und keine Unſterblichkeit giebt. Und dann darf ich den Mann wohl gleich verabſchieden, denn ich könnte ihn auf dem Pfade, den ich zu wandeln gedenke, nicht brauchen, und er mich auch nicht auf dem ſeinen. Ich entlaſſe ihn als einen Gläubigen im obigen Sinne und gebe ihm, wenn er ſonſt guten Willens iſt, meine Achtung mit.

Weiter ſollen meine vorſtehenden Betrachtungen keine Streitſchrift ſein, ſondern vielmehr ein beſcheidenes Bekennen meines inneren Lebens, an dem ich kein Verdienſt, doch manche Schuld habe. Dieſes innere Leben mit ſeiner Seligkeit und ſeinen Qualen, mit ſeiner ſanften Wehmut und ſeinen Widerſprüchen, ich will es enthüllen. Ob es Wahrheit iſt, was ich ſage, das weiß ich nicht, aber Wahrhaftigkeit ſoll es ſein; nach meinem Gewiſſen und nach meinem Erkennen will ich meine Weſenheit offenbaren. Nicht ich ſelbſt habe mich hingeſtellt dort, wo ich ſtehe. Übrigens iſt es im Grunde kein ſo übler Standpunkt. Man blickt von demſelben über unſere Materie und über unſeren Tag hinaus, man knüpft auf demſelben Beziehungen an mit den Himmliſchen. Ob mich die himmliſchen Vorſtellungen beſſer machen, ich weiß es nicht, aber glücklicher machen ſie mich, als jede andere Geiſteswelt es vermag. Ich habe zu verzichten auf das Lob, ein Mann zu ſein, der in die Welt taugt, der als Staatsbürger, der für die Geſellſchaft, oder als Poet Großes leiſtet; ich habe mich zu begnügen einſtweilen mit dem Anblicke des Reiches Gottes aus der Ferne. Ich habe vielleicht auch in Demut zurückzuſtehen vor den ehrlichen Zweiflern und Ungläubigen, die nach dem Rechten heldenhaft ringen, die irren, fallen und ſich wieder erheben, während ich abſeits im Schatten des Kreuzes ruhe, faſt thatenlos, im Frieden des Herzens.

Auch ich bin ein Weltkind geweſen, leidenſchaftlich im Wirken, ungeduldig im Leiden, heiß im Begehren. Auch ich habe mit meinen weltlichen Leiſtungen ein Loch in den Himmel brechen wollen. Von dieſen übermütigen Dämonen hat mich die Krankheit erlöſt, die viele Jahre lang an meinem Körper zehrende, welche ſachte die Seele von den Banden der Materie befreit, welche mich gleichgültig gemacht gegen die Werte der Welt, welche mich einlud, mir auf vorhandener Grundlage einer religiöſen Jugend und einer optimiſtiſchen Anſchauung ein Reich aufzubauen, das nicht von dieſer Welt iſt. Ich weiß freilich nicht, ob dieſes Reich in allem mit jenem übereinſtimmt, das der Heiland gegründet, und das dauern ſoll bis ans Ende der Zeiten. Aber ſein Licht iſt es. Es iſt ſein Licht, welches durch das Prisma meines Weſens ſich bricht, ſo daß aus dem ſonnigen Tage eine milde Dämmerung wird.

Ich habe gottlos viel zuſammengeleſen, was geſchrieben worden iſt für und wider dieſe geheimnisvollen Dinge, ich habe zu Zeiten jedem nachzudenken verſucht, dem Freigeiſte wie dem orthodoxen Bekenner. Lange hat es mich bekümmert, zu meinen daß in den Evangelien ſich Widerſprüche unter einander vorfinden, und offenbare Widerſprüche ſelbſt gegen die Grundlehren Chriſti. Ich habe angefangen zu vergleichen, zu deuteln, Auslegungen zu leſen und bin immer tiefer in die Verwirrung gekommen. Wer war die Schuld? Ich ſelbſt. Ich hatte angefangen mit der Buchſtabentiftelei und die zerſetzt den Glauben. Auch jene Prieſter, die zu viel auslegen und beweiſen wollen, zerſetzen den Glauben. — Unter den mir bekannten chriſtlich religiöſen Büchern, iſt Thomas von Kempens „Nachfolge Chriſti“ mir das liebſte, das hat mich unzähligemale erleuchtet und getröſtet.

Alles das und alles andere, was ich geleſen, es ſoll nun von mir dahingelegt ſein, damit ich wieder allein ſei mit mir. Allem fremden Leuchten will ich mein Auge verſchließen, ſoweit es möglich iſt; in vieler Außerachtlaſſung des Einfluſſes menſchlicher Weisheit dritter will ich mich abzufinden ſuchen mit der Offenbarung und mir ſelbſt. Wollte ich fremde Meinungen, Schriften und Dogmen mit hereinziehen, ſo würden zu meinen eigenen Irrtümern ſicherlich auch noch fremde kommen und die Verwirrung wäre noch heilloſer. — Ich verlange nicht, daß man mir ſtets zuſtimmt, bin zufrieden, wenn man mich verſteht. Ich bin noch immer ein gar weltlicher Menſch, an keiner, keiner einzigen Sünde bin ich ganz unverſehrt vorbeigekommen, zur Erde ſchauend fühle ich das Schickſal der Unſeligen; ich irre, ich leide, ich bange. Aber der Blick zu den Sternen rettet mich — ich glaube.

Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.

Ein Gaugraf ſuchte einen Verwalter für eines ſeiner Landgüter. Da meldete ſich ein junger Mann, der große landwirtſchaftliche Kenntniſſe beſaß und dieſelben wahrſcheinlich auf einer hohen Schule erworben hatte. Er that ſich viel darauf zugute und verſicherte, durch ſeine Kenntniſſe imſtande zu ſein, die weiten Felder doppelt und dreifach ertragsfähig zu machen und alle Scheunen zu füllen. Der Gaugraf wußte wohl, daß ein richtiger Landwirt, der auf Regen und Sonnenſchein angewieſen iſt, nicht ſo vorlaut ſpricht, daher ſagte er zu dem Bewerber: „Durch Ihre Kenntniſſe wollen Sie die Scheunen füllen? Das verlange ich gar nicht, bin ſchon vollauf zufrieden, wenn Sie mir einen einzigen Kornhalm hervorbringen. Können Sie das, dann ſetze ich Sie zum Herrn über das Gut." Der junge Verwalter ging ſchmunzelnd hin. Er düngte den Boden auf die rationellſte Weiſe, furchte und eggte ihn mit den neueſten Maſchinen und legte das Samenkorn hinein. In wenigen Tagen ſproßte es grün heraus und in wenigen Monaten ſtand ein kräftiger Halm da, ſo hoch wie ein ausgewachſener Mann, und ſchon ſenkte er ſeine üppige Ähre. Der Verwalter ging hin und zeigte ſeinem Herrn den Kornhalm, den er hervorgebracht hatte. „Das iſt recht ſchön," ſagte der Gaugraf, „allein ſo viel hat der Bauersmann vor tauſend Jahren ſchon vermocht. Oder hätten Sie es ohne Samenkorn vollbracht?" — „Herr, wenn Ihnen darum zu thun iſt, das Samenkorn werde ich nicht von der Ähre nehmen, ich werde es erzeugen und daraus einen neuen Halm wachſen laſſen, damit das Werk mein ſei vom Anfang bis zum Ende." So ſagte der Verwalter im Rauſche ſeiner Kenntniſſe, dann ging er in eine Mühle, nahm etwas Mehl und knetete daraus ein Körnchen, nahm Spreu und machte daraus mit großem Geſchick ums Körnchen die Hülſe. Nun war das Samenkorn ja fertig, es unterſchied ſich nicht an Geſtalt und nicht an Gehalt von anderen Samenkörnern. Allein, als er es in die Erde gelegt hatte und gehegt und gepflegt nach allen Regeln der Erfahrung und der Wiſſenſchaft, da wollte das Samenkorn nicht keimen und nicht wachſen, und es vermoderte in der Scholle. — „Sie können wieder von dannen ziehen," ſagte der Gaugraf zu ſeinem Verwalter, „ich will doch lieber den Herrgott über mein Landgut ſetzen, der kann auch das Samenkorn machen."

Allmacht Gottes! Ja mit der iſt es eine eigene Sache. Der Wurzenjoſel auf der Bärenhöhe war ein loſer Grübler, der ſagte mir einmal: „Hörſt du, Gott iſt ſehr mächtig, aber allmächtig iſt er doch nicht, ſonſt hätte er zur Erſchaffung des Himmels und der Erde nur eines Augenblicks bedurft; er hat aber ſechs Tage dazu gebraucht und ſich dabei noch ſo angeſtrengt, daß er am ſiebenten ruhen mußte."

Das kommt davon, wenn man Gottes Tagewerk nach dem Taſchenkalender mißt. Was gehen mich die ſechs Tage an! Gott bedurfte zur Erſchaffung der Welt eines Augenblickes und einer Ewigkeit. Denn die Welt iſt immer fertig, und ſie wird in jedem Augenblicke neu erſchaffen. Jeder, der Zeit und Luſt hat, kann dem lieben Gott beim Welterſchaffen zuſehen, er gehe nur hinaus auf die Au, in den Wald, an das Meer, in die Felſenwüſte, er richte ſein Auge nur nach dem Gebraue der Wolken auf, fühle das leiſe Lüftchen oder den wilden Sturm. Oder er betrachte die Entwickelung ſeines Kindes, das Hinwelken ſeines Vaters, er nehme die Wandlungen wahr, die mit ihm ſelber vorgehen, ob er zu ſeinem Leben aufſteigt oder ſeiner Auflöſung entgegenſinkt — es iſt die vor ſich gehende Schöpfung. Wenn einſt ein beſtändiger Frühling käme, die Blume immer Blume bliebe, die Frucht nie reifte, das Laub nie vom Baume fiele — wenn immer und immer dieſer von Poeten jetzt ſo brünſtig beſungene, von allen ſo heiß geliebte Frühling beſtünde, dann wäre es Zeit für die Menſchen zu verzweifeln, denn dann wäre die Weltſchöpfung vollendet, und Gott hätte ſein Werk aus der Hand gelegt, wie ein Kind das Spielzeug, an dem es keine Freude mehr hat.

Und wenn das geſchähe, dann etwa käme die Herrſchaft des Zufalls. Und wenn der Zufall herrſchte, dann ſähe es anders aus als heute, dann würde unſer aſtronomiſcher Kalender bald nicht mehr ſtimmen, die Sonne würde im Weſten aufgehen oder im Norden, und die Sterne würden planlos umherirren im Himmelsraume, ſich verlaufen, oder einander zu Schanden ſtoßen. Auf Erden würden die Meere gegen Himmel gießen, und die Dünſte in Flammen brennen. Das Blut in den Adern der Tiere würde ſtocken oder im Fieber die Gefäße ſprengen, des Menſchen Gehirn würde in grenzenloſer Verwirrung Vorſtellungen hegen, ſo unerhört und ungeheuerlich, wie ſie noch kein Wahnſinniger geſehen.

Und alles das, weil der Herr ſein Werk aus der Hand gelegt hat und ſich nicht mehr drum kümmert.

Einmal bin ich gefragt worden, ob mich nicht manchmal gegen Gott, deſſen Exiſtenz ich glaube, ein heiliger Zorn erfaſſe, wenn er mir Krankheit, ſchlechtgeſinnte Menſchen und allerhand anderes Leid an den Hals lege? Zum Zorne ſehe ich da wohl keinen Grund. Angenommen, ich ſei an all den Widerwärtigkeiten unſchuldig, was ſehr die Frage iſt, empfinde ich es wie eine gütige Vatersführung, daß er mich leiden läßt; denn dieſe Art von Leiden macht den Menſchen nicht ſchlechter, es vergeiſtigt ihn, adelt ihn, verſöhnt ihn mit der Kürze des Lebens, mit dem drohenden Tode, iſt ein überaus heilſames Gegengewicht gegen die brutalen Sinnesforderungen des Körpers. Ich möchte es nicht gerne wiſſen, wie dem, der alle Freuden der Erde ungeſtört genießen kann, zu Mute iſt, wenn der Tod anhebt, bei ihm ſeine Viſitkarten abzugeben. Unſereiner kann dieſe Viſitkarten mit ziemlicher Gelaſſenheit annehmen, man wird anfangs wohl melden laſſen: Wenn ich bitten darf, ein anderes Mal, heute bin ich ſtark beſchäftigt; aber ſchließlich, wenn er ſich nicht abweiſen läßt, ſo wird man ſagen: In Gottes Namen, er ſoll eintreten, ich bin bereit.

Ein anderes Mal ſagt jemand: Wer an einen Gott glaubt, der beleidigt ihn damit. Denn dann kann es nur ein höchſt ungerechter und ungeſchickter Gott ſein — bei dem endloſen Meer von Unrecht und Elend, das in ſeiner Welt waltet. Darauf denke ich mir ſo: Warum iſt uns das Unrecht und Elend ſo empfindlich? Weil es eine

Ausnahme iſt. Würde es eine Regel ſein, ſo wären wir's gewohnt. Nach meiner Meinung kommt auf Erden unvergleichlich viel mehr Gerechtigkeit und Glück vor, als das Gegenteil; ein Geſchlecht, das dafür ein Auge hat, wird es wahrnehmen; ein anderes Geſchlecht, das nur ausſchaut, um Unrecht und Elend nachzuweiſen, wird darob den beſſeren Teil, die Freude, den Sieg des Guten überſehen. So weit ich ſchauen kann, ſehe ich der Schuld die Sühne folgen. Und wo die Sühne ſich nicht äußerlich vollzieht, dort hält ſie im Inneren des Schuldigen ein unheimliches Gericht. Der Ungerechte, der Bedrücker und Betrüger wird die ſchwere Menge genießen von den ſogenannten irdiſchen Freuden, aber befriedigt und herzensfroh wird er nicht ſein. Iſt ſchon ſein und ſeiner Zeit Gewiſſen ſo ſtumpf geworden, daß er keine Anklagen rufen hört durch ſeine öde Seele, ſo kann er gewiß auch keine innere Beſeligung, keine Harmonie und Erhebung finden. Dumpf und ſtumpf vegetiert er dahin, und kommen die Prüfungen, dann bricht er zuſammen in Verzweiflung. Beſſer hat's der, der ſich beſcheidet und lieber Unrecht leidet, als thut — er hat nichts zu fürchten. Er hat ſich eine ideale Welt gebaut und ſie iſt unzerſtörbar. Dieſe Einrichtung, daß der Ungerechte einem großen Elende entgegengeht, der Gerechte aber den Frieden des Herzens findet, iſt der beſte Beweis für die Exiſtenz eines weiſen Gottes.

Natürlich werden ſie nicht müde einzuwenden: Ja, wenn Gott ſo weiſe iſt, weshalb läßt er denn überhaupt ein Unrecht zu, das erſtens dem ſchadet, an dem es verübt wird, und zweitens auch dem, der es begeht? — Dieſer Einwand iſt überaus ſchlagend. Der weiſe Gott könnte ihn wohl entkräften, der beſchränkte Menſchenverſtand muß hier ſchweigen. Wenn dieſer Menſchenverſtand auch zu ſagen beliebt: das Unrecht müſſe geſchehen, weil dieſes Jammerthal ein Ort der Reinigung ſei, ſo ſagt er damit nichts, denn man wird ihm entgegnen: Wozu ein Jammerthal? Wozu die Notwendigkeit einer Reinigung? Dem müßte ein weiſer Gott-Schöpfer ſchon in allem Anfange vorgebeugt haben.

Ich denke menſchlich, und da dünkt mir zu einem vollendeten Glücke ein Gegenſatz nötig — das Übel. Soweit ich und andere die Menſchen kenne, vermögen ſie nichts weniger zu ertragen, als eine Reihe von ſchönen Tagen. — Nun gut, man bekehrt mit ſolchen Gedanken keinen Atheiſten, das will man auch gar nicht, die bekehrt der Herr ſchon ſelber, wenn's an der Zeit iſt, und es nicht etwa notwendig Atheiſten geben muß. Man legt mit ſolchen Gedanken nur einen perſönlichen Standpunkt klar, der theoretiſch anfechtbar ſein mag, thatſächlich aber doch der ſicherſte Hort für Ergebung und Zufriedenheit iſt. Das Eine nur: Iſt das Unglück notwendig, um den Gegenſatz, das Glück, um ſo mehr leuchten zu laſſen, dann muß der Glückliche mit dem Unglücklichen doppelt nachſichtig und gütig ſein, denn dieſem verdankt er ja ſeinen Vorteil.

Wir leſen, daß Gott Vater, der Schöpfer Himmels und der Erde, den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde gemacht habe. Und wir haben durch die Weltgeſchichte erfahren, daß hinwiederum der Menſch ſich ſeinen Gott nach des Menſchen Ebenbild vorſtellt. Durch das letztere verliert Gott ſehr weſentlich an Anſehen und Achtung, denn wie es mit den Menſchen beſtellt iſt, das wiſſen wir recht gut.

Ferner haben die orthodoxen Kirchen durch ihre Deuteleien und Engherzigkeiten die Größe Gottes in Mißkredit gebracht, auch ein Grund, weshalb der moderne Menſch von Gott nichts wiſſen mag, weshalb er ſich vor dem Worte „Gott“ faſt ebenſo lebhaft bekreuzt, als man's im Mittelalter vor dem Worte „Teufel“ gethan hat. Allerhand andere Bezeichnungen hat man aufgebracht: Weltgeiſt, Kraft. Naturgeſetz, Unendlichkeit und dergleichen. Es kommt ſo ziemlich auf dasſelbe hinaus, die Leute empfinden darin ungefähr das Richtige, das Undenkbare, Unfaßbare, Allregierende. Nur darf es nicht Gott heißen, weil damit allſogleich eine Perſönlichkeit vor Augen treten würde, etwa ein ſchöner würdiger Menſchengreis mit weißem Haar und Bart, und weil mit einer ſolchen Vorſtellung von Gott die moderne Vernunft nicht auskommen zu können meint.

Die Naturwiſſenſchaft ſpricht als vom Urgrunde alles Lebens von einer Urzelle. Auch das iſt ein Glaube, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer Glaube in einem Zellengefängniſſe ſitzt, während der unſere frei durch alle Himmel fliegt. Die Urzelle iſt jenes Verwalters Samenkorn, aus welchem freilich leicht ein Halm entſteht, das aber ohne Halm nicht hervorgebracht werden kann. Vor Zeiten iſt ein heißer Streit entbrannt darüber, was früher vorhanden geweſen war, die Henne oder das Ei. Die Henne, ſagte der eine, denn ſonſt hätte das Ei nicht gelegt werden können; das Ei, meinte der andere, denn ſonſt hätte die Henne nicht ausſchlüpfen können. Mit ihrer Urzelle ſtehen ſie auf demſelben Fleck. Wenn ich ein Mann der Naturwiſſenſchaft wäre, ich würde vielleicht folgendes ſagen: Die natürliche Entſtehung alles organiſchen Lebens kommt wahrſcheinlich von einer Urzelle her. Hinter derſelben ſteht ſicherlich die Gottheit. Es wäre nicht „wiſſenſchaftlich“ geſprochen, aber in Gottes Namen, ich würde es wagen ſo zu reden, und zwar aus Rückſicht für die Wiſſenſchaft ſelbſt, deren Verhältnis zu anderen Reichen und Mächten des menſchlichen Geiſtes damit gebührende Andeutung fände.

Und wenn dann der naive ſinnliche Menſch ſich einen guten alten Herrn vorſtellt, der die Urzelle baut und den Adam erſchafft, wäre denn das Unglück ſo groß? Und wenn dieſer allmächtige, unſterbliche alte Herr der Urzelle väterlich wartet, und ſie begleitet von Entwickelung zu Entwickelung, bis ein Weſen daraus hervorgeht, das dem Schöpfer ähnlich iſt — wäre denn der Unſinn ſo groß? Trachtet in der Natur nicht alles Lebeweſen zur Vollkommenheit, auf daß es in dieſer Vollkommenheit wieder dem Erzeuger ähnlich ſei? Die Menſchheit iſt ja jetzt daran, durch außerordentliche Reformen gleichſam eine neue Welt zu erſchaffen Wie ſoll ſie Zuverſicht haben, das zu können, wenn ſie ſich nicht auf einen Vater berufen will, der das Welterſchaffen verſtanden hat?

Viele werden unwirſch, einen weſentlichen Gott-Schöpfer glauben zu ſollen, ohne ihn je geſehen zu haben ohne von ſeiner Exiſtenz näheres zu wiſſen, ohne ſeine Lebensgeſchichte zu kennen und ſeine Abſichten zu begreifen. Das iſt für den wißbegierigen modernen Menſchen unerträglich und darum wirft er am liebſten den ganzen Gott über Bord. Aber ich frage ſolche, wiſſen ſie denn von der Menſchheit, von ſich ſelbſt viel mehr? Können ſie ſich Rechenſchaft geben von dem Kerne ihres eigenen Seins, woher ſie kamen, wohin ſie gehen, was ſie bedeuten? Sie ſind ſich ſelbſt ein kaum geringeres Geheimnis, als es ihnen Gott iſt. Sollen ſie deshalb annehmen, daß ſie nicht exiſtieren?

Gott iſt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Nun giebt es Leute, die behaupten, ſie könnten ſich die Ewigkeit nicht vorſtellen. Das glaube ich, allein ich kann mir das Gegenteil noch viel weniger vorſtellen. Ich kann mir nie und nimmer denken, daß Zeit oder Raum eine Grenze hätte. Denn was wäre hinter der Grenze einer gewiſſen Zeit? Wieder eine Zeit, und hinter dieſer wieder eine, und ſo immerfort. Und beim Himmelsraume iſt es auch ſo, wenn er irgendwo eine Grenze hat, was ſoll hinter derſelben ſein, als wieder ein anderer Raum, und immer ſo fort. Der Drang, ſich die Unendlichkeit vorzuſtellen, könnte einen wahnſinnig machen, ſie iſt ganz unfaßbar. Und doch wird niemand leugnen wollen, daß die Unendlichkeit beſteht. Und wenn ſpitzfindige Philoſophen geſagt haben, Zeit und Raum ſeien in Wirklichkeit gar nicht vorhanden, ſeien nur eine Vorſtellung im Menſchengehirn, ſo haben ſie damit einen Unſinn geſagt, der ſo groß iſt, daß kein gewöhnlicher Menſch ihn nachzudenken vermag. Wie ſoll es denn ein Gehirn geben, wenn kein Raum dafür vorhanden, wie das Innewerden einer Vorſtellung, wenn keine Zeit dazu da iſt! Mancher moderne Gelehrte iſt geneigt, jede noch ſo große Thorheit lieber zu ſagen, als daß er mit einem Worte die Exiſtenz Gottes zugäbe.

Ich glaube an Gott Vater, den Weltſchöpfer, ſo wie er mir im erſten Buche Moſes und in anderen uralten Überlieferungen ſinnbildlich dargeſtellt erſcheint. Wäre es aber nicht aufgeſchrieben und nicht gelehrt, was dann?

Würde ich ihn auch dann noch glauben? Nach meiner Empfindung möchte ich es mit Ja beantworten.

In einer Hütte der Sölkeralpen lebte ein Knabe. Seine Eltern waren Holzleute und kümmerten ſich nicht um ihn, er verpflegte ihre Ziegen. lebte bei den Tieren ſo dahin, und hörte nichts von Gott und Welt. Er empfand die Sonnenwärme und die Kälte und den Hunger kaum anders wie ein Tier, wenigſtens nahm er alles ſo gleichmütig und ſcheinbar gedankenlos hin. Da war einmal ein ſehr fruchtbarer Sommer; lauer Regen des Frühjahres hatte viel Futter gebracht auf den Matten und die heiße Sonne des Sommers hatte die Kräuter mit ſüßen Würzen gefüllt. Die Ziegen hatten noch nie eine ſo fette wohlſchmeckende Milch gegeben, als in dieſem Sommer. Eines Morgens füllte der Knabe eine flache Thonſchüſſel mit ſolch guter Milch und ſtellte ſie auf das Dach der Hütte und ließ ſie dort ſtehen, bis ſie verdunſtet war. Ein nachbarlicher Halter, der das merkte, that an den Knaben die Frage, weshalb er ſolchermaßen Milch verſchwende auf dem Dach? Da antwortete der Knabe: „Die Sonne ſoll ſie trinken. Die Sonne iſt ſo warm und hat ein ſo gutes Futter gemacht. Die Sonne iſt brav. Die Sonne ſoll Milch trinken.“

So brachte der einfältige Junge ein Gottesopfer, und er hatte kaum jemals gehört, daß es einen Gott gebe, noch weniger, daß es etwa die Sonne ſei. Und das war eines der edleren Opfer, nicht aus Furcht erzwungen, noch aus bittendem Anlaß vollbracht, ſondern aus Dankbarkeit. Wilde Völker, ſo ſagt man, beten zu ihren ebenſo wilden Göttern aus Angſt vor deren Gewalt, beten um Schonung. Menſchen mit angelebter oder anererbter Gemütsbildung beten zu Gott aus Liebe; ſie haben ein Herzensbedürfnis, dankbar zu ſein für das Gute, welches ſie in der Welt Gottes genießen. Die bethätigte Dankbarkeit erfüllt ſie mit Beſeligung und je mehr ſie ſich mit dem gütigen ſchönen Ideale ihrer Gottheit abgeben, um ſo mehr werden ſie ihm ähnlich. Das ihm Zuſtreben, ihm Nahekommen, darauf wird es abgeſehen ſein. Und die Sache iſt im Grunde die: der Menſch ſchafft ſich ein ideales, immer edleres Anbild ſeiner ſelbſt, nennt es Gott und ſtrebt ihm zu. So klimmt er gleichſam auf einer Strickleiter, deren vorderen Teil er immer höher und höher die rauhe Felswand hinanwirft, dem Himmel der Vollkommenheit zu. Wer aber hat ihn gelehrt, ſo zu thun? Doch wohl der, welcher den Weſen die Kraft und den Geiſt der Entwickelung ins Herz gelegt hat, der Vater Gott, der in aller Ewigkeit die Welt erſchaffen hat und ſie in alle Ewigkeit erſchaffen wird.

Und an Jeſum Chriſtum, ſeinen eingebornen Sohn unſern Herrn.

Einſt kam aus fernen nordiſchen Landen ein Fremder gereiſt. Da war es, als er im Bergland wanderte, daß er eines Tages heftig erſchrak über etwas, das ſeine Augen ſahen. Plötzlich vor ihm auf einem Baumpfahl hing ein Menſch. Er war faſt nackt, ſeine Arme waren ausgeſpannt und mit eiſernen Nägeln ans Holz geheftet, ſo auch die Füße. An der rechten Seite hatte er eine tiefe Wunde und er war leblos. Raſch eilte der Fremde an dem grauenhaften Bilde vorüber, das an der Straße ſtand. Doch er ging nicht lange, ſo kam er zu einer zweiten Erſcheinung.

die der erſten ähnlich war. Auch hier an einer Brücke hing wieder ein Menſch ſo an den Pfahl geheftet. Und weiter unten, wo das Dorf anhub, noch einer, und dort, wo die Begräbnisſtätte der Toten war, hingen ſie zahllos gepfählt, wie als ob der grauſamſte Feind in der Gegend gewütet hätte. Die Leute aber gingen gleichgiltig an den gewürgten Geſtalten vorüber. Da fragte der Fremde einen Mann mit weißen Haaren, was die vielen Gemordeten zu bedeuten hätten, die man in dieſer Gegend allerorts auf Baumpfählen hängen ſehe?

Hierauf antwortete der Greis: „Woher kommt Ihr, o fremder Mann, daß Ihr das Kreuz nicht kennt? Wiſſet, nicht in dieſer Gegend allein findet Ihr das Bild, in allen fünf Weltteilen iſt es aufgerichtet, es müßte denn ſein, daß im hohen Norden, wo eine einzige Nacht Monde lang währt, die Botſchaft noch nicht heimiſch iſt. Es ſind auch nicht verſchiedene Perſonen, deren Bild am Pfahle hängt, es iſt das Bild eines Einzigen — ja wahrhaft, eines Einzigen im Himmel und auf Erden.“

Als der Greis alſo geſprochen, bat der Fremde, daß er ihm etwas von dieſem Einzigen erzähle, denn er könne es nicht begreifen.

„Wir alle, mein Sohn, wir alle können es nicht begreifen,“ ſagte der Greis. „Es ſind Mächtige geweſen und Angeſehene, die in berückenden Worten den Himmel auf Erden verkündet, und die Völker haben trotzdem ihre Lehre nicht angenommen. Anders bei dieſem Einzigen. Hört mich an. Vor faſt zweitauſend Jahren lebte im Morgenland ein armer Rabbi. Er wanderte im heißen Lande mühevoll umher und predigte ſeinem Volke eine neue Lehre.

Andere Propheten hatten geſagt: Wirf nieder die Feinde deines Volkes, nimm ihr Land, mach ihren Fleiß und ihren Schweiß dir zu Nutzen, herrſche auf Erden! — Der Rabbi aber ſagte: Wir alle ſind Kinder eines Vaters, unſer Reich iſt nicht von dieſer Welt. Unſer irdiſches Los iſt Entſagung und Geduld, erſt im Reiche der Unſterblichkeit, in der Heimat beim Vater können wir ſelig ſein. — Andere Propheten hatten geſagt: Liebe dich und werde ſtark; den Gegner haſſe Aug' um Aug', Zahn um Zahn! — Der Rabbi ſagte: Liebe deine Feinde, thue Gutes denen, die dich haſſen. — Und als der arme Wanderprediger alſo die ſeltſame Lehre von der Entſagung und Menſchenliebe an vielen Orten verkündet hatte, was geſchah? Was glaubt Ihr, das geſchehen iſt?"

Der Fremde antwortete: „Sie werden ihn wie einen Narren verlacht und ſich dann gleichgiltig von ihm abgewendet haben."

„So geſchah es nicht," ſagte der Greis. „Man hat ſeine Lehre von der Sanftmut und Güte für ſtaatsgefährlich erklärt, man hat ihn zum Tode verurteilt und durch die Kreuzigung hingerichtet, wie Ihr es an den Standbildern dargeſtellt ſeht."

„Ja, war," ſo rief der Fremde nun aus, „war denn überhaupt an die Möglichkeit zu denken, daß die von Natur ſo geſund ſelbſtſüchtig gearteten Menſchen dieſe reine Knechtes- und Selbſtverneinungslehre je annehmen würden?"

„Sie haben ihn doch getötet," ſagte der Greis. „Man wird wohl gefürchtet haben, daß eine ſolche Lehre, wenn ſie um ſich griffe, die Reiche und die Völker und die Familien zerſetzen und auflöſen müßte. Anſtatt deſſen hat das Evangelium des Rabbi die Familie geadelt, die Völker geſittet und erzogen, die Reiche geſtärkt.

„Hat ſie ſich denn wirklich verbreitet, dieſe einfältige Lehre?“ fragte der Fremde aus dem hohen Norden.

„Sie hat ſich verbreitet vom Orient zum Occident, ſie hat eine neue Menſchenkultur geſchaffen und eine neue Weltgeſchichte. Die kindliche Lehre des armen Nazareners, die nichts als Armut und Demut predigte, ſie hat geſiegt über die brutalen Geſetze, ſie iſt die herrſchende Religion der Welt geworden. Seit die Menſchen Geſchichte machen und ſchreiben, ſteht dieſe Erſcheinung einzig da. Eine Knechteslehre iſt es nicht, denn ſie macht den Menſchen zum Herrn ſeiner ſelbſt, und eine Selbſtverneinungslehre iſt es auch nicht, denn ſie macht den Menſchen ewig.“

Der Fremde ſtand lange vor einem der Kreuze und ſchüttelte das Haupt. Dieſes Zeichen, welches den heißen Menſchenherzen die ſchwerſte Buße gebracht hat, wird am höchſten geehrt auf der Welt. Wie kommt das?

Ja, wie kommt das, du Fremdling? Es kommt davon, weil man geſehen hat, daß die Opferfreudigkeit für andere zum höchſten Segen für den einzelnen wie für alle werden kann, daß der Opfertod des einzelnen tauſend Leben erzeugt, daß die Menſchheit nicht durch den Egoismus des einzelnen beſteht, ſondern durch ſeine ſelbſtloſe Liebe zu anderen.

Man nennt das eine göttliche Lehre. Und warum, weil es eine menſchliche nicht ſein kann. Die Menſchen haben vorher tauſende von Jahren gelebt und haben alle denkbaren Satzungen aufgeſtellt und haben alles Mögliche verſucht, um dieſes Geſchlecht zu heben. Aber ſie waren zu ſehr Menſchen, jeder hat im Haß bei anderen angefangen und in der Liebe bei ſich ſelber; jeder hat die Laſter der andern getadelt und ſeine eigenen gehätſchelt; jeder hat die Buße den anderen gepredigt, ſich ſelber aber dem Genuſſe ergeben. — Da kam dieſer einzige und hat gezeigt, was Liebe iſt und wie man ſich willig ſelber opfert für die Mitmenſchen. Das war nicht mehr menſchlich, das war göttlich groß. Und dann hat man dieſen Einzigen den göttlichen genannt, den Gottesſohn.

Sind wir als Geſchöpfe Gottes gleichwohl alle Gottesſöhne — ſo nahe ſteht dem Größten doch keiner, ſo ähnlich iſt ihm keiner, als Jeſus. Denn ſeine Lehre iſt die ſchöpferiſche, welterhaltende, menſchenadelnde, ſeelenreinigende, ſeligmachende Lehre. Sie erſtreckt ſich weit über die irdiſchen Angelegenheiten hinaus, ſie ruft die Toten wach und erſchafft aus ihnen Unſterbliche.

Unter den Milliarden von Gotteskindern hat der Herr keinen, der ihm ſo ähnlich wäre, als der Sohn des armen Handwerkerpaares aus Galiläa. Darum iſt es ſein Einziger, ſein Eingeborener.

Dieſer eingeborene Sohn Gottes macht uns ſelig, giebt uns ewiges Leben, verlangt aber von uns *eines* — daß wir an ihn glauben. Durch ſeine Lehre und ſein Beiſpiel können wir gut und heilig werden, *ſelig* aber nur, wenn wir an ihn glauben. Wir brauchen nicht den vom Himmel gekommenen Gottesſohn in ihm zu ſehen und können doch ſeinen Geboten nachleben und das Chriſtentum erfüllen. Allein, um ſelig zu werden, iſt das zu wenig. Nur wer in ihm den perſönlichen ewigen allmächtigen Gott ſieht, der den Tod überwindet und ſeine Nachfolger in den

Himmel führt, nur der wird ſelig und er iſt es ſchon. In dieſem Glauben iſt er's ſchon, darin liegt es. In ſolcher Vorſtellung erleben wir's ja eben. Giebt es überhaupt ein anderes Leben im menſchlichen Sinne, als im Bewußtſein desſelben, in der Vorſtellung, daß wir leben, ſehen, hören, fühlen? Ob dieſe Vorſtellung durch grobſinnliche, durch reale Dinge veranlaßt wird, oder durch ideale Keime, das iſt im Grunde eins. Wenn wir nur ſehen, hören, fühlen, ſei es mit dem leiblichen oder mit dem geiſtigen Auge — wir leben, und das iſt's, was wir wollen. Ich habe mir oft gedacht, daß die Güter, die wir uns einbilden, eigentlich weitaus weſentlicher ſind, als die, welche thatſächlich beſtehen. Dieſe letzteren können durch allerlei Zufälle in jedem Augenblicke leicht zerſtört werden, die eingebildeten Güter, die der Vorſtellung, der Erinnerung, der Erwartung leben beſtändig und unzerſtörbar in unſerem Gehirn, ſo lange, bis dieſes ſelbſt zerfällt. Darum ſchmäht mir das Ideal nicht! Es iſt ein realer Wert in ſeiner Art, es iſt ein Beſitztum und es iſt ein Erlebnis. Und wenn Jeſus uns ſagt: Ich bin die Auferſtehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird ſelig! — und wir glauben an ihn, ſo ſind wir ſchon vorweg ſelig in der Erwartung der ewigen Seligkeit. Und kein Geld und kein Gut, keine Ehre und keine Luſt kann uns in dieſer Welt ſchon ſo unzerſtörbar froh, ſo ſelig machen, als der Glaube an Jeſus, den Chriſtus.

Im ſteiriſchen Oberlande lebte ein Bauersmann, dem man den Spitznamen: Der Zweiſpanige gegeben. Dieſen Namen hatte er ſich durch ſeine Sonderlingsart verdient. Er war ein wohlhabender Grundbeſitzer, hatte Familie, ein großes Geſinde und zahlreiche Freunde, und dennoch ſah man ihn faſt nie in Geſellſchaft. Immer ging er allein umher, und doch nicht allein. Wenn er des Weges ſchritt, nahm er ſtets das ſchlechtere, holperige oder naſſe Geleiſe und ſo, daß zu ſeiner rechten Seite der gute Teil des Weges frei blieb, gleichſam für einen Weggenoſſen, den er ehren wolle. Und doch ſah man nie jemanden an ſeiner Seite wandeln. Kehrte er in einem Wirtshauſe zu, ſo ließ er ſtets ein Glas Wein für ſich bringen, und ein zweites für einen anderen, den man nicht ſah. Dieſes zweite mußte auf einer Blechtaſſe oder auf einem weißen Teller aufgetiſcht werden, wie es auf dem Lande bei vornehmen Gäſten der Brauch iſt. Als der Bauer ſeinen Wein ausgetrunken hatte, pflegte er die beiden Gläſer ohne weiteres zu zahlen und zu ſagen, wenn ein durſtiger Menſch vorhanden wäre, ſo möge er das Glas Wein auf der Taſſe austrinken. Zu Hauſe ließ er bei jeder Mahlzeit auf den Ehrenplatz unter dem Hausaltare ein beſonderes Gedeck auftragen, das beſtand aus weißem Porzellan und aus Silberbeſteck, es mußte immer blank und rein ſein. Der große Tiſch war wohl beſetzt, der Hausvater ſaß an ſeinem Platze, ihm zur Rechten aber, wo das feine Zeug war, blieb der Platz leer. Und doch benahm der Bauer ſich gar ehrerbietig gegen dieſe Seite hin, als ob ein hoher Herr dort ſäße. Nach Tiſche wurde mit demſelben Gedecke irgend ein Armer geſpeiſt.

Wegen ſolcher Genoſſenſchaft mit einem Unſichtbaren hatte man ihn den „Zweiſpanigen“ genannt. Wurde er befragt, was denn ſolches bedeute, ſo antwortete er darauf, nicht oder nur mit den dunklen Worten: Er iſt ja da. —

Man wußte nun wohl, wen er meinte. Den Herrn Jeſus. Ihm zu Lieb und Ehr ging der Mann den ſchlechteren Weg, ihm zu Lieb und Ehr ließ er bei Tiſche decken, und wenn er bei der Arbeit war oder bei einer Ergötzlichkeit, immer war er ſtill, wohlgemut und benahm ſich ſo, als ſei er in Geſellſchaft mit einem zweiten, Vornehmen, den man aber niemals ſah. Noch nicht in hohem Alter, erkrankte der Mann zum Sterben. Da mußte neben ſeinem Bette ein Seſſel ſtehen, und nun legte er ſeinen Arm ſo hin, als ob er jemanden an der Hand halte und er führte leiſe Geſpräche mit dem Unſichtbaren, der auf dem Seſſel ſaß. Als er geſtorben war, wagte niemand den Seſſel vom Bette zu rücken. Dann fügte es ſich, daß ſein Grab auf dem Kirchhofe in der Nähe eines Grabmales war, einer weißen Marmorgeſtalt, den guten Hirten darſtellend. Und als ſie den Sarg des Bauern in die dunkle Tiefe ſenkten, da fiel es mir, der ich dabei ſtand, auf, wie die von der Sonne hellbeſchienene Geſtalt des guten Hirten ein ſchönes, weißes Licht hinabſandte ins offene Grab.

Und dieſer Bauersmann war einer von denen, die ſchon auf Erden ſelig ſind im Glauben an Jeſus, den Chriſtus. —

Im Laufe der Zeiten haben ſich unzählige Propheten und Lehren gegen das Chriſtentum erhoben. Alle ſchmeichelten der menſchlichen Natur, und doch iſt keine dieſer Lehren ſiegreich geworden. Das Chriſtentum hat ein neues Leid auf die Welt gebracht. Das Mitleid. Doch mit dieſem neuen Leide heilt es tauſendfältig altes. Durch dieſes neue Leid hat es geſiegt. Ja, geſiegt, denn unſere Völkerkultur iſt die chriſtliche. Freilich wohl giebt es Gleichgiltige, Abtrünnige und Bösartige, es giebt heidniſche Sitten und materialiſtiſche Strömungen groß und mächtig, es giebt Ungerechtigkeit und Frevel, oft zum Verzagtwerden. Und doch waltet der Geiſt des Chriſtentums. Er waltet im Geſetze und in der Abſicht und im Gemüte. Und mancher, der ſich dagegen ſträubt, iſt darin befangen. Wird ſchon von vielen die Gottesliebe geleugnet, die Nächſtenliebe als Grundſatz bleibt aufrecht und gilt als oberſtes Sittengeſetz. Und dem Feinde zu verzeihen gilt als groß und heldenhaft. Feindesliebe wird nur darum ſo ſelten geübt, weil ſie ſo ſchwer, ſo übermenſchlich iſt.

Da iſt vor einigen Jahren in Deutſchland ein moderner Feuergeiſt dahergekommen und der hat folgendes geſagt: Was bisher Tugend geheißen, die Selbſtbeſcheidung, die freiwillige Armut, die Demut, die Nächſtenliebe, das iſt nichts als Schwäche, Degenerierung, Fehler, in letzter Linie Sünde, weil ſie das Menſchengeſchlecht heruntergebracht und die Erbärmlichkeit zum Vorbild erhoben hat. Die einzige und wahre Tugend iſt der geſunde Egoismus, die That des Starken. Der Starke muß den Schwachen vernichten, damit die Schwäche ausgerottet werde. Der Herrſchergeiſt muß die Knechteſeelen unterjochen, damit die niedrige Banalität nicht ſieghaft werde. Der Starke, Rückſichtsloſe und Brutale allein verdient Herr zu ſein, er iſt der Übermenſch, der Gottmenſch! — Dieſe Lehre eines geiſtreichen Denkers war in blendend ſchöner Sprache geſchrieben und man hätte meinen können, bei der Neigung unſeres jüngern Geſchlechtes zur Roheit, Kraftmeierei und zu Kriegsfahrten müßten ſolche Grundſätze Funken in ein Pulverfaß ſein. Man hat thatſächlich mit großem Intereſſe über den neuen Propheten geſprochen und geſchrieben, aber eine Gemeinde von Übermenſchen hat ſich nicht gebildet. Es wäre das auch nicht möglich, denn auf ein Gemeinſames iſt die Lehre gar nicht angelegt, denn immer müßte der Stärkere den Schwächeren vernichten, bis von den zwei übriggebliebenen letzten Starken der Stärkere den anderen totſchlägt. — Das Chriſtentum hat in den Völkern zu tiefe Wurzeln gefaßt, als daß man über eine ſolche „Offenbarung“ nicht ruhig zur Tagesordnung hätte übergehen können. Und ſo iſt dieſe Lehre zum Spiele müßiger Geiſter geworden, die wohl gerne möchten, aber nicht können.

Ein anderer, ein ruſſiſcher Prophet, hat in neueſter Zeit das Gegenteil von der eben angedeuteten Herkulesreligion verkündet. Der ſagt: Nicht der Naturkräftige, Mächtige, Rückſichtsloſe iſt ſtark, ſondern der Nachgebende, Sichfügende, Nichtwiderſtrebende, der Geduldige und Demütige. Ein Feind wird nicht beſiegt, indem man ihn bekämpft, denn da ſammelt und rüſtet er ſich immer noch mehr als Feind und gefährdet den ſich wehrenden Gegner immer aufs neue und ruht nicht, bis er dieſen zu Grunde gerichtet hat, falls er nicht ſelber zu Grunde gerichtet wird, ſo daß es auf keine Weiſe ohne Verbrechen abgeht. Wer aber ſeinem Feinde nicht widerſtrebt, der benimmt ihm die Spannkraft, er wird manches zu erdulden und zu leiden haben, doch er wird nicht in Gefahr ſtehen, im Kampfe vernichtet zu werden, er wird den Feind entwaffnet haben und ihn allmählich zum Freunde machen — kurz, er wird in ſeiner Weiſe ſiegen. Thatſächlich kann man im Leben überall beobachten, daß der Geduldige, Sichbeſcheidende zwar arm und gering dahinleben muß, daß er aber keine unmittelbaren Feinde hat, und daß er ziemlich unangefochten und anſtändig durchs Leben kommt. — Dieſe letztere Lehre iſt trotz der ſcheinbaren Schwäche, die ſie predigt, völkerſtärkend und kulturfördernd, während die erſtere völkerſchwächend und kulturvernichtend wäre.

Es iſt eine merkwürdige Erſcheinung, daß dieſe beiden Lehren, die vom Übermenſchen und die vom demütigen Knechte, zu gleicher Zeit aufgetreten und ſich gegenüber geſtanden ſind. Die letztere fand natürlich mehr Verſtändnis, denn ſie iſt das urſprüngliche Chriſtentum.

Man könnte ſagen, die Lehre vom Übermenſchen ſei eine ariſtokratiſche, die des Chriſtentums aber eine demokratiſche. Und doch, bei näherem Einblicke finden wir, daß erſtere den Ariſtokratismus bloß theoretiſch fördert, daß der Übermenſch die Menſchheit nicht ſtärken, ſondern ausrotten würde, während das Chriſtentum dem Ariſtokratismus praktiſch eine mächtige Stütze iſt. Denn eine Lehre, welche dem Volke Knechtſchaft und Verzichtleiſtung predigt, macht es den Starken und Eigennützigen leicht, es in Knechtſchaft zu erhalten, die Güter an ſich zu nehmen, und die Herren der Welt zu werden. Das ſcheint auch eine Schattenſeite des Chriſtentums zu ſein, man hat es in dieſem Sinne ſehr unchriſtlich ausgenützt und oft habe ich mir geſagt, daß Karl der Große, welcher die Völker mit Feuer und Schwert zum Chriſtentum bekehrt hat, nichts weniger als Chriſt geweſen iſt. Aber auch der ruſſiſche Kaiſer iſt es noch heute nicht, wenn er in ſeinem Reiche den Glaubenszwang aufrecht hält, und unſere Geſetzwalter ſind auch nicht chriſtlich, wenn ſie ſagen: Zur Aufrechthaltung der geſellſchaftlichen Ordnung müſſe das Volk in der Religion erhalten werden. Zum Satan, nein!

Nicht der geſellſchaftlichen Ordnung wegen, nicht des Vorteiles einzelner Perſonen oder Klaſſen oder Staaten wegen muß es Religion geben, ſondern darum, weil es ein Bedürfnis der Herzen iſt, weil es Gottes wegen iſt. Was hat ſich jener Prieſter gedacht, der mir ſalbungsvoll auseinanderſetzte, daß der öffentlichen Sicherheit wegen die Religion in den Maſſen unerläßlich ſei? Wenn der Prieſter ſelbſt Atheiſt iſt — und der Mann war in dieſem Falle einer — dann gute Nacht! — Es ſoll freilich nicht allzuſelten vorkommen, daß Prieſter ungläubig ſind, die Urſache mag teils darin liegen, daß ſie die religiöſen Verrichtungen zu handwerksmäßig auffaſſen, wodurch dieſelben den Geiſt verlieren, und daß ſie zu viel über das Dogmatiſche haben ſtudieren und denken müſſen, wodurch die Unmittelbarkeit des Herzensglaubens geſchädigt wird. Indes glaube ich doch immer noch zum Troſte, daß wir mehr Prieſter als Phariſäer haben.

Was die Ausbreitung anbelangt, von der oben die Rede war, ſo verdankt das Chriſtentum ſeine Ausbreitung nicht ſo ſehr der Gewalt, als vielmehr den Tugenden der Friedfertigkeit, der Sanftmut, der Opferwilligkeit und Bekenntnisfreudigkeit im Sinne der Apoſtel. Und daß die Menſchen ihr angenommenes Chriſtentum nicht abgeſchüttelt haben, obſchon es ihnen oft nur Unterdrückung und Armut gebracht hat, das beweiſt am beſten, wie tief dieſe Lehre in ihr Herz eingegangen war und wie reichlichen Erſatz für den Entgang irdiſcher Werte ſie in der chriſtlichen Verinnerlichung ihres Lebens, in ihrem Gemüte gefunden haben.

Der Kern der chriſtlichen Lehre iſt die Bergpredigt. Ein beiſpielloſes Monument. Sie iſt überaus vielfach und verſchiedenartig gedeutet worden. Ich habe nie beſonders darauf hingehört, ſondern das Evangeliumbuch genommen und mir die Auslegung ſelber gemacht. Meine Auffaſſung iſt recht einfach. — Selig ſind die Armen im Geiſte. Das verſtehe ich nicht ſo, als ob die geiſtig Beſchränkten ſelig wären, nein, im Geiſte ſind ſie ſelig, die Armen, die ſonſt nichts haben, in ihren Idealen und Vorſtellungen, in ihrem geiſtigen Leben, ſie haben den Himmel in ſich. Die Sanftmütigen ſind ſelig, denn ſie werden das Land beſitzen, ſie werden den Genuß der Schönheit des Landes haben, während die Sorge und Mühſal um dasſelbe denen zufällt, die ſich deſſen Herren nennen. Die Traurigen ſind ſelig denn ſie können nicht enttäuſcht werden, jeder ſanfte Lichtblick iſt ihnen zum Troſt, zur Freude, während die Vergnügten jeden Augenblick Gefahr laufen, betrübt zu werden oder, als an die Freude gewöhnt, im Unglücke der Verzweiflung anheimfallen. Die nach Gerechtigkeit ſich ſehnen, ſind ſelig, denn ſie finden in der Gerechtigkeit eine göttliche Bundesgenoſſenſchaft, ſie ſehen die Spur Gottes in dem, wie das Gute zum Siege und das Böſe zum Untergange kommt. Die Barmherzigen ſind ſelig, denn im Mitleide mit anderen finden ſie ihr beſſeres Selbſt, ſpüren die Zuſammengehörigkeit mit den Menſchen, fühlen ſich nicht allein, ſondern in gemeinſamer Hut mit allen. Selig ſind, die ihr Herz rein halten von irdiſchen Begierden, ihnen wird das Anbild Gottes, das ſie in der Seele tragen, nicht getrübt. Die Friedſamen ſind ſelig, denn kein Haß und keine Schuld beunruhigt ihr Herz, ſie ſind harmlos und froh wie die Kinder, die Gott an ſeiner Bruſt wiegt. Die ihrer Ideale wegen unſchuldig Verfolgten ſind ſelig, denn es iſt Seligkeit für das zu leiden, was man liebt und das Anbild wird uns immer noch teuerer, je mehr Anſtrengung die Feinde machen, es uns zu entreißen. Nicht ſie werden ſelig, ſagt Chriſtus von allen denen, vielmehr ſie ſind ſelig. — Denen Erkenntnis geworden, die ſollen offen bekennen, ſollen gleichſam das Salz der Erde und das Licht der Welt ſein, indem ſie ihre Überzeugung freimütig ausſprechen. Dann weiter: Sollſt aus Demut in verſchloſſener Kammer beten, aber auch vor den Leuten dich deſſen nicht ſchämen, alſo daß es ganz gleich iſt, wo du beteſt; immer und überall magſt du mit deinem Gott ſprechen, wann und wo dir dazu ums Herz iſt. — Ich bin, ſo ſagt er, nicht gekommen, die alten Geſetze aufzuheben, ſondern ſie zu erfüllen, aber nicht zu erfüllen nach dem toten Buchſtaben, ſondern nach dem lebendigen Geiſte. Nach dem Buchſtaben erfüllen es ja auch die Schriftgelehrten und Phariſäer, aber wenn ihr thut wie dieſe, werdet ihr nicht gerecht ſein und den Himmel niemals gewinnen. Die Schriftgelehrten ſagen: Du ſollſt nicht töten; ich ſage, du ſollſt nicht einmal zürnen. Wer zürnt und richtet, der wird ſelbſt gerichtet werden. Nichts nützen dir deine Opfergaben auf dem Altare, wenn du mit deinem Nächſten Feindſchaft haſt. Bei den Alten heißt es: du ſollſt nicht ehebrechen. Ich ſage, du ſollſt nicht einmal den Gedanken haben, die Ehe zu brechen. Schaut dein Auge begehrend nach der Frau des Nächſten, ſo blende dich, — beſſer dein Auge iſt verloren, als deine Ehrbarkeit. Streckt deine Hand ſich aus nach dem Gute des Nächſten, ſo haue ſie ab; beſſer deine Hand iſt hin, als deine Seele. Bei den Alten heißt es: du ſollſt nicht falſch ſchwören. Ich ſage, du ſollſt überhaupt nicht ſchwören bei Gott; ja oder nein, das ſei genug. Bei den Alten heißt es: Aug' um Auge, Zahn um Zahn; ich ſage, du ſollſt dich gar nicht widerſetzen, ſollſt alles geduldig leiden. Bei den Alten heißt es, haſſe deinen Feind; ich ſage, liebe deinen Feind, thue Gutes denen, die dich haſſen. So thut auch unſer Vater im Himmel den Menſchen, die ihm feindſelig ſind, werde ihm ähnlich. Die zu lieben, die dich lieben, das iſt leicht, dazu brauchen wir kein Geſetz, das thun auch die Gottloſen. Willſt du mir folgen, ſo trachte vollkommen zu werden.

So höre ich es, das Wort Jeſu in der Bergpredigt, die an Gewalt und Erhabenheit ihresgleichen nicht hat. Und alſo fährt ſie fort:

Thuſt du Gutes, ſo thue es nicht der Leute wegen, ſonſt haſt du keine Freude an deiner That. Selbſt das Beſte, was du gethan, verderben dir die Leute durch ihre Mißgunſt. Nicht einmal deine linke Hand ſoll es wiſſen, was die rechte thut, ſo geheim halte das gute Werk, dein Vater im Himmel ſieht es doch und wird es ſegnen, das heißt, dich ſtark und immer ſtärker machen, um endlich das Größte zu vollbringen. Wenn du beteſt, ſo mache nicht viel Geſchwätz. Ergieb dich in den Willen deſſen, der im Himmel iſt, ehre ſeinen Namen, ſuche ſein Reich. Bitte um Vergebung deiner Schuld, gelobe, daß du auch deinen Beleidigern verzeihſt. Bitte um die Stärke des Herzens gegen die Verſuchung der Welt und um die Erlöſung vor dem Böſen. — So ſollſt du beten. — Büßeſt du eine Sünde, ſo thue es nicht mit ſcheinheiliger Geberde, ſchmücke dich feſtlich, ſei heiter, damit die Leute dir nicht anſehen, daß du büßeſt. — Sorge und kümmere dich nicht zu ſehr um deinen täglichen Lebensunterhalt; dieſe Sorge verdirbt den meiſten Menſchen die kindlichen Freuden des Lebens und haben ſie ſich genug Lebensmittel zuſammengeſorgt, dann iſt der Tod da. Sammle nicht Schätze auf Erden, die vergänglich ſind; ſammle vielmehr Schätze zu deiner geiſtigen Vollkommenheit, hinterlege ſie beim Vater als Erbe für deine Nachkommen. Wo dein Schatz iſt, da iſt auch dein Herz, und es ſoll nicht an der Erde kleben, es ſoll bei deinem himmliſchen Vater ſein. — Biſt du der Erde, ſo kannſt du nicht des Himmels ſein, denn zweien Herren kann man nicht dienen. Arbeite für den Tag, bitte um das Brot für heute und trachte froh und heiter nach dem Reiche Gottes, nach dem Frieden des Herzens. Das Wort Gottes iſt deine einzige Leuchte, alles Licht der Welt iſt Finſternis. Richte nicht über andere, damit nicht du ſelbſt gerichtet werdeſt, denn wie du thuſt, ſo wird dir gethan werden. Beſſere dich zuerſt ſelbſt, dann verlange Beſſerung deines Nächſten. Gieb dein Beſtes nicht dem Schlechten hin, behalte dein Heiligſtes bei dir ſelber. Beſtrebe dich, dann wirſt du erlangen, bitte Gott, und er wird dir geben. Wenn dein Sohn dich um Brot bittet, ſo wirſt du ihm keinen Stein geben, um ſo mehr wird dein himmliſcher Vater auf dein Bitten dir geben, was dir frommt. Was du willſt, daß die Leute dir thun, das thue du ihnen, das iſt der Kern des Geſetzes. Der Weg zur Vollkommenheit iſt ſchmal und beſchwerlich, wenige gehen ihn. Hüte dich vor falſchen Lehrern, die ſchmeichelnd zu dir kommen, um deine Seele zu verführen; beurteile ſie nicht nach ihren Worten, ſondern nach ihren Werken. Zeigen ſie ſchlechte Werke, ſo ſind es ſchlechte Menſchen. Gott giebt den Himmel nicht dem, der ihm in Worten ſchmeichelt, ſondern dem, der ſeinen Willen befolgt. — Das iſt meine Lehre. Erfüllſt du ſie, ſo bauſt du dein Haus auf einen guten Grund, Stürme und Wäſſer werden es nicht zerſtören. —

Faſt ſchauerlich hallen dieſe Worte durch unſere Herzen, denn kaum einer von allen, die ſich Chriſten nennen, lebt ganz und gar nach dieſer Lehre. Ja noch mehr, die wenigſten der berufenen Lehrer verkünden ſie. Vor einiger Zeit hat in meinem Vaterlande ein klerikales Blatt, welches als Organ des Adels und des Großgrundbeſitzes gilt, die Thatſache zu widerlegen geſucht, daß das Chriſtentum die Religion der Armen und Unterdrückten iſt. Es ſei eine Religion für alle, für Arme und Reiche, für Knechte und Herren. Zum Beweis dafür führte das Blatt allerlei Ausſprüche von Kirchenlehrern und katholiſchen Schriftſtellern an, aber nicht einen einzigen Ausſpruch von Chriſtus ſelbſt. Das iſt bezeichnend. Freilich iſt das Chriſtentum eine Religion für alle, aber es will, daß unter dieſen allen nicht Reiche und nicht Herren ſeien, die auf Koſten der Armen genießen und herrſchen. Chriſtus predigt eine Obrigkeit, aber keine Unterdrücker, er läßt Habende gelten, wenn ſie gleichzeitig Gebende ſind, und mißmutig ruft er die Worte aus: Eher geht das Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel! Hingegen lädt er die Armen und Mühſeligen zu ſich, tröſtet die Verfolgten und Kreuztragenden, die Sünder, ehrt die Demütigen und Einfältigen und wird nicht müde zu ſagen, der Menſch verachte die irdiſchen Schätze und ſammle ſich himmliſche, er ſei ſo ſanftmütig, daß er auch noch die linke Wange hinhalte, wenn er auf der rechten geſchlagen worden. „Wer mich liebt, der verlaſſe alles, was er beſitzt, nehme das Kreuz auf ſich und folge mir nach.“ Ich frage, iſt das eine Religion im Sinne Reicher und Mächtiger?

Die Sozialdemokraten thun unklug, wenn ſie ſich vom Chriſtentume abwenden. Es giebt keine Lehre und kein Geſetz, welches ſo für die wirklichen Arbeiter und Unterdrückten einſtünde, als das Chriſtentum, das ſchon einmal das Joch der Sklaven gebrochen hat. — Allerdings, wenn die Sozialdemokraten nicht zufrieden ſind damit, daß ſie befreit werden und eine ſo menſchenwürdige Stellung erhalten, um ſich auch menſchlich vervollkommnen zu können, wenn ſie herrſchen wollen und andere unterdrücken, dann paßt für ſie das Chriſtentum freilich ſo wenig, wie für die Tyrannen. Das Chriſtentum kennt keinen Herrn im Sinne des rückſichtsloſen Gewalthabers. Selbſt Gott den Herrn nennt es Vater. Und alle Menſchen ſind Brüder.

Schon uralte Religionen des Orients haben die Brüderlichkeit und die Entſagung gepredigt; gewiß, auch in ihnen war der Geiſt Gottes, wenn auch nicht hinausleuchtend über die irdiſchen Tage. Sie wußten das ewige Leben noch nicht und ſo war das Verzichten auf die Werte des zeitlichen eine ſchwere Zummuung. Zu uns gekommen iſt die Wahrheit des Herzens, der Wille, tauſendfach erhöht durch den armen Wanderrabbi von Galiläa. Durch ihn iſt das Wort Fleiſch geworden, in ihm iſt die Lehre in Fleiſch und Blut übergegangen, er hat ſie gelebt, er hat gezeigt, wie man ſie leben muß, daß ſie zum Heile wird. Unſer Heiland iſt Jeſus.

Der empfangen iſt vom heiligen Geiſt, geboren aus Maria der Jungfrau.

Ich hatte einen Jugendfreund, der katholiſcher Theologe war. Mit dieſem lag ich in einem beſtändigen Streite, und der Streit pflanzte ſich fort in die Zeit, da der Freund ſchon wohlbeſtallter Pfarrer und ich — nach den Berichten klerikaler Zeitungen — ſchon ein ausgepichter Ketzer war. Wir ſtritten auch um das Dogma der Jungfrauſchaft Mariens. Der Geiſtliche hätte den Streit über dieſen Gegenſtand mit mir längſt abbrechen müſſen, oft geſtand er mir im Schweiße ſeines Angeſichtes, er ſolle ſich gar nicht einlaſſen, mit einem Gegner darüber zu ſprechen, er habe die Satzung nur von der Kanzel zu predigen, wo ihm niemand eine Einwendung machen könne, doch mit einem Antichriſten zu zanken, das ſei ihm eigentlich nicht erlaubt. Weil er aber doch einen Tropfen religiöſen Blutes, und wäre derſelbe auch nur von meinen Vorfahren ererbt, in mir wahrnahm, ſo hoffte er mich allmählich zu bekehren. Solange er redete, gelang ihm das nicht. Als er ſchwieg, als ich den ſtillen blaſſen Mann auf dem Totenbette liegen ſah, in ſeiner Hand ein Kruzifix, über ſeinem Haupte an der Wand das Bild der „Unbefleckten Empfängnis“ — da war ich ſo viel als bekehrt.

Eine Jungfrau kniet auf dem Schemel und betet ihr Abendgebet. Ihr Obergewand hat ſie von ſich gelegt, in Demut faltet ſie die Hände, voller Inbrunſt fleht ſie um den Erlöſer, den ihr Volk ſeit Jahrtauſenden vergeblich erwartet. Da ſteht plötzlich vor ihr ein Jüngling. Eine ſproſſende Lilie in der Hand tritt er hin vor die Jungfrau, grüßt ſie und bringt ihr die Botſchaft, daß ſie einen Sohn gebären werde. Sie antwortet voller Ruhe, das könne nicht geſchehen, weil ſie keinen Mann habe. Der Jüngling ſprach, der heilige Geiſt erſchaffe den Sohn und es werde der Sohn Gottes ſein. — So ſah ich's auf dem Bilde. Und darunter lag der tote Mann, der ein ſo beredter Verteidiger dieſes Glaubensartikels geweſen war. — Einſt hatte ich oft die Hände zuſammengeſchlagen und faſt mit Entrüſtung ausgerufen: Ja, warum denn das? Es iſt ja nicht nötig. Es war in der alten Chriſtenheit nicht, es iſt in vielen Ländern der heutigen Chriſtenheit nicht, und der Glaube an den Gottesſohn war und beſteht doch. Wozu denn durch eine willkürliche unmögliche Auslegung alter Offenbarungen ein Dogma hineintragen, ein Dogma, das der Vernunft ins Geſicht ſchlägt, das den Verſtand und die Kritik herausfordert und welches dem denkenden Menſchen das Glauben ſo ſchwer, wenn nicht gar unmöglich macht? Es trägt nicht bei zur Erklärung des Gottmenſchen, es verwirrt nur; es erzeugt keine Begeiſterung, keine Innigkeit, weil es wider die Natur iſt; es fördert nicht die Frömmigkeit, nicht die Geſittung, es lenkt vielmehr ab zu mancherlei bedenklichen Vorſtellungen und, was in unſerer Zeit noch das Schlimmſte iſt, es fordert den Spott der Welt heraus. Wozu das?

Vortrefflich in ſeiner Art hat mein guter Pfarrer Urban dieſe Einwände widerlegt, ſtets an der Hand der heiligen und kirchlichen Schriften. Alles brachte er vor, nur keinen Beweis, und wenn er das einſah, dann ſagte er allemal, beweiſen ließe es ſich nicht, man müſſe eben daran glauben. Damit war ich geſchlagen, gegen ſchlechte Beweiſe läßt ſich viel ſagen, gegen das Glauben nichts. „Wolltet ihr," ſo bemerkte ich einmal, „derlei Dinge gar nicht beweiſen, ihr wäret unanfechtbarer.“

Nun ſtand ich an ſeiner Bahre und das war das Allerunanfechtbarſte. Ich bereute es, die fromme treue Seele ſo oft aufgeregt und geärgert zu haben und ich dachte, wenn man ſchon neunundneunzig Pfund glaubt, warum nicht gleich den ganzen Centner! Myſtik iſt ſchließlich ja alles und deutbar iſt auch alles. Wenn ſie es ſinnbildlich ſagen, muß man es denn gleich buchſtäblich nehmen? Und wenn ſie es buchſtäblich meinen, darf ich es mir nicht ſinnbildlich auslegen? Die Jungfrau hatte glühende Sehnſucht nach dem Erlöſer, voll der innigſten Gottempfindung hatte ſie nur ein Gebet, nur ein Verlangen, nur eine Seligkeit, nämlich daß ihrem Volke endlich der Heiland geboren werde. Und als der Gottesbote ſie, die demütige Magd des Herrn, als die Auserwählte bezeichnete, da ſteigerte ſich das Gebet zur höchſten und herrlichſten Begeiſterung. Und ſiehe, durch dieſen heiligen Geiſt hat ſie empfangen. Nur beſeelt von dieſem Geiſte, der Sehnſucht nach dem Meſſias, empfing ſie ohne jede Sinnlichkeit und Begier, alſo blieb ſie in ihrer Unſchuld, in ihrer Jungfräulichkeit. Die Reinheit geht nur durch die „Sünde“ der ſinnlichen Luſt verloren, wer dieſe Sünde nicht hat, der bleibt rein. Demnach hat Maria vom heiligen Geiſte empfangen und als Jungfrau geboren.

Ich wollte Prieſter werden. Weiß nicht, wie es mir mit ſolcher Auslegung des Dogmas ergangen wäre. Und doch wäre ich ein Glaubender. Die Reinheit des Herzens hängt nicht von phyſiſchen Vorgängen ab, ſondern von der Geſinnung. Daher würde ich mit aller heiligen Überzeugung des Herzens predigen: Maria hat ohne Sünde empfangen und als Reine geboren — und in dem Sinne, wie ich's verſtehe, müßte alle Welt mit mir einverſtanden ſein, ohne daß die kirchliche Satzung berührt zu werden braucht. Auch andere Dinge, die buchſtäblich genommen Unſinn ſind, deute ich mir zum Rechten. Wozu hat man ſonſt ſeine eigene Seele? Nur ſollten ſich die Leute gegenſeitig dieſe Seele nicht ſtreitig machen wollen. —

Die Menſchwerdung und ihre Botſchaft, wie groß und deutſam! Der Heiland kam zuerſt in einen Stall zu Tieren. Die Reichen haben ihn verſtoßen, die Armen haben ihn geſucht, die Schriftgelehrten haben ihn verkannt, die Fürſten haben ihm nach dem Leben geſtrebt. Die Weiſen haben ihn gefunden.

Alſo der Einzug Gottes ins Menſchengeſchlecht! Hätten ſie in ihm gleich den Heiland geſehen, ſo wäre ſein Erſcheinen überflüſſig geweſen. Wen hätte er denn erlöſen ſollen, wenn ſie ſchon erlöſt geweſen wären? Die Erlöſung begann mit der Kindheit und ſie führt zur Kindheit. Eine Kindheit in der Armut zwiſchen Ochs und Eſel. — Das iſt nicht Myſtik, das iſt eine leicht zu verſtehende Botſchaft für alle Zeiten, ſo lange einfältige Menſchen nach Kindſchaft dürſten werden.

Gelitten unter Pontius Pilatus, gekreuziget, geſtorben.

Wie kommt Pilatus, der Heide, ins Credo? Sind ja doch auch die anderen nicht drinnen, die wichtig in das Leben Jeſu eingegriffen haben. Wie kommt gerade Pontius Pilatus zur Ehre eines ewigen Denkmals im hehren Glaubensbekenntniſſe des Chriſten? Wie er dazu kommt? Weil er als Gegenſatz ein Urbild des irrenden egoiſtiſchen Menſchen iſt, weil er das Entſcheidendſte that, was Menſchen thun konnten, um den Propheten göttlich zu machen — er ließ ihn leiden. Er verurteilte den Gerechteſten zum Tode.

Wenn Chriſtus nicht gelitten hätte!

Nehmen wir an, der römiſche Statthalter Pilatus hätte von ſeiner Lehre gehört, hätte ſeiner Bergpredigt beigewohnt, hätte daran Gefallen gefunden und hätte an Tiberius folgendes geſchrieben:' Cäſar! In der Provinz Paläſtina iſt ein Mann aufgeſtanden, der mir geeignet zu ſein ſcheint, das ſtörriſche Judenvolk zu zähmen. Zwar iſt er ſelbſt ein geborener Jude, doch verkündet er eine neue Lehre, die uns von großem Vorteile ſein kann. Er prediget der Menge Sanftmut, Selbſtbeſcheidung, lenkt ſie von ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Forderungen und Beſtrebungen, von Begier und Genuß ab, indem er ihren Sinn auf ein Leben im Jenſeits (im „Gottesreiche") richtet. Er predigt Armut und Unterwerfung, und trotzdem ſtrömt ihm das Volk zu und iſt begeiſtert von ſeiner Lehre, denn ſeine Perſönlichkeit iſt unbeſchreiblich berückend. Jeſus der Chriſtus wird er genannt. Ich möchte ihm ein einflußreiches Amt geben, damit er ſeine Grundſätze immer weiter verbreite und ſo das Volk in jene Untergebenheit zurückweiſe, die wir wünſchen müſſen. Zur Erhärtung des Geſagten füge ich Ausſprüche bei, damit du, großer Cäſar, u. ſ. w.

Alſo Pilatus an den Kaiſer. Und dieſer an Pilatus: Landpfleger! Deine Mitteilung von dem neuen Volkspropheten haben Wir mit Befriedigung vernommen. Wenn thatſächlich ſeine Lehre ſo iſt, daß ſie die nationalen Begehren der Völker, Führer und Schriftgelehrten entkräftet, die Menge unter dem Grundſatze fügſamer Brüderlichkeit im Zaune hält, ſo ſoll er nicht in Jeruſalem bleiben. Schicke ihn zu Uns, Wir wollen ihn zum hohen Prieſter des ganzen römiſchen Reiches machen und ſeinen Palaſt ſoll er in Rom haben. Seine Lehre von der Armut und Demut ſoll allen Völkern der Erde zu teil werden, damit ſie ſich willig leiten laſſen und Unſerer Staatskunſt Ehre und Heil werde. Die Augurenwirtſchaft iſt Uns ohnehin zuwider, Wir bedürfen neuer Propheten. Dein gewogener Tiberius.

Und dann reiſt der Chriſtus auf ſtattlichem Schiffe unter großer Begleitung nach Rom, wird dort von Cäſar huldvoll empfangen, mit Purpur bekleidet, mit Gold geſchmückt und in einen fürſtlichen Palaſt geführt, wo er in Glanz und hoher Würde ſeines Prieſteramtes zu walten beginnt. Die Völker beugen ſich vor ſolcher Herrlichkeit, in der ſie den Abglanz der Gottheit zu ſehen vermeinen, geduldig fügen ſie ſich dem Elende und der Knechtſchaft, während der hohe Prieſter, immer Demut und Entſagung predigend, in Überfluß und Macht lebt, bis er endlich in hohem Alter auf Sammt- und Seidenkiſſen eines ſanften Todes entſchläft.

Ich frage — wäre ein ſolcher Chriſtus denkbar? Nie und nimmer. Seine Göttlichkeit liegt darin, daß er ſeine Lehre lebt. Daß er ſie ſelber lebt und bereit iſt, für ſie ſich zu opfern, zu ſterben. — Pilatus war das Werkzeug für ſein göttliches Leiden und Sterben, und darum kam er ins Credo.

Im ganzen vollzog es ſich mit Chriſtus, wie es ſich mit allen Beſten der Menſchen vollzieht, er wurde teils falſch verſtanden, teils abſichtlich falſch beurteilt, verdächtigt, angeklagt, verfolgt, bis ins Tiefſte verwundet und endlich getötet. Als ob es ſo ſein müßte, damit der wahre Sieg erlangt werde; wohl gerade aus Leiden und Tod geht die Idee neuverjüngt und unſterblich hervor. In einem jedoch unterſcheidet Chriſtus ſich von anderen Schickſalsgenoſſen, er verteidigte ſich nicht, er ſchwieg. Seine Thaten allein ließ er ſprechen. Und ſie ſprechen in Ewigkeit. Nicht ſo ſehr ſeine gewirkten Wunder. Wunder wirkt jeder, den das Volk liebt. — Vielmehr ſein großer Opfertod beſiegelt für alle Zeiten hin die Wahrheit und Treue ſeiner Lehre. Opferwilligkeit für den Nächſten predigte er, und wie man das macht, er zeigte es. Er hätte durch Widerruf der Lehre ſein Leben retten können, doch er wußte, daß dieſe Lehre die Menſchheit glücklicher und beſſer machen wird, er widerrief ſie nicht, ſondern ließ ſich lieber töten. Und ſein Tod iſt uns ein ewig lebendiges Vorbild geworden. —

Vor längerer Zeit bin ich von einem Zeitungsjüngling höflich befragt worden, was ich über das Meßopfer für eine Meinung hätte. Etwas ſehr verblüfft betrachtete ich mir den jungen Frageſteller und meine Antwort war auch eine Frage: „Wozu brauchen denn das Sie zu wiſſen?“

„Ich würde ſehr gerne darüber ein Feuilleton ſchreiben für unſer Blatt,“ meinte der Jüngling.

„Sie für Ihr Börſenblatt ein Feuilleton darüber, was ich vom Meßopfer halte?“

„Man hört, daß Sie ein ſo guter Katholike ſind und das hätte unſere Leſer intereſſiert —“

„Neben dem Kurszettel das Meßopfer, nicht wahr, die Zeile zu zehn Kreuzer!“

Damit hatte ich aber den jungen Löven gereizt. Erſt fragte er, ob es wahr ſei, daß die Prieſter eine Meſſe für ſechzig Kreuzer verkauften, dann, als er ſchon an der Thür ſtand und ich ihm dieſelbe bereitwilligſt geöffnet hatte, ſagte er: „Wollte nur um eins gebeten haben, ganz für mich. Die einen ſagen, das Meßopfer ſei nur eine Gedächtnisfeier, andere hingegen behaupten, daß jede Meſſe ein wirkliches Kreuzopfer wäre, bei welchem ſich die Leidensgeſchichte thatſächlich erneuert. Bitte, wie verhält ſich das eigentlich?“

„Stolpern Sie nicht!“ ſagte ich, auf die Thürſchnalle deutend.

„Wenn das letztere der Fall,“ fuhr er fort, „ſo wäre es doch grauſam, eine Meſſe leſen zu laſſen die Hinrichtung zu veranſtalten und derſelben noch kaltblütig beizuwohnen —“

Da lag er ſchon draußen. Damals hatte ich noch Schwungkraft in den Armen.

Die Geſchichte iſt nicht erfunden. Mit einem ernſten Manne, der nicht z. B. fürs Feuilleton des Börſenblattes arbeitet, hätte ich mich über den Gegenſtand allenfalls in eine Beſprechung eingelaſſen und würde meine Meinung darüber wahrſcheinlich dahin zuſammengefaßt haben: Für den Skeptiker ſind die Sakramente wertlos, für den Gläubigen ein unſchätzbares Seelengut. Vor Jahren habe ich mich in meinem Buche „Allerlei Menſchliches“ unter anderem über die Myſtik ausgeſprochen. Ich fragte, weshalb der moderne Menſch vor der Myſtik einen ſolchen Abſcheu habe, da doch jeder von uns in lauter Geheimniſſe eingeſponnen ſei? Geheimnis iſt uns die Welt, die Vergangenheit, die Zukunft, Geheimniſſe ſind uns die Urſachen unſerer Neigungen und ihre letzten Wirkungen. Und das größte Geheimnis iſt der Menſch ſich ſelbſt. Alles um uns, vor uns, hinter uns, über uns, unter uns iſt dunkel. Grelle Lichter, die zeitweilig aufflackern, blenden uns mehr, als ſie uns erleuchten. Wenn wir nun das Geheimnis zum Symbol machen, ſinnbildlich es unſerem Herzen näher bringen, es mit unſerer Phantaſie vermenſchlichen, verklären, ſo iſt das noch das Beſte, was wir thun können. Wir beten im Sakramente nicht Brot und Wein an, ſondern das Geheimnis, in deſſen Schoß unſere ewigen Geſchicke ruhen. Wir gedenken der göttlichen Liebe, die uns erlöſet, und ſind ſelig in dieſer Vorſtellung. — Wer mich in dieſer Sache nicht gleich verſteht, der ſoll ſich ja keine Mühe geben, mich zu verſtehen. Er möge ruhig aus meinem Kreiſe in den ſeinen treten, ich verlange von ihm nur das eine, daß er meine Individualität achte, wie ich die ſeine. Zur Thür hinaus lade ich nur den, der mit frechem Spotte dieſes Heiligtum von Millionen Mitmenſchen entweiht.

Ich habe noch keinen Heiden und keinen Atheiſten bedeckten Hauptes eine chriſtliche Kirche betreten ſehen, aber ich habe manchen geſehen, der bei dem weihevollſten Augenblick des Meßopfers, bei der Wandlung, nicht das Haupt geneigt hat. Warum das eine, und das andere nicht? Kann ich ſchon ſelber nicht glauben an das Myſterium, ſo muß ich ihm wenigſtens Achtung zollen als einem Gegenſtande, dem ſo unermeßliches Heil für andere innewohnt. Wenn ich in einem dämmernden Winkel der Kirche ſtehe und blicke hin auf den Altar, wo die Kerzen feierlich brennen, wo der Weihrauch ſachte, gleichſam wie eine Wolke Andacht aufſteigt, wo der Prieſter ſtille Gebete murmelt und wo das Glöcklein manchmal ein klingendes sursum corda ruft — da muß ich gedenken des Dramas auf Golgatha, wo uns gelehrt worden iſt, wie man ſich opfere für die Menſchheit.

Wird doch dieſes Opfer beſonders heute wieder von jedem verlangt. Der Familienvater weihe das Leben den Seinen, der Freund trete treu für das des Freundes ein, der Nationale opfere es unbedenklich ſeinem Volke, das Weltherz bringe, wenn es damit der Allgemeinheit nützen kann, ſich dem ganzen willig dar. Solche Opfer ſtehen hoch im Preiſe, gelten als höchſter Ausdruck erhabener Menſchlichkeit, und die Helden werden wie Unſterbliche geehrt. Warum denn ſo geringſchätzig an einer Ceremonie vorübergehen, die uns immer wieder die Opferfreudigkeit und den Heldentod in weihevollem Myſterium vor Augen führt?

Heldenopfer im kriegeriſchen Sinne ſtehen auch den Heiden an und nicht immer iſt das Chriſtentum damit einverſtanden. Hingegen fordert dieſes von jedem alle Tage ein ſanftmütiges Sichbeſcheiden, ein geduldiges Erfüllen der Berufspflichten, eine liebreiche Thatenfreudigkeit im kleinen wie im großen zum Wohle des Nächſten. Und dazu iſt der am Kreuz Ausgeſtreckte das Vorbild. —

Engherzig forſchen die Gelehrten, ob es wohl mit rechten Dingen zugegangen ſei, wenn bei dem Tode Jeſu die Erde bebte und die Sonne ſich verfinſterte. Was wollen ſie damit? Bebte den Jüngern des Herrn nicht das Herz, betrübte ſich ihnen nicht die Seele, als er ſtarb?

Und wenn dem Menſchen das Herz bebt, ſo bebt ihm zugleich das Weltall und wenn ſein Gemüt ſich verdüſtert, da liſcht ihm zugleich alles Geſtirn des Himmels aus. So auch geſchieht das Wunder, an das er glaubt, die Gnade, an die er hofft. Vollzieht ſich das Wunder auch nicht für andere, ſo doch für ihn, und in aller Wahrheit und Weſenheit ſeines Gemütes, denn er fühlt es. — Mit der Wiſſenſchaft den Glauben korrigieren zu wollen, iſt ein kindiſches Beginnen. Der Menſchenkenner thut es nicht, nur der handwerksmäßige Gelehrte verſucht es, der kleinſinnige Geſelle, der ſich keine andere Weſenheit zu denken vermag, als die enge Staubkruſte iſt, in der er ſelber ſteckt.

Gelänge es, alle Wunder Chriſti als materiell wahr zu beweiſen, das heißt wiſſenſchaftlich vollgiltige Beweiſe für das Geſchehen derſelben aufzubringen, dann wäre der Heiland in das menſchlich Hiſtoriſche herabgezogen. Die „Wunder“ hätte er zwar gewirkt, aber es hätte ſie auch jeder andere unter den gleichen natürlichen Verhältniſſen wirken können, und wir hätten keinen Heiland mehr. Wem Chriſtus als Menſch lieber iſt, der mag ſich ja wohl damit beſcheiden; wer aber die Sehnſucht, ſomit die Glaubensanlage nach einem göttlichen Erlöſer in ſich trägt, der hat auch das Recht, ihr nachzuhängen — und er iſt glücklich zu preiſen.

Abgeſtiegen zur Hölle, am dritten Tage wieder auferſtanden von den Toten.

Das war der einzige Glaubensartikel, an den ich in meiner Kindheit eigentlich nicht glauben wollte. Die Auferſtehung von den Toten, das war ſelbſtverſtändlich, unſer Herrgott kann nicht tot ſein. Aber zur Hölle abgeſtiegen! Unſer Herrgott gehört in den Himmel, und nicht in die Hölle, und daß der liebe Herr Jeſus in die Hölle gekommen ſein ſoll, das glaubte ich nicht. — Da belehrte mich auf ſolchen Angriff gegen den fünften Glaubensartikel einmal unſer alter Knecht Markus: „In die Höll' gekommen iſt er ja nicht, wie etwa der Herodes oder der Judas Iſkariot, freiwillig iſt er hinabgeſtiegen, um zu ſehen, was der Schwarze für Anordnungen macht. Dem Leutſchinder, dem Hahnbauer, ſoll die Haut abgezogen werden allemal, ſo oft ihm wieder eine nachwachſt. Dem Weiberleutfopper, dem Etzel-Franz, ſollen die Haare vom Kopf geſengt und die Fußſohlen gekitzelt werden. Dem Rocker-Steffel, der mich beim Uhrhandel angeſchmiert hat, ſollen unter die Fingernägel Holzſplitter hineingetrieben werden. Der Vielfraß, der Wirtshanſel, der ſelber das Feiſte ißt und den Gäſten die Knochen vorſetzt, der ſoll in Schweinsfett geröſtet werden, bis er eine Kruſte hat über und über. Der Tratſch-Kathel ſoll die Zunge an ihre eigene Naſenſpitze genagelt werden. Ja, du lachſt, Lecker, das iſt kein Spaß nit! Schau, und deswegen iſt der Herr in die Höll' hinabgeſtiegen, daß er ein biſſel die Schmerzen lindert. Dann iſt er eh gleich wieder heraufgeſtiegen."

So hat's der Markus, nicht der Evangeliſt, ſondern unſer alter Knecht, ausgelegt, und ſo habe ich's eine Zeit lang geglaubt. Die Hölle kam mir aber nicht mehr ſo ſchrecklich vor, ſeit ich wußte, daß der liebe Herr Jeſus zeitweilig in die Hölle nachſehen geht. Später in der Schule hat der Katechet das alles wieder umgeſtoßen. Der lehrte, daß Chriſtus nach ſeinem Kreuzestod nicht in die wirkliche, ſondern nur in die Vorhölle hinabgeſtiegen ſei, wo die jüdiſchen Altvordern auf ihren Meſſias gewartet hatten. Da war der König David, der ſpielte auf der Harfe betrübte Pſalmen. Da war der weiſe Salomon, der ſang ſeit tauſend Jahren ſein hohes Lied, es gefiel ihm gar nicht mehr und er ſchlummerte immer dabei ein. Da ſaß der ägyptiſche Joſef und hüllte ſich fröſtelnd in den Mantel, den ihm die ſchlimme Putiphar vom Leibe reißen wollte. Da kauerte der alte Abraham, der mit immerwährendem Kopfſchütteln von den Sternen des Himmels lallte und den Sand des Meeres zählen wollte, in welchem ſeine Nachkommenſchaft verbucht war. Dieſe Nachkommenſchaft, was man ſo von ihr hörte, hatte dem braven Stammvater die gute Laune gänzlich verdorben. Da hockte der alte Noah und thäte gern Wein pipperln, aber im dunklen Garten war das Ding zu ſauer geraten. Endlich ganz unten in der hinterſten Ecke, in einer finſteren Felſenkluft ſaßen Adam und Eva. Sie hielten ſich innig umſchlungen und weinten . . . . . Doch, ich komme da ins Kinderſchwätzen, juſt ſo hat es der Herr Katechet nicht dargeſtellt. Er hat nur mit wenigen Worten geſagt, daß Chriſtus die Voreltern aus ihrem dunklen Orte erlöſt und ſie in die ewige Seligkeit eingeführt habe. Alſo ſei er zugleich der Heiland ſowohl der Juden als der Chriſten geworden, und wenn die Juden Jeſus nicht als ihren Meſſias anerkennen wollten, obſchon er aus ihrem Stamme ſei, ſo ſollten ſie nur einmal zuſehen, wo ſie einen beſſeren fänden.

Von der Vorhölle zurückgekehrt, nahte der Herr ſich wieder ſeinem Leibe, den die Jünger vom Kreuze herabgenommen und begraben hatten. Und dann hat ſich etwas Einziges, etwas unerhört Großes zugetragen. Der Menſch, den ſie am Kreuze getötet und dann unter mächtigen Steinen begraben hatten, er wurde an den nächſtfolgenden Tagen als lebendig geſehen. Zwei Frauen ſahen ihn im Garten wandeln, zweien ſeiner Jünger begegnete er auf der Straße und als der Jünger mehr verſammelt waren, um in tiefer Trauer den Tod des Meiſters zu beſprechen, war er plötzlich mitten unter ihnen, wie er ſo oft unter ihnen geweſen, und ſie ſahen an ſeinem ſchönen blühenden Leibe die Todeswunden.

Auch hier, wie überall, wo es Erhabenes zu zerſtören giebt, hat die profane Welt ihre Sonde an den Glauben gelegt. Sie war nicht hochherzig genug, einen großen Gedanken zu tragen, den man wohl auch gelegentlich einem Weltkinde ſollte zumuten können. Wenn Chriſti Lehre und That lebendig geblieben iſt, ſich verbreitet hat in alle Welt und in den Völkern wie in den einzelnen belebend wirkt bis auf den heutigen Tag, ſo darf man's ja doch gelten laſſen, daß er lebt und waltet. Wenn ſein Arm die Leidenden erhebt, die Irrenden führt, die Könige regiert, ſo muß er doch leben. Und wiſſen wir, daß er geſtorben und zu den Toten gelegt worden iſt, ſo ſehen wir an ſeiner beiſpiellos waltenden Macht, daß er von den Toten auferſtanden ſein muß. Wir geben zu, daß Homer, Dante, Galiläi, Kolumbus, Gutenberg, Goethe unſterblich ſind, warum ſollte es gerade Jeſus der Chriſtus nicht ſein? — Das wäre eine Auslegung für die Welt, doch nicht einmal dieſe bekennt ſie. Sogar die Unſterblichkeit Napoleons betonen die Herren gelegentlich, aber die Unſterblichkeit Chriſti bringen ſie nicht über ihre Lippen. Und wie erſt, wenn der Gläubige vor ſie hintritt und bekennt: Auch ſein Leib iſt auferſtanden von den Toten!

Auch ich habe ein bißchen Naturgeſchichte ſtudiert und weiß, wie nach den uns bekannten Naturgeſetzen es nicht möglich iſt, daß ein toter Menſchenleib als ſolcher lebendig werden kann. Und doch glaube ich an die Auferſtehung Chriſti auch als Menſchen. Warum? Weil ich es gerne glaube, weil dieſe Vorſtellung mir wohlthut, weil ſie mich tröſtet und erhebt, weil ſie mich ſelig macht. — Ihr mögt ja recht haben mit eurer Naturgeſchichte, aber mein Gedanke, meine Vorſtellung, mein Glaube iſt auch Natur, und wenn mein Heiland hier in meiner Natur von den Toten aufersteht, ſo geht euch das gar nichts an, und ihr könnt es nicht hindern und nicht ungeſchehen machen!

Er iſt ja auch mir ſchon begegnet. Er iſt mir begegnet im Garten, wenn aus Erden die Blume ſproß, er iſt mir begegnet auf der Straße, wenn ein Hungernder dort lag, den ich ſättigen, wenn ein Fremder dort wandelte, den ich beherbergen konnte. Und zu Hauſe, wenn ich mit Weib und Kindern zuſammenſaß, wenn wir ernſthafte Geſpräche über die Ziele des Menſchen führten oder in heiteren Worten uns ergötzten, da war plötzlich Er unter uns. — Ich ſehe ihn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, ſo oft mein Herz ihn denkt. Schlank, in ſeinem dunkelblauen Gewande ſteht er vor mir, ſchmucklos, barhaupt, ein ſchmales Antlitz mit jugendlich ſproſſendem Barte und dem ſchweigend beredten Mund, mit ſchlicht zurückgelegtem, dunklem Haar und mit ſeinem großen blauen Auge voll milden Ernſtes. Ich kenne niemanden beſſer als ihn. In

Ehrfurcht bange ich vor ihm, und doch iſt er mir traut wie ein geliebter Bruder, vor dem ich kein Geheimnis habe und den ich um Rat und Hilfe bitte, wenn ich mir ſelber nicht zu helfen weiß. Zumeiſt ſehe ich ihn einfach wie einen Menſchen daſtehen; damals aber, als ich in ſchwerer Krankheit lag, erſchien er mir in leuchtendem Glanze, mit den Wunden und mit dem Kreuze. Ich gebrauche den Ausdruck, er erſchien mir, obſchon es meine Phantaſie war, die mir ihn vorführte, weil es meine Sehnſucht war, ihn zu ſehen. Wenn aber weltliche Bilder mich luſtig und ſchmeichelnd umgaukeln, wenn ich auf ſchiefem Pfade ſorglos dahineile, da ſehe ich ihn plötzlich im Hintergrunde unter einer Palme ſtehen mit warnender Geberde.

Und wenn ich in langen Nächten ſchlaflos dahinliege, die Wanduhr und mein Herzſchlag, und ſonſt kein Laut. In den Nebenzimmern ruhen meine Kinder, große und kleine. In keiner Minute bin ich ſicher, daß nicht eines aufſchreit oder wimmert unter plötzlich hereingebrochener Todeskrankheit. Doch, ſie ſchlummern friedlich und wiſſen nichts von meiner Bangigkeit. Unter dieſem ſchweren Geſchenke des Lebens mit allen Keimen des Wahnes, der Begierde, des Leides, des Elendes, ſo ſchlummern ſie ſüß der dunklen Zukunft entgegen . . . . Da höre ich ſein Wort: Laß mich die Laſten tragen, du armes Menſchen-Vaterherz, ich bin ſtärker als du!

Und wenn ich während des Bangens um die Seelen der Kinder ſelbſt in die Irre ging . . . . Es hat Stunden, es hat Tage gegeben, da ich ihn nicht ſah. . . .

Als ich einſt meine mühſelige Mutter verließ und in die weite Welt ging, war er da bei mir? Als ich mit lockeren Jugendkameraden in allerhand Unzüchten zu verſinken drohte, war er da bei mir? Als ich einmal anfing, nach Weltruhm und Geldlockung auszuhorchen, war er da bei mir? Als mich zu gelüſten begann nach Glanz und Genuß, war er da bei mir? — Und iſt er wohl heute bei mir, da ich mich faſt rühmen will, mit ihm auf ſo gutem Fuße zu ſtehen? Man ſollte in ſolchen Dingen demütig ſchweigen. —

Aber einen Brief will ich hier mitteilen, der mir vor Jahr und Tag aus Jeruſalem zukam und der mir wieder gezeigt hat, daß man ſich mit dem Heilande nicht beliebig zuſammenbeſtellen kann, wie mit einem Kameraden, daß erſt die Stunde der Gnade vom Himmel tauen muß.

Lieber Alter!

Das hätte ich mir nicht gedacht im vorigen Jahre, als wir beide am Charſamstag die Auferſtehungsfeier im lieben Maria-Troſt mitmachten, daß ich heute ſein würde an der wirklichen und wahrhaftigen Stätte des Leidens und der Auferſtehung. Allein das muß ich Dir gleich ſagen, daheim zu Maria-Troſt war ich dem Heilande näher als hier. Mich hatte ſchon gereut, das heilige Land beſucht zu haben, aber heute erlebte ich doch einen Moment, der alle Enttäuſchungen hundertfach aufwog.

Mit der Reiſeſchilderung, wie man ſie überall finden kann, Dich zu verſchonen, habe ich verſprochen, und mein Gefühl beim Einzuge in Jeruſalem Dir zu ſchildern, unterlaſſe ich auch, und zwar aus dem Grunde, weil es nicht wert iſt, geſchildert zu werden. Ja, nicht wert iſt! Von der Stunde an, als wir in Jaffa in den Eiſenbahnzug ſtiegen, war es nur das Kurioſe, Abſonderliche, was mich beſeelte. Als wir in Jeruſalem vom Bahnhofe zur Stadt hinaufgingen, ein internationaler Troß von Pilgern und Maultieren, und uns die Hotels ebenſo modern und marktſchreieriſch grüßten wie etwa an der Riviera, da ward mir ganz übel. Und wenn man in den engen, mürſelnden Gaſſen der alten Hebräerſtadt auf- und niederwandert und in Jeruſalem vergeblich den Calvarienberg ſucht, den man bei uns in Steiermark faſt bei jedem größeren Orte, und wie ſtimmungsvoll! antrifft, da war mir ſo bange, als wenn man etwas ſehr Teueres für immer aus dem Herzen verliert. Der Calvarienberg iſt überhaupt kein ſolcher Felſenhügel geweſen, wie wir uns ihn vorſtellen und jetzt iſt der Platz der Kreuzigung, der zu Chriſti Zeiten außerhalb der Stadt gelegen war, mit einem Gewirre von Gebäuden, Kirchen und Kapellen bedeckt, daß keine Phantaſie ſtark genug iſt, den hiſtoriſchen Zuſtand der Gegend ſich vorzuſtellen. Mitten in einem dämmerigen Gebäude wird auf einem Steinblock das Loch gezeigt, in welchem das Kreuz geſtanden haben ſoll. Als ich die Stelle das erſtemal beſuchte, war ſie verunreinigt von zerknittertem Zeitungspapier und Orangenſchalen; hatte da wohl in Abweſenheit der ſonſt üblichen Wächter ein labebedürftiger Italiener oder Engländer ſeinen Imbiß verzehrt. Am Charſamstage in der Abendſtunde, zur Zeit, als in unſeren Ländern die Auferſtehungsfeier abgehalten wird, bin ich in der Heiligengrab-Kirche geweſen. Das Gedränge und die Schwüle und der Dunſt tauſender von Kerzen und das Geſchrei (es hatte wahrſcheinlich Geſang ſein ſollen) war ſo groß, daß keinerlei

Weiheſtimmung in mir aufkommen konnte. In der Nacht beſuchte ich die weltheilige Stätte noch einmal, auch ohne Erfolg. Derwiſche ſtritten ſich herum wegen ein paar Kerzen, glaube ich, und ein greiſer, weißlockiger Abbé kniete da und rang faſt krampfhaft die Hände und wand ſich wie verzweifelt hin und her. Vielleicht erging es ihm ähnlich wie mir. Weinen hätte ich mögen, ja, aber ich konnte nicht. Wenn man über die Gnadloſigkeit weinen könnte, es wäre ſchon Gnade. Aber ſo öde, ſo leer! So weltlich verloren kam ich mir vor, ſo gottferne. Und darum war ich hergekommen? Das war das Ziel meines heiligſten Lebenswunſches? — Nachher wollte ich noch hinabſteigen in das Thal Kedron, vor dem Thore wies mich ein türkiſcher Wachmann zurück in die Stadt. So ſuchte ich mein Kloſter auf, in dem ich Quartier genommen, und auf meinem Lager ſagte ich mir noch immer vor: Du biſt in Jeruſalem! Du biſt in der Stadt Davids, einen Steinwurf von dir die Stelle, wo der Tempel Salomons geſtanden. Du biſt in Jeruſalem, wo deine frommen Jugendträume geſpielt, von dem zu leſen und zu hören du nimmer müde wurdeſt. Jeruſalem, um deſſen göttlicher Geheimniſſe willen du die Welt hingegeben und den Altar gewählt haſt! Das alles ſagte ich mir vor, aber mein Herz hat nichts empfunden als Trauer über Stimmungsloſigkeit.

Ich verſäumte nicht das Aufgehen des Morgenſternes, ſchon in früher Dämmerung war die Stadt lebendig. Ich eilte durch das Stephansthor zur Stadt hinaus, nach Einſamkeit lechzend wie der Hirſch nach der Quelle. Die ſteile Straße hinab begegneten mir Laſtträger und Laſttiere. Die Kidronbrücke war von einem halben Dutzend Bettlern beſetzt, auch ſolche darunter, die halb entblößt ihren Ausſatz zeigten. Einer dieſer Bettler ſtrich eine Geige und hielt den Mund weit auf, um damit die Münzen in Empfang zu nehmen. Dieſe Geldbörſe war thatſächlich der ſicherſte Gewahrſam, beſonders, da der Menſch ſcharfe Zähne zu haben ſchien. Die Strolche balgten miteinander um eine erhaſchte Gabe, aber mit dem Geiger banden ſie nicht an. Die halb in den Felſen gebaute Kapelle mit dem Grabe Mariens war verſchloſſen; ich ging zwiſchen Ölbäumen hin gegen den Garten Gethſemane, auch hier war das Thor verſchloſſen. Ich verſuchte an einem Strauche auf die Mauer zu klettern, um hineinſehen zu können auf die heilige Stätte, wo der Heiland in Todesangſt zum Vater gebetet vor der Gefangennahme. Da war auch ſchon ein türkiſcher Soldat zur Stelle, der mir mit dem langen Lauf ſeiner Flinte einen Schlag auf den Rücken verſetzte. Dann ſtieg ich den Ölberg hinan. Es iſt kein ordentlicher Weg, ſind nur wie zufällig getretene Steige, die ſich zwiſchen Oliven- und Feigenbäumen vielfach verzweigen. Die Gegend war hier menſchenleer; auf der Höhe, an der Himmelfahrtskirche lungerten wieder ein paar Bettler umher. Der Stein, in welchen des Heilands Füße eingedrückt worden ſein ſollen, als er in den Himmel aufſtieg, dieſer Stein iſt auch dem freien Himmel entriſſen und mit einem Kirchlein überbaut. Daneben ein Kloſter und andere Gebäude, ſo daß auch dieſe Stätte ein ganz anderes Ausſehen hat als zur Zeit Chriſti. Aber als ich mich nun umwendete, da war ein Bild vor mir, das unvergeßlich iſt. Jeruſalem! Jeruſalem, von der Morgenſonne golden beſchienen, hier ſah es königlich aus! Wenn ich mir die ſtolze Moſchee Omars die im

Vordergrund herrlich aufragt, als Salomons Tempel dachte, ſo lag die alte Königsſtadt da, wie ſie in der Zeit ihrer größten Blüte dagelegen ſein mochte. Aber nur von außen. — Im Hintergrunde erhoben ſich höhere karſtige Berge, mit Ölbäumen und Pinien dünn beſäet, und etlichen weißblinkenden Ortſchaften. Kein Stadtlärm drang herüber von Jeruſalem, außer Glockenzeichen oder türkiſche Gebetsausrufer von den Minarets. Im tiefen, noch ſchattigen Thal, das zwiſchen mir und der Stadt war, lag ein leichter, bläulicher Dunſt, denn es hatte in der Nacht ſtark getaut, was hier nicht oft vorkommen ſoll. Auch hörte ich aus der Tiefe den Pfiff der Eiſenbahn, er war dumpf, wie der Ton eines kleinen Nebelhorns. Zwiſchen dem Thale Hinnom und dem ſogenannten Berge des Ärgerniſſes erhebt ſich etwas wie ein Fabriksſchlot, es konnte aber auch eine Steinſäule ſein.

So bin ich an dieſem Oſtermorgen lange dageſeſſen auf dem gefallenen Strunk einer Olive und habe ausgeſchaut und habe gewartet auf den auferſtandenen Heiland. Ich war leider nicht ſo glücklich als die Frauen am Grabe, oder als die Jünger auf dem Wege nach Emaus es einſt geweſen, und, mein lieber Freund, ich kam zu keiner Oſterſtimmung. Nach Oſten hin ſoll man vom Ölberge aus einen Streifen des Toten Meeres ſehen. Heute war die ganze Gegend mit einem ſo blendenden Sonnenäther übergoſſen, daß ich nichts ſah, als ein paar aufragende Felsrücken der Wüſte.

Sehr traurig ging ich hinab gegen Bethanien, wo der Herr ſo gerne geweilt hat. Es iſt von kahlen Bergen umgeben und ein ſtaubiges armſeliges Steinneſt. Aber die Gaſſe war ziemlich belebt und gab mit ihren braunen

Arabern, Waſſerträgern, Derwiſchen und Eſeln ein recht orientaliſches Bild. Hier ſah ich auch wieder Fremde, Europäer, Deutſche, ein paar ſogar von meiner Reiſegeſellſchaft, aber ich mied ſie. Ich kehrte um nach der Stadt, um in der Grabkirche vielleicht noch eine katholiſche Meſſe zu erlangen. Und ich dachte: Was heute an Chriſtenkultus zu finden iſt im heiligen Lande, das hat Europa hereingetragen. Alles Urſprüngliche iſt erloſchen. — Wie ich nun ſo die Straße dahinwandere in der Niederung zwiſchen dem grünen Ölberge und dem felſigen Berge des Ärgerniſſes, wo Chriſtus ſo oft gewandelt war, da packt's mich plötzlich mit wonniger Gewalt. Hier, hier iſt er gegangen, dieſen Boden, dieſe Steine hat ſein Fuß berührt, dieſe Berge hat er geſehen, wie ich ſie jetzt ſehe, unter den Vorfahren dieſer Bäume hat er geraſtet. Hier hat er geſprochen mit ſeinen Jüngern vom Reiche Gottes, hier in dieſe lauen Lüfte das erſtemal die heiligen Worte geſagt, die ſeither der Kompaß für die Menſchheit geworden ſind. ... Vor heftiger Rührung habe ich laut geweint und du wirſt mir's gerne glauben, daß ich niedergekniet bin mitten auf der Straße, den Boden mit ausgebreiteten Armen berührt und geküßt habe.

So iſt's an völlig unerwarteter Stelle über mich gekommen und dieſe Stunde auf dem Wege zwiſchen Bethanien und Jeruſalem iſt es, die ich um Leben und Sterben nimmer gebe.

Nun laſſe dir aber noch ein kleines Erlebnis erzählen von dieſem Oſterausfluge. Vom Sattel, der den Ölberg mit dem Ärgernisberg verbindet und wo wieder der Blick auf die Stadt frei wird, wendet ſich der Weg ſteil abwärts gegen den Garten Gethſemani. Unter einem Feigenbaume hat ſich ein Hebräer ſeine Schenke aufgerichtet. Ich erinnere mich, noch nicht gefrühſtückt zu haben, ſetze mich auf einen umgeſtülpten Korb, laſſe mir ein Krüglein Rotwein reichen. Und während ich raſte und in die felſigen Abhänge der Stadt hinüberblicke, die einſt ſo reichlich mit dem Blute der Kreuzfahrer getränkt worden ſind, da kommt die Richtung von Bethanien her ein Mann gegangen, bei deſſen Anblick mir das Blut zum Herzen ſchießt. Er trägt einen langen dunkelblauen Mantel, der von oben bis unten glatt läuft und bis an die Knöcheln reicht. Er iſt barfuß und barhaupt, ſein ſchwarzes Haar iſt in der Mitte abgeteilt und wallt über den Nacken hinab. Das jugendliche Geſicht iſt leicht mit einem ſproſſenden Barte umrahmt. Ohne Stock ſchreitet er langſam einher auf ſteinigem Wege, die eine Hand hat er in den Rock geſchlagen, die andere legt er frei über die Bruſt. Kurz, ich ſage dir: die wahrhaftige Geſtalt des Heilandes. Als ich mich von meiner Überraſchung erhole, fällt mir auf, daß auf ſeinem Antlitz Schweißtropfen ſtehen, daß er erſchöpft iſt. Es wird wohl ein armer Rabbi ſein, denke ich und lade ihn durch Geberden ein, unter dem Baume Platz zu nehmen, auf daß ich ihn mit einem Kruge Wein bewirten könne. Mit einer zierlichen Handbewegung lehnt er ab und wandelt weiter hinab gegen das Thal Joſaphat. Mein Wirt ſagt auf lateiniſch, er habe dieſen Mann ſeit einigen Tagen ſchon öfters geſehen, auch einmal zu Pferde gegen Bethlehem reiten, er kenne ihn aber nicht. Währt nicht lange, ſo kommen vom Sattel herab vier Männer, die eine Sänfte tragen; ſie erkundigen ſich bei uns in engliſcher Sprache, ob nicht ein Herr ohne Kopfbedeckung des Weges gekommen ſei und wie weit derſelbe ſchon voran ſein dürfte. Hinterher kamen auch Deutſche, darunter ein Reiſegefährte, dieſe wußten von meiner Heilandsgeſtalt ſchon näheres. Das ſei ein reicher Engländer mit dem üblichen Spleen. Er wollte in der Art Chriſtus Paläſtina durchwandern, laſſe ſich aber für alle Fälle hinten ein Pferd nachführen oder eine Sänfte nachtragen.

Sonſt iſt mir auf dieſer Oſterwanderung nichts Erwähnenswertes begegnet. Als ich in Schweiß gebadet nach Jeruſalem hinaufkam, war freilich die katholiſche Oſtermeſſe ſchon vorüber, doch kam ich früh genug zu einem reichlichen Mahle in unſerem Kloſter, nach deſſen fröhlichem Verlauf ich zu einem Oſtergruß aus Jeruſalem dir dieſe Zeilen ſchreibe. Sollteſt du nun längere Zeit keinen Reiſebrief von mir erhalten, ſo denke nicht, daß ich geſtorben bin. In der Wüſte giebt es eben wahrſcheinlich keine Briefeinwurfskaſten. Die Hochſommermonate gedenke ich, wenn das Klima halbwegs erträglich iſt und wenn zur Zeit Fremde die Gegend nicht zu unerquicklich machen, am See Genezareth zuzubringen. Sommerfriſche am galiläiſchen Meere! — Gott ſchütze dich daheim im lieben Steiermark! Gott ſchütze mich im Vaterlande unſeres Herrn!

Jeruſalem, am 5. April 1896. N. N.

Aufgefahren in den Himmel, ſitzet zur rechten Hand Gottes.

Wenn dieſer Artikel noch nicht im Glaubensbekenntniſſe ſtünde, ſo würde ich ihn hineinſetzen. Ein Gott, der im Himmel iſt, was kann es ſelbſtverſtändlicheres geben? Iſt doch ein Menſch ſchon im Himmel, der von denſelben

Idealen beſeelt iſt, wie ſie Chriſtus gelehrt hat. Er hat den Menſchen in den Himmel erhoben oder, was dasſelbe iſt, das Reich Gottes auf Erden gebracht.

Wenn der ſinnliche Menſch ſich vorſtellen ſoll, wie der Heiland in den Himmel einging, wie anders, als daß er ihn ſieht emporſchweben von der trüben Erde gegen die blauen Höhen der Unendlichkeit, die man Himmel nennt! Sinnbildlicher und einfacher kann ja das Sichloslöſen vom Jammer dieſer Welt, das Eingehen in die Ewigkeit zu Gott dem Vater nicht angedeutet werden. Und wenn der Glaube lehrt, der Heiland ſei mitſamt dem Leibe entſchwunden, ſo will er damit wohl ſagen: Suche ihn hier nicht im Leibe, nicht an der Materie, ſuche deinen Gott im Lichte der Ewigkeit.

Wenn er Gott und Menſch zugleich war, ſo mußte er doch auch als Menſch in den Himmel fahren. Und wenn Gott überall iſt, ſo muß er doch auch im Himmel ſein. — Übrigens, das riecht nach Scholaſtik. Scholaſtik, Dogmatik iſt mir ſtets bis in die Seele hinein zuwider geweſen, dieſe „Wiſſenſchaften“ haben den Menſchen immer irregeführt in dem, was ich unter Religion verſtehe. Mein Gott läßt ſich mathematiſch weder bejahen noch verneinen und eine Religion, die ſich auf den Verſtand gründen will, anſtatt auf das Gemüt, iſt keine mehr.

Warum läßt uns das Feſt der Himmelfahrt kühler, als etwa das von Chriſti Geburt oder Auferſtehung? Es greift nicht ſo tief in des Menſchen Herz, ja es könnte eher mit Wehmut erfüllen, daß der Heiland uns wieder verlaſſen hat. Sein Geiſt iſt freilich manchmal bei uns, wie aber, wenn er auch körperlich noch unter uns wandelte?

Soll ich ſagen, wie es vorausſichtlich wäre, wenn heute Chriſtus wieder leibhaftig unter uns erſchiene? Seht ihr, wie er in ſeinem einfachen groben Gewande, mit nackten Füßen und barhaupt einherwandelt zwiſchen übermütigen Radfahrern und fluchenden Fuhrleuten! Er verweiſt den Knechten das Quälen der Pferde und bekommt dafür ſelber einen Peitſchenhieb über die Achſel. Er ſchreitet in den Städten zwiſchen befrackten Herren und modern aufgedonnerten Damen gelaſſen dahin. Man „moquiert“ ſich über den barfüßigen Sonderling, die Gaſſenbuben laufen ihm johlend nach. Er genießt nur mäßig Nahrung, ſie beſchimpfen ihn. Er iſt Vorſitzender der Friedensfreunde, ſie höhnen ihn. Er ſchweigt voller Sanftmut, wenn ſie ſeine Perſon verunglimpfen, erhebt aber ſein begeiſtertes Wort für ſeine Ideale. Er redet in Volksverſammlungen und reißt die Menge zum brauſenden Beifalle hin. Aber die vornehme Gegnerſchaft giebt das Schlagwort aus vom gefährlichen Demagogen. Das Mancheſtertum iſt ſein Feind, denn er predigt die Armut und die Bedürfnisloſigkeit. Die Geſchäftsleute ſind ſein Feind, denn er eifert gegen den Wucher, den Mammon. Die Soldaten ſind ſein Feind, denn er lehrt, ſich nicht zu verteidigen. Die Nationalen ſind ſein Feind, denn er ſagt, daß alle Menſchen Brüder ſind. Die Sozialdemokraten ſind ſein Feind, denn er lehrt die Sanftmut, Genügſamkeit und Unterordnung. Die Pfaffen ſind ſein Feind, denn er predigt, daß man im Tempel nicht Schacher treiben, daß man Gott nicht in phariſäerhafter Äußerlichkeit, ſondern im Geiſte und in der Wahrheit anbeten ſolle. Die Gelehrten ſind ſein Feind, denn er wirkt Wunder nicht durch die Wiſſenſchaft, ſondern durch die Liebe. Ihm anhänglich ſind vielleicht nur kleine Leute, Bauernvolk und einige Dorfpfarrer und Ordenspriester. Dieſe Menge zieht ihm nach in Verehrung, umjubelt ihn, geleitet ihn mit heller Siegesfreudigkeit in die Städte und ruft aus: „Der allein iſt unſer Mann!“ — Nun meint die Preſſe, das könne nicht ſo fortgehen, die Grundſätze dieſes Menſchen verſtießen gegen die geſellſchaftliche Einrichtung, gegen die öffentliche Ruhe, gegen den Staat. — Unter ſeinen Anhängern iſt ſicherlich einer, der auch predigt, der es aber beſſer machen will als er ſelbſt, der die Lehre moderniſiert und der Menge zu ſchmeicheln beginnt. Trotzdem erfreut er ſich nicht des Anhanges, wie der Meiſter. Das erweckt ſeinen Neid und er bringt es den Feinden bei, wo und wie der Prophet am ſicherſten zu faſſen wäre. Der Meiſter wird alſo eingezogen und, in Ermangelung eines Geſetzes, ihn zu kreuzigen, wird er als Demagoge für ſo und ſo viele Jahre zu ſchwerem Kerker verurteilt.

So geſchähe es, wenn der Heiland perſönlich und leiblich heute auf Erden wäre. Wie gut, daß er aufgefahren iſt in den Himmel! Sein erſtes Leiden und Sterben ward der Welt zum Segen, ſein zweites müßte ihr zum Fluche werden.

Er ſitzet zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters. Der Vater darf doch ſonſt immer den Ehrenplatz beanſpruchen? Der himmliſche Vater, der Ewige, Allmächtige, er räumt den Platz zu ſeiner Rechten dem Sohne ein. Denn dieſer Sohn hat das Kreuz bei ſich. So hoch ehrt er den, der nicht allein Gott iſt, der auch Menſch geweſen, der gelitten und geſtritten hat auf Erden, der ſich aus Liebe geopfert hat für die Menſchheit. Dieſen Menſch gewordenen

Gott, dieſen Gott gewordenen Menſchen ehrt der Vater mehr als ſich ſelbſt, der ſeit aller Ewigkeit im Himmel war und nie gelitten hat. — Rührender, troſtreicher iſt mir kaum ein Satz im Glaubensbekenntniſſe, als dieſes „Er ſitzet zur rechten Hand Gottes!“ Wenn der himmliſche Vater das irdiſche Dulden ſo ſehr verherrlicht, dann wohl uns!

Von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten.

Sehr flach war die Bemerkung jenes Schuſters, er glaube an ein Gericht, da er eben um fünf Gulden gebüßt worden vom Herrn Bezirksrichter, weil er ſeinen Nachbar, den Schneider, einen Ochſen genannt hatte. Man kann des Schuſters Bemerkung aber weſentlich vertiefen. Die Exiſtenz eines Bagatellgerichtes ſchon beweiſt, daß es eine Gerechtigkeit giebt. Wenn ſchon die faſt nichtsſagende Ehrenbeleidigung einen Richter findet, wie ſoll das ſchwere Verbrechen ungeſtraft bleiben! Allerdings, wenn der Schneider nicht geklagt hätte, ſo wäre der Schuſter nicht gerichtet worden, und wenn das ſchwere Verbrechen nicht aufkommt, ſo wird es nicht beſtraft. Wo kein Kläger, dort iſt kein Richter.

Wer ſoll den menſchlichen Miſſethäter vor dem verklagen, der zur rechten Hand Gottes ſitzet? Denn der heimliche Sünder betet vielleicht vertrauend auf den Opfertod des Herrn, und meint, daß ihm vergeben werde. Oder er übt Wohlthaten, legt ſich Bußübungen auf und meint, daß ihm vergeben werde. Wird ihm vergeben! Das Blut des Erſchlagenen ſchreit zum Himmel um Rache. Aber auch die Thränen der Bedrückten, der Fluch der Betrogenen.

Wie ich mir Gott denke, wird er leicht verzeihen die Sünden des Menſchen gegen Gott, denn hier müßte er ſelbſt Kläger ſein, und dazu iſt er zu groß. Er, der geſagt hat: Liebet eure Feinde, thuet Gutes denen, die euch haſſen! er ſollte die menſchlichen Sünden gegen Gott, dem ſie nichts anhaben, ſo grauſam beſtrafen? Nein. Schwerer wird er verzeihen die Sünden des Menſchen gegen ſich ſelbſt, hier klagt zwar kaum der Beleidigte, der Sünder ſelbſt, denn vielmehr die Menſchheit als Gattung. Nicht zu verzeihen jedoch iſt die Sünde des Menſchen gegen ſeine Mitmenſchen, die abſichtliche und boshafte Beleidigung und Schädigung des Nächſten oder auch unſchuldiger Tiere. Würden ſchon die Beleidigten nicht nach Gericht und Gerechtigkeit rufen, ſo müßte es Gott ſelber thun als Anwalt ſeiner Geſchöpfe.

Von der Bühne herab hörte ich einmal den Spruch: Für uns iſt jeder Tag ein Tag der Schuld, und jeder Tag ein Tag auch des Gerichts! Schon in einer früheren Betrachtung habe ich darauf hingewieſen, daß man überall ſehen kann, wie dem Guten die Belohnung und dem Böſen die Strafe folgt. Daß kein äußeres Glück, kein Glanz und kein Ruhm imſtande iſt, das innere Elend des Schuldigen zu löſchen, daß nur der glücklich ſein kann, der es im Frieden des Herzens iſt, und daß den Frieden des Herzens nur der Gerechte hat. Iſt das nicht thatſächlich das Gericht? Wie ſchal ſind dem gierigen Weltmenſchen bald ſeine Freuden, wie unzulänglich, ihn wirklich zu erquicken, findet er alles. Wie bitter fühlt der Selbſtſüchtige jedes Leiden, wie graut ihm vor dem Tode, der ihm alles, worauf er ſein Herz geſtellt, rauben wird, wie verzweifelt ſtarrt er dem Unvermeidlichen entgegen! — Wie ruhig und ergeben hingegen erträgt einer, der mit ſich und den Mitmenſchen im reinen iſt, die Not des Lebens, Verkanntwerden und Beleidigungen, Krankheit und Siechtum, wie gleichmütig blickt er dem Sterben entgegen, wenn er ſich nicht manchmal gar ein wenig darnach ſehnt! Iſt das nicht das Gericht? Es iſt das Gottesgericht auf Erden, deſſen Zeugen wir alle ſind Tag für Tag.

Unſer Heiland ſprach oft vom Reiche Gottes. Aber hat er geſagt, wo dieſes Reich Gottes, wo der Himmel iſt? Muß der Himmel denn außerhalb der natürlichen Welt ſtehen? Kann er nicht ſchon in dieſem Leben, im Menſchenherzen ſein?

Ja, wer ein Herz voll Liebe hat,
Und litte er auch früh und ſpat,
Der iſt im Himmelreiche.

Und mit der Hölle wird's nicht viel anders ſein. Man wird mich bald verſtehen.

Ich kannte einen Mann, der ſein Weib, mit dem er in unglücklicher Ehe gelebt, vergiftet hatte. Er lebte nach der That jahrelang auf ſeinem Hofe in Wohlſtand und Anſehen dahin, niemand vermutete an ihm einen Mörder. Er war zumeiſt trotzig, mürriſch, herriſch und in ſich gekehrt, man ſchrieb es ſeinem natürlichen Stolze zu und achtete ihn umſomehr; manchmal auch ſtürzte er ſich in die Geſellſchaft und war ausgelaſſen luſtig, man rechnete ihm dieſe menſchenfreundliche Heiterkeit doppelt hoch an. Aber lachen konnte er nicht; ſein Lachen war ein überlautes Schreien. Er war wohlthätig, man verehrte ihn und konnte nicht ſatt werden, ihn zu loben. Plötzlich brachte ein Zufall ſein Verbrechen an den Tag. Als das Gericht ihm die aufgefundenen Beweiſe vorhielt, leugnete er nicht einen Augenblick, geſtand alles ohne Umſchweife und Beſchönigung. Zu zwanzig Jahren Kerker wurde er verurteilt. Ich beſuchte ihn etliche Wochen nach ſeiner Verurteilung im Gefängnis. Wie fand er ſich anders, als ich gefürchtet hatte! Er beſchäftigte ſich mit Korbflechten, hatte ein geſundes Ausſehen, einen friſchen Blick, ein heiteres Gemüt, als wäre er der zufriedenſte Handwerksmann auf der Welt. Als ich mich von ihm verabſchieden wollte, fiel er mir um den Hals und ſagte: „Peter, du glaubſt gar nicht, wie glücklich ich jetzt bin. Es war eine böſe Zeit, den Verdammten kann's nicht ärger ſein. Das ſchreckbare Geheimnis auf dem Herzen, und immer wachen, daß es nicht aufkommt, und immer Angſt, Tag und Nacht, und immer die Gewiſſenspein — wie ein Verdammter, ich kann dir's nicht anders ſagen. Jetzt leide ich meine gerechte Strafe und brauch' mich nicht mehr zu fürchten, bin auf gleich mit mir und meinem Gott, kann ruhig leben und arbeiten, ruhig ſchlafen, ruhig ſterben — bin wie erlöſt!"

Mit einem heiligen Schauer habe ich den Mann verlaſſen. Selten war mir die Gerechtigkeit, die über Himmel und Erde waltet und die ſich ſo mächtig offenbart im Gemüte des Menſchen — ſelten war ſie mir ſo lebhaft zum Bewußtſein gekommen als zu jener Stunde. Es iſt das Gottesgericht im Menſchenherzen. Aber es iſt nur ein zeitliches Gericht, das auch der Ungläubige ſieht.

Wir ſehen mehr. Er, der mit dem Kreuze ſitzet zur rechten Hand, wird einſt kommen, zu richten die Lebendigen und die Toten. Einſt, wenn alle irdiſchen Sonnen erloſchen, alle Tage vergangen ſind, wenn die Menſchheit ausgelebt hat — verſchwunden in der Starre des ewigen Eiſes am Äquator, oder in der Aſche eines verloderten Sternes — dann wird's wieder neu beginnen.

Aber wie verſtehe ich das, die Lebendigen und die Toten? Werden nicht alle, alle tot ſein und werden nicht alle wieder erweckt worden ſein zum Leben und zum Gerichte? Welches ſind die Lebendigen, welches die Toten? Ich meine faſt, unter den Lebendigen werden die hochgemuten Idealiſten, die Glaubensfrohen zu verſtehen ſein, und unter den Toten die Niedertrachter und Verzweifler. Er wird in ſeiner Liebe beide Teile richten und wird beiden geben, was ſie wünſchen: den Lebensfreudigen das ewige Leben, den Todesbedürftigen den ewigen Tod.

Den einen leuchte das ewige Licht, die andern ruhen im Frieden!

Ich bin der Überzeugung, daß ein Menſch, der guten Willens iſt, der nach den Geſetzen der Natur und nach den heiligen Geboten (wir kennen ſie alle) zu leben trachtet, daß ein ſolcher Menſch nicht verloren iſt, nicht aufhört zu ſein, daß er irgendwie fortlebt, fortwirkt zur Einheit des Ganzen und zum eigenen Heile. Ob jedoch ſolche, die der Vorſehung widerſpenſtig waren, den Mitgeſchöpfen mit Abſicht Leides gethan und ſich ſelbſt entwürdigt haben, ob ſolche des Heiles, das ihnen zu wünſchen iſt, teilhaftig werden? Ob ſie nicht in irgend einer Form unerlöſt und friedlos dahinſchweben müſſen durch die Räume und Zeiten, bis ſie, geläutert in weher Sehnſucht, den Heiland finden werden? Sie werden ihn endlich finden, alle, die ihn finden wollen. Das eine, die ewige Höllenpein zu glauben, iſt mir unmöglich. Weil Gott barmherzig iſt? Nein, weil er gerecht iſt.

Der Herr hat die Menſchen aufgeweckt zu Mitgenoſſen ſeiner Himmel. Nun höre ich natürlich wieder die vorwitzige Frage, weshalb der gerechte allmächtige Gott denn ſo viel Elend und Unrecht geſchehen laſſe? Dieſe Frage iſt voller Erdenroſt und ähnlich wird auch die Antwort ſein: Wir wiſſen, daß der Künſtler mit Gegenſätzen wirkt, ohne das Häßliche kommen wir nicht zum Bewußtſein des Schönen. Und wer das Leid nicht kennt, kann auch nicht glückſelig ſein. Luſt allein führt ſo wenig zu Gott, als Leid allein, *gleich* müſſen die beiden Schalen der Wage ſtehen, dann weiſt das Zünglein nach oben. — Es könnte ja vielleicht auch anders ſein, aber es iſt einmal ſo, und mich beruhigen ſolche Gedanken, ſie erwecken in mir eine Vorſtellung von der Gerechtigkeit, in der man ſich geborgen fühlt. Im heutigen Chriſtentum wird ſo viel von Liebe geſprochen und ſo wenig an Gerechtigkeit gedacht. Mir wäre thatſächliche Gerechtigkeit lieber, als geträumte Liebe. Die Menſchheit lieben iſt leicht, iſt nur eine Phraſe, aber dem Nächſten gerecht zu ſein, das iſt ſchwer. Daß die Menſchen ſich immerwährend Gutes thun ſollen, iſt göttlich viel verlangt; man könnte ſchon zufrieden ſein, wenn ſie einander nichts Böſes thäten.

Ich glaube an den heiligen Geiſt.

Cöleſtin S. war ein Kleinbauer zu Hulſchlag im Gebirge. Er lebte mit ſeinem jungen Weibe im Hauſe ſeines Schwiegervaters wie ein geringer Knecht. Der Alte hätte ihm nach mündlichem Verſprechen bei der Tochterheirat das kleine Gut längſt übergeben ſollen, er that es aber nicht, es gefiel ihm, daß er der Herr war und den Schwiegerſohn mit ſeinen boshaften Launen ärgern konnte. Und wenn er mit ſeinen gewöhnlichen Feindſeligkeiten nichts ausrichtete, ſo ging er ins Dorf hinab und trank ſich einen tollen Zorn an, mit dem er dann zu Hauſe umherwütete, gegen den Cöleſtin ſogar handgreiflich wurde, und wenn dieſer ſich wehrte, mit gänzlicher Enterbung drohte. Weil der junge Mann auf den Hof nicht angeſchrieben war, ſo wurde er eines Tages zu den Soldaten einberufen. Um nicht fort zu müſſen nach dem fernen Galizien, beſtürmte er und ſein Weib den Alten mit neuerlichen Bitten, das Gütchen in amtlicher Form ihm zu übergeben. Der Alte aber antwortete: „Das werde ich wohl bleiben laſſen und dich wird Galizien ſchon umbringen!“ Der Cöleſtin war ſprachlos darüber, daß es ſo zuwidere Leute geben mag auf der Welt. Dann wurde er aufgebracht gegen ſein Weib, weil ſie es nicht vermochte, ihren Vater umzuſtimmen, und alſo verließ er in tiefer Verbitterung ſein Heim, um auf lange, auf unbeſtimmte Zeit in die Fremde zu ziehen zum Militär. Als er mit ſeinem Handbündel vom Berge herabſtieg gegen das Thal und am großen Teiche des Müllers vorbeikam, ſah er im Waſſer einen dunklen Körper ſchwimmen. Ein toter Menſch? Wenn's der Alte wäre? Derſelbe war ſchon am Frühmorgen ins Dorf gegangen und noch nicht zurückgekehrt. Wenn er im Rauſche in den Teich gefallen wäre? Dann könnte alles gut ſein, er, der Cöleſtin wäre Eigentümer des Gütchens und nicht mehr Soldat. — Als er näher hinſchaute, war es kein Menſchenkörper, ſondern ein morſcher Baumſtrunk, der ſich vom Ufer losgelöſt hatte. Cöleſtin ging weiter durch die Engſchlucht hinab, voller Mißmut und Betrübnis darüber, daß er fort mußte, in Groll ſcheiden von ſeinem Weibe, das ja ſchließlich auch nichts kann für die Halsſtörrigkeit des Alten. Als er zur unteren Enge kam, wo der Fußweg über der Schlucht ſich hinzog, lag im Graben der Schwiegervater. Diesmal war er's, aber nicht tot, nur einen Rauſch ausſchlafend. Im Augenblicke fiel dem jungen Manne folgendes ein: Wenn jetzt oben der Teich losbräche! Das Waſſer ſchöſſe herab und ertränke ihn! Er hat lange genug gelebt, er hat Leute genug gemartert! — So ſchnell war er noch nie vom Fleck gekommen, der Cöleſtin, als diesmal, ſeine Füße berührten den ſteinigen Boden kaum. Aufwärts gings, bis an den Teich. Die Schleuſen öffnete er, eine, zwei, alle, und das Waſſer flutete los. Nun eilte er davon, davon. Als er aber aus der Schlucht her das Toſen der losgekommenen Fluten hörte, als er die trüben, giſchtenden Wellen ſah, die an Felskanten ſich ſchäumend emporwarfen und in wilder Gewalt weiterſchoſſen, hub er an zu laufen. Unten liegt ja ein Menſch! Liegt unten im Graben nicht ein Menſch? Der muß gerettet werden, bevor ihn die Flut erreicht! — In mächtigen Sätzen, um dem eilenden Waſſer Vorſprung abzugewinnen, ſprang er über Gewurzel und Geſtein, immer mehr erglühend im Gedanken: Du mußt ihn retten! — Stellenweiſe war die Flut ihm voraus, ſtellenweiſe, wo er Biegungen abſchneiden konnte, war er voran. An die Enge gekommen, brauſte die wilde Wucht ſchon hernieder, er ſprang in den Graben, riß den Schlafenden empor und ſchleuderte ihn an den Hang. Da war die

Brandung ſchon da, wirbelte an der Enge und flutete hinaus auf die Wieſen.

Cöleſtin hatte mit eigener Lebensgefahr den Alten gerettet, den er verderben wollte. Was war es denn, das ſo plötzlich über ihn gekommen, ihn für etwas ganz anderes begeiſtert hatte, als was er im Sinne gehabt zu thun?

War's die Liebe? Die war es kaum. Es war die Vernunft, es war das Gewiſſen. Es war der heilige Geiſt. — Wenigſtens hatte er es ſelbſt ſo ausgelegt, als er mir, jubelnd über ſeinen Sieg, die Sache erzählt.

Der unheilige Geiſt hatte ihn einige Minuten lang beſeelt, als der Mordgedanke in ihm erwacht. Hätte er dieſem ſchon früher manchmal Gehör gegeben, hätte er ſich häufig verſchloſſen gegen die guten Regungen, der heilige Geiſt würde ſich vielleicht in dem entſcheidenden Augenblicke angemeldet haben, doch der Mann hätte ſeiner nicht geachtet und wäre ein Mörder geworden.

Es kann ſein, daß der Alte für ſeinen „Lebensretter“ weicher geſtimmt worden iſt, daß er ihm das Gut verſchreiben ließ; das iſt aber jetzt für uns gleichgiltig. Die Hauptſache iſt, daß Cöleſtin plötzlich beſeelt worden war von der göttlichen Eingebung. —

Ich glaube an den heiligen Geiſt. Nicht ſo ſehr an den gelehrten Wiſſens, als vielmehr an den eines zu guten, großen Thaten begeiſterten Gemütes. An den heiligen Geiſt, unter allen Umſtänden gottbegeiſtert, menſchentreu und wahrhaftig zu ſein. Das wird wohl der Geiſt Gottes ſein, durch den Chriſtus gelebt, gewirkt und gelehrt hat, und der am Pfingſtfeſte auch über die Jünger, als ſie im Gedenken an den verſchwundenen Meiſter verſammelt geweſen, herabgekommen war. Haben ſie ihre Gottesweisheit aus Büchern und Dogmen geſchöpft? Nein. Aus dem lebendigen Umgange mit dem Herrn und ſeinen Werken iſt ihr ſchwaches Herz geſtärkt und begeiſtert worden, mit dem ſie dann kühn hinausgezogen ſind in die Welt, um allen Völkern zu predigen.

So oft ich unter den Menſchen ein glühendes Herz für Gutes und Schönes finde, iſt es mir eine Offenbarung des heiligen Geiſtes.

Vor allem glaube ich an den heiligen Geiſt, der ſich bei den Menſchen in Begeiſterung und Mut offenbart. Glühende Begeiſterung iſt etwas Göttliches. Der Mut, die perſönliche Überzeugung zu bekennen und ihr nachzuleben, iſt etwas Göttliches. Freilich hat dieſes Göttliche nicht ſelten zum Diaboliſchen geführt, zum Fanatismus, der Hekatomben baute. Das Feuer verzehrt Häuſer und Städte, aber wer möchte es auslöſchen auf Erden! — Die Menſchen des Alltags ſind nicht heiß und nicht kalt, ſie ſind lau. Lauheit iſt ja das Klügſte, dabei kann man nicht verbrennen und nicht erfrieren. Wie das wohlthut, wenn einmal ein glühender Menſch aufſteht, der begeiſtert ſeine Meinung, ſeine Überzeugung, ſeinen Glauben bekennt! Es kommt gar nicht einmal darauf an, ob es die „richtige“ Meinung iſt, das glühende Herz des Redners ſchmilzt die Bedenken der Zuhörer, ihre Seelen werden entzündet und in der Glut innerlichſter Überzeugung verwandelt ſich der Irrtum zur Wahrheit. So haben Propheten die Völker geführt, ſo haben Apoſtel die Welt beſiegt, nicht durch Macht, nicht durch Wiſſen, ſondern durch ihre Begeiſterung. Eine Idee, und wäre es die unpraktiſcheſte, die in den Augen der Klugen verſchrobenſte — ſobald ſie die Begeiſterung für ſich hat, wird ſie ſiegen! Keine Erfindung, kein Geſetz, keine Gewalt der Welt hat das gethan, was Begeiſterung vollbrachte.

Die Begeiſterung macht wahr und freimütig, ſie giebt den Mut zum perſönlichen Sein! Die Alltagsmenſchen ſind keine Perſonen, ſie haben nichts Perſönliches, ſie denken wie andere, ſprechen wie andere, leben wie andere, ſind Teilchen der Menge. Und regt ſich in ihnen doch einmal ſchüchtern etwas Beſonderes, ſo haben ſie nicht die Energie, es aufkommen zu laſſen, das könnte ja Unannehmlichkeiten geben. Denn jedes Perſönliche hat alles übrige zur Gegnerſchaft. Glühende Begeiſterung für ein Ideal, Mut, ſich ſelbſt zu denken, zu leben, und fertig iſt der Kämpfer, der Held, der Übermenſch!

Solche Übermenſchen ſind auch die armen galiläiſchen Fiſcher geworden, nachdem ihnen der Meiſter den heiligen Geiſt geſendet hatte, oder, um einfacher zu ſprechen, nachdem ſie der Herr durch ſein Leben und Sterben, durch ſein Lehren und Weisſagen begeiſtert hatte. Begeiſtert bis zur höchſten Verzückung glühender Seelen. Und ſo iſt geſchehen, was wir da leſen in der Geſchichte des Chriſtentumes.

Doch nicht allein die Flammenzunge iſt ein Symbol des heiligen Geiſtes. Auch die Taube iſt ſein chriſtliches Sinnbild. Die Taube aber bedeutet uns Sanftmut, Friede. Alſo paare ſich mit Begeiſterung die Sanftmut, mit dem Mute der Perſönlichkeit die Duldung, und wir haben den heiligen Geiſt, der vom Himmel kam, und der mein und unſer aller Licht ſei!

Eine allgemeine chriſtliche Kirche, Gemeinſchaft der Heiligen.

In Öſterreich-Ungarn allein lebt ein halbes Dutzend Arten von Chriſten. Jede Art ſagt, ihr Bekenntnis ſei das richtige, und jede zeiht die andere mehr oder minder rückſichtslos der Irrlehre. Faſt alles Gezänke unter ihnen dreht ſich um ſpitzfindige Dogmen, und dem kirchlich durchſättigten Lutheraner iſt der Katholik zuwiderer als der Heide oder der Atheiſt. Jede Konfeſſion ruft es durch ihr Gotteshaus, ſchreit es auf die Straße hinaus: Ich bin die wahre! — Das iſt mir ſchon die wahre, die ſich ſo prahleriſch vordrängt!

In der Konfeſſion trennen ſie ſich, aber im Chriſtentume vereinigen ſie ſich. Das Evangelium ſteht für alle gleich. Das iſt mein Troſt und Stab. Und das iſt die allgemeine chriſtliche Kirche.

„Du biſt Petrus, der Fels, auf den will ich meine Kirche bauen.“ Unter dieſem Ausſpruche des Heilandes denke ich durchaus nicht an die Gründung einer ausſchließlichen Kirche, ſo wenig, als wohl auch Chriſtus daran gedacht hat. In der Vollmacht, zu binden und zu löſen, die Jeſus nicht bloß dem Petrus, vielmehr allen Apoſteln gegeben hat, kann nicht die Begründung irdiſcher Prieſterhierarchie liegen, weil eine ſolche der Lehre Jeſu vom Reiche Gottes geradezu entgegengeſetzt wäre. Es liegt darin einfach das Beſtimmungsrecht für die Verhältniſſe jener Zeit, Ausſendung der Lehrer, geiſtige Einrichtung der Kirchengemeinden u. ſ. w. Dieſe Gemeinden waren untereinander ſchon damals recht verſchieden, doch überall, wo das Evangelium gepredigt und befolgt wurde, war die chriſtliche Kirche — und ſo iſt es noch heute.

Wenn etwas an dieſem Gotteswerke zweifeln machen könnte, ſo wäre es die Uneinigkeit der Bekenntniſſe, das phariſäiſche Sektenweſen im Chriſtentume. Das geht ſo weit, daß eine Konfeſſion in erſte Linie ihre Formen, Gebräuche und beſonderen Heiligtümer ſtellt, und in zweite erſt das Chriſtentum, wie es uns durch die Evangeliſten und erſten Chriſten übermittelt worden iſt. Vor einiger Zeit bat ich unſere katholiſche Kirche, daß ſie in der Schule das Evangelium dem Katechismus vorausſtellen möchte. Im Grunde eine ſo ſelbſtverſtändliche Zumutung. Ich wurde aber ob meines vorlauten Einſtehens für das Evangelium Chriſti von den klerikalen Organen tüchtig gezauſt. Daß die Kirche ihre Sonderintereſſen aufgeben und ſich etwas mehr auf den allgemeineren chriſtlichen Standpunkt ſtellen möchte, das war ihnen ein widerlicher Gedanke. Ich aber beſtehe auf meiner Forderung.

Die katholiſche Kirche will ihre Allgemeinheit und Welteinheit vielmehr damit zeigen, daß ſie ihren kirchlichen Gottesdienſt überall auf Erden in lateiniſcher Sprache halten läßt. Aber indem ſie ſo die Zuſammengehörigkeit aller Völker bekennt, zieht ſie andererſeits eine Grenze zwiſchen ſich und jeder einzelnen Nation, die doch am liebſten in ihrer eigenen Sprache mit Gott verkehrt. Manchmal an chriſtlichen Feſttagen führt mich die Sehnſucht nach alten deutſchen geiſtlichen Liedern in die Kirche, in ſolchen Liedern finde ich die Stimmung zur Andacht. Aber öfter als einmal habe ich die Kirche mißmutig und betrübt verlaſſen, weil in derſelben nur lateiniſche Geſänge herrſchten, fremdartige Muſik, die mein Gemüt nicht erwärmen kann, die mir die Kirche zu einem weltfremden Raume macht, da ſie doch mein Vaterhaus ſein ſollte.

Manchmal ſcheint es, als habe die Kirche es darauf abgeſehen, das Chriſtentum der Volkstümlichkeit zu entkleiden. Vor einiger Zeit haben wir ein ſchönes, kunſtvoll geſchaffenes „Krippenſpiel“ bekommen, die dramatiſche Darſtellung der Geburt des Heilandes, ganz in frommer Einfalt der deutſchen Volksſeele gehalten. Das Stück wurde mit großer Pietät aufgeführt und hat Tauſende innig gerührt und erbaut. Was geſchah? Ein hoher Kirchenfürſt hat die Aufführung dieſes religiöſen Dramas verboten! — Irre möchte man werden! Iſt es nicht manchmal gerade, als ob der Klerus eiferſüchtig wäre auf die Religion und als ob ihm jede Art von Gottesverehrung zuwider wäre, die nicht gerade von der Kirche offiziell ausgeht! Und ich hätte gemeint, die Kirche müßte ſich freuen darüber, daß in der Welt das religiöſe Bedürfnis wieder lebendiger wird und ſie müßte ſich beſtreben, auch außerhalb des Gotteshauſes, im profanen Leben, den chriſtlichen Sinn zu fördern. Profanieren will man angeblich die heiligen Dinge nicht laſſen. Du lieber Gott, werden die heiligen Dinge nicht auch innerhalb der Kirche oft genug profaniert? Ich will hier nicht weiter darauf eingehen, es mag nur jeder ſelber nachdenken. Gott iſt überall, und überall iſt Gottesdienſt, wo die Herzen ſich erheben und bereit ſind zu guter That. Alſo keine offiziellen Grenzen für das Chriſtentum! Und keine Schranken zwiſchen einem Volke und ſeinem Gott! Jeden in ſeinem Kreiſe und nach ſeiner Weiſe auf Grund der Bergpredigt Chriſt ſein laſſen, das iſt die allgemeine chriſtliche Kirche, welche alle chriſtlichen Konfeſſionen umfaßt.

Gegen die Verſchiedenheit der Kultusformen und kirchlichen Sitten iſt im Grunde ja doch nichts einzuwenden; andere Bedürfniſſe und Ideale hat hierin der Südländer und andere der Nordländer, andere haben die Völker der alten Welt und andere die der neuen. Ja, andere Formen verlangen die Naturmenſchen der ländlichen Bevölkerung und andere die gebildeten Klaſſen. Möge man ſich doch beſcheiden und dem Südländer das Recht einräumen, braun zu ſein, und dem Nordländer, einen roten Bart zu tragen. Es ſind Menſchen. Alſo auch hier, ob Kelch oder Hoſtie, wenn ſie nur das Kreuz erkennen. Das Kreuz iſt das einzige aller Religionszeichen, das zwei Arme hat. Es umfängt die Welt, die ganze Menſchheit, in dieſem Baume wiederhallt ewig das Wort: Liebet euch einander. Ihr alle ſeid Kinder eines Vaters, der im Himmel iſt. — In dieſem Sinn könnte man die allgemeine chriſtliche Kirche nicht bloß auf alle chriſtlichen Bekenntniſſe, ſondern auch auf Juden, Türken, Heiden und Atheiſten, auf Glaubende, Zweifelnde und Stumpfe beziehen — auf alle Menſchen. — Es wäre ſo übel nicht.

Andererſeits iſt dieſe Verallgemeinung der Liebesreligion eine billige Sache. Es iſt leichter, alle zu lieben, als einen. Die Liebe zur ganzen Menſchheit koſtet gewöhnlich nichts als eine Phraſe, die Liebe zum Nächſten fordert Opfer. Laſſe die „ganze Menſchheit“ dir immerhin gleichgiltig ſein wie du willſt, nur dem, der dir von ihr jeweilig der nächſte iſt, ſei gut. Wenn das jeder thut, dann haben wir eine allgemeine chriſtliche Kirche — das Reich Gottes auf Erden, und auch eine Gemeinſchaft der Heiligen.

Die Sache der Humanität ſetzt uns in Gemeinſchaft mit allen Menſchen, allerdings auch die Konfeſſion erhält uns in Gemeinſchaft mit Vergangenheit und Zukunft. Und das iſt ein Geheimnis der Macht des Kultus. Ich würde mich perſönlich vom Katholizismus ſchon deshalb ſchwer trennen können, weil meine Eltern und Voreltern vor dem katholiſchen Altare gekniet haben. Ich feiere im katholiſchen Kultus das Andenken an meine Vorfahren, ich liebe in ihm meine Mutter, meinen Vater, die mir dieſe kirchliche Welt gleichſam wie ein Erbe hinterlaſſen haben. Auch darum, aber nicht etwa darum allein. Die Macht des Gemütes greift tiefer. Auch das äſthetiſche Gefühl zieht ſo manchen zur katholiſchen Kirche, die ihrer Gemeinde ſo viele ſinnliche Schönheit zum Genuſſe reicht! Ein Religionsbekenntnis geht allmählich von Geſchlecht zu Geſchlecht in Fleiſch und Blut über, ſo daß es mancher wie Untreue nicht zwar gegen Gott, wohl aber gegen ſein Ich empfinden mag, wenn er ausſpringt. Ich habe dieſes Ausſpringen, ſo oft es mir nahegelegt wurde, zurückgewieſen. Ich ehre unſeren Prieſterſtand aus ganzem Herzen, und auch ſeinen Kultus, inſofern er die Menſchen beſeeligt, aber ich nahm nicht Anſtoß, gewiſſe kirchliche Sitten oder Unſitten, die den urſprünglichen Gehalt verloren hatten und als hohle Form mir ſchädlich ſchienen, freimütig zu rügen, unmittelbar oder durch die Satire. Es war ein glühendes, nicht durch den Zeitgeiſt bedingtes Verlangen in mir, gegen manches meine perſönliche Meinung zu ſagen. Und wenn die Kirche im Mittelalter ſtehen bleibt, ſo kann der moderne Menſch ſich eben mit ihr nicht abfinden. Man kommt ihr weit genug entgegen.

In den ſiebziger Jahren war es bei uns „guter Ton,“ die religiöſen Sitten und frommen Anſchauungen des Volkes zu verſpotten, in einer Weiſe, die mir zuwiderlief. So erinnere ich mich, daß in einem Gaſthauſe von etlichen Aufgeklärten ein Handwerksmann lächerlich gemacht wurde, weil er auf dem Marktplatze die Bildniſſe der Apoſtel Petrus und Paulus mit Blumen geſchmückt hatte. Der Handwerksmann verſtand's aber, zurückzugeben. „Was gehen denn euch unſere Heiligen an?“ ſagte er, „laſſen doch auch wir die eurigen in Ruh'. So, ihr hättet keine? Ihr habt mehr Heilige als wir, von denen ihr Bildniſſe aufſtellt und denen ihr Feſte feiert. Der heilige Goethe zum Beiſpiel, der heilige Schopenhauer, der heilige Darwin, oder gar der heilige Richard Zimmermann (ein damals Aufſehen erregender Freigeiſt). Iſt ja recht, ehret ſie, wenns euch freut, aber laßt uns die unſeren, wenn ich bitten darf!“

Es war klug geſprochen von dem Manne, er hat damit das Recht der Kirche, ihre Heiligen zu feiern, ins vollſte Licht geſtellt. Es vergeht thatſächlich nicht ein Monat, an welchem die moderne Geſellſchaft, oder ein Teil derſelben, nicht einen ihrer Heiligen feſtlich ehrt; ſei es nun Galiläi, oder Kolumbus, oder Hutten, oder Hans Sachs, oder Kaiſer Joſef, oder Robespierre, oder Bismarck, oder irgend ein anderer von den Größten bis zu den Kleinſten, die im Himmel der Geſchichte ſtehen.

Was nun den kirchlichen Glauben an die Fürbitte der Heiligen betrifft, ſo hat's damit — meine ich — allerdings ſeine beſondere Art.

Als der Waldbauernbub vor ſechsunddreißig Jahren die heimatlichen Berge verließ, um in die weite Welt zu gehen, da kniete er nieder an einem Wegkreuze, an welchem das Bild der heiligen vierzehn Nothelfer war, und betete. Legte mir plötzlich jemand die Hand aufs Haupt und ſtand der alte Pfarrer von Sankt Kathrein hinter mir.

„Schön, mein Sohn, daß du beteſt,“ ſprach er, „nun ſage mir einmal, um was du gebetet haſt. Ich möchte das gerne wiſſen.“

Nach einigem Säumen geſtand ich dem alten Herrn, meinem bisherigen Beichtvater, daß ich zu den vierzehn Nothelfern gebetet hätte um ihre Fürbitte bei Gott, damit ich in der Fremde recht glücklich werden möchte.

„So, ſo,“ entgegnete der Pfarrer, „ſchau, ſchau. Alſo glücklich willſt du werden in der Fremde draußen. Glaub dir's gerne. Sage mir aber doch einmal, was du dir darunter denkeſt, unter deinem Glücklichwerden.“

„Ja, halt gute Menſchen finden, und ein rechtes Fortkommen.“

„Iſt das alles?“

„Vielleicht auch einen ſchönen Erwerb und ein Haus und — und —“

„Und ein hübſches Weib dazu, natürlich,“ ſetzte der Pfarrer raſch bei, „und jedenfalls auch Geld, große Anerkennung!“

„Wär mir nicht zuwider.“

„Sapperlot, Junge, du weißt, was gut iſt.“

„Das wüßte ich freilich. Wenn's nur ſchon ſo weit wäre.“

„Und dazu,“ fuhr der alte Herr fort, „ſollen dir die heiligen vierzehn Nothelfer dienſtbar ſein? Die Büßer, Märtyrer und Blutzeugen? — Höre, mein Sohn, was ich dir ſage: Wenn du die Heiligen Gottes um irdiſches Zeug bitteſt, da werden ſie ſich ſchwerlich für dich verwenden. Denn irdiſche Güter haben ſie ſelber verachtet und werden es nicht einſehen, wieſo Dinge, die ſie als nachteilig für das Seelenheil erkannt haben, dir vorteilhaft ſein ſollen. Wenn du ſie aber bitteſt um jenes Glück, das ſie ſelber geſucht und gefunden haben, um Bravheit, Demut, Zufriedenheit, Geduld, um Bewahrung der Unſchuld und ein reines Gewiſſen, um die Liebe zu Gott, dann werden ſie gewiß ſehr gerne bereit ſein, Gott zu bitten, daß er dir ſolche Gaben und Gnaden verleihe. Und wenn es dir die Heiligen nicht erbitten ſollten, ſo erwirbſt du dir die Gaben ſchon durch dein ſehnſüchtiges Gebet danach.“

So ſprach er. Hatte er um ein Wort zuviel geſagt, der alte Herr? Oder war es ihm darum zu thun, für meinen Gebrauch in der aufgeklärten Welt mir das Geheimnis der Heiligenfürbitte anzudeuten? Nämlich daß der Segen des Gebetes in der Selbſterhebung, in der Erweckung eines ſtarken Willens, in dem Verkehre mit dem Vorbilde liegt, durch welches bedeutende Träger des Chriſtentumes auf uns wirken! — Wenn wir einen Dichter oder Philoſophen feiern, ſo erheben wir uns dadurch zur Gemeinſchaft ſeines Geiſtes; wenn wir einen großen Staatsbürger oder Erfinder oder Kriegsherrn feſtlich ehren, ſo erklären wir uns gleichſam zur Gemeinſchaft mit ſeinem Leben und ſeinen Thaten, und wenn wir unſer Herz zu den chriſtlichen Heiligen erheben, ſo treten wir mit ihnen in Gemeinſchaft und Kameradſchaft auf der Reiſe zu Gott.

Mit jeder der Geſtalten, die uns die katholiſche Kirche als Heilige vorſtellt, vermag ich zwar nicht zu ſympathiſieren.

Mancher und manche unter ihnen iſt mir zu ſehr Selbſtquäler und zu wenig Chriſt. Die Selbſtpeinigung an ſich verſtehe ich nicht. Es müßte nur eine Art der Selbſterziehung damit gemeint ſein, eine Abhärtung des Körpers, Stärkung des Willens oder dergleichen. Oder es müßte mit einem empfindlichen Opfer an Wohlbefinden jemand anderem gedient ſein. In dieſem Falle dünkt mich freiwilliger Abbruch, körperliches Leid heldenhaft.

Andere der kirchlichen Heiligen ſind mir zu unduldſam fremden Glaubens gegenüber. Jemand, der ſich aus religiöſen Gründen ſträubt, mit allen Menſchenkindern Gemeinſchaft zu machen, kann ſich doch für die Länge nicht behaglich fühlen im Reiche Gottes.

Alle, die guten Willens ſind und ſich in ihrer Weiſe der Vollkommenheit beſtreben — weſſen Stammes, weſſen Glaubens ſie immer mögen ſein — ſie alle haben nach meiner Meinung Anſpruch auf die Gemeinſchaft der Heiligen.

Ablaß der Sünden.

Das Kreuzesopfer Chriſti iſt ſo erklärt, als wäre es für die Sünden der Welt dargebracht worden, als habe der Heiland dadurch auf ſich genommen und abgebüßt die Sünden eines jeden, der an dieſes göttliche Opfer glaubt. Man hat gemeint, die andächtige Beiwohnung der Meſſe, der inbrünſtige Empfang der Sakramente ſei ſchon genug, um entſündigt zu werden. Man hat geſagt, der ſündige Menſch allein ſei nicht imſtande, ſich zu ſühnen, zu erlöſen, es gehöre die Gnade Gottes dazu. Die Gnade Gottes käme aber nur dem, und zwar ganz unverdient zu, der darum bittet, denn ſie ſei einzig erworben durch die Verdienſte Jeſu Chriſti.

Die wörtliche Auffaſſung dieſer Lehre iſt verhängnisvoll geworden. Man hat täglich um die Gnade gebetet, wöchentlich einmal dem Meßopfer beigewohnt, monatlich einmal gebeichtet und kommuniziert — und iſt Sünder geblieben. Und hat auf Rechnung dieſer Übungen und Andachten Laſter um Laſter, ja Verbrechen auf ſich geladen, und hat kein böſes Gewiſſen gefühlt und iſt in der Meinung, ein guter Chriſt zu ſein, als unbußfertiger Sünder geſtorben.

Die Kirche meint es nunmehr allerdings nicht ſo, aber ſie hat die größte Mühe, die oben angeführte Lehre derart zu begründen und auszulegen, daß ſie wahrhaft ſittigend auf die Menſchen wirkt und jedermann davon überzeugt iſt, daß die Sünden trotz aller Gnadenmittel erſt dann vergeben werden, wenn ſie nach Menſchenmöglichkeit perſönlich geſühnt und gutgemacht ſind. — Freilich in dieſem Falle wird billigerweiſe überall ſo ziemlich alles vergeben, was überhaupt zu verzeihen iſt, da braucht man nicht erſt einen beſonderen Ablaß dazu.

Es giebt aber Fälle, wo die Lehre von dem Gnadenablaß eine Fülle himmliſchen Troſtes birgt, wo ſie den verzweifelnden Menſchen aufrichtet, wo ſie alſo thatſächlich ein Ausfluß chriſtlicher Liebe iſt.

Auf einer großen Jagd wurde unverſehens der Jagdeigentümer, ein reicher Gutsbeſitzer, angeſchoſſen und an dieſem heiteren Halalifeſte war es bei ihm zum Sterben. Die körperlichen Schmerzen waren ſanft, er verblutete langſam nach inren. Trotzdem bebte und verzweifelte er über die Maßen, bis der Prieſter vor ihn hintrat. Denn daß der Tod da war, er ahnte es wohl. Viele und ſchwere Sünden waren zu beichten. Ungerechtes Gut konnte nicht mehr zurückerſtattet werden, ſo reich der Mann auch ſein mochte, denn jene, denen er es einſt genommen, waren längſt verdorben und geſtorben. Natürliche Kinder von ihm waren verkommen, Auswürflinge geworden, er hatte ſie verleugnet. Ein Nachbar von ihm war ein Jahr lang unſchuldig im Gefängniſſe geſeſſen und darin aus Gram geſtorben, weil er — der Gutsbeſitzer — im Prozeſſe einen falſchen Eid geſchworen. Nicht eine dieſer furchtbaren Sünden konnte mehr geſühnt werden. Wer kann ſagen, daß er ein beſonders ſchlechter Menſch geweſen? Er war das, was ſo viele unter uns ſind: von unerſättlicher Selbſtſucht beſeſſen. Und als er nun vor der Majeſtät des Todes empfand, wofür er den edleren Teil ſeines Menſchentums vergeudet hatte, da ging ihm ein Licht auf, ein ſchreckliches. Der Sterbende ſah vor ſich die ewige Verdammnis und wand ſich in Verzweiflung. Es war ein Bild unbeſchreiblichen Jammers, alle Anweſenden bebten bei den gräßlichen Selbſtanklagen des Mannes und manches Herz wollte brechen vor Erbarmen. Da trat der Prieſter zu ihm, labte ihn, reichte ihm die Sakramente und fragte, ob er ſeine böſen Thaten bereue aus Angſt vor der Hölle oder aus einem anderen Grunde?

„Weil es ſo ſchlecht war von mir!“ ſtöhnte der Sterbende auf, „weil ich mich ſo unſäglich verachten muß! Weil es Gott ſo gut mit mir gemeint hat, mit Glück und Beſitz und Freunden mich geſegnet. Und ich ihm ſo! Und ich ihm ſo!“

Da legte der Prieſter ſeine Hand ihm auf die feuchte

Stirn und ſagte: „Mein Bruder im Herrn, dir iſt vergeben. Du kannſt deine Sünden nicht mehr büßen auf dieſer Welt, aber Jeſus Chriſtus, der am Kreuze geſtorben iſt, hat ſie auf ſich genommen, hat dich erlöſt durch ſein koſtbares Blut. Sei in Frieden, der Heiland nimmt deine Seele auf in ſeiner Gnade.“

Als der Mann tot war, hingen an ſeinen Wimpern zwei große Thränen. Weinend vor Seligkeit iſt er geſtorben.

Die Sache dürfte wohl ſo ſtehen: Wenn ich nichts thue zur Löſchung meiner Schuld, nichts zur Beſſerung meines Lebens, wenn ich mich einzig auf den Nachlaß der Sünden durch Chriſti Verdienſte verlaſſe, dann wird mir nichts verziehen. Wenn ich aber zur Sühne meiner Sünden und Laſter alles thue, was in meiner Macht ſteht, und es reicht noch nicht aus, dann tritt der Erlöſer ein und zahlt für mich den Reſt der Schuld, und es muß auch die beleidigte Menſchheit zufrieden ſein.

Wenn die begangenen Miſſethaten und Verbrechen nur erſt von den Menſchen verziehen ſind, dann wird der Herr den Schuldſchein zerreißen. Und wenn einzelne der Beleidigten trotz aller möglichen Genugthuung unverſöhnlich bleiben, ſo wird der Heiland durch die Stimme des guten Gewiſſens zum Büßenden ſprechen: „Komm, du biſt mein, ich hab' dich wieder lieb.“

Dann noch etwas für dieſes Kapitel.

Die katholiſche Kirche legt einen Ablaß auf die guten Werke Beten, Faſten und Almoſengeben. Der Ablaß wird oft angefochten, weil dieſe guten Werke, wie ſie wörtlich genommen zu werden pflegen, unbedeutend erſcheinen. Als ſolche ſind ſie es auch, machen Betbrüder und Heuchler.

Man kann dieſe guten Werke aber auch in hohem Sinne nehmen und dann ſchauen ſie anders aus.

Unter Beten verſtehe ich nicht das ſtundenlange Plappern, das mechaniſche Anrufen von Gott und Heiligen nach vorgeſchriebenen Formeln zu vorgeſchriebenen Zeiten, oft auch für vorgeſchriebene Zwecke. Beten heißt, ſich innerlich zu ſammeln, ſeine Gedanken der Ewigkeit zuzuwenden, die ewige Wahrheit zu ſuchen, Sehnſucht nach der Gottheit zu haben, an großen Anbildern in Ehrfurcht und Liebe ſich aufzurichten, von der gütigen Allmacht Troſt, Erhebung zu erflehen, und beſonders die Gnade, reiner und ſittlich ſtärker werden zu können.

Unter Faſten verſtehe ich nicht ein zeitweiliges Verzichten auf das Stückchen Fleiſch, um ſich den Magen mit Fiſchen, Eiern und Mehlſpeiſen zu ſtopfen, ſondern Mäßigkeit und Anſpruchsloſigkeit im materiellen Genuſſe, Zurückſetzung ſinnlicher Freuden zu Gunſten eines erhöhten geiſtigen Lebens.

Unter Almoſengeben verſtehe ich nicht das Bettlerzüchten mit Hellern und Groſchen, um damit einer ſentimentalen Barmherzigkeit zu genügen und das Gewiſſen des Beſitzenden abzufinden, ſondern ich verſtehe darunter perſönliche, werkthätige und fortwährende Mithilfe, die ſozialen Ungerechtigkeiten zu beſeitigen, den Arbeitern Arbeit und Erwerb, den Unglücklichen, Schlechtgearteten Gelegenheit und Beiſtand zur Beſſerung, den Armen, Kranken und Altersſchwachen die ihnen gebührende Verſorgung zu ſchaffen, den unteren Volksklaſſen Gelegenheit zu geben, ſich zu bilden und zu veredeln, ſie an dem Kulturſchatze der Menſchheit teilnehmen zu laſſen.

So verſtanden, gewinnen die drei guten Werke Beten, Faſten und Almoſengeben eine tiefe Bedeutung für den Menſchen überhaupt, zur heutigen Zeit insbeſondere. In ihnen liegt das chriſtliche Verhältnis des Menſchen zu Gott, zu ſich ſelbſt und zum Nächſten. Und wenn die katholiſche Kirche für ein ſolches Beten, Faſten und Almoſengeben den Nachlaß der Sünden verheißt, dann wird kaum ein Luther mehr kommen, der den Ablaß verwirſt.

Auferſtehung des Fleiſches.

In meiner frühen Jugend beſchäftigte mich nichts ſo ſehr, als die Vorſtellung vom „Jüngſten Tage“.

Am Samstag-Feierabend wird's noch heiter ſein. Wir werden um den großen Tiſch herum noch den Roſenkranz beten und nichts dabei denken; wir werden dann die Schwammſuppe und den Speckſalat und den Roggenſterz eſſen und verabreden, was am folgenden Sonntage für Vergnügungen geſchehen ſollen. Die Knechte werden dann noch ihre Pfeife rauchen, die Mägde ihr Haar ſtrählen und endlich werden wir alle in Gottesnamen ſchlafen gehen. Nachdem wir viele Stunden geſchlafen, wird der Vater anfangen im Hauſe umherzuſteigen, von einer Uhr zur anderen, wird zu den Guckern hinausſchauen und nicht wiſſen, was das bedeutet, daß heute keine Sonne kommt und kein Morgenrot. Finſtere Nacht iſt es, und die Uhren zeigen ſchon den hohen Vormittag. Die Sternlein am Himmel ſind nicht mehr ſilberweiß wie ſonſt, ſie ſind rot wie Herdfunken. Und dieſe Herdfunken werden ſachte größer, leuchten matt wie Spanfackeln, werden zu feurigen Rädern, die ſich ſprühend drehen und immer näher kommen und immer heſtiger kreiſen, ſo daß die Bäume und die Menſchen geſpenſtiſch zuckende Schatten werfen. Manche dieſer Feuerſcheiben am Himmel werden ſchon ſo rieſig, daß ſie aneinanderſtoßen und gewaltige Gluten entzünden in den Lüften. Ungeheuere Rauchwuchten qualmen, vom Sturme getrieben, durch das Firmament dahin. Grauſes Krachen und Toſen überall, ein Funkenregen ſprüht auf die Erde nieder, es brennen die Häuſer, die Wälder, die Felſen, unter unendlichem Jammer ſterben die Menſchen hin. — Dann iſt's ſtill geworden, die Himmel ſind ausgebrannt, die Meere ſind vertrocknet, die ganze weite Erde iſt ein Aſchenfeld. Aber in den Lüften tönt es wie Poſaunenſchall und nun regen ſich die verkohlten Schollen. Aus den Sprüngen und Riſſen des Bodens ſtrecken ſich fahle Hände empor, zuerſt einzelne, dann viele, der Boden wird lebendig überall, aus jeder Scholle wird ein Menſch. Die Toten! Nun erſt ſieht man recht, wie die ganze Erde ein einziger Friedhof war. Leib an Leib ſtehen ſie da in ihren Sterbekleidern, jeder erſchrickt vor dem nächſten; wo ſich Bekannte, Verwandte ſehen, da erſchrecken ſie noch mehr. Viele huſchen davon und wollen ſich wieder verkriechen, andere ſtehen da und beben, ſie wiſſen nicht, was da wird. Vom Scheitel des Himmels herab leuchtet eine goldige Scheibe wie Morgenrot. Ein zarter weißer Wolkenkranz, er wird größer, ſchwebt immer tiefer herab, es iſt keine Wolke, es ſind lauter Engel mit weißen Fittichen. Und inmitten in göttlicher Majeſtät Jeſus Chriſtus mit dem Kreuze. . . .

Das jüngſte Gericht in der Vorſtellung des Volkes. Der letzte Tag.

Der erſte Tag! Der erſte Tag eines neuen Seins. Auferſtehung des Fleiſches, ſagt die Religion. Auferſtehung der Subſtanz, ſagen die Naturforſcher.

Wenn im Herbſte die Blätter von den Bäumen fallen, ſo will man das für ein Beiſpiel der Vergänglichkeit deuten. Ein ſchlechtes Beiſpiel, denn nach wenigen Monaten wachſen auf dem Baum junge Blätter und es wird ein neuer Frühling, der ganz ſo iſt, wie die früheren waren. Nach hundert Frühlingen und Herbſten fällt endlich der Baum zuſammen, doch aus ſeinem moderigen Stocke ſprießen junge Stämmchen friſch empor und ſeiner Reihe von Frühlingen entgegen. Und der Menſch ſinkt als Vater zu Grabe und ſteht als Kind wieder auf.

Alles iſt dem Tode verfallen, man kann es ſagen, aber auch: alles iſt zum Leben beſtimmt. Denn ſo viel wir täglich ſterben ſehen, ſo viel ſehen wir geboren werden. Und wenn einſt der Erdball alt und kraftlos ſein wird, ſo wird er bloß ein wenig raſten, dann ſich verwandeln und im Kosmos Mitanlaß zu einer neuen Lebewelt ſein.

Die Wiederbelebung und Auferſtehung der Subſtanz kann von niemandem geleugnet werden. Ich glaube aber auch dreiſt an die Auferſtehung des Individuums. Sei es, daß der Vater im Sohne lebt, ſei es, daß die ſcheinbar vergehende Perſon durch ein anderes Geheimnis das Bewußtſein ihrerſelbſt wieder findet — ich glaube, daß dieſes Ichbewußtſein vielleicht unterbrochen werden kann, daß es aber unzerſtörbar iſt.

Und wenn das Ich auch nur ſeine Gegenwart weiß, ſich aber nicht erinnern kann an ſeine Vergangenheiten, ſo glaube ich doch, daß von einem „Leben“ zum anderen gewiſſe Urſachen und Wirkungen verbindend fortbeſtehen, die das Individuum erhalten und beſtimmen. Und ſo möchte es ja wohl ſein, daß die Perſon in einem ſpäteren Leben die Folgen eines früheren empfindet und zu tragen hat. Vervollkommnet ſich ein Weſen in dieſem Leben, ſo tritt es eben vollkommener in ein nächſtes über, erniedrigt es ſich hier, ſo wird es dort als niedrige Art wieder geboren. Dieſer Glaube dürfte recht ſehr verſtimmend wirken bei niedertrachtenden Kreaturen, iſt aber wunderbar beſeligend für den, der ſich beſtrebt, reiner und beſſer zu werden, denn er geht einem edleren, vollkommeneren Leben entgegen — er nähert ſich Gott. — Und auf dieſem Wege zu Gott die lebende, webende, blühende Natur, unendliche Roſen ſtreuend auf den Leidenspfad, auf den Siegeszug.

Und ein ewiges Leben.

Ein ewiges Leben — juchhe!

Aber Freund, höre ich zu mir ſagen, denke doch an den ewigen Juden! Der Menſchheit ganzer Fluch iſt verkörpert in dem Manne, der nicht ſterben kann!

Nicht ſterben können, die furchtbare Kette endloſer Unheilserinnerungen im müden Leibe durch das verlorene Erdenleben ſchleppen müſſen und nicht ſterben können, das wäre freilich Verdammnis. Aber ſterben können und doch wieder auferſtehen, durch den Tod vergangene Epochen auslöſchen können und mit jedem jungen Leben höher ſteigen, ſeliger werden — das iſt unſer göttliches Los.

Und du, mein Bruder, biſt ſo müde. Und du willſt auf ewig ſchlafen gehen und nichts wiſſen von Unſterblichkeit! — Schau, das ſollſt du nicht wollen. Lege deinen Leib nur hin und raſte dich erſt einmal aus, dann wirſt du ſchon wieder Mut haben zu einem neuen Flug gen Himmel. Ich ſehe es ja wohl, du haſt viel gelitten und biſt wund und krank, ſo freue dich deſſen, daß bald Feierabend kommt. Und morgen iſt unter der leuchtenden Sonne ein neuer Tag und morgen ein neuer Menſch mit jungem glückdurſtigem Herzen.

Du ſagſt, du könneſt dir nicht denken, daß du ſein wirſt. Ich kann mir nicht denken, daß du nicht ſein wirſt. Denn du biſt. — Ich bin, und das iſt der beſte Beweis dafür, daß ich war und ſein werde.

Es wäre ja ſo ungereimt zu denken, daß du zwiſchen einer ewigen Vergangenheit und einer ewigen Zukunft nur heute ein bißchen ſollteſt aufgeſtanden ſein. Früher nicht geweſen, in Zukunft nicht ſein, gerade jetzt die paar Jahre, gerade jetzt! Ja, wie denn ſo?

Aus dem Meere der Ewigkeit juſt für einen Augenblick auftauchen und Mücken ſchnappen, und keine weitere Beſtimmung, da könnte einer freilich in der Eile dieſes ganz zufälligen Lebens Schabernak treiben, um dann ohne Verantwortlichkeit für immer zu verſchwinden. Ein keckes Spiel mit ſich und anderen um alles und um nichts könnte er da wagen, und ſich nach Luſt blähen oder zerſtören, je ungeheuerlicher, deſto beſſer. — Das iſt aber nicht. Tötet er ſich, ſo lebt er immer wieder auf, und je frevelhafter er es treibt, deſto tiefer lebt er ſich in eine Verdammnis der Zukunft hinein.

Mache dich gut, mache dich glücklich, denn du wirſt ſein. Du kannſt nicht flüchten, und der Tod, in dem du etwa deinen ſchlechten Adam verſtecken wollteſt, iſt nur ein Aſyl für kurze Zeit, gar bald liefert er dich wieder aus giebt er dich zurück deiner Beſtimmung, vollkommen zu werden. Du entgehſt nicht und du wirſt ſo lange ſtörriſch hoffend leiden, bis du zur Erkenntnis kommſt, und dann wirſt du ſo lange ringen, bis du vollkommen biſt.

Menſchenkind, du geheimnisvolles, unſterbliches Weſen! Und vergiß nicht, daß auch alle anderen Kreaturen den Kreis der Unſterblichkeit mit dir reigen. Was du auch zerſtörſt mit deiner Hand, zertrittſt mit deinem Fuß, vernichteſt mit feindſeligem Herzen, glaube es den Gelehrten, daß die Atome unzerſtörbar ſind; glaube es den Myſtikern, daß der Tod nicht ſowohl eine Entſeelung des Leibes bedeutet, als vielmehr eine Entleibung der Seele; glaube es der Offenbarung, daß die Geſchöpfe unſterblich ſind. Halte Freundſchaft mit den Tieren, die wie du ſich emporarbeiten müſſen; ſtehen ſie auch heute noch um etliche Stufen tiefer wie du, gieb acht, daß der wilde Peitſchenhieb, den du deinem geduldigen Pferde verſetzeſt, dich nicht ſtürzt unter das Tier hinab! Mache dich vertraut mit den Weſen der weiten Welt, denn du wirſt ſie immer wieder begegnen auf deinem Fluge durch die Ewigkeit, und immer näher werdet ihr euch, werden wir uns alle kommen, bis die endliche Vollkommenheit uns zu einem einzigen ſeligen Weſen vereinigt.

Wer, der in dieſem Bewußtſein nicht weinen muß vor Freude! Daß wir nicht verloren ſind, nicht verloren ſein können! Daß wir alle bei Gott ſind, die einen irrend, zagend und zweifelnd zu ſeinen Füßen, die anderen liebend, glaubend und hoffend an ſeiner Bruſt.

Und alſo ſchließe ich der heiligen Offenbarung Erſtes und Letztes zuſammen im jauchzenden Bekenntniſſe:
Ich glaube an Gott und ein ewiges Leben. Amen.

Vom Manne der frohen Botſchaft.

Das war ein merkwürdiger Sabbath für Levy, dem Mautner. Am Morgen ſchon, als die Sonne aufging über dem See, hatten ihm ſeine Ortsgenoſſen ein etwas mißharmoniſches Ständchen gebracht, von oben herab. Auf dem Dache ſeines Hauſes hatten ſie mit Brettergeklapper, Pfannengeklirr und dergleichen dem Levy lebhaft angedeutet, in welchen Ehren er bei ihnen ſtünde, ſeit er im Dienſte der Heiden den Straßenzoll einhob und ſelbſt am Sabbath nach Geld heiſchte.

Der hagere ſchwarzbärtige Mautner ſaß in einem Winkel ſeines Gemaches und ſah, wie der Staub niederflog von der Decke, die unter dem Gepolter zu ſchwanken ſchien. Er ſah auch, wie die zum Fenſter hereinſchimmernde Morgenſonne durch die Stube ein lichtes Band zog, in welchem die Staubteilchen gleich unendlich kleinen Sternchen tanzten. Er hörte und ſah und ſchwieg. Als ſie ſich auf dem Dache ausgetobt hatten, ſprangen ſie zur Erde, machten noch mancherlei ausdrucksvolle Geberden gegen das Mauthaus zurück und gingen davon.

Jetzt trat aber aus einem Nebengemache ein kleines, bewegſames Weib hervor, huſchte gegen den Mann hin und ſagte: „Levy, dir geſchieht recht!“

„Ich weiß es, Judith,“ antwortete er und ſtand auf. Seine Geſtalt war ſo ſchlank, daß er das Haupt nach vorne beugen mußte, um nicht an die Decke zu ſtoßen. Sein Bart hing in einem ſchmalen Strähn erdwärts, er hatte noch keinen grauen Faden, ſo fahl und müde das Angeſicht auch war.

„Sie werden dich ſteinigen, Levy, wenn du ein Römerknecht bleibſt!“ rief das Weib.

„Sie haben mich auch früher gehaßt, ſo lange ich kein Römerknecht war,“ ſagte der Mann. „Seit jenem Laubhüttenfeſt zu Kana, da ich ſagte, die Genußſucht habe das auserwählte Volk dem Gotte Abrams entfremdet und dem Jupiter unterworfen, ſeit jenem Tage haſſen ſie mich. Und weil ſie mich haſſen, muß ich mir eine Macht gründen gegen ſie, auf daß ich für mich beſtehen kann, wenn niemand mit mir iſt.“

„Und welche Macht iſt das, Mann?“ fragte das Weib.

„Du weißt es wohl, Genoſſin. Es iſt die Macht, die uns noch bleibt, wenn uns alles verachtet, die letzte Zuflucht. Es iſt die Macht, mit der man auch den grimmigſten Feind beſiegt. Ich meine dieſes da, meine Judith!“ Er bückte ſich in eine dunkle Ecke des Gemaches, er lüftete dort einen alten ſchweren Lappen, ſo daß man ein ſteinernes, mörſerähnliches Gefäß ſah. „Lauter Römer!“ ſetzte er ſchmunzelnd bei, „bald eine kleine Armee. Und bis ſie groß genug iſt, werden die Nachbarn mir nicht mehr aufs Dach ſteigen, um mit Scherben dem Levy ein Loblied zu ſingen.“

„Levy, ich will dir ſagen, was du biſt!“ rief das Weib und alle Muskeln zuckten in ihrem roten Geſichte.

„Ich weiß es, ich bin ein Zöllner,“ antwortete der Mann gelaſſen und deckte den Lappen wieder ſorgfältig über den Geldtopf. „Ich bin ein verachteter Zöllner, der einem angeſtammten Volke die Münzen aus dem Sacke nimmt, um ſie an Fremdlinge abzugeben, der den Römern Straßenzins einhebt von den Juden, die doch ihre Straßen ſelbſt gebaut haben. Solch ein Abtrünniger bin ich, meine Judith. Und warum bin ich römiſcher Publikan geworden? Weil ich mir Geld erwerben will, um mitten unter den Haſſern beſtehen zu können.“

„Levy, du biſt ein Geizhals!“ ſagte ſie. „Du begräbſt die Geldſtücke ins ſteinerne Loch, anſtatt mir den purpurnen Mantel zu kaufen, wie ihn Rebekka trägt und wie ihn Amala trägt.“

„Dann werde ich ein Geizhals bleiben,“ antwortete Levy, „denn einen ſolchen Purpurmantel kaufe ich dir nicht. Dieſe neumodiſchen Griechenmäntel ſind nichts für jüdiſche Hausfrauen, ſie führen weit tiefer ins heidniſche Verderben, als mein römiſches Amt und all meine römiſchen Münzen es thun können. Die fremde Pracht und Hoffart, die Putzſucht und das Luſtleben iſt Abgötterei, mein liebes Weib, und nicht das Zollamt an der Straße. Die Straßenſchranke iſt gar nicht ſchlecht zu einer Zeit, wo unſer Volk wieder anfängt, ſeines Bodens Flüchtling zu werden und in Handel und Wandel das Gute hinaus- und das Übel hereinzuſchachern. Seit Moſis Geſetz vom Ackerbau iſt keine ſo erſprießliche Einrichtung geſchehen, als die des römiſchen Straßenzolls. Was haben die Juden auf der Straße zu thun?“

„Das wirſt du bald ſehen,“ entgegnete das Weib.

„Wenn ich in zwei Tagen von dieſer Stunde an meinen Purpur nicht habe, dann ſollſt du auch mich auf der Straße ſehen, aber von hinten.“

Draußen pochte der Hammer. Der Mautner blickte durchs Fenſter und befahl ſeinem Weibe, die Straßenſchranke aufzumachen. Sie ging hinaus, erhob ein ſchallendes Geſchrei und öffnete die Schranke nicht. Mehrere Männer waren des Weges gekommen und ſtanden da und das Weib forderte den Zoll. Ein Glatzkopf trat hervor, ein Fiſcher vom oberen Seeufer, der geſtand, ſie beſäßen keine Münzen. Darüber wurde ſie ſehr aufgebracht, denn insgeheim war ihr Sinn, von jetzt ab auf eigene Fauſt den Pfennig einzuziehen, um ſo zu ihrem Purpur zu kommen, wie ihn die Rebekka trägt und die Amala.

Als Levy ihr Geſchrei hörte, ging er hinaus und ſagte: „Laſſe ſie doch ziehen, Judith. Dieſe Wanderer ſind nicht Händler, ſie werden den Weg kaum arg abnützen, du ſiehſt, ſie haben nicht einmal Sohlen an den Füßen.“

Die Judith ſchwieg jetzt und lugte verſtohlen auf den jüngſten der Männer hin, der in ſeinem blauen Rocke und mit den über die Achſeln niederwallenden Locken ſo ſchlank und aufrecht da ſtand und mit ſeinem milden, leuchtenden Auge ſie anblickte. Ein ſchöner Menſch, doch vermißt er an ihr ſicherlich den purpurnen Mantel, wie ihn ſchon andere Frauen tragen! — So dachte ſich das Weib.

„Woher des Weges?“ fragte der Mautner die Männer.

„Heute aus Magdala,“ antwortete der Glatzkopf.

„Dann iſt es wohl Zeit, daß ihr ein wenig raſtet in meinem Schatten, die Sonne iſt früh heiß geworden.“

Als Judith merkte, ſie ſchickten ſich wirklich an zur

Raſt, eilte ſie raſch in ihr Gemach, behing ſich dort mit bunten Tüchern, mit einer glänzenden Armſpange und mit einer Perlenſchnur, die ſie vor kurzem von einem ſidoniſchen Händler erſtanden hatte. Sie kam wieder hervor und brachte den Männern ein Brett mit Feigen und Datteln. Der junge ſchöne Menſch, der ſich vor dem Mauthauſe auf einen Stein geſetzt hatte, gab das Brett ſchweigend weiter, ohne etwas von den Erfriſchungen zu nehmen und blickte auf das Weib. So durchdringend war ſein Blick, daß Judith einen ſeltſamen Schauer empfand. Sie ſtellte ſich in ihrem Glanze noch auffallender vor ihn hin.

„Weib,“ ſagte er plötzlich zu ihr, „dort am Raine ſteht eine Diſtel. Sie hat ihre Stacheln am Stamm und an der Blüte, ſie iſt bedeckt vom Staub der Straße und zerfreſſen von den Inſekten. Aber ſie iſt ſchöner als ein hoffärtiges Menſchenkind, ſie neigt ihr Haupt in Demut vor dem Vater im Himmel.“

Judith zuckte auf dieſes Wort heftig zuſammen, dann lief ſie ins Haus und ſchlug hinter ſich das Thor zu, daß die Wände ächzten. Der Mautner hatte einen ſehr beifälligen Blick auf den jugendlichen Sprecher geworfen, jetzt that er einen leiſen Seufzer.

Da ſprach der junge Mann im blauen Rock zu Levy: „Haſt du ſie lieb?“

„Sie iſt doch ſein Nächſter!“ bemerkte ein heiter dreinſchauendes altes Männlein aus der Reiſegeſellſchaft. Das Wort mochte nicht ohne Schalkheit geſprochen ſein, es ging den an, der auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen die Nächſtenliebe predigte.

Levy nickte nachdenklich mit dem Haupte und ſprach: „Jawohl, ihr Männer, ſie iſt mein nächſter — Feind!“

„Sie iſt Euer Weib?“ fragte der Glatzkopf.

Ohne darauf zu antworten, ſprach der Mautner: „Ich bin ein Zöllner und das ſagt euch ſchon, daß ich geſegnet bin mit Mißwollenden, ſoweit mein Auge reicht. Jedoch alle zuſammen, die da draußen gegen mich ſind, machen mir nicht ſoviel Widerwärtigkeit als der eine Nächſte in meinem Hauſe.“

Als Levy ſo geſprochen, legte ihm einer der Männer ſeine Hand auf die Achſel und ſagte: „Zöllner, ſo ſieh zu daß ſie nicht mehr dein Nächſter iſt. Geh mit uns. Auch wir haben unſere Weiber verlaſſen, ſind von Vater und Mutter gegangen, um dem zu folgen.“ Er deutete auf den jugendlichen Mann, der gütig und ernſt zugleich auf Levy blickte. „Kennſt du ihn, Publikan? Es iſt der Mann von Nazareth.“

Der Mautner ſtutzte. Von dieſem Manne aus Nazareth hatte er ſchon wiederholt gehört. Der ſoll ja in der Wüſte geweſen ſein, dort Eingebungen gehabt und von Gott eine außerordentliche Kraft erhalten haben. Er ſoll Kranke heilen. Auch von anderen Wundern ſpricht man, ſogar von der Aufweckung eines Toten. Und der ſoll es ſein? Dieſer junge ſchweigſame Menſch? Der ſoll den Juden ſo felſenſchwere Predigten halten? Predigten, in denen er mit größtem Freimute vieles ſagt, was andere in ihrem Innerſten kaum zu denken wagen. Er — Levy — hatte ja auch einmal dergleichen geſprochen, bei jenem Laubhüttenfeſte, hatte die Leute damit nur gereizt, ſtatt ſie zu überzeugen. Und dieſem Menſchen hören ſie mit Andacht

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

zu, ſeinetwegen verlaſſen ſie Haus und Familie und gehen mit ihm. Wenn es auch der Zöllner ſo machte? Was hält ihn? Was hat er zu verlieren? Den Dienſt? Der kann ihm ja zu jeder Stunde gekündigt werden. Das Haus? Es iſt des Königs. Das Weib? Dieſes hat erſt vor einer Stunde geſagt, daß es ſich von hinten beſehen laſſen wolle auf der Straße. Nur eins iſt, von dem ſich zu trennen ihm ſchwer fiele. Aber das kann man mitnehmen. . . .

Nun wandte er ſich an den Nazarener, hielt ihm das Brett mit dem Reſt von Obſt vor und ſagte: „Lieber Meiſter, nimm!“

Dieſer ſprach leiſe und mild: „Haſt du mich lieb, Zöllner?“ Mit einem ſolchen Tone wurde das geſagt, mit einem ſolchen Blicke ſchaute er den Mautner an, daß dieſer zu zittern begann und kein Wort hervorbrachte.

„Wenn du mich lieb haſt,“ fuhr der Nazarener fort, „ſo verlaſſe, was du haſt, und komm mit uns.“

Des Weges heran zog ein Troß von Maultieren, die Treiber hieben roh auf die Tiere los und fluchten über das Zollhaus, an dem ſie nun vorbei mußten. Levy nahm ihnen die vorgeſchriebene Anzahl von Münzen ab und ſagte nebenbei, ſie möchten doch die armen Kreaturen nicht ſo unmenſchlich ſchlagen. Hierauf erhielt er ſelbſt einen Peitſchenhieb über das Geſicht. Levy erhob zornig ſeinen Arm gegen den Treiber, da trat der Nazarener hinzu, drückte ihm den Arm ſachte nieder und ſprach: „War es ein Unrecht, was jener that?“

„Ein Unrecht, Herr, ein abſcheuliches Unrecht!“

„So mache ihm's nicht nach.“

Und das kleine Männlein rief luſtig dazwiſchen: „Wenn du mit uns gehſt, Zöllner, ſo magſt du wohl zwei Wangen haben, eine rechte und eine linke, aber keinen Arm, hörſt du?“

Dem verwieſen nun mehrere die Anſpielung auf einen gewiſſen Ausſpruch des Meiſters.

„Aber es iſt ja wahr!“ lachte der Alte.

Der Meiſter ſagte: „Laſſet ihn ſprechen, was er will. Hat er doch geſtern die Wut eines Amalekiters geduldig über ſich ergehen laſſen.“

„Ja freilich,“ erläuterte der Glatzkopf dem Mautner. „Weil die Wegelagerer kein Geld bei uns fanden, ſo haben ſie aus Ärger darüber den armen Thaddäus geſchlagen.“

„Wenn ſie fürder eines bei uns finden ſollten, ſo wollen wir uns aber doch darum wehren,“ ſagte der Mautner. „Sonſt hieße es, den Raub billigen.“

„Man merkt es dir an, Zöllner, daß du den Meiſter noch nicht oft predigen gehört haſt,“ ſagte das alte Männlein, welches Thaddäus genannt worden war.

„Ich habe ihn noch nicht ein einziges Mal gehört!“ antwortete der Mautner.

„Mammon iſt nicht wert, um dafür zu ſtreiten,“ ſagte der Meiſter gelaſſen. „Mit Gewaltthätigkeit wirſt du das Unrecht des Raubes nicht gut machen und dir nicht nützen. Selig ſind die Sanftmütigen!“

Der Mautner trat in ſein Haus. Der Entſchluß war gefaßt. Sanftmütig wollte er von ſeinem Weibe Abſchied nehmen, dann das Geld in einen Sack thun und an ſeinem Leibe tragen. — Es iſt das eine nicht geſchehen, denn die Judith war durch eine rückwärtige Thüre geflohen, und es iſt das andere nicht geſchehen, denn die Judith hatte den Steintrog geräumt und das Geld mit ſich genommen.

Betrübt kam Levy aus dem Zöllnerhauſe hervor, trat zum Nazarener, hob vor ihm die Hände gegen Himmel und ſagte: „Herr, nimm mich auf. Ich will dein Jünger ſein!“

Der Meiſter hat ihn ſchweigend umarmt. Thaddäus aber kam mit dem Obſtbrette: „Zöllner! Sättige dich das letzte Mal an deinem eigenen Tiſche. Wir wiſſen nicht, wo uns heute gedeckt ſein wird.“

Da ſetzte der Glatzkopf Simon luſtig bei: „Der die Vögel des Himmels nährt, wird auch uns ſpeiſen.“

Dann ſind die Männer auf ſteiniger Straße fürbaß gegangen, und der Glatzkopf neckte: Du biſt ein Glückspilz, Zöllner. Was uns ſo ſchwer war hinzugeben — dir ging es ſelber durch. Das Zollhaus aber ſtand an demſelben Tag verlaſſen an der Straße und die Vorüberziehenden wunderten ſich darüber, daß heute der Weg frei war hinab gen Tiberias, die Stadt am See. —

Von jetzt an hatte Levy, der Zöllner, ſein Geſchick geteilt mit dem Nazarener und ſeinem Gefolge. Und als er auf dem Berge Tabor lag unter dem Volke und der Meiſter predigte, und als der Meiſter aus der Menge die Kindlein zu ſich rief, um den Zuhörern zu ſagen: „Werdet wie dieſe!“ da kam eine ſolche Seligkeit in ſein altes Judenherz, daß er vor Wonne in ſich hineinweinte. Alle Welt und ihre Güter waren ihm verſunken, das Reich Gottes hatte er entdeckt — nicht im Jenſeits, nicht über den Sternen, ſondern in ſich ſelbſt.

Er iſt vom Meiſter nicht mehr gewichen, er iſt mit ihm gefahren über das galiläiſche Meer, auf welchem er mit den übrigen Jüngern kleinmütig ward im Sturme. Er iſt mit ihm gewandert durch Samaria und Judäa bis in die Stadt der Könige, wo er mit ihm und ſeinem Anhange voller Ehren einzog durch das Thor. Er iſt mit ihm geſeſſen beim Abendmahle zu Bethanien und er iſt mit den übrigen geflohen, als die Söldner den Meiſter ergriffen im Garten Gethſemane, um ihn vor den Richter zu ſchleppen. Er hat alles mit erlebt, was der Meiſter that und ſprach in den Jahren ſeines Lehramtes. Und er iſt auch unter denen geweſen, die den Auferſtandenen geſehen. Denn bei den Worten: „Gehet hin und lehret die Völker!“ da blickte der Meiſter auf den Jünger, der einſt Zöllner geweſen, und dieſem war, als habe jener mit der Hand einen Wink gethan, hin gegen die Lande im Mittag.

Und als ſie ſich zerſtreut hatten in alle Länder, da reiſte Levy gegen Mittag hin. Er zog mit Beduinen durch die Wüſte Arabiens, er wanderte mit Indiern bis ins Land der Mohren. Dort wollte er ſein Amt beginnen. An einem großen Fluſſe auf felſiger Höhe ſtanden die Ruinen eines Tempels. Die Steinplatten waren geziert mit eingegrabenen Darſtellungen heidniſcher Gottheiten, die wuchtigen Säulen waren kunſtvoll gemeißelt, aber ſie ſtanden gebrochen, oder ſie lehnten in einander verſchoben. Wildes Struppwerk wucherte an ihnen empor und aus den Klüften und Sprüngen ſtreckten ſich pfeifend die dreieckigen Köpfe der Schlangen. In dieſem Raume richtete Levy ſich ein zum Wohnen. Hier konnte er ſich vorbereiten. Erſt wollte er das, was zu verkünden war, ſich ſelbſt klar vor Augen führen. Er ſammelte wilde Früchte, er ſammelte Blätter des Strauches Papyros, und auf dieſe Blätter begann er zu ſchreiben. Die Lebensgeſchichte des Meiſters — freilich konnte er ſie nicht in Steine graben, wie die Alten ihrer Gottheiten Mythe verewigt hatten, aber vielleicht fliegt das leichte Blatt weiter, als der ſchwere Stein. In einfachen Sätzen will er's anmerken, wie es war, wie der Herr vorhergeſagt worden, von wem er abſtammte, wie er lebte und litt, was er ſprach, getreulich ſoll es beſchrieben ſein, eh' dieſes Gedächtnis verliſcht.

Bald redeten die Leute unter ſich, daß in den Tempelmauern ein fremder blaſſer Mann ſitze und ſchreibe, das Leben eines Wundermannes beſchreibe, der fern im Judenlande gelebt hätte und nach dem Tode wieder lebendig geworden ſein ſoll. Alſo hörte auch der König des Mohrenlandes davon. Der König war ein Greis mit pechſchwarzem Geſichte und ſchneeweißem Barte, er war krank am Körper und mutlos in ſeiner alten Seele. Alles Leben der Welt hatte er verkoſtet und war davon angeekelt, aber nicht geſättigt worden. Dann hatte er drei Zauberer zu ſich berufen, die ihn wieder genußfähig und ſein Königtum ihm noch einmal lebenswert machen ſollten. Der eine Zauberer hatte die ſinnlichen Freuden zu ſchaffen, der andere die Macht, Völker zu unterjochen, und der dritte die Wiſſenſchaften von allem, was auf der Erde iſt. Auf ſchwebenden Gärten die ſeltenſten Roſen, im Palaſte die berückendſten Wohlgerüche, im Gemache die ſchönſten Frauen gehörten ihm — ſeine Sinne blieben kalt. Er beſiegte ſtarke Völker und eroberte blühende Länder, er wurde geprieſen als der einzige Herr des Morgenlandes — ſein Gemüt blieb ſtumpf. Alles, was in alten und neuen Schriften an Wiſſen und Weisheit war, es wurde ihm vorgetragen — und ſein Geiſt erhellte ſich nicht.

Als der König nun von dem fremden blaſſen Manne hörte, der in der Ruine eines Tempels hauſt und ſeltſame Dinge aufſchreibt, ließ er ihn rufen.

„Wir haben gehört," ſo begrüßte er ihn, „du ſeieſt ein weiſer Mann."

„Ich bin ein armer Fremdling aus dem Judenlande," antwortete Levy, „und du wirſt mich töten laſſen wollen, o König, weil ich ohne deine Erlaubnis in dieſem Lande meinen Wohnort aufgeſchlagen habe."

„Was du aber in meinem Reiche beginnen willſt, das ſollſt du mir ſagen."

„Ich habe mir den ſonnigen Himmel deines Landes erkoren, daß ich unter demſelben eine Schrift verfaſſe."

„Was iſt das für eine Schrift?"

„Es iſt das Buch vom Heilande der Welt."

„Vom Heilande?" rief der König aus. „Der heilen kann? Der froh machen kann? Wo iſt er? Der Heiland ſoll an meinen Hof kommen, ich befehle es."

„Er iſt bei dir, o Herr, wenn du ſeine Worte hörſt und aufnimmſt in dein Herz. Du haſt alles, was die Welt giebt. Du haſt die Weisheit deiner Patriarchen und Prieſter, aber das Himmelreich haſt du nicht."

„Ich hätte das Himmelreich nicht?" fuhr der König zornig empor und deutete mit der Hand nach dem Firmamente, wo eben im Occident die Sonne unterſank und im Orient die Sterne aufgingen.

„Das iſt nichts,“ antwortete Levy.

„Und mein unermeßliches Reich, in welchem alle Früchte der himmliſchen Sonne reifen?“

„Es iſt nichts.“

„Und meines Geſchlechtes urewiges Königtum?“

„Es iſt nichts. — Du biſt ein armer, kranker, friedloſer Mann, der ſo unfehlbar in den Staub muß ſinken, wie der Geringſte deines Reiches.“

Nun brauſte der König auf: „Ich töte dich!“

Lächelnd antwortete Levy: „Das kannſt du nicht. — Du töteſt meinen Leib. Das kann jeder Stein, der vom Dache fällt. Aber meine Seele kannſt du nicht töten, die lebt ewig in ihrem Heilande.“

Der König wurde nachdenklich. Die heitere Ruhe dieſes Weiſen ſtieß ihn ab und zog ihn an zugleich.

„Er ſoll kommen, dein Heiland,“ ſagte er, „ich will ihn ehren, ich will ihn erheben zu meinem Vezier!“

„Das iſt zu wenig, Herr.“

„Ich will ihn aufnehmen wie meinen Bruder!“

„Es iſt zu wenig.“

„Wer erdreiſtet ſich, mehr zu verlangen von mir, dem Könige?“

„Du mußt vor ihm auf dein Angeſicht fallen, ſo wie der geringſte deiner Unterthanen vor dir!“

„Niemals,“ rief der König. „Dazu zwingt mich keine Macht der Welt.“

„Du wirſt es freiwillig thun, o machtiger Fürſt Du wirſt weinend vor ihm auf den Knien liegen und in jenem Augenblicke größer und glücklicher ſein, als alle Könige auf dem Erdenrund.“

Alſo hat der blaſſe Mann geſprochen vor dem Beherſcher des Morgenlandes, da faßte dieſer ihn mit beiden Händen am Arme und bat: „Erzähle mir von deinem Heilande."

Und hat Levy ſeine Schrift hervorgethan und begonnen, dem Könige die heilige Botſchaft vorzuleſen. Aber ſchon nach der erſten Rolle von der Abſtammung des Sohnes Davids, des Sohnes Abrams, unterbrach der König ihn heftig: „Laß es ſein! Das iſt ein Stammbaum wie jeder andere. Der meinige iſt älter."

„So will ich mit ſeiner Geburt beginnen."

„Ich will nichts hören," rief der König, „alles was nach Schrift riecht, iſt mir zuwider! In meinem Palaſte ſind neun Säle voll von Schriften, ſie haben mich zum Thoren gemacht. Und bin vor Zeiten doch ſo froh geweſen."

„Dieſe wird dich fröhlich machen"

„Verlaß mich!" gebot der König. Levy ging in demütiger Ruhe hinaus zur Pforte. — Der Fürſt verſank wieder in die Öde ſeines einſamen Herzens.

Als Levy nach ſeiner Tempelruine zurückkehrte in der Vorausſetzung, daß er aus derſelben nun bald vertrieben werden würde, fand er unterwegs ein kleines Kind. Er hörte es wimmern in einer aus Lehm und Reisſtroh gebauten Hütte, es lag mutterſeelenallein in einem Korbe, ein grünliches Schlänglein wand ſich wie ſpielend um die kleinen, mageren Beine. Etliche Tage vorher war dem Kinde der Vater erdroſſelt worden, weil er das Lieblingspferd des Königs beſchimpſt hatte. Und heute war unten am Ufer des Fluſſes des Kindes Mutter, die Witwe, nach uraltheiliger Sitte verbrannt worden. Eben wurde von weißen Geſtalten unter ſchallendem Geſange die Aſche in den Strom geſtreut, als Levy den kaum einjährigen Knaben im Korbe aus der Hütte trug und mit ſich nahm in ſeinen Tempel. Er wußte nicht, was mit dem armen Weſen anzufangen ſein werde, aber ohne Beſinnen war ihm klar, daß es nicht verkommen dürfe. So notwendig ihm früher die Verfaſſung der Heilandsſchrift erſchienen, ſo notwendig dünkte ihm nun die Pflege dieſes Kindes.

Der König war in höchſter Unruhe, ſeit er den blaſſen Mann geſehen, er wußte nicht, werde er ihn lieben oder haſſen, er wußte nur, daß er ihn noch einmal ſehen müſſe. Aber er ſchämte ſich als Fürſt den armen Einſiedler zu beſuchen. Heimlich wie ein Flüchtling, im Gewande eines Waſſerträgers, verließ er den Palaſt und eilte auf Umwegen jenem verfallenen Tempel zu. Unterwegs ſah er auf hoher Säule einen Büßer ſtehen, der, das Haupt gegen Himmel gerichtet, trotz ſeiner ſtehenden Stellung zu ſchlummern ſchien. Der König beneidete in ſeinem Herzen dieſen Säulenſteher um ſeine Verzückung. Dem Ufer des Stromes entlang flatterten aſchgraue Geier, ſpähend nach Reſten verbrannter Witwen, die ihren Männern freiwillig nachgeſtorben waren. Aufſchreien hätte er mögen vor Mißmut darüber, daß ſie alle, dieſe Armen, Reichen, in freudiger Selbſtloſigkeit durch Qual und Tod der Gottheit zuſtrebten. Und in ſeiner königlichen Seele war es troſtlos.

Endlich erreichte er die Ruine. Der blaſſe Mann ſaß auf einer geſtürzten Säule, ſchaukelte in den Armen das Mohrenkind und ſtrich zärtlich mit zwei Fingern über das wollige Haupthaar des Kleinen. Er erkannte den Vermummten ſogleich, blieb aber ſitzen und ſagte: „Sei willkommen, König des Morgenlandes. Heute findeſt du mich in einer Würde, die höher iſt, als die des Königs.“ Und als der Fürſt noch daſtand und ſtutzte, hob Levy das Kind und ſprach: „Du haſt vor zwei Tagen meine tote Schrift vom Heilande verſchmäht, hier ſiehſt du die lebendige.“

„Wie kommſt du zu dieſem Wurm?“ fragte der König.

„Ein Waiſenkind. Du haſt ihm den Vater getötet, deine Prieſter haben ihm die Mutter auf den Scheiterhaufen geführt. Nun hat es niemanden in dieſem mächtigen Reiche, der es atzen und hüten wollte, ſo will ich es thun, dem Meiſter zuliebe, der auch einſt als Kind verlaſſen in einem Stalle lag.“

Der König blickte nachdenklich auf die Gruppe. Das Knäblein lächelte ihn an. Dieſes Lächeln des Kindes, dem er den Vater geraubt, war ihm ſchrecklich, wie ein Gericht. Dann hub er an zu ſinnen. Mit ſeiner mageren ſchwarzen Hand fuhr er ſich über die Stirne und ſchloß die Augen, als ſollte eine Erinnerung wach werden.

„Es iſt lange her!“ ſagte er dann mit Wehmut. „Ich weiß kaum mehr, war es Wirklichkeit oder ein Träumen. Es war eine ſelige Stunde geweſen, unbeſchreiblich ſelig, o Menſch! — Es iſt alles vergangen, die heiße Welt hat alles verſengt.“

„Gedenkeſt du der Jugendtage, König?“ fragte Levy. „Nicht nach rückwärts, nach vorwärts blicke. Höre es: Die Schrift hat dich alt gemacht, das Kind macht dich jung. Findeſt du das Himmelreich im Buche nicht, ſo ſuche es im Kinde.“

Nun breitete der König plötzlich ſeine Arme aus und ſprach: „Fremdling, ich bin in deiner Gewalt.“ —

Eine kleine Weile nach dieſem Tage geſchah es, daß die Großen des Reiches den König für verzaubert oder beſeſſen erklären wollten. Er, der Mächtige, der ſonſt umgeben war von hundert Sklaven, die ihn bei jeder Bewegung zu bedienen pflegten, er hatte ein kleines Kind zu ſich genommen, einer verbrannten Witwe Kind, und das hegte und pflegte er in ſeinen Gemächern perſönlich, wie eine Mutter. Weil der König aber in dieſer Zeit kein Todesurteil unterzeichnet hatte, ſo hielt man den Wahnſinn einſtweilen für zweckmäßig, denn mancher Unterthan, auch der vornehme, hatte ſonſt die Launen des Herrſchers mit dem Kopfe gebüßt.

Und als Levy zum nächſten Male in den Palaſt kam, kniete der König vor dem Bette des Kindes und ſchäkerte mit dem munteren Knaben, und ſein ſchwarzes Geſicht lachte und ſein Auge glühte, daß man darin kaum das Weiße ſah. „Weiſer Mann!“ rief er dem Ankömmling entgegen mit heller Stimme, „du haſt recht geſprochen. Ich bin geſund, ich bin froh. Seit jenem fernen Tage im Judenlande bin ich nicht mehr ſo ſelig geweſen, als jetzt.“

„Herr, wareſt du denn einmal im Judenlande?“ fragte Levy.

Und der König antwortete: „Wie ich heute vor dieſem Kinde knie, ſo bin ich einſt vor einem anderen Kinde gekniet, in einem Orte, der Bethlehem hieß. Ein wunderbarer Stern hatte mich dahingeführt. Was wohl geworden iſt aus jenem kleinen Judenkönige?“

Jetzt trat Levy einen Schritt zurück, ſtarrte den Fürſten eine Weile ſprachlos an und begann dann vor ſich hin zu murmeln: „Da nun Jeſus zu Bethlehem in Judäa, zur

Zeit des Königs Herodes, geboren war, ſiehe, da kamen Weiſe aus dem Morgenlande nach Jeruſalem und ſprachen: Wo iſt der neugeborene König der Juden? Denn wir haben ſeinen Stern im Morgenlande geſehen und ſind gekommen, ihn anzubeten.‘“

„Du weißt davon?“ fragte der König.

„Herr,“ antwortete Levy unter tiefer Bewegung ſeines Herzens, „ich habe es ſelbſt aufgeſchrieben, denn er iſt es ja, er iſt es, von dem ich dir zu verkünden habe! Und ich ſage dir, glückſeliger König! Bruder! Du biſt vor unſerem Heilande gekniet!“

Die beiden Greiſe haben ſich weinend umarmt und das ſchwarze Knäblein hat luſtig geſtrampft mit Armen und Füßlein und hell gejauchzt.

Noch an demſelben Tage hat Levy-Matthäus begonnen, dem Könige Balthaſar das Evangelium Jeſu vorzuleſen. Wie Balſam, Licht und Liebe drang es in das alte auftauende Herz. Und ſo hat der ſchwarze Fürſt des Morgenlandes das Himmelreich gefunden.

Die letzte Raſt.

Nun raſteten ſie. Unter einer alten, wetterſtarren Ceder. Durch die Millionen borſtigen Büſchel des dunkelgrünen Genadels tropfte der Regen von einem Aſt zum andern nieder auf die Hüte, unter deren breiten ſchwammigen Krempen die Geſtaltlein hockten, die Beine an ſich gezogen, die Arme über der Bruſt gekreuzt. Müde und mißmutig ſchauten ſie hinaus in den feuchten Nebel, aus dem die näherſtehenden Wipfel und graue Felsgebilde noch hervortraten. Weiterhin war nichts mehr zu ſehen — und es lag doch zu ihren Füßen die Welt.

Ihrer zehn oder zwölf Männer mochten es ſein, mancher mit grauendem Barte, andere aber mit ſchwärmeriſchen Glutaugen und in jugendlicher Kraft. Lange Stecken hatten ſie bei ſich, die Säcke aber, die einigen am Rücken hingen, waren runzelig und leer. Dort ein Baumſtamm, der ſo mächtig war, daß ihn drei Männer kaum hätten umfaſſen können, und eine weiße, riſſige Rinde hatte, daß es ſchier war, als wären in ungeläutertes Silber allerlei geheimnisvolle Geſtalten eingemeißelt. An dieſem Stamme ſaß, von den anderen etwas abgeſondert, ein ſchlanker, jugendlicher Mann. Auf ſeinem Haupte war kein Hut, es hatte ein üppiges, nußbraunes Haar, das in weichen Wellen über Schultern und Nacken niederging. Das blaſſe Geſicht wurde von einem jungen, dünnen Bart umrahmt. Er lehnte ſich an den Stamm und ſchloß die Augen.

Seine Genoſſen glaubten, er ſchlafe, und um ihn nicht zu wecken, ſahen ſie ſich manchmal an, einer den andern, und redeten ſchweigend miteinander. Ihre Seelen waren voll von Eindrücken der Erlebniſſe aus letzter Zeit. Hinter ihnen lag eine beſchwerliche Reiſe und ein fernes Heimatland. An das dachten ſie nun, hoch im Gebirge des Libanon.

Wer wird jetzt meinen Fiſcherkahn führen auf dem See? dachte der eine. Wer wird den Acker unter den Ölbäumen pflegen? dachte der andere. Der dritte erinnerte ſich des einträglichen Mauthauſes, das er einſt gehabt, der vierte des weinenden Weibes, der treuherzigen Kinder, die er verlaſſen hatte. Alles, was ſie beſeſſen, hatten ſie im Stich gelaſſen und waren dem Meiſter gefolgt. Und ein Siegeszug war es geweſen am See und durch Galiläa, und ein noch größerer Siegeszug ſoll es werden, wenn er ſich ganz zu erkennen giebt, als der er iſt, der ſehnlich Erwartete, der Retter des Volkes, der König! — Einſtweilen freilich ſah es etwas zweifelhaft aus. Sie ſtellten ihm nach und verſchloſſen ſich dem Herrlichen, das er vorausſagte. Nicht die Fremden, die Römer, die heimiſchen Prieſter und Gelehrten ſelbſt huben an, ihn zu verfolgen; ſie ſagten er wäre ein Aufwiegler, Verführer, ein Antijude, der neue Geſetze aufbringen wolle. Wie ſoll der Antijude König der Juden werden? Den einen, den Propheten hatten ſie ſchon enthauptet auf dem Wüſtenſchloſſe. Freilich, der hatte den Fürſten beleidigt, hatte ihm vor allen Leuten geſagt, er ſolle ſein Hurenleben aufgeben. Das hatte ihn den Kopf gekoſtet. Aber der Meiſter hatte es nicht viel anders gemacht, er hatte den Herrenſtädten ein ſchreckliches Ende vorausgeſagt und dem Fürſten ſagen laſſen, mit ſeiner Macht würde es ſich ſchlimm erfüllen, denn er töte die Diener des Herrn. Und wie die Volksmenge, die ihn immer begleitet hatte, gemerkt, es könnte ſchief gehen. hat ſie ſich nach allen Seiten zurückgezogen und ihn allein gelaſſen mit ſeinen wenigen Freunden. Dann waren ſie davongezogen in fremde Gegenden hin. Auf dieſer Flucht waren ſie über die Berge von Obergaliläa gegangen bis zur alten Stadt Tyrus, die dort liegt, wo ſchon das unendliche Gewäſſer beginnt. Weil er daſelbſt erkannt worden war als der Wunderthäter, die Leute an ihn herankamen und allerhand Heilungen, ſelbſt Totenerweckungen von ihm begehrten. ſo zog er raſch weiter, am Meere entlang bis Sidon. Als ſie dieſes emſigen Krämervolkes zahlreiche Schiffe im Hafen ſahen, hielten die heimatloſen Männer untereinander Rat, ob ſie nicht hinüberreiſen ſollten zu den Heiden von Athen und Rom, oder zu den wilden rothaarigen Völkern in den nordiſchen Wildniſſen. Der Meiſter aber hatte das Haupt geſchüttelt — ob es nach Gottes Willen zum Wirken ſei, oder zum Sterben, auf ſeiner Heimat Erde wolle er es thun, für ſein Volk, das in ſchwerer Entartung lag und das er ſo ſehr liebte. War es, was er gab, für alle, dann würden ſie es ſchon hinaustragen in alle Welt.

Alſo doch wieder zurück an den See in Galiläa. Aber nicht mehr auf demſelben Wege, der immer gefährlicher wurde, ſchon deshalb, weil das Volk ungeſtüm Wunder über Wunder haben wollte von dem Gottesmanne. Seine Lehre lehnten ſie ab, aber ſeine Kraft wollten ſie nützen.

Nun denn — ſo hatten ſie die Reiſe antreten müſſen übers Hochgebirge des Libanon. Auf den Bergen lag noch Schnee, denn es war im erſten Frühjahre, vom hohen Hermon herab ſtarrten die Eiswüſten. Blickten ſie aufwärts, ſo ſahen ſie ſtarrendes Gewände in wilder Zerriſſenheit; ſchauten ſie niederwärts, ſo erblickten ſie Abgründe, in denen ſtürzende Waſſer krachten. Über dieſer ſtarren Einſamkeit ſchwamm bisweilen ein Adler, und auf den verwitternden Cedern pfiffen Geier. Die Männer von den blühenden Geſtaden des Jordans und des galiläiſchen Meeres hatten dergleichen Schreckniſſe noch nie geſehen. Sie ſchauerten und wollten den Meiſter zur Umkehr bewegen. Dieſer aber wies mit der Hand gegen das Hochgebirge und ſprach: „Was zaget ihr Kinder? Wenn die Geſchlechter überſättigt und ſtumpf ſein werden, dann wird dieſe Wildnis zur Freude des Menſchen ſein."

Sie hüllten ſich enger in ihre Mäntel und ſtiegen an, wo kein Weg war. Der Herr war vorausgegangen, ſie folgten ihm nach; daß er ſich verirren könne, kam ihnen nicht in den Sinn.

Dann hatten ſich um die Berghäupter graue Nebel gelegt, an den Wänden waren ſie niedergefloſſen tiefer und tiefer, und endlich waren unſere Wanderer eingehüllt und ſahen nichts mehr, als die verſchwommenen Umriſſe der nächſtſtehenden Felſen und Wipfel. So hatten ſie ſich unter die Ceder geſetzt, um ein wenig zu raſten. Während nun der Meiſter im Halbſchlummer am Stamme ſaß, langte einer, den ſie Matthä nannten, in ſeinen Hanfſack, zog ein kleines Stück Brot hervor, zeigte es den Genoſſen und flüſterte: „Das iſt alles. Wenn wir keine Menſchenſtatt finden, ſo müſſen wir verſchmachten.“

„Hierauf ein anderer, Simon genannt: „Ihr erinnert euch doch, am See, als er fünftauſend Mann geſpeiſt hat?“

Auf das ſagte ein Jüngling mit Namen Johannes: „Sie hungerten nach dem Worte.“

„Heute machen uns die Worte nicht ſatt,“ entgegnete Simon unmutig, dann brach er ab, als erſchrecke er vor ſeiner Bemerkung. Der Meiſter pflegte derlei übermütige Äußerungen ſtrenge zu rügen. Nun legte Simon dem Matthä die Hand auf den Arm und ſage: „Bruder, dein Brot darfſt du nicht eſſen. Seine Kraft iſt zarter, als die unſere, er iſt erſchöpft, ihm mußt du es geben.“

„Glaubſt du, ich ſei ein Thor!“ begehrte Matthä auf, denn er empfand die Zumutung, als ob er den letzten Vorrat ſelber aufeſſen wolle, als eine Beleidigung. Er ſtand auf, ſchritt zum Meiſter hin, und da er ſah, daß dieſer wachte, gab er ihm das Brot.

„Habt ihr ſchon gegeſſen?“ fragte dieſer.

„Meiſter, wir ſind alle ſatt,“ verſicherten ſie.

Da nahm er es an.

Und in dem Augenblicke war's, daß unter den Männern ein Freudengeſchrei ausbrach. Es hattn ſich plötzlich die Nebel zerteilt und der Blick war frei hinaus in die ſonnige Welt. Und da unten — tief, tief — lag ſie dahin die blaue Fläche, bis hinaus, wo ſie in gerader Linie den Himmel ſchnitt. Und im fernſten Himmel luftig leuchtend ſtanden Wolken, wie goldene Tempelzinnen. Hierhin am

Strande die weißen Punkte und Kettchen der Ortſchaften, und draußen ausgeſät die funkelnden Sternchen der Segelſchiffe. Das Meer. — Das Bild war ſo weit und heiter und ſonnig, daß ſie jubelten.

„Von daherein über das Waſſer ſind die Heiden gekommen,“ ſagte Matthä.

„Und dahinaus werden die Chriſten ziehen,“ ſetzte Simon bei.

„Und werden die Römer mit dem Schwerte vernichten!“ ſprach Jakobus.

„Pſt!“ flüſterten ſie und legten ihre Finger an den Mund, „ſolche Reden gefallen dem Meiſter nicht.“

Er hatte es nicht gehört. Er war aufgeſtanden und hatte ſchweigend hinausgeblickt, dann war er zu dieſem und jenem hingetreten, um in ihren Geſichtern zu leſen, ob ſie denn ſchon mutlos wären — da ſie doch die Herrlichkeit Gottes um ſich ſahen.

Simon kümmerte ſich wenig um die Bergſchönheit, er hatte ſich ſeitwärts gewendet und nickte manchmal bedenklich mit dem Kopf.

„Was man doch mit ſeinen eigenen Leuten für Kummer hat!“ murmelte er.

Da lachte Jakobus und ſprach: „Mit deinen eigenen Leuten? Mit welchen nur, da du ja allein biſt und niemanden haſt als dich ſelber!“

„Und eben dieſer eine macht mir Sorge!“ ſagte Simon. „Denn wiſſe, der Racker iſt feige. Das kann ich ihm nicht vergeſſen, wie er davonlief gleich einem Gaſſenjungen, der etwas angeſtellt hat, als die Soldaten des Herodes ihn fragten, ob er zum Nazarener gehöre! — Freund und

Bruder! Ich glaube, Mut, dauernden Mut aufzubringen, wenn es darauf ankommt, Tag um Tag für den Meiſter die größten Drängniſſe, Leiden und alle Schmach auszuhalten, bis zum letzten Tage, da man langſam entkräftet und geſtorben auf den Erdboden fällt. Aber in eine plötzliche Gefahr, in den jähen Tod ſich ſtürzen, dazu fehlt mir das Herz. Iſt ſo einer denn wert, mit dem Meiſter zu gehen?“

„Wir ſind Fiſcher, aber keine Helden,“ entgegnete hierauf Jakobus. „Man weiß nicht, welcher Mut größer genannt werden muß, der zu einem elenden Leben oder der zu einem raſchen Tode. Muß dir nur geſtehen, Bruder, ſeit einiger Zeit — ich werde nicht klug darüber, was das mit uns werden ſoll . . .“

Simon wurde abgelenkt. Philippus war herangekommen und zupfte ihn am Ärmel. Ein Stück Brot ſteckte er ihm zu. Simon nahm es und wollte es dem Matthä reichen.

„Was ſoll denn das?“ fragte Matthä.

„Mir hat es Philippus geſchenkt; ich bin nicht hungerig, iß es nur du.“

„Aber Menſch!“ ſagte Matthä, „das iſt ja das Brot, das ich vorhin dem Meiſter gegeben habe.“

Dann haben ſie es ſich gereimt, wie das kam. Der Herr hatte das Brot dem Johannes geſchenkt, dieſer dem Zebedäus, und jeder hat es weiter gegeben, bis es ſchließlich wieder bei Matthä anlangte.

Als ſie völlig verblüfft waren darüber, daß keiner des Brotes bedürfe, mußte der Meiſter lächeln.

„Nun,“ ſagte er, „ihr habt ja ſo gerne Wunder.

Da ſehet ihr wieder eines. Zwölf Mann mit einem Brote geſpeiſt!“

„Das hat nicht das Wort gethan!“ entgegnete Simon.

„Nein, Simon, das hat die Liebe gewirkt.“

Vom Baume fielen noch einzelne Tropfen. Andere hingen an den langen Nadeln und funkelten gleich Edelſteinen. Wie das Meer weithin ausgebreitet lag, ſo hatten ſich nun auch die Gipfel der Berge enthüllt, die Schneekuppen und die Felszinnen und die Eisfelder bis weit in die Gegend von Mitternacht hinein. Eine große Stille war und milder Hauch, ſo daß es den Männern traumhaft werden wollte auf dieſer Bergraſt. Einige begannen zu ſchlummern, andere ſannen immer wieder nach, was ſie in der letzten Zeit erlebt und was ihnen etwa noch bevorſtehen würde.

Und auf einmal, da hob der Meiſter ein wenig ſein Haupt und ſagte leiſe, aber ſo, daß es die nächſten hören konnten: „Wer ſagen die Leute, daß ich ſei?“

Faſt erſchraken ſie über dieſe ſonderbare Frage und wußten kaum zu antworten.

Er blickte ſie fragend an, da ſagte einer: „Die Leute reden allerhand. Sind alle ſchon tot, für die ſie dich halten. Sie glauben immer nur das Unerhörte.“ Er hatte noch den fragenden Blick.

Da wurden die Männer geſprächig und redeten: „Der ſagt, du ſeieſt der Prophet Jeremias. Der andere, du wäreſt der Elias, der auf feurigem Wagen in den Himmel gefahren iſt. Oder gar der Johannes, den ſie enthauptet haben.“

Da hob der Meiſter ſein Haupt noch etwas mehr in die Höhe und ſprach: „Und ihr? Wer glaubet denn ihr, daß ich bin?“

Das war wie ein Blitzſchlag. Sie ſchwiegen alle. Eine ſolche Frage hatte er bisher nie gethan. Er weiß doch, daß ſie ihm gefolgt ſind, und warum! Sollte er denn auf einmal zu zweifeln beginnen, ob ſie wohl an ihm ſicher wären? Oder war er es ſelbſt nicht? Bange wollte ihnen werden.

Er aber fuhr fort zu ſprechen: „Ihr habt euch mir angeſchloſſen, als mein Leben arglos war, als ich euch das Reich Gottes verkündete und als die Menſchen ihre Mäntel ausbreiteten zu meinen Füßen und mir die Ehren des Meſſias gaben. Und als ſie ſich von mir zurückzogen, weil Drangſal und Gefahren nahten, und als meine Worte ſich anders erfüllten, als ihr ſie anfangs verſtanden habet, nicht zur Macht der Welt, nur zur Erniedrigung — da ſeid trotzdem ihr mit mir gegangen zu dem Volke der Heiden und in dieſe Bergeswüſten. Ich werde wieder hinabſteigen nach Galiläa, aber ich werde dort nicht auf Kiſſen ruhen. Ich werde leiden und allen, die mit mir ſind, Verfolgung bringen. Denn ich werde den Jordan entlang bis Judäa gehen und nach Jeruſalem hinauf, wo meine mächtigen Feinde ſind. Dieſe werde ich richten mit der Schärfe des Wortes, aber ſie werden mein Fleiſch in ihrer Gewalt haben und mich dem ſchimpflichen Tod des Miſſethäters überantworten. Werdet ihr auch dann noch bei mir bleiben? Woher kommt eure Zuverſicht? Wer glaubt ihr denn, daß ich bin?“

Jetzt rief Simon laut aus: „Du biſt der Chriſtus Gottes!“

Da richtete ſich der Meiſter auf. Sein Antlitz war belebt von einer großen Überraſchung, ſeine Stirn ſtrahlte. Eine Weile ſtand er ſo. Dann legte er jenem die Hand auf die Achſel und ſprach: „Simon, das haſt du nicht von dir ſelbſt, das hat dir ein Höherer geſagt. Ein ſolches Vertrauen iſt die Grundfeſte des Reiches Gottes. Siehe, du haſt die Schlüſſel des Himmelreiches, denn du haſt den Glauben. Erde und Himmel iſt dir eins, und die Geſetze des Himmels ſind dir auch die Geſetze der Erde.“

Mit Staunen blickten ſie zu ihm auf. Wie gerne hörten ſie ihm zu, wenn er vom Himmel ſprach, obſchon ihnen manches Wort dunkel war. Nun ſtand er wieder ſo vor ihnen, voll von jener Herrlichkeit, die ihnen ein Grauen und ein Entzücken war. Hinter ihm glänzten hoch herab die Schneefelder des Hermon, gleichſam wie das offene Thor des Himmels, alſo leuchtend.

Der Meiſter trat ganz zu ihnen und ſagte: „Ruhet und ſtärket euch. Heute noch das Licht, morgen das Leiden. Sie werden ſagen, ich ſei der Lügner und Verführer und werden mich töten.“

Da faßte ihn Simon mit beiden Händen raſch am Arm und ſagte leiſe: „Sprich nicht ſo, Meiſter. Da ſei Gott vor, daß dir ſolches geſchehe!“

Da wurde der Herr ſtrenge und fuhr ihn an: „Geh hinter mich, Satan! Was weißt du von Gottes Ratſchluß!“

Gar erſchrocken ob ſolch plötzlichen Umſchwunges zog ſich Simon hinab hinter die jungen Cedern, dort weinte er und zitterte vor Herzweh, daß der Meiſter ein ſo hartes Wort zu ihm geſagt hatte.

„Johannes, er haßt mich,“ murmelte er und barg ſein

Geſicht in das Kleid des Genoſſen, der herbeigekommen war, um ihn zu tröſten.

„Er haßt dich nicht, Simon, er liebt dich. Erinnere dich doch, was er vorhin zu dir geſagt hat — daß du das Himmelreich hätteſt. Du weißt es ja doch, wie er iſt. Kalte Waſſer muß er gießen, daß ihn das Feuer der Liebe nicht verzehrt. Und du haſt etwas berührt, womit er vielleicht ſelbſt ſchwer fertig wird. Denn mich dünkt, er ſieht ſeit einiger Zeit den Willen des himmliſchen Vaters, daß er leiden und ſterben müſſe. Davor entſetzt ſich ſein junges Fleiſch, und nun kommſt auch noch du und erſchwerſt ihm den Kampf. Simon, ſteh auf. Wir wollen ſtark und wohlgemut ſein und bei ihm aushalten, was auch kommen mag."

Solches iſt geſchehen auf einer Berghöhe des Libanon, als der Meiſter mit ſeinen Jüngern von der Flucht umkehrte, um ſeinen Feinden entgegenzugehen. Eine Woche ſpäter waren ſie nach Beſchwerniſſen, die ſie nicht fühlten, nach Mangel, den ſie nicht empfanden, hinabgekommen in die blühenden Niederungen, wo in den weichen Lüften der Duft der Roſen und der Mandelblüte war. Als ſie in der Nähe der Ortſchaft Nazareth durch eine Felsſchlucht gingen, unter dem Schatten von Ölbäumen, da hielten ſie an. Sie waren ſehr müde und meinten, der Meiſter würde in die Stadt gehen, um ſeine Familie zu beſuchen. Als ob er ihre Gedanken erraten hätte, ſprach er: „Meine Familie ſeid ihr. Unter dieſen Bäumen wollen wir uns ausruhen, bevor wir weiter ziehen nach dem Jordan."

Nun hatte aber die Zimmermannswitwe davon gehört, daß ihr Sohn draußen ſei in der Schlucht. Eilig ging ſie hinaus. Seine Begleiter lagen auf dem Raſen herum und ſchliefen. Er ſaß an einem Felſen und legte ſein Haupt auf den Stein. Die Mutter ſtand hinter ihm, ihr langes blaues Obergewand hatte ſie ſo um ihren Kopf gelegt, daß das Geſicht vor der Sonne geſchützt war. Es war ein blaſſes, abgehärmtes Geſicht, über die eine Wange ging ein Strähn ihres dunklen Haares, den ſie zurückſchob und der doch wieder hervorquoll. Sie ſchaute faſt beklommen hin auf den am Steine. Sie zögerte, ihn anzuſprechen. Dann nahte ſie ihm noch einen kleinen Schritt und ohne alles Weitere, als wäre ſeit ihrer letzten Begegnung nichts vorgefallen, ſagte ſie: „Ganz nahe iſt dein Haus, mein Sohn, und hier raſteſt du ſo unbequem.“

Er hob den Kopf und ſchaute ſie ruhig an. Dann gab er zur Antwort: „Frau, du weißt, ich will allein ſein.“

Sie ſagte leiſe: „Bei mir daheim iſt jetzt die größte Einſamkeit. — Und ſetzte bei: „Der Vater iſt zu den Vätern gegangen.“

„Und die Brüder?“

„Sind ſeit Wochen auf dem Weg, um dich zu ſuchen.“

Der Herr wies mit einer Handbewegung an die Jünger und ſprach: „Dieſe haben mich nicht wochenlang geſucht, ſie haben mich am erſten Tage gefunden.“

Als wollte ſie ablenken davon, daß er wieder auf die Klage kam, die Brüder verſtänden ihn nicht, ſagte nun die Frau: „Die Leute ſind unwillig, daß in dieſer Werkſtatt keine Arbeit fertig wird, und ſie wollen zum Neuen gehen, der ſich angeſiedelt hat.“

„Warum nimmſt du keinen Werksgeſellen auf?“

Sie antwortete: „Zu wundern iſt es nicht, daß keiner bleiben will, wenn ſelbſt die Kinder des Hauſes davongehen."

Da ſprach er kräftig: „Ich ſage dir, Weib, verſchone mich mit deinen Vorwürfen und alltäglichen Sorgen. Laſſe mich meiner Wege ziehen!"

Sie wendete ſich gegen die Felswand, um ihr gramentſtelltes Antlitz zu verhüllen und ſchwieg. Erſt nach einer Weile ſprach ſie leiſe: „Kind, ſo hart biſt du gegen mich. Alle bringſt du ins Unglück. Nicht um meinetwegen iſt es, das kannſt du mir glauben. Mir iſt alles vergangen auf dieſer Welt. Aber du? So jung biſt du noch und willſt dir alles zerſtören. Noch einmal, mein lieber Sohn, bittet dich deine Mutter: „Laß den Glauben der Väter ſtehen! Ich weiß ja freilich wohl, daß du es gut meinſt, aber andere faſſen es nicht, und es taugt nimmer was du thuſt. Laß doch die Leute ſelig werden, wie ſie wollen. Sind ſie bisher zu Abraham gekommen, ſo werden ſie auch künftig den rechten Weg finden, auch ohne deiner. Laſſe dich mit den Phariſäern nicht ein, das iſt noch jedem ſchlecht bekommen. Denke an den Johannes, der getauft hat! Man hört, daß ſie auch dir ſchon nachſtellen. — Mein liebſtes Kind — ſie werden dich zu ſchanden hetzen, ſie werden dich umbringen." An die Wand klammerte ſie ſich mit ſtarren Fingern und konnte nicht weiter ſprechen vor bitterlichem Weinen.

Er hatte den Kopf nach ihr gewendet und ſah ſie an. Und als ſie ſo heftig ſchluchzte, daß ihr ganzer Leib ſchütterte — da ſtand er auf und trat zu ihr hin. Und nahm ihr Haupt in ſeine beiden Hände und zog es an ſich.

„— Mutter! — Mutter! — — Mutter!" Tonlos, gebrochen war ſeine Stimme, in der er es ſprach: „Du meinſt, ich hätte dich nicht lieb. Weil ich manchmal ſo herb ſein muß, denn alles iſt gegen mich, auch mein eigenes Fleiſch und Blut. Aber es muß erfüllt werden der Willen des himmliſchen Vaters. Trockne deine Zähren, ſiehe, ich habe dich lieb, mehr als ein Menſchenherz faſſen kann. Weil die Mutter es doppelt leidet, was das Kind leidet, ſo iſt dein Leiden größer als das desjenigen, der für viele ſich opfern muß. — Mutter, ſetze dich auf dieſen Stein, daß ich noch einmal mein Haupt auf deinen Schoß lege. Es iſt die letzte Raſt. Von nun an kommt die ruheloſe Kette der Qualen, von einer bis zur andern, bis zur letzten …“

So legte er ſein Haupt auf ihre Knie und ſie ſtrich mit zarter Hand über ſein langes Haar. So glückſelig war ſie mitten in ihrem Schmerz, ſo namenlos glückſelig, daß er wieder an ihrer Bruſt ruhte, wie einſt als Kind. —

Er aber ſetzte nun ſeine leiſe Rede fort: „Dem Volke habe ich gepredigt den Glauben an mich. Die Mutter aber glaubt an ihr Kind, und ſollten alle Schriftgelehrten von Judäa dagegen ſein. Höre nicht, Mutter, was ſie dir auch mögen ſagen wider mich. Und wenn die Stunde kommt, da ich dir erſcheinen werde mit ausgeſpannten Armen, nicht auf der Erde und nicht im Himmel — verzage nicht. Wiſſe, daß dein Zimmermann das Reich Gottes gebaut hat. Nein, Mutter, weine nicht, mach dein Auge klar. Dein Tag wird ewig ſein. Es werden dich preiſen alle Geſchlechter.“ — Er küßte ihr Haar, er küßte ihre Augen und weinte dabei. — „Mutter, und nun geh. Dieſe da beginnen zu erwachen und die Leute dort kommen mit

Körben, daß wir eſſen und trinken. Sie ſollen nicht ſehen, daß du trauerſt.“

Aufgeſtanden war er von ſeiner letzten heiligen Raſt. Die Jünger erhoben — einer nach dem anderen — ihre Köpfe.

„Haſt du auch ein wenig geruht, Meiſter?“ fragte ihn Simon.

Er antwortete: „Beſſer als ihr.“

Dann hielten ſie Mahlzeit im heiteren Preiſe Gottes und brachen auf zur neuen weiten Wanderſchaft nach der Königsſtadt Jeruſalem.

Hinter dem Steine aber ſtand die Witwe und blickte ihm nach, ſo lange er zu ſehen war im Flimmer der galiläiſchen Sonne.

Das ewige Leben.

In der Königsſtadt lebte ein glücklicher Mann. Er beſaß großen Reichtum und mächtige Freunde. Sein Leben war noch jung, ſein Körper friſch, er hatte ſchöne Freundinnen, die täglich ſein Haupt mit Roſen bekränzten. Von allen Wünſchen war ihm jeder erfüllt, nur einer blieb übrig zu erfüllen — der Wunſch, daß es ſich nicht ändern, daß es ſo bleiben möge. Und wenn zwiſchen all den lauten Freuden und üppigen Genüſſen bisweilen ein ſtilles Stündlein war, da er zu ſich ſelbſt kam und ſein Glück ſehen konnte, da wurde ihm bange. Denn er ſah täglich, wie die Güter der Erde vergehen und wie die Bahren derer, die geſtern noch vergnügt waren, hinausſchwankten zu den Begräbnisſtätten.

Nun hörte dieſer glückliche und bange Menſch, daß draußen am Rande der Wüſte ein ſeltſamer Mann ſei. Der habe viel Zulauf des Volkes, denn er wiſſe zu ſagen von Reichtümern, die nicht zerſtörbar ſind und von einem Leben, daß nimmer aufhört. Simeon — ſo hieß der Glückliche in der Königsſtadt — entſchloß ſich, dieſen Mann aufzuſuchen. Er verwahrte ſeine Edelſteine in eiſernen

Truhen, befahl ſeine Lieben dem Schutze der Götter und ſammelte um ſich ſeine Sklaven. Im weichen weißen Gewande, das mit Gold und anderen Kleinoden reich verziert war, an der Seite das Schwert, an dem Hute die bunten Federn ſeltener Vögel, ſo ritt er auf hohem Rappen zur Stadt hinaus. Der Dienertroß begleitete ihn und an ſeiner Seite ritten Mohren, die Scheibe eines Sonnendaches über ihn haltend, mit blumigen Seidenblättern ihm Kühlung in das Antlitz fächelnd. In goldenen Behältern brachten ſie Früchte des Oſtens und Südens, ſchmackhafte Tiere des Meeres und der Lüfte mit, köſtlichen Wein, und ſchwellende Kiſſen zum Schlummern.

Als dieſer Zug an einem Flecken vorüberkam, ſchritt dort eine Reihe ſchwarzer Geſtalten, man trug einen Toten hinaus. Auf hohem Brette in einem weißen Tuche gewickelt, ſo wurde er getragen. Simeon wendete ſich unwillig ab. Vor allem, was tot war, ſchauerte ſeine Natur. Hinter der Bahre gingen klagend die Angehörigen. Er ließ Münzen unter ſie ſtreuen, über alles Leid, über alle Trauer des Sterbens hätte er am liebſten eine lichte, mit Edelſteinen beſetzte Hülle geworfen.

Als ſie aber an das Steingebirge kamen, begannen die Laſttiere zu ſtraucheln und blieben zurück. Der edle Rappen ſetzte ſeine ſchlanken Beine unſicher auf die klingenden Platten, Funken ſchlugen die eiſernen Hufe, der Kopf bäumte ſich ſchnaubend auf und es wollte nicht vorwärts. Simeon hielt Rat, wie er weiterkommen könnte. Landleute brachten Maultiere herbei, verläßliche Träger auf felſigem Boden; er lehnte ſie ab, auf ſo verächtlichem Tiere wolle er nicht vor den Rabbi kommen, der den Schlüſſel zu den unzerſtörbaren Reichtümern und zum unaufhörlichen Leben hat. Seine Sklaven mußten ihm eine Sänfte bereiten und auf breiten Kiſſen ruhend, unter glitzerndem Zelte, ſo trugen ſechs Mohren den Herrn in der Wüſte dahin. Wo der Zug auf der Oaſe raſtete, da war es wie ein königliches Lager. Im Kryſtallbecher reichten Diener ihrem Herrn den Trunk der Quelle. Flinke Köche bereiteten ihm das Mahl, ſchöne Frauen, deren Haut zart war wie Sammet und braun wie Kupfer, ſtrählten ihm mit goldenen Kämmen das lange ſchwarze Haar und ergötzten ihn mit Harfenſpiel.

Faſt wollte ihn die Weiterreiſe durch das unwirtliche Gelände verdrießen, er dachte an Rückkehr in die Behaglichkeit ſeines glanzvollen Palaſtes zu Jeruſalem. Und dennoch zog's ihn fort, dem Weiſen entgegen, um das Unvergängliche zu erfahren. Über die kahlen Höhen her kamen Leute, die zu ſagen wußten von dem Lehrer, der am Rande der Wüſte ſei, allerlei Volk um ſich verſammelt habe und vom Gottesreich und dem ewigen Leben ſpreche.

Alſo ſchwankte die Sänfte weiter. Mißmutig ſaß der ſchöne Jüngling auf den Kiſſen, ſtrich mit ſchlanken Fingern den jungen, weichen Bart und blickte mit ſeinem großen, ſchwarzen Auge hin über das ſteinige Hochland, auf dem die ſtille, glühende Himmelsglocke ruhte.

So kam er mit ſeinem Zuge eines Tages durch die Felsſchluchten hinab in ein Thal, das von wenigen Feigenbäumen beſchattet war. Um einen ſolchen Feigenbaum ſtanden und hockten Leute beiſammen, zumeiſt armſelige, kummervolle Geſtalten, Elende, wie ſie heimatlos und verachtet umherirren im Lande. In ſchlechten Lappen gehüllt, wendeten ſie ihre gebräunten Geſichter dem Feigenbaume zu, denn dort ſtand er und lehrte. Ein ſchlanker blaſſer Menſch, mit blauem Mantel bekleidet, mit lebhaftem Auge auf die Menge blickend und in Begeiſterung vom Reiche Gottes ſprechend.

„Seid nicht traurig, ſeid nicht in Sorgen, alles, was euch äußerlich lockt, es iſt nichts. Das Reich und der ewige Vater iſt in euch. Vertrauet ihm, ihr ſeid ſein. Alle Menſchen ſind ſeine Kinder, liebet ſie ſeinetwegen und dann ſeid fröhlich und lachet und genießet kindlich das Leben. Und wenn die Not kommt, ſeid ſtark, haltet euere Seele feſt, ſonſt habt ihr nichts zu verlieren. Ihr ſeid Kinder der Ewigkeit und euer himmliſcher Vater verläßt euch nicht. Betet zu ihm in Verſöhnlichkeit und Demut, und er verzeiht euch die Sünden, haltet zu ihm in Hoffnung und Freude, denn er liebet die Fröhlichen.“

So ſprach er und manch betrübtes Auge leuchtete auf und manch hartes Antlitz hub an zu ſchluchzen.

Wäre es hier? fragte ſich Simeon. Nein, das war ja eine Rotte von Tagedieben und Landſtreichern, unter dieſem Geſindel konnte doch der Weiſe nicht ſein. Aber die Führer, die ſich erkundigt hatten, verſicherten, er ſei es.

So ſtieg Simeon von ſeiner Sänfte, trat vor gegen den Baum und hörte dem Redner zu.

„Selig die Armen, die Sanftmütigen, die Friedfertigen, die Verfolgten, ihrer iſt das Reich. Freuet euch und ſeid arglos wie die Kinder. Was ihr wollt, daß euch gethan werde, thuet es anderen, ſelbſt eueren Feinden. Das Vertrauen und die Liebe und die Freude, dieſes Gottesreich ſuchet vor allem, alles andere, was ihr bedürft, kommt von ſelber.“

Was waren das für Reden? Derlei hatte Simeon noch nie gehört; er verſtand nicht, aber der Klang dieſer Worte ging ihm ſeltſam in die Seele. Er hob das krumme blinkende Schwert, daß es nicht auf den Steinen raſſelte und drängte ſich ſachte vor; er roch den Moderſtaub der alten Gewänder, den Schweiß der Menge — es war der Armeleutgeruch. Die Verſammelten wichen ſcheu zurück vor dieſer lichten Herrengeſtalt in Gold und Seide, wie ſie noch keine in der Nähe ihres Meiſters geſehen hatten. Der Lehrer ſtand ruhig unter dem Feigenbaume und ſah den Fremdling nahen. Drei Schritte vor ihm blieb dieſer ſtehen, neigte das Haupt und legte die Hand an die Stirn, alſo wie ein König den andern grüßt.

„Herr," ſprach der Fremdling, und ſeine Stimme war nicht ſcharf und grell wie ſonſt, wenn er zu ſeinem Gefolge redete, ſie war leiſe und beklommen. „Herr! Ich komme einen weiten Weg zu dir. Ich höre, daß du vom ewigen Leben ſprichſt. Sage mir doch, wo iſt es zu finden? Was muß ich thun, um das ewige Leben zu haben?"

Der Lehrer trat einen Schritt vor, blickte den Mann ernſt an und ſagte: „Willſt du leben, ſo halte die Gebote des Moſes."

„Aber das thue ich ja," antwortete der junge Fremdling. „Ich bin vom Volk der Heiden, habe jedoch ſeit meiner Jugend die Gebote des Moſes nicht geringer gehalten als die der Götter."

Da ſprach der Lehrer: „Willſt du ewig leben, ſo liebe Gott mehr als alles, und deinen Nächſten wie dich."

„Wer iſt das, mein Nächſter?"

„Dein Nächſter, iſt jeder, dem du was Gutes thun kannſt."

„O Herr,“ ſprach der Fremde, „das alles beſtrebe ich mich ja zu thun und doch iſt mir bange.“

„Dir iſt bange, weil du es thun möchteſt und doch nicht thuſt,“ ſagte der Weiſe. „Du dünkeſt dich ein reicher Mann. Du beſitzeſt Paläſte in der Stadt, fruchtbaren Boden auf dem Lande, Schiffe auf dem Meere, voll von Koſtbarkeiten aus aller Welt. Du beſitzeſt tauſende von Sklaven. Bücher füllen deine Verwalter, wenn ſie es aufſchreiben, was du beſitzeſt.“

„Herr, du weißt das alles?“

„Siehe, Freund, dieſe Leute, die mir folgen. Sie haben ein ſchlechtes Kleid und eine fröhliche Seele. Wenn es dir ernſt iſt, ſo mußt du alles, alles was du haſt, hingeben. Dann komme mit mir, ich führe dich zum ewigen Leben.“

Als der Lehrer ſo geſprochen hatte, ſenkte der Fremde ſein Haupt und trat langſam zurück. Wie dieſe niedrigen, bettelarmen Leute ſoll er werden? Freiwillig aus den Höhen des Glückes niederſteigen in dieſes grenzenloſe Elend? Nein, das kann kein Menſch! Das kann kein Menſch! — Er wandelte hin zu ſeinem Gefolge und war ſehr betrübt.

Der Lehrer hatte ihm ſinnend und mit gütigem Auge nachgeblickt.

„Wer iſt er denn?“ fragten die Schüler, die ihn umgaben. „Er trägt einen Königsmantel. Solche Seiden haben wir noch nie geſehen. Iſt es ein Fürſt aus dem Morgenland? Wenn er gekommen iſt, um uns zu beſchenken, ſo vergißt er jetzt ſeines Vorhabens.“

Ohne die vorwitzigen Reden zu beachten, ſprach der Meiſter nachdenklich vor ſich hin: „Einen Reichen zu gewinnen für die Seligkeit, das iſt ſchwer. Das menſchliche

Fleiſch iſt zu ſchwach. All ihre Sinne ſchwelgen in Überfluß und ihre Seelen laſſen ſie verſchmachten in einſamer Bangigkeit. Ja, meine Lieben! Eher geht ein Kameelhaar durchs Nadelöhr, als der Reiche in unſer Himmelreich.“

Nicht in Bitterkeit war dieſes Wort geſprochen, ſondern in Trauer.

Einer der Schüler ſagte nun das Wort: „Wenn die Gebote zu ſchwer ſind, dann kann ſie niemand erfüllen.“

Dieſen Zagenden blickte der Meiſter an und ſprach: „Wozu bin ich denn gekommen? Wozu zeige ich euch denn, wie leicht mein Joch iſt? Sehet ihr es nicht an euch ſelber, wie glückſelig das Leben iſt, ſeit ihr die Sorgen und die irdiſchen Wünſche weggeworfen habt? Seit in euerer Seele ein zehnfach reicheres und höheres Leben aufging, als der zerbrechliche Leib je tragen kann? Von Menſchen kommt das freilich nicht, es kommt vom allmächtigen Vater.

Ihre Ohren hörten kaum, was er ſprach, denn ihre Augen blickten dem glänzenden Zuge nach. Ein altes höckeriges Israelitlein, das hinter einem Steinblock kauerte, that die Bemerkung: „Mich dünkt, die möchten auch mit dieſen Heiden ziehen!“

Simeon lag wieder auf der ſchwankenden Sänfte und ſann. Er trachtete, die unverrichtete Heimreiſe mit ſeinem Gewiſſen in Einklang zu bringen. — Dieſer Rabbi iſt ein Sonderling, ein Phantaſt. Das Gottesreich in uns, was ſoll das heißen? Hirngeſpinſte ſind es, die keinen ſachlichen Grund haben und nur geeignet ſind, die Leute träge und untüchtig zu machen. Eine Lehre für Habenichtſe und Vagabunden. Ob darin nicht gar eine geſellſchaftliche Gefahr liegen kann, wenn der Mann ſagt, der Reiche ſei von Gotteswegen nicht Eigentümer ſeiner Güter, er müſſe ſie hingeben und an die Armen verteilen. Dieſes Gleichvielhaben, oder vielmehr Nichtshaben aller, das jeden Aufſchwung ausſchließt und jeden Menſchen gleichmäßig in die geiſtloſe, gewerbemäßige Alltägigkeit niederdrückt — nein. Das iſt mein Fall nicht. Ich will zurückkehren in meine glänzenden Kreiſe und den Göttern dafür danken. Das iſt doch ein Erfolg meiner Wüſtenreiſe, daß ich nun mein vornehmes Daſein beſſer erkennen werde als bisher.

So kam er in die Hauptſtadt zurück, von ſeinem Hauſe feſtlich empfangen, von ſeinen Freunden mit Ehren überhäuft, von ſeinen Verwaltern überraſcht mit Nachrichten von dem Glücke der Unternehmungen, von dem Wachſen ſeines Reichtums. Der König berief ihn an den Hof, heiſchte von ihm Geld gegen hohe Zinſen, belohnte ihn mit Auszeichnungen und Ehren. Derlei Erfolge zerſtreuten Simeon immer für einige Zeit auf das Angenehmſte, allemal aber folgte ein Gefühl der Leerheit und die Frage: Was ſoll ich thun, um dieſe Güter und günſtigen Verhältniſſe auch wirklich zu genießen? Bisher haben ſie mir mehr Sorge als Freude bereitet. Die Luſt am Gewinnen iſt geringer als die Angſt vor dem Verluſt. Wie ſoll es der im Glück Verweichlichte denn ertragen, wenn er im unausbleiblichen Wandel der Geſchicke einſt darniederliegt in Elend und Verlaſſenheit? Wenn er am Rande des Daſeins ſteht? — Ähnliche Gedanken beunruhigten den Mann, und je mehr er von anderen ob ſeiner Glücksfülle beneidet wurde, je banger war ihm in ſeinem Herzen.

Begieb dich in Gefahren, las er in einer alten Schrift, nur dem wird ſein Leben teuer, der es täglich neu muß gewinnen. Er ging auf Reiſen. Das Meer verſchlang ihn nicht. Er ſuchte die Götter Griechenlands, ſie waren leblos geworden. In ſtarren Bildſäulen ſtanden ſie da, aber der Glaube an ſie war erloſchen. Er langte hinüber nach den Freuden Roms. Dort warfen ſie die Hülle ab, badeten den Leib in Wein und bekränzten ihn mit Roſen. Das war weich und ſüß; aber die Bangnis wich nicht — je höher die Flamme lodert, je eher verzehrt ſie den Docht. Zu den gewaltigen Grabſtätten der Pharaonen reiſte er. Nach dem fernen Oſten lenkte er den Kiel ſeines Schiffes. Saiten und Pfeifen und Cymbeln umklangen ihn überall, und als ob die Götter Ströme von Öl ausgöſſen, ſo glättete ſich das Meer vor ſeinem ſtolzen Fahrzeuge. Da kam er in ein Land, wo auf hohen Säulen lebendige Menſchen ſtanden, auf die Erlöſung wartend, wo blühende Witwen hinter der Bahre des Gatten frohlockend einherſchritten — dem Scheiterhaufen zu. Und weißbärtige Greiſe verkündeten der Menge die Wonnebotſchaft vom ewigen Nichtſein. —

Simeon konnte es nicht begreifen und je mehr er von der Menſchen Werke ſah und von ihrer Weisheit vernahm, je öder wurde es in ſeinem Gemüte. Krank und zerriſſen kehrte er heim in die Zionsſtadt, wo wieder das bunte, glänzende, ſchale Alltagsleben begann, wie es früher geweſen. Er war müde, ſeine Seele — ſonſt ſo lebensdurſtig — ließ die Augenlider ſinken.

So lag er eines Tages auf dem Dache ſeines Hauſes unter fächelnden Palmen. Neben ihm auf goldenem Dreifuß ſaß ein Freund. Sie ſchwiegen, alle Geſprächsſtoffe waren erſchöpft, ſie wußten nichts mehr zu reden. Simeon rückte ſich auf ſeinem Kiſſen zurecht und gähnte. Der Freund ſchaute träumeriſch hinaus über die Zinnen der Königsſtadt, hinter welchen wie der ſinkende Sonnenball die Kuppel des Salomoniſchen Tempels leuchtete.

„Nikodem,“ ſagte Simeon, „hat es nicht Salomon geſagt? Hat es nicht dieſer weiſe Mann geſagt, daß alles eitel iſt?“

„Ich unterſchreibe es,“ antwortete der Freund, „eitel alles, mit Ausnahme des Geiſtes.“

Darüber dachte Simeon nach. Dann erging er ſich in einer Erinnerung und ſprach: „Einmal war ich in der Wüſte und habe jenen Rabbi angehört. Der ſagte ungefähr dasſelbe, aber doch wieder ganz anders. Er ſagte, wer vollkommen werden wolle, der müſſe ſeinen ganzen Beſitz hingeben und das Elend der Armut auf ſich nehmen. Ah, das kann niemand. Es iſt zu grauſam. Und wenn man ſeinen Reichtum auch nicht liebt, wenn man erfahren hat, daß er nur zur Sorge und Plage iſt, hingeben mag man ihn doch nicht und freiwillig nicht ein darbender, verachteter Mann werden — die ganze Menſchennatur empört ſich dagegen.“

Nikodem wendete ſich gegen Simeon und ſagte: „Ich glaube, Freund, du haſt den Rabbi nicht gut verſtanden. Er führt eine kurze, kräftige Sprache, damit die Worte im Gedächtnis bleiben ſollen. Du haſt ſie ja auch nur gemerkt, weil ſie dir ſo herb erſchienen; ſie ſind aber voller Güte, und ich will ſie dir deuten. Die Menſchennatur, will ich dir ſagen, kennt niemand beſſer, als dieſer Nazarener, die ſetzt er bei jedem voraus, darauf kannſt du dich verlaſſen. Iſt er doch ſelber der Lebensfreude hold. Erſt vor kurzem habe ich mit ihm geſpeiſt in einem reichen Hauſe zu Bethanien. Er meint, das Seelenleben müſſe dir mehr ſein als das leibliche. Er meint, du dürfteſt dich wohl freuen an deiner Habe, darüber jedoch die göttlichen Güter nicht verſäumen, die in deiner Bruſt ſind. Und ſollſt im Stande ſein, jene dieſen aufzuopfern, wenn ſie die Seele zu drücken und zu verkümmern drohen, damit du allzeit fröhlich ſeieſt."

„Iſt der Reichtum nicht beſſer in der Hand eines weiſen Mannes, der ihn klug zum Guten verwendet, als wenn er unter die Menge verteilt wird, die ihn aufzehrt wie die Herde das Gras?"

„Aber den Reichtum gut anwenden, das thuſt du ja, Simeon!" rief Nikodem. „Tauſenden von Menſchen giebſt du Brot, alle guten Werke unterſtützeſt du reichlich mit deinem Gelde — und doch biſt du nicht glücklich. Weil du nicht das Opfer an deinem Körper ſpüreſt."

Simeon richtetete ſich faſt heftig auf und ſprach: „So ſage doch, was ſoll ich denn thun, um endlich einmal glücklich zu werden!"

Noch bevor Nikodem antworten konnte, drang aus der tiefen, engen Gaſſe Lärm herauf. Die beiden Männer blickten über das Geſimſe hinab und ſahen eine Volksmenge herankommen, die ſchreiend, johlend und höhnend einen Gefangenen begleitete. Über den wirbelnden Häuptern der Menge blinkten Spieße römiſcher Kriegsknechte, die den armen Sünder in ihrer Mitte hatten und mit Stricken auf ihn losſchlugen. Denn der elende Menſch konnte kaum vorwärts, er ſchleppte einen ſchweren Holzbalken und ſtürzte, manchmal unter demſelben zur Erde. Erregt von dem ungewohnten Auftritt eilte Simeon hinab, und als er hörte daß der Menſch zur Schädelſtätte hinausgeführt würde, um dort gepfählt zu werden, miſchte er ſich unter die Leute, um vorzudringen und den armen Sünder zu ſehen. Dieſer in zerriſſenem und beſchmutztem blauen Rocke wankte gebeugt und mit zitternden Beinen unter dem zweiarmigen Holze dahin, das auf ſeiner Achſel lag und deſſen unteres Ende auf den Pflaſterſteinen nachſchleifte. Das lange, braune Haar war ihm über die Stirn gefallen, halb das blaſſe, blutende Geſicht verdeckend, an dem er geſchlagen worden war. So ſchwankte er mitten in dem zeternden, lachenden, höhnenden Haufen ſchweigend, klaglos dahin. Und als er ſich zur Raſt auf dem Antrittſtein eines Hauſes niederlaſſen wollte, ſtürzte ein Männlein haſtig zur Thür heraus, ſchrie mit kreiſchender Stimme, daß es vor ſeinem Hauſe keinen Gottesläſterer und Volksverführer dulde und verſetzte ihm mit einem Knieriemen heftige Streiche über den Rücken. Einen tiefbetrübten, hilfeſuchenden Blick ſchlug der arme Sünder auf, ſchwankte und fiel zu Boden, daß das Holz klingend auf den Stein ſchlug.

Simeon, der das mit angeſehen hatte, ſchleuderte ſeinen Mantel weg, ſprang hinzu und half dem Geſtürzten auf. Dieſem bebten alle Glieder vor Erſchöpfung und über die eingefallenen Wangen rann eine Thräne. Von Mitleid getroffen, ſtemmte Simeon ſeine Achſel unter das Holz und half es ihm tragen. Als die Menge es ſah, daß der vornehme Mann dem Miſſethäter ſeinen Galgen ſchleppen half, hub ſie neuerdings an zu ſchreien und zu ſpotten und bewarfen ihn mit Straßenkot. Simeon achtete es nicht, ganz war er in ſein Werk vertieft, dem Unglücklichen die Laſt tragen zu helfen. — Ans Stadtthor gekommen, faßte ihn einer der Schergen mit rohem Arm, murrte in der Römerſprache, was er ſich da einzumiſchen habe und ſchleuderte ihn ſeitlings.

Während der ſchrillende Zug um die Ecke drängte, hin über die dürren Knochen der Schädelſtätte, ſtand Simeon an den Quadern der Stadtmauer und hielt mit beiden Händen das Haupt. — Was war das geweſen? So noch nie als jetzt, ſo noch nie! All ſeiner Tage keine Freude und keine Seligkeit war ihm ſo tief gegangen, als jetzt, da er dem armen Menſchen die Laſt tragen half. In Ewigkeit hätte er ſo mögen dahingehen neben dem Sünder und ihm tragen helfen und ihn lieben. . . . Iſt es das? Iſt es das? Zu ſein, wo die Liebe iſt?

Als er wieder zu ſich kam aus den Tiefen ſeines Staunens, wollte er eilen, um den Zug einzuholen, da ſah er über dem Hügel, an welchem allerlei Geſtalten umherhuſchten, langſam den Holzbalken ſich erheben, daran hing ein nackter Menſch. Der wendete ſein Haupt zum Himmel und rief laute Worte. Die Menge horchte, und einer fragte den andern: „Ich konnte es nicht verſtehen, was hat er denn geſagt?“

„Er ſoll geſagt haben: Verzeihe ihnen, Gott Vater! Sie haben kein Licht, zu ſehen, was ſie thun.“

Und als es vorüber war, fragte jemand: „Hat er nicht widerrufen?“

„Er hat nicht widerrufen.“

„Dann —“ der es ſprach, verhüllte ſein Angeſicht und ſtammelte: „Dann iſt er's geweſen!“

Simeon taumelte über den Steinboden dahin. Jetzt ging in ihm etwas auf. Jener Rabbi in der Wüſte! — —

In der folgenden Nacht irrte er unten im Thale Kidron umher. Ein wonniges Leben erſchütterte ſein ganzes Weſen. Es war eine laue Frühlingsnacht. Oben in der Stadt war alles Geräuſch erſtorben, nur der Bach rieſelte dahin unter den Ölbäumen. Er irrte immer noch umher voll wonnigen Schauers. Am frühen Morgen fand ihn Nikodem.

„Wohin biſt du geraten? Ich ſuche dich. Was iſt dir geſchehen?“

Simeon breitete ſeine Arme aus, weinend und lachend zugleich.

„Ich bin nicht ſo heiter wie du,“ ſagte Nikodem betrübt

„Selig bin ich geworden!“ rief Simeon.

Der Andere ſprach zagend und leiſe: „Er hat uns geſagt, daß ſeine Feinde keine Macht hätten über ihn. Und jetzt iſt er ſchon begraben.“

„Selig bin ich geworden!“ rief Simeon.

„Er hat uns auch geſagt, daß er auferſtehen werde. — Seine Glieder ſind gebrochen. Seine Bruſt iſt durchſtochen. Wir ſehen ihn nimmermehr.“

„Selig bin ich geworden!“ jauchzte Simeon wieder. „Ich habe für einen andern das Kreuz getragen. So laß doch das Traurigſein, Nikodem. Alles iſt eitel, nur die Liebe nicht. Dieſe Offenbarung iſt mehr als Auferſtehen!“

So ſprachen ſie und ſchritten wegshin gegen Bethanien. Hinter dem Ölberg ging die Sonne auf. Da begegnete ihnen ein Gärtner, grüßte ſie und ſprach: „Mit euch ſei Friede!“

Chriſt auf der Haide.

Eine Erzählung aus unſerer Zeit.

Da oben, wo zwei Länder aneinander grenzen, dehnt ſich die weite Hochebene. In ihr iſt eine große Einſamkeit gleichſam zu Stein erſtarrt, ein karſtiges Gelände, ein unabſehbares Meer, auf welchem die ragenden weißen Steine wie Klippen oder Segelſchiffe ſpielen. Auf dem Sandboden wächſt kurzes, blaſſes Gras, ſchütteres Haidekraut und ſtellenweiſe ein Gezwerge von Wachholderſtauden und Kiefern.

Die heilige Haide.

Warum dieſe Gegend die heilige Haide genannt iſt, weiß niemand recht zu ſagen. Es müßte nur wegen der weihevollen Stille ſein, die darüber ruht, oder auch wegen des gewaltigen Sturmes, der manchmal darüber hinbrauſt, wie ein zorniger Atem Gottes. Zwiſchen den Felsblöcken kann man ein kleines, altes Weiblein dahinhumpeln ſehen, und dieſes weiß, warum die Haide heilig iſt. Einſt vor unzähligen Jahren, als die Engel das himmliſche Jeruſalem bauten, iſt ihnen hier die Tragkränze gebrochen und ſind die Steine zur Erde gefallen, wo ſie denn auch heute noch liegen. Vielleicht wäre es nun an den Menſchen, aus dieſen Steinen auf Erden ein himmliſches Zion zu bauen. Sie verſuchen es zuweilen, aber die Steine ſind ſchwer! Es müßte denn ſein, daß die Hirten, welche die Haide bewohnen, das Bauen von den Engeln lernen könnten, die ſie in ihren Nöten manchmal ſingen hören.

Stellenweiſe hat die Haide lang hingezogene Karſtruppen, an welchen die weidenden Schafe kein Gräslein mehr finden, wo ſie aber manchmal am hellen Mittage hingelagert ſind und ſich ſonnen. An anderen Stellen wieder hat die Haide keſſelartige Löcher, in denen Waſſertümpel ſind. Daran tränken die Hirten ihre Schafe und ihre Ziegen. Faſt mitten auf der öden Fläche iſt eine Oaſe. Da ſind moorige Wieslein und da ſind Gärten, in denen zwiſchen weißen Steinen ſchwarze Erde liegt, wilde Obſtbäume ſtehen und in welchen Gemüſe wächſt. Dieſe Flächen ſind mit rohgebauten Steinwällen eingefriedet. Faſt am oberen Rande der Oaſe ſtehen zwei rieſige Felsblöcke auf, ſo nahe nebeneinander, daß dazwiſchen nur der Weg gehen kann, ſie ſind würfelartig, mit grauem Mooſe bewachſen und ſehen von ferne aus, wie Dome einer Stadt. Unter einem dieſer Felſen ſprudeln Quellen, und ringsum, dünnverſtreut auf Wieſe und Haide ſtehen zahlreiche Hütten, in welchen die Hirten und Kleinbauern wohnen. Dieſe Häuſer ſind aus Stein gebaut, mit weißem Kalke getüncht und mit kleinen Schindeln flach eingedeckt. Die Steige, die von einer Wohnung oder Stallung zur anderen führen, gehen uneben über ruppigen Boden und außer den wenigen Schlehenſtauden, Wildobſtbäumen und Kieferbeſtänden iſt alles kahl.

Mancher Fremde, der zufällig auf dieſe Haide gekommen, hat einen großen Reiz an ihr geſunden. Einer aber, dem ſie beſonders gefiel, hat von ihrem Reize einiges genommen. Derſelbe hat am unteren Ende des Dorfes zwei ſtattliche Gebäude aufführen laſſen, wovon das eine mehrere Dachkuppeln hat und den ganzen Tag Rauch von ſich giebt. Weiter ſeitlings hin in den Karen ſind Steinbrüche, wo immerwährend die Hämmerlein klingen. Von der Mitternachtsſeite her war nämlich vor Jahren ein kühner Mann gezogen, hatte hier ein Kalkgewerke gegründet und eine breite Straße gebaut nach der Richtung hin, von der er gekommen und wo nach wenigen Meilen fruchtbare und volkreiche Gegenden anheben. Es beginnt dort unten ein großes Reich, welches von den Haidebewohnern gern das Land der Ahnen genannt wird, weil es heißt, daß die Vorfahren von dort her ſollen eingewandert ſein in alten Zeiten.

Wenn man auf einen der großen Felswürfel ſteigt, in welche einmal ein Engländer Stufen hatte aushauen laſſen, und es iſt glasklare Luft, ſo kann man mittagwärts über die Haide hin in weiter Ferne ein blaues zackiges Gebirge erblicken, hinter welchem ein Gebiet liegt, das die Haidebewohner das Land der Fremden heißen. Dort wohnt ein Volk, deſſen Sprache keiner verſtehen kann, der auf der heiligen Haide geboren iſt, mit dem ſie aber doch verbunden ſind durch einen holperigen Fahrweg, durch einen alten Glauben und durch mancherlei anderes, das nie in ihrem Sinne war. Sie ſchauen alſo nicht ſehr gerne gegen Mittag hin, viel lieber gegen Mitternacht, woher der kühne, gütige Mann gekommen, wohin die breite Straße führt und wo die fruchtbaren, volkreichen Gegenden ſind im Lande der Ahnen.

Unweit der Felswürfel, am Rande der Siedelung auf erhöhtem Steinboden ſteht die Kirche. Sie iſt von einer Ringmauer umgeben, ein lichter Bau mit zwei Seitenſchiffen und einem ſpitzen Dachreiterlein. Kirchenpatron iſt der heilige Chriſtof, der gemalt außen an der Mauer ſteht und den kleinen Jeſus über das Meer trägt. Nach dieſem Heiligen heißt das Dorf Chriſtofen; im Volksmunde, der alles gerne kürzt und heimlich macht, wird es auch: „Dorf Chriſt" genannt. Chriſt auf der Haide. Die Kirche iſt noch nicht fünfzig Jahre alt. Sie wurde an der Stelle einer uralten Kapelle gebaut, und zwar den Haidebewohnern größtenteils von jenem Engländer geſtiftet, der an dem Felswürfel die Stufen ſchlug. Er hatte mehrere Sommer lang auf der ſtillen Haide gewohnt, dort ſeine verlorene Geſundheit gefunden und aus Dankbarkeit manches geſchaffen, das der armen Anſiedelung noch heute zu ſtatten kommt. Hinter der Kirche iſt das Pfarrhaus, es ſteht — ſcheinbar ohne Grundmauern — auf einer ungeheuren Steinplatte, die ringsum ein ganz vornehmes Pflaſter darſtellt. In den Fenſtern dieſes Hauſes blühen Nelken, Pelargonien oder andere Blumen; ſolche werden nicht von einer Hauswirtin von innen herausgeſtellt, ſondern durch opferfreudige Hände von außen hinein. Denn die Leute von Chriſtofen lieben den Pfarrer. Und von dem Pfarrer wird dieſe Geſchichte ſagen.

Es iſt ſchon berichtet worden, daß ferne, hinter den blauenden Bergen, das „Volk der Fremden" hauſt. Die Menſchen desſelben haben nach Berichten der Heidebewohner kurze Beine, große Köpfe, ſcharfe Naſen und pechſchwarzes Haar. Sie ſind ſehr ſtrebſam, klug und herrſchſüchtig.

ſuchten ſtets mit der Haide Handel und Wandel anzubahnen und ſie allmählich unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Vor allem war es hinter den Bergen die Geiſtlichkeit der römiſch-katholiſchen Kirche, die der einſamen Haidebewohner ſich annehmen wollte, und ſie beſchützen vor dem mächtigen Reiche gegen Mitternacht, das ja einen anderen Herrſcher und einen anderen Glauben hatte. Es ſollten die Bande vermehrt und befeſtigt werden, die das Haideland mit jenem hinter den Bergen vereinigten. Je mehr aber die dort hinten lockten, um ſo lebhafter ſtrebte Chriſtofen denen vorne zu. Und ſo lieb ſie ihren alten Pfarrer ſonſt hatten, ſeine Hirtenbriefe gefielen ihnen gar nicht. Denn dieſe redeten immer im Sinne der Fremden da hinten und verſuchten es ſogar, in der Kirche von Chriſtofen für den Chorgeſang die Sprache der Fremden einzuführen. Aber die Hirtenbriefe kamen vom Biſchof und der Pfarrer mußte ſie auf der Kanzel vorleſen. Da gingen die mehreren zum Thore hinaus und nur die Kinder und alten Frauen blieben ſitzen in ihren Stühlen. Und nun ſetzte der großmögende Kalkgewerke ein, der Mann aus dem Lande der Almen.

Die von Chriſtofen nannten ihn den Hauptmann, und zwar aus zweifachen Gründen. Erſtens weil er Hauptmann hieß, zweitens weil ſie ihn zum Hauptmann ernannt hatten. Da er der ſtrebſamſte Menſch des Ortes war, da er viele Leute beſchäftigte und anderen beiſprang mit Rat und That, da er geſcheit und gütig war, ſo hatten ſie ihn zum Dorfhauptmann gemacht, zum Führer und Anwalt, denn außer den Steuerbehörden und Soldatenwerbern hinter den Bergen wollte ſich niemand recht kümmern um das entlegene Dorf auf der heiligen Haide. Dieſer Hauptmann hatte nun ſachte eine Bewegung hervorgerufen. Das begann mit Beſprechungen, Beratungen in kleineren Kreiſen, dann in größeren Verſammlungen auf dem Anger, bei welchen allerhand erklärt und erwogen wurde. Die Haidehirten ſind ſehr neugierig. Die Steinſchläger und Harzſchaber ſind es nicht minder, denn in ihren Einſamkeiten erfährt man nichts; ſie fanden ſich alſo ein. An Sonntagen ließ der Hauptmann Wägen einſpannen und fuhr mit den Älteſten der Gemeinde die lange Straße entlang hinaus in die Ortſchaften des Vorlandes, damit ſie dort eine andere Art des geſellſchaftlichen Lebens und eine andere kirchliche Obrigkeit und eine andere Art des Gottesdienſtes ſollten ſehen können. Die einmal fuhren, wollten öfter fahren und hießen auch ihre Nachbarn mit ſich. Beim heiligen Chriſtof aber wurde es einſam und einſamer und der Pfarrer trug ein banges Herz zum Altar.

Er war ein Greis von m[illegible]s ſiebzig Jahren. Er hatte bisher unter ſeinem weiß[illegible]aar ein rundes roſiges Geſicht gehabt, ſeine blauen Au[illegible]en hatten treuherzig und wohlgemut in das Dorf hinein und in die Haide hinaus geblickt. Und wenn die ſchlanke Geſtalt im langen Talare und der weißen Halsbinde ſo vor dem Hauſe ſtand, da waren ſie ſchier ſtolz geweſen auf ihren ſchönen, guten Pfarrer.

Der alte Herr lebte unter Obhut der Küſtersleute, die ihn verpflegten. Aber Frau Gertrud ſtand ſeinetwegen im Streite mit allen Bettelleuten der Straße, an denen er ſeine Röcke, Stiefel und Strümpfe verthat. Einmal bettelte ihn eine Stromerin an um ein altes Hemd für Windeln. Der Pfarrer entſchuldigte ſich, alte Hemden nicht zu beſitzen;

hingegen ein neues habe ihm die Haushälterin vor kurzem machen laſſen — ob es vielleicht das thäte? Zigeunerinnen ließen beim Haidepfarrer mit Vorliebe ihre Kinder taufen, weil der zum Taufwaſſer auch ſtets ein Taufgeſchenk gab, ſo oft auch die Küſterin jammern mochte: „Aber mein Gott, Herr Pfarrer, wir verthun noch die Taſchen mit ſamt den Hoſen! Wie oft ſollen denn dieſe Bälge noch getauft werden?“ Der Pfarrer wies den Verdacht, daß je ein Menſch aus weltlichen Beweggründen ſich wiederholt taufen laſſen könne, zurück. Endlich meinte er, beſſer einmal zu viel, als gar nicht.

Alſo war er, und die Leute lachten manchmal über das weißhaarige Kind, ſie mißbrauchten manchmal ein wenig ſein leichtgläubiges Herz, aber ſie liebten ihn.

Und auf einmal war's verſchüttet. Seit jenem Sonntag, an welchem er auf der Kanzel eine beſonders merkwürdige Verordnung „von Oben“ vorzuleſen gehabt hatte, in der nachgerade nichts Geringeres verlangt wurde, als die Beſchränkung des Verkehrs der Haidebewohner mit den Vorlanden und der völlige Anſchluß an das Volk hinter den Bergen — da war es aus.

Als der Pfarrer nach ſolchem Gottesdienſte über den Kirchhof ſchritt, merkte er, wie die Leute ſich vor ihm zurückzogen und einen Mann hörte er zum Nachbarn ſagen: „Da laſſ' ich mich lieber braten, ehe wenn ich ſo was auf dem Predigtſtuhl leſ'!“

Als der Pfarrer ins Haus trat, ſtand an ſeiner Stubenthür die Frau des Küſters mit dem Beſen und ſprach recht laut: „Sind wir marod, Herr Pfarrer?“

„Warum, Gertrud?“

„Oder was hat's denn? Daß wir nicht mehr predigen können! Daß wir was anderes müſſen herableiern!"

„Aber Frau!" rief der Pfarrer lachend, „das war doch der biſchöfliche Hirtenbrief. So einer kommt jedes Jahr, wiſſet Ihr es denn nicht?"

Sie ſchüttelte ihren eingebundenen Kopf, ſo einer käme nicht jedes Jahr.

Nun kam von ſeiner Kammer auch der Küſter herbei, der ſagte nichts als: „Herr Pfarrer! Herr Pfarrer!"

Der Pfarrer fragte, was ſie denn meinten, jetzt auf einmal? Ob er denn von ſeinem Biſchofe zu Rate gezogen würde? Ob ein katholiſcher Prieſter nicht den ſtrengſten Gehorſam üben müſſe? Ob es denn nicht ſchon ſeit der Apoſtel Zeiten Hirtenbriefe gebe und ob der Seelenhirt nicht gerade in unruhigen Zeiten die Pflicht habe, ſeine Herde zu unterweiſen? Die Kirche ſei doch nicht da, um die Völker zu trennen, wenn ſie getrennt ſein möchten, vielmehr alle Menſchen in Liebe zu vereinigen, auf daß ein Hirt und eine Herde ſei.

Die Küſtersleute meinten, ſie wollten nicht ſtreiten mit einem geiſtlichen Herrn, aber denken thäten ſie ſich das übrige.

Der Pfarrer iſt damals lange in ſeiner Stube auf- und abgegangen, unruhig, ärgerlich. Ja wenn er von der Leber weg reden könnte! Er hatte es wohl ſelber empfunden, daß hier etwas verlangt wurde, das gegen die Natur iſt. Es habe freilich Zeiten gegeben, da die Leute ſich vieles gefallen ließen, wenn ſie es ſich aber nicht gefallen laſſen dann — doch ein katholiſcher Prieſter darf ja gar nicht ſo weit denken. Er will nicht denken, ſondern beten. Allein die Gedanken wollten nicht verſtummen, da hieb er ſich plötzlich die Fauſt auf die Bruſt: Schweig, alter Hirte! Sind das Sachen für ein fünfzigjähriges Prieſterjubiläum? — Und anſtatt zu beten, dachte er weiter: Übermäßig viel mußt du übrigens nie geleiſtet haben für deine Kirche, ſonſt könnte es kaum ſein, daß dieſes Jubiläum dich auf der Haide findet. Oder warſt du dumm? Na, tröſte dich, grauer Knabe, es dauert nicht mehr lange.

Aber bevor es kam, das, woran er gedacht, hatte der gute Mann noch etwas Außerordentliches erleben müſſen.

* * *

Eines Tages, als der Pfarrer von einem Krankenbeſuche heimkehrte, ſtanden auf der Steinplatte des Pfarrhauſes fünf Männer. Es waren die Älteſten der Gemeinde und an ihrer Spitze der Hauptmann. Sie hatten ihre Sonntagskleider an und gebärdeten ſich ſehr feierlich. Der Pfarrer dachte gleich, warum ſie da wären. Es war ihm durch einen Luftzug ſchon zu Ohren gekommen, daß zu Ehren ſeines halben Prieſterjahrhunderts etwas geſchehen würde. Da wußte er nun wohl, was zu ſagen war. Feſte habe die ehrenreiche Gemeinde von Chriſtofen ſtets nur Gott und ſeinen lieben Heiligen gefeiert. Er ſtelle ſich nicht ſo hoch. Wenn ſie aber gelegentlich der fünfzig Jahre ihm eine Freude machen wollten, ſo könnten ſie den drei ſiechen Einlegern, die auf der Haide umherhungern und frieren, einmal ein rechtes Mittageſſen geben und ein Wollengewand verehren. — Der Greis lud die Männer höflich ein, mit ins Haus zu treten, wobei alle verlegen waren und der Hauptmann mit dem Pfarrer ſich des Vortrittes wegen ſtritt. Jeder wollte dem andern die Ehre laſſen, bis der Pfarrer lachend ausrief: „Nun alſo! Jetzt werden die Heidebauern auch ſcho herriſch! Will halt ich in Gottesnamen der unhöfliche Bauer ſein!“ und voranſchritt. Die Treppe hinauf fiel es plötzlich wie ein Stein auf ſein Herz: Jetzt haſt du ſicher den Hauptmann beleidigt. Das iſt doch kein Bauer, das iſt ein reicher Kalkbrenner. Er fand aber in ſeiner Unbehilflichkeit keine Form, um die unüberlegte Rede gut zu machen. Der Hauptmann zeigte zwar durchaus keinen Verdruß, war aber ſehr gemeſſen, faſt beklommen.

Nun ſtanden ſie in der Stube vor dem Pfarrer und räuſperten ſich. Keiner wollte ſich ſetzen oder auch nur den Hut aus der Hand legen. Der Hauptmann ſtand ganz vorne und fuhr ſich mit dem weißen Taſchentuch einmal über das Geſicht. Die Runzeln ſeiner Stirne lagen in langen Furchen.

„Ehrwürdiger Herr Pfarrer!“ ſo begann er endlich, „wir kommen heute in einer wichtigen Angelegenheit, die — denke ich — Euer Ehrwürden doch nicht allzuſehr überraſchen dürfte. Sie haben es wohl ſelbſt ſchon geſehen, was vorgeht. Ich ſchicke voraus, daß der Gemeinde nichts ferner liegt, als etwa ihren bisherigen Seelſorger verantwortlich zu machen, weil ſie wohl weiß, daß er nicht nach ſeinem guten Herzen handeln darf, daß er vielmehr nach den Weiſungen ſeiner Obern vorgehen muß, und weil ſie denkt, daß er gewiß ſelbſt ſchwer darunter leiden wird. — Nun iſt es ſo geworden: Wir haben es mit unſerem Gewiſſen nicht mehr länger vereinbaren können, einer Kirche anzugehören, die der menſchlichen, von Gott gegebenen Vernunft manchmal doch allzuviel zumutet, die in dieſen Zeiten unſer völkiſches Recht nicht anerkennt und die beſonders in den neueſten Erläſſen uns wohl gerade einen Fauſtſchlag ins Geſicht verſetzt hat. — Wir ſind beauftragt, Euer Ehrwürden mitzuteilen, daß die Gemeinde Chriſteſen, unter ganz geringen Ausnahmen, aus der römiſch-katholiſchen Kirche ausgetreten iſt.“

Der Atem war ihm ſchwer geworden bei dieſer Rede. Nun zog er — ſeine Hand zitterte leicht — eine Schrift aus der Taſche: „Hier iſt die Urkunde mit den Unterſchriften. Der weltlichen Behörde iſt ſchon alles vorgelegt.“

Es war merkwürdig, wie ruhig der alte Prieſter daſtand! Er hatte einmal nur ganz leicht hinter ſich nach der Tiſchecke getaſtet, dann ſtützte er ſich und war bewegungslos wie eine Säule. Das friſche Rot ſeines Geſichtes war vergangen. Da er kein Wort ſprach, ſo ſetzte der Hauptmann, der die Schrift auf den Tiſch gelegt hatte, bei: „Ihnen, Herr Pfarrer, unſere aufrichtige Verehrung! Davon bitten wir, überzeugt ſein zu wollen.“

Nun ſagte der Greis: „Dieſen Tag zu erleben. . . .“ Er wendete ſich und ſetzte leiſe bei: „Das hätte ich nicht erwartet.“ — Und nach einer Weile: „Es geſchehe nach Gottes Willen.“

Er wollte in die Nebenſtube wanken, der Hauptmann erfaßte mit beiden Händen ſeine Rechte. Sie war kühl wie Erde.

„Herr Pfarrer! Gehen ſie nicht ſo dahin. All mein Lebtag iſt mir nichts ſo ſchwer geworden, als dieſer heutige Auftrag. Wir wiſſen, wie ſehr wir zuſammen gehören, Sie und wir Haidebewohner. Soweit es auf unſeren Pfarrer ankommt, müſſen wir wohl ſagen, einen beſſeren Hirten hat es nie gegeben. Wir können uns nicht vorſtellen Sie zu verlieren. Was ſollen denn die Armen der Haide machen, wenn kein Bote mehr umhergeht, der ihnen Brot bringt! Wer ſoll denn die ſtreitenden Steinſchläger und Hirten verſöhnen? Wir können kaum denken, daß uns auf der Haide das Evangelium von einem andern verkündet werden ſoll, nicht von dem treuen Mann, der in Leben und Wandel uns gezeigt hat, daß er von Herzen ein evangeliſcher Chriſt iſt. — Herr Pfarrer, bleiben Sie bei uns!“

Auch die vier anderen drängten ſich näher und ſagten: „Wir bitten gar ſchön, hochwürdiger Herr Pfarrer! Bei uns bleiben! Bei uns bleiben!“

Der Pfarrer wurde im Geſichte dunkelrot, die weißen Büſche ſeiner Augenbrauen ſträubten ſich auf, laut und ſchrill rief er aus: „Wie kann ich bei euch bleiben, wenn ihr abtrünnig geworden ſeid!“

„Abtrünnig ſind wir nicht geworden,“ ſprach der Hauptmann, „wir ſind mit unſerem Bekenntniſſe nun erſt recht zu Ihnen zurückgekehrt, Herr Pfarrer. Freilich nicht zu dem, was Sie oft ſagen mußten, vielmehr zu dem, was Sie mit Ihrem perſönlichen Beiſpiele lehrten. — Es iſt wohl ſchon viele Jahre her, aber die Leute reden noch heute davon, wie Ihnen damals da drüben hinter den Bergen eine reiche Pfründe angeboten worden war. Aber Sie haben ſich für die Haide entſchieden, um lieber arm im angeſtammten Volke zu leben, als reich bei den Fremden.“

„Mein Gott, ja!“ ſagte der Pfarrer, „und habe es nie bereut. Weil ich mir immer eingebildet, dieſe Gemeinde im Chriſtentume ſtärken und heben zu können.“

„Herr, das haben Sie gethan,“ ſagte der Hauptmann lebhaft. „Andere Gemeinden bleiben in ihrer Verſumpfung, weil ſie gleichgültig geworden ſind, weil es ihnen einfach überflüſſig dünkt, ſich zu entſcheiden, da ihnen eins ſo wenig wie das andere gilt. Sicherlich wäre die Haidegemeinde auch ſo geworden, wenn Ihr chriſtliches Vorbild nicht jene Kraft gegeben hätte, die evangeliſche Kraft, freimütig das reine Chriſtentum zu bekennen. Ich möchte Ihnen nur jenen wandernden Handwerksburſchen in Erinnerung bringen, der vor etwa zwei Jahren oben in den Steinen ſterbend gefunden worden iſt.“

„Das weiß ich, wie es war,“ unterbrach der Küſter und trat vor. „Aus Nürnberg iſt der Mann geweſen, wo die Lutheriſchen daheim ſind. Die Schafhirten haben ihn gefunden, da hat er geſagt, ſterben müßt' er, denn Blut iſt ihm beim Mund herausgeronnen. Und hat gebeten um einen chriſtlichen Zuſpruch. Wie der Pfarrer im Chorrocke kommt, iſt der Burſche ganz entſetzt und jammert: Nein, nein! Evangeliſch will ich verbleiben! Das ſollſt du auch! ſagt der Pfarrer freundlich und hat ihm ſo lieb und troſtreich zugeſprochen aus dem Evangelium, daß der arme Menſch mit einer Freudenthräne im Aug' verſchieden iſt. Auf unſerem Kirchhof hat er ihm ein Grab gegeben und den Segen hinabgeſprochen.“

„Es iſt ſo! Es iſt ſo geweſen!“ beſtätigten die anderen, der Pfarrer aber wehrte mit den Händen ab: „Das iſt es ja, was ich mir jetzt vorzuwerfen habe, daß ich zu läſſig geweſen bin, daß ich meinen perſönlichen Neigungen zu ſehr nachgegeben habe. Jetzt ſind die Früchte reif und ich erkenne den ſchrecklichen Irrtum, den mir Gott vergeben möge — die Kirche kann es nie!“

„Das glauben wir wohl ſelber,“ ſagte hierauf der Hauptmann, „daß man Sie gerade für Ihre chriſtliche

Hochherzigkeit hart wird büßen laſſen. Dort wird man Ihnen kein Vertrauen und keinen Wirkungskreis mehr geben und hier wird Sie keiner erſetzen. Darum bleiben Sie bei uns. In chriſtlicher Geſinnung ſind wir Ihrem Beiſpiele gefolgt, folgen Sie jetzt dem unſern. Seien Sie das, was Sie längſt geweſen ſind, längſt vor uns allen geweſen ſind — ein evangeliſcher Chriſt. Und bleiben Sie unſer Pfarrer.“

„Bleiben Sie unſer Pfarrer!“ riefen alle und falteten vor ihm die Hände. Als er entfliehen wollte, hielten ſie ihn an ſeinem Rocke und riefen bittend, verlangend: „Unſern Pfarrer! Wir laſſen ihn nicht!“

Vor dem Pfarrhauſe hatten ſich viele Leute verſammelt, und als ſie von innen das Rufen hörten, drangen ſie zur Thür hinein und ſchrieen ebenfalls: „Der Pfarrer ſoll bei uns bleiben! Er ſoll auch evangeliſch werden! Er ſoll bei uns bleiben!“

Jemand läutete in der Aufregung die Kirchenglocke und dieſe rief in ihrem Doppelanſchlage ebenfalls: „Bleib — da. Bleib — da.“

Endlich wurde es ruhiger und ſie warteten auf Antwort. Der Pfarrer mußte ſich Tropfen von der Stirne wiſchen. Mit einem zum Sterben betrübten Auge ſchaute er auf die Leute hin und ſprach: „Liebe Kinder, was verlangt ihr von mir? In dieſer Stunde, wo ich die Pflicht hätte, euch von eurem Irrtume abzubringen, ſoll ich den Verrat begehen? Soll ich am Grabesrande meinen Eid brechen? Wie iſt es denn möglich, daß ihr mir das zumutet, nachdem ihr eben geſagt, daß ich euch die Treue gehalten hätte? — Ich will euch jetzt nicht ſagen, was ihr zu hören verdientet, ich weiß wohl in der leidenden Kirche Beſcheid, doch nicht in der ſtreitenden. Ich klage mich ſelbſt an als einen ſchlechten Hirten, der ſeine anvertraute Herde verloren hat. —“

„Nein, ſo dürfen Sie nicht reden!“ riefen mehrere, „wir müſſen auch in dieſer wichtigen Sache Ihren Segen haben . . . !“ Ganz ungeberdig verlangten ſie, daß er, der katholiſche Prieſter, ihren Übertritt zur evangeliſchen Kirche ſegne! — Er hätte über dieſe Zumutung lächeln müſſen, wäre die Betrübnis nicht gar ſo abgrundtief geweſen.

„Was ſolls denn ſein, als Segen!“ ſtöhnte der Greis endlich auf, „ich wünſch' euch nur Gutes . . . nur Gutes . . .“

Weiter konnte er nicht mehr, es hatte ihm die Kehle zugekrampft. Gegen das Fenſter hat er ſich gewendet und dort den weißen Vorhang hin- und hergezogen, als wollte er die Sonne abwehren. Einer trat vor zu ihm — dann wieder zurück. Und flüſterte es den andern zu: „Er weint.“ —

Dann ſind ſie langſam, einer nach dem andern, hinausgegangen, draußen auf der Gaſſe noch eine Weile gruppenweiſe herumgeſtanden und haben ſich endlich zerſtreut in ihre Häuſer. Das Weib des Becher-Mathes hat den vom Pfarrhofe heimkehrenden Mann gefragt: „Wo biſt denn geweſen?“ Und der Becher hatte geantwortet: „Beim Begräbnis.“ —

Als der alte Pfarrer in ſeiner Stube allein war, ſank er halb ohnmächtig in den großen Lederſeſſel und ſtarrte drein. Faltete auf dem Schoß die Hände und ſtarrte drein. Auf dem Thürmchen läutete die Glocke noch fort.

und es war, als rieſe ſie ihm: „Komm — komm — komm.“ — Ja, das iſt es, er will in ſeine liebe Kirche gehen, dort iſt er noch daheim. Vor der Mutter Gottes will er knien, ihr alles erzählen. Sie iſt immer ſeine Tröſterin geweſen, wenn er in unermeßlicher Herzenseinſamkeit verzagen wollte.

Im rechten Seitenſchiff der Kirche ſtand der Altar unſerer lieben Frau. Es war eine Art Kapelle für ſich. Eine rote Ampel zeigte im Halbdunkel an der Wand allerhand Opferbildchen, Blumen und Kränze, die aus buntem Papier gemacht waren. Über dem Altartiſch in einer Niſche von zahlreichen Kerzen umgeben, ſtand die Statue — das Bildnis unſerer lieben Frau. Es war ſo groß, wie ein dreijähriges Kind und es war bekleidet mit einem nach unten ſich glockenartig ausweitenden rotſeidenen Mantel, der am Rande güldene Krauſen hatte. Von der Statue ſelbſt war nur eine Hand zu ſehen, die das Szepter hielt, und das faſt rindenbraune Geſicht. Auf dem Haupte, von dem flachſige Locken niederhingen zu beiden Seiten. prangte eine funkelnde Doppelkrone, zum Zeichen, daß Maria die Königin des Himmels und der Erde iſt. Dieſes Bildnis ſtammte noch von der alten Kapelle her. Das Alter und der Glaube hatten es hoch geweiht. —

Als der Pfarrer, durch die Kirche ſchreitend, ſich verbeugt hatte vor dem Hochaltare, wo über dem Sakramentshäuschen ein großes Kreuzbild ragte, bog er ein in das Seitenſchiff, um ſeine heilige Fürbitterin zu beſuchen. Da ſah er, daß oben bei dem Bildniſſe ſich etwas bewegte. Auf dem Altartiſch ſtand ein Mann und machte ſich an der Statue zu ſchaffen. Der Hirte Iſidor war's, der viele

Schafe beſaß, einen Wollenhandel trieb und ein Gönner der Kirche geweſen war.

„Iſidor!“ ſprach ihn der Pfarrer an, „biſt du es? Was ſchaffeſt du da oben?“

Der Hirte, ein hagerer, runzeliger Mann, machte ſich nichts draus. Er war juſt dran, die Muttergottes zu entkleiden. Dabei gab er dem Prieſter ſo nebenhin zur Antwort: „Ich hab' dieſer Figur einen Seidenmantel geſtiftet. Es iſt aber nur eine Figur und es iſt ein Götzendienſt.“

„Biſt du auch einer von den neuen?“ konnte der Pfarrer noch fragen.

„Wohl, wohl. Freilich. Hab' mich auch eingeſchrieben. Haben uns alle eingeſchrieben. Und meine Narrheit mach' ich wieder gut.“

Als er das rote Zeug heruntergelöſt hatte, faltete er dasſelbe bedächtig zuſammen, ſteckte es in die Taſche ſeines Lodenrockes und ſiffelte davon. Der Pfarrer ſtand betäubt da vor dem entblößten Bildnis. Das war jetzt nicht mehr ſchön. Eine ſitzende Holzfigur, gar ungeſchickt geſchnitzt, über und über rußgeſchwärzt, ſo daß die güldene Krone darauf gar nicht paſſen wollte.

Der Greis ſagte nur: „Oh! Oh! Oh!“ und ſtand da. Angeſichts des Frevels konnte er nicht beten. Er ſtarrte hinauf, preßte die Fäuſte an die tobende Bruſt ... — Der Hirte Iſidor ging zu den Nachbarn, zeigte ihnen ſeine That, damit ſie ſehen ſollten, wie ernſt er es mit dem neuen Glauben halte. Und was der Hirte dem Pfarrer angethan, das ahnte er nicht. —

In den nächſtfolgenden Tagen las der Pfarrer ſeine Meſſe wie gewöhnlich. Der Küſter, der ihm allen Altardienſt that, war geſchmeidiger als er ſonſt geweſen, ließ aber merken, daß er einſtweilen noch freiwillig mitthue. Er ſteckte friſche Kerzen auf, mit dem Weihrauch jedoch wollte er nicht mehr hervorrücken. Die Kirche war faſt leer, da in der Bank und dort im Winkel kniete noch ein altes Frauchen und betete den Roſenkranz.

Der Pfarrer hatte an ſeine Kirchenbehörde geſchrieben, ihr die Übertrittsurkunde geſchickt, ihr alles mitgeteilt und ſich ſelbſt angeklagt. Er wiſſe ſich zwar in ſeinem Wandel nichts Beſonderes vorzuwerfen, ſei aber ſicherlich zu wenig nachdrücklich geweſen in kirchlichen Dingen. Gewiß habe er ſich auch zu lau benommen bei Darbringung des Meßopfers, in Ausübung der Sakramente und dergleichen. Er habe ſich ſogar ſelbſt mehrmals ertappt in zerſtreuten, weltlichen Gedanken beim Gottesdienſte, und daß dabei manches ſo handwerksmäßig ausgefallen ſei. Wenn die Gemeinde verderbe, ſo ſei wohl freilich der Pfarrer die erſte Schuld daran, der ſie doch zu hüten und zu leiten habe. Und erſt gar, wenn ein ſolches Unglück geſchehe, da läge die Unfähigkeit des Seelſorgers klar am Tage. Er bitte um Abberufung und um ſeine Strafe.

Nach einiger Zeit brachte der Poſtbote von der kirchlichen Behörde die Antwort. Sie war weniger ſtreng ausgefallen, als der Pfarrer erwartet hatte. Verfaßt war ſie von einem ihm einſt befreundeten Domherrn. Es würde — ſchrieb dieſer — in Chriſtofen ſehr bald Inſpektion eintreffen, um die ſchwere Angelegenheit zu unterſuchen. Die Gemeinde werde wohl im Irrtum ſein, wenn ſie glaube, ſo mir nichts dir nichts den katholiſchen Glauben aufgeben zu können. Man werde ihr den Standpunkt ſchon klar machen. Des weiteren führte die Schrift an, daß infolge abſcheulichſter Volksverhetzung die katholiſche Kirche überall von heftigen Stürmen heimgeſucht werde und daß die Schuld daran gewiß weniger an den Prieſtern läge, ſo ſehr auch mancher fehlen möchte, als an dem unchriſtlichen, freimaureriſchen Zeitgeiſte. Endlich wurde dem greiſen Manne der Rat erteilt, ſich in ein geiſtliches Verſorgungshaus zurückzuziehen. — Bei dieſem letzten Abſatze ſoll der alte Herr einen Seufzer gethan haben.

Auf der Heide war mittlerweile zur Sprache gebracht worden, daß die Kirche von Chriſtofen teils durch die Gemeinde ſelbſt gegründet worden war, zum großen Teile aber von jenem Engländer geſtiftet, der einſt mehrere Sommer auf der heiligen Heide zugebracht und daſelbſt auch ſeine Geſundheit erlangt hatte. Es würde alſo von anderer Seite kein Anſpruch auf Kirche und Pfarrhaus erhoben werden können, das wäre völliges Eigentum der Gemeinde, ſo daß dieſe jeden Augenblick das Recht habe, einen Paſtor anzuſtellen.

Eines Tages machte der Hauptmann dem Pfarrer einen Beſuch. Der Greis ſaß auf dem Bänklein an der Kirchhofsmauer. Der Hauptmann machte auf den kühlen Abend aufmerkſam, da der Pfarrer nur ein dünnes Röcklein anhatte.

„Danke, danke recht,“ antwortete der Greis faſt munter, „mir iſt immer warm, immer warm!“ Die Wahrheit war, daß er ſeinen Überrock tags vorher „an einen Haderlumpen verthan hatte“ wie die Küſterin erklärte. Der Hauptmann hatte ſich nun zu ihm geſetzt und lud nach längerem Geſpräche über allerlei den Prieſter ein, wenn er etwa irgend welche Wünſche haben ſollte, ſie ihm vertrauensvoll mitzuteilen.

„Wünſche habe ich keine, geehrter Herr,“ antwortete der Pfarrer, „aber eine recht große Bitte hätte ich. Es iſt, wie Sie ſehen, die Pfarrerswohnung nicht durchaus im beſten Zuſtand und ich muß für ein paar Wochen um Geduld bitten, um ſie ein wenig herrichten laſſen zu können. Der Maurer hat wohl verſprochen, daß er morgen kommt, doch mit Schloſſer und Glaſer iſt allemal ein Kreuz, bis ſie zu haben ſind. Es ſoll nachher ſchon alles in Ordnung gebracht werden.“

„Ja, was denken Sie denn, Herr Pfarrer!“ rief der Hauptmann aus, „das iſt doch Sache der Gemeinde, das wird alles von mir beſorgt werden. Sie möchten mir vielmehr Ihre Wünſche ausſprechen, welches der Zimmer Sie wählen und wie Sie es hergeſtellt haben wollen. Ich denke wohl, das große, das ſonnſeitige, das auch den freien Ausblick auf die Haide und auf den Himmel bietet. Haide und Himmel iſt doch das Schönſte, was wir hier haben, nicht wahr?“

„Haide und Himmel, jawohl, jawohl, das iſt freilich ſchön,“ ſprach der Pfarrer und ſetzte wie traurig ſinnend hinzu: „Die eine habe ich lange genug gehabt, den andern — werde ich mir wohl erſt verdienen müſſen.“

Der Hauptmann ergriff des Pfarrers Hand: „Mir thut's weh, daß Sie ſo betrübt ſind. Freilich verſteht man auch, daß es nicht anders ſein kann. Alles vollzieht ſich nach einem höheren Ratſchluß und dabei brechen die Herzen.“

„Wohl wahr, Herr. Wie es halt Gottes Willen iſt.“

„Ich habe auch einmal darum gelitten,“ ſagte der Hauptmann, „es gäbe zu erzählen, aber dabei müßten wir wohl ein wenig Bewegung machen.“

Sie ſtanden auf und ſchritten über die Gräber hin mehrmals rings um die Kirche.

„Wir Evangeliſche,“ ſagte der Hauptmann, „hätten auch manchmal ſo ein bißchen Beichtbedürfnis. Beſonders, wenn man in die Lage verſetzt worden war, unabſichtlich jemanden ſchwer gekränkt zu haben. Da möchte man ſich gerne rechtfertigen. In dieſem Falle bin ich Euer Ehrwürden gegenüber.“

„Sie werden ja wohl nach Ihrem Gewiſſen gehandelt haben,“ entgegnete der Pfarrer.

„Ja, ja, aber bis ſo ein Gewiſſen zuſtande kommt! Manche Leute haben lange Zeit keins, oder ein falſches. Sie werden es dem einfachen Geſchäftsmanne kaum glauben wollen, wie ſchwer ihm ſein Lebtag die Gewiſſensfragen zugeſetzt haben. Jetzt iſt's beſſer geworden, ich führe ein glückliches Familienleben. Und was gar nicht ſo ſehr angeſtrebt wurde, mein Unternehmen gedeiht. Mein Anſehen iſt ſo geworden, daß loſe Leute mich den König der Haide nennen. Und doch, Herr Pfarrer, gab es Stunden, da ich Sie beneidete.“

„Mich?“ fragte der Greis lebhaft, faſt luſtig.

„Um Ihren Herzensfrieden. Ob dieſes köſtlichen Dinges habe ich harte Zeiten durchgemacht. Ich bin — wiſſen Sie — aus einem wohlhabenden Hauſe im Frankenlande. Meine Jugend iſt ſo geweſen, daß ich ſchon mit dreißig Jahren glaubte, vor Weltekel ſterben zu müſſen. Nach des Vaters Willen hätte ich ſeine Steingutfabrik übernehmen ſollen, aber mich zog eine Art Wahnſinn fort, etwas zu ſuchen, ich wußte ſelbſt nicht was. Abenteuerlich war's, dumm und komiſch, wie ich in aller Welt mich ſelber ſuchte, bis es mir endlich in einer öden, einſamen Gegend klar wurde, daß meine Irrfahrten nichts anderes waren, als, möchte ich ſagen, eine Jagd nach der ewigen Wahrheit. Die einſame Gegend war dieſe Haide. In dieſer ernſten Naturgröße, bei dieſen armen, einfältigen Bewohnern fand ich etwas Beruhigendes, und hier beſchloß ich zu bleiben. Um eine Beſchäftigung zu haben, errichtete ich die Kalkgewerkſchaft, für die ſich, von dem Geſchäfte meines Vaters ſtammend, einige Kenntniſſe und Mittel vorfanden. Ich habe das Haus gebaut und die Hirtentochter gefreit, Sie wiſſen das. Aber Geſchäft und Liebe füllten das Herz nicht aus, der Unfrieden in mir hub von neuem an. Wahrheitshunger! Haben Sie ſchon gehört von dieſer Krankheit? Alle Weltweiſen, alle Religionen durchſtöbern, bis man gründlich zum Atheiſten wird. Dann ſitzt man erſt recht auf dem Sande. Nun ſchickte mir eines Tages ein Mann, mit dem ich in brieflichem Verkehr ſtand, ein Buch. Es war für mich eine völlige Novität. Die Bibel. Ich hatte immer in dem Glauben gelebt, das Evangelium zu kennen, wird es doch ſchon dem Knaben eingeprägt, iſt es doch eine Grundlage unſerer Weltanſchauung. Und als ich dieſes Buch nun auf der ſtillen Haide las, da trat mir — hören Sie doch, Herr Pfarrer — daraus ein ganz anderer Chriſtus entgegen. Ein ganz anderer, als der verſchwommene eines unverſtandenen Religionsunterrichtes geweſen. Ein ſtarker, thatkräftiger, gottfroher Chriſtus, ein Mann, mit dem ſich leben ließ, ganz unmittelbar und freundſchaftlich.

Gerade, als ob ich an Leib und Seele lebendig geworden wäre, ſo iſt es geweſen. Anfangs ſchien mir manches im Worte als Widerſpruch, und im Leben erprobt war es richtig. Ich fand meine Beſtimmung als Menſch, mein Verhältnis zu den Mitmenſchen, meinen Glauben und meine Zuverſicht zum himmliſchen Vater. Die Haide-Einſamkeit hat mich das Evangelium verſtehen gelehrt und die armen Haidebewohner ſtimmten mit ihm faſt überein. Das heißt — Sie wiſſen ja, Herr Pfarrer — was nach unſerer Überzeugung dazwiſchen ſtand. So habe ich angefangen, die Leute zu beeifern, habe Evangelienabende eingeführt — alles weitere iſt Ihnen ja bekannt. Ich betrachte das, was geſchehen, für meine von Gott mir geſtellte Lebensaufgabe — Sie aber müſſen in mir den Wolf ſehen, der Ihnen die Herde zerſtreut hat."

Der Greis wehrte mit den Händen ab. Er hob den Atem, um etwas zu ſagen — und ſchwieg.

Der Hauptmann ſtand ſtill, ſchaute dem Prieſter mit warmem Blick in die trüben Augen und hielt ihm beide Hände hin.

Der Pfarrer ſprach leiſe: „Es wird wohl ſo Gottes Wille ſein," und gab ſeine Rechte.

„Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Euer Ehrwürden, daß wir uns noch näher verſtehen werden."

„Wir verſtehen uns, wir verſtehen uns," verſicherte der Pfarrer.

„Dann werden Sie ſich hier daheim fühlen, wie bisher," ſagte der Hauptmann, „wir alle verehren Sie wie unſern Patriarchen. Es wird nichts vorkommen, was Ihre Überzeugung verletzen könnte. Auch der Herr Paſtor, der dieſer Tage ankommen ſoll, wird alle Rückſicht beobachten.

„Ich weiß es, ich weiß es,“ ſagte der Greis, der bei dieſem Geſpräche immer tiefer in ſich zuſammenknickte. Der Hauptmann war ſo froh, einmal ſein Herz erleichtert zu haben und merkte es gar nicht, daß jedes ſeiner Worte den alten Seelſorger fremder machen mußte, weil es ja doch nur daran erinnerte: Pfarrer, du gehörſt nicht mehr zu uns.

Wenige Tage nach dieſem Beſuche waren von der Kirchenbehörde zwei Abgeſandte angekommen. Sie hatten eine lange Unterredung mit dem Pfarrer und machten dann einen höflichen Beſuch beim Hauptmanne. Dieſer lud ſie zu einem Mittagsmahle ein, das ſie wegen bevorſtehender Abreiſe nicht annehmen konnten. Sie hatten geſehen, daß es in dieſem Dorfe für ſie einſtweilen nichts mehr zu thun gab. Nachdem ſie mancherlei Schriften verpackt und vom Hochaltar das Heiligtum zu ſich genommen hatten, fuhren ſie ihres Weges. Dem Pfarrer hatten ſie den Rat gegeben, ſich perſönlich beim Biſchofe vorzuſtellen und zu verantworten.

Der alte Herr ging einſam umher, und wußte nicht recht, was zu beginnen ſei.

Im Pfarrhauſe war es ſehr lebendig geworden. An den Wänden die Maurer, auf dem Dache die Decker, an den Thüren die Schloſſer, an den Fenſtern die Glaſer, an den Dielen die Zimmerleute, an den Öfen die Hafner. Jetzt erſt kam der Pfarrer darauf, wie ſchadhaft ſeine Wohnung geweſen war. An derlei hatte er nie gedacht. Und die Gemeinde auch nicht.

* * *

Eines Abends war der Greis noch durch das Dorf gegangen. An manchem Hauſe blieb er ſtehen, trat aber nicht ein. Kinder, welche Schafherden heimtrieben, küßten ihm die Hand. Er legte ſie ihnen aufs Haupt und ſprach: „Der Herr ſei mit euch!“ Dann ging er weiter. Die Kirche ſtand in den goldigen Abendhimmel hinein, ihr ſteiles Dach ward umkreiſt von hellzwitſchernden Schwalben. Er ſtieg die Stufen hinan, aber das Thor war verſchloſſen. Lange ſtand er davor mit entblößtem Haupte. Dann ſchritt er über den Kirchhof hin. An einzelnen Hügeln blieb er ſtehen und ſchaute drein. Seit dreiundzwanzig Jahren hatte er allen, die hier ruhten, den Frieden Gottes mit ins Grab gegeben.

Aus dem Pfarrhauſe rief die Küſtersfrau: „Wo ſind wir denn, Herr Pfarrer! Haben wir gar kein biſſel Hunger mehr?“

Er trat ins Haus und verzehrte die Milchſpeiſe. Als er dieſes Abendmahl eingenommen hatte, that er aus dem Wandſchranke ein Handkofferchen hervor, das er in früheren Jahren auf kleinen Reiſen benützt hatte. Es war mit geſtreifter Leinwand überzogen und an den Ecken abgenützt. In dieſem Behälter barg er ſeine Habſeligkeiten und ſchnallte ihn zu. Dann richtete er ſeine Bergſtiefel her, den leichten ſchwarzwollenen Rock, den breitkrempigen Filzhut und den Stecken. Am offenen Fenſter ſaß er und ſchaute hinaus in die laue Sommernacht. Im Dorfe war es ſtill geworden. Der Rieſenfelswürfel dort drüben bekam einen blaſſen Hintergrund, ſo daß er wie eine ſchwarze Tafel in den Himmel ragte. Hinter ihm war der Mond aufgegangen. Nun war es Zeit.

Der Greis nahm Hut, Handkoffer und Stecken und ſchlich hinaus. Weil er aber das Schleichen nicht verſtand, ſo ſtieß er im dunklen Vorhauſe ſeine Stiefel an ein Kalkfaß. es entfiel ihm der Stecken und kollerte über die Stufen. Aber die Küſtersleut hörten es nicht. Schneller, als er ſonſt ſeit Jahren je einmal gelaufen, eilte er am Gärtlein vorüber, zwiſchen Planken und Hütten dahin, anwärts die ſachte Höhung. Dort hinter dem Hügel ſah er ein Licht. Es kam aus dem Häuslein des alten Tobias, der ſeit Tagen im Sterben lag. Geſtern noch war der Prieſter bei ihm geweſen, aber das Sakrament war nicht angenommen worden. Auch der Tobias hatte den Glauben ſeiner Väter verlaſſen und ſeine Seelenruhe war ſo groß, daß an eine Reue nicht gehofft werden konnte. Unfaßbar ſchien das dem alten Seelſorger. Es zog ihn nun, als müſſe er den Kranken noch einmal beſuchen, die Abſolution erteilen und die letzte Ölung reichen. — Nein, er hatte kein Recht mehr dazu. Heimlich, ohne Abſchied von allen mußte er fort, weil er fürchtete, dem Abſchiede zu erliegen. Er war ein Fremder geworden in ſeinem Volk auf der heiligen Haide, er hatte Zuflucht zu ſuchen drüben hinter den Bergen — bei den Fremden. — Draußen an der letzten Heuſcheuer ragte der Pfahl auf mit der Bildtafel des heiligen Chriſtof. Hier ſtand der Pfarrer eine Weile ſtill. Bis zu dieſer Bildſäule war am Frohnleichnamstage ſtets die Prozeſſion gegangen. Das hochwürdigſte Gut hatten ſie begleitet mit Lichtern, Kränzen und Fahnen, mit jauchzenden Feſtklängen und betenden Herzen. Welch ein Gottesdienſt, bei dem alles vereinigt war, was die Bewohner der Haide an Schönheit, Glanz und Seelenfreudigkeit aufbringen konnten! —

Das war nun vorbei. Vorbei für ihn und für ſie — und auf alle Zeiten. O heilige Haide, wie biſt du arm geworden! ... Noch einmal hatte der Pfarrer zurückgeſchaut auf die mondſcheinſchimmernden Dächer des Dorfes, aus dem die Felſen aufragten wie zwei dunkle Dome. — Und dann vorwärts.

Er ging nicht den ſchmalen Fußpfad dahin, der gegen das Gebirge führt, er wanderte abendwärts den rauhen Granitweg entlang. Ringsum nichts als der blaſſe Karſt, der ſtellenweiſe nur von dunklem Geſtrüppe bewachſen iſt. Manchmal ſtand der Wanderer ein wenig ſtill und wechſelte den Koffer von einer Hand in die andere. Das that er immer öfter, je länger er wanderte. Ein paarmal nahm er den Hut ab, trocknete mit dem Taſchentuch Haupt und Geſicht. Es ſtrich ein ſchwüler Lufthauch. Das Rund des Mondes ſtand ſchon hoch und die weißen Steine der Haide, weithin zerſtreut, waren zu ſehen wie Grabmäler auf einem ungeheuren Kirchhof. Am Himmel der Abendſeite waren dunkle Schichten aufgeſtiegen und hatten blaſſe Sternlein erſtickt. In dieſen Schichten glühte manchmal ein roter Schein. Es mochte wohl Mitternacht geworden ſein, ſo hoch ſtand ſchon der Mond und ſo kurz war der Schatten, der ſtill an den Füßen des Wanderers dahinglitt. Auf einer breiten Steinplatte, wie ſie ſtellenweiſe kahl zwiſchen Sand und Heidekraut im Boden liegen, raſtete er endlich ab. Die Arme auf den Stecken geſtützt, ſaß er da und ſchaute hinaus in die lebloſe Einſamkeit. Er ſchaute zurück auf ſein Leben, das in einer Gebirgshütte arm angefangen und in dieſer Wüſte einen ſo verhängnisvollen Zuſammenbruch erlitten hatte. Sein redlicher Willen, ſeine geduldige Entſagung, es war alles nichts geworden.

Der Mond ſtand nicht mehr klar, er hatte einen milchigen Hof bekommen. Es war lau, ſtill, friedſam. Der Greis ſtreckte ſich auf der Steinplatte aus und legte ſein Haupt auf den kleinen Koffer.

Zur ſelben Stunde rollte auf dem Haidewege ein verſpäteter Wagen heran. Ein Pferd, ein Fuhrmann und ein Inſaſſe. Dieſer ſchien ein noch jugendlicher Mann zu ſein, lebhaft wendete er manchmal den Kopf, um den Himmel zu beobachten, an welchem die Blitze häufiger und greller wurden. Vielleicht war er ein wenig beſorgt, der Bauernwagen hatte kein Dach. Die Haide war ſo fremdartig, ſo märchenhaft öde — er hatte eine ähnliche Gegend noch nie geſehen. Der Fuhrmann mußte mehrmals verſichern, daß ſie auf dem rechten Wege waren nach Chriſtofen.

Jetzt zog der Inſaſſe an der Rockfalte des Fuhrmannes, wie an einem Glockenſtrick, er möchte anhalten. Es wäre ihm, wenn der Mond nicht getäuſcht, geweſen, als läge neben dem Wege ein Menſch.

So fand der Reiſende unſern alten Pfarrer. Dieſer ſchlief feſt, er war kaum zu wecken. Als er ſtark an der Schulter geſchüttelt war, raffte er ſich auf, ergriff Koffer und Stock und wollte weiter.

Der Reiſende hielt ihn zurück und fragte, wohin er denn wolle in der Nacht?

„Es wird ſchon gehen, es wird ſchon gehen,“ ſprach der Greis, heiſer, ſchlaftrunken.

„Wie konnten Sie hier ſchlafen wollen, bei dem nahenden Gewitter?“

„Es wird ſchon gehen,“ wiederholte der Greis.

„Heilige Mutter Anna!“ rief plötzlich der Fuhrmann, „das iſt ja der Herr Pfarrer! Unſer alter Herr Pfarrer!“

Der Reiſende begriff es im Augenblick.

„Wie, Herr, Sie wollen fort?“ fragte er. „Und bei ſolcher Zeit? Oder haben Sie ſich verirrt?“

„Verirrt, verirrt,“ ſtotterte der Greis.

„Sie ſetzen ſich zu mir in den Wagen.“

„Dank ſchön, dank verbindlich,“ antwortete der Prieſter, „fahren Sie denn auch übers Gebirge?“

Das Murren des Himmels, heftige Windſtöße mit ſcharfen Regentropfen waren die Gehilfen des Reiſenden, daß er den alten Mann in den Wagen brachte. Das Kofferchen zu den Füßen, den Stock in der Hand, als ginge es immer noch fürbaß, ſo kauerte der Greis zuſammengeknickt in der Wagenecke; er ließ es ſich gefallen, daß der fremde Reiſende ihm bei dem hereinbrechenden Gewitter ſeinen Mantel umhüllte, denn er war wieder eingeſchlafen. Im Blitzſcheine konnte man das Geſicht des Gaſtes ein wenig betrachten. Der Fuhrmann hatte ſchon ſagen wollen: Er iſt es nicht! — So eingefallen waren ſeine Wangen, ſo wirr ſein ſchütteres Haar, ſo ungepflegt wucherten die Bartſtoppeln. Die weiße Halsbinde hatte ſich an einer Seite losgelöſt, aber ſie ließ keinen Zweifel zu, daß es der Pfarrer war. In den Lüften pfiff der Sturm und ſchleuderte den Männern Sandkörner ins Geſicht. Am Himmel flogen pechſchwarze Wolkengeſtalten dahin, deren vorandringende Fetzen wie ſpießige Flügel, Klauen und gierige Rachen ausgriffen. Hintenher zündend und rollend das finſtere Meer. Der Mond war begraben, die Haide in

Nacht gehüllt, bei jedem Blitzſtrahl leuchteten die Steine auf, wie aus der Erde hevorbrechende Flammen. Der Fuhrmann ſuchte das unter Donnerſchlägen ſchreckige Pferd zu bändigen, der Wagen ſprang, hüpfte über den rauhen Boden hin und die Flut ging nieder. Der Reiſende ſchmiegte ſich an den ſchlummernden Greis, umſpannte ihn mit dem Arm, um Hut, Mantel und ihn ſelber feſtzuhalten, ſchützte ihn aber vergebens vor dem niedergießenden Gewäſſer. Er ſelbſt war ſchon naß bis auf die Haut, aber ſein Geſicht ſchaute friſch und fröhlich drein. Der Fuhrmann, der es bei dem Leuchten ſah, wunderte ſich, daß ein Menſch bei ſolchem Höllenwetter ſo vergnüglich ſein könne. Er wußte nichts davon, daß es eine Luſt ſein kann, unterzutauchen in die wilden Elemente, auf daß der Staub des Alltags, oder ein Bangnis der Seele hinweggefegt werde.

Als nach einer Weile Sturm und Regen nachgelaſſen hatten, zogen ſich über die Haide weiße Nebelſtreifen hin und darüber graute der Morgen. Es zog eine kalte Luft. Die Karſte des Bodens ſchimmerten ſtellenweiſe wie Schnee, und über einer Höhung her ragten die zwei Felſendome auf. Es kamen die Steinwälle, es kamen die erſten Hütten. Schellengeklingel wurde vernehmbar, Hirten führten ihre Schafe hinaus und trugen ihre Hüte in den Händen, denn es war die Stunde des Morgengebetes. Als der Wagen ſo weit war, deutete der Fuhrmann mit dem Peitſchenſtiel und ſagte: „Herr Paſtor, das dort iſt die Kirche.“

Dann fuhr er über den Platz bis zur Herberge vor, wo der Reiſende abſtieg. Der alte Pfarrer wurde in das Pfarrhaus gebracht.

* * *

Zu jeder Stunde des Tages konnte man durch die Dorfgaſſe Leute eilen ſehen, dem Pfarrhauſe zu. Kinder, Frauen und Männer. Einige trugen Körbe, Bündeln und Krüge mit ſich, aber die Eier, die Milch, die Hammelkeulen konnten nicht angenommen werden. Der Pfarrer lag in ſeiner Krankheit noch tief dahin.

Es hatte eine große Aufregung hervorgerufen, als bekannt wurde, daß der Greis in eitler Nacht fortgegangen war und liegen geblieben auf der Haide. Umkommen hätte er können, wenn der neue Paſtor nicht des Weges gefahren wäre. Dann war er in eine ſchwere Krankheit gefallen, tagelang in Fieberphantaſien geweſen und die an der Thüre horchten, konnten hören, wie er mit heller Stimme die lateiniſche Meſſe ſang. Als dieſer Zuſtand endlich vorübergegangen, verſank der Kranke in eine ſchwere Schwäche und ſchlief und ſchlief. Einmal nach dem Erwachen blickte er auf ſeine Wärterin, die Küſtersfrau, und fragte leiſe: „Was iſt es denn mit mir? Es muß Fieber geweſen ſein, ich habe einen harten Traum gehabt.“

„O, Herr Pfarrer, ich ſag's!“ rief das Weib aus, „ganze acht Tag' lang haben wir nichts von uns gewußt!“

„Gottlob, gottlob, jetzt kann ich lachen. Denke dir, Frau Gertraud, die ganze Pfarre abgefallen zum Luthertum! So was zu träumen!“

Darauf hat ſie nichts geſagt, hat ſich abgewendet. Und als der Pfarrer bemerkte, daß in der Stube allerhand Veränderungen waren, daß vor der Thür, wenn ſie aufging, allerhand Leute ſtanden, nicht in allgewohnter Zutraulichkeit, vielmehr befangen und ſcheu, da ſchüttelte er ein wenig das Haupt und murmelte: „Es wird doch ſo ſein. Es wird doch ſo ſein.“ Und verfiel in ſeine Traurigkeit.

Und da fragte er einmal: „Wer iſt denn in der Nebenſtube, daß er ſo hin- und hergeht?“

Die Küſtersfrau log ihn dreiſt an, es wären die Handwerker noch bei der Arbeit. Es war aber der Paſtor, der ſich häuslich einrichtete. —

Während der Greis dahingelegen, war manches geſchehen. Der Paſtor hatte ſeine Aufwartungen gemacht und ſeinen Wirkungskreis angetreten. An der Kirche wurde einſtweilen nichts geändert, als der Hochaltar. Anſtatt den Gegenſtänden des lateiniſchen Ritus lag vor dem Kreuzbilde jetzt die Bibel. Dann war der Tag der Angelobung geweſen — die Konfirmation. Der Paſtor hielt eine Rede über die Hauptpunkte der evangeliſchen Kirche, über das praktiſche, das thätige Chriſtentum im Leben und über die Erbarmung Gottes. Er ſprach nicht im Predigerton, ſondern ſchlicht, wie ein Menſch zum andern redet. Dann leiſtete die Gemeinde beim Kreuze und bei der Bibel den Eid, dem Evangelium bis zum Tode treu zu bleiben und endlich ſangen ſie: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“ — Die Wenigen, die bei der alten Kirche geblieben waren, ſtanden vor dem Thore umher und guckten hinein. Ein paar alte Frauen klagten laut über den hereingebrochenen Antichriſten; bei den mehreren dieſer Gruppe jedoch war die Neugierde größer, als die Entrüſtung, und als ſie ſahen, die Pfarrkirche hätte für alle Platz, gingen ſie hinein und ſangen mit. Aber den Schwur, das ſchwuren ſie, den ſchwüren ſie nie und nimmer, weil ſie in ihrem alten Glauben ſterben wollten.

Der Hauptmann hatte eines Tages den Paſtor eingeladen, ihm ſein Haus, ſein Gewerke gezeigt, den Steinbruch und die Steinſchläger, die Huntebahn und die Brennerei. Dann hatte er mit ihm einen langen Spaziergang gemacht hinaus auf die Haide, um ihn mit den Eigentümlichkeiten der Gegend bekannt zu machen. Sie kamen zu den Karen und zu den Kiefern, ſie kamen zu einzelnen Hütten und eingepfrängten Angern, ſie kamen zu den ruppigen Karſten und Steinblöcken, wo nichts war ringsum, als die große ſtille Natur. Auf dem Rückwege ſahen ſie die friedliche Bedürfnisloſigkeit der Einödhüttler, die an geſchützteren Stellen ihren kümmerlichen Garten und Feldbau betreiben. Sie ſahen das beſchauliche Leben der Hirten, die auf kargen Grasflächen und im Haidekraut ihre Schafe und Ziegen weiden. Sie ſahen einen oder den anderen jener ſcheuen Geſellen, die mit Schabe und Sack umhergehen auf dieſem Hochlande, um von den Kiefern Harz und von dem Wachholder Beeren zu ſammeln.

Der Hauptmann erzählte dem Paſtor von großen Drangſalen, die über dieſe Gegend ſchon gekommen waren. Einmal war ein ſo tiefer Winter geweſen, daß der Schnee faſt alle Hütten begraben hatte und die Leute durch das Dach aus- und einkriechen mußten. Einmal war eine ſolche Dürre geweſen, daß ſelbſt die wenigen Wieſen und Sträucher kahlgeſengt wurden und man die Schafe ſchlachten mußte, weil das Waſſer an der Felſenquelle kaum mehr für die Menſchen ausgereicht hatte. Einmal war ein ſolcher Sturm geweſen, daß es die Dachſchindeln und Fenſterläden des Dorfes weit hinausgetragen habe in die Steinwüſte und jeder, der im Freien war, um nicht umgeworfen zu werden, ſich flach auf den Boden legen mußte, wo er dann gleich den Raſenwülſten dahingewälzt wurde. Der Sand habe wie Hagel geknattert an den Wänden, aus den Tümpeln ſei das Waſſer geſprungen und hingeſauſt über die Steine und vom oberen Dorfende wäre das Bild des heiligen Chriſtof geflogen gekommen durch die Lüfte her. — Es waren Brände und Seuchen geweſen, aber ſowie in beſſeren Zeitläuften über die Haidebewohner kein Ubermut, ſo wäre in ſolchen Nöten kein Verzagen gekommen.

„Es möchte einem faſt bange werden,“ ſagte da auf einmal der Paſtor zu ſeinem Begleiter. „So ſind dieſe Menſchen geworden und geblieben unter ihrer alten Kirche. Wie werden ſie ſein unter der neuen?“

Und der Hauptmann antwortete: „Ihre alte Kirche gab ihnen die Verzichtung, die neue giebt ihnen den Kampf.“

„Nein, Herr, ich möchte dieſen heiligen Frieden nicht zerſtört wiſſen.“

„Ich meine nicht den Streit unter ſich, der ewige Gott bewahre uns davor! Ich meine den mutigen Kampf gegen dieſe harte Natur. Wer in hundert Jahren hier wandert — vielleicht findet er keine Haide mehr, ſondern fruchtbares Ackerland und ſchützende Wälder.“

Dieſe Bemerkungen hatten die Stimmung der beiden Männer verinnerlicht. Sie gedachten der Seelenqual, die dem Glaubenswechſel vorausgehen muß und die doch faſt keiner der Haidebewohner gezeigt hat. Sie gedachten des alten Pfarrers und pflogen eine lange Unterredung. — Erſt am Abende kamen ſie zurück ins „Dorf Chriſt,“ wie die Leute ſagen. Als ſie ſich zur „guten Nacht“ die Hände reichten, ſagte der Hauptmann: „Nun denn, ſo machen wir's, Herr Paſtor. Der Gemeinde iſt es recht.“

„Und dem lieben Gott wird's auch recht ſein,“ ſagte der Paſtor. —

Nach Wochen, als auf der Haide ſchon das Wildkraut zu gilben begann, war der alte Herr Pfarrer ſo weit hergeſtellt, daß er von den Spenden der Dorfbewohner einiges genießen konnte. Den größten Teil ließ er mühſeligen Leuten zukommen, die nichts mehr erjagen konnten. Man wunderte ſich, daß er beim Hinſchenken der guten Dinge auch ein paar Evangeliſche „erwiſcht“ hatte.

Bei dem erſten Ausgang des Geneſenen war ſein Weg zur Kirche. Aber am Thore blieb er ſtehen und ging nicht hinein. Fröſtelnd ſtand er da, und als ihn von der Gaſſe aus einige Hirtenbauern ſahen, gingen ſie zu ihm hinauf und bekannten ſich als noch zum alten Glauben gehörend. Freilich wären ſie in eine traurige Minderheit gekommen, aber eine heilige Meſſe möchten ſie halt doch noch erleben auf der Haide. Sie kämen gleich im Namen der katholiſchen Chriſten von Chriſtofen, um zu bitten. Mit dem Herrn Paſtor und dem Hauptmann hätten ſie ſchon geſprochen, denen wäre es ganz recht. Der Altar zu Unſerer lieben Frau hätte noch die katholiſchen Weihen, und auch ſonſt habe der Küſter alles vorbereitet, was etwa ſchon abhanden gekommen wäre. — Da hatte der Pfarrer wohl mit Freuden zugeſagt, nichts bedenkend, als die Sehnſucht nach der heiligen Meſſe, die er ſo ſehr mit ſeinen wenigen Getreuen teilte. Er pries Gott für die Gnade, der lieben, allerſeligſten Jungfrau danken zu dürfen für ſeine wiedererlangte Geſundheit.

Und alſo war es am Tage der Geburt Mariens, daß der Pfarrer mit dem Kelch in die Kirche trat, die evangeliſch, geworden war. Als er langſamen Schrittes hinter dem Miniſtranten mit dem Glöcklein herging und um den Pfeiler bog in das Seitenſchiff, da ſah er es, was ſie gethan hatten. Der Altar zu Unſerer lieben Frau war in großem Feſtſchmucke. Haide Immergrün rankte ſich um die Säulchen, Roſen und Blumen ſchmückten den Opfertiſch und zahlreiche Lichter gaben dem Halbdunkel ein liebliches Abendrot. Das Marienbild war bekleidet mit einem Mantel aus weißer Seide, von güldenen Sternlein beſetzt. Und ein friſcher Kranz von roten Roſen umflocht die heilige Niſche. Die Altarſtufen waren bedeckt mit einem roten Teppich, über welchen der vor Rührung zitternde Greis hinanſtieg. Die Kirche war faſt überfüllt. Denn nicht blos die Katholiken waren verſammelt um ihr altes Heiligtum, auch die Evangeliſchen, die erſt tagszuvor ihr feierliches Kreuzfeſt abgehalten und ſich erbaut hatten an den erhabenen Worten des Predigers. Manchen überkam es wie Heimweh, als nun das Glöcklein klang, die Orgel das Meßlied „Hier liegt vor deiner Majeſtät“ anſtimmte, als die duftenden Wölklein des Weihrauches emporſtiegen an den Bildwerken des Altares, und als der greiſe Prieſter leiſe das „Oremus“ ſprach. Am Pfeiler lehnte der Hirt Iſidor, der darüber nachſann, wer der Mutter Gottes nur den weißen Mantel verehrt haben mochte, nachdem er in ſeinem evangeliſch gewordenen Gewiſſen ihr den roten abgenommen hatte. Er barg ſich hinter der Ecke, getraute ſich Unſerer lieben Frau nicht recht ins Geſicht zu blicken.

Als nach der Meſſe der Pfarrer die Sakriſtei verließ und ſchwankend die Treppe hinanſtieg, trat ihm der Paſtor entgegen, bot ihm ſtützend den Arm und lud ihn ein, das

Frühſtück in ſeinem Zimmer einzunehmen. Er ſelbſt habe darauf gewartet und da ſeine Familie noch nicht angekommen ſei, ſo werde ihm bei Tiſche oft recht einſam zu Mute. Daher bitte er den Pfarrer, ihm manchmal ein wenig Geſellſchaft zu leiſten.

„Recht gern, recht gern,“ antwortete der Greis, dieweilen er ſtehen blieb, um ſich auszuſchnaufen. „Nimmer auszahlen wird es ſich halt, auch bin ich ein ſchlechter Geſellſchafter.“ Darauf der Paſtor: „Ach nein, bei gleichgeſinnten Menſchen iſt es ſchon gut, wenn ſie blos bei einander ſitzen.“ Bei gleichgeſinnten Menſchen! Wäre es denn wirklich nicht wahr, daß unſere Wege himmelweit auseinander führen? — Gedacht mochte ſich der Pfarrer das haben, geſagt hat er's nicht. Und weil er nicht unfreundlich erſcheinen wollte, ſo hat er die Einladung angenommen.

Dann ſaßen ſie beiſammen am weißgedeckten Tiſche, der rüſtige Mann mit dem klugen, bartumrahmten Profeſſorengeſichte, an dem nur ein gewiſſer Ernſt den Geiſtlichen verriet, und der gebrechliche Greis mit dem geſenkten Weißhaupte. Die Küſtersfrau freute ſich der vereinfachten Bedienung wegen, die beiden Herren einmal beiſammen zu haben. Sie hatte den Kaffee gebracht, deſſen Duft die Morgenluft würzte, ſie hatte den blumigen Butterteller, den grünglaſierten Honigtopf auf den Tiſch geſtellt und der Paſtor hielt ſogar ſchon die Zigarrenſchale in Bereitſchaft als ob das eine längere Unterhaltung werden ſollte. Der Pfarrer wäre freilich am liebſten bald wieder in ſeine Stube gegangen, wo es zwar nicht ſo gute Sachen gab, aber auch keinen feingebildeten Weltmann, vor dem ihm angſt und bang wurde. Noch bevor er ſich niedergeſetzt, hatte er verlegen und unbeholfen ſeinen Dank ausgeſprochen, daß der Herr Paſtor an ihm den Samariterdienſt geübt habe, damals auf der Haide. „Freilich,“ ſetzte er bei, „ſind damit die Ungelegenheiten nur verlängert worden.“

Der Paſtor ſchenkte ihm die Schale ein. „Trinken Sie ihn nur hübſch heiß, Herr Pfarrer, Sie kommen ſpät zum Frühſtück.“

„Das iſt man ſchon gewöhnt,“ antwortete der katholiſche Prieſter, „ſchön Dank! ſchön Dank!“

Der Paſtor ſchwieg, damit der Greis ruhig ſeinen Kaffee ſchlürfen konnte. Dann ſagte er: „Ich hätte eine Angelegenheit mit Ihnen zu beſprechen, lieber Nachbar. Bitte, verzeihen Sie mir die trauliche Anrede, ich denke, daß wir uns aneinander werden gewöhnen müſſen. Meinerſeits hat es nicht die geringſten Schwierigkeiten.“

Der Pfarrer machte eine kleine Verneigung und wurde rot auf der Stirne. Er ſchämte ſich faſt der feinen Behandlung, die er erfuhr.

Der Paſtor ſprach weiter: „Ich habe Ihnen, lieber Herr Pfarrer, einen Vorſchlag zu machen, und zwar im Namen der Gemeinde. Sie ſieht es nicht gerne, daß ihr alter Herr in ſpäten Tagen noch einen Wandel vornimmt. Das taugt nicht. Geben Sie den Gedanken auf und bleiben Sie bei uns auf der Haide. Sie und Ihre Haidebewohner ſind ja doch verwachſen miteinander, das würden Sie kurios ſpüren nach der Trennung. Nein, ich weiß ſchon, was Sie jetzt ſagen wollen. Proteſtant — Katholik! Laſſen wir dieſe Worte in aller Zukunft unausgeſprochen ſein — wir ſind doch einig im Evangelium.“

Als der Paſtor ſo geſprochen hatte, ſagte der Greis:

„Das wohl, das wohl.“ Dann ſchüttelte er ſein Haupt: „Wäre nicht gut, mein Dableiben, wäre nicht gut. Thäte es auch meine Obrigkeit nicht geſtatten.“

Der Paſtor zuckte leicht die Achſeln, als wäre ſein Auftrag geſcheitert.

Dann ſagte er ganz gelaſſen: „So ſoll ich bloß bei Ihnen anfragen, Herr Pfarrer, ob jener Teil der hieſigen Bevölkerung, der nicht übergetreten iſt, zu Ihnen bitten kommen darf. Es ſind rund vierzig Seelen. Ich glaube nicht, daß Ihre Kirche dieſe ſtandhaften Anhänger verlaſſen will. Es iſt billig, daß ſie ihren Seelſorger haben und wir beide werden nicht eiferſüchtig auf einander ſein. Wir halten jeder unſeren Gottesdienſt zu ſeiner Zeit in einer und derſelben Kirche. Die Kapelle Unſerer lieben Frau gehört Ihnen.“

Der alte Herr hob die beiden Arme, als wollte er die Hände zuſammenſchlagen, ließ ſie jedoch wieder auf den Tiſch ſinken.

„Herr Paſtor, Sie ſind wohl gut,“ ſprach er ganz leiſe, „würden es aber ſchwer verantworten können.“

„Ich verantworte es,“ ſagte der Paſtor. „Und die Gemeinde Chriſtofen betrachtet es als angenehme Pflicht, ihrem lieben Pfarrer auf lebelang ein ſorgloſes Heim zu bereiten. Und umgekehrt, Sie ſelbſt empfinden wohl auch die Notwendigkeit und werden Ihren Gläubigen, denen Sie oft die Pflicht auferlegt haben, die Sakramente zu empfangen, beſonders auf dem Sterbebette die Gnadenmittel zu gebrauchen — dieſe Dinge möglich machen! Sollen dieſe armen Leute, wovon heute ſchon viele alt und krank ſind, ohne Troſt und Segen in die Ewigkeit gehen?“

Jetzt begann der Pfarrer in lauten Stößen zu lachen, heftig zu lachen. Der Paſtor ſah wohl, daß es ein Weinen war, ein Herzensſturm. Der Greis taſtete zitternd nach ſeiner Hand. „Ich bleibe da, ich bleibe da. Mein Gott, an das habe ich nicht gedacht. Wenn ihrer noch vierzig ſind und ſie die Gnadenſpenden haben wollen — freilich, freilich . . .“

* * *

Und ſo hat es ſich vollzogen, daß der alte Pfarrer von Chriſtofen auf der Haide, der den größten Teil ſeiner Pfarrkinder verloren hatte, nicht davon ging.

Obſchon von ſeiner Behörde abgeſetzt, ſuchte er ſein Ableben nicht in einem fremden Verſorgungshauſe, ſondern blieb als ſelbſtändiger Leutprieſter bei den wenigen Seelen, die ihm noch treu waren. Und ſo geſchieht es, daß in der Dorfkirche auf der heiligen Haide zwei chriſtliche Bekenntniſſe geübt werden, ohne daß eins das andere ſtört. An dem Kreuzaltare erteilt der Paſtor in ſeinem faltenreichen Talare das Abendmahl und auf der Kanzel verkündet er das Evangelium.

Im Seitenſchiffe, der Kapelle Unſerer lieben Frau, lieſt der greiſe Pfarrer im Ornat die katholiſche Meſſe. Auch die Kanzel ſtünde ihm zur Verfügung, allein das Predigen iſt nie ſeine beſondere Sache geweſen und ſo meint er, beſſeres als das Evangelium könne niemand bieten. Alſo hören beide Teile die evangeliſche Predigt gemeinſam. Beim übrigen Gottesdienſte iſt es aber ſchon geſchehen, daß bei Unſerer lieben Frau ſich mehr Andächtige eingefunden hatten, als bei dem Kreuzaltare. Mancher, der dem proteſtantiſchen Opfertiſche Kopf, Hand und Werk zu weihen beſtrebt iſt, muß ſtrenge ſein altes Herz hüten, daß es nicht dorthin läuft, wo es bei Maria und allen Heiligen in der Kindes- und Jugendzeit geweſen iſt.

So geſchieht es ferner, daß das evangeliſche Brautpaar auch noch den weißhaarigen Greis um ſeinen Trauungsſegen bittet, damit der Bund ganz gründlich gemacht werde. Und wenn der Pfarrer im Beichtſtuhle ſitzt, der im Dunkel des Gewölbes ſteht, ſo kommen häufig die katholiſchen Frauen und Männer, doch zuweilen ſchleicht ſich auch ein evangeliſcher Schafhirte oder Pechſammler heran, um ſein Herz zu befreien. Denn das milde Anweiſen und Beruhigen des Beichtvaters iſt ſo trautſam für den Einſchichtmenſchen, der ſonſt ſelten ein gutes, treues Wort zu hören bekommt. Eine katholiſche Beichte und ein evangeliſches Abendmahl — das iſt nirgends ſonſt möglich, als auf der heiligen Haide.

Dem alten Hirten Iſidor war auch um's Beichten geweſen. Nicht etwa aus Reue, daß er den Glauben gewechſelt hatte. Nein, ihn drückte ein anderes Anliegen, deswillen ſein Gewiſſen keinen Fried gab. Einmal ſchon war er am Beichtſtuhle geſtanden, um ſeine Miſſethat zu bekennen, als jedoch die Reihe an ihn kam, ging er hinaus. Er zweifelte erſtens, daß ihm die Losſprechung zuteil werden könne, und zweitens ſollte niemand ſagen können, daß er nur im Wohlleben Proteſtant ſei, in Herzensnot aber doch wieder bei der katholiſchen Kirche anklopfe. Nein, nein, du gehörſt dem Paſtor! ſagte er zornig zu ſich. Und einmal, als der Paſtor im Garten ſtand und am Hagenſtrauch die verdorrten Zweige abſchnitt, da ſtrich der alte Iſidor ſachte zu ihm hin, zog vom Kopfe unſicher den breiten Hut und fragte höflich an, ob er beichten könne.

„Der Herr Pfarrer befindet ſich auf ſeinem Zimmer," beſchied der Paſtor.

„Ich bin halt evangeliſch," meinte der Alte, „und ob man nicht proteſtantiſch beichten könnte?"

Der Paſtor blickte ihn näher an. „Irre ich nicht, ſo ſeid Ihr der Schäfer Iſidor. Habt ihr ein Anliegen, Iſidor, ſo will ich Euch herzlich gerne beiſtehen."

Nach einigen Umſchweifen und vergeblichem Umherlugen, ob nicht irgendwo doch etwas wie ein Beichtſtuhl wäre, geſtand der Hirte endlich den Frevel. Dem Bildniſſe Unſerer lieben Frau in der Kapelle habe er einmal — als die Seuche geweſen — einen rotſeidenen Mantel geſtiftet, von wegen ihrer Fürbitte. Nachher aber, wie er übergetreten ſei, habe er die Mutter Gottesſtatue als Götzenbild betrachtet und den Mantel wieder weggenommen. Wenn er nun nachdenke, ſei der Mantel halt doch ihr Eigentum geweſen, weil er ihr geſchenkt worden war! Er habe ihn ihr gleichſam vom Leibe geraubt, könne ihn aber nicht mehr zurückgeben, dieſen Mantel, weil er auf der Haide verbrannt worden ſei. Deshalb habe er keine ruhige Stunde mehr. Und wie er es nun anfangen müſſe, um die Sünde wieder gutzumachen?

Der Paſtor ging, als er dieſes Bekenntnis vernommen, mit verſchränkten Armen ein paarmal auf dem Kiesweg hin und her und dachte: So ſind ſie. — Dann blieb er ſtehen vor dem Hirten und ſagte: „Iſidor! Euere Schafe, höre ich, geben eine gute Wolle. Aus dieſer Wolle — rate ich Euch — laſſet einen warmen Wintermantel machen. Doch nicht für Unſere liebe Frau in der Kapelle, die hat ſchon, was ihr gebührt, wohl aber für den alten Herrn Pfarrer, der gerne warm hat. Thut Ihr das, dann wird Euch die Mutter Gottes nichts nachtragen.

Dieſen Rat hat der Schäfer befolgt und ſeither iſt er im Frieden.

Unſere liebe Frau.

Im katholiſchen Himmel die größte und huldreichſte Wundergeſtalt iſt Maria, die jungfräuliche Mutter Jeſu, die Königin des Himmels — unſere liebe Frau.

Sie iſt eine Offenbarung, die wir weniger den Evangeliſten, als der päpſtlichen Kirche verdanken. Nachdem meine Kindheit voll der glühendſten und phantaſtiſcheſten Marienverehrung hinter mir war, merkte ich erſt, wie wenig die vier Verfaſſer des Lebens Chriſti von Maria, ſeiner Mutter, zu erzählen haben. Und im Vergleiche zu anderen Geſtalten des neuen Teſtamentes, wie nebenſächlich und kühl iſt des Heilands Gebärerin behandelt, wie ſo gar nicht innig iſt der Verkehr zwiſchen Mutter und Sohn geſchildert, daß man faſt auf die Vermutung kommen könnte, ſie ſeien einander nicht allzu nahe geſtanden. Als die Anhänger des Meſſias ſich taufen ließen, war Maria nicht unter ihnen, wenigſtens lieſt man nichts davon.

Und was hat aus dieſer evangeliſchen Maria die katholiſche Kirche für eine unvergleichliche Geſtalt geſchaffen: ein Weib voller Demut und Innigkeit, voller Herrlichkeit und Gnade, von mehr als engelhafter Schönheit, von ewiger

Jugend umſtrahlt. Die Weltkugel iſt ihr Fußſchemel, der Schlange — der Urheberin alles Unheils — zertritt ſie den Kopf, die Mondesſichel zu ihren Füßen empfängt das Licht von ihrer Geſtalt, die Himmelsſterne um ihr Haupt empfangen das Licht von ihrem Angeſichte. Gott Vater und Gott Sohn ſetzen ihr die Krone des Himmels auf. Sie iſt unbefleckt empfangen, hat als Jungfrau geboren und iſt mit Leib und Seele in den Himmel gefahren.

Vor ſolch unerhörter Offenbarung verſtummten Natur und Vernunft. Was ſich dagegen aufbäumte, das wurde gleichſam zerſchmolzen in der Glut dieſes göttlichen Bildes. Wenn in der Religion alles, was nicht natürlich iſt, unnatürlich und alſo unglaubhaft ſein müßte, dann könnte man alle Tempel zuſperren, alle. Für den Glauben giebt es noch ein drittes: das Übernatürliche. Wenn aber die Phariſäer kommen und das Übernatürliche wiſſenſchaftlich beweiſen wollen, ſo iſt das ein eitles Beginnen. Wer den Glauben hat, der braucht keinen Beweis, wer ihn nicht hat, den überzeugt keiner in dieſen Dingen. Der Glaube iſt ja ſelbſt ein Wunder und dieſes Wunder iſt ſeit tauſend und ſo viel Jahren an unzähligen Millionen Menſchen geſchehen. Nicht zu meſſen in ſeiner Weite und Tiefe iſt das Meer von Seligkeit, welches der Marienglaube in die Herzen der katholiſchen Menſchheit gebracht hat.

Darum unvernünftig bis zum Erbarmen wäre ein Beſtreben, den Frauenkultus, der tief im Germanentum wurzelt, aus der Welt zu ſchaffen; der Religion wäre damit die Blüte abgebrochen, den gläubigen Seelen ein Hauptquell des Troſtes und des Glückes verſchüttet. Mit der Führung des Marienkultus hat die Kirche manches wett gemacht, was durch zu geringe Pflege des Evangeliums gefehlt wurde. Freilich möchte es mir im Prinzipe noch beſſer gefallen, wenn alle Andacht und Herzinnigkeit, die man der Mutter Gottes ſpendet, unmittelbar an den Erlöſer gerichtet würde. Aber vielleicht nur im Prinzipe. Wie die Religionsgeſchichte lehrt, haben die Menſchen eine beſondere Vorliebe für weibliche Gottheiten. — Die arme Jüdin von Nazareth iſt erhoben worden zu göttlichem Range. Das verachtete Weib, das zu Bethlehem in einem kalten Stalle ihre Stunde erwarten, das mit dem Kinde bedroht und verfolgt durch die Wüſte ins Ägyptenland fliehen mußte, das verlaſſen unter dem Kreuze ſtand, an deſſen Holz das Blut des ſterbenden Sohnes niederrann, den ſie wie einen Verbrecher hingerichtet hatten — dieſes Weib iſt erhöht zur Mutter des ewigen Gottes, zur Königin des Himmels und der Erde. In leuchtenden Wolken umſchweben ſie die Chöre der Engel. Die Heiligen des Himmels, die Fürſten des Erdkreiſes, die Kriegsherren, die Biſchöfe und Päpſte knien in Ehrfurcht geneigt zu ihren Füßen. Ihr ſanftes Mutterauge blickt nieder zur Erde, auf die Kinder des Leides; und ſolchen, die ſo arm und verachtet ſind, wie ſie ſelbſt einſt war, hilft ſie am liebſten. In Stunden wilden Schmerzes und grauſer Not ſchreien die Menſchen auf zu ihr, an Ruinen und Gräbern ſtehend weinen ſie auf zu ihr — und ſie tröſtet.

Wenn man endlich nur wieder erkennen wollte, wie mächtig allen böſen Gewalten trotzend das himmliſche Ideal iſt. Töten können dich die Feinde, aber überwinden können ſie dich nicht, denn an deiner Seite ſtehen die göttlichen Mächte der Ewigkeit, die für dich vorhanden ſind, weil du ſie glaubſt. Und in dieſem Glauben wandelſt du als Sieger dich fühlend durch des irdiſchen Lebens Widerwärtigkeiten und durch das Thor des Todes froh hinaus. Kann der Geiſt der Welt mit ſeinem Wiſſen, das im Grunde auch nur ein Wähnen iſt, ſolches zuwege bringen?

„Unſere liebe Frau!“ Ich kann wohl ſagen, ſie iſt mir meine zweite Mutter geweſen. Wenn ich auf der Hochweide die Schafe hütete und am Himmel ſchwere Gewitter aufſtiegen, ſah ich in goldenen Wolken den Saum ihres Kleides. Und wo durch die Lücke des Gewölkes noch ſchräg das ätheriſche Band eines Sonnenſtrahls niederging, da war es für mich nichts anderes, als der Gnadenſtrahl unſerer lieben Frau: Fürchte dich nicht, Kind, ich beſchütze dich! — Wenn ich die Schafe durch den finſteren Wald trieb und aus der Ferne das Heulen der Wölfe zu hören glaubte, da gaukelten die Fünklein der Johanniswürmchen neben mir her, die Nachtlichter unſerer lieben Frau und ich hörte ſie: Kind, ich geh' gleim neben deiner, es geſchieht dir nichts. — Wenn ich am ſpäten Abende in den Vollmond ſchaute, da ſaß ſie drinnen und lächelte mir zu: Kind, geh in Gottesnamen ſchlafen! — Als ich anhub in die Schule zu gehen und in großer Angſt war darüber, ob die ſchwere Aufgabe wohl würde zu überwinden ſein, denn mein Weſen war noch gar zu kläglich, da rieten mir die Leute ein Gebet zum heiligen Geiſt. Meine Mutter ſagte, auch unſere liebe Frau ſollt ich recht anrufen; das that ich, und mit ihrem Beiſtand ſind die feindlichen Legionen der vierundzwanzig Buchſtaben und zehn Ziffern glücklich überwunden worden. Als ich einſt an einer Lungenentzündung krank darniederlag, ging meine Mutter zu unſerer lieben Frau, der Maria am Göllkreuz, und zündete ihr zwei Kerzen an. Als ich das hörte, war meine Todesangſt dahin und ich hub an geſund zu werden. — Als eines Tages beim Ackern die Ochſen ſcheu wurden und ich unter die Egge kam, verlobte mein Vater ſich geſchwind zu unſerer lieben Frau in Mariazell, und ich kam unverſehrt davon.

Als unſer alter Knecht Markus im Sterben lag, kam eine Nachbarin und hub an, ihm Sterbegebete vorzuſchreien. Eine rote Kerze ſteckte ſie ihm in die Hand. Draußen wütete ein Sturm, daß die Fichten krachten. Die Nachbarin ſchrie dem Sterbenden aus einem Buch ins Ohr ſo laut, daß es im ganzen Hauſe gellte: „O böſer Feind, weiche von ihm! O Jeſus, laß ihn nicht in das hölliſche Feuer fahren! In das ewig hölliſche Feuer nicht, wo die verdammten Sünder ſind! O Herr, ſei ihm Sünder gnädig und verjage den hölliſchen Erbfeind, der ſeine arme Seele ſchon in der Gewalt hat. Aus dieſer ſchreckbaren Gefahr errette ihn, gerechter Gott, thu ihn nicht verdammen!“

Als mein Vater ſah, wie es dem alten Markus die Augen heraustrieb vor lauter Angſt, jagte er das Weib fort, ſetzte ſich ſelber hin, nahm dem Kranken das Licht aus der Hand, trocknete ihm die feuchte Stirn und ſagte ganz leiſe: „Unſere liebe Frau!“ Ein ſüßer Friede kam ins Angeſicht des Sterbenden und vielleicht hat er geſehen, was ich ſah zur ſelben Stunde: Unſere liebe Frau nahm ihn an der Hand und führte ihn freundlich hinüber. An finſteren Abgründen ging der enge Steig, durch Nacht und Grauſen, vorbei an der hölliſchen Mächte ſchreckliches Wüten, ſie hielt ihn feſt an der Hand und führte ihn hinüber ins Himmelreich.

Als in einer Spätherbſtnacht das Dorf Krieglach im Feuer ſtand, rief alles zum heiligen Florian, aber der Wind jagte die Flammen auf die Bretterdächer hin von einem Hauſe zum anderen. In dieſer Not machte die Gemeinde ein Gelübde zu unſerer lieben Frau, da kam friſcher Mut und neue Kraft in die das Element abwehrenden Leute und das Feuer wurde überwältigt.

Der einzelne wie das Volk, in Not und Gefahr rufen ſie zu unſerer lieben Frau, und die Zuverſicht auf ihren Beiſtand ſtärkt die Herzen.

Es giebt wohl kein Haus in den Alpen, in welchem nicht ein oder mehrere Marienbilder wären. Und jeder, der in dem Hauſe wohnt, ſpricht täglich ein oder mehrere Gebete zu unſerer lieben Frau. Die Erhebung des Herzens unmittelbar zu Gott wird recht oft vergeſſen, ſchon mehr Aufmerkſamkeit wird gewiſſen Heiligen erwieſen, die innig Verehrte und Umworbene iſt unſere liebe Frau. Die üblichſten Gebete ſind der Roſenkranz und die Frauen (lauretaniſche) Litanei. Erſterer hat das apoſtoliſche Glaubensbekenntnis, ſechs Vaterunſer und ſechzig Ave Maria mit dem Ausrufen der fünfzehn „Geheimniſſe“ aus dem Leben Jeſu. Die Frauenlitanei feiert Maria unter anderem als die weiſeſte, als die mächtigſte Jungfrau, als Spiegel der Gerechtigkeit, als Urſache unſerer Freude, als die geheimnisvolle Roſe, den Turm Davids das goldene Haus, die Arche des Bundes, als die Pforte des Himmels und den Morgenſtern, und ruft ſchließlich ſolche Symbole des alten Bundes um ihre Fürbitte an.

Im Landvolke der Alpen wird es wenige geben, beſonders unter den Weibern, die an ihrem Leibe nicht ein

Amulet tragen, mit einem Zeichen von unſerer lieben Frau, ſei es ihr Bildnis, ſei es ein geſchriebenes Gebet an ſie, ſei es ein Sinnbild ihres roſenbekränzten Herzens, ſeien es die verſchlungenen Buchſtaben ihres „ſüßen Namens Maria“. Keine Magd giebt es, die nicht an der Thüre ihres Kleiderſchrankes ein Muttergottesbildchen kleben oder hängen hätte. Und ſie küſſen dieſe Bildchen oft ohne allen äußeren Anlaß, blos aus Liebe zur Mutter Gottes. Manche tragen mit ſich unſerer lieben Frau ihre „heilige Läng“, das iſt ein Papier- oder Leinwandſtreifen, der genau die Länge des natürlichen Körpers der Mutter Gottes haben ſoll. Auch beſitzen manche Leute ein genaues Maß ihrer Hand. Die Natur ſelber iſt voll von Anſpielungen auf unſere liebe Frau. Es giebt Marienblümchen, Liebfrauenroſen, Muttergottesſchühlein, Liebfrauenhaar, Marienkäferchen, Marienglas u. ſ. w. Der Wachholderſtrauch iſt heilig, weil im Schatten desſelben Maria mit dem Kinde geruht hat. Die Nachtigall iſt heilig, weil ſie zu Bethlehem das Jeſukind in den Schlaf geſungen hat. Die Spinnen ſind heilig, weil ſie mit Spinnengeweben den Eingang verdeckten in jene Höhle, in welcher Maria auf der Flucht nach Ägypten Schutz geſucht vor ihren Verfolgern. Das Edelweiß iſt heilig, weil es aus der Wolle entſtand, welche vom Spinnrocken der Muttergottes abgefallen iſt. Hundert Bücher wären zu ſchreiben über die Marienſagen und Legenden, die im Volke leben. Und was die Dichtung, was die bildende Kunſt gethan hat zur Verherrlichung Mariens, das iſt unermeßlich.

Die alten Marienlieder des Volkes ſind ſtets voller Einfalt, Innigkeit und — Anachronismen. Als fromme

Beterin wird ſie gedacht mit dem Roſenkranz oder einen Meßbuche in der Hand. Als Mutter mit dem Chriſtkind am Arm wird ſie gedacht unter dem Kreuze Jeſu. Als Braut Gottes wird ſie gedacht mit goldenen Schuhen und dem Vermählungsring am Finger. Als Schäferin wird ſie gedacht, wie ſie mit zottigem Fanghund die Wölfe verjagt. Als Himmelskönigin wird ſie gedacht mit ſeidenem Purpurmantel und auf dem Haupt — die öſterreichiſche Kaiſerkrone. Die meiſten der Lieder preiſen ihre Schönheit, um bald zu einer Bitte überzugehen; viele beſingen ihre Himmelsglorie, aber auch ihr Erdenleid.

Ein ſolches iſt das Folgende:

Dort unt auf grüner Auen
Geht der Morgenſtern auf,
Sitzt unſre liebe Frauen
Mit dem Chriſtkindlein drauf.

Geht wohl ein wenig außer
Und unter uns Haus,
Schaut der heilige Johannes
Beim Fenſter heraus.

„O heiliger Johannes,
Mein liebeſter Freund,
Haſt du's nit geſehen,
Mein lieb's Jeſulein?“

„Ich hab es wohl geſehen,
Aber nacht abends ſpatt,
Wax Kron hab'n 's ihm aufdruckt,
Schwar Kreuz hat er trag'n.

Drei Nägel hab'n 's ihm geſchlagen
Durch ſeine Händ und ſeine Füß,
O Jeſus, mein Jeſus
Die Martern ſein nit ſüß!“

Wer dies Liedlein kann ſingen,
Sing's 's Tags nur einmal,
Der wird wohl eingehen
In den himmliſchen Saal.

Und noch ſonderbarer ein anderes Lied, in welchem der heilige Petrus der ihren Sohn ſuchenden Maria von ihm berichtet:

Das Kreuz, das mußt' er tragen
Bis an dieſelbige Statt,
Wo er gemartert ward.

Maria, die ſtund auch dabei
Und weint ganz bitterlich
Um ihren Jeſu Chriſt.

„O Mutter, laß das Weinen!
Die Martern, die ſind klein,
Das Himmelreich iſt mein.“

Der größten Maler Meiſterſtücke, der größten Baumeiſter Dome ſind unſerer lieben Frau geweiht. Königinnen ſind von ihren Thronen geſtiegen, um in einem Kloſter unſerer lieben Frau zu dienen. Große Schlachten ſind geſchlagen, herrliche Siege errungen worden unter der Fahne Mariens.

Kein Irdiſcher und kein Himmliſcher hat in der Menſchheit je ſo viel Bewunderung und Liebe erfahren, als dieſes arme Zimmermannsweib aus Galiläa.

Die katholiſche Kirche feiert im Jahre fünf große „Frauentage“: Mariä Empfängnis, Mariä Geburt, Mariä Verkündigung, Mariä Lichtmeß, Mariä Himmelfahrt. Da iſt allemal Feiertag im ganzen Lande. Außerdem kommen noch zahlreiche andere Marienfeſte vor: Mariä Heimſuchung, Mariä Opferung, Maria Reinigung, dann die Feſte der Schmerzen, des Mitleidens, der Ohnmacht, der ſieben Freuden Mariens u. ſ. w. Ferner ſind der Muttergottes alle Samstage geweiht, und gar mancher Faſttag, der von den echten Marienverehrern ſtets ſtrenge und mit wahrer Andacht eingehalten wird.

Der Monat Mai iſt unſerer lieben Frau geweiht und die im Lande üblichen Maiandachten entfalten oft eine gar liebliche Pracht.

An manchen Frauenfeſten werden bei Prozeſſionen reich mit Roſen geſchmückte Muttergottesſtatuen von Jungfrauen herumgetragen, und es giebt gewiſſe Sträucher, die ihre Zweige verneigen, wenn das Bild vorbeiſchwankt. In früheren Zeiten ſollen Marienprozeſſionen auch nächtlicherweile abgehalten worden ſein im Freien, bei zahlloſen Kerzenlichtern und Fackeln. Und da wären die Vöglein wach geworden in ihren Neſtern und hätten miteingeſtimmt in den Geſang der hinwallenden Schar. Und einmal in einer Maiennacht war's, da ſind die Vöglein niedergeflogen von ihren Baumwipfeln und haben das Bildnis unſerer lieben Frau unter hellem Sange umkreiſt. Alſo haben ſie es begleitet zurück bis zur Kirche und ſind dann fröhlich wieder in ihre Neſter geflogen.

Dieſe Poeſie iſt längſt vergangen. Vielleicht auch iſt ſie aus dem Heiligtum verſcheucht worden. Ängſtlich wacht die Kirche darüber, daß ihre Geſtalten den orthodoxen Charakter nicht verlieren. Das dichtende Volk könnte ſie allmählich verwandeln zu Göttern der Schönheit und Freude!

Daß die Kirche in neuerer Zeit ſo viel Gewicht legt auf die Bezeichnung „Herz Mariä“ und gerade dieſem ausdrücklich beſondere Verehrung weiht, verſtehe ich nicht. Dieſer anatomiſche Begriff kann nicht volkstümlich werden, ſo zahlreiche „Herzbilder“ auch in unſeren Alpen zu finden ſind. Die ganze herrliche Geſtalt, deren Mittelpunkt freilich das Herz ſein wird, iſt es, die eine ſo beiſpielloſe Herrſchaft gewonnen hat über die Seelen. Die Schönheit hat mitgeſprochen in dieſer Sache, die ideale Frauenſchönheit, und eine Raphael'ſche Madonna wird mehr Anhänger haben, als die Darſtellung eines Herzknotens, aus welchem zwar die Flamme ſteigt. Ein ſolch vom Schwerte durchbohrtes und mit Roſen bekränztes brennendes Herz kann recht wohl ein myſtiſches Sinnbild ſein, doch unſere liebe Frau, wie ſie im Gemüte des Volkes lebt, iſt es nicht.

Die Marienbildniſſe, wie ſie in unſeren Alpen aufgerichtet ſind an Gaſſen und Straßen, wären nicht zu zählen; und nicht zu zählen auch die Kapellen und Kirchen, die der Himmelskönigin geweiht ſind. In der Liebe zu Marien kann das Bauernvolk ſich gar nicht genug thun, es wallfahrtet von Kapelle zu Kapelle, von Kirche zu Kirche, in großen Scharen und mit fliegenden Fahnen. Manchem Belaſteten ſind tagelange Wege nicht zu weit, zu beſchwerlich, oft als Siecher und Krüppel bettelt er ſich hin zur fernen Gnadenſtätte, wo er Hilfe ſucht und Troſt findet.

Wer einmal an einem Frauenfeſte, z. B. in Mariazell oder gar in Lourdes, dem heutigen Mittelpunkte des Liebfrauen-Kultus, geweſen, der bekommt einen Begriff von dem Verhältniſſe des Volkes zu unſerer lieben Frau. Das iſt ganz unbeſchreiblich. Oft habe ich verſucht, den Marienkultus an berühmten Wallfahrtsorten zu ſchildern, allein wer's nicht aus Erfahrung weiß, dem Worte kann er nicht glauben. Manche geben ſich für den Wallfahrtsweg Sand in die Schuhe, um zu Ehren unſerer lieben Frau Buße zu wirken. An die Gnadenkirche gekommen, ſchleifen ſie kniend die Freitreppe hinauf, zum Thore hinein, um den Altar herum. Die einen werfen ſich auf den Bauch zu Boden und küſſen das Pflaſter, die anderen legen ſich auf den Rücken hin, ſtrecken ihre Arme aus ins Kreuz und bleiben in dieſer Stellung eine zeitlang liegen. Abends pflegen manche Prozeſſionen in den Kreuzgängen oder um die Kirche einen „Lichtelumgang" zu halten, wobei jeder eine, auch zwei brennende Kerzen in der Hand trägt. Dazu der ſchreiende Geſang, der oft von mehreren Prozeſſionen zugleich in unterſchiedlichen Sprachen und Weiſen durch die Kirche hallt. Naturmenſchen begeiſtern ſich nicht ſo ſchnell, wenn aber, dann artet die Begeiſterung für etwas leicht in Fanatismus und ſogar in Verzückung aus. Oft habe ich mir gedacht, nicht aus Erkenntlichkeit für die ihr dargebrachten Huldigungen, wohl aber aus Mitleid zu den wahnwitzigen, ſchreienden Seelen müßte unſere liebe Frau die Menſchen erhören. Dieſer Teil des Volkes iſt es auch, der ein altes, häßliches, halb myſtiſch gehaltenes Frauenbild einer von Meiſterhand geſchaffenen kunſtreichen Madonna vorzuziehen pflegt. Und wahrlich, das hohe Alter eines Gnadenbildes hat immer etwas Beſtrickendes; mich rührt der Gedanke, wie viele Geſchlechter und Völker ſchon ihr Anliegen zuſammengetragen haben an ſolcher Stätte. Kaum ein großes Unglück iſt ſeit ſiebenhundert Jahren geſchehen im Lande Steier, das nicht ausgeweint worden wäre in der Kirche zu Zell.

Die Gedenk- und Opfertafeln, wie ſie in Wallfahrtskirchen an den Wänden prangen, erzählen Wunder über Wunder. Beſonders Feuerbrünſte, Waſſergefahren, ſchlagende Wetter in Bergwerken, Todeskrankheiten, ſchwere körperliche Beſchädigungen und andere Körperſchäden ſind es, derentwegen man die Hilfe unſerer lieben Frau angerufen hat und die durch ihre Fürbitte zum Guten ſich gewendet haben. Blinde wurden ſehend, Lahme gehend, Tobſüchtige zahm, wilde Tiere gebändigt, Räuber und Mörder beſiegt. Der eine hatte eine Gabel verſchluckt und wurde gerettet; der andere fiel von einem Turme herab und fiel ſich nicht zu Tode; der dritte wurde von Wilderern durch die Bruſt geſchoſſen und genas; der vierte kam in das rieſige Schwungrad einer Fabrik und wurde nicht getötet; der fünfte lag zwei Tage lang im Starrkrampf, und in dem Augenblicke als man ſeinen Sarg in das Grab ſenken wollte, gewann er die Kraft, ein Zeichen des Lebens von ſich zu geben; der ſechſte war unverſehens in einen unterirdiſchen Kanal eingemauert worden und wurde noch zu rechter Zeit gerettet u. ſ. w. Und alles durch die Fürbitte unſerer lieben Frau. Aber noch größere Wunder ſind aufgeſchrieben. Ein Branntweintrinker opferte einen ſilbernen Becher auf die Meinung, daß er von ſeinem Laſter befreit werde. Ein Ehepaar ließ aus ſeinen zwei Eheringen ein goldenes Herzlein ſchmieden, hing dasſelbe dem Bilde unſerer lieben Frau um den Hals auf die Meinung, daß der eingeriſſene eheliche Zwiſt aufhören möge. War der Glaube groß und der gute Wille ſtark genug, ſo wird die Erhörung wohl bewirkt worden ſein. Vergeſſenen Jungfrauen ſagt man nach, daß ſie zu unſerer lieben Frau wallfahren, um ſich einen Mann zu erbitten. Ein ſolches Sagen iſt ein beliebter Spaß; manchmal aber dürfte es wohl ſchon auch im Ernſte vorgekommen ſein, daß eine einſame Maid um ihren zweiten Teil die Muttergottes gebeten hat. Maria hört allen zu mit der gleichen Geduld; kein böſes Verlangen ſtraft ſie und kein kindiſches Bitten belächelt ſie. Und jeder geht von ihr mit dem Bewußtſein: Mein Anliegen hat ſie gehört, ihre Macht iſt groß und meiner wird ſie gedenken.

Nach der Vorſtellung unſeres Volkes lebt Maria mit Gott in größter Vertraulichkeit. Als einſt bei einer Chriſtenlehre jener Hirte aus den Bergen gefragt wurde, wer denn unſere liebe Frau eigentlich ſei, gab er zur Antwort: „Unſere liebe Frau? Na, das iſt halt dem Gott ſein Weib.“ Darob iſt der Mann von den Leuten ausgelacht worden und der Katechet hat ihm einen Verweis gegeben wegen ſeiner großen Unwiſſenheit. — Ob der Hirte nicht aber ein wenig Recht gehabt hat? Gerade im katholiſchen Geiſte liegt die Vorſtellung von einer Art Ehe zwiſchen dem himmliſchen Vater und der Maria von Nazareth. „Unſer Herrgott“ und „Unſere liebe Frau,“ das höchſte Paar im Himmel. Er iſt ein ſtrenger Mann ſie ein gutes Weib. — So ſteckts im katholiſchen Volke

An Gott ſelber getrauen ſich die Leute nicht ſo heran, er iſt oft der Beleidigte, er iſt ſtrenge und er iſt der Richter. Maria jedoch iſt die Liebreiche und Hilfreiche. Mancher mag ihr in ſeiner Einfalt wohl auch weibliche Schwächen zudenken, durch die ihr beizukommen iſt, Frauen haben es gerne, wenn man ihnen Artigkeiten ſagt, kleine Geſchenke verehrt, oder ſich recht ungeſtüm bewirbt um ihre Gunſt. Darum geht's in Marienkirchen anders, ich möchte ſagen, ungezwungener und leidenſchaftlicher zu, als in anderen Gotteshäuſern. Und ſie läßt ſich's gefallen.

Bei manchen Leuten hat das Wallfahrten zu unſerer lieben Frau ſich ſogar zu einem Gewerbe ausgebildet. Beſonders arme ältere Weiber betreiben es. Sie gehen zuerſt in der Gegend umher, um Aufträge zu ſammeln bei ſolchen, die ſelbſt nicht Gelegenheit haben, Wallfahrten zu beſtimmten Gnadenorten zu machen. Sie verpflichten ſich, bei unſerer lieben Frau zu Zell, oder zu Luſchari, oder zu Heiligen Brunn, oder zu Einſiedeln für die gute Meinung anderer ſo und ſo viel Vaterunſer oder Roſenkränze oder Litaneien zu beten, und bekommen natürlich für dieſe Dienſtleiſtung vom Anfrümer (Beſteller) milde Gaben. Im Puſterthal weiß ich eine kleine alte Frau, die ſich im Sommer nur mit ſolchen Wallfahrten den Lebensunterhalt erwirbt. Sie hat aber — wie es bei jeder ſoliden Handelsfirma üblich iſt — ihre feſten Preiſe. Ein Vaterunſer mit Ave Maria koſtet drei Kreuzer, ein Roſenkranz zwanzig Kreuzer, eine lauretaniſche Litanei mit den dazu gehörigen Gebeten zehn Kreuzer, ein Gelobt ſei Jeſus Chriſtus wird als Draufgabe dazu gethan. Höher im Preiſe ſteht ein Rutſchen auf den Knien um den Altar, oder gar ein ausgeſtrecktes Liegen in Kreuzesform auf dem kalten Steinpflaſter. — Warum Chriſtus einſt gerade nur jüdiſche Schacherer aus dem Tempel getrieben hat? Weil damals noch keine anderen drin waren.

Von einer ſolchen Profeſſionswallfahrerin wird erzählt, daß ein Jungdirndl bei ihr fünf Vaterunſer zu der „ſchmerzhaften Mutter“ beſtellt habe auf die gute Meinung, daß ſie den Hausſohn zum Mann kriegen ſollte. Und zu gleicher Zeit hat bei derſelbigen Wallfahrerin und der nämlichen „ſchmerzhaften Mutter“ auch der Hausſohn fünf Vaterunſer beſtellt auf die gute Meinung, daß eine Heirat zwiſchen ihm und der ſchönen Adlerwirtin zuſtande käme. Jetzt wußte ſich die Wallfahrerin nicht zu helfen. Betete ſie für die Jungmagd, ſo arbeitete ſie dem Hausſohn entgegen; und betete ſie für dieſen, ſo war das Jungdirndl betrogen. Ei was, dachte ſie, unſere liebe Frau wird's ſchon recht machen und betete raſch hintereinander, das Jungdirndl möchte den Hausſohn kriegen und den Hausſohn ſolle die Adlerwirtin heiraten. Was geſchah? Der Hausſohn wurde Soldat, brachte es bis zum Feldwebel und heiratete ſpäter eine dicke Höckerin vom Naſchmarkt zu Wien.

Mit dem Beiſpiele ſei angedeutet, daß der herrliche Liebfrauen-Kultus manchmal auch ins arg Zweifelhafte verläuft. Und eigentlich ſogar ziemlich oft. Es giebt ja ſo viele niedrige Seelen und ſolche zerren alles, was ſie anfaſſen, ins Niedrige herab. Verſchwiegen aber darf's nicht werden, doch ſcharf getrennt muß es gehalten ſein, damit man nicht etwa meint, Mariendienſt und Aberglaube ſeien eins und dasſelbe.

In alter Zeit hat der Liebfrauen-Kultus ſich hie und da wunderlich ausgewachſen zu einer Art von ſinnlicher Minne, zu einer ausſchweifenden Verzückung, die nicht mehr Frömmigkeit war, ſondern etwas anderes. Wer einmal die Geſchichte dieſes merkwürdigen Kultus zu ſchreiben hat, der wird manch unerhörtem Wunder begegnen, das wohl oft ein Knab angedeutet hat in brünſtigem Liebeslied. Die Erſcheinungen der heiligen Jungfrau waren an der Tagesordnung, der Glaube mit glühender Phantaſie vereint, verdichtete das himmliſche Frauenideal zu einem körperlichen Weſen. Die Kunſt hat alles gethan, um dieſe hehre Schönheit zu verſinnlichen, und vielleicht iſt es gerade deshalb, daß man nun die ſchöne Frauengeſtalt in den Hintergrund rücken und das von Schwertern durchbohrte Herz in den Vordergrund ſtellen will. Und auch dem „Herzen“ ſind Tempel gebaut.

An die Gründung eines jeden Marien-Gnadenortes knüpft ſich Mythe und Sage. Nach Loretto haben aus Nazareth in Galiläa Engel das Häuschen übertragen, wo Maria einſt gewohnt. Zu Luſchari auf dem Berge haben Hirten das Bildnis gefunden, vor welchem Schafe auf ihren Knieen lagen. Desgleichen hat zu Maria-Rehkogel in Steiermark ein von Jägern verfolgtes Reh ſich in der Wildnis zu einem bisher unbekannten Marienbilde geflüchtet und iſt vor demſelben auf die Knie gefallen. Anderswo iſt das Bildnis auf Bäumen gewachſen, oder von Bergknappen tief im Geſtein gefunden worden; anderswo hat das Bildnis ein Blinder geſchnitzt. Anderswo iſt es ganz allein auf einem Schifflein über den See gefahren. Es giebt Marienbildniſſe, welche nach dem Volksglauben von den Engeln gemalt wurden. Das Gnadenbild in dem berühmten polniſchen Wallfahrtsorte Czenſtochau ſtammt vom Pinſel des Evangeliſten Lukas, der Maler war, und der die Mutter Jeſu etwa noch perſönlich gekannt hat?

Manches gefundene Bildnis, das man in ſchon beſtehenden Kirchen geborgen, wollte dort nicht bleiben, ſondern kam wunderbarer Weiſe immer wieder zurück an den meiſt unwirtlichen Ort, wo es zuerſt erſchienen, und dieſes ſo oft, bis man ihm dort eine Kirche erbaute. So ſtehen Wallfahrtskirchen auf ſturmumbrauſten Bergeshöhen, an ſenkrecht abſtürzenden Felswänden geklebt, in kaum zugänglichen Höhlen, auf Inſeln von Seen, auf öden Steinhalden und in anderen Wildniſſen. Der Sinn des Menſchen ſollte abgelenkt werden von der lockenden Welt und von wilder Natur geängſtigt zu unſerer lieben Frau gewieſen ſein. Freilich giebt es auch Marientempel, die in blühenden Gärten und fruchtbaren Paradieſen ſtehen, hier iſt Maria gleichſam als die von der Natur geſchmückte Spenderin der Früchte. Viele Wallfahrtsorte gehören Klöſtern, die oft großenteils von deren Ertrag an Opfergaben leben und wohl beſonders Urſache haben, Maria als Gnadenmutter zu verehren.

Die letzte von der Kirche beglaubigte Erſcheinung der heiligen Jungfrau hat im Jahre 1858 ſtattgefunden zu Lourdes im ſüdlichen Frankreich. In der Grotte erſchien ſie einer armen Magd. An jener Stelle wurde eine herrliche Kirche erbaut, an welcher der Liebfrauendienſt in ſeinem mittelalterlichen Glanze noch einmal auflodert.

Der Kultus iſt im Sinken. Unſere Zeit ſchnitzt ſich andere Götter. Das katholiſche Herz jedoch, es hängt an keinem kirchlichen Anbilde mit ſo tiefer Liebe, als an dem unſerer lieben Frau. Das zeigt ſich beſonders wieder in der gegenwärtigen religiöſen Bewegung. Alles andere der Kirche giebt mancher gerne hin, nur die Mutter Jeſu, der die Proteſtanten ſo kühl gegenüberſtehen, mag er nicht verlaſſen. Aber ich kenne auch evangeliſche Kirchen, in denen ein Bild Mariens aufgeſtellt iſt. Das leuchtet wie Sonnenſchein durch den dämmernden Raum. Die Verehrung der

Mutter des Heilandes ſteht mit dem Evangelium keinesfalls in Widerſpruch. Der Proteſtantismus iſt wohl nur deshalb gegen ſie aufgetreten, weil ſie — wie oben gezeigt — eine Fratze geworden war, und iſt in der Ablehnung zu weit gegangen. An ihm wäre es, dieſem dem deutſchen Gemüte ſo ſehr entſprechenden Liebfrauen-Kultus ins evangeliſche Licht zu ſtellen.

Faſt leid thut es mir, meine Betrachtung über dieſen unerſchöpflichen Gegenſtand ſchließen zu müſſen. Denn ich verweilte noch gern bei dem troſtreichen Anbilde, zu deſſen Füßen viele Völker des Erdkreiſes weinend beten — bei unſerer lieben Frau.

Die heilige Weihnachtszeit.

I.

Wenn der Städter über Feiertage etwas Sicheres wiſſen will, ſo muß er ſich bei den Bauern anfragen. Der ſtädtiſche Arbeiter genießt den Feiertag, ohne viel darüber nachzugrübeln; der Bauer, der ſonſt nicht gerade gewohnt iſt, den Grund und Zweck der Dinge zu erfaſſen, will jedoch wiſſen, warum er raſtet, in die Kirche geht oder ſich einen Rauſch antrinkt. Er hat ſeine Feiertagswiſſenſchaft und ſeine Feiertagsſtimmung.

Ich will von mir nicht reden, ſagt man, wenn man von ſich ſelbſt zu reden beginnt. Allein um das zu ſagen: Ich war, ſo lange mich die Bauernfeiertage noch etwas angingen, ein gar radikaler Patron. Mir waren der Kirchenkalender und darin die einzelnen Feſte chronologiſch zu ſehr verſchoben. Ich wollte, daß das kirchliche Jahr und das Sonnenjahr gleichen Schritt halten ſollten, wie ſich's auch gehört, wenn Himmel und Heiland mit einander harmonieren wollen. Da die Sonne nun aber einmal nicht nachgiebt, ſo ſollte die Kirche nachgeben. Sie hätte, wie ich einmal geleſen, ihre größten Feſte ohnehin auf willkürliche Tage geſetzt. Und wenn am 22. Dezember, als an dem Tage, da die ſo tief geſunkene Sonne ihre Umkehr hält, ſchon der Advent nicht beginnen will, ſo hätte ich es mindeſtens gern geſehen, daß am ſelben Datum der Chriſttag geweſen wäre. Daran hätten ſich ohne Einſchub ſchickſam gereiht alle Feſte, die ſich auf die Kindheit Jeſu beziehen, als das Feſt der Beſchneidung, der Opferung, der Heiligen drei Könige, der Unſchuldigen Kinder u. ſ. w., ſo daß wir mit den Weihnachtsfeiertagen bequem vor dem Faſching fertig geworden wären. Nach demſelben Fortſetzung aller weiteren Feſte, mit denen man bis Ende Juni zu Rande gekommen ſein würde. Die zweite Hälfte des Jahres könnte den Heiligenfeſten gewidmet werden, und das Durcheinander wäre einmal nicht not! — Und die Richtigſchiebung der Zeit könnte auf die einfachſte Weiſe bewerkſtelligt werden, wenn man vierzig Jahr lang den Schalttag aus dem Spiele ließe. Durch das zehnmalige Wegfallen des Schalttages wäre das bürgerliche Jahr um zehn Tage verrückt und fiele mit dem Sonnenjahr zuſammen. — Ich habe dieſe Reformpläne auch richtig einmal meinem Beichtvater, dem guten alten Pfarrer Johann Pleſch in Kathrein am Hauenſtein, vorgelegt; dieſer meinte, wie er die Gelehrten und auch die katholiſche Kirche kenne, würden ſie auf eine ſolche Änderung nicht eingehen wollen. Es hätten die Franzoſen einmal bei einer großen Revolution mit Feuer und Schwert die Sonn- und Feiertage verlegt, wäre aber doch ſchließlich die heilige Kirche mit ihrem alten Brauch Herr geblieben. So ſollte ich als einfältiger Bauernbub von ſolchen Sachen hübſch ſtill ſein.

Sonach beſchäftige ich mich heute mit dem, wie es iſt, und nicht mit dem, wie es ſein ſollte.

Die Weihnachtszeit hebt — wie die Weltgeſchichte überhaupt — mit Adam und Eva an. Dieſe unſere lieben Eltern haben dem Kalender nach am 24. Dezember ihren Namenstag. Daher könnten ſchlechte Chriſten die Weihnachtsgeſchenke auch ſo auslegen, als ob am Tage ihrer erſten Eltern, als am Erinnerungstage ihres eigenen Entſtehens, die Menſchheit mit Liebesgaben ſich ſelber gratulierte. Weil ihr in der That zu gratulieren wäre, wenn ſie ſich täglich ſo benähme, wie am Weihnachtsabende.

Die eigentliche Weihnachtsvorahnung beginnt mit dem „Nikolo“ und vollends mit der Thomasnacht. Die Thomasnacht, die Chriſtnacht und die Sylveſternacht ſind die Nächte der fragenden Jungfrauen. In der Thomasnacht werfen ſie ihre Schuhe nach der Kammerthür; bleiben die Schuhe ſo liegen, daß die Spitzen in die Kammer weiſen, ſo kommt im nächſten Jahr ein Bräutigam; ſtehen die Schuhſpitzen gegen die Thür, ſo kann auch einer kommen, geht aber wieder fort. In der Chriſtnacht tragen die Jungfrauen vom Holzgelaß einen Arm voll Scheiter ins Haus; ſind die Scheiter paarweiſe, heißt das: in gerader Zahl, ſo wird im nächſten Jahr geheiratet. In der Neujahrsnacht endlich ſoll beim Bleigießen ein Figürlein die Hoffnung beſtätigen. Das liebe Dirndl im Hochreithhofe! Die Schuhe verſprachen ihn, die Scheiter verſprachen ihn und das Blei ließ die günſtigſte Auslegung zu. Er kam, ſie ſaß ihm auf und — blieb ſitzen. Jetzt weiß man nicht, ſind die Männer nichts nutz, oder die Gebräuche!

Das heilige Schauern, das am Chriſtabend durch die Welt geht, empfindet auch der Bauer. Auch ihm wird warm. Iſt's doch, als ob an dieſem Tage die Naturgeſetze andere geworden wären. Faſt bangt man um das Gleichgewicht der Welt, da ſo plötzlich alles Freude iſt und überall die Charitas herrſcht.

Zum Glück iſt der Tag bald vorüber, dem großen Feſte ducken ſich St. Stefan und Johannes an; der erſtere will als Erzmärtyrer an der Weihnachtsfeier Anteil haben, der letztere beruft ſich auf ſeine beſondere Freundſchaft mit dem Heiland; der erſtere macht ſich bei den Bauern durch ſein Stefaniewaſſer wichtig, der letztere weiß ſich mit dem Johanneswein einzuſchmeicheln — aber zu dem eigentlichen Weihnachtsgefolge gehört keiner von beiden. Erſt der Unſchuldigen-Kindertag iſt wieder echt; er bringt in den ſüßen Weihnachtsfrieden die ſchreckbare Kunde von dem Kindermaſſenmord des Herodes. Das Volk feiert dieſes Gedächtnis durch Rutenſtreiche, mit denen eins das Andere am Morgen des achtundzwanzigſten Tages im Dezember unter den Worten: „Friſch und geſund!“ aus dem Bette peitſcht.

Nach den unſchuldigen Kindern kommt ein heiliger Thomas, geborner Londoner, ein Biſchof zu Kandelberg, der ſich ſo wacker und unbiegſam den Staatsgeſetzen ſeines Vaterlandes widerſetzt hatte, daß ihn die Kirche heilig geſprochen. Unſere Bauern nennen den Mann „Thoma Windfeier“ und ſagen, wenn ſie an dieſem Tage nicht arbeiten, ſo werden ſie im kommenden Jahre von kalten Winden und Stürmen verſchont bleiben. Sie machen daraus den fünften Weihnachtsfeiertag.

Als ſechſter folgt einer aus dem alten Teſtament — ein berühmter Poet und Saitenſpieler — der liebenswürdige König David. Der alte Herr hat in der That auch ein Recht, Weihnachtsbeſuch zu machen bei dem Kinde, das ja ſeinem — dem Geſchlechte Davids entſtammt. Heiligen-Legenden und antiſemitiſche Kalender ignorieren den Alten und protegieren an dieſem Tage die heilige Witwe Melania. Von dieſer Witwe ſteht's in der Hauspoſtille des Bauers gar ſchön zu leſen: ſie war eine reiche Römerin, aus Liebe zu Gott etwas ſtörriſch gegen ihren Mann, bis ſie dann beide ins Kloſter gingen, wo der Gatte bald ſtarb, Melania ſich jedoch den göttlichen Wiſſenſchaften hingab und mit großer Beredſamkeit der Frauen gegen die Irrlehren kämpfte. Vor ſo einer muß der jüdiſche Harfeniſt freilich zurückſtehen.

Endlich iſt Sylveſter da. Dieſer Mann war bekanntlich römiſcher Papſt; er hatte ſtark mit den Juden zu kämpfen. Ich erinnere mich an ein Geſchichtlein. Eines Tages brachten die Juden einen wilden Ochſen zu ihm und ſagten: Der Name ihres Gottes ſei ſo groß und ſchrecklich, daß, wenn ſie ſelben dem Ochſen ins Ohr ſagten das Tier auf der Stelle tot zuſammenſtürzen müſſe. Der Papſt ließ es auf eine Probe ankommen, und in der That, der Ochſe fiel bei der Nennung des Judengottes um und war tot. Nun ſagte der Papſt Sylveſter: „Wenn der Name eueres Gottes ſo ſchrecklich iſt, ein Tier zu töten, ſo iſt der Name des meinen ſo mächtig, es wieder zum Leben zu erwecken.“ Er rief das Wort aus — und das Tier wurde wieder lebendig.

Indes hat Sylveſter ſeine große Berühmtheit weniger dieſer Auferweckung zu danken, als dem Umſtand, daß er der Schlußwart des Jahres geworden iſt. Das iſt er aber beziehungsweiſe ſeit kurzer Zeit; erſt im Jahre 1583, alſo vor dreihundert Jahren, hat der gregorianiſche Kalender im katholiſchen Deutſchland Eingang gefunden, wonach Sylveſter als Thorſchließer angeſtellt wurde und als ſolcher mancherlei Gratifikationen bezieht.

Das Neujahrsfeſt iſt der achte in der Reihe der Weihnachtsfeiertage. An dieſem Tage ſchiebt der Bauer ſeinem Vaterunſer folgenden Satz an: „Wölln Gott bittn um a glückſeligs neugs Johr; und daß er's verfloſſni Johr glückſeli g'ſchenkt hot, donkſogn!“ Der Kracher Martin auf der Niederlenthen iſt ſo gottergeben zufrieden, daß er als ihm an einem Jahr ein reicher Oheim, zwei Weiber und eine Schwiegermutter ſtarben, in dem Satz des darauffolgenden Neujahrsgebetes: „'s verfloſſni Johr glückſeli g'ſchenkt hot, donkſogn“ nicht eine Silbe änderte.

Nun kommen vier Werktage, die aber, weil ſie noch in der Weihnachtszeit liegen, eine gewiſſe Ausnahmsſtellung genießen; es ſoll in denſelben weder gedroſchen noch geſponnen werden. Der Abend des 5. Jänner geberdet ſich als ob mit ihm das hohe Feſt von neuem beginnen wollte Wie am Chriſt- und am Sylveſterabend, ſo geht der Bauer mit dem Weihrauchgefäß und dem Sprengwedel durch Haus und Hof; nur der Unterſchied, daß er diesmal mit der Kreide an jede Thür und jedes Thor drei Kreuze zeichnet, und auf die Thürſtirne ſeiner Stube oder den Trambaum folgende Zeichen malt: C + M + B +. Mancher, der's ſelber nicht kann, entlehnt ſich irgendwo einen Schriftgelehrten, der ihm die „heiligen drei Könige“ aufſchreibt.

Mich ließ einſt für dieſes Geſchäft unſere Nachbarin, die alte Riegelbergerin, holen; nun war im Hauſe ein Stück Kreide von der Größe einer Erbſe, ſo daß ich es kaum zwiſchen den Fingern zu halten vermochte. Das C und das M gelang mit Mühe, dann ſprang das weiße Körnchen plötzlich ab, verkollerte ſich auf dem Fletz und war nicht mehr zu finden. Was jetzt? Ich zeichnete das B mit einem Stück Holzkohle. Die Riegelbergerin erſchrak, denn gerade als Schutz gegen den „Schwarzen“ hatte ſie ſich die heiligen Zeichen machen laſſen. Fragte ich denn, ob ſie dieſe Sache je mit beſſerem Schick und Sinn ausgeführt geſehen? Ob ſie nie etwas davon gehört, daß von den heiligen drei Königen der eine, der Balthaſar, ein Mohr geweſen?

Der Ausſpruch hat mir ein Stück Kletzenbrot eingetragen; was weiter war, weiß ich nicht mehr.

Wenn ihr brave Kinder wäret, meine lieben Leſer, ich würde euch viel anmutiges erzählen von den heiligen drei Königen. Es ſollen, ſagt eine Auslegung, nicht ſowohl Könige als Weiſe geweſen ſein, aber man hat erwogen, daß man vor dem Volke mit goldſchimmernden Königen mehr Ehre einlegt, als mit Weiſen. Der Prophet Balaam hatte einſt geſagt: Es wird aus dem Reiche Jakobs ein Stern aufgehen, und der wird einen mächtigen König bedeuten über Juden und Heiden. Hierauf ſtellten die Heiden Wächter auf einen Berg, den Stern zu erſpähen, und dieſe wachten anderthalbtauſend Jahre. Aber in einer Nacht, da von der Wüſte der warme Hauch heranwehte und aus der Ferne das Meer rauſchte, ſchliefen ſie ein. Da ging der Stern auf. Das kündeten ſie den Ländern. Und hierauf machten ſich drei Könige auf den Weg, den Stern zu ſuchen. Es war nächtig und der Stern zuckte vor ihnen über den Erdboden dahin, und weil ſie Weiſe waren, ſo gingen ſie dem neuen, unbekannten Lichte nach, Tage und Tage lang; es geſellten ſich ihnen auch andere Könige und Herren bei mit großem Gefolge, bis ſie in die Stadt Jeruſalem kamen. In dieſer Stadt ſprachen ſie beim Herodes vor, fragend, wo der große König ſei, auf den der Stern deute? Der Judenkönig beehrte die Gäſte mit Pomp und antwortete: Der große König ſei er ſelber und einen andern kenne er nicht in dieſem Lande. Sie möchten aber ſuchen, fänden ſie einen, der größer wäre als er, ſo ſollten ſie es ihm wiſſen laſſen, dann ſei er der erſte, der ſich neige. — Sie wanderten weiter. Der Stern glühte über die Auen dahin und ſtand ſtill über einem Dache, das eine reiſende Handwerkerfamilie barg. Und ein Kindlein war da in der größten Armut und Bedürfnisloſigkeit, und hatte helle, freundliche Augen. Die Könige, da ſie müde waren und nicht mehr hoffen konnten, den Geſuchten zu finden, legten ihre beſten Gaben dem Kinde hin. Aber die armen Leute ſagten: „Wozu brauchen wir Euer Gold, Eueren Weihrauch, Euere Myrrhen? Die Erde iſt unſer Bett, der Himmel iſt unſer Hut. Dieſes Kind, welches ſo hablos iſt, daß wir es auf das Heu des Rindes legen mußten, iſt nicht gekommen zu empfangen, es iſt gekommen zu geben.“

Da flüſterten die Könige zu einander: „Wir haben ihn gefunden. Laßt es uns eilig dem Herrn Bruder melden!“ Einer von ihnen, der ſchwarz an Farbe war gab die Meinung ab, Herodes ſcheine nicht dazu angethan, ſich in ſeinem Lande vor einem andern zu beugen. Es würde klug ſein, ihm das Kind nicht zu verraten. Sie kehrten auf anderem Wege in ihre Länder zurück. — Herodes hatte trotzdem erfahren, daß ſich unter den kleinen

Kindern zu Bethlehem eines befinde, das nach der Weiſſagung der Juden größter König werden würde, und da es ihm nicht gelang, dasſelbe herauszufinden, ſo ließ er in und um Bethlehem alle Knaben ermorden. —

Schlaft ihr? Oder weint ihr? Oder belächelt ihr den Erzähler? Ach, ihr habt die Botſchaft ſchon allzu oft und in allzu abſichtlicher Weiſe gehört, um die göttliche Lieblichkeit und wilde Größe, die darinnen liegt, noch zu empfinden! Von den drei wirklichen Weihnachtsfeſten — der Geburt, der Beſchneidung und der Erſcheinung der Könige — birgt das letztere den grandioſeſten Inhalt, die unbegreiflichſten Wunder. Warum kamen die mächtigen Herren und knieten vor dem armen Kinde? Weil ſie Weiſe waren. — Und warum gingen ſie wieder davon und ließen das hilfloſe Weſen, von dem ſie ſo große Dinge hielten, zurück? Warum nahmen ſie es nicht mit ſich in ihre Paläſte? Weil ſie Weiſe waren. Als ob ſie wußten, daß ſich im Wohlleben und Prunk kein Gottmenſch entwickeln kann, daß die Armut und die Einſamkeit und die Verlaſſenheit, und alle Liebe und alles Leid des Volkes, dazu gehört einen großangelegten Menſchen zu einem Heros und Erlöſer zu machen.

Wenn ich wieder einmal auf der Tenne ſtehen ſollte und den Korngarben predigen, wie einſt als zehn- bis vierzehnjähriger Junge, da ich den Strohköpfen die Weihnachtspredigten hielt, bis mir unſer Knecht Markus einmal im Vertrauen mitteilte, ich ſei der ſchönſte Pfaff für die Hauskapelle in einem Narrenturm — wenn ich wieder einmal ſo vor Strohköpfen predigen ſollte (kein Menſch kann's wiſſen, was ihm bevorſteht), ich wollte die Geſchichte von den heiligen drei Königen und ihrem Stern ſo verwegen ausſpinnen, wie ich es an dieſer Stelle natürlich nicht thun darf.

Am zweiten Tage nach Heiligen-Drei-König iſt das Gedächtnis des heiligen Erhard, der im ſteieriſchen „Mannelkalender“ mit einem Biſchofsſtabe und einer Holzaxt angedeutet ſteht. Die Legende erzählt, daß die Holzaxt das Marterwerkzeug wäre, mit welchem der heilige Biſchof getötet worden ſei; aber der Bauer weiß es, daß Sankt Erhard die Axt hat, um damit endlich die Weihnachtsfeiertage abzuhacken, nachdem ſolche mit leichten Unterbrechungen zwei volle Wochen gedauert haben. Andere Auslegungen ſind, daß Erhard mit der Axt die eingeeiſten Mühlräder enteiſen und dann in den Wald Brennholz hacken gehen will.

Und ſo iſt Werktagszeit geworden. In der Kirche klingt die Weihnachtsſtimmung noch bis Maria Lichtmeß fort. Hier außen tobt der Karneval; wer nicht arbeitet und nicht betet, der mag tanzen, der Erdboden iſt eingeölt, der Himmel drückt ein Auge zu.

Und mich wollen jetzt, da ich dieſe Betrachtung beſchließe, die Profanen haben und die Frommen. Beide, um mich zu verbrennen. Ich entſchlüpfe den gierigen Krallen wie ein Schmetterling. Ich liebe die Blumen. Und die holde, die ſelige Weihnachtszeit mit ihren heiligen Mythen iſt eine Blume mitten im Winter des Jahres und des Lebens — eine Blume, die an meinem Buſen blühen möge, wenn ich freie und wenn ich ſterbe. Oder weiß einer von Euch Frommen und Profanen im Himmel und auf Erden ſchöneres zu denken, als eine junge keuſche Mutter mit dem Kinde? Als ein Kind, das mit dem

Fleiſch gewordenen Worte: „Thue Gutes denen, die dich haſſen; liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt“ die Welt erlöſen will?

II.

Über der Waldlandſchaft liegt eine ſtarre, blaſſe Winternacht. Am Himmel ſteht der Mond, aber der Schnee auf den Fichtenbäumen flimmert nicht, denn der Mond und die Sterne ſind durch eine matte Wolkenſchicht verdeckt. In ſolcher Dämmerung ſind die Höhenrücken und die Thäler und Schluchten nur unbeſtimmt zu ſehen, hier ragen die ſchwarzen Zacken der Bäume ſchärfer auf, weiterhin verſchwimmen die Umriſſe der Berge und Bäume teils in Froſtluft, teils im Schleier eines ſachte beginnenden Schneiens.

Durch dieſe Nacht zittert ein Klingen. Es kommt von allen Seiten her, es iſt, als ob die Schneeflocken in der Luft klängen. Es ſteigt von den Thälern herauf, wo Dörfer und Kirchen ſtehen, es ſind die Glocken der heiligen Weihnacht.

Welch eine wunderbare Erſcheinung an dieſem Tage! Wenn eines Tages am Himmel zwei Sonnen ſtehen, ſo iſt das Wunder nicht größer, als jenes, das ſich am Weihnachtsfeſte vollzieht. Das iſt ein Tag, an welchem von all den eigennützigen Menſchen keiner an ſich, jeder an andere denkt. Einer den anderen mit Freuden zu überraſchen, mit Gaben zu überhäufen, das iſt das Ziel dieſes Tages. Es iſt kalter Winter, aber keinen friert, denn die Herzen ſind warm. Es giebt heimliche Arbeit Tag und Nacht, keiner ermüdet, keinen hungert, die Liebe zum Mitmenſchen ſtärkt und ſättigt alle. Es iſt, als ob die Naturgeſetze andere wären, und faſt bangt man um das Gleichgewicht der Welt, da ſo plötzlich alles in Freude iſt, da ſo plötzlich die Allgewalt der Charitas herrſcht. Wenn ich am Morgen des Weihnachtsabends erwache und mein Auge auf den Chriſtbaum fällt, der in Erwartung der nahen Jubelſtunde ſtill auf dem weißgedeckten Tiſche ſteht, da werden mir die Augen feucht. O Weihnachtsfeſt, das du die Herzen der Menſchen erweckeſt und mit himmliſchem Maienhauch die Erde zum Heiligtum wandelſt, ſei gegrüßt! Sei gegrüßt, du göttliches, du unbegreifliches Weihnachtsfeſt!

Der heilige Abend und der Chriſttag! Zwei Tage haben wir im Jahre, an welchen die Liebe herrſcht, die vor nahezu zweitauſend Jahren der Heiland geoffenbaret hat. Wenn jedes neue Jahrtauſend auch nur einen Tag der ſelbſtloſen Liebe in das Jahr dazu legte, ſo brauchten wir nur mehr dreihundertdreiundſechzigtauſend Jahre, bis die Erde — vorausgeſetzt, daß ſie ſo lange das Leben hat — ein Himmelreich iſt.

Übrigens, wenn manche Leute das, was ſie für den „Himmel“ thun, ohne daß die Mitmenſchen davon einen Vorteil haben, für dieſe Welt und ihre Bewohner üben wollten, wir kämen noch um ein Bedeutendes früher zum heißerſehnten Reiche Gottes auf Erden. —

Ihr kennt die Geſchichte, wie der arme Gregor hinausging in den Wald, um für ſeine lieben Kinder ein Chriſtbäumchen zu holen. Dabei ergriff ihn der Förſter und ließ ihn als einen Dieb und Waldfrevler ſofort in den Arreſt ſtecken.

Das bürgerliche Geſetzbuch ſagt, der Förſter hätte recht gethan. Das iſt mir ſchon ein Verdächtiger, der immer nur aufs bürgerliche Geſetzbuch ſchaut und auf nichts anderes. Wir tragen ein anderes Geſetzbuch in unſerem Herzen. Als ich einſt in jungen Jahren aus dem Waldhauſe in die Fremde ging, unwiſſend und unerfahren, nahm mich meine Mutter an der Hand und ſagte: „Peter, wenn du einmal einem anderen etwas thun willſt und weißt nicht, ob's recht oder unrecht iſt, ſo mache auf ein Vaterunſer lang die Augen zu und denk', du wäreſt der andere.“ — Da habt ihr das Evangelium, den Katechismus und das bürgerliche Geſetzbuch in wenigen Worten beiſammen.

Finden denn die Weihnachtsglocken nimmer Harmonie in unſerer Seele? Heute ausgelaſſene Schenkfreude, morgen wieder Liebloſigkeit. Wäre denn die Treue, das herzliche Anſchließen des Menſchen an den Menſchen nicht ſelbſtverſtändlich auf dieſer Welt, wo die Elemente jede Stunde tauſend Waffen gegen uns bereithalten? Wahrlich, es iſt nicht klug, ſich Feinde zu ſchaffen unter den Brüdern und hohlen Phantomen nachzujagen und Herzen zu verwunden die kurze Zeit, da wir das Sonnenlicht ſchauen über den Gräbern. Die Lichter am Weihnachtsbaum, ſie brennen genau ſo feierlich ernſt und ſtill, wie jene dereinſt an der Totenbahre! —

Das Weihnachtslied.

Seit Gott erſchuf das Reich der Klänge,
Erſchallen tauſendfach Geſänge
Dem Herzen traut und angenehm.

Doch niemals haben Menſchenzungen
So hehr und ſüß ein Lied geſungen
Als jenes war zu Bethlehem.

Das Lob dem Herrn, ſo hört' ich's ſchallen,
Und Friede ſei den Menſchen allen,
Die eines guten Willens ſind.
Wohl um den Erdkreis klingt die Kunde
Von jener einzig großen Stunde,
Da uns erſchien das Jeſukind.

O tönt, ihr Harfen, klingt, Metalle,
O ſingt, ihr Pfeifen, Kehlen alle:
Dem Herrn die Ehr', dem Menſchen Fried!
Fanfarenſtoß, Kanonenbrummen,
Sie werden gänzlich einſt verſtummen
Vor dieſem ſanften Gotteslied.

Und wenn des Weihnachtsliedes Mahnen
Wir ſind gedenk im heiligen Ahnen,
So wird im neuen Gottesreich
Das Oſterlied, Poſaunenrufen
Uns grüßen an des Thrones Stufen:
Der Friede, Kinder, ſei mit euch!

Oſtern.

Die Bauern von Brockendorf hatten einen Gutsherrn, dem ſie — wie es in alter Zeit eingerichtet geweſen — vielfach tributpflichtig waren. Der Gutsherr lebte aber die längſte Zeit in einer großen Stadt, zerſtreute ſich mit allen denkbaren Vergnügungen und erinnerte ſich ſeiner Unterthanen nur, wenn er Geld brauchte. Und Geld brauchte Seine Gnaden die ſchwere Menge. Der Verwalter daheim preßte und zwickte und ſchund, ſo viel das Zeug hielt, aber endlich wollte nichts mehr herfür, da fand es der Gutsherr an der Zeit, einmal perſönlich Nachſchau zu halten in Brockendorf und dem Verwalter ſtrengere Pflichterfüllung einzuſchärfen. Deſſen Pflicht aber beſtand in nichts anderem, als in Bauernſchröpfen. — Alſo kam der Herr im Frühjahre eines Abends ſpät mit flinken Rappen durch das Thal gefahren. Und nun merkte er zum angenehmen Erſtaunen, daß ſeine Ankunft, trotzdem er ſie gar nicht gemeldet hatte, ſchon bekannt war. Denn auf allen Höhen loderten Freudenfeuer und knallten Böller, das Volk war noch wach überall und befand ſich in einer frohen Erregung. Das ganze Thal war in feſtlicher Stimmung. Solches rührte den Gutsherrn bis ins Herz, denn er hatte immerhin noch ein bischen davon.

Und als er einfuhr in den Schloßhof und ſeines Verwalters anſichtig wurde, ſprang er raſch aus dem Wagen, drückte dem Mann die Hand und ſagte: „Mich freut es ſehr! Mich freut es ſehr! Sagen Sie den Leuten meinen Dank! Soll ihnen nicht vergeſſen ſein. Hübſch Nachſicht haben, wenn die braven Bauern ihren Pflichten nicht immer ſollten nachkommen können.“ — Als der Verwalter merkte, daß es die Feſtlichkeit war, die den Herrn ſo entzückte, wollte er ſchon den Mund aufmachen, that es aber nicht, ſondern ließ den Patron bei dem Glauben, daß die Freudenfeuer und die Böllerſchüſſe ihm vermeint geweſen. Es war aber der heilige Oſterabend, und die Freudenfeuer galten nach Brauch und Sitte der Auferſtehung des Herrn. Der Gutsherr hielt Wort. Die Abgaben des Jahres blieben den Bauern im Sack und ſchadeten ihnen nicht, der Gutsherr hatte kein Geld für die große Stadt, mußte auf ſeinem Landſitze bleiben, und das ſchadete ihm auch nicht.

An dieſen Gutsherrn erinnern mich jene Leute, die in Zeitungsartikeln, in Oſtergedichten und Feſtreden nicht müde werden zu behaupten, Oſtern ſei das Feſt des einziehenden Frühlings, das Feſt der auferſtehenden Natur. Nach dieſer Art wäre Oſtern ein gemeinſames Feſt für alle Kreatur; wie kämen das Lamm und das Kalb und das Huhn dazu, als Oſterbraten geſchlachtet zu werden, anſtatt daß es nach ſeinem beſten Rechte die neu aufblühende Natur genöſſe!

Ich wäre dafür, daß man das Stoffliche und Natürliche an den Oſtern mehr den Tieren überlaſſe, die auch ihr Leben und ihren Himmel haben ſollen nach ihrer Weiſe Der Menſch jedoch, der will ſchon einmal etwas ganz Beſonderes haben, er hegt Vorſtellungen, Wünſche und Sehnſuchten, die dem Tiere wahrſcheinlich fremd ſind und fremd waren zu allen Zeiten. Unſere Kultur iſt eine chriſtliche, heißt es, und an Sonntagen kommt es mir manchmal faſt ſo vor. Sollte mancher in der Volkszählungsliſte nicht als Chriſt eingetragen ſein — auch gut, darum keine Feindſchaft nicht. Die Woche über ſind Chriſt, Jude, Heide, Atheiſt ohnehin kaum mehr von einander zu unterſcheiden. Wer aber nicht bloß im Taufſcheine Chriſt iſt, der hat ſeine beſonderen Weihnachten und Oſtern, der denkt beim Oſterfeſte weniger an die grünenden Wieſen, an den Oſterhaſen, als an das Erlöſungswerk des Heilandes, an ſeine und an unſere Auferſtehung, darum zündet er Freudenfeuer an, darum knallt er ſein Pulver los, und wenn ſich darob, ähnlich wie jener Gutsherr, der einziehende Frühling geſchmeichelt fühlt und reiche Gaben in Ausſicht ſtellt, ſo kann's uns auch recht ſein.

Ich meine aber faſt, daß die Gemeinde eines chriſtlichen Oſterdeuters nicht ganz ſo groß iſt, als die eines chriſtlichen Weihnachtsſchwärmers. Warum ſteht das Weihnachtsfeſt unſerem Herzen näher? Wer ſich an dem armen, verlaſſenen Chriſtkind freuen kann, der ſollte ſich über den ſiegreichen Heiland wohl um ſo heißer freuen können. Nicht als er kam, hat uns der Herr erlöſt, ſondern als er ging. Nicht als er von den Hirten und Weiſen die Gaben annahm, hat er uns befreit, ſondern als er ſein Leben hingab. Das Chriſtfeſt lehrt uns Liebesgaben zu ſpenden in milder, heiterer Weiſe, die dem Geber wohlthut und dem Nehmer. Das Oſterfeſt hingegen mahnt uns zur göttlichen Heldenhaftigkeit, ſich für die Mitmenſchen zu opfern, wenn's darauf ankommt, für Andere das Leben hinzugeben. Das iſt freilich etwas herber, als die gemütvolle Weihnacht in der Wärme des Familienglückes. Aber es iſt herrlicher! In dem Sterben für das Große und Gemeinſame liegt nicht der Tod, ſondern die Auferſtehung und ein ewiges Leben. Ich bin überzeugt, daß der Held, welcher einen Opfertod ſtirbt, mit dem Gefühle der Seligkeit fortlebt in der großen Menſchenſeele, die trotz aller Hemmniſſe und Rückfälle doch ſachte himmelwärts ſteigt im Laufe der Jahrtauſende.

Es giebt Helden der Menſchheit, von denen niemand was weiß. In den dunklen Gründen des Volkes iſt kein Chroniſt und kein Dichter und kein Bildner, um zu verherrlichen die Tapferkeit, die Güte, die Treue, die Entſagung und chriſtliche Duldung, die dort in ſchlichten armen Menſchen Tag für Tag walten! — Nichts kann göttlich werden auf der Welt, als allein ein liebeſtarkes opferfrohes Menſchenherz; von dieſem kommt alles, was Oſtern zum Feſte der Auferſtehung macht, und der einziehende Lenz iſt gerade gut genug, mit ſeinen jungen Zweigen ein ſolches Oſtern zu ſchmücken.

Und nun will ich zum Oſtergruße eine Mär erzählen von einem Auferſtandenen, der fortlebt in Lied und Wort und im Herzen des Volkes.

Schon zweihundert Jahre iſt es her, ſeit jener Mann aus dem Waldbachthale geſtorben iſt. Sein Haus, das er gebaut, iſt längſt vermodert, ſein Feld, das er gerodet, längſt wieder zur Wildnis geworden, und ſein Leib? der iſt nicht auf der Erde und nicht unter der Erde, der iſt nirgends mehr. Aber das Gedächtnis lebt. — Und was iſt ſelbiger Mann geweſen, vor zweihundert Jahren, was hat er gethan?

Geweſen iſt er wenig, gethan hat er viel.

Um die Zeit der letzten Türkeneinfälle war das Waldbachthal bevölkert von Holzern, Hirten und Kleinbauern. Der Abſonderlichſte unter ihnen war Antonius Hirthauſer, genannt der Waldbachbauer. In ſeiner Jugend war er Fuhrmann geweſen und weit in der Welt herumgekommen. Er war der einzige in der Gegend, der ſeinen Namen ſchreiben konnte. Mit vierzig Jahren hatte er am Bache ein Haus, ein Weib und ein Kind. Im Laufe des Jahres nahm er etlichemal ſeinen Korb auf den Rücken und ging hinaus nach Breitenwang, wo er beim Kaufmann und beiden Gewerbsleuten Bänder, Leder, Nägel, Salz und andere Dinge einkaufte, mit denen er daheim im Waldbachthal einen kleinen und redlichen Handel trieb. Ein Rößlein konnte der Fuhrmann hier nicht mehr brauchen, denn durch die Schluchten hinaus ging keine Fahrſtraße, bloß ein holperiger Fußſteig über Geſtein und Baumgewurzel.

So war Antonius Hirthauſer auch an jenem Charfreitage nach Breitenwang gegangen. Sein Weib hatte ihn nicht wollen fortlaſſen, denn es war eine unfriedliche Zeit. Vom Ungarlande her war der Türke, auch der feindſelige Magyar wieder im Anzug und allerhand Geſindel ſtreifte in der Gegend umher. Hirthauſer aber beruhigte ſein Weib, indem er ſagte, ihm geſchehe nichts. Sollten ihm aber Fremde begegnen, ſo wiſſe er mit ihnen umzugehen, und für alle Fälle habe er ſein Beil bei ſich. Sie möchten daheim nur ſtets die Thüre verſchloſſen halten, morgen werde er bei Zeiten wieder da ſein mit ſeinen Waren, die er für Oſtern brauche. Er müſſe ja auch dabei ſein, wenn am Charſamstag oben in der großen Hochſchlag-Knechthütte die Männer zuſammenkommen, um Rat zu halten, was zu Schutz und Wehr gegen den wieder drohenden Feind zu geſchehen habe. — So war er fortgegangen, gegen Abend nach Breitenwang gekommen, hatte dort ſeine Einkäufe gemacht und dann im großen Wirtshauſe des Ortes um Nachtherberge zugeſprochen. Nachdem er als Charfreitagsmahl nur ein Stück Brot und einen Krug Waſſer zu ſich genommen hatte, ging er in die ihm angewieſene kleine Kammer, wo er ſich bald zur Ruhe legte.

Da war es um Mitternacht, daß zu Breitenwang Lärm und Aufruhr entſtand. Am unteren Ende des Ortes lohte ein Feuerbrand auf, durch die Gaſſen fluteten fremde Geſtalten zu Fuß, zu Roß, zu Wagen; bis an die Zähne bewaffnete braune Männer drangen in die Häuſer, um von denſelben Beſitz zu nehmen. Der Feind war da. Unſer Waldbauer faßte ſein Beil und wollte hinaus zum Straßenkampf. Das war zu ſpät. Es wirbelt ſchon zum Thore herein. Hirthauſer hatte kaum noch Zeit, ſich in ſeine Kammer zurückzuflüchten. Von derſelben aus aber konnte er heimlich durch eine Thürfuge in die anſtoßende große Stube lugen, wo ſo etwas, wie der Generalſtab der feindlichen Truppe, ſein Quartier aufſchlug. Es waren ihrer acht oder zehn Mann mit knochigen Geſichtern, krummen Säbeln, halb in orientaliſcher Gewandung, auf rotem Turban lange Federn, im Gürtel ſchwere Piſtolen. Sie ſaßen auf Tiſchen und auf dem Fußboden mit unterſchlagenen Beinen, ſie aßen rohes Fleiſch, welches ſie mit den Zähnen zerriſſen, ſie machten grellen Lärm und wieherndes Gelächter. Von qualmenden Spänen wurden ſie rot beleuchtet. Allmählich ging es gedämpfter her. Kriegsrat ſchienen ſie zu halten und mancherlei Sprachen ziſchelten durcheinander, darunter auch ein geräthertes Deutſch. Und da hat es der Mann aus dem Waldbachthale belauſcht, wie ſie verabredeten, am nächſten Frühmorgen tiefer ins Gebirge zu dringen und eine große Waldhütte zu überfallen, wo die Streitkraft der Gegend verſammelt ſein würde. Durch einen Verrat ſchienen ſie von allem zu wiſſen. Von dem Hinterhalte einer Schlucht her wollten ſie in großer Übermacht die Hütte umringen, anzünden und die Männer niedermachen. Nur thaten ſie, als wäre ihnen ihr Angeber abhanden gekommen, der ſie hätte führen ſollen.

Hirthauſer hatte genug gehört. Eilig davon, noch in der Nacht dem Waldbachthale, der Hochſchlag-Knechthütte zu, um die Männer von der Gefahr zu benachrichtigen! Doch als er im Wirtshauſe durch das Thor hinaus wollte, wurde er von der Wache mit Kolben zurückgeſtoßen. Zwei Rothoſen nahmen ihn feſt und ſchleppten ihn in die große Stube vor den Stab. Für den erſten Augenblick wollten ihn die johlenden Geſellen am Ofengeländer aufknüpfen, das verhinderte ein Mann mit martialiſch aufgeſpießtem Magyarenbarte, der türkiſche, ungariſche und deutſche Wörter durcheinander ſprach. Nach dem Alpen-Spitzhute des Bauers hatte dieſer Magyarenbart geſchloſſen, daß der Gefangene aus dem Gebirge her ſein müſſe. So fragte er Hirthauſer in notigem Deutſch, ob er die große Hütte wiſſe, die in der Wildnis ſtehe und Hochſchlag-Knechthütte genannt werde? Ja, die wiſſe er, geſtand Hirthauſer. Dann könne er ſeinen Kopf retten und ſich einen Beutel Kupfer verdienen.

Er ſollte mit ihnen gehen und zu jener Hütte den

Weg weiſen. „Das will ich gern thun!“ antwortete Hirthauſer. Dabei ſoll ein mächtiges Aufleuchten geweſen ſein in ſeinem Auge.

Und am Morgen nach dem erſten Hahnenſchrei, da ging es gen das Waldbachthal. Nicht mit gefülltem Warenkorb den ſtillen Pfad, wie der Waldbachbauer gedacht hatte, ſondern an der Spitze eines großen Trupps ſeltſamer Weſen. Ungariſche und ſlaviſche Söldner, türkiſche Janitſcharen, Zigeuner und anderes Geſindel in Fetzen und abenteuerlicher Gewandung, mit allem denkbaren Zeug bewaffnet. Einige waren zu Pferde geweſen, die hatten freilich zurückbleiben müſſen; der große Haufen flutete an den Bachufern, an den Hängen und auf ſchlechten Steigen vorwärts, zumeiſt leiſe huſchend, denn aller Lärm war verpönt. Der Hirthauſer mußte als Wegweiſer vorausgehen, zwei knochige Janitſcharen führten ihn an Stricken, damit er nicht entfliehen konnte.

Nach etwa zwei Stunden kamen ſie zu jener Felswand, die aus dem Walde ſcharf hervorſteht und hinter welcher zwei Wäſſer ſich einen. Das eine rechts kommt aus dem Waldbachthale, das andere links aus den Engſchluchten der Schattwände. — Hirthauſer bog links ab. Einen flüchtigen Blick hatte er noch geworfen zwiſchen die dunklen Fichtenwipfel hinein in das morgentliche Waldbachthal. Einen wehevollen Blick. Er wußte wohl, daß es der Abſchied war.

Das Waſſer aus den Schattenwänden kam wild und lehmgrau dahergeſchoſſen und wütete ſchäumend zwiſchen Felsblöcken dahin. Am Ufer grünte ſchon der Raſen, am Berghange ſtanden Primeln. Frühling! — Über den finſteren Baumkronen leuchteten die Felswände. Die goldene Morgenſonne lag auf ihnen. In den Karen lagen Schneewuchten. Zu ſolcher Jahreszeit fahren ſie gerne nieder .... Charſamstag! Hirthauſer dachte in ſeinem Gemüte an die Grabesruh des Herrn.

Immer ſchlechter wurden die Pfade, immer wüſter die Schlucht, immer ungeduldiger und ſchnaubender die Rotte. Die krummen Säbel, die Beile und Morgenſterne, die kurzen Schwerter und langen Flinten, ſie klirrten aneinander, und grelle Flüche häuften ſich von Schritt zu Schritt. Trat der magyariſche Spießbart zum Hirthauſer heran, riß ihn an der Achſel zurück und fragte: „Wohin, du Hund?!“

„Zu den Oberſchlag-Knechthütten, Herr General.“

„Wenn du ſollteſt den Weg fälſchen!“ ſprach der andere mit fletſchenden Zähnen und machte dabei einen zuckenden Griff an ſein Gürtelmeſſer.

„Ich weiß es,“ antwortete der Mann aus dem Waldbachthale. Und ſie ſtolperten weiter, den Wildgraben hinauf. Hirthauſer rechnete nach, wie viele Stunden lang er den Feind irreführen mußte, bis die Männer in der großen Hütte ſich zerſtreut haben oder wehrhaft geworden ſein konnten.

„Leicht iſt ſie nicht zu haben, die Oberſchlag-Knechthütte,“ ſagte er zum Spießbart. „Seht Ihr's, dort zwiſchen den Wänden? Zwei Gemsſteige führen hinauf. Hinterwärts auf den Almen mag ſie wohl ſtehen, die Knechthütte. In drei Stunden können wir dort ſein.“

„Alſo voran, Schwab!“

„Ihr führt mich an Stricken,“ ſetzte Hirthauſer bei. „Traut Ihr mir nicht, warum folgt Ihr mir?“

Der andere taſtete wieder an ſein Meſſer, gleichſam als wollte er ſagen: Das iſt unſere Sicherheit, daß du uns nicht verraten wirſt! —

Der wunderliche Zug bewegte ſich immer bergan, in den Runſen zwiſchen Felsblöcken und durch ineinandergeklemmtes Holzgefälle von Windbrüchen ſtammend. Keiner dieſer Fremdlinge hatte ſeinen Fuß wohl je in ſolches Alpengebiet geſetzt, man merkte es an ihrem unbehilflichen Vorwärtsklettern. Nur ein paar bartloſe Gelbgeſichter, Söhne des Kaukaſus, liefen mit katzenartiger Behendigkeit bergan. — Bei einer Quelle, die zwiſchen mooſigem Geſtein hervorbrach, ließ Hirthauſer ſich nieder, um zu trinken. Der Gaumen war ihm trocken, in ſeinem Herzen war eine unendliche Traurigkeit. Im vorigen Sommer war's geweſen, als er ſein ſechsjähriges Söhnlein mit heraufgeführt hatte in die Ödnis, damit es Gemſen ſehe. An dieſem Brunnen hatten ſie geraſtet. — Aus Schluchten herüber rollte ein Donnern, daß der Boden bebte, und der Staub einer Lawine ſtieg in die Lüfte. Der Führer wurde an Stricken emporgeriſſen, damit er den Zug weiterleite aus dieſem Orte des Verderbens. Und ſteil anwärts ging's in die Hänge und Lehnen, über deren fahlen Raſen das Waſſer niederſickerte von den Schneewuchten, die hoch in den Mulden lagen. Die Sonne ſchien warm, von mittägigen Bergen her zog ein weiches Lüftchen. Von den braunen Schattwänden nieder, die ihr zackiges Getürm in den Himmel hineinreckten, kamen große graue Vögel geflogen und umkreiſten mit ſtarr ausgeſpannten Flügeln gierig nach Fraß, die ſchnaufenden Geſtalten. Der kriegeriſche Haufen war ſchier aus Rand und Band. Die einen ſtrauchelten und rollten niederwärts, die anderen brachen tief in den Schnee, wieder andere blieben erſchöpft liegen auf dem Gerölle. Da flog oben in den hohen Karen eine finſtere Wolke auf, ein Pfeifen, ein Brauſen, ein erſchütterndes Donnern, ein grauſer Sturm fegte alles nieder, was da ſtand, und die Rieſenlawine glitt darüber hinweg dem Abgrunde zu. — Etliche des feindlichen Zuges waren begraben. Die anderen, die bloß zu Boden geworfen worden, ermannten ſich wieder. Viele ſtürzten nun auf Hirthauſer los: Er habe ſie ins Verderben geführt! — Der Waldbachbauer ſoll darauf nur mit den Achſeln gezuckt und kein Wort mehr geſagt haben. Da erhob ſich ein wüſter Aufruhr, und in vielen Sprachen, dumpf grollend, ſchrill ſchreiend, wimmernd und fluchend verlangten ſie den Tod des Verräters. Kein Verhör, kein Urteilsſpruch. Ohne weiteres haben ſie den Mann hinausgeſchleppt auf einen Felſenkamm und ihn über die Wand geſtürzt in die Tiefe. Im Fallen — ſo wird erzählt — ſoll Hirthauſer in der Richtung gegen das Waldbachthal die Arme gebreitet und einen hellen Juchſchrei ausgeſtoßen haben. Später kam auch der im Schnee zurückgebliebene Spießbart, dem war das Geſchehene nicht nach Sinn. Er umging den Felſen, kletterte hinab zur Stelle, wo der Mann auf einer Steinplatte zerſchmettert lag. „Magyar hält Wort!“ knirſchte er und ſtieß dem Leichnam das Meſſer in die Bruſt.

Mit ſchweren Mühen und manchem Verluſt an Mannſchaft ſollen die fremden Rotten aus den Steinwüſten herabgekommen ſein und ihren Ausweg gefunden haben. Weder um die toten Genoſſen haben ſie ſich gekümmert, noch ferner ein Verlangen gehabt, die Hochſchlag-Knechthütte zu ſuchen. Verloren haben ſie ſich aus der Gegend, und die Männer des Waldbachthales ſind vor dem Überfall verſchont geblieben.

Im Waldbachthale wird heute noch ein Lied geſungen mit der Schlußſtrophe:

Der Retter iſt gelegen
Auf einem kalten Stein,
Die Engel thäten ihn tragen
Ins Himmelreich hinein.

So lebt der Held fort im Herzen des Volkes, wo ſein Andenken manche Opferfreudigkeit ſchon entzündet hat und noch entzünden wird. — Kann man denn nicht auch von dieſem Märtyrer ſagen: Er iſt auferſtanden und wandelt unter Palmen?

Pfingſten.

Ich bin ein Weltkind. Aber keines von ſolchen, die die Welt im Sack haben, ſondern eines von ſolchen, die die Welt im Sack hat. Wenn jedoch einmal ein Feſttag kommt, da hole ich meine Seele aus dem Sack hervor, blaſe ihr den Staub vom Geſieder, ſetze ſie auf die ausgeſtreckte Hand und verſuche, ob ſie fliegen kann. Manchmal erhebt ſie ſich baumhoch, umkreiſt ein paarmal die Wipfel, lugt, wie hoch es von dort aus noch bis in den Himmel iſt und flattert dann wieder niederwärts, der Erde zu. Hohe Flüge kann ſie halt nicht machen, ſie iſt wie ein Vogel, der zu lange — im Bauer geſeſſen.

Zum Glück giebt es einen anderen Vogel, der unendlich höher fliegen kann, oder vielmehr unendlich tiefer — vom hohen Himmel herab auf die niedrige Erde. Käme der nicht zu mir, ich könnte nicht zu ihm. Ein rechtes Kreuz, wie unſer irdiſches Geſieder vom Lehm umkruſtet iſt und wir immer Heimweh haben nach unten, anſtatt nach oben. Schwerkraft nennen's die Phyſiker, aber eigentlich heißts Niedertracht. Und auf einmal ſehen wir in ſonniger Himmelsbläue einen weißen Vogel ſchimmern, wie ein Blütenblättchen ſo weiß — eine Taube.

In zweifacher Geſtalt iſt der heilige Geiſt den Menſchen erſchienen, als Taube und als Flamme. Als Symbol der Sanftmut und als Symbol der glühenden Begeiſterung. Eines Abends war die Jungfrau in ihrem Kämmerlein. Da kam ein Engel zu ihr und eine Taube. Eines Tages kniete der Menſchenſohn am Fluß und der Rufer in der Wüſte goß Waſſer auf ſein Haupt, und darüber in ſtrahlendem Himmelslicht kreiſte eine Taube. Eines Tages, da der Meiſter verſchwunden war und die verwaiſten Jünger zagten, fielen von der Höhe flammende Tropfen nieder auf ihre Häupter. — Da die armen Sinnlichen nur mit den Sinnen denken und leben, ſo muß etwas Sichtbares vermitteln. Gott Vater iſt ein ehrwürdiger Greis mit weißem Barte, Gott Sohn iſt ein ſchöner Jüngling mit dem Kreuze; dieſe Bilder dürfen ſtehen bleiben in einer Geſtalt, die uns am nächſten iſt, in der menſchlichen. Der heilige Geiſt jedoch ſoll die Unſichtbarkeit Gottes vorſtellen, und das iſt eine ſchwere Aufgabe. In die flüchtigſten Geſtalten hat er ſich gehüllt, in den raſchen Vogel, in die zuckende Flamme. Und doch haben die meiſten Menſchen nur die Geſtalt aufgenommen und nicht den Geiſt. Übrigens iſt der heilige Geiſt nie ganz ſo volkstümlich geworden, als Vater und Sohn. Man findet im Lande wohl Heiligengeiſt-Kirchen, Heiligengeiſt-Kapellen. Man hebt am Pfingſtſonntage wohl den Kopf gegen das Emporium der Kirche, wenn durch das runde Loch an einem Stricklein die hölzerne Taube mit ihren ausgebreiteten Flügel herabgelaſſen wird. Dieſe Taube bildet in einem Kranz von künſtlichen Roſen gleichſam ein Kreuz, und das Ganze hängt in Scheibenform von Pfingſten an bis zum Spätherbſt im Kirchenſchiff. In einigen Gegenden, ſo höre ich, iſt es Brauch, daß man am Pfingſtſonntage während des Gottesdienſtes im Kirchengewölbe eine lebendige Taube herumfliegen läßt. Auch in ihren Wohnungen haben die Leute über dem Tiſch oft ſo ein aus Papier geſchnitztes und gefaltetes Ding hängen, welches aber, wenn es ſchon etwas Zoologiſches ſein ſoll, eher einem Rieſenſchmetterling als einem Vogel ähnlich ſieht. Man weiß ſich alſo nicht recht zu helfen mit dem Unſichtbaren, das man doch ſehen will, oder mit einem Wegweiſer, dem man folgen ſoll, ohne ihn ſehen zu können. Gemeiner Leute Glaube iſt oft gar materialiſtiſcher oder ſkeptiſcher Art, ſie glauben nur, was ſie ſehen. Im Geiſte und in der Wahrheit glauben, das können ſie nicht, und darum muß ihnen die Kirche entgegenkommen mit dem ſichtbaren Zeichen.

Noch viel weniger populär als die Taube iſt die Flammenzunge. Es läge doch nicht allzufern, etwa an der Flamme einer Pfingſtkerze das Sinnbild des heiligen Geiſtes zu ſehen. Aber das kommt nicht vor. Eher gemahnt im Volke die Flamme an die armen Seelen im Fegefeuer, und wenn ſich jemand in die Finger brennt, ſo pflegt er zu ſagen: „Auweh, das Feuer iſt heiß! Wie heiß wird's erſt in der Höll' ſein!“ Alſo leichter an die Hölle, denn an den Himmel erinnert ſie die Flamme.

Angerufen pflegt im Landvolke der heilige Geiſt zu werden zur Stärkung des Glaubens, zur Stärkung der Faſſungsgabe und des Gedächtniſſes, weshalb beſonders Schulkinder zu ihm beten. „Der heilige Geiſt macht g'ſcheit,“ ſagen ſie, denken aber dabei weniger an die ſittigende Weisheit, als an die eigennützige Klugheit. Mancher betet, bevor er ein Werk unternimmt oder ein Geſchäft abſchließt, zum heiligen Geiſt, und daß ſich einer vorgenommen, mit Hilfe des heiligen Geiſtes den andern zu übervorteilen iſt auch ſchon geſchehen.

Daß der heilige Geiſt den Menſchen zeitweilig ſichtbar werden kann, darf ich nicht beſtreiten, da er ſogar mir ſelbſt einmal erſchienen iſt, aber damals nicht als Taube und nicht als Flamme, ſondern als alter, ſchwarzer Kohlenbrenner. Es war zu jener Zeit, als gewiſſe Leute anhuben, mich meiner Weltanſchauung wegen zu beſchimpfen, zu verhöhnen und endlich geradeaus zu verleumden. Ich bedachte nicht, daß es alſo Weltbrauch iſt, und war ſterbensunglücklich. Faſt irre und verloren ſtrich ich in der Gegend umher und litt unbeſchreiblich. Alles, ſo kam es mir vor, habe mich verlaſſen. Da erinnerte ich mich an einen Ausſpruch meiner Mutter: Wenn der Menſch ein recht ſchweres Anliegen hat und er findet auf der Welt keinen Troſt, ſo ſoll er zum heiligen Geiſt beten. Ich that's, aber es half nichts, das mir angethane Unrecht brannte wie hölliſches Feuer in meinem Herzen. Da begegnete ich eines Tages im Walde dem alten Kohlenbrenner Hieſel, den ich von Jugend her kannte und wohl leiden mochte, weil er ſo einfältig und doch ſo klug war.

„Nan, Herr Peter,“ ſo redete er mich an, „was haben wir denn, daß wir ſo ſper ausſchauen? Iſt ja eh alles nit wahr, glaubt's ja eh kein Menſch, was ſie ſchwatzen!“

Da merkte ich ſchon, er wußte von allem.

„Lieber Matthias,“ antwortete ich, „wenn ſie einen ſo ſchlecht machen . . .“ Weiter zu ſprechen vermochte ich nicht.

Da trat er näher zu mir. „Wenn ich nit eine ſo kohlſchwarze Hand hätt'!" ſagte er und hielt mir ſie hin. „Waſchen thu ich mich allemal erſt Samstags, nachher bin ich wieder weiß. Dich haben ſie auch ſchwarz gemacht, aber du brauchſt dich deswegen gar nit zu waſchen, du biſt ſo auch weiß. Schau, mußt nit ſo betrübt ſein. Mit Reden machen ſie keinen gut und keinen ſchlecht, ſonſt müßt ich auch ſchon wer anderer ſein. Den Leuten recht ſein wollen, das mußt du dir ganz aus dem Kopf ſchlagen, dir ſelber mußt recht ſein, nachher haſt Fried und ſonſt dein Lebtag nimmer. Sei froh, daß du unſchuldig leideſt und nit ſchuldig. Und mußt ſchön demütig ſein, ſchau, unſer Herrgott hat auch viel durchmachen müſſen. Und haſſen ſollſt ſie nit ſo grob, deine Feinde, heut ſind ſie und morgen ſind ſie nimmer. Geh friedſam deine Straßen, und begegnet dir ein Feind und willſt ihm was anthun, ſo thu ihm was Gutes an; da ſchämt er ſich, und du kannſt lachen. Geh lache, lache gleich jetzt ſchon! So wohl, ſo wohl! Und nichts für ungut, Herr Peter!"

Dann eilte er durch den ſchattenfinſtern Waldſteig hinauf. Mir war zum Jauchzen, ſo leicht und froh ſchlug auf einmal mein Herz, und nun fiel es mir ein: das iſt eine Sendung des heiligen Geiſtes geweſen.

Als ich am Abende nach Hauſe ging, ſpielten am Dorfbache Kinder und ein etwa vierjähriges Knäblein ſaß mitten auf dem ſchwanken Stege und ſchaukelte ſich. Ich erkannte das Kind, es gehörte einem meiner Feinde. Sofort war mein innigſter Wunſch: Wenn es nur ins Waſſer fiele! Gott, wenn es nur ins Waſſer fiele, damit ich es retten und ſeinem Vater bringen könnte zum Zeichen meiner chriſtlichen Liebe. Aber das Kind iſt nicht hineingefallen.

Der heilige Geiſt aus der Kohlenbrennerhütte würde geſagt haben: „Schau, Herr Peter! Deine chriſtliche Mühl muß nit viel nutz ſein, weil ſie gar ſo viel Waſſer braucht!“ So geht's halt oft, daß Eitelkeit oder Hoffart die ſchönſten Regungen verdirbt; der heilige Geiſt darf den Menſchen nur auf einen Moment aus dem Auge laſſen — patſch, liegt der Thor wieder in der Pfütze.

Wirklich und innig ſuchen wird den heiligen Geiſt nur einer, der ihn ſchon hat. Der alte Weber Sebaſtl! Mein Gott, wer in der Gegend erinnert ſich heute noch des emſigen Männleins mit dem großen Buckel! Der Alte war ſo ſehr gebogen, daß er den Oberkörper faſt wagerecht vor ſich hertrug; dabei — wenn er nicht am Webſtuhle ſaß — lief er immer mit aller Haſt und war atemlos und wiſchte ſich immer mit dem blauen Sacktuch den Schweiß vom Geſicht. Er war ſehr fleißig, hatte ſtets Arbeit und brachte doch allemal gar wenig Geld heim, ſo daß ſeine Familie darben mußte. Er ſelbſt gönnte ſich auch nichts, hatte ſich ſogar das Schnupfen abgewöhnt und am Sonntage das Glas Wein. Vor dem Orte draußen ſtand die Heiligengeiſt-Kapelle, und da war es oft, daß der Sebaſtl vor dem vergitterten Eingang auf der ſteinernen Stufe kniete und inbrünſtig betete. Sprach ihn einmal der vorübergehende Poſtwirt an: „Na, Weber, willſt denn noch geſcheiter werden, als du ſchon biſt, weil du gar ſo viel zum heiligen Geiſt beteſt!“

Der Sebaſtl war mit ſeiner Andacht gerade fertig, daher ſtand er auf, wiſchte ſich mit der flachen Hand den Staub vom Knie, ſetzte ſeine Mütze auf den Nacken (denn auf dem Scheitel ſaß ſie nicht) und antwortete dem Poſtwirt: „Herr Vater! Freilich wohl muß ich beten ums Geſcheitwerden, und daß ich mir mit der Hilf Gottes mein Laſter möcht abgewöhnen.“

„Was haſt denn du für ein Laſter außer deinem Buckel?“ fragte der luſtige Wirt.

„O mein Herr Vater! Laſter genug. Derweil Weib und Kind daheim am Hungertuche nagen, geh ich her und verleppere meine mühſam verdiente Sach’.“

„Verleppern thuſt? Wie denn das? Mir haſt ſchon ſeit Jahr und Tag kein einziges Seidel Wein mehr abgekauft.“

„Ah na, für mich nit, für mich ſelber nit,“ antwortete der Weber.. „Das ginge noch ab, für mich ſelber! Aber halt ſo viel ſchwach bin ich, frei ſo viel ſchwach. Wenn mir arme Leut begegnen, mein Gott, giebt ihrer ja genug, kranke Einleger, halbnackte Kinder, und das Elend ſchaut ihnen bei den Augen heraus. Herr Vater, da packt’s mich und da muß ich meinen Säckel umkehren. Mir thun’s halt ſo viel derbarmen. Und derweil haben meine eigenen Leute daheim ſelber nichts zu eſſen. Was hab ich ſchon zum heiligen Geiſt gebetet um Stärke des Herzens, aber ſchau, Herr Vater, ich kann halt nit, und vom erſtbeſten blinden Bettelmann auf der Straßen laß ich mir den Säckel plündern.“

Das hat ſich der Poſtwirt gemerkt und mir nachher oft erzählt. Um Hartherzigkeit hat er gebetet zum heiligen Geiſt, der gute arme Weber, in deſſen Natur es lag, die Nächſtenliebe ſo wörtlich zu üben. Der heilige Geiſt hatte längſt in ſeiner Seele Wohnung aufgeſchlagen und ließ ſich nicht ſo leicht hinausbeten. Man kann nicht den Teufel durch den Belzebub austreiben, und noch weniger kann man die göttliche Gnade durch die Anrufung des heiligen Geiſtes verjagen. Ich weiß nicht, wie es der armen Weberfamilie weiter ergangen iſt, glaube aber kaum, daß ſie zugrunde ging. Hätte der Sebaſtl das Geld, welches er an die Armen verſchenkte, verſpielt oder vertrunken, dann wäre die Familie wahrſcheinlich zugrunde gegangen. Der Himmel läßt die Seinen manchmal ein bischen darben, aber nicht verkommen. Fin de siècle, du lächelſt überlegen. Kannſt du es beſſer, ſo ſchaffe!

Einſtweilen iſt der heilige Geiſt davongeflogen in ein wärmeres Klima. Der moderne Menſch kann nicht mehr ſanftmütig ſein und auch nicht begeiſterungsfähig. Er iſt immer aufgeregt und nie erglühlt. Er hat immer Ideen und nie ein Ideal. Die Taube iſt fortgeflogen, die Flamme iſt gedämpft. Das, was man jetzt Ideal nennt, iſt nichts als Intereſſiertheit für irgend ein weltliches Gut, für irgend einen tüchtigen Vorteil. Das wäre ja nicht ſo ſchlimm, wenn dabei nur auch was Rechtes herauskäme. Es giebt viel Mißverſtändnis auf der Welt, aber ſo arg wie der göttliche Geiſt iſt nicht bald etwas mißverſtanden worden. Von der Taube haben ſie nur das Schnäbeln, und mit der Flamme zünden ſie die Kanonen los. Doch, wenn der Pfingſtſonntag kommt, da erinnern wir uns an ein Höheres und feiern den heiligen Geiſt mit dem Genuſſe eines Feſtbratens. Und damit die Sünden noch beſſer ſchmecken, hört man zur Pfingſtzeit mir, dem Bußprediger zu. Das iſt der Aſchermittwochshäring nach dem Faſchingsſchmauſe. Und damit der Bußprediger nicht allzu lächerlich wird, ſoll er auch etwas zum Lachen vorbringen.

In Oberſteiermark heißt es, daß zu Pfingſten auf den Viehweiden Hexen umſtreichen und den Kühen die Euter ausmelken. Da ging einmal der Scheiker Franz mit dem Stutzen hinaus und ſah richtig, wie unter der Kuh eine ſchwarze Geſtalt kauerte. Der Franz ſenkte ſein Rohr und pfiff hinüber. Die Kuh ſtürzte zuſammen, die ſchwarze Geſtalt blieb kauern, wie ſie kauerte, und war ein kleiner Wachholderbuſch. Den Franz heißen ſie ſeither den Hexenjäger. Er ließe ſich noch den Spott gefallen, aber um ſeine Kuh thut's ihm alleweil noch hölliſch leid; das arme Tier, ſagen die Spottvögel, wäre an „Hexenſchuß“ geſtorben.

Ein ganz anderer Hexenjäger war der Forſtjung Kilian zu Goſſenbach. Von dieſem Forſtjungen war das Weibervolk im Gau der einigen Meinung, daß er ſeit Adam das ſchönſte Gewächs auf Erden ſei. Den Adam können ſie nur im Bilde geſehen haben, und wie das paradieſiſche Nationalkoſtüm ſich mit der ſteiriſchen Jägertracht vergleichen läßt, darüber müßt ihr ſchon die Schönen von Goſſenbach befragen.

Nun aber war unter dieſen Schönen eine, die ſehr wenig auf den Kilian hielt. Sie redete nicht von ihm, ſie blickte ihn nicht an, wenn ihre Wege ſich kreuzten, ja ſie geſtand ganz offen, daß ſolche Kreuzungen ihr zuwider waren. Wie nun der Forſtjunge erfuhr, die Magerl ſei ihm ſpinnefeind, hub natürlich auch er an, ſie zu haſſen. Und der Haß wurde von Tag zu Tag größer. Der Burſche konnte nicht mehr eſſen, nicht mehr ſchlafen vor lauter Haß gegen die Magerl, und wenn er auf einen Geier ſchoß, ſo traf er einen Haushahn. Jetzt wußte er, was er war: er war verhext. Die Magerl hatte ihm's angethan, die junge Hexe. Er wartete nur eine Gelegenheit ab, ſich an ihr zu rächen. Dieſe Gelegenheit kam zu Pfingſten. In jener Gegend iſt's nämlich Sitte, daß Burſchen, welchen ein Dirndel mißliebig geworden iſt, oder die eins verſpotten wollen, am Pfingſtmorgen demſelbigen Dirndel vor ihrem Kammerfenſter einen „Pfingſtlotter“ aufhängen, einen aus Stroh und Lumpen zuſammengemachten Popanz. Als nun die Magerl ihre ſchönen Augen aufſchlug und dachte: Heut iſt der heilige Pfingſtſonntag, und nach dem Wetter ausſchaute, ſah ſie juſt vor ihrem Fenſter am Kirſchbaum einen ſchauderhaft häßlichen Kerl hängen. Anfangs meinte ſie, es wäre einer von denen, die ſie gefoppt hatte. Als ſie aber ſah, daß es ihr zum ewigen Schimpf angethan war, ſtieß ſie einen ſo wilden Schrei aus, als hätte ihr jemand ein Meſſer an die Bruſt geworfen. Dann hub ſie an, herzbrecheriſch zu weinen. Solches Weinen hörte der Forſtjung, der ſich unter dem Fenſter verſteckt gehalten hatte und da war es um ihn aus und geſchehen. Dieſer Forſtjung, das war auch einer von ſolchen, die kein Weib können weinen ſehen, und am wenigſten noch ein Dirndel, das man ſo gründlich haßt. Er hatte ſie mit dem alten Spaß ja nur ein wenig necken wollen, und nun hatte das Mitleid ihn gelehrt, daß dieſer gegenſeitige ſchreckliche Haß — die ſchreckliche Liebe war! Noch in derſelben Pfingſtmorgenſtunde ſind ſie miteinander einig geworden — ganz ordentlich und haltbar.

Ich habe ja immer geſagt, das Hauptmerkmal echter Liebe iſt das Mitleid. — Die Sinnlichkeit fügt das Rad zuſammen, das Mitleid legt den Reifen darüber.

Siehe, unſere pfingſtfrohe Seele wollte hoch gegen Himmel fliegen, um die Liebe zu ſuchen. Aber erdluſttrunken iſt ſie frühe zurückgetaumelt in den Staub. Und im Staube hat ſie das Mitleid gefunden — für uns Kinder des Leides das paſſendſte Geſchenk des heiligen Geiſtes.

Sonntag.

Von jetzt an ſollen die Leute wieder mehr Sonntagsruhe haben, ſagt das Geſetz, und es iſt den Herrſchaften nicht mehr erlaubt, ihre Arbeiter auch an Sonntagen ſo unbedingt auszunutzen.

Das iſt wacker. Dieſe ununterbrochene Hetze nach Geld und um Geld und für Geld und auf Geld iſt mir ſchon lange ein Gräuel geweſen. Der Menſch lebt nicht allein vom Brot, und das um ſo weniger, als er oft nicht einmal Zeit hat, dasſelbe zu eſſen. Alſo Gott Lob, wir haben wieder Sonntage.

Nun kommt mir aber eine andere Sorge. Wir haben den Sonntag, aber wir haben keine Seele dazu. Während wir wöchentlich ſechs Tage nur für unſer tieriſches Leben beſorgt waren, iſt uns das religiöſe Gemüt verkümmert. Anderes hat auch mitgewirkt, Weltliches und Geiſtliches, daß unſere Liebe und Empfänglichkeit für den Kultus ſchwach geworden iſt, und jetzt — was fangen wir mit dem Sonntag an, wenn wir keine Seele haben?

Früher hat man verlangt: Gebt der Seele einen Sonntag! Heute rufen wir: Gebt dem Sonntag eine Seele!

Der Sonntag muß Sonnengeiſt haben, ſonſt iſt mir der Werktag lieber. Der Werktag *hat* eine Seele, wenn auch eine ſehr weltliche, aber eine weltliche iſt beſſer wie gar keine. Der *Ruhetag*! das iſt zu wenig. Eſſen, trinken, daliegen und alle Viere von ſich ſtrecken, das iſt mir kein Sonntag. Das in der Woche Erworbene am Sonntag durch die Gurgel jagen, johlen, prahlen, ſpielen, raufen, aus der Sinnlichkeit alle Laſter ſpringen laſſen, das iſt mir kein Sonntag. Ich habe ſchon einmal laut geſagt, daß mir der arbeitende Menſch zehnmal lieber iſt als der faulenzende.

Und doch grüße ich dich, du Geſetz der Sonntagsruhe, und ſage dir nur das: Viel zu viel Ausnahmen macheſt du. Das eine große Thor ſperrſt du zu, aber viele Hinterthüren macheſt du auf oder läßt ſie offen, damit die Leute in die Werkſtatt oder auf den Markt und auf die Straße ſchlüpfen können. Es iſt ſchon recht, nur keinen Zwang; zum Gernhaben und zum Himmelkommen kann man die Leut nicht zwingen, hat meine Mutter oft geſagt. Ich weiß wohl, daß der Teufel ſchon in Bereitſchaft ſteht mit dem Gensdarm, der uns unter aufgepflanztem Gewehr am Sonntag in die Kirche treiben ſoll, aber unſere brave Geiſtlichkeit müßte die Religion vor einer ſolchen Schändung zu ſchützen wiſſen. Nun daß ich klar werde: ich will einen Sonntag haben, an welchem jeder Menſch frei der Berufsarbeit ſich entſchlagen und ſich der Erholung und edlerem geiſtigen Leben zuwenden kann.

Alſo Zeitgeiſt! Weil du dem Arbeiter einen Sonntag gegeben haſt, ſo mußt du ihm auch einen Glauben geben. Eine ſittliche Weltanſchauung mußt du ihm wieder vermitteln helfen, den *Glauben* an das Gute, Schöne und

Ewige mußt ihm aufrichten helfen, dann kann er den Sonntag brauchen. Laſſe ihn wiſſen ſo viel du willſt, nur bilde dir nicht ein, daß dem Menſchen das Wiſſen für den Glauben ein Erſatz ſein kann.

Den Glauben kann man übrigens wohl ſchwer jemandem geben, der kommt jedem aus Erziehung der Kindheit, aus ſeinem eigenen Weſen, er überzeugt und lebt ſich in der Erfahrung ein und ob man will oder nicht will, er iſt da oder er iſt nicht da. Der Glauben iſt das Wiſſen des Herzens. Der Glauben iſt für ſeinen Träger ein praktiſcher Wert, ſo gut wie Jugend oder Geſundheit oder irgend eine Geiſtesgabe; denn er macht ihn moraliſch ſtark und verſchönert ihm die Welt. Wer das nicht beſtreiten kann, der muß auch zugeben, daß jemandem den Glauben nehmen ſo viel heißt, als ihn an ſeiner Geſundheit ſchädigen, als ihm Stütze und Werkzeug nehmen, womit er ſich behaupten und zum Nutzen der Mitmenſchen hätte wirken ſollen. Nimm einem Halblahmen die Krücke weg, weil „das Gehen ohne Krücke menſchenwürdiger ſei", du nützeſt ihm nicht, er fällt ohne Krücke hin.

Mancher Religionskultus hat empörende Auswüchſe und Paraſiten und es iſt für den ſie Erkennenden ſchwer, ſo viele Selbſtverleugnung zu haben, um ſie nicht mit einer Keule vom Gottesbaum der Religion ſchlagen zu wollen. Das iſt aber gefährlich. Der Glauben will kein Baum im Kunſtgarten ſein, ſondern ein Baum in der Wildnis. Der Glauben iſt ein Baum, der bei der rohen Volksmenge nicht ſchlank himmelwärts wächſt, ſondern oft lieber an der Erde hinkriecht. Je mehr er von dem Sinnlichen losgelöſt und vergeiſtigt wird, deſto mehr verliert er im Volke an fröhlicher Kraft. In der menſchlichen Natur iſt weit mehr Bedürfnis nach einem religiöſen Glauben, als etwa nach einem geordneten Staate, nach einem Begreifen der Welt, nach Fortſchritten auf techniſchem Gebiete. Das Verlangen nach Schönheit noch mehr, als das Verlangen nach dem Guten wird vielfach Urſache des religiöſen Bedürfniſſes ſein.

Man will ja im Glauben nicht zur Erkenntnis kommen, ſondern durch ein inneres Sehen genießen. Und der Religionskultus wendet ſich nicht an den Geiſt, ſondern an die Sinne und bringt Genuß. Der Glaube iſt kein Geiſtes-, ſondern ein Herzensleben und hat die Kraft, ſelig zu machen, ſchon auf Erden.

Ich meine hier den Glauben an den perſönlichen Gott, an die Unſterblichkeit; aber ich meine auch den Glauben an die Natur, an die Menſchen, an den Sieg des menſchlich Guten auf Erden, den Glauben an den Fortſchritt, an die Kunſt, ich meine jeden Glauben, der ſo ſtark iſt, leitend, läuternd, ermutigend und beglückend auf die Thaten und das Leben der Menſchen zu wirken. Kein Glaube als ſolcher iſt unſittlich und keine Sittlichkeit glaubenslos.

In dieſem Sinne ſage ich: den Glauben, den müßt ihr ihnen laſſen ſtehn. Denen jedoch, die ihn nicht mehr haben, denen müßt ihr trachten einen Erſatz zu geben. Der Seelentote, der Cyniker, der Gleichgiltige kann den Sonntag nicht brauchen, oder er macht ein Unding daraus.

Nicht an die Prieſter wende ich mich, wenn ich ſage: die Arbeiter haben den Sonntag bekommen, nun gebt ihnen auch Glauben und Seele in den Sonntag. Nicht an die Prieſter wende ich mich, weil das, was der Prieſter bieten kann, nur Wert hat für den, der den Kultusglauben —

wenn's erlaubt iſt, ſo zu ſagen — noch beſitzt. Den, in deſſen Herzen dieſer nicht mehr lebendig iſt, muß Meſſe und Dogmenlehre nur noch tiefer ſinken machen, er wird Hohn und Abſcheu davor empfinden. Es iſt ſo und kein Menſch kann dafür. Man kann ſich zur Not wohl hineinſinnen, hineinſchwärmen in ein kirchliches Glauben, aber das innere, kindliche Glauben, das die Wahrheit iſt, kommt nimmer. Es wird beim beſten-Wollen ein Flickwerk, ein armſeliger Notbehelf, der nach innen nicht ſelig und nach außen nicht ſtark macht.

Wenn ich am Sonntag Nachmittag eine Bauerndirne im Ablaßgebetbuch leſen ſehe, ſo werde ich an ihr vorüberſchleichen und ſie ja nicht ſtören. Mich würden ihre Gebete wahrſcheinlich nicht erbauen, aber ſie hat dieſelben ja nicht für mich, ſondern für ſich, und die Thatſache, daß durch das Ablaßgebet ihr Hoffen geſtärkt wird, iſt für ſie doch etwas wert. — Und wenn ein altes Weiblein auf dem Kirchhof Weihwaſſer auf den Grabhügel ihrer Verſtorbenen gießt, im guten Glauben, damit die Qualen des Fegefeuers zu lindern, ſo muß ich ſelbſt in dieſem Aberglauben eine Kraft erkennen, die imſtande iſt, ein Herzweh zu ſtillen. Das Weiblein kann ihren lieben Dahingeſchiedenen, und damit ſich ſelbſt, noch Gutes thun. Kann ich es?

Doch, iſt der eine Glauben verloren, ſo iſt's darum noch nicht der Menſch. Es kann ein anderes Ideal an die Stelle des alten getreten ſein. Mancher iſt religiös und weiß es nicht, mancher ſchwört ſo zu ſagen bei Gott, daß er Atheiſt ſei.

An wen wende ich mich aber mit meiner Forderung, daß man dem Arbeiter einen Glauben, ſeinem Sonntag eine Seele gebe? Ich wende mich an die Arbeitgeber, an die Schullehrer, an die Volksvereine, an die Litteraten, an die Künſtler: Ihr alle und noch andere, die Macht und Gelegenheit und guten-Willen haben, gebt dem Arbeiter Inhalt in den Sonntag, macht ihm die Sonntagsruhe zu einem Genuß in edlerem Sinne, kräftigt ſein Geiſtes- und Herzensleben, erweckt ihm Intereſſe und Liebe für die menſchlichen Ideale und ihr gebt ihm einen Glauben.

Das anzuſtreben giebt es viele Wege. Ich zeige nur einen, der ſchon hier und da betreten iſt. Ein reicher Fabrikant erbaut für ſeine Arbeiter ein Sonntagshaus — er kann es auch Kaſino heißen, wenn ſie dann lieber hineingehen — ſie können es auch in den freien Stunden der Werktage benützen. In dieſem Hauſe giebt es eine Leſeſtube, einen größeren Saal für Spiele, Muſikübungen und Vorträge. In dieſem Saale kommen ſie an Sonntagsnachmittagen zuſammen, populäre Redner ſind gewonnen, die es verſtehen, in unterhaltender Weiſe dem Arbeiter wichtige, intereſſante und anregende Gegenſtände zu behandeln. Der Arbeiter intereſſiert ſich für mehr, verſteht mehr, als man annimmt, es muß ihm nur richtig, klar und einfach vorgebracht werden. Um mit ſchulmeiſterlicher Schwerfälligkeit und profeſſorlicher Langweiligkeit belehrt zu werden, dazu iſt er freilich nicht aufgelegt. Er muß auch ſelber mitreden und ſeine Meinung und Erfahrung vorbringen können.

Hier wären die katholiſchen Geſellenvereine ein nicht zu verachtendes Vorbild. Nur ein bißchen mehr Raum für freie Geſinnung. In Niederöſterreich draußen ſoll es Bauernvereine geben, die ſich zum Zwecke ſtellen, daß die

Dorfleute am Sonntag nach der Veſper in einem Hauſe zuſammenkommen, kleine praktiſche Vorträge halten oder hören, über Weltereigniſſe und politiſche Zuſtände ſprechen, ſich dann kleine Geſchichten, Gedichte vorleſen, ſich muntere Schwänke erzählen, auch eins muſizieren und ſingen und dabei — wer's ſchon im Brauch hat — ihr Sonntagsſchöpplein trinken. Manchmal kommt von der Nachbarſchaft ein unterhaltlicher Gaſt, manchmal ein Wanderlehrer; der Pfarrer und der Schulmeiſter ſind ja auch dabei und ſo vergeht die Zeit auf die angenehmſte Weiſe. — Und man kann höher hinauf.

Wem's draußen in der freien Natur lieber iſt — um ſo beſſer, die freie Natur iſt eine große Lehrmeiſterin und Erzieherin des menſchlichen Herzens. Lange kann es ja nicht mehr dauern, ſo muß auch den in finſteren Werkſtätten verſtaubenden Fabriksarbeiter der Naturſinn, die Touriſtenluſt erfaſſen, wie ſie gebildetere Klaſſen erfaßt haben — und das wäre ein gutes Zeichen. Nicht ſo ſehr die bewußte Freude an Berg, Wald und Wieſe, als vielmehr der Inſtinkt müßte ihn anfangs hinaustreiben in die friſche lichte Luft, und iſt er erſt einmal draußen, dann geht er wieder und immer wieder, befreundet ſich mit den Naturgegenſtänden, und kommt immer mehr zur Erkenntnis ihrer Erhabenheit und ihres wohlthätigen Einfluſſes auf den Menſchen und ſomit iſt der Arbeiter auf dem Wege zu einem edleren Geiſtesleben.

Die Arbeitsleute ſollen eine berufs- und zeitgemäße Aufklärung erhalten — ſie haben ja mitzuarbeiten an dem großen Werke der Kultur und Geſittung, und die da mitthaten, ſollen auch mitraten können — aber eins muß ich immer wieder betonen: die urſprüngliche ideale Kraft des Glaubens, wo ſie noch vorhanden, ſoll auch bei dieſen Leuten nicht der „Aufklärung" geopfert werden. Ein guter mit ſich und anderen im Frieden lebender Menſch, ein treuer Familienvater, ein geachteter Bürger zu ſein, mit Liebe und Geſchick arbeiten und ſo in ſeiner Weiſe zum Nutzen des Ganzen beizutragen — mehr darf man vom Menſchen eigentlich nicht verlangen.

Ihn noch zu einem ruheloſen, grübelnden Vielwiſſer machen wollen — wozu?

Für die Winterſonntage in den Städten wüßte ich etwas beſonders Schönes. In den Theatern ſehr billige Nachmittagsvorſtellungen für das Volk. Da höre ich freilich auch ſchon das Geſchrei: Aha, ins Theater, ſtatt in die Kirche, das iſt die neue Religion. — Wohl, das iſt die neue und das iſt auch die alte Religion. Hohe Vorbilder im Guten und Schönen! Habt ihr je etwas Beſſeres gehabt? Daß nur edle Dichterwerke aufgeführt werden müßten, iſt ſelbſtverſtändlich; wir haben deren ja auch, wie ſie das Volk verſteht und vielleicht andächtiger genießt und tiefer in ſich aufnimmt, als der blaſierte Kavalier. Was für dieſen manchmal zu gut iſt, das iſt für das Volk vielleicht gut genug. Einer unſerer geachtetſten Schauſpieler ging einſt mit dem Gedanken um, im Ritterſaale zu Graz an Sonntagen Gratisvorleſungen für das ärmere Volk zu halten, Ernſtes und Humoriſtiſches edlerer Art durcheinander. Ich dachte einmal daran, in den Grazer Wärmſtuben derlei Vorträge zu veranſtalten. Man lachte uns ins Geſicht, die Herren Fabrikarbeiter ſäßen mit ihren Dirnen lieber in den Wirtsſchenken, als im Vorleſeſaal, ſie brauchten ſich nicht von den geſtudierten Herren unterhalten zu laſſen, ſie könnten ſich ſchon ſelber unterhalten. — Das Wirtshaus iſt ja übrigens der verfluchte Krebsſchaden, der es in der That zweifelhaft macht, ob die Sonntagsruhe nicht vielmehr zum Verderben, denn zum Segen wird. — Staat! Warum duldeſt du dieſes abſcheuliche Wirtshausleben in ſolchem Umfange? Warum verbieteſt du den Apothekern, jedem Beliebigen Gifte zu verabfolgen, wenn du die Gifthütten der Wirtshäuſer offen läſſeſt? Du forderſt die Sonntagsruhe und ihr heiliger Geiſt ſoll der Alkohol ſein? —

Die Ohrenbeichte.

Von norddeutſchen Leſern, die dem evangeliſchen Bekenntniſſe ergeben ſind, werde ich manchmal befragt, was es denn mit der katholiſchen Ohrenbeichte eigentlich für eine Bewandtnis habe? Ob ſie wirklich beſtehe, und wie ſie vor ſich gehe? Man kann ſich dort die Sache nicht recht vorſtellen. Alle ſeine Sünden einem andern, oft Stockfremden, ins Ohr zu ſagen, das kommt manchem ſo unerhört und unglaublich vor.

Mit einem katholiſchen Prieſter kann man über dieſen Gegenſtand nicht unbefangen ſprechen, der wird nur die Äußerlichkeiten angeben und das Dogmatiſche darlegen können, im übrigen muß er das Beichtgeheimnis wahren um jeden Preis, ſelbſt, wenn es ſein Leben koſten ſollte. Das iſt ja die Geſchichte des heiligen Johannes von Nepomuk. Der Böhmenkönig Wenzel war auf ſeine ſchöne Gemahlin eiferſüchtig und verlangte von ihrem Beichtvater zu wiſſen, ob ſie etwa einen andern liebe? Der Beichtvater Johannes verweigerte die Preisgebung des Beichtgeheimniſſes, weshalb ihn der König auf der Pragerbrücke in den Moldaufluß ſtürzen ließ.

Der Laie aber, der gebeichtet hat, iſt zur Wahrung des Beichtgeheimniſſes nicht verpflichtet, und ſo bin ich in der Lage, die katholiſche Ohrenbeichte, mit Umgehung des Dogmatiſchen, äußerlich und innerlich ziemlich genau beſchreiben zu können. Ich hoffe, man wird keine Profanierung des katholiſchen Sakramentes darin finden — eine ſolche liegt mir ferne. Aber eine kleine Selbſtpreisgebung wird nicht ausbleiben, liegt es doch ſchon im Tenor der Beichte: Ich bin ein armer, ſündiger Menſch!

Der gute Katholik geht jährlich drei- bis viermal, „zu allen heiligen Zeiten,“ wie er ſagt, zum Beichtſtuhle, beſonders aber vor einer Gefahr, in die er ſich zu begeben hat, oder vor einer wichtigen Unternehmung überhaupt. Die Kirche ſchreibt vor, jährlich wenigſtens einmal zu beichten, und zwar zu Oſtern. Um die Oſterzeit verabreicht der Beichtvater jedem Beichtkinde nach vollzogener Handlung den Beichtzettel, einen Schein, welcher nachher im Pfarramte vorzuweiſen iſt, der Kontrolle wegen. Der Beichtzettel enthält gewöhnlich das Bild des betreffenden Pfarrkirchenpatrons, irgend einen bibliſchen Spruch, die Worte: Zeugnis der abgelegten Oſterbeichte (und die Jahreszahl). — Unmittelbar nach der Beichte, das Sakrament der Buße genannt, empfängt man das Sakrament des Altares. Vor dem Altare, am „Speiſegitter“ wird von Prieſters Hand dem Gläubigen die Hoſtie in den Mund gereicht — das iſt die Kommunion.

Hier haben wir's nur mit dem Beichtſtuhle zu thun.

Dem Fremden werden in den katholiſchen Kirchen die zumeiſt braun angeſtrichenen Holzkäſten auffallen, die in Seitenſchiffen oder anderen Winkeln an der Wand ſtehen. Jede Kirche hat deren einen bis drei; Wallfahrtskirchen oft ein ganzes Dutzend. Dieſe Käſten ſind an der Vorderſeite mit einem niedrigen Thürchen, oben mit einem dunklen Vorhange verſehen. An beiden Seiten ſind Fenſterchen angebracht, die ein aus Spänen geflochtenes Gitter und von innen einen Schuber haben. Von außen gibt es vor jedem dieſer Fenſterchen eine Kniebank, auf die der Beichtbefliſſene hinkniet. Der Beichtende iſt vor den Augen der Menge nur zum Teile in einer Art Niſche gedeckt, während der Prieſter, der im Beichtſtuhle hinter dem Vorhange ſitzt, durch das Fenſterchen nur vom „Beichtkinde“ allein geſehen werden kann. Der Beichtvater hat über ſeinen Talar die Stola um, zum Zeichen, daß er „anſtatt Gottes“ da iſt. — Die Sünden, die er abſolviert, ſind dem Beichtenden abgenommen, als hätte er ſie nie begangen. Aber nicht jeder wird losgeſprochen. Der Dieb wird nicht losgeſprochen, bevor er das unrechte Gut erſtattet hat. Der Rachgierige wird nicht losgeſprochen, bevor er dem Feinde verziehen hat. Der Ehrabſchneider wird nicht losgeſprochen, bevor er widerrufen hat. Es geht am Beichtſtuhle aber unauffällig vor ſich, der Prieſter ſagt bloß leiſe: „Ich kann dich nicht losſprechen, du darfſt nicht zum Tiſche des Herrn gehen. Beſſere dich. Und wenn du den Schaden gut gemacht haſt, dann komme wieder.“ Damit hat der arme Sünder abzutreten. Er weiß, daß, wenn er in dieſem Zuſtand ſterben würde, die ewige Verdammnis ſein Teil wäre. Er verſucht es vielleicht bei anderen Beichtvätern und es kommt vor, daß der eine abſolviert, wo der andere die Losſprechung verweigert hat. Bleibt die Verweigerung aufrecht, dann bekehrt ſich der arme Sünder, oder er — gewöhnt ſich den Beichtſtuhl ab. Manchmal iſt es, daß der Beichtvater ſelbſt die Zurückgabe des unrechten Gutes vermittelt. So hat der Pfarrer von St. Kathrein am Hauenſtein einſt meinem Vater fünf Gulden übergeben mit der Weiſung, weiter nicht nachzuforſchen, woher das Geld komme. Es habe ihn, meinen Vater, jemand übervorteilt und derſelbe wolle es wieder gutmachen.

Die Beichte kann zu jeder Zeit, auch an jedem Orte, an Krankenbetten, im Freien bei Unglücksfällen u. ſ. w. ſtattfinden, in der Regel wird ſie nur in dieſem Kaſten, dem Beichtſtuhle, an Sonn- und Feſttagen während des Gottesdienſtes abgehört. Schallt auf dem Chore Geſang oder Inſtrumentalmuſik, ſo können Beichtkind und Beichtvater ziemlich laut miteinander ſprechen; tritt in der Kirche Stille ein, ſo dämpft ſich alsbald auch die Stimme im Beichtſtuhl zu leiſem Flüſtern, damit die Umſtehenden nichts vernehmen können. Denn es befinden ſich in allernächſter Nähe Leute, die entweder ihren Kirchenplatz dort haben oder ſich der Reihe nach anſtellen zu beiden Seiten des Beichtſtuhles, bis ſie drankommen. An der einen Seite die Männer, an der andern die Weiber, die der Prieſter abwechſlungsweiſe anhört und abfertigt. Die gewöhnliche Beichte einer Perſon dauert höchſtens fünf Minuten, ſo daß in der Stunde mehr als ein Dutzend drankommen können. In heiklen Fällen geht's freilich länger her, und da iſt es nicht zu leugnen, daß die Umſtehenden aufmerkſam werden und ihre Ohren ſpitzen, begierig, worüber denn da drin ſo lange verhandelt wird.

Und das will ich nun verraten.

Ich nehme eine meiner eigenen Beichten her, und zwar die Adventbeichte in meinem achtzehnten Lebensjahre. Das iſt zur Zeit, wo man ſchon Menſch wird, dem Himmliſchen aber noch treuherzig gegenüberſteht.

Es war ein kalter Dezembermorgen. Während in unſerer Pfarrkirche der Kaplan unter ſchallender Muſikbegleitung der Kirchenkapelle die Rorate hielt, ſaß der alte Pfarrer in ſeinem Beichtſtuhle nächſt dem mit Kerzen beleuchteten Seitenaltar, zwiſchen zwei langen Reihen Beichtbefliſſener. Als ich noch weit hinten in der Reihe ſtand, ging es mir zu langſam, wie einer um den andern fertig war und wir andern nachrückten. Als nur mehr wenige Perſonen vor mir waren, ging es mir zu ſchnell. Mir wurde warm bis in die Zehenſpitzen hinab, die doch auf dem nächtlichen Wege vom Gebirge her faſt empfindungslos geworden waren vor Froſt. Ich hielt Gewiſſenserforſchung. Die Gebote der Kirche konnte ich ziemlich aus dem Spiele laſſen, denn hierin war der Pfarrer nicht ſtrenge; hingegen war er in den zehn Geboten Gottes ſehr genau, und ſo legte ich dieſen ſchrecklichen Maßſtab an mein ſündiges Herz. Ich nahm mir vor, alles zu ſagen, was ich Böſes gethan hatte ſeit der letzten Beichte, wenn es auch etwa ſo zu machen wäre, daß die bedenklicheren Sünden recht raſch und verſchliffen hineingeſprochen würden, in der Vorausſetzung, alte Leute thäten gemeiniglich nicht mehr gut hören.

Endlich war der letzte vor mir weggetorkelt und ich kniete hin ans vergitterte Fenſterlein in der Niſche. In dieſem Augenblick, während der Pfarrer auf der anderen Seite war, fühlte ich mich wie betäubt, nicht fähig, das vorher im Kopf Geordnete nochmals zu überdenken. Es war ja der Augenblick des Antichambrierens bei dem Herrn Himmels und der Erde. Plötzlich klappte der Schuber auf, und im Halbdunkel ſah ich das weiße Haupt des Prieſters. In einen dicken Pelze war er eingemummt. In der einen Hand hielt er ein blaues Sacktuch, mit der andern machte er gegen mich das Kreuzzeichen und lehnte ſich dann mit dem Ohr ans Fenſter. Ich machte ebenfalls das Kreuzzeichen über Stirn, Mund und Bruſt, legte das Geſicht ans Gitter, ſchützte es nach der Seite hin, wo die Leute ſtanden, mit dem Hute und begann den vorgeſchriebenen Text zu ſagen: „Ich bitte Euer Hochwürden um den heiligen Segen, damit ich meine Sünden recht und vollſtändig beichten möge.“

Der Prieſter machte einen leichten Wink mit der Hand, der Segen war ja ſchon ertheilt. So fuhr ich fort: „Ich armer ſündhafter Menſch beichte und bekenne Gott dem Allmächtigen, Maria ſeiner hochwürdigen Mutter, allen lieben Heiligen und Euch Prieſter anſtatt Gottes, daß ich ſeit meiner letzten Beichte, welche zu Oſtern geſchehen iſt, oft und viel mit Gedanken, Worten und Werken geſündigt habe, inſonderheit aber gebe ich mich ſchuldig, daß ich an heiligen Sachen gezweifelt habe, daß ich oft geflucht und Leute geſchimpft habe, daß ich an Sonntagen mehreremal Karten geſpielt habe und dabei einmal ſogar gefälſchelt, daß ich Vater und Mutter nicht immer gehorſam geweſen bin; daß ich das Vieh geſchlagen habe, daß ich auch einmal gelogen habe, unkeuſch geweſen bin und fremdes Eigentum genommen habe. Ungeduldig und zornig bin ich auch geweſen und habe oft das Abendgebet verſäumt und bin oft unfleißig in der Arbeit geweſen und habe den alten Einleger Anderl ausgelacht und ihm ſogar einmal einen Stein nachgeworfen, einen großmächtigen ....“ Hierauf beſchloß ich das Bekenntnis mit dem vorgeſchriebenen Gebete: „Dieſe und alle meine anderen wiſſentlichen und unwiſſentlichen Sünden, welche ich entweder ſelbſt begangen oder wovon ich Urſache war, ſind mir herzlich leid, weil ich Gott das allerhöchſte und liebenswürdigſte Gut dadurch beleidigt habe. Ich nehme mir ernſtlich vor, nicht mehr zu ſündigen und alle Gelegenheit zur Sünde zu meiden. Ich bitte Euer Hochwürden um die prieſterliche Losſprechung und eine heilſame Buße."

Damit war mein Bekenntnis beſchloſſen. Es waren während desſelben die Trompeten recht laut geweſen und ich habe mich ſtellenweiſe nicht beſonders angeſtrengt, deutlich zu ſprechen. Auch hatte ich während dieſes Sündenbekenntniſſes ein paar neue begangen. Das mit dem Steinnachwerfen war gar nicht wahr, ich hatte damit nur anderes in den Schatten ſtellen wollen.

Nun ſchwieg ich.

Der Pfarrer ließ ſeine Hand mit dem Sacktuch ſinken, das er an den Mund gelegt gehabt hatte, wendete mir das rundliche, gutmütige Geſicht zu und fragte leiſe:

„Du haſt manchmal an heiligen Sachen gezweifelt. Wie war denn das?"

Ich antwortete: „Der heilige Johannes auf der Brücke, ob er bei einer Überſchwemmung wohl wird helfen können, habe ich gezweifelt, weil ich's geſehen hab', wie ihn der Schnitzler-Michel aus Holz gemacht hat."

„Aber Kind!" ſagte der Prieſter, „die Bildſäulen werden freilich aus Holz gemacht, ſie ſind auch nur eine Erinnerung an die lieben Heiligen Gottes, die im Himmel unſere Fürbitter ſind. Deswegen ſollſt du doch das Johannesbild ſchön verehren und vor ihm beten, wenn Waſſernot iſt.“

„Aber das iſt vom letzten Hochwaſſer fortgeſchwemmt worden“, konnte ich mich nicht enthalten, zu ſagen.

Da hob er den Atem und ſprach: „Du mußt jeden Tag fleißig beten, mein Sohn, um die Gnade des heiligen Glaubens. Wer ein hochmütiges Herz hat und mit der Weltweisheit auszukommen glaubt, der kann ſehr unglücklich werden auf der Welt; Gott verläßt ihn in der Not. Nur der Demütige erträgt das Elend und findet den Weg zur ewigen Seligkeit. Wenn dir der böſe Feind einmal einen Zweifel einflüſtert, ſo komm mir nur gleich zum Beichtſtuhl, damit das Unkraut ſich nicht einniſtet. Und höre allſonntäglich die Predigt und die heilige Meſſe, das wird dir ein Licht und eine Kraft ſein. — Nun muß ich dich,“ fuhr der alte Pfarrer fort, „auch noch fragen des fremden Eigentums wegen, das du genommen haſt!“

Die fünf Minuten mußten längſt vorüber ſein. Was die Umſtehenden denken werden! Jetzt, wenn auch noch der Diebſtahl zur Verhandlung kommt!

„Bitt' Euer Hochwürdigen um eine heilſame Losſprechung,“ flüſterte ich. „Im vorigen Herbſt habe ich halt etlichemal Rüben ausgenommen auf des Nachbars Acker und hab' ſie gegeſſen, weil der Durſt ſo iſt geweſen.“

Er nickte ein wenig. „Rüben haſt du genommen von des Nachbars Acker und gegeſſen. Es iſt das, mein Sohn, juſt kein ſehr ſchwerer Diebſtahl aber gieb acht! Wer oftmals, wenn auch nur im kleinen, fremdes Gut angreift, der wird es bald auch im Großen thun. Mit Mein und Dein kann man nicht ſtrenge genug ſein, und wenn du ein andersmal die

Rüben ſtehen laſſeſt und den Durſt Gott zulieb geduldig erträgſt, ſo ſtärkeſt du deinen Charakter und erwirbſt dir ein Verdienſt, das der liebe Gott reichlich belohnen wird. Ich bitte dich um deiner unſterblichen Seele willen, ſei in ſolchen Sachen ſtrenge mit dir!"

Ich werde wohl lebhaft mit dem Kopf genickt haben, denn ſeine gütigen Worte gingen mir tief.

Nun aber wendete der Prieſter ſein Geſicht mir noch unmittelbarer zu und hielt ſein Sacktuch an die Wange. Leiſe und eindringlich fragte er: „Wie biſt du unkeuſch geweſen?"

— Alſo doch! — die Schamhaftigkeit ſtand mit ihrer ganzen Gewalt wider mich, und auf die wiederholte Frage hauchte ich: „In Gedanken und Werken."

„Der Kranke muß den Arzt in ſeine Wunden blicken laſſen," flüſterte der alte Pfarrer, „was haſt du gedacht?"

Ich preßte mein Geſicht an das Spangitter und liſpelte: „Daß — daß ich beim Dirndl ſchlafen möcht . . ."

„Und in Werken?"

Meine Wangen waren glühheiß, in den Ohren war ein Sauſen, meine ganze Natur begann ſich zu krampfen. Und da er nicht nachließ, ſo ſagte ich: „So viel gebuſſelt hab' ich einmal beim Tanz."

„So, ſo," ſprach der Pfarrer, „und — haſt du ſonſt noch etwas zu ſagen?"

„Nein," nickte ich.

Er wurde gleichmäßiger und ſprach: „Siehſt du, mein armer junger Menſch, in welchen Gefahren du ſchon geſchwebt biſt! Du biſt auf dem Punkt geweſen, deine

Unſchuld zu verlieren und anderen die Unſchuld zu rauben. Damit wäreſt du tief in eine Todſünde geſunken, die in dieſem Leben oft mit dem größten Elende, in jenem aber gar leicht mit der ewigen Verdammnis gebüßt werden muß. Bete nur recht fleißig zum heiligen Aloiſius, daß er durch ſeine Fürbitte bei Gott dich vor dieſer abſcheulichen Sünde bewahrt. Denke, wenn die Verſuchung kommt, an die unausſprechliche Ekelhaftigkeit dieſes Laſters, denke an die Fäulnis des Leibes und der Seele, denke an den bitteren Tod, gehe, wenn die Verſuchung anklopft, ſofort an eine harte Arbeit, bete und arbeite ohne Unterlaß, wache, daß du dereinſt mit reinem Herzen in den heiligen Eheſtand treten kannſt. Verſprich mir's, Kind! Verſprich mir's, daß du demnächſt keine größeren Sünden zum Beichtſtuhl zu tragen haſt, als heute, und trachte, auch die leichteren Fehler allmählich abzulegen, damit dieſes kurze Erdenleben auch für dich zu einer Leiter in den Himmel wird, auf der deine Voreltern emporgeſtiegen ſind . . . .“

Die runzeligen Hände hatte er über das zuſammengeknollte Sacktuch geſchlungen, ſo warm und gütig hatte er's geſagt, daß ich meines unredlichen Vorhabens vergaß. Meine letzte Antwort war nämlich nicht ganz der Wahrheit gemäß geweſen, ſo wollte ich den Schaden kurz auch noch bei dieſer Beichte decken und mein Bekenntnis: Ich habe gezweifelt, ich habe geflucht, ich habe gelogen, raſch wiederholen. Ich that es nicht. In Zerknirſchung darüber, daß ich viel verderbter war, als der gute Prieſter dachte, bin ich dagekniet und habe gewartet, wie er jetzt, die flachen Hände vor dem Mund gefaltet, das lateiniſche Sühngebet ſprach. Sieben andächtige Vaterunſer und Avemaria zu beten gab er mir als Buße auf, dann machte er über mich das Kreuzzeichen und ich war — abſolviert.

Als ich nachher vom Beichtſtuhle hinwegtrat, um dem ſicherlich ſchon ungeduldig gewordenen Hintermanne platzzumachen, ſoll mein rotes Geſicht in Quadrateln eingeteilt geweſen ſein, ſo feſt hatte ſich das Beichtſtuhlgitter in die Haut gedrückt. Aber auch der Eindruck, den meine arme Seele von dieſer Beichte mit ſich getragen, war ein weſentlicher. Drei Wochen lang habe ich mich ſehr bemüht, den guten Lehren des Beichtvaters nachzuleben — ſpäter iſt aber die Geſchichte wieder in Vergeſſenheit geraten.

Nun, das wäre ein Bild, wie die Ohrenbeichte in unſerem Alpenvolk gepflogen wird. Sie dürfte auch in anderen Ländern wenig abweichen. Vorſchrift iſt wohl dieſelbe, Sünder ſind ſich überall ähnlich, aber — Beichtväter ſind verſchieden.

In der vornehmen Welt hat übrigens die Ohrenbeichte andere Formen. Da giebt es kaum den Beichtſtuhl; der Beichtvater und das Beichtkind, vielleicht gar ein Fürſt oder eine Königin, ſetzen ſich gemütlich zuſammen und beraten über den Seelenzuſtand, dehnen ihre Beratungen bisweilen wohl auch auf andere Gebiete aus, auf andere Seelen, und die auferlegte Buße trägt ſchließlich nicht immer der Sünder ſelbſt.

Da kehre ich doch lieber zurück zur Beichte des Volkes, die — denn Menſchen und Verhältniſſe ſind zu verſchieden — wohl auch ihre grauenhaften Schattenſeiten haben mag, in den meiſten Fällen aber von wohlthätiger Wirkung iſt. Es giebt arme, verlaſſene Menſchen, die niemanden haben in der weiten Welt, dem ſie ihr Herzensanliegen, ihr Seelenelend mitteilen könnten. Der Beichtſtuhl ſteht ihnen offen, und oft ſitzt nebſt Gott doch auch ein Menſch drinnen, ein mitleidiger Menſch, der das bekümmerte Weſen teilnehmend anhört und mit liebreichem Troſte aufzurichten ſucht.

Die Beichte der Schwerkranken und Sterbenden iſt wieder viel anders, ſie hat's auch nicht mehr auf Beſſerung abgeſehen, nur auf Troſt allein. Von einem gewöhnlichen Sündenbekenntnis kann da zumeiſt keine Rede mehr ſein. Der Prieſter frägt den Kranken einfach ob er ſeine Sünden bereue. Der Kranke giebt ein bejahendes Zeichen und erhält die Abſolution.

Endlich noch ein Blick auf die Generalbeichte. Dieſe erſtreckt ſich auf die Sünden des ganzen Lebens und giebt einen einheitlichen Blick auf die Grundfehler und Laſter einer Perſon. Sie wird zumeiſt nur im beſchaulichen Alter, im Pfarrhofe oder auf dem Siechenbette abgelegt, oder doch auch ſonſt, wenn einmal einer mit Ernſt ſeinen Lebenswandel ändern will. Iſt der Beichtvater ein guter Pädagog, ſo kann eine ſolche Generalbeichte ſehr heilſam werden. In der Waldheimat lebte ein Bauersmann, den die Leute überaus gern hatten. Er ſtand jedem zu Dienſten, war unermüdlich wohlthätig, ließ keinen Bittenden unerhört von ſeiner Thüre gehen. Als auf ſolche Art ſein Gut aufgezehrt war, wendete ſich das Blatt. Die Leute, die ihn ſonſt aufgeſucht, wichen ihm aus, weil ſie fürchteten, er könnte ihre Hilfe beanſpruchen wollen. Er war ganz verarmt und verzagt und dachte ans Sterben. Nun legte er eine Generalbeichte ab und forſchte mit ſeinem Beichtvater darüber nach, wo denn die Urſache ſeines Unglückes ſtecke, da er doch ſo chriſtlich gegen die Mitmenſchen geweſen war und Anſpruch auf Segen, anſtatt auf Armut zu haben glaubte. Und bei dieſer gründlichen Lebensdurchſicht ſtellte es ſich heraus, daß es nicht Güte und Barmherzigkeit war, was ihn einſt ſo wohlthätig handeln ließ, daß er vielmehr nur aus Bequemlichkeit und Schwäche niemandem was abſchlagen konnte. „Menſch“, ſoll der Beichtvater zu ihm geſagt haben! „wiſſe, was dich zu Grunde gerichtet hat! Deine thörichte Läſſigkeit. Jetzt biſt du vierzig Jahre alt und ſtehen dir zwei Wege offen. Entweder als armer, verachteter Knecht und Einleger abzuleben, oder ſtark zu werder, fleißig für dich und die Deinigen zu arbeiten und das alſo Erwirtſchaftete nicht zu verthun. Den leichtfertigen Bettlern mußt du verſagen können, um nicht ſelbſt ein ſolcher zu werden. Den Nächſten mehr zu geben als dir ſelbſt, das verlangt der Heiland nicht. Und ein Schwächling zu ſein, der alles an die Faulenzer vertrödelt, das mag er nicht. Niemandem was verſagen können, das hat nur ein Taugenichts, mein Lieber, er kann ſicher auch ſonſt nichts. Wie du einer biſt, du thuſt für die Allgemeinheit das Beſte, wenn du mit deiner Familie nicht betteln mußt, ſondern allein ſtehſt. Willſt du das? Willſt du es in allem Ernſte, dann kannſt du es. Wenn du alſo bereueſt, bisher ſo weich und dumm geweſen zu ſein, wenn du den ernſtlichen Vorſatz faſſeſt, deine Sach' nicht mehr dem Erſtbeſten hinzuwerfen, ſondern wohlthätig zu ſein für dich, dein Weib und Kind, ſo erteile ich dir hiermit die Abſolution.“

So zu ſprechen wird ein Beichtvater ſelten in die Lage kommen, aber es war das Richtige. Der Mann hat's eingeſehen, hat ſich geändert, und wenn er in ſeinem ſechzigſten Jahre wieder wohlthätig ſein konnte, ſo geſchah es nicht aus Läſſigkeit und Schwäche, ſondern aus Barmherzigkeit. Und von dieſer Eigenſchaft hat ihn der Beichtvater nicht wieder zu heilen geſucht. — Und da haben die Leute geſagt: Den hat er zurecht gebracht, unſer Pfarrer.

Aus vorſtehenden Darſtellungen wird auch der Nichtkatholik erſehen, daß die Grundabſicht der Ohrenbeichte eine gute iſt. Soll ſie aber ſtets heilſam wirken, ſo gehören zwei Hauptbedingungen dazu: der richtige Beichtvater und das richtige Beichtkind.

Kirchenmuſik auf dem Dorfe.

Vor einiger Zeit habe ich auf einem Sommerausflug durch die weſtliche Steiermark in einer Dorfkirche dem Sonntagsgottesdienſte beigewohnt. In großen geräuſchvollen Stadtkirchen iſt der liebe Gott für mich lange nicht allemal zu ſprechen, wenn ich mich anmelde. Aber in den friedlichen Dorfkirchen, inmitten gläubiger Beter und bei herzberückenden Geſängen ſteigt der Herr bisweilen auch zu mir herab. Diesmal war es anders. Es mag ja ſein, daß auch meine Seele nicht vorbereitet geweſen. Die Kirche war es entſchieden nicht. In den Winkeln des modernden Holzbodens lag Kehricht. Die Altäre und Bilder waren belegt von dem grauen Reiſe des Staubes, der in die Naſe ſtieg anſtatt des Weihrauchs. An den Kerzenleuchtern waren verblaßte und verknitterte Papierblumen nachläſſig gebunden, die Kerzen ſtanden ſchief. Das unordentlich hingebreitete Altartuch hatte Wachsflecken und Kruſten. Die Vorhänge der ſchönen gothiſchen Fenſter waren teils durchlöchert und ganz ſchief gerollt, ſo daß ſie ſeitlings die Mauer bedeckten und durchs Fenſter die grelle Sonne hereinließen, welche die ſtimmungsvolle Dämmerung faſt brutal unterbrach.

Der Traghimmel ſtand ſchiefeckig ſo vor dem Altare, daß einem großen Teil der Leute in den Bänken die Ausſicht auf den Tabernakel gänzlich verdeckt war. Von einer der zahlreichen aber ſchlecht geſtellten Fahnen hing ein abgeriſſener Fetzen in das Taufbecken hinein, daß er naß war. Kurz, es war eine ſchlampige Wirtſchaft. Ob dafür der Pfarrer oder der Meßner verantwortlich ſein will? Die Gemeinde iſt arm, keine Ausrede. So ſollte man wenigſtens den Schmuck der Armut anbringen: Reinlichkeit und Ordnung. — Bei der Predigt hatte der Pfarrer ſogar geſprochen von dem Segen der Reinlichkeit und Ordnung, aber in ſo allgemeiner Weiſe, daß der Meßner, welcher während der Predigt mit dem roſtigen Weihrauchfaß umthat, gewiß der letzte war, der ſich getroffen fand. Deutlicher mag der Pfarrer vielleicht nicht gerne werden, denn der Meßner iſt ein protziger Patron und wäre imſtande, ſein wenig erträgliches Amt dem Pfarrer an den Kopf zu werfen.

Was der Meßner ſchlecht macht, das trachtet der Regenschori wieder gut zu machen. Das iſt der Schullehrer mit muſikaliſcher Belaſtung. Denn der auf Ausübung lauernde muſikaliſche Sinn iſt eine Belaſtung, gemeingefährlich, wenn die Mittel fehlen. Er vergreift ſich zu den unerhörteſten Medien, um ſeinem Bedürfniſſe Genüge zu thun.

Es war ja rührend, wie gut es in jener Dorfkirche der Regenschori meinte mit einer Meſſe von Haydn .Das iſt klaſſiſche Muſik, wie die Domkirchen keine beſſere haben am Oſterſonntag. Aber du mein Gott, wie kam dieſe Meſſe auf dem Dorfchor zum Ausdruck! Die Kapelle beſtand aus der Orgel, zwei ſchrillen Blechinſtrumenten, einer winſelnden Klarinette, einer polternden Pauke und einer Geige, die mir Höllenpein in die Nerven quixte. Ein dickhalſiger Bauernbub und eine ältliche Primadonna aus dem Kuhſtall ſangen den lateiniſchen Text. — Es war ſchrecklich. Der liebe Gott wird ihnen ja allen mit einander verziehen haben, er muß ſie ja ſchon gewohnt ſein, dieſe guten Menſchen und ſchlechten Muſikanten. Aber ich Armer mit meinen irdiſchen Ohren! — Dennoch habe ich tapfer ausgehalten bis zum Schluſſe, beſtrebt, durch milde Einſprache die Heiligen dahin aufzuklären, daß dieſe Katzenmuſik eigentlich als das ſchönſte, erhabenſte Kunſtwerk gemeint iſt. Es waren ja wahrſcheinlich auch die Andächtigen davon erbaut, denn keiner der Kirchenbeſucher gab ein Schmerzgefühl zu erkennen, nur ein altes Männlein in ſeiner Bank verzog bei den ſchrillſten Stößen der Trompete und bei dem grellſten Aufkreiſchen der Geige ein wenig ſein runzeliges Geſicht. — Als endlich die inſtrumentale Herrlichkeit der Feſtmeſſe aus war und nur die Orgel noch in weicheren Tönen klang, war mir das wie Öl auf die Wunden. Aber zum Schluß, als beim „Heilig, heilig, heilig" des letzten Segens niemand etwas Schlimmes mehr erwartet hätte, kam ein lateiniſch-muſikaliſches Tantum ergo, das an grauſamer Gewalt alles Frühere übertraf. Das waren reine Keulenſchläge und Meſſerſtiche auf das Trommelfell! Ich bin leider nicht muſikaliſch genug, um durch techniſche Ausdrücke das Unmuſikaliſche dieſes Tantum ergo's recht zu bezeichnen, aber ungeheuerlich war das Ding, darauf kann ich ruhig ſchwören. Wäre es nicht in der Kirche geweſen, bei dem feierlichen Anlaſſe, ich würde kaum auf die Idee gekommen ſein, daß es Muſik überhaupt hätte ſein ſollen.

Ein Schwalbenpaar, das in einem Seitenſchiffe, alſo ziemlich weit von der Kataſtrophe ſein Neſt bewohnt hatte, flatterte jetzt plötzlich auf und ſchoß in Angſt und Verwirrung an den Wänden hin und her, bis die eine durch eine zerbrochene Fenſterſcheibe ſich ins Freie rettete, während die andere aus Verzweiflung ſich hinter ein Bild in die Spinnenweben ſtürzte. Und dieſe unſchuldigen Tierlein haben noch nicht einmal alles aufgefaßt. Wie von den Naturkindern der lateiniſche Text gebracht und ausgeſprochen wurde, davon will ich gar nicht reden. Es war barbariſch. — Nach dem Gottesdienſte trat auf dem Kirchplatz der Regenschori zu mir und ſeine ziemlich ſelbſtbewußte Haltung ließ vermuten, daß er auf ein Lob wartete. Ich mache meinen Mitmenſchen gerne harmloſe Freuden, aber diesmal hätte es ſich rein um einen Hochverrat der an kirchlichen Kunſt gehandelt. Da alſo nichts kam, ſo ſagte er: „Was man halt ſo zuſammenbringt auf dem Dorfe. Mühe und Arbeit koſtet's genug, bis man's ſo weit bringt.“ — Mühe und Arbeit koſtet's auch noch! — Und dieſelbe Mühe und Arbeit nicht nur bei dieſer einen Kirchenkapelle, dieſelbe Mühe und Arbeit und ein Meer von gutem Willen in vielen anderen Dorfkirchen — mit dem gleichen Erfolg.

Aber man hört nichts. Niemand beklagt ſich und es giebt doch gewiß genug muſikaliſch empfindende Menſchen auch auf dem Lande. Sollte denn am Ende ich der einzige Unglückliche ſein, deſſen Geſchmack ſo gottverlaſſen iſt, daß er Schönheit als Häßlichkeit fühlt? Aber ich kann mir nicht helfen. Meine hausbackene Vernunft und meine nach mildem Wohlklang dürſtenden Ohren werden zu oft gequält da draußen, als daß ich's noch länger bei mir behalten könnte. Um es einfach zu ſagen: Nach meiner Überzeugung und Empfindung ſind große komplizierte Muſikſtücke und vollends lateiniſcher Muſiktext in den Dorfkirchen ein Unding.

In früheren Zeiten hat man es ſo ſtrenge nicht genommen, hat man in deutſchen Dorfkirchen ſtets deutſch geſungen und Sachen geſpielt, die den vorhandenen Leuten und Kräften angemeſſen waren. Auf einmal kam in unſerem Land eine ſtrenge Verordnung heraus, daß beim liturgiſchen Gottesdienſte lateiniſch geſungen werden müſſe, auch bei den Bauern, Hirten und Holzknechten!! —

Für unſere Dorfkirchen iſt Orgel und Volksgeſang die richtige Muſik, dieſe müßte ausgebildet werden, in dieſer leiſtet das Dorf das Seine, und in keiner anderen! Das ſangesluſtige Volk, beſonders im Gebirge, verfügt, wie man weiß, über gute Stimmen, aus denen ſich etwas machen läßt. Und vor allem handelt es ſich darum, in der Kirche das erbärmlich verlorene Feld für den deutſchen Geſang beim Hochgottesdienſt wieder zu erobern.

Unſere Kirchen gehören nicht dem katholiſchen Klerus allein, ſie gehören auch dem Staate, der deutſchen Gemeinde, dem Volke. Sie ſind ein Erbſtück unſerer Vorfahren, ſie dienten ſeit jeher nicht bloß dem Bekenntniſſe, ſie waren die geweihten Stätten der Geſittung, des Gemeinſinnes, der Pietät und der Kunſt.

Das Gebet im Landvolke.

Die Macht des Gebetes! Eine Weltmacht, mit der man viel zu wenig rechnet. Und ſie kann doch nicht geleugnet werden und wird auch nicht geleugnet, nicht einmal von den Freigeiſtern. Denn dieſe wiſſen von der Wirkung der Autoſuggeſtion. Was ſich ein Menſch beſtändig denkt, beſtändig vorſagt, ſich beſtändig wünſcht, dem ſtrebt er zu, bis er es erreicht. Einer, der immer betet: Herrgott, gieb mir Reichtümer! wird ſtets nach Reichtümern trachten, und je inniger ſein Gebet iſt, umſo energiſcher wird auch ſein Streben nach Reichtum ſein, bis er ihn thatſächlich erlangt. Das Gebet iſt erfüllt, diesmal ſogar ohne Gott. — Oder wenn einer inbrünſtig bittet: Herrgott, ich bin ein armer Sünder! Laſſe mich beſſer werden, mitleidiger mit den Armen, gerechter mit den Brüdern, verleihe mir die Gnade, daß ich vollkommener werde, hilf mir dazu, ich bitte dich, mein Gott! Wenn einer immer wieder ſo betet mit aller Andacht und Sehnſucht, ſo iſt es ja gar nicht anders möglich, als daß er auch in Leben und That das treue Bemühen hat, ſich zu veredeln. Das Gebet geht in Erfüllung. —

Soweit muß es ſelbſt der Ungläubige zugeben. Aber dann muß er auch zugeben, daß der Betende an den glaubt, zu dem er betet, und daß er an die Erfüllung deſſen glaubt, was er wünſcht. Je größer ſeine Andacht, umſo ſtärker wird die Zuverſicht, die Kraft, das zu Erbittende auch anzuſtreben. So wird das Gebet zu einer wirkſamen Autoſuggeſtion, die niemand gering achten ſoll. Und alſo kann das Gebet in regelmäßigen Übungen bei einzelnen wie in der Gemeinſamkeit auch ein ſehr weſentliches Agitationsmittel werden, denn es konzentriert die Seelen nach einer beſtimmten Richtung hin.

Bis hierher alſo mag ſelbſt der Atheiſt die Kraft und den Einfluß des Gebetes bekennen.

Der Chriſt faßt dieſe Sache freilich in einem weit höheren Sinne auf. Das Gebet iſt eine Erhebung des Geiſtes und Herzens zu Gott, eine vertrauende Hingabe an ihn, ein demütiges Ablaſten des Anliegens in ſeine Hand. Der Ungläubige hat keine Ahnung von der Seligkeit eines frommen Beters, der ſich einig hält mit ſeinem lieben Gott. Der chriſtlich Betende verlangt gar nichts weiter in ſeinem Gebet, er giebt ſich nur in den Willen Gottes und fühlt ſich geborgen und gerettet. Und er iſt wahrhaft erhört, geborgen und gerettet — in Gott!

In dieſem Sinne der Vervollkommnung und der Ergebung hat Jeſus das Gebet aufgefaßt. Darf ich es ſagen, wie er uns riet, zu beten? Ihr wiſſet es wohl doch alle? Oder nicht? Nach Matthäus VI, 9—13, ſprach er: Alſo ſollet ihr beten: „Unſer Vater in dem Himmel. Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel. Unſer tägliches Brot gieb uns heute. Und vergieb uns unſere Sünden, wie wir unſeren Beleidigern vergeben. Führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von allem Böſen. Denn dein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.“

Das Vaterunſer der katholiſchen Kirche weicht von dieſem Wortlaute etwas ab, der Sinn jedoch iſt derſelbe. Dieſe kleine Wortlautänderung iſt durchaus nicht etwa das, was in vielen katholiſchen Gegenden das Vaterunſer entwertet. Entwertet aber wird es doch. Bevor ich den Vorwurf begründe, ſei hingewieſen auf die göttliche Gewalt, die in dieſem Gebete liegt, wenn es mit Andacht und Innigkeit geſprochen wird. Alle Laſt, alle Angſt und Not des Menſchen iſt niedergelegt in den wenigen Worten, alle Hoffnung, alle Seligkeit durchglüht wie ein ewiges Himmelsfeuer die ſieben Bitten. Alle Demut des Menſchen, alle Güte und Macht Gottes iſt in ihnen enthalten. Geheimnisvolle Weihe ſenkt ſich aufs Herz, wenn es anhebt: Vater unſer, der du biſt in dem Himmel! — In ſchlichter Würde des Betenden tönen die Worte wie Muſik. In Glück und Freude ein Dankopfer, in Not und Sterben ein überirdiſcher Troſt. In den bedeutſamſten, heiligſten Augenblicken des Menſchenlebens wird das Vaterunſer gebetet. Es iſt der Zauberſpruch, deſſen wir in den Stunden der Gefahr und des Schreckens uns erinnern, es iſt der Jeſuſegen, den der Gerechte bangend und der Sünder hoffend ſpricht.

Wir hören das Gebet jeden Tag. Verſuche man einmal, in ſeine Tiefen zu dringen, es zu erfaſſen, mit Entzücken wird man ſein Menſchentum, mit heiligem Schauer ſeine Göttlichkeit empfinden.

Was vernehme ich aber?

Zur Mahlzeitsſtunde an einem älpleriſchen Bauernhauſe vorübergehend, ſtehen wir ſtill und horchen. Ein Weſpenſchwarm? Was iſt dieſes gleichmäßige, einſchläfernde Summen da drinnen? — Das Geſinde ſteht oder ſitzt um den Tiſch herum und in lallendem, verſchliſſenem Tone, mechaniſch und träge bringt es in einem gewiſſen Takte gemeinſam die folgenden Laute hervor: „Va druns erd bis niml gal werd nam gums reich willn gſchee niml als auf ern; gims heit ſte brot gims um ſchul alſa mir vagem ſchul gern firs nit verſu les uns al nibl am."

Iſt es das einemal herabgeratſcht, macht man's das zweitemal, das drittemal — fünfmal, ſiebenmal oder öfter, bis plötzlich jedes der Leute mit dem Daumen ein Zickzack über das Geſicht macht: „Nomen gotts Voder und s Sun und s heilin Geiſt am."

Der Fremde, der das ſieht und hört, ſtaunt über eine Sitte, von der er doch nie etwas gehört zu haben glaubt. Soll das ein Geſang ſein? Oder iſt es ein Spiel? Ein Scherz? — Mein Lieber, das iſt kein Spiel, kein Scherz. Das iſt das Vaterunſer!

Unſere Bauern ſollen zwar nach neuen Kirchenverordnungen auf dem Kirchenchor lateiniſch ſingen, die hochdeutſche Sprache allerdings können ſie nicht. Verlangt's auch niemand von ihnen, und mögen ſie immerhin auch das Gebet des Herrn in ſteiriſcher, kärntniſcher oder tiroliſcher Mundart ſprechen

Das aber, wie ſie das Vaterunſer beten, iſt nicht ihre einfache, wohlverſtändliche Mundart, iſt vielmehr ein durch unzählige gedankenloſe Wiederholungen unſagbar verdorbener

Jargon, den keiner verſteht, er mag mit der Volksmundart noch ſo vertraut ſein. Mit großer Mühe muß man ſich's zuſammenreimen, wie dieſe Laute mit dem eigentlichen Texte noch in Verbindung ſtehen ſollen.

Die katholiſche Kirche hat dem Vaterunſer das Ave Maria beigeſellt. Vielleicht iſt man begierig, zu erfahren, wie das als Lippengebet zugerichtet worden iſt. Man kann es ja täglich hören rings um uns, in den Häuſern, in den Kapellen, auf den Straßen. Möge der Leſer es einmal wahrnehmen, wie die Leute, beſonders in Bauernhäuſern gewiſſer Gegenden, das „Ave Maria“ beten. Es iſt noch ſchlimmer als das Vaterunſer.

„Gegra ſeiſti mari vul da gnodn der is mit dir bis gwendeit and den weir and gwendeit is die Frut deis leips eſſas. Heili mali muara Gotes bit Franz ameſſinda itzt and intaſtand zas am ſtam z am.“

Das iſt das „Ave Maria“. Ich zittere davor, wegen der einfachen Wiedergabe der Blasphemie geziehen zu werden. Und die da hinten treiben es täglich hundertmal und nennen es — beten!

Wir Einheimiſche wiſſen ja, wie es gemeint iſt, ſind es gewohnt, fällt uns gar nicht mehr auf. Aber bis in die Seele hinein habe ich mich oft geſchämt, wenn Fremde derlei hörten, zuerſt auf das tiefſte frappiert waren vnd ſchließlich ihre Heiterkeit nicht mehr zu bezähmen wußten. Wieviel Geſpötte iſt ſchon getrieben worden über das „Beten“! Und es iſt wahrlich ſchwer, ſich zurückzuhalten, nur Zorn oder Trauer kann die Ironie unterdrücken.

Wenn einen ſolchen Betenden nur Gott verſtände, ſo wäre das immerhin genug. Aber Gott verſteht ihn auch nicht, weil zumeiſt nicht ein Fünkchen Andacht in dieſem Geſurre liegt. Nicht die mindeſte Andacht, man ſieht es den Leuten leicht an. Der eine ſtarrt ſtupid vor ſich hin, der andere ſchaut begehrend auf die volle, oder mißmutig auf die leere Schüſſel, der dritte denkt an dies und das, der vierte napft ſchläfrig drein, andere necken einander, und ſo fort.

Nun höre ich einen Einwand. Iſt es denn ſchöner, wenn die Leute ohne Kreuz und Gebet zur Schüſſel gehen, wie die Sau zum Trog? — Nach meiner Meinung iſt es beinahe ſchöner, als durch ein pietätloſes Herunterſchnurren das Vaterunſer zu entweihen. Am ſchönſten wäre es freilich, wenn der Menſch vor und nach der Mahlzeit ohne viel äußere Zeichen ſein Herz dankbar zum ewigen Nährvater erhöbe und dann auch derer gedächte, denen kein Tiſch gedeckt iſt.

Was da gerügt wird, ich weiß es auch an mir ſelber. Wohl viele tauſendmal habe ich in meiner Jugend mit den Hausgenoſſen das Vaterunſer ähnlich herabgeleiert, ohne auch nur einen Schatten von Andacht zu ſpüren. Aber es hieß „beten,“ „tiſchbeten,“ „roſenkranzbeten,“ „pſalterbeten“. An Sonn- und Feiertagen, an Feierabenden wird zu Hauſe wie in der Kirche, oder auf Wallfahrten, bei Prozeſſionen, Leichenbegängniſſen das oben angedeutete Geſurre fünfzig-, hundert-, ja tauſendmal wiederholt, ohne Bedarf, ohne Stimmung, ohne auch nur flüchtig einmal an den Sinn der Formel zu denken. — Und das nennen ſie beten. Denn ſie glauben, Hauptſache beim Gebet ſeien die Wörter, und etwa daß man dabei das Haupt entblößt und die Finger aneinanderklammert. — Und wie ſie hier zu beten glauben und doch nicht beten, ſo beten ſie ein anderesmal, ohne es zu wiſſen.

Wenn der Bauer ſeine ſchwere Arbeit Gott zuliebe thut, der es einmal eingerichtet hat, daß der Menſch auf Erden in Mühſal ſei — ſo iſt das ein wirkliches Gebet — er weiß es nur nicht. Wenn das alte Mütterlein ihren Kummer in Demut dem lieben Gott aufopfert, wenn ſie denkt, heute möchte ſie einem Armen gerne einen Biſſen Brot reichen, weil ſie der Herr mit einem ganzen Laib geſegnet habe, ſo iſt das ein heiliges Gebet — und ſie weiß es ſelber nicht, daß ſie betet. Ja, man kann ſogar während dem Ableiern des „Pſalters“ beten. Denn das kommt oft vor, daß man während des Herſagens der Formeln fromme Gedanken hat; nur ſind dieſe Gedanken ganz andere, als die in der Formel enthaltenen. Die Zunge lallt, die Lippen plappern, und die Seele hat doch ihre beſondere Weiſe, bei dem gewohnten Geſumme ſich zu Gott zu erheben. Es kann alſo das Lippengebet wohl ein gewiſſer äußerer Anlaß ſein zum Gebete, Gebet ſelbſt aber iſt es in den allerſeltenſten Fällen. Die Gedanken und die Wörter haben nichts miteinander zu thun. Das Vaterunſer in ſeiner Verballhornung iſt als ſolches unfruchtbar geworden, und in dieſem Verderb kann *neben* ihm etwas wachſen, *aus* ihm wächſt nichts.

So iſt bei unſerem Landvolke das beſchaffen, was man „beten“ nennt. Jeder, der die Leute von innen heraus kennt, wird mir beiſtimmen, *muß* mir beiſtimmen, weil es nicht anders iſt.

Unſer gutes Land iſt ja doch ſchon ſeit Jahrhunderten geſegnet mit Schule, mit Religionsunterricht. Und die

Leute können noch immer nicht beten. Selbſt in der Kirche haben ſie kein gutes Beiſpiel. Der Meßner iſt durch die Art, wie er vorbetet, manchen Leuten zur komiſchen Perſon geworden. Bei den Geiſtlichen ſelbſt findet man wohl zumeiſt eine deutliche Ausſprache im Beten, aber leider auch jenes mechaniſche, ſeelenloſe Herableiern, das zu dem würdigen Vaterunſerbeten der Evangeliſchen in einem unangenehmen Gegenſatze ſteht. Man könnte faſt glauben, es ſei eine prinzipielle Norm aufgeſtellt, bei kirchlichen Gebeten jeden warmen, innigen Ton zu vermeiden, vielleicht um den verſchiedenartigſten Naturen nicht freien Spielraum zu laſſen, um auch in dieſer Sache die allgemeine Gleichheit zu wahren und etwa, um anzudeuten, daß das Verhältnis des Betenden zu Gott nicht ſo ſehr ſinnlich und leidenſchaftlich, als vielmehr rein theoretiſch ſein ſolle. Anders weiß man ſich's nicht zu erklären, daß auch unſere Prieſter die Gebete ſo mechaniſch und kalt hinratſchen.

Zu den üblichen Gebeten gehören auch die Litaneien von der Mutter Gottes (lauretaniſche Litanei), von den Heiligen und von dem Namen Jeſu. Da kann man bemerken, daß beſonders in den Kirchen die Jeſu-Litanei weitaus ſeltener gebetet wird, als die Marien-Litanei und die Heiligenlitanei. Aber auch bei dieſem Gebete tritt in der völlig mechaniſchen Ausſprache die Gedanken- und Andachtsloſigkeit zu Tage. So wird das „Erbarme dich unſer!“ durch das unzählige Ausſprechen nicht etwa zum mundartlichen „daborm dih über uns!“ ſondern zum unverſtändlichen „Bama di ans!“ Anſtatt „Bitte für uns!“ hört man „Bid Franz!“ Und ähnlich geht's durch das Ganze.

Mit größerer Herzensandacht als den vorgeſchriebenen

Gebeten obliegt das Volk oft noch den ſelbſtgewählten Gebeten, als da ſind: der „Tobiasſegen“, „der Wetterſegen“, „der Fieberſegen“, „der Haus- und Viehſegen“, die alten „Wundergebetter“, Beſchwörungsſprüche u. ſ. w. Zu ſolchen Erzeugniſſen, wie ſie auf Jahrmärkten zu bekommen ſind, iſt vielfach ein größeres Vertrauen vorhanden, als etwa zum Gebete des Herrn, das viele, trotzdem ſie es täglich mehrere Dutzendmale leiern, einfach nicht kennen. Einem alten, kranken Bauern hat jemand einmal das Vaterunſer ganz langſam und feierlich mit aller Innigkeit vorgeſprochen. Der alte Mann ſtutzte, wollte dann mitbeten, begann aber plötzlich zu weinen vor Rührung. Faſt war's, als hätte er es das erſtemal im Leben gehört, er hatte ſein tägliches Lippengebet nicht wieder erkannt.

Ein altes, beſcheiden beſchenktes Weib verſprach, ſieben Vaterunſer zu beten. Ich erklärte ihr, ſchon mit einem einzigen zufrieden zu ſein, aber es müßte das echte ſein, das bei Matthäus VI ſteht. Das ſoll ſich die Alte nachher haben hervorſuchen laſſen und ſich gewundert haben darüber, wie ſchön es iſt.

Wozu das Gebet ſonſt vielfach mißbraucht wird, es ſollte lieber nicht daran erinnert ſein. Nur als Kurioſum ein paar Beiſpiele. Eine alte Magd kannte ich, die abends im Bette für „die armen Seelen im Fegefeuer“ betete, damit ſie leichter einſchlafen könne. Ein abergläubiſcher Holzknecht betete, um Geſpenſter zu beſchwören, die er überall wahrzunehmen glaubte. Ein alter Hirte betete den Rindern die „angehexten“ Krankheiten ab. Ein Schuſter betete, daß ſein Dorfkonkurrent des jähen Todes ſterben möchte. Ein Pferdedieb gelobte drei Pſalter zu beten und der Mutter Gottes zu Marriazell eine große Kerze zu opfern, wenn der nächſte Diebſtahl gelinge. — Derlei iſt freilich nicht Alltäglichkeit, geſchieht aber doch und zwar aus dem Mißverſtehen des chriſtlichen Gebetes, aus einer ſchauerlich irregegangenen Religioſität.

Und ſo wäre wohl eine große, aber peinliche Studie zu ſchreiben über das Gebet im Volke. Man fragt ſich verwundert, weshalb bei ſolchen Zuſtänden die Kirche auf das viele Beten und endloſe Wiederholen der Gebete ſo großes Gewicht legt. Wenn die Gegner ſagen, man wolle durch dieſes Mittel die Leute in der Gedankenloſigkeit erhalten, ſo erinnere ich die Erfahrenen daran, wie erſtaunlich viel und profan ſich während ſolcher Lippengebete denken läßt. —

Daß aber ſelbſt im unvollkommenſten Gebete eine gewiſſe Herzensbefriedigung, alſo doch eine Art von Erfolg liegen kann, das will ich gar nicht leugnen. Ja, ſchließlich hat ſo ein Menſch nach ſtundenlangem Gebete, und wäre ſein Herz dabei auch ganz und gar unbeteiligt geblieben, die angenehme Überzeugung, eine gottgefällige Handlung vollführt zu haben. Und wer kann wiſſen, ob nicht am Ende auch Gott „ja“ dazu ſagt? Den Erfolg eines unabläſſigen Bittens hat er (bei Lukas XI, 5—8) ſelbſt angedeutet und freilich gerade dort in einem Anflug von Humor beigeſetzt: Erhöre man den beſtändig Bittenden ſchon nicht aus Neigung, ſo doch wenigſtens, um ſeines läſtigen Drängens los zu werden.

Wäre ich ein Landpfarrer geworden, da thäte ich mir die jungen Leute hernehmen. „Kinder,“ wollte ich ſagen, „beten kann man auch im Gedanken. Jeder gute Gedanke an den lieben Gott, an den hilfebedürftigen Nächſten, jedes Wünſchen, beſſer zu werden, Gott und ſeinen Auserwählten näher zu kommen, iſt ein Gebet. Wer aber auch laut beten will, mit Worten, für den hat der Heiland alles, was wir beten ſollen, in wenigen Sätzen zuſammengetragen. Aber dieſes Gebet des Herrn iſt viel zu gut dazu, als daß ihr es alleweil nur ſo gedankenlos herabratſchet; das müſſet ihr nur in beſonders feierlichen Stunden, und wenn euch recht ums Herz iſt, beten, mit derſelben Andacht, als ob ihr vor dem Altare knien und den Leib des Herrn empfangen thätet. Denn ſo wie euch der Prieſter die heilige Hoſtie auf die Zunge legt, ſo hat der Heiland ſelbſt euch ſein Gebet auf die Zunge gelegt.“ — Und dann müßten ſie mir einmal das Vaterunſerbeten lernen . . . .

Übrigens wird das wohl nicht auf mich allein ankommen. Ich glaube, daß es ſehr viele Prieſter in ihren Gemeinden mit ihrer Jugend ſo halten werden. In den meiſten Leuten iſt halt eine Bockbeinigkeit vorhanden, und eine Gleichgiltigkeit für religiöſes Herzensleben, die aller Bemühung ſpottet. Es geht wohl nicht an, für ſolche Charaktereigenſchaften die Geiſtlichkeit allein verantwortlich zu machen; aber wenn da jemand beſſern kann, ſo iſt es allerdings zuerſt der Prieſter. Dann kommt die Schule. Je gebildeter ein Menſch iſt, je feinfühliger wird er für geiſtige, ſittliche und religiöſe Dinge. Und endlich kommen wohl auch Volksſchriftſteller daran mit der Aufgabe, die Schäden aufzuzeigen und Reformen anzuregen, wie ich es eben in guter Meinung hier gethan habe.

Religionsfrevel im Landvolke.

Man braucht wohl nicht erſt daran zu erinnern, daß die Landbevölkerung unſerer Alpen von großer und vielfach auch von echt chriſtlicher Religioſität iſt. Das müßte ſchon ein ſeltenes, von fremden Einflüſſen mißleitetes Ungetüm ſein, dem es einfiele, eine abſichtliche Gottesläſterung zu vollführen. Es würde auch auf der Stelle gelyncht werden. Und doch giebt es, wie wir in den Gerichtsſälen ſehen können, jahraus jahrein zahlreiche Religionsfrevel, und ſolcher, die nicht in den Gerichtsſaal kommen, ſind unzählige.

Es wird hier nicht die Rede ſein von jenen Freveln, die eine wirkliche Gottesläſterung bedeuten, weil ſie an den Allgütigen und Allgerechten oft Zumutungen ſtellen, die nichts weniger als einen göttlichen Charakter an ihm vorausſetzen. Das ſind jene Arten von Aberglauben, durch welche man Gott zu eigennützigen Zwecken, zum Schaden anderer Perſonen, zu ſchlechten Handlungen mißbrauchen will. Jener Mann, der eine große Kerze nach Mariazell opferte, in der guten Meinung, beim nächſten Diebſtahl nicht erwiſcht zu werden; jenes Weib, das den Arſenik in die Kirche trug, in der Abſicht, das Gift weihen zu laſſen, mit dem es den Ehegatten töten wollte; jener Mann, der während ſeines ſalſchen Eides eine Hoſtie an der linken Bruſtſeite am Herzen trug, damit der Meineid nicht Sünde ſein ſollte: das ſind die wahren Gottesläſterer. In geringerem, aber nie zu rechtfertigendem Grade ſind es auch ſolche Perſonen, welche z. B. durch Lippengebete, Geldopfer, durch landesübliche Verehrung von Heiligtümern, durch äußere religiöſe Übungen ſich entſündigen wollen. Zum mindeſten kommt ihr Thun manchmal Beſtechungsverſuchen gleich, durch welche unſere reine Vorſtellung von Gott auf das empfindlichſte beleidigt wird. Ich habe bei meinen Volksſchilderungen mehrmals Anlaß genommen, ſolche unchriſtliche Sitten zu rügen, zu verſpotten, was mir aber von gewiſſen Seiten ſelbſt als — Religionsfrevel ausgelegt worden iſt. Ein derber Jugendübermut, der ſolche Dinge manchmal vielleicht etwas unmittelbarer dargeſtellt hat, als es gerade nötig geweſen, mag hie und da bei befangenen Leſern wohl Urſache von Mißverſtändniſſen geworden ſein; eines Sacrilegiums bin ich mir nicht bewußt. Bei gewiſſenhafter Darſtellung des Volkslebens laſſen ſich ſo bezeichnende Merkmale der Volksſeele nicht umgehen.

Ich gedenke hier einige Beiſpiele volkstümlicher Religionsfrevel zu erzählen, die nach meiner Meinung gar keine Religionsfrevel ſind, erſtens, weil die Abſicht zu freveln fehlt und zweitens, weil in den meiſten Fällen das ebenſo wenig beabſichtigte Ärgernis auch thatſächlich nicht gegeben wird.

Der Menſch beſitzt, wie wir alle wiſſen, einen großen Nachahmungstrieb und man könnte ſagen, je tiefer ſeine Kulturſtufe, deſto größer der Nachahmungstrieb. Dazu kommt bei unſeren Älplern noch der Hang nach dramatiſchen Schauſtellungen. Welche Vorbilder aber haben ſie hierin? Kein anderes, als die Kirche und ihren Kultus. Wenn ſie nun bei irgend welchen feſtlichen Anläſſen, guten Gelegenheiten und bummelwitzigen Stimmungen angeregt ſind, etwas zu treiben, darzuſtellen, an was werden ſie ſich lehnen, als an kirchliche Ceremonien, was werden ſie nachahmen, als das, was ſie in ihrer Dorfkirche ſehen?

Der Fremde wird betroffen, vielleicht empört ſein, wenn er ſieht, wie die ſonſt ſo religiöſen und gut katholiſchen Bauern bei ihren weltlichen Luſtbarkeiten, auf der Hirtenmatte oder im Wirtshauſe Dinge treiben, die einer kraſſen Verhöhnung der kirchlichen Gebräuche und Heiligtümer ähnlich ſind wie ein Ei dem anderen! In meiner Jugend, lange vor Einführung der Neuſchule, habe ich ſogenannte Brechlerabende mitgemacht. Das ſind Abendfeſte, wie ſie ein Bauer ſeiner Nachbarſchaft giebt, die ihm den eingeheimſten Flachs brechen halfen. Heute ſind ſolche Verſammlungen, um zu eſſen und tolle Streiche zu vollführen, in der Bauernſchaft faſt abgekommen. In jenen Zeiten ging es hoch her! Da gab's eine große Mahlzeit, der allerhand Spiele und Schauſtellungen folgten. Kam zum Beiſpiel ein Kapuziner, den irgend ein mit komiſchem Talente begabter Bauernknecht darſtellte, dieſer ſtieg in ſeiner braunen Kutte auf den Tiſch, las das Evangelium „von den drei Jungfrauen, die durch den Wald ſpazieren gingen und drei Jägerburſchen begegneten“. Dann hielt er in dem bekannten Predigertone und mit den dazugehörigen Geſten eine Predigt, die an Draſtik und Drolligkeit nichts zu wünſchen übrig ließ, aber auch fortwährend Anklänge an die kirchlichen Worte und Anſpielungen von manchmal ziemlich bedenklicher Art enthielt. Dann verkündete er ein Ehepaar mit Bezugnahme auf Anweſende. Die Leute lachten und nichts weiter. Nach der Predigt folgte zumeiſt die Trauung, bei welcher der Kapuziner irgend ein Paar ganz nach kirchlicher Art copulierte. Zum „Segen“ wurde dem argloſen Pärchen gewöhnlich ein Topf mit kaltem Waſſer über die Köpfe gegoſſen.

Bei derlei Brechlerfeſten hatte man auch gerne die „Allerheiligenlitanei“ gebetet, in welcher bekannte Perſonen der Gemeinde angerufen und nach ihren komiſchen Eigenſchaften oder körperlichen Gebrechen bezeichnet wurden. Einen ſolchen Brechlerabend habe ich in meinem „Volksleben in Steiermark“ genauer zu beſchreiben verſucht.

Beliebte Volksſpiele waren und ſind in manchen Gegenden heute noch das „Biſchofeinweihen“ und das „Lazarusbegraben“, wobei man immer wieder kirchliche Ceremonien nachahmt, die ſchließlich aber ſtets in einen Schabernack ausgehen. So werden beim Biſchofeinweihen die weißen (Werg-)Haare des argloſen „Biſchofs“ mit einem Lichte angebrannt, was unter dem Scheine des Zufalls zu geſchehen hat. Mit dem Werge läuft zumeiſt auch das natürliche Haar des „geweihten Biſchofs“ Gefahr, in Flammen aufzugehen. Beim „Lazarusbegraben“ erhebt ſich der Tote plötzlich, um dem nächſten ahnungsloſen Leidtragenden in die Naſe zu beißen. Manchmal kommt es vor, daß jemand ſagt: „Aber Leut’, thut’s doch nit ſo Fravel treiben mit heiligen Sachen!“ Darauf ſtellen ſie entweder ihr Treiben ruhig ein, oder haben eine bauernwitzige Bemerkung gegen den Mahner und fahren fort oder überhören die Mahnung ganz. Wenn’s nachher zum wirklichen

Gottesdienſte in der Kirche kommt, iſt alle Mummerei vergeſſen und ſie geben ſich wieder aller Gläubigkeit und Frömmigkeit hin, deren ſie von Natur aus fähig ſind.

Weitum bekannt iſt das ſogenannte „Faſchingbegraben" am Aſchermittwoch, wobei eine Puppe oder ein Faß in einem Trauerzuge gegen den Kirchhof getragen und in der Nähe desſelben unter förmlichen Begräbnis-Ceremonien beſtattet wird. Prozeſſionartige Aufzüge ſind überhaupt Lieblingsbeluſtigungen ausgelaſſener Geſellſchaften. Mit Trommeln und Fahnen ziehen ſie ſingend umher, einer oder der andere iſt prieſterartig angezogen; vor Maibäumen oder Steinhaufen oder hübſchen Weibsleuten, an denen ſie vorbeikommen, machen ſie ihre Kniebeugungen, klopfen auf die Bruſt und murmeln im Gebettone Worte, die freilich nichts weniger ſind als chriſtliche Gebete.

Vor etlichen Jahren am Faſchingdienſttage hat ſich in einem ſteiriſchen Orte folgendes ereignet. Eine luſtige Magd hatte zu viel getrunken und mußte ſich ins Bett legen. Davon hörten die im Wirtshauſe verſammelten Burſchen und ein Spaßvogel machte den Vorſchlag, die „ſchwerkranke Dirn zu verſehen". Da waren alle gleich dabei. Einer zog über ſeinen Kleidern ein weißes Hemd an, hing eine rote Halsſchleife als „Stola" um, flocht einen Krapfen in Stroh ein, den er wie das Sakrament vor ſich an der Bruſt einher trug. Vor dieſem „Pfarrer" ging ein Burſche mit der Laterne. So ſchritten ſie am hellen Tage durch den Ort gegen das Haus, wo die Magd lag. Unter den Bewohnern entſtand Ärgernis und hier war die Grenze, wo der Scherz zum Frevel wird. Als der falſche „Pfarrer" den Krapfen der „auf den Tod kranken Magd zur letzten

Wegzehrung" reichen wollte, erhob ſich dieſe Magd und verſetzte dem Burſchen eine gellende Ohrfeige. Das war der richtige Abſchluß einer ſolchen Feierlichkeit. Später hat ſich auch das Gericht für den Fall intereſſiert. Dieſes pflegt ſolche Delikte mehr in pädagogiſchem Sinne zu ſchlichten. Die Abſicht zur Gottesläſterung war nicht vorhanden, alſo konnte es eine Gottesläſterung nicht ſein; Gott in ſeiner unendlichen Überlegenheit iſt auch nicht empfindlich. Aber ein Beiſpiel des Ungeziemenden war es und das religiöſe Gefühl der Leute wurde verletzt, nicht ſowohl Gott, als vielmehr die Menſchen wurden beleidigt oder konnten verführt werden, an ſolchen Ungebührlichkeiten Gefallen zu finden. Darum die Strafe.

Aber auch jener Bauer wurde dem Gerichte eingeliefert, der mit ſeinem Nachbar Prozeß wegen eines Grenzbaumes führte. Nachdem alle Beteuerungen, daß der Baum ihm gehöre und ſchon ſeinem Vater und Großvater gehört habe, nichts geholfen, rief erregt aus: „Und wenn dieſer Baum nicht mein iſt, ſo ſoll unſer Herrgott ein —." Alſo hat er das Sprichwort geſteigert, welches im Volke ſehr oft gebraucht wird: Wenn dies oder das nicht iſt, ſo will ich ein Spitzbub ſein! — Dieſe Rede war hier wohl eher das Gegenteil einer Gottesläſterung, ſie war eine eidartige Bekräftigung ſeiner Ausſage, von der er überzeugt und durchdrungen war, ſie hatte den Sinn des „ſo wahr Gott lebt!" Das Gericht hat deshalb den Mann ruhig nach Hauſe gehen laſſen.

Reich an Gottesentwürdigung wären dem Unverſtändigen die alten Krippenlieder, in welchen Gott ein „alter Tatel", ein „armes Haſcherl", ein „guter Lapp" und dergleichen genannt wird. Nie iſt es im Volke jemandem eingefallen, an ſolch einfältigen, herzwarmen Bezeichnungen einen Religionsfrevel zu finden. Hingegen iſt jener Schriftſteller beanſtandet worden, der in einer Volksſcene das Sprichwort anwendete: „Iß den Sterz, er iſt mit einem Geſeg'ndir'sgott geſchmalzen!“ Der übermütige Bauernburſche ferner, der ſein Mädchen mit den Worten grüßte: „Gegrüßet ſeiſt du, Maria, du biſt voll der Gnaden!“ benützte das kirchliche Gebet zu einem bequemen Ausdruck ſeiner Empfindung, ohne auch nur den Schein eines beabſichtigten Frevels auf ſich geladen zu haben.

Unſer Landvolk iſt mit ſeiner ganzen Weſenheit ſo tief eingeſponnen in religiöſe Gegenſtände und Sitten, daß manche Stube eher einer Kapelle ähnlich ſieht, als einem Wohnraume. Kruzifixe, Heiligenbilder, Roſenkränze, Weihwaſſerkeſſel, geweihte Wachskerzen, Gebet- und Erbauungsbücher und dergleichen Dinge zieren Wand und Winkel. Wenn alſo die alte Grabenſchuſterin ihr Kaffeetöpflein mit dem aus Pappe verfertigten Bild der heiligen Eliſabeth zuzudecken pflegt, damit es nicht zu ſchnell ausdampfe; wenn die „Grallen“ einer unvollſtändig gewordenen und nicht mehr gebrauchten Betſchnur als Spielmarken beim Kartenſpiel benützt werden; wenn das Dirndl in verſchwiegener Nacht den Liebesbrief ſchreibt bei dem Scheine einer geweihten Wachskerze — ſo ſind das gewiß keine abſichtlichen Frevel, es iſt bloß ein gedankenloſes Benützen des Nächſtliegenden. Freilich muß geſagt werden, daß in ſolchen Fällen eine Verehrung für die religiöſen Gegenſtände nicht ſehr groß ſein kann, ſonſt müßte den Leuten der Herzenstakt in die Hand fallen mit der Mahnung: Das ſchickt ſich nicht!

Nicht immer iſt es Frömmigkeit, wenn der Bauer gegen den Himmel blickt. Dem Bauer iſt, ſo hörte ich einmal jemanden ſagen, der Himmel das, was dem Geſchäftsmanne der Kurszettel iſt. Dieſer Ausſpruch wäre gleich für ſich ein Religionsdelikt, wenn er nicht ſeinen wahren weltlichen Sinn hätte. Wenn der Bauer gegen Himmel blickt, um zu ſehen, wie es mit dem Wetter ſteht, ſo iſt das thatſächlich ein Blick in ſeinen Kurszettel. Daß er über den Wolken und über den Sternen noch etwas anderes weiß und beſitzt, dadurch unterſcheidet ſich der Bauer himmelhoch von jenen Leuten, die ihre Seligkeit und Verdammnis nur im Kurszettel finden.

Einem Religionsfrevel, wenigſtens einer vollkommenen Pietätloſigkeit, kommt die Art des Betens gleich, die im vorigen Abſchnitte geſchildert worden iſt.

Wer in meinen Volksbeſchreibungen erfundene, abſichtliche Religionsfrevel wittert, der möge nur einmal ein Jährchen als Bauer unter Bauern leben. Er wird ſeine Wunder ſehen und hören. Doch ſelten oder nie wird es eine gewollte Gottesläſterung ſein, was er da erfährt, als vielmehr Roheit, Sinnloſigkeit und Freude an ungewöhnlichen, packenden Scenen und Schauſtellungen. In der einen Abſicht, witzig zu ſein, ſündigen die Menſchen überhaupt viel.

Ich war einmal in der Lage, einen Hauptſpaß zu vereiteln. Dieſer „Hauptſpaß“ ſollte darin beſtehen, daß etliche halbbeſoffene Burſchen dem Wirte ein eben geſchlachtetes Schaf ſtahlen und dasſelbe ans Miſſionskreuz nageln wollten. Weil ich mit meinen theoretiſchen Abmahnungen nicht durchzudringen vermochte, für Ausübung des Zwangsrechtes aber zu ſchwach war, ſo griff ich zur Liſt und ſchlug vor, den Hammel im Walde zu braten und zu verzehren. Das war zwar vorläufig ein bißchen Diebſtahl, doch lieber wußte ich das Schaf in den unrechtmäßigen Mägen als auf dem Kreuze. Da der Braten im Walde ebenfalls ein „Hauptſpaß“ war, ſo gingen ſie darauf ein und am nächſten Sonntage haben wir zuſammengethan, um den Wirt zu entſchädigen.

Bei den obligaten Schulbeichten kommt es vor, daß einer für den anderen Kollegen gegen kleines Entgelt zur Beichte geht. Ähnlich trieben es die Bauern Michel und Toni. Da der Michel ohnehin gerade zur Beichte ging, ſo ward er vom Toni erſucht, auch gleich ſeine Sünden mitzunehmen und in den Beichtſtuhl hineinzuſagen, er bedingte ſich für dieſe Gefälligkeit eine Maß Bier. Die auferlegte Buße iſt nachher aber ſo ausgefallen, daß der Michel den Handel gar gerne wieder rückgängig gemacht hätte.

Soviel ich von dieſer Sorte noch zu erzählen wüßte, ſo wird es doch am beſten ſein, zu ſchließen. Wenn, wie geſagt, ſolchen Vorkommniſſen auch nicht die Tragik bewußten Religionsfrevels beigemeſſen werden kann, ſo iſt es immerhin unbehaglich, allzuviel davon zu hören. Dieſe Darſtellungen möchten nur darauf hinweiſen, daß die „Religionsfrevel“ im Volke nicht in Glaubensloſigkeit oder bösartiger Spottſucht ihren Grund haben und daß, wenn die Gefahr des Ärgerniſſes ausgeſchloſſen wäre, ſie lediglich in die Fälle von Roheit, Dummheit oder Bummelwitzigkeit eingereiht werden müßten.

Los von Rom?

Es war zur Zeit der Unfehlbarkeitserklärung des Papſtes, als Ludwig Anzengruber das Wort ſagte: „Na, des Biſſels wegen, da! Wenn man ſchon neunundneunzig Pfund glaubt, warum nicht gleich den ganzen Centner.“

Das ſtimmt. Und ſtimmt doch nicht ganz, wenigſtens bei mir nicht. Ich glaube der katholiſchen Kirche von ganzem Herzen alles, was ſie mir aus dem Evangelium Chriſti zu glauben vorſtellt. Ich ehre den katholiſchen Kultus, inſofern er mich erbaut, erhebt, zu reinen Empfindungen adelt, ich ehre die Sakramente, weil ich es vermag, in ihnen die hehre Idee des Chriſtentums verſinnbildlicht zu ſehen. Ich ehre die Kirchengebote, weil ſie von der Welt ablenken und uns dem Göttlichen näher bringen ſollen. Ich glaube die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Jungfräulichkeit der Meſſiasmutter, von den Wundern und der Auferſtehung Chriſti, wenn es mir geſtattet iſt, ſie ſo ſymboliſch zu nehmen, daß ſie meiner Auffaſſung und meinem Herzen nahekommt. Und ich empfinde in dieſem Glauben die Gnade einer großen Glückſeligkeit.

Wenn ich aber glauben ſoll, daß der Papſt in allen religiöſen und kirchlichen Dingen ſo unfehlbar ſei, wie Gott ſelbſt, und daß der Papſt auf Grund dieſer Unfehlbarkeit ſich zum unbedingten Herrn aller Fürſten und Völker der Erde in geiſtigen Dingen machen darf, und wenn ich glauben ſoll, daß der Menſch einzig nur in dieſer römiſch-katholiſchen Kirche ſelig werden kann und außerhalb derſelben alle Menſchen, und ſeien ſie noch ſo edel und gut, verloren ſein müſſen — ſo iſt dies das hundertſte Pfund, das ich nicht mehr zu tragen vermag. Und indem man dieſes aufgedrungene hundertſte Pfund unwillig abwirft, kann es leicht vorkommen, daß auch etliche andere Pfunde mitpurzeln.

Die katholiſche Kirche, ſagt man, ſtrebe nach Weltherrſchaft. Das thut ſie. Nicht allein um die allgemeine Ausbreitung der römiſch-katholiſchen Konfeſſion iſt's ihr zu thun (in dieſem Sinne iſt ja jede Konfeſſion und jede Sekte beſtrebt, ſo weit als möglich zu kommen), ſondern thatſächlich um den Haupteinfluß auf Geſellſchaft und Politik in allen Ländern. Dabei iſt aber kein perſönlich egoiſtiſches Intereſſe im Spiele, wie etwa bei Dynaſtien, die ſich weltlich befeſtigen. In der kirchlichen Prieſterherrſchaft hat — principiell genommen — kein einziger der Herrſcher groben perſönlichen Vorteil. Keiner kann über kirchliches Vermögen für ſich ſelbſt verfügen oder es ſeiner Familie übermachen; ſelbſt der gewählte Papſt iſt nur Verwalter, und ſeine Reichtümer ſtehen nach ſeinem Tode wieder der Kirche zu. Der katholiſche Geiſtliche lebt weniger für ſich, als für ein Gemeinſames, nämlich für die ganze Kirche. Und die meiſten dieſer Männer ſind davon überzeugt, daß die römiſch-katholiſche Weltherrſchaft für die ganze Menſchheit ein Glück ſein würde. — Dieſe Auffaſſung, daß die Kirche eigentlich in beſter Abſicht handelt, verſöhnt uns einigermaßen mit ihren Herrſchergelüſten, die aber nichtsdeſtoweniger im Sinne des Chriſtentums ein ungeheurer Irrtum ſind.

Es geſchieht allerdings nicht gar zu häufig, daß jene Dogmen und Grundſätze, mit denen ſich ſelbſt mancher katholiſche Prieſter in ſeinem Innern nicht abzufinden weiß, ſehr laut betont werden. Man hat doch ein bißchen Reſpekt vor dem geſunden Menſchenverſtand, der ja auch von Gott kommt. Manchmal werden ſie aber doch ausgerufen und dann allemal zum Ärgernis vieler, die von Chriſtus wiſſen, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt iſt, daß ſein heiliger Geiſt zu jedem kommt, der guten Willens iſt, und daß alle Menſchen Brüder unter ſich und Kinder eines Vaters im Himmel ſind.

Unter Umſtänden kann man ja zugeben, daß die katholiſche Kirche die alleinſeligmachende iſt. Nämlich gerade für ſolche Menſchen, deren individueller Natur ſie und ihre Einrichtung entſpricht. Für andere mit anderer Eignung iſt wieder ein anderes Bekenntnis, das ſie ihrem Gott am nächſten bringt, das ſeligmachende.

Ich ſchweige ſchon, denn nach bekannten Grundſätzen wäre das die reine Häreſie. Übrigens, dogmatiſch wiſſenſchaftlich betreibe ich die Religion nicht, und würde ſie auch dann nicht wiſſenſchaftlich betreiben, wenn mir alle theologiſche Schulung zu Gebote ſtünde. Die Religion iſt unſer perſönliches, inniges Verhältnis zu Gott und hat mit irdiſchem Wiſſen und ſeinen Beweiſen nichts zu thun. Ich glaube unerſchütterlich an Jeſus

Chriſtus, unſern Erlöſer; und auf welche Art ich ihm am nächſten komme, das iſt meine Sache. Soweit die katholiſche Kirche, das Bekenntnis meiner Vorfahren, mich darin fördert, nutze ich dankbar ihre heiligen Mittel. Und ſie hat mir, wie oft ſchon, reiches Seelenglück gewährt. Ein Seelenglück, das allerdings manchmal, zwar vielleicht nicht von ihr ſelbſt, doch aber von manchem ihrer Vertreter wieder zerſtört worden iſt. Wenn eine ganz und gar weltliche Partei mitten in der Kirche ſich breit macht, heuchleriſch alle aus Liebe retten zu wollen vorgiebt, um ſie dann für ihr weltlichen Sonderzwecke auszunützen, und wenn ſie alle leidenſchaftlich verdammt, die nicht mit ihr ſind und ſein können; wenn dieſe Partei immer unter der Maske der Religion, mit niedrigſtem Cynismus jeden befeindet, der bangend und hoffend Gott auf anderem Wege ſucht: ſo ſind wir bei ſolch täglichen Erfahrungen geneigt, die Sünden dieſer verabſcheuenswerten Partei der katholiſchen Kirche, die ſie duldet und unterſtützt, zur Laſt zu legen. Nichts kann mich mehr entrüſten, als dieſes namenlos hoffärtige und ſcheelſüchtige Herabblicken auf Menſchen anderer Bekenntniſſe, wovon ihnen gerade die chriſtlichen die verhaßteſten ſind. Solche Geſinnung ſieht gemeinem Geſchäftsneide aufs Haar ähnlich. Sie kommt ja vor in jeder Konfeſſion, die mit der Welt, ihrem Reichtum und ihrer Macht liebängelt, und ich verachte ſie auch in jeder Konfeſſion auf das gründlichſte Darum zittere ich vor allen Kirchen, die weltliche Geſtalt annehmen, und mein Gebet iſt nur immer, den Geiſt Gottes zu finden und zu erkennen.

Allein, das geht wieder nicht ohne Zwieſpalt ab. Wir ſind Menſchen, ſinnliche Weſen, und nur das heimt ſich am beſten ins Herz, was durch unſere Sinne eingeht. Die Religion im Geiſte allein wäre ja wohl das höchſte, und ſie iſt immer wieder gepredigt worden. Aber ſie iſt den meiſten unter uns zu unſichtbar, zu unhörbar, zu unfaßbar, wir dürſten nach Geſtalt, nach Klang, nach Duft, die Gott annehmen ſoll, um ſich uns zu zeigen, weil wir alle mehr oder weniger ungläubige Thomaſe ſind, die das Mal ſehen wollen, um zu glauben.

Rührend iſt die Sehnſucht nach Religion und Kultus, die heute wieder aufwacht in den Menſchen. In den modernen Menſchen! Man hätte es kaum mehr für möglich gehalten. Die Kirchen rüſten ſich eifrig, die Nahenden aufzunehmen. Allein es kommen eben moderne Menſchen, mit größerem Weltblick, die nebſt der Religion auch andere Ideale haben — eine erweiterte Humanität und Duldung, oder ein leidenſchaftliches Nationalgefühl, oder die nüchterne Verſtandesmenſchen ſind. Dieſe, wenn ſie nicht gleichgültig, ſondern in ernſter Meinung zur Kirche kommen, werden denn auch verlangen, daß die Form der Bekennung Gottes, der Kultus ihren Idealen nicht zu ſehr widerſpreche. Die Religion ſoll den Menſchen ja nicht aufheben, ſondern ihn erweitern und vervollkommnen, ſie ſoll ſeine weltlichen Beſtrebungen nicht verneinen, ſondern ſie heiligen. Und der menſchlichen Artung müſſen die Kirchen Rechnung tragen, die nicht untergehen wollen. Ich hoffe von der gegenwärtigen Bewegung einen Vorteil für die Katholiken. Wenn in dieſer Kirche eine Reform eintritt, dann iſt ſie die unwiderſtehlichſte.

Vor kurzem trat ich zur Sonntagsfrühe in eine Kirche ein. Es war mitten in der Stadt, über der verſammelten Gemeinde atmete eine Ruhe und eine Andacht und eine Hingebung, wie man ſich eine ſolche Weiheſtimmung in den Zeiten der erſten Chriſten denkt. Der Prieſter im katholiſchen Ornat trat an den Altar, der mit den ſechs ſtill brennenden Kerzen und dem hohen Kreuzbilde geſchmückt war. Unter reinem Orgelklang ſang ein Chor deutſche Weihelieder. Der Prieſter las zu dem Meßopfer die Epiſtel und das Evangelium, aber nicht in einer Sprache, die die Gemeinde nicht verſtehen kann, ſondern in unſerer lieben deutſchen Mutterſprache. Dann beſtieg er die Kanzel und redete milde und liebreich von der chriſtlichen Lehre. Dann trat er wieder an den Altar, um das hochheilige Gedächtnisopfer zu vollführen. Es war die allen Katholiken bekannte Meſſe, aber nicht lateiniſch, ſondern deutſch. Das Credo deutſch, das Sanctus deutſch, das Paternoſter deutſch, die Kommunion deutſch, das letzte Evangelium deutſch, und in deutſcher Auffaſſung die Heiligung und Genießung des Brotes und Weines zum Andenken an den Herrn. Und wie das ſo in großer einfacher Feierlichkeit und Inbrunſt ſich vollzog, da iſt mir das erſte Mal die ganze Erhabenheit des Meßopfers klar geworden. Ich konnte mit dem Prieſter mitdenken, mitbeten, kein kalter, fremder, fürs Herz wertloſer Laut ſtörte mich, es war meine Zunge, in der der Opfernde zu Gott ſprach. Nie noch zuvor war mir meine Mutterſprache ſo innig vorgekommen, nie noch das Meßopfer ſo erbauend.

Als es vorüber war, ſchrie etwas in mir auf: Warum iſt mir und meinem Alpenvolke nicht gegönnt, das in unſeren Kirchen zu finden? Warum giebt die römiſch-katholiſche Kirche, die uns ja doch ſo ſehr liebt, uns nicht das, was unſer iſt: den Gottesdienſt in der Mutterſprache?

Es iſt für den Laien ſehr ſchwer zu verſtehen, warum man den katholiſchen Gottesdienſt überall in einer Sprache abhält, die nirgends verſtanden wird. Wenn das Latein wenigſtens die Sprache Jeſu geweſen wäre! Aber er ſelbſt hat den heiligen Geiſt über die Apoſtel geſchickt, damit ſie zu allen Völkern in ihren Zungen ſollten reden können. Hundert Gedanken drängen ſich in dieſer Sache auf, aber ich vermute, daß man mir von jener Seite, nach der ich mich heute nicht das erſte Mal bange mahnend wende, entweder mit wohlfeilem Hohn antwortet, oder mit ſcholaſtiſch-dogmatiſchen Gründen, deren immer gerade dort am meiſten zur Hand ſind, wo etwas an ſich und naturgemäß keine Begründung hat. Das Göttliche in der Religion haben wir ja demütig anzubeten, ohne es begreifen zu wollen, das Menſchliche an ihr aber — und das iſt die Form, der Kultus, der Ritus — das wollen wir verſtehen, von dem verlangen wir, daß es unſerem Weſen und unſerem Leben angemeſſen ſei.

Wenn die große Menge bisher den lateiniſchen Gottesdienſt, das Dogma von 1870 und anderes gelaſſen hingenommen hat, ſo iſt die Gewohnheit, die Gleichgültigkeit daran ſchuld. Wenn die Leute wirklich religiöſer werden, wenn ſie mit dem Herzen zurückkehren zum Chriſtentum und wieder Gewicht legen auf deſſen Kultus, dann werden ſie allerdings ihre moderne Eigenſchaft, die Kritik mit ſich bringen, vor der viele Satzung und Einrichtung nicht beſtehen kann.

Heute hört man überall den Ruf: Los von Rom!

Es iſt ein bedenkliches Zeichen, daß man zu politiſchen Zwecken die Bekenntniſſe wechſelt. Vorbild dazu aber haben jene Kirchen gegeben, die ſelbſt politiſch geworden ſind. Und es iſt immer gefährlich, ſeine Seele für Weltliches auszubieten. Jener Paſtor hat die Leute gar nicht freundlich empfangen, die aus rein politiſchen Gründen zur evangeliſchen Kirche übertreten wollten, und man verſteht es, daß der evangeliſche Kirchenrat Öſterreichs ſeine Geiſtlichkeit ermahnt, ſich nicht an einer Agitation zu beteiligen, die mit der chriſtlichen Religion wenig zu thun hat. — Immerhin iſt die Sache bedeutungsvoll. Der nationale Gedanke mag der erſte Anſtoß zur neuen Bewegung geworden ſein, ihm ſind aber Reihen und Reihen gefolgt, deren Abfall mehr, als Politik bedeutet! — Und wenn man jene Satzung betrachtet, die geradezu an die hoffärtigen Engel im Himmel erinnert, und die herzloſe Unduldſamkeit, die alles verachtet und verdammt, was nicht ganz genau mit jedem Buchſtaben der Verordnungen einverſtanden ſein kann; und die Zurückſetzung des Evangeliums vor dem Katechismus; dazu noch die ausgeſprochene Feindſeligkeit gegen unſer Volk, das deutſche Volk, dem man ſogar den deutſchen Volksgeſang in der Kirche ſtreitig macht — wahrlich ſo wird der Unmut lebendig. Und wenn man andererſeits die Schönheit und Würde des chriſtkatholiſchen Gottesdienſtes in deutſcher Form kennen lernt, ſo frägt man ſich: Warum das nicht auch uns?

Los von Rom! — Der Ruf wird kaum ſo ſchnell verhallen, denn es geſchah allzuvieles, was unſeren Rechten und Empfindungen ein Fauſtſchlag ins Geſicht iſt. — Man wird ſich entſetzen, wenn ein großer Abfall geſchehen ſollte, aber man wird ſich nicht darüber wundern dürfen.

Ich bilde mir natürlich nicht ein, daß unſer nimmermüdes Wünſchen und Bitten Erwägung finden wird. Und ſollte ſelbſt das ganze deutſche Volk aufſchreien: Ihr Hüter des Chriſtentums, einigt euch in Duldung und Wohlwollen und gebt Gott, was Gottes, aber auch den Menſchen, was des Menſchen, den Völkern, was der Völker iſt! ich fürchte, es würde vergebens ſein. — Wer weniger Gewicht auf den Krug legt, als auf den Wein, der tröſte ſich damit, daß, wenn er will, das Evangelium ſchließlich in allen chriſtlichen Kirchen zu finden iſt und — bisweilen auch außerhalb derſelben! Für Manchen wird es aber einen ſchweren Konflikt bringen, dieſes Los von Rom. Man kann ihm nicht helfen, er muß mit ſich ſelber fertig werden.

Ich habe meinen Standpunkt angedeutet, ohne Abſicht jemanden zu ändern. Mein Rat iſt, in ſolchen Dingen oft und ernſt das eigene Gewiſſen zu befragen. Wem die Kirche einmal gleichgültig geworden iſt, wer das Vertrauen zu ihr verloren hat, und doch ein Bekenner des Chriſtentums ſein will, der mag ſich redlich hingeben für etwas anderes, das ihn beſeelt und ſittlich fördert, ſei es der ſtreng und begeiſtert dem Evangelium zugekehrte Proteſtantismus, ſei es der zwiſchen dieſem und der römiſchen Kirche ſtehende Altkatholicismus. Und ſei es das rein geiſtige Chriſtentum — um ſo beſſer.

Wie ich mir die Perſönlichkeit Jeſu denke.

Eine Hauptſache auf unſern ſüddeutſchen Jahrmärkten — ſoweit bei denſelben nicht gezecht und gerauft wird — iſt die Frömmigkeit. Sie kommt gleichſam in den Handel unter Roſenkränzen, Amuletten, Gebetbüchern, Wachskerzen, Heiligenbildern und dergleichen. So findet man auf Papierblättchen auch „das wahrhaftige und echte Bildnis unſers Herrn Jeſu Chriſti.“ Es iſt ein geiſtloſer Abklatſch des landläufigen Chriſtustypus, der beiläufig ſo richtig und ſo unrichtig ſein dürfte, wie das himmliſche Bild dieſes einzigen Menſchenſohnes, das ſeit dem Mittelalter bei uns vorherrſcht, und das durch das Prisma des Dogmas die urſprüngliche warmblütige Geſtalt, in der wir den Herrn ſo recht kernig faſſen und lieben könnten, völlig verloren hat. Woher auch ſoll ein „wahrhaftiges“ Bild Jeſu kommen? Zu ſeiner Zeit gab es in Paläſtina weder Porträtmaler noch Photographen, denen er geſeſſen wäre. Und daß er ſich einem der heidniſchen Bildhauer zur Verfügung geſtellt hätte, iſt auch nirgends zu leſen. Von Lukas, dem Evangeliſten, geht die

Sage, daß er Maler geweſen; es wäre ja möglich, daß die Jünger den Meiſter gebeten hätten, ſich von dem Künſtler „verewigen“ zu laſſen, oder daß der Maler ihn aus der Erinnerung fixiert haben könnte, allein Lukas — hat ihn wahrſcheinlich nie geſehen. Mit Ausnahme des Johannes und Matthäus hat ihn keiner der Evangeliſten geſehen. Sie lebten reichlich ein Menſchenalter ſpäter als der Heiland und haben ihre Aufſchreibungen nur nach mündlichen Überlieferungen machen können. Nach einer ſchönen Legende hat Jeſus ſein Angeſicht auf dem Kreuzwege ins Schweißtuch der Veronika abgedrückt; doch es iſt eben nur eine ſchöne Legende. Eine ganz andere Wichtigkeit hat es für uns, wie ſich ſeine geiſtige Perſönlichkeit in die Gemüter der Zeitgenoſſen eingeprägt hat.

Nach dieſem nachhaltigen Eindruck ſind die Evangelien entſtanden, das einzige Dokument der Perſönlichkeit Jeſu, aus dem man ſich ein ſinnliches Bild geſtalten kann. Das Intereſſe daran iſt ja ungeheuer groß. Jeden von uns, er ſei gläubig oder nicht, begleitet Jeſus in irgend einer Weiſe durchs Leben, obſchon wir es heute, zu Beginn des zwanzigſten Jahrhunderts nach Chriſtus noch immer nicht wiſſen, was Chriſtentum iſt.

An gar manchem Tage legt man ſich abends ſorgenvoll zu Bette; denn das, was man ſollte und wollte, iſt ſelten erreicht, und morgen will der wilde Kampf ums Daſein, das ſchwere Ringen nach dem Idealen neuerdings angehen. In ſolch bangen Stimmungen greife ich gern zum Evangelienbuch, aus dem meine Vorfahren ihre Labnis und Hoffnung geſchöpft haben, und aus dem gleichſam ihre Seelen, die erlöſten, wieder zu mir ſprechen. Und als ich im Winter 1899 eines Bruſtleidens wegen wochenlang im Zimmer feſtgehalten war, gleichſam wie in einem Kloſter abgeſchieden von der Welt, nur einem ſeeliſchen Bereiche lebend, da habe ich mich wieder einmal in die Evangelien vertieft. Und es hat mir Freude gemacht, aus dieſer Urkunde, wie ich ſie ohne theologiſche Auslegung verſtand, ein Bild Jeſu zuſammenzuſtellen, das meinem Herzen um ſo näher trat, je menſchlicher es ſich geſtaltete. Jeſus, der ſchließlich an meinem Bette ſtand, war nicht derſelbe, der uns aus den Dämmerungen des Mittelalters geſtiegen.

Am Fluſſe Jordan hielt ſich ein Mann auf, der — dem Sehnen des jüdiſchen Volkes gemäß — ein neues Gottesreich predigte, die Nähe des erwarteten Meſſias verkündete, die Leute, die ihn anhörten, zur Buße aufforderte und ſie zum Zeichen der Gemeinſchaft mit Waſſer taufte. Unter der Menge, die ſich um den Propheten Johannes zu verſammeln pflegte, ward eines Tages ein noch junger Menſch geſehen, ein Zimmermann aus dem unweit entfernten Nazareth, der ſich ebenfalls taufen ließ. Eine Weile ſpäter, nachdem er ſich in der Wüſteneinſamkeit geſammelt und vorbereitet hatte, trat dieſer Menſch ſelbſt als Volksprediger auf. Er zog durch die Länder Galiläa, Samaria und Judäa auf und ab, und überall, wo er ſich zeigte, war ein großer Menſchenandrang. Sie hörten ſeine Predigten, die zuerſt auf dem Grunde des Geſetzes Moſes ſtanden, dieſe aber einerſeits an Strenge, andrerſeits an Milde und Herzensfreudigkeit weit übertrafen. Die Leute dürſteten leidenſchaftlich nach ſeinen Worten, gerieten bei ſeinem Nahen oft geradezu in Verzückung. Sie erlebten

Wunder. Und je mehr deren geſchahen, je mehr wollten ſie noch ſehen, ſodaß er manchmal ärgerlich wurde, wenn ſie ohne Wunder nicht glauben wollten.

Er mußte ein ſehr auffälliger Mann geweſen ſein, obſchon er ſich nicht anders kleidete als andre. Er mußte ein überaus berückendes Weſen gehabt haben. Ich denke mir ihn ſchlank und hager, mit einem Untergewand und einem langen Wollrock. Sein Bart jung und ſchütter, ſein Haar dunkelbraun, in reichen Strähnen über den Nacken herabwallend und ſich am Rande etwas kräuſelnd. Sein Geſicht blaß und zart, ſeine Lippen voll und rot, ſeine Augen mit einem feuchten Glanze der Güte und des Mitleides, gelegentlich mit einem Feuer, das alles ergriff. Er trug weder Hut noch Stab, an den Füßen wahrſcheinlich Sandalen. Denn barfuß die weiten, ſteinigen Wege zu gehen, dafür finde ich in ſeiner Lehre keinen Zweck angedeutet. Jeſus war kein Asket. Er trug die größten Beſchwerden klaglos mit ſtoiſcher Ruhe, aber er ſuchte ſie nicht auf. Vom Faſten des Faſtens wegen hielt er nicht viel, er ſchien es nur als Mittel zur Vergeiſtigung verſtanden zu haben. Oft rügte er die Juden derb, daß ſie das Schwergewicht ihrer Religion auf äußerliche Dinge, auf Faſten, öffentliches Beten, auffälliges Almoſengeben und andre formelle Übungen legten. Er war ein Feind von Äußerlichkeiten, die vom Innenleben ablenken und den falſchen Schein der Erfüllung wecken. Ganz gern ließ er ſich zu Gaſtmählern einladen, war ein friſcher Eſſer und Trinker, liebte wohleingerichtete Speiſeſäle, ſodaß er ſelbſt für das Abendmahl, das ſein letztes werden ſollte, einen Saal gewählt hat, der mit Teppichen belegt und mit Polſtern ausgeſtattet war. Das that er freilich wohl nicht der Behaglichkeit willen, als vielmehr der Feierlichkeit, der Würde des Anlaſſes wegen.

Er ſelbſt ſcheint gar nichts von Wert beſeſſen zu haben, doch forderte er, ſeiner Miſſion ſich ſtets bewußt, von anderen, die etwas beſaßen, den Unterhalt für ſich und ſeine Jünger. So ſehr war er von ſeiner Sendung überzeugt, daß er es den Leuten zur Pflicht machte, für ihn und ſeinen Anhang zu ſorgen und ſolchen, die es nicht thaten, hart fluchte.

Über ſein Verhältnis zu ſeiner Familie erzählen uns die Evangeliſten wenig. Ob die Mutter ſich freute ſeines Lehramtes? Ob ſie nicht ſchwer bekümmert war um den Sohn, der unbeeinflußbar ſo beſondre Wege ging, von Pfaffenränken und Staatsgewalt verfolgt bis zum ſchmählichſten Verbrechertode!

Er anerkannte bloß geiſtige Familienbande — nur Verwandte in Gott. Über die Notwendigkeit von Eheſchließungen iſt mir kein beſonderer Ausſpruch erinnerlich, er ſelbſt iſt keine Ehe eingegangen. Wenn und wo aber die Ehe beſtand, da wollte er ſie ſtreng gehalten wiſſen und verdammte ſchon den Ehebruch der Geſinnung. Gegen reuige Sünder war er voller Milde und Nachſicht, gegen verſtockte voll glühenden Zornes. Stets machte er ſich zum Anwalt der Armen und Bedrückten, denen war er grenzenlos gut, trotz ihrer Fehler und Niedrigkeiten. Mit dem Eigennutz der Reichen aber und mit der Liebloſigkeit der Machthaber ſtand er auf unverſöhnlichem Kriegsfuß.

Sanftmütig und beſcheiden im heutigen Sinne war Jeſus nicht. Vielmehr energiſch und ſelbſtbewußt. In der letzten Zeit, als ſie ihm nachſtellten, floh er einmal über den Libanon, kehrte aber bald wieder um und trat ſeinen Feinden gegenüber nahezu angreifend auf. Die Strafpredigten, die er in Jeruſalem den Phariſäern und Judenprieſtern hielt, waren ſcharf und wild wie ein fegender Sturm. Ganz aus eigenem Anlaß drang er eines Tages in den Tempel, wo die Krämer wirtſchafteten, ſtieß ihre Tiſche um und jagte die Händler mit Peitſchen hinaus. Wo die Jünger von ihm Zuſpruch und Troſt heiſchten, da antwortete er ihnen in unſerm Sinn oft herb und durchaus nicht in ſüßen, weichmütigen Worten, wie man es heute etwa zwiſchen Freunden gewohnt ſein möchte. Zärtlich lieb hatte er ſeinen Johannes, gegen den hatte er nie ein hartes Wort, während er den Petrus manchmal unwillig zurückwies. Jeſus war nichts weniger als ſentimental. Uns muten ſeine Worte manchmal derb, ſogar zornig an, bisweilen von bitterer Ironie durchſetzt. Sehr ſcharf trennte er, was ihm recht und was ihm zuwider war. Kompromiſſe konnte er nicht brauchen. Am widerwärtigſten waren ihm die Wortdeutler, Heuchler und Mucker, da hielt er es weitaus lieber mit offnen Sündern. Wo es ſich um ſeine Lehre handelte, war er unbeugſam, wo es ſeiner Perſon wegen herging, da war er voller Demut und Verzicht. Die Größe ſeiner Sanftmut und Feindesverzeihung trat erſt bei der Erfüllung ſeines Geſchickes zu Tage. In ihm war der ſtolze, göttliche Mut einer Perſönlichkeit, die überzeugt iſt, daß ihr nichts geſchehen kann, weil der ſterbliche Leib nichts, die unſterbliche Seele alles iſt. Dieſes göttliche Bewußtſein hat ihn zum Unüberwindlichen gemacht.

Ziemlich ernſt dürfte er einhergeſchritten ſein, ohne viel zu grüßen und zu danken. Nirgends drängte er ſich auf, wo man aber ſeiner verlangte, da gab er ſich mit ganzer Seele hin. Seine Rede war kaum in pathetiſchem Predigertone gehalten, vielmehr in hebräiſcher Weiſe leicht und raſch hingeſprochen, nach augenblicklicher Eingebung. Denn nicht angelernt war das, was er brachte, ſondern ſeiner bluteigenen Natur entſprungen. In Gleichniſſen ſprach er gern, die übrigens nach unſerem Sprachgefühle ſich mit ſeinen Gedanken nicht immer decken. Man muß deshalb nicht alles wörtlich nehmen wollen und auch nicht vergeſſen, daß vieles ſich auf uns unbekannte Dinge und Verhältniſſe bezog und daß die Orientalen gern in Hyperbeln ſprechen.

Über zwei Jahre mochte er ſo durchs Land gezogen ſein, ſtets begleitet von einem ungeduldigen oder begeiſterten Anhang, ſtets beargwöhnt von den Behörden, die ihm häufig Fallen ſtellten, denen er mit Klugheit auswich. Im Freien hielt er mit dem Volke ſeine Mahlzeiten, bei welchen alles, was vorhanden war, brüderlich geteilt wurde. Im Freien hat er wohl auch oft übernachten müſſen, nur ſeinem Reiche lebend, das nicht von dieſer Welt war. Er war außerordentlich in allem, ein Übermenſch, ein Gottesſohn.

Wo Jeſus am göttlichſten iſt, da iſt er am menſchlichſten. Wer alles, was Weltluſt, Weltgut, Weltſorge heißt, mit leichtem Verzicht von ſich weiſt, der genießt das Leben am reinſten. Und ſo iſt die Lehre Jeſu, die dem Weltkinde ſtreng ſcheint über alle Maßen, ein mildes, ſüßes Joch dem, der in kindlichem Vertrauen auf den himmliſchen Vater ſeine Tage ſelig hinlebt — ſouverän über Wandel und Leid. Du ſollſt den heutigen Tag leben und dich nicht kümmern um morgen. Du ſollſt ohne Sack und Stab wandern, ohne zweiten Rock ſein und dir, wenn es iſt, genügen laſſen an wilden Früchten und ſchlechtem Dache. Dein ganzes Leben und Streben ſei ausgefüllt mit der Liebe zum himmliſchen Vater und zum Nächſten. Und jetzt kommt das Größte: Lieben ſollſt du auch deine Feinde. Gerade dieſe Aufopferung ſichert dir in den meiſten Fällen ein ruhiges Daſein, denn ein Feind, dem du nicht widerſtrebſt, dem du von Herzen Gutes thuſt, wird aufhören, dein Feind zu ſein. — Wir haben ein deutſches Burſchenlied, in dem es heißt: Ich hab mein Sach auf nichts geſtellt, juchhe! Bei dieſem Satz denke ich immer ans jauchzende Chriſtentum, an das Dahinwandeln in kindlicher Unſchuld und göttlicher Frohheit, mit der Zuverſicht, daß unſre unſterbliche Seele auf gutem Wege iſt zum Herzen Gottes.

Dieſe liebreiche Gott- und Menſchenfreude, dieſe kindliche Sorgloſigkeit iſt nach meiner Meinung das Göttliche im Chriſtentum, das Reich Gottes in uns, das uns ſchon auf Erden ſelig macht.

Wenn Jeſus dem Ideal manchmal mit Rückſichtsloſigkeit Geltung verſchaffen will und ſchließlich ſein Leben opfern muß, ſo iſt das der ewige Widerſpruch, der im Gottmenſchentume liegt. Er ſchließt nicht aus, daß Jeſus ſiegte, und daß auch wir ſieghaft werden könnten, unter Erdennot jauchzend in der ſeeliſchen Einheit mit Gott.

* * *

Das wäre nun ſo aus der Fülle deſſen, was da geſagt werden könnte, der Grundzug meiner Auffaſſung von der Weſenheit Jeſus und ſeiner Lehre. In dieſem Sinne habe ich die Bibel verſtanden und die unmaßgebliche Anſicht einmal in meinem „Heimgarten“ darſtellen wollen. Aber daheim in unſerm Öſterreich iſt mir das nicht geſtattet worden. Die Polizei hat — wovon ſpäter noch die Rede ſein wird — den Aufſatz mit Beſchlag belegt. Man hat in dieſen meinen Gedanken — die dem erhabenen Gegenſtande gegenüber freilich an äußerſter Unzulänglichkeit leiden — nichts Geringeres als Gottesläſterung gefunden!

Nach meiner Meinung hätte jeder Chriſt das Recht, das Evangelium nach ſeiner Art aufzufaſſen, ohne viel dogmatiſche Auslegung, ohne Mittelsmann. Weiſt nicht gerade die Vieldeutigkeit darauf hin, daß Jeder für ſich daraus das Seine finden ſoll? Wären zur Erklärung der Lehre Jeſu gelehrte Mittelsmänner nötig, ſo hätte der Heiland gewiß nur allein zu den Schriftgelehrten und Theologen geſprochen und nicht zur Menge, die — ſiehe ſeine Apoſtel ſelbſt — vorwiegend aus einfältigen Menſchen beſtanden hat. Jeder ſoll das Wort nehmen, wie er es faſſen kann. Was er etwa heute nicht verſteht, das verſteht er morgen. Und geſchieht ein Irrtum, ſo kann ſolcher ja nicht ſchädlich werden, wenn der gute Wille vorhanden iſt. Schließlich ſchafft ſich ja jeder Menſch ſeinen Gott nach ſeinem Herzen und jedes Volk macht ſich ſeinen Heiland, wie es ihn brauchen kann.

Daß aber die Lehre des Nazareners verfolgt wurde und noch wird, das iſt zu verſtehen. In den Augen der Phariſäer und andrer Leute war er ein Aufwiegler, Religionsſtörer und Gotteslästerer, der, wenn er heute wieder erſchiene, gerade ſo ſelbſt in den „allerchriſtlichſten“ Reichen — unſchädlich gemacht werden würde. Und in der That, wäre es denkbar und hätte damals das Volk dieſe gerade für arme, geknechtete Leute ſo paſſende Lehre angenommen und nach ihr gelebt, ſo dürfte zwar kein blutiger Aufruhr entſtanden ſein, aber die beſtehenden Staaten wären weiter nicht mehr möglich geweſen. Der römiſche Weltſtaat hätte aufhören müſſen, und keiner unſrer gegenwärtigen Staaten könnte beſtehen, wenn die Leute ſtrenge nach Jeſu Lehre lebten. Keine Pfaffen, keine Soldaten, keine wilde Jagd nach Geld und Ehre — was weiß ich, es wäre eine Luſt zu leben! Oder würden unſre fünf Sinne zu kurz kommen? Ich glaube nicht.

Und das iſt merkwürdig. Es iſt eine Lehre, die nirgends eigentlich befolgt wird und die doch nicht mehr aus der Welt verſchwinden kann. So oft die Überkultur an eigenem Ekel ſich erbricht, ſo oft die Menſchheit ihre weltlichen Beſtrebungen und ſtolzen Erfolge wieder in großen Kataſtrophen zuſammenbrechen ſieht, wird die Sehnſucht wach nach ſolchen Zuſtänden, die Jeſus mit dem Worte „das Reich Gottes“ bezeichnet hat. Dann wird Freude, was früher zur Laſt geweſen, dann werden beſondere ſeeliſche Kräfte wach, es kommen die Anpaſſungen, die Wunder, und es geſchieht alles wieder, was der Homunkel hochmütig abgeleugnet hat.

Jeſus hat den Menſchen gekannt, nicht bloß den von damals oder den von heute — den Menſchen ſchlechthin. Das allerhöchſte Ideal hat er ihm gezeigt, aber auf den ſteilen Pfad hinan eine Menge Stufen zum Raſten bereitet. Dieſe Lehre, die ſo über alle Maßen ſtreng zu ſein ſcheint — die mildeſte, liebreichſte Mutter iſt ſie im Vergleiche zu einer nimmerſatten Ziviliſation, die ihre Leute unermüdlich hetzt und ſchließlich verzehrt. Jeſus verlangt — wenn wir ihn wirklich verſtehen — nichts, als daß der Menſch ein bedürfnisloſes, heiteres, unſchuldiges Kind ſei.

Frage man nur nicht lange nach der Möglichkeit. Manchem iſt es möglich. Der wahre Chriſt würde ſagen: Wer noch ein Kind iſt, der bleibe es. Und ſelbſt wenn er als ein ſolches geſellſchaftlich zu Grunde geht, ſo iſt dieſes ſelige Zugrundegehen göttlicher, als das ruheloſe Haben und Herrſchen in einer unſeligen Welt.

Wenn ſie nun aber kommen und ſagen: Der Menſch iſt nie und war nie ein unſchuldiges Kind, denn er brachte auf die Welt die Erbſünde mit! — ſo verſtehe ich das nicht. Waren denn jene Kinder, die Jeſus als unſchuldig bezeichnet, auch ſchon Sünder? — Wenn Jeſus den Sündern Buße predigt, ſo meint er damit wohl nicht, daß man faſte, ſich kaſteie u. ſ. w., ſondern er meint, daß man die begangenen Sünden möglichſt gut mache: Unrecht Gut zurückgeben, Lüge bekennen, Irrtum berichtigen, Übermaß irdiſcher Güter abſtreifen, Widerſachern verzeihen und in aller Weiſe wieder dem kindlichen Herzensfrieden, der gottfreudigen Heiterkeit, kurz dem guten Gewiſſen zuſtreben. So weit ſeine Kraft reicht, ſoll der Menſch das ſelber thun und erſt wo ſie aufhört, die Verdienſte Jeſu Chriſti rufen. Aber nicht gleich in vornherein auf Rechnung der Verdienſte Jeſu drauf losſündigen, um hinterher bloß „büßend“

auf die Bruſt zu klopfen: „Herr, ſei mir armen Sünder gnädig!“

Jeſus wollte den Menſchen doch nicht erniedrigen zu einem ſich in unendlichem Schuldbewußtſein windenden Wurm, ſondern erheben zu einem gerechtfertigten, jauchzenden Kinde Gottes.

Folgen einer Konfiskation.

Bisweilen iſt auch das Krankſein ein Vergnügen. Und zwar dann, wenn man ſich eins daraus macht.

Im vorvergangenen Winter hielt mich mein Leiden drei Wochen auf dem Krankenbette feſt. Als die Tage der Betäubung vorüber waren und die wiedererwachende Seele nach einer paſſenden Beſchäftigung fragte, riet ich ihr eine beſonders intereſſante Lektüre an Sie möchte doch wieder einmal das Evangelium leſen. Nicht in Bruchſtücken und Auszügen, wie es ſonſt gewöhnlich zu geſchehen pflegte, ſondern alle vier Evangeliſten Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes raſch nacheinander und das Ganze gleichſam in einem Zuge. — Und meine arme Seele hat es ſo gethan.

Zur Erbauung wollte ſie das hochheilige Buch leſen zum Vergnügen iſt es ihr geworden. Denn während dieſes Leſens, das etwa vier Tage gedauert hat, kam eine ſolche Froheit, eine ſolche Chriſtenfreude in ſie, daß ſchließlich allerdings das Wort Vergnügen durchaus nicht dafür paßt, wenn nicht ſo, als ob dieſes Krankſein ein Vergnügen geweſen, weil es mich genügend losgehakt hatte von irdiſcher Oberhoheit, um ganz den Vorſtellungen der heiligen Botſchaft leben zu können.

Ich las die Überſetzung ins Deutſche von Dr. Leander van Eß, die von vielen katholiſchen Kirchenfürſten approbiert und empfohlen iſt. Zum Vergleichen benützte ich die Überſetzung von Allioli und die Volksbibel von A. A. Waibel, alle von katholiſchen geiſtlichen Gelehrten.

Was war das für ein Chriſtus, der mir da entgegentrat! Ein gottfreudiger, menſcheninniger, weltfroher Chriſtus voll gewaltiger Thatkraft, voll hingebender Liebe, voll feurigen Zornes zu rechter Zeit. Der Übermenſch, der Gottmenſch im höchſten Sinne. So hatte ich ihn bisher noch nie geſehen. Meine Kinder rief ich ans Bett, meine Frau rief ich und erzählte ihnen von dem großen Chriſtus, den ich gefunden, mit dem zu gehen, auf den ſich zu verlaſſen eine Befreiung von aller Sorge und Weltlaſt bedeutet. Auch ſie mußten mir nun ganze Abſchnitte laut leſen, und wie ſie anfangs wohl geſtaunt haben mochten über das Aufhebens von wegen einer ſo uralten Sache, endlich begriffen ſie meinen Jubel.

Und in einer der ſchlafloſen Nächte machte ich Licht, nahm Papier und Stift und ſchrieb raſchhin die Skizze des Jeſus Chriſtus, wie er mir aus dem Evangelium ſo unmittelbar entgegengetreten war.

In ſpäteren Monaten, als der „Heimgarten" Manuſkripte forderte und meine Mappen durchſtöbert wurden, fand ſich auch die Skizze mit der Überſchrift: „Wie ich mir die Perſönlichkeit Jeſu denke."* Die Sache betrachtete ſich nun mit ruhigem Blute. Das war ſchließlich ja nichts Neues, war ſchon tauſendmal weit gründlicher und beſſer geſagt worden, auch konnte man es gelegentlich, wenn zwar vielleicht mit anderen Worten, von der Kanzel hören. Und doch, ſo dachte ich, was kann es denn ſchaden, wenn ein knapper Umriß der herrlichſten Geſtalt, ſei er noch ſo flüchtig, auch einmal im „Heimgarten“ erſcheint. Es giebt ja ſo viele Chriſten, die ihren Chriſtus nicht kennen.

---

*) Siehe den vorhergehenden Aufſatz Seite 295 — 302.

Die Skizze wurde in das Maiheft 1899 des „Heimgarten“ gedruckt. Und wurde ſofort von der Polizei in Graz mit Beſchlag belegt. Wegen dieſes Artikels über Jeſu.

Ich traute meinen Ohren nicht, als es mir der Verlag mitteilen ließ; ich traute meinen Augen nicht, als die Männer die ganze Auflage in ihre Gewalt nahmen, den angeklagten Artikel aus allen Exemplaren herausreißen ließen, um denſelben hinter Schloß und Riegel zu legen und gelegentlich von Gefangenen vernichten zu laſſen.

Eine Stunde lang habe ich mit dem Beamten in ſeiner Stube geſtritten und es iſt nur zu wundern, daß er mir weder die Thüre gewieſen, noch den Ausgang unmöglich gemacht hat. Bekennen muß ich, daß der Polizeibeamte unvergleichlich höflicher mit mir war, als ich mit ihm. Aber gezeigt hat ſich mir bei dieſem Geſpräch eine höllentiefe Kluft, die zwiſchen uns lag, in Bezug auf Auffaſſung von Religion und Chriſtentum. Nicht etwa, daß in meinem Aufſatze einzelne Stellen, unüberlegte Ausdrücke, hiſtoriſche Unrichtigkeiten beanſtändet worden wären, nein, der ganze Aufſatz von der erſten bis zur letzten Zeile wurde mit Ausnahme der Überſchrift, verboten und als Gottesläſterung erklärt.

Unterwegs nach Hauſe war mir zum Lachen und zum Weinen. Zum Lachen, weil ich dachte, es ſei vielleicht gut, daß dieſe unbedeutende Arbeit über den hochbedeutenden Gegenſtand gar nicht in den „Heimgarten“ kommt. Man wäre wohl doch nur gleichgiltig darüber hinweg zur Tagesordnung gegangen. Zum Weinen, weil — na, man kann ſich's denken.

Mittlerweile war der Aufſatz der Zeitſchrift „Die Zukunft“ in Berlin zugegangen. Als nun derſelbe in Graz ſo ſcharf verboten worden war, daß davon nicht ein Exemplar und nicht eine Zeile in die Öffentlichkeit treten durfte, depeſchierte ich ſofort nach Berlin, daß man den dort beabſichtigten Abdruck unterlaſſe. Es war zu ſpät, das Verhängnis nahm ſeinen Lauf. Mein Aufſatz über die Perſönlichkeit Jeſu war bereits gedruckt und überflutete an einem Tage in Tauſenden von Exemplaren die argloſe Welt.

Sofort habe ich nach vielen Seiten hin meinen Wunſch geſchrieben, von dem Aufſatz nicht Notiz zu nehmen. Erſtens mußte doch die Konfiskation reſpektiert werden, und zweitens hatte ich nun die Abſicht, den Gegenſtand, der ſo viel Intereſſe erregt hatte, etwas ausführlicher zu behandeln. Doch der Aufſatz griff weiter und weiter.

Aus der „Zukunft“ druckten ihn zahlreiche andere Blätter ab, Tagesblätter, Wochenblätter, Monatsſchriften, zumeiſt evangeliſche, aber auch katholiſche, ſo daß der in Graz ſo ſtreng bewachte Artikel in vielen hunderttauſend Exemplaren durch die Länder flog. Und mir flogen die Zuſchriften ins Haus. Eine einzige war darunter aus dem Welfenlande, die den Arm verfluchte, der den Artikel geſchrieben und das Auge, das dabei zugeſchaut. Alle anderen der zahlloſen Zuſchriften freuten ſich entweder, daß in dem Aufſatze ſo viel „freimütiger Chriſtusſinn“ zum Ausdruck kam, oder bedauerten, daß eine mit ſo viel Reklame (mancher hielt thatſächlich die Konfiskation für eine Reklame!) betriebene Sache nur etwas ſo allgemein Bekanntes, ſo ganz Selbſtverſtändliches enthalte und demzufolge auch die Enttäuſchung eine recht große ſei. Wieder andere Zuſchriften ſagten ihre Meinung über die öſterreichiſche Cenſur — „ja, wenn es ſo ſei, da begreife ſich manches!“ — Was die geſcheiten Herren da draußen an unſeren Zuſtänden ſo viel Begreifliches finden, das weiß ich nicht. — Nebſt ſolchen Briefen kamen mir Zeitungen, die den Fall beſprachen, Streitſchriften mancher Art, endlich umfangreiche Werke über die Evangelienforſchung und die Perſönlichkeit Jeſu. Alles las ich mit großer Spannung, immer befürchtend, mein kleiner Aufſatz würde in einem ſo wichtigen Punkt ins Unrecht geſetzt werden. Allein außer einem chronologiſchen Fehler und ein paar unbedeutenden Nebenſächlichkeiten ſtimmte alles mit den Forſchern überein. Nur daß viele — ich rede von Renan und Strauß nicht — den geſchichtlichen Chriſtus weitaus realiſtiſcher, weltlicher zur Darſtellung gebracht hatten, als ich es gethan. Und zu den realiſtiſcheſten gehören die Evangeliſten Matthäus und Lucas.

So wurde ich bei dieſer Gelegenheit in ein förmliches Bibelſtudium hineingedrängt, das für mich umſo wertvoller geworden iſt, je unmittelbarer es ſich an die Evangeliſten anſchloß. Was ich vorher teils noch inſtinktiv geſchrieben, dem ſtand ich nun mit Wiſſen gegenüber. Allerdings kam mir gleichzeitig etwas anderes zum Bewußtſein. — —

Das man ſich offen in den Gegenſatz zu dem evangeliſchen Chriſtus ſtellen ſollte, war nicht zu faſſen. Das „man“ bezieht ſich auf jene klerikalen Blätter, die lebhaft gegen einen konfiscierten Aufſatz Partei ergriffen, den Artikel öffentlich kritiſierten, den ſie gar nicht kennen konnten und kennen durften. Freilich, auch das Publikum kannte ihn nicht, und ſo mochte man immerhin was ahnen laſſen von den ſcheußlichen „Gottesläſterungen“, die derſelbe enthalte.

Wie glücklich wäre ich geweſen, wenn einer aus unſerem katholiſchen Klerus geſagt hätte: So laſſet ihm doch den Chriſtus, der ihn ſelig macht. Und ſollte der auch nicht ganz ſtimmen mit unſerer Tradition, er drängt ihn ja niemanden auf, erzählt bloß, wie er ſich die Perſönlichkeit Jeſu denkt.

Irgend ein klerikaler Witzbold behauptete damals, daß ich mir für den täglichen Gebrauch einen ſehr „kamoden Chriſtus zuſammengeſchneidert“ hätte. Das iſt nun allerdings nicht der Fall. Die Evangeliſten laſſen mit ſich nicht viel handeln. Mein Chriſtus iſt ein ſtrengerer Mann, als der, den ſie uns manchmal vom Predigertiſch vorführen; er begnügt ſich nicht mit den ſogenannten guten Werken, beten, faſten, wallfahren, Almoſen geben u. ſ. w., auch nicht mit der Verehrung der Heiligtümer, mit dem Empfang der Sakramente. Er läßt ſich nicht abfertigen damit, daß man ſich auf die Gnade Gottes allein verlaſſe, er verlangt mehr. Er verlangt vieles, was mir ſehr ſauer ankommt, zu thun, ja was ich in meiner armen Menſchlichkeit gar nicht zu leiſten vermag. Aber ſeine ſtarke, frohe Perſönlichkeit erfüllt mich mit Zuverſicht, daß das, was nicht iſt, noch werden kann. Eine Weile vorher hatte ich die Schriften des großen Kirchenlehrers Auguſtinus geleſen, die brachten mich in Konflikt. Im Mittelalter hätte ich wahrſcheinlich bedingungslos zu ihnen geſchworen, mit der jetzigen Art und Weiſe des Menſchen wollten ſie mir nicht ſtimmen; dieſe Bücher hatten mich verwirrt und mutlos gemacht. Um ſo größer, freier war nun das Aufrichten durch Chriſtus ſelbſt. Fürs erſte empfand ich eine größere Neigung zu den Mitmenſchen, die ich oft geflohen hatte und nur noch aus größerer Entfernung ein wenig lieben konnte. Ich erinnerte mich daran, ſo oft ein Menſch mir begegnete, welch einen unermeßlichen Wert Chriſtus auf jede einzelne Perſönlichkeit legt, und wäre ſie auch arm und verachtet, und wäre ſie auch ein tiefgefallener Sünder. Und daß er gerade nach den Verlorenen am liebevollſten niederlangt. Da haben wir die Socialdemokraten, die allerroteſten, die Gott verneinen und die unſterbliche Seele leugnen, die voller Haß der Geſellſchaft gegenüberſtehen und am liebſten durch eine ungeheure Revolution die ganze Kultur vernichten möchten — ich fühlte mit ihnen nicht bloß das menſchliche Erbarmen, ich fühlte Neigung zu ihnen, ich verſtand ihr Denken und Wollen, ich entſchuldigte es als ein Produkt ihrer Verhältniſſe, ich empfand eine große Sehnſucht, ihnen zu helfen, ſie emporzuretten auf das Niveau, wo wir alle gemeinſam für eine beſſere Zukunft für ein glücklicheres Seelenreich — das Reich Gottes — ringen könnten. Die Werke der Barmherzigkeit, ſagte ich mir, müßten freilich geübt werden, aber nicht in Form von Almoſen und milden Einzelwerken, wie in der Vorzeit, ſondern in einheitlichem, großem Stile des ſocialen Reform. Wir wollen niemanden mehr, der aus Betteln und Bitten ein Geſchäft macht, wir wollen ein großes, organiſiertes Arbeiten. Zum alten Gottesglauben muß ſich ein moderner Welt- und Menſchenglauben geſellen, um im chriſtlichen Sinne ein Reich Gottes zu ſchaffen. — Ob ich aber zu den großen perſönlichen Opfern bereit bin, die Chriſtus von uns verlangt? Wie es heute ſteht, nein. Sie würden, als von einem einzelnen geleiſtet, nichts nützen. Wenn aber viele, genügend viele Menſchen aus der Geſellſchaft freiwillig ihren Beſitz hingeben, ihre perſönliche Kraft aufopfern zum gemeinſamen Wohle, dann bin ich unter ihnen. Wenn kein Herr iſt, dann will ich Diener ſein. Wenn kein Schwelger iſt, dann will ich entbehren. — Einſtweilen gilt es immer noch, im engen Kreiſe weltlich friſch das Göttliche zu fördern.

Ich bin von Natur aus geneigt zur Menſchen- und Weltflucht. Seit mir der evangeliche Chriſtus gegenwärtig iſt, freue ich mich der Schönheit und Kraft der Welt, ohne Gefahr, ihr zu verfallen; ſuche ich frohe Geſellſchaft auf, ohne Angſt, mich zu verlieren. Die Unbefangenheit einer größeren Freiheit iſt in mir. Und meine grenzenloſe Unzulänglichkeit, die mich ſonſt ſo tief verzagen machte, ich fühle ſie heute nicht minder, ja noch mehr, aber ich fühle mich geborgen in der Gemeinſamkeit des Menſchengeſchlechtes und getröſtet in dem Glauben, daß der Herr ſeine Kinder nicht verloren ſein läßt und in jedem einzelnen die gute Abſicht ſegnet.

In meiner Evangelienfreudigkeit empfinde ich oft den Hang, mit anderen über das Evangelium zu ſprechen und alſo bei einzelnen Sätzen das Verſtändnis zu klären und zu vertiefen, aber ich finde niemanden dazu. An ſolche, die zur Zeit zum Proteſtantismus übertraten, wendete ich mich faſt allemal vergebens. Sie hatten — mit wenigen Ausnahmen — für religiöſe Fragen keinen Sinn und kein Verſtändnis, ihr Konfeſſionswechſel entſprang vielfach anderen Beweggründen.

Oft habe ich es mündlich und auch ſchriftlich verſucht, mit katholiſchen Geiſtlichen mich über das Evangelium auszuſprechen, doch, wenn ſie ſich überhaupt in ein Geſpräch einließen, ſo kamen ſie gleich auf die Kirchengebote. Die Leſer meiner Schriften braucht man kaum zu erinnern, in welchem Verhältniſſe ich zum katholiſchen Gottesdienſte ſtehe. Allein auch Betrachtungen über das Evangelium mit Rede und Gegenrede hätten mich gefördert. So weit kam es mit Prieſtern nie; ſie verwieſen mich auf die Predigt, bei der man kein Zwiegeſpräch führen kann, auf die Beichte, bei der kein Einwand geduldet wird, im übrigen wichen ſie ſtets aus, als ob ſie ſelbſt nicht Beſcheid wüßten, oder als ob ein Laie nicht würdig wäre, über ſo hochſtehende Sachen mit ihnen zu reden. Es hat Zeiten gegeben, da ich nach ihrem Zuſpruch lechzte, doch Mißtrauen und nichts als Mißtrauen haben ſie mir geſchenkt. Einen Verirrten und Verlorenen haben ſie ſtets an mir geſehen, aber keiner kam, um mich liebreich zu ſuchen. — Hingegen habe ich Anregung und Erhebung gefunden im Geſpräche mit evangeliſchen Geiſtlichen. Ohne zu proteſtantiſieren, haben ſie ſich gerne finden laſſen, mit einem Katholiken gemütlich und innig über unſeren Heiland zu ſprechen und über ſeine göttlichen Lehren, die immer tiefer und höher werden, je mehr und vielſeitiger man ſich mit ihnen befaßt. Zudem hat ſich eine Bibliothek über den evangeliſchen Chriſtus um mich aufgehäuft, Betrachtungen und Studien beſchäftigen die dürſtende Seele und je mehr ſie ſchöpft, deſto unerſchöpflicher iſt der Gegenſtand. Alſo iſt auch das Buch „Mein Himmelreich“ entſtanden.

Dieſe Wendung iſt gekommen durch jene Beſchlagnahme des belangloſen Jeſu-Aufſatzes. Eine geringe Urſache zu einer für mich bedeutſamen Entwickelung. Und doch iſt ein ſchwerer Konflikt in mir. Ein Konflikt, den mir gewiß nicht alle nachempfinden können, der manchem ganz überflüſſig und thöricht erſcheinen wird, weil eben mancher keine Ahnung hat von der Macht der Gottesſehnſucht. Ich bin von meinen Vorfahren her Katholik, ich bekenne und ehre ſo Vieles der katholiſchen Kirche, ſie iſt meinen Kindeserinnerungen, meiner Myſtikneigung und meiner Sinnenfreude eine Heimat. Und doch zieht es mich hinüber zu den Evangeliſchen, weil dort nach meiner Erfahrung und Überzeugung die Lehre Chriſti reiner verkündet wird, als gemeiniglich in den katholiſchen Kirchen. Beſonders in unſeren Tagen iſt eine evangeliſche Predigt eine wahre Labnis. Es kommt ſelten vor, daß man dort ſchimpft, poltert, hetzt, andere Bekenntniſſe verflucht und deren Seelen verdammt. Käme es aber vor, ſo liefe ich aus einer proteſtantiſchen Kirche ſo raſch davon, als aus einer katholiſchen. — Mir würde es hart ankommen, aus der katholiſchen Kirche zu treten, und doch muß ich ſo oft die Partei der Proteſtanten nehmen, ihre chriſtlichen (nicht etwa politiſchen) Beſtrebungen unterſtützen, wie und wo ich nur kann. Ich warte immer darauf, daß die katholiſche Kirche ſich von der Weltlichkeit, der Macht und Politik mehr abkehre und der Lehre Jeſu ſich zuwende. Einſtweilen muß ich es mit meinem Gewiſſen vereinbar finden, als Katholik dem evangeliſchen Gottesdienſte beizuwohnen, dort Troſt und Kraft für das Leben zu holen. Manchmal iſt mir in ſolchen Stunden, als ginge mir ein neues Leben auf. Und doch zittere ich. Denn wer kann wiſſen, wie weit die Gnade gehen wird? Wenn Not und Jammer kommt, ob die Zuverſicht vorhalten wird? Wenn dauerndes Unheil Körper und Geiſt niederdrückt, ob die göttliche Stärke da ſein wird? Und wenn's zum Sterben kommt —! Man ſagt, unterm Krummſtab ſei es gut leben, unterm Kreuze gut ſterben. Es iſt wohl mein Gebet jeden Tag um Gnade, ſo zu denken und ſo zu ſein, daß Chriſtus der Heiland neben mir ſtehen bleiben kann. Ein Verdienſt habe ich ja doch auch ſelbſt, ein einziges: den guten Willen.

Über das Bibelleſen.

Meine gelegentliche Bemerkung, daß ſelbſt das Evangelium noch einmal auf den Index geſetzt werden würde, iſt als Witz belacht worden. Es wäre doch gar zu ungereimt, daß gerade die Grundlage unſeres chriſtlichen Glaubens und unſerer Sittenlehre Chriſten nicht ſollten kennen und leſen dürfen. Aber während harmloſe Gemüter das für rein undenkbar hielten, war es längſt vollzogene Thatſache, die ſchwer zu glauben iſt. Die Bibel, das Neue, wie das Alte Teſtament, iſt in der römiſch-katholiſchen Kirche dem Volke im allgemeinen verboten. Unſer Clerus geſteht das begreiflicherweiſe nicht gerne zu, kann aber ſchließlich nichts dafür. Viele Prieſter ſtimmen der Maßregel innerlich ſicher ſelber nicht bei und doch ſind ſie verpflichtet, die kirchliche Verordnung zu verteidigen. Manchmal wird dieſe allerdings ſchwierige Aufgabe ungeſchickt genug gelöſt. So, wenn man behauptet, daß die Bibel durchaus nicht verboten ſei, weil man ſie ja in lateiniſcher Sprache leſen dürfe!! Ob unſer Volk von der Bibelerlaubnis viel Gebrauch machen würde, iſt freilich eine Frage. Es iſt zu gleichgiltig geworden.

Ich will vor allem daran erinnern, wie es mit dem Bibelleſen ſeit jeher gehalten worden iſt. — In den erſten Jahrhunderten hat die katholiſche Kirche keinen Grund gehabt, den Gläubigen die Bibel zu verbieten. Viel Volks muß doch ſchon damals die Kunſt des Leſens verſtanden haben, denn die großen Kirchenlehrer Chryſoſtomus, Hieronymus und Auguſtinus, aber auch Päpſte haben die Laien lebhaft ermahnt, ja recht fleißig die Bibel zu leſen. Als hernach aber die Kirche ſich auch zu einem irdiſchen Reich entfaltet, kam die Vorenthaltung der Bibel — und das haben viele Leute, wohl freilich mit Recht ſo aufgefaßt, als hätte die Kirche ſich in der Menge vor einem Vergleich mit dem Evangelium zu ſcheuen gehabt. Sie führte für den Ritus die lateiniſche Sprache ein, und verabfolgte den Völkern in ihrer Mutterſprache nur gewiſſe, bearbeitete Auszüge aus der Bibel. Im Mittelalter wurde jeder Beſitzer einer Bibelüberſetzung als Ketzer erklärt. Die Bibeln wurden ſogar verbrannt. Da kam die deutſche Bibelüberſetzung des Martin Luther, deren Verbreitung ſich außerhalb der kirchlichen Macht vollzog. Um dieſe Bibel möglichſt zurückzudrängen, wurden katholiſche Bearbeitungen der heiligen Schrift veranſtaltet. Ich glaube nicht, daß in ſolchen katholiſchen Volksbibeln abſichtliche Fälſchungen des Textes vorkamen, hingegen wurden einzelne Teile mit Deutungen und Erklärungen in römiſch-katholiſchem Sinne verſehen. Solche Erklärungen galten auch als Wort Gottes. Vielfach ſind dieſe Erklärungen ſo gehalten, als ſei das Evangelium lediglich der römiſch-katholiſchen Kirche wegen da, anſtatt umgekehrt. Bibelbüberſetzungen ohne Erklärungen und Auslegungen waren und blieben verboten. Man durfte —

wird geſchrieben — das Neue Teſtament (das Evangelium, die Apoſtelgeſchichte und die Apoſtelbriefe) nicht leſen, ohne als Irrgläubiger verworfen zu werden. Alle Bibelüberſetzungen mußten die Approbation von Biſchöfen haben, aber auch die war noch nicht maßgebend, weil es Biſchöfe gab, und oft ſogar ſehr viele, die nichts Schlechtes darin fanden, wenn das Volk die urſprüngliche Bibel las, welche nicht mit beſonderen Auslegungen verſehen war. Die Kirche ließ es endlich wohl ſo halb und halb hingehen, weil außerhalb der proteſtantiſchen Kreiſe die Verbreitung der koſtſpieligen Ausgaben im Volke ohnehin nie bedeutend war. Da entſtanden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Bibelgeſellſchaften, zuerſt in England. Sie waren proteſtantiſchen Urſprungs, zählten aber auch unzählige Katholiken, ſelbſt Prieſter und Kirchenfürſten zu ihren Mitgliedern. Dieſe Bibelgeſellſchaften verbreiteten die Bibel um einen unglaublich billigen Preis, unter Umſtänden ganz umſonſt. Sie verbreiteten die heilige Schrift in allen Sprachen und Ländern der Erde. An zweihundert Millionen Exemplare der Schriften des Neuen Teſtamentes haben ſie bisher unter die Völker gebracht. Aber nicht etwa gerade proteſtantiſche Überſetzungen giebt die Bibelgeſellſchaft heraus, ſondern auch, und natürlich für katholiſche Länder katholiſche, von Kirchenfürſten approbierte. Eine ſolche Bibelüberſetzung iſt z. B. die von Leander van Eß, welche in allen unſeren Buchhandlungen um einen fabelhaft billigen Preis zu haben iſt. Das Neue Teſtament, hübſch gebunden, koſtet vierzig Heller, und wenn ein Armer bitten kommt um das Wort Gottes, ſo kriegt er's wohl gar umſonſt.

Alſo ſieht die römiſch-katholiſche Kirche ſich veranlaßt, neuerdings zu erinnern, daß die Bibel als ſolche für das Volk auf dem Index, das heißt auf dem Verzeichniſſe kirchlich verbotener Bücher ſteht, und daß von der Kirche nur ſolche katholiſche Überſetzungen zugelaſſen werden, die mit den kirchlichen Auslegungen und Erklärungen verſehen ſind. Es wäre gegen Erklärungen ja ſo weit nichts einzuwenden wenn ſie als das gelten wollten, was ſie ſind — als fehlbares Menſchenwort.[1])

Erſt im Jahre 1897 iſt ein kirchliches Büchergeſetz erlaſſen worden, welches ſo unauffällig, aber ſo gründlich als möglich ausgeübt wird, und alſo lautet: „Da durch die Erfahrung erwieſen iſt, daß, wenn die heilige Schrift in der Landesſprache allgemein ohne Unterſchied geſtattet wird, daraus wegen Vermeſſenheit der Menſchen mehr Schaden als Nutzen entſteht, ſo ſind Überſetzungen in der Mutterſprache, auch wenn ſie von Katholiken verfaßt werden allgemein verboten, wenn ſie nicht vom apoſtoliſchen Stuhle approbiert oder unter Aufſicht der Biſchöfe mit Anmerkungen verſehen ſind, die aus den heiligen Kirchenvätern und katholiſchen Schriftſtellern entnommen ſind.“

„Wegen Vermeſſenheit der Menſchen!“ Ja, iſt denn nicht gerade darum Jeſus mit ſeiner Lehre gekommen? Ich beſtreite es im Vereine mit vielen Millionen von Menſchen, daß durch allgemeine Verbreitung des Wortes Gottes „mehr

---

[1]) Wer ſich auf die willkürlich zuſammengeſchriebenen Gebet-, Ablaßbücher, Wundertraktätlein u. ſ. w. erinnert, wie ſie mit oder ohne Approbation auf Jahrmärkten, an Wallfahrtsorten und durch Hauſierer zu haben ſind, ohne daß je ein katholiſcher Prieſter dagegen auftritt, dem muß das Verbot der Heiligen Schrift ganz beſonders peinlich auffallen.

Schaden als Nutzen" entſteht. Man blicke nur um ſich, wie die bibelleſenden Völker geſund und ſtark werden. Wenn den Chriſten in Deutſchland, der Schweiz, in Skandinavien, England, Amerika u. ſ. w. die Bibel gut thut, ſo wird ſie unſerem armen Volke auch nicht ſchaden.

Wenn man bei uns mit Leuten, die ſtudiert haben und als gebildet gelten, von der Bibel ſpricht, da kann man die unglaublichſten Erfahrungen machen. Sie ſind, mit wenigen Ausnahmen, in dieſer Sache dumm wie Stroh. Ein Doktor, der vor zwanzig Jahren die Schulbank verließ und in ſchöngeiſtigen Kreiſen eine tonangebende Rolle ſpielt wußte von der Bergpredigt nichts, als daß bei derſelben Jeſus dem Petrus den Himmelſchlüſſel gegeben und geſagt hätte: „Du biſt mein vielgeliebter Sohn an dem ich mein Wohlgefallen habe. Du ſollſt Papſt werden." — Und das war noch nicht das ſchlimmſte. Ein Sprachlehrer, der in Geſellſchaften gerne Kirchenpolitik treibt, hat erklärt, daß das Neue Teſtament das letzte Buch der fünf Bücher Moſes ſei. — Wie es dann erſt bei dem ungebildeten Volke ausſieht? Das bischen Bibelunterricht in der Schule iſt längſt verſchwitzt. Kein Intereſſe iſt dafür übrig geblieben. Aber daß man am Freitag nicht Fleiſch eſſen ſoll, daß man bei der Herz Jeſu-Andacht einen Ablaß gewinnen und denſelben für die armen Seelen im Fegefeuer aufopfern kann, und daß Martin Luther ein Höllenbraten iſt — das weiß jeder, der die katholiſchen Vorträge beſucht.

Nein, ich wollte nicht bitter werden und man wird's doch. Wie gerne wäre man bereit zu rechtfertigen, aber es iſt nicht möglich. Es iſt zu unverantwortlich.

Wir fragen allen Ernſtes: Warum will unſere Kirche das vollſtändige und reine Evangelium dem Volke vorenthalten? Iſt es, weil ſie ſich mit demſelben nicht mehr in Einklang fühlt? Iſt es, weil ſie, und nur ſie allein als Vermittlerin gelten will zwiſchen Gott und den Menſchen? Oder iſt es, weil ſie beſorgt, die Laien könnten das commentarloſe Wort Gottes mißverſtehen, falſch auffaſſen?

Die zwei erſten Möglichkeiten laſſe ich unerörtert. Es iſt nur eins auffallend, und das habe ich ſeit Jahr und Tag betont, nämlich, das die Kirche das Evangelium überhaupt zu ſehr in den Hintergrund ſtellt, auch dort, wo ſie doch in der Lage wäre, es ſelbſt zu erklären und auszulegen, wie in der Schule, auf der Kanzel, im Beichtſtuhl. Auf der Kanzel werden Teile des Evangeliums ja geleſen, dann von denſelben die Kirchengebote, die Sakramente, die kirchlichen Andachts-übungen und Werke vermittelſt römiſch-katholiſcher Auslegung abgeleitet, hernach aber werden dieſe Dinge in den Vordergrund geſtellt, ſo daß das Evangelium als ſolches nicht zur Geltung kommt. Über meinen ja durchaus nicht alleinſtehenden Vorwurf wegen der Vernachläſſigung des Evangeliums haben die klerikalen Zeitungen große Entrüſtung zur Schau getragen; die Beſten und Einſichtsvollſten der katholiſchen Kirche ahnen aber doch, daß dieſe Vernachläſſigung für die Kirche verhängnisvoll werden muß. Man denke an die Reformation, an die gegenwärtige Abfallsbewegung, die nach meiner Erfahrung doch in der Liebe zum Evangelium ihre Haupturſache hat. Dieſe Abfallsbewegung wäre heute allerdings noch viel größer, wenn die meiſten Leute nicht religiös indifferent geworden wären. Die Laien indifferent oder heuchleriſch bigott, die Kirchen gegeneinander ſtreitſüchtig und unduldſam oft bis zur Raſerei — das iſt das Bild des religiöſen Lebens unſerer Zeit.

Eine Beſſerung dieſer Zuſtände, eine Vertiefung des religiöſen Lebens hängt natürlich nicht vom Bibelleſen allein ab, das Geleſene muß auch ins Herz und von dieſem in die That übergehen. Theoretiſche Religionsmeierei, dogmatiſche Principienreiterei, gelehrtes Begründenwollen deſſen, was einfach *geglaubt* wird — damit kommt man in ein abſcheuliches Phariſäertum hinein. — Vertrauend glauben und herzhaft lieben, das iſt alles.

Auch der Glaube an die Kraft des Meßopfers, die Liebe zur Mutter Jeſu kann ein vertrauendes Glauben und ein herzhaftes Lieben ſein, deſſen Wert ich niemals beſtreite. Nur darf es ſich nicht vom Geiſte der Bibel entfernen, ſonſt ſchlägt's ins Heidniſche um.

Man merkt wohl, daß ich hier unter dem Worte Bibel beſonders das Neue Teſtament meine. Ja, was iſt's denn aber mit dem alten? Das Alte Teſtament iſt ein unerſchöpflicher Schatz von Geſchichte, Poeſie und Weisheit. Aber es ſchlägt vielfach zu ſehr in die weltliche Sphäre; in religiöſer Hinſicht weiß z. B. ich unter Ausnahme der Pſalmen mit dem Alten Teſtamente nicht viel anzufangen. Das Beſte der Patriarchen und Propheten finde ich in Jeſus. Ich brauche zu meinem Chriſtus auch keine altteſtamentariſche Zeugenſchaft, ich glaube ihm aufs Wort. Dieſes fortwährende Zurückgreifen auf die Hebräer, um Chriſtus zu beweiſen, gefällt mir auch bei den Proteſtanten nicht. Ihre Predigten enthalten oft mehr Ausſprüche aus dem Alten Teſtament, denn aus dem Evangelium. Alles Canoniſche in Ehren, ich aber würde kirchlich und für die

Laien die hebräiſchen Lehren nur inſoweit berückſichtigen, als Jeſu Wort ſelbſt an ſie anknüpft. — Manches im Alten Teſtamente kann geradezu unſittlich wirken.

Was die Beſorgnis anlangt, die gemeinte Bibel, alſo das Neue Teſtament, könnte von Laien leicht verſchiedenartig gedeutet und verſtanden werden: dieſe Beſorgnis iſt gerechtfertigt. Wenn ſchon Theologen, Biſchöfe und Kirchenväter die heilige Schrift, oder Teile derſelben, ganz verſchieden erklärt und ausgelegt haben, wie ſollte das bei den Laien nicht vorkommen können! Je nach perſönlicher Anlage, Stand, Alter und Stimmung wird, ſo wie jedes große, tiefſinnige Schriftwerk, auch die Bibel unterſchiedlich aufgefaßt werden. Und man kann ſich eigentlich nicht einmal bei den Theologen Rat holen, eben weil auch ihre Auffaſſungen voneinander abweichen. Wann hat je ein Menſch die Bibel ganz verſtanden? In dem tief Geheimnisvollen dieſes Buches liegt eben der unerſchöpfliche Quell, aus welchem zu aller Zeit ſo viel religiöſes Leben ſtrömt. Die unterſchiedliche Auffaſſung und Auslegung ſtiftet nichts Schlechtes, ſie wirkt vielmehr belebend. In proteſtandiſchen Ländern giebt es viele Bibelleſer, jeder findet in dem Buche was er braucht und nimmt es ſo, wie er's faſſen kann, wie es auf ſein Seelenleben die beſte Wirkung hat. Jeder ſucht das Evangelium mit den edelſten Inſtinkten ſeines Weſens in Einklang zu bringen. Theologen mögen darüber ſtreiten, die gläubigen Laien thun es nicht, ſondern laſſen das Wort Gottes unmittelbar und kindlich auf ſich wirken. Wir können doch gewiß nicht ſagen, daß bei den gläubigen Evangeliſchen die religiöſe Kraft, oder die Sittlichkeit, oder die perſönliche Tüchtigkeit eine geringere ſei! — Das iſt, ja auch ein Zeichen von der Göttlichkeit des Evangeliums, daß es niemals ſchlecht wirkt, auch dann nicht, wenn — wie die Schriftgelehrten ſagen — es falſch verſtanden wird. Nur der gute, demütige Wille muß vorhanden ſein. Die wichtigſten Sittenlehren ſind im Evangelium übrigens ſo klar und volkstümlich gehalten, daß ſie nicht, oder nur durch böswillige Sophiſtik ins Gegenteil umgewandelt werden können. Wohl die Phariſäer und Schriftgelehrten haben die Lehre Jeſu verdreht und falſch gedeutet, während die einfachen Fiſcher und Hirten ſie unmittelbar mit dem Herzen aufgenommen und ins praktiſche Leben richtig überſetzt haben.

Wenn ich von mir ſelber ſprechen darf. Ich habe beim Bibelleſen den Mangel an theologiſcher Bildung nie vermißt. Ohne viel dogmatiſches Kopfzerbrechen ſchlug ich das Buch auf und wo ich es immer aufſchlug, kam mir daraus ein Licht entgegen. Sei es nun, daß mich dieſes Licht belehrt, gewarnt, getröſtet oder geſtraft hat. Einzugeſtehen iſt wohl, daß auch auf mich das Evangelium nicht jederzeit die gleiche Wirkung gehabt hat, daß ich in der Jugend vieles anders auffaßte als in reiferen Jahren, im Glücke manches anders als im Unglück, daß ich einiges gar nicht zu faſſen vermochte, ja daß einzelne Stellen ſogar meinen Zweifel und Widerſpruch erweckt haben. Und auch das war ein Licht. Denn es war ein Anſporn zum Suchen und Ringen nach dem Geiſte Gottes.

Dieſelbe Wirkung hat es, wenn bei bibelleſenden Laien ein Meinungsaustauſch ſtattfindet, ſolcher regt an, und es entwickelt ſich in der Gemeinde fruchtbares religiöſes Leben, frei von Sentimentalität und Frömmelei. Man kann die Erfahrung machen, daß bei den Evangeliſchen, die es wirklich ſind, doch weniger religiöſer Indifferentismus herrſcht als bei den Katholiken, wo der einzelne ja nichts zu thun hat, als ſich leiten zu laſſen und gehorſam zu ſein.

Ich glaube, daß zwiſchen Laien und ihren Seelſorgern ſich durch das Leſen der Bibel ein viel regeres Intereſſe füreinander entwickeln würde und daß durch die unbedingte Freigabe des Neuen Teſtamentes die katholiſche Kirche als ſolche nicht verlieren, nur gewinnen könnte. Der Kirche — wenn ſie ſo iſt, wie ſie ſagt — müßte doch ſelbſt darum zu thun ſein, die Behauptung, hin zum Evangelium hieße ſo viel als: los von Rom, zu widerlegen.

Ja, ſie dürfte noch mehr thun, ſie könnte das Evangelium verbreiten helfen, zum Gebrauch desſelben anregen und beſonders eine Anleitung zum Bibelleſen herausgeben.

Denn das Bibelleſen muß gelernt und geübt ſein.

Ein Menſch, der das erſte Mal die Bibel aufſchlägt, weiß — beſonders wenn er im geiſtigen Leben ungeübt iſt — ſchlechterdings nichts damit anzufangen. Einzelne Stellen klingen ihm allerdings bekannt ans Ohr, vielleicht von einer Predigt her, vielleicht auch in wehmütiger oder unbehaglicher Erinnerung an längſtvergangene Schulzeit. Andere Stellen ſcheinen ihm abſolut dunkel und fernliegend, und er meint ſich über das Leben und die Lehre Jeſu viel beſſer im Auszug eines alten Schul- oder Erbauungsbuches unterrichten zu können. Erſt allmählich, wenn er immer wieder die Bibel zur Hand nimmt, kommt er auf den unſagbaren Reiz, der in dieſer ſtrenge gebundenen, gedrängten, feierlichen und doch ſo ſchlichten Form liegt. Dann gelangt er zur Ahnung des Weihevollen dieſer uralten Schriften, die mit demſelben gleichen Inhalte durch faſt zwei Jahrtauſende vielen Völkern der Erde zur Kraft und zum Heile geworden ſind, dieſer Urkunden, die Milliarden von Menſchen im Glück zur Weihe und in der Not zum Troſte geworden ſind. Das Buch iſt ein Teſtament der Vorfahren, ein unverrückbarer Leuchtturm im ſtürmiſchen Meere der Zeiten und der Geſchlechter. Dem Chriſten iſt es mehr.

Durch die ehrwürdigen Runen hervor tritt endlich er ſelbſt — der Heiland. Kein anderes Wiſſen haben wir von ihm, als das in dieſem Buche ſteht. Alles, was über Jeſus geſchrieben wurde, was die Welt erfüllt hat mit ſeinem Namen — es iſt gekommen aus dieſem einen kleinen Büchlein, das wir das Neue Teſtament nennen.

Die Echtheit dieſes Buches, ſowie die Wahrhaftigkeit ſeiner Überſetzer kann nicht angezweifelt werden. Wohl aber können freie Bearbeitungen des Lebens und der Lehre Jeſu je nach dem Vorherrſchen einer perſönlichen Anſchauung, einer Partei, einer Sekte, einer Kirche bedenklich vom Evangelium abweichen. Schon das einfache Weglaſſen einzelner Verſe verändert oft den Sinn des Ganzen. Schlecht wird's auch in dieſem Fall ſelten, weil der Gegenſtand alles ſegnet und in ein höheres Bereich hebt, was von ihm handelt. Doch, es iſt ein Unterſchied, ob der Dürſtende aus dem Bache trinkt oder aus der Quelle.

Bisweilen fragt man, ob die Bibel denn wohl mit dem gegenwärtigen Stande der Naturwiſſenſchaft übereinſtimmt? Aber natürlich. Nur muß man nicht juſt den ſtarren Buchſtaben, vielmehr den lebendigen Geiſt zu erkennen ſuchen. Dann wird alles einheitlich und göttlich: Wiſſen und Glauben, Erde und Himmel.

Nach den gegenwärtigen Zuſtänden ſieht man wirklich eine erſchreckend trennende Kluſt zwiſchen dem Evangelium und der katholiſchen Kirche. Wenn wir die politiſche Seite dieſer Kirche aus dem Spiele laſſen, ſo hielte ich die Überbrückung der Kluſt nicht für unmöglich. Man müßte hier den Buchſtaben und dort die Formen vergeiſtigen; und in dieſer Vergeiſtigung zu jener idealen, ſittlichen, ſeligen Welt, die wir das Reich Gottes nennen, läge die Vereinigung. Das wäre auch der Weg zur endlichen Vereinigung aller chriſtlichen Bekenntniſſe. Mein Glauben reicht aus für dieſes herrliche Ziel.

Einſtweilen ſtrebe ich dieſe Einheit für mich an. Mein Standpunkt im Evangelium hindert mich nicht, die Mutter Jeſu zu verehren, den Lieblingen des Heilands, wie ihm ſelbſt, Erinnerungstage zu weihen, in Gewiſſenszweifel mich mit einem weiſen Seelenfreund zu beſprechen, zum Gedächtniſſe an das letzte Abendmahl und das Opfer am Kreuze einer Meſſe beizuwohnen u. ſ. w. Und hinwiederum hindert dieſe katholiſche Geſinnung nicht daran, einer armen evangeliſchen Gemeinde eine Kirche bauen zu helfen.[1])

Und wenn jemand ſagt, zweien Herren kannſt du nicht dienen, ſo meine Antwort: Ich diene ihnen auch nicht.

---

[1]) Bei dieſer Gelegenheit ſei ausdrücklich bemerkt, daß ich an dem Bau einer evangeliſchen Kirche in Mürzzuſchlag nur aus humanitären und religiöſen Beweggründen mitwirkte. Aus keinem anderen Grund. Die nationale Angelegenheit geht mir nahe genug, doch kann ſie nach meiner Meinung nicht mit der religiöſen verquickt werden. Oder nur ſo weit, als man den Gottesdienſt in der Mutterſprache haben will.

Ich diene weder der proteſtantiſchen, noch der katholiſchen Kirche, ich ſuche herzfroh nur dem zu dienen, dem dieſe Kirchen geſtiftet wurden, und das iſt Einer!

Nein, man ſollte von ſolchen intimen Dingen öffentlich nicht reden müſſen. Selbſt der weltluſtigſte Zither- und Hackbrettmann ladet ſich leicht das Odium eines Pietiſten an den Hals, wenn er bekennt, ein Freund des Evangeliums zu ſein. Doch er ſteht als ſolcher nicht allein da unter den Weltlichen, unter den ringenden Herzen unſerer Zeit. Erzieher und Führer, Gelehrte und Dichter, ſie rufen nach dieſem merkwürdigen Buche der Kraft und des Segens für ſich und die Völker. Und Goethe, der große Heide ſelbſt, der die ganze Geiſteswelt der Erde überblickte, hat den Ausſpruch gethan: „Mag die geiſtige Kultur nur immer fortſchreiten, mögen die Naturwiſſenſchaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe erwachſen, und der menſchliche Geiſt ſich erweitern wie er will — über die Hoheit und ſittliche Kultur des Chriſtentums, wie es in den Evangelien leuchtet, wird es nicht hinauskommen."

Der Wauwau.

Zur Zeit des „Nikolo“*) kann man in unſeren Schaufenſtern ganz erſchreckliche Bilder ſehen. Vor kohlſchwarzem Hintergrund hockt ein blutroter Kerl in der Größe eines ausgewachſenen Menſchen. Schwarzes wirres Haar, aus dem ein paar mächtige Bockshörner aufwärts ſtehen, ſchwarze Augenbrauen, unter welchen ein paar ſchielende „Gluren“ hervorglotzen. Eine ſchmale geſägte Naſe und im grinſenden Mund etliche Stoßzähne, denen man es anſieht, daß ſie nach Menſchenfleiſch lechzen. Am Rücken ausgeſpreitete Rieſenfledermausflügel, ebenfalls glutrot. An einer der Klauen hält der Schreckliche das Ende einer niederhängenden Kette, die andere legt er an einen Korb mit Äpfeln, Nüſſen und ſonſtigen Leckerbiſſen. Trotz letzterer iſt der Kerl ſo abſcheulich, daß die Polizei ihn beinahe konfiszieren will, ſintemalen ſie ſchon Beſſeres konfisziert hat. —

Ich hatte dieſen Geſellen für einen Erſatzmann des Nikolo gehalten. Der heilige Biſchof mag ſelber nicht mehr kommen, es ſind ihm die Zeiten zu ſchlecht, die Leute zu verdorben, ſelbſt ſchon die Kinder; da ſchickt er lieber den

---

*) 6. Dezember.

„Bartel“, den „Knecht Ruprecht“, den „Krampus“. Das iſt ganz in Ordnung. Man kann's dem alten Herrn nicht verdenken, wenn er ſich's erſt zweimal überlegt, bevor er zur Winterszeit einmal unter dieſes Volk geht, das ſchließlich doch an nichts mehr glaubt. Nur wenn ſie was zu kriegen hoffen, ſtellen ſich viele Kinder gläubig, ſonſt giebt es für ſie das ganze Jahr keinen heiligen Nikolaus, kein Chriſtkind, keinen Namenspatron. Und wenn unter ſolchen Umſtänden der Krampus ein möglichſt martialiſches Ausſehen annimmt, ja geradezu den Wauwau ſelber ſpielt, ſo iſt das ſehr zu begreifen.

Ein großer Teil unſeres Volkes ſtellt ſich jenen berüchtigten Wauwau, den Teufel, in der That ähnlich vor, wie er in dieſen Schaufenſtern ausgeſtellt iſt, nur daß er vielleicht noch dazu feurige Augen und einen glühenden Atem hat, daß er förmlich Feuer ſpeit, ſo oft er den Atem hervorſtößt. Dann hat er räudige Katzenohren, mit denen er ſogar die geheimſten Gedanken hört. Auch hat er einen langen Schweif, den er den armen Sündern um den Hals wickelt und ſie ſolchergeſtalt wie am Strick in die Hölle ſchleppt. Und hat Bocksfüße, aus deren Tapfen ſtinkender Rauch aufſteigt. Nun muß man fragen, wie kommt denn das Volk zu dieſer tragiſch komiſchen Teufelsvorſtellung? Es mag wohl aus dem grauen Heidentum noch manches dabei ſein. Der Teufel iſt auch einer jener Weltvagabunden, die unter verſchiedenen Namen die Mythen der Völker durchſtreichen.

Nicht immer war er ſo ſchlimm, als ſein Ruf. Bei den alten Hebräern war er ein dem Jehovah dienſtbarer Geiſt. Er hatte von ihm die Erlaubnis, die Menſchen zu prüfen, zu verſuchen, wie es mit ihrer Frömmigkeit ſteht, ob ſie echt und ſtark iſt, oder nicht. Zur heutigen Weſenheit hat den Teufel erſt die katholiſche Kirche ausgebildet, anfangs auf Grund der Lehre Jeſu, daß dem Guten ein Böſes gegenüberſteht, dem Himmelreich die Hölle, in ſpäterer Geſtaltung dem himmliſchen Vater der Höllenfürſt mit Krone und Feuergabel, vielleicht ähnlich, wie er oben geſchildert. Seine beſten Zeiten hat der Teufel im Mittelalter gehabt. Da hat er weit mehr gegolten als Gott. Die Furcht vor dem Teufel hat unvergleichlich mehr ausgerichtet als die Liebe zu Gott.

Damals waren allerdings im ganzen die Leute noch aus anderem Holze als jetzt; ſie waren noch halbwild, roh, von den Vorſtellungen des Heidentums beſeſſen; damals handelte es ſich, ſie zu bändigen, und dazu war der Teufel gut zu brauchen. Der Teufel hat der Kirche gewiß unzählige Seelen zugetrieben. Ob auch dem Chriſtentume? Dieſes meint, daß man das Böſe nicht aus Furcht vor Strafe meiden, das Gute nicht in Hinſicht auf Lohn thun müſſe. Von jenen rohen Völkern konnte man ſolchen hohen ſittlichen Standpunkt freilich nicht verlangen. Heute jedoch herrſcht, in der Theorie wenigſtens, die chriſtliche Erkenntnis, daß das Böſe ſeiner ſelbſt willen zu fliehen, das Gute ſeiner ſelbſt willen, und als das Reich Gottes, zu ſuchen ſei. Heute paßt der Teufel in ſeiner mittelalterlichen Geſtalt durchaus nicht mehr, ja er ſchadet mehr als er nützt, weil er dem Humanismus im Wege ſteht und weil er zum Geſpötte der Leute geworden iſt. Mit dieſer Geſtalt hätte man längſt aufräumen ſollen, anſtatt ſie dem Volke immer wieder an die Wand zu malen.

Oder hätte ich unrecht? Beſchützt immer noch die Teufelsfurcht mehr vor Unzucht, Raub und Mord, als die Gottesliebe? Es mag ſchon ſein. Denn in ſo vielen Menſchen regiert noch die Beſtie. Vor ſolchen den Teufel zu profanieren und ihn ſeiner Schrecken zu entkleiden, wäre ſchon bedenklich. Dann aber gehört das Kapitel vom Teufel in die Strafordnung, und nicht ins Chriſtentum. Den ſittlicher veranlagten Menſchen, den Gottſuchern müßte es ſchon geſtattet ſein, die Teufelsfratze abzuthun, ſie für nichts anderes als hiſtoriſch für ein notwendiges Übel zu betrachten. — Alſo möchte ich am Ende gar den Teufel abſchaffen? Schade wäre es nicht darum. Den Glauben, heißt es, ſoll man dem armen Volke laſſen ſtahn, es ſei damit glücklich. Ich hingegen meine, den Glauben an Gott ſoll man nicht bloß dem armen Volke, ſondern auch dem reichen — auch den Mächtigen und Gelehrten laſſen ſtahn. Das Glück iſt für alle gut. Ob jedoch der Teufelsglauben auch glücklich machen kann? Ob dieſer fürchterliche Unhold in den Seelen der Menſchen, ſelbſt in den der Gerechten im Volke, nicht vielmehr die Hölle ſtiftet, anſtatt das Himmelreich? Davon wüßte ich viel zu erzählen. Wenn ſie den Teufel in den Schaufenſtern konfiszieren wollen, ſo ſollen ſie gleich den ganzen mittelalterlichen Teufel mitnehmen.

Den Teufel überhaupt abzuſchaffen, das geht leider nicht. Er iſt vorhanden, wirklich vorhanden, aber ganz anders, als unſer mittelalterlicher Teufelskultus glauben machen will. Die Sache iſt ſo: Wenn es einen Inbegriff des Guten giebt, ſo muß es auch einen Inbegriff des Böſen geben.

Was ſagt Jeſus vom Himmelreich? Daß es in uns ſelber ſei. Ebenſo kann und muß auch die Hölle in uns ſelber ſein, ſobald uns das Himmelreich fehlt. Die Hölle mit allen Teufeln, unter denen man nichts anderes als unſere Irrtümer, Schwächen, unſere Anlage zu Sünden und Laſtern verſteht. Ach, wie alt iſt das und wie ſelbſtverſtändlich! Und wie gefährlich ſind dieſe Teufel, wie falſch, wie furchtbar, einerſeits unvergleichlich ſchlimmer als die Teufel des Mittelalters, die man mit Weihwaſſer vertreiben, mit Sprüchen bannen konnte. Freilich, dieweilen man ſich äußerlich mit dem Teufel herumſchlug und ihn für beſiegt glaubte, ſaß er wohlbehalten im Herzen und verzehrte die Seele. Schon die Furcht vor dem Teufel war ein Teufel für ſich, und der Wahn, ihn beſiegt zu haben, war wieder ein Teufel für ſich.

Es wird nichts dagegen einzuwenden ſein, wenn man den Begriff des Böſen ſinnbildlich verkörpern will. Es wird auch nicht verboten ſein, das menſchlich Böſe in Geſtalt eines menſchlichen Ungeheuers mit Hörnern und Schwanz darzuſtellen. Aber an dieſe Geſtalt glauben, als ſei ſie eine wirkliche Perſon, hieße nichts anderes, als die Aufmerkſamkeit von den Teufeln in unſerem Herzen abzulenken.

Wenn der Evangeliſt erzählt, wie Jeſus ſelbſt in der Wüſte vom Teufel verſucht wurde, ſo iſt es nur von alters her die bildliche Darſtellung, die uns den Verſucher in Geſtalt ſehen läßt, während es im Sinne der Jeſulehre ſo ganz ſicher iſt, daß der Biograph von der inneren Verſuchung ſpricht, von der Auflehnung des Fleiſches gegen die Vergeiſtigung, gegen die Herrſchaft des Geiſtes. Obſchon die Chriſtuslehre reiner Geiſt iſt, ſo hat ſie es doch nicht verſchmähen dürfen, ſinnbildlich zu ſein, um von der ſinnlichen Menſchheit verſtanden zu werden. Weil jedoch die Menſchheit nicht allein ſinnlich, ſondern auch kindiſch iſt, ſo hat ſie die Dinge buchſtäblich aufgefaßt und das Symbol als Wirklichkeit geſehen. Das iſt vielfach verhängnisvoll geworden und ſo ſind wir auch zu einem leibhaftigen Teufel gekommen, der uns allerhand Schmerzen verurſacht, die uns nicht erlöſen.

Daß dieſer oder jener den Teufel geſehen habe, davon iſt im Volke — beſonders da hinten in den Einöden — oft die Rede. Daß Gott jemandem erſchienen ſei, davon hört man wunderſelten. Alſo ſcheint man letzterem ferne zu ſein, mit erſterem aber auf vertraulichem Pferdefuß zu leben. In den Gebirgsgräben giebt es anfangs des zwanzigſten Jahrhunderts noch immer Leute, die „den Teufel brauchen können“. Sie verſchrieben ihm mit ein paar Blutstropfen am liebſten ihr bißchen Seele in der Hoffnung, daß der Teufel erkenntlich ſein würde. So anſpruchsvoll, wie weiland Fauſt, ſind ſie nicht, ein hutvoll Thaler iſt zumeiſt das höchſte Ziel ihrer Wünſche. Der Teufel liefert zwar auch den nicht. — Wenn Gott die kindiſchen Wünſche der Leute unerfüllt läßt, ſo heißt's gleich: Es giebt keinen Gott. Daß es keinen Teufel gebe, hört man viel ſeltener, obſchon dieſer ſeinen Verpflichtungen niemals nachkommt.

Eines meiner Kinder fragte mich einſt: „Vater, warum ſchlägt der liebe Gott den Teufel nicht tot?“

„Närrlein, weil er damit auch die Menſchen totſchlagen müßte, die ihre eigenen und der anderen Teufel ſind.“

Damals hatte das Kind verblüfft dreingeſchaut. Heute iſt es ein Mann und wird den Ausſpruch wohl verſtehen.

Jetzt will ich eine Geſchichte erzählen, in welcher zwei Teufel vorkommen, der eingebildete perſönlich und der wirkliche unperſönlich. Man mag begierig ſein, wie ſie ſich zu einander verhalten.

Als vor einigen Jahren die Stadt N. eine Waſſerleitung baute, ſtrichen im Gebirge monatelang zwei Ingenieure umher, um die Quellen aufzuſuchen, zu fangen und die Leitung zu beſtimmen. Es waren junge, übermütige Herren, die auch auf den Bergen ſich jene Vergnügungen nicht entgehen laſſen wollten, die ſie ſich in der Stadt angewöhnt hatten. Sie wohnten in einem Forſthauſe, das von Wäldern und Almen umgeben war, und ſie ſtrichen zeitweilig gerne zu den Sennhütten umher, wo es zwar keinen Brunnen zu graben, wohl aber friſche Buttermilch zu trinken gab. Und da gab es eine Hütte, in der ſie, wenn ſie aus der Rein tranken, die Milch allemal zum Teil auf ihre graue Weſte verſchütteten, weil ſie nicht acht gaben und während des Trinkens immer auf die ſaubere Sennerin hinſchielten. Dieſe Sennerin war jung und friſch, aber einfältig. Wenn ſie der Ingenieur an die Wange kneipen wollte, ſo rief ſie: „Aber Herr Brunnenmeiſter! Was glaubens denn? Thuns doch den böſen Feind nit reizen.“ Damit ſchob ſie ſeitlings und bekreuzte ſich.

Der Ingenieur fragte ſchelmiſch, was ſie denn meine?

„Ja ja!“ gab ſie mit wichtigen Geberden zu Antwort, „thun's ihn nur reizen? Wird gleich da ſein mit dem g'ſpitzten Jagerhut und der roten Feder drauf! Alle guten Geiſter!“

Im Zickzack fuhr ſie mit der Hand über das Geſicht und warf naſſes Holz ins Herdfeuer, ſo daß die Hütte bald voll Rauch wurde. Das war deutlich — ſie konnten gehen.

Wenn der Brunnenmeiſter dann beim Fortgehen blinzelnd das Verſprechen abgab, bald wieder zu kommen — denn das Forſthaus war ganz in der Nähe — und der Hoffnung Ausdruck verlieh, das nächſte Mal beſſer aufgenommen zu werden, beſprengte ſie hinter ihm die Thürſchwelle mit Weihwaſſer, wovon ſie drei Sauerbrunnflaſchen voll im Vorrat hatte. Und nachher des Abends vor dem Schlafengehen hing ſie an die Wand ein Amulett, zeichnete mit der Kohle ein Drudenkreuz an die Bettſtatt, wobei ſie Angſt bekam. So ein Drudenkreuz iſt wie der Blitzableiter, wenn es nicht mit genauer Sorgfalt ausgeführt iſt, ſo kann es mehr ſchaden als nützen. Und weil ſie ſich ihrer Kunſt nicht ſicher war, ſo löſchte ſie das Zeichen wieder aus. Und ihr Nachtgebet wendete ſich zuerſt der Muttergottes zu, kam aber bald auf was ganz anderes. Folgende Stoßſeufzer: „Geh, Teufel! Bitt dich gar ſchön, thu mich nicht anfechten. Dieſer Brunnenmeiſter ſetzt mir ſo viel zu. Das iſt ein ſchöner, ſchlechter Menſch, dem will ich weit vom Leibe ſein, himmelweit vom Leib. Anfechten thu mich nicht, ſag' ich!“ — Der Teufel mag ſich keinen geringen Fleck eingebildet haben, daß einmal ein hübſches Mädel ſo andächtig zu ihm betete. Er hielt auch fleißig Wacht an ihrem Bett, ſo daß ſie die halbe Nacht lang von dem ſchönen Brunnenmeiſter träumen mußte, dem ſchlanken, luſtigen Menſchen, der ſo fein in die Wange zwicken kann.

Derſelbige Brunnenmeiſter aber wollte — obſchon ſeine Arbeiten faſt fertig geſtellt waren — nicht gerne von der Alm gehen, ohne bei der hübſchen Sennerin einmal gründlich ſich zu verabſchieden. Weß Geiſteskind die Maid war, das ſah er weidlich, und ſo hielt er mit ſeinem Kameraden eine Verabredung, eine ganz abſonderliche.

Am nächſten Sonntage früh ärgerte ſich die Sennerin über den alten Halter Friedel, daß er wieder nicht heraufkam, um das Vieh zu hüten. Schon ſeit Wochen war ſie in keiner Kirche mehr geweſen. Man hat oft gehört, daß der Teufel zu einem Kartenſpiel kommt, am Sonntag vormittags, wenn man ſieben Wochen lang nicht in der Kirche war. Die Kühe hatte ſie in die Halde hinausgetrieben. Wie ſie nun am Mattenrain zurückgeht gegen die Hütte und es ihr auffällt, daß gar kein Vogel ſingt und kein Waſſer plätſchert, daß es ſo ödweilig iſt — ſiehe, da ſteht an der Hüttenecke ein Mann. Der hat einen grünen Rock an und einen ſpitzen Jägerhut auf mit der blutroten Feder. An den Händen trägt er gelbe Handſchuhe.

Im Augenblick wollen der Maid die Knie einknicken vor Schreck. Er iſt es! — Aber im nächſten Augenblick, als ſie den Segen von „allen guten Geiſtern“ murmelt, gewinnt ſie ſo viel Kraft, daß ſie ſich umwenden und davonlaufen kann. Wohin nur? Kein Kreuzſtock ringsum, bei dem man Schutz ſuchen könnte, kein Chriſtenmenſch weit und breit, zu dem man ſich flüchten könnte, und der grüne Mann dort grinſt und macht Miene, ihr nachzuſpringen. Da fällt's ihr ein: das Forſthaus. Wie ein Rädchen, ſo flink eilt ſie über die Weide, durch den Schachen, dort unter dem Lärchbaum — Gottlob! Gottlob! —

ſteht der Brunnenmeiſter. Mit dem Schrei: „Hilf mir, er iſt hinterher!“ läuft ſie ihm in die Arme.

In ſchönſter Bereitſchaft waren dieſe Arme offen geweſen, hatten ſich nachher wie ein Fangeiſen um ſie zuſammengeſchloſſen. Und ſo war die jungfriſche Maid aus Angſt vor dem eingebildeten Teufel — dem wirklichen ins Garn gelaufen.

Gedanken in ſchlafloſen Nächten.

Der geſellſchaftliche Menſch ſchwebt immerwährend zwiſchen den zwei Gefahren, Unrecht zu leiden oder Unrecht zu thun. Aus dieſen beiden Gefahren entwickeln ſich Konflikte, die dem nach Gerechtigkeit ſtrebenden Menſchen das Herz zerreißen können. Mir ſind die größten Leiden meines Lebens daraus entſprungen.

Ich habe Unrecht gelitten.

Körperlich und in thatſächlichen Dingen habe ich das wenig empfunden. Ich kann mich nicht erinnern, körperlich einmal ſtark mißhandelt worden zu ſein; weder als Hirtenjunge, noch als Schulknabe, noch als Lehrbub iſt mir ſo etwas paſſiert, und wenn ſich wirklich einmal ein Schlag oder dergleichen ereignet hätte, ſo würde er mir ganz gewiß in der Seele weher gethan haben als am Leibe. An greifbaren Gütern mag ich manchmal benachteilt worden ſein, oft nahm ich's gar nicht wahr, und wenn auch, ſo machte ich mir nicht viel draus. Darin lag für mich alſo kein großes Leiden, darüber führe ich keine heftige Klage, daß mir Unrecht geſchehen ſei.

Viel wehleidiger bin ich aber an einer anderen Stelle. Wo mir moraliſch ein Unrecht zugefügt wird, ſei es ein tückiſcher Hieb gegen die perſönliche Ehre, ſei es ein willkürliches, boshaftes Entſtellen meiner Meinungen und Abſichten, ein Unterſchieben eigennütziger Motive — da bäumt ſich meine Natur auf. Manchmal frage ich ſie dann, dieſe empörte Natur: Warum bäumſt du dich auf? Weißt du dich ſtark und ſicher, ſo laß ſie machen, es kann dir ja nichts geſchehen. Darauf anwortet die Empörte: Ich bin ja keine Heilige, ich bin die Natur. — Ja freilich, die Natur mit dem leidenſchaftlichen Herzen. Und dieſes Herz will an ſeinen größten Gütern, an ſeinem idealen Eigen eben nicht rütteln laſſen, da iſt es eigenliebig, vielleicht auch ein bißchen eitel darauf, und das, mein Gott, kann man dem ſchwachen Menſchen nicht verübeln, beſonders wenn er beſtrebt iſt, nach und nach ſtärker zu werden. Mit dem Stärkerwerden iſt's freilich eine eigene Sache, man wird älter, leidender, nervöſer — und dabei ſoll ſich die Seele kräftigen? Ich halte es wohl für möglich, daß ein alter, ſchwacher, kranker Menſch ein ſtahlhartes Herz bekommen kann, aber iſt das ein Ziel aufs innigſte zu wünſchen? Nicht die Härte, vielmehr die Ruhe des Herzens möchte ich mir anleben. Einſtweilen beſitze ich ſie noch nicht, und deshalb entfacht erlittenes moraliſches Unrecht in mir immer einen Aufruhr. Ein Leid, das mit Abſicht zugefügt wird, thut doppelt weh; es thut weh als Wunde und es thut weh als Unrecht. — Ein heftiges Zorn-, Haß-, ja Rachegefühl gegen den Beleidiger durchſtürmt mein ganzes Weſen und in dieſem Zuſtande bin ich allemal in der höchſten Gefahr, Unrecht zu thun. Die Feder iſt ſchrecklich gezückt! Da iſt es denn oft ein wahres Glück, daß nicht zu jeder Stunde die Poſt abgeht, daß es in meinem Zimmer einen Ofen giebt. In kochender Leidenſchaft, unter Fieberpochen der Schläfe, war der Brief geſchrieben worden, mit fliegender Gier, den Gegner ins Herz zu treffen, ihm ein Leid zuzufügen, ihn an ſeinem eigenen Weſen zu ſtrafen dafür, was er dem meinen angethan. Kaum mich ſchreibend ausgetobt, und der Alpenſee wird ruhiger, nach kurzer Zeit ſpiegeln ſich in ihm wieder die Sterne des Himmels. Der Brief wird in tauſend Stücke zerriſſen und in den Ofen geworfen. — Länger als höchſtens eine Stunde kann ich nicht haſſen, dann kommt der Umſchwung und mein Feind erſcheint mir liebewerter, wenigſtens liebebedürftiger als der Nächſtbeſte, der mir nie etwas gethan. Und ſo kann es geſchehen, daß ich heute den Gegner ſelbſt vertheidige wegen der Anklage, die ich geſtern gegen ihn erhoben. Menſchen, die von Gemütsmächten ſo ſehr geleitet werden wie ein Poet, ſind in ſolchen Sachen inkonſequent, ich ertrage dieſen Vorwurf nicht ſonderlich ſchwer. Schlimmer iſt die Konſequenz des Haßgefühles, es verwandelt faſt regelmäßig das Unrechtleiden in Unrechtthun. Am beſten, wenn die ruhige Vernunft ſich der Angelegenheit zu bemächtigen vermag, wenn ſie den Fall mit jener Sorgfalt abwiegt, wie der Krämer den Safran und dann nach beiden Seiten hin ihr Gutachten giebt. Das iſt aber zumeiſt Sache dritter. Die Ringenden ſind nicht die Wägenden, und der mit dem Speer in der Bruſt wird nicht erſt lange unterſuchen, aus welchen Motiven der Speer eigentlich geſchleudert worden, er wird nur einen grellen Wehſchrei haben und von dem einzigen Beſtreben erfüllt ſein, die Waffe aus der Wunde zu reißen und ſie mit einem Fluche auf den Angreifer zurückzuſchleudern.

Die Ärmſten unter den Armen ſind die in glühender Leidenſchaft miteinander Kämpfenden. In mancher Nacht, unter der Laſt einer Feindſchaft habe ich geweint über mich und über den Gegner. Wenn ſich aber die Trauer wieder zum Zorne ſteigerte, ſo ſteigerte ſie ſich damit manchmal auch zum Unheil. Hunderterlei Racheplänc ſteigen auf, hunderterlei Möglichkeiten, dem Feinde zu ſchaden, ihn zu vernichten. Und was iſt das Ende? Daß eine Schuld eine andere gebärt. Die einzige Erlöſung aus ſolchem Konflikt iſt — verzeihen. Schweigen und Vergeſſen. Der anſtändige Menſch kann viel Schimpf auf ſich ſitzen laſſen, er ſchadet ihm nicht.

Schrecklicher iſt kein Zuſtand als der, wenn man einſieht, einem anderen Böſes zugefügt zu haben und wenn keine Möglichkeit erſcheint, es gutzumachen. Ein gekränktes Herz iſt Kinderleid, aber ein böſes Gewiſſen iſt Verdammnis. Während alles um dich in friedlichem Schlafe liegt, wälzeſt du dich auf deinem Lager ruhelos von einer Seite auf die andere. Du rufeſt eine Vorſtellung um die andere dir wach, aber keine entſchuldigt dich, und deine eigenen Gedanken ſind deine Gegner. Am Morgen erhebſt du dich mit ſchwerem Kopf und bitterem Gaumen, als wäreſt du krank, und du biſt es auch. Und nicht eher wirſt du geſund, und nicht eher findeſt du den Frieden des Herzens wieder, als bis du dein Möglichſtes gethan haſt, das dem anderen zugefügte Unrecht gutzumachen.

Der ruſſiſche Dichter Tolſtoj zieht aus dem chriſtlichen Gebote von der Feindesliebe die äußerſte Konſequenz und ſagt, man ſolle dem Feinde niemals widerſtreben, ſich wehrlos alles von ihm gefallen laſſen; auf ſolche Weiſe werde der Gegner am eheſten müde, ſeine Bekämpfung fortzuſetzen. Näher beſehen hat Tolſtoj aber doch nicht recht. Du haſt Gegner ohne dein geringſtes Verſchulden und es giebt natürliche Antipathien. Du glaubſt, wenn du das erſte Unrecht geduldig leideſt, ohne zu widerſtreben, ſo wird der Angreifer großmütig ſein und dich ferner in Ruhe laſſen. Ganz im Gegenteil, wenn der bösartige Gegner weiß, daß du dich ruhig totſchlagen läſſeſt, ſo ſchlägt er dich eben tot.

Ich meine, Unrecht thun iſt Sünde, aber unrecht leiden iſt es auch. Denn durch das letztere begünſtigt man das Unrecht und beſtärkt es und im Laufe der Zeit würden alle Nachgebenden ausgetilgt ſein, die Gewaltthätigen blieben beſtehen und es käme ſchließlich genau das heraus, was Nietzſche gepredigt, nämlich, daß nur der Starke und Rückſichtsloſe das Recht habe, Herr der Welt zu ſein.

Als die geſchichtliche Menſchheit zweitauſend Jahre alt war, ſtand ein Mann auf, der die Religion der Weltbejahung ſtiftete. Dieſe Religion predigt den Vorteil des einen „auserwählten“ Volkes, die Vermehrung und Vergrößerung dieſes Volkes, die Eroberung fremder Stämme, die irdiſche Macht und Anſichziehung der Güter dieſer Welt! — Das iſt die Religion des Moſes.

Nach viertauſend Jahren der Geſchichte ſtand ein Mann auf, der die Religion der Weltverachtung ſtiftete. Dieſe Religion erkennt die Eitelkeit des Irdiſchen, lehrt wie man ſich und den Mitmenſchen geduldig und liebevoll über die Leiden dieſer Welt hinüberhelfe und ein unzerſtörbares Glück im Geiſte erlange. — Das iſt die Religion Chriſti.

Und wenn dieſe Epochen der Geſchichte erfüllt ſein werden, wird nicht ein Mann aufſtehen, der die Religion der Weltverneinung ſtiftet? Dieſe Religion wird lehren, ſich und die ganze Menſchheit in kurzer Zeit zu vernichten.

Wieviel wird in dieſem Augenblicke geſündigt und gelitten auf Erden! Wieviele Menſchen werden gequält, wieviele Tiere gepeinigt! Wieviel Elend in den Hütten der Armen, wieviel Jammer in den Krankenhäuſern, wieviel Verzweiflung in den Gefängniſſen, wieviele Flüche der Dachloſen und Heimatloſen! — Wenn jetzt zu dir dem im ſtillen friedlichen Heim Ruhenden eine Stimme ſpräche: Alles heiße Leid der Menſchheit kannſt du löſchen mit deinem Herzblut, öffne deine Adern! — Würdeſt du es thun? — Du antworteſt: wozu die Frage? Durch Verurſachung eigenen Leides kann man fremdes Leid nicht lindern. Aber du gabſt ja doch dem Philoſophen recht, der da behauptet, die Welt exiſtiere nur in deiner Vorſtellung! Wenn das alſo iſt, dann vernichte den Apparat deiner Vorſtellung und du liſcheſt damit allen Schmerz der Welt.

Ich vermute, daß die Menſchheit, einheitlich wie eine Perſon genommen, im Laufe der Zeiten alle Charaktere ihrer Individuen durchleben muß. Alſo haben wir Epochen der Humanen, der Brutalen, der Büßer, der Frevler, der

Träumer, der Thatluſtigen, der Einfältigen, der Heuchler u. ſ. w. Jeder menſchliche Charakter, wie wir ihn in der Einzelperſon finden, hat ſein Zeitalter, in welchem er der allgemeine und herrſchende wird. Und wie eine Perſon ſich ablebt, ein beſtimmter Geiſt ſich ſelbſt erſchöpft, ſo erſchöpft ſich auch ein Zeitgeiſt, um einem anderen Platz zu machen.

Vielleicht zu keiner Zeit war der Eigennutz des Einzelnen und der Hang nach perſönlichem Emporkommen ſo groß als heute, und zu keiner Zeit äußerte ſich allgemeiner der Gedanke nach Staatsformen, in welchen der Einzelne nichts, die Geſammtheit alles bedeuten ſoll. Wie wird es möglich ſein, daß der moderne Menſch, der nur für ſeinen eigenen Vorteil zu ſorgen gelernt, der nur in der freien Entwickelung ſeiner Perſönlichkeit den Fortſchritt des Ganzen ſehen kann, der nur den Grundſatz kennt: *Der Staat für mich*, im Handumkehren den Grundſatz annimmt: *Ich für den Staat!*

An Zwieſpalt krankt die Menſchheit, und ich fürchte, daß ſie gerade an dieſer Krankheit wird zugrunde gehen müſſen.

Seit Menſchengedenken klagt man über die Verkehrtheit der Welt. Wenn die Welt immer „verkehrt“ war, ſo wird die „Verkehrtheit“ wohl ihre natürliche, Stellung ſein. Wie aber kann man dann von Verkehrtheit ſprechen?

Das Glück, wird behauptet, ſei kugelrund; ich vermute, es iſt mehr herzförmig. — Die Kugel des Zufalls mag rollen wie ſie wolle, der herzloſe Menſch hat kein Talent zum Glücklichſein.

Vergiß, was du haſt,
Gedenke, was du biſt,
Nimm den Himmel, wie du magſt,
Und die Erde, wie ſie iſt.

Manche Erzieher lieben es, dem Kinde immer wieder zu ſagen: Kind, alles was du haſt und genießeſt, Nahrung, Kleidung, Wohnung, Sprache, Schule, Geſetze u. ſ. w. verdankſt du anderen, daher kannſt du nicht genug dankbar ſein. Iſt das wohl immer gut? Fördert das die Ausbildung eines männlichen, ſelbſtbewußten Charakters?

Wer brav iſt, den drücke nicht die Vorſtellung, als wäre er ein Beſchenkter oder Geduldeter unter den Menſchen. Trotzdem ſoll er aber nicht verlernen, dankbar zu ſein. Ja ſelbſt dafür, daß andere uns unſer Recht willig zugeſtehen und es achten, ſchon dafür müſſen wir dankbar ſein.

Das Kreuz iſt das Zeichen der Weltvereinung, dargeſtellt durch einen durchſtrichenen Strich.

Leider, ſo dünkt es mir oft, ich kenne die Reue nicht. Alles was ich Ungutes gethan, hat ſeine Gründe gehabt und unter denſelben Gründen würde ich es immer wieder thun.

Die ſogenannten „böſen" Menſchen wage ich nicht zu richten; ich glaube, ſie würden nicht böſe ſein, wenn ſie glücklich wären. Ich ſehe es an mir ſelbſt, nur wenn ich mich glücklich fühle, bin ich gerne und leicht gut gegen andere; erfahre ich Böſes von der Welt, ſo bin ich mißmutig, allzuleicht werde ich hartherzig und herb.

Im Angeſichte der Armen erkenne ich den Segen des Geldes, im Angeſichte der Reichen deſſen Fluch.

Die Philoſophen kamen jeder mit einem beſonderen theoretiſchen Gott; einige haben ihn ſogar mathematiſch bewieſen. Einen Gott, der bewieſen werden muß, kann ich nicht brauchen.

Wenn mir einer anfängt zu ſagen: Siehe, da iſt Gott, da iſt er! und ich ſehe ihn nicht, da kommt mir das erſtemal der Zweifel. Ich muß mir ihn wie etwas Sinnliches vorſtellen können.

Der Gottgedanke iſt nicht für das All, er iſt für uns Menſchen und muß eine Geſtalt haben. „Ein gar zu ätheriſcher Gott verdunſtet leicht," hat einmal eine frivole Zunge geſagt.

Die Welt mag man lieben, den Himmel kann man hoffen, Gott muß man glauben. Gott kann alles entbehren, nur nicht den Glauben an ihn.

Wenn du, lieber N., heute einem Ungebildeten verſicherſt: Wiſſenſchaftlich iſt es nicht bewieſen, daß es einen Gott giebt, ſo geht er morgen zu ſeinem Nachbar und ſagt: Der N. hat verſichert, es giebt keinen Gott.

Trotz unſerer künſtlich anerzogenen Bildung und Kultur fallen wir in außergewöhnlichen Lebenslagen ſofort in den Naturzuſtand zurück. Bei hocherregtem Gemüte, drohenden Gefahren, ſchweren Krankheiten u. ſ. w. iſt der Menſch ganz Natur und unterſcheidet ſich der Geiſtesfürſt kaum vom Kohlenbrenner.

Es giebt Leute, die reden wie folgt: „Fort mit Lehren, die uns das Glück in *jener* Welt verſprechen, wir wollen auf *dieſer* Welt glücklich werden.“ Ganz recht, jeder ſoll ſo glücklich werden als irgend möglich. Nun giebt es jedoch Leute, die auf dieſer Welt nur glücklich ſein können, wenn ſie auch für jene Welt was Gutes hoffen. Soll man es gerade ſolchen erſchweren, glücklich zu ſein?

Es wird behauptet, daß das Chriſtentum die Liebe zu den Tieren nicht genug betone. Iſt doch der heilige Chriſt zu allererſt bei Tieren eingekehrt — bei Ochs und Eſel, und ſie haben das Kindlein erwärmt mit ihrem Atemhauch. Wäre es denn möglich, daß dieſer Mythe tiefer Sinn vom Chriſtentume ſelbſt mißverſtanden werden könnte?

Manches Menſchen Herz iſt mit einer Eiskruſte überzogen, die erſt ſchmilzt, wenn man auf ſeinem Haupte glühende Kohlen ſammelt.

Die Wahrheit.

O Wahrheitſucher, frage nicht:
Wo iſt ſie?
Du haſt ſie nicht, du kriegſt ſie nicht,
Du biſt ſie.

Demut.

Die älteſte Mythe der Menſchheit iſt eine flammende Warnung vor Ungehorſam und Hoffart. Wie trivial klingt's und wie tiefſinnig iſt's: Ungehorſam hat die Menſchen aus dem Paradieſe getrieben, Hoffart hat die Engel aus dem Himmel geſtürzt. Hoffart führt zur Erniedrigung, Demut zur Vollendung. Die Geſchichte ſagt es, was die Herrſchſüchtigen angeſtellt haben — für andere Elend, Mord und Sklaverei, für ſich ſelbſt den Untergang. Der Hoffärtige ſetzt ſeine ganze Kraft, ſein Leben ein, um zu herrſchen, alles, alles opfert er ſeiner Herrſchgier und herrſcht doch nicht. Es iſt ein Wahn, wenn jemand glaubt zu herrſchen! Wir alle werden beherrſcht, der Geringe von einem engen Kreiſe, der Große von einer Welt. Und der Elephant von einer Mücke. Der Feldherr glaubt Kriegsheere zu lenken, ein einziger Stein vom Dache zerſchmettert ſein Haupt. Er glaubt Länder zu erobern und iſt der perſönliche Knecht abſcheulicher Laſter, die ihn wie hohnlachende Geiſter in den Abgrund zerren. Und ſein unterjochtes Volk? Es iſt ein knirſchendes, fluchendes Volk, es iſt ein Volk von Feinden, und in kurzen Epochen werden ſeine glänzenden Siege zu ſchmachvollen Niederlagen. Das wichtigſte Henkeramt der Weltgeſchichte iſt es, die Hoffärtigen zu demütigen. Aber dieſe erzwungene Demut iſt keine, iſt nur eine Verächtlichkeit. Im Untergange eines Hoffärtigen finde ich keine Tragik, vielmehr das beluſtigende Werk der Gerechtigkeit.

Was Großes und Bleibendes geſchehen iſt, das hat nicht Hoffart gethan. Demut hat die Menſchen zuſammengeführt, weil einer allein ſah, daß er für ſich zu ſchwach war. Demut hat die Geſellſchaft gegründet, weil es den Menſchen klar wurde, daß ſie nur in der Gemeinſamkeit beſtehen können. Demut hat die Menſchen für einander wohlwollend, liebreich und nachſichtig gemacht, weil ſie einſahen, daß ſie der Nachſicht und Güte ſelber bedürfen. Demut hat die Welt erlöſt, als Chriſtus das Beiſpiel gab, wie einer ſich für den andern opfern muß.

Alle Religion, alle Seligkeit und Freude der Herzen iſt auf Demut gegründet.

Der Menſch iſt ſo, daß er ſein Heil nicht in der Gerechtigkeit ſuchen darf, ſondern in der Gnade. Weißt du, Freund, was Gebet iſt? Am Ende willſt du dich davonmachen, wer wird denn heute noch beten! Gemach, Freigeiſt, du beteſt! Du beteſt, ohne daß du willſt, ohne daß du's weißt. Jeder Gedanke in Demut iſt ein Gebet. Worin liegt das Weſen des Gebetes anders, als in der Demut! In der Selbſterkenntnis eigener Ohnmacht, Hilfsbedürftigkeit, in der Anerkennung einer höheren Macht, die uns Gnade geben und helfen kann. Daß das Gebet dem gläubig Betenden Troſt verleiht, wird nicht allein von der Religion verſichert, ſondern auch von Pſychologen beſtätigt. Woraus kommt dem Betenden Troſt? Aus den Worten, die er ſagt? Nein, er kommt aus dem Gefühle der Demut, des Erbarmens über ſich ſelber. In dem Empfinden, daß er erbarmungswürdig iſt, erbarmt er ſich anderer und hofft, daß eine höhere gütige Macht ſich ſeiner erbarmen werde.

Würde er ſich etwas verſprechen von einem Gebete, das vielleicht ſo lautete:

„Herrgott! Ich komme, um dich an deine Pflicht zu erinnern. Du haſt ohne mein Wiſſen und gegen mein Wollen mich in dieſe jämmerliche Welt geſetzt, für die ich viel zu gut bin. Aus der Elendiglichkeit, in die ich unſchuldigerweiſe durch deine Ungeſchicklichkeit geraten bin, haſt du von rechtswegen mich jetzt zu befreien, wenn du kannſt, und nicht am Ende noch nichtiger biſt, als ich ſelber. Ich muß beanſpruchen, daß mir alles das Notwendige und Gute werde, das vermöge meiner Exiſtenz mir gebührt, Amen.“

Ein ſolches „Gebet“ würde kaum viel Beruhigung, Troſt und Erhebung ſchaffen, ſondern eher Verbitterung und Verzweiflung. Balſam aber auf dein betrübtes Herz wird es ſein, wenn du in der Verlaſſenheit folgende Gedanken hegſt:

„Ewiger Herr und Gott!

Du biſt! O Herr, du biſt, das weiß ich, ſehe es in mir und in allen Weſen und Vorgängen, ſo weit meine Sinne reichen. Wie du biſt, das weiß ich nicht, denn du biſt ſo über alle menſchliche Vorſtellungen groß und ich bin ſo klein und ſo arm. Aber ich bin ein Teil von dir, und darum kann ich nicht verloren ſein, darum darf ich mich eins fühlen mit dir, darum darf ich mein Leid, das zu meiner Reinigung dient, dir weihen, darum darf ich für alle Schwächen und Verirrungen, denen der Menſch durch deinen unerforſchlichen Ratſchluß verfallen iſt, dich um Barmherzigkeit bitten. Mein Anliegen, ich könnte es nimmer ertragen, wenn ich dich nicht über mir wüßte, du mein allmächtiger Vater. Freilich bedeutet in deiner großen Welt ein einziges Weſen, wie ich bin, nichts, freilich muß ich im Plane des Ganzen ſein, und vergehen und wieder ſein, aber du biſt das große gütige Herz, das auch der einzelnen Kreatur gnädig ſein will, und alſo bitte ich dich bei deiner unermeßlichen Huld für alles und jedes, ſei mein Beiſtand und Helfer.“

Wer ſo beten kann? Nur der Demütige. Wer ſo beten kann, er iſt ſelig zu preiſen.

In der Demut liegt ein Teil Sühne, das ſagt auch unſer Geſetz. Ein reumütiger Miſſethäter wird milder beſtraft, als ein trotziger, verſtockter. Auch im Beichtſtuhl der katholiſchen Kirche wird die Vergebung vor allem von der Demut abhängen. Die Demut iſt ja durchaus nicht ſo demütigend, als man annimmt, ihre Leiter iſt die aufwärtsſteigende, während die Hoffart, wie ſchon die alten Weiſen geſagt haben, zum Falle führt.

Die Demut birgt übrigens moraliſche Gefahren, doch ſie können von der Demut ſelbſt überwunden werden, wenn ſie die rechte iſt.

Ob der Demütige Unrecht leiden ſoll, ohne ſich zu wehren? Seinen inneren Wert wird er deshalb nicht vermindern, eher erhöhen. Wenn er dem Unrechte aber doch entgegentritt, ſo thut er's nicht aus perſönlicher Rechthaberei, als vielmehr aus Gerechtigkeitsſinn.

Mit Kriecherei darf die Demut nicht verwechſelt werden, das Selbſtbewußtſein, die Freude an einem Verdienſte ſchließt ſie nicht aus. Die Demut braucht ſich nicht immer zu beugen vor dem Menſchen, aber ſo muß ſie ſein, daß du das, was du biſt und kannſt, dir nicht ſtets als perſönliches Verdienſt anrechneſt, ſondern als eine Gabe des Geſchicks, als eine Gnade des Himmels, als ein Talent, welches du nicht erworben haſt wie ein Stück Geld, welches dir auch nicht geſchenkt ward, um damit beliebig und rückſichtslos zu walten, ſondern welches dir nur verliehen worden, um unter Leitung deines guten Willens, der dein einziges Verdienſt iſt, damit was rechtes zu vollbringen. Dieſes Leben kann heute oder morgen ſchon von dir genommen werden. Das Menſchengeſchlecht im ganzen hat wohl Urſache, auf ſich ein wenig ſtolz zu ſein, und wird's hoffentlich noch zu was bringen; das Individuum aber iſt ſo armſelig und ſo unverläßlich und ſo vergänglich, daß es ganz unbegreiflich erſcheint, wieſo einer ſeinen Cadaver aufbäumen, ſeinen Windſack aufblähen, wieſo einer ſich brüſten und prahlen kann mit Eigenſchaften und Leiſtungen, die nicht ſo ſehr aus ſeinem perſönlichen Können, ſondern vielmehr aus fremden Bedingungen und Einflüſſen entſprangen.

Einer, der nichts iſt und nichts kann, hätte nach meiner Meinung eher Urſache zu Trotz und Auflehnung gegen ein Geſchick, das ihm alles verſagt hat, als ein anderer, der ſo bevorzugt worden iſt. Dieſer müßte immer nur dankbar ſein und immer nur trachten, ſich der Gaben wert zu zeigen. Der Große und Bedeutende hat es auch leichter, demütig zu ſein, für ihn iſt Demut und Schlichtheit eine Zierde;

bei den Kleinen kann ſie als Kriecherei ausgelegt werden. Man lieſt von einem Geiſtesgroßen, der in der ganzen gebildeten Welt berühmt war. Wer ihm nahen konnte, der that's mit Ehrfurcht, und wen fand er? Einen ganz gewöhnlich ausſehenden, faſt ſchüchternen Menſchen, der ſich dem Beſucher bei-, wenn nicht unterordnete. War der Beſucher ein bedeutend angelegter Menſch, dann gab ſich der Große in ſeiner ganzen Natur, die aber nicht widerſtrebte, ſondern weiterbaute. War der Beſucher unbedeutend, ſo blieb es auch der Große und trat nicht aus ſich heraus. So kam es auch, daß er in Geſellſchaften ebenſo banal, geiſtlos und unbedeutend erſchien, wie der erſtbeſte Philiſter. Er gab eben jedem das Seine und galt nicht bloß als ein genialer, ſondern auch als ein liebenswürdiger Mann — und er ſelber vergab ſich damit nichts.

Der Demütige fühlt ſich nicht als eine abgeſchloſſene Einheit, mit der die Welt zu rechnen hat, er ordnet ſich vielmehr dem Ganzen bei oder unter, er weiß ſich nichtig als Individuum, aber ſtark und unvergänglich als ein Beſtandteil des Ganzen. Ein Hauptmerkmal des Demütigen iſt die Treue. Er wird nicht allein die Scholle lieben, die von ſeinen Voreltern urbar gemacht worden iſt, er wird auch dankbar ſein Pferd ehren, das ihn zum ſtolzen Siege geführt hat. Der Demütige weiß alles zu beſeelen und iſt dankbar gegen jede Kreatur. Er lebt eine tiefe Innerlichkeit, die unvergleichlich reicher an Schätzen und Glück iſt, als alle äußeren Herrlichkeiten der Machthaber.

Die Demut ſteht darum ſo hoch im Werte, weil ſie bei dem innern Frieden, den ſie ſchafft, der Urſpung vieler

Tugenden iſt. Die Dankbarkeit habe ich genannt, die Liebenswürdigkeit, das Wohlwollen iſt zu nennen, die Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit, die Harmloſigkeit, die Heiterkeit — lauter Kinder der Demut. Beſcheidenheit iſt allerdings nicht Demut, ſie iſt eine liebenswürdige Eigenſchaft, aber ſie iſt noch kein ethiſcher Charakterzug. Beſcheidenheit geht nach außen, äußert ſich im Verhalten zu den Mitmenſchen, in der Anſpruchsloſigkeit bei irdiſchen Gütern. Die Demut iſt innere Weſenheit, gleichſam das beſcheidene Verhalten des Menſchen zu ſeinem Gott. Hoffart iſt ſtets abſprechend, peſſimiſtiſch, kritiſch, alſo nicht ſchöpferiſch. Die Demut iſt das Gegenteil. Die Demut iſt ſtark, ſie baut unbewußt Größeres auf, als die Hoffart mit dem beſten Willen niederzureißen vermag. Die Demut iſt unüberwindlich. Wer ſeine Sache auf nichts geſtellt hat, dem kann man nichts nehmen. Die Demut macht frei; dadurch, daß ſie ſich ſelbſt beſchränkt, beugt ſie der Gefahr vor, von anderen beſchränkt zu werden. Der Stolz kann leicht zu ſchanden gemacht werden, die Demut nie, außer es iſt eine falſche, die nur in Glück und Ehre ſich ausſpielt. Es giebt Leute, die immer das Auge niederſchlagen, ſolange man ſie lobt, ſofort aber anfangen ſich ſelbſt zu loben, wenn's kein anderer thut. Die wahre Demut iſt unvergänglich wie Diamant.

In der ſteiriſchen Mundart wird Demut und Diamant gleich ausgeſprochen: „Deamat“. So habe ich ſchon in früher Jugend die Demut mit dem edelſten Stoff der Erde vergleichen können und umgekehrt geſehen, wie dieſer vornehmſte aller Stoffe einen ſo demütigen Namen hat.

Jeder ſoll ſagen, ich will demütig ſein, aber keiner kann ſagen, ich bin demütig, denn ſagt er das, ſo iſt er's ſchon nicht mehr. So wie es Leute giebt, die eine aufdringliche Beſcheidenheit haben, und vor lauter Beſcheidenheit läſtig und unbeſcheiden werden, ſo kann auch der ſcheinbar Demütige einem Phariſäerſtolze verfallen, welcher, weil mit Heuchelei gepaart, der Hoffarten ſchlimmſte iſt. Der wahrhaft Demütige wird immer das Gefühl haben, er ſei viel zu wenig ergeben und demütig im Verhältnis zu dem, was er iſt und leiſtet gegenüber einer unendlichen göttlichen Größe.

Weil Demut mit Ergebung ſich eint, ſo bringt ſie den Frieden des Herzens. Sie wird ſchöpferiſch ſein in der Abſicht, ja ſo viel als möglich zu leiſten, um nicht ganz Schmarotzer zu ſein auf der Erde Gottes. Denn in der Demut liegt der edelſte Stolz; in ihr liegt die ſtille Anſpruchsloſigkeit und die ruhige Männlichkeit, die ſtete Dienſtbereitſchaft und das keuſche Verhüllen inneren Wertes — kurz, das was man Schlichtheit nennt. Die Demut wird ergeben ſein, wenn das Geplante und Gehoffte nicht gelingt, und im engen Kreiſe der Selbſtbeſcheidung jene Friedensſtätte ſuchen, die der, welcher ſich Herr des Erdkreiſes nennt, nimmer findet.

Unſerer Zeit iſt die Demut fremd, denn dieſe Zeit iſt ſo hoffärtig darauf hin, wie weit ſie es gebracht. Außer dem Gelde kennt ſie nur noch das Ideal Ehre; doch nicht die Ehre der natürlichen Tüchtigkeit und moraliſchen Unverſehrtheit, ſondern vielmehr jene äußere Ehre, die jeder Gaſſenbub imſtande iſt zu vernichten und die man ſich allenfalls mit dem Säbel wieder heraushauen kann. Dieſe Ehre, das Anſehen nach außen hin, iſt lautere Hoffart. Und weil die Hoffart ein Trugbild macht, das man nie erreichen kann — denn der Ehrgeiz iſt ſo unerſättlich als der Geldgeiz — ſo macht ſie friedlos, ſkeptiſch, peſſimiſtiſch, verzagt, ſtumpf, und das letzte Glied dieſer Teufelskette heißt Verzweiflung. Man ſieht's ja klar genug: unſere Zeit iſt nicht bloß hoffärtig über alle Maßen, ſie iſt auch ruhelos und unzufrieden über alle Maßen. Die hoffärtigen Geiſter ſind aus dem Himmel geſtürzt worden. Dieſe Mythe iſt ſinnreich für alle Zeit. Wenn unſer hoffärtiger Geiſt nach dieſer Richtung hin noch eine Weile fortgeht, ſo wird an dem Tage, da durch techniſche Fertigkeit die Welt bezwungen iſt, durch eine letzte große Erfindung die Menſchheit ſich ſelbſt den Tod geben. Aber nicht aus Demut, als wäre ſie unwert zu leben, ſondern aus Enttäuſchung, aus endlicher Erkenntnis, daß all ihr hochmütiges Streben und ihre ſtolze Kraft im Menſchenherzen den Frieden zerſtört und den Gnadenbrief Gottes zerriſſen hat.

Auf halbem Wege.

In einer Tiſchgeſellſchaft von ernſten Männern kam eines Abends das Geſpräch auf die Welttauglichkeit des Evangeliums. Mehrere der Anweſenden behaupteten, die chriſtliche Lehre trage nicht allein die Bürgſchaft der ewigen Seligkeit an ſich, ſondern auch das Glück der Erde, den Frieden in der Geſellſchaft, das Gedeihen jedes einzelnen.

Einer war da, der ſolches beſtritt. „Wenn jedermann nach der chriſtlichen Lehre lebt,“ ſagte dieſer, „dann vielleicht. Dann gebe ichs zu, daß ſie auch auf Erden zum Glücke führen kann. Anders iſt es, wenn nur einzelne darnach leben. Für dieſe iſt ſie dann durchaus nicht förderlich, der einzelne geht vielmehr zeitlich daran zugrunde. Vorausgeſetzt, daß es möglich iſt, die hohe Lehre in ihrer ganzen Strenge zu befolgen, macht ſie den Menſchen für die Aufgaben und Beſtrebungen der modernen Geſellſchaft ganz und gar unfähig, ja kann — mißverſtanden — auf Irrungen und Abwege führen, wovon ich ein Beiſpiel aus dem Leben zu erzählen wüßte.

Hierauf ſagte ein anderer: „Wenn Sie ein Beiſpiel wiſſen, daß die Befolgung der chriſtlichen Lehre auf Abwege leitet, ſo weiß ich hunderte und tauſende von Beiſpielen, daß die Nichtbefolgung zum Verderben führt.“

Nun, das ſei ſelbſtverſtändlich, meinten mehrere und ſei längſt bewieſen. Intereſſant jedoch dürſte der Ausnahmsfall ſein, wenn ihn jener erzählen wolle.

Der Aufgeforderte ſprach: „Da wohl nicht zu befürchten iſt, daß das Schickſal des Helden meiner Geſchichte einen von uns der chriſtlichen Lehre noch mehr entfremden könnte, als es, wie wir uns kennen, wahrſcheinlich ohnehin ſchon der Fall iſt, und da ſich ferner von uns wohl überhaupt keiner ſo wörtlich in die Bergpredigt einlaſſen wird, als es mein Herr Eberhard gethan, ſo werde ich die Geſchichte wohl ohne jeglichen Widerſpruch erzählen dürfen. Die Lehre, wenn man ſchon eine daraus ziehen wollte, könnte ja immerhin die ſein: der eine ging an der Befolgung des Chriſtentums nur dehalb zugrunde, weil es nicht auch die übrigen befolgten.

Und hierauf begann er zu erzählen.

Im Landſtädtchen K. lebte ein junger Buchhandlungsgehilfe Namens Eberhard Roland. Er war vor wenigen Jahren aus einem Nachbarsorte eingewandert, nachdem er dort ſeine Mutter und ſeine Schweſter begraben hatte. Das waren ſeine einzigen Verwandten geweſen, er hatte ihnen wacker leiden geholfen. Die Rolande waren einſt eine geachtete Bürgersfamilie geweſen und dann von einem unermeßlichen Unglück heimgeſucht worden. Ein Roland war nämlich einer ſchweren Gewaltthat wegen zum Tode verurteilt und dann durch den Strang hingerichtet worden. Das war der Großvater des Eberhard geweſen. Von jener Zeit an war es mit der Familie abwärts gegangen, ſie war entehrt, gemieden, verachtet. Das Geſchäft ſtockte, ging zu Grunde, die Familie verarmte, brachte ſich viele Jahre lang zwar redlich, aber kümmerlich durch. Man hatte nichts einzuwenden gegen die fleißigen Leute, daß aber jener Roland gehenkt worden war, blieb ihnen unvergeſſen und blitzte bei jeder Gelegenheit hervor. Eberhards Vater war als Leineweber in jungen Jahren geſtorben, der Sohn hatte die Buchbinderei gelernt und mit dieſem Handwerk Mutter und Schweſter recht und ſchlecht ernährt, bis beide bei einer Seuche in einer und derſelben Woche verſchieden.

Seither wohnte Eberhard in der Stadt K., wo er vom Buchbinder zum Buchhändler aufſtrebte, nachdem er es vorher mit mehreren anderen Erwerbsarten vergebens verſucht hatte. Er war ein unruhiger Geiſt und ſprang in Gegenſätzen hin und her. Von einigermaßen beſchaulicher und ſogar ſchwärmeriſcher Naturanlage, trug er ſich eine Zeitlang mit dem Gedanken, in ein Mönchskloſter zu gehen, bis er in ein Bankgeſchäft als Briefſchreiber eintrat. In kurzer Zeit war er Buchhalter und hatte ſich etliche hundert Thaler Vermögen erſpart. Da mietete er ſich vor der Stadt einen Heuſchoppen und begann mit Holz und Kohlen zu handeln. Als höchſt anſtändiger Geſchäftsmann bald bekannt, begann der Handel zu blühen, aus dem Schoppen ward ein ſtattliches Magazin, dem ſich größere Lager anſchloſſen, aus dem ſchlichten Buchbinderjungen war ein geachteter Kaufmann geworden. Bei dem allein blieb es aber nicht. Von hübſcher Geſtalt und freundlichem Weſen, gewann er die einzige Tochter des Bankinhabers, bei dem er in Dienſten geſtanden und wurde ein wohlgeſetzter Ehemann und Hausvater. Ein Jahr ſpäter kam ein kleines Kind und ein großer Treffer, er hatte in der Staatslotterie das Hauptloos gezogen. Jetzt war er auf einmal halber Millionär und wußte eigentlich ſelbſt nicht, wie das zugegangen.

Nun hatte in ihm aber ſachte eine Änderung ſtattgefunden, die er wohl ſelber erſt etwas ſpät bemerkte. Einſt in armen Kreiſen lebend, war er ſehr mitleidig geweſen und hatte er ſchon in der That nur wenig Gutes thun können für die Notleidenden, ſo hatte er für ſie doch ſtets ein warmes Herz, und das Wort der Teilnahme tröſtete manchen Leidenden mehr als eine Gabe auf die Hand. In dem Maße aber, als Herr Eberhard wohlhabend wurde, kühlte ſich ſein Gemüt ab gegen die Armen. Er war zwar wohlthätig, gab Almoſen, doch weniger aus innerem Drange, denn weil er ſich als reicher Mann dazu verpflichtet fühlte. Die Armut vor ſich zu ſehen, war ihm unangenehm, und manchmal erſchien ſie ihm wie ein Makel, das etwa dem Leichtſinnigen oder Fahrläſſigen anhaftet. Einſt hätte er den hungernden Bettler ſättigen mögen, ohne ihn erſt ſeines Hungers wegen zur Rechenſchaft zu ziehen, jetzt fragte Herr Eberhard ſchon: „Warum arbeitet Er nicht? Was hat Er getrieben, daß Er ſo verkommen iſt?"

Früher hatte er ſich zu den wenigen Feierſtunden in ſeinem Stübchen mit den paar Holzmöbeln und den kleinen Bildern ſeiner Mutter und Schweſter an der Wand ſehr heimlich und behaglich gefühlt. Jetzt in ſeinen reich ausgeſtatteten Gemächern war ihm einmal dieſes, einmal jenes nicht recht und ſeine Wünſche und Bedürfniſſe waren den Thatſachen immer um eine Spanne voraus. Manchmal empfand er die Laſt des Reichtums, die Laſt der damit verbundenen Pflichten, dann wieder kam es ihm vor, als nütze er ſeine Kraft, ſeinen Kredit, die Verhältniſſe zu wenig aus und als ſei es ſeine Aufgabe, noch reicher zu werden — ſo reich als nur menſchenmöglich. Er gönnte ſich daher nur wenig Ruhe, rechnete, plante neue Unternehmungen, und wenn er dann zum Jahresſchluß die Bilanz zog, ſoweit ſie bei den ausgedehnten Beſitzungen und Geſchäften zu ziehen war, ſah er immer mit freudigem Schreck, wie raſch die Millionen wachſen. Aber ſchon allemal in den nächſten Stunden fragte er ſich, warum ſie denn eigentlich nicht noch ſchneller wüchſen und was daran wohl die Urſache ſein könne?

In einer ſolchen Stande, als er über den Teppich ſeiner Treppe herabſtieg zum bereitſtehenden Wagen, um auszufahren zur Sitzung in einem wohlthätigen Verein, lauerte an der Pforte eine verwahrloſte Bettlergeſtalt, ſchlotternd, mit eingefallenem, grünem Geſicht und verglaſtem Auge. Faſt verſtellte er dem Herrn den Ausgang. zudringlich hielt er ſeine mumienhafte Hand hin und verlangte ein Almoſen.

„Wie?“ fragte Herr Eberhard aufgebracht über den vordringlichen Geſellen, „bin ich dem Kerl was ſchuldig? Arm? Aus Ihm riecht der Branntwein, dünkt mich. Warum arbeitet Er nicht? Schämt Er ſich nicht, von anderer Leute Arbeit zu leben? Und frech?! Fort, Er iſt mir zuwider, ich teile nichts!“ Damit ſtieg er raſch in den Wagen, aber noch bevor der Diener den Schlag zuwarf, ſtürzte der Bettler zuſammen und ein Blutquell ſprang aus ſeinem Halſe. Mit einem ſpitzen Meſſerchen hatte er ſich den tötlichen Stich verſetzt.

Von dieſem Tage an ſtieg der Reichtum des Herrn Eberhard nicht mehr. Nicht etwa, als ob auf dem Hauſe von nun an ein Fluch laſtete, vielmehr ein Segen. Herr Eberhard hatte ſich vorgenommen, mehr den Armen zu leben. Er verzichtete auf den bisher bezogenen großen Gewinn ſeiner Geſchäfte und begnügte ſich mit geringerem, den er nicht allein an wohlthätige Anſtalten, ſondern auch an einzelne Arme verteilte. Dadurch aber wurde ſein Geſchäftshaus nur noch geſuchter und er konnte kaum ſo viele Wohlthaten üben, daß der Reichtum nicht doch immer wieder ſtieg. Von ſeinem Katecheten hatte er als Knabe „Die Nachfolge Chriſti“ zum Geſchenk erhalten. Das war ſein Lieblingsbuch geweſen in der leidensreichen Zeit ſeiner Jugend. Jetzt holte es Herr Eberhard wieder hervor und anſtatt im Kurszettel las er im Erbauungsbuche. — Es war ihm ernſt. — Den ſchweren Prunk hatte er aus ſeiner Wohnung entfernt. Mit ſeiner Familie gab's Kämpfe, als es daranging, einen Luxus um den anderen abzuſchaffen, er aber ſagte: „Meine Lieben, wir haben uns verirrt in die Wüſte des Geldes, wir müſſen umkehren und Menſchen werden.“ Die jungen Herrſchaften mußten ſich's wohl oder übel gefallen laſſen, Menſchen zu werden — ſie wurden es. Die Söhne entſagten dem Sporte, die Töchter dem Putze. Das thaten ſie aber erſt, als Herr Eberhard ihnen eines Tages mitgeteilt hatte, bei einer großen fehlgeſchlagenen Spekulation hätte er beinahe ſein ganzes Vermögen verloren. In Wahrheit war dem nicht genau ſo, nur daß er ſelbſt täglich tauſende von Thalern hinweggab an Armenhäuſer, Krankenhäuſer, Schulen, Kirchen und Bettler. Er arbeitete noch einige Stunden des Tages, die übrige Zeit verbrachte er, um Statiſtiken zu ſtudieren, Armut und Elend zu erforſchen und da ſah er denn freilich, daß Armut und Elend über alle Maßen unergründlich ſei, mit keinem Reichtum der Welt wett zu machen. Das ließ ihn nicht verzagt werden. Er wollte das Seine thun und ſich ganz den Nebenmenſchen opfern. Er las fleißig im Evangelium Chriſti: — Selig ſind die Armen im Geiſte, ihrer iſt das Himmelreich. Selig ſind die Barmherzigen, ſie werden Barmhherzigkeit erlangen. Gieb dem, der dich bittet, und wende dich von dem nicht ab, der von dir borgen will. Deine Linke wiſſe nicht, was deine Rechte thut und achte, daß dein Almoſen verborgen bleibe. Sammle nicht Schätze auf der Erde, wo Roſt und Motten freſſen; ſammle Schätze für den Himmel. — Und wenn Herr Eberhard ſich ſo verſenkte in dieſe Lehren und ſie befolgte, da atmete er oft wie erleichtert auf. Jener Sterbende an ſeiner Thür, er ſtarrte ihn nicht mehr an mit jenem unendlichen Vorwurf, er blickte faſt freundlich auf ihn. . . .

An der Pforte des reichen Mannes drängten ſich die Armen aller Art. Herr Eberhard unterſchied nicht mehr ſtrenge zwiſchen verdienter und unverdienter Armut, er half wo und wie er konnte. Dem einen zahlte er die Zinſen, dem anderen die Steuern, dem dritten ſchrieb er ſich als Bürgen auf den Schuldſchein. Einem Defraudanten, dem die Entdeckung drohte, gab er Geld zur Erſetzung des Abganges. Und wenn er von ſeiner Gemahlin, von ſeinen Kindern gefragt wurde, was denn die vielen Leute immer wollten, wenn das Geſchäft ſo ganz und gar ruiniert ſei, ſo antwortete er: „Das ſind eben die Gläubiger, die ihre Güter holen kommen, welche ich ihnen bisher verwaltet habe."

Die Frau ſchwieg und blickte ahnungsvoll einer ſchlimmen Zukunft entgegen. Dabei war ihr aber ſüß, daß ihre Familie von der Bevölkerung geradezu vergöttert wurde, daß ſie als die Gemahlin des reichen Wohlthäters bei jeder Gelegenheit Ehren genoß, als wäre ſie die Fürſtin der Stadt und des Thales. Allerdings wurden im Hintergrunde auch Stimmen laut: Die Eberhardiſchen würden wohl wiſſen, warum ſie ſo viel Gutes thun; ſie könnten wohl noch mehr geben. Wenn ſo einer, wie der Eberhard hundert Thaler giebt, die er nur aus der Kaſſe zu nehmen braucht, da iſt's gerade ſo viel, als wenn der arme Mann einen Kreuzer ſchenkt. So einer kann eine Million verſchenken und er thut ſich nicht ſo weh, als wenn ein Armer ein Paar Stiefel verſetzen muß.

Herr Eberhard hörte von ſolchen Stimmen wenige, denn im Vordergrunde ſtand das laute Lob. Er kam ſich ſelbſt manchmal vor wie ein Heiliger, der aus Nächſtenliebe die Güter der Erde hingiebt. Seinen Kindern ſprach er von der Unſittlichkeit ererbten oder nicht perſönlich erworbenen Reichtums und wies ſie an, ihren Lebensunterhalt ſich ſelbſt zu verdienen. Es ward ihm bitter hart, er kämpfte übermenſchlich, ehe er ſie verſtieß, doch endlich ſiegte er durch den Ausſpruch: Du ſollſt deine Familie verlaſſen und mir nachfolgen! — Und er fuhr fort, die Reſte ſeines Vermögens hinzugeben. Seine Gemahlin hätte ihn wohl rechtzeitig unter gerichtliche Aufſicht ſtellen laſſen, wenn ſie nicht von ſeiner Darſtellung, als wäre längſt durch die unglückliche Spekulation alles verloren worden und die ſeitherigen Weggaben ſeien nichts als das Zurückſtellen aufbewahrten Geldes, wenn ſie ſich nicht davon hätte irreführen laſſen. Nun fiel ſie ihm freilich um den Hals und ſprach: „Lieber Mann, wir werden noch ſelber betteln gehen müſſen.“

„O kurzſichtiges Menſchenkind,“ ſagte zu ihr Herr Eberhard, „denke an das Wort des Heilands: Wer zwei Röcke hat, der gebe den einen davon dem, der keinen hat. Siehe die Vöglein in der Luft, die Blümlein auf dem Felde, ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, und der himmliſche Vater ernährt und kleidet ſie doch. Wenn mir nur ein kleines Dachſtübchen bleibt, wie ich es einſt beſeſſen, dann bin ich ſchon zufrieden.“

Darauf vergingen noch wenige Jahre, dann war ſein Ziel erreicht. Herr Eberhard wohnte in einem ſchiefwändigen froſtigen Dachſtübchen. Und wenn ſeine Frau, die auf dem Siechenbette lag, ſeinen Rock flicken wollte, ſo konnte er nicht ausgehen, um Lebensmittel zu ſammeln, denn er hatte nur einen Rock. Seine in der Jugend verweichlichten Söhne hatten dem herben Exiſtenzkampfe nicht ſtandzuhalten vermocht und waren verkommen, die Töchter hatten ſich einem Gewerbe ergeben, das ihnen unmöglich machte, noch einmal unter die Augen der ehrlichen Eltern zu treten. So waren die zwei alternden Leute nun ganz allein. Herr Eberhard hatte in ſeinem Dachſtübchen aber doch die Beſchaulichkeit und den Herzensfrieden nicht wieder gefunden, den er ſich erhofft. Sein chriſtliches Wohlthun — wie Schuld pochte es nun manchmal an ſein bangendes Herz, beſonders wenn er an die verlorenen Kinder dachte. Dazu ward er täglich beleidigt von der Rohheit derer, zu denen er bittend kam; ſie nannten ihn einen Verſchwender, dem jetzt ganz recht geſchehe. Von den nachgerade zahlloſen Leuten, denen er einſt Gutes gethan im großen wie im kleinen, waren nur wenige vorhanden; von dieſen entſchuldigte ſich der eine mit eigenen Sorgen, der andere reichte ihm widerwillig eine kleine Gabe und den guten Rat, ſich doch ſelbſt wieder etwas zu verdienen, auch der Hände Arbeit ſchände nicht. Von der grenzenloſen Verehrung, die er einſt genoſſen in der Gegend, war nichts mehr übrig geblieben, ja man erinnerte ſich nun wieder, daß der Taugenichts doch im Blute liegen müſſe, da ja ſein Großvater ſtranguliert worden ſei. — Für ſolche Herzensbitterkeit fand Herr Eberhard in ſeinem Evangeliumbuche kein rechtes Sprüchlein. Und bei den ſchönen Worten von der Seligkeit der Sanftmütigen Traurigen und Verachteten war ihm, als paßten ſie nicht auf ſeine Verhältniſſe, als habe der Heiland eine ſo ungeheuerliche Undankbarkeit der Welt nicht vorausſetzen können.

Eines Tages kam ein gerichtlicher Auftrag, Herr Eberhard Roland habe tauſendfünfhundert Thaler zu zahlen für eine Bürgſchaft, die er einſt geleiſtet. Darauf antwortete er: „Machet, was ihr wollt, ich habe nichts.“ Da erſchien nach einem Weilchen ein Gerichtsbeamter mit zwei Dienern, und mit ihnen der Gläubiger, ein reicher Bäckermeiſter von K. Dieſer riß ſeine große, mit Banknoten wohlgefüllte Brieftaſche aus dem Sacke, zog aus derſelben aber keine Banknoten, ſondern den Schuldſchein, unter welchem Herr Eberhard als Bürge ſtand. Der Bäcker ſchimpfte und fluchte eine Weile über den voreinſtigen Praſſer und Windbeutel, der jetzt von anderer, von ehrlicher Leute Arbeit leben wolle, und dann wurden die wenigen Möbel und Einrichtungsſtücke in Beſchlag genommen und dem Herrn Eberhard die Wohnung gekündigt.

Am rechten Arm ein Bündel, am linken ſein krankes Weib, ſo wankte Herr Eberhard hinaus. Bei wohlhabenden Leuten klopfte er an, die einſt ſeine Nachbarn geweſen, ſie hatten Ausflüchte. Eine alte arme Tabaksverkäuferin, die ſelber fror in ihrer Bude, lud die armen Leute ein, bei ihr zu raſten. Dem Herrn Eberhard aber war jetzt nicht ums Raſten; als er ſein Weib in die Obhut der Ständlerin gegeben hatte, ging er hinaus in die Auen. In ihm war ein unerhörter Sturm. Er verfluchte nicht die undankbaren Menſchen, nein, er wütete in grenzenloſer Bitterkeit gegen das Evangelium, welchem er ſo gläubig und opferwillig gefolgt war, und welches ihn dahin geführt hatte, wo er ſich jetzt befand.

Dem Mühlbache ging er entlang. Da fiel ihm etwas ein. Er ſchlug es raſch von ſich, ſein Weib konnte er nicht verlaſſen. Aber was ſonſt? Was nun ſonſt? — Nach langem Irren kehrte er um gegen die Stadt, es begann ſchon das Dunkeln des Abends. Vor ſich ſah er einen großen dicken Mann dahinwackeln, ſein Stöcklein bei jedem Schritt gar ſelbſtbewußt auf den ſteinigen Boden ſtoßend. Das war der Bäckermeiſter, der ihn vorher entheimt hatte. Er war wohl bei ſeiner Mühle draußen geweſen. Dem Herrn Eberhard wurde das Blut raſend, als er in dieſem Manne gleichſam verkernt ſeinen ungeheueren Irrtum, ſein Unglück ſah. Der Bäcker war durchaus nicht chriſtlich; er war hart und rückſichtslos, er zertrat unbedenklich Exiſtenz um Exiſtenz, wenn er daraus Nutzen ziehen konnte. Und wie ging's ihm gut und wie lief er ſo gar nicht Gefahr, einmal zu verarmen, einmal die Achtung der Mitmenſchen zu verlieren. Hatte er dieſen Bäcker nicht einſt ſelbſt aus einer großen Geſchäftsverlegenheit geriſſen? War das Geld ſeiner heute gefüllten Brieftaſche nicht vielleicht Eberhards Geld? Konnte er es nicht wieder zurücknehmen jetzt . . . .?

Plötzlich bückte ſich Herr Eberhard, hob einen ſcharfkantigen Stein auf und ſchleuderte ihn nach dem Kopfe des Bäckers. Dieſer ſtürzte faſt lautlos zuſammen.

Herr Eberhard vergaß, weshalb er den Stein geworfen, ließ den Sterbenden liegen und ging haſtig der Stadt zu, um ſich dem Gerichte zu ſtellen. Da lief ihm jemand nach und flüſterte: „Herr Eberhard! Herr Eberhard! Sie wollen Ihrem Großvater nach! Das dürfen Sie nicht.“

Herr Eberhard blieb ſtehen und fragte den etwas unheimlich ausſehenden Mann, was er wolle.

„Nein,“ wiederholte dieſer, „das dürfen Sie nicht. Den Bäcker nehme ich auf mich. Wiſſen Sie noch? Der Poſtdefraudant! Der Fundler!“

„Der Johann Fundler ſind Sie? Jener Johann Fundler.“

„Der bin ich,“ entgegnete der andere. „Und wiſſen Sie, was Sie damals geſagt haben, wie Sie mir die veruntreute Summe vorgeſtreckt? Der Herr im Himmel freue ſich über ein verlorenes Schaf, das gerettet werde. Ich bin damals wieder ein braver Menſch geworden, ohne daß jemand eine Ahnung hatte, daß ich ein Lump geweſen. Und habe noch manch glückliches Jahr genoſſen.“

„Wollen Sie mir jetzt etwa das Geld zurückzahlen?“ fragte Herr Eberhard.

„Das kann ich nicht.“

„Ich brauch's auch nicht.“

„Ich habe weniger als nichts,“ ſagte der Poſtbeamte, „ich habe wieder geſtohlen und die Polizei iſt mir ſchon auf den Ferſen, jetzt hilft mir nichts mehr, und deswegen nehme ich auch gleich den Bäcker auf mich und Sie ſind ſo gut und ſtreichen mir die Schuld.“

So hatte der Menſch in haſtigen Stößen geſprochen und dann eilte er dahin.

Herr Eberhard lehnte ſich an den Stamm einer Wildkaſtanie und hub an laut zu weinen. — Alſo doch noch eine Dankbarkeit! Und was für eine!

Spät abends kam er zu ſeinem Weibe zurück, das in der Kammer jener Tabakverkäuferin auf einem alten Tuchmantel lag, und zu ihr ſagte er: „Wäreſt du nur bei mir geweſen auf dieſem Spaziergang, ſo hätten wir in Zukunft beide ein Quartier, nicht bloß ich allein. Weißt du etwas Neues? Juſt haben ſie den toten Bäcker vorbeigetragen, der uns gepfändet hat. In der Au mit einem Stein erſchlagen. Der Poſtbeamte Fundler will's gethan haben. Der Fundler iſt ein Lügner. Ich werde es den Herren ſchon beweiſen, daß der Fundler ein Lump iſt. Aber dieſer ſchlechte Lump iſt der bravſte Menſch in der ganzen Stadt. — Er iſt dankbar.“

Am nächſten Tage wurde das Weib ins Armenhaus gebracht und Herr Eberhard ins Gefängnis. Er hatte tüchtig zu thun gehabt, ſeinem dankbaren Poſtbeamten den erſchlagenen Bäcker zu entwinden; es ſchien auch ſo unglaublich, daß Herr Eberhard einen Mord ſollte begangen haben. Er legte einen freiwilligen Eid drauf ab. Ob's ein Rachemord oder ein Raubmord hätte ſein ſollen, das wüßte er aber ſelber nicht. — Und nun hatte er noch ſeine Beſchaulichkeit. Nun konnte er nachdenken, warum er eigentlich dem Heiland bis zum Dachſtübchen nachfolgen wollte, und nicht weiter — nicht bis zu Schmach und Schande, nicht bis zur Verfolgung, nicht bis zur körperlichen Pein und Kreuzigung? Warum er denn ſeine geſellſchaftliche Stellung, ſein Vermögen, ja ſelbſt ſeine Familie hingeopfert hatte, um dem Evangelium gerecht zu werden, wenn er dann doch auf einmal der menſchlichen Natur nachgab? Jetzt ſah er, wohin die Nachfolge Chriſti führt: Wenn man dem Heiland auf dem ganzen Wege nachfolgt, ſo kommt man in den Himmel, wenn man auf halbem Wege ablenkt, ſo kommt man in den Kerker. Gelitten muß es in beiden Fällen ſein. Wer nicht unſchuldig will leiden, der muß büßen.

Ein Gottesleugner.

Es giebt rührende Menſchen auf der Welt. Zu ſolchen gehören auch jene fanatiſchen Materialiſten, welche — ohne daß ſie es wiſſen — den höchſten Idealismus hegen, der denkbar iſt, nämlich den, durch Materie die Welt zu erlöſen.

Ein ſolcher Idealiſt war mein Doktor Robau zu Wien. Das war ein braver Mann, eine äußerſt ehrliche, wohlwollende Haut, Jedem das Beſte gönnend, aber ſo überaus perſönlich empfindend, daß er überzeugt war, Alles, was ſeiner Natur das Beſte war, müſſe auch allen Anderen das Beſte ſein. Er war hochgelehrt, wußte ſich theoretiſch in das Weſen eines Vogels, eines Wurmes, einer Blume, eines Sandkornes zu verſenken, pries die reine Objektivität als die höchſte Rangſtufe des gebildeten Menſchen, ohne aber die geringſte Fähigkeit zu beſitzen, ſich in das Seelenleben eines Mitmenſchen zu verſetzen, wenn ſolches nicht zugleich und im Vornherein das ſeine war. Er beſaß ein gewaltiges Arſenal an Sarkasmus und Satire, wenn es galt, die Einſeitigkeit, Unduldſamkeit und Beſchränktheit

Anderer zu geißeln und merkte nicht, wie faſt jeder Hieb auf ihn ſelber zurückprallte. So war er trotz ſeiner großen Gelehrſamkeit und trotz raffinierter Logik in ſeinem Denken naiv wie ein Kind, und in dieſer Naivetät gut wie ein Engel. Ich lernte den Doktor Robau kennen bei einem Ferienausflug nach Niederöſterreich, etwa zwei Jahre, nachdem ich vom Wald in die Stadt gegangen war. Mein Beſtreben, ein gebildeter Menſch zu werden, war ihm höchſt ſympathiſch, und oft, wenn ich von Graz nach Wien kam, mußte ich bei ihm wohnen und in Allem ſein Gaſt ſein. Er war Junggeſelle und hatte graue Haare, die, von der Glatze nach rückwärts gekämmt, breit und ehrwürdig über die breiten Schultern wallten. Er erfreute ſich einer ſtarken Beleibtheit, trotzdem war er in ſeinen Bewegungen behendig und trippelte an meiner Seite raſch durch die Gaſſen, ſo ſehr er ſich mit dem blauen Tuche immer den Schweiß vom Angeſichte trocknen mußte. Bei gewöhnlichen Geſprächen war er etwas unbeholfen im Ausdruck, das nächſtbeſte Wort war ihm nicht gut genug; es mußte gerade das charakteriſtiſcheſte ſein, und das ließ ſich oft ſuchen; beim Jagen nach demſelben ſtolperte er über eine Menge anderer. Hingegen aber, wenn er den Satz glücklich beiſammen hatte, hätte ſolcher ohne weitere Korrektur können gedruckt werden. In gelehrten, philoſophiſchen Dingen war er überaus beredt, da ſah man es: ſein Kopf war ein Buch, darin Alles wohlgeordnet, und er brauchte nur herauszuleſen.

Er war für das geiſtige Wohl der Menſchen im Allgemeinen ſehr beſorgt, und für das meine im Beſonderen. Seine Hauptſache, die er predigte, war das Wiſſen. Je mehr man weiß, deſto mehr kann man, deſto beſſer iſt man nach Außen, deſto befriedigter im Innern.

Eines Tages, wir ſaßen uns in ſeiner Wohnung auf zwei gepolſterten Stühlen gegenüber, es hatte ſchon eine Weile das Geſpräch geſtockt, fragte er plötzlich: „Wie alt ſind Sie jetzt, lieber Freund?“

„Vierundzwanzig vorüber.“

„Gut. Sie ſind Mann. Aber werden Sie auch Mannes genug ſein, eine große Wahrheit zu ertragen, die ich Ihnen mitteilen muß? Es iſt eine harte Thatſache, die Träume der Kindheit mögen ſchön ſein, aber endlich müſſen ſie ein Ende haben. Wenn Sie ſtark genug ſind, ſo will ich Ihnen etwas mitteilen.“

„Betrifft es meine Familie?“ fragte ich beklommen, denn es fiel mir bei, daß meine Mutter ſchon ſeit längerer Zeit kränkelte.

„Ihre Familie betrifft es eigentlich nicht,“ ſagte Doktor Roban, „die Sache iſt viel wichtiger. Sehen Sie: Der Gebildete muß das Schwärmen verachten, muß klar denken lernen, und vor Allem der Wahrheit gehören. Und ſo will ich Ihnen, wenn Sie gefaßt ſind und ſich nicht zu ſehr entſetzen, etwas anvertrauen.“ Er neigte ſich vor, legte ſeine Hände auf meine Kniee und ſagte feierlich: „Lieber Roſegger, es giebt keinen Gott.“

Ich atmete auf und entgegnete: „Oh, wenn es ſonſt nichts iſt! Das habe ich ſchon als Kind in einem Buche geleſen.“

„So?“ verſetzte er überraſcht, „aber in Ihrem Weſen finden ſich ja immer noch Spuren von Gottgläubigkeit.“

Hierauf meine Antwort, daß ich in dieſer Sache wiſſenſchaftlich vorginge und daß ich Gott erſt fallen laſſen könne, wenn ſeine Nichtexiſtenz bewieſen ſei.

Sofort kam mir Doktor Robau mit einer Flut von Beiſpielen aus den Erſcheinungen des Lebens, aus der Naturgeſchichte, die nach ſeinem Dafürhalten haarſcharf beweiſen ſollten, wie es mit der Exiſtenz Gottes und der Unſterblichkeit der Seele beſchaffen ſei.

Ich ließ mich richtig auf einen Wortſtreit ein und ſo fuchtelten zwei Thoren, ein alter und ein junger, mit endlichen Dingen um, dem Unendlichen beizukommen. Schließlich wurde er heftig und nannte mich einen bildungsunfähigen Tropf, einen religiöſen Eiferer, einen ſubjektiven Schwärmer, der über ſein höchſt perſönliches Empfinden nicht hinaus und in die objektive Weltanſchauung freier Geiſter nicht hinein könne.

Ich hatte den Doktor ſo lieb, daß ich ihm zu Gefallen gerne ſeine Philoſophie — denn weiter war es nichts — angenommen hätte, wenn man bei ſeiner Temperaments-Bedingung im fünfundzwanzigſten Lebensjahr eine neue Weltanſchauung anziehen könnte, wie man ein friſches Hemd anzieht. Einſtweilen aber ſtellte er ſich doch damit zufrieden, daß ich wenigſtens dem Darwinismus nicht widerſprach, wozu ich freilich gar keinen Anlaß hatte, weil hinter demſelben Alles noch Platz findet, was nach meiner Meinung bisher den Wert und die Weihe der Welt ausgemacht hat.

Einmal ſtellte ich dem Doktor die vorlaute Behauptung auf, die Naturwiſſenſchaft habe vielleicht Gott und Unſterblichkeit der Seele zu ignorieren, aber nicht zu leugnen. Doch die ſpekulative und didaktiſche Neigung in ihm war zu mächtig, und er ſuchte mich beſtändig für ſich zu bekehren.

Mit den Jahren ſteigerte ſich ſeine Neigung, den Mitmenſchen ſein philoſophiſches Bekenntnis aufzudrängen. „Ein Schwächling, wer religiöſen Firlefanz braucht,“ pflegte er zu ſagen, „ein Blödling, wer im Tierleib eine Seele wähnt! Ein Kretin, wer ſeine Artigkeiten einem perſönlichen Gott darbringt. Es giebt keinen Gott.“

Und das wiederholte er ſtets, ſo daß einmal Einer über ihn ſagte: „Der Mann verletzt mich. Mir immerwährend vorzuſtellen: Lieber Freund, zweimal zwei iſt vier! Eine Sache, die ſo ſelbſtverſtändlich iſt! Es giebt keinen perſönlichen Gott, merk dir's! Zweimal zwei iſt vier. merk dir's!“

Darauf habe ich mich nun allerdings weiter nicht ausgelaſſen. Zweimal zwei kann auch fünf ſein. Ich habe — nebenbei geſagt — einmal zwei Paar Schafe des Morgens auf die Weide getrieben und des Abends fünf Stück heimgebracht.

Trieb er Statiſtik oder Geographie, Zoologie oder Geologie, Technologie oder Äſthetik, oder befaßte er ſich mit alltäglichen Dingen, immer kam er zum Schluß und immer eiferte er: „Es giebt keinen Gott. Wir ſind Tiere, haben keinen anderen Zweck als das Tier, unſer Sittengeſetz iſt nichts als das Geſetz menſchlicher Selbſterhaltung.“

Gemüt nannte er eine Schwäche; trotzdem wurde ihm das Auge feucht, wenn er Jemanden leiden ſah, und half, wo er konnte, als ob es wirklich der Mühe wert wäre, für Weſen, die da geboren werden, bloß um zu ſterben, den hohen Standpunkt der Wiſſenſchaft zu verlaſſen und ſich der Schwäche des Herzens zu begeben. An dieſem Manne beſonders ſah ich es, daß der Materialismus lange nicht ſo ſchwarz iſt, als er ſich ſelbſt malt — aber eine edle Natur gehört dazu; für rohe Menſchen (und ſolche giebt es freilich in Mehrzahl) wäre er nichts!

„Darum müſſen rohe Naturen durch Bildung und Wiſſen veredelt werden,“ meinte Doktor Robau. „Dazu iſt bei den meiſten Menſchen das Leben zu kurz und zu ſchwer,“ war meine Anſicht. „Für den Reichen mag der Materialismus paſſen, der hat die Materialien dazu. Ja, wenn die neue Naturphiloſophie die Armut, die Ungleichheit der Rechte aufheben könnte, allen Reſpekt! Aber man weiß ja, wie es beim Tier iſt: der Starke hat Recht.“

„Nicht doch, mein Lieber,“ ſagte der Doktor, „der Materialismus beſeitigt die Scheinideale, um die wahrhaft menſchlichen dafür aufzuſtellen, er bildet Herz und Sinn und macht ſie empfänglich für alles Hohe und Edle in Leben und Kunſt.“

„Nach welchem Vorbild?“ fragte ich, „zu welchem Zweck? Wenn die Welt nicht nach einer ewigen Vernunft und großen Abſicht regiert wird, ſo giebt es nichts Hohes und Edles und wir müſſen mit dem ſinnloſen Hintreiben der Welt und des Menſchengeſchlechtes zufrieden ſein!“

„Aber, Geſchätzter!“ rief er, „wir veredeln uns ja ganz naturgemäß, es vervollkommt ſich in Äonen Pflanze, Tier und Menſch, und wenn wir unſere Stammväter im Tierreich betrachten, ſo können wir nur ſtolz ſein darauf, wie weit wir es ſchon gebracht. Wir werden hier nicht ſtehen bleiben, nur raſcher wird uns in Zukunft der Materialismus weiter bringen, als es bisher die falſchen Ideale gethan.“

So plauderten wir und allemal kam es heraus, daß der Materialiſt ein großer Idealiſt war, und daß er es flink wie ein Taſchenſpieler zuwege brachte, aus dem Sack, in welchen er eben erſt ein Tier gethan, den herrlichſten Menſchen hervorzuziehen.

Dabei darbte er bisweilen an ſeiner Perſon, um arme Leute zu unterſtützen, nicht ſo ſehr, daß ſie ſtudieren, ſondern daß ſie leben konnten.

Ein andermal ſagte er, die Elternliebe ſei nur ein tieriſcher Trieb, die Dankbarkeit ſei eine diskrete Äußerung des Eigennutzes, der Patriotismus ſei eine Form der Selbſtvergötterung. Unter ſeiner naturwiſſenſchaftlich-philoſophiſchen Lupe löſte ſich jede Tugend in ein bißchen Staub auf.

Das hat mich allmählich denn doch aus manchen Himmeln geriſſen. Aber wenn ich die liebe Inkonſequenz betrachtete, wie der Bekenner ſolcher Lehren im Leben liebreich, dankbar war, zu großen Opfern für das Vaterland bereit (er ging im Jahre 1870 an den Rhein, in der Abſicht, ſich der Krankenpflege zu widmen), wie er in der That das Muſter war eines Bruders, der zwei arme, alternde Schweſtern verſorgte, wie er enthaltſam war in ſinnlichen Genüſſen, unabläſſig nur beſtrebt, die Wahrheit zu ſuchen, der Wahrheit zu dienen, alle Menſchen nach ſeiner Art einzuladen zu ſeinem Glück, das Glück gerade dort zu finden, wo niemals ein Tier es gefunden, in der Forſchung und Erkenntnis — wenn ich all das betrachtete, da mußte ich mir denn doch geſtehen, daß er ein Gläubiger war, glaubend an den Sieg des Guten. Wenn man ſonſt bei den meiſten Pädagogen und Philoſophen nur ihren Worten folgen ſoll und nicht ihren Thaten, ſo war das bei meinem Doktor gerade umgekehrt.

Der Mann lebte noch lange, ward emporgetragen durch die Hand Gottes zu den Höhen, aber immer noch wie ein ſtörriſches Kind raiſonnierte er: „Es giebt keinen Gott und es giebt keinen!“

Herr, wir gehen zu Grunde!

Er iſt nicht wieder zu erkennen“, ſagten die Leute, als ich nach ihm fragte. Er hat ſich zurückgezogen in eine unbekannte Einſamkeit. Sie werden ihn kaum finden.“

Das wollte ich aber doch einmal ſehen. Ich verehrte den Mann ſeit vielen Jahren, bewunderte ſein reines großes Herz, das nur für die Menſchheit ſchlug. Was er gegen Not und Elend that, für Bildung und Geſittung in aller Weiſe, was er dafür perſönlich that, durch Vereine, als Redner und Lehrer, es war bewunderungswürdig. Seine Arbeitskraft, ſein Vermögen hatte er für die Allgemeinheit geopfert, ſeine Kinder wollte er nur für den Dienſt der Menſchheit erziehen. Ihm nachzuahmen ſchien mir das Schönſte und das Schwerſte. Nur wenige waren, die ihn verſtanden, die große Menge ſpottete ſeiner. Das ſchien ihn nicht zu beirren. Unermüdlich war er thätig, den Unterricht zu heben, und zwar im Sinne des Chriſtentums. Er kämpfte gegen jegliches Phariſäertum, gegen Eigennutz und Falſchheit, gegen jede Art von Roheit; er kämpfte gegen die Viviſektion wie gegen confeſſionelle Mißbräuche, gegen üppiges Leben, gegen Alkohol und andere Gifte, er war gegen Zweikampf wie gegen Kriegsluſt, er war Vegetarier, lebte für Naturheilkunde, war ein begeiſterter Anhänger der Friedensidee, ein glühender Gegner des rohen cyniſchen Klaſſen- und Raſſenhaſſes. Ohne das Deutſchtum viel im Munde zu führen, lebte er ſtill und freudig den deutſchen Tugenden. Und ſeine Kraft für das alles keimte aus dem feſten Glauben, daß die Menſchheit ſich veredeln und vervollkommnen werde und müſſe zu einem Reiche Gottes auf Erden, und daß jedes gute Wort und Beiſpiel ein Körnlein dazu beitrage.

Aber in letzter Zeit war eine Veränderung mit ihm vorgegangen und als ich, von einer größeren Reiſe zurückgekehrt, nach dem guten Herrn Stephan fragte, hieß es, der wäre nicht wieder zu erkennen.

Ich ging zu dem Hauſe, das einſt ihm gehört, und in deſſen erſtem Stock, gaſſenſeitig, er gewohnt hatte. Dort wohnte er nicht mehr. Im Erdgeſchoß war eine Fleiſcherei und eine Branntweinſchenke, im erſten Stock wohnte ein junger Mediciner, der zwei Zimmer für Viviſection eingerichtet hatte, im zweiten Stock waren Fechtſäle, die gelegentlich nicht bloß für Menſuren, ſondern auch für ernſtere Kämpfe benützt wurden. — Wo Stephan, der Idealiſt hingezogen wäre? Man zuckte die Achſel und wußte es nicht. Auf der Treppe zum Fechtboden begegnete ich einem ſeiner Söhne, der teilte mir mit, daß ſein Vater in der Vorſtadt wohne, in einem alten Gartenhauſe, daß er aber Näheres ſelbſt nicht wußte, weil ſich jener allen Beſuch verbeten habe.

Wenn er ſich allen Beſuch verbiete, da müſſe der Freund erſt recht zu ihm, dachte ich, und nach einer Weile war ſeine Wohnung erkundſchaftet. In dem großen, verwilderten Garten eines verfallenden Herrenſitzes ſtand das Haus. Es war von Buſchwerk ganz überwuchert, auf einer Bank neben der Thür lagen überreife Melonen und wurmſtichige Äpfel. Die Thür war verſchloſſen. Auf mein erſtes Klopfen meldete ſich nichts. Auf mein zweites rief drinnen eine Stimme, es würde nicht aufgemacht; auf das dritte Klopfen ſchaute er zum Fenſter heraus und als er mich ſah, ging er zur Thür und öffnete ſie. — Sein Äußeres war nicht verändert, nur kam es mir vor, als ſei er ſorgfältiger gekleidet als ſonſt, ſein Haar war friſiert, der Bart gepflegt, das blaue Auge ruhig und milde wie immer.

Er bewohnte das Haus ganz allein, doch ſah ich, daß neben ſeinem Lager ein kleines Bettlein war, in welchem ein Weſen lag. Näher darauf hingeſehen war es ein kleiner fuchsbrauner Hund, der wie eine Raupe zuſammengekauert auf dem Kiſſen ruhte. Ein wenig hob das Tier den Kopf, blickte mich mit gloſenden Augen mißtrauiſch an und fletſchte die Zähne.

„Faſt dünkt es mich, Freund, du hätteſt dich aufs Ausgeding geſetzt“, ſagte ich zu Stephan. „Was bedeutet denn das?“

„Es iſt eine Beſtie!“ ſagte er knirſchend.

Raſch zog ich die Hand, mit der ich den Hund ſtreicheln wollte, zurück, da lachte er und rief: „Nicht das Tier meine ich. Das, was ſich Menſch nennt, iſt eine Beſtie.“

„Mit Verſtattung, mein Herr“, ſagte ich noch halb im Scherze, „ich gehöre auch zu dieſer Gattung.“

„Ach wir zwei!“ entgegnete er. „Wir ſind ja nicht mehr wild, wir ſind zahm, wir ſind nicht mehr im Naturzuſtande. Wir wären degeneriert, ſagen ſie. Wir Zahmen und Geduldigen und Liebreichen ſind gerade gut genug, um ausgerottet zu werden. Der Starke, der Rohe, der Wilde iſt Herr, in ihm iſt die Größe, der Adel, die Blüte, das Ziel der Menſchheit. Da wird ſich Unſereiner freilich aufs Ausgeding ſetzen müſſen.“

„Daß du ſo redeſt!“ ſagte ich. „Du mußt ſchlimme Erfahrungen gemacht haben.“

„Welche denn, die nicht auch du gemacht haſt, wenn du offenen Auges umhergehſt? Oder gehörſt du auch zu jenen, die nichts ſehen?“

„Daß die Menſchen keine Engel ſind, haſt du doch ſelbſt oft geſagt.“

„Engel!“ rief er lachend. „Wer verlangt, daß ſie Engel ſein ſollen. Teufel ſind ſie!“

„Sonſt warſt du der Welt- und Menſchengläubige.“

„Freund, wer am feſteſten glaubt, wird am tiefſten enttäuſcht. Alles habe ich gehofft, geglaubt, nur das Eine nicht, wenn ſie ſagten: Der Menſch ſei zuletzt doch nur ein Tier, nur ein gefährlicheres, abſcheulicheres als der Tiger, die Hyäne, weil er mit größeren Fähigkeiten ausgeſtattet iſt. Die ſo redeten, ich nannte ſie nichtsnutzige Peſſimiſten und verblutete mich hoffend an der Bruſt. — O, was hätte aus mir werden können! wie weine ich jetzt um mein verlorenes Leben! Anfangs war ich auf dem richtigen Pfade, du weißt es wohl nicht. Mein Vater, ein Ungar, ſchnitt Riemen aus Hunds- und Pferdehäuten, und war es, daß der König jemanden erhöhen wollte, ſo wurde mein Vater gerufen mit der hanfenen Krawatte. Das Gewerbe hätte ich lernen ſollen, es könnte ein einträgliches Gewerbe ſein, wenn's nach Rechtem ginge. Aber ich floh. In Augsburg lernte ich die Handlung. Kann mich nicht erinnern, auf der Börſe geſpielt, Waren gefälſcht, unlautere Konjunkturen ergriffen, betrügeriſchen Konkurs gemacht zu haben. Damals gings auch ohne das. Den Segen meiner Güter hernach wollte ich anders verwenden als andere und jetzt kam der Rappel. Das Leben, die Menſchheit muß im großen Stile aufgefaßt werden, mit Welten und Ewigkeiten gemeſſen. Ein Ruck gegen Himmel empor! Liebe! Liebe! Liebe! — Mit Wort und Feder habe ich die Menſchenliebe geprieſen, edle menſchliche Charaktere und Thaten gefeiert. Verlacht haben ſie mich darob und recht haben ſie gehabt."

Er ſprach es durchaus nicht in Erregung, ſondern ganz gelaſſen, ſcheinbar wohl überlegt, und das war mir unheimlich. Er mochte ſtets geſchwiegen haben über ſeine inneren Vorgänge, nun ſchien es ihm ein Bedürfnis zu ſein, ſich auszuſprechen, und ich hörte ihm zu. Dieſes Zuhören war ein gar peinliches Gericht. Nur kurz will ich aufſchreiben, was er geſagt hat. Das braune Hündlein lag im Halbſchlummer dahin, manchmal war's, als ſpitze es die Ohren zu dem, was geſprochen wurde.

„Es iſt ein wildes Feuer auf Erden", ſagte Freund Stephan. „Und alle Moralrederei, alle Pädagogik iſt Öl ins Feuer. Es lodert nur um ſo wüſter, je heißer es verflucht wird. Ich hab' mich nicht irremachen laſſen lange Zeit. Die Wiſſenſchaft, die Religion! Aber ſiehe, die Wiſſenſchaft wird ausgenützt im Sinne des Eigennutzes, des Dünkels, der Eitelkeit. Die Religion trägt heute jeder wieder im Munde, keiner im Herzen. Unſere Zeit iſt voll göttlicher Grundſätze und voll diaboliſcher Thaten. Je aufopfernder zu ſein ſich die wenigen befleißigen, deſto ſelbſtſüchtiger iſt die Menge. Betrachte einmal unſere politiſchen Parteien."

„Ich bitte dich, Stephan, ſprich nicht davon!"

„Nicht wahr, von dieſen haſt auch du genug! Und denke dir nun die gewiſſen Vorkommniſſe in den öffentlichen Verſammlungen und Redeſälen, denke dir die Preſſe, die mit frevleriſcher Geſchwätzigkeit die Vorfälle im Parlament, im Gerichtsſaal dem Publikum übermittelt. Eine hohe Schule, die allerorts eine begierige Schülerſchaft findet. — Der Rohheit, den böſen Trieben wird emſig nachgeholfen: Je mehr Vereine gegen Alkohol und Trunkſucht ſich bilden, deſto mehr Schnaps wird gebrant. Je lebhafter wohlwollende Menſchen beſtrebt ſind, die Grundſätze der natürlichen Lebensweiſe zu verbreiten, das Recht auch der Tiere zu ſchützen, mit je größerer Frivolität wird in den mediciniſchen Lehrſälen die Tiermarter betrieben. Die große Weltvereinigung der Friedensfreunde! Man dächte, es könnte der Gegnerſchaft genug ſein, dieſe Leute für menſchenfreundliche Phantaſten zu bezeichnen, o nein, ſie werden öffentlich verhöhnt, man lieſt und hört Stimmen, die geradezu empört ſind darüber, daß es Leute gibt, die der ungeheueren Menſchenſchlächterei Feind ſind, die den Frieden wollen; ja man erklärt unumwunden, der Friede ſei ein Übel und der Krieg ſei eine Wohlthat, eine Quelle menſchlicher Größe und Tugend. Natürlich, wenn das iſt, muß man den Frieden verhindern, Unfrieden ſäen, Feindſchaft ſchüren, Krieg machen, die Welt in Haß und Brand ſtecken. Und das Publikum hört ſtumpfſinnig oder ſchreit Beifall. Und die ungeheuerenn Armeen —“

„Sie ſchreiben doch täglich, daß gerade dieſe großen Armeen den Frieden verbürgen.“

„Den Frieden!“ rief Stephan ablenkend. „Und es iſt Krieg jeglichen Tag. Krieg im eigenen Lande, im eigenen Volke, im eigenen Hauſe, Krieg bis an die Zähne. Betrachte dir die Raſſenkämpfe, Freund? Racheſchnaubend ſind ſie gerichtet gegen fremde Völker, und haßerfüllt wenden ſie ſich gegen die eigenen Volksgenoſſen, die nicht mitwüten wollen. Es iſt ja wahr und ich begreife, daß eine Raſſe, welche man für gefährlich hält, im Zaum gehalten werden ſoll, ich begreife, daß aus politiſchen und wirtſchaftlichen Gründen, und vielleicht aus noch manchen anderen, die Machtentfaltung der Juden in unſeren Ländern eingeſchränkt werden muß, das iſt einmal politiſches Recht und es iſt das Recht der Selbſterhaltung eines Volkes. Aber, Freund, was wir da täglich vor Augen haben, das das iſt kein politiſcher Kampf mehr, das iſt ein wahnſinniges Hetzen und Wutſchnauben gegen Perſonen, gegen Menſchen. Lüge und Verleumdung ſind die allergewöhnlichſten Waffen, man macht auch ſchon Miene, zur Brandfackel, zum Schlachtbeil zu greifen. Und das in einem Kulturſtaate, der das Recht und den Schutz der Perſon unter allen Umſtänden verbürgen will und dafür Geld-, Kraft und Blutſteuer einhebt.“

Darauf ſagte ich begütigend: „Du mußt doch zugeben und haſt es früher ſelbſt oft geprieſen, daß in der Gegenwart für die Armen und Unglücklichen viel mehr geſchieht, als in alten Zeiten.“

„Großenteils iſt das Heuchelei, großenteils das böſe Gewiſſen,“ gab er mir zur Antwort. „Man macht im ganzen ſyſtematiſch die Menſchen arm und unglücklich, um dann den Armen etwelches Almoſen zu geben. Nein, ſolange im Großen nicht anders auf das Wohl der Menſchheit hingewirkt wird, als es heute geſchieht, ſolange verdrießt mich auch das Wohlthun im Kleinen. Muß dir offen geſtehen, ich bin mutlos geworden.“

„Du wirſt übertreiben, Stephan!“

„Laſſe dir eins noch ſagen,“ fuhr er fort. „Meine Familie kennt meine Grundſätze, ich legte ſie ihr in Sanftmut und Herzlichkeit jeden Tag vor Augen, ich handelte danach. Ich ſagte einmal: Wenn ich ſehe, wie fremdſtämmige Kinder in der Schule von ihren Genoſſen, im Freien von Gaſſenbuben und anderen behandelt werden, ſo will mir das Herz brechen, weil ich dabei an euch denke, an euch, meine Kinder, und wenn es euch ſo erginge, unſchuldig, ſeines Stammes wegen ſo viel zu leiden, bis das im Stillen weinende Herz verhärtet und verbittert für alle harmloſe Lebensfreude verdorben iſt! Wenn ich ſo menſchlich von Menſchen rede, da ſtarren mich meine eigenen Kinder verblüfft an, als ob es eine fremde Sprache wäre, welche da von fremden Weſen ſpräche, die uns nichts angingen! Oder ſie widerſprechen mir dreiſt und ſtimmen ein in den Ton des Pöbels, der heute zum guten Ton gehört. Vor einiger Zeit ging ich mit meinem ſiebzehnjährigen Neffen ſpazieren. Der Jüngling iſt gebildet worden in der klaſſiſchen Schule des Humanismus, er iſt von einer gemütlich heiteren Lebensauffaſſung, freundlich, von guter geſelliger Art und hat einen hellen Kopf, wie ein warmes Herz ſchon bewieſen. Bei dieſem Spaziergange nun auf belebtem Korſo, kommt auch ein alter Mann des Weges, anſcheinend vom Stamme Israels. Beſcheiden und höflich ſucht er ſtets auszuweichen, ſtreift aber im Gedränge zufällig ein bischen an die Achſel meines Neffen. Dieſer bleibt raſch ſtehen, blickt dem Greiſe mit wütendem Blicke nach und ruft ganz laut: Saujud! — Die Leute lachen, keiner iſt, der dem Jungen die verdiente Ohrfeige erteilt und ich bin ſtarr vor Entſetzen. — Später von mir zur Rechenſchaft geſtellt, ſagte der Burſche, man müſſe den Juden überall handgreiflich zeigen, daß ſie uns zuwider ſind, ihnen den Aufenthalt bei uns verleiden ſo lange, bis ſie davonziehen. Alle, die es hörten, ſtimmten ihm lebhaft bei. Ich glaubte, vor Scham verſinken zu müſſen über ſolche Gaſſenbüberei unſerer Jugend.

„Stephan,“ verſetzte ich hierauf, „Roheit und Übermut hat's immer gegeben, und die Flegeljahre ſind doch nichts Neues! Derlei hat früher dein hochgemutes Herz nicht angefochten. Warum jetzt?“

Das Hündlein begann zu winſeln, ganz leiſe, als bange es davor, einen Schmerz zu klagen, es wimmerte wie ein Kind.

„Wieder weh thut's halt, gelt?“ ſagte der Mann zärtlich zum Tiere, hob es langſam auf und legte es in ſeinen Arm. Da ſah ich, der Hund war verwundet, hatte ein krankes Hinterbein, das war ſtark geſchwollen. Stephan wuſch die Wunde mit Sorgfalt, indem er zum Tier koſende Worte ſagte und es ſtreichelte. Dann wendete er eſſigſaure Thonerde an und machte einen Verband, nach welchem das Tier wieder ruhig wurde und den Pfleger mit treuem Aug anblickte.

„Wie biſt du zu dieſem Köter gekommen?“ fragte ich ihn.

„Das will ich dir erzählen. Kannſt du dich an die alte Hauſiererin erinnern, die in der Stadt herumging und in den Speiſehallen und Kaffeehäuſern Zündwaren, Rauchzeug, Handſpiegel, Hemdknöpfe, Hampelmänner und dergleichen Kram feilbot?“

„Das hagere Weib mit dem pechſchwarzen Haar?“

„Und mit dem Hündlein, das die Gäſte durch ſeine hohen Sprünge unterhielt, wenn ihm in zwei oder drei Metern Höhe ein Biſſen vorgehalten wurde —“

„Und welches mit einem Körbchen in der Schnauze für ſeine beſcheidenen Kunſtſtücke abſammeln ging! Iſt das dieſer Hund? Haſt du ihn gekauft?“

„Geerbt.“

„Iſt die Alte geſtorben?“

„So etwas Ähnliches,“ ſagte Stephan und ſetzte mit lebhafter Ironie bei: „Du, denke dir, dieſe Perſon, das war eine Hexe! Der ſind die Kinder nachgelaufen wie jenem Rattenſänger. In einem Vorort draußen beim

Waſſer iſt eins in Verluſt geraten. Glaubwürdige Leute haben ausgeſagt, die Hauſiererin ſei in einem verlaſſenen Ziegelbrennerofen geſeſſen und habe aus einer ſilbernen Schale Chriſtenblut getrunken. Als ſie hierauf wieder geſehen wurde mit ihrem Warentrühlein und ihrem Hunde, und als ſie ein Liedel geſungen hat, da ſind ihr wieder Kinder nachgelaufen, aber auch Erwachſene, gebildete Leute darunter, und haben gerufen: Da iſt ſie! Fangt ſie ab! Räumt ſie weg! — So haben ſie die alte Perſon durch viele Gaſſen gehetzt. Ich begegne der lärmenden Rotte, die Alte keucht einher und will ſchon zuſammenbrechen. Das Hündlein umkreiſt ſie mit angſtvollem Gebell, da wird es von einem wilden Geſellen erfaßt und mit abſcheulichem Fluch an die Wand eines Hauſes geſchleudert. Es fällt zu Boden und bleibt zuckend liegen auf dem Pflaſter. Wie ſie auch an die Greiſin Hand anlegen wollen, ſtürze ich mich in den Knäuel und will abwehren. Da packt mich einer und wirft mich hin, daß ich gerade neben dem Hunde zu liegen komme. Als ich mich aufzuraffen vermag, iſt der Trubel davon. Wenige Tage darauf iſt die Alte geſtorben. — Nun, und das ſchwerverwundete Tier iſt mir geblieben zum Vermächtnis. — Mein Freund", ſchloß er, „ſeit dieſem Tage habe ich genug. Es iſt alles umſonſt, ich ſage dir, es iſt alles umſonſt. Beſtien ſind ſie. — —"

So, das wollte ich erzählen vom guten armen Stephan. Natürlich haben ſie ihn verhöhnt: der Weltverbeſſerer wäre auf den Hund gekommen. Er wendete ſein Herz, deſſen die Menſchen nicht wert waren, dem Tiere zu. — Einzelnes mag übertrieben ſein, was der Mann mir vorgeſtellt hat. Doch geſtehe ich, daß man in dieſer ſonderbaren Zeit manchmal ähnliche Anwandlungen haben kann. Alles trachtet, daß es beſſer werden ſoll auf der Welt, und derweil wird's immer ſchlechter mit dem Werte des Menſchen. Man wird mutlos. Glücklich noch der, welchem für ſein Bedürfnis, wohlzuthun, ein dankbarer Hund bleibt.

Es kann dir nichts geſchehen!

Ich bin am Ende des Buches — Nur noch ein letztes Erinnern daran, daß uns allen, auch dem Ärmſten im Geiſte, ein Anbild gegeben iſt, das außerhalb der rohſinnlichen Welt ſteht.

Wir wiſſen, daß unter den Hochbildern der Menſchenſeele zum Beiſpiel die Freiheit ſteht, das Recht, die Nation, die Kunſt, die Religion. Aber oft eins gegen das andere.

Die Religion verliert Anhänger in dem Verhältniſſe, als man ſich anderen Idealen zuwendet. Der glühende Socialdemokrat, der leidenſchaftliche Nationale kann nicht noch dazu religiös ſein, jedenfalls mangelt ihm hiefür das Bedürfnis; ſein Gemüt wird ausgefüllt von anderen Vorſtellungen, durch die er ſich über den Alltag erhebt. Ich achte jedes Ideal, das den Menſchen von ſeinem tieriſchen Ich befreit, aber es iſt zu ſagen, daß die Ideale nicht gleichwertig ſind. Die ſocialen und politiſchen Ideale haben an und für ſich keinen Wert, ſie müßten ins Werk geſetzt werden. Der Nationalismus zum Beiſpiel gewinnt erſt Bedeutung, wenn dem Gefühle, dem Worte die That folgt, wenn der Lobpreiſer ſeiner Nation auch bereit iſt, für ſie zu arbeiten, zu leiden, ſeine perſönlichen Vorteile, und wenn es ſein muß, ſich ſelbſt zu opfern. In dieſem Falle ſteht das nationale Ideal ſo hoch, daß es nur noch von dem einen übertroffen wird: vom Menſchheitsideal.

Da wir aber ſehr armſelige Weſen ſind, täglich von Not und Unglück bedroht, in Selbſtliebe und Mutloſigkeit befangen und von dem Bewußtſein der Nichtigkeit des Daſeins gedrückt und gelähmt — ſo iſt es eine Frage, ob die Ideale Freiheit, Volk, Kunſt, Wahrheit u. ſ. w. auch ſtets vorhalten und uns in jeder Lebenslage eine Stütze ſein können.

Das treueſte aller Ideale iſt nach meinen Erfahrungen und Erwägungen die Religion. In glücklichen Lebensſtunden, wenn unſere Sinne herzhaft in die Welt ſich verbeißen, tritt der religiöſe Geiſt in den Hintergrund. Im Leide und in der Traurigkeit kommt er hervor mit ſeinem Troſte und mit ſeiner himmliſchen Kraft — und der Menſch, es mag ihn alles ſonſt verlaſſen und betrogen haben, bricht nicht zuſammen. Es muß aber daran erinnert werden, daß die reine Religion hier gemeint iſt, das Verlangen nach einer gütigen Gottheit, die von Ewigkeit zu Ewigkeit iſt und keines ihrer Geſchöpfe verliert, und die demütige Hingabe in dieſe Zuverſicht.

Die Formreligion, die in kirchlichen Gebräuchen beſteht, ſchon ſie macht den Menſchen in ſinnlicher Einwirkung und im Genuſſe eines neuen Brotes glücklicher. Und erſt die verinnerlichte Religion, die ſo ſehr in das Menſchengemüt übergegangen iſt, daß ſie keine ſichtbaren Zeichen der unſichtbaren Gnade mehr braucht — ſie verſetzt den Menſchen in jenes reine, unzerſtörbare Glück und Gefeſtigtſein, bei dem Anzengrubers Steinklopfer ſagt: „Es kann dir nichts geſchehen!“

Mancher moderne Menſch weiß freilich kaum mehr, was das heißt: Religion haben. Und es iſt ihm ſchwer deutlich zu machen, es fehlt ihm in ſeinem „Milieu“ das Bedürfnis hiefür, ja er — der erklärte Feind alles Aberglaubens — iſt von dem Aberglauben befangen, „daß es nicht auf der Höhe der Zeit ſtehe,“ religiös zu ſein. Er will in der Religion etwas dem Menſchengeiſte Unwürdiges finden, etwas „Altweibermäßiges“. Mit ſolchen Abfindungen beweiſt er ſein Unvermögen, das auch nur annähernd zu ahnen, was ich meine.

Es giebt auch eine Art, die einen Gott, oder die Götter leugnet, und lediglich ethiſche Philoſophie iſt. Die meine ich nicht. Ethik iſt nicht Religion. Alles, was da einen weltlichen Zweck verfolgt, was da rundweg beweiſen will oder rundweg leugnet, hat mit Religion nichts zu thun. Die Grundſtimmung der Religion iſt Demut. Wir ſind klein und ohnmächtig, wir können im Grund nichts beweiſen und nichts, was uns beeinflußt, ableugnen, wir können nichts anderes thun, als uns dem hingeben und vertrauen, von dem wir kommen und in dem wir ſind. — Wir von heute halten ja ſo viel auf Wahrheit. Gut. Daß wir nichts vermögen und arme Kreaturen ſind, das iſt die reine Wahrheit. Bleibt mir weg mit euren „Errungenſchaften“, ſolange nicht einer unſerer Wünſche geſtillt, nicht eine unſerer Hoffnungen erfüllt iſt! Ich meine jene Wünſche und jene Hoffnungen, die ſich auf unſer inneres Glück, auf die reine Freude des Daſeins beziehen. Geht mir weg mit eurer Theorie, daß es unſere einzige Aufgabe ſei, „fortzuſchreiten“. Eine notwendige Entwickelung beſorgt die Natur ſchon ſelbſt. Man kann aber innerhalb der Natur unnatürlich ſein, und das ſind wir, wenn wir eſſen, ohne Hunger zu haben, wenn wir uns anſtrengen, Bedürfniſſe zu haben, von denen unſere Natur bisher nichts wußte. Der Menſch hat durchaus keine andere Aufgabe, als irgend ein anderes Geſchöpf: er ſoll ſich des Seins freuen. Aber er hat größere Mittel, ſich zu freuen, als andere Geſchöpfe. Er hat die Fähigkeit, ſich für ſeinesgleichen aufzuopfern, und in dieſem freien Aufopfern befriedigt zu ſein. Er hat die Fähigkeit, die Nichtigkeit dieſer Lebensſpanne einzuſehen und in dieſer Einſicht ruhig und hochgemut zu ſein. Er hat die Fähigkeit, zu hoffen, in eine große Ewigkeit hineinzuhoffen, und in dieſem Hoffen ſelig zu ſein. Und alles geht darauf hinaus, ſich zu freuen, daß er iſt. — Er iſt ohnmächtig, aber er iſt. Er iſt in Not und Leid, aber er iſt. Die Ohnmacht bedeutet nichts, denn er iſt ein Atom deſſen, das allmächtig iſt. Sein Leid bedeutet nichts, denn er ſchreitet durch dasſelbe einer geiſtigen Vollkommenheit zu, die ihm klar macht, daß er eins iſt mit dem Allſeligen. —

Wenn einer ſo denkt, was wird ihm geſchehen? — Lachen werden ſie, die Unglücklichen, über dieſes Denken eines Glücklichen, für den es keinen Tod giebt, obſchon er täglich ein Dutzend Särge an ſeinem Fenſter vorübertragen ſieht; für den es keinen Selbſtmord giebt, weil ſeine Weſenheit unzerſtörbar iſt. Und welch ein Hochmut, ſagen ſie, einer, der ſich einbildet, unzerſtörbar zu ſein!

Ja, das iſt — um wieder zur Hauptſache zu kommen — die Demut im Menſchen und der Hochmut in Gott. Man nennt es Religion.

Religiöſe Menſchen begegnet man ſelten, oder vielmehr, man merkt es ihnen nicht an. Die vor aller Welt religiös ſcheinen, ſind es nicht, und die es ſind, ſcheinen es nicht. Es giebt noch immer Leute, die niemandem was Böſes zufügen, beim „Kampf ums Daſein“ beſcheiden in den Hintergrund treten, ihren Beruf ſchlicht und treu erfüllen, in ruhiger Seelenheiterkeit und Wohlwollen für die Mitmenſchen dahin leben. — Man liebt ſolche Menſchen und denkt nicht, daß ſie religiös ſind, weil ſie's nicht ausrufen, weil ſie ihre Gottesminne keuſch verhüllen und der Welt nur die guten Früchte derſelben bieten. Ich glaube, ſolch wirklich religiöſe Menſchen heute noch überall zu finden, in jedem Stande, beim Arbeiter ſo gut, wie beim Ariſtokraten, beim Manne der Wiſſenſchaft ſo gut, wie beim Landmann. Denn Religion iſt eine allgemeine, unausrottbare Naturanlage, ich möchte ſagen ein Schutzorgan gegen die unendliche Troſtloſigkeit dieſes Lebens.

In der Menſchheit — ja auch in der gegenwärtigen — giebt es einen unerſchöpflichen Fonds von Güte, Zuverſicht und Tapferkeit, der ſich von keiner irdiſchen Widerwärtigkeit unterkriegen läßt, einen unendlichen Quell von Lebensdurſt, von Sehnſucht nach Ganzheit und ewiger Glückſeligkeit. Wie ſollen wir denn dieſe Regungen nennen? — Sie ſind zu groß, zu göttlich, um einen Namen zu tragen, den Menſchenzungen ausſprechen können. — Gut. Aber das eine wird man wohl wünſchen dürfen, nämlich, daß ſolche Regungen ſtets geweckt, genährt und ausgebildet werden ſollen. Schon einerſeits, weil ſie ja den Menſchen beſſer machen, aber noch vielmehr, weil ſie ihm eine Seligkeit verleihen, die nicht in Wiſſenſchaft und nicht in Kunſt, nicht in Freiheit, nicht in Gleichheit, nicht in Nationalität und nicht im äußeren Kosmos überhaupt ſo gefunden werden kann.

Wenn die religiöſen Naturanlagen ganz vernachläſſigt werden, dann verkommen ſie, dann löſchen ſie allmählich aus, und was zurückbleibt, das iſt ein Homunkel, oder ein heilloſes Weſen, das dieſem „ſinnloſen, thörichten“ Daſein durch Betäubung und Selbſtmord zu entkommen trachtet. Denn auch ein ſolches Weſen iſt immer noch nicht frei von metaphyſiſchen, myſtiſchen Vorſtellungen — es glaubt, wenn dieſes gegenwärtige Leben getilgt iſt, dann wird es ſchlafen können. ewig bewußtlos ſchlafen und nichts mehr ſein, was empfinden und leiden kann. Ich habe dieſe Vorſtellung metaphyſiſch und myſtiſch genannt, weil ſie den uns bekannten Naturgeſetzen, unſeren praktiſchen Denkformen ganz entgegengeſetzt ſind und ſo gleichſam nach unten hin eine Art von Religion ausmachen. Ewig nicht ſein und nichts ſein! Welch ein unnatürlicher Gedanke! Der Beweis für das ewige Nichtſein iſt ja noch viel weniger zu erbringen, als der für das ewige Leben der Perſönlichkeit. Für letzteres haben wir wenigſtens ein annäherndes Beiſpiel: das Leben überhaupt, unſer gegenwärtiges Leben, welches man ſich nur in irgend einer Form fortgeſetzt zu denken hat. Aber ein ewiges Nichtſein? Wo iſt denn jemand, der nicht iſt! — Ein Menſch, der geſtern ſtarb, iſt allerdings heute für uns nicht mehr vorhanden, wir glauben auch davon überzeugt zu ſein, daß derſelbe Menſch in derſelben Weiſe nirgends auf Erden vorhanden ſein kann, weil er ja geſtorben iſt, und weil wir die Reſte ſeines Weſens vor uns zerfallen ſehen. Damit ſind wir auch fertig mit unſerer Weisheit. Was aber ſteht dem alles gegenüber? Es ſteht ihm gegenüber in unſerer Vorſtellung ein unendlicher Raum, eine unendliche Zeit, wo und wann unter ewigen Veränderungen alles Leben leben muß, und wo und wann man ſich nichts weniger vorſtellen kann, als die Grenzen der Ewigkeit und des Univerſums. Es ſteht ihm gegenüber eine planmäßige Welt, in der alles im innerſten Zuſammenhang webt mit Vergangenheit und Zukunft. Es ſteht ihm gegenüber der unbändige Lebensdurſt der Perſon, die alles als Schmerz empfindet, was das Leben beeinträchtigt, und alles als Luſt, was es erhöht. Endlich ſteht ihm gegenüber die unausrottbare Sehnſucht des Menſchen nach Vollkommenheit, nach immerwährendem Sein, das ſich bewußt iſt. Und am allerſicherſten ſteht dem Abſterben eines Individuums gegenüber die Unmöglichkeit des Beweiſes, daß ſein Ichbewußtſein mit der Auflöſung ſeines zeitweiligen Körpers für immer aufgehört habe.

Aber ich weiß nicht, ob damit alles aufgezählt iſt, was das ewige Leben einer Perſon unendlich wahrſcheinlicher macht, als den ewigen Tod, von dem man ſagt, daß er nach dem Abſterben eines beſtimmten Körpers plötzlich beginnen ſoll. Vielleicht ſind gerade die wichtigſten Gründe für ein ewiges Leben hier noch gar nicht berührt. Vielleicht ſind für die wichtigſten Gründe Geiſt und Sprache unzulänglich, ſo daß ſie nur in unſerem ahnenden Herzen walten können.

Denn Religion kann man nicht ſagen, nicht thun, man muß ſie haben. Sie beſteht nicht in Gedanken, nicht in Leiſtungen, ſondern in der perſönlichen Eigenſchaft. Und darum ſollte man von ihr eigentlich nicht ſo viel ſprechen, als ich in dieſem Buche geſprochen habe.

Es verlangt mich nur manchmal lebhaft, uns zu erinnern an die Elemente unzerſtörbarer Seligkeit, die in uns ruhen, bei den einen mehr, bei den andern weniger ausgebildet, bei dritten faſt ganz verſunken unter den Wünſchen und Beſtrebungen eines flüchtigen Tages. Es verlangt mich zu ſagen, daß keiner unſerer ſeeliſchen Werte ſo bedeutungsvoll für uns iſt, als das religiöſe Herz. — Mir ward Gelegenheit, zwiſchen den tauſend und aber tauſend von Scheinreligiöſen wahrhaft religiöſe Gemüter kennen zu lernen. Ich kann mir nichts Edleres denken, als einen Menſchen, der ſchlicht und anſpruchslos, ſtrenge und gewiſſenhaft ſeine dermalige Lebensaufgabe erfüllt, weil er weiß, daß ſie zum Ausbaue der Himmelsleiter notwendig iſt; der ſich freut an ſeinen irdiſchen Leiſtungen, ohne ihnen ſeine ganze Seele gefangen zu geben; der die Freuden des Lebens mit Dankbarkeit genießt, aber auch Ungemach, Not und Leid hochgemut zu ertragen weiß, der allen Widerſachern gleichmütig aus dem Wege geht, oder ihnen haßlos ſteht, weil er ſich ſagt, daß auch er irrt, oder daß derlei ihn reinigen und für höhere Ziele ſtählen ſoll. Er kennt keinen Schrecken und keine Furcht, denn es kann ihm nichts geſchehen — das äußerſte, was ihm geſchehen kann, iſt ſterben müſſen, und gerade das iſt ſeine Erneuung.

Ein ſolches Leben iſt ſchön, gut und glücklich.

Und ſetzen wir nun den Fall: Es wäre nicht! Oder vielmehr, Gott und ewiges Leben wären zweifelhaft; müßte man nicht auch in dieſem Falle eine Herzenseigenſchaft achten, eine Seelenſtimmung ſuchen, die uns ſchön, gut und glücklich machen kann? Hätte nicht auch dann noch die Religion wenigſtens dasſelbe Recht, gehegt und gepflegt zu werden, wie etwa die Kunſt, die ja auch hinfällig, oder wie die Wiſſenſchaft, die ja auch zweifelhaft iſt und gerade im Zweifel ihre Haupttriebfeder beſitzt?

Gott bewahre uns nur vor der heute wieder drohenden Mode, religiös zu ſein. Das Modechriſtentum hat die Quelle des Heils ſchon ſo oft mit Sand verſchüttet, daß man wohl wünſchen muß, die Leute ſollen freimütig ſagen, was ſie meinen. Ein redlicher Atheiſt iſt doch auch vor Gott tauſendmal mehr wert, als ein gleißneriſcher Chriſt. Denn, wie in dieſen Betrachtungen vielfach angedeutet wurde, wer reinen und treuen Herzens in ſeiner Weiſe nach dem Hohen ſtrebt, der ſteht an der Schwelle des Himmelreiches. Und indem er etwa in heißem Wiſſensdurſt trotzig den Schleier zerreißt, um die Wahrheit zu ſehen — ſteht die Gottheit vor ihm in einer ſo unermeßlichen Größe, Schönheit und Güte, daß der Menſch ſein Zweifeln und Haſchen vergißt und anbetend niederſinkt aufs Knie.

* * Verlag von L. Staackmann, Leipzig. * *

Erdsegen

Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes

Kulturroman von **Peter Rosegger**

425 Seiten 8°. 13. Tausend.

brosch. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—, Halbfr. M. 5.50.

Stimmen der Preſſe über das hervorragende Werk des berühmten ſteiriſchen Dichters:

Deutsche Welt. Berlin. ... Ich ſchätze dieſen Roſegger'ſchen Kulturroman, deſſen echt epiſche Wirkung durch die vertrauliche Briefform eher verſtärkt als vermindert wird, in ſeiner künſtleriſchen Verſchmelzung von Wahrheit und Anmut, von gemütvoller Zartheit und draſtiſcher Derbheit, von Ernſt und Humor, idylliſcher Kleinmalerei und erhaben geſtaltetem Weltbild für weitaus die koſtbarſte Gabe, die uns dieſes Romanjahr geſchenkt hat.

Das litterarische Echo. ... Trotz der Briefform iſt die Handlung eine ſo feſſelnde und feſtgefügte, daß man dieſen Kulturroman den beſten Schöpfungen unſeres an Erfindung und Geſtaltung doch ſo reichen Peter Roſegger beizählen kann.

Hamburger Fremdenblatt. ... Alle dieſe Menſchen, die uns in ihrer unverfälſchten Urſprünglichkeit vorgeführt werden, ſind ſo lebendig gezeichnet und ihre Schickſale ſind ſo — im beſten Sinne — alltäglich, daß jedes einzelne dem Leſer ans Herz wächſt. Am meiſten aber der Erzähler ſelbſt, der Pſeudo-Knecht mit dem warmen Herzen und dem tiefen Verſtändnis für das Volk und dies iſt ja kein anderer als der Dichter ſelbſt. Hier liegt ein in Wahrheit gediegenes Buch vor, das den Namen eines „Kulturromans“ durchaus verdient.

* * Verlag von L. Staackmann, Leipzig. * *

Gesamtausgaben.

FR. SPIELHAGEN

Sämtliche Romane

22 Bände broschiert Mark 58.—, eleg. geb. Leinen Mark 80.—.
Einzelbände broschiert Mark 3.—, gebunden Mark 4.—.

Peter Rosegger

Oktavausgabe
Band 1—20 brosch. à Mark 2.50,
gebunden à Mark 3.70.
Band 21—30 brosch. à Mark 4.—,
gebunden à Mark 5.20.

Prachtausgabe
6 Bände à Mark 7.50. Lexikon-Format, reich illustriert.

Miniaturausgabe
19 Bände à Mark 4.—.
Elegante Geschenkbände.

Volksausgabe
2 Serien zu je 15 Bänden.
Preis jeder Serie Mark 45.—.

Peter Roſeggers
Schriften in ſteiriſcher Mundart.

Geſammtausgabe in drei Bänden.

Vor mehr als dreißig Jahren iſt Peter Roſegger mit ſeinen erſten Dichtungen in ſteiriſcher Mundart in die Öffentlichkeit getreten. Die oberſteiriſche Mundart war das ureigene Bereich des zu jener Zeit eben aus dem Volke hervorgegangenen jugendlichen Dichters. Die Urſprünglichkeit, die echte Volkstümlichkeit, die Waldfriſche und Weltfreudigkeit, die Gemütstiefe und der Humor dieſer Dichtungen wurden ſchon damals allgemein, ſoweit die Schriften drangen, anerkannt. — Als im Laufe der Jahre die mundartlichen Werke „Zither und Hackbrett“, „Tannenharz und Fichtennadeln“, ſowie „Stoanſteiriſch“ erſchienen, ſteigerte ſich die Anerkennung und, nachdem der Dichter perſönlich ſeine ſteiriſchen Stücke in Nah und Fern zur Vorleſung brachte und auch andere Interpreten dieſelben mit Geſchick und Glück in ſtets weitere Kreiſe trugen, ergab ſich die Notwendigkeit neuer Auflagen.

In Anbetracht dieſer Thatſachen haben wir es unternommen, von Peter Roſeggers Schriften in ſteiriſcher Mundart eine Geſammtausgabe zu veranſtalten.

Dieſelbe enthält nicht allein dasjenige, was die bisherigen Ausgaben: „Zither und Hackbrett“, „Tannenharz und Fichtennadeln“, „Stoanſteiriſch“, erſte und zweite Folge, in ſich ſchloſſen, ſondern auch eine größere Anzahl neuerer Stücke, welche mittlerweile entſtanden ſind und die Zuneigung des Publikums gewonnen haben.

Die neue Ausgabe der Roſeggerſchen Schriften in ſteiriſcher Mundart erſchien in drei Bänden, welche enthalten:

I. Band: **„Zither und Hackbrett“**, Dichtungen in gebundener Rede ernſter und heiterer Art.

II. Band: **„Tannenharz und Fichtennadeln“**, Geſchichten, Sagen, Märchen, bibliſche Übertragungen und Nachdichtungen humoriſtiſcher Art, ferner die „ſteiriſchi Londsgeſchicht“, Natur- und Volksſchilderungen u. ſ. w.

III. Band: **„Stoanſteiriſch“**, heitere Stücke aller Art, die der Verfaſſer bei ſeinen Vorleſungen vorzutragen pflegt.

Die Schreibung der Mundart iſt ſo gehalten, daß ſie dem volkstümlichen Charakter vollkommen treu bleibt, ohne einem mit der ſteiriſchen Mundart nicht vertrauten Leſer weſentliche Schwierigkeiten zu verurſachen.

Preis broſchiert je fl. 2.—, elegant gebunden je fl. 2.50.

Verlagsbuchhandlung „Leykam“
in Graz, Stempfergaſſe Nr. 4.

* * **Verlag von L. Staackmann, Leipzig.** * *

Fr. Spielhagen's
Romane
Neue Folge

Fortsetzung der „Sämtlichen Romane“.

à Band broſch. M. 3.—; eleg. geb. M. 4.—; in Halbfz. M. 4.50.

Bisher erſchienen:

Band I. **Sonntagskind.** Roman. 6. Auflage.
„ II. **Stimme des Himmels.** Roman. 5. Auflage.
„ III. **Zum Zeitvertreib.** 6. Auflage. — **Suſi.** 2. Auflage. Zwei Novellen.
„ IV. **Fauſtulus.** 6. Auflage. — **Herrin.** 6. Auflage. Zwei Novellen.
„ V. **Selbſtgerecht.** 2. Auflage. — **Mesmerismus.** 5. Auflage. Zwei Novellen.

Selten dürften die neuesten Romane eines berühmten Schriftstellers, wie Spielhagen, zu ähnlich niedrigen Preisen und in gleicher solider Ausstattung geboten werden, wie hier.

Ein frohes Farbenſpiel

Humoristische Plaudereien von **Otto Ernst.**

Auf Büttenpapier gedruckt mit Buchſchmuck von Prof. Chriſtianſen.
161 Seiten Kleinoctav. 4. Tauſend.
Broſch. in farbigem Umſchlag M. 2.50, elegant gebunden M. 3.50.

Inhalt:

Von Schiffahrt, Angſt, Courage und Brief. — Der große Sonntag. — Allein, auf, hinaus ins weite Land. — Von den Frauen. — Eine verwegene Plauderei. — Wenn Kinder ſpielen. — Die Hoſentaſchen des Erasmus. — Komödi oder Der hinkende Teufel im Theater. — Vom Eſſen und Trinken. — Bekenntniſſe einer ſchönen Seele. — Ernſthafte Predigt vom Commerzieren. — Das Winterſonnenmärchen.

„ . . . Für ſtattliche Leute kann ich mir kein [illegible] Weihnachtsgeſchenk denken, als dies kleine, [illegible] Büchlein des [illegible] Hamburgers Otto Ernſt.“
Pfälziſche Preſſe, Kaiſerslautern.

* * Verlag von L. Staackmann, Leipzig. * *

Neuigkeiten Weihnachten

• 1900 •

Frei geboren

Roman von Friedrich Spielhagen

ca. 400 Seiten
broſch. M. 4.—
eleg. geb. M. 5.—

Dieſer noch nirgends zuvor veröffentlichte Roman Spielhagens dürfte, was die pſychologiſche Vertiefung des Charakters der Heldin anbelangt, zu den beſten und vornehmſten Werken des Dichters zählen. Litterariſch Gebildeten gewährt die Lektüre hohen Genuß.

Stimmen des Mittags

Neue Dichtungen von **Otto Ernſt**

Mit Buchſchmuck von Max Bernuth. Auf Büttenpapier gedruckt.

Eleg. broſch. M. 2.50, in Originalband M. 3.50.

Dieſen Gedichten entſtrömt echteſte Poeſie. Sie legen von neuem Zeugnis ab von dem hervorragenden und vielſeitigen Talente des Hamburger Dichters.

Intereſſenten ſtellt die Verlagshandlung einen illuſtrierten Verlagskatalog (mit Beiträgen d. Dichter) grat's und franco zur Verfügung.

Peter Roſegger
Heimgärtners Tagebuch

(1.)

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Heimgärtners Tagebuch

von

Peter Roſegger

Leipzig
Verlag von L. Staackmann
1913

Erſtes bis zehntes Tauſend

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1912 by L. Staackmann

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vorwort.

Im Jahre 1876 gründete Peter Roſegger die Monatsſchrift „Heimgarten“, die er im Verlage Leykam zu Graz vierunddreißig Jahre lang geleitet und großenteils ſelbſt geſchrieben hat. An der Schwelle des Alters übergab er die Leitung ſeinem Sohne Hans Ludwig, blieb aber Mitarbeiter des Blattes, für das er beſonders ſeit ſieben Jahren, von 1906 ab bis in die neueſten Tage, eine Art von Tagebuch ſchreibt, in welchem er kurz und klar vieles anzumerken pflegt, was in dieſer Zeit durch die Welt und durch ſeine Seele geht.

Dieſes Tagebuch hat beſonders wegen ſeiner unbefangenen Stellungnahme zu Zeitfragen und Kulturverkehrtheiten Beifall gefunden und Widerſpruch erregt. Es wurde in den Blättern viel zitiert und gloſſiert, es wurde vielfach eine Buchausgabe verlangt. Der Verfaſſer trug zuerſt Bedenken, ob dieſes Durcheinander von allen möglichen Dingen, Einfällen, Erfahrungen, Stimmungen uſw. wohl eine Buchausgabe rechtfertigen könne. Da man ihm aber vorhielt, daß in dem ſcheinbar zufälligen Durcheinander eine ſehr deutliche beſtimmte Einheit ſei, eine Perſönlichkeit, die ja von jeher in allem, was ſie bewegte, mit ihrem Leſerkreiſe gemeinſame Sache zu machen gewohnt iſt, ſo hat der Verfaſſer uns in die Lage verſetzt, die zeitgemäßeſten und charakteriſtiſcheſten Aufzeichnungen von „Heimgärtners Tagebuch" den Buchausgaben der Roſeggerſchriften anzureihen.

Und ſo haben wir etwas Sonderartiges zu bieten, ein Dichter-Merkbuch, das ſich an Gehalt ſteigert von Jahr zu Jahr und von Perſönlichem allmählich ins Allgemeinſame übergeht, Dinge berührend, die uns allen wichtig oder ergötzlich ſind. Ein Tagebuch, deſſen Leben, Humor und Wahrheiten weit über den Tag hinaus anregend und aufbauend wirken dürften.

Leipzig, im Herbſt 1912.

Die Verlagshandlung.

1906.

Nach nahezu fünfzigjährigem Tagewerk endlich müde geworden. Kluge Leute ſagen: Ausſpannen!

Alſo ausgeſpannt. Ein Weilchen geraſtet. Das geht aber nicht. Man kann ſich viel leichter krank faulenzen, als krank arbeiten. Ich will nicht an Müßiggang ſterben. Hundert Geiſterlein treiben wie immer und unaufhörlich im Kopf ihren Veitstanz. Ich würde meine alten Tage unangefochtener verleben, wenn ſie zähmbar wären. Doch — gottlob, daß ſie's nicht ſind.

Nur möchte ich Eins noch ausführen, was mir ſchon ſo lange im Sinn gelegen. Ein Lebensjahr, oder mehrere, möchte ich aufſchreiben. Alles, was ſo im gewöhnlichen Menſchenjahre einem durch Herz und Kopf geht, Erfahrungen des Tages ſowie Erinnerungen aus früheren Zeiten und Gedanken aller Art möchte ich vermerken.

Wir beginnen heute zu ſchreiben: 1906. Das iſt mein dreiundſechzigſtes Lebensjahr. Zu ſpät für ein Tagebuch? Doch wohl kaum. In jüngerer Zeit tut der Menſch zu ſehr mit ſeinen Erlebniſſen flunkern, beſonders wenn er ein Phantaſt iſt. Er ſchreibt alles gleichſam mit großen roten Buchſtaben, jeden Satz mit einem Ausrufungszeichen! Im Lebensherbſt bricht man die Ausrufungszeichen über's Knie ab wie dürre Haſelſtäbe und heizt ſie in den Ofen, um ſich die Glieder zu wärmen. Da iſt kein Geſchrei mehr, da iſt alles gleich geworden. Nichts bewundert man und nichts verachtet man. Daran, was ſie groß nennen, geht man gelaſſen vorüber und im kleinen findet man Offenbarungen. Alle Werte und Unwerte ſchätzt man richtiger, auch ſeine eigenen. Die Sklavenſtricke der Leidenſchaften hat einerſeits der Zahn der Zeit allmählich entzweigenagt, ſo iſt man ein wenig herrſchend geworden, in beſcheidener, unauffälliger Weiſe jenem „Übermenſchen“ näher gekommen, den die Jugend ſo wild und ſo vergeblich anſpringt. Ein Tagebuch in ſolcher Zeit wird ebenmäßiger und wahrhaftiger ausfallen können, als in Tagen, da man erregt und blind ſich mit den Schickſalen und ihren Treibersknechten herumbalgen muß.

Freilich ſtehe ich heute ebenſo blind an der Stufe, über die ein geheimnisvolles Jahr herabſteigen wird zu den Menſchenkindern. Mit unſerem Erdteile ſteht es ſo: nicht einen Tag iſt man ſicher, daß die Leute zur Vernunft kommen oder daß unter ihnen ein unerhörter Wahnſinn ausbricht. Doch zuletzt iſt auch das Weltgericht nicht größer als die Zerſtörung eines Ameiſenhaufens im Walde, und wenn ich dabei zertreten werde, ſo iſt eine der auf dem Wege krabbelnden Ameiſen weniger. Irgendwo anders aber ein Weſen mehr. Und wenn dieſes Tagebuch unvollendet bleibt, ſo mag der fehlende Teil mehr ſagen, als der aufgeſchriebene.

Ganz kunſtlos wie der Tag iſt, ſo ſoll es hergehen. An nichts will ich mich binden, als an mich ſelbſt. Nicht wie es iſt, kann's angemerkt werden, nur wie es mir erſcheint. An die Ergründung jener Wahrheit, die irgend wo und ganz für ſich ſein ſoll, glaube ich ſchon lange nicht mehr. Aber alles erklärt mir und mit allem verſöhnt mich die Annahme, daß jeder Menſch ſeine beſondere Welt hat, ſo wie er ſeine beſonderen Sinne hat. Daß dieſe Sinne und dieſe Welt in den unzähligen Menſchen ſich tauſend- und tauſendfach wiederholen, ändert nichts. Jeder genießt mit ſeinem eigenen Löffel.

Nun, und mit dieſem meinem Löffel will ich in die Schüſſel fahren. Es iſt nicht der Löffel jenes Bettelmannes, der ſich von der Bäuerin einen Löffelvoll Sterz erbat und dann mit einem großen Schöpflöffel in die Pfanne fuhr. Heißhungrig bin ich nie geweſen. Bringt man auf einmal nicht viel ein, ſo fährt man um das öfter.

Und ſo fange ich nun an zu ſchreiben, ohne zu wiſſen, was. Die Schrift beginnt mit dem Jahr und endet — ich weiß nicht wann. Ob und welche Entwicklung, welchen Höhepunkt ſie haben wird, das beſtimmt der große Dichter. Dieſer Dichter iſt unter verſchiedenen Pſeudonymen bekannt: Zufall, Geſchick, Entwicklung. Lauter falſche Namen. Der wahre Dichter der Weltgeſchichte iſt nicht zu ſchreiben, nur zu ahnen. In ſeinem Namen beginne ich.

Unter der Regierung der Weltbeſiegerin Venus, am erſten Tage.

Wenn ſie ſagen, ich hätte mir für perſönlichen Gebrauch einen eigenen Glauben gemacht, ſo ſetze ich bei: Und auch einen eigenen Aberglauben. Mir bedeutet es Glück, mit dreizehn bei Tiſche zuſitzen, wenn auch der Dreizehnte ein Hungriger iſt. Mir bedeutet es Glück, gerade am Freitag etwas zu unternehmen, weil an dieſem Tage das Liebeswerk geſchehen iſt. Mir bedeutet es Glück, wenn am Neujahrsmorgen mir zuerſt ein alter Mann oder ein altes Weiblein begegnet, iſt es doch für uns alle verheißend, daß immer wieder auch alte Leute das neue Jahr erleben und ſich der verjüngten Sonne freuen. Und bin ich doch auch ſelber froh, wenn mir am Neujahrsmorgen niemand ausweicht. Mir begegneten an dieſem Morgen zuerſt Weib und Kind. Das gibt friſchen Mut. Schon um Mitternacht war ein guter Kamerad bei mir geweſen. Das widerwärtige, geſellſchaftliche Feſttagsgetue, ſchon über eine Woche lang — das Verſchicken und Ankommen allerlei unnötiger Pakete, überflüſſiger Sachen, die nichtsſagenden Feiertagsbeſuche, das ſinnloſe Kartenſchnellen der Neujahrsgratulationen, die Friedloſigkeit ohne Arbeit, die Nichtstuerei ohne Raſt, all das hatte mich ſchon ſo heruntergebracht, daß ich — dem banalen, ſentimentalen oder bummelwitzigen Silveſternachttreiben entfliehend — mich in meine Stube zurückzog. Schlafengehen wollte ich, doch griff meine Hand nach einem Bande von Schiller, der „vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menſchen geſungen“. Mit ſeinen großen Worten beſchloß ich das Schillerjahr, in dem wir den herrlichen Sänger ſo hoch gefeiert und ſo wenig geleſen haben. —

Kalt und trüb. Zur Stunde, da man im Sommer ſchon die Fenſterbalken ſchließt, um ſich vor Sonnenhitze und Licht zu ſchützen, brennt jetzt auf dem Arbeitstiſch noch die Lampe. Nun ging der Chriſtbaum fort. Zehn Tage lang war er mein Stubengenoſſe geweſen, buſchig, grün und ſchmucklos, ganz wie ſie im Walde ſtehen. Die weißen Wachskrümchen der abgebrannten Kerzen waren das einzige Zeichen von dem Freudenopfer am heiligen Abend. Die Sachen, die ſich um das Kreuz ſeines Fußes wie Schutt gelagert, waren längſt davongetragen worden, die Sternenpyramide war verloſchen und er ſtand wieder ſtill und arm da, wie vor dem Ruhme. So, mein Tannenbaum, biſt du mir auch am liebſten und ſo haſt du, auf dem Kreuze ſtehend, den Feiertagsrummel überdauert, haſt, wenn ich toll werden wollte über all den hohlen Förmlichkeiten und Krimskram, mir ſchweigend erzählt von unſerer gemeinſamen Waldheimat. Das wäre mein Ideal vom Weihnachtsfeſte: den grünen Baum und die trautſame Familie dazu — und nichts, nichts ſonſt von all dem Treiben und Flunkern der Feſte. Soll doch unſer ganzes kurzes Leben ein einziger himmelfroher Feſttag ſein. — — Nun die Weihnachtszeit vorbei, iſt er wieder fortgegangen und weht's mich an beinahe wie der Schatten, wenn ein lieber Menſchenkamerad davongetragen wird.

Aber ſiehe! Es geht wieder auswärts, über den Winternebeln hebt ſchon die Sonne an höher zu ſteigen und im Walde ſehen wir uns wieder.

Hohe Traumflüge! Was nutzt das. Man iſt doch auf Erden. — Mit zitteriger Hand hat ein alter Mann ſelbſt die Anzeige von ſeinem freiwilligen Tode geſchrieben und ſie geſtern an die Zeitung eingeſchickt: Nach langem, der Arbeit gewidmeten Leben, — muß ich zurück der Natur das ihrige geben! — Und ſchreite getroſt, wenn auch im Wahnſinnfieber, — zur ewigen Ruhe, zum ewigen Schlaf hinüber. — Omnibus et singulis valedico. Ferdinand Fruhwirth." — Dies wörtlich die Todesanzeige. Nachforſchungen haben ergeben, daß der alte Mann die Wahrheit geſchrieben. Er entleibte ſich geſtern mittags in ſeiner Kammer. — Gibt eine ſolche Tragik des Einzelnen nicht ebenſo viel zu denken als der japaniſche Krieg, als die ruſſiſche Revolution? Die Hoffnung, die Enttäuſchung, die Sünde, das Leid, der Kampf, die Empörung, die Verzweiflung — die ganze Menſchheitstragödie zuſammengepfercht in das Herz eines einzigen Weſens. Und dazu der Humor des Selbſtmörders, ſich vorher eilig in der Zeitung zu verewigen, indem er mit ſeiner eigenen Todesanzeige gefälligſt noch die Senſationslüſternheit der Leſer befriedigt, ehe er ihnen den Rücken kehrt.

In einer kleinen Stadt Deutſchlands lebt ein wohlwollender Mann, der ſich in den Kopf geſetzt hat, mir ſeit Jahren zu meinen Geburtstagen, Namenstagen, Oſterfeſten, Neujahrstagen uſw. Glückwunſchkarten zu ſchicken. Ich bin ſtets erfreut und geehrt, aber geantwortet habe ich ihm nie. Jetzt riß ihm endlich die Geduld und er verſucht, mir Lebensart beizubringen. In einem gütigen, aber ernſtgehaltenen Schreiben macht er mich darauf aufmerkſam, daß es bei gebildeten Leuten Sitte iſt, auf jeden Gruß zu danken, jeden Brief zu beantworten und jeden Glückwunſch zu erwidern. — O lieber Freund! Das gäbe Karten hin, Karten her das ganze Jahr und ich bin doch kein Kartenſpieler, vielmehr ein Menſch, der fleißig arbeiten ſoll! In feſtem Vertrauen, daß echtes Wohlwollen, deſſen ich allerdings nicht entbehren möchte, keiner ausdrücklichen Vorſtellung bedarf, bekenne ich ſeit Jahr und Tag, daß mir erſt dann zu gratulieren iſt, wenn mir nicht mehr gratuliert wird. Ich bekomme Jahr für Jahr zwar nur an 120 Neujahrskarten. Bei dieſen Zahlen bleibt es, trotz Wandels in den Perſonen und Umſtänden. Als ob's ein Naturgeſetz wäre, daß ſo und ſo viel Leute ſich hinſetzen und mir Gratulationskarten ſchreiben müßten. Es wird doch wohl auch in kleinen Dingen ſo ſein, daß der einzelne glaubt, etwas mit freiem Willen zu tun, während es nach tiefen Geſetzen unwillkürlich getan werden muß. Und anderſeits dürfte es immer wieder die gleiche Anzahl von Leuten geben, die gegen alte Herkömmlichkeiten ankämpfen und — ſie doch nicht ändern können. Lauter Naturnotwendigkeiten. Wir ſind ein dummes Spielzeug.

Und das, wird man fragen, iſt alles, was du an einem ganzen, langen Menſchentag erlebt haſt?

Man erlebt nichts. Oder was man erlebt, wird man nicht inne unter den tauſend Nichtigkeiten, die den Tag ausfüllen, wovon ſich aber doch eine oder die andere ſpäter entwickelt. Eines Tages geht man an einem Bach entlang und hat vorher die Quelle überſehen.

Zum „Krug im grünen Kranz“, wöchentlich einmal — ſeit 25 Jahren! Vor kurzem feierten wir das Vierteljahrhundertfeſt. Aber die Gaſſen von einſt haben

— unter zwei Ausnahmen — einer neuen Runde Platz gemacht. Ich, der damals kranke, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit aufgegebene Menſch, bin der einzige, der ſeit 25 Jahren ununterbrochen, d. h. zur Winterszeit wöchentlich einmal, ſitzt im Krug. Ein feines Büchlein ließe ſich ſchreiben über die Perſönlichkeiten, die in dieſer langen Zeit mitſaßen, über die Luſtigkeiten und geiſtigen Anregungen aller Art, die es da gab. In den erſten Jahren eine kühnliche Streitbarkeit, denn wir hatten Politik, Nationalismus, Antiſemitismus, Kunſtparteiiſches und dergleichen Zunder mit in die Weinſtube getragen. Da gab's manchmal ungute Stunden und oft ging ich mit einem Katzenjammer heim, der nicht von meinem Glaſe Wein kam, vielmehr von dem Gewiſſen, zu vorlaut, zu rückſichtslos und lieblos geweſen zu ſein. Doch mit zunehmendem Alter wird man ſogar in der Weinſtube klüger. Wir begruben die Streitaxt tief im Keller, wälzten ein Faß Wein darüber und luden den Humor zu Tiſche. Das, was uns früher getrennt hatte, die Verſchiedenartigkeit unſerer Naturen, unſerer Bildung, unſerer Berufe, unſerer Weltanſchauungen, wurde nun das Einigende und gegenſeitig Fördernde.

So war der „Krug im grünen Kranz" ein ſchier erſprießlicher Ort geworden, auf den man ſich nach einſamer Woche freuen konnte. In dieſem „Kruge" ſind viele bedeutende Perſönlichkeiten geſeſſen, deren Seelen ſich noch heute bisweilen anmelden. Gegenwärtig iſt die Tafelrunde ſo zuſammengeſetzt: Ein Komponiſt, ein Bildhauer, ein Maler, ein Schauſpieler, ein Gelehrter, ein Journaliſt und ein paar Schriftſteller. Bisweilen kommt auch der Theologe, ſowie ſich anderſeits Architekten, Advokaten und Offiziere bei uns nicht fremd gefühlt haben.

Geſtern war die erſte Sitzung des 26. Jahrganges. Fing gar würdig an, wurde immer fröhlicher und entwickelte ſich zu einem ſo homeriſchen Göttergelächter, daß alle Nachbarstiſche mittun mußten, ohne zu wiſſen warum. — Ich weiß es auch nicht mehr.

Ein Stelzfuß am Wege. Er bettelte nicht, aber den Hut hatte er abgezogen und der lag zufällig ſo, daß die hohle Seite nach oben gerichtet war. Man ſoll den Straßenbettel nicht unterſtützen, oft hört man's und auch ſich ſelber ſagt man's. Erſtens züchtet man damit Bettelleute und zweitens glaubt man mit den paar Kreuzern ſich von weiterer Pflicht wohltätig zu ſein, loszukaufen. Das wie immer, es iſt faſt ohne Bedacht natürlich, daß man in den Sack greift, wenn ein armer Menſch daſitzt, den Hut offen haltend.

Fünf Heller, glaube ich, daß es waren. Der Stelzenmann neigte ſeinen Kopf und ſagte bedächtigt: „Vergelt's Gott zehnmal!“

Ich ging weiter und dachte: das wären fünfzig Heller. Doch merkwürdig! Wie? man will ſich mit zehnfacher Vergeltung nicht begnügen? Man tut's angeblich des Guten an ſich wegen und nun findet man's ſeltſam, wenn einer zu den paar Kreuzern nicht Vergelt's Gott tauſendmal ſagt.

Eigentlich gefiel es mir, daß der Mann ſo ſchlicht bürgerlich dachte und nicht die überſchwänglichen Zinſen, Wucherzinſen höchſter Potenz, verſprach. Doch gib ihm nur mehr, dachte ich, er wird ſchon!

Heute, als ich wieder vorbeikam und der Stelzfuß immer wieder ſo daſaß mit dem zufällig offenen Hut, war das Almoſen ein wenig erklecklicher. Er neigte den Kopf und ſagte: „Vergelt's Gott zehnmal!“

Nun war's klar, er gibt nicht mehr. Ich lachte mich aus und nahm mir vor, ſo oft ich an dieſem guten armen Menſchen vorüberkäme, ich wollt' mir's genug ſein laſſen. Zehnmal! auf höhere Prozente kann man ſein Geld doch kaum wo anlegen — im beſten Geſchäft nicht. —

* * *

Wache auf, jeden Tag, als ob es der erſte wäre. Schlafe ein, jeden Tag, als ob es der letzte wäre. So friſch ſollte der Menſch am Morgen an die Arbeit gehen und ſo reſigniert ſollte er ſich am Abend ſchlafen legen. Was hat man denn ausgerichtet? Wer kann am Abend den Erfolg ſeines Tages meſſen? Der Säemann muß monatelang warten, um die Früchte zu ſehen, die er vorbereitet hat. „Ich habe heute ein gutes Geſchäft abgeſchloſſen“, ſagte jener Mann, als er einen Vertrag unterſchrieb, der ihn ſpäter ins — Zuchthaus brachte. „Ich habe heute ein gutes Werk getan“, ſagte jener, als er dem Bettelburſchen fünf Kronen ſchenkte. Der Bettelburſche kaufte ſich davon den Revolver, mit dem er auf der Straße einen Spaziergänger niederſchoß, um ihn zu berauben. „Ich habe den Willen gehabt, etwas Gutes zu leiſten.“ Es iſt ſchon viel, wenn man das ſagen kann.

* * *

Der Schuſter Franzl zu Fiſchbach ſetzte beim Würfelſpiel immer alles auf zwei Augen. Und wenn man fragte, weshalb er nicht einmal eine Abwechslung eintreten laſſen wolle, das Glück ſei doch unbeſtändig und möge nicht gerne immer auf die Würfelſeite mit den zwei Augen fallen, es liebe wohl auch einmal andere Seiten, mit einem Auge, mit vier Augen — ſo antwortete er: „Gehts weita! Koan Oanaugadi mog ih nit. Und a Dreiaugadi oda gor a Fünfaugadi war nouh ſchiacha!“ Und begann zu ſingen: „Zwei Äuglein glänzen ſo lieblich und klar!“

Dieſes launigen Schuſters eingedenk bin ich heute, da es mir klar wird, daß auch ich das ganze Spiel auf zwei Augen ſetze. Faſt alles, was ich leiſte, geht durch die zwei Augen, und das meiſte, was ich genieße — durch die zwei Augen. Und wenn das nun wird, wie es heute geworden, daß dieſe zwei Augen kein Licht vertragen können, daß ſie entzündet ſind, daß ſie brennen, ſtechen und tränen, ſo müßte man es eigentlich ganz in Ordnung finden. Der Würfel hat doch auch andere Seiten, als die mit den zwei Augen. Und gleichzeitig wird's uns klar, was geſtern noch für ein Tag geweſen. Wie der Fiſch im Waſſer ſchwammeſt du im ſüßen Lichte — ein Sonnenkind! Und wußteſt es nicht, wie reich du warſt. Heute liegſt du im dunkelverhangenen Zimmer auf der Bank, mit verbundenen Augen, die kaum den Glanz eines Johanniswürmchens ertragen könnten, und ſiehſt nichts, ſiehſt nur eins: Wie groß und herrlich du geſtern gelebt haſt. — Aber das Licht iſt doch noch in dir. Statt im Auge ſitzt es im Gehirn und die inneren Geſichte ſind unter Umſtänden mehr wert als die äußeren. Ich brauche überhaupt nur die Augen zu ſchließen und es ſteht alles vollkommen da, wie am erſten Tage.

In einem Dorfwirtshauſe ſaßen ſie an einem Tiſche, und das muß ins Tagebuch. Der ſtattliche Grundbeſitzer und das ſchmächtige Schneiderlein. In des erſterem Schnauzbart waren mehr Haare als am ganzen Kopfe des Schneiders, obwohl auch dieſer keine Glatze hatte, nein, das könnte ich nicht ſagen. Eher vielleicht eine etwas ausgedehntere Denkerſtirn. Der Großbauer hatte einen Humpen Bier vor ſich und rauchte einen Dürrſtengel; ſitzt man ſchon einmal im Wirtshaus, ſo will man ſich auch nicht lumpen laſſen. Der Schneider war nicht als Gaſt da, ſondern als Handwerker; er nadelte an einer Joppe. Sie führten miteinander ein lebhaftes Geſpräch; der Bauer ſchien ſich zu beklagen darüber, daß halt das Leben ſo ſauer ſei.

„'s iſt ſchon nit mehr zu ſagen," rief er, „was alles verlangt wird von Unſereinem. Die Wirtſchaft ſoll man führen, die Abgaben muß man leiſten, den Soldatendienſt hat einer zu machen. Für ſeine Familie und Verwandten ſoll man ſorgen, den Nachbarn ſoll man beiſtehen, Kinder ſoll man zügeln; für die Zukunft, wie es heißt, ſoll man auch was tun. Wohin mit der Welt möcht ich wiſſen, was man alles leiſten ſoll! An ſich ſelber muß man doch auch denken."

Der Schneider blinzelte mit einem Auge, das andere machte er weit auf, denn er fädelte gerade ein. „Ich denk', Bauer," ſprach er dann mit zartem Stimmlein, „es kommt darauf an, wie man's ſagt. Sollen und Müſſen, weißt wohl, iſt freilich hart. Aber dürfen! Sag ſtatt Sollen juſt einmal Dürfen und es iſt federlgering. Deine ſchöne große Wirtſchaft darfſt du führen, fürs Vaterland darfſt du beitragen und darfſt es wie ein Ritter helfen beſchützen. Für deine Familie und Verwandten darfſt du ſorgen und dem Nachbar darfſt du aushelfen, er nimmt's an, er dankt dir's noch. Auch Kinder zügeln darfſt du, und für die Zukunft, die was ein biſſel fürnehmer wird ausfallen, darfſt du mittun, iſt das nit eine Freud und eine Ehr! Und dir ſelber darfſt auch noch was gunnen. Keiner neidet's. Jetzt ſchau einmal, Menſch, wenn man nicht tät dürfen! 's Leben wär langweilig wie in einem Hundskobel!"

Der Bauer ſtand ſchwerfällig auf, warf den Zechgroſchen hin. „Schneider," brummte er mit Verachtung, „deine geſchwollenen Reden brauch ich nit. Von Hungerleidern wird freilich nix verlangt. Die haben leicht ſchwatzen." Und polterte zur Tür hinaus.

Der Schneider zeigte ihm ein boshaftes Geſicht nach. „Es ſcheint," ſchmunzelte er, „bei dem hab ich's jetzt verſchüttet. Hi, hi, dem ſeine Stör hätt' ich eh nit kriegt, der laßt vom Ungariſchen arbeiten. Dei, dei, bei dem Großbauern da, bei dem tät' ich hölliſch gern ſollen. Und tu nit einmal dürfen."

Aber darin, meine ich, hat er recht, der Schneider; wenn der Menſch nicht ſollte gut und tüchtig ſein dürfen, das Leben wäre langweilig wie im Hundskobel.

Heute nicht das erſtemal, daß Geſuche um Bücherſpender für Volksbüchereien dahin ausklingen: Bitte, ſpenden Sie Lektüre, was es auch ſei, uns iſt alles willkommen! — Volksbücherei und alles willkommen?! Dieſe Herren ſollte man doch gleich aus ihrem Amte jagen. So ganz und gar keine Ahnung zu haben, was eine Volksbücherei bedeutet und ſein ſoll! Eingeſchickt wird freilich alles Mögliche, Gutes, Mittelmäßiges, Schlechtes; gewöhnlich aber ſolche Bücher, die der Spender ſelber nicht mag. Da hieße es nun prüfen! Das Schlechte und Mittelmäßige weg. Für Leute, die wenig Zeit zum Leſen haben und ſich doch ſelbſt ausbilden wollen und ſollen, iſt nur „das Beſte gut genug". Nicht vielerlei Bücher, aber von den guten, paſſenden mehrere Exemplare. Bloß zur Unterhaltung der Leute gründen wir keine Volksbibliotheken; das Vielleſen aus Unterhaltung halte ich für ſehr verderblich. Die Prüfung von Volksbüchereien kann nicht leicht Einer beſorgen, da müſſen Kenntnis, Geſchmack und Erfahrung mehrerer mittun. Gut und ſchlecht iſt auch nur relativ. Schau dir den Mann erſt an, um zu wiſſen, was er leſen kann. Das Landvolk, um das es ſich in vielen Fällen handelt, braucht was anderes, als das Stadtvolk. Ich nenne für Volksbüchereien gut, was nicht außerhalb des Faſſungsvermögens der gewöhnlichen Leſer ſteht, was dieſelben edel anregen kann, die Humanität fördert, das Wiſſen bereichert und auch zum eigenen Berufe tüchtiger macht Reiſebeſchreibungen, Biographien bedeutender Menſchen ſehr paſſend. — Und ſchlecht für Volksbüchereien ſind nicht bloß unſittliche Bücher, ſondern auch ſolche, die nur dem Zeitvertreib dienen, oder dem Intereſſe und dem Verſtändniſſe des Leſers ganz ferne liegen. Ich habe meines Wiſſens keine unſittlichen Bücher geſchrieben, doch bei Auswahl für Volks- oder Schulbüchereien muß ich manchen meiner Bände zurückweiſen.

Der Walterbub, mein vierjähriger Enkel, befaßt ſich bereits mit Studium über den Gebrauch der menſchlichen Organe. Er treibt's empiriſch, erfahrungsgemäß. Walter, wozu hat man das Haar? „Zum Kämmen.“ Und die Augen? „Zum Zumachen.“ Und die Naſe? „Zum Bohren.“ Und die Ohren? „Zum Putzen.“ Und den Mund? „Zum Lachen und Weinen.“ Und die Hände? „Zum Fingerwaſchen.“ Und die Beine? „Zum Zudecken und zum Hoſenanziehen.“ — Alſo lauter brauchbare Dinge!

Ein junger Menſch kam zu mir und erzählte ſeine Lebensgeſchichte. Künſtlerleben. Allerlei verſucht. Nirgends eine Exiſtenz zu finden, nirgends und mit nichts anzukommen. Er bitte um Rat, was zu beginnen.

Während ihm der Rat in die Hand gegeben wurde, ſagte ich: „So, und jetzt ſchauns, daß Sie weiter kommen!“ Der junge Menſch ſchrak zuſammen und ſtürzte zur Tür hinaus. Bis mir das Mißverſtändnis klar wurde, war er um die Ecke. Für einen richtigen Hinauswurf hatte er meine Worte genommen, während ſie ſelbſtverſtändlich nur ſo gemeint, daß ich wünſche, er möge trachten im Leben endlich vorwärts zu kommen.

Der merkt ſich den Grobian ſein Lebtag lang.

Iſt es gut, dem Erſtbeſten, der von dir was will, dich zur Verfügung zu ſtellen? Iſt es nicht vielleicht beſſer, dich zu ſammeln und zu ſtärken für ein gemeinnütziges Werk, das du zu deinem Lebenswerke machen ſollſt? Die Alltagsgüte iſt oft nur eine Schwäche oder eine Eitelkeit. Jeder lebe für ſein Werk, und ſein Werk ſei ein den Menſchen nützliches — das genügt.

„Was iſt denn das ſchon wieder?“ rief die Magd aus, als ſie dieſe Anſichtskarte hereinbrachte. Mein Bild, am Mund ein Anhängſchloß, wie es der Papageno trägt. Ich weiß freilich, wie das gemeint iſt. Vor ein paar Tagen verwunderte ich mich vor jemandem über die häufigen Anrempelungen, die mir aus Parteikreiſen zuteil werden. Dagegen gäbe es ſchon ein Mittel, meinte der jemand, aber ohne es zu verraten ging er fort. Nun auf der Poſtkarte war das Mittel angedeutet: Ein Mundſchloß. Warum haben die Toten Ruhe? Weil ſie ſchweigen können. Wir mitten im Leben ſtehenden, jede Verkehrtheit und Dummheit Mitbüßenden, können es nicht. An der Meinungsverſchiedenheit liegt es nicht allemal, ſehr oft an dem Mißverſtändniſſe. Gäbe es keine Sprache, ſo gäbe es wahrſcheinlich viel weniger Mißverſtändniſſe und Verdrießlichkeiten. Im Grunde meinen wir ja zumeiſt daſſelbe, oft ſogar das Richtige. Aber da reden wir ſo lange darüber herum, beſprechen es von allen Seiten ſo lange, bis es gründlich mißverſtanden wird oder bis die Gegner bei irgendeinem unüberlegten Ausdruck anhacken und Zank beginnen. Schweigen wie die Toten. Doch wie ſoll ein lebendiger Schriftſteller bei Ausübung ſeines Berufes das machen? Das Papagenoſchloß! Aber man kann doch nicht zu allem, was geſchieht, „hm hm!“ ſagen.

Warum denn nicht? „Hm hm!“ ſagt alles und regt niemanden auf. Glaubſt du? Erſt vor kurzem hörte man von einem Duell, das ſtattfand, weil jemand „hm hm!“ geſagt hatte.

Die Bewohner der Erdoberfläche erinnern ſich jetzt wieder einmal daran, daß ſie zwiſchen zwei Feuern ſitzen. Während die Aprilſonne glühend über unſeren Häuptern ſteht, brodelt unter unſeren Füßen der Keſſel Erdball, und wenn er nicht ſeine Schuß- und Dampflöcher hätte, ſo würde dieſe ſauſende Bombe nicht morgen krepieren, ſondern heute. Wehe aber denen, die in der Nähe ſolcher Ventillöcher leben müſſen! Seit ein paar Wochen wütet der Veſuv. Viele Ortſchaften um den Berg herum ſind von der glühenden Lava zerſtört worden. Alle Kulturen meilenweit ſind vom Aſchenregen vernichtet worden. Wie viele Menſchen dabei ums Leben kamen, das iſt noch nicht annähernd feſtgeſtellt. Man ſpricht von Tauſenden. Neapel, die herrliche Stadt, zitterte tagelang und zwar auch buchſtäblich über dem beſtändigen Erdbeben. Viele Neapolitaner leben, die nie nordiſches Schneien geſehen haben; wir wiederum können uns den gelbbraunen, kniſternden Aſchenſchnee nicht vorſtellen, der tagelang über jene Stadt niederging, in dichten Schichten liegen blieb, auf den Straßen allen Verkehr ſtörte, Dächer eindrückte, den Himmel verfinſterte, ſo daß man oft nicht fünfzig Schritte weit vor ſich hinſah — genau wie unſer Alpenſchnee; obendrein aber die Luft mit Geſtank erfüllte und das Atmen hemmte. Dieſes Aſchenſchneien und Aſchentreiben hüllte alles, Gebäude, Schiffe, Pflanzen, Menſchen, in eine ſchmutzige Schichte ein, das erregte Meer war ſchmutziggelb und ſoll ſtellenweiſe warm wie ein Schwitzbad geweſen ſein. Alle Fremden reiſten ab. Die Einheimiſchen flohen zu ihren Heiligen in die Kirchen, aber als dort die ſchwere ſtinkende Luft ſie zu erſticken drohte, als über ihren Häuptern das krachende Dach zum Einſturz mahnte, rafften ſie in wüſter Verzweiflung ſich auf, um die Flucht zu ergreifen. Etliche ſollen über die ungefälligen Heiligen wütend geworden ſein und ſie ſogar gezüchtigt haben. —

Den Veſuv ſelbſt ſah man nicht, er war eingehüllt in Aſchen- und Rauchwolken, aber des Nachts kündete das furchtbare Donnern und Rollen, der Schein der himmelanſteigenden Feuer und der glühenden Lavaſtröme ſeine Nähe. Und als es endlich klarer ward und ruhiger in den Lüften, da ſtand dieſer entſetzliche Berg wieder da — aber ohne Kopf. Sein Gipfel war eingebrochen, der Veſuv war — wie Blätter meldeten — um zweihundert Meter niedriger geworden. Weg war der halbringförmige graue Lavagipfel, in deſſen heißen Spalten ich mir vor vierunddreißig Jahren ein Ei hartgekocht hatte.

„Am Karfreitag wirſt du nie einen Vogel ſingen hören!“ hatte einſt unſer alter Knecht Markus geſagt. Ich horchte daraufhin aus am Karfreitag und die Vögel ſangen doch, ja ſogar ſehr lebhaft und hell. „So?“ ſagte der Alte, „traurig für dich, wenn du glaubſt, daß das ein Singen iſt. Das iſt ein Klagen, ein Weinen, ein Beten. Weil Jeſus Chriſtus geſtorben iſt!“ Jetzt erſt verſtand ich. In den Vogelſang legte der fromme Menſch ſeine eigene Stimmung. Und ſo iſt es auch ſonſt. Die Stimmung der äußeren Natur iſt ſtets nur ein Spiegel unſeres Gemütes.

Den geſtrigen Nachmittag gäbe ich um vieles nicht her; auf dem Markte wäre er nicht drei Heller wert. Seit Jugendzeiten wieder einmal eine Auferſtehungsfeier zu St. Kathrein am Hauenſtein, und zwar die erſte Begehung in der wiedererbauten Kirche unter den Klängen der neuen Glocken und Orgel Schon der Weg dahin war öſterlich. Im Mürztal weißer Straßenſtaub, die fahlen Grasreſte des vorigen Jahres ſtrohtrocken, die Luft ſchwül. An der Alpſteigſtraße zu beiden Seiten metertiefer Schnee, unter deſſen Eiskruſten die Schmelzwäſſer hervorrieſelten und die Straße ſtellenweiſe in einen Bach verwandelten. Am Himmel geballte Sommerwolken mit Donner und Regenſprühen. Und in St. Kathrein: Die Kirche iſt erſtanden! Und die Jugendzeit mit ihr. Vierzig, fünfzig Jahre ſind zwiſchen heute und jener Idylle; das zweite, ja vielfach das dritte Geſchlecht iſt aufgeſtanden ſeither — und ſiehe, es war geſtern derſelbe Karſamstag, wie er einſt geweſen. Ganz andere Menſchen begehen die Auferſtehung jetzt noch genau ſo, wie vor einem halben Jahrhundert. Die Enkel ſehen aus, wie die Großeltern in ihrer Jugend ausgeſehen haben. Die Mägdlein halten ihre gefalteten Tüchlein ſo in den Händen und ſingen mit denſelben Stimmen die alten Lieder. Die Muſikanten ſpielen auf dem Kirchenchor dieſelben Hochzeitsmärſche. Junge, friſche Burſchen knallen auf dem Föhrenriegel dieſelben Böller los, die bei den Hochzeitsfeſten ihrer Vorfahren geſchallt haben. Auch das Kircheninnere hat möglichſt alle dieſelben Formen als vor dem Brande. Dieſe Beſtändigkeit nun in der Epoche, wo alles eilt und jagt und ihr verhängnisvolles Ideal in der Veränderung um jeden Preis ſteht, dieſe Beſtändigkeit iſt es, die einem wohltut und in der gleichſam unſere eigene Jugend latent iſt, als ſei ſie jeden Augenblick wieder zu haben. — Jetzt wird einer ſagen, es iſt leicht, die Beſtändigkeit zu lieben, wenn es einem gut geht. Nun! Jene meine Jugend war arm und voller Verzicht und Leiden. Aber wenn ſie heute auferſteht, ohne alle Bedenken gebe ich alles, was ich bin und habe, dafür hin. Übrigens, was will ich denn? In mir iſt ja faſt alles noch, wie es einſt war, da hat ſich nichts geändert. Außer daß das Unbeſtändige mich gelehrt hat, das Beſtändige zu preiſen.

Alljährlich im Frühjahre fahre ich einmal bis Mitterdorf (Mürztal) und mache von dort aus einen Spaziergang auf dem ſogenannten Reiterſteige über die bewaldete Bergböſchung in den Freßnitzgraben bis zum Sägewerk und von dort über die Göllkapelle nach Krieglach. Das iſt die Einleitung zum Sommerleben in der Waldheimat. Seit vielen Jahren mache ich die Erfahrung, daß dieſer erſte Waldſpaziergang im Mürztal für mich eine beſondere und eigenartige Kraft hat. Zur Zeit bin ich ſtets völlig weltmüde und geiſteslahm. Auf dieſem ſtillen, einſamen Waldwege aber regen ſich allemal friſche Gefühle und Gedanken und junge Arbeitsfreude. Es iſt wohl der Zauber davon, daß die Füße nach längerer Zeit das erſtemal wieder die Heimatsſcholle berühren. Und wenn die Lichtung kommt: da unten liegt hingebreitet in der Nachmittagsſonne das junggrünende Tal mit ſeinen ſchimmernden Ortſchaften, darunter jene, in die ich bald wieder einzuſiedeln hoffe. Und an beiden Seiten die ſchönen Berge, an denen jede Schlucht und jede Höhe voll Erinnerungen iſt. Und hinter dieſen Vorbergen ragen auf „die ſtillen, hohen, beſtändigen Felſen, die treuen Wächter der Heimat“. Die Gegend hat landſchaftliche Schönheiten, welche ſozuſagen mein perſönliches Eigentum ſind. Die Einheimiſchen beachten ſie nicht und die Fremden, ſo viele ihrer im Sommer auch ins Tal kommen, finden ſie nicht. Denn ſie ſuchen nicht. Sie gehen nur die glatten, angemärkten Wege, wo alles geht; an den entzückendſten Ausſichtspunkten, die ein paar hundert Schritt abſeits liegen, gehen ſie achtlos vorüber. In früheren Zeiten, wenn ich einen ſolchen gefunden, gleich der Ruf: Hierher! Hier iſt's ſchön! — Jetzt ſchweige ich weislich ſtill und denke: Laß ſie laufen. Nur was der Menſch aus ſich ſelber findet, iſt Gewinn. Und genieße die Schönheit vor der Hand als mein ausſchließliches Eigentum.

Freund! In deiner runden Hirnſchale haſt du nur eine gewiſſe Anzahl von Gedanken. (Oder Ideen.) Anfangs ſchlummern ſie wie Kindlein und träumen wie Kindlein. Dann kommt das Leben und weckt ſie auf. Erfahrungen, Gehörtes, Geleſenes und Sinnenſpiele wecken ſie auf, Jahr für Jahr, einen um den andern. Endlich ſind alle wach und es iſt die Zeit, da du die Höhe deiner Geſcheitheit erreicht haſt. Dein geiſtiges Weſen iſt reif, iſt fertig. Von nun ab magſt du ſehen, hören, leſen, erfahren, was du willſt, es wird kein neuer Gedanke mehr wach, weil keiner mehr da iſt; und kommt ein fremder, neuer dazu, ſo freſſen ihn die alten auf. Um ſo bunter das Treiben bei jeder Anregung: ſie verkleiden, vermummen ſich, tanzen, ſtehen auf einem Bein, auf dem Kopf, ſchneiden allerlei Geſichter, ſo daß du meinſt, es ſeien immer wieder neue und neue, und man von der Weisheit des Alters ſpricht. Doch es iſt nichts mehr, es iſt der alte Kohl, der das einemal gedünſtet, das anderemal geſotten, das einemal mit Öl, das anderemal mit Speck geſchmalzt, das einemal mit Pfeffer geſalzen, das anderemal mit Salz gepfeffert wird, um ihn durch Abwechſlung des Zubereitens genießbar zu machen.

Ich muß aufpaſſen auf die Wünſche meiner Herren. Wenn Gedanken oder Empfindungen rege werden, ſo verlangen ſie im vorhinein nach einer beſtimmten Form. Das will erzählt ſein, das will gepredigt ſein, das will geſungen ſein. Und wehe, wenn man die Forderungen einmal verwechſelt und predigt, was erzählt ſein will, und erzählt, was geſungen ſein will! Seit einiger Zeit ſingt's in mir wieder mehr, ſo „wie einſt im Mai“. Schon dem erſten Hauch eines erwachenden Gedankens merke ich an, welche Form er will. Die Seele bringt den Leib gleichſam ſchon mit ſich; ein beſtimmter Verstakt klingt im Kopf, der manchmal ganz ſeiner ſelbſt wegen da zu ſein ſcheint und zu dem der Inhalt ſich erſt nach und nach einſtellt. Ein anderesmal iſt's umgekehrt, eine heftige Empfindung ſchreit nach Lied, aber das holpert, es ergibt ſich das Metrum nicht, der Reim nicht. Und die Empfindung bleibt eine unerlöſte Seele. Wie glückſelig die Stunde, wenn Gehalt und Geſtalt ſich ſpielend leicht vereinigen! Manchmal hat man Stunden des Liedes. Da verſchwindet alle Freude am Erzählen, aller Drang zum Predigen, da will man nur ſingen.

Eine Leiche im Hauſe. Ein alter Finanzrat. Ich hörte nur zufällig, ſo nebenbei davon und habe in ſchlafloſer Nacht mich nicht ein einzigesmal erinnert, daß in demſelben Hauſe, um ein paar Stock tiefer, mit Prunk umgeben ein toter Menſch liegt! Und einſt! Wenn in der weiten Berggegend irgendwo jemand geſtorben war, da zog die Erregung und Trauer von Haus zu Haus. Wenn die „Verſcheidenglocke" geläutet wurde, da knieten die Leute auf Feld und Weide nieder und beteten für den „abgeſchiedenen Mitbruder". In den Nächten kamen ſie ſtundenweit zuſammen zu dem Hauſe, wo die Leiche unter der Bodenſtiege auf der Bank gebahrt lag. mit einem weißen Tuche zugedeckt, das Kreuz und das Öllicht im Waſſerglaſe zu Häupten. Und am Begräbnistag begleitete die Gemeinde den Sarg in die Kirche und auf den Friedhof. Und war der Verſtorbene weiter auch nichts als ein Pfarrgenoſſe. In den Städten der Pomp und die Gleichgültigkeit, im Waldlande die Ärmlichkeit und die Teilnahme. Wieviel Mitempfindung muß einer, der vom Walde in die Stadt kommt, verlöſchen laſſen! In einem und demſelben Stadthauſe kann es ſein, daß gleichzeitig ein Menſch an Hunger und einer an Überſättigung ſtirbt. Das Herz verzetteln wir an hundert Sächelchen und in hundert flüchtigen Stimmungen. Haben iſt viel weniger übrig für einen Menſchen, als für eine Theaterfigur auf der Bühne oder für ein neues Bild in der Kunſtausſtellung.

In meinem Berufe gibt's tote Tage. Ja tote Wochen, Monate und — Jahre. Schreiben kann der Menſch zwar immer, ſobald er gelernt hat Buchſtaben zu machen. Gedanken ſind auch vorhanden, ſobald man nicht verſchmäht, das Alltägliche oder den Kehricht wirklicher Geiſtesarbeit auf das Blatt zu ſtreuen. Aber die *friſche Kraft zum Schaffen*, ſie iſt ein ſeltenes Glück. Die rechte Arbeit, die einen ganz erfüllt, die aus Tiefen ſchöpft, hat mich immer geſund und munter gemacht, munter erhalten. Wenn jedoch die tote Zeit iſt! Da wird man nervös, unluſtig, zerfahren, unzufrieden mit ſich ſelbſt und anderen.

Seit einigen Tagen arbeite ich wieder einmal wirklich, oder es arbeitet in mir. Ein Leben für ſich, eine erſtandene Welt von Geſichten, geſtaltlich zum Greifen. An allen Enden und Ecken des Innern lebt's, rührt ſich's, entwickelt ſich's; ich habe vollauf zu tun, die Erſcheinungen feſtzuhalten und ſitze am Schreibtiſch, Tag für Tag, von früh bis abend. Und ſiehe, die äußere Welt, die mir ſonſt Sorgen, fruchtloſe Arbeit und Ärger gemacht hat, ſie exiſtiert nicht. Nirgends Grund zu Bedenken, nirgends Nötigung mitzutun, nirgends Pflichten. Von Familienanliegen, Wirtſchaftsſorgen ſchon gar keine Spur. Kein Genuß, keine Freude nimmt mich gefangen, keine Auszeichnung erfreut mich, keine Bosheit verletzt mich. Eine Menge Schwächen und Fehler, die ſonſt an mir täglich zum Vorſchein kommen, ſie ſchlafen, vielleicht erſticken ſie ſogar. Alles, was mich ſonſt beunruhigt hat, die Vaterlandsnöte, die Welthändel, die ewigen Anliegen der Menſchheit, zu Kleinigkeiten ſind ſie geſchrumpft die draußen bleiben müſſen, die mich nichts angehen.

Dieweilen ich doch ganz ihnen lebe in meiner Arbeit, in meiner Welt.

Ob daraus etwas wird, wer kann das ſagen? Was verpflichtet dazu? Die Pflicht liegt in ſich, und der Segen liegt in der Arbeit ſelbſt. Man ſollte ſich ſeinen Beruf ſtets ſo weit verſtrengern, daß keine Zeit bleibt zum Grillenfangen. Das ſchwere Leben iſt am leichteſten zu ertragen, wenn man ſich ſchwere Aufgaben ſtellt.

Heute auf einer Fahrt ins Mürztal erzählte mir jemand, daß er mit ſeinem Pfarrer in Konflikt gekommen ſei. Zuerſt habe der Pfarrer geſagt: Wenn der Menſch einen Irrtum begangen hat und er ſieht es ein, ſo ſoll er ihn nach allen Kräften gutmachen. Sagte darauf er: „Herr Pfarrer, deshalb bin ich eben da. Ich habe einen großen Irrtum begangen, den größten in meinem Leben, daß ich dieſe Perſon geheiratet habe. Alle beide ſind wir unglücklich, ſie und ich, in der Zeit und vielleicht auch in der Ewigkeit, denn wir verſtehen uns nicht, leben in Unfrieden mitſammen, nicht einmal die Treue können wir einander halten. Wir paſſen nicht zuſammen, deshalb wollen wir den ſchweren Irrtum gutmachen und uns ſcheiden laſſen?“ — „Was nicht noch!“ fuhr der der Pfarrer auf, „ſind Sie auch ſo ein Bock?“ — „Und Sie, Herr Pfarrer, ſollen uns helfen, den Irrtum gutzumachen.“ — Darauf der Seelſorger: „Eheſcheidung?! Gehn's laſſen S' mich aus. Unſinn!“

Volksabſtimmung für ein neues Geſetz zur Lösbarkeit der Ehe. Ich habe heute auch unterſchrieben — zaudernd und zögernd. Aber endlich hat die Überzeugung ihr Recht verlangt. Es ſpricht ſo viel Ideales für die Unlösbarkeit der Ehe; eine goldene Hochzeit hat etwas ſo Rührendes und man kennt manches Ehepaar, das nach ſchweren, jahrelangen Stürmen miteinander zufrieden und glücklich geworden iſt. Nicht aus Gewohnheit allein. Die gemeinſamen Freuden und Leiden haben ihre Herzen allmählich geläutert, aus reizbaren Liebesleuten ſind treue Freunde geworden. Viele Stürme, die nachweisbar ſich beſonders im dritten Jahre der Ehe zu erheben pflegen, können wohl überdauert werden. Dann folgen friedliche Jahre. — Und doch! Die allgemeinere Erfahrung, die Vernunft ſpricht ſchrecklich laut: Die Ehe muß löslich ſein! Nicht leicht, nicht ſobald es dem Ehepaare gerade einfällt — aber im ſchlimmſten und letzten Falle muß ſie löslich ſein. Gewiß, ſchon die Kinder und ihr Schickſal werden in den allermeiſten Fällen die Eltern beſtimmen, beiſammen zu bleiben, obſchon man Fälle weiß, da eine uneinige, unſittliche Elternehe den Kindern zum Verderben wird. — Und dann muß die Möglichkeit vorhanden ſein, daß die Getrennten, Geſchiedenen ſich wieder verheiraten können. Schauen wir auf die Länder hin, wo es ſo iſt. In den meiſten Fällen bleiben die erſten Ehepaare auf lebelang beiſammen, und es gibt bei den Proteſtanten auch goldene Hochzeiten. Aber ſchon die Möglichkeit der Löſung läßt das ſchwere Band erträglicher erſcheinen und ein freiwilliges Sicheinanderopfern führt inniger zuſammen, als ein erzwungenes. Wo Eheleute ſich aber doch trennen müſſen und andere Verbindungen eingehen, da iſt's im ſchlimmſten Falle nicht ſchlechter, zumeiſt aber weit beſſer, als die ſündenſtrotzende Hölle in einer unglücklichen und unlöslichen Ehe. — Sollte das Geſetz für Lösbarkeit der Ehe bei uns nicht durchgehen, dann kämen gute Zeiten für die Los-von-Rom-Bewegung. Dann würden viele vor Verheiratung das Proteſtantiſch-Werden für eine kluge Vorſicht halten.

Die Menſchheit will ſich verjüngen, ihr verlangt's nach — der Mutterbruſt. In Wien und Berlin hat ſich eine Bewegung erhoben mit dem Beſtreben, alle Mütter zu bewegen, beziehungsweiſe es ihnen möglich zu machen, ihre Kinder an eigener Bruſt zu ſtillen. Mütter aus ärmeren Klaſſen zahlen vorher geringe Beiträge ein, die dann erhöht zurückkommen, wenn die Mutter entſprechende Nahrung braucht, und das Kind zu ſtillen iſt. Auch Hebammen werden prämiiert, die Selbſtſtillungen veranlaſſen und fördern. Die Ärzte mit ihrer künſtlichen Kinderernährung haben viel geſündigt. Sie müſſen endlich doch zugeben, daß in den meiſten Fällen Selbſtſtillung das beſte Mittel iſt, um Mutter und Kind geſund zu erhalten oder geſund zu machen, um die Hyſterie zu bekämpfen und ein ſtarkes Geſchlecht zu erziehen. In moraliſcher Beziehung ſind wir moderne Leute zwar ſo ſchamhaft geworden, daß wir nicht einmal Bilder, wie eine Mutter das Kind an enthüllter Bruſt ſäugt, mehr vertragen können, ohne ſittlich verletzt, das heißt geil zu werden. Um ſo notwendiger iſt die Mutterbruſt, damit ein künftiges Geſchlecht natürliche Kräfte gewinne und geſündere Empfindungen erziele.

Heute war an einem Krankenbette davon die Rede, daß der Kranke ſehr viel zu ſeiner Heilung beitragen könne durch den feſten Willen, geſund zu werden. Es müſſe das leidenſchaftliche Wollen zur Geneſung da ſein, und man geſunde. Ich wendete ein, mit dem Gegenteil immer dasſelbe zu erreichen. So oft ich krank war, meine Mithelferin ſei die Reſignation geweſen. Eine gelaſſene Gleichgültigkeit trage zur Sammlung der Kräfte wohl mindeſtens ſo viel bei, als die mit dem leidenſchaftlichen Geſundheitsverlangen verbundene Unruhe. Allerdings ſteht bei mir im Hintergrunde das große Verlangen nach Leben, nach ewigem Leben. In

Erwartung desſelben liegt einem an dieſem gegenwärtigen Leben weniger. Ein gutes Lebenselixier iſt Wille und Hoffnung wohl auch. Und dann noch was. Der Menſch ſollte ſich immer ſchöne, hochgemute Vorſtellungen machen, ſollte ſtets nur wohltuende, frohe Dinge ſich einbilden, in ſeinem Innern ſich ſo ein bißchen überirdiſche Welt herrichten, daß er ein ſeliges Wärmen und Leuchten habe — ich meine, das würde auch den Körper erfriſchen und ſtärken.

Das Ideal meiner erſten dichteriſchen Tätigkeit war geweſen, die Leute weinen zu machen. In einer ſpäteren Zeit fand ich, daß es beſſer ſei, ſie lachen zu machen. Und jetzt? Sie weinen nicht mehr und lachen nicht mehr recht, trotten dumpf und ſtumpf ihre dunklen Straßen niederwärts. Das Verhängnis wird ſich ja erfüllen, die Leute werden noch einmal recht gründlich, recht von Herzen weinen. Einſtweilen ſollten wir, die bewegſamen Geiſterlein der Dichtung und Kunſt, es doch noch einmal verſuchen, den Armen das Lachen zu lehren. Wir hätten nichts zu lachen! heißt es, und das iſt nicht wahr. Schauen wir doch um uns, iſt nicht ſo vieles was jetzt geſchieht, was wir ſelbſt treiben — höchſt lächerlich?

Dieſes öffentliche Tagebuch befriedigt mich nicht. So manche Dinge des Tages, die man äußerlich und innerlich erlebt, können nicht hinausgegeben werden. Entweder ſind ſie, ohne Begründung, Vermittlung, ohne Verlauf und Folgen, wie ſie der Tag eben hereinwirft, unverſtändlich, unintereſſant, oder ſie wären taktlos gegen ſich und andere, wären Mißverſtändniſſen ausgeſetzt, könnten auch für ſelbſtgefällig und der Eitelkeit entſprungen gehalten werden. Wenn man nun ſolcherlei abzieht, was bleibt übrig? — Die meiſten unſerer Tage ſind als ſolche unbedeutend. Erſt viele Tage zuſammen geben eine bedeutſame Einheit, legen in uns einen Bodenſatz, mit dem wohl der Künſtler, der Dichter fertig zu werden weiß. Das hier aber iſt nur ein gewöhnliches Geſpräch. In der Kunſt darf man alles ſagen, im gewöhnlichen Geſpräche faſt nichts.

Heute waren ihrer drei da. Der eine ſah aus wie's Leben, hatte aber zweifelhafte Wäſche; der kam aus dem Spital. Der andere brachte einen Empfehlungsbrief mit von einem Bekannten, der ſeit etlichen Jahren nicht mehr exiſtiert; er roch nach Fuſel. Der dritte will mit mir in die Schule gegangen ſein in — Nieder-Alpel, wo nie eine Schule beſtanden hat. Zwei von ihnen wollten ja nichts geſchenkt, bloß was geborgt. Man weiß nur nicht, wie man am beſten dran iſt. Schenken kann man wenig, borgen muß man mehr. Aber dem man einmal was geſchenkt hat, der kommt immer wieder. Dem man was geborgt, vor dem iſt Ruhe. So wird's ziemlich aufs gleiche hinauskommen. Will über die Herrſchaften weiter kein Tagebuch führen. Hingegen habe ich eine Sammlung angelegt der fabelhafteſten Bittgeſuche und Begehre an mich, die meinen Nachkommen dokumentieren ſollen, für wie einfältig meine Zeitgenoſſen mich gehalten haben.

In dieſer Woche habe ich wieder einmal ein theologiſches Werk geleſen, eins, das ſehr anempfohlen wird. Aber derlei Lektüre bekommt mir nicht gut, ich ziehe mir damit allemal eine Erkältung des Herzens zu, und einen moraliſchen Schnupfen. Je mehr ich Theologie leſe, je kälter wird mein Glaube; und wenn dieſer erfroren iſt, wozu dann noch Theologie? Wenn wir wieder recht kindlich ſollen glauben können, ſo müſſen wir alle gelehrten Werke über Gott — zum Teufel werfen.

Nur Religionsgeſchichte kann wiſſenſchaftlich behandelt werden. Religion als ſolche nie. — Wer von Religion verlangt, daß ſie verſtändlich, vernünftig ſei und logiſch wie jede weltliche Angelegenheit behandelt werden müſſe, der hat keine und verſteht keine. Alle menſchlichen Sehnſuchten, die über das Irdiſche hinausfliegen, ſie ſind wohl auch natürlich; und das zu glauben, was wir wünſchen, daß es ſei, iſt geradezu der kindlichſte Kernzug der menſchlichen Natur. Das kann der Freiſinnige unſerer Tage ſich nicht oft genug vor Augen halten, um auch dem religiöſen Leben gegenüber — freiſinnig zu ſein.

Die Natur entzweit uns mit der Pflicht, die Erkenntnis mit dem Frieden. Die Kunſt verſöhnt mit dem Leben, die Religion mit dem Tode.

Ein oberländiſcher Gutsbeſitzer hat im vorigen Herbſte einen Zigeunerjungen aufgenommen, ein hübſches, kluges Bürſchchen. Das wurde ſofort neu gekleidet, dann in allem verpflegt und in die Schule geſchickt. Sein Ziehvater ließ ihm, wozu er beſondere Freude zeigte, Violinunterricht erteilen. Der Junge wurde bald der verhätſchelte Liebling des Hauſes und hatte Ausſichten wie Moſes am Hofe des Pharao. In dieſen ſchönen Sommertagen nun iſt der Junge durchgebrannt. Heute kam der Gutsbeſitzer entrüſtet zu mir und bat, ich möchte über die Undankbarkeit dieſes Geſindels etwas ſchreiben. Das werde ich mir erſt überlegen. Weshalb ſoll ein Zigeunerjunge nicht Heimweh haben dürfen? Er hat doch eine weit ſchönere Heimat, als ein Bauer im Oberlande. Er hat eine köſtliche Heimat — die freie, weite Welt. Für Zigeuner habe ich was übrig an romantiſchem Gefühl — ſolange ſie mich nicht beſtehlen. Übrigens, iſt nicht unſere ganze

Kulturentwicklung verzigeunert? Bauern verkaufen ihre Güter und ziehen in fremde Gegenden. Bauernknechte gehen zur Induſtrie und von einer Fabrik zur anderen. Bürger und Ariſtokraten wandern in die Berge, nach Tirol, in die Schweiz. Wer's tun kann, der macht Reiſen nach Italien, nach Norwegen, nach Amerika, nach Oſtindien, Japan uſw. Ganze Geſellſchaften wandern aus nach fernen Kolonien. Und die Städter, die noch daheim bleiben, werden ſich bald transportable Sommerhäuſer bauen laſſen, beſſere Kobelwägen, um damit in beliebigen Gegenden Sommerfriſche zu nehmen. Zigeunerei in großem Stile.

Daß die Dichterdenkmalſetzerei und die Dichterverehrung miteinander nicht immer was zu tun haben, beweiſt folgender Fall. In Innsbruck ſoll ein Denkmal für den Dichter Adolf Pichler errichtet werden. Dazu hat das Kultusminiſterium einen Beitrag gezeichnet. Dasſelbe Kultusminiſterium hat zu gleicher Zeit denſelben Dichter Adolf Pichler abgelehnt, als es ſich darum handelte, deſſen Werke den Lehrerbüchereien zur Anſchaffung zu empfehlen. Nun kennt man ſich wieder einmal nicht aus. Iſt der Dichter ſo unbedeutend oder gefährlich, daß man ihn nicht der Lehrerſchaft in die Hand geben darf, wozu baut man ein Denkmal? Und iſt der Dichter ſo bedeutend, daß man ihm ein Denkmal ſetzt, weshalb vorenthält man ihn den Lehrern? Jener Witzbold ſagte: „Manchen Leuten iſt halt nur darum zu tun, daß der Dichter — ausgehauen werden ſoll. Damit iſt er abgetan.“

Heute war ein Mann bei mir, der von Unfrieden lebt. Er ſagte, ohne Unfrieden wäre es gar nicht auszuhalten. Er macht ſtets in Oppoſition, ſo in Politik, in Volkswirtſchaft, in Religion, in Geſittung, in Kunſt und Literatur, kurz, in jeder Branche. Mehrmals iſt er mit ſeinem Unfrieden ſchon zugrunde gegangen, doch in größtem Vertrauen verſucht er's allemal wieder mit einem neuen. Erſt war er aus einer parlamentariſchen Körperſchaft ausgeſchieden worden, weil er alles bekämpft und durcheinander gebracht hatte, jetzt will er ein Blatt gründen: die Oppoſition. Er weiß noch nicht, gegen was er kämpfen wird, aber er wird kämpfen. Was die Zeit auch bringt, Schlechtes oder Gutes, er wird es bekämpfen mit allen ſeinen Kräften. Auch das Gute. Beſonders das Gute. Denn, ſagt er, es gibt nichts Niederträchtigeres, als das ſogenannte Gute. Was die Leute einmal gut nennen, das iſt ſchon deshalb nicht wert, daß es beſtehe. Der Mann ſah nicht anders aus, als andere Leute, ein gedrungener Menſch mit etwas aufgedunſenem, gerötetem Geſichte. Aber ich konnte mich an ihm nicht ſatt ſehen. Die Antipoden ſind immer intereſſant. Mit einer gewiſſen Schwärmerei mußte man ihn betrachten, wie man einen von Herzensgrund glücklichen Menſchen bewundert. Unfrieden iſt ſein Ideal. Na, dem kann's nicht fehlen auf dieſer Welt. „Unfrieden heißt Leben", ſagte er, „und Frieden heißt Tod." Er war gekommen, um mich zum Mitarbeiter zu werben für ſeine „Oppoſition". „Mich? Aber ich ſchriebe Ihnen ja den Tod hinein." — „Er wird ſchon lebendig werden", antwortete der Mann ganz glimpflich. „Ich werde ihn ſo lange jucken, zwicken und ſtechen, bis er lebendig wird." — „Sie würden mich, Ihren Mitarbeiter, in Ihrem eigenen Blatte bekämpfen?" — „Bis aufs äußerſte, mit allen Mitteln. Das darf Ihnen eben nichts machen, es gehört zum Handwerk." Gewiß, man kennt ihn als ſolchen. Seine beſten Kameraden verhöhnt und verleumdet er, ihre Beſtrebungen ſtört er, ihre Schöpfungen zerſtört er. Was er anfangs billigt, vielleicht ſelber vorſchlägt, ſobald es zu entſtehen beginnt, bekämpft er es. „Eine nagelneue Welt muß geſchaffen werden!“ rief er begeiſtert aus. „Alles, was beſteht, iſt wert, daß es zugrunde geht. Goethe. Und Sie müſſen mit mir zur Oppoſition!“ — „Sofort, mein Herr! Ich mache Ihnen Oppoſition. Ich ſchreibe nicht eine Zeile für Ihr Blatt.“

Eine Geſte gegen mich, die ein Meer von Verachtung ausdrückte. Damit trat er ab.

Ich weiß von einem Mühlenbeſitzer, der ſehr reich und ſehr unglücklich war. Korn und Mehl übergenug, aber keine Gelegenheit, ſeine Künſtlerluſt zu üben. Er fühlte ſich nämlich als geborener Schauſpieler und übte ſich in dieſem Berufe. Wenn aber ein Müller den Romeo ſpielt, da lacht die Welt, aber nicht aus Rührung. Was tat der Müller? Er verkaufte ſeine Beſitzungen und ging zum Theater. Da wurde er abgelehnt mit Hohn und Spott, denn er hatte nebſt etlichen körperlichen Ungereimtheiten einen Sprachfehler, der ihn für jede ernſthafte Rolle unmöglich machte. Den Leuten einen Hans Wurſt abzugeben, war er nicht geſonnen. So ſchlug er ſich zu einer wandernden Truppe, wurde ihr hoher Gönner und ſpielte glühende Liebhaber, edle Ritter und erhabene Helden. Leuten aus dem Volke, die ſelbſt noch ſo viele Märchenphantaſie hatten, um die Mängel des Akteurs zu erſetzen, gefiel er. Die Geſtalt und der Sprachfehler waren faſt unüberwindliche Hinderniſſe, aber ſeine Begeiſterung überwand ſie. Es war eine geradezu andächtige Liebe zur dramatiſchen Kunſt — und etwas, das er als reicher Induſtrieherr vergeblich geſucht, fand er als wandernder Komödiant — das Glück. Selbſt dann noch, als ſein Geld alle war und er wie jeder andere Vagabund in Scheunen ſchlafen und ſich mit Erdäpfeln nähren mußte, fand er ſich zufrieden, konnte er nur mittun in den Dorftheatern und auf Jahrmarktbuden. Die Kunſt hatte ihn geküßt aber nicht gefreit; es war eine wilde Ehe — ſolange ich ſie mit meinen Augen beobachten konnte. Endlich verſchwand der wunderliche Menſch aus meinem Geſichtskreiſe. Einem Romanſchreiber würde es nicht ſchwer werden, aus dieſem Bretterhelden einen wirklichen zu machen und ſchließlich für einen wirkſamen Abgang zu ſorgen.

„Meinetwegen brauchte es auf der Welt kein Waſſer zu geben!“ ſagte der alte Landmann. Daß er dann auch ſeine Milch, ſein Süpplein, ſein Gemüſe entbehren müſſe, auch ſein Gläschen Rotwein und endlich wohl gar ſich ſelber, der zu neunzig Prozenten aus Waſſer beſteht, daran hatte er nicht gedacht. Den Ausſpruch tat er gelegentlich eines kleinen Fußleidens, bei deſſen Unterſuchung der Arzt die Bemerkung hatte fallen laſſen: „Lieber Mann, Sie ſollten einmal ein Bad nehmen.“

„Gehn's weiter!“ ſagte darauf der Alte, indem er faſt errötete, „ſo was hab' ich nit einmal in meiner Jugend getrieben. Die Waſſerpritſchlerei da, die tät mir wohl nit gut tun. Bin mein Lebtag oft genug naß worden bis auf die Haut. Hab' darauf allemal Schnupfen bekommen oder Zahnweh oder Gliederreißen. Naß vertrag ich nit.“

„Aber doch inwendig“, lachte der Arzt. „Wenn man Durſt hat zum Beiſpiel, iſt Waſſer das Allerbeſte.“

„Durſt hab' ich wunderſelten“, antwortete der hagere Alte. „Da muß ich ſchon nit recht geſund ſein, wenn ich einmal Durſt hab'.“

„Aber Sie trinken doch Wein!“

„Alle Abend ein Viertele. Nit aus Durſt. G'rad nur aus Genäſchigkeit, möcht' ich ſagen. Und daß Einer ein biſſel friſcher wird. Waſſer! Glaub' nit, daß ich zwei Eimer Waſſer getrunken hab, mein Lebtag. Meinetweg brauchte es auf der Welt kein Waſſer zu geben.

So tu' ich auch nit viel ſchwitzen. Bleib' gern trocken. 's wird eh mit dem Menſchen auch nit viel anders ſein, wie mit dem Holz. Wird's oft naß, ſo fault's beizeiten. Ich wär' ſoweit noch friſch.“

„Allen Reſpekt!“ ſagte der Arzt. „Mögen wohl ſchon nahe den Siebzig ſein?“

„Ei, was nit noch! Sechsundachtzig bin ich. Schon um etliche Wochen drüber hinaus.“

Der Arzt hat vom Baden nichts mehr geſagt.

Begegnung mit einem alten Bekannten auf dem Bahnhofe.

Daß ihm zu ſeinem vortrefflichen Ausſehen zu gratulieren ſei, war mein Gruß.

„Ach, Ausſehen!“ antwortete er. „Bin ja doch nicht geſund. Schlafloſigkeit. Die ganzen Nächte ſchlaflos. Eine Stunde, höchſtens eine Stunde ſchlafen. Nacht für Nacht! Was wollen Sie? Zum Selbſtmord wird man reif.“

„Das glaube ich Ihnen einfach nicht, Signore!“ rief ich aus und war doch erfreut. Wenn der mit einer Stunde Schlaf ſo brillant ausſieht, dann brauchen andere, die zwei bis drei Stunden ſchlafen können, ſich nicht zu ängſtigen.

„Auf Ehrenwort!“ verſicherte er, „höchſtens eine Stunde, ſo zwiſchen zwei und drei Uhr. Erſt ſo um 6 Uhr früh ſchlafe ich ein, und dann bis elf Uhr — meiſtens. Und nach dem Diner ein Verdauungsſchläfchen. Iſt alles. Aber denken Sie, dieſe ſchlafloſen Nächte!“

Hierauf zählte ich an den Fingern ab. Nachts von zwei bis drei: eine Stunde. Früh von ſechs bis elf: fünf Stunden. Das Nachmittagsſchläfchen: eine Stunde. Macht ſieben Stunden.

„Wie lange haben Sie dieſes Leiden ſchon?“

„Weiß Gott. Gewiß ſchon zehn Jahre!"

„Sagen Sie, wo man dieſe Krankheit nur bekommen kann, ich möchte ſie mir verſchreiben."

„Spotten Sie nicht! Stellen Sie ſich vor, was das heißt: die ganzen Nächte ſchlaflos zu ſein."

„Ja, wollen Sie denn Tag und Nacht ſchlafen?"

„Entſchuldigen. Es iſt zum Einſteigen! Sehr gefreut!"

Der Kleinweber im Trimmtal hatte ſeine Maſtkuh verkauft. Beim Fleiſcher, der auch Wirt iſt, trank er ein Glas Wein und ließ ſich am Tiſche das Kuhgeld bar auszahlen!

Nun ſaßen bei demſelben Tiſche zwei vazierende Schuſtergeſellen und taten kartenſpielen. Der eine, der Strickel hieß, war ein Lump, der wöchentlich drei oder vier blaue Montage machte. Als der das viele Geld ſah, das der Kleinweber einſtrich, ſagte er: „Weber! Heut' mußt uns einen Liter zahlen!"

„Kartenſpieler verdienen nichts", antwortete der Weber.

„Eben derohalben", lachte der andere Schuſter, der ein halber Lump war und wöchentlich nur zwei blaue Montage machte, „zwei arme Kartenſpieler bitten um eine kleine Gabe!"

Der Kleinweber packte ruhig ein, warf einen verachtenden Blick auf die Wirtshausbrüder und ging davon. Er hatte nach Hauſe einen ziemlich weiten Weg, es wurde Nacht, aber es ſchien der Vollmond. Dieſer ſtand nicht gar hoch über den dunklen Bergen, aber auf die Straße legte er ein ſo ſchönes weißes Licht, daß der Kleinweber faſt wie am hellen Tage dahinmarſchieren konnte. Der Mann hatte Sorgfalt. Die eine Hand legte er an die Rocktaſche, worin das Geld war, mit der anderen umſpannte er feſt den Knüppelſtock. So ſchritt er fürbaß ſeinem ſchwarzen Schatten nach, der ſtill vor ihm herging.

Als es zu dunkeln begonnen, hatten die Schuſtergeſellen aufgehört zu ſpielen, der Halblump ging verdrießlich nach Hauſe, der Strickel ſchlich durch den Baumgarten hinaus in den Wald und vom Walde ins Tal, wo die Reichsſtraße ging, auf der er kommen mußte, der Kleinweber mit dem Gelde. Er kam auch richtig daher, ganz allein, aber mit dem Knüppel. Der war dem Schuſtergeſellen nicht anheimelnd, er duckte ſich hinter einen Buſch und ließ den Kleinweber vorübergehen. Dann zog er ſein Meſſer hervor, er hatte eines von eigener Art, ein ſcharfes, ſpitzes. Man konnte damit Leder ſchneiden und Leute umbringen. Am bequemſten von hinten. Raſch zog er die Stiefel aus, barg ſie im Buſch und huſchte in bloßen Strümpfen auf die Straße und mit gezücktem Eiſen dem Kleinweber nach. Der betrachtete ſeinen Schatten, vielleicht dachte er ſich dabei was Menſchliches. Und plötzlich, da tauchte in dieſem Schatten etwas auf, ein gehobener Arm . . . Raſch wendete er ſich um und mit wuchtigem Knittelſchlag ſtreckte er den Schuſter zu Boden.

So hatte es ſich auf das allereinfachſte begeben. Der Lump konnte nichts leugnen, verſuchte es auch gar nicht, ſelbſt als er ſeine Sprache wieder gefunden. Er hatte nun blaue Montage ſieben Jahre lang.

Der Kleinweber im Trimmtal wird ein fermer Mondanbeter bleiben, er nennt den Mond ſeinen Lebensretter.

In einer der kleinen Erzählungen Eduard Pötzls wird die Frage aufgeworfen, weshalb die Kirche bei Aufſtellung der ſieben Todſünden nicht auch die Falſchheit mit eingeordnet habe? Das iſt wirklich auffallend. Bei keiner jener aufgezählten Todſünden läßt ſich Falſchheit und Lüge unterbringen. Und iſt doch dieſes Laſter ein ſo furchtbarer Krebsſchaden der Seele und der menſchlichen Geſellſchaft, und iſt es doch wie kein anderes dem Teufel verwandt, der bekanntlich Vater der Lüge heißt. Ich beantrage, daß Falſchheit und Lüge in den Rang der Todſünden erhoben werde, aber nicht etwa an achter, ſondern an erſter Stelle.

In aufſteigender Linie der Kultur bin ich für den Fortſchritt. In abſteigender Linie bin ich gegen den Fortſchritt.

Aus Jena die Einladung, dem dort gegründeten Moniſtenbund beizutreten. Dieſer Bund bekämpft den Glauben an geoffenbarte göttliche Wahrheiten, den Glauben an übernatürliche Kräfte und Gewalten, den Glauben an ein himmliſches Jenſeits. Und bietet als Erſatz dafür den Glauben an die Naturgeſetze, außer denen nichts ſein und geſchehen könne. — Wozu das? Wenn außer den Naturgeſetzen nichts iſt, ſo iſt auch der Glaube an Gott und Jenſeits — Naturgeſetz. Sonſt wäre er nicht. Wozu wieder einmal eine Anſtalt, um die ſo natürliche Sehnſucht nach Gott und ewigem Leben aus dem Menſchenherzen zu vertilgen? Das wäre eine Sünde gegen die Natur, es wäre ein unmeßbares Verbrechen. Die Freude an Gott, die Hoffnung auf ein beſſeres Leben kann durch gar nichts erſetzt werden, am wenigſten durch die Vorſtellung, daß der Menſch nur ein Teilchen der mechaniſchen Natur iſt, die auf keinen ſeiner Wünſche Rückſicht nimmt. — Schon gewiſſe Tätigkeiten der modernen Religionsbewegung, die Perſon Jeſu zu entgöttlichen, iſt ein Raubzug in das Seelenleben der Menſchheit. Warum uns um ein ſo großes, fruchtbares Ideal ärmer machen wollen? Wem nützt das was? Denen, die ihren Heiland verlieren? Oder auch nur denen, die ihn nie geglaubt haben? Ich ſehe nicht einen Vorteil, aber unmeßbare Nachteile! Wird denn das irdiſche Glück größer, wenn man das religiöſe Glück aufgibt? Ich verſtehe ein Beſtreben, das Volk von der Prieſterherrſchaft zu befreien, aber ich verſtehe nicht die Gier, ihm die Religion zu vernichten. Es ſcheint, daß den wenigen Religionsloſen langweilig wird und ſie eine größere Geſellſchaft haben wollen.

Auf eine Anfrage: Was ich von Goethe gelernt. Unbewußtes vielleicht mehr als Bewußtes. Die deutſche Literatur iſt von Goethes Geiſt durchſättigt, ſo daß wir alle, wenn ſchon nicht unmittelbar, ſo doch mittelbar Goetheaner ſind. Als Goethe mir das erſtemal begegnete, war ich längſt kein Knabe mehr. Dann las ich manches von ihm, was mich gleichgültig ließ; vieles, was mir augenblicklich gefiel, aber nicht haften blieb. Auch ſind mir häufig die Goethe-Schulmeiſter im Wege geſtanden, die mit ihren Kommentaren die Unbefangenheit ſtörten. Lange nicht alles von Goethe habe ich geleſen, den Fauſt jedoch unzähligemal; in dieſer Dichtung habe ich meinen Goethe. Je nach meinem Lebensalter war mir der Fauſt ein anderer. Als der Bauernburſche ihn das erſtemal las, war es vor allem der „Zauberer" Fauſt des Volksmärchens, den er ſuchte. Der dreißigjährige Bräutigam ſah im Vordergrunde den verliebten Fauſt mit ſeinem Gretchen. Erſt viel ſpäter der Erfahrene ſchaute Fauſts Rieſenkampf gegen das Gemeine und ſeinen Sieg. Der Kern der Lehre, die ich aus Fauſt gezogen, iſt nun folgender: Nicht die Wiſſenſchaft rettet uns und nicht die Kunſt und nicht das ſtarre Dogma und nicht die Sinnlichkeit und nicht die Abtötung. Einzige Rettung iſt der Altruismus, die perſönliche Hingabe für das Wohl der Allgemeinheit. Die körperliche Arbeit zur Urbarmachung unſerer Erde, die geiſtige Arbeit zur Kräftigung und Sittigung der menſchlichen Seele — das iſt die fauſtiſche Rieſenaufgabe, die uns allen obliegt, um uns zu erlöſen. Wie Goethe ſelbſt ſeinen Fauſt meinte, wie andere ihn auslegen, darüber grüble ich nicht. Ich habe ihn zurechtgelegt oder, wenn ihr wollt, umgedichtet nach dem Bedarf meiner Perſon zur Befeſtigung und Klärung meiner urſprünglichen Weltanſchauung. Und das iſt mein Anteil an Goethe, deſſen ich mir bewußt zu ſein glaube. Es dürfte mehr ein angelebter als ein angeleſener ſein.

In der Zeitung geleſen, daß geſtern eine arme Frau auf der Gaſſe einen größeren Geldbetrag gefunden und denſelben ſchön bei der Polizei abgegeben hat. Solche und ähnliche Nachrichten über brave Handlungen erregen in mir immer ein Frohgefühl, ungefähr wie es andere haben mögen, wenn ſie die Neunte Symphonie hören.

Geſpräch mit einem praktiſchen Forſtmann über Waldkultur. Er teilte nicht meine Befürchtung, daß Übervölkerung, Induſtrie und Eiſenbahnen endlich auch die grüne Steiermark zu einem Karſte machen werden. Er gab auch nicht zu, daß der Waldbaum degeneriere. Der Baum könne wie einſt Hunderte von Jahren alt werden und ſo hart und unverwüſtlich, daß er hernach als Holzbau wieder Hunderte von Jahren dauere. Nur müßte er in weiteren Abſtänden gepflanzt werden, ſo daß er genügend Raum, Luft und Licht hat. Und ſo, daß jeder Stamm möglichſt den Winden und Stürmen ausgeſetzt iſt; das ſtärke den Baum ſchon von Jugend auf. Die Waldkultur ſei in Steiermark ſehr rege und es ſei geplant, daß Wanderlehrer das Volk über Waldzucht und Pflege unterrichten und auch daß der Staat mithelfe, wo arme Kleinbauern die Koſten der Aufforſtung nicht zu tragen vermögen. Der gegenwärtige Waldbeſtand des Landes ſei weit beſſer als etwa der vor einem Menſchenalter. Aber die furchtbarſten Feinde des Waldes ſeien das Inſekt und die Wildzucht. Gegen Borkenkäfer, Nonnen uſw. ſei man faſt ohnmächtig; eine Waldtodſünde, die der Menſch auf dem Gewiſſen habe, ſei die Jagdliebhaberei. — Nicht einen Baum möchte ich dieſem niedrigen Sport geopfert wiſſen. Und was iſt denn Ritterliches an der Jagd? Früher, als es galt, die wilden Tiere auszurotten, ja, da gehörte zur Tierhatz Mut. Heute iſt die Jagd für den Jäger ohne alle Gefahr, außer der, von einem ungeſchickten Jagdgenoſſen für einen Hirſchen oder Haſen gehalten zu werden.

Es war im ſüdlichen Kärnten, wo ich im Dorfwirtshauſe einkehrte, um zur Sonntagsnachmittagszeit ein Glas Bier zu trinken. Es gab aber kein Bier, auch keinen Wein. Der Wirt tat zuerſt in ſloweniſcher, dann in deutſcher Sprache dar, daß bei ihm nur „Schligowitz" (Branntwein) zu haben ſei. Jetzt erſt erinnerte ich mich dran, daß die Kärntner den Schnaps gern haben. Aber die Tiſche der Wirtsſtube waren doch faſt leer. Nur am Ofen ſaß ein dickes Weib an ihr Bündel gelehnt und ſchlummerte etwas verdächtig, während am Rande eines leeren Trinkglaſes, das vor ihr auf dem Tiſche ſtand, Fliegen herumſpazierten, ganz langſam, als wären ſie ſchon halb betäubt von dem Dufte, der aus dem Glaſe etwa noch emporſtieg.

Ich hatte mir ein Glas Milch geben laſſen und aß Brot dazu. Im Laufe der halben Stunde kamen etwa acht oder zehn Männer und Weiber, Greiſe und Kinder ins Haus mit großen Glasflaſchen, wie man ſolche ſonſt zur Verſendung von Sauerwaſſer hat. Der Wirt ging damit in den Keller und füllte die meiſten mit einer waſſerhellen, andere mit einer gelblichen oder rubinroten Flüſſigkeit. Die Leute bezahlten und gingen mit ihren Flaſchen träge davon.

Später, in Klagenfurt, klärte mich ein Freund darüber auf. In den ſlawiſchen Gegenden des Landes pflegt man nicht im Wirtshaus zu ſitzen und zu trinken. Der Geſelligkeitsdrang iſt es nicht, der die Leute zum Zechen zuſammenführt. Und ſo laſſen der Bauer, die Bäuerin, der Dienſtbote, der Holzhauer, der Steinbrecher, die Almerin, der Kühjunge Sonntags ihre Flaſchen mit Schnaps füllen, den ſie daheim in ihren Kleiderkaſten ſtellen, um gelegentlich ſich daran gütlich zu tun. Dieſes gelegentlich kommt allerdings des Tages vier-, fünf- oder ſechsmal vor und wohl mancher hat das Mißgeſchick, daß die Woche länger währt als der Schnaps in der Flaſche. Der Samstag iſt oft nur erträglich in der Erwartung des Sonntags, wo man den Abbruch einbringen wird. Beſuchern des Hauſes wird Schnaps aufgewartet. Alle Krankheiten und Schmerzen, alle körperlichen Unbehagen werden mit Schnaps zu heilen geſucht. Und gar mancher ſoll plötzlich in Krankheit verfallen nur aus dem Grunde, um Schnaps zu bekommen. Selbſt ſechs- und zehnjährige Kinder bekommen als Belohnung für das „Bravſein" ein paar Schluck Schnaps. — Viele brennen ſich den Schnaps ſelber, und zwar wird er aus verſchiedenerlei Früchten, Pflanzen, Wurzeln und Abfällen bereitet. Alles iſt dazu gut genug, was „Geiſt" entwickelt.

Leider, daß dieſer Geiſt den anderen ganz erſtickt. Die Verkommenheit der Schnäpsler in Kärnten, die ſich vorwiegend in der windiſchen Bevölkerung findet, ſoll auffallend ſein. Aber ich ſpreche hier nur nach Hörenſagen. Die Bekämpfung der Schnapspeſt in dieſem Lande wird mit größerem und auch geringerem Eifer betrieben. Die einen ſagen, die Armut dieſes Landes ſei deshalb ſo groß, weil man Schnaps trinke. Die anderen ſagen, man trinke deshalb Schnaps, weil die Armut ſo groß ſei. — Es wird wohl beides richtig ſein.

Man lieſt in der Zeitung: **Eine der gewagteſten Wetten**, die je abgeſchloſſen wurden, iſt der in Chicago lebende Profeſſor Adolf Glück eingegangen. Er hat ſich verpflichtet, ein ganzes Jahr hindurch ohne irgendwelche Rückſichtnahme nichts als die reine, unverfälſchte Wahrheit zu ſagen und jede Lüge, auch die konventionellen, zu vermeiden. Für den Fall ſeines Unterliegens hat er ſein auf 25 000 Dollars bewertetes Haus ſeinem Nachbar N. Jones verſchrieben, der im Gegenfall ein Gleiches leiſtet. — Das war übereilt von dem Amerikaner. Profeſſor Glück wird die Wette verlieren, denn die Vermeidung jeder konventionellen Lüge im geſellſchaftlichen Leben würde ihn mehr als um 25 000 Dollars ſchädigen. Und er denkt doch an ſeinen Vorteil. Wenns ihm nicht um Gewinn ginge, könnte er auch ohne Wette ſtets die Wahrheit ſagen. — Übrigens das mit den geſellſchaftlichen Lügen iſt ſo 'ne Sache. Wenn du eine Weile mit einer dir widerwärtigen Perſon zuſammen ſein mußt, ſollſt du da der Wahrhaftigkeit freien Lauf und ihr nach Belieben deine Antipathie fühlen laſſen? Oder ſollſt du dich zu überwinden trachten und mit der Perſon freundlich und gütig ſein? Wäre das letztere Heuchelei oder Liebe?

Auf einem verlaſſenen Schloß wohnt ein **Alchimiſt**, der in ſeiner beſten Zeit, während andere harmlos glücklich ſind, ſich abquält, um das Lebenselixier zu entdecken und den Stein der Weiſen zu finden. Endlich in ſeinem ſpäteren Alter findet er eines Tages beides: Das Lebenselixier und den Stein der Weiſen. Jetzt kanns ihm nicht mehr fehlen, er hat ewiges Leben und er hat den Stein, der ihm die größte Weisheit lehrt. Aber an dem

Tage, als er ſich durch das Elixier unſterblich gemacht hat, ſagt ihm der Stein der Weiſen: das größte Glück iſt — nicht zu ſein. Der Mann, in ſchwerem Konflikt, macht allerlei Verſuche, um dem Stein der Weiſen eine andere Antwort zu entlocken. Er hängt ihn an eine goldene Ehrenkette und trägt ihn ſo um den Hals; der Stein ſagt immer noch: das größte Glück iſt, nicht zu ſein. Dann faßt er den Stein zierlich in einen goldenen Trauring, aber der Stein ſagt: das größte Glück iſt, nicht zu ſein. Endlich ſchleudert der Mann in Verzweiflung den Stein auf die Straße. Da finden ihn Kinder und ſpielen mit ihm. Und in Kindeshand vergißt der Stein ſeine ſchwermütige Weisheit und ſein Glanz iſt wie ein heiteres Lachen. Das macht dem alten Mann das Herze warm und er freut ſich wieder ſeines Lebens.

Iſt vor kurzem ein Schulmeiſter brieflich über mich gekommen und hat eines meiner Waldgedichte zerzauſt. Dasſelbe ſtand in einem Schulleſebuch und ſtimmte nicht mit der Naturgeſchichte. Ich ſprach von einer ſchönen, reifen Frucht des Waldes. Schulmeiſter: „Falſch, Waldbäume haben keine ſchönen Früchte!“ Ich: „Der Wald flüſtert ſich ein Geheimnis in die Ohren!“ Der Schulmeiſter: „Was nicht noch! Zeigen Sie mir doch einen Wald, der Geheimniſſe weiß und Ohren hat!“ Ich ſprach „vom Weinen des Waldes“. Er: „Vom Weinen des Waldes habe ich nie etwas gehört, vielleicht meinen Sie, daß bei Regen die Bäume tropfen?“ Ich: „Eine Engelſchar flog und trug den Chriſtbaum in die Hütte.“ Er: „Eine ganze Schar? Ja, war denn einer dazu nicht ſtark genug?“ Ich ſprach „von einem Glöcklein, das ewig im Weltenraume klingt“. Er: „Hängt das an einem Glockenſtrick oder iſt es elektriſch?“ Ich ſprach „von der Seele des Waldes“. Er:

„Unſinn! Nur der Menſch hat eine Seele. Wenn Sie den Waldesduft meinen oder ſonſt etwas, ſo müſſen Sie ſich deutlicher ausdrücken. Mein Gott, wie ſoll man ſolche Ungereimtheiten den Kindern nur erklären?“ — Der Mann — ein Typus — hat recht, er ſprach die volle Wahrheit. Nur möchte ſo einer um Gotteswillen den Schulkindern nicht Dichtungen „erklären“ wollen! Er bringt damit die Poeſie um und an den Kindern das natürliche Verſtändnis für dieſelbe. Ein mir bekannter Mittelſchullehrer gloſſierte Goethes „Über allen Wipfeln iſt Ruh'“ wie folgt: „Über *allen* Wipfeln! Das iſt unrichtig. Denn es kann wohl nicht angenommen werden, daß in allen Gegenden und Weltteilen zugleich Windſtille herrſcht. Dann ſchreibt Goethe in demſelben Gedichte einmal Wipfel und einmal Gipfel, ohne uns klar zu machen, ob er beidemale die Baumſpitzen meint oder ob mit Gipfel Berggipfel gemeint ſein ſollen. Das ſind Nachläſſigkeiten, die ein Klaſſiker ſich nicht zu Schulden kommen laſſen ſollte!“ Selbiger Schulmeiſter führt ſeinen Schülern auch gerne Schillers Glocke vor als Beiſpiel, wie man *nicht* dichten ſoll! „Wiſſen Sie, wie viel dieſe berühmte Glocke falſche Reime hat? Nicht weniger als achtunddreißig. Und erſt wie viele hinkende Versfüße! Skandieren Sie nur einmal nach. Es iſt einfach ein Skandal!“

Unſere ganze *Kulturarbeit* beſteht darin, daß der Menſch ſich vor ſich ſelber ſchütze. Vor ſeiner Tierheit, vor ſeiner Trägheit, vor ſeiner Beſtialität, vor ſeiner wilden Phantaſie. Wir haben keinen größeren Feind als uns ſelbſt. Alles andere zuſammen iſt uns lange nicht ſo gefährlich.

Körperliche Geſundheit iſt mir nicht immer geſund. Sie bringt Unruhe in die Glieder, ſie entwickelt allzuoft den unbändigen Wandertrieb, der mich von Tal zu Berg, von Berg zu Tal, von Land zu Land jagt. Das iſt ein hochgeſpanntes, fieberhaftes Sein, aber nicht immer ein behagliches und nicht immer ein gedeihliches. Es war hohe Zeit, daß etwas kam, denn ich hatte ſchon wieder begonnen, die Geſundheit für ein Selbſtverſtändliches zu halten. Nun, ſeit ein paar Tagen unpaß. Damit zieht Friede ein. Ich freue mich der Ruhe im heimlichen Landhauſe; der Hang nach fernen Gipfeln und noch ferneren Sommerwölklein iſt vergangen; ich ſehe, daß all die kleinen Dinge um mich traut und ſchön ſind, daß ſie mir genügen. Der Segen eines ſanften Leidens iſt wieder da — eine Friedensſeligkeit ganz eigener Art. Menſchenleben, wunderbar! In jeder Ecke lauert ein anderes Ungemach und in jedem Winkel ſteht ein freundlicher Engel.

Da löſt ſie ſich ſanft vom weißen Bettlein der zweijährigen Nichte los und von den weichen Ärmlein, die ſich um ihren Hals geſchlungen hatten, und geht an das Nordkap! Meine ältere Tochter. Wenn voreinſt in meinem Vaterhauſe jemand einmal eine Reiſe tat nach dem fünf Stunden fernen Birkfeld, oder nach dem acht Stunden fernen Bruck, oder gar nach Mariazell mit ſeiner Tagereiſe! Welch umſtändliche Vorbereitungen, welch Erzählen nachher eine Woche lang! Und das Mädel macht keine Umſtände, geht ruhig fort, ſtrebt gelaſſen in das Land der Mitternachtsſonne und will Ende des Monats in Spitzbergen ſein. Mit einer Leipziger Freundin reiſt ſie am „Bord der Prinzeſſin Viktoria Luiſe". Richard Wagners germaniſche Götter- und Heldenſagen-Muſik lockt ſie nach Norden. Einen Sohn habe ich, den zieht's nach dem ſonnigen Süden, wo er ſchon einmal im Lande der Pharaonen gelandet iſt. Einen Schwiegerſohn habe ich, den Marinär, der hat zweimal die Reiſe um die Welt gemacht und ſoll demnächſt die dritte antreten. Sein Bruder kam erſt vor wenigen Tagen aus Japan zurück, erzählt uns davon manchen Abend, ohne übrigens viel Aufhebens zu machen. So weitet ſich unſere Welt und ſo engt ſich der Erdball. Ich bin aus Mitteleuropa nicht hinausgekommen. Straßburg, Amſterdam, Rügen, Breslau, Budapeſt, Raguſa, Neapel und Mont Cenis ſtehen an den Grenzen der Welt, die ich geſehen habe. Der alte Bodenſtändler, der außerhalb ſeiner ſteiriſchen Berge und Wälder nicht drei Wochen lang leben kann — in ſeinen Kindern wächſt er weit in den Raum, wie er durch ſie in die Zeit, in die Zukunft wächſt. So ſoll ich nun durch die blauen Augen meiner heiteren Tochter das nördliche Eismeer, die Eisbären von Spitzbergen, den Rotſchein der Mitternachtsſonne ſchauen.

Geſtern, am 24. Juli, hat ſich in Wien der Dichter Ferdinand v. Saar durch einen Schuß ins Haupt tödlich verwundet. Heute iſt er geſtorben. Ein ſo glücklich veranlagtes Leben und ein ſolches Ende! Alle die Ehren, die er mit Recht erlebte, haben die Qualen eines unheilbaren körperlichen, vielleicht auch geiſtigen Leidens nicht aufwiegen können. Saar und ich ſind viele Jahre literariſch nebeneinander hergegangen, er auf dem Stadtpflaſter, ich auf dem Feldrain, und haben uns perſönlich nur ein einzigesmal begegnet. Damals vor dreißig Jahren im winterlichen Schloßgarten zu Frohnleiten. Zwei Stunden lang gingen wir plaudernd hin und her wie gute Bekannte, das erſte- und das letztemal. Seither haben wir uns in Proſa und Verſen oft geſchrieben, beſonders auch zu Gedächtnistagen und feſtlichen Anläſſen. In ſeinen Erzählungen und Gedichten habe ich ſtets die Form bewundert. Nichts habe ich von Saar geleſen, was mir mißfallen hätte, aber auch wenig, was mich in jene Glut gebracht, die imſtande iſt, eine Menſchenſeele umzuſchmelzen. Vor allem zog zu dieſem Manne ſein lauterer, vornehmer Charakter, ſein Freimut und ſein Wohlwollen für Mitſtrebende. Nur Hamerling gegenüber, ſo geſtand er ſelbſt, ertappte er ſich einmal auf einem Bißchen Unmut, als er dieſes Dichters „große Erfolge ſah, während ſeine literariſchen Werke noch faſt ungewürdigt blieben". Da beneidete ein geſunder Menſch einen körperlich ſo ſchwer kranken, ein von der vaterländiſchen Kritik mit hoher Achtung behandelter Poet einen von derſelben Kritik heillos verfolgten. Aber dieſer „Neid" ging dem edlen Saar wie eine Sünde nach, ſo lange, bis er ſie dem größeren Bruder in Apoll eines Tages brieflich gebeichtet hat.

Ein Touriſt begegnet einem Holzknecht und frägt, wie weit es wohl noch zu gehen ſei bis zur Bärenwandhütte? Wohl noch ſo ein vier Kilometer weit? „So was, ſo was", beſtätigte treuherzig der Holzknecht, „aber wenn einer gut geht, kann er's ſchier völlig auch in drei Kilometern dermachen."

Die zwei Enkelknaben gingen mich an, ihnen wieder einmal Zuckerln vom Baume zu zaubern. Denn ich kann zaubern. „Doch heute nicht, Kinder, Zuckerln heute nicht. Aber laßt einmal ſchauen, ob da auf dem kleinen Lindenbaum die Kirſchen ſchon zeitig ſind!" Denn ich hatte ihrer im Sack. So ſchmuggelte ich mir etliche in die hohle Hand, zog mit dem Stockgriff einen Aſt nieder. „Ja, ja, Buben, es ſind ihrer dran, aber reif ſind ſie noch nicht. Richtig, da iſt auch ſchon eine reife! Noch eine! die nicht, die iſt noch grün; aber die wieder, eine pickſüße. Und da noch eine, oh, da gibts viele. Deine Kappe her, Walter!" Und nun pflückte ich vom Lindenbaum rote Kirſchen und Kirſchen herab, daß die Zweige ſchnellten. Die Buben lachten über die unverhoffte Ernte, der Friedel naſchte ſofort; der Walter ſtand am Weidenſtrauch und rief plötzlich: „Schau, Großvater, da wachſen auch Kirſchen!“ Er hatte eine zwiſchen den Fingern und das Äſtlein ſchnellte auf, als hätte er ſie eben davon losgeriſſen. Ich war entlarvt. Meine Zauberei war aufgelöſt. Nichtsdeſtoweniger muß ich ihnen täglich aus Sandkörnern Kreuzer zaubern, aus Baumblättern Handſpiegel, aus Kirſchkörnern Taſchenmeſſer, aus Erdkruſten Bleiſtiſten. Trotzdem wollte ſich der Wohlſtand eigentlich nicht mehren und wenn Großvater fort iſt, ſind auch allemal die ſchönen Sachen verſchwunden. Der Friedel iſt darüber oft groß erſtaunt, allein der Bruder belehrt ihn: „Großvater tut uns immer foppen.“ „Poppen!“ meint der Kleine, „Goßvata wieda poppen!“ Und foppen mich weidlich damit, daß ſie ſich foppen laſſen.

Heute, am 28. Juli 1906, ſitzt meine Nordlandsreiſende auf Spitzbergen. Seit unvordenklichen Zeiten hat ſich keines derer von Roſegger ſo weit verlaufen. Heute ſitzt ſie in dem nebeligen Keſſel der Adventbai, mitten unter Gletſchern, deren blaſſe Wände von den Spitzen und Zinnen ſchräg niederfallen in das eisgeſulzte Meer. Stellenweiſe ſtarrt das ſchwarze Geſtein hervor — baumlos und graslos, nur ein wenig bemooſt, an den fruchtbarſten Stellen mager beſtrüppt. Bewohnerſchaft: Seehunde, Eisbären, Polarfüchſe und Renntiere. Und Seemöven in den froſtigen grauen Lüſten. Durch die tiefgeſchnittenen Fjords herein grinſt mitunter das glanzloſe Sonnlein, das — einmal höher, einmal niedriger — dieſes Polarland umkreiſt. Morgen wird das Mädel umkehren und ſo lange fahren und fahren nach den ſonnigen Süden, bis ſie angelangt ſein wird in dem grünen, lieblichen Garten der Steiermark. Und dann ſind wir um dreißig Breitegrade größer geworden.

Der Eiſenbahnzug war überfüllt. Aus der dritten Klaſſe ſtieg ein Trupp italieniſcher Arbeiter. Nur Einer blieb im Gelaß und rief mir zu, ich ſollte zu ihm einſteigen. Es war mein alter Freund B.

„Ja, Alter, wie kommſt denn du heute in die dritte Klaſſe?“ fragte ich einſteigend den Baron.

„Weil ſie die vornehmſte iſt“, antwortete er. „Mache dich bequem und höre.“ Dann erzählte er in ſeiner raſchen, lebhaften Weiſe. „Eingeſtiegen bin ich in Selzthal in die erſte. Da war ein dicker Herr und eine magere Dame. Beide beſpickt mit Goldtrödel. Neben der Frau ſaß ein junges Mädchen, blaß und krank ausſehend und beſtändig von Huſten geplagt. Ob ſie die Begleiterin des noblen Paares war oder fremd für ſich allein reiſte, konnte ich nicht erkennen, denn alle drei waren ſtumm und teilnahmslos wie die Quabben. Nur daß der dicke Herr ſich unermüdlich mit Zigarettenrauchen beſchäftigte; war die eine aus, zündete er die andere an. Das kranke Mädchen verhielt ſich Mund und Naſe mit einem weißen Tüchlein und huſtete und huſtete. Da erlaubte ich mir höflich zu bemerken, daß das Rauchen im Gelaß verboten iſt. Der Dicke warf mir einen verachtenden Blick zu und rauchte weiter. Als der Schaffner vorüberkam, richtete ich an ihn recht laut die Frage, ob das Rauchen im Coupe der erſten Wagenklaſſe denn geſtattet ſei?

‚Wenn ein Paſſagier dagegen Einwand hat, ſo iſt es nicht geſtattet‘, beſchied der Schaffner. Ich wies auf das huſtende Mädchen, da legte dieſes einen ängſtlichen Blick auf Herrn und Frau und hauchte ganz verſchüchtert: ‚Meinetwegen — kann ſchon geraucht werden.‘

Der Dicke ſchleuderte mir einen vernichtenden Blick zu, den letzten, und rauchte weiter.

Bei der nächſten Station ſtieg ich in die zweite Klaſſe um. In dieſem Gelaß ſaßen ein Herr und vier

Damen, die ſehr diſtinguiert ausſahen und lieber im Herrenkoupe reiſen mochten, als im Frauenabteil. Die Geſellſchaft unterhielt ſich auf das lebhafteſte und die Unterhaltung beſtand in Durchhächelung gemeinſamer abweſender Bekannter. In feineren Anſpielungen ſowie in deutlicheren Bezeichnungen kamen alle Mängel, Fehler, geſellſchaftlichen wie moraliſchen Schäden der Abweſenden an die Oberfläche. Ich merkte, der Bekanntenkreis dieſer eleganten Leute beſtand aus lauter Verſchwendern, Geizhälſen, Grobianen, Ehebrechern, dunklen Ehrenmännern und Narren, und bat den Schaffner, mich in die dritte Wagenklaſſe zu überſtellen. Hier fand ich die Welſchen — fluchend, ſpuckend, ſtinkend. Und doch" — ſo ſchloß mein Freund ſeine Mitteilung — „iſt von den drei Klaſſen dieſe die vornehmſte."

Heute plauderte ich auf dem Bergwege lange mit einer alten Bauern-Dienſtmagd. Zuerſt war ſie wortkarg und rückhältig. Endlich, als ich recht in ihrer Mundart ſprach, ohne mit Fragen in ſie zu dringen, wurde ſie zutraulicher und erzählte ganz treuherzig. Sie iſt ſeit 34 Jahren auf dem gleichen Hof bedienſtet und arbeitet jeden Tag, auch Feiertags, denn ſie iſt Stallmagd, von früh bis abends. In ihrer beſten Zeit hatte ſie ſechzehn Gulden Jahrlohn, zwei Paar Schuhe jährlich, zwei Rupfenhemden und einen Zeugkittel vom Bauern. Das übrige hat ſie ſich ſelbſt zu ſchaffen. Jetzt, da ſie nicht mehr ſo viel leiſten kann, bekommt ſie zehn Gulden Jahrlohn. Und doch etwas Erſpartes. Vor Jahren hatte ſie nämlich einen Ehrenpreis (Dienſtbotenprämium) von 50 Gulden erhalten. Das hatte ſie in die Sparkaſſe gelegt und das Sparkaſſebüchel hat ſie ihrem Hausvater zum „Aufheben" gegeben. Wenn ſie einmal mit Tod abgeht, gehört es ſein. — Von Graz weiß ſie nur, daß es „unmöglich weit weg" iſt, „ſie ſagen, gar mehr als zwei Stunden mit der Eiſenbahn." Auf der Eiſenbahn iſt ſie einmal gefahren bis Kindberg. Geht man ſonſt drei Stunden und iſt's nur ein Rutſcherl geweſen. „Na, was doch die Leut alles anſtellen!" Ferner weiß die Alte noch, daß es auf der Welt ein Militär gibt. Sie hat ſelber ihren Buben bei den Soldaten gehabt; ob das ihr Liebſter oder ihr Sohn war, konnte ich nicht inne werden. Dann weiß ſie auch, daß der Kaiſer iſt, aber wo, daß weiß ſie nicht mehr. Die Grenzen der Welt ſcheint ſie ſich ungefähr bald hinter Maria-Zell zu denken. Dort iſt ſie einmal geweſen. Eine ganze Tagereiſe, „aber Gott, was die Welt weit iſt!"

Heute habe ich den 30. Jahrgang des „Heimgarten" vollendet. Ich korrigierte den 1800ſten Bogen. Seit nahezu einem Menſchenalter haben dieſe Bogen, wovon ich ungefähr die Hälfte auch ſchrieb, mich begleitet in kranken wie in geſunden Tagen, auf der Reiſe wie daheim. Wie viele Hoffnung, Anſtrengung, Sorge und — Freude! Mein Leben, Trachten und Sehnen und — Irren ſeit 1876 ſteht in dieſen Blättern verbucht. Wie oft habe ich mich bangend gefragt, ob es auch was tauge? Ob es auch zu was gut iſt, all dieſe oft ſo perſönlichen Dinge in die große Glocke zu ſchreiben? Viele hören läuten und wiſſen nicht, woher? Wie unzähligemal iſt das mißverſtanden worden, wie oft hat's Ärgernis erweckt und Bosheit. Wie viele Gefechte haben ſtattgefunden, wie viele Meinungen und Vorſchläge ſind ins Waſſer gefallen; und doch iſt manche Änderung und Einrichtung entſtanden im Lande und in der Ferne, deren Anregung dem „Heimgarten" zugeſchrieben wird. Mit gutem Wollen iſt die Saat ausgeſät worden. — Weiteres ſteht nicht in meiner Macht.

Heute, am 21. Auguſt, nach fünfeinhalbwöchentlicher Abweſenheit iſt unſere Nordlandsreiſende heimgekehrt. Friſch und munter, ohne Unfall und ohne Abenteuer. Ihre hohen Erwartungen waren weit übertroffen worden von der Herrlichkeit dieſer Fahrt. Eine kluge, fröhliche, gleichgeſinnte Reiſegenoſſin hat einen übrigen Teil der Reiſegeſellſchaft, der auch in den außerordentlichen Tagen alltäglich geblieben war, erträglich gemacht. Viele gehen nur nach dem Nordkap, um dort Sekt zu trinken, Steine ins Meer zu werfen, ſich photographieren zu laſſen und Ulk zu treiben. Das Wetter zumeiſt trübe und neblig geweſen, das Meer oft bewegt, ſogar ſchwerer Seegang. Den größten Eindruck Spitzbergen gemacht mit ſeiner traulichen, heimlichen Adventbucht. Von einer Nacht dort keine Spur. Faſt verloren ſie die Tageszeiten und die Reiſenden wußten kaum, wann ſie hungrig oder ſchläfrig werden ſollten. Den Wald von Spitzbergen hat ſie mit heimgebracht — in einer hölzernen Schachtel. Moos. Wieder nach dem Süden, d. h. nach Hamburg zurückgekehrt, kam ihnen die Nacht ſeltſam, unheimlich vor. Es war ſo ſelbſtverſtändlich geweſen, daß es immer licht bleibt. Endlich ſchwerer Abſchied von dem treuen, traulichen Schiffe. — So viel des Allerflüchtigſten, wie man's heimgekehrt in der erſten Stunde erzählt. Ich habe die Weitgereiſte eingeladen, für den Heimgarten einen Bericht des Eigenartigſten und Wunderſamſten der Nordlandsfahrt zu ſchreiben. Sie hat's abgelehnt. Sie wolle die Erinnerung an die Reiſe für ſich allein haben.

In Mürzzuſchlag entwickelte — ich höre es heute — ein Handwerksmann ſeine Erdbebentheorie: „Sein tut's halt ſo: Jetzt die Weltkugel iſt einwendig voll Feuer, auswendig hat ſie Land und Waſſer. Mehr Waſſer. Und wenn immereinmal der Meerboden wo ein Loch kriegt, ſo gießt Waſſer hinein ins Feuer und das dampft wie der Teuxel. Und meint man, die Weltkugel müßt auseinanderſpringen wie eine Bomben. Das iſt aber derweil noch nit, weil doch allerweil noch zu wenig Waſſer hineinkommt; aber ortweis exblundiert ſchon doch was und reißts allerhand durcheinand und ſtürzt ein, daß alls kracht und ſibert. Schaut's, und daher kommt s Erdbiben. Wird man auch wiſſen, wegen warum grad nahed vom Meer ſo viel Erdbiben ſind."

Beſtätigte ein anderer: „Däs is nit ſa dumm."

Als ich heute abends durch die Waldſchluchten ging, um den Bauſchilling für das neuerbaute Waldſchulhaus abzuliefern — es wurde ſchon dunkel — ſprang aus dem Gebüſch ein Mann hervor und mit geſchwungenem Knüttel forderte er mir das Geld ab. Ich wollte mich zuerſt wehren, da gabs einen Schlag auf den Arm, der weiter nicht weh tat, nur rühren konnte ich den Arm nicht mehr. Ich ließ das Geld fahren und trachtete weiter zu kommen, trotzdem auch die Beine an der Erde zu kleben ſchienen. Der Räuber verfolgte mich aber, drohte mir, rief mir nach, daß ich auf ihn warten ſolle, er hätte mir was aufzutragen. Als er mich eingeholt hatte, zog er die Brieftaſche hervor, die er mir eben abgenommen hatte, und bat mich, ich möchte ſo gut ſein und dieſes Geld in der ſteiermärkiſchen Sparkaſſe für ihn anlegen, da er ſo ſelten nach Graz komme. Ich erklärte mich zu dieſer Gefälligkeit gerne bereit und hatte nur meine Sorge, wie ich es zur Zufriedenheit des Auftraggebers ausführen würde.

Solche Träume ſind doch wert, angemerkt zu werden.

Kam heute eine Bürgersfrau aus Niederöſterreich zu mir, ſetzte ſich an den Gartentiſch. Es ſei ihr achtjähriges Töchterchen geſtorben, ſie wolle ihm einen Grabſtein ſetzen, und ob ich nicht ſo gut ſein möchte, eine Grabſchrift zu dichten. Meine Antwort, daß ich derlei nicht triebe, daß ich ſelbſt für meine verſtorbenen Verwandten nichts dichtete, vielmehr dafür ſei, als Grabſchriften paſſende Verſe aus der Bibel oder irgendeinen ſchönen alten Spruch zu wählen. Da wüßte ich z. B. einen, der ſehr ſchön ſei:

„Was wir bergen
In den Särgen,
  Iſt der Erde Kleid,
Was wir lieben
Iſt geblieben,
  Bleibt in Ewigkeit.“

Die Frau ſchüttelte den Kopf. Gefiele ihr nicht recht, käme von ihrem Kinde nichts darin vor. — Im nahen Felde war eine Magd beſchäftigt, Erdäpfel auszugraben. Die mußte das Anliegen der Frau gehört haben. Sie richtete ſich auf, ſtützte ſich auf den Spatenſtiel und ſagte: „Ich tät wohl eins wiſſen, ſo ein Friedhofſprüchel, ein ſchönes. Wartens, wie gehts denn? Ja richtig, ich weiß ſchon:

„Hier in dieſem Roſengarten
Tu ich auf meine Eltern warten.“

Das war recht, das ſchrieb ſich die Frau ſogleich in ihr Brieftäſchchen. Mein vorgeſchlagener Spruch war ihr zu wenig einfach, zu wenig perſönlich, zu wenig ſinnlich geweſen. Aber umſonſt war ſie doch nicht gegangen zum „Dichterhaus“; was der Herr nicht kann, das kann die Magd.

Kam eine fremde Dame zu mir. Recht ſtattlich und tüchtig herausgeputzt. Wir ſaßen uns eine halbe Stunde gegenüber und wußten nichts rechtes miteinander anzufangen. Endlich rückte ich ein wenig meinen Stuhl, weil ich unbequem ſaß. Da meinte ſie etwas pikiert: „Mir ſcheint, ich ſtöre. Offen geſagt, ich wollte mich eine Weile hier aufhalten und vielleicht manchmal den Herrn Dichter begleiten auf ſeinen Ausflügen." „Meine Gnädige, damit iſt es nichts. Ich muß ſtets allein gehen, darf unterwegs nicht ſprechen." Sie: „Nun, das könnte ja ich tun." Meine Verneigung: „Davon bin ich überzeugt. Aber ich kann beim Gehen auch nicht zuhören." Sie: „Alſo mit einem Wort — ich bin abgelehnt. Vielleicht wüßten Sie mir dann einen andern Dichter." Ich: „Mein Himmel, Dichter genug. Aber die Herren pflegen ſchon ihre beſtimmte Begleitung zu haben. Oder unterhalten ſich unterwegs mit Frau Muſe." Sie: „Frau Muſe? Eine gute Bekannte wahrſcheinlich?" Ich: „So iſt es!" — Nach einem Weilchen wieder die Dame: „Alſo hätte ich die Reiſe hierher umſonſt gemacht." Das bedauerte ich, damit war das Geſpräch erſchöpft. Als ſie noch erſucht wurde, ſich ins Fremdenbuch zu ſchreiben, lehnte ſie das ab und rauſchte lebhaft zur Tür hinaus.

„Während Sie Beſuche machen oder Beſuche empfangen, arbeitet Ihre Fabrik ununterbrochen fort. Wenn aber ich Beſuche mache oder empfange, *ſteht mein Werkel ſtill*." — So ſagte ich heute zu einem Induſtriellen, der gerne zu mir kommt und ſich beklagt über meine ſeltenen Beſuche bei ihm: „Wenn bei mir hundertfünfzig Leute dichteten, wie bei Ihnen hundertfünfzig Leute ſchmieden, während Sie perſönlich der Geſellſchaft leben können, dann könnte ich's auch tun. Was würden Sie ſagen, wenn, ſo oft Sie Beſuch machen oder Beſuch empfangen, derweil allemal Ihre Fabrik ſtill ſtünde?" Erſt ſchaut er mich verblüfft an, dann ſagt er: „Es iſt wahr, an das habe ich nicht gedacht. So ein Schriftſteller muß alles perſönlich machen, für ihn arbeitet kein Menſch. An das habe ich nicht gedacht." Erſt ins Handwerksmäßige muß man die Sache überſetzen, bis ſie es faſſen können, was bei einem perſönlich geiſtig Arbeitenden die Sammlung bedeutet.

Wer im ſchönen Oberöſterreicherland reiſt, der kommt viel mit Geiſtlichen zuſammen, Ordensgeiſtlichen wie Weltgeiſtlichen. Einen oder zwei gibt es in jedem Zuge. So fuhr ich vor kurzem auf einer oberöſterreichiſchen Lokalbahn im Abteil mit drei Landgeiſtlichen. Wir unterhielten uns trefflich, ſprachen über Politik, Literatur und ſoziale Einrichtungen, und die Herren hatten nach meiner Anſicht ganz vernünftige Meinungen. Dann kamen wir auch ins Scherzen, ins Anekdotenerzählen, es wurde urgemütlich. Da war es, daß an einem Bahnhofe Leute ſtanden, Männer und Frauen, die immer auf unſer Fenſter guckten und als der Zug abging, auf einmal anhuben, Tücher zu ſchwenken und meinen Namen zu rufen. Meine drei Reiſegenoſſen waren anfangs verblüfft. Sie bekamen mißtrauiſche Blicke, murmelten unter ſich, rückten etwas beiſeite und verſtummten. Mein beſcheidener Name hatte ſie ſo erſchreckt. Sie denken, dachte ich, an das „Linzer Volksblatt“, das mich vor Jahren in langen Artikeln ungefähr als den ††† bezeichnet hatte, und ich fürchtete, einer von ihnen würde plötzlich ein Kreuz ſchlagen, worauf ich eilig mit Hinterlaſſung eines widerlichen Geruches hätte verduften müſſen.

Aus unſerem Dorfe reiſte geſtern eine Mutter mit ihren zwei Söhnlein von vier und fünf Jahren fort nach Amerika, wo der Vater, ein Arbeiter, der ihnen vor einigen Monaten vorausgereiſt iſt, ihrer harrt. Seine Briefe, in denen er Weib und Kind auffordert nachzukommen, ſind vage und ohne weitere Reiſevorſchrift. Die Frau weiß bloß ſeine Adreſſe, ſonſt gar nichts, hat von Mutter und ihrem verkauften Eigentum ein paar hundert Gulden und ſo gehts nun kindlich ſorglos in die weite Welt. Die alte Mutter daheim, ein armes Weib, ſieht ihre Kinder und Enkel fortziehen mit der völligen Gewißheit, daß ſie ſie nie wiederſieht. Aber ſie bleibt ruhig und weint nur, wenn ſie allein iſt. Vor ſolcher Heldenhaftigkeit muß ſich einer ſchämen, der ſchon ungeduldig wird, wenn er ſeine Kinder und Enkel einmal ein paar Wochen lang nicht ſieht. Ich ſitze wohlbehalten im Vaterlande und leide ſchon heute an dem Heimweh, das jene Ausgewanderten haben werden dort, wenn ſie zurückdenken an die deutſche Heimat.

„Zu beneiden, wer zur Zeit der franzöſiſchen Revolution gelebt hat!“ ſagte heute jemand in unſerem Kreiſe. „Damals muß doch die ganze Welt in höchſter Erregung geweſen ſein.“ „Das iſt ſie nicht geweſen“, ſagte ein anderer. „Oder iſt ſie's denn heute? *Wir erleben in der Gegenwart doch die furchtbarſte Revolution*, die an Vehemenz und Ausdehnung jene Frankreichs weit übertrifft. Wir nehmen kein Blatt zur Hand, ohne die Berichte von gräßlichen Maſſenmorden in den ruſſiſchen Städten zu erwarten, wir ſind täglich gefaßt auf die Nachricht von der Ermordung irgend eines Staatsoberhauptes und noch Ungeheuerlicheres, und gehen mit der größten Ruhe und Gleichmäßigkeit unſeren Geſchäften, unſeren Vergnügungen nach. Und doch iſt es ein Nachbarreich, in dem die große Revolution wütet.“ „Nun ja“, ſagte der eine, „jetzt ſind wir an Revolutionen eben gewöhnt. Damals aber war es die erſte und deshalb zitterte die Menſchheit.“ Der andere: „Freund, die Menſchheit zittert nie. Mitten in größter Wirrnis und allem Unheil läuft immer noch die Maſſe ihren gewöhnlichen Trott. Das weiß nur der, ſo einmal mit dabei war. Gewiß wird nach hundert Jahren jemand ſein, der uns beneidet, Zeitgenoſſen der größten

Revolution geweſen zu ſein, während er jedenfalls weit mehr von dieſer Revolution erfährt und weiß als wir, die nächſten Nachbarn und Mitlebenden. Erſt unſere Enkel werden die jetzige ruſſiſche Revolution kennen lernen.“

Heute verlebte ich in Mürzzuſchlag eine Stunde mit dem Oberhofprediger Dr. B. Rogge aus Potsdam. Das iſt der Mann, der am 18. Jänner 1871 im Thronſaal zu Verſailles bei der Kaiſerproklamation den Feſtgottesdienſt hielt. Seit Jahren verkehrte ich, wenn zumeiſt auch nur brieflich, mit Rogge, ohne zu wiſſen, mit welch geſchichtlich intereſſanter Perſönlichkeit ich zu tun hatte. Heute nun erzählte er in einem traulichen Kreiſe von Geſinnungsgenoſſen, wie es an jenem Tage in jenem Thronſaale zuging. König Wilhelm hatte ihn rufen laſſen: „Mein lieber Rogge, nun ſoll es ſein, daß ich dieſen unglückſeligen Titel (deutſcher Kaiſer) annehme. Ich habe mich ſehr dagegen gewehrt und hatte gemeint, das ſoll erſt meinem Sohne geſchehen. Nun, in Gottesnamen, wie die Dinge einmal ſtehen, kann ich nicht ablehnen. Dann müſſen Sie eben, lieber Paſtor, dabei ſein und zu Beginn der Feier einen Gottesdienſt halten.“ „Geſtatten Majeſtät die Bemerkung, daß ich ganz unvorbereitet bin.“ „Sie ſollen auch keine Rede halten; nur eine Gebetsandacht. Die Feier findet im Thronſaale ſtatt. Das Nähere wird Ihnen der Kronprinz, der die Feſtordnung überwacht, bekanntgeben.“ Rogge beſichtigte nachher mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm den Thronſaal. An der Stelle, wo der Thron der franzöſiſchen Könige geſtanden, ſollte nun der Altar ſtehen, der aus einem Tiſche des Arbeitszimmers Ludwig XIV. erbaut wurde. Gerade darüber an der Wand ragten die Figuren griechiſcher Göttinnen. Dagegen äußerte Rogge Bedenken. „Wir wollen die Damen mit einer

Orangerie vermauern," ſagte der Kronprinz. So wurde nun der weltgeſchichtliche Moment mit einem einfachen, deutſchen Gebete eingeleitet, in welchem das erſtemal aus offiziellem Munde das Wort „deutſcher Kaiſer" zum öffentlichen Ausdrucke kam. Nach demſelben verlas Bismarck in Anweſenheit der deutſchen Fürſten die Proklamation. Schon ein paar Wochen früher hatte Bismarck in einem franzöſiſchen Schloß halb im Spaß geäußert, er ſehe nicht ein, was daran hindere, daß gleich an Ort und Stelle Wilhelm zum deutſchen Kaiſer und zum König von Frankreich ausgerufen werde. — Solcherlei von einem Manne, der dabei geweſen, erzählen zu hören, war für uns ein Erlebnis. Weit ſchon ſcheint die herrliche Zeit zurück zu ſein, und doch ſteht der Mann, der über Kaiſer und Reich den erſten Segen geſprochen, jetzt in einem Alter, in dem er noch friſch und fröhlich unſere Steiermark durchwandern kann.

Der herbſtliche Garten war eine üppig prangende, blühende Wildnis. Die Blumen und Roſen wiegten ſanft auf und nieder, denn jede war belaſtet mit Bienengruppen, die emſig Wachs und Honig ſogen, um ſie in ihren Gehäuſen zu ſammeln und einzuordnen. Sie arbeiteten ohne Unterlaß vom frühen Morgen bis zum Abend, eine unermüdliche Lebensfroheit und Sammelfreudigkeit machte ihnen die Arbeit zum höchſten Genuß. — Im Gartenſalon ſaß die Herrſchaft und beriet über das nächſte Feſt. Die Forellen, die Hummern, die Trüffeln, der Bordeau, der Sekt und Ähnliches waren bald abgetan, das waren ſtändige Dinge. Doch ob die neuen arabiſchen Pferde rechtzeitig ankommen würden, und die Toilette aus Paris und anderlei Exotiſches, das ſich ziemt, wenn ein ſolches Haus ſolche Gäſte empfängt — das war die Frage. — Plötzlich flog durch das Fenſter eine Biene herein, ſummte ein Weilchen fein um die

Häupter der Herrſchaft herum und ſtach die Frau in die Naſe. Sie war wütend und wollte das Tier erſchlagen, wenn es nicht ſchon dahingeweſen wäre. Sie hatte es nicht verſtanden, was die Biene gemeint, an was ſie mahnen wollte. —

Und ein Weilchen ſpäter, da war der Schloßgarten überfüllt von Leuten. Jeder Gaſſenbub durfte heute da herumtreten auf den Gartenbeeten. Es war große Vergantung. Die „Herrſchaft“ war durch den rückwärtigen Hof davongefahren auf einem alten Einſpännerwagen. Die Bienenkörbe des nahen Maierhofes ſtanden geſtrotzt voll Wachs und Honig. Eines Tages waren auch die Bienen bettelarm, denn der Bauer hatte ihre Körbe plündern laſſen. Aber im Frühlinge beginnen ſie mit der gleichen Emſigkeit und Freudigkeit wieder zu ſammeln. Und jene „Herrſchaft“ wartet auf den nächſten Glücksfall, um genußgierig die ihr etwa in den Schoß gefallenen Güter neuerdings flott zerſtreuen zu können.

An einem Totenbette. Was mir an dem Sterben ſtets das Unheimlichſte iſt, was mir immer von neuem den Ruf entlockt: Unfaßbar, unfaßbar! das iſt — die Form des Sterbens, des gewöhnlichen Sterbens, daß dieſe ungeheuerlichſte aller Veränderungen im Augenblicke eigentlich keine äußere Veränderung zeigt. Noch lag der Sterbende da, ruhig, unbeweglich, mit halb offenen Augen. Er lebte noch, er atmete, er konnte uns noch einen Blick zuwerfen, vielleicht noch ein Wort ſtammeln, ja möglicherweiſe noch einmal zu ſich kommen und geneſen. Er war noch unſer, der geliebte Menſch. Jetzt liegt er ebenſo da, ruhig, unbeweglich, mit halb offenen Augen. Und er atmet nicht mehr, er lebt nicht mehr. Er iſt kein Menſch mehr, nur eine Sache, die man Leiche nennt. Und die von jetzt ab wie eine Sache behandelt wird, die zu nichts, zu gar nichts mehr nütze iſt. Etwas Urgewaltiges iſt geſchehen — aber ganz unauffällig iſt es vor ſich gegangen. Dieſe gelaſſene, ich möchte ſagen ſchlichte Weiſe des Sterbens iſt es, die mich wahnſinnig machen könnte. Wenn die menſchliche Geſtalt, die eben noch lebend da war, durch den Tod uns plötzlich fortgenommen würde, daß keine Spur mehr davon zurückbliebe, ich fände es faßlicher, als das Daliegen dieſer erkaltenden, erſtarrenden Form, die erſt noch ein geliebtes, uns liebendes Menſchenweſen war, das noch daliegt und doch unerreichbar iſt für ewig. Aber ſo unbeſchreiblich als dieſe in einer einzigen Minute vor ſich gegangene Wandlung iſt, ſo unbeſchreiblich ſind unſere Empfindungen darüber. Und ich Tor habe verſucht, ſie in Worten anzudeuten.

Als ich die Bergſtraße hinanging, ſah ich, wie vor dem Paßwirtshaus zwei Pferde mit Wagen ſtanden und ein etwa fünfjähriger Knabe, das Wirtsſöhnlein, ſollte am Leitriemen die unruhigen Tiere feſthalten. Das Büblein wurde mit fortgeriſſen und war in Gefahr, unter die Räder zu kommen. Ich nahm ihm den Riemen aus der Hand und ſtieg, um herrſchen zu können, auf die Haferſäcke, die im Wagen waren. „Wo iſt der Fuhrmann?“ „Im Haus“, antwortete der Kleine. „So geh' und ſage ihm, er ſolle ſchnell zu ſeinen Pferden kommen!“ Denn auch mir wollten ſie nicht parieren, doch dachte ich, man dürfe ſie nicht allein laſſen. Der Fuhrmann kam aber nicht heraus, die Tiere ließen ſich nicht mehr halten und trabten mit mir davon. So ging's holperig, aber ſchnell wegabwärts, ich mit aller Kraft, aber vergebens am Riemen zurückzerrend. Dieſe Beſtien hatten keine Flügel und doch will ich lieber den Pegaſus bändigen. So war ich plötzlich zu Roß und Wagen gekommen, aber wohin geht's jetzt? Was wird jetzt? Der alte Wegmacher begegnete mir und lüpfte lachend die Kappe vor dem flotten Fuhrwerk. „Pack's Roß!" rief ich ihm zu, da nickte er beifällig und war hinter mir. Der Mann iſt ja ſchwerhörig. Die Pferde mußten ſchon Heimgier haben, ſie trabten immer munterer, es ging ſcharf abwärts, ich fand zuerſt die Schleifſchraube nicht, dann konnte ich ſie nicht handhaben, heftig ſchnellte es mich auf den Haferbündeln hin und her. Ich ſah ſchon allerlei Möglichkeiten, da begegnete mir an der Reide der Kohlenführer Patriz. Der merkte ſofort, daß das kein Geſchäft und kein Sport war, er fiel den Pferden in den Zaum und brachte ſie zum Stehen. Er hatte noch die Barmherzigkeit, bei mir zu bleiben, bis endlich der Eigentümer meines Fuhrwerkes fluchend nachkam. „Was gehn denn Ihna meine Röſſer an!" rief er zornig, riß mir den Riemen aus der Hand und fuhr davon. Das war in Ordnnng, ſo einen Dank ungefähr hatte ich erwartet. Dann nahm Patriz mich auf ſeinen Kohlenwagen und bergan ging es weſentlich langſamer als bergab. „Ich kann's halt nit ſo gut wie du!" ſpottete der Patriz.

Heute fand ich in meinen alten Schriften ein gewaltiges Drama. Vor ſechsunddreißig Jahren hätte das aufgeführt werden ſollen. Es iſt ſehr kraftgenialiſch und ſtaatsgefährlich. Die Zenſur hat manche Seite, die eigentlich die ſchönſte war, durchkreuzt. Unter anderem auch in einem grandioſen Satze die Worte: *Gott weiß es!* geſtrichen. Darüber hatte ich damals mit dem Polizeibeamten eine Unterhaltung gehabt. Der wohlwollende Mann machte aufmerkſam, daß der Ausdruck in dem ſonſt profanen Stücke eine Gottesläſterung bedeute, er riet mir dafür zu ſetzen: Der Himmel weiß es. Dagegen erlaubte ich mir die Bemerkung, daß der Himmel an ſich nichts wiſſen könne, weil er keine Perſon ſei. Das gab der einſichtsvolle Beamte zu und ſagte:

„So nennen Sie irgend jemand!“ Darauf ich übermütig: „So dürfte es, um alle Blasphemie zu vermeiden, vielleicht heißen: Der Polizeirat weiß es? Denn der Herr Polizeirat wiſſen es jetzt ja wirklich.“ Achſelzuckend antwortete er: „Dagegen habe ich nichts einzuwenden.“ So hat hernach der betreffende Satz gelautet: „Wenn es Wahrheit iſt, daß die Kanaille mir untreu ward, ſo — der Herr Polizeirat weiß es — erſteche ich ſie wie ein Kalb!“

’s iſt wirklich ſo, die alte Welt geht unter. Ich erſchrak nicht wenig. Die Bauern verkaufen ihre Götter. Eine ältliche Bäuerin, gutmütig und bieder nach altem Schlage, fromm und freundlich und ein wenig ſchlau dabei, die ſeit Jahren Eier ins Haus brachte, die kam heute mit einem verhüllten Korb zum Nachbar. Eier habe ſie diesmal nicht. Alſo Obſt? Auch Obſt nicht. Es ſei was anderes. Sie habe gehört, daß die Frau ſo alte Sachen zuſammenkaufe. — Ob es Zinn ſei? — Nein, Zinn ſei es nicht, wenn es Zinn ſein müſſe, dann ſei ſie ſchon nicht an der rechten Tür. Eine alte Mutter-Gottes wär’s halt. Sie tat ein aus Holz geſchnitztes Bild hervor, die Maria mit dem Kinde. Ganz ähnlich, wie das Gnadenbild in Mariazell, auch von derſelben Größe. Die Maria rot angeſtrichen, das Kind grün; beide auf dem Haupte Krönlein. Eine alte, unbehilfliche Schnitzerei. Ja, woher ſie dieſes Bild habe? Mein Gott, bei ihnen daheim in der alten Hauskapelle ſei es geſtanden, gewiß ſchon hundert Jahre; ihr Großvater und Urgroßvater hätten ſchon ihren Roſenkranz davor gebetet. Jetzt, weil die Kapelle zuſammenfalle, wolle ſie das Bild vergeben. Was ſie dafür haben wolle? „O du mein, was wird denn ſolch ein altes Figurl wert ſein. Viel Schönes ſei nit dran. So an vierzig Kreuzer habe ſie gedacht; nun, was man halt geben wolle. Die

Frau gab der Bäuerin für das Bild einen Gulden. Erſt, dünkt mich, hat die Bäuerin ein wenig geſtutzt darüber, daß ſolches Bild ſo gut bewertet wurde. Hatte ſie doch gemeint, es wäre wertlos. Wenn die Frau einen Gulden dafür gibt, iſt es ſicher noch mehr wert. Sie ſagte nichts, aber man merkte ihr an, daß ſie ſich für übervorteilt hielt. Etwas ungleich ging ſie davon, doch von dem Gemütswert dieſer uralten geweihten Hausſtatue ſcheint ihr nichts eingefallen zu ſein. Das Bildnis wurde in einen Wandwinkel geſtellt, zwiſchen profane Dinge hinein. Ich ſtehe davor und betrachte es und bin nachdenklich. Ein wunderliches Zeichen der Zeit. Sie verkaufen ihre Götter . . .

Kam da ein Jüngling zu mir und überreichte mir mit der Aufregung eines zuverſichtlichen Hochgefühles — Gedichte. Das eine, welches er mir als das allerbeſte bezeichnete, lautet kurz und gut:

„Du ſollſt nicht müßiggehen,
Du ſollſt arbeiten gut,
Das will Gott ſo
Und machet friſches Blut.“

Ein zweites ſteht dem nicht nach:

„Redlichkeit iſt ein Pflicht,
Drum ſollſt du nicht betrügen,
Auch ſollſt du nicht ſchimpfen,
Auch ſollſt du nicht lügen.“

So ähnlich alle anderen.

Da ſagte ich: „Sie bekunden eine rechtſchaffene Geſinnung, doch Poeſie iſt das nicht.“ „Aber“, erlaubte der Jüngling beſcheiden einzureden, „von rechtſchaffener Geſinnung kann man halt nicht leben.“ „Von Poeſie noch weniger.“ „Ja!“ rief er faſt auffahrend, „ſoll ich denn dichten, daß man müßiggehen ſoll? Daß man lügen und betrügen ſoll?“ „Freund, Sie ſollen gar nicht dichten.“ Als er abtretend in der Tür ſtand, rief er noch zurück: „Die Konkurrenz fürchtet man, deshalb will man mich nicht aufkommen laſſen.“ „Auch ſollſt du nicht ſchimpfen!“ zitierte ich ihn. — Noch ſo jung und ſchon zitiert!

Mit den Büchern geht es mir ſo wie mit den Menſchen: Das einzelne habe ich gern, die Menge mag ich nicht. Im Wohnzimmer ringsum die Wände voll Bücher ſind mir ein Greuel, eins ſchlägt das andere; jedes wendet mir den Rücken zu, möchte aber doch geleſen ſein. Und während man das eine lieſt, denkt man ſchon zerſtreut an andere. Habe auch nie verſtanden, wie man in einem Bibliothekzimmer leſen kann. So wenig, wie in einem Keller trinken. Und nichts iſt für mich körperlich ſo anſtrengend, als das Hantieren mit Büchern, man ſaugt dabei nicht ihren Geiſt ein, nur ihren Staub. Das wäre noch mein Ideal: Einen einzigen Bücherkaſten mit etwa hundert Büchern; jedes hat ſeinen traulichen Platz, mit jedem iſt man befreundet — und neue Bekanntſchaften will man kaum mehr machen. So habe ich mir heute vorgenommen, einmal Bücher auszumuſtern, alle, zu denen man in keinem beſonderen Verhältniſſe ſteht, fortzugeben. „Die beſſeren zu verkaufen, die ſchlechteren an Volksbibliotheken zu verſchenken“, wie ein anweſender Menſchenfreund riet. Nun wollte ich von meinen tauſend Büchern ſo viele ausſcheiden, bis mir nur meine wenigen Lieblingsbücher blieben; die mir bisher ſo viel waren, ſie ſollen meine Kameraden bleiben bis ans Ende. Aber nun gebt acht: Als ich ein Buch ums andere aus dem Kaſten nahm und es anſah, aufſchlug, da war mir's allemal: Um das iſt's ſchade, das iſt eigentlich ein ganz hübſches Buch; einmal wird man's ſchon leſen; ja, man ſollte eigentlich gleich drangehen. Ich ſtellte es wieder in den Schrank. Und ſo erging es mir mit den allermeiſten; etwa ein

Dutzend Bände wurden ausgeſtoßen, alle anderen blieben in den Käſten und werden mich ärgern und plagen, und geleſen werden ſie wahrſcheinlich niemals. Jedes einzelne der Bücher, wie wertvoll, wie unſchätzbar, wenn es das einzige wäre, das man beſitzt! — So geht es uns auch mit den Menſchen, der einzelne als Freund, wie unſchätzbar! Jeder an ſich könnte es unter Umſtänden ſein, in jedem ſind für den, der ſie zu heben verſteht, Schätze verborgen. Man darf keinen verwerfen. Und weil man den einzelnen nicht verwerfen kann, muß man die Menge ertragen.

Stand ich vor einer Zeitungspreſſe und hörte dem energiſchen Geräuſch zu, womit ſie die Blätter druckte und hinwarf. Warum denn ſo heftig und laut? Ach ja, du biſt ja der Kanzelredner, der große Prediger unſerer Zeit. Die Worte, die du jetzt ſo leidenſchaftlich hervorſtoßeſt, hallen in wenigen Stunden durch das ganze Land. Du predigſt in den Wirtshäuſern, in den Kaffeehäuſern, in den Straßenwagen, auf den Eiſenbahnen, in den Privathäuſern und mächtig auf allen Marktplätzen. Wo ihrer im Geſchäfte, in Vereinen, in Geſelligkeit mehrere beiſammen ſind, biſt du mitten unter ihnen und predigſt. Und nicht wie auf der Kirchenkanzel verhallt dein Wort, kaum daß es geſprochen iſt; was im Gedächtniſſe des gierigen Leſers nicht haften bleibt, das haftet auf dem Papier, und wer es nur anſchaut, dem predigſt du fort und fort. Und predigſt Tag für Tag ohne Ruh und Raſt. Aber was, du gewaltiger, allgegenwärtiger Kanzelredner, was iſt es denn, das du predigſt? Es iſt vom Tage und für den Tag. Könnte es nicht vom Tage für das Jahrhundert ſein? Der Tag braucht freilich auch ſein Wort, ſo wie ſelbſt in der Kirche an die Predigt ſchließend der Tages- und Wochenplan der Gemeinde verkündet wird. Predige du aber doch auch das Beſtändige, das Hohe und Unſterbliche. Predige nicht immer Geld und Macht und Eigennutz, nicht immer Genuß und Ergötzung, nicht immer Zank und Streit zwiſchen den Menſchen. Predige in die Köpfe hinein geiſtiges Leben, predige in die Herzen hinein glühende Tatkraft und Liebe. Eine Liebe, die für den Tag ſich betätigt, die aber ſo groß iſt, daß ſie hinausreicht über den Tag, über die Partei, über den Staat, über die Nation. Dein Journal über unſere Zeit — bedenke es — ſoll ein Blatt der Weltgeſchichte ſein, und ein Lehrer der Welt. Es wird geſagt, daß der Apoſtel Paulus, wenn er heute lebte, Journaliſt geworden wäre. Daraus läßt ſich folgern, daß der Journaliſt von heute ein Apoſtel Paulus ſein ſoll.

* * *

Heute habe ich eine ordentliche Dummheit gemacht. Unter Bildern kramend fand ich ſeine Photographie. — Ei, der alte, liebe Kerl! dachte ich, von dem habe ich auch ſchon lange nichts mehr gehört, dem muß ich doch ſchreiben. Und ſchrieb auf eine Poſtkarte einige vom Herzen kommenden Worte. Und ſpäter, als die Karte ſchon im Briefkaſten iſt, fällt es mir ein: Dieſer Menſch, auf den biſt du ja bös! Der hat dich ja ſchwer beleidigt damals; haſt dir vorgenommen, ihm nie wieder ein Wort zu gönnen. — Ich eile auf die Poſt. Ob eine gewiſſe Poſtkarte mit ſo und ſo und an ſo und ſo noch zurückgenommen werden könne? Leider nicht. Schon abgegangen. Na, g'horſamer Diener, was wird ſich der von mir denken? Daß ich jetzt auf einmal wieder um ſeine Freundſchaft buhle, nachdem ich ſeit einem Jahre ſo großartig den Beleidigten geſpielt. Dieſes Hundegedächtnis! Der wird's nicht ſchlecht ausnützen. Mich wurmt es ganz abſcheulich.

* * *

Es klopft. Noch vor dem „Herein“ geht die Tür auf, er eilt auf mich zu, fällt mir um den Hals, küßt mich heftig und in den Augen ſteht ihm das Waſſer. Mein „Feind“ iſt's, dem ich vor einigen Tagen irrtümlich die freundliche Karte geſchrieben. „Du guter, du edler Menſch!“ ſagte er ſchluchzend. „Du weißt nicht, wie mir war, die Zeit her und hundertmal habe ich's bei mir bereut. Aber um Verzeihung zu bitten — ein viel zu dummer Stolz. Hab Dank, hab Dank, daß du den Bann gebrochen haſt.“ — „Aber Menſch!“ rief ich lachend, „es iſt ja nur aus Verſehen geſchehen. Ich hab's einfach vergeſſen gehabt, daß wir ſo böſe aufeinander ſind. Daraus ſiehſt du, daß die Geſchichte nie tief geſeſſen ſein kann. Sonſt könnte ich's nicht getan haben; da bin ſchon auch ich ein Hartgeſottener. — Bei meiner Treu', jetzt freut's mich wieder! Grüß dich Gott!“

Den Einladungen aus fernen Städten, dort Vorleſungen zu halten, ſind häufig prophetiſche Schilderungen beigefügt von Ehrungen, die mich dort erwarten ſollen. „Wir können Sie eines rieſigen Beifalls verſichern.“ „Das Volk wird Sie auf den Händen tragen.“ „Die Preſſe wird Ihnen begeiſterten Empfang bereiten.“ „Auch im Theater wird eine Huldigung geplant.“ „Ein Feſtbankett ſoll Gelegenheit geben, um Ihnen zu zeigen“ uſw. — Die Liebenswürdigen! Wenn ſchon ſonſt die Möglichkeit vorhanden wäre, die Einladungen anzunehmen, ſolche Bevorſtehungen müßten mich ganz unfehlbar abſchrecken. Ich bin ja dankbar erfreut über die Sympathien, die ich etwa genieße, Perſonenkultus aber iſt etwas, dem ich meilenweit ausweiche. — Ich komme nicht.

Sind zwei Knaben zum Falle gekommen. Die Urſachen waren die gleichen: Steine des Anſtoßes; die Wirkungen waren verſchieden. Auf meinem Spaziergange war ich fernſtehender Zuſchauer, wie ein etwa vierjähriges Knäblein auf dem Wege ſtolperte und hinfiel. Der Vater,

„beſſeren Ständen“ angehörig, hob es zärtlich auf, überſchüttete es mit Worten des Mitleids und trug es auf den Armen weiter. Der Knabe weinte kläglich, obſchon ihm gar nichts geſchehen war, aber er erbarmte ſich ſo ſehr. Der zweite Fall war ſo: Das etwa dreijährige Bübel fiel auf den Weg, die Mutter, ein Weib aus dem „Volke“, eilte herbei, ſchalt den Kleinen tüchtig aus, daß er nicht achtgeben könne und verſetzte ihm, daß er ſich's merke, mit der flachen Hand ein paar auf den Hinterteil. Der Knabe ſtand eilig auf und blieb ruhig, obſchon ihm die Naſe blutete. Anfangs fand ich es roh von dem Weibe, nachher leuchtete mir ein, daß ſie vielleicht erziehlicher gehandelt hatte als jener Vater, der das Kind nur ſentimental macht. Das Richtige hat nach meiner Meinung keines getan. Bei Kindern ſollte man derlei kleine Unfälle am beſten gar nicht beachten. Die Kleinen ſtehen ſchon ſelber wieder auf und lernen auf ſich am ſicherſten achtgeben und nicht weichlich ſein, wenn ſie wiſſen, daß ſich um ſie in ſolchen Sachen niemand kümmert.

Mancher Menſch — beſonders wohlhabenden Leuten paſſiert es — läuft Gefahr, daß er in Stumpfheit und Mißmut verfällt, in ein ſchweres und beſtändiges ſeeliſches Unbehagen, das man „Nervoſität“ oder auch anders benennt. Solche Leute zerfallen zuerſt mit den allgemeinen Idealen, dann mit den Nebenmenſchen, dann mit ſich ſelber. Weder mit Medizinen noch mit klimatiſchen Kurorten, am wenigſten mit erbaulichen Zuſprüchen iſt da was auszurichten. Mein Rat wäre, ſo ein armer Menſch ſollte ſich, ſo lange es noch Zeit iſt, in einen beſtimmten Beruf einſpannen und denſelben mit peinlicher Gewiſſenhaftigkeit zu erfüllen trachten. Ich habe in meinem Leben manche Zeit gehabt, die öde und freudlos war. Das eine aber hat mich immer erfriſcht —

täglich meiner mir zumeiſt ſelbſtgeſtellten Aufgabe ſcharf nachzugehen. Am meiſten Befriedigung gewährte mir ſtets, ein gegebenes Verſprechen genau eingehalten zu haben. Man braucht ſich ja nicht Allzuſchweres vorzunehmen; aber die Aufgabe mit aller Gewiſſenhaftigkeit und Verläßlichkeit zu erfüllen, daraus habe ich mir anderen gegenüber immer eine Ehre gemacht und war es mir zur weiteren Kräftigung. Der meiſten Leute Fehler iſt, daß ſie bei ihrem Berufe immer nur an den Lohn, nie an die Arbeit denken. Der Lohn entſpricht ſehr oft der Leiſtung nicht, und wenn auch, ſo wäre damit unſerem Werte an ſich nicht Genüge getan. Wer nicht ſchon in der Arbeit eine Genugtuung findet, der wird nie zur Zufriedenheit gelangen. — Dieſe Gedanken wurden wieder wach, als ich heute einem mit Gott, der Welt und ſich ſelbſt zerfallenen Menſchen begegnete, der ſich an allem überſättigt hatte. Dem rufe ich eindringlich zu: Menſch, ſuche dir eine Pflicht! Und übe ſie gewiſſenhaft. Dann biſt du gerettet!

Der Bauer S. in der Kalchau hatte ein ſtattliches fettes Ochſenpaar. „Was willſt dafür auf die Hand?" fragte der Viehhändler. Der Bauer: „Unter fünfhundert iſt es nit feil." Viehhändler: „Iſt viel. Gewiſſenlos viel. Aber in Gottesnamen ſollſt du fünfhundert haben. Nur hab ich heut zufällig nix im Sack. Morgen ſchick ich das Geld." Bauer: „Iſt ſchon recht." Handſchlag und das Geſchäft war abgemacht. Der Viehhändler trieb die Ochſen davon, hielt natürlich gewiſſenhaft Wort und ſchickte am nächſten Tage fünfhundert Kronen. Das weitere wird ſchon nachkommen, dachte der Bauer. Als aber Wochen vergingen und nichts mehr nachkam, ſchrieb der Bauer: „Ich habe noch 250 Gulden zu kriegen und brauche das Geld." Und der Viehhändler zurück: „Ich weiß von nichts. Die

500 Kronen habe ich dir ja geſchickt und deine Beſtätigung in der Hand." Da tat der Bauer einen Schrei: „Höllteufel, verfluchter! Ich habe meine Ochſen ja nicht um 500 Kronen verkauft, ſondern um 500 Gulden!" Die Sache kam vors Gericht. Dort wurde zugegeben, der Bauer habe nur „fünfhundert" geſagt. Da die geſetzliche Währung die Kronenwährung iſt, ſo mußte der Viehhändler an fünfhundert Kronen denken und lautete das Urteil, er brauche auch nicht mehr zu zahlen. Dann ſagte der Richter zum Bauer S.: „Das kommt von dem verdammten Durcheinander der Gulden- und Kronenrechnung und von eurer Redefaulheit." Der Bauer begann wieder zu ſakermentieren. Darauf der Richter: „Jetzt ſei ſtill, aber ein anderesmal mach' deutlich 's Maul auf. Marſch!" — Jetzt ſucht der arme Kerl eine „hechere" Inſtanz.

Am 17. Dezember.

An der Elektrizität, an dem Telephon, an dem Grammophon und dergleichen ſehe ich Kräfte, die wir wohl ausnützen können, aber nicht verſtehen. Da will man ableugnen, daß die Natur eine Seele habe. Sie hat eine, aber ſie verbirgt ſich oft nur und ſtellt ſich tot. Sobald ſie den richtigen Leib findet, zeigt ſie ſich ſofort. Wenn man aus der ganz ſimplen Mechanik des Grammophons einen Menſchen ſprechen hört, der längſt vermodert iſt, weſſen Seele offenbart ſich da, die jenes Menſchen oder die der rein mechaniſchen Natur? Oder die Seele deſſen, der das Grammophon erfunden und erzeugt hat? Oder gar die Seele des Horchenden? Sollten es nicht dieſe Seelen zuſammen ſein? Und ſollten dieſe vier Seelen nicht eine einzige ſein — wenigſtens ein Teil jener ureinzigen, unſterblichen Seele, deren Ein- und Allheit man Gott nennt? Daran dachte ich heute, als ein Freund, den wir vor Jahren begraben hatten, lachend aus dem Grammophon rief: „Peter, Peter, es gibt nichts. Nach dem Abſterben des Leibes iſt der Menſch mauſetot!“

Bei prachtvollem Winter heute **Enkelbeſuch** im Mürztal. Draußen ſinkt unendliches Schneien nieder auf die weißen Felder, auf die weiß gepolſterten Dächer, auf die weißen Hauben der Wegſäulen — und in der Stube bei kniſterndem Ofenfeuer die derben Buben, die emſige „Traudel“, helläugig ausſchauend in die ahnungsvolle Welt — Chriſtkindels wegen. Das Dirndl ſitzt ausnahmsweiſe eine halbe Minute ruhig auf meinem Knie und lehnt das Blondköpfel an meine Bruſt und liſpelt andächtig: „Goßvaterl iſt kommen.“ Der winzige Peterl trippelt herbei, er will nicht überſehen werden und ſagt: „Da!“ Sonſt kann er noch nichts ſagen, aber das genügt völlig, widrigenfalls er noch andere Mittel hätte, ſeine Anweſenheit zu beweiſen. Der kleine Friedel wird nicht ſatt, des Alten Hände zu küſſen, obſchon ſie nicht um einen Pfifferling was mitgebracht haben. Dann nimmt er ihn um den Hals und wartet auf etwas und wartet. Und weil der Alte nichts desgleichen tut, ſo packt der Kleine mit beiden Händen den Graukopf, rückt ihn zurecht und ſagt leiſe: „So küſſ’ mich doch auf den Mund, Großvater!“ Und nun iſt der in den Zeitungen ſo oft verlautete Rat, daß man Kinder nicht küſſen ſolle, auf das dreiſteſte übertreten worden. Der Friedel iſt ganz verblüfft darüber, wie Großvater ſo heftig küſſen kann, daß es weh tut, daß man faſt erſtickt. Weiß nicht, ob er ſo bald wieder um einen Kuß betteln wird. Walter, der ſtille Schwärmer, ſteht abſeits am Bücherkaſten und ſummt vor ſich hin: „Stille Nacht, heilige Nacht!“ — Gegen Abend kam eine einſame Stunde. Grauenhaft in ihrer Ödnis. Auf dem Gang über die Schneefelder hin fiel es mir plötzlich aufs Herz, in meinem Leben das erſtemal ſo: Allein! **Ganz allein** unter den Millionen fremden Weſen der Welt. Manche von ihnen hat man ſehr lieb, unſagbar lieb. Zeitweilig ſteht man ganz nahe an ſo einem teuren Weſen, glaubt ſchier eins mit ihm zu ſein. Und doch kann das eine Herz nicht zum andern hinüber — es bleibt für ſich ab- und in ſich eingeſchloſſen in der grenzenloſen, ewigen Einſamkeit, in der es leben und ſterben muß. — Sei nicht betrübt. Zwiſchen einem Menſchen zum andern durch unergründliche Fernen iſt ein gutes Kabel gelegt: Die Liebe. Ohne dieſe freilich und beſonders auch ohne das Gefühl der Zuſammengehörigkeit mit Vergangenheit und Zukunft müßte der Menſch in den unermeßlichen Einſamkeiten troſtlos verſinken.

Ein Herze nah' dem andern brennt,
Und ſind doch himmelweit getrennt;
So ewig, ewig ferne,
Wie oben dort die Sterne.
Doch biſt du, Herz, zu keiner Friſt
Der Ewigkeit allein,
Denn zwiſchen Ahn' und Enkel iſt
Ein trautes Plätzchen dein.

Unter den ſeltſamen Zuſchriften an mich befindet ſich folgendes Schreiben aus einem Städtchen Württembergs vom 18. Dezember: „Euer Hochwohlgeboren! Geſtatten Euer Hochwohlgeboren, daß ſich ergebenſt Unterzeichneter mit einer eigenartigen Bitte an Sie wendet. N. verſichert, daß er durch die Lektüre Ihrer Romane veranlaßt, mit einem ehrbaren Mädchen mittleren Standes eine Liebelei angefangen habe, die nicht ohne Folgen geblieben iſt. N. (Wenn man nur wüßte, wer dieſer N. iſt!) iſt nicht in der Lage, das verführte Mädchen zu heiraten und ſolches, ſoweit noch tunlich, vor Schande zu bewahren, dagegen wäre ein anderer hiezu bereit, wenn das Mädchen wenigſtens die geſetzlichen Alimentationsgelder als Mitgift erhielte. N.

iſt feſt überzeugt, Sie würden ſich ſeiner, reſpektive der verführten Perſon erbarmen und helfen, letztere vor Schande und Untergang zu bewahren. — Ich wäre bereit, etwa zugedachte Unterſtützungen zu vermitteln. Hochachtend J. H. (Name im Brief ausgeſchrieben), Gefängnisgeiſtlicher.“ — Meine Antwort auf dieſe einzigartige Zuſchrift kann nur lauten: Der Schwindel, Lobwürden, iſt neu aber plump. Ihr Herr N. wird ſein Vergnügen wohl ſich ſelbſt zu verdanken und — zu bezahlen haben.

Eine Rundfrage: **Soll man bei künſtleriſchen Vorträgen applaudieren und ſollen Künſtler den Hervorrufen Folge leiſten?** — Ich als Vorleſer halte nichts auf das Klatſchen und danke nicht dafür. Bei einiger Feinfühligkeit merkt man's auch ſo, ob die Sache gefällt oder nicht. Gruß und Achtung dem Künſtler drückt das Publikum am würdigſten durch ruhiges Erheben von den Sitzen aus, wenn er auftritt, ſo wie es in der Arbeiterſchaft der Brauch zu werden ſcheint. Im Theater läßt ſich das ja nicht unter allen Umſtänden machen; der Schauſpieler aber (dem die Nachwelt keine Kränze flicht) dürſtet nach Beifall; dieſer Beifall erfriſcht ihn, ermutigt ihn, kräftigt ſein Können. Nur ſoll der Applaus das, was er ehren will, nicht ſtören — er darf den Spielenden nie unterbrechen, nie die Illuſion verſcheuchen. Am mißlichſten iſt der Applaus natürlich in der Oper, wo er die Muſik durchlöchert und das Nachklingen zerſtört. Im Reich der Bühne ſollte alles vermieden werden, was ans — Theater erinnert, die Kunſt iſt eine Wirklichkeit für ſich und der Schauſpieler ſollte ſich nicht als — Komödiant behandeln laſſen. Er ſollte nicht bei jedem oft ulkigen Geklatſche auf die Bühne hüpfen und ſeine Bücklinge machen. Er iſt der Gebende, er dankt durch ſeine Kunſt. Und der Autor ſchon gar!

Das Hervorrufen des Dichters entſpringt zumeiſt nur der Neugierde. Man hat das Stück geſehen, nun will man auch den Dichter ſehen, ob er ſchwarz oder blond iſt, ob er ſich mit Frack und Krawatte vorbereitet hat, ob er routiniert iſt in Bücklingen und ob er am Ende gar eine Rede halten wird. Aufführungen, bei denen Eitelkeit die — Hauptrolle ſpielt, möchte man von unſeren Bühnen fern gehalten wiſſen.

Am 24. Dezember.

Ein einziger Tag im Jahr gehört der Liebe,
Ein einziger Tag iſt ja den Toten frei.
Schon morgen heben an die andern Triebe
Mit neuer Kraft die alte Schweinerei:
Statt geben — nehmen,
Statt fördern — hemmen,
Statt Liebe — Hiebe
— — — — — —
Ach, daß es bei der Liebe bliebe!

Vor kurzem iſt bei Jamaika in Amerika das Schiff „Prinzeſſin Viktoria Luiſe“ geſtrandet. Die Paſſagiere wurden gerettet, der Kapitän aber hat ſich erſchoſſen. Es iſt dasſelbe Schiff, auf dem im vorigen Sommer meine Tochter mit einer Freundin die Nordlandsreiſe gemacht hat. Nun hat die Weitgereiſte die Beſchreibung ihrer Nordlandsfahrt auf der „Prinzeſſin Viktoria Luiſe“ mir unter den Weihnachtsbaum gelegt. Zum Schluſſe der Beſchreibung findet ſich folgendes Gedicht:

Du ſollteſt liegen, mein weißes Schiff,
Stolz unter dem brennenden Baum,
Und nun liegſt du an fernem Riff
Zerſchmettert im Schaum.

Kein Führer lenkt mehr dich an ſicheren Strand,
Sein Schickſal hat ſich vollzogen.
Kein Steuer führt mehr dich ins deutſche Land
Auf fröhlichen Wogen.

Du gabſt uns beiden, was keiner uns gab,
Der Tage voll ſeligſter Freie,
Und ſinkſt du auch ſterbend ins ſchäumende Grab,
Wir wahren dir Treue.

Nur eines laß uns von dir noch erflehn,
Erfülle das ſchmerzende Bitten:
Stolz ſollſt du, Prinzeſſin, untergehn,
Wie ſo ſtolz du die Meere durchſchnitten.

Du ſollſt nicht liegen auf brennendem Sand,
Zum Spiele der höhnenden Wogen,
Verſink', verſink' vom tückiſchen Strand,
Der dich ſo betrogen.

Dort unten werden Nixen den Kranz
Von Schilf um dich, Stolze, flechten,
Du träumeſt dann leiſe bei ihrem Tanz
Von ſonnigen Nächten . . .

Am 31. Dezember.

Nun will ich ſchließen. Faſt ratlos, ob morgen das Tagebuch fortgeſetzt werden ſoll oder nicht. Ein Lebensjahr will da aufgeſchrieben ſein? Nicht der tauſendſte Teil deſſen, was ein Menſch in einem Jahre innerlich und äußerlich erlebt. Nur was ſo am Wege liegt und zur äußeren Welt in Beziehungen ſteht, habe ich flüchtig anmerken können. Jeden Tag ein anderes Inſtrumentlein, wird das ſchließlich eine Harmonie geben?

Alles reiſe die Zeit, ſie vollend' es zum Guten!

1907.

Gut, ich ſchreibe es weiter. Man hat Erlebniſſe, Erfahrungen, allerhand Gedanken und Anliegen, man hat kluge Einfälle und törichte Schalkheiten — all das und noch vieles andere, wie die Zeiten und Stimmungen es geben, will hinausgeſagt werden. Gut, ich ſchreibe es weiter.

Am erſten Morgen des Jahres ein ſtundenlanger Spaziergang durch das Gebirgstal im wonnigſten Schneegeſtöber. Mir war jung und friſch wie vor vierzig Jahren. Eine harte Jugend hält lange vor. Ich bitte euch, Mitmenſchen, härtet eure Kinder ab! Wer reich iſt, der halte dieſen Fluch von ſeinen Kindern fern. Die Kinder müſſen ſo erzogen werden, als ob ein herbes Leben auf ſie wartete, in dem ſie ihr Brot perſönlich verdienen, das Leben jeden Tag von neuem erkämpfen müſſen. Auf dieſer Winterwanderung ſah ich an Berghängen armer Leute Knaben und Mädeln im leichten Linnengewandel luſtig ſich mit Rodelſchlitten tummeln. Aber es hatte 17 Grad Kälte. Nicht vor Kälte waren ihre roſigen Wangen gerötet, ſondern vor Eifer und Freude. Kälte härtet, Bewegung kräftigt. Ihr Reichen! Das werden die Konkurrenten eurer Kinder ſein!

Recht häßliche Sorgen ſind die Geldſorgen. Selbſt wenn man einmal eins hat. Ein geiſtig Arbeitender kann ſie nicht brauchen, der ſoll weder mit Geldmangel noch mit Geld etwas zu tun haben müſſen. Ich pflege zu Neujahr das beiläufige Jahresbudget meiner Frau in die Hand zu geben: „Da haſt. Was einſtweilen nicht gebraucht wird, das tu in die Sparkaſſe, und nun will ich von dieſer Sache Ruh' haben das ganze Jahr.“ Bei einer klugen häuslichen Frau kann man es wagen. Und dieſer Laſt der Kaſſengebarung und der Ziffernarbeiten los und ledig zu ſein, iſt ein wahrer Segen. Und auch die Hausfrau tut ſich leichter, wenn ſie weiß, mit was ſie zu rechnen hat, und wenn ſie der Unannehmlichkeit enthoben iſt, alle Augenblicke den Mann bei der Arbeit ſtören und um Geld angehen zu müſſen. Er brummt ja immer ob ſolcher Beläſtigung und braucht nicht gerade Naturforſcher zu ſein, um zu wiſſen, daß man der Katz' nichts Gutes tut, wenn man ihr den Schwanz zitzerlweiſe abſchneidet, ſtatt auf einmal.

Starb ein wohlhabender Gutsbeſitzer. Er hatte ſeine Familie um ſich verſammelt, übergab ihr unter einigen faſt heiteren Redensarten Teſtament und andere Papiere, dann fiel er dahin und ſeine letzten Worte waren: „Kinder, wirtſchaftet vernünftig, daß ihr nicht in Abhängigkeit geratet!“ Das war eine ſehr weltliche Lehre, doch im Grunde betrachtet, lag mehr Rechtſchaffenheit und Moral darin, als in mancher pietiſtiſchen Salbaderei. Die ſoziale Unabhängigkeit macht den Menſchen auch moraliſch ſtärker und ſicherer.

Vor kurzem ſchrieb ich im Schlaf einen eleganten franzöſiſchen Brief an eine liebenswürdige Pariſer Dame. Ich wunderte mich dabei, ſo perfekt Franzöſiſch zu können, aber bevor das Schreiben vollendet war, erwachte ich aus Freude über das entdeckte Talent. Alles war ſo real klar, daß ich im Bette herumſuchte nach dem Brief, den ich ja doch gerade in der Hand gehabt. Und ſiehe, es war kein Brief da, kein Franzöſiſch und keine Franzöſin. Nun nahm ich mir vor, von jetzt ab Franzöſiſch zu lernen, doch als ich auf den Füßen ſtand, war auch dieſer Vorſatz verſchwunden. — Mich deucht, der Traum will uns manchmal Eigenſchaften und Fähigkeiten aufzeigen, die ganz verborgen in uns ſchlummern und im wirklichen Leben nicht zur Geltung kommen können. Solchen ſollte man dann nachgehen, und falls ſie von guter Art ſind, zur Wirklichkeit verhelfen.

Ein Landarzt erzählte mir folgendes. Kam eine ältere Bauernmagd zu ihm in höchſter Aufregung. Sie habe gehört, er könne magenauspumpen. „Habt ihr etwas Unrechtes gegeſſen?“ fragte er. „Das glaub' ich, mein lieber Herr Doktor, das glaub' ich! Vor einer halben Stund'. Nur geſchwind auspumpen, ich bitt' ſchön!“ „Was habt ihr denn genommen?“ „Einen Krapfen hab' ich gegeſſen!“ „Einen Krapfen, aber das iſt ja doch nichts Schädliches.“ „Und der Krapfen iſt in Schweinſchmalz gebacken geweſen!“ „Habt Ihr Magenſchmerzen?“ „Das nit, aber ich bitt' euch, Schweinſchmalz, und heut' iſt Freitag. Die Sünd', ihr heiligen vierzehn Nothelfer!“ — Da ſchupfte der Arzt die Achſeln. „Iſt nichts zu machen. Wenn's vor einer halben Stunde war, iſt der Krapfen wahrſcheinlich ſchon durch. Eine kleine Laxier, und wir werden die Sünd' gleich wieder draußen haben.“ — Im Landvolk gibt es noch immer Leute, die ſelbſt den unwiſſentlichen Genuß von Fleiſch oder Tierfett an einem Faſttage für eine ſchwere Sünde halten. Bei mir daheim war es der Brauch, daß nach der letzten Mahlzeit am Faſchingdienstag die Leute ſich den Mund ſorgfältig ausſcheuerten, damit kein Fäſerchen Fleiſch, kein Bläschen Schweinsfett zwiſchen den Zähnen hängen bleiben konnte bis zum Aſchermittwoch. Einmal ſoll ein Kirchenlehrer geſagt haben, Fleiſch, daß an den Zähnen hänge, könne man ohne Sünde auch am Aſchermittwoch eſſen. Sich ſtrenge nach der Lehre haltend, hing ein Bauer ſein geſchlachtetes Schwein an die Eiſenzähne der Egge und verzehrte es dann in der Faſtenzeit.

Manche Zuſchriften lauten ungefähr ſo: „Ich bin ein begeiſterter Verehrer ihrer Schriften und kenne ſie alle. Das gibt mir den Mut, Sie um Rat, um ein Wort des Troſtes zu bitten, denn ich bin unglücklich, ich weiß nicht, wie meinem Leben idealen Inhalt zu geben, ich kann nicht an Gott glauben, nicht an die Menſchen, nur zu Ihnen habe ich Vertrauen, ſchreiben Sie mir ein Wort, raten Sie mir, was ich tun ſoll.“ — So einer „kennt alle meine Schriften“ und will ein Wort von mir haben! Was doch manche Autographenjäger für pfiffige Leute ſind!

Der Dreihellerbäck zu M. ſtand vor dem Bezirksgericht, einer Fundverheimlichung wegen. Der Gemeindevorſtand wollte nämlich ſeine Brieftaſche verloren haben, das heißt, er wollte nicht, aber er hatte ſie verloren, und zwar, wie er angab, auf dem Wege von M. nach B. Hinter ihm war der Dreihellerbäck des Weges gegangen nach Ausſage mehrerer Zeugen, ſonſt niemand. Aber der Dreihellerbäck wollte die Brieftaſche nicht gefunden haben, das heißt, er wollte ſie gefunden haben, hatte ſie aber nicht gefunden. Er fand jedoch mit dieſer Verſicherung wenig Glauben. Der Richter rief Zeugen, um ſeinen Leumund feſtzuſtellen; aber die Zeugen waren zweifelhaft, der Dreihellerbäck ſei ein „Auswendiger“ und noch zu wenig lang im Ort. Übrigens ſpräche ſchon das für ſeine Gewinnſucht, daß er, um dem alten Bäcken Konkurrenz zu machen, ſeine Semmeln ſtatt um zwei Kreuzer um drei Heller gebe, ſie hingegen aber um die Hälfte kleiner backe, als es zu M. je üblich geweſen. Der Angeklagte bezeichnete die Zeugen als vom alten, dem Zweikreuzerbäcken, für beſtochen, auch wären etliche von deſſen Verwandtſchaft. Dieſe Verdächtigung nahm den Richter nur gegen den Angeklagten ein. Für den ſtand die Sache immer ſchlechter. Da kam auch noch ſein geſchworener Feind, der Zweikreuzerbäck. „Na, gute Nacht!“ murmelte der Angeklagte, „der hat noch gefehlt!“ Der Eintretende warf einen wütenden Blick auf ſeinen Konkurrenten, trat vor den Richter und ſagte: „Ich bin zwar nicht vorgeladen und den Kerl dort hat mir der Teufel ins Neſt geſetzt, um mich zu ruinieren. Seine Semmeln ſind um ein Viertel wohlfeiler als meine, aber um die Hälfte ſchlechter. Auch miſcht er Gerſtenmehl bei. Aber, Herr Richter, was wahr iſt, iſt wahr. Vor ſechs Jahren, wie er noch die Kreuzbachmühl hat gehabt, hab' ich ihm einmal ſechzig Zentner Mehl abgekauft und das Geld in Noten ausgezahlt. Am Tag darauf kommt er zu mir und bringt mir einen Fünfziger, um den ich ihm irrtümlicherweiſe zu viel auf die Hand gelegt hätt'. Ich rechne mein Geld nach und weiſt es ſich, daß es ſo iſt. Ob er dem Gemeindevorſtand ſeine Brieftaſche hat, weiß ich nit, aber das, wie er mir den Fünfziger zurückbringt, hab' ich ſagen müſſen. Tut's mit ihm, was ihr wollt's, ich geh' wieder.“ Als der Zweikreuzerbäck ſo geſprochen hat, will der Angeklagte auf ihn zu, um ihm gerührt die Hand zu bieten. Da rief der Zweikreuzerbäck: „Bleib' mir vom Leib, du Hundsſott, du Gerſtenmehlbäck!“ und ſchritt ſtolz zur Tür hinaus. Den Richter aber hatte die Ausſage umgeſtimmt. Wenn ſein ärgſter Feind ihn als redlichen Mann erklärt, dann kann man ihn nicht ſchuldig ſprechen. Der Dreihellerbäck ging frei heim. Der Gemeindevorſtand hat etliche Tage ſpäter die Brieftaſche in einer Weſte gefunden, die er am Tage des Verluſtes nicht angehabt zu haben glaubte. Die Feindſchaft zwiſchen dem Zweikreuzerbäcken und dem Dreihellerbäcken aber bleibt aufrecht.

Die neueſte deutſche Rundfrage (Berliner Tageblatt) lautet: Was wünſchen Sie Kaiſer Wilhelm II. zum Geburtstage? — Ich legte das Frageblatt hin, wozu da wieder dreinreden? Aber während ich es dachte, ſchrieb die Hand ſchon: „Ich wünſche dem deutſchen Kaiſer ein deutſches Volk.“ — Denn er hat nicht immer eins. Die Deutſchen im Stamm ſind nicht immer deutſch im Leben.

Heulend kam das Mädel in die Stube. Zwiſchen zwei Fingerſpitzen hielt es das blaue Röcklein empor, um unter ſtoßendem Schluchzen die Beſcherung zu zeigen. Von unten bis oben war das Kleid befleckt von großen Tintenkleckſen, als wäre es das Schulheft eines ſehr unordentlichen Jungen.

„Aber Mädel! Wie ſiehſt du aus? Wo haſt du das her?“

Beſänftigend wirkte dieſer Ausruf auf das Schluchzen nicht, im Gegenteil, jetzt brüllte die Kleine erſt auf vor Schmerz über das Unheil, das ihrem neuen Kleidchen widerfahren. Sie hatte es nicht ſelbſt getan! Das vorzubringen, war ihr für's erſte das Wichtigſte. Auf der Straße war ſie wohlgemut dahingegangen, um einen Beſuch bei der Frau Godl zu machen. Sehr achtete ſie darauf, daß die glänzenden Schühlein und das Gewand blank und rein bliebe vor jedem Staub. Da ſauſte plötzlich etwas vor ihren Füßen nieder und ihr himmelblaues Kleid war eine Karte des ſchwarzen Meeres mit vielen Buchten und kleinen umliegenden Seen geworden. Noch im Waſſer ſchwimmend, lachten ihre Augen, als ich ihr den ſchönen und zutreffenden Vergleich machte.

Nun, und was war geſchehen? Ein Rudel ſich balgender Schulbuben ſei ihr begegnet und einer davon habe ihr den Tintentiegel an die Beine geſchleudert! Gerade vor den Fenſtern unſerer Wohnung war es geſchehen. Ich blickte hinaus und ſah, wie die hoffnungsvolle Jugend ihre Kampfſpiele fortſetzte auf der Gaſſe. Nun, das kann man ſich ja einmal näher anſehen und ſich erkundigen nach dem flinken Seekartenerzeuger. So bin ich hinabgegangen und habe mich unauffällig zu den Jungen geſellt, meinen Beifall ausdrückend darüber, daß ſie ſo munter wären und ſo friſch aneinander ihre Kraft erproben täten. Man merke es ſchon ihren klugen Geſichtlein an, daß ſie auch fleißig lernten. In welche Schule ſie gingen? In welche Klaſſe? — Sie hatten für den Augenblick Waffenſtillſtand geſchloſſen, um mir ruhig und artig Beſcheid zu geben. Und ſo erfuhr ich bei diplomatiſchem Vorgehen mancherlei Wiſſenswertes, ließ mir von einigen auch die Schulhefte zeigen, um die ſchriftlichen Arbeiten zu bewundern und mir die Namen ſo braver Schüler einzuprägen. Meine Augen ſpähten dabei ſo ein wenig auf den Boden herum, ob nicht irgendwo ein Tintentiegel liege. Es lag keiner, doch glaubte ich an einer Stelle im Sand ſchwarze Flecken zu bemerken.

„Da hat einer von euch ungefähr Tinte ausgegoſſen“, ſagte ich.

„Ja, der Riedelbacher!“ rief einer der Jungen.

„Der Riedelbacher! Welcher iſt denn das?“

Da wurden ſie ſtutzig und ſchwiegen.

„Sollte das nicht derſelbe ſein, der vorhin einem kleinen Mädel den Tintentiegel nachgeworfen hat?“

Dieſes ganz plumpe „Aus der Rolle fallen“ hat alles verdorben. Die Knaben ſtoben auseinander und zerſtreuten ſich laufend durch die Gaſſen. Und ich konnte jetzt den Miſſetäter in allen vier Himmelsgegenden ſuchen.

Suchte ihn aber nicht, ſondern ging nach Hauſe und wurde Denunziant. Wie der richtige Philiſter machte ich meine Anzeige bei der betreffenden Volksſchule; als ſelbſt zur Schulmeiſterſippe gehörend, glaubte ich mir das ſchuldig zu ſein. Die Roheit oder Bosheit war doch zu kraß geweſen und wir konnten einen ganzen Tag nichts anderes tun, als empört ſein, da das beſudelte Kleid und das betrübte Mädchen ſo um Rache ſchrien. Indes dürſtete ich weniger nach blutiger Sühne, als nach einem pädagogiſchen Exempel. Unſere liebe Jugend ſoll endlich doch daraufhin erzogen werden, daß ſie dem promenierenden Publikum nicht Tintentiegel an den Kopf wirft. Manchem iſt das unangenehm und es gehört eigentlich auch nicht zur guten Lebensart. Beſonders für junge Männer den Mädchen gegenüber iſt das Tintenfaßſchleudern nicht die richtige Form von Galanterie.

Nun vergingen Wochen, ohne daß ich erfuhr, wie jene Volksſchulbehörde den Fall etwa auffaßte. Wir hatten die Geſchichte ſchon faſt vergeſſen. Aber die Nemeſis ſchritt doch ihren ſicheren Gang.

Eines Tages — ich lag auf der Bank und las ein Buch — ging die Tür auf und zögernd trat ein fremder Knabe herein. Er kam wohl aus einer geſellſchaftlichen Welt, in der das Anklopfen an der Tür nicht Sitte iſt, oder er wollte das, was nun einmal geſchehen mußte, ſo raſch und entſchieden tun, daß er lieber ſofort an die Klinke griff, als erſt den Finger einzubiegen. Der Kleine hatte ein recht ſchlichtes, aber ſorgfältig gehaltenes Gewändlein am Leib, hatte das Haar hübſch glatt gekämmt und ſo rauh und rot ſeine Hände waren, ſo zart und blaß war ſein Geſichtlein und ſeine großen dunklen Augen ſtarrten angſtvoll auf mich her.

Ich erhob mich und fragte den Eintretenden: „Wen ſuchſt du denn? Was willſt du? Wer biſt du?“

Da hub er ſchon an zu weinen: „Ich bin derſelbe Knabe, der Ihrem Fräulein den Tintentiegel hingeworfen hat.“

„Was?! Du biſt das geweſen! Aber Kind, wie hat dir das nur können einfallen! Jemandem, der ruhig hingeht und dir nichts tut, das Tintenfaß nachzuſchleudern!“

„Ich hab's auch nicht tun wollen“, ſchluchzte er, mir immer angſtvoll ins Geſicht blickend, „ich hab den Tintentiegel in der Hand gehabt und ſo beim Gehen hin und her mit der Hand und da iſt er mir ausgekommen und vor das Fräulein hingefallen. Ich bitt' um Verzeihung!“

Dieſe Darſtellung erſchien mir ſofort glaubwürdig. Er hatte wohl gerade Tinte eingekauft. Dann beim Laufen und Herumbalgen mit den anderen Jungen iſt ihm das Zeug aus der Hand geſchnellt. Aber natürlich kann es nur ſo geweſen ſein. Nun ſchämte ich mich der Annahme, daß die Sache aus Abſicht und Bosheit geſchehen ſei, und daß man immer gleich das Allerſchlimmſte denkt.

„Ich bitt' um Verzeihung!“ ſchluchzte der Junge, hob ſeine gefalteten Hände empor und ſeine großen Augen waren voll Waſſer.

„Aber ſchau, mein Junge, wenn das ſo iſt!“ Ich beugte mich zu ihm nieder, faßte ſeine Fingerſpitzen — ſie waren eiskalt. „Wenn das ſo iſt: Das iſt ja etwas anderes. Da kannſt du ja nichts dafür, wenn dir der Tiegel nur ſo ausgekommen iſt. Na, ſei gut, beruhige dich. Du biſt zu mir gekommen und haſt um Entſchuldigung gebeten. Schau, das iſt brav von dir. Na, wiſch' jetzt einmal dein Geſicht ab, ſiehe, da haſt das Sacktuch, ſo! Biſt ja ein guter Bub, du. Schau, der Menſch macht immer einmal einen Fehler im Leben, oder es paſſiert ihm ſo was. Nur allemal gleich einſehen und einbekennen. Und nachher achtgeben, daß es nicht mehr geſchieht. Ich verzeihe dir recht gern.

Und mein Mädel wird's auch tun, wenn ich ihm's erzähle. Geh' jetzt nur ſchön ruhig heim. Der liebe Gott ſoll dich führen auf deinem Weg, daß du immer ſchön aufrichtig bleibſt, wie du heute biſt. Behüt' dich Gott!

Wie Sonnenſchein nach dem Regen, ſo leuchtete ſein weißes Geſichtlein, als er zur Tür hinausging. Kein Wort hat er mehr geſagt, aber ſein Auge — ſo dünkt mich — hat mich froh und dankbar angeſchaut.

In jener Stunde bin ich ſehr glücklich geweſen. Was es doch Schönes iſt um das freimütige zerknirſchte Einbekennen, und um das Verzeihen! Daß der Himmel mehr Freude hat über einen reumütigen Sünder, als über neunundneunzig Gerechte — das iſt mir bei dieſer kleinen Begebenheit wieder einmal recht klar geworden. Und wie menſchlich und männlich ſogar ein ſolch kleiner Junge daſteht, wenn er die Kraft hat zu einem freimütigen Geſtehen.

Seit ungefähr zwanzig Jahren bin ich Ritter im Schlaraffenreyche Grazia. Was habe ich in der Burg für märchenhafte Abende zugebracht unter der Regierung Seiner Herrlichkeit Ritter Schnecks, des Familiären (Dichter Karl Morre)! Zum Ruhme der Allſchlaraffia hatte ich einmal ein Blatt Papier mit Buchſtaben beſchrieben und wollte dann für ſolche Verdienſte um das Reych in den Adelsſtand erhoben werden. Seine Herrlichkeit ſtopfte mir die Taſchen voll mit Ahnen: „Und jetzt kuſch!“ Aber ich kuſchte nicht, denn die Ahnen adeln hier nicht. Ich bildete eine Partei der Unzufriedenen; wir unterwühlten das vorher beſungene Reych, das mich nicht adeln wollte, und entbrannten zur offenen Empörung. Aber es ward ein Putſch. Auf einem Fluchtverſuche wurde ich gefangen genommen, in das Burgverlies geworfen und nach einer halben Stunde enthauptet. Trotzdem ging ich in der Burg noch jahrelang um, alſo daß ich in den Urkunden genannt bin worden „der Burggeiſt“. — Dann aber kamen lange Zeiten profaner Krankheit. Nicht leicht habe ich es vermißt, dieſes köſtlich verzerrte Spiegelbild der Welt, dieſe um den Erdkreis verbreitete Satyre gegen menſchlichen Größenwahn, dieſe harmlosluſtige Karikatur menſchlicher, parteilicher, politiſcher, künſtleriſcher Schwachheiten — ungern habe ich ſie entbehrt die liebe Frau Weisheit in der Narrenkappe.

In dieſen Tagen hat das alte Reych Grazia ein gar würdiges Jubiläum gefeiert — ſeine tauſendſte Sippung. Da bin ich nach meinen begangenen Freveln, nach den Jahrungen der Abſtinenz, in die Burg gewallt und habe vor der dreifältigen Herrlichkeit als einfältiger Büßer einen Fußfall getan, bittend, daß man mich werfe ins Burgverlies, weil ich ſo ſchnöde die Burg verließ. Ich wurde verurteilt zu dreißig Jahren Freiheit auf Erden. — So ungefähr ſpielt ſich's im Reyche ab, blühender Unſinn wechſelnd mit verdecktem Ernſte und ſchönen Kunſtgenüſſen. Wie man ſieht, herrſchen in dieſem Reyche noch mittelalterliche Zuſtände. Mit einer Sache aber hat es ſich an die Seite des modernſten Staates geſtellt — Trennung des Reyches von der Kirche. Bei dem letzten Konſil der Allſchlaraffia iſt nämlich beſchloſſen worden, „aus Rückſicht auf die guten Beziehungen zu den — auswärtigen Mächten“ den Burgpfaffen abzuſchaffen. Mir tuts leid um Seine Ehrwürden, den altgeſtammten Burgpfaffen des Reyches Grazia, der uns ſchlaraffiſch Freud und Leid ſo oft mit erbaulicher Rede gewürzt hat. An ſeine Stelle ſollte der Hofnarr treten, aber es ſoll im ganzen Reyche keiner zu finden ſein, der geſcheit genug wäre für einen Narren. Trotzdem ſinge ich:

O tauſendſippig Reych, ſei mir gegrüßt!
Du Kronland Ihrer Majeſtät, der Narrheit.
Wo kindlich rein iſt das Gemüt, dort fließt
Aus loſem Spiele himmeltiefe Wahrheit.

Die erſte Roſe, die mir in dieſem Frühling blüht, iſt eine Neuroſe. Sie blüht in den Hüften und rankt ihre lieblichen Girlanden den rechten Schenkel hinab faſt bis an die Zehen. Sie trägt den ſchönen Namen Jschias und weiß ſich ſo pikant zu machen, daß Aufmerkſamkeit und Gefühl faſt Tag und Nacht ihr zugewendet bleiben. Dann frage ich mich manchmal: Worin unterſcheidet ſich eigentlich das Schmerzgefühl vom Luſtgefühl? Der Philoſoph zögert mit der Antwort, aber das Kind ſagt: Der Zahn tut weh und das Zuckerl tut wohl. Einmal behauptete jemand, der Menſch ſei ſo weit zu erziehen, daß ihm auch der Schmerz zum Luſtgefühl würde. Na nu! Das wäre was. Vielleicht beginnt unſere moderne Erziehung ſchon darauf hinzuarbeiten. Unſere Geiſtesrichtung, beſonders die Kunſt, geht vorwiegend darauf aus, das Menſchenherz zu quälen, ihm die Lebensfreude zu verleiden, das Weltelend recht ins Geſicht zu rücken, die Menſchen zu Peſſimiſten zu machen. Geſchieht das etwa ſchon in der Abſicht, uns Luſt und Freude zu verdächtigen, mit Schmerz und Elend uns zu befreunden, Liebe zu erwecken dafür — bis ſie uns zu Luſt und Genuß werden?! — Warum ſoll man ſchmerzhaftes Nervenleiden dann nicht mit dem ſchönen Namen „Neu-Roſe“ benennen?

Der phyſiſche Schmerz iſt mir bei einer Krankheit nicht das Schlimmſte. Das Schlimmſte dabei iſt mir die Gefangenſchaft. Der Zimmerarreſt, die Vaſallenabhängigkeit. Ein altes lahmes Kind ſein, für das andere Füße gehen, andere Hände anfaſſen, andere Köpfe ſorgen müſſen. — Aber dieſes hilfloſe Hingegoſſenſein hat auch was für ſich, zur Abwechslung. Man iſt pflichtbefreit. Für die hundert Wünſche der Mitmenſchen, die mich ſonſt beunruhigen, quälen, erſchöpfen, bin ich unerreichbar. Mich gehen ſie nichts an. Auf Urlaub!

Sonſt hatte man den ganzen Tag gearbeitet, um ſich am Abend doch ſagen zu müſſen, du haſt zu wenig getan. Jetzt in der Krankheit kommt kein ſolcher Selbſtvorwurf auf und man hat doch den ganzen Tag nichts getan. Einmal ſtand ich tatſächlich vor dem Bette eines Leidenden, der lächelnd den Seufzer tat: Ja, mein Lieber, das Krankſein, das iſt meine einzige Erholung.

Saß ich am Sterbelager eines lieben Menſchen. Saß da und ſchaute ihm zu. Schaute zu, wie man ſtirbt. Weil er ſo ohne Klage, ohne Widerſtreben langſam verging, ruhig verloſch, ſo kam mir von einer Todesqual nichts zu Sinn. Wahrſcheinlich empfand er auch keine. Aber ſo beobachtend zuſchauen! Das war das Allerungeheuerlichſte. Hatte ich ihn nicht ſo lieb! War ich nicht immer beſtrebt geweſen, alles Harte ihm tragen zu helfen. Und nun von ſeiner ſchwerſten Not fällt ſo blutwenig auf mich ab. Herzlos, treulos kam ich mir vor, daß ich zu dieſer Stunde atmen konnte, nicht wahnſinnig wurde. — Aber als es aus war, da kam's. Da kam der wütende Schmerz und riß mich hin, den Leib zu koſen und zu rütteln, und wußte es nicht zu faſſen wie ich ihn gerade vorher ſo ruhig konnte ſterben ſehen.

Geht es nicht auch anderen ſo, daß ſie in ſchlafloſen Nächten manchmal an ihre Vorfahren denken müſſen? Ich fühle mich oft vereinſamt in dieſer ſpäten Zeit und ſehne mich nach meinen Vorfahren. Beſonders nach den Ahnen meines Vaters. Es ſind ſeit drei Jahrhunderten deren nur vier mit Namen bekannt. Ich habe keinen geſehen. Und da iſt bisweilen ein großes Verlangen, ihr Angeſicht zu ſehen, ihre Stimme zu hören. Und was ſie ſagen würden zu dieſer Zeit, in der ihr Enkel leben muß und die wie eine andere Welt iſt, im Vergleich zu der ihren. Ich kenne ihre Zeit, kannten ſie die meine? Ich ſtelle mir vor, wie jeder, gedrungen von Geſtalt, mit rundem, wohlgerötetem Geſicht, grauen Augen und blondem Haar in ſeinen aſchfarbigen Knielederhoſen gelaſſen herumgegangen iſt auf ſeinen Almen und Kornfeldern, und über den Furchenacker hin mit dem Roß geeggt hat, ſo daß der Name mir noch Erdgeruch herüberträgt in mein enges Stadtleben. Wie tut es mir leid, den Namen Roßegger verſtümmelt zu haben, um als Schriftſteller mich von den vielen anderen Namensbrüdern zu unterſcheiden. Hamerling entſchuldigte das zwar mit dem Ausſpruch, wer ſich ſelbſt einen Namen gemacht, der könne ihn ſchreiben wie er wolle. Damals war aber der Name noch nicht gemacht. Vor vierzig Jahren ſchien die Änderung nötig zu ſein, heute wollte ich mir einen Finger abhacken laſſen, ſtünde der Name der Ahnen unverſehrt auf meinen Büchern. — Übrigens werden die Vorfahren nicht fragen, wie die Nachkommen den Namen ſchreiben, ſondern vielmehr darnach, ob er makellos bewahrt wird.

Nun war es in einer dieſer Nächte, daß ich halbſchlummernd den Vorfahren nachſann. Da hörte ich plötzlich, daß jemand rief: „Peter Roßegger!“ Und erkannte ich die Stimme meines Urgroßvaters Joſef, der um die Wende des XVIII. Jahrhunderts geſtorben war. Ich horchte auf. Wie wußte ich, daß es des Urgroßvaters Stimme geweſen? Woher war ſie gekommen? Allmählich wurde mir klar, ich ſelbſt hatte im Schlafe gerufen. Und nun hatte ich meine Ahnen. Sie leben in mir. Sie leben alle in mir fort. Nun weiß ich auch, wie ſie ſich zu dieſer Zeit verhalten würden. Ganz wie ich mich zu ihr verhalte.

Jeden Großen noch, der mir Audienz gab, habe ich entlaſſen. Nicht erſt wartete ich, bis er mit freundlichem Nicken das Geſpräch ſchloß, nein, ich ſelbſt brach allemal willkürlich das Geſpräch ab, verneigte mich und ging. Willkürlich? Doch nicht. Ich kann die Vorſtellung nicht los werden, daß ſolche Audienzen zumeiſt nur Formſache ſind, die gerade dem hohen Herrn läſtig ſein müſſen. Und dann war ich es aus dem gewöhnlichen Verkehr gewohnt, daß man eher geht, als man daran erinnert wird. Fühlt man es im Alltag als eine Demütigung, wenn man abgewinkt wird, um wie viel mehr erſt bei ſolchen, denen man ſelten naht. Darauf wollte ich es nie ankommen laſſen. So weiß ich nicht, war es Stolz oder Beſcheidenheit, wenn ich den hohen Herrn entließ — jedenfalls war es ein grober Verſtoß gegen die Sitte. Und das habe ich nicht gewußt bis zu dieſem Tage, da ein Fürſt mir fröhlich nachrief: „Aber weshalb laufen Sie davon, lieber Herr R. Sie ſind ja noch gar nicht entlaſſen!“

In dieſem Falle begab ich mich gern der Freiheit. Bei einer Perſönlichkeit jedoch, in der ich den Menſchen nicht finden darf, verliere ich den Halt. Deshalb meide ich die Audienzen, blieb aber mit Vergnügen noch eine Viertelſtunde ſitzen bei jenem Fürſten, der nicht darauf einging, als ich ihn entließ.

Ungefähr zehn Schritte hatte ich zu laufen, um den elektriſchen Wagen, der ſchon abgeklingelt, noch zu erreichen. Und ſchon Bruſtkrampf, von dem ich mich erſt allmählich erholte. Es war auf der Grazer Strecke Zinzendorfgaſſe—Mariatroſt. Mit mir war eine Dame eingeſtiegen, deren Hund nicht mit in den Wagen durfte. So lief er neben dieſem her. Er würde es nicht lange machen, meinten die Fahrgäſte, denn der Wagen ging raſch, hatte die ſechs Kilometer lange Strecke in 18 Minuten zurückzulegen. Der Hund blieb aber nicht zurück, ſondern lief flink voraus, um an den Halteſtellen ſeine Herrin allemal mit hellem Lauten begrüßen zu können.

Es war ein brauner zottiger Wolfshund Er war ſehr wohlgemut im Laufen, machte, wenn ihm auf ſeinem Vorſprunge langweilig wurde, eine Strecke wieder zurück oder lief querfeldein, auch an die Häuſer, um andere Weſen ſeiner Art beſchnuppern zu können und mit manchem dieſer Zeitgenoſſen verwegene Beziehungen anzuknüpfen. Zu allem hatte er Zeit, und ſah er ſich einen Augenblick hinter dem dahinrollenden Wagen, ſo war er im nächſten wieder weit voran, um ſich an der Halteſtelle in Poſitur zu ſtellen und ſeiner davon ſchier entzückten Dame durch fröhliches Bellen zu huldigen. In Mariatroſt angekommen, fiel er nicht hin, vom Lungenſchlage getroffen, wie jemand von uns prophezeit hatte, ſondern intereſſierte ſich lebhaft für Aporteln, die mehrere Knaben auf die Wieſe hinaus warfen. Er hatte in einer halben Stunde ſicher 10 Kilometer zurückgelegt, immer mit derſelben leichten Schnell- und Schwungkraft, ohne das geringſte Zeichen von Ermüdung. — Einmal hat mir ein guter Freund bedauernd geſagt: „Du biſt halt mit deiner Lunge auf den Hund gekommen.“ Mein Gott, wenn's wäre, wie froh wollte ich ſein. — Die Lunge vom Hund', das Aug' von der Katz, das Herz vom Löwen — da wollt' ich mal einen Spaziergang machen über die Berge von Graz bis Liſſabon.

Sehe ich in einer Spielwarenhandlung eine Frau mit ihrem etwa ſechsjährigen Töchterlein. Dieſes ſchaut zu, wie andere für ihre Kinder Spielſachen kaufen, beſonders Puppen. Die kleinen Mädchen zittern danach und wiſſen ſich vor lauter Puppenſchaukeln und Koſen gar nicht zu faſſen. Da ruft das Mädchen: „Dumme Kinder! Wie kann man ſo eine Puppe lieb haben, ſie iſt ja nicht lebendig, ſie iſt doch nur aus Holz und Leder!“ Und ſpricht noch manch andere kluge Redensart, ſo daß die Leute ſagen, ein ſo geſcheites Kind hätten ſie noch gar nicht geſehen. Ich habe mir aber gedacht: Du armes Menſchenweſen, daß du ſelbſt in der Kindheit keine Phantaſie aufbringſt, wie elend wird es dir im Leben noch gehen mit deiner ſchrecklichen Geſcheitheit! Vielleicht in zwölf oder vierzehn Jahren, daß dich ein ſchöner Jüngling ſieht, der folgendes ſagt: „Wie kann man ſo dumm ſein und ein ſo geſcheites Mädel lieb haben, es hat ja kein Herzensleben, es iſt nur aus Knochen und Leder — und Kritik zuſammengeſetzt.“

Der *Eulenſpiegel* hat immer noch Nachkommen in unſerem Volke. Ein alter Kleinhäusler an der Lieboch hat ſein junges Weib auf folgende Art drangekriegt. „Beſinn dich nit lang, Mariedl,“ ſagte er, „bei mir wirſt es gut haben, weißt, da bin ich nit ſo, ich halt mein Wort. Du kannſt dir bei mir wünſchen was du willſt, es bleibt dabei“. Bei ihrer Hochzeit war eine Großbäuerin, die hatte einen grünſeidenen Kittel an. Als ſie nach Hauſe kamen, wünſchte ſich die junge Ehefrau auch ſo einen grünſeidenen Kittel. „Gut“, ſagte ihr Mann, „du wünſcheſt dir einen grünſeidenen Kittel; es bleibt dabei!“ — Und es blieb dabei — beim Wunſche nämlich. Als der Alte mir das erzählt, lachte er ſich in die Fauſt und ſprach: „Wort halten tu ich immer!“

Ich bin unter dem Einfluſſe einer asketiſchen Weltanſchauung aufgewachſen. So hat mich mein Lebtag der Gedanke begleitet: Menſch, lege keinen Wert auf das Irdiſche, halte nichts auf Schönheit, auf Reichtum, auf Ehre, es iſt alles eitel und in kürzeſter Zeit vorüber. Denke ans Leben, das ſich immer wiederholt! — Nun aber, gerade im Denken ans ewige Leben kann meine alte Vorſtellung einen Stoß bekommen. Wenn das Leben ſich wiederholt, ſo wiederholt ſich doch auch Schönheit, Beſitz, Ehre, wiederholen ſich all die angenehmen täglichen Dinge, ſo klein ſie ſein, ſo eitel ſie ſcheinen mögen. Reſpekt vor den Spielſachen der kleinlichen Tage! Das Leben beſteht aus kleinlichen Tagen. Das Menſchenglück iſt ein Moſaik aus lauter Kleinigkeiten. Wenn du dich heute freueſt an einem ſchillerndem Perlmutterknopfe, ſo iſt dieſe Freude ſehr eitel und ſehr kurz, ſie ſtirbt längſtens mit dir ab. Aber ſie wird mit dir wieder geboren! Und ſie lebt in anderen. Millionen Menſchen freuen ſich an dem ſchillernden Perlmutterknopfe. Es iſt ein Meer von Glück um den ſchillernden Perlmutterknopf und es iſt ein unvergängliches Meer, denn ſo lange Menſchen geboren werden, bringen ſie die Eignung mit, ſich über ſchillernde Perlmutterknöpfe zu freuen, oder über eine Tarockpartie oder über einen klingenden Titel oder über einen aufgewirbelten Schnurrbart oder über irgend eine Nichtigkeit. Jetzt ſehe ich, daß derlei Nichtigkeiten Dinge der Ewigkeit ſind. Daß es, anſtatt ſie zu verachten, — vielmehr darauf ankommt, die Freude an ihnen zu vergrößern und zu erhöhen. — Dieſe Gedanken ſchenke ich her, vielleicht kann ſie wer brauchen. Mich ſollen ſie nur mahnen, nicht allzu oft und zu verächtlich von „irdiſchen Eitelkeiten“ zu ſprechen.

Hinter dem Dorfe, in einem Häuslein am Berghange, lebt ein altes Frauerl. Vor ihrem Fenſter bleibe ich allemal ſtehen. Dort blühen in irdenen Töpfen ſo ſchöne Blumen. Von den erſten Märzenveilchen bis zu den ſpäten Pelargonien und Aſtern im Herbſte ſtehen des Sommers ſchönſte Blumen dort und lachen freundlich her. Als vor einigen Tagen das einſame Frauchen vor dem Hauſe auf der Bank ſaß und für arme Waiſenkinder Strümpfe ſtrickte, redete ich ſie an und ſagte: „Mutter, daß ihr doch immer die ſchönſten Blumen habt im Dorfe!“ — „Ja“, antwortete ſie lächelnd, „wenn's ſo iſt, dann wird's halt an der guten Erden liegen." Da ſah ich es, ſchwarze feuchte Erde war in den Töpfen. „Habt Ihr denn eine beſondere Erde?" — „Mag wohl ſein", ſagte ſie und zählte die Maſchen ihrer Arbeit. — Nachher hat es mir eine Nachbarin geſteckt, woher dieſes alte Mütterlein die Erde nimmt. Von Zeit zu Zeit geht ſie an Dämmerabenden hinaus auf den Friedhof und dort an offenen Gräbern füllt ſie ihre Blumentöpfe mit Erde. Vor dreißig Jahren iſt auf demſelbigen Friedhofe ihr Mann begraben worden, dem ſind bald nacheinander ihre drei Kinder gefolgt und zuletzt noch ein Kind ihres Kindes. All ihre lieben Leut ſind hinausgetragen worden und alle will ſie jetzt in ihren Blumentöpflein wieder hereintragen in das kleine alte Haus. So wie ſie einſt den kranken Mann betreut, ſo pflegt ſie jetzt die Blumen. Und dieſe lächeln freundlich auf zum einſamen Weiblein. Ach, wer wird denn einſam ſein unter ſeinen lieben Leuten!

In unſerem Oberlande pflegt man die Toten vom Sterbehauſe bis zum oft ſehr entfernten Begräbnisorte zu tragen. Der Sarg iſt auf zwei Stangen gebunden, die zweien Trägern — einer vorn, einer hinten — auf den Achſeln liegen. Doch es gibt auch Gegenden, wo die Leichen auf Karren durch Pferde oder Ochſen befördert werden. Aber das iſt merkwürdig, die Tiere können keinen Toten fortziehen; ſo kräftig ſie auch ſein mögen, der Karren rührt ſich nicht von der Stelle. Es muß etwas Lebendiges zum Sarge getan werden, daß Tiere ihn weiterſchaffen können. Gewöhnlich iſt früher ein Vogel im Bauer auf den Karren geſtellt worden. Dann ging es. Nun ſoll ſich's dieſer Tage in einem Tale ereignet haben, daß das Pferdlein den Karren mit der Leiche des Haustöchterleins ohne Anſtrengung fortzog und es war doch kein lebendiges Weſen darauf. Da rief der Vater des verſtorbenen Mädchens: „Wenns dem Röſſel gſchlaunt, ſo is s Menſchel noh lebi!“ Und ließ den Sarg wieder ins Haus tragen. Da der Totenbeſchauer das Mädchen aber neuerdings für tot erklärte, ſo reimte der Vater ſich die Sache dahin, daß im Karren lebendige Käferlein oder Würmlein geweſen ſein müßten, weil das Pferd ihn weiter brachte. „Siſta hätts nit mögn migla ſei!“

Das hat ein alter Bauer in meiner Heimatsgegend beſſer gemacht, als wir andern, die wir fluchen und ſchimpfen, wenn uns auf der Straße ein Autler beläſtigt. Dieſer Bauer ſtapft in ſeinem Sonntagsgewand würdevoll auf der kotigen Straße voran, da ſieht er vor ſich ein Automobil daherraſen. Raſch hebt er ſeinen Regenſchirm und winkt mit aller Lebhaftigkeit, der Mann ſolle halten. Der Autler denkt, er werde auf eine Gefahr aufmerkſam gemacht, nimmt ein ſehr langſames Tempo an und hält bei dem Bauern, um zu fragen, was los ſei. „Ah, weiter nix“, ſagte der Alte, „ich tu mich halt ſchön bedanken, daß der Herr ſo langſam vorbeifahrt, ſonſt wär mein Gewand wohl recht abſcheulich angeſpritzt worden. So und jetzt kann er ſchon wieder weiter fahren.“ Sagt's und ſtapft würdevoll wegshin, während der Autler natürlich einen „dummer Bauer!“ brummt.

Auf dem Felde ackerte eine alte Bäuerin, handhabte den Pflug wie ein Mann und leitete noch mit einer Gerte das Zugochſenpaar. „Alleweil noch Korn anbauen!“ ſo redete ich ſie an. „So?“ antwortete ſie: „Was ſoll ein Bauersmenſch denn ſonſt tun, als Korn anbauen!“ — Ich: „Aber hier im Gebirge würdet ihr mit der Viehzucht beſſer wirtſchaften. Ihr könnt das Korn ja doch nicht ſo gut verkaufen, als was es euch koſtet.“ — Sie: „Korn verkaufen? Was ſollen wir denn nachher den Dienſtleuten zu eſſen geben?“ „Die Dienſtleute fürs Korn und das Korn für die Dienſtleute. Eine ſaubere Wirtſchaft! Glaubt mir, mit der Viehzucht würdet ihr viel beſſer ſtehen.“ — „Das Geſpött möcht ich hören von den Nachbarn: Ein Haderer-Bauer! Baut gar nix mehr an. Iſt ſchon zum Abkratzen. Na, na, wir ſind Bauern und keine Kuhhalter — verſtehſt?!“ — Bauern und keine Kuhhalter! Da fiel mir ein, ob es nicht am Ende dem Landmanne eine Ehrenſache iſt, daß er Getreide baut. Er will Bauer ſein, aber kein Hirte. Als ob er es empfände, daß Landbau eine höhere Kulturſtufe iſt, denn Viehzucht. Landbau iſt Bodenſtändigkeit, Viehzucht ſtreift ſchon an die „Zigeunerei“, ans Nomadentum. Ackerbau iſt Herrſchaft, iſt Adel. Aufs Feld werden im Bauernhof die tüchtigen Leute geſtellt, auf die Viehweide Kinder und Halbkretins — zum „Halter“ iſt gleich wer zu brauchen. — Alſo angeborener Bauernſtolz, wenn unſer Landmann nicht ablaſſen will vom Getreidebau.

Zur Hochwaſſerzeit, die heuer nicht enden will. An den Tümpeln, Wildgräben und über die Wieſen geht ein Fremder dahin, um den Weg abzukürzen, obſchon er nichts zu verſäumen hat. Die Stiefel trägt er über den Achſeln und watet barfuß durchs Gras. Kommt ihm ein Bauer nach, bricht vom dürren Strupp einen Aſt und ſchreit: „Soll ih Ihnen auſſihelfen aus der Wieſen? s Gras zſammtreten da! Wo eh s Waſſer ſo viel hat Schaden tan!“ Antwortet der Fremde ruhig: „Aber Bauer, deswegen bin ich ja da. Muß ja nachſchauen und die Waſſerſchäden aufſchreiben für die kaiſer-königliche Statthalterei. Daß ihr armen Bauern eine Vergütung bekommt.“ „s ſelb wär brav,“ ſagt der Bauer, „und wenn der Herr erſt meinen Stadl tat ſehen, dems Waſſer die Grundmauern hat weggeriſſen. s iſt aus der Weis." „Könnten ihn ja anſchauen," meint der Fremde, „wenn ich nicht jetzt ins Wirtshaus müßt', 's wird ſchon Mittagszeit." „Biſſel hätten wir auch noch was," ſagt der Bauer. So geht der Herr Waſſerkommiſſär mit dem Bauern in den Hof, wo er mit Milch, Brot und Butter bewirtet wird und noch mit einer Eierſpeiſe, die dem Herrn rechtſchaffen ſchmeckt. Wie er nachher immer noch barfuß weiterſchlendert auf der Straße und ein Liedel pfeift, ſchaut ihm die Bäuerin nach und ruft hell aus: „Gfoppt ſein ma! Das iſt mein Lebtag kein Kommiſſär nit, das iſt ein Umergeher (Vagabund). Was tuts mir leid um meine Eier!" Mir hat das Spitzbubenſtückel der Bauer geklagt und dazugeſetzt: „Wenns Waſſer und die Dummheit nit alleweil ſo groß wär bei uns Bauern, ma tat beſſer hauſen." Diesmal wäre lebhafteſter Widerſpruch höflich geweſen, aber ich habe nicht widerſprochen.

Kaum ein Jahr war verfloſſen ſeit jenem ſchrecklichen Juli 1866. Die Bräute der bei Königgrätz Gefallenen trugen noch dunkles Gewand. Da kam eine neue Schreckensbotſchaft: In Amerika hätten ſie den Bruder unſeres Kaiſers erſchoſſen! Wir erinnerten uns noch lebhaft des Tages, als Erzherzog Max nach dem Abſchiede von der alten Kaiſerſtadt an der Donau durch unſer Land fuhr. In Mürzzuſchlag hatte man gehört, wie er vom Waggonfenſter herausrief: „Adieu, Steirer! Stehet feſt wie eure Berge und vergeſſet den Max nicht!" Der jugendlich ſchlanke, freundliche Marinekommandant mit dem ſchönen blonden Bart. Auf Betreiben des Kaiſers Napoleon III. hatte er die Kaiſerwürde von Mexiko angenommen, „um jenem halbwilden Volke die Segnungen europäiſcher Kultur zu bringen". Man ſagt, Erzherzog Max ſei der einzige Mann in Europa geweſen, den Napoleon gefürchtet und deshalb wollte er ihn entfernen. Der hochgemute Idealiſt ließ ſich verlocken. Unter franzöſiſchen Schutztruppen war er am 28. Mai 1864 in Veracruz gelandet. Als ſich aber bald gegen ihn in ſeinem jungen Kaiſerreiche die Revolution erhob, zog Napoleon die Schutztruppen zurück, Maximilian wurde gefangen, zum Tode verurteilt und am 19. Juni 1867 erſchoſſen. — Die Nemeſis ereilte den treuloſen „Schutzherrn“ an der Seine ſehr bald. Ungefähr ſo lange, als Kaiſer Max in Mexiko regiert hatte, regierte Napoleon noch ſein Frankreich, dann war er — der einen deutſchen Fürſten verraten — der Gefangene deutſcher Fürſten. — Dieſes Gedenken überkommt mich jetzt auf einem ſtillen Berge in Krieglach-Alpel am 40. *Jahrestag* **von Maximilians Tod**. Aus ferner Jugendzeit ragt jene titaniſche Geſchichte auf wie ein erratiſcher Block über blühenden Almmatten.

„Roſeggers Poeſie will, auf Fundament aus Flugſand geſtützt, einen Gegenbau *gegen das Chriſtentum* aufführen, beſtehend aus Rationalismus, durchaus ſubjektiver Abfindung mit den Dogmen des Chriſtentums überhaupt, den Ergebniſſen ſeiner ‚Forſchungen‘ auf theologiſchem Gebiete, Anfeindung des Prieſterſtandes, Pikanterie, feilem Spott; die Studien, die dieſer ‚Miſſionstätigkeit‘ zugrunde liegen, können nicht weit her ſein, ſonſt wären ſolche Ungeheuerlichkeiten, wie R. ſie ſich leiſtet, nicht möglich.“

Solches Urteil fällt über mich ein Dr. K. Macke, welcher unter der einſt ſo angeſehenen Flagge von Vilmars „Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur“ ſeine zelotiſch verbohrten Meinungen feilbietet. Es iſt eine jener aufgelegten Fälſchungen meiner Abſichten und Leiſtungen, mit denen eine gewiſſe Partei im Namen der katholiſchen Kirche ſeit Jahrzehnten mich beim deutſchen Volke in Mißkredit zu bringen ſucht. „Ich will einen

Gegenbau gegen das Chriſtentum aufführen.“ „Ich gebe mich als Forſcher auf theologiſchem Gebiete aus.“ „Ich feinde mit feilem Spotte den Prieſterſtand an.“ — Ja! Gewiſſe Schäden der Kirche und gewiſſe typiſche Vorkommniſſe im Prieſterſtande habe ich nicht mit feilem, ſondern mit zornigem Spotte geſtriegelt und freue mich, dieſe unſaubere Arbeit hinter mir zu haben; ſonſt müßte ich ſie heute noch verrichten. Mein Gewiſſen hat mich gezwungen, alles, was ich an dieſer Welt, an meinen Mitmenſchen und an mir ſelbſt für ſchlecht hielt, zu verwerfen, ſowie ich anderſeits mit Hochgefühl alles Gute und Schöne, das mir begegnet, mit meinem geringen Können poetiſch zu verherrlichen getrachtet habe. Welcher weltliche Schriftſteller unſerer Zeit hat ſo viele edle Prieſtergeſtalten geſchildert als ich! Wenn manche derſelben erdichtet werden mußten, ſo kann doch ich nichts dafür! Theologiſche Forſchungen zu machen iſt mir nie eingefallen, außer daß ich in den Herzen der Menſchen der Gottesſehnſucht und ihrer verſchiedenartigen Form nachgegangen bin und meine eigenen Empfindungen und Gedanken darüber freimütig ausgeſprochen habe. In lyriſchem Hange nur ausgeſprochen. Den Hochmut, meine Meinung für die einzig richtige zu halten und andere dazu bekehren zu wollen, habe ich den Phariſäern nie ſtreitig gemacht. Meine ethiſche Abſicht ſeit vierzig Jahren iſt, die Güte, die Treue und die Tüchtigkeit zu feiern, die Liebeslehre Jeſu Chriſti in Dichtungen wie im Leben zu verkörpern und im Glauben an ein ewiges perſönliches Leben Frohheit und Zuverſicht in unſer jetziges Daſein zu bringen. Wenn das ein „Gegenbau“ gegen das Chriſtentum iſt, dann allerdings bin ich jener greuliche Antichriſt, als den dieſe eifernden Seelenwildſchützen mich ſchon ſo oft abgeſchlachtet und ihren Leſern als Höllenbraten vorgeſetzt haben.

Einen Hirten, der auf der Alm hundertunddreißig Stück Vieh zu beaufſichtigen hatte, die alle von gleicher Raſſe ſind, fragte ich, ob er denn die verſchiedenen Rinder alle perſönlich kenne, das heißt jedes von jedem anderen unterſcheiden könne. Seine Antwort: „Das iſt wohl keine Frag' für einen, der ſelber einmal Halter geweſen.“ Da erinnerte ich mich, wie ich einſt als Hirtenknabe jedes Stück unſeres großen Viehſtandes, ja ſogar viele Individuen der Nachbarsherden genau kannte. Von weitem ſchon auf den erſten Blick unterſchied und erkannte, während dem ungeübten Auge doch ein Ochs wie der andere ausſieht. Und heute vermag ich nicht einmal die Menſchen meiner Nachbarſchaft genügend zu unterſcheiden. Deshalb iſt es wohl bedeutſam, wenn der neunzigjährige Holzknecht-Anderl, der mich als Knaben gekannt, jetzt dem „ſtudierten Herrn“ manchmal ſinnend zuſchaut, dabei den Kopf ſchüttelt, murmelnd: „Und iſt einmal ein ſo geſcheites Bübel g'weſt!“

Im Dorfwirtshauſe ſaß ein dickes Stadtherrlein, das auf Sommerfriſche da iſt, rauchte Zigaretten, las in der Zeitung und höhnte. Er verhöhnte die eben tagende Haager Friedenskonferenz. Er hatte Ärger darüber, daß dieſe Bewegung zu einer politiſchen Macht heranwächſt, mit der ſelbſt Zeitungsſchreiber rechnen müſſen. Er begann zu dozieren, daß ſolche Friedensbewegung die Politik der Feiglinge ſei und daß die Menſchheit, wenn ſie ſich nicht ſchlägt, faulen müſſe. „Damit's nit faulen!“ ſagte der Wirt, da hatte jener Eine in der Wange. Der alſo nach eigener Lehre politiſch Bedachte tat eine wütende Bewegung, als ob er zurückſchlagen wolle, tat's aber nicht, ſondern verzog ſich knurrend. Im Angeſichte des wuchtigen Wirtes hatte er ſeiner Revanchegelüſte vergeſſen. Der Wirt hat zwei Söhne beim Militär und denkt über

Krieg und Frieden anders als ein großmäuliger Wicht, der weit vom Schuß iſt.

An einem ſchönen Sommertage führte ich das erſtemal meinen älteſten Enkel, den kaum fünfjährigen Walter, nach Krieglach-Alpel. Der Kleine fand ſich in den Bergen und Wäldern ſofort zurecht. Er fand ſie ebenſo ſelbſtverſtändlich wie das Meer, das er kurz vorher geſehen. Aber das eine bemerkte er: Auf dem Meere hänge der Himmel ins Waſſer hinein, hier ſtänden die Berge in den Himmel hinauf. In mein altes Vaterhaus tretend blickte er einmal in den dumpfen, dunklen Raum umher und fragte: „Großvater, wo iſt denn hier der Salon?“ Da habe ich ihn ins Freie geführt, auf die grüne Matte zwiſchen hohen Fichten und Lärchen. Dort ſuchte er den merkwürdigen Baum, „wo der Urgroßvater auf der Tanne ſaß“, auf die er ſich, von Wölfen verfolgt, geflüchtet hatte. Es fand ſich im jüngeren Baumgeſchlecht keiner, der dem in der Erzählung ähnlich ſah. Dann ging der Kleine wieder ins Haus und fragte mich, wo mein Kinderbettel geſtanden, wo meine Mutter den Milchpapp gekocht, auf welcher Bank ich ihn gegeſſen, in welchem Winkel ich meine Spielſachen gehabt hätte. Wie einem Großvater da ums Herz wird, wenn der kleine Enkel ſo in ſeine ferne Kindheit hineinſchaut! Wie er ſich ſelber wieder ſieht in dem Knaben, der in dieſem altersmüden Hauſe luſtig umherläuft, als ſei auch er da geboren. Wie man da wieder den ewigen Ring des Lebens fühlt! — Als ich nachher dem Kleinen ungeſchickterweiſe auch die alten Grundmauern zeigen wollte, auf denen einſt die Wirtſchaftsgebäude geſtanden, und ihn aufmerkſam machen wollte auf das Hochwaldmeer des Teufelſteins und die weite Ausſicht ins blauende Wechſelgebiet, da waren ihm die Heidelbeeren Hauptſache geworden, wie er bis an die Bruſt im hohen Heidekraut herumſtieg mit dem blaugefleckten Geſichtlein. Manchmal ſtand er ein wenig ſtill und ſchaute träumeriſch hin. Er träumte wohl von fernen Zeiten, da in dieſer Gegend die Wölfe und Bären waren und auf alten Bäumen die Urgroßväter wuchſen, und träumte von den lichten Wolkengeſtalten, die über den Wipfeln ihre weißen Tatzen ausreckten und ihre aufgeſperrten Rachen. Und mitten unter ſolchen Ungeheuern naſchte er ruhig Heidelbeeren. Der Waldbauernbub, wie er im Büchel ſteht, vor vielen Jahren in der „Waldheimat“ beſchrieben.

Der deutſche Michel hat einen feſten Schlaf. Alles Schriftwerk und Witzwerk, ihn zu wecken, iſt nichts als ein Naſenkitzeln mit dem Strohhalm. Er nieſt und duſelt weiter. Mit einem Eichenknüppel muß man ihm auf den Buckel hauen, daß er bei nahender Gefahr aufwacht. Dann dankt er nicht, daß er geweckt worden, ſondern ſchimpft, daß er geſchlagen wurde.

„Wie denken Sie über die eheliche Treue?“ fragte mich ein Beſucher aus der Großſtadt. — Wie ich darüber denke? Das iſt ganz gleichgültig. Fragen Sie doch lieber, wie ich's damit halte. Ich will es Ihnen offen ſagen. Die Sache iſt intereſſant und ich kann wohl mitreden. In der Jugend, der armen, der gottfrohen, hat's für mich nicht allzuviele Verſuchung gegeben, alſo auch nicht viele Tugend. Im Laufe des Lebens habe ich erſtere kennen gelernt und letztere nicht immer mit leichter Mühe bewahrt. Ein Entſcheidendes war, daß man kein Schuft werden will. Jedem Geſchäftsmann hält man das Verſprechen, und gerade dem liebſten Menſchen nicht? Übrigens wäre auszuführen, daß in dieſer Sache doch weniger das „Verſprechen“ mitſpricht, als praktiſche Erwägungen. Man ſetzt mit dem Treubruch doch einmal gar zu viel an Lebensglück auf das

Spiel. Außerhalb wie innerhalb des Kreiſes wachſen dem Treuloſen Widerwärtigkeiten und können ihm unter Umſtänden ſo ſehr über den Kopf wachſen, daß ſie alles häusliche Glück, alle ſittliche Kinderziehung, oft auch alle geordneten wirtſchaftlichen Zuſtände völlig erſticken und zerſtören. Ich habe zu viele derartige Beiſpiele geſehen, als daß ſie nicht imſtande geweſen wären, den Verſuchungen ein Gegengewicht zu bieten. Das Stärkſte daran tut allerdings die Liebe zur eigenen Frau. Man will durch Augenblickserfolge auch nicht das Große und Beſtändige verſcherzen. — „Das ſind Ausnahmen“, ſagte mein Beſucher wegwerfend.

Wir leben in einer Zeit der Ehebruchriecherei. Die haben wir noch von dem franzöſiſchen Luſtſpiel und auch von der modernen Literatur. Ich vermute, daß der Ehebruch häufiger in der Dichtung vorkommt als im Leben. Um ſo folgenſchwere Dummheiten zu begehen, dafür ſind die meiſten Leute, wenn auch nicht zu gut, ſo doch zu klug.

Auf meiner Wanderung im Gebirge begegnete mir ein alter Stelzfuß. Ich hatte ihn ſchon lange geſehen heranhumpeln über die breite Wieſe jenſeits des Baches. Erſt merkte ich es kaum, ob er ging oder ſtand — ſo mühſam war's. Der eine Fußſtumpf verſank bei jedem Schritt in den Sumpf, aus dem er ſich mit dem andern Bein und mit dem Stocke grauſam ſchwer hervorarbeitete. Wie bei einem zertretenen, ſchwerverletzten Wurm, ſo jämmerlich ging's voran. Endlich kam er zum Bach, über den ein ſchmaler, geländerloſer Steg führte. Erſt ſah ich ihm zu, wie er das machen würde. Schon der Stock glitt aus auf dem glatten, wagerechten Baumſtamm. Sein lebendiger Fuß ſtand, aber wie ſchwankend und unſicher! Der Stelzſtrunk konnte keine rechte Stütze finden. Allbeide hatten wir dann tüchtig zu tun, bis er über dem wilden Gebirgsbach war. — Wohin er noch wolle, ſo nahe dem Abend? — Mein Gott, das wiſſe er nicht. — „Wäret Ihr doch dort oben im Bauernhof geblieben.“ — „Haben mich halt nit behalten. Bin ihnen halt zu unſauber und hätten keinen Platz für fremde Leut. Wär ihnen erſt vorige Woche ſo einer mit des Bauers Zwilchrock durchgegangen. Herr, ſchauns mich einmal an! Ich durchgehen!“ — „Wo ſeid Ihr denn daheim?“ darauf meine Frage. — „Drin in der Veitſch. Zuſtändig biſſel in Mitterdorf. Haben auch keinen Platz für mich, haben geſagt, danchigehen (fortgehen) ſoll ich.“ — „Wieſo ſeid Ihr denn ums Bein gekommen?“ — „Stumpffuß mit auf die Welt gebracht. Hab reiche Verwandte gehabt; überaus reich. Ich überaus arm. Geh ich halt jetzt wieder biſſel umeinander, daß ich was z eſſen find. Heut noch nix, wie Schwarzbeeren“. Alte verſchwammte Lodenlappen hingen an ſeinem verbogenen Körper. — Wenn ihm die Reichen keine Herberge geben, dachte ich, ſo muß er's halt bei Armen probieren. Ich wußte in der Nähe ein verfallendes Bauernhaus, wo ich bekannt bin. Dort lebt ein altes Weiblein mit drei Töchtern, die ihr — ſie wußten wohl ſelbſt nicht recht, woher — eine Menge Enkel ins Haus gebracht hatten. Kränkliche, krüppelhafte Geſchöpfe. Leben alle miteinander von einer mageren Milchkuh, Erdäpfeln und Waldfrüchten. Erſt ein paar Tage vorher hatte mir das alte Weib geklagt, ſie und ihre Leuteln ſeien die Ärmſten. So arm wie ſie ſei niemand in der ganzen Gegend. Und zu dieſen Ärmſten — ihr Haus ſtand gleich hinten in einem Seitengraben — habe ich den Stelzfuß hingewieſen. „Sprecht dort nur: der Peter hätt geſagt, ſie ſollen Euch behalten und Euch eine warme Suppe geben.“ — Von dem ihm gereichten Geldſtück konnte er wohl nichts herabbeißen. Er möge aber dort ſeine Sache bezahlen. — So hat ſich die armſelige

Kreatur weitergeſchliffen gegen das kaum zwanzig Minuten entfernte Grabenhaus. Der Arme dürfte länger dahin gebraucht haben, als ich in mein faſt zwei Stunden entferntes Quartier.

Als ich einige Tage ſpäter wieder bei der Alten im Grabenhaus zuſprach, rief ſie mir ſchon entgegen: „Den Krüppel letztens haben leicht Sie mir zugeſchickt? Alle Heiligen, iſt aber das ein armer Leut g'weſt! Dagegen ſind wir noch reich, hab ich zu meinen Töchtern geſagt.“ — „Seht Ihr! Seht Ihr!“ lachte ich, „ſo hat Euch der Allerärmſte reich gemacht.“

In mein Sommerhaus kam eines Tages ein junges, zartes Bürſchchen mit Wanderſtock und Ruckſack. Ein Gymnaſiaſt aus Wien, ärmlich und beſcheiden. Er beſitze von mir ein paar Bücher und bitte um eine Zeile von meiner Hand. Sehr gerne! Auf meine Fragen erzählte er ſeinen Reiſeplan. Über Eiſenerz durchs Geſäuſe ins Ennstal, dann durch das Salzburgerland und Oberöſterreich nach Wien zurück. — Ob in Wien ſeine Familie lebe? — „Die Mutter.“ Er werde hoffentlich ſtreckenweiſe fahren. „Das nicht. Alles zu Fuß, drei Wochen lang.“ Ich fragte, ob er ſchon früher einmal gereiſt ſei? „Ja. Einmal von Wien in den Wienerwald, zwei Tage lang.“ Seine Ausrüſtung kam mir ungenügend vor, er hatte nicht einmal einen Überrock. Ob er genug Geld bei ſich habe? „Ja, gewiß!“ — „Wieviel denn?“ — „Drei Gulden.“ — „Und damit wollen Sie eine drei Wochen lange Fußreiſe machen?“ — „Ich habe ziemlich viel Brot bei mir.“ — „Sie ſcheinen keine Ahnung zu haben, was die Einkehrhäuſer koſten.“ — „Ich brauche keins. Seit Wien her habe ich zweimal im Freien geſchlafen.“ — „Aber das geht nicht immer. In den Alpen gibt es auch im Sommer kalte Nächte.“ — „Dann vergrabe ich mich irgendwo in einen Heuſtadl." Das war dem treuherzigen Jungen alles ſo klar und ſelbſtverſtändlich. Mir gefiel er, mich dauerte er. — „Junger Wandersmann", ſagte ich und hielt ihm eine kleine Gabe hin, „das müſſen Sie mitnehmen!" Er errötete und hielt die Hände hinter den Rücken. Er weigerte ſich ſo ſehr, daß ich beſchämt war. Aber Sie müſſen es mitnehmen. Für alle Fälle. Wenn Sie's nicht brauchen, ſo können Sie mir's ja gelegentlich zurückſchicken. Ganz gelegentlich, wenn Sie einmal recht wohlhabend ſein werden. Denken Sie an Ihre Mutter und wie Sie geſund zu ihr heimkommen!" Da nahm er's. Und iſt davongegangen.

Vier Wochen ſpäter erhielt ich einen Brief von demſelben Jungen aus Wien. Freilich hat er's gut brauchen können. Er habe nicht gewußt, daß eine ſolche Reiſe ſo ſtreng ſei. Aber nun wolle er's mit vielem Danke zurückzahlen. Das Stückchen lag bei. Und habe ich's nachträglich vernommen, daß er das einzige Kind einer armen Beamtenswitwe iſt. — Solche Erlebniſſe friſchen den Glauben an die natürliche Vornehmheit des Menſchen wieder auf.

Im Hof ein junges Reh, das bei ſeiner Geburt eingefangen und mit Kuhmilch erzogen wurde. Und im Hof Haushunde. Das Reh ſpielt mit den Hunden, dieſe ſcherzen mit dem Reh. Da kommt aus der Nachbarſchaft ein Jagdhund gelaufen. Wir ſehen es und, um das Rehlein beſorgt, eilen, dasſelbe einzufangen und zu ſchützen. Kommen aber zu ſpät. Das Reh geht dem Jagdhund entgegen, dieſer ſteht verblüfft ſtill, das Reh ſpringt mit den Vorderfüßen an ihn hinauf und beide Tiere beginnen miteinander zu ſchäkern. — Es iſt zwiſchen beiden gar keine Feindſeligkeit vorhanden, keine Furcht bei dem Reh, keine Blutgier bei dem Jagdhunde. Wer iſt es, der die Tiere aneinander hetzt? Die Natur iſt es nur bei den wilden Tieren, wenn es ſich um Hunger oder Liebe handelt. Der Menſch, dieſe ungeheuerlichſte aller Beſtien, iſt es, der die erſt gezähmten Tiere künſtlich einander zu Feinden macht.

Ein junger Amerikaner iſt herübergekommen. Der hatte ſchon vor Jahren mit mir Bekanntſchaft gemacht, d. h. zu Boſton auf der Hochſchule mit meinem „Waldſchulmeiſter“, der dort ſein Leſebuch für die deutſche Sprache geweſen. Nun iſt er da und lädt den Verfaſſer jenes Lehrbuches ein zu Spazierfahrten auf ſeinem großen Automobil, das er — rechts am Chauffeur ſitzend — perſönlich leitet. So bin ich heute in Begleitung ſeiner Schweſter und meiner Frau mit dem Motorwagen von Wien nach Krieglach gefahren. Schöner, warmer Herbſttag, ſo daß trotz der ſchnellen Fahrt die Luft wohlig an die Wangen ſchlug. Als vor einem halben Jahrhundert der Waldbauernbub in umgekehrter Richtung dieſelben Straßen gewandert, „um den Kaiſer Joſef zu ſuchen“, hat der kleine Phantaſt doch nicht träumen können, daß er einſt hier vornehm auf einem unerhörten Zauberwagen fahren würde. Ein Wagen, der ohne alles Geſpann mit Eilzugsſchnelligkeit dahinraſt — über die weite Ebene, talab, bergauf, das iſt ihm ganz gleich. Bis Gloggnitz konnte ein rüſtiger Perſonenzug mit unſerer ſchnellen Kutſche wetteifern. Von Gloggnitz bis auf die Semmeringhöhe — der Schnellzug braucht drei Viertelſtunden — ſind wir in zwanzig Minuten gefahren! Es war meine erſte größere Automobilfahrt und ſchon iſt man's gewohnt, als ob es immer ſo geweſen! Ich gewann auch Stimmung, die Gegend zu betrachten, die ſich ganz anders ſtellt, als zur Eiſenbahnfahrt. Wie mein junger Amerikaner fährt — vorſichtig, gleichmäßig, rückſichtsvoll, gewiſſenhaft in jeder Beziehung — da gibt es freilich auf der Straße keine

Klage. Vor jedem Hühnchen, das ungeſchickt in den Weg läuft, ſchwenkt das Fahrzeug vorſichtig oder hält nahezu ſtill, bis das Tier ſich retten kann. Das iſt ganz ſelbſtverſtändlich, aber nicht jeder tut's. Wir hörten daher auch kein Fluchwort, vielmehr wurden wir vielfach gegrüßt und die Kinder riefen uns mit Hutſchwenken fröhlich Heil! zu. Unter ſolchen Umſtänden habe ich mich nicht einmal geſchämt, auf der Straße als reicher Mann zu gelten. Ich glaube, man könnte auch das gewohnt werden.

Ein völlig neues Erlebnis in der Heimat. Ein ſteiriſcher Dorfkaplan gewinnt durch ſeinen vornehmen Charakter, ſeine tiefe Religiöſität, durch ſeinen Takt in religiöſen Streitfragen und beſonders durch ſein Wirken in wirtſchaftlichen Angelegenheiten das vollſte Vertrauen der Bevölkerung. Die Leute lieben den Mann, der ſelbſtlos, klug und tapfer und vor allem ohne jegliches Sonderintereſſe für ihr Wohl eintritt. Dieſes Zeugnis geben ihm Gegner wie Freunde. Sein Anhang in der Gegend vermehrt ſich von Tag zu Tag, das Volk vergöttert ihn. Das wird dem Biſchof zuwider. Menſchen ſollen ja nicht vergöttert werden! Der Kaplan wird auf einen anderen, fernabliegenden Poſten verſetzt. Dagegen erhebt ſich die Bevölkerung. Aus neun Pfarreien ſammeln ſich 24 der angeſehenſten Männer und gehen nach Graz zum Biſchof, um zu bitten, daß der Kaplan an ſeinem alten Poſten belaſſen werde. Ein ungnädiger Empfang, ein ablehnender Beſcheid. Der Kaplan muß fort! Wie dann ins Dorf der Wagen kommt, um den Liebling des Volkes wegzuführen, rotten ſich die Leute zuſammen, belagern Straße und Brücke, heben den abreiſenden Kaplan aus dem Wagen und führen ihn wieder in den Pfarrhof zurück. Sie erklären, keiner Gewalt weichen zu wollen, halten die Wege beſetzt und laden

Pöller, um nötigenfalls aus Berg und Tal noch mehr ſtreitbare Männer zur Verteidigung zu alarmieren. Der Kaplan erklärt ſich bereit, ſeinem Vorgeſetzten zu gehorchen; das hilft ihm nichts, er iſt gewiſſermaßen des Volkes Gefangener. Gegen die Kirchenbehörde ſteht die Menge, drohend und entſchloſſen. — Das geſchieht heute und in einem Landwinkel, der bisher als rückſtändig gegolten hat und „der ſchwarze" genannt war. Nun fand es die kirchliche Obrigkeit an der Zeit, nachzugeben. Sie tat es taktvoll, das Volk dankte jubelnd, ſo hat ſichs zu allgemeinem Wohlgefallen gelöſt. Der Kaplan bleibt auf ſeinem beſchwerlichen Poſten zu Stubenberg an der Feiſtritz, wo er ſein Wirken für das Volk fortſetzen kann.

Da wird folgendes Stücklein erzählt von einem frommen Wiener. Der ging mit der Kreuzſchar nach Mariazell, machte am Abende der Ankunft den Lichtelumgang mit und begab ſich hierauf zum Beichtſtuhl. Am nächſten Morgen blieb er im Bewußtſein erfüllter kirchlicher Pflicht lange im Bette, und genoß dann zum Frühſtück eine große Portion Bäuſchel und ein paar Krügel Bier! Das ließ er ſich ſchmecken und bei dem ſaß er noch, als ſeine Wallfahrtsgenoſſen von der Kirche zurückkamen. Wie er die kommen ſah, tat unſer guter Wiener einen Schrei: „Verdammt! jetzt hab ich auf das Speiſengehen (die Kommunion) vergeſſen! Jetzt bin ich nicht mehr nüchtern, Höllſaggra! Gefruhſtuckt hab ich. Vater, was iſt zu machen?" — Antwortete der Geiſtliche luſtig: „Wenn S' heut beim Kartenſpielen 's Fluchen ſein laſſen und keine andere Todſünde begehen, ſo erlaube ich Ihnen morgen früh die Kommunion." Das Fluchen ſoll der fromme Wiener am ſelben Tag ſein gelaſſen haben, doch hat er ſich abends mit der Kellnerin biſſel unterhalten; am nächſten Morgen, wie er zur Kommunion gehen will, beſinnt er ſich: — „Ah, ich laß 's bleiben.“

Irgendwo hatten die Freidenker eine Verſammlung, um wieder einmal öffentlich die Freiheit des menſchlichen Geiſtes zu manifeſtieren. Bei dieſen Freidenkern waren nun auch ein paar Freiredner, die das ſagten, was ſie dachten. Darüber wurden alle miteinander raufend. Über ſolche Freidenker bin auch ich ſo frei, mir mein Teil zu denken. Es zu ſagen natürlich nicht, da könnte mir was paſſieren. Da verſtehen die „Freidenker“ keinen Spaß. „Jeder kann frei ſein abſolut, wenn er meinen Willen tut“, variiert mancher „Freidenker“. — Die Freiheit, die ich meine, ſieht anders aus.

Ich weiß einen Kritiker, der die Rezenſionsexemplare meiner Bücher in den Ofen warf und am nächſten Tag in der Zeitung mit Begeiſterung von Licht und Wärme ſprach, die meine Schriften ausſtrahlen.

Heute war die Hochzeit der Deutſchen Notburga Lahmbacher mit dem Tſchechen Wenzel Prščzmil. Und das hat ſich ſo gemacht. Der Tiſchlermeiſter Johann Lahmbacher iſt ein ſtrammer Deutſchnationaler. Er iſt eingeſchrieben bei allen deutſchnationalen Vereinen und er fehlt bei keiner Vereinsverſammlung im Lande. Er hält auch begeiſterte Werbereden, nimmt jede Gelegenheit wahr, um im Parteiſinne tüchtig loszuziehen gegen die Juden, Ungarn, Slowenen und Katzelmacher. Aber kein hohler Wortheld iſt er, auch bei Barleiſtungen läßt er ſich nicht ſpotten, kurz, er widmet ſich mit Leib und Seele der deutſchnationalen Idee. Aber, leidet nicht ſein Tiſchlergewerbe darunter? Es litte darunter, wenn Meiſter Lahmbacher nicht klug vorgeſehen hätte. Einen tüchtigen Werkführer hatte er aufgenommen, der das Geſchäft leitete, fleißig arbeitete von früh bis abends, und von ſeinem Erſparnis die aufſteigenden Schulden bezahlte. So konnte der Meiſter ſich ganz verlaſſen auf ſeinen Werkführer, den er mit Behagen arbeiten ſah, daß die Schwarten krachten, während er — der Meiſter ſelbſt — als Herrenmenſch ſeinem Edelvolke leben konnte. Nun aber tat der Werkführer Wenzel ein übriges, er verliebte ſich in des Meiſters Töchterlein Notburga, und als der Vater dazwiſchenfahren wollte, wies es ſich, daß er dem Wenzel das Haus und der Wenzel dem Töchterl das — Heiraten ſchuldig war. So hat ſich das gemacht. So hat der Meiſter Lahmbacher die nationale Sache gefördert. Heute ſteht über der Tür ſeines Vaterhauſes zu leſen: „Wenzel Przezmil, Tiſchlermeiſter.“

Wenn ich des Abends Gäſte habe, pflege ich nach dem Nachtmahl mit ihnen noch eine Zigarre zu rauchen; dann, etwa um 10 Uhr, erhebe ich mich und ſage: „Bitte, nach Belieben zu bleiben, meine Herrſchaften, für mich iſt Schlafenszeit!“ Und gehe zur Ruhe. Nun ſagte mir vor kurzem eine geſellſchaftskundige Dame allen Ernſtes, daß ſich ein ſolches Abfahren des Hausherrn durchaus nicht ſchicke, auch nicht, wenn eine andere Repräſentanz des Hauſes bei der Geſellſchaft zurückbleibt. „Der Hausherr wie die Hausfrau haben zu bleiben, bis der letzte Gaſt ſich erhebt und fortgeht.“ Dieſer Dame tat ich geſtern was an. Da ich wiedereinmal meine ſchlafloſen Nächte habe, ſo folgte ich ihrer Einladung für den Abend und blieb dann bei ihr ſitzen bis 2 Uhr früh. Sie gähnte erbärmlich, das rührte mich nicht, ich war grenzenlos langweilig und blieb ſitzen, bis ſie um halb 3 Uhr plötzlich ausrief: „Ach ja, lieber Doktor, unter Umſtänden darf wohl auch die Hausfrau wie der Hausherr ſich zurückziehen. Bleiben Sie nach Belieben ſitzen. Guten Morgen!“

Von den mancherlei Übeln, mit denen mein guter Stern mich verſchont hat, nenne ich den Neid. Einmal aber hatte ich doch eine Empfindung, die dem Neide nahe kam. Als junger Menſch hatte ich ein Volksſtück: „Der Dorfkaplan“ geſchrieben, über das mein ſonſt ſo gütiger Freund Doktor Svoboda ein vernichtendes Urteil fällte. Wenige Tage darauf wurde in Graz das neue Volksſtück eines bishin ganz unbekannten Autors Gruber aufgeführt, das einen ähnlichen Stoff wie mein vernichtetes Drama behandelte und das einen glänzenden Erfolg hatte. Ich war im Theater und da tat's mir bitter leid, daß dieſes Stück ſo großen Gefallen fand oder vielmehr, daß nicht ich dieſes Stück geſchrieben hatte. Aber noch in derſelben Nacht fiel es mir ein: Nicht daß du dieſes Stück nicht geſchrieben haſt, entehrt dich, ſondern, daß du einer ſo niedrigen Empfindung fähig biſt. Hüte dich, daß ſie nicht zur Geſinnung wird! Schon bei der nächſten Aufführung, der ich wieder beiwohnte, konnte ich mich recht vom Herzen freuen über dieſen „Pfarrer von Kirchfeld“. Und als er von der Kritik geringſchätzig behandelt wurde, war es mir Bedürfnis, öffentlich begeiſtert dafür einzutreten. Ich war erlöſt von dem Dämon und freute mich ſo herzlich über Anzengrubers Bühnenwerk, als ob ich es ſelbſt geſchaffen hätte. So bin auch ich auf meine Rechnung gekommen.

In einem Orte unweit Wiens, den nicht zu nennen ich gebeten wurde, war ich zu einer Vorleſung geladen. Bei meiner Ankunft am Bahnhof zur beſtimmten Stunde fiel es mir auf, daß der vom Komitee zugeſagte Wagen nicht da war. So mußte mich erſt das Plakat belehren, in welchem Lokal die Vorleſung ſtattfinden würde und in welchem für mich auch ein Zimmer beſtellt war So ging ich in dieſes Hotel, aber da hieß es: „Kein Zimmer zu haben. Alles beſetzt!“ — „Aber für mich muß doch eins reſerviert ſein.“ — „Werter Name?“ — „Roſegger.“ — „Ah — Roſegger“, ſagte der zerſtreute Portier, „*der iſt ſchon auf ſeinem Zimmer*, erſten Stock, Nummer 3.“ — Roſegger ſchon auf ſeinem Zimmer? Das intereſſierte mich. Möchte ſeine Bekanntſchaft machen. Ich ging nach Nummer 3 und klopfte an. Kam da ein Stubenmädchen: „Bitte, Herr Roſegger läßt niemanden vor. Er will Ruh' haben.“ Aber der Roſegger bin ja ich ſelbſt! wollte es mir ſchon entfahren, dachte aber: Da iſt etwas dahinter. Laſſ' es ſich entwickeln. „Haben Sie nicht für mich ein anderes Zimmer?“ Da wurde ich in eine dunkle, froſtige Hofkammer gebracht. Dort wartete ich nun auf die Stunde der Vorleſung. Sie nahte, ich ſah durchs Fenſter die Leute durch den Hof in den Saal eilen. Es ſchlug ſieben Uhr, da die Vorleſung beginnen ſollte. Aber niemand erſchien bei mir, um mich, wie üblich, in den Saal zu führen. Bin ich doch neugierig, wer jetzt die Vorleſung hält, dachte ich und wollte hingehen als Zuhörer. Auf der Treppe begegneten mir aufgeregte Komiteemitglieder, ſtarrten mich einen Augenblick an: „Ach — ſollten —. Entſchuldigen, ſind Sie vielleicht —? Wir ſuchen den Herrn Roſegger.“ — „So?“ ſagte ich, „na, da iſt einer. Wenn *der* recht wäre?“ Alſo die Vorleſung mußte doch ich halten. Löſung des Rätſels: Mit einem Zuge früher als ich war im Hotel ein Herr erſchienen, der ſich mit meinem Namen vorſtellte und alſo auf das für mich bereitete ſchöne und wohldurchwärmte Zimmer geführt wurde, wo er es ſich behaglich machte, zur Jauſe kalten Aufſchnitt und Rotwein kommen ließ und vor der Vorleſung ohne alle Förmlichkeiten — abreiſte.

Bekannte Schreibersleute wiſſen viel vom Geplündertwerden zu erzählen.

Was mich anbelangt, ſo vergeht kaum ein Jahr, ohne daß irgendein Fetzen meiner Schriften oder gar ein ganzes Stück unter einem fremden Verfaſſernamen irgendwo erſcheint. Entweder wörtlich abgeſchrieben oder etwas „bearbeitet und verbeſſert“. In letzterem Falle pflegt der rechtmäßige Autor in der Verfolgung des Diebſtahls nicht allemal rigoros zu ſein, denn Gedanken ſind zollfrei, und es iſt nicht immer haarſcharf zu entſcheiden, wo bei geänderter Form das Eigentumsrecht des Autors aufhört und das Eigentumsrecht des Bearbeiters anhebt. Empfindlicher jedoch iſt der Schriftſteller im erſteren Falle, wenn ſeine Arbeit wörtlich als die eines andern abgedruckt wird. Zumeiſt geht es hierin den Plünderern weniger um die „Ehre“, als ums Honorar, es ſind derlei literariſche Entwendungen alſo Diebſtähle ganz gemeiner Art.

Um die Ehre, ein Dieb zu ſein, ging es — meinem älteren Tagebuch nach — jenem fleißigen Schreiber in Graz nicht, der ſeinerzeit mit Nachahmung der Handſchrift meine ſchon gedruckte Erzählung „Der Soldatenbrief“ abſchrieb, unter meinem Namen an die Münchener „Fliegenden Blätter“ ſchickte mit dem Erſuchen, das Honorar dafür unter einer gewiſſen Chiffre poſtlagernd Graz zu hinterlegen. Die Sache mißlang dem Schelm, „Der Soldatenbrief“ wurde in den „Fl. Bl.“ zwar abgedruckt, das Honorar aber ſchlug einen anderen Weg ein, und der Arme hatte nicht einmal ſeinen Abſchreiberlohn. — Um Ehre ging es aber jenem Herrn Paril in Wien, der meine Geſchichte „Am Fenſter der Liebſten“ abſchrieb und unter ſeinem Namen in ein Wiener Blatt gab. Allein auch für dieſen Gauner kam nichts heraus, als daß er niederknien mußte, ein Geſtändnis ablegen und verſprechen, es nicht mehr zu tun.

Doch den wenigen Fällen, wo die ſauberen Herren erwiſcht werden, dürſten andere gegenüberſtehen, von denen man nichts erfährt, und kann unter Umſtänden die Sache auch eine ernſtere Seite zeigen. So ſchrieb mir eines Tages ein Leſer aus Berlin, er hätte nicht geglaubt, daß der Roſegger ſeine Novellen aus alten Zeitſchriften zuſammenſchreibe. Die Geſchichte „Maria im Elend", die er in meiner neuen Volksausgabe finde, habe er ſchon im Jahrgang 1888 eines oſtpreußiſchen Provinzblattes geleſen und der wirkliche Verfaſſer heiße: H. Windricher. Allerdings konnte ich dem beleſenen Berliner ſofort mitteilen, daß die Novelle „Maria im Elend" ſchon im Jahre 1879 in meinem Buche „Mann und Weib"*) abgedruckt geweſen und deren noch wirklicherer Verfaſſer meinen Namen trage. Wenn man von ſolchen Aneignungen zufällig nichts erführe, oder tot wäre, oder ſich ſonſt nicht rührte, ſo könnte der Beſtohlene noch dazu als Plagiator angeſehen werden. So iſt vor einiger Zeit in einem rheiniſchen Blatte mein Gedicht „Därf ih s Dirndl liabn?" in plattdeutſcher Mundart erſchienen mit dem Hinweiſe darauf, daß ſelbiges nicht, wie irrtümlich angenommen werde, von Roſegger ſei, ſondern daß es ſchon in den Siebzigerjahren von einem norddeutſchen Dichter verfaßt worden wäre. So mußte ich wieder einmal meine alten Papiere hervorkramen und dartun, daß genanntes Gedicht ſchon im Juli 1865 von mir gedichtet, in demſelben Monate unter meinem Namen in der Grazer „Tagespoſt" erſchienen und dann in vielen Blättern nachgedruckt worden war. Tatſächlich war das in den Sechzigerjahren zu Graz entſtandene ſteiriſche Gedicht in den Siebzigerjahren von einem Norddeutſchen in die plattdeutſche Mundart überſetzt worden und der Überſetzer hatte wohl „der Einfachheit halber" nur ſeinen Namen dazugeſchrieben.

---

*) Jetzt „Buch der Novellen".

Das einige Beiſpiele, wie leicht und häufig gewiſſe „Schriftſteller“ geneigt ſind, fremde Erzeugniſſe an Kindes Statt anzunehmen. — Daß man jedoch gegen derlei Adoptierungen nicht zu nachſichtig ſein ſoll, das beweiſt eine kleine Erfahrung, die mir in ſpäterer Zeit begegnet iſt.

Die Lehrer- und Erzieherzeitſchrift: „Schule und Haus“ in Wien brachte in der Auguſtnummer 1897 einen Aufſatz unter dem Titel: „Sonntagsgedanken über Religion von Dr. J. Z.“ Als ich dieſe Arbeit zu leſen begann, heimelte ſie mich an, ich war mit allem darin Geſagten einverſtanden, hatte mir ja alles ſelbſt ſchon ſo gedacht. Allmählich kam ich d'rauf, daß es nicht allein meine Gedanken, ſondern auch meine Worte waren. Jetzt ſuchte ich nach den Anführungszeichen, mit denen man Zitate zu begrenzen pflegt, aber es fanden ſich weder ſolche, noch eine Quellenangabe, und es waren auch nicht Zitate, es war einfach der Aufſatz aus einem meiner Bücher. Um das im Falle eines Vergleiches für den erſten Augenblick dürftigſt zu bemänteln, war der Anfangsſatz geändert und der Schlußſatz weggelaſſen. In allem übrigen ſtellte es ſich dar als das Kapitel: „Sonntag“ aus dem Buche: „Allerlei Menſchliches“.

Die Redaktion von „Schule und Haus“ war da einmal aufgeſeſſen, was jeder Redaktion paſſieren kann, wenn den Einſendern nicht mehr zu trauen iſt. Wir wollten ein Exempel aufſtellen und den Herrn Dr. J. Z. deſſen voller Name uns bekannt iſt, einſperren laſſen. Dieſer aber hielt ſich perſönlich weitab und verlegte ſich aufs Bitten. Er ſchrieb Briefe an die Redaktion und an mich, ihm das „Verſehen“ zu verzeihen; ein älterer Verwandter von ihm, der in Tirol lebte, hat eine Anzahl Depeſchen und Briefe an mich geſandt, mich darin beſchworen, dem jungen, unbedachten Menſchen die Zukunft nicht zu verderben, er wolle perſönlich kommen, um für den Miſſetäter zu bitten, und ich möchte barmherzig ſein.

Nun, ſo ſind wir barmherzig geweſen. „Schule und Haus“ begnügte ſich damit, in der nächſten Nummer zu erklären, daß der Aufſatz: „Sonntagsgedanken über Religion von Dr. Joſef Z.“ wörtlich aus meinem Buche abgeſchrieben ſei, und ich ließ die Geſchichte vergeſſen ſein.

Der Herr Dr. Z. aber ließ ſie nicht vergeſſen ſein. Die folgenden Mitteilungen habe ich von Herrn Karl Bornemann, Buchdrucker in Znaim. Ein Jahr nachher, bei einer gerichtlichen Angelegenheit in Znaim, da Zweifel wegen Z.s perſönlicher Ehrenhaftigkeit laut wurden und man auf jene Plagiataffäre hinwies, kam der Herr in eine große Entrüſtung und erklärte vor dem Richter, es ſei erlogen, daß er ein Plagiat verübt habe. Die Sache mit Roſegger ſei längſt ausgetragen, und es ſei aufgeklärt worden, daß nicht er, Dr. Z., von Roſegger, ſondern daß Roſegger von Dr. Z. jenen Artikel „Sonntagsgedanken“ abgeſchrieben habe.

Manchmal muß man die Spitzbuben ob ihrer geradezu heroiſchen Frechheit bewundern. Für den Augenblick glaubte Z. tatſächlich als Sieger abzutreten, da die Richter verblüfft und zurzeit die Gegenbeweiſe nicht zur Hand waren. Z. aber wartete wohl nicht erſt, bis mein im Jahre 1892 erſchienenes Buch „Allerlei Menſchliches“ und ſeine fünf Jahre ſpäter in „Schule und Haus“ veröffentlichte Abſchrift vorlag, ſondern hat ſich grollend über die Bosheit der Leute zurückgezogen in einen dunkeln Winkel.

Dieſe Dichterdenkmale können mir nun geſtohlen werden! rief jemand bei den fortwährenden Agitationen für Denkmalserrichtungen unmutig aus. Geſtohlen werden? Iſt ſchon geſchehen. Iſt prompt geſchehen. Zu H. bei Wien iſt vor kurzem das Adalbert Stifterdenkmal geſtohlen worden. Ob es der Dieb wohl tat, um das tote Erz der Bronzebüſte für ein paar Gulden zu verkaufen? Ich glaube faſt, es war ein ſatyriſcher Dieb, der nur dartun wollte, was „Denkmale“ bedeuten, die man zur Nachtzeit in einem Sack davontragen kann.

In unſerer Zeit graſſiert die Denkmalſeuche. Dichter, die man im Leben verkommen ließ, kriegen nach ihrem Tode ein Denkmal. Das Werk bleibt unbeachtet, dem Namen ſetzt man ein Denkmal. Ich wüßte zweckmäßigere Ehrungen: Die Schriften der betreffenden Autoren im Volke verbreiten. Oder zu ihrem Gedenken gemeinnützige Stiftungen machen! Nicht der tote Stein, vielmehr eine lebendig zum Wohle der Menſchen fortwirkende Kraft bedeutet Unſterblichkeit. Die nicht geſtohlen werden kann.

Aber die Bildhauer wollen auch leben. Für ſie wüßte ich was anderes. Statt unſere Neubauten, Wohnhäuſer verrückterweiſe mit unbrauchbaren Türmchen, Kuppeln, Spitzen, Zacken und anderen protzigen Kindereien zu verunſtalten, könnten ſie mit Bildhauerwerken verſehen werden. Man hat doch ſeine Lieblingsgeſtalten aus der Zeit- und Weltgeſchichte. Solche bedeutſame, die Geſinnung des Erbauers oder Bewohners kennzeichnende Standbilder würden ſchön die Pforte des Hauſes ſchmücken. Allerdings müßte mancher Hausherr ſich alle paar Jahre einen neuen Geſinnungsheiligen aushauen laſſen.

An ſich kann man ja auch gegen künſtleriſche Denkmäler nichts einwenden, im Gegenteil, die Kunſt iſt immer herrlich. Nur darf man nicht glauben, ſich damit loskaufen zu können von allem, was man den Manen eines Bedeutenden ſonſt noch ſchuldig iſt.

Meldete ſich bei mir der „Weihbrunnmichel“ noch einmal an in meinem Gedächtnis. Einſt, als ich erſt wenige Jahre alt war, ging er in jener Gegend herum, ein gebückter, gebrechlicher, weißhaariger Greis, ein alter Bauerneinleger. Der Mann bettelte nicht, „er brauche nichts“, ging aber gern in der Nachbarſchaft herum und hatte immer ein Weihbrunnfläſchchen bei ſich, das er an jedem Kirchenkeſſel füllte. Vor allem beſprengte er ſich ſelbſt. Und wenn er jemand begegnete, zog er aus der Hoſentaſche ſein Fläſchchen, kletzelte den Stoppel locker, ſtülpte das Fläſchchen über die Fingerſpitzen und beſprengte den Begegnenden mit Weihwaſſer. Dasſelbe tat er auch, wenn er in ein Haus kam, da beſprengte er jeden einzelnen, vom Vater bis zum jüngſten Kind, mit Weihwaſſer. Und wenn die Leute beſonders gut waren, ſo beſprengte er auch das Vieh im Stall, die Hühner und den Hund. Bei jedem Begräbniſſe war er dabei, da beſprengte er alle Teilnehmer und auch die Gräber auf dem Friedhofe. Den Reſt goß er allemal in das offene Grab hinab. Dann war er ſehr befriedigt. Darob wurde der Alte häufig gehänſelt; ſelbſt unſer Lehrer Patterer ſagte einmal, daß ein ſolches Glauben an geweihtes Waſſer grober Aberglauben ſei. Heute ſehe ich's anders. Nicht ans Weihwaſſer denke ich, ſondern an des Alten Verlangen, alle und alles zu ſegnen.

In einer Geſellſchaft wurde nach dem Diner ein leicht angeduſelter Großkaufmann ſentimental über die Ungerechtigkeit der Welt. „Seit länger als 25 Jahren,“ ſagte er, „bin ich gemeinnützig in allen Branchen. Ich bekleide arme Kinder, ich veranſtalte Wohltätigkeitsſoireen, ich mache Spenden für Spitäler und Unterrichtsanſtalten. Vor kurzem ſtiftete ich ſogar dem patriotiſchen Kriegervereine eine koſtbare Fahne. Und ſo weiter und ſo weiter, ohne mich zu prahlen. Aber — ich werde und werde nicht geadelt! Selbſt das armſeligſte Wörtchen: von — ausbleibt es!“ Er lachte ſcharf, als ſollte es ein Witz geweſen ſein. Aber es war keiner und jemand bemerkte: Undank iſt nichts Neues, darüber wüßte mancher von uns ein Lied zu ſingen. Und der Chor: „Ja wohl, ja wohl!“ Ein alter Herr im Lehnſtuhl ſtülpte von ſeiner Zigarre die Aſche, blickte halb über die Achſel hin auf den Beſchwerdeführer und ſagte leichthin: „Geadelt wollen Sie ſein? Ja, ſo adeln Sie ſich doch ſelber! Wer, um Gotteswillen, ſoll Sie denn adeln können, als Sie ſelber! Verſuchen Sie es, Herr, weitere fünfundzwanzig Jahre mit Ihren Gemeinnützigkeiten in allen Branchen, veranſtalten Sie Wohltätigkeitsſoireen und ſpenden Sie heimlich den Dürftigen. Arbeiten Sie emſig und beſcheiden mit, wo es Gutes zu tun gibt, und wenn Sie Kriegervereinen mit ſchönen Fahnen eine Freude machen können, ſo tun Sie's. Und wenn man Sie dann adeln will, ſo lehnen Sie ab — dann ſind Sie's. Jetzt — muß ich einen der Herren um Feuer bitten.“

Kam ein zierlicher Herr zu mir und teilte in getragener Erhabenheit mit, daß ſein neuer Roman mit einem Schlage das deutſche Volk erobert habe. Es ſeien hunderttauſend Exemplare abgeſetzt worden.

„Nur?“ fragte ich. „Da ſind Sie vom deutſchen Volke einfach ignoriert worden. Auf jeden, der Ihr Buch gekauft hat, kommen 600, die es abgelehnt haben, wenn Sie bedenken, daß das deutſche Volk an 60 Millionen zählt.“

„Wenn Sie ſo rechnen“, brauſte er auf, „was iſt's nachher mit Ihnen?“

„Mit mir iſt's ſehr wenig. Ich habe kein Buch, das in hunderttauſend Exemplaren verbreitet wäre. Und wenn's auch auf eine Million käme, ſo hätten wir damit immer nur einen ganz kleinen Bruchteil der Menge. Die weitaus größte Mehrzahl des Volkes kümmert ſich einfach nicht um Literatur und Sie würden erſchrecken, zu erfahren, wie viele und viele Millionen Deutſche von

Goethe und Schiller nie etwas gehört, von ihnen nie eine Zeile geleſen zu haben. Übrigens will ich Ihnen die Freude an Ihren hunderttauſend Exemplaren nicht verkümmern. Es iſt eine große Nummer und Sie können ſich daraufhin ſchon erlauben, mit feſten Stiefelabſätzen aufzutreten. Ich habe bloß ſagen wollen, daß es für uns Schriftſteller immerhin bedenklich iſt, ſich auf das deutſche Volk zu berufen.“ — Jemand hat aus Angſt, meine Schriften könnten Schaden tun, einmal gejammert, dieſe Schriften würden jetzt wenigſtens von 20 Millionen Menſchen geleſen. Nach ſeiner Ausführung hat er dabei nur an Deutſche gedacht. Aber ich meine eben, daß es im deutſchen Volke gar nicht 20 Millionen bücherleſende Leute gibt. Wenigſtens nicht ſolche, die freiwillig leſen. Die Schulkinder muß man ausnehmen, denen iſt das luſtige Herumbalgen im grünen Walde lieber, als Bücher leſen, und ich kann ihnen nicht unrecht geben. Aber hintereinander — durch mehrere Generationen — kann's allerdings einer auch auf hundert Millionen Leſer bringen. — Wohl einem, der ſo lange lebt, bis er dreißig Jahre nach ſeinem Tode buchhändleriſch frei wird.

Die einen ſagen, in der ſittlichen Welt entſcheide die Tat. Die anderen ſagen, es entſcheide der Wille. — Nun die Frage: Wenn ein Menſch in der Abſicht, ſich zu töten, ins Waſſer ſpringt, dann aber ſich durch Schwimmen wieder zu retten ſucht und doch ertrinkt — iſt er Selbſtmörder?“

Ich will ſorgenlos leben, ſagte der eine und jagte nach Geld. Ich will ſorgenlos leben, ſagte der andere und verſchenkte ſein Geld.

Zu einem Großkaufmann in meiner Nachbarſchaft kam geſtern abends nach dem Geſchäftsſchluß ſein Kaſſier, und nachdem er eine Weile ſo leer herumgeredet hatte, verſicherte er den Chef, daß er eine gute Handſchrift habe und bat ihn um die erſte Korreſpondentenſtelle. „Aber Plombert, das können Sie nicht. Wie wollen Sie neben ihrem Beruf bei der Kaſſe noch Korreſpondentendienſt tun?“ „Herr Chef, die Kaſſe möcht' ich halt aufgeben.“ „Die Kaſſe? Plombert, was fällt Ihnen denn ein?“ „Mich freut's nicht mehr dabei.“ „Was heißt das, mich freut's nicht?“ „Mir iſt's — daß ich es offen ſage, Herr Chef — zu gefährlich.“ „Bei der Kaſſe?“ Der Kaufmann mußte lachen. „Die Räuber fürchten Sie und daß Sie ermordet werden könnten!“ „Das juſt nicht, Herr Chef, da wollte ich mich ſchon wehren. Aber ſonſt iſt's mir zu gefährlich bei der Kaſſe.“ „Sie ſind verrückt geworden.“ „Man könnte es werden, Herr, man könnte es. Wenn man zu Hauſe neun Köpfe hat: ein paar Eltern — ſind zwei. Ein Weib — ſind drei. Fünf Kinder — ſind acht und eine alte Tante — ſind neun, und 's will um und um nicht langen. Von der Kaſſe tun's mich weg, Herr Chef, ich bitte ſchön.“ Da ſagte der Kaufmann langgedehnt: „Jetzt — — verſtehe ich Sie. Nein, ſolche Gedanken ſollten dem alten Plombert nicht kommen. Wie viel Vorſchuß brauchen's denn?“ — Schmunzelnd wird an dieſem Abend der Kaſſier nach Hauſe gegangen ſein und ſich gedacht haben: Gut haſt du das gemacht! Und aus dem Vorſchuß wird noch ein Zuſchuß, wenn nicht alles trügt. Wenn's aber trügt, Schlaukopf? Bei meiner Kaſſe, wenn ich eine hätte, ließe ich nicht gern einen Wächter, der von — Gefahr ſpricht.

Auf dem Chriſtbaummarkt gingen durch Wald und Menge drei Herren. Ein langer hagerer, ein mittlerer dicker und ein kleiner alter mit langem, weißem Bart, der im Geſpräch gerne ruppig war.

„Iſt das nicht ein Verbrechen!" rief der Lange, auf die Bäumchen deutend, die in Holzkreuzſtöckeln eingebohrt waren und nebenhin noch in großen Haufen übereinander lagen. „Ein großes Vermögen, ſage ich Ihnen, wird ſolchergeſtalt jährlich vernichtet. Was koſtet ſo ein Jüngling? Eine Krone! Nach ſo und ſo viel Jahren wäre er das Hundertfache wert. Eine gewiſſenloſe Bande. Die Polizei ſollte ſo etwas verbieten!"

„Hm", meinte der Dicke, „ja, ja."

„Den Buckel ſollt man ihm voll meſſen, ſo einem, der junge Bäumchen abſchlägt. Wälder liegen hier hingerichtet. Ein Nationalvermögen. Und dabei das Geraunze über die ſchlechten Zeiten. Iſt's nicht wahr?"

„Hm", verſetzte der Dicke, „ja, ja."

Nun tat ſich der kleine Alte hervor, der ſtieg den Langen an: „Sie Geldratte, Sie! Soll denn alles zu Geld werden! Gibt's denn gar nichts mehr als Geld, was das Leben ausmacht! Ich ſage: Kein Baum, und wäre es die größte Lärche der Alpen, die mächtigſte Tanne des Libanons, wird ſo reich, ſo ſchön verwertet, als hier dieſes winzige Bäumlein, das morgen die Kinder umjubeln werden mit einem hellen Glück, mit einer unſchuldigen Freude, wie man ſie ſonſt kaum wieder findet und im ganzen Leben nicht mehr vergißt. — Und wer ſagt Ihnen denn, daß dieſe Bäumchen alle groß geworden wären! Man nimmt ſie heraus, wo ſie zu dick ſtehen. Dann wachſen die anderen um ſo beſſer, alſo, daß das abgehauene Stämmchen ſein Leben zum beſten der übrigen Waldbrüder gibt, wie es ſich für ein frommes Chriſtbäumel gehört. So, jetzt wiſſen Sie's, Sie Waldwucherer, Sie!"

So laut ſchrie der Alte, daß der Lange — von den Leuten angeglotzt — ſich davon machte und in der Menge verlor. Der kleine Alte mit dem weißen Bart ſagte nichts mehr, erſtand einen ſchneeumkruſteten Chriſtbaum, nahm ihn über die Achſel und ſchritt wie der leibhafte Winter dahin.

Wenn jemand erkrankt, ſo weiß man gleich die Urſache: Er hat ſich erkältet. Könnte man vielleicht nicht manchmal eben ſo gut ſagen: Er hat ſich erhitzt? Kälte hat mir noch ſelten geſchadet, Erhitzung oft, auch wenn darauf nicht raſche Abkühlung folgte. Natürlich wird man zugeben, daß Wärmeentziehung ungeſund iſt. Das aber weiß ich auch aus Erfahrung, daß ich ſelten zu leicht gekleidet bin, oft aber zu warm, und dann beginnt es während der Hitzung in der Luftröhre zu pfeifen, in der Bruſt zu röcheln. — Man kann erkranken vor Erkältung, beſonders wenn Erhitzung vorausging. Und ich glaube ſchier, man kann krank werden vor Erhitzung allein.

Ich hatte einen Onkel, der war immer erhitzt und trug dreifaches Gewand, weil er ſich vor Erkältung fürchtete. Er ſtarb in ſeinen Vierzigerjahren. Mein Vater, ein hagerer Mann, trug ſtets leichtes Gewand, es war ihm immer kühl, im Winter oft empfindlich kalt, wenn er ſtundenlang in der froſtigen Kirche kniete. Er hat ſeine Achtzigerjahre erlebt.

Aus einer großen Stadt Deutſchlands, von einem großen Buchverleger, der vorwiegend belletriſtiſche Sachen verlegt, bekam ich vor ein paar Jahren eines Tages zugeſchickt ein großes Paket mit dem Manuſkripte eines dreibändigen Romanes, den der Buchhändler ſelbſt geſchrieben. Der Herr Kollege bat mich, ſeinen Roman durchzuleſen und — einen Verleger dafür zu ſuchen. Ich habe den Roman ungeleſen zurückgeſchickt und ihn auf das wärmſte dem Verleger empfohlen, der ihn geſchrieben. Aber mir ſcheint, der hat den Roman abgelehnt, denn erſchienen iſt er bisher nicht.

Nach langem beſuchte ich wieder einmal Offenbachs Operette: „Die ſchöne Helena“. Und da mußte ich lachen, nicht bloß, weil ſie ſo luſtig iſt, ſondern, weil ich einmal ſo unglaublich — brav geweſen bin. Dazumal nach Graz gekommen als theaterhungeriger Bauernburſche, war eines der erſten Theaterſtücke, die ich ſah: „Die ſchöne Helena“. Als ich damals das meinen Gönnern und Lehrern begeiſtert erzählte — in der Meinung, für mein Kunſtbildungsbeſtreben Lob zu ernten — ſchüttelten alle die Köpfe. „Die ſchöne Helena? Ja, was treiben Sie denn ſchon für Sachen? Das Stück paßt nicht für Sie!“ Einer wollte mir ſolcher Lebensführung wegen die Unterſtützung entziehen. Ich aber durchſuchte mein Gewiſſen und den Inhalt des Stückes. — Der Schäfer Pariſerl hat halt eine ſchöne Braut gehabt. Und da iſt der ſchreckliche König Menelaus gekommen, ein alter, gutmütige Dummheit heuchelnder, grauſamer Mann, und hat dem Pariſerl ſeine ſchöne Braut entführt nach Kreta. Aber der brave Großaugur hat die Götter gerufen, die haben dem böſen Menelaus die Braut wieder weggenommen und der Schäfer Pariſerl hat ſie ſich wieder abgeholt. — So mußte es doch geweſen ſein, ungefähr. Ich ſah wohl die Geſtalten, hörte wohl Muſik und Geſang und auch die Späße, deretwegen mir eigentlich die Operette ſo beſonders gefiel — aber von den geſungenen Worten verſtand ich wenig und ſo habe ich mir die Handlung halt ſelber zuſammengereimt. Wie ſich der Bauer — plötzlich ins Theater verſchlagen — halt zu helfen wiſſen muß. Es geſchah ja auch ſpäter oft genug, daß ich zu einer ſchönen Opernmuſik mir gleich ſelbſt den Text dazugedichtet hatte, wie er ungefähr zu den Figuren und ihren Bewegungen paſſen mochte. Man fährt damit manchmal gar nicht ſchlecht. — Nun und ſo hatte ich mir damals aus der „ſchönen Helena“ ein ſo romantiſch-moraliſches Stück gemacht. Als ich nachher in der Schule die griechiſche Heiligenlegende zu lernen hatte und auch auf die Affäre Menelaus-Paris ſtieß, wurde mir die Sache etwas bedenklich, und als ich dann — ſchon mehr „herangebildet" — wieder einmal die Offenbachſche Operette ſah — na! da wußte ich freilich, weshalb damals meine Gönner und Lehrer den Kopf geſchüttelt hatten.

Dieſer Brief, den ich da erhalten habe!

„O mein Freund!" ſchrieb er, „von unſerem Unglück haſt du ja gehört. Unſer einziges Kind. Ein guter, ſchöner Junge, noch kaum achtzehn Jahre alt! Von einer Schlittſchuhpartie kam er nach Hauſe, legte ſich mit Schüttelfroſt ins Bett und ſechs Tage ſpäter —. Ich kann's nicht faſſen. Aber meine arme Frau trägt noch ſchwerer als ich. Sie kann an keinen Gott glauben. Sie raſt vor Schmerz, dann ſitzt ſie ſtundenlang an der hohlen Bettſtatt und ſtarrt hin. Sie iſt ſo, daß ich es nicht mehr wage, ſie an ein Fenſter zu laſſen. Einmal riß ſie es auf und —. Ich habe ſie noch am Kleid erwiſcht. Und wenn ich vor ihr niederknie, bittend, flehend, daß ſie ſich doch ein wenig zu beruhigen trachten möchte, da flucht ſie meiner, daß ich an Gott glaube! — So bin ich ganz allein. Aber wie könnte Gott mich beſſer tröſten, als daß er mein Weib tröſtete! Den Tod des Kindes habe ich verwunden; aber ſie ſo gräßlich leiden, ſich ſelber peinigen zu ſehen, und nichts — nichts tun zu können, das iſt kaum zu ertragen —"

So bricht der Brief ab. Ohne Namen, aber ich erkenne die Schrift. Mich zieht's hin zu ihm. Doch was kann ich ihm ſein, ihm ſagen? Gegen einen Verluſt gibt's Troſt, aber gegen eine Verzweiflung —?

Das Chriſtkind iſt doch gut. Wo es fröhlich hergeht, da iſt es gerne dabei. Aber faſt noch lieber läßt es ſich rufen zu Leid und Trauer. Jetzt kommt es auch ſchon zu den Toten auf die Friedhöfe. Von Jahr zu Jahr ſieht man am Heiligen Abend auf neuen Gräbern mehr und mehr der brennenden Chriſtbäumchen. Und davor ſteht, ſtumm und helle Tränenperlen weinend, eine dunkle Geſtalt. — Und wäre uns Vorüberwandelnden das Grab noch ſo fremd, es geht einem ans Herz. Man iſt ſogleich vertraut mit ſo einem Grab, man weiß es: Hier hat der Tod eines aus liebendem Familienkreiſe geriſſen, das wohl die letzte Weihnacht noch in ſeiner fröhlichen Runde geweſen iſt. Dann fängt man an und malt es ſich aus, wie heiter es dabei zugegangen ſein wird und was dann im Laufe der Tage geſchehen ſein mag, daß hier unten tief in der Erden das ſüße Kind ruht, oder der liebe Gatte, oder die junge Frau. — Kein Allerſeelen mit ſeinen prunkhaften Trauerſitten, keins hat ein ſo echtes, tiefzerreißendes Leid, als das Chriſtbaumgrab mit ſeinen ſtillen Lichtern.

Ach, die Liebe iſt das Beſte, was wir haben auf dieſer Erde. Und gerade aus ihr kommt unſer größtes Leid.

1908.

Seit geraumer Zeit nimmt es mich wunder, daß der Friſeur beim Haarſchneiden ſo wenig Zeit braucht. Heute komme ich zufällig zwiſchen zwei Spiegel zu ſtehen und da ſehe ich's. Eine Tonſur. Eine Tonſur, die ſo groß iſt wie die des heiligen Anton von Padua. Die hätten ſie ſchon lange geſehen, ſagen meine Freunde. Dieſe Freunde und mein Toiletteſpiegel ſind gleich falſch. Ins Geſicht alles Schöne! — Und das Alter! Ich bin mit ihm immer ehrerbietig umgegangen und habe es ſogar beſungen. Und jetzt kommt es feige, tückiſch von hinten heran. Ich hätte mich kaum viel gewehrt, auch wenn es von vorne gekommen wäre. Ich habe das Alter nie gefürchtet. Vielleicht iſt es in ſeiner Art ſchöner als die gejagte, jagende Jugend. Wenigſtens kann einen das Schickſal nicht mehr ſo beim Schopf faſſen.

Einige Stunden der Wanderung durch das neue und alte Wien. Das neue lachte, protzte und feilſchte mich an. Das alte ſchaute aus ſeinen gelblichgrauen, ſchmuckloſen Mauern ernſt auf mich her und rief mir ſchweigend zu: Weißt du noch? O Wien, ich weiß es noch. Die Siebziger- und Achtzigerjahre, damals warſt du mein, damals war ich in dir jung, damals hatte ich in dir große, liebe Menſchen. Wenn ich heute in den Mauern Wiens umherſtreiche — es iſt ein Friedhof. Mein Wien iſt in die Erde geſunken und Sankt Stefan iſt das hochragende Grabmonument. Doch auf dem Maſſengrabe vergangener Menſchen wachſen bisweilen neue Brüder auf. Ich ſaß des Abends beim Wein mit zwei jungen Dichtern zuſammen, die Erde mit Sonnenlicht zu verſchmelzen wiſſen — Humor mit hohem Idealismus. „Jakobus und die Frauen“ und „Zwölf aus der Steiermark“ (Ginzkey und Bartſch) waren die Geiſtesgeſellſchaft, die mich natürlich bis zur Geiſterſtunde feſthielt. Nach Mitternacht, als wir uns getrennt und ich durch das ſtille gewordene Wien auf dem Wege ins Hotel war, kam ich in die dunkle und einſame Johannesgaſſe. Dort ſtand plötzlich ein verkommener Burſche vor mir, der mich anbettelte. Während ich das Geldtäſchchen in der Hand hielt und zwiſchen Kronen und Hellern ein Mittelding herauskrabbelte, lauerte er vorgebeugt darauf hin, und da fiel es mir ein, daß dieſer etwas unheimliche Geſelle mit einem kecken Griff mir die Börſe aus der Hand reißen und davon laufen könne. Indes dankte er demütig. Beim Einſtecken des Geldtäſchchens verfehlte ich zwiſchen Havelock und Jacke den Sack und es fiel auf das Straßenpflaſter. Der Burſche bückte ſich ſchnell — hat es ſchon! dachte ich. Er hob das Täſchchen auf und gab es mir höflich in die Hand. Dann gingen wir auseinander. Ich hatte das Gefühl, als ob ich beſchenkt und beſchämt worden wäre, ſteckte die Strafe für meinen Argwohn gelaſſen ein und freute mich des kleinen Erlebniſſes, das mir manche Prellerei der Großſtadt wettmacht.

Es war die Rede von der Vornehmheit, die ſich manchmal bei armen Leuten aus dem Volke finde. Da erzählte mir ein Bankdirektor folgendes: Er hatte eines Tages einer ſchlichten Frau, Beamtenswitwe, mitzuteilen, daß ſie den Haupttreffer der Türkenloſe gemacht habe. Damit bei unmittelbarer Mitteilung die ahnungsloſe Frau nicht etwa vor freudigem Schreck an ihrer Geſundheit Schaden nehme, wollte er ihr den Glücksfall perſönlich und recht vorſichtig beibringen. Er ließ ſie rufen. Sie erſchien in ihrer ärmlichen Kleidung und fragte beklommen, was man von ihr wünſche. — „Liebe Frau, Sie ſind im Beſitz eines Türkenloſes.“ — „Ja, ich glaube“, antwortete ſie. Und er: „Es iſt in unſerem Geſchäfte verzeichnet und ich habe die angenehme Aufgabe, Ihnen mitzuteilen, daß Sie einen Treffer gemacht haben.“ — „So!“ ſagte die Frau gelaſſen. — „Und zwar einen großen“, ſetzte er zögernd bei. — „So!“ ſagte ſie. — „Den Haupttreffer mit zweimalhunderttauſend Gulden!“ — „So!“ ſagte ſie ruhig. — „Aber Frau, leben Sie denn in ſo glänzenden Verhältniſſen, daß Sie dieſe Nachricht ſo gleichgültig hinnehmen können?!“ — „Ich habe fünf unverſorgte Kinder“, war ihre Antwort. — „Nun alſo! da ſollten Sie ja jetzt einen Freudenſprung tun!“ — „Ich freue mich ja“, ſagte ſie, „unſer Herrgott gebs, daß meine Kinder brav bleiben, auch wenn ſie Geld haben.“

Die intimſten Briefe, die du an deinen vertrauten Freund ſchreibſt unter dem Siegel ſtrengſter Verſchwiegenheit — ſchreibe ſie ſo, daß du ſie vor aller Welt verantworten kannſt. Ein Blatt Papier iſt leicht, man weiß nicht, wohin der Wind es tragen kann. Was du heute noch an einem treuen Buſen ſicher verborgen glaubſt, kann morgen aus der Preſſe ſteigen und dein Geheimnis der Menge feilbieten für ſechs Heller die Zeile. Es iſt übrigens am beſten, gar kein Geheimnis zu haben. Die Geheimnisloſigkeit macht den anſtändigen Menſchen nahezu immun. Wer ein Geheimnis hat, der kann nie ganz unbefangen, ganz aufrichtig ſein. Wer kein Geheimnis hat, dem fehlt vielleicht die Tiefe, er beſitzt aber die Höhe — die ſonnige Heiterkeit.

Tiefgründigkeit verlangeſt du,
Jedoch ich mein':
Ein Pflug, der tiefer greift als einen Schuh,
Der ſtößt auf Stein.

Fruchtloſe „Wahrheit“ iſt es, ach,
Nach der man gräbt,
O, geh' nur jener Wahrheit nach,
Die dich belebt.

Wer grübelt, grübelt ſich ein Grab,
Und nicht ein Glück,
Nur Oberfläche gibt und gab
Stets Licht zurück.

Ein Mann des Glückes, der alles beiſammen haben will, was das Erdenleben köſtlich macht, muß auch einige Feinde beſitzen. Die gehören dazu. Seien deren auch nicht viele, ſo wenigſtens einer, der ſich recht giftet, wenn man was Gutes erlebt. Ein haſſender Menſch, der einem ſchon Böſes zugefügt hat, ohne daß man reagierte. Sieghaft ſein und ſolche Feinde im Hintergrunde zu wiſſen, die in ohnmächtiger Wut ſind — dieſe Rache darf man ſich gönnen und ſie iſt eine köſtliche Würze unſeres Glückes. Die Würze läßt ſich verfeinern, indem man ruhig bleibt und es dem Feinde nicht weiter entgelten läßt. Fürs erſte verſtärkt das noch ſeinen Ärger, allmählich löſt der Ingrimm ſich auf, der Feind erkennt — wenn auch uneingeſtanden — ſein Unrecht und unſer Sieg iſt vollſtändig. Wenn es ſo weit iſt, dann trachte dir ſofort einen neuen Feind zu erwerben. Du brauchſt ihn ſchon deshalb, weil du viel ſicherer dem Feinde zum Trutz, als den Freunden zu Lieb Tüchtiges ſchaffeſt.

Da ſagte mir jemand: „Die Natur! die unſinnige Natur! die Übermilliarden von Lebeweſen erſchafft und zugrunde gehen läßt — zwecklos, ziellos! Nur Fortpflanzung, Fortpflanzung, das iſt ihr ganzes Um und Auf. Und immer und immer durch Ewigkeiten das Fortgepflanzte: ſobald es ſich auch ſeinerſeits fortgepflanzt hat, ſtirbt es wieder ab — zwecklos, ziellos!“ — „Mich deucht“, antwortete ich, „die Natur, die immerwährend durch Zeugung und Tötung das All durchwühlt und durcheinander wirbelt — ſie ſucht jemanden! Ja, ja, mir ſcheint, ſie ſucht jemanden! Mit jedem der unzähligen Individuen probiert ſie und bei keinem gelingts. Dann wirft ſie es wieder weg. Aber in all dem Wuſte, irgendwo müſſe doch der Keim ſtecken, aus dem der hervorgeht, den ſie meint, der Vollkommene. Sie probiert und ſie ſucht, und iſts auch immer nur Miſt und Gelumpe, was ihr durch die Finger gleitet, ſie wird nicht mutlos. Mit ruheloſem Fleiße ſucht ſie und verſucht ſie den Einen, den Ganzen, den Erlöſten, den Erlöſenden. Nein, zweck- und ziellos dünkt ſie mich nicht.“

„Ich bin nur etwas, wenn ich konzentriert ſein kann; jede Ablenkung iſt mein Tod“, ſagt Richard Wagner irgendwo. Sollte nicht jeder geiſtig Schaffende dieſen Satz über ſeine Eingangstür ſchreiben? — Ich arbeitete gerade an einem Stimmungsbild, das mich ganz einnahm, da klopfte es an die Tür; noch vor einem möglichen „Herein!“ ſprang ſie auf. Ein fremder Herr trat flott herein: „Sie verzeihen ſchon, Herr Dichter, ich wollte Sie bloß ſehen, ich wollte Ihnen bloß die Hand ſchütteln. So! (Er tat’s ohne mein Zutun.) Wiſſen Sie, ich bin ein großer Verehrer von Ihnen. Ich habe von Ihnen einmal ein Buch geleſen, das — na, wie hieß es denn gleich? Egal, mir fällt’s jetzt nicht ein, alles eins. Apropos, ſchreiben Sie auf ein Blatt Papier Ihren Namen, ſeins ſo gut. Für einen guten Freund. Der wird Augen machen, wenn ich ihm erzähl’, daß ich beim R. geweſen bin. Geſund ſind Sie? Nicht wahr, dieſes Hundewetter jetzt, dieſer Staub! Ich ſage Ihnen, bei mir zu Haus iſt alles krank. Die Kinder Maſern, die Alten Influenza — ich einen Sauſchnupfen! Sie entſchuldigen ſchon! (Er nieſte in ſein Sacktuch.) Sie ſollten gar nicht ausgehen, Herr Doktor, auf ja und nein kann man was fangen!“ So ging es eine Weile fort, da ſagte er plötzlich: „Darf man ſich ein bißchen? — daß ich Ihnen den Schlaf nicht austrag.“ Da er ſich zu ſetzen drohte, ſo zog ich meinen Rock an, nahm meinen Hut: „Zehn Uhr! Es tut mir leid, ich habe einen Gang. Wenn Sie mich über die Stiege begleiten wollen?“ — Vor dem Haustor wollte ich mich verabſchieden. „O bitte“, ſagte er, „ich begleite Sie, mir iſt's alles eins, welchen Weg ich gehe.“ — „Ach!“ rief ich, jetzt muß ich noch einmal in die Wohnung. Meine Brillen vergeſſen.“ — „Die haben Sie ja auf der Naſe.“ — „Mit dieſen ſehe ich nichts.“ Damit war ich ſchon wieder auf der Treppe. Den ganzen Tag hielt ich Hausarreſt bei verſchloſſener Tür, aus Angſt, der freundliche Herr könnte unten warten oder gar noch einmal heraufkommen, um mir die Brillen ſuchen zu helfen. Man braucht ſeine Zeit nicht für ſehr wichtig zu halten, um vor dergleichen ſie zu ſchützen. Solche Geſellen lehren einen das Lügen und alle Teufel. Wenn ihretwegen die Beſuchsſtunden eingeſchränkt werden, ſo iſt damit nichts erreicht, als daß man um den Beſuch ſo vieler lieber und intereſſanter Menſchen kommt, die einen erquicken und fördern, während die nichtigen Schwätzer doch die Stunde und das Loch in die Wohnung zu finden wiſſen. Darum habe ich die ſogenannten Beſuchsſtunden ganz aufgehoben. Freunde, die mit ihrer Seele kommen und Leute, die wirklich was bei mir zu tun haben, die finden mich.

In meiner Geſchichte „Die Förſterbuben“ erzählt ein junger Student, daß er im Prieſterſeminar von Geiſtlichen eine Lehre des Ärgerniſſes gehört habe. In grenzenloſer Hoffart ſei dargetan worden, daß der katholiſche Prieſter (auch wenn er ein ſchlechter Menſch) vermöge ſeiner Weihe höher ſtehe als die Heiligen, als die Engel, ja unter Umſtänden als Gott ſelber. Das habe ich jenen jungen Studenten erzählen laſſen. — Nun ſchrieb mir ein kircheneifriger Mann: „Es iſt nicht wahr, daß derlei in katholiſchen Schulen gelehrt werde! Davon verſtehen Sie nichts. Erzählen können Sie ganz hübſch, aber das muß ich ſchon ſagen: In Religion ungenügend, lieber Doktor!“

Der Fürſterzbiſchof Kardinal Katſchthaler von Salzburg hat am 2. Februar 1905 einen Hirtenbrief erlaſſen, in welchem folgende ſcholaſtiſch-phantaſtiſche Stellen von der Macht und Gewalt des Prieſters vorkommen: „O unbegreiflich hohe Gewalt! Der Himmel läßt ſich von der Erde die Art und Weiſe zu richten vorſchreiben, der Knecht iſt Richter auf der Welt und der Herr beſtätigt im Himmel das Urteil, das jener auf der Erde fällt.“ „Der katholiſche Prieſter kann Ihn nicht bloß auf dem Altare gegenwärtig machen, Ihn im Tabernakel verſchließen, Ihn wieder nehmen und den Gläubigen zum Genuſſe reichen, er kann ſogar Ihn, den Menſch gewordenen Gottesſohn, für Lebendige und Tote als unblutiges Opfer darbringen. Chriſtus, der eingeborene Sohn Gottes des Vaters, durch den Himmel und Erde geſchaffen ſind, der das ganze Weltall trägt, iſt dem katholiſchen Prieſter hierin zu Willen. Chriſtus hat dem katholiſchen Prieſter über Sich, über Seinen Leib, Sein Fleiſch und Blut, Seine Gottheit und Menſchheit Gewalt gegeben und leiſtet dem Prieſter Gehorſam.“

Könnte man da nicht auch ſagen: Scholaſtik zwar recht gut, aber in Religion ungenügend, lieber Kardinal!?

Szene im Bauernwirtshaus. Zwei Bauern ſtreiten miteinander. Der eine, halb betrunken, ſchlägt mit der Fauſt auf den Tiſch: „Wia's is, ſo is s! Ih ſog, wos ih ſog! Wo ih mittua, do tua ih mit! Ollemol! Oba do nit! Wan ih ſog na, ſo is s na! Prozeß is Prozeß! Do ſog ih nit ſou oder ſou, damits nit nochha hoaßt, ih hätt ſou oder ſou gſogg!“

Der andere lacht: „Oba, du hoſt jo grod zwoamol ſou oder ſou gſogg!“

„Ih? Ih hon nia ſou oder ſou gſogg! Nia!“

„Hiaz hoſt as s drittemol gſogg.“

„Holt die Pappn!“ ſchreit der erſte und verſetzt dem andern eine Ohrfeige.

Der andere ſchlägt nicht zurück, ſondern ſagt ganz gelaſſen: „Sou, Waſtl, hiaz konnſt fünf Guldn Strof zohln oder an Tog ſitzn.“

Der Waſtl lacht. „Jo? Na olsdan! Hiaz hon ihs leicht. Hiaz konn ih mit Haus Öſtreich mochn, wos ih will. Kon gebn oder kon nehma.“

„Wia ſou?“ frogg der ondri.

„Ih hon jo d Wohl. Ih zohl fünf Guldn oder ih loß mih an Tog umaſunſt vaköſtinga. Ih wia der Norr ſein und fünf Guldn zohln! Ih ſtrof! Haus Öſtreich muaß gebn. Ih ſitz!“

Er ſtraft! Er ſitzt! Haus Öſterreich, das heißt der Staat, iſt ſelbſt der Geſtrafte, ſo oft er einen in den Arreſt tut. Ein ſolcher Sträfling, der die Wahl hat zwiſchen Zahlen oder Sitzen, iſt Herr der Situation. — Geben oder nehmen! Und das ſoll juridiſch gleichwertig ſein? — Man lernt was bei den beſoffenen Bauern.

Unterwegs im Eiſenbahngelaß hörte ich dem Streite zu, der zwiſchen einem katholiſchen Geiſtlichen und einem Gutsbeſitzer geführt wurde. Der Gutsbeſitzer hatte behauptet, daß die Gegenreformation in den Alpen mit grauſamer Härte gegen die Evangeliſchen betrieben worden ſei. Der Geiſtliche verſichert, daß ſie nicht milder, nicht chriſtlicher hätte betrieben werden können, hingegen daß in Deutſchland die Proteſtanten an den Katholiken die größten Blutgreuel verübt hätten. Beide ſuchten ihre Beweisführung in der Geſchichte und fanden ſie. Wenige Tage vorher hatte ich einen Konſervativen und einen Sozialdemokraten ſo ſtreiten gehört. Jeder brachte für ſeine Sache aus der Geſchichte die ſchlagendſten Begründungen und je mehr beide ſich der Geſchichte bedienten, je uneiniger wurden ſie. Da fiel mir wieder ein, daß *für Parteiagitationen die Geſchichte nicht zu brauchen iſt.* Die Geſchichte iſt ja doch keine Einheit, am wenigſten im rechtlichen oder im moraliſchen Sinne, ſie entwickelt ſich nach allen denkbaren Seiten und Arten hin, hat für alles ihre Gründe, und ebenſo für alles ihre Gegengründe und hat noch bis heute nicht eine einzige Frage endgültig entſchieden. Geſchichte iſt ja nichts anderes als eine Aufzeichnung all der wirren Kämpfe, verſuchten Wege und Verirrungen von alters her bis heute. Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht, nicht aber der Weltrichter. Und nicht der Lehrer, denn ſie zeigt uns nur Irren und Wirren. Wenn der Normalmenſch aus der Geſchichte ſchon etwas lernen kann, ſo iſt es das, daß man von ihr nichts lernen kann. — Ja, wen die Chronik der Torheit weiſe machen könnte!

Ein junger Mann ſtellte einen alten alſo zur Rede: „Sie haben einmal geſchrieben, daß Sie nicht unglücklich lieben könnten. Denn Sie liebten nur einen ſolchen Menſchen, der Sie ebenfalls liebt. Eine Liebe, ſei ſie anfangs noch ſo leidenſchaftlich, löſche ſofort aus, ſobald Sie erfahren, daß keine Gegenliebe vorhanden. Iſt das Ihr Ernſt?"

„Was denn ſonſt?“ fragte der andere entgegen.

„Jetzt habe ich Sie!“ rief der eine. „Sie behaupten die Natur zu lieben. Was verſtehen Sie unter Natur?“

„Wenn ich von Natur ſpreche, ſo meine ich gewöhnlich die freie Landſchaft mit Himmel und Erde, Waſſer, Bäumen, Blumen, Tieren uſw.“

„Und ſo was lieben Sie?“ fragte der eine: „Das iſt ja inkonſequent von Ihnen. Dieſe Natur hat ſo wenig Gegenliebe als das herzloſeſte Weib. Sie weiß garnichts von Ihnen.“

„Laſſen Sie es nur gut ſein“, entgegnete der andere. „Kein Menſch auf Erden hat mir ſo viel Freude gemacht, als die Natur mit ihren Farben, Klängen, Düften, mit ihrem Frieden und ihren Stimmungen. Sie hat mich geſund und oft glückſelig gemacht.“

„Was Ihnen an der Natur ſo gefällt, das legen Sie in ſie hinein.“

„Richtig. Aber in einen liebloſen Menſchen kann man noch ſo viel hineinlegen, es kommt nichts zurück. Man erlebt keine Freude.“

Dann kamen die beiden überein: Der von uns geliebte Gegenſtand tut nichts, als in ſeiner Art den Reflex zurückwerfen von dem, was wir als unſer Beſtes ihm hingeben. Wir lieben in dem andern das, was wir als das Abbild unſerer eigenen beſſeren Weſenheit empfinden.

Wenn du immer in Geſellſchaft eines Menſchen lebſt, der häßliche Fehler hat, ſo kann zweierlei geſchehen: entweder nimmſt du die Fehler an oder du verabſcheuſt ſie noch mehr. Wie jedes Übel auch ſein Gutes hat, ſo können die üblen Eigenſchaften des anderen nicht bloß eine Gefahr für dich ſein, ſondern auch ein Schutz. Ich habe einſt im Umgange mit einem Geſellen, der mit Vorliebe von anderen boshaft das Schlechte beſprach und vergrößerte, die ganze Abſcheulichkeit der Verleumdung fühlen gelernt.

Mein Sohn brachte einen jungen Vogel ins Haus. Ein Spätzlein. Schon befiedert, konnte aber noch nicht fliegen. Die Kunſt vielleicht verſucht — mißlungen. Auf dem Sandwege des Gartens lag es fremd und hilflos und nieder vom Himmel goß der Regen. Nun wurde der Kleine in ein Kiſtchen getan auf Stroh und in die Nähe des Feuerherdes geſtellt; vielleicht wenn er trocken wäre, dann könne er weiter. Wir ſetzten ihm ein kleines Diner vor: Suppe aus Milch zuerſt, dann Fliegenbraten, engliſch gebraten, endlich Broſamklößchen zum Nachtiſch. Er ſchaute mit gehobenem Köpfchen drauf hin, rührte aber nichts an. Dann bemühte er ſich, für ſich ſelbſt zu ſorgen, flatterte aus der Kiſte, kam aber in die Wildniſſe der Brennſcheiter und der Aſchengrube. Dort war ſchon gar nichts anzufangen. Er ließ ſich gerne wieder in die Hand nehmen und auf den Tiſch ſetzen, wo man wohl merkte, wie ſein kleines Vogelherzlein ängſtlich pochte. Armes Spätzl! Übrigens benahm er ſich höchſt anſtändig bei dieſem erſten bedenklichen Lebensabenteuer, verhielt ſich ruhig, bewies ſogar Mut, indem er zum Tiſchrand hüpfte und einen Flugverſuch unternahm. Es tat's nicht. Was tun? Wir ihm das Fliegen lernen? Wir konnten es ſelber nicht. — Der Regen hatte aufgehört. Mein Sohn trug den Vogel wieder in den Garten. An der Stelle, wo er unter dem Baum gefunden worden, ſaß der kleine Spatz erſt ein Weilchen auf der Hand, dann piepſte er. Oben in dem Aſtwerk piepſte es wieder. Da flatterte das Kindlein auf, es war ja nur zwei Spannen weit — und es gelang — das Vöglein ſaß auf dem Aſte. Jetzt kam die Mutter herab. Sie war gewiß froh, das Vermißte wieder zu haben, äußerte aber weiter keine Rührſeligkeit.

Jetzt gab's anderes zu tun — lernen. Sie ſetzte ſich neben das Junge auf den Aſt und hub an, von dort abzufliegen, ein-, zwei-, dreimal, auf den nächſten Aſt hin. Beim erſtenmal ſchaute der Junge bloß zu; beim zweitenmal zuckte er ſchon die Flüglein auf; beim drittenmal flog er flugs der Mutter nach — und war glücklich drüben. Wir beobachteten noch, wie die Alte immer weitere Diſtanzen vorausflog, bald nicht mehr von Aſt zu Aſt, ſondern von Baum zu Baum und endlich über die Wieſe hin bis zum nächſten Wäldchen. Und der Kleine nach. Er konnte fliegen, er war Vogel.

Graf Zeppelin ſoll kein dummer Menſch ſein, und doch — wie viele Jahre hat er lernen müſſen, bis er es annähernd ſo weit gebracht hat, als der nur wenige Wochen alte Spatz. Freilich, der Arme hatte keine Mutter, die ihms vorgemacht hätte.

Nicht das ſind bekanntlich die beſten Geſellſchafter, die gut plaudern, vielmehr ſolche, die gut zuhören können. Letzteres kommt ſeltener vor als erſteres. Die meiſten reden — reden nur das, was ſie denken, denken nur das, was ſie reden, ohne ſich von der Rede des andern aus dem Geleiſe bringen zu laſſen. Wenn ſie auch zeitweilig ſchweigen, während der andere ſpricht, und es auch den Anſchein hat, als hörten ſie zu — ſie hören nicht zu, ſie denken — höchſtens durch irgendein Gegenwort leiſe angeregt — darüber nach, was ſie ſagen werden, ſobald der andere nur den geeigneten Einfallspunkt einer Sprechlücke bietet. Die Sprechlücke braucht nicht eine Sekunde lang zu währen und der Gegner iſt mit ſeiner platzenden Redeluſt ſchon eingedrungen und der andere mag ſehen, wie er wieder zu ſeinem entzweigeſchnittenen Worte kommt. Er denkt natürlich auch nur nebenbei mit, was der Gegenredner ſagt, ſinnt vielmehr ſeinen eigenen Gedankengang oder Redeſtoff weiter, ſcharf auf die nächſte Sekunde lauernd, da der Gegner Atem holt.

Der Gegner habe ich geſagt. Denn nicht immer kommt es vor, daß mehrere Menſchen gemeinſam und einig ein Geſpräch harmoniſch führen; oft ſind es die verſchiedenen Meinungen, die ein Geſpräch entfachen und lebendig erhalten und wobei die Sprecher ſich nicht näher kommen, eben weil jeder immer nur im Geleiſe ſeiner eigenen Gedanken und Vorſtellungen bleibt, intereſſelos für die Gedanken und Vorſtellungen des andern.

Warum ſind die Leute denn gerade beim Reden ſo gebſelig, anſtatt nehmluſtig? Ich weiß einen ſchlauen Kameraden, der nützt das aus und macht es ſo: Er wirft zuerſt irgendein anregendes Wort hin, das mehr in den Intereſſenkreis des Partners fällt. Dieſer greift es natürlich auf und beginnt ſich auszupacken. Stockt er einmal, ſo wirft der ſchlaue Kamerad wieder ein Zündhölzchen hin und hört dann ruhig zu, was der andere entwickelt. So erfährt er eine Menge Dinge, wovon vieles Trödel, manches aber auch wertvoll und gut zu brauchen iſt. Vor allem bekommt er ein klares, zumeiſt ganz unverfälſchtes Bild von der geiſtigen Verfaſſung des Geſprächigen, und iſt es auch oft Stumpfſinn und Torheit, was er zu hören kriegt — es bereichert ſeine Menſchenkenntnis, lernt doch der Kluge immer vom Dummen mehr, als der Dumme vom Klugen. — Wohl, als klug reden iſt es manchmal noch klüger zu ſchweigen.

Die Stalldirne klagt ihre ſchiefgehenden Herzensangelegenheiten der Kuh. Dieſe ſchaut die Klagende mit klugen Augen an und hört zu. Auch die Kuh hat vielleicht ihre Mutterſorgen, da der Fleiſchhauer ihr das Kälbchen fortgetrieben. Aber ſie ſchweigt und hört dem Anliegen der Magd zu. Vielleicht auch denkt ſie nur aufs Heu, aber ſie hört zu und die Magd iſt getröſtet und meint, eine teilnehmendere Freundin gebe es nicht als ihre Braune. Sollte es nicht auch der Menſch ſo weit bringen können?

Zu den wenigen Tälern Kärntens, die noch nicht mein ſind, gehörte bis vor kurzem das Kanaltal. Das habe ich mir nun auch genommen. Es iſt Kärntens großes Tor nach Italien. Man muß aber erſt den Knalleffekt von Alpenſchönheit überwunden haben. Wer einmal auf dem Bahnhof zu Tarvis geſtanden, der nickt mir zu und verſteht wie ichs meine. Es knallt ordentlich in den Lüften vor lauter Augenpracht! Wenn alle Landſchaftsmaler der Welt zuſammengeſtanden wären, um ein Hochgebirgsbild ideal zu gruppieren, ſchöner hätten ſie's kaum zuwege gebracht. Dann wie kommen wir aus dieſem Labyrinth von Eiſenbahnen, Straßen, Waſſerſchluchten, Brücken und Tunnels? Wir ſetzen uns auf den Venedig-Schnellzug und fahren ins Kanaltal hinauf, auch bald in demſelben hinab. Der höchſte Punkt des Tales kommt ungefähr der Höhe der Semmeringdurchfahrt gleich. Dann rinnen die Waſſer anſtatt öſtlich weſtwärts, dem welſchen Lande zu. Der erſte Bach, der es mit den Italienern hält, kommt aus der Seiſeraſchlucht hervor. Wer den Blick in dieſen Felſenkeſſel verſäumt hätte, den würde das Kanaltal mit nichts anderem entſchädigen. Es hat zu ſeinen beiden Seiten zwar noch viele Schönheit und Wildheit, es hat einige freundlich gelegene Ortſchaften. Es hat dort, wo die größte Enge iſt, die Feſtung Malborghet. Die läßt jeden Fremden gerne ins Land, wenn nur recht viele kämen! Wer aber, wie einſt Napoleon, den Hausſchlüſſel haben will, dem gibt ſie die richtige Antwort. Es geht noch einige Stationen ſachte abwärts, dann knickt das Tal links ab, in langer Engſchlucht ſchnurgerade dem Süden zu. Dort, wo es ſich ſo umbiegt, kommt rechts vom Gebirge herab auf breiter Schuttrinne ein graues Waſſer, und an dieſem Waſſer beiderſeits liegt ein ſtattlicher Doppelort: Pontafel und Pontebba. Das iſt der Grenzort. Diesſeits der vom Gebirge herabkommenden Pontebbana heißt er Pontafel, jenſeits derſelben Pontebba. Jeder Teil hat ſeinen großen Grenzbahnhof. Durch den Doppelort führt eine einzige große Straße, verbunden mit einer kleinen Brücke, an welcher hier die öſterreichiſche und dort die italieniſche Wacht an der Pontebbana ſteht und geſungen werden kann. Dieſes Flüßlein trennt, und dieſes Brücklein verbindet zwei Welten. Die äußeren Umſtände, das ringsum ſtarrende Hochgebirge, das Klima, ſind ja dasſelbe. Die beiden Neſter haben ſeit Jahrhunderten ihre gleiche Geſchichte der Berge in der weltentlegenen, von Naturgewalten ewig bedrohten Wildnis — und ſiehe: die beiden ſo traulich nebeneinanderliegenden Ortſchaften ſind grundverſchieden. In Pontafel nette hochgiebelige Häuſer, reinliche Plätze, gutangezogene, ruhig einherſchreitende Leute; in Pontebba halbverfallende Wohnungen mit zumeiſt flachen Dächern und ſchlotternden Fenſterbalken, die verwaſchen ſind, was man von den Bewohnern nicht ſagen kann. Alles lebt und bewegt ſich vielfach in ſchlechter Gewandung, die Kinder halbnackt, ungeniert und lärmend auf der Straße. In Pontafel hört man kaum ein Wort italieniſch, in Pontebba kein Wort deutſch. Es iſt als ob man zwei Städtchen etwa aus dem Salzburgerlande und aus den Abruzzen zuſammengeſtellt hätte. Es iſt was Merkwürdiges um die Raſſe. Jawohl, man muß ausſteigen an dieſer Grenzſtation, in Pontafel einen guten Hirſchbraten nehmen und in einem der Kaffeehäuſer Pontebbas den Schwarzen drauf. Man kann mit dem blonden Kärntner Pontafels einen Almer ſingen und mit der ſchwarzäugigen Italienerin Pontebbas um ein Bocco ſcherzen

— dann wird's Zeit zur Abfahrt. Nie wäre mir der Gang nach Rom ſo bequem gemacht worden als diesmal, ich hätte vorher bloß in meinem Wagen ſitzen bleiben dürfen und am Abende des nächſten Tages dem heiligen Petrus in ſeinem Dom die erzene Zehe küſſen können. Aber ich bin wieder ins Kärntnerland zurückgefahren.

Je länger der ſogenannte Volkswohlſtand dauert, je häßlicher wird das Land. Die Wälder werden abgeholzt, die Berge aufgeſchürſt, die Bäche abgeleitet, verunreinigt. Die Wieſen werden mit Fabriken beſetzt, die Lüfte mit Rauch erfüllt, die Menſchen unruhig, unzufrieden, heimatlos gemacht. Und ſo fort. Und alles des Geldes wegen. Ja, zum Teufel, was iſt denn an dem Gelde, daß ihm die ungeheuren Opfer gebracht werden! Daß die Armen nach ſo viel Geld trachten, um ſich den anſtändigen Lebensunterhalt leiſten zu können, das iſt zu verſtehen. Aber daß die Wohlhabenden noch mehr haben wollen, obſchon die Erfahrung überall lehrt, daß das „noch mehr“ das Leben nicht verſchönert, ſondern verelendet, die Jugend verdirbt, die Alten unempfindlich macht für die wirklichen und wertvollen Genüſſe. Was bedeutet ein prachtvoller Palaſt, wenn er in einer Gegend ſteht, die kahl iſt und voll ſchmutziger Fabriksabfälle und bedeckt mit einer unreinen, ſtinkenden Luſt und bewohnt von unzufriedenen, feindſeligen Menſchen! Was iſt dagegen ein ſchlichtes Haus in grüner, friedlicher Landſchaft, mit ruhigem Erwerb, mit freundlicher Nachbarſchaft! Die Freude an großen Unternehmungen in Ehren, aber nur dann, wenn dieſe Unternehmungen nicht beſſere Werte verwüſten, nicht den Frieden, die Genügſamkeit, die Schönheit, die reine Lebensfrohheit zerſtören. Es iſt ja ganz unfaßbar, wie dieſes hölliſche immer noch mehr Geld haben wollen die geſcheiteſten

Leute zu Toren, die rückſichtsvollſten Menſchen zu Straßenräubern machen kann. Zu Straßenräubern habe ich geſagt. Ein ſtarkes Wort. Aber wird nicht dem Wanderer, der arglos das Land bereiſt, um ſeine Schönheit zu genießen — wird ihm nicht dieſe Schönheit weggenommen, der erquickende Wald, das klare Waſſer, die geſunde Luft weggenommen? Und den Einheimiſchen, wird ihnen nicht die liebe traute Landſchaft zerſtört? Der Fabriksherr kann ſich anderswo ſchöne Erdenwinkel ausſuchen, ſolange es deren noch gibt, er baut ſich Schlöſſer in noch unentweihten Gegenden, wodurch er freilich anhebt, ſie zu entweihen, oder er geht in Kurorte, wo ſchöne Landſchaft geſchäftlich erhalten und krampfhaft noch mehr verſchönert wird, um ihm Vergnügen zu machen. Jene Einheimiſchen aber, denen er mit ſeinen Gründungen die Heimatsgegend verhäßlicht hat, die müſſen ſitzen bleiben bei den qualmenden Schloten, verderbten Wäſſern und Lüften, bei den Abfallshaufen und bei den Hunderten von fremden Arbeitern, die jeden Augenblick wütend zu werden drohen, weil ſie etwas tun müſſen, was ſie nicht tun wollen, nämlich reiche Leute noch reicher machen. Iſt das denn nicht verrückt zum Raſendwerden? — Doch gemach. Die altgeſeſſenen Einheimiſchen ſind ja froh, wenn in ihren Tälern Fabriken gebaut werden, ſie geben die Naturſchätze und Schönheit und Geſundheit ihrer Heimat mit Freuden hin — es kommt ja Geld ins Land! Und während ſie Geld gewinnen, verlieren ſie ihre Scholle, ihre Perſönlichkeit, ihre vornehme Feſtſtändigkeit, ſpringen ab und verlaufen ſich in der Welt. Ob ſie anderswo verlumpen oder reich werden, das Beſte iſt dahin — das friedliche Heim in naturfriſcher Landſchaft. — Und ſolche Erſcheinungen nennt man Volkswohlſtand.

Geld kann viel Gutes ſtiften, aber noch mehr Schlechtes. Hier iſt nur davon die Rede, daß Geldgier in unſerer Zeit ſo oft die Natur verdirbt, die Schönheit der Landſchaft zerſtört, die Welt verekelt.

In unſerer Zeit wird viel über Sexualität geſchrieben — weit mehr als nötig iſt. So las ich vor kurzem das Buch eines „Mediziners und Pſychologen“, der partout die freie Liebe einführen will und die Schamhaftigkeit für einen anerzogenen Unſinn erklärt. Er meint, man ſchäme ſich bisher aus Vorurteil, daß die Sache ſo häßlich ſei; er ahnt nicht, daß der Inſtinkt des Kulturmenſchen ſie doch deshalb keuſch verhüllt, weil ſie ſo heilig iſt. Derſelbe Verfaſſer wiederholt auch ſehr beſtimmt die Meinung, daß zwiſchen Mann und Frau abſolut keine Freundſchaft beſtehen könne, ohne daß der ſexuelle Grund mitſpiele. Und das iſt einmal nicht wahr. Der Autor iſt ein Gelehrter, ich bin ein unwiſſender Laie, aber das ſage ich ihm ins Geſicht, daß es nicht wahr iſt, wenn er behauptet, es könne zwiſchen Perſonen beiderlei Geſchlechts keine Freundſchaft ſein, ohne daß das Geſchlechtliche mitſpielt. Es gibt freilich genug Freundſchaften, wo es mitſpielt, bewußt oder unbewußt. Ich gebe ſogar zu, daß in der Liebe zwiſchen Mutter und Sohn ein bißchen was Sexuelles liegt — unbewußt natürlich. Liebt doch eine Mutter ihren Sohn ganz anders, als ihre Tochter. Aber daß zwiſchen Mann und Frau echte Freundſchaft, Kameradſchaft vorkommen kann, wie zwiſchen Männern und anderſeits zwiſchen Frauen, das zeigt das Leben überall, man braucht bloß die Augen aufzumachen. Ich habe mein Lebtag manche Frauenbekanntſchaft gehabt, die wir Freundſchaft nannten, doch aber unter Umſtänden vielleicht gerne etwas anderes geweſen wäre. Aber ich habe in meinem langen Leben noch weit mehr uneigennützige und dauernde Freundſchaft mit Frauen gehabt und habe deren noch, wo es mir auch nicht im Traume einfällt, die Freundin zum Weibe beſitzen zu wollen. Die Wertung des Weibes als bloßes Liebesobjekt für den Mann iſt eine Nichtanerkennung ſeines vollen Menſchentums. Denn was Menſch iſt, das hat gegenſeitig auch andere Intereſſen als die ſexuellen. Die Liebe zur Frau Charitas ein bißchen mehr betätigen, und die Liebe zur Dame Venus wird anſpruchsloſer werden.

In einem Punkte ſind die jungen Dichter alle naiv, manche mögen ſonſt noch ſo ſchlau ſein. Nämlich in der Meinung, daß ſie lauter Meiſterwerke ſchaffen, für die ſie von allen Seiten Lob zu beanſpruchen haben. Die Mutigeren unter ihnen fordern dieſes Lob geradezu — etwas, das ich vor vierzig Jahren nicht für möglich gehalten hätte. So ein Mutiger iſt vor kurzem bei mir geweſen. Er brachte mir ſein neues Buch mit dem Erſuchen, es „ehebald" durchzuleſen und gut zu beſprechen.

„Aber Freund", mußte ich ſagen, „ſo macht man's ja nicht. Es geht doch nicht an, ſich das Lob gleich ſelber zu beſtellen!"

„Ja", fragte er, „was ſoll man denn tun, daß man emporkommt?"

„Nichts, als gute Bücher ſchreiben."

Ich beſitze ein Landgütchen und lacht mir das Herz den ganzen Winter über in der Stadt, vor Freude auf das Landgütchen. Und genieße ich's im Sommer, da hätte ich ſchier manchmal zum Weinen Urſache. Der Garten iſt ja ſo voller Dankbarkeit gegen mich, daß ich ihn vor dreißig Jahrer gepflanzt habe und am Abend, wenn ich ins trauliche Haus gehe, grüßt mich eine Feſtbeleuchtung des elektriſchen Lichtes, wie es in der Stadt Graz um bürgerlichen Preis kaum erreichbar iſt. Aber das Krankſein im Sommer! — Da geht man im Herbſt wenn's kalt wird, gern in die Stadt. Und in der Stadt geht ſofort wieder die Sehnſucht an, ſchon im November, nach dem nächſten Sommer auf dem Lande. Und den ganzen Winter über dauert das innere Schauen, ich ſehe Haus und Garten, ich ſehe ringsum die weite Landſchaft. Ganze Stunden der Nacht und ſelbſt des Tages bei geſchloſſenen Augen ſehe ich innerlich mein Landgut in der ſüßen Heimat und lebe auf ihm — friſch und geſund. Sei geprieſen, allmächtige Freundin Phantaſie! So genieße ich mein liebes Sommergütchen eigentlich nur im Winter. Dabei freue ich mich unbändig auf die Zeit, wo ich es in aller Wirklichkeit wieder haben werde, und zähle jeden Abend, ſo ſicher wie man ſein Schlafgebetlein betet, die Monate, die Wochen bis zum Frühling, die Tage endlich und die Stunden, bis der Dampfwagen mich getreulich ins traute Tal bringt. Und wenn ich wieder mit leiblichen Füßen durch den junggrünenden Garten gehe und ins kühle, ſtille Haus, dann kehrt in mich die Ruhe ein, die Alltagsruhe der Erfüllung. Sie iſt nicht ſo köſtlich, als die Sehnſucht! Es kommt wieder das Krankſein; aber das Glück, auf dem Lande zu ſein, daheim zu ſein, iſt nicht umzubringen, nur daß dieſes Glück in der Erfüllung nicht ganz ſo ſelig iſt, als jenes in der Sehnſucht war. Und allmählich freue ich mich dem Winter entgegen, da ich wieder in der Stadt ſein und die ſüße Sehnſucht genießen werde nach dem Landhauſe und ſeinen Fluren. Mitten in der Erfüllung freue ich mich auf die Sehnſucht nach derſelben Erfüllung — iſt das nicht komiſch?

Fürs volle, üppige Glück iſt der Menſch einmal nicht geſchaffen — das Plangen danach bekommt ihm beſſer.

„Herr!“ rief mir ein freundlicher Beſucher zu, „Sie müſſen über den Winter nach dem Süden?“

„Ich? Der ſich immer auf den nordiſchen Winter ſtreut! Und der lieber im Sommer nach dem Norden ginge, wenn er überhaupt von den Alpen fortkönnte.“

„Aber, um Verzeihung, Sie ſind leidend. Ich war auch leidend — ſogar mehrmals, und allemal bin ich im Süden geſund worden.“

„Ich bin bisher allemal noch zu Hauſe geſund worden“, war mein Entgegnen. „Es iſt heutzutage Mode geworden, daß kranke Leute in die Fremde geſchickt werden. Ich hingegen meine, ein beſonderer Wert des eigenen Heims liegt darin, daß man in Not und Krankheit eine heimliche ſichere Stätte hat, wo man mit größerer Herzensruhe leidet als in der Fremde, und auch mit größerer Herzensruhe dem Ende entgegenſieht. Für den Kränklichen meiner Art, glaube ich, iſt nichts ſchlechter, als immer wieder und von aller Umgebung daran erinnert zu werden, daß er krank iſt, daß in der Fremde immer eine beſondere Ungeduld und Sehnſucht in ihm wach iſt: Wie lange noch hier? Wann nach Hauſe? — Das Intereſſe an dem Neuen wird gar bald ſtumpf, wenn man leidend iſt. Und dann vegetiert man wie ein Gefangener dahin unter fremden, gleichgültigen Leuten, einſam, fern von den Lieben, und denkt und fühlt nichts mehr als ſein Krankſein. Für einen Kränklichen (vorausgeſetzt, daß er die entſprechende Diät einhält) iſt die gewohnte Beſchäftigung viel wert, die ihn anregt und zerſtreut, die traute Umgebung, in der ihn alles an geſunde Tage erinnert oder auch an Krankheiten, von denen er hier immer wieder genas. Nein. Ich, der in geſunden Tagen am liebſten daheim war, werde in Krankheit und Elend nicht fortgehen.“

Mein Beſucher zuckte bedauernd die Achſeln und ich glaube, viele werden ihm’s nachmachen.

Vor einigen Tagen kehrte in der Nachbarſchaft ein junger Mann von einer zweijährigen Weltreiſe heim.

Alles im Hauſe ſtürmte auf ihn zu: „Grüß dich Gott. Franz! Na, wie iſt's geweſen?“ Und ſollte er nun faſt ſtehenden Fußes noch ſeine Erlebniſſe und Abenteuer erzählen. Der Heimgekehrte aber ſagte kein Wort. Auch am zweiten Tage noch keins und tat auch ſeinerſeits keine Frage. Darob waren ſie konſterniert. Denn es ſind Alltagsleute, denen das Herz nie voll wird, weil ſie täglich ſchwatzen. Daß der Burſche aus vollem Herzen nichts ſagen und nichts fragen konnte, das ahnten ſie nicht. Am dritten Tage begann er gemächlich zu erzählen, da unterbrachen ſie ihn bei jedem Satz, hatten Zwiſchenbemerkungen, Querfragen, ſo daß er immer entgleiſte und endlich abbrach. „Was ſeid ihr denn für Barbaren?“ fragte er zuletzt die Leute. „Nun begreife ich erſt, weshalb wir Abendländer nicht erzählen können, weshalb wir uns dabei immer überſtürzen, den Stoff nervös aufgeregt abhaſpeln, dabei das Nebenſächliche breitſpinnen und das Wichtige vergeſſen. Das kommt, weil man bei uns nicht zuhören kann. Im Orient ſind die guten Erzähler daheim, weil man dort zuhören kann. Ich ſage überhaupt zu euch, ihr ungeduldigen, nervöſen Leute: Wenn ihr nicht werdet wie die Morgenländer, ſo werdet ihr die Weisheit nicht finden.“ — Mit dieſer kurzen Rede tiefem Sinn iſt er aufgeſtanden und davongegangen und ich gönnte es den Leuten.

So iſt's auch in der Literatur. Da beklagt man ſich, daß in der Erzählung das Epiſche verloren gegangen ſei. Das Epiſche, du lieber Gott! Wo ſind denn die Leute, die das Epiſche vertragen können? Das Leſefutter muß wie Schweinefutter ſtets kurz zerhackt ſein. Iſt einmal ein ganzer Halm dabei von der Wurzel bis zur Ähre, ein ordentlich gegliederter und behaglich hingelegter Sprachſatz, oder eine Begebenheit in ruhiger und lückenloſer Ausführlichkeit dargeſtellt — da ſpucken ſie, das iſt ihnen zu langweilig. — Ach, wir haben lauter zerflatternde Seelen!

Vor wenigen Wochen kam ein Bekannter von mir heim. Er hatte eine große Reiſe gemacht durch Arabien, Oſtindien bis zum Himalaya hinein, durch einen Teil von China und Japan. Dann war er auch in Auſtralien geweſen, wo wieder europäiſche Kultur iſt. Dort in einem Kaufmannshauſe hatte er die Bekanntſchaft eines jungen Mannes gemacht, deſſen Vorfahren um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus Öſterreich eingewandert waren. Ein junges, aufgewecktes Bürſchchen, das aber wenig europäiſche Zeitungen zu leſen ſchien. Er erkundigte ſich nach den Verhältniſſen in Öſterreich, beſonders auch, ob es noch ein Kaiſertum ſei oder ein Königreich und wie der Landesfürſt heiße?

„Unſer Kaiſer heißt Franz Joſef“, antwortete ihm der Reiſende.

„Wohl Franz Joſef der Zweite, oder der Dritte? Oder gar der Vierte?“

„Franz Joſef der Erſte.“

Da ſtutzte der Auſtralier. „Der Erſte? Das iſt wohl nicht möglich. Zur Zeit, als mein Urgroßvater noch in Öſterreich lebte, er ſoll oft davon erzählt haben, auch habe ich's in einem alten Schriftſtück, es iſt der Auswanderſchein meines Urgroßvaters: damals war Franz Joſef der Erſte dort Kaiſer.“

„Und er iſt es noch.“

„Great Heavens that is quite impossible. In meiner Familie ſind ſeither drei Generationen abgeſtorben und in Ihrem Lande haben Sie immer noch denſelben Fürſten?“

„Es iſt ſo. Weil wir ſeit ſechzig Jahren fleißig beten: Gott erhalte!“

Dieſe kleine Erzählung des Heimgekehrten hat mir die Bedeutſamkeit einer ſo langen Regierung recht zum Bewußtſein gebracht.

Mir gefällt das Wort „intereſſieren“ nicht und wir können es nicht entbehren. Wir haben in unſerer Sprache keinen Ausdruck, der es genau deckte. Ich wüßte ein Wort, es erſetzte jenes, es wäre deutſch, aber es iſt „gemacht“. Es iſt ſogar von mir gemacht. Denn die Sprache, in der wir ſprechen, ſchreiben und dichten, innert mich ſchon lange. Ich möchte anſtatt „intereſſieren“ — innern ſagen, getraue mich aber nicht recht. Unſere Gelehrten könnten greinen. Die Ausrottung der Fremdwörter innert ſie nicht.

Da las ich in einer Zeitung, daß bei einem deutſchnationalen Feſte 500 Kronen vereinnahmt worden ſind. Dieſes Wort „vereinnahmt“ gefiel mir ſo gut, daß ich es ſogleich veraufſchreibt habe.

Vor ungefähr fünfzig Jahren erhängte ſich in Krieglach-Alpel ein alter Bauer. Er war nicht der Ärmſte in der Gegend, er war der Reichſte. Er tat's aus Verzweiflung an der Gnade Gottes. Die Leute liefen zuſammen von weit und breit und waren außer ſich. Ein Jahr ſpäter ereignete ſich in Graz ein Selbſtmord. Wochenlang redete die Zeitung davon. — Und jetzt? In den Städten endet nahezu jeder zehnte an Selbſtmord. In einer Woche las ich unter achtundſechzig Verſtorbenen zehn Selbſtmorde. Es gehört gar keine Verzweiflung mehr dazu, mancher ſcheint ſich aus Langweile umzubringen. Und die Zeitungen verbuchen es gleichgültig wie ein geſtürztes Fiakerpferd. So ändern ſich die Leute in einem halben Jahrhundert.

Wieder nach einem halben Jahrhundert wird die Selbſttöterei ſich zu einem beliebten Volksſport ausgebildet haben. Einem Sport, der allerdings der Geſundheit weniger zuträglich iſt.

In einer Geſellſchaft ſprachen wir von der Entwicklungstheorie und ich meinte, mir ſei das troſtvoll, religiös erhebend, wenn der Menſch ſich aus niederſtem Weſen bis zu ſeiner heutigen Vergeiſtigung entwickeln konnte. Dann entwickelt er ſich ja weiter, wird am Ende ganz Geiſt und wächſt in Gott hinein. — Einer war dabei, der erklärte die Entwicklungslehre für abgetan und behauptete, nichts entwickle ſich und der Menſch bleibe trotz äußerer Verfeinerung in ſeiner Weſenheit das, was er war, ein wildes Tier. Von einer Vervollkommnung könne keine Rede ſein. Seit man glaubt, daß der Darwinismus abgetan und von Weiterentwicklung keine Spur ſei, plätſchert man alſo wieder mit beſonderem Behagen im Schlamm.

Vor vierzig Jahren, als die Entwicklungslehre aufkam, hat man ſie als den Ausbund des Materialismus verſchrien. Und jetzt? Im Gegenſatz zur Annahme der Beſſerungsunmöglichkeit iſt ſie der reine gottſelige Idealismus.

Als Profeſſor Häckel an der langen Stufenleiter, die aus ſo dunklen Tiefen herauſkommt, einige fehlende Sproſſeln auf ſeine eigene Koſten einfügte, war es wohl die inſtinktive gläubige Sehnſucht, daß die Leiter weitergehe von unten nach oben — zur Vollkommenheit.

Auf meinen Wanderungen durch Mittelſteiermark traf ich den alten Herrn. Er lebte immer noch in ſeinem ſtillen Städtchen, er hatte immer noch das treuherzige Kindesauge, aber er hatte nun einen ſchönen, weißen Patriarchenbart. Seit vierunddreißig Jahren hatte ich ihn nicht wieder geſehen, doch mit ihm war's beim Alten geblieben. Er war immer noch der kleine Beamte des dortigen Gerichtsamtes, hatte immer noch ſeinen kleinen Beſitz, ein Häuschen mit Gärtlein, und war immer noch Junggeſelle. „Iſt es denn bei Ihnen nicht vorwärts gegangen?“ fragte ich etwas ungeſchickt. Mit ſeinem freundlichen, hilfloſen Blick ſchaute er mich an. „Vorwärts? Warum denn? Mir iſt es halt alleweil noch ſo recht. Ich halte mich nach dem Leitſpruch.“ Und auf meine Fragen ſprach er weiter: „Mein Amt iſt nicht ſchwer und nicht verantwortlich, läßt mir Zeit zum Herumgehen in der Gegend und zum Leſen guter Bücher, mein kleiner Beſitz macht mir wenig Sorge, die Dienſtboten keinen Ärger, weil ich mich ſelber bediene und im Gaſthaus mein Eſſen habe. Weib und Kind machen mir auch keinen Kummer, weil ich ledig bin. Mit den Leuten komme ich gut aus, geſund bin ich auch. Was kann man weiter noch wünſchen? Nur etwan, daß die Zeit nicht ſo ſchnell ſollt' vergehen.“ So! Die Zeit vergeht ihm zu ſchnell. Alſo nicht einmal langweilig wird ihm in ſeiner verſchloſſenen Lebensenge. „Mir kann nicht viel geſchehen“, plauderte der Alte weiter, „ich habe keine dicken Freundſchaften, da kann mir keiner untreu werden, und wenn ich von dem, was ich beſitze, verliere, ſo richte ich's halt mit noch weniger. Ich trinke nicht, ich rauche nicht, ich ſpiele nicht, ich laufe keiner Mode nach, ich tu', was ich will und das koſtet nicht viel. Die Leute laſſen mich zufrieden; tut man ihnen nichts, ſo tun ſie einem auch nichts. So kommt man mit allem auf gleich und freut ſich ruhig am Daſein.“ — „Und wenn Sie einmal krank werden?“ — „Wüßt' nicht, weshalb ich ſollt' krank werden“, ſagte er, „ich lebe ja richtig, ich habe Zeit und Luſt, richtig zu leben. Die letzte Krankheit wird freilich auch mir nicht erſpart bleiben, aber die wird hoffentlich nicht lange mit mir umfretten. Und ſo lebt ſich's leicht, 's Weitere überläßt man dem lieben Herrgott.“

„O unerhörter Glücksmenſch. Sie kennen die Unzufriedenheit nicht!“

Er zuckte mit den Augenwimpern. „Die Unzufriedenheit. Die hätte ich beinahe kennen gelernt vor ein paar Jahren. Es iſt mir Geld übrig geblieben die Zeit her, und da — habe ich gedacht — machſt einmal eine ſchöne Reiſe. Und auf der wäre ich bald ein biſſel unzufrieden worden. Das iſt kein Reiſen, das iſt ein Hetzen, wie man's treibt. Immer hin- und hergeworfen werden zwiſchen Wagen und Hotel. Und ſonſt auch: In Böhmen hat mir die Mehlſpeiſe nicht geſchmeckt, in Bayern das Bier nicht und am Rhein der Wein nicht. Froh bin ich geweſen, wie ich wieder die Tür' aufmach' in mein Häuſel daheim. Haſt das auch kennen gelernt, dachte ich, und jetzt ſchmeckt's daheim noch einmal ſo gut. Seither bin ich nicht mehr fortgekommen aus meinem Tal, ich verlange nichts Beſſeres, es könnte ſchlechter werden. Gerade daheim kann man ſich am ruhigſten der ſchönen Welt erfreuen, und ich bleibe bei meinem Leitſpruch.“

„Nun“, fragte ich den Alten, „und worin beſteht denn Ihr Leitſpruch?“

Da zog er aus der inneren Rocktaſche ein Notizbüchlein hervor, ganz verwetzt und abgegriffen, und ſchlug mir in demſelben das erſte Blatt auf. Es war vergilbt und ſtanden auf ihm die Worte geſchrieben: „Unſer Ziel ſei der Frieden des Herzens. P. K. Roſegger. Am 19. März 1875.“ — —

Iſt das nicht ein Erfolg? Nur ſchade, daß ich mir den Mann nicht ganz ſo zum Vorbild nehme, wie er ſich mein Sprüchlein.

„Jeſſes!“ wird meine liebe Leſerin ausrufen, „jetzt ſchwatzt er ſogar von ſeinem Gabelfrühſtück!“ Und es iſt ſo, ich ſchwatze von meinem Gabelfrühſtück. Aber es iſt eines ohne Gabel. Im Sommer ein Glas Milch, im Herbſt eine Traube, im Winter ein Apfel, im Frühjahr ein Ei. Und in einem ſolchen Ei habe ich zu dieſen Oſtern ein holdes Geheimnis geſunden. Nicht etwa ein kleines Hühnchen, wie käme auch ſo was in ein Ei! Nein. Ich pflege das Ei, ſtets halbweich gekocht, mit einer Semmelſchnitte auszutunken. Und da ſtieß ich diesmal mitten im Dotter auf — eine Bohne. Eine große Feldbohne. Ich lief zu meiner Köchin: „Wie kommt dieſe Bohne ins Ei?“ Das Dingelchen wurde unterſucht, natürlich war es wieder einmal keine Bohne, ſondern ein ganz kleines Eichen mit brauner Schale, voll mit Eiweiß, aber ohne Dotter. Wie ein Vogelei, wie das Ei einer Goldammer. Wie kommt aber die kleine Goldammer dazu, ihr Ei in das Ei einer Haushenne zu legen? Wenn's noch ein Kuckucksei geweſen wäre! — In ſolchen Augenblicken hört man auf, die Semmel einzutunken, in Ehrfurcht über die tieſen Geheimniſſe nachſinnend, die uns in der Schöpfung überall umgeben und die man ſonſt ſo gedankenlos genießt. Seit dieſer Begegnung ſpähe ich bei jedem Ei nach einem beſonderen Wunder, und wenn mir eines Tages aus dem Hühnerei, anſpielend auf kindiſche Poetenhoffnung, ein junger Vogel Phönix entgegenflattert, ſo werde ich nicht mehr überraſcht ſein, ſondern mich gerne der Verjüngung und Unſterblichkeit bequemen. Bisher iſt mir noch nichts dergleichen entgegengeflattert.

Daß unſer Herrgott auch dieſes Stückel ſollt' zuwegebringen, bewundere ich noch am allermeiſten. Nämlich die Speiſung des Volkes mit — Steinen. In meinen Schulbüchern noch ſtand's zu leſen, daß der Landmann der Ernährer der Menſchheit ſei, daß der Städter vom Lande leben müſſe. Und jetzt! Der Landmann lebt vom Städter. Der Sommerfriſchler weiß, wie es draußen auf dem Lande hergeht: Wenn man gutes Mehl, Fleiſch, Gemüſe haben will, ſo muß man's aus der Stadt bringen laſſen. Es gibt fruchtbare Gegenden, in denen man zeitweiſe ſogar Milch und Eier aus der Stadt bezieht. Der Stadt, wo nur Steine übereinander liegen. Da möchte ich doch unſerem Herrgott gerne einmal an die Finger ſchauen, wie er das macht. Der ſagt: Das tut ein anderer! Ein ganz anderer! Dieſer andere macht raſch die Fauſt zu, daß man nichts ſollt' ſehen; aber zwiſchen den Klauen krabbelt ein ſchwarzbärtiges Kerlchen hervor. Ein Zwiſchenhändler! Deren hat er die ganze Fauſt voll. — Na, jetzt begreif' ich's!

Ein Bauer hatte Holz zu verkaufen. Und einer ſeiner Nachbarn mußte Holz kaufen für einen Neubau. Der eine im Dorfe bot kein Holz aus, der andere warb um keines. Beide warteten auf den Holzhändler. Und der kam auch. Er kaufte dem Bauern um 600 Kronen Holz ab und verkaufte es im ſelben Dorfe dem, der es brauchte, um 1000 Kronen. Iſt das nicht ein gutes Geſchäft? Aber für wen? Die beiden Nachbarn ſehen ſich täglich und ſind gut miteinander; nur trauen tun ſie einander nicht. „Wen ich kenne, von dem weiß ich, daß er mich beſchummeln will; von einem Fremden weiß ich das nicht, deswegen probiere ich es mit dem Fremden.“ So ſagte mir allen Ernſtes ein biederer Landmann. Wo ſteckt nun der Zeck? Der ſteckt im eigenen Fleiſche.

Da die örtlichen Märkte abgekommen ſind, ſo ſchlug ich einmal vor, daß in jeder Gemeinde auf dem Kirchplatze eine Tafel vorhanden ſein ſollte, an welcher der Erzeuger ſeine Ware ausbieten und der Verbraucher ſeinen Bedarf anzeigen könnte. Die Sache wäre wieder einmal zu ſelbſtverſtändlich, als daß ſie verſucht werden dürfte. „Aber die Zwiſchenhändler ſind auch Menſchen, wollen auch leben.“

Na, und wie gut die leben wollen!

Drei luſtige Studenten machten eine Landpartie. So lange ſie noch nüchtern waren, erinnerte ſich der Michel, einen Beſuch zu machen bei ſeiner Mutter, deren Wohnort im nächſten Tale lag. Die Mutter war ſchon ſeit längerer Zeit kränklich. Die zwei Kollegen aber hielten ihn zurück und ſagten, er ſolle ſich den ſchönen Tag nicht verderben mit einem Krankenbeſuch, den er auch an einem andern Tag machen könne.

Der Michel gab ihnen nach. Sie ſchlenderten durch die Fluren, ſie ſangen und trieben tolles Zeug. Dann kehrten ſie in einem Wirtshaus zu, tranken Bier, noch ein Glas Bier und noch eins und noch mehrere. Sie wurden angeheitert, berauſcht und endlich beſoffen. Und als ſie beſoffen waren, da johlten ſie davon und trieben unterwegs das ungereimteſte Zeug. An den Straßen verſetzten ſie die Wegzeiger, ohne zu wiſſen, daß ſie ſelber in die Irre gingen. Am Wege hatten ſie einen alten Stiefel gefunden, den hingen ſie an eine Votivtafel, die am Wege ſtand, und freuten ſich ſehr ihrer geiſtvollen Tat. Als ſie zu einer Kapelle kamen, die auf der Anhöhe ſtand und in der ein Glockenſtrick herabhing, erfaßte dieſen der Michel und fing an, aus Leibeskräften zu läuten, ſo daß das Glöcklein hell hinausſchrillte in die Gegend. Und es war doch nicht Ausläutenszeit. So verging der Tag.

Die Mutter war in ihrer dunklen Stube dahingelegen, hatte zum offenen Fenſter hinausgeſchaut und in Sehnſucht gedacht an ihren Sohn, der ſchon lange nicht mehr bei ihr geweſen war. Nach ſchweren Stunden war ihr jetzt ſo ſüß und friedſam; nur ihren Michel hätte ſie bei ſich haben mögen. „Daß er ſo gar nicht kommt!“ ſagte ſie zu ihrem Manne, der traurig neben ihr ſaß. — „Er wird halt viel zu lernen haben“, antwortete er, „ſonſt tät er gewiß jetzt ſchon einmal gekommen ſein.“ — Da hörten ſie aus der ſonnigen Sommerluft herüber ein leiſes Klingen. — „Iſt es ſchon ſo ſpät, daß ſie zum Gebet läuten?!“ ſagte der Mann. Die Kranke hielt ihre Hände über der Bruſt gefaltet und betete, und ſchlummerte in eine noch nie empfundene Glückſeligkeit hinein. — — Drei Stunden nachher, als der Michel an ſeinem Katzenjammer wimmerte, da kam die Nachricht, daß ſeine Mutter geſtorben ſei. — — Er hatte ihr die Sterbeglocke geläutet.

Ich hörte die Dame ſchnaufen, bevor ſie noch im Zimmer war. Durch die Tür. Sie war beleibt, hochgerötet und ihr ſchwarzes Seidenkleid rauſchte auf dem Boden einher. „Sie ſind es wohl“, pfauchte ſie. „Na, gottlob. Ich bin ſehr aufgeregt, begreiflicherweiſe. Daß uns ſo etwas paſſieren muß! In unſerer Familie! In unſerer alten, darf wohl ſagen hochachtbaren Familie!“ Sie fächelte ſich mit dem weißen Spitzentuch Kühlung ins echauffierte Geſicht. Ich lud ſie ein, Platz zu nehmen, ſie hörte es nicht, zog zwiſchen den Falten ein verbogenes Heimgartenheft hervor, ſtülpte es um und wies mir mit dem Finger auf die Zeilen mit der ſchneidig betonten Frage: „Herr! Was iſt denn das?“ Mein Schreck wahrhaftig! Weiß Gott, was ins Blatt gekommen iſt! Doch bald beruhigt, als ich ſah, ſie zeige den Gedichtewinkel. — „Sehen Sie, hier! was iſt denn das?“ fragte ſie nochmals und ihre Äuglein bohrten ſich racheglühend in mein Geſicht. Ich ſah genau hin und ſagte: „Das iſt ein Gedichtchen von Wanda von Raukthal.“ — „Wie kommt das Ding ins Blatt?“ — „Das hat mir die Verfaſſerin, eine junge Dame, gebracht mit dem Erſuchen, wenn möglich es zu veröffentlichen.“ — „Und wiſſen

Sie, wer dieſe junge Dame iſt? Das iſt meine Tochter!“ — „Bin erfreut.“ — „Noch nicht ſiebzehn! Ich frage, wer hat ſie zu einem ſolchen Lebenswandel verleitet?“ — „Zu welchem Lebenswandel?“ — „Aber, mein Herr, Sie ſehen es doch hier, ſchwarz auf weiß.“ Ich beſah die Verſe näher. Ein gewöhnliches Liebesgedichtchen, wie es Backfiſche nachzuempfinden oder auch bloß nachzuſchreiben pflegen und wie ſolche Verslein aus Mitleid manchmal in den Heimgarten ſchlüpfen gelaſſen werden. „Aber, verehrte Dame“, ſagte ich nun, „das ſind ja ganz harmloſe Verſe!“ — „Ich rede nicht von den Verſen, ich rede von meinem Kinde, das uns — denen von Naukthal — die öffentliche Schande antut, zu — ſchöngeiſteln, um nicht eine ſchlimmere Bezeichnung zu gebrauchen. Wahrhaftig, man kann ja gar nicht mehr auf die Straße gehen!“ — „Wiſſen Sie, gute Frau“, ſprach ich reſigniert, „ein Dichter zu ſein, iſt gerade keine Ehre, aber doch auch keine unmittelbare Schande, falls der Menſch ſonſt einen anſtändigen Lebenslauf führt.“ — Und ſie: „Ich will mich nicht weiter einlaſſen. Ich frage Sie nur, Herr —“, ſie verſuchte den Namen auszuſprechen, was ihr nicht durchaus einwandfrei gelang, „können Sie es verantworten, ein unerfahrenes Weſen nach einer Berufsrichtung hin zu animieren, für die es niemals erzogen ſein kann?“ — „Ich ſie animiert? Glauben Sie mir, die ſchönſten und liebenswürdigſten Mädchen verfluche ich heimlich, wenn ſie mit Gedichten anrücken, um gedruckt zu werden. Doch, um ihnen eine kleine, harmloſe Freude zu machen —.“ — „Eine harmloſe Freude nennt man das!“ rief ſie jammernd aus. „Wiſſen Sie, ich haſſe derlei! Von meinen Kindern darf mir keines Schöngeiſt werden.“ So ſprach ſie lange noch weiter in erregter Weiſe. Zur Stunde habe ich mir vorgenommen, keinen Backfiſchvers veröffentlichen zu laſſen, ohne vorher von Eltern oder Vormündern einen Revers zu verlangen, um gedeckt zu ſein. Ich habe die Dame für den Reſt ihres Beſuches mit beſonderer Liebenswürdigkeit behandelt in dem Gedanken, daß vielleicht nach dieſer Seite hin Rettung der in Backfiſchpoeſie ertrinkenden Redakteure liegen möchte. Konnte ich gleichwohl das Gedicht nicht mehr ungedruckt machen, ſo doch die Dame beruhigen mit dem Hinweis, daß derlei Gedichte ja ohnehin kein Menſch leſe und folglich auch der Fehltritt des edlen Fräuleins von Raukthal vollſtändig überſehen werden würde. Hauptſache ſei nun, daß mütterliche Fürſicht ſie künftighin von allen Tintenſünden bewahre. Das eine Kleckschen würde den blanken Schild derer von Raukthal doch nicht allzuſehr entſtellen. — — Dieſes Erlebnis iſt äußerſt wenig übertrieben.

„Sophokles ſtarb vor Freude, als er in den olympiſchen Spielen für ſeine Tragödie mit dem Preis gekrönt wurde.“ So las ich vor kurzem in einem Aufſatz über die Schädlichkeit übermäßiger Freude. Nein. Vor Freude über eine äußere Auszeichnung zu ſterben, das iſt eines großen Dichters nicht ebenmäßig. Wenn die großen Griechen ſchon ſo klein waren, ſich einer befriedigten Eitelkeit wegen zu Tode zu freuen, dann darf man es unſeren Geiſtern freilich nicht zumuten, bei Erlangung eines Ordens oder Titels — lebendig zu bleiben.

„Anzengrubers Bauern ſind in Wirklichkeit unmöglich, ſind keine Bauern, ſind nur Anzengruberſeelen in Lederhoſen.“ — Dieſes Wort hat mir vor kurzem ein rabiater Literaturäſthet ins Geſicht geſchrien. Es ſollte ein giftiger Tadel ſein. Das Wort kann man öfter hören, an ſich iſt es richtig, als Tadel iſt es unbegründet.

Vom Dichter muß zwar verlangt werden, daß er die Menſchenſeele an ſich kenne, ferner daß er die typiſche

Seele jener Kreiſe kenne, die er darſtellen will, daß er ſich unter Umſtänden in einen Bauern ſo gut hineindenken könne als in einen Feldherrn, in einen Spitzbuben ſo gut wie in einen Heiligen, in einen Kretin ſo gut wie in den Weiſen. Wenn er nun aber derlei verſchiedene Menſchen bringt, darf man verlangen, daß ſie nichts vom Vater haben ſollen? Das gibt es nicht, hat es ſelbſt bei den objektivſten Dichtern nie gegeben und darf es nicht geben. Es wären trotz denkbar geiſtreichſter Weiſe — ſeelenloſe Schatten. Wer die Geſtalten aus der Natur einfach abſchreibt, der iſt ein Photographenapparat, aber kein Dichter.

Mir ſagt man nach, daß ich Bauern ſchildern könne. Ich gebe es zu. Aber alle dieſe von mir geſtalteten Bauern haben — eine Roſeggerſeele. Zum Glücke, daß dieſe eine Bauernſeele iſt. Anzengruber war freilich in einer anderen Lage. Er hatte eine kritiſche, modern gebildete Seele und dieſe gab ſeinen künſtleriſch tadelloſen Bauerngeſtalten den ſcharf Anzengruberiſchen Einſchlag — es iſt die Reformer-, die Philoſophenſeele in der Lederhoſe.

Iſt das ein Fehler oder ein Vorzug? Keines von beiden. Es iſt eine Eigenſchaft. Anzengruber hat Dichtergeſtalten geſchaffen, die eine große Wirkung ausüben, erzieheriſch anregen und die obendrein noch von vielen als naturwahr empfunden werden. Das iſt nicht bloß der Künſtler, das iſt die perſönliche Seele des Dichters in ihrer Wahrhaftigkeit. Man denke ſich einmal z. B. im „Meineidbauer“ die Anzengruberſeele weg — bleibt genug übrig, um an ſich beſtehen zu können? Man denke ſich in „Fauſt“ die Goetheſeele weg! —

Ach, wie viele Leute wären als Modell für den Dichter überhaupt zu brauchen, wenn er ihnen nicht von ſeiner Seele liehe? Aber — um ſchauſpieleriſch zu ſprechen — gut verkleiden muß dieſe Eigenſeele ſich können; ſo ſprechen muß ſie können und ſich ſo benehmen, wie die Geſtalt, die ſie darſtellen ſoll. Dem ſimpelſten Steinklopfer glaubt man die Kantiſche Philoſophie, wenn ſie in der richtigen Steinklopfermundart vorgebracht wird. Abgeſehen davon, daß mancher Steinklopfer oder Handwerker oder Bauer wirklich philoſophiſch geartet iſt. Dann noch eins. In der Volksmenge gibt es die unterſchiedlichſten Menſchenarten. Der Volksdichter ſucht ſich am liebſten ſolche aus, die mit ſeiner Seele Gemeinſames haben. Das baut er dann aus, vertieft, erhöht es und vervollkommnet den Seelentypus, wozu der am meiſten beiſteuert, der am meiſten hat: der Dichter.

Sind Anzengrubers Bauern in Wirklichkeit möglich? Sind ſie allgemein verſtändlich? — Warum denn nicht? Eben weil die Anzengruberſeele, alſo eine Menſchenſeele in ihnen ſteckt.

Ein Kindergeſpräch. „Toni“, fragt der kleine Karl ſein Brüderchen, „kannſt du dichten?“ — „Nein“, ſagt der Toni, „kannſt du es?“ — Karl: „Ich kann's auch nicht, aber der Onkel Hans, mein Lieber, der kann's!“ — Toni: „Wie tut er denn da?“ — Karl: „Weißt, da muß man ſich ſo recht was Schönes und recht was Gutes zuſammendenken.“

O, kleiner Menſch du! Noch ſo jung und ſchon ſo veraltet! Weißt du, was die Modernen ſagen, daß man tun müſſe, um zu dichten? Da muß man ſich recht was Häßliches und recht was Schlechtes zuſammendenken. Dann iſt es eine richtige Dichtung. — Ach wie unausſtehlich vollkommen muß doch die Welt ſein, wenn man ſie mit aller Kunſt verſchlechtern muß, um ſie erträglich zu machen. Die alten Dichter haben ſie zu verſchönern geſucht im Sinne des kleinen Karl. Aber das waren Kindsköpfe alle miteinander.

Ein nachdenklicher Landmann verglich unſeren Planeten mit einem Tier. Das Geſtein ſei ſeine Knochen, die Erdſchichte ſein Fleiſch, das Waſſer ſein Blut. — „Und die Menſchen, die darauf herumregieren?“ fragte ich. Die ſind ſein Ungeziefer, antwortete er luſtig.

Klein-Peterl iſt ein Freund von Heldengeſängen. Er ſingt ihrer auch ſelbſt, wobei er es übrigens mit dem Texte nicht beſonders genau nimmt, wohl wiſſend, daß im Liede nicht das Wort Hauptſache iſt, ſondern die Muſik. So ſang er da, während er mit Bauſteinen eine Feſtung aufführte, halblaut vor ſich hin: „Zu Mantua im Bade der dreie Hofer ſaß.“ Sein Schweſterlein, das in der anderen Stubenecke die Puppe ankleidete, ſchaute mit großen Augen auf das Brüderlein herüber. Und als dieſes immer wieder trällerte: „Zu Mantua im Bade der dreie Hofer ſaß“, rief ſie ſchalkend drein: „Und duſchte ſich und wuſchte ſich, und duſchte ſich und wuſchte ſich . . .!“ Klein Peterl machte ſich anfangs nicht viel aus dieſer Störung, als ſie ſich aber regelmäßig einſtellte, ſo oft er das vom „Bade“ ſang, mochte er wohl merken, daß hier etwas nicht ganz richtig ſei, ſtellte den Geſang ein und baute ſchweigend an ſeiner Feſtung weiter. Die kleine Satire aber in der anderen Stubenecke lachte ſich ins Fäuſtchen.

Wir beſprachen unter anderem die Klage, daß die Baiern keine Bücher kaufen wollen. Alle Literatur erſäufe im Hofbräuhaus. Das erinnert mich an den Ausſpruch eines biederen Baiers: „Jh a teuers Büachl kaufen, wos glaubns denn? Dafür kriag ih vierzig Krüagl Bier. Vierzig Krüagl! Na gelns, do ſchauns!“

Vor kurzem iſt eine kleine Prozeſſion aus der Jackelei nach Mariazell gegangen. Auf dem Rückwege iſt ihr mancherlei Mißliches paſſiert. Im Gebirge nahmen die Leute einen gefehlten Weg, kamen in ſchlechtes Wetter und etliche wurden marod. Fern von jeder Ortſchaft überraſchte ſie der Abend. Was ihrer manche jetzt taten, war nicht gerade gebetet. Aber dort auf der Hochmatte ſtand ein Bauernhof. Die Leutchen ſchickten den Mesner ins Haus, um zu fragen und zu bitten, ob ſie alle zuſammen in dieſem Hofe Nachtherberge haben könnten. Der Mesner iſt zwar etwas ſchwerhörig, aber ein gutes Redewerk hat er; ſo richtete er damit bei der barmherzigen Bäuerin auch was aus. Wohlgemut kam er zu ſeiner Prozeſſion mit der Nachricht zurück, im Bauernhofe hätten ſie einen Schlafſaal und wenn ſie wollten, könnten alle drin ſchon übernachten, Platz hätten ſie. „Na alſo!“ riefen die Wallfahrer erfreut, „nachher iſts ja eh gut. Auf dem Kirchfahrtsweg iſt der Menſch halt nie verlaſſen.“ Sie gingen ins Haus, legten in Lauben, Stuben und Küche ihre Bündeln ab und holten ihr mitgetragenes Abendbrot hervor. Und nachher baten ſie halt ums Schlafengehen. Was wurden aber das für Geſichter, als der Bauer ſie anſtatt in den Schlafſaal — in den Schafſtall führte! Auf ihr Gejammer über die „zwidere Sach“ tröſtete ſie der Bauer: „Ah na, das macht ja weiter nix. Die Schaf hab ich jetzt auf der Alm, habts ja leicht Platz da. Laß halt ein biſſel Stroh auf den Boden ſtreuen. Für den Mesner und den Fahntrager tu ich Heu in die Krippen — kein Graf hat a beſſers Bett!“ — Und richtig, am nächſten Sonnenmorgen waren die Pilger ſo weit ausgeraſtet, daß ſie über das Mißverſtändnis lachten und die anzüglichſten Witze machen konnten. Das iſt gut, ſonſt hätte ich ſie gemacht.

Bei einer Miſſionspredigt wurde auseinandergeſetzt, daß es zum Himmel unterſchiedliche Wege gebe —

leichtere und ſchwere. Aber man müſſe — damit das Verdienſt um ſo größer ſei — die ſchwerſten gehen. Daraufhin ſagte ein Zuhörer: „Das kommt mir gerade vor, wie jene Bergfexen, die auf einem hohen Berg gerade die gefährlichſten Stellen wählen und nachher abpurzeln. Ich bin ein ſchwacher Menſch und nehme den gangbarſten Weg. Hauptſache iſt, daß ich hinauf komme.“

Ein dankbarer Sohn. Jemand erzählt von ſeinem Vater, wie gut der geweſen ſei. „Alles hat er für mich getan, den Biſſen vom Mund hat er ſich abgekargt, um mir eine angenehme Zukunft zu gründen. Ganz hat er ſich für mich aufgeopfert. Ich wollte, er lebte noch, daß ich ihm einen Teil vergelten könnte. So habe ich mir denn vorgenommen, ſeinem einzigen, noch lebenden Kinde Gutes zu tun, ſo viel als nur immer möglich iſt.“

Unweit von hier ſtarb vor zwei Jahren ein alter Bauer. Er hinterließ einen Hof, ſtattlich, wohlgepflegt und ſchuldenfrei, wie im Lande ſelten einer zu finden. Der Mann hatte aber auch mit größtem Fleiß und unermüdlicher Arbeit daran geſchaffen, dreiundvierzig Jahre lang. So war’s mit ſchwerer Müh’ gelungen. Er hatte acht brave, größtenteils ſchon erwachſene Kinder. Aber ſein Tod bedeutete den Zerfall der muſterhaften Wirtſchaft. Der Hof, ſechzehntauſend Gulden im Wert, mußte nach dem Erbſchaftsgeſetze in acht Teile geteilt werden. Der Sohn, der ihn übernahm, hatte plötzlich vierzehntauſend Gulden Schulden und mußte jährlich über fünfhundert Gulden Zinſen hinwegzahlen. Er muß nun den ſchönen Hof, die alte Heimſtätte des Geſchlechtes, an einen Güterſchlächter verkaufen.

So iſt es bei uns. Wenn der Staat heutzutage ſagt, er wolle dem **Bauernſtande** aufhelfen, ſo ſoll er gleich zur heiligen Beichte gehen, will er nicht in einer

Todſünde leben und — ſterben. Und wäre ſchon dieſe Lüge keine Todſünde, ſo iſt das Umbringen des Bauernſtandes eine — für jeden Staat. Die ſieben heimatloſen Kinder unſeres Bauern verſuchten ihr Glück in der weiten Welt, aber ihr Kapital reicht nicht, um ſich ein neues Heim zu gründen. Die Proletarier ſind fertig. Funkelnagelneu! So wird die ſogenannte Gerechtigkeit, daß alle gleichviel erben, zur Ungerechtigkeit, weil ſie die Einen heimatlos macht und gleichzeitig dem Übernehmer des Gutes die Möglichkeit nimmt, es zu behaupten. Für den Älteſten (den Fähigſten) das „Majorat“, für die anderen Kinder das Heimatrecht; für den Beſitzer Militärfreiheit, für die übrigen Altersverſorgung — ſolche Vorlagen müßten in den Reichsrat kommen, wenn es jemandem um das Beſtehen des Bauerntums zu tun wäre.

Aber das ſind alte Geſchichten, ſagen ſie, längſt erprobt und verbraucht. — Alſo iſt das alte Bauerntum dahin. Woher wird das neue kommen?

Der Deutſche iſt eigentlich ein komiſcher Menſch. Selbſt will er ſo wenig als möglich Kinder haben. Das dritte Kind oder gar das vierte macht ihn ſchon ſchrecklich beſorgt, es könnte ihm zu viel von ſeinem Lebensgenuſſe nehmen. Ferner will er lieber anſchaffen, als perſönlich grob arbeiten. Zu den groben Arbeiten nimmt er ſich Leute aus fremden Völkern her. Er zieht ſie ins Land, dort machen ſie ſich allmählich ſeßhaft und bevölkern die Gegend mit ihren Kindern. Nachher wundert ſich der Deutſche, daß er zurückgedrängt wird. Viel wird geredet und geſchrieben über das Zurückgedrängtwerden der Deutſchen, von dieſer Tatſache wird geſchwiegen. Und juſt das, ſelbſt wenig Kinder zu haben und immer fremde Arbeiter ins Land zu ziehen, gerade das iſt der Hauptgrund, wenn unſer deutſches Volkstum zurückgeht. Alles andere, ſelbſt die antideutſcheſte Politik, richtet nicht ſo viel Unheil an, als dieſes allzu ſorgenſcheue Sichbequemmachenwollen im Heimatlande.

Ich kenne ein Dorf, da waren vor dreißig Jahren noch lauter deutſche Namen, nicht ein tſchechiſcher oder welſcher. Heute trägt faſt die Hälfte der Hausbeſitzer fremde Namen. Als böhmiſche Deichgräber, als italieniſche Maurer, als kroatiſche Bauernknechte, als ungariſche Dreſcher, als fremde Handwerksgeſellen, als jüdiſche Handelsagenten ſind ſie nach und nach in die Gegend gekommen, haben fleißig gearbeitet und weniger geſoffen als die Einheimiſchen, haben ſich eingeheiratet oder den abwirtſchaftenden Deutſchen die Häuſer abgekauft. So geht's her. Mir ſind die Fremden als Menſchen ja nicht ſchlechter als die Deutſchen, ja, wenn ſie arbeitſamer und ſparſamer ſind als dieſe, wirtſchaftlich ſogar werter. Aber wenn wir Deutſche ſein und bleiben wollen, ſo müſſen wir uns auch behaupten können. Mit Redenhalten, Zeitungſchreiben, Heilrufen, ja auch mit Schulengründen iſt's nicht getan. Das ſind harte Worte, mir werden ſie ſchaden. Möchten ſie anderen nützen!

Es gibt Leute, die ſich ſelbſt alles erlauben und anderen alles verbieten wollen. Praktiſch iſt das ſchon. Vielleicht! — Wenn man durch das Land wandert, ſo findet man in freier Natur häufig und immer häufiger die von ferne ſo maleriſchen und in der Nähe ſo häßlichen Warnungstafeln: „Das Beerenſammeln, das Schwämmeſuchen iſt hier bei Strafe verboten!“ Alte Fußſteige, die als Touriſtenwege wieder zu Ehren gekommen waren und ſo vielen Leuten zur Erholung und Freude dienten, werden von den Grundbeſitzern verboten, verrammelt, der Markierung beraubt oder die Markierung wird gar gefälſcht, daß ſie in die Irre führt, ſo wie vor wenigen Jahren im Tännengebirge auf dieſe Art ein Touriſt zugrundegegangen iſt. Und das der Jägerei wegen! Des Volkes, der Arbeiterſchaft edelſte Regung iſt die Naturfreude, das Herumgehen in Wald und Flur und auf den Bergen, wenn Sonntag iſt. Wie ſollte man ſich darüber freuen! Erſt geſtern wollte hier eine kleine Geſellſchaft von Arbeitern, dem Verein „Naturfreunde“ angehörend, eine Bergpartie auf das Sonnegg machen, da fand ſie den Fußweg verboten. Die Geſellſchaft kehrte mißmutig um, ging ins Wirtshaus, wo es gegen Abend abſcheuliche Räuſche gab.

Der Gutsbeſitzer mokierte ſich ſehr über dieſes „wüſte Geſindel, das keine andere Unterhaltung kennt, als zu ſaufen und ſchandbar zu ſein.“ Und war es doch er, der den Leuten den Weg zu reineren Freuden abgeſchnitten hatte. Aber auch er ſelbſt kennt die reineren Freuden nicht, ihn vermag nur die Jagdgier hinauszulocken in die Natur. Es iſt die Frage, kann das uralte Menſchenrecht an Wald und Berg und Waſſer weggenommen werden? Dann würden die Herren „Eigentümer“ den Beſitzloſen auch noch Luft und Sonne wegnehmen, wenn ſie könnten. Zum Teil können ſie's auch.

Laſſet den Armen eurer Gegend doch die wildwachſenden Früchte des Waldes, den einzigen freien Tiſch, den ihnen Gott gedeckt hat. Es iſt ja ſchofel für einen reichen Mann, den heimiſchen Armen, den Kindern, deren größte Kindesfreude das Beerenſammeln iſt, Beeren und Pilze ihnen vom Munde weg an fremde Händler zu verſchachern um ein paar filzige Kronen. Und laſſet den Leuten die alten Steige durch die Landſchaft, ſofern ſie keinen Schaden tun. Die wenigen Wochen Sperre zur Jagdzeit wird man euch dann nicht verargen. Denket, was euch der heilige Petrus ſonſt einmal antun könnte! Wenn ihr auf eurer Hochtour zum Himmel plötzlich vor einer Tafel ſteht: Verbotener Weg!

Jetzt, als der Alte wieder einmal über die weiten Felder ging, erinnerte er ſich an ein Schelmenſtück des Jungen. Der war damals ſo eine Art Studioſus auf Ferien, zu jeglichem Schabernack aufgelegt, aber auch zu ernſthaften Dingen bereit, wie etwa ſolche ſind, an einem heißen Sommertag auf den ſteilen Berg zu ſteigen. So auch ging er wieder einmal über die Felder dahin, erhitzt und verſchwitzt, und fürchtete den Berg, den er beſteigen wollte. Der Rock war längſt weggeworfen, aber zwei Hoſen!

Zwei Hoſen am Leib, ſo wie es damals ſchon bei jedem ordentlichen Manne der Brauch war. Eine dieſer Hoſen mußte heute weg. Es konnte nur die inwendige ſein, eine hübſch weiße, darf ich ſagen, von Leinwand. Da die Gegend ringsum menſchenrein war, ſo tat ich — denn es war ja wieder einmal ich — nicht lang um, riß die Kleider herab und warf die weiße Hoſe in das Korn, das in ſeiner Reife weit hingebreitet ſtand. Dort war ſie unſichtbar für etwa Vorübergehende geborgen. Das Übrige wieder ordentlich angezogen und ſo auf den Berg.

Jetzt war es wohlig und auf dem Berge wird es ſehr ſchön geweſen ſein. Das weiß ich nicht mehr.

Nach drei Stunden etwa kehrte ich zurück, um mein im Korn verſtecktes Kleidungsſtück wieder mit mir zu nehmen. Es war nicht mehr allein. Das Feld war beſetzt mit Schnittern und Schnitterinnen. Na ſchön! dachte ich, jetzt kommen ſie zu der Hoſe, und ich weiß nicht, wie ich mein Eigentum rechtfertigen kann. Eine Weile ſtand ich da, ſah ihnen zu, ſchäkerte mit den Dirndeln und dachte nach, wie ich zu meiner Sache käme, ohne daß es auffiele. Denn es wäre doch zu lächerlich, wie ich da meine Hoſe ſuchte! Sie kamen immer näher der Stelle, wo der Schatz verſteckt lag. Bei einer der Schnitterinnen klang die Sichel. Sie zankte einiges, denn ſie hatte in einen Stein gehauen. Es war ein kleiner bläulicher Kieſelſtein. Da hatte ich's. „He“, rief ich luſtig, „da iſt ja der blaue Stein, mit dem man zaubern kann!“ Ich hob ihn auf, tat ihn eine Weile in der Hand hin und her, und fragte die Leute ernſthaft, was ich mit dieſem Steine zaubern ſolle?

„Ja, du wohl, du wirſt zaubern!“ lachte eine Magd, „das möchte ich ſchon ſehen.“

„Das ſollſt du auch ſehen,“ ſagte ich, „ich werde jetzt dieſen Stein in das Korn hineinwerfen, und flugs wird was da ſein. Was wollt ihr denn, daß ich zaubere?“

Sie lachten herum, berieten und kamen nicht recht mit ihrem Auftrage zuſtande.

„So ſagt es nur“, rief ich, „ſolls ein Heubündel ſein, oder ſoll ich eine Sichel zaubern, oder einen Stiefel, oder eine Unterhoſe, oder einen Korb? oder was denn?“

„Eine Unterhoſe!“ lachten ſie, wie ich erwartet.

Ich ſtellte mich bedenklich. „Ihr macht es mir nicht leicht. Juſt eine Unterhoſe. Saggra ſeids! — Nun, verſuchen will ich's.“

Eine feierliche Miene nahm ich an, hob den Stein langſam in die Luſt empor, murmelte einige unverſtändliche Worte, und warf ihn, genau die Richtung erwägend, in das Korn. Dann blieb ich ruhig ſtehen, und da die Leute auch nur ſo daſtanden, ſagte ich: „Nun, ſo holet es. Ich bin ja ſelber neugierig, was es geworden iſt!“

Der Unternehmendſte war eine Magd, die mit den Armen das Korn auseinanderteilte, einige Schritte hineinmachte und plötzlich einen lachenden Schrei ausſtieß.

„Was iſt denn, was haſt denn, Mirzl?“ riefen ſie.

Da hob die Mirzl die weiße Hoſe hoch, wie eine Fahne. Sie glaubten es nicht. Jedes wollte den Zauber beſehen und betaſten. Sie zankten um das Stück, jedes wollte einen Anſpruch darauf haben. Ich ſchritt hin. „Was ich gezaubert habe, das iſt mein!“ und wandelte mit dem Eigen würdevoll meines Weges.

Von dieſem Tage an hatte ich keine Ruhe mehr. Wo ſie meiner anſichtig wurden, bedrängten ſie mich, ich ſollte ihnen was zaubern! Aber ich hatte den blauen Stein verloren und konnte nichts mehr.

Wer den Leuten eine Freitreppe zu ſeinem Herzen baut, der muß auf allerhand Gäſte gefaßt ſein. Ein Erzähler, der ſeinen Leſern mit Vorliebe gute Menſchen aufführt, wird auch ſelbſt als gut gelten. Wer lyriſche Gedichte ſchreibt, wird als gemütswarmer Menſch geſchätzt. Wer manchmal einen klugen Gedanken drucken läßt, den hält man bald für einen Weltweiſen. Was ſeine Phantaſie im Buche tut, das ſoll der Dichter in Wirklichkeit vollbringen. Und das wäre die reine Allmacht.

Jeder von meiner Zunſt wird davon zu erzählen wiſſen, mit welch wunderlichen Anliegen die lieben Mitmenſchen herankommen. Die lächerlichſten und tragiſcheſten Stoffe bringen ſie dem ins Haus, der äußere Anregungen zu verarbeiten weiß, und Verzweiflung tragen ſie einem Dichter in die Stube, der aus eigenem Innern ſchöpft und nicht geſtört werden ſoll. Aber ſie kommen weder um etwas zu bringen, noch um zu ſtören, ſie kommen im Vertrauen, der Gütige und Mächtige am Schreibtiſch werde ſchon freundlich auf ſie warten, um ihr Anliegen zu ſchlichten. Ich will aus den perſönlichen Erfahrungen einen beſonderen Fall herausheben und ihn ohne dichteriſche Zutat erzählen.

In meinem Sommerhauſe war's zu Krieglach. Kam über den Semmering her eines Tages ein junger Mann zu mir. Ein Handwerksmann war's, aus Deutſchungarn, das an unſerer Grenze liegt. Er war ſchlank und ſehnig, geſund und mit blühender Geſichtsfarbe — aber in ſeinem dunklen Auge dämmerte eine ſanfte Schwermut. Er ſei weit zu mir hergekommen, ſagte er gleich am Eingange, er habe ein Anliegen und ob er mir das vortragen dürfe? Die Sache hatte ein anderes Ausſehen als ſonſt, wenn ſie von oben und unten kommen, ſchön aufgeputzte Redensarten darbringen und dann um ein Autograph bitten. Manche gleich um ein Halbdutzend auf einmal, für Verwandte und Bekannte und wohl auch bisweilen für die Autographenſammler-Börſe. Ich ſchreibe gerne hin: „Bitte um eine kleine Spende für meine Waldſchule.“ Ah, das wäre reizend, das wäre zu liebenswürdig! behaupten die geſchätzten Beſucherinnen und — gehen, ohne zu verſtehen, davon.

Doch, ich ſchwärme ab von meinem ungariſchen Töpfergeſellen. Der begehrte keine Handſchrift. Mit einem meiner Bücher begann er und über Jeſus Chriſtus wollte er mit mir ſprechen. Einer jener Gottſucher, wie ſie in unſeren ſeltſamen Tagen aus allen Geſellſchaftsklaſſen auftauchen mit einer wehen Sehnſucht nach Gott und ſeinem ewigen Leben. — Er ſei ſonſt ja recht glücklich, ſagte mein ungariſcher Gaſt. Das Liebſte ſei ihm halt die Einſamkeit und die Arbeit. Daß alle weltlichen Dinge nichts bedeuten, wiſſe er wohl, aber die Arbeit ſei doch eine Rettung. Manchmal käme es vor, daß er im Evangelienbuch eine große Freude finde; oder wenn er ſehe, wie Menſchen den guten Willen zum Rechten haben und miteinander nachſichtig und hilfewillig wären, da hätte er ſeine Freude. Aber dann käme allemal wieder eine Traurigkeit, die er nur an der Lehmkufe und am Dreirad zu Tode arbeiten könne. — Seine Darlegungen waren ſchlicht, man merkte, daß er die Stimmung nicht aus Büchern oder Predigten hatte, ſondern rein aus ſich ſelbſt.

Endlich ſchwieg er und wollte meinen Zuſpruch hören.

„Und deshalb ſind Sie ſo weit zu mir hergereiſt?

— Ich kann Ihnen ja nichts ſagen, als was ſchon in Ihnen iſt. Alles andere würde Ihnen nichts nützen. Ihre innere Unruhe, von der ſie ſprechen, iſt, meine ich, kein ſchlechtes Zeichen. Wer immer in Selbſtzufriedenheit lebt, iſt nicht viel wert. Jeſus iſt ja gekommen, um uns unruhig zu machen. Die Unruhe der Welt führt zur Ruhe in Gott." Ich ſchämte mich ſchon des Kanzeltones, in den mich der Gegenſtand gelockt hatte. Ich fürchte in ſolcher Lage immer, das rechte Wort nicht zu finden, und ſo ſetzte ich noch bei: „Seien wir demütig vertrauend, ſeien wir nicht zu weichmütig, ſeien wir redlich gut zu unſeren Mitlebenden und freuen wir uns der ſchönen Welt."

Mein Gaſt nickte mit dem Kopfe und ſchien befriedigt zu ſein, und ich dachte, daß er ſolchen Zuſpruch zu Hauſe billiger hätte haben können. Aber nun rückte er mit etwas anderem heraus. Und das war verfänglicher Natur.

Der Beſucher hatte nach ſeiner Darſtellung daheim in ſeinem Orte einen Geſinnungsgenoſſen. Nach Schilderung ein ſanfter, gewiſſenhafter, junger Mann, der ſich unverbrüchlich vorgenommen, nach der Lehre des Herrn zu leben. Er iſt arbeitsfroh, wohltätig, beſcheiden und betrachtet dieſe Welt nur als eine harte Schule, um die ewige Glückſeligkeit zu lernen. Wenn er leiden muß, freut er ſich, und wenn's ihm gut geht, ſo wird ihm bange. Die Ehre verachtet er und die Gewalt haßt er, als geringer Handwerksgeſelle möchte er leben und ſterben. — So ſchildert mein Gaſt ſeinen Freund. — Und nun iſt dieſer Freund in einen ſchweren Zwieſpalt geraten. Er iſt zu den Soldaten geſtellt worden und ſollte für Krieg und Frieden den Fahneneid ſchwören. Nun weiß er aber, daß der Chriſt nicht ſchwören darf, und am allerwenigſten für ein ſo ungeheures Unrecht, wie es der Krieg iſt. Er wird aber nächſtens zum Eidſchwur gezwungen werden. Was ſoll er tun? Soll er die Sünde begehen und freiwillig ſchwören mit der Abſicht, den Schwur zu brechen, oder ſoll er andere die Sünde begehen laſſen, ihn zu zwingen? In beiden Fällen iſt er Schuld an ihr. „Und deswegen", ſagte mein Beſucher, „ſchickt mein Freund mich her, um Sie zu fragen, was er tun ſoll."

„Mich zu fragen? Ja, warum denn gerade mich, einen ihm ganz fremden Menſchen?"

Ja, er habe meine Bücher geleſen und juſt zu mir habe er Vertrauen. Wie ich nun ſagen würde, ſo wolle er tun.

Wie verantwortlich doch der Schriftſtellerberuf iſt! Da wollen wir immer die Seelen erregen und beunruhigen ſie, ohne ihnen Schlichtung und Frieden geben zu können. Wer nicht löſen kann, der ſollte nicht knüpfen. Beinahe kam es mir zur Stunde vor: Jetzt heißt es ganz Apoſtel ſein. Menſch, verleugne nicht dich, nicht deinen Gott, ſei ein Blutzeuge Chriſti und ſtirb für deine Überzeugung! — Wie hochgetragen ſich das gehört hätte! Aber ich ward plötzlich ein ganz kleiner, mißtrauiſcher Geſelle. Was hat dieſer Menſch eigentlich im Sinn? Mir fiel die Frage des Juden ein, ob man dem römiſchen Kaiſer den Zins geben oder verweigern ſolle?

„Will der Mann nicht Soldat werden, oder will er bloß nicht ſchwören?" fragte ich meinen Gaſt.

„Er will nicht Soldat werden und nicht ſchwören. Das erſtere wohl immer noch lieber, der Soldat braucht im Krieg ja nicht zu ſchießen. 's geht halt 's Gewehr nicht los. Aber geſchworen iſt geſchworen."

„Iſt das ſeine Überzeugung?"

„Ich meine es wohl."

Darauf machte ich bedächtig: „Hm, hm!"

Er ſchaute mich an. Eines „Hmhm" wegen geht der Menſch nicht zwanzig Stunden lang.

„Was ſagen denn Sie dazu?“ fragte ich den Töpfer.

„Daß er recht hat, ſage ich. Weil's geſchrieben ſteht: Du ſollſt nicht falſch ſchwören, du ſollſt überhaupt nicht ſchwören.“

„Und was ſagen ſeine weiteren Bekannten?“

„Ach die! Die ſagen, er iſt ein Narr. Und ich bin auch einer, ſagen ſie. Mag ja ſein, in anderen Sachen. In dieſer Sach' nicht, das iſt Chriſti Wort.“ Faſt blaß vor Leidenſchaft war er, als er das ſagte. „Nicht ſchwören. Ja, oder nein! Das iſt genug.“

„So ſoll er ja oder nein ſagen“, war mein Rat.

„Das laſſen ſie ihm nicht gelten. Den Eid muß er ſchwören, oder er iſt ein Empörer gegen das Geſetz. — Jetzt, Herr, was ſoll er tun?“

Da fiel mir eine Wendung ein. „Wiſſen Sie, was ich an ſeiner Stelle täte? Ich würde den Eid in aller Form ablegen. Aber nachher ſagen: Ich hab's getan, weil ich gezwungen wurde. In Wahrheit heißt's einfach: Ja, und nichts anderes.“

Der Gaſt ſtarrte auf den Tiſch hin. Der Ausweg ſchien ihn nicht zu befriedigen. Dieſer Weg iſt ungerade. — Kerl! dachte ich. Am Ende biſt du ein weit größerer Menſch als ich, und kommſt zu mir um einen Rat!

„Wer zwingt, hat es zu verantworten“, ſagte ich.

Nun wurde er heftig, er ſchien mich zu dem guten Rat, den er von mir verlangte, erſt bekehren zu wollen: „Wenn ſich aber niemand zwingen ließe, dann wären die Kriege nicht möglich. Man kann die Leute töten, aber man kann ſie nicht zwingen. Wären der Widerſtehenden genug, ſo würde man ſie bald auch nicht mehr töten können. Wenn die Leute danach wären.“

„Das iſt es ja, Freund! Sie ſind nicht danach. Die Weltordnung muß man nehmen, wie ſie iſt, und ſie iſt der Natur der Menſchen gemäß eingerichtet. Wer hat ſie ſo gemacht? Getrauen Sie ſich, Den zur Rechenſchaft zu ziehen? — Wirke jeder in ſeiner Weiſe, daß die Menſchen reif werden für das, was wir wünſchen: Ich will gar nicht ſagen, zur Freundſchaft, nur zur Verträglichkeit. Ich will gar nicht ſagen, zur Liebe, nur zur Gerechtigkeit. Einmal wird der Schöpfer in ſeinen Geſchöpfen gerechtfertigt ſein. Heute aber will ich nicht der Tor ſein und Ihrem Freunde raten, der Soldatenpflicht ſich zu entziehen, den Fahneneid zu verweigern. Es wäre ſein Verderben. — Ihr Freund hat wohl den ruſſiſchen Dichter Tolſtoi geleſen?“

„Mit Begeiſterung, gern! Der ſagt ja auch, niemand ſolle ſich hergeben zum Unrechttun. Dazu darf mich auch die Obrigkeit nicht zwingen.“

„Gut. Aber Tolſtoi ſagt auch, der Chriſt ſoll nicht widerſtreben. Er ſoll dem Mächtigen nachgeben. Wer den Krieg abbringen will, der darf niemand den Krieg erklären.“

„Alſo falſch ſchwören und Menſchen töten!“

„Wenn Ihr Freund noch entſchloſſen wäre! Das iſt er nicht, ſonſt ließe er nicht andere fragen, was er tun ſolle.“

Übrigens riet ich noch, der Mann möge die Militärkommiſſion bitten, ihn auf ſeinen Geſundheitszuſtand hin zu unterſuchen. Vielleicht verzichte ſie dann auf ſolchen Soldaten und ſeinen Fahneneid.

Dieſer Rat ſchien dem Gaſte einzuleuchten. „Es iſt wohl wahr, ich bin oft kränklich,“ ſagte er, „und auch ſonſt . . . .“ Er legte die Hand auf ſeine Stirn.

Da wurde die Ahnung mir zur Gewißheit, daß er — ſein eigener Bote geweſen war. Schier zufrieden ſchritt er davon, die Straße entlang. Ich ging hinaus in den friedſamen Wald, aber mein Begleiter war heute der Gedanke über erzwungenen Fahneneid und Menſchenſchlachten, und mir war bange ob der Worte, die ich darüber geſagt hatte.

Den bekannten Schluß von Goethes „Fauſt“ könnte ich am leichteſten ſo verſtehen:

Alles Geſchehende
Iſt nur ein Gleichnis,
Und das Vergehende
Ewig Ereignis.
Alles Empfangene
Krümmt deine Bahn,
Nur das Vergangene
Hebt dich hinan.

Im Hollerhof war ein alter Häusler, dem man eines Tages das Weib begraben hatte. Ganz allein blieb er zurück, nichts um ſich als die Mühſal des Alters und die Verlaſſenheit. Die Leute glaubten, der Alte würde troſtlos ſein. Aber er war nicht troſtlos, er ſchmunzelte. Es ſei der glücklichſte Tag ſeines Lebens. Und die Zwei waren doch ſo enge miteinander verwachſen geweſen. Er war nur ſo froh, daß die Leute ſich alle jetzt um ſie kümmerten, daß alle Nachbarn da waren beim Begräbnis und daß alle Glocken läuteten. So ein Ehrentag! Sich ſo ſchön tröſten zu laſſen! Alle redeten ihm lieb zu, ſo lieb, wie noch ſein Lebtag nie. Er war wer an dieſem Tage! Und dachte wohl, es ginge nun ſo fort, daß ſie aus Mitleid lieb mit ihm wären. Am folgenden Tage war es wieder wie ſonſt, kein Menſch ſah nach ihm. Da wußte er, daß er allein war. Traurig aber machte ihn das jetzt nicht mehr, es zahle ſich nicht mehr aus. Er war heiter wie früher nie. Dann ging er auch. Bei ſeiner Leiche beredeten ſie es erſt, und er tat ihnen leid. An den alten Waſtel habe ich ſeither oft gedacht, wenn wir die Lebenden verſäumen und den Toten ſo feierlich nachläuten. Wir ſind die Wahren, wir!

Der Schnautzelbaumer hatte den Prozeß gewonnen und mußte doch zahlen. Er hatte zu oft zum Gericht laufen müſſen. Am Wege dahin ſtand von Kilometer zu Kilometer ein Wirtshaus. Und vor jeder Wirtshaustür ſtand der Wirt mit dem grünen Samtkappel; der grüßte den Straßenwanderer und ſagte: „Geh, Schnauzelbaumer, raſt ab a wengerl und kauf dir a Krügel Bier, 's iſt angeſchlagen." — Freilich war's angeſchlagen, vielleicht ſchon ſeit etlichen Tagen. — 's teure Bier hin werden laſſen? So unwirtſchaftlich iſt der Schnauzelbaumer nicht. Er gönnte ſich ſtets ein paar Krügel, „nachher geht ma wieder leichter". Denn bis zum nächſten Wirtshaus war es rund ein Kilometer. — Das kann man wohl bemerken, die Bierwirte betteln mehr Gäſte an als die Weinwirte. Das Bier iſt zudringlich, der Wein iſt vornehm. Der Wein kann warten. Das Bier wird hin, der Wein wird beſſer. Das Bier iſt plebejiſch, der Wein iſt ariſtokratiſch. Nun, der Schnauzelbaumer war haushälteriſch und wollte kein Bier verderben laſſen, lieber ſich ſelber. Er hatte zwar gemeint, dieſe Wirtshausausgaben könnte er ſeinem Gegner zu den Prozeßkoſten antreiben, und da er im Laufe der Zeit oft zu Gericht laufen mußte, allemal an den Wirtshäuſern hin, ſo machte das ein ſtattliches Sümmchen aus. Aber der Richter entſchied, der Schnauzelbaumer könne wohl das Laufen anrechnen, aber nicht das Saufen. So hatte der Prozeß (es handelte ſich um einen Grabenſteg) dem Verlierenden 13 Kronen gekoſtet, dem Gewinnenden aber ums Dreifache mehr.

In den erſten ſiebziger Jahren war's, als der damals neugebackene Volksſchriftſteller an die „Gartenlaube" eine kleine Novelle geſchickt hatte. Nach einiger Zeit kam ein Brief — ein gottlob ganz dünner — die Erzählung ſei angenommen. Wieder nach einiger Zeit kam der Geldbrief. Ich glaube, es waren 50 Taler; für den Waldbauernbuben geradezu ein Haupttreffer.

Und nun wartete er auf den Abdruck. Männiglich Schriftſtellervolk weiß, was es für einen Anfänger heißt, auf das Erſcheinen der erſten Arbeit warten! Aber es verging Woche um Woche, Monat um Monat — die Erzählung erſchien nicht. Und als ein Jahr vergangen war, da fragte der Autor in Leipzig beſcheiden an; denn ſo lieb ihm die 50 Taler waren, das Gedrucktwerden wäre ihm noch viel lieber. Wie aber lautete der Beſcheid? Er lautete, daß die Arbeit doch nicht für die „Gartenlaube“ geeignet ſei, und das Manuſkript folgte zurück. Welch ein Schlag! Moraliſch und materiell! In bezug auf das letztere war er geradezu ruiniert. Allſogleich ſchrieb er an die „Gartenlaube“, daß er außerſtande ſei, das empfangene und längſt verbrauchte Geld ſogleich zurückzugeben und ob er es nicht in Halbjahresraten abſtatten dürfe. Hierauf antwortete Ernſt Keil, der Gartenlaubemann, perſönlich: „Lieber Herr! Das Ihnen von uns zugegangene Geld brauchen Sie überhaupt nicht zurückzugeben, denn es gehört Ihnen. Sie konnten das von uns hier feſtgelegte Manuſkript bisher nicht verwerten, alſo haben ſie die Entſchädigung zu beanſpruchen.“ — Der Muſenſohn ließ ſich das gerne gefallen. Um die Erzählung bewarb ſich nachher ein inländiſches Blatt und verſprach dafür ein Honorar von drei Gulden. Die Geſchichte wurde da abgedruckt, die drei Gulden aber ſind ausgeblieben. Denn das Blättchen war mittlerweile eingegangen. Das deutſche Blatt zahlte ein großes Honorar für etwas dann Nichtbenütztes; das öſterreichiſche druckte die Geſchichte ab und blieb das kleine ſchuldig. So ungefähr war damals der Unterſchied zwiſchen dort und da.

Ich weiß im Gebirge eine beſondere Volksſchule. Es iſt die vor einigen Jahren gegründete Waldſchule in Krieglach Alpl. Was die Kinder da in der Schulſtunde lernen, das führen ſie nach derſelben praktiſch aus. Sie legen hinter dem Schulhauſe einen Garten an. Sie machen eine Waſſerleitung, um den Garten zu bewäſſern, ſie frieden ihn mit einem Lattenzaun ein, ſie bepflanzen ihn, ſie pflegen ihn und ſie ernten. Das geſchieht unter Leitung des Lehrers, der die kleinen Arbeiter organiſiert je nach Fähigkeit: die Ordner, die Vorarbeiter, die Maurer, die Zimmerer, die Handlanger uſw. In der Schulſtunde werden, anſchließend an die vorgeſchriebenen Gegenſtände, zu ſolchen Arbeiten die Pläne gemacht, die Erdmaſſen berechnet, die anderen Materialien, die Größenverhältniſſe. Auch eine kleine Werkſtatt für Tiſchlerei, Schloſſerei, Spenglerei ſoll errichtet werden, deren Betrieb ebenfalls auf Grund der Schulgegenſtände beruhen wird, ſo daß das theoretiſch Gelernte gleich praktiſch erprobt werden kann. Alſo ſchaffen ſie lernend und lernen ſie ſchaffend. Ein freudiger Wettkampf iſt unter den Kindern, und die größte Strafe, die der Lehrer erteilt, iſt der Ausſchluß von der Arbeit.

Sonſt führen unſere Schulen zu ſehr in die Bücher und zu wenig ins Leben hinein; in dieſer Schule lernen die Kinder Tätigkeit, Anſchickſamkeit, Fertigkeit und vor allem Luſt zur Handarbeit. Es heißt, daß ſogar jeder Fürſt ein Handwerk lernen muß, und es gibt Länder, wo auch der Gelehrte, der Profeſſor ſein Handwerk kann und zeitweiſe auch übt, damit ihn die dürre Bücherweisheit nicht ganz lebensdumm mache. Warum ſoll nicht auch der zur Handarbeit beſtimmte Menſch ſchon in der Schule zur Arbeit angeleitet und begeiſtert werden? Aber in der Schule ſoll doch auch die Seele genährt und gebildet werden, wendet man ein. Dem ſtimme ich tauſendmal zu. Ob aber die ſtrohtrockene Theorie eine junge Menſchenſeele nährt und bildet? Ich glaube, eine anregende Handarbeit, welche das Kind teils noch wie ein Spiel anmutet, teils Aufgaben ſtellt, deren perſönliche Löſung gleich einen Erfolg, ein geſtaltetes Werk gibt, wird die bewegungsfrohe junge Seele weiterbringen als immer nur Buchſtaben und Ziffern und Formeln und das Auswendiglernen von Sätzen, die das Kind nie verſteht und der Erwachſene vielleicht nie braucht. Die Grundſätze aber, die dem Kinde eingeprägt werden ſollen, gedeihen viel beſſer bei anregender Arbeit als bei theoretiſchen Spitzfindigkeiten und Moraliſierereien, die lebensfriſchen Kindern zur Qual ſind und manchen jungen Menſchen fürs ganze Leben abſchrecken gerade von der Richtung, in die man ihn führen wollte. Mir hat ein junger Mann geklagt, daß bei ihm der natürliche Sinn für Religion und der für Kunſt von den Religionslehrern und von den Äſthetikprofeſſoren zugrundegerichtet worden ſei.

In einer kleinen Dorfſchule, im Monat Mai. Die Schüler hatten in einer Hausaufgabe den Frühling zu bewältigen gehabt und nun den Aufſatz mitgebracht. Der junge Lehrer nahm die Hefte an ſich und guckte gleich in einzelnen ein wenig nach, ob wohl auch dies Jahr alles in Ordnung ſei mit dem Lenz. Da fiel ihm im blauen Hefte der Marianne Stadler etwas auf. „Waas!!“ Er ſetzte ſich zur Verfaſſerin in die erſte Bank und zeigte ihr mit geſtrammtem Finger die Fehler der erſten Seite. Frihling! **F**eilchen! Barome**d**er! „Baromeeder! — Mädel! Schon faſt vierzehn Jahre alt und noch Fehler!“ Antwortete das Mädel gelaſſen: „Jeder Menſch hat ſeine Fehler!“ Der Lehrer blickte ſie ſcharf an, ſcharf und leuchtend. „Marianne“, ſagte er dann, „du Naſeweis, du wirſt heute eine halbe Stunde nachſitzen!“ Die Marianne begriff die Keckheit ihrer Antwort und ſaß ruhig nach im großen, leeren, hallenden Zimmer. Da kam der Lehrer, um mit ihr die Arbeit durchzuſehen. „Ich werde ja trachten, daß ich mir dieſe dummen

Schreibfehler abgewöhne", ſagte ſie. — „Fehler ſind nicht ſo leicht abzugewöhnen", ſagte er, „auch ich habe meine Fehler, Marianne, und mein größter Fehler iſt, daß ich dich zu lieb habe." Weil er ihr bei dieſem Bekenntniſſe mit ſeinem Geſichte zu nahe kam, ſo gab ſie dem Herrn Lehrer eine Ohrfeige. Damit war das Nachſitzen beendet und die Kleine konnte nach Hauſe gehen.

Solches geſchah ungefähr vor zehn Jahren. Der Lehrer hatte damals um Verſetzung angeſucht und ſie auch erhalten, aber heute ſind ſie doch verheiratet, die Marianne und jener Lehrer, der jetzt irgendwo Gemeindeſekretär iſt. — Dieſes magere Stofflein ſchenke ich her, man kann eine Humoreske daraus machen und erzählen, wie die beiden in der Ehe ſich ihre gegenſeitigen Fehler abgewöhnt haben. Die Marianne kann ganz korrekt „Frühling" ſchreiben, und daß ihr Mann ſie „zu ſehr lieb hat", iſt in ihren Augen kein Fehler mehr, vielmehr ein Vorzug.

Täglich kommen uns von Freunden und Bekannten Artigkeitskundgebungen zu: Verlobungsanzeigen, Vermählungsanzeigen, Geburtsanzeigen, Todesanzeigen uſw. Wir erwidern die Artigkeit und gratulieren oder kondolieren. Da habe ich mir nun der Zeiterſparnis wegen zwei Gattungen von Karten drucken laſſen: Herzlichen Glückwunſch! Herzliches Beileid! — Falls mir das jemand nachtut, und es iſt zu empfehlen, ſo mache ich nur aufmerkſam, daß die beiden Karten nicht verwechſelt werden dürfen. Ein Freund in Wien hat mir vor kurzem ſeine Verlobung angezeigt, worauf ich ihm die Karte ſchickte. Nach einigen Tagen kam von ihm ein kühler Brief, in welchem er dankt für mein witziges Lebenszeichen, das ihm beweiſe, wie ſehr ich wohlauf wäre, das er jedoch ſeiner Braut nicht unterbreitet habe. Nun war ich aber weder wohlauf noch witzig, ſondern nur ſchlampert geweſen, hatte in der Eile zur Verlobung eine der Kondolenzkarten geſchickt: Mein herzliches Beileid! — Dieſes Bekenntnis iſt buchſtäblich wahr, aber mir kommt es ſchwer an, nicht dazuzudichten, daß ich am nämlichen Tage auch einem anderen Freunde, der mir den Tod ſeiner Schwiegermutter angezeigt, zu antworten hatte, der natürlich die Karte mit dem „Herzlichen Glückwunſch“ bekam.

Als junger Menſch, erſt ſeit fünf oder ſechs Jahren entbauert, aber lange noch nicht ſtadtfertig, paſſierte es mir ſchon, daß ich in Vereine und Ausſchüſſe gezogen wurde. Da kamen die Leute nun zuſammen, zumeiſt ſolche, die gut ſprechen konnten und viel ſprachen. Es wurde oft ſtundenlang geredet, für und wider, und jeder gute Redner überzeugte mich allemal für ſeinen Standpunkt, ſo daß ich während der Sitzung ſo viele Überzeugungen durchgemacht hatte, als entgegengeſetzte Redner geſprochen hatten. So biegſam iſt einer, der von ſeinem angeſtammten Boden entwurzelt und von einem theoretiſchen Unterricht nur für die Logik des Wortes hergerichtet wurde. Es hat mir viele Jahre und Kämpfe gekoſtet, mich wieder zu finden. Viele Jahre, bis ich wußte, wie unwahr und irreführend die ſchönſte, ſcheinbar logiſcheſte und ehrlichſte Rede ſein kann, ſei es im Vereinsſaal, ſei es in der Preſſe, ſei es im Parlament. Zu dieſem Wiſſen kommt man erſt durch die Erfahrung, wie oft man ſelbſt bei aller Aufrichtigkeit und Überzeugung unwahr, unrichtig iſt. Je älter man wird, je tiefer ſinkt das Wort an Wert, je einziger plangt man nach Werk und Weſen.

Nachdem ich mich bei jener Vereinstätigkeit überzeugt hatte, daß doch auch das Reden etwas ausgibt, begann auch ich in den Sitzungen meine Anſichten vorzubringen. Es geſchah in der Befangenheit aber allemal zu wenig kraftvoll, es wurde entweder überhört oder es machte ſonſt ſo wenig Eindruck, daß darüber regelmäßig zur Tagesordnung übergegangen, die Sache gar nicht weiter beſprochen wurde. Mir mangelte die bewußte tiefe Bruſtſtimme, die nötig iſt, um die Zuhörer zu überzeugen. Einmal bei einem Leutebildungsverein, der Bücher ſammelte, um ſie unters Volk zu bringen, ſtellte ich den Antrag, die Bücher vorerſt zu prüfen, ob ſie auch für das Volk paßten. Es gäbe Bücher, die an ſich nicht ſchlecht wären, doch aber von ungebildeten Leuten mißverſtanden oder gar nicht verſtanden würden. Auch ich hatte damals eines geſchrieben, eine Schilderung des Volkslebens nach ſeinen verſchiedenen Seiten, das nicht für jedermann, noch weniger für jede Frau, am wenigſten für die Jugend paßte und das ich nicht wahllos im Volke verteilt wiſſen wollte. Da nahm gegen meinen Antrag Dr. Z. das Wort und ſagte: „Meine Herren! Wir bekommen ohnehin zu wenig Bücher für unſern Zweck, wenn wir auch die nicht alle verteilen wollen, die wir haben, dann werden wir kaum ein merkliches Bildungsreſultat erzielen. Was beſonders das Buch unſeres Freundes R. betrifft, ſo nehme ich nicht Anſtand, ſelbes meiner Tochter in die Hand zu geben.“ Über dieſe artige Bemerkung glitt der Gegenſtand hinweg, mein Antrag war durchgefallen. Andere Fragen wurden beſprochen. Die Sitzung dauerte lange und hatte noch allerlei Angelegenheiten zu erledigen. Doch war ich etwas ſehr überraſcht, als vor Schluß derſelben Sitzung Dr. Z. noch mit einem Antrag kam: Nach ſeiner Meinung ſei es geboten, die Lektüre einer gewiſſenhaften Kontrolle zu unterwerfen, ehe man ſie ins Volk gebe! — Eine kurze Beſprechung und der Schriftführer hatte zu ſchreiben: Der Antrag des Herrn Doktors Z. betreffs Kontrolle der Bücher einſtimmig angenommen. — Mein Antrag war geweſen, die Bücher zu „prüfen", der ſeine, ſie zu „kontrollieren". Das war der ganze Unterſchied. Solche Dinge haben mir den Humor nie verdorben, ich bin von jener Sitzung heiter nach Hauſe gegangen. Erreicht war's ja doch.

Es iſt auffallend, daß minderbemittelte Leute den Straßen- und Türbettlern lieber etwas ſchenken als Reiche. Warum? das erklärte mir vor kurzem ein kluger Kopf. Der ſagte: Die Wenigbemittelten machen wohltätige Kleinarbeit, die Reichen gemeinnützige Großarbeit. Wenn einer jährlich Tauſende von Kronen ausgibt, ſo will er nicht obendrein noch auf Schritt und Tritt beläſtigt werden von Bettlern aller Art, von denen neunzig Prozent Lügner oder Taugenichtſe ſind. Na ja, das läßt ſich hören. So machen es die Armen da und ſo machen es die Reichen dort. Aber die meiſten Leute ſind nicht arm und ſind nicht reich. Sie ſind zu wohlhabend, um dem Bettler einen Kreuzer zu ſchenken, und zu wenig wohlhabend, um jährlich Tauſende von Kronen verſchenken zu können, ſie geben alſo korrekterweiſe — gar nichts.

Vielleicht ſo: Wer in der Lage iſt, Bedeutenderes für gemeinnützige Zwecke zu leiſten, und er tut's, deſſen Gewiſſen wird ganz ruhig bleiben, wenn er einen fremden Bettler abweiſt. Das Almoſengeben im kleinen, das — den Bettlern nach zu ſchließen — gerade in unſeren Ländern blühen ſoll, iſt häufig ein Zeichen des böſen Gewiſſens, das uns den Vorwurf macht, wir leiſteten zu wenig für das allgemeine Beſte. Nur ſchade, daß das liebe Gewiſſen ſich ſo kreuzerweiſe beruhigen läßt. Sollten wir nicht lieber zuſammenhalten, um große ſoziale Werke zu ſchaffen, anſtatt mit kleinen Almoſen immer noch mehr Bettler zu machen?

„Seit der Hund im Hauſe iſt, ſchaut mich mein Alter gar nicht mehr an“, klagte mir ein Arbeiterweib. Und ſeitdem jene alte Jungfrau zwei Katzen hat, iſt ſie noch giftiger gegen ihre Hausgenoſſen. Ich habe oft beobachtet, daß Leute, die ihr Herz an ein Tier hängen, lieblos gegen die Menſchen ſind. Es hat mancher Menſch ja nur ein gewiſſes Quantum von Liebeswärme in ſich, ſobald das verpufft iſt, wird er kühl und gleichgültig, wenn nicht gar mißwollend gegen ſeine Umgebung. Gäbe es kein Lieblingstier, ſo würde mancher und manche die Güte, die Fürſorge, die Zärtlichkeit für irgendeinen Menſchen aufwenden. Auch mir geht es ſo: Ich verlange mir kein Tier im Hauſe, aber iſt eins da, ſo muß ich es gern haben und es iſt mir ein Bedürfnis, das Tier zu herzen, zu zärteln und um ſeine Anhänglichkeit zu buhlen. Sein Wohlſein tut auch mir wohl, wie das eines lieben Menſchen; ſein Leiden empfinde ich mit; aber um das kommen dann vielleicht meine menſchlichen Hausgenoſſen zu kurz. Es dürfte nicht ſo unſinnig ſein, wenn der Menſch auf das Tier eiferſüchtig iſt, und vielleicht ſteht einmal ein Moſes auf mit dem Gebote: Du ſollſt dein Herz nicht an das Tier verſchwenden, ſolange es der Menſch bedarf. Was natürlich nicht ausſchließen darf, die Tiere, mit denen man zu tun hat, möglichſt vor Qual und Unrecht zu bewahren und ſie als Mitgeſchöpfe mit Wohlwollen zu achten. Aber ſie an Liebe und Fürſorge den Menſchen vorzuziehen, das ſollte nicht ſein. Freilich kann man mit Recht ſagen: Ein unſchuldiges Tier iſt liebenswürdiger als ein boshafter Menſch. Warum iſt mancher ſo boshaft? Weil er zu wenig an Liebe erfährt.

Liebe iſt ein koſtbar Ding, es iſt an Wert dem Radium noch vorzuziehen, und man frage, ob die echte Liebe viel häufiger vorkommt als Radium? Und der Menſch iſt ſo grenzenlos liebesbedürftig, auch der es nicht eingeſteht, auch der nicht darum wirbt, auch der Liebe nicht erwidert, auch der ſie nicht verdient. Der Liebe bedarf jeder, und jeden macht ſie ein wenig beſſer. Dem Tiere gut ſein, aber ſo recht mit Herzensinnigkeit liebhaben nur den Menſchen.

Das akademiſche Leben — ich kenne es nur nach Sehen und Hörenſagen. Ich weiß, daß man in demſelben die Freiheit als das Höchſte ſchätzt. Das verſteht man natürlich nicht ſo, als gebe man ſich anſtatt des Studierens dem ungezügelten Leben hin. Worin beſteht aber die akademiſche Freiheit? Im geſelligen Leben und Genießen? Und gerade da haben die Studenten oft den größten Zwang. Ich denke an die Burſchenſchaften. Mir wäre dieſe Freiheit zu ſchmal. Alte Sitten mitmachen müſſen, die dem heutigen Menſchen gar nicht mehr anſtehen, beſonders wenn er jung iſt und ſich frei und perſönlich entwickeln will. Mir wäre es unerträglich. Ich habe ein anderes Glück gehabt. Meine Freiheit iſt zeitweilig ſo groß geweſen, daß ſie an Vogelfreiheit grenzte. Ich habe in meinem Leben nichts getan, was ich nicht tun wollte. Auch das Gezwungene wollte ich tun, weil ich die Notwendigkeit einſah. Die Geſetze, deren ich bedurfte, habe ich mir ſelbſt gegeben. Dieſe ſtimmten ungefähr mit meiner Neigung und Überzeugung überein, ſo bin ich ihnen leicht treu geblieben. Das hat mich aber ein wenig außerhalb der breiten Geſellſchaftskreiſe hingeſtellt, beſonders aber dem akademiſchen Leben ferngerückt. Das Studentenleben, ich liebe es wie die Jugend ſelbſt, und nichts innert mich wärmer als der friſche, treue, freie Burſch. Wie aber dieſer freie Burſch ſich immer noch in das Prokruſtesbett mittelalterlicher, teils roher, unſinniger Formen zwängen läßt, das iſt mir unbegreiflich. Muß man halt warten, bis ſie es ſelbſt ſpüren, daß viele der alten Studentenſitten wie ſpießige Fremdkörper ſtecken in unſerer Kultur, daß ſolche einen Zwieſpalt in unſer Leben bringen, und einen Drill, der die natürliche Ausbildung eines feſten, einheitlichen Charakters doppelt ſchwer macht. Zwang gehöre zur Erziehung, ſagt man. Aber — unſere Erzieher dürfen nicht tot, ſie müſſen lebendig ſein; die alten, ſeelenlos gewordenen Formen und Satzungen mögen als Zeremonie einer exkluſiven Stunde noch zu brauchen ſein, fürs wirkliche Leben und ſeine großen Aufgaben geben ſie uns nichts.

Wenn nun ſo ein lieber Burſch käme und ſagte: „Herr! Laſſen ſie uns doch die Kappen, Farben, Schläger, Bierkomments, Menſuren und Duelle. Es ſind ja unſere luſtigen Spiele!“ ſo wäre ich geſchlagen. Aber es kommt keiner, der ſo ſpricht, ſie nehmen es blutig ernſt, ja ſie hängen an dieſes „Spiel“ das Beſte, was ſie haben, ihre Ehre. Und das tut mir leid. Der freie Burſch müßte unbeſchränkter Herr ſeiner Ehre ſein, dürfte ſich nicht von dem Willen und der Laune anderer abhängig machen.

Ich ſehne mich ſo ſehr danach, in der akademiſchen Jugend die Trägerin unſerer reinſten Ideale erblicken zu dürfen.

Was hat der Menſch die Naturreiche nicht ſchon verunſtaltet und verwüſtet! Das Mineralreich, das Pflanzenreich, das Tierreich — alles durchwühlt, zerriſſen, degeneriert. Nur zwei Naturdinge ſind in ihrer urewigen Größe unverſehrt geblieben: Das Meer und die Luft. Dem Meere kann keine Schiffahrt was anhaben und die Luft wird auch ſtandhalten und alle Fahrzeuge, allen Rauch, allen Staub, alle Menſchenfrechheit und allen Menſchengeſtank zu Boden werfen und in ihrer göttlichen Höhenreinheit verbleiben, wie ſeit Anbeginn, ſo bis in ewige Tage. In derſelben Urſprünglichkeit iſt auch das Kind des Meeres, der Luft und der Geſtirne:

2

Das Wetter. Daran vermag der Menſch nichts zu ändern. Er kann ſich vor ihm bis zu einer gewiſſen Grenze ſchützen, aber ändern kann er an Wind, Wärme, Regen, Schnee uſw. nichts. Solches zu denken tut mir wohl, und mitten in den Elementen, die mich jeden Augenblick zerſtören können, habe ich mich noch nie ſo fremd und verlaſſen gefunden, als manchmal unter Menſchenwerken oder in der Menſchenmenge, die ja wohl auch eine Elementargewalt iſt, aber eine verdorbene, und die mir bewußt feindlich ſein kann. Nirgends fühle ich mich ungeborgener, unbeſchützter, als in einer Menſchenmenge, wie oft habe ich mich vor ihr ſchon in den Sturm hinausgeflüchtet, wie oft bin ich den Leuten ſchon entflohen auf ſchwankem Schiff ins Meer hinaus. Den einzelnen Menſchen, wie kann man, wie muß man ihn lieb haben; wo er aber in Maſſen vorhanden iſt, wo er ſich mit ſeinen erbärmlichen, dummen Eigenſchaften gegenſeitig anſteckt und ſich zu einem vernunftloſen Rieſenungeheuer potenziert, dort iſt er für mich ſo ziemlich das Widerlichſte, was mir im ganzen Naturreiche begegnen kann.

„Kultur heißt nichts anderes als Fortſchritt!“ ſagte ein Mann auf dem Lehrſtuhl. Ich ſtaunte. Wie ſich doch die Begriffe verwirren, wenn man deren viele macht. Kultur kann auch Fortſchritt ſein, aber noch vieles andere. Gleichbedeutend mit dem Worte Fortſchritt kann das Wort Kultur keineswegs ſein. Wenn ja, ſo könnten wir eines davon entbehren. Machen wir es doch einfach, bleiben wir bei der urſprünglichen Bedeutung des Wortes. Etwas kultivieren heißt etwas anpflanzen, aber es heißt auch, das Angepflanzte pflegen, erhalten, verbeſſern. Kultur iſt je nachdem alſo geradeſogut konſervativ als fortſchrittlich. Das Ungedeihliche und Schädliche ausrotten, das unſerem Wohlbefinden und ſeeliſchen Glück Dienliche bewahren und weiterentwickeln, demgemäß das geſellſchaftliche Leben einrichten, das gibt einen gewiſſen einheitlichen Zuſtand, und den nenne ich Kultur. Gerade dadurch, daß unſere Zeit, allerlei Unbekanntes ſuchend und verſuchend, ſich ins Ungewiſſe und Zweifelhafte verliert, iſt ſie ins Kulturloſe gekommen. Sie iſt unſtet, nomadiſch, bodenlos, ſtreifend geworden. Welches iſt nun das Kulturvolk, das wandernde oder das bodenſtändige mit ſeiner Geſchichte und ſeiner ſich weitererbenden Geſittung?

Ein Hauptmerkmal unſerer Zeit iſt, daß ſie die beſtehende Kultur zerſtören will. Wenn ſie nur das Faule daran wegräumen wollte, ſo wäre das eine kulturelle Tat. Da ſie in ihrem Fortſchrittswahne auch das vernichten will, was bisher die Menſchen gehalten, gefeſtigt und vergleichsmäßig glücklich gemacht hat, die neu einzuführenden Dinge aber nichts weniger als erprobt ſind, ſo iſt das mehr Glücksſpiel als Kulturarbeit. Wir wollen ja den Mut haben zu neuen Verſuchen, auch Verſuchshöfe ſind kulturelle Anſtalten. Gänzlich unkulturell iſt nur das wüſte Vorwärtshaſchen ins ungeprüfte Ungewiſſe hinein.

Auch dieſe Geſchichte ſollte man einmal erzählen, wie im Dorfe Breitwangel ein Lausbub davonlief, der nach vierzehn Jahren als hochgeſchätzter Bankkaſſier zurückkam. Er war ein Ausbund aller Ausgelaſſenheit geweſen, er war widerſpenſtig, zornmütig, er ſchimpfte, er fluchte, er war arbeitsſcheu, er war unſauber. Schon als Junge von zwölf Jahren ſoff er Branntwein. Er war elternlos, niemand kümmerte ſich um ihn, außer er mußte auf die Bank gelegt und gezüchtigt werden. Das aber war dem Jungen zu langweilig, immer geſcholten, getreten, geſchlagen zu werden. Eines Tages iſt er zerfetzt und in allem verwahrloſt davongelaufen, wie die

Leute wiſſen wollten, geradewegs nach Wien. „Na“, meinten ſie, „von dem wird man noch ſaubere Sachen hören, das iſt einer, aus denen man in der Stadt Kanaillen macht.“ — Und war vierzehn Jahre ſpäter hochanſehnlicher Finanzmann. Wie war das gekommen? Es iſt kurz geſagt. Als der Junge damals als Bettelknabe in die große fremde Stadt kam, da machte es der Zufall, daß er auf der Gaſſe eine Ledertaſche fand, in der ſo viel große Banknoten lagen, daß er erſchrak. Nur einmal in ſeinem Leben, als ſein Hausbauer Lärchenholz verkaufte, hatte er eine Hundertguldennote geſehen. In dieſer Ledertaſche waren deren ein ganzer dicker Schippel. Einem Herrn ging er zu und ſagte, das habe er gefunden und wohin er's geben ſolle? Er kam vor die Polizei, verloren hatte die Taſche ein Bankbote. Der Bub von Breitwangel hatte allerlei ſchlimme Adern, nur die diebiſche nicht. Und die Ehrlichkeit überwog alles andere. Seltene Dinge werden gut bezahlt. Die Bank, deren Geldtaſche er gefunden, hatte ſich ſeiner angenommen und ihn was lernen laſſen. Und in dem Maße, als er Güte erfuhr, kamen auch andere Tugenden in ihm zum Vorſchein. Er iſt ein brauchbarer Bankbeamter geworden und hat es zum Kaſſier gebracht mit einem Jahresgehalt von 10000 Kronen. Und als er ſo weit war, ging er wieder einmal heim nach Breitwangel und ließ dort Geld ſpringen. Aber nicht aus Dankbarkeit, daß ihn die Heimat einſt ſo verwahrloſen ließ, ſondern aus Bosheit, denn wie artig ſie auch um den Geldmann herumkrochen, insgeheim wurmte ſie dieſer Menſch, der es als Haderlump weiter gebracht hatte als ſie, die Braven. „Und ein dummer Kerl iſt er doch“, ſagte einer dieſer Braven, „einer erzreichen Geldbank das gefundene Geld zurückgeben, das kann auch nur ein Depp tun!“

Wer bei ſich denkt, er ſtehe einem andern moraliſch über, der ſteht ihm wahrſcheinlich in Wirklichkeit ſchon unter.

In einer italieniſchen Bank Südtirols iſt vor etlicher Zeit ein großer Geldbetrag geſtohlen worden. Der Verdacht fiel auf eine Perſon, die feſtgenommen wurde. Nun lieſt man in der Zeitung das folgende aus Trient:

„Geſtern nachmittag ſchickte Pater Morizzo des hieſigen Kapuzinerkloſters dem Baron Ciani, Präſidenten des Verwaltungsrates der Bank, einen Brief, worin er mitteilte, er habe von einem fremden Prieſter ein Paket erhalten, das die bei der Bank geſtohlene Summe enthält und dem Prieſter unter dem Siegel des Beichtgeheimniſſes übergeben worden war, da der Überbringer nicht wolle, daß ein Unſchuldiger an ſeiner Stelle im Gefängnis ſchmachte. Das Paket war mit Spagat verbunden und enthielt die ganze geſtohlene Summe bis auf den letzten Heller.“

Dieſer Vorfall erinnert mich an ein anderes Beiſpiel von der Macht des Beichtſtuhles. Mein Vater wurde einſt vom Pfarrer in St. Kathrein am Hauenſtein in den Pfarrhof vorgeladen. Der Pfarrer übergab ihm einen Geldbetrag mit der Weiſung, er ſolle nicht fragen, von wem oder weshalb dieſes Geld daherkomme, es gehöre ihm und er könne es mit gutem Gewiſſen in den Sack ſtecken. Meinem Vater brannte aber das geheimnisvolle Geld auf der Hand und er konnte ſich nicht entſchließen, davon Korn zu kaufen, obſchon wir in demſelben Hageljahre Mangel litten. Endlich wollte er es der Kirche von St. Kathrein ſpenden; der alte Pfarrer jedoch ſchob das Geld auf dem Tiſche langſam von ſich und ſagte: „Mein lieber Lorenz Roßegger, das Geld gehört redlich dein und du mußt es ſchon deshalb zu Korn machen, weil es von jemandem ſtammt, der dir jahrelang vom Felde heimlich Korngarben weggetragen hat und der jetzt ſich nicht vor ſeinen Richter traut, ehe du dein Korn wieder haſt. Geh, Lorenz, mache ihm das Sterben leicht und kaufe dir Korn um dieſes Geld.“

Dann hat es mein Vater getan, und ſo hat uns der Dieb aus den fetten Jahren einen Vorrat in die mageren getragen.

Sie näht an ihrem Brautkleid, und ein-, zweimal fällt ein helles Tröpflein auf das weiße Linnen.

Wenn man ſo jung und ſchön iſt und in wenigen Wochen mit dem Herzliebſten Hochzeit hält — wie man da nur weinen kann! — Sind es Freudentränen? Sie ſchüttelt kaum merklich das Haupt.

Warum weinſt du, Lieſerl?

Sie kann in den Nächten nicht ſchlafen vor Bangigkeit. Es macht ja doch nichts, wenn man ein wenig hüſtelt und einmal ein paar Blutstropfen kommen. Der Menſch hat noch genug Blut, und man ſagt, wie leicht das Blut ſich wieder nachzüchtet. Aber die Johanna Großebner, eine Schulgenoſſin von ihr, hat doch ſterben müſſen und hat angefangen mit ſo Hüſteln. “Und die Tante hat ihr's erſt geſtern geſagt: „Lisbeth, wie du ausſchauſt! Du kannſt dich freuen auf deine Hochzeit. Knapp hinter derſelben wartet auf dich der mit der Senſen — weißt du?“

Die Tante iſt ihre einzige Verwandte. Die hat ſie nach der Eltern Tod zu ſich genommen und erzogen. Aber hart iſt ſie immer geweſen, und jetzt, wie ſie ihr kleines Vermögen verſpekuliert hat, läßt ſie ihren Unmut an dem Mädchen aus. Gegen anderen Schimpf iſt Lieſerl ſchon abgehärtet, aber nun hat die Alte ein beſonderes Mittel erfunden, das Mädel zu quälen. Sie redet ihr den Bräutigam ab und ſagt, hinter der Hochzeit ſtünde der Tod. Da betrachtet Lieſerl, wenn ſie allein iſt, ihre ſchmalen Hände, hinter deren blaſſen Haut alle blauen Adern ſichtbar ſind, betrachtet im Spiegel ihre Wangen. Fallen die nicht immer mehr ein? Und ihre Lippen — wie waren die einmal rot geweſen! — ’s iſt ihr bange nach dem Franz. Am Sonntag kommt er ja wieder, der Bräutigam, er ſcherzt ſo lieb und lacht ſo herzig. Dann will ſie ihm auch ſagen, was ihr Anliegen iſt, da wird er ſie auslachen und da wird ſie mitlachen. Auf ihrem Tiſchchen ſteht ſeine Photographie. Wie ſchön und friſch der iſt! Sollte jener mit der Senſe ſich zeigen, ſo will ſie an dieſes Mannes ſtarke Bruſt flüchten — dem getraut der Tod ſich nicht in die Nähe. So dachte ſie noch kindlich und ihr ſchönes Braunäuglein leuchtete. Dann betete ſie ein Vaterunſer, auf daß alles recht und gut werden möge.

Am nächſten Tage ging Lieſerl ins Dorf hinab, um beim Gärtner ſich den Rosmarinzweig zu beſtellen. Den wird man in ihr Haar flechten am Hochzeitsmorgen. Da dachte ſie, weil ſie ſchon da iſt, könne ſie auch zum Doktor hineinfragen, daß ſie ihrer Geſundheit wegen ganz beruhigt werde. Sie wollte ihm’s wohl ſagen, daß ſie ein wenig hüſtle, manchmal, aber nicht oft; ſie wollte ihm’s recht leicht und unbedeutend darſtellen, wie es ja wohl auch iſt. Aber der Arzt hörte wenig auf ihre Worte, unterſuchte ſie ſchweigend, beklopfte, behorchte ihre Bruſt und darauf ſchwieg er noch ein Weilchen.

Da fragte das Mädchen mit einer Stimme, die friſch und froh ſein ſollte: „Geltn’s Herr Doktor, nix finden’s?“

„Liebes Kind“, ſagte der Doktor, „für Sie wäre ein milderes Klima angezeigt. Möglichſt in guter Luſt. Gute Nahrung, viel Ruhe, wenig Sorgen.“

„Aber mein Gott, Herr Doktor, ſonſt fehlt mir ja nix. Das Eſſen ſchmeckt mir. Nähen den ganzen Tag. Krankerweis kunnt eins doch nit ſo nähen.“

„Zuſammengebückt ſitzen, das ſollten Sie eben nicht“, ſprach der Doktor. „Für den Fall Sie in der Nacht Fieber haben ſollten, will ich Ihnen ein Pulver mitgeben. Und nur ſich recht ſchonen und bei gutem Wetter viel im Freien ſein. In acht Tagen kommen Sie wieder.“

Dann konnte ſie gehen. — So, jetzt bin ich ganz und gar krank, dachte ſie auf dem Heimweg. Da hat die Tante doch wieder einmal recht: wenn man krank ſein will, muß man juſt zum Doktor gehen. — Unterwegs begegnete ſie dem alten Faßbinder Kilian. Der wußte ſo allerhand Heilmittel für ſerbende (kränkelnde) Leute, den fragte ſie, was da anzuwenden ſei, wenn eins zu wenig Blut habe, hüſteln müſſe und zu magern anhebe.

„Brauchſt nit weiterzureden“, antwortete der Kilian. „Man braucht dich nur anzuſchau'n. Ich tät ſchon was wiſſen, aber nachher täten ſie mich wieder einſperren. Bin erſt kürzlich drei Monat im Kotter gſeſſen, weil ich eine Auszehrung hab geheilt. Nur einen guten Rat: Schau, daß d' einen Totenkopf von einem recht alten Menſchen kriegſt — wie älter, wie beſſer! davon was aberſchabeln und den Stubb alle Freitag vor Sonnenaufgang einnehmen. Und willſt wiſſen, wies mit dir ſteht, nur gleich dich nackend auf einen Ameiſenhaufen legen. Gehen die Ameiſen noch über den Leib, ſo wirſt geſund, weichen ſie ihm aus, nachher — wirds gar.“

Nein, der machte ihr das Herz nicht leichter. Sie ging ihres Weges. Da hörte ſie noch am ſelben Tage von einer Heilanſtalt für Bruſtkranke. Von der war erſt vor kurzem ein Tiſchlergeſelle, den ſie vor einem halben Jahr mit dem Roß haben hinführen müſſen, friſch und geſund heimgekehrt. Man kennt ihn kaum mehr, ſo breit geht er daher, und ein ſo dickes Geſicht hat er. Wem überhaupt noch zu helfen iſt, in der Heilanſtalt wird er wieder geſund. Nur früh genug dazuſchauen. Und koſten tuts auch nicht viel, für ganz Arme — gar nichts. Und die Lieſerl ſoll zuſammenpacken und in die Heilanſtalt reiſen.

So redet ſich alles gleich herum, wenn die Leute hören, daß man beim Arzt geweſen iſt. Als ob nicht jeder Menſch manchmal huſtete. Ein bißl Katarrh, ſonſt gar nichts. — So, weil es kein anderer tat, beruhigte ſie ſich ſelbſt. Wie ſehnte ſie ſich dem Sonntag entgegen! Der Franzl wird ſie ſchon wieder aufheitern.

Aber vor dem Sonntag kam der Samstag und der brachte ihr ein Brieflein.

„Liebe Eliſabeth!

Indem ich von einer ſicheren Perſon erfahren habe, daß Du bruſtleidend biſt, muß ich Dir wohl den Vorſchlag machen, daß wir unſere Hochzeit auf unbeſtimmte Zeit verſchieben. Daß ich keine kranke Perſon heiraten kann, wirſt wohl einſehen, aber da ich ſicher auf Deine Wiederherſtellung hoffe, ſo iſt aufgeſchoben ja nicht aufgehoben. Gib nur recht acht auf Dich, tue, was der Doktor geſagt hat, und nimm die Pulver fleißig ein. Ich verhoffe mir wohl ein Wiederſehen mit Dir und bin Dein getreuer

Franz Sternbacher.“

„Dein getreuer!“ ſtöhnte das Mädchen, und das Papier entfiel ſeiner Hand.

Aber nach der erſten Betäubung kamen vernünftige Gedanken. Was denn weiter? Er iſt halt gewiſſenhaft. Wäre es nicht eine Leichtſinnigkeit, ein bruſtkrankes Mädchen zu heiraten? Der Brief wird ihm hart genug angekommen ſein; man merkt es, wie er alle Traurigkeit mit Abſicht vermieden hat, um einem nicht das Herz noch ſchwerer zu machen. Er iſt ja gut. Und ich wills ihm auch zeigen, daß ich einer ſchmerzlichen Abſchiedsſzene aus dem Wege zu gehen weiß. Morgen, wenn er zum „Wiederſehen“ kommt, ſoll er mich nicht mehr hier finden. Bevor ich geſund bin, wird er mich nicht zu ſehen kriegen.

Und am nächſten Morgen. Die Tante hatte geſagt: „Von mir aus. Ich halt dich nit zurück. Geh halt, wenn du glaubſt.“ Alſo dreifach einverſtanden war ſie. — So machte Lieſerl ſich mit einem Handbündel auf die Wanderung. Den Weg hatte ſie ſich beſchreiben laſſen. Dieſer Weg war weit und ging über Berg und Tal. Das Mädchen mußte manchmal raſten und ſich den Schweiß der Erſchöpfung vom Angeſicht wiſchen. Um die Mittagszeit hatte ſie in einem Straßenwirtshaus ein Stück Fleiſch und ein Achtel Wein verzehrt und das griff ſo tief in ihr geſtricktes Geldſäcklein, daß von einer weiteren Stärkung keine Rede ſein konnte, bevor die Heilanſtalt erreicht war. Sie wanderte und wanderte, bis in den Abend. Zu einem großen Fluß war ſie gekommen; ſie ſchaute nieder auf die wirbelnden, wogenden Wellen, ſie hatte ihr Lebtag noch nicht ſo viel Waſſer geſehen. Dann ging ſie weiter. Und wurde ihr bitter weh, daß mancher Menſch gar ſo verlaſſen ſein kann auf der Welt. Meine Mutter, mein Vater! Wenn ſie kunnten wiſſen, wir ihr Kind jetzt in der Fremde irrt, in einem nächtigen Wald, erſchöpft und krank zum Umfallen. Ihr ſchlaft ſüß, Vater und Mutter, ihr habt es gut . . . Und wie die Sterne flimmerten hoch über den Baumwipfeln, da kam ihr doch wieder ein wenig Mut. Sie dachte, wie ſie nach einiger Zeit dieſen Weg zurück machen werde, heimwärts, friſch und geſund der Hochzeit entgegen . . . Die Waldſtraße ging über eine Höhung, und dann — faſt zum Erſchrecken, ſo plötzlich funkelte die Lichterreihe der Anſtalt ihr entgegen.

„Gott Lob und Dank!“ hauchte ſie und blieb ſtehen, um ſich ein wenig zu verſchnaufen.

Wie ſchön das Gebäude daſteht! Ein wahres Schloß.

Und die laue Luft hier. Das iſt freilich zum Geſundwerden. Sie ging hinab. Jetzt merkte ſie erſt, wie ihr die Füße zitterten nach dem ſchweren, weiten Weg. Was wird das für ein gutes Raſten ſein in dieſer Nacht! — Über den ſchönen Vorplatz ſchritt ſie hin, der Kies kniſterte unter ihren Schuhen. Vor dem Tore blieb ſie ein wenig ſtehen. Es war ihr, als ſollte ſie ſich das geflochtene Haar noch ordnen und das Gewand. Da trat ein Herr aus dem Tore und fragte, was ſie wünſche.

Beſcheidentlich mit leiſer Stimme antwortete ſie: „Ich komme aus der Almau herab. Und bitt halt ſchön, daß ich möcht aufgenommen werden dahier in der Heilanſtalt. Weil ich ein wenig krank bin.“

Der Herr ſtand da und betrachtete ſie im Scheine der Torlaterne. Unter dem über die Stirn gezogenen Kopftuch lugte ſie hervor, angſtvoll und bittend, wie ein geſchrecktes Reh, das von Jagdhunden in eine Menſchenbehauſung geſcheucht worden.

Da ſagte er: „Jungfer, Sie ſind nicht gut beraten. Sie ſind in der Tuberkuloſe-Heilanſtalt für Männer. Da können Frauen nicht aufgenommen werden.“

Entgegnete ſie leiſe und ergeben: „So muß ich noch einmal weiter. Ich will ja in die Frauenheilanſtalt. Iſt es noch weit hin?“

„Die exiſtiert ja gar nicht, mein Kind. Die Frauenheilanſtalt exiſtiert leider noch nicht. Da müſſen Sie wieder nach Hauſe gehen.“

Hilfeflehenden Blickes, ſo ſchaute ſie auf den Herrn hin, der ſo freundlich daſtand und ſo grauſame Worte ſprach. Ihre Mundwinkel zuckten, ſtumm und bebend faltete ſie die Hände.

Er fragte ſie nach ihrer Wanderung. Sie antwortete nur mit wenigen Worten. Da ſagte er: „Kommen Sie doch herein ins Vorhaus und ſetzen Sie ſich hier in den Rohrſeſſel, Sie ſind ja ganz erſchöpft. Jemand wird Sie hinabführen in den Meierhof, dort können Sie übernachten."

Der Herr ging, es zu beſorgen. Doch als er mit einer Magd zurückkam, war die Fremde nicht mehr da. Es wurde geſucht um das weitläufige Gebäude, man fand ſie nicht. Auch im Meierhof war ſie nicht erſchienen.

Seither ſind jetzt vier Monate vergangen. Nirgends iſt Lieſerl mehr geſehen worden.

Das Abendblatt vom 28. Dezember 1908 brachte folgende Nachricht: Von einem kataſtrophalen Erdbeben.

Einen Tag ſpäter.

Das Erdbeben in Sizilien und Calabrien am 28. Dezember um halb 6 Uhr früh! Wir haben Monte Pelé, wir haben St. Franzisco erlebt. Wir haben geleſen vom Untergang Pompejis und Herkulanums, vom Erdbeben von Liſſabon. Aber das Unerhörteſte von allem brachte uns dieſer neueſte Tag. Drei blühende Städte, unzählige kleinere Ortſchaften und 200.000 Menſchen zugrunde gegangen! Die ganze lange Küſte ein Friedhof! ſo ſchrien es die Zeitungen in die entſetzte Welt. Am 27. Dezember war in der uralten, herrlichen Stadt die Oper „Aida" aufgeführt worden, die mit dem Sterbegeſang der Lebendigbegrabenen ſchließt. Der Schwanengeſang von Meſſina — ſechs Stunden vor dem Untergange. —

Der Papſt, überaus erregt von der Kataſtrophe, wollte perſönlich in die Erdbebengegenden reiſen, um zu tröſten, zu beruhigen. Es wäre das in Italien eine unſchätzbare Wohltat geweſen; einen Jubel unter tauſend Tränen hätte das erweckt in der ganzen katholiſchen Welt. Aber die Kerkermeiſter — es ſind nicht etwa Atheiſten, Lutheraner oder Freimaurer — die Kerkermeiſter des Papſtes haben den Gefangenen nicht freigelaſſen.

1909.

Dieſes Erdenleben iſt das unerhörteſte Unglück, nur zu ertragen durch die Zuverſicht auf den Tod. Das ganze Um und Auf, was wir haben, ſind unſere körperlichen Organe; wenn eines davon ſchlecht funktioniert, iſt alles nichts. All Jugend, Macht und Ehre wird zu Hohn, alle Schönheit verblaßt, alle Weisheit geht in die Brüche, wenn der Körper krank iſt. Wer mitten im Leide dahinliegt, der kann ſich Sinnenglück gar nicht mehr vorſtellen; er ſtöhnt verzweifelt unter der Wucht der Empfindung: Allewig und allgegenwärtig iſt nur das Leid und es kann nicht mehr aufhören. —

So dachte, ſo fühlte ich noch vor zwei Stunden. Jetzt iſt der Körperſchmerz geſtillt und ich liege da, glückſelig wie noch nie. Von allen Genüſſen meines Lebens war keiner ſo groß, als der, daß ich ſchmerzlos bin. Ich brauche, wünſche ſonſt gar nichts, als daß dieſes unſägliche Behagen dauere.

Wehe, wenn dein Engel dir bloß dieſen Wunſch erfüllt! Nur wenige Tage dieſes Seins an ſich, das dich jetzt ſo ſelig macht, und du hebſt an, ruhelos zu werden, zu wünſchen, zu ringen nach weiteren Genüſſen, du haſteſt friedlos, ſtellſt dir ganz vertrackte Aufgaben und Ziele, in denen eine Begierde die andere erzeugt und du von den Dämonen zu ſchanden geritten wirſt. Bis wieder die Krankheit kommt mit ihren Schmerzen und Qualen — die erzieht dich neuerdings zur Erkenntnis des abſoluten Erdenglückes: Schmerzloſes Sein.

Ich liege unter körperlichen Schmerzen. Ein Freund beobachtet mich und ſagt: „Sollteſt du nicht aufhören, Geduld und Ergebung zu predigen? Mich deucht, du biſt ſelbſt nicht der ſtärkſte in dieſen Tugenden.“ Er hat recht, ich will vor allem mir ſelber predigen. Aber meine Schmerzen ſchneiden oft mit allzuſcharfen Meſſern in die Nerven. Dazu kommt noch die lyriſche Neigung. Die mag bei einem Poeten ganz ſchön ſein, bei einem Kranken iſt ſie unausſtehlich. Wenn er ſo ſehr gedrückt iſt und immer ſein Leiden klagt! Der tapfere Menſch teilt nur das Gute mit anderen, das Schlimme behält er für ſich, und das Leiden iſt eine Privatangelegenheit. Nein, das kann ich nicht, ich will beides mit anderen teilen; es iſt mir: geteilte Freude würde größer, geteiltes Leid kleiner. Und ſo bekommt in Leidenstagen meine Umgebung reichlich davon ab. In Mitleid lachend ſchaue ich zum Manne auf, dem man vor kurzem beide Füße amputieren mußte. Der ſagte ganz gelaſſen: „Aber ſchämen muß man ſich, wenn man auf den Kirchhof kommt zu den Kameraden und man hat ſich ſelber zur Hälfte verwirtſchaftet.“ — Eine Ladung Humor, mein guter Himmel, wenn du mir wieder einmal ſchicken wollteſt. Und wenn du ſchon in deine göttliche Vorratskammer greifſt, ſo ſchicke mir auch ſchmerzloſes Sein. Aber mit kleinen Unterbrechungen.

Der reiche Oberwieſer hatte ein paar Ochſen verkauft und prahlte mit den fünf Hundertkronenſcheinen im Wirtshauſe, wo er ſie auf dem Tiſch ausbreitete: „Schauts her da! Für ein einzigs Paar Ochſen!“ Da kam vom Ofentiſch ein kleines, dürres Männlein heran, der Schleifer-Nantel, der hatte noch keinen Hunderter geſehen. Er beſchaute die Scheine andächtig, behielt dann einen in der Hand und ſagte: „Gelt, Oberwieſer, der gehört mein! Alsdann ſteck ich ihn ein.“ — „Tu's, wenn du dich trauſt!“ ſagte der Oberwieſer. Da ſchob der Schleifer-Nantel den Hunderter langſam in ſeine Taſche und ging zäh davon. Der Bauer ſchaute ihm nach und ſagte: „Geh zu, ich will dich ſchon kriegen!“

Und am nächſten Tage ging der Oberwieſer zum Schleifer. Der ſtand juſt vor ſeiner Hütte. „Nau, Schleifer, jetzt wirſt dir den Hunderter wohl ſchon genug angſchaut haben!“ — „Ei ja“, antwortete der Schleifer, „raſt ab da auf der Bank, ich komm gleich.“ Er ging in die Hütte und brachte ein Glas Milch heraus! „Haſt gwiß Durſt, Großbauer. Sie iſt ganz friſch, a guts Reſtl.“ — Der Oberwieſer trank, wiſchte ſich mit der Hand den Mund ab und ſagte: „Jetzt ernſterweis, ich will meinen Hunderter haben!“ — „Den Hunderter?“ entgegnete der Schleifer-Nantel, „den haſt mir ja g'ſchenkt. Hab ich nit gſagt, er ghört mein und ich ſteck ihn ein? Ja, wenn du dich trauſt, haſt du gſagt. Und ich hab mich traut. Der Bärenmichel und der ſchwarz Halter ſind Zeugenſchaft. Na alſo!“ „Iſt gut, ich zeig dich bei der Polizei an,“ drohte der Bauer. „Wird dir nit viel helfen, Großbauer, ich hab s Geld nimmer. Hab mir gleich ein Kuhdl gekauft, haben eh ſchon lang kein Milch ghabt.“ — Während ſolchen Wartelns hatte der Oberwieſer gemerkt, daß es drin ſurrte und kreiſchte und daß die Hütte voll kleiner Kinder war. — Teiſi, Teiſi, dachte er, der Kerl hat mich überliſtet. Mit ſeiner Ausflucht, er hätt' mich beim Wort genommen und ſich traut, wollt ichs noch aufnehmen, aber mit einer Stuben voll Kinder, die keine Milch haben, komm ich nit auf. Sie ſollen ihr Kuhdl behalten. Er ſtand von der Bank auf, ging nach Hauſe und hat vom Hunderter nichts mehr geſagt.

Solches iſt geſchehen in der ſteiriſchen Gemeinde St. Johann. Und jetzt werden alle Gemeinden im Lande, die St. Johann heißen, ſich balgen um den braven

Mann. Sie könnten ja jede von dieſer Gattung einen oder mehrere haben, wenn ſie wollten.

Es war einmal ein Vogel. Er war von Holz und konnte nicht fliegen. Aber er konnte piepſen. Und ſo piepſte er eines Tages eine Volksverſammlung zuſammen in Pilzebach und piepſte eine große Rede. Er redete von der Tüchtigkeit der Pilzebacher, von dem Gewerbsfleiße der Bürger und daß ſie für ihren Fleiß auch den entſprechenden Lohn ernten ſollten. Es müſſe ſich ein geſcheiter Kopf, ein warmfühlendes Herz finden, ſich emporſchwingen und der Welt das Lied der braven Pilzebacher ſingen. „Bravo!“ riefen die Pilzebacher und wählten unter beſonderer Tätigkeit des Bürgermeiſters den hölzernen Vogel zum Vertreter von Pilzebach.

„Wenn ich fliegen könnte“, ſagte der Vogel, „ſo würde ich wie die Lerche mich erheben, ich würde nicht bloß ſingen, ſondern auf Feld und Bäumen auch die Inſekten vertilgen und ſehr vielſeitig nützen können. Leihet mir Federn, Freunde, und ich werde fliegen.“

Da lieh ihm die „Pilzebacher Zeitung“ ihre Feder.

Der Vogel flatterte in die Luft und piepſte einiges und verzehrte etliche Fliegen, die ſonſt gewiß das Obſt gefreſſen hätten. Im übrigen kam er unverrichteter Dinge zurück, er ſei zu wenig hoch geweſen, man ſehe, man höre ihn nicht weit genug. Er müſſe ſich bis zu den Geiern erheben können, um ſie zu beeinflußen, daß ſie nicht immer auf die Hühner herabſtürzen, oder gar auf junge Lämmer, wie das beſonders im Gebirge ſchon geſchehen ſei. In höheren Kreiſen ließe ſich überhaupt leichter etwas für das arme Volk durchſetzen. Wenn er noch mehr Federn hätte, wolle er ſchon was ausrichten.

Als der Vogel ſo volksfreundlich geſprochen hatte, da wurden alle Zeitungsblätter Pilzebachs begeiſtert und boten ihm ihre Federn an.

Nun flog der Vogel und flog hoch. Er flog bis zu den Habichten und bis zu den Adlern. Um ſich mit dieſen gut zu ſtellen, zeigte er ihnen manche gute Futterſtelle auf dem Erdboden und verriet ihnen manche Jägerliſt, daß ſie ihr ausweichen konnten. Um ſolcher Verdienſte willen wurde der hölzerne Vogel von den Adlern in den Adelsſtand erhoben.

In Pilzebach, der gewerbsfleißigen Stadt, hat man ihn ſeitdem nicht wieder geſehen. Und als die Blätter ihn erinnern wollten an ſeine Verſprechen und an ihre Federn, da kam aus hohen Kreiſen einmal etwas herab, eine Kleinigkeit, und gerade auf den Hut des Bürgermeiſters.

Es zogen drei Burſchen wohl über die Mur,
Bis hart an die deutſche Gemarkung,
Der eine, der hielt eine Rede zur
Deutſchnationalen Erſtarkung.

Der andere, der hob ſein volles Glas
Und ließ alle Deutſchen leben.
Der dritte, der hat ohne Wort und Trunk
Seine Krone der Schutzmark gegeben.

Beſcheiden gab er's und ging nach Haus,
Um deutſche Arbeit zu leiſten.
Welcher von den drei Deutſchen tat
Für's liebe Deutſchtum am meiſten?

In früheren Zeiten iſt der Sonntag der Tag des Herrn geweſen. Jetzt iſt er das Gegenteil. Alle Sünden, für die in der Woche keine Gelegenheit iſt, werden am Sonntage begangen. Das ſieht man beſonders in größeren Orten auch auf dem Lande. Die meiſten dieſer Sünden werden mit Hilfe des Alkohols durchgeführt. Wenn man am Samstagabend oder am Sonntagnachmittag durch die Gaſſen geht und dieſe Geſtalten betrachtet — weibliche manche und männliche noch weit mehr — ſchwer beſoffen, gröhlend wie Schweine, oder händelſuchend, ſchimpfend, ſich balgend, blutig ſchlagend, mit unbeſchreiblich zyniſchen Reden und Gebärden dem andern Geſchlecht tieriſch zutappend uſw., nein, man kann nicht noch deutlicher werden. Kurz, man ſchämt ſich, von ihrer Gattung zu ſein. Wer weibliche Dienſtboten hat, deſſen Haus wird in der Sonntagsnacht belagert von geilen Geſellen, die ganz ungeniert ihre gewiſſen Ständchen ſingen, gewaltſam zu den Fenſtern eindringen und in unflätigſten Ausdrücken entgegnen, wenn der Hausherr die Hausehre wahren will. Mancher Hausvater hat ſich ſchon mit einem Schweinsborſtenſchuß aus der Flinte Ruhe verſchafft, aber das iſt den Behörden nicht recht. Die Gemeindepolizei iſt in den meiſten Orten taub und blind gegen ſolche Vorgänge. Ja, es gibt Induſtrieorte mit Hunderten von Arbeitern, die eine Polizei gar nicht haben, oder höchſtens einen Gemeindediener, der — am Tage des Herrn vielleicht ſelbſt ein wenig benebelt — nach eigenem Ermeſſen die „nehme Sie's“ ſpielt, wie ein Schwabe behauptet hat. Dieſelbe Nemeſis, die unerbittlich iſt, wenn ein hungeriger Handwerksburſch ſich eine Feldrübe aneignet. — Man weiß wohl, daß es Dinge gibt, die ſich nicht verbieten laſſen. Aber die frechen, öffentlichen Ärgerniſſe, wie ſie auch in unſerem Lande immer häufiger werden, kann ein Volk, das noch auf Ehrenhaftigkeit was hält, ſich denn doch nicht gefallen laſſen. Anſtatt immer die fromme Phraſe von der Heiligung des Sonntags herumzutragen, ſollte man erſt einmal eine Agitation zur Reinigung des Sonntags entfachen.

Bei Rouſſeau heißt es irgendwo, im Kinde werde das erſte Gerechtigkeitsgefühl geweckt durch ein Unrecht, das es erfährt. Ich halte das für unrichtig. Bei Naturmenſchen, und das ſind Kinder, wird durch Unrechtleiden meiſt nur Bosheit und ſpäter Rachegefühl geweckt. Erfahrenes Unrecht zurückgeben iſt noch lange nicht Gerechtigkeit. Das Gerechtigkeitsgefühl hat ganz andere Wurzeln und ihrer mehrere. Es kann einer angeborenen Menſchenliebe entſpringen; dieſes Innerliche wäre das verläßlichſte. Es kann dem ethiſchen Bewußtſein entſpringen, alſo ſtreng gewiſſenhafter, abſtrakter Natur ſein. Es kann einer mathematiſchen Anlage entſpringen, die ſtets auf ein korrektes Reſultat abzielt. Es kann auch dem Geſchmack entſpringen, alſo künſtleriſcher Natur ſein. Ich z. B. bin, wenn ich mein Gefühl unterſuchen will, für Gerechtigkeit vielleicht aus künſtleriſchen Gründen. Aus Freude an richtigem Ebenmaß und Ausgleich. Es muß ſich löſen und klären und glätten, wenn es zu meinem Wohlgefallen ſein ſoll. Ich könnte keine Befriedigung finden, keine Freude haben an einem Vorteil, wenn durch dieſen Vorteil einem anderen Unrecht geſchähe; wo hingegen ich einen Nachteil leicht ertrage, wenn es die Gerechtigkeit verlangt. Aber nicht gerade immer aus ethiſchen Gründen, ſondern, wie angedeutet der Schönheit wegen, die im richtigen Ausgleiche liegt. Zwiſchen Wille, Tat und Erfolg, zwiſchen Leiſtung und Lohn, zwiſchen Miſſetat und Strafe die richtig geſchaffene Harmonie erweckt in mir dasſelbe behagliche Gefühl wie ein Kunſtwerk. Nicht bloß in der Kunſt verlange ich poetiſche Gerechtigkeit, ſondern auch im Leben.

In Deutſchland tun ſich Schriftſteller zuſammen, um für ihre dereinſt nachgelaſſenen Werke eine Schutzfriſt von 50 Jahren zu erlangen, anſtatt der bisher geſetzlichen 30 Jahre. Es iſt nicht gerade kollegial, wenn ich anderer Meinung bin. Aber wenn man befragt wird, ſo muß man ſich erklären. Dreißig Jahre Schutzfriſt nach dem Tode iſt billig und gerecht. Doch ſollte man ſich vorſtellen, daß ſchriftſtelleriſche Werke auch, und vor allem eine geiſtige Wertſache ſind. Je vielfacher ſie geleſen werden, einen je größeren Wert ſtellen ſie vor. Wir dichten doch nicht des Geldes wegen, obſchon viele von uns davon leben müſſen. Wir wollen vor allem geiſtig auf die Menſchen wirken. Mancher von uns kommt erſt zu einem größeren Leſerkreis, wenn die buchhändleriſche Schutzfriſt aus iſt und der allgemein geſtattete Nachdruck die Werke verbilligt. Dann werden viele erſt volkstümlich. Nach dreißig Jahren mag der eine oder der andere unſerer Geiſter, deſſen Leib ſchon längſt vermorſcht, noch lebensfähig ſein; ein halbes Jahrhundert aber begräbt uns alle. Bishin werden ſo viele andere da ſein, die ihrer Zeit beſſer behagen als wir, die Alten. Nicht als ob wir ſo unbedeutend wären, vielmehr, weil nach 50 Jahren der Geſchmack ein anderer ſein wird, der ſelbſt die Modernſten von heute als großväterlich veraltet empfinden dürfte. Kurz, wir können froh ſein, wenn nach 30 Jahren noch jemand nach uns frägt.

Wie, wenn nach uns die Sozialmaterialiſten kommen und ſagen: die Herren unſerer Zeit ſind wir! Alte Dichterei darf überhaupt nicht mehr aufgelegt werden, damit die Leute unſere Bücher kaufen müſſen.

Mich wundert es, daß ſolches nicht ſchon einem von heute eingefallen iſt. Denn dieſe alten Klaſſiker ſchaden unſerem Glanze und Anſehen entſchieden.

Das Glück hat viele geheimnisvolle Urſachen. Eine derſelben ſcheint mir die Pünktlichkeit zu ſein, die Wahrnehmung der Zeit und der eigenen Kraft. Nachdem ich oft die Erfahrung gemacht, daß kurze Aufſchiebungen zu langen und lange Aufſchiebungen zu Unterlaſſungen führen, habe ich mir angewöhnt, alles, was an mich herantritt, möglichſt gleich zu erledigen. Manches wird da unüberlegt, mit Übereilung getan; im ganzen aber habe ich gelernt, daß zu wenig Überlegung doch noch meiſtens beſſer iſt als zu viel. Das Denken iſt ja gewiß gut, aber das feſte Anfaſſen und das Wirken zu guter Zeit iſt beſſer. Geſchieht ſchon nicht das Richtige, ſo geſchieht etwas. „Erſt wägen, dann wagen“, das iſt weiſe; doch wer zu lange wägt, der hat ſchließlich zum Wagen keine Zeit mehr. Das alte Sprichwort: „Was du heute kannſt beſorgen, das verſchiebe nicht auf morgen“, hat mir immer noch beſſere Dienſte erwieſen als das von „Wägen“. Hätte ich mich ſtets an letzteres gehalten, ſo wäre von mir allerdings viele Torheit nicht geſagt, nicht geſchrieben worden, aber auch manches Richtige nicht getan. Kluge Leute, die alles planmäßig, ſyſtematiſch zu betreiben gewöhnt ſind und anraten, werden es nicht gutheißen, daß ich alle meine größeren literariſchen Arbeiten ohne viel Überlegung und ohne Plan ſtets faſt plötzlich angefangen und raſch durchgeführt habe. Arbeitete ich einmal nach einem Plan, ſo hinderte mich dieſe Feſſel, ſie wurde geſprengt und es wurde allemal etwas ganz anderes, als worauf es angelegt geweſen. Alles Planmäßige gerät bei mir ledern und ohne Begeiſterung. Die augenblickliche Eingebung behält allemal recht. Auch bei den wichtigſten Entſcheidungen meines Lebens iſt es ſo geweſen. Es waren immer nur Einfälle; erſt ausgeführt, zeigte es ſich, ob ſie gut oder ſchlecht waren. Zwei Beiſpiele: Eines Tages fiel mir ein, man könnte doch einmal ſchildern, wie es zugeht, wenn ein Bauer ſein Haus verkauft. Auf einem Spaziergang war es. Sogleich ging ich nach Hauſe und begann zu ſchreiben. Etwa zwei Monate ſpäter war es ein Roman und hieß: „Jakob der Letzte“. Allerdings war ich zur Zeit erregt durch die Äußerungen eines herrſchaftlichen Oberjägers, daß alle Waldbauern ausgerottet werden müßten, weil die Jagd zehnmal nützlicher ſei als der Bauernſtand. Das zog mich natürlich auf. Ich bin mein Lebtag oft gerade auf den ranzigſten

Speck geflogen und habe doch manchmal etwas Brauchbares herausgebracht. Vor kurzem fiel mir plötzlich der Gedanke ein, über eine neue Art, ein paar Millionen für eine deutſche Schutzſtiftung zuſammenzubringen. Ohne weitere Überlegung, nur bewegt von einem dunklen Gefühle: Das geht! So getrieben, ſchrieb ich die Gedanken raſch hin, aus denen dann die Millionen entſtanden. Hätte ich ein paar Tage überlegt oder gar jemanden um ſeine Meinung darüber gefragt, ſo würde ich wahrſcheinlich den Mut verloren haben. So wie ich nach Beginn der Aktion ſehr vielen entmutigenden Einwendungen begegnete, von Leuten, die ſich die Sache — zu gut überlegt hatten. Wollte ich meine Arbeiten erſt ausführen, wenn ich zufällig einmal klug bin, da könnten ſie lange warten. Ich muß eben arbeiten, wann ich Kraft habe.

Auf der kärntneriſchen Seite des Tauerngebirges hat mir ein Fremdenführer das Folgende erzählt: „Jeß Mar and Joſef, was ſein ſchon für Leut z grund gangen übers Gebirg! Neun Stunden weiblich iſt's übri ins Salzburgiſch. Erſt vor etlichen Jahren hab ich ihrer zwei gefunden in einem Monat. Gar nit weit auseinand. Weil ich mich im Nebel ſelber vergangen hab. Durch ſo eine Steinſpalten hab ich ſchliefen müſſen, weil ſchon kein anderer Ausweg iſt geweſt. Denk ich: Was, daß da ein blaues Papier liegt unten in der Spalten! Iſt aber der Fetzen geweſt von einem blauen Hemd; bei uns herüben tragen ſies nit ſo. Und ſehe ich daneben ſchon die weißen Zähn und den ganzen Schädel. Der hat ausgſchaut! Das Ziefer hat vom Fleiſch nit mehr viel überglaſſen — nur die Knochen. Weiter hab ich nit einigſchaut, bin auf und ein halben Tag lang glaufen bis zu unſerer Bezirkshauptmannſchaft. — Der andere, ſpäter, iſt in einem Steinkar gelegen, hat ihn ſchon das Eis zudecken wollen. Der iſt nur gleich ſo auseinandergefallen, wie ſie ihn aufgehoben haben. Der erſt' war ein junger Handwerksburſch aus dem Böhmerland, der zweit' ein Schuſtergeſell aus Oberöſterreich, ſo weit hats können richtiggeſtellt werden. Wies hergangen iſt, weiß man nit. Ghabt hat keiner nix, ſiebenunddreißig Kreuzer habens beim Schuſter gefunden und Handwerkszeug, auch Eßzeug, Meſſer, Gabel und Löffel. Beim anderen gar nix. Unſere G'meinde hat nit ſchlecht gſchimpſt. Wenn d wieder einmal einen findſt, ſo laß ihn liegen und halt s Maul, haben ſie geſagt. Unter funfzehn Gulden iſt das znichteſt Knochengrüſtl nit vom Gebirg zu ſchaffen und in die Erden zu bringen. Weil ich ſie enten auf der Salzburger Seiten gfunden han, ſo haben ſie gleich hinübergeſchrieben, die Salzburger ſollten für die Beſtattung ſorgen. Ja leck! Die haben geſagt: Wenn ſich um einen Fund niemand meldet, ſo gehört er dem Finder. Jetzt hats hergeſchaut, als wie wenn ich die Begräbnis beſtreiten ſollt. Da bin ich her und ſags dem G'meindevorſtand ins Geſicht: Ein ſpottſchlechter Roßhalter bin ich, aber die Begräbnus bring ich auf, wenns enk nit ſchamts! Haben ſie ſich doch gſchamt und jeder hat ſeine Sach umſonſt getan dabei, ſogar der Geiſtling. Na ja, iſt ja ein Werk der Barmherzigkeit — die Toten begraben; wird wohl eh dabei mehr geſchimpſt als gebetet worden ſein. Meinetweg, ich klaub ſeitdem keinen mehr auf, und ſollten ihrer noch ſo viel liegen bleiben im wilden Birg."

Sei es drum. Ich meine, wer auf die Berge ſterben geht, der wird auch zufrieden ſein mit dem Hochfriedhof, dreitauſend Meter oben, und der Sonnblick oder der Großglockner ſind keine üblen Grabſteine.

Dieſen 13. Auguſt ſaß ich am Rain und ſah den Schnittern zu, die das reife ſchwere Korn in Garben banden. Und dachte an den 13. Auguſt vor 50 Jahren.

In jenem Jahre ſtand in Krieglach-Alpl das Getreide üppig und ſtolz und wir gingen mit friſch gedängelten, blinkenden Sicheln fröhlich aufs Feld zur Ernte. Mein Vater ſtellte ſich an den Rand des hohen, in ſchweren Ähren hängenden Kornes, ſagte mit ſeiner leiſen Stimme vor ſich hin: „In Gottesnamen!“ und ſchnitt die erſte Garbe. Die Antwort auf ſein „In Gottesnamen“ war ein leiſes Rollen vom weſtlichen Himmel her, wo bleifarbiges, weißbekranztes Gewölk aufſtieg. — Eine halbe Stunde ſpäter war die Ernte desſelben Jahres gründlich vollzogen. Nicht ein einzig Stämmlein ſtand hervor aus dem Eis, das alle Felder bedeckte. Die Sträucher der Raine waren kahl, die Wildkirſchbäume und Eſchen ſtanden wie Beſen da, die Bäume des Waldes waren zerſetzt und an den Stämmen hingen die Rindenfetzen nieder. Im Gehöft waren ſtellenweiſe die Dächer eingebrochen, an den wetterſeitigen Fenſtern alle Scheiben zerſchlagen. Über dieſe Landſchaft ſtrich winterlich froſtige Luft, aber im Schachen loderte eine alte Tanne auf, die der Blitz getroffen hatte. Mein Vater ſtand an der Haustür, ſchaute hinaus und ſagte leiſe vor ſich hin: „In Gottesnamen!“ —

Spät am Abend desſelben Tages kam ein zweites Gewitter, das aber zur Vernichtung nichts mehr vorfand als den Wald, den der Sturm entwipfelte und an mehreren Stellen in Brand ſteckte. Das Haus ließ er ſtehen. Es ſteht heute noch, aber leer. Von demſelben Tage an war die geordnete Wirtſchaft zerſtört für immer. Nach vorhergegangenen Mißjahren und Unglücksfällen hatte dieſes beiſpielloſe Ungewitter unſerem alten, über dreihundert Jahre alten Bauernhof den Garaus gemacht. — Ein paar Tage lang waren wir betäubt. Dann begann allmählich das Arbeiten: Dachdecken, den vermuhrten Hausbrunnen ausgraben, Erdäpfel ausheindeln und das Stroh aus der Erde krauen für Viehfutter und Streu. Hernach ging der Vater in Gegenden, wo es nicht gehagelt hatte, um Samenkorn auszuborgen; und dieſes ſtreuten wir wieder in die Erde. Den Winter über gings kümmerlich her, doch wir jungen Leute ſcherzten und ſangen bei unſeren kleinen Arbeiten wie gewöhnlich, die Mutter ſaß am Rocken und ſpann, die Dienſtboten zerſägten den zerworfenen Wald, betreuten das Vieh, und der Vater beſſerte die Hausſchäden aus und pfiff manchmal dabei ein Liedel. Wir wußten es noch nicht, wie arm wir geworden waren.

Ein Schleiferjunge meldete ſich an, ſo ein hübſches ſchwarzlockiges Zigeunerbübel: Ob wir nichts zu ſchleifen hätten? „Na komm her!“ ſagte ich und zog mein Taſchenmeſſer heraus, ein Kapfenberger Meſſer mit feiner Perlmutterſchale, ein liebes Andenken. Aber ſchon ſtumpf geworden. „Das kannſt ſchleifen, doch wann bringſt du mir's wieder?“ „Heute Mittag.“ „Gut. Aber daß du mir nicht durchgehſt damit, verſtehſt?“ Mit ſeinen großen Augen ſchaute mich der Junge vorwurfsvoll an, faſt traurig. Und dachte ich mir: Woher haſt du das Recht, ihn zu beleidigen? Gleich ihm einen ſo häßlichen Verdacht ins Geſicht zu ſchnellen? Mir tat er leid, aber er war ſchon davon. Eilig hatte er's, mit dem ſchönen Meſſer abzufahren. Es kam der Mittag, doch nicht mein Junge mit dem Meſſer. Da hub ich an: „Dieſe verdammten Zigeuner! Gedacht habe ich mir's ja gleich, aber man iſt immer zu vertrauensſelig. Jetzt will ich im Dorfe nachfragen, ob der Gauner nicht wo zu erwiſchen iſt. Der ſoll mich kennen lernen! Ausrotten ſoll man dieſe Diebsbrut, dieſe vermaledeite!“ Und was man im Zorn halt ſo hinausſchreit. — Am Nachmittag kam der Junge mit dem Meſſer. Es war ſorgfältig geſchliffen, wie neu ſchaute es aus, und die Schuldigkeit war zehn Heller! — Und meine Schuldigkeit? — Oft habe ich mir ſchon vorgenommen, das verfluchte Mißtrauen abzutun. Bin ich denn ſo viel betrogen worden? Ich perſönlich habe wirklich wenig Unredlichkeit erfahren. Oder hätte ich's bloß nicht gemerkt? Dann iſt's wenigſtens nicht empfindlich geweſen. Aber was man ſo hört von anderen! Und was man lieſt! Lauter ſchlechte Leute überall. Die Hälfte alles Tratſches, der täglich aus der Leute Mäuler ſprudelt, handelt von der Schlechtigkeit der Welt. Zwei Drittel aller Zeitungsnachrichten erzählen von der Schlechtigkeit der Leute. Dann unſere neue Literatur, unſere Bühne! Überall Geſindel. Woher ſoll man da das Vertrauen nehmen? — Ich dächte doch, aus ſich ſelber. Wie einer ſelber iſt, ſo denkt er ſich die anderen. Heißt es nicht ungefähr ſo? Nur ein wenig gröber. Man iſt zwar ſonſt ſo, daß man jeden für brav hält, ſolange man nicht das Gegenteil erfährt. Und doch kommt manchmal ſo ein dummer Rappel. Dem Zigeunerbübel habe ich natürlich ein bißchen Genugtuung in die kleine Hand gedrückt und habe zu ihm geſagt: „Das war nur Spaß, heute Morgen, daß du etwa das Meſſer nicht zurückbrächteſt!" „Eiwo!" gab er zur Antwort, „man muß ja zurückgeben, ſonſt wird man eingeſperrt."

Ein Mann teilte mir bekümmert mit, daß er mit ſeinem Sohne nicht harmoniere, da der ganz andere Anſichten habe. Ich ſuchte ihn zu beruhigen. Wo ſind Vater und Sohn, die gleiche Anſichten haben! Da wäre einer oder wären beide Willensſchwächlinge. Meine Kinder ſind anders als ich bin und ich bin anders als mein Vater war. Das ändert an der Einheit nichts, das ſind nur Wechſelwirkungen der einen, der ganzen Geſchlechtsreihenfolge gemeinſamen Kraft. Der Enkel wird wieder gern, wie der Großvater war.

Manche Eltern glauben, dafür da zu ſein, den

Kindern in allem ihren Willen aufzuzwingen, während es andere ganz gut einſehen, daß viele Eltern von ihren Kindern erzogen werden.

Kinder ſollen den Eltern gehorchen, ſagt man. Ich ſage dasſelbe. Aber nur Kinder. Wohl auch ihre erwachſenen (die trotzigen) ſollen die Eltern beraten, doch als Freunde. Nichts iſt gedeihlicher für Vater und Sohn als unbefangene Freundſchaft. In der wirkt nach meiner Erfahrung Meinungsverſchiedenheit nicht entzweiend, ſondern ergänzend.

Ein junger Menſch kam zu mir, ein Sattlerlehrling. Mit verſchämter Freude bekannte er gleich, er mache luſtige und auch andere Gedichte und habe ihrer am Semmering vorgeleſen. Man habe ſehr gelacht, nun wolle er ſich zum Vorleſer ausbilden, und die Leute hätten geſagt, er ſolle zu mir gehen. „Wenn ſie ohnehin gelacht haben!“ wendete ich ein. „Das ſchon“, meinte er, „aber allemal bei den ernſthaften Sachen, bei den gſpaſſigen nit“, und er fragte mich, wie man das machen ſolle. Ich ließ unvorſichtigerweiſe meinen Wiſſensdrang merken nach einem der ernſthaften Gedichte, bei denen ſie gelacht hätten. Flugs hatte er eins in der Hand und wolle es mir vorleſen. Er hat mir's dann geſchenkt, ſo daß ich es abdrucken darf:

Liabs Dirndl, ich liab dich,
Liabe auch du mich,
Liabe mich in deinem Sinn,
Weißt du wohl, wer ich bin?
Ich bin der Franz Pimi,
Wenn du mich liabſt, ſo kim i.

Das war das Ernſthafte, bei dem ſie gelacht hatten! Dann wollte der Gute mir gerne auch noch was Gſpaſſiges leſen. Aber ich wehrte ab, das eine ſei von unübertrefflichem Tiefſinn, ich wolle mir um keinen Preis den Eindruck verderben laſſen. Indes möchte ich ihm doch raten, nicht umzuſatteln, ſondern bei der Sattlerei zu bleiben. Nun meinte er, die guten Dichter ſollten doch nicht bei einem ſo gemeinen Geſchäft bleiben. Ich ſei ja auch ausgeſprungen aus der Schneiderei. „Mein Lieber“, antwortete ich, „das iſt was anderes, ich bin nicht ausgeſprungen, weil ich etwa ein guter Dichter war, vielmehr, weil ich ein ſchlechter Schneider geweſen bin.“

Als vor hundert Jahren, an jenem trüben Wintermorgen, der Bauernwirt Andre Hofer gefeſſelt, geſchlagen und verhöhnt durch das Paſſaiertal herabgeführt wurde, mitten in einem Trupp franzöſiſcher Söldner: alles verloren, von allen verlaſſen, der Hinrichtung entgegen — wer hätte damals ahnen können das gewaltige Gedenkfeſt, das ein Jahrhundert ſpäter Tirol und mit ihm die ganze Welt feiern würde, und zum Nationalheiligen erhoben den Mann, der dort ſo ſchmachvoll ins welſche Land geſchleppt wird! Das iſt der endliche Sieg der Opferwilligkeit und der Treue. Der eine Menſch kann's, der andere nicht. Ja, man kann ſagen: faſt alle andern können es nicht. Wohl, Hofer hat einen Generalſtab von Helden um ſich gehabt, mancher von ihnen ſo groß als er ſelbſt. Wer hat ſie gezeitigt, dieſe Bauernhelden im armen, einfältigen Hirtenvolke des Gebirges? Welches Volk würde heute für „Unpraktiſches“, für ſeeliſche Werte ähnliches leiſten? Welches hat damals ähnliches geleiſtet? Groß allein war dieſes Bergvolk, das von der Natur noch die Kraft, von der Kultur nur die Geſittung hatte und nichts weiter. Wir ſind ſchon zu kultiviert, zu „vorgeſchritten“, wir können das nicht mehr. So viel Größe aber iſt augenblicklich noch in uns, daß wir große Taten wenigſtens noch als ſolche erkennen und in Feſtreden und Feſteſſen feiern. Das können wir.

Nein, läſtern wir unſere Zeit nicht. Zwar vermeidet ſie gottlob möglichſt jede Gelegenheit, Kriegshelden zu machen, aber das Vaterland laſſen auch wir nicht. Und wann war eine Zeit ſo aufs Allgemeine gerichtet, wann hat eine ſo viel Gemeinnütziges vollführt, wann war ſie ſo bedacht auf die Nachkommen, als die unſere? Nur fehlt ihr zur Kraft und zur Haſt und zum Willen manchmal die Weisheit.

Vor kurzem wurde in der Domkirche zu Graz von einem Dominikaner in mehreren Vorträgen meine Auffaſſung der Perſon und Lehre Jeſu beſprochen, die in den Büchern „Mein Himmelreich“ und „I. N. R. I.“ dargeſtellt iſt. Bei dem letzteren fand der Prediger, wie Ohrenzeugen berichten, im Buche ſelbſt nicht viel auszuſetzen. Ablehnend verhielt er ſich aber gegen folgende Stellen, die in der Rahmenerzählung des „I. N. R. I.“ den armen Sünder Ferleitner betreffen, der im Gefängniſſe ohne alle äußeren Behelfe ein Jeſubuch ſchreibt. Dieſe Stellen lauten: „In ſeiner (Ferleitners) Schrift war Frieden. Nicht danach fragte er, ob es der Heiland der Bücher war (er hatte im Kerker ja kein Buch zum Nachſchauen). Sein Heiland war es, wie er in ihm lebte, wie er gerade ihn erlöſen konnte. So vollzog ſich bei dieſem armen Sünder im kleinen, wie es ſich bei den Völkern im großen vollzieht: Wenn ſchon nicht immer der hiſtoriſche Jeſus zum Heilande wird, ſo wird doch der geglaubte Heiland zum hiſtoriſchen, indem er durch das Gemüt der Menſchen die Weltgeſchichte leitet. Der im Buche ſteht, iſt es nicht jedem; der im Herzen lebt, iſt es. Solches iſt auch das Geheimnis von des Heilands ewiger Kraft, daß er für den einen Menſchen gerade der iſt, den derſelbe Menſch braucht. In den Evangelien leſen wir, daß Jeſus zu verſchiedenen Zeiten und verſchiedenen Menſchen in anderer Geſtalt erſchienen iſt. Das ſoll uns eine Mahnung ſein, jedem gerade ſeinen

Jeſus zu gönnen. Wenn es nur der Jeſus der Liebe und des Vertrauens iſt, dann iſt es der rechte.“ Dieſe Auffaſſung hat der Dominikaner ſcharf getadelt, eine individuelle, perſönliche Auffaſſung des Heilandes dürfe es nicht geben. Ich mag es dem Pater nicht verübeln. Die Kirche muß den dogmatiſchen Heiland predigen, den ich zwar nicht angegriffen habe. Aber unſereiner ſieht in der Welt auch noch andere Erſcheinungen, ſchaut in manches Herz jener Menſchen, die ſelten vor eine Kanzel, nie zu einem Beichtſtuhl kommen, die Sakramente nicht wirkſam erfaſſen und doch auch ihren Chriſtus im Gemüte tragen. Unſereiner, der auch ſolche Leute als Chriſtenbrüder betrachtet und teils aus ſich ſelbſt heraus verſteht, durfte jene Sätze wohl mit gutem Gewiſſen niederſchreiben. Übrigens werden ſolche, die in meinem „I. N. R. I.“ einen „Roſeggerſchen Jeſus“ ſuchen, recht ſehr enttäuſcht ſein. Mein individueller Chriſtus hat ſo viel Ähnlichkeit mit dem des Evangeliums, daß er von ihm kaum zu unterſcheiden iſt. Nur daß ich manche Volkslegende, manches ſymboliſche Beiwerk, manchen dichteriſchen Schwung mit hinein verwoben habe, wie es vor mir ſchon Unzählige getan, die über dieſen unerſchöpflichſten aller Stoffe Dichtungen und Volksbücher geſchrieben haben. Und wahr iſt, daß ich je nach künſtleriſchen oder ethiſchen Abſichten einzelne Teile mehr zurücktreten ließ, um wieder andere mehr hervorzuheben, wie es je nach Bedarf und Gelegenheit jeder katholiſche Prediger tut, wenn er von Jeſus predigt: Einmal iſt es der gütige, einmal der ſtrenge Heiland, einmal iſt er das frierende Kind, dann wieder der König Himmels und der Erde, einmal iſt es der leidende Menſch, dann wieder der wunderwirkende Gott uſw. Das iſt auch perſönlich bearbeitet; ich habe es nicht viel anders gemacht. Und wenn man die Herzen unſerer gläubigen Katholiken prüfen könnte auf ihr religiöſes Gefühl, auf ihr inneres Geſicht: In welchem fände man einen ſogenannten objektiven Gott? In jedem iſt er ſo, wie der betreffende Menſch ihn fühlen, denken und tragen kann. Der dogmatiſche Heiland kann abſtrakt gedacht werden. Aber lebendig wirken kann nur der Heiland, der im Gemüte des Gläubigen lebt. Der Chriſtus meiner entſchloſſenen, praktiſch und leidenſchaftlich veranlagten Mutter war anders, als der meines ſanften, ſchwärmeriſchen Vaters. Und hatten doch beide ganz die gleiche Religionslehre. — Im ganzen iſt es freilich ein beſtimmter Jeſutypus, der dem Volkscharakter entſprechend in unſerem deutſchen Gebirgsvolke lebt. Und dieſen Volksheiland habe ich zu ſchildern verſucht; im Tatſächlichen und Wichtigen mich ans Evangelium haltend, alſo wohl an mein Bekenntnis. — Als ich im Jahre 1854 vom Fürſtbiſchof Ottokar Maria gefirmt wurde, durch Salbung und durch Auflegung der Hände, da mußte ich lernen: die Firmung ſei ein Sakrament, durch das der Menſch geſtärkt werde, damit er ſeinen Glauben ſtandhaft bekenne. Das tue ich, und ſiehe, gerade denen, die uns zu dieſem Bekenntniſſe firmen, iſt das nun zuwider. Ich meine, mit der Forderung, den Glauben zu bekennen, iſt ein freimütiges, perſönliches Bekenntnis gemeint, nicht eins, das man anderen nachſagen ſoll.

Beim Wiener Feſtzug war es, da hatte ſich eine Dame einen Tribünenſitz gekauft zu dreihundert Kronen. Er war ja in der Nähe des Kaiſerpavillons. Sie freute ſich ſehr darauf und bereitete ihren Staat. Da kam eine Verordnung heraus, daß auf den Tribünenſitzen die Damenhüte verboten ſeien, um den Hinterinſaſſen die Ausſicht zu wahren. War die Dame indigniert und ſagte: „Da bleibe ich lieber zuhauſe, wenn ſie einem jetzt gar ſchon die Garderobe vorſchreiben, dieſe Krähwinkler! Sie ſollen ihren Feſtzug nur allein abhalten.“ Und weil es Frauen in ſolchen Dingen heiliger Ernſt iſt, ſo blieb ſie zuhauſe. Sie hätte ſich an dem Kaiſerfeſte natürlich nur ihres Hutes wegen beteiligt, der war ihr doch wichtiger als alles andere und ſie hatte wohl ſchon in der Vorſtellung geſchwelgt, ihr großer Hut mit den roten Maſchen und grünen Federn, mit all ſeiner ausgedehnten Zier würde im Publikum mehr Aufſehen erregen als der Feſtzug. Für einen Kopf, in dem ſich ſolche Vorſtellungen entwickeln können, iſt freilich kein Hut groß und kraus genug.

Und der männliche Flachkopf ahnt es kaum, welch ehrenfeſte Treue eine Dame ihrem Hute bewahrt, er müßte ſonſt eiferſüchtig werden. Wenn man glaubt, daß ſchalkhafte Bemerkungen über den Damenhut in die Witzblätter gehören, ſo iſt das allen Ernſtes ein Irrtum, ſolche Hutbetrachtungen müſſen pathetiſch (lies nicht „pathologiſch“) aufgefaßt werden. Da hat Ironie zu ſchweigen. Und ſo wünſche ich auch die gegenwärtige Betrachtung mit würdigem Ernſt verſtanden zu wiſſen. Bei Frauen bewundert man nicht den geſcheiten Kopf, immer nur den ſchönen Hut. Weil der geſcheite Kopf ſich von ſelbſt verſteht, und weil eben der ſchöne Hut das Schöpfungswerk des geſcheiten Kopfes iſt. Bei Männern ſpricht man vom Kopf, bei Frauen vom Hut. Als ob die beiden Hohlräume gleichwertig wären! bemerkte da einmal eine.

Ein Manko muß der Männerkopf allerdings haben, wie wäre es ſonſt möglich, daß er den Frauenhut nicht zu würdigen verſteht! Während die Frau mit ihrem Naturverſtand doch feſt auf die männliche Würdigung ihres Hutes rechnet. Für wen baut die Frau ihren Hut ſo hoch und hehr! Für wen ſtattet ſie ihn aus mit Samt und Seiden, ſchmückt ihn mit bunten Bändern und wallenden Federn, mit neckiſchen Blumen und fauſtgroßen Roſen, die nicht aus profaner Erde gewachſen, ſondern aus der Hand der künſtleriſchen Marſchandmodiſtin hervorgegangen ſind! Für wen führt die Frau einen ſolchen Triumphbogen auf? Zum Teile wohl zu Trutz und Tort gegen ihre natürlichen Feinde, die übrigen Frauen. Zum größten Teil aber doch in Hinſicht auf den Mann. Manches Vogelweibchen hat ſein buntes Gefieder, um das Männchen an ſich zu locken; der Frau hat die Natur den Inſtinkt gegeben, ſich bunte und ſonſt auffallende Sachen an den Leib zu hängen, um denſelben Effekt zu erreichen. Und das iſt wieder einmal einer jener Naturirrtümer, wie ſie bisweilen vorkommen als Widerſprecher jener Lehre, daß alles, was Natur iſt, immer im höchſten Grade zweckmäßig ſei. Denn ſiehe, das Lockmittel der Frau wirkt nicht. Wenigſtens nicht in dem beabſichtigten Sinne. Allerdings, um die natürlichen Feindinnen zu ärgern, dieſe Abſicht wird völlig erreicht. Aber von den Männern wird das Lockmittel als — Gegenteil empfunden. Die Frau hat in ihrem geraden Sinne keine Ahnung davon, was ſich der männliche Flachkopf zum Beiſpiel über ihren Hut denkt, über ihre ausgebreitete Kopfplantage, die oft eine ganze Juniwieſe hat, lauter Naturblumen mit Gänſefüßchen. Je grandioſer und wunderbarer dieſer Hut gen Himmel ragt und nach allen Weltgegenden hin, je blendender ſeine Farbenpracht iſt, je niedriger denkt der Mann von ihm, je frivoler witzelt er über ihn und je geringer taxiert er die Frau, die ſolcher Reklame bedarf. O, man muß wiſſen, wie vernagelt dieſe Männer ſind und wenn manche Frau ahnte, was alles die Männer hinter ihrer Aufgedonnertheit liſpeln, ſie würde züchtig in den Boden ſinken bis auf den Hut oder ſie würde eine zweite Vogeleigenſchaft hervorkehren — den ſpitzen Schnabel oder gar die Krallen, um ihr erhabenes Heiligtum zu rächen.

Daß einer, der im Theater das Glück hat, unter Damen zu ſitzen, ſich eine Ausſichtswarte bauen müßte, wenn er ſich nicht doch lieber mit der Anſchauung der

Hutwunder erfreute, anſtatt mit der Vorſtellung, das ſoll hier gar nicht näher berührt werden. Ich finde, daß es von jenem Feſtkomitee einfach eine Ungezogenheit war, durch das äußerſt taktloſe Verbot zu behaupten, daß ein Jubiläumsfeſtzug intereſſanter ſei als der Frauenhut.

Es iſt ſchon das ſchön, wenn ringsum die weichen, ſanft hinſtreichenden Schleppen Staubwirbel aufſteigen laſſen, ſo daß die Frau zu ſehen iſt, wie ein Engel in den Wolken. Wie erſt, wenn hoch über dem Gewölke des Hutes leuchtender Ball wie eine Sonne ſchwebt! Vor einer ſolchen Geſtalt ſtanden drei Männer. Der eine ſagte: „Das iſt ſchön!“ Der andere ſagte: „Ja, zum Ausleihen.“ Der dritte ſagte: „Aber nicht zum Behalten.“ — Wie war das gemeint? Man könnte es wagen, die Frau zu heiraten; aber den Frauenhut zu beſtreiten, dürfen ſich wenige unterfangen. Darum kann man den Frauenhut auch Männerſchutz nennen. Er ſchützt zwar nicht vor Regen und nicht vor Sonne, aber er ſchützt vor Ehemännern. Der Hut ſchützt vor der Haube. In ein ſo hochgetakeltes Dach kann zwar einmal der Blitz einſchlagen, aber vor dem Ehemann iſt die bewunderte Trägerin ziemlich ſicher, und das mag eine rechte Beruhigung ſein. In der Männerwelt beſteht nämlich noch dazu der häßliche Aberglaube, daß bei einer Frau ſo viel künſtliche Schönheit — die natürliche zu erſetzen habe. Und mit dem Hut, ſagen Verleumder, fiele manchmal auch das Haar. Nach alter Anſchauung beſtünde eine Hauptſchönheit des Frauenkopfes im natürlichen Haar, entweder frei gelockt oder im Zopf. Wer ſo ſpricht, der iſt ſelber Zopf. Nein, die Frauenſchönheit beſteht im Hut. Darum hütet mir den Hut! Der Frauenhut mit ſeinen falſchen Roſen, flatternden Bändern und wuppenden Hahnenfedern iſt ein ungeheuer — — laſſet mich gefälligſt ausreden! — ein ungeheuer ſinniges Symbol der modernen Frau.

Rekurſe in Steuerſachen ſind nichts Neues. Aber der Rekurs, den ich ſagen will, iſt doch noch nicht dageweſen. Ein Branntweinfabrikant beſchwert ſich beim Steueramt, daß ihm zu geringe Steuervorſchreibungen gemacht werden. Er mache doch gute Geſchäfte, bereite der Menſchheit ſo viel geiſtigen Genuß und Kurzweil, indem er vielen die Lebenszeit verkürze. Er verlange ſomit auch ſeine Ehre und bitte um gütige Steuererhöhung, die ſeinen geſchäftlichen Leiſtungen entſpreche. Das nützte dem guten Manne nichts, ſein Geſuch wurde „abſchlägig beſchieden". Aber ein richtiger Branntweinbrenner läßt ſich ſo leicht nicht unterkriegen, er rekurrierte an das hohe Kanzleramt. Eine förmliche Denkſchrift verfaßte er, in der dargetan wurde, wie viele tauſend Geſchäftsleute, z. B. für die baldige Erlangung des Seelenheiles der Mitmenſchen viel weniger leiſteten als er und ſich dabei doch einer weit höheren Steuerbemeſſung zu erfreuen hätten. Ja manchem dieſer armen, unbedeutenden Leute würde die Beſteuerung ſogar drückend, während er, der Branntweinfabrikant, ein wohlſituierter, ſtets treuer Staatsbürger ſei, ſomit auch ſein volles Staatsbürgerrecht beanſpruche — eine entſprechende Steuervorſchreibung. Das Kanzleramt ließ eine Unterſuchung einleiten, durch die ſich zwar die Wahrheit des Angeführten beſtätigte; doch der Beſcheid lautete, daß nach Geſetzparagraph ſo und ſo eine Erhöhung der Steuer nicht bewilligt werden könne. — So kann mancher Menſch trotz aller Strebſamkeit und Tüchtigkeit ſein Recht nicht finden.

In welchem Lande hat ſich das begeben?
In Schlaraffien.

Vor kurzem in Pola fragte ich einen jungen Straßenarbeiter nach der Via Monto Rizzi. Er antwortete in einer Sprache, die ich nicht verſtand. Es war ſlawiſch. Als er meine Ratloſigkeit ſah, fragte er: „Sprechen Sie Deutſch, Italieniſch oder Kroatiſch?“ Da antwortete ich: „Deutſch“. So erklärte er mir freundlich und in gutem Deutſch die Richtung, die ich zu nehmen hatte nach genannter Gaſſe. Ich ſchämte mich ein wenig. Mir, einem Sohne des großen deutſchen Volkes, der nur eine Sprache kann und, wie germaniſtiſche Schulmeiſter wiſſen wollen, nicht einmal die ordentlich, ſtellt ein gewöhnlicher Arbeiter die Wahl, in welcher Sprache ich mit ihm reden wolle. „Welcher Nation gehören Sie an?“ fragte ich ihn. „Nation?“ ſagte er kopfſchüttelnd, „mein Vater war ein Deutſcher, meine Mutter eine Kroatin und hier ſpricht man Italieniſch.“

Das waren bange Stunden in Pola. Von zwei luſtigen Enkeln kindlich umgaukelt, denen ich zur Zeit den Vater erſetzen ſollte, der im ſüdlichen Dalmatien auf ſeinem Schiffe Wacht an der Grenze hielt. So blickte ich von der Terraſſe des hochgelegenen Hauſes über die Stadt hinweg auf den Hafen, der mit kampfbereiten Kriegsſchiffen beſetzt ſtand. Der Himmel war ſchwer bewölkt, es atmete ſchwüler Schirokko vom Meere herein. Da eilte meine Tochter die Treppe herauf mit der neueſten Nachricht, in Belgrad ſei der öſterreichiſche Geſandte ermordet worden! — Das iſt der Krieg. Ich lief in die Stadt hinab, das Gerücht ſchwirrte durch die Bevölkerung, aber die Leute waren ziemlich ruhig. Der deutſche Marineoffizier ſchritt ernſt ſchweigend durch die Straßen, der italieniſche Kaufmann waltete beredſam ſeines Geſchäftes; der kroatiſche Arbeiter verrichtete wie ſonſt ſein Werk. Da kamen ſchon neue Gerüchte: Die Montenegriner beſchießen von ihrem Gebirge herab öſterreichiſche Kriegsſchiffe. Italien ſchiebt ſeine Flotte gegen Pola vor. Da war auch mein Plan fertig: Mit der Familie nach Graz! — Und ein weiteres Gerücht: Bei

Steinbrück iſt die Südbahn unterbrochen. — Nun alſo! Von allen Seiten bedroht und obendrein gefangen! — Ich ging nach Hauſe, ſagte aber nichts von dem, was zu hören war; das heitere Spiel der Kinder ergötzte mich nicht mehr.

Nochmals ging ich in die Stadt. Da mußten ja ſchon die Extrablätter fliegen, da mußte ja ſchon ein fluchtartiges Treiben anheben, da mußten ja ſchon die Leute ihre Sachen zu ſichern trachten. Aber nichts flog, nichts hub an und nichts trachtete anders als an gewöhnlichen Tagen. Nach kurzem waren die Gerüchte abgeflaut. — Unheimliche Krankheit der Volksſeele, in der ſolche Fieberphantaſien rege werden; der das Wirkliche noch zu wenig iſt und die neue, oft ganz unmögliche Schreckniſſe erſinnt, um darin zu ſchwelgen. Und ſind ſolche Gerüchte dreimal beſprochen, hat ſich der erſte Rauſch erſchöpft, dann iſt man gleichſam auch ſchon vertraut mit dem Verhängnis und bleibt im gewöhnlichen Geleiſe. Der Schrecken, die Furcht müſſen doch auch ſo eine Art von Genuß ſein, weil ſie ſogar künſtlich erzeugt und auf eigene Rechnung und Gefahr verbreitet werden.

Knapp vor dieſem Tagebuchſchluß hat es der Kronprinz *Schorſchl* von *Serbien* ſeinem Vater, ſeiner Regierung und ſeinem Volke glauben müſſen, welche Schweinereien er in ſeinem Lande angerichtet hat. Nachdem der ſchlagfertige Prinz ſeinen Kammerdiener erſchlagen, iſt er gezwungen worden, dem Thron von Serbien zu entſagen und das Land zu verlaſſen. Das heißt, er iſt — trotz höflicherer offizieller Darſtellung — geſtürzt und verjagt worden. Aber der Junge geht nicht. Unmittelbar drauf haben die Mächte Öſterreich-Ungarns Beſitznahme von Bosnien und Herzegowina anerkannt und Serbien zu gleicher Anerkennung gezwungen. Die Tragikomödie iſt aus, wir können nach Hauſe gehen.

Aber wir zögern. Es kommt noch was. — Viele ſagen, wir wären im Reinemachen unterbrochen worden, und gerade vor dem Feſte. Vielen tut es leid, daß der Feldzug nicht zuſtande kommt. Er wäre — ſagen ſie — doch nur verſchoben. Zugegeben, denn alle Kriege, die nicht ſtattfinden, ſind — verſchoben. Frieden ohne irgendwelchen möglichen oder drohenden Krieg gibt es nicht. Die Menſchen ſind einmal ſo, das äußerſte, was ſie vernünftigerweiſe tun können, iſt, jeden Krieg ſolange als nur immer möglich hinauszuſchieben. Freilich muß geſagt werden, daß unſer treuer Bundesgenoſſe und unſere Waffenbereitſchaft es waren, die den Mächten die Anerkennung abgetrotzt haben. Was wir bei der ganzen, verzweifelt kritiſchen Geſchichte, in der es die Monarchie mit Europa zu tun hatte, unſerer klugen und korrekten Diplomatie, vor allem aber dem Deutſchen Reich zu verdanken haben, das bleibe unvergeſſen.

Hier wieder eins aus früheren Jahren.

Recht gemütlich hatten wir uns unterhalten, auf der Strecke Wien—Prag, der Kondukteur und ich. Er ſprach deutſch, und die paar böhmiſchen Lichter, die er hie und da ſeiner Mundart aufſetzte, brachten mich nicht aus der Faſſung. Der Mann beſorgte mir ſchließlich ein gutes Schlafcoupé, das ich erſt verließ, als der Zug ſtill ſtand und die Station „Praha!“ ausgerufen wurde. Es graute der Morgen, ich öffnete das Fenſter und fragte meinen Kondukteur, wie lange der Aufenthalt dauern würde.

„Dvacet minut!“ antwortete er kurz.

In der Halle ſtand der Frühſtückstiſch. Da ich die Antwort nicht verſtanden hatte und alſo über den Aufenthalt im Unklaren war, ſo rief ich dem Kellner zu, mir eine Portion Kaffee ins Coupé hereinzugeben.

„Nix deutſch!“

Ich wiederholte meinen Wunſch.

„Přejete si snídaní?“ fragte der Kellner.

„Ich bitte, mir eine Taſſe Kaffee in das Coupé hereinzugeben!“

„Zde se nemluví nĕmecky!“ antwortete der Kellner und tat weiter nichts desgleichen.

„Aber wir haben nicht lange Zeit, nicht wahr, Herr Kondukteur?“

„Zde se nemluví nĕmecky!“ wiederholte auch dieſer ſcharf. Dann bedeutete er tſchechiſch, mir Kaffee in den Wagen zu reichen, was der Kellner nach langem Zögern tat.

Ich begann ruhig zu frühſtücken. Der Kellner ſtand vor dem Fenſter und ſagte: „Prosím pospěšte si!“

Na, dachte ich mir, mein lieber Böhm', du wirſt noch recht gut mit mir deutſch ſprechen, bevor wir auseinandergehen! — Und genoß gelaſſen meinen Kaffee.

Der Kellner wurde ungeduldig und rief: „Prosím pospěšte si, vlak brzi objede!“

Ich tat nichts dergleichen. Mit lebhaften Gebärden rief er mir tſchechiſche Worte zu, denn der Zug wurde bereits abgerufen. Endlich reichte ich ihm das Geſchirr hinaus und nickte: adieu!

Da ſchrie er grell: „Kaffee koſtet vierunddreißig Kreuzer!“

„Wiiie?“ fragte ich hinaus.

„Vierunddreißig Kreuzer!“ wiederholte er in höchſter Erregung.

Ich deutete ihm mit den Händen: „Nix deutſch!“

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Der Kellner ſtand händeringend bei ſeinem Kaffeetiſch in der Halle. —

Allzulang wollte ich aber doch nicht der Schuldner des Prager Kellners bleiben, und bei Auſſig, als mein Kondukteur des Deutſchen wieder mächtig war, beſtellte ich ihn, auf ſeiner Rückfahrt meine Kaſſeerechnung zu begleichen. — So was nennt man Nationalpolitik.

Mein Lebtag habe ich mich viel herumgebalgt mit der Welt. *Alles, was mir verderblich ſchien, wollte ich abbringen.* Alles Schlechte und alles Dumme. Mit Stecken habe ich zugeſchlagen und mit Peitſchen. Verrückte Staatseinrichtungen, geſellſchaftliche Unſitten, kirchliche Unbräuche, religiöſe Verbortheiten, wenn ſie mir dem Ganzen ſchädlich ſchienen, habe ich niederringen wollen, in Ernſt und Spott, gegen ſelbes wirken mit künſtleriſchen Mitteln, mit Spaß und Tragik, mit gütigen Worten und in zorniger Rede. Der Lehrer hat in mir den Künſtler erſchlagen, und das war recht von ihm. Ob es den Mitmenſchen was genützt hat, kann ich nicht überſchauen. Geſchadet hat's wahrſcheinlich niemandem als — mir ſelber. Und doch auch mir hat dieſes Aufſchreien genützt, denn ſonſt hätte ich daran erſticken müſſen. Manches Korn fällt doch auf guten Boden und erzeugt eine heilſame Frucht, die ſich wieder vervielfältigt. Und ſchon die Unruhe, die ein brennendes Wort erzeugt, iſt was wert. Ein faules Ausruhen auf Niedertracht oder ein klarer Kampf gegen Schlechtes — was iſt köſtlicher?

Bei dieſer Gelegenheit darf ich wohl auch geſtehen, wie ich mich mit mir ſelbſt herumgebalgt habe. Denn in mir gibt es im kleinen dieſelben Niedertrachten und Dummheiten auszurotten wie in der weiten Welt. Es wäre oft beſſer, das gar nicht zu erkennen, als es zu ſehen und doch nicht überwältigen zu können. Recht zu denken und nicht recht zu handeln, das gibt den größten Zwieſpalt. Und doch muß man ſich und andere zu dieſem Zwieſpalt aufwecken. Sonſt könnte ſich die Läuterung nie vollziehen, die uns einen weiteren Aufſtieg möglich macht.

Übe deine Seele beizeiten, auf andere Menſchen überzufliegen, dann erwarte ruhig den Zuſammenbruch deines Leibes.

Ein verbummelter Literat, der bisher nur leichtfertiges, geſchmackloſes Zeug geſchrieben hatte, geſtand mir, er wäre bekehrt worden vom alten Goethe. Auf einer Reiſe hätte er wieder einmal den „Fauſt" geleſen, und zwar nur wegen des Mephiſtopheles, der ſtets ſein Liebling geweſen. Diesmal habe er gefunden, daß auch das Übrige in dem Werke nicht übel ſei. Er fand, daß, wenn man ſich einige Mühe gäbe, auch an dieſem Dichter Vorzüge zu finden wären. Er las hierauf den „Götz", den „Clavigo", er las Goethes Gedichte, Romane und Epen bis zu „Hermann und Dorothea", er las alles. „Ich habe was gelernt", ſo ſchloß er ſein Bekenntnis.

„Jetzt werden Sie wohl anders ſchreiben?" fragte ich.

„Nein", ſagte er.

„Aber es hat ſich doch Ihr Geſchmack gebildet?"

„Gewiß."

„Was werden Sie alſo von jetzt ab ſchreiben?"

„Gar nichts mehr."

Es ſcheint, daß man das Abnehmen der Sehkraft nicht ſo ſchmerzlich empfindet, als das eines andern Sinnes. Wenn ein alter Menſch zum Beiſpiel in die Landſchaft hinausblickt, ſo nimmt er es nicht eigentlich wahr, um wie viel ſchlechter er ſieht als einſt. Er ſieht lange nicht mehr ſo klar das Ganze, nicht mehr ſo ſcharf das Einzelne. Aber die Erinnerung vervollſtändigt das, was er jetzt ſieht, zu dem, was und wie er früher geſehen hat. Die Gewohnheit ſieht in ihm noch weiter. Erſt wenn er einen beſtimmten einzelnen Gegenſtand genau ſehen will, merkt er die Unzulänglichkeit ſeines Auges. Wenn wir vor einem Landſchaftsgemälde ſtehen, das an der Wand hängt, und darin den Baum betrachten, ſo ſehen wir den Baum ganz vollkommen, wie er in der Natur ſteht. Schauen wir näher hin, ſo iſt es ein Klecks und nicht ein einziges Blatt vorhanden. So wird auch hier ein früher Geſehenes unwillkürlich aufs Bild übertragen. Das gemalte Bild iſt vielleicht nur eine Anregung zur inneren Reproduktion eines früher Geſchauten. Und iſt es nicht auch ſo mit dem verſchwommenen ganz unvollkommenen Bild, das ein altes ſchwaches Auge ſieht, wenn es in die Landſchaft hinausſchaut? Man kann alſo vielleicht ſagen, auch dem Erblindeten iſt das Licht nicht verloſchen; er ſieht bei jeder Anregung alles nach, was er je geſehen, die Anregung braucht nicht einmal vom Auge zu kommen.

Haben wir durch Erfahrung nur erſt genug inneres Leben in uns geſammelt, dann mögen uns die Sinne verlaſſen, wir genießen doch ſinnlich fort, ſehen ohne Auge, hören ohne Ohr und ſind nicht ſo freudlos, als andere glauben. — Darum laſſet das innere Leben nicht verkümmern!

In einer unſerer Schutzvereins-Ortsgruppen wollte man ein Mitglied ausſchließen. Es war zwar ein geachteter Mann, gegen den nichts Schlimmes vorlag, der ja ſeit vielen Jahren Mitglied des Vereines geweſen und denſelben unterſtützt hatte. Aber es war jetzt aufgekommen, daß er — Jude iſt. In dieſer Angelegenheit um meine Meinung befragt, konnte ich nur folgendes antworten: Nach meiner Meinung entſcheidet auch in der ſittlichen Auffaſſung des Nationalen die Geſinnung und nicht die Raſſe. Ein geborener Jude oder Slawe, der für deutſche Art und Sitte fühlt und wirkt, iſt ein beſſerer Deutſcher als ein geborener Germane, der bei jedem kleinen nationalen Opfer, das von ihm verlangt wird, hinter die Büſche kriecht. — Im übrigen, wer iſt bei dem Völkergemenge unſerer Länder ſeines Blutes ganz ſicher? — Das, was wir meinen und wollen, liegt vor allem im deutſchen Leben mit ſeiner Geſittung und Treue, in der deutſchen Sprache mit ihrer Literatur. Jeder, der dieſe Güter hat und mit uns leben will, ſoll willkommen ſein.

Ich habe Geheimniſſe, die man nicht gerne unter vier Augen, oder brieflich jemandem mitteilt. Am liebſten noch laſſe ich ſie drucken. Wir Poeten haben nämlich den Vorteil, daß man uns das Gedruckte ohnehin nicht glaubt — es iſt Dichtung. Und ſo kann man die Leute ganz gut mit der Wahrheit andichten. Die Dichtung genießt immer mehr Diſkretion als die Wahrheit, daher muß man Wahrheit, die Diſkretion fordert, für Dichtung ausgeben.

Im Sommerhauſe beſuchte mich ein ſchwarzer Kohlenfuhrmann, ein Jugendkamerad. Er müſſe doch einmal ſehen, ob ich nicht jünger geblieben ſei als er. Es ſchien nicht der Fall zu ſein, weil er nach den erſten Augenblicken des Wiederſehens ſagte: „Ja, mei Liaba! Die Zeit vageht. Hiaz kon is neama laugna, daß ih ah an olta Schrogn bi; mir ſein jo mitanonder in d Schul gonga.“ Dann betrachtete er mein Zimmer, beſonders hingen ſeine Augen an den vier Wandkäſten mit den Butzenſcheiben. „Was du für ſchöni Kaſtn hoſt!“ — „Willſt wiſſen, was drin iſt?“ fragte ich. — „Do war ih ſcha gleih neugieri.“ — „Wegnehmen wirſt mir ja nichts, wenn ich dich hineinſchauen laſſe.“ — „A na, ſebi nit“, lachte er heiſer, „oba wiſſeri bin ih, wos die herraſchn Leut lauta für ſchöni Sochn hobn.“ — „Das ſollſt du ſehen.“ Ich machte am erſten Kaſten die Doppeltür auf. Er tat einen Überraſchungspfiff: „Büachla! Da ganz Koſtn bramelvul Büachla!“ —

„Gelt!“ — „Ih hon eh ah oans dahoam. Oans hon ih eh ah.“ — „Wie heißt's denn?“ — „Ih, Johann Ladenhofer.“ — „Nein, wie dein Büchel heißt.“ — „Ah ja ſo. Wias hoaßt, ſe woaß ih nit. Mi zimpp, as is s erſti Blatl ſcha weckgriſſn.“ — „Was ſteht denn drin in deinem Büchl?“ — „Se kunt ih wul nit ſogn.“ — „Haſt du es nicht geleſen?“ — „Amol hon ih wul a wenk gleſn auſſa. Unſeroans vagißt glei olls wieda.“ — „Der Menſch muß eine geiſtige Anregung haben“, ſprach ich. — „De hon ih eh ah,“ antwortete er und ſchob ſich dann gegen den zweiten Kaſten hin, worauf ich ſagte: „Wenn du mir ſchön tuſt, mach' ich den auch auf.“ Nach einigem geheimnisvollen Säumen tat ich's. — „Oh Teuxel!“ rief er, „der is ah vul Büachla. Do derfſt gleih wieda zuamochn.“ — „Aha!“ lachte ich, „mir ſcheint, du ſpitzeſt auf den dritten Kaſten. Von Glück kannſt ſagen, wenn ich dir auch den aufmache.“ Vor ſeinen weitgeſpannten Augen tat ich's langſam und feierlich. „Geh, hör mar auf!“ ſchrie er, „wieda Büachla! Jo du Holbeſel, wos hebſt denn du on mit ſo viel Büachla? Sa ſchön aufgſtößt, wia da Baur s Brenhulz ba da Wond.“ — „Nun alſo, jetzt haſt du's geſehen,“ ſagte ich und ging zum Seſſel zurück. Der Kohlenführer richtete ſeinen Blick aber noch auf den vierten Kaſten. „In den, mein Lieber“, ſagte ich mit Würde, „in den laß ich nur meine beſten Freunde hineinſchauen.“ — „Mir ſein eh olleweil guati Kameradn gweſt.“ — „Deshalb laß ich dich auch hineinſchauen.“ Damit ging ich und öffnete den vierten Kaſten. — „Geh, du biſt a Norr!“ rief er ganz gedämpft aus, denn der vierte Kaſten war ebenfalls voll „Büachla“. Er blickte rings im Zimmer umher, wo nur noch der Schreibtiſch ſtand und an der Wand Bilder hingen. „Jo, Menſch, wo hoſt dan oftn deini ondern Sochn?“ — „Ich habe keine anderen Sachen. Der Gewandkaſten und das Bett ſtehen in der Nebenkammer.“ — Er ſchüttelte den Kopf. „Na du, do da dir möcht ih ſchon ah nit bleibn. Ih ſchau, daß ih wieda za mein Fuhrwerch auffikim. Hiaz will dos a Herraſcha ſein und hot koani ſchön Sochn.“ — Aber ein Gläſchen Rotwein dann, das hat ihn ganz zufriedengeſtellt. Nach dem dritten Einſchenken hob er es vor meine Naſe: „Du olda Schulkamerod! Do ſchau her! Der wa gſcheida, wiar oll deini Büachla!“ — Jetzt konnte ich mir auch denken, woher er ſeine früher bemerkte geiſtige Anregung nahm.

Da ſchreibt ein gutmütiger Kritiker, mir, dem Poeten, bliebe ewige Jugend treu! Und das gerade zu einer Zeit, da ſie mir Lebewohl ſagen will. Aber die Jugend iſt zum Glücke weiblichen Geſchlechtes. Das Frauenzimmer macht beim Abſchiednehmen immer noch ein Ständchen, ſagt Behüt dich Gott, ſchickt ſich an zum Gehen, kehrt noch einmal um auf ein Ständchen und noch einmal, bis ſie endlich — weg iſt. — Mich hätte ſie noch einmal auf einen ſchönen Berg führen ſollen, auf den Dachſtein oder auf den Mont Blanc; hohe Ideale habe ich ja mein Lebtag gehabt und es iſt gar gut, daß ich ſo oft aufs Sofa geklebt bin, ich hätte anſonſten mein ganzes Vermögen auf Gebirgsreiſen vertan und es wäre nicht einmal etwas übrig geblieben für ein ehrliches Begräbnis des Abgeſtürzten. Gegenwärtig klebe ich wieder, hoffe aber doch insgeheim, daß das Frauenzimmer noch einmal umkehren wird auf ein allerletztes Ständchen.

Im Jagdhauſe des Waldgebirges nächtigen zwei Männer, der Gutsverwalter und der Jäger. Abends zuvor waren ſie auf der Jagd geweſen und der Verwalter hatte eine Hirſchkuh gefehlt. Das langſam verendende Tier peinigte ihn die ganze Nacht und er ſchickte den Jäger auf Suche nach dem verwundeten Hirſch. Unverrichteter Sache kam der Mann nach Hauſe. Da wurde es Morgen und ſie wollten wieder in den Wald gehen. Der Verwalter ging voran zur Tür hinaus, ein lebensfroher Mann. Er freute ſich des aufgehenden Morgenrotes. Da blieb der Jäger, der hinterdrein ſchritt, mit ſeinem Gewehr am Türhaken hängen, der Schuß ging los, das Blei dem Verwalter am Rücken hinein, an der Bruſt heraus. Eine Stunde ſpäter war er tot. Ein Menſchenleben vernichtet, ein zweiter armer Menſch vom Gewiſſen belaſtet ſein Lebtag lang, ein ſchönes Familienglück zerſtört, die Gemeinde eines wackeren, opferwilligen Mannes beraubt. Die lange Bergſtraße hin lief raſend vor Verzweiflung die unglückliche Witwe. — Gleichſam vor meinen Fenſtern hat die Tragödie ſich zugetragen, die die ganze Gegend mit Entſetzen erfüllt. Aus Unvorſichtigkeit des Jägers, der ſein Gewehr zur Unzeit geladen hielt? Gewiß. Aber Hauptſchuld an ſolchen häufigen Unglücksfällen iſt die Jagd an ſich. — Man rechne einmal nach, ob überhaupt der Sport im Verhältnis nicht mehr Menſchenleben koſtet, als der Beruf?

„Der größte Schädling der klaſſiſchen Dichtung iſt der Kommentar, der **Kommentar** der Gelehrten.“ So hörte ich vor kurzem einen Bekannten ſagen. Das iſt übertrieben. Es gibt Dichtungen, die ohne weiteres nicht verſtändlich ſind. Aber da gehört zur Auslegung ein beſonderer Geiſt. Wenn es dem Dichter ſchon nicht gelang, die Dichtung verſtändlich zu machen, wie ſoll das einem gelingen, der nicht Dichter iſt! Oft aber handelt es ſich nur um Erklärungen und Erinnerungen. Dann können ſolche Behelfe nicht einfach genug gehalten ſein, ſie dürfen ſich nicht gelehrt ausbreiten, nicht alles ſagen wollen, was der Gelehrte über das Bereich zu ſagen weiß. Gelehrte wiſſen ſehr viel, man glaubt es ihnen auch ſo. Nur das, was ſtrenge zur Dichtung gehört, aber unklar iſt oder für den weniger Gebildeten einer Erläuterung bedarf, ſoll ſo kurz und einfach als möglich erklärt werden. Die perſönliche Meinung des Gelehrten zu hören, wäre ja gewiß recht nett, aber wenn bei uns zwei Gelehrte über eine Dichtung ſprechen, ſo gibt es zwei Meinungen, und da iſt es nicht einzuſehen, weshalb der Leſer nicht eine dritte haben ſoll. Ich habe Dichtungen geleſen, die auf mich nur ſo lange elementar wirkten, als ſie mir nicht ganz klar waren. Der Kommentar hat ſie aus den Höhen begeiſterter Empfindung in das normale Denken niedergezogen. In der Poeſie iſt das Wiſſen nicht ſo viel wert als das Ahnen. Und der Staub aus der Gelehrtenſtube erſetzt nicht immer den Schmetterlingſtaub, der einer empfundenen, wenn auch nicht immer ganz verſtandenen Dichtung anhaftet. In myſtiſche Dichtungen unſerer Großen pflege ich das hineinzudichten, was ich gern drinnen habe. Darum kann ich zwiſchen dem Dichter und mir in den wenigſten Fällen einen Dritten brauchen.

„Wir leben über unſere Kraft!“ ſo lieſt man jetzt in den Zeitungen und den modernſten Leuten kommt dieſer unmoderne Seufzer über die Lippen. Die Warnungen vor dem übergroßen Luxus, vor der krankhaften Vergnügungsſucht unſerer Zeit dauern ſchon ſeit Jahrzehnten; ſie wurden nur verlacht und verſpottet und ein Heer von Agenten zieht ununterbrochen durch die Länder, um die Leute zu neuen Luxusdingen zu verführen, ihnen immer neue Bedürfniſſe anzuſchwatzen. Wenn jener Geographieſchüler fragte, weshalb man europäiſches Feſtland ſage, ſo war die Antwort leicht: Weil man in dieſen Ländern nur Feſte feiert. — Nun ja, jedes größere Werk wird mit einem Feſte begonnen und mit einem Feſte beſchloſſen. Jeder Verein feiert ſeine Feſte, jede Wohltätigkeit ihre Feſte. Und es iſt notwendig zur fortwährenden Aufweckung. Keine Vaterlandsliebe, kein Nationalbewußtſein, keine Kunſtfreude, keine Religioſität könnte bei uns beſtehen ohne Feſtlichkeiten. Und doch ſind es lauter Feſte, die nichts befeſtigen. Sobald man irgendeiner Idee ein Weilchen kein Feſt gibt, flaut ſie ab; die Sache ſelbſt iſt den meiſten gleichgültig. — Von dem Luxus des täglichen Lebens, von dem dummen Prunk unſerer Häuſer und Einrichtungen, von der Verſchwendung im Sport, von der perſönlichen Genußſucht uſw. will ich gar nicht reden, man käme zu tief in die Kapuzinerpredigt hinein, und die wäre ganz überflüſſig. Reden hilft nichts, dreingeſchlagen muß werden, und die Prügel fangen auch ſchon an. Schon jammert man allerorten über das ungeheure Verſchuldetſein und die Unerträglichkeit der Steuern. Und noch immer neue Schulden machen. Kleinere Gemeinden puffen Tauſende von Kronen, größere Hunderttauſende, Städte borgen ſich Millionen und Länder Milliarden. Ich wäre neugierig, wie es dann wird, wenn alles einmal oder gar auf einmal niederkracht. Vielleicht ganz luſtig, allen Ernſtes, beſonders für die, ſo nichts zu verlieren haben. Aber luſtig auch für die, die plötzlich erlöſt werden von all den Laſten, Mühſalen, Torheiten und Sünden des Überfluſſes und dann in einfacheren Verhältniſſen wieder echtere Menſchen ſein können. Doch ein *allgemeiner* Zuſammenbruch kommt ſelten vor. Um ſo ſchlimmer für die Bankerotteure, die ſich nur dann arm und elend finden, wenn ſie ſehen, daß andere noch reich ſind. Jetzt wird der ganze Krempel nur noch von einem gewiſſen Glauben getragen. Wenn in unſerer ſonſt glaubensloſen Zeit auch die Gläubiger einmal glaubenslos werden, dann kommt die Umkehr. Möge ſie dem Zuſammenbruch zuvorkommen.

Noch heute beſtritt es mir einer, daß das Schuldenmachen ſo gefährlich ſei. Gefährlich, meinte er, ſei nur das Geldherleihen.

In meinem Tagebüchel von 1860 findet ſich folgende Schrift: „Als Moſes in der Wüſte mit ſeinem Stabe an einen Felſen ſchlug, da quoll Waſſer hervor. — Heute ſchlug der Moſelbauer auf einen Fels (auf griechiſch Petrus) und ſiehe, es quoll Waſſer hervor.“ — Hübſch lange mußte ich nun nachdenken, bis mir dieſe Legende klar wurde. Dann iſt es mir wohl eingefallen. — Der Moſelbauer war ein paſſionierter Kartenſpieler. Nun ſtahl ihm eines Abends der zu allem Schabernack aufgelegte Haaswirt in St. Kathrein das Spielkartenbüſchel und ließ es beim Buchbinder einbinden, ganz in der Form, wie des Moſelbauern kleines Gebetbuch war. Und ich, der Schneiderlehrling, dem auch der Spitzbub im Nacken ſaß, übernahm die Aufgabe, dem Bauer das Gebetbüchel zu ſtibitzen und dafür die gebundenen Spielkarten in die Sonntagsjoppe zu praktizieren. Als nun der Sonntag kam und der Moſelbauer in der Kirche nach gewohnter Weiſe der Gemeinde laut die Litanei aller Heiligen vorbeten wollte, guckten wir Schelme vom Chore herab und ſahen, wie der Bauer ſein Büchel würdevoll aufmachte und — — In Krämpfen zuckten ſeine Hände, zuckte ſein Geſicht vor Schreck, eilig wollte er das verhexte Büchel in ſeinen Sack ſtecken; er traf das Loch nicht, das Büchel fiel zu Boden, dienſtbereit hub es der Nachbar auf, ſah das Kartenſpiel und hob es geöffnet ſchweigend hoch empor, daß die Verſammlung ſehen konnte, was der fromme Moſelbauer für ſchöne Heilige hatte. Der Eigentümer riß es ihm aus der Hand, ſtürzte hinaus und ſchleuderte das Teufelsſpiel über die Kirchhofsmauer in die Büſche hinab. Der Mann wurde dann, ſo oft er ſich in Geſellſchaft ſehen ließ, tüchtig aufgezogen. Er ließ es ſich gefallen und lachte dazu. Und weil der Moſelbauer ſo gemütlich lachte, ſo vermeinte ich es einmal im Wirtshaus ihm geſtehen zu können, daß ich zum Schelmenſtück meine Hand im Spiel gehabt. Daß er meine Schlauheit bewundern ſollte! Er bewunderte ſie auch und zahlte mir noch ein Glas Obſtwein für den „Spaß“ und trug mir an, ihn zu nächtiger Stunde nach Hauſe zu begleiten. Ich tat es mit Stolz. Er hatte einen Haſelſtecken bei ſich und als wir durch das Wäldchen gingen, blieb der Moſelbauer ſtehen und ſagte zu mir: „Mei liaba Petrus! Unſa Kortngſpiel mitanond is nouh nit gor. Heind ſpiel ich aus! Steckn is Trumpf!“ und ließ den Stab drei- oder viermal über meine Abachſeite pfeifen. Ich lief davon und dann kam — wie beim Felſen Moſes — aus den Augen des Petrus das Waſſer.

Ich, der ſich einbildet, die perſönliche Freiheit ſich erbaut zu haben, ſoweit das menſchenmöglich iſt, ich bin in einer Beziehung der unfreieſte Menſch im ganzen Lande. Dieſe Kette, wie ſie noch keiner ſchwerer getragen hat: Das Angekreuzigtſein an die Heimat. In früheren Zeiten konnte ich ihr wenigſtens auf Wochen entkommen. Fünf Wochen lang war das Längſte damals, als ich, ein junger Menſch, die Reiſe machte durch Deutſchland bis Rügen, von dort über Holland den Rhein aufwärts in die Schweiz und von dort zu Fuß zurück nach Steiermark. Jetzt gelingt die Flucht in die Welt nur noch höchſtens auf drei oder vier Tage. Unterwegs, ſolange ſich etwas mit mir bewegt, da geht's: bei der Hinreiſe dem Ziel der frohen Umkehr zu, auf der Rückreiſe immer näher der Heimat. An einem fremden Ort aber zu verharren, ſelbſt nur eine Nacht lang, wo kein Schritt der Heimat wegen geſchieht, da kommt die Qual. Es hat Zeiten gegeben, da im fremden Lande die Meinen lebten und daheim nichts war als die altgewohnte Landſchaft, die mir niemand davontragen konnte. Ich habe die Meinen beſucht auf einen oder zwei Tage lang, dann mußte ich zurück. Ich wußte nicht, warum; nichts winkte mir in der Heimat, kein Menſch fragte dort nach mir, während die Liebſten mit allen Mitteln mich bei ſich zurückzuhalten ſuchten. Sie waren mit ihren Mitteln bald zu Ende, die ſchönſten und liebſten Dinge wurden mir gleichgiltig, ich hatte keine Plauderluſt, keine Eßluſt, keine Schlafluſt mehr, mir war wehe, wo ich ſaß und ſtand und ging; ich wurde krank, bis es wieder heimwärts ging. Zu Hauſe angekommen, war es einſam und öde, ich ſehnte mich nach den Meinen, die ich ſo grundlos verlaſſen hatte. Welches Herzleid birgt ſchon die Erinnerung an ſolche Torheiten allein! Torheiten? Iſt denn die Kette des Sklaven eine Torheit? Ein Schickſal iſt ſie. Wie anders hätte ſich mein Leben entwickelt ohne das Heimweh. Denn anderſeits — und es iſt kaum zu glauben — iſt das Plangen nach weiter Welt, nach Hochgebirge, Wüſte und Meer in mir oft gewaltig geweſen. Ein Glück, daß ich zur Zeit nicht die Mittel gehabt habe, ihm nachzugeben, es wäre mein früher Tod geweſen. Hingegen weiß ich nun auch auf der ſchönen Welt nichts Schöneres, Froheres, als auf einer Heimfahrt das erſtemal die blauen Berge wieder zu ſehen, und gerade dieſer Moment, wo man die Heimat noch in der Ferne hat, iſt der ſeligſte der ganzen Heimkehr. In dem Augenblick, da man die Schwelle ſeines Hauſes überſteigt, iſt die Alltäglichkeit da und man weiß nicht, weshalb das gewaltige Verlangen geweſen iſt nach dieſer Stätte, die an ſich ſeelenlos und fremd, wie jede andere Stätte auf Erden iſt. Man iſt doch ſonſt nicht allzuſehr der Gewohnheit Knecht. Ich vermute, bei mir iſt das Heimweh nichts anderes als die Liebe zur Vergangenheit, die ja ſo groß iſt, daß ich ſie mit allen ihren Leiden jederzeit wiederholen möchte. Ja, daß ich mir gar keinen andern Himmel wünſche als die Wiederholung meiner Vergangenheit. Und ſiehe, die Heimat birgt dieſe geliebten Erinnerungen, ſie iſt gleichſam das Schatzkäſtlein alles Glückes, das ich je erfahren. Freilich auch des Unglückes und allerlei Widerwärtigkeiten, während die Fremde mir noch nichts Schlimmes getan hat, nur Gutes erwieſen, nur Schönes gezeigt. — O du vertracktes, o du heiliges, du geliebtes Heimweh, du biſt mir ein Schickſal.

Eines Abends ging ich ſpazieren, der Mur entlang ſtill und froh. Der Strandweg war köſtlich menſchenleer. Nur ein junger Mann ging vor mir her, der einen ſtattlichen Hund bei ſich hatte, mit dem er „Apportel“ ſpielte. Er brach vom Geſträuch dürre Äſtlein und warf ſie über die Wieſe hin. Der Hund ſchoß wie ein Pfeil drauf los und ſchlug ſich allemal über, ehe er den Aſt erhaſchte. Dann brachte er ihn dienſtfroh herbei und hielt ihn ſchweifwedelnd in der Schnauze bereit, bis ihn der Burſche wieder an ſich nahm und neuerdings hinauswarf. So ging es eine Weile fort und je erregter und haſtiger der Hund apportierte, je köſtlicher ſchien der junge Menſch ſich zu ergötzen.

Dann brach er ein ſchwereres Äſtlein, ſchwang es gegen den Fluß gewendet im Rade und warf es hinaus mitten auf die Mur. Der Hund nahm einen Anſatz, bellte laut und ſprang nicht ins Waſſer. Von der Schneeſchmelze im Hochgebirge war der Fluß trübe und reißend, der Burſche aber ſchalt den Hund einen Feigling. Ein neues Äſtlein brach er und warf es ins Waſſer, nahe am Ufer, wo es ſeicht war. Der Hund ſprang ſofort hinein, fing es heraus und ſchüttelte ſich, daß die Tropfen ringsum ſtoben. Der Burſche brach wieder einen Aſt und warf ihn in den Fluß, aber etwas weiter hinein. Der Hund ſtürzte ſich ins Waſſer, ſchwamm hin, kehrte mit der Beute ans Land zurück und ſchüttelte ſich und lechzte vor Begierde. Der Burſche brach einen Aſt und warf ihn noch weiter in den Fluß hinein. Der Hund ſtürzte ins Waſſer, arbeitete ſich mühſam durch die Wellen, kam endlich zur Stelle, hob den Kopf, ſchnappte nach dem dahinwogenden Holz, erhaſchte es und brachte es ringend ans Land. Der Burſche ſchmeichelte das ſchnaubende Tier, das ſich ſchüttelnd mit eingezogenem Schweif an ſeine Beine ſchmiegte, als graue ihm vor der Gefahr, der es entkommen. Er tätſchelte den Kopf, nannte den Hund einen tapferen Kerl und als dieſer ſah, daß der Burſche noch einen dürren Aſt brach, begann er zu winſeln. Jener aber ſchwang das Holzſtück und ſchleuderte es in großem Bogen weit in den Fluß hinaus. Der Hund ins Waſſer, ſchwimmt mit aller Anſtrengung dahin, wird von den Wellen abwärts getrieben, hebt den Kopf, um das Holz zu erſpähen, ringt krampfig mit den Fluten, in denen er verſchwindet, um ſich wieder emporzuarbeiten. Das wiederholt ſich einigemal, dann nichts als Wellen. Zwei Beine ſchnellen noch empor, der Kopf taucht wieder auf, noch einmal und ein drittesmal — nicht mehr.

Der junge Menſch am Ufer ruft laut: „Sultan! Sultan!" Als ob ein im Waſſer Verſunkener etwas hören könnte! Und als der Sultan nicht mehr auftauchte und kein Sultan mehr war und wedelte ringsum — da ſchaute der Burſche dumm und ſtumpf drein. Stand da und ſtarrte drein.

Ich hatte ihm vorher zugerufen: „Nicht ins Waſſer hetzen, es iſt reißend!" Er hatte es nicht beachtet. Nun wendete er ſich um und als er ſah, jemand käme ihm nahe, bekam er Beine und lief davon.

Wer der junge Herr war? Ich weiß es nicht. Ob er in der darauffolgenden Nacht ſehr gut geſchlafen hat, weiß ich auch nicht. Es iſt aber wahrſcheinlich . . .

Heute beſuchte ich die junge kranke Arbeitersfrau mit den vier kleinen Kindern. An der Haustür kam ſie mir entgegen, dumpf lachend: „'s is ſchon geſtorben!“ In der Nacht war das drei Monate alte Kind verſchieden. Es war bruſtkrank geweſen, wie es die Mutter iſt. Im ſonnigen Zimmer war das Leichlein auf dem Tiſche aufgebahrt in einem weißen Bett, mit einem geſtickten Schleiertüchlein zugedeckt. Daneben im Glasſturz ein meſſingenes Kruzifix, das Erbſtück der Familie von Geſchlecht zu Geſchlecht. Zur Linken des Heiligtums eine Ampel, in der das Lichtlein zart und lieblich glimmte. Zur Rechten ein Glas mit Weihwaſſer und ein junges Eichenblatt eingetaucht, daß man damit den Leichnam beſprenge. Die Mutter ſchlug das Tuch zurück. Selten habe ich eine Kindesleiche geſehen, die ſo beredt ſchwieg. Daß auf einem ſo kleinen Geſichtlein ſoviel Leiden geſchrieben ſtehen kann! Sonſt ſind es runde helle Engelsgeſichtchen, die dem Leben ſchon alles verziehen und vergeſſen haben. Aber dieſes Körperlein hatte noch nicht vergeſſen. Die tief eingefallenen halb offenen Augen, der Zug um die dünnen Lippen war ein ſchweigendes Klagen. Iſt's denn nötig geweſen, daß ich gerufen ward um nichts, als um zu ſterben? — Auf dem dünnen Haar des Hauptes lag ein weißes Kränzlein. Wozu mir den Kranz? Mutter, hätteſt du ihn bewahrt, mir wär's erſpart geblieben. — Aber die winzigen ſchmalen Fingerchen falteten ſich über dem Brüſtlein, gleichſam in Ergebung und Vergebung: Es iſt ja ſchon vorbei. — Die Mutter lachte grell auf. Weinen könne ſie nimmer.

„Und die anderen drei Kinder,“ wurde ſie gemahnt, „die müſſen Sie jetzt weggeben. In Koſtorte. Es wird ſchon beglichen werden. Sie können die Kinder nicht pflegen und dürfen es nicht.“

„Die Kinder laß ich nicht von mir!“ rief ſie herb aus. „Wenn ich mich für meine Kinder nicht darf aufbrauchen, dann tragt mich gleich mit dem da hinaus!“ Ein hohles Huſten folgte den Worten. Dieſer Anfall brachte ſie zur Beſinnung und ſagte ihr das, was ich nicht ſagen wollte. „Der Kinder wegen, freilich — der Kinder wegen!“ ſprach ſie in ſich hinein. „In Gottesnamen, ſoll mir noch das einzige verſagt ſein — ihrer zu warten. Leben und die Kinder meiden müſſen!“ Die Hände rang ſie vor dem ſtarren Leichlein: „Lieſerl, nimm mich mit auf den Freidhof!“

Wieder einmal ein graues Blatt der Erinnerung. Ich war eigentlich ganz zur rechten Zeit aufgeſtanden, um das Vaterland zu retten. Das Jahr 1864, als Öſterreich nach Schleswig-Holſtein marſchierte! Im ſelben Jahre ſtellte ich mich zur Aſſentierung in Bruck an der Mur. Die Herren murmelten einiges von zu großer Engbrüſtigkeit, und daß es gut ſein werde, mich noch ein Jahr laufen zu laſſen. Im nächſten Jahre wurde ich in Graz zur Stellung berufen. Wie weit ſich mittlerweile meine Bruſtverhältniſſe entfaltet hatten, weiß ich nicht; es war nur davon die Rede, daß es ſchade ſei, mich aus der neuen Lebensbahn der Grazer Handelsakademie, in die mich Wohltäter geleitet, wieder herauszureißen. Großmütig brachten die Herren des Mars dem Merkur ein weiß Gott welch empfindliches Opfer und ſtrichen mich aus der Rekrutenliſte.

Ein Jahr ſpäter kam mein Bruder Jakob zur Aſſentierung. Sie ſchienen im ganzen an ihm nichts auszuſetzen zu haben, fanden aber auch keine Merkmale, die ihn für eine beſonders wünſchenswerte Kraft erſcheinen ließen. In dieſem leichten Zwieſpalt fragte einer der Offiziere meinen Bruder: „Sagen Sie einmal, blieben Sie lieber da, oder gingen Sie lieber heim?“ Da wendete ſich das kleine Kerlchen gegen den Offizier und ſagte ſchneidig: „Meine Herren, die Freiheit wär' mir lieber.“ „So ſchauen Sie, daß Sie weiter kommen“, ſagte der Offizier, damit war es abgetan und das Vaterland war eines Verteidigers ärmer.

1866, als alle ſteiriſchen Regimenter nach Böhmen geworfen wurden, würden wir mitmarſchiert ſein, und manchmal ſeither habe ich meinen Bruder erinnert: „Du Jakob, jener unglückliche Feldzug wäre anders ausgefallen, wenn wir zwei dabei geweſen wären!“

„Ja,“ antwortete Jakob da einmal, „wenn wir in einem Schachen gerade den Bismarck erwiſcht und ihn den ganzen Tag über in einem böhmiſchen Erdäpfelkeller eingeſperrt hätten, ſo hätte es ſchon anders ausgehen können.“

Wenn Bismarck am 3. Juli 1866, während der Schlacht von Königgrätz, in einen böhmiſchen Erdäpfelkeller eingeſperrt geweſen wäre, und vielleicht noch der deutſche Kronprinz und Moltke dazu — welch ein Gedanke der Weltgeſchichte!

Ich mache gern Ausflüge und denke mich in andere Leute hinein. Jetzt z. B. bin ich *Richter*. Ich habe zu urteilen über die Gauner, Spitzbuben und Verbrecher. Großmäulige Worte! Faſt keiner der Angeklagten iſt ein Verbrecher, der in den Gerichtsſaal tritt, jeder iſt ein ehrlicher Menſch, wenn man ſeinen Angaben glauben darf. Erſt der Richter, der das Urteil fällt, macht ihn amtlich zum Verbrecher. Das kann man ſich für alle Fälle merken. — Übrigens bringt der Angeklagte dem Richter nicht geringeres Mißtrauen entgegen als umgekehrt. Jawohl, ein noch größeres. Jeder, der mit Gewalt vor Gericht geführt wird, hat das Gefühl, daß der Richter ſein Feind ſei, der nur auf die Möglichkeit lauert, ihn in den Arreſt oder Kerker zu bringen. Ich als Richter arbeite dieſem Vorurteile entgegen. Ich zeige mich — und es koſtet mir keine Mühe — dem Angeklagten freundlich und gütig. Ja, ich fahre lieber den Ankläger oder den Staatsanwalt mit einer Derbheit an, als den, der hier entſchieden der ſchwächere Teil iſt. Ich muß den Angeklagten erſt überzeugen, daß ich keinerlei Vorurteil gegen ihn habe, wenn er an die Gerechtigkeit des zu erfolgenden Urteiles ſoll glauben können. Das habe ich von jenem Bezirksrichter in K., der jeden Kläger anſchnauzte, den Geklagten aber in gemütlichſter Weiſe behandelte, um ihn ſchließlich doch zu acht oder vierzehn Tagen Arreſt zu verbiegen. So, daß ein Wilddieb ihm einmal, als der Richter den anklagenden Jäger herb angefahren, ins Geſicht geſagt hat: „Ich bitt, Herr Richter, ſan S' liaber mit mir grob, is ma liaber, wia nochher ſitzn."

Derſelbe Richter war aber durchaus nicht höflich mit einem armen Kleinhäusler, der ihm aus ſeinem Garten Kohlköpfe geſtohlen hatte. Er verdonnerte ihn zornig in die Dielen hinein, warf ihm allerlei übelklingende Titel in die Ohren, um ſchließlich zu ſagen: „Wenn Sie noch einmal ſtehlen, ſo ſperre ich Sie ein. Trollen Sie ſich!"

Jetzt ſtreiten ſich die Blätter, die auf einer zweitauſendjährigen chriſtlichen Kultur zu fußen glauben, herum, ob Jeſus wirklich gelebt habe. Das iſt ſchon nicht mehr Sekt und nicht mehr Cognac, das iſt Fuſel. Dümmer können ſolche „Hiſtoriker" ihren Beruf nicht mehr bloßſtellen. Sonſt iſt es die Aufgabe der Geſchichtswiſſenſchaft geweſen, den Lebenslauf der großen weltbewegenden Geſtalten aufzuzeigen, klarzuſtellen. Da die Weltgeſchichte ſo weit fertig wäre, die modernen Gelehrten aber doch auch etwas zu tun haben wollen, ſo müſſen ſie das Bejahte verneinen und wiſſenſchaftlich beweiſen, daß die hiſtoriſchen Perſönlichkeiten, von denen wir leben, gar nicht exiſtiert haben. Wenn man von Jeſus Chriſtus ſagen wollte, er hat nicht exiſtiert, ſondern er exiſtiert! ſo wäre die Frage hochgehoben und philoſophiſch wie religiös diskutierbar. — Ich meine, ein unbeweisbares Verneinen iſt in dieſem Falle ein frevelhafterer Aberglaube als ein nicht bewieſenes Bejahen. Wenn dieſe Herren ſchon die weltgeſchichtlichen Perſönlichkeiten, die ſo viel Poſitives geleiſtet haben, leugnen, welche Not wird es erſt geben, wenn man einmal ihre Exiſtenz und Arbeit nachweiſen ſoll, die nur negativ geweſen iſt!

Paul Buſſon hat einmal mit Recht die Dorfgeſchichtenſchreiber gegeißelt, die nach dem Idyllenmuſter der Rokokozeit ganz erlogene Bauerngeſtalten darſtellen und unmögliche Geſpräche führen laſſen. Man leſe oder höre nur einen typiſchen Dialog zwiſchen Vater und Tochter, der nach Entdeckung der verbotenen Liebſchaft geführt wird:

„Du gottvergeſſene Dirn! Beim Andenken an die ſelige Muatter ſchwör ich dirs: Eher ſoll der ewige Firn, der da auf uns oberſchaut, vergehn, als das Wort vom Roßkoglbauern. Den Loisl ſchlag dir aus dem Sinn. Nie und nimmer gib i mein Jawort!“

„Vater! Die Liab is wia da Blitz — wanns amal im Herzn drin eingſchlagn hat, kann ka Macht des Himmels und der Erde das Feuer mehr löſchn. I kann vom Loisl net laſſn!“

So tadelt Buſſon. Wenn er nun nur auch angeführt hätte, wie in dieſem Falle unſere Bauersleute in Wirklichkeit ſprechen. Alle Bauern ſprechen natürlich auch nicht gleich. Iſt es ein gemütlicher Vater, ſo wird er auf die Entdeckung einer unliebſamen Liebſchaft zur Tochter ſagen: „Schau, Dirndl, däis muaßt dein Bodan nit ontoan. Der Bua, hörſcht ma, is zan orbatn nit viel nutz und hot olli Sunta ſein Rauſch. Kinamentſcha ſul er ah ſchon a por hobn. Do müad ih wul ohredn, ſo long ih an Aug ouffn hon!“

Daraufhin wird das Dirndl wahrſcheinlich ihr Schürzel ins Geſicht drucken und wird ſagen: „Mir gſollt er holt amol gor ſou viel guat und is s ah olls dalougn, wos d Leut iber eahm aufbringen. Bitt gor ſchen, Voda!“

Sind Bauer und Tochter Steinſchädel, ſo wird das Geſpräch ungefähr ſo lauten: „Wanſt ma däis ontatſt, Dirn, daß d den Lumpn nahmſt! Nochha kunts mitn Bedlſock gen, ih war dei Voda neama. Du heiratſt mar an ondern, daß d es woaßt!“

„Ih ſch . . . afn Vodan. Ih heirat oan der mir paßt.“

„s Maul holt, Frotz, dreckada!“ und ſo weiter.

Das iſt naturwahr, aber ſchön iſt es nicht. Der Bauer, wenn er in die Literatur kommt, muß ſo gut ein wenig ſtiliſiert werden, wie der Städter oder wer immer. Genau ſo, wie es in Wirklichkeit vorkommt, darf die Kunſt, wenn ſie es ſein will, nichts bringen, es wäre unerträglich. Daß der rohe Bauersmenſch nicht mit dem „ewigen Firn“ kommen darf, oder mit dem Blitz, „der ins Herz einſchlagt“, das verſteht ſich. Wenn ein Dichter Bauern in die Öffentlichkeit führen will, ſo müſſen es echte Bauern ſein, aber das Sonntagsgewand ſollen ſie anhaben. Ausnahmen höchſtens für ſolche — die gar kein Sonntagsgewand haben.

An meinem Bettler unter der großen Roßkaſtanie komme ich nie vorbei. Er iſt zu gemütlich. Wir ſchwätzen manchmal eins miteinander, wobei ich bisweilen anzüglich werde. Alſo heute:

Da haben S'. Sie werden s ja gewiß wieder verſchnapſeln.“

„Verſchnapſeln, ſagn S'? Lieber Herr?“ antwortete der Bettler und ſchaute ſchief auf die kleine Münze hin, die noch auf der Hand lag. „Was ſoll ich denn ſonſt machen damit? s Eſſen han ih im Stift, s Bett im Armenhaus, s Gewand krieg ich von Verwandten. Iſt ja Ableger, ſehns eh. Geltn S, wegn ein Tröpfel Branntwein werdn S' mir nöt bös ſein. Tut ſo viel ſchön herzwärmen, hi, hi!"

„Da habn S' noch eins. Weil S' ſo aufrichtig ſind."

„Gott vergelts. Werd ſchon fleißig —"

Im Weitergehen hörte ich das letzte Wort nicht mehr, ſagte er: fleißig beten, oder: fleißig ſchnapſeln?

Wir ſind gleich bereit, zu ſagen: Ei was, ich gebe dem Kerl nichts, er vertrinkt's ja doch! — In Gottsnamen, ſo trinkt er halt ſeine zwei Stamperln des Tag's. Soll denn ſo ein armer Haſcher gar keine Freude haben? Billiger kriegt er keine.

Ich wüßte mir als Bettelmann zwar andere Freuden und noch billigere. Aber ſolche Leute ſind einmal ſo, man ändert ſie nicht mehr. So gönne man ihnen in der froſtigen Einſam des Elendes manchmal das leidige Fünklein „zum Herzwärmen."

Geſtern ſtarb im Dorfarmenhauſe ein alter Mann, der ſehr verlaſſen auf der Bahre liegt und dem keiner den „Weihbrunn" an den Kopf ſprengen will.

Vor ungefähr fünfzig Jahren habe ich ihn kennen gelernt; wir hatten in ſeinem Haus eine Schneiderſchicht aufzuarbeiten. Da war es ſo nett und gemütlich geweſen. Die Leute arbeiteten fleißig, und an den Feierabenden trieben ſie Späße, die junge Bäuerin konnte ſchön ſingen und der Bauer tat gern mit einem bißchen Stolz dar, daß ſeine Wirtſchaft nicht ſchlecht gehe. Den Dienſtboten zahlte er anſtändig den Lohn aus und ſie baten ihn, ihnen ihr Geld aufzuheben, bei ihm ſei es am ſicherſten. Er war von der Nachbarſchaft geachtet, und bei der Gemeinde-Richterwahl wählten ſie unſern Sämbauer, ſo jung er auch noch war. Aber es gibt Leute, die das gute Wohl nicht vertragen können. Der Sämbauer kaufte einem Nachbarn, der abgewirtſchaftet hatte, den Hof ab und nun war er Großbauer und hatte ſogar eine eigene Jagd. Jetzt gönnte er ſich wöchentlich mehrere Feiertage, ging ins Wirtshaus, um ſich als Großbauer anſchauen zu laſſen, gab Jagden und ſtrich natürlich auch ſelbſt mit der Büchſe um. In einer abgekommenen Köhlerhütte hielt er ſich eine rothaarige Dirn. Wenn man zwei Höfe hat, ſo muß man auch zwei Weiber haben! Mit ſolchem Scherz begegnete er dem Tadel der Leute. So ging es eine Weile fort, da wurde ihm das Gebirge zuwider, obſchon er in demſelben geboren war; er verkaufte ſein Doppelgehöfte und zog in das Tal, wo es luſtiger iſt. Die Gegend, ja, die iſt hier ſchön, weit, frei und belebt, aber das im Tale neu angekaufte Haus war ein alter Holzbau, der zu anderen gemauerten Häuſern der Nachbarſchaft nicht gut ſtand. Er ließ ihn niederreißen und dafür ein faſt ſchloßähnliches Gebäude aufführen, um denen im Tal zu zeigen, was die vom Gebirge vermögen. Als das ſtattliche Haus fertig und mit entſprechender Vornehmheit eingerichtet war, hatten die wirtſchaftlichen Zuſtände des Mannes ſich gerade ſo weit entwickelt, daß dieſes Haus mit allen dazugehörigen Grundſtücken vergantet werden mußte. Die Gläubiger nahmen ihm alles weg, bis auf ein Pferd und einen Karren, mit dem der ehemalige Sämbauer auf der Straße nachher Lohnfuhrwerk trieb. Sein Weibe — das richtige — war aus Gram geſtorben. Jene Dienſtboten, die ihm einſt ihr Geld zum Aufheben gegeben hatten, wollten es nun zurückhaben. Aber der alte Sämbauer wußte nichts davon. Da jedes einzeln und heimlich ihm das Geld überlaſſen hatte, ſo konnte keines Zeugenſchaft aufbringen. Eine alte Magd hatte ſo viel Schneid und ging ihn klagen auf Herausgabe ihres Geldes. Sie gewann den Prozeß, aber der Sämbauer konnte nichts geben, weil er nichts mehr hatte — gar nichts mehr — denn mittlerweile war ihm auch das ſeiner perſönlichen Pflege zugefallene Pferd verendet. So hat die alte Magd ein neues Paar Schuhe und ihr Seidentuch verkaufen müſſen, um einen Teil der Koſten des gewonnenen Prozeſſes zu bezahlen, der Reſt wurde ihr nachgelaſſen. — An die zehn Jahre lang brachte der abgehauſte Sämbauer ſich nun mit Tagewerken fort, machte aber in jeder Woche ſo viele blaue Montage im Wirtshaus, daß er häufig die Arbeit verlor. Dann verſuchte er es mit dem Betteln. Er bettelte in den Wirtshäuſern, wo er ſein Geld vertrunken und verſpielt hatte, in den Häuſern, in denen er einmal der Herr geweſen war — es kleckte nicht. Das Betteln zahlte ſich erſt aus, als er alt und gebrechlich wurde. Aber dann taten ſie ihn ins Armenhaus. Hier wollte er eine Stube für ſich haben; der einſtmalige Großbauer, der ſelbſt ſchöne Häuſer gebaut, würde doch eine Stube für ſich haben können, meinte er. Aber das half nichts. — Indes, heute arbeitet der Schreiner ſchon den ganzen Tag, um ihm eine Stube für ſich zu zimmern Die Leute ſagen im Vorübergehen: „A ſo, der alte Sämbauer iſt geſtorben. Iſt gut weg.“

Damals vor fünfzig Jahren hätte ich mir nicht gedacht, daß der zur Zeit arbeitſame, muntere und ehrengeachtete Mann eine ſolche Nachrede haben würde.

Saßen unſer drei im Garten, als ein Hochzeitszug vorbeijauchzte. Alte Leute reden, wenn ſie einen Hochzeitszug ſehen, gerne vom Sterben.

„Blöde iſt das eingerichtet“, ſagte der eine, „daß im Menſchenleben das Schlimmſte juſt zu allerletzt kommt, das, was am meiſten weh tut.“

„Guter Herr“, ſagte der andere, und das war der alte Straßenſchotterer, „ſölts is ja grad gſcheit. Da verlaßt einer das Leben um ſo liaber. Denkens Ihna, wenn die metſüaß Luſtbarkeit zletzt tat kema, ſo a Hochzeit oder was, da möchts Sterbn wohl noh viel bitterer werdn. Nit?“

Einen Mann, der das Jahr vorher ſeine Kinder verloren hatte, zwei Knaben von drei und vier Jahren, fragte jemand taktlos, wie er den letzten Weihnachtsabend zugebracht habe.

„O Freund, ich habe mir was Schreckliches angetan!“ antwortete er, „im Gedenken an die glücklichen Abende der letzten Jahre, in Liebe zu meinen toten Kindern habe ich auch heuer einen Tannenbaum aufgeſtellt. Aber wie war es dabei? Meine Frau ſah ihn kaum, ſo fuhr ſie zurück, als habe man ihr ins Geſicht geſchlagen. Dann ging ſie weinend auf ihr Zimmer und ich war bei der Herrlichkeit allein. Ich ſage dir, nichts Traurigeres habe ich erlebt in meinem ganzen Leben als dieſen *Chriſtbaum ohne Kinder*. Mit einem Stock ſchlug ich die Lichter herab und trat ſie mit den Stiefeln tot. Nichts Weichliches fand ich mehr in mir, nur Zorn, nur Wut gegen das Schickſal, das uns in bodenloſer Bosheit unſer Liebſtes genommen hat.“

Dieſe herzdurchſchneidende Klage hat es mir wieder klar gemacht, was für uns andere die jungen, kleinen Menſchen bedeuten. Unſeren Feſten fehlt die Seele, unſerem Leben der Inhalt, ohne Kinder.

Was aber geſchieht nun weiter? Dem Mann will es keine Ruhe laſſen, daß er den Chriſtbaum mißhandelt hat, den Baum, in deſſen Zweigen die Seelen ſeiner verſtorbenen Kinder heimen. Er findet keinen Schlaf, keinen Frieden, bis er aus dem Hofwinkel den geſchlagenen Baum wieder hervorholt, aufrichtet, mit hellen Bändern ſchmückt, mit neuen Kerzlein beſteckt. Dann holt er ein armes Mädchen ins Haus, ein kleines, dem vor Wochen die Mutter geſagt hatte, das Chriſtkindel würde kommen. Es war aber nicht gekommen und die Mutter hatte man in das Krankenhaus gebracht. So wartete das Kind noch immer auf den Chriſtbaum. Und nun ſtand er da, der heilige Baum, und hatte viele Lichter und ſchöne Sachen. Die Frau des Mannes aber kam nicht herbei, ſondern klagte ſchreiend, wie er ihr das habe antun können, mit einem fremden, ſchmutzigen Balg ihr die liebe Kinderſtube zu verleiden, als ob die eigenen Kinder ſchon verdrängt wären. Eine dumme Duſelei ſei es und nichts weiter.

Es verging die Zeit. Der Mann war ruhig geworden, aber die Frau verſank in ein noch tieferes Leid. Sie ſchmückte das Grab, ſie hegte die leer gewordenen Kleidlein, ſie hielt die hinterbliebenen Spielzeuge wie ein Heiligtum. Aber ihr Schmerz wurde nicht geringer.

Mittlerweile war dem armen Kinde die Mutter geſtorben. Da ward die Frau geweckt, ſie ging hin, nahm die kleine Waiſe und führte ſie in ihr Haus, in die Stube, wo einſt ihre eigenen Kinder geſpielt und gejubelt hatten. Das kränkliche Kind brachte ihr Sorge und Kummer, der Kummer brachte die Liebe, und mit ihr kam in das wunde Mutterherz der Friede.

Unſerem Hauſe aber fehlt die Seele, unſerem Leben der Inhalt, ohne die Liebe.

Die Meinigen behaupten, ich ſchnitte allemal ein ſaures Geſicht, ſo oft die Poſt Pakete mit irgendwelchen Spenden bringe. Es mag wohl ſo ſein, weil die Retournierung immer Umſtände macht. Denn ich brauche nichts. Geſchenke zerſtören die Freundſchaft, wenn man nicht zurücktut. Man kann ſo viel beſchenkt werden, bis man bettelarm iſt. Hundert freundliche Menſchen ſchenken dir Kleinigkeiten, die du nicht brauchſt, dafür ſollſt du jedem der hundert Spender auch eine Kleinigkeit ſchenken. Einer gegen hundert! Iſt es dann ein Wunder, wenn das Geſicht ſauer wird?

Eines Tages vor Weihnachten kam ein niedliches Holzkiſtchen an. Es hob ſich ziemlich ſchwer. Was kann da wieder drinnen ſein? Es ſteht keine Inhaltsangabe. Wer iſt der Abſender? Der Name iſt verwiſcht und unleſerlich. „Am Ende eine Höllenmaſchine!“ ſagte ich, „laſſet es zurückgehen!“

Meine Töchter aber beguckten das Kiſtchen von allen Seiten. Die Jüngſte ſchnupperte mit dem Näschen: „Das riecht gut!“ Da bemerkten wir an der halbverwiſchten Aufſchrift das Wort: „Nobel“. Der Mann hat Dynamitfabriken in unſerem Lande. „Nobel-Dynamit! Na, ſei ſo gut! Fahr' ab mit dem Kaſtel!“

„Der Nobelpreis wird's ſein“, riet die Zweitjüngſte.

„Machen wir's auf!“ rief die Jüngſte und hüpfte vor Vergnügen.

„Wenn's uns allmiteinander in die Luft ſprengt!“ gab die Zweitjüngſte zu bedenken.

Die Jüngſte erteilte den Rat: „Schicken wir um einen Feind, der das Kiſtel aufmacht.“

Derweil waren die Töchter ſchon beim Zeug mit Stemmeiſen und Hammer. Die Köchin und das Stubenmädel, die zur myſtiſchen Angelegenheit herbeigekommen waren, wichen ſchnell zurück und flohen in die Küche, hinter Mauern, wo ſie am dickſten ſind. Da gellte das Geſchrei: „Honig! Honig!“ Drei in Stroh wohlverwahrte Honigtöpfe wurden zu Tage gebracht. Mein Geſicht war ausnahmsweiſe und ſachentſprechend ſüß geworden und doch wollte ich noch am ſelben Tage den Spender, deſſen Karte ſich im Kiſtel gefunden hatte und der wirklich der Dynamitwerksdirektor war — recht auszanken und bitten, ſo was nie wieder zu tun. Da hatte die Zweitjüngſte ſchon ihren Hymnus fertig für den Spender:

„In dieſen Zeiten traut man nit,
Und iſt es doch ſo wonnig.
Wir wähnten böſes Dynamit,
Und fanden guten Honig.
Nun lecken wir und lecken wir,
Und dichten Jubellieder.
Und haben unſer groß Pläſier,
Und lecken immer wieder!“

Wenn der Peterl, mein ſechsjähriger Enkel, nicht juſt auf Bäumen, Hausdächern und Schiffstakeln klettert, hat er manchmal ſeine beſchauliche Stunde. Da beſpricht mit ihm einmal ſein kleines Schweſterl die Erbſünde, von der ſie in der Schule lernen mußten. Das Dirndel iſt ſehr aufgeregt über die Geſchichte, mit der die Adam und Eva einen ſo großen Schaden getan haben. Der Peterl iſt nachdenklich und antwortet endlich recht gelaſſen: „Die Kinder von Adam und Eva werden ſich wohl geärgert haben über die Erbſünde. Wir ſind ſie ſchon gewohnt.“

1910.

Die Schönheit der Zeit! Was iſt das wieder für ein Hirngeſpinſt! Wenn man von einer „ſchönen Zeit“ ſpricht, ſo meint man ſchönes Wetter, ſowie man unter einer „guten Zeit“ ſolche Jahre verſteht, in denen z. B. die Bedingniſſe des wirtſchaftlichen und geſellſchaftlichen Gedeihens ſind. Derlei meine ich jetzt aber durchaus nicht. Ich empfinde die Schönheit der Zeit an ſich. Es iſt mir ein Wohlbehagen, an die Länge meiner Vergangenheit zu denken, an die vielen Jahre, die zwiſchen dem heutigen Ich und einem mich betreffenden Ereigniſſe liegen, ich empfinde dabei ſo etwas wie Großzügigkeit meiner Weſenheit, wie einen befreienden Abſtand vom Alltag. Wenn andere darüber erſchrecken, daß ſie ſchon alt ſind, empfinde ich eine lange Vergangenheit wie einen Schatz, wie ein unveräußerliches Eigentum. Alle unſere Vergangenheit, zähle ſie auch noch ſo viele Jahre, erſcheint uns wie Jugend. Alſo, daß ich meine perſönlichen Lebensepochen mit dreißig, mit vierzig, mit ſechzig Jahren meſſen kann, löſt in mir allemal, ſo oft ich daran denke, ein behagliches, hochgemutes Gefühl aus, deſſen Begründung mir übrigens dunkel iſt. Es iſt das unbegreifliche Gefühl der Schönheit. Möchte wiſſen, ob das auch andere ſo haben. Ausſprechen hörte ich es nie.

Klarer iſt mir die Schönheit des Raumes. In einem geräumigen Zimmer zu wohnen iſt nicht bloß deshalb angenehm, weil es Raum für weitere Bewegungen gewährt, vielen Platz für allerhand Sachen hat, oder weil man freier Luft ſchöpfen kann. Es iſt noch etwas anderes, das mir in einem geräumigen Zimmer wohltut. Ich fühle mich in ihm ſchwunghafter. Ich liebe die glatten Wände ohne viel Bilderwerk und anderen Zierat, ich liebe die freien Flächen auf Tiſchen und Schränken. Das Vollgeräumte, die üppigen Fenſtervorhänge, das prunkhafte Meublement, die ſogenannten Nippſachen ſind mir ein Greuel. Es ſtößt ſich daran mein Auge, das glatt und frei hinfliegen will, es engt mein ganzes Weſen ein. Alles, was mir in der Wohnung überflüſſigerweiſe den Eindruck des Raumes zerſtört oder den Raum, wenn auch nur für das Auge, beengt, iſt mir zuwider. Ein Zimmer, das für andere den Eindruck der Leerheit macht, wird für mich erſt wohnlich, weil ich den Raum an ſich wie etwas Heimliches und Schönes empfinde.

Daß uns in der freien Natur und auf hohen Bergen ſo wohl iſt, hat viele Gründe; ein beſonderer aber, der den meiſten nicht bewußt wird, iſt der weite Raum! Man glaubt, es ſei die Luft, es ſeien die Naturdinge, die man in geringerer oder größerer Entfernung in verſchiedenartigſten Beleuchtungen vor ſich ſieht. Aber das Geheimnis all dieſer Schönheit iſt der Raum. Hätten wir die Naturgegenſtände in enger Nähe um uns herum, wie unausſtehlich! Aber auch unendlich, unabſehbar darf der Raum nicht ſein, um ſchön auf uns zu wirken. Eine unermeßliche Ebene iſt für unſer Gemüt belaſtend, wenn aber in der Ferne die blauen Gebirge ſtehen oder hoch am Himmel die lichten Wölklein ſchweben oder in der Nacht die Sterne leuchten, die uns eine Begrenzung des leeren Raumes anzeigen, dann empfinden wir den Raum als Schönheit. So angenehm ein weiter Raum auf uns wirkt, ſo bedarf er doch der Begrenzung, um ihn als

Raum zu empfinden, um in uns das Gefühl des Behagens und der Erhabenheit zugleich zu wecken. Zeit und Raum haben mit dem Schönen inſoferne etwas zu tun, als ſie ein wonniges Ahnen in uns wachrufen, ein Gefühl, das ja offenbar ins Bereich des Schönen gehört.

So recht empfinde ich — um ein Beiſpiel zu ſagen — das Geheimnis des Raumes, wenn ich zur ſtillen Nacht in meinem Grazer Zimmer ſitze, da ich erſt wenige Stunden früher auf dem Stefansplatze in Wien geſtanden war. Das Glanzmeer des elektriſchen Lichtes, die hohen Gebäude ringsum, der Großſtadtlärm, das Gedränge, all das ſpielt ſo lebhaft in mir nach, daß ich noch alles zu ſehen, zu hören meine, und doch iſt zwiſchen jenen Gegenſtänden und mir in wenigen Stunden ein Raum geworden, in dem Länder und Gebirge und weite, weite Ebenen liegen. Und dieſe Vorſtellung erzeugt in mir ein ſinnliches Behagen und das Gefühl der Sieghaftigkeit.

Wie mag das bei anderen ſein? Vielleicht hätten da die „Kilometerfreſſer“ was zu ſagen.

„Das Angenehmſte, was einem paſſieren kann, iſt, beneidet zu werden,“ ſagte mir Anzengruber einmal. „Nicht juſt, weil's einem deſſentwegen gut gehen muß, vielmehr weil ſich die falſchen Freunde giften müſſen. Und das iſt doch auch was wert.“

Hamerling hingegen wollte nicht beneidet werden. Er, der keines Menſchen Feind war, wollte auch keine Feinde haben. Inſofern war ihm der Erfolg ſogar unbequem. Der Erfolg erzeugt Neid und der Neid macht Feinde. Und das nicht einmal ehrliche, offene Feinde, ſondern heimliche, tückiſche, heuchleriſche, die noch weit ſchlimmer ſind. Gerade aus dem Freundeskreiſe rekrutiert dieſes Gezücht. „Wehe den Beneideten! Es gibt Leute, die lieber das Verbrechen verzeihen als den Erfolg.“ Einen ähnlichen Ausſpruch hat der Dichter des „Homunkulus“ einmal getan.

Theoretiſch halte ich's mit Anzengruber, der ſeinen Mißgünſtigen mit Wonne den Ärger gönnt, tatſächlich aber mit Hamerling. Beneidet zu werden, das iſt mir unheimlich. Nach jedem Erfolg, und ſelbſt wenn ich daran völlig unſchuldig bin, habe ich das Unbehagen: Gott weiß, wie viele dich jetzt wieder beneiden! Und gerade um das, woran mir ſtets am wenigſten lag. Denn weil es nichtige Menſchen ſind, ſo beneiden ſie andere eben nur um Nichtigkeiten. An meinem inneren, moraliſchen Erfolg im Volke gehen ſie vorüber, den verſtehen ſie nicht. Aber das Honorar denken ſie ſich ſo hoch, daß ſie darüber nicht ſchlafen können. Und die Popularität, die öffentliche Anerkennung macht weniger glückliche Kollegen und Kolleginnen heimlich wütend. Nun ſind aber Schlafloſigkeit und Tollwut große Übel, die ich ſelbſt meinen beſten Feinden nicht wünſche. Denen zu lieb wäre ich beinahe imſtande, meine Reichtümer ſcheffelweiſe ins Meer zu werfen oder alle Kritiker und Zeitungsſchreiber des deutſchen Reiches, die öſterreichiſchen miteingeſchloſſen, perſönlich zu beleidigen, damit die Neider eine Freude erführen. Solchen, die meine Bücher immer wieder nach der Schablone loben, habe ich tatſächlich ſchon verletzende Briefe geſchrieben und in Leſeſtücken und Spottgedichten mich darüber luſtig gemacht, weil ſie vor lauter Anerkennung vergeſſen, meine Schriften etwas eingehender zu charakteriſieren, nicht daraufhin, ob ſie „gut“ oder „ſchlecht“ ſind, ſondern was ſie ſonſt ſind.

Seit einiger Zeit fängt's auch an, beſſer zu werden. Statt zu loben, tadeln ſie, allerdings den Tadel ſo wenig begründend als früher das Lob, aber den armen Seelen im Fegefeuer des Neides iſt damit doch etwas geholfen. Nun, mit der Zeit wird ſich's ſchon machen.

Ob jene Sauerampferſeelchen einen nicht auch beneiden um das wahre und reine Glück, Freunde zu haben, die einen nicht beneiden! Vielleicht können ſie es nicht faſſen, aber es gibt ſolche. So wie mir ſelbſt der Neid eine unbegreifliche Sache iſt, ſo habe ich Freunde gefunden, die bei allem manchmal auch kritiſchen Freimut ohne das leiſeſte Räuchlein von Mißgunſt mich in Glück und Leid durchs Leben begleiten. Darunter gibt es Kollegen, die das äußere Geſchick auch nicht immer gut bettet; ſie laſſen es nicht dem zeitweilig Glücklicheren entgelten. Sie ſind und bleiben ein verläßlicher Halt. Von ſolchen wahren Freunden habe ich mein Lebtag keinen verloren, außer durch den Tod.

Schon ſeit längerer Zeit war es mir aufgefallen, daß unſere Oper ſo ſchlecht beſetzt iſt. Das Orcheſter dünn, keine friſchen Stimmen. Und ſo ſeelenlos. Es war manchmal nicht anders, als ob ein Phonograph ſpielte.

Dann kam die Influenza. Sie war nicht ſchwer. Huſten, Schnupfen und Kopfſauſen. Und ſiehe, eines Morgens verſchlief ich die Aufſtehſtunde. Es war ja alles ſo ruhig geweſen, kein Wagengeraſſel auf der Straße, kein Geräuſch im Nebenzimmer. Selbſt die Uhr war ſtehen geblieben. Beim Aufſtehen ſtieß ich von ungefähr den Kerzenleuchter vom Käſtchen, er fiel auf den Holzboden, und doch fiel er wie auf Wolle, ſo geräuſchlos. — Was iſt es denn, daß heute alles ſo ſanft und weich anmutet? Draußen das Straßengewoge — alle Wagen „Gummiradler“. Im Zimmer griff der Pendel der Wanduhr weitaus und war ſtill. Plötzlich ſtand mein Töchterlein da und hatte ich doch nicht wahrgenommen, daß es hereinkam, jetzt ſchnäbelte es lebhaft mit den Lippen, jetzt zog es das Geſichtchen breit, jetzt faßte es mich an der Hand und zerrte daran. Im Nebenzimmer ſaßen die anderen beim Frühſtück, ich ſah ſie löffeln und lachen und zu mir reden. Und ich hörte nichts.

Sie huben an, auf mich einzurufen, zu ſchreien, ich hörte es wie Stimmchen aus einem ſchlechten Telephon. Meine Frau hatte ſchon ein ernſthaftes Geſicht und ich verſtand: „Mach keine Torheiten, Vater!“

Ich machte ja keine. Ich war taub geworden.

Anfangs kam mir die Sache faſt poſſierlich vor Dann wurden die Ohren bearbeitet, Verſuche angeſtellt mit allerhand Geräuſchen. Die gröbſten davon hörte ich wie einen Lärm aus der Ferne und die lebhafteſten Geſpräche um mich waren, als kämen ſie durch die angelehnte Tür eines Nebenzimmers. Und das Forte des Klaviers zirpte klangslos wie ein verbrauchtes Spinett aus dem achtzehnten Jahrhundert.

„'s hat dir halt 's Gehör verſchlagen“, urteilten ſie, „das kommt bei der Influenza oft vor und in zwei Tagen iſt alles vorüber.“ Dann kamen die Hausmittel dran. Als es in acht Tagen nicht vorüber war, ging ich zum Arzt. Der unterſuchte und erzeugte allerlei Geräuſche und Klänge um die Ohren, um den Kopf herum. Der blieb ziemlich verſtockt und da ſagte mein Arzt: „Ich würde mich freuen, wenn Sie in den Ohren recht große Schmerzen hätten!“

Dieſe deutlich geſprochenen Worte verſtand ich wohl mit den Ohren, aber ſonſt verſtand ich ſie nicht. Den Doktor hatte ich doch immer als einen guten mitfühlenden Menſchen gekannt. „Wenn Sie Schmerzen hätten“, ſetzte er bei, „wenn eine Entzündung vorhanden wäre, ſo könnte es in wenigen Tagen vorüber ſein. Aber ich ſehe, daß es ein veraltetes Leiden iſt und daß Sie ſich mit dem Gedanken werden vertraut machen müſſen —“

Das weitere ſagte er leiſer, aber ich verſtand ſchon.

„Was eben noch möglich iſt, das müſſen wir zu retten trachten.“

Dann begann die Kur. Faſt täglich operative Eingriffe mit Sonde und Schlauch in das Innere des Kopfes.

Da gab es wahre Orkane im Schädel, doch nach denſelben war allemal wieder alles ſtill.

Und ſo währte es Tag um Tag. Ich hatte ſonſt den Geſprächen der Hausgenoſſen, ſoweit ſie nicht gerade mit mir geführt wurden, wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt, ſondern mich gern für die Sammlung in mich ſelbſt entſchieden. Jetzt aber, da mein Ohr nicht hörte, war ich neugierig geworden. Sah ich ſie ſprechen, ſo wollte ich auch wiſſen, was ſie ſich ſo angelegentlich zu ſagen hatten. Es kam mir manchmal vor, als wären es Geheimniſſe, die ich nicht wiſſen ſollte, weil ſie ſo leiſe miteinander ſprachen. Dann ging ich ein wenig verſtimmt auf mein Zimmer.

Dort ruhig im Lehnſtuhl ſitzend, hörte ich in den Ohren zeitweilig den Widerhall des Herzſchlages. Anders kann ich das regelmäßige Pochen des Pulſes, das an die Schläfe und ans Trommelfell ſchlägt, nicht bezeichnen. Aber zumeiſt war auch dieſer Widerhall nicht zu ſpüren und dann war es ſtill — ſtill um mich, wie in der ewigen Ruh'.

Alſo wieder ein Tor zugeſchloſſen zwiſchen der unendlichen Außenwelt und dem Pünktchen, das man Ich nennt. Die Einſamkeit iſt ja doch dein Fall, tröſtete ich mich. Taubheit iſt faſt das einzige Leiden, das man nicht ſpürt, wenn man allein iſt. Nur auf deine zwei Fenſterlein gib acht, durch dieſelben ergötze dich an dem ſtummen Marionettenſpiel, das dich umgaukelt. Biſt du taub, ſo iſt die Welt ſtumm. Und ein ewiger Feierabendfrieden iſt dein.

Aber wenn der Frühling kommt, kein Vogelſang, kein Gewitterdonnern, kein Sturmbrauſen, kein Waſſerrauſchen. Das Rauſchen des Gebirgsbaches zu hören, dafür wollte ich alle anderen Töne, Sänge und Klänge verſchmerzen. Ei doch noch eins: Bei dem Gedanken daran: Du wirſt das Plaudern deiner Enkel nicht mehr hören! iſt mir bitter weh geworden.

Nun begann ich auf allen Wegen den Menſchen auszuweichen, beſonders den Bekannten und Freunden. Von all dem Guten, was ſie mir ſagen wollten, verſtand ich ja doch nichts. Und auf meine Bemerkung, daß ich ſchwerhörig ſei, lachten ſie oder ſchrieen mir die Worte ins Geſicht, wie einem Kretin, um in der nächſten Minute wieder zu flüſtern und verblüffte Geſichter zu machen, wenn man unrichtige Antworten gab oder ſchwieg. Die mehr mit mir zu tun hatten, wurden nervös, aufgeregt und pikiert, wenn ſie laut ſprechen mußten und Mühe hatten, mir etwas beizubringen. Es iſt oft die Tatſache bemerkt worden, daß ſchwerhörige Leute unliebenswürdiger und mürriſcher wären, als etwa blinde. Ich glaube, die Urſache liegt nicht ſehr tief. Der Taube merkt an den Leuten das Unbequeme und das Unbehagen im Verkehr mit ihm; er empfindet es, als ob er in Geſellſchaft zur Laſt wäre, ja daß man ſich geradezu über ihn luſtig mache, das ſcheut ihn zurück und verbittert ihn allmählich.

Dieſe und ähnliche Leiden hatte ich noch nicht einmal erfahren, aber ich empfand ſie bereits. Ich dachte nach, wie nun, gleichſam im neuen Gefängniſſe, hinter verſchloſſenen Toren der Ohren, mein Leben einzurichten wäre. Das Unvermeidliche gelaſſen zu ertragen, das ſtand feſt. Mich von der Welt und den Menſchen ganz zurückzuziehen, jedoch ſie um ſo mehr zu achten, je weniger Schlimmes ich über ſie zu hören bekam, das lag auch nahe. Die ewige Stille will ich ertragen, will ſie, wenn möglich, zum Frieden des Gotteshauſes machen. Nur die zwei Fenſterlein, die beſchütze mir, mein gütiger Gott. Deine Schöpfung will ich ſehen — und nicht in der Anhörung, ſondern in der Anſchauung Gottes, ſagt die Schrift, liege die Seligkeit.

Ach, da denke ich an die lieblichen Lieder des Volkes, an die Klänge Beethovens, Mozarts, Wagners, Verdis, Kienzls, Löwes. War hier die Anhörung keine Seligkeit? Dann noch etwas. Landſchaften, bildende Kunſtwerke uſw. kann der Blinde ſich (wenn er überhaupt je einmal geſehen) nach Beſchreibungen zur Not vorſtellen. Geht das auch mit der Muſik? Kann man ſich ein Tonſtück beſchreiben laſſen? Anderes hat verſchiedene Wege, um in uns einzugehen, die Muſik hat nur einen ...

Der Menſch hat eine treue Freundin an der Gewohnheit. Wird er in ein dauerndes Mißgeſchick verſchlagen, ſofort — ſchon am dritten Tage — beginnt ſie zu ſchlichten und umzugeſtalten, um die Laſt erträglicher zu machen. Zuerſt hofft man eine Weile aufs Beſſerwerden und bis man deſſen müde geworden iſt, hat die Gewohnheit ihre Arbeit vollführt. Doch bei mir kam es gnädiger. Die Taubheit ging allmählich in Schwerhörigkeit über und dieſe in einen noch geringeren Grad. Ich höre wieder, dumpfer und ſtumpfer zwar, aber taub bin ich nicht. Daß ich's einmal ein Weilchen geweſen, war ein ſehr wirkſamer Wink, auch für den Schall, für den Klang, beſonders aber für die warme Menſchenſtimme dankbar zu ſein.

„Zu Ihnen hätte ich Vertrauen", ſagte er weichmütig, während es ſchien, als ſchäme er ſich deſſen. „Das Beichtengehen habe ich mir ſchon lange abgewöhnt. Gibt aber halt doch Sachen, die man mit der Zeit nicht ertragen kann. Etwan weil ſie ſchwerer werden oder weil unſereiner ſchwächer wird. — Aber ein ſchönes Zimmer haben S'." So unterbrach er ſich, als ob ihn der augenblickliche Eindruck des Zimmers die ſchweren Anliegen ſchon vergeſſen ließe.

Ein mir wohlbekannter Grobſchmied aus dem Murtale war's, der wegen einer geſchäftlichen Angelegenheit auf ein paar Tage nach Graz gekommen war und bei dieſer Gelegenheit mich beſuchte. Er hatte in der Stadt mancherlei Gänge gehabt und dabei war der Grobſchmied, der ſeine Kraft mehr in den Armen als in den Beinen hatte, etwas müde geworden und hatte ſich gedacht, er beſuche den „Herrn Dichter“. Es ſei ihm bei dieſem Herumgehen nämlich eine alte Geſchichte eingefallen, die ſich mit ihm früher einmal in Graz zugetragen, die ihm in ſchlafloſen Nächten zu ſchaffen mache und die er gern vom Gewiſſen haben möchte. — Ob ich mich nicht erinnern könne, wie ihm dazumal auf dem Grazer Bahnhof die Brieftaſche geſtohlen worden iſt?

Nein, davon wiſſe ich nichts.

„Es iſt geredet worden davon“, ſagte der Schmied. „Nur die Urſache weiß niemand als ich. Iſt es Ihnen recht, wenn ich die dumme Geſchicht’ erzähle?“

„Aber natürlich. Wollen Sie ſich dazu nicht eine anſtecken!“ und ſchob ihm das Zigarrenkiſtchen vor.

„Vergelt’s Gott. ’s iſt nicht der Brauch, daß der Menſch beim Sündenbekennen Tabak raucht.“

„Nun, alſo legen Sie los.“

Der Alte neigte ſich vor, ſtützte ſeine Ellbogen auf den Tiſch, legte die flachen Hände an die Stirn und begann — heiſer zu lachen. „Wir Oberſteirer tun immereinmal gern Leut’ foppen“, ſagte er dann. „Bin auch ſo einer geweſt, aber ſeit neun Jahren foppe ich nimmer, hab’ mir’s abgewöhnt. — Na, geweſt iſt die Geſchichte ſo. Bin dazumal nach Graz gefahren, eines Eiſengeſchäftes wegen war’s. Hab’ mich ſelben noch nicht ſo ausgekannt in der Stadt und hat mich der Donatl herumgeführt. Von einem meinigen Bruder der Sohn, der beim Militär iſt geweſt und für die paar Tage Urlaub bekommen hat. Ein gutmütiges Bürſchel, ein wenig von der leichten Seiten, und die Zeit iſt einem bei ihm nicht lang worden. Sind auch ins Theater miteinand, ins Wirtshaus und überallhin. So gut wie dazumal hab' ich mich ſelten unterhalten in der Stadt. Am dritten Tag iſt's die höchſte Zeit, daß ich heimfahr', ſchier 's ganze Geld iſt beim Teuxel geweſt. Da fällt's mir im Vorwitz ein: Halt, heut' foppeſt einen Spitzbuben! Zieh aus dem Leibelſack die leere Brieftaſchen, ein alter Fetzen, und ſtecke ſie auswendig in den Rockſack, ſo daß ſie ein biſſel herausſchaut. Will doch einmal ſehen, ob's wirklich ſo ſchlimm iſt mit den Taſchendieben in der Stadt. Unterwegs zum Bahnhof ſchau' ich mir noch den Zirkus an, kauf' mir nachher ein Glas Bier und auf dem Bahnhof ſtellt mein Soldat ſich nochmals ein, um ſich bei mir zu verabſchieden und mir Grüße an ſeine Leute daheim mitzugeben. Hernach ſchieb' ich mich durchs Gedränge gegen den Schalter hin, um die Fahrkarte zu kaufen, zahle ſie mit Silbergeld aus dem Lederbeutel, ſtecke den wieder in die Hoſentaſche und denk': „So, alte Grazerſtadt, jetzt ſchau dir den Schmiedemeiſter Neſſelbacher von hinten an. Nun höre ich auf einmal Getrappel in der Halle und die Leute fahren durcheinander. Was iſt denn geſchehen? frage ich. — Ein Taſchendieb! heißt es, der Sicherheitsmann hat einen Taſchendieb abgefangen. Ich taſte nach meiner Brieftaſche, richtig — die iſt glücklich weg. Und hab' heimlich keine ſchlechte Freud' darüber, daß ein Langfinger in den billigen Köder geſchnappt hat und dabei erwiſcht worden iſt. Wie ich aber hinſchau' — o du heilige Mutter Anna! — zwei Sicherheitswachmänner haben ihn dazwiſchen und legen ihm Eiſen an die Hände — und iſt's der Soldat, der Donatl, meines Bruders Sohn. Seine Mütze tief über die Augen herab und ſchnappen ihm die Knie ein. Wem was geſtohlen iſt, der ſoll ſich melden! wird ausgerufen. Ich ſchau' daß ich durch den Warteſaal hinauskomm' zu meinem Eiſenbahnzug. Da haben ſie mich aber aufgehalten und geſchrien: Der iſt's, dem hat er die Brieftaſche aus dem Sack geſtohlen und der Wachmann, der es auch geſehen, ſagt: „Wahr iſt's. Aber ich ſtoß' mit den Ellbogen die Leut' weg und ſag': Laßt's mich einſteigen, ich weiß von nichts. Ein dummer Spaß iſt's geweſt, ſonſt nichts. Und wie ſie den Soldaten zu mir führen, ſag' ich ihm's ins Geſicht: Wegen einer Wett' iſt's hergegangen, gelt, Donatl! Sind ja Vettern zuſamm' wir zwei — und werden einander beſtehlen. Zum Lachen iſt's! Daß ich's nicht wahrnehm', hat er gewettet, wenn er mir einmal ſpaßeshalber ſo flugs heimlich — — gelt Donatl? Iſt ja eh kein Knopf drinnen, ſag' ich, ſchauts nur einmal nach in der Brieftaſchen! — Na ja, da haben ſie ihm freilich die Eiſen wieder abgenommen und der Wachmann hat uns noch belehrt, ein andermal ſollten wir ſolche Späße unter uns allein treiben und nicht unter den Leuten zum Ärgernis. Ich ſpring' in meinen Wagen und iſt's mir lieb geweſt, daß der Zug abfährt.“

„So iſt ja alles noch ganz nett abgelaufen,“ warf ich ein.

„Auswendig,“ antwortete der Grobſchmied. „Einwendig freilich wohl nicht. Der Donatl hat's halt wohl recht gut gewußt, daß wir nichts verabredet haben und daß ich's weiß, daß er mich allen Ernſtes hat beſtehlen wollen. Und daß ich ihn nur ſchandenhalber herausgeriſſen hab. Hat ſich mir auch nimmer unter die Augen getraut, ſein Lebtag nimmer. Iſt überhaupt nimmer heimgekommen. Nach einem Manöver haben ſie ihn tot auf dem Felde gefunden. Erſchoſſen. Aus Unvorſichtigkeit oder wie. Man hat nichts rechtes erfahren können. — Und das iſt die ganze Geſchichte.“

Dieſer Schluß war mir gerade genug. So hatte ich's nicht erwartet. „Und da denken Sie halt manchmal dran,“ ſagte ich.

„Das glaub' ich, lieber Herr, daß ich daran denke!

Schier alle Nacht. Iſt ſonſt ein braves Bürſchel geweſt, man hat nichts Schlechtes von ihm gehört. Aber leicht zu wenig Geld, wie es luſtigen Soldaten ſchon geht. Und meine Dummheit hat ihn in Verſuchung geführt wie der Teufel ſelber. Und ich fürcht' halt alleweil, die Geſchicht' iſt Urſach', daß er iſt gefunden worden — die Kugel durch den Hals. Weil er wohl gar gemeint hat, ich hätt' die Sach' ſeinen Eltern erzählt, ſo hat er ſich nimmer heimgewagt. Aber man weiß nichts rechtes. In unſerer ganzen Freundſchaft (Verwandtſchaft) iſt ſo eine Unehr' nie vorgekommen.“

Während dieſer Erzählung war der Mann immer betrübter geworden, nun ſaß er eingeknickt da, hielt ſeine Hände vors Geſicht.

Das Wort Erinnerung iſt eine gangbare Münze, die ſehr klein iſt und die doch nicht jeder wechſeln kann.

Was iſt denn Erinnerung? Landläufig gilt ſie als die geiſtige Wiedervergegenwärtigung von etwas, das vergangen iſt. Wenn jemand „Erinnerungen aus ſeinem Leben“ ſchreibt, ſo glaubt alles, er biete Darſtellungen aus ſeiner Vergangenheit, ſo weit dieſe ihm etwa noch im Gedächtniſſe iſt. Mit welchem Rechte glaubt man das? Mit dem bedenklichen Rechte des Sprachgebrauchs. Man ſollte ſich doch einmal das Wort und ſeine unmittelbare, ganz offenliegende Bedeutung anſehen. Heißt es denn Vergegenwärtigung, Wiederinnewerden, Wiederdenken der Vergangenheit? Heißt es Gedächtniserweckung, heißt es Wiederkäuen längſt verdauter Zeiten und Begebenheiten? Nein. Es heißt Erinnerung. Einkehr in ſein Inneres. Nicht eigentlich in die Vergangenheit dieſes Inneren, vielmehr in deſſen Gegenwart. Es heißt ſich beſinnen auf ſich ſelbſt. Es heißt Wahrnehmung, Bewußtwerdung der inneren Weſenheit, nicht gerade wie ſie einmal lebte und webte, ſondern wie ſie zur Zeit lebt und webt.

Aus dem mißverſtandenen Worte kommt das Mißverſtehen der Sache. Alſo gilt es für müßig und zumeiſt überflüſſig, ſeinen „Erinnerungen“ nachzuhängen. Man meint, ſo jemand lebe nur in der Vergangenheit, ſei ein Träumer, der ſich von der fruchtbaren Gegenwart abgewendet halte, für die Zukunft weder Empfindung noch Verſtändnis habe, alſo eigentlich ein unbrauchbarer Menſch ſei. Und gerade dem tüchtigen, tatkräftigen Menſchen iſt vor allem Erinnerung nötig. Das Erinnern auf ſich ſelbſt, das Innewerden deſſen, was er will, was er kann, das Aufwecken der Kräfte. Alle äußeren Taten, wenn ſie richtig ſein und bedeutſam werden ſollen, müſſen ſo dem Inneren entſpringen. Das iſt Erinnerung.

Ein Erinnern iſt es freilich auch, wenn man in ſeinem Gedächtniſſe Eindrücke der Vergangenheit zuſammenſucht und wieder belebt. Aber das ſind nur Wiederbelebungsverſuche, die zumeiſt mißlingen. Die meiſten Menſchen trauen ſo viel ihrem Gedächtniſſe zu und haben keine Ahnung, wie unverläßlich, wie falſch es iſt, wie es Dinge und Erlebniſſe oft abſolut anders erzählt, als ſie geweſen ſind, oder ſich zugetragen haben. Die Vergangenheit unterliegt der Gegenwart, das Tote dem Lebendigen, das Gedächtnis der Phantaſie. Die Vergangenheit wird unwillkürlich der Gegenwart angepaßt, in die Gegenwart überſetzt und die Dinge kommen dir nicht zum Bewußtſein, wie ſie einſt geweſen, ſondern, wie du ſie heute einbildeſt. Folglich iſt auch in dieſem Sinne die Erinnerung nicht ein Zurückgreifen in die Vergangenheit, ſondern eine Einſchau in die gegenwärtigen Zuſtände deines inneren Weſens.

Solche inneren Erlebniſſe ſind für den, der ſie erlebt, ſo wichtig wie die äußeren. Ja, noch weit wichtiger. Sie ſind kein Zufall, ſie ſind ſein wahres Selbſt. Sie ſind ein lebhaftes Empfinden ſeines Ich, ſie ſind ein neues Geſchehen. Die äußeren Geſchehniſſe können zwar oft Anlaß zu den inneren geben, noch öfter jedoch wird inneres Erleben die Quelle des äußeren Erlebens, ſo daß der Dichter ſagen kann: Alles Schickſal ſteigt allein aus deinem Herzen. Äußere Zufälligkeiten mögen noch ſo gewaltig an dein Inneres ſchlagen und zeitweilig es erſchüttern. Sie ſind gering an Bedeutung gegenüber dem inneren Leben. Die Phantaſie, die Freude, die Seelenqual — ſie ſind faſt unabhängig von den äußeren Umſtänden — ſie weben und wehen in ihrer Art fort, ſo daß der glücklich geartete Menſch von keinem äußeren Schickſalsſchlage unterzukriegen iſt, während ein unglücklich veranlagtes Innenleben durch kein äußeres Glück ſelig gemacht werden kann.

Vieles, was ich ſo in meine Bücher hineingedichtet habe, iſt perſönliches Erlebnis von reinſtem Blute, ſind Ereigniſſe, die zwar niemand außer mir geſchehen ſah, die ſich in die reale Kette von Urſache und Wirkung nirgends einfügen ließen, und die ſich doch zugetragen haben und doch erlebt worden ſind.

Darum, wenn Dichter „aus dem Leben“ erzählen, iſt es nicht immer wohlgetan, Zeit und Ort des Geſchehniſſes auskundſchaften zu wollen, beſſer man ſteige wohlgemut in ſein Herz hinein.

Das klingt wie eine Botſchaft aus einer anderen Welt. Aus einer beſſeren Welt. Eben leſe ich's in der Zeitung und fürchte nichts, als ein Dementi.

Ein Maſchinen-Werksarbeiter in Fiume, der das Hauptſächliche zur Ergreifung einer großen Defraudationsbande beigetragen hat, verzichtet auf die Ergreiferprämie. Dieſelbe beträgt 10000 Kronen. Der Arbeiter verzichtet darauf freiwillig zu Gunſten der Armen von Wien. Es durchzuckt einen, wie ein elektriſcher Freudenſtrom. Dem Manne müßte man ein Denkmal ſetzen, wenn es nicht zu befürchten wäre, daß er's ablehnt.

Denn das iſt keiner von denen, die für Geld und Ehre brave Leute ſind. Das iſt einer von denen, die es unter allen Umſtänden ſind.

Aber ſchon zieht mich aus dieſer ſchönen Menſchenhöhe ein anderes Geſchehen in den ſchmutzigen Lehm herab. Wie jener Bauer ſeinen „glücklichen Tag" gelebt hat. An einem der letztvergangenen Herbſttage war's, daß ein Großbauer in die Stadt kam, um einen Ertrag für verkauftes Holz und Vieh in die Sparkaſſe zu legen. Es waren über 2000 Kronen. Auf dem Marktplatz kaufte er ſich Trauben, kontrollierte bei dieſer Gelegenheit ſeine Brieftaſche und ſteckte ſie wieder in den Rock. Aber dann — vor dem Sparkaſſagebäude angelangt, tat er einen Schrei, ſtürzte lärmend und mit den Armen ausſchlagend zurück auf den Platz und war leichenblaß im Geſicht. Sein Geld war weg. Beim Einſtecken fehlgeſchoben. Da torkelte ihm ein altes Weiblein zu; es ging an der Krücke vor ſich hingebeugt, weshalb es leicht ſehen konnte, was auf der Erde lag. Sie hielt die Brieftaſche in der Hand: „Habn's vielleicht was verloren, Vaterl?"

Die Brieftaſche an ſich reißend, ſprudelte er Worte der Wonne hervor. „Tauſend Gulden ſan drin!" rief er triumphierend. „So a Geld verlieren! Das wär' a Biſſel was. Frei ins Waſſer müßt ma gehn!" Und da er merkte, daß das Weiblein völlig außer Atem war, ſo eilends hatte es ihm zugeſteuert, öffnete er die Taſche und reichte der Finderin einen Zehnkronenſchein: „Das g'hört Ihnen, Frauerl, weil's gar a ſo g'lauſen ſan. Gunnens Ihnen a Glaſel Wein. B'hüt Ihna Gott!"

Die Alte ſtand krumm da, ſchaute ihm nach, und zeigte einem Wachmann, der herbeigekommen war, den Geldſchein.

„Wie viel, ſagt er, wär' in der Taſchen geweſen?" fragte der Wachmann.

„Tauſend Gulden, ſagt er."

Rief der Wachmann dem Bauer, der noch nicht um die Ecke war, nach: „Vetter! Stehen bleiben! Kommen S' her! Sie haben dieſer Frau zehn Kronen als Finderlohn gegeben!"

„Aber mei, iſt ja gern geſchehen. Wenn ein Menſch ſo ehrlich iſt, da gibt man gern was. Hat mich recht g'freut."

„Sagen Sie, wie viel Geld war in der verlorenen Brieftaſche?"

„Hiſch eins, hiſch eins, Herr" antwortete der Bauer, der nun zu merken begann, um was es ſich handelte. „Mein Viehgeld. Bei dreihundert Gulden wirds machen."

„Zeigen Sie einmal her!"

Er zauderte, tat es endlich aber doch und unter der Zeugenſchaft eines zweiten Wachmannes wurde nachgewieſen, daß ſich 2020 Kronen in der Taſche befanden.

„Sie wollen dieſe arme redliche Frau mit zehn Kronen abfertigen. Wiſſen Sie, daß ſie geſetzlich 202 Kronen Finderlohn zu fordern hat?"

„Wa nit aus!" ſagte der Bauer und machte ein langes Geſicht.

„Wenn Sie der Finderin dieſen Betrag nicht auf der Stelle auszahlen, ſo müſſen Sie mit ins Polizeiamt!"

Klagend und jammernd über ein ſolches Unglück kribbelte der Großbauer den Betrag mit aller Umſtändlichkeit aus der Taſche. Konnte es aber nicht begreifen, daß ein Menſch wegen eines kleinen Verſehens, die Brieftaſche neben die Taſche zu ſtecken, ſo hart geſtraft werden ſoll. Und daß ein anderer fürs Aufheben und Wiederhergeben ſo einen Haufen Geld kriegen ſoll.

Da krümmte das alte Frauchen ſich noch tiefer, und als ob ſie es in den Erdboden hinein ſagen wollte: „Wenn's Ihnen gar ſo hart ankommt, Mann! Ich brauch' ſein Geld nit. Wenn's bisher ohne das gegangen iſt, wirds es fürder auch tun. Wachmann, laſſen S' ihn aus. Ich ſchenk' ihm's. Da haben's auch das. — Behüt Ihna Gott!"

Sie ſchob ihm haſtig den Zehnkronenſchein in die Hand, der Bauer nahm ihn wirklich an, bedankte ſich und eilte der Sparkaſſe zu. — Nachher daheim ſeinen Bekannten erzählte er das ſelbſt und nannte es einen „glücklichen Tag!"

Es war, daß eines Tages wieder einmal ein Genie bei mir eintrat. Das hatte einen Rock an, der nicht mehr neu, einen Hemdkragen, der nicht mehr friſch war, letzterer halb verdeckt durch braunen, wohlgepflegten Vollbart. Ich kannte ihn nicht und er mich nicht — ſonſt wäre er kaum zu mir gekommen. Alsbald erzählte er mir, daß er höchſtwahrſcheinlich eine hochintereſſante Entdeckung gemacht habe, nur fehlten ihm die Mittel, ſie wiſſenſchaftlich zu beweiſen. Dann verbreitete er ſich über die uralte Annahme, daß im Atlantiſchen Ozean noch ein ſechſter Weltteil gelegen war, die Atlantis, der aber in einer einzigen Nacht in Verſtoß geraten ſei. Kein Menſch wüßte ſeit unzähligen Jahrtauſenden, wohin die Atlantis gekommen, aber er glaube ihr nun auf der Spur zu ſein. Durch irgendeine Naturkataſtrophe ſei die Atlantis von der Erde abgeſprungen, davongeflogen, ins Firmament gefahren und es ſei nichts anderes als der Mond aus ihr geworden. Darauf gekommen ſei er durch die ſehr wahrſcheinliche Tatſache, daß die höchſten Spitzen der Mondberge vom Niveau aus gerade ſo hoch ſeien als die größten Tiefen im Atlantiſchen Ozean, alſo daß der Bruch genau zuſammenpaſſe. Nur müſſe das, ſowie auch die Gleichartigkeit der Materie und anderes durch genaue Meſſungen und Unterſuchungen wiſſenſchaftlich erſt feſtgeſtellt werden, und dazu fehlten ihm eben die Mittel. Er bitte mich, für dieſen Zweck, der den ganzen Erdkreis angehe, eine große Geldſammlung zu veranſtalten. — Ich war gerade gut aufgelegt und habe den Forſcher zur Tür hinausgelacht.

Seither will mir das Lachen über dieſen Mann faſt vergehen. Die Annahme, daß der Mond ein losgeſprengter Teil unſerer Erde ſei, wird nicht durchwegs von ernſten Gelehrten abgelehnt. Manche erklären auch das Zurücktreten des Meeres als eine plötzliche und durch einen neu ſich geöffneten Raum verurſachte Kataſtrophe. Auch über das Abſprengen und Davonfliegen der ungeheueren Maſſe und über ihre dann allmählich entſtandene Abrundung haben ſich ſchon Theorien gebildet.

Das muß — übermutshalber bemerkt — von Mitteleuropa aus merkwürdig anzuſchauen geweſen ſein, wie zur nachtſchlafenden Stund im Weſten ein ungeheurer rotglühender Klumpen aufging, ſich ins Firmament hob und dort im Laufe der Zeiten als weiße Scheibe zu ſehen blieb. Und wie wird es den Atlantisbewohnern zu Mute geweſen ſein, als ſie mit ſolch prähiſtoriſchem Luftballon gegen Himmel flogen und trotz aller Gasentleerungen der Mondvulkane nicht mehr herab konnten!

Die lieblichſte aller Erdenidyllen für uns iſt eine Vollmondnacht. Welch ungeheuere Ereigniſſe mögen vor ſich gegangen ſein, bis das alles ward und alles zu dieſem regelmäßigen ſtillen großen Schwung gekommen iſt. So unerhört gewaltig iſt es, daß man auf die Vermutung kommen könnte, als ſei alles nur Phantaſie: Die Atlantis, der Mond — und mein Beſucher.

In einer niederöſterreichiſchen Landſtadt war's. Ich ging am Morgen längs der breiten Straße dem Bahnhof zu. Es war noch ziemlich ruhig, und da unterwegs ereignete es ſich, daß mir wieder einmal was einfiel. Ich fange an, ſolche Einfälle raſch aufzumerken, denn entweder ſind ſie ſo närriſch, daß es ihnen nicht dafür ſteht, im Gedächtnis haften zu bleiben, oder ſie ſind ſo geſcheit, daß ſie mir unaufgemerkt nicht wieder einfallen. Bleiſtift und ein Stück Papier fand ſich im Sack und in Ermangelung einer anderen Unterlage ſtellte ich mich an einen Laternenpfahl, um ſo die paar Zeilen aufzuſchreiben.

Da hörte ich hinter mir rufen: „Se, hörn's!“ Es war ein Sicherheitswachmann. „Se, da wird nicht Korreſpondenzkarte oder was g'ſchrieben!“

„Aber warum denn nicht? Hoffentlich ſteht der Pfahl ſo feſt!“

„Macht nix. Ich darf's keinem erlauben. Erlaubt man's einem, ſo könnt's nachher jeder tun wollen. Und denken Sie, wenn da jeder ſeine Korreſpondenzkarten ſchreiben wollt', da möcht' die Paſſaſch bald voller Leut' ſein. Ich muß die Paſſaſch frei halten. Nur weg da!“

Mir ſchien der löbliche Wachmann in ſeiner dienſtlichen Gewiſſenhaftigkeit etwas zu weit zu gehen, aber ich gehorche ſtets dem Geſetze.

Der Mann hat ja recht, in der Theorie. Wenn alle hier ihre Poſtkarten ſchreiben wollten, da würde die Paſſage bald gehemmt ſein. Doch praktiſch betrachtet, iſt es nicht allzu wahrſcheinlich, daß auf mein Vorbild hin die Bewohner der Stadt zuſammenliefen, um an dieſem Laternenpfahl ihre Schreibgeſchäfte abzuwickeln. Als ich dieſe Meinung dem Manne der Ordnung zu verſtehen gab, erklärte er ſie für Spott und Hohn und wollte mich einſperren. Ich entkam ihm auf den nahen Bahnhof, doch mein Einfall war weg. Der redliche Finder wird gebeten, mir denſelben zuzumitteln. Finderlohn was recht iſt.

Mir kam eine Frage: Welcher von zwei Menſchen iſt vorzuziehen, der, dem Gutestun ſchwer ankommt und es doch tut, oder der, welcher von Natur aus gut iſt und dem das Wohltun keine Anſtrengung koſtet? — Da denke ich nun ſo: Der erſte hat mehr Verdienſt vor Gott, der andere hat mehr Wert vor den Menſchen. Der erſte iſt gut, weil er gut ſein will, der andere, weil er gut ſein muß. Den erſten muß man von Fall zu Fall nehmen, auf den anderen kann man ſich verlaſſen.

Gelobt zu werden, das iſt ganz nett. Nur muß man ſich juſt nicht allemal was darauf einbilden. Ich erinnere mich an ein kleines Erlebnis in früheren Jahren.

Auf dem Bahnhofe zu Krieglach war's. Ich erwartete den Zug, der meinen Gymnaſialſtudenten aus der Stadt bringen ſollte auf die Ferien. Der Zug fuhr ein, der Knabe ſtieg aus und mit ihm ein Handelsagent. Kaum ich den Knaben kurz begrüßt, kam der Agent raſch auf mich zu, ſchüttelte mit beiden Händen lebhaft die meine und rief freudeſtrahlend: „Ach, Herr, das freut mich, Sie als den Erſten hier zu ſehen, das bedeutet Gutes. Sie wiſſen nicht, wie ſehr ich Sie verehre — wahrhaftig! Ihr ſchönes, ſchönes Werk — ach, wie danke ich Ihnen nochmals dafür — ſoll mir ein ewiges Andenken ſein. Ich gedenke einige Tage in Ihrem ſchönen Krieglach zu weilen. Sie haben es berühmt gemacht — ja wahrhaftig! Wie geht's Ihrer werten Familie? Alles geſund? Ja? Kinderln auch? Ja? Sehr erfreut. Sie kommen wohl manchmal ins Gaſthaus, nicht wahr? Na, da werden wir uns hoffentlich ſehen. Ich möchte nicht verzichten auf das Vergnügen. Sie wiſſen nicht, wie ſehr ich Sie verehre — wahrhaftig!“

Nur mit ſanfter Gewalt gelang es mir, meine Hand von der ſeinen frei zu machen, um mich meinem Knaben zuzuwenden.

„Entſchuldigen Sie!“ ſagte ich, „mein Sohn. Er kommt eben nach längerer Abweſenheit . . .“

„Das — das — Ihr Sohn? — Ihr Sohn?“ fragte er ſtotternd und erblaſſend. „Na, dann — dann will ich nicht ſtören.“

Haſtig eilte er davon, mir fiel ſeine plötzliche Verlegenheit auf. — Mein Knabe erklärte ſie mir.

„Kennſt du dieſen Herrn, Vater?“

„Flüchtig. Er ſchickte mir einmal ſeine Photographie und bat mich, ihm eines meiner Bücher zu verehren.“

„Dem muß man ins Geſicht ſpucken!“ ſagte der Junge.

„Ei, welche Manieren, mein Sohn!“

„Ich werde dir was erzählen, Vater.“

„Erſt gib hier die Fahrkarte ab. Wie geht's dir, Bübel?“

„Oh, ich hatte intereſſante Reiſegeſellſchaft. Neben mir ſaßen zwei Geiſtliche und der Herr, der dich eben begrüßt hat. Die haben von dir geſprochen.“

„Wohl doch nichts Schlimmes.“

„Die Geiſtlichen ſo halb und halb. Biſſel mehr Schlimmes als Gutes. Dieſer Herr, der dich ſo verehrt, hat grauslich über dich geredet. Du hätteſt ihm — nein, ich mag's gar nicht ſagen.“

„Na, heraus damit!“

„Dein Machwerk hätteſt du ihm aufgedrängt, er habe verſucht es zu leſen, konnte aber nicht zu Ende kommen damit. So langweilig. Sich in alles dreinmiſchen, was man nicht verſteht, hat der Herr geſagt. Und weil die Geiſtlichen beifällig dazu genickt, ſo iſt er noch mehr geſtiegen und hat geſagt, du hätteſt Schuſter werden ſollen, anſtatt Dichter. — Ich hab' gemeint, ich müßte ihm Eine herabhauen!“

„Ho, ho, Junge. Das war ja einer, von dem wir was lernen können.“

„Sogar die Geiſtlichen haben dich ſchließlich verteidigt, ſo ekelhaft hat er geſchimpft.“

„Laß gut ſein. Solch Loben und Schimpfen hebt ſich gegenſeitig auf. Weg damit. — Willkommen, mein Kind, zu Hauſe.“

Daß große Wehe des menſchlichen Lebens iſt die Frage. Jede Frage fängt mit einem W an. Was? Wo? Wer? Wann? Wie? Warum? — Nicht ſoſehr darin liegt das Wehe, daß wir nichts wiſſen, vielmehr darin, daß wir fragen müſſen, immer fragen, und nicht wiſſen, wer uns Antwort geben kann, daß wir fragend ſchon bangen, ob wir der Antwort, wenn uns überhaupt eine wird, auch werden glauben können. Ob die Antwort nicht ein Irrlicht iſt. Nicht das Fragen an ſich iſt das Verhängnis, ſondern das an jeder Antwort Zweifelnmüſſen. Wer dem großen W ausweicht, wer ſich angewöhnt, ohne Fragen den dunklen Weg dahinzutappen, der geht ſicherer, als der ſich immer fremdes Licht ausborgt, oft ein Licht, das ihm nichts anderes zeigt, als daß er irre geht. — Meine Lebenserfahrung iſt die, daß ich faſt allemal dann am weiteſten irre gegangen bin, wenn ich viel gefragt habe.

Man braucht das Wiſſen ja nicht zu verachten; man kann's auch ſo ſagen:

Wünſchen iſt nichtig.
Wollen iſt wenig.
Wiſſen iſt wichtig.
Können iſt König.

Das Waldſchulhaus in Alpel hat auch mir ſchon zur Entfaltung meiner Fähigkeiten gedient. Beſonders einmal, im vorigen Herbſte.

Ich ſtand vor dem Schulhauſe, lehnte mich an den Lattenzaun und ſchaute den gegenüberſtehenden Bergwald an. Er wird immer dunkler und wüſter. Der letzte Schneebruch hat die geknickten Stämme ſtellenweiſe ſo arg ineinander verfilzt, daß kein Durchkommen mehr iſt. Über das enge Wieſental heran, das zwiſchen Schulhaus und Waldberg liegt, kam ein ziemlich dicklicher Mann, ein Touriſt oder Sommerfriſchler, wie ſie ſich an ſchönen Tagen gerne in der Gegend herumtreiben. Sein Geſicht war, ſo viel ich ſchon ſah, ſtark gerötet und hatte einen blonden aufgeſtrammten Schnurrbart. Aber die Körperhaltung hatte etwas Greiſenhaftes, auch legte er ſeine Hand an den Magen. Als er näher herankam, hörte ich ihn ſagen: „Dieſes verfluchte Beeſt! Daß man ſo ein Vieh frei umlaufen läßt, das iſt geſetzwidrig. Niederſchießen!“

Ich neigte mich teilnehmend, wie man es in der Einöde immer iſt, über den Lattenzaun vor und fragte, ob da etwa von einem Hund die Rede ſei?

„Ein Stier! Ein wütender Stier iſt auf mich losgegangen“, ſprach der Fremdling. „Der hätte mich abgeſtochen!“

„Ein Stier? Ja, warum haben Sie denn keinen Stecken bei ſich?“

„Ich dank' ſchön! Wie das Luder ſieht, daß ich den Stecken brauchen will, iſt es erſt recht her auf mich. Zum Glück, daß Gefällholz in der Nähe iſt, da bin ich hinein und da hat der Teuxel nicht nachkönnen. Aber ein Malheur iſt mir paſſiert. Ich brauch' ein Frauenzimmer! Da im Schulhaus wird hoffentlich ein Frauenzimmer ſein. Der Teuxel eini! Die ganze Hülſe rutſcht niederwärts — Sie ſehen's ja. Denken Sie bloß, Mann, im Baumgefäll beim Drunterſchlüpfen und Drüberhüpfen habe ich mir nicht weniger als drei Knöpfe aus der Hoſe geſprengt.“

„Na, wenn ſonſt nichts iſt“, ſagte ich — es war ſchon luſtig. „Frauenzimmer iſt jetzt allerdings kein's da.“

„Aber, du heiliger Fabrizius“, rief er ſtark erhitzt, und immer noch das Beinkleid haltend, „ſo kann ich doch nicht ins Mürztal laufen.“

„Da kann Rat geſchafft werden. Kommen Sie nur herein.“ Ich öffnete das Zauntörchen und lud ihn ins Schulhaus auf mein Zimmer.

„Sie tragen Hoſenträger“, ſagte ich. „Der Leibgürtel wäre empfehlenswerter. Am beſten iſt's ohne alles.“

„Oho, da müßte der Körper danach gebaut ſein!“ rief er.

„Oder die Hoſe“, ſagte ich, „aber das können die wenigſten Schneider. — Bitte ſetzen Sie ſich.“

Dann machte ich ein Trüherl auf und ſuchte Knöpfe und Nähzeug hervor. Er entfaltete ſeine Gewandung ſoweit, daß ich dran konnte. Seine Aufregung legte ſich ſachte und während ich bei der Arbeit war, ſprach er von Dankbarkeit.

Dabei betrachtete er mich aufmerkſamer und ſagte: „Sie ſind wohl doch nicht der Herr Schulmeiſter?“

„Warten Sie. Ein paar Stiche noch und den Faden herumgeſchlungen, daß es auch hält. So. Von dieſen ſpringt Ihnen keiner mehr los. — Nein, der Schulmeiſter bin ich nicht.“

„Oder gar ein Schneidermeiſter?“

„So weit habe ich's auch noch nicht gebracht, mein lieber Herr. Sie ſind wohl ein Wiener.“

„So zu ſagen. Aus Mödling. Ich wollte mir einmal die Waldheimat anſchauen und ging über Stanz auf den Teufelsſtein.“

„Gutes Wetter gehabt?“

Er antwortete nicht mehr. Er blickte im Zimmer umher, auf den Bücherkaſten, auf den Schreibtiſch. Und dann zuckten ſeine Augen über mein Geſicht.

„Sollte ich — ſollte es —“, ſtotterte er, „nein, ich werde mich täuſchen. Am Ende hätte ich — das Vergnügen — — der ſteiriſche Dichter?“

„Einer derſelben“, ſagte ich.

„Der Peter?! Wäre es möglich?!“

„Ich bitt' Sie, tun Sie nicht ſo. Seien Sie froh, daß ich's bin. Nicht jeder andere hätte Sie bedienen können.“

Der Touriſt klatſchte die Hände zuſammen. „Aber da ſchau' man her! Jetzt hat er mir die Hoſenknöpf' eingeheſtet! — Hatte ich mir's nicht heilig vorgenommen, im Mürztal beim geehrten Herrn Dichter vorzuſprechen und ihn zu bitten um ein Autograph!“

„Das haben Sie jetzt in der Hoſe. Es iſt eines der wenigen Autogramme, die zu was gut ſind.“

Ich hatte wirklich Freude an meinem Werke. Wie ganz anders, wie ſtramm aufrecht ſtand er jetzt, da die „Hülſe“ wieder anhänglich gemacht war.

Wird wohl auch mit meinen Schreibheften immer die Anhänglichkeit erzielt wie mit dieſer Stichprobe einer fadenſcheinigen Kunſt?

Wenn man ſpät abends an meinem nachbarlichen Wirtshauſe vorbeigeht, ſo kann einer am Küchenfenſter — auch wenn er nicht zufleiß horcht — die Köchin ſchluchzen hören. Sie lieſt einen Roman und weint über das Mißgeſchick des Helden. Der Arme „derbarmt ihr halt gar a ſo“. — Dieſelbe Köchin ſagt am nächſten Morgen zum vor Angſt kreiſchenden Huhn: „Geh, Hennderl, ſei nit ſo ſentamental!“ und hackt ihm den Kragen ab. — Ich ärgere mich über die durchaus ungeſunde Empfindungsweiſe dieſer Perſon, die das erdichtete Weſen bemitleidet und das wirkliche, fühlende umbringt. Und bin es doch ſelber, der den Roman geſchrieben hat und der das Huhn verzehrt.

Das, wenn ich einmal von einer andern Welt auf dieſes unbegreifliche Erdenleben zurückſchaue, das werde ich am allerwenigſten begreifen können, daß ich Tierleichen gegeſſen habe.

Dem Schlaf wird nachgeſagt, daß er ein genialer Burſche ſei, der Unmögliches möglich macht. Nach meiner Meinung iſt er ein Stümper, ein Taugenichts, ein Schwadroneur. Er verſpricht allerhand und führt nichts durch. Der Leſer wird ſich vielleicht erinnern, daß er im Schlaf voller Angſt vor etwas mit aller Anſtrengung gelaufen iſt, ohne weiterzukommen. Wie oft habe ich im Traume vor Durſt den Krug ergriffen und ihn zum Mund führen wollen, aber es gab allerlei Hinderniſſe und zum Trunke kam es nicht. Ich ſtieg einen Berg an, ſehnſüchtig nach dem Gipfel, nach der Ausſicht, da führte der Weg in exotiſches Gebüſche oder in ſchaurige Schluchten, wo man nicht weiter konnte, oder ich ſtand vor einem Tor, und als ich es aufriß, war ein zweites Tor und ein drittes und zur Höhe kam ich ewig nicht hinan. Oder ich wollte zu einem Feſte gehen, alles war dort, herrlich war's dort, aber ich konnte nicht hin, ich hatte keine Kleider am Leibe, und als ich ſolche fand und mich anziehen wollte, war nie damit fertig zu werden. So iſt es immer. Die Ziele und Genüſſe werden vorgeſpiegelt, aber nie erreicht. — Gar nichts hält er, kann er, erreicht er, der Traum, trotz all ſeiner Phantaſie, trotzdem es gewöhnliche Naturgeſetze für ihn nicht gibt. Er flunkert mit ſeiner Allmacht, und vollbringt gar nichts. Nein nein, als ſo ein phantaſievoller, genialer Burſche iſt mir die hausbackene, beſchränkte Wirklichkeit lieber. Nur wo es nichts zu leiſten gibt, wo es bloß um Beſchaulichkeit geht, um ein wunſchloſes Sichgehenlaſſen, ein Wiegen in flatternder Phantaſie, da kann einem im Traume wohl ſein. In ſolchem Zuſtande verharre ich mit Behagen. Dort aber, wo mir der Kerl ſchöne Ziele vorgaukelt, da trachte ich eheſtens zu erwachen. Und habe ſchon eine gewiſſe Übung darin.

An einem blauen Montag wurde im Dorfwirtshaus folgendes Geſpräch belauſcht. Zwei Handwerksgeſellen. Tiſchlergeſelle: „Nau, Stiefelknecht, wos mochſt dann du ollaweil?“ — Schuſtergeſelle: „Läidaſtrümpf.“ — „Und dei Moaſta?“ — „Houſntroga.“ — „Läidarani?“ — „Häudani.“ — „Souwa.“ — „Jo.“ — „Und wos mocht dei Moaſterin?“ — „An Houſntroga hots af d Welt brocht.“ — „Dei Moaſterin?“ — „Jo.“ — „An Houſntroga?“ — „Jo.“ — „Souwa.“ „Hiaz denk ih ma wos.“ — „Du?“ — „Jo. Won der jung Houſntroga ſein Votan nochgrot, ſa wird er koa Houſntroga.“ — „Wos denn?“ — „Sei Weib wird Houſntroga, wann er amol heirat't.“

Von einem Dorfſchulmeiſter erzählte man mir, der kein Kunſtfreund war. Im ganzen Schulhauſe kein Bildwerk, mit Ausnahme einer großen alten Photographie, die er bei einem Trödler erſtanden. Sie ſtellte die Engelsköpfe der Sixtiniſchen Madonna dar, jene unteren, wie die aufwärtsſchauenden Engelein mit den Armen ihre Bausbacken ſtützen. Dieſes Bild hat der Lehrer im Schulzimmer aufgehangen, damit — wie er ſich entſchuldigend ſagte — die Kinder ſehen ſollen, wie garſtig ein ſolches Sichauflümmeln mit den Armen ſei. — Und da ſage man noch einmal, daß die Kunſt ſich nicht pädagogiſch verwerten laſſe!

Vor kurzem iſt wieder einer meiner Jugendgenoſſen heimgegangen. Er hatte mit mir den gleichen Geburtstag, und einmal haben wir es beredet, wie wir ſelbander zur gleichen Zeit auf die Welt gekommen, ſo ſollten wir auch ſchön miteinander wieder fortgehen. Warum hat er nun nicht gewartet, bis ich fertig bin? Es ging ihm ja ſo weit ganz gut, und — unſere Geſundheiten verglichen, — hätt' er mich um zwanzig Jahre überleben können. Die Welt gefiel ihm ſelbſt in ſeinen alten Tagen noch paſſabel, erſt vor einem Jahre haben wir miteinander geſcherzt wie einſt in der Jugendzeit, da wir luſtige Allotria getrieben, daß die ganze Kathreinerpfarr' hat lachen müſſen. — Er war ein Bauernſohn aus St. Kathrein und hat ſich als Fuhrmann ſchlecht und recht vorwärts gebracht und ſein Lebtag viele Leute aufſitzen laſſen, das heißt gefoppt. Er war ein überaus ſchlagfertiger, gutmütiger Spötter, ein feiner Schalk und Schelm, und in einer Geſellſchaft, in der mein „Bloſer Natzel“ ſich befand, konnte keine Unterhaltung verſauern oder verſumpfen. Was hat er oft mit göttlichem Humor durchziehende Stadtleute gefoppt, Doktoren und Profeſſoren gehänſelt, ohne daß ſie es merkten! Mich, den „herriſch gewordenen Bauernbuben“, hat er oft nicht ſchlecht „gefrotzelt“, aber doch insgeheim mein „Konterfeibildl“ in ſeiner fettigglänzenden Brieftaſche bei ſich getragen bis an ſein Ende. „Ih hon an aftn ſiſt gern, in Pedan,“ bekannte er häufig vor anderen, und mir war dieſe Zuneigung des ſchlichten Mannes lieber wie manche der geſtempelten und diplomierten Anerkennungen. So oft ich nach St. Kathrein kam, war mein erſtes, den Bloſer Natzl aufzuſuchen, oder holen zu laſſen, oder mit ihm des Weges zu fahren, um alte Zeiten zu beſprechen, gemeinſame Bubenſtückeln aufzufriſchen und Bauernſpäße zu treiben. Er wiſſe ſich ſonſt keinen mehr als mich, ſelbſt in der Bäuerei nicht, meinte er, und bei mir war das erſt recht der Fall. Die jetzige Jugend iſt ganz anders, und ſo mußten wir zwei uns halt gegenſeitig wieder jung machen, wenn wir junge, harmlos luſtige Kameradſchaft haben wollten.

Dem Ignaz Königshofer, das war ſein „herriſcher“ Name, hatte aber das Schickſal auch nichts geſchenkt.

Weib und Kind war ihm vom Tode weggenommen, daß er im Alter völlig allein ſtand. Aber Leute mit gütigem, heiterem Herzen ſtehen nie allein. „Ih ſind überoll guati Leut und meini Roß hon ih jo ah! Mir fahlt nix.“ — Aber, als wir uns vor einem Jahre ſahen, da ſagte er ziemlich unvermittelt zu mir: „Wanſt mit willſt, Peda, ſa richt dih zſomm. Ih bin aftn ſcha bold fiati.“ Auf die Frage, wieſo er zu ſolcher Rede komme, vertraute er mir halb heimlich: „Ja, mei Liaba! Mih hot nachſt s Schlagl a wenk gſtrafft. Wanſt ma d Hond druckſt, ſo muaßt feſt, feſt. Siſt gſpür ih nix meh.“ — Ich habe ihm feſt die Hand gedrückt und — es war das letztemal.

Nun noch in ſeinen letzten Tagen, als er's klar ſah, daß es zu Rande ging, hatte er ſeinen Humor. Und einmal ſagte er: „Mih zimpp, s hot ma da Herr Eduard telegraphiert (ein gemeinſamer Jugendfreund, der einige Tage vorher geſtorben), a Fuhrwerch wird er brauchn. Ih wia bol einſponna.“ Und auf eine tröſtende Gegenrede: „Moanſt ih ſcheuch mih vorn Sterbn? An olda Menſch ſih vorn Sterbn ſcheuchn, däis wa gſpoaſi!“

Jetzt, während ſeines Begräbniſſes liege ich hier, vier Stunden davon, auf der Bank, langſam geneſend; mir kommt es faſt wie Untreue vor gegen den Jugendfreund, der mit mir an demſelben Tage geboren worden, daß ich nicht heute zu ihm hinabſteige.

Gerade kam ich in der Bahnhofreſtauration zurecht, wie der Wirt mit dem Kellnerjungen fürchterliche Abrechnung hielt. Der Junge hatte in den Schnellzug ein Mittagseſſen zu tragen gehabt, war auf den Stufen geſtolpert und hatte die Taſſe mit allem Geſchirr, mit Suppe, Braten, Gemüſe, Rindfleiſch, Schweinsbraten, Kompott, Torte und Wein zu Boden geſchleudert, ſo daß die Scherben und Stücke nur ſo in den Suppen und Saucen herumſchwammen. Der Junge bat weinend um Verzeihung; der Wirt rechnete es ihm herzlos vor: „Das zerbrochene Geſchirr macht ſechs Kronen, das Diner vier Kronen!“ Fahrgäſte miſchten ſich drein, er würde dem armen Kerl das Eſſen doch nicht um den Speiſezettelpreis rechnen, höchſtens um den Herſtellungspreis! „Nein!“ ſagte der Wirt kalt und hart wie Eiſen, „das Ganze wird ihm abgezogen vom Monatslohn. Er ſoll aufpaſſen lernen. Trolle dich hinaus!“ Und als der Junge draußen war, ſagte der Wirt zu den umſtehenden Leuten: „Welcher der Herren iſt ſo freundlich, meinem Piccolo unter Diskretion dieſe zehn Kronen zu ſchenken? Ich muß ſie ihm abziehen, des Exempels wegen, aber er ſoll nicht zu Schaden kommen. Es iſt von ungefähr geſchehen. Nur muß er den Ernſt ſehen, daß es achtgeben heißt.“

Leicht fand ſich einer, den Großmütigen zu ſpielen auf Koſten des Wirtes, den wir loben mußten.

Ich weiß einen rohen, groben Mann, den man als Muſter-Zuwiderling aufſtellen könnte. Er iſt Familienvater, hat eine gutmütige Frau und drei wohlgeartete, folgſame und fleißige Kinder. Mit dieſen ſeinen Leuten hat er, ſolange er mit ihnen zuſammenlebt, kaum hundert gute Worte geſprochen. Man erinnert ſich nur an eins, das er vor Jahren zu ſeinem Sohne einmal geſagt: „Franzl, das haſt du gut gemacht.“ Man weiß nicht mehr, was er gut gemacht hat, der Franzl, aber man denkt noch dankbar an das gute Wort. Wie er es angefangen hat, einſt um die Frau zu werben, wozu doch, ſo viel man weiß, gute und ſchöne Worte vonnöten ſind, das iſt unbekannt. Der Mann hat für ſeine Leute jahraus, jahrein nicht ein freundliches Geſpräch übrig, immer nur groben Zuſpruch, Tadel, Hohn und derben Schimpf. Wenn der Vater zu Hauſe, iſt alle Freud' und Fröhlichkeit dahin. Bei anderen Leuten aber kann er recht freundlich und gemütlich ſein, um ſo weher tut es den Seinen, wenn er wüſt iſt. Dieſen Mann habe ich mir einmal zugebogen, er intereſſierte mich. Warum er zu den Seinen ſo zuwider wäre? fragte ich ihn und dachte, jetzt bekommſt du, den es nichts angeht, die gebührende Antwort. Aber die iſt gar nicht grob ausgefallen. „O mein lieber Herr,“ ſagte er, „wie ſoll ich denn ſein, ich hab meine Leut halt einmal zu gern!“ Er hat ſeine Leute zu gern, um mit ihnen freundlich ſein zu können! Das iſt was Neues. Ich gab mir Mühe, es zu reimen. Vielleicht iſt es ſo, daß er ſein inneres Leben und Fühlen nicht anders auszudrücken weiß, als mit klotzigen Worten. Für den Umgang mit ihm gleichgültigen Leuten hat er die landläufigen Redensarten, aber für das Innere weiß er keine rechte Form, er ſelber mag ja auch nie viel gütige Worte erfahren haben von ſeinem Vater, der ein roher Steinbrecher war. Paſſet auf, ob nicht manchmal die groben Redensarten zärtliche Koſeworte bedeuten ſollen! Der ungebildete Mann hat auch ſein Herz und oft ein ſehr warmes, aber er iſt zu ungeſchickt, um den rechten Ausdruck zu finden, oder zu „gſchamig“, um zärtlich zu ſein. Die Überglut muß er doch auslaſſen und ſo iſt er grob und herb. „Er hat ſie halt einmal zu lieb“, um gleichgültig zu ſein. Alſo ſchimpft er ſeine Liebe heraus.

Der Bauer Brennhartl trat ins Wirtshaus, wo am vorderen Tiſch der achtzehnjährige Burſche ſaß, Bier trank und aus einer langen Pfeife rauchte. Jetzt ſtand dieſer auf und ſagte: „Ja nu werd ich doch auch müſſen zum Heu.“

„Bleib nur noch ſitzen“, ſprach ihn der Brennhartl an, „kannſt ſchon noch Eins trinken, es wirds wohl tragen.“ Dann ſtand er am Tiſch ein Weilchen und ſagte nichts.

Endlich tat er den Mund auf: „Ja mein lieber Matthias, juſt vor einer halben Stunde biſt du ein reicher Mann geworden.“

Der Matthias wurde totenblaß. Der Donnerknall vor einer halben Stunde! In ſolcher Form wurde dem Burſchen die Nachricht überbracht, daß ſeine ganze Familie vom Blitze erſchlagen worden. Der Vater, zwei Schweſtern und ein Bruder. Sie hatten auf der Wieſe geheut, ein Regenſchauer jagte ſie unter den nahen Baum, der eine Schirmtanne war. Naß wurden ſie nicht, aber der Blitz ſpaltete den dreihundertjährigen Baum und erſchlug die vier Perſonen. Der Matthias war alleiniger Erbe, alſo ein reicher Mann. — Ich habe das nur angemerkt als Beiſpiel, wie man in der Bauernſchaft manchmal die Botſchaften von großen Unglücksfällen einzukleiden und vorzubringen pflegt.

Im Mürztale iſt wo ein alter Straßenſchotterer, zu dem ich mich manchmal auf den Schotterhaufen ſetze, weil er allerhand „Nachdenklichkeiten“ hat.

So ſagte er geſtern: „Heißts alleweil, der Menſch ſoll nit egichtiſch (er meinte egoiſtiſch) ſein. Da hat der Gottvater halt einen kleinen Fehler gemacht beim Welterſchaffen. Wenn er die Leut alle auf einmal gemacht hätt, kunnten ſ einander gleich ſein gewöhnt worden. Hat aber den Adam ganz allein hingeſtellt unter die wilden Viecher; ja Narr, da muß ma freilich auf ſich ſelber ſchaun. So hat er ſichs halt angwöhnt.“

Vor zwanzig Jahren, bei der Uraufführung meines Stückes „Am Tage des Gerichts“ im Grazer Stadttheater, iſt ein Mann rings um das Theater herumgerannt, händeringend und ſich die Ohren verhaltend vor dem Applaus, der drinnen ſchallte. „Ein Unglück! Ein Unglück!“ hatte er ausgerufen. „Jetzt wird dieſer

Menſch alle Vierteljahre ein Theaterſtück werfen und für die Stücke von unſereinem bleibt keine Bühne übrig!“ Ein paar Tage ſpäter hat der Mann ſeine gutgeſpielte Verzweiflung mir ſelber mitgeteilt. Es war **Karl Morre**, der komiſch für den Erfolg ſeiner prächtigen Volksſtücke fürchtete, die in Graz zur Zeit häufig gegeben wurden.

„Aber Menſch!“ lachte ich. „Was glaubſt du denn? Ich bin froh, das eine Mal mit heiler Haut davongekommen zu ſein und kann dir verſprechen, nie wieder ein Theaterſtück zu ſchreiben. Mir iſt das Getue mit dieſem ganzen Apparat zuwider.“

„Aber Geld trägt's, Freund! Mehr als du glaubſt!“

„Die paar hundert Gulden werden ſchon auch ſonſt noch hereinzubringen ſein.“

Da packte mich Morre an der Hand: „Willſt du mir die Tantiemen deines neuen Stückes ein- für allemal verkaufen? Ich lege dir auf der Stelle ſechstauſend Gulden dafür auf die Hand!“ Er langte ſchon in den Sack.

„Tu' es nicht, ich könnte ſie annehmen!“ ſagte ich.

„Nimm ſie nicht, ich könnte ſie nicht haben!“ Damit zog er die leere Hand lachend aus dem Sacke zurück.

Würde damals Karl Morre mir die Theatertantiemen für mein Stück um die genannte Summe abgekauft haben, ſo hätte er gerade kein ſchlechtes Geſchäft gemacht. Freilich, ein weit beſſeres machte er, indem er ſelber fleißig Theaterſtücke ſchrieb und ſie aufführen ließ.

Mit dem Bücheragenten hatte ich ein kleines Geſchäft gemacht und ſagte nun: „Alſo leben Sie wohl!“ Er lebte wohl, aber er blieb ſtehen mit ſeinem Pack und ging nicht davon.

„Ich hätte noch etwas, das Ihnen gefallen möchte, lieber Herr!“ ſagte er, zog aus der Bruſttaſche etwas hervor und begann, es aus dem Papier zu wickeln.

„Na, bemühen Sie ſich nicht, ich kaufe nichts mehr.“

„Anſehen koſtet nichts“, ſagte er und hielt geheimnisvoll inne. „Sie werden nicht denken, lieber Herr, was es iſt. Wollen Sie raten? Ich würde Ihnen nicht raten, daß Sie raten; Sie erraten es nicht. Ich will es Ihnen freiwillig ſagen. Sehen Sie, was ich da in meiner leiblichen Hand habe, in ganz gewöhnliches Packpapier geſchlagen, und was auch Sie in zwei Minuten in der leiblichen Hand haben werden, das iſt nichts anderes als“ — der Mann blickte rings um ſich, ob uns nicht jemand belauſche — „das iſt nichts anderes als das Schulbüchel des Herrn Jeſu. Bei meiner Ehr' und Paradieſesſeligkeit auch noch, es iſt nichts anderes. Das Schulbüchel des Herrn. Aus dem hat er gelernt, geleſen die Worte und Zeilen, ganz wie ſie da ſtehen, ganz dieſelben Geſchichten und Lehren, nicht mehr und nicht weniger, als wie Sie noch heute d'raus leſen können, genau ſo und nicht anders. Und jetzt tun Sie fromm ſein und ſehen her.“

Er ſchlug das Buch — in ſchwarzes Leder war es gebunden — er ſchlug es auf und das war — die Bibel. Das hebräiſche alte Teſtament.

Und ſo kommt's heraus, daß unſer Heiland einſt und ich in meiner Kindheit dasſelbe Schulbuch gehabt haben. Aus der gleichen Quelle haben wir geſchöpft, er vor faſt 2000 Jahren, ich jetzt. — Ach, wären die beiden Schüler doch auch gleich geraten! — Manches Blatt dieſes uralten Buches iſt mir widerlich, und doch leſe ich nun wieder mit erneutem Intereſſe darin, ſeitdem ich mir vorſtelle, daß es auch Sein wichtigſtes, vielleicht einziges Lehrbuch geweſen iſt. Auf den Seiten des erſten Buches Moſis' ſehe ich ordentlich das Fingerchen des kleinen Jeſus, das die Zeilen ſchiebt.

Da gibt es Leute, die haben die Pauſenſcheu. Was das iſt? Das iſt eine Geſelligkeitskrankheit. Sobald in einer Geſellſchaft das Geſpräch ſtockt, wenn auch nur auf eine Viertelminute, wird gleich eines oder das andere im Kreiſe unruhig, es wird ihm unbehaglich, die Sache tut ſich ſo verſtimmt, ſo verſtimmend, ſo geiſtlos. Als ob die Köpfe geſperrt wären. Es muß um jeden Preis ein Geſpräch vom Zaune gebrochen werden, das oft viel geiſtloſer iſt als das kurze Schweigen; dieſes kann ja ſehr geiſtreich ſein, ſehr pikant. Jedenfalls ſind die Geſprächspauſen was Natürlicheres als das ununterbrochene Gerede, das oft etwas Gezwungenes hat, das ſeiner Natur nach keine Tiefe und keinen Höhepunkt haben kann, das wie ein klapperndes Mühlrad iſt. — Ich habe mich nie behaglich fühlen können in einer Geſellſchaft, in der ſo ängſtlich die Geſprächspauſen vermieden werden. Unter Ungezwungenheit — und das iſt bei einer netten Unterhaltung wohl die Hauptſache — verſtehe ich nicht bloß, daß jeder darauf hin reden kann, was ihm einfällt, ſondern auch, daß er ſchweigen kann nach Belieben. Und wenn es Augenblicke gibt, da das alle zugleich tun, ſo — geht ein Engel durch das Zimmer. Laßt ihn ruhig gehen, laßt ihn zweimal durch das Zimmer gehen, es kommt ein Segen. Ganz von ſelbſt fällt da oder dort ein kluges Wort und ein friſches Rundgeſpräch beginnt. Und wenn wirklich keinem was einfällt, ſo iſt es erſt recht gut, daß ſie ſchweigen.

Wie in der Bauernſchaft ſo ein Ehrenbeleidigungsprozeß ausſieht, das konnte man hier dieſe Woche wieder ſehen. Die alte Straßgaukin hatte den Nachbar Wuiſel „was geheißen". Daraufhin hatte der Wuiſel die Straßgaukin auch „was geheißen". Da ging die Straßgaukin zu Gericht und der Wuiſel dachte, wenn ſie mich klagt, klag' auch ich Sie. Drei Wochen nachher ſtanden ſie vor dem Herrn Bezirksrichter, all beide nahe nebeneinander.

„Alſo was hat's denn bei euch!“ fragte der Richter. Die Bäuerin wollte gleich dreinfahren mit geladener Red'.

„Na, na, der Mann ſoll zuerſt reden. Wuiſel, was iſt es denn?“

„Jo, an oltn Weiberkittelſchmecker hot ſ mih ghoaſſn, und däs loß ih ma nit gfolln.“

„Und er hot mih an olti Hulzknechtpfoad ghoaſſn!“ ſchrie ſie.

„Nun alſo“, ſagte der Richter, „ſo gleicht ſichs ja aus“.

„Ih loß n einſpirrn!“ rief die Straßgaukin.

„Eine alte Holzknechtpfaid hat er euch genannt“, erinnerte der Richter, „ſagt mir einmal, Frau, was euch an dieſem Ausdruck ſo ſehr beleidigt hat? Holzknechtpfoad, was heißt das?“

„Nau, wen Se dos nit wiſſn?“

„Es müßte nur ſein, daß Sie das Wörtlein ‚alte‘ gekränkt hat?“

„Is s wia da wöll, ih loß n einſpirrn.“

„Is ſcha recht“, redete nun der Bauer drein, „ſo muaß die Stroßgaukin ah ihrn Weiberkittlſchmecker ohſitzn“.

„Ja, wahrlich, Leutln, ich müßte euch beide einſperren laſſen. Heißt das, wenn ihr euch nicht ausgleicht. Ihr ſeid euch beide ja nichts ſchuldig geblieben, nun ſo ſeid ihr gleich und könnt verträglich miteinander nach Hauſe gehen. Ich rate es euch, es iſt unterhaltſamer in Feld und Wald heimzuſpazieren als im finſtern Kotter ſitzen. Ich ließe euch lang ſitzen, ſeid verſichert. Und dann, wenn ihr endlich wieder draußen wäret, die Schande und die ewige Feindſchaft untereinander. Schaut's, ſeids g'ſcheit! Im Ärger ſagt der Menſch oft was Ungutes, das nicht ſo ſchlimm gemeint iſt. An dieſer Stelle, wo ihr jetzt ſteht, hat vor einigen Tagen mich einer was geheißen, das ihm ſechs Wochen Kotter getragen haben würde, wenn wir nicht einen Ausgleich gemacht hätten. Ich hab den Mann hinausſchmeißen laſſen. Euch muß ich leider da behalten, gut aufheben unten in den Kellerkammern, wenn ihr euch nicht verzeiht und vergleicht. Tuts geſcheit ſein, Leutln!“

Lange mußte er ihnen zureden, bis ſie ſich endlich einander die Hand gaben, der Wuiſel und die Straßengaukin, und verträglich, wo nicht allzuverträglich, miteinander nach Hauſe gingen.

Ich muß ein ſehr geſcheiter Mann ſein. Ein beſonders geſcheiter Mann.

Wenn irgendwo in der Welt jemanden ein Problem aufſtößt, eine wichtige Frage einfällt, die er ſich nicht beantworten kann, ſo ſchreibt er mir zu und fragt mich um meine Meinung. Aber ſchließlich glaubt er mir ſie nicht einmal, ſonſt würde er nicht auch andre fragen. Er fragt ſehr viele, er hat ſich ſeine Frage drucken oder tippen laſſen und verſendet ſie in die Runde. An alle Ganzgeſcheiten. Er fragt eigentlich — und das verſtimmt mich — gar nicht in der Vorausſetzung, daß man klug und weiſe ſei, ſondern hauptſächlich deshalb weil man einen „Namen“ hat, und je ungereimter, wunderlicher, lächerlicher man antwortet, je lieber iſt's ihm. Man kann den Frageſteller auch frotzeln, das macht ihm gar nichts, wenn's nur ergötzlich iſt und nichts koſtet. Bloß Scheidemünzen will er ſich zuſammenbetteln, einen Sackvoll, wenn auch falſche darunter ſind, reizeln kann man doch mit ihnen. Billiges Futter für ſein Blatt, das alles frißt, wenn's nur voll macht. Denn der Frager iſt ſtets ein Publiziſt, und die Antworten werden veröffentlicht. Da muß die Welt in ihren Erkenntniſſen doch endlich voranrücken, wenn die Offenbarungen gleich ſo ſchockweiſe daherkommen.

Nahezu — ich übertreibe nicht arg — täglich rücken ſolche Rundfragen an. Zum Beiſpiel: „Was denken Sie über den Parlamentarismus?“ „Welche ſind Ihre Lieblingskünſtler?“ „Sind Sie für oder gegen die Todesſtrafe?“ „Tragen Sie Bauchbinden? Wenn ja: warum? Wenn nein: Warum nicht?“ „Ihre Meinung über den Wert der Kritik?“ „Wie denken Sie über Homoſexualismus?“ „Welchen perſönlichen Beziehungen geben Sie den Vorzug? Und warum?“ „Welche Lebensweiſe führen Sie, daß Sie ſo alt geworden?“ „Wie leben Sie, daß Sie ſo jung geblieben?“ „Monarchie oder Republik, welche Staatsform ſcheint Ihnen die beſſere?“ „Welche Bedürfniſſe haben Sie, welchen Luxus erlauben Sie ſich?“ „Ihre Meinung über das Zweikinderſyſtem und über die Ihnen verläßlich ſcheinenden Mittel hiefür?“ „Würden Sie weniger gern blind oder weniger gern taub ſein wollen?“ So geht es fort, jahraus, jahrein. Der Fragebogen hat nicht etwa eine Frage, ſondern ſtets auch noch eine Anzahl von Nebenfragen, Unterfragen, Zwiſchenfragen — es iſt oft ein wahres Kreuzverhör. Man müßte — um ſie zu beantworten, manchmal weitläufige Studien machen, müßte ſich ſelbſt analyſieren, ſezieren — vielleicht auch blamieren. Man müßte ſich gleichſam vor aller Welt wenden, das Innere nach außen, bloß um den Nöten irgendeines Verlegers abzuhelfen, der gern ſein Blatt intereſſant machen möchte, aber zu wenig geiſtige Mittel dazu hat.

Vor einiger Zeit hat mich ein Berliner Zeitungsſchreiber in einem Bogen, der faſt ſo groß war wie ein Bettuch, gefragt, wie ich über die freie Liebe denke, ob und inwiefern ich derſelben je gepflogen, welche Erfahrungen ich dabei gemacht hätte uſw. Dieſelbe Frage „wäre an alle hervorragenden Geiſter geſtellt und von vielen bereits beantwortet worden". Ich ließ dieſem neugierigen Herrn eine Antwort ſchreiben, die er dem verehrlichen Publikum wahrſcheinlich vorenthalten wird. Sie beſteht auch nur aus einem Worte.

Hingegen habe ich einem norddeutſchen Zeitungsmillionär, der in ſeiner Rundfrage von mir eine Gratisabhandlung haben wollte darüber, „ob Landwirtſchaft oder Induſtrie", auch einen Fragebogen geſchickt: „Wie denken Sie über meine Waldſchule? Sollten die armen Waldbauernkinder, die weit in die Schule haben, im Winter dort nicht eine warme Suppe haben können?" Das war *mein* Fragebogen an den Millionär. Er hat ihn nicht beantwortet.

Das in dieſer Sache Keckſte war wohl ein Rundfragebogen, den ich vor einiger Zeit bekommen, mit folgenden Fragen: Was haben Sie für einen Beruf? Wieviel nehmen Sie jährlich an Geld ein? Wieviel brauchen Sie für Ihren geſchäftlichen Haushalt? Hat Ihre Frau Vermögen? Wie viele Kinder haben Sie zu verſorgen? . . .

Na, das war denn doch zu arg! Und der Höhepunkt der Dreiſtigkeit lag in dem unverfrorenen Schlußſatze, daß dieſe Fragen binnen vierzehn Tagen der Wahrheit gemäß zu beantworten ſeien!

Ehe meine Fauſt ſich krampfte, um den impertinenten Wiſch zu zerknüllen, ſah ich es noch: Der Fragebogen kam — von der Steueradminiſtration.

Oh — das! Meine Muskeln erſchlafften, meine Wut löſte ſich in elegiſche Betrübnis. Dann griff ich zur Feder. Dieſen Fragebogen *muß* man beantworten. Und nicht bloß das!

Zu A. in der *Univerſalakademie* ſitzt ein großer Gelehrter. Eines Tages war nämlich ein talentiertes, überaus fleißiges Studentlein in die Akademie getreten.

Es ſetzte ſich in die Bibliothek zu den vierzigtauſend Büchern und begann zu ſtudieren. Der junge Mann ſtudierte alle Wiſſenſchaften. Alles, was geſchrieben ſteht über die Beſchaffenheit der Weltkörper, nahm er in ſich auf. Alle geologiſchen, geographiſchen, ethnographiſchen, etymologiſchen, hiſtoriſchen und juridiſchen Kenntniſſe machte er ſich zu eigen. Alle Gedanken, Syſteme und Theorien aller Philoſophen prägte er ſich ein. Alle Zweige der Naturgeſchichte, der Empirik, der Technik brachte er in ſein Gehirnmit unendlichem Fleiße. Und als es der junge Mann ſieben Jahre lang ſo getrieben hatte und alles denkbare Wiſſen der Gelehrten aller Zeiten in ſich aufgenommen hatte, wollte er eines Tages aus der Akademie hinaustreten in das Leben. Und ſiehe, es war der Kopf zu groß geworden, er brachte ihn nicht mehr zur Tür heraus. Schade, gerade den geſcheiteſten Menſchen hätten wir ſo notwendig gebraucht, und der kann nicht heraus.

Da habe ich in einer bekannten Familie dem Chriſtbaum beigewohnt. Es war nur ein Kind da, ein Knabe von dreieinhalb Jahren. Na, dem armen Jungen haben ſie den Himmel ordentlich heiß gemacht. Das geht nicht bloß bei der Hölle, es geht auch beim Himmel. Eltern, Großeltern, Tanten, Onkeln und Hausfreunde hatten dazu redlich beigetragen; bin ich doch ſelbſt mit einem hölzernen Schaukelpferd gekommen. Gewünſcht hatte der Kleine ſich einen Baukaſten. Wochenlang vorher ſprach er vom Baukaſten, träumte er in der Nacht vom Baukaſten und betete ſein tägliches Vaterunſer, daß ja das Chriſtkind den Baukaſten bringe.

Nun war die Stunde da. Die Doppeltür ging auf, ein Chriſtbaum mit hundert Kerzchen, zweihundert goldenen Nüſſen, Herzen, Sternen, ſtrahlte jenes ſilberne Dämmerlicht, das dieſem Baume eigen iſt, durch das

Zimmer. Der Knabe hatte keinen Blick für den Baum, er ſtürzte auf einen Handwagen zu, der vor dem Tiſche ſtand und mit dem er ſofort ein Fuhrwerk verſuchen wollte. Aber ſchon ließ er den Arm ſinken, um ihn nach dem Hampelmann auszuſtrecken, der von einem Aſte niederhing. Dieweilen ſah er auch ſchon ein kleines Spinett, auf dem er einige Taſten anſchlug, während ihm mein Reitpferd ins Auge fiel. Im nächſten Augenblicke ſaß er darauf und ſchaukelte. Aber ſchwupps war er wieder auf den Füßen, denn er hatte den Baukaſten erblickt. Mit ſolcher Haſt riß er den Deckel auf, daß die Bauſteine zu Boden kollerten. Er hatte nicht Zeit, ſie zu ſammeln, denn ſein Auge war auf eine Arche Noahs geſtoßen, die breit und ruhig, wie auf dem Berge Ararat daſtand, mit ihren Tigern, Lämmern, Hirſchen, Affen, Krokodilen und Elefanten. Natürlich heiſchten dieſe Tiere perſönliches Eingreifen. In wortloſer, zitternder Haſt, ein fieberhaftes Glühen in den Augen, wurde der Kleine ſo von einem Gegenſtand zum andern geriſſen. Daß das Kind gar vielleicht einen frommen dankbaren Blick auf den leuchtenden Chriſtbaum legte, daran war nicht zu denken. Denn während der Knabe kaum das Bilderbuch erblickte, ſah er auch ſchon den kleinen Eiſenbahnzug, und dann die Trompete und dann die funkelnde Pickelhaube mit dem dazu gehörigen Säbel. Dann erſt die Bleiſoldaten. Mit jedem dieſer wunderbaren Dinge wollte er ſofort anbinden, doch während er einige Schläge auf der Trommel tat, winkte wieder das Pferd, die Arche Noahs und ſo weiter. Und ſo wurde das arme Kindesherz gehetzt von einem zum andern, bei keinem war ein Verbleiben, und ſelbſt wenn der Knabe ein paar Minuten mit den Tieren ſpielte, ſchob der Onkel den Eiſenbahnzug vor, blies der Großvater in die Trompete, und jedes war beſtrebt, zu gleicher Zeit alles vor dem Kleinen zu entfalten — ſo daß er, als die Schlafſtunde kam, nur ſo verwirrt hintaumelte, überreizt und doch ungeſättigt zu Bette gehen mußte, um einen unruhigen Schlummer zu tun.

Nun hockten die Alten bei der Beſcherung da und ſchauten ſich an. Ob ſie dabei auch etwas gedacht haben? Mir wenigſtens wurde es erſt am nächſten Tage klar, wie dumm und herzlos der ganze Trubel geweſen war. Weinen hätte ich mögen, ſo bitter hat mich das beſchenkte gehetzte Kind erbarmt. Wie ſchön, wie ſüß und freudenreich wäre der Chriſtabend geweſen, wenn es ſeinen Baukaſten bekommen hätte und ſonſt nichts! Nichts, das es geſtört, beunruhigt, abgelenkt hätte von der behaglichen Kindesfreude. Aber nein, kiſtenweiſe muß ihm das Chriſtbaumglück vorgeſchüttet werden, damit auch dieſes ſonſt ſo liebliche Glück an ſich ſelbſt erſticke. Dasſelbe wiederholt ſich im Kreiſe einer ſo barbariſch liebenden Familie zum Geburtstag, zum Namenstag und zu Weihnachten alljährlich wieder. Ja, ſo erzieht man die Kinder! Erzieht ſie zur Gier, zur Oberflächlichkeit, zur Ruheloſigkeit, zur Nervoſität. Nur nicht zur Freude.

1911.

In meinen erſten fünf Lebensjahren begegnete mir an jedem Neujahrsmorgen ein altes Weib. Und doch waren es jene einzigen Jahre, in denen ich von einem Unglück ſo wenig wußte, wie eine Feldmaus von der franzöſiſchen Revolution. Freilich bedeuten alte Weiber Unglück, aber nur für ſich ſelber. Wenn aber das „alte Weib“ die Ahndl iſt? Des Vaters Mutter? Dann bedeutet es Glück, vollgerütteltes, aufgegupftes Glück.

Meine Ahndl vor etlichen ſechzig Jahren war ein kleines, regſames Weiblein in dunkelblauem Kittel und mit einem blauen, weißgetupften Kopftuch, das ſie wie eine Art Haube trug, hinten zuſammengebunden, ſo daß die Endflügel hinabhingen. Sie hatte ein kleines runzeliges Geſicht und knochige, ſtets kühle Hände. Sie konnte tüchtig reden, und wenn ſie anfing, da mußte alles ſtill ſein im Hauſe. Ihre ganze Zärtlichkeit brauchte ſie bei mir auf, dem Älteſten von damals fünf Jahren. Weiß nicht, ob für meine anderen Geſchwiſter noch viel übrig geblieben iſt. Es kann aber auch ſein, daß ſie ihnen ganz dieſelbe Liebe bewies. So ein altes Großmutterherzlein iſt ja unerſchöpflich. Ich ſpürte dieſe wunderbar holde Großmutterliebe nur an mir. Gott in deinem Himmel, was habe ich in meiner Kindheit für Liebe genoſſen!

Aber zurzeit iſt alles ſo ſelbſtverſtändlich, erſt ſpäter wird man es gewahr, was man gehabt und — verloren hat. Ich habe ja immer die Wirklichkeit verträumt. Saß ich auch damals, vor vielen Jahren, gerne auf dem Stein vor der Tanne, wenn es Nacht geworden war, und ſchaute den funkelnden Himmel an und tupfte gegen ihn mit dem Zeigefinger hinauf, um die Sterndeln zu zählen.

„Die Sterndeln zählen!“ rief da einmal der Knecht Markus aus, „das haben ſchon Beſſere probiert als du!“ Und eine alte Magd verwies: „Mit dem Finger darf man nit auf die Sterndeln deuten. Da tät man ſie totſtechen!“

„Fallen ſie nachher herab, wenn ſie tot ſind?“ fragte ich.

Weil ſie keine Antwort wußte, ſo ſprach ſie bloß: „Du biſt ein dummer Bua!“

Da ſaß denn neben mir auf dem großen Stein auch einmal die Ahndl. Ich träumte zu den Sternen auf und bei ihr war's, als täte ſie andächtig ſchweigen. So ſaßen wir lange. Und ſie nahm mich jetzt auf einmal bei dem kleinen Handel und ſtreichelte es ein wenig und ſagte zu mir geneigt faſt leiſe: „Du biſt mein liebes Kind. Da oben iſt die Ewigkeit. Schau nur hinauf.“

Es iſt aber das unruhige Jahr geweſen. Auf dem Kirchweg, vor den Häuſern und überall, wo Leute zuſammenkamen, redeten ſie laut und erregt. Aber nicht von Feld und Vieh, ſondern von Robot und Steuern, von Soldaten und Schutzgarden und davon, daß man halt würd' ausrücken müſſen mit Senſen und Miſtgabeln. „Herrnderſchlagen!“ ſchrie da einmal unſer Ochſenbub drein. Der iſt von meinem Vater davongejagt worden. Gewalttätigkeiten ſind meines Vaters Sache nicht geweſen. „Was ich mit Güten nit kann zwingen, das grat ich.“ — Er hat viel „graten“ müſſen.

Ich aber ſpitzte die Kinderohren gar ſcharf nach der Revolution. Kanonendonner wollte man gehört haben übers Gebirg her, weit von Wien. Dann kamen fremde Flüchtlinge in die Gegend, die „falſches Geld“ mitbrachten. Das war ganz blau und war der „Koſchild“ (Koſſuth) draufgemalt. Und von der anderen Seite kamen Landwächter mit Spießen auf den Flinten. Die nahmen uns das Geld wieder weg und jagten nach den Flüchtlingen. Solcherlei ereignete ſich und ich war immer voll Neugier und Angſt.

Nach einer Weile war es wieder ſtill geworden. Alles ſank ins alte Geleiſe zurück und im Hauſe war es wie früher.

Aber die Ahndl! Wo iſt die Ahndl! — Während des Aufruhrs war die Ahndl verſchwunden. Auch nicht ein Stäubchen iſt mir mehr in Erinnerung von ihrer kurzen Krankheit, von ihrem Sterben, von ihrem Begräbniſſe. Wie kommt es, daß man ſo außerordentliche Dinge aus dem Kindskopfe verliert? Ich weiß auch nichts von einem Schmerze über den Verluſt der guten Ahndl. Auf dem Friedhofe zu Krieglach findet ſich kein Steinchen und kein Beinchen von ihr. In mir lebt, wie ein ſchwaches Lichtlein, einzig nur das Gedächtnis fort von der kleinen, emſigen Geſtalt im blauen Kittel und von ihrem Worte: Du biſt mein liebes Kind. Da oben iſt die Ewigkeit. Schau nur hinauf.“

Vor 45 Jahren, kurze Zeit nach meiner Vertauſchung des Bauerndaſeins mit dem Studentenleben in Graz, wurde ich in öffentliche Wirkſamkeit gezogen. Meine Profeſſoren der Akademie für Handel und Induſtrie! Damals wußte ich nicht den tauſendſten Teil von dem, was einer von ihnen gewußt hat, und heute weiß ich mehr, als alle zuſammen wiſſen — denn ſie ſind Erde. Und doch, wie wichtig war ich! Nie wieder ſeither hatte ich einen ſo erhabenen Beruf als damals. In Gegenwart von 300 Menſchen hatte ich das Firmament aufzuſpannen, den Sternenhimmel einzuhängen. Dazu kam es alſo: die Profeſſoren der Handelsakademie veranſtalteten in der Faſtenzeit öffentliche Vorleſungen, anfangs im Feſtſaale der Akademie, ſpäter, als der Beſuch ſich ſteigerte, im Landſchaftlichen Ritterſaal. So las Direktor Dawidowski über das Leben der Blume; Profeſſor Biſchof über den Frauenkultus im Mittelalter; Profeſſor Winter über gotiſche Baukunſt; Profeſſor Subić über Telegraphie und das erſte Kabel, das zur Zeit durch den Atlantiſchen Ozean gelegt wurde; Profeſſor Rudolf Falb (der ſpätere Wetterforſcher) las über den Sternenhimmel. Ich hatte aus fernen Waldbergen den Ruf eines Naturzeichners mitgebracht, der den meiner dichteriſchen Fähigkeit weit überhallte. So hat Profeſſor Falb mich auserleſen, ihm die großen Sternkarten zeichnen zu helfen, die er bei ſeinen öffentlichen Vorleſungen zu Demonſtrationen bedurfte. Beſonders ſtellten wir auf einem Blatt, das ſo groß war wie ein Bettlaken, einen Rieſenmond dar, mit all ſeinen Berggipfeln, Kratern und Flächen. Und ſo war es auch mein Amt, während ſeines Vortrages die Karten zu entrollen und an den Schragen zu halten, eine nach der andern, wie ſie im Texte eben dran kamen. Da die Blätter keine Henkel hatten, ſo mußte ich auf den Schemel ſteigen und ſie hoch mit der Hand feſthalten, wobei ich nicht die Geſchicklichkeit beſaß, wie ſie Gottvater hat, der ſeit undenklichen Zeiten das Weltenſyſtem in der Hand hält, ohne daß ihm bisher was paſſiert wäre. Ich verwechſelte einmal den nördlichen Sternenhimmel mit dem ſüdlichen, ſo daß der ganze Tierkreis des Vortragenden in Unordnung geriet. Einmal ſtellte ich das Sonnenſyſtem auf den Kopf, was dem Herrn Profeſſor nur ein leichtes Schmunzeln entlockte, und er mich damit vor dem Publikum entſchuldigte, daß ich in der Handhabung der Himmelskörper eben noch Neuling ſei. Als mir aber ein anderesmal der Mond auskam und rauſchend hinabfiel auf ein paar reizende Damenfriſuren, da winkte mir Falb, abzutreten, nächſtesmal würde er mich nicht im Kosmos, ſondern in der Garderobe beſchäftigen, um den Herren die Pelze und den Damen die Muffe abzunehmen. Zum Glück kam es nicht dazu; ein ſolcher Sturz aus dem Sternenreich in die Gewandkammer wäre ſelbſt für einen verwichenen Schneiderlehrling unerträglich geweſen.

Aber auch Rudolf Falb hat in den hohen Regionen weder Glück noch Stern geſunden. Als ſteiriſcher Dorfkaplan war er einſt Lehrer an der Handelsakademie geworden, und als ſolcher wagte ſein unbändiger Forſchergeiſt den Flug zur Sternenwelt. Aber dort war — ſoweit bisher Gelehrte langen konnten — ſchon alles abgegraſt, da kehrte er wieder zur Erde zurück, drang in dieſelbe ein, um zu unterſuchen, inwieweit die Wirkung der Geſtirne auf das flüſſige Erdinnere in bezug auf Erdbeben von Einfluß ſei. Dann machte er eine Reiſe nach Südamerika und glaubte, durch Sprachſtudien im Lande der Inka die Wiege des Menſchengeſchlechts entdeckt zu haben. Endlich kehrte Falb aus dem fernſten wieder in den heimiſchen Alltag zurück und ſagte den Deutſchen das Wetter voraus. Das alles war Unraſt. Das Beſte tat er damit, daß er (weltlich geworden) ein braves Weib nahm und geſunde Kinder erzog. Dieſer Sternenhimmel, für den er keinen Kartenhalter brauchte, iſt endlich der rechte geweſen. — Die geeichten Wiſſenſchaftler waren dieſem Autodidakten natürlich nicht gewogen, aber ſie haben ihm zahlloſe und wichtige Anregungen zu verdanken, ſowie beſonders auch jeder, der perſönlich ihm näher ſtand.

Mein Bankgenoſſe in der Handelsſchule war einmal der Fritz Meier, ein nachdenklicher und doch wieder bummelwitziger Junge, der ſich auch mit den Profeſſoren manches erlauben konnte, denn er war ein ſehr talentierter und fleißiger Schüler. Unſer Religionslehrer war damals Profeſſor Falb, der nachmalige Erdbeben- und Wetterforſcher, geweſen. Bei einer längeren Abweſenheit dieſes Lehrers, ſchon gegen Ende des Schuljahres, wurde er von einem anderen Katecheten bei uns vertreten, der ein etwas bitzeliger Herr war. Dieſer diktierte uns in einer der Religionsſtunden die drei Reiche der Kirche: „Auf Erden iſt die ſtreitende Kirche, im Fegefeuer die leidende und im Himmel die triumphierende.“

„Und wo iſt die liebende, Herr Profeſſor?“ fragte der Fritz Meier luſtig auf.

Der Katechet ſtutzte anfangs, dann ſagte er unheimlich leiſe: „Meier! Mit dieſer Perfidie haben Sie ſich Ihr Zeugnis verdorben.“

Ob es der Junge nun wußte, wo die liebende Kirche iſt?

Manchmal, wenn mir Kritik und Leſer etwas zugute halten, was einem anderen ſcharf angekreidet werden würde, erinnere ich mich an jenen bedenklichen Vorſtoß in der Handelsakademie. Ein Jahr nach meiner Aufnahme mag es geweſen ſein, in einer Botanikſtunde. Der Profeſſor ließ uns aus dem Kopfe bekannte Pflanzen zeichnen. Mir gab er das Kartoffelkraut auf. Aber bei einer nächſten Stunde, als der Profeſſor die korrigierten Blätter zurückgab, zeigte er das meinige gar auffallend herum und ſagte: „Sehen Sie, und das ſoll Kartoffelkraut ſein! Ja, wenn einer, der zwanzig Jahre lang Erdäpfel gebaut hat, nicht einmal das Kraut kennt!“ Ich ſchämte mich, redete aber auf: „Wir haben nur auf die Erdäpfel geſchaut, nicht aufs Erdäpfelkraut. Das iſt grad nur für die Ochſen geweſen!“ — Vierzigſtimmiges Gelächter aller Nationen, die in der Klaſſe vertreten waren. Der Profeſſor ſtand ſtarr wie ein Bildſtock.

Ganz allmählich dämmerte es mir, was ich da geſagt hatte. Daß es gutgemacht werden mußte, ſtand mir klar und ich habe dafür auch die richtigſte Form gefunden. Nach dem Stundenſchluß ging ich gebrochen zum Tiſche hin und ſprach: „Herr Profeſſor, ich bitte um Verzeihung. Mit den Ochſen hab' ich nicht Sie gemeint!“

Er winkte mit der Hand und ſagte ſchmunzelnd: „Sehen Sie! Ihnen muß man manches zugute halten.“

„Und nebenbei bemerkt“, ſagt der Mann, das Geſpräch unterbrechend, „ich wollte Sie gerade einmal um Ihre Meinung fragen.“

„Ich bitte.“

„Wenn man Kinder hat, die ſoll man doch ſo erziehen, daß ſie den Kampf ums Daſein beſtehen können. Alleweil nur zum Gutſein, zur Nächſtenliebe — das taugt doch nicht. Da möchten ſie bald aufgefreſſen ſein. Meinen Sie nicht auch?“

„Ich? Nein. Ich meine ſo: Wer zum Egoiſten erzogen wird, den ſetzt man in eine Welt voller Feinde. Wer Altruiſt iſt, der mag ja wohl oft mißbraucht werden, aber er lebt in einer Welt von Freunden; er lebt auch für andere, und andere haben einen Vorteil davon, ihn zu erhalten.“

„Die vielen Wohltätigkeiten ſind ein Zeichen des böſen Gewiſſens“, ſagte da jemand. [illegible]n die Leute einander nicht ſo viel Böſes antäten, [illegible]uchten ſie einander nicht ſo viel Gutes zu tun.“

Da iſt ein König. Edel veranlagt, aber herriſch und beſeſſen vom Größenwahn. Sein Handeln und Regieren, obſchon vom beſten Willen beſeelt, iſt oft töricht und unſelig, aber er verträgt keinen redlichen

Rat. Auf einer Fahrt über Land kommt dieſer König in eine gräßliche Todesgefahr und ein armer Spielmann rettet mit Einſatz ſeines eigenen Lebens das königliche.

Zu ihm ſagt der König: „Spielmann! Verlange was du willſt, wenn es in meiner Macht ſteht, ſoll es dir werden.“

„König, ich möchte Hofnarr ſein, und die Wahrheit ſagen dürfen. Höflich und geſtreng, wenn du was nicht recht machſt.“

Da ſtutzte der König. Weil er es aber verſprochen hatte, ſo ſagte er: „Gut, du ſollſt unter vier Augen freimütig zu mir reden dürfen.“

„So meine ich es nicht, mein König. Ich möchte ein ſpaßhaftes Blatt herausgeben, geheißen „Der Hofnarr“, und in demſelben luſtig alles ſagen dürfen, was uns an dem König recht und nicht recht iſt.“

Ein Witzblatt. Von dem erträgt man's noch faſt am leichteſten. Der König ſagt zu und der Spielmann ſpricht es wöchentlich einmal in alle Welt hinaus, was der König Gutes vollführt und was er für Torheiten macht.

Anfangs iſt der Hofnarr hübſch artig, um den Herrn nicht kopfſcheu zu machen, ſondern nach und nach abzuhärten. Der König ergötzt ſich zuerſt an der Kritik, ärgert ſich, lacht wieder, nimmt manchen derben Rat an, und befolgt ihn. Der Hofnarr wird dreiſter, rügt nicht allein des Königs Torheiten, beſpöttelt auch deſſen Weisheit, er freut ſich am Spott an ſich und endlich verhöhnt und verreißt er alles mit giftigem Witz, was der König tut und der Fürſt wird zum Gelächter ſeines Volkes. Der kann machen, was er will, alles wird verhöhnt. Da verfällt er in ein tiefes Grimmen.

Aber er hat ſein Wort gegeben und will es nicht brechen. Er läßt eines Tages den Herausgeber des „Hofnarren“ zu ſich rufen und ſagt: „Liebes Läſterman!! Tauſchen wir unſere Ämter. Du regierſt das Reich und ich ſchreibe die Kritik."

Dieſer Märchenſtoff iſt mir geſtern während des Raſierens angeflogen. Seither umgaukelt er mich. Wer was Gutes daraus zu machen weiß, ich ſchenke ihn her. Den Schluß könnte man vielleicht ſo machen, daß die beiden wirklich ihre Ämter tauſchen und daß der regierende Hofnarr-König den kritiſierenden König-Hofnarren ein bißchen — hängen läßt. Man weiß ja, daß niemand weniger eine Kritik verträgt als der Kritiker.

Wie gefährlich es iſt, allzu ſtrenge Lebensgrundſätze aufzuſtellen, das Chriſtentum allzu ſtraff zu ſpannen, das zeigt ſich an Tolſtoi. Dieſer ſtarke Mann hat ſtrenge Lehren gegeben, ſtrengere und immer ſtrengere, bis ihm am Ende auch die Willigſten nicht mehr zu folgen vermochten. Es blieben ſeine Verehrer zurück, es blieben ſeine Freunde zurück, es blieb ſeine Familie zurück, und endlich mußte er geſtehen, daß auch ſein eigenes Leben ſeiner Lehre nicht mehr entſprechen konnte. Wenigſtens nicht, ſolange er unter Menſchen lebte. Erſt Einſiedler mußte er werden, und das mußte er, um ſich nicht ſelber untreu zu werden und um zu zeigen, wie heiliger Ernſt ihm ſeine Sache iſt. Tatſächlich iſt er aber damit angekommen — jenſeits des Chriſtentums. Denn Chriſtus ſelbſt hat menſchlich unter Menſchen gelebt, ſeine Lehre war nicht für Einſiedler, nicht bloß für ein eigennütziges perſönliches Erlöſtwerden, nein, dieſe große Lehre war eine ſoziale, war für die beiſammen und füreinander lebende menſchliche Geſellſchaft gegeben.

So denke ich mir oft, wer was Rechtes erreichen will, wer nicht bloß einzelnen, wer vielen Mitmenſchen nützen will, der ſoll nicht extrem werden, ſoll nicht Übermenſchliches verlangen. Es werden ja immer einzelne aufſtehen, die der Menſchheit in Lehre und Leben das höchſte Ideal zeigen. Tolſtoi iſt ein ſolcher, man bewundert ihn, man vergöttert ihn, aber — man folgt ihm nicht.

Mich hat man gelegentlich den deutſchen Tolſtoi genannt. Beileibe nicht in der erzählenden Kunſt, die „kann“ ich nicht und iſt mir gleichgültig, als vielmehr in der Sehnſucht nach ſittlicher Vollkommenheit an mir und den Mitmenſchen. Hierin mag ich wohl ſo ein kleines Tolſtoiſerl ſein. Allerdings ein recht zahmes und bequemes, mit dem großen verglichen. Aber ſelbſt dieſer bequeme, ſcheint es, wäre noch zu ſpießig. Mich deucht, die Lebensvorſchläge, die ich mache, müßten die allermeiſten Leute an ſich durchführen können. Und wie oft ertappe ich mich dabei, daß ich ſie ſelber nicht zu halten vermag. Na, wenigſtens ſtrengt man ſich an, Erreichbares zu erreichen, während man ſich vor dem Unerreichbaren keine Mühe mehr gibt.

Wer die Menge aufwärts bringen will, der muß breitere Straßen wählen, die in ſachten Schlangenwindungen vielleicht auf den Rigi führen können, nie aber auf das Matterhorn. Man muß es bei Beginn der Wanderung ja nicht gleich ſagen, wie hoch man hinauf will. — Perſönliche Neigung hätte auch ich (wie Tolſtoi) für das Matterhorn. Aber was macht man allein dort oben? Ich erinnere mich an ein Wort meiner Mutter, als ſie ſchon ſterbenskrank war: „Wenn nicht auch ihr alle nachkommen tätet, ich allein möcht’ nit im Himmel oben ſein.“

Man hat viel herumgeraten, warum Tolſtoi an den letzten Lebenstagen in die Einſamkeit geflohen iſt. Hat er es getan, um ſeine Schriften zu beſtätigen? Wollte er als Büßer zu ſeiner Kirche zurückkehren? Hat er es im Delirium der Einbildung getan oder im Schwachſinn des Alters? Hat er ſich mit ſeiner Frau nicht vertragen? So frägt und rät man. Wer Tolſtois Leben und Lehren überblickt und ſeinen perſönlichen Charakter erwägt, für den iſt es doch klar, daß er für ſich endlich die äußerſte Konſequenz zog. Ich hatte ſo etwas bei Tolſtoi ſchon lange erwartet. Altersſchwäche iſt nach meiner Meinung nicht zu ſpüren in ſeiner heldenmütigen Flucht. Eher der Wahnſinn des Genies, am wahrſcheinlichſten iſt es die Starrheit ſeines Willens. Oder etwa als Büßer zur Kirche zurückzukehren? Ein Tolſtoi! Dann hätte er nicht noch in der letzten Zeit ſeine antikirchlichen Schriften zur möglichſt größten Verbreitung der Menſchheit honorarlos hingegeben, was eben zum Bruche mit ſeiner Familie führte. Sich mit ſeiner Frau entzweit, natürlich, weil ſie als Hausfrau und ſorgende Familienmutter mit ſeinem Gebaren nicht einverſtanden war, weil ſie ihm zu Hauſe das asketiſche Leben nicht möglich machte, ſo wie er es wünſchte. Dieſer Mann war deſſen, was wir Ziviliſation, Kultur, Geſellſchaft nennen, ſatt bis zum Erbrechen. Ich kann es ihm teilweiſe nachfühlen. Der Reichtum ſeines inneren Lebens entſchädigte ihn zehnfach für das äußere. Dichter ſind ganz eigentümliche Leute, ob Chriſten oder Atheiſten, ſie bergen in ihrem Herzen ein Himmelreich, das dem, von welchem Chriſtus ſprach, nicht ſehr unähnlich iſt. Dieſe innere ſelige Welt nun wollte der ſterbende Tolſtoi, von allem Erdenkehricht gereinigt, ſeinem Schöpfer zurückgeben. In eine Anachoretenhöhle des Sinai oder ſonſt wohin hätte er ſich eigentlich flüchten müſſen, aber ſeine körperliche Kraft trug ihn nur noch bis zur nächſten Kloſterzelle, wo er nicht als „Bekehrter“, ſondern als flüchtiger Gaſt Zuflucht ſuchte, um einmal ungeſtört bei ſich ſelber ſein zu können.

Dazu kommt hier noch die religiöſe Schwärmerei, die im Alter ſo häufig zum Fanatismus wird. Ein Fanatismus, der übers Ziel ſchießt — über die Menſchenliebe hinaus. Die Leiden, die der alte todkranke Leo

Tolſtoi jetzt ſeinem Weibe, ſeinen Kindern angetan hat — ſie laſſen uns vermuten, daß in dieſem grundſätzlich aufgebauten Urchriſten — ein hartes Herz ſchlägt.

Als die vorhergehenden Zeilen geſchrieben wurden, war Tolſtoi auf der Flucht in die Einſamkeit. In der Kloſterzelle war es für ihn nichts, er zog weiter und unterwegs, in einem einſamſtehenden Bahnhofgebäude, iſt der 82jährige Dichter und Prophet geſtorben. — Soll ich das Wort vom „harten Herzen“ ſtehen laſſen? Seine Gattin, die ihm nachgeeilt, die ſich vor ſein Krankenlager verzweifelt flehend auf die Knie geworfen, hat er nicht mehr angehört; unverſöhnt iſt er von ihr gegangen, die ſeit faſt 50 Jahren ſeine Lebensgefährtin geweſen, die ſeine „Schrullen“ und „Abſonderlichkeiten“ mit kaum ausreichender Kraft ertragen hat. Dafür, daß er ſich in der Wahl ſeiner Frau geirrt hatte, ſchied er von ihr als herzloſer Fremdling. Iſt das nicht grauſam hart? Aber man weiß ja nicht, was zwiſchen ihnen war. Vielleicht nichts als das Bibelwort: Du ſollſt deine Familie verlaſſen und mir nachfolgen? — Tolſtoi hat auch noch eine andere Familie verlaſſen, ſeine Kirche. Denn auch die Kirche war ihm hinderlich bei ſeiner Nachfolge Chriſti. Darob hat ſie ihn exkommuniziert und verweigerte ihm den Sterbeſegen, da er nicht widerrief. Ich möchte nur wiſſen, was Leo Tolſtoi vor ſeiner Kirche zu widerrufen gehabt hätte? Daß er das Chriſtentum weit ſtrenger und tiefer auffaßte, als ſie es tut? Daß er das Chriſtentum mit heiligem Ernſte zu leben trachtete, ohne dazu die Zeugenſchaft der orthodoxen Kirche in Anſpruch zu nehmen? Hätte er das widerrufen ſollen? Weil er es nicht tat, ſo wäre dieſer größte, erſchütterndſte Büßer unſerer Zeit im Sinne der Kirche unbußfertig geſtorben?

Ein wahres Glück, daß Jeſus Chriſtus nicht der griechiſch-orthodoxen Kirche angehörte, er wäre unfehlbar exkommuniziert worden.

Tolſtoi ſchöpfte in der zweiten Hälfte ſeines Lebens ſeinen Glauben und ſeine Weltanſchauung aus dem Evangelium. Ein kirchliches Blatt meinte nun, er habe ſich die Lehre Jeſu nach ſeinem eigenen Wunſch und perſönlicher Willkür zurechtgemacht. Da — ſollte man meinen — wäre ſie wohl ſehr kommod ausgefallen. Schauet nun aber einmal hin, wie Tolſtoi gelebt hat! In der Heiligen Synode ſitzt keiner, der es ihm nachmachen könnte und wollte. Die Lehre des Herrn in ihrem allerſtrengſten Sinne! Und weil der ruſſiſche Dichter auch der Auferſtehung und dem ewigen Leben einen beſonderen, ihm perſönlich faßbaren, lebendigen Sinn gab, ſo hat die Heilige Synode geglaubt, ihn von ihrer Kirche ausſchließen zu ſollen.

Und ſchließlich hat ſie ihn wieder haben wollen. Aber Tolſtoi hat es ſo gemacht, wie der freiſinnige Bauer Konrad Deubler in Goiſern. Der fürchtete, daß man ihn in der Seelenſchwäche des Sterbenden zur Kirche überreden könnte. So erklärte er in geſunden Tagen alles, was er etwa zuletzt, ſeiner Vernunft nicht mehr mächtig, widerrufen oder zugeſtehen möchte, für null und nichtig. Tolſtoi hatte ſeiner Familie vorwegs aufgetragen, von ſeinem Sterbebette die Gefahr einer Bekehrung fern zu halten.

Bekehrung! So einer ſoll zur Stunde, als er ſein gegenwärtiges Leben verliert, auch ſein vergangenes Leben verleugnen, das erfüllt von edlen Abſichten und von Opfermut geweſen — es iſt viel verlangt. Und wozu? Um den erbaulichen Stoff zu liefern für hunderttauſend orthodoxe Predigten.

Die Pietät iſt durch den Pietismus in Mißkredit gekommen, weil Frömmigkeit zu oft mit Frömmelei verwechſelt wird. Bismarck nannte ſich ſelbſt einen Pietiſten, weil er an Jeſus als den Sohn Gottes glaubte. Und doch darf man Glauben, Frömmigkeit und Pietät nicht vermengen. Pietät gehört nicht bloß der Religion an, ſondern auch und vielmehr noch der Ethik im allgemeinen. Treue, Dankbarkeit und Ehrfurcht zuſammen geben ungefähr das, was man Pietät nennt.

In unſerem Zeitalter iſt ſie ſtark außer Kurs gekommen, beſonders bei jungen Leuten. Ein Student und Pietät! Ein moderner Literat und Ehrfurcht! Treue allerdings wird verlangt; Dankbarkeit wird von anderen begehrt, an ſich für überflüſſig gehalten. Aber dieſen Tugenden fehlt die Seele, wenn Pietät nicht vorhanden iſt.

Pietät hängt gerne mit einer myſtiſchen Stimmung zuſammen, nötig iſt das nicht; Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit im Bewußtſein, und man kann auf die vernünftigſte Weiſe Pietät haben.

Wir pflegen Pietät zumeiſt auf Abweſendes, Abgeſchiedenes, äußerlich Verlorenes zu beziehen. Auf teuere Verſtorbene, auf Dinge und Sitten, die an Vorfahren erinnern, auf alles, was in unſerem liebreichen, dankbaren Gedächtniſſe lebt. Und wohl auch auf göttliche Urbilder, die unſere Ehrfurcht heiſchen.

Pietät findet man am wenigſten bei Halbgebildeten, doch viel bei Hochgebildeten und noch mehr im Volke. Im Volke geht ſie am tiefſten, iſt aber nicht rein von Vorurteilen und Aberglauben. Doch iſt ſie oft überaus liebenswürdig und voller Poeſie.

Einige Beiſpiele volkstümlicher Pietät will ich nun aus dem altſteiriſchen Bauerntume mitteilen.

Vor allem ehrt der Altbauer alles, was Menſch iſt und hier wieder beſonders den Chriſten. Wenn er gelegentlich' einen Chriſten beſchimpft, ſo nimmt er an ihm die Chriſtenheit aus. „Dieſer Kerl iſt ein Hund, Chriſtenheit ausgenommen.“

Der Bauer hält es für einen Frevel, wenn man jemanden ausſpottet, ſpottweiſe ſeine Stimme, Redensart oder Gebärden nachäfft. „Solchen Spöttern ſoll man eine glühende Kohle auf die Zunge legen.“

Als ich meinen Vater einmal ins Theater führte — er war an ſechzig Jahre alt, als er das erſtemal theaterſpielen ſah — da ſchüttelte er den Kopf. Es gefiel ihm nicht. „Wenn's ihnen nit Ernſt iſt, was tun ſie denn ſo? Andere ſo nachmachen da! das heißt ja Leut' ausſpötteln!“ Alle Vermummungen waren ihm zuwider, er fühlte ſie wie etwas Falſches, das das nicht iſt, was es vorſtellt. — Uns Kindern einſt war es ſcharf eingeprägt worden, alte Leute in Ehren zu halten. Und ſei es eine alte brummige Magd oder ein alter, unſauberer Bettelmann, wir mußten freundlich ſein mit „ſo einem alten Leut.“ Junge Leute, die ſich mit den alten Schimpf und Spott erlaubten, wurden vom Hausvater ſchlimm hergerichtet. „Ihr werdet wohl auch ſelber einmal alt werden, bedenkt's! Sollen euch nachher auch die jungen Rotzlecker ausſpötteln?“

Wenn der Bauer Korn ſät, ſo wirft er die erſte Handvoll kreuzweiſe auf die Erde. Wenn er einen Brotlaib anſchneidet, ſo macht er vorher daran mit der Meſſerſpitze das Zeichen des Kreuzes. Mancher Holzknecht hackt auf den Stock des gefällten Baumes ein Kreuzzeichen ein. Solcherweiſe beſegnet das Volk vieles, was ihm lieb iſt.

Ein zufällig verſtreutes Stückchen Speiſe, ſei es eine Brotkrume, ſei es ein Spältchen Obſt uſw. wird der Bauer nicht auf dem Boden liegen laſſen, ſondern es in Ehrerbietung aufheben, „es iſt Gottesgab'!“ Und wenn er es ſchon ſelber nicht mehr iſt, ſo wird er es einem

Tiere geben. „Veruraßt werden darf's nit!“ Ebenſowenig wird der Bauer auf dem Felde einen Kornhalm liegen laſſen; nicht gerade immer aus Sammelfleiß, ſondern weil „Gottesgab nit zertreten werden darf.“

Während eines Gewitters bekreuzigt man ſich bei jedem Blitze das Geſicht. Während man eine Sternſchnuppe fallen ſieht, muß man einen guten Gedanken haben. — So werden die Naturerſcheinungen vielfach geehrt und geweiht, damit ſie nicht mehr ſo unheimlich ſind. Die Furcht wird Ehrfurcht.

Echte Pietät knüpft ſich an Dinge, die als Andenken an verſtorbene Menſchen vorhanden ſind. Die ärmſte, einfältigſte Magd wird in ihrem Gewandkaſten ein Andenken haben, das ſie nur der Freundin zeigt und das ſie ſelbſt bloß an beſtimmten Tagen betrachtet — ſei es ein Heiligenbildchen von der Mutter oder ein hölzerner Roſenkranz vom Vater oder ein verblaßtes Seidentüchel von jemandem, den ſie „auch einmal gern gehabt hat“. Derlei gibt ſie nicht weg, ſo lang ſie lebt. „Dann ſollen ſie's verbrennen.“ Das Verbrennen iſt im Volke der beliebteſte Vernichtungsprozeß für geweihte Dinge — von dieſer Seite aus ſtünde der Leichenbeſtattung nichts im Wege.

Wenig Pietät zeigt der altſteiriſche Bauer für Gräber auf dem Kirchhof. Manchmal ein Vaterunſer davor beten, das ſchon; aber das Grab ſchmücken, mit Denkſteinen verſehen — das iſt Herrenmode. Der tote Leib bedeutet ja nichts mehr und die Seele iſt nicht im Grabe.

Das feſte Verharren des Volkes im Katholizismus hat ſeine Haupturſache nicht immer in dieſer Kirche an ſich, vielmehr in der Pietät zu den Vorfahren, „die auch denſelben Glauben gehabt haben“. In der Pietät wurzeln die alten Einrichtungen und Sitten. Und man ſoll einmal beobachten: wer gar ſo für den Fortſchritt, für das Neue und Fremde iſt, dem fehlt es ſtark an Pietät. Und wo dieſe fehlt, da iſt's auch mit der Treue windig beſtellt. Dann iſt die Haltloſigkeit fertig und damit auch die Fahrigkeit und die Unkraft des Volkes. Unſer Bauerntum würde heute nicht ſo hinfällig und wurzellos geworden ſein, wenn es ſeine alte Pietät noch bewahrt hätte. Ja, unſer ganzes deutſches Volkstum wäre nicht in dem Maße gefährdet, wenn die Ehrerbietung für die alten deutſchen Sitten noch vorhanden wäre.

Wer im Volke das Unkraut des Aberglaubens ausrotten will, der ſoll acht geben, daß er kein edles Pflänzchen Pietät mit vertilgt! Solches Pflänzchen ſoll er lieber betreuen und verbreiten, überall weiterpflanzen — damit es nicht ganz ausſtirbt in der Welt.

* * *

In einem böhmiſchen Städtchen habe ich meine Vorleſung einmal mit dieſen Worten eingeleitet: „Eine beſondere Bitte hätte ich, liebe Zuhörer. Nach gemeinem Brauch wird während und zum Schluß einer Vorleſung geklatſcht. Das habe ich nicht gern. Gegen das Ziſchen kann man weniger ſagen, das iſt ſtets aufrichtig gemeint Der lärmende Applaus iſt eine welſche Sitte, er zerſtört oft die Stimmung, leitet den Vortragenden wie den Zuhörenden manchmal vom Inhalte ab und erregt Eitelkeit, die der Sache nie nützlich, den Perſonen manchmal ſchädlich iſt. Man merkt es ſchon auch ſo, aus dem übrigen Verhalten der Zuhörer, ob ein Vortrag gefallen hat oder nicht. Alſo bitte ſchön, das Klatſchen ſein zu laſſen!"

Bravo! Bravo! Großer Applaus! — Meine „Beſcheidenheit" will man, wie ich nachher erfuhr, beklatſcht haben. Man ſollte meinen, es ſähe eher wie Unbeſcheidenheit aus, wenn einer ſo ſicher den Applaus erwartet, daß er ſich davor ſchützen zu müſſen glaubt. Unbeſcheidenheit, wenn ſo ein Steirer daher kommt und eine überall feſt eingewurzelte Sitte abbringen will. — Na aber!

Wenn einem etwas ſo gar nicht gefällt und man muß es doch aushalten, nicht bloß an ſich, ſondern auch an anderen, mit anderen, im Vortragsſaal, im Theater, im Konzert, oft nach dem Sprichwort: Eine Hand paſcht die andere — da darf man doch wohl einmal ſagen: Das ſollte abkommen. Am zuwiderſten iſt ein lärmender Applaus bei Muſikſtücken, wo er alle Stimmung und Nachklänge zerſtört. Dann auch im Schauſpiel, wo er aus der Illuſion, und aus der Welt des Scheines in die Alltäglichkeit zurückreißt. Nach Verklingen der Muſik, nach Sinken des Vorhanges einige Augenblicke andächtigen Schweigens würde den Eindruck vertiefen und befeſtigen.

Nur das ſehe ich ein, daß der Theatermenſch, der Schauſpieler, des lauten Beifalls bedarf. Er, dem die Nachwelt keine Kränze flicht, den die Kritik morgen vielleicht mit Bosheit überhäuft, er iſt auf dieſes tägliche Brot angewieſen, um Mut und Kraft nicht ganz zu verlieren. Solange nicht eine beſſere Form erfunden wird, in der das verehrungswürdige Publikum dem Schauſpieler ſeinen Dank bezeugen kann, ſo lange wird man das Klatſchen wohl beſtehen laſſen müſſen. Der Vorleſer hingegen iſt zumeiſt nicht angewieſen und oft auch nicht erpicht auf Beifallsgeklatſche, das nichts weiter als eine herkömmliche Zeremonie bedeutet, bisweilen ſogar den Geſchmack eines Almoſens hat.

Es gibt Leute, die bei warmem, ſonnigem Wetter nicht ausgehen mögen. Weiches Wetter welkt ſie. Aber in einem wüſten Februarföhn ging der Kranke auf den Schloßberg. Gehen — das ging nicht, der Sturm hätte ihn niedergeſtoßen; das Aufſtehen wäre auch vergeblich geweſen, der Sturm hätte ihn immer wieder zu Boden geworfen. Alſo mit der Elektriſchen hinaufgefahren! Aber der Föhn, wird er nicht den Wagen umwerfen?

Nein, das tat er nicht; doch die Bäume zu beiden Seiten der Bahn brach er und wollte die Äſte und Wipfel auf den laufenden Wagen werfen, aber er traf ihn nicht. — Wir waren oben. Das erſte, als ich ausſtieg, daß mich der Wind enthutete. Aber der Kopf ſtand feſter, der bot dem Sturme die Stirn. Ich empfand in mir wieder jenes wonnige, erhabene Urgeſundſein wie immer, wenn die Elemente raſen. Sie raſen ja nicht, ſie betätigen ihr Leben, ſie ſind im Zeugungsrauſche, ſie gebären das Werdende. Das Antlitz dieſer Stunde vergeſſe ich nicht. Die Berge — ſonſt mit Staub der Stadt, mit Rauch der Schlote faſt verhüllt — ſtanden in Klarheit wie am erſten Tage. Und nahegerückt, daß man an den Hängen die Bäume hätte zählen können. Und ihre Felder und Matten hatten einen ſchwefelgrünen Schein. Und hinter den Bergen ſtand eine ſchwarzblaue Wolkenwand auf, finſter wie eine von Norden anrückende Thomasnacht. Aus ihr hervor ſpann der Sturm graue Nebelſträhne und ließ ſie hinflattern über den weiten Himmel. Den Sonnenglanz wollte er erſticken, der noch im Süden goldete. Die nördlichen Berghäupter waren jetzt ſchon im Schleier eines Geſtöbers, das auf den Höhen Schnee, in der Niederung Regen ſein mochte. Auf meiner Schloßberghöhe ſchmolzen die dünnen, über dem Boden leichtgelockerten Eiskruſten der letzten kalten Wochen und ihre Waſſer rieſelten in vielen Bächlein dahin. An aperen Stellen lugten ſchon unverſichtige Gräſerlanzchen hervor, ſie hörten das Donnern der wilden Lüfte, ſie ſahen das grimmige Reißen der Bäume, das leidenſchaftliche Hinſchlagen des einen auf den andern, die ſich da aufweckten zu neuem Lenzen, Knoſpen und Blühen.

Und in dieſem Aufruhr der Wiedergeburt, da war der Kranke geſund. Sein Menſchenkörperlein war Nebenſache geworden, er war eins mit dem ewig in Krämpfen und Wonnen ſich verjüngenden Leib des Grenzenloſen. Frühlingsföhn — Neugeburt der Ewigkeit!

Dann iſt er in dem brauſenden, äſteſchleudernden Wald wieder talwärts geſtiegen. — Unten kam die Straße entlang ein kleiner Leichenzug. Voran das umflorte Kreuz. Dann der Geiſtliche mit ſchwarzer Stola. Dann der über vier dunklen Trägern ſchwankende, ſchmuckloſe Sarg. Ihm folgten zwei kleine Knaben, kinderhaft tändelnd. Dann ein paar ärmlichgekleidete Leidtragende. — Warum Trauer, wenn ein Menſch verwandelt wurde? — Immer die gleiche Geſchichte: Nicht dreihundert Schritte hinterher ein gedeckter Wagen, mit zwei flinken Schimmeln beſpannt. Der Peitſchenſtab des Kutſchers war umwunden mit Myrten. Sie zitterten im Frühlingsföhn. Die Myrten am Kutſcherſtab bedeuten hier: Im Wagen ſitzt ein Brautpaar. — Der Leichenzug und der Hochzeitszug, ſie haben die gleiche anfang- und endloſe Straße der Verwandlungen.

Je flotter du traben läßt, Hochzeitskutſcher, je bälder holſt du — den andern ein.

Vor kurzem iſt in unſerer Stadt ein altes Fräulein geſtorben, das ein merkwürdiges Leben geführt hat. Es wohnte in einem Dachzimmer, das faſt nie geheizt wurde. Die Milch, mit der es ſich vorwiegend nährte, trank es am liebſten ungekocht, um Brennholz zu erſparen, das es ſich in dürren Äſtlein zuſammenlas, wie ſolche im Stadtpark und auf dem Schloßberg von den Bäumen fielen. Oft ging die alte Frau, wie man nach ihrem Tode in den Zeitungen las, auf den Gemüſemarkt und erbat ſich Abfälle, um ſich daraus Mahlzeiten zu bereiten. So lebte ſie in allem auf das kümmerlichſte dahin. Aber ſie war zufrieden und heiter, weil ſie in ihrem wurmſtichigen Schrank Wertpapiere und Sparkaſſebücheln im Werte von beinahe einer Viertelmillion Kronen barg! — Das war aber eigentlich nicht das Merkwürdige, ſondern bloß der Typus alter Geizhälſe. Dieſe alte Frau war kein Geizhals, der ſich von ſeinem Gelde nicht trennen mag; ſie hing nicht am Gelde. Als ſie alt und krank wurde, teilte ſie ihre Vermögen zweien Vertrauten mit, auf daß ſie es den Armen und Notleidenden und anderen wohltätigen Zwecken ihrer Heimatsſtadt zuwenden ſollten.

Sie hatte alſo ein halbes Leben lang für andere gebettelt und geſammelt. Sie hatte mit Willen und Abſicht gefaſtet und Entbehrung aller Art gelitten und Demütigungen erduldet, damit ſie den Armen ein reiches Vermächtnis hinterlaſſen konnte.

So habe ich dieſe Perſon verſtanden. Es tut ja ſo wohl, hie und da doch noch eine Heilige zu finden, ohne ſie dichten zu müſſen.

Am Faſchingdienstag kam ein alter Bekannter zu mir und erzählte eine Geſchichte von Gottvater und dem Petrus.

Gottvater beklagte ſich eines Tages darüber, daß die Leute auf Erden, wenn ſie ſauren Wein haben, immer ausrufen: „Herrgott, der Wein iſt ſchlecht!“ Immer dieſes Verbinden meines Namens mit ſchlechten Dingen, das iſt ärgerlich!“

„Dagegen wüßte ich ſchon einen Rat“, antwortete der Petrus, „laß doch einmal einen recht guten Wein wachſen“.

„Du haſt recht, Petrus, und das tue ich“, ſagte Gottvater. „Daß ſie doch auch Gelegenheit haben, meinen Namen mit guten Dingen zuſammen zu nennen.“

Hierauf ließ er ein ganz ausgezeichnetes Weinjahr los. Und dann ſchickte er den Petrus hinab, um zu erfahren, was die Leute dazu ſagten.

Der Petrus blieb lange aus und als er endlich zurückkam, war er ſehr mißmutig.

„Nun, Petrus, was ſagen ſie zum neuen Wein?“ fragte ihn Gottvater.

„Herr“, antwortete der Petrus, „du haſt kein Glück. Du kannſt machen was du willſt, ſo werden ſie dir doch nie die Ehre geben.“

„Was treiben ſie denn?“

„Ja“, ſprach der Petrus, „da zechen ſie, ſchnalzen mit der Zunge und ſagen: „Teufel, der Wein iſt gut!“

Ich habe eine Menge Gaſſenfreunde, mit denen ich beim Begegnen ſtets Grüße wechſle, ohne zu wiſſen, wer ſie ſind. Da hat mich einmal in vergangenen Zeiten ein Herr auf der Gaſſe gegrüßt. Ich habe höflich gedankt. Das andere Mal hat er wieder freundlich gegrüßt, das nächſte Mal ebenſo. Später grüßte ich den artigen Mann womöglich zuerſt. Und ſo grüßen wir uns ſeit vielen Jahren, ohne daß ich weiß, wer der Herr iſt. Er wird mich ja kennen. Hat er aber eine Ahnung, daß ich ihn nicht kenne? Kann ich jetzt noch fragen: „Mit wem, geehrter Herr, habe ich eigentlich das Vergnügen?“ Unmöglich, das hätte ein Vierteljahrhundert früher geſchehen müſſen. — Und ſolche Freunde, die ich von Angeſicht zu Angeſicht recht gut kenne, ohne zu wiſſen, wer ſie ſind, habe ich recht viele.

Da iſt beſonders auch eine Dame. Vor ungezählten Jahren in einer Geſellſchaft werde ich ihr einmal vorgeſtellt worden ſein, aber ich weiß nichts mehr davon. Jedesmal, wenn wir uns begegnen, ſpricht ſie mich freundlich an, erkundigt ſich nach meinem Befinden, plaudert über meine literariſchen Arbeiten und trägt mir dann ſchöne Empfehlungen auf an die Meinen. — Ich warte bei ſolchen Begegnungen immer auf einen vorübergehenden Bekannten, den ich nachher fragen könnte: „Du!

Kannſt du mir nicht ſagen, wer die Dame iſt, mit der ich eben geſprochen habe?" Es kommt keiner, der das weiß. Die Dame, die ſeit der erſten Begegnung eine Matrone geworden iſt, direkt fragen? Es wäre ja zum Totſchießen wegen der Verlegenheit für ſie, wegen der Beſchämung für mich. Heimlich hielt ich ſie für die Gemahlin eines bekannten Profeſſors, konnte aber nicht daraufkommen. Schon mit Liſten habe ich es verſucht. Ein Buch, daß ich bei einer Begegnung mit ihr einmal zufällig in der Hand trug, lobte ich ihr an; ſie möge es ja doch nur mitnehmen, durchſehen und mir es ganz gelegentlich zurückſchicken. Da würde ich, war mein Hoffen, auf einem Briefchen doch ihren Namen erfahren. Dankend nahm ſie das Buch mit, und ich hatte nicht bedacht, daß man entlehnte Bücher niemals zurückgibt. — Das nächſtemal fragte ich ſie: „Na, gnädige Frau, was ſagen Sie zu dem Buch?" — „Sie nennen mich gnädige Frau!" lachte die Dame auf. Da war ich neuerdings fährtelos. Die Profeſſorsfrau iſt das alſo nicht. Sie iſt ein altes Fräulein oder eine Gräfin. Nun fiel mir etwas Schlaues ein. „Darf ich, meine Dame, mir das Buch holen laſſen? Darf ich um Ihre werte Adreſſe bitten?" — „Oh, lieber Herr Dokter, meine Adreſſe, die wiſſen Sie recht gut. Schicken Sie mir doch immer ſo liebenswürdig meine Manuſkripte zurück." — Alſo von dieſer Gattung. Eine Schriftſtellerin. Nun aber welche? Welche der ungezählten Dichterinnen unſerer Stadt, die mir Gedichte, Romane, Dramen und Eſſays für meinen „Heimgarten" ſchicken? Ich beſtaunte nur die Güte dieſer Dame, die trotz meiner nicht immer ſehr höflichen Ablehnungen bei den Begegnungen ſo zuvorkommend und freundlich mit mir war. Aber nach dieſen mißlungenen Verſuchen, das Geheimnis ihrer Perſönlichkeit zu lüften, wagte ich nichts mehr. Wir blieben, wie bisher auf der Gaſſe alte gute Bekannte, ohne daß ſie eine Ahnung hat davon, daß ich keine Ahnung habe, wer ſie iſt.

Nach langem beſuchte ich wieder einmal den Tomabauer in der Kraxen. Wir ſagen „Vetter“ zueinander, warum, das weiß ich nicht. Die Bäuerin trug mir eine Schüſſel Milch auf, der Bauer ſchnitt Brot hinein und ſagte: „Van uns will halt der Kaffee deutſch nit braun werdn.“ — „Der weiße iſt eh geſünder“, entgegnete ich und löffelte Milch. — „Und wohlfeiler“, ſagte der Toma. Es geht noch ganz altmodiſch her auf dieſem einſchichtigen Waldhof. Volle Ställe und volle Truhen und die erwachſenen Kinder ſind willige und billige Dienſtboten. — „Alſo, wie gehts immer, Vetter Toma?“ fragte ich brauchshalber. — „Auf der beſſern Seiten nix nutz, Vetter Peter.“ Die Redensart iſt wenigſtens dreihundert Jahre alt und wird angewendet in guten wie in ſchlechten Zeiten. — Als ich aufſtand, ging der Toma mit mir über das Feld hinaus. „Han dih eh ſchon amal wölln hoamſuachn“, geſtand er, „ein guatn Rat kunnt ih brauchn“. Das war die Einleitung und dann redete er weiter — ganz ſtill anfangs, als ſollten es die Kornſchöber nicht hören dürfen, die hin und hin ſtanden. Und kam noch verwunderlich bald zur Hauptſache. „Denk dirs, Vetter, ih han um tauſend Guldn zviel Geld. Und die möcht ih aufhebn, guat aufhebn. Hörſt, und da is mir eingfalln, ein Preis kunnt ih ſtiftn damit, für meine Nachfahrer, daß ſie mir beim Hof bleibn in derer Zeit, wo alles laufend wird. Und das tat ich mir ſo denkn: Ih leg jetzt tauſend Guldn in die Sparkaſſa und laß ſie hundert Jahr drin liegn mit der Gſchrift, daß ſie nit ehenter aufghebt werden dürfn. Und nachher in hundert Jahrn, wenn noh ein Nachfahrer von mir da iſt, ein Urenkel oder ſo was, und er ſitzt noh aufm Tomahof, ſo ſoll das ganz Kapital mit Zins und Zinſeszins ſein eigen ſein.“ — „Weißt, Toma, was das für ein Hauſen wär' nach hundert Jahren?“ — „Ih hans ſchon ausgrait't“, ſchmunzelte er. „So um die vierzig Tauſend herum!“ Schier geheimnisvoll ziſchelte er mir's ins Ohr, das durften ſie ſchon gar nicht wiſſen, die ſtrubenen Kornſchöber dort, daß einmal ein ſo ſchwerer Reichtum auf dieſen Hof ſoll kommen. Sonſt heben ſie vor Übermut zu tanzen an und bledern das ganze Körndel aus. Dann erklärte es mir der Alte näher. Er wolle mit dieſer Ausſicht, daß nach hundert Jahren für einen „Nachfahrer“ ein Vermögen von vierzigtauſend Gylden zu beheben ſei, ſeine Familie auf dem Tomahof feſtnageln. Und jetzt ſollte ich meine Meinung darüber ſagen. — „Ich hab' keine, Vetter, ich hab' keine. Da müßte man ſehr darüber nachdenken, ob's überhaupt geht und was es für Möglichkeiten haben könnte. Weißt, ich will einen geſcheiten Mann fragen, der ſich in ſolchen Geldſachen auskennt. Wenn du nichts dagegen haſt.“ — „Is mir recht, Vetter, wenn d fragſt. Aber mein Nam tua nit nenna. s brauchts neamd z wiſſn, daß s noh an Bauern gibt, der um tauſend Guldn zviel hat.“

Den Namen habe ich alſo geändert. Und gefragt habe ich auch. Aber die Advokaten ſagen, das ginge nicht — Geld auf hundert Jahre lang ſo hinlegen.

Ein Vierteljahrhundert ſeit jener Schreckensnachricht: König Ludwig II. hat ſich im Starnbergerſee ertränkt! Auf einem Ausflug an der Kainach damals, am 14. Juni 1886, daß es mir ein Fiſcher, ein ganz fremder Menſch dem andern, zurief: „Ins Waſſer! der ſchöne, gute Bayernkönig!“ — So war der Romantiker auf dem Thron auch im ſteiriſchen Volke berufen wie ein Märchen aus alten Zeiten. — Nun las ich des unglücklichen Fürſten Lebensgeſchichte, aufgeſchrieben von Clara Tſchudi, auf dem Umweg der norwegiſchen Sprache in die deutſche geſetzt. Das Buch erzählt vieles, aber nicht alles. Die Tragik wird noch tiefer ſein. Ein Volk, das ſeinem heißgeliebten König ſeinen einzigen ihn verſtehenden genialen Freund verſagen muß! Ein König, der zu irre iſt, um das Reich zu regieren, und zu vernünftig, um ſein ſchreckliches Geſchick nicht zu empfinden. Ein König, deſſen Grundzüge Seelenadel und Güte ſind, und der doch gewütet hat wie ein raſender Tyrann gegen Wirkliches, das ſich ſeinen Träumen naturnotwendig widerſetzen mußte. Ein Baiern-König, von Größenbewußtſein verzehrt, der franzöſiſchen Könige glühender Verehrer, ganz international veranlagt, und hat die deutſche Kaiſerkrone, mit dem Glanzjuwel ſeines Bayernlandes, dem Preußenkönig aufs Haupt ſetzen müſſen! — Vielleicht außer Richard Wagner zwei einzige Menſchen, die ihn verſtanden haben, wenigſtens ihn behandeln konnten: Bismarck und Wilhelm I. — Ein König, der von ſeinen Getreuen gefangen wird in einer Weiſe, die ihm Verrat ſcheinen mußte, der von ſeiner eigenen verzweifelten Regierung gleichſam in den Tod gehetzt wird. — Wer kann dieſes Königsdrama ſchreiben? Er braucht keine dichteriſche Phantaſie mitzubringen, er muß nur die Phantaſie der Tatſachen zu bändigen wiſſen, um das Ungeheuerliche unſerem Verſtändnis näher zu ſtellen. — Ludwig, Märchenkönig du! Auf einem Thron unſerer Zeit war nicht dein Platz, und doch wird das Sagenbild von dir hinüberſchwanken in ein künftiges Jahrtauſend — am Arme der dankbaren, trauernden Kunſt.

Maikäfer. In einem heißen Aufſatz predigte ich den Vertilgungskrieg gegen dieſes ſummende Luftſchiffervolk, das uns die Bäume kahlfrißt, die Saaten, die Gärten vernichtet. Dann ging ich ſpazieren durch den Buchenwald. Auf einmal flog ein Maikäfer hernieder, klatſchte vor mir zu Boden, wo er hocken blieb. Ich hob ſchon den Fuß mit dem ſchweren Stiefel, es wäre ein ſchöner Tod geweſen, aber in mir rief es: Halt! Das Tierchen lebt auch gern. — Dann ſchritt ich weiter und allmählich fragte es in mir beſcheidentlich, warum ich eigentlich den Maſſenmord predige, wenn ich den einzelnen verſchont wiſſen will? Und ich erinnerte mich an den durchſchoſſenen Hut, den mir der alte Maßbauer in Alpel gezeigt hat, als ich noch klein geweſen war. Es war ein hoher, ſpitziger Filzhut, wie ihn noch heute ganz alte Tiroler tragen, und auf der halben Höhe hatte er zwei Löcher. Und der Maßbauer erzählte mir die dazugehörige Geſchichte. In ſeiner Jugend war die Franzoſenzeit geweſen und da iſt er, der Maßbauer, zu den Franzoſenſtreifern gegangen, die herumlungerndes Feindesgeſindel verjagen, wenn nicht gar aus Verſtecken hervor erſchießen ſollten. Und einmal, als der Maßbauer allein über die Schafweide ging, ſah er am Zaun einen ſchlafenden Franzoſen liegen. Da nahm er ſeine Flinte vor mit dem alten Feuerſchloß, um den blauen Kerl tot zu machen. Aber wie er ſchon anſetzt, fällt es ihm ein: Aufwecken ſollte man ihn doch vorher. . . Er tritt auf Schußweite zurück, tut einen Schrei und einen zweiten, da regt ſich der Franzoſe, richtet ſich ein wenig auf, und wie er ſieht, wer dort ſteht, hat er geſchwind wie der Wind — er iſt ſchneller wie der Steirer — das Gewehr vor — paff! fliegt dem Maßbauer der Hut vom Kopf. Darauf drückt auch der ſeine Flinte los und — wenn er mich nicht angelogen hat — ſchießt dem Franzoſen das Gewehr zu Scherben.

Alſo ſind die zwei großmütigen Feinde (oder ſchlechten Schützen) gut auseinander gekommen. Hoffentlich wird der Maikäfer, den ich verſchonte, nicht weniger großmütig ſein und mir meinen Garten verſchonen.

Der ſteiriſche Pfarrer von N. hat ſich dies Jahr — die Geſchichte flatterte auch in den Zeitungen herum — am Oſtermontag ein Oſterlachen geleiſtet. Aber nicht in der Kirche bei der Predigt, ſondern in der Feldkapelle bei der Chriſtenlehre. Als er mit den Worten Gottes ordnungsgemäß fertig war, wendete er ſich nochmals an die Gemeinde, und zwar an die Seite, wo die Männer ſtanden, und ſprach: „Ich wäre euch nach altem Brauch ein Oſtergelächter ſchuldig. Aber mir fällt nichts ein, was euch bei dieſer traurigen Zeit lachen machen könnte. Es müßte nur ſein, daß ſolche unter euch ſind, denen ihre Weiber untertan ſind und die alſo im heiligen Eheſtand gut lachen haben. Ich möchte wiſſen, ob das ſo iſt. Es ſoll alſo jeder von euch Ehemännern, der Herr ſeiner Frau iſt, laut und hell: Juch! ſchreien. — — — Nun?“

Nicht einer rief es. Grabesſtille.

Da ſprang der Pfarrer auf, ſchnellte die Arme aus und ſchrie laut und hell: Juch: — — —

Sie haben daraufhin wohl ein bißchen gelacht, aber der Pfarrer am meiſten.

In einem ſteiriſchen Städtchen trieb ſich ein Vagabund herum. Körperlich verkrüppelt, arbeitslos, nicht mehr jung. Zuſtändig war er in ein ſalzburgiſches Hochgebirgsdorf, aber er wollte nicht heim. So ſchlecht wie daheim war es ihm noch nirgends ergangen. Hier ging's ihm wohl auch nicht gut. Im Dezember damals, kalt! Hunger hatte er. Er zergrämte ſich das Gehirn nach irgendeinem Erwerb. Er hatte ſo wenig Talent. Das Betteln war verboten. Stehlen? Das war ihm zu lumpig. Auch hielt er es für unanſtändig. Arreſt! Das gab noch die einzige Möglichkeit für ein warmes Kämmerlein und ein täglich Eſſen über die Feiertage hinaus. Aber ſo ein ſicherer Unterſtand war auch umſonſt nicht zu haben, da mußte erſt einmal was angeſtellt werden. Eine Amtsbeleidigung fiel ihm ein, ſo etwas lag ihm noch am beſten. Aber er hatte mit keinem Amte zu tun. Und kein Amt wollte mit ihm zu tun haben. Da ging auf der Gaſſe der Wachmann daher. Jetzt hatte er's. Vor den wackelte er hin und über die höckerige Achſel hinweg rief er ihm mit verachtender Miene zu: „O Se Herr Polizei, Se!“ — Der Wachmann tat nicht viel desgleichen und ging vorüber.

Alſo die Beleidigung einer Amtsperſon mißlungen. Er hatte es auch zu ungeſchickt angeſtellt, er hätte ſchimpfen ſollen.

In ſeinen Fingern ſchnitt der Froſt, die Zehen ſpürte er einſtweilen gar nicht mehr. Dabei rebellierte das Eingeweide vor Hunger. In die Schenkgaſſe ging er, vor das Haus des Bezirksgerichtes, in welchem auch das Steueramt war. Und gerade davor rief er laut, ſo daß es die Vorübergehenden hören konnten: „Was is das für a Mode da! s Steueramt ghört doch nit in die Schenkgaſſn! Z Graz is s Steueramt in der Raubergaſſn!“ Die Leute lachten. Der Bezirkshauptmann war eben aus dem Tore getreten, der klopfte dem Vagabunden jetzt gemütlich auf die Achſel und ſagte: Gehn S', gehn S', ſchaun S', daß Sie weiter kommen. Sonſt könnt' Ihnen was paſſieren.“

„Mir?“ begehrte der Alte auf, höchſt unmutig darüber, daß auch dieſer Verſuch mißraten war. „Mir was paſſieren? Eppa von Ihna, Se notiger Herr Richter, Se! Wölln's mir leicht was antuan, Se arms Haſcherl, Se! Da wär ich ſcho neugieri drauf! Se Richtergogel, Se!“

Jetzt wurde die Geſchichte feierlich. Der Bezirksrichter winkte dem Wachmann und nahm den Vagabunden mit in ſeine Kanzlei. Dort wurde ihm ſein Heimatſchein abgenommen und dort verurteilte ihn das Gericht wegen Beleidigung einer Amtsperſon zu einer Strafe von drei Gulden.

Die ſchönen Erwartungen des Alten alſo wieder zuſammengebrochen. Aber er ſchimpfte nicht mehr. Ganz wehmütig reſigniert ſprach er: „Han's ja gwißt, Herr Richter, daß Se mir nix machn kinna. Und wann S' mih hiazt aufn Kopf ſtelln und all meine Säckel ausbeutln, ſo wern S' nit drei Guldn findn. So was halt't ſih nit auf bei mir."

„Alſo Sie können Ihre Strafe nicht zahlen? Gut, ſo werden wir ein anderes Mittel anwenden. Sie Wachmann, übergeben Sie den Mann einem Schandarmen, er wird abgeſchoben in ſein Heimatsdorf. Marſch!"

Und ſo iſt es dir, armer Alter, mit deiner Sehnſucht nach dem Arreſt paſſiert, wie es den meiſten Menſchen ergeht. Sie haben ihr Ideal, können es aber nicht erreichen.

Damit nicht etwa ich, der Erzähler dieſer Dinge, das Ziel erreiche, das meinem Vagabunden verſagt geblieben iſt, beeile ich mich, zu erklären, daß in Graz die Raubergaſſe nicht vom Steueramt herrührt, ſondern vom alten Freiherrn von Rauber. Das war ein angeſehener Bürger von Graz, dem zu Ehren die Gaſſe einſt benamſet worden, er iſt ſchon ſeit Jahrhunderten tot. Nichts blieb von ihm in Erinnerung, als ſein langer Bart, der, in zwei Zöpfe geflochten, ihm bis an die Zehen gereicht haben ſoll, und die Raubergaſſe.

Wie es dem alten Arreſtkandidaten in ſeinem Heimatsdorfe geht, das weiß ich nicht. Wahrſcheinlich nicht am beſten.

Ein Schuſterlehrling, der ſeinen Meiſter beſtohlen hatte, ſagte bei Gericht ruhig: „Nau, ich han s Geld halt gnommen. Han nix dabei denkt." War ſie nicht empörend, dieſe freche Äußerung, die nicht die Ahnung eines Sittlichkeitsgefühls verriet?

Anſtatt weiterer Entrüſtung erzählte ich ein Erlebnis. Als Student machte ich einſt mit einem Kollegen eine Fußreiſe von Graz über Köflach und über die Stubalpe nach Oberwölz. Im Paßwirtshaus auf der Stubalpe übernachteten wir und den Abend hatten wir luſtig verbracht. Die Kellnerin, eine kleine, bucklige Perſon, mußte uns aufs Zimmer Bier bringen; wir tranken, rauchten Zigaretten und führten eine bummelwitzige Unterhaltung, die gegen Ende — wie damals bei uns ſo oft — in ein ernſtes Geſpräch überging über Ehre und Redlichkeit, Dinge, die wir für das Höchſte des Himmels und der Erde erklärten. Am nächſten Morgen ſtanden wir frühzeitig auf, um deſſelben Tages an unſer Ziel zu gelangen, das weit hinten im Tauerngebirge lag. Während mein Reiſegenoſſe noch mit dem Ankleiden beſchäftigt war, ſuchte ich unſere Sachen zuſammen, die noch auf dem großen Tiſch zwiſchen den Biergläſern herumlagen: Gebirgskarte, Notizbuch, Augengläſer, Bleiſtift, Kleingeld, Taſchenmeſſer, Haarkamm und dergleichen. Unſere Rechnung hatte mein Genoſſe ſchon am Abend vorher beglichen und ſo marſchierten wir in der morgendlichen Bergfriſche ab. Wir waren ſchon ſehr weit gegangen, als mein Genoſſe anhub, in ſeinen Säcken herumzubohren. Dann ſtand er ſtill, ſchaute mich an und fragte: „Weißt du, ob mir geſtern die Kellnerin auf meinen Gulden herausgegeben hat?“ — Ich konnte mich nicht erinnern. „Die vier Gläſer Bier konnten doch nicht einen ganzen Gulden gekoſtet haben. Wenigſtens ſiebzig Kreuzer hätt' ſie müſſen zurücktun. Die hat ſie für ſich behalten! Ich hab' nicht darauf geachtet. Na, das iſt ein vertracktes Bradl! Und wie ſcheinheilig ſie getan hat, dieſes falſche Luder!“ — Ich teilte die Empörung gegen die bucklige Perſon auf das leidenſchaftlichſte. Ich war fürs Einſperrenlaſſen. „Zahlt ſich nicht aus“, ſagte mein großmütigerer Freund, „aber einen Brief ſchreib ich dem Paßwirt! Einen Brief! Der ſoll ſeiner Kellnerin nicht taugen!“ — Die Geſchichte war einſtweilen abgetan und wir trotteten pfeifend und ſingend talaus gegen den Murboden.

Zu Judenburg hielten wir Mittag. Beim Bezahlen der Zeche wunderte ich mich über das viele kleine Silbergeld, das in meinem Ledertäſchchen war. Geſtern hatte ich doch nicht ſo viel Kleingeld gehabt! — Wir hatten der buckligen Perſon, dieſem „vertrackten Bradl, dieſem falſchen Luder“, insgeheim reumütige Abbitte geleiſtet, ohne daß ſie freilich von ihrem Schimpfe und von ihrer Ehrenrettung je etwas erfahren hat. Sie hatte doch vom Gulden das Überzählige in kleinen Münzen auf den Tiſch gelegt, wo ich es mit den übrigen Kleinigkeiten am Morgen zuſammengerafft und eingeſteckt hatte. — „Ich han 's Geld halt g'nommen, han nix dabei denkt“ — ganz wie jener Schuſterbub.

Neun Tage lang ſollte man alle andern Möglichkeiten erwägen, ehe man wen beſchuldigt. —

Bei einer andern Gebirgspartie habe ich eine Stadtgeſellſchaft begleitet, Damen und Herren. Nach drei Stunden Steigens kamen wir auf den Paß, wo wiederum ein Wirtshaus ſteht. Wir hatten Hunger und Durſt, und was uns der ſtattliche, etwas derbe Wirt vorſetzte, hat uns geſchmeckt. Nur die Tabakspfeife, die dem Wirt, während er die Damen bediente, immer vom Mund herabpendelte, hat etwas merkwürdig angemutet. Einer der Gäſte mußte Bange haben, das rötliche Haargelocke ſeiner hübſchen Nachbarin möchte von dem es umſchwebenden Gluttiegel Feuer fangen. Er ſagte alſo: „Herr Wirt, mögen Sie nicht Ihre Tabakspfeife wegtun?“ Und antwortete der Wirt: „Meini Herrn! De wer ih wegtuan, wann ih will!" — Betroffen über die grobe Antwort ſtarrten die Städter mich an und murmelten: „Ah, das iſt ſtarker Tobak!" „Na ja", ſagte ich, „der Wirt iſt wie ſein Wein. Sauer, aber echt. Hier iſt halt der noch Herr, der den Gäſten Dach und Atzung gibt. Hier iſt der Wirt auf die Gäſte nicht angewieſen, er hat ſeine Wieſen und Almen und Wälder. Aber die Gäſte ſind auf ihn angewieſen in der Wildnis. So verſchiebt ſich das Verhältnis. Übrigens ſtünde es dem Mann nicht ſchlecht an, wenn er höflicher wäre. Zu den Geruch der üblich gewordenen Fremdenkriecher käme der deshalb noch lange nicht."

In dieſer Gegend pflegt man den Wirt noch „Herr Vater" zu nennen. Der Herbergsvater iſt Patriarch und Ariſtokrat ſeinen Pfleglingen gegenüber. Unter Umſtänden auch Erzieher. Ich habe unſeres Bergwirtes Vater noch gekannt. Wenn einer bei dem das dritte Seidel Wein beſtellte, ſo ſagte er: „Alle guaten Ding ſan drei. Nachher iſts aber gnua!" Trieben die Gäſte ein Kartenſpiel, ſo durfte es nicht höher als um einen Kreuzer gehen. Wenn abends die zehnte Stunde kam, ſagte er zu den Gäſten recht laut: „Feierabend iſts. In a Viertelſtund löſch ih's Liacht aus!"

Aber ſchade! Von dieſem ſtolzen Bauernwirtsgeſchlecht iſt faſt nichts zurückgeblieben als die Pfeife mit — dem ſtarken Tobak.

Lehrer: Wer weiß mir zu ſagen, wie man aus Waſſer Häuſer baut?

Der Teichhüterbub: Ich, Herr Lehrer. Ich laſſe das Waſſer frieren, daß es ſteinhartes Eis wird, dann zerſchneide ich es in Stücke und baue das Haus.

Müllersbub: O je, wenn der Sommer kommt!

Lehrer zu dieſem: Na alſo, wie würdeſt du aus Waſſer Häuſer bauen?

Müllersbub: Ja, ich geh her, leite das Waſſer aufs Mühlrad und mahle ſo lange Korn, bis ich reich bin. Dann baue ich mir das Haus.

Wirtsbub: Hi, hi, das iſt ja nicht vom Waſſer!

Lehrer zu dieſem: Nun, wie würdeſt es du machen?

Wirtsbub: Ich? Hi, hi, ich gieß' das Waſſer zum Wein und verkauf's. Und dann bau' ich mir ein ſchönes Haus.

Lehrer: So. Na, dann will ich euch auch ſagen, wie ich mir aus Waſſer ein Haus bauen will. Ich trinke ſtatt Wein immer nur Waſſer und mit dem Erſparten baue ich mir das Haus.

Die Leiche eines jungen Holzflößers war aus dem Waſſer gezogen worden. Sie lag jetzt, vom Totengräber völlig entkleidet, auf dem Raſen vor der Totenkammer, zur Obduktion bereit. Die Gerichtsherren wurden mit dem nächſten Zug erwartet. Mittlerweile kam das halbe Dorf herbei, Männer, Weiber und Kinder, um aus Neugierde die Leiche zu begaffen. Sogar aus dem Hintergraben war einer da, der im Vorbeigehen ſehen wollte, was bei dem Auflauf im Friedhofe los ſei. Es war der „pickab Schuſter“, der immer ſo ungewaſchen, ſchweißig und harzig war, daß alle Fliegen und Mücken, die anflogen, an ihm „picken“ blieben. Die Leute ekelten ſich vor ihm. Alſo auch der pickab Schuſter ſtarrte auf die weiße Leiche hin, die mutternackt dalag. Sein Blick war faſt wirr und befangen. Dann, als die Neugierigen ſich träge und ſtumpfig zerſtreuten, wendete ſich langſam auch der Schuſter, ſchien aber unentſchloſſen, ob er weggehen ſollte, oder noch einmal umkehren zur Leiche. Und endlich kehrte er um, ergriff das Hemd, das daneben lag, und warf es über die Lenden des Toten.

Um ſo viel mehr innere Reinheit hatte der ungewaſchene Schuſter aufgebracht als die anderen.

Wenn man den Globus betrachtet, wie wenig Gebirge! Allergrößtenteils feuchte und trockene Fläche. Nichtsſagende, charakterloſe Alltagsfläche. Zu drei Vierteilen der Menſchheit ſehen die Leute ihr Lebtag keinen Berg. Überall flach und öde. Nur in dem Gebirge hat die Erde ein geiſtvolles Antlitz.

Wie eine Feldrübe bin ich angewachſen im Grünen der oberen Steiermark. Und doch wird man laufend. Ich habe mich auch in großen Städten gefunden, in urfremder, wild lauter Umgebung. Jetzt biſt du da! habe ich mir dann geſagt, aber ohne Überraſchung, als wäre es ſelbſtverſtändlich, daß ich in der Großſtadt bin, als ob ich da immer geweſen wäre und ſein würde. — Im Hochgebirge unter kahlen, geſpaltenen Felſen bin ich geweſen. Das einzige lebende Weſen weitum. Sollte man nicht erſtaunt ſein, ſich in eine ſolche ſtarre, ſeelenloſe Welt verſetzt zu ſehen, in die unerhörte Einſamkeit! Und ich war eigentlich nicht erſtaunt; als ob ich ſelbſt ein Stein wäre unter Steinen, ſo faſt vertraut kam es mir vor. Als wären es alte Beziehungen, die mich anheimelten. — Ein anderesmal wieder war ich auf hoher See und ſchaute hinaus. Es müßte doch unfaßbar ſein, ſich ſeit Ewigkeit das erſtemal in ſolcher Umgebung zu ſehen. Aber ich hatte nur das Empfinden: Es iſt ſo, es war ſo und es wird ſo ſein. — Wenn das krankhafte, kleinliche Heimweh ſchweigt, iſt man überall daheim, paßt ſich überall an, gleich im erſten Augenblick. Überall, wohin ich komme, grüßt mich ein guter Bekannter, und der bin ich ſelber. Ungefähr ſo iſt es. — Und wenn ich in jene Waldberge kommie, wo ich mich das erſtemal auf Erden fand, und die Menſchen von einſt ſind längſt ausgeſtorben und die Häuſer von einſt ſind längſt zuſammengefallen, da frage ich mich: Wie kommſt du daher? Du der einzige jener dreihundert Bewohner? Oder biſt du niemals fortgeweſen und alles, was du ſonſt noch weißt, ſind Träume? Oder es iſt ein Traum, daß du jetzt da biſt, und wo du wirklich biſt, das weißt du gar nicht, und wo du nicht biſt, das weißt du auch nicht. — Und da iſt mir, als wäre ich überall und gehörte überall hin, in alle Vergangenheit und in alle Zukunft. —

Wer kann mir in dieſe Stimmung folgen? Wer kann mich verſtehen? — Nur der, der es, wie ich erfahren hat, daß er das urewige urgrenzenloſe Ganz iſt, oder wenigſtens ein inniger, untrennbarer, unzerſtörbarer Teil desſelben.

Vor ein paar Jahren hat uns im Sommerhauſe eines Tages ein fremdes Kätzlein beſucht. Ein graues, noch nicht ausgewachſenes Kätzlein. Es hockte an der Küchentür und bat mit leiſem, beſcheidenem Miau um ein biſſel was zu eſſen. Die Köchin ſetzte ihm ein Schüſſelchen Milch vor, da hob das Tier ſchmiegig ſeinen viereckigen Kopf mit den ſchönen treuherzigen Augen Von nun an kam es öfter, erhielt immer etwas und kam dann jeden Tag, bis es — beſonders von der mitleidigen Köchin bemuttert — ganz bei uns blieb. Durch ſein manierliches Benehmen wurde das Kätzlein der Liebling des Hauſes und wegen ſeines ſauberen und geſchmeidigen Verhaltens wurde es ſogar manchmal zum Familientiſch beigezogen, oder vielmehr nicht davongejagt, wenn es auf dem Seſſel hockte, ſein rundes Köpfchen halbſchief aufreckte, den Eſſern zuſchaute und mit dem roten Zünglein ſich weich das Schnäuzchen beleckte. Es war nicht frech und bettelte nicht viel, aber wenn es was bekam, ſahen ſeine runden Lichter dankbar auf uns her. Die Abſtammung und Heimſtändigkeit dieſer Katze iſt uns nie bekannt geworden, manchem Anſcheine nach mußte es ihr ſchlecht ergangen ſein, weil ſie gar ſo dankbar bei uns war. Woher ſie nur die gute Erziehung hatte?

Sie nahm nie etwas von ſelbſt, obſchon ſie manchmal auf dem Tiſche ſaß neben der Breiſchüſſel oder neben dem Fleiſchteller. Erſt wenn wir ihr etwas eigens unter das Schnäuzchen ſchoben, zehrte ſie es gar ſittſam und reinlich auf. Wenn ſie auf dem Teppich des Zimmers weich herumſtieg oder beſchaulich ſtundenlang hockte, wußte ſie genau, was ſich bei menſchlichen Hausgenoſſen ſchickt, oder was ſich nicht ſchickt. Im Spätherbſt nahmen wir ſie mit in die Stadt, und die Stadt — man muß es leider ſagen — hat ſie verdorben. Sie ging auf Abenteuer aus und wir haben ſie oft tagelang nicht geſehen. Und hockte ſie endlich wieder im dritten Stock vor der Wohnungstür, ſo war ſie abgemagert und wich ſcheu den Leuten aus, als ob ſie ein böſes Gewiſſen hätte. Ihre treueſte Gönnerin hatte ſie an der Netti gefunden, der Köchin, und ich war oft geradezu gerührt, wie gut ſich dieſe beiden waren, wie ſorgfältig die Netti ſie pflegte und wie zutraulich zu ihr das Tier geweſen iſt. So war die Katze faſt zwei Jahre lang bei uns, aber von der ſprichwörtlichen „Falſchheit" haben wir nichts bemerkt. Sie hatte ſcharfe Pranken; wenn es gegen fremde Gewalten eine Abwehr galt, da wehrte ſie ſich tapfer; wenn eins von uns, ob klein oder groß, mit ihr ſcherzte und ſie neckte, hat ſie nie eine Pranke gekrümmt, nie eins der weißen Zähnchen gezeigt. Wir hatten das kluge, manierliche, zutunliche und beſcheidene Tier alle lieb, es hat wahrlich den geſtatteten Zutritt zu Tiſch und Bett nie mißbraucht. — Iſt das nicht bequem, im Hauſe ein Weſen zu haben, auf [illegible] man die überſchüſſige Zärtlichkeit, die man ſchämig bei liebſten Mitmenſchen nicht ſo zeigen mag, abladen kann. Das Kätzlein hat alle Güte ruhig und freundlich angenommen, aber nie ſchmeichleriſch darum gebuhlt. Und wenn es nicht da war, lief die Netti immer wieder zum Eingang, zu ſehen, ob das Kätzlein nicht vor der Tür auf Einlaß warte.

Und von ihren abenteuerlichen Ausflügen in die Stadt hat die Katze was mit nach Hauſe gebracht. Erſt nieſte ſie, und huſtete; dann merkten wir eine Hautkrankheit, deretwegen meine Frau ſie allſogleich ins Spital ſchickte. Wenn es was Bedenkliches ſei — kurz abfüttern! Mit dieſem Auftrag hatte die Netti gar traurig das arme Kätzlein ins Tierſpital getragen und iſt noch betrübter mit der Nachricht heimgekommen: „Schon tot. Der Arzt hat's kurz gemacht. Wie ich ſie noch einmal anſchau', hat ſie ſich nit mehr gerührt.“ Hernach hat die Netti drei Tage lang geweint.

Ich glaube, wir ſind dieſem armen Geſchöpfe gut geweſen und haben ihm auch eine qualvolle Verendung erſpart. Und doch — es war am ſelben Abend eine ſeltſame Schweigſamkeit bei Tiſch. Jedes ſah noch das Kätzlein auf dem Seſſel hocken, mit etwas ſchief gehaltenem Kopf treuherzig auf uns herſchauen und mit dem roten Zünglein das Schnäuzchen lecken. Vielleicht iſt den anderen auch ſo geweſen, mir war zumute, als hätte ich das gute, entſchwundene Weſen nicht genug lieb gehabt, ja, als ſei hier von unſerer Seite was Treuloſes geſchehen.

Aus Güte ſündigen ſteht Gott näher,
Denn aus Eigennutz Gutes tun.

Manchmal werde ich gefragt, ob mir im Leben denn gar ſo wenig Unangenehmes begegnet ſei, weil ich faſt immer nur Angenehmes zu vermelden hätte. Daß mir das ſeltene und durchaus unverdiente Glück mit auf die Welt gegeben wurde, in jeder Lebenslage — und mir iſt es oft gar nicht gut ergangen — zufrieden zu ſein, das gehört nicht hierher. In den ſehr häufigen Widerwärtigkeiten habe ich verſucht, mir anzugewöhnen, von ſolchen jeden einzelnen böſen Fall ſtets möglichſt raſch und entſchieden abzuſtoßen. Ihn entweder ſofort bei den Hörnern zu packen, ſeine unabweisbaren Forderungen ohne viel Bedenken und Zaudern zu erfüllen, bevor er ſich ins Gemüt einniſten und es verbittern konnte, und dann darüber hinweg zur Tagesordnung zu gehen; oder — wenn es was Seeliſches iſt — ſich es ſofort von der Seele zu ſchreiben. Losreden läßt ſich manch ſo ein Teufelchen weniger als losſchreiben. Das Reden über die Widerwärtigkeit regt nur noch mehr auf, das Schreiben darüber beruhigt mich. Natürlich ſchreibe ich es in den meiſten Fällen nicht für die Öffentlichkeit auf, wohl aber in Privatbriefen etwa an die Urheber der Widerwärtigkeit, denen ich meinen Zorn auslaſſe oder durch freimütiges Ausſprechen das Geſpenſt verſcheuche. Feindſeligkeiten, die einem angetan werden, beruhen ſehr oft nur auf Mißverſtändniſſen. Es wird viel Verſchleppung, Verroſtung und dauernde Verbitterung vermieden, wenn man, anſtatt den ſtummen Beleidigten zu ſpielen, ſcharf zugreift, Rechenſchaft fordert oder gibt und ſo eine verworrene und verſteckte Angelegenheit klärt. Mit manchem Freunde habe ich ſolcherweiſe einen Sturm gehabt, nach demſelben war die Luft rein und friſch.

Alſo die zugeſtoßene Widerwärtigkeit möglichſt raſch aufarbeiten, von ſich werfen, das Angenehme aber zärtlich pflegen, ehren und feſthalten. Für alle Fälle paßt das freilich auch nicht. Doch für gewöhnliche Mißhelligkeiten iſt es wohl am beſten, das Widerliche durch entſprechende Behandlung möglichſt verkleinern und das Gute vergrößern. So macht man die guten Zeiten.

„Was waren das für köſtliche Zeiten“, vertraute mir ein alter Bekannter, „als ich noch eines heftigen Zornes fähig geweſen. Wie ein ſcharfes Gewitter mit Donner und Blitz, das Lebensodem gibt. Die größte

Torheit ſtellt man im Zorne an, aber das macht nichts. Es entlädt ſich das Gift, das, im Leibe verblieben, wochenlange Gelbſucht machen würde. — So wie damals auf dem Bahnhof zu Mürzzuſchlag", fuhr der bereitwillige Erzähler fort. „Ich hatte eine ſilberne Taſchenuhr. Das Luder machte allemal ein treuherziges Geſicht, log mich aber unterweilen niederträchtig an. Doch ſo ſelten, daß ich es ſtets vergaß und ihr vertraute. Eines Tages wollte ich nach Wien fahren, da fuhr mir der Zug vor der Naſe ab. Die Uhr hatte mich um drei Minuten angelogen. Ich in meinem Zorn riß ſie von der Schnur und ſchleuderte ſie auf das Steinpflaſter, daß die Scherben flogen. Es war über alle Wolluſt, es war ein wonniger Augenblick. Aber nur einer. — Bin nachher verurteilt worden zu zehn Gulden Strafe."

„Wie ſo?" fragte ich, „hat denn die Uhr nicht Ihnen gehört?"

„Das ſchon. Aber der Uhrmacher hat mir für ſo einen neuen Säckelrauber zehn Gulden abgenommen."

„Hoffentlich hat Ihnen auch die neue Uhr manchmal das Vergnügen eines ſchönen Zornes bereitet."

„Leider! Aber in Scherben geworfen habe ich das Beeſt nicht mehr. Die Gelbſucht hab' ich gekriegt."

Wahlverſammlung. Die ſtaubige, rauchige, ſtickende Luft des überfüllten Saales iſt ſo dick, daß man im Qualm Löcher bohren müßte, um die Redner zu erkennen, die von verſchiedenen Tiſchen aus gleichzeitig ſprechen. Es reden noch andere drein und überſchreien ſich, und bald lärmt alles wüſt durcheinander, beſchimpft ſich gegenſeitig, verhöhnt ſich, verleumdet ſich, bewirſt ſich mit Biergläſern — alles zum Wohle des Volkes. — Da ſteigt ein alter, weißhaariger Mann auf den Stuhl, auf den Tiſch. Die Geſtalt iſt fremd, man ſtutzt, man ſchreit: „Ruhe!" Vor lauter Ruheſchreie kommt es zu keiner, bis es durch den Saal ziſcht: „Ein Revolutionär iſt es, ein alter Achtundvierziger, laßt hören, was der weiß!“ — Da wird es ſtill und der Greis hält folgende Rede: „Volksverſammlung! Der jetzt zu dir ſpricht, der iſt am dreizehnten März achtundvierzig unter denen geweſen, die zur Hofburg gezogen ſind und die Konſtitution verlangt haben. Wer hätte damals geglaubt, daß der Demokrat ein Gegner des allgemeinen Wahlrechts werden könnte! Ich bin es geworden, ich ſchwöre es bei dem Blute der Märzgefallenen, ich bin der Gegner einer Volksregierung, wie ſie in unſerer Zeit wirtſchaftet, ſich ſelber ſchändet, zerfleiſcht, zugrunderichtet. Was ſage ich weiter, ihr ſeht es ſelbſt, daß das Volk, der Staat keine andere Hilfe mehr hat, als den Paragraph vierzehn! Ja, den Abſolutismus! — So weit habt ihr's gebracht, daß der alte Achtundvierziger die Toten rufen möchte: Metternich, kehre zurück, alles verziehen!“ —

Ein Beifallsſturm entſtand im Saal, ſie hoben ihre Biergläſer, ſoweit ſie noch nicht zerſchellt waren, und ließen den Redner leben.

Ich vermute faſt, daß es manchem ernſt damit geweſen iſt.

Bei näherem Nachdenken finde ich es wunderlich, daß der einzelne Deutſche ſich ſo ſchwer als einen Beſtandteil des Staates zu denken vermag. Er denkt ſich den Staat, in dem er lebt, immer nur als Gegenſatz zu ſeiner Perſon, und zwar als feindlichen Gegenſatz. Nicht bloß der kurzſichtige Banauſe, auch die Gebildeten, die Weitſchauenden, die ſonſt zu allem das richtige Verhältnis ſuchen — beim Staate verſagt ihre Vernunft. Schon der Student ſieht im „Polypen“ den Staat, der ihm die Freiheit nicht gönnt. Der junge Mann ſieht in der Armee den Staat, der ihn auf Jahre zum Sklaven macht. Der Geſchäftsmann ſieht im Steueramt den Staat, der ihm ſein Geld wegnimmt. Sogar der Staatsbeamte ſieht im Staat den Tyrannen, der ſeine Kräfte ausnützt und ihn oft dabei darben läßt. Und alle dieſe Faktoren, denen der Staat eine gegneriſche, ja feindſelige Macht zu ſein ſcheint, ſind Teile dieſes Staates, ſind in ihrer Geſamtheit der Staat ſelbſt.

Wer hält es für ein Unrecht, dem Staate etwas abzuzwacken? Einem Privatverein, dem man angehört, den Jahresbeitrag zu zahlen oder ſonſtwie eine Vereinspflicht zu erfüllen, weigert ſich niemand. Freilich, ſonſt könnte er austreten. Vom Staate austreten? Das kann man zumeiſt nicht oder es wäre zu gewagt. Denn wir, jeder von uns, wir brauchen ihn zu notwendig. Dem Steuerzahler kommt es vor, er ſei da, um den Staat miterhalten zu helfen. In Wahrheit iſt der Staat da, um den einzelnen, alſo den Steuerträger, zu ſchützen, ihm Ordnung und Sicherheit ſeiner Exiſtenz zu ſchaffen. Wir ſind nicht für den Staat da, der Staat iſt für uns da, iſt ein Verein aller für einen, eines für alle. Mich deucht, es liegt eine recht ſchmutzige Geſinnung in der Abſicht, den Staat prinzipiell zu hintergehen. Trotz der tauſend Wohltätigkeitsbeſtrebungen, von denen man überall hört, glaube ich nicht recht an den Gemeinſinn der Menſchen, ſolange ſie den Staat nicht beſſer reſpektieren.

Aber Leſer, du kannſt es ſchon nicht erwarten, das Wort, das dir auf der Zunge brennt, auszuſprechen: Korruption! Wenn man wüßte, daß alles, was wir dem Staate leiſten, zu gemeinnützigen Zwecken verwendet würde, wie gerne würde man mitſteuern! Aber was nebenbei fällt? He, was nebenbei fällt?!

Was nebenbeifällt, das weiß ich freilich auch nicht. Oder doch? Weiß ich es nicht in dem einen Falle, wenn ich dem Staate ſelber was unterſchlage? Und bin ich dann nicht der, der mit der ſo pathetiſch verurteilten

Korruption vorausgeht? — Da will man ſchließlich doch lieber ein anſtändiger Menſch ſein und die Korruption anderen überlaſſen. Jener Hammerſchmied im K . . . tal wurde in einem Wirtshaus zuerſt nicht ſchlecht ausgelacht, weil er ſein ganzes Jahreseinkommen fatierte. Da antwortete er: „Wißt's Leutln, ich bin halt a ſo: A Lug is bei mir rar. Um an etliche Gulden is koani feil."

Der Mann hat damit ſicher vielen aus der Seele geſprochen. Ein anſtändiger Menſch wird nie lügen — außer es zahlt ſich aus. — So ſo! — Na ja.

Endlich fand ich wieder einmal einen Erdwinkel, wo es heute noch ſo iſt, wie es vor tauſend Jahren geweſen ſein wird. Und doch iſt er mitten im Lande, in nächſter Nähe der größten Arbeitsſtätte, an einer Hauptverkehrsſtraße der großen Welt, Jagdtummelplatz hoher Herren, die gerne nach den Gemſen jagen, welche leichtfüßig am ſteilen Gewände dahinhüpfen, oder nach Salbling und Forelle, die in der kalten, glasgrünen Tiefe hauſen. Und dann die Touriſten ſeehin, ſeeher, bergauf, talab. Wer auf dem Söller der alten Wirtshütte ſitzt und hinausſchaut auf den Leopoldſteinerſee und ſeine Felſenberge, der ſieht nichts, aber auch nichts als ewige Natur. Kein Landhaus, kein Hotel, keinen Steinbruch, keinen Holzſchlag, man ſieht nur die Wände aufragen, und wie an denſelben die einzelnen Baumbeſtände kümmerlich ſich klammern, bis ſie, von Schutt und Steinſchlag getötet, in die Tiefe ſtürzen. Das iſt wohl vor tauſend Jahren auch ſo geweſen. Es müßte nur ſein, daß damals der See noch nicht dalag, daß ſich der Hochgebirgsbach erſt geſtaut, als etwa von der Seemauer die Wand losgebrochen und in die Schlucht gefallen war. Seit einem ſolchen Ereigniſſe in unvordenklicher Zeit, deſſen Spuren an der Seemauer noch ſichtbar ſind, iſt es gleichgeblieben hier an dem ſteiriſchen Königſee, der ſeinem ähnlichen Bruder bei Berchtesgaden zwar nicht an Ausdehnung, wohl aber an harmoniſcher Schönheit des Landſchaftsbildes gleichſteht. Ein ſchönerer Hintergrund als die aus Wald und Steinwüſten aufragende Pyramide des Pfaffenſteines iſt kaum denkbar. Und über den tiefen, grünen, hinzitternden See gleitet ein einziger Kahn mit einer weltabgeſchiedenen Seele dahin. Und während man eine Stunde weit von hier einen ganzen Eiſenberg zerſchoſſen und aus ihm weitum in den Ländern die neue Zeit gebaut hat, ruht der See in unentweihter Beſtändigkeit. Doch ich ſollte nicht plaudern, ohne den Daumen einzuziehen, ſonſt haben wir auch an dieſem Naturparkſee morgen alle denkbaren Unarten der Leute.

Ich glaube nicht, daß mich der Oberingenieur angelogen hat, obſchon die Sache einem netten Novellenſtoffchen gleicht. Es handelt ſich um einen ruſſiſchen Studenten und um eine Spielſchuld.

Der Oberingenieur war einſt im Polytechnikum mit einem ruſſiſchen Studenten bekannt geworden, mit dem er eines Tages eine Gebirgspartie machte. Sie wurden in einer Alpenhütte eingeſchneit und trieben zum Zeitvertreib ein anfangs zahmes, allmählich ſcharfes Haſardſpiel. Der Ruſſe, ohnehin von herlebigem Weſen, ſpielte ſich in die Leidenſchaft und verſpielte an den Techniker ſiebenhundert Gulden. Er wollte weiterkarteln, aber der Techniker half ihm nicht mehr. In die Stadt zurückgekehrt, verſprach der Ruſſe, ſeine Spielſchuld in zwei Tagen zu bezahlen. Aber am zweiten Tage hörte der Techniker von Kollegen, daß der Ruſſe ganz unheimlich verſtört ſei und ſich einen Revolver gekauft habe. Man glaube, daß er die Spielſchuld nicht werde zahlen können. Das beunruhigte meinen Techniker. Der hätte ihm die Schuld ja herzlich gerne nachgeſehen, aber das geht nicht, das kann ſich kein Spieler gefallen laſſen; Spielſchulden ſind ja die unverbrüchlichſten Ehrenſchulden, und der überſpannte Ruſſe würde ihn ob des Schimpfes der Schenkung gefordert haben. Da fiel dem Techniker ein Mittel ein, um die Sache zu begleichen und den Spielgegner vor Selbſtmord zu bewahren. Selbſt beſaß er den Betrag nicht, aber er nahm aus der Lade ſeines Vaters ſiebenhundert Gulden und ſchickte ſie mit Poſt dem Ruſſen unter einem glaubhaften Vorwand, als von ſeiten eines Landsmannes, der von der Verlegenheit des Schuldners gehört habe. — Mittlerweile kommt ein Diener in Verdacht, aus der Lade des Vaters ſiebenhundert Gulden entwendet zu haben. Der Sohn — mein Techniker — will ſchlichten, der Vater möge mit der Unterſuchung des Dieners nur noch einen Tag warten. Bishin wird er ja den vermißten Betrag in die Lade praktizieren, weil er doch vom Ruſſen nun die Begleichung der Spielſchuld erwartet. Dieſe zögerte, und eines Tages heißt es, der ruſſiſche Student ſei — verreiſt.

So hat mir der Techniker, der mittlerweile längſt Oberingenieur geworden war, erzählt. Wie er mit ſeinem Vater auf gleich kam und die Unſchuld des Dieners rettete, das weiß ich nicht. Der ruſſiſche Student mit ſeiner „Ehrenſchuld" iſt nie wieder geſehen worden.

Ich weiß nicht, ob der Spaß alt iſt oder ob er das erſtemal auftauchte in der Lärchhube, wo man durſtigen Wanderern Wein ausſchenkt. Der Holzflößer Nikol kam daher und beſtellte einen halben Liter Wein. Faſt ungebärdig ſaß er dabei und trank und konnte den Wein nicht genug loben. „Das iſt wieder einmal ein guter Wein! Schon lang hab' ich keinen ſo guten Wein mehr getrunken. Wo haſt ihn denn her, Lärchhuber? Na, da muß ich ſchon ſagen, ſo ein' guten Wein muß man austrommeln. Das iſt ein guter Wein!"

Der Wirt dachte insgeheim, wenn er den Wein ſchon ſo lobt, was wird er erſt zu dem Kerſchbacher ſagen! Und als der Holzflößer ſeinen Stutzen ausgetrunken hatte, war der Ehrgeiz des Wirtes ſo groß geworden, daß er dem Gaſt geheimnisvoll zuzwinkerte: „Nikol! Ich hätt' noch ein' andern! Bei dem möchteſt erſt ſpitzen! Muß dir doch auch den koſten laſſen." Und brachte ihm eine Flaſche Kerſchbacher. Und lugte aus, was der Holzflößer erſt zu ſolchem Tropfen ſagen würde.

Der Holzflößer trank ihn ruhig und behaglich weg und ſagte nichts.

„Nau?" fragte endlich der Wirt, „lobſt mir denn dieſen Tropfen gar nit?"

„Na", antwortete der Gaſt, „der lobt ſich ſelber".

Im Herbſte 1864 hatte ſich zu Bruck an der Mur eine fahrende Komödiantentruppe niedergelaſſen. Darunter war ein junger Schauſpieler mit rotblondem Haar und einer ſcharfgebogenen Naſe. Der hatte in Wien die Buchhandlung gelernt, aber für die geſchäftliche Seite der Bücher wenig Sinn. Zur Bühne zog es ihn. Sein ſchauſpieleriſches Talent war nicht groß, zur Not, daß er bei einer Wandertruppe unterkam. Seine Mutter wollte er aber nicht in der fremden Weltſtadt allein laſſen, ſie hatte dort niemanden, ſo nahm der Komödiant ſie mit ſich auf ſeinen Truppenwanderungen in Niederöſterreich, Ungarn und Steiermark. Vor mir liegt nun der Brucker Theaterzettel vom 1. September 1864: „Wie man Häuſer baut", hiſtoriſches Original-Zeitgemälde in 4 Aufzügen von Charlotte Birch-Pfeiffer. Den Freiherrn François gab Herr Gruber, das war eben der Jüngling aus der Wienerſtadt. Er ſoll im ganzen den Bruckern gefallen, aber in den ernſteſten Rollen manchmal ein ungewolltes Gelächter entfacht haben, um das ihn der Komiker beneidete. Wegen ſeiner beſſeren Regiſſeur- und Schreiberdienſte hat ihn der Direktor doch nicht fortſchicken mögen. Seiner Mutter wird das Elend wohl merklicher zu Herzen gegangen ſein als dem begeiſterten Kunſtjünger, der ſeine dramatiſchen Leiſtungen für ſich mit der Phantaſie vervollkommnete.

Nun hat man vor kurzem in Bruck an dem Hauſe, wo damals der rotblondlockige Theſpisgeſelle Gruber gewohnt, eine Gedenktafel angebracht. Denn der Mann war niemand anderer als Ludwig Anzengruber, der nachher unſer großer Volksdramatiker geworden iſt. Gerade in dieſem Hauſe ſoll er damals an ſeiner Tragödie „Das vierte Gebot“ gearbeitet haben, während andere Volksſtücke, die er an große und kleine Bühnen verſchickt, allemal unverrichteter Dinge zurückgekommen waren. Elf Jahre ſpäter, zur Zeit, als er wohl ſchon den Ruhm hatte, aber keine Mutter mehr, reiſte er wieder einmal nach Bruck. Das war wie eine wehmütige Wallfahrt zur Stätte ſorgenvoller Armut und zu einer Erinnerung an die Mutter. Mir hat er in Geſprächen oft der zwei ſteiriſchen Städte Bruck und Leoben Erwähnung getan — er hat ſie gern gehabt.

In Steiermark iſt das „Paradeisſpiel“ wieder erſtanden. Im Namen des Vereines „Deutſche Heimat“ haben wackere Freunde alter Heimatsſitten in dieſem Sommer zu Kindberg das altehrwürdige Kulturdenkmal, ein gar eindringlich ſprechendes Dokument des Mittelalters, neu erweckt. Das „Paradeisſpiel“ und ſeine neueren Zeiten entſtammende Fortſetzung, das „Schäferſpiel“, iſt von einfachen Bauersleuten des Mürztales an mehreren Sonntagen aufgeführt worden, und zwar unter großem Zulauf.

Jene Wiener Sommerfriſchlerin konnte es nicht begreifen, die nach der erſten Aufführung behauptete, Dümmeres habe ſie noch nicht geſehen und gehört als dieſe läppiſche Komödie im Vorbeterdeutſch, deren Text gottverboten lächerlich wäre, deren Darſteller einfach ſchauderhaft geſpielt hätten. — Die Gute hat's nicht verſtehen können, hat wohl einen loſen Schwank erwartet und hat das lebendige Mittelalter überſehen, das zwei Stunden lang vor ihren Augen ſtand.

Wir wiſſen nicht, wer das „Paradeisſpiel“ gedichtet hat. Es iſt ein großer Wurf, und in Goethes „Fauſt“ das Tiefſte und Erhabenſte ſcheint von ihm zu ſtammen. Aber an Form und Darſtellung iſt es nichts anderes als das Abc der deutſchen dramatiſchen Kunſt, des Schauſpiels wie der Oper. So fing ſie an; die Tradition hat uns von Geſchlecht zu Geſchlecht dieſen Anfang unverfälſcht erhalten, und noch immer wie einſt ſind es Leute aus dem Volke, die uns einfältig und fromm wie bei einem Gottesdienſte die geheiligten Geheimniſſe darſtellen. Mittelalter und Glaube — da hätten wir die Doppelbedeutung dieſes Volksſpieles.

Ich habe das „Paradeisſpiel“ gleichſam von zwei verſchiedenen Menſchen aus geſehen. Es wurde vor 50 Jahren in Krieglach ebenfalls von Bauern aufgeführt; ja, ich vermute, daß jener „Gottvater“ noch der heutige iſt, wie es ſich ja auch gehört. Mir, dem damaligen Hirtenbuben, war dieſes Schauſpiel Kunſt, und zwar höchſte Schauſpielkunſt, „Schöneres kann's nix mehr geben“.

Seither habe ich zwar nichts Größeres, wohl aber Schöneres geſehen, und jetzt zu Kindberg ſah ich das Spiel, wie man Geſchichte ſieht, ein Kulturgeſchichtsbild aus vergangenen Jahrhunderten unſeres Vaterlandes. Ja, genau ſo werden unſere Vorfahren, buchſtäblich daran glaubend, das „Paradeisſpiel“ aufgeführt haben, zum kleineren Teil als Ergötzung, zum größten Teil als Gottesdienſt. Ich konnte mich der Rührung nicht erwehren bei dem Gedanken, wie hier unſere Voreltern in ihrer Art zu uns ſprechen von dem, was in Ehrfurcht und Hoffnung ihr geiſtiges Leben ausgemacht hat, vom erſten Sündenfall und von der Erlöſung. — Die Darſteller brauchen gar keinen Einſager, ſie können ihre Reden auswendig wie ein Gebet. Ja, dieſes Stück darf nicht geſpielt werden, weder ſchlecht noch gut, es muß gebetet werden. Sogar was die Teufel ſagen, die Väter des Mephiſtopheles, iſt umgekehrtes Gebet. Wenn abſichtliche Geziertheit, Kunſtmache, „Schule“ dazukäme, dann wären ſolche Volksſchauſpiele unerträglich.

Es war ein Wagnis, der ſpottluſtigen Menſchheit von jetzt dieſes Stück zu bieten. Doch wie inſtinktiv war alles gebannt; weder ein Ziſchlaut noch ein unzeitliches Lachen hat man vernommen. In demſelben Banne ſteht ja auch das aus Nationen, Raſſen, Parteien zuſammengetrichterte Publikum in Oberammergau. Die glühendgläubige Volksſeele weiht alles und bezähmt wenigſtens auf Stunden auch den Freigeiſt und den Spötter.

Es gibt ja verſchiedene Abarten des „Paradeisſpieles“; die Kindberger Aufführung, die ſich nach der Mürztaler Urſchrift hält, ſteht ſtrenge auf bibliſchem Boden. Es gibt Derbes, aber nichts Widerwärtiges daran, und die ſinnliche Liebe iſt ſymboliſch, mit einer Reinheit behandelt, daß in manchem Kinde unſerer Zeit eine weinende Sehnſucht rege werden möchte nach jenen unſchuldigeren Tagen. Außer ein paar ſpäter dazugekommenen kirchlichen Einſchaltungen dürfte die Mürztaler Urſchrift hier treu wiedergegeben werden. Verbeſſerungen lägen nahe, ja bei mancher Szene möchte der Zuſchauer danach ſchreien. Und doch würde ich mich nicht getrauen, eine oder die andere vorzuſchlagen. Das Schauſpiel iſt hiſtoriſches Dokument und ſoll es bleiben. Höchſtens daß man trachten müſſe, mit dem Vorhandenen die ſchlichte Wirkung zu erzielen. Bei den Mitwirkenden ſelbſt wird man allerdings ihre Art ganz zu ſchonen haben. Das Stück iſt voller Kraft. Die kindliche Phantaſie von Himmel und Hölle. Der düſtere Asket des Mittelalters ſteht mit wenigen Strichen gezogen grotesk vor uns. Die dramatiſche Darſtellung des Kampfes zwiſchen dem Guten und dem Böſen um die Menſchenſeele war unſeren Vorfahren ein erbauliches Spektakel. Und den einſtigen Zuſchauern brauchte vieles nur angedeutet zu werden; zur Vollendung gedichtet haben ſie ſich es ſelber. Da waren ſie andere Kerle als wir, die wir auf unſerem Theater alles bis ins Kleinſte und Nebenſächlichſte vorgemacht haben wollen, weil wir ſelbſt keine Phantaſie mehr haben.

Zeit- und ortweiſe iſt das „Paradeisſpiel“ kirchlich verboten geweſen. Obſchon die heilige Dreifaltigkeit prieſterliche Gewänder trägt, der Gottvater ſogar den Papſthut, obſchon der Adam ein weißes Höſerl anhat und die Eva im Kranzeljungfraungewand erſcheint und der Engel der Gerechtigkeit — es iſt wohl der Erzengel Michael — im Dragonerhelm mit dem öſterreichiſchen Doppeladler ſich gar würdig darbietet. Aber manchmal ſoll es halt doch Allotrias gegeben haben, und wenn der Bauernkomödiant einmal anhebt zu extemporieren und ausgelaſſen zu werden, dann iſt es um die Würde der bibliſchen Offenbarungen geſchehen. Zudem haben dieſe Volksſpiele — vielleicht gar der Reformation entſtammend — evangeliſchen Einſchlag, zeitweiſe Gründe genug, ſie zu verbieten. Nun, in der Mürztaler Urſchrift iſt ſoweit alles in Ordnung; der heilige Ernſt, der ſie durchdringt, reißt auch das Weltkind zur Andacht hin oder wenigſtens zum Nachdenken über die tiefſten Myſterien von Schuld und Sühne.

Und nun, was geht vor, wenn der Vorhang mit ſeinem ſchön gemalten Bauernhauſe ſich erhebt? — Eine abendliche Bauernſtube iſt da. Die Bäuerin ſpinnt, die Mägde enthülſen Früchte. Die Männer ſitzen am Leutetiſch und ſpielen auf der Zither ſteiriſche „Landler". Mitten in der Stube ſteht ein Knabe, der hält ein Tannenbäumchen, auf dem — Äpfel wachſen. Wir ſind im Paradieſe oder, wie ſie ausſprechen, im Paridеis. Nun kommen ſpäte Gäſte. Es iſt Gottvater und Gottſohn, dann die Engel der Verkündung, der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit. Sie ſingen den Eingangsgeſang und „loben Gott ſchon im höchſten Thron"*). Auch Gottvater und Sohn ſingen an dieſem Lobe mit; der heilige Geiſt iſt nicht ſichtbar. Der Verkünder ſpricht erläuternd vom Kommenden. Gottvater erſchafft den Adam und bald darauf die Eva; ſie ſind beſtimmt für die ewige Seligkeit, nur dürfen ſie nicht vom Apfelbaum eſſen. Nun ſind ſchon die Teufel da, die neidiſchen, vom Himmel verſtoßenen. Sie beſchließen, das Menſchenpaar zu verderben; einer verwandelt ſich in die Schlange, verführt die Eva zum Apfelbiß, und dieſe verführt den Adam. Die Teufel jubeln. Die Himmliſchen ſingen den Sündenfluch und „loben Gott ſchon im höchſten Thron". Gottvater ruft Adam und Eva vor ſein Gericht; von den frohlockenden Teufeln werden ſie in Ketten herbeigeführt. Sie weinen. — „Es entſteht ein großer Streit vor der heiligen Dreifaltigkeit." Eine geradezu packende Szene des Gerichts. Der Engel der Gerechtigkeit, während des ganzen Stückes die Wage hoch in der Hand haltend, wiegt Wille und Tat und verlangt für die Sünder ewige Strafe. Die Barmherzigkeit bittet um Milde und ſchlägt vor, daß von der Dreifaltigkeit einer Menſch werde und die Sünde büße. Gottſohn erklärt ſich dazu bereit, zum größten Mißfallen der

---

*) Vor 50 Jahren lautete der Vers: Wir loben Gott-Vater und Gott-Sohn und den heiligen Geiſt im höchſten Thron.

Teufel. Er entkleidet ſich der himmliſchen Würden, legt die Himmelskrone ab; Gottvater aber bietet ihm für dieſe Erniedrigung — Erhöhung, er ladet den Sohn auf den Sitz zu ſeiner Rechten. Sie ſingen den Vorgang. Gottſohn geht hin, um die Menſchen zu erlöſen. Das Urteil: Von der ewigen Hölle wird der Menſch erlöſt, ſeine Strafe iſt der Tod. Die Teufel wüten ihres verlorenen Spieles halber. — Noch einmal kommt Adam, hundertdreißig Jahre alt, den Roſenkranz in den zitternden Händen, er macht ſein Teſtament und wandelt verloren im Totentanz. Hinter ihm ſchleicht tänzelnd der Tod, immer drohend mit dem Pfeile, der die Form eines Uhrzeigers hat. Das Stündlein iſt da, Adam verſchwindet. Die Himmliſchen ſingen das Schlußlied, „loben noch einmal Gott im höchſten Thron“, und entfernen ſich. — Das alles iſt in einer einzigen fortlaufenden Szene voll denkbarſter Einfachheit. Dramatiſch im Sinne unſerer Äſtheten iſt es nicht, und doch ſchauen wir, erleben wir. — Mit dem Abgang der Dreifaltigkeit ſollte das „Paradeisſpiel“ eigentlich zu Ende ſein. Wie nun noch einmal die Teufel kommen und im Zwiegeſpräch das Leben und Leiden des Gottesſohnes auf Erden erörtern, das halte ich für eine ſpätere Zugabe. Sie will mir nicht paſſen.

Das „Schäferſpiel“ kommt aus jüngerer Zeit, es iſt gedacht als Fortſetzung des „Paradeisſpiels“. Es zeigt die Rettungsarbeit des Gottesſohnes auf Erden. Die Parabel vom guten Hirten. Das Schäflein iſt eine junge, lebensluſtige Schäferin, die ſich in einen jungen Schäfer verliebt. Himmel und Hölle ſtreiten um dieſe arme Seele, bis der gute Hirt ſie den lockenden Teufeln abjagt. Dieſes Stück, das ſich in weltlichen und geiſtlichen Geſängen zu einem Singſpiel entwickelt, iſt voller Poeſie.

Alles das wird nicht etwa uns vorgeſpielt, ſondern vielmehr den bäuerlichen Hausleuten, die in ihrer Stube, auf der Bühne, ſitzen und andächtig zuhören. Dieſe ſeltſame Einrichtung zeigt uns die mittelalterlichen Spieler und die mittelalterlichen Zuſchauer in einem Rahmen.

Die Mitwirkenden ſpielen den Umſtänden angemeſſen ganz vorzüglich. Der Gottvater, ein 74jähriger Mann, hoch vom Gebirge herab, verleugnet ſeinen oberſteiriſchen Hausvater nicht mit einer einzigen Gebärde; er zeigt, wie vortrefflich der patriarchaliſche Altbauer an ſchlichter Würde ſich mit dem Gottvater meſſen kann. So auch die anderen. Sie ſagen ihre Rollen in ihrem Sonntagsdeutſch mit getragener Ruhe ab, betonen bisweilen falſch, aber verſprechen ſich nie, ſie ſpielen ohne Einſagen und bleiben nicht ſtecken. Sollte das einmal paſſieren, ſo hilft ſtets der anweſende Gottvater, der Allwiſſende, unauffällig wieder ins Geleiſe. Das Gebärdenſpiel geht nie über ein leichtes Markieren, über ein ſymboliſches Andeuten hinaus. Das iſt gemeſſenes Bauernſpiel. Nur die Teufel treiben es draſtiſcher, mit manchmal derbem, aber nie verletzendem Humor. Beſonders im „Schäferſpiel“, dort, wo ſie die Schäferin verführen wollen, offenbaren ſie eine geradezu geiſtreiche Auffaſſung ihrer hölliſchen Miſſion. In Wirklichkeit ſollen dieſe böſen Geſellen gutmütige Holzknechte aus dem oberen Mürztal ſein. Die Mitſpieler ſind zumeiſt ſolche, deren Eltern und Großeltern ſchon dieſelben Rollen geſpielt haben; es iſt wie ein vererbtes Amt, und man ſieht es ihnen an, wie freudig und gewiſſenhaft ſie bei der Sache ſind.

Die letzte Aufführung der Volksſpiele in Kindberg ward fraglich durch den Umſtand, daß der Adam zum 27. Infanterieregiment zur Waffenübung einrücken ſollte. Dem Adam wurde ausnahmsweiſe der Urlaub bewilligt, um noch einmal mit der Eva in den Apfel beißen zu können.

Da die diesjährigen Verſuche der Wiedereinführung dieſer Volksſpiele ſo glänzend gelungen ſind und einen mächtig großen Zuſpruch gefunden haben, ſo ſollen ſie im nächſten Sommer und in folgenden Jahren wiederholt werden. Das Verſtändnis für ſie und ihre Bedeutung wird ſich verbreiten. Man beſorgt nur eins, daß der Beifall der Menge die Mitwirkenden zu — Schauſpielern machen könnte. Daß ſie immer beſſer werden „ſpielen“ wollen, da doch die ſchlichte Natürlichkeit, dieſe fromme Einfalt ihr einziger Schild iſt, hinter dem ſie beſtehen können. Wenn die kindliche Volkskunſt ſich vertheatern ſollte, dann hätte die Sache keinen Zweck mehr. Doch ich denke, die Darſteller bleiben unter ihresgleichen wie bisher, da die Enkel noch gerade ſo ſpielen wie ihre Großväter vor fünfzig Jahren. Der Pietät unſerer Vorfahren, der kindlich frommen Stimmung müſſen wir uns hingeben können, um an ſolchen Volksſpielen das zu haben, was ſie an ſich ſind.

Ich hätte nie gedacht, daß nach all dem Kunſtvollen und Meiſterhaften, das ich auf der Bühne geſehen, dieſe ſo ganz auf äußere Wirkung verzichtende Bauerndarſtellung einen ſo ſtarken und nachhaltigen Eindruck auf mich machen könnte.

Es wird gewiß mancher Diebſtahl begangen, den der Täter gleich darauf bereut; aber er weiß kein Mittel, die Tat rückgängig zu machen, ohne daß auf ihn der Argwohn fällt. Denn nicht immer geht es ſo klug her als bei dem Falle, den uns vor kurzem die Zeitungen erzählt haben:

„In einer Villa bei Graz wohnt ein Major i. R. Vor einigen Tagen bemerkte derſelbe, daß ein in einem Briefumſchlage verwahrter Betrag von 1600 K aus der nicht immer verſperrten Lade des Schreibtiſches verſchwunden war. Es wurde vorerſt mit Eifer, aber ohne

Aufſehen, nachgeforſcht, wohin der große Betrag gekommen ſei oder wer ſich denſelben angeeignet habe. Die Nachforſchungen waren ohne Ergebnis, weshalb von dem Vorfalle der Gendarmerieposten in Maria-Troſt verſtändigt wurde mit dem Erſuchen, daß die Angelegenheit ohne Aufſehen behandelt werden möge. Der mit den Erhebungen betraute Gendarm hatte die Klugheit, den in der Villa Bedienſteten ſeine Meinung über den Vorfall mit dem Bemerken bekanntzugeben, dahin gehend, daß nach den Erhebungen kein Diebſtahl vorliege, ſondern daß das Geld nur — verlegt worden ſei und ſich im Hauſe befinden müſſe. Und ſiehe da, am nächſten Tage lag der Briefumſchlag mit ſeinem wertvollen Inhalt in der Lade des Nachtkäſtchens.

Nicht immer iſt es nötig, den in einem kritiſchen Augenblick Gefallenen mit Geſchrei auf den Pranger zu ſtellen; man kann ihm auch mit geſchloſſenem Auge die Hand reichen, um ihn ſtill wieder aufzurichten.

In einem Kreiſe von Demokraten war die Rede davon, wie der Demokrat ſich geſellſchaftlich dem Ariſtokraten gegenüber zu verhalten habe. Die einen meinten: derbe und geradeweg. Die anderen ſagten: trotzig ablehnend. Ein einziger, der noch tief unterhalb des Bürgertums hervorgekommen, dem Hirtenvolke entſtammt war, erklärte ſich alſo: „Ich verkehre manchmal ganz gerne mit Ariſtokraten und behandle ſie höflich. Erſtens, weil ſie das ſo gewohnt ſind, weil ſie auch mich höflich behandeln und weil ich jedem das Seine zu geben habe, wenn ich das Meine verlange oder bevor ich ihm etwa das Meine anbiete. Zweitens, weil er nichts dafür kann, daß er in exkluſivem Stande geboren iſt. Drittens, weil der Altadelige von ſeinen Vorfahren her manchmal ein gar ſchweres Weltgeſchichtskonto überkommen hat, in dem das Soll ſein Haben überwiegt, weshalb er Nachſicht verdient. Viertens endlich benehme ich mich dem Ariſtokraten gegenüber zuvorkommend und liebenswürdig, weil ich ja mich nicht minder vornehm fühle als er ſich. Nie bin ich mir meines Wertes klarer bewußt, als wenn ich mich zu meſſen habe mit einem, der ſich auch des ſeinen bewußt iſt. Demütig machen kann mich nur der Anblick des Armen, Schwachen, Niedrigen. Dem wirklichen Adel fühle ich mich an Beruf, Fleiß und im letzten Grunde auch an Geburt ebenbürtig.“

Und der Kerl kam von der Schafhalde her!

Der Nagelſchmiedegehilfe Aleſcheck war ein Stockböhm, hat aber geſoffen wie ein Deutſcher. Jedoch die Woche nur einmal. Sonntag mittags fing er an und Montag früh, ſo um die Betläutezeit, war dieſe Schicht zu Ende. Und damit auch der Wochenlohn. Dann war die mörderiſche Schrei- und Schimpfzeit und Kopfwehtag. Dienstag früh begann er ſtets mit Gründung einer neuen Exiſtenz, die am nächſten Sonntag allemal wieder gewiſſenhaft zerſtört wurde.

Da der Aleſcheck einmal bei anderen Wirten ſchon ziemlich breitſpurig auf der ſchwarzen Tafel ſtand, ſo kehrte er eines Sonntags bei dem entlegeneren Haberlwirt ein. Der ſchenkte ihm nur zwei Glas Bier ein und ein kleines Glas Wein und ſonſt nichts mehr. Erſt bat der Aleſcheck noch demütig um ein Glaſel Schnaps, aber auch den verſagte das Kieſelſteinherz des Haberlwirtes. „Tätſt ja an Rauſch kriegen, Schmied! Ich mag kein Lumpen in mein' Haus!“ — „So, und das will ein Wirt ſein!“ rief der Nagelſchmied entrüſtet und ſchrie es aus: „Einen ſolchen Wirt, der ſeine Berufspflicht nicht erfüllt, muß man bei Gericht anzeigen!“ Ich will ſein gutes Halbböhmiſch gar nicht verſuchen, ſondern im ſchlechten Deutſch dartun, was er geſagt hat: „Die Fäſſer voll und einen Menſchen verſchmachten laſſen! Wozu ſteht denn das Wirtshaus an der Straße, wenn der Menſch um ſein Geld nicht kriegt, was er will? So einem Wirt muß das Rechtl genommen werden. Ob du mir den Trunk verſagen darfſt, Sauwirt, das wölln mr ſcho ſehen beim Richter!“

Der Richter hat gar nicht nachgeſchlagen, was für dieſen Fall im Geſetzbuch ſteht, hat den Kläger zur Tür hinausgejagt. Und hat ſich im Sacktuch einen Knoten gemacht, daraufhin: Wenn der Wirt einem Gaſt nicht mehr als zwei Gläſer einſchenkt, ſei es Bier oder Wein, ſo iſt es in Ordnung. Wenn er aber dem Gaſt auf einem Sitz mehr als zwei Gläſer einſchenkt, dann iſt er ſtrafbar, zahlt zwanzig Kronen oder wird auf zwei Tage gut aufgehoben. Im Wiederholungsfalle Entziehung des Gewerbes.

Wir haben jetzt wieder einmal ſehr mutige Männer in den Reichsrat gewählt. Vielleicht hat doch einer die Kuraſch, einen ſolchen Geſetzentwurf der Regierung vorzulegen. Freilich auf die Gewißheit hin, daß er das nächſtemal nicht mehr gewählt wird. Er ſoll ſich nur tröſten. Wer während ſeiner Wahlperiode ein Geſetz durchbringt, daß kein Wirt einem Gaſt für einen Sitz mehr als zwei Glas Bier oder Wein verabreichen darf, der hat für die Unſterblichkeit genug getan.

Räuſche wird es noch immer geben, denn man kann nach dem erſten Sitz ja einen zweiten anheben, in einem andern Wirtshaus. Andere Hintertürln gibt es auch, um Geſetze zu umgehen, aber ich wette eine haubenvoll Nüſſe, die unholde Erſcheinung Beſoffener wird uns mindeſtens um drei Viertel reduziert, wenn ein ähnliches Geſetz in Tätigkeit tritt. Wie es jetzt zugeht, das iſt ſchon gar ſchön. Erſt geſtern war im Dorfe wieder eine ſolche Muſterbegebenheit. Erſt hatte der Gaſſelwirt den friſch zahlungsfähigen Nagelſchmied fünf Glas Bier eingeſchenkt, dann drei halbe Liter Wein, dann Fuſel, und als der Menſch ſternhagelvoll beſoffen war und ſich ungebührlich aufführte, warf er ihn hinaus, und als der rabiat gewordene Stockböhm dem Wirt ein Fenſter einwarf, ſtürzte dieſer mit dem Knittel hinaus, ſchlug ihn und ließ ihn auf dem Steinhaufen blutend liegen, den „verfluchten Böhm“!

Zuerſt den Gaſt vergiften, dann ihn ausziehen und endlich ihn mißhandeln — ach, 's iſt ja nix dabei, ein Beſoffener.

Na ſo ſegns, wer wird denn da Geſchichten machen!

Das Jahrhundert des Kindes! nennt man ſie nicht ſo, unſere Zeit? Für das Kind wird viel getan, noch mehr darüber geſchrieben. Das Kind wird vergöttert und Stimmen werden laut: Überſchätzung des Kindes! — Überſchätzt kann das Kind nicht werden, denn wir haben nichts, das ſo wichtig, ſo bedeutſam wäre als das Kind, das unſere Zukunft, unſere Unſterblichkeit iſt. Doch wenn das Kind ſo ganz in den Vordergrund gerückt wird, ſo entkindet, verdirbt man es. Den wertvollſten Schatz pflegt man im Hintergrund des Hauſes verwahrt zu halten, und unſere Vorfahren haben mit einer gewiſſen Keuſchheit das Kind verhüllt und nicht ſoviel davon geſprochen. Ich ſelbſt habe ein Buch vom Kinde geſchrieben, aber nicht ſoſehr, um mein Kind, ſondern um das Kind als ſolches zu zeigen, ſoweit es mir in dem meinen offenbar wurde.

Die moderne Lehre vom Kind darf nicht mißverſtanden werden, das wäre der verhängnisvollſte Irrtum, den unſere an Irrtümern ſo reiche Kultur machen könnte. Wenn es heißt, in der Kindererziehung die Liebe voran, ſo kann das doch nicht gemeint ſein, daß man das Kind verzärteln, vergötzeln ſoll. Zwiſchen Rabenvater und Affenmutter ſteht ein Drittes, die Vernunft, die zu rechter Zeit Ernſt und Strenge iſt. — Zum Gehorſam erziehen!

Aber nicht zum blinden, der Sklaven macht. Nie lernt das heranwachſende Kind mehr, als wenn der Erzieher den verlangten Gehorſam begründet, warum, zu welchem Zweck es folgen muß. So geht mit dem Gehorſam Hand in Hand die Einſicht, die Vernunft, das Kind freut ſich des zielrichtigen Vorganges, während der blinde Gehorſam es nur vertrotzt, verhärtet und verdummt. Wir gehen darauf aus, dem Kinde das Lernen leicht, wenn nicht gar „zum Spiele" zu machen. Das ſoll doch nicht bedeuten, als wolle man es vor ſtrammer Arbeit bewahren, die Herbheit der Pflicht umgehen laſſen; es heißt vielmehr, die rechte Lehrmethode anwenden, die der jeweiligen Auffaſſung und dem Verſtändniſſe des Kindes entſpricht, damit das Kind Freude am Gegenſtand habe, damit das Gelernte gleichſam in ſeine Natur übergehe. Der Ernſt und die Strenge des Lernens wird dem Kinde deshalb noch lange nicht geſchenkt, wir wiſſen alle, mit welcher Wucht im Laufe der Zeit die Aufgaben herantreten. Sie ſind ſo ſchwer, daß man wohl Grund hat, die zarten Kräfte des Kindes nicht zu früh zu erſchüttern, ſondern ſie den künftigen Aufgaben reifen zu laſſen. Heißt es doch, das Bauernkind müſſe man vor zu früher knechtiſcher Arbeit ſchützen. Überanſtrengungen in der Schule aber ſind auch knechtiſche Arbeiten! Rechtzeitig geübt müſſen die jungen Kräfte freilich werden, und das geſchieht am naturgemäßeſten durch den Unterricht, der weniger theoretiſch als real und ſinnfällig iſt. — Das man ſich auf das Kind beſinnt, iſt mir ſehr tröſtlich zu einer Zeit, da es in beſonderer Gefahr iſt, die Familie zu verlieren. Die Fabrigkeit, in die das Bauerntum geraten, die Geldjägerei des Bürgertums, die Hausloſigkeit der Sozialdemokratie und anderes zerſtören die Familie und nehmen dem Kinde die Heimat weg. Früher als vor Zeiten wird es in die harte Welt geworfen: da gönne ich ihm wohl, daß eine Bewegung eingreift, die ihm Kindesharmloſigkeit, Kindesgeſundheit und Kindesfreude ſchützen will ſo lange als möglich.

Das Kind bedeutet nicht wenig und nicht viel, es bedeutet alles. Nein, nicht eine Überſchätzung des Kindes kann es geben. Unterſchätzung iſt ſo vieles, was wir an ihm tun. Es iſt kein Spielzeug für Große, es iſt nicht das Weſen, an dem wir unſere Launen auslaſſen, mit dem wir Staat machen, das wir durch Zärtlichkeit verhudeln oder je nach Anlage und Anlaß beliebig quälen dürfen. Die ganze große, reine, ernſte Liebe gehört dazu, um das Kind ſo zu pflegen, zu führen, zu erziehen, daß es in ſeinem bevorſtehenden Leben für ſich glücklich und für andere ein Segen werden kann. Alle unſere Kultur-Entwicklungsbemühungen, die Erfolge der Technik, der Gelehrſamkeiten, alle politiſchen Beſtrebungen um die Zukunft, um beſſere zufriedenere Zeiten, alles, alles iſt umſonſt, wenn wir das Kind vernachläſſigen. Aber auch alle Sorgen, alle Liebe, alle Opfer für das Kind ſind umſonſt, wenn wir — verblendet von der eigenen Erwachſenheit — das Kind mißverſtehen. Denn wir dürfen nie vergeſſen, daß es ſchon wer iſt, wenn es auf die Welt kommt, daß es ſich nur aus ſich ſelbſt entwickeln kann. Der Erzieher hat dieſe Entwickelung zu bewachen, die Keime geſunder Eigenſchaften zu fördern, die Keime ſchädlicher Anlagen zu hemmen. Wie ſchwer, wie unmöglich iſt das, wenn er das Kind immer nur an ſich ſelbſt und ſeinen eigenen Neigungen mißt. Unter ſolchen Umſtänden iſt es für manches Kind am beſten, wenn es — gar nicht „erzogen“ wird.

Leſen, ſchreiben und rechnen, mehr bedarf der Menſch nicht, um glücklich durch die Welt zu kommen. — Er ſoll es verſtehen, das Schöne und Gute an ſeinem Lebenswege für ſich aufzuleſen. — Er ſoll es verſtehen, wenn's ſchief geht, ſich manchmal auch ſelbſt die Schuld zuzuſchreiben. — Er ſoll es verſtehen, ſtets mit den Tatſachen zu rechnen.

Das Land hißt die weiß-grüne Fahne. Steiermark begeht ein großes Gedenken. — Johann der Unvergeßliche. Des Kaiſers Franz Bruder, der unſeres Landes Erwecker geworden iſt. Vielleicht haben wir das Napoleon dem Erſten zu verdanken. Hätte dieſer Weltfreſſer nicht Tirol an ſich geriſſen, ſo würde Erzherzog Johann wahrſcheinlich in dem zuerſt bezogenen und ihm ſo ſympathiſchen Lande geblieben ſein. Der kaiſerliche Prinz ging nach Steiermark und wurde dort am Fuße des Hochſchwab der Brandhofbauer. Das Bauerngut Brandhof hatte er angekauft und es nicht bloß zu einem Jagdſchlößchen gemacht, ſondern zu einem Wohnſitze, wo er viele Jahre lang hauſte, von dem aus er das Ober- und Unterland bereiſte, um überall hin Segen zu ſpenden. Ich weiß keinen Gau der Steiermark, in dem die ſchöpferiſchen Fußtapfen des Erzherzogs nicht zu ſpüren wären. Die Welt, wo er als Feldherr Siege erfochten und als Politiker Enttäuſchungen erlebt hatte, war ihm zuwider geworden; in den Frieden des Alpenlandes hinein baute er ſein eigentliches Lebenswerk. Man frage im Lande Steier Bürger und Bauer, alt und jung, alles weiß von Stiftungen, Anſtalten und Einführungen aller Art, die vom „Prinz Johann“ herrühren. Landwirtſchaft, Bergbau, Gewerbe, Induſtrie, Schule, Kirche und Kunſt tragen heute reiche Früchte, die Erzherzog Johann geſät hat. Ganz hat er ſich endlich in Steiermark eingeheimt, unermüdlich beſtrebt, das Land zu fördern. Treuen Sinnes hat er ſich dem Volkstume hingegeben, um es zu veredeln, und aus dem Volke hat er ſich die Gemahlin gewählt, die ihm an Herzensadel ebenbürtig war.

In dieſen Tagen nun hat ſich das Jahrhundert vollendet, ſeit Erzherzog Johann eine Hauptlehranſtalt des Landes mit einem Muſeum geſtiftet, das Joanneum zu Graz, aus dem ſich dann die Techniſche Hochſchule entwickelt hat. Und dieſes Gedächtnis hat die Steiermark dankbar gefeiert, es iſt zu einem großen Prinz Johann-Feſt geworden.

Da belebt ſich in mir das Erinnern an vieles, was in meiner frühen Jugend über den „Prinz Johann“ erzählt wurde. Anekdotiſches und Mythiſches. Das Volk hat dem hohen Herrn manch Märchenhaftes und viel Schalkhaftes angedichtet, und in allem glüht die Liebe zu ihm. Eine Liebe, die vor lauter Liebe manchmal ſogar ein wenig der Ehrfurcht vergißt.

Ich ſelbſt habe den Erzherzog nie geſehen. Er ſtarb zu Graz im Jahre 1859, im achtundſiebzigſten Lebensjahre. Zehn Jahre ruhte er dann im Mauſoleum zu Graz; im Jahre 1869 iſt er nach Schenna bei Meran überführt worden und beigeſetzt in der neuen Familiengruft. Damals hat es von uns aus nach Tirol noch keine gerade Eiſenbahn gegeben, auf weiten Umwegen hat er ſein letztes Ziel gefunden. Unſer mehrere Studenten von der Handelsakademie ſind dem Leichenwagen gefolgt durch die Straßen von Graz bis zum Bahnhof und dort habe ich dem ſcheidenden Erheber unſeres Landes nachgedichtet:

„Dein Graz und dein Lond, gibſt eahm s leßtimol d Hond.
O du herzliaber Monn, warum fohrſt uns davon?
Hobn eh na grod oan, der s tuat aufrichti moan!
Hiaz müaß ma holt ſehn, wia ma ſelber feſt ſtehn;
Prinz Johann, gel jo, dein Geiſt loßt uns do!“

Zurückgelaſſen hat Erzherzog Johann uns die Liebe zur Steiermark in ſeinen Enkeln, in denen ſie treu und tatkräftig weiterglüht.

Bei unſerem Tiſch war die Rede von der Eiszeit. Der Student wußte es zu ſagen, in fünfzigtauſend

Jahren würden im Murtal turmhoch die Gletſcher liegen, in hunderttauſend Jahren würde die Wüſte Sahara ein Eisfeld ſein.

„Oh!“ ſagte das naſeweiſe Neſthöckerl, das immer gehörte und unverſtandene Red’ nachpaperlt, „die hunderttauſend Jahr werden auf ja und na vorbei ſein.“

Man mußte ſtutzen, daß die Redensart, „ach, wie ſchnell die Zeit vergeht!“ von einem Eintagstierchen ſo großzügige Anwendung fand. Hunderttauſend Jahr auf ja und na vorbei! Dieſe Ewigkeitswahrheit kann nur ein Kind gelaſſen ausſprechen.

Ein Doppelweſen iſt das Menſchenleben,
Der eine Teil hat Rätſel aufzugeben,
Der andre Teil von dieſem Doppelweſen
Beſitzt die Kraft, die Rätſel aufzulöſen.

Vor kurzem ſtarb in meinem Waldlande ein alter Mann, der einmal jung geweſen iſt. Das wäre an ſich nicht beſonders merkwürdig, aber dieſer Mann war einſt ein **Kohlenfuhrmann** und hat Weibsbilder — aufſitzen laſſen. Heutzutage werden in jener Gegend die Holzkohlen der Wälder in Säcken ins Tal hinausgeführt zu den Eiſenwerken. Damals ſind die Kohlen mit einem Rieſenkorb, der länglich auf dem Geräder lag und „Kohlkrippe“ hieß, befördert worden. Eine ſolche Kohlenfuhre hat auch der Zweckelzenz täglich aus den Wäldern mit zwei ſchweren Pferden in das Mürztal geführt. Nun war der Zenz ein beſonderer Freund des ſchon damals auf der Alm vielfach vorkommenden Hoſenrockes. Wo er ein Almdirndl wußte, das die gegen Wetter und Sturm ſo kleidſame Tracht anhatte, da zog es ihn hin. Und einmal, als er mit ſeiner leeren Kohlkrippe auf dem langen Waldwege heimwärts fuhr, fiel ihm der Hoſenrock ein, in dem eine jungfriſche Halterin ſtak, die auf der Zutrum-Alm das Vieh hütete. Aber die Alm war weit hinten, dem Kreßbach zu. Macht nichts, für die Liebe gibt es keine Zwiſchenräume. Der Zweckel-Zenz leitete ſein Fuhrwerk wegſeitlings auf ein Angerlein hinaus, band dort die Pferde mit dem Leitriemen an einen Baum, ſagte zu ihnen: „So Bräundln, do bleibts ſtehn und mochts koani Dummheitn. In a ra Stund bin ih wieder do.“

In a ra Stund war der Zenz aber noch nicht da, ohne daß es ſicherzuſtellen iſt, ob der weite Weg daran ſchuld geweſen, oder der Hoſenrock. Als er nach zwei Stunden zu ſeinem Angerlein an der Straße zurückkam, waren aber auch ſeine Bräundeln nicht da, war der Kohlenwagen nicht da, war nichts da als der Anger und der Wald und der Baum, an den er das Fuhrwerk gebunden hatte. Ein Stück Riemen hing noch am Stamm. Den Pferden war das lange Warten zu dumm geworden, ſie riſſen ab und trabten den wohlbekannten Weg weiter nach Hauſe, um endlich zu ihrem „Habern“ zu kommen. Als ſie im Zweckelhof ſahen, wie das Fuhrwerk ohne Fuhrmann daherkam, erhoben ſie ein Jammergeſchrei, was nur dem Zenz geſchehen ſein müſſe! Die Leute liefen wegshin, um ihn zu ſuchen. Da begegnete er ihnen laufenden Schrittes, das abgeriſſene Riemenſtück in der Hand, und rief faſt atemlos: „Die vafluachtn Vieher! Seins dahoam? Jo? Gſchreckt müaſſn ſa ſih hobn, von an Vogel, oder wos. Wild ſeins ma worn, hons nit dahobn mögn. Da Ream (Riemen) hot ohgriſſn! — Tuifi nohamol, bin ih froh, daß dahoam ſein, de Luadern!“

Gut war das gelogen. Aber die Hoſenrock-Dirn hat er nachher heiraten müſſen. Beim Hochzeitswein hat er die Geſchichte einem guten Kameraden erzählt. Und der ſagt nichts.

Als Knabe hatte ich Miſſionsprediger gehört, die gegen die Unkeuſchheit eiferten. Ich eiferte — auf der

Weide den Schafen und heimlich horchenden Holzknechten predigend — lebhaft mit, ohne eigentlich zu wiſſen, was das iſt. Die weltluſtigen Nachbarburſchen mußten ſich geärgert haben über das junge Pfarrerlein, das noch keine Weihen hatte, und ſchon Leute bekehren wollte, dieſes fromme vorlaute Bübel — und ſie taten ihm was an.

Ich hörte gern ihr Singen und Jodeln und ſo nahmen ſie mich an einem ſpäten Samstagabend mit auf ihren Streifungen über Feld und Matte und zu anderen Häuſern, in denen ſaubere Dirndln waren, was ich aber damals nicht a[illegible]te. Es war ſchon finſter. Ob ich was vom Himm[illegible]en wollte? fragte mich ein Burſche. „Ja!“ denn die [illegible]onäre hatten mich plangen gemacht nach dem Himm[illegible] Der Burſche kroch durch das Fenſter in eine Hütt[illegible]anderer ſchob mich ihm nach. Ich fiel drinnen a[illegible]Bett. Ich lag zwiſchen zwei Menſchen, die ſchäk[illegible]d mich mit unter die Decke zogen.

Nachher ſteckte mich [illegible]he wieder zum Fenſter hinaus, lachend: „So, je[illegible]Pfarrer werden, eingeweiht biſt.“

Wie ich wieder heimkam, das weiß ich nicht. Den andern Tag war ich ſo, daß der Vater zur Mutter ſagte: „Dem Buben iſt heut’ was.“ Den Eltern wich ich aus. Zu abſcheulich ſchämte ich mich und begriff nicht, weshalb nicht auch ſie ſich ſchämten. — So alſo geht die Geſchichte! Das iſt der Menſch! — — Aber, wer hat dem Kleinen denn geſagt, daß das, was er in jener Nacht erfahren, Sünde iſt? Er wußte ja gar nicht, ob es jenes ſei, das die frommen Prediger in die neunte Hölle hinab verdammt hatten. Es war bloß etwas ganz Ungeahntes, Unerhörtes geweſen, und ſiehe, ein innerer Richter ſagte: das iſt die Sünde!

Am Ende iſt das die Erbſünde, die uns immer zwingt, das Menſchengeſchlecht weiter zu züchten, anſtatt es ausſterben zu laſſen! — Dieſer Gedanke iſt mir ſpäter dazu eingefallen, aber der Katechet, dem ich ihn vertraute, hat mir für ſolchen Vorwitz ein ſchlechtes Schulzeugnis verſprochen und mich belehrt, daß die Fortzüchtung durch Taufe und Ehe geſtattet werde. —

Jene Burſchen von der Samstagnacht zogen es vor, anſtatt mit dem Katecheten ſich mit den ſauberen Dirndeln einzulaſſen, und haben von beiden Seiten gute Zeugniſſe bekommen.

Daß ich in meiner Hirtenzeit nicht den Spitznamen „Windmacher“ davongetragen habe, wundert mich. Ich konnte Wind machen, wirklichen Wind, wie er über die Berge hinſtrich und in den Bäumen rauſchte.

Eines Sommertages war ich mit mehreren Nachbarshirten auf der Hochmatte, wo wir unſere Rinder weideten. Es ſchien die warme Sonne, ſo daß wir unſere Joppen wegwarfen, und plötzlich war es wieder ſo kühl, daß wir alle in die Joppen hineinſchlüpften. Der Wind ging zeitweilig. „Buben!“ rief ich vorwitzig aus, „ich kann Wind machen!“

„Geh, plauſch nit.“

„Auf Spaß und Ernſt, ich kann Wind machen. Soll ich? Schauts einmal!“ Ich hob den befeuchteten Finger hoch, „kein Lüftel jetzt. Wetten wir, in einer Minute geht der Wind!“

„Laß dich nit auslachen!“

Ich riß meine buntgeſtreifte Zipfelmütze vom Kopf, hielt ſie wie einen Sack an den Mund, und mit dem Auge in den Himmel auflugend, wo juſt ein Wolkenballen ſich der Sonne nahte, rief ich in die Mütze: Wind, Wind, komm geſchwind! Lapi-papi-tschapilorum!“ Dreimal ſagte ich es und ſchleuderte dann die Mütze in die Luft. Da verdunkelte ſich die Welt und es ſtrich ein kühler Wind. — Vor Staunen ſperrten ſie die Mäuler auf und der Einfältigſte unter ihnen wollte vor mir niederknien.

Als der kalte Strich vorüber war und die warme Sonne ſchien wie früher, begehrten ſie, daß ich den Zauber noch einmal tue. Sie wollten mir wahrſcheinlich draufkommen, wie das gemacht wird. Ich blickte demütig gegen Himmel, wo in der Sonnennähe keine Wolke war. „Jetzt nit, Buben, ihr kunntet euch erkälten.“ Aber ſie drängten ſo lange, bis wieder ein Wolkenfetzen der Sonne zuſtrich. „Na, meinethalb, wenn ihr ſchon durchaus wollt!“ Und in die Zipfelmütze hinein: „Wind, Wind, komm geſchwind! Lapi-papi-tschapilorum!“ Die Mütze in die Luft geworfen. — Huſch, rauſchte es wieder im Ahornbaum, es ging der Wind.

Bald wußte es ganz Alpel: Der Kluppenegger-Peterl kann Wind machen! — Die Ehre dauerte bis zum nächſten Sturm, der dem Riegelberger einen ſchönen Lärchbaum entwurzelte. Der Geſchädigte kam in Begleitung des „Fürſtandes“ in unſer Haus, fragte dem Peterl nach und hinter dem Rücken hielt er — ungebrannte Aſche! Ich beeilte mich, vor ihm, meinem Vater und dem Gemeindevorſtand, meine ganze meteorologiſche Wiſſenſchaft preiszugeben. — „Wenn eine Wolke vor die Sonne geht, ſo ſtreicht allemal ein kühler Wind — ich kann nix dafür!“

„So haſt uns g'ſoppt!“ ſchrie der Riegelberger.

„Wird ſchier nit anderſchter ſein“, entſchied der Vorſtand, „wer ſich nit einmal ſo viel auskennt bei Sonn' und Gewölk und Wind, zu dem ſagt ma halt nachher: Lapi-papi-tschapilorum!“

Für jedes Kind, das wir haben, müſſen wir Steuer zahlen, mittelbar wie unmittelbar. Richtiger wäre es, wenn wir Steuer zahlen müßten für jedes Kind, das wir nicht haben. — Den Sinn dieſes ſcheinbar ſchief gewickelten Ausſpruches wird man wohl verſtehen. Ich habe längſt ſchon von einer Junggeſellenſteuer geträumt. Jetzo kommen andere auch mit einer Jungfrauenſteuer daher. Jungfrauenſteuer nennen ſie es zwar nicht, ſie drücken ſich vorſichtiger aus.

Da lieſt man in den Blättern:

„26. Oktober 1911. Im Fürſtentum Reuß wird jetzt eine Steuer für Unverehelichte eingeführt. Der Landtag nahm geſtern einen Antrag an, wonach Perſonen männlichen oder weiblichen Geſchlechtes, die das dreißigſte Lebensjahr überſchritten haben, ohne verheiratet zu ſein, bei einem Einkommen von 3000 bis 6000 Mark eine Steuer von fünf Prozent, bei einem Einkommen über 6000 Mark eine Steuer von zehn Prozent zu zahlen haben.“

Es wird viel Geld einkommen und zur ſtaatlichen Erziehung armer, unehelicher Kinder wird es gut zu brauchen ſein. Durch die Ehe allein ſollte man aber dieſer Steuer auch noch nicht entſchlüpfen können; die Ehe muß danach ſein. Jeder geſunde, erwerbsfähige Mann wäre verpflichtet, mindeſtens drei Kinder zu haben und zu erziehen. Damit würde die Kopfzahl eines Volkes ungefähr auf gleicher Höhe bleiben. Nun muß ſich aber das deutſche Volk, um national beſtehen zu können, vermehren, denn unſere verdrängenden Hintervölker wachſen auch. Es mag dem Staate einfallen, ein vermögendes Ehepaar, das weniger oder nicht mehr als drei Kinder hat, höher zu beſteuern als eins mit größerer Kinderzahl. Ja, die kinderreichen Paare könnten noch belohnt oder ausgezeichnet werden. Ich würde einen Mann, der nach etwa fünfundzwanzigjähriger Ehe zehn wohlgeartete Kinder hat, zum Baron machen, wenn er es nicht etwa ſchon iſt. Jedenfalls eine Standeserhöhung, denn für die Zukunft ſeines Volkes bedeutet der kinderreiche Vater ſo viel wie ein kleiner Herzog. —

Nun zeigt es ſich, daß Nationalität und Volkstum nicht gleichbedeutend iſt. Denn national iſt die Idee, aber volkstümlich dürfte ſie kaum werden. Trotz der Abnahme der Geburtsziffer mehren ſich im deutſchen Volke ſolche Leute, die da glauben, der Menſchheit ſei am beſten gedient, wenn — gar kein Kind mehr auf die Welt käme.

Und, weiß der **Kuckuck**, man getraut ſich dem nicht einmal derb zu widerſprechen.

Hüte, ſtarkes Volk der Ehre,
Manneswort und Weibesreinheit,
Kindesluſt und Greiſeslehre,
Kraft und Huld in ſteter Einheit.
Stolz und feſt und treu bewache
Vaterland und Mutterſprache.

Zu meinem jüngſten Enkel, der jetzt im ſiebenten Jahre iſt, ſtehe ich ſeit jeher in guten Beziehungen. Doch entging mir nicht, daß er in letzter Zeit mehr für ſich abgeſondert tätig war. Meine väterlichen Ermahnungen konnten ihn nicht mehr ſo bequem erreichen. „Du Peter, mit dem offenen Taſchenmeſſer lauft man nicht herum!“ — „Du ſollſt deiner Mutter nicht immer ſo davongehen, dann weiß ſie nicht, wo du biſt und ängſtigt ſich.“ — „Ach geh, ſchau doch einmal deinen Großvater an, wie der beim Eſſen ruhig daſitzt!“ — „Jetzt heißt es ſchlafengehen! Der Enkel muß dem Großvater ſchön folgen, hörſt du?“ — „Aber ſo beug' dich doch nicht ſo zum Fenſter hinaus, du wirſt hinabfallen!“ — „So trotzig ſein, das iſt garſtig, Enkelbub!“ —

Derlei Korrekturen und Unterbrechungen im Tagesprogramm ſcheinen dem Kleinen endlich zuwider geworden zu ſein, denn eines Tages machte er mir einen Vorſchlag: „Großvater, wir wollen nicht immer Großvater und Enkel ſpielen, weißt du? Wir wollen Freunde ſein, wie der Onkel Hans und der Berndl, magſt du?“

Ich habe ihn verſtanden. Seither ſind wir Freunde, wovon einer nicht immer an dem andern herumkeifelt und meiſtert, ſondern die ihre Angelegenheiten in vertraulichen Geſprächen miteinander ausmachen. Aus einem ewig lehrhaften Alten bin ich ein gemütlich plaudernder Kamerad geworden. „Freund Peter!“ ſage ich nun zum Knaben, „da haſt eine Binde, ſteck' ſie in den Sack, und wenn du beim Herumſpringen ins Meſſer fällſt, ſo mußt dich geſchwind verbinden, ſonſt ſpringt das Blut wie ein Brunnen heraus, was ja weiter nichts macht, nur ausbluten kann man dabei. — Du, Freund Peter! Einmal, wie ich noch klein war, bin ich ganz allein fort und auf die Alm gegangen, zum Vieh, und hab' gedacht: Sucht mich nur daheim, ihr findet mich doch nicht, und hab' gelacht. Nachher bin ich hungerig geworden, und es iſt finſter geworden, und ich hab nicht heimgefunden. Über Nacht im Wald geſchlafen und gedacht, wenn jetzt der Wolf kommt! Andern Tags hat mich mein Vater und der Knecht gefunden und nach Haus getragen, und die Mutter iſt im Bett gelegen, ſterbenskrank, weil ſie aus Angſt um mich ohnmächtig geworden ſein ſoll. — Du, einmal haben wir einen luſtigen Nachbarsbuben gehabt, der iſt immer auf dem Hausdach herumgeſtiegen wie ein Kater. Und einmal in den Rauchfang hinein und hinab in die Küche. Und jetzt, denk dir, iſt die Köchin juſt beim Feueranmachen, und hören wir, wie im Rauchfang oben alleweil was hüſtelt und hüſtelt, und ſchreit die Köchin: „Jeſſeles, der Nachbarbub iſt im Rauchfang! Er ſteckt oben, kann nicht herab und nicht hinauf; mein Vater ſpringt um den langen Waſſer-Floßhakel und hakelt den Buben herab. Was glaubſt, Freund, iſt er noch einmal in den Rauchfang geſchloffen? — Aber du, das iſt komiſch. Einmal hat mir die Mutter mein Holzröſſel weggenommen, weil ich lernen hätt' ſollen. Da werd' ich zornig, reiß den Stiefelknecht her und ſchmeiß ihn ans Fenſter, daß die Scherben nur ſo herabklingeln. Vater und Mutter ſtehen da, ſchauen mich mit Staunen an und ſagen nichts. Du, was ich mich da geſchämt hab! Ins Bodenwinkel kriech' ich, und den ganzen Tag hab ich mir mein Geſicht nicht herzuzeigen getraut!"

Solche Erzählungen hört mein junger Freund mit ruhiger Aufmerkſamkeit an, und ich denke, das iſt zu dieſer Hacke nun einmal der rechte Stiel. Nicht offene Moralpredigten, ſondern Erzählungen mit verſteckter Tendenz. Das wird wirken, ohne daß er's merkt. — Aber der kleine Kerl guckte mich manchmal ſo verſchmitzt an, daß mir ungleich wurde, und nachdem ich dieſe Methode wochenlang fortgeſetzt hatte, ſagte er: „Freund, jetzt will auch ich dir was ſagen, ja?" — „Nun ſo ſag'." — Erſt ein bißchen verlegenes Kopfdrehen, dann: „Weißt Du, Freund Großvater, ich mach's auch ſo."

Ein Arbeiter des Krieglacher Eiſenwerks erzählte mir eine kleine Geſchichte von ſeinem Bruder.

Der war im Murtale Bauer geweſen. Eines Abends ging er durch den Wald und hatte Geld bei ſich. Er hatte in Knittelfeld ein Pferd verkauft. Und dort, wo der Weg dunkel und einſam war, weitum kein Haus, dort fiel ihn plötzlich ein Mann mit dem Revolver an. Seinen Kopf hatte er mit einem blauen Sacktuch ſo eingemummt, daß durch zwei Löcher nur die Augen zu ſehen waren. Mit verſtellter Stimme forderte er vom Bauer das Geld, oder er mache ihn gleich kalt.

Der Bauer dachte, lieber iſt mir doch mein Leben wie das Pferdegeld, und gab ſeine Brieftaſche hin. Während der Vermummte den Raub in die Taſche ſteckte, riß ihm der Bauer unbeſinnt das Sacktuch vom Geſicht herab — und ſtand ſein Schwager, der Häusler Zeck, vor ihm.

„Nachbar!“ ſagte der Entlarvte, den Revolver in der Hand bereit, „der Griff in mein Geſicht koſtet dir's Leben. Schad, wir wären ſonſt gut auseinander gekommen.“

„Ih ſag' nix, ih ſag nix!“ verſicherte der Bauer.

„Freunderl, darauf laß ich's nit ankommen. Auf zehn Jahre wollteſt mich eintunken. Da wirſt dir's wohl denken können, daß einer jetzt lieber den Finger krump zieht.“

„Ich ſag nix, Schwager, ich verſprich dir's heilig, ich ſag nix. Einen Eidſchwur leg ich ab, daß ich dich nit verrat — du kannſt mir's glauben. Ich kenn dich nit, ich mach die Augen zu.“

Der Häusler Zeck war zum Glück keiner von den ſchlaueſten, er ließ den Bauer einen fürchterlichen Eid ſchwören. Dann ließ er ihn laufen.

Als aber nachher der Bauer im Dorf war, bekam er Mut, und ſein ihm geraubtes Geld, das wollte er nicht laſſen. Noch am ſelben Abend nahm er die zwei ſtärkſten ſeiner Knechte mit, ſie ſollten Holzprügel tragen, zum Zeck hinab. Er ging mit ihnen und ſie ſollten warten vor der Hüttentür, in die er eintrat, um den Schwager heimzuſuchen.

„Du Zeck“, ſagte er leiſe zu dieſem, „jetzt gib mir mein Geld zurück, vor der Tür warten meine Jodeln!“

„Du haſt geſchworen!“ ziſchelte der Zeck entſetzt, „du Unchriſt, du haſt einen Eidſchwur tan, daß d mich nit verratſt.“

„Das macht nix“, entgegnete der Bauer. „Verraten tu ich dich eh nit. Aber derſchlagen laß ich dich, wenn du mir nicht auf der Stell meine Sach gibſt.“

Der Schwager hat ihm auf der Stelle die gefüllte Brieftaſche zurückgegeben.

Nach ſieben Jahren, als der Häusler Zeck ſchon verſtorben war, hat der Bauer die Sache ſeinem Bruder mitgeteilt. Ich wollte einmal eine Geſchichte draus machen, aber es iſt eigentlich ohnehin ſchon eine.

Ich belauſchte ein kleines Geſpräch zweier oſtſteiriſcher Bauern. Zur Kennzeichnung der Mundart führe ich es an und gebe die Überſetzung ins Hochdeutſche dazu.

A.: Hau, griaß dih. Ho dih ſcha long nia gſechn.	A.: Oh, ich grüße dich. Ich habe dich ſchon lange nicht mehr geſehen.
B.: Jo, ih bin aſou ſchon a wenk nid herend gwen. Juſt heind*) hon ih ma denkt, weil s ſa ſchain is, ih geh uma.	B.: Ja, ich bin ohnehin ſchon ſeit einem Weilchen nicht herüben geweſen. Gerade heute dachte ich mir, weil die Witterung ſo ſchön iſt, ich könnte herüber gehen.
A.: A ſchaini Zeid hiaz, jo. Woas s nid, won s epver amol ſchneibb.	A.: Eine ſchöne Zeit hätten wir jetzt, ja. Ich weiß nicht, wann es etwa einmal ſchneit.
B.: Brauchadn eh an Schnew zan Graß ſtraffn. As war aft ſiſt haſn frei z abba.	B.: Wir benötigten freilich Schnee zum Reiſig ziehen. Es iſt beinahe ſozuſagen zu ſchneefrei.
A.: Is hoagl, wous nid gach nouh an geldin Bozn auffaſchmeißt.	A.: Es iſt Gefahr, daß es plötzlich noch einen großen Schnellfall gibt.

---

*) n Naſenlaut.

B.: Moanſt, deaſſad ma nou nid Longskorn onbaun?	B.: Meinſt du, daß man noch nicht das Lenzkorn anſäen dürfte?
A.: Wougads nid.	A.: Ich würde es nicht wagen.
B.: Selm kunt goo lacht a ſchwouds Joohr wedn!	B.: Dann könnte es vielleicht gar ein ſpätes Jahr werden.
A.: Wa nid aus!	A.: Das wäre erſtaunlich!

Der Bauer ſtand nahe an ſeiner Dienſtmagd und wiſperte ihr ins Ohr: „Du Mirl, morgn, bals dunkel wird, bin ih oben im Heu. Kim auffi a bißl!“

Die Magd verſtand und flüſterte über die Achſel zurück: „Ih kim auffi.“

Dann ging ſie und dachte: Is dos oana, der Baur! Dos muaß ih da Bäurin ſogn, daß ſie's woaß. 's brav Weiberl, wias ma dabormb. Is dos oana, der Baur!“

Und anſtatt, daß ſich die Magd herrichtete fürs Heu, erzählte ſie der Bäuerin, wie ſie vom Bauern eingeladen ſei.

Die Bäuerin blieb ganz ruhig und fragte ſie dann: „Gehſt auffi?“

„Owa Bäurin! A ſou a Sünd!“

„Schod, wan er umſiſt wortad.“

„Bäurin“, ſagte die Magd, „ih woaß wos. Daß er nit umſiſt wort't: Geh du auffi!“

Die Bäuerin hieb ſich mit der Fauſt in die hohle Hand und rief: „Dos tuar ih ah!“

Der Bauer war auf das Feld gegangen und in der friſchen Luft zu einiger Beſinnung gekommen. „An Ehbrücherl! So ſchen is s nit. Is ſa weit eh nouh ganz guat mei Wei. Wan ſie ma ſou wos ontat, wa mar ah nit recht. Ih moan, ih loß s bleibn. Ih ſchick in Knecht auſſi, daß d Mirl nit umſiſt geht.“

Dem Knecht war's recht. Was der Bauer anſchafft, dachte er, das muß man tun.

Und als es am nächſten Tage dunkel war, da ging der Bauer, anſtatt ins Heu in die Ehekammer. Die Bäuerin war nicht da. Hingegen war die Magd da mit aufgeſtreckten Ärmeln und wuſch an den Fenſtergläſern die Fliegenſpuren ab.

„Mirl, biſt dan du nit auſſi ins Heu?“

„Na.“

„Wou is dan die Bäurin?“

„Auſſi ins Heu.“

Auf der Stelle wußte der Bauer, was zu tun war. Bei der Magd fand er jetzt gar keine Unterhaltlichkeit. Er lief was er konnte, „auſſi ins Heu“.

1912.

Ich hatte über vierzig Jahre lang einen Freund, der mich beſtändig verachtete. Das erſtemal verachtete er mich im Jahre 1866, als ich ausgerufen hatte: „Gott ſei Dank, daß ich nicht Soldat bin. Sonſt müßt' ich in dieſen Krieg!" Er, der Malm, wäre ſo gern dabei geweſen, war aber noch viel zu jung. Ob es gegen Franzoſen ging oder gegen Deutſche, das war ihm gleich — nur raufen! — Im Jahre 1870 ging der Malm zu Fuß nach Bayern, kam aber zu Fuß wieder heim. Er war noch immer zu jung und fremde Freiwillige konnten ſie nicht brauchen. Mich lobte er, daß ich den deutſch-franzöſiſchen Krieg beſang, und verachtete mich, daß ich nicht dazugehen wollte. — Bei der bosniſchen Okkupation endlich, da war er dabei, war in wenigen Wochen Leutnant, erſtürmte mit Heldenmut eine Bosnabrücke, bekam bei der Einnahme von Serajewo einen Schuß in den Oberarm und kehrte als Hauptmann heim mit ſtrahlendem Geſicht. — Der Arm heilte ſo gründlich wieder, daß er eine kleine Nähderin umarmen konnte. Das war ein niedliches Perſönchen, voll friedfertiger Heiterkeit, und dieſes verachtete er nicht. „Der Mann", ſagte er, „muß kriegeriſch ſein, ſonſt iſt er kein Mann; das Weib aber muß ſanft ſein, ſonſt iſt es kein Weib." — Der Hauptmann Malm hätte die Nähderin gleich geheiratet, wenn er nur ſchon fünfzig Jahre alt geweſen wäre. „Vor dem fünfzigſten Jahr hat der Mann nicht Zeit für die Weiber, da muß er Krieg führen.“ Nun war aber verzweifelt lange kein Krieg. In den Balkanländern ging's wieder einmal los. Der Hauptmann zog hin und kam nach einem Jahr wieder zurück mit geſpaltener Naſe und einem Tapferkeitszeichen an der Bruſt, das ihm Fürſt Battenberg perſönlich angeheftet hatte. Die Naſe heilte, behielt aber eine Form, die des Kriegers Geſicht noch martialiſcher machte. Die kleine Nähderin beſtand auch ſchon feſt auf ihrer Sache und ſagte, ſie wolle endlich heiraten, ehe man ihr den Mann vollends zerfleiſche! So verlobten ſie ſich, und es waren ſchon die Hochzeitsſpielleute beſtellt, da brach da unten im heißen Afrika der Burenrummel los. Der Hauptmann packte zuſammen und fragte mich allen Ernſtes, ob ich nicht mitwolle. Ich würde doch meinen lieben deutſchen Bauern dort zu Hilfe kommen wollen. Wollte ich aber lieber Kultur nach Süden tragen, ſo könnte ich ja mit den Engländern gehen. Ich blieb bei Muttern daheim, und da verachtete er mich wieder. Auf meine Abſchiedsfrage, ob er es mit den Engländern oder mit den Buren halte, lautete ſeine Antwort, das wiſſe er noch nicht; bei denen es halt am meiſten zum Zuſchlagen geben werde. — Nach ſechzehn Monaten kam der Hauptmann Malm zurück. Er brachte nur einen Fuß mit, der andere lag irgendwo im Wüſtenſande. Er war im Transvaal mit noch dreiundzwanzig Buren von den Engländern gefangen genommen worden. Da hatte er die zwei Wächter ſeines Extrazimmers erwürgt, in Freiheit ſofort einen Trupp Buren geſammelt und die übrigen dreiundzwanzig Gefangenen herausgeſchlagen. Nun, und dabei war ſein linkes Bein futſch gegangen. — Es war ein dreifüßiges Paar, das nun zu Falkenbach getraut wurde; die Nähderin ſtand neben ſeiner wie ein Mäuslein neben dem Kater. — Sie hatten eine kleine Landwirtſchaft, und ſtatt Gewehr und Säbel wollte der Hauptmann nun in

Gottes Namen den Spaten in die Hand nehmen. Aber die Kleine litt es nicht. Er habe ſein Lebtag zugehauen genug, er ſolle es ſich mit dem Stelzfuß auf der Ofenbank gut ſein laſſen; ſie werde die Wirtſchaft ſchon beſorgen. Dagegen lehnte ſich der alte Soldat heftig auf, aber er wurde zurückgeſchlagen. Wo er eine Arbeit anfaſſen wollte, da war ſie ſchon getan; wo er kommandieren wollte, da war die Sache ſchon ausgeführt. Allerdings nicht immer genau nach ſeinem Dafürhalten. Ihm blieb nichts übrig, als zu eſſen, zu trinken und auf der Ofenbank zu liegen. Nun erſt merkte der Hauptmann Malm, in welch ſchimpfliche Gefangenſchaft er geraten war. Er riß zornig an der Kette, aber ſie war nicht von Eiſen, das zerſpringen kann, ſie war weich wie Gummi, gab jedem Riß ſtille nach, um ſich nachher allemal wieder feſt zuſammenzuziehen. So ſorgte das Weibchen mit ſanftmütiger Heiterkeit für alles, was er brauchte, ſo deichſelte ſie die Wirtſchaft im großen wie im kleinen ganz nach ihrem Willen, immer in ſcheinbar größter Nachgiebigkeit und Güte, „um ihn zu ſchonen und ſein Leben zu verſüßen".

Da brach der ruſſiſch-japaniſche Krieg aus. Und eines Tages humpelte der Hauptmann in den Kuhſtall, wo die kleine Frau mit dem Sechter unter dem Kuheuter ſaß, und ſagte: „Lina, gib mir das Geld!" — „Wirſt es ſchon einmal kriegen", antwortete ſie. „Lina, ich brauche es jetzt. Bruſt, Aug' und Hand iſt mir noch geſund, ich gehe mit den Ruſſen. Gib mir Geld!" — „Aber Kind, du weißt ja, es iſt keins mehr da, ich habe doch die Wieſe gekauft!" Jetzt brach die Soldatenwut los; aber die Kleine fing den ſchweren Arm auf, zog ihn herab, zog herzig lachend den ganzen Mann zu ſich herab, legte ihm die Arme um den Hals, befeuchtete alle Gegenden ſeines Geſichtes mit Tränen und mit Küſſen und ſchluchzte: „Mein lieber, herzallerliebſter

Mann, du darfſt mir nimmer fort, nimmer, nimmer, ſchau, du biſt mein allerliebſter Mann!“ Da blieb er und war etliche Minuten ſehr glücklich.

So lebten die beiden Leute dahin im tiefſten Frieden. Alle Nachbarſchaft beneidete den Hauptmann um ſein häusliches Glück, wie es nicht jeder genoß. Und einmal, als ich ihn beſuchen wollte, fand ſich ſein Haustor verſperrt. Er ſchaute zum vergitterten Fenſter heraus und berichtete, daß ſeine Frau, die auf dem Felde ſei, ihn eingeſperrt habe, weil er ihr liebſter Schatz wäre, der ihr leicht geſtohlen werden könnte. Als wir durch das Fenſter ſo ein wenig geplaudert hatten, ſagte der Hauptmann jäh: „Mußt mir verzeihen, alter Freund, daß ich oft geſagt habe: ich verachte dich. So ſchmählich iſt ja doch keiner in die Gefangenſchaft geraten als ich. Hilf mir zur Flucht.“ Das braune Antlitz des Kriegers war weinerlich entſtellt, aber ich wußte für ſein Elend keinen Rat als den boshaften, erſt die Kriegsgefangenen auszutauſchen, ſo daß er ſie, und ſie ihn freigibt. — Scheidung! Jetzt war's gut, daß das Tor verſchloſſen und das Fenſter vergittert war, er ſtürzte drinnen nach ſeinem Säbel, er hätte mich geſpalten. — Daraufhin bin ich beruhigt meines Weges gegangen.

Seither getraue ich mich nicht mehr zu ihm. Was man aber ſo nebenbei erfährt, hat der tapfere Hauptmann vor ſeiner kleinen Frau endgültig kapituliert.

——

In meinem erſten Grazerjahr damals hatte ich die Montagskoſt bei Madame F. Die Frau gab im Faſching einen Hausball zu Ehren ihres heranwachſenden Töchterleins und lud auch mich, den letzten Studenten, ein, dabei zu erſcheinen. Tagelang betrieb ich die Vorbereitungen, um dieſer Ehre würdig nachzukommen. Freund P. gab mir förmlichen Unterricht in Salonkünſten, wie man eintritt, den Zylinder hält, ſich vor der Dame des Hauſes verbeugt, ihr die drei vorgeſtreckten Finger küßt, ihr ein artiges Wörtlein ſagt und dann die ſchon Anweſenden in vornehmer Gelaſſenheit begrüßt. Vor allem bedachten wir auch einen Toaſt, den ich zum Mitternachtsmahl, beim Sekt etwa, zu ſprechen hätte. Alles das wäre nichts geweſen, wenn der Freund mir nicht auch ſeinen Salonanzug geborgt haben würde. Der Abend kam, vom Fuß bis zum Seidenhut in Glanz ſtieg ich den Treppenteppich hinan, mir voraus ſeine Herrſchaften, die in der Garderobe ablegten. Schon im erſten Zimmer begegnete mir die gäſtebegrüßende Hausfrau. Man ſah an dieſem Abende mehr an ihr als an gewöhnlichen Tagen. Was an weißer Seide hinten nachgeſchleppt werden mußte, das fehlte vorne am Buſen. „Ja, Roſegger, grüß Ihna Gott!“ ſo freundlich kam ſie mir entgegen; dann lenkt ſie mich vertraulich gegen die Seitentür und ſagt: „Sie könnten ſo gut ſein und dem Mann in der Garderobe ein biſſel helfen, den Leuten das Gewand abzunehmen und zu ſchauen, daß nichts wegkommt.“

So, nun hatte ich meinen Beruf. Leut' ausziehen. — Aber im Augenblick tat ich es. Gar artig nahm ich den ankommenden Herrſchaften die Röcke, die Pelze, die Hüte ab, verſah ſie mit Nummern und ſicherte die Kleider der Reihe nach an den Wandnägeln. Als niemand mehr kam, ſtand ich noch ein wenig an der Bude, dann nahm ich ſachte meinen Überrock und den ſtolzen Hut und ſchlich davon. Tiefer empfand ich die Demütigung, als es dem Bettelſtudenten angemeſſen war. Zornig ſtampfte ich den Fuß auf die Erde, als ſollte es dem ſteinhart gefrorenen Erdboden unauslöſchlich eingeſtampft werden, daß ein bettelhafter Muſenſohn noch lange kein Garderobewaſchel iſt. Aber auf dem Heimweg in der friſchen Nachtluft war mir bald wieder wohl. Und der Himmel entſchädigte mich. Durch die Sackſtraße ſchreitend, trat ich auf etwas Zartes. Ein Pelzmäntelchen war es, wie es damals Damen trugen. Das nahm ich mit nach Hauſe und trug es am nächſten Morgen zu meinem Gönner Svoboda, der es gleich in der „Tagespoſt“ austrommelte. Das verlorene und von mir gefundene Stück gehörte einer alten Dame, in deren Familie mich dieſer Pelz ſolchergeſtalt einführte und in deren oberländiſchem Landhauſe ich fürderhin gaſtliche Statt fand für manchen frohen Sommer.

Madame F. hat von meiner Kränkung nie was erfahren; ſie, die Montagskoſtgeberin, hatte ja wirklich auch ein Recht, den kleinen Hausdienſt von mir zu verlangen. Allzu oft bin ich dann aber nicht mehr zu ihrem Tiſch gegangen, und den ſchönen Toaſt, der der guten Frau an jenem Ballfeſt vermeint geweſen, habe ich ihr, neun Jahre ſpäter, als ſtark gedämpften Nachruf gehalten.

Zuerſt zerſetzte ich das Zeitungsblatt. Das war das erſte. Dann warf ich den Lehnſeſſel um. Dann knurrte ich das Mädchen an, das gerade mein Glas Milch brachte. Dann war mir, als müßte ich die Fenſterſcheiben zertrümmern und den Wandſpiegel und die ganze Welt. — Eine Notiz hatte ich geleſen: wörtlich weiß ich ſie nicht, das Blatt iſt kaput! Sie berichtete von dem Selbſtmorde eines Ariſtokraten. Derſelbe hatte eine Amerikanerin geheiratet, mit der er ſeit einigen Jahren in glücklichſter Ehe lebte. Die Frau war von ganz eigenartiger Schönheit. Da kam es plötzlich auf, daß ſie im dritten Gliede von Negern abſtammte. Von dieſem Augenblicke an war ſie wie ihr Gatte in der vornehmen Welt, in der ſie ja ſtets verkehrt hatten, unmöglich. Das Paar wurde gemieden, als hätte es die Peſt in ſich, und waren es doch zwei anſtändige, liebenswürdige Menſchen. Der arme Ariſtokrat in ſeinem unbegreiflichen Vorurteile empfand die Schmach als ſo ungeheuerlich, daß er ſich das Leben nahm.

Solche Vorkommniſſe können mich wütend machen. Wenn eine Menſchenſchichte mit ſolchen Grundſätzen die „gute Geſellſchaft“ heißt, wie müſſen erſt die anderen Schichten ſein!

Wir wohnten in Berlin. Unſer achtzehnjähriger Sohn Ricki war in Petersburg als Schriftſetzer. Ein lieber, leider immer kränklicher Junge. Da erhielten wir eines Tages aus dem Zentralhoſpital in Petersburg die Depeſche, daß dort unſer Sohn am 15. März, nach gregorianiſchem Kalender, geſtorben ſei. Wir reiſten mit dem nächſten Expreßzug nach Petersburg, konnten aber unſern Ricki nicht mehr ſehen, der Sarg war ſchon geſchloſſen, nur daß wir ihn — wohl als die einzigen — noch zu Grabe begleitet haben. Dann in tiefſter Trauer zurück nach Berlin. Zehn Tage ſpäter erhielten wir aus Petersburg das Schreiben eines ſeiner Zimmergenoſſen im Zentralhoſpital, der uns mitteilte, daß unſer Sohn Heinrich dort nach mehrwöchentlicher Krankheit am 19. März, nach gregorianiſchem Kalender, verſchieden ſei. Er habe ſich ſo ſehr nach ſeinen Eltern geſehnt, habe nicht mehr ſchreiben können und ihn — den Bettnachbarn — vor ſeinem Tode gebeten, die letzten Grüße zu übermitteln. — Hernach hat ſich's herausgeſtellt, daß in demſelben Zentralhoſpitale ein großer Irrtum geſchehen iſt, daß der am 15. März Verſtorbene nicht unſer Sohn geweſen, und daß wir einen ſtockfremden Menſchen in Trauer beſtattet haben, während unſer Heinrich in derſelben Stadt mit dem Tode ringend nach ſeinen fernen Eltern verlangt hat, die ihm an demſelben Tage ſo nahe geweſen und die wieder in die ferne Heimat abgereiſt waren, ohne daß ſie ſich noch einmal haben ſehen können . . .

Dieſen Traum hatte ich in der Nacht vom 15. auf den 16. März. Zum Teile träumte ich ihn, zum

Teile hing ich ihm halbwachend nach. Er rüttelte an meiner wehrloſen Seele wie ein wirkliches Erlebnis. Das iſt ja kein Novellenſtoff, wenigſtens kein guter, aber er läßt nicht los. So drängen ſich mir Stoffe auf und es iſt ſchwer, keine Novellen zu ſchreiben. Wenigſtens müſſen ſie flüchtig hingelegt werden, um wieder befreit zu ſein.

Das muß eine merkwürdige Frau ſein, von der ich da höre. Sie iſt ſchön, ſie iſt reich, ſie hat viel Schmuck an Perlen und Diamanten. Sie liebt dieſen Schmuck und kann ſich daran nicht ſatt ſehen. Und ſie gibt die Perlenſchnüre und Diamanten ihrer Kammerzofe, aber unter der Bedingung, daß dieſe den Schmuck jeden Tag trage. Denn die Frau will die Schönheit jeden Tag vor Augen haben, was ſie nicht kann, wenn ſie ihn am eigenen Leibe trägt. — Jawohl, ein merkwürdiges Weib, das nicht weiß, daß es — einen Spiegel gibt.

Jemand fand einen Lottoſchein mit drei Nummern. Und als er wundershalber dieſe Nummern mit den roten Ziffern am Eingang der Lottokollektur verglich, ſah er, daß auf ſeinem gefundenen Zettel ein fetter Terno lag. Was wollte nun der Jemand machen? Sein erſter Gedanke: der Terno gehört mein. Ich brauche ihn bloß zu beheben. Wie denn auch ſonſt? Ich weiß ja nicht, wer den Zettel verloren hat, und kann ihn nicht zurückgeben. Vielleicht hat man ihn auch zufleiß weggeworfen, weil man eh nie was gewinnt. Jedenfalls weiß der Lottoſetzer nichts von dieſem Gewinne, hat ihn ja nicht, und nie gehabt, und was man nicht hat, kann einem nicht genommen werden; er hat keinen Verluſt oder höchſtens einen um die paar Kreuzer Einſatz und den hat er längſt vergeſſen. Es iſt nichts als ein Glücksfall. Vielleicht iſt der Verlierer nicht würdig geweſen. Das

Glück hat ſich beſonnen und den Treffer mir eingehändigt, als es mich den Lottoſchein hat finden laſſen. Das Geld gehört mein. — So hat ſich der Finder gedacht und Hunderte an ſeiner Stelle würden ebenſo gedacht haben. Zwiſchen dieſem Denken und dem Behebungstage lag aber eine Nacht. Vor dem Einſchlafen pflegte der Jemand ſein Gewiſſen zu erforſchen. Und das war diesmal unruhig und begann eindringlich und immer eindringlicher zu reden: Du darfſt das Geld nicht beheben. Es gehört nicht dein. Wer etwas findet, ohne den Verlierer zu kennen, der hat die Sache amtlich zu hinterlegen und darf, wenn jener ſich meldet, einen zehnprozentigen Finderlohn verlangen. Dieſer redliche kleine Betrag wird dir mehr Glück bringen, als der große unredliche. Und am nächſten Tage hat unſer Jemand die Sache angezeigt und den Lottoſchein amtlich hinterlegt. Der Fund wurde hierauf öffentlich ausgeſchrieben. Es verging eine lange Zeit, aber es hat ſich niemand gemeldet. Dann bekam der Finder den Treffer ausbezahlt und konnte ihn mit gutem Gewiſſen behalten. Er freute ſich an dem Gelde, aber noch weit mehr an der gelungenen Probebelaſtung ſeiner Ehrlichkeit.

„Ins Bett, wenn die Henn' aufſitzt; in den Stiefel, wenn der Hahn kräht.“ Dieſes Sprichwort habe ich in meinem Bauernhauſe gehört. Damals verſtand ich's kaum, denn die liebſte Zeit, auf zu ſein, war mir der Abend beim Spanlicht, beim Liederſingen der Mägde und bei den Allotriageſchichten der Knechte; und die liebſte Zeit im Bett war mir der Morgen, wenn die Sonne ſo ſchön rot zum Fenſter hereinſchien und wenn die draußen in Hof und Scheune ſchon bei der Arbeit waren. Wo ich jetzt bin, da ſehe ich keine Henne und höre keinen Hahn, und bin doch gern früh abends zur Raſt und früh morgens munter. Ich ſage nur „zur

Raſt“, ich ſage nicht zum Schlaf; ich ſage nur „munter“ (wach), ich ſage nicht zur Arbeit. Die zwei beſten Dinge fliehen den alternden Menſchen: die Arbeit und der Schlaf. Oder am Ende umgekehrt, ſobald die Arbeit und der Schlaf fliehen, hebt der Menſch an zu altern. Ich bin müde, wenn die Zeit zur Arbeit iſt und es dichtet in mir, wenn ich ruhen ſoll. Das ſage ich denen, die von mir noch dieſelbe Leiſtung verlangen wie etwa vor zwanzig Jahren, als ich mit den Hühnern ſchlafen ging und mit dem Hahn in den Stiefel ſprang. Aber eins iſt ſeltſam, was mir kein Geſundheitskünſtler zu erklären weiß: Wenn ich doch einmal gut ſchlafe, dann bin ich am folgenden Tage träge und abgeſpannt; wenn ich manchmal die ganze Nacht kein Auge ſchließe, dann bin ich am nächſten Tag angeregt zum Denken und Dichten. — Wie iſt denn das wieder?

Bei einem Geſellſchaftsſpiel fiel die Aufgabe: Man verfaſſe ein Gedicht auf das menſchliche Alter, fünfzeilig, mit folgenden Endreimen: Tage, hin, Klage, ſage, bin.

Zwei poetiſch veranlagte alte Herren ſtellten ſich bereit. Der eine löſte die Aufgabe mit folgenden Zeilen:

Freudlos ſchwinden meine Tage,
Zwecklos meine Kräfte hin;
Alles Singen wird mir Klage,
Und zum Spotte was ich ſage,
Weil ich alt und elend bin.

Der andere legte ſich den Stoff, die Zeilen und die Reime ſo zurecht:

Friedvoll ziehen meine Tage,
Kampflos meine Kräfte hin;
Liebe, Haß, Begierde, Klage
Iſt mir halbverklung'ne Sage,
Weil ich bei den Göttern bin.

Was geſchah? Der Erſte, der Raunzer, gewann den Preis; der Letzte, der Hochgemute, hatte ſich zwar auch genau nach der Aufgabe gehalten, in einem einzigen Buchſtaben ihr aber nicht entſprochen.

Ich wurde dieſer Tage gemahnt: „Gottſucher! Setze doch mit deiner Weltverbeſſerung einmal etwas lebhafter ein!“ Da erinnerte ich mich wieder, daß etliche Leute mich für einen Weltverbeſſerer halten. Es mag wohl manchmal den Anſchein gehabt haben, als wollte ich's ſein. Meine ſchriftſtelleriſche Art iſt aber mehr lyriſch als dydaktiſch. Das gelehrte Wort muß erklärt werden: Ich habe das Muß in mir, alles, was mir gefällt oder mißfällt, auszuſprechen, Freude oder Klage, Lob oder Schimpf, ohne andere Abſicht, als ſich das Herz zu erleichtern. Es kann dabei auch vorkommen, daß ich ſage, wie dies oder das etwa ſein ſollte, ſein könnte, und Vorſchläge zu Änderungen mache. Auch helfen gern, wenn andere mittäten. Aber der ernſten Meinung, daß ich die Welt verbeſſern könnte, war ich nie. Ich weiß nicht einmal, ob es möglich iſt, daß die Menſchheit jeweilig ſchlechter oder beſſer ſein kann. Sie iſt nur manchmal ſo und manchmal ſo, hat nur das Zeug zur Veränderung in ſich, ſo ſehr die große Maſſe ſich vor Veränderungen ſträubt. Wenn es einem zeitweiſe gar recht ungut iſt, dann ja, dann wünſcht man Veränderung, hoffend, daß es beſſer werden würde. Aber kein Menſch weiß im voraus, ob große Veränderungen, die oft ſo leidenſchaftlich angeſtrebt werden, zu Beſſerem oder zu Schlechterem ausfallen. Es kann manchmal beides zu gleicher Zeit ſein; die Bedürfniſſe der Menſchen ſind millionenfältig verſchieden, greifen nach allen Seiten aus und die Welt bleibt im Gleichgewicht.

Und doch habe ich in meinem Denken, Dichten und Sagen die Welt zu verbeſſern geſucht, aber nicht nach außen hin, für andere, ſondern für mich. Das Widerwärtige habe ich mir tot zu räſonieren geſucht, das Schöne und Gute habe ich ſo lange zu dichten getrachtet, bis es ſich in mir zu einer Art von realer Weſenheit verdichtete, die mir dann eine beſſere Welt war. Schiller ſagt irgendwo: Leben ſei träumen, weiſe ſein ſei ſchön träumen. — Danach könnte jeder einzelne Menſch die Welt nur ſich ſelber verbeſſern, das heißt, ſchön träumen. Sollten meine Schriften zur Höherführung unſerer inneren Welt hie und da Anregung gegeben haben, dann dürfte ich in dieſem Sinne doch vielleicht ein wenig, wenn auch ganz gering, auf die Bezeichnung „Weltverbeſſerer" Anſpruch haben.

Sei zu ſtolz, um hochmütig zu ſein.

Die Natur iſt in ihren Geſetzen deshalb ſo verläßlich, weil ſie keinen freien Willen hat.

Seine geiſtig bedeutenden Bürger und Bürgerinnen auszuzeichnen kommt dem Staate verflucht ſauer an. Am liebſten läßt er ſich noch herbei, für die verſtorbenen Genies — die Begräbniskoſten zu bezahlen.

Den Alkohol wollen wir abbringen, und das Trinkgeldunweſen nimmt immer mehr zu. Wie reimt ſich das? — Mein Raſierer erzählte mir, daß er Kunden habe, die ſeinem Lehrjungen fürs Rockanziehen mehr geben als ihm fürs Raſieren. Trinkgeld! Aber er nehme es dem Lehrjungen allemal weg und lege es ihm in die Poſtſparkaſſe, ſo daß dieſer ſein Lehrling im Jahre mehr als 200 Kronen erſpare, während der Lehrling ſeines Nachbars alle Montag ſeinen Katzenjammer habe. Ich rücke den Hut vor dieſem Meiſter. Sein Lehrjunge hatte anfangs geſchimpft über die „Beraubung", da er das

Geld doch als Trinkgeld und nicht als Spargeld erhalten habe. Gleichſam, es ſei doch Pflicht, dem Wunſche des Spenders nachzukommen! — Als er nachher das nette Sümmchen ſah, war er froh.

Da fiel mir ein, daß — weil das „Trinkgeld“ ja nicht abzubringen zu ſein ſcheint — man ihm einen andern Namen geben ſolle. Etwa „Dankgeld“, weil man kleine Freigaben doch nur ſolchen Perſonen geben ſoll, die einen freiwilligen Dienſt leiſten, der offiziell nicht berechnet wird. Ein Dankgeld würde für Geber und Empfänger mehr Ehrendes in ſich haben als das lumpige Trinkgeld.

Oder wir nennen die kleinen freiwilligen Spenden „Spargeld“, den Empfänger an ſeinen wirtſchaftlichen Vorteil erinnernd.

Ich kenne einen Mann, der zeitlos iſt. In ſeiner Jugend war er nicht jung, in ſeinem Alter iſt er nicht alt. Ungefähr ſeit ſechzig Jahren iſt er ſich gleich geblieben, ſo in ſeiner Arbeit, in ſeinem Lebensgenuß, in ſeiner Weltanſchauung, in ſeiner Kleidung, in ſeiner Wohnung. Vor ſechzig Jahren ſchon war er Privatgelehrter und iſt es noch. Vor ſechzig Jahren ſchon war er durch Erbſchaft ein wohlhabender Mann, ohne reich zu ſein, und heute iſt er es noch immer ſo. Vor ſechzig Jahren war er Junggeſelle und jetzt iſt er es auch noch. Vor ſechzig Jahren trug er einen grauen Tuchrock, der bis zu den Knien hinabging, und einen weichen, breitkrempigen Filzhut, und heute das gleiche. Und ſonderbar, die Augengläſer, die er ſchon vor ſechzig Jahren getragen, paſſen ſeinen Augen auch jetzt noch. Das Haar hat heute noch die Aſchenfarbe, wie vor ſechzig Jahren. Ob der Bart grau iſt, weiß man nicht, weil er ſich täglich raſiert, damit das Geſicht glatt ſei, wie vor ſechzig Jahren. Manchmal ſchon iſt an ſeiner

Schwelle der Tod geſtanden und hat mit Hohlaugen durch die halboſſene Tür hineingelugt; allemal hat er bedächtig den kahlen Schädel geſchüttelt und iſt wieder umgekehrt. Er kennt ſich nicht aus, ob der Mann ſchon reif iſt oder nicht.

In ſeiner Wohnung ſind immer die gleichen Einrichtungsſtücke, die er nie ändern, nie auswechſeln läßt, weil er findet, daß ſie noch nicht alt ſind. Die Schneider muß er mit Geld und guten Worten erziehen, daß ſie ihm die Kleider machen, die er ſeit ſechzig Jahren gewohnt iſt. In der Mode waren ſie eigentlich auch damals nicht, ſo konnten ſie nicht aus der Mode kommen. Die Mode erklärt der Sonderling als den Erbfluch der Menſchheit, ſo mit dem Feigenblatt in die Welt gekommen. Der Tierhautmantel dann war was anderes, war eine den Verhältniſſen angemeſſene Entwicklung, eine Tracht. Wie kann man aber ein Gewand ändern, ſobald man es gewohnt worden iſt? Wie kann man eine Wohnung ändern, nachdem man ſich hineingelebt hat? Wenn man in etwas Boden gefaßt hat, wie kann man ſich immer neuerdings entwurzeln? — Der Tod kam wieder einmal nachſehen, ſchüttelte den Schädel und ſchlich davon.

Sich immer verändern wollen, iſt eine Perverſität. Ändert ſich denn die Natur? Seit tauſend und tauſend Jahren gleicht ein Frühling dem andern, und iſt doch immer friſch und ſchön. Sich immer ändern wollen, iſt Komödiantenart, der ernſte Mann kleidet ſich ſo, wohnt ſo, gibt ſich ſo, wie es ſeiner Perſönlichkeit entſpricht. Die Modeveränderungen ſind keine Entwicklung, ſind Plebskapricen. Der wahre Ariſtokrat mißt alles mit langer Elle. In ſeiner Wohnung leben noch die vergangenen Jahrhunderte, und ſo beſtändig, wie ſeine Wohnſtätten, ſeine Lebensweiſe, iſt ſein perſönlicher Charakter. „Einem, der das Althergebrachte nicht ehrt, bezweifle ich die Treue." — Als Forſcher geht mein Sonderling ſtets mit der Zeit; man kann alſo nicht ſagen, daß er eingeroſtet wäre. Nur die Mode war ihm widerlich. „Leute, die immer nach der Mode ausſchauen und immer mit der Mode gehen, haben in ſich keine Perſönlichkeit und ihre kleinen Flatterſeelen legen ſich wie Motten ins Gewand."

So meint der zeitloſe Mann. Ich gebe ihm mein Erſpartes aufzuheben. So viel Vertrauen habe ich zu dem Feſtſteher, der den flüchtigen Erſcheinungen nicht nachgibt, ſondern Herr bleibt, an deſſen Tür die Lebensſchäume abprallen und bisher ſogar der Tod immer noch umgekehrt iſt — unverrichteter Sache.

Die Anzengrubergilde wurde einſt vom Grafen L., der ein großer Künſtlerfreund war, in Wien eingeladen zu einem Abendeſſen. Ich kam ſpät abends aus Graz an der Wohnung des Grafen an. Ein ſehr untertäniger Diener öffnete mir mit vielen Bücklingen die Tür und wies mich in das Speiſezimmer, wo eine Reihe von Schriftſtellern, Malern und Schauſpielern ſchon am Tiſche ſaß. Derſelbe Diener ging mit den Schüſſeln ſchweigend um den Tiſch herum, um jeden zu bedienen. Ich fragte Anzengruber, neben dem ich zu ſitzen gekommen, nach dem Hausherrn, der nirgends zu ſehen war. „Wo iſt denn der Graf?" — „Nehmen S Eahner amol d Forelln außer, de er Eahna ſcho ſo lang vorhalt't!" antwortete Anzengruber. Der Diener mit dem großen Silberteller war nämlich ſchon lange demütig hinter mir geſtanden. Und dieſer Diener war unſer Gaſtgeber, Graf L. Während der ganzen Mahlzeit ſpielte er die Rolle eines muſterhaften Aufwärters, was mir erſt imponierte, als er nachher beim ſchwarzen Kaffee, den er vor unſeren Augen gekocht, mit bewegter Stimme die Worte ſprach: „Ich habe Sie, meine

Herren, ſchon ſo oft mit ‚Gehorſamer Diener‘, ‚Ergebener Diener‘ gegrüßt, daß es nun an der Zeit iſt, Ihnen auch die Wahrheit zu beweiſen. Meinem Hauſe iſt heute die Ehre widerfahren, Grafen, Fürſten und Könige ehrfurchtsvoll begrüßen zu dürfen. Geruhen Eure Gnaden, Durchlauchten und Majeſtäten, die beſcheidene Huldigung entgegenzunehmen von Ihrem armſeligſten Domeſtiken!“

Die naivſten der Gäſte waren über dieſe Huldigung gerührt, die anderen ſchmunzelten zu dem hübſchen Stückel des extravaganten Grafen.

Einige Zeit ſpäter kamen wir in der Wiener Weinſtube „zum ſchwarzen Gabern“ zuſammen und da wollte ich der Demut des Grafen einmal näher auf den Zahn fühlen. Der alte Naturfreund Schum und ich waren vom Gebirge hergekommen und gleich in lehmigen Bundſchuhen eingetreten. Auch Graf L. war da. Ich ſtreckte mein Bein vor und ſagte: „Herr Graf! Ziehen Sie mir die Schuhe aus!“

Der Graf blinzelt auf die kotigen Dinger, blinzelt auf mich, kreuzt über der Bruſt die Hände, neigt ſein Haupt und ſpricht: „Herr, ich bin nicht würdig, dir die Schuhriemen aufzulöſen!“ Und läßt mich ſtehen.

———

Jetzt fragte ich mich einmal, weshalb mir bei den Menſchen das Gutſein ſo wohlgefällt? Auch in Erzählungen, Dramen und in Bildwerken macht mir die Darſtellung und Verherrlichung der Tüchtigkeit, der Ehrenhaftigkeit, der Güte und anderer Edeleigenſchaften ein größeres Vergnügen als die Wiedergabe des Gegenteils, und wäre ſie noch ſo meiſterhaft. Warum eigentlich? Iſt es die reine ernſte Freude am Guten an ſich? Dann müßte ich doch reger trachten, ſelbſt gut und vollkommen zu werden. — Ich glaube faſt, es iſt bei mir die Freude am Guten mehr äſthetiſcher Natur.

Ich empfinde das Gute als *Schönes*. Es gehört zum Kunſtwerk. Denn die Darſtellung des Guten weckt in mir Behaglichkeit, Rührung, Freude, Begeiſterung, weckt friſche, frohe Lebensgeiſter, ja im geiſtigen Schauen ein Gefühl, das ganz dem ſinnlichen Vergnügen des Kunſtgenuſſes gleichkommt.

Das Gutſein mag an ſich rein geiſtig ſein, aber ſeine Wirkungen ſind ſinnlicher Natur. Denn ſeine Wirkungen tun uns wohl, wir ſehen, wir hören eine gute Tat an der Freude, der Beglückung derer, denen ſie zugute kommt; wir fühlen es als etwas Angenehmes, wenn ſie uns zugute kommt, deshalb heißt es ja: *gut*. Das Gutſein iſt alſo auch etwas für die Sinnlichkeit, es wirkt wie Schönheit, es gehört zur Kunſt. Das ſittlich Gute iſt ein äſthetiſcher Hauptbeſtandteil in der Kunſt ſowie dieſe in klaſſiſchem Sinne gerne auch das Geſunde, das Tüchtige, das Heldenhafte, das Sympathiſche, das Erhebende, im letzten Sinne das Gute darſtellt. Ich ſage doch nicht, *bloß* das Gute, ſondern *auch* das Gute, das Erhebende, das heute ſo gerne ausgeſchaltet wird, weil es „langweilig“ ſei. Als ob das Erfreuliche langweiliger wäre als das Gegenteil!

„Papa!“ ſagte der Gymnaſiaſt, „weißt du, was ich werden will? Ich will Dichter werden. Der Herr Profeſſor ſagt, ich habe Talent, und mein ſechsaktiges Drama „Bismarck“, das ich beim Burgtheater eingereicht habe, iſt angenommen!“

„Mein lieber Heinrich!“ antwortete der Vater, „wenn du nicht ſo lügen kannſt, daß man's glaubt, dann haſt du *kein* Talent zum Dichter.“

Junge oder ſonſt kindliche Dichter beſchenken ihre Freunde gern mit ihren Büchern und glauben damit weiß Gott was für Lieb' und Ehr' zu erweiſen. Allerdings zumeiſt nur ſich ſelber, denn die Lieb' iſt ihre Eigenlieb' und ihnen iſt's eine Ehre, wenn das Buch freundlich angenommen wird, und zurückgedankt mit den Worten: „Ich freue mich ſchon, es zu leſen, ſobald es meine Zeit erlauben wird.“ Die einfältigſten ſolcher Poeten ſtellen gelegentlich an den Beſchenkten noch die Frage: „Na, wie hat Ihnen mein Buch gefallen? Haben Sie es geleſen?“ Da werden ſie dann regelmäßig mit ein paar Phraſen, die der Menſch immer bei der Hand haben muß, angelogen.

Ich ſelbſt habe es viele Jahre ſo getrieben, aber ich war wenigſtens ſo klug, nicht nachzufragen, ob man das Buch geleſen und was man etwa dazu ſage. Unauffällig hingehorcht nach einer freundlichen Meinung habe ich freilich manchmal. Man gibt das Buch vor allem ſolchen, an deren Meinung einem gelegen wäre.

Im Grunde iſt es eine ſehr anmaßende Sache, jemandem ohne weiteres ſein Buch zu ſenden. Ihm zuzumuten, ſich tagelang mit etwas abzugeben, was er nicht verlangt hat, und darüber anderes zu verſäumen, was er ſich vorgenommen, was ihm vielleicht beſſer bekommen würde.

Bücher gehören zu jenen Dingen, die nur für den einen Wert haben, der ſie wünſcht. Für andere ſind ſie eine Laſt, die ſehr unbequem werden kann.

Ein Wohltäter, der keine Armen findet, wird auch ſelten vorkommen. Mir war einer bekannt. Ein reicher Baumeiſter. Er legte allemal zu Neujahr einen Betrag beiſeite für die Armen. Und wenn das Jahr zu Ende ging, war das Geld immer noch faſt vollzählig vorhanden. Er hatte ſie geſucht, mit Fleiß geſucht, die Armen. Nur mußten es würdige Arme ſein. Denen, die durch eigene Schuld verarmten, gab er nichts. Bei den Bittſtellern, wenn er ihren Verhältniſſen nachſpürte, zeigte es ſich faſt allemal, daß an dem Betreffenden ſelbſt der Fehler lag. Der eine war verarmt, weil er im Geſchäft zu wenig fleißig, zu wenig gewiſſenhaft geweſen, oder weil er zu viel getrunken hatte. Der andere war leichtſinnig geweſen, hatte geſpielt. Ein fleißiger Arbeiter konnte keinen Erwerb mehr finden, weil er einmal im Arreſt geſeſſen. Es geſchah ihm recht! Wieder andere waren Verſchwender geweſen, unredliche Leute, faul, unreinlich, widerwärtig. Denen geſchah recht, daß ſie ſo ins Elend kamen. Die Siechen hatten ihren Zuſtand ihrem Vorleben zuzuſchreiben. Sogar von einem, dem durch Blitzſchlag das Haus niederbrannte, behauptete der Baumeiſter, der Mann ſei an ſeinem Unglücke ſelber ſchuld, weil er keinen Blitzableiter aufgeſtellt! — Dieſer Wohltäter hatte ſich nämlich ſeinen Ideal-Armen konſtruiert, den es in Wirklichkeit nicht gibt. — Ein Menſch, der nur Vorzüge und keine Fehler hat, kann ja gar nicht ſo arm ſein oder werden, daß er auf Almoſen angewieſen wäre. Alſo war es, daß der reiche Mann faſt erſtickte in ſeinem Gelde, das er für die Armen beſtimmt und nicht angebracht hatte. Und mancher Arme iſt, weil er nicht „würdig" war, derweil an ſeiner Not erſtickt.

Geſtern las ich einen ſehr gelehrten Aufſatz über das Lampenfieber. Alle Arten von Lampenfiebern mit allen ihren Urſachen waren aufgeführt, nur das meinige nicht. Ich bin zwar kein Schauſpieler, auch nie einer geweſen, aber ein tüchtiges Lampenfieber habe ich doch ſattſam kennen gelernt. Bei meinen öffentlichen Vorleſungen. Im allgemeinen ſoll das Lampenfieber in der Angſt beſtehen vor dem Fehlſchlagen, dem Mißlingen der Leiſtung im Angeſichte des Publikums. Oder einfacher: die Angſt des Auftretenden vor dem Publikum. Mein Lampenfieber war anders. Mit Lampen hatte es eigentlich wenig zu tun, es ſetzte oft ſchon am Morgen ein, wenn ich am Abend leſen ſollte. Ich war krank, allerhand körperliche Leiden traten auf, die ſich ſo ſteigerten, daß mir oft war: Wenn die Vortragsſtunde nicht bald kommt, ſo kann ich nicht mehr. Nicht eine Angſt vor dieſer Vortragsſtunde war es, ſondern ein heftiges Verlangen nach ihr, um dem drohenden Übel einer tödlichen Krankheit noch zuvorzukommen. Bei dem notwendigen Abwarten des „akademiſchen Viertels“ im Künſtlerzimmer war dieſer Zuſtand ſchon am unerträglichſten. Ich ſah nur eine Rettung vor der Qual: die Flucht zum Publikum.

Ein wunderliches Rätſel. Der Einſame, der ſonſt am liebſten ſeine eigenen Wege geht und die Menge flieht, wo immer es ſein kann, der deshalb ſtets ſo ſchwer zu bewegen war, öffentliche Vorleſungen zu halten, er hatte am Abend, wenn es einmal ſo weit gekommen, plötzlich ein krampfhaft heißes Verlangen, vor das volle Haus zu treten und ſich und ſein Können ihm hinzugeben. — War ich auf dem Podium, ſaß ich an meinem Tiſchchen, dann war alles gut und der Herzſchlag, der erſt noch gewütet hatte, klopfte ſeinen gelaſſenen Takt. Jetzt konnte mir nichts mehr geſchehen.

Alſo nicht um die Furcht vor dem Publikum, ſondern um die Flucht zum Publikum handelte es ſich bei meinem Lampenfieber. Jetzt möchte ich wiſſen, ob denn nicht irgendwo ein Bühnenmenſch, ein Podiumtreter, iſt, dem es ſo ergeht, wie es mir erging. Oder ob mein Lampenfieber am Ende gar keins war, ſondern nur der Plang, ſich vor der Menſchheit künſtleriſch auszuleben.

Es geht irgendwo eine Schule um, in der deutſchen Sprache den Dialekt auszurotten und das reine Hochdeutſch einzuführen. Das aber wird nicht möglich ſein. Man kann leichter die hochdeutſche Sprache abbringen, da braucht man die Kinder nur nicht in die Schule zu ſchicken und ſie bleiben bei ihrer häuslichen Mundart, die natürlich iſt. Ich bin nicht begeiſtert gerade von derber Volksmundart, aber ein farb- und heimatloſes Hochdeutſch iſt mir auch zuwider. Der Wein ſoll eine Blume haben, in der man ſeine Bodenſtändigkeit erkennt. Und wenn ich einen Deutſchen ſprechen höre, wird es mich freuen, ſo er ein regelrechtes Hochdeutſch hat, aber ich will doch auch nebenbei erkennen, ob er aus Steiern oder aus Bayern oder aus Schwaben oder aus Weſtfalen iſt. Ein Anklang an die Mundart ſeines Stammes gibt dem Sprecher erſt Perſönlichkeit.

Eines Tages hatte ich Anlaß, einer vornehmen Dame in Budapeſt folgendes Brieflein zu ſchreiben: „Hochgeſchätzte Dame! Aus ‚Verehrung' für mich ſchicken Sie mir einen Fächer, daß ich ihn auf der Poſt auslöſe, meinen Namen drauf ſchreibe, ihn ſorgfältig wieder einpacke, auf das Poſtamt trage und Ihnen rekommandiert zurückſende. Aber Gnädigſte, ſo viel Ehre bin ich gar nicht wert." Und den Fächer ohne Autograph zurück, als „Muſter ohne Wert".

Das hat die Dame verdroſſen und auf Umwegen hat ſie mir ſagen laſſen, ſie hätte vorher mein neues Buch gekauft und ſich gedacht, eine Gefälligkeit ſei die andere wert.

So hat mich die Gönnerin beſchämt. Muß man doch ſeinen Namen ſchreiben auf manchen Fächer, in manches Stammbuch von Leuten, die nie ein Buch von einem in der Hand gehabt haben. Jetzt hat ſie das Buch und kein Autograph dazu. Arme Frau!

Der Klauſel in der Luſch, ein armer Heimler, der vor dem Heiraten ſtand, hatte an einen Baumeiſter einen Steinbruch verkauft und beim Straßenwirt waren ihm dafür dreihundert Gulden ausbezahlt worden. Er kam nach Hauſe, er zog ſich aus, legte die Ledertaſche auf das Wandbankel und ſich zu Bette.

Nach Mitternacht wachte der Klauſel plötzlich auf, er hatte ein kleines Geräuſch gehört und im Mondſchein war ihm, als greife zum offenen Fenſter ein langer Arm herein nach der Geldtaſche auf dem Wandbankel. Mit ſtarkem Griff erfaßte er den Arm: „Mein Geld! Wer iſt's?“

Der draußen vor dem Fenſter ſtand, wehrte ſich nicht arg, ſondern flüſterte faſt ruhig: „Laß es gut ſein, Klauſel, ich nehm' dir das Geld nit, ich bring' dir's. Genommen, weißt, hab' ich's vor einer Stund', wie du feſt geſchlafen haſt, im Wald drauß' nachher, da hat's mich g'reut und jetzt hab' ich dir's zurückgetragen.“

„Ja, wer's glaubt!“

„Kennen wirſt mich eh.“

„A ja, kennen tu' ich dich ſchon“, ſagte der Klauſel, denn der Mond zeigte deutlich.

„Na, ſiehſt es Klauſel. Vor deiner will ich kei' Heimlichkeit. Mein Lebtag hab' ich nit an ſo was denkt, aber jetzt, wie ich da beim offenen Fenſter vorbeigeh' und ſeh' drinnen die Taſchen liegen, da packt mich der Teuxel. Weißt, mein G'ſchäft tragt halt nit viel. Kannſt mich ja verklagen, Klauſel. Wird dir nix nutzen, dein Geld haſt ja ſo wieder, hab' dir's zurückgegeben, ehvor du's noch haſt wahrgenommen. Zähl nach, wird eh ſtimmen.“

Mit der einen Hand ſchlug der Klauſel das Ledertäſchlein ſo weit auseinander, daß er ſah, das Geld wäre noch drinnen. Sodann ließ er den fremden Arm los, ſagte aber: „Bleib ſteh'n, Menſch. Ich will mich doch erſt überzeugen, ob du meine Geldtaſche zurückbringſt, wie du ſagſt, oder erſt haſt nehmen wollen. Haſt hineingeſchaut?“

„Hineingeſchaut han ich.“

„Wie viel Geld iſt drinnen?“

„Drei Hunderter und drei Zehner“, antwortete der vor dem Fenſter.

„Das ſtimmt. Und iſt ſonſt noch was in der Taſche?“

„Wohl, wohl, ein Brief und ein Bildl — von derſelbigen, die du heiraten willſt.“

„Stimmt.“

„Wie ich das Bildl han geſehen, hat's mich gleich g'reut. Teuxel, denk' ich, wenn die zwei heiraten wöllen, da wird er's Geld ſelber brauchen. — Und hat's mich ſo viel zwickt, bis ich dir's wieder zurückbring'. Schad', daß d' mich derwiſcht haſt dabei. Einſperren laſſen kannſt mich freilich nit, aber für einen Schelm wirſt mich halten, und das iſt mir z'wider.“

„Schau, daß du weiterkommſt!“

Dann hat der Klauſel das Fenſter zugemacht und ſein Geld in den Kaſten eingeſperrt. Schlafen hat er aber nicht mehr können in derſelbigen Nacht, hat allerlei bedenken müſſen. — Am nächſten Tage hat es der Klauſel wundershalber im Gemeindeamte angegeben, wie es hier erzählt iſt. Aber mit Namen bezeichnet hat er den *reumütigen Dieb* nicht.

Ich hätte es auch nicht getan.

Manchmal, wenn mir die Schärfe unſeres elektriſchen Lichtes die Augen ausſtechen will, erinnere ich mich an die ehrwürdige *Talgkerze* mit dem matten Blick. In meiner Handwerkerzeit hatte ich viel mit ihr zu tun, wenn mein Lehrmeiſter und ich bei Kerzenlicht nadelten. Wir arbeiteten bei den Bauern im Taglohn; für ſich rechnete der Meiſter 50 Kreuzer des Tags, und mich ließ er als Draufgabe dreingehen. Da mußten die 16 Arbeitsſtunden im Winter des Morgens wie des Abends halt zum großen Teil bei der Kerze verſchneidert werden. Von den beſten Kerzen damals gingen — wenn ich mich recht erinnere — ſechzehn auf ein Pfund, weshalb ſie Sechzehner genannt wurden. Dieſe Gattung wurde uns von ſparſamen Bauern nicht immer gegönnt; wir bekamen oft ſo ſchlechte Kerzen, daß man bei ihnen juſt ſchön die Finſternis ſah — ſonſt nichts.

So war's auch einmal beim Knopfknödelhofer. Fortwährend ſchneuzten wir mit der Lichtſchere die Kerze und ſtierten den dünnen Docht auseinander. Es half nicht viel. Da ſagte mein Meiſter zur Bäuerin: „Du Knopfknödelhoferin! Deine Funzen tun holt wohl gor ſo viel ſchlecht leuchtn. Beim ſchworzn Lodn und ſchworzn Zwirn ſteacht man wohl frei gor nix."

„So wern ma holt ſchaun, daß mar an ondere findn", antwortete die Bäuerin und brachte eine. Ja, eine andere war's, aber eine beſſere nicht. Sie dämmerte gerade ſo tumper ſchläfrig drein, wie die erſte.

Wir ſchneiderten geduldig und ſchweigend, bis Schlafenszeit kam, um zehn Uhr abends. Als aber am nächſten Morgen wieder das Lichtelend anging und ich mir mit dem Tüchel die Augen ausrieb, da ging der Meiſter zu dem Herde hin, wo die Bäuerin an der Morgenſuppe umtat und erhob neuerdings das Wort: „Du Knopfknödelhoferin! Deine Kirzan ſein eppa für die Totenbohr guat. Mir Schneider ſein ober derweil noh a wengerl lebendi und möchtn deutſch amol a beſſers Liacht hobn!"

Wenn der Meiſter die Worte: „deutſch amol" gebrauchte, dann war's Ernſt, dann war er giftig, mit ſo ſanfter Stimme er's auch ausſprach. Und was antwortete die Knopfknödelhoferin?

„Oba mei Gad und Herr, wos douh de Schneida wunderla mögn ſei! Wan ondri Leut ba dena Kirzan wos ſechn, zwe dan nit ös ah! Hobs dan koani Augn im Gebel!" — Das antwortete die Knopfknödelhoferin.

Der Meiſter ging wieder zur Arbeit, ſchneuzte die Kerze und nähte und ſagte kein Wort mehr. — Und am Abend, als es wieder ein Elend war, da raunte ich dem Meiſter was zu: „Ih wiſſad ſchon a Mittel, daß ſie uns a beſſere Kirzn gäbad. Sogn ma: Mir ſechn nix mehr und gehn ſchlofn."

Erſt ſchaute mich auf ſolchen Vorſchlag der Meiſter finſter an. Das Tagwerk verkürzen, daß der Bauer nachher mehr Tagwerke zu lohnen hätt'? — Dieſe kluge Politik war ihm zu ſchofel. Aber als es acht Uhr wurde und halb neun Uhr und unſer Kerzenlicht immer gleich trüb und matt hindämmerte, legte der Meiſter die Arbeit aus der Hand und ſagte laut zu mir: „Lehrbub, mir ſechn nix meh; gehn ma ſchlofn."

Die Bauersleute, die am Herd ſaßen, haben ihre Geſichter ſtark in die Länge gezogen, als ſie ſahen, daß die Schneider von ihrem Tagwerk zu 50 Kreuzern anderthalb Stunden abzwackten.

Am nächſten Morgen, als wir wieder zu unſerer Arbeit gingen, ſtanden auf dem Tiſch zwei Leuchter mit hellbrennenden Sechzehnern. Da ſchmunzelte der Meiſter: „Sou wuhl, ſou! Hiaz ſchaut's aus wia ban Oltor. Hiaz wuhl, hiaz!"

Und bei ſolchem Doppellicht haben wir die Stör im Knopfknödelhof glücklich zu Ende gebracht.

Vierzig Jahre ſpäter hat der gute Meiſter Natz noch das elektriſche Licht erlebt. Bei einem Beſuch in der Stadt war's, auf der Gaſſe, als wir unter einer großen Bogenlampe ſtanden, daß der alte Meiſter mir plötzlich ſeine Hand auf die Achſel hieb: „Du Peder! Bei dem Liacht wär's guat ſchneidern!"

* * *

Es war eine Poſtarbeit. Mein Buchbinder auf einige Tage verreiſt. Ich aber mußte das Buch binnen drei Tagen gebunden haben für ein Hochzeitsgeſchenk. Der Buchbinder in der Klausgaſſe wurde mir angeraten; arbeitet ſchön, iſt aber ſonſt nicht der Verläßlichſte. — „Alſo, Meiſter“, ſagte ich, als wir über die Art des Einbandes einig waren, „können Sie das Buch bis übermorgen zum Abend fertigſtellen?“ — „Aber natürlich!“ — „Sagen Sie es offen. Sonſt müßte ich zu einem andern gehen. Ich wäre in abſcheulichſter Verlegenheit. Sie müſſen mir Ihr Wort geben.“ — Er hob die rechte Hand und ſtreckte die drei Finger empor. — Ich: „Oh, das braucht's nicht. Wer ſein Wort nicht hält, der hält auch den Schwur nicht.“ — „Na, ſan S ſo guat!“ rief Meiſter Buchbinder, „a bißl a katholiſcher Chriſt ſan ma doh! Bei Gott und allen Heiligen, übermorgn iſt Ihner Büchel firti!“ — „Alſo gut, übermorgen um ſechs Uhr abends komme ich.“ — „Wird bereit ſein. Verlaſſen S Ihner drauf.“

Jener Abend kam, ich ging zum Buchbinder. Der baſtelte mit Pappdeckeln um und brummte, was das ein Kreuz ſei, heutzutag mit den Leuten. Alle Sozialdemokraten. Viel Lohn haben und nix arbeiten wollen. Sein Gehilfe ſei ihm davongegangen. — „Das kümmert mich nicht, Meiſter, ich komme, um mein Buch zu holen.“ — „Da müaßt ich s Ihna gleih a ſo wieder zruck gebn. Aber in a par Tagn iſt s gwiß gmacht, gwiß ah noh! Ich ſchick s Ihner ins Haus, daß S den Weg nit noh amal machn müaßn.“ — „Was? Sie haben das Buch nicht fertig?“ — „Ei wo! Wenn der Gehilf davonlauft!“ — „Zum Satan, zu was ſind denn Sie ſelber da?“ — „Ich hab' ein andere Arbeit ghabt, a gnötige.“ — Und Ihr Schwur?“ — „Was ſagn S?“ — „Ihr Eidſchwur, mit dem Sie mich verſichert haben?“ — „A gengen S, ich werd an Eidſchwur ſchwürn — wegn ſo an Büachl da!“ — „Sie haben mit gehobenen Schwurfingern den Herrgott und alle Heiligen angerufen.“ —

„So? Kann eh ſein." — „Des Meineides werd' ich Sie verklagen."

Jetzt ſtellte der Meiſter in ſeinen aufgeſtreckten Hemdärmlingen ſich breit und behaglich knapp vor mein Geſicht und ſagte: „Wann Sö glaubn, daß das an Eidſchwur is gweſen, nachher derbarmen S mir. Wo ſan denn die brennenden Kerzen geſtanden? Han? Ein Eidſchwur ohne Kerzenliacht — daß ih nit lach!"

Ich war ſachfällig. Er hatte recht. Da gilt kein Wort und kein Ehrenwort und kein Eidſchwur — wenn dabei die Kerzen nicht brennen.

Es wird geſagt, die Zeitung ſei der Spiegel der Zeit. Dieſe Auffaſſung berechtigt die Zeitung, auch alle Niederträchtigkeiten der Zeit zu verbuchen, was dann wieder ungünſtig auf die Zeit zurückwirkt. — Kann man bei dem ungeheuren Einfluß, den die Preſſe ausübt, nicht umgekehrt ſagen, die Zeit iſt der Spiegel der Zeitung? Man merkt es im Verkehr den Leuten leicht an, welche Zeitung ſie leſen. „Des Blatt ſie leſen, des Lied ſie ſingen." Nach dieſer Wahrheit wäre die Zeitung verpflichtet, gerade das Lebensfriſchende, das Gute und Schöne, das Aufbauende zu verbreiten — alſo eine frohmütige ſittliche Führerin des Volkes zu ſein. — Zugleich Nachbild und Vorbild des Lebens.

Jetzt iſt es wohl ſo, daß man ſagen muß: Die größten Verſtimmungen, Verdrießlichkeiten, Ärgerniſſe des Tages bringt uns die Zeitung. Mancher würde im friedlichen Kreiſe ſeines Heims, ſeiner Ländlichkeit, ſeines ruhigen Schaffens die Freude an den Menſchen, das Vertrauen zu ihrer welterhaltenden Vernunft bewahren, wenn die verfl. Zeitung ihm nicht täglich eine elendlich präparierte Tracht menſchlicher Dummheit und Niedertracht ins Haus ſchleppte. Ein alter Bekannter, der ſonſt kränklich, grämlich, verdroſſen, faſt menſchenfeindlich geweſen, begegnete mir vor kurzem mit friſchem Geſicht, hellem Auge und einer Weſenheit, die gleichmäßige Froheit atmete. „Na nu!" fragte ich ihn, „welche Kur hat dich denn ſo geſund gemacht?"

„Seit ſechs Jahren leſe ich keine Zeitung mehr", war ſeine Antwort.

„Dichte dir die Welt, wie ſie dir gefällt!" habe ich früher gern in die Stammbücher geſchrieben. Damit bin ich einmal an den Unrichtigen geraten. Ein Materialiſt war's; ſchnöden Idealismus witterte er! „Herr, was ſoll das heißen, dichte dir die Welt, wie ſie dir gefällt?!"

Das ſoll heißen — ſo meine unzulängliche Antwort: Lerne ſehen! Lerne glücklich, künſtleriſch ſehen! Lerne das Gute und Schöne ſehen und geſtalte es aus mit deiner Phantaſie und ſchmücke es! Und das Widerwärtige lerne möglichſt überſehen. Es wird damit ja nicht aus der Welt zu ſchaffen ſein, aber es wird mehr zurücktreten, wenn wir es nicht immer noch künſtlich nähren und pflegen. Mache vor Schlechtigkeit und Häßlichkeit möglichſt alle Tore und Fenſter zu; und was davon doch anfliegt, das verkleinere, anſtatt zu vergrößern — und du wirſt weniger darunter zu leiden haben. Vor allem weiſe zurück, und das kannſt du leicht, was die Zeitung, die Literatur, die dramatiſche, die bildende Kunſt uſw. dir an Quälendem, Elendem und Schmutzigem aufdrängen will. Damit befreieſt du dich von einem großen Teil der Widerwärtigkeiten und führſt ein reineres Leben. Pflege die erhebenden Gedanken und wohltuenden Empfindungen und es wird vieles ganz anders, viel erträglicher und erfreulicher erſcheinen. — So kann man die Welt ein wenig deichſeln, für ſich ſogar ändern zum Wohlgefallen, und das meine ich mit dem Wahlſpruch. Nennt mir das nicht Vogel Strauß-Politik; die überſieht abſichtlich, was unmittelbar bedroht. — Ich meine vielmehr, das Niedrige von ſich ſtoßen und dem Beſſeren, Höheren, Reineren zuſtreben.

Mein Gegner belehrte mich: So die Augen zumachen vor der Wirklichkeit heißt ja geradezu ins Verderben rennen! Nicht das Schöne ſoll man ſehen lernen und auch nicht das Häßliche, ſondern das Wirkliche! Wer das nicht will, iſt ein Tor.

Gut. Aber ich bin ein ſolcher Tor. Meine Natur hat die Dinge gerne beſſer und ſchöner genommen, als ſie an ſich ſein mögen — und ich habe durch ein langes Leben immer nur Vorteil davon gehabt — Freude und Kraft.

Im Jänner 1877 iſt vom Pleſcheberg bei Steinbrück ein Bergſturz niedergefahren, hat mehrere Häuſer und dreizehn Menſchen verſchüttet, die heute noch tief im Schutthügel begraben liegen, unter Ausnahme eines Burſchen, den der Luftdruck hinausgeſchnellt hatte und der ſo davongekommen. Das war in Unterſteiermark. Und genau ein Jahr ſpäter hat in Oberſteiermark auf dem Lahnſattel eine vom Hohen Göller niedergehende Schneelawine ein Haus mit dreizehn Perſonen begraben. Vierunddreißig Jahre früher, in derſelben Woche und an derſelben Stelle, hat ein Lawinenſturz ebenfalls genau dieſelbe Anzahl Menſchen — dreizehn — getötet.

Daran erinnere ich mich angeſichts des Unglückes auf dem Hochſchneeberg, wo am 25. März d. J. eine Schneelawine elf Perſonen begraben hat, wovon nur eine mit dem Leben davongekommen iſt. An demſelben Tage ſind durch ähnliche Wetterkataſtrophen auf dem Hochſchwab vier und auf dem Steinernen Meere zwei Touriſten zugrunde gegangen. Auch aus den Tiroler Alpen wurden ähnliche Unglücksfälle gemeldet. Im ganzen ſollen an dieſem Frauentage 19 Alpentouriſten umgekommen ſein.

Zwei aufeinanderfolgende Feiertage im Frühjahre ſollten nicht vorkommen dürfen, ſie ſind zu gefährlich. Alle Jahre hört man nach ſolchen Tagen von Unglücksfällen auf den Bergen, beſonders bei dem modernen Schneeſport. Und gar, wenn am erſten dieſer Feiertage ſchönes Wetter iſt und in der folgenden Nacht ſetzt Sturmwetter ein, ſo iſt das die richtige Mauſefalle. Der ſchöne Tag iſt der Speck, der folgende das zuklappende Verhängnis. Nun hat aber gerade dieſe kritiſche Frühjahrszeit drei nicht ſonntägige Feiertage, die gerade, wenn ſich einer zum Sonntag geſellt, den armen, naturdurſtigen Städter verlocken. Sind dieſe Feiertage ſchon nicht ganz zu entbehren (und das ſind ſie nicht mehr), ſo könnte man ſie wohl auf den Sommer verlegen, wann ſie für gedeihliche Naturfreude gefahrloſer ausnützbar wären. Der Juli und der Oktober ſind die einzigen Monate, die keinen Feiertag haben. Der Landwirt hat da notwendig, zu ernten; die Stadt und die Induſtrie aber, die könnten im Juli ſo gut, wenn nicht beſſer, ein paar Arbeitstage entbehren, als im Frühjahre. *Denkt nach, ob wir nicht die Frühjahrsfeiertage verlegen ſollten?* Das hätte mancherlei Vorteil, und vor allem den, daß zur Zeit der größten Hochgebirgsgefahren nicht ſo viele Touriſten ums Leben kommen könnten.

Freilich kann — wie die erſteren Fälle zeigen — das Unglück auch in die Täler herabgreifen, das iſt nicht zu vermeiden, doch ihm dreiſt herausfordernd entgegenzugehen, das ſollte der Menſch bleiben laſſen. Er iſt nicht ſtark genug!

Ich weiß nicht recht, woher mir mein *erſtes geſchichtliches Wiſſen* kam. Heute kenne ich keinen achtjährigen Buben im entlegenen Waldgebirge, beſonders wenn keine ordentliche Schule iſt, der vom Kaiſer Joſef was weiß, von der achtundvierziger Revolution, von

Napoleons Feldzug nach Rußland, dem Brand von Moskau, von der Völkerſchlacht bei Leipzig, daß Gutenberg die Buchdruckerkunſt erfunden, Kolumbus Amerika entdeckt hat, und ſo weiter. Ich wußte in jenem Alter dergleichen, wie aus kindlichen Aufzeichnungen zu erſehen. Das vom Kaiſer Joſef, von der Revolution iſt kein Wunder, davon ging in meiner Heimat viel Red' um. Woher ſind aber der Napoleon, der Kolumbus gekommen, der Friedrich Schiller, der Kaiſer Rotbart, der Türkenkrieg, die Peſtilenz, der feuerſpeiende Berg, das Erdbeben von Liſſabon? Geleſen hatte ich damals außer dem „Namenbüchel“ (die Fibel), vielleicht nichts. Eins oder das andere mag das Volksmärchen gebracht haben, ein Balladenlied oder ſo ein fliegendes Druckblatt, wie ſie von Jahrmärkten aus gleich Flugſamen über Land wehen und Seelen befruchten. Die Napoleonkriege dürften ſich zuerſt in bemalten Schlachtenbildern angemeldet haben, wie ſolche gern an den Haustüren oder in Kegelbahnhütten aufgenagelt waren. Aber ſonſt iſt es mir ganz dunkel, wieſo denn in dieſem abgeſchiedenen Waldland all die Vorſtellungen in dem ungekämmten Knabenkopf entſtehen konnten. Es wird auch anderen ſo ergangen ſein, daß ſie von Welt und Menſchheit frühzeitig mehr wußten, als was ſie gelernt hatten. Es iſt, als ob die großen Geſchicke der Vergangenheit in die allgemeinſame Luft ihre Merkmale eingeblaſen hätten, als ob ſie wie durch drahtloſe Telegraphie herüberſpielten, um in Spätzeiten von beſtimmten Gehirnapparaten aufgenommen zu werden.

Oder gehört das ins Kapitel über die geheimnisvolle Wanderung der Ereigniſſe durch die Geſchlechter, über die Vererbung der Eindrücke? Merkwürdig iſt, daß das Kind von nichts, was es hört, und wäre es das Unerhörteſte, überraſcht iſt, als ob es alles vorausgeſetzt hätte oder längſt gewohnt worden wäre.

Öſtlich an meine Waldheimat grenzt das Jackelland, ſprich „Jougllond“. Das hat beſondere Mundarteigentümlichkeiten. Eine Probe von der Mundart dieſer Gegend iſt das folgende ſchnaderhüpfelähnliche Geſangel. Die dazugeſtellte Verdeutſchung wird nicht überflüſſig ſein. Die lateiniſchen n bedeuten Naſenlaute.

Nacht hom ma nußngſchbild,	Geſtern abends haben wir um Nüſſe geſpielt,
’s Mentſch hod ſcha drambb,	Das Mädel hat ſchon geträumt,
Hod da da Kamerldiir	Das hat bei der Kammertür
s Zuaſbeen vaſambb.	Das Zuſperren verſäumt.
Nacht um dâi Zeid	Geſtern abends um dieſe Zeit
Hod ſcha s Manſcha ſchen gſcheind,	Hat der Mond ſchön geſchienen,
Hod da Bua nid mäign kema,	Hat der Bub nicht können kommen,
Valeichds kimbb er heind.	Vielleicht kommt er heute.
Nacht hom ma gſchbuna,	Geſtern abends haben wir geſponnen,
Hod s Schbandl ſchlecht bruna,	Hat das Spänchen ſchlecht gebrannt.
And mir wellns koa	Und mir wollen ſie
ſchwoazramſchlads	Kein Büblein mit ſchwarzen
Biawel vaguna.	Augenbrauen vergönnen.

In St. Ruprecht an der Salach war ein bäuerlicher Winkelarzt wegen Kurpfuſcherei zu acht Tagen Arreſt verurteilt worden. Der Verurteilte machte ſich nichts daraus, nur ſagte er ganz artig: „Herr Richter, a Gebitt hätt ih halt. Kunt ma nit mei Strafzeit a biſſl verſchobn wern, af a Monat oder was?“

Antwortete der Richter: „Ich möchte Ihnen s doch raten, die Strafe gleich anzutreten. Dann ſind Sie fertig.“

„Halt frei nit derweil (nicht Zeit) han ih hiaz.“

„Was haben Sie denn ſo Nötiges zu tun, jetzt im Winter?“

„Wiſſens, Herr Richter, der Doktor, unſer Spitalarzt, is krank und ih han ihn in Behandlung.“

Als mein Himmelſchiff den Mond begegnete, das erſtemal nach ſeiner Miſſetat, da ſagte ich zu ihm: Schämen ſollſt du dich! Was wäreſt du denn ohne die Sonne? Kein Menſch wüßte was von dir, du biſt ja doch zu gar nichts nutz. Immer iſt es die Sonne und nur die Sonne, die ſich bemüht, dich ins günſtigſte Licht zu ſtellen. Was wir von dir wiſſen, das erzählt uns nur die Sonne. Und was iſt dein Dank an dieſe Wohltäterin? Daß du dich vordrängſt, dich hinſtellſt und ihre Glorie verdunkelſt, ihre Vorzüge in den Schatten ſtellſt — wo es doch deine eigene Dumperheit iſt und nicht die ihre, wenn ihr Schein verliſcht.

„Ah!“ antwortete mir der Mond, „du ſpielſt auf die letzte Sonnenfinſternis an. Mein lieber Erdenſohn, da ſollt ihr juſt einmal ſtill ſein und vor eurer eigenen Tür kehren. Wie oft hat eure Erde ſich ſchon neidiſch zwiſchen die Sonne und mich geſtellt!“ So daß mein Renommee total verdunkelte und verdarb, obſchon ich ganz unſchuldig an den Flecken und Schatten war, weil es deine geweſen ſind, die du mir verleumderiſch angeworfen haſt. Habe ich das verdient? Habe ich euch je was Schlimmes getan? Wie ein Kellerloch, ein finſteres, ſind eure Nächte, wenn ich nicht das Licht, das mir die Sonne ſchenkt, freundlich zu euch hinabſchicke! — Und ihr klagt mich, deſſen Leib einmal auf etliche Minuten vor ihrem Antlitz ſtehen mußte — des Undankes gegen die Sonne an?!“

Als der Mond ſo geſprochen, da habe ich denken müſſen an die lieben Vollmondnächte, habe mich geſchämt und mir vorgenommen, fürder das Anſchuldigen bleiben zu laſſen.

Den größten Schiffbruch aller Zeiten ſoll ich nun anmerken. Mir widerſtrebt es, ſeit einer Woche habe ich kaum etwas anderes geleſen, gehört, gedacht, empfunden — als dieſes Ereignis. Die Seele ward überreizt und ſtumpf.

Das neue Schiff „Titanic“, bisher das größte der Welt, wurde am 10. April in Southampton abgelaſſen zur erſten Fahrt. Am Bord hatte es über 2500 Perſonen (genau werden all dieſe Ziffern kaum jemals feſtgeſtellt ſein). Bisher hatte das ſchnellſte Schiff ſechs Tage lang gebraucht über den großen Ozean nach Amerika. Dieſes, die „Titanic“, ſollte es, wie es heißt, in fünf Tagen machen. Sie nahm daher die ſchnurgerade Linie, während man ſonſt in dieſer Jahreszeit eine leichte Kurve gegen Süden nimmt, um den aus nördlichen Gewäſſern kommenden Eisbergen auszuweichen. So iſt die „Titanic“ anſtatt früher — gar nicht hinübergekommen. In der Nacht vom 14. auf den 15. April iſt ſie mit einem Eisberg zuſammengeſtoßen und geſunken in den Meeresgrund — 3000 Meter tief. Noch im Sinken hat ſie durch den drahtloſen Telegraph Schiffe gerufen, wovon eines, die „Carpathia“, aus der Ferne herbeikam und an 800 Perſonen, zumeiſt Frauen und Kinder, die ſich auf Rettungsbooten oder ſchwimmend auf dem Meere fanden, gerettet hat. Alle anderen Paſſagiere, mehr als 1700 an Zahl, darunter hohe Herrſchaften und reiche Leute, ſind zugrunde gegangen.

Mitten aus Pracht, Glanz, Üppigkeit und Übermut plötzlich hinab! Es iſt hundertfach geſchildert worden, was an Leichtſinn, Ichgier und Heldenhaftigkeit getan wurde. Von Dichtern werden wir die Kataſtrophe dargeſtellt finden, Ethiker werden daraus ihre Lehren ziehen und verbreiten. Ich ſchweige.

Ein Fürſt ging unerkannt frühmorgens ſpazieren. Arbeiter begegneten ihm, die flinken Schrittes aus der

Fabrik kamen, plaudernd, lachend, fluchend und ſchimpfend über die fünfſtündige Nachtſchicht. — Da dachte der Fürſt: Ihr glücklichen Menſchen! Fünf Stunden arbeiten und noch ſo munter laufen und fluchen. Ich habe heute erſt drei Sekunden lang gearbeitet und bin ſterbensmüde . . .

Er hatte ein Todesurteil unterzeichnet.

Oft kommt er mir in den Sinn, der Einäugige von der Breitenau. Im Touriſtenhauſe auf der Teichalpe habe ich ihn getroffen, er war Botengeher. Ich hatte ihn gefragt, wie er um ſein Auge gekommen ſei.

„Durch a Dummheit", antwortete er. „Vor acht Jahren z Tyrnau im Wirtshaus. Ein Kamerad hat a Portion Schweinernes geſſen. ‚Narr', ſag ich aus Spaß, ‚du frißt ja der Wirtin ihre Sau!' — ‚Halt s Maul!' ſagt er und ſchmeißt mir ein Knochen ins Gſicht — und trifft s Aug. Vier Wochen hab ich s anſtehen laſſen, bis mich der Bader nach Graz ſchickt in die Klinik. Na, da hat s halt gheiſſen: ‚Z ſpat! s Aug is hin! Und nachher bei der Unterſuchung hätt ich s ſagen ſollen, wer s tan hat. ‚Na', ſag ich, ‚das ſag ich nit. Is eh aus Ungefähr gſchehn.' — ‚Man müßt' ihn einſperren', ſagt der Standar. — Sag ich: ‚Wenn s ſchon ein einſperren wollts, ſo is s geſcheiter, den Blinden als den Sehenden. Hat mir eh fünfzehn Gulden geben, der arm Teufel.' — Verraten han ih n nit! — Und wiſſens, wer s gweſt is, der mir s Aug hat ausgeworfen? Der Holzknecht —"

„Nit ſo viel reden ſollſt, Hartl!" mahnte der Wirt ab, der beim Gläſerkaſten ſtand.

„Z viel reden, ich?" ſagte der Einäugige. „Teuxel, Teuxel, ich han halt ſcho wieder mein Rauſch!"

„Wenn Sie keinen Rauſch haben wollen, ſo trinken S nicht ſo viel!" ſprach ich mit großer Weisheit.

„Das iſt s ja!“ ſchrie er und hieb die Fauſt auf den Tiſch. „Erzlump, verfluachter!“

So ſind ſie. Oft vornehm gegen andere, ſich ſelber verdammend, weil ſie ihre Leidenſchaft ſehen und nicht beherrſchen können.

Eine amerikaniſche Anekdote vom *tapferen Richter*, die man dieſer Tage leſen konnte, erinnert mich an was Ähnliches, das ſich vor Jahren in Ober-Abelsberg zugetragen hat und das ſchließlich noch angemerkt werden ſoll. — Ich ſehe es noch, wie die Frau Gemahlin des Bezirksrichters auf dem Wege in das Geſchäft iſt, um ſich den neuen Modehut zu holen. Als ſie am Bezirksgericht vorbeikommt, wo gerade Amtstag iſt, fällt es ihr ein, daß heute die Schleiferdirn verurteilt wird. Bei dieſem Weibsbild ihrer Schand möchte ſie doch dabei ſein. Vor der ihrer Goſchen geht ja kein Menſch ſicher! — Die Frau Bezirksrichterin ſchlüpft zum hinteren Tor hinein und unter den Zuhörern nimmt ſie beſcheiden Platz. Ihr Mann hat ſie juſt in der Arbeit, die Schleiferdirn. Er könnte ſchon derber ſein mit ihr. Aber weil ſie halt ein „ſauberes“ Weibsbild iſt, natürlich! — „Alſo, Agnes Schleiferin!“ ſagt der Richter nahezu freundlich, „Sie ſind verklagt, die kaiſerkönigliche Behörde beleidigt zu haben, indem Sie gelegentlich eines Streites mit der Thereſe Raitbauer, die Ihnen mit dem Bezirksgericht drohte, geſagt haben ſollen, das Bezirksgericht ſei ein Sauſtall. Haben Sie das geſagt? — Ehe noch die Angeklagte antworten konnte, erhob ſich ihr Verteidiger und ſprach: „Wenn, Herr Richter, das Wort wirklich gefallen iſt — was durchaus nicht feſtſteht — ſo obwaltet hier ein Mißverſtändnis. Sie hat nicht das löbliche Gericht gemeint mit dem volkstümlichen Ausdruck, ſondern den Kotter!“ — „Na ja freilich, verſteht ſich! Was nicht noch!“ rief im Publikum hinten eine höhniſche Stimme. Der Richter erhob ſein Haupt, ſchaute hin, ſagte aber nichts. Dann wendete er ſich wieder zur Angeklagten: „Sie haben mit dem Sauſtall alſo nur den Arreſt gemeint?“ — Und die Antwort: „Ah na, gſagt hab ich s. Wird wohl gemeint geweſen ſein, wie ich s geſagt hab.“ — Da ſprach der Richter: „Auf jeden Fall achte ich Ihr freimütiges Geſtändnis, berückſichtige die Aufregung, in der Sie geweſen ſein werden, ſowie auch Ihr bisher unbeſcholtenes Vorleben und ſpreche Sie frei.“ — „Da hört ſich doch alles auf!“ rief im Zuſchauerraum die Stimme wieder. — „Ruhe!“ donnerte der Richter. — „Ja freilich, ſtill werd' ich ſein, wenn du dieſe Perſon freiſprichſt, weil dich wohl ihr glattes Larvengeſicht beſticht, du alter Eſel du! Hat ſie nicht auch mich zu Pfingſten ein ſchieglend Frauenzimmer geheißen? Und das dumme Schaf ſpricht ſie frei!“ — Schreckbar wild hieb der Richter ſeine Fauſt auf den Tiſch, aber gleichzeitig ſchüttelte ihn ein Schauder, er hatte ſeine Frau erkannt. Indes fühlte er an dieſer Stelle feſten Boden unter ſich und verurteilte die Ruferin im Publikum wegen Beleidigung einer Amtsperſon zu zehn Gulden Strafe, reſpektive zu zwei Tagen Arreſt. Die Frau ſtutzte. Daß hier weiterer Widerſpruch nicht am Platz, das ſchwante ihr. Das für den neuen Hut beſtimmte Geld, ſie erlegte es auf der Stelle, hob aber dann gegen den ſtrengen Richter die Fauſt: „Na wart! G'freu' dich, wenn du nach Haus kommſt!“ Und verzog ſich heſtig.

An demſelben Abend kam der Bezirksrichter gar beklommen zu ſeinem Freund, dem Steuereinnehmer: „Du gelt, ich kann in deinem Hauſe ſchlafen, jetzt die paar Nächte? Bis der neue Biberpelzmantel kommt, den ſie alleweil gerne haben wollte. Ich habe ſchon telegraphiert darum.“

Ein großer Wunſch ringt in meinen alten Tagen nach Erfüllung. Ich möchte zu mir kommen, ich möchte zu mir ſelber kommen, bei mir ſein, wie ich es in meiner Jugend geweſen bin, als ich noch nichts wußte von der Welt und die Welt noch nichts von mir. Das war ein einfaches, reines, heimelndes Leben. Das möchte ich wieder haben. Und da meine Natur in ihrem Kerne ſich nicht geändert hat, ſo wäre die Erreichung nicht unmöglich. Nur will der Weltwirbel nicht mehr loslaſſen. Immer ſpüre ich hundert zarte Fäden und derbe Ketten, die mich nach allerlei Seiten hin verankern. Sie zerreißen meine Einheit, meine Geſundheit.

Im Schutze der Verborgenheit! Im Frieden des Unbekanntſeins! Die Popularitätsjäger ahnen nicht, welch ein Gut ſie preisgeben. Wer kein Ich hat, der kann ſich ja von außen eins zuſammenpappen laſſen. Wer eins hat, der hüte es! Er mag zeitweilig für andere leben, aber er ſoll nicht andere in ſich hineinleben laſſen. — Hilft alles gemütliche Abweiſen nichts, ſo muß er grob werden — ſo ſehr er die Menſchen auch lieb haben mag, ſo gut ſie es mit ihm auch meinen. — Mir ſchenkt man immer wieder Sachen, die ich nicht brauche, und verlangt Kräfte, die ich nicht habe. Ich müßte die Zeit des Ewigen Juden und die Macht des Cäſar und die Weisheit des Sokrates haben, um alles leiſten zu können, was man von mir wünſcht.

Ich bin Poet und Schriftſteller und will nichts anderes ſein. Wenn ich bisweilen mit Glück für Gemeinnütziges perſönlich tätig war, ſo geſchah es, um meinen Text zu illuſtrieren, um mein Wort durch die Tat zu bekräftigen. Das kann mich doch nicht verpflichten, nach allerlei Richtungen hin mein Weſen ganz zu verzetteln. Wer mich ſehen, ſprechen, hören, kennen lernen, nützen will, der findet mich in meinen Schriften. Alles, was ſonſt von mir verlangt wird, das können auch andere leiſten, oft weit beſſer als ich. Nur mit meinen Büchern — ſo voller Fehler und Schwächen ſie ſein mögen — will ich in der Öffentlichkeit ſtehen und wirken. Meine Perſon will ein ruhiges, geziemend beſcheidenes Privatleben führen, ſo lange es etwa noch dauert.

Noch muß aber, bevor dieſes Buch geſchloſſen wird, das folgende geſagt werden:

In mir wirkt, fortwährend anregend und ruheſtörend, der Konflikt der alten mit der neuen Zeit. Aber arg leide ich nicht darunter, fühle die beiden Größen eher wie eine Komplettierung des Menſchen. Denn ich liebe die alte wie die neue Zeit, und wo ſie ſich gegenſeitig bekämpfen, da möchte ich vermitteln. Sie ſind ja in fortwährendem Hader miteinander. Die alte Zeit will Ruhe haben, die neue bringt Unraſt. Die alte Zeit will eine vornehm bemeſſene Lebensführung, die neue Zeit eilt, jagt, will auf einmal alles Mögliche und Unmögliche und doch möglich Werdende erringen. Die alte Zeit hatte für den Fall des irdiſchen Bankerotts ein überirdiſches Leben in Bereitſchaft, die neue Zeit möchte alle Wünſche und Werte in das Erdendaſein ſtopfen, verzichtet auf ewiges Leben, und der moderne Menſch iſt nur in einem Punkte beſcheiden: im Angeſichte der Unendlichkeit begnügt er ſich mit der Exiſtenz von ſiebzig Jahren — einer Eintagsfliegenſeele.

In dieſen Punkten halte ich's mit der alten Zeit. Sympathiſch an der neuen Zeit iſt mir die Energie. Bewundernswert iſt mir die Opferwilligkeit des modernen Menſchen, die Arbeit ſeines kurzen Lebens der Nachwelt zu widmen. Denn viele Dinge, die wir heute mit aller Kraft anſtreben — wir wiſſen, daß wir ſie größtenteils perſönlich nicht erleben. Es iſt eigentümlich genug, daß wir „Egoiſten“ mehr unſeren Nachkommen leben als unſeren Zeitgenoſſen. Die techniſchen Rieſenwerke, die wir ausführen und immer zu vervollkommnen ſtreben in heißer Arbeit, geben ja auch unſerem Leben Inhalt, aber die weiteren Vorteile, die ſie uns bereiten, wären kaum der Mühe wert; wir freuen uns aber des Genuſſes, den unſere Enkel davon haben ſollen, und hoffen, daß ſie dieſes von uns ſo ſchwer Errungene einmal mit Behagen genießen werden. Oder glauben wir, daß auch die nächſten Jahrhunderte ihr Genügen im Haſten und Jagen nach unerhörten Neuerungen finden ſollen? Ich denke aber, daß nach unſerm wilden Ringen wieder einmal eine Zeit ſtillerer Beſchaulichkeit kommen wird, daß unſere Nachkommen das, was wir geſchaffen, nicht ſowohl mit Luſt ausnutzen als vielmehr — philoſophiſch betrachten werden. Wird, von ſolch höherem Standpunkt aus geſchaut, unſer Werk leidlich beſtehen können?

Der Stolz unſerer Zeit iſt die Technik. Vor allem die Technik der Maſchine, in der wir dem Menſchengeiſte einen eiſernen Leib geſchaffen haben, ſo daß es wirklich ſcheint, wir lebten in dieſem haltbarern Körper fort, weit über den Tod unſeres Fleiſches hinaus. Ich glaube, wir können ſagen: Unſern Geiſt vererben wir in der Maſchine weiter, und Ediſon iſt in ſeinen Erfindungen ebenſo unſterblich wie Homer in ſeiner Odyſſee. — Aber wenn der künftige Menſch dann nur Maſchine iſt? Wenn in Zukunft die Maſchine den Menſchen erſetzen ſoll? Vor dieſem Gedanken graut mir.

Ich habe früher geſagt, man wird unſer Werk einmal philoſophiſch betrachten. Das kann nur die höherſtehende Seele tun. Und wenn die Seele die Herrſchaft behauptet oder wieder in Herrſchaft tritt, dann iſt es gut. Und wenn wir ſchon jetzt zwiſchen Technik und Seele, zwiſchen Maſchine und Gemüt das Gleichgewicht finden, dann iſt die Vermittlung da, zwiſchen alter und neuer Zeit.

Ein Menſch, der bei ſeiner Geburt keine beſonders abgebrauchte Seele mitbekommen hat, wird finden, daß die Technik nicht bloß ihre Nützlichkeit, ſondern auch ihre Schönheit hat. Eine ganz neue Schönheit. Wann wird der Dichter kommen, der ihr das Preislied ſingt? Zum mindeſten nimmt's mich wunder, daß es noch kein Schöngeiſt unternommen hat, eine Äſthetik der Maſchine zu ſchreiben. Man wird wohl nur vor Erſtaunen über die ſich häufenden großen Erfindungen nicht dazugekommen ſein, die Sache in ein Syſtem, in Harmonie zu bringen; die Eindrücke ſind zu verwirrend, zu betäubend. Die Dampfmaſchine, die Elektrizität mit ihrem Gefolge haben in mancher Beziehung ſogar die Landſchaft verändert, um ſo mehr das geſellſchaftliche Leben. Das Luftſchiff droht unſeren Hochgebirgen das maleriſche Bild und die Majeſtät zu nehmen — um uns ungeahnte Schönheiten zu geben.

Die Schönheit der Kraftäußerung iſt ja freilich längſt anerkannt; ſie findet ihren höchſten Adel im geſunden, ſehnigen, geſchmeidigen Menſchenleib. Dieſer Menſchenleib hat nun aber einen Teil ſeiner Kraft dem Hebel, dem Rade abgegeben. Mit den eiſernen Armen des Krans hebt er Rieſenlaſten; mit den eiſernen Zähnen der Zange greift er in die brüllende Eſſe nach dem weißglühenden Erzklumpen, und der Fußtritt des Hammers drückt den wuchtigen Klumpen im ſprühenden Strahlenkranze faſt lautlos zu einem dünnen Blatte. Rieſenſägen ſchneiden das Eiſen wie der Holzhauer die Wildbaumblöcke; gewaltige Meſſer formen ſpielend den Stahl, und all dieſer Kräfte Herz iſt das Rad, an das der Menſch Waſſer, Feuer, Luft oder Elektrizität geſpannt hat. Noch ſteht er dabei mit ſeinem winzigen Körper, ſteht gleichmütig dabei und leitet mit leichtem Fingerdruck ein ganzes Univerſum von Rädern, Hebeln, Schrauben, Hämmern und allen denkbaren Werkzeugen. Der Geiſt hat bei dem einzelnen nicht mehr viel zu tun, iſt er doch vorweg in die Maſchine gegoſſen worden, wo er geſetzmäßig und zweckmäßig waltet wie der Geiſt Gottes im Sternenſyſtem. Und zu ſolch dramatiſchen Vorgängen für das Auge die lohenden, wabernden, ſprühenden Feuer, Rieſenhallen mit glutrotem Scheine erfüllend; fürs Ohr die gewaltigſte aller Muſik, das Schmettern und Schrillen, Rollen und Donnern, das Sauſen und Brauſen — des Webſtuhls der Zeit!

Oft habe ich im dunkeln Winkel ſteiriſcher Hammerhütten geſeſſen, von glitzernden Eiſenſtäubchen umgaukelt, von Funken umſprüht, und habe hingeſchaut, hingehorcht auf die große Oper der Arbeit, die in ihrer gewaltigen Ausſtattung brauſend dem Erfindungsgeiſte ein hohes Lied ſingt. Nicht „nervös“ bin ich geworden, ſondern berauſcht von dieſem Maſchinenlärm, der Muſik iſt, weil er Rhythmus hat. Iſt er nicht jene Zukunftsmuſik, in der die Melodie ſich genau mit dem Text und mit der Handlung deckt? —

Die Elite der Maſchine iſt die Buchdruckerpreſſe. Ihre feinere Manier merkt man ſchon daran, wie ſie den ihr anvertrauten Satz ohne großen Lärm mit artiger Grußbewegung als reinlich bedruckten Bogen dahinlegt, in vielen Exemplaren zugleich. Man ſieht es ihrer Würde an, daß ſie die Lehrkanzel der Zeit iſt oder der Feldherrnſtab im Entwicklungskampfe. Immer wenn ich in einem Druckerſaal zwiſchen den dröhnenden Preſſen dahinſchreite, fühle ich mich ſtolz wie ein kleiner General der großen Armee.

Das ſind nur flüchtige Andeutungen einiger Seelenſtimmungen, die im Reiche der Technik über uns kommen, die freilich nur ein ſchwacher Erſatz ſind dafür, daß die Induſtrie unſere Landſchaft entwaldet, unſere Städte in Rauch einhüllt. Doch gerade die Technik will ſich auch zur Aufgabe ſtellen, durch immer neue Erfindungen und Verbeſſerungen ihren ſchädlichen Eingriffen abzuhelfen.

Iſt erſt das Notwendige vollbracht, dann kommt auch das Angenehme daran. Man wird auch einmal auf den ſchönen, architektoniſchen Bau der Maſchine, des Fabrikgebäudes achten, daß er für Auge und Ohr gefällig ſei. Die Rieſenſchiffe des Meeres werden nicht bloß groß und praktiſch, ſie werden auch ſchön ſein. Und ein modernes Lehrbuch der Äſthetik, das von der Schönheit der Technik nichts weiß, wird nicht vollſtändig ſein.

Wir haben auf die Arbeit der platzſtändigen Maſchine unſern Blick gelegt. Einen zweiten nun auf die Maſchinen des Verkehrs, die ſchon durch die Art ihrer Kraftäußerung äſthetiſche Gefühle in uns auslöſen, abgeſehen von den unerſchöpflichen Schönheiten, die ſie den Reiſenden vermitteln. Da iſt der vorüberbrauſende Schnellzug, mit ſeinen in raſender Eile ſtoßenden Hebeln und vor Geſchwindigkeit ſpeichenloſen Rädern — dramatiſche Energie, deren Eindruck eben wieder durch Muſik, durch das bodenerſchütternde Donnern verſtärkt wird. In ſchönem Ebenmaß wird da ein zuſammengekettetes Städtchen ſicher und endlos durch die Luft geſchleudert, bis des letzten Wagens rückwärtige Wand dem nachſchauenden Auge raſch zu einem Quadratlein zuſammenſchrumpft und endlich als Punkt verſchwindet. Die Stadt iſt fortgeflogen. — Der im Zuge ſitzende Reiſende denkt an ſeine Behaglichkeit, wohl auch an die Schönheit der vorüberfliegenden Landſchaft; von der Schönheit des rollenden Zuges, in dem er ſitzt, hat er aber nicht viel.

Weniger von ſolch äſthetiſcher Wirkung auf den Zuſchauer hat das Automobil abbekommen. Während am Eiſenbahnzuge ſogar die Rauchfahne der Lokomotive ſchön ſein kann, wird das von dem wirbelnden Staubbrodem, den das Automobil hinter ſich herſchleift, kaum ſo leicht jemand ſagen. Zudem iſt das Automobil, naturgemäß mit ſeinem Vorfahren, dem eleganten Pferdegeſpann, verglichen, ein rüdes Ding, deſſen Plumpheit durch die ungeheuere Geſchwindigkeit nur noch unheimlicher wird. Und die lärmdämpfenden Gummireifen ſind wie Filzſchuhe im Gegenſatz zu ritterlich knarrenden Stiefeln anderer Wagen. Wenn bei dem Eiſenbahnzug beſonders der außenſtehende Beſchauer die Schönheit ſieht, ſo genießt beim Automobil die Schönheit der Inſaſſe. Ich habe über dieſes Vehikel ganz abſcheulich geſchimpft, und zwar ſo lange, bis ich in einem fuhr — zehn deutſche Meilen in der Stunde! Das iſt einmal etwas ganz Neues, was die Menſchheit bisher nicht gehabt hat. Wahrſcheinlich nie gehabt, obſchon wir nicht wiſſen können, was an techniſchen Wundern die Vorzeit geleiſtet und wieder verloren hat. Ein ſolch ſouveränes Hinſchnellen — wie kein Tier der Erde ſo ſchnell fliegt — bietet dem Auge, dem Ohr und den Nerven ganz neuartige Erſcheinungen und Eindrücke; und ein Automobilfahrer, der ſeine Aufmerkſamkeit nicht nur auf Kilometerfreſſerei richtet, ſtaunt über die flüſſig gewordene Landſchaft um ihn, und die Allbelebtheit der Umgebung ſteigert in ihm mächtig das Bewußtſein des Lebens.

Jemand hat das Automobil den wütenden Straßenlöwen genannt; vielleicht noch treffender vergleichen wir das leichte Zweirad mit der ſtillen, luftigen Libelle. Ich habe mich lange nicht gewöhnt an die ans Rad geflochtenen Straßenflieger — und doch iſt es weitaus das graziöſeſte Verkehrsmittel. Freilich, am würdigſten und vornehmſten ſtände es dem Menſchen an, ſchlank und aufrecht zu Fuß einherzuſchreiten. Aber wer hat dazu heute noch Zeit! Darin iſt unſere Menſchheit höchſt ordinär, daß ſie immer und immer Eile hat, und in dieſer kindiſchen Eile iſt es wohl möglich, die Schönheit zu überſehen, mit der doch auch unſere modernen Eilmittel vielfach geadelt ſind.

Am glücklichſten iſt die Ehe zwiſchen Schönheit und Nützlichkeit bei den elektriſchen Eiſenbahnen. Iſt es ſchon bei der oberirdiſchen Leitung ein wunderbares Hingleiten am Drahte, ſo entzieht uns die unterirdiſche vollends jedes Merkmal einer wirkenden Kraft. Wie von Geiſtern geſchoben, gleitet der große, ſchwere Wagen dahin auf ebener Strecke, gleitet flott talwärts, und mit derſelben eleganten Leichtigkeit wieder bergwärts. Liegt bei der großen Eiſenmaſchine das Schöne in der brutalen Energie, hier bei der Elektriſchen liegt es in der Grazie, mit der ſchwerſte Widerſtände wie durch Zaubermacht überwunden werden. Der elektriſche Wagen, der heute zumeiſt nur unſeren Städten dient, hat für die Zukunft großartige Abſichten. Er will den Dampfwagen ausſpannen und den Weltverkehr übernehmen. Er will mit zahlloſen kleinen Zügen die Städte des Kontinents zu einer einzigen Stadt machen. Er will von Hamburg bis Konſtantinopel in einem Tage fahren, dort auf das Bosporusſchiff gleiten und in Aſien am zweiten Tage den Golf von Perſien erreichen. Wenn es noch eine Weile ſo fortgeht wie ſeit den letzten achtzig Jahren, ſo iſt ja kaum eine Möglichkeit ausgeſchloſſen — weder auf dem Landweg, noch auf dem Seeweg, noch im Luftraume des Himmels. Beſonders die ſo lange erſehnte und endlich errungene Luftſchiffahrt wird uns eine neue Welt von Wundern und unerhörten Möglichkeiten enthüllen — eine neue Kultur, eine neue Geſchichte bringen.

Solche Ahnungen haben etwas Erhabenes an ſich, das über äſthetiſches Gefühl noch hinausgeht und der Religion nahe kommt. Gottes Geiſt durch den Menſchen in der Maſchine! Was der Menſch von den Offenbarungen der Natur gelernt hat, das beſtätigt er in der Technik. In der Schule des Schöpfers iſt er ſelbſt Schöpfer geworden. Freilich, die Organe, die er in den Maſchinen ſchafft, wie himmelweit bleiben ſie an Vollkommenheit zurück hinter den Organen der Natur: der Pflanze oder gar des Tieres! Eher mit Homunkeln ſind die Geſchöpfe des menſchlichen Geiſtes, der menſchlichen Hand vergleichbar. Zweifelnd und hoffend ſteht alſo der Erſtaunte da. Ob die techniſchen Erfindungen und Fortſchritte mehr ſind als banale Nützlichkeiten; ob die Schönheit, die wir heute ſtolz bewegt an ihnen preiſen, auf unſer Gemüt nachhaltig wirken wird, kurz, ob dieſe Errungenſchaften ſich als göttlich bewähren werden, das kommt auf eins an: Wenn es ſich dereinſt herausſtellt, daß die ſieghafte Technik die Kulturmenſchheit zufriedener, ſittlicher, glücklicher machen kann, dann iſt ſie ein göttlicher Fortſchritt. Sonſt aber, trotz aller geſchäftigen Kraft, trotz ihrer Schönheit und Pracht — eine verhängnisvolle Verirrung. Denn ſie hätte unſern Sinn von Gemütswerten abgelenkt, in denen unſere zufriedeneren Vorfahren Halt und Heil gefunden haben.

Vielleicht iſt dieſe flüchtige Gedankenreihe die Anregung, der Stimmſchlüſſel zu einem Preisgeſang der Technik. Aber den müßte erſt einer ſingen, der in dieſer wunderbaren Welt der Erfindungen vertrauter iſt als ich. Jedenfalls wird das Lied auszuklingen haben dahin, daß die vollendetſte Technik der menſchliche Körper iſt. Dieſe Maſchine erzeugt von allen Werten den köſtlichſten, den erſten und letzten — das Bewußtſein. Aller Schöpfung und Arbeit Endziel, aller Seligkeit Inbegriff liegt in dem Empfinden und Denken eines freudigen Daſeins.

Ende Juni 1912.

Inhaltsverzeichnis.

Seite
Anfang des Tagebuchs . . 7
Abſchreckendes Schulbeiſpiel 288
Akademiſche Unfreiheit . . 192
Alchimiſtens Mißgeſchick . . 46
Alltagsverzettelei 19
Angekreuzigtſein an die Heimat 242
Anzengruber-Seele 165
Apportel 244
Arbeiterfrau, die kranke . . 246
Ariſtokraten-Vorurteil . . . 382
Armes Fräulein mit der Viertelmillion 321
Arreſtant, der den Staat ſtraft 140
Artigkeitskarten 187
Audienzen 94
Auferſtehung in St. Kathrein 22
Auffi ins Heu! 375
Aus Güte ſündigen 339
Auswanderer 60
Autofahrt, erſte 112

Bauern, aber keine Kuhhalter 101
Bauerngeſtalten, erlogene . 250
Bauernſtand, vom alten . . 170
Bauern verkaufen ihre Götter 67
Bauernwirt der alten Zeit . 388
Begräbnis in St. Petersburg 383
Begrenzter Gedankenvorrat . 25
Beichte des alten Schmiedes 267
Beichtſtuhl und ſeine Macht 197
Bei den Enkeln und doch einſam 76

Seite
Benehmen gegen Ariſtokraten 356
Bettelmann, der ſchnapsfeinde 251
Bettler machen 190
Bienen und die Schloßherrſchaft 63
Bücher ſchenken 393

Charfreitag ohne Vogelſang 22
Chriſtbäume auf Gräbern . 131
Chriſtbaum ohne Kinder . 255
Chriſtkindel geht fort . . . 10

Dame, die benachteilte . . 397
Damenhut 228
Dankbarer Sohn 170
Darwinismus, der welt- und himmelgläubige 157
Das Unbedeutende des Tages 31
Davongelaufener Weltteil . 276
Denkmal für Adolf Pichler 34
Der köſtliche Einzelne, die böſe Menge 69
Deutſche, der beſchämte . . 227
Deutſcher Michel 107
Deutſche, wie ſie ſich entwurzeln 171
Deutſchtum, wer am meiſten dafür tut 309
Dichte dir die Welt, wie ſie dir gefällt 404
Dichterdenkmal geſtohlen . 122
Dichterdenkmalsfrage . . . 123
Dichter, der talentloſe . . . 393
Dichter, die ſich Lob beſtellen 151

Seite
Dichterfreundin 58
Dichterling, ein zitierter . 68
Dichter und das deutſche Volk 125
Dichtkunſt, wie der kleine Karl darüber denkt . . . 167
Die Blume der Sprache . . 396
Diebſtahl und heimliche Rückgabe 355
Doppelgänger 117
Doppelweſen 364
Dreihellerbäck, der, vor Gericht 84
Dreizehnter Auguſt 1859 . 215
Duldſamkeit der Freidenker 115
Durchgefallener Antrag . . 188

Eheliche Treue 107
Ehrenbeleidigungsprozeß, bäuerlicher 294
Ehrentag 182
Eidſchwur des Buchbinders 401
Einäugiger von der Breitenau 411
Einer, der kein Waſſer mag 37
Einer, der nicht ſchlafen kann 38
Einer, der nicht ſchwören will 176
Einer, der vom Unfrieden lebt 34
Ein letzter Wunſch 411
Einſame, unter den Ihrigen 98
Enkel, der, im Waldhauſe . 106
Enkel Peterl — mein Freund 370
Erbſünde 258
Erdbebenforſcher, der, in Mürzzuſchlag 56
Erdbeben in Italien . . . 204
Erdkugel, die flache . . . 336
Er hat die Paſſage freizuhalten 277
Erinnerung — was iſt das 271
Erkälten oder Erhitzen . . 129
Erzherzog Johann, der Unvergeßliche 362
Eulenſpiegelſtücklein . . . 97
Ewiger Wert der Kleinigkeiten 97

Seite
Falſchheit und Lüge zur Todſünde erhoben . . . 40
Februarföhn 319
Fehler der andern 142
Feind, einen muß man haben 136
Flucht vor dem Feiertagsgetue 9
Flucht, zeitweilige, in die Urſprünglichkeit 193
Fortſchritt, für und dagegen 41
Frage 128
Franzöſiſch im Traum . . 82
Frohgefühl über Ehrlichkeit 43
Frühjahrsſpaziergang auf dem Reiterſteig 23
Fuhrmann und Hoſenrockbirn 364
Fünfhundert 74

Gedanken, eine gewiſſe Anzahl 25
Geduld, keine zum Zuhören 153
Gegenbau gegen das Chriſtentum 103
Gehorſamer Diener 391
Gelehrten-Kommentar . . . 238
Generoſität des Staates . . 388
Gerechtigkeitsliebe aus Kunſtſinn 210
Geſundſein iſt nicht immer geſund 48
Gewagte Wette 46
Gewiſſenhafter Geldſtehler . 307
Glück, beneidet zu werden . 261
Glück der Erwartung . . . 151
Glück des Schaffens . . . 27
Glückwunſchkartenplage . . 11
Goethe verbeſſern?! . . . 182
Goethe, was ich von ihm gelernt 42
Goethe, was man von ihm lernen kann 233
Gottesläſterung, eine glücklich verhinderte 66
Gott Vater, der nie zu ſeiner Ehre kommt 222

Seite
Gottverlaſſene Verzweiflung 131
Großbauer, der überliſtete . 206
Großmütige Feinde. 327
Gutſein. 278
Gutſein, warum es wohlgefällt 392

Härtet eure Kinder ab . . 81
Haupttreffer und die arme Frau. 134
Hausball bei Madame F. . 380
Häusliches Jahresgeld . . 81
Hausreh und Jagdhund . . 111
Heilandsgeſtalt, verſchiedene Auffaſſung derſelben . . 221
Heimgarten 55
Heimkehr der Nordlandsreiſenden 56
Helden von Tirol 220
Henne und Hahn als Hausuhr 385
Hervorruf im Theater. . . 78
Herz, ans Tier verſchwenden 191
Hiſtoriker, negative 249
Hoſe, im Kornfeld 174
Hoſenknopfgeſchichte 281
Houſntroga 296
Hund, der flinke 95
Hundert Jahre in der Sparkaſſe 325
Hunderttauſend Jahre. . . 363

Ich liebe nur das, was mich liebt 141
Innern, ſtatt intereſſieren . 156
Irrtum gutmachen 28

Jeder Menſch hat ſeine Fehler 186
Jugend nimmt Abſchied . . 237
Jungbrunnen der Mutterbruſt 30

Kaiſer Max von Mexiko, ein Erinnern 102
Kaiſers lange Regierung . 155
Kamerad, ein alter 286

Seite
Kampf mit dem Neid. . . 117
Kampf um den Kaplan . . 113
Kanaltal 146
Karl Morre, der Schelm . 292
Kaſſier, dem es bei der Kaſſe zu gefährlich iſt 126
Kathederweisheit 47
Kätzlein, das liebe 337
Kein Geheimnis haben . . 135
Kellnerin, das „vertrackte Bradl“ 331
Kellnerjunge, der beſtrafte . 288
Kind, das gehetzte, unter dem Chriſtbaum 290
Kinderloſigkeit beſteuern . . 368
Kinder, wenn man hat . . 308
Kirſchen auf dem Lindenbaum. 51
Kohlenführer und Bücherkäſten 235
Konflikt mit dem Monde . 403
König und ſein Hofnarr . 308
Können iſt König 281
Kopf, der große, des Gelehrten 298
Kranke, die in die Fremde geſchickt werden 152
Krankſein eine Erholung . 92
Kriegsheld Malm 377
Krug zum grünen Kranz . 12
Kultur — Fortſchritt . . . 194
Kurpfuſcher, der nicht Zeit zum Eſſen hat 408

Lachen lehren 31
Lampenfieber 395
Landmann, der vom Städter lebt 160
Lausbub 195
Leiche im Hauſe 26
Leichenfund im Hochgebirge 214
Leitſpruch, einer der danach lebt 157
Leopoldſteinerſee 344
Leſen, ſchreiben und rechnen 361

Seite
Liebende Kirche, wo ſie iſt? 306
Lieſerl 198
Literariſche Gauner 119
Literariſche Schutzfriſt 211
Literatur — Liter a Bier 168
Löslichkeit der Ehe 28
Lottoſchein, der gefundene [illegible]
Ludwig Gruber, der ſchlechte Komödiant 347

Mädel, das altkluge 96
Magenauspumpen 83
Mann, der zeitloſe 389
Mann und Frau, zwiſchen ihnen keine Freundſchaft 150
Meine erſte Roſe im Frühjahr 92
Meine vortrefflichen Schriften 115
Menſch, ſuche dir eine Pflicht 78
Mißverſtehen des religiöſen Empfindens 83
Mit Roß und Wagen 65
Mitternächtige Begegnung in Wien 133
Mond als Lebensretter 39
Moniſtenbund 41
Moſesſtab 241
Müller und Mime 36

Natur und Kunſt 88
Natur, was ſie will 136
Neue Schönheit (der Technik) 415
Neujahrsaberglaube 9
Nix Deutſch 230
Nobelpreis 256
Novelle, ungedruckte, der Gartenlaube 168

Oberhofprediger Rogge am 18. Januar 1871 62
Oſterlachen 329
Oſtſteiriſche Mundart 374 408

Paradeisſpiel in Kindberg 348
Peters, die erſchreckten 60

Seite
Pauſenſchen 294
Perſonengedächtnis des Hirten 105
Perſonenkultus 72
Pferde können den Toten nicht fortziehen 99
Pfiffige Autographenjäger 84
Pflicht des Hausherrn 116
Phariſäertum 197
Pietät 315
Plätzchen, ein trautes 77
Politik der Feiglinge 105
Prediger unſerer Zeit 70
Preisgedicht, ein 386
„Prinzeſſin Victoria Luiſe“, die verſunkene 79
Prozeßkoſten des Gewinnenden 182

Raſſenfrage, mein Standpunkt darin 234
Rekruten, die abgelehnten 247
Revolutionär als Reaktionär 341
Reych Schlaraffien, das 90
Richteramt, vom 248
Richter, der tapfere 412
Romanſchreibender Verleger 129
Rundfragen 298

Saars Tod 50
Sattlerlehrling, der umſatteln will 219
Sämbauer, der herabgekommene 252
Schaun's, daß S' weiterkommen! 19
Schenken oder borgen 32
Schiffbruch, der größte aller Zeiten 410
Schlaffaal für Wallfahrer 108
Schleiferjunge 217
Schmerzloſes Sein 205
Schmuzians glücklichſter Tag 273
Schnäpsler in Kärnten 44
Schneiderkerze, die ſchlechte 399

Seite
Schöne Helena und mein Mißgeſchick mit ihr . . . 190
Schönheit der Zeit und des Raumes 259
Schorſchl von Serbien . . 229
Schotterer, der nachdenkliche 291
Schreckensnachrichten . . . 228
Schulbüchel des Herrn Jeſu 292
Schule, eine harte, in der wir nichts lernen 140
Schuſter, der „pickab" . . 335
Schwere Arbeit des Fürſten 410
Schwere Aufgaben erleichtern das Leben 28
Seele überall 75
Sehkraft der Blinden . . . 233
Sehnſucht nach den Vorfahren 98
Selbſtmorde 156
Selbſtmörders Abſchied . . 11
Sollen oder dürfen 16
Sonntag reinigen 209
Sophokles, der ſich zu Tode gefreut hat 165
Sorgenlos leben 126
Sparſamkeit — Unabhängigkeit 82
Spätzlein in der Schule . . 143
Spiegel, der aufrichtige . . 133
Spielſchuld des ruſſiſchen Studenten 345
Spitzbergen 52
Stelzfuß 106
Sterbeglocken läuten 162
Sterbelager, an einem . . 96
Sternenſyſtem, als ich es trug 304
Steuern, zu geringe . . . 227
Stockböhm, der beſoffene . . 357
Stolz! 388
Stramm deutſchnational . . 115
Studentel auf der Ferienreiſe 110
Stunden des Liebes . . . 25
Sünde, die 305
Silveſter 80

Seite
Tages Erfolg, wann mißt man ihn 15
Taub, als ich war 263
Taugenichts Traum 285
Theologiſche Werke tun mir nicht gut 32
Tiefgründigkeit 136
Tintentiegelſchleuderer, der . 86
Tolſtoi, aus ſeinem Leben . 310
Tolſtois Standhaftigkeit . . 313
Tolſtoi, von ſeinem Sterben 314
Totenbett, an einem . . . 64
Touriſt und Holzknecht . . 51
Tragik Ludwig II. 326
Traum vom Straßenraub . 57
Trinkgeld, ein anderer Namen dafür 388

Überſchätzung des Kindes?. 359
Über Waldkultur und Jagd 48
Unbekannte Gaſſenfreunde . 323
Ungenügend in Religion . 138
Ungeſunde Empfindung der Köchin 284
Unglück im Jagdhauſe . . 237
Unglücksfälle des Frühjahrs 405
Unglücksfälle, wie ſie bei Bauern gemeldet werden 290
Unſere Kulturarbeit 48
Unſer Planet — ein Tier . 106
Unterſchiedlicher Wert der Zeit 59

Vagabund, der nicht in den Arreſt kommen kann . . 329
Vaterland und Mutterſprache 370
Verbotener Weg 172
Verdorben durch meine Romane 77
Verehrer, auch ein 279
Vereinnahmt 156
Vereinsuntauglich 188
Vergelts Gott zehnmal . . 14
Verläßlichkeit der Natur . . 388

Seite
Verſtoß in der Handelsakademie 207
Verzicht auf das Klatſchen 318
Veſuv, der enthauptete . . 21
Vierundzwanzigſter Dezember 79
Vogel, der hölzerne. . . . 208
Volksbüchereien. 18
Volksſchule praktiſcher Art . 184
Volkswohlſtand, moderner . 148
Von meiner Ahndl 302
Vornehmſte Wagenklaſſe . . 53

Waldwucherer und Chriſtbaumfreund 127
Walterbub, der praktiſche . 19
Wanda von Rauktahl, ihr Fehltritt 163
Was der Herr nicht kann, das kann die Magd . . 57
Was ich dem Deutſchen Kaiſer wünſche 66
Waſſerkommiſſar, der falſche 101
W, das große 281
Wegwanderer, der ſchlaue . 100
Weg zum Himmel 160
Weib, das den Spiegel nicht kennt. 384
Weihbrunnmichel 123
Wein, den man nicht genug loben kann 346
Weltanſprüche der Bauernmagd 54
Weltverbeſſerei 232
Weltverbeſſern? 387
Wer hat ins Ei das Ei gelegt? 159
Wer ſchweigt, hat Ruhe . . 20
Wichtigkeit des Augenblicks 212

Seite
Wie der Schwager überliſtet wurde 27
Wie ich aufs Böſeſein vergaß 7
Wie jener mir gut ward . 7
Wie man aus Waſſer Häuſer baut 23
Wie man durch ſeine Kinder in die Weite wächſt . . 4
Wie man geadelt werden kann 124
Wie man gute Zeiten macht 33
Wie man mit der Wahrheit anlügen kann 23
Wiener auf der Wallfahrt . 114
Wieſo biſt du da? 33
Willen zum Leben 30
Windmacher, der 36
Wir leben über unſere Kraft 23
Wir und der Staat . . . 34
Wiſſen ohne lernen 40
Wohltäter, der keine Armen findet 2

Zeichen ſchlechten Gewiſſens 30
Zeitgenoſſen der Revolution 6
Zeitung, Spiegel der Zeit 40
Zigeuner 3
Zorn, der giftbefreiende . . 34
Zudringlicher Beſucher . . 13
Zuhören können 14
Zuletzt das Schlimmſte . . 25
Zu Mantua im Bade . . 10
Zwei Augen 1
Zwei gefallene Knaben . . 7
Zwiderling 28
Zwieſpalt zwiſchen Vater und Sohn 218
Zwiſchenhändler 161

Von **Peter Roſegger** erſchienen zuletzt im gleichen Verlage:

Die beiden Hänſe

Ein Roman aus unſerer Zeit

17. Tauſend

Broſch. M. 4.–, geb. M. 5.–, in Halbfranz M. 6.–

Die Zeit, Wien: „In dieſem Roman iſt eine Buntheit und Vielgeſtaltigkeit der Figuren, eine Bewegtheit der Handlung. Und doch wird alles gerundet und zum Ganzen geſchloſſen durch die herzensſtarke Wahrhaftigkeit, die einfache Lebenfriſche, die gütige, ſonnige, lächelnde Weisheit, die auch hier aus jedem Worte ſpricht. Ein anderer, ein neuer, und dennoch ein echter Roſegger iſt dieſes Buch, um deſſentwillen man den Dichter noch lieber gewinnen muß.“

Der Tag, Berlin: „Bewegend und feſſelnd iſt Roſeggers Darſtellungsweiſe auf jedem Blatte.“

Das Literariſche Deutſch-Öſterreich: „Wir möchten dieſen Roman in den Händen jedes Jünglings ſehen, der aus der Schule ins Leben ſchreitet.“

Mein Lied

10. Tauſend in Originalband M. 1.30

Berner Schulblatt: „Eine herrliche Gedichtſammlung! Erfreuend, erhebend, tröſtend, ſtärkend in jeder Zeile. Hier iſt nichts Ausgetiſteltes, ſondern edle kräftige Volksnahrung. Von Roſeggers goldenem Gemüt geht ein reinigender Hauch aus, und wenn man das Werklein zum ſo und ſovielten Male weglegt, weiß man mit ſtets erneuter Dankbarkeit nur eines zu ſagen: Laß uns dich innig lieben, du guter, großer Menſch!“

Der Tag: „Ein tiefſchauender, tiefſchürfender Weltweiſer ſtellt ſich uns hier vor. Welche Fülle von Stimmungen, Gefühlen, Gedanken! Eine geiſtige Wegzehrung beſter Art!“

Hamburger Correſpondent: „Da rauſcht ein Klang von unerhörter Lieblichkeit und Weiſe.“

Neues Wiener Abendblatt: „Das iſt das Lied des Peter Roſegger, ganz ſo, wie er ſelbſt iſt. Innig und munter, gefühlsſtark und ſchelmiſch und immer echt, echt, echt!“

Novitäten 1912

aus dem

Verlag von L. Staackmann, Leipzig

Rudolf Hans Bartſch, Schwammerl. Ein Schubertroman. Broſch. M. 4.—, gebd. M. 5.—, Halbperg. M. 5.50, Leder M. 7.—

Fritz Brehmer, Helga Holgerſen. Schauſpiel. Broſch. M. 2.—, gebd. M. 3.—

Otto Ernſt, Asmus Sempers Jugendland. Der Roman einer Kindheit. 100. Tauſend. Jubiläumsausgabe in Leder gebd. M. 10.—

— —, Aus meinem Sommergarten. Humoriſtiſche Plaudereien. Broſch. M. 2.50, gebd. M. 3.50

Emil Ertl, Nachdenkliches Bilderbuch. Zweite Folge. Ernſte und heitere Geſchichten. Broſch. M. 4.—, gebd. M. 5.—

Georg von der Gabelentz, Das glückhafte Schiff. Roman. Broſch. M. 4.—, gebd. M. 5.—

Max Geißler, Briefe an meine Frau 1903—1912. Broſch. M. 4.—, gebd. M. 5.—

— —, Neues Märchenbuch. Farbig illuſtriert. Gebd. M. 4.—

Franz Karl Ginzkey, Der von der Vogelweide. Roman. Broſch. M. 5.—, gebd. M. 6.—

Rudolf Greinz, Gertraud Sonnweber. Roman. Broſch. M. 4.—, gebd. M. 5.—

— —, Hin iſt hin! Luſtige Marterln. Broſch. M. 2.—, gebd. M. 3.—

Hans Hart, Kupidos Bote. Eine frohe Rokokogeſchichte vom Rhein. Broſch. M. 2.50, gebd. M. 3.50

Alfred Huggenberger, Das Bauerndorf. Roman. Broſch. ca. M. 3.50, gebd. ca. M. 4.50

Karl Krobath, Schalksfahrt. Luſtige Geſchichten aus Kärnten. Kartoniert M. 1.—

Adam Müller-Guttenbrunn, Es war einmal ein Biſchof. Roman. Broſch. M. 4.—, gebd. M. 5.—

Peter Roſegger, Heimgärtners Tagebuch. Broſch. M. 4.—, gebd. M. 5.—

Karl Schönherr, Sonnwendtag. Drama. Neubearbeitung. Broſch. ca. M. 2.—, gebd. ca. M. 3.—

Horſt Schöttler, Weib, Wahn, Wahrheit. Neue Fineſſen. Broſch. M. 3.—, gebd. M. 4.—

Paul Schreckenbach, Um die Wartburg. Roman aus dem Mittelalter. Broſch. M. 4.—, gebd. M. 5.—

Karl Söhle, Sebaſtian Bach in Arnſtadt. Neubearbeitung. Broſch. M. 2.—, gebd. M. 3.—

Alfred Walheim, Emil Ertl, Sein Leben und ſeine Werke. Eine Studie. Broſch. ca. M. 2.50, gebd. ca. M. 3.50

Vom freudigen Schaffen. Eine Anthologie aus unſeren Tagen. 20. Tauſend. Herausgegeben von Jul. A. Wenzel. In Leder gebd. M. 3.—

Dieſe Anthologie, wovon auch eine Ausgabe zu M. 1.80 in biegſam Leinen erſchien, umfaßt die bedeutendſten Autoren aus ganz Deutſchland und Öſterreich, darunter faſt alle obengenannten mit dem Schönſten ihrer Erzählungskunſt.

Als ein zuverläſſiger Ratgeber über die neuen Bücher des Jahres erſcheint im November:

Deutſcher Literaturſpiegel

von Rudolf Greinz

Kartoniert 20 Pf.

Peter Roſegger

Heimgärtners Tagebuch

Als Vorläufer zu dieſem Bande erſchien im gleichen Verlage im Jahre 1912:

Heimgärtners Tagebuch

im 11. Tauſend vorliegend

Heimgärtners Tagebuch

2)

Neue Folge (1912—1917)

aus Fried' und Freud', aus Not und Streit

von

Peter Roſegger

Erſtes bis fünfzehntes Tauſend

Leipzig / Verlag von L. Staackmann / 1917

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.
Für Amerika: Copyright 1917 by L. Staackmann, Leipzig.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vorwort.

Graz, am 1. Mai 1917.

In ſolchen Zeiten iſt es einfach unmöglich, ein Tagebuch nicht zu ſchreiben. Wenn man es ſogar in gewöhnlichen Tagen nicht laſſen kann.

Kaum im Jahre 1912 der eine Band „Heimgärtners Tagebuch“ geſchloſſen war, wurde ein neuer begonnen, als käme was Beſonderes zum Aufſchreiben. Und doch war die Zeit ſcheinbar ruhig und der Verfaſſer ſo idylliſch geſtimmt, daß er recht kindlich etliche Stückchen hereinzog von ſolchen, die einſt ein einſamer Knabe in ſeinen Bergwildniſſen aufs Papier gekritzelt hatte. Die Tage waren ſtill und ſchwül, aber es gab Vorahnungen und Vorzeichen, und plötzlich war's da.

Sollte nun das Tagebuch etwa eine Beſchreibung des Weltkrieges werden? Nichts weniger als das. Wer könnte mitten im Toben der Weltgeſchichte — Weltgeſchichte ſchreiben! Nur von dem, was im grauſen Dämonenzug an die verblüffte Perſon ſtößt, ſoll Einzelnes an Eindrücken, Stimmungen, Gedanken und Sonderbarkeiten angemerkt werden, ungeordnet, wirr, wie die Ereigniſſe ſelber. Und darunter hin die gewöhnlichen Tageserlebniſſe, gelegentliche und auch ungelegentliche Ausſprünge in andere Zeiten und Bereiche, Dinge, die oft gar nicht herpaſſen und dem Weltunglück manch ungehöriges Schnippchen ſchlagen. Aber macht's der Tag, das Leben nicht ebenſo? Und doch iſt im tieferen Zuſammenhang alles folgerichtig. Wie manche Minute ſcheint uns wichtig, die nichts bedeutet, wie manche überſehen wir, und doch iſt ſie ſchickſalsträchtig.

In unſerem Falle iſt es dem Leſer vielleicht recht, wenn die wilden Ereigniſſe bisweilen durch ein freundliches Bildchen, durch einen heiteren Einſchub gemildert werden.

In dem Augenblick jetzt, da der Verfaſſer auf Zureden nachſichtiger Freunde ſich zur Herausgabe dieſes Buches entſchließt, hofft er auf einen guten Schluß. Oder ſollte das Blei des Typographen ſtatt in die Druckpreſſe — an die Front müſſen — ?

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vergangenheiten.

Wieder einmal in meinen alten Papieren kramend, habe ich etliche Stücklein aus dem Jahre 1860 gefunden. Der ſiebzehnjährige Skribifex hat's wohl nicht geahnt, daß er als alter Mann jene Schreib- und Dichtübungen einmal in Druck geben werde. Jetzt tut er's, um zu zeigen, daß er immer der gleiche war und iſt, der nicht rechts und nicht links, nicht auf und nicht ab kann, der auf ſeiner Straßen dahinrollen muß, als wäre ſie mit Schienen belegt. Innerlich war der Siebzehnjährige ſo fertig oder unfertig, wie es der Siebzigjährige iſt; äußerlich an Schick und Form hat der Alte den Jungen ein bißchen zurechtgebogen, um die öffentliche Vorſtellung möglich zu machen. Leichte Ware. „Neujahrsnacht 1861“ nötigt mir einiges Kopfſchütteln ab — ob auf und nieder, ob hin und her? Ich weiß es nicht.

Schäfers Morgenlied.

Vorüber iſt die dunkle Nacht,
Bin fröhlich wieder aufgewacht.
Der mir den neuen Tag beſchied,
Dem ſing' ich jetzt ein Morgenlied.

Von neuem grüß' ich dich, o Welt,
Dich grüner Wald, dich weites Feld.
Die zarte Blum', der harte Stein
Soll ſchön von mir gegrüßet ſein.

Ich war im Traum ein hoher Herr,
Doch Schäfer ſein iſt noch viel mehr.
So ſtark bin ich, ſo wohl iſt mir.
Ich ſag dir, Herrgott, Dank dafür!

Jetzt geh' ich ſingend in mein Haus,
Und ſetze mich zum Morgenſchmaus,
Dann nehm' ich die Schalmei hervor
Und pfeiſe Gott ein Liedl vor.

Ein Liedl ihm zu Preis und Ehr,
Ich blaſ' es aus, ich pfeiſ's daher.
Der Herrgott hat ſein' Freud' daran,
Daß ich ihm ſo ſchön pfeiſen kann.

Der erſte Schnurrbart.

Nun hab' ich meinen heißen Wunſch
Zeitendlich doch erreicht,
Es ſchmiegt ſich zart um meinen Mund
Ein Bartel hold und leicht.

Jetzt bin ich erſt, was ich längſt war,
Ein ganzer, ſtarker Mann,
Was meinſt du, Madl, ſteht mir's Haar
Nit wunderprächtig an?

Geh komm nur, ſtadl, herzigs Madl,
Wir tanzen miteinand,
Und wenn das Ein'm nit recht ſoll ſein,
Den ſchmeiß' ich an die Wand.

Und jetzt, da ich als Mann ſteh' da,
Jetzt nehm' ich mir ein Weib,
Denn ohne Weib iſt — heißt es ja —
Der Mann ein halber Leib.

(Späterer Nachſatz.)

Der halbe Leib, o weh und ach,
Ein ganzer Krüppel is.
Der ganze Menſch hat — zählet nach —
Zwei Köpfe und vier Füß!

Neujahrsnacht 1861.

Was würden alte Leute ſagen,
Die einſt gelebt in fernen Tagen,
Wenn ſie erſtünden vom Umnachteten?
Ach, ſie müßten arg erbeben,
Wenn ſie dieſes neue Leben
Der Jetztzeit recht betrachteten.

Das Jahr 1861 kommt als junger Mann hervor.

Das Jahr 1361 tritt als Greis auf und ſpricht: Gelobt ſei Jeſu Chriſt!

1861: Ghorſchamer Diener. Sag mir, wer du biſt.
1361: Fragen werde ich. Biſt denn du kein Chriſt?
Mein Gruß, der kommt vom Herrn!
1861: Dein Gruß, mein Freund, iſt nicht modern.
1361: So ſag mir erſt, wo ich denn bin.
1861: Die ſchöne Stadt hier heißt man Wien.
Siehſt du nicht den Stephansdom?
1361: O Wien, wie biſt du fromm!
1861: Spotte nicht, wir haben viel gelitten.
Haben gegen Türkenfeind geſtritten.
Erlebt auch Peſt und Hungersnot.
1361: O helfe euch der liebe Gott!
1861: Und ſo wie alles iſt geweſen,
In Romanen ſteht es ſchön zu leſen.
1361: Was heißt Roman?
Dergleichen zeigt die Chronik an.
1861: Wir leſen nur Romane. Die berichten
Der Spektakel viel, und Liebsgeſchichten,
Von Laura mit dem heißen Mund,
Dann mit dem weißen Buſen, und —
1361: O ſchweigt, derlei kann Unheil ſtiften.
Wir ſchwiegen's tot —. Es war zu dumm.

1861: Ach, ſchade drum!
1361: Und ihr erzählt's in öffentlichen Schriften!
Wir taten derlei jungen Leuten ſtets verwehren.
1861: So müſſen wir's der lieben Jugend lehren.
Bedenket nur, des Weibes roter Mund,
Er iſt des Mannes wichtigſter Befund.
1361: Was andres nun. — Was iſt doch dort,
Es kommt von Stell zu Stell, von Ort zu Ort.
Faſt gleicht es einem ſchwarzen Drachen.
Es ſchnaubet Rauch, es ſpeiet Feuer aus dem Rachen.
1861: Du meinſt den Zug dort auf der Eiſenbahn.
Haſt du nicht Luſt zu fahren?
1361: Danke ſchön, ich bleib' auf meinem alten Karren.
1861: Des Tages ſchneller Wagen, dienſtbereit,
Er brächte raſch dich in die neue Zeit.
1361: Die neue Zeit iſt viel zu klug.
Mir iſt die alte Zeit noch gut genug. —
Doch ſieh', was zieht dort von der Stadt
Auf hohen Stangen für ein ſchwarzer Draht?
1861: So wach doch auf, mein Herr, aus deinem Schlaf,
Und ſchau und ſtaune nur: Es iſt der Telegraph.
Da kannſt du ohne Kopfzerbrechen
Zur Stunde hin in alle Weiten ſprechen.
1361: Nein, ich will ſehen ihn, mit dem ich red',
Die fernen Leute gehen mich nichts an,
Bin froh, wenn man mich in nächſter Näh' verſteht.
— Doch horch, mir iſt, als ob ein Donnern wär'.
Zieht nicht am Ende ein Gewitter her?

1861: Du höreſt die Kanon', die weit und breit
Dem Feind das Feuer und den Tod entgegenſpeit.
1361: Wir haben in des Lebens raſcher Flucht
Das Kräutlein einſtens gen den Tod geſucht.
Ihr habt als Pille gegen langes Leben
Die Kugel des Geſchoſſes uns gegeben.
Der hochberühmte Fortſchritt eurer Zeit.
Ach ja, wie ſeid ihr heutzutag geſcheit!
Könnt etwa ihr auch fliegen? Wie, mein Sohn? —
1861: Guter Freund, wir haben's ſchon.
Im Prater ſteigt noch heut' ein Luftballon.
1361: Das iſt mein Fall, mein Wunſch iſt's ſchon ſeit Jahren,
Ich möchte gern zu Gott in Himmel fahren.
1861: Ach, ſchwatz' nicht immer nach die alte Mär,
Die haſt du noch von deiner Amme her.
Höre Wahrheit, wenn es dir beliebt:
Die Wiſſenſchaft, die hat uns längſt bewieſen,
Daß es keinen Gott und keinen Himmel gibt.
1361: (traurig): Ich neid' euch nicht um euer neues Glück.
Ewiglich ſei meine Zeit geprieſen.
Ins Mittelalter kehr' ich froh zurück.

Dem Dichter.

Iſt dir, Freund, der Dichtergeiſt gegeben,
Wiſſe dann, der Welt gehört dein Leben.
Sprich das Wort, das dir im Herzen gärt,
Kräftig aus, ſo wie dir's Gott gelehrt.
Dichter, eine Welt lauſcht deinem Lied,
Offen ſteht dir gläubig ihr Gemüt.

Liebe wollen ſie und edle Labe;
Himmelsbote, gib die Gottesgabe.
Und bevor du ſprichſt zur fernen Menge,
Prüfe Wort für Wort mit weiſer Strenge,
Noch haſt du den Samen in der Hand,
Der da wachſen ſoll im ganzen Land.
Iſt ein deutig Wort dir nicht ganz klar,
Oder wär's zum Ärgernis ſogar,
Sag es nicht, man kann mit ſolchen Giften
Auf Jahrhunderte lang Unheil ſtiften.
Iſt's auch eine Flamme nicht, die zündet,
Und zu einem Weltbrand ſich entbindet,
Kann es doch ein ſchlimmes Irrlicht ſein.
Darum wieg das Wort, ſo lang' es dein. —
Manche Seele, elend im Gemüt,
Die im Meer des Lebens Schiffbruch litt,
Weiß ſich ſonſt kein Heil im Ozean,
Klammert an das Dichterwort ſich an.
Und nicht nur den ärmſten deiner Brüder,
Dichter, auch den Frohen ſinge Lieder.
Wie die Müden an der dunklen Pforte
Lauſcht die ganze Menſchheit deinem Worte.
Alle kommen ſchuldlos in das Sein,
Leben heute Luſt und morgen Pein.
Schrecke nicht das Kind mit Not und Mängel,
Singe ihm von Mutter, Gott und Engel,
Winde froh der Jugend bunte Kränze,
Schmücke harmlos heiter ihre Lenze.
Und dem Mann in Arbeit und in Streit
Halte ſtets ein ſtärkend Lied bereit.
Und das Mildeſte von Lieb und Labe
Gib dem Greis am morſchen Pilgerſtabe. —
Dann, o Dichter, wird die Poeſie
Dir auch ſelbſt zur Lebensharmonie.

Im Juni 1866.

1912.

In der Waldheimat hatte ich ſchon als Knabe beobachtet, daß am Neujahrstag die Leute einander ein glückliches neues Jahr zurufen. Unſere alte Magd Jula ſprach an einem ſolchen Tage zu mir: „Du Peterl! Du mußt heut' auch zu Vater und Mutter gehen und ſagen: Ich wünſch' euch ein glückſeliges neues Jahr!“

Ich vermute, daß ich bei dieſem Anſinnen ganz rot geworden ſein werde im Geſicht. Mir ſchien ein ſolcher „Glückwunſch“ eine Schamloſigkeit. So was ſagt man ja nicht. Es iſt ja nicht auszuſprechen, wie innig im Kind das Gefühl iſt für das Wohlergehen der Eltern. Wenn ich am Neujahrsmorgen Vater und Mutter ſah, werde ich gedacht haben: Sie ſind noch da. Gott Lob und Dank!

Im gewöhnlichen Leben iſt es ja bequem, wenn ſich manchmal eine landläufige Gelegenheit ergibt, bei fernerſtehenden Bekannten ſich manchmal in Erinnerung zu bringen. Dazu iſt der Glückwunſchbrauch gut zu benützen. Unter Freunden und ſich naheſtehenden Menſchen iſt das Wort zu ſchal und hohl, ſelbſt wenn es herzlich gemeint iſt. Gerade in dieſem Falle iſt es zum mindeſten überflüſſig.

Einem Nachbar, der zu mir kam, um zu ſagen, daß er mir alles Gute wünſche, meine Antwort: „Aber daran habe ich ja nie gezweifelt, das iſt doch ganz ſelbſtverſtändlich!“

Im Walde, auf einem Holzblock, ſaß das alte Fräulein. Vor ihr kniete die Tochter und ſenkte das Haupt auf ihren Schoß und vertraute ihr ſchluchzend ein Geheimnis an, das nicht mehr Geheimnis bleiben wollte. — Anfangs war die Mutter ſprachlos vor Verblüffung, endlich klagte ſie:

„Ach Kind, warum haſt du mir dieſes angetan? Nicht von der Schande rede ich. Doch wenn du jetzt dein Kind haſt, werde ich, die arme Perſon, verlaſſen ſein in meinen alten Tagen. Du biſt immer noch meine Hoffnung geweſen, daß ich einen einzigen Menſchen hätte in meinen alten Tagen. Ums Kind wirſt du der Mutter vergeſſen. Immer war mein Gedanke, daß eins um mich wäre und für mich täte ſorgen. Ach, es iſt ſchrecklich, im Alter ſo allein zu ſein!“

„So habe ich mir ja auch gedacht, Mutter“, ſagte leiſe das Mädchen, „ein Kind, das auf mich ſchaut in meinen alten Tagen.“

Darauf hat die Mutter nichts mehr geſagt und nur bei ſich gedacht: O ihr harten Kinder! Immer vorne aus. Keinen Rückblick auf die Mutter! Habe ich's anders gemacht? —

Eine kleine Morgenfahrt auf der Eiſenbahn hat er endlich erlaubt, der Arzt. So fahre ich von Graz bis Bruck, um mit dem nächſten Zug zurückzurutſchen. Denn ich folge dem Arzt, ich habe ihn zu lieb. Im Brucker Gaſthaus ein kleines Frühſtück, dann ſchreit es draußen ſchon wieder: Einſteigen! — Ich ſteige alſo ein. Sieben Minuten ſpäter ſehe ich rechts am Berghang eine Kirche, die früher nie dort geſtanden. Da merke ich, daß ich in einem falſchen Zug ſitze. Es iſt der Schnellzug nach Pontebba. Gut, man kann ja in Leoben ausſteigen und iſt mittags doch wieder in Graz. Die Gegend iſt in einen grauen Schleier gehüllt. So wüſt wirbelte ein Sturm den Staub auf. Vor Staub habe ich mich zu hüten! ſagt der Arzt, da kann ich alſo nicht ausſteigen. Beſſer man fährt bis Knittelfeld, dort im Grünen ein Spaziergang und am Abend iſt man doch zu Hauſe. Eine Stunde ſpäter in Knittelfeld, aber da iſt ſo heftiger Gewitterregen, daß vom Ausſteigen keine Rede ſein kann.

Nichts ſchädlicher als das Naßwerden! Bleib noch ſitzen, iſt ja ſchließlich kein Unglück. In Zeltweg, wenn das Gewitter vorüber iſt, kann ich mit dem Lavanttalerzug nach Obdach fahren, eine ganze Stunde lang im ſchönen Hochtal ſchwelgen, zwiſchen dem Göſtritz und dem Zirbitzkogel, und kann doch abends zu Hauſe ſein. Bleibt das Wetter aber ſchlecht, ſo ſitze ich in dieſem Schnellzug bis Judenburg, fahre dort mit der Straßenbahn zur Stadt hinauf und mit dem Nachmittagſchnellzug nach Graz zurück. Nun aber, wie wir nach Zeltweg kommen, hält der Zug nicht an und in Judenburg hält er auch nicht an. Jetzt ſchaue ich einmal. Ich habe ganz und gar den falſchen Eilzug erwiſcht. „Vienna—Roma—Sicilia!“ ſteht groß gedruckt an der Wand. Mein Schrecken! — Am Ende hält dieſer Zug gar nicht mehr vor Rom! O ſchönes Graz! O armer Arzt! — Der Schaffner kündet mir: Weder in Unzmark hält dieſer Zug, noch in Neumarkt, noch an einer anderen Station. Ins Kärntnerland müſſen Sie mitfahren bis Frieſach. Wenn wir keine Verſpätung kriegen, dort kreuzen die Züge, wir halten an, und Sie können heimfahren. Gut. Alſo in die weite Welt! — Und wenn wir drei Minuten Verſpätung haben, was wahrſcheinlich iſt, dann bis Klagenfurt und dann Rückkehr von der „kleinen Morgenſpazierfahrt“ für dieſen Tag ausgeſchloſſen. — Was fängt man aber in Klagenfurt an bei dieſem wieder ſo ſonnig gewordenen Maitag? Da iſt es am beſten, ich bleibe auf meinem bequemen Sitze ſitzen, reiſe durch das Roſental, bohre durch die Karawanken, fahre durch Krain, das Friaul und bin noch beizeiten abends in Trieſt. Nur ſchnell voran, ohne Aufenthalt immer ſchnell voran! — Was macht man aber in Trieſt? Da zeigt ſich im Kursbuch noch am ſelben Abend ein guter Anſchluß nach Pola, wo ich um Mitternacht eintreffen kann. In der Marineſtadt habe ich einen Schock Kinder. Und morgen wird ſich's zeigen, welch günſtige Schiffahrtsverbindungen man nach Korfu hat, oder nach Oſtindien. Ich hatte weder eine Geldtaſche, noch einen Überrock, noch eine Haarbürſte bei mir, dachte auch nicht daran, war ohne weiteres Weltreiſender geworden im Schwunge einer flotten Begeiſterung.

Da ereignete ſich der Zwiſchenfall, daß wir in Frieſach die Kreuzung nicht verſpäteten, ich alſo meinem Fürnehmen gemäß mit dem Gegenſchnellzug zurückfuhr und ſpät abends zu Hauſe war von der Morgenſpazierfahrt.

Sie rangen die Hände, das einemal über dem Kopf, das anderemal über dem Bauch. „Ja, Vater, denkſt du denn gar nicht —?!“

Wahrhaftig, ich hatte ganz vergeſſen, daß ich ein kranker Mann bin. Die ſchöne Fahrt durchs Land hat mich erfreut, die Hoffnung aufs Meer erfriſcht. Dampfroß, Flügelroß — vorwärts, vorwärts! — Vielleicht komme ich doch einmal unverſehens auf einen Schnellzug, der nirgends anhält, bis er rings um den Ball von der andern Seite her wieder nach Graz kommt. Das iſt mein Zug. Freilich, die Reiſe um die Welt müßte ſo raſch gehen, daß man am Abend wieder zu Hauſe ſein kann.

Der alte Friedrich Schlögl erzählte mir einmal von jener wieneriſchen Zeitung. Die hatte von einem angehenden Schriftſteller einen Roman zu veröffentlichen begonnen. Der Autor ſchrieb ihn während des Erſcheinens, für jede Fortſetzung bekam er zwei Gulden. Das genügt für ein Mittageſſen und das Kaffeehaus. Er ſchürzte monatelang, die Löſung war unabſehbar, die Abonnenten begannen ungeduldig zu werden und täglich liefen Briefe ein, die Schluß des Romanes verlangten. Da fragte der Redakteur eines Tages den Verfaſſer, wie lange der Roman denn noch laufen würde? — „Nun, wenigſtens noch zwei Monate.“ — „Um Gottes willen! Das wäre unſer Tod. Sie müſſen ein Ende machen!“ — „Unmöglich. Es ſind drei Liebespaare, die ſich heiraten müſſen, und eins von ihnen hat ſich noch gar nicht kennen gelernt. Beim zweiten fehlt die Kaution. Ein unſchuldig Verurteilter muß freigeſprochen werden, doch woher auf einmal die Entlaſtungszeugen nehmen! Ein anderer muß gehängt werden, aber wir haben ihn noch nicht zuvor. Der Schurke lebt auf ſeinen Schlöſſern in Luſt und in Freuden und hat geſtern erſt den hohen Orden bekommen. Das muß ſich künſtleriſch entwickeln, es läßt ſich nichts übers Knie abbrechen. Und leben will man auch.“ — „Alles eins!“ rief der Redakteur, „die Phantaſie iſt allmächtig. Laſſen Sie eine Seuche graſſieren, daß alle ſterben, oder ein Erdbeben, das alle verſchlingt. Wir entſchädigen Sie.“ — „Mein Herr!“ ſagte der Verfaſſer, „was verſtehen Sie von Erzählungskunſt! Seuchen geben keinen Effekt. Ein Erdbeben könnte ich unter fünfhundert Gulden nicht liefern.“ — „Machen Sie was immer. In drei Tagen hat der Roman zu ſchließen. Dreißig Gulden Vergütung — baſta!“ — Schon am nächſten Tage erſcheint im Roman ein amerikaniſcher Auswanderungs-Agent und verſpricht goldene Berge. Da es ohnehin keinem — weder den Guten noch den Böſen — unter den bisherigen Romanleuten behagt hatte, entſchließt ſich jeder, heimlich auszuwandern — auf dem Schiffe trifft ſich die ganze Geſellſchaft, die Konflikte entbrennen neuerdings fürchterlich, da kommt ein Sturm — Schiffbruch — Ende.

Dann hat's den Zeitungsleſern leid getan, daß es aus war. „So langweilig vorher der Roman geweſen, ſo packend war das Ende!“ — Der Dichter bekam ſeine dreißig Gulden und Einladungen von anderen Blättern. Er iſt ein Zeitungsromanſchreiber geworden.

Ich kenne einen braven Mann, der ſchreibt jetzt ein Theaterſtück in der Abſicht, damit den Leuten eine Freude zu bereiten. Ich wundere mich über ſolches Selbſtbewußtſein des ſonſt nicht unbeſcheidenen Herrn.

„Wiſſen Sie denn ſo ſicher,“ fragte ich, „ob es Ihnen gelingen wird, mit Ihrem Stück die Leute zu erfreuen?“

„Oh, ganz ſicher“, antwortete er. „Iſt das Stück gut, ſo freuen ſich meine Freunde, und iſt es ſchlecht, ſo freuen ſich meine Feinde.“

Zwei Freunde ſtritten ſich häufig über das Fortleben nach dem Tode. „Es gibt kein Fortleben,“ ſagte der Thomas, „biſt du geſtorben, ſo biſt mauſetot wie ein Steinklumpen“. „O nein,“ antwortete der Konrad, „nach der Auflöſung des Körpers fliege ich unſterblich weiter.“ Der Thomas: „Und ich ſage, du biſt mauſetot und bleibſt es.“ Der Konrad: „Und ich ſage, ich bleib' lebendig!“ — So ſtritten ſie oft. Und eines Tages wurde der Konrad krank und ſtarb. — Nachdenklich redete nun der Thomas vor ſich hin: „Ja, mein lieber Konrad. Jetzt wirſt es ſchon wiſſen, daß ich recht gehabt hab'.“

„Muß zu neuem Leben ich einſt wandern, ſo mag ich kein Er ſein, und mag auch keine Sie ſein. Der Zug des einen zum andern iſt immer gemein und ſelten rein. Er zeugt allzuoft nur Böſes und Tolles und Unheilvolles. Ich will kein Teil ſein, vielmehr ein Ganzes für mich allein ſein. Aber was denn nur, dieſem gemäß? Ein Es. Zum Beiſpiel Waſſer. Waſſer, wie es friſch und klar im hohen Tale rinnt, der Alpen liebinniges Kind. Oder Feuer, herzdurchglühendes, funkenſprühendes Ungeheuer, Leben endend, Leben ſpendend, ſich immer erneuernd und nie vollendend. Oder Licht, das Tiefſte zu ergründen, das Höchſte zu

finden: Einheit in Gott, Welt und Himmelreich.
Er, Sie, Es zugleich.“

Dieſes Gedicht oder was es iſt, hat ſich vor kurzem bei mir im Traum gemacht. Gleich nach dem Erwachen ſchrieb ich es auf. Mir ſcheint, es hat einen nachtdunklen Sinn dieſes „Er, Sie, Es“.

Wenn wegen Ausrottung von Fremdwörtern manchmal ein neues deutſches Wort vorgeſchlagen wird, ſo ſagt man ablehnend, man verſtünde es nicht, weil der bisherige buchſtäbliche Sinn dieſes deutſchen Wortes ein anderer geweſen ſei. Als ob wir nicht ſchon ſo viele deutſche Wörter hätten, die mehrſinnig ſind oder was anderes bedeuten, als ſie buchſtäblich ſagen. Redlichkeit fällt mir ein. Redlichkeit würde dem Neuling etwa Redſeligkeit, Redegewandtheit bedeuten, während wir damit Aufrichtigkeit, Ehrenhaftigkeit meinen.

Wundershalber fragte ich einmal einen Gelehrten, wie wohl das merkwürdige Wort Redlichkeit entſtanden ſein könne. Da begann der Gelehrte vom Syntax zu ſprechen, von dem aus dem Griechiſchen ſtammenden Wort Rhetorik, welches Redekunſt, Beredſamkeit bedeute und beſonders bei den Griechen und Römern, vorwiegend den Sophiſten und Staatsmännern geübt wurde. Die alten Germanen hätten das Wort Redlichkeit in dem Sinne gebraucht, daß man rede wie man denke, alſo im Sinne der Aufrichtigkeit uſw. — Da wurde ich plötzlich wieder naſeweis und ſagte, nach meiner Meinung ſei der Ausdruck Redlichkeit nichts anderes als das durch vielen Gebrauch abgeſchliffene Wort Rechtlichkeit. — Der Gelehrte zuckte die Achſeln: „Na ja! Ein Laie.“

Aus einer halbdeutſchen Stadt Rußlands erhielt ich das Schreiben einer mir urfremden Dame vom Theater. Beim

Theater, ſchreibt ſie, ſei kein rechtes Vorwärtskommen, ſo wolle ſie ſich aufs Überbrettel verlegen, mit humoriſtiſchen Vorträgen, die ich ihr verfaſſen ſolle. Auch Wiener Walzer wolle ſie tanzen und ſo weiter. Und ich möge ſo gut ſein, zu geſtatten, daß ſie in ihrer neuen Laufbahn den Namen Roſl Roſegger führen dürfte. Ferner bäte ſie, daß ich niemandem außer ihr dieſe Namenführung geſtatte und daß ich ihr in dieſem Sinne ein eigenhändiges Atteſt ausſtelle. Sie wolle gelegentlich ſchon dankbar ſein. „Gengens,“ ſchloß ſie auf gut Wieneriſch, „ſein S' nett und erlaubens!“

Meine Antwort war natürlich ſehr liebenswürdig und nett, wie man Damen gegenüber immer ſein muß, wenn ſie gelegentlich dankbar ſein wollen: Einſtweilen bedürfe ich meinen Namen noch ſelbſt. Wohl hätte ich eine alte Muhme, die Roſl Roſegger heiße, aber es ginge auch nicht recht an, der armen Haut jetzt in ihren alten Tagen den ehrlichen Namen wegzunehmen und ihr fürder das Tragen desſelben zu unterſagen. Außerdem hätte ich Bedenken, ob dieſer Name dem kunſtſinnigen Fräulein vom Kabarett wohl auf den Leib paſſe, daß ich mich übrigens für alle Fälle beſtens empfehle.

Es gibt gewiß Leſer, die das für gefoppt halten von mir oder von der Dame. Das letztere hatte ich ſelbſt geglaubt, bis mir von verläßlicher Seite mitgeteilt wurde, daß es der Bittſtellerin mit ihrer Namenſchnorrerei blutig ernſt ſei. Sie hat übrigens ſelbſt einen viel ſchöneren Namen als ich, ſelbiger iſt auf dem Briefbogen ſogar mit einem niedlichen Krönlein verſehen. Gengens, wer wird denn ſo was mit einem Plebejernamen vertauſchen wollen?

In einer heiteren Tiſchgeſellſchaft war eines Abends die Rede von verſchiedenen Auffaſſungen und Auslegungen bei literariſchen Dingen. Da ſagte plötzlich ein Mann (er war Juriſt): „Ja, man glaubt nicht, wie viel auf die Auslegung ankommt, ‚Drei Zeilen Geſchriebenes vor dir, und ich bringe dich in die Baſtille‘, hat ſchon vor hundert Jahren ein franzöſiſcher Staatsmann geſagt. Verſuchen wir's, meine Herren, nennen Sie mir ein beliebiges Zitat aus irgendeinem Dichter, Volkslied, Sprichwort, was Sie wollen, ich will Ihnen zeigen, daß es je nach einem Geſetzparagraphen ſtrafbar iſt."

Die Herren wollten darauf wetten, daß das nicht möglich ſei, und kamen mit den allerharmloſeſten Sprüchen.

„Der liebe Gott zieht durch den Wald", ſagte einer.

„So!" antwortete der Juriſt, „und das halten Sie für unſchuldig? Abgeſehen davon, daß der Pantheismus mit der von unſerem Staate anerkannten und beſchützten Religion nicht im Einklange ſteht, enthalten die Worte eine poſitive Gottesläſterung. Es wird in denſelben die Allgegenwart Gottes geleugnet. Dadurch, daß geſagt wird, ‚Gott zieht durch den Wald‘, wird ſchweigend einbekannt, daß er nicht über das Feld zieht, nicht über die Wieſe, übers Meer. Gottesläſterung, ſtrafbar nach Paragraph ſo und ſo."

„Die Stunde ſchlägt keinem Glücklichen!" deklamierte ein anderer.

Der Juriſt antwortete: „Uns aber ſchlägt die Stunde, folglich will der Dichter ſagen, daß wir unglücklich ſind, daß es unſere Regierung nicht verſteht, ihre Staatsbürger glücklich zu machen, daß man eine ſolche Regierung mit allen Mitteln bekämpfen müſſe. Aufreizung gegen die Behörde, ſtrafbar nach dem Geſetze ſo und ſo."

„Wir haben gebaut ein ſtattliches Haus", wurde vorgebracht.

„Darin kann", meinte der Juriſt, „Aufwiegelung der Beſitzloſen gegen die Beſitzenden gefunden werden. Stattliche Häuſer bauen, wo ſo viele Familien in elenden Höhlen wohnen müſſen! Der Dichter hüte ſich vor ſolch tendenziöſen Darſtellungen!“

Nun wurde Uhland zitiert:

„Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlöſſer all' herab . . .“

Der Juriſt ſchmunzelte. „Ich glaube,“ ſagte er, „die Herren wollen mich ad absurdum führen, daß ſie gerade die revolutionärſten Zitate bringen. Ein Hirtenknab', der auf die Schlöſſer *herabſieht*! Auf Herren und Adel *herabſehen*! Und auf die Schlöſſer *all'*, alſo auch auf das des Landesherrn! Dieſe Geringſchätzung und öffentliche Verhöhnung der Obrigkeit ſtrafbar nach dem Paragraphen ſo und ſo.“

„Feſt gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.“

„Ganz ſchön“, ſagte der Juriſt zu dieſem Verſe. „Da iſt in dem Erdboden ein Hohlraum angedeutet, aber nicht geſagt, daß die Tiefe eine Umzäunung hat. Wenn ſie keine Umzäunung hat, ſo kann nächtlicherweile jemand hineinfallen. Alſo Fahrläſſigkeit gegen die öffentliche Sicherheit, ſtrafbar nach Paragraph ſo und ſo.“

„O lieb, ſo lang du lieben kannſt“,

deklamierte einer in der Geſellſchaft.

„Wiſſen Sie, was Sie hier geſagt haben?“ ſprach der Juriſt. „Eine unerhörte Anmaßung gegen den König. Jedenfalls lieſt Seine Majeſtät das Gedicht. Erſtens ſpricht ihn der Dichter unter Außerachtlaſſung jeder gebührenden Huldigung mit ‚*du*‘ an; ferner erdreiſtet er ſich — ich gebrauche das gelinde Wort erdreiſtet — dem Könige vorzuſchreiben, wie lange er lieben ſoll, ja, daß er überhaupt lieben ſoll, wo doch jeder weiß, daß Könige ihre Völker wie Kinder lieben. Wegen Verweigerung ſchuldiger Ehrfurcht ſtrafbar nach Paragraph ſo und ſo."

„Seid umſchlungen, Millionen,
Dieſen Kuß der ganzen Welt."

„Eine Niedertracht," verſetzte nun der Juriſt, „die geſetzlich allerdings ſchwer faßbar iſt. Ein Judaskuß. Denn wer ſeine Millionen umſchlingt, von dem weiß man aus Erfahrung, daß er die Welt nicht aus ſelbſtloſer Liebe küßt."

„Über allen Wipfeln iſt Ruh'."

„Wie?" fragte der Juriſt, „über allen Wipfeln nur? Nicht in der Geſellſchaft, obſchon Ruhe die erſte Bürgerpflicht iſt? Sollte das nicht eine verſteckte Aufwiegelung ſein?"

„In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad,"

wurde deklamiert.

„Dieſe Verſe", ſagte der Juriſt, „ſind verdächtig wegen ihrer ſcheinbaren Harmloſigkeit. Sie laſſen aber bei genauerer Einſicht unſchwer durchblicken, was mit dem famoſen ‚kühlen Grunde' gemeint iſt, nämlich, daß unter gegenwärtigem Regime alles zugrunde geht. Und die verdeckte Hindeutung auf das Rad, ſo mittelalterlich ſie klingen mag, iſt wohl zu verſtehen und muß als blutig revolutionär mit Paragraph ſo und ſo geahndet werden."

Nun hatten ſie genug, obſchon der Juriſt ſicher in der Lage geweſen wäre, alle Zeilen aller Literatur der Erde vor das Gericht zu bringen.

Nur einer, der dabei war, zitierte noch als Beiſpiel unverfänglich die Worte:

„Heil dir, geliebter Landesfürſt!"

„Waas!" rief der Juriſt. „Für dieſes nichtige Geſpräch und in ſchnödeſter, verwerflichſter Abſicht profanieren Sie die Königshymne! Herr, das kann Ihnen ein Jahr Festungshaft tragen!“ —

Dieſen Scherz habe ich vor Jahren drucken laſſen. Das Blatt wurde konfiſziert.

In der Annahme, daß im modernen Staat der Menſch freies Verfügungsrecht über ſeine Perſon habe, hat ſich irgendwo in unſerem Landel vor kurzem ein Mann an den Baum geknüpft. Es war ihm zu dumm geworden dahier. Nun ging ein Bauernknecht durch den Wald, ſah den Baumelnden, kletterte hinan und ſchnitt den Strick ab. Der Herabfallende ſchlug mit dem Hinterhaupt an den Baumſtamm. Er fühlte das Brennen der Wunde und ſchloß daraus, daß er noch am Leben ſei; daß hier einer ſeine Hand im Spiel hatte, den's nichts anging. In dieſes dumme Leben ſich zurückreißen und noch eine Beule in den Kopf ſchlagen laſſen — wer iſt denn der Kerl, der ſich dreinmiſcht! Der unterſuchende Arzt zeigte es pflichtſchuldigſt an und der Staatsanwalt ſah hier das Delikt: körperliche Beſchädigung! Nach einiger Zeit erhielt der lebensretteriſch veranlagte Bauernknecht eine Vorladung zu Gericht. Ah, dachte ſich der Knecht, da gibt's jetzt ein Prämium, die Rettungsmedaille mindeſtens! Er will aber der ſchlicht Beſcheidene ſein und ſagen, es ſei Chriſtenpflicht geweſen und deshalb wäre man nichts ſchuldig. Doch zum ehrenhaften Andenken wolle er es annehmen. — Das kam anders. Der Richter las ihm ſehr ernſthaft vor, daß er — der Bauernknecht — angeklagt ſei, beim Ablöſen des Gehenkten gegen die körperliche Sicherheit gehandelt zu haben (Geſetzparagraph 431), weil ſich der Mann beim Herabfallen am Hinterhaupt beſchädigt habe! Ob er, der Angeklagte, ſich ſchuldig bekenne? — „Ah nau freilich!“ ſagte dieſer lachend, „wann ih 'n nit awergſchnittn hätt, wär er nit gfalln. Ih bitt, ih kann nix dafür, daß oaner zan Aufhenkn koan Federpolſter mitnimmt! Ih verſprich, daß ih gwiß mei Lebtag koan Aufghenktn mehr awerſchneidn will."

Na — dann hat ihn der Richter freigeſprochen.

Der Staatsanwalt hatte den Mann wegen Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens angekerbt. Wenn nun aber nachträglich der Gerettete hergeht und den Lebensretter wegen Vergehens gegen die Sicherheit des Todes verklagt?

Unſinnig viel wird jetzt getan, um den Aufenthalt auf dieſer Kugel luſtig zu machen. Luſtig, ja, aber das Glück vermißt man, der Seele vergißt man. — Sie lachen ſchon. „Es gibt keine Seele." — Zum Philoſophieren bin ich jetzt nicht aufgelegt. Man weiß ſchon, was ich meine. Und das ſchreit nach Freude; nach Beruhigung ſchreit es in ſeiner beſtändigen Angſt. Dieſe Seele, die verleugnete, verlaſſene, in ihrem Gefängnis nach Troſt ruft ſie. Und man denkt nicht daran, man kommt nicht drauf, ein Volksmittel zu ſchaffen gegen das Sterben. — „Gegen was?" Gegen das Sterben. Höret doch! Man ſtirbt nur, ſolange man lebt, ſolange man ſich davor fürchtet. Vom Sterben ſelber weiß man nichts. Dieſe „Errungenſchaft" müſſen wir noch machen, die Angſt vor dem Sterben müſſen wir austilgen. Jetzt vergrößern wir ſie noch immer, dieweilen wir unſer ganzes Heil an den Leib hängen. Je luſtiger das Leben, je trauriger das Sterben natürlich! Auch die Kirche tut dazu, die nach dieſem elenden Leben mit Vorliebe von Kanzel und Beichtſtuhl ein noch elenderes androht. Und doch hat ſie auch großen Troſt zu vergeben; ich erinnere daran, wie würdevoll man im Bauernvolke zu ſterben weiß. Anſonſten ſollten die Philoſophen, die Dichter, die Künſtler, die Lehrer, die Ärzte das ihre tun. Alle die ſollten in ihrer Art zeigen, daß das Sterben an ſich nicht bloß nicht ſchrecklich iſt, daß es geradezu die größte Gnade des Himmels iſt, die er den Menſchen gegeben. Die einen glauben, nach dem Sterben komme das ewige Totſein. Die anderen halten das Sterben nur für eine Veränderung unſeres Weſens; noch andere ſehen in ihm das Tor zum Himmel, noch andere das Tor zur Hölle. Die letzteren allein verlieren durch das Sterben, alle anderen gewinnen.

In einem meiner Jugendgedichte heißt es: „Wie wäre es, wenn das Sterben nicht wäre? — Leere.“ Und ſo was ſchreibt man zur Zeit der erſten Liebe! Aber gewiß, es wäre unerträglich langweilig, dieſes nimmer endende Alltagsdaſein, nichts zu ſein, nichts zu werden als immer nur der fühlende Spielball banaler Geſchicke. — Dagegen, wie einfach iſt es jetzt. Man rechnet mit ſiebzig oder achtzig Jahren. Um dieſe Zeit pflegen wir auch ſatt zu ſein. Man wartet ſchon, ganz ruhig, wie auf einen großen Sonntag, ganz ohne Überſpanntheit und Pathos. — Nun müſſen wir es aber zu einer Anſchauung bringen, daß das Sterben auch in jüngeren Jahren, in Geſundheit und Genuß, nicht was ſo arg Schreckliches iſt. Wir erleben es ſchon täglich, daß Leute aus reichem Leben freiwillig nach dem Tode greifen. Das meine ich aber nicht. Größte Gaben nimmt man nicht ſelber, man wartet, bis ſie einem gegeben werden. Das Sterben iſt jedem ohnehin todſicher, das einzige, was wir nicht verſäumen können.

Nur das nicht, daß eines meiner Lieben vor mir ſtürbe! Aber iſt es liebreicher, wenn ich ihnen meinen Tod zu erleben wünſche? Nicht das Sterben, das Überleben iſt hart. — Im Buche „Das Sünderglöckel“ habe ich verſucht, meinen Mitmenſchen vorzudenken, wie man das Sterben nehmen und betrachten ſoll. Was ließe ſich da nicht noch alles ſagen! Wenn es heißt, der Tod ſei Strafe für die Sünde, ſo kann es juſt ſo gut heißen: der Tod ſei

Lohn für das Leben. Heute wirft der Tod einen Schatten in dieſes Leben, könnte es nicht ebenſogut Licht ſein? Gebt ihm doch ein freundliches Antlitz, dem Befreier, dem Umwandler, dem Beginner! — Ach, wenn mir gegönnt wäre, etwas Großes zu leiſten: Die Angſt vor dem Sterben, von der möchte ich die Menſchen erlöſen — daß ſie ihr Leben mit ruhiger, bangloſer Freude veratmen könnten. Wie tauſendmal ſchöner, größer wäre unſer Daſein, wie ebenmäßiger, gelaſſener, reiner würde es ſich vollziehen, ohne dieſe Angſt! Unſere Soldaten, Seefahrer, Luftſtieger uſw., ſie ſind um ſo tüchtiger, ſtärker und freudiger, als ſie den Tod nicht fürchten. Ebenſo würde harmloſer Mut, kindliche Froheit auch ins alltägliche Leben kommen.

Den Tod überwindet man, wenn man mit ihm vertraut wird. Jeden Morgen ſich ins Sterben hineindenken, das lehrt uns den neuen Tag richtig ſchätzen — nicht zu gering, weil er ein köſtliches Geſchenk iſt; nicht zu hoch, weil er heute noch vergeht.

Freilich hat den Tod noch niemand erfahren, der davon ſprechen könnte; auch ich nicht. Aber ich gehe ihr vertrauend entgegen, der großen, dunklen Stunde. Ich ahne, ſie führt mich nicht aus dem Leben hinaus, vielmehr nur noch tiefer hinein.

Mir ſcheint, es kommt ſo: Im Jahre 2612 bin ich wieder einmal in der Schule. Da gibt es ſehr wenig Bücher. Wohl aber eine kurzgefaßte Weltgeſchichte, geſchrieben in der neuen Weltſprache. Ein Lehrer der alten Sprachen überſetzt mir daraus ein Kapitel in mein geliebtes Deutſch, das lautet alſo:

„Das neunzehnte und das zwanzigſte Jahrhundert iſt die Epoche der Maſſenbewegung. Es war in dieſer Zeit eine Art Völkerwanderung, Völkervereinigung und

Völkerzerreißung. Es verſchob und verwirrte ſich der Okzident. So wie vorher die große Revolution durch Philoſophen veranlaßt worden war, ſo war die Urſache dieſer Kataſtrophe die Technik. Sie erfand die Dinge der raſchen Bewegung. Es war ein haſtiges Dahinfahren über Länder, durch Meere und durch die Lüfte. Niemandem war das Weiterkommen ſchnell genug, weniger um den Nutzen ging es, als um die Schnelligkeit an ſich; ſie raſten wie toll in allem, übermütig einer dem andern voran, und ein Verweilen bedeutete Schande und Schmach und es ward ein großer Krieg. Alſo verwirrten ſich im Dahinwüten die Sachwerte und die Seelenwerte, überall gab es Irrlichter und das Ziel wurde aus den Augen verloren. Fortſchritt nannten ſie dieſen Bewegungskoller, aber die Erde iſt rund, und je ſchneller ſie vorwärts kamen, je ſchneller langten ſie wieder an auf dem alten Punkte. — Dann kam die Epoche der Erſchöpfung, der Müdigkeit. Sie kam faſt unvermittelt. Als die Menſchen ſahen, daß die unglaublichſten Märchen Tatſachen geworden waren, fragten ſie verblüfft: „Wozu das? Wozu das alles?" Sie hatten ſich nach einem erquickenden Ziel geſehnt und keines gefunden. So waren ſie ſatt und überdrüſſig, ſie verlangten nach Ruhe und es begann die Zeit der großen Völkerraſt. Die einen wiegten ſich in Träumen und Beſchaulichkeit, die Unzufriedenen ſannen ſtill nach Mitteln, ſich möglichſt einfach und ſchmerzlos zu vernichten. — Mittlerweile waren die „modernen Errungenſchaften" in den Orient gedrungen, ſo daß nun die Völker des Oſtens erfaßt wurden von dem Bewegungswahnſinn. Sie, die Jahrtauſende lang geſchlafen hatten, raſten jetzt mit allen Kräften der Technik in den Okzident hinein, unterjochten Europa und Amerika und wir ſind ihre Vaſallen geworden. So müde ſind wir noch, daß wir die Knechtſchaft wie einen erlöſenden Frieden empfinden im Vergleich zu jenem wütend peitſchenden Fortſchrittsparoxismus, der nun freilich bereits auch unſere Herren zu lähmen beginnt. Vielleicht wird es die Schwäche ſein, die alle Menſchen zu Brüdern macht.“

Mich dünkt bisweilen, es wäre möglich, daß nach ſiebenhundert Jahren ſolches in einem Schulbuche ſteht.

Vor einiger Zeit habe ich greinen müſſen, weil man dem Goethe den „Urmeiſter“ aus der Hand geriſſen hat, den er nicht veröffentlicht wiſſen wollte. Jetzt macht man's mit Richard Wagner ſo. Wagner hat den Parſifal ausſchließlich für Bayreuth vorbehalten. So kann man jetzt oft hören: Was braucht die reiche Familie Wagner noch dieſes Sondereinkommen beim Bayreuther Geſchäft! Des Künſtlers Werk gehört dem Volke! — Lieber Gott, wenn Wagner an das „Geſchäft“ gedacht hätte, ſo hätte er oder ſein Sohn den Parſifal leicht um ein paar Millionen verkaufen können. Er hat ſchon andere Gründe gehabt, weshalb dieſes weihevolle Werk juſt unter der Bayreuthſchen Tradition ſtehen bleiben ſoll. Freilich iſt es wahr: Das Werk des Genies gehört dem Volke. Ob aber der tief religiös-myſtiſche „Parſifal“ für das gewöhnliche Theatervolk paßt?

Ich ſchreibe mich mit dieſen Zeilen um einen der erhabenſten Kunſtgenüſſe. Den an Bayreuth feſtgeſchmiedeten Lichtbringer „Parſifal“ werde ich niemals ſehen, niemals hören. Ich habe es ja ſelbſt ſchon bedauert, daß Wagner dieſes ſtrenge Verbot gemacht hat; ich an ſeiner Stelle hätte es nicht getan, ich wäre froh geweſen, wenn das Werk die ganze Welt durchklungen und durchdrungen hätte. Da er es jedoch einmal getan hat, ſo muß ſein Wille reſpektiert werden. Und wäre es auch gegen die geſetzlich beſtimmte Ordnung. Iſt doch der große Mann ſelbſt eine Erſcheinung gegen die geſetzlich beſtimmte Ordnung. Wir wollen die Meiſter ehren. Schön. Dann aber vor allem ihren letzten Willen achten! Bei Lebzeiten den großen Männern allerlei Hinderniſſe unter die Beine werfen und dann um ihren Nachlaß raufen — das ſteht uns nicht gut an.

Der „Parſifal“ und der vor kurzem in Wien tagende Kongreß des Altarſakraments ſtehen in ihrem Inhalte nahe nebeneinander. Der Gral und das letzte Abendmahl. — Richard Wagner hat am zärtlichſten von allen ſeinen Werken den „Parſifal“ geliebt. Dieſes fromme Kind wollte er nicht aus dem Elternhauſe geben, wollte er bewahren vor der Welt, die es nicht verſteht, bewahren vor ihren Zufälligkeiten, Fragwürdigkeiten und vor ihrem Spotte. — Es gibt Katholiken, die aus demſelben Grunde Gegner des euchariſtiſchen Kongreſſes waren; ſie wollten das Intimſte ihres Herzens nicht auf die Straße tragen laſſen, nicht als Schauſtück ſenſationslüſterner Großſtädter mißbraucht wiſſen. Sie wollten die Monſtranze nicht vor eine Menge hinſtellen, die ſich daran nur für die Diamanten intereſſiert. Die ſtille Meſſe einer Dorfkirche war ihnen wertvoller als das ganze Rieſenſchauſpiel in Wien.

Geſpottet iſt viel worden in Wien, öffentlich und im Verſteck. Aber das war doch vorauszuſehen, wozu nachträglich die Entrüſtung darüber!

An ſich war gegen den Kongreß gewiß nichts einzuwenden. Warum ſoll der Chriſt, der die Allgegenwart Gottes glaubt, die Gegenwart im Brote nicht anerkennen? Und warum ſoll er den Allgegenwärtigen nicht in einer beſtimmten, den Sinnen ſichtbaren Geſtalt verehren dürfen? Wenn es ſein Herz verlangt, warum nicht? Was läßt ſich in einem bekenntnisfreien Staat dagegen einwenden? Wem es zuwider iſt, der kann ja fernbleiben. — Andere Konfeſſionen an ſich haben der großen Feier in Wien nicht das geringſte in den Weg gelegt, verlangen ſie Duldung, Freiheit doch auch für ihren Glauben. So mag es auch recht ſein, wenn eines Tages die Evangeliſchen ihren Abendmahlkelch in öffentlicher Prozeſſion durch die Stadt tragen werden. Oder wenn die Juden ihre Stammesbrüder zuſammenrufen nach Wien, um unter Poſaunenſchall die Bundeslade über den Ring zu tragen. Alſo laſſet doch auch der katholiſchen Welt ihr Fronleichnam ruhig abhalten, gönnt ihr den Sonnenblick des Kaiſers, der allen Konfeſſionen das gleiche Recht gegeben hat.

Ich freue mich jeder großen öffentlichen Kundgebung eines echt religiöſen Lebens. Nur gehört es mir doch auch zu Religion, daß eine Religionsgenoſſenſchaft die Demonſtration für ihr Bekenntnis nicht zu einer Demonſtration gegen andere Bekenntniſſe mache. Sonſt wird der Frieden, den eine Kirche geben will, immer wieder zum Unfrieden. — Das Anerkennen der religiöſen Anlagen und Rechte bei jedem der verſchieden gearteten Menſchen — iſt denn das gar ſo ſchwer? Ich kann mir ganz gut denken, daß mein Glaube der allein richtige iſt, der für mich allein richtige, ohne den Glauben des andern für den andern für falſch zu halten.

Daß ich mit dieſer Anſchauung ein Muſterkatholike bin, wird kaum einſtimmig bejaht werden. Was aber nicht hindert, daß ich der katholiſchen Chriſtenheit höchſtes Gut hoch halte. Daß ich vor demſelben mit dem Volke gläubig fühlen und beten kann.

Wenn einzelne Menſchen verſchiedener Kulturvölker zuſammenkommen und miteinander zu tun haben, ſo geſchieht es in einer gewiſſen zuvorkommenden Höflichkeit, die überall in der gebildeten Welt Kurs hat. Selbſt wenn ſich z. B. zwei Nationen feindſelig ſind, im Privatverkehr zwiſchen Perſon und Perſon dieſer Völker ſollte davon nichts zu ſpüren ſein. So verlangt es die Wohlanſtändigkeit. Nun gibt es aber Leute, die es ihrem Nationalbewußtſein, ihrem Volke ſchuldig zu ſein glauben, gelegentlich ohne beſondere Urſache fremden Nationen oder Angehörigen derſelben ihren Stolz hervorzukehren und ſie anzuflegeln. Stolz iſt etwas Schönes, aber Flegelei iſt etwas Widerwärtiges. Der Ungar glaubt es ſeiner Ehre ſchuldig zu ſein, ſeine Briefe nach Wien mit „Bécs“ zu adreſſieren. Der Tſcheche glaubt ſeine Nation damit zu befeſtigen, daß er Bittgeſuche an deutſche Ämter in tſchechiſcher Sprache ſchreibt. Mancher Deutſche findet es unter ſeiner Würde, ſeinen Geſchäftsfreunden in Frankreich Briefe in franzöſiſcher Sprache zu ſchicken, während er ſich doch ſelbſt ärgert, wenn der Franzoſe ihm nicht deutſch ſchreibt. Da bin ich mit meinem Patriotismus noch weit zurück. Ich pflege bei allen Briefen, die ins Ausland gehen, möglichſt die Adreſſe in der Sprache des betreffenden Landes zu ſchreiben und wollte es gerne auch mit dem Inhalte ſo machen, wenn mir fremde Sprachen gegeben wären. Ich weiß zu ſagen von der Ungelegenheit und Mühe, die an mich gerichtete fremdſprachige Briefe mir bereiten. Beſonders von dem, der von mir Deutſchen etwas haben will, erwarte ich deutſche Zuſchrift.

So wird es auch der Franzoſe, der Engländer, der Italiener halten, und auch der Slawe und der Magyar — und er hat recht.

In dieſen Dingen, wie der Verkehr zwiſchen den Völkern ſie täglich bringt, ſollten die einzelnen Perſonen verſchiedener Nationen freundlich und entgegenkommend ſein, ſteh die politiſche Lage wie immer. Ich glaube, daß der Deutſch dem Weltanſehen ſeines Volkes einen beſſeren Dienſt erweiſt wenn er gegen fremdvölkiſche Perſonen höflich und gefällig iſt, als wenn er ſein Deutſchtum etwa durch Rüpelhaftigkei zu beweiſen ſucht.

Wie uns das anwidert und erbittert, wenn Tſchechen in unſeren deutſchen Ländern herausfordernd ihre Eigenarten hervorkehren oder mit uns nur Slawiſch ſprechen wollen! Aber wir, oder manche von uns, ſind geneigt, auf Reiſen in fremden Ländern ebenfalls das Deutſche auffallend zur Schau zu tragen. „Nackenſteife! Man muß ſich Reſpekt verſchaffen!“ —

Ganz ſicher, ſich Reſpekt verſchaffen, das muß man. Nur gibt es dazu ſehr verſchiedene Mittel.

Iſt es nicht eine alte allgemeine Regel, in fremden Gebieten, ſei es ein Haus, eine Stadt oder ein Land, ſich den dort beſtehenden Sitten einzuordnen? Wer ſich perſönlich in der Fremde beliebt macht, der trägt doch dazu bei, daß auch ſein Volk beliebt und geehrt werde. Ich bin nicht mit jenem nationalen Rappel einverſtanden, der allen Ernſtes meint, das deutſche Volk müſſe ſeinen Stolz dreinſetzen, von anderen Völkern gehaßt und gefürchtet zu werden. Ich glaube, daß die kleinen, alltäglichen Unfreundlichkeiten und Ungezogenheiten zwiſchen Völkern mehr beitragen zum nationalen Hader als die großen politiſchen Konflikte, und daß dieſe eben nur deshalb ſo mächtig und unlösbar geworden ſind, weil ſie im gewöhnlichen Leben hin und her ſo leichtſinnig geſchürt werden.

Ich meine, unſere nationale Größe würde nicht allzu arg leiden, wenn wir einmal das internationale Wort Konzilianz beherzigen wollten. Vielleicht würden dann die fremden Wörter Suffiſance und Impertinenz überflüſſig ſein.

„Eine wilde Geſchichte von Jahrtauſenden lehrt uns, daß die großen Fragen der Menſchheit nur mit Trotz und Gewalt gelöſt werden können.“ Wie Weltbild zeigt, iſt das eine falſche Lehre, denn bis jetzt iſt trotz aller Feindſeligkeit und Gewalt nicht eine einzige der großen Fragen wirklich gelöſt worden. Verſuchen wir es doch einmal mit etwas anderem, vielleicht mit — Güte! Es wolle jeder juſt einmal nachrechnen, womit er ſein Lebtag mehr und Beſſeres erreicht hat, mit Trutz oder mit Wohlwollen.

Ich ging mit meiner kleinen Enkelin über die Wieſen hin ſpazieren und das Kind pfiff ein Liedel. Da begegneten wir der alten Kranzlieſel — ich kannte ſie ſchon in früher Jugend als ein „betendes Leut“. Und dieſe Alte zankte mich aus, daß ich dem Dirndl das Pfeifen angehen ließe. Kinder ſollten überhaupt nicht pfeifen, ſonſt verſcheuchten ſie ihren Schutzengel, und gar wenn ein Dirndl pfeife, ſo rufe es damit den „Schwarzen mit den Hörndln — weißt eh!“ herbei. Auch in meiner Jugend habe ich es oft gehört, daß die „Mutter Gottes weint, wenn ein Mentſchl pfeift“. „Mentſchln, de pfeifn, und Hener, de krahn, ſoll ma n Kragn umdrahn“, ging der Spruch. „Und wenn ein Gewitter zuſteht, da ſoll lei wohl niemand pfeifen, denn ſonſt tat s leicht einſchlagn!“

Man weiß auch, daß die Bergknappen in ihren Stollen und Schächten und die Schiffer auf dem Waſſer und die Dachdecker unter ſich das Pfeifen nicht leiden mögen. — Ich habe mir's nie erklären können, weswegen das Pfeifen Gefahren herbeilocken oder ſonſt ſo ſchlimm gefehlt ſein ſoll. Wenn's einer gut kann oder gar zwei gut zuſammenpfeifen, wie ſeinerzeit die Pfeiferbuben aus dem Ennstal, da hört man gerade gern zu. Es mag ja ſein, daß es mehr ſchlechte Pfeifer gibt als gute; und daß man junge Weibsleute lieber ſieht, wenn ſie den Mund zum Buſſelgeben ſpitzen als zum Pfeifen, iſt ja begreiflich. Ich glaube aber nicht, daß es die Kranzlieſel ſo gemeint hat. Mein kleins Dirndl hat ſeine Muſik auch ſogleich eingeſtellt, ich für meinen Teil aber pfeife doch auf die Geſetztafeln der alten Weiber. Sonſt pfeife ich ſchon lange nicht mehr. Als Halterbub und Ochſenfuhrmann hatte ich dem Vieh den ganzen Tag vorgepfiffen. Wollte ich einmal eine Henne abfangen, um ſie zu unterſuchen, ob ein Ei zu erwarten ſei, ſo konnte ſie nur mit Pfeifen herbeigelockt werden. Nachher zu Graz in der Handelsakademie und in der Herrengaſſe gab's kein Vieh und keine Hühner, da habe ich des Pfeifens vergeſſen. Mein letztes Pfeifen war im alten Thaliatheater, als wir „Die ſchöne Helena" auspfiffen, weil ſie vergeſſen hatte, ihr Nachthemd zuzuknöpfen.

Ein Bauer und ſein Weib tun auf dem Felde korn ſchneiden. Da kommt ein Gewitter. Donnern, blitzen — ein ſchreckliches Gewitter. Und wie auch ſchon der Sturm daherfährt, flüchten ſich der Bauer und ſein Weib unter einen Garbenſchober, und ſie fürchten ſich halt gar a ſo vorm Einſchlagen.

„Für alle Fäll", ſagt der Bauer zu ſeinem Weib, „wir tun eine Notbeicht ablegen, du zu mir und ich zu dir." — Und weil es gar ſo viel ſchauderhaft iſt, ſo ſagt ſie: „Ja", und legt ihrem Mann die Beicht ab: „Weißt, unſer Knecht, der Leopold. Der tut mich immereinmal ſo gern bei den Wangeln zwicken —"

„Na, und? Weiter, weiter!"

„Und — da hab' ich einmal ſtillgehalten."

„O du verdankte Muſch!" ſchreit der Bauer, „das ſollſt mir büßen!"

„Verſteht ſich", ſagte ſie demütig, „freilich werd' ich's büßen. — Und jetzt, Mann, tu halt du mir beichten!"

„Ich? Ich ſoll dir jetzt beichten?" ſagte der Bauer. „Na — weißt, Stanzi", er guckt ſtad ins Firmament, „mir ſcheint, es kommt nix. Es wird ſchon wieder blau."

In unſerer demokratiſchen Zeit ſind auch die Kriege demokratiſch geworden. Die höchſten Herren, die einſt Krieg anzuſtiften liebten, eilen jetzt zuſammen, um ſie zu verhindern. Wegen Kronen und Dynaſtien geht's heute ſelten her, wohl aber wegen Kaffee, Knoppern, Ochſen und Schweinen und anderen Geſchäftsſachen. In Europa iſt es immer mehr, daß die Kriege nationale Urſachen haben. Das ſind richtige Volkskriege. Die Raſſen und Nationen wollen ſich reinlich von fremden ſcheiden und große, geſchloſſene Einheiten bilden. Wenn das überhaupt möglich wäre, ſo könnte es ſich wohl zutragen, daß nach fünfzig Jahren in Europa nur drei Reiche ſtünden: Romanien, Germanien, Slawien. Dieſe drei hätten alle übrigen kleinen verwandten Stämme in ſich aufgeſogen. Nur etwa Madjarien bliebe auf dem Dreivölkertiſch als Paprikabüchſel ſtehen.

Und wenn dieſe Arbeit vollführt wäre, dann nationaler Friede? Keine Idee! Sobald die Stämme einer Raſſe ſich zu einem großen Volks- und Staatskörper zuſammengeſchloſſen hätten, würden ſie nichts Wichtigeres zu tun wiſſen, als wieder auseinander zu ſtreben. Und zwar in wüſter Weiſe. Kämpfe zwiſchen Verwandten ſind immer die erbittertſten und unverſöhnlichſten. Die Romanen würden ſich erinnern, daß es einmal ein Frankreich, ein Italien, ein Spanien gegeben hat. Die Slawen würden nicht ſchlafen können, ohne wieder Ruſſen oder Tſchechen oder Serben oder Polen geworden zu ſein, und die Germanen? — Reden wir nicht davon.

Die Wahrheit iſt, daß ſie oben und unten, hüben und drüben zeitweilig ihre Kriege haben wollen und daß ſie imſtande ſind, dieſen Kriegen alles, alles hinzuopfern, was eine geſittete Kultur in Jahrhunderten an Gutem und Schönem hervorgebracht hat. Und wenn ein paar Völker in grauſem Wahnſinn ſich halb zum Tode gemetzelt haben, liegen ſie ohnmächtig da und ſind eine Weile wieder brav. Es iſt aber nur die Bravheit der Erſchöpfung.

Der „Fortſchritt", den wir heutzutage machen, iſt manchmal ein „Rückſchritt", ohne daß wir es merken. Merkten wir es, ſo würden wir ihn wahrſcheinlich nicht machen, auch wenn er zufällig einmal zu Beſſerem führte. Frauenrechte! lautet ein neues Rufwort. Und das, was damit „errungen" werden ſoll, iſt in der alten Bauernſchaft längſt vorhanden. Da hat das Weib die gleichen Rechte wie der Mann, es kommt nur auf den Vertrag an. Mein Vater hatte einmal eigenmächtig einen Wald verkauft; der Handel mußte wieder zurückgehen, weil meine Mutter nicht einverſtanden war. Sie hatten Gütergemeinſchaft. Wenn die Bäuerin manchmal ſagt: „Da weiß ich nix, da müßts ſchon ihn fragen!" ſo geht es ſicher um einen Teil jener Wirtſchaftsangelegenheit, die der Bauer zu verſorgen hat, in die ſie ſich nicht dreinmiſchen will, weil die Sache nicht in ihrem innerhäuslichen Wirkungskreiſe liegt. So wie auch die Bäuerin ſich in dieſen nicht dreinreden läßt. Teilung der Arbeit — nichts anderes. — Die Magd hat das gleiche Recht wie der Knecht, nur daß ſie vielleicht einen geringeren Lohn bekommt, weil ſie weniger Kraft hat. Aus demſelben Grund hat auch der Halterbub geringeren Lohn als der Knecht. Wenn der Bauer ſein Weib einmal prügelt, ſo geſchieht das nicht etwa, weil er ein Recht dazu hätte, ſondern weil er der Stärkere iſt. Der Stärkere, das entſcheidet gar viel auf dieſer Welt, und ſo wird es den Weibern wohl etwas ſchwer werden, gegen die Männer aufzukommen, mit ihnen zu wetteifern, in der Weiſe, wie es gewiſſe Frauenrechtlerinnen anſtreben. Sie wollen mit dem Manne um ihre politiſchen Rechte kämpfen. Als ob eine kluge Frau nicht auch ſo Regentin wäre! Bisher regierte der Mann die Welt und die Frau den Mann. Will ſie ihn nicht lieber regieren als bekämpfen? — Aus Konkurrenzrückſichten, heißt es, wolle der Mann auf ſeinen Berufsfeldern das Weib nicht aufkommen laſſen. Mich aber dünkt, für einen Ehemann wäre es immer noch ein Vorteil, wenn ſeine Frau z. B. im Bureau ihr Brot verdient, als wenn ſie daheim im „Boudoir" ſich als Modekleiderpuppe herrichtet und ſchmuckbehangen auf der Promenade umherrauſcht, um von der Männerwelt angeflirtet zu werden. Dieſes Berufes ſcheint ſich doch endlich manche Stadtdame zu ſchämen, weil ſie ſo friſch ins feindliche Leben trachtet, um in geregelter Arbeit ſich mit ihm abzufinden. Den Herd und den Wäſchekaſten kann wirklich auch eine untergeordnete Perſon beſorgen. Wenn jedoch die Frau auch der Kinderſtube entfliehen will, ſo iſt ſie kein Weib. Und da ſie auch kein Mann iſt — ſo iſt ſie halt ſo eine zuwidere Sache.

Bei Mariatroſt am Waldesrand ſteht ein Chriſtusbild. Auf dem Wege, der vorüberzieht, gingen Studenten von der Farbe der Kirchlichen. Sie zogen vor dem Heiligtum ſchweigend die Hüte. Einer aber, der hinterdrein ſpaziert, machte gegen das Bild eine freundliche Handbewegung und ſagte: „Servus!"

Ob dieſes Frevels wurde er von den Kollegen zur Rede geſtellt. „Was habe ich denn getan?" entgegnete er, „ich hab' zum Herrgott bloß geſagt, daß ich ſein Diener bin."

Ein Diener, der ſeinen Herrn allerdings ein bißchen zu vertraulich grüßt. Zum Glück hat der Herrgott nicht den Standeshochmut wie manches Menſchenherrlein.

Zwei Freunde redeten über die Berufswahl ihrer Kinder. „Mein Sohn ſoll Kaufmann werden", ſagte der eine.

„Der meinige", ſprach der andere, „würde mich ſehr erfreuen, wenn er einen produktiven Beruf ergreifen würde, zum Beiſpiel das Baugewerbe."

„Man macht ſich halt doch immer mit dem Handel am leichteſten was", ſagte der eine.

„Aber man hat nachher nichts aufzuweiſen", ſo der andere.

„Nichts aufzuweiſen? Bei halbwegs günſtiger Konjunktur getraue ich mir in wenigen Jahren ein Rentier zu ſein."

„Was hat ein Rentier, der nichts geſchaffen, aufzuweiſen?"

„Na, erlaube! Ein zinſentragendes Kapital."

„Und wenn er das durch irgendeinen Zufall verliert?"

„Wie meinſt du das?"

„Wenn ein Baumeiſter z. B. in ſeinen alten Tagen verarmt, ſo hat er trotzdem eine Menge Häuſer aufzuweiſen, die er gebaut, und kann ſich ſagen: das haſt du geſchaffen, daran kannſt du dich freuen, das lebt über dich hinaus. Was hat der verarmte Kaufmann von ſeiner Lebenstätigkeit? Sie mag ja auch nicht umſonſt geweſen ſein, aber es iſt nichts da, was ſich auf ſeine Perſönlichkeit bezieht. Das Reſultat ſeines Lebens iſt ihm zwiſchen den Fingern durchgeſickert.

Der Handelsparteimann ſchwieg. Ich weiß nicht, wußte er nichts darauf zu ſagen, oder ſtand es ihm nicht dafür, die idealiſtiſche Anſchauung des Schaffensluſtigen zu widerlegen.

Mich hatte dieſes Geſpräch auf einen weiteren Gedanken geführt. Der Künſtler! Warum trachtet der nicht nach Geld? Weil ihm ſein Werk genügt. Und ganz am beſten hat's der Dichter. Es iſt leicht, ſich mit der geringſten Lebensführung zu begnügen, wenn in ſeinen Werken die Lebensarbeit vor ihm ausgebreitet liegt in den Büchern, wenn er ſeine Arbeit, ſein Glück, ſein Streiten und Irren, ſeine ganze Vergangenheit gleichſam in den Büchern vor ſich lebendig ſieht — als zweites Ich.

Ja, da iſt mir der Unterſchied einmal recht klar geworden. Was das für ein wertvolles Leben iſt, das produktive, das ſchöpferiſche!

Ich habe einmal geſagt: der Weisheit höchſte iſt die Güte. — Nun ſage ich auch: der Schönheit größte iſt das Gute. Das Gute iſt nach meinem Empfinden mit dem Schönen ſo eng verwandt, ſo innig verbunden, daß ſie eigentlich eins ſind oder eins werden müſſen. — Hunderte Gegenbeweiſe aus den Schemen der Kunſtwelt werden laut und ich glaube, ſo können alle widerlegt werden. Man darf nicht meinen, das Innewerden des Guten ſei etwas Abſtraktes, Gedankliches, Grundſätzliches; nein. Die Freude am Guten iſt auch etwas Sinnliches. Das Gute, das wir ſchauen und empfinden, löſt in uns ein ſeeliſches und körperliches Behagen aus, ganz wie eine Kunſtwirkung. Unſere ethiſchen Beſtrebungen ſind Bildhauerarbeit, und wenn einer an der Menſchheit zu beſſern ſucht, ſo iſt das, wie wenn der Bildhauer an der Statue meißelt. Es ſoll eine einheitliche, harmoniſche Geſtalt zuſtande kommen, die zugleich unſer ſittliches wie äſthetiſches Wohlgefallen erweckt. Die Kunſt iſt ja nur ein Notmittel, um uns für die natürliche und ſittliche Unvollkommenheit möglichſt zu entſchädigen. Iſt die menſchliche Natur und Geſittung vollkommen, dann iſt die Kunſt an ſich überflüſſig — ſie iſt eins mit dem Guten geworden.

Freilich kann man aus der Menſchheit nicht gleich ein Kunſtwerk machen. Aber ein Material liegt jedem von uns vor und es gibt Künſtler, die aus ihrem Leben ein Kunſtwerk machen. — Ungefähr ſo meine ich's.

Eine meiner Leſerinnen, die es wahrſcheinlich nicht mehr lange bleiben wird, beklagt ſich, daß ich unter zwölf Romanen nur einen Liebesroman geſchrieben hätte, und ſelbſt der ende mit einer Heirat (fi donc!). Da ſind die Modernen (ſchade, daß ſie ſchon wieder unmodern werden!) freilich andere Kerle. Sie knüpfen und bleiben ungebunden, ſie löſen und bleiben unerlöſt. Nur drauf los — ſkrupellos, liebestoll, tieriſch … Derlei iſt ſo angenehm, daß es die Leute nicht oft genug leſen können. — Ich habe die Liebe jeweilen für eine mehr intime Angelegenheit gehalten, die man nicht erſt durch Marktſchreier austrommeln zu laſſen braucht, weil's jeder von uns ohnehin weiß. Die Vorgänge im türkiſchen Harem, auf Minaretts von Derwiſchen ausgerufen — wäre das geſchmackvoll? Und die deutſche Literatur will dieſer Derwiſch ſein, der die frevelhafteſten wie die heiligſten Geheimniſſe ſeines Volkes mit zyniſcher Luſt in die Welt kräht? Unterhaltungen über tieriſche Liebe iſt etwas für geile Leute oder ſolche, die es werden wollen; die Poeſie weiß mit ihr nichts anzufangen. In der wilden Sinnlichkeit allein liegt weder Seligkeit noch Tragik, die des Menſchen und ſeiner großen Kunſt würdig wäre. Selbſt ich mit meiner kleinen Kunſt habe mich nie (recto faſt nie) mit einer Liebe abgegeben, die — nun ja, die das Heiraten nicht verträgt.

Ein luſtiger Mann erzählte mir, wie er als Knabe einmal den Nikolo korrigiert hat. Er hatte drei Brüderlein und eine Tante. Die Brüderle waren brav, er war ſchlimm und die Tante war — gerecht. Sie hielt es mit den Braven und tat gerne weisſagen. Als der Tag des heiligen Nikolaus herannahte, der die braven Kinder nächtig mit Lebkuchen beſchenkt und die unfolgſamen mit Birkenruten, und der kleine Micherl immer noch fingerzuzelte und naſenbohrte und die Hoſen zerriß und aus Unachtſamkeit das Breitöpfchen zerſchlug und lauter ſo gottloſe Dinge trieb, da prophezeite ihm die Tante nichts Gutes. Der Biſchof Nikolo würde in der Nacht wohl kommen, aber ſeine guten Sachen nur auf die Teller der braven Brüder legen. Micherls Teller aber würde leer bleiben, weil der Nikolo die böſen Buben nicht mag.

Nun, der Micherl ließ es darauf ankommen. Er nahm ſich nur vor, in derſelben Nacht wach zu bleiben und dem Nikolo zuzuſchauen, wenn er zum Fenſter herein auf den Tiſch greift und ſeine Sachen austeilt. Und als der Abend kam, ſtanden auf dem Tiſche die vier Holzteller, jeder mit dem Namen des Eigentümers angekreidet, der Ordnung wegen. In der Nebenkammer ſchliefen ſchon die drei braven Brüderlein; der Micherl machte auch, als ob er ſchliefe, blinzelte aber unter dem Augenlid hervor und durch die ſtets offene Tür in die Stube hinaus, wo die Ereigniſſe vor ſich gehen ſollten. Er war ein wenig betrübt darüber, daß die Tante ihn immer einen Nixnutz hieß.

Und als alles im Hauſe ſtill geworden war und in der Stube ein leiſes Kniſtern anhub, guckte er ſchärfer zu, ſah in der Stube einen Lichtſchein und an der Wand einen Schatten huſchen, ſo groß und ſo buckelig wie die Tante. Und als wieder die dunkle Ruhe war, da ſtand der Micherl geräuſchlos auf, ging in die Stube und ſah dort im Halbmondſchimmer die drei Teller der Brüder auf das kühnſte aufgegupft mit Äpfeln, Lebkuchen und Nüſſen; ſein Teller aber war leer. Und weil er leer war, ſo nahm der Micherl von den anderen Tellern die guten Dinge weg und baute damit auf ſeinen Teller einen breiten und hohen Bau, der daſtand wie ein Schloß neben drei Hütten.

Am Morgen wachten ſie feierlich auf. Die drei wuſchen ſich brav und zogen mit Fleiß ihr Gewand an. Der

Micherl aber lag halb verſchlafen im Bett und ſtellte ſich, als ob ihn nichts weniger anginge als das, was jetzt kommt.

„Na, jetzt werden wir halt ſehen, wer brav geweſen iſt!“ ſagte die Tante mit ſingender Stimme, „jetzt werden wir's halt ſehen!“ — Und als die vier Buben und die Frau Muhme vor der Beſcherung ſtanden, da — ſie wollte ſchon losfahren, jedoch aber, es fiel ihr ganz richtig ein, ſie dürfe die Geheimniſſe des heiligen Nikolo nicht bloßſtellen, ſie müſſe gläubig ſchweigen.

Der Schloßherr zeigte ſich vornehm gegen die Hüttenbeſitzer und ließ ihnen von ſeinen Reichtümern ſo viel ab, daß ſie alle gleich viel hatten. Auch die Tante hat nachher auf ihrer Seidenhaube ein ſchönes Stück Lebkuchen gefunden, ſich arg darüber verwundernd, daß auch ſie brav geweſen war.

Im nächſten Jahre iſt aber der Nikolo nicht mehr gekommen.

* * *

„Weltgeſchichte, brennheiße!“ rief er, „die Nummer zehn Heller! — Ende der Türkei in Europa! Verdrängung des Osmanen nach Aſien! — Konſtantinopel, Hauptſtadt von Rußland! — Adrianopel, Hauptſtadt von Bulgarien! — Saloniki, Hauptſtadt von Serbien! — Skutari, Hauptſtadt von Montenegro! — Weltgeſchichte, brennheiße! —“

So rief auf dem Bahnhof der Zeitungsmann. Niemand belächelte ihn, jeder nahm ihn ernſt. — Es war November 1912.

Heute ſchreit der Mann nicht mehr ſo. Wir ſind anfangs überhaupt etwas zu berauſcht geweſen von den Siegen derer, die auch unſere Gegner ſind. Ihre Heldenhaftigkeit, ihre Wichtigkeit und Gefährlichkeit für ganz Europa haben wir ſo laut ausgerufen, unſere Angſt vor den Serben ſo lange ausgewimmert, daß ihnen der Kamm wachſen mußte. Mehr unſeres Verhaltens als ihrer Siege wegen. Bereit halten müſſen wir uns in ſolchen Fällen — aber mehr Würde!

„Wehr' dich, Albanien! Du, Europas letzte Trutzburg ungebändigter Natur, Felſenveſte der ehrlichen Räuber, die ihre Gewalt nicht beſchönigen; der tapferen Mörder, die ihr Verbrechen nicht leugnen. Ein Volk, das ſich täglich ſelbſt befreit, ſich ſelbſt regiert und ſich ſelbſt richtet. Treuer Albane, du! mit dem Gottesfrieden deines gaſtlichen Hauſes, in dem du ſelbſt dem perſönlichen Feind, vor der Schwelle noch deiner Blutrache ausgeſetzt, Schutz gewähreſt! Kühner Albane, du! deſſen Schwert im Feuer der Blutrache geſchmiedet iſt. Der Felſenwüſte harter Sohn, die Seele geſtählt vom Heldenlied der Väter, die Glieder gebräunt von der alten Sonne Homers! — Wahre dir, ſtolzer Albane, der Urvorfahren eherne Sitten, von ſtillen Jahrtauſenden zu dir herübergetragen. Wahre dir die Freiheit der Natur. Den Hyänen der Länder, baue ihnen keine Straßen. Den Sirenen des Meeres, baue ihnen keine Hafen. Den Geiern der Aviatik, baue ihnen keinen Start! In einem einzigen Jahrhundert würde die Kultur dich zermürben, den Staub zerſtreuen in alle Winde. Wehr' dich, Albanien!"

Es wäre eine überflüſſige Sache, aber man könnte ſich nicht wundern, wenn jetzt jemand ein ſolches Lied ſänge. Wir ſtiften Naturſchutzparke für urſprüngliche Pflanzen- und Tierarten. Warum ſoll nicht der letzte Naturſchutzpark für antike Menſchen beſtehen bleiben?

Wie Enten zum Teich, alſo ſtreben die Völker zum Meere,
Und ſchwimmen getragenen Halſes nach fernſtem Geländ'.
Und während ſie ſchnatternd und ſtolz ihren Miſt exportieren,
Zerſtören zu Hauſe die Füchſe ihr trauliches Neſt.

Mein Weſen iſt ſo, daß es durch wieder gehörte Bibelſprüche, Schillerſche Sentenzen und dergleichen leicht im Gemüte bewegt und gehoben wird. Zeitweilig habe ich mich deshalb für fromm gehalten. Ein weniges davon mag ja dabei ſein. Größerenteils aber (kam ich mir dahinter) iſt es der Klang der Sprache, der ſeit Kindheit her vertraute Klang des Textes, der längſt verlebte Gefühle und Beſeelung wieder aufweckt. Es ſind Glocken ferner Jugend, es iſt die Wirkung der Muſik, die bald wieder ausläßt, wenn ſie verhallt iſt. Freilich wirkt der Klang des Wortes auf uns nur, wenn wir Neigung und Willen zu ſeinem Sinne haben. Inſoferne kommt das klingende Wort unſerer ſittlichen Entwicklung zuſtatten. Übrigens möge man nur nicht glauben, daß die Freude am frommen Wort ſchon Frömmigkeit iſt.

Im Kaffeehaus, von meinem Tiſchchen aus, betrachtete ich den Advokaten Mohl. Ein äußerſt intereſſanter Kopf, mit dem möchte ich bekannt werden. Zwar bin ich ihm jetzt urfremd, doch was hindert mich, daß ich zu ſeinem Tiſch gehe — er ſitzt gerade allein — und höflich einen Vorwand nehme — welchen nur gleich? — um mit ihm zu ſprechen?

„Herr Doktor, entſchuldigen doch gütigſt, daß ich Sie hier überfalle. Ich bin der und der, und hätte eine wichtige und unaufſchiebbare Angelegenheit!"

„Bitte, ich ſtehe zu Dienſten", ſagte er kühl. Da er nicht aufſteht, ſetze ich mich an ſeinen Tiſch. „Ich erſuche Sie, mich in meinem Prozeß zu vertreten. „Die Sache iſt die, Herr Doktor, daß die Sonntagsnummer des ‚Stadtblattes' einen Artikel gegen mich gebracht hat, in dem es durchblicken läßt, daß ich fünf Millionen unterſchlagen hätte."

„Mit Bagatellen befaſſe ich mich nicht", ſagte der

Doktor und machte eine wegwerfende Handbewegung. „Übrigens, der Chefredakteur des ‚Stadtblattes‘ ſoll ja verunglückt ſein, heute mittags. Man hat ſeine Leiche aus dem See gezogen.“

„Und die morgige Nummer“, ſagte ich, „wird die Senſation bringen, daß ich ihn ermordet hätte!“

„Das Blatt läßt man konfiszieren.“

„Man hat Beweiſe gegen mich“, wende ich befangen ein. „In der Hand des Toten eingekrampft iſt mein rotes Krawattel gefunden worden, das er mir im Kampf herabgeriſſen hat.“

„Sie werden Ihr Alibi erbringen.“

„Das kann ich nicht, denn —“

„Wie —?“

„Ich hab's getan.“

„Na, korſchamadiener!“ murmelte der Doktor vergnügt, „das wird intereſſant. Den Prozeß übernehme ich.“

— Dann bin ich aufgewacht. Vom Morgenſchläfchen war es der letzte Ausläufer. Ich hätte mich ja ſowieſo auch im Traume ſchon empfohlen bei dem Herrn Doktor Mohl mit dem äußerſt intereſſanten Kopf. Der Vorwand war gut geweſen — ich hatte den Mann kennen gelernt.

„Ich langweile mich nie in meiner eigenen Geſellſchaft“, ließ ſich heute einer vernehmen. Das klingt gut. Aber unterhält man ſich, wenn man allein iſt, denn immer mit ſich ſelber? Ich bin auch gerne allein, doch juſt da verkehre ich am wenigſten mit meinem eigenen Ich. Nie lebe ich ſo ganz und gar in allen Weiten, unterhalte mich mit allen denkbaren Perſonen und Dingen der Welt, als wenn ich allein bin. Man wählt ſich die Beſten und ruft ſie herbei und lebt mit ihnen in Erinnerung oder durch ein

Buch oder ein anderes ihrer Werke. Und geht auf in allgemeinen Angelegenheiten. Und vergißt dabei ganz ſeiner ſelbſt. Anders in Geſellſchaft von Leuten. Da bin ich viel egoiſtiſcher geſtimmt, da meſſe und vergleiche ich immer andere mit mir, anderer Meinungen mit den meinen, da fühle ich mich ſo ganz als abgegrenzte Perſon. So daß es iſt, als wäre man in Leutegeſellſchaften allein, in Einſamkeit hingegen verbunden mit aller Welt und allen Himmeln. Die Leute mit ihren alltäglichen Gegenſätzlichkeiten jagen mich in mich ſelbſt zurück, wo ich mich freilich neuerdings langweilen würde, wenn nicht dann erſt im Geiſte aus allen Zeiten und Fernen die lieben, frohen, gleichgeſtimmten Gäſte kämen, die mich das armſelige Menſchlein vulgo Roſegger vergeſſen laſſen. Glücklich, wer in dieſem Sinne ſagen kann: „Ich langweile mich nie in meiner Geſellſchaft.“

„Ein Volksdichter, der das Volk nicht mag — pfui Deixel!“ — Das ging mich an, als ich mich von dem Lärm, Feilſchen und Zechen des Marktgewühles zurückzog. Volk! Freilich Volk, aber was für eins. Es gibt zweimal Volk. Das natürliche, organiſch gewachſene, national oder politiſch einheitliche Volk, und das zuſammengelaufene Volk, die Menge, die Verſammlung von Herden-, Raub- und Stinktieren. Davor fliehe ich. Jeder einzelne, wie wert iſt er, wie gut kann man ihm ſein! In der Maſſe aber, wo er in den Durchſchnittscharakter ſeiner Gattung aufgeht, iſt er mir widerlich. In der Menge iſt jeder von uns anders als in der bedächtigen Einheit ſeiner Perſon. Ich ſelbſt bin mir zuwider in großer Geſellſchaft, unausſtehlich in der Menge, ich bin ein anderer als ich, und durch die Flucht ſuche ich mich zu mir ſelbſt zu retten. Viele Leute um mich gehen mir auf die Nerven, lähmen mich ſeeliſch, machen mich völlig zum Philiſter; in jedem der banalen Geſellen ſehe ich mich ſelber, den banalſten unter allen. Unter ſolchem Volke bin ich mein Lebtag kein Volksdichter geweſen, werde es höchſtens, wenn ich den einzelnen bei ſeiner Arbeit, in ſeinem Glück oder in ſeinem Leid ſehe.

Wie eine öde Geſellſchaft mich krank machen kann, tatſächlich bis zu körperlicher Erſchöpfung, ja bis zum Lungenkrampf, ſo kann mich ein anregender Menſch geſund machen. Es geſchah ſchon bisweilen, daß ich wegen körperlicher Leiden einen Beſuch nur mit Mühe empfangen konnte und als er mir allzu früh fortging, war ich geweckt, erfriſcht. Er hatte Geiſt gebracht, Seele geweckt; durch Rede und Gegenrede ſolcher Art werde ich mir des Menſchen bewußt, der ſonſt im müden Körper oft ſo träge dahinliegt.

Im ganzen iſt es die Einſamkeit, die mir wohltut, die mich fördert, die mich zum Dichter und am eheſten noch zu einem guten Menſchen machen könnte. Doch eine Stunde jeden Tag brauche ich Geſellſchaft, um andere in mir und mich in anderen zu finden. Aber die Geſellſchaft muß klein ſein, zwei Perſonen, mich mit eingerechnet, ſind reichlich genug. Bei mehreren pflegt das Geſpräch ſchon zu zerflattern, während es doch am erſprießlichſten iſt, bei einer Sache länger zu verweilen und ſie von zwei Standpunkten aus behaglich zu betrachten. Indes kommt da gerne einer meiner Fehler auf. Wenn ich in einer mir anliegenden Sache lebhaft bewegt bin, ſo reiße ich leicht das Wort unverſehens an mich, ſpreche allein, aber der andere gibt mir durch ſein freundliches Zuhören oft mehr als ich ihm mit meiner Rede.

Aſtor war ein ſchöner, lebensfroher Jüngling und ſollte ſchon ſterben. Flehentlich bat er den nahenden Tod um Schonung. Aber der Tod ſagte: „Du ſollſt mir danken, daß ich dich erlöſen will, ehe die Enttäuſchungen kommen. Die Hoffnung haſt du ſchon genoſſen, der Genuß — glaube mir — iſt nicht ſo viel wert als ſie." — Aſtor ſagte: Um den Genuß geht es mir nicht, aber leiſten möchte ich etwas auf dieſer Welt, etwas Großes zum Heile der Menſchen möchte ich tun und deshalb will ich nicht ſterben. — Das hat den Tod gerührt, er ließ ihn leben und ſtellte ihm frei, den Beruf ſich ſelbſt zu wählen, in dem er glaube, für die Menſchheit am beſten wirken zu können.

Aſtor wählte das Königtum. Als König wollte er einem großen Volke den Frieden ſichern mit den Nachbarvölkern. Aber als dieſer Friede mit ſchweren Opfern geſichert war, begann ſein großes Volk untereinander, gegeneinander aufzuſtehen in einem blutigen Bürgerkrieg. — Da dankte Aſtor als König ab und wurde Prieſter. Gott im Geiſte und in der Wahrheit wollte er der Gemeinde beibringen. Da hielten ſie ihn für einen falſchen Propheten und ſchlugen ſich zu den Götzenanbetern. — Nun ſuchte Aſtor einen anderen Beruf, er ſtieg nieder zu den Leidenden und wurde Arzt. In weiſer Benützung aller möglichen Heilmittel wollte er die Menſchen geſund und ſtark machen. Sie wendeten dieſe Heilmittel auch an, führten dabei aber ein ſo laſterhaftes Leben, daß ſie ſiechten und verdarben. Und dann ſagten, ſie hätten einen ſchlechten Arzt, unter dem die Leute erkrankten und hinſtürben. Alſo dachte Aſtor, wenn auf dieſen umworbenen und wichtigſten Stellen nichts zu machen iſt, ſo will ich hinabſteigen zu den Gemeinen auf die Straße und einen Beruf ergreifen, der verachtet iſt und doch die Möglichkeit bietet, den armen Erdenpilgern Gutes zu tun. Er wurde Straßenkehrer. Er fegte die Wege glatt, daß kein Schlamm und kein Staub war und die Wanderer reine Luft atmen konnten. Da ſagten die Leute: Sehet, da iſt dieſer Taugenichts, iſt ſchon Fürſt und Prieſter und Arzt geweſen und hat ſich nirgends behauptet. Jetzt iſt er Miſtkratzer! Und ſie ſpuckten ihn an.

Nun ſann der arme Aſtor nach, was er denn werden ſolle und tun könnte, um den Menſchen etwas Rechtes zu ſein. Zur Stunde führte man einen Verbrecher zur Richtſtätte hinaus, wo der Henker mit grauſamer Gebärde ſeiner wartete. Jetzt wußte es Aſtor, Scharfrichter will er werden, um mit inniger Erbarmung und möglichſter Geſchicklichkeit den Tod der Unglücklichen zu mildern. Ein Amt, zu dem bisher nur der Roheſte kam, ſoll einmal mit dem Mitleidendſten beſetzt werden. Und nun ging all ſein Sinnen und Trachten dahin, den Ärmſten das letzte Stündlein mit Liebe zu lindern, ſoweit es in der Menſchen letzter Möglichkeit ſteht. Von dieſem merkwürdigen Manne und ſeinem Entſchluſſe hörte der König des Landes. Da ſtieg er von ſeinem Thron, ging zum neuen Scharfrichter hin und ſagte in flüchtiger Begeiſterung: „Menſch, du biſt größer als ich!“ — Als das Volk dieſen Ausſpruch des Königs gehört hatte, rief es ungeſtüm: „Wir wollen den Größten zum König haben!“ Und als der König ſah, daß ſich gegen ihn eine Empörung erhob, um Aſtor zum König zu wählen, ließ er den Scharfrichter enthaupten.

Nun hatte Aſtor ſich dem Tode nicht mehr widerſetzt. Er ging gerne.

1913.

Vor 1813 muß auch der Friedensfreund Halt machen und das Recht des Schwertes ſehen. In jeder Familie ſoll eine Rute ſein, in jedem Hauſe ein Gewehr, in jedem Staate ein Schwert. Deshalb braucht das Kind noch nicht geſchlagen, der Nachbar nicht getötet, der Nachbarsſtaat nicht angegriffen zu werden. Das Wort muß unter Umſtänden einen drohenden Finger haben, das Recht ſeinen Schutz und das Unrecht ſeinen Untergang. Nicht bloß Unrecht tun, auch Unrecht leiden iſt Sünde, weil die Duldung das Unrecht noch immer ſtärker macht.

Hätten die Germanen Vaſallen des wahnſinnigen Korſen bleiben ſollen? Des Wahnſinnigen, der Oſt und Weſt, Süd und Nord, alle Maſſen und Raſſen mit dem Schwerte unter ein Dach zuſammenzwingen wollte! — Selbſt die Franzoſen äſtimieren den freien Germanen, während ſie den unfreien verachtet hatten. Und wir ſelbſt, müßten wir uns nicht tödlich verachten, wenn wir unſer Hausrecht dauernd hätten ſchänden, unſerer Väter Eigenart und Geſittung hätten vernichten laſſen? Ich begreife nicht, wie man auch nur davon ſprechen kann, daß damals die deutſche Friedensliebe ſich nicht hätte widerſetzen ſollen! Iſt es denn nicht ſonnenklar, daß nur der Angreifer den Frieden bricht, der Verteidiger ihn wiederherſtellen will? Wehe den Verſehrenden, Heil den Sichwehrenden!

Keine größere Sehnſucht hat mich durchs Leben begleitet, als die nach Frieden auf Erden. Und doch ſchreie ich es hinaus in mein Volk: Nicht wegwerfen das Schwert, ſolange wir bedroht ſind! — Wir haben zu große Urſache zum Mißtrauen. Alle gleichzeitig abrüſten, hüben und drüben — ja, wenn das möglich wäre! Und es wird möglich ſein, es muß möglich ſein, wenn die Völker nicht von ihren eigenen Kanonen erdrückt werden ſollen. Aber anfangen kann keiner allein, anfangen an dem internationalen Friedenswerk müſſen alle zugleich. Denket einmal nach, wie das zu machen wäre. Den Nobelpreis für den beſten Vorſchlag. Derlei geniale Offenbarungen haben nie was gekoſtet, als etwa — das Leben. —

Heute haben wir die Zeit zu preiſen, die uns vor hundert Jahren Freiheit gab, die Helden zu ehren, die ſie errungen haben. Doch, aufgepaßt!

Die für das Vaterland ſtarben, ehren wir am beſten, wenn wir für das Vaterland leben.

In meiner Kindheit habe ich viel von der Hoffart gehört. Daß ſie eine ſo große Sünde ſei, ja die allergrößte. Das wunderte mich, denn unter Hoffart verſtand ich eine Fahrt in den Hof. Ich begriff nicht, weshalb man mit Brennholz, Heu und Streu nicht in den Hof ſoll fahren dürfen. Jemand erklärte mir, die Fahrt in den Fürſtenhof ſei gemeint, man ſoll nicht hochtrabend in den Fürſtenhof fahren wollen. Aber das tat ich ja gar nicht. Der Katechismuslehrer ſagte wieder anders: Ich ſollte das Wort erſt einmal richtig ſchreiben lernen, ehe ich mit dem Sinn Narreteien triebe. Aber die trieb ich ja gar nicht, ich wollte nur verſtehen. Da belehrte er, unter Hoffart ſei Stolz und Hochmut gemeint. Jetzt ſtimmt es ſchon wieder nicht. Einen hohen Mut zu haben, ſchien mir was ſehr Gutes, und der Religionslehrer ſelber ſagte gern, daß er ſtolz ſei auf ſeinen Stand. Was iſt alſo Hoffart? „Wenn du dich beſſer dünkſt als andere“, belehrte der Lehrer. Mein Gott, ſagte er nicht ſelbſt immer, daß ich trachten ſollte, beſſer zu ſein als andere. Da ſoll ich beſſer ſein als ſie und nicht denken, daß ich beſſer bin. —

Und ſo konnte das kleine, dumme Bauernbübel nicht erfahren, worin die größte Sünde beſteht. „Wirſt es ſchon noch erfahren“, mahnte der Katechismuslehrer. „Gib nur acht. Denk an die hoffärtigen Engel, die wollten mehr als Gott ſein!“ — Mehr als Gott ſein wollen! das fiel dem Knirps nicht im Schlaf ein. Und ſo hat er wirklich eines Tages ſeinen Schulkameraden eröffnet, für ihn paſſe die Hoffart nicht, er kenne dieſe Sünde nicht. „Etſch!“ kreiſchte einer der Kameraden auf, legte die Spitze des Zeigefingers an die Naſenſpitze und ſpreitete die übrigen Finger wie Kronzacken aus gegen mich her. „Etſch!“ ſagte er, „jetzt haſt ſie!“

Gott ja, wenn man ſich überhebt, ſo iſt das höchſtens dumm. Und für ſeine Dummheit kann der Menſch nicht verantwortlich gemacht werden. Was iſt alſo Hoffart? — Man müßte einen Gelehrten fragen.

Am Tore der Sparkaſſe war großes Gedränge. Leute, beſonders aus ärmeren Volksklaſſen, eilten aus und ein, ſchoben, ſtießen, drängten einander; jeder wollte zuerſt drinnen ſein. Die hineinſtrebten, hatten ſorgenvolle, erregte Geſichter; die herauskamen, ſchmunzelten behaglich. Von dieſen einer, ein alter Bekannter, rief mir zu: „Nau, gehn S auch Ihner Sach abholen?“ — „Wer? Ich?“ war meine Gegenred’, „ich geh meine Sach’ hineintragen.“ Er macht große Augen, ich muß ihm mein Vorhaben förmlich begründen. Na alſo. „Bei dieſen unruhigen Zeiten — es drohte der Serbenkrieg — weiß man ſeinen Sparpfennig nirgends beſſer zu ſichern als in der Sparkaſſe. So ſicher wie ein Staatspapier. Sie legt das Geld auf Grund und Boden an und auf andere wirkliche Werte. Da kann niemand was davontragen, es iſt feſt ans Vaterland gebunden. Deshalb begnügt man ſich ja mit geringeren Zinſen, weil man keine Sorge haben will und lieber gut ſchläft als gut ißt.“

Da blieb mein Bekannter feſt ſtehen, ſoweit es das Gedränge erlaubte, und ſagte halblaut: „Na Se, wenn das ſo is! Nachher geh ih wieder zruck eini.“ — Sein Geld, das er behoben, legte er wieder ein. Die Beamten lachten und einer ſagte: „Na, die überflüſſige Schererei hat's not.“ „Sie wird noch größer werden“, meinte ich. „Alle, die jetzt beheben, werden in kurzer Zeit wiederkommen und ihre Gelder einlegen, ſofern es ihnen im Bettſtroh nicht abhanden gekommen oder ſonſtwie geſtohlen worden iſt.“ — Ein anderer redete zum Schalter hinein: „Wenn ihr nicht viel Bargeldvorrat hättet, ſo wäre das nur ein Zeichen, daß ihr wirtſchaften könnt. Das Geld iſt bei der Arbeit. Dorthin gehört es. Das Geld in der Truhe trägt nichts.“ — „Wir können wirtſchaften und haben trotzdem Geld in der Truhe“, antwortete der Beamte.

Nachher, als ich zum rückwärtigen Tor hinausging, hatte dort ein freundlicher Herr juſt eine alte Frau in der Arbeit: „Se gengen umaſunſt eini, Se kriagn nix mehr!“ redete er auf ſie ein. Als er mich ſah, ſchob er ab. „Was hat denn der von Ihnen wollen?“ fragte ich die Frau. Da ſagte ſie's. Ihr Sparkaſſenbuch, mit dem ſie das Geld beheben wolle, hätte er ihr abkaufen mögen. Es ſei, ſoll er geſagt haben, ohnehin nichts mehr wert, aber die gute Frau erbarme ihm zu ſehr, wenn ſie ihren ganzen Sparpfennig verlieren ſollte. Er übernehme leichtſinnigerweiſe das Riſiko und gebe ihr die Hälfte der Einlage bar auf die Hand, ob er dann fürs Büchel einmal etwas kriege oder nicht. — Daß die Spitzbuben, die kleinen wie die großen, alles nur Denkbare ausnützen, um ihren Raub zu machen! — „Es heißt halt,“ ſeufzte die Frau, „doß alles hin ſein kunnt!“

„Liebe Frau,“ ſagte ich, „wenn Sie Ihr Geld beheben wollen, gehen Sie nur hinein. Heute oder wann immer Sie es brauchen. — Sie werden nicht etwa weniger kriegen, als Sie eingelegt haben. — Sie werden mehr kriegen!“

Die Frau iſt nicht hineingegangen. Sie hält es wohl auch mit denen, die das Geld bei der Arbeit nicht ſtören wollen.

Iſt das Alter dazu da, um die Fehler der Jugend zu büßen? Nein, ſondern um ſie zu verbeſſern. Jeder kann das nicht; wer es kann, der ſoll's tun. Ich tue es. Ein ſeit vielen Jahren heimlich gehegter Wunſch will mir unerwartet in Erfüllung gehen. Eine von mir ſelbſt zu beſorgende Neubearbeitung meiner Schriften, die in rund 50 Bänden vorliegen. Ich bin an der Arbeit. Es ſoll in einigen Monaten das Erſcheinen nicht einer vermehrten, wohl aber einer verwenigerten Ausgabe beginnen. Eine verbeſſerte in 40 Bänden. Ich kreide mir dieſe Durchſicht rot an, denn es iſt kein Geringes für einen Autor, jahrelang nichts, als ſich ſelber zu leſen. Das iſt nur auszuhalten mit dem Bleiſtift in der Hand. Ein Feldzug mit dem Griffel. Ich werde Verbündete haben — vielleicht die meiſten meiner Leſer. Man ſchaut bei ſolchem Unterfangen nach Beirat aus. Zeit meines Schaffens hat mich die öffentliche Kritik begleitet. Mauern um mich bilden die Zeitungen, Zeitſchriften und Broſchüren, die mich erzogen haben oder erziehen wollten. Der Forderungen ſind ſo unterſchiedliche, daß ſie — wie es vielfach der Fall — einander aufheben und ich leer ausgehe. Es iſt gut ſo. Fehler, die man ſelbſt begeht, ſollen aus eigener Einſicht gut gemacht werden. In meinen Werken, beſonders der jüngeren Jahre, gibt es Dinge, die mich wundern machen, daß die Kritik — auch die ſtrengſte — ſtill an ihnen vorübergegangen iſt. Wiederholungen, Weitläufigkeiten, Sprachverſtöße, Unklarheiten, jugendliche Tendenzen, Polemiken —

derlei meine ich nicht einmal, obſchon ſie jetzt den Stift kräftig zu fühlen bekommen. Mehr fremdeln mich Unrichtigkeiten, pſychologiſche Unmöglichkeiten, dann manch plattes Pathos und breitgeſponnene Sentimentalitäten. Derlei wird nun geſtrichen, geändert. Ich ſtreiche faſt aus jedem Bande. Mit demſelben Vergnügen, als ſie geſchrieben worden, ja mit vandaliſcher Luſt, ſtreiche ich derart zehn volle Bände weg. Im übrigen behandle ich mich mit großer Pietät. Nicht etwa, daß der Greis den Jüngling richten wollte. Manch bedenkliche Tugend ſtutze ich und die ſchönſten Sünden laſſe ich ſtehen. Der Alte ſoll den Jungen nicht alt machen, vielmehr ſoll er ſelber jung werden. Die Jugend ſoll ſtehenbleiben, wie ſie ſteht, auch wo ſie kindiſch iſt. Die herbe Kampfesluſt des Mannes ſoll ſtehen bleiben, auch wenn der Greis mildere Formen dafür hätte. Die natürlichen Eigentümlichkeiten werde ich nicht anrühren, auch wo ſie Fehler ſein mögen. Verwäſſert wird nichts. So tief das Meſſer ſtellenweiſe auch dringen wird, die Nerven und die Blutadern ſollen geſchont bleiben. Gegen mein ſittliches Gewiſſen habe ich mit Abſicht nie verſtoßen. Wo es unabſichtlich geſchah und es erkannt wird, dort gibt's jetzt Korrektur. Meine Weltanſchauung hat ſich im ganzen nicht geändert, und nur ſo kann die Arbeit gemacht und gerechtfertigt werden.

Für mich perſönlich hat dieſe Rückſchau eine beſondere Bedeutung. Ich lebe in ihr meine ganze ſeeliſche Vergangenheit wieder durch. Denn nahezu alles, was von meinem Fühlen, Träumen und Denken ich je zu ſagen oder zu ſtammeln vermochte, iſt in meinen Büchern enthalten. Ich lebe ſie jetzt wieder durch. Was mir ganz verfehlt ſcheint, das tilge ich; was halb verfehlt iſt, das beſſere ich. Und was ich nicht beſſer machen kann als es iſt, das laſſe ich ſtehen und mache es nicht beſſer. —

Mit der Luſt des einſtigen Schaffens noch einmal dieſe Arbeit — dann muß es gut ſein. Dann will ich reichlich noch ſo lange leben, bis die neue Ausgabe fertig vor mir im Schranke ſteht.

Die Leichenverbrennung, der ſich die Kirche ſo hartnäckig widerſetzt. Die Kirche ſieht in der Verbrennung eine Gefahr für den Unſterblichkeitsglauben. Als ob es im Erdengrabe keine Leichenverbrennung gebe! Ich weiß aber auch irgendwo einen Brennofen, der aus Friedhofslehm Dachziegeln brennt.

Ich perſönlich habe meine Heimgegangenen ja lieber der langſamen Erde als der ſchnellen Glut übergeben. Ich meine nur, daß es jedem freiſtehen müßte, je nach ſeinem perſönlichen Gefühl und nach den äußeren Umſtänden die Art der Beſtattung zu wählen. Die Kirche wird das auch noch zugeben und noch ſelber Krematorien bauen. Mit der Religion hat es nichts zu tun, ob der Körper in der Erde verweſt, von Meerestieren verzehrt wird, im Feuer verbrennt oder ſonſtwie chemiſch aufgelöſt wird.

Gott ewig Dank und Preis, daß der Unſterblichkeitsglaube einen feſteren Grund hat als das Erdgrab!

Der Mann, wenn er 'mal ſo dreißig Jahre herum iſt, dann glaubt er, fertig zu ſein. Aber es fehlt ihm dazu noch die Hälfte, und zwar die beſſere. Und dann, wenn er die hat, iſt er immer noch nicht fertig.

Eine Stunde nach unſerer Trauung ſaß meine junge Frau am Klavier und ſpielte die Neunte Symphonie. Aha, dachte ich, jetzt biſt du auch muſikaliſch, und meinte mich ſelbſt, der außer dem auf mancherlei Pfeifen keinerlei Muſik gelernt hatte. Auf der Hochzeitsreiſe dann merkte ich, daß ich auch Franzöſiſch könne. Das Sprachwerkzeug war die

Frau. Und ſo ergaben ſich viele Kenntniſſe und Fertigkeiten, die ich früher nicht beſeſſen. Mit Küche und Wäſche konnte ich umgehen, die Hauswirtſchaft leitete ich auf das feinſte, ich, das heißt, meine beſſere Hälfte. Ich war mehr als ein doppelt ſo koſtbarer Menſch geworden. Aber noch immer kein ganzer. Einige Jahre ſpäter ging ich in eine ordentliche Volksſchule, was mir noch mein Lebtag nicht paſſiert war. Später lernte ich Latein und ſonſt ſtaunenswerte Wiſſenſchaften, auf einmal war ich hoher Studioſus, über der Bruſt das ſchwarzrotgoldene Band! Und während ich jetzt erſt ganz war, lag ich neuerdings in der Wiege. Mann, Weib, Kind und Jüngling zugleich, mit allen möglichen Eigenſchaften, Kenntniſſen und Freuden ausgeſtattet. In Haus und Garten, im Kollegium und in der Kneipe, an der Mutterbruſt und an Liebchens Seite — überall zugleich konnte ich ſein. Ja, ſogar als blondlockenköpfiges Dirndl ſtand ich neben der Wiege des Brüderchens, das ich war, und lobte den Storch, der ich war. So Ich und Du zugleich ſein! Und auch bei mir ureigen ſelber noch, glückempfindend, weil ich, der ſonſt ſo Einfältige, ſo ſtaunenswert vielfältig geworden war.

Was aus einem Menſchen nicht alles werden kann! Freilich hatte ich nun auch der Mutter Kindesſorgen, der Studenten Prüfungsnot, des dummen Dirndls Kummer, wenn ich huſtete, und meine eigene Angſt um alle. Aber erſt das macht den ganzen Menſchen aus.

In einer Gegend unſeres Vaterlandes ſoll ein ſeltſamlicher Brauch herrſchen: Wenn irgendwo ein vermögentlicher Junggeſelle iſt, der nicht heiraten will, dem ſteigt man in einer beſtimmten Nacht aufs Hausdach und ſtülpt eine alte Wiege über ſeinen Rauchfang, ſo daß der Rauch nicht abziehen kann. — Wie mag das gemeint ſein?

Es war in der Abenddämmerung. Das vierjährige Trauderl war allein in der Nebenkammer und man hörte von dort her ein ungewohntes Geräuſch. „Was machſt du, Trauderl?" rief die Mutter hinein. — „Ein Verhängnis!" ſchrie drinnen das Dirndl. Wir ſtürzten erſchrocken in die Kammer. Den Fenſtervorhang hatte es vorgezogen.

Als Witz wäre es ſchlecht. Aber die kindlichnaive Zurückführung des oft gehörten Wortes auf ſeinen urſprünglichen Sinn mutet uns liebkomiſch an.

Der fünfjährige Enkel hatte infolge ſeiner landwirtſchaftlichen Arbeiten immer ſtark belegte Hände. Und einmal, als die Magd ſie ihm wuſch, mit Greinen: „Du biſt aber wieder ſchwarz, ſchau da, was das für ein Waſſer iſt!" antwortete der Kleine: „Ah, macht nichts. Kommt ſo alles ins ſchwarze Meer!"

Richtig! Unſere Wäſſer alle, auch das ſtark gedunkelte Abſpülwaſſer des kleinen Peterl, fließen ins ſchwarze Meer. Na, dann geniert's ja nicht.

In Oberabelsberg dem jungen Schullehrer wurden von den Eltern der Schulkinder Geſchenke geſchickt, je nach der Jahreszeit: Im Sommer Butter, Obſt; zu Weihnachten Kletzenbrot; im Faſching Krapfen. Er ſchickte die Sachen immer wieder zurück. Das hielten ſie für bloße Höflichkeit und taten ſie neuerdings her. Das dauerte ſo lange, bis der Lehrer eines Tages zu den Schülern ſagte: „Wiſſet, Kinder, ihr ſollt euren Eltern das ausrichten: Wer mir noch einmal ein Geſchenk bringt, der bekommt in ſein Zeugnis im ſittlichen Verhalten eine ſchlechtere Klaſſe!" — Von da ab hatte er Ruhe.

Deſſelben Lehrers Vorfahre war freundlicher geweſen.

Der hatte die wohlgemeinten Spenden dankbar angenommen. Für einen Schinken ſchrieb er ins Zeugnis „Vorzüglich“. Leberwürſte bezeichnete er mit „gut“ (was auch wahr iſt); aber als der Kleckelbub von ſeiner Mutter, der Kleinhäuslerin, drei Eier brachte, ſchrieb ihm der Lehrer ins Zeugnis „Ungenügend“. Denn des Lehrers Familie beſtand aus ſechs hungrigen Mägen.

Tagelang lag ich dahin in der Krankheit. Um gar nichts kümmerte ich mich, alles war mir recht. Ich ſchlief gut und träumte ſchön. Es war ganz behaglich. Aber meine Angehörigen hatten betrübte Geſichter. — Endlich begann mir langweilig zu werden. Ich lag ſchlecht, allerhand tat mir weh, die Medizin war widerlich, mein Befinden wurde ſchlechter anſtatt beſſer. „Daß die Ärzte doch gar nichts vorwärts bringen!“

„Gottlob!“ ſagte der Arzt, „wir ſind über dem Berg. Er ſchimpft ſchon!“

Wenn ich mit Jägern über Jägerei ſpreche, ſo iſt das allemal geſtritten. Natürlich unterliegt dabei der Waffenloſe. Das Beſte, was ich für meinen Standpunkt aufbringen kann, iſt das bißchen Erbarmen oder — wenn es ihnen lieber iſt — die Sentimentalität. Gegen das „Jagern“ hätte ich ja nichts, nur gegen das Totſchießen, und noch mehr gegen das Nichtganztotſchießen. Ich bin zu viel Tier, um das nicht ein wenig mitzufühlen, und ſo oft ſie einen Bock ſchießen, fühle ich mich getroffen.

Je weniger manche Leute von Kunſt verſtehen, je mehr ſchwatzen ſie darüber. Wenn das gilt, kann ich auch mitſchwatzen. Zu verſtehen braucht man die Kunſt auch gar nicht, nur zu empfinden.

Ich kann übrigens der Kunſt keine allzugroße Bedeutung beilegen; für Kraft, Volkstum, Ethik leiſtet ſie nicht viel. Die gute Kunſt nützt weniger, die ſchlechte ſchadet mehr, als man glaubt. Im beſten Falle noch verweichlicht ſie uns und iſt ein Nährboden des Luxus. Wir bedürfen vor allem — nebſt Kräftigung des Körpers, Reinheit und Stärke des Willens — Männer mit uneigennütziger Tatkraft und Treue. Das allzu völlige Aufgehen in verſchiedenerlei Charaktergeſtalten der Kunſt macht perſönlich charakterlos. Das Entzücken über Wort, Klang und Bild iſt elektriſche Entladung und Vergeudung ſeeliſcher Kraft. — Und da meine ich noch die beſte Kunſt.

„Kunſt“ nennt man auch das, was ich vor kurzem im Theater ſah und hörte. Ein etwa achtjähriges Mädchen ſang Zoten. Das Publikum war raſend vor Jubel. Nur wenigen merkte man an, daß ſie ſich ſchämten.

Bei der Überprüfung meiner Schriften, die ich mir auferlegt habe, gedachte ich es ſo zu machen: Bin ich des Tages heiter geſtimmt, ſo nehme ich heitere Sachen zur Durchſicht vor; bin ich ernſt geſtimmt, ſo leſe ich die ernſten Bücher. So glaubte ich den Dingen am beſten gerecht zu werden. Aber gleich im Anfang merkte ich, daß dieſe Theorie grundfalſch wäre, damit käme man nicht weiter. Das hieße ſo viel, als am hellen Tage Lichter anzünden und in der Nacht die Augen verbinden, damit man nicht ſieht, daß es finſter iſt. In heiterer Stimmung gefällt einem der platteſte Spaß und in ernſter Verfaſſung genügt jeder flüchtige Schatten, um den Ernſt zu vertiefen. Das wäre eine leichte Prüfung. — Nein, da müßte man ſich die Sache doch ein bißchen ſchwerer machen. Biſt du — ſage ich mir — heiter geſtimmt, ſo lies Ernſtes, Tragiſches, um zu ſehen, ob es ſtark genug iſt, dich zu wenden, zu feſſeln und zu vertiefen. Biſt du ernſt geſtimmt, ſo verſuche, ob die heiteren Schriften dich fröhlich machen können. Iſt das der Fall, können die Sachen dich umſtimmen, dir etwas geben, das vorher nicht in dir iſt, dann erſt ſind ſie was wert.

Dieſer Methode hält freilich gar manches Stückchen nicht ſtand. Zehn reichlich gefüllte Bände fallen ihr zum Opfer. Aber dieſe zehn geſtrichenen Bände kommen hoffentlich den vierzig übrigen zugute.

Warum will man im deutſchen Volk den Lateindruck einführen? — Weil man den deutſchen Druck nicht überall leſen kann, antworten ſie. — Nun, dann werden wir uns wohl auch die deutſche Sprache abgewöhnen müſſen. Die kann man ja auch nicht überall verſtehen. Und endlich werden wir auch die deutſche Weſenheit wegwerfen, man kann ſie ja nicht überall begreifen. Am wenigſten begreifen ſie die, ſo uns die deutſche Schrift wegnehmen möchten.

Nein, wir leben zuvörderſt für uns ſelbſt und laſſen unſerer Sprache, unſerem Schrifttum nicht den deutſchen Rock ausziehen. Wem du heute den Rock gibſt, der will morgen die Haut.

Dem modernen Staat glaubt man zumuten zu dürfen, daß er irgendeine ſeiner Provinzen, deren Bewohner zu ihm nicht paſſen, freiwillig ihrer Selbſtbeſtimmung überlaſſe. — Man fällt ſchon über mich her: „Freiwillig! Das gibt es nicht. Hat's auch nie gegeben! — Schon es auszuſprechen kann Hochverrat ſein.“

Die Türkei hat es ſchon ſeit langen Zeiten geſehen, daß ihre europäiſchen Provinzen ſich zu ihr nicht reimen, daß ſie mit ihnen nicht fertig werden kann, daß dieſe fremden Völkerſchaften los wollen. Wie, wenn die Türkei ſich eines Tages auf ihre Hohe Pforte geſtellt und mit ihrem

Goldenen Horn ausgeblaſen hätte: Die mir bisher untertanen Balkanvölker ſind frei! Sie ſollen machen, was ſie wollen! — Was wäre geſchehen? Ganz Europa wäre ein Geſchrei geweſen, um die Türken zu verhöhnen und zu verachten. — Daß europäiſche Heere hinziehen, die Provinzen der Türkei wegrauben, an vielen Tauſenden von Menſchen die unbeſchreiblichſten Grauſamkeiten begehen, und daß das alſo vergewaltigte Osmanenreich halbtot geprügelt ſich zurückziehen muß, iſt das ehrenvoller? Ehrenvoller für beide Teile! — Wenn ich Sultan wäre, da hätten wir Türken was Schönes angerichtet. Wir hätten uns nach dem freiwilligen Verzicht auf das geſcheite Europa nach Kleinaſien zurückgezogen, dort eine paſſendere Hauptſtadt gegründet, als dieſes wunderſchöne, falſche Byzanz iſt, hätten alle Chriſten und Juden freundlich fortgeſchickt, hätten alle Gläubigen um Allah verſammelt, hätten unter dem Halbmond eine Götterdämmerung des ruhigen Daſeins gegründet, für alle Fälle auch unter der Fahne des Propheten ein todesmutiges Kriegsheer. Ausgelacht hätten wir die abendländiſche Kultur, die ihre Völker vernünftig macht bis zum Wahnſinn und in den Fortſchritt hetzt bis zum Davonlaufen.

Natürlich wären nachher die guten Nachbarn gekommen, von der See her die Engländer, vom Lande her die Ruſſen und hätten uns aufgefreſſen — was ſie auch ſo noch zu tun gedenken. Um dieſen Biſſen werden ſie rauſen und einander zerfleiſchen, aber ſie werden „große“ Reiche ſein! Ob Leute in einem Großſtaat, wie man ſie jetzt überall gründen will, glücklicher leben werden als in einem Kleinſtaat — da müßten wir erſt einmal nachfragen. Iſt denn wirklich der Ruſſe um ſo viel freier, zufriedener, glücklicher, als etwa der Schweizer oder ein Bürger des Fürſtentums Liechtenſtein? Oder wäre es am Ende doch ſo, daß der Wert nicht im Umfang, ſondern im Gehalte liegt? —

Der einzelne Menſch iſt ſo leicht geneigt zu verlangen, daß die ganze Menſchheit mit ihm jung ſei und alt werde. In ſeinem zwanzigſten Jahre will er alle Leute luſtig und leichtlebig haben, die bedächtigen Alten kommen ihm verzopft vor. In ſeinem ſiebzigſten Jahre findet er die Welt frivol und leichtſinnig. Er denkt, daß die Menſchheit mit ſeiner eigenen Entwicklung gleichen Schritt hätte halten müſſen und vergißt, daß immer eine Jugend nachwächſt, die alles durchleben will, was er je durchlebt hat. -- Ja, wenn die Gattung ſich ſo raſch wie das Einzelweſen entwickeln könnte, dann wären ſie alle lange ſchon fertig, wir wären gar nicht mehr an die Reihe gekommen — es hätte ſich alles in einigen kurzen Jahrungen verpufft.

Aber älter wird die Menſchheit doch auch, trotz der ſtets nachwachſenden Jugend. Der einzelne braucht zu ſeiner Erfüllung ſieben oder acht Jahrzehnte, die Menſchheit zu der ihren ſieben bis acht Jahrtauſende. Und einmal wird's wohl ſo werden, daß es auf Erden lauter Greiſe gibt — auch zwanzigjährige und zehnjährige.

Der große Platz vor meinem Fenſter iſt ſchwarz. Tauſende von Menſchen ſtehen, warten. Was iſt geſchehen? Ordner ſind bemüht, eine Gaſſe frei zu machen. Was kommt? Der Zug eines Fürſten? — Kranzwägen. Ein Rieſenleichenzug, funkelnde Helme. Leidtragende aus höchſten Kreiſen, Bürger, Arbeiter, Männer und Frauen, eine endloſe Reihe. — Ein einfacher Gewerbsmann. Der hatte wohl auch nicht gedacht, daß er in jungen Jahren mit fürſtlichen Ehren würde zu Grabe geleitet werden. Seit drei Jahrzehnten ſind viele Leichenzüge an meinem Fenſter vorübergeſchwankt, eine ganze Generation der Stadt. So ſehr erſchüttert und gehoben wie dieſer hat mich kaum einer. Erſchüttert, weil ein junger, lebensfreudiger Mann plötzlich hinweggeriſſen wird, gehoben, weil es noch Helden gibt, die für das Gemeinwohl ihr Leben wagen und weil dieſes Heldentum in der Bevölkerung ſo hoch geehrt wird.

Auf der Ausfahrt der freiwilligen Feuerwehr zu einem Brande war der Mann verunglückt.

Unſere Zeit iſt reich an Feierlichkeiten und Maſſenaufläufen; ſie innern mich ſelten. Aber diesmal hat's mich doch gepackt. Es iſt eine großartige Ehrung des Gemeinſinns geweſen, eine Ehrung nicht bloß des Toten, ſondern auch ſeiner Kameraden, die ihn heute zu ſeiner Ruhe begleiteten und morgen vielleicht ſich derſelben Gefahr begeben müſſen. Es muß nicht gerade der Menſchenkrieg ſein, der uns tapfer und heldenhaft macht. Es ſorgen ſchon die Elemente, daß der Menſch nicht verludert.

Der Biſchof von Speier hat vor kurzem einen Vortrag gehalten, in dem die katholiſche Kirche ihre gebührende Würdigkeit erfahren hat. „Aber,“ ſagte der Biſchof, „wo viel Licht iſt, iſt auch viel Schatten, das gilt auch von der Kirche. Auch in ihrer Vergangenheit findet ſich manch trüber Schatten. Es iſt verkehrt, alles Kleine in der Kirche für groß, alles Große außerhalb der Kirche für klein anzuſehen. Nicht minder verkehrt iſt natürlich auch das Gegenteil.“ „Wir dürfen die Kirche nie nach einzelnen hiſtoriſchen Perſonen beurteilen.“ „Eine Eigenart der Deutſchen iſt,“ bemerkt der Biſchof, „an allem Kritik zu üben, aber in dieſem Kritiſieren der Deutſchen liegt vielleicht mehr Intereſſe am Ganzen als in dem Indifferentismus der Romanen. — Wir Deutſchen brauchen den Laienapoſtel und freuen uns desſelben. — Es iſt, meine Herren, unkirchlich, wenn man den Höhepunkt der Kirche darin erblickt, an der Kirchlichkeit der anderen zu zweifeln. — Wir ſind nun einmal im öffentlichen Leben auf unſere Laienapoſtel angewieſen und es iſt ein unverantwortlicher Fehler, dieſen Männern durch ſtete Anfeindung den Kampf um die heiligſten Güter unſeres katholiſchen Volkes zu vergelten.“

Die Rede des Biſchofs veröffentlichte das „Grazer Volksblatt“. Zu den obigen Auszügen bemerkt ein Leſer: „Entweder iſt zu dem katholiſchen Biſchof von Speier der Peter Roſegger in die Schule gegangen oder zu dieſem der Biſchof.“

Es iſt zwar keines von beiden der Fall, aber gut wäre es ſchon, wenn öfter ſolche Brücken gebaut würden zwiſchen der offiziellen Kirche und ihren kritiſchen Laien. Bisher hat der Prieſter alles, der Laie nichts zu ſagen gehabt. Da hat ſich viel Verhängnisvolles angeſammelt…

Wer rettet das Theater?! Wir ſehen, es geht nieder — langſam aber ſicher. Variété, Kino uſw. werden es nicht umbringen, denn ſchließlich bleibt das Theater die höchſte und vollkommenſte Kunſtleiſtung und man wird reuig zu ihm zurückkehren. Die gefährlichſten Polypen trägt das heutige Theater in ſich ſelber. Einmal das Ausſtattungsweſen. Das erſtickt ſeine ſeeliſche Kunſt, veräußerlicht den Geſchmack des Zuſchauers und macht den Betrieb bankerott. Ferner die Zerreißung des Schauſpielers, der — beſonders in kleineren Städten — allwöchentlich ein paar neue Rollen lernen ſoll und ſich in keine einleben kann. Alſo muß der beſte Schauſpieler verflachen und zerflattern — ſo, daß dann einer wie der andere iſt und ſeine Zugkraft verliert. Nur die „Gäſte“, mit ihren beſtimmten, tieferfaßten und künſtleriſch ausgearbeiteten Rollen vermögen das Haus noch zu füllen, das Publikum zu erwärmen. —

Schon ſeit zwanzig Jahren ſchreie ich nach den Wandertruppen. Ich glaube, die Wandertruppen allein können das Theater retten. Etwa alle Monate im Theater eine neue, gut zuſammengeſpielte Truppe mit engem, aber auserleſenem Spielplan, ſo daß jede Stadt auf ihrer Bühne allmonatlich ein neues Theater hätte: neue Schauſpieler, neue Stücke. Einmal eine Truppe mit der Tragödie, dann eine mit dem Luſtſpiel, dann eine mit der Oper, dann wieder eine mit der Operette, der Poſſe uſw. — Würde ſolches das Theaterintereſſe nicht wunderbar beleben? — Die Städte hätten ihre Schauſpielhäuſer ſamt techniſchem Perſonal nur an ſolche Monatstruppen zu vermieten und wären im übrigen außer Sorge. Der Ausſtattungswahnſinn wäre gebrochen, der Schauſpieler könnte in ſeine wenigen Rollen ſich hineinleben und Künſtler werden. Die Zuſchauer würden in der handelnden Perſon nicht immer den von der Gaſſe und der Mediſance wohlbekannten Schauſpieler ſehen, ſondern den Wilhelm Tell, den Wurzelſepp, den Lohengrin uſw. Es wäre wieder die richtige Illuſion, eine naivere Unmittelbarkeit zwiſchen Zuſchauer und Bühne. Es wäre das klaſſiſche Theater, und die kleine Stadt hätte es wie die große.

Die Meininger ſeinerzeit ſowie die Schlierſeer und andere Wandertruppen, die ſich ſamt den Zuſchauern dabei recht gut ſtanden, haben den Weg gezeigt. Heute noch mitleidiges Achſelſchupfen über ſolche Gedanken. Aber Geduld, die Wandertruppe kommt!

Fürſt: Die Welt wird zu klein?

Kanzler: Ganz richtig — oder faſt noch beſſer: Die Leute werden zu groß.

Fürſt: Wie verſtehen Sie das, Exzellenz?

Kanzler: Nämlich: Die Leute werden zu groß in ihren Anſprüchen. Jeder will ein größeres Teil beſitzen als früher. Und ſo wird nebſt anderem auch der Boden zu enge. Mehr Land oder weniger Leute.

Fürſt: Es ſcheint alſo, daß wir einen Krieg brauchen?

Kanzler: Für alle Fälle, Durchlaucht. Gewinnen wir, ſo haben wir mehr Land, verlieren wir, ſo haben wir weniger Leute.

Ich glaube, daß die negativen Tugenden ſchwerer zu üben ſind als die poſitiven. Etwas Böſes, das man tun möchte, zu unterlaſſen, iſt ſchwerer als Gutes, das einen ſauer ankommt, doch zu tun. Im erſteren Falle ſind oft Naturanlagen und immer wieder anſtürmende tieriſche Kräfte zu überwinden; im letzteren Falle handelt es ſich zumeiſt um ein einmaliges Aufraffen. Dazu kommt, daß Gutes tun eine befreiende Tätigkeit erfordert, Böſes meiden an ſich nur ein Müßiggang iſt. Vielleicht könnte man ſagen, daß das Unterlaſſen einer lockenden Sünde ohne Ausübung einer rechtſchaffenen Gegentat überhaupt nicht möglich iſt.

Der Welt ſollſt du dein Herz zeigen, aber nicht geben. Das aufgezeigte bezaubert ſie, das hingegebene tritt ſie mit Füßen.

In Sachen der Malerei wird oft ziemlich überflüſſigerweiſe geſagt, daß dabei nicht der Gegenſtand, der gemalt wird, ſondern die Malerei das Wichtige ſei. Ein gut gemalter Kretin ſei wertvoller als ein ſchlecht gemalter Engel. Das iſt aber ein unpaſſender Vergleich. Wir wollen beides nicht. Wir wollen keine gut gemalten Kretins, weil die Kretins widerlich ſind, und wollen keine ſchlecht gemalten Engel, weil ſchlechte Malerei häßlich iſt. Aber ich weiß einen Ausweg, ihr Maler: *Gebt uns gut gemalte Engel!*

Glasmalerei wird erſt ein Bild, wenn im Hintergrund ein Licht iſt. Das Bild wird erſt ein Kunſtwerk, wenn im Hintergrund ein Gedanke iſt.

Wenn mir eine Muſik gefallen ſoll, ſo muß ſie mit meinem Herzſchlag gleichen Takt halten.

Manches Vergnügen beſteht darin, daß man mit Vergnügen darauf verzichtet.

Ich liege im Zimmer auf dem Sofa. Da beſucht mich ein Freund, der tadelt die geſchloſſenen Fenſter. „Laß doch ſonnenwarme Luft in deine dumpfige Höhle! An ſo einem Frühlingstag! Mach' die Fenſter auf!“ Ich mache die Fenſter auf. — Eine Viertelſtunde ſpäter kommt ein zweiter Freund: „Wie geht's dir, armer Zimmerarreſtant? Aber, mein Gott, bei offenem Fenſter ſo daliegen! In dieſer tückiſchen Märzluft! Da kann dein Katarrh natürlich nicht heil werden. Ich bitte dich, mach' zu!“ — Ich mache das Fenſter zu. — Ein dritter Beſucher rät mir dringend ins Freie zu gehen. „Nichts heilſamer für die Bruſt, als freie, friſche Luft. Deshalb geht man ja nach dem Süden!“ Ich gehe hierauf in den Stadtpark. Der erſte Bekannte, der mir dort begegnet, ſchilt über meinen Leichtſinn, bei ſo einem Zuſtand auszugehen. Lieber ſich ins Bett legen und ein paar Tage tüchtig ſchwitzen! Ich gehe nach Hauſe, lege mich ins Bett und ſchwitze. — Der nächſte Freundesbeſuch findet mich recht erſchöpft: „Ich glaube, Liebſter, du nährſt dich nicht ordentlich. Tüchtig eſſen; wenn du erſt gekräftigt biſt, heilt der Bruſtkrampf von ſelbſt.“ Hernach eſſe ich mit dem großen Löffel. — Das mißbilligte ein anderer Freund. — „Das ginge dir juſt noch ab, daß du dir den Magen verderbeſt! So halte doch ein bißchen Diät!“ — In ähnlicher Weiſe wußte jeder einen guten Rat. Der eine rät mir warme und doppelte Kleider, Wärme ſei Kraft. Ich ziehe drei Beinkleider und einen Pelz an. Der andere iſt für leichten, luſtigen Anzug, weil auch die Poren der Haut atmen wollen. Ich hole mein Sommergewandel hervor. Und ſo weiter.

Mitten in dieſem ſinnigen Wechſel das einzig Beſtändige iſt — mein Bruſtkrampf. Der hat Ehrgefühl, iſt ein Charakter und ändert ſich nicht. — Es wird am klügſten ſein, wenn auch ich treu zu ihm halte, einen verläßlicheren Kameraden finde ich nicht mehr.

Wie man mit der buchſtäblichen Wahrheit lügen kann.

„Die geſtrige Abendzeitung brachte die Mitteilung, daß das Bankhaus Samuel und Kohn in Budapeſt falliert habe. Wir ſind nun aus zuverläſſigſter Quelle in der Lage, zu erklären, daß jene Notiz völlig aus der Luft gegriffen iſt.“

So dementiert ein Wiener Blatt, denn die wahrheitsgemäße Mitteilung vom Falliſſement hatte der drahtloſe Telegraph gebracht.

Möglicherweiſe wird dieſe Mitteilung morgen wieder dahin dementiert: „Ein Bankhaus Samuel und Kohn exiſtiert gar nicht (mehr) und der drahtloſe Telegraph iſt eine Erfindung.“

Der Hauſierer in die Stube tretend: He, liebe Leuteln beiſamm, da is er wieder, der Schleiderer-Mauſchl! Heut han ich Schätze! Seidentüchln, Taſchenſpiegel, Rockzeug, Haarkampeln, Hoſentürlknöpfe, Schönheitspflaſter! Kaufet. Glückstag heut, kaufet!

Der Bauer: Brauch nix. Han ka Geld nit.

Hauſierer: Nie wieder kommt euch der Mauſchl ſo wohlfeil. Alt iſt er, braucht nix mehr. Liebe Leutln beiſamm, ihr ſollt ſein Erbe ſein. Schauet doch nur einmal her. Kapitaler Hoſenzeug. Pariſer Mode. Neunzig Jahr lang hält ers! hundert rundweg könnt ich ſagen. Bewahre, ſchwindeln tut er nit, der alt' Mauſchl.

Bauer betrachtet und betaſtet den Hoſenſtoff: Wos er eppa tat koſtn?

Hauſierer: E leichtſinniger Strick bin ich. Um den halben Wert. Sechs Gulden!

Bauer wendet ſich weg: Warum nit gor!

Hauſierer: Was? Zu teuer?! Gott Abrahams, da hört ſich alles auf! Will raſch einpacken. Der Bauer will die Stube verlaſſen. Der Hauſierer noch einmal: Geſcheiterweis, Gutsherr, was gebt ihr?

Bauer: An Guldn, meinetwegn. Der Hauſierer ſchlägt entrüſtet den Stoff zuſammen und wirft ihn auf den Warenballen. Hält plötzlich inne und ruft dem Bauer nach: Zu meinem Unglück, Vetter, bin ich heut' in euer Haus getreten. Mich zwingt was. Um fünf Gulden habt ihr den Zeug. Nicht um einen Faden drunter. Ihr ſolltet doch nicht gar ſo hart ſein auf einen armen, alten Mann!

Bauer wendet ſich an der Tür halb um, während er den Fuß ſchon über die Schwelle ſetzt, ſagt er zurück: An Guldn funfzig Kreuzer.

Hauſierer: Wegen ein andersmal. Daß mir a Geſchäft machen. Und ſchleudert den Hoſenſtoff auf den Tiſch.

Welch ernſte Stunde damals, als die Nachricht von Bismarcks Entlaſſung kam! Und wie wurde ſie noch verdüſtert durch die begleitenden Umſtände! Das Reich erbebte vor dem Ereignis, die Lauten ſchrien auf in jähem Schreck, den Stillen blutete das Herz. — Aber wir mußten den jungen Herrn doch ſchon ſo weit kennen gelernt haben, daß es uns klar war, dieſe ſtarken Männer nebeneinander, miteinander konnten nicht regieren. So unbegrenzt viel das Reich dem Kanzler zu danken hatte, ſo gab es doch nichts

Selbſtverſtändlicheres, als daß der Platzbehauptende — der Kaiſer ſein mußte. Wie ſchwer auch Wilhelm II. unter dem Konflikt gelitten, wie ſehr er beſtrebt war, dem geſchiedenen Baumeiſter des Reiches Dankbarkeit zu bezeugen — wir haben es geſehen.

Aber lange hatte es gebraucht, bis die Deutſchen den Bruch vergeſſen konnten, und ſchärfer waren ſie geneigt, den Kaiſer in ſeiner Eigenart zu kritiſieren, als es wohl ſonſt üblich iſt. Einen reaktionären Tyrannen hat man ihn genannt, ohne zu bedenken, daß dieſes Wort nie öffentlich hätte ausgeſprochen werden dürfen, wenn er es wäre. Wilhelm ſelbſt war es, der das Strafgeſetz für Majeſtätsbeleidigung gemildert hat. Wenn man in Deutſchland den Fürſten ſtrenger als anderswo beurteilt, ſo liegt es nicht etwa an einer größeren Urſache dazu, ſondern in der freieren Zenſur. Aber auch der Kaiſer will von der Freiheit der Meinungsäußerung Gebrauch machen. Geheimtuerei in öffentlichen Angelegenheiten vor ſeinem Volk iſt ihm nicht ſympathiſch — Freimut iſt immer erhaben, aber nicht immer klug.

Wilhelm II. gilt als romantiſcher Idealiſt. Und doch hat er es verſtanden, während ſeiner bisherigen Regierungszeit die Macht des Reiches, beſonders auf dem Meere, zu verſtärken und den Frieden zu erhalten. Nie zuvor hat in Deutſchland ein ſo großer Wohlſtand geherrſcht als jetzt unter der Regierung des „unpraktiſchen Idealiſten". Es wird nun aber ſeiner ganzen ſittlichen Perſönlichkeit bedürfen, um vorbildweiſe das Volk vor Genußſucht und Verſumpfung zu bewahren.

Ein Vorbild iſt ſein ſchlichtes, deutſches Familienleben, ſeine freudige Wertung hoher geiſtiger Güter der Wiſſenſchaft und Kunſt, ſein reges Intereſſe für alles Nützliche und Schöne der Erde, ſein Gerechtigkeitsſinn, von dem der Kaiſer erſt vor kurzem ein ſo edles Beiſpiel gegeben hat.

Wie leicht fände ein regierender Fürſt Mittel, einen begangenen Irrtum zu verblümeln; Wilhelm II. hat ſeinem Gutspächter, dem er irrtümlich Unrecht getan, freimütig Abbitte geleiſtet. Er hat uns damit erinnert, daß das offene Einbekennen eines Irrtums den Mann höher hebt, als der Irrtum ſelbſt ihn etwa erniedrigen konnte.

So tritt aus des Königs Majeſtät ſtets der warme Menſch hervor, dem auf kaltem, ſtummem Throne zu einſam iſt, der perſönliche Fühlung haben will mit ſeinem Volke. Kann es eine liebenswürdigere Fürſtentugend geben?

„Reſpekt vor der Obrigkeit!“ Das verlangt heute noch der Staat. Und der moderne Menſch behauptet, er neige ſich vor niemandem und es gäbe gar keine Obrigkeit mehr; wir hätten nur noch Behörden und Ämter, und ſchon Joſef der Zweite ſowie Friedrich der Große hätten geſagt: Sie wären die erſten Diener des Staates. — Nun alſo ja, wir haben nur Behörden und Ämter. Aber ich ſehe nicht ein, weshalb man eine Behörde nicht äſtimieren, einen Amtmann nicht ehren ſoll. Er iſt aufgeſtellt zu meinem Dienſte, für meine Ordnung, für meinen Rechtsſchutz — und ſelbſt wenn es der Steuerbeamte wäre, in Gottes Namen, er iſt ein notwendiger Ausgleicher, ohne den kein geſelliges, kein geſchäftliches, kein ſittliches Gedeihen möglich wäre. — Oft habe ich geſehen, daß unſere Behörden und Beamten mit uns, den „Parteien“, mehr Geduld brauchen, als wir mit ihnen. Wir haben nur ausnahmsweiſe jene Amtstage, auf denen wir es vielleicht einmal mit einem ruppigen Beamten zu tun kriegen; die Amtsleute aber müſſen ſich täglich und täglich mit murrenden, räſonierenden, oft dummen, boshaften Leuten herumſchlagen. Wenn ſie ſtatt mit den Parteien zu zanken, ſich eine kurzgebundene, barſche

Art angewöhnen, ſo iſt es das Beſte, was ſie tun können. Es ſind zumeiſt arme geplagte Leute, die demſelben Herrn unterworfen ſind, wie wir anderen — dem Staate. Je mehr einer in ſeinem Berufe die perſönlichen Intereſſen zurückdrängen, je angeſtrengter einer für das Gemeinſame arbeiten muß, um ſo ſicherer hat er meine Ehrerbietung, die ich viel lieber einem ſubalternen Staatsbeamten ausſpreche, als manch anderem, der viel beanſprucht und nichts leiſtet.

In künftigen Tagen wird es einmal ſo ſein: Wird ein Großvater mit ſeinem Enkel im Kino ſitzen bei einer Darſtellung etwa des „Fauſt“. Der Enkel wird ſich ſehr verwundern über dieſe beweglichen Schattenſpiele, die ganz wie Menſchen ſich regen und benehmen und doch weſenlos ſind. Eine große Merkwürdigkeit. Darauf ſpricht der Großvater: „Mein Kind, das iſt gar nichts. Aber in alten Zeiten haben wirkliche Menſchen ſo geſpielt, wirkliche, lebendige Menſchen! Ich ſelbſt habe mit dieſen meinen Augen eine Aufführung des „Fauſt“ geſehen, wie der Fauſt und das Gretchen und der Mephiſto und alle anderen von wirklichen Menſchen dargeſtellt worden ſind und wie jedes dabei die merkwürdigen Worte geſprochen hat, die dazu gehören. Theater hat man das geheißen. Es war oft wunderbar ſchön, es war tief ergreifend. Ach, das ſind noch klaſſiſche Zeiten geweſen!“

„Und warum iſt das jetzt nicht mehr, daß die wirklichen Menſchen ſo ſpielen?“ fragt der Enkel.

Der Alte ſchupſt die Achſeln: „Weil die Kunſt mechaniſch und der Menſch Homunkel geworden iſt.“

Studenten auf Wunſch ins Stammbuch:

Die Jungen: Wir bitten dich, Alter, um deinen Rat,
Wie man's im Leben zu halten hat.

Der Alte: Was euch nicht ſchmeichelt, wollt ihr nicht hören,
Was euch nicht frommt, will ich nicht lehren.
Es iſt am beſten, euch nicht zu ſtören.
Die Jungen: Wir bitten dennoch, zeige uns an,
Wie man das Ziel erreichen kann.
Der Alte: Nun wohlan:
Sich bemeiſtern in Liebe und Haß,
Sich begeiſtern ohne Glas und Faß,
Der Worte wenig, der Arbeit viel,
Das führt an's Ziel.

Im Mai, da ſitze ich halt gerne draußen auf grüner Matte und ſchaue dem Schöpfer zu beim Weltaufputzen.

So lag ich eines Tages auf **friſch gemähter Wieſe**, rauchte eine Zigarre und träumte hinaus in die ſtille Landſchaft. Da ſiſſelte vom nächſten Hof ein alter Knecht heran und, einen Brettſplitter unterm Arm, brummend auf mich zu.

„Se!“ gurgelte er ſtoßweiſe, „do is s nix mitn Liegn auf da Wieſn. Fuada zſomknotzn do!“

„Ah,“ ſagte ich lachend, „hier iſt s ſo ſchön, laſſn S mich ein biſſel ausruhen! Mach ja keinen Schaden.“

„Na, Se! Mei Baur hot gſogg, ih ſult Eahna wekjogn va da Wieſn!“

„Setzen Sie ſich lieber ein wenig zu mir“, antwortete ich und zog mein Ledertaſchel aus dem Sack, „nehmens Ihnen a Zigarl!“

„Jo, a Zigarn, de mog ih ſchon!“ ſagte er, zog ſich eine heraus und ſteckte ſie in ſeinen Hoſenſack. „Vagelts Gott ſchön! — „Oba hiaz ſchauns, daß S weitakema, ſiſt muas ih zuaſchlogn!“

„Sie ſchreiben in Hochdeutſch und denken in Mundart", ſagte mir eines Tages ein Philologe. Jetzt, das verſtand ich nicht. In Mundart denken! In einer Sprache denken! Ich denke in einer Sprache, Hochdeutſch oder Mundart, nur dann, wenn ich an buchſtäbliche Sätze denke, an Wörter, an die Sprache für ſich. Wie ſo einer, der etwas in einer beſtimmten Sprache oder Form ausſprechen will. Das gehört aber nicht mehr zum Denken, ſondern zum Sprechen. Sonſt aber, im Leben und Dichten, denke ich in Vorſtellungen. Ich höre in mir nicht etwa das Wort „Pferd", ich ſehe das Pferd. Ich ſehe nicht fünf Buchſtaben, ſondern ich ſehe mit dem inneren Auge ein Weſen mit vier hohen Füßen, einem Pferdekopf und alles, was das wirkliche Pferd ausmacht. Ob es nun Pferd oder Roß oder Cheval heißt, das iſt gleichgültig. — Aber wenn man Begriffe denkt? „Unſer Ziel ſei der Frieden des Herzens." Da muß man doch in Wörtern, in der Sprache denken, denn zu ſchauen gibt es da nichts. Das nicht, es iſt kein ſichtbarer Gegenſtand, der uns hier im Gedanken beſchäftigt. Aber Wörter für ſich ſind es auch nicht. Wenn ich denke: „Unſer Ziel ſei der Frieden des Herzens", ſo empfinde ich eine gewiſſe beruhigende Stimmung und den Willen, dieſe Stimmung zu befeſtigen, irgendwie zu geſtalten — wirklich zu machen. Man denkt gleichſam dieſe Empfindung und denkt alſo auch hier ſinnlich, ſachlich. Wenn ich taubſtumm wäre und eine Sprache nie gehört hätte, denken würde ich wahrſcheinlich doch. Deshalb kann ich es nicht verſtehen, wenn Gelehrte ſagen, man denke in dieſer oder jener Sprache.

Es müßte denn das Nachdenken, das Reproduzieren eines gehörten und geleſenen Satzes ſein — und in dieſem Falle allerdings befindet ſich der Gelehrte oft. Das urſprüngliche Denken, das Denken aus ſich heraus, dürfte wohl jedenfalls ein inneres Schauen ſein. Auch Begriffe und

Theorien kann man ſchauen in dem Sinne, daß ſie nicht in einer Sprache, ſondern in einer geiſtigen Vorſtellung vor uns ſtehen.

Die Sprache iſt doch nicht dazu da, um Gedanken zu erzeugen, vielmehr, um Gedanken zu ſagen, oder — zu verbergen.

Wer viel mit dem Worte zu tun hat, dem kann das Wort leicht nichts ſein in Stunden der Not. Nur dem iſt es ein Tröſter, dem es ſelten kommt. Wer ſich viel mit Kunſt beſchäftigt, dem iſt, wenn das Leiden kommt, die Kunſt zuwider. Sie muß nicht wie ein Alltag, ſondern wie ein Feſttag im Leben des Menſchen ſtehen, wenn ſie ſeiner ſehnenden Seele wirklich was bedeuten ſoll. Und mancher, der die Religion immer im Munde geführt, mußte erfahren, daß ſie in Zeiten des Elendes ihn verlaſſen kann.

Trotz dieſer Genien, die uns in Schule und Kirche ſo oft empfohlen werden, bleiben viele, wenn dunkle Geſchicke kommen, ſternlos. In ſolchen Zeiten ſeeliſcher Zerſchlagenheit iſt, nach alten Erfahrungen, körperliche Arbeit eine wahre Tröſterin. Sie verſcheucht uns die peinigenden Gedanken, ſie hebt uns in jene Wirklichkeit, die mit ihren Naturgeſetzen alle Weſen gleich behandelt, ſie ermüdet uns zu körperlicher Raſt, in der die Nerven zur Ruhe kommen. So wie Menſchen, die ſtets körperlich arbeiten, ihre Labe in geiſtigem Genuſſe finden wollen, ſo — und noch notwendiger — brauchen ſtets geiſtig beſchäftigte Menſchen zuweilen körperliche Arbeit. Die iſt ein Heilmittel, das wir lange nicht hoch genug ſchätzen. Stadtſchulen können ihre blutleeren, ſenſiblen Scholaren nicht oft und lebhaft genug zur körperlichen Arbeit anregen und weiſen. Dieſe gibt ihnen Kraft für die geiſtige.

Ich hänge meiner Natur nach, mit meinen Sinnen, mit meinem Herzen ſo innig, ſo dankbar an unſerer deutſchen Schrift, weil dieſe, und gerade dieſe mir das deutſche Schrifttum, die deutſchen Dichterwerke treu gehütet und überbracht hat. Der Streit um Buchſtabentypen mag kleinlich ſein, wir haben ihn nicht vom Zaun gebrochen. Wenn andere ſich als Gegner der Dentſchſchrift ereifern, ſo kann ich für ſie hitzig werden. Die Bilder meiner Eltern, ich möchte ſie nicht in modernen Kleidern ſehen, ich will ſie in ihrem Gewande, im Gewande ihrer Zeit haben. So geht es mir mit der Schrift, die das Kleid unſerer ehrwürdigen Geiſter iſt. Das iſt deutſche Gemütsſache und es wird wohl kein Locken und kein Drohen imſtande ſein, mich zum Umtauſch unſerer Deutſchſchrift gegen die Lateinſchrift zu bewegen. Ich kaufe kein ſchöngeiſtiges deutſches Werk, das mit Lateinſchrift gedruckt iſt und ich ſchreibe keins, das mit Lateinſchrift gedruckt wird. So wenig als für mein leibliches laſſe ich mir für mein geiſtiges Weſen ein Modekleid ausdisputieren, das mir nicht paßt. — Man ſoll mich doch mit dieſem perſönlichen Geſchmack und Recht zufrieden laſſen!

Jetzt iſt wieder viel von meiner großen Menſchenliebe die Rede. So was fällt allemal auf das Gewiſſen. Freilich im Prinzip fehlt's an Menſchenliebe nicht bei mir. Ich möchte ſie üben, ich trachte ihr zu, ich freue mich ihrer, wo ſie zu ſpüren iſt, ich beſinge ſie. Praktiſch aber iſt meine Menſchenliebe doch mehr negativer Natur. Ich hüte mich nur möglichſt ſtreng, den Mitmenſchen Böſes zu tun. Ihnen Gutes zu tun, das nur, wenn es nicht allzuſchwer geht, wenn es nicht zu große Opfer koſtet. Wohltaten, die aus Mitleid geſchehen, kann man kaum als Opfer betrachten, denn ſie ſtillen nur ein Leid in uns ſelbſt. Ich möchte ja natürlich gern haben, daß es allen Menſchen recht gut erginge; aber mein eigenes Wohlergehen möchte ich dafür nicht ſo ohne weiteres hingeben. Am eheſten war ich noch zum Wohltun aufgelegt, wenn ich vorher wem wehgetan hatte. Was war hier der Trieb dazu — das Selbſtleid, das Mitleid, das böſe Gewiſſen? Wer mich ſchon ſo gütig erheben will, der ſpreche vielleicht weniger von meinen vollbrachten Wohltaten, als etwa von meinen nichtvollbrachten Übeltaten.

Wenn der Menſch nicht ſo übeltätig wäre, brauchte er nicht ſo wohltätig zu ſein.

Mit den Beſtrebungen der Menſchen geht es manchmal, wie mir mit jenem Waſſerrad.

Ich ſtieg eines Tages in die Taufeln eines trockenen Mühlrades und wollte aufwärts ſteigen. Da hub das Rad an, ſich zu drehen. Ich ſtieg wie auf Stufen von einer Taufel zur andern und kam nie höher. Und ſtieg immer und kam nicht höher...

Wenn das Rad ſtill ſtünde, könnten wir aufſteigen, wenn wir nicht aufſtiegen, ſtünde es ſtill. — Wer begreift das? — Was iſt da zu machen? — Gar nicht ins Rad ſteigen.

Der Müllerknecht K. J. hatte täglich ſeine geſchlagenen zwölf Stunden gearbeitet und das genügte immer noch nicht, ſeine Familie, fünf Kinder, wovon das jüngſte an der Mutterbruſt hing, zu ſättigen. Da ſtahl er in ſeiner Mühle einen Metzen Mehl. Nach einem halben Jahre ſtahl er den zweiten Metzen und dabei wurde er erwiſcht. — Nun geſchah etwas ſehr Unzweckmäßiges. Der Mann, der nur auf ſeine Arbeit angewieſen war, verlor in der Mühle die Arbeit, und damit er auch keine Arbeit ſuchen konnte, ſperrte ihn das Gericht ein. Der, welcher bisher zu wenig verdiente, wurde in die Lage verſetzt, ſich eine längere Weile gar nichts zu verdienen.

Da begann es in mir zu denken, ob das Einſperren wohl auch immer die richtige Strafe iſt? — In früheren Zeiten hat man ſo einen auf die Bank gelegt und mit ungebrannter Aſche behandelt. Dann hatte er wieder Zeit, fleißig zu ſein. Geſtern meinte ich, man ſolle den Übeltätern als Strafe ein Merkmal in die Haut brennen. Das wäre aber noch das Allerverkehrteſte, der Gezeichnete würde überhaupt keine Arbeit mehr finden, von allen anſtändigen Leuten ausgeſtoßen ſein und gezwungen, ganz Dieb und Räuber zu werden.

Wie ſoll alſo der Müllerknecht beſtraft werden? Vielleicht ſollten wir ſtaatliche Arbeitsanſtalten haben, wo ſolche Leute für eine Weile ſcharf eingeſpannt werden. Unter Bewachung muß der Dieb arbeiten, den Lohn dafür bekommt der Beſtohlene oder — iſt dieſer gedeckt — die Familie des Gefangenen, oder auch die Beſſerungsanſtalt.

Einer meiner kleinen Enkel iſt in ſeinen Spielſtunden Arzt. Heute, in Ermanglung von Patienten, fragte er mich, ob ich nicht krank ſein wolle.

„Mit Vergnügen, Herr Doktor!“

So kam ich in ſeine Ordination. Da lag mancherlei Inſtrument herum, Stricknadeln, Federſtiele, Taſchenſeitel u. dgl. Ich klagte über den quälenden Huſten.

„Huſten. Hm, hm!“ ſagte er. „Zeigen Sie einmal die Zunge!“

Auf der Zunge fand er nichts. „Das Übel muß tiefer ſitzen.“ — Er auskultierte mir Bruſt, Magen und Bauch.

„Da ſteckt's!“ ſagte er plötzlich. „So um den Magen herum.“ Er hielt mit zwei Fingern ſein Kinn. „Hm, hm! Huſten. Den müſſen wir herausziehen.“

„Tut's weh?“ fragte ich beklommen.

„J wo!“ machte er. „Wollen einmal einen Stoppelzieher ſuchen.“

Da faßte auch mich die törichte Angſt vor der Operation, ich lief davon.

Sind zwei junge Volksſchullehrer aus Siebenbürgen zu mir gekommen. Sie hatten eine Reiſe durch das Deutſche Reich gemacht, um in der nationalen Bedrängnis der Siebenbürger Deutſchen Troſt und Mut zu finden. Sie kehrten enttäuſcht und noch mehr entmutigt zurück und ſprachen bei mir vor, um ihr Anliegen zu klagen. In Deutſchland hätten ſie unerhörte Pracht und ein großes Geſchäftsleben gefunden, aber auch eine große Gleichgültigkeit für Siebenbürgen, ja, manche Lehrer im Deutſchen Reiche hätten nicht einmal gewußt, wo Siebenbürgen liegt. — Und ſie, die Siebenbürger Sachſen, hofften ſo zuverſichtlich auf Hilfe vom Reich.

Auf meine Frage nach den nationalen Verhältniſſen in Siebenbürgen, erzählten dieſe Lehrer, daß dort die Rumänen von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und Einfluß gewönnen. Die rumäniſchen Familien hätten durchgehends viele Kinder, während bei den Deutſchen das Zweikinderſyſtem immer mehr beliebt würde. Zudem verkaufen deutſche Bauern ihre Gründe und gehen zur Induſtrie über. Ganz wie bei uns.

Solche Sorgen könnten einem wieder ſchlafloſe Nächte verurſachen. Da hilft freilich alle Tüchtigkeit der Leute nichts, wenn ihrer immer weniger werden, und wenn ſie den Boden für Geld verkaufen, den die Vorfahren mit Blut erkauft haben.

Nichts iſt ſo ſonnenklar als das, daß man das Vaterland verliert, wenn man die Scholle hingibt.

Nicht das, was wir ſind und haben, beſtimmt unſer Glück, ſondern das, was wir glauben zu ſein und zu haben.

Laß mich, o Herr, die Wahrheit ſuchen, denn das belebt. Aber laß mich ſie nicht finden, denn ſie tötet.

Wer in der Kindheit und Jugend in Ewigkeitsgedanken eingeführt wurde, dem wird es leichter, in großen Linien zu denken. In Ehrfurcht und Froheit aller Unendlichkeit ins Antlitz zu ſchauen, das wird ihm leichter als einem, der ſein Gemüt immer nur an den kleinlichen Dingen des Alltags meſſen konnte.

„Ein Dichter kann nicht dumm genug ſein“, ſagte ich im Geſpräch einmal, worauf jemand raſch entgegnete: „Sie ſind ein großer Dichter!“ .

Indeſſen iſt es mein Ernſt, das viele Denken zerſtreut die Phantaſie und die ſoll doch beim Dichter wichtiger ſein als das Denken. Ferner meine ich, daß es für die Einfachheit und Leichtverſtändlichkeit des Stiles nicht günſtig iſt, wenn einer zu viel weiß, wenn ſich zu viele Gedanken in die Feder drängen, die alle auf einmal aufs Papier wollen.

Ich glaube faſt, daß der Begriffsſtützige eine klarere Schreibweiſe hat als der Leichtfaſſende, der komplizierte Geiſt. Dieſer macht zu gern auch ſeine Sätze kompliziert, während jener nach eigenem Maßſtabe immer mit Leſern rechnet, denen man alles deutlich, womöglich bildlich und beiſpielmäßig ſagen muß, wenn ſie es faſſen ſollen.

Nun, dumm genug zum Dichter wäre mancher, aber es fehlt ihm leider wieder was anderes.

Und Goethe? Man muß doch nicht allemal an Goethe denken, wenn man von unſeren Dichtern ſpricht.

Ein beſonders gutes Wort iſt von jemandem geſagt worden: Wenn Roſegger in der Ichform ſpricht, ſo muß es nicht gerade immer ſo verſtanden werden, als ob er von und über ſich ſelber redete. Er ſpricht vielmehr aus dem allgemeinen Menſchen heraus. — Und das wird wohl wahr ſein. Ich bin erſt allmählich dahinter gekommen, daß jede in die Seele getauchte Schilderung ſeiner ſelbſt ein gemeingültiges Menſchenbild an ſich ſein wird, ſowie jedes Dichterwerk — eigentlich eine Autobiographie iſt. Im Grunde ſind wir doch alle miteinander einer und derſelbe.

Einer meiner Vettern in Fiſchbach hatte ſich bei der Holzarbeit am Fuß verletzt. Längere Zeit ſaß und hinkte er ſo herum und es wurde ihm die Zeit lang. Da fragte ich einmal in einem Briefchen bei ihm an, ob ich ihm nicht Bücher zum Leſen ſchicken dürfe. Er ſandte das Briefchen zurück und darunter war mit Bleiſtift gekritzelt:

„Ob Fibel oder Bibel — von Büchern wird mir übel.“

Der Alte hat mich ſtets mit wohlwollendſter Verachtung behandelt und zum ſiebzigſten Geburtstag des Büchermachers ließ er anfragen, ob er mir nicht mit einem Paar noch ziemlich guten Röhrenſtiefeln unter die Arme greifen dürfe. Man ſieht, ſeine Wertſchätzung der Literatur bewegt ſich in aufſteigender Linie.

Das, wie ich's gehört habe von Bismarck, muß doch auch ins Büchel, es iſt zu fein. Das geſchah zu jener Zeit, als der zwanzigjährige Bismarck in Berlin Amtsrichtergehilfe war. Sein Vorgeſetzter, ein behaglicher Herr, ließ den jungen Beamten die Angelegenheiten gern allein austragen, damit der was lernen konnte.

Da kam einmal ein Ehepaar daher, und das wollte amtlich geſchieden ſein. Bismarck hielt zuerſt die vorgeſchriebenen Verſöhnungsverſuche, brachte aber mit allem Zureden nichts zuwege; der Ehemann wollte durchaus von ſeiner Frau geſchieden ſein. Nun ging der junge Beamte in die Amtsſtube des Chefs und ſagte: „Herr Amtsrichter, mit dieſem Paar weiß ich nichts anzufangen, er möchte ſich ſcheiden laſſen, und ſie — ein ganz niedliches Weibchen — ſie will nicht.“

„Weil ihr jungen Leute nichts voranbringt“, ſprach der Amtsrichter. „Ich werde Ihnen einmal zeigen, wie man das macht. Kommen Sie!“

Dann gingen die beiden ins Verhandlungszimmer und es wurde weiter räſoniert. Der Mann wollte nicht mehr länger beiſammen ſein mit einer Frau, die es — wie er ſagt — mit einem aufgenommenen welſchen Knecht hielt. Er hatte ihr ſchon ein paarmal Prügel verſprochen deshalb. Die Frau aber beteuerte ihre Unſchuld; wenn ſie auch mit dem Untergebenen in häuslichem Verkehr ſtehen müſſe, ihr einziger ſei der Ehemann, und ſie ertrage die Schande nicht, und das Unglück nicht, von ihm getrennt zu werden.

„Aber Frau“, ſagte der Amtsrichter, „ſei ſie doch nicht ſo einfältig. Was hat ſie denn an ſeiner Seite, wenn er ſie täglich beleidigt, mißhandelt, ihr gelegentlich die Knochen entzweiſchlägt! Willige ſie doch in die Scheidung und ſage: Ja!“

„Und ich ſage: Nein, Herr Richter!“ rief die Frau, „ich bin ein ehrliches Weib, will bei meinem Mann bleiben.“

Der Oberrichter wurde zornig und nannte ſie ein bockbeiniges Lumpenpack. Der Ehemann beſchimpfte ſein Weib und ſie weinte. Es war alles verfahren. Da zuckte der Oberrichter die Achſeln und ſagte zu Bismarck: „Na, ſehen Sie, mit Ernſt und Strenge muß man ſolche Leute behandeln. Ich wollte Ihnen bloß zeigen, wie man's macht. Nun verhandeln Sie weiter.“ Und ging in ſeine Stube.

Saß der junge Richter wieder allein da und ſchaute das feindſelige Ehepaar an. Kopfſchüttelnd, aber in gemütlicher Art ſagte er zu dem Ehemann: „Ihr ſeid ein merkwürdiger Herr. Eine ſolche Frau fortſchicken wollen! Wie viele tauſend Ehemänner wären froh, wenn ſie ein ſolches Weib hätten, das trotz allen Mißhandlungen dem Manne treu bleibt. Aber Ihr habt recht, laßt Euch von ihr ſcheiden; ich muß ſagen, Ihr ſeid einer ſolchen Lebensgefährtin nicht wert. — Vielleicht —“, er blickte die Frau ehrerbietig, faſt liebevoll an — „vielleicht gelingt es doch einem andern Mann, der ſie beſſer zu ſchätzen weiß, ihre Gunſt zu gewinnen…“

Jetzt breitete der Ehemann ſeine Arme aus und rief der Frau zu: „Es iſt ja wahr! Komm her, Adelheid, wir bleiben beiſammen!“

Nachher, als das Paar verſöhnt und einig fortgegangen war, wandte der junge Richter ſich zum alten, der von der Tür her beobachtet hatte, und ſprach: „So, Herr Oberrichter, jetzt haben Sie geſehen, wie man das macht.“

Es war das erſte-, aber nicht das letztemal, daß Bismark zeigte, wie man zuſammengehörige, aber trutzig auseinanderſtrebende Teile wieder einig macht.

Vor einiger Zeit iſt in Wien ein Schock Jagdfreunde zuſammengekommen, um öffentlich zu beweiſen, daß die Jagd der größte materielle und ethiſche Segen unſeres Volkes und der beſondere Nutzen des Bauernſtandes ſei. — Da hat z. B. einer geſagt, daß in Oſterreich über 100000 Menſchen von der Jagd lebten! Ich hingegen möchte — wenn ich ſo hoch rechnen könnte — gerne ausrechnen, wie viele Menſchen mehr in den Alpen leben könnten, wenn auf je 500 Joch Grund anſtatt eines Jagdhauſes zehn Bauernhäuſer ſtünden! — Den wirtſchaftlichen Vorteil der Jagd wollten die Herren damit dartun, daß ſie eingeſtanden, den Jagdeigentümern koſte die Jagd weit mehr, als ſie trage, dafür lernten ſie im Buche der Natur zu leſen und — gerecht zu werden. Gerecht nennen ſie das, wenn 100000 Perſonen, ohne produktiv zu arbeiten, nur zum Vergnügen der Reichen da ſind, während andere Hunderttauſend heimatlos werden. — Ein anderer der Redner gab zu wiſſen, daß durch Auflaſſung der Jagd die Bauerngüter entwertet würden.

Das heißt doch nichts anders als, daß jetzt, beim Florieren der Jagd, der Bauer ſeinen Grund um gutes Geld an Jagdliebhaber verkaufen kann, wonach der bodenloſe Mann in die Fabrik geht, um in bodenloſe Unzufriedenheit und Parteityrannei zu verſinken, während ſein früheres Bauerngut zur Wildnis wird. — Und das nennen ſie zum Nutzen des Bauernſtandes.

Derlei Fehlſchüſſe haben jene Jäger mehr getan. Hoffentlich treffen ſie die Haſen und Hirſche beſſer.

Die Gedanken, die im Laufe der Stunde durch ein Menſchenhaupt flattern — wenn man ſie mit Films fixieren könnte! Es wäre für den Beſchauer die Verworrenheit eines geſtörten Ameiſenhaufens. Das zuckt auf, unwillkürlich, gleichzeitig vielfach und ſchwirrt durcheinander; die ſchwächeren Aufdämmerungen werden abgeſtoßen, erſtickt; die ſtärkeren ringen miteinander, geſtalten ſich, ordnen ſich und machen ſich bereit zum Worte oder zur Tat. — Uns ſelbſt wird kaum bewußt, was im Haupte vorgeht, und deshalb kann mancher Menſch ſo gar nicht haushalten mit ſeinen Gedanken. Am wenigſten in Geſellſchaft, wo ſtets geſprochen wird. Er wartet nicht ab, bis ſich der Gedanke geklärt hat, bis dieſer durch die daneben wachende Vernunft kontrolliert worden iſt — kaum daß irgend etwas flüchtig aufdämmert, ſpricht er es aus, ſpricht unfertiges Zeug, ſpricht Spreu ſtatt Korn.

Wir überlegen die Gedanken, bevor wir ſie aufſchreiben oder gar drucken laſſen. Wir ſollten ſie auch überlegen, ehe wir ſie ausſprechen — es wäre anders in der Welt. Das viele Übel, das wir untereinander ſtiften, entſpringt weit ſeltener einer böſen Abſicht als der Leichtfertigkeit mit dem Worte.

Ein Schulinſpektor hat mir geſagt, daß Kinder der Hintergegenden, der entlegenen Bergtäler in der Schule nicht bloß die geſittetſten, ſondern auch weitaus die aufmerkſamſten, die talentierteſten und erfolgreichſten ſeien.

Wie erklärt man ſich das? Vielleicht dadurch, daß der enge Geſichtskreis des einſamen Lebens auf die Kinderſeelen weniger zerſtreuend und verflachend wirkt. Die Armut zwingt frühzeitig zur Arbeit, die Arbeit macht kernhaft und ernſthaft, ſpannt Sinn und Gedanken auf den beſtimmten Gegenſtand; es ſind die Ergötzlichkeiten nicht vorhanden, welche die Empfindungen und Gedanken auseinanderjagen könnten, und ſo gewöhnen die Kinder ſich eine Sammlung an, die ihnen bei Erfaſſung der Lehrgegenſtände zuſtatten kommt.

Es iſt ja auch im ſpäteren Leben für den Menſchen nicht ſo ſehr Intelligenz und Talent maßgebend, als vielmehr Sammlung, Fleiß und Beſtändigkeit; und dieſe kraftgebenden Eigenſchaften gedeihen in Enge und Armut beſſer als dort, wo allerlei Mittel zu Spiel und Zerſtreuung täglich hundert Eindrücke, Wünſche und Leidenſchaften aufwecken.

Zudem haben einſame Heidegegenden und Alpentäler wohl noch andere Einflüſſe auf das Kind, die es dem Stadtkinde, Herrenkinde, gegenüber in Vorteil ſetzen.

Als der Biſchof mit der Kirche fertig war, inſpizierte er auch den Dorfpfarrhof. Im Schlafzimmer des Pfarrers ſah er zwei Betten, dazwiſchen ſtand eine ſpaniſche Wand.

„Herr Pfarrer“, fragte der Biſchof, „wer ſchläft da im zweiten Bett?“

„A, weiter nix, biſchöfliche Gnaden“, ſagte der Pfarrer, „nur meine Häuſerin.“

Der Biſchof zog die Brauen hoch: „Ihre Häuſerin? Und was machen Sie, Herr Pfarrer, nachts, wenn die Verſuchung kommt?“

„Da tun mer die ſpaniſche Wand weg.“

Solche Spitzgeſchichteln gewinnen ihren richtigen Humor, wenn man ſie von katholiſchen Geiſtlichen ſelbſt erzählen hört. Mit dieſem Humor ſetzen ſie ſich hinaus über den Spott der Welt und benehmen ihm das Giftige. Wie oft bin ich von der klerikalen Preſſe zerzauſt worden ſolcher Anekdoten wegen, ſo ich in heiterer Geſellſchaft häufig ſogar aus dem Munde von Prieſtern gehört hatte, die einen Spaß verſtehen und die gleiche Fähigkeit bei anderen vorausſetzen. Zu den Pfarrersköchinnen-Geſchichten lachen ſogar die frömmſten Leute — ſofern ſie ſich nicht getroffen fühlen.

„Dirndl, ich möcht' dir ein Bußl geben“, ſagte er. „Oho, Bübel, das iſt gefährlich“, ſagte ſie und ſchob ihn mit beiden Armen von ſich.

Da dachte er: Am Abend, wenn es dunkel wird! In ſolcher Stund' ſchlich er hin, um ſie ein wenig zu küſſen. — Dann geſchah es ſo, wie es mit jenem Kinde geſchehen war. Das ging an den Bach, um am ſeichten Rand ſich die Füßchen zu baden. Das war ſo lau und lind. Das Kind ſtieg immer tiefer und tiefer hinein. Da legte es der tiefe Bach mit ſanfter Gewalt um und trug es davon …

Nachdem ich faſt ein halbes Jahrhundert lang in meinem Vaterlande öffentlich tätig geweſen bin, nachdem ich beobachtet und beſchrieben worden bin von allen Seiten, nachdem meine Volksgenoſſen zutreffende und unzutreffende Endurteile über mich gefällt haben, bin ich den Deutſchen erſt entdeckt worden, und zwar — von einem Franzoſen. Daraus erhellt, daß man populär ſein kann, ohne entdeckt worden zu ſein. Übrigens ſage das vom Entdecktwordenſein durch den Franzoſen nicht ich, ſondern manche Zeitungsblätter; ſie werden damit die wiſſenſchaftliche Würdigung meinen, die andere iſt mir ja doch längſt zuteil geworden.

Vor etwa vier oder fünf Jahren kehrte in meinem Landhauſe ein Beſucher aus Frankreich zu, der gut Deutſch ſprach und ein paar Tage in meiner Waldheimat herumgegangen war. Er intereſſierte ſich für meine Arbeiten und ſtellte etliche Fragen an mich, die ich ihm kurz beantwortete, in der Meinung, er wolle irgendeinen Aufſatz über mich ſchreiben, damit der auch richtig würde. Dann reiſte er ab nach Graz und wieder in ſein Heimatland. Später trafen noch einige Briefe mit Fragen von ihm ein, ich beantwortete auch die, ohne eigentlich zu wiſſen wozu. Der Mann hieß A. Vulliod. Meine Freunde erzählten, daß er auch mit ihnen in Briefwechſel ſtehe. Sie wußten, daß er außerordentlicher Profeſſor an der Lyoner Univerſität ſei und manches gelehrte Werk über Literatur geſchrieben habe. — Nun war es im vorigen Frühjahre, daß Vulliod mir aus dem ſüdlichen Frankreich ſchrieb, das Werk ſei endlich fertig. Kurze Zeit hernach traf ſein über 500 Druckſeiten ſtarkes, franzöſiſch geſchriebenes Buch ein: Pierre Rosegger, L'Homme et l'œuvre par A. Vulliod. Paris, Felix Alcan. 1912.

Und nun kam die viele Monate lange Buße dafür, daß ich einſt in der Handelsakademie das Franzöſiſch ganz vernachläſſigt hatte. Von allerlei Seiten hörte ich von der Vortrefflichkeit und Gediegenheit des franzöſiſchen Werkes, ich ſah es täglich liegen auf meinem Tiſch und — konnte es nicht leſen. — Der Büßer wurde nach einem Jahre begnadigt. Am ſiebzigſten Geburtstag überreichte mir mein Verleger die ausgezeichnete deutſche Überſetzung des Bulliodſchen Werkes von M. Necker.

Und nun kamen Tage des Staunens. Das Buch hat ja ſeine kleinen Unrichtigkeiten, wie jedes auch noch ſo gewiſſenhafte Biographiewerk; die großen Unrichtigkeiten findet man gewöhnlich in den Autobiographien. Im ganzen iſt dieſes Werk aber ſo, daß ich wiederholen muß: der Franzoſe hat den Deutſchen, den Steirern und — mir ſelber mich erſt entdeckt. Manches, was hier klar ſteht, war mir vielleicht empfunden, aber nicht bewußt. Schon im biographiſchen Teil gibt es Dinge aus meinem Leben, die ich entweder nie gewußt oder vergeſſen hatte. Der Verfaſſer muß für ſein Studium viele andere und verläßliche Quellen gefunden haben, beſonders freilich auch in Briefen, die ich ſeit 50 Jahren an viele Freunde und Bekannte geſchrieben, welche unbeabſichtigt weſentliche Daten enthalten, an die ich mich längſt nicht mehr erinnerte. Meine bisherigen Biographen haben Vortreffliches geleiſtet. Ihre Werke ſind fein und volkstümlich im beſten Sinne, ein rein wiſſenſchaftliches hat hier der Gelehrte geſchrieben.

Der zweite Teil Bulliods behandelt Dichtung und Weltanſchauung. Er hat die Gründlichkeit des Deutſchen und den Eſprit des Franzoſen. Der größte Wert liegt in den eigenen philoſophiſchen Gedanken des Verfaſſers, mit denen er meine Schriften erklärt, vertieft und vervollſtändigt. Und zwar in einer ſo ſchlichten, ſich anſchließenden Weiſe, daß ſeine Perſon völlig in den Hintergrund tritt. Profeſſor Bulliod muß ein grundgütiger Mann ſein, das ſehe ich nicht bloß dort, wo er mich als Menſchen und Dichter ſo hoch einſchätzt, ſondern faſt noch mehr dort, wo er zu tadeln hat, den Tadel aber ſo freundlich zu verſtecken weiß, daß ihn nur der Schuldige merkt. — Und alſo hat hier ein Gelehrter hochgemut ein Werk geſchrieben über einen Optimiſten, hat aus meinen Schriften, Briefen und Ausſprüchen einen einheitlichen Charakter aufgebaut, der ſo bedeutend iſt, daß ich die Ehre, ihm meinen Namen leihen zu dürfen, als außerordentliches Glück empfinde.

Gewiß ſind es meine Abſichten, die Bulliod ſo glänzend hervorhebt und die ſeinen Idealen naheſtehen werden, weil er ſie mit ſolcher Liebe hegt und ſchildert. Dieſe Übereinſtimmung eines deutſchen und eines romaniſchen Herzens iſt der entzückende Beweis, wie innig ſich verſchiedene Völkerſchaften verſtehen können, wenn ſie ſich ſelber fragen. Während in Frankreich das Buch eifrig geleſen werden ſoll, merke ich, daß nun auch viele deutſche Beurteiler mich mit den Augen meines franzöſiſchen Biographen ſehen, von einem Geſichtspunkte aus, der ihnen bisher entgangen war.

Es vergeht kaum eine Woche, ohne daß ich erſucht werde, für irgendwen oder für irgendwas Geldſammlungen zu veranſtalten. Viele glauben, wenn ich bitte, ſo ſind die Leute zum Geben bereit. Es iſt aber umgekehrt: Ich bitte nur, wenn die Leute durch Zeitumſtände zum Geben bereit ſind. Man kann nur ernten, wenn das Korn reif iſt. Wenn man bei beſondern Slawenvorſtößen für den Deutſchen Schulverein ſammelt, ſo bekommt man viel Geld. Wenn man im Hochſommer für arme Leute auf Winterkleider und Wärmſtuben ſammelt, ſo bekommt man nichts. „Es iſt eh ſchön warm.“

Auch iſt es nicht gut, wenn immer einer und derſelbe ſammelt. „Dieſer Klingelbeutel-Peter ſoll uns einmal in Ruh' laſſen!“ ſchrieb mir geſtern einer. Ich kann ihm nicht böſe ſein.

In einem Tale, „die Breitenau“, ſtehen zwei Dörfer. Das größere, St. Jakob, und eine halbe Stunde weiter hinten das liebliche St. Erhard. Dort in der alten Kirche wohnt der heilige Vater Erhard, der Schutzpatron dieſes Hirtentales, zu dem die Bauern beſonders gegen Viehſeuchen ihre Zuflucht nehmen. Mitten in der Kirche ſteht er auf einer Säule und die Wallfahrer opfern ihm Kerzen. Ich erinnere mich aus meinen Jugendtagen, daß dem Höfelrainhofer ein Ochſe ſchwer erkrankt war. Woran, das weiß ich nicht mehr, es muß Gefahr geweſen ſein, denn der Höfelrainhofer trug ſeinem Knechte auf, eine Wallfahrt nach St. Erhard zu machen auf die Meinung, daß der Falch wieder geſund werde. Zu einer Wallfahrt gehört auch die Beichte, und ſo tat der Knecht — er war ein Schalk — unſicher und fragte endlich mich: „Jaz woaß ih nit. Wann ih für n Ouchſn wollfohrtn geh, und beichtn: Muaß ih do meini Sündn beichtn oder in Ouchſn ſeini!“—„Deini, du Ouchs du!“ Wie konnte ich ihm anders antworten? Und er ſah es ein, daß ſomit die Sache geſchlichtet war. Der Falch iſt wieder geſund worden.

Auf der Breitenauerſtraße begegnete mir ein etwa zehnjähriges rotwangiges Mädel, das unter dem Arm ein längliches, blau angeſtrichenes Käſtchen trug.

„Wos trogſt dann do, Dirndl?“ fragte ich.

„A Totentrüherl.“

„A Totentrüherl? Is wer geſtorbn?“

„Na. — A kloans Büaberl.“

„Wia alt is s dann gwen?“

„Nix nit alt.“

„Wul gonz jung nouh?“

„Nix nit jung.“

„Wia ſou dann?“

„Heind ba da Nocht tot af d Welt kem.“

Man ſollte die Menſchen nicht zu gut kennen lernen wollen — wegen der guten Meinung, die man von ihnen hat. — Habe ich nicht einmal ſo geſagt? Schön, dann hätte ich noch beizuſetzen: Man ſollte auch ſich ſelber nicht zu gut kennen lernen — der guten Meinung wegen, die man von ſich hat.

Auf einer meiner Ferienreiſen war es, daß ich im Gebirge abends in einem Bauernhof übernachtete, der hoch über dem Dorf an der Berglehne ſtand. In der Nacht wurde es unruhig im Haus, man weckte einander auf — es brenne im Tale unten das Dorf. Auch ich zog mich an und eilte in das Freie, um das Feuer anzuſchauen und war enttäuſcht, als man ſah, daß es keine Feuersbrunſt gab, daß nur die Schornſteinfunken des Eiſenhammers in der nebeligen Luft den ungewöhnlich ſtarken Schein gaben. Das lohnt ſich nicht der Mühe des Aufſtehens. Faſt mißmutig ging ich in mein Bett zurück.

Am nächſten Morgen, als ich die Sache bedachte, ward mir ganz übel vor mir ſelber. Alſo, dir war leid um das Schauſpiel einer Feuersbrunſt. Und das Unglück? Das Unglück Hunderter von Menſchen? Freilich, geſtern waren ſie dir noch fremd. Heute, auf ihren Brandſtätten, würden ſie dir wohl näher gekommen ſein. — Oft habe ich mich geärgert über Leute, die aus unheilvollen Kataſtrophen, ſo über andere, über Fremde hereinbrechen, ſich einen Genuß machen können. Sie rufen zwar immer wieder aus: Ach, die armen Leute! — unterhalten ſich aber doch dabei.

Das Tagebuch über jene Ferienreiſe zeigt, daß von dieſem Blute auch in mir ein Tropfen pulſiert hat.

Ja, das liebe Gedächtnis! Für Selbſterlebtes habe ich viel Gedächtnis, für Gehörtes habe ich wenig, für Geleſenes habe ich faſt gar keins. Ich werde aus Büchern ja einiges gelernt haben, aber was? Das habe ich längſt vergeſſen. Jeder lacht, wenn ich ſage, daß ich bei ſpäterer Buchkorrektur meiner erdichteten Geſchichten während des Korrigierens immer neugierig bin, wie es ausgeht.

„Ih will holt mein Buabn ſtudiern loſſn“, ſagte mir der Ellerbauer.

„So, was denn?“

„Na, holt a ſou. Mittelſchul, Hochſchul.“

„Warum denn?“

„Der ſull wos beſſers wern wia ſei Veda.“

Ich ſtarrte dem Mann ins Bartſtruppgeſicht und in dieſem Augenblick war es das erſtemal in meinem Leben, daß mir das Wort: „Dummer Bauer!“ entfuhr. Er überhörte es, ſonſt hätt's mir was tragen können.

„Gell jo!“ antwortete er „und derawegn muaß mei Bua gſcheider wern. A Herr ſull er wern.“

Flucht vor der körperlichen Arbeit. Alles durchs Gymnaſium auf die Univerſität. Und das nennt man das praktiſche Jahrhundert. Das ungeſchickteſte Jahrhundert iſt es; das dümmſte muß es ſein, weil kein Menſch mit ſeinem Hausverſtand mehr auskommt, weil ſogar noch Volks- und Mittelſchule nicht klecken, um die Leute halbwegs geſcheit zu machen. — Wohlan, hüben, am Eingang der Univerſität hängt das flotte Studentenkappel. Hängt aber dort drüben am Ausgang wirklich allemal der Herrenfrack? Nicht viel öfter der Bettelſack? — Proletarierfabrik hat einmal einer geſagt, der es wiſſen mußte. Der ein ſtattliches Tiſchlergewerbe verließ, Gymnaſium und Univerſität ſtudierte, um dann als armſeliger Privatbeamter ſein Leben zu friſten, weil er eine beſſere Stelle nirgends fand, trotz ſeiner zwei Fakultäten, die er im Kopf umtrug und die nur geeignet waren, um ihm das ganze Elend ſeiner Lage klar zu machen. — Die Univerſitäten ſelber fangen jetzt ſchon an, vor den Univerſitäten zu warnen. Erſtens könne man einer Überzahl von Hörern die Wiſſenſchaft nicht gründlich beibringen. Es iſt halt auch hier ſo, daß Fabrikarbeit weniger gut wird als Handarbeit, verſtehe Schüler, mit denen ſich der Profeſſor perſönlich abgeben kann. Und zweitens rufen es die Univerſitäten ſelber ins Land hinaus, daß für ſo viele ſtudierte Leute kein Bedarf iſt, daß die Enttäuſchung groß iſt, wenn einer dann ſeiner Bildung gemäß auch leben will — und nicht kann.

Man hat halt lange Zeit die Bildung dieſer Art zu hoch geprieſen. Die meiſten Leute ſind überhaupt für Wiſſenſchaft und hohe Geiſtesarbeit nicht geeignet, man ſieht ja überall, wie wenige von denen, die auf klaſſiſchen Hochſchulen ſtudiert haben, ihr Wiſſen verwerten können, den Geiſt derſelben auch nur verſtehen.

Wir brauchen Hochſchulen fürs Volk, für praktiſche Arbeit. Dieſe Schulen ſollen nebſt den wirtſchaftlichen, gewerblichen Lehrfächern auch Geographie, Geſchichte, Naturgeſchichte, Literatur, Sprachen, Rechtskunde, Moral vortragen, aber nur ſo weit und in ſolcher Weiſe, als ſie der Auffaſſung, den Bedürfniſſen der Schüler und ihrer bevorſtehenden Berufe entſprechen. Der Landwirt wird z. B. einen anderen Teil der Naturgeſchichte brauchen als der Gewerbsmann; der deutſche Unterſteirer eine andere zweite Sprache als der deutſche Südtiroler. Die jetzige Art unſerer Schulen macht die Leute fahrig, der „Fortſchritt“ macht „fortſchreitend“. Aber wir brauchen Schulen für das Dableiben, daß die Leute wieder lieber daheimbleiben und daheim wohlhabend und zufrieden werden können.

Da gibt es zu lernen genug; man kann auch ſolche praktiſche Schulen Hochſchulen nennen, und man kann auch eine ſolche Berufsbildung — wenn man ein klingendes Wort gebrauchen will — humanitäre Bildung nennen, weil jeder Menſch dort am vollendetſten iſt und ſeine Stelle am beſten und ſchönſten ausfüllt, wo er ſeine beſonderen Anlagen zur Geltung bringen kann, wo er ſeinem Beruf, ſeiner Umgebung, ſeinen Nahmenſchen gerecht wird. Und die Zufriedenheit? Iſt ſie dort, wo man viel weiß und wenig kann? Zufriedenheit und wirkliche Lebensluſt iſt nur dort zu finden, wo der Menſch was kann und ſich ſeiner Arbeit freut.

Mit einem Nachbarsknaben ſtand ich im Garten und ſchaute dem roten Schneefall zu. Nach ſchwerem Nachtfroſt fielen nun im Sonnenſchein von den Bäumen die Blätter. Der Knabe war ein bißchen betrübt, aber nicht des Blätterfalles wegen, ſondern weil er in der Schule ſchlechte Klaſſen bekommen hatte. Im Rechnen und Memorieren. Der Junge, hieß es, habe kein Talent. „Schau“, ſagte ich, „wie dieſe Waldkaſtanie ihren Mantel wegwirft und es kommt doch der Winter!“ Denn Hunderte der ſiebenlappigen Blätter fielen in der Sekunde. Die einen tänzelnd, die andern geradeaus fallend, wieder andere hüpfend von Aſt zu Aſt. Ein Blatt aber war, das ſchwamm hoch von der Krone in die Luft hinaus und dann ſchwebte es — den langen Stengel voran — langſam, viel langſamer als alle anderen, nieder. Als es endlich am Boden lag, ſprang der Knabe hin, hob es auf und ſchaute es bedächtig an.

„Was iſt denn?“ fragte ich.

„Ein Fallſchirm“, ſagte er und betrachtete den Bau und die Stellung der Lappen. Ob man es ihm nicht abgucken könnte, wie man Fallſchirme macht!

Der Junge hat „kein Talent“ von außen hinein. Iſt aber vielleicht ein Genie von innen heraus.

Er wird ein Erfinder.

Daß es mit den Ziffernbegriffen des Knaben nicht weit her iſt, bewies er noch am ſelbigen Abend, da er ſagte: „Heut' ſind in ganz Steiermark gewiß tauſend Blätter gefallen!“

Hunderttauſend Milliarden, mein Junge! Aber das macht nichts. Dein Blick darauf, wie etwa die Natur Fallſchirme macht, iſt doch gut.

Wenn ich als Knabe meinen Vater fragte: „Vater, warum rinnt das Waſſer aus dem Brunnenrohr nicht vom Loch gerade (ſenkrecht) in den Trog, warum macht's denn einen Bogen?“ ſo antwortete mein Vater: „Weil es halt vom Rohr heraus einen ſtarken Druck hat.“

Wenn ich aber aus einem Topf langſam etwas Waſſer goß, ſo machte es weder einen Bogen, noch fiel es ſenkrecht nieder, ſondern rann zuerſt außen am ſchiefgehaltenen Topf hinab, als ob es daran klebte. Und wenn ich den Vater fragte: Warum pickt denn das Waſſer eine Weil am Topf, eh es geradeaus niederrinnt, ſo ſchaute er mich an und ſchaute das ſchief am Krug hinabklebende Waſſer an und ſchaute wieder mich an und ſagte: „Dein dummes Fragen alleweil! Weil du halt s Häfen ſchlecht haltſt.“

Die eine Naturkraft kannte er, die andere nicht. Dieſe wußte mir erſt Profeſſor Subić in der Handelsakademie zu nennen: „Kohäſion, Adhäſion. Das Zuſammenhängen und Aneinanderhalten gleichartiger Körper (Waſſer an Waſſer), das Aneinanderhalten ungleichartiger Körper (Waſſer an Topf). Der Profeſſor ſagte die Namen, erklärte die Eigenſchaften, gab Beiſpiele der Erſcheinungen. Und auch hier fragte ich wieder, wie einſt den Vater: „Warum? Was

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

iſt die Urſache ſolcher Eigenſchaften? Und der Profeſſor antwortete: Ich bin froh, wenn Sie das gut lernen, was im Lehrbuch ſteht; mehr verlange ich nicht." Aber ich verlangte mehr.

Von ſo einem alten Geizhals wundert's mich nur, daß er nicht ſeine künftigen Erben beſticht. Sie warten doch auf ſeinen Tod, der iſt ja ihr Leben. Sie müſſen vielleicht darben, ſolange er lebt, ſie können nicht hochherzig genug ſein, um — ſoſehr ſie ihm auch ſchmeicheln — heimlich nicht ſeinen Tod zu wünſchen. Seine Erben von morgen ſind ſeine Feinde von heute. Aber er iſt zu ſehr von ſeinem Gelde beſeſſen, als daß er ſie zu Freunden machen könnte. Würde er ſie beſtechen, daß ſie recht gut auf ihn wären, daß heißt, jetzt ſchon ſein Überflüſſiges an die Erben verteilen, ſo wollten ſie ſein Alter verlängern, verſchönern, denn ſein Tod brächte ihnen keinen Vorteil mehr. —

So dachte ich dem alten Schnederbauern zu, der armſelig wie ein Bettelmann vor ſeiner Haustür ſaß und den Enkeln zuſchaute, die verdroſſen und kümmerlich die Wirtſchaft beſorgten, während er ſeine dreißigtauſend Gulden in der Sparkaſſe liegen haben ſoll. Aber für den Alten hatten ſie ſüße Worte und — giftige Blicke.

Nicht weit davon beim Nachbarhaus auf der Bank ſaß auch ein Alter, der ſah nicht bloß wie ein Bettler aus, er war auch einer. Er war ein vermögender Mann geweſen, hatte aber Haus und Vieh und Wirtſchaft und Geld ſeinen Kindern übergeben. Jetzt ſie nichts mehr von ihm zu erwarten haben, da ſie ihn hegen und pflegen ſollten, behandeln ſie ihn hart und roh — und er iſt machtlos, hilflos vor ihnen, denen er alles gegeben hat.

Unten im Engtal in einer Hütte lebt eine alte Mutter mit ihren zwei erwachſenen Kindern. Die beſitzen nichts, als was ſie täglich mit ihrer Hände Arbeit erwerben, hatten nie mehr gehabt, haben keine Ausſicht, jemals mehr zu bekommen. Die leben zuſammen in Frieden und beten täglich am Abend ein Vaterunſer, daß es ſo bleiben möchte.

Zu meiner Zeit lebte in Fiſchbach ein Förſter, den ſie den „Pfaffenfreſſer“ nannten. Jedes zehnte Wort in ſeinem Munde war ein „Saupfaff“. Vom Himmel ſagte er, das wäre eine gefälſchte Judenbankpromeſſe. Damals verſtand ich das Wort nicht, aber gemerkt habe ich mir's mit einem großen Abſcheu. Wenn von Gott die Rede, da ſagte er gar nichts, lächelte nur. Aber das Lächeln ſpielte höhniſch, entweder darum, weil nach ſeinem Glauben Gott nicht war, oder darum, weil er nach der Leute Glauben war. — So lebte der Mann fort und wurde alt. Und dann kam die Waſſerſucht. Zuerſt ſchwollen die Beine an und dann der Bauch. „Mir ſcheint, die Butten wird bald voll ſein“, ſagte er und fragte den Arzt, wie es mit ihm ſtünde.

„Falls Sie nicht ewig leben wollen, Herr Förſter, wäre jetzt die günſtigſte Gelegenheit zu ſterben“. Das war die Antwort.

Da ſagte der Kranke: „Alsdann brauch ich einen Geiſtlichen.“

Einen Tag nach dem Verſehgang machte ich beim Förſter, der ein Bekannter war, meinen Krankenbeſuch. Es ſtand ein wenig beſſer, die Geſchwulſt ging zurück.

„Das wundert mich“, ſagte ich.

„Was wundert dich, quatſch dich aus.“

„Daß du dich haſt verſehen laſſen.“

Ein kleines Schweigen jetzt, dann ſeine Antwort: „Auf alle Fälle.“

„Wie ſagſt?“

„Iſt nix, ſo ſchadt s nix. Und ſollt doch was ſein, ſo bin ich jetzt geſtellt. — Han's auch dem Geiſtlichen ſo geſagt."

„Und hat er dich doch losgeſprochen?"

„Ah freilich", lachte er. „Wenn man nur s Auswendige mitmacht, s andere iſt ihnen eh alles gleich. Saupfaffen!"

Zehn Tage ſpäter, als „das Waſſer zum Herzen kam", bat er um die letzte Olung. —

Da der Förſter ſonſt ein paſſabel anſtändiger Menſch geweſen war, ſo dürfte der Herrgott die Opportunitätspolitik dieſes „Ungläubigen" nicht allzuernſt genommen haben. Und da trotz des „Pfaffenfreſſers" die hochwürdige Geiſtlichkeit heute noch lebt und gar nicht einmal ſo ſchlecht, ſo dürfte dieſer Sache wegen — auch wenn ſie ſich immer wiederholt — weiter kein Unwillen ſein.

Eines ſchönen Tages war's, im ſpäten Jahre, da fing bei mir die neue Zeit an.

Ich huldigte gerade dem Sport der Greiſe — dem Mittagsſchläfchen, als meine Tochter zur Tür hereinſtürmte: „Vater, komm ſchnell! Ein Aeroplan gerade über unſerm Hauſe!" — Es war der erſte, den ich ſah. Man wagte es ſelten; der mit unſeren Bergen anbinden will, muß hochfahrend ſein. Alſo heute iſt einer da. Sonniger, ſtiller Herbſttag. Das Schnattern hatte man zuerſt gehört. Nun ſchwebte er oben, mit ausgeſpreiteten ſchimmernden Flügeln, nicht größer wie ein Habicht. Man konnte den Kopf nicht genug nachwärts renken. Von Oſt nach Weſt zog er dahin — langſam, langſam. Aber ſobald man ihn einen Moment aus dem Auge ließ, war er kaum wieder zu finden, ſo ganz wo anders ſtand er ſchon. Man rät: Tauſend Meter hoch? Zweitauſend? — Dann iſt er nicht mehr zu ſehen.

Der Habicht war zur Mücke geworden, die Mücke iſt im Sonnenäther vergangen…

Alſo, ſo wird es ſein. Das iſt die Reiſekutſche des zwanzigſten Jahrhunderts? — Wenige Wochen vorher ſoll über unſer Tal auch einer geflogen ſein — von Wien bis Görz in drei Stunden. — Armes Automobil — alter Zopf!

Ich hätte kaum den Mut. Der Gefahr wegen ſofort. Aber die Häßlichkeit. Das Land und ſeine Berge, das Volk und ſeine Sitten, alles wird häßlich, verächtlich, wenn man zu ſehr von oben darauf herabſieht. So häßlich und ſo nichtig, und der Beſchauer wird hochmütig. Wozu das? Ich habe beim Aufwärtsſchauen immer Schöneres, Erhebenderes geſehen als beim Niederwärtsſchauen.

Und um in drei Stunden nach Görz zu kommen? Ich habe in Görz nichts zu tun. Wenn ich dort einmal etwas zu tun habe, ſo fahre ich durch die ſchönen Gegenden hin, an ſcharfgeſtaltigen Gebirgen, maleriſchen Ortſchaften, ſchönen Flüſſen und Seen vorüber und habe anſtatt des kurzen Vergnügens ein langes. — Trotzdem, man ſoll alles probieren. Ich fliege doch einmal. Und wer fliegen will mit dem Aeroplan, der ſoll ſich ſputen, ſonſt veraltet das Fahrzeug. Im einundzwanzigſten Jahrhundert wird man, weil das klappernde Zeug viel zu langſam geht — ſich drahtlos telegraphieren. Sich perſönlich in alle Weiten telegraphieren. Je mehr ſich der Menſch vergeiſtigt, je leichter wird er, je ſchneller fliegt er. Ich weiß das ſchnellſte Vehikel. Wenn ich heute auf dem Gedanken nach San Francisco fahre — im Augenblick bin ich dort.

Zwiſchen den Geiern, Wölfen und Tigern kommt da ein Friedenstäubchen geflogen, ein ganz kleines. Dieſe unſcheinbare Zeitungsnachricht, ſie dünkt mich bedeutſamer als alle Ausgleichsnachrichten aus Regierungskreiſen. Zwiſchen den Schülern der deutſchen und der tſchechiſchen Lehranſtalten in Pilſen findet eine Annäherung ſtatt. Sie ſtatten ſich gegenſeitig korporativ Beſuche ab. Zuerſt erſchienen die Hörer der deutſchen Handelsakedemie bei ihren tſchechiſchen Kollegen, dieſe ſtatteten in derſelben Weiſe den Beſuch ab. Alſo geſchah es auch bei anderen Anſtalten Pilſens. Der angebahnte geſellige Verkehr zwiſchen den beiden Teilen geht vielfach von der Höflichkeit zur Freundlichkeit, zum Wohlwollen über. Auch in anderen gemiſchtſprachigen Städten Böhmens werden ſolche Annäherungen vorbereitet.“ —

Wie iſt mir denn? Das habe ich ja gerade erſt vor ein paar Monaten geträumt. Und jetzt ſoll es wirklich wahr ſein, wahr werden? Anfang in Pilſen. Wenn dieſes friſche „Pils“ wieder aufkäme in unſerem ſchönen Öſterreich — dann wollte ich gerne noch zwanzig Jahre länger leben.

Ich rede immer etwas und hoffe etwas, das ganz unmöglich iſt. Unmöglich ſcheint in unſerer Zeit. Die Ausſöhnung der Völker und Kirchen untereinander. Ich weiß recht gut, daß es geradezu töricht iſt, ſolches auch nur auszuſprechen. Und ich ſage es doch. Dieſer Glaube an die Verſöhnung, an die endliche Güte unter den Menſchen iſt meine Religion. Ich habe keine beſſere. Wenn ich das nicht glauben könnte, nicht hoffen dürfte, müßte ich die Menſchen haſſen, dieſes Daſein wegwerfen ſamt ſeinem Gott.

Ihr glaubt nur eins, das Allertörichteſte — daß es mit der Feindſeligkeit ſo bleiben müſſe, wie es jetzt iſt. Gibt es einen verderblicheren Irrglauben als dieſen? Werden die Leute je einmal trachten, auch nur entfernt trachten, dem Frieden zuzuſtreben, wenn ſie ſich immer wieder vorbeten, eintönig kalt wie einen infernaliſchen Roſenkranz: Verſöhnung iſt unmöglich, Frieden iſt unmöglich, iſt unmöglich, iſt unmöglich. — Dann ſagen ſie, emſig Gründe gegen das Beſte zuſammenraffend: Verſöhnung und Verträglichkeit ſei gleichbedeutend mit Mattherzigkeit, Gleichgültigkeit. — Wann gedeiht denn die ſchöpferiſche Geſittung, die Arbeit, die Wiſſenſchaft, die Kunſt, im Frieden oder im Krieg? Daß die Herzen nicht verledern, dafür ſorgen ſchon die wilden Gewalten der äußeren Natur, die Wettbeſtrebungen der ſozialen Kräfte, die uns immer im Kampf halten, aber auch unſer Gemüt wach erhalten und ſtärken.

Die Natur hat die Menſchen einander zu Freunden geboren, zu Feinden machen ſie ſich ſelber. Ich verlange ja nicht die Einigkeit der Menſchen, die wäre unmöglich und kaum gut; ich verlange gegenſeitiges Verſtehen, gegenſeitige Achtung. Freilich muß ſich jeder wehren um ſich und das Seine, aber jedes Recht hat ſeine Pflicht. Jeder halte feſt an ſeiner Artung und Überzeugung, aber er dulde und achte auch die der anderen. Das iſt Kultur. Wenn wir die nicht erreichen, nicht einmal glauben können, dann lieber gleich zuſperren.

Ich hoffe weiter.

Ich ging ins Café „Kaiſerhof“ und ſah dort eine bekannte Dame. Mit übereinandergeſchlagenen Beinen ſaß ſie am runden Steintiſchchen bei ihrem Schwarzen und rauchte eine Zigarette. In der Abſicht, mich zu ihr zu ſetzen, begrüßte ich ſie und fragte nach ihrem Befinden.

„Wie Sie ſehen“, antwortete ſie und blies behaglich ein Strählchen Rauch von ſich.

„Was macht der Herr Gemahl?“

„Der iſt zu Hauſe bei den Kindern.“

Da erinnerte ich mich, wohin Männer gehören, und ging nach Hauſe.

Im vorigen Jahre ſollen in Deutſchland 86.000 Bücher erſchienen ſein. Auch ich warf einen Band Kultur. Mein Bruder baute 60 Metzen Kartoffeln und züchtete 5 Kälber, aus denen wahrſcheinlich Kühe und Ochſen werden. — Mir ſcheint, er iſt für die Menſchheit notwendiger als ich.

In Wien lebte ein Arzt, viel geſucht und viel beſchäftigt, ruhelos, friedlos. Als er fünfzig Jahre alt war, nahm er ſich auf vier Wochen Urlaub und ging nach Tirol ins Hochgebirge. Er kam nicht mehr zurück.

In Tirol fand er ein geſundes Bauernmädel, er kaufte ſich eine Landwirtſchaft, heiratete und lebt ſeither als Bauer, arbeitet als Bauer, erkennt die Natur als Gelehrter und iſt glücklich als ein ganzer Menſch.

„Ich habe noch nie einen glücklicheren Menſchen geſehen!“ verſicherte mir ein Freund, der dieſen Mann kennt.

Bei Langenwang im Mürztal iſt ein alter Bauer, der weiß von einer heldenmütigen Jungfrau zu erzählen. Die hat gelebt zur Zeit des letzten Türkeneinfalles und ward eingefangen von zween türkiſchen Hauptleuten, zur Leibesfreude, weil die Maid ſehr ſchön geweſen. Aber ſie wollte nicht, daß von Heiden an ihr geſündigt werde, noch viel weniger ſelber mit ihnen ſündigen, und hat vom Schloß Hohenwang, wo ſie gefangen gehalten, ſich wollen hinabſtürzen in den tiefen Burggraben. Hatte aber bedacht, ob die Sünde des Selbſtmordes nicht leicht noch größer wäre, als die mit den Türken. Als jedoch der eine Hauptmann nahete, befiel die Maid ein großes Entſetzen, und wie ſie es denn machen ſollte, um ohne Sünde aus dieſer Welt zu kommen. Und iſt ihr was Feines eingefallen. Weil der Hauptmann Deutſch verſtand, ſo konnte ſie ihm ſagen:

„Herr, ich danke Euch mein Leben. Hättet Ihr mich nicht auf das Schloß gebracht, ſo wäre ich wohl erſchlagen worden auf der Straßen. Daher will ich dankbar ſein und Euch ein Mittel verraten, das Euch ſchußfeſt macht vor dem Feind.“ Sie zog eine getrocknete Wurzel aus dem Sacke. „Von dieſer Wurzel eſſet ein Stück, allemal, ehe Ihr in die Schlacht reitet. Dann gleitet jede Kugel von Euch ab. Und damit Ihr deſſen ſicher ſeid, ſollt Ihr es bei mir verſuchen, mein Herr! Sehet, ich eſſe jetzt davon, nun hebt Euer Schußrohr und ſchießet mir auf die Bruſt. Die Kugel wird abprallen und zu meinen Füßen niederfallen. Verſuchet es nur!“ — Des iſt der türkiſche Hauptmann begierig worden, hat's getan und ſeine Kugel iſt ihr mitten durchs Herz gegangen — alſo, daß ſie auf den roſenroten Sand iſt geſunken und hingeſtorben ohne Sünde.

Das Wort: Freund. Kommt es nicht von: vereint? Vereint ſein? Die beiden ſind gut Freund. Sie ſind gut vereint. Unter Freunden. Unter Vereinten. In der deutſchen Bauernſchaft pflegt man ſtatt Verwandtſchaft: Freundſchaft zu ſagen. Die Blutsverwandten ſind eine Art Verein, Vereinſchaft, Freundſchaft. — Hallo, ſie laufen ſchon! Sie laufen ſchon, die Germaniſten, ihrer drei, ihrer zehn, ihrer ein ganzes Dutzend. Mit drohenden Fäuſten. „Hinaus, Bock, hinaus aus dem Garten der deutſchen Germaniſtik!“ Ich ſchweig' ſchon, ich geh' ſchon. Es war nur ſo ein Einfall. — „Einfälle haben in der Germaniſtik nichts zu tun!“ Na, das hätte ich wiſſen können. — Den billigen Scherz brachte ich einem Deutſchliteraturprofeſſor vor, der mich gerade geärgert hatte. Er hatte nämlich geſagt, in meiner Jugend hätte ich beſſere Bücher geſchrieben als jetzt. Und gerade dieſer Herr war es, der vor fünfunddreißig Jahren in einem mich damals ganz entmutigenden Aufſatz mir ins Geſicht warf, Alpengeſchichten, Waldſchulmeiſter, Volksſchilderungen, das ſei alles nichts. Wenn ich Schriftſteller werden wolle, ſo müſſe ich erſt was lernen. Ich müſſe Grammatik lernen, müſſe die Geſetze der Dichtkunſt ſtudieren, müſſe die Philoſophen leſen, müſſe mit einem Wort eine akademiſche Bildung zu erlangen trachten. Ich habe mir den guten Rat zunutze zu machen, habe all das mir Fehlende nachzuholen geſucht. Und jetzt ſagt der Mann, ich hätte bei meiner natürlichen Art bleiben, mich nicht in fremde Bereiche wagen, das Reflektieren bleiben laſſen und mein Talent nicht ſo verkünſteln ſollen. Darauf habe ich den geſcheiten Herrn halt ein wenig geneckt, wie es „Vereinte“ öfter untereinander tun.

Einſt, als ich Handſchriftenbettlern noch milde Almoſen gab, ſchrieb ich gerne hin: „Drei Gnaden hat der Himmel dem Menſchen gegeben: Das Ideal, die Liebe, den Tod.“

„Ah, den Tod?“ fragte einmal der Autographenjäger zurück, „gehn S, hörn S mir auf. Von dem mag ih nix hörn. A Gnad ſoll das ſein?“

„Denken Sie“, darauf ich, „wenn Sie tauſend Jahre leben müßten auf dieſer Welt! Oder noch länger!“

„Warum denn nit? Wenn ma nur was z eſſen hat.“

„Aber denken Sie!“

„Ah na, denkn mag ih nit. Hilft eh nix, s Denkn. — Schaun S, was habn S denn lauter noh aufgſchriebn? — Ih—deh—al! — Is das was zum eſſn? Und da ſteht noch Lie—be.“ In ſeinen Äuglein flackerte ein Luſtlachen. „Lie—be! s Weibsbild — gelln S?!“

„Wie halt meinen.“

Hernach änderte ich mein Autograph dahin: „Drei

Gnaden hat der Himmel dem Menſchen gegeben: Gefräßigkeit, Weibsbild, Stumpfſinn.“

Wohlgefällig nickte er: „Aber a ſchöne Schrift habn S!“

Lieber Heimgartenmann!

Du kannſt etwas daraus machen, wenn du willſt. Meinetwegen einen ganzen Roman: Der Zimmerkollege.

Es war zur Zeit meiner Bergakademikerſchaft in Leoben. Ich war kurz gehalten und bewohnte ein Zimmer gemeinſam mit einem Kaufmannsſohn aus Linz, dem es beſſer ging. Er hieß Zachäus Zachäus. Zweimal Zachäus! Ich begreife noch heute ſeine Eltern nicht, denen dieſer Familienname ſo außerordentlich gefiel, daß ſie den Buben auch darauf taufen ließen. Ich hatte ihn anfangs ganz gern, den Zachäus, und mir ſcheint, er mich noch lieber, weil er alles mit mir teilen wollte, was er an Backwerk und anderen Näſchereien von Muttern geſchickt bekam. Ich mag das aber nicht gern und mein ſchöner Stolz fühlte ſich gedemütigt, wenn er mich beſchenken wollte. Vielleicht hat ihn das verdroſſen, er tat aber nicht viel desgleichen. Der Zachäus ſchien zwiſchen Mein und Dein nicht viel Geſchichten zu machen. Mehrmals gewahrte ich, wie er von meinen Briefmarken Gebrauch machte, ohne ſich dafür anders zu entſchuldigen, als daß ihm die ſeinen ausgegangen wären. Dann gab er mir wieder Kuchen und Südfrüchte und Zigaretten, weil mir derlei anzuſchaffen meine Verhältniſſe nicht recht erlaubten. Ich hatte wohl ein Sparkaſſebüchel mit fünfzehn Gulden Einlage, aber das war der Notpfennig für beſondere Fälle. Und eines Tages, als ich ſchnell ins Zimmer trete, ſitzt mein Zachäus wieder bei meinem Schreibtiſch und hat das Sparkaſſebüchel in der Hand. Ein bißchen verlegen tut er's in die Lade zurück — und nichts weiter. — Oho, denke ich mir, was iſt denn das? — Ich ſage nichts, aber es wurmt mich und das Mißtrauen wird von Tag zu Tag ſtärker. Jetzt will ich doch einmal dahinterkommen, was der im Sinn hat. — Nun war ich mit dem Kaſſier der Leobener Sparkaſſe, Herrn L., gut bekannt. Mit dieſem verabredete ich mich. „Wenn ein Menſch kommt mit meinem Büchel — Name und Nummer ſo und ſo — (ſchreib es dir auf), und das Geld beheben will, ſo laſſe ihn gleich feſtnehmen. Ich ſchicke niemanden; iſt zu beheben, ſo tue ich's perſönlich.“ Der Bekannte ſagte zu, die Herausgabe des Geldes ſo lange zu verzögern, bis er mich benachrichtigt haben konnte. Gut. Ich laſſe mein Büchel in der Lade liegen, bin mit dem Zimmerkollegen wie immer, nicht warm und nicht kalt, obſchon er mir eins um das andere zuſtecken will. Sogar einen alten Rock, den er nicht mehr trug, wollte er mir ſchenken, weil er meinte, daß ich in meinem leichten Jackel fror. „Du biſt ein guter Kerl,“ ſage ich, „aber ich danke dir. Ich mag nichts geſchenkt.“ Er ſchupft die Achſeln und lächelt. — So geht's wieder eine Weile hin, er ſtibitzt mir manchmal eine Marke, eine Schreibfeder, ein Stück Löſchpapier, und — auf einmal iſt mein Sparkaſſebüchel weg. Es iſt nicht in der Lade, nicht im Kaſten, es iſt weg. Nun gehe ich natürlich in die Sparkaſſe und frage den Beamten, ob jemand mit dem Büchel ſo und ſo gekommen ſei. Ja. Es ſei ein junger Mann gekommen und habe fünfzehn Gulden Geld eingelegt. — Eingelegt?! — Ja. Es müſſe ohnehin ein Freund von mir geweſen ſein, den ich wohl ſelber geſchickt haben würde mit der Einlage. Er habe das Büchel auch wieder mitgenommen. — Jetzt, was iſt das? Ich laufe nach Hauſe. Mein Zachäus iſt nicht da, aber in meiner Lade liegt das Sparkaſſebüchel mit Einlage von zweimal fünfzehn Gulden. — Dann, als er heimkam, habe ich ihn zur Rede geſtellt. Er leugnet alles. Da iſt mir nichts übrig geblieben, als die Spende eines „Unbekannten“ zu behalten und mich — neun Klafter unter die Erde hinein zu ſchämen. — Die Spannung zwiſchen uns iſt nun natürlich noch größer geworden, aber ich, der Stolze, war gedemütigt, und als wir zu Ende des Studienjahres auseinandergingen, war mir ſo wild, daß ich aufſchrie und ihn küſſend in die Lippen biß…"

So die Zuſchrift. Was iſt denn weiter daraus zu machen?

Ich vermute, daß es bei allen Kulturvölkern immer wieder Zeiten gibt, in denen — wenn die Kultur zu üppig geworden — die Leute inſtinktiv oder mit Abſicht einer *Verelendung* zuſtreben. Wo die Einſchränkung nicht rechtzeitig einſetzt, geht das Volk zugrunde. Ganze, große Parteien ſind jetzt tätig, dem Leben nicht bloß die Annehmlichkeiten der Heimſtändigkeit, des Beſitzes, die Schönheiten der Kunſt, des Kultus zu nehmen, ſondern ſogar den Sinn des Lebens zu leugnen, die Zweckloſigkeit des Daſeins zu predigen, die Welt denkbarſt ekelhaft zu machen. Wir anderen, die wir Welt und Leben lieben, mahnen an Vereinfachung in der Lebensweiſe, an Enthaltſamkeit, an Abhärtung. Wir warnen vor üppiger Fleiſchkoſt, vor alkoholiſchen Getränken, vor Tabak, vor Überreiz in der Kunſt, ja ſogar vor allzu großer Vergeiſtigung. Dinge, die ſo lange her angeſtrebt wurden, fühlen wir in ihrem Übermaß als ſchädlich, oft geradezu als Vergiftung des geſunden Lebens. — Denn die Überfütterungen des Genußhungers der reichen Leute, die nie genug haben, führt zur Gewalttat, zur Revolution, zu anarchiſtiſchen Gelüſten, wenn nicht rechtzeitig eine Reform eintritt. Ob die katholiſche Kirche nicht gut getan hat mit der Einführung ihrer Askeſe, mit der Unterbrechung von Fleiſchſpeiſen, mit der Nichtſättigung an beſtimmten Tagen, mit dem härenen Gewand, mit den freiwilligen Kaſteiungen?

die freilich abergläubiſch wieder ſo übertrieben worden ſind, ſo törichte Formen angenommen haben, daß der Fanatismus die vernünftige Abſicht erſtickt hat.

Manche alte Sitten, die uns Superklugen ſo dumm vorkommen, ſollten wir doch mitunter auf ihren Urſprung, auf ihre urſprüngliche Zweckmäßigkeit hin unterſuchen. Vielleicht kämen wir dabei auch darauf, daß vieles, was wir heute mit ſo hohem Stolze wegwerfen, Jahrhunderte, Jahrtauſende vor uns gute Anwendung gefunden hat. Und kämen darauf, daß manches, was wir mit noch größerem Stolze „erfinden" und „entdecken", längſt einmal als unbrauchbar verworfen worden war.

Für die großen Feſte des Jahres habe ich meine beſonderen Bücher. So leſe ich zu Oſtern den „Fauſt", zu Pfingſten „Hermann und Dorothea", zu Allerheiligen „Nathan den Weiſen" und zu Weihnachten „Wilhelm Tell". Dieſe Bücher der Weisheit, der Liebe, der Duldung, der Freiheit ſind mir die Weltliteratur. Man kommt mit ihnen aus, man kann mit ihnen die Seele zur Einheit geſtalten und ſie in geſchloſſener Einheit erhalten. — „Wilhelm Tell" iſt mir auch das Buch der Heimat.

Bei allen Unbegreiflichkeiten der Frau iſt mir die unbegreiflichſte — der Mangel des Kittelſackes. Kittel hat die Dame zwar gar keinen an, ſondern eine Robe, oder wie man das Ding ſonſt nennt. Aber ſelbſt die bekittelte Bäuerin hat ihre Sachen, ſo etwa das Geldtäſchchen, in warmem Verſteck geborgen zwiſchen Buſentuch und Brüſten. Weil im ganzen Kleide keine Taſche vorhanden iſt. Die Taſche! Der Schneider tut's nicht, ſie würde den ſchönen Wuchs ſtören, die Taille, die Rockfalten. Für Kleinigkeiten, die man immer bei ſich haben muß, hat die Dame ein Handtäſchchen, das nicht etwa mit ſchmuckem Kettchen am Gürtel hängt, ſondern das ſie frei in der Hand trägt. Ein Ledertäſchlein, gar nett und zierlich und lieblich — viel lieblicher als das vor Schreck und Ärger entſtellte Antlitz der Dame, wenn ſie plötzlich dieſe Handtaſche verloren hat. — Geſtern ſah ich eine ſolche Unglückliche. Sie ſchoß durch die Herrengaſſe von einem Wachmann zum andern: Ihr Handtäſchchen ſei ihr geſtohlen worden. Mit Geld! Ihr ſonſt ſehr feines Angeſicht war ſchrecklich anzuſchauen, lodernde Wangen, wie wahnſinnig rollende Augen, jammernder Mund. Unweit hinten eilte ein junger Menſch, barhaupt, ohne Überrock; ein Plattenbruder! dachte ich, und der hatte das Handtäſchchen. Aber anſtatt von der verzweifelten Dame hinweg eilte er auf ſie zu, übergab ihr die Taſche, die ſie in einer Delikateſſenhandlung liegen gelaſſen hatte. Fünfzig Kronen Finderlohn ſoll ſie gegeben haben. — Dann ging ſie zu ihrem Schneider. Um ſich einen Sack ins Kleid nähen zu laſſen? „A bei lei nit.“ An der Taille ſaß eine Falte nicht richtig. „So tragt man's nimmer! Übermachen!“

Was wir Männer doch Philiſterſeelen ſind! Ich habe in meinem Anzug vierzehn Taſchen. Zwei in den Hoſen, zwei in der Weſte, fünf in der Jacke, fünf im Überrock. In jeder iſt was drinnen — Taſchenmeſſer, Kamm, Geldtäſchchen, Bleiſtift, Sacktuch, Notizbüchel, auch ein Stück Brot manchmal uſw. Die innere Jackentaſche iſt ſo groß, daß ſie kein Schneider macht. „Unförmig! Paßt nit!“ Selber muß ich mir ſie „einhängen“, wie der Fachausdruck lautet. In dieſer großen Taſche trage ich ſtets irgendeinen guten Kameraden bei mir — ein Buch.

Sie kichern alle, auch die eine, ſo morgen ſchluchzen wird, weil ſie das Handtäſchchen mit dem Schmuck vermißt. Nicht allemal iſt ein Jüngling zuwege, der ihr's nachträgt.

Ich blätterte in meinen älteſten Schriften und fand ſtaunend, daß manches anders war, als mein Gedächtnis es mir aufbewahrt hat. Oft viel wunderlicher und drolliger, als ich's zu wiſſen glaubte.

So ein Stückel iſt das. Meine kleinen Geſchwiſter beſaßen je eine Henne, die ſie gelegentlich als Lohn fürs Bravſein von den Eltern erhalten hatten. Auch ich hatte eine bekommen, ſie aber an den Hauſierer gegen eine „Maulwetzen" (Mundharmonika) vertauſcht. Wenn nun der Namenstag (der gleichzeitig auch als Geburtstag galt) von einem meiner Geſchwiſter kam, ſtellte ich mich mit der „Wetzen" am Vorabend vor den Gefeierten hin und blies ihm zu Ehren einen Walzer oder ſonſt was. Wie es hingegen war, wenn mein Tag kam, davon berichtete eine Aufſchreibung vom 1. Auguſt 1863 alſo:

„Zum Angebindel erhielt ich vom Vater eine Semmel; von Mutter eine Strauben (Eierkuchen); vom Jakob zwei Eier; von Apollonia ein Ei, ein Kreuzer und ein Bildl; von Nikolaus ein Ei. Wert zuſammen 21 Kreuzer."

Das war zu meinem zwanzigſten Geburtstag.

Aber wie kann derſelbe Burſche, der die eierlegende Henne um eine „Maulwetzen" hingibt, ſo praktiſch ſein, die Liebesgaben der Seinigen mit Ziffern zu ſchätzen? Wenn es nicht etwa ſchon die Morgenröte des aufgehenden Handelsakademikers geweſen iſt!

Fünfzig Jahre ſpäter war wieder Geburtstag, großartig! Aber „eine Semmel und ein Ei" hat er nicht gebracht . . .

So habe ich's nun doch erreicht, was vor fünfzig Jahren mißlungen war. Mich freut das wirklich, ich bin wieder Schneider geworden, zwar kein vollwertiger, aber doch ein vollgültiger. Der Fachverband der Kleidermachergenoſſenſchaften Steiermarks hat mich zu ſeinem Ehrenmitgliede ernannt. Ein Ehrenſchneider, der wohl aufſchneiden, aber nicht zuſchneiden, wohl ſticheln, aber nicht nähen kann, deſſen Nadel zur Feder entartet iſt. Und doch gehöre ich nun wieder zu den Großvätern der Leute, wie der luſtige Hauſteinerwirt und Schneider einſt gerne genannt hat. Großväter der Leute? Nun ja, Schneider machen Kleider und Kleider machen Leute — das iſt doch der Stammbaum.

Als die Herren mit dem Ehrendiplom erſchienen, habe ich es ihnen gar nicht ſagen mögen. Sie glaubten vielleicht, daß ſie jetzt einen verwichenen Schneidermeiſter in ihren ehrengeachteten Verband aufnehmen, und ich war nicht einmal Geſelle geweſen. Bloß ein windiger Lehrbub. Als mein guter Lehrmeiſter ſich ſo etliche Jahre mit mir abgeplagt hatte, ſagte er an einem Samstagfeierabend zu mir: „Alſo, Peter, jetzt werden wir's halt in Gottesnamen gut ſein laſſen. Biſt zwar ſo weit brav, aber mit der Arbeit kunnt's beſſer ausſchauen. Von mir aus biſt frei. Wenn du morgen nach Birkfeld gehen willſt zur Innung und dich nach der Ordnung freiſprechen laſſen, ſo hab' ich nix dagegen — aber es koſtet einen Gulden. Und nachher kannſt machen, was du willſt. Machſt dich fremd oder bleibſt derweil noch bei mir. Neunzig Kreuzer in der Woche, mehr kann ich dir nicht geben. Und immer einmal ein abgelegtes Gewand, wenn du's tragen willſt." — Noch über ein Jahr bin ich bei ihm verblieben. Ich ging dann (1864) wohl einmal nach Birkfeld, meldete mich formhalber bei der Innung, aber nach alter Manier und Ordnung freiſprechen habe ich mich — der Taxe wegen — nicht laſſen. Und ſo bin ich eigentlich heute noch Lehrbub. Wenn nicht etwa dieſe Ehrenmitgliedſchaft den Freiſpruch bedeutet.

Mein Lehrmeiſter Orthofer iſt erſt vor wenigen Jahren geſtorben. Ich hätte es ihm gegönnt, dieſe Anerkennung ſeines Lehrlings noch zu erleben.

Und jetzt fällt mir was Luſtiges ein aus meiner Schneiderzeit. Unſerem Nebenbuhler, dem „ungariſchen Schneider", war einmal folgendes paſſiert. Ging den Waldſteig herab ein Mann, der auf dem Rücken eine Holzknechtkraxe trug. Sein zerflicktes und harziges Gewand zeigte, daß er gerade vom Holzſchlag kam. Er ſchritt auf das Schneiderhäuſel zu, ſtellte vor der Tür auf die Bank ſeine Kraxe ab, ging hinein in die Werkſtatt und wollte ein Gewand haben.

„Fertig han ih keins. Arbeit' nur auf Beſtellung", ſagte der Schneider.

„Ah, das is aber zwider. Wenigſtens a Joppen, wenn ih haben kunnt. Weißt, Schneider, ih bin der Holzknecht Loibel vom Fiſchbachwald, morgen tu' ih mei Hauerl heiraten, und ih han ka rechts Gwand. Daß das kei Hochzeitsgwand iſt, was ih an han, wirſt eh ſehen. Wenigſtens a guate Joppen wannſt hättſt. Zahlen tat ih s gleih."

Da dachte der Schneider nach und ſuchte im Kaſten. Dann zog er einen neuen Lodenrock hervor, grün ausgeſchlagen und mit Hirſchhornknöpfen.

„Da hätt ih wohl einen", ſagte er, „is aber für den Egglechner gmacht. Dem müßt ih halt gleih ein neuen machen. Wann er dir paßt, Holzknecht, ih verkauf dir den Rock. Funfzehn Gulden, wenn er dir nit z teuer is."

„Laß mir n anprobieren", ſagte der Holzknecht, zog ſeine zerlumpte Joppe aus und den neuen Rock an.

„Um die Achſeln a biſſel z weit."

„Wern ma gleih richten, wannſt a halbe Stund Zeit haſt", ſagte der Schneider.

„Zeit han ih ſchon", rief der Käufer mit lauter Stimme. Da ſah er durch das Fenſter, daß ein fremder Menſch ſeine Kraxe auf die Achſel ſchupfte und davoneilte.

„Du verfluchter Kerl! Da will mir einer mei Kraxen ſtehlen!" rief der Holzknecht, ſtürmte zur Tür hinaus und dem Dieb nach. Aber er muß ihn nicht erwiſcht haben, denn er kam nicht mehr zurück. Dem ungariſchen Schneider wäre das ſoweit alles eins geweſen, wenn der Holzknecht nur nicht vergeſſen hätte, vor der Verfolgung des Diebes den neuen Rock zu bezahlen, den er am Leibe hatte.

Von den beiden jedenfalls miteinander verabredeten Spitzbuben hat man nichts mehr gehört. Mein Meiſter und ich waren nicht ſchlecht vergnügt über das Malheur des ungariſchen Schneiders, der ſich doch ſonſt immer als ſo geſcheit aufgeſpielt. Und ſeine Marktſchreierei hatte uns um manche Arbeit gebracht. Uns hätte ſein Rock mitſamt dem Schneider geſtohlen werden können.

Die Leute ſind doch eigentlich recht komiſch. Da ſchwärmen ſie einerſeits für die Freiheit der Perſon, und anderſeits ſchwärmen ſie für die Leidenſchaften. Für große *Leidenſchaften* der Perſon und in der Kunſt. Ja iſt es ihnen denn nicht klar, daß die Leidenſchaft den Menſchen unfrei macht? Während er der Tätige ſein ſoll, um unſere Achtung zu gewinnen, iſt er der Leidende, für den wir im beſten Falle nur Mitleid haben. Woher kommt der Name Leidenſchaft als von Leiden. Stark und zielbewußt tätig kann nur der Leidenſchaftsloſe ſein, denn ſeine Kräfte ſind ungebunden, ſein Wille iſt frei, ſeine Vernunft iſt klar. Mir ſcheint immer, daß in Leben und Kunſt ſolche Menſchen die größten Helden ſind, denen es gelingt, die Leidenſchaft unterzukriegen. — Solche leidenſchaftsloſe Menſchen, ich liebe ſie leidenſchaftlich!

Es wäre hart ſterben in unſeren Tagen. Das brechende Auge — ſähe es nicht den ungehemmten Niedergang des deutſchen Volkes? Alles iſt anders, ſo ganz anders geworden, als es ſein ſollte; in allen Bereichen iſt eine Kulturfäulnis eingetreten, die hinaus über die Grenzen ſtinkt und fremde Geier nach dem Aaſe lüſtern macht. Die Vorzüge unſerer Vorfahren, man ſchämt ſich ihrer, man verachtet ſie. Alles wirkt und eilt und rennt, um aus dem alten Geleiſe zu kommen. Die raſende Rieſenbewegung, die jetzt vor ſich geht, will nichts und tut nichts, als die natürliche Welt anders zu machen. Der Bauer, der treulos ſeine Scholle verläßt. Der Induſtriearbeiter, der in zigeunerhafter Flucht vor Herd und Heim iſt und eine Tätigkeit gewählt hat, die er haßt, weil ſie ihn leer läßt und andere reich macht; der wohlhabende Bürger, der nur zwei Ideale hat: die Vermehrung ſeines Reichtums oder das Sichausleben in tollen Genüſſen; der Ariſtokrat, der ſich nicht mehr ſicher fühlt und nur noch hinter einer großen Armee ſich geſchützt glaubt; der Prieſter, der mehr Haß predigt als Liebe; der Student, der heute der unbändigen, brutalen Freiheit frönt, um morgen ein Speichellecker der Mächtigen zu ſein; der Künſtler, der die Kunſt mißbraucht, um das Schöne und Reine zu verſpotten; der Journaliſt, der zu allem dem und anderem ja und amen ſagt; die Kinder, die nicht mehr Kind ſein dürfen; die Weiber, die nicht mehr Weib ſein wollen; die Männer, die nicht mehr Mann ſein können: das alles ſind Anarchiſten. Unbewußte, aber praktiſche Anarchiſten, die, wenn nicht plötzlich ein ungeheures Schickſal kommt — in wenigen, ganz wenigen Jahrzehnten alles Altbeſtehende vernichtet haben werden. — Während dieſer Vernichtung ſein Vaterland, ſein Volk, dieſe Welt verlaſſen zu müſſen mit dem letzten Gedanken, daß alle Mühe umſonſt geweſen, das iſt mehr als ſterben.

Aber wer noch weiterleben könnte, der würde die ſturmvolle, die beiſpiellos grauſe Nacht vielleicht überdauern und einen neuen Morgen ſehen, der wieder viele Ähnlichkeit hat mit dem kindlich freudigen Morgen des Anfangs.

Kulturfaule Menſchheit, du mußt durch. Der wahnſinnige Krampf, der deiner wartet, ſoll dich nicht überraſchen, gewarnt biſt du worden oft genug.

Kein Tier bringt mir ſo viele Gedanken als die Biene. Da fällt mir ein: Dieſes Tier iſt nur für die Arbeit geſchaffen; wenn man der Biene der Arbeit Früchte wegnimmt, wehren darf ſie ſich nicht oder ſie vernichtet ſich ſelber. Sobald ſie ſticht, iſt ſie tot. Aber weil die Bienen ſtechen, getraut ſich nicht jeder Feind an ſie heran.

Ihrer Wehr, ihres giftigen Stachels wegen hätte man ſie aber doch ausgerottet. Ihrer Arbeit wegen läßt man ſie leben, beſchützt und liebt ſie. Was iſt alſo gefährlicher, die Waffe oder die friedliche Arbeit? Auch wir arbeiten für andere und ſind froh, daß andere uns die Arbeit abkaufen. Würden ſie uns unſer Werk rauben, ſo müßten ſie uns erſchlagen — wer machte ihnen dann die Arbeit? Unſer beſter Erhaltungsſchutz gegen menſchliche Feinde iſt die Arbeit, nicht allein, weil wir uns damit nähren, ſondern auch, weil wir uns durch ſie für andere notwendig machen. —

Dieſe Gedanken ſchrieb ich vor nun 51 Jahren nieder. Wie muß jenes Waldland doch friedlich geweſen ſein, daß dort ein zwanzigjähriger Burſche noch ſolche Gläubigkeit haben konnte!

Wir waren unſer ſieben auf einer Hochmatte. Ich ſaß auf dem Raſen und las in einem neuen Buch. Die übrigen ſechs ſtanden, ein wenig auseinander, langſam herum, neigten ihre Häupter zu Boden und fraßen Gras. Anfangs lebhaft, ſo daß man es hörte, wie ſie das kurze Federgras abbiſſen; dann wurde es gelaſſener, bis ſie genug hatten. Einer und der andere ließen ſich nieder, zuerſt mit den Vorderbeinen, dann ſetzten ſie ſich gemächlich hin und ſchauten gehobenen Kopfes mit den runden pechſchwarzen Augen in die Luft hinaus. Ob ſo ein Ochſe auch Berge ſieht, und Himmel, oder nur Gras? Ich vergaß meines Buches und ſchaute den Rindern zu, vielleicht lernt man ſo mehr.

Der Braun wendete den klobigen Kopf und leckte ſich an der Schulter. Aber es ſchien, als gelänge ſeine Zunge dort nicht hin, wo es juckte. Da trottete der Falbe herbei und begann den Braun zu lecken, am Hals, hinter den Ohren, und wo dieſer eben ſelber nicht hinkonnte. Der Braun hielt ſich mit aller Aufmerkſamkeit ſo, daß der Kamerad recht bequem lecken konnte. Man merkte ihm das Behagen an. Dann drehte er den Kopf einmal ganz um, ein Zeichen, daß er auch an der andern Seite geleckt ſein wollte. Der Falbe tat's faſt zärtlich, bis der Braun anhub, mit den Hörnern zu gaukeln: Jetzt iſt es genug. — Dann ſtand er auf, zuerſt mit den Vorderfüßen, dann ſchwerfällig mit den Hinterbeinen, und begann den Gegendienſt; er leckte den Falben, und zwar ebenſo am Halſe, hinter den Ohren, an den Kopfſeiten. Dann huben ſie an, einander mit dem Gehörn zu begaukeln, aber ſo, daß es keinem wehtat. Beſonders, deuchte mich, gaben ſie auf die Augen acht. — Dieſe zärtlichen Schäkereien treiben mittlerweile auch die anderen Rinder miteinander. Da war es bei einem Paare, daß ein Horn etwas derb die Haut des Gegners ſtreifte, was ſich dieſer nicht gefallen ließ; es wurde ernſt, ſie rannten mit den Schädeln aneinander, ſchoben ſich heftig hin und her, daß die Klauen den Raſen überſcharrten, und trachteten, einander mit den Hörnern ins Fleiſch zu fahren, was aber ſehr geſchickt wieder mit den Hörnern pariert wurde. Als ſie müde waren, ließen ſie voneinander ab, ſchauten ſich an und begannen ſich ſachte wieder zu lecken.

Ich kannte dieſes Spiel der Rinder ſchon von Kindheit auf, aber jetzt kamen Stimmungen. Ich fühlte mich ordentlich hinein in das Behagen des Geleckfwerdens, und auch in den Ärger, wenn der Kamerad mit dem Horn einmal ungeſchickt an die Haut geriet. Und endlich kam die Menſchenweisheit: wieviel man doch gemein hat mit den Ochſen!

Ein alter Oberlandler, der mich vor 41 Jahren bei einer Vorleſung geſehen hat, kommt in meine Wohnung, um — wie er im Vorzimmer der Magd ſagte, „den luſtigen Roſegger“ wieder einmal zu ſehen. Er klopft an meine Zimmertür, öffnet, ſchaut ſtarr auf mich her, ſchüttelt ſeinen Glatzkopf, ſagt: „Pardon!“ und kehrt um. „Den Herrn Roſegger ſuche ich“, ſagte er zur Magd. „Aber,“ antwortet die, „Sie haben ja gerad' zu ihm hinein wollen!“ „Da drinnen?“ ſpricht der Fremde, „da iſt nur ein alter Herr drinnen. Sonſt hab' ich niemanden geſehen.“

Manche Leute merken ihr eigenes Alter nicht einmal an den runzeligen und grauhaarigen Geſichtern der Zeitgenoſſen.

Ja, der „Erdſegen“! der wird ihren Namen ins nächſte Jahrtauſend tragen! — So ſchrieb mir ein ausnahmsweiſe gütiger Anonymus.

Unbekannter Freund! Was hat mein Name ſo Notwendiges im nächſten Jahrtauſend zu tun? Nicht des Namens wegen iſt das Werk da. Nicht im Namen fliegt eine Seele in die Zukunft, ſondern im Werke. Echte Werke, die der Menſchheit nützlich ſind, pflegen die Namen ihrer Schöpfer ſogar allmählich zu überleben. Der großſtädtiſche Zeitungsſchreiber (im „Erdſegen“), der ein Jahr lang Bauernknecht im Gebirge iſt, um zwei Kulturen aneinander zu meſſen, vielleicht hat er dem nächſten Jahrtauſend — weit haben wir ja nicht mehr hin — etwas zu ſagen, vielleicht auch nicht. Goethes Werke wären unſterblich, ſelbſt wenn der Name Roſegger davor ſtünde und meine Bücher würden im nächſten Jahrtauſend kaum mehr geleſen werden, auch wenn auf dem Titelblatt der Name Goethe gedruckt wäre. — Alſo, lieber Anonymus, führe mich nicht mehr aufs Eis, als ob das Werk nur dafür da wäre, den Namen des Autors in die Zukunft zu tragen. Du weißt recht gut, daß ein Name an ſich nichts bedeutet, ſonſt hätteſt du den deinen nicht verſchwiegen.

—

Im Jahre 1870 hielt ich zu Mürzzuſchlag einen öffentlichen Vortrag, hochdeutſch — oder was bei mir ſo heißt — unter dem Ruf: „*Ein Wort an unſere Volksbildner.*" Der Vortrag iſt damals als Flugſchrift gedruckt worden, und jetzt habe ich ihn einmal geleſen. Er iſt ſehr lehrreich, aber weniger für andere als für mich. Das Hähnchen, damals eben dem Ei der Schule entſchlüpft, krähte Aufklärung. Ich hatte aus meiner Kindheit den Glauben mitgebracht, daß alle Menſchen zuſammengehörten unter *einen* Vater im Himmel. Dann in der Stadt gewahrte ich ſchaudernd die Kluft, die zwiſchen dem ungebildeten und dem gebildeten Volke geriſſen iſt, während meine neuen Freunde mich belehrt hatten, daß das Glück des Menſchen nur in der Geiſtesbildung liegen könne, nicht aber in dem Zuſtande, in dem meine oberſteieriſchen Bauern dahinlebten. Unter dieſem Eindruck hielt ich den Vortrag. Ich wollte meinen Bauern die Bildung des Städters bringen. Heute iſt mir vieles davon Phraſe, was mir damals ſteinernſt geweſen. Auch machte ich Anlehen bei den Modeſchlagworten jener Zeit, ſoweit ſie meiner damaligen Erfahrung entſprachen. Ich redete über die Gleichgültigkeit des ungebildeten Volkes in ſozialen Dingen, und beſonders über ſeinen religiöſen Aberglauben, für den die Geiſtlichkeit verantwortlich gemacht wurde. Ich redete vom Segen der Neuſchule, die damals gerade aufkam. Und doch muß ich ſchon damals etliche Mängel und Verkehrtheiten der Neuſchule erkannt haben, denn ich ſagte meinen Zuhörern, die großenteils aus Lehrern beſtanden, daß ſie zu einſeitig auf Wiſſensbildung und Theorie hinarbeiteten und die Herzensbildung ſowie die Schulung in praktiſchen Dingen vernachläſſigten. Ich verlangte vor allem die Erziehung zum ſittlichen Wollen, ich verlangte von den Volksſchullehrern geradezu, daß ſie dem Vaterlande „ein großes, edles Volk" heranbilden ſollen! Es meldeten in dieſem meinem erſten öffentlichen Vortrag ſich ſchon Gedanken des „Waldſchulmeiſters", der — wenn auch noch unbewußt — in mir keimte.

Ich wundere mich heute über die Unverfrorenheit, mit der dieſer junge Menſch den würdigen Schulmännern des Oberlandes die Leviten las. Aber ſie haben die gute Meinung freundlicher von mir angenommen als der Klerus, der gegen mich ſofort mit leidenſchaftlicher Heftigkeit Stellung nahm, weil ich von Aufklärung geſprochen, und davon, daß die Geiſtlichkeit das Volk in ſeiner Rückſtändigkeit feſthielte. Die Form mag wohl zu ſcharf geweſen ſein, ſachlich habe ich meine Meinung ſeit 44 Jahren nicht weſentlich zu ändern gehabt. Ja, die Zurückgebliebenheit war ſicher vorhanden, aber der Weltlauf hat mich ſeither gelehrt, daß jene Rückſtändigkeit des Volkes etliche Werte beſaß, die heute der Volksfreund vergeblich ſucht. Die Rückſtändigkeit iſt zwar immer noch da, aber gewiſſe ſittliche und poetiſche Vorzüge derſelben ſind beim Teufel.

Nach Aufklärung rufe ich heute noch, nach jener Wahrheit, die uns — mit oder ohne Wiſſenſchaften — weiſe macht, den Frieden des Herzens gibt.

1914.

In das Fremdenbuch eines oberländiſchen Alpenheims habe ich vor Jahren den Vers geſchrieben:

Wenn dich die Leute verdrießen
Und Bitterkeit dich beſchleicht,
So tu' ihnen raſch was Gutes,
Und dir iſt wieder leicht.

Als ich ſpäter wieder hinkam und das Fremdenbuch durchblätterte, ſand ich mein Gedicht von mehreren Dichtern gründlich vervollſtändigt.

Wenn dich die Leute verdrießen
Und Bitterkeit dich beſchleicht,
So laſſe ſie hängen und ſpießen,
Und dir iſt wieder leicht.
Sebaſtian Wunderlich.

Darauf kam ſofort ein anderer:

Läßt du ſie hängen und ſpießen,
So holt der Henker auch dich.
Er ſucht ſchon lang einen gewiſſen
Sebaſtian Wunderlich.
L. S.

Aber damit war's noch nicht aus. Immer noch kamen neue Sänger:

Wenn dich die Leute verdrießen
Und Bitterkeit dich beſchleicht,
So trink' zwei Liter Süßen,
Und dir iſt wieder leicht.
F. Gugelbach.

Trinkſt du zwei Liter Süßen,
So wird dir bitterlich ſchwer.
Ich hab's erfahren müſſen,
Ich tu's nicht mehr.
Martin Sellius.

Mühlhauſen ſind ſchon vor Tagen die Franzoſen zurückgeſchlagen worden. Die engliſche Flotte lauert in der Nordſee, deutſche Kriegsſchiffe haben ſich ins Mittelmeer durchgeſchlagen — das alles wiſſen wir ſchon ſeit vielen Ewigkeit langen Stunden. Und jetzt iſt es ſtill. In Bangen und Hoffen ſind die Nerven geſpannt und ſeufzen leiſe auf, wie zu ſtramm geſpannte Saiten, bevor ſie reißen…

Am 18. Auguſt.

Eine Arbeiterfamilie von Mann, Weib und Kind, die nach Frankreich zuſtändig war, wurde ausgewieſen. Auf der Straße griff ſie der Pöbel an. Der Mann wehrte ſich und wurde niedergeſchoſſen. Die Frau, den Säugling krampfhaft an die Bruſt gedrückt, lag unter den Füßen der Menge und flehte in ihrer Mutterſprache um Erbarmen. Die franzöſiſchen Laute machten den Pöbel noch wütender, da trat ein deutſcher Bürger vor, befreite das Weib mit dem Kinde, führte es in ſein Haus, behandelte es als Gaſt und veranlaßte dann ihre Heimreiſe. Dafür wurde er unflätig beſchimpft als „Hochverräter“ an der deutſchen Sache.

Zwei Herren tauſchten darüber ihre Meinungen aus.

„Wie kann man ſich um dieſe Luders annehmen!“ ereiferte der eine, der ein Streiter war.

„Es ſind wehrloſe Menſchen“, antwortete der andere, der ein Lehrer iſt, „ſie ſind unſchuldig und können nichts für das uns bekriegende Frankreich.“

Der Streiter: „Sind nicht auch die Deutſchen unſchuldig, die man in Frankreich ausjagt, verfolgt und martert?“

Der Lehrer: „Wenn die Franzoſen ſchändlich ſind, ſo muß es ihnen der Deutſche nicht nachmachen.“

„Wo haben Sie denn alle hergenommen, die Geſtalten, die in Ihren Geſchichten ſind?“ fragte mich ein Leſer.

Was ſoll ich antworten? Hätte ich ſie aus der Wirklichkeit abgeſchrieben? Das wäre indiskret. Hätte ich ſie aus Büchern genommen? Das wäre Diebſtahl. Hätte ich ſie, die aus dem Leben und die aus den Bücher, ineinander kombiniert? Das wäre Stümperei. Nein, aus mir ſelber habe ich ſie hervorgeholt — alle. Sie ſind Teile von mir. Der Waldſchulmeiſter bin ich, und der Einſpannig bin ich. Heidepeters Gabriel bin ich und die Zapfenwirtin bin ich. Jakob der letzte und ſein Sohn Friedel, und ſein Sohn Jakerl bin ich, und die Herzogin Juliana und Martin der Mann, der Gottſucher Wahnfred und der Baumhackel, Peter Mayr und der dumme Tonele und ſeine Hanai, und der Journaliſt Trautendorffer und der Pfarrer im Torwald und der Michelwirt, und Hans Schmied der leichtfertige Student und Hans Schmied das gute arme Pfäfflein — ich bin's, ich bin's. Alle Braven und Tüchtigen und Törichten und Spitzbuben, alle würdigen Dorfrichter und alle ſchalkhaften Dirnlein und alle eitlen Frauenzimmer in meinen Büchern, ſie ſind Geiſt von meinem Geiſte, Blut von meinem Blut — ſind Stücke meiner perſönlichen Weſenheit. Alle Eigenſchaften, die ſie haben, ſind wenigſtens inſoweit die meinen, als ich ſie verſtehen und nachempfinden kann. Wenn mir auch der eine ſympathiſch iſt und der andere widerlich, ganz wie meine perſönlichen Eigenſchaften.

Manchem, der das lieſt, wird es komiſch vorkommen. Aber er ſoll ſich nur einmal gründlich ſelber unterſuchen, er wird finden, daß auch in ihm eine Menge verſchiedener Leute beieinander wohnen.

Ich hatte einmal einen Freund, der mir läſtig war. Er hatte keine Fehler und ich hatte ihrer. Er war immer

Der Streiter: „Und jene harmloſen deutſchen Privatperſonen in Frankreich, die man gar nicht über die Grenze läßt, ſondern in Gefangenſchaft ſchleppt — wie ſollen wir ſie denn zu uns bekommen, wenn wir keine Geiſeln haben, die wir für ſie umtauſchen können? Ja, dann glaube ich's, daß die Franzoſen vor uns keinen Reſpekt haben, wenn wir ihre Grauſamkeiten mit Höflichkeiten beantworten. Dann werden ſie ſich gegen uns alles erlauben, denn wir tun ihnen doch nichts.“

Der Lehrer: „Wir beſiegen ihre Armeen und ſchonen die Wehrloſen. Das iſt nicht bloß vornehmer, ſondern auch klüger als umgekehrt. Glauben Sie denn, daß es unſeren gefangenen deutſchen Brüdern in Frankreich nützt, wenn die Franzoſen erfahren, daß wir hier ihre Landsleute grauſam behandeln? — Nein, mein Herr, ſo iſt es nicht, daß im Kriege alle Unmenſchlichkeit geſtattet wäre! Nicht einmal auf dem Felde, im Kriege ſoll abſichtliche Grauſamkeit vorkommen. Und wenn ſchon, ſo entſchuldigt dort die Wut, das wahnſinnige Ringen um das Leben. — Was hat uns denn dieſes arme, hilfloſe Weib getan, das jahrelang fleißig in unſeren Fabriken gearbeitet hat? Das ausgewieſen wurde und dem man den Gatten tötete, weil ſie das Unglück hatten, in Frankreich geboren zu ſein? Wir führen Krieg gegen die feindliche Macht und nicht gegen wehrloſe Leute.“

Der Streiter: „Erinnern Sie ſich nicht, daß wir den Serben auch ihren von uns gefangenen Generalſtabschef im Salonwagen heimgeſchickt haben? Daß wir engliſche Handelsſchiffe freigeben, während Engländer die unſeren kapern?“

Der Lehrer: „Mit welchem Rechte wollen wir denn andere beſiegen, als weil wir glauben, daß wir die Beſſeren ſind. Wenn wir Menſchen ſein wollen, dürfen wir keine Beſtien ſein. — In ſo großer Zeit bete ich jeden Tag einmal gut und uneigennützig, aufrichtig, taktvoll. Ich wußte keine Tugend, die er nicht hatte, und das zerdrückte mich, der Menſch wurde mir widerwärtig. Da ſprach er eines Tages, wir ſaßen eben beim Nachtiſch und ſchälten uns jeder einen Apfel. „Du“, ſprach er zu mir, „ich muß dir einmal etwas vorhalten: Du läßt dich beſtechen!“ — „Ich mich beſtechen? Mit Artigkeiten vielleicht, mit Schmeicheleien.“.— „Nein, mein Lieber, mit Geld.“ Er ſagte es kurz und kalt. Ich ſtarrte ihn ſprachlos an. Eine Rieſenauswahl war da von meinen Fehlern. Und ausgerechnet nannte er einen, den ich nicht hatte. Jetzt, das freute mich ein biſſel. So war doch auch dieſer Freund nicht ohne Fehler, er konnte ſich irren oder gar boshaft ſein. Ich war innerlich vergnügt darüber, jetzt einmal obenauf zu ſein, doch tat ich, als ſei es drum, die Verleumdung mit Blut zu rächen. Den Apfel legte ich auf den Teller, das Meſſer blieb mir in der Hand, als ich aufſtand und fragte: „Soll das ein Witz ſein?“ „Nein“, antwortete er, „eine Wahrheit“. — Meine Stimme hatte keinen Klang, als ich entgegnete: „Du weißt, wie ich in ſolchen Dingen denke. Von allen Niederträchtigkeiten iſt Beſtechlichkeit die niederträchtigſte.“ Jetzt ſchwieg er wie nachſinnend und ward rot vor Ärger. Dann ſtotterte er ein paar Worte, die ſeinen Vorwurf mildern ſollten, endlich ſagte er, er hätte aus verläßlichſter Quelle gehört, daß ich mich für meine literariſchen Arbeiten bezahlen ließe. — Nun begann in mir wirklich Wut zu kochen. Hätte er was immer für eine Wendung genommen, um ſeine Übereilung zu decken, ich würde den Fehler mit Wonne verbucht und verziehen haben. Da es aber auch kein Witz, kein Scherz ſein ſollte, ſo war es eine feige Ausflucht. Er merkte, daß er mit ſeiner bösartigen Mutmaßung fehlgeſchoſſen hatte und wußte ſich nun nicht anders aus der Klemme zu helfen als mit dem „Bezahlenlaſſen“ der literariſchen Arbeiten vom Verleger. — Das Meſſer zückte ich und machte einen Schnitt über das Tiſchtuch zwiſchen ihm und mir.

Ich habe dieſes Pathos früher ſchon bereut. Er beſaß zwar wenig Humor, ich bin nun aber doch nicht mehr überzeugt, ob er die Sache ernſt gemeint hat. Dann war es ſchade um das Tiſchtuch.

Vor kurzem kam eine Rundfrage: Was verſtehen Sie unter geiſtreich ſein? Ja, wäre unſereiner denn geiſtreich genug, um dieſe Frage beantworten zu können? Mir fällt nur flüchtig ein, daß Geiſtreichſein ein Zuſammenſetzſpiel iſt. Vor allem muß ein gutes Gedächtnis im Haupt eine Unmenge von Dingen aufgehäuft haben, um mit geſchickter Auswahl damit raſch etwas zuſammenſetzen zu können, was unter Umſtänden vielleicht einem Kunſtwerke ähnlich ſieht. Ein wirkliches Kunſtwerk kann das nie ſein, denn dazu genügen nicht die Bauſteine, die das Gedächtnis liefert; das wahre Kunſtwerk entſpringt der Empfindung, der ſeeliſchen Schaukraft. Das wahre Kunſtwerk wird nicht geſpielt, ſondern gelebt.

Aber ſo einfach iſt es doch wieder nicht. Ein Kunſtwerk ohne Geiſt wäre ein Brot ohne Würze. Es gehören ſchon auch von außen erworbene, geſammelte Geiſtesmittel dazu, um ein aus Ureigenem entſtandenes Kunſtwerk recht zu bauen und ihm den gefälligen Schmuck, Glanz und Geſchmack zu verleihen. Der Geiſt im Dienſte ernſter Kunſt iſt ein ſehr achtbarer Diener. Wenn er ſich aber nur in witzigen oder verblüffenden Spielereien ausgibt, nun, dann iſt er ein artiger Jongleur, und dieſe elegante Geſchicklichkeit, aus allerlei Dingen und Begriffen einen Witz oder ein Figürlein zuſammenzuſetzen, findet auch ihren Beifall.

Vor kurzem habe ich „Wilhelm Tell" geſehen; am erſten Tage im Theater, von wirklichen Menſchen mitempfindend aufgeführt, am zweiten Tage im Kino, durch äußerſt feine, aber rein mechaniſche Mittel dargeſtellt. Hier empfand ich den Gegenſatz zwiſchen ſchöpferiſcher Geſtaltung und Geiſtreichſein. Das Kino iſt eine höchſt geiſtreiche Sache, ohne — Geiſt zu haben.

Auf einer unſerer Alpenbahnen. Am Dorfbahnhof ſtieg ein *Bauernweib* ein mit einem *Knaben*. Als der Schaffner kam, um die Fahrkarten zu märken, ſchaute er den Kleinen an und fragte das Weib: „Wie alt iſt der Knabe?“

„Der do?“ entgegnete die Bäuerin, „is holt ah ſchon im fünftn Johr.“

„Da müſſen Sie eine Karte nachlöſen, Frau!“

Das Weib ſchaute erſchrocken auf. Sie hätte nichts mehr im Sack; zu weinen hub ſie an, daß ſie nun mit dem Kinde ausſteigen ſollte.

„Gehn S', ſo ſchlimm iſt es ja nicht“, ſagte der Schaffner, „wiſſen S', wenn der Herr Kontrolleur kommen und fragen ſollte, ſo ſagen Sie bloß, der Knabe wäre vier Jahre alt.“

Da packte die Bäuerin den Knaben: „Na, na, ſo weit tragt uns d Lug nit!“ Bei der nächſten Station wäre ſie ausgeſtiegen, wenn ihr nicht eine mitfahrende Dame den kleinen Betrag für die Kinderkarte geſchenkt hätte.

So weit tragt ſie die Lug nit! Und andere tragt ſie über Land und Meer! Und da beſtreite man noch, was jetzt ſo oft behauptet wird, daß unſer altes Bauerntum ein — Anachronismus iſt!

Auf plattgetretenen Straßen iſt nichts Friſches mehr zu finden. Was der Menſch mühelos findet, das weiß er nicht zu ſchätzen, oft nicht einmal zu nützen. Darum ſchlägt unſer junges Geſchlecht neue Richtungen ein, ſucht ſich ſeine eigenen Pfade. Wohl ihm, wenn es Pfade in der Natur ſind, aus Städten und Schulſtuben hinaus ins freie ländliche Leben. Was es auf dieſen Pfaden findet, das wird zu ſeinem Gedeihen. Unſere jungen Pfadfinder, die mit Ruckſack, Werkzeug und Kochſchale des Morgens hinausziehen, leicht und unmerklich von erfahrenen Perſonen geleitet, an ſich frei, nach eigener Abſicht ins Unbekannte hinein — ſie ſind Pioniere der Wiedergeburt. Daß man den Menſchen nicht mit Unterricht und Büchern allein bilden kann, das hat ſich gezeigt. Nur die Erfahrung, das perſönliche Anpacken mit dem Leben baut Männer und Charaktere. Einſt, als man ſich von der Natur noch nicht ſo weit entfernt hatte, genügte zur Auffriſchung noch Vater Jahns Körperübung. Wer heute dem Verfall entfliehen will, der muß ſich mit allen Vieren in die Wildnis ſtürzen. Die verhängnisvolle Landflucht hätte uns in kürzeſter Zeit den Reſt gegeben, nun beginnt die Stadtflucht? Aber die jungen Pfadfinder kehren abends wieder zurück aufs Stadtpflaſter. Die kleinen Mühen, das Verſuchen und Sich-zu-helfen-wiſſen, die Abenteuerchen der Pfadfinder auf ihren Märſchen machen ſchon friſcher, findiger, klüger und mutiger; das wahre Pfadfinden iſt es freilich noch nicht. Der rechte, menſchheitrettende Pfad iſt der von der Stadt aufs Land, vom Pflaſter auf die Scholle. Vielleicht kommt unſere Jugend darauf, daß die mit Hausverſtand geleitete, körperliche Tätigkeit eine gediegenere Bildung verſchafft als manche akademiſche Scholaſtik, an der man ſich welk und dumm ſtudiert. Vielleicht ſehen es auch die nationalen Pfadfinder endlich ein, was dem Deutſchen das Heimatland noch retten kann: die Scholle. Wer die Scholle hat, der hat das Land.

Man wundert ſich über die allmähliche Entdeutſchung unſeres Volkes. Allerlei Gründe für dieſe Erſcheinung werden genannt, beſonders gern politiſche. Es gibt aber auch noch andere Gründe, die nicht genannt werden, die aber vielleicht die wichtigſten und einſchneidendſten ſind. Drei Haupturſachen der Entheimung, der Loslöſung von den urſprünglichen Volkseigenſchaften, von der Volkseinheit, ſind die Stadt, die Induſtrie und der große Verkehr. — Wieſo, das wird ſich jeder bei einigem Nachdenken leicht ſelber ſagen.

Wer fahrig die Scholle aufgibt, der entgründet, entlandet ſich, entfremdet ſich der Heimat und an ſeine Stelle ſetzen ſich die Fremden und werden Herren des Landes. Der nationalgeſinnte Städter ſollte ſich anſtatt anderer ſchöner, aber oft überflüſſiger Sachen — Erde kaufen. Nicht auf Steine und nicht auf Papier und nicht auf Gold und nicht auf Maſchinen und nicht auf Kanonen, nein — auf Erde pflanzt man Stammbäume.

Öſterreich iſt doch ein merkwürdiges Land. Sooft das Parlament aufgelöſt oder vertagt wird, ſteigen die Staatspapiere.

Da liegt vor mir eine Verbrecherkarte aus dem Jahre 1900, die in Farbenabtönungen dartut, in welchen Provinzen Öſterreichs die wenigſten und in welchen die meiſten abgeſtraften Verbrecher vorkommen. Die lichteſt gefärbte Provinz hat die wenigſten, die dunkelſt gefärbte die meiſten Verbrecher. Oberöſterreich iſt weiß wie ein Engel. Es hat von hunderttauſend ſtrafmündigen Bewohnern nicht 2000 abgeſtrafte. Dann, licht wie Gold: Steiermark. Da gibts noch nicht 2500; ſo auch Vorarlberg. Schattiger ſind ſchon Tirol, Kärnten, Iſtrien und Böhmen; haben aber immer noch nicht 3000 Beſtrafte von hunderttauſend. Weſentlich dunkler ſind Niederöſterreich, Mähren, Krain, Dalmatien mit nahezu 3500. Hernach das braune Schleſien mit ungefähr 4000, das ſchwärzliche Galizien mit 5000 und die finſtere Bukowina mit über 5000 Beſtraften! — Was macht denn das gute Buchenländchen, daß es faſt um Zweidrittel mehr Verbrecher aufweiſt als Oberöſterreich? Liegt's an der Klugheit der Spitzbuben oder an der Argloſigkeit der Polizei, daß etliche Länder ſo wenig Abgeſtrafte aufweiſen? Denn wohlgemerkt, nicht die Zahl der Verbrecher iſt in jenen Ziffern angedeutet, ſondern die Zahl der Erwiſchten.

Sollte nicht ein bißchen Wahrheit liegen in der Anrede jenes Jusprofeſſors an ſeine Hörer: „Meine Herren! Wenn alles, was wir treiben und ſprechen, gerichtlich anhängig gemacht würde, jeder von uns ſäße öfters im Kotter als im Kollegium!“ Recht viele Verbrechen, die der Statiſtik die Ziffern liefern, verurſacht auch jenes Organ, von dem der Kapuziner predigt: „Meine lieben Chriſten! Der Menſch hat an ſich ein kleines Stückchen Fleiſch, das mehr Unheil anrichtet, als alle anderen Glieder zuſammen. Soll ich es euren geſittigen Ohren nennen? — Die Zunge!“

Zu Weihnachten fragte mich ein reichsdeutſches Blatt, was ich dem deutſchen Volke zum neuen Jahre wünſche. Raſch ſchrieb ich hin: Ich wünſche ihm Geneſung von der Geldſucht! — Da kicherte der Druckfehlerteufel ſchon und als der Ausſpruch im Zeitungsblatt gedruckt zurückkam, hieß es: Ich wünſche dem deutſchen Volke Geneſung von der Gelbſucht!

Dem Druckfehlerteufelchen wird mein beſtändiges Moraliſieren zuwider geworden ſein.

„Ich verlangt mir nicht, reich zu ſein, nur recht viel Geld möcht' ich haben.“ So ſprach mir vor kurzem ein

Gewerbsmann. Die Unterſcheidung von Geld und Reichtum hätte ein Witz ſein ſollen, war aber zufällige Weisheit.

Wenn einer um einige Millionen Geld und Wertpapiere in der Kaſſe hat, ſo iſt er deshalb noch lange nicht reich. Die Papiere ſind an ſich ganz wertlos, ſind nur Schein. Scheine, Anweiſungen, Forderungen auf wirkliche Lebensgüter, die irgendwo ſind oder ſein ſollen. Man bekommt für Geld zwar Ware, aber nicht immer. Es braucht nur die Verbindung unterbrochen zu ſein, und man kann bei ſeinen Bar-Millionen verhungern.

Andererſeits gibt es Leute, die ſehr reich ſind, aber kein Geld haben. Zu verhungern brauchen die nicht, ſie haben Überfluß an gewiſſen Lebensmitteln, aber ſie können das Kornfeld nicht verwandeln in ein Stadthaus, das Rind nicht in einen Salonanzug, den vollen Speicher nicht in eine Weltreiſe. Da muß erſt das Geld kommen, das die Sachen frei macht für allerlei Genüſſe. Statt Bargeld kann es auch der Naturalien-Tauſchhandel vollbringen, während das an ſich wertloſe Wertpapier ohne dahinterſtehende Güter nichts iſt als ein bedrucktes Hadernläppchen. Der Staat kann ſo viele Hadernläppchen drucken als er will, ob er ſie anbringt, iſt eine andere Frage. Ich kann auch Wertpapiere machen, für mich ſelber, ſo viel ich will. Es kommt nur darauf an, ob man mir auf meine Schuldſcheine und Promeſſen was borgen will. Borgt man mir darauf, ſo habe ich „Wertpapiere" gemacht. Es kommt alſo auch da natürlich nicht auf das Blatt Papier an, ſondern auf das Vertrauen, das die Leute in mich, in meine Kraft oder auf meinen Realbeſitz ſtellen. — Ja, Geld haben und reich ſein iſt zweierlei, unter Umſtänden ſich geradezu entgegengeſetzt.

Solche Gedanken ſpukten mir im Kopf an jenem Nachmittage, als ich einſt in einem verlornen Tauerntal an der Felswand lehnte, erſchöpft und ſchmachtend. Seit vielen

Stunden hatte ich nichts gegeſſen, keine Hütte geſunden, keinen Pilz, den ich hätte braten, keine Melkkuh, an der ich hätte ſaugen können. Aber das Brieftäſchchen hatte ich voll Bargeld. Ein Berghalter, dem ich nachher begegnete, ſah meine Not, machte ſeinen Seitenzegger auf und gab mir ein Stück von ſeinem Roggenbrot. Und als ich ihm dafür Geld geben wollt — nahm er keins. — O Geld! dachte ich mir, was biſt du für ein verächtlich Ding! Aber als ich nachher zu Schladming im Wirtshauſe ſaß, begann ich es wieder zu ſchätzen.

Zur Hochzeit meines Vaters bin ich nicht geladen worden. Ungeborene Kinder gehören nicht dazu. Und ſo muß ich mich auf das Hörenſagen verlaſſen, bei folgender Erinnerung. Hochzeitsleiterin iſt die Ahne geweſen, die Mutter meines Vaters war ein reſches, herlebiges Weib. Ihr Leitriemen hieß: Alles in Schick und Ehren!

In ihrem Haus nun kamen die Hochzeitsgäſte zuſammen am Hochzeitstage, ſchon als die Sonne aufging. Die Ahne gab ein reichliches Frühſtück, der Brautführer hatte ſeltenerweiſe einen guten Trunk mitgebracht. Zuerſt mußte aus dem Kruge der Bräutigam trinken, dann ſollte es auch die Braut tun, die im grünen Kranz vor dem Tiſche ſtand. Als ſie den Krug an den Mund hob, ſtieß ſie unverſehens ein bewegſamer Nachbar am Ellbogen und Scherben und Wein ſtüpten auseinander auf dem Fußboden. Sogleich natürlich der Witz von der Kindstaufe, den die Ahne mit ſcharfem Blick abſchnitt.

Die Hochzeitsgeſellſchaft machte ſich auf den weiten Weg ins Mürztal zur Pfarrkirche. Als ſie den Waldſteig hinanging, ſingend und jauchzend — das Brautpaar voran, ſiehe, da lief weiterhin ein Haſe über den Weg — von rechts nach links. Die Ahne ſtand jählings ſtill wie angewurzelt und rief laut: „Anhalten! Nit weiter! Umkehren! Heut gibt's keine Hochzeit. Schon in der Früh der Krug und jetzt der Has übern Weg! Von rechts nach links. Ein Unglückstag. Heut wird nit gheiratet. Auſſchieben ein paar Täg!“

Dem war nun alles entgegen und das Brautpaar ſchritt wegshin, als ob nichts wäre. Da hat die Ahne ſich kummervoll dreingeben müſſen, iſt aber zu keiner Freude gekommen am ſelbigen Hochzeitstag.

Noch in ſpäteren Jahren, wenn's in der Wirtſchaft haperte oder eines der Kinder die „Kranken“ hatte, blickte die Ahne mit bedeutſamem Vorwurf auf das Ehepaar: „Sehts es? Sehts es? Wenns mir gfolgt hätts dazumal!“

Und der Haſe war doch längſt wieder zurückgelaufen über den Weg — von links nach rechts!

Vor vier Jahrzehnten wurde die Waldheimatgeſchichte „Als ich den Kaiſer Joſef ſuchte“ geſchrieben. Heute glaubt dieſe Erzählung jeder lieber als ich ſelbſt. Die abenteuerliche Reiſe des kleinen Waldbauernbübels iſt mir ſo mythiſch, ſo traumhaft dunkel, wie meine ganze ferne Jugendzeit. Ich weiß nicht mehr, was daraus äußeres oder inneres Erlebnis war. Nicht einmal das Jahr jenes abenteuerlichen Unternehmens iſt mir klar. Es ſind längſt auch alle Perſonen geſtorben, die mir und anderen hätten Zeugenſchaft ablegen können. Der Maler Alois Schönn in Wien hätte vielleicht Kronzeuge ſein können.

In meiner Erzählung iſt zu leſen, daß der Bauernbub in der Wienerſtadt von einem Herrn zuſammengepackt, in die Wohnung mitgenommen und abgezeichnet wurde. Nichts weiter. Da war es viele Jahre ſpäter, daß der Medailleur Anton Scharff im Auftrag eines Gönners V. v. E. meinen Kopf modellierte. Bei einer der Sitzungen erzählte ich jene kleine Geſchichte mit Einzelheiten dem Künſtler, und Scharff ſetzte es ſich in den Kopf, den Herrn, der mich einſt gezeichnet, in Wien ausfindig zu machen. Nach wenigen Wochen konnte er mir ſchreiben: „Wir haben ihn! Es iſt der Volkstypenmaler Alois Schönn, und das Bild iſt auch noch vorhanden. Mittlerweile hatte das Bild Freund B. v. E. gekauft, um es meiner Frau zum Geſchenk zu machen.

Schönn ſoll erzählt haben, wie er einmal vor vielen Jahren auf dem Glacis in Wien einen maleriſchen Bauernjungen gefunden, den er mit in ſein Atelier genommen, gezeichnet und dann gemalt hätte. Wohl nicht als Porträt, ſondern als Studie. Denn es ſind Verſchiedenheiten vorhanden. Der Schönnſche Bub iſt barfuß; ich hatte in Wirklichkeit derbe Schuhe angehabt, die mir, darum habe ich ſie gemerkt, auf der langen Fußreiſe die Ferſen wundgerieben hatten. Als ich nun nach ſo vielen Jahren in den Beſitz des Bildes gekommen war, wollte ich Schönn einmal beſuchen, um nähere Umſtände zu erfahren und möglichſt feſtzuſtellen, ob wirklich ich einſt zu dem Bilde Modell geſeſſen war. Mittlerweile ſtarb der Künſtler, als letzter Zeuge meines Abenteuers. Das Geſicht des gemalten „Waldbauernbuben“ ſoll, ſagen ſie, ſtarke Familienähnlichkeit aufweiſen, und wenn ſeine Echtheit feſtſteht, ſo kann natürlich auch meine Knabenwanderung nach Wien kein Traum ſein.

Ha, was iſt das für eine Zeit,
Daß alles ſchimpft und alles ſchreit,
Und räſoniert und ſchwadroniert,
Daß, traun, man völlig terriſch wird!
Alleine nur das Kind der Zeit,
Das neue Kino, iſt geſcheit,
Das iſt zum Schwätzen nicht geneigt,
Es zeigt und — ſchweigt.
Und dieſe Schlauheit macht's am End',
Daß alles jetzt ins Kino rennt.

Ein mir wohlbekannter kleiner Knabe hatte auf dem Obſtmarkt unverſehens einen Apfelkorb umgeſtoßen. Da ſagte die Obſtlerin: „Aber Kind, jetzt hätt'ſt mir bald die Apfel verſchüttet.“ Dieſe gute Anrede machte den Knaben, wie er nachher bekannte, beinahe ſtarr vor Beſchämung, denn er hatte erwartet, daß die Frau ſchreien würde: „Fahr ab, Lausbub!“

Wohlgeartete Kinder ſtraft man mit Güte empfindlicher als mit Roheit. Die Beſchimpfung „Lausbub“ hätte den Jungen wahrſcheinlich zu einer Lausbüberei gereizt.

Ein Bauernjunge bewarb ſich um die Poſtbotenſtelle des Ortes. Da zeigte man ihm an, daß er ſie nicht erhalten könne, weil er gerade ſo ſchlecht leſe und ſchreibe wie andere, die in gar keine Schule gingen. Hierauf ſchickte er einen Zettel folgenden Inhalts:

o i g e a i k Schul.

„Oh! Schon auf, heute! Sind Sie nicht erſt geſtern guillotiniert worden?“

„Zu dienen.“

„Ei, wie war's denn? Erzählen Sie mir davon.“

„Mein Gott, wenn man den Kopf verliert, was kann man da viel erzählen. Man macht's eben durch.“

„Bitte, erzählen Sie, es war gewiß recht unangenehm.“

„Wie man's nimmt. Ich wurde zärtlich behandelt, wie ſchon lange nicht. Der Mönch umarmte und küßte mich. Ich hätte ihn wahrſcheinlich auch umarmt, aber mir waren die Hände auf den Rücken gebunden. Bei dem Hinanſteigen der Stufen ſtolperte ich, der Scharfrichter ſtützte mich liebevoll, führte mich freundlich am Arm, um mich der Dame vorzuſtellen.“

„Einer Dame?“

Schweigend lud ſie mich ein, das Haupt auf ihren Schoß zu legen. Na, dachte ich, in den nächſten Augenblicken wirſt du was erleben. Der Scharfrichter ſagte: Entſchuldigen Sie, mein Herr! ergriff mich bei den Haaren, um das Haupt niederzuziehen. Dagegen wollte ich laut proteſtieren, da klang das Wort nicht, es ſtöhnte nur. Das war die Angſt. Kein Entrinnen, kein Erbarmen. Aber ich brauchte mich keinesfalls mehr anzuſtrengen. Ihrer zwei waren jetzt da, die legten mich hin, ſo daß mein Hals in der Scharte lag. Der Exaktheit wegen hielt mich einer am Körper, der andere an den Haaren feſt, da war ein Geräuſch, als wäre irgendwo ein Tor zugefallen. Ich ſah ein laufendes Wagenrad, ein Wald kam heran mit zwei oder drei Monden. Auf dem Spieltiſch ſcharrten die Krücken Geld ein, dann liefen Hunde und ein eiſernes Bettgeſtell flog in den Lüſten und Zigaretten und große Windmühlenflügel und Rauch und Baumwollballen und Damenfüße und Turmkuppeln — das alles purzelte durcheinander, es war wie ein Futuriſtenbild. Dann verſchwamm es. Weiter weiß ich nichts.“

„Und das Fallbrett?“

„Davon weiß ich nichts.“

„Merkwürdig. Wir haben dann Ihre Sachen zuſammen in einen Sack geſteckt, der Kopf, dünkt mich, hätte noch mit den Augen geblinzelt. Und dann auf den Kirchhof. — Und heute wieder da; ja Herr, ſind Sie denn verrückt? Wieſo ſind Sie wieder da?“

Ich erinnere mich nicht. So kommt man über den Graben von einem Leben zum andern, ohne daß man's gewahr wird. Und dann, wenn man davon hört, iſt es, als wäre es einem andern paſſiert. —

Was mein Leſer ſich jetzt denkt? Ich will es lieber nicht wiſſen. — Aber er hat diesmal wahrſcheinlich unrecht.

Man ſpricht nicht von einer Welterkennung, ſondern von einer Weltanſchauung. Jeder hat ſeine Weltanſchauung. Ein Beweis, daß die „Welt“ nicht genommen wird nach dem, wie ſie etwa tatſächlich iſt, ſondern wie ſie von jedem geſehen wird. Sie gilt ihm für das, wofür er ſie anſchaut. Die Welt mit ihren Himmeln und Höllen und Ewigkeiten hat keinen Kurswert wie irgendein anderer allgemein brauchbarer Gegenſtand, ſie iſt ganz von unſerer perſönlichen Schätzung abhängig. Dem einen gilt ſie alles, dem anderen faſt nichts. Der eine glaubt der ihm gegenſtändlichen Welt alles, was ſie zu ſein ſcheint; was er ſieht, hört, taſtet, fühlt, das exiſtiert für ihn, und zwar gerade ſo, wie er es ſieht, hört, taſtet, fühlt. Der andere glaubt nicht einmal ſich ſelber. Er bezweifelt ſeine Sinne, er zweifelt, daß es an ſich wirklich ſo iſt, wie er es ſieht, hört, taſtet, denkt. Er weiß und ſpricht nur von einer Anſchauung, von einer Vorſtellung, die aber bei jedem anders, alſo ganz unverläßlich iſt. Er weiß, daß ſeine Vorſtellung von der Welt unverläßlich iſt und doch verläßt er ſich mehr auf ſie als auf das, was andere Wirklichkeit nennen. — Begreift man das? Ja, ich begreiſe es. Ich weiß zwar, daß mein Fühlen, mein Denken mich betrügen kann, wenn es mir eine Welt vorzaubert, aber ich weiß auch ganz ſicher, daß dieſes Sehnen, Fühlen und Denken wirklich vorhanden iſt, denn das bin ja ich ſelber. — So verſtehe ich jenen Philoſophen, der geſagt hat: ich denke, alſo bin ich.

Aber ich denke auch, daß mein Leſer jetzt ausrufen wird: Dieſer wird doch immer noch verrückter! Daher bin ich im Augenblicke faſt geneigt anzunehmen, daß es einen Leſer wirklich gibt. Er ſchimpft, alſo iſt er.

In den ſiebziger Jahren hatte ich eine literariſche Arbeit erdacht, die nicht zur Ausführung kam, mir aber heute nicht ohne vorkommt. Ein Roman mit dem Titel „Der Kerkermeiſter“. Es ſollte auch ſo eine Art Waldſchulmeiſter ſein, ein Erziehungsproblem mit tragiſchem Ausgang. Ein warmherziger, wenn auch äußerlich rauher Kerkermeiſter hat immer Mitleid mit den Geſangenen und trachtet heimlich, ihr Los zu erleichtern und die Reſte ihrer ſittlichen Anlagen zu pflegen. Er macht allerhand Verſuche, die zum Teil gelingen, ſo daß mehrere der Verbrecher Sinn für Schönes und Gutes bekommen und tugendhaft werden. Da ſchmieden etliche Geſangene ein Komplott. Sie verſtricken den gutmütigen Kerkermeiſter in geheime Umtriebe, die er zu ihrer Beſſerung auszunützen gedenkt; ſie aber planen einen allgemeinen Fluchtverſuch, zu dem der Kerkermeiſter ihnen unbewußt behilflich iſt. Als dieſer den Plan durchſchaut, iſt es zu ſpät, er hat ſich ſchon zu weit in die Sache eingelaſſen und — noch hoffend, daß die befreiten Sträflinge nach harter Erfahrung den Weg der Beſſerung einhalten werden, ermöglicht er ihnen die Flucht, um ſelbſt mit ihnen zu fliehen. Als ſie ſich im Freien befinden, erwürgen die Flüchtlinge ihren Befreier, um vor jeglichem Verrat ſicher zu ſein.

Woher damals dieſer wüſte Zweifel an der Treue und Dankbarkeit der Menſchen?

„Die Tendenz wäre ſchon recht,“ ſagte Friedrich Schlögl, als ich am Anzengrubertiſch in Wien dieſen Romanſtoff darlegte, „aber Sie ſind dazu nicht der rechte Mann. Woher ſollen Sie denn die Zuchthauserfahrung nehmen, um eine erträgliche Realiſtik in die Sache zu bringen?“

„Das iſt einfach,“ bemerkte darauf Anzengruber, „erwürgen Sie bloß einen Rezenſenten und Sie haben dann zwanzig Jahre lang Muße, Spitzbuben zu ſtudieren.“

Spaziergang auf der Landſtraße. Ein Handwerksburſche kam daher, nicht mehr jung, aber zufriedenen Antlitzes, in eleganter Wendung kam er auf mich zu, höflich die Kappe lüpfend: „Vielleicht, mein geſchätzter Herr, dürfte ich Sie freundlich gebeten haben um einen beſcheidenen Reiſepfennig!“

Ich griff in den Sack, in den zweiten, in den dritten. „Es tut mir leid — ſehr leid. Mein Geldtaſchel hab’ ich nicht bei mir.“

„Oh, bitte, bitte, laſſen Sie es, lieber Herr!“ ſprach er, mir gütig auf die Achſel klopfend, „es hat nichts zu ſagen“.

Ich fühlte mich geſchmeichelt von ſo viel Herablaſſung.

Das erinnert mich an einen angebettelten Bekannten, dem, auf ſeine Beteuerung, er hätte nicht einen einzigen Heller bei ſich, der Bettler einen Kreuzer ſchenken wollte.

Wenn mich vor einigen Monaten jemand gefragt hätte, wem der Großglockner gehört, ſo würde ich im erſten Augenblicke wahrſcheinlich verblüfft geweſen ſein. Wem wird er denn gehören? Teilweiſe dem Kärtnerland, teilweiſe den Tirolern. Und dann vernehme ich, daß der Großglockner ein perſönliches Eigentum iſt, vor kurzem einem biederen Kärntner gehörig, der ihn nun an einen reichen Norddeutſchen verkauft hätte. Und der neue Eigentümer will im Glocknergebiet eine Steinbockzucht anlegen und das Gebiet, ſoweit für den Zweck nötig, vor der Touriſtenwelt abſperren laſſen. Einſtweilen teilweiſe, ſpäter je nach Umſtänden.

Nun — das iſt Zukunftsmuſik. Wir horchen auf, als hätte in ſtiller Nacht jemand einen Alarmſtoß getan. Bisher hatten wir gemeint, das wirtſchaftlich unfruchtbare Alpengebiet gehöre jedem, der es haben, genießen will — wie das Meer. Und jetzt ſtellt es ſich heraus, daß jedes Steinchen, das der Hochtouriſt vom Glockner oder einem anderen Gipfel als Andenken mit nach Hauſe bringt, Diebſtahl iſt. Wenn die Eigentumsfrage ſolcher Gebiete juridiſch behandelt wird, das kann ſchön werden! Ich ſehe ſchon den Advokaten mit ſeinen vorwitzigen Fragen: Kann man denn einen Berg überhaupt kaufen? Nein, nur ſeine Oberfläche. Kann man einen Gletſcher kaufen? Kann man meterweiſe eine Höhe kaufen? Kann man eine Ausſicht kaufen? Alles, was uns am Glockner wertvoll iſt, kann man nicht kaufen. Und alles, was man an ihm kaufen kann, iſt dem Beſitzer real wertlos. Aber der Steinbock wird doch Wert haben? Gewiß, für den Jäger ſicherlich mehr, als ein Touriſt, der voll unbändiger Sehnſucht aus der Ferne kommt, keine Mühe, kein Opfer ſcheut, um Gottes Herrlichkeit zu ſchauen! — Aber nun ein paar Grade ſachlicher. Wir ſagen ſonſt, irgendein Weg oder Fußſteig, der dreißig Jahre lang ohne Vorbehalt der Allgemeinheit freigegeben war, iſt verjährt und bleibt Eigentum für alle. Gut, dann bleibt der Großglockner öffentliches Eigentum. Seit der erſten Glocknerbeſteigung durch den Grafen von Salm im Jahre 1799 ſind ſo viele hinaufgeſtiegen, ohne zu fragen, ob ſie dürfen, daß man ſich jetzt das Fragen ſicherlich nicht mehr angewöhnen wird. Dann kann man die Sache aber auch umkehren und ſagen, der Eigentümer kann dadurch, daß er einen ſeiner Wege dreißig Jahre lang nicht benützt, ſeines Sonderrechtes darauf ſchon deshalb verluſtig werden. Iſt das zu beſtreiten, ſo läßt ſich wenigſtens darüber ſtreiten.

Die Frage iſt einmal vor die Öffentlichkeit gerückt. Die Technik, der nichts mehr unmöglich iſt, wird uns die Hochalpenwelt nicht bloß für jeden einzelnen völlig erſchließen, ſie wird Geſtein und Eis und Waſſer auch nutzbar zu machen wiſſen, ſie kann da oben eine ungeheuere Kraftquelle aufmachen, Menſchenverkehr und Tätigkeit entwickeln, wovon wir heute zwar eine Ahnung, aber noch keine Vorſtellung haben. Darum muß jetzt im Hochgebirge das Eigentumsrecht feſtgelegt werden.

Einſtweilen erſcheint es als das Natürlichſte und Nächſtliegende, die betreffenden, ſterilen Hochlandſchaften fallen in das Eigentum des Landes, in dem ſie ſtehen.

---

3. Juni 1914.

Man ſieht nun doch immer klarer. Unſere Ländereien verwildern, unſer Bauernſtand geht zugrunde, das erzeugt eine ungeheure Teurung der Lebensmittel. Der Staat ſetzt ſeine Zukunft auf die Induſtrie und ſagt, ſie brächte ihm das meiſte Geld. Die Induſtrie erzeugt zwar keine Nahrung, aber zu viel andere Waren; die ſind im eigenen Lande nicht anzubringen, der Staat ſchaut deshalb nach fremden Abſatzgebieten aus, er iſt gezwungen, in fernen Ländern Kolonien zu erobern. Dazu braucht er eine große Armee, er muß trachten, die Vorherrſchaft auf der See zu erlangen. Das gibt einen ungeheueren Krieg, unzählige Milliarden gehen verloren und unzählige Menſchen.

Während wir für die Induſtrie fremde Arbeiter ins Land ziehen, müſſen angeſtammte Landeskinder auswandern. Der Induſtrie wegen müſſen wir Vorſtöße machen in fremde Länder, die uns gar nichts angehn, und die folgenden Kriege koſten mehr Geld, als was die Induſtrie einbringt, und mehr Menſchen, als der Staat verantworten kann, der eigentlich nicht für die Induſtrie und den Welthandel da iſt, ſondern zum Wohle und Schutze ſeiner heimgeſeſſenen Staatsangehörigen.

So kommt mir das Wirtſchaftsleben von heute vor. Es mag durch intereſſierte Organe dargeſtellt werden wie immer — ſo kommt es mir vor. Soweit es heute noch nicht richtig iſt, kann es morgen richtig ſein. Und daß an die Zukunft niemand denken will, daß alles nur in den Tag hineinlebt, weckt in mir die Ahnung, daß nach uns die Sündflut kommt.

Vor wenigen Tagen äußerte ich dieſes Anliegen einem Bekannten. Er hielt die flache Hand vor den Mund, weil er gähnen mußte, und ſprach: „....Meinetwegen.... Mir iſt es Wurſcht...“

Wann werde ich dieſe Seelengröße erreichen?

Die „Südmark“ zeigt an, daß ſie junge Stadtleute wiſſe, denen es in der Stadt als kleinen Beamten oder Kommis oder erwerbloſen Pflaſtertretern oder ſonſtigen Proletariern nicht mehr recht gefallen will, die bereit wären, aufs Land zu Bauern zu gehen und ländliche Arbeiten zu tun. Sie beanſpruchen Koſt und Verpflegung und je nach Leiſtung ein bißchen Taſchengeld. Landwirte, die es mit ſolchen Leuten verſuchen wollen, ſollen ſich melden bei der Südmark.

Alſo endlich einmal ein Verſuch! Ich rate, man ſolle es wagen. Unter den heutigen Umſtänden iſt beiderſeits nicht viel zu verlieren, aber vielleicht viel zu gewinnen. Ohne Enttäuſchungen wird es ja nicht abgehen; den Achtſtundentag gibt es da nicht. Im weiteren kommt es darauf an, was der Menſch als ſolcher wert iſt. Der gebildete Städter wird ſich auf dem Lande leichter zurechtfinden, als der ungebildete. Er muß ſich freuen können an der ländlichen Natur, an der einfachen, oft herben, aber geſünderen Lebensweiſe, an der gleichmäßigeren Ruhe und Klärung der Seele, er muß ſich freuen können an dem Werke, das ſeine Hände leiſten, ſeine Hände, die auf dem Lande ſchöpferiſch ſind, ſichtbare Geſtalten und Werte ſchaffen, während in der Stadt ſeine Arbeit gern ins Weite verfloß, oder gar ins Nichts. Er muß hoffen können, auf dem Lande ſich ein ſtändiges Heim zu gründen. Wenn er das kann, wird ihm der Bauernberuf zuerſt intereſſant, dann erträglich, dann erfreulich, endlich ſtolz beglückend ſein. In den erſten Wochen geſchieht das nicht, Jahre gehören dazu, dann aber hält es um ſo feſter.

Und der Bauer, der Arbeitgeber? Der muß ſich wohl auch zu den ſtädtiſchen Arbeitern ein wenig anders verhalten, als bisher zu ſeinen „Knechten“. Es gehört ein ganzer Mann und guter Menſch dazu (ja, vielleicht mehr als das!), um aus dem Stadtproletariat rechte Bauern zu machen.

Ich habe einmal ein Buch geſchrieben, das heißt „Erdſegen“. Da wird ein windiger Stadtſchreiberknecht ein rechter Bauer, ein reifer Menſch. Wer bringt das zuwege? Die Charakteranlage, die oft in einem verbildeten Herzen tiefen Winterſchlaf hält, ohne daß der Träger etwas von ihr weiß, ſie kann durch neuartige Umgebung geweckt werden, und ein neuer Menſch ſteht da.

Talent zum „Studieren“ hat jetzt faſt jeder; das Bauerntum und das Gewerbe bedarf beſonderer Fähigkeiten. Es werden nicht alle, die ſolcher Art etwa jetzt aufs Land gehen, draußen bleiben. Aber ſelbſt die zurückkehren, kommen nicht ohne Gewinn. Der Stadtburſche wird in einem Jahr draußen auf der Bauernſchaft mehr Tüchtiges gelernt haben, als der Bauernjunge bei gleicher Zeit in der Stadt. Die aber nicht zurückkehren, können mit Fleiß und Klugheit nach ſo und ſo viel Jahren Beſitzer eines Bauerngutes und Stammvater einer geſunden, naturfrohen Familie werden. Wenn einer ununterbrochen zehn Jahre lang bei einem und demſelben Bauern dient, ſoll er prämiiert werden — mit der Haustochter.

Nur das Weltgift fürchte ich, das ſie mitbringen könnten hinaus, um damit etwa auch noch den letzten Reſt Erdſegen zu verderben.

Häufig wird man eingeladen, ſich kinematographiſch zur öffentlichen Schauſtellung aufnehmen zu laſſen. Ich lehne ſolches ſtets ab, weil das nur eine Geſtalt ohne Gehalt gibt, was nicht künſtleriſch iſt. Ferner werde ich aufgefordert, mich als Vorleſer phonographiſch aufnehmen zu laſſen, zur Gehörſtellung für das Publikum. Ich lehne es ab, weil das ein Gehalt ohne Geſtalt, alſo wieder nicht künſtleriſch iſt. Wenn ſich erſt der Kinematograph mit dem Phonographen praktiſch ſo vereinigt hat, daß man die ſich bewegenden Geſtalten auch ſprechen hört, alſo auch der geiſtige Dichter zum Ausdruck kommt, dann vielleicht.

Jetzt iſt das Kino, wie es für Volksbeluſtigungen verwendet wird, ein modernes Kaſperltheater. Nur nicht ſo lebendig und künſtleriſch.

Der alte Sagſpanner und ſein Sohn Feſtl trabten auf dem Wege gen Sehbruck. Zu Sehbruck war eine reiche Hausbeſitzerin und noch unverheiratet. Ihr Name war Luzia und zu der gingen ſie brautwerben. Sie wurden freundlich vorgelaſſen. Das Fräulein, das ſie bisher kaum perſönlich gekannt hatten, war juſt nicht mehr allzu jung, aber recht gut erhalten, ſoweit. Der Sagſpannerfeſtl deutete ſeine Abſicht manierlich, aber noch verſchleiert an und es war Ausſicht, daß ſie beim nächſten Beſuche keinen Korb bekommen würden. Einen Tag Bedenkzeit, das trug's noch, auf die Stunde eilig war es nicht. Der Sagſpanner und ſein Sohn beſchloſſen, über Nacht in Sehbruck zu bleiben, um morgen bei dem Fräulein den entſcheidenden Beſuch zu machen. Mittlerweile vertrieben ſie ſich die Zeit mit Betrachtungen über die Vorzüge der Braut. „Die blühroten Wangen, die ſie hat!“ ſagte der Vater. Darauf der Sohn: „Und die ſchneeweißen Zähne. Nit einer fehlt noch!“ — „Und das viele, ſchöne, lange Haar!“ „Und nit wenig Holz bei der Hütten!“ Mit dem letzteren meinten ſie die erfreuliche

Vollbuſigkeit. „Ein ſauberes Weibsbild!“ ſo das zuſammenfaſſende Urteil. Das ſchöne Stadthaus dazu dachten ſie ſich ſtill.

Am anderen Morgen konnten ſie es ſchon nicht erwarten, bis die Beſuchsſtunde kam. Sie traten ins Werbehaus, die Magd wies ſie in die gute Stube, dort möchten ſie halt warten. Fräulein Luzia, das erſt aufgeſtanden war, wunderte ſich über das Geräuſch in der anſtoßenden Stube, ſie tat den Schlafrock an, um nachſchauen zu gehen, was denn etwa die Magd in der guten Stube ſchon treibe. Als ſie die beiden Männer ſah, war es zu ſpät zum Rückzug. Der Alte hatte ſie ſchon ehrerbietig begrüßt und dem Jungen zugeflüſtert: „Das iſt die Frau Mutter! Weil es ſchon der Zufall will, halten wir gleich auch bei ihr um die Hand der Tochter an.“ — Sie taten es gar manierlich und gebührlich und das Frauenzimmer, das ſich im kritiſchen Augenblick ſofort gefaßt hatte, ſprach freundlich gemeſſen: „In Gottes Namen, ich habe nichts dagegen. Sprechen Sie mit meiner Tochter. In zwei Stunden wird ſie da ſein.“

Alſo wieder einen großen Schritt näher dem Ziele entfernten ſich die beiden Brautwerber. Der Vater ſchüttelte den Kopf: „Aber eine ſolche Ähnlichkeit! Wenn die alte noch Zähn' und Haar und ſo weiter hätt', ganz die Tochter!“ „Eine ſolche Ähnlichkeit!“ ſagte auch der Sohn. — Dann gingen ſie in ihr Wirtshaus zurück, beſprachen dort wie zufällig und nebenſächlich etliche Familienverhältniſſe des Städtchens und erfuhren, daß beſagtes Fräulein Luzia längſt keine Mutter mehr hatte... „Nachher“, ſagte der alte Sagſpanner mit langgezogenem Geſicht, „nachher iſt — ſie 's ſelber geweſt — ohne Zubereitung.“

Mittlerweile hatte das Fräulein Luzia ſorgfältig Toilette gemacht: Das Gebiß in den Mund, den Chignon auf das Köpfel, die Gummieinlage an den Buſen und ein bißchen

Karminrot an die Wangen. Dann war ſie gerüſtet und wartete auf die Werber.

Aber die Werber ſind nicht mehr gekommen.

Auf einem Spaziergang über die Matten begegnete mir der Unterlehrer des Nachbardorfes mit einem etwa zehnjährigen Knaben. Sie ſollen gerade die Erdkugel in der Arbeit gehabt haben. Als der Lehrer bei mir ſtehen blieb, wurde der Knabe entlaſſen. Dieſer reichte mir artig das Handel, ſchaute mich mit klugem Auge treuherzig an und hüpfte dann luſtig über die Wieſe dahin.

Als ich dem Jungen wohlgefällig nachblickte, ſagte der Lehrer mit ſorgenvoller Miene: „'s iſt halt ein Kreuz mit dem kleinen Bertl. Er lernt ſo ſchwer. So ſehr er ſich Mühe gibt, er iſt ſchwach an Auffaſſung. Die einfachſten Sachen muß man ihm eine Stunde lang eintrichtern. Dann weiß er's und ſagt's nach. Und bei der nächſten Wiederholung iſt es, als ob er nie was davon gehört hätte. Ich gebe ihm Extraſtunden, aber ich bringe ihn nicht weiter. Seit einer Woche demonſtriere ich, daß die Erde eine Kugel ſei. Als ich ihn ſo weit habe, daß auf der Oberfläche dieſer Kugel die Meere und die Länder ſind, kann er wieder nicht begreifen, daß unterhalb an der Kugel das Meer nicht abipritſchelt und daß die Leut nit kopflings abifallen.“

„Lieber Herr Lehrer“, darauf das Entgegnen, „ich kenne erwachſene, ſonſt ganz geſcheite Leute, die das auch nicht begreifen. Da müßte erſt ein tüchtiges Kapitel aus der Phyſik vorgeſpannt werden. Ich würde dem Kleinen die Erdkugel einſtweilen erlaſſen und nur die Ländernamen aufgeben.“

„Aber“ rief der Lehrer verzagt aus, „er kann ſich nicht einmal die fünf Weltteile merken. Vor einer Woche hat er ſie wie das Vaterunſer hergeſagt, heute iſt alles wieder verſchwitzt. Es iſt halt ein Kreuz, der Knabe iſt einfach ein biſſel dumm.“ —

Über dieſe Sache habe ich nun den ganzen Tag nachdenken müſſen. Mir ſind mein Lebtag allzuviel Kinder und auch Erwachſene vorgekommen, die für, ihnen von außen angeflogene, theoretiſche Dinge abſolut keine Auffaſſung und kein Gedächtnis haben. Sie verſtehen nichts, ſie können nichts behalten. Dabei ſind ſie im Leben oft die klügſten, anſchickſamſten und tüchtigſten Menſchen. Es gibt halt Leute, die nur aus ſich heraus wachſen können. In ſich ſind ſie fortwährend geiſtestätig und produktiv, ſie lernen nur aus ihren eigenen Erfahrungen. Was ihnen aber ſchematiſch von außen anfliegt, das prallt ab, das ordnet ſich ihrem urſprünglichen Geiſtesleben nicht ein. Erſt wenn etwas in ihnen ſelbſt Entſtandenes und Reifendes nach weiterer Unterweiſung ausſchaut, ſind ſie für Unterricht, für Lehrbücher empfänglich; dann iſt plötzlich das klare Verſtändnis und ein vorzügliches Gedächtnis da. Der Knopf iſt aufgegangen. Vielleicht ſind gerade das die urſprünglichen, die ſchöpferiſchen Menſchen, die aus ſich ſelber vieles hervorbringen, entdecken, erfinden, was andere erſt durch Unterricht in ſich hineinbekommen müßten. Freilich entdeckten ſie dann manches, was längſt ſchon entdeckt iſt; trotzdem iſt ihre urſprüngliche Geiſtesarbeit höher zu ſchätzen als die Aufnahme- und Memorierfähigkeit für Worte.

Ich höre nun, daß der kleine Bertl ein höchſt aufgewecktes Bürſchel iſt, voller Einfälle und kluger Bemerkungen. Alles ihm geſchenkte fertige Spielzeug verachtet er und macht es ſich ſelber aus gewöhnlichem Zeug, daß es oft zum Verwundern iſt. Auch vergißt er Dinge, um die er aus eigenem Anlaſſe gefragt hat, nie wieder. Der wird die Geographie kurios inne haben, bis er hinaus muß in die Welt, und die Kugelform der Erde aufs beſte begreifen, bis er ein Weltumſegler iſt. Vielleicht vermehrt er die alten Wiſſenſchaften um ein paar neue — zum Mißbehagen der Schüler, denen nicht einmal die alten im Kopfe bleiben.

Aber nun möchte ich über dieſe Sache gern einen geſcheiten Erzieher hören.

Im Poßeckgraben bei Stanz lebte einſt ein eingewanderter Schwabe. Das war ſo ein Winkelbaſtler, er tat den Bauern ſchadhafte Uhren, Spinnräder, Getreidemühlen ausbeſſern. Alles, was Radel war, das konnte er herrichten. Er war ein leutſeliger, heiterer Kumpan und die Leute hatten ihn gern, ſoweit er nicht heimtückiſch war. Aber er war heimtückiſch, wie ſie ſagten. Eine hübſche Häuslerin hatte er geheiratet; das verziehen ſie ihm noch, obſchon mancher Burſche auf ſie geſpitzt hatte. Kaum daß es der Pfarrer einmal von der Kanzel verkündet, und geſchehen war's. Niemandem hatte er davon ein Wort geſagt, niemanden zur Hochzeit gebeten. Es war überhaupt keine Hochzeit, es war gar nichts und auf einmal gingen die zwei verheirateter Weiſe miteinander. Seither mißtrauten ſie dem Schwaben ein wenig, obſchon er wie vor und eh zutunlich war und gemütlich ſchwäbelte.

Etliche Jahre ſpäter war dem Schwaben ein Kind geſtorben. Er zeigte das den Behörden an; in der dritten Nacht trug er den kleinen Sarg auf den Kirchhof und beſtattete ihn eigenhändig. Kein Leuteeinladen, keine Totenfeier — gar nichts. Nun fragte ihn ein Nachbar ungehalten, weshalb er das tue, daß er die Leute zu Freud und Leid nicht lade? Da antwortete er: „Was will i mi da hinſtelle und mi angaffe laſſe? Das kann i an ſölichen Tagen nit brauche.“

Was ich dieſen Schwaben gut verſtehe! — Und was ich die Leute gar nicht verſtehe, die ſich in Glück und Leid ſo zur Schau ſtellen und ſich vom ödweiligen Gerede und Getue der ſenſationsluſtigen Menge den heiligen Herzſchlag ſtören laſſen können!

Am Feldrain auf der Bank ſaß er und ſchaute hinaus. Er ſchaute hin auf die Wieſen und Felder, wo ſeine Kinder flink arbeiteten. Er ſchaute über das weite Bergrund voller Sonnenſchein. Ach, wie iſt die Welt ſo ſchön! Er ſchaute hin auf das Kirchdorf im Tale, auf den Friedhof...

Fünfzig Jahre und länger hatte er auch ſo emſig gearbeitet wie jetzt ſeine Söhne dort. So war er zu dem ſtattlichen Hof gekommen, der reich an Glück und Sorgen geweſen. Und dann, da er eines Morgens aus dem Bette ſteigen wollte, konnte er ſeinen rechten Fuß nicht bewegen, ſeine Hand nicht heben. „Du Kathrin“, rief er ſeinem Weib in die Küche hinaus, „das iſt g'ſpaßig, mir ſcheint, mich hat's Schlagl troffen“ — Und dann war er — der ohne Arbeit nicht einen Tag hatte leben können, dem die Arbeit und nur die Arbeit allein Leben bedeutete — nun war er ein tatloſer Siechling jahrelang. So ſaß er denn auf jener Bank und ſchaute ſeinen jungen Arbeitern zu. Ich ſaß oft bei ihm und wunderte mich, daß er nicht eigentlich traurig war. Er ſprach etwas ſchwer, redete von ſeinem vergangenen arbeitsreichen Leben. „In Gottes Namen“, ſagte er dann einmal, „die Kinder machen's zwar anders, aber s wird eh ah recht ſein. — Bei mir, wenns dazukommt“ — das Sterben meinte er — „mir iſt's jeden Tag recht.“ — Zur Kirche konnte er nicht mehr hinabgehen. Aber eines Tages betrachtete er von ſeiner Bank aus die Fronleichnamsprozeſſion, die unten im Dorfe abgehalten wurde. Nach dem Geläute, nach der Muſik und dem Geſang, wie es leiſe heranklang, verfolgte er den Verlauf des feſtlichen Umzuges. Bei den Evangelien ſtand er auf, ſo gut es gehen mochte, bei dem Coelesti benedictione, das mit Böllerſchüſſen angezeigt wurde, kniete er nieder. So feierte er in der Ferne den Gottesdienſt mit. Es war ſein letzter. Während der zweiſtündigen Feier hatte der kalte Wind ihm tückiſch das Ende gebracht. Mit Schüttelfroſt kam er ins Haus. Wenige Tage hernach, als er hingeſtreckt auf dem Bette lag und teilnahmslos ins Leere blickte, war meine Frage, ob er Schmerzen habe? Ein leiſes Schütteln des Kopfes — er hätte keine. Und nach einem Weilchen murmelte er undeutlich: „Schlafen, ſchlafen! Kein Menſch glaubt's, wie müde ...“ — Wenige Stunden ſpäter iſt er eingeſchlafen.

Die großen Weiſen und Philoſophen! Ob es jedem gegönnt war, ſo würdig abzuſchließen, wie dieſer einfache und einfältige Mann aus unſerem alten Bauernſtand ſein Erdenleben abgeſchloſſen hat.

Juli 1914.

Etwas Unerhörtes iſt geſchehen. In der bosniſchen Hauptſtadt Sarajewo. Unſer Thronfolger mit Gemahlin dort auf Beſuch. Dem hohen Gaſt wird zwiſchen zwei Attentaten vom Bürgermeiſter in einer Feſtrede verſichert, die ganze Stadt ſei glücklich über den Beſuch und alles freue ſich unendlich, den künftigen Kaiſer in dieſer geliebten Stadt zu ſehen! — Aber dem Erzherzog hallt noch der zehn Minuten vorher erlebte Bombenknall in den Ohren, ſo daß er den Bürgermeiſter unterbricht: „Ein ſchöner Empfang das, wo man mit Bomben begrüßt wird. Es iſt empörend! — Nun ſprechen Sie, wenn Sie etwas zu ſagen haben!“ Und der Bürgermeiſter fährt fort, zu preiſen das Glück der Einwohner über den Beſuch Seiner kaiſerlichen Hoheit. — Eine Viertelſtunde ſpäter knallen in derſelben

Stadt zwei Schüſſe und der Erzherzog und ſeine Gemahlin ſind nicht mehr. Es war am 28. Juni 1914.

Was wird dieſer Tag bedeuten —?

Am 25. Juli abends.

Was iſt das für ein Schreien und Jauchzen ſo ſpät? „Krieg! Krieg!“ Luſtjauchzend wird es ausgeſchrien, dieſes ſchrecklichſte aller ſchrecklichen Worte. — So weit iſt es gekommen, daß die Volksmenge, daß wir alle den Krieg als Erlöſung empfinden.

Hier iſt der Krieg, dieſes „fluchwürdige Überbleibſel aus wilden Zeiten“, die einzig richtige Kulturtat. — Wir haben an unſerm Feind, den Serben, ein Richteramt zu vollführen. Wenn ſie uns mit ihm allein laſſen, wird bald wieder Friede ſein.

Wie leicht ſind wir ſonſt verzagt, wenn es Mißernten gibt, Krankheiten, ſchlechte Geſchäftszeiten; jedes kleine Mißgeſchick macht uns nervös. Und nun ſchicken wir unſere Söhne aufs Schlachtfeld, gehen am liebſten ſelbſt mit ihnen — ſtarken, hochgemuten Herzens. Vor Möglichkeiten furchtbaren Unglücks können wir jauchzen. Emporgeriſſen ſind wir aus dem Eigennutz des Tages, empor zur Opferfreudigkeit für das Gemeinſame. Auf einmal iſt uns allen klar, daß es höhere Güter gibt, als die ſind, um die wir uns täglich balgen. — Aber den Krieg lieben des Krieges willen? Niemals, niemals!

Am 27. Juli.

Krieg und Krieg, welch ein Unterſchied! Den einen ſtiften Schurken an, den andern muß der ſich ſeiner Pflicht und Ehre bewußte Mann aufnehmen, um das Unrecht zurückzuweiſen, das ſonſt ihn und alle verzehren würde. Manche Friedensfreunde wollten dieſen Unterſchied nicht anerkennen, ſie verdammten alles, was Krieg heißt, auch den Verteidigungskrieg, der uns aufgezwungen wird und der nichts anderes iſt, als Notwehr ums eigene Daſein. Und die wahren Friedensfreunde bedenken nun, daß die Bereitſchaft zum Verteidigungskrieg den Angriffskrieg verhindern kann. Wodurch dann ja auch der Verteidigungskrieg entfällt. Wer zwiſchen Serbien und unſerm Staat den Angriffskrieg geführt hat, jahrelang vor dem Beginn unſerer Verteidigung, das ſteht ſchon in der Geſchichte verbucht.

Am 30. Juli.

Man hatte ihn kaum erwarten können, den Abend des letzten Friedenstages, bis die Sonne unterging. Der Abend brachte die Entſcheidung. Wir gegen Serbien. Deutſchland mit uns! Am nächſten Morgen zeigte der Krieg ſein erſtes Antlitz. Gaſſen und Straßen voll aufgeregter Menſchen. Geſchäfte geſperrt, Zukunftspläne vernichtet, Familien zerriſſen. Aus unſerm Bauerndorf haben gleich mehr als zweihundert junge Männer fort müſſen. Alles iſt Soldat, überall Soldaten. Jede Arbeit ſtockt. An Stelle des Bürgergeſetzes iſt das Notrecht getreten. Das ganze öffentliche Leben in Belagerungszuſtand. Da hat mancher geſtaunt über den bejubelten Krieg, den er nur nach dem Hörenſagen gekannt. Da hat mancher eingeſehen, weshalb bei uns mit dem Krieg ſo lange gezögert worden iſt. Jetzt ſah man das erſte Antlitz. Und war es doch noch nicht einmal des ſtrengen Völkerzüchtigers wahres Antlitz. Das kommt erſt ſpäter.

Am 31. Juli.

Unter den Einrückenden, die mit heiterer Zuverſicht fortzogen, war ein finſterer Burſche. Der konnte den Aufenthalt des Zuges auf dem Bahnhof nicht ertragen. „Mich verbrennt die Racheluſt!“ ſchnob er mir zu. „Wenn ich nicht bald ein Dutzend dieſer Mordbuben niederlegen kann, ſo muß ich erſticken!“

Am 3. Auguſt abends.

Die Jubelſtimmen wurden ein bißchen heiſerer, als die Nachricht kam von den Rüſtungen in Rußland. Väterchen hatte nämlich, während es dem Deutſchen Kaiſer mit weinerlich-ſüßem Geſicht von treuer Friedensliebe ſprach, die Arme hinter dem Rücken gehalten und emſig Meſſer gewetzt. Hierauf ſagte der Deutſche Kaiſer, er verſtehe es ſchon! — Nun wiſſen wir, um was es geht.

Jetzt iſt jeder von uns Soldat. Jeder leiſte ruhig und mit ſeiner Kraft, was er leiſten kann, im Vertrauen auf ſich und auf das Ganze. Es geht um's Höchſte, was wir auf dieſer Erde haben. Meine Zuverſicht deutet Hamerlings Ausſpruch dahin: Groß iſt die Zeit und gewaltig. Wohl uns, wenn unſere Herzen rein ſind, ſo werden im rieſigen Kampfe wir beſtehen!

Am 4. Auguſt.

Zu Rußland haben ſich Frankreich, Belgien und England als Feinde des Deutſchen Reiches geſellt. — Dazu ſagte der König von Bayern: „Ein weiterer Grund für die Deutſchen, ſich auf das innigſte zuſammenzuſchließen.“ — Es iſt nichts beizuſetzen.

Am 5. Auguſt.

Seit dieſer beiſpielloſen Kriegserklärung iſt in unſerm Dorfe — und wohl überall im Lande — die Begeiſterung womöglich noch geſtiegen. Der Krieg wird immer erhabener.

Nun iſt es ruhig. Heute ſteht die Weltgeſchichte ſtill. Es bleibt die Poſt aus. Die Leute ſagen: Gut iſt's, höher kann's kaum mehr gehen. Nach den bangen Tagen der Ungewißheit atmet man freier auf. Man kann wieder lachen.

Am 6. Auguſt.

Plötzlich erhob ſich das Gerücht, von Paris ſei ein Automobil auf dem Wege, um drei Milliarden Franken nach

Rußland zu bringen. Durch unſer Tal müſſe es kommen und die Ortſchaften wären behördlich aufgefordert es anzuhalten. Und richtig wurde einem Dorfe telegraphiſch angezeigt, daß ein verdächtiges Auto komme. Sogleich ſtellte die Dorfmiliz ſich mit Säbel und Revolver an die Straße, fing den Wagen ab und verlangte von den Inſaſſen Legitimation. Die Reiſenden wieſen ſich aus als — Beamte unſeres Kriegsminiſteriums. Sie lobten die Wachſamkeit des Landes. Die Dorfmiliz war ſtolz auf die Anerkennung, aber die drei Milliarden wären ihr noch lieber geweſen.

Am 7. Auguſt.

Eine Geſchäftsfrau in Graz war auf dem Wege zur Militärbehörde, um ihren einberufenen Mann loszubitten, der daheim beim Geſchäft „gar ſo hart abgeht“. Als die Frau über den Stadtpark ging, ſchlug es zwölf Uhr und da dachte ſie: jetzt wird die Lieſel gleich Zwölf läuten. Die Lieſel, ſo nennt das Volk die große Glocke auf dem Schloßbergturm, die täglich dreimal zum Gebet geläutet wird. Aber heute ſchwieg ſie. „Warum tut's denn heut nit läuten?“ fragte die Geſchäftsfrau eine ihr begegnende Bekannte. Dieſe antwortete: „Weil der Türmer nit daheim iſt?“ — „Nit daheim? Ja, darf der Locherl gleich ſo fortgehen? Seit hundert Jahren iſt geläutet worden und jetzt auf einmal davonlaufen?“ — „Der Türmer iſt einberufen worden“, ſagte die Bekannte.

Da kam die Geſchäftsfrau ins Nachdenken: „Wenn ſogar die Lieſel ihren Mann jetzt hat vergeben müſſen, ſo kann ich auch nichts machen.“ Und kehrte um.

Außer dem Napoleon iſt es in Europa keinem paſſiert, daß alle Reiche und Staaten zu gleicher Zeit ihn bekriegt haben. Nur das deutſche Volk wird der Ehre teilhaftig, wie der große Welteroberer gefürchtet zu werden. Was hat dieſes deutſche Volk denn getan, daß es die Welt in eine ſolche Angſt verſetzte?

Es hatte ſich geeinigt.

Wenn das einen allein träfe! Wenn es gerade nur dich träfe, Freund, daß man dir deine Söhne wegnähme, den Wirtſchaftsverkehr ſtöre, den Erwerb unmöglich mache, ſo daß du völlig verarmen müßteſt — es wäre kaum zu ertragen. Wenn dasſelbe Schickſal aber jeden trifft, wie in Kriegszeiten, wie ganz anders iſt das, faſt beruhigend für den einzelnen, ohne daß Schadenfreude mit im Spiel zu ſein braucht. Der Menſch iſt nun einmal ſo, und ein ſteieriſcher Poet ſingt:

A Freud, dä wird größer,
Wann zwoa ſein zan gfreun,
Und a Leid, däs wird kleaner,
Wann mehr ſein zan leidn.

Am 13. Auguſt.

Ich habe die langen Eiſenbahnzüge nicht gezählt, die vollgepfropft mit Soldaten, Woche an Woche vorüberfuhren an unſerem Dorfe — teils nach Süden, teils nach Norden. Und wenn auch Strecken nach Oſten und nach Weſten geweſen wären, jede hätte einem anderen Feinde entgegengeführt. Montenegro, Serbien, Rußland, England, Frankreich ſtehen auf Kriegsfuß mit Öſterreich und Deutſchland. Mit dieſem auch noch Belgien. Italien hat noch nichts geſagt, auf welcher Seite es ſtehen wolle.

In den Tagen vor Kriegsanfang fuhren die langgeſtreckten Schnellzüge, um die Sommerfriſchler nach Wien zu bringen. Eine Flucht, die ich zwar nicht begreifen konnte. Und nun die Mobiliſierungszüge.

Das halbe Dorf iſt faſt den ganzen Tag auf dem Bahnhofe, um die Soldaten mit Brot, Obſt, Milch, Kaffee, Zigaretten und Blumen, aber auch mit Wäſche, Strümpfen uſw. zu begrüßen. Mancher von der Mannſchaft frägt aus ſeinem Frachtwagen heraus, ob wir denn nicht wüßten, wohin ſie fahren? Denn daß es bei den wenigſten nach Serbien geht, das wird klar. Alles hat es vor allem auf die Serben ſcharf. Gegen die Ruſſen, Franzoſen und Engländer werden ſie erſt heiß, nachdem ſie erfahren, daß dieſe Leute das Deutſche Reich heimtückiſch überrumpeln wollten.

Viel tſchechiſche Mannſchaft fährt vorüber. Die Deutſchen rufen ihnen Nazdar! zu und ſie den Deutſchen Heil! Viele ſpringen, die paar Minuten Aufenthalt benützend, zum nahen Bächlein hinab, waſchen ſich das verſtaubte und verſchweißte Geſicht, dann ſingen und jauchzen ſie oder rauchen behaglich ihre Zigaretten. Man kann keine glücklicheren Menſchen ſehen, als die ſind, die hier den Rieſenſchlachten entgegenziehen! Sie wiſſen es wohl und ſind doch luſtig. „Für Kaiſer und Vaterland!“ Dieſer Ruf weckt alle Seelen, die kleinen wie die großen.

Am 14. Auguſt.

Seit drei Wochen elf Kriegserklärungen. Ein ſolches Gedränge von Geſandten war — wie ein Berliner Witzblatt berichtet — zeitweiſe im deutſchen Regierungsgebäude, daß am Eingange der Beſcheid angeſchlagen werden mußte: „Kriegserklärungen ſind beim Portier abzugeben!“ Man wird's gewöhnt. Wenn einmal ein paar Tage keine Kriegserklärung kommt, frägt man ſich verwundert: Was iſt denn los, daß nichts los iſt? Nun iſt ſchon bald niemand mehr da, der uns den Krieg erklären könnte. Gut, dann kann ſich auch niemand mehr dreinmiſchen. Es gibt keine „Mächte“

mehr, die den „status quo“ herſtellen könnten. Überall Krieg. — Das iſt das europäiſche Gleichgewicht.

Unter der Dorflinde reden zwei Männer über den Krieg. „Das verſteh' ich nit“, ſagte der eine, ein Bauer, „da heißt's alleweil, wir wollen Frieden haben, aber die andern geben keine Ruh'. Ja, haben denn nit wir den Serben, Ruſſen, und Franzoſen den Krieg erklärt?!“ — „Nachbar“, entgegnete der andere, „ſtell' dir juſt einmal vor: Du ſitzeſt friedlich auf deinem Hof. Da kommen nach und nach ſo allerlei fremde Leut' daher und umſchleichen das Haus. Du fragſt freundlich hinaus, was ſie wollen? Sie geben keine Antwort. Sie kommen von oben und unten und rotten ſich immer mehr zuſammen und haben allerhand Waffenzeug bei ſich. Endlich huſchen ſie ganz heran, ſpähen frech zu den Fenſtern herein und rütteln an den Gittern. Wirſt du jetzt nicht deine Knechte rufen, die Hausflinte von der Wand reißen und zum Tor hinausſchreien: Abfahren, verfluchtes Geſindel! Sonſt ſchieß' ich!“ — „Saggra!“ knurrte der Bauer, „däs tat ih ſcho!“ — „Siehſt du! Frieden willſt du haben und mußt doch den Krieg erklären!“

Am 15. Auguſt.

Dieſer Krieg unterſcheidet ſich in vielem von den früheren. Es fiel gleich auf, daß die abberufenen Geſandten ihres Lebens nicht ſicher waren, daß man die Geſandtſchaftsgebäude zerſtörte, daß man Angehörige feindlicher Staaten auf ihrer Heimreiſe mit Grauſamkeiten verfolgte, daß man ſich überhaupt nicht mehr ums Völkerrecht kümmerte. Natürlich, wenn alle Staaten auf dem Kriegsfuß ſtehen, wenn kein Mächtiger neutral iſt, wer ſoll das Völkerrecht denn aufrecht halten? Es iſt jedes Land Partei, Übeltäter, Ankläger, Angeklagter, aber es iſt kein Richter. Es ſind nicht bloß Diplomatenkriege, es ſind Volkskriege. Aber woher kommt denn der ungeheuere Haß der Völker gegeneinander? Woher kommt er denn in dieſer Zeit des internationalen Verkehrs, der gegenſeitigen Handelsintereſſen, der allgemeinen Reiſeluſt, der kosmopolitiſchen Wiſſenſchaft, Technik, Kunſt, des allgemeinen Angewieſenſeins der Völker aufeinander? Will ſich doch kein Volk mehr abſchließen, daß es mit ſich ſelber, mit ſeiner eigenen Arbeit, mit ſeinen eigenen Erzeugniſſen Genüge hätte, wie einſt, und daß es in einem gewiſſen idylliſchen Frieden leben könnte. Ein Volk braucht jetzt das andere und haßt es. Eine internationale Kultur iſt immer darauf aus, die Völker zu verbinden, ſie möglichſt gleich zu machen — und der Haß wird immer größer. Die Leute begegnen ſich auf ihren Weltwegen und erfahren, daß es in jedem Volke gute Menſchen gibt, ſie verkehren höflich miteinander, knüpfen freundſchaftliche Beziehungen an — und doch haſſen ſich die Völker mit diaboliſchem Haſſe und ſchwören einander Vernichtung. Was iſt denn das? Wo ſteckt der Teufel?

In jedem einzelnen.

Am 16. Auguſt.

Dieſe Tage ſind plötzlich ſtill wie ein Karfreitag. Die durchfahrenden Militärzüge haben faſt aufgehört. Auf den Straßen ſieht man kaum ein Automobil. Die Gerüchte, die bisher Ungeheuerliches verbreiteten, ſind verſtummt oder man horcht nur mit halbem Ohr auf ſie hin. Die Zeitungen wiederholen erläuternd die erſten Siegesberichte und ſind peinlich beſtrebt, alles Beunruhigende fernzuhalten; ſie haben in ihren Spalten unbedruckte Stellen. Da hat die Zenſur geſtrichen. Zwei Wochen ſchon wiſſen wir unſere Südarmee an den Grenzen Serbiens — und man hört nichts. Unſere Nordarmee ſteht in Galizien, ſoll zum Teil in Ruſſiſch-Polen eingezogen ſein, aber man weiß nichts Rechtes. Das deutſche Weſtheer iſt durch Belgien in Frankreich eingedrungen, bei um Sieg. Aber dreimal jeden Tag bete ich, daß der Herrgott in dieſem Kampfe uns vor Unrechttun behüten möge.“

Am 20. Auguſt.

Heute iſt Papſt Pius X. geſtorben.

Dieſe Perſönlichkeit hatte für mich immer etwas tief Rührendes. Die einfältige Frömmigkeit, die Güte! Wie bemitleidete ich den alten Sarto, als er von ſeiner venetianiſchen Patriarchenidylle herausgeriſſen wurde und in die politiſche Welt geworfen, von der er nichts verſtand, die eine kindlich reine Natur nie begreifen kann. Weinend hatte er gebeten, ihn wieder zurückkehren zu laſſen in ſeine nördliche Heimat — aber er war verurteilt zu lebenslänglicher Gefangenſchaft im Vatikan. Da wurde ſein Ruf laut: Hin zu Chriſtus! Dieſen Weg nahm er durch die Kirche und darin blieb er ſtecken. Er wollte — wenn wir ihn recht verſtanden — die Menſchheit in Chriſtus erneuern. Dann aber hätte Papſt Pius die Grenzen der Kirche anſtatt ſie zu verengern erweitern müſſen.

Als Pius allmählich geſehen, wie es mit dem kirchlichen Leben ſtand in der Welt, da konnte er hart werden und er befolgte die Grundſätze ſeines ſpaniſchen Ratgebers. Strenge Satzungen warf er über den Klerus. Und ſolche Prieſter, die zu Chriſtus auf einfacherem, natürlicherem Wege gelangen wollten, die ſogenannten Moderniſten, ſetzte er beinahe der Verfolgung aus. Das tat der milde Papſt, deſſen erſter Ruf geweſen: Hin zu Chriſtus! — Anderſeits wollten ihn ſeine Ratgeber ſelbſt moderniſieren: Er ſolle die Feiertage abbringen. Und da geſchah etwas Seltſames. Die Welt, die immer über die vielen katholiſchen Feiertage geklagt hatte, nahm die päpſtliche Verordnung nicht an, die Feiertage beſtehen wie vor und eh.

So war ſein Amt nicht ganz einheitlich mit ſeiner Natur, daher das Walten Pius des Zehnten nicht immer glücklich. Und doch war er perſönlich wahrſcheinlich der echteſte Chriſt, der frömmſte Papſt ſeit langer Zeit. Ein Vermögen von 10000 Liren hatte er ſich erſpart. Das vermachte er ſeiner Schweſter, ſtellte es aber ſeinem Nachfolger anheim, ob es ihr gebühre oder ob der Betrag nicht doch etwa auch der Kirche zuzufallen habe. Es iſt das Vermögen eines halbwegs gutgeſtellten Landpfarrers. Pius war in ſeiner ganzen Lebensführung der Landpfarrer geblieben, der er einmal geweſen.

Er fühlte ſich durch ſeine kirchliche Würde nicht als der fürſtliche Herr, ſondern als ſchlichter Menſch unter Menſchen, immer von ganzer Seele beſtrebt, den katholiſchen Völkern zu geben, was ſie nach ſeiner Meinung bedurften, um in Frieden und Wohlwollen zu leben auch mit anderen Bekennern. Nicht ſeiner Perſönlichkeit kann es entſprungen ſein, was da Verwirrung und Unmut angerichtet hat, ſelbſt bei Katholiken. — Als nun die Völker wahnſinnig wurden, war ſein heißes Bemühen, zu vermitteln, zu verſöhnen, die drohenden Greuel abzuwenden. — Es war vergeblich, der Greis brach zuſammen.

Am 22. Auguſt.

Neuerdings fahren durch unſer Tal endlos lange Militärzüge, einige ſüdwärts, viele, ſehr viele nordwärts. Die Soldaten, Deutſche, Ungarn, Italiener, Slawen, ſingen und jauchzen. In Serbien, heißt es, „ſoll nicht mehr allzuviel zu tun ſein.“ — Für das Publikum verkehren zwiſchen Wien und Graz täglich zwei Perſonenzüge. In Friedenszeit gab es deren ein paar Dutzend. Eine Eiſenbahnfahrt von Wien bis Graz dauert jetzt 14 Stunden. Der Schnellzug iſt ſonſt in 4 Stunden gefahren. Der Frachtenverkehr iſt eingeſtellt, der Poſtverkehr ganz vermindert. Heute kom men Briefe aus Deutſchland an, die Ende Juli dort abgegangen waren. Die Tageszeitungen und Zeitſchriften blieben aus.

Es wird ſchon bald ſo, wie es vor einem Jahrhundert war — ſo ferne ein Land dem andern.

Am 23. Auguſt.

Wenn man auf den Straßen der Stadt ſchreitet und durch die großen Scheiben hineinſchaut in die Gaſt- und Kaffeehäuſer — wie viel müßige Leute! Geſunde, kräftige Menſchen trinken, rauchen, plaudern von nichtigen Dingen oder treiben Allotria, höchſtens daß ſie politiſieren, ſchimpfen und in den Zeitungen leſen von der beiſpielloſen Gefahr! Und drücken ſich.

Was ſieht man auf dem Lande. Alte Leute ſagen, ſie hätten ſchon manchen Krieg erlebt, aber ſo gerne, ja freudig wären die Gerufenen noch nie zur Armee eingerückt als diesmal. Mancher heimgeſchickte Burſche iſt voller Unmut und ſchämt ſich, nicht mittun zu dürfen.

Am 24. Auguſt.

Die Heere ſtehen an den Grenzen von Frankreich, Rußland und Serbien. Belgien haben die Deutſchen faſt unverſehens erobert.

Zwiſchen Rußland und Deutſchland will ſich das polniſche Königreich wieder erheben. An den Grenzen gibt's Gefechte, während ſich von allen Seiten die Truppen zuſammenziehen.

Serbien muß einſtweilen etwas zurückgeſtellt werden. Darüber wird es ſich gar nicht kränken, ſo vordrängeriſch es auch ſonſt iſt. Wir haben jetzt nicht Zeit.

Von Montenegro ſagt man, es mache Ausfälle auf fremdes Gebiet. Aber man ſollte bedenken, daß es gerade für die

Montenegriner ſchwierig iſt, bei ihren Feldübungen nicht manchmal unverſehens über die Grenze zu treten.

Am 25. Auguſt.

Was auf dem Lande ſo geſprochen wird. Der Bauer und der Handwerker und der Waldarbeiter, ſie politiſieren gerade ſo geſcheit wie die Stadtleute. Aber manchmal klüger.

Von den Franzoſen, ſagt einer, könne man es vielleicht am eheſten begreifen, daß ſie über uns herfallen. Die wollen halt was zurückhaben, was ſie glauben, daß es ihnen gehört. Alle anderen ſind Schurken!

„Das Wort iſt zu ſtark“, entgegnete ein anderer, „wahnſinnig ſind ſie geworden, vor Habgier und Neid wahnſinnig“.

„Ich hab zwei Söhne und drei Enkel bei den Soldaten!“ rühmt ſich ein weißlockiger Greis, „das iſt ſo, als ob ich ſelber fünfmal dabei wär!“

„Der Deutſche Kaiſer hat ſechs Buben, alle ſind beim Militär, und er ſelber geht auch mit.“

Am 26. Auguſt.

Nachricht von einem großen Sieg der Deutſchen gegen die Franzoſen bei Metz. Über 10000 Gefangene. Flucht des Feindes.

Am 27. Auguſt.

Nachricht von einem Siege der Öſterreicher gegen die Ruſſen in Ruſſiſch-Polen. Über 3000 Gefangene. Flucht des Feindes.

Die Gegner geben dieſe Siege zu, beſchimpfen aber die Siegenden. Das iſt begreiflich. Warum jedoch auch ſo manches unſerer Blätter den unterliegenden Feind jetzt noch beſchimpft? Dem Sieger ſteht es an, großmütig zu ſein.

Aufrechtſtehend iſt der gegneriſche Soldat ein Feind, zu Boden liegend iſt er ein Menſch.

Am 2. September.

Seit einer Woche ſchreiben die Zeitungen von einer Rieſenſchlacht bei Lemberg, von einer Millionenſchlacht, von der größten Schlacht, ſo die Welt je geſehen. Von der Entſcheidungsſchlacht über unſer Sein oder Nichtſein. Da horcht man hin. Hört aber immer nur vom ſiegreichen linken Flügel. Mit einem Flügel kann der Adler aber nicht fliegen. Was iſt's mit dem zweiten? Iſt ein Unglück geſchehen? Sooft vom „ſiegreichen linken Flügel“ die Rede iſt, muß ich an den rechten nicht ſiegreichen denken. Es gibt Diskretionen, die mehr verraten, als ſie zu verſchweigen haben. Der „ſiegreiche linke Flügel“ ſeit acht Tagen ſtachelt die Phantaſie auf — man ſieht eine Kataſtrophe, wo vielleicht nur ein augenblickliches taktiſches Zurückweichen ſtattfand.

Bisher waren immer nur Siegesnachrichten, von Süden, von Weſten und von Norden. Mitten in der heißeſten Freude wurde mir bange. Wie iſt es möglich, daß ein ſolcher Krieg ohne Unfälle vor ſich geht? Man verſchweigt was. Daß man das Volk nicht entmutigen darf, das verſtehe ich ſchon. Aber wenn unſere Soldaten auf dem Felde ſo viel Mut haben müſſen, um auch Niederlagen ertragen zu können, ſo werden wir Daheimbleibenden doch auch ſo viel Kraft haben, um der Botſchaft zu ſtehen. Wir ſind nicht Franzoſen, denen man die ſchwerſten Niederlagen zu ſchönen Siegen umdichten muß. Wir ſind Leute, die Wahrheit vertragen können.

Die Deutſchen ſtehen vor Paris. Die Ruſſen wahrſcheinlich vor Lemberg.

Am 1. September.

Benedikt XV. heißt der neue Papſt. Unter dem Kanonenkrachen iſt er auf den Thron geſtiegen, der Fürſt des Friedens. Benedikt — der Geſegnete! Und hoffentlich auch der Segnende. Europa verſinkt in einem Meere von Fluch. Wenn es noch einmal an die Oberfläche kommt, wird es des Segens ſehr bedürftig ſein.

Am 5. September.

Peinvoll, peinvoll! Eine wochenlange ungeheuere Menſchenſchlacht im Geiſte mit anſehen zu müſſen, ſo viele liebe Leute dabei zu wiſſen und nichts mittun zu können. Die Soldaten kämpfen, wir leiden. Wir leiden mehr als ſie. Sonſt, wenn man von einer Schlacht hörte, war ſie vorüber. Wir müſſen dieſes Rieſenringen, die größte Schlacht der Weltgeſchichte, wie es heißt, geradezu perſönlich mitmachen. Bisher ſchon zehn Tage lang in einer Spannung zum Brechen. Der Atem der Menſchheit ſteht ſtill. Heißt es doch, dieſe Schlacht brächte die Entſcheidung für Europa. Aber endlich iſt man nicht allein Politiker, Öſterreicher, Deutſcher, man iſt bisweilen nebenbei doch auch ein wenig Menſch. Und da denkt man nicht mehr an Landesgrenzen, ſondern nur noch an die Hingeſchlachteten — darunter die Beſten des Volkes, der Völker. Die Beſſeren müſſen den anderen das Land beſchützen, die Starken für die Schwachen ſterben... Und ſo etwas nennt Darwin „natürliche Zuchtwahl“ oder Nietzſche „Sieg des Herren-Menſchen“. —

Solche Gedanken kommen beim Müßiggang. Der Held im Felde denkt nichts als: In Gottes Namen, drauf los!

Am 6. September.

Provinzblätter brachten geſtern Nachricht, daß Lemberg geräumt worden ſei. Die großen Wiener Blätter brachten geſtern dieſe Botſchaft nicht und bringen ſie heute nicht. Hingegen wiederholen ſie alte Siegesnachrichten ein drittes oder viertes Mal. Das iſt nicht aufrichtig. Wie ſoll man den Siegesnachrichten Glauben ſchenken können, wenn Mißerfolge verſchwiegen werden? Oder iſt das Großſtadtvolk ſo herzensſchwach, daß es herbe Botſchaften nicht ertragen kann? Wer ſo laut nach Krieg ruft, muß auch wiſſen, was Krieg iſt.

Am 10. September.

Den zwei Rieſenſchlachten, die geſchlagen werden bei Lemberg und vor Paris, wollte ich entfliehen. Von den Telegraphen- und Telephonſträngen hinweg durch ſtruppiges Lärchendickicht grub ich mich, daß die Zweige mir von der Seele das Blut ſcheuern ſollten, von dem ich mich beſpritzt fühlte. Weiterhin über die Matten gab's keinen Krieg mehr. Rinder graſten friedlich, und wo einmal wegen eines fetten Grasſchopfes zwei Ochſen gegeneinander mit den Hörnern gaukelten, geſchah es in einer halb ſcherzhaften Weiſe. Was iſt doch das liebe Vieh für ein geſittetes Volk! Weiterhin vor Bauernhütten ſpielten Kinder Krieg, gingen wütend aufeinander los mit hölzernen Schwertern, aber wer hinpurzelte auf den weichen Raſen, der tat es dem „Gegner“ zu Gefallen. Die Mädels beteiligten ſich nicht am Kampf, ſondern pflückten Herbſtblumen und brachten ſie mir, ſteckten ſie mir an die Bruſt und auf den Hut. — In dem Augenblick vergaß ich, was da vorgehen mochte in Galizien, in Frankreich und anderswo. — Noch weiter oben in den Schatten eines Kirſchbaumes legte ich mich hin, um den Schlaf zu erwarten, der mich in den Nächten flieht. Zögernd kam er, um mich meuchlings mit den grauſigſten Schlachtbildern zu zerfleiſchen. Wohin, o ſchreckliche Welt, ſoll man fliehen, um Frieden zu finden? — Zu den Kleinen kehrte ich zurück und half ihnen, am Wege aus weißen Steinchen Häuſer bauen, und riß Haſelzweige ab, um ſie an den Häuſern aufzupflanzen. Und pflanzte mit grünen Zweigen eine Allee. Und an deren Ende baute ich einen grünen Bogen über den kleinen Weg, um den Kommenden, den Einziehenden würdig zu empfangen. „Kinder, rufet Heil und Freude! Der Friede kommt!“

Aber wer da kam, war ein Landwehrmann mit beſpießtem Gewehr. „Was ſind das für Dummheiten! Den Weg frei!“ rief er und zerſtörte unſere junge Anſiedlung mit einigen Fußtritten.

Am 14. September.

Man iſt freudig erſtaunt darüber, daß auch unſere Sozialdemokraten voll glühender Begeiſterung mit in dieſen Krieg ziehen. Freudig bin auch ich darüber, aber nicht erſtaunt. Dieſe freiheitlichſte unſerer Parteien ſoll ſich nicht wehren wollen, wenn uns die Ruſſen die Schlinge um den Hals werfen möchten? Dieſe Gleichmacher ſollen nicht den gewaltigen Kampf mitringen wollen, der alle gleich macht, wo in der Front der Bauer neben dem Millionär, der Arbeiter neben dem Baron ſteht, wo der Fürſt ſich ſo gut dem Feuer ausſetzt wie der gewöhnliche Soldat? — Sozialer im Sinne der Sozialdemokraten kann's ja gar nirgends hergehen als auf dem Schlachtfelde. — Daß ſie grundſätzlich gegen den Krieg ſind, der vermieden werden kann, das verſteht ſich doch. Um ſo feuriger ziehen ſie in den Krieg, der nicht vermieden werden kann. Und der ihnen Gelegenheit gibt, Vorzüge, Tugenden zu zeigen, die man ihnen ſonſt gerne abgeſtritten hat. Für die Sozialdemokraten iſt dieſer Krieg ſchon vorwegs ein gewonnener Feldzug. Sie gewinnen einmal ſo recht ihr Vaterland, das ſie fürderhin mit aller Hochachtung zu ſeinen treuen Söhnen zählen wird.

Am 15. September.

„Der Verräterzug geht um 5 Uhr 8 Minuten.“ Er ſtand wirklich ſchon wie in der Fahrordnung. Natürlich lief das ganze Dorf auf den Bahnhof, um die Oſtgalizier zu ſehen, die dem Feind ihr Vaterland verraten hatten und Rieſenſchlachten für Oſterreich verhängnisvoll machen wollten. Ich ging dieſe Leute nicht anſchauen, ließ mir aber erzählen, daß ganze Züge davon voll ſeien: Krämer, Eiſenbahnbeamte, Bauern, Popen, Weiber wie Männer. Viele kraß markante Geſichter mit dem Gemiſch von teufliſchem Haß und grinſender Kriecherei. Andere ſtarren ſtumpf und blöde vor ſich hin. Unſer Volk, das früher die durchziehenden Soldaten mit Jubel und Spenden überhäuft hat, ſteht dieſen widerwärtigen, grauenhaften Erſcheinungen mit Beſtürzung und ſchweigendem Zorne gegenüber. Die Schurken aus dem Oſten! Ob ſie es ahnen, was ſie erwartet? — Mit Licht und Rauch hätten ſie dem Feinde Zeichen gegeben von der Stellung und Bewegung unſerer Truppen. Angezündete Heuhaufen, beſchnitzte Baumrinden, die in den Bächen rannen, Fahnen und Heiligenbilder bei Wallfahrerſcharen und dergleichen mußten Verſtändigungszeichen ſein. Eiſenbahnbeamte ſollen Zuſammenſtöße beſorgt, Popen durch Läuten der Kirchenglocken Signale gegeben haben. — Erzählt wird ſo; man kann's nicht glauben, daß ſie dieſes wohlwollende duldſame Oſterreich gegen die ruſſiſche Kette und Knute vertauſchen wollten. Aber wenn man den Gerüchten auch nicht glauben will, ſie klammern ſich einem ins Gehirn.

Jemand nahm ſich ihrer an und ſagte zu mir, die Tiroler Bauern im Jahre 1809 hätten es ja auch ſo gemacht zueinander mit geheimen Fernzeichen, und ich hätte ſie doch in einem Roman verherrlicht. So. Alſo, das wäre kein Unterſchied, ob einer ſein Heimatland gegen Beſtechung dem Feind verrät, oder ob er ſeinen Heimatsgenoſſen Wahrzeichen im Kampfe gibt gegen den Feind! — Herr Schaffner, laſſen Sie dieſen „Jemand" in den Zug ſteigen, er gehört zu der oſtgaliziſchen Reiſegeſellſchaft!

Am 18. September.

Ein junger, oberſteiriſcher Volksſchullehrer, ſeit kurzem verheiratet, hatte auch fort müſſen gegen Rußland. Nachdem ſeine Frau wochenlang nichts von ihm gehört, kam die Nachricht, er ſei bei der Schlacht an der Hand verwundet worden, tagelang unaufgefunden im Freien liegen geblieben, dann in ein Barackenſpital gebracht worden, wo ihm wegen Vergiftungserſcheinungen der Arm abgenommen werden mußte. Geneſung ſei kaum zu erwarten. — Die junge Frau entſchloß ſich raſch und reiſte unter unſäglichen Beſchwerden zwei Tage und zwei Nächte lang und allein ins Feindesland. Sie hat ihren Mann endlich gefunden. Als er ſein Weib ſo wie einen Engel Gottes an ſeinem Bette ſtehen ſah, leuchtete ſein brechendes Auge noch einmal auf in Freude und Glück. Dann ſagte er noch: „Grüße mir unſer Kinderl!" — Dann kam ein Fieberanfall und die letzte Umnachtung.

Am 22. September.

Das, was wir jetzt ſehen, iſt nicht das natürliche Antlitz der Menſchheit. Es iſt eine durch Fieberwahnſinn entſtellte Fratze. Das, was jetzt die Völker verüben, darf man ihnen dann, wenn Friede geworden iſt, kaum übler aufmeſſen, als dem Geneſenen, der in Wahnſinnsraſerei Untaten begangen hatte. Was man den Völkern zum Vorwurfe machen kann, iſt, daß ſie ſich zu ſchlecht gehütet hatten vor der Erkrankung. Sie hätten ja aus Erfahrung wiſſen ſollen, wohin es führt, wenn man ſich heißhungrig den Magen überladet mit Dingen, die nicht zu verdauen ſind, wenn man ſich immer mehr erkältet in der Menſchenliebe, verhärtet im Egoismus, im gegenſeitigen Mißtrauen, und ſich erhitzt in Beſchimpfungen und Haßbezeigungen, wenn man ſich anſtecken läßt von fremder Niedertracht, ſo daß man heute das ſelbſt tut, was man geſtern an den Gegnern ſo leidenſchaftlich verurteilt hat.

Alſo tröſten möchte ich mit dem Hinweis, daß die jetzigen Ereigniſſe nur die Erſcheinung einer ſchweren, ſchweren Krankheit ſind. Wenn die Fieberanfälle vorüber ſind, werden wir uns ſehr ſchwach fühlen. Dann wird es Zeit ſein, zur Beſinnung zu kommen und ſich zu hüten vor ſo ungeheuerlichen Rückfällen. Frieden, Rückſicht und Wohlwollen unter den Völkern iſt der geſunde Zuſtand, der allein es lohnt und rechtfertigt, daß man überhaupt exiſtiert.

Nein, das was wir jetzt ſehen, iſt das natürliche Antlitz der Menſchheit nicht.

Am 24. September.

Nach den Verräterzügen aus Galizien kommen nun die Eiſenbahnzüge der Flüchtlinge, fliehend vor dem Meere der Hunnen in das ſtillere, deutſche Alpenland herein. Unzählige elende, ſchmutzige, abgehärmte Geſtalten, voll Angſt und Hunger. All dieſe Eiſenbahnzüge aus Galizien werden umſchwirrt von ungeheuerlichen Gerüchten, die ſo unerhört ſind, daß man ſie nicht einmal als Gerüchte aufſchreiben mag. Auch iſt amtlich ein dichter Schleier darüber geworfen. Immer noch Züge voll Verräter. Was ſoll das ſein? Was iſt da geweſen? Wie iſt es möglich, daß jahrelang eine ſo große ausgedehnte Organiſation heimlich die Grundfeſten des Reiches untergraben konnte! Einmal wird wohl alles klar werden, was wir heute ahnen und nicht glauben, ſehen und nicht verſtehen. Das kriegeriſche Ringen um Galizien, das jetzt beginnt, iſt nicht ſo grauenhaft, als der unerläßliche Würgekampf mit den Mächten des Verrates.

„Weil unſere Landsleute uns verraten haben!“ klagen die Flüchtlinge, die jetzt das Heimatland und alles, was ſie hatten, verlaſſen mußten und ſo plötzlich in ein fremdes Land als Bettler geworfen werden.

Am 26. September.

Wenn ich in den Straßen der Stadt durch die Spiegelſcheiben ſehe, daß die Kaffeehäuſer ſtets den ganzen Nachmittag voll ſchöner, fein aufgeputzter Damen ſind, die Zigaretten rauchen und flirten und nebenbei hochpatriotiſche Geſpräche führen, da wird mir warm hinterm Bruſtfleck und es regt ſich ein heißer Wunſch, ein ſüßes Verlangen: Wenn wir ein Damenkorps hätten, um die holden Nichtstuerinnen gegen die Ruſſen zu beſchäftigen! Es iſt ja zu beſcheiden von dieſen Damen, die ſich ſo tapfer alle Männerrechte und Sitten vorwegs aneignen, daß ſie juſt auf das größte und ſchönſte Mannesrecht ſo willig verzichten. Sie müßten doch die prächtigſten Soldaten ſein, denn vor Weibern ſolcher Art laufen alle Männer davon.

Dem Lord Kitchener, der nicht weiß, woher Männer für ein Landheer nehmen, gibt ein wackerer Sachſe den Rat, die engliſchen Frauenrechtlerinnen, Souffragetten, zu rekrutieren. Man würde damit der Schwefelbande auf einmal los.

„Zudem wär's den braven Deutſchen
Einerlei gewiß,
Ob ſie einen Miſter peitſchen,
Oder eine Miß.“

Am 27. September.

Einem ſiebzigjährigen Arbeiter hatte es in der Fabrik die Finger der rechten Hand weggeriſſen. Ganz aufgeräumt, wie der Mann immer war, kam er zum Arzt: „Sehn S, das ſcheniert mich a biſſel, werden einbinden müſſen, ſunſt verſaut ma s ganze Gwand.“ Es war keine leichte Arbeit, einer der Helfer wurde dabei ohnmächtig. „Tut s Ihna denn weh?“ fragte ihn der Verwundete. Für den eigenen Schmerz hatte er nicht ein Wort. „Biſſel bremſeln, is ja gar nix.“

Was ſolche Leute für Vorteile haben! Sie ſpüren kein eigenes Leid und ſie ſpüren kein fremdes. Kein Selbſtleid für ſich, kein Mitleid mit anderen. Solche Leute haben's gut. — Iſt es ſo?

Als er verbunden und ſomit die rechte Hand unbrauchbar war, fuhr er mit der linken in die Taſche und brachte eine recht beträchtliche Gabe zum Vorſchein „für verwundete Soldaten. Aber nit in die Zeitung drucken, das tät ma weh ...“

Am 6. Oktober.

Das deutſche Volk feiert ſchon Sieg. Nicht den politiſchen noch, der kocht eben im Blute und wir wiſſen nicht, wann er gar wird; ſondern den größeren Das glorreiche Wiedererwachen der deutſchen Seele. — In den letzten dreißig Jahren habe ich recht oft zanken müſſen über das Erlahmen ihres Höhenfluges, über das Verſinken in Geld- und Genußgier. Das Reine, die Geſittung der Vorfahren wurde von modernen Führern abgelehnt, jede religiöſe Regung für Vertrottelung erklärt, jede Ehrerbietung vor Höherem verhöhnt, weil man ſich ſelbſt für das Höchſte hielt. Sogar Edelſtes, die Kunſt und Literatur, begann ſchon zu ſtinken. Das allein, was man mit den Sinnen anfaſſen und genießen konnte, das allein hatte Wert. Das Verzichten, das Sichopfern für den Mitmenſchen, die Güte galt für Degeneration. Der verweichlichte Ichmenſch verſank taumelnd in ſeiner Materie. — Und nun ſtand, vom wilden Pochen eines ungeheueren Feindes geweckt, dieſe Seele plötzlich auf, ging hin wie ein junger Gott und legte ihren

Leib jauchzend auf den Opfertiſch des Vaterlandes. Und jetzt waren wir's wieder. Jetzt ſtanden wir wieder in voller Jugendkraft, jedem tieſeren Glück, jeder Not gewachſen. — Jetzt mögen die Waffen entſcheiden wie Gott will, wir haben unſere Seele wieder, die unſterbliche, die kein Feind verderben kann, weil ſie jeder Angriff noch ſtärker macht. Wir haben die Kraft, wir haben die Freude. Wir werden das Land beſchützen, den Feind zurückweiſen, den Frieden erobern. Aber wir werden im Frieden nicht mehr verludern, wir werden deutſch ſein in Leben und Wirken, deutſch mit ganzer Seele.

Am 10. Oktober.

Ein fünfjähriger Knabe in meiner Nachbarſchaft betet jetzt täglich vor dem Schlafengehen ein Gebetlein: „O Himmelvater, Herr der Welt! Wir bitten für die Soldaten im Feld, im fernen Land, unter Froſt und Brand. Uns iſt beſchieden der Heimat heiliger Frieden; wir ruhen zur Nacht in ſtillen Betten. Die Soldaten ſtehen auf der Wacht, ſollen uns ſchützen und retten. Allmächtiger Gott, verlaſſe ſie nimmer und nie, ſchütze und rette auch ſie. Du ſandteſt ſie aus mit Waffen, die falſchen Feinde zu ſtrafen. Sie, wie wir alle ſind ſchuldlos an dieſem Krieg. Oh gib ihnen Sieg! Laſſe ſie ſchuldlos bleiben und rein. Und führe ſie uns wieder heim! Und ſchirme, o Herr, unſere Heimat auf Erden mit deiner Hand, bis wir eingehen zu dir ins ewige Vaterland. Amen.“

Am 28. Oktober.

Eine arme Frau, deren zwei Söhne im Felde ſchwer verwundet worden, beklagte ſich, daß ſo wenig Leute tröſten können. Sie ſei jetzt ganz vereinſamt auf der Welt und möchte halt manchmal mit jemandem über ihren Kummer reden. Da komme gewöhnlich ſolcher Troſt zurück: Na, nur Mut, jetzt iſt halt Krieg. Müſſen alle dran. Den Soldaten geht's ja ganz gut, hört man; manchmal biſſel im Waſſergraben liegen. Das ſchadet nix. Fürs Vaterland. Werden ſchon wieder zurückkommen. Und wenn nicht — gefallen fürs Vaterland. Ein ſchöner Tod. Ein Heldentod. Nur nicht verzagt ſein. —

So tröſten ſie. Daß das bange Herz nach ſolchem Troſt gar nicht verlangt, weil es ſich den ſelber ſagt, daß es ſich nur nach ein wenig Teilnahme und Mitleid ſehnt — ſie denken nicht daran. Die ſchwer bekümmerte Mutter ging zu meiner Frau, um ihr Herz auszuſchütten. Meine Frau ſagte gar nichts — ſie weinte mit ihr. Und dieſes gemeinſame Weinen hat der verlaſſenen Mutter wohler getan als die hochklingendſten Troſtworte.

Am 6. November.

In einer Sitzung des Roten-Kreuz-Vereins war die Frau Fleiſchermeiſterin weitaus die vornehmſte. Sie bewegte ſich in rauſchenden Seiden, war aber in Banden und Ketten gelegt. Ein ſchweres goldenes Armband und eine dreifache Goldkette um den Hals, ſo ſchmachtete ſie in der Gefangenſchaft ihrer Eitelkeit. Trotzdem ſtiftete ſie zehn Kronen für die Verwundeten mit der Bedingung, dieſe Hilfe vor allem gefangenen Franzoſen, falls welche dabei wären, zukommen zu laſſen, oder Ruſſen; in Ermanglung fremder Gäſte ſolle die Spende unſeren Soldaten zufallen. Dann entwand ſich ihrem gefühlvollen Herzen der Seufzer: „Ach dieſer Krieg! Dieſer ſchreckliche Krieg, wann wird er zu Ende ſein!“

Da erhob ein Menſch, der am untern Ende des Tiſches ſaß, ſein Haupt und ſprach: „Darf ich was ſagen, meine Gnädige? Dieſer Krieg darf noch lange nicht zu Ende ſein. Selbſt wenn die Ruſſen und Franzoſen beſiegt ſein werden, darf er nicht zu Ende ſein. Denn wir haben uns ſelbſt noch nicht beſiegt. Seiden und Gold und Hoffart und Unnatur! Nicht daß alle in Trauerkleidern gehen ſollten, aber einfache, würdige Gewandung, ſchmucklos, wie es dem Ernſte der Zeit zukommt. Mir grauſt auf der Gaſſe vor den ausgedonnerten Frauenzimmern, während daneben zerſchoſſene Krüppel einherhinken, die ihr Leben lang elend ſein werden! Ich ſehe noch frevelhaftes Übermaß im Genießen. Solange die Wirtshäuſer und Kaffeehäuſer überfüllt ſind mit Schwadroneuren und flirtendem Jungvolk, ſolange die perverſe Kunſt auf der Bühne, im Bild, in der Literatur noch ihre Maſſenverehrer und Verehrerinnen findet; ſolange für wohltätige Zwecke noch koſtſpielige Prunkfeſte veranſtaltet werden müſſen, um einiges Geld zuſammenzubringen; ſolange an den Häuſern, in den Wohnungen, in aller Welt üppiger Luxus nicht als Ekel empfunden wird; ſolange nicht wieder die deutſche Geſittung, in Leben und Liebe die deutſche Treue nicht herrſcht, ſo lange ſoll der Krieg kein Ende finden, oder wir ſind unterlegen. — Ich erwarte von dieſem Kriege nicht die Eroberung Frankreichs, die Beſiegung Englands; ich erwarte von einer tiefen Kriegsnot Umkehr und Einkehr bei uns ſelbſt. Nur der kann mit dem Kriege ſich verſöhnen, der in ihm den Erzieher ſieht.“

Dieſe Rede des Menſchen an der unteren Tiſchecke war höchſt unpaſſend; die Verſammlung ſchwieg verblüfft. Nur der Vorſitzende ſchupfte die Achſeln und ſagte: „Tſcha!“ Sonſt ſagte auch er nichts.

Am 15. November.

Aus dem Tagebuch eines ſteiriſchen Soldaten: „Am 28. September. Ich liege im Graben und ſchieße. Nicht weit neben meiner hockt einer von meinem Dörfel daheim. Der J. G., den ſoll der Teufel holen. Schon ſeit zwei

Jahren haben wir was gegeneinander. Der Agatha wegen. Schauen uns nit an. Aber jetzt die Ruſſen, ich ſpring aus dem Schützengraben und vorwärts! Handgemenge. Der J. G. iſt auch da, der ſtolperte über ein totes Pferd; hebt der Koſak ſchon den Gewehrkolben gegen ihn und eh er zuſchlagen kann, hat er mei Bajonett im Bauch. — Nachher wie es finſter wird, kommt er zu mir, der J. G., hält mir die Hand her: Gelt, ich darf dir danken! Schier heiſer ſagt er's, verdroſſen. Ich nehme an, und er ſteht noch ein Randel da, dann ſagt er: Jetzt, weil du mir das Leben haſt gerettet, meinſt wohl, daß ich dir die Agatha ſoll laſſen? — Kunnt ſchon ſein, ſag ich. Nachher, ſagt er, häſt den Ruſſen ſollen zuſchlagen laſſen. Ohne das Madel mag ich eh nit leben. —

Wenn ich das dem Roſegger erzähle, ſo macht er daraus eine Heimgartengeſchichte. Und dichtet dazu, entweder, der J. G. ſagt: Freund, weil du mir das Leben gerettet haſt, ſo laß ich dirs Madel. Oder ich ſagte: Freund J. G.! Weil das gerettete Leben ohne die Agatha für dich keinen Wert hätte, ſo ſchenk ich ſie dir dazu! — Ah na, das tun ma nit. Vor den Ruſſen ſind wir eins, vor einander ſind wir unſerer zwei.

Am 28. November.

Man ſollte die Geſchichte doch vielleicht einmal darauf hin unterſuchen, ob die Induſtrie- und Handelsvölker nicht kriegs- und eroberungsluſtiger ſind als die ackerbautreibenden? Mir ſcheint es faſt. Die erſteren brauchen für ihr Geſchäft fremde Länder; die Ackerbauer können ſich leichter begnügen mit dem, was auf ihrem Boden wächſt.

Na, dieſe Meinung, daß Bodenwirtſchaft der feſtſtändigſte und friedlichſte Beruf iſt, wird halt wieder belächelt werden. Das macht nichts. Wenn der Bauer die Kriege auch nicht anhebt, ausfechten kann er ſie ganz furios.

Am 2. Dezember.

Nachmittags Gang durch den ſchneebedeckten Stadtpark. Leichter Nebel. An den Häuſerreihen wehen in ſanften Bögen Fahnen. Es iſt der Kaiſertag. Da und dort noch ein Fräuleinpaar mit jugendlichem Begleiter; die Blechkaſſe haben ſie mit. Es iſt Soldatentag. Aber die Wege ſind ſchon einſam geworden. Still ſinkt der Abend. Da — was iſt das jetzt? Auf dem Schloßberg läutet die große Glocke! — Das iſt ſonſt nicht ihre Läutezeit. Plötzlich kracht vom Schloßberg ein Kanonenſchuß über die Stadt hin. Ein Freudenruf: *Belgrad iſt gefallen!* — Alles eilte jubelnd in die Stadt; der Park wird ganz einſam. Feierlich tönt die Glocke. — Der zweite Kanonenſchuß! Wie er ſchmetternd an die Mauern prallt und dahinrollt in den Lüften. Welch herrliche Muſik, ſo ein Knall, wenn er nicht Tod und Vernichtung ſchreit. — In Belgrad haben die Kanonen Rache geſchrien.

Und ſo haben wir's erlebt, daß zu dieſem 66. Gedächtnistage der Thronbeſteigung ein öſterreichiſcher General

Konnt dem Kaiſer wiedrum kriegen
Stadt und Feſtung Belgerad.

Am 15. Dezember.

Heute melden die Zeitungen kurz, daß unſere Truppen *Belgrad wieder geräumt haben.* —

Am 20. Dezember.

Wir Alpel-Schulbuben hatten einſt *ein Soldatenſpiel.* Nach der Schule, wenn wir auf der Matte waren, ſtellten wir uns, durch ein kleines Vorſpiel geſchieden, in zwei Reihen einander gegenüber, dazwiſchen war die Walſtatt. Jede Reihe hatte ihren Kaiſer-König, dieſe beiden ſtanden ſich gerade gegenüber. Da trat der eine vor und machte die Kriegserklärung: „Kaiſer-König Obermann, ſtell Soldaten, ſonſt biſt ſelber dran!“ — Der Geforderte blickte über ſeine Reihe und wie er den Geeigneten findet, ruft er zum Beiſpiel auf: „Johann Mosbacher, ins Feld!“ Dieſer ſpringt vor. Nun beſchaut auch der Angreifer ſeine Heeresreihe, um für den vom Gegner Geſtellten den geeigneten Kämpfer zu rufen. „Joſef Högler, ins Feld!“ — Nun ſtehen ſich beide Soldaten gegenüber, packen ſich und ringen miteinander. Wer den andern zu Boden ringt, der iſt Sieger und bringt den Beſiegten als Gefangenen in ſeine Reihe, in die er nun eingereiht wird. — Hierauf erklärt der andere Kaiſer-König den Krieg: „Kaiſer-König Obermann, ſtell Soldaten, ſonſt biſt ſelber dran!“ Und das Spiel wiederholt ſich ſo lange, bis eine der Reihen aufgerieben und in die andere eingeteilt iſt.

Wenn ich damals bei dieſem Spiele mitzutun hatte, ſo pflegte ich es wegen meiner kleberen Körperbeſchaffenheit ſo einzurichten, daß ich nicht als Soldat in Reih und Glied zu ſtehen kam, ſondern ein „Kaiſer-König“ war. Als ſolcher paſſierte mir auch einmal das Malheur, daß ich bei den Zweikämpfen alle meine Soldaten verlor, ſo daß ich nun „ſelber dran“ war. Mein fürſtlicher Gegner aber war nicht Held genug, um auch ſelber in die Front zu treten, ſondern rief: Simon Hochpichler, ins Feld!“ Da lachte alles, denn der Simon Hochpichler war ein baumſtarker Lümmel. Er ſchritt dann langſam her, doch anſtatt mich zu Boden zu legen, hob er mich mit beiden Armen himmelwärts und trug mich unter Siegesgeſchrei in ſein Lager.

In einem Winkel der eiſernen Kaſſe lehnte der Goldbarren und ſchluchzte. Ode und Dunkel im Gelaß und das Gold mußte weinen.

Da rief plötzlich die Eiſenwand der Kaſſe mit harter Stimme: „Was heulſt du, Taugenichts?“

„Weil ich ein Taugenichts bin, geworden bin im Gefängnis“, ſagte das Gold.

„Ach, du warſt es immer!“ rief das Eiſen. „Du warſt nie für etwas Rechtes zu brauchen. Nur für Tand und Hoffart.“

Das Gold erinnerte: „Ich war im ganzen Reich das einzig Beſtändige, ich trotzte den Elementen. Ich war der Herrſcher.“

Das Eiſen: „Und haſt die Menſchen verführt und verdorben.“

Gold: „Die verführt und verdorben ſein wollten. Sie haben *mich* erniedrigt, nicht ich ſie.“

Eiſen: „Heuchler! Und wie geringſchätzig haſt du ſtets hergeblickt auf mich. Obſchon in mir allein die Kraft, die Arbeit und die Wehr liegt. — Ich glaub's, daß es dich wurmt, wenn jetzt in ernſter Zeit ſich alles von dir wendet, wenn du von allen Seiten hören mußt: Gold gebe ich für Eiſen!“

Gold: „Dieſe Zeit iſt dein. Aber ich möchte ſchon auch was leiſten, wenn man mich nicht hier gefangen hielte.“

Eiſen: „Du was leiſten? Da wäre ich doch neugierig.“

Gold: „Und zeigen, daß ich ebenſo ſtark bin wie du.“

Eiſen: „Wenn du ſo ſtark biſt — verſuch's, geh' jetzt bloß einmal ins Freie. — Nicht wahr, wie ſich die Zeiten ändern! Sonſt warſt du mein Herrſcher, jetzt bin ich dein Kerkermeiſter.“

Gold: „Sage mir, Eiſen, biſt du ein edles Metall?“

Eiſen: „Das ſieht doch alle Welt.“

Gold: „So laß mich frei. Du wirſt ſehen, was ich kann.“

Eiſen: „Ich kann mir's denken. Den Krämerbuden würdeſt du zulaufen, den Spielhöhlen, den Laſterhäuſern."

Das Gold konnte eine Weile nicht ſprechen vor Kränkung. Endlich ſagte es leiſe: „Ich würde ins Feld ziehen, vor die Front."

Eiſen: „Du? Du ins Feld? Wohl gar um den Feind zu beſtechen, daß er dir das Geſchäft nicht verderbe!"

Gold: „Hartes Eiſen. Wie wollte ich deinen Spott zuſchanden machen!" —

Nun wurde das Eiſen nachdenklich und ſchaute ernſt auf das Gold, das im Dunkeln ein wenig leuchtete. „Gut," ſagte das Eiſen, „wenn es wahr iſt, daß du uns ernſtlich zu Hilfe kommen willſt in dieſer Not, ſo will ich bei Seiner Majeſtät ein Gnadengeſuch einreichen um deine Befreiung."

Schon am nächſten Tage war's, da hatte der Kaiſer die Kriegsanleihe angeordnet. Sogleich ſprangen alle Kaſſen auf im ganzen Land, das Gold drang in die Welt, vereinigte ſich zu einem Rieſenheere, zog ins Feld und brachte den ſchwerbedrängten Soldaten unendliche Mengen von Kampf- und Lebensmitteln, ein Meer von friſcher Kraft und von Herzensmut. In neuer, unwiderſtehlicher Kraft entbrannte der Kampf und der Feind wurde geſchlagen.

Das tapfere Gold iſt dann ausgezeichnet worden — mit dem Eiſernen Kreuz.

1915.

Als ich heute mit einem Bekannten durch den Stadtpark ging, läutete auf dem Schloßberg wieder einmal die Lieſel.

„Sei ſtill, du alte Brummerin da oben!“ rief mein Begleiter aus, „dir glaube ich nichts mehr, ſeit du mich am zweiten Dezember ſo angelogen haſt“.

„Wieſo?“ fragte ich.

„Ja, damals hat ſie herabgeſungen, wir hätten Belgrad erobert, über Serbien geſiegt. Und war alles erſtunken und erlogen.“

„Freund“, ſagte ich, „dann haſt du die Glocke nicht verſtanden. Man ſagt zwar, daß ſie aus ſerbiſchen (oder einſtmals türkiſchen) Kanonen gegoſſen ſei, aber deshalb iſt ſie noch keine Kriegsglocke. Eine Gebetglocke iſt ſie und ſooft ſie läutet, mahnt ſie zum Gebet.“

„Aber ſie läutete am zweiten Dezember doch wegen der Einnahme Belgrads!“

„Gewiß. Ich habe ſie ſelber gehört, damals. Grazer! Öſterreicher! rief ſie, Belgrad iſt beſetzt von unſern Truppen. Freuet euch. Aber ſeid nicht übermütig, das iſt noch nicht der Sieg. — Betet und hofft! — Es können noch ſchwere Tage kommen. Dann ſeid nicht verzagt. Man merkt wohl, Leute, ihr kennt alle miteinander den Krieg nicht. Jeden Waffenerfolg nennt ihr den Sieg. Jedes Zurückweichen eine verlorene Schlacht, und jede verlorene Schlacht den verlorenen Feldzug. Das iſt kindiſch. Wegen einer bezogenen Feſtung ſteckt ihr die Fahnen aus, wegen tauſend Ruſſen, die gefangen wurden, ſtellt ihr brennende Kerzen ans Fenſter! Laſſet dieſe einfältigen Aufmutzungen, die nur ſchaden, weil die ihnen folgenden Enttäuſchungen zu niederſchlagend ſind laſſet ſie ſein. Wehrt euch, betet und hofft. Wenn endlich der große Sieg errungen iſt und mit ihm der Friede einzieht, dann iſt die Zeit für das Jubelfeſt. Jetzt heißt's für den, der ſonſt nichts tun kann: beten! — Das, Freund, ruft uns die große Glocke, Frau Lieſel, vom Schloßberg zu."

Mein Begleiter trabte ſchweigend etliche Schritte neben mir dahin, plötzlich ſagte er unmutig: „Beten. Das Wort mag ich nicht hören. Es iſt ſo weich, ſo weibiſch, ſo feig. Ringen heißt's jetzt. Dann wird uns der ſtarke Herrgott ſchon beiſtehen. Gott verläßt keinen Deutſchen. Was braucht's da beten!"

„Aber jetzt haſt du gerade gebetet!" mußte ich auflachen. „Dieſes Aufſchauen zum Herrgott, dieſes Gottvertrauen iſt ja das Gebet, das die alte Lieſel meint, wenn ſie dreimal täglich zur uns herabſpricht."

Nach dieſem Geſpräch ſchritten wir ſchweigend dahin und die Glocke läutete noch immer.

's iſt doch **eine andere Welt.** Einſt Soldatenflüchtlinge von der Armee in die Einöden; heute eilen Hunderttauſende von Freiwilligen dem Heere zu. — Einſt in Kriegszeiten waren die Städte im Innern des Landes völlig ohne Soldaten; denn ſie ſtanden alle vor dem Feinde; heute wimmelt es in den Städten von Militär, während draußen die Millionenſchlachten ſtehen. — Einſt hatte man den Soldaten Geld nachgeſchickt ins Feld, heute ſchicken viele Soldaten Geld in die Heimat zurück. Im Felde können ſie es nicht brauchen, hingegen bitten ſie um Lebensmittel, weil ſie, wie einſt, nicht mehr plündern und rauben. — Einſt hat man die Feſtungen auf Berge gebaut, jetzt baut man ſie in die Erde hinein. Einſt hat man ſie mit ſtarken Mauern umgeben, jetzt umflicht man ſie mit einem vielfältigen Gewirre von Drahtgittern, die mit Elektrizität gefüllt ſind.

Einſt kämpfte man auf feſtem Boden, Aug um Aug, Zahn um Zahn. Jetzt verſtecken die Gegner ſich voreinander und morden aus Hinterhalten. Sie kämpfen in Gräben, unter der Erde wie Maulwürfe, in den Lüften wie Raubvögel, unter dem Meere wie Haifiſche und Seeſpinnen. — Einſt hatte man Kriegsſchiffe mit ein paar hundert Mann Beſatzung; jetzt gleiten ſie als ſchwer bepanzerte und gerüſtete Feſtungsſtädte auf dem Meere. Aber dieſe ſchwimmenden Feſtungen werden durch kleine, behendige Unterſeeboote in die Luft geſprengt, und die kleinen Unterſeeboote hinwiederum werden wie Fiſche in Drahtnetzen gefangen. Wie Flechten und Tangen ſchwimmen die Minen und machen die Meere zu einem einzigen mit Unheil vollgeraidelten Vulkan. Und auch zu den Luftſchiffen, die von oben herab Städte zerſtören, ſteigen wie Feſſelballönchen die Minen empor und holen die kühnen Flieger mit ihren Fahrzeugen herab. — Und an dieſen fabelhaften Schlachten unter der Erde, unter dem Waſſer, in den Lüften beteiligt ſich mit allen ihren „herrlichen Errungenſchaften“ jetzt haß- und rachewütend die halbe Welt. —

Wie herrlich weit wir es gebracht haben!

Und ſo ſtehen wir da und ſehen ſtaunend, was vorgeht. Und wiſſen nicht, wie das enden wird, enden kann, enden muß, denn es iſt, ſeit die Welt ſteht, das erſtemal, daß ſo etwas geſchieht.

Die Anſtifter ſelbſt — ich ſehe ſie mit verblüfften Geſichtern ſtehen und einander fragen: Was jetzt? Wie enden wir das?

In der deutſchen Armee ſollen Offiziere und Mannſchaft ſich mit den Worten begrüßen: „Guten Morgen, Kamerad! Gott ſtrafe England!“ Und der Gegrüßte dankt ernſt: „Gott ſtrafe es!“

Vor einem Bezirksgericht in der Oſtſteiermark verklagte ein Beamter ſeinen Schwager, weil der ihn einen — Gentleman genannt hatte! — Gerade ſchön, meinte der Richter, ſei die Bezeichnung nicht, allein zwiſchen Verwandten ſolle man landläufige Schimpfwörter nicht ſo tragiſch nehmen.

Wird dieſer leidenſchaftliche Haß gegen England fortdauern? Oder wird er allmählich in eine leidenſchaftsloſe beſtändige Verachtung übergehen? Oder iſt derlei nur eine Begleiterſcheinung des Krieges?

Unſere Armee kämpft gegen zwei Fronten. Vorne gegen den Feind, hinten gegen die heimiſche Bevölkerung. Vorne gegen Übermut, hinten gegen Kleinmut. Vorne ſoll die Armee den Feind beunruhigen, hinten ſoll ſie das Volk beruhigen. Vorne niederwerfen, hinten aufrichten. Vorne kämpfen mit Pulver und Eiſen, hinten mit Druckſchwärze. Mit Kienruß pflegte ſonſt die Preſſe manchen anzuſchwärzen, jetzt wird er zum Schönfärben verwendet.

Im Dezember hat die öſterreichiſche Marine das große franzöſiſche Admiralsſchiff „Courbet“ zuſchanden geſchoſſen. Man hörte nur von einer Beſchädigung. Während die Franzoſen ſchon ſehr viele Siege berichteten, die ſie noch gar nicht errungen, hüllte Öſterreich ſeinen Seeerfolg, deſſen es nicht ganz ſicher war, in Beſcheidenheit. Da ſieht man wieder, wie weit die grande nation uns voraus iſt.

Bei dem Untergange unſeres Kriegsſchiffes „Zenta“ hat ſich nach den Berichten von den franzöſiſchen Zerſtörern keine Hand gerührt zur Rettung der Mannſchaft. Als bei Pola das franzöſiſche Unterſeeboot „Curie“ ſank, haben die öſterreichiſchen Barbaren mit Ausnahme eines Offiziers alle Mann gerettet.

Die Semmel iſt die Einheit der Nahrungsmittel. Sie iſt das billigſte Nahrungsmittel und auch das bequemſte. Man könnte wohl den Nährwert anderer Stoffe an ihr meſſen, ſo zum Beiſpiel eine Portion Fleiſch = fünf Semmelkräfte, ein Kilo Kartoffeln = drei Semmelkräfte, zwei Liter Bier = eine Semmelkraft. Aber die „Semmelkraft" ſinkt in dem Maße, als ihr Preis ſteigt. Als Knabe einſt, wenn ich auf dem Wege ins ferne Kirchdorf eine Kreuzerſemmel kaufte, wurde ich ſatt davon.

Vor kurzem ſchenkte ich einem meiner Enkel einen Kreuzer: „Kauf dir was damit." Der Kleine ging und erſt nach Stunden kam er zurück. Er ſei die halbe Stadt abgegangen, hätte aber nichts gefunden, was um einen Kreuzer zu haben geweſen wäre. Dann habe er den Kreuzer einem Bettler in die Hand gedrückt, der hätte auch nichts dafür hergegeben, nicht einmal ein Vergeltsgott. — Das Geld fängt erſt mit zwei Kreuzern (vier Hellern) an, etwas zu ſein. Seine erſte Leiſtung iſt die Semmel. Doch von Semmeln allein kann niemand leben, außer die Bäcker. Aber die leben gut.

Vor einigen Wochen ließ der Dorfſchmied zu M. bekanntmachen: Wer zuſchauen wolle, er werde am Chriſttag vor der Mahlzeit im Wirtshauſe in einer Viertelſtunde zehn Semmeln eſſen. Wie Zeugen beſtätigen, ging das ganz leicht, der Mann ſteckte je eine Semmel auf einmal in den Mund und zerkaute ſie ganz behaglich. Als die Viertelſtunde um war, hatte er zwölf Semmeln verzehrt — dann ging er zum Mittagmahl.

Das war die Vierhellerſemmel von 1914.

Zu dieſer Zeit (10. Jänner) ſtehen die Schlachten im öſtlichen und nördlichen Frankreich, in Polen, Galizien und Bukowina, an den Grenzen von Serbien und Montenegro, im

Kaukaſus und am Suezkanal. Auch auf den Meeren wird gelegentlich gekämpft.

Die Franzoſen finden das monatelange Liegen in den Schützengräben langweilig und ſie haben auch angefangen, mit dem Feinde anſtatt Kugeln zu wechſeln, Grüße zu tauſchen. „Bon jour, Messieurs!" gegen den deutſchen Schützengraben her; „Guten Morgen, Franzoſen!" gegen den franzöſiſchen hin. Dann geworfene Briefchen, Zeitungsaustauſch, Zigarettenbietungen. Jäh aber heißt es: „Jetzt gehn wir's wieder an. Duckt die Köpfe, wir ſchießen!" Zwiſchen deutſchen und engliſchen Soldaten gibt es derlei Unzukömmlichkeiten auch. Die Schlachtenführer haben aber ſolche Gemütlichkeit der Front nicht gern. Die Freundſchaft vor dem Friedensſchluß iſt verboten worden.

Und die guten Ruſſen? In Polen war's, da hatten ſie eines Tages ſo viele Tote zu begraben, daß ſie im Namen des Roten Kreuzes die Deutſchen um einen kleinen Waffenſtillſtand bitten mußten. Er wurde gewährt. Während nun die Ruſſen ihre Toten begruben, kamen ihre Offiziere ein wenig zu den Deutſchen herüber auf Beſuch. Sie wurden als Gäſte behandelt. In dieſer behaglichen Stunde vertrauten ſie den Deutſchen ihren Haß — gegen England. Dieſes verfluchte England ſei ſchuld, daß ſie ihre Familien, ihre Habe und Heimat verlaſſen mußten, um ihr Blut zu vergießen, ſie wüßten nicht warum. Und ſie, die ruſſiſchen Offiziere, möchten am liebſten gar nicht mehr zu ihren Stellungen, ſondern bei den Deutſchen verbleiben. Sie böten ſich als Gefangene. „Aber, meine Herren!" ſagte der deutſche Oberſt, „das geht ja nicht. Während des Waffenſtillſtandes können wir niemanden gefangennehmen! Haben Sie die Güte, ſich wieder zu Ihren Truppen zu begeben!"

Wenn ſonſt irgendwo ein paar Leute raufen, ſo will vor allem keiner angefangen haben. Das ſtimmt auch im Kriege. Wenn ſonſt ein paar raufen, ſo leugnet einer, den andern geſchlagen, verletzt zu haben. Das iſt im Kriege anders. Im Kriege will jeder der Schlimmere geweſen ſein, am meiſten Häuſer verbrannt, am meiſten Schiffe verſenkt, am meiſten Leute getötet haben. Denn über den Krieg iſt kein Richter. Wer am meiſten angeſtellt hat, der iſt der Bravſte.

Und während im Krieg zwiſchen Feind und Feind alle denkbare Falſchheit und Gewalttätigkeit erlaubt, ja geboten iſt, herrſcht zwiſchen Freund und Freund weit größere Hingebung und Treue als ſonſt.

Wenn man ſo ein altes Schwert anſieht, halb iſt es Spieß, halb Kreuz.

Bei dieſem Kriege iſt auch das Völkerrecht ermordet worden. Man könnte ſagen, es ſei kein Schade darum, es war nicht viel wert. Wenn ich Völkerrecht bin und im Kriege allerhand verbieten kann, ſo verbiete ich vor allem den Krieg ſelbſt, das offizielle Menſchenmorden. Und wenn ich den nicht verbieten kann, weil er der Stärkere iſt, ſo kann ich auch nicht verbieten, was der Stärkere überhaupt will und tut. — Nach dem Völkerrecht dürfen nur reguläre Truppen Leute umbringen, Häuſer anzünden und ſo weiter. Privatleute dürfen das auch im Kriege nicht tun. Wenn ich ein Bauer bin, der auf dem Feld arbeitet, und die Soldaten können den Feind nicht erwehren, er dringt in mein Heimatland herein und nimmt weg, was er mag, tut mit meinen Leuten, was er will, ſo darf ich nicht auf ihn ſchießen, durchaus nicht, ſonſt werde ich wie ein Verbrecher behandelt. — Kann man es denn anders verſtehen? Nach ſolchem „Völkerrecht“ haben die

Tiroler Anno Neun unrecht gehabt; der Hofer, der Peter Mayer und viele andere ſind hingerichtet worden, weil ſie ſich nicht kriegsmäßig, ſondern eigenmächtig um ihr Land und ihre Freiheit gewehrt haben.

„Es iſt nur eine Kleinigkeit", ſagte einer meiner Nachbarn zu mir, „aber mich freut es. Da wollte ich zu Neujahr meinem Poſtboten die übliche Neujahrsgabe reichen. Er ſchob die paar Kronen zurück und ſagte: Schön Dank, Ihre Frau hat mir ſchon gegeben. — Gut, ſprach ich, alſo der Redlichkeit die Ehre. Nehmen Sie doch. — Iſt recht, ſagte er, wenn Sie mir's ſchon doppelt vermeinen, ſo tun wir dieſes Geld dem Roten Kreuz zu. — Sehen Sie, und das war ein armer Briefträger."

„Jetzt will ich Ihnen eins erzählen", ſagte ich zum Nachbar. Den Großlieferanten N. kennen Sie. Einer von ſolchen, die jetzt ihre Kaſtanien braten. Was wollen Sie! rief der aus. Wann ſoll unſereiner denn ſein Geſchäft machen als im Krieg? Wenn er nur recht lange dauern möcht'! — Und das war ein Millionär?

In Graz ſpricht man allen Ernſtes davon, daß bei der drohenden Hungersnot der Stadtpark zu einem Gemüſegarten verwendet werden ſolle. Auch gut. So regelt ſich ja die Volkswirtſchaft. Während der letzten Jahrzehnte hat man in den Alpen mehr als 50000 Bauernwirtſchaften abgeſtiftet und jetzt will man im Stadtpark — Erdäpfel anbauen.

Durch den diesjährigen Ausfall der Faſchingsbeluſtigungen ſoll ſchätzungsweiſe Öſterreich-Ungarn an 90 Millionen erſpart haben. An Geſittung und Geſundheit wird ſich das Guthaben noch höher belaufen. — Bälle, Kränzchen, tanzen ums goldene Kalb! — Gottlob, wir haben keines mehr. Gold gaben wir für Eiſen.

Paſtor B. war berühmt als Leichenredner. Er ſagte, den guten Samen müſſe man ſäen, wenn friſch gepflügt iſt. Die Leidtragenden weinen zu machen, iſt der Leichenredner Stolz.

Nun fiel im Felde ſein Sohn. Zur Einſegnung und Grabrede wurde der Nachbarspfarrer gebeten. Und der hielt am Grab eine ſo erſchütternde Rede und ſprach in vielen beweglichen Worten von des Hingeſchiedenen Freuden und Leiden, daß die Leute laut ſchluchzten. Es war für die Verwandten des Verſtorbenen eine wahre Marter, ſo noch tiefer ins Leid geſtoßen zu werden. Die Mutter des Toten fiel vor Schmerz in Ohnmacht.

Von dieſem Tage hält Paſtor B. keine Leichenreden mehr, oder nur ganz kurze und milde, die eine ſanfte tröſtende Wehmut erwecken, aber nicht das Herz zerfleiſchen. „Man muß es nur am eigenen Fleiſche ſpüren, wie wehe es tut, dieſes Wühlen in ſchmerzlichen Erinnerungen. Und man iſt bei dieſer Folter den Augen der Menge ausgeſetzt; was die Qual noch erhöht.“ Das ſieht Paſtor B. jetzt ein und ſein Beiſpiel möge Nachahmung finden.

In die von Leid geriſſenen Furchen ſoll freilich geſäet werden, aber es genügt die kurze Mahnung an die Lebenden: Lieb', ſo lang du lieben kannſt!

Was war das für ein friſcher, luſtiger Junge! Alle Schönheiten der Welt ſaugte er in ſein helles blaues Auge, und ſtrahlte ſie wieder zurück, wenn er lachend ſprach und ſcherzte! Die Landſchaften, die er auf ſeine Palette legte, hatten gleichſam doppeltes Leben, das aus der Natur und das aus ſeiner Seele. Es gibt Menſchen, die alle Luſt der Welt durch ihr Auge eintrinken. So einer war Guſtav, und er feierte ſeine Sonntage nur auf Flur und Bergen. Wie freudig war er, als er im Sommer des vorigen Jahres einberufen wurde zu ſeinem Regiment; nun ging es ja in die ſchöne, lichte, weite Welt hinaus. Dann ſchrieb er heim von den maleriſchen Schönheiten der ungariſchen Pußten und der Karpathen. Dann hörte man eine Weile nichts von ihm — endlich war er wieder da. An einem nebelfroſtigen Dezembertag waren die Züge der Verwundeten angekommen. Guſtav kauerte auf einem Bunde Stroh, ſein Kopf mit weißen Linnen über und über verbunden, die Fäuſte preßte er ſich ins Geſicht. — Ein Schrapnell. Die Augen zerſtört, alle beide. Er weinte nicht. Auf die Fragen, wie es denn gekommen ſei, ſagte er nur: „Ich hab' nicht das Glück gehabt." — Er meinte das Glück, vor der Front zu fallen. Er blieb nun liegen im Lazarett, denn Verwandte hatte er nicht. War er doch nur ein luſtiger, heimloſer Student geweſen. Eines Volksſchullehrers Waiſe, die ein Heim nie gekannt, auch nie vermißt, da ja doch die ſchöne lichte Welt das trautſamſte Heim iſt. — Nun lag er auf dem Stroh. In den Höhlen ſeiner Augen ſchmerzte es, aber das war nichts gegen den Jammer ſeiner Seele. „Ich habe nicht das Glück gehabt" .... Einem Freund betaſtete er Kopf und Geſicht und ſtöhnte auf: „Sie haben Augen, Sie haben Augen!" Ein Selbſtmordverſuch wurde vereitelt, und in der nächſten Nacht, als alles um ihn ruhte, der Geneſung entgegenatmete, ſchrie Guſtav auf — im Schmerz über ſein verlorenes Licht, das keine Morgenſonne wiederbringt.

Mit einiger Verwunderung wohl las man in reichsdeutſchen Blättern, daß ich über 10000 Mark dem Roten Kreuz geſpendet hätte.

Mit dieſer Spende hat es folgende Bewandtnis. Gelegentlich meines 70. Geburtstages haben Freunde unter der Hand Geld geſammelt, das ſie mir als Ehrengabe für einen gemeinnützigen Zweck zur Verfügung ſtellten. Man dachte an die Verwirklichung einer meiner Anregungen, es möchten für Armen-, Kranken- und Strafhäuſer gemütsbildende Leſebücher angeſchafft werden. Als aber die Kriegsnot kam, habe ich mich unbedenklich entſchloſſen, die Summe dem Roten Kreuz und anderer Kriegsfürſorge, auch den Invaliden, zu widmen, und zwar zu gleichen Teilen dem Deutſchen Reiche und Öſterreich-Ungarn.

Mit tiefer Freude habe ich die Spende ihrer großen Beſtimmung geeignet und danke allen, die hochherzig dazu beigetragen haben.

Deutſchland-Öſterreich.

Uns — die den alten Germanen entſtammen —
Trennte das Schwert, einte das Schwert,
Vaterland, Mutterland, herrliche Namen!
Vater und Mutter ſind wieder beiſammen!
Tapfere Söhne beſchützen den Herd.

Schauen empor zu den Taten der Ahnen,
Gütig im Frieden, ſchrecklich im Streit;
Folgen mit Jauchzen den heiligen Fahnen
Germaniſcher Fürſten auf ruhmreichen Bahnen,
Bauen vereint eine glückliche Zeit.

Dreimal täglich läuten wir zum Gebet. In Kriegszeiten pflegt man aber bei dem Worte: Gebet die erſte Silbe zu betonen.

Ein Sozialdemokrat, mit dem ich ſchon ſeit vierzig Jahren Weltbeglückungsverhandlungen führe, ohne bisher zu einem abſchließenden Erfolg zu gelangen — der ſagte heute zu mir: „Sehen Sie! Sehen Sie! Wir Sozialdemokraten wollten damals Aufteilung der Güter. Wir wollten von Haus zu Haus gehen und alles, was die Leute — beſonders an Lebensmitteln — über ihren Bedarf hinaus beſitzen, in Beſchlag nehmen und gleichmäßig verteilen. Der Staat hat damals manchen ſolcher Abſichten wegen in den Kotter ſtecken laſſen. Und jetzt macht er es ſelber ſo. Geht der Staat nicht von Haus zu Haus und nimmt die überſchüſſigen Lebensmittel in Beſchlag, um ſie nötigenfalls aufzuteilen im Volke?“

„Ja“, antwortete ich, „der Staat macht es jetzt ſo. Der Unterſchied iſt nur, daß er die in Beſchlag genommenen und an die Bedürftigen zu verteilenden Lebensmittel bar bezahlt, während bei jener kommuniſtiſchen Aufteilung, ſoviel ich mich erinnere, von Bezahlung keine Rede war.“

Da ſagte mein Sozialdemokrat: „Sie erinnern ſich an den kommuniſtiſchen Agitator W. damals. Der ſchlug doch vor, für die in Beſchlag genommenen Güter Scheine auszugeben, die gelegentlich in irgendeiner Form von der Kommune eingelöſt werden ſollten.“

„Sollten!“ rief ich, „eingelöſt werden ſollten! Das kennt man! Auch die Franzoſen vor hundert und ſo viel Jahren haben in Steiermark, wenn ſie Pferde, Korn, Geld und ſo weiter mitnahmen, dafür Bons gegeben, die heute noch nicht eingelöſt ſind. Unſer Staat aber bezahlt, und kann bezahlen, weil er die in Beſchlag genommenen Güter ja wieder gegen Geld abgibt. Er iſt nur der Vermittler zwiſchen Überfluß und Mangel.“

Da gab es mein Gegner ruhig zu, daß zwiſchen den damaligen Vorſchlägen der Kommuniſten und der jetzigen ſtaatlichen Abſicht der Beſchlagnahme von Lebensmitteln ein Unterſchied iſt. „Das damals bedeutete Raub, das heutige

Verfahren des Staates iſt ſoziale Fürſorge, mit der die Sozialdemokraten zufrieden ſein können.“

„Und das ſind wir auch“, ſagte er. Es war das erſtemal, daß ich dieſes Wort aus ſeinem Munde gehört habe.

Aber ein Mann der Freiheit geriet doch in Wut, als er hörte, jeder Staatsbürger habe ſeinen Vorrat an Lebensmitteln der Behörde anzugeben, er dürfe davon nicht verbrauchen, nicht eſſen, ſoviel er etwa wolle! Von ſeinem Eigentum nicht eſſen, nicht brauchen nach Belieben! Was iſt das? Wohin ſegeln wir? Das iſt die Sklaverei! — Aus England ſtammt die Mancheſterfreiheit, daß jeder Bürger das Recht haben müſſe, nach Belieben auch zu verhungern. Aber die Barbarenſtaaten Deutſchland und Öſterreich maßen ſich das Recht an, auch den Armen nicht verhungern zu laſſen. Das Geſetz iſt in wenigen Wochen durchgeführt. — Da gucken ſie einmal drein, die Herren Feinde. Auch wir hatten es nicht glauben wollen, daß es plötzlich auf die Hungersnot ankommen kann, wenn wir unſere Landwirtſchaft weiter ſo verkümmern laſſen. Der Krieg gab uns die letzte Mahnung — noch am letzten Tage.

Ich ſoll von ihm ſagen, ohne ſeinen Namen zu nennen. Von der Front kam er zurück, in der linken Achſel die Bleikugel. Ich beſuchte ihn im Lazarett und wir ſtritten nicht. Das erſtemal nicht ſeit vierzehn Jahren, als wir uns kennen. Er iſt Freigeiſt, das ließ ich gut ſein. Ich bin Chriſt, ohnehin nur ein klein wenig, und das wollte er nicht gut ſein laſſen. Er beſtritt alle kirchlichen Religionen, und wenn er länger davon ſprach, auch die ſeeliſchen. Dagegen wehrte ich mich. Einmal nannte er mich deswegen einen Gaggen. Dagegen wehrte ich mich nicht. Ich hatte ihn ſonſt gern, er iſt ein herzensguter Menſch. — Nun er ſchwerverwundet dalag, ſtreckte er mir müde die Hand entgegen und ſagte plötzlich: „Du haſt mich nicht bekehrt, du nicht, auch die Kirche nicht; aber der Schützengraben hat mich bekehrt. Die Kameraden mit dem Roſenkranzbeten, die mit dem Vaterunſer und dem Ave-Maria vertrauend mutig in den Tod gehen.“ Nach einem Weilchen, als er ſchwer geatmet hatte, fuhr er fort: „Ich ſelber werde wohl bleiben müſſen was ich bin und damit für die letzten paar Tage mein Auskommen finden. Aber das habe ich mir vorgenommen, wenn ich noch einmal geſund werden ſollte, kein Wort mehr ſage ich gegen das Chriſtentum, auch keines gegen den Katholizismus oder eine andere Kirche; nicht einmal gegen den aufgelegten Aberglauben. Ich habe jetzt an anderen geſehen, wie ſtark das macht, an Überirdiſches glauben, an etwas feſt glauben. Laſſen wir dieſe Kraft ſtehen, gönnen wir ſie jedem, der ſie hat. — Du kannſt es auch meinen Bekannten mitteilen, daß ich es geſagt habe.“

Darum habe ich das aufgeſchrieben. Ob er in dieſer Stunde noch lebt, das weiß ich nicht.

Der Mann dürfte recht haben mit dem vom feſten Glauben. Schlecht iſt nur das halbe Glauben. Das zieht von der Wirklichkeit ab und führt nicht ordentlich in die Überwirklichkeit hinein. Es iſt ein Sitzen zwiſchen zwei Stühlen. Aber nicht auf der Erde und nicht im Himmel.

„Narrheiten ſind das! In Krankenbaracken zu gefangenen Serben und Ruſſen zu gehen! Zu den Flecktyphusleuten, wo er ihre Sprache gar nicht verſteht! Heller Übermut, unverantwortlicher. Als ob der Herrgott eines Biſchofs wegen Wunder wirken müßte.“

Dem armen Linzer Biſchof Hättmayr iſt das nachgeſagt worden, allerdings von einem, der dem Reſerveſpital in weitem Bogen auswich, weil darin ſein Bruder an der Ruhr darniederlag. —

Bei Beginn des Krieges war des Biſchofs Erſtes geweſen, daß er Unterricht nahm in der Krankenpflege, wo er die niedrigſten Arbeiten tat, wie jeder andere Krankenwärter. Gerade dem Verlaſſenſten ging er zu. Er kannte keinen Feind, jedem wollte er Frieden bringen. — Freilich, das gute Werk an ſich bleibt ſich gleich, ob es ein gewöhnlicher Menſch tut oder ein Biſchof. Doch der Biſchof brauchte es nicht ſo zu tun, er kann ſeine Nächſtenliebe auf allerlei andere Weiſe ausüben. Wenn er aber dem Geringſten die geringſten Dienſte doch tut, ſo tut er damit mehr, als wenn er es bloß predigt, daß man es tun ſolle! — Dem ſein chriſtlicher Beruf als ſolcher nicht genügt, den es drängt, emporzieht, ſich perſönlich in Gefahr und Not zu begeben, um des Herrn Lehre buchſtäblich zu erfüllen, in glühender Liebe zum Leidenden ſich ſelber hinzugeben, der — ich kann nicht weiter, anbetungswürdig iſt er mir!

Wenn ſie den größten Helden dieſes Krieges Denkmäler errichten werden — wird Biſchof Hüttmayr auch eins bekommen? — Er würde lächelnd abwinken: Ich bin ſchon verſorgt!

Sprechen wir einmal vom Liebling, vom Gelde. Mir kam es zuerſt als „bravem Bübel“ in Geſtalt eines Kupferkreuzers auf die Hand. Aber der war ſo groß, wie jetzt eine Doppelkrone und man bekam dafür bei der Obſtlerin vier Äpfel. Als Schneiderlehrling beſaß ich drei Jahre lang — wie es im Rechenbüchel zu ſehen iſt — ein Durchſchnittsvermögen von 2 Gulden 50 Kreuzern. Manchmal mehr, manchmal weniger; bankerott war ich nie. Auch damals nicht, als ich mir zwei Volkskalender für 1859 kaufte, eine aufgelegte Verſchwendung. Es blieb noch ein Saldo von drei

Kreuzern. — Unſer Nachbar, der Zimmermeiſter Loregger, beſaß ein Vermögen. Er hatte in der Bauernſchaft herumſtehen drei Kühe und ein Kalb. Das, hieß es, wäre ein Vermögen, und davon kam es, daß ich, ſooft ich von einem Vermögen hörte, mir ſtets drei Kühe und ein Kalb vorſtellte. Von tauſend Gulden hörte man nur, wenn von einem Hauskauf die Rede war. Darüber hinaus löſte ſich das Denken auf. Ei ja doch, die Million! Eine ſolche beſaß unſer Knecht Markus in ſeinem: Million Donnerwetter! Er gab ſie aber nur aus, wenn ihn jemand zornig gemacht hatte. Es ſchätzte ſie niemand. Von Milliarden hörte ich das erſtemal im Jahre 1871, damals kamen ſie auf zwölf langen Eiſenbahnzügen aus Frankreich herüber, hielten ſich aber etwas zu ſehr links und landeten bei Berlin. — In Amerika fängt der Menſch beim Milliardär an, die Millionäre laufen nur ſo neben mit. Die amerikaniſchen Milliardäre verſchenken zu Neujahr Königreiche für wohltätige Zwecke. Auch in Deutſchland ſollen ſchon einige Fälle von Milliardärismus vorgefallen ſein, die aber durch Militärismus ſofort geheilt wurden. Seither gilt der Militärismus als verläßlichſtes Mittel gegen den Milliardärismus.

Manche ziehen den letzteren dem erſteren vor. Ich nicht. Von allem Elend, das in der Welt herrſcht, iſt der Milliardärismus das ſchrecklichſte. Was konnte ſich das friſche Herzlein mit 2 Gulden 50 Kreuzern für Freuden kaufen! Wohl gewiß mehr als der in Geſchäftsſorgen und Gier verlederte Beſitzer einer Milliarde. Und ſelbſt wenn ihm das Verſchenken eine herzliche Freude machen würde, was ſehr zweifelhaft iſt, was heißt das: die Leute zuerſt ausziehen, ihnen die beſte Zeit und Kraft wegnehmen und dann ein wenig zur Not für ihr Alter ſorgen? Das Wirtſchaftsleben des Menſchen iſt auf volles Selbſtverdienen einzurichten und nicht auf das Beſchenktwerden. Mir iſt es augenblicklich nicht klar, ob die Reichen ihre Truſts den Arbeitern abgeguckt haben oder die Arbeiter ihre Streiks den Reichen. Niederträchtig iſt beides. Sollte der Milliardär nicht einmal einen Preis ausſchreiben für Erfindung eines wirtſchaftlichen Syſtems gegen die furchtbaren Menſchheitsſchädlinge Armut und Reichtum?

Eine Bäuerin aus Oberſteier, die zu mir nach Graz auf Beſuch kam, ſchickte ich ins Theater. „'s Nullerl." Das Stück verſteht ſie, das wird ihr gefallen. — Am nächſten Tage fragte ich ſie, wie es geweſen ſei im Theater. Da ub ſie gleich an zu lachen. „Na, wia ſih ober de Leut obn ſoiſch mochn kina! Däis hät ih nit glabb!" „Was at euch denn am beſten gefallen?" — „Jo, der mitn Buglkorb. Do is oana kema, der hot ollaweil gſogg: Erdbiirbrouckn!" Dabei lachte ſie, daß ihr die Achſeln chütterten. „Erdbiirbrouckn, hat er gſogg, aftn hot er in Buglkorb wekgſchmiſſen!" Sie lachte im Nachgenuß der Szene mit dem Stoffel. — „Und was ſagt ihr zu dem Stück? Zum Nullanerl"? — „Ja, der Old! Der hot mar imeramol ölli dabormt. Aftn ſein ihra wieda kema, dä hobn wos ſungan." Und dabei blieb ſie, das „Erdbiirbrouckn" und as Singen waren die größten Eindrücke. Ob es ihr nicht u lang gedauert hätte? war meine Frage. „Bis um Mittnocht hät ih iahna zuagſchaut! Nit zan glabn, wia ih de hobn ſoiſch mochn kina!" Sie meinte, wie ſehr ſie ich verſtellen konnten.

Da erinnerte ich mich wieder einmal. Naturmenſchen nd Theater. Das erſtemal in einer Komödie. Sie finden ch nicht, ſie faſſen es nicht. Und ſelbſt, wenn ihnen ihr igenes Weſen und Leben vorgeſpielt wird. Meine Bäuerin, onſt eine kluge Perſon, hat die Tragödie des Einlegers icht verſtanden, nicht einmal wahrgenommen, daß hier etwas verſtanden werden will. Das, was täglich in ihren eigenen Kreiſen vorgeht, ſie ordnete es ſich nicht in dieſem neuen Geſicht. Man ſieht auf der Bühne ja auch alles ſo plötzlich auf einmal, in ein paar Stunden zuſammengeſchoben, was in Wirklichkeit Tage, Monate, Jahre braucht. Auch im wirklichen Leben würde man mit den ſo enge zuſammengedrängten Ereigniſſen nicht ſo leicht fertig werden; jede Erfahrung iſt gleichſam zu verdauen, bis ſie unſer wird. Nur ein paar der draſtiſchen Außerlichkeiten, die ſie als bekannt anheimelten, blieben feſt hängen im Sinne meiner Bäuerin; im übrigen hatte ſie nichts als lachende Bewunderung, „wia ſih de Leut gor a ſou ſoiſch mochn kina.“ Das war ihr das Unerhörteſte. Sie konnte es ſich ſelbſt bei den ernſteſten Auftritten nicht anders vorſtellen, als die Spieler täten alles nur ſo aus Spaß; nur die Vermummung, das Nachnarren (Nachäffen) ſei Hauptſache. Daß es den Schauſpielern auch bitter ernſt ſein kann, daß ſie ihre dargeſtellten Perſonen nicht „nachnarren“, ſondern leben, das konnte mein Bauernweib um ſo weniger faſſen, als ich ihr unbedachter Weiſe verraten hatte, daß die Schauſpieler tagsüber auf der Gaſſe von anderen Leuten nicht zu unterſcheiden ſind und nach dem Theater wie jeder andere im Wirtshaus ſitzen. Beinahe war ſie geneigt, ſolche Leute wirklich der Unredlichkeit und Falſchheit zu zeihen. Natürlich, wenn man ſich anders gibt, als man iſt!

Ich werde in meinem 11. Lebensjahr das erſte Theaterſtück geſehen haben. Eine Wandertruppe hatte in einem Dachboden zu Krieglach den „Zauberſchleier“ aufgeführt. Ich mußte rückwärts den ganzen Abend auf den Zehen ſtehen, um etwas zu ſehen. Nicht entzückt, einfach verzückt war ich, ein verhaltenes Lachen muß den ganzen Abend durch meinen Leib gefiebert haben; in Erinnerung geblieben aber iſt mir von dem ganzen Stück nichts als ein alter Mann, der einen ſehr breiten Hut auf hatte und gar kläglich rief: „O Geiſt, erſchein', erſchein', mei' Seel g'hört dein!“ — Wochenlang machte ich es dann zu Hauſe nach, einen alten Halterhut auf dem Kopfe: „O Geiſt, erſchein', erſchein', mei' Seel g'hört dein!“ — Manche Jahre ſpäter im Grazer Theater, als eine ſchwarzgekleidete Frau vor einer Totenbahre heftig weinte, mußte ich lachen aus Vergnügen, daß ſie ſo gut weinen konnte.

So ſind wir zuerſt, wir von unten herauf, und es dauert eine Weile, bis wir bei öfterem Theaterbeſuch dort ſtehen, wo der mehr Gebildete bei ſeinem erſten iſt. Dann ſind aber gerade wir es wieder, die ein Schauſpiel ernſter nehmen als andere, die mit der Kunſt vertraut ſind. Was wir anfangs als Vermummung und Verſtellung beſtaunten, das wird uns jetzt — die Kunſt überholend — Wirklichkeit, Wahrheit; wir können herzlich weinen bei der Tragik, kindlich lachen bei der Komik.

Was uns das Theater manchmal verleidet, aus der ſeligen Täuſchung reißt, und die ſchöne Stunde ſtiehlt, das ſind die Kritiſierer links und rechts.

Aus Riga kam mir ein Brief zu — geſchrieben wohl vor Ausbruch des Krieges.

In Rußland war mein Volksſtück „Am Tage des Gerichts“ verboten worden. Dann wurde es freigegeben mit Ausnahme des zweiten Aktes, von dem die Rezenſenten ja immer behauptet hatten, daß er überflüſſig ſei. Die ruſſiſche Polizei fürchtete den in dieſem Akte heimiſchen „Anarchiſten“ Blümlein. In Riga gelang es aber, den Akt frei zu kriegen unter der Bedingung, daß der Blümlein unſchädlich gemacht werde. So hat man aus dem Sozialdemokraten einen Räuberhauptmann gemacht, der aus den böhmiſchen Wäldern kommt und ein wahrer Mordbrenner und Galgen ſtrick iſt. Der urſprüngliche Blümlein wollte nämlich in ſeiner Großmäuligkeit die Weltkugel in die Luft ſprengen, was die Ruſſen nicht gerne ſehen. Und darum Räuber und Mörder! — Im Amberg-Theater zu Neu-York ſoll aus dieſem Blümlein einmal ein — Detektiv gemacht worden ſein. Daraus erſieht man die Vielſeitigkeit des Mannes. — Es gehört zu den Vorzügen dieſes alten Volksſtückes, daß man jeden der vier Akte beliebig weglaſſen kann, ohne daß das Ganze leidet. Am ſchönſten, mutmaßt ein Kritiker, dürfte es wohl ſein, wenn man alle vier auf einmal wegläßt.

Als es ſich an dieſem 14. Februar das fünfzigſtemal jährte, ſeit ich mein Elternhaus in Krieglach-Alpel verließ, fiel mir das letzte Mittageſſen daheim ein. Meine Mutter hatte im Speiskaſtel Nachſchau gehalten und gefunden, daß es auf ein kleines Abſchiedsmahl reiche. So lud ſie ein paar meiner Jugendkameraden ein und dann ſaßen wir, der Vater, die Gäſte, zwei Geſchwiſter, das Geſinde und ich beim viereckigen Tiſch. Die Mutter hatte in der Küche zu tun und kam zeitweilig mit einem Gericht in die Stube.

„'s is guat", ſagte plötzlich einer der Knechte „daß die Muatter nit herſitzt, ſunſt taten wir grad unſer dreizehn ſein."

„Dreizehn beim Tiſch, dås wär nix", gab eine Magd bei, „der Dreizehnte ſtirbt".

„Auch der zwölfte", ſagte mein Vater, „Gott gib's nur: recht ſpat."

Die Mutter hörte dieſes Geſpräch und mußte ſich ein wenig geärgert haben über den Aberglauben. Und weil ſie durchs Fenſter ſah, daß juſt der alte Bettler-Hieſel vorbeiging, rief ſie hinaus, er ſollt' hereinkommen. Wir meinten, ſie wolle dem Armen, der immer Hunger hatte, etwas von den Neigeln geben. Das kam anders, ſie lud den Bettler, ſich zum Tiſch zu ſetzen an ihren Platz, und mitzueſſen. Da machten die andern einmal große Augen. Dreizehn! Der Knecht wäre wahrſcheinlich entrüſtet aufgeſtanden, wenn die Schmalznocken nicht gar ſo gut ſchmeckten.

Der alte Bettler aß ſchweigend, mit Bedacht und Glückſeligkeit. Und als die Mahlzeit vorüber war, wendete er ſich zu Vater und Mutter, faltete die Hände zuſammen und ſagte halb lachend und halb ſchluchzend: „Vergelt's euch Gott!“

Von jener Tiſchgeſellſchaft vor fünfzig Jahren ſind zwölf geſtorben. Der Dreizehnte lebt noch.

Am 29. Juli 1914 rückte er ein. Er tat's willig, mit einem gewiſſen Stolz und großen Serbenhaß, aber nicht freudig. Ein paar Wochen vorher war ſein Vater, mein Bruder Jakob, geſtorben, deſſen Bauernwirtſchaft er nun hätte übernehmen ſollen, weil nur die alte Mutter da war und viele jüngere Geſchwiſter, für die der Sechsundzwanzigjährige ſorgen ſollte. Er ging willig fort, „die Serben müſſen geſtraft werden!“ ſagte er, aber gejauchzt hat er nicht. Sein gewöhnliches Sonntagsgewand hatte er an und ein ganz kleines Handkofferl, ſo ging er ahnungslos davon. Was der Soldat braucht, das kriegt er vom Kaiſer, ſagte man allerwärts. Nach Serbien, hieß es, marſchieren ſie, aber als ſie fort waren, hörte man lange nichts von ihnen und nach Wochen kam von unſerem Peter eine Karte — aus Galizien. Geſund ſei er, aber Wäſche könne er brauchen, Eſſensſachen und Mittel gegen Läuſe. — Wir haben ſofort Pakete geſchickt, eins um das andere, aber es kam keine Empfangsbeſtätigung zurück. Hingegen manche Karte mit gleichen Bitten um Lebensmittel; es ſchien, daß zeitweiſe die wichtigſten Dinge durchaus fehlten. Zwiſchen den Zeilen ein Hauch des Heimwehs. Es iſt eben auch ein Roſegger. — Endlich kam keine Nachricht mehr, aber von der Poſt ein

Brief zurück mit dem poſtämtlichen Vermerk „Adreſſat vermißt". — Wir wendeten uns an die einſchlägigen Behörden und erhielten keine andere Antwort, als daß man über den P. R. nichts Näheres wiſſe. — So verging längere Zeit. Auf einmal war eine Nachricht da von ihm ſelbſt. Er ſei auf dem Marſche wegen einer Fußwunde liegen geblieben, in irgend einer Ortſchaft lange Zeit gelegen und nun wieder zum Regiment zurückgekehrt. Da habe er bei ſeiner Ankunft eine große Freude gehabt, als er hörte, aus der Heimat ſeien viele Briefe und Sachen für ihn da; aber dann hieß es, alle dieſe Poſtſachen ſeien wieder zurückgeſchickt worden, weil er als „vermißt" gegolten. — Iſt ein ſolches Pech denn nicht ein wenig zu groß für einen heimwehkranken Waldbauernbuben?

Von nun ab waren die Nachrichten ein paar Monate lang normal. Da kam ein Brief vom 24. Dezember. Unſer Soldat ſchrieb viel und fröhlich, er habe endlich alle Sachen, die angezeigt geweſen, erhalten, er habe Überfluß an guten und ſchönen Dingen, auch für die Kameraden; es gehe ihm gut, und nachdem er ſo vielen unbeſchreiblichen Geſchicken und Gefahren glücklich entgangen ſei, hoffe er zu Gott auf glückliches Wiederſehen in der lieben Heimat.

Das war die letzte Nachricht. Einige Wochen ſpäter kam eine unſerer Karten zurück, neuerdings mit dem fatalen Worte „vermißt". Bei welchem Anlaß, auf welche Weiſe — nichts davon. Einer ſeiner Kameraden ſandte uns ein Schreiben von uns an Peter mit dem Vermerk zurück: „Iſt am Chriſttag mit mehreren Kameraden von den Ruſſen gefangen worden und wahrſcheinlich nach Sibirien transferiert."

Nun, da hatten wir's, der heimwehkranke Junge gefangen in Oſtaſien! Gefangen knapp einen Tag ſpäter, als er die ſo heiß erſehnten Sachen aus der Heimat endlich erhalten hatte.

Seither iſt ein Vierteljahr vergangen, ohne daß wir von dem Vermißten etwas gehört hätten.

Je mehr der Stahl geglutet,
Je beſſer wird das Schwert;
Je mehr ein Herz geblutet,
Je größer iſt ſein Wert.

Geſtern hat mich ein Bauernhofbeſitzer aus meiner Heimatgegend beſucht. Na, der klagte nicht ſchlecht über die jetzige Zeit. Keinen Soldaten im Felde wird man ſo ſchwer klagen hören; ſo einer hat wohl auch weniger Urſache dazu als der Landmann jetzt. „Zum Anbauen wär's, alles ſchreit: Anbauen! Nur recht viel anbauen, und gleich, ohne Säumnis! Und keine Arbeiter zu haben!"

Ich erinnerte ihn daran, daß in der Gegend doch eine Menge Kleinhäuslerinnen und Taglöhnerinnen vorhanden ſeien, deren Männer eingerückt ſind und die ſich gewiß gern was verdienen.

„Verdienen? Die?" rief mein Bauer aus. „Dieſe Weiber arbeiten ja nicht, jetzt! Werden ja geſtraft, wenn ſie arbeiten!"

„Wieſo?"

„Ja ja", antwortete er. „Geſtraft werden ſie. Sie kriegen monatlich ihre Staatsunterſtützung, aber nur ſolang ſie ſich nix verdienen. Sobald ſie arbeiten und verdienen, wird ihnen abgezogen oder ſie kriegen gar nichts. — Wiſſen Sie ein beſſeres Mittel, wie man uns Bauern die Wirtſchaft ſperrt?"

Ich ein Achſelzucken. Das iſt doch geſtattet.

Anton Bettelheim erzählt in ſeinen Erinnerungen an den Komponiſten Goldmark folgendes: Ein Exzellenzherr, der Goldmark als Klavierlehrer in ſein Haus lud, pflegte die Leute nach dem Amtsſchematismus zu begrüßen. Die ganze Hand reichte er nur Würdenträgern vom Geheimrat aufwärts, Sektionschefs bekamen die halbe Hand; Rangabſtufungen vom Sektionsrat abwärts entſprach das zweite und dritte Fingerglied und für einen titelloſen Muſikus blieben nur die Nagelſpitzen übrig. Goldmark erwiderte Gleiches mit Gleichem; er ſtreckte Seiner Exzellenz ebenfalls bloß die Fingernägel entgegen. Dieſe ſtumme Lektion über den Umgang mit Menſchen fruchtete bei Sr. Exzellenz beſſer als der Klavierunterricht bei deren Kindern. So Bettelheim über Goldmark.

Ähnlich erging es mir als armem Studenten mit einem alten Major, deſſen Knaben ich in Geographie und Geſchichte unterrichtete. Er reichte mir zum Händedruck immer nur die Fingerſpitzen, bis ich ihm einmal das gleiche tat. Da kam ich ſchön an. Zuerſt ſtutzte er ein wenig, dann ſagte er: „Lieber R., hören Sie. Ich möchte nicht gern, daß mein Junge ſich Unarten angewöhnt. Sie können von jetzt an ausbleiben.“

Händedruck mit Fingerſpitzen. Ich habe es ſeither auch nicht wieder getan. Entweder die ganze Hand oder gar nichts. Hingegen verachte ich nicht den Wert, den die Abſtufung im Handreichen immerhin hat. Es mag noch ſo artig geſchwätzt worden ſein, bei manchem wird man über die Geſinnung erſt klug nach der Art des Händedrucks, bei dem die Leute, ſcheint es, weniger heucheln können, als mit der Zunge.

Heute kleines Geſpräch zwiſchen einem alten Manne und ſeinem achtjährigen Enkel.

Der Enkel, nachdem er im Garten einen Lärchbaum betrachtet hatte: „Großvater! Wenn dieſe Lärche zweihundert Jahre alt ſein wird, wirſt du ſie dann umhauen?“

Großvater: „Mein Kind, in zweihundert Jahren werde ich lange nicht mehr leben.“

Enkel, nach einer Pauſe: „Ich möchte, daß du ſo lange lebſt, bis ich heirate.“

Großvater: „Das möchte ich auch. Schon um deine Frau kennen zu lernen. Und dann auch, um deine Kinder zu ſehen.“

Enkel leiſe, mit verweiſendem Ton: „Aber Großvater!“

Der Alte ſchämte ſich und ſchwieg.

Der Geiz iſt eine Tugend. Iſt er nicht Altruismus? Der Geizige lebt doch nur für andere. Und er iſt ſo uneigennützig, ſogar auf Dank und Ehrung zu verzichten; drum gibt er erſt, wenn er ſchon geſtorben iſt.

Man kann ſich wundern über die Anſpruchsloſigkeit der Leute. Da iſt ſo einer ſchon zufrieden, wenn es ihm allein gut geht, wenn er perſönlich genießen kann, wenn er ſeine eigenen Wünſche erfüllt ſieht. Er wünſcht gar nicht mehr. Eine bewundernswerte Beſcheidenheit. Andere gibt es wieder, denen der Alleingenuß viel zu wenig iſt, die auch wollen, daß mehrere, ſo viel Leute als nur immer möglich, mit ihnen genießen ſollen. Die Undankbaren, die immer unzufrieden ſind, auch wenn ſie alles haben, die immer mit hundert Löffeln eſſen möchten, die nicht ſatt werden können, ſolange irgend jemand hungrig iſt, nicht Behaglichkeit finden können, ſolange ſie einen anderen leidend wiſſen. Dieſe unerſättlichen Genußgierigen, dieſe Maſſenſchlemmer und Mitſchmarotzer bei fremdem Wohlergehen, die bei allen Leidenden mitleiden, bei allen Glücklichen mitglücklich ſein wollen, ſie verdienen wirklich nichts anderes, als daß ſie irgendwohin verſetzt werden, wo es allen gut geht, wo ſie mit allen alles haben — in den Himmel.

Einwand: „Wir auf dieſer ſchönen Erde können ſie nicht brauchen. Wohin kämen wir, wenn jeder für andere, mit anderen leben wollte, wo bliebe die Konkurrenz, die Triebfeder der Volkswirtſchaft, des Fortſchrittes? Die Nächſtenliebe würde uns in kürzeſter Zeit zugrunde richten.“

Trotzdem hielte ich einen Verein zur Ausrottung der Nächſtenliebe für keine dringende Notwendigkeit.

Ich ſaß in der Laube. Hinter dem Heckenzaun hüteten die Bauern ihr Vieh und ich hörte, was ſie redeten.

„Hoſt nia nochdenkt?“ fragte der eine und ſchaute wohl den Kühen zu beim Graſen.

„Nochdenkt? über wos!“

„Da Menſch, hoaßts, kunt nit lebn von Gros (Gras), hätt dron zwenk Nohrung.“

„Is a ſou.“

„Wia konns dann nochher ſein, daß die Kuahmilch ſo nohrhoſt is. Und frißt die Kua douh nix, wia Gros!“

„Wirk' holt von ihr ſelber wos dazuagebn, daß d Milch nohrhoſt is.“

„Oha! Nema tuats wos für ſih ſelba von Gros. Siſt kunnts jo nit lebn. Für ollzwoa roachts Gros, für die Kua und für dih, wannſt Milch ißt.“

„Jo Norr, wanns a ſou is, do brauch ih ka Kua. Do geh ih auf all Viern und tua ſelber groſn.“

„Probiers, wannſt drei Mägn hoſt, wia die Kua. Ja, mei Liaber! Wann da Mogn verkoucht, do is alls nohrhoſt. Af a Gleichs: Die Kua muaß da s Gros vorkuin (vorkauen).“

„Pfui Deuxl?“

„Is nit onderſcht. Milch und Buder hoſt douh gern.“

Mehr hörte ich nicht, ſie waren weiter getrottet. Mich hat dieſe Bauernweisheit ſelber ein biſſel nachdenklich gemacht. Das Gras, wie es da wild wächſt unter unſeren Füßen, ſtrotzt vor Nahrung für den Menſchen, aber die Kuh muß ſie ihm erſt vorkauen, wie auch die Menſchenmutter ihrem kleinen Kinde den Brei vorkaut.

Wie der kommende Friede auch ausſehen mag, die Tore zwiſchen Deutſchland und Öſterreich-Ungarn, die der Krieg ſo weit aufgeriſſen hat, bleiben offen. Es werden ſich — ſind die äußeren Feinde gewichen — ja wieder innere erheben. Sollen wir dieſe roh bekämpfen? Das wäre wieder der Krieg, der beſtändige, ſtaat- und ſeelenvergiftende. Überzeugt müſſen die inneren Feinde werden. Wovon überzeugt? Von der Notwendigkeit eines ſozialen, wirtſchaftlichen und politiſchen Bündniſſes der beiden Staaten.

Aber nicht etwa mit dem Hobel gleichen wollen! Es gibt Sonderzuſtände hüben und drüben, die bleiben müſſen. Wenn der kühlere, ſtramme Norden und der heitere, phantaſiereiche Süden die großen Verſchiedenheiten haben, ſo iſt gerade das der wichtigſte Grund, zueinander in größere Gemeinſchaft zu treten, damit der eine Teil vom andern allmählich erwerbe, was ihm abgeht, und von ſeinem Überſchuß mitteile, was dem andern fehlt. Ich möchte zwar nicht die öſterreichiſche Schlamperei dem Norden anhängen, aber einiges von unſerer Frohlebigkeit könnte er vielleicht brauchen. Dann ſollten wir auf Einfuhr norddeutſchen Pflicht- und Strammſinnes keinen Zoll legen. Der öſterreichiſche Bureaukratismus, der einer äußeren Formordnung wegen ſo leicht das Aktuelle und Tatſächliche überſieht und verſäumt, muß ſich mehr in deutſche Fixigkeit und Sachlichkeit umwandeln. — Feſter knüpfe ſich das wirtſchaftliche Band, das alle Arbeit gleichmäßiger belebt, alle Erfolge gleichmäßiger verteilt. Bisher hat in beiden Ländern eine unnatürliche Verteilung, ein ſchiefes Verhältnis der Naturproduktion und der Induſtrie ſtattgefunden, ein Irrtum, der uns zur Zeit ſtark an den Magen geht. Das muß ſich regeln zugunſten der Landwirtſchaft, wenn wir für alle Fälle vor dem Aushungerungskrieg ſicher ſein wollen.

Die eigentliche Kultur entwickelt ſich aus ſeeliſcher und geiſtiger Gemeinſchaft. — Im Herzen Deutſchlands ragten einſt zwei Männer, zu Weimar ſtehen ſie Arm in Arm auf dem Sockel, die den Deutſchen ihre bis dahin unter der Schlafhaube dämmernde Seele aufgeweckt haben. Seither haben deutſche Dichter und Denker nicht mehr abgelaſſen, die ſeeliſchen Eigenſchaften der Stämme zu kräftigen und einander näher zu führen. Neuerdings ſeit Jahrzehnten ſind deutſche Künſtler, Poeten und Schriftſteller am Werk, in Nord und Süd die Feuerzeichen ihres Volkstums aufzuzeigen. Mit wärmerem Herzen ſchaut der Bayer nach Preußen, mit verſtändnisvollerem Auge der Niederdeutſche in die Alpen. Mit dieſem Sichkennenlernen flauen auch die kirchlichen Gegenſätze ab. Und in einem geſitteten Volke muß doch endlich die Zeit kommen, da es zu den ſozialen und ethiſchen Unmöglichkeiten gehört, daß einer dem andern ſein innerſtes Herzenseigentum, das Verhältnis zu Gott, beſtreitet oder beſudelt.

Vor allem kennen lernen müſſen ſich der Reichsdeutſche und der Oſterreicher, und daß einer den andern nicht juſtament ſo haben wolle, wie er ſelber iſt, ſondern daß er freudig ſich des unmeßbaren Reichtums und der ungeahnten Entfaltungsmöglichkeiten bewußt wird, die in der Unterſchiedlichkeit unſerer Stämme liegen. Wir alle zuſammen, mitinbegriffen auch die andersſprachigen Völker, die in unſerer Staats- und Kulturgemeinſchaft leben, wir ſind und haben eine Welt für uns. — Ich füge hier ein, daß überhaupt die Völker einander näher ſtehen, als ſie wiſſen und glauben. Die modernen Menſchen haben ja doch ſo ziemlich die gleichen Wünſche, Bedürfniſſe und Beſtrebungen; ein Deutſcher, ein Tſcheche, ein Magyar werden einander recht gut verſtehen, allerdings nur ſo lange, als ſie den Mund nicht aufmachen. Sobald ſie das tun, verwirrt und trennt ſie die Sprache. Deshalb ſollte mehr gearbeitet und weniger geredet werden.

Könnten wir auch in dieſer Sache einen leidlichen Frieden erzielen, dann hätten wir, die zwei mitteleuropäiſchen Kaiſerreiche, eine glückliche Welt für uns. So vieles, was wir um ſchwer Geld bisher aus der Ferne bezogen, wächſt beſſer bei uns. Es iſt auch für den Erholungsreiſenden nicht nötig, ſo viel hinauszuſtreben in fremde Länder, deren Eigenarten wir bei der heutigen Fahrigkeit doch nicht erfaſſen. Jetzt kommt die Reiſezeit. Der Bürger, der in ſeinen Erholungstagen in ſchönen Fernen Naturluſt, neue Kenntniſſe und Erfahrungen ſucht: Zwiſchen Aachen und Kronſtadt, Königsberg und Cattaro iſt eine Welt ausgebreitet voll üppigſter Mannigfaltigkeit der Naturſchönheit und des Völkerlebens. Vom kraftvoll wogenden Nordmeer bis zum ſonnigen Südmeer haben wir alles, was das Herz begehrt.

Ich wüßte kein beſſeres Mittel zur gegenſeitigen Annäherung unſerer Völker als das gegenſeitige Sichbeſuchen im eigenen Hauſe.

„Sind Sie doch zu beneiden!“ ſagten die Leute zu ihr, und jeden Tag ſagten ſie es: „Ihnen kann der Krieg nichts machen. Sie haben keinen Sohn im Felde, keinen Gatten, keinen Verwandten, keinen Freund. Niemand, der Ihnen naheſteht, iſt vom Krieg getroffen. Ihre Penſion iſt geſichert, Sie haben für nichts zu ſorgen, für niemanden zu zittern. Wie beneidenswert ſind Sie!“

Und eines Tages, als wieder jemand ſo zu ihr redete, hub ſie zu weinen an und weinte und ſchrie es aus:

„Zu beneiden, ſagt ihr? Ich? Und bin doch einſam und unglücklich jetzt, wie noch nie. So arm, ſo ausgeſtoßen bin ich, keinen Anteil habe ich an den Geſchehniſſen und an dem Leide. Niemanden habe ich, der mit dabei ſein kann, der mitſtreiten, mitleiden und ſich mitfreuen kann über den Sieg. Und ich kann mich auch nicht freuen, iſt es doch, als ginge es mich nichts an. Oh, daß man ſo fremd werden kann, ſo fremd und einſam. Zu beneiden! ſagen ſie.“ Und die Frau ſchluchzte unaufhörlich.

„Sie können ja zur Linderung der Not etwas tun, Frau!“

„Die paar Kronen, die ich hinzugeben habe, befriedigen mich nicht.“

„Als Krankenwärterin können Sie gehen zu Verwundeten!“

„Man hat mich nicht angenommen. Ich bin ganz überflüſſig auf der Welt.“

Ja, da begriff man's freilich, dieſe beneidete Perſon war die unglücklichſte im ganzen Ort. Ihre Nachbarin, die Mutter, deren einziger Sohn gefallen iſt, deren Gatte als Gefangener in Sibirien ſitzt, tauſcht nicht mit ihr.

Unſelig, wer außerhalb aller gemeinſamen Leiden ſteht!

Es iſt immer empfehlenswert, ſich das Trinken anzugewöhnen. Der Betrunkene, der ein Verbrechen begeht, genießt bei Gericht beſondere Nachſicht. Natürlich darf es keine Halbheit ſein, ganz und voll muß er's tun. Sonſt geht es ihm wie dem Angeklagten, der ſich darauf ausredete, daß er an jenem Abend, als das Delikt geſchehen, beſoffen geweſen ſei. „Auf dieſe Ausrede“, ſo wies ihn der Richter ab, „kann keine Rückſicht genommen werden, da Angeklagter nach Zeugenausſage nicht ſo betrunken geweſen ſei, wie das Geſetz es vorſchreibt!“

Manchem verlangt jetzt nach unſeren früheren Zenſurverhältniſſen. Wer nur die jetzigen Zenſurverhältniſſe kennt, dem glaube ich den Wunſch; wer aber unſere einſtigen Zenſurverhältniſſe weiß und doch obigen Wunſch hegt, den halte ich für nicht recht geſcheit.

Vor ſechzehn Jahren war es, da hatte die „Oſtdeutſche Rundſchau" in einem Aufſatze über Adolf Pichler die folgenden Zeilen geſchrieben: „Die Wertſchätzung, die Pichler als einer der größten Poeten unſeres dichterreichen Volkes allmählich auch in den ferneren Zonen und Schichten des großen Vaterlandes gefunden hat, wird durch die neue Auflage ſeiner Geſchichten aus Tirol gewiß nur erhöht werden."

Dieſer Zeilen wegen iſt damals die „Oſtdeutſche Rundſchau" von Staats wegen konfisziert worden! — — Ich habe einen alten Doppel-Silbertaler, er ſtammt von meinem Urgroßvater und iſt mir ſehr wert. Aber ich ſetze ihn zum Preiſe für den, der mich aufklären kann, warum der angeführte Satz ſtaatsgefährlich iſt oder in welchem Worte desſelben der Teufel ſteckt.

Vielleicht daß man für einen Dichter den Ausdruck „Wertſchätzung" nicht anwenden darf? Oder iſt das „dichterreiche Volk" ſamt und ſonders verdächtig? Oder — gar das große „Vaterland"? Der Öſterreicher durfte zeitweilig nämlich kein Vaterland haben, nur Vaterländer. Hieß doch der ganze Staat nicht Öſterreich, auch nicht Öſterreich-Ungarn, ſondern „die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder". Ja, dann freilich, daß der Dichter mit ſeinem „Vaterland" auf dem Holzweg iſt.

Und heute ſpricht und ſingt ganz Öſterreich von einem großen Vaterland und ſendet ſogar Soldaten über den Rhein und den Bug, um das große Vaterland ſchützen zu helfen. Aber eine Zenſur, die uns das Vaterland ſtrich? Na, da bleiben wir lieber bei der heutigen.

Ich habe eine Idee! Die aber ein anderer haben muß. Nämlich die Frage an die Gelehrten und Erfinder, ob nicht einer die Idee hat, wie wir zu einer Schlafuhr kommen könnten? Es gibt Leute, beſonders unter den Kranken, die ſich des Morgens fragen: Wie lange mag ich denn dieſe Nacht geſchlafen haben? Wann ſchlief ich ein? Wann und auf wie lange wurde der Schlaf unterbrochen? Wann erwachte ich? — Auch der Arzt innert ſich, wie es mit dem Schlummer ſeines Kranken beſtellt iſt. Nun, meine vorwitzige Frage: Iſt kein Apparat denkbar, der ſelbſttätig, wie z. B. eine Uhr, oder ein Fiebermeſſer, durch irgend einen chemiſchen, elektriſchen, magiſchen Vorgang oder wie immer, die Zeit des Schlafes graphiſch verzeichnet?

Die Zeit des Erwachens können wir wahrnehmen; aber den Augenblick des Einſchlafens zu beſtimmen, liegt, ſoviel ich weiß, nicht in unſerer Macht. Bloß auf die Uhr zu achten, würde das Einſchlafen erſchweren und keinesfalls die Minute des Einſchlummerns feſtſtellen, weil wir in demſelben Augenblick ja ſchon ſchlafen.

Alſo, wer weiß was?

Einmal, als mir beſonders darum zu tun war, am nächſten Morgen die Zeit des Einſchlafens genau zu wiſſen, nahm ich mir einen Wächter zum Bett. Auch der wußte ſchließlich nicht, wann ich eingeſchlafen war, ich aber wußte es ganz genau, wann er zu ſchnarchen begann.

Der zehnjährige Knabe war eben von der Schule nach Hauſe gekommen. „Jetzt kann ich ſchon vorleſen!“ ſagte er. „Heute haben wir das Vorleſen gelernt. Soll ich ein Gedicht vorleſen?“

Sie forderten ihn lebhaft auf und jemand nannte, man konnte nicht recht einverſtanden damit ſein, das Gedicht „Därf ih s Dirndl liabn?“

„Gut", ſagte der Junge; das Büchel war auch bald zur Hand. Er ſtellte ſich mitten ins Zimmer, den rechten Fuß um zehn Zoll vorgeſetzt. In der rechten Hand das aufgeſchlagene Buch, die linke ruhend in der halb offenen Weſte. Es wurde ſehr feierlich. Mit Würde hob der Junge das Haupt, überblickte die Zuhörer ſiegesſicher und räuſperte ſich. Und begann:

Ih bin jüngſt verwichen
Hin zum Pfarrer gſchlichen, eins, zwei:
Dürf ih e Dirndl liabn? eins, zwei, drei,
Unterſteh dih nit, eins, bei meiner Seel, eins,
Wan e das Dirndl liabſt, eins, ſo kimmſt in d Höll, eins, zwei, drei!

War in großen Nöten, eins,
Han den Vatern beten, eins, zwei:
Dürf ih e Dirndl liabn? eins, zwei, drei,
Dunners Schlankel, eins, zwei, drei, ſchreit er in ſein Zurn, eins,
Willſt mein Stecken koſten, eins, kannſt es tuan, eins, zwei, drei!

Was is anzufanga? eins, zwei, drei,
Bin zum Herrgott ganga, eins, zwei:
Dürf ih e Dirndl liabn? eins, zwei, drei,
Ei, ja freilich, eins, ſagt er und hat glacht, eins,
Wegn dem Büaberl han ih e Dirndl gmacht, eins, zwei, drei, vier

Schluß. Verneigung. Ab.

„Was iſt denn das für ein Unſinn?" Dieſe Frage von allen Seiten über den verblüfften Jungen. — Allmählich geſtand er uns das Geheimnis des Erfolges. Der Herr Lehrer hätte geſagt, beim Vorleſen müſſe man bei den Interpunktionen die richtigen Pauſen machen. Beim Beiſtrich die Pauſe, daß man eins zählen kann, beim Doppelpunkt — eins, zwei; beim Frage- oder Rufzeichen — eins, zwei, drei; beim Punkt — eins, zwei, drei, vier.

„Da ſieht man", ſagte ein Spottvogel, „welche Bedeutung ein Gedicht gewinnen kann bei genauer Beobachtung der

Interpunktionen! Wie anmutig und ſinnig: Wegn dem Büaberl han ih s Dirndl gmacht, eins, zwei, drei, vier.

Jener Almhalter auf der Pretul, dem einſt im Tal eine gefräßige Bretterſäge die rechte Hand weggebiſſen hatte. Den Stumpf in einen Lederſack hielt er an die Bruſt geheſtet. Als er uns von unten herauf daherſtiefeln ſah, hob er verwundert den bärtigen Kopf und kreiſchte mit Befriedigung: „So ſchaun's aus, d Leut! Sidera ſechs Wochn hon ih koan meh gſechn.“

„Sein's froh!“ lachte ich ihm zu. „Was fehlt Ihnen denn da heroben?“

„Mir? Wos ma fahlt? Nix und oils. Ih hon a Brot, a Milch, a Schmolz, a Solz. A Trum Gſelchts hot ma mei Baur ah gſchickt. Hon a Houſn und a Pfoad und an Wettamontl und an Strohſchab in da Hüttn.“

„Nun alſo!“

Da duckte er ein wenig ia ſich zuſammen. Dann hub er neuerdings und in ſehr beſcheidenem Tone an: „Nix tuat da Menſch ſo hort grotn, wiar n Tawok. — Wan ih nar a wenk an Tawok hät.“

Man ſah ſeine Jackentaſche, wo ein beinerner Pfeifenſpitz betrübt hervorlugte.

Natürlich griff ich in den Sack nach der Zigarrentaſche. Die war leer. Juſt unten bei der Raſt am Brunnen hatte ich die letzte verraucht. Mein Begleiter rauchte gar nicht, griff aber auch in den Sack. Ein Zehnkronen-Schein.

„So, mein Freund“, ſprach er zum Halter. „Wenn Ihnen das auf eine Weile die Leute erſetzen kann —“

Der Alte ſtarrte faſt entſetzt auf das Geld. „D Leut ſcho“, meinte er dann, „ober n Tawok nit.“

Da erinnerten wir uns, daß wir nicht in der Stadt waren, wo jedes zehnte Haus einen Tabakladen hat, ſondern auf hoher Alm. Dort oben iſt um zehn Kronen nicht einmal eine Kurze zu haben. Mein Kamerad ſteckte das Geld wieder ein.

Wir mußten den Mann zurücklaſſen in ſeiner Not. Aber am zweiten Tage brachte ihm ein ganz verſchwitzter Extrabote hundert Packeln Tabak.

Später einmal, als ich an der Seite meines damaligen Berggenoſſen ſaß, ein wohlbekannter Mürztaler Fabrikant iſt's, ſchaute er mir behaglich zu, bei meiner Zigarre. Mir fiel das ſchon auf, bis er plötzlich ſagte: „Du. Ich will dir was geſtehen. Meiner Tage habe ich keinen Tabak vertragen. Und jetzt? Denk' dir, auch ich tu' jetzt rauchen."

„Du? Ja wann, ja wo denn? Willſt eine?"

„Na, ſo nicht. Weißt, nur wenn ich allein bin. Am Abend oder ſo. Da ſtelle ich mir vor, wie unſer alter Einhandl auf der Alm mit Vergnügen ſein Pfeifel rauchen wird. Schau, und das ſchmeckt mir halt nachher ja ein biſſel mit, und brauche ſelber gar kein Zeug dazu."

„Menſch, du ſchmauchſt den feinſten Tabak!"

Ein Kriegswort an die Landjugend.

In dieſer Zeit, liebe Freunde, müßt ihr lernen, was das heißt: Brot. Fraget einmal eure Vorfahren, es leben deren noch, wie ſie das Brot hoch und heilig haben gehalten. Das Brot vom Korne. Ehe ſie die erſte Handvoll ſäten, die erſte Garbe ſchnitten, ſagten ſie: Gott geſegne's! Ehe ſie den Laib anſchnitten, haben ſie mit der Meſſerſpitze das Kreuz darüber gemacht: Gott geſegne's! Die Stücke haben ſie ausgeteilt mit den Worten: Gott geſegne's! Jede Krume, jedes Stäublein Mehl, wie wir es heute manchmal leichtfertig verſtreuen, haben ſie geſammelt oder in die Glut gelegt, weil es zu ehrwürdig war, um zertreten zu werden....

Die gegenwärtige Zeit des Blutens und des Zerſtörens wäre kaum zu ertragen, wenn wir in ihr nicht unſere Erzieherin ſehen dürften. Um das, was jetzt zugrunde geht, wollen wir uns ſelbſt wertvoller machen. Denkt einmal nach, wo die größten Fehler ſtecken. Iſt nicht die Fahrigkeit der Menſchen, ihre Großmannsſucht, ihr Ins-Ferne-Streben, ihr Alles-haben-Wollen, ihre Genußgier eine Miturſache dieſes völkermordenden Krieges? Wenn dieſe Laſter ſchon ganze Völker ins Verderben ſtürzen, um wieviel mehr den einzelnen Stand, den einzelnen Menſchen.

Ihr lieben, jungen Freunde! Ihr wollet beſtehen auf dieſer harten Welt, wollet zufrieden und glücklich werden. Dazu muß jetzt ein Leben ernſter Einfachheit und Sparſamkeit anfangen. Schon morgen, ſchon heute im alltäglichen und kleinen. Wer im großen will ſparen können, muß erſt im kleinen lernen. Nichts verlangen, was entbehrlich iſt, nichts vergeuden, was nötig iſt, beſonders an Nahrung. Eſſet nicht gleich bei jeder Gelegenheit, eſſet nur, wenn ihr Hunger habt, und ihr werdet ſehen, um wieviel beſſer es euch ſchmecken, um wieviel wohler es euch bekommen wird. Wenn ihr's doch alle wüßtet, was aus vernünftiger Einſchränkung und Genügſamkeit für Segen kommt! Weniger Bedürfniſſe, weniger Zerwürfniſſe. Mehr haſtloſes, harmloſes — ſchuldloſes Lebensglück.

Wenn wir ſo leben, werden die ungeheueren Verluſte, die der Krieg bringt, bald wettgemacht ſein. Und wir ſtehen in verjüngter Kraft.

Und dann das Vaterland! Jene Millionen unſerer Brüder, die jetzt bereit ſind, ihr Leben dem Vaterlande zu opfern, mahnen uns wieder, was das heißt: Vaterland, und was es wert iſt. Und die draußen im fremden Lande ſtehen, die erfahren jetzt, was die Heimat wert iſt. Das, ihr Freunde, iſt es, weshalb ich gekommen bin, um euch zu bitten. Um euch in eurem und im Namen des Vaterlandes zu bitten: Bleibt der Heimat treu. Verlaßt nicht leichtfertig das

Haus, das euch gebar, die Scholle, die euch nährt. Trachtet vielmehr, in Einigkeit euch ſamt und ſonders zu ſtärken. Zuſammenhalten! Genoſſenſchaften! Das Auseinanderziehen hat den Bauernſtand zerriſſen, das Zuſammenhalten wird ihn wieder feſt machen. Habt Vertrauen zueinander. Das Mißtrauen könnt ihr den Fremden ſchenken, die da bei euch herumgehen, um euch zu übervorteilen oder gar um euch fortzulocken zu anderen Ständen und Berufen, wo ihr euer Heil doch nicht finden würdet.

Es gibt ja, wie überall, auch im ländlichen Heime Elend und Not, aber man erträgt's leichter und teilnehmender, wenn auch manchmal herb. — Nachbarn laſſen keinen ganz zugrunde gehen. — Schützet euch ſoviel als möglich vor dem ruheloſen, oft geradezu ruchloſen Wettlauf, bleibet daheim im Frieden eurer Felder, Matten und Wälder, haltet euch an die Arbeit, die am nächſten bei Gott iſt — an die ſchöpferiſche Landarbeit. Die Natur mit allen ihren Geſchöpfen, Kräften und Schönheiten der wechſelnden Jahreszeiten — reinere Freude hat die Welt nicht. — So, im Frieden vom Staate beſchützt und in Not den Staat ſchützend, erfüllt ſich am würdigſten das menſchliche Leben.

24. Mai 1915.

Auf dem Söller des Rudolfshofes ſaß ich und ſchaute hinaus in den weiten, grünenden, blühenden Mai. Vor mir im Tal die weiße Stadt des Landesſanatoriums. Dahinter Waldhügelrücken, drei Reihen, wovon der rückwärtige immer höher iſt, bis zuletzt der duftblaue Schädel in den Himmel ragt.

Wo iſt eine Landſchaft ſchöner aufgebaut? Rechts von meinem Standpunkt Hügelland mit friſchen Wieſen und Obſtbäumen, deren Wohlhauch die Lüfte würzt. Links die weit hingegoſſene Stadt mit dem üppig bewaldeten Schloßberg. Dahinter das fort und fort bewaldete Mittelgebirge und endlich der ferngraue Alpenzug. Über dieſes ſteiriſche Landſchaftsbild der Sonnenhimmel mit ſeinen weißen Wölklein. O du heißgeliebtes Heimatland! O du ſüßer, ſtiller, friedlicher Mai!

Da unten, auf dem Kirchturm vor der weißen Stadt läuten Glocken den Abend ein. Lieblicher Sonnentag, wie feierlich ſinkſt du zur Ruh!

„Sonderausgabe! — Sonderausgabe!“ — Singt das laufende Knäblein wieder einen Sieg? — Wie? Was iſt das? Italien hat uns den Krieg erklärt?

Nun endlich, ſo iſt unſere Einkreiſung nahezu lückenlos geſchloſſen. Ringsum ein ungeheurer Kranz von Kanonen und Bajonetten. — Welch ein Volk hat je eine ſo ſtolze Dornenkrone getragen als wir jetzt?!

28. Mai.

Die Kriegserklärung Italiens hat unſere Wehrkraft neu verjüngt.

Jetzt, faſt ringsum eingeſchloſſen, ſind wir geborgen. Gleichſam im Schutz unſerer Feinde ſind wir, es kann uns nichts mehr geſchehen. Wir ſind vor dem Schlimmſten bewahrt, wir könnten nicht unrecht tun. In unſerem Zuſtande iſt alles erlaubt. Wenn es darauf ankäme und wir uns damit retten könnten, wir dürften alle Reichtümer Englands zerſtören und alle Kunſtſchätze Italiens. Wenn wir nicht auf Sankt Marco ſchießen, tun wir's nur, weil die Kunſtwerte international, uns allen gemeinſam ſind.

Der Einkreis der Feinde hat uns frei gemacht, aber wir werden dieſe Freiheit nie ausnützen; ſchon das leichte Gewiſſen unſerer Schuldloſigkeit iſt eine koſtbare Kraftquelle, dieſe Schuldloſigkeit, die uns als Sieger krönen würde, ſelbſt wenn wir phyſiſch unterlägen.

Zwei ganz verſchiedene Anträge.

Der eine ſagte: „Alle, die jetzt reich werden, ſollen gezwungen werden, mit ihrem Gelde die Kriegsanleihe zu zeichnen.“

Der andere rief: „Was?! Dem Sündengeld ſollte der Staat für lange Jahre eine höhere Verzinſung garantieren? Nein. Alle, die jetzt durch den Krieg ſich bereichern, ſoll man — hier kommt ein erhebendes Wort.“

Wünſcht zur Sache jemand zu ſprechen? Wenn nicht, dann — angenommen.

Das hätten wir auch nicht gedacht, daß die Stimmen unſerer Gaſſenbüblein einmal ſo gewichtig werden, ſo viel Aufſehen erregen ſollten. Kein Volksredner, kein Parlamenter hat jetzt einen ſolchen Zulauf, eine ſolche Teilnahme, als der kleine Knirps, der's mit hellem Stimmlein durch die Gaſſen ſchreit: „Sonderausgawee!“ — Es ſind ja lauter Siegesnachrichten, die er uns bringt. Über die — anderen ſchweigt er. Iſt ein guter Junge, will uns nicht bange machen. So geben wir für einen Sieg zehn Heller. Anderen koſtet er mehr. Fünfzigtauſend gefangene Ruſſen um zehn Heller!

Aber es iſt doch wohl bedeutſam, daß wir die erſten Anzeigen einer neuen Zukunft von unſeren Kindern erhalten. Wie Engelsſtimme wird es ſein, wenn ſie eines Tages rufen: „Sonderausgawee!“ Und auf dem Blatte ſteht mit großen, deutſchen Lettern: „Der Friede geſchloſſen!“

In unſerem Tale begegnet man auf Spaziergängen jetzt häufig polniſchen Soldaten, die in dieſes Dorf gelegt ſind. Sie ſollen auf die Deutſchen zwar nicht gut zu ſprechen ſein, aber man gibt ihnen doch manchmal ein

Zigarettl. Und wenn bisweilen ein gefangener Ruſſe dabei iſt, ſo gibt man ihm auch eines.

Darob hat Nachbar H. mich einmal zur Rede geſtellt. „Das müſſen's nit tun, Herr Doktor, das ſein ſchlechte Leut! Was hat ihnen der Mann dort für einen Dank geſagt?“

„Schön gegrüßt hat er halt, ein freundliches Wort auf Polniſch, ich hab's nicht verſtanden.“

„Deutſcher Hund! wird er geſagt haben.“

„Ich hab's nicht verſtanden, das Zigarettl hat er gleich angezündet und mit Behagen geſchmaucht. Das hat mich gefreut.“

„Trauen Sie dieſen Leuten nicht!“ warnte der Nachbar. „Mir haben die verdammten Ruſſen meinen Buben gefangen und tief ins Aſien hineingeſchleppt. Und ſo einem noch Zigarren geben!“

Nicht gar lange drauf erhielt Nachbar H. von ſeinem gefangenen Sohn eine Karte. Er ſei in Sibirien, es gehe ihm gut. Die Kälte ſei nicht ſo groß, wie es heißt, und die Ruſſen wären ſoweit gute Leute. „Wir ſind unſer mehrere von daheim, arbeiten in einem Dorfe und werden anſtändig behandelt.“ — So ſchrieb der „Bub“, und von dieſer Zeit an gab auch Nachbar H. manchmal den gefangenen Ruſſen eine Zigarre.

Über die Polen, die jetzt hier ſind, wird geklagt, daß ſie Deutſchenhaſſer wären und kein Geheimnis daraus machten. Mag ja ſein, daß ſie es anderen nachſagen, gewiſſenloſen Aufhetzern; ſie ſelbſt, zumeiſt Bauern und Kleingewerbsleute werden die Deutſchen bisher kaum kennen gelernt haben. Wir haben jetzt Gelegenheit, ihnen eine beſſere Meinung von uns beizubringen.

Unter den polniſchen Soldaten hier ſind, wie geſagt, viele aus der Bauernſchaft. Und in ihrer freien Zeit gehen ſie zu unſeren Landleuten hinaus auf die Felder, um zu ackern, auf die Wieſen, um zu heuen, und ſind vergnügt, wenn ſie mithelfen dürfen. Bei ſolchen Arbeiten iſt ihnen, als wären ſie wieder daheim. Dann am Feierabend gehen ſie zu den Feldkapellen, zu den Wegkreuzen, küſſen die Heiligenbilder, den Fußboden, knien hin und beten. Sie denken an ihre Heimat, wie wir an die unſere.

„Laßt's mich aus mit den gefangenen Ruſſen! Mit dieſen hab ich kein Mitleid! Wir haben auf unſere Leute zu ſchauen!"

So Freund Chriſtof. Mit zorniger Stimme rief er es aus und tat danach. Er ging zu den verwundeten Soldaten; zumeiſt Steirer waren es, die hier in der Heimat geſund werden ſollten. Da ging es faſt heiter zu trotz der blaſſen Geſichter und mancher ſchweren Verwundung. An den Betten ſtanden und ſaßen Verwandte und Bekannte, die den Kranken allerhand gute Dinge gebracht hatten. Etliche der Soldaten rauchten Zigaretten; andere lagen ruhig da, hörten dem traulichen Geplauder ihrer Lieben zu oder erzählten ſelbſt in aller Ruhe von den Erlebniſſen an der Front. Man merkte ihnen die Behaglichkeit an, endlich wieder daheim in reinen Betten zu liegen und die Ihren bei ſich zu haben. Freund Chriſtof ſchritt hin zwiſchen den Reihen der Betten und fragte eine Schweſter, ob nicht ein recht Armer, Verlaſſener hier ſei, dem er was tun könne? Die Schweſter ſchaute über die Betten hin und dachte ein wenig nach. Und dann fiel es ihr ein; ganz unten, hinter dem Pfeiler dort liege einer. Der lag allein. Weit um ihn war niemand. Abgehärmt und gelb das Geſicht, mit tieftraurigem Blick ſchaute er hin auf die glücklicheren Leidensgenoſſen. „Er hat einen Schuß im Hals und kann nicht reden", ſagte die Schweſter, „Sie würden ihn auch kaum verſtehen." — „Iſt er kein Steirer?" fragte Chriſtof. „Nein. Ein Ruſſe."

Mit einem Lappen trocknete ſie den Schweiß von des Kranken Stirn.

Jetzt ſtand mein Freund ſtarr da und betrachtete den elenden Menſchen. Und allmählich zog's ihn hin. Zigaretten wollte er ihm geben. Der Kranke lehnte ab. Geld wollte er ihm geben, der Kranke wehrte müde ab. Da kam dem Chriſtof das Erbarmen, voll Teilnahme faßte er den Mann an der Hand. Und dieſer hielt die gereichte Hand feſt, zog ſie an ſeinen mühſam gehobenen Kopf, um ſie zu küſſen — voller Dank, daß in Feindesland ihm, dem einſam Sterbenden, ein Funke Teilnahme geworden.

Nicht wahr, Freund Chriſtof, wie er jetzt vor dir ſo dalag, da war's kein Ruſſe mehr — es war ein Menſch!

Freund Ludwig begeht ſeinen Sechzigſten. Als ich Ganghofer perſönlich kennen lernte, war er in Wien angehender Journaliſt. Er hatte uns damals den „Herrgottſchnitzer" und den „Prozeßhansl" ſchon gegeben, doch in meiner Provinzweisheit dachte ich: Schade, der junge Mann wird ſich in der Großſtadt verbummeln. O nein, echtes Bayernblut verbummelt ſich nicht. Im Gegenteil, der junge Mann hat in Wien ſich ſeinen Edelſtein geholt, und zwar aus dem Feuer. In der Gefahr- und Angſtſtunde des Ringtheaterbrandes hat er dem Mädchen, das nachher ſeine Frau geworden, ſein Herz eröffnet. Mit dem gehobenen Schatz ging er dann wieder ins Heimatland, um ſich in ihm und durch ihn zu dem zu entwickeln, was er uns geworden iſt. Der Dichter des bayriſchen Hoch- und Waldlandes. Die ländlichen Geſtalten ſeiner Dichtungen, ich war ſtets in ſie verliebt, ſie ſind markig und vollgerüttelt mit Leben und Kraft; und wenn er manche mit ein bißchen Romantik ausſtattete, ſo iſt dieſe ja gleichſam der Sonntagsſtaat des ſüddeutſchen Bauers, der ihm beſſer ſteht als die unſauberen Lappen, womit die ſogenannten aber falſch benannten „Naturaliſten“ den Landmann zu verſehen pflegen. Von der Naturwahrheit ſchreckt ſchon auch Ganghofer nicht zurück, aber ſtets entläßt er den Leſer ſeines Buches mit einer erfriſchten und geſtählten Seele.

Ob es die Deutſchen genügend wiſſen, was ſie an dieſem Dichter für eine Kraftquelle haben! Ob ſie es ahnen, daß ſeine Schriften, ſo harmlos und heiter ſich viele derſelben auch geben, eine Vorbereitung, eine Stählung des Volksherzens für dieſen ungeheuerlichen Verteidigungskrieg geworden ſind? Die Bayernkraft offenbarte er uns, bevor ſie zu dem herrlichen Heldenringen auf den Plan trat. Während nun der Dichter perſönlich an den Fronten ſteht, reden in den Schützengräben ſeine Bücher zu den Soldaten, bringen ihnen Heimatsodem, Wärme und Vertrauen. Selbſt wenn es der Deutſche Kaiſer nicht ſooft ſchon bezeugt hätte, wie hoch er dieſen Dichter ſchätzt, müßte ſein Wert endlich überall erkannt ſein. Und wer noch dazu den Wert ſeiner Perſönlichkeit erfahren hat — der wird dieſen Gedenktag ſeines Lebens mit Hochſtimmung begehen.

Als ich vor ſechs Jahren die Millionenſammlung für den Deutſchen Schulverein angeregt hatte, war Ganghofer der einzige reichsdeutſche Dichter, dem es beikam, einen großen Bauſtein der deutſchen Sache in Öſterreich zu widmen.

Zwei einrückende Rekruten gingen an meinem Garten vorbei, dem Bahnhofe zu.

Da ſagte der eine: „Dieſe Italiener! Das ſind Hunde!“

„Nur keine Beleidigung!“ ſagte der andere, „Hunde ſind treue Tiere!“

Ähnlich, wohin man hört. Es iſt ungut zu hören. Keine Volksſchicht in unſeren Ländern, in der nicht der Haß kochte gegen Italien. Der Haß wird ja flauen, aber —. Wie wäre es auch zu vergeſſen!

Wie haben wir dieſes ſchöne Land geliebt! Wie haben wir immer unſer Herz hingetragen, und unſere Börſe! Wie waren wir teilnehmend und hilfbereit bei ſeinen Unglücksfällen, Bedrängniſſen, Erdbebenkataſtrophen!

Mit dem Ausdruck Italiener kann hier nicht der Großteil des italieniſchen Volkes gemeint ſein. Das Volk will Frieden, wie wir alle, es iſt nur in den Krieg hineingelogen worden. Die Kriegmacher wollen ſich in den Augenblicken, wo ſie nichts anderes mehr zu ſagen wiſſen, mit der drohenden Revolution ausreden, alſo die Schuld auf das Volk ſchieben. Vielleicht hat das italieniſche Volk Urſache zur Revolution und vielleicht weiß die Regierung gegen dieſe kein beſſeres Mittel, als die ſtreitbaren Kräfte von ihrem Ziele abzulenken und auf die Schlachtbank eines Krieges zu führen. — Wir Öſterreicher aber geben den welſchen Herren keinen Blitzableiter ab — wir ſind jetzt ſelber geladen.

Mein Vetter, der Gleimbichler, will einen Dankbrief ſchreiben an England. Wir müßten doch a biſſel erkenntlich ſein dafür, daß wir durch die Vermittlung Englands endlich einmal etwas in die Höhe kommen. Was haben wir Geld über die Meere hinausgeſtreut — in die Milliarden: Alles haben wir haben müſſen aus anderen Weltteilen, was gut und teuer iſt. Viel überflüſſige Sachen, oder ſolche, die man daheim leicht erſetzen könnte. Dieſen Unfug nun hat England mit ſeiner Meerſperre abgeſtellt. Wir können nichts her, wir können nichts hin. Unſere guten Sachen bleiben daheim und das gute Geld bleibt auch daheim. Nur unſern Pflug wieder hervorrücken, dann brauchen wir kein überſeeiſches Brot. Natürlich wird England die Tore wieder aufmachen, aber dann wollen wir uns wenigſtens inſofern dankbar bezeigen, daß wir Englands Seehandel nicht mehr belaſten, ſondern uns wieder mit unſeren eigenen Sachen begnügen und unſer Geld im Land behalten, wie wir es während der ſo wohltätigen Sperre gewohnt worden ſind. —

So meint der Gleimbichler. Was die Nationalökonomen dazu ſagen, das weiß ich nicht. Ich glaube faſt auch, für unſere Selbſtändigkeit wäre es beſſer: Weniger Schiffe und mehr Pflüge!

Den alten Hagenhauſerhof wollte ich wieder einmal beſuchen, wo ich vor 55 Jahren auf der Ster gearbeitet hatte. Obſchon die Leute von damals längſt weggeſtorben ſind und jetzt ihre mir fremden Enkel darauf regieren, fühle ich doch eine gewiſſe Anhänglichkeit zu dem alten Berghof. Ich wollte ihn nun einmal grüßen. Es war zwar hart, zu dieſer Zeit in ein Haus zu treten, aus dem erſt vor kurzem Vater und Sohn im Felde gefallen ſind. Beide in dieſem Mai. Doch, wenn man die Leute bei ihren Freuden ſchon gerne beſucht, ſo wird man auch ihrem Leide nicht ausweichen. Vielleicht konnte ich der trauernden Mutter und Gattin ein gutes Wort ſagen.

Im Hof ging es ſeinen gewöhnlichen Gang. Auf der Wieſe mähte eine alte Magd Kühfutter. Auf der Matte weidete ein Knabe die Schafe und knallte zu ſeiner Ergötzlichkeit mit der Peitſche; in der Küche am Herd war die Bäuerin beſchäftigt, Feuer zu machen für das Mittagsmahl. Als ſie mich zur Tür hereinkommen ſah, wiſchte ſie ihre Hände in der Schürze ab, um ſie mir zu reichen, und ſagte mit ruhiger Heiterkeit: „Uh, das iſt ein ſeltſamer Beſuch. Tu' der Herr Doktor doch ein wenig abraſten beim Tiſch.“ Ich ſetzte mich nieder, wollte aber nicht fragen, wie es alleweil gehe, ſondern redete von alltägigen Dingen. Sie ſprach vom Wetter, von der Hauswirtſchaft, von der zuwideren Teuerung, von einem Brande, der kurz zuvor in einem Nachbarshof geweſen war — aber von ihren zwei Gefallenen ſagte ſie kein Wort. Nur ein paarmal klang ſie ſo wie nebenbei an: „Mein Gott, es iſt wohl hart", oder: „Das Elend g'ſolgt (reicht) halt überall aus. Einmal wird's wohl doch wieder beſſer werden." Das war die ganze Klage, die ich in dieſem Hauſe — in das der Hausvater und der Sohn nicht mehr heimkehren — gehört habe. Und doch wußte ich von anderer Seite, daß das Weib halbe Nächte lang weine.

So ungefähr ertragen es die meiſten in unſerem herzſtarken Landvolke. Sie klagen wenig, ſie leiden ſtill. Aller Troſt, der von außen käme, wäre ihnen zu wenig.

In unſerer Stadt kenne ich eine Frau, die ihren jungen Gatten in der Septemberſchlacht bei Lemberg verloren hatte.

Sie war troſtlos. Sie lehnte alle Tröſtung ab und ſuchte Mitleid, das wir aus vollſtem Herzen mit ihr hatten. Zeitweilig war ſie gefaßt, um dann noch tiefer in Schmerz zu verſinken. Bisweilen war es, als grabe ſie ſich mit Fleiß ſo tief in den Schmerz, um den Gegenſatz nicht mehr zu ſehen, der zwiſchen ihrem Unglück und anderer Glück war. — Im Laufe der Monate wurde es ſachte beſſer und vor kurzem ſchrieb ſie mir: „Sagen Sie es allen, wie töricht ich bin. Seit der furchtbare Schmerz vorüber iſt, bin ich noch unglücklicher. Ich habe Stunden, wo ich nichts ſpüre, wo ich an anderes denken kann. Und das kommt mir vor wie Untreue gegen meinen teuren Toten. Ich will wieder den Schmerz um ihn haben. Lachet nimmer, Freunde, wenn ihr um mich ſeid. Seid traurig mit mir..."

Und wenn ich mich nun fragte, welche dieſer zwei

Arten von Trauer mir die liebere iſt, ſo wäre zu ſagen: Nach letzterer neigt meine Natur ein wenig, aber ſympathiſcher iſt mir die erſtere.

Reichsdeutſche Blätter berichten, daß die Zahl der Soldaten, die Berlin für dieſen Krieg geliefert hat, nicht gar groß iſt. Beſonders in Oſt-Berlin ſoll nicht einmal ein Drittel der jungen Männer militärtauglich befunden worden ſein. Aus London kamen noch weniger. Und auf dem Lande ſind es faſt überall 70 bis 80 von Hundert der jungen Männer, die im Felde ſtehen. Laut wird endlich die Erkenntnis, daß der jetzige Zuſtand des großſtädtiſchen Lebens zum Untergange führt. Die Statiſtik weiſt nach, daß eine vom Lande in die Großſtadt geſiedelte Familie längſtens in der vierten Generation ausſtirbt.

Es iſt ein zweifelhafter Ruhm, eine große Stadt zu ſein; aber der Größenwahn unſerer Zeit bringt das ſo mit ſich, er ruht nicht eher, als bis das größte Elend erreicht iſt.

In einer Dorfgaſtſtube ſaßen zwei alte Männer und tranken Obſtmoſt. Es waren alte Bekannte, die ſich aber ſchon ſeit längerer Zeit nicht geſehen. Sie hatten ähnliche Schickſale. Der eine war Holzhändler, der andere Viehhändler geweſen. Jeder hatte ſich ein Vermögen erworben, es aber im Gefecht der Geſchäfte verſäumt, ſich eine Familie anzuſchaffen, ſo daß ſie im Alter nun allein daſtanden und auf fremde Leute angewieſen waren.

„Wie haſt denn du dir's eingerichtet?“ fragte der Viehhändler vertraulich.

„Ich?“ antwortete der Holzhändler, „ich bewohne im Gerſt-Gaſthof zwei Zimmer mit ganzer Verpflegung. Damit ſie mich gut behandeln, habe ich geſagt, ſo ſetze ich den Gerſt in meinem Teſtament zum Erben ein.“

„Wärſt nit gſcheit!“ rief der Viehhändler.

„Ich hab's auch nur geſagt, damit ſie mich gut halten. Das Teſtament hab ich ja gar nicht gemacht.“

„Es wäre auch lebensgefährlich“, meinte der Viehhändler bedeutungsvoll. „Aber ſchon das Reden allein iſt lebensgefährlich. Zum Erben einſetzen. Einen, von dem man auf ein langes Leben gut behandelt ſein will! — Da habe ich es anders gemacht. Ich wohne beim Oberbrach und gebe meinem Hausherrn jährlich zweitauſend Gulden, ſolange ich zufrieden bin. Und wenn ich beſonders zufrieden bin, habe ich geſagt, ſo werde ich vielleicht auch in meinem Teſtament erkenntlich ſein!“

„Nun alſo“, meinte der Holzhändler, „ſo kommt's auf dasſelbe hinaus, wie bei mir.“

Der Viehhändler ſchwieg ein Weilchen. Dann hob er das Moſtglas, um zu trinken, ſetzte es aber unverrichteter Sache wieder auf den Tiſch. Dann ſagte er leiſe: „Weißt, was mich wundert?“

„Nau?“

„Daß auch du es zu einem Vermögen gebracht haſt.“ —

Um ſo viel muß ein Viehhändler geſcheiter ſein, als ein Holzhändler.

Wird der Mitteleuropäer von jetzt ab nicht eine andere Himmelsrichtung einſchlagen? Bisher ſchaute und ging er weſtwärts, der Sonne nach, dem Untergange zu. Will er nicht der Sonne entgegengehen, dem Aufgange zu?

Ich habe mein Lebtag den Morgen lieber angeſchaut, als den Abend. Und die Stimmen der Weiſen, ſie kamen von Oſten. Dort lag das Paradies, von dort kam uns der Gloube an die Erlöſung, an das Ewige und Göttliche. Das Größte, Erhabenſte, Heiligſte, was die Menſchheit gehabt hat, jetzt hat und haben wird, es kam aus dem Morgenlande. Im Oſten wohnt die Ruhe, die Würde, der Friede unſerer Seelen. — Was kam uns von Weſten? Die Unraſt, die Unzufriedenheit, die Habgier, der wütende Kampf ums Daſein. Aber, ſagen ſie, das iſt ja der Fortſchritt, der Sonne nach. — Der Sonne nach? Ja, wie denn? Die Sonne kehrt jeden Tag zurück und geht im Oſten auf; die Menſchheit, die nach dem Weſten trachtet, wird wohl kaum mehr zurückkehren zu dem ſtilleren Frieden des Morgenlandes. Schon im kleinen Europa ſehen wir's, wie die weſtlichen Völker ſeeliſch verkommen. Hinter dem Meere drüben keuchen ſie vor Unraſt, der Milliardär nicht minder als der Arme; und wenn ſie einmal einen Sonntag haben wollen, denken ſie an den Oſten. ?

Ich las ſchon in meiner Kindheit aus den Urkunden des Morgenlandes, und ſo bin ich — nicht achtend der weſtlichen Lockfanfaren — ſtehen geblieben — das Geſicht nach Oſten gekehrt.

Nein, mit dieſem „Fortſchritt“ iſt's bei mir nichts. Nie habe ich das Lebensziel erblicken können im Menſchenübervorteilen, im Güterzuſammenraffen, in der beſtändigen Hetzjagd nach Neuem, Fremdem. Ich konnte nicht das Heil ſehen in den techniſchen „Errungenſchaften“ (ſo viele äußere Vorteile ſie uns auch bringen mögen), in der Übermacht der Staaten, in den Reichtümern an Materie. Ich kann den Haß der Völker nicht faſſen, mit dem ſie blindwütig einander ausrotten wollen. Das ſind Früchte, die heute im Niedergang der Sonne reifen — dann kommt die Nacht.

Wie anders die gemeſſene Ruhe des Morgenländers, ſeine harmloſe Beſchaulichkeit, ſeine Kraft zum Verzichten und Entſagen deſſen, was ſo verführeriſch winkt und ſo treulos vergeht. Er ſucht des Daſeins Seligkeit mehr in ſeiner Seele und ſteht in ihr ſchon auf Erden im Bereiche des ewigen Lebens.

Tauſend Stimmen höre ich gegen mich: Wie? Du predigſt orientaliſche Läſſigkeit und Gleichgültigkeit? Haſt du denn das nötig in Öſterreich? — Ach nein, ich predige bloß orientaliſche Überlegenheit und Würde. — Orientaliſche Art iſt der Völkerruin! ſagen ſie. Da ſchlage ich in alten Schriften nach, wielange die orientaliſchen Völker ſchon beſtehen, und frage, ob die okzidentaliſchen Ausſicht haben, ſo lange zu beſtehen? Wenn ſie ſich als Jagdhunde des Mammons nicht ſelbſt zu Tode hetzen, ſo werden ſie aus Neid und Habgier umgebracht.

Nun reden zwei Gelehrte. Der eine: Die Menſchheit folgt den Geſtirnen, und die weiſen den Weg nach Weſten. — Der andere: Die Erdoberfläche dreht ſich nach Oſten.

Ich meine ja wahrhaftig nicht, daß wir nach Aſien gehen und Orientalen werden ſollen. Ich meine vielmehr, daß wir nicht uns ſo ſehr vom Weſten und ſeiner ſchon pathologiſchen Gewinnraſerei hypnotiſieren laſſen ſollen, daß wir manchmal auch nach den Anbildern des Orients blicken müſſen, um das Bewußtſein unſerer Beſtimmung nicht ganz zu verlieren. Denn unſere Beſtimmung iſt es nicht, uns ſelbſt zu entfliehen, ſondern uns zu finden. Unſer Ziel liegt — das wird ſeit Weltbeginn gelehrt — nicht in den Äußerlichkeiten des Univerſums, die wir im ſogenannten Fortſchritt erhaſchen wollen, ſondern in unſerer eigenen Seele. Zu dieſem Heimfinden in uns ſelbſt und zu den Seligkeiten des geiſtigen Ichs bedürften wir ein wenig von orientaliſcher Ruhe und Beſchaulichkeit — von den Anbildern der orientaliſchen Weiſen.

Es wird jetzt viel darüber geſchrieben und geſprochen, daß die Deutſchen überall ſo verhaßt ſeien. Das deutſche Volk ſei das gehaßteſte der Welt. Dieſes Evangelium iſt noch nicht alt; aufgebracht haben es natürlich unſere jetzigen politiſchen und wirtſchaftlichen Feinde. Sie haben damit allerdings ſchon ſeit Jahren in vielen Ländern den Krieg vorbereitet. Eiferſüchtig und mißtrauiſch ſind ja alle Staaten gegeneinander; England wird Frankreich und Rußland im Herzensgrunde ſo wenig lieben als Deutſchland; doch daß jedes Land einen beſonderen Haß gegen das deutſche Volk haben ſoll, das kann man nicht glauben. Aber der Deutſche fällt richtig darauf rein und ſagt's noch und glaubt's; und mancher, ſcheint es, iſt noch ſtolz darauf, daß wir gehaßt ſind! — Der Deutſche wird in der Wehr natürlich gerne gefürchtet ſein, gehört aber doch zu jenen Menſchen, die es im allgemeinen vorziehen, geliebt als gehaßt zu werden.

Es iſt unwürdig und frevelhaft, in der Vorſtellung, gehaßt zu werden, überall gehaßt zu werden, ſich wohl zu fühlen, ſich darauf etwa gar noch was einzubilden. Sich verhaßt zu machen oder auch nur das Wort vom Gehaßtſein weiter zu tragen, führt zu nichts Gutem. Nicht den Haß, die Liebe der Völker müſſen wir nach ehrlichen Grundſätzen erzwecken. Und wir verdienen ſie wirklich. In Friedenszeiten genießen wir ſie reichlich. Alljährlich zahlloſe Fremde kommen nach Deutſchland, um unſere Natur und Kultur zu genießen. Geht man zur Erholung in ein Land, deſſen Volk man haßt? Immer weiter verbreitet ſich in fremden Ländern die deutſche Sprache und Literatur. Lernt man mit Vorliebe die Sprache eines Volkes, das man haßt? Immer häufiger werden deutſche Dichter in fremde Sprachen überſetzt. Tut man das bei Literaturwerken eines Volkes, das man haßt? Die deutſche Wiſſenſchaft, die deutſche Technik iſt Gemeingut der Welt geworden. Stets beſtätigt man dankend den Empfang. Fernſte Länder ſuchen, halten mit uns Geſchäftsverbindungen, deutſche Verläßlichkeit und Rechtlichkeit anerkennend.

Und doch gehaßt in der ganzen Welt? Mancher Deutſche jetzt iſt wirklich ſo einfältig, nach beſonderen deutſchen Fehlern zu ſuchen, die den Haß begründen ſollen. Und wahrlich, man kann Fehler bei uns auch finden, wie natürlich in jedem Volke. So vermißte ich lange, beſonders in unſeren Blättern jene Demut, die zwar vollſtes Vertrauen in unſer Recht, froheſte Hoffnung auf den Sieg ſetzt, aber doch auch der Möglichkeit eines Unheils gefaßt ins Auge ſchaut und für dieſen Fall eine ſittliche Kraft vorbereitet. Dafür war eine gewiſſe Großſprecherei vorhanden, eine höhnende Geringſchätzung des Feindes, die nicht immer am Platze iſt. Aber derlei und andere unſerer Gebrechen ſind es nicht, die uns in den letzten Jahren das Mißtrauen ſchufen. Der größte Fehler in den Augen unſerer neidiſchen Nachbarn iſt unſere Tüchtigkeit. Und der Haß, den dieſe Eigenſchaft bei den Fremden erzeugt, iſt nichts anderes als erzwungene Achtung, Anerkennung mit Mißgunſt, die in der Kriegszeit Furcht und lodernder Haß werden kann. Inſofern kann man ſich auf dieſen Haß freilich was einbilden.

Eine häßliche Eigenſchaft hat der Deutſche, eine ſehr dumme, die aber fremden Völkern nur ſympathiſch ſein kann: das Nachmachen fremder Sitten und Lebensführung. Deshalb haſſen ſie uns kaum, eher verachten ſie uns deswegen. Wir ſind deutſch, aber vielleicht ſtünden wir in ihren Augen größer da, wenn wir es ganz wären.

Natürlich haben auch die Deutſchen ihre Sonderheiten, wie ſie jedes Volk hat und haben muß. Aber ſind ſolche bodenſtändige Sonderheiten den Völkern einander häßlich? Nein, vielmehr intereſſant.

Daß im Kriege der Haß herrſcht und man nur die ſchlechten und ſchlechteſten Seiten der Gegner ſieht, iſt ſelbſtverſtändlich. Wir empfinden ihn ja auch gegen unſere Feinde. Aber ſie grundſätzlich zu haſſen, das lehnen wir ab. Werden auch, wenn der Feind kommt, nicht um ihre Liebe werden. Wir begnügen uns damit, im Kriege gefürchtet und im Frieden geachtet zu ſein.

An dem päpſtlichen Friedensbrief hat der größte Teil der Preſſe ſich auf leiſen Socken vorbeigeſchlichen. Keiner der Kämpfenden will es zugeben, daß er den Frieden wünſcht; jeder tut, als ſei er bereit, noch jahrelang zu kämpfen — trotzdem ſie einander längſt durchſchaut haben. Nicht einer der kriegführenden Staaten — jeder möchte den Frieden unter Ausnahme jenes ſich ſicher dünkenden Inſulaners, der anſtatt zu kämpfen nur hetzt. Der hat denn auch großmaulig dem Papſte den Rat gegeben, er ſolle mit ſeinen Friedensvorſchlägen hübſch daheim bleiben.

Andere überhören das Papſtwort aus konfeſſionellen Gründen, aus Furcht, den päpſtlichen Einfluß zu unterſtützen und gar ſelbſt als römiſch-katholiſch zu erſcheinen. Obſchon die päpſtliche Friedensnote nichts anderes iſt, als ein Ruf an Alle nach Menſchlichkeit.

Wieder andere ſagen, der Papſt ſei ein Idealiſt und ſeine Vorſchläge ſeien durchaus unpraktiſch. Ich aber weiß auf der ganzen Welt nichts Unpraktiſcheres als den Krieg. Selbſt der ſiegreiche Krieg, und gerade der, bringt einen Frieden, der durchſetzt iſt mit Keimen zu neuem Kriege.

Jetzt vom Frieden ſprechen ſei verfrüht, heißt es. Aber wie anders ſoll der allerſehnte ſich denn vorbereiten, als daß man die Wege zu ihm ſucht? Ganz ſo einfach, wie mein guter Freund A. ſagt, iſt es freilich nicht. Der meint, der Friede ſei ja immer da; man brauche nur aufhören, Krieg zu führen, und man habe den Frieden von ſelbſt.

Ich war noch nicht eingeſchlafen, als im Nebenſaal die Männer ſich verſammelten. Ich ſtand auf und ging zu ihnen hinein. Als wir an der großen Tafel ſchweigend nebeneinander ſaßen, zuckten plötzlich die elektriſchen Flammen ab, wie es bei Gewittern manchmal vorkommt, ein-, zwei-, dreimal — dann verloſchen ſie. Aus der Wand trat ein ſchlanker Jüngling, in der Hand ein großes Schwert, das er wie einen Stock hielt. Von ſeinem Auge ging ein Licht aus, an ſeinem Schwerte jedoch rieſelten Blutstropfen hinab, ſo viele, daß am Fußboden ein rotes Bächlein dahinrann.

Der Jüngling ſprach: Ihr ſeht die Not der Menſchen. Wenn ſie durch den freiwilligen aber ruhmloſen Tod gerettet werden könnten — wer von euch würde ſich opfern?

Die Verſammlung ſchwieg. Ich dachte: Engel, da kommſt du an die Unrechten. Ruhmreich, als Helden zu ſterben, dazu finden ſich viele. Aber ruhmlos der Vergeſſenheit ſich hinzugeben, und ſelbſt wenn es auf das Glück des geliebten Volkes, ja der Menſchheit ankommt, das wird keiner tun. — Nun erhoben ſich der Männer einer nach dem andern und jeder ſagte: Herr, ich bin bereit. — Wie wunderte mich das? Wie grollte ich mir, die Menſchen wieder einmal zu gering eingeſchätzt zu haben.

Der Engel ſprach: Und wenn einer ein ſchweres Verbrechen begehen müßte, eine große Schuld auf ſich laden — würde er dieſes Opfer bringen, um ſein Volk zu retten?

Nach einer Weile des Beſinnens antworteten einige: Mit Freuden würde ich ein Verräter, ein Meuchelmörder werden, des Verdienſtes willen, mein Volk gerettet zu haben!

Aus des Engels Antlitz ſtrahlte ein ſonderbares Licht. Dann erhob er das drittemal ſeine Stimme und ſprach noch deutlicher: Welcher von euch würde des Volkes willen eine ſo abſcheuliche Untat begehen, daß ſein perſönlicher Name zwar unſterblich fortlebte, aber für ewige Zeiten geſchändet wäre?

Da murrten ſie und ſchwiegen. Aber es erhob ſich ein blaſſer, glutäugiger Mann und ſagte entſchloſſen: Wenn es ſein muß, auch meine Ehre gebe ich für mein Volk.

Als dieſer das Wort geſagt hatte, war nichts weiter, als daß das elektriſche Licht wieder brannte.

Ein Greis, der an der Seite des letzten Sprechers ſaß, erhob langſam die Hand, legte ſie ihm auf die Achſel und ſprach: Freund, bedenke es. Ein Volk, das nur durch eine Schandtat gerettet werden könnte, iſt nicht wert, daß es lebt.

Den Pflegerinnen verwundeter Krieger:

Wunden ſchlagen, Wunden heilen,
Iſt die Loſung unſrer Zeit
Könnte ich den Preis verteilen,
Sänge der Unſterblichkeit:
Starken Männern ihre Ehre;
Doch das Lied der Liebe wäre,
Milde Frauen, euch geweiht.

In einer oberſteieriſchen Dorfſchule kam es vor, daß — was ſchon öfter vorgekommen ſein ſoll — ein Knabe kein rechtes Intereſſe aufbringen konnte für die abſtrakte Grammatik. Da rief ihm einmal der Lehrer zu: „Dummer Bub'! Geh du lieber zu deinem Miſthaufen, du gehörſt zum Viech!“ — Das ſagte er in Gegenwart aller Bauernkinder. In früherer Zeit war es faſt ſtändig, daß den Bauernkindern ihr Beruf beſchimpft wurde. Die heutige Lehrerſchaft hat — mit wenigen Ausnahmen — eingeſehen, daß es nicht Aufgabe der Dorfſchule iſt, den Kindern das Bauerntum zu verekeln, hingegen es ihnen lieb zu machen und ſie für dieſen ihnen angeſtammten Stand zu bilden. — Mit den Abſtraktionen der Grammatik weiß der Bauer wirklich nichts anzufangen. Nebenbei bemerkt, ich halte es auch für den Gebildeten — außer er iſt Philologe — für überflüſſig, mit den theoretiſchen Angelegenheiten ſeiner Mutterſprache die Zeit zu vertrödeln. Wer durch praktiſche Übung und Gewohnheit ſeine Sprache nicht richtig ſprechen und ſchreiben lernt, die flüchtige Theorie wird ihm wenig helfen. In den Volksſchulen ſtatt Sprachunterricht Sprechunterricht, das wäre vielleicht beſſer.

Ein luſtiger Dorfpfarrer erzählte einem ſeiner Bauern von der Seelenwanderung und ſagte dann: „Na, gelt, Freund, das wäre halt was, ein Leben nach dem andern, und in jedem was anderes. — Was?"

„Sell wär nit zwider", meinte der Bauer.

„Was meinſt denn, was möchteſt du im nächſten Leben ſein?"

„Ih? Was ih ſein möcht?" ſagte der Bauer, „nachher halt grad einmal an Ochs, daß ih ſein möcht."

„Geh!" rief der Pfarrer verwundert, „daß du alleweil das gleiche ſein magſt!"

Einem Myſtiker:

Warum, Freund, im Erdenleben
Immer nach der Tiefe ſtreben?
Auf der ſeichten Oberſchichte,
Sagſt du, ſei nur das Gemeine
Wachſen hier im Sonnenlichte
Nicht auch Blumen, nicht auch Früchte?
— In der Tiefe ſind die Steine.

Antwort:

Magſt du ſeichter Erde Garben,
Blumen, Kohl und Rüben preiſen;
Mich laſſ' in die Tiefe graben
Nach dem heiligen Stein der Weiſen.

In den Weſtalpen war's, da marſchierte ein Trupp öſterreichiſcher Soldaten gen Süden. Sie waren friſch, ſangen loſe Lieder und manch' einer jauchzte, wie es der Brauch iſt in den Alpen. Insgeheim hatte jeder ſeinen Herzenswunſch. — Einen Krug Bier, wenn ich jetzt hätte! Der ſo dachte, das war ein Bayer. — Wenn ich daheim beim Dirndl wäre! Das war ein Steirer. — Wenn ich jetzt einen Welſchen unter den Fäuſten hätte! Das war ein Tiroler. — Wenn ich nur endlich wieder einmal meinen Bart weg hätte! Der dies wünſchte, war ein Oberöſterreicher, ein Stadtſchreiber aus L. Er hielt was auf Nettigkeit und Adrettigkeit und jetzt wucherte ihm ſchon ein widerhaariger Bart um Backen und Kinn, und das juckte manchmal hie und da, als ob ſich in dieſem Haarwald ſchon Kleinwild zu zügeln begänne.

Und als der bunte Trupp ſo dahintrabte auf ſteinigem Bergſteig, ſtand hinter dem Zaun ganz nahe ein Weiler, und von einer der Haustüren leuchtete die Meſſingſcheibe einer Barbierſtube herüber. Unſer Stadtſchreiber blieb ſtehen und ſagte zu ſeinem Korporal: „Da will ich übri; der Pelz muß ab!“ — „Was dir nit einfallt!“ rief der Korporal, „in ein neutrales Land einfallen, das wäre gegen das Völkerrecht. Das da drüben hinter dem Stachelzaun iſt ja die Schweiz!“ — Jetzt, das war fatal. Weil der Balbierer gerade vor ſeiner Tür ſtand und herüberſchaute, ſo rief der Oberöſterreicher hinüber, ob er Zigaretten haben wolle? Dann möge er herkommen. Der Balbierer dachte, was das für ſeltſame Militari ſein müßten. Sonſt nehmen die Soldaten Zigaretten, hier wollen ſie geben! Als er aber hörte, daß es ſich um ein Bartſcheren handle, ſchüttelte der Balbierer den Kopf und legte dar, daß die Schweiz ſich neutral erklärt habe, folglich ein Entgegenkommen ſeitens der Schweiz an die öſterreichiſche Armee unmöglich ſei.

Trotzdem entwickelte ſich zwiſchen den beiden Staaten eine diplomatiſche Verhandlung, die der Korporal leitete und die zu folgender Vereinbarung führte: Beide, der Bebartete wie der Balbierer kommen einander bis zur Landesgrenze entgegen und juſt über dem Stacheldrahtzaun vollführen ſie ihr Werk. Das Bartſcheren ſei eine Kulturtat und als ſolche international. Somit ſei die Neutralität beiderſeits korrekt gewahrt.

Nun, und dann hatte der ſchweizeriſche Balbierer den öſterreichiſchen Stadtſchreiber gut eingeſeift, ſtreng vertikal über dem Grenzzaun, und ihn flink und glasglatt raſiert. Für die drei Zigaretten, die der Balbierer nahm, gab er eine Zigarre, ſo daß auch hiermit dem Völkerrechte — Gott erhalte es! — Genüge getan war.

Hierauf iſt der ſo ſauber entbartete Stadtſchreiber aus L. mit ſeinen Kameraden in wahrer Feſtſtimmung gegen die Welſchen marſchiert.

„Na, da tu' ich lieber im Schützengraben knien, als beim Abrichten vor dem Herrn Leutnant ſtehn“, vertraute mir ein junger Soldat aus den „enteren Bergen“. Es muß aber auch ganz verflixt ſein, wenn's beim gegenüberſtehenden Leutnant allemal links heißt, was beim Rekruten rechts iſt. Wie ſoll es da zwiſchen Menſchen und Menſchen ein Verſtehen geben! Denn daß auf dem Exerzierplatz der Menſch ausgeſchaltet iſt, daß es dort nur Offiziere und Mannſchaft gibt, das kann der gute Oberbergler nur ſchwer faſſen.

Wenn ſie denn gar ein wenig ſtark begriffsſtützig ſind, die Jungen, und die Meinungen über das Schritthalten, Schultern, Anſchlagen und dergleichen zehnfach auseinandergehen, dann will der Leutnant bisweilen doch ſchier wild werden, vergleicht die Burſchen ſinnig mit mancher Kreatur aus der Zoologie. Mit dem Dichter Morre ruft der Leut nant aus: „Wenn ihr ſo groß wäret, als ihr dumm ſeid, könntet ihr dem Mond ein Buſſel geben!“ Und droht ihnen die ſchrecklichſten Strafen an.

Ein ſolches Bedrohen des ganzen Zuges rührte den Rekruten Franz Michel Müller, er trat aus der Front, ſchritt langſam und demütig nahe an den Offizier hin und voll tiefempfundener Vertraulichkeit flüſterte er: „Herr Leutnant! Melde gehorſamſt, der Allerdümmſte bin ich.“

Es iſt aber eher anzunehmen, daß er der Schlaueſte war. Denn diesmal hatte er — der Leutnant konnte das Lachen kaum verbeißen — gewonnenes Spiel.

„Beflaggen, meine Herrſchaften, nur gleich wieder beflaggen!“ ſchrieb mir ein alter Schulkamerad aus dem Hinteren Dorf. „Wieder eine ruſſiſche Feſtung erobert! Bei uns in Hinterdorf. Glaubſt es nit, ſo geh ſchaun. — Geweſen iſt es, daß wir Bauern mit unſeren gefangenen Ruſſen verträglich beieinandbleben. Geben wir ihnen genug zu eſſen, ſo tun's fleißig Weg machen; und tun's fleißig arbeiten, ſo geben wir ihnen noch mehr zu eſſen. — Und denk' dir, jetzt auf einmal ſtreiken ſie. Hocken beieinand in ihrer Baracken und tun nix. Mir ſcheint, 's Wetter war ihnen zu ſchlecht. Und wie der Aufſeher befiehlt: Arbeiten gehen! heben all ſo ein biſſel die Hand und fingerln ihm was vor. Und bleiben hocken. Da kommt der Gemeindevorſteher — der Trögelhofer, weißt eh — der ſagt: Na, Büſcherln, was iſt denn das? Wölln tut's nit? Alßer, das wer'n ma gleich machen. Werd's bald fürer gehn. — Ordnet an: die Baracken zuſperrn und ihnen nichts zu eſſen geben. Das geſchieht, ſie ſperren ſich ſelber ab. Der Aufſeher tut alle Tag zweimal den Waſſerkrug durchs Fenſterl eini, und einmal einen Laib Brot für zwölf Mann. Nachher geht er mit ſeinem Schußprügel wieder um die Hütten herum. Da hört er, wie die

Ruſſen drinnen in den Baracken mit ihrem Wegmacherzeug graben und ſchaufeln. Aha, unterwärts ausbrechen wollen ſie. Laßt der Aufſeher einen Schuß los, daß ſie wiſſen, er iſt da. Nachher haben ſie zu graben aufghört. Am dritten Tag werden ſie gefragt, ob ſie arbeiten wollen. Keine Antwort. Gut. Das Tor bleibt zugeſperrt, am vierten Tag bleibt ihnen der Brotlaib aus. Und am fünften Tag, wie unſer Trögelhofer vor ſeine Haustür tritt und ſchaut, wie's Wetter ſieht, ſieht er unten bei der Ruſſenbaracke aus dem Rauchſang einen Stecken aufſtehen und iſt ein weißes Fahnl dran. Ein weißes Fahnl, und tut im Wind luſtig flattern. Die Ruſſen haben kapituliert! Erſt ſind ſie herausgekommen, dann haben ſie einen Waſchkeſſel voll Mehlkatſch gegeſſen — und jetzt tun ſie wieder fleißig Weg machen."

Iſt es ein hölliſcher Leichtſinn oder eine himmliſche Gnade?

In der erſten Zeit, als der Krieg ausgebrochen, waren wir „aus dem Häuſel". Das war etwas Neues, von den meiſten noch nicht Erlebtes. Und die Alten ſagten: Es iſt unerhört! Kein Wort, kein Gedanke Tag für Tag als: Krieg! Und gab der nächtliche Traum einmal ein Idyllenbildchen aus der Ferienzeit, die kaum verfloſſen doch ſchon in weiter Ferne ſchien, ſo erſchreckte uns beim Aufwachen von neuem der erſte Gedanke: Krieg! Die Leute begannen eine fieberhafte Tätigkeit auf allen Gebieten und waren einig in allem, was den nahenden Graus abwehren konnte. Die Schwarzſeher fanden ſich rettungslos vor dem Rachen des Verderbens und waren wimmernde Lehmpatzen.

Und jetzt? Sind wir den Krieg nicht beinahe gewohnt worden? Es läßt ſich leben mit ihm, für jeden, den er nicht umbringt. War denn ſo viel dran an unſerer früheren Zeit? Moraliſch hat der faule Frieden mehr Leute umgebracht als jetzt der Krieg, der nur die Lumpen zu Schurken macht. Obſchon unſer Walten und Wirken ſich auch jetzt nur auf den Krieg bezieht, iſt alles in eine gewöhnliche Regelmäßigkeit gekommen und des Tages erſter und letzter Gedanke iſt nicht mehr: Krieg, ſondern wie ſonſt: Beruf und Arbeit. — Wir in unſerem Lande ſind ja noch nicht hart angepackt worden. Als wir kein Geld hatten, entfeſſelten ſie die Milliarden der Erſparniſſe; als wir kein Brot hatten, aßen wir Kuchen, wie ein alter Witz durch den ſchmackhaften Maiskuchen zur Wahrheit wurde. Als die Männer fortmarſchiert, griffen flink und tüchtig die Weiber in die Arbeit, und als unſere Lieblinge ins Feld zogen, ſtand daheim eine noch größere, innigere Liebe zu ihnen auf, als wir je empfunden.

Es iſt ein anderes Leben, eine andere Entfaltung. Es iſt ein anderes Leiden als früher, es ſind andere Freuden. Neben abgrundtiefer Not und Pein ſind in dieſem Jahre Freuden geſtanden in feierlicher Größe!

Vor einiger Zeit erſchien in Norddeutſchland eine Anſichtskarte mit dem Bilde des Theodor Körner-Denkmals. Darunter war mein Spruch gedruckt: „Die für das Vaterland ſterben, ehren wir am beſten, wenn wir für das Vaterland leben.“

Über dieſe Worte gab es nun einiges Kopfſchütteln hie und da. Fürs Vaterland leben, das ſei nicht genug. Man müſſe fürs Vaterland ſterben. — Ich möchte das nun umgekehrt ſagen: Für das Vaterland ſterben iſt nicht genug. Das wäre ſehr einfach, wenn man bloß vor die Front zu gehen und ſich niederſchießen zu laſſen brauchte, um das Vaterland zu retten. Was hätte das Vaterland davon? Um einen ſeiner Söhne weniger. — Am vorteilhafteſten iſt es ihm, wenn einer möglichſt viele Feinde tötet und dann geſund heimkehrt. Des Mannes Heldenhaftigkeit beſteht nicht darin, daß er ſtirbt, ſondern daß er im Kampfe gegen den Feind keiner Gefahr achtet. Er wagt das Leben, verliert es vielleicht, aber beſſer iſt's, er behält es.

Im Kriegsliede klingt es ſo heldenmütig: ſterben! Und es iſt doch nur etwas Paſſives. Die Heldentat muß doch eine Tat ſein.

Wer im Streite zum Schutze für das Vaterland ſterben muß, wie jetzt alle unſere Gefallenen, götterhoch ſind ſie zu ehren. Aber: Fürs Vaterland leben! Das iſt gewiß das Wichtigſte. Und auch das Schwerſte. Wie viele ſind deren, die zur Friedenszeit bei all ihrem Tun und Laſſen an die Allgemeinheit, an die Größe des Volkes, an das Gedeihen des Vaterlandes denken? Wo ſind dieſe Helden? Wie werden ſie gehalten? Werden ſie von der Menge, von allen, die nur an ihren perſönlichen Vorteil denken, nicht als unbequem empfunden, verſpottet, ja bekämpft? Bleiben ſie in ihrer Arbeit für das Ganze, für die höhere Wohlfahrt der Brüder nicht zumeiſt völlig allein?

Wenn wir mehr für das Vaterland leben würden, wäre es vielleicht ſeltener notwendig, fürs Vaterland zu ſterben.

Im letzten Frühſommer zog eines Abends ein Fuhrlein Not und Elend die Straße heran. Ein zweirädriger Kobelwagen beſpannt mit einem Maultier und einem abgemüdeten Mann. Im Karren hockte ein Weib mit drei kleinen Kindern und der dazugehörigen verworrenen Habe. Das waren Kriegsflüchtlinge aus der Südgrenze Kärntens, Kleinhäusler, die in Steiermark einen Verwandten hatten und bei ihm Zuflucht ſuchten. Ich ſtand zur Zeit auf dem Dorfplatz herum und ſah, wie ſie im Wirtshaus um Herberge vorſprachen und ihre Habſeligkeiten bargen. Das Weib trug die Kinder ins Haus, der Mann ſchleppte Bündel, Körbe nach, darunter ein totes, entborſtetes Ferkel und ein mit Lappen umhülltes Etwas, das im Verhältnis zum Umfang ſchwer zu ſein ſchien, das er aber möglichſt unauffällig zu bergen ſuchte. Ich ſprach den Mann an, er wurde zutraulich und nach einigem Herumreden über die Unſicherheit der Zeit bat er mich leiſe, ihm während der Nacht ein verſchnürtes Päcklein aufzubewahren, das er eben vorher unter Lappen verborgen gehalten hatte. Es ſei ſein Vermögen. Schon ſeit Kriegsbeginn habe er in Geſchäften Silber eingewechſelt und geſammelt, dann habe er Korn, Erdäpfel, Möbel verkauft, und die Kuh zuletzt, weil man Bargeld noch am leichteſten verſtecken oder bei der Flucht mit ſich nehmen könne. Zuerſt habe er die Abſicht gehabt, das Geld zu vergraben, aber da niemand wiſſe, ob man noch einmal in die Heimat würde zurückkehren können, habe er alles mit ſich genommen.

Ein Poet kann in Geldſachen ja nicht viel mitreden, aber das mußte ich dem armen Flüchtling doch ſagen: „Da haben Sie wohl ziemlich das Unrichtigſte getan, was man tun kann.“

Er verwundert: „Wie ſo? Von ſeinem mühſam Erworbenen will man ſich beſonders in ſo unruhigen Zeiten doch nicht trennen!“

„In plötzlichem Unglück“, ſagte ich, „fehlt uns allen leicht die ruhige Überlegung. Zuerſt haben Sie die Kriegsanleihe verſäumt; dort hätte Ihr Geld ein ſiegreicher Soldat ſein können anſtatt jetzt ein wehrloſer Flüchtling. Dann verkauften ſie Realſachen, Lebensmittel für Bargeld, und mit dem wiſſen Sie nichts anzufangen. Tot und unverzinſt laſſen Sie es liegen. Sie wollen das Geld verſtecken, vergraben und wiſſen nicht wo, daß es niemand anderer findet, Sie ſelbſt aber jederzeit dazukommen können. Und während

Sie ſo denken, verlaſſen Sie das Land und geben die Ortlichkeit dem Feinde preis. Und jetzt nehmen Sie das Geld doch mit auf die Reiſe, auf der es Ihnen jederzeit geraubt werden und Ihr Leben in Gefahr bringen kann. Zur Sorge für Weib und Kind haben Sie ſich noch die peinigende Sorge um Ihr Bargeld aufgehalſt. Das für die Reiſe nötige Geld verſteht ſich ja; aber größere Barbeträge auf der Flucht, ja ſelbſt daheim im Hauſe, bringen nur Unruhe, Angſt und Lebensgefahr.“

„Aber mein Gott“, klagte der Kärntner, „was hätte ich denn machen ſollen?“

„Das Geld in die Sparkaſſe legen, in ſichere Verwahrung, wie jeder halbwegs vernünftige Menſch es tut. Der Sparpfennig gehört in die Sparkaſſe.“

Auf dieſen Rat hatte er traurig die Achſeln gezuckt. Ob es in der Sparkaſſe wohl ſicher ſei?

Was kann man darauf ſagen? „Sicher! Was heißt ſicher? Was iſt ſicher auf Erden, wo das Erdbeben jeden Augenblick Städte und Länder verſchlingen kann. Glauben Sie denn, daß im Krieg, bei Revolutionen, in der Geſetzloſigkeit und Willkür wahnſinniger Menſchen Ihr Geld auf dem Kobelwagen der Straße ſicherer iſt als in angelegten feſten Werten, die nicht geſtohlen, nie ganz zerſtört werden können?“

„Aber ich hätte doch gemeint — das Silbergeld irgendwo verſtecken, gut vergraben —“ wendete er ein.

„Vergraben! Narr, da erſtickt es ja. Verſtecken! Damit es auch Ihre eigenen Erben nicht wiſſen und finden, wenn Sie ſo oder ſo plötzlich fort müſſen. — Nein, Freund“, fuhr ich faſt erregt fort, „am beſten verſtecken Sie das Geld im lebendigen Verkehr direkt oder in der unter Staatskontrolle ſtehenden Sparkaſſe. So weit ſind wir noch nicht, daß Privatgüter nicht völkerrechtlich geſchützt wären. Belgien, Frankreich, Oſtpreußen, Polen, ſelbſt Galizien ſeinerzeit — hat man denn gehört, daß die Beſetzung eine Sparkaſſe zerſtört hätte? Ja, man kann ungeſchickter- oder boshafterweiſe das Gebäude zuſammenſchießen, aber die Einlagen, im Lande zerſtreut, wirken fort als lebendige Kraſt; ſie ſind verbrieſt und verbucht und geſichert auf dem Kulturgrunde jenes Rechtes, das jeder Staat ſchützen muß, weil keiner ohne ſolches beſtehen kann. — Sie haben von Ihren Einlagen nichts in der Hand als das einfache Sparkaſſebüchel, damit aber Ihr Gut. Laſſen Sie das Büchel auf Ihren Namen feſtſchreiben, ſo kann damit niemand anderer das Geld beheben. Verlieren Sie das Büchel, ſo iſt damit nicht auch das Geld verloren. — Und jetzt frage ich, wo kann ein Mann wie Sie ſein bißchen Geld bequemer, ſorgloſer anlegen, als in der Sparkaſſe? — Für dieſe Nacht will — da Sie es wünſchen — ich Ihr Gut aufheben; kann aber für keinen Blitzſtrahl und für keinen Räuber gutſtehen. Nein, nein, erſchrecken Sie nicht, morgen werden Sie alles wieder mit ſich nehmen. Nur das wollte ich noch erinnern: Auf Ihrem weiteren Wege kommen Sie an Graz vorüber. Das hat Sparkaſſen.“ —

Die Flüchtlinge ſind glücklich weitergekommen. Einige Tage ſpäter erhielt ich eine Karte. Beim Vetter ſeien ſie gut aufgenommen worden. Und zum Schluſſe ſchreibt der Kärntner: „Mein Korn, meine Erdäpfel, Käſten und Kuh trage ich jetzt im Sparkaſſebüchel an der Bruſt. Lei lachen muß ich jetzt, wie mir dieſes biſſel Geld ſo viel Sorg hat antun können.“

Jener Dieb wollte ſich vor Gericht damit entſchuldigen, daß er ſagte, er habe im ganzen Jahre nur dreimal geſtohlen, das ſei der Zeit noch nicht ein Prozent; alle übrige Zeit ſei er brav geweſen.

Als ich das geſprächshalber einem unſerer Preistreiber erzählte, ſchüttelte er lächelnd den Kopf und ſagte gedankentief: „Was es doch für merkwürdige Leute gibt!“

Einmal als Schneiderbub ſaß ich zur Feierabendszeit mit drei Waldbauern zuſammen unter der Linde. Wir plauderten über allerlei, aber lange wußte ich nicht, welcher der geſcheitere ſei. Da kam das Geſpräch auf Sommer und Winter. Der Zeilbauer ſagte: „Im Winter freue ich mich halt auf den Sommer, aber im Sommer fürchte ich den Winter.“ — Dem entgegnete der Hinterleitner: „Bei mir iſt s a ſo: Im Sommer freue ich mich, daß Sommer iſt und im Winter muß man ſich halt freuen, daß wieder Sommer kommt.“ — Der Alpelhofer meinte: „Im Sommer bin ich froh, daß es Sommer iſt und im Winter, daß es Winter iſt.“

Da wußte ich, welcher der Geſcheitere war.

Als neunzehnjähriger Lehrling ging ich noch in die Sonntagsſchule. An jenem Faſchingſonntag nun nachmittags auf dem Schulwege begegneten mir hübſch gepaart Männlein und Weiblein, die ſchon nach Falkenſtein wanderten zum Holzknechtball. Auch ich hatte die Abſicht, nach der Schule auf den Faſchingtanz zu gehen.

Nun, da ich der erſte im Schulzimmer war, neckte mich ein Einfall und ich ſchrieb ihn mit etwas verſtellter Schrift auf die Tafel: „Wohl in jedem Mannszimmer hängt gern ein Frauenbild; warum ſoll ſich nicht an jedes Frauenzimmer ein Mannsbild hängen!“

Nachher, als die Schule begann, ſah der Pfarrer die Schrift und las ſie. Dann ſchaute er ſo über die Klaſſe her, dann ſchritt er an der Wand auf und ab und lächelte bei ſich. Dann las er noch einmal, was auf der Tafel ſtand, und endlich fragte er freundlich lächelnd, wer das geſchrieben hätte? Die Schüler ſahen einander an und ſchwiegen. Und ich dachte: Es gefällt ihm ja, weil er ſo lieb lacht, weshalb ſoll ich ihm's nicht ſagen? Und nachdem er das zweitemal gefragt, wer den ſchönen Satz geſchrieben hätte, reckte ich die Hand hoch: „Hier!“

„Alſo der Schneiderbub!“ ſagte der Pfarrer, „gut. Du wirſt heute im Schulzimmer bleiben und aus dem Katechismus das Hauptſtück vom Sakrament der Buße zehnmal abſchreiben. Aber nicht ſetzen, ordentlich ſchreiben! Ich werde am Abend nachſchauen kommen.“

Alſo jetzt hatte ich's. Der ganze Faſchingnachmittag war dem Sakrament der Buße gewidmet. Zehnmal! — Als es erſt das ſiebentemal war, hatte ich das Schulheft ſchon voll und es begann zu dunkeln. Da ſchnarrte das Türſchloß und nun merkte ich erſt, daß ich eingeſperrt geweſen war. Der Pfarrer trat ein und als er das Heft durchgeblättert hatte, warf er einen Blick auf die Tafel. Die Schrift war mittlerweile ausgelöſcht worden.

„Weißt du auch, was du geſchrieben haſt?“ fragte er mich. Ich ſchwieg, denn mir war die Zweideutigkeit beinahe ſchon bewußt geworden.

„Weißt du, daß es ſich um eine der ſieben Todſünden handelt? Vielleicht kannſt du mir ſagen, um welche. He?“

Zögernd und unſicher antwortete ich: „Um den Neid?“

Da klopfte er mir auf die Achſeln und ſagte freundlich: „Schaf Gottes. Geh heim ſchlafen.“

Jene Tafelinſchrift blieb mir wohl im Gedächtnis und zehn Jahre ſpäter habe ich für ſie von den „Fliegenden Blättern“ einen Taler und zehn Silbergroſchen Honorar bekommen.

Zwei Wanderer begegneten ſich auf der Straße.

„Wohin?"

„In die Vergangenheit zurück", ſagte der eine.

„In die Vergangenheit?" fragte der andere, „was heißt das?"

„In die Erinnerung an das, was ich erlebt habe."

„O Tor!" rief der andere, „Erinnerung iſt Traum. Das Leben, das Glück liegt in der Zukunft. Dahin mußt du trachten."

Der eine: „Iſt nicht auch die Zukunft Traum? Wirklich iſt nur der gegenwärtige Augenblick. Die Vergangenheit iſt Gedächtnis, die Zukunft iſt Phantaſie. Die Vergangenheit iſt was wirklich Geweſenes, die Zukunft iſt Einbildung."

„Aber ſie wird Wirklichkeit."

„Welche? Habt ihr's je einmal erraten, wie es ſein wird, was da kommt? In guten Zeiten iſt es leicht, zu prophezeien: Es wird ſchlechter werden. Jetzt iſt es leicht, zu orakeln: Es wird wieder einmal beſſer werden. Näheres kann der Menſch nicht vorausſagen. Oder iſt es nicht noch allemal ganz anders gekommen, als ſie weiſſagten? Sogar das Nächſte iſt nicht zu durchſchauen. Hat nicht jeder, der mit ſorgfältigſter Vorbereitung dieſen Krieg begann, ſich gründlich geirrt? Weiß auch nur einer von allen, die Gewalt haben, wann und wie das Ende ſein wird? Nein, ſein Heil auf die Zukunft bauen iſt eine unſichere Unternehmung. Wir ſorgen angeblich für die Zukunft. Wiſſen wir denn, was ſie wird brauchen können von uns? Die Schulden, die wir auf ſie machen, gewiß nicht. Frage die Geſchichte, frage den einzelnen, wie der Menſch ſich an der Zukunft irrt, der Weiſe wie der Tor, im Großen und im Kleinen. Die Zukunftskriege werden kurz ſein. Die Großkriegsſchiffe werden das Meer beherrſchen. In der bewaffneten Macht liegt der Friede. Derlei Redereien ſeit Jahrzehnten.

Und was nun? — Die Zukunft iſt falſch, wahr iſt nur dieſer Augenblick.

Da ſagte der andere: „Freund, und dieſen Augenblick mit ſeinem Jammer kannſt du lieben?“

Und der eine: „Dieſen nicht. Weil er durch gründlich falſche Vorausſetzungen verdorben ward. Deshalb ſage ich: Flucht zur Vergangenheit. Zu dem inneren Licht der Seele, in welcher alles aufgeſpeichert liegt, was ich je erlebte und gewann. Du nennſt die Vergangenheit einen Traum; mir iſt ſie das realſte Gut, das mich froh macht, wie Ernte, die man unter Dach hat. Kein Feind kann mir dieſes Gut nehmen, es iſt unzerſtörbar, ſolange die Erinnerung lebt.“

Der andere war ein Weilchen ſtumm, dann ſagte er traurig: „So gut ſteht es bei mir nicht. In meiner Erinnerung findet ſich faſt nur Irrtum und Elend. Ich möchte ſie auslöſchen. Ich möchte meine Seele mit Zukunftsplänen füllen.“

Der eine reicht ihm gerührt die Hand: „So tue es, armer Menſch. Träume wohl!“

Dann wanderte er langſam zurück in ſein ſtilles, ländliches Heim. Der andere eilte ruhelos der großen tobenden Stadt zu, wo ihrer Millionen gegeneinander ums Daſein ringend eine „glückliche Zukunft“ bauen wollen.

Bei mir iſt es Abend, bei euch iſt es Morgen.
Ich trachte nach Ruhe, ihr jaget nach Sorgen.
Ich hätte doch — deucht mich — erſt angefangen,
Dem Leiden zu trutzen, die Luſt zu verlangen.
Tat arbeitend ſchlafen und träumend wachen,
In Freuden weinen und im Elend lachen.
Jetzt klag' ich, daß Stunden nicht wollen weichen,
Und jetzt, daß die Jahre ſo ſchnell verſtreichen. —
Was ich gewollt, es war arg vermeſſen,
Was ich gewußt, es iſt längſt vergeſſen,

Was ich geſucht, war nimmer zu finden,
Und was ich fand, war immer im Schwinden.
Was ich gehabt, ward nicht genoſſen,
Was ich geweſen, iſt längſt zerfloſſen.

Ich bin ein Blatt, vom Winde getrieben,
Auf das unſer Herrgott ein Nichts geſchrieben.
Bin göttlich erleuchtet und menſchlich dumm,
Mir ſelber ein tiefes Myſterium.
— Und dieſes Dunkel iſt mir Kraft und Ruh',
Ich bin nichts und alles — bin ich und du.

Nein, in der Stadt war's nicht mehr auszuhalten. Immer das Geraunze wegen der großen Teuerung, und ſelbſt um viel Geld war nichts Rechtes und Sicheres zu bekommen. Da wollten ſie doch einmal eine Gebirgspartie machen und in einem feinen Alpenhotel ein Weilchen zubringen. Teurer als teuer kann's dort auch nicht ſein.

Sie taten es. Mit gutem Humor und noch beſſerem Appetit kamen ſie nach langem Stiege beim Alpenhotel an. Überfüllt war's nicht, das merkte man ſchon von weitem. Na ſchön, um ſo bequemer wird ſich's leben laſſen. Still, aber einladend winkte der Bergpalaſt, und als ſie an ſeine Pforte kamen — war ſie verſperrt. Unbewirtſchaftet, unbewohnt wegen Kriegszeit.

Was machen wir jetzt?

Verdroſſen und ſchimpfend traten ſie den Abſtieg an, bis ſie gegen Abend hungrig und erſchöpft zu einem einſamen Bauernhof kamen. Und ſchimpften weiter: „In einer ſolchen Bauernkeiſche, da wird erſt's Gfrött angehen. Na, verſuchen wir's halt. Erdäpfel und biſſel Brot wird's zur Not doch noch geben."

Sie traten ins Haus: „Guten Tag, Bäuerin! Wäre was zu eſſen? Hunger haben wir!"

„Aber mein Gott!" ſagte die behäbige Hauswirtin,

„was wirds denn hiaz viel zan Eſſen gebn? Milch, wanns wöllts, Brot und Kas. Butter wär ah, a friſcher. Oder wöllts wartn, daß ih an Eierſpeis mach?"

Die zwei Touriſten waren ſtumm vor Staunen.

„Daß ih a Fleiſch ſied, oder was Gebratenes mach, wird halt z lang dauern? A Rahmſtrudel wär überbliebn z mittag."

Überwältigt von ſolcher Üppigkeit falteten die Stadtherren ihre Hände und ſie möchten dableiben über Nacht.

Königlich haben ſie ſich am ſelben Abend geatzt im Bauernhauſe und göttlich haben ſie geruht auf dem Heu.

Am nächſten Morgen ſagten ſie nicht mehr „Bäuerin", ſondern zu dieſer Ernährerin: „Frau Mutter!"

„Frau Mutter, was ſind wir ſchuldig?"

„Seids arm oder reich?"

„Na, biſſel Geld haben wir ſchon."

„So gebts halt, was s gern gebts. Schuldi ſeids nix."

Bei dieſem Kriege ſind bisher weit mehr Ruſſen in deutſche Gebiete eingedrungen, als Deutſche in ruſſiſche. Als Gefangene. In unſerem Lande, ſagt man, ſoll jetzt auf jeden fünften Mann ein Ruſſe kommen. Was bedeutet das? Man lieſt oder hört nichts von Bedenken gegen die nationale Gefahr ſolcher fremdraſſigen Mannheiten. Es ſcheint, daß die Raſſenfrage in dieſem „Nationenkrieg" nur noch eine ganz untergeordnete oder gar keine Bedeutung mehr hat.

Wir im Süden, ihr im Norden,
Sind im Kriege Eins geworden.
Ihr im Norden, wir im Süden,
Bleiben einig auch im Frieden.

Wir müſſen zuſammenkommen, müſſen einander geben und nehmen, uns aneinander meſſen und nicht verdrießlich werden, wenn einmal der eine länger iſt wie der andere, und der andere kürzer als der eine. Bisher ſind in freien Zeiten die Reichsdeutſchen lieber zu uns gekommen als wir zu ihnen; ſie kamen gern in die Alpen, aber immer zu flüchtig, ſie konnten uns nicht recht kennen lernen. Und wir ſie nicht. Hochſchullehrer aus dem Norden kamen auf unſere Univerſitäten und Realſchulen; von uns gingen ihrer nach Norden. Das gab Gedeihen beiderſeits. Dieſer Profeſſorenwechſel dürfte nur noch lebhafter ſein. Und er ſollte einen regen Studentenwechſel nach ſich ziehen. Reichsdeutſche Jünglinge herein nach Öſterreich, öſterreichiſche hinaus.

Noch an eines denke ich beſonders. *Studentenwechſel* in den Ferien. Unſere Schüler ſollten ihre Ferien im Reiche zubringen; reichsdeutſche Studenten bei uns. Familien könnten ihre Söhne ſo alljährlich auf einige Wochen austauſchen und gegenſeitig in ihr Heim nehmen. Man denke, was das an Erfahrung und Einſicht der jungen Leute zu bedeuten hätte, was ſich da für Beziehungen und Bande knüpfen müßten.

Man denke ernſtlich über dieſe Sache nach.

Einem unſerer Dichter iſt es bei ſeinen Kriegsfahrten durch Norddeutſchland aufgefallen, daß die Leute dort eine größere Einheitlichkeit im Denken haben als wir. Sie denken über die wichtigſten Dinge der Welt und der Zeit größtenteils *das gleiche*, einer wie der andere. Als wären ſie alle *eine* Perſon. Der Dichter erklärt ſich das mit der allgemeineren, gleichmäßigeren Schulbildung, die die ganze Generation einheitlich erzieht. Auch der Militarismus mag dazu beitragen.

Aus ſolcher Einheit quillt die Stärke. Aber nun kommen Bedenken. Die Menſchheit iſt mannigfaltiger, in ihren

Einzelperſonen urſprünglicher, wo ſie ſich in der Entwicklung mehr ſelbſt überlaſſen bleibt. Da iſt eine größere Orginalität in Denken und Auffaſſung, ein reicheres Seelenleben mit beſonderen Anlagen und Fähigkeiten. Es iſt gedeihlicher Boden für die Perſönlichkeit, die doch das größte Glück der Erdenkinder ſein ſoll.

Abgeſehen von der Tatſache, wo es etwa mehr Perſönlichkeiten gibt, im Reiche oder bei uns, ſtelle ich eine Frage. Iſt in einem mannigfaltig gearteten Volke mit ſeinen tauſend Sondereinrichtungen derſelbe plötzliche Zuſammenſchluß möglich in Zeiten der Not, wie er im Deutſchen Reiche ſich vollzog? Iſt eine in ſich und ihren Sonderintereſſen geſchloſſene Perſönlichkeit imſtande, ſich ſo leicht einer gemeinſamen Sache anzubequemen, wie es die nationale Einheit, die Sicherung des Staates iſt, deſſen Formen obendrein lange nicht jedem recht ſind? Ein Volk von Eigenbrödlern iſt doch gewiß ſchwerer zu leiten als ein Volk von Gleichgearteten. Wäre es mit ihm nicht auch ſchwerer zu ſiegen?

Jener Dichter ſagt zu den Norddeutſchen auch noch ein anderes Wort, und zwar über die übliche Form des Umgangstones. Jedem Süddeutſchen, der dort im Lande reiſt, fällt bekanntlich ein harſcher, ſtark ſelbſtbewußter Ton in der Sprechweiſe auf. Weniger im Text liegt's als in der Muſik. Gröber kann vielleicht der Bayer und der Schwabe ſein; bei dem Preußen ſcheint der knappe, entſchiedene Ton dem Bewußtſein der Überlegenheit zu entſpringen. So kommt es dem Fremden vor. Mir ſelbſt ging es einmal ſo. Dieſe Meinung ändert ſich aber, wenn man ſieht, daß die Leute untereinander dieſelbe Tonart anwenden, ſelbſt der Untergebene gegen den Vorgeſetzten. Ich hörte in einem großen Berliner Kaufmannsgeſchäft des Abends den Ladendiener ſeinem Chef ein kurzes, ſtrammes „Adieu!“ ſagen. Ähnlich der Droſchkenführer zum Fahrenden, der Kellner zum Gaſte. Es iſt weder grob, noch unhöflich gemeint. Der Fremde mißverſteht es aber, und mancher meint, ſolche Mißverſtändniſſe ſeien die Haupturſache des „Deutſchenhaſſes“ geworden.

Die Entſchiedenheit der Sprechweiſe zeigt noch lange nicht Härte oder Hochmut, eher Entſchloſſenheit und Pflichternſt. Sie kann aber auch im Sprechorgan, in der Gewohnheit ihre Urſache haben. Oder in der militäriſchen Strammheit des Volkes. Das Siegesbewußtſein leitet den Preußen bei ſeinem Sprechen kaum; ich glaube, er hat vor den Siegen gerade ſo geſprochen wie nachher. Er weiß es gar nicht, daß ſeine Art dem Fremden unbehaglich ſein kann, und wenn man höflich darauf hinweiſt, ſo wird deshalb keine Feindſchaft ſein. Wir im Süden ſind ja auch nicht ungehalten, wenn die nördlichen Freunde uns für ſtark genug halten, ihre freimütigen Äußerungen über unſere Eigenſchaften brüderlich zu ertragen.

Die „herriſche“ Art derer im Norden hat ein nicht hoch genug zu ſchätzendes Gegengewicht an ihrer Wahrhaftigkeit und Verläßlichkeit, Eigenſchaften, die man bei höflicheren Völkern ſeltener findet.

Noch verſchiedener als die Sprechweiſe, die nur im Tone liegt, der die Muſik macht, iſt zwiſchen Süd und Nord der Humor. Und wir finden doch gegenſeitig daran Gefallen. — Das einzig Wichtige iſt, daß wir uns treu bleiben, daß wir gegenſeitig Nachſicht mit unſeren Schwächen und Freude an unſeren Vorzügen haben. Sprechen und betonen mag jeder, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt.

In einem Dorfe an der Enns taten ſie wieder einen Abend lang wirtshauſeln. Sie ſprachen vom Krieg und tranken Bier dazu. Beſonders hatten ſie einen Wehrſchild in der Arbeit, der zuerſt geſtiftet und dann benagelt werden ſollte. Das Stiften ſolcher patriotiſcher Dinge geht ſtets ſehr flott vor ſich, bis die Koſtenfrage kommt. Da ſtockt's gewöhnlich. Wenn es ſpät wird, ſchaut der Menſch auf die Uhr. An der Enns macht man's auch ſo. Da hat aber doch der Radhändler Anderl — es war beinahe rückſichtslos gegen die Zechgenoſſen — einen tiefen Atemzug hervorgeholt und das Wort geſagt: „Für ſo ein' Wehrſchild, da ſpendier' ich zwanzig Kronen!“

Ein banges Kopfnicken mehrſeits. Da tat der Schuhmachermeiſter Oſtmayr mit dem langen roten Schnurrbart ein boshaftes: „So, ſo!“

„Was, ſo ſo!“ fragte der Anderl.

Und der Schuſter: „Wenn das wahr iſt, daß der Anderl zwanzig Kronen ſpendiert, dann“ — tue ich dasſelbe, ſollte er vielleicht ſagen, lenkte aber den Stimmſtock und ſagte wie zu einer Wette — „dann laſſ' ich mir meinen Schnurrbart wegſchneiden.“

Solchen Schimpf beantwortet man ſchweigend. Der Anderl langte in ſeine Taſche, tat das Leder auseinander und legte den Zwanzigkronenſchein auf den Tiſch.

Der Wachtmeiſter Rollmann war an der Tafelrunde bisher ſtill und beobachtend geſeſſen. Nun ſtand er auf, ging zur Wirtin in die Küche und kam mit einer Schere zurück, die in ſeiner Hand, nach dem Schuſter Oſtmayr drohend, bartgierig auf- und zuſchnappte. Ein lachendes Hallo von der ganzen Geſellſchaft, da ſah es der Schuſter ein, er — oder vielmehr ſein Schnurrbart ſei verloren. Ohne weiteres begab er ſich der Exekution und eine halbe Minute ſpäter war die ſtramme Zierde ſeiner Männlichkeit dahin. Der Mund, der um ein Wort zuviel geſprochen hatte, lag jetzt kahl und unbedeckt da und zum Beweiſe, daß der Größe desſelben auch die der Nobleſſe entſpreche, mußte noch etwas geſchehen. Auch der Schuſter griff in den Sack und das Wehrſchild war geſtiftet. Nach dieſem finanziellen Erfolg, der im Orte Aufſehen machte, kann der Erfolg der Benagelung nicht zweifelhaft ſein.

Wegen Fetterſparung iſt dies Jahr zu Allerſeelen die Gräberbeleuchtung verboten worden. Das macht nichts. Wir ſollten uns lieber ſelber manchmal erleuchten, die Toten haben Licht genug — ſie haben das ewige. — Der Gräberluxus iſt ja längſt zu üppig geworden. Jedem Toten ein Licht, ein Kranz, das wäre ſinnvoll; der mit zahlreichen Kerzen und Lampen beleuchtete Grünzeughaufen erſtickt die weihevolle Stimmung. Man ſollte auch aus dem Totengedächtnis, das eine tiefinnere Herzensangelegenheit iſt, kein Schaugepränge machen.

Man ſpricht auch davon, daß dies Jahr die Weihnachtsbaumlichter nicht brennen ſollen. Weil es eine wirkliche und ſinnliche Verſchwendung war, wie man es bisher getrieben. Die Weihnachtsſtube ſah aus wie ein Jahrmarkt oder wie eine Vorratskammer, in der nicht aufgeräumt iſt, ſo ſtanden und lehnten und lagen die unterſchiedlichſten Dinge herum; es war manchmal kein herzliches Schenken mehr, es war ein protziges Überhäufen. Und der Tannenbaum war kein Baum, ſondern ein Ständer für allerlei Gehänge und vor lauter Kerzen ſah man nichts Grünes mehr.

An Geburtstagen ſonſt pflegt man ſo viele Lichter anzuzünden, als das Geburtstagskind Jahre zählt. Nun können wir wohl nicht 1915 Kerzenlichter aufſtellen, als der Jahre ſind ſeit des Herrn Geburt. Aber ſeine 32 Lebensjahre als Menſch auf Erden könnte man verſinnlichen durch zweiunddreißig Lichter auf unſerem Chriſtbaum. —

Verſucht es einmal, wie ſchön und feierlich auch bei einem großen Baum dieſe mäßige Anzahl an Lichtern wirkt. Und kein Flitterwerk an den Baum hängen. Wie er im Walde geſtanden, ſo ſoll er bei uns einkehren und mit ſeinen 32 Lichtern ſchlicht und fromm an das Erdenleben deſſen mahnen, dem das hohe Feſt geweiht iſt.

Das Jubiläumsſitzen hat er doch nicht mehr erlebt. Nur zweimal noch, und es wäre das fünfundzwanzigſte Mal geweſen, daß der Biecherl Thomas im Kotter ſaß. Allemal wegen Ehrabſchneidung. Es gibt aber auch kein ſchärferes Meſſer, als ſeine Zunge war, wenn ein Fuhrmann auf die Pferde dreinhieb, ein Fleiſcher das Kalb hetzte, ein Halter die Rinder ſchlug oder ein Schinder die kranken Hunde und Katzen quälte. Er gab ſolchen Leuten nicht etwa Tiernamen, wie es unter Menſchen Sitte iſt, Tiernamen waren ihm für die Leute zu gut; er behaftete ſie mit Eigenſchaftswörtern, die dann der Bezirksrichter allemal mit je vierundzwanzig Stunden Arreſt ausglich. Und jetzt vor einigen Tagen, da der Fleiſcher den zur Schlachtbank zu treibenden Ochſen mit dem Knüppel ſchlug, nannte ihn der Biecherl-Thomas einen dreckigen Rotzbuben. Damit erreichte der Tierfreund wirklich, daß der Knüppel nicht mehr auf den Ochſen niederſauſte, ſondern auf ihn, den Thomas. Der Thomas ging nicht zum Bezirksrichter, ſondern wurde heimgetragen in ſeine Kammer, wo er nach einiger Zeit manchem zu Tode gepeinigten Tiere nachfolgte, weil die Hirnſchale kaput war.

Darum ſtifte ich dem Biecherl-Thomas hier ein Martertaferl. Es mag ſchon über zwanzig Jahre her ſein, daß ich, zurückkehrend von einer Gebirgspartie, den Mann im Gaſthaus zu Altenberg kennen gelernt. Damals trat er mit zwei Ziegen, die er fürſorglich am Band führte, in die Gaſtſtube ein, ſeine Begleitung hinter ſich herlockend: „Magerl! Greterl! Nau, gehts nur her, kommts nur her, mir tun a biſſel jauſnen, heut!“

Lachend bemerkte der Wirt, daß die Ziegen nicht in die Gaſtſtube gehörten.

„Nachher ſei ſo guat, Wirt“, ſagte der Thomas, „und ſperr uns das Extraſtübel auf. Und die Frau Wirtin ſoll gleich a guate Milchſuppen kochen, und an Speckſalat und a Mehlſpeis für drei Perſonen!“

„Kommen ihrer leicht noch nach?“ fragte der Wirt.

„San ja eh ſcho da“, rief der Thomas, und deutete auf ſich und ſeine zwei Ziegen, die lange Hälſe machten und die Tiſche beſchnupperten. „Weißt, Wirt, die eine da, die Magerl, hat heut Geburtstag; iſt eh in dein Almſtall auf d Welt kem vor zwei Jahren. So wölln mr uns jetzt halt a biſſel was gunnen, gelt, Kinderln!“ — Indeſſen iſt draußen im Wirtsgarten für die ſeltſamen Gäſte gedeckt worden. Und es war zum Lachen und zum Weinen, wie dieſer Almhalter ſeine Gäſte bewirtete und voll ſchäkernder Herzlichkeit mit ihnen den Geburtstag feierte.

Den Viecherl-Thomas hatten ihn die Leute genannt, den Tiernarren. Einmal fragte man ihn, ob er denn die Tiere lieber habe als die Menſchen? — Er würdigte die Frage keiner Antwort.

Als in der Gegend jetzt das Gerede umging, daß in Hinterberg die alte Schneemoaſ'n geſtorben ſei, fragten die Leute einander: „Die alt' Schneemoaſ'n? Ja, hat denn die immer noch gelebt?“

In meiner Jugend war ſie ein rundes, rotes Dirndl geweſen. Aber ſooſt ein Burſch um ſie warb: „Schneemoaſerl, magſt mih? Schneemoaſerl, liabſt mih?“ wendete ſie ſich ab. Wer es nicht der Mühe wert fand, ſie bei ihrem rechten

Namen anzuſprechen, bei dem fand ſie es nicht der Mühe wert, zu antworten. Den rechten Namen von ihr aber, den wußten die meiſten Leute nicht. Wie ſie zu dem Namen Schneemoaſ'n gekommen iſt? Natürlich am Tauftage. Als nämlich dem Schneidhofer das Mädel geboren war, noch an demſelben Tage mußte es zur Taufe nach der zwei Stunden weit entfernten Pfarrkirche. Es war zwar ein abſcheulicher Wintertag mit Sturmwind und Schneetreiben, aber bals den Weg zum Taufſtein geht, da achten die Hinterbergler, die alten wie die jungen, kein Wetter, und wenn's Spieß' regnet und Schuſterbuben ſchneit, ſie gehen um ihre Taufe. Die Hebmutter und die Patin wanden ſich reichlich in Tücher und Hüllen, und der kleine Täufling hatte drei Windeln um und eine lange Fatſchen, und zwei große Wollentücher und einen Flanellmantel und des Vaters Schafpelz. „Daß d' ja baderl warm haſt, kleiner Schnegg! Daß dir ja nit kalt wird!“ So wie einen Ballen Bettgewand nahm ihn die Hebmutter und trug ihn an der Bruſt vor ſich her, und alſo ging ſie neben der Frau Godl plaudernd dahin. Dann in der Kirche nahm den Täufling die Godl in den Arm und die Hebmutter lockerte um das winzige Köpfel ſo weit die Hüllen, daß der Pfarrer mit dem Taufwaſſer dazu konnte. Nachher gingen die zwei würdigen Frauen mit ihrem jungen Chriſten zum Kirchenwirt und lobten die Gottesgab, ſo die Patin auf Tellern und in Gläſern reichlich auftragen ließ. Die Kleine wird auch was bekommen haben, wenn ſie nicht etwa im Hinblick auf das zu erwartende mütterliche Tiſchlein daheim alles Fremde abgelehnt hat. Nach ſolchem Taufmahle wickelten die Frauen das Kind wieder in ſeine Windeln, Fatſchen, Tücher und Pelze, noch fürſorglicher als auf dem Herwege, „daß d' ja ſchön warm haſt, du Schatzhäuſerl, du herzigs!“ Denn das Wetter war noch wüſter geworden. Nicht zehn Schritte ſah man auf dem Heimwege vor ſich und der ſcharfe Wind ſtieß den Frauen allen Atem zurück, ſooft ſie den Mund aufmachten, um etwelches zu tratſchen, damit der Weg durch den Schödergraben doch nicht allzu lang würde. Während abwechſelnd die eine und die andere das Kind trug, verſuchten ſie immer, einander Erinnerungen von Wochenbetten und Taufgängen zu erzählen, wobei die eine nie erwarten konnte, bis die andere fertig war, ſo daß ſie dann gleichzeitig redeten, bis plötzlich wieder ein Windſtoß ihnen den Mund ſtopfte. In hohem Schnee pfadlos ſtapfend kamen ſie endlich heim in den Schneidhof, und wie ſie ſich dort den Schnee von den Kleidern geſchüttelt hatten und dann auch den lieben Ballen aufwickelten, gab es einen gebrochenen Doppelſchrei, denn es — war kein Kind da.

Zwiſchen den Wulſten durch war das kleine, gefatſchte Dirndl unterwegs herausgerutſcht und in den Schnee gefallen.

Dann iſt der Hof ausgezogen, um den Täufling zu ſuchen. Voran ſchoſſen wirr und wild die beiden Frauen dahin, jede voll grimmiger Selbſtmordentſchlüſſe, wenn's ſchlimm ſollte ausgehen. — Der Pfad war wieder ſchier verweht. Von den Bäumen bläderten Elſtern und Gimpeln weißen Staub herab und auf dem Boden hüpften Schneemeiſen dahin. Und da lag es nun, das kleine Weſen in Fatſchen und Wolltüchern wie ein Striţel gebunden, umhüpft von den flatternden Vöglein — niedlich eingebettet in weichen Schnee und beinahe ſchon zugedeckt mit flaumigem Schnee. Es hatte ſein rotes Geſichtlein und ſchlief. So hatten ſie es gefunden und heimgebracht und geſehen, daß es geſund war. Die Wöchnerin, der man das Mißgeſchick verborgen gehalten hatte, nahm es an ihre Bruſt, und die Glückſeligkeit der Mutter lag ſegnend über dem kleinen Menſchen.

Wie es denn geheißen wurde? fragte ſie endlich.

Sie nannten den chriſtlichen Namen, aber der Leute Mäuler ſind alle nichts nutz. Wiſſen ſie kein Schlechtes zu ſagen, ſo ſagen ſie was Spottendes. Und ſo iſt der Kleinen, die im Schnee, unter Schneemeiſen, den erſten Schlaf getan, der Name Schneemoaſ'n geblieben, bis zum letzten Tag ihres langen Lebens. Sie ſoll ihr Lebtag als dienende Perſon nicht viel Gutes gehabt haben und ſo weich wird ſie ſelten gelegen ſein wie damals im Schnee. Es müßte denn ſein, daß ſie jetzt unter dem Raſen noch beſſer ruht.

1916.

Einer der gefangenen Ruſſen, der etwas deutſch ſprach, wunderte ſich geringſchätzig, daß es in unſerem Dorfe lauter ſo ſchwächliches und kränkliches Mannsvolk gebe. Da wäre in Rußland doch ein ganz anderer Menſchenſchlag!

Darauf gab ihm der alte Gemeindediener zur Antwort: „Oh, mein Herr, wir haben ſchon auch ſtarke Männer. Die haben wir euch entgegengeſchickt. Habt ihr ſie nicht begegnet?"

Da ſchwieg der Ruſſe.

Da will ich doch wieder einmal einen ſolchen Brief aufzeigen, ohne gerade zu ſagen, von wem und woher.

An den „Meiſter" wendet ſich die Briefſchreiberin, bittet „um Hilfe in größter Not" und ſchickt ihre Photographie mit, damit der Beſchauer „aus dieſen Augen ihre Seele kennen lernen" ſolle. Sechzehn Jahre alt ſei ſie und flehe um Brot, und zwar um telegraphiſche Hilfe, ſie ſei ganz nahe dem Verhungern, denn ſie habe keine Einnahmen, weil man ihr die Gedichte und Novellen überall in den Papierkorb werfe. Bei der Zeitſchrift N. N. habe ſie um einen Vorſchuß gebeten für ihr Weltdrama, das zwar nur bis zum ſiebenten Akt fertig ſei, das aber die größte Dichtung der Welt werden würde, weil die Vorzüge aller Dichter darin vereinigt ſeien. Die Zeitſchrift habe ihr gar keine Antwort gegeben — einer Dame! Seit ſie die Dornenkrone der Poeſie auf ſich genommen, hätten ſich alle Freunde von ihr gewendet und geſagt, ſie ſolle was arbeiten. Als ob ihr Werk nicht die größte geiſtige Arbeit wäre! — Da ſei ihr mein Name eingefallen und in demſelben Augenblick fühlte ſie ſich gerettet. Ich würde ihr ſofort telegraphiſch fünfzig Kronen ſchicken, dann per

Poſt tauſend Kronen als Anzahlung für das Weltdrama, das ſie mir widmen wolle.

Na, der Dame muß geholfen werden. „Geſchätztes Fräulein, Sie ſind ein dummer Backfiſch! Gehen Sie ſogleich zu Ihren Freunden, die Ihnen das Arbeiten raten, und bitten Sie auf den Knien um Arbeit; jede nährt heute beſſer als Literatur. Telegraphiſch weiſe ich eine Knackwurſt an.“

Nach einer Woche kam ein zweites Schreiben: Sie könne den Brief zwar nicht frankieren, müſſe mir aber doch ſagen, daß ſie ſich an mir ſchwer getäuſcht habe. „Welch einen Segen“, ſchrieb Sie, „hätten Sie geſtiftet!“ Von der Knackwurſt ſagte ſie nichts, und gerade das wäre in dieſem Fall die Hauptſache geweſen.

Was ſie nur mit dem „Segen“ gemeint haben mochte, den ich um ſie geſtiftet haben würde? Vielleicht hätten die Völker ihre Schwerter weggelegt und hätten ſich friedlich zuſammengeſetzt, um das neue Weltdrama zu leſen, in dem die Vorzüge aller Dichter vereinigt ſind!

Mein Leſer wird am Ende glauben, ich ſpaße oder man habe ſich mit mir einen Spaß erlaubt. Dann ahnt er nicht, welch grenzenloſer Torheit literariſche Dilettanten fähig ſind.

Das muß eine gemeine Natur ſein, die einer äußeren Auszeichnung bedarf, um zur nötigen Honorigkeit zu gelangen.

„Ich bitte dich, Mann, ſag' doch nicht jedem gleich die Wahrheit!“

„Aber, ich bitte dich, Frau, es glaubt mir ſie ja ſo keiner.“

Nicht ſchlechter und ungerechter könnte man die Menge regieren, als wenn man ſie nach ihren eigenen Abſichten und Vorſchlägen regieren wollte.

Bei uns iſt es manchmal ſo: Jeder will was anderes als der andere, und was dabei herauskommt, das will keiner.

Prophezeien wir nur darauf los. Schlimmes vorausſagen iſt immer dankbar. Trifft es ein, ſo iſt man Weisſager, trifft es nicht ein, um ſo beſſer.

Wenn du einen fremden Gedanken nicht verſtehen konnteſt, ſo hat er ſchon einen Zweck erreicht. Er hat dich veranlaßt nachzudenken.

Für Schönheit hat man nur in guten Zeiten Sinn. Im Sommer fragt man, ob der Ofen ſchön iſt, im Winter — ob er warm iſt.

Im Hinterſchoppen des alten Berghauſes ſaßen zwei Landſtreicher. Die Leute des Viehabtriebes hatten ſich verlaufen, nur die zwei waren wie eine unverrichtete Sache noch zurückgeblieben. Es war ein Schnapsler mit ſeinem Tonplutzer und ein Speckjäger (Bettelmann) mit ſeinem ſettigen Handbündel.

Der Schnapsler hatte einen Zorn auf die Menſchheit. Es war nämlich das Geſchäft ganz im Abflauen. Die Leut' werden herriſch. Die Männer trinken Bier oder gar Milch, wie die alten Weiber; noch andere ſind ſo grundvertiert, daß ſie pures Waſſer ſaufen, wie die Ochſen. Aus Brenntröpfel traut ſich keiner mehr. Haben eh kein Feuer im Blut und trinken Waſſer. Wohin mit der Welt! —

Derweiſe hatte der Schnapsler erſt vorher geknurrt, legte aber ſeine Lippen nicht an den eigenen Plutzer; das wär' kein G'ſchäft! — Der Menſch lebt ja nicht allein vom Schnaps! Es gehört auch Speck dazu. Ein Zehnhellerſcheiberl hätte er noch im Sack, aber das Leutwerk hat die alte Berghütte kahl gefreſſen. — Und jetzt iſt der Speckjager da. Der war die letzte Zeit fleißig geweſen, der hatte den Bäuerinnen ſo nette Artigkeiten geſagt, daß ſie girrten vor Vergnügen. Sein Bündel troff vor Speck. Aber der Menſch lebt nicht allein vom Speck. — Und jetzt ſaßen die zwei durch Schickung Gottes beiſammen im Hinterſchoppen.

Tat nun der Schnapsler das Zehnhellerſcheiberl hervor: „Kamerad, ſchau her. Echtes Blech. Gib mir ein Trumm.“

Da tat der Speckjager ſeinen Schatz auseinander. Eine Menge Schwartlein, die aneinander klebten, brachte er hervor. Eins löſte er los und warf's dem Schnapsler zu. Dann nahm er das Münzlein, blinzelte es verliebt an und murmelte: „So, ſo. Jetzt hätt' ich Schnapsgeld. Lang her a Stamperl (Gläschen).“

Der Schnapsler ſteckte raſch das Stück Speck in den Mund und füllte das Gläschen. Da war das Zehnhellerſcheiberl wieder ſein Eigentum.

Nach einem Weilchen ſchob er die Münze auf dem Brett wieder zurück: „Noch um zehn Heller, Kamerad!“

Gut, und wie der Speckjager neuerdings Geld hatte, ſchob es auch er zurück: „Noch a Stamperl, Kamerad! Weils G'ſchäft ſo gut geht!“

So trieben ſie es eine Weile, bis der eine genug Speck, der andere genug Schnaps genoſſen hatte. Durch ein einziges Zehnhellerſtück hatte ſich zwiſchen den beiden Eignern und Konſumenten Handel und Verkehr entwickelt. Das Münzlein war immer noch da, während die beiden Geſchäftsleute ſich gegenſeitig faſt aufgezehrt hatten. In weſſen Hand ſchließlich das Kapital liegen blieb, weiß ich nicht zu ſagen.

Man konnte vor kurzem noch in manchen Zeitungen und Zeitſchriften gewiſſe „Strammheiten“ leſen: Die Zentralmächte würden in Petersburg einrücken, Moskau in Brand ſtecken und deutſche Kultur nach Sibirien tragen. — Frankreich müſſe geknebelt werden, daß es ſich auf Jahrhunderte hinaus nicht rühren könne und für immer Vaſallenſtaat Deutſchlands bleiben müſſe. — Die engliſche Weltherrſchaft müſſe zertrümmert werden, Deutſchland ſich an ihre Stelle ſetzen. — Die deutſche Geburtsziffer wächſt, das germaniſche Volk müſſe Herr der Erde werden. Uſw.

Solche Provokationen benützt der Feind bei ſeinen Völkern und bei den Neutralen, um ſeinen Vernichtungskrieg gegen uns zu rechtfertigen.

Wie wird es ſein, wenn unſere Helden von den Schlachtfeldern zurückkehren? Mit Triumphbögen und Muſik werden ſie empfangen werden. Aber dann? Viele finden die Lebens- und Erwerbsſtellungen, die ſie vor dem Kriege eingenommen, nicht mehr vor; andere ſind Krüppel und können ihren früheren Beruf nicht mehr vertreten. Viele ſind in den Ereigniſſen des Krieges um Haus und Werkſtatt gekommen, manchen iſt der Boden unter den Füßen weggezogen worden.

— Für die Toten iſt geſorgt. Die Gefallenen bekommen ihre Grabmäler und Gedenktafeln. Aber die Heimkehrenden, die fürs Vaterland, für die Heimat geſtritten — finden ſie alle eine Heimat? — Soll es wieder ſo werden, wie in Deutſchland nach dem Siege von 1870, da es in Berlin Aufruhr gab, weil ſoviel Zurückgekehrte keinen Erwerb fanden? Wie die Dinge jetzt ſtehen, müßte es unvergleichlich ſchrecklicher kommen.

Dem ſoll vorgebeugt werden. Es bildet ſich in Deutſchland und Öſterreich eine große Vereinigung zur Schaffung von Kriegerheimſtätten. Dem Heimatkämpfer eine Heimſtätte, was iſt natürlicher, gerechter als das? Dem deutſchen Kriegsmann eine deutſche Scholle, auf der er im friedlichen Hauſe dem Vaterlande bodenſtändige Bürger erziehen, ſich der kräftigenden Arbeit und der Natur freuen kann. Wer von dieſer Bewegung hört, er unterſtütze ſie. Aus ſolchen Kriegerheimſtätten mit Werkſtatt, Garten oder gar kleinen Bauerngütlein kann ein friſcher bäuerlicher und bürgerlicher Mittelſtand entſtehen — der Kern des Staates. Der echte Menſch kann nur aus der Erde wachſen und die körperliche Arbeit ſchützt vor Armut und Reichtum. Nicht arme, nicht reiche, ſondern zufriedene Menſchen muß die neue Kultur bringen, wenn der ſiegreiche Frieden, den wir erhoffen, was wert ſein ſoll.

An Rechtſchreibung iſt folgendes Dorfſchriftſtück nicht erſtklaſſig, aber an Inhalt iſt es gewichtig:

„Hochwürdigen hern Previſer und Bſarauſſecher alhier.

Ich ſchreibe mit ſielen Griſſen, indem ich mi endler entſchloſen hab, aus diſſer ehe auszutreden. Den weill kein leben is mit derer Perſon. So gutt ſie eh is geweſt, mein weib, jatz, ſider valeichts ein halben jar is ſie wie der helliſch drak kans nit anderſt ſagen. jede ſubben verſalzen, jets Koch anbrent, ka pſoad waſchts ma, ka hoſn ſlikts ma, und hat kan urſach, und was de mir in bet für a Seitn zuwend kinens Ihna dengen. Alßer las i mi ſcheiden van ir. Ich weis mir an andre, de baſt beſſer ſi mi. Mit der Klockengupſer Roſel kinens mi verkinden und das is mei bitt. Freili ſuls bald ſein weill mar ihrs ankennt und nit mehr lenger warten kan. Bitt gar ſchen, wir ſcho fleiſi zaln. Is a Taſſſchein noti, ſie hat ein. — Buß die hant.“

Dieſer Brief iſt vor kurzem beim Pfarramt R. eingetroffen. Ich darf ihn, mit Ausnahme des Namens ſeines Verfaſſers, buchſtäblich mitteilen.

Welche Antwort der „her Prediſer und Pfarauſſecher alhier“ erteilt hat, das „kinens Ihna dengen“.

Die Journaliſten zu Abelsberg hatten eben eine ihrer Vereinsverſammlungen geſchloſſen, in denen die verehrten Herren Kollegen ſtets einträchtiglich und freundſchaftlich zuſammenſaßen, während vor den Augen der Abelsberger ſie ſich oft heftig bekämpften. Nachdem in der Sitzung nun wieder die Berufsintereſſen konziliant beſprochen und einige Neuerungen beſchloſſen worden waren, verlangte Doktor Schülcher noch einmal das Wort, um darauf aufmerkſam zu machen, daß demnächſt in Abelsberg der in Verſchiß ſtehende Volksſänger Planſetzki auftreten werde. „Sie wiſſen, meine Herren, der Mann wird totgeſchwiegen.“

„Der Planſetzki? Wieſo? Warum?“ Ein Jüngerer fragte das. Die übrigen wußten ja längſt, daß ein Planſetzki totgeſchwiegen oder hingerichtet wird. Denn der hat ſeinerzeit die Journaliſten von Abelsberg beleidigt, in einem Couplet lächerlich gemacht.

„Aber das Couplet war ſehr witzig“, lachte Haube-Schulz, einer der alten. „Wir lachten ſelber und ganz Abelsberg mit uns.“

Doktor Schülcher blieb aufrecht. „Die Standesehre! Dieſer Hans Wurſcht ſoll ſich's merken, daß es nicht angeht, einen ſo hochgeachteten und wichtigen Beruf öffentlich anzugreifen. Einmal ein Exempel. Wer ihn ſpießen will. Gut. Ich pflege mich mit derlei Bänkelſängergeſindel nicht herumzubalgen. Ich kenne keinen Planſetzki.“

Da ſagte der Haube-Schulz: „So ſollen wir gerade das beſtätigen, was er uns in jenem Couplet, wenn auch ſpaßhaft,

geworfen hat? Sie ſehen, daß ich mich noch erinnere.
als Kritiker — ſang er — pflegten eine Kunſtleiſtung
daraufhin zu beurteilen, ob uns der betreffende Künſtler
önlich zu Geſichte ſteht oder nicht. Wollen wir es nun
tlich beſtätigen, daß uns wirklich die Objektivität fehlt?
de jetzt, wo uns der Mann lächerlich machen wollte,
ſen wir ſeine guten Leiſtungen loben, damit die Welt
, wie gerecht wir urteilen und wie unrecht er hat."
Gut, ſie entſchieden ſich für die Großmut.

Der Volksſängerabend fiel wieder glänzend aus, es
de gelacht und geklatſcht. Die Herren der Kritik hüteten
ernſten Mienen.

Am nächſten Morgen eilte der Künſtler Plauſetzki ins
eehaus. Sein Antlitz voll wonnevoller Erwartung. Sech-
hundert Kronen hatte der geſtrige Reinertrag ergeben.
Doppelte macht 3200 Kronen. Denn er hatte vor
eren Tagen mit dem Fabrikanten Zirkeiſen eine Wette
. „Paß auf, Zirkeiſen, die Abelsberger Zeitungen ver-
en mich, denn ich habe ſie einmal verſpottet." — Dem
rſprach der Zirkeiſen: „So ſind ſie nicht, die Abels-
er Zeitungſchreiber!" — „Oh, ſo ſind ſie! Ich wette mit
um meinen Reinertrag des nächſten Abends, ſie zer-
eißen mich!" — Alſo haben die beiden Herren gewettet.
Du mir, oder ich Dir! Natürlich ehrenwörtlich, daß von
m Partner „etwas gemacht werde". — Und nun ſaß
Plauſetzki vor den Zeitungen. Bei der erſten machte
in ſaures Geſicht, ſie notierte den Erfolg des Abends.
der zweiten Zeitung ſchoß es ihm in die Wangen, ſie
h von dem ſeltenen Genuß des Konzertes. Die dritte
ung ſtampfte er mit der Fauſt in die Tiſchplatte hinein.
nannte den Volksſänger ein einzigartiges Genie. Selbſt
Blatt Doktor Schülchers verſtieg ſich in ſeiner Beſpre-
g zu dem Satz: „Wenn die Götter dieſem Talent ein

bißchen perſönlichen Takt verliehen hätten, man müßte ſolchen Humoriſten ernſtnehmen.“

Die Wette verſpielt.

Dieſes Geſchehnis erinnert an jenen Wiener Schriftſteller in den Siebzigerjahren, der vor Veröffentlichung eines zweifelhaften Romans den maßgebenden Kritiker öffentlich beleidigte, damit dieſer ſein neues Buch nicht beſpreche. Beſprach und verriß er es doch, ſo konnte der Romandichter immer noch ſagen: „Aha, das iſt die Rache.“

Eine Neuheit dieſes Krieges iſt es, daß kein Staat ſich für beſiegt erklärt. Belgien, Polen, Serbien, Montenegro ſind gänzlich niedergeworfen, ſind erobert, aber ſie halten ſich nicht für beſiegt. Die Regierungen ziehen ſich zurück, die Könige fliehen, aber Frieden ſchließen wollen ſie nicht, Sie betrachten ſich ja nur als Teile des Koloſſes, der unſer Feind iſt. Sie alle haben ſich verabredet, daß keiner für ſich mit uns Frieden ſchließen wird. Und das iſt der tote Punkt. Der macht die Dauer des Krieges unberechenbar. Dieſe Art iſt etwas Neues, für das man in der Geſchichte kein Vorbild findet. Die Anſtifter ſo wenig als wir haben eine Ahnung, wie das ausgehen wird. Es kommt wohl weniger auf das Dreinſchlagen an als auf das Durchhalten. Der Deutſche Kaiſer ſprach das erſte Wort vom Durchhalten; vielleicht verſtanden damals nicht alle, wie es gemeint iſt.

Unſere Soldaten halten durch. Ihre Kraft, ihr Mut iſt ungebrochen und wer ſich heute in gute Stimmung verſetzen will, der mag juſt einmal an die Front gehen. Nun fragt es ſich, ob auch wir durchhalten werden, wir im Hinterland. Bislang fehlt uns ja nichts, als etwa, daß die Geſchäfte beſſer gehen als ſonſt, was eigentlich ein übel iſt, weil es zum Leichtſinn und zur Genußgier führt. Wenn wir einfach leben wollten, wir alle und in allem, wenn wir — anſtatt zu übervorteilen — einander beiſpringen wollten in der Bedrängnis, ſo wie im Felde die Kameraden einander beiſpringen, es wäre fürs Durchhalten nicht die geringſte Gefahr. Nur fort mit dem allerlei Firlefanz und Üppigkeit. Wer wird denn jetzt Feſte geben und an großen Tafeln ſchwelgen? Welche Frau wird Schmuck an ſich hängen, während der Mann vielleicht draußen im Felde blutet!

Wenn wir, an Lebensführung wie an Nahrung, alles Überflüſſige und Unnötige vermeiden — die Reichen wie die Armen — ſo kommen wir nicht bloß zehn Jahre aus, wir kommen für immer aus mit dem, was unſere Länder hervorbringen. Alle Teufel aus der Fremde einzuführen, das müſſen wir uns überhaupt abgewöhnen, das lockert unſere Selbſtändigkeit, unſere Feſtſtändigkeit, das verdirbt in uns die deutſche Natur. Reden wir denn nicht immer davon, daß wir unſere Eigenart bewahren wollen? Iſt es nicht auch der Boden, die Nahrung, die heimiſche Arbeit uſw., aus denen wir unſere Eigenart, unſere Charaktereigenſchaften ziehen? Wenn wir unſeren angeſtammten Boden unbearbeitet laſſen, unſere Beſchäftigungen fürs Ausland einrichten, unſere Lebensmittel vom Ausland holen — da können wir erſtens im wahren Sinne nicht deutſch bleiben, zweitens, uns in ſolchen Kriegszeiten nicht behaupten. Vielleicht erſt in den ſpäteren Jahrgängen dieſer Kriegsſchule werden wir lernen, uns ganz ans Vaterland zu halten. Wir können leben und gut leben mit dem, was unſer Land gibt und das ſicherſte, verläßlichſte Mittel, um zu allen Zeiten durchzuhalten, iſt die tüchtig betriebene Landwirtſchaft.

Das Bauerntum iſt jetzt eine Armee für ſich geworden, eine Armee, ohne deren angeſtrengte Tätigkeit Hinterland und Kriegsland nicht durchhalten könnten. Achtet nur, daß es der Landwirtſchaft nicht an Mannſchaft fehle!

Seit dem Erſcheinen meines Romans „Erdſegen" (1900), in welchem ein gebildeter Stadtmenſch ſich als Bauernknecht verdingt, erhalte ich mancherlei Zuſchriften von Stadtleuten, die es meinem „Hans Trautendorffer" nachmachen wollen. Sie fragen mich um nähere Auskünfte und bitten um weitere Ratſchläge. Es ſind zumeiſt überſpannte, romantiſch angehauchte Leute, und ich ſchreibe ihnen ſtets zurück: Wohl überlegen! So wie im Büchel geht's in der Wirklichkeit nicht allemal her. Mit der Schwärmerei iſt's bei den Bauern nichts, da heißt's arbeiten! — Auf derlei Antworten bleibt es dann ſtill. Etliche haben es aber doch probiert. Ein Kellner aus Brünn ſtand in der Hanna bei einem Bauern in Jahresdienſt ein. Nach der erſten Woche ſprang er wieder aus und ſchrieb mir: „Dieſe rüpelige Arbeit, dieſe ſchlechte Koſt, dieſe Unreinlichkeit, dieſe groben Leute! Pfui Teufel! Foppen Sie mit Ihrem Buch einen andern an!" — Ein kleiner Wiener Beamter ging nach Oberöſterreich, woher er mir ſchrieb: „Ich bin ſoweit ganz zufrieden mit dem Dienſt, aber mein Bauer ſcheint es nicht mit mir zu ſein. Ich wäre — ſagte er mir geſtern — für einen Bauernknecht zu g'ring beim Steiß und zu ſchwach im Kopf! Das heißt auf deutſch: zu kraftlos und zu dumm. Ich gehe wieder nach Wien." — Ein Kaufmannsſohn in Hannover erwarb ſich vor fünfzehn Jahren in der Lüneburger Heide ein kleines Bauerngut. Später ſchrieb er mir anknüpfend an einen früheren Briefwechſel: „Für Ihre Anregung meinen Dank. Ich fühle mich hier auf ſtillem Lande bei regelmäßiger Körperarbeit und frugaler Koſt geſünder und zufriedener als je. Mit meinen Kindern, die in der Landwirtſchaft ausgebildet werden, will ich ein friſches

Bauerngeſchlecht gründen.“ (Ja, es iſt eben auch im Bauernhof ein Unterſchied, ob man der Knecht iſt oder der Herr.) Dann hörte ich jahrelang nichts von meinem Lüneburger Bauern, bis nun vor einigen Wochen ein Brief kam aus dem nördlichen Frankreich, wo er in einer von Deutſchen beſetzten Stadt eine Gemüſegärtnerei betreibt. „Hoffentlich“, ſchreibt er, „kann ich bald wieder heim. Heim, das Wort habe ich früher nicht gekannt.“

Der verjagte König von Serbien, der nach Frankreich geflohen war, hielt dort — entzückt von der guten Aufnahme — eine Rede und nannte Frankreich das Vaterland der Könige! — Da zuckte der Präſident der Republik auf und fragte betroffen: „Was hat er geſagt?!“

Bei einer Schulaufgabe: Definition der Dankbarkeit, ſchrieb ein Schüler: „Dankbarkeit iſt etwas, auf das man nicht rechnen darf.“

Ernſter war die Meinung eines anderen: „Es gibt zwei Dankbarkeiten; eine, die man ſchuldig iſt, und eine, die man nicht ſchuldig iſt. Beiſpiel: Wenn ich jemand um einen Sack Mehl bitte, damit meine Familie was zu eſſen habe, und er gibt mir Mehl, ſo bin ich ihm Dank ſchuldig. Wenn mir jemand ungebetene Sachen ſchickt, die ich nicht brauche, ja, die mir vielleicht läſtig ſind, ſo bin ich dafür keinen Dank ſchuldig.“ — Den letzten Satz bemängelte der Schulmeiſter, man müſſe auch in dieſem Falle dankbar ſein, ſobald man die Sachen angenommen habe.

Der Schularbeit bin ich im Gedanken nachgegangen. Ob ſie nicht doch völlig recht hat! Man bekommt ſo manches geſchenkt, was man nicht ablehnen kann und was einem doch überflüſſig, wenn nicht gar zuwider iſt. Wenn ich für all derlei dankbar ſein ſoll, ſo komme ich in eine Abhängigkeit von allerhand Leuten, ohne mich davor ſchützen zu können. Jeder hat die Möglichkeit, mich mit Höflichkeiten und Spenden zu umſtricken, mich ihm gegenüber unfrei, verpflichtet zu machen.

Aber man braucht es ja nicht anzunehmen. Gut. Artigkeiten zurückweiſen, Geſchenke zurückſchicken, dann gibt es Verdruß. Und den will man doch nicht, die Aufmerkſamkeiten ſind ja gut gemeint. Alſo wie? Die Frage iſt nur lösbar, wenn es geſellſchaftlicher Grundſatz wird, daß man für unerbetene Gefälligkeiten, Geſchenke uſw. wohl dankbar ſein mag, aber nicht dankbar ſein ſoll.

Ein Artilleriſt erzählte mir, daß an der Südfront zu kleinen Dienſten bei Kanonen manchmal auch Infanteriſten beigezogen wurden. Bei den Arbeiten an den Maſchinen waren die derben Bauernhände juſt nicht die geſchickteſten, ſo daß der Leutnant häufig etwelche Kaſernblüten über die Mitarbeiter hinſtreute. Einmal mußte ein ſtämmiger Tiroler-Jäger Geſchoſſe herbeitragen unter ſtrengſtem Befehl, unterwegs keines fallen zu laſſen. Der Burſche ſtrengte ſich gewiſſenhaft an, dieſes Befehles, kein Stück fallen laſſen, nicht zu vergeſſen, plötzlich ſtellte er ſich ſtramm vor den Leutnant mit der Frage: „Därf i wos ſogn?“

„Nun?“

„Do tur i döchtn liaber an holbn Tag Hulz hackn, as wiar a Stund do geiſchtige Orrbat mochn!“

Bei uns herrſcht jetzt große Not und viel Geld zugleich. Alſo zwei Dämonen auf einmal. Hier Mangel an Notwendigem, dort frevelhaftes Prunken mit Überflüſſigem. Das letztere kann nur beſſer werden, wenn's noch ſchlechter wird. Jetzt verläßt man ſich noch auf den Frieden, der ſeit anderthalb Jahren knapp vor der Tür ſteht. Der

Friede wird einmal kommen, aber er wird anders ausſehen, als man ſich ihn heute vorzuſtellen pflegt. Selbſt der ſiegreiche Frieden wird ein ſtrenger Herr ſein.

„Gheiratet wird jetzt, daß ſchon alls teufelt um und um!“ hatte damals unſer Gemeindebote ausgerufen, halb entſetzt und halb beluſtigt. Die Kriegstrauungen waren aufgekommen. Der Soldat, der eine Liebſte in der Nähe hatte, konnte ſie vom Fleck weg heiraten; der eine in der Ferne hatte, konnte ſie auf Entfernung heiraten. Er verſprach's vor dem Amtmann auf ihren Namen einer andern, und ſie gab auf ſeinen Namen einem andern die Hand — gut war's. Es geht alles, wenn man will, und oft ſehr gut.

Doch bisweilen gab auf ſolche Art das Standesamt Leute zuſammen, die nicht zuſammengehörten; mancher kam mit einer Erſtbeſten daher, weil er morgen einrücken mußte und heute keine Auswahl mehr möglich war.

So trat eines Tages ein Werksarbeiter ein, der hatte ein rundlich, rötlich ſtrahlendes Frauenzimmer bei ſich: „Mir taten bitten, Herr Doktor: kopulieren!“

„Getraut werden wollt ihr? Sind alle notwendigen Papiere zur Stelle?“

„Wohl wohl, Herr Doktor, die hätten mer da.“

Der Beamte fand die Papiere in Ordnung. „Und wo ſind die Zeugen? Aber zur Trauung müſſen ja zwei Zeugen ſein.“

„Tät's es nit auch ſo?“ fragte der Arbeiter, „ma weiß frei nit, wo man auf der Stell zwei Zeugen ſollt hernehmen.“

„Da kann ich nicht helfen, Zeugen müſſen ſein. Habt ihr in der Stadt denn keine Bekannten? fragt um. — Jetzt iſt's elf Uhr, bis ein Uhr bin ich hier. Seid ihr bis dahin da, ſo können wir's nachher gleich machen.

Das Brautpaar ging Zeugen ſuchen. Etliche Minuten vor ein Uhr waren die Zeugen da, und auch das Brautpaar. Nur nicht ganz dasſelbe. Der Werksarbeiter war's noch — aber die Braut, die er bei ſich hatte, war — eine andere.

Nämlich — als er mit der rötlich Strahlenden in der Stadt umherging, begegnete ihnen eine rührſame kleine Perſon, eine gute Bekannte von früher, die Anrecht auf ihn zu haben vorgab und juſt auf den Weg ins Standesamt war, um den Treuloſen noch rechtzeitig abzufangen. Das gelang ihr ſchon auf der Straße. Der Herr Bräutigam zwiſchen den zwei Bräuten war in einer ganz verſchwefelten Lage. Endlich hatte ſich ſein Gedächtnis doch ſo weit erholt, daß er ſich für die Frühere entſchied. Die rötlich Strahlende begann zwar einen ſehr wirkſamen Straßenſkandal, aber der Arbeiter flüchtete mit der Kleinen ins Standesamt.

Ein anderes Paar, das getraut werden wollte, brachte zu Trauzeugen — ſeine erwachſenen Söhne mit.

Allzulange iſt es kaum her, da hat das junge Ehepaar die Aufforderung des trauenden Geiſtlichen: „Seid fruchtbar und vermehret euch!" ſich nicht zweimal ſagen laſſen.

In meiner Waldheimat vor fünfzig Jahren, da gab es mehr Kinder als Erwachſene. In jedem Hof fünf bis zehn Kinder, in den Hütten nicht weniger. Der Schneider Michel hatte deren ſechs, wovon das Weib, wenn ſie betteln ausging, die jüngſten zwei mittrug, eines im Arm und eins auf dem Buckel. Der Köhler Simon hatte neun Kinder, die alle trotz ungenügender Pflege, Nahrung und Schule aufwuchſen und brave Arbeitsleute wurden. Alle blieben arm und jeden freute das Leben. Meine Eltern hatten ſieben Kinder, wovon zwei ſtarben, die übrigen aber wohlgerieten, mit Ausnahme des Älteſten, der in die Stadt lief. — In einem Bauernhofe zu Fiſchbach hatten der Vater, der

Sohn und der Enkel zu gleicher Zeit kleine Kinder. Es geſchah, daß der Großoheim jünger war als der zweijährige Neffe. Bei ſolcher Fruchtbarkeit gab es denn reichlich Leute zur Bewirtſchaftung von Feld, Wieſe und Wald, und der Kaiſer war bei den Muſterungen ſo wähleriſch, daß er nur die allerſchönſten und ſtärkſten Burſchen nahm. Wer nicht ganz 5½ Schuh lang war, oder etwa einen krummen Finger hatte oder ein enges Knie, oder eine Warze an der Naſe, der wurde abgelehnt. Das machte aber nichts, es war auch daheim im Waldland luſtig. Nie ſeither habe ich wieder ſo hell ſingen und jauchzen gehört als damals in dem armen Alpel. Jeder freute ſich, daß er auf der Welt war. Der Selbſtmord einmal, den ein alter, irrſinniger Mann beging, war das unerhörteſte Ereignis, von dem jahrelang geſprochen wurde.

So hoch ſtand damals das arbeitsſchwere und ſorgenvolle Leben im Werte. Und allenthalben wurden ſo viele Leute geboren, daß man endlich von Übervölkerung und Koloniſieren ſprach.

Da kam allmählich die neue Zeit mit ihren anderen Weltanſchauungen. „Männer der Weisheit" kündeten laut, daß es nur der Mühe wert ſei zu leben, wenn man ſinnlich genießen könne. Das Stoffliche, das ſinnlich Genießbare allein ſei es wert, daß der Kampf ums Daſein geführt werde. In den Städten lebten die Leute, denen das zuerſt einleuchtete, und ſie begannen ſich danach zu richten. Dem Materialismus folgte bald der Peſſimismus. Die ſchönen Anbilder wurden dunkel, die ſeligſten Hoffnungen begannen zu verblaſſen, es hub eine freiwillige Flucht nach dem Nichtſein an. Wer aber dablieb, der wollte genießen, wenig arbeiten und viel genießen, war er reich oder arm. Und ſiehe, die Genußſucht verelendete das Leben wirklich. Die alles haben konnten, wurden überſatt, ſtumpf, für höhere Werte unempfindlich. Die Menge aber, die bei jenen den Überfluß ſah und ſelbſt darbte, wurde unzufrieden, mißgünſtig, gehäſſig. Und als dieſe Leute ſo ihre Armut erſt einmal wirklich ſahen und empfanden und wie ſie immer noch ärmer wurden, je mehr bei den Bevorzugten der Reichtum ſtieg, da verging ihnen nicht bloß die Möglichkeit, ſondern auch die Freude an dem, was ſonſt das Begehrteſte geweſen: Ein eigener Herd, Weib und Kind. — Und der Höhepunkt einer Kultur, der ſich jetzt zeigte, war nicht einladend: Menſch zu ſein, Menſch zu werden.

„Soll ich heiraten? Darf ich heiraten?“ fragte ſich mancher junge Mann. „Ja!“ antwortete die Liebe und ſie ſiegte in ihrer beſonderen Art. Aber jene Aufforderung des trauenden Geiſtlichen wurde nicht mehr recht ernſt genommen. Wozu in eine ſolche Welt Kinder ſchicken? „Nur zum Arbeiten und Geknechtetwerden und Entbehren will ich meine Kinder nicht rufen, dafür habe ich ſie zu lieb.“ Das Weib ſtimmt bei: „Da habe ich ja weniger Plage, bleibe länger jung und wir können uns ſelber mehr gönnen.“ Der Mutigere ſagt noch: „Eins, höchſtens zwei kann man ſchließlich wagen, aber ihrer mehr?“ Da ſinkt auch ihm das Herz in die Hoſen. —

Ob das wohl patriotiſch, national, ja auch nur menſchlich iſt? — Ein kinderreiches Volk wird nicht bloß größer, ſondern auch ſtärker in ſeinen Einzelperſonen. Die Natur hat eine größere Auswahl, die Schwächlinge zieht ſie ein, die Kräftigen wachſen auf; während bei wenig Kindern jedes Haſcherl künſtlich aufgepäppelt wird, um dann ſich und der Allgemeinheit zur Laſt weiter zu vegetieren.

In jenen alten, geſellſchaftlich einfacheren Zeiten haben ſie mehr Herzlebigkeit gehabt. Was die Kinder koſteten, um das haben die Eltern mehr verdient, um das haben ſie ſich mehr eingeſchränkt. Je mehr liebe Kinder zu verſorgen waren, um ſo tüchtiger und fleißiger mußten die Eltern ſein, ſo daß man ſagen könnte, ſie verdanken dieſe Tugenden ihren Kindern. — Heute will man ſo wenig als möglich arbeiten, manche am liebſten gar nichts; will täglich ſein Stück Fleiſch, ſein Bier haben. Die Frau hat ſtets ihren modernen Hut und ſonſt allerlei feine Sachen; wozu ſparen, wir haben ja keine Kinder. Die ſchönen Gedanken vom Fortleben, von einer beſſeren Zukunft erſticken in einem ganz elenden Eintagsfliegen-Egoismus.

Allgemein iſt bei uns dieſe Richtung noch nicht, aber ſie kann es werden. Die Neigung geht dahin und die Geburtenzahl nimmt ſtark ab. Am meiſten ſchuldig bleiben die Städter unter ihren geiſtigen und geſellſchaftlichen Verkehrtheiten. Die beſten Möglichkeiten, zahlreiche und geſunde Nachkommenſchaft zu erzielen, hat immer noch das Bauerntum, trotz ſeiner Laſten und Kümmerlichkeiten. Aber dieſe Grundfeſte zu zerſtören iſt ja in den letzten Jahrzehnten alles Mögliche geſchehen. Unter ſolchen Zuſtänden überall iſt es kaum ein Wunder, wenn ſo viele Eheleute Kinder unterſchlagen. Der Mann hat in ſeiner Jugend meiſt auch ein zu geringes Einkommen, um an Nachkommenſchaft zu denken, und bis er wohlhabender wird, iſt die gute Zeit dahin und anſtatt Kinder zu pflegen, will manches Ehepaar ſchon ſelbſt gepflegt werden — wozu es nun freilich ſorgende Kinder vermißt. Eine freudloſe, ja troſtloſe Einſamkeit des Alters iſt die Strafe für Verſäumung der natürlichen Pflicht. Aber die Natur hat noch andere Mittel, die Hinterziehung des von Gott gewollten Zieles zu rächen. Mancher wird mich verſtehen. — Wenn man die kinderloſen und die kinderreichen Ehen einmal vergleichen könnte, bei welchen würde man die meiſte Liebe und freudige Aufopferung, das tiefere Glück finden? Die Angſt um ein krankes Kind hat trotz ihres Wehes mehr Seligkeit in ſich als das

Glas Bier oder der neue Hut. Es muß im allgemeinen das Glück kinderloſer Eheleute nicht übertrieben groß ſein, weil die Statiſtik davon weiß, daß bei ſolchen mehr Selbſtmorde vorkommen, als bei kinderreichen.

Vor einiger Zeit fragte mich ein junger Ehemann in reizender Einfalt, ob er es „auf ein zweites Kind ankommen laſſen“ ſolle? Ich, mitten im Kriege, erinnerte ihn ans Vaterland. Da wandte er ſich weg und murmelte: „Fürs Erſchoſſenwerden mag ich keinen Buben erziehen.“ — Als ob das Vaterland nicht auch lebendige Leute brauchte! Kommt denn der Sieg vom Schlachtfeld allein? Der geſegnetſte Sieg kommt dem Staat aus dem Familienhauſe.

Wenn wir jetzt die Liſten der Gefallenen durchſehen, ſo begegnet man oft und oft dem Beiſatz: der einzige Sohn! — Das gibt zu denken. Das Vaterland zählt heute ſeine heranwachſende Jugend, um den Verluſt der Gefallenen zu decken. Wir ſind noch nicht in der Lage jener Nachbarvölker, die über ihren Mangel an Männern in Verzweiflung geraten, aber bange iſt auch uns, daß es ſo werden könnte.

Inſofern der Geburtenrückgang uns bange macht, wiſſen wir ungefähr, woran es liegt. Die wirtſchaftlichen und ſozialen Verhältniſſe ſind ſchuld, die verrückte Weltanſchauung, die Eitelkeit und Genußgier der Menſchen, die fürs Kind nichts mehr übrig laſſen wollen. Solange das nicht anders wird, wäre die Aufmunterung zu einem reichlicheren Kinderſegen umſonſt, ja vielleicht nicht einmal zu verantworten. „Eine Welt wie die jetzige verdient auszuſterben!“ rief ein Verzweifelter aus. Der Krieg hatte ihm alles genommen, die Kinder und die Habe; man muß ihm das wilde Wort verzeihen.

Was iſt zu tun? Vor allem muß Staat und Geſellſchaft es jedem Ehepaar möglich machen, ſeine Kinder zu ernähren und zu erziehen wie einſt, als wir noch mehr

Naturvolk waren. Das Fernere, den Sinn der Menſchen zu ändern, das iſt Aufgabe von uns Lehrern und Idealiſten und der lieben Not, die daran wahrſcheinlich das meiſte wird tun müſſen.

Der Staat? — Jetzt muß für jedes Kind, das man hat, Steuer gezahlt werden, wenigſtens mittelbar. Wäre es nicht richtiger, Steuer zu zahlen für Kinder, die wir nicht haben? Junggeſellenſteuer, beziehungsweiſe Jungfrauenſteuer, um ein ſchönes Wort zu gebrauchen. Las man doch in der Zeitung, daß in einem kleinen Lande des Deutſchen Reiches Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechtes, die mit dreißig Jahren nicht verheiratet ſind, je nach ihrem Vermögen eine Ehefluchtſteuer zu entrichten haben? Solche Ehefluchtſteuer wäre gut zu brauchen zur ſtaatlichen Erziehung armer ehelicher und unehelicher Kinder. Viele ſind der Meinung, daß Leute ärmerer Schichten dem Staate reichlich Kinder geben würden, wenn er einer Familie, die mehr als drei Kinder hat, Entlaſtung von Staatsabgaben, und der Familie über fünf Kinder dazu noch Erziehungsbeiträge gewährte. Einen ſteiriſchen Ortsrichter weiß ich, der jeden Vater von zehn wohlgeratenen Kindern zum Baron erhoben wiſſen möchte, falls er es nicht etwa ſchon wäre. Na, dann hätten wir die meiſten Barone in den Hütten und bei den Zigeunern. — Vielleicht fallen den Staatsleitern noch andere Mittel ein, es gibt deren ja allerhand, um aus den modernen Ehepaaren ein großes und ſtarkes Geſchlecht hervorzulocken. Beſonders ſollen ſie ſich fragen, ob genug Schulen da ſind, um die Jugend in Geſittung und Arbeit zu unterweiſen. Und ob genug Brot da iſt? Müſſen wir es in fremden Ländern holen oder haben wir etwa im eigenen Lande noch uneroberte Kolonien? Soll es die heimiſche Scholle der modernen Frau nachmachen und auch unfruchtbar bleiben? — Regierung, frage dich ſelbſt.

Etwas Gutes haben jetzt die Engländer erfunden. Jeder taugliche Mann, der nicht heiratet, muß Soldat werden. Da flüchten die ſonſt heiratsſcheuen Helden nun ſcharenweiſe in die Ehe. Und in derſelben müſſen ſie noch dazu ſchön brav ſein, ſonſt ſagt das Weibchen: Ich laſſe mich ſcheiden! Und dann wäre der arme Mann hilflos dem Militär ausgeliefert. Bei uns war es auch einmal ſo, daß die verheirateten Männer militärfrei geweſen. Jetzt um ſo beſſer, jetzt ſorgt der Mann doppelt fürs Vaterland, mit Kindern und mit ſich ſelber. — Aber das erſtere will abflauen und das ſoll verhindert werden.

Der Staat muß das Seine erfüllen. Was aber haben wir Lehrer und Idealiſten zu tun? Wir ſollen den Menſchen jenen Familienſinn beibringen und jene Wertſchätzung des Lebens, wie ſie geherrſcht, als wir noch ein geſundes Naturvolk geweſen. Und was hat an der Bekehrung die Not zu tun? — Ach, daß man es nicht drauf ankommen ließe!

Wenn die Kulturvölker wirklich und ernſtlich im Sinne einer humanſittlichen Weltanſchauung erzogen werden könnten, dann hätten gewiß dreimal ſo viele friedlich nebeneinander lebende Menſchen Platz auf Erden. Jedenfalls muß — wenn es der Mühe wert ſein ſoll, hier zu leben — das Ziel der Völker ein anderes werden, als beſtändige Übermachtsgelüſte und materieller Reichtum, dieſe Haupturſachen des Unrechtes und Unfriedens, es ſind. Bei dem Opferwillen, den das Volk in dieſem Kriege zeigt, iſt ja alles, auch der höchſte ſittliche Aufſchwung möglich.

Wer den Mut hat, fürs Leben des Vaterlandes, fürs Leben ſeines Volkes dem Soldatentod ruhig entgegenzugehen, der wird ſich auch nicht ſcheuen, durch eine fruchtbare Ehe von neuem ins Leben zu treten. Wenn die Menſchen wieder Menſchen geworden ſind mit den Fähigkeiten des gegenſeitigen Wohlwollens und des harmloſen Glückes, dann

— aber erſt dann — wollen wir jubelnd rufen: Das Leben iſt ſchön! Wecket Kinder auf!

Das Alter, wenn es kommt, macht uns reich an Jahren und arm an Freunden. Wenn der Greis von einem Spaziergang zurückkehrt und vom Schuh den Staub ſtreift: iſt dieſer Staub nicht vielleicht ein Beweis der Anhänglichkeit eines Jugendfreundes, der vor fünfzig oder vierzig Jahren beerdigt, und ſeither längſt wieder enterdigt wurde? Ich habe ſchon zwei Generationen überleben müſſen. Lebt denn auch nur ein einziger der alten Garde, mit der ich einſt den „Heimgarten" gegründet? Auch der letzte von ihnen iſt nun geſtorben — der liebe Vinzenz Chiavacci.

Zwei waren ihrer aus der Schule des alten Wiener Humors, die kurz nacheinander ſtarben: der ſatiriſche, ſarkaſtiſche Eduard Pötzl und der harmlos gemütliche Vinzenz Chiavacci. Der erſtere war mitunter ein ſcharfer, wenn auch ſtets gerechter Sittenprediger, der letztere behandelte auch mit leicht ſpottendem Humor das Wiener Leben, war aber immer wohlgemut und milde. Die meiſten ſeiner Schriften muten an wie Öl auf Wunden, die dem Volke von den Spießgeſellen der troſtloſen Zeit geriſſen werden. Perſönlich war er auch ſo. Ein echter Wiener der guten Sorte. Leben und leben laſſen, keinen Spaß verderben und dem Unheil, wo es hervorgrinſt, mit Humor ein Schnippchen ſchlagen. Man ſah ihm die Behaglichkeit an, wie er einſt im Anzengruber-Kreis oder im gaſtlichen Hauſe des Rechtsanwaltes v. Foregger ſo unter uns ſaß, immer klug, immer heiter, oft zu einer philoſophiſchen Weiterung gerüſtet, gerne zu einem friſch-fröhlichen Disputlein aufgelegt, im übrigen dankbar die Welt akzeptierend, ſo wie ſie der Herrgott einmal gegeben hat.

Da wollte der Herrgott den Wiener Humoriſten doch verſuchen, wie weit ſein Humor wohl gehen mochte. Er ſchickte ihm in vorgerückten Jahren ein ſchweres, furchtbares Leiden. Erſt ſchrieb der Dichter mir von einer ſüßen Krankheit, die er genieße. Es war die Zuckerkrankheit, die ihm dann allmählich Glied um Glied raubte. Als ihm das eine Bein abgenommen werden mußte, ſchrieb er mir, ſein linker Fuß ſei ein Engerl worden. Nach Abnahme des zweiten Beines: „Jetzt iſt auch der rechte Fuß ſeinem Kameraden nachgefolgt und mich laſſen ſie allein ſitzen.“ So ſaß er Jahr und Tag in ſeinem Marterſtuhl und ſchrieb den Freunden manchen frölichen Brief, der einem aber doch hart ans Herz ging, weil man ſah, was er nicht ſah, oder doch ſah und in heldenhafter Klagloſigkeit ertrug. Als es ihm an die Hände ging, blieben ſeine Briefe aus, als es ihm ans Herz ging, wurde er ſchweigſam. Er ſagte nichts mehr, es war ihm recht.

So muß es auch ſeinen Freunden recht ſein. Hat er doch ſeine Seele, auf die er, nebenbei geſagt, nie ſchwören wollte, ihnen in ſeinen Büchern hinterlaſſen. — Seine Bücher haben uns oft ergötzt, von ihm ſelbſt aber konnte man leben, leiden und ſterben lernen.

Ein italieniſches Ehepaar aus dem Küſtenlande war, um den „Erlöſern“ zu entfliehen, nach Graz gekommen. Es war gern im Stadtpark und mir fiel ſein ſchönes Kind auf, ein etwa vierjähriges Mädchen, das ſich — ſtets die Puppe im Arm — mit Glaskugelſchieben auf dem Kiesweg ergötzte. Eines Tages beobachtete ich, ſcheinbar abſichtslos hin- und herſchlendernd, wie das Kind ſich einer Bank näherte, auf der neben einer alten Frau ein Knabe ſaß, welcher mit der kleinen Italienerin ungefähr gleichaltrig ſein konnte. Er ſpielte mit Bauſteinen und tutete manchmal mit einem Trompetlein. Langſam hatte ſich die Kleine der Bank genähert, war ein Weilchen davorgeſtanden und hatte endlich mit zärtlicher Miene dem Knaben eine Glaskugel hingehalten. Dieſer, befremdet durch den Beſuch, ergriff ſie nur zögernd, aber bald ſpielten ſie mitſammen ſo, daß ſie die Glaskugeln zwiſchen ſich auf der Bank hin- und herrollen ließen. Dann ſtreichelte das Mädchen mit ſeinem zarten Händchen den Arm des Knaben und er ſchaute ihr treuherzig ins Geſicht. Jetzt hielt ſie ihm die Puppe hin, die er annahm. Dann faßte er das Blechtrompetchen, welches er an einer grünen Schnur umgehangen hatte und ſchmetterte damit der Spenderin einen ſchönen Dank ins Ohr. Dann lachten ſie und ſpielten weiter. Die alte Frau betrachtete ſchweigend und mit Wohlgefallen die beiden Kinder. Auf einmal ſagte der Knabe etwas, das Mädchen blickte auf und entgegnete. Und als ſie noch ein paar Worte geſagt hatten, ſchauten ſie einander verblüfft, faſt erſchrocken an, das Mädchen riß ihm die geſchenkte Puppe aus der Hand und lief davon. Der Knabe ſchleuderte die auf der Bank zurückgebliebene Glaskugel auf die Erde, dann zog er ſeine Kindsfrau mit ſich fort. Noch aus Entfernung blickten die Kinder aufeinander zurück, erregt und verſtört.

Was hatte es zwiſchen den beiden nur gegeben? Das war's: Sie hatten zueinander geſprochen und hatten nicht verſtanden. Es waren fremde Sprachen — da graute ihnen voreinander.

Es wird ſchon was dran ſein, wenn ich ſage: Nicht bloß die Kleinen, auch die Großen treiben es ſo, und die Leute würden einander leichter verſtehen, wenn ſie keine Sprache hätten.

Die Berghäuslerin hockt auf der Wandbank bei ihrem Mittagsmahl. Drei Erdäpfel in der Schale und eine braune Einbrennſuppe ohne Fettaugen. Nachher tut's es wieder für heute. Sie iſt allein und ihre Hütte ſteht in der Einſchicht.

Mein Gott, denkt ſie, wie wird's dem Fritzl gehen? Ob er auch was hat. Oder nur das Schießen vor dem Feind, hin und her. Ob ich den Buben noch einmal ſehen werde? — Die Suppe iſt ausgelöffelt, noch die letzten Tropfen ſaugt ſie von der Schüſſel. Dann faltet ſie die Hände und ſagt halblaut das Dankgebet: „Himmliſcher Vater, dir ſei Lob und Dank für das liebe Speiſ' und Trank in Ewigkeit amen.“

Geht raſch die Tür auf und hereintritt — der Fritzl: „Mutter!“

Sie tut einen lauten Schrei. Faſt lähmt ſie der Schreck. So blickt ſie ihn an, den Liebling, der ſo plötzlich ſchön und ſtattlich mit ausgebreiteten Armen vor ihr ſteht. Friſch ſchaut er aus. Sie kann ihn kaum faſſen — erſt langſam und leiſe murmelte ſie: „Ja, wie kann denn das ſein?“

„Acht Täg Urlaub!“

Sie reicht ihm die Hand und ſchaut ihn an, und ſchweigt. Ihre Freude kann nicht heraus, ſo groß iſt ſie. „Hunger wirſt haben“, ſagt ſie endlich.

„Und was für einen!“ lacht er luſtig.

Sie geht hinaus in die dunkle Küche, bleibt dort mit verſchlungenen Händen ſtehen wie eine Säule und iſt ratlos. Sie hat nichts zu eſſen.

Man hört jetzt oft fragen, welche Richtung die Literatur nach dem Kriege einſchlagen werde. Viele vermuten: Die idylliſche. — Es wäre möglich, die Gegenſätze berühren ſich gern. Alſo von der brutalen Wirklichkeitsdarſtellung hinweg und ins märchenhafte Friedensleben hinein. Dann könnte man ſagen: Was die Wirklichkeit ſchuldig bleibt, das bezahlt die Poeſie, und man würde dieſe als die Freundin der Menſchen erkennen.

Aber ich bezweifle, daß es ſo kommt. Man hat jetzt viel zu große Angſt vor der „Sentimentalität“. Denn es iſt zu ſehr mit ihr geſündigt worden. Nun wird Weichherzigkeit Sentimentalität genannt und man mißverſteht die zarte Empfindung, die milde Güte, die leiſe Wehmut, die jeden tieferen Menſchen manchmal beſchleichen muß, und nennt derlei Sentimentalität. Selbſt im Gutestun ſteckt der moderne Menſch eine gewiſſe Derbheit aus. Man gibt dem Dürftigen Almoſen, „weil er ein armer Teufel“ iſt. Man ſagt nicht ein armer Menſch, das würde zu gütig, zu brüderlich klingen; man muß ihn erniedrigen zum armen Teufel, dem man ein Bröcklein Wohltat hinwirft.

Sentimentalität, urtümlich verſtanden, iſt Empfindſamkeit — wäre an ſich alſo nichts Schlimmes. Wer nicht empfindſam iſt, der iſt ſtumpfſinnig, und gerade das ſind wir heutzutage am wenigſten. Wir ſind im Gegenteil ganz außerordentlich ſenſitiv, feinfühlig, ſeeliſch reizbar, überaus leicht verletzbar. Wollen aber nicht ſentimental heißen. Denn was wir heute unter Sentimentalität verſtehen, daß iſt *unechte* Empfindſamkeit, gekünſtelte Rührſeligkeit, die überall das Rührende, das Wehmütige und Weinerliche hervorkehrt, entweder um zu täuſchen oder in ſolcher Stimmung zu ſchwelgen und die Wehmut zu einem Genuß zu machen. Wir hatten einſt in Alpel einen alten Mann, der fehlte bei keinem Leichenbegängnis weitum und weinte dabei allemal mehr und heftiger als die Angehörigen, auch wenn er den Verſtorbenen gar nicht perſönlich gekannt hatte. Als einmal längere Zeit niemand ſtarb, wurde er gemütskrank, und diesmal wirklich, denn es ging ihm die Zerſtreuung, der Herzensgenuß ab, und als er ſtarb, war keine Trauer. Um ihn, der um Alle geweint, weinte niemand, aber noch lange war er in der Leute Mund unter dem Spitznamen „der röhrend Rocherl“.

Es hat vor hundert Jahren ſehr viele Bücher gegeben und heute noch gibt es einige, wovon man jedes den röhrenden Rocherl heißen könnte, Bücher, die ſich aus dem Menſchenleide gleichſam ein Vergnügen machen. Hol' ſie der Teufel! Aber auch die andere, rohere Sentimentalitätsart, die beſtrebt iſt, überall das Elend und das Menſchenleid aufzuwühlen, ohne mit ihm zu verſöhnen, ohne einen befreienden und erhebenden Gegenſatz aufzuſtellen, ſei in den gleichen Wunſch einbezogen.

Ach, wie doch die Welt „pietätvoll" iſt! Und ſie duldet bei den Trauernden kein Ärgernis. Ein Student ging zwei Wochen nach dem Tode ſeiner Mutter ins Theater. Er wollte ſich nur ein wenig zerſtreuen. Das nahm ihm die Welt übel. Er iſt doch in Trauer, da gehört ſich's nicht, ins Theater zu gehen. Er hätte im einſamen Zimmer ſitzen ſollen, wo er tagelang in Betrübnis geſeſſen war, wo er immer die Worte der fortgegangenen Mutter gehört hatte: Ich bitte dich, mein Robert, zerſtreue dich. Du wirſt mir ja krank! — Aber die Leute rümpfen die Naſe. Ach, die Leute richten ihre Pietät immer dorthin, wohin ſie nicht gehört, und wo ſie ſein ſoll, haben ſie keine. Dieſe hartherzige, frivole Welt kann ſentimental ſein wie eine hyſteriſche Vettel.

Ich haſſe die Hartherzigkeit. Ich liebe auch jene „zarte Rückſichtnahme" nicht, die kein lindes Wort, keinen Herzenston der Teilnahme für den leidenden Mitmenſchen aufbringt, oder die es mit Abſicht vermeidet, die Mitempfindung mit Wärme zu äußern. Was man fühlt, das ſollte man auch ausſprechen dürfen, Gemütswerte ſoll man auch mitteilen wollen. Der Wehſchrei des Leidenden ſoll nicht mißverſtanden werden. Sehr oft wird die Träne des Weibes zu leicht genommen und die Träne des Mannes für unmännlich gehalten. Wer es ſo meint, der hat noch keinen großen Schmerz erfahren, oder er iſt ſeiner unfähig, unwürdig. Das treue Gefühl für unglückliche Mitmenſchen ſoll nicht unterdrückt werden. Eine Gemütsbildnerin in dieſem Sinne wäre die geſunde Idylle.

Alſo die verrückte Zeit! Iſt ſie von ſelbſt verrückt geworden? Alle Achtung, was die Leute zuwege bringen! Sie machen, daß es am erſten Mai 1916 um eine ganze Stunde früher Tag wird als ſonſt. Und führen dieſes Wunder den ganzen Sommer über durch. Eigentlich aber verſchieben ſie nicht die Zeit, ſondern — ſich ſelber. Weil ſo viele Leute, gerade in den Städten, auch im Sommer bis ſieben Uhr im Bette liegen wollen, ſo beſticht der Fleißige einfach die Uhren dahin, zu lügen, es ſei ſchon ſieben Uhr, da es doch erſt ſechs Uhr iſt. Na, wenn es ſchon ſieben Uhr iſt, dann muß man doch aufſtehen!

Eine Notlüge in allerbeſter Abſicht. Man will die ſo unnatürlich gewordene menſchliche Tagesordnung der Natur näher rücken, daß man nicht mehr ganz ſo unſinnig den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage machen ſolle. — Nun ſollte man aber glauben, daß es durch ſoziale, durch pädagogiſche, ja beziehungsweiſe für gedungene Arbeiter durch Vorſchriften und Verträge erreichbar wäre, um eine Stunde früher zur Arbeit zu gehen. — Aber nein, es muß gemogelt werden. Der vernünftig vorgetragenen Wahrheit, daß es vorteilhafter iſt, des Morgens um eine Stunde früher aufzuſtehen und des Abends um eine Stunde früher ſchlafen zu gehen, wären die Leute nicht zugänglich. Sie wiſſen zwar, weil ſie den Uhrzeiger ja ſelber vorgerückt haben, daß es nicht wahr iſt, was er jetzt verſichert. Sie wiſſen, daß es doch erſt ſechs Uhr iſt, aber nun ſtehen ſie willig auf, denn es iſt „ſieben Uhr“.

So ſind wir. Nur die Äußerlichkeit, der Schein iſt uns maßgebend. Es wäre doch viel ſchöner, um ſechs Uhr aufzuſtehen, als um ſieben; aber — nobel ſoll das nicht ſein. Das liebe Sonnenlicht am Morgen laſſen wir umſonſt leuchten, das armſelige Öl- oder elektriſche Licht am Abend zahlen wir mit ſchwerem Gelde. —

Wer nun iſt verrückt, die Zeit oder wir?

Freund! Im Lande Utopie
Gibt es Satzungen wie die:
Nicht zu geiſtlich, nicht zu leiblich,
Nicht zu männiſch, nicht zu weibiſch,
Nicht zu bäuriſch, nicht zu herriſch,
Nicht zu g'ſcheit und nicht zu närriſch,
Nicht zu hart und nicht zu weich.
Nicht gefräßig, nicht gehäſſig,
Nicht zu haſtig, nicht zu läſſig,
Nicht zu arm und nicht zu reich.
In Geſittung ſtetig ſteigen,
In der Arbeit jeder eigen,
Vor dem Rechte alle gleich. —
Räſoniert zwar, das wird weiblich,
Doch im ganzen geht es leidlich.
— — — — — — —
Sollten ſolchen Utopien
Nicht auch wir uns unterziehen?

Da hat mich nun der Matthias Kochbrunner aus Waldenbach wieder einmal beſucht. Er iſt ſeit unſerem letzten Zuſammenſein ein ſchiefkantiges, verdorrtes Männlein geworden, hat aber immer noch ſeine Abſonderlichkeiten. Ich beſitze noch das „Mariazellerbildl“, auf deſſen Rückſeite mir der Kochbrunner vor 30 Jahren, als er heiratete, ſeine Eheordnung aufgeſchrieben hatte, ein fermes Kinderprogramm. Da heißt es: „Mein erſtes Kind Matthias ſoll geboren werden im Jahr 1888. Mein zweites Kind Katharina ſoll geboren werden im Jahr 1890. Mein drittes Kind Sebaſtian ſoll geboren werden im Jahr 1892 und mein viertes Kind Chriſtof ſoll geboren werden im Jahr 1894. Vierſpannig will ich fahren. Amen.“

Bei dem geſtrigen Beſuche nun erinnerten wir uns an alte Zeiten. Ich zeigte ihm das Mariazellerbildl, worüber der alte Matthias Kochbrunner faſt gerührt war, und ich befragte ihn, ob alles programmäßig vor ſich gegangen ſei.

„Schier, ſchier, aber nit ganz“, antwortete er.

„Iſt der Matthias rechtzeitig angekommen?“

„Na. Die Kathrina hat nit derwarten mögen. Hat's Erſte ſein müſſen.“

„Was iſt denn mit ihr?“

„Allerweil krank iſt ſie. Eine Stube voll Kinder hat ſie, und keinen Mann dazu.“

„Dann iſt der Matthias gekommen?“

„Wohl, wohl.“

„Hoffentlich geht's ihm gut.“

Da berichtete der Alte: „Der Matthias liegt jetzt zerſchoſſen in einem Lazarett. Der Sebaſtian hat ſchon über ein Jahr nix von ſich hören laſſen. Soll in Rußland gefangen ſitzen. — Iſt hart, iſt hart.“

„Und der letzte, der Chriſtof?“

„Der hat mir noch am wenigſten Sorge gemacht.“

„Aber viel Freude, was?“

„Der? Der Chriſtof? Wiſſen's, der iſt überhaupt gar nit angekommen.“

Zum Bezirksgericht kam ein altes Männchen und hocherregt verklagte es ſeinen Nachbar wegen Ehrenbeleidigung. Der Nachber hätte ihn bei hitzigem Streit einen „Hund“ geheißen.

Der Richter verneigte ſich höflich: „Gratuliere!“ Der Alte ſtutzte. Er verſtand nicht. Und dann erzählte ihm der Richter das Folgende:

Mein Sohn, der Hauptmann, kam geſtern auf Urlaub heim. Der weiß mancherlei. Eines Tages hatte ſeine Kompanie einen ſtarken Marſch gehabt, der ſtellenweiſe von feindlichen Kugeln beläſtigt wurde. Nun, an Ort und Stelle gekommen, wurde die Mannſchaft gezählt. Hernach ſtreichelte der Hauptmann den einzigen Sanitätshund, den ſie bei ſich hatten und ſagte zu ihm: Mein Lieber, ich ſehe, du biſt auch müde; aber ich muß dir noch einen Befehl geben. Uns fehlt ein Mann. Er muß unterwegs wo liegengeblieben ſein. Geh, Waldl, laufe zurück und ſchau, daß du ihn findeſt und dann melde mir. Hallo, voran! — Der Hund ſchaut den Hauptmann noch treuherzig an und beginnt zu laufen, den weiten Weg, den ſie gekommen. — Nach Stunden kommt er wieder zurück, pudelnaß vor Schweiß und erſchöpft, in der Schnauze eine Soldatenmütze. — Nun alſo, wir ſind den Mann ſuchen gegangen und finden ihn blutend und ohnmächtig in einem Straßengraben. — Das war der dreißigiſte Mann, den unſer braver Waldl auf dieſe Weiſe gerettet hat. Das iſt der „Hund“. — Halten Sie die Klage gegen Ihren Nachbar aufrecht?

Das alte Männlein dämmerte ein wenig ſo vor ſich hin und dann murmelte es: „Laſſen wir's gut ſein.“

Einer von den Siebenundzwanzigern. Er lehnte im Schützengraben und ſchoß. Sein Feldgrau war voller Blut, das ihm aus der Wunde ſprudelte. Er wollte aber nicht vom Platz, bis ihm der Hauptmann zurief: „Aber Filnbacher, ſo gehen Sie doch nach dem Verbandplatz, Sie bluten ja ſonſt aus!“

Da ſenkte der Filnbacher mißmutig ſein Gewehr und ging, vom Kugelregen umſungen, langſam in den Hintergrund. Aber nach fünf Minuten war er wieder da.

„Filnbacher!“ ſchrie ihm der Hauptmann zu, „was machen Sie denn ſchon wieder da! Himmelſakerment! auf den Verbandplatz ſollen Sie!“

Antwortete der Steirer gelaſſen: „Mein Tobakbeidl hon ih vageſſen.“

In unſerem Volke iſt es gegendweiſe Brauch, daß zur Stunde, wann im Hauſe jemand geſtorben iſt, die Wanduhr abgeſtellt wird. Gleichſam: die Zeit iſt aus, das Herz ſteht ſtill. Manche laſſen die Uhr dann bis über das Begräbnis hinaus ſtehen.

Die Maurer-Hanſin in der Veitſch ließ ſie viel länger ſtehen. Am Abende zuvor hatte ihr Mann die Schwarzwälderuhr, die in der Stube hing, noch aufgezogen, das Gewicht des Gehwerkes wie das des Schlagwerkes an der Schnur emporgezogen. Dann war er ſchlafen gegangen und nicht mehr aufgewacht. Am Morgen hatte ſein Weib ihn tot gefunden. Und die Uhr ging langſam ihr Tick-tack, als wäre nichts geſchehen. Sie ſollte ja mit der ihr von dem nun Toten mitgeteilten Kraft wenigſtens noch zwölf Stunden lang gehen. Von der Witwe hörte man keine Klage, aber den Pendel der Uhr ſtellte ſie ab, da war es in der Stube ewigkeitsſtill. Als das Begräbnis vorüber war, richtete ſie die nur halb abgelaufene Uhr nicht wieder an. Und jedem im Hauſe verbot ſie ſtrenge, die Uhr anzurühren. So hing die Schwarzwälderin mit dem halb niedergegangenen Eiſenklumpengewicht ſtill und müßig viel Jahr und Tag. Die Witwe wurde alt und krank, und eines Tages, als ſie in Ohnmacht dahingelegen war, rief ſie plötzlich mit heller Stimme aus: „Jetzt richtet die Uhr an!“ — Sie taten es und wieder ging das Tick-tack wie in alten Zeiten. Noch ehe ſie abgelaufen war, kurz nachdem ſie die Mitternachtsſtunde geſchlagen, iſt das Weib geſtorben.

Da ſagten die Leute: Ihr Mann holt ſie ab. — Ein Nachdenklicher legte es ſich ſo zurecht: Von ihrem Mann die letzte Tätigkeit, den Reſt des Lebens hatte ſie ſich abſichtlich aufbewahrt für ihre Sterbeſtunde, damit er in dieſer durch den Gang des Uhrwerkes noch bei ihr ſei.

Die Uhr, die keine Unruh hat,
Die bleibt beizeiten träge ſtehn,
Und wenn ſie, traun, kein Pendel hat,
So muß ſie ſinnlos, raſend gehn.
So braucht auch jeder gute Staat
Im ungeſtümen Vorwärtstrieb
Zur Mäßigung den klugen Rat.

In einem alten Buch,
Da ſteht der wilde Spruch:
„Die Arbeit iſt ein Fluch!“
Doch wer den Glauben ſich erkoren,
Daß er zum Müßiggang geboren,
Der iſt verloren

Nur der dich richtig weiſt,
Der dir die Arbeit preiſt
Für Leib und Geiſt.
Denn was mit Mut dein Haupt erdacht,
Mit Luſt die ſtarke Hand vollbracht,
Hat dich zum Herrn der Welt gemacht.

Manches Menſchen Herz iſt mit einer Eiskruſte überzogen, die erſt ſchmilzt, wenn man auf ſeinem Haupt glühende Kohlen ſammelt.

Der Mann iſt der Frau ja in vielem „über“, aber an Seelengröße reicht der beſte Mann nicht an die beſte Frau.

Der Kriegsbecher.

Stahl vom Schwert ſoll dieſer Becher
Bote frohen Glückes ſein,
Segnet Frieden euch, und Wein. —
Ruft zur Wehr die Heimatserden,
Muß der Becher wie der Zecher
Wieder Schwert und Streiter werden.

Ach, wenn ein Buch per Vers iſt,
Da lieſt's weder Frau noch Mann.
Doch, wenn ein Buch pervers iſt,
Da will es jeder han.

Der Schmerz gebar in mir das Lied,
Das Glück, das hat mich ſtumm gemacht.
Die Selbſtheit ſtärkte Glied um Glied,
Das Mitleid hat mich umgebracht.

Deutſchen Sängern.

Soll, traun, uns deutſche Feſtesluſt gelingen,
Was unter Brüdern immer etwas wert,
So iſt's genug, harmoniſch miteinander ſingen.

Doch wollen wir im europäiſchen Konzert
Erſte Geige ſpielen, tonangeben,
So müſſen wir harmoniſch miteinander leben.

„Seit fünfzig Jahren ſtudiere ich die Menſchen und heute ſind ſie mir unbegreiflicher denn am erſten Tage. Als Tiere verſteht man ſie. Aber als Menſchen? — Das Geſetz! Das führt eine doppelte Buchhaltung. Was iſt dem Einzelnen alles verboten? Was iſt dem Staate alles erlaubt? Der Einzelne ſoll zum Wohle aller leben. Wenn aber der Menſch in ſeiner Geſamtheit der Staat iſt, dann wird es plötzlich umgekehrt, der Staat iſt egoiſtiſch bis aufs Meſſer. Der Einzelne hat ſeinen Nachbarn als Bruder anzuſprechen, der Staat ſieht in ſeinem Nachbarn ſtets den Feind. Als Einzelne haben die Größten für ihre Mitmenſchen das Leben gelaſſen; des bedrohten Staates allergrößte und erſte Pflicht iſt es, den Nachbarſtaat zugrunde zu richten, der etwa mit der gleichen Beſorgnis für ſein Beſtehen gegen ihn Front macht.

Und das kann ich nicht faſſen. Iſt der Menſch für den Staat, oder umgekehrt? Wenn der Einzelne keinen

Wert hat, warum iſt der Staat da, um ihn zu beſchützen? Und wieſo verlangt der Staat von dem, den er beſchützen will, daß er ſich für ihn totſchießen laſſe? Ewig bleibt mir dieſe Frage ungelöſt.“

So ſchrieb ich noch vor wenigen Jahren. Logiſch und doch falſch. So möchte ich jetzt vielleicht unlogiſch, aber wahr ſein. Der „Staat“ an ſich iſt unſchuldig. Wenn er Schlachten ſchlägt und Städte zerſtört, ſo liegt die Urſache in den Einzelnen. Wenn der Einzelne ſo wäre, wie das Gebot es verlangt — ſo brauchte der Staat keinen ſolchen Krieg zu führen, wie er jetzt iſt. —

Wenn ich jetzt dieſe Zeit und dieſe Menſchen betrachte und zugleich zurückſchaue auf die Leute von Krieglach-Alpel, wie ſie vor fünfzig oder ſechzig Jahren waren. — Welch ein Niedergang! Jene armen Bergbauern, rauh, tölpelhaft, frevelhaft, eigennützig, einfältig und verſchmitzt zugleich — wie viele Untugenden und Fehler! Und trotzdem! Wie hoch ſtanden dieſe ungebildeten, ungewaſchenen Leute an Lebensführung und Geſittung über gewiſſen Geſellſchaftsklaſſen, wie ſie in der Gegenwart die herrſchende werden will und werden wird. Jene dort oben führten bei aller Wirtſchaftsklugheit ein gemeinnütziges Leben, jeder anſtändige Menſch konnte unter ihnen beſtehen, auch wenn er arm war. Es waren Menſchen; dagegen ſehe man ſich jetzt in der „guten Geſellſchaft“ die Hyänen der Kriegswucherei an; die lechzenden Genußkreaturen, die unbekümmert um die Not opferwilliger Mitmenſchen allen Überfluß noch raſch vor dem jüngſten Tage in ihren Kadaver ſtopfen wollen, die Modeaffen, die dumm und herzlos ihre Eitelkeit aufmutzen als frechen Gegenſatz zu dem grenzenloſen Elend ringsum.

Nicht unſere Fronten, wo die Helden ſtehen, bekümmern mich, aber dieſe Geſellſchaft im Hinterland erfüllt mich oft mit Abſcheu und Verachtung. Geſtern hörte ich eine bekannte Perſönlichkeit zu einer wahrſcheinlich mehr untergeordneten ſagen: „Ja, mein Herr, wenn Sie jetzt nicht zu Gelde kommen, dann bleiben Sie ihr Lebtag lang ein Lump!"

Aber ungalant ſind die Schweizer. Da iſt dort ein Polizeipräſident, der läßt alle Frauenzimmer, die auffällig, frech und verſchwenderiſch gekleidet ſind, wie Halbweltdamen behandeln.

Möglich, daß manche damit einverſtanden iſt.

Einſt, als die Gewerbefreiheit aufkam, ſagten die Leut: Jetzt wird's vorwärts gehen. Es wird ein großer Wettſtreit anheben, denn wer die beſte Ware macht, der macht auch das beſte Geſchäft.

Das iſt gerade wieder einmal umgekehrt gekommen, wie ſo vieles, das der überſtürzte „Fortſchritt" einführte. Nicht wer die beſte, ſondern wer die ſchlechteſte Ware erzeugte, der machte das beſte Geſchäft. Denn die ſchlechteſte war natürlich zumeiſt auch die billigſte und wurde alſo von der Menge gekauft. Aber Mühe koſtete es manchen „Induſtriellen" ſchon, den Schmarn anzubringen. Ein Eiſenbahnbeamter erzählte mir, daß zur Friedenszeit ein Drittel der auf unſeren Bahnen Reiſenden Handelsagenten wären, die alle Gegenden, auch die entlegenſten, abſuchen, um Käufer für ihre Ware zu ergattern. Kein Kaufmann, kein Krämer wird verſchont, in alle Bürgershäuſer dringen ſie, in die Bauernhöfe und Hütten kommen ſie, um den Leuten, auch den Armen, die Sachen anzuſchwätzen. Da werden auf den Eſtriſchen ganze Ausſtellungen von glanzvoll hergerichtetem Bofel veranſtaltet, bis nach vielem Zureden und

Anloben und Auſdrängen eins oder das andere den Geldbeutel zieht. Dinge, deren Mangel bisher niemand geſpürt, werden zum Hausbedarf, belaſten die Wirtſchaft mit Auslagen, beſchweren den Kopf mit Sorgen und beunruhigen das Herz mit neuen Wünſchen. Je mehr Bedürfniſſe, je höher die Kultur! ſagt der Agent, der als wahrer Kulturträger eingeſchätzt ſein möchte.

Er iſt aber ein Ferment der Zerſetzung und er hat ſeinen Anteil an dem Zerfall unſeres Bauerntums.

Natürlich ſoll hier nicht die Induſtrie wichtiger und notwendiger Dinge gemeint ſein. Ich rede da nur von den vielen Luxusfabriken, von der Übermenge der Fabriken überhaupt, die unehrliche Konkurrenzſchliche brauchen, dem Nährſtand erſt das bißchen Geld, dann die Arbeiter entziehen und die Volksſeele verderben. — Vielleicht wäre doch der Krieg ſo gut, dieſe Zweige und Arten der Induſtrie zugunſten nützlicherer Tätigkeit aufzulöſen.

Naumanns ſonſt ſo ausgezeichnetes Buch „Mitteleuropa“ ſpricht in ſeinem Zukunftsplan viel von der weiteren Entwicklung der Induſtrie und des Volksreichtums, während es den Nährſtand, der vor allem einer Hebung bedarf, nur flüchtig ſtreift. Die Deutſchen ſind doch keine Engländer, die ihre Menſchenſeelen in Geld erſticken.

Jemand hat geſagt, wirtſchaftliche Fragen ſeien keine Gefühlsfragen. So. Fühlt man die Armut, den Hunger nicht? Fühlen die Geldſtreber die Leidenſchaft nach Reichtum nicht? — Vielleicht könnte man ſagen: die größten Gefühlsfragen ſind nicht Geſchäftsfragen. Und gerade die Gefühlsfragen entſcheiden über den Wert des Lebens, über die Glücksempfindung, ohne die das Leben eine Pein iſt. Nein, man ſollte nicht alle Karten auf das Wirtſchaftliche, das Geſchäft ſetzen. Nicht jeder arme Spielmann, der ſorglos durch Gottes freie Natur wandert, tauſcht mit dem

Millionär, der ein Sklave ſeiner Beſitztümer iſt. — Aber der Wunſch, nicht arm und nicht reich zu ſein, iſt faſt zu ſchön, als daß ihn viele Menſchen ſollten teilen wollen …

Man ſollte ſich öfter daran erinnern, daß unſere ſozialen Parteien, die uns ſo viele Sorgen und Widerwärtigkeiten machen, an ſich notwendig, daher berechtigt ſind. Sie bilden untereinander gleichſam ein Gegengewicht, eine Einheit. Wenn eine Partei wegfiele, ginge es noch ſchiefer, als es ohnehin geht.

Zum Beiſpiel die älteſte dieſer Parteien, die klerikale. Wäre die nicht, ſo würden die Menſchen, beſonders die der ungebildeten Stände, in tieriſchen Materialismus verfallen. Ohne eine liberale Partei würde alles in Vorurteilen, Aberglauben und Unduldſamkeit verrotten. Hätten wir die nationale Partei nicht, ſo müßten wir die moraliſchen Güter unſerer Vorfahren verlieren, das Zuſammengehörigkeits- und Heimatsbewußtſein — fruchtbare Gemütswerte, ohne die der Menſch zum haltloſen Weltvagabunden wird. Und die Sozialdemokraten helfen den Arbeitern der unteren Stände zu einer beſſeren Lebensſtellung, ſoweit ſie nicht terroriſieren.

Von den rohen und gewiſſenloſen Entartungen der Parteien, die uns allen ſo ſehr dieſes kurze Leben vergällten, will ich nicht ſprechen. Sonſt aber ſage ich: Jede Partei, die exiſtiert, hat ihre Entſtehungsgründe und ihre Berechtigung. Und ich glaube, eine Partei würde für ſich mehr ausrichten, wenn perſönliche Befeindung ganz wegbliebe; der rein ſachliche Kampf mit Vernunft geleitet, würde eine größere Kraftentwicklung und beſſere Erfolge geben.

Eigennützig muß ja jede Partei ſein. Aber dieſer Eigennuß hat ſich dem Ganzen zu fügen, deſſen Glied die Partei iſt, und ohne das ſie weder Recht noch Ziel haben könnte. Die verſchiedenen Parteien ſind die geſondert arbeitenden Organe des großen Volkswillens, der die Vorteile aller Stände fördern und ins Gleichgewicht bringen ſoll.

Des Berghaldbauern kleines Büblein ließ ſich Simon Mosebner ſchreiben. Und der ſechsjährige Simon Mosebner lernte in ſeiner Dorfſchule Latein, damit er Miniſtrant werden konnte. Ein kleiner Diener am Altar. Denn an den Altarsſtufen ſtand ein ſilbernes Glöcklein, das hatte ein ſo ſüßes Klingen, und wenn er es ſchwang, da ſang es faſt Engelslieder. Und er dachte dabei an den lieben Gott im Himmel und an die Engelein, die ihn immer umfliegen. Als der Simon ein wenig größer wurde, hatte er auch die Aufgabe, vor der Meſſe die Turmglocke zu läuten, damit die Leute wüßten: der Gottesdienſt fängt an. Später läutete er dieſe Glocke auch, wenn Prozeſſion war, oder ein Begräbnis, oder eine andere Feierlichkeit. Sogar bei einem Brand eilte er unter den Turm, ergriff den Strick und die Glocke rief um Hilfe. Heftige Rufe tat ſie in die Nacht hinaus, ganz anders, als wenn ſie feierlich zum Hochamte einlud, oder bei Freudenfeſten jubelte, oder bei Begräbniſſen mit den Trauernden weinte. Sie hatte allemal, je nachdem, was ſie meinte, einen anderen Klang, wenn ſie der Simon läutete. Denn es klang ſeine Seele mit. Und die Glocke mußte den Burſchen liebhaben, weil ſie ein ſo treuer Umton ſeiner Empfindungen war. Zeitweiſe, wenn andere läuteten, da hatte ſie einen kalten herberen Ton; und wenn ſie recht eindringlich und weich, feierlich oder lieblich klang, da wußten es die Leute gleich, der Simon läutet! Sie nannten ihn den Glockenſimmerl.

Zur Stunde, als ſeine alte Mutter ſtarb, da läutete die Glocke auch traurig, aber troſtreich zugleich; er ſelber tat's nicht, die Leute ſagten, ſie habe ganz aus ſich allein geläutet. Und als er ſeine Herzerwählte in die Kirche führte, da jauchzte ſie faſt. Und wenn er dann doch wieder ſelber zu ihr kam und ſeine Hände liebreich ans Glockenſeil legte, da klang ſie ſo hell und fröhlich, weil ſie ſah, daß der Freund ihr treu geblieben.

Nun kam aber eine Zeit, daß er oft ein trauriges Läuten hatte, der Simon. Aus der Ferne kamen Berichte heim von gefallenen Soldaten, die eine Weile früher jauchzend ins Feld gezogen waren. Die Glocke weinte mit der Gemeinde. — Und plötzlich wurde auch der Simon von Weib und Kind gezogen und einberufen zur Verteidigung des ſchwer bedrängten Vaterlandes. Da wurde die Glocke ſtumm... Schweigend ſtieg ſie herab vom Turm, ſtieg in den wildwabernden Glutofen — der löſte ihren ſchönen Leib auf. Die Zeit der Lieder war vorbei. Ihr heißes Blut härtete ſich zur Kanone und als ſolche fuhr ſie auf ächzendem Wagen dem Freunde nach, um ihn zu ſchützen.

O ſprecht mir nur vom Frieden nicht!
Das Wort will ich nicht hören
Es gibt mir doch den Frieden nicht,
Es will mich nur betören.

Wie iſt, wenn's einen Frieden gibt,
Der Krieg nur zu ertragen?!
Ich bitt, ſolang es Kriege gibt,
Vom Frieden nichts zu ſagen!

Der Menſch im Wahn iſt bös daran,
Seit Luzifer der Höll' entſtieg;
Er haßt den Krieg und macht den Krieg,
Und ſtirbt am Krieg. Und — lebt vom Krieg.

Eines Tages ging der Kaufmann Säckelpfropf hinauf zu ſeinem Bruder, dem alten Förſter in Heſchelwald, der ein Philoſoph iſt.

„Matthias!“ rief er ihm gleich im Kommen aufgeregt zu, „wie ertragſt du dieſe Zeit?“

„Warum fragſt du?“ fragte der Förſter.

„Weil ich's wiſſen möcht', wieſo du ſo ruhig und zufrieden dahinleben kannſt.“

„Schon vor grauen Jahren haſt du mich einmal ſo gefragt. Ich ſagte es dir, du lachteſt dazu und ſprachſt: Da iſt dir nicht zu helfen.“

Darauf der Säckelpfropf: „So könnteſt jetzt vielleicht du mir helfen. Ich bin nahe der Verzweiflung.“

„Verzweiflung ändert an der Zeit nichts und dir ſchadet ſie. — Weil du der Bruder biſt, ſo will ich dir mein Glaubensbekenntnis alter Philoſophen ins Gedächtnis rufen.“ So der Förſter, dann begann er:

„Ich tue ſtets nur, was in meiner Macht ſteht, um anderes kümmere ich mich nicht. In meiner Macht ſteht der Wille und den leite ich nach dem Ziele, das mir gut dünkt. Würde ich nach deinem Reichtum hungern, ſo müßte mein Wille mich davon abwenden, ſonſt wäre ich unglücklich, denn ich kann den Reichtum nicht erwerben. Haßte ich die Armut und müßte ſie doch ertragen, ſo wäre ich unglücklich; darum will ich ſie achten und gern haben. Mir geht jeder Wunſch in Erfüllung, weil ich nur das wünſche, was leicht ſein kann. — Habe ich einen ſchönen Krug, ſo weiß ich, daß er zerbrechen kann und betrübe mich nicht, wenn das, was ich wußte, eintrifft. — Habe ich Weib und Kind, ſo darf ich nicht einen Augenblick vergeſſen, daß ſie ſterben können, dann wird mich ein Verluſt nicht in Verzweiflung bringen. Wer meint, daß ſein Weib ewig leben, ſeine Kinder fehlerlos ſein müßten, der iſt ein Tor. — Nicht die

Dinge ſelbſt beunruhigen uns, vielmehr die Meinung, die wir von ihnen haben. Der Verluſt der Güter iſt nichts Schreckliches, denn ſehr viele Menſchen leben ohne Güter ganz zufrieden; aber die Einbildung, daß der Verluſt ſchrecklich ſei, macht uns Sorge und Angſt. Eine Ohrfeige iſt nichts Schlimmes, aber die Meinung, daß ſie entehrend ſei, peinigt uns. Gekränkt iſt nur, wer ſich für gekränkt hält. — Dann mein Knecht. Wenn ich meinen Forſtjungen rufe und er kommt nicht gleich, ſo denke ich nicht, er ſei ungehorſam oder boshaft; ich denke, er kann den Ruf nicht gehört haben. Wenn mich ein Knecht ärgern kann, wann er will, ſo iſt er der Herr und ich der Knecht. — Verleumdet man mich, ſo bin ich froh, daß es Verleumdung iſt und nicht Wahrheit. — Wenn es möglich iſt, Leidenden zu helfen, ohne mich ſelbſt zugrunde zu richten, ſo tu' ich es; wenn nicht, ſo mache ich mir auch nichts draus. Freiwillig das Leiden anderer teilen, ohne dabei nützen zu können, iſt eine Torheit. — Man kann auch aus Unglück Nutzen ziehen, Wohlgeſchick und Mißgeſchick ſind meine zwei Hände, womit ich mir das Leben baue. — An den Leuten nörgle ich nicht, jeder mag meinetwegen bleiben, was er iſt, ſo will auch ich bleiben, was ich bin. Wer ſich aufgibt, um der Welt zu gefallen, der hat ſich verſpielt. — Erweiſen mir die Leute nichts Gutes, ſo habe ich den Vorteil, nicht dankbar ſein zu müſſen. Was mir die Welt antun kann, iſt mir zu nichtig, was ſie mir geben kann, iſt mir zu wenig. — Ich laſſe mich von anderen weder erfreuen noch betrüben, ich will wetterfeſt ſein und nicht ihr Spielball. — Den Leuten wende ich den Rücken zu, und Gott das Angeſicht. Auf Gott verlaſſe ich mich, was er tut, iſt recht; geſchieht was immer, ich mache mir nichts draus. — Ich will nur wenig beſitzen, damit ich nicht viel verlieren kann. — Im Lebensgenuß muß man ſparſam ſein, dann ſchmeckt er beſſer und dauert länger. — Die Kunſt iſt ſchön, aber nicht notwendig, weil die Natur für alles ſorgt. Schöne Natur ſteht höher als die ſchönſte Kunſt. Damals, als ich in der Stadt war, habe ich das Theater nur einmal beſucht; wer auf das Leben keinen großen Wert legt, kann den Abklatſch des Lebens noch weniger bewundern. — Ich rede nicht viel über Menſchen und ihre Fehler, ich frage niemanden um Rat und gebe keinen. — Ich habe ſchon lange nicht mehr ſo viel geſprochen als jetzt zu dir, Bruder, und ich tat es auch nicht, um dich zu meinen Grundſätzen zu bekehren, ſondern weil du mich gefragt haſt, wie ich's ertrage."

Der Kaufmann Säckelpfropf ging kopfſchüttelnd davon, eilte wieder dem Wahne der Welt zu, der Hetzjagd nach Geld, dem tauſendfachen Ärger des Geſchäftes und ſagte: „Mein armer Bruder! Ganz verrückt iſt er worden."

Der Gärtnerburſche meines Nachbars iſt ein leidenſchaftlicher Bergſteiger, der jeden wetterſchönen Sonntag zu einer Gebirgstour in der Umgebung benützt. Weil er brav iſt, ſo bekam er vor einem Jahre von ſeinem Dienſtgeber einen Taſchen-Barometer zum Geſchenk, für geplante Touren zur Beſtimmung des Wetters. — Von der Zeit an hatte der gute Kerl kein Wetterglück mehr. Es mochte Tag für Tag die ſchönſte Witterung ſein, ſobald er ſich auf den Weg machte in die Berge, begann der Barometer zu fallen. Je höher der Burſche ſtieg, je tiefer fiel der Barometer. Einmal, nach ſo auffalend heſtigem Fallen kehrte der Touriſt um, aber, kaum nach Hauſe gekommen, war das Luder wieder geſtiegen. Schon regelmäßig ſo — es war höchſt ärgerlich. — Aber! Wenn allemal Regen gekommen wäre, der Junge hätte nie einen trockenen Faden nach Hauſe gebracht. Zum Glück blieb es zumeiſt ſchön, ſo daß er verſicherte, „dem Wettermeſſer glaube ich auch nichts mehr".

„Schenk' ihn mir!" ſagte der Gemeindeſchreiber. Und als r ihn hatte, verriet er dem Gärtnerburſchen das Geheimis. Dann: „Willſt ihn jetzt wieder zurückhaben?"

„Behalte ihn", antwortete ärgerlich der Junge, „Dummeit muß beſtraft werden". Und gerade das war geſcheit on ihm geſprochen.

Zum Rocherl in Greuth kam ein Viehhändler. Er var auf und auf im Steireranzug. Das gibt landsmänniches Anſehen. Als er im Hof des Bauers Kuh ſah, rief r: „Na, was iſt denn *das* für ein Verreckerl?"

„Das is ka Verreckerl", antwortete der Bauer, „das s a Kua, is tragend!"

„Iſt ſie feil?"

„Ah na. *De* gib ih nit her."

„Wenn ich ſie euch überzahle. Tauſend Kronen auf die Hand."

Der Bauer rieb ſein Kinn: „Nachher wohl. Möcht' wohl, arf aber nit. Mehr als achthundert is ſie nit wert."

„Ihr ſeid ein geſcheiter Mann. Ich geb', was ſie vert iſt."

„Ih gib's nit her." Der Bauer ſchrie es zornig, ging ins Haus und ſchlug hinter ſich die Tür zu. Und u ſeinem Weib ſagte er: „Vermaledeit nohamal, is *das* dumme Zeit! Sunſt hat ma's Vieh nit hergeb'n kinna, veil ma ſchier nix kriagt hat dafür. Jetzt *derf* ma's nit ergeb'n, weil ſie's z'guat zahl'n. Sunſt wird ma einſperrt ah noh. Weg'n Preistreiberei. Tauſend Kronen hat r mir angſeilt für die Kua!"

„Warſt *nit* gſcheid!" ſchrie das Weib vor Staunen auf.

Der Händler ging um ein Häuſel weiter. Beim nächten notigen Kleinbauern kaufte er eine ähnliche Kuh um iebenhundert. Drei Tage ſpäter war große Nachfrage, der

Händler hätte die Kuh um fünfzehnhundert Kronen verkaufen können, aber er verleugnete ſie. Nur zurückbehalten, das Vieh ſteigt von Tag zu Tag im Preis. — Vierzehn Tage ſpäter verwertete er die Kuh um zweitauſend Kronen.

Aber der Rocherl in Greuth wäre beſtraft worden, wenn er das Rind um tauſend verkauft hätte.

Ich halte es mit dem Rocherl: Is das a dumme Zeit!

Wenn ich manchmal ſchimpfe und fluche — von meinem Vater habe ich's nicht gelernt.

Das halbe Jahrhundert meines Lebens mit ihm habe ich aus ſeinem Munde nicht ein unanſtändiges Wort gehört. Das iſt buchſtäblich wahr. „Du verhöllte Sau!" war das äußerſte, was er einmal bei einer Überraſchung halb beluſtigt ausſtieß, womit er aber auch niemanden meinte, nicht einmal ein Schwein. Von den landesüblichen Schelt- und Fluchworten gebrauchte er nie eines. Dergleichen nannte er „das grob' Reden". Weil der Menſch unter ſeinesgleichen aber nie ganz ohne Fluchen und Schelten auskommen kann, ſo zähmte mein Vater die Worte, nahm ihnen das Wilde, Rohe und Beleidigende. Anſtatt verflucht ſagte er „verflixt" oder „verfluamaſcht". Anſtatt dem in unſerem Oberland ſo gebräuchlichen Saggra — ohnehin ſchon eine Abſchwächung des heiligen Wortes, das man im Alltag nicht gebrauchen ſoll — ſagte er „Sax'n", „Sappera"; anſtatt hölliſch „verhöllt"; anſtatt Teufel „Deiga", oder „Ganggerl", oder „der böſ' Feind", oder „Toifel", und auch das nur, wenn in ruhig ernſtem Sprachgebrauch gerade einmal vom Teufel die Rede war. Das Wort Donnerwetter hat der Bauer zur Sommerszeit ſehr oft auszuſprechen; mein Vater gebrauchte es nie im Sinne des Fluches. Uns Kindern verwies er Unarten oder Fehler (Bosheiten gab es wenige) nie mit einem groben Wort; mußte er doch einmal mit körperlicher Züchtigung drohen, ſo ſagte er: „Werd enk wohl müaſſn ſtreichn!“

Auch die ſogenannten Spitznamen, die man Perſonen mit auffallenden Eigenſchaften zu geben pflegt, z. B. der „krump Nazl“, die „ſtinkend Kadl“, der „Zodlfranz“, gebrauchte mein Vater nicht, er nannte jeden bei ſeinem ehrlichen Namen oder Beruf. Wenn die Dienſtleute ſchimpfen wollten, beſonders über Abweſende, da wurde das gemütliche Geſicht des Vaters ſehr ernſt und leiſe ſagte er: „Das mag ih nit leidn!“ Da waren ſie ſtill, und der ruhige Ernſt wirkte tiefer als die Spott- und Schimpfnamen, die ſie einander gaben. — Die vornehme Sitte der Leutausrichterei iſt auch im Bauernhaus daheim; mein Vater beteiligte ſich nie an mißgünſtigen Geſprächen über Abweſende; wenn etwas beſonders Starkes vorkam, räuſperte er ſich vernehmlich und ſagte leiſe: „Wird nit a ſo ſein!“ Na, da wußte man, das Geſpräch war abzubrechen.

Noch unmöglicher waren ihm ſchamloſe Ausdrücke, zweideutige Anſpielungen, und manchen tüchtigen Knecht hat er abgelehnt, weil der ſolch „wilde Reden“ tat.

Darum hatte er es auch nicht gern, wenn wir junge Leute uns feiertags mit den Nachbarſchaften einließen. — Ich glaube, das Bücherleſen ſeines Älteſten hätte er kaum ſo willig geduldet, wenn er darin nicht eine Ablenkung von ſchlechter Geſellſchaft geſehen hätte. Was in den Büchern manchmal ſtand, die ich wahllos zuſammentrug, das ahnte er nicht; ahnte auch nicht, um wieviel der fünfzehnjährige Lecker ſchon mehr wußte von der lieben ſündigen Welt, als er, der vierundvierzigjährige Mann. Nur ein Glück, daß der Geſchmack an derlei Leſefutter bei mir nicht groß war. Das war alles erſt ſpäter durchzuleben und zu überwinden, inſoweit es überwunden werden kann. Aber etwas leichter gelingt es doch, wenigſtens halbwegs, wenn Kinder von Haus aus ein gutes Vorbild haben.

Doch — ein richtiges, zorniges Fluchen — wer's vom Vaterhauſe nicht mitbringt, der lernt's in der Welt. Und kann's oft gut brauchen.

„Von Humanität durch Nationalität zur Beſtialität!" rief Grillparzer entſetzt aus, als er den beginnenden Abſtieg ſah. — Nun ſind wir ſo weit, daß wir denſelben Weg wieder zurückmachen können, ja müſſen. Durch mißverſtandene Nationalität ſind wir herabgekommen, durch wohlverſtandene Nationalität müſſen wir wieder hinauf.

Man hatte gemeint, die nationale Einigung und die völlige Entfaltung der nationalen Eigenſchaften müſſe das Endziel eines Volkes ſein, und es gäbe dahinter weiter kein Ideal. — Wie ſo? Iſt denn eine Familie nur der Familie wegen da? Ganz ihrer ſelbſt willen? Dann würde ſie bald das Übel der Gemeinde werden. Die Familie iſt ein Glied der Gemeinde, des Ganzen, aber ſie neigt zur Selbſtſucht und muß doch zuweilen ihre Sonderintereſſen aufopfern, um in der Gemeinſame leben, von ihr Nutzen ziehen und ihr nützlich ſein zu können. So verhält ſich ein Volk zur Menſchheit. — Die Menſchheit iſt das Ziel, die Nationalität iſt der Weg dahin. In der Familie die Erziehung, in der Nationalität die Übung, in der Menſchheit das erlöſende Vollbringen. Jeder einzelne Menſch muß ſeine angeborenen Fähigkeiten beſonders ausbilden, dann wird er ſich in der Allgemeinheit am beſten verwerten. Jede Familie muß ihre guten Eigenſchaften entwickeln, dann wird ſie der Gemeinde am beſten nützlich ſein können. Jedes Volk muß ſeine beſonderen Vorzüge auf das höchſte zu entfalten ſuchen, um zu eigenem Vorteile der Menſchheit damit zu dienen. Wie mißlich, wenn alle das gleiche anſtrebten, wenn jede Familie ſich z. B. der Jurisprudenz widmen wollte, oder der Muſik, oder dem Kartoffelbau? Iſt es nicht beſſer, wenn die Familien verſchieden geartet ſind und ſich ſo in der Gemeinde gegenſeitig auslöſen, einfügen, erſetzen? Und ſo iſt es auch ſchön eingerichtet, daß die Völker in ihren Neigungen und Fähigkeiten unterſchieden ſind, und doch gleichſam als Einzelteile ſchon vorbereitet für ein harmoniſches Ganzes.

Aber der Nationalismus, wie er zu werden droht, will es anders. Er ſagt: Ich bin ein Volk für mich allein, die übrigen Völker gehen mich nichts an, nur daß ich bei ihnen meinen Vorteil ſuche und daß ich mich feindlich gegen ſie gerüſtet halte, weil ſie es ja auch gegen mich ſind. — Und ſo iſt der Nationalismus der Durchweg geworden von der Humanität zur Beſtialität.

Wir haben uns vergangen, müſſen umkehren und den Weg durch die Nationalität zurück machen.

Jedes Volk ſoll ſeine Eigenart wahrnehmen, ehren und ausbilden, um hierin vollkommen zu werden. Wenn ſich alle Völker nivellieren, entnationaliſieren und gleichmachen wollten, das wäre ſo ziemlich das Verkehrteſte, Unnatürlichſte und Heilloſeſte, was geſchehen könnte. Die Menſchen würden verkommen, verarmen, verdummen; die Menſchheit würde ein bewegungsloſer, übelriechender Tümpel ſein. Jedes ziviliſierte Volk halte feſt an der Kultur, die es von ſeinen Vorfahren, von ſeinem Heimatboden hat; was nicht Gemeingut wird, das bleibt ohnehin Privatgut. Zum Kriegführen wird immer Anlaß ſein, aber man ſollte ſich nicht abſchlachten wegen verſchiedener Raſſenabſtammungen.

Mit der Nationalität wird es einmal gehalten werden wie mit der Weltanſchauung, mit der Religion. Sie iſt Privatſache. Und in dieſer Privatſache liegt die Perſönlichkeit. Jene Perſönlichkeit, die dem Menſchen den beſon deren Wert gibt und auf der eine Geiſtes- und Seelenkultur beruht, die wir Humanität nennen. —

„Aber Tagebuchſchreiber, was ſind das für Gedanken? Wie wollen Sie das machen? Nationalität Privatſache! Da denken Sie wohl nur an das nationale Empfinden des Einzelnen. — Und das Zuſammenwohnen verſchiedener Nationen in einem Staate? Die Sprachenfrage? Die Schulfrage? Das ſpielt ſich in der Wirklichkeit ganz anders ab als in Ihrem kleinen Köpfel. —“

Schwere Zurechtweiſungen. Ich ſchweige. Es waren nur Gedanken. Ich ſage bloß, der Slawe ſoll nach Belieben Slawe bleiben, der Franzoſe leiſtet als Romane ſein Beſtes und der Germane ſoll ſeine nationalen Tugenden mit größter Strenge pflegen. Nur muß das ganze nationale Leben und Streben in jene Geſittung einlenken, in der es nicht mehr zur Beſtialität führt, ſondern zur Humanität.

Auch ich ſtand zur Frühſommerszeit im Felde und mein Blick flog ſtaunend über das unabſehbare Heer von Lanzen. Millionen und Millionen Häupter im germaniſchen Blond. Etliche reckten ſie ſtolz gegen Himmel, doch das Heer ſenkte die Häupter in Demut. Der Sieg winkte verheißend, aber errungen war er noch nicht. Über das weite Schlachtfeld flog ein Flieger dahin und ein luſtig Liedel ſingend in den blauen Himmel auf. Viele waren, wohl mit Zuverſicht des Heldengreiſes gedenkend, geſchmückt mit der Kornblume. Andere ſchauten nieder auf die Blüten des Mohns, ſie glaubten die Senſe des Schnitters rauſchen zu hören …

Es iſt das Kriegsheer des Hinterlandes — das Kornfeld. Dieſes Heer mit den blonden Häuptern und den Lanzen, ohne das es auch in Friedenszeit kein Leben und kein Beſtehen gäbe, dieſes Heer des ſtillen, tapferen Durchhaltens, muß auch in dieſem größten aller Kriege der endliche Sieger ſein. Es iſt buchſtäblich wahr: ſein Tod bringt uns das Leben und die Kraft; im nächſten Jahre ſtehen die Gefallenen wieder auf.

Generäle! Rekrutiert fleißig für dieſe Armee!

Warum gerade der Bauer als von Natur aus der geſcheiteſte Menſch gilt! Alle anderen Leute müſſen lernen, um was leiſten zu können. Dem Bauer gibt man keinerlei Berufsſchule und doch wird von ihm die größte und wichtigſte Leiſtung verlangt. Ein gewöhnlicher Mittelbauer braucht zur Leitung und Bearbeitung ſeines Hofes mindeſtens ſo viele Berufskenntniſſe, Fähigkeiten und Fertigkeiten, als irgendein Gewerbsmann, der ſein Handwerk jahrelang gelernt haben muß, um gelten gelaſſen zu werden. Von der allgemeinen Volksſchule zieht der Bauer für ſeinen Beruf den kleinſten Gewinn; ja die Volksſchule iſt eher geeignet, das Bauernkind ſeinem Berufe zu entfremden. Der häusliche Unterricht vom Vater auf den Sohn genügt ſchon ganz und gar nicht mehr; es iſt ja alles ſo anders geworden, ſeit der Bauer ſich den modernen Verhältniſſen anſchließen muß. Iſt der Nährſtand nicht auch zum Wehrſtand geworden, wie die Induſtrie? Leiſtet dieſe im Krieg die Munition, ſo wird vom Bauern der Proviant verlangt, die eigentliche Urkraft, ohne die ſich andere Kräfte gar nicht entwickeln könnten.

Von allen Notſchreien, die heute durch die Lüfte gellen, der wichtigſte iſt: Aufrichtung des Bauernſtandes.

Ins Kabinett des Chefredakteurs trat plötzlich der Journaliſt: Guten Morgen, Herr Chef! Heute komme ich mal mit etwas Unangenehmem!

Chef: Schlimme Nachrichten?

Journaliſt: Die Nachrichten ſind immer gut. Aber ich werde ſchlimm.

Chef: Was hat's denn?

Journaliſt: Ich halt's nimmer aus, ſo. Ich bin geladen. Geladen zum Zerplatzen — wie ein Schrapnell. Ein ſolcher Dienſt iſt unerträglich.

Chef: Dienſt? Iſt Ihnen der Dienſt zu ſchwer? Jetzt, wo Sie den ganzen lieben Tag bloß die Depeſchen zu leſen, die Kriegskorreſpondenzen zu redigieren haben?

Journaliſt: Gerade das iſt's, Herr Chef. Ich will nicht leſen, ich will ſchreiben. Der Beruf des Journaliſten iſt ſchreiben, und juſt in dieſer Zeit, wo ſo viel zu ſagen wäre.

Chef: Ach Lieber, laſſen wir die Zenſur zufrieden, ſie erſpart uns Papier und Honorar.

Journaliſt: Aber ich kann nicht mehr ſchweigen, ich kann nicht mehr.

Chef, die Hände über den Bauch aneinanderklammernd: Du lieber Himmel! Erſt können die Herren nicht ſchreiben, und dann können ſie nicht ſchweigen.

Journaliſt: Für unſereinen iſt das letztere jetzt zu ſchwer. Weil ich aber zum Schreiben und nicht zum Schweigen aufgenommen wurde, ſo verlange ich Löſung des Vertrags oder ein erhöhtes Gehalt.

Chef: Ah, darauf hinaus! Preistreiberei! Das will ich doch unſern Herrn Bezirksrichter wiſſen laſſen. Dafür, daß Sie nichts zu ſchreiben brauchen, wollen Sie erhöhtes Gehalt?

Journaliſt nach einer Pauſe boshaft liſpelnd: Manchmal wird doch auch — das Schweigen bezahlt.

Chef: — — — Ich will's überhört haben. — Wie hoch iſt Ihr jetziges Monatsgehalt?

Journaliſt: Zweihundertfünfzig.

Chef: Gut. Machen wir rund zweihundert. —

Solches würde ſtets das Ergebnis ſein, wenn auf einmal die Schreiberleute „preistreiben“ wollten. — Der Journaliſt hatte eine Fleiſchkarte für drei Wochentage im Sack, die zerriß er an demſelben Abend.

Profeſſor Hollein, der „dazumal“ in der Handelsakademie das Wechſelrecht und die kaufmänniſche Korreſpondenz vortrug, wendete ſich eines Tages nach dem Unterricht zu mir. „Nur nicht verzagt ſein!“ ſagte er, „das wär' nicht ſchlecht, wenn Sie keinen korrekten Kaufmannsbrief ſchreiben könnten! Sie ſtellen ſich das zu ſchwer vor. Ich werden Ihnen jetzt als Sonderthema nochmals den geſtrigen Vorwurf aufgeben an Herrn Van Zanten in Hamburg. Und den machen Sie mir mal ganz nach Ihrer Auffaſſung, aber klar und bündig. Das Lehrbuch können Sie benützen, nur nicht klipp abſchreiben. Es wird ſchon gehen.“

Am nächſten Tage hatte ich die Aufgabe fertig und der kaufmänniſche Brief lautete ſo:

Dieſes dem würdigen Herrn von Zanten in London. — Graz den neunzehnten Juni im Jahre des Heils neunundſechzig.

Wir haben die Ehr', Euch zu grüßen und Euch zu erinnern in Güte,
Nicht länger zu ſäumen mit Eurem Akzept unſrer Tratte,
Bevor Ihr dieſelbe Herrn Ryburg in Wien remittieret;
Um was wir Euch bitten, wenn möglich bis Ende des Monats.
Auch geben wir heute Aviſo vom Wechſel auf Tuſchka und Söhne,
Wie Not er gelitten und wir ihn zur Ehr' Eures Giros,
Berechnend wohlweislich die Speſen, intervenierten.
Auch bringen wir Nota von Proviſion und Courtage,
Vom erſten ein Viertel Prozent, vom andern ein Drittel Promille!
Wir hoffen, dafür zu erkennen uns baldigſt im Credit,
Und uns in conformo das Contokorrent zu ermitteln —

Ibelauers Söhne, die machen mit Glück jetzt in Knoppern,
Und iſt ihnen wohl zu gewähren Credit von zweitauſend.
Indem wir uns ferneren Aufträgen freundlich empfehlen,
Sind wir in Hochachtung
Peter Roſegger und Söhne.

Als Profeſſor Hollein dieſe Sonderausgabe durchgeſehen, legte er ſie ſchweigend hin, ſein Geſicht war etwas ernſthaft geworden. Dann ſpitzte er einen Bleiſtift und endlich ſagte er: „Ja ja. Wenn der Merkur, der ohnehin auch an den Ferſen Flügeln hat, auf dem Pegaſus reitet, da geht's freilich hoch." — Dann machte er in ſeinem Notizbuch ein Zeichen. Was für eins, das ſage ich nicht.

Wenn in der Stadt Theaterferien ſind, haben die auf dem Dorfe Theaterzeit. Die Schauſpieler gehen auf Sommerfriſche und hier heißen ſie Komödianten, und wer ſich bei ihren Komödien gewöhnlich am beſten unterhält, das ſind ſie ſelber. Es iſt ja Erholungszeit. Ein biſſel ſchwimmen, ein biſſel extemporieren oder ſonſtwie ulken; der Menſch lebt ja nicht allein von der Kunſt, er braucht unterweilen auch eine Schmiererei — und dafür ſind die Schmieren.

Aber die Burſchen der kleinen Stadt Tempersberg ſind doch eines Abends mit Bündeln zur Kaſſe gekommen, um ſich zur Aufführung des hochergötzlichen Luſtſpiels Karten zu holen. Die Direktrice als Kartenverkäuferin war ſehr liebenswürdig, aber da ſie bei den Burſchen die Bündel ſah, die ſich auch der Naſe ein wenig anmeldeten, wollte ſie doch fragen, was ſie Gutes in ihre Schnupftücher gebunden hätten?

Da antwortete einer: „Wenn die Komödiantenleut' wieder ihre Rollen nicht gelernt haben, ſo wird ihnen heut' eine kleine öffentliche Aufmerkſamkeit erwieſen."

„Rollen nicht gelernt haben!" brummte die Frau Direktor nach, „wie iſt das zu verſtehen? Das gibt's bei uns nicht."

Die Burſchen pendelten mit ihren Bündeln in die Bude.

Die Scheuer war heute überfüllt, ſelbſt die teuerſten Plätze, wo man auf Strohſchauben liegen konnte, waren vergriffen. — Schon klingelte es das erſtemal; es wurde ruhig und die Burſchen machten ihre vor den Bauch gebundenen Bündel handgerecht. — Es klingelte das zweitemal, der Vorhang rollte auf, aber ſtatt einer Komödiengeſtalt trat ein ſchwarzgekleideter Herr auf; der ſchnellte ſeine Manſchetten ein wenig vor und verkündete: „Da der Träger der Hauptrolle plötzlich unpaß geworden iſt, kann heute die Vorſtellung nicht ſtattfinden. Die Billets haben für nächſtesmal Gültigkeit.“

Mein kleiner Enkel Peter pflegt, wenn ich auf der Bank ruhe, ſo daneben zu ſtehen und mir das Haar zu ſtrählen, was ihm lieber iſt, als beim Schulbüchel zu ſitzen. Beim Kämmen gibt es kleine Geſpräche meinerſeits, die dem Knaben ſtets unterhaltend ſind, ſolange ſie nicht ins abſichtlich Lehrhafte übergehen. Im letzteren Fall unterbricht er.

Geſtern eröffnete der Peter ein Geſpräch: „Großvater, das muß doch langweilig geweſen ſein auf der Welt, ſolange noch keine Zeit geweſen iſt.“

„Aber Kind, was denkſt du, eine Zeit iſt doch immer geweſen.“

„Ich meine, Großvater, weil die Leute keine Uhren gehabt haben.“

„Wenn auch keine Taſchenuhren, wie die meine da, Zeitmeſſer hat man immer gehabt“, entgegnete ich und denke, da kann ich ihm vielleicht eine *gute Lehre und Moral* beibringen, ohne daß er's merkt und mich unterbricht.

Er ſtrählt das ſchüttere Haar, und ich rede. „In früheren Zeiten hat man Sonnenuhren, Waſſeruhren, Sanduhren gehabt. Die Zeit hat man ſtets genau gemeſſen, weil ſie ſehr koſtbar iſt. Zeit iſt Geld, ſagt man, aber ſie iſt mehr als Geld, ſie iſt Leben. Daher ſoll jeder Augenblick benützt werden. Wenn jemand von der Arbeit ausruht, um ſich neue Kräfte zu ſammeln, ſo iſt das auch eine gute Zeitbenützung. Wenn man aber manchmal ſo herumſteht und nichts Rechtes anzufangen weiß, ſo iſt das Zeitvergeudung. Der Menſch ſoll immer eine nützliche Tätigkeit haben; ſchon die Kinder ſollen ſich angewöhnen —"

„Großvater, dir wachſen ja wieder neue Haare!" rief der Kleine aus. Da wußte ich, daß er in meiner Darlegung die Grenze des Zuläſſigen für überſchritten hielt.

Das anpaſſungsfähigſte unter allen Tieren iſt der Menſch. Dadurch iſt er über das Tier hinausgewachſen und zum Herrn der Erde geworden. Er kommt überall durch, in der kalten wie in der heißen Zone, in der Armut wie im Überfluß, er paßt ſich allem ſo an, daß man ſagen könnte: In der Nähe Gottes wird der Menſch göttlich, in des Nähe des Teufels — ſeinesgleichen. — Aber der Menſch darf ja nicht glauben, daß er, weil „Herr der Erde", die Verhältniſſe lenke; er wird von den Verhältniſſen gelenkt, geknetet, geformt; ſeine Anpaſſung vollzieht ſich faſt willenlos, ja unbewußt. Der Jüngling iſt was ganz anders als das Kind, aber er weiß nicht, wann er ſich geändert hat, er hat die allmähliche Änderung kaum wahrgenommen. Der Mann ringt leidenſchaftlich im tatenreichen Leben und wenn er einmal ans Sterben denken muß, da ſchaudert ihn; ſeine ganze Natur widerſetzt ſich vor dem Tode. Und ſiehe, er wird allmählich älter und älter und alt und endlich hockt das Greislein da, verlangt nichts als ſeine Ruhe und behaglich iſt ihm die Vorſtellung, wie er bald im ewigen Frieden ruhen wird.

Wir, die wir unſer Lebtag lang keinen Krieg erfahren, haben uns in dieſen paar Jahren dem Rauben, Zerſtören und Morden nahezu angepaßt. Wir richten uns danach ein. Nie hätten wir gedacht, das ſo ertragen zu können, und es geht doch. Nur ganz anders als ſonſt. Und ich habe nicht gehört, daß jetzt aus Verzweiflung wegen des Krieges ſich mehr Leute das Leben nehmen als in ruhigen Zeiten. Vielleicht im Gegenteil, ein raſcher Wandel des Geſchickes gibt mehr Ausſicht auf ein Beſſerwerden als die dumpfe Stagnation des Friedens. Nur einem kann der anpaſſungsfähige, tatluſtige Menſch ſich ſo ganz und gar nicht anpaſſen — dem Frieden. Wahrſcheinlich, weil ein verrotteter Frieden die meiſte Ähnlichkeit mit dem Tode hat.

Wir machen in dieſem Kriege Fehler. Daheim im Hinterlande. Auf das glühendſte ſind wir empört über die Großmauligkeit und Lügenhaftigkeit der Feinde, über ihre Verleumdungen gegen uns. Und das iſt recht. Aber wir machen es ihnen nach, und das iſt nicht recht. Es gibt nichts Schieferes, als die Berichte vieler Zeitungen; einige nehme ich aus. Der Feind unterliegt immer, wir ſiegen immer. Der Feind übt die größten Greueltaten und Schurkereien. Wir ſind immer menſchlich und gerecht. Der Feind treibt die unerhörteſten Prahlereien, wir ſind immer beſcheiden. Der Feind hetzt ununterbrochen gegen uns zur Rache. Wir? Wir ſind die Verſöhnlichen. Wie oft war der Feind ſchon vernichtet? Wie oft war der Sieg für uns ſchon entſchieden? — So treiben es die Zeitungen. Sie glauben es gut zu machen, man müſſe das Publikum ermutigen, Stimmung machen. Eine Weile wirkt das auch, aber dann die Enttäuſchungen und es kommt das Gegenteil, die Leute glauben nichts mehr. Sie ſind mißtrauiſch gegen alle Berichte, ſie glauben dann auch der guten Wahrheit nicht, denn dieſe iſt zu Tode gelogen worden.

Man ſpricht über den Druck der Zenſur, während, wie ein Spaßvogel ſagte, doch gerade ſie den Druck verhindert. Sie könnte ihn noch vollſtändiger verhindern, ſie könnte die Renommiſtereien und Großmäuligkeiten ſtreichen ſowie ſie mit Recht die Miesmacherei ſtreicht. Sie könnte es bewenden laſſen bei den amtlichen Mitteilungen. Alles Gerede und Nachdrucken des müßigen Geredes aus anderen Blättern macht ja freilich mitunter Stimmung, aber manchmal eine ſehr ſchlechte. Über den Krieg wird ja ſowieſo zu viel geredet, philoſophiert, geſchrieben. Das könnte uns wohl in den Ruf der Greiſenhaftigkeit bringen, während doch unſere Wehrkraft beweiſt, daß wir ein mannbares Volk ſind.

Wie groß ſind die Vorteile des Schweigenden? Er kann nicht Irrtümer verbreiten, nicht lügen, nicht ſchimpfen, nicht verleumden, nicht hetzen, nicht bramarbaſieren. Er kann die Feindſchaften totſchweigen und endlich auch den Feind.

Aber das iſt des Heldenmutes zu viel verlangt. Einſtweilen ſollten wir im Sprechen und Schreiben nur gemäßigt und wahrhaftig ſein, dann kann auch der Zeitungleſer ſtets das Gefühl haben, er ſtehe auf feſtem Boden. Der Erfolg darf uns nicht berauſchen, die Gefahr nicht entmutigen. Schimpfen oder jubeln wird ſtets der Nervöſe, ruhige Entſchloſſenheit iſt die Stimmung des Starken.

Und wenn es wirklich wäre, daß unſer Volk die Wahrheit nicht vertragen könnte, ſo müßte es dazu abgehärtet werden. Wenn wir auch jetzt gut abſchneiden, es werden — wie die Menſchheit ſich entpuppt hat — Wahrheiten kommen, die den Schwächling erdrücken.

———

Vor einiger Zeit hat der Deutſche Kaiſer zu einer hochgeſtellten Perſönlichkeit unter anderem folgenden Ausſpruch getan: Ich hoffe, daß die Geſchichte mich von der Schuld dieſes Krieges freiſprechen wird. In gewiſſem Sinne hat übrigens jeder ziviliſierte Europäer Teil an der Verantwortlichkeit dieſes Krieges.

Von einer ſolchen Perſönlichkeit ein ſolches Wort! Wird man es verſtehen wollen? Es gibt viel zu verſtehen.

Es iſt noch nicht fünf Jahre her, ſeit der franzöſiſche Literatur- und Kulturhiſtoriker A. Vulliod das Buch ſchrieb über mich und meine Schriften. Die deutſche Kritik bewunderte die Objektivität, Gründlichkeit und Warmherzigkeit, mit der Vulliod meiner Abſicht ſowie dem ſteiriſchen Bauerntum, ja dem deutſchen Bauer im allgemeinen gerecht wurde. Nicht in Begeiſterung oder im leichten Eſprit der Franzoſen löſte ſich ſeine umfaſſende Arbeit, ſondern in ruhiger Betrachtung und Erwägung, ähnlich, wie vorher Erneſt Seillière in ſeinem Werk über „Die ſteiriſche Volksſeele“ wärmſte Sympathie verriet für unſer alpines Bauerntum, das er vielfach mit dem bretoniſchen verglich. Dieſe Männer überraſchten mit einer Kenntnis der deutſchen Volkseigenſchaften und mit einer Neigung zu ihnen, wie wir ſie dem Franzoſen nicht zutrauen. Man wollte an ſolchen Erſcheinungen ein beginnendes Vertrauen der weſtlichen Nachbarn zu uns ſehen.

Seit Ausbruch des Krieges habe ich von meinen genannten Biographen nichts mehr gehört. Sie werden ſchweigen müſſen, wenn ſie in ihrem Lande das Geſchrei von „Deutſchem Barbarentum“ umgellt, oder gar Schrapnells ſchleudern müſſen gegen die, welche ſie in ihren Büchern mit ſo hoher Achtung und Liebe behandelt hatten.

Vor kurzem erhielt ich aus der weſtlichen Front ein Schreiben, das ſich mit dieſer Sache befaßt. Es verſichert, daß der Haß des franzöſiſchen Volkes gegen das deutſche durchaus nicht ſo groß ſei, als man glauben machen will, daß es nur gewiſſe Kreiſe hauptſächlich in den Städten wären, die den Revanchegedanken mit allen Mitteln gepflegt und zum Krieg gedrängt hätten. Das arbeitende Volk der Departements ſei ebenſo friedliebend wie das deutſche. Und es ſei ſchwer für die Händelſtifter, dieſen Krieg zu beendigen, weil ſie die Rechenſchaft fürchten, die ſie daheim zu geben haben werden.

Es wäre ja nicht unmöglich, daß dem franzöſiſchen Bauern der deutſche Bauer am Rhein näher ſtünde, als der Pariſer Advokat oder Zeitungſchreiber, denn der gleiche Beruf pflegt feſter zuſammenzuführen, als die Politik. Und da meine früheren franzöſiſchen Freunde und ich unſern gemeinſamen Beruf in der Verſöhnung der Menſchen erblicken, ſo finden wir uns vielleicht doch wieder.

Der Zapaſtl mußte auch fort. Da lachten die Leute, denn der Zapaſtl war der größte Traumihnit im ganzen Dorf. Schon durch ſeine Brautwerbung hatte er ſich berühmt gemacht. Wohl zehnmal blieb er damals ſtehen auf dem Weg zur Schönen und überlegte, ob er ſoll oder nicht. Endlich war er bei ihr, ſtand und redete ſo herum. „Was willſt denn, Zapaſtl?“ hatte ſie ihn gefragt, er ſtotterte und brachte nichts vor, bis ſie ungeduldig wurde und ſcharf dreinfuhr: „Hiaz möcht ich aber einmal wiſſen, was d' willſt!“ — Da hielt er gar verzagt ſeine Hand vors Geſicht und murmelte weinerlich: „Am liebſten wär's mir halt, wann ma zſammheiraten taten.“ — „O Tſchapperl“, antwortete ſie, „und deswegen ſo verzagt? Brauchſt kein Angſt z habn, ih mag dih eh nit“.

Wenn er über einen Steg ging, prüfte er erſt vorſichtig, ob der Steg feſt wäre und nicht etwa einbreche. Bei windiger Zeit ging er durch keinen Wald, es könnte ein Baum umfallen. Bei der Arbeit war er fleißig, gab aber vor allem acht, daß nichts brach. In Geſellſchaft war er immer gemütlich; im Wirtshaus ſetzte er ſich nur an den Tiſch, wo man luſtig war, und nicht, wo man ſtritt. Gab's einen Raufhandel, ſo floh er, ſo weit ihn die Füße trugen.

Und dieſer Zapaſtl war jetzt Soldat und beim Schießen- und Fechtenlernen der Spott der Kompanie. In Galizien war ihm kein Schützengraben zu tief; am liebſten hätte er ſich flach hineingelegt und Erde auf ſich ſchaufeln laſſen — größerer Sicherheit wegen. Und einmal, als er ſpürenshalber durch ein Gebüſch mußte, tötete er drei Ruſſen, die ganz nahe vor ihm plötzlich aufgetaucht waren. Den einen erſchoß er, den andern erſtach er, den dritten, der ſich ergeben wollte, ſchlug er mit dem Gewehrkolben tot. — „Wieſo, Zapaſtl, iſt denn das paſſiert?“ lachte der Hauptmann.

„Zum Teuxel eini!“ antwortete der Burſche, und wiſchte ſich den Schweiß vom Geſicht. „So viel gfürchtet han ih mih vor ihna, da han ihs gſchwind niedergmacht.“

Man kann nicht allein aus Mut, man kann auch aus Angſt ein Held werden.

Die alte Strottkrempin, die jetzt für Kriegszwecke ihr Zinn nicht hergeben will, fragte, wozu man es nur brauche?

„Zum Hinſchießen auf den Feind,“ antwortete der launige Beamte. „Sie müſſen wiſſen, Strottkrempin-Mutter, daß auch der Feind herſchießt.“

„Na alſo!“ rief die Alte: „Tuts halt die Kugeln, die der Feind herſchießt, wieder zurückſchießen, brauchts nix anderes.“ —

Als der Straußenwirt jetzt ſein ſchönes altes Zinn hergeben mußte, tat er es mit Trauer, ſo daß der Beamte ſagte: „Ja, mein Lieber, das iſt gar nichts. Denken Sie, wie man jetzt auch die Leute hingeben muß!“

„Aber, Herr Doktor, die Leut wachſen wieder nach!“ antwortete der Straußenwirt.

Ich habe den Finanzminiſter der Zukunſt entdeckt. Es iſt der Sengſen-Hanſel zu Mittenegg, der ſich beim Vorübergehen einmal zu mir auf die Gartenbank ſetzte und mir im Vertrauen mitteilte, wie er es machen würde, wenn Seine Majeſtät ihn zufällig einmal — er dränge ſich ja nicht auf — zum Miniſter ernennen wollte.

Alsdann: Es darf keine Zeitung mehr gedruckt werden und kein Buch. Alles Papier wird verwendet zur Herſtellung von Banknoten. Damit zahlt der Staat zuerſt einmal ſeine Schulden, ob die Leute das Bargeld annehmen wollen oder nicht, ſie kriegen's — baſta! Iſt ihnen doch immer zu wenig Geld geweſen, nun alſo! Dann haben ſie's. Fürs Zweite, kauft der Staat vermöge des Enteignungsrechtes allen Bauern die Höfe ab und verſtaatlicht ſie. Kauft den Induſtriellen die Fabriken ab und verſtaatlicht ſie. Kauft alle Städte und Schlöſſer, überhaupt alle Sachen auf und bewirtſchaftet alles ſelber. Damit ſind auch die Leute verſtaatlicht. Dann iſt der Staat obenan. — — „Wie findeſt Du mein Programm?“ fragte der Sengſen-Hanſel.

Ich wollte zuerſt auflachen, aber ich hielt zurück. Mir wurde ganz anders.

„Wenn Dir mein Spaß nit g'fallt,“ ſagte er, „ſo kann ich ja auch wieder geh'n!“ —

O Menſch, Du ahnſt nicht, was in Deinem Spaß für ernſte Dinge ſtecken!

Einer der Soldaten, die befohlen wurden, an dem Deſerteur Weiſſenbacher das Todesurteil zu vollſtrecken, meldete ſich zum Rapport und ſagte: Herr Hauptmann, ich bitte gehorſamſt, auf den Weiſſenbacher kann ich nit ſchießen.

Hauptmann: Was ſoll das heißen?

Soldat: So viel das Heimweh hat er gehabt.

Hauptmann: Papperlapapp! wenn jeder, der Heimweh hat, durchgehen wollte! Man hat ihn nach dem erſtenmal freundlich verwarnt, nach dem zweitenmal mit Stockhaus beſtraft; das drittemal kann ich ihm nicht mehr helfen.

Soldat: Ich bitt', ich melde gehorſamſt, ich kann doch nit auf ihn ſchießen. Heimweh hat er gehabt. Wer das kennt! Da wär's ja gerad', als ob ich auf mich ſelber ſchießen wollt'!

Hauptmann: Sie ſind doch nicht Deſerteur!

Soldat: Melde gehorſamſt, es hätt' ſchon ſein können. — Mein Weib hat mir geſchrieben, unſer Bübel wär ſo krank. Unſer einziges. Fünf Jahr alt, und tät alleweil nach dem Vater rufen. Mein Urlaubgeſuch iſt nit bewilligt worden. Da hab ich mir wohl gedacht, heut bei der Nacht geh ich.

Hauptmann: Und ſind doch nicht gegangen.

Soldat: Melde gehorſamſt, weil 's Telegramm kommen iſt — das Bübel wäre ſchon g'ſtorben. — Und deswegen, Herr Hauptmann, ich bitt'. Ich — ich tät ſchlecht treffen.

Der Hauptmann ſchritt ein paarmal langſam im Saale auf und ab, dann ſagte er — und ſeine Stimme war gedämpft: Sie ſind von der Exekution enthoben. Treten Sie ab!

Daß wir den April um eine Stunde beſtohlen haben, bewährt ſich ganz gut; jeder zehrt den Sommer über jeden Tag an dieſer Stunde, als ob jeder Tag eine

Stunde mehr bekommen hätte. Nur geſundheitlich iſt die Sache bedenklich. Alle, die in dieſer Zeit fort müſſen, ſterben um eine Stunde früher; anderſeits werden ſie um eine Stunde älter, als ſie in der alten Zeit geworden wären. — Schief aber geht's den Herrſchaften beim Kaffee. Es kommt die Milch zum Morgenkaffee nicht immer zu rechter Zeit, denn im Kuhſtall iſt die „neue Zeit“ nicht ſanktioniert worden. Die Kuh ſagt: Ich halte mich nach meiner Natur und nicht nach eurer Uhr. — Und wenn, ſo meinen die Herrſchaften, der Morgenkaffee nicht zu rechter Zeit da iſt, ſo hat das Frühaufſtehen keinen Sinn. — Jetzt wollen ſie den Uhrzeiger wieder um eine Stunde zurückſchieben, ſo daß der Herbſt die geſtohlene Stunde vom Frühjahr bekommt, die uns für den ganzen Sommer ſo viele ſchöne Morgen- und ſo friedliche Abendſtunden gebracht hat.

Für ein Gedenkkreuz:

Dieſes Heilands-Kreuzbild ſage
Euch, den Kindern ferner Tage,
Wie wir all' in ſchwerſten Zeiten
Mußten leiden, mußten ſtreiten
Um der Heimat heilige Erde;
Daß der Väter großes Erbe
Deutſchen Lebens, deutſcher Sitten
Jedem euch erhalten werde.
— Dieſer Heimat, die wir neu
Mit einem Meer von Blut erſtritten,
Bleibt ihr treu!

Das Volk kehrt in dieſer ſchweren Zeit halt doch wieder zu den Klaſſikern zurück.

In eine Wiener Buchhandlung, ſo berichtet man, trat eines Tages ein Mann aus den unteren Ständen und verlangte Schillers Werke in Leder gebunden.

„Im Augenblick leider nicht vorhanden“, ſagte der Buchhändler, „aber vielleicht eine ſchöne illuſtrierte, broſchierte Ausgabe?“

Der Mann ſchüttelte den Kopf, die könne er nicht brauchen.

„In Leder gebunden. Sollte wohl ein Präſent ſein?“ rief der Buchhändler.

„Na ja, ſagn mer’s halt. Meinen Kindern habe ich die Schuhe ſohlen laſſen wollen.“

Das erinnert mich an den Flickſchuſter meiner Studentenzeit. Er tat mir’s zumeiſt umſonſt; einmal aber, als die ganzen Sohlen zu erneuern waren, ſagte er: „Junger Freund, das Leder iſt halt teuer. Haben Sie vielleicht alte, in Leder gebundene Bücher?“

„Ja richtig, eine Bibel in Schweinsleder.“

„Na, ſehen Sie. Die Bibel hat der Herr Studioſus wohl ſchon im Kopf. Da ſtecken wir nun den Einband an die Füße.“

Wenn das Eiſen, das Metall, das Holz, das Leder, die Leinwand uſw. zu Kriegszwecken aufgebraucht iſt, dann requirieren wir das Papier. Wir ſammeln Urkunden, Akten, Geſchichtswerke, Gelehrtenwerke, techniſche Schriften, Geſetzbücher, Gebetbücher, Erbauungsbücher, Schulbücher, Dichterbücher, Zeitungen, alles, alles, was aus Papier iſt, bis herab zur Brotmarke. Das meiſchen wir ein. Daraus formen wir uns dann Stiefel, Röcke, Häuſer, Geräte, Werkzeuge. Wir fangen neu an und wir fangen was Neues an. Vielleicht befreit uns die vermeiſchte Vergangenheit von dem Fluche der Tradition.

Ungefähr vor hundert Jahren war es. Da ſaßen eines Tages im Schloßhof zu Kapfenberg vor einem vergitterten

Fenſter drei Bauern aus Krieglach-Alpel und lachten. Sie lachten ihren Nachbar, den Ignaz Roßegger, aus, der drinnen im Kotter ſaß.

Dieſer Ignaz hatte daheim einen Krautgarten und in dem hatten Tag für Tag die Haſen Kraut gefreſſen. Wiederholt hatte er den Jäger gebeten, ihn vor dieſen Schädigern ſeiner Wirtſchaft zu ſchützen. Der Jäger tat nichts, die Haſen aber taten, was ſie konnten, den Kohlvorrat für das ganze Jahr zu verzehren. Da lud der Ignaz ſein Hausgewehr und ſchoß einen Haſen nieder. Und weil ihrer am nächſten Tage trotzdem wieder kamen, knallte er auch einen zweiten nieder. Dann ging er zu ſeinem Gericht und ſagte dem Verwalter: „Geſtrenger Herr, ich kann nimmer! Ich kann nimmer zuſchauen, wie das Wild meine Gartenfrüchte auffrißt. Der Jäger tut nichts, ich kann s nit dulden, ich habe zwei Häslein niedergelegt.“

Der Geſtrenge war ſehr freundlich und ſagte: „Nicht wahr, Ignaz Roßegger, das werdet ihr nimmer tun?“

„Ich bitt, Herr Geſtrengen, tun S es doch dem Jäger ſagen, daß er mein Kraut ſchützt. Derowegen bin ich da. Ich bitt' gar ſchön!“ Dann wendete er ſich wieder der Tür zu.

Der Verwalter machte ein großes Geſicht und ſagte: „Ich glaube gar, Ihr wollt wieder davongehen. Wartet doch einen Augenblick, bis der Diener kommt.“

Aha, dachte der Ignaz, a Jauſen laßt er mir geben. Iſt eh wahr, daß einer Hunger kriegt auf dem weiten Weg daher.

Als der Diener kam, ließ der Verwalter den ſehr überraſchten Ignaz in den Kotter führen — auf acht Tage.

Als nachher ſteuerzahlende Bauern aus Alpel von der Geſchichte hörten, gingen ſie ans Kotterfenſter, ſagten ihrem Nachbar einen guten Tag hinein und lachten ihn aus, weil er ſich ſelber hatte einſperren laſſen. Ob der Ignaz ſpäter einmal wieder wildſchützenmäßig einen Haſen ſchoß, iſt unbekannt. Angezeigt hat er nichts mehr.

Karl Reiterer erzählt unter Nennung eines verläßlichen Gewährsmannes aus der Mittelſteiermark von einem alten Kohlenbrenner, der mitten in der Nacht zum Stiftspater kam, bittend, er möchte eilends mit ihm ins Gebirge gehen, dort wolle einer verſehen werden. Der Pater zog die weiße Pfaid an, nahm vom Altar das Heiligtum und ging mit dem Alten den drei Stunden langen Weg. Unterwegs mußte der Prieſter den Boten mehrmals zu größerer Eile mahnen, denn der Alte ging langſam und es war ihm manchmal ums Raſten. Endlich hatten ſie oben im wilden Berggraben die Hütte erreicht. In der war es ſtill und finſter und niemand im Bette.

„Wo iſt denn der Kranke? fragte der Prieſter.

„Der Kranke?“ antwortete der Bote, „der tät ich halt ſelber ſein.“

„Was? Du? Und wenn du ſo krank biſt, was haſt du nicht gleich draußen bei der Kirche gebeichtet, anſtatt mich den weiten Weg heraufzuführen?“

„Hochwürden Herr, ih han halt denkt, ih kunnt nach der Beicht auf der Stell ſterbn müaſſn, weil ih alleweil um an ſölchtn Tod betn han. Schaun S, und unſereins möcht halt doh gern ah in ſeiner Hüttn ſterbn.“

Dann hat er die Sakramente empfangen. —

Wie oft mag der Pater auf demſelbigen Rückweg den Kopf geſchüttelt haben! Aber noch am gleichen Tag kam ihm die Botſchaft nach, daß der alte Kohlenbrenner geſtorben ſei.

In Septembertagen ſitze ich gerne im Garten und ſchaue den Schwalben zu, die an den elektriſchen Drähten ſchnaiſenweiſe ſitzen. Ein Teil iſt ſchon abgereiſt nach Süden, aber dieſe ſind noch da, ſcheinen mit etwas noch nicht fertig zu ſein oder auf etwas zu warten. So kreiſen ſie ums Haus herum und ſetzen ſich auf die Drähte. In langen Reihen ſitzen die Jungen ruhig da oder flattern mit den Flügeln. Andere fliegen flink ab und zu, ſchwingen ſich hoch, kreiſen in den Lüften und kommen wieder zu den Reihen herangeflogen und zwitſchern in die Reihen hinein, als hielten ſie Vorträge. Und aus der Reihe löſen ſich Junge und machen denſelben Flug und kommen wieder und raſten. Was bedeutet dieſes Treiben der trauten Tiere? Iſt es ein Spiel?

Vielleicht iſt es eine Schule. Eine Reiſeſchule, in der die Alten ihre Jungen belehren darüber, was ihnen bevorſteht, wie ſie es auf der weiten Reiſe über Land und Meer halten ſollen; und machen Übungen, wie ſie fliegen, wie ſie die Windrichtungen überwinden, wie ſie im Fluge Inſekten erhaſchen, wie ſie ſich geſammelt zu halten und vor Feinden zu ſchützen haben. Und die Schüler ſitzen aufmerkſam da, wiegen ihre Köpfchen, blädern mit den Flügeln, machen das raſche Hinfliegen, das blitzſchnelle Wenden und Mückenfangen nach. — Der Unterricht dauert Tag für Tag, aber endlich finden die Lehrer, die Jungen wären reif, man könne es wagen — und auf einmal ſind ſie nicht mehr da.

Glückſelige Reiſe! Werdet ihr ein Land finden, wo Friede iſt? — Wir Menſchen, wiſſet, wir können jetzt auch fliegen. Wir fliegen nicht ins Sonnenland, wir fliegen als Zerſtörer. — Im Lenz, wenn ihr wiederum kommt, ihr lieben Schwalben … Vielleicht!

Ich weiß einen Franzoſen, der bei der Kriegserklärung nicht heimtrachtete, ſondern in unſerem Lande blieb, wo er ſeinen Standesberuf gewiſſenhaft erfüllt, übrigens aber kühnlich auf die Deutſchen ſchimpft. Man läßt ihm ſeine Freude, hatte er doch die Deutſchen vorgezogen, als er ſich für's Dableiben entſchied. In einem guten Deutſch, das er ſpricht, tat er vor kurzem beim Wirtshaustiſch die Bemerkung, es wundere ihn doch, daß bei dieſem Kriege die Deutſchen gar ſo einheitlich ſeien, nicht einmal die Sozialdemokraten hätten ſich gegen den Krieg erklärt. „Alles iſt Eins bei euch und bleibt feſt. Es iſt erſtaunlich!“

„Das haben wir unſeren geſchätzten Gegnern zu verdanken“, entgegnete ihm jemand. „Hätten ſie ſchlau berechnend geſagt, die Franzoſen wollten Elſaß-Lothringen wieder haben, die Ruſſen wollten ihre oſtpreußiſchen Polen haben, die Südſlawen und die Italiener wollten ihre Volksgenoſſen für ſich haben und die Tſchechen wollten befreit ſein — da wären die Deutſchen wahrſcheinlich nicht ganz ſo einig geweſen; jedenfalls hätten die Sozialdemokraten und die internationaliſtiſchen Schwärmer eine Sonderſtellung eingenommen. Aber die Entente hat uns das leichter gemacht. Sie ſagte es offen, ſie wolle Deutſchland zerreißen, ſeine Kaiſerdynaſtie vernichten, Öſterreich auflöſen, und alles politiſch ohnmächtig und wirtſchaftlich bankerott ſchlagen. Das heißt nichts und nichts anderes, als die Gegner wollen unſer Vaterland verderben und uns ſelbſt ganz und gar zugrunde richten. Da iſt es freilich leicht zu verſtehen, daß wir alle — alle ohne Ausnahme — für unſer Beſtehen kämpfen und lieber ſterben, als uns ſo ſchmählich hinrichten zu laſſen.“

Der Franzoſe wurde nachdenklich. Endlich ſagte er: „Es iſt wahr, das war unklug von uns (von ihnen, verbeſſerte er ſich raſch); ſie hätten den Gegner nicht ſo in die Karten ſchauen laſſen ſollen.“

Es wurde mir Folgendes erzählt:

Auf der Staatsbahn war's, noch vor dem Kriege. Ein Ehepaar mit ſeinem Wickelkind beſtieg den Zug und ſchickte ſich an, in einem Gelaß erſter Klaſſe Platz zu nehmen. Da lag aber ſchon ein Herr, der ſeine Beine nahezu über beide Sitzreihen ausgeſtreckt hatte und nicht gewillt war, den Ankömmlingen Platz zu machen.

Der Ehemann bat erſt höflich, ein bißchen zu rücken, ſich weiter aber nicht ſtören zu laſſen. Das fiel dem Sohn Albions — denn ein ſolcher war's — aber gar nicht ein. Er verharrte in ſeiner ausgebreiteten Stellung, und mit geringſchätzig halb geſchloſſenen Augen beobachtete er, was die Eingetretenen jetzt beginnen würden.

„Ich bitte, Platz zu machen, mein Herr!“ ſagte nun der Ehemann, „das Gelaß iſt wohl nicht für Sie allein da!“

Der Engländer erhob ſich würdevoll und ging, ohne ein Wort zu ſagen, zur Schubtür hinaus. Nachdem die Frau einige Mäntel und eine Taſche weggeräumt und vorſichtig auf einen Sitz zuſammengelegt hatte, nahmen die beiden mit dem Kinde zwei Plätze in Beſchlag und ſuchten ſich's bequem zu machen. Da trat der Engländer wieder ein und ſprach mit kaltem Hohn: „Wollen Sie hinausgehen, das Coupé iſt für mich allein da!“ Denn er hatte es mittlerweile draußen beim Schaffner bezahlt.

Aber ehe das Ehepaar ſich von ſeiner Verblüffung erholen konnte, kam ſchon der Schaffner herein und rief dem Engländer zu: „Na Sö, das geht nit! Sö habn m'r gſagt, daß es ſeit Wien her außer Ihna leer blieb. Aber ich ſeh, ſeit der letzten Station iſts nimmer leer. Da habns Ihner Geld wieder. Sö habn einen Platz, die fünf andern Plätz gengen Ihna nix an.“ Mit Temperament ſchob er die Tür zu.

Jetzt waren die Ankömmlinge mit dem Fremden allein.

Der lehnte erſt da wie von Holz geſchnitzt, dann brannte er ſich eine Zigarette an. Da bemerkte der Ehemann ruhig: „Nach der Ordnung darf in dieſem Wagen nur geraucht werden, wenn alle Mitfahrenden einverſtanden ſind. Wir können es des Kindes wegen nicht erlauben.“

Albion rauchte gelaſſen weiter, ſpuckte auf den Fußboden und tat mancherlei, um den Mitreiſenden unangenehm zu werden. Das Ehepaar ſchaute ſich kopfſchüttelnd an. Da war plötzlich wieder der Schaffner vorhanden. Er hatte die Sache durch die Glasſcheibe beobachtet. „Herr!“ ſchmetterte er, „wenn Sie ſich nicht anſtändig betragen, ſo haben Sie den Zug zu verlaſſen!“

Der Engländer tat, als höre er es nicht und rauchte und ſpuckte ruhig weiter.

Aber bei der nächſten Station wurde es anders. Ein Oberrevident mit ein paar handfeſten Laſtträgern war da. Eine kurze, ſcharfe Szene gab's und dann war das Ehepaar mit ſeinem Kindl im Gelaß allein.

Der Bezirksſchreiber von Abelsberg behauptete gern, die Bibel ſei ihm deshalb zuwider, weil ſie im althebräiſchen Stil geſchrieben wäre. Dieſem Manne verehrte eines Tages die „Grazer Tagespoſt“ eine Probe, wie es wäre, wenn man die Bibel im modernen Kanzleiſtile geſchrieben hätte. Sie würde ungefähr ſo beginnen:

„1. Am Anfang wurde ſeitens Gottes der Himmel, beziehungsweiſe die Erde geſchaffen; die letztere war ihrerſeits eine wüſte und leere, und war es finſter auf derſelben. 2. Es wird berichtet, daß Gott das Licht von der Finſternis dergeſtalt zwecks Scheidung zeitlich in geeigneter Weiſe anordnete, daß er demzufolge in der Lage war, das Licht und die Finſternis Tag, beziehungsweiſe Nacht zu benennen, worauf derſelbe ſich dann der weiteren Aufgabe unterzog, in Betreff der Meere, beziehungsweiſe der entſprechenden Flüſſigkeiten, der Atmoſphäre, eine zweckdienliche Abgrenzung dermaßen zu bewirken, daß er hinſichtlich dieſer vermittelſt einer ſogenannten Feſte, welcher er den Namen „Himmel“ zu verleihen ſich entſchied, ſeither die Gewäſſer auf der Erde von den Gewäſſern, reſpektive waſſerhaltigen Gaſen, am, beziehungsweiſe im Himmel, vollſtändig zur Trennung brachte, worauf dann am Abend einerſeits und Morgen andererſeits der zweite Tag ebenmäßig zum Abſchluß gelangte.“

Der Bezirksſchreiber ſoll beim Durchleſen dieſer Bibelverſe Schüttelfroſt bekommen haben. Seither läßt er den „alten Hebräerſtil“ gelten.

Feldartillerie.

Ins Feld, ins Feld, Kameraden,
Ins Feld mit Mann und Roß.
Der Pflug iſt jetzt Kanone,
Der Brotlaib das Geſchoß.
Der Furche Schützengräben
Gewinnen euch die Schlacht,
Weil Blei und Pulver tötet,
Und Brot lebendig macht.

Mein Enkel, das Studentel, ging zur Ferienzeit in der Bauernſchaft mit dem Geldſack um betteln. Bei dem einen Hof bekam er ein Laiblein Brot, bei dem anderen ein Stück Butter, beim dritten ein paar Eier uſw. Dann kam er mit den Sachen allemal vergnügt nach Hauſe und fühlte ſich als Ernährer der Familie. Allmählich aber wurden die Einkäufe karger, die Bauern wollten nichts hergeben. Sogar die alte Unterſchlupfin, die ſonſt immer was bereit gehalten, ſagte eines Tages, als das Studentel mit gelüpftem Hut ins Haus trat: „O mein junger Herr, heint han ih nix. Heint han ih gor nix!“

„Aber ein Stückel Butter, Frau Bäuerin?“

„Nit a Batzel!“

„Oder ein Biſſel Brot.“

„Nit a maulvoll!“

Stand der Knab' da und dachte: Was tu' ich jetzt? Dann zog er aus der Taſche ein Büchel: „Da hätt' ich was, Frau Unterſchlupfin.“

„Kann nix leſen nit.“

„Nein, ein Bildel hätt' ich da drinnen, zum anſchauen. Vielleicht mag's die Frau Bäuerin.“

Denn er hatte ein paar Tage vorher ſpaßeshalber den alten Unterſchlupfbauern photographiert, mitſamt dem ſchönen Ochſenpaar, das er des Weges führte.

„Kennen's die, Unterſchlupfin?“ fragte er ſchalkhaft, ihr die Photographie vor Augen haltend.

Die Bäuerin warf zuerſt einen recht geringſchätzigen Blick darauf, dann ſchaute ſie näher hin. „Jeßtl!“ rief ſie plötzlich aus, „das ſein ja unſere Oxn! Richti wohr ah; oba ſo wos, na! — Geh, Herrl, loß ma's onſchaun!“

Betrachtend vertiefte ſie ſich in das Bild und wackelte ein wenig mit dem Kopfe. „Mei' Lebertog hätt' ih ma nit trama loſſn, daß die Grull-Zingg ah amol pulträtiert wern kuntn. Sauber ſtehns do, nebenanond, die zwen Folbn, daß ſ a Freid is. — Schod, ſchod!“

Was Schade wäre? fragte der Junge.

„Schod, daß mar in Zengg bein Schädl nit urdentlich ſiacht, muaß juſt mei Monn, der olt' Loucherl, in Weg ſtehn! Ober ih mogs. Schenkens ma's?“

„Freilich!“ ſchmunzelte das Studentl.

„Jeſſeles na, hiaz ſollts ma grod ein, a weng hätt' ih noh an Butter.“

Man hört ſo viel von Langweile ſprechen. Beſonders bei Leuten, die alles in Überfluß haben. Sie haben natürlich auch Überfluß an Zeit. — Ich, dem ſo vieles unbekannt iſt, kenne auch das Gefühl der Langweile nicht. Auch ich habe Zeiten, mit denen ich nichts anzufangen weiß.

Unpäßlichkeit, Abſpannung — man ſieht die koſtbare Zeit dahinfließen und kann ſie nicht nützen, nicht genießen. Allein dieſe Stimmung iſt doch weit entfernt von dem Gefühl, daß die Zeit an ſich zu lang, zu öde, zu ſade wäre. Im Gegenteil. Da möchte ich mich in jede fliehende Stunde am liebſten einkrallen, ſie feſthalten ſo lange, bis ich ſie wieder beleben, irgendwie nutzbar, irgendwie genußreich machen kann. Die Zeit iſt keine Subſtanz und doch iſt ſie die brauchbarſte; aus ihr läßt ſich alles machen, wenn der richtige Menſch dazukommt.

Denke nach, mein Leſer, eh Du von Langweile ſprichſt, ob die gottverlaſſene Stimmung nicht am Ende Schmerz und Trauer iſt, um den ungenützt entflohenen Augenblick. Das Wort Langweile im gewöhnlichen Sinne ſollte jeder ganze Menſch aus ſeiner Sprache ſtreichen.

Wenn eine Gaſſe wäre; rechts ſtünden die Herrenleute und links das dienende Volk, und ich hätte mich für einen Teil zu entſcheiden, ich müßte mich *auf die linke Seite* ſtellen. Die Menſchen, heißt es in der Schrift, ſollen einander dienen. Was ich zu leiſten und zu geben habe, das kann das „niedrige“ Volk beſſer brauchen, als die „vornehme“ Klaſſe als ſolche. Bei dem Volke bin ich Volksdichter, bei den feinen Herrſchaften würde ich ein Mißerfolgsdichter ſein.

Aber darf denn der Dichter mitten in ſeinem Volke, unter ſeinen Leſern ſtehenbleiben? Soll er nicht gegenüberſtehen, etwa wie ein Sänger, ein Erzähler, wenn ich nicht gar ſagen darf, ein Lehrer? — Er darf nicht im Volke aufgehen und darf es auch nicht aus den Augen verlieren; er ſoll den Menſchen Freude machen und darf *ihre* Freuden doch nicht immer teilen. Am Beifall der Menge mag er ſich laben, darf ſich aber nicht von ihm verlocken laſſen; die

Liebe der Menſchen ſoll ihn freuen, darf ihr aber zumeiſt nicht folgen. So ſehr er all Freud und Leid mit dem Volk teilen wird — des Dichters Los bleibt trotzdem: einſam ſein.

Die hohen und höchſten Herrſchaften, ſo viel Extrazimmer und reſervierte Tiſche ſie ſonſt haben mögen, wenn ſie vom Dichter was haben wollen, ſo müſſen ſie ſich dort hinſtellen, wo er zu Menſchen ſpricht. Für die hohen Herrſchaften ſeparat gibt's kein Lied.

In den tiroliſchen Ort Brennbühel (bei Imſt) iſt zeitweilig ein fremder Mann gekommen. Und dieſer Mann hat die Leute einmal gefragt: „Sagt an, wie war es hier bei euch vor fünfhundert Jahren?“

„Oh mein Eid, wie wird es geweſen ſein“, antworteten ſie, „halt wie jetzt wird's geweſen ſein.“

„Da irrt ihr euch“, ſpricht der Fremde. „Als ich einſt das erſtemal hergekommen, iſt da eine Stadt geſtanden; als ich das zweitemal hergekommen, iſt hier ein See geweſen, und als ich das drittemal gekommen, iſt ein Berg geweſen.“

Der Fremde war der ewige Jude. —

Kann man einfacher und klarer die von dem Einzelnen unwahrnehmbaren Veränderungen auf Erden ausſprechen, als es in dieſer Volksſage geſchieht?

Und wenn ich jetzt die Volksdichtung überhaupt bedenke, iſt ſie nicht ſelbſt wie der ewige Jude? Wie vom Volkslied weiß man auch von der Volksſage nicht, woher ſie kommt und wohin ſie geht. Es iſt vom Volkslied als Haupteigenſchaft angegeben worden, daß man ſeinen Verfaſſer nicht kennt. Warum kennt man ihn nicht? Weil es nicht einen hat, ſondern mehrere. Es iſt nicht feſtgelegt in einen beſtimmten Text, wie etwa ein Gedicht, das ſtarr in ſeiner Form und in ſeinem Gehalt verbleibt; es iſt zuerſt von irgendwem vielleicht nur als Reim laut geworden, aber es iſt lebendig und verändert ſich im Munde der Sänger; jeder ſingt es in ſeiner Art und nach ſeiner Empfindung und nach Gelegenheit, ſo daß es allmählich ein anderes werden kann und ſich leicht irgend einer Herzensſache anpaßt, weil es immer blutslebendig bleibt. Und dieſes Lebendigbleiben und Sichverwandeln iſt eigentlich die Eigenſchaft des Volksliedes. Daß man den Verfaſſer nicht kennt, iſt nur eine Folge davon.

Die Volksſage entwickelt ſich ähnlich. So wird auch obige Sage von der Veränderlichkeit gegenüber einem Beſtändigen in verſchiedenen Gegenden anders erzählt. Aber immer iſt der Fremde der ewige Jude, der bei ſeinem unendlichen Wandern durch die Welt und durch die Zeiten der gleiche bleibt. Der ewig Ruheloſe, der ſelbſt dann, wenn ihm eine mitleidige Seele etwas zu eſſen reicht, während des Eſſens ununterbrochen um den Tiſch herumgehen muß. Er, der im Wandel ewig Bleibende allein kann die unermeßlichen Veränderungen, die ſich freilich in weit größeren Zeiträumen abſpielen, als von fünfhundert Jahren, ſehen und von ihnen ſagen.

Es iſt in ſolchen einfältigen Volksdichtungen oft eine Weisheit, die von keinem Kunſtdichter und von keinem Philoſophen klarer und tiefer gefaßt werden kann.

Ich hatte mich in dieſem Herbſte vorbereitet, bei dem nächſten Wetterſturz das Landhaus zu verlaſſen und in die Stadt zu ziehen. Und als nach wunderſchönen warmen Tagen der Wetterſturz mit Sturm und Schnee plötzlich eintrat, konnte ich nicht fort. Denn dieſes Wetter hatte mir über Nacht Atemnot, Katarrh und Fieber gebracht. Alſo fort konnten wir nicht, und bleiben auch nicht, denn die Stuben waren kalt und im ganzen Ort war kein Brennmaterial zu bekommen. Mitten in der Waldheimat kein Heizholz!

Von dieſer Bedrängnis hörten die Bauern zu Krieglach-Alpel. Auch ihnen waren zwar die Holzſchläger weggenommen worden, und wie hier ſonſt die Männer ihre Wälder gefällt, ſo wurden ſie nun ſelber gefällt. Von 38 Eingerückten bis heute ſchon elf Mann gefallen!

Von dieſer armen Gemeinde kam nun eines Tages der Richter vor meinem Hauſe angefahren mit einem ſchwer und hochgeſchichteten Holzwagen. Große, trockene, klingende Scheiter — „damit ihr alter Peter nicht ſolle frieren müſſen.“ Das Holz, erzählte der Richter, ſei vom Kreßbachwald, der erſt vor ein paar Jahren in ſchöner Reife geſchlagen worden. Der Kreßbachwald! Ich habe früher den hochſtämmigen, finſteren Forſt mehrmals durchwandert, und mich dabei erinnert, daß meine Mutter gern erzählt, ſie ſei, als man den Kreßbachwald aufforſtete, auch dabei geweſen, ein halberwachſenes Dirndel, und habe geholfen „Bäumerlſetzen“.

Und wie ward mir jetzt? So hatte ja die fünfzehnjährige Magd vorgearbeitet, daß einſt ihrem ſiebzigjährigen Sohne die Stube durchwärmt werden konnte! Jetzt ſitze ich im behaglichen Zimmer, freue mich meiner braven Alpler. Und meine vor 44 Jahren verſtorbene Mutter hat mir heute in den Ofen geheizt.

Franz Schubert erſucht uns um Aufnahme folgender Zeilen:

„An die Herren Berté, Dr. A., Willner und Heinz Reichert, Komponiſten des „Dreimäderlhauſes“.

Ihr werdet ſchelmiſch lächeln, wenn ich Euch Komponiſten nenne, bei Muſikſtücken, die ich gemacht habe. Aber ein armer Schulmeiſter hat zuweilen Grund, ſchmeicheln zu müſſen. Wie Euch, meine Herren, bekannt ſein dürfte, bin ich einmal ein armer Schulgehilfe geweſen und aus beruflicher und künſtleriſcher Überanſtrengung in frühen Jahren geſtorben. Hätten wir damals in Öſterreich das Lehrererholungsheim ſchon gehabt, das jetzt — wie man bis in den Himmel herauf hört — erbaut werden ſoll, ich würde mich haben können ſtärken und erhalten und hätte vielleicht noch etliches Muſikzeug vollendet, das Euch Spaß gemacht haben würde. So arm ich denn auf Erden geblieben bin, ſo reich ſeid Ihr, meine Herren, mit meiner Muſik geworden. Ich gönne Euchs.

So iſt mir nun der Gedanke gekommen, Euch höflichſt einzuladen, Ihr wollet von dem „Dreimäderlhaus“ einen oder mehrere Bauſteine für das neue Lehrer-Erholungshaus ſtiften.

Tut den Rat Eures Schwammerl-Franz halt einmal beſchlafen, ich ſchick Euch dann gern ein paar flinke Engel hinab, zum Bauſteintragen.

Franz Schubert.

Im Himmel, Kapellmeiſter
bei den neun Chören.
Herbſtmond anno 1916.

Keiner der Adreſſaten hat den Empfang dieſes Briefes — beſtätigt.

„Die moderne Schulbildung iſt Fabrikware!“ ſagte unſer Dorfſchreiber.

Das ärgert mich und ich dachte darüber nach. Wie war es denn früher? Nur einzelne im Volke ſtrebten über Leſen, Schreiben und Rechnen hinaus. Und an dieſen wurde dann oft gleichſam in Handarbeit herumgebaſtelt, um ihnen die ihrer Neigung und Eignung entſprechenden Wiſſenszweige beizubringen. Es war gleichſam Kleingewerbe, weil aufs einzelne „Stück“ berechnet, nicht auf die Maſſe. — Heute?

Iſt es richtig, daß all die verſchiedenen Geiſter und Seelen in den gleichen Model gegoſſen, mit der gleichen Patrone bemalt werden? Dann wäre es freilich Fabrikarbeit, dann könnte man wohl ſagen: Früher machte man in der Schule Perſönlichkeiten, und jetzt — Herde! — Iſt es wahr, daß in unſeren Schulen die geſcheiten Schüler allemal warten müſſen, bis die Dummen nachkommen? Damit ſie ja mit dieſen ſtets auf gleicher Höhe ſtehen? Ferner iſt es wahr, daß die ſogenannte allgemeine Bildung, die Durchſchnittsbildung, den Menſchen aus der kindlichen Einfalt, aus dem natürlichen Hausverſtand herausführt, ihm glänzende Ziele verſpricht, um ihn dann in der Halbheit hilflos und unzufrieden ſtehen zu laſſen? Iſt es wahr, daß oft eine einzige Perſönlichkeit die Menſchen höher gebracht hat, als jetzt ein Parlament voll halbgebildeter Durchſchnittsmenſchen? Und wären dieſe gleich alle beſtrebt, das Beſte zu leiſten.

Aus dem gewöhnlichen Halbrohmaterial kann man wohl allerhand nützliche Leute machen — Beamte, Profeſſoren, Prieſter, Künſtler, Feldherrn, Politiker — aber ſie bleiben in der Niederung. Mittlerweile werden vielleicht Vollmenſchen, die hie und da geboren wurden, verſäumt, oder in der Schule, die allen das gleiche nimmt und das gleiche gibt, ihrer Perſönlichkeit verluſtig. Nur der Technik wachſen aus der Menge noch Genies zu; die ſozialen Zweige haben wenig aufzuweiſen, wenn man heute nach bedeutenden Perſönlichkeiten ausſchaut. Iſt es ſo?

Alſo was? Soll ſich die Bildung dem Menſchen anſchließen oder der Menſch ſich der Bildung? Doch wohl das letztere? Aber ein Zwerg, der nicht wachſen kann — und ſoll den Mantel des Rieſen tragen? Es muß der Mantel für ihn zugeſchnitten werden.

Ich glaube, daß der Menſch von Haus aus gut iſt und habe in einem langen Leben erfahren, daß der einfache ungeſchulte Menſch geſcheiter, verträglicher und zufriedener iſt, als der verbildete, bei dem die natürlichen Anlagen verkümmert, durch unorganiſche Zutaten entſtellt ſind — ein verzerrter Charakter, gierig nach Ferneliegendem ſuchend, dabei voll Unluſt für das, was er iſt und leiſten ſoll. Die Schulung geht vielleicht auch zu viel auf den Eigennutz aus, auf den alltäglichen Vorteil, auf Klugheit im Erwerb — während Schule und Erziehung, wenn es ihr Ernſt iſt, die Schüler auf eine höhere Ebene leiten ſoll.

Wenn einzelne hervorragend geartete Kinder eine beſondere Schulung und Leitung erfahren würden, ſo könnten ſie zu Führern werden, während ſie ſo Teile der Herde bleiben. Wenn aber auch der halbgebildete Durchſchnittsmenſch Führer ſein will, ſo haben wir eine ſtets widerſpenſtige ſich ſelbſt befeindende Herde...

Solche Gedanken beunruhigen mich. Ob ſie richtig ſind? Vielleicht nur bedingt richtig? Jedenfalls liegt's an der Erziehung, vielleicht wirklich auch an der Schule, die der Gemeindeſchreiber mit einer Fabrik vergleicht. Irgendwo muß der Teufel hocken. Wohin uns dieſe Kultur geführt hat? Europa brennt an allen Ecken.

Man fragt im Krieg jetzt aller Orten:
Wir Menſchen, ſind wir noch ſchlimmer geworden?
Und grauſig antworten Leichen und Trümmer:
Nein, ſchlimmer nimmer, aber dümmer, dümmer!

Zu den unſinnigſten Ausdrücken der deutſchen Sprache gehört das von unſerer lieben Gedankenloſigkeit ſcheinbar noch niemals erwogene Wort: Kriegsſchauplatz.

Iſt denn der Krieg ein Schauſpiel? Iſt denn das Schlachtfeld eine Bühne? Dazu vorhanden, um Zuſchauer zu unterhalten? Auch unſere Künſtler, die uns in Gemälden, Zeitſchriftenbildern, auf Anſichtskarten uſw. mit Kriegs- und Schlachtendarſtellungen überſchwemmen, ſcheinen der Meinung zu ſein, daß es ein Vergnügen iſt, fortwährend dieſe Zerſtörungen und Metzeleien anzuſchauen. Von den Soldaten an der Front, die man gerne mit derlei Bildern bedenkt, kommt manch ein Ruf: Schickt uns nur nicht immer Krieg; ſolchen haben wir in Wirklichkeit zur Genüge.

Das war zu den vorigen Weihnachten. Der Poſtbote hatte ein Paket gebracht; eine platte Kiſte, ſorgfältig gepackt, aber ohne Inhaltsangabe. Iſt auch gar nicht nötig, man weiß es doch. Eine oberländiſche Bauerngemeinde hatte mich ein paar Wochen vorher zu ihrem Ehrenmitglied ernannt und nun war natürlich das unvermeidliche Diplom da.

„Stellt es in die Kammer hinaus.“

„Aber es wird ja geantwortet werden müſſen“, meinte die Frau.

„Legt es derweilen zu den übrigen. Wenn ſich die Leute nur keine überflüſſigen Auslagen machen wollten. Mich freut ja die Sache an ſich.“

Über die Weihnachtstage hinaus blieb die Kiſte vernagelt. Dann wurde ſie aufgemacht und dann entſtand bei Muttern und Kindern ein ſchallender Jubel! — Ja, wenn man das geahnt hätte, da würde man die Kiſte wohl zum Feſt geöffnet haben. Kein Diplom hatte mir die brave Alpengemeinde geſchickt, ſondern einen mächtigen Laib Brot. Braunes, würziges Bauernbrot. — Ja, ſo iſt es und ſo wird es bleiben, das richtige Diplom für die Ehrenmitgliedſchaft in einer Bauerngemeinde iſt der Brotlaib.

Zu den Eigenarten dieſes Krieges gehört es, daß von en Fronten Geld ins Hinterland geſchickt wird. Sonſt hat man doch immer das Umgekehrte gehört. Aber nicht bloß Soldaten ſchicken ihren Angehörigen Geld heim. Auch an die allgemeine Kriegsfürſorge denkt man dort. Offiziere haben ihre kleinen „Strafkaſſen“, „Wettkaſſen“, deren Inhalt ſie von Zeit zu Zeit für Kriegskrüppel, beſonders Erblindete, für Kriegerheimſtätten uſw. ſpenden. Iſt das nicht ein neuer ſchöner Charakterzug unſerer Tapferen!

Heute hielt mir ein großer Peſſimiſt eine kleine Rede:

„Wer wird ſich nach der Kataſtrophe auf den Tiſch ſetzen, die Ariſtokratie, die Demokratie? Oder — die Plutokratie? Der Menge iſt es, nach römiſchem Muſter, ziemlich gleich, von wem und wie ſie regiert wird, wenn’s nur Geld gibt.“

Mein Herr! Glaubt die Menge, daß es Geld gibt, wenn die Plutokratie regiert? Gerade dann gibt es für die Menge kein Geld, vielmehr ſie wird ausgeſogen von den wenigen Blutſaugern, die nicht mit Eiſen, ſondern mit Gold die Menſchheit knechten. Die Geldgier iſt der große Feind. Der Menſch ſoll trachten, nur zur Erlangung und Sicherung der perſönlichen Selbſtändigkeit und ſittlichen Freiheit wohlhabend zu werden. Das Streben nach Reichtum und Geldmacht iſt ſchon Schurkerei an den Mitmenſchen.

Wer kennt ſich aus in der Geſchichte der Menſchheit? Welches ſind die Zeichen ihres Aufſtieges? Welches ſind die Zeichen des Niederganges? Ließe es ſich nicht am Ende ſo ſagen: In der natürlichen, der aufſtrebenden Menſchheit ſind die Dinge für den Menſchen da; in der unnatürlich gewordenen, der niedergehenden Menſchheit iſt der Menſch für die Dinge da? In der Entwicklung will der Menſch alle Sachen und Werte ſeiner Perſon nutzbar machen; in der

Degenerierung dient der Menſch — aber ungewollt — den Sachen, den Reichtümern. Der natürliche Menſch braucht die Dinge für ſeine Perſon. Der Überkultur-Menſch opfert ſeine Perſon den Dingen.

Man ſchreit vor Lachen über den Unſinn, der da geſagt wurde. „Es iſt gerade das Gegenteil wahr, denn der Menſch — ob auf- oder abſteigend — iſt der große Egoiſt, der ſich nicht den Dingen opfert, ſondern dem ſich alle Dinge opfern müſſen.“

Aber ich ſehe es anders. Ich ſehe, wie die Habgier, die Herrſchſucht und das Ringen danach die Perſon des Menſchen zerſtört. Zuerſt raubt ſie ihm ſeinen Gleichmut, ſein ureigenes Seelenleben, ſeine Geſundheit, alſo ſeine ganze innere und äußere Perſönlichkeit. Der Mann zerreibt ſich in Sorgen um die Sachen und Reichtümer, die er hat oder haben möchte. Er blutet und verblutet ſich im Kampfe um die Sachen.

Die Weltgeſchichte weiß von Kriegen, in welchen unzählige Menſchen, ganze Völkerſchaften hingeſchlachtet wurden um ein Stück Land. Platz und Sachen wollten ſie behaupten. Die Perſonen gaben ſie ſchmachvoll preis.

Eine Frau kam zu mir, eine entfernte Verwandte, und klagte über die Dienſtboten. Alle Untugenden der heutigen Dienſtboten und deren ſind viele, hat ſie mir dargetan.

„Liebe Frau, da kann ich nicht mitſprechen. Wir haben keine Dienſtboten mehr. Die Hilfsleute, die wir im Hauſe haben, ſind flüchtige Mietlinge mit vierzehntägiger Kündigung, fremde Herrſchaften, die gegen Bezahlung täglich ihre Leiſtungen machen, ihre Verpflegung beanſpruchen, weiter aber uns nichts angehen.“

„Aber mein Gott!“ rief ſie, „Ihr Vater war ja ſelbſt Bauer und hat mit Dienſtleuten zu tun gehabt.“

„Nein, nein, da läßt ſich nichts vergleichen. Bei den Bauern auf ihrem eigenen Hofe gab es damals Hausvater, Hausmutter und Hausleute. Dieſe waren ſtets für ein Jahr aufgenommen, teilten die Freuden und Leiden des Hauſes und gehörten zur Familie. Sie wurden kaum anders behandelt, als die Kinder des Hauſes. Heute in den Städten hat die Herrſchaft ſelbſt ſelten einen feſten Sitz; man wohnt gleichſam in einem gemieteten Zelte. Da iſt's nichts mit dem patriarchaliſchen Leben, da können ſich die Dienſtboten nicht anheimen, wollen auch nicht, bleiben der Herrſchaft fremd, wie die Herrſchaft ihnen. Es iſt zwiſchen ihnen ein kalter Geſchäftsvertrag, jederzeit löslich. An das, liebe Frau, müſſen Sie denken, wenn Ihnen das Verhältnis klar ſein ſoll. Der Dienſtbote iſt ein fremder Herr im Hauſe. Wer Dienſtboten braucht, der iſt nicht mehr Herr, er iſt abhängig und ſie können ihn mehr tyranniſieren als er ſie; denn die Angriffsfläche an ihm iſt eine größere als an dem Dienſtboten, der in fünf Minuten mobil machen kann.“

„Mit dem Gendarm kann ich ihn zurückholen laſſen!“ rief ſie.

„Wer tuts? Wer mag ſich von einem Stubenmädchen bedienen laſſen, das er mit Gewalt im Hauſe halten muß? Wer mag ſich von einer Köchin kochen laſſen, die der Gendarm gebracht hat?“

„So meinen Sie. Na, ich dank. Aber was ſoll man denn tun, wenn die Herrſchaft kein Recht mehr hat?“

„Wer auf andere angewieſen iſt, der iſt keine Herrſchaft. Ich habe einen ziemlich großen Bekanntenkreis, aber nur ein einziger iſt dabei, der in ſeinem Hauſe völlig die Herrſchaft führt.“

„Nun alſo!“

„Das iſt ein penſionierter Schullehrer und der bedient ſich ſelber.“

Ich hätte meine Weisheiten, wovon das Dutzend einen Groſchen koſtet, noch um eine vermehren können. „Ihr älteres Fräulein ſoll, ſtatt Klavier, kochen lernen; Ihr jüngeres, ſtatt Franzöſiſch, die Wohnung im Stand halten lernen. Das wird Ihre Herrſchaftlichkeit weſentlich ſelbſtändiger machen! — Aber darauf hin wäre meine geſchätzte Beſucherin wahrſcheinlich in eine noch üblere Laune geraten.

Und es geſchah, daß Herr Krabler ſeine Tochter verſtieß, ſeine einzige. Sie war nämlich zum Theater gegangen, weil ſie ſchön ſingen konnte. „Zum Theater gehen nur leichtſinnige Mädeln“ — alſo fort damit! — Dann verging die Zeit und der Krabler war einſam und wurde alt und wurde kindiſch und verlaſſen. Das einzige Kind dahin, verloren, man hörte nichts mehr von ihm. Ein paar Freunde hatte der Krabler noch, die achteten ein wenig ſeiner und wollten ihn in ſeiner Traurigkeit zerſtreuen. Sie brachten ihm manches Spielzeug zur Ergötzung. Erſt einmal ein Stereoſkopkäſtchen, dann (weil er Muſikfreund war) eine Spielwalze, eine alte Zither, ein Grammophon und ſolche Sachen. Der Alte unterhielt ſich und die Freunde brachten immer wieder Bilder für Stereoſkop und Platten fürs Grammophon, die ſie bei anderen Inſtrumentbeſitzern eingetauſcht hatten. Mit dem Grammophon unterhielt ſich der Alte am liebſten. Ehegeſtern hatte ein Bänkelſänger ihm aus dem Schalltrichter ein zyniſches Couplet gekräht; geſtern kam hervor der wilde Lärm der Neujahrsnacht in Berlin, dann das Brauſen des Niagarafalls, von einem Zeitungsausrufer begleitet; heute der Geſang einer Primadonna. — Wie? Was? — Was iſt denn das? Eine bekannte Stimme! — Eine altbekannte, liebe Stimme!

„Jeſſes und Joſef! Das iſt ja Roſas Stimme! Die Tochter!" — Der Alte ſchreit weinend auf. Dann wendet er mit bebender Hand die Platte, um den Bericht zu leſen: „Arie aus Ernani, geſungen von der berühmten Sängerin Roſa Krabler in Philadelphia. — Alſo ſie iſt nicht verloren, ſie lebt, ſie iſt berühmt. — So findet er ſein Kind wieder und das hat das Grammophon getan.

Natürlich iſt die Geſchichte wahr, ſonſt würde ſie nicht erzählt worden ſei. Ein ſtrebſamer Novelliſte ſoll was Schönes draus machen.

Am 23. November 1916.

Nun iſt auch das vorbei. Unſer alter, getreuer Kaiſer Franz Joſef iſt geſtorben.

Er war ein Teil des Lebens jedes Einzelnen von uns. Es mußte einer ſehr alt ſein, der ein Öſterreich gekannt hatte ohne Kaiſer Franz Joſef. Ich fand ihn ſchon in meinem erſten Schulbüchel und ich wußte ihn als nimmermüden, weiſen, gütigen Herrſcher noch vorgeſtern im Schloſſe zu Schönbrunn.

Die menſchliche Grenze iſt erreicht. Öſterreich hat keinen Kaiſer Franz Joſef mehr. Aber das Leuchten ſeiner Perſönlichkeit verläßt uns nimmer.

Und nun mit Gott und ganzem Herzen zu unſerem Kaiſer Karl!

Als Kaiſer Franz Joſef aus der Kapuzinerkirche in die Gruft hinabgetragen wurde, kam ein eigenartiges Zeremoniell an die Reihe. Der Oberzeremonienmeiſter klopft mit ſeinem Stabe an die verſchloſſene Gruftpforte in der Kapuzinerkirche und verlangt Einlaß. „Wer iſt da?" fragt der Pater Guardian, ohne zu öffnen. „Seine Majeſtät der

Allerdurchlauchtigſte Kaiſer Franz Joſef." „Ignosco, den kenne ich nicht!" „Der Kaiſer von Öſterreich und Apoſtoliſche König von Ungarn. „Ignosco, den kenne ich nicht!" Zum drittenmal ſchlägt der Oberzeremonienmeiſter an die verſchloſſene Pforte. „Wer verlangt Einlaß?" „Ein ſündiger Menſch, unſer Bruder Franz Joſef!" Und die Pforte öffnet ſich.

Dieſe ſo ergreifende, bedeutungsvolle Zeremonie wiegt hundert andere Zeremonien auf, die wir nicht verſtehen können.

1917.

Wir hatten töricht und frevelhaft lange Zeiten dahingelebt. Da kam eines Tages der Krieg. Um die Menſchheit in Zucht zu nehmen. Ganz Europa ſtand unter ſeinem Lehr- und Richteramt. Erſt zog er einmal die Mannſchaft ein. Mir hatte er bald Sohn und Schwiegerſöhne abgenommen und ein halb Dutzend Neffen. — Dann ging der Krieg auch in die Privathäuſer. Zu mir kam er in Geſtalt eines Regierungsbeamten. Ich dachte zuerſt, er wolle ſich nach meinem Befinden erkundigen und wollte ihn artig begrüßen. Er legte mir die ſchwere Hand auf die Achſel und drückte mich nieder auf die Bank. Mir gegenüber nahm er Platz und legte eine gewichtige Eiſentafel auf den Tiſch. Darauf ſtanden Verordnungen.

„Mein Herr!“ ſagte er etwas heiſer und rauh, „ich habe mit Ihnen zu ſprechen. Wir wollen mit dem Leichteren beginnen. Sie verzehren des Tages eine Anzahl Semmeln!“

„Nur zwei“, war meine Berichtigung, „zum Frühſtück und zur Jauſe.“

„Es wäre ſchon eine zu viel“, ſagte er, „von heute an werden Sie kommunales Brot eſſen, eine mäßige Ration, die ich Ihnen täglich anweiſen werde. — Sie ſprachen von einer Jauſe.“

„Kneippkaffee mit Milch“, vervollſtändigte ich

„Das iſt Verſchwendung. Den Jauſenkaffee ſage ich Ihnen ab und zum Frühſtück nehmen Sie Einbrennſuppe. — Was eſſen Sie zu Mittag?“

„Rindſuppe, ein Stückchen Fleiſch mit Gemüſe. Manchmal auch Mehlſpeiſe.“

„Gemüſe iſt ſchon recht", ſagte der Regierungsbeamte. „Fleiſch, Mehlſpeiſe iſt überflüſſig. Wenigſtens in der Woche drei fleiſchloſe Tage diktiere ich Ihnen. Auch muß ich Sie mit Mehl und Fett einſchränken, ſo lange wir noch etwas haben. Fett iſt beſonders rar geworden. Zehren Sie einmal an Ihrem eigenen. Richtig, Sie haben kein's, wie ich ſehe. Magerkeit iſt auch bekömmlicher, iſt immer bekömmlicher, ſage ich allemal. — Dann weiter im Speiſezettel. Anſtatt Rindſuppe kochen Sie Waſſerſuppe. Arme Leute kochen mit Waſſer, haben Sie gerne geſagt; nun verſuchen Sie es ſelber einmal."

Ich bemerkte beſcheiden, daß ſolches doch ein bißchen ſtark frugal ausfalle.

„Was wollen Sie denn?" rief er. „Sie haben doch Gemüſe. An Bohnen und Kartoffeln haben Sie auch Ihren Anteil, ſo lange der Vorrat reicht. Sogar etwas Milch kann ich Ihnen manchmal zukommen laſſen. Nun eine Frage: Haben Sie einen Vorrat von Mehl, Fett oder anderen Lebensmitteln? Ja? Nein? Sonſt müßten Sie ihn hergeben, es wird alles gleichmäßig verteilt. — Rauchen Sie?"

„Ich danke", ſagte ich, in der Meinung, er wolle mir eine Zigarre anbieten. Er aber ſprach: „Ich frage, ob Sie Tabak rauchen!"

„Täglich eine Zigarre."

„Die beſtellen wir ab. Iſt nicht notwendig. Den Tabak brauche ich für die Soldaten. Pflegen Sie jetzt an den Winterabenden zu arbeiten?"

„Gewiß, das iſt dazu die ruhigſte und ſtimmungsvollſte Zeit."

„Wenn Sie nicht Gas oder Elektriſches in der Wohnung haben, iſt das ſchlimm. Ich muß Ihnen das Licht entziehen, es fehlt an Petroleum. Die Poeten ſind ja ſo immer illuminiert — nicht wahr? Na, behelfen Sie ſich halt, wie Sie können. — Dann noch etwas. Es iſt Holz- und Kohlenmangel eingetreten. Für die einzelne Familie wird es bald nur auf das Herdfeuer langen. Die Zimmer bleiben ungeheizt. Es iſt auch geſünder. — So“, ſchloß mein Gaſt und hob ſeine Eiſentafel auf, „damit wäre es für heute genug. Es werden ſpäter ja noch weitere Einſchränkungen nötig ſein. — Verzeihen Sie, wenn ich geſtört haben ſollte! Ei, was Sie da für eine ſchöne Türklinke haben?“ ſagte er, an ſie ſeine Hand legend, „die werde ich demnächſt holen laſſen. Haben Sie auch Zinnſachen? — Na, wir reden noch darüber.“ Damit ging der Herr Krieg davon.

Ich war ein armer Mann geworden. Aber nun auch ein ſtolzer Mann. — Ebenfalls Soldat. Durchhalten!

Der Getreidehändler Mauchel hatte ſich bei einem Kettenhandel beteiligt und große Gewinne gemacht. Als er vor Gericht geladen wurde, erſchien er nicht. Da kam der Gendarm, der mußte ihm, weil er widerſpenſtig war, das Handſchloß anlegen.

„Die Handerln übereinand!“ kommandierte der Gendarm. „Tan ma halt amal umkehren. Gſtatt an Kettenhandel a Handelketten!“

In unſerer Stadt iſt die Bevölkerung ſehnſüchtig geworden nach Licht. Es gibt Straßen, wo ganze geſtockte Wallfahrerſcharen ſich ſtauen, vorwärtsſtrebend, dem Petroleumhändler zu. Wer zuerſt kommt, zahlt zuerſt; die Hinteren finden keinen Vorrat mehr und müſſen gnad- und lichtlos nach Hauſe gehen.

Auch ich bin einer, der bei der Wallfahrt nach Petroleum mehr hinterdrein kam und der nun an langen Winterabenden im Dunkeln ſitzt. Die Straßenlaternen ſind noch freundlich und ſpenden mir jetzt zum Fenſter herein mehr

Licht, als alle Philoſophen der Welt, die im Bücherkaſten ſtehen. Die Tafeln an der Wand ſind ein wenig geſpenſterhaft und ich ſehe nur, daß es finſter iſt. Aber im Dunkeln, das habe ich oft ſchon bemerkt, phosphoreſzieren die Gedanken und Träume ganz anders als am Tage, märchenhaft hell und klar, und es wird eine innere Welt lebendig, voll Schönheiten, Weisheiten und Wunder. — Ich brauche dich nicht, du dummes Erdöl, das mir nichts zeigen kann, als was ich ohnedies zur Genüge kenne, den Alltag, der jetzt ſo troſtlos, ſo ſchrecklich iſt. — Aber wenn nach vielen Stunden endlich wieder das Tageslicht kommt, die matte Dezemberſonne, und ich jene Gedanken und Träume hervorhole, die im Dunkeln ſo wunderſam geleuchtet haben, da ſehe ich von ihrer Weisheit und Schönheit nur wenig. Es iſt nicht viel davon zu brauchen.

Manches Gedicht iſt mir in der Nacht entſtanden, das mich entzückte. Und bei Tag beſehen war es banal und ledern. Den Irrlichtern der Dunkelheit iſt nicht zu trauen, das Petroleum iſt nicht zu haben — ſo ſei du mir gegrüßt, blaſſe Dezemberſonne! Du beginnſt ja ſchon wieder höher zu ſteigen und in einigen Monaten — nicht wahr? — ſtrahleſt du im Frieden auf ein glücklich Oſterreich!

Wenn die Leute nicht mehr an ihrer Scholle hingen als an ihrem Volke, ſo wäre die nationale Frage wenigſtens teilweiſe vielleicht damit zu löſen, daß die Nationen durch Bodentauſch zuſammenrückten, wie ſie zuſammengehören, beiſammen ſein möchten. So könnten zum Beiſpiel deutſche Krainer mit ſloweniſchen Steirern ganz gut Boden tauſchen. Aber das gibt's nicht, das ſcheint gegen die Natur zu gehen, der Heimatsſinn iſt zu ſtark.

Der Landmann klebt zumeiſt ſo feſt an der von Vorfahren überkommenen Scholle, daß er ſich nicht entſchließen kann, ſeine kleinen Grundteile, die oft mitten in fremdem Beſitztume liegen und zu denen der Eigentümer oft nicht einmal einen rechtlichen Weg hat, für ſolche umzutauſchen, die ihm angrenzen, und ſo ſein Bereich zu einem „Scheibengrund“ einheitlich abrunden würden. Es wären damit oft viele Vorteile erzielt. Abgeſehen von der Bequemlichkeit in der Bewirtſchaftung. Ein zuſammenhängender Beſitz ſteht auch höher an Wert. — Es wäre recht häufig Gelegenheit zu ſolchen Abrundungen, und die Behörden würden den Handel gerne unterſtützen, aber — der Bauernſchädel will nicht.

Oft iſt es auch nur Gedankenloſigkeit.

Mein Vater hatte einen völlig abgerundeten und geſchloſſenen Beſitz, nur an einer einzigen Stelle haperte es. — Unten im Engtal machte der Bach die Grenze zwiſchen unſerer Wieſe und der des Nachbars Franzel Heidenbauern. In früheren Zeiten hatte der Bach einmal ein bißchen den Lauf gändert und die Vorfahren hatten es dabei belaſſen und nun war es ſo, daß wir jenſeits des Baches ein ganz kleines Wieslein hatten, das ſich an des Nachbars Wieſe ſchloß, und daß der Nachbar diesſeits des Baches ein ebenſo kleines Wieslein beſaß, das ſich an die unſere anſchloß. An beiden Fleckchen erntete man jährlich je ein kleines Schöberlein Heu, und bei der Ernte war es eine rechte Plage, wie wir gegenſeitig unſer Heu über den Bach brachten. Bei dieſem Geſchäft ſchaute uns eines Tages der alte Bettler Barthel zu, der halb lahm war und am Bachrand raſtete. Als mein Vater mit ſeiner Heukranze im Waſſer ausglitt und alles naß wurde, ſagte der Bettler: „Da wollt ih mih aweil plogn! Tat ih doh wieſeltauſchn mit m Nochbar, daß jeder das ſeine auf ſeiner Seitn hätt!“

Mein Vater ſchaute auf, dachte nach und ſagte: „Wieſel tauſchn? Das wär nit amol ſo dumm!“

Dann ging er ein paar hundert Schritte dem Bache entlang bis zum Wieſelein des Nachbars, der eben auch juſt ſein Heu über den Bach bringen wollte, und rief ihm zu: „Franzl, ih woaß wos! Tan ma Wieſel tauſchn!"

„Gilt ſcho!" entgegnete der Nachbar und lachte vor lauter Verwunderung über das plötzlich aufgegangene Licht. „Tan ma tauſchn. Aufs Jahr ſul jeder auf ſeiner Seitn mahn. — Zwe uns dos nit früaher eingfolln is?"

Bodentauſch! Sollten das nicht auch einmal ein paar Völker verſuchen? Ob es möglich wäre? Die Ketten der Scholle ſind ja ſchwächer geworden, als die des Geldes. Sind aber, ſcheint es, immer noch ſtärker, als die Ketten des Blutes.

In einer norddeutſchen Zeitſchrift ſtand zu leſen, daß ich als Naturſchilderer (man meinte die Landſchaftsſchilderung) unübertrefflich ſei. — Vor kurzem las ich der Reviſion wegen meinen „Alpenſommer". Mit einzelnen Darſtellungen war ich zufrieden. Bei anderen aber erſchlug die Begeiſterung den Künſtler. Es gab zu viel Überſchwung, ich kam bei der Schilderung zu oft ins Einzelne, wollte alles bringen, was ich ſah, und was ich beim Aufſchreiben wieder mit Entzücken ſah. So verwirrte ich den Leſer, der es nicht wirklich ſah, mit Kleinigkeiten. Eine Landſchaft, beſonders in der Erzählung, ſollte ſtets mit wenigen Strichen in großen Zügen angedeutet werden. Das wirkt auf den Leſer viel anſchaulicher, als wenn er allerhand Nebenſächliches in ſich aufnehmen ſoll, ſo daß das Große vom Kleinen überwuchert wird.

Darum ſollte man im Zuſtande des Entzückens nichts ſchildern und erzählen. Sonſt verfällt man zu leicht in den Fehler der Dilettanten, in Übertreibungen und Lobpreiſungen, als ob man den Naturdingen erſt ihre Zeugniſſe geben müßte. Nein, die Dinge ſollten bloß dargeſtellt werden, wie ſie ſind, und das iſt die Kunſt. Ob ſie „ſchön" oder „häßlich", „entzückend" oder „ſchauderhaft" ſind, das wird dann der Leſer ſagen.

In der Stunde des Schaffens muß das Gemüt ruhig ſein, das Sehen und Erfahren ſoll in dieſem Augenblick nur ein inneres und abgeklärtes ſein. In ſolch gelaſſenem Seelenzuſtand wird der innere Menſch frei. Aber ich habe manchmal am Tage des wirklichen Sehens und Erfahrens, alſo mit ſiedbrodelndem Herzen die Dinge aufgeſchrieben, und ſo ſind es bisweilen weniger Schilderung der Tatſachen, als perſönlicher Stimmung. Und die müſſen im Leſer ſelbſt entſtehen.

„Ach, Ihre Bücher!" ſagte geſtern eine bekannte Frau zu mir. „Eines beſitze ich und leſe gern darin."

„Ja, gnädige Frau", antwortete ich, „haben Sie denn bei Ihren vielen häuslichen Obliegenheiten noch Zeit zum Leſen?"

„Bei Tage wohl nicht. Aber *bei der Nacht, wenn ich ſonſt nicht einſchlafen kann.*"

So ſo! *Aha!*

Solche Wertungen ermuntern immer. Oft habe ich gedacht, wozu doch eigentlich die Belletriſtik gut iſt? Da ſieht man's, ſie beruhigt, bringt geſunden Schlaf und kräftigt ſo den Menſchen.

Ich will bald wieder einmal ein Schlafmittel ſchreiben.

Ach, dieſe Poeten! Was ſie da nicht ſchon alles zuſammengeſungen haben. Und meinen, ſchöne Worte machen gleich eine Weisheit. Die Welt ſchöner, die Leute glücklicher machen wollen, das freilich iſt an ſich ſchon Weisheit, aber zumeiſt eine unfruchtbare.

Die Völker, ob groß oder klein, ſind frei geboren und ſollten auch politiſch ihr Selbſtbeſtimmungsrecht haben! Sie ſind keines anderen Eigentum, ſie gehören ſich ſelbſt! — Die ganze ziviliſierte Menſchheit hat das gleiche Intereſſe; ſie ſoll ſich zuſammentun zu einem unlösbaren Bund! Sie ſoll jedes einzelne Volk nur inſoweit überwachen, daß keines ſich über den Bedarf innerer Ordnung hinaus bewaffnen kann, um einen Nachbar mit Gewalt zu überfallen. Kampf wird's immer geben, Gärungsprozeß; aber ſolche Kriege wie der gegenwärtige müſſen unmöglich gemacht werden. Jedem unbewaffneten Volk ſoll der Weg ans Meer geſichert ſein; das Meer iſt frei für alle, wie der Sternenhimmel!

Dergleichen ſingen ſie, dieſe Poeten, und werden — ausgelacht. „Unmöglichkeiten, unpraktiſches Geſaſel.“ — Und ſiehe, was geſchieht? Der Präſident des praktiſcheſten Volkes auf Erden, der Präſident der Vereinigten Staaten kommt und ſingt dasſelbe Lied und läßt es klingen um den Erdkreis.

Die Menſchheit horcht und iſt verblüfft. Und ſpricht von einem amerikaniſchen Bluff. — Da fragt der Präſident: „Ja, habt ihr nicht geſagt, daß ihr Frieden wollt? Habt ihr nicht verſichert, ihr Kriegführenden, daß ihr für den Frieden kämpft? Da bringe ich ihn euch. Wenn es euch ernſt iſt um den Frieden, ſo prüfet meine Vorſchläge, verſuchet ſie. Es iſt ja noch nie verſucht worden, auf ſolche Art zu einem dauernden Frieden zu kommen. Vielleicht geht's. Ja, wenn die Mehrzahl der Menſchen will, wenn ſie zu dieſem Wollen erzogen wird, dann geht es ſicher.“

O Präſident Wilſon! Wir glauben an die Aufrichtigkeit deines großen Wortes. Doch überlaſſe dieſes Wort den Poeten. Du biſt mächtig, du rede durch die Tat. Erſt beſtelle einmal die amerikaniſchen Waffenſendungen nach Europa ab. — Wenn es dir gelingt, zu der von dir genannten wahren Menſchenkultur den Weg zu finden, und er *muß* einmal gefunden werden, dann biſt du der größte Mann aller Zeiten.

Zu Wilſons großer Friedensmuſik tanzen unſere Gedanken ſeltſame Reigen.

Befreiung der Völker. Und gleichzeitig ſie zwingen, nicht miteinander Krieg zu führen. Wie zwingt man in Europa zwanzig Völker? Wäre es nicht leichter, zwanzig Perſonen zu zwingen? — Wenn man alle Völker unfrei machte, wenn man ſie wieder unter *abſolutiſtiſch* regierende Fürſten ſtellte? Dieſe zwanzig Fürſten könnten ſich auf Kongreſſen leichter verſtändigen, einigen und gegenſeitig binden, als die Völker untereinander.

Eine große Idee bringt eine Welt ins Wanken. — „Wilſons Utopie bleibt der helle Stern in dieſer finſteren Zeit“. Oder iſt es eine Sternſchnuppe? Gott, wenn dieſer Menſch ſo aufrichtig wäre, als er mächtig iſt — er brächte ein ſchöneres Zeitalter.

Das Stadtleben bringt immerfort neue geſellſchaftliche Widerwärtigkeiten; iſt die eine gelöſt, ſo iſt auch ſchon eine neue da. Jetzt iſt es wieder einmal ſo: die Männer mußten ins Feld, derweil rücken die *Frauen* daheim auf ihre Erwerbsplätze, in die Werkſtätten und Fabriken, in die Kaufläden, in die Kanzleien, auf die Tramwagen, in die Druckereien, in die Kunſtanſtalten und ſo fort. Und das iſt noch ein Glück. Arbeit ſchützt vor Laſter. Aber wenn die Männer heimkommen, finden ſie ihre Erwerbsplätze beſetzt. Das kommt davon, weil bisher die Männer es ſo gerne ſahen oder ſo ruhig gewähren ließen, daß ihre Weiber „Frau“ ſpielten, die keine beſtimmte Arbeit hatten und ihre Zeit und Talente in allerhand Nebenſächlichkeiten, Kleinigkeiten und Scheinigkeiten verzettelten, welche ſich jetzt als überflüſſig erweiſen. Es werden nach dem Kriege ja manche wieder zurückkehren in ihre alten, bequemeren Stellen, das heißt „wenn's es tragt“. Viele aber werden bei der wirklichen Arbeit ſitzen bleiben, und die Männer können zuſehen, wo ſie unterkommen. In Familienhäuſern wird ſichs ja leichter geben, da hat die Frau Häuslichkeit und Kinder zu verſorgen, und leiſtet oft Wichtigeres, als der Mann in der Fabrik. Aber bei den einzelnen freien Perſonen wird es ſich kaum wieder in die alte Art zurückſchieben. Gottlob! möchte man ſagen, daß auch die Weiber flink und feſt in einen ordentlichen Beruf greifen, aber für viele Männer mag es dann zeitweilig ſchlimm ſtehen. Sie brauchen nun zwar ihre Weiber — denn faſt jeder hat irgend eines — nicht zu ernähren, wie früher; doch ob die Weiber ihre Männer ernähren werden, das iſt abzuwarten.

Man ahnt ſchon bänglich, daß ich nun wieder aufs Landvolk komme. Es iſt ja wahr, daß dort von jeher eine gleichmäßigere Naturordnung herrſcht. Auch in der Bauernſchaft hat das Weib in Haus, Garten, Feld und Wieſe ſeine beſonderen, handlich leichteren Arbeiten. Wenn aber der Mann, der Hausvater, der Knecht fort muß, tritt es nebſt den eigenen Obliegenheiten auch noch an die Stelle des Mannes, pflügt, mäht, zähmt Tiere, fällt Bäume. Sobald die Männer wieder heimkommen, kehren die Weiber wohlgemut zurück in ihr Bereich und alles iſt wie vorher.

Ja ja, es gibt immer noch Leute, die der Meinung ſind, daß Reichtum größere Sorgen mache, als Armut. Es iſt ſicher was Wahres dran. Nur darf die Armut nicht ſo groß ſein, daß ſie an Knechtſchaft grenzt, an Hun ger und Froſt, daß ſie nicht hilflos der Roheit und Bosheit der lieben Mitmenſchen unterworfen iſt. Daß ein Kleinleben, mit dem Notwendigen verſehen, ohne viel Luxus und Überfluß gedeihlicher iſt, als der Überſchwung von Beſitz und Gütern, ſieht man jeden Tag und überall. Es macht geſünder, freier, heiterer, fördert das geiſtige Leben und erhält die Seele im Gleichgewicht. Der Reiche? Die Angſt, Güter zu verlieren, beunruhigt ihn nicht weniger, als die Gier, noch mehr zu gewinnen. Und hätte er ſchon keine andere Sorge als die, um wieviel ſeine Verwalter ihn täglich beſtehlen.

Ich bin einmal recht arm geweſen, aber ich wußte es nicht. Die ſich allmählich einſtellende bürgerliche Stellung hatte mich perſönlich frei gemacht. Weiter wäre mir ein Wohlſtand nicht förderlich geweſen, weder im Leben noch im Dichten, noch im Glücksempfinden. Die Sorgen um ſeine Sicherung oder Befeſtigung habe ich abgelehnt. — Mein Vater, der in ſeiner Jugend den ſtattlichen Bauernhof der Vorfahren übernommen, ſagte gern, es freue ihn weniger der Beſitz als die Arbeit in demſelben. So haben die Vorteile ſeiner Arbeit ſich gerne andere zunutze gemacht und mit Beihilfe von allerhand Mißgeſchicken verarmte er allmählich, ohne daß er es merkte. Das Notwendigſte blieb ihm, ſo nahm er ſich Zeit, ſein Herz idealen Dingen zuzuwenden. Er war der Meinung, Armut mache weniger Sorgen als Reichtum.

Ich glaube ſolange nicht recht an die Vernunft der Menſchheit, als es ihr nicht gelingt, die Armut und den Reichtum einzelner abzubringen und für alle den richtigen Mittelweg zu finden. Der ungleichmäßige Beſtand ſchwächt das ganze Volk und macht alle Verhältniſſe unſicher.

Wer heute Herr, iſt morgen Knecht.
Wie Armut ſtärkt, ſo Reichtum ſchwächt.

Je mehr zu wünſchen übrig bleibt, je gehaltvoller erſcheint das Leben.

Der ſchöne Steſſel, wie er genannt wurde, kam auf Urlaub heim in ſein Dorf. Er beſuchte die junge Gärtnerin, um ihr ſchöne Grüße auszurichten von ihrem Mann, der im Feld ſtand.

„Ah mei, wie gehts ihm denn?" fragte ſie.

„Fahlt ihm ſoweit nix. Mir ſein gute Kameraden miteinand. Aufs Jahr verhofft er Urlaub. Gfreut ihn, daß du die Wirtſchaft daheim ſo brav betreibſt. Sollſt dir nix abgehn laſſen, hat er gſagt."

Sie lud ihn ein, er möcht ein biſſel abraſten und ſich zum Tiſch ſetzen. Das tat er und rauchte eine Zigarette. Sie kochte ihm eine Eierſpeiſe. „Als Botenlohn!"

„Iſt eh gern gſchehen. Zu dir geht ma gern her. Gemütlich haſt es in deinem Stübel."

Dann plauderten ſie vertraulich. Der Steſſel tat bummelwitzig und flüſterte ihr die Frage ins Ohr, ob er einmal kommen dürfe bei der Nacht zu ihrem Fenſterl?

Sie antwortete vernehmlich: „Kimm halt einmal, aber lieber iſt's mir beim Tag und bei der Tür."

Nun ſprach der ſchöne Steſſel bei der jungen Gärtnerin zu, ſooft er vorbeiging. Und er ging oft vorbei. Sie plauderten gemütlich vom Soldatenleben, von der Gartenwirtſchaft und von allerhand. Dann gab er ihr die Hand, umſpannte einmal ſcherzhalber ihren runden Arm, ließ wieder aus und ging davon.

Eines Sonntags gegen Abend kam er wieder. Zu den zwei alten Gärtnergehilfen, die vor dem Hauſe ſaßen und ihre Pfeifen rauchten, ſagte die Gärtnerin: „Tuts uns nit ſtören jetzt. Wir müſſen für meinen Mann einen Brief und eine Rechnung aufſetzen", dann ging ſie mit dem Urlauber ins Stübel.

Anfangs war es da drinnen ziemlich ſtill, denn die beiden hatten ja zu rechnen, und der Steffel wurde immer liebenswürdiger, bis ſie die Tür aufriß und hinausrief: „Kommts herein Leut, aber gſchwind, ihr müßts auch unterſchreiben!"

Und als die Gärtnergehilfen im Stübel waren, ſchleuderte die junge Gärtnerin den Arm aus und hieb dem ſchönen Steffel zwei wuchtige Ohrfeigen ins Geſicht: „So, jetzt ſchau daß d weiterkimmſt, du Schuſt du!"

— Der Steffel iſt ſchnell weitergekommen. Dann aber beklagte er ſich heftig über dieſes treuloſe Weib. Er habe ihr ſo kameradſchaftlich die Grüße ihres Mannes überbracht und ſie hätte ihn mißhandelt.

Eines Tages kam mir plötzlich die Frage: Wie war es denn in deiner Jugend mit der Reinlichkeit. Was weiß das Gedächtnis? — Es weiß wenig: Das Kind wird auch in der Bauernſchaft gebadet. Als Knabe werde ich kaum je ein anderes Bad genommen haben, als den Bach, in den ich beim Forellenfangen etwa ungefähr hineinfiel. Fußbad jeden Tag, wenn der Barfüßler in allen Lachen herum plätſcherte. Der ganze Kopf wurde nur einmal im Jahr gewaſchen, und zwar nach der Sitte am Heiligen Abend. Sonſt machte man nicht viel Umſtände. Der Morgens ſtand man auf, zog ſich raſch an und eilte ins Freie. Dann kniete man auf ein paar Minuten zum Gebet hin und ging an die Arbeit. Und das Waſchen? Weder im Elternhauſe noch ſpäter in den Bauernhöfen weiß ich von einem Waſchbecken, das man mir in die Schlafſtube geſtellt hätte. Vor dem Hauſe ſprudelte ja ſtets der Brunnen in den Trog, da konnte man ſich waſchen nach Herzensluſt, im Winter wie im

Sommer. Manchmal mußte die Eistafel zerſchlagen werden, ehe man dazukonnte. Je kälter das Waſſer, je roſiger wurden die Wangen. Als ich an einem kalten Jännertag behauptete, ich hätte mich ſchon gewaſchen, antwortete mein Vater: „Das glaub ih nit. Deine Wangerln habn noh die Kasfarb!" Ich hatte mich vorher in der Küche nur mit lauem Waſſer gewaſchen, und das kann die Käſefarbe nicht vertreiben. „Kaltes Waſſer, warmes Blut." — Man kam vom Brunnen mit naſſem Geſicht in die Stube, um ſich mit dem gemeinſamen Abwiſchtuch, das an der Wand über einer Rolle hing, abzutrocknen. Knapp nach der Jungdirn kam man am liebſten dazu, da gab's allemal Lavendel zu ſchmecken.

Unſer alter Knecht Markus war der Meinung, das Waſchen ſei nur etwas für ſchmutzige Leute, die reinlichen brauchten es nicht. — Auch ein Standpunkt.

Mit dem Kleinhaſel in Birkfeld binde ich nicht mehr an. Einen freundlichen Vortrag hatte ich ihm gehalten über die Reinlichkeit. Sich fleißig waſchen, Haar und Bart gut pflegen, Fingernägel reinigen, öfter baden. — Er lachte gemütlich, aber das Baden fand er unwürdig; baden, ſagte er, täten die „Schweiner", und ſelbſt die müßten eine Miſtlacken dazu haben. Ich empfahl ihm zum Baden reines Waſſer. Da meinte der Kleinhaſel, ums reine Waſſer wäre es ſchade. — Ich ſagte ihm von dem Schmutze, der ſich täglich an den Menſchenkörper lege. Da wurde der Mann ſehr lebendig und rief: „Schmutz! Was iſt das? Das iſt der Staub von Sachen, mit denen wir zu tun haben und die wir gern haben. Sie legen ſich an die Haut. Gut. Sie verkruſten ſich, nachher fallen ſie von ſelber wieder weg. Na, vor dem, was außen an die Haut kommt, grauſt mir nit; aber was inner der Haut iſt, vor dem grauſt mir." — Ein alter Weiſer hat zwar auch ähnlich geſprochen, das Unreine käme nicht von außen in den Menſchen hinein, vielmehr aus ihm heraus. Aber Kleinhaſels Meinung hat mich nicht befriedigt. Als ich wieder aufs Baden kam, und wie es zur Geſundheit und Verlängerung des Lebens beitrage, antwortete er: „Mein Enkel, ſieben Jahre alt, iſt beim Baden ertrunken; ich, der nie ins Waſſer geſtiegen, bin im dreiundachtzigſten.“

Da habe ichs aufgegeben mit dem Kleinhaſel.

Er hat zu heftig gebrannt, deshalb iſt er ſo früh erloſchen. Ein glühender Heimatſänger, wurde kaum über 40 Jahre alt. — Der Kärntner Dichter Karl Krobath. In allem, was er ſchrieb, ob Gedicht, ob Erzählung, kniſterte und lohte das Feuer. Es kam aus ſeinen Tiefen. Und die Kernglut war ſein Heimatland. Früher als bei uns, 's iſt immer die alte Geſchichte, fand Krobath in Deutſchland Boden. Sein Roman „Sterben“ hat einige Verblüffung verurſacht, er war gar zu eigentümlich. Er tauchte mit einem ſeltſamen Stil ins Mittelalter, ergriff jene Zeiten mit unbefangener Perſönlichkeit und hob ſonderartige Stimmungen aus. Vielleicht muß unſer Geſchmack erſt in dieſen Roman hineinwachſen. Viel näher ſtand Krobath den Landsleuten als Lyriker, manches ſeiner Gedichte begegnet uns als Volkslied in den Alpen. Was er ſang und tat, immer klang es in ihm: Kärntnerland! Kärntnerland! Er war ein trauter Freund Koſchats, aber nicht ſo glücklich wie der. Er konnte ſeinem Liede nicht ſo leben; als Volksſchullehrer mußte er ſich und ſeine Familie durchbringen. Ein Bruſtübel bannte den jungen Mann für eine Weile nach Ägypten, wo er vor Heimweh faſt verging. Aber auch ſpäter war ſeines Bleibens daheim nicht. Nachdem er in Klagenfurt für den Landesfremdenverkehr mit leidenſchaftlicher Liebe zum Landel gewirkt hatte und im Lavanttal als Lehrer im jungen Nachwuchſe die Heimatliebe zu entzünden ſuchte, ging er ſelbſt wieder in die Fremde. In Gottſchee als proviſoriſcher Fachlehrer arbeitete er getreulich mit an der Erhaltung des Deutſchtums dort. Aber aufgeſetzt war ihm die Ruheloſigkeit; nicht im Heimatlande, nicht einmal bei Weib und Kind durfte er ſterben. Um ſeine ſichere Anſtellung an der Fachſchule für Holzbearbeitung in Gottſchee zu betreiben, reiſte er nach Wien. Das war erfolglos. Die damit verbundene Enttäuſchung und Aufregung des ohnehin herzkranken Mannes dürfte mit Urſache geweſen ſein: In einem Wiener Kaffeehaus ereilte ihn plötzlich der Tod.

Unvergeßlich iſt mir eine Dobratſchpartie, die ich vor einigen Jahren mit Krobath gemacht. Eine völlig unvorbereitete war's. Wir traten in Villach aus einem Kaffeehaus und weil da gerade ein Lohnwagen ſtand, ſetzten wir uns hinein. „Na, wohin denn?" „Nach Bleiberg. Wir gehen von dort aus auf den Dobratſch?" „Recht iſt's." Ohne jegliche Ausrüſtung, wie man eben angetan iſt, wenn man ins Kaffeehaus geht, ſo fuhren wir dem Hochgebirge zu. Dann hinauf. Es mochte ihm, dem Rüſtigen, wohl die Weile lang geworden ſein neben mir, der ſchnaufend ſehr langſam anſtieg, ſo daß wir anſtatt vier Stunden, deren acht brauchten, von Bleiberg aus, bis wir oben waren bei der Nachtherberge im Touriſtenhauſe. Krobaths Stimmung wechſelte zwiſchen übermütiger Luſtigkeit und leiſer Schwermut. Er ſang, er jauchzte, er ſaß auf dem Steine, ſchaute hinaus über das ſchöne Kärntnerland und hatte feuchte Augen. Und als er lange ſo daſaß, fragte ich, ob ihm was wäre. Da rief er es laut in die Lüfte hinaus: „Ich bin ſo glücklich!" und leiſe ſetzte er bei: „und — und darum ſo traurig."

Liebes Kärnten, gelt, du wirſt ſein Andenken ehren? Er war einer deiner Treueſten.

Von den Briefen, wie ſie täglich einlaufen, können die allerwenigſten aufbewahrt werden. Und ſchon dieſe „wenigſten" — wenn ſie ein halbes Jahrhundert umfaſſen — füllen einen Kaſten, alphabetiſch in Mappen geordnet. Der alte Mann ſichtet ſie und wundert ſich dabei immer wieder, daß das alles in ſeinem Leben einmal geweſen iſt. Handſchriften längſt vergangener Menſchen. Dürres Gehalme aus einem langen, wuchernden Sommer. Aus der Erde jener Briefſchreiber iſt längſt wieder Gras gewachſen. Es ſind Stimmen aus dem Nichts. Man glaubt eine reiche Erinnerung zu haben und zehrt täglich an ihr. Aber an wie Vieles, was vergeſſen war, mahnen die gelblichen Blätter. Welche Schickſale tauchen wieder auf; wieviel Glück und Leid, das keine Spur in uns zurückgelaſſen hat. Welche Leute kommen da heran mit ihren Wünſchen, mit ihrer Tatluſt, mit ihrer Güte, mit ihrer Bosheit, mit ihrer Torheit, mit ihren unbegreiflichen Verſchrobenheiten. In ſolchen Dokumenten ſieht man, was das für ein Gemenge von Größe, Armſeligkeit und Lächerlichkeit iſt, Menſchentum genannt.

Aber ſolche alte Briefe an uns bringen von allem nur den einen Teil zurück; den anderen, in dem wir ſelbſt ſtanden, von dem wir ſelbſt ſchrieben im Briefwechſel, den vermiſſen wir, und ſo bleibt uns bei mangelhaftem Gedächtnis vieles unverſtändlich. Die merkwürdigſten Dinge ſoll ich geſagt, geſchrieben, getrieben haben, von denen ich nichts mehr weiß. Glänzende Siege, böſe Niederlagen, ſchreckliche Feindſchaften ſollen geweſen ſein, von denen ich nichts mehr weiß.

Ich habe dieſe ſeit dem Jahre 1865 aufbewahrten Briefe nicht gezählt, ſchätze ſie ſo auf zehntauſend. Etliche ſind dabei, die einiges ſeither von mir Dargeſtellte berichtigen; andere geben Zeugnis von der Wahrheit jener in meinem „Weltleben" erzählten Erlebniſſe, die bisweilen angezweiſelt worden ſind. Und ſo horche ich nun in ſtillen Stunden den Berichten und Geſchichten, den Geiſterſtimmen aus vergangenen Zeiten.

„Ich ſuch' in der Vergangenheit
Mein bißl Freud', mein bißl Kraft.
Wie ſchön war doch die alte Zeit!
Die Gegenwart – wie ekelhaft!“

Iſt es auch wahr, was du da ſagſt?
Du meinſt, die Zeiten ändern ſich?
Bedenk es wohl, bevor du klagſt,
Mein Freund, du ſelber änderſt dich!

Es täuſcht dich die Erinnerung,
Die oft ein falſcher Schacher iſt;
Der Unterſchied, daß du einſt jung
Und jetzt ein alter Kracher biſt.

In einer kleinen Geſellſchaft war die Rede von Kriegsgefangenen und von Kriegsflüchtigen. Welchen es wohl am ſchlechteſten erginge?

„Jedenfalls den Kriegsgefangenen“, meinte jemand. „Sklaven, mit Gewalt ihrem Volke entriſſen, in ferne unwirtliche Länder geſchleppt, als Feinde betrachtet, der Willkür feindlicher Umgebung ausgeſetzt, abgetrennt von allem, was bisher ihr Leben war.“

„Gewiß“, ſagte ein anderer, „ein trauriges Los. Aber noch ſchlechter ſind die Zivilflüchtlinge daran. Die Kriegsgefangenen ſtehen unter der Obſorge des Staates, ihr Geſchick hat ein Syſtem. Nach Völkerrecht müſſen ſie menſchenwürdig behandelt werden. An den Wächtern haben ſie gleichſam ihre Adjutanten, die ſie bewachen, beſchützen und beſorgen. Die Kriegsgefangenen ſind fern den Frontgefahren und werden ſeinerzeit wieder der Heimat zurückgegeben. – Wie anders die Menſchen, die Familien, die plötzlich vor dem einbrechenden Feind fliehen und den grimmigen Rotten alles Eigentum zurücklaſſen müſſen. In ihrer Angſt und Verwirrung wiſſen ſie nicht, wohin ihr nacktes Leben retten. Der Staat läßt ſie in irgend ein fremdes Hinterland ſchieben und das Wichtigſte, was er nun für ſie tun kann, iſt, ihr Heimatland wieder vom Feinde frei zu machen. Aber die Entheimten ſind ſich nun ſelbſt überlaſſen. Sie ſind frei. Wer Geld hat, der lebt, wer keines hat, nicht arbeiten kann, nicht gute Menſchen findet, der ſchwindet im Elend dahin. Die Familien ſind oft auseinander geriſſen, die Frau weiß nicht, wo ihr Mann, die Mutter nicht, wo ihr Kind iſt. Aus ihrem trauten Heim verſprengt in die wilde, aufgeregte Welt, in ausgeſogenes Land, deſſen Bewohner ſelbſt darben müſſen und die die fremden Gäſte wie eine neue Laſt empfinden. Statt daheim im geordneten Haushalte zu leben, ſind ſie aus aller Vergangenheit geriſſen, ſind abgehetzt und krank, müſſen mit kranken Angehörigen in Baracken wohnen, mitten unter allerlei zweifelhaften, unſauberen Leuten, immer gepeinigt von Sorge um das ungewiſſe künftige Schickſal. — Man kann ſich kaum ein härteres Leben denken."

So wurde in jener Geſellſchaft geſprochen von den Entheimten. Da erinnerte ich mich, daß auch wir ſolche Arme in unſerm Lande haben, haus- und heimlos gewordene Deutſche. Zu uns, den Stammesgenoſſen ſind ſie vertrauend gekommen von Norden und von Süden, bei uns hofften ſie, treue Gaſtlichkeit zu finden. An die ich beſonders denke, das ſind Bauersfamilien. Außer den Streitbaren, die im Felde ſtehen, bieten ſie uns für Acker und Wieſe ihrer Hände Arbeit an. Gönnen wir den Arbeitsfähigen unſere Arbeit, den Kindern unſere Schule, den Kranken unſere Hilfe, den Verzagten unſeren Troſt. So wollen wir ihnen über ihr grauſames Schickſal hinweghelfen, ſo gut wir können.

Wenn du, mein Leſer, ſolch arme Entheimte in deiner Nähe weißt oder ſonſtwie Gelegenheit haſt, ihnen was Gutes zu tun, ſo danke deinem Herrgott, daß dir deine teuere Heimat noch geblieben iſt, danke mit heißem Herzen, mit offener Hand!

Ein altes Weibel kommt zum Krämer: „Ich bitt' ſchön, a biſſerl ein Kaffee, a halbs Stanitzerl voll.“

„Hab' ich nit. Darf ich nit!“ ſagt der Krämer.

„Ich bitt', a klein biſſerl ein'. Bin a Lackerl Kaffee ſo viel g'wohnt. Han eh ſunſt ah nix. A Lackerl Kaffee, alle Tag, ich kann ſag'n, ich leb' davon.“

„Na, na, Frau! Gengens ham und kochens Ihnen ein' Einbrennſupp'n, iſt g'ſcheiter. Iſt g'ſünder. — Kaffee gebt's kein', brauchen jetzt die Soldaten! Guten Tag!“

Das alte Weib humpelte traurig davon.

Beim Rapport melden ſich zwei Mann von der Kompagnie: „Herr Hauptmann, melden gehorſamſt, die Kompagnie läßt bitten um ein anderes Frühſtück. Der Kaffee alleweil, ohne Milch und Zucker, tut uns nit recht gut. Bitten um eine Einbrennſuppe.“

„Was nit noch!“ ruft der Hauptmann. „Glauben die Herren, wir werden ihnen aufkochen wie bei einer Bauernhochzeit? Einbrennſuppe! Bezähmen Sie Ihre lukulliſchen Gelüſte! Es bleibt beim Kaffee. Abtreten.“

Die Soldaten treten mißmutig ab.

Die Eierträgerin Kreszenz war eines Tages in die Stadt gekommen und wollte auch der alten Frau, die einmal Bezirksrichterin in ihrem Heimatsgau geweſen, wie früher bisweilen, etliche Eier bringen. Aber die alte Frau wurde an dieſem Tage gerade begraben. Die Kreszenz ging nun mit der Leiche, die ach wie einfach war, und unterwegs erkundigte ſie ſich, woran die Frau Bezirksrichterswitwe denn geſtorben ſei. Beſcheid: Wahrſcheinlich verhungert. Sie habe ganz allein eine Kammer bewohnt; dort habe man ſie tot auf einem alten Sofa gefunden, nicht eine Krumme Brot, nicht ein Heller Geld, nicht ein Stück Ofenkohle vorhanden. Einige Tage vorher habe ſie in der Fleiſchbank eine Wurſt kaufen wollen, da nun ſolche aber im Preis um das Fünffache geſtiegen war, ſo ſei ſie ohne alles wieder fortgegangen. – Verhungert!

Die Kreszenz hatte ihre Eier ſonſt auch gern möglichſt teuer abgegeben, aber bei dieſer Leiche nahm ſie ſich vor, bei den Nahrungsmitteln, die ſie zu verkaufen hatte, nicht mehr zu überhalten, ſondern alles mit dem gewöhnlichen beſcheidenen Gewinn abzulaſſen. Was nun kam, hat man in unterſchiedlichen Ausſagen gehört.

Eines Tages trug die Kreszenz ein paar fette Hühner in die Stadt. Sie war noch nicht weit, da begegnete ihr ein Mann und fragte, was ſo ein Huhn koſte.

Vier Kronen, antwortete ſie, würden nicht zu viel ſein.

„Vier Kronen!" murmelte der Mann nach und ſchüttelte den Kopf. „Da muß etwas nicht richtig ſein." Und ging ſeines Weges.

In die Stadt gekommen, feilte ſie die Tiere einer Bäckersfrau an, mit der ſie zwar nicht bekannt war, die aber aus ihrem Laden ſo begehrlich auf die Hühner hergelugt hatte.

Die Bäckersfrau packte ein Huhn an, wog es ſo ein wenig auf der Hand. „Was wollen's dafür, Frau?"

„Ich denk, vier Krandl."

„Was ſagen's? Vier? Se, nachher haben's die Piperln wo g'ſtohlen. Um vier Kronen kauft heut keiner a fette Henn'."

„Sagen ma halt vier fünfzig," meinte die Kreszenz.

„Na, na!" rief die Bäckerin, „die G'ſchicht is mir zu verdächtig. Geng'n's, ſchaun's daß Ihnen der Polizeimann nit erwiſcht!"

In der Spezereihandlung daneben wollte der Kaufmann die Viecher nehmen. Als er aber den Preis, fünf Kronen, hörte, begann er das eine Huhn um und um zu drehen und daran zu riechen. „Verreckt werden's ſein", ſagte er und dachte, eine kann ich ja nehmen, als Präſent für einen Geſchäftsfreund. Der tut vielleicht nachher was beſſeres zurück. — Und kauft das Huhn.

Jetzt hatte die Kreszenz noch das eine, aber das mußte ſie lange in der Stadt herumtragen, überall war den Leuten der billige Preis verdächtig. Da feilte ſie es einer feinen Dame um zehn Kronen an. Die Dame ſchimpfte über den unverſchämten Preis und — kaufte das Huhn.

Woraus erhellt, daß die Preistreiberei nicht immer bei den Verkäufern vorkommt, auch manchmal bei den Käufern.

Ich ſaß auf der traulichen Bank zwiſchen Buſchwerk. Zwei Herren in lebhaftem Geſpräch kamen des Weges, ohne mich zu bemerken.

„Na", ſagte der eine, „die Verhandlung war kurz."

„Kaum eine halbe Stunde. Die Herren ſind fix. Es war ja alles fertig."

„Und wie — iſt's abgelaufen?"

„Oh, gut, gut. — Zehntauſend haben ſie mir abgeknöpft."

„Oh, verflucht!"

Der andere leiſe: „— Neunzigtauſend habe ich beim Geſchäft verdient."

Da waren ſie vorüber.

Das deutſche Volk hat eine neue Sorge. Es werden für das große Vaterland zu wenig Kinder geboren. Es ſollten viel mehr Kinder kommen und es ſollten möglichſt eheliche ſein.

Nun iſt aber ein Großteil der Menſchheit nicht in der Lage zu heiraten, und uneheliche Kinder will die Geſittung nicht dulden. Aber ſie kommen doch, und je lauter nach Kindern gerufen wird, je weniger werden auch die unehelichen ausbleiben. Eine ſteinharte Theorie lehrt: das uneheliche Kind — an ſich zwar unſchuldig — ſei ein von Gott nicht gewollter Menſch! — O ſchlimmer Fehlſchlag, er trifft nicht die ſchuldigen Eltern, er trifft das ſchuldloſe Kind. Sollten uneheliche Kinder noch eine zweite Erbſünde zu tragen haben, die nicht durch die Taufe löſchbar iſt? Gegen uneheliche Geburten müſſen andere Mittel gefunden werden. Was wäre es denn, wenn auch das uneheliche Kind den Namen des Vaters zu führen hätte, und wenn dieſer Vater geſetzlich ſtreng verpflichtet wäre, für ſein Kind zu ſorgen und es zu ſeinem Erben einzuſetzen. Ich glaube, das wäre kein ſchlechtes Präſervativ und würde die unehelichen Geburten weſentlich vermindern. Und die ehelichen wahrſcheinlich vermehren. Wenn aber das Fräulein Mutter nicht ſagt, wer der Herr Vater iſt? Oder es nicht weiß? — Na, dann muß es freilich beim alten bleiben. Und das Kind büßt für die Eltern.

Ich habe einmal geſagt, um die ärmſten, verkommenden Kinder müſſe ſich der Staat annehmen. Aber das tut ſich nicht. Der Staat erzieht nicht, er drillt. Aus der Familie muß der Menſch hervorgehen. — Und nun ſind wir wieder beim Eheproblem. Wenn die Ehe der einzig richtige Urquell der Menſchheit iſt, ſo ſoll ſie unlöslich ſein. Und wenn ſie unlöslich iſt, ſo ſchreckt ſie viele ab und die ſuchen dann den „Urquell" anderswo, oder gar nicht.

Einer vom Lande, der geſtern im Theater war, ſagte auch ſeine Meinung: „Recht unterhaltlich iſt's geweſen. Aber reden können's nit. So a langweilige, ſingende Stimm' haben ſie. Nit bloß die Lieder ſingen's, was ja recht ſchön iſt; auch die Selbſtreden und Mitreden, und bei Volksauftritten, und es mag geſchehen was der will', allerweil tun ſie ſo ſingend reden, daß man nix verſteht. Ah ja, bei uns im Dorf ſein amol Komödianten geweſen, die haben beſſer geſprochen.“

Da hat ein Naturmenſch die *Unnatur der Oper* einmal gekennzeichnet. — Mir wird's immer klarer, daß die ſingende Kunſt ſich nur mit *Märchenſtoffen* befaſſen ſoll.

Der 23. April 1917.

Europäiſche Völkergruppe!
Heute gibt es Metzgerſuppe.
Jubiläum deines Trachtens,
Tauſendtägigen Menſchenſchlachtens.

Von unſeren Feinden iſt *Nikolaus* II. der einzig Glückliche. Er iſt fertig. Er war zu wenig Cäſar und doch noch immer zu viel Menſch, um den ſchaudervollen Krieg, der ihm von England und Frankreich aufgedrängt worden war, zu Ende zu führen. So hat er den blutigen Zarenmantel abgeworfen, um den Menſchen, inſofern dieſer nicht ganz erſtickt iſt, in ein ſtilles Aſyl zu retten. Wenn es ihm gelingt, auch von ſeinem Gewiſſen die ſchwerſten Blutflecken abzuſcheuern, ſo kann er vielleicht — fern von dem grauſen Weltwahnſinn, in der Einſamkeit — das finden, was er als Menſch geſucht, als Herrſcher vernichtet hatte. Wohin wird er fliehen, wenn man ihn freiläßt? Will der Arme etwa in England Ruhe ſuchen? Wird er in den Einöden Sibiriens, in den Wüſten Aſiens, in den

Wildniſſen des Kaukaſus ein Stätte finden, die ihm den Frieden des Herzens gibt, den der ärmſte Bauer und Hirte hat? Werden die Zähren über ein unſeliges Leben die Brandmakel auslöſchen, die Rußlands Kaiſerkrone in ſeine Stirne gedrückt hat? — Auf jeden Fall iſt er glücklicher als ſeine gekrönten Kollegen und volksverräteriſchen Präſidenten, die in wütendem Wahne fortfahren, Millionen unſchuldiger Menſchen zu töten und die Werke hundertjähriger Arbeit zu zerſtören. Schade um die Welt.

Dieſes müden Weltherrſchers letzte Weisheit müßte ſein, daß alle Macht und Herrlichkeit der Erde Verdammnis iſt gegen die ſchuldloſe, heitere Ruhe der Seele.

Einſtweilen iſt er Gefangener der Revolution. Der Kaiſer des größten Reiches der Erde hat Zimmerarreſt. Sooft es an die Tür klopft, ſchaudert ihm...

So ſingt die Weltgeſchichte von irdiſcher Größe. Aber die Leute wollen ihr nicht glauben.

Rapid ging das vorwärts! Los von der Scholle. Großſtadt. Los von der Handarbeit. Induſtrie. Geiſtesbildung. Erfindungen. Freiheit. Freie Liebe. Genuß. Reichtum. Glanz. Macht. — All das und anderes durcheinanderbrodelnd, ſich untereinander bekämpfend, immer widerwärtig aufgärend, nannte man „Kultur“. — Es war nicht der Väter Geiſt, der da arbeitete, es war ein fremder Geiſt.

Dieſe Scheinwerferei auf einzelne ſchöne Dinge, während alles übrige im Dunkeln blieb, dauerte ein halbes Jahrhundert.

Unſer etliche waren, die predigten ſeit fünfzig Jahren das abgeſchmackteſte Zeug. Wir ſagten, los von der Scholle bedeute los von der Natur. Das Großmachen der Städte zerſetze die Stammeseinheit, das Heimatsbewußtſein, die Geſittung. Wir behaupteten, die einſeitige Geiſtesbildung verhindere die Herzensbildung. Papierene Geſcheitheit ſei oft ein Irrlicht. Los von der Handarbeit ſchädige die körperliche Geſundheit, die perſönlichen Fähigkeiten. Induſtrie mache Freudloſigkeit an der Arbeit. Aus unbedingter Freiheit erwachſe die Zügelloſigkeit. Freie Liebe bedeute Zuſammenbruch des Familienlebens. Üppiger Genuß erzeuge Lebensüberdruß. Reichtum mache hartherzig und friedlos. Großer Glanz und Prunk entarte zu Geſchmackloſigkeit. Macht verführe zu Ungerechtigkeit und Krieg. — Das Ende werde ein beiſpielloſes Weltgericht ſein, dem keiner entgeht.

So predigten wir. Und ſie haben uns ausgelacht.

Wir predigten weiter. Rückkehr zur Natur, zu der Väter Scholle, zur körperlichen Arbeit, die den Menſchen nicht zur Maſchine macht. Eine Gemütsbildung, die den Menſchen froh und glücklich ſein läßt. Zufriedenheit mit dem, was die Natur dem geſunden Körper, dem hochgeſinnten Herzen geben kann. Heiligkeit der Ehe. Patriarchaliſches Familienleben. Liebe dem Freund, Gerechtigkeit dem Fremden. — Wir ſprachen nicht bloß zu unſerem Volke, wir ſprachen zur Menſchheit.

Man hat uns verſchimmelte Zöpfe geheißen, eine ſchädliche Hemmung für Fortſchritt und Kultur. So ſtürmten, hetzten ſie dahin. Und lachten uns aus, ſo lange, bis ihnen das Lachen verging.

Heute ſtehen wir hilflos in einem unabſehbaren Sumpf von Blut und Tränen....

Das Herz der Freude,
Das Haupt dem Lichte,
Die Hand dem Freunde,
Die Fauſt — dem Winde.

Von einem Kameraden erzählt der Urlauber. — Ein blutjunger, bildſchöner Menſch. Friſch und heiter, verläßlich, pflichtgetreu und kameradſchaftlich dienſtwillig. Der luſtige Ludwig, das war ſein Spitzname. Wenn er von Daheim das Paket bekam, hatten wir alle einen guten Tag. Dann kam es aber zeitweilig vor, daß er mitten in der Luſtigkeit abzuckte und in eine ſchweigſame Dumpfheit verſank, von der er ſich aber allemal bald mit einem kecken Ruck aufraffte. Heimweh, dachten wir. Nun war es eines Tages, als nach der Feldmeſſe der Geiſtliche eine Anrede hielt, in der er unter anderem ſagte: Kameraden, wir ſtehen an der Front, da heißt's jede Minute bereit ſein. Wir bereuen unſere Sünden. Wir vergeſſen nicht, daß das Blut fürs Vaterland vergoſſen alle Makel löſcht. Und hätte mancher im Heere eine Sünde auf dem Gewiſſen, die er noch niemandem anvertraut hat, getroſt, getroſt, der Tod im Felde ſühnt alle Schuld und wäre ſie noch ſo groß. — In dem Augenblick, als der Geiſtliche dieſe Worte ſprach, ſtieß unſer Lieblingskamerad einen hellen Juchſchrei aus, ſo daß wir faſt erſchrocken waren. — Wenige Stunden nach dieſem Gottesdienſte ein Angriff der Italiener. Das Kommando: Vorwärts! Ludwig, aus der Reihe ſprang er und ſtürmte voran zwiſchen krepierenden Schrapnells zu einem Bajonettkampf. Als wir zur Stelle kamen und der Feind zurückwich, lag Ludwig hingeſtreckt in ſeinem Blute. — Als wir ihn zwiſchen zwei Eichen eingebettet, habe ich an jenen Juchſchrei denken müſſen. Was kann der junge, heitere Menſch für eine Schuld zu ſühnen gehabt haben?

Iſt von euch wohl Jedem auch bekannt,
Wer zum Heile ſtirbt dem Vaterland?
Die für Andere wirken ſtets und ſtreben,
Dienen ihrem Land, indem ſie leben;

Die aus Selbſucht Andere verderben
Sind am patriotiſcheſten, wenn ſie ſterben.

Ich hatte von **Mitleid** geſprochen. Da erhielt ich von einem fernen Schreiber eine Poſtkarte: „Unter allen Laſtern, die der Menſch ſich anerzogen, iſt Mitleid das größte.“

Ich war vor Entrüſtung außer mir, ich nannte dieſen Mann einen frivolen Fant, einen herzloſen Egoiſten, ja geradezu einen Engländer. Ich haßte ihn eine ganze Nacht. Am nächſten Morgen zeigte ich die Karte einem Freunde: „Was ſagſt du dazu? Mitleid das größte Laſter!“

Der Freund las den Satz für ſich, las ihn ein zweitesmal, dann ſagte er: „Wer weiß, wie das zu verſtehen iſt. Der Mann wird das Mitleid halt kennen. Vielleicht, daß er darunter ſchwer leidet. Ich möchte faſt wetten, es iſt ein herzensguter Menſch, der unglücklich iſt, weil er helfen möchte und nicht kann. Unfruchtbares Mitleid, und das nennt er verzweifelt ein Laſter. — Mir gefällt's faſt beſſer, als wenn einer über ſeine Tugend des Mitleides ſich freuen kann.“

Das würde auch ſtimmen bei Nietzſche, dem großen Mitleidslaſter-Haſſer, und er hatte doch ein gutes Herz und war ſelber des Mitleides ſo bedürftig.

Der ſteiriſche Dichter Gottfried von Leitner iſt ſehr alt geworden und hat vier bis fünf **Geburtags-Jubiläen** aushalten müſſen. Einmal vor einem ſolchen Geburtstage wollte er in einem launigen Gedichtchen die Leute bitten, ihn zu verſchonen. Da meinte Hamerling, das würde nichts nützen, eher ſchaden; ſo ein zierliches Verschen dürfte leichter als Erinnerung und Anregung gedeutet werden, denn als Ablehnung. Da müſſe man mit ein paar proſaiſchen, derben Worten öffentlich erklären, daß man alle Ehrungen ablehne. Das hat Hamerling bei Herannahen ſeines fünfzigſten Geburtstages auch ſelbſt ſo gehalten. Worauf ein großes Wienerblatt entgegnete: Herr Hamerling fürchtet, daß man ſeinen Geburtstag feiern könnte. Er möge außer Sorge ſein, ein Hamerlingjubiläum zu begehen, fiele keinem Menſchen ein.

Bisweilen mags ja zutreffen, daß Preſſe und Volk einen äußeren Anlaß wünſchen, hervorragenden Menſchen Dank und Ehre erweiſen zu können; aber auch hierin war Hamerling wieder der Meinung, daß innere Anläſſe mehr wert wären, als äußere.

Ich bin der Meinung, daß man die Dankesſtimmung für unſere verdienten Männer nicht zu ſehr auf einzelne Tage zuſammenpreſſen ſollte, ſondern ſie möglichſt gleichen durch die ganze Zeit hin. Zeitweilig aufwecken zum Bewußtſein, was wir an bedeutenden Zeitgenoſſen haben, das iſt ein Zweck der Jubiläen, der für das Publikum noch wertvoller ſein kann, als für den Gefeierten.

Es iſt in dieſer Sache des Guten nicht zu viel, aber vielleicht zuoft. Einmal im Leben, vielleicht zum ſechzigſten Geburtstag (an dem ſchon eine Überſicht der Haupttätigkeit eines hervorragenden Menſchen möglich iſt), könnte ihm das Ehrenfeſt gehalten werden. Das war die Meinung des Dichters Leitner, der die von ſeinen Freunden veranſtaltete Feier zum ſechzigſten Geburtstag mit Geduld und Dankbarkeit ertrug, bei dem Feſte zum Siebzigſten aber gleichgültiger, zum Achtzigſten ſchon recht müde war. Vor dem drohenden Neunzigſten ergriff er die Flucht, indem er etliche Monate vorher ſtarb.

Weit hinten in der Wildnis liegt die Gemeinde Duſelbach. Ganz einſam — wegen der großen Abgeſchloſſenheit in ihren Köpfen. Kleinbauern und Hüttler. Gute Leute, denen alles recht iſt, die zu allem ja ſagen und dann in allem nein tun. Wenn ihnen jemand den Rat gibt, des Morgens früh aufzuſtehen, des Abends früh ſchlafen zu zu gehen, der Geſundheit wegen, ſo antworten ſie: „Ja, 's iſt eh wahr, g'ſund ſein tut's eh, das Frühaufſtehn!“ und bleiben am nächſten Morgen länger im Stroh als ſonſt. Wenn man ihnen lehrt, daß ſie in ihrem Hochland ſich mehr auf die Viehzucht verlegen ſollten, weil die mehr trägt als der Getreidebau, ſo meinen ſie: „Iſt eh richtig, daß Viehzucht beſſer tät' ſein; braucht auch weniger Leut' und kein' Furcht vor dem Schauer. Wahr iſt's eh.“ Und machen nächſtes Jahr aus einer Viehweide ein Kornfeld. — Wenn man ihnen nahelegt, in den Landtag einen Mann zu wählen, der praktiſch und tüchtig für Landwirtſchaft, Schule, gute Verkehrsſtraßen im Anſchluß an die Zeitverhältniſſe eintritt, ſo geben ſie zu, es wäre wahr, einen ſolchen Mann täten ſie eh brauchen — gehen hin und wählen einen Stockreaktionär. Wenn ihnen geſagt wird, ſie ſollten ſich doch gegen ihre anrainenden Großgrundbeſitzer wehren, daß ihnen die Haſen und Hirſche nicht Korn und Kraut freſſen, ſo ſind ſie völlig damit einverſtanden, jammern, daß ihnen das „Wildprat“ eh alles tät' verderben — gehen hin und verpachten ihre Gemeindejagd an hohe Herren.

Wenn es gemeinnützige Werke zu tun gibt, da ſtimmen die Tuſelbacher allemal mit Freuden bei: „Zuſammenhalten müſſen wir, eija, das wohl! Da ſind wir ſchon dabei, das iſt gewiß!“ Und wenn's zur Ausführung kommen ſoll, iſt keiner da.

Aber worthalten tun ſie doch auch. Einmal war ein Tuſelbacher ſchwerkrank und der Geiſtliche mahnte ihn, ſeinem Nachbar, mit dem er in Feindſchaft gelebt, der ewigen Seligkeit wegen zu verzeihen. Der Kranke ſagte, wenn er ſchon ſterben müſſe, ſo ſolle dem Nachber in Gottesnamen verziehen ſein. Aber der Duſelbacher wurde wieder geſund und ſetzte die Feindſeligkeiten fort. Der Pfarrer erinnerte ihn an ſein Verſprechen. Der Bauer: „Han ich was verſprochen? Ich han g'ſagt, wenn ich ſterben muß, ſo ſoll ihm verziehen ſein. Weil ich aber nit geſtorben bin, bleibt's beim alten.“

Das ſind die braven Männer von Duſelbach. Daß auch die Weiber gern ja ſagen — vor und hinter dem Altar, das will man auch wiſſen. Nein ſagen in Duſelbach einſtweilen nur die Kinder zu allem, was ihnen die Eltern ſchaffen. Ob ſie ja tun werden, das muß die Zukunft lehren.

„Jetzt iſt“, wie der Dorfbote ſagt, „im ganzen Land auf niemanden ein ſo guter Verlaß als auf die Duſelbacher; wer ſich auf die verlaßt, der iſt gründlich verlaſſen. Man kann zuverläſſig drauf rechnen: Wenn der Duſelbacher ein Verſprechen gibt, ſo bleibt's dabei — beim Verſprechen.“

Ich war ein ſehr törichter und ein ſehr naſeweiſer Junge. Im Jahre 1859, während des Krieges mit Italien, ſagte dieſer Junge eines Tages zum Schulmeiſter in Krieglach: „Ich tät's wohl wiſſen, was geſchehen ſollt!“ — „Nau, was denn?“ — Da habe ich es ihm geſagt, ganz leiſe, daß es ſonſt niemand hören ſollte. Aber was der Schulmeiſter darauf ſagte, das war ſo laut, daß ſie es auf die Gaſſe hinaus hörten: „Du Miſtbub!“, ſchrie er, „wenn du noch ſchulſtändig wäreſt, einen halben Tag lang ließ' ich dich auf dem Scheit knien. Ein ſolcher Wahnſinn!“

Was die vielen Jahre nachher in der Welt auch vorgehen mochte in Völkerhaß und unſinnigen Kriegen — ich ſagte es keinem Menſchen mehr, was eigentlich geſchehen ſollte — aber ich dachte daran durch all die Jahre meiner

Erfahrungen, Studien und Entwicklungen. Nimmer kam es mir aus der Seele, das eine, was geſchehen müßte.

Und nun ungefähr ein Jahr vor dem gegenwärtigen Krieg vertraute ich es einem mir bekannten Staatsanwalt an, daß man es aufſchreiben und drucken laſſen ſolle, was geſchehen müſſe. Und legte ihm in wenigen Worten einen weltpolitiſchen Plan vor, wie er einſt im Haupte des dummen Jungen entſtanden und ſeither nicht mehr zu erſticken geweſen war. Und fragte ihn um ſeine Meinung. Der Staatsanwalt, ein gerechter, wohlwollender Mann, ſchaute mir mitleidig ins Auge und ſprach ganz leiſe: „Mein Lieber! Meine Meinung über dieſe Sache ſage ich Ihnen nicht. Aber das ſage ich Ihnen: Wenn Sie Ihren Vorſchlag drucken wollten, ſo müßte ich ihn konfiszieren laſſen. Und mehr als das. Man würde einen hochnotpeinlichen Prozeß machen und dem Urheber des Aufſatzes eine Bezeichnung geben, die Ihnen bei Ihrer guten vaterländiſchen Geſinnung vielleicht nicht lieb ſein dürfte.“

Alſo bin ich ſtill nach Hauſe gegangen und habe weiter geſchwiegen.

Im zweiten Jahre dieſes Krieges, als die Welſchen wieder drohten, las man plötzlich in der Zeitung von einer Abſicht unſeres alten Kaiſers, die meinem geheimen Plan ähnlich ſah. Nur enger und ſchärfer umgrenzt. Es iſt nicht dazugekommen. Und ich trage mein erlöſendes Geheimnis noch immer mit mir herum und eines Tages wird's mir doch entſchlüpfen.

Da las man:

„Jedes Volk mag ſich ſeinen Herrſcher ſelbſt wählen, ſeine Geſetze ſelbſt machen, innerhalb eines europäiſchen Völkerbundes, der uns die Urkraft der Wirtſchaft und die

Eintracht der Wehrmacht ſichert.“ — Und vor allem — füge ich bei, germaniſch treue Pflege der ethiſchen Kultur.

Klingt das nicht etwa ungefähr wie der Traum jener jungen und alten Idealiſten, denen man dafür mit dem Knieſcheit gedroht hat?

Präſident Wilſon, der liebenswürdige Idealiſt, der ſo ſchön von der Befreiung der Völker ſprach, und von dem beſtändigen Frieden und von der Eintracht der Menſchen auf Erden, der iſt jetzt ein Spießgeſelle der Engländer geworden. Anderen amerikaniſchen Völkern wurde hierauf unheimlich, auch ſie erklärten ſich zur großen Rotte, wo es ja am ſicherſten iſt. Und wir ſind wieder reicher geworden um einige Feinde. Wir zählen die Staaten gar nicht mehr, die gegen uns im Kriege ſtehen. Unſere Einkreiſung war ſowieſo ſchon ziemlich lückenlos, da gibt es weiter keine Scherereien.

Nur Rußland will nicht mehr mittun. Seitdem es eine Republik geworden iſt, ein Volksſtaat, mag es nicht mehr gerne Krieg führen, weil das Volk als ſolches die Kriege nicht mögen darf. — Aber wir trauen nicht. Wir wiſſen, daß in den Republiken erſt noch die größeren Lumpereien geſchehen.

Allerdings haben die Amerikaner ihre Schlachten bisher nur in Worten geſchlagen. Zum wirklichen Angriff mangelt ihnen zwar nicht das Geld, auch nicht der Wille — aber ſonſt mancherlei.

In der Stadt ein grollendes Klagen vom Morgen bis zum Abend, überall, Tag für Tag! Grollen und Greinen über das, wie die Lebensmittel verteilt werden. Aus alten Sagen wiſſen wir, daß man einſt, wenn irgend etwas benötigt wurde, nur zum Kaufmann zu gehen brauchte, um alles ſofort gegen mäßiges Geld zu bekommen. Dazu waren die Kaufleute von damals noch höflich und entgegenkommend. — Und heute? — Lebensmittel genug, heißt es, aber die Einrichtungen ſeien Schuld, und ferner, daß nur durch ſtundenlanges Herumlaufen und Anſtehen endlich das Allernotwendigſte zu bekommen ſei — oder auch nicht. Der anſtändige Ton im Verkehr zwiſchen Käufer und Verkäufer ſei verſchwunden, überall nur Grobheiten, Schimpf und Beleidigungen. — Derlei bringt das Volk, ſelbſt das geduldigſte, endlich zur Empörung. Man begreift den Kunden, wenn er wütend wird, und begreift den Kaufmann, wenn er — ſelbſt voll Galle über die gezwungenen Verhältniſſe — grob und widerwärtig wird. Da hört man: „Hier hungern die Leute; in den Magazinen große Vorräte, aber die Behörden geben ſie nicht heraus!“ — Warum nicht? Weil die Vorräte geſtreckt werden müſſen bis zu der nächſten Ernte und für alle Fälle noch weiter. Da darf man doch nicht gleich jetzt alles aufeſſen, was gewiß geſchähe, wenn nicht eine gewiſſe Sperrung ſtattfände. Die Leute ſind gierig und würden ganz vernunftlos in wenigen Wochen ſich in eine ſchauderhafte Hungersnot hineinfreſſen.

Daß die Art der Verteilung ihre Mängel hat, kann nicht geleugnet werden. So etwas müßte allmählich durch Erfahrung und Übung gelernt werden. Sonſt hat jeder ſelbſt für ſich geſorgt, jetzt auf einmal ſoll die Behörde ſorgen, daß jeder, ob groß oder klein, reich oder arm, dort oder da, was zu eſſen hat. Die Einkaufsquellen, Vermittlungswege, Abſatzſtellen, die unterſchiedlichſten Gewohnheiten, Neigungen und Bedürfniſſe ſollen unter einen Hut gebracht werden. Jedem ſoll das Seine bequem und ohne Scherereien zugänglich ſein, und was ſonſt noch für Wünſche laut werden. Das alles ſoll in furchtbar erregten Zeiten, bei Not an Mann, an Praktikern, tadellos organiſiert werden! Es iſt unmöglich, es iſt ja ganz unmöglich!

„Aber in anderen Städten iſt es doch möglich, wenigſtens im großen.“ Es kommt viel darauf an, daß man die geeigneten Leute findet. Der Beamte, der bisher immer in der Kanzlei ſaß beim Papier, kann ſich freilich nicht ſogleich auskennen bei den Bezugsquellen, bei der Behandlung der Nahrungsmittel, bei den Notwendigkeiten der Verteilung, der Abſatzſtellen uſw. — Mir, der ich ſelbſt lange unter dem Volke gelebt und ſeine Bedürfniſſe zu kennen glaube, wäre es durchaus unklar, wie man es machen müßte, um der Not möglichſt wirkſam und gerecht zu ſteuern. Da müßten die Abgeordneten, die Erzeuger, die verläßlichſten Geſchäftsleute her, müßten den Beruf gleichſam als Soldaten ausüben, nicht immer in Hinblick auf Kriegsgewinn oder perſönliche Nebengeſchäfte. Wer darf im Kriege, wenn er gegen die Not des Volkes zu arbeiten hat, an Geldgewinn denken wollen?

Den Familien iſt verboten worden, Lebensmittel für ſich anzuſammeln. Gut. Die Wohlhabenden hätten ſonſt den Armen alles weggekauft. Aber auch kleinen Haushalten iſt es nicht erlaubt, ſich etwa auf ein paar Wochen mit den notwendigſten Lebensmitteln zu verſehen. Sie würden ihnen von den „Ausſuchern“ weggenommen. Man kann ſich den Kummer mancher Hausmutter denken, die eine Anzahl Kinder, alte Leute und vielleicht auch Kranke zu verſorgen hat. Aber ſie haben ja ihre Brot-, Mehl-, Fett- und Zuckerkarten! Na, dann ja. Dann brauchen ſie ſich täglich bloß „anzuſtellen“. In langen Reihen ſtehen ſie, fröſtelnd in der ſchlechten Witterung, voll Angſt um die aufſichtsloſen Kinder zu Hauſe; und mancher armen Haut, die alſo mit weher Geduld ſtundenlang ſteht, bis ſie endlich drankommt, wird die Tür vor der Naſe zugeſchlagen: „Es iſt nichts mehr da, wir ſperren ab!“ — Wachleute ſind vorhanden, um die „Ordnung“ aufrecht zu halten, aber ja nicht, um erbetene Auskunft zu erteilen, wie viel Vorrat vorhanden iſt, wie lange etwa das Geſchäft offen bleibt und dergleichen. Auch nirgends ein Wandblatt — blind und dem Zufall überlaſſen geht alles vor ſich, aber die „Ordnung“ bleibt gewahrt. — „Dieſes ſtundenlange Anſtehen kommt nicht in jeder Stadt vor und kann größtenteils vermieden werden, wenn für ausreichende und richtige Abgabeſtellen geſorgt iſt.“

Manche verzweifelte Familie will Zuflucht auf dem Lande ſuchen, aber in den Dörfern werden die Fremden abgelehnt und die Bauern — die man jetzt ſo beneidet — ſagen, man hätte ihnen zu viel weggenommen, ſie hätten für ſich ſelber zu wenig.

Man merkt ja, wie die leitenden Körperſchaften wohl Kenntnis haben von den Zuſtänden im Hinterland, und die Abſicht, möglichſt zu lindern, zu regeln, zu ſchlichten. Sie ſprechen gelegentlich wohl von der heldenhaften Geduld des Volkes. Sie leiden ja auch ſelbſt mit. Ihr Beruf jetzt im Kriege iſt ſchwerer, als die Menge ahnt.

„Wenn man überhaupt nur was zu kaufen kriegt!“ ſagte heute jemand, „Geld ſpielt keine Rolle.“

„Oho!“ ſo ein anderer, „Geld ſpielt eine ſehr große Rolle, es ſpielt den Mephiſtopheles. Und zwar mit größ-
em Erfolg.“

Mich deucht, daß im Laufe der Zeiten ſich zwiſchen dem Bauerntum und dem Bürgertum eine zweifache Moral ebildet hat. Der Bauer hat ſeinen Erdboden und muß, um eben zu können, die Scholle ausbeuten. Der Bürger hat s mit den Leuten zu tun, er muß von den Kunden leben, uß Leute ausnützen.

Daher iſt der Bauer in ſich gekehrt, für ſeinen engen Kreis eingenommen, braucht ſeine Klugheit für Feld, Wieſe und Wald, weiß beſſer mit den Tieren umzugehen als mit Leuten und lebt dahin in ruhiger, ſcheinbar uneigennütziger Zufriedenheit. — Der Bürger hingegen hat lernen müſſen, Konkurrenten zu überliſten, fremde Leute zu behandeln, ſie ſchlau für ſeinen Vorteil herumzukriegen, ſei es in Gewerbe oder in Handel. Der Bauer hat's nicht not, von anderen zu gewinnen, zu erhaſchen, er dient mit ſchlichtem Ernſte ſeiner Scholle und die Scholle dient ihm.

Sobald der Bauer aber Handel treibt oder ſonſt in die Geſellſchaft ausgreift, iſt er ein anderer, da verliert er ſeine patriarchaliſche Würde und nimmt die Moral des Händlers an.

Wenn Herr Homo Sapiens etwas aus Geſchichte und Erfahrung lernen könnte, ſo müßte jetzt der Zuzug vom Land in die Stadt aufhören und der Abzug von der Stadt aufs Land beginnen. Die Natur ſtößt ihn ordentlich zu allen Vieren auf die Scholle, aber Herr Homo Sapiens weiß es beſſer: die Stadt iſt feiner, iſt nobler.

In jedem Kinde entwickelt ſich vor allem der Naturſinn und wenn das Stadtkind eine beſondere Freude haben ſoll, ſo wird es am Sonntag hinaus aufs Land geführt. Nun ſind auf dem Lande die Sonntage freilich ſchöner als die Werktage; aber wer die Stadtarbeit, die Induſtrietätigkeit mit landwirtſchaftlichen Arbeiten vergleicht, der empfindet, um wieviel zuträglicher, erfriſchender, anregender und herzerfreuender die letzteren ſind. Nur dauert der Tag zu lange. Würde in der Landwirtſchaft der Achtſtundentag eingeführt, ſo wäre dieſe körperliche Arbeit mehr Genuß als Abmüdung. Aber der Städter ſah bisher mit Geringſchätzung auf das ländliche Volk. Er hatte ſo die Empfindung, der Bauer wäre als Menſch und Staatsbürger nicht ganz vollgültig zu nehmen.

Und auf einmal kommt eine Zeit, da der Städter ſeine Kinder mit Korb und Sack hinaus aufs Land ſchicken muß, um Nahrungsmittel zu ſuchen. Nun gibt es aber unter den Städtern auch kluge Leute. Solche mit der Meinung, wenn arme Stadtkinder ſchon einmal aufs Land gehen, um Nahrung zu ſuchen — weshalb nicht gleich ein Weilchen draußen bleiben? Es könnte (aber da müßte Stadt und Land zuſammenhalten) eingerichtet werden, daß Stadtkinder, beſonders arme, deren Väter im Kriege ſtehen, da und dort in Herrenſitzen, Landbürgershäuſern, Bauernhöfen für eine Zeit Aufnahme fänden. So wie, ſagt der Pfarrer, der liebe Herr Chriſtus in Geſtalt des Kindes um gaſtliche Aufnahme bittet und ſeinen Segen mitbringt. Wo ihrer ein Schöckel bei Tiſch ſitzen, hat noch ſo ein ſchmächtiges Buberl oder ein blaſſes Mäderl Platz, ohne daß die Schüſſel merklich größer ſein müßte. Und allerlei kleine Arbeiten für Kinder gibt's auch überall, im Garten, auf der Viehweide und ſo. Für Schulpflichtige wären die Landſchulſtuben luſtiger, nicht ſo überfüllt und hätten bisweilen geſittetere Schüler, als in den Induſtrieorten etwa vorkommen mögen. Dann ſchaut das Stadtkind dem Pflüger zu, dem Schnitter, dem Heuheber oder dem Tiſchler, dem Schmied in der Werkſtatt, und greift wundershalber ſelber an, der Meiſter unterweiſt ein wenig und das Stadtkind macht's nach. Und eines Tages kommt zu den Stadteltern ein Briefel: Papa, Mama! Ich möchte das Tiſchlerhandwerk lernen (oder ein anderes) und auf dem Lande bleiben! —

Auf das ſpitze ich, wenn jetzt vom Landaufenthalt der Stadtkinder die Rede iſt — aufs Draußenbleiben.

Die Städte ſind ganz widerwärtig überfüllt, deshalb muß man nicht gleich ans Auswandern in einen fremden

Weltteil denken. Auf dem Lande bei uns iſt noch viel Platz, mehr als je, ſeitdem alte Generationen ſich in Städte und Fabriken verlaufen haben; viel Platz, beſonders wenn die Sportwildniſſe wieder urbar gemacht werden. Aber das neue Bauerngeſchlecht muß durch eine landwirtſchaftliche Schulung gehen, dann wollen wir mal ſehen, wie anders es ausſchauen wird in unſeren fruchtbaren Tälern, auf unſeren ſonnigen Bergen.

Nun, und ein Faden zu dieſem Tuch wären auch arme Stadtkinder, die jetzt in der Kriegszeit ſich aufs Land zerſtreuen und Bekanntſchaft machten mit den arbeitſamen Leuten, mit ihrem anſchickſamen, fleißigen Zugreifen, mit ihren harmloſeren Vergnügungen, mit Gottes Sonnen- und Sternenhimmel, der in ſeinen wechſelvollen Jahreszeiten beſtändig Segen niederſenkt auf die Arbeit, und Freude auf die Arbeiter. — Ein neues, friſches, ſtarkes Bauerntum mit möglichſter Verdrängung des Mammonismus, mit Entwicklung einer gemeinnützigen, menſchenwürdigen Kultur! —

Ich kann über ſo wichtige Sachen, die ſein ſollten, aber nicht ſind, nur ſchreiben; anordnen, ausführen müſſen es andere, die dazu vorhanden ſind, um für das zukünftige Wohl des Vaterlandes Sorge zu tragen. Jetzt iſt die Wendung, jetzt greift's leichter durch, jetzt ſind die Sehnſuchten aufgeriſſen für ein neues Leben. Wenn wir jetzt allerlei Entſcheidungen abwartend die Hände in den Schoß der alten Verrottung legen, dann kann's wieder um ein paar Jahrhunderte verſpielt ſein.

Aber, ſagt mir jetzt einer, wohin du willſt, dahin wollen wir nicht.

Schade! Unſereiner will Brücken bauen von der Stadt aufs Land! Andere legen immer Minen darunter und — jammern nach Brot.

Wehe uns, daß wir Enkel ſind,
Die der Ahnen Sünden müſſen büßen.
Wohl uns, daß wir Enkel haben,
Die der Buße Segen einſt genießen!

Paul Markſtein hatte das Unglück, vor dem Richtertiſch ſtehen zu müſſen. Er war ſeiner Sache ſo ſicher, daß er den Verteidiger ablehnte. Er wollte ſich ſchon ſelbſt verteidigen. Wenn man auf dem Lande etliche Wagen Kartoffeln zuſammenkauft um 1900 Kronen, die dann durch die Hände des Ohms, des Bruders, des ſtillen Kompagnons und des Schwagers gehen, „ſo möchte ich“, ſagte er, „wiſſen, wie ſie dem Staate billiger als um 5000 Kronen abgelaſſen werden können!“ — Aber der Staatsanwalt, mißgünſtig wie ſolche Leute nun ſchon einmal ſind, machte aus dem „leiblichen Geſchäft“, in das ſich vier Kaufleute zu teilen hatten, eine grausliche Geſchichte, als ob weiß Gott was geſchehen wäre, und verlangte für den Herrn Markſtein nicht weniger als ſechs Wochen ſtrengen Arreſt.

Das war ſchlimm. Da mußte gehandelt werden. Der Angeklagte trat von ſeinem Stehplatz einen Schritt vor und bat ums Wort. — „Meine hochgeehrten Herren Richter“, ſo begann er in ganz ruhiger Weiſe mit ſeiner ſonoren Stimme, „und mein geſtrenger Herr Staatsanwalt! Erwarten Sie nicht, daß ich mich verteidigen werde in Sachen der Unzukömmlichkeiten, die vorgekommen ſein ſollen in meinem Geſchäfte. Eine Preistreiberei, die man nicht billigen kann, mit dem beſten Willen nicht, meine Herren. Ich begreiſe die Entrüſtung des Herrn Staatsanwaltes über einen Kettenhandel unter Leuten, die nichts machen, nur das Geld einſtecken. Wer aber iſt gereiſt auf dem Lande wochenlang? Wer hat geprüft die Ware, und gekauft, und in die Wege geleitet? Wer hat gemacht die Arbeit? Der Verdienſt gebührt mir allein, und ausgerechnet ich werde gezogen zur Verantwortung! — Aber das gebe ich zu, meine Herren, ich habe mich übereilt, indem ich vom Staate überhaupt einen Gewinn nahm, während andere gute Leute ihr Vermögen, ich ſage ſogar ihr Leben dem Staate zur Verfügung ſtellen, wenn er iſt in der Not. Nein, da ſpreche ich mich nicht frei, durchaus nicht. Ich will dem Staate möglichſt vergüten. Es beſteht, wie ich hörte, die Abſicht, mich einzuſperren. Ja, meine geſtrengen Herren, hat da der Staat etwas davon? Im Gegenteil, es koſtet ihn Geld. Das wollen wir beſſer machen. Ich verurteilte mich zur Strafe von dreihundert Kronen, zahlbar ſofort — und die Geſchichte hat ſich gehoben.“

Der Staatsanwalt: „Hoher Gerichtshof! Wir wiſſen in dem Augenblicke kaum, wie uns geſchieht, auf eine ſo unerhörte Frechheit des Angeklagten. Ich ziehe meinen Antrag auf ſechs Wochen Arreſt zurück und verlange für dieſen Mann die doppelte Haftzeit. Wegen Deckung der Gefängniskoſten möge er unbeſorgt ſein. Der übermäßige Gewinn, der ihm abgenommen wird, langt reichlich dafür aus.“

Demnach handelte das Gericht amts, und alſo geſchehen zu Abelsberg im Jahre 1917.

„Mein herzliebes Schatzerl, ich weiß eine Mär — komm her!
Das Küſſen iſt — wenn nur das Scheiden nit wär'! — nit ſchwer.
Das Küſſen, das Küſſen, das rieſelt durchs Blut,
Ich kann dir nit ſagen, wie's Küſſen wohltut!
Wie ſehr mein Schatz, wie ſehr!

Auf welſchen Straßen marſchieren ja ſchon — o je!
Zweihundert mal tauſend Soldaten davon — o weh!
Marſchieren nach Mailand, marſchieren nach Rom,
Wir wiſſen nit, ob ich je wiederum komm',
Ade, mein Schatz, ade!

Und reitet nach Jahren ein Reiter heran — wohlan;
Und ſpricht — weil er wohl ein feins Liebchen will han — dich an.
So frage ihn gleich, ob er's Ringlein nit hat,
Das ihm anvertrauet ein deutſcher Soldat.
Steck's an, mein Schatz, ſteck's an!"

Dieſes Ding fand ſich in einer meiner alten Schriften (wahrſcheinlich von 1859), ohne nun zu wiſſen, woher es ſtammt, ob es ein Volkslied oder ob etwa ſein Verfaſſer bekannt iſt. Wiſſende möchte ich um Aufklärung erſuchen. Wenn ſonſt gar keine Quelle gefunden werden ſollte, ſo hätte am Ende der Waldbauernbub ſich als Vater zu bekennen. — Wenn's aber auch der leugnet?! Bei einem Volksliebe, ſo ſagt man doch, ſoll der Vater unbekannt ſein.

Man könnte beinahe ſagen, die Monate März und April ſeien in dieſem Jahre ausgeſchaltet worden. Dem Februar ſchloß ſich unmittelbar der Mai an. Alſo war es plötzlich, daß nach unerhört langer Winterdauer eines Morgens der junge leuchtende Mai erſchien und das Wunder der Schöpfung tat. Am Anfange der Zeiten, das Allmachtswort: Es werde! konnte keine herrlichere Auferſtehung vollziehen als dieſe erſten Tage des Mai, die den Winter zum Frühling, ja zum Sommer machten. Faſt über Nacht, und die Bäume grünten, der Boden ſproßte, die Blümlein blühten überall, und die Flieger des Friedens ſchmetterten ihr Wonnelied hinaus in die ſonnige Landſchaft. Es war der dritte Tag und Gott ſah, daß es gut war.

Alſo hoffen die Völker, daß über Nacht der Friede kommen werde. Ganz plötzlich, gerade, als es am troſtloſeſten ſchien, als die Menſchen in der Starrnis der Verzweiflung vergehen wollten. Wird es möglich ſein? Wird Gottes Urkraft das an den Menſchen vollbringen können, was ſie an der ſeelenloſen Natur getan?

Als der Mai ſo plötzlich gekommen war, lauerten in dunklen Schluchten die Eismänner und berieten, wie ſie das junge Leben wieder vernichten könnten. Der eine blähte ſeinen froſtigkalten Blaſebalg, der andere ſchliff ſeine Schneeſchuhe, der dritte ſpitzte ſeine Eispickel, um die freudige Welt plötzlich zu überfallen und zu verderben. Aber als ihre Tage kamen, lagen die Wichte erſtickt im Buſch, von tauſend Maikäfern höhniſch umgaukelt. Die Kaſtanien des Parkes prangten in den Millionen Chriſtbaumkerzen ihrer Blüten, die Sträucher kündeten in lachender Blumenſprache den Frieden. Die Menſchen jedoch? Die ſonderten ſich. Die einen zu den Schwelgern, die anderen zu den Wucherern, die dritten zu den Haſſern und Schurken, noch andere zu den Mördern, und endlich die heilige Zahl zu den Helden.

Und über der Menſchheit Blutſchuld leuchtete rein und wonnig der Mai.

In meiner Jugend hörte ich viel von „Asketen", den freiwilligen Büßern, die durch Leiden ihre Sünden büßen und ihre Seelen reinigen wollen. Ich las von ihnen in Büchern und ſtellte ſie mir vor als lebensverachtende, immer ernſte und betrübte Menſchen, halb verhungert und durch Selbſtgeißelung wundgeſchlagen. Ich habe ſolche Büßer auch perſönlich kennen gelernt. — Einen alten Bauer, der alljährlich am Chriſttag Faſttag hielt, weil er ſich einſt jugenddumm in der Chriſtnacht einmal einen Rauſch angetrunken hatte. — Eine Magd, die ſich auf der Wallfahrt nach Mariazell Grobſand in die Schuhe tat, weil ſie bei ihrer letzten Beicht eine Liebesſünde verſchwiegen hatte. — Einen Bergknappen, der drei Tage und Nächte nicht aus dem Stollen ging, weil er die heilige Katharina betrogen hatte. Er hätte ihr ein falſches Sechſerl in den Opferſtock geworfen. — Derlei Büßer machen ein trauriges, zerknirſchtes Geſicht — es iſt eine religiöſe Buße.

Später habe ich erfahren, daß es auch eine philoſophiſche Askeſe gibt, die aber ein heiteres Geſicht macht. Dieſe philoſophiſche Askeſe leidet nicht, um zu leiden, ſondern um das Leiden zu verringern. Sie ſetzt voraus, daß in dieſem Leben dem Leiden einmal nicht zu entkommen iſt, ſie iſt alſo beſtrebt, das Leiden gewohnt zu werden, ſo daß man's nicht ſpürt. Es gibt Leiden, die man bloß gewohnt werden muß, dann ſind es keine mehr. Wie in einer ſtrengen Schule gewöhnen ſie ſich ans harte Bett, an den kärglichen Tiſch, ſie ſtreben keinen Reichtum an, keine äußerliche Ehre, ertragen Krankheiten mit Geduld, Schimpf mit Gelaſſenheit und brechen damit dem Schickſal oder der Bosheit die ſchärfſten Stacheln ab. Sie wiſſen endlich kaum mehr, daß ſie was entbehren, aber ſie merken, daß ſie weniger enttäuſcht werden, weniger zu leiden haben als andere, die alle ihre Karten aufs Spiel dieſer Welt ſetzen. Sie haben ein munteres Geſicht und ſtellen ſich gern in die Reihe der Glücklichen.

Zu ſolcher Askeſe werden ſich viele bequemen müſſen, die das gegenwärtige Weltgericht überleben.

Gib dich jedem, wie du biſt,
Nütze richtig, was da kommt,
Nimm das Diesſeits, wie es iſt,
Und das Jenſeits, wie's dir frommt.

„Hofrats fiel es ein, ſie nahmen Zegger und Stecken und gingen über Land. An Bauernhöfen beſchauten ſie ſich die Schöpfung, das Kornfeld, die Kühe, die Schweine, die Hühner, die Milch, den Spargel, und alles, was da war, und freuten ſich. Und die Hofrätin erhob ihre Stimme und ſprach zu einer Bäuerin: ‚Frau, gebt uns von eurem Fett, von eurem Geräucherten und den Kartoffeln!‘ Und die Bäuerin antwortete: ‚Da will ich erſt fragen meinen Herrn und Gebieter. Denn er liebt es nicht, daß ich hinweggebe von den Früchten, die ſeiner Hände Arbeit hat erzeugt.' Und die Hofrätin ſprach mit dem Landwirt und bot ihm Geld für Butter und Fleiſch. Da lächelte der Landmann und redete alſo: ‚Gute Frau, Geld können wir nicht brauchen. Sehet zu, ob ihr Beſſeres habt.' Die Frau Hofrat aber ſagte: ‚Was ſoll ich euch geben?' Und allſogleich erhob die Landfrau ihre Stimme und ſprach: ‚Habt ihr nicht Zucker und Kaffee?' ‚Davon haben wir nicht', antwortete die Hofrätin. Und wieder fragte der Landwirt drein: ‚So habt ihr vielleicht Tabak, Zigarren oder Geſchnittenen, was es auch ſei?' Und der Hofrat antwortete mit Kummer: ‚Das haben wir nicht.' Hingegen zog er aus der Taſche ſeine Uhr, die Hofrätin vom Finger ihren Ring, um die Dinge anzubieten. Aber der Landwirt ſagte: ‚Danach haben wir nicht not; die Sonne geht auf auch ohne Uhr und der Finger hält zuſammen auch ohne Ring.' — Des wurden Hofrats traurig, und da ſie auch den Speck ſahen und die Eier, und es gelüſtete ihren Gaumen, ſo griff die Frau Hofrätin an ihren Hals und zog eine Perlenſchnur hervor. Hierauf lüſtern redete die Bäuerin: ‚Was iſt denn das lauter für eine Beten?' Und ſprach die Frau: ‚Für zwei Schweine könnet ihr ſie haben!' Allſogleich fragte die Bäuerin: ‚Und iſt kein Kreuzel dran? Eine Beten, wo kein Kreuzel dran iſt?' Da lachte ſie. Der Landmann tat einen ernſten Blick und ſagte: ‚So Sachen können wir nicht brauchen. Aber wenn ihr mir dieſe Schuhe geben wollet, die ihr an den Füßen habt, ſo möget ihr drei Butterſtritzel mit euch nehmen und einen Laib Roggenbrot.' Da es nun war, daß Hofrats beide hungerten nach Butterbrot, ſo zog er ſeine Lederſchuhe aus, nahm die nahrhaften Dinge in den Zegger, die Frau an den Arm und wanderte barfuß ſtadtwärts."

Alſo zu leſen in einem Sonntagsbriefe aus dem Dorf.

Manchmal, wenn es gar zu mager wurde, ging auch unſereiner ein bißchen hamſtern.

So kam ich in einen mir altbekannten Bauernhof und wollte der Bäuerin Butter abkaufen. Recht freundlich antwortete ſie, daß ſie halt nichts hergeben könne. Bei der großen Trockenheit verdorrten die Wieſen und ſo brächten die Kühe wenig Milch und Butter heim.

Aber wem es einmal wirklich darum zu tun iſt, ſeine völlig ausgetrocknete Maſchine ein wenig einzufetten, der läßt ſich an der Butterquelle nicht ſo leicht abweiſen. Ich wolle ja gut zahlen.

„Mein Gott, gut zahlen!“ ſagte die Bäuerin, „das weiß ich gleichwohl. Was tut ma mit Geld heutzutag? Wenn S' was zum Tauſchen hätten.“

Ich ſchupfte die Achſeln.

„Wiſſen S' was,“ ſchlug ſie lebhaft vor, „geben S' mir a Büchel von Ihnen und ich gebe Ihnen ein halbes Kilo Butter.“

Nun alſo! Doch wieder einmal ein Geſchäft.

Als ſie mir am nächſten Sonntag die Butter brachte, gab ich ihr mein Geſchichtenbuch: „Sonnenſchein.“

Sie buchſtabierte: „Son—nen—ſchein.“ Und ſagte: „Regen wär' mir lieber.“

Aber das Geſchäft war gemacht.

Womit richtet man im Leben mehr aus, mit Güte oder mit Strenge? — Für mich iſt dieſe Frage reſtlos entſchieden.

Mit bewunderndem, aber grenzenloſem Erſtaunen hat man die große Menſchentat unſeres Kaiſers vernommen. Während eine Welt grimmiger Feinde uns noch von allen Seiten bedroht, will der Kaiſer Frieden haben im Innern des Reiches. Man hat's mit Strick und Bleikugeln verſucht, der Kaiſer mit Güte und Verzeihung. **Eine Amneſtie für politiſche Verbrecher.**

Einen der tauſend Begnadigten ſah ich aus dem Kerker treten. Er hielt die Hand vors Geſicht und weinte. „Es iſt der gütigſte aller Herrſcher,“ ſchluchzte er, „ich will ihm treu ſein all meiner Tage.“

Ein Zweiter trat aus dem Gefängnis, der murmelte: „Frei?! Frei bin ich? Mein Bruder hat nichts anderes getan als ich und iſt hingerichtet worden. Juſtizmord! Rache!“

Und ein Dritter kam aus der dunkeln Zelle, der lächelte ſchlau und ſprach: „Dieſer Gnadenakt kommt mir vor wie ein Gnadengeſuch Öſterreichs an die ſlawiſche Nation.“

Iſt dieſe Amneſtie der fünfte Akt des alten Dramas oder der erſte des neuen? Was iſt mächtiger, Gewalt oder Güte, Rache oder Verzeihung? Ich glaube, für den Augenblick erſtere, für die Dauer letztere.

Unſere Zeit ſtraft die Irrtümer, die wir ſeit Jahren gemacht haben. Unſer Denken, Wiſſen, Wollen, Handeln, Politiſieren, Kritiſieren, Vorausſagen, es war alles falſch, faſt unſer ganzes Leben war verkehrt und falſch und die jetzigen Ereigniſſe ſtrafen mit furchtbarer Strenge. Aber ſie ſagen uns nur, wie wir es nicht hätten machen ſollen; wie wir's machen müßten, das ſagen ſie uns nicht, und ſo irren wir mitten im erbarmungsloſen Strafgericht emſig weiter.

Jeden Tag neue Fragen, neue Anläufe und Verſuche, aber keine neuen Menſchen und keine neuen Ideen und ganz ohne Kenntnis des Bodens, den die neue Zeit uns zuweiſen wird. Da gehen wir natürlich immer wieder fehl. — Hausbauen und keine Grundfeſten haben!

Am wenigſten könnten wir irren, wenn wir längſt bewährte Ziele anſtreben wollten, aber mit neuen Mitteln. Vor allem der „moderne“ Menſch müßte ſich ändern. Redlichkeit, Gerechtigkeit, Wohlwollen. Weniger Intellekt, mehr Seele. Weniger zerſetzende Kritik, mehr ſchöpferiſche Arbeit. Einfachere Lebensführung, Hervorbringung im eigenen Lande der Lebensmittel, die wir brauchen. Endlich Heilung von der verhängnisvollen Geldgier, die Erkenntnis der Wahrheit, daß die Geldgier das Unglück der einzelnen Menſchen und der Völker iſt. Manchen Krieg hat ja Armut, Elend, Unterdrückung verurſacht; den jetzigen nicht. Wenn man nur einſehen könnte, daß Reichtum wie Armut zur Verelendung führt! Wäre Europa nicht ſo reich geworden und hätten einzelne Länder nicht noch reicher werden wollen, ſo wäre dieſer wahnſinnigſte aller Kriege nicht ausgebrochen.

Wenn wir jetzt mitten in der Kataſtrophe ſtaatliche, völkiſche, wirtſchaftliche Vorkehrungen nach alten Muſtern machen, ſo werden wir uns wahrſcheinlich wieder irren, weil wir noch nicht wiſſen, ob und wie ſie in die großen, neuen Verhältniſſe paſſen werden. Wenn wir jedoch mit ehrlichem Willen und aller Kraft an die Arbeit gehen, um die oben genannten Entartungen zu erſticken, die edelmenſchlichen Eigenſchaften zu beleben, ſo ſchaffen wir eine Grundfeſte, auf der das neue Haus, in welchem Stile es immer ſei, ſicherer ſtehen wird.

Ach ja, wir Idealiſten! Die Volksführer lachen über uns und wir — weinen über ſie.

Unſer etliche ſaßen in der Laube und ſprachen von der Wirkung des Krieges auf die Religion. Ein nachdenklicher Zimmermaler war da; der bekannte, er ſei ſonſt ein religiös geſtimmter Menſch geweſen, aber während dieſes Krieges ſei er Atheiſt geworden. Gott habe ſich nicht bewahrheitet. Zu Beginn des Krieges, welch ein Beten, die

Kirchen waren überfüllt, Bittgottesdienſte überall. Auf den Thronen beteten die Kaiſer und Könige, die ſich bekämpften, zum Herrn der Kriegsheere. Jedes Jauchzen fortziehender Soldaten war ein Gebet, jede Muttertträne ein Gebet. Und erhört wurde niemand, der Krieg breitete ſich aus über Schuldige und Unſchuldige und ſteigerte ſich ins Ungeheuerliche. Und dann habe ich gemerkt, wie die Kirchen ſich allmählich leerten und die Leute ſtumpf wurden. — Ach, wenn Gott zu ſolchen Zeiten ſich nicht meldet — wann denn?

Hierauf nahm ein Herr das Wort, ein Mathematikprofeſſor, der als kritiſcher Kopf bekannt war. Was wird denn ein Ziffernmenſch, dachte ich, über Religion zu ſagen wiſſen? Er ſagte: — „Und mich, meine Herren, hat dieſer Krieg zu einem Gläubigen gemacht. Daß es unter den Menſchen wenig Gerechtigkeit gibt und viele Schlechtigkeit, hatte ich doch längſt geſehen. Und immer niederträchtiger wurden ſie, immer ſelbſtiſcher, falſcher, herrſchſüchtiger und haſſender. Ungeachtet aller Mahnungen immer frecher wurden ſie. Und trotzdem iſt es den Leuten wohlergangen, den größten Lumpen oft gerade am beſten. Na, wenn da ein Gott nicht endlich zuſchlägt, dann iſt er nicht. Aber er ſchlägt zu. Jetzt auf einmal, jetzt iſt er da mit ſeinem Gericht. Und ſtrenge, wie meine Mathematik, nichts läßt er nach, alles wird gerechnet. Und wenn's auch dort und da weniger Schuldige trifft, ſpäter gleicht ſich's aus, ganz unſchuldig iſt niemand. Und ſo hat der Krieg mich zu einem Glaubenden gemacht. Andere glauben ihn, wenn er gut iſt, ich glaube ihn, wenn er ſtraft."

Als die beiden ſo geſprochen hatten, hob ein dritter den Atem. Dann legte er ſeine Hand an die Stirn und ſchloß die Augen. Und öffnete ſie wieder — und ſchwieg.

Mich dünkt, der hat das Richtige.

„Vergangenheit vergeſſen, Gegenwart genießen, Zukunft bauen!“ Dieſe moderne Zeitverteilung klingt im Worte ſchön, hat aber nie für mein Weſen gepaßt. — „Die Zukunft iſt den Göttern, die Gegenwart iſt des Schickſals, die Vergangenheit iſt mein.“ So habe ich es immer geſehen. Um die Zukunft habe ich mich wenig gekümmert, weder um die meine, noch um die anderer. Das iſt ſchon einmal ganz unklug. Von der Gegenwart habe ich das mir in den Schoß Fallende genoſſen, mich im übrigen dem Geſchick ergeben. Das iſt läſſig. Von der Vergangenheit, die aus lauter ſo leichtgenommenen Gegenwartsſtücken zuſammengeſetzt iſt, habe ich mir das Beſſere aufgehoben, das andere vergeſſen. Und ſo liegt die Vergangenheit von ſiebzig Jahren wie ein großes, ſonniges Grundſtück da; ich brauche mich nur umzuwenden, um es im Erinnern und Schauen ruhig zu genießen. Es iſt mein Eigentum.

Jedem andern möchte ich dieſe Lebensart nicht raten: für mich, glaube ich, iſt ſie die richtige geweſen. Der ſtete Nachgenuß des beſſeren Teiles meiner mannigfaltigen Vergangenheit hat mir für die Pflichten der Gegenwart Maß und Kraft gegeben. An Lebensfreude hatte ich mir aus der Vergangenheit ſo viel Vorrat angeſammelt, daß ich bei der Gegenwart nicht allzuſehr hamſtern mußte.

Man ſollte die ſo wild und wüſt in die Zukunft ſtürmende Menſchheit öfter auf den Wert der Vergangenheit weiſen. Wenn ſchon nicht zu der Vergangenheit, wie ſie wirklich war, vielmehr zur gereinigten und ausgewählten Vergangenheit, wie ſie ſich im lichtſehenden Gedächtniſſe zurechtgelegt hat. Da hat man die Wahl, was man von ihr wegwerfen oder behalten und genießen will. Die Geſchichte muß freilich auch die widerwärtigen Dinge der ergangenheit aufbewahren, die Kunſt aber legt ſtets das eſte und Schönſte der Vergangenheit feſt als den wirklichen Schatz des Menſchengeſchlechtes. Und ſo mag es auch die einzelne Perſon tun: im Leben das Beſte und Schönſte ſammeln. Ein ins Gedächtnis gedrucktes Bilderbuch aus dem vergangenen Leben. Alte Kinder haben ihre Freude dran.

Das Unglückmachen koſtet Geld. Wenn man möglichſt viele Millionen Menſchen umbringen, unzählige Städte, Ortſchaften, Eiſenbahnen, Schiffe uſw. zerſtören will, ſo koſtet das viel Geld. Der Krieg, ob als Freund oder als Feind, nimmt das Geld, ohne nach Eigentum und Recht zu fragen, wo er es findet. Die Million? Ach die Arme, eine Scheidemünze iſt ſie geworden. Man ſpricht nur noch von Milliarden.

Weißt du auch, mein Beſter, wieviel das iſt, eine Milliarde? Wenn du, als Glücks- oder Unglückskind, eine Milliarde in einzelnen Kronen raſch abzuzählen hätteſt, ſo möglichſt ſchnell, als du Tag und Nacht ohne Unterbrechung zählen könnteſt, was glaubſt du, wieviel Zeit würdeſt du dazu brauchen? Was? Eine ganze Woche, meinſt du? — Höre es: Nicht weniger als dreißig Jahre lang hätteſt du zu zählen. An einer einzigen Milliarde! — Daraus kannſt du die Großmut der Völker erwägen, die mit Bedacht und Fleiß Hunderte von Milliarden aufgewendet hat, um eine Welt von Menſchen zu töten, eine Welt von Gütern zu zerſtören, die ſie doch in ſo heißer Gier zuſammengeſcharrt hatte.

In ſolcher Zeit der ſo großmütig offenen Hand habe auch ich etwas verſucht. Ich begann Geld zu ſammeln zur Gründung eines Erholungsheims für leidende Volksſchullehrer*), beſonders für kriegsverſehrte. — Das geht freilich nicht ſo ſchnell, wie die Aufbringung von Kriegsgeldern, eilt auch nicht ganz ſo, aber gehen tut es doch, und mehr als 140000 Kronen haben wir ſchon beiſammen.

---

*) Sammelſtelle: Wien XIX, Heiligenſtädter Straße Nr. 3.

Bei der rieſig geſtiegenen Teuerung brauchen wir mehr als das Zweifache, um eine ſtattliche, wohleingerichtete Anſtalt in einer wunderſchönen Gegend unſerer Alpen herzuſtellen. Aber ich hoffe, wir bekommen es zuſammen. Nicht Kanonen, nicht Bomben, ſondern Bauſteine brauchen wir, Bauſteine.

Denn wir wollen ja doch noch einmal anfangen.

Am 31. Auguſt 1917.

Das Tagebuch will ſein Ende. Vom Frieden noch kein Stern und kein Schein; der Krieg ſteht auf der Höhe ſeines Wahnſinns.

Wir haben nahezu alle ſogenannten Kulturvölker der Erde zu unſern Gegnern, aber — unſere Heere ſtehen in ihren Ländern. Wir wollen mit dem Schwerte ſiegen, unſere Todfeinde mit der Lüge.

Jene, die nach uns Tagebuch ſchreiben, werden zu berichten haben vom endlichen Siege der menſchlichen Geſittung. Sonſt wünſche ich nichts. Und ſo lege ich mit der Feder auch des Herzens Unruh' hinweg und ſchließe einen Sonderfrieden mit mir ſelber.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhaltsverzeichnis.

Seite
1912 13
1913 61
1914 122
1915 181
1916 262
1917 348

Advokat Mohl 45
Albanien, wehr dich! . . . 44
Allerdümmſte, der 288
Allweil das gleiche . . . 236
Alter Herr, ein 119
Amneſtie für politiſche Verbrecher 393
„Am Tage des Gerichts“ . . 199
Angriffskrieg — Verteidigungskrieg 150
Angſt vor dem Sterben . . 25
Anpaſſungsfähigkeit des Menſchen 316
Antlitz, das erſte, des Krieges 151
Arbeiter, verwundeter . . . 171
Asketen 390
Aſtor ſollte ſchon ſterben . . 48
Ausſöhnung der Völker und Kirchen 102
Automobil, das, aus Paris . 162

Bange Tage 154, 157
Bartſcheren an der Landesgrenze 287
Bauer, der geſcheiteſte Menſch? 311
Bauerndiplom 341
Bauerngeſpräch 163
Bauernhof, gaſtlicher . . . 260
Bauerntum verekeln . . . 235
„Bei mir iſt es Abend“ . . 249
Belgrad gefallen 177
Belgrad wieder geräumt . . 177
Beſoffenheit berückſichtigt . . 210

Seite
Beſtechen laſſen, ſich . . . 124
Beſtrafung mit Güte . . . 184
Bettelmann, der herablaſſende 187
Bibel im Kanzleiſtil . . . 331
Biſchof Hüttmayr 194
Biſchof von Speier 65
Bismarck als Amtsrichtergehilfe 88
Blind 190
Bodentauſch 351
Brautwerben, fehlgeſchlagenes 143
Bravſte, der am meiſten angeſtellt hat 187
Breitenau, im Tale von . . 92
Briefe der Vergangenheit . . 364
Bruder, der, wie er ſtarb . . 148
Bücher und Kinder 104

Chiavacci 288

Damenkorps? 171
Dankbarkeit, die man ſchuldig oder nicht ſchuldig iſt . . 278
„Das Herz der Freude“ . . 373
Das Unglück als Schauſpiel . 98
Denkt man in der Sprache oder in Vorſtellungen? . . 76
Deutſchen Sängern 295
Deutſche Schrift! . . . 62, 78
Deutſches Volk, das gehaßte . 280
Deutſchland-Öſterreich . . . 191
Dichter, dem 11
Dichter kann nicht dumm genug ſein 82
Dieb und Preistreiber . . . 245
Dienſtboten, moderne . . . 343
Die Wahrheit 82
Dorfſchriftſtück 267
Dreizehnte, der 200
Druckfehlerteufel 129

Seite
Eheordnung des Matthias Kochbrunner 290
Ehrenſchneider 112
Eigentum, es nicht verzehren dürfen? 193
Elf Kriegserklärungen, die erſten 155
Einſam, außerhalb von gemeinſamem Leide 209
Einſamkeit 47
Engländer im Eiſenbahngelaß 330
Enkel, kleiner, als Arzt . . 80
Entdeutſchung 127
Entwickelung des Einzelnen und der Menſchheit . . . 64
Epoche der Maſſenbewegung . 27
Erhebende Wort, das . . . 219
Erholungsheim für Volksſchullehrer 398
Ernährungselend . . . 360
Er ſchimpft ſchon! 60
Er — ſie — es 18

Faſchingsbeluſtigungen eingeſtellt 188
Fehler der Kriegsjournaliſtik . 317
Feind und Menſch . 163
Feldartillerie 332
Feſtbücher 110
Finanzminiſter der Zukunft . 322
Fluchen und ſchimpfen . . . 306
Flüchtlingszüge 170
Fortleben nach dem Tode . . 18
Fortſchritt — Fabrikluxus . 297
Frankreich, Belgien, England gegen uns 152
Franzoſenpolitik, ſchlechte . . 328
Franzoſen und — Barbaren . 184
Franzöſiſche Arbeiterfamilie . 158
Franzöſiſche Schriftſteller über deutſche Bauernliteratur . 319
Franz Schubert ſchreibt an die Macher des „Dreimäderl-Haus" 337
Frau beſucht den ſchwerverwundeten Mann 169
Frauen, die, verdrängen die Männer 356

Seite
Frauenrechte 37
Fremde Sprachen 284
„Freund, im Lande Utopie" . 290
Freund — vereint 105
Frontgeſchichten 185
Fürſt und Kanzler . . . 67

Ganghofers Sechzigſter . . 222
„Ganz verrückt iſt er worden!" 302
„Geben S' mir a Büchel von Ihnen" 393
Gebetglocke 181, 191
Geburtstags-Jubiläen . . . 375
Gedächtnis, das liebe . . . 93
Gedanken, Flüchtigkeit derſelben 86
Geeinigt! 154
Gefahr 88
Gefräßigkeit, Weibsbild, Stumpfſinn 106
Gehenkten, des, Rettung . . 24
Geiſchtige Orrdat des Tirolers 274
Geiſtreich ſein 126
Geiz iſt eine Tugend . . . 206
Geiz und zufriedene Armut . 98
Geld 195
Geldhaben und reich ſein iſt zweierlei 129
Geld ſpielt keine Rolle? . . 388
Geld von der Front ins Hinterland 341
Gemeine Natur 263
Gemein mit dem Ochſen . . 117
Gemeinſames Leid 154
Gemüſegarten im Stadtpark . 188
Geſcheitere, der 246
Geſittung armer Bauern . . 296
Geſtraft werden, wenn ſie arbeiten 203
„Gib dich jedem, wie du biſt" 391
Glaube, Kraft desſelben . . 193
Gleichtakt der Muſik mit dem Herzen 69
Glocken ferner Jugend . . . 45
Glockenſtimmerl 300
Glühende Kohlen 294
Gold vor der Front . . . 178

Seite
Großglockner, wem er gehört 188
Großmauligkeiten 266
Großſtadt, wie viel ſie Soldaten liefert 227
Großvater und Enkel . . 204
Güte 33
Gut gemalte Engel . . 68

Hamſtern 332
Händedruck der Exzellenz . . 203
Haß gegen England . . 183
Hauſierer 70
Heeresſtellungen an den Grenzen 162
Heldentot 64
Herz, das, der Welt nur zeigen 68
Hochſchulen fürs Volk . . 94
Hochzeit meines Vaters . . 131
Hoffart! 52
Hofrats im Bauernhof . 391
Holzknechtkraxe, die . . 114
Hund 291
Hundert Jahre Freiheit . 51
„Hunger wirſt haben!“ 285

Ichform 83
Ich in jeder meiner Geſtalten 123
„Ich ſuch in der Vergangenheit mein bißl Freud . . .“ 365
Induſtrie- und Handelsvölkereroberungsluſt 176
Irrtümer, unſere Zeit ſtraft ſie 394
Italien hat den Krieg erklärt 217, 218, 223

Jägerei 60
Jeder will was anderes . 264
Jedes Volk ſeinen Herrſcher ſich ſelbſt wählen 379
„Je mehr der Stahl geglutet“ 203
Journaliſt als Preistreiber . 311
Jungfrau, die heldenmütige . 104

Kaffee-Einbrennſuppe . . . 367
Kaffeehausdamen . . . 103
Kaffeehausſitzerei 102
Kaiſer Franz Joſef geſtorben 346
Karl Krobath 362

Seite
Kaufmänniſche Korreſpondenz des Poeten 313
„Kerkermeiſter“, der 186
Kettenhandel 350
Kinder aufwecken? 276
Kinder der Hintergegenden . 87
Kinderſpiele 166
Kinder, uneheliche 370
Kindes Kriegsgebet 173
Kinematograph und Phonograph 142
Kino 74, 138
Kittelſack, Mangel desſelben . 110
Klingelbeutel-Peter 91
Knabe, der talentloſe . . . 96
Knabe, der wißbegierige . . 97
Komödianten auf dem Dorfe 314
Konfiszierbares 20
Kongreß des Altarsſakraments 30
Konzilianz zwiſchen Völkern . 31
Körperliche Arbeit 77
Kradler und ſeine Tochter . . 345
Krankendiät 69
Krieg! 150
Krieg als Erzieher? . . . 174
Krieg, der, in den Privathäuſern 348
Krieg, der Ungläubige und Gläubige macht 395
Krieg, ein anderes Leben . . 240
Kriegerheimſtätten 266
Kriegsbecher 294
Kriegsflüchtige 365
Kriegsheer des Hinterlandes . 310
„Kriegsſchauplatz“ . . . 340
Kriegstrauungen 275
Kriegsverkehr 161
Kultur, falſche 372
Kulturfäulnis 116
Kunſt, nicht allzugroße Bedeutung 60

Landjugend, ein Kriegswort an ſie 215
Langweile 333
Langweile in eigener Geſellſchaft? 46
Leben, fürs Vaterland . . . 241

Seite
Leichenreden 189
Leichenverbrennung 57
Leidenſchaften 115
Leuten eine Freude bereiten 18
Lichtarm 350
Lichterſparung bei Gräbern und Chriſtbäumen 256
Licht und Gedanke 68
Liebesromane 41
Linke Flügel, der ſiegreiche 164
Ludwig, der luſtige 374
Lügen mit der buchſtäblichen Wahrheit 70
„Lug, ſo weit tragt ſie uns nit" 126

Mai 389
Mannheiten, fremdraſſige 251
Meerſperre, engliſche 224
„Mein herzliebes Schatzerl" 388
Menge, die, als Regentin 264
Menſch, der, opfert ſich den Dingen 342
Menſchenliebe negativer Natur 78
Milch oder Gras? 206
Milliarde, dreißig Jahr lang an ihr zählen 398
Mitleid 375
Moraliſieren abgelehnt! 315
Moral, verſchiedene, des Bürgers und des Bauers 383
Mord, der, von Sarajewo 149
Mutter heizt mir in den Ofen 336
Mutter und Tochter 13
Myſtiker, einem 236
Myſtiſches von der Guillotine 134

Nachrichten-Hinterziehungen 165
Name, der, im nächſten Jahrtauſend 119
Namenstaggeſchenke 112
Nationalität, durch, zur Beſtialität? 308
Naturmenſch, der, im Theater 197
Neffe, der gefangene 201
Neubearbeitung meiner Schriften 55
Neujahrsnacht 1861 9
Neujahrswünſche 13

Seite
Nichts aufzuweiſen 88
Nikolaus II. 371
Nikolo 41
Notbeicht 85
Not und Geld 274

Ob Fibel oder Bibel — 83
oigeaik Schul 134
„O ſprecht mir nur vom Frieden nicht!" 301
Oſten oder Weſten? 226

Papier, Bauſtein der Zukunft 325
Papſt Benedikt XV. 165
Päpſtlicher Friedensbrief 233
Parlament vertagt 128
Parſifal für Bayreuth 29
Parteien, deren Notwendigkeit 299
Patrioten, verſchiedene 374
per Vers 295
Pfadfinder 127
„Pfaffenfreſſer", der 99
Pfarrers Schlafzimmer 87
Pfeifen, nicht 84
„Pils" 101
Pius X. geſtorben 160
Plutokratie macht arm 342
Poeten- und Präſidenten-Idealismus 354
Polniſche Soldaten 219
Poſtbote und Großlieferant 188
Preistreiberei der Käufer 367
Preistreiber, ein, vor dem Richtertiſch 387

Racheluſt! 151
Redlichkeit — Rechtlichkeit 19
Reichtums Sorgen 357
Reinlichkeit 360, 361
Reiſekutſche des zwanzigſten Jahrhunderts? 100
Reſpekt vor der Obrigkeit 73
Roman, der gekürzte 16
Roſl Roſegger 19
Ruſſe, ein gefangener 221
Ruſſen, die, kapitulieren 239
Rußland gegen uns 152

Seite
Schäfers Morgenlied 7
Schalksweisheit 321
Schillers Werke in Leder 324
Schlafmittel 354
Schlafuhr erfinden! 212
Schlimmer oder dümmer 340
Schlimmes prophezeien 264
Schloßberglieſel hat ihren Mann müſſen ziehen laſſen 153
Schnapsler und Speckjäger 264
Schneemoaſ'n, die alte 258
Schnurrbart, der erſte 8
Schnurrbart, der verſpielte 254
Schönheit, der, größte 40
Schönheit regiert nur in guten Zeiten 264
Schulbildung, moderne, Fabrikware? 338
Schulkinder, die Geſchenke mitbringen 59
Schwabe, der im Glück und Leid allein ſein will 147
„Schwächlicher Menſchenſchlag" 262
Schwalbenſchule 327
Schwarze Meer, ins 59
Schwerlernende Knabe, der 145
Seelengröße bei Mann und Frau 294
Selbſtanzeige, mißlungene 325
Selbſtbeſtimmung der Völker 62
Selbſterweiterung durch die Ehe 57
Selbſtheit 295
Semmel, die 185
Sentimentalität 286
Servus! 38
Sieg bei Metz 163
Soldat, der nicht ſchießen kann 323
Soldateneiferſucht 175
Soldatenſpiel der Kinder 177
„Sonderausgawee!" 219
Sonderfrieden mit ſich ſelbſt 390
Sonntagsſchule und der ſchlimme Spruch 246
Sozialdemokraten-Anſchauung 191
Sozialdemokraten im Kriege 167
Sparkaſſe 242
Sparkaſſerummel 53

Seite
Spazierfahrt auf der Eiſenbahn 14
Spende fürs Rote Kreuz 190
Spießgeſellen der Engländer 380
Spruch, ein, im Fremdenbuch 122
Spruch für ein Gedenkkreuz 324
Staatliche Arbeitsſtrafanſtalten 80
Staat und Menſch 395
Stadtherren als Bauernknechte 272
Stadtkinder aufs Land! 384
Stadtleute zur Landarbeit 141
Stiller Tag 152
Studenten ins Stammbuch 74
Stunde, die zurückgegebene 323
Süden und Norden, Annäherung zwiſchen beiden 251, 252, 258

Tabak, einer der keinen hat 214
Taſchen-Barometer 304
„Tät wohl wiſſen, was geſchehen ſollt'!" 378
Tauſendtägiges Menſchenſchlachten 371
Tobakbeidl vageſſen 292
Tore, die, zwiſchen Deutſchland und Öſterreich bleiben offen 207
Trauer, verſchiedene 296
Traumhaftigkeit meiner erſten Wiener Reiſe 182
Tröſten können? 173
Tugenden, negative 68

Überprüfung meiner Schriften 61
Uhr ohne Unruh 294
Unbeſtechlicher Knecht 75
Unerſättlichen, die 206
Unnatur der Oper 371
Unterſchied der Kriegsführung von einſt und jetzt 182
Unverſtändliche Gedanken 264

Vaterland der Könige 273
Verantwortlichkeit an dieſem Kriege 319
Verbrecherkarte 128
Verbrecherſtatiſtik in Öſterreich 128
Verelendung, naturgewollte 109
Verfaſſerin der größten Dichtung der Welt 262

Seite
Vergangenheit 397
Vergangenheiten 7
Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft 248
Vergnügen 69
Verhängnis 59
Verläßlichkeit der Duſelbacher 376
Verräterzug 168
Verrückte Zeit 209
Verſehbote, ſein eigener . . 327
Viecherl-Thomas, wie er der Ziege Geburtstag feiert . 257
Viehhandel aus dummer Zeit 305
Viehhändler, der ſchlaue . . 227
Volk durch Schandtat retten? 233
Völkerrecht ausgeſchaltet . . 156
Völkerrecht ermordet . . 187
Völkerwahnſinn 169
Volksdichters Standpunkt . . 334
Volkskriege 86
Volksſage, Volkslied . . . 335
Volksſänger Plauſetzki . . . 268
Volksſchullehrer aus Siebenbürgen 81
Volkswirtſchaft ändern . . . 270
Volkswirtſchaft, verkehrte . . 140
Vorleſepauſen 212
Vorwort 5
Vullioð, mein franzöſiſcher Biograph 88

Seite
Waffe oder friedliche Arbeit . 117
Wahrheit glaubt man nicht . 268
Wandertruppen 66
Wanduhr des Toten . . . 298
Waſſerrad 79
Was wir glauben 82
„Wehe uns, daß wir Enkel ſind!“ 387
Weib, das treuloſe 359
Weltanſchauung 136
Weltgeſchichte, brennheiße! . 45
Wiedererwachen der deutſchen Seele 172
Wie Enten zum Teich . . 44
Wilhelm II. und Bismarck . 71
Wilſons Sternſchnuppe . . 356
„Wort, ein, an unſere Volksbildner“ 120
Wunden ſchlagen, Wunden heilen 285

Zapaſtl, der verzagte . . . 320
Zehntauſend abgeknöpft — Neunzigtauſend „verdient“ . 369
Zenſur in Öſterreich . . . 211
Zeremonie in der Kapuzinergruft 346
Zimmerkollege, der verdächtige 107
Zu viel an Naturſchilderung . 358
Zwei Fronten 184

Zuletzt erſchien von demſelben Verfaſſer im gleichen Verlage:

Das lichte Land

und allerhand

Eine ſpäte Nachleſe aus Friedenszeiten

15. Tauſend

Geheftet M. 4.50 Gebunden M. 5.50

Stets friſch und urwüchſig, dabei tief, gemütsvoll und echt ſind unſeres Altmeiſters Arbeiten, und auch ſein „lichtes Land“ ſtellt ſich ebenbürtig ſeinen früheren Werken zur Seite. Dieſes Büchlein iſt heute ein echter Erholungs- und Erbauungswinkel in harter Zeit. Während welterſchütternde Tragödien unſer tägliches Erleben bilden und unſere Seelen aus dem Gleichgewichte zu ſtoßen verſuchen, derweil ſtrömt uns ſtille Kraft aus den teils harmlos humorvollen Geſchichten oder ein ernſtes Mahnen aus Bildern, die Größe, Schönheit und Güte zeigen, für die ein heißes Ringen ſchon der Mühe wert iſt. Peter Roſegger bleibt der ewig Junge, weil er der ewig Schaffende bleibt. Ganz wunderbar fein ſind ſeine letzten Worte im Buche: „Die Schatten laſſen uns das Licht ſuchen und lieben“ und ſeine Mahnung, alles mit Heiterkeit anzuſchauen und mit Gelaſſenheit zu ertragen, um das lichte Land zu erreichen. Das iſt jedenfalls der richtige Weg dahin!“

(Ella Triebnigg im „Deutſchen Volksblatt“, Wien.)

Schnurrige und melancholiſche Einfälle, die in die mundgerechte Form kleiner, mitunter zugeſpitzter Erzählungen gebracht ſind, eine jede unterhaltſam, aber eine jede auch lehrreich und lehrhaft. Die Friſche und der Humor aus längſt vergangenen Tagen haften ihm noch immer an.

(Leo Heller im „Berliner Tageblatt“.)

Wir finden in dem Bereiche der Erzählungen Ernſtes und Heiteres, den goldenen Humor Roſeggers und auch ſeine milde Tragik. Ich erinnere mich einer Äußerung des Dichters, „daß er ſeine Erzählungen immer ſo enden laſſe, wie es dem Leſer am liebſten iſt.“ Das iſt allerdings nur bedingt zu faſſen, denn jeder echte Dichter muß in den Erzählungen die logiſchen und unvermeidlichen Folgen ſeiner Vorausſetzungen ziehen, wenn er wahr und überzeugend bleiben will. Aber eine Eigenart Roſeggers iſt es jedenfalls, daß er ſelbſt den Bildern des Elends und der Traurigkeit irgend eine verſöhnende oder mildernde Seite abzugewinnen weiß, die das Mitleid oder die Erſchütterung nicht zu mächtig werden läßt. („Tagespoſt“, Graz.)

Ferner erſchienen von demſelben Verfaſſer im gleichen Verlage:

I. N. R. I.

Frohe Botſchaft eines armen Sünders

Volksausgabe / 30. Tauſend

In Taſchenformat biegſam gebunden M. 1.30

Das Buch iſt eine Tat, die ſchönſte, größte und kühnſte, die Roſegger bisher vollbracht hat. („Oſtſee-Zeitung".)

Roſeggers „Leben Jeſu" iſt ein Erbauungsbuch für freie Denker, es iſt aber auch ein echtes und rechtes Volksbuch, das Ungezählten eine Leuchte werden wird in des Daſeins Dunkel. („Münchner Neueſte Nachrichten.")

Mein Lied

Gedichte.

10. Tauſend / In Pappband M. 1.30

Da rauſcht ein Klang von unerhörter Lieblichkeit und Weiſe. („Hamburger Korreſpondent.")

Welch ein Sänger ſtellt ſich vor in dieſem „Mein Lied" überſchriebenen Büchlein! Das iſt das Lied des Peter Roſegger, ganz ſo, wie er ſelbſt iſt. Innig und munter, gefühlsſtark und ſchelmiſch, und immer echt, echt, echt!"

(„Neues Wiener Abendblatt.")

Allen Freunden des Dichters ſei warm empfohlen:

Peter Roſegger

Sein Leben und ſeine Werke.

Von A. Bulliod.

Deutſche Ausgabe von Dr. Moritz Necker.

Mit einem Bildnis des Dichters.

Preis geheftet M. 6.—, gebunden M. 7.—

Der Reiz des Buches, das Moritz Necker in äußerſt feiner, literariſcher Form verdeutſcht hat, liegt gerade in der den Gegenſtand erſt erobernden Erlebniskraft, mit der der Franzoſe ſich ihn ringend und wachſend zu eigen macht und die auch uns deutſchen Leſern mit ihrer Friſche und Unmittelbarkeit ein neues Beſitztum ſchenkt.

(„Weſtermanns Monatshefte", Braunſchweig.)

Das Lebenswerk des Altmeiſters umfaßt:

Peter Roſegger: Geſammelte Werke

Vom Verfaſſer neu bearbeitete und neu eingeteilte Ausgabe in 4 Abteilungen zu je 10 Bänden. Preis jeder Abteilung in Bibliothekspappband M. 30.–, in Halbpergamentband M. 45.–

Inhalt dieſer Ausgabe:

1. Abteilung: 1. Waldſchulmeiſter, 2. Novellen I, 3. Älpler, 4. Heidepeter, 5. Alpenſommer, 6. Sonnenſchein, 7. Nixnutzig Volk, 8. Gottſucher, 9. Am Tage des Gerichts, Mein Lied, 10. Abelsberger Chronik.

2. Abteilung: 11. Waldheimat I, 12. Jakob der Letzte, 13. Waldheimat II, 14. Volksleben in Steiermark, 15. Martin der Mann, 16. Waldheimat III, 17. Der Schelm aus den Alpen, 18. Dorfſünder, 19. Peter Mayr, 20. Waldheimat IV.

3. Abteilung: 21. Das ewige Licht, 22. Der Höllbart, 23. Sonderlinge, 24. Buch der Novellen II, 25. Erdſegen, 26. Geſchichten aus Steiermark, 27. Fremde Straßen, 28. Das Sündenglöckel, 29. Weltgift, 30. Höhenfeuer.

4. Abteilung: 31. Förſterbuben, 32. Buch der Novellen III, 33. Heimgärtners Tagebuch, 34. Mein Himmelreich, 35. Die beiden Hänſe, 36. Gute Kameraden, 37. Das Buch von den Kleinen, 38. I. N. R. I., 39. Mein Weltleben I, 40. Mein Weltleben II.

Dr. Carl Buſſe urteilt in Velhagen & Klaſings Monatsheften über Roſeggers Schaffen:

„Wenn man dieſe ſchlichten, würdigen Bände durchblättert, ſo fühlt man reiner und ſtärker als vor dem einzelnen Werke, welch ein prachtvoller Volksſchriftſteller Roſegger zeitlebens geweſen iſt. ... Immer hat er das Herz des Volkes geſtärkt, gelabt und tapfer gehalten. Nichts hat er geſchrieben, was dieſes Volk hätte verwirren, unſicher machen oder gar entmutigen können.“

Jede Abteilung iſt einzeln käuflich. Einzelbände werden nicht abgegeben!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

6H. [illegible] 5

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Peter Roſegger

Mein Weltleben

Neue Folge

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

[illegible] Druck von F. A. Brockhaus Leipzig

Peter Roſegger

Verlag von L. Staackmann Leipzig

Mein Weltleben

Neue Folge

Erinnerungen eines Siebzigjährigen

von

Peter Roſegger

Erſtes bis zehntes Tauſend

Leipzig ❧ Verlag von L. Staackmann ❧ 1914

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1913 by L. Staackmann, Leipzig.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Zum Ein- und Ausgang.

Der Hauptgegenſtand meiner ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit war mein eigenes Leben. So wird's ja wohl bei den meiſten meiner Berufsgenoſſen ſein; was nicht in ihnen iſt, das können ſie nicht geben.

Bei mir trifft's aber noch in einem andern Sinne und beſonderem Grade zu. Ich habe mein Leben dichteriſch gegeben in den Waldheimatgeſchichten, deren Legion ſind, und ich habe es in tatſächlicher buchſtäblicher Wahrheit beſchrieben, ſoweit mir die Erinnerung treu war, in meinem Buche „Weltleben", beziehungsweiſe auch in meinen „Perſönlichen Erinnerungen an Robert Hamerling", in den „Guten Kameraden" und in den Kindergeſchichten.

Man hat das gehört und geleſen und man hat, da jene Bücher ſehr lückenhaft ſind, nach Vervollſtändigungen verlangt. Alle jene Menſchen, die meine Freunde geworden ſind, haben mir's gerne verziehen, daß ich immer ſo viel von mir ſelbſt rede, und wollen mein Leben, das innere und das äußere, möglichſt lückenlos haben. Ich bilde mir nichts darauf ein, ich weiß recht gut, daß es nicht eigentlich mein perſönlicher Wert iſt, der dieſen Wunſch meiner Leſer rege hält, als vielmehr mein ungewöhnliches Lebensgeſchick.

Nach Vollendung meines fünfzigſten Lebensjahres habe ich einen Strich gezogen, wie nach etwas, das abgeſchloſſen iſt, und habe mein Buch „Weltleben“ herausgegeben. Mir ſchien damals, ich wär fertig. Aber ich war nicht fertig, ich habe weiter gelebt, noch zehn, noch fünfzehn Jahre, noch länger. Ja ich lebe heute noch, im ſiebzigſten! Es hat ſich während dieſer Zeit mancherlei in mir ereignet, es iſt mein Leben ſeit dem fünfzigſten Jahre inhaltsreicher geworden; es war mir gegeben, etwas mehr aus mir herauszutreten und manches meiner Ideale, das ich früher nur dichteriſch gelebt, auch tatſächlich zu leben, perſönlich zu betätigen.

Da ich meine Lebensbeſchreibung vor ungefähr fünfzig Jahren angefangen habe, da ich ſie ſeither faſt ununterbrochen fortſetzte, ja, da ich eigentlich die ſchriftſtelleriſche Haupttätigkeit einzig dahin verdichtete, mein Leben, das innere mehr als das äußere, zu beſchreiben, ſo muß ich das auch weiter fortſetzen und zu Ende bringen. Es ſei noch einmal geſagt, daß ich es nicht tue, etwa weil ich mich und mein Wirken für ſo wichtig halte, ſondern daß ich es tue, weil es durch die Umſtände mein Lebenszweck geworden iſt, mich ſelber ganz und gar aufzuzeigen: Sehet, ein Menſch! Ein Menſch, wie im Grunde jeder von uns iſt, nicht beſſer und nicht ſchlechter; nur daß nicht jeder Gelegenheit und Neigung hat, ſich darzulegen. Ich habe ſie, dieſe Neigung, ob ſie ein Vorzug iſt oder eine Schwäche, das weiß ich nicht. Mir iſt immer geweſen, als ſei ich ein Teilchen der großen Menſcheneinheit, ein ausgeliehenes Teilchen, das ich wieder zurückgeben muß. So gebe ich mich zurück.

Die Blätter, die hier liegen, ſind wieder keine einheitliche Lebensbeſchreibung, wie ſie etwa einer verfaßt, der ſich eigens dazu hinſetzt: Jetzt will ich meine Selbſtbiographie machen. Dieſe Blätter ſind zu verſchiedenen Zeiten entſtanden, aus Anlaß der Geſchehniſſe, Erlebniſſe und Beſtrebungen, die mich erfüllten und die mich zur Stunde zwangen, ſie niederzuſchreiben. Sie hängen deshalb auch nicht zuſammen, wie eine richtige Biographie, haben hingegen vielleicht den Vorteil größerer Vertiefung in einzelne Gegenſtände, ſeien es nun Dinge oder Perſonen, die mir begegneten und mich ſtreckenweiſe begleiteten. Einzelne dieſer in ſich abgerundeten Teile greifen zurück in meine fernſten Jahre, um Lücken auszufüllen, die frühere Erinnerungen offen gelaſſen haben. Indeſſen ſind die Aufſätze hier möglichſt nach der Zeitfolge geordnet. Und wenn manchmal Dinge berührt und teilweiſe wiedergegeben werden, die ſchon in anderen meiner Bücher vorkommen, ſo iſt das, weil es ſich anders nicht machen ließ, ohne die Geſchloſſenheit und das Verſtehen für dieſes Buch zu beeinträchtigen. Doch glaube ich, daß die Leſer in dieſem letzten meiner Bücher viel Neues finden werden.

Manche äußeren Tatſachen meines Lebens, die alle Welt ſehen kann und die im Bedarfsfalle auch andere beſchreiben können, habe ich in meinen biographiſchen Schriften übergangen; ebenſo auch ſolche Partien, die in meinen ſonſtigen Lebensbeſchreibungen ſtets in den Vordergrund gerückt werden. Ich will vor allem ſolche Sachen erzählen, die ſonſt niemand angemerkt hat und niemand weiß.

Gedichtet iſt in dieſem Buche nichts, außer etwa, was der innere Blick unwillkürlich ſchafft. Es war mein Beſtreben, die Erinnerung in ſtrenger Zucht zu halten, da mir ja tagebuchartige Aufzeichnungen und teilweiſe die Gegenwart der Dinge ſelbſt bei meiner Abſicht, buchſtäblich wahr zu ſein, zu Hilfe kamen. —

Und nun, mein ſenſibles Poetenherz, nun gib dich zufrieden. Das graue Haar findet dich reicher an Ehren, denn an Verdienſt. Halte noch dein letztes Plaudern, dann ſag: Schön Dank! und — ſchau auf die Uhr.

Meine Eltern.

Zuerſt von der Mutter.

Vor vierzig Jahren, als ich ihren Todestag habe erleben müſſen, ſang ich ihr ein heißes, ein faſt wildes Schmerzenslied. Seither iſt jeder Erinnerungstag ſanfter geworden und friedlicher und fröhlicher, und heute iſt ſie mir keine Geſtorbene mehr; ſie lebt wieder in jener Geſtalt, wie ſie mich als Knaben über die beblümten Felder hat geführt und liebliche Lieder geſungen, wie ſie mich durch dämmernden Fichtenwald hat geleitet und viel heilige Mär hat erzählt von den Himmliſchen, und auch von den Irdiſchen, die vor uns geweſen ſind im Waldlande.

Der Wald war meiner Mutter angeſtammte Heimat. Aus ſeinem Dunkel kam ſie heraus mit ihren wunderſamen Geheimniſſen, mit denen ſie mich hat erfüllt. Sie war die Tochter eines Kohlenbrenners, der in den Wildniſſen des Kreßbaches und des Teufelsſteingebirges die gefällten Hochwaldſtämme zu koſtbaren Kohlen glutete, wie ſie die Hammerſchmieden des Mürztales in jenen Zeiten benötigt haben. Und außer Kohlenbrenner iſt ihr Vater — wie mir oft erzählt worden — auch Schulmeiſter geweſen, in deſſen Hütte die Kinder der Holzknechte, Jäger und Kleingütler zuſammenkamen, um das Leſen gedruckter Bücher und das Zeichnen der Rechnungsziffern zu lernen. Das Schreiben hat dieſer Schulmeiſter die Kinder nicht gelehrt, weil er es ſelber nicht gekonnt hat. Und die beiden

„ſchwarzen Künſte“, die der Mann trieb, ſetzten ihn nicht in die Macht, ſeine Familie zu ernähren. Sein Weib ſtand auf einem nachbarlichen Kleingütel als Dienſtmagd; auch das Töchterlein hatte ſie bei ſich, die kleine Maria mit dem dunklen Haar und den braunen Augen. Die Kleine wurde freilich nicht erzogen, wie man Kinder erzieht, nur die Bauernarbeit wurde ihr beigebracht, daß ſie ſich recht bald ihr Brot verdiene. Und als ſie Heuen und Kornſchneiden konnte, da konnte ſie auch aus der Hauspoſtille leſen, wie es ihr ganz mühelos und nebenbei der Vater beigebracht. Dann kam die Maria auch auf den Allitſchhof, der in Krieglach Alpel noch heute als eines reichen Herrn Jagdhaus ſteht; dort diente ſie etliche Jahre für Koſt, Pflege und das allernotwendigſte Gewand. Geldlohn gab es damals kaum in der Gegend, man brauchte auch kein Geld, weil jeder eine große Erbſchaft bei ſich trug — die Bedürfnisloſigkeit. Von der freilich manchmal Übermenſchliches verlangt worden ſein mag.

Zu jener Zeit lebte in demſelben Alpel ein junger Menſch, der nach des Vaters frühem Tode mit ſeiner Mutter einen großen Bauernhof zu bewirtſchaften hatte. Schon ſeit Jahrhunderten ſaßen ſeine Vorfahren auf demſelben Hof, insgemein genannt „beim Kluppenegger“. Sie waren arbeitſam und ſtrenge und hochgeachtet und haben zeitweiſe das Richteramt geführt in der entlegenen Waldgemeinde. Sie ſollen in der großen Hausſtube unter einer Diele des Fußbodens eine Bibel verborgen gehalten haben, von der Reformationszeit her. — Dieſer junge Menſch nun war eines Tages vor ſeine Mutter hingetreten mit folgender Darlegung: „Mutter! Von der Kuhhaut iſt Leder übriggeblieben. Jetzt kommt der Winter und das jüngere Dienſtdirndel im Allitſchhof geht barfuß. Soll ich ihm nit ein Paar Schuhe machen laſſen?“

Die Mutter aber war ein ſtrammes Weib, die antwortete: „Uh mein! Wieviel Jungleut gehen nit barfuß! Was kümmerſt dich du juſt um die Allitſchhofer Dirn?“

„Sie müßt's ja nit wiſſen, von wem die Schuh' kommen,“ ſagte er.

Da ſchaute ſie ihm prüfend ins Geſicht, das er abwendete. Er hatte ſich verraten.

„Wenn Leder da iſt — meinetwegen!“ Das war endlich der Mutter Beſcheid. Eine Woche ſpäter hat die junge Maria im Allitſchhof von unbekannter Hand ein Päcklein erhalten, und war ein Paar derbgenähter Winterſchuhe drin.

Dieſe Schuhe haben die Trägerin in den Kluppeneggerhof geführt. Die Maria iſt Braut des Lorenz Roßegger*). Der Burſche war ſchon früher mit einer Bauerntochter verlobt geweſen, die gar ſo gerne getanzt hat. Als es ſich aber bei einem Holzknechtball im Alpſteigwirtshaus herausſtellte, daß der Lorenz nicht ungariſch und nicht wälliſch tanzen konnte, nur zur Not ein wenig ſteiriſch, da hat ſie ihm die Verlobung gekündigt. Der Maria hingegen war nichts ums „herumbären“ auf dem Tanzboden, ſie tat lieber ſingen und wußte eine Menge manierlicher und luſtiger „G'ſanger“, die ſie — ſo ſchüchtern ſie ſonſt war — mit heller Stimme hinjauchzte. — Alſo, dieſe zwei Leutchen haben im Jahre 1812 zuſammengeheiratet — ein Jahr vor meiner Geburt. Ein Jahr nach derſelben fand ich mich, und zwar als Knäblein auf einem Schemel ſtehend, um die Mutterbruſt erreichen zu können.

---

*) Die Roßecker tauchen in jener Gegend der öſtlichen Steiermark ſchon um das Jahr 1290 auf.

Und als ich ſatt war, wird ſie mich in die Arme genommen und ein Liedel geſummt, und wird das eingeſchlummerte Kind in die Wiege gelegt haben. O ferner Tag mit deinem dämmernden Waldhauſe, mit deiner ſanft ſchaukelnden Wiege und mit dem weißen Mutterantlitz darüber! O heiliger, glückſeliger Anfang des Menſchenlebens!

Und dann kamen die Jahre, da der Knabe, der Junge, der Burſche alles ſieht, ſchaut, erlebt, nur die eigene Mutter nicht. Die iſt da, iſt ſo ſelbſtverſtändlich wie Tag und Nacht; man kümmert ſich nicht weiter um die Mutter, man zärtelt ſie, man trutzt ihr in der gleichen Minute, man ſchreit ſie an um den Milchbrei, man ſtürmt ins Freie zu wilden Spielgenoſſen, man iſt ſtörriſch und unfolgſam, man vergißt ihrer bei ausgelaſſenen Kameraden, man flüchtet in ihren Schutz, alles ohne zu bitten, ohne zu danken, man hängt mit ihr zuſammen in grenzenloſer Liebe — und weiß es nicht. Und dieſe grenzenloſe Liebe, wie eng iſt ſie begrenzt! Es kommt der Tag, da zeigt es ſich, daß nur in dieſes einzigen Weſens Lichtkreis die Liebe geweſen, die Mutterliebe, die göttlich ſelbſtloſe, wie ſie nirgends ſonſt auf Erden zu finden iſt und wie ſie von allen Völkern der Erde geprieſen wird.

Ich weiß aus frühen Jahren kaum etwas anderes zu melden, als daß die Mutter im beblümten Tonſchüſſelchen mir wohl zehnmal des Tages die gekochte Kuhmilch in die Hände gibt. Die Blümlein an der Innenſeite des Schüſſelchens innern mich weit mehr, als die Mutter, die wohl ſchmunzelnd zuſchaute, wie mir der Trunk geſchmeckt. Oft trinke ich die Milch gar nicht mehr aus Hunger oder aus Durſt, ſondern nur, damit im Geſchirr die ſchönen Blümlein ſichtbar werden. Dann kamen die Zeiten der

Waldgänge, der Kirchgänge. Ich möchte es wohl beſchreiben, wie an jenen hohen Feſttagen die Mutter gekleidet war. Ihr Brautgewand noch, es ſoll dem Vater ein paar junge Ochſen gekoſtet haben und war ſie reichlich wert. Ein ziemlich faltiger Wollenrock, in deſſen dunklem Grund hellrote Röslein gewoben waren. Eine ſchwarzſeidene Schürze, die immer ein wenig kniſterte, wenn ich mit krampfigen Fäuſtlein d'ran feſthielt. Dann eine ſchwarze Seidenjoppe mit hochgebauſchten Oberärmeln. Darüber um Nacken und Achſeln gelegt ein großes kirſchrotes Seidentuch mit weißen Franſen, das rückwärts in einem breiten Dreieck hinabhing und vorne über den Buſen ſo gelegt war, daß es ein großes, hellglühendes Herz bildete. Ach, das kann man nicht beſchreiben, das wäre was für den Maler. Und über dem glattgekämmten Haar, das an den Schläfen in zwei Strähnchen hervorlugte, die Goldhaube. Dieſe „Goldhaube" beſtand aus Drahtgeflecht, mit ſchwarzer Seide überzogener Pappe, und hatte die Form eines alten römiſchen Kriegshelms, nur daß rückwärts eine breite Seidenmaſche war und daß Helmſattel und Ohrklappen mit vielen hundert runden blitzenden Goldblättchen beſetzt geweſen ſind. Das war eine gar vornehme Bauernweiberfeſttracht damals. In ihr iſt meine Mutter mir noch gegenwärtig aus jenen Tagen, ehe die ſchlimmen Zeiten kamen. Zwiſchen dem ſeidenen Buſen und der unerhört ſchönen Goldhaube hat ihr weißes, gutes Rundgeſicht auf mich herabgeſchaut, wenn wir die Waldſtraßen gingen nach dem fernen Gotteshauſe der heiligen Katharina oder nach dem noch ferneren des heiligen Jakobus oder gar nach dem eine lange Tagereiſe fernen Wallfahrtstempel Unſerer lieben Frau in Maria-Zell. Unterwegs wunderbare Märchen, merkwürdige Sagen, deutſame Sprüche und heilige Lieder. Die Mutter hatte manchmal ein Bündel von Nahrungsmitteln auf den Rücken gebunden, und wenn ich ſagte, ich ſei müde, oder mich wetze der Schuh, ſo nahm ſie mich auf das Bündel und trug uns beide, und ob auch ſie müde ſei oder ihren Fuß der Schuh wetze, danach hat niemand gefragt. Kehrten wir in ein Wirtshaus ein, ſo ſchnitt ſie erſt mir die Semmel in die Suppe, und wenn ich verſorgt war, aß auch ſie in ihrer langſamen beſcheidenen Weiſe. Auch darum, ob ſie Hunger habe und wohl ſatt werde, hat ſie niemand gefragt.

Selten und ſeltener ſang die Mutter ihre frohen Lieder, um ſo lieber die ernſten. Denn es war das Leben ernſt geworden. Nach mir waren noch ſechs Kinder gekommen, wovon zwei in der Wiege ſtarben. Es waren Krankheiten gekommen und wirtſchaftliche Mißgeſchicke. Trotzdem ſuchten die Nachbarsleute in ihren Anliegen Rat und Troſt und auch Hilfe bei meiner Mutter. Sie gab, ſolange ſie hatte. „Wo werden wir denn hinkommen bei deiner Freigebigkeit?“ rief einmal der ſparſame Vater aus. „In den Himmel!“ antwortete ſie. Das war dem Vater recht, der ſich allmählich mehr von den Werten der Welt abkehrte und religiöſen Träumen hingab. Auch in der Not ließ die Mutter ihr Singen nicht. Während ſie auf dem Acker Erdäpfel ausgrub, oder im Stalle die Kühe molk, oder am Herd die Suppe kochte, ſang ſie in ihrer ſchönen, leicht gedämpften Stimme Lieder vom Leiden Jeſu oder von Unſerer lieben Frau. Und an Winterabenden beim Garnſpinnen ſang ſie gemeinſam mit einer Magd und wir Kinder ſaßen bei dem Vater am

Tiſch oder auf der Ofenbank und das Geſinde an den Wandbänken herum und wir hörten zu und freuten uns alleſamt auf Jeſu und Maria, die wir im Himmel ſehen würden.

„Wenn mer nur ſchon drüben wären!“ ſagte da einmal der alte Knecht Markus, „über dem tiefen Graben. Die ſchmal' Brucken tu' ich fürchten.“

„Tſchapperl!“ entgegnete die Mutter, „haſt ja Glander (Handhaben) auf beid' Seiten.“

Sie meinten das Sterben und die „Glander“, das waren Jeſu und Maria.

Ein paar Elternworte aus jenen harten Zeiten habe ich mir gemerkt. So ſagte mein Vater in ſeiner langſamen, ſanften Weiſe: „Wenn dir wer was antut, Peterl, nix nachtragen, von Herzen verzeihen!“ — Oder: „Alleweil bei der Wahrheit bleiben, nachher kann dir nix geſchehen. — Oder: „Nit verzagt ſein, Leut', 's dauert ja nit lang auf der Welt.“ — Oder: „In Kreuz und Leiden ſich ſchön in den Willen Gottes ergeben.“ — Oder: „Man ſoll halt auch mit ſchlechten Leuten gut ſein.“

Und meine Mutter ſagte einmal anläßlich eines Nachbarpfarrers, der fromm predigte und unfromm lebte: „Den Geiſtlern ſoll man zuhören, aber nit zuſchauen.“ — Ein anderesmal tat ſie den Ausſpruch: „Eſſen und reden nit z'viel; trinken und ſtrafen nit z'gach; ſchlafen und beten nit z'lang.“

Frömmleriſch war ſie nicht. Doch deucht mir, es iſt ihr manchmal bange geworden, wenn ſchon damals im Waldlande davon geſprochen wurde, es würde einmal eine Zeit kommen, da die Leute nicht mehr an Gott glauben. „O mein Gott!“ ſagte ſie einmal, „wenn ſie ihren Glauben verloren haben, was wird das für eine Trauer ſein auf der Welt!“ — Gute Mutter! Wenn du ſehen könnteſt, mit welch ausgelaſſenen Freudenſprüngen ſie heute ihre Gottloſigkeit feiern! — Ihr Chriſtentum beſtand vor allem darin: Fleißig arbeiten, den Leuten gut ſein und auf unſeren Herrgott vertrauen.

So ganz weltabgekehrt, wie endlich mein Vater, iſt ſie nie geworden. Sie war es, die das Haus noch ſoweit aufrecht hielt, daß wir nicht gerade darben mußten. Und immer wußte ſie ſich auch anderen Leuten nützlich zu machen. Wenn in der Gegend wer krank war, brachte ſie ihm Hausmittel oder zukömmliche Biſſen. Wenn wer ſtarb und die Leute an der Bahre Tag und Nacht Wache hielten unter Beten und Singen, da iſt immer meine Mutter gebeten worden um ein Totenlied oder um einen Geſang von Unſerer lieben Frau, oder daß ſie was vorleſen möchte aus dem Erbauungsbuch. Die meiſten anderen hatten ihr bißchen Leſen ja längſt vergeſſen oder konnten es wenigſtens nicht ſo gut wie meine Mutter. Sie las nicht trocken und eintönig, wie man „lieſt“, ſondern lebendig und eindringlich, wie man ſpricht. Mein Vater, der keinen Buchſtaben kannte, hat bei ſolchem Leſen die Mutter in Andacht und Freude betrachtet, voller Glück darüber, daß er auf ſeinem harten Weg zum Himmel gerade dieſen Kameraden hat finden mögen.

Freilich, auch ich konnte leſen, ſogar ſchreiben. Aber das war meinen Eltern nicht das Richtige, denn ich las zu viel, und ſo in mein zwölftes Jahr gekommen, wollte ich gar nichts mehr tun als leſen und ſchreiben. Ein mißlungener Bauer. Nun begann meine Mutter hauſieren zu gehen zu den Pfarrhöfen weitum mit ihrem Buben, der Geiſtlich werden wolle. Was da zu machen ſei, ihn ohne Geld in die Studie zu bringen? Sie fand kein rechtes Entgegenkommen und hat den Buben allemal wieder mit heimgebracht. Endlich — 's iſt das ja ſchon zu oft erzählt worden — als der Bub ſiebzehn Jahre alt war, hat ihn ihr ein Schneidermeiſter abgenommen. Das Schneidern wäre zwar auch nichts zum Leſen und Schreiben, aber immerhin ſchon eine weſentlich geiſtigere Arbeit als das Pflügen und das Dreſchen. Das war meiner Mutter recht, da kam ich ja allſamtägig wieder nach Hauſe und ſie konnte mich in allem, wo es nottat, bemuttern. Aber als ich fünf Jahre ſpäter plötzlich in die Fremde ging, nicht als Handwerksburſche, ſondern in die ferne große Stadt, um ein Student zu werden, und doch nicht auf Geiſtlich zu ſtudieren — da iſt ihr bange geworden. Sie war nicht mehr ſo geſund wie in junger Zeit, iſt oft im Fiebern und Hitzen dahingelegen, dann doch immer wieder auf die Füße gekommen, mußte aber einen Stock haben zum Gehen; und die durch Arbeit und Gicht verkrüppelten Hände zitterten ein wenig, wenn ſie ſich auf den Stock ſtützten. Ihr Haar war noch glänzend ſchwarz und ihr Geſicht weiß und jugendlich. Sie ſoll heimlich tagelang geweint haben, als ſie ihren Älteſten ſo in die dunkle Ungewißheit hinein verlor, aber zur Stunde, als ich reiſebepackt vor ſie hintrat: „Nun, Mutter, behüt' euch Gott!" da hat ſie mir ein Papierbildchen der heiligen Jungfrau in den Sack geſteckt, hat mit dem Daumen über mein Geſicht ein Kreuz gemacht, und geweint hat ſie keinen Tropfen. „'s Herz ſchwer machen," ſoll ſie zu meiner Schweſter geſagt haben, „das hat's ſchon gar nit not; er geht eh hart fort."

Bald kamen für die Mutter aber tiefere Leiden. Etliche Leute waren, beſonders ein Kaplan in Krieglach, die redeten herum: Der Kluppenegger Peterl zu Graz täte auf den Antichriſt ſtudieren und vom heiligen Glauben abfallen. Meine Mutter hat nichts drauf geſagt als: „Derlogen iſt's. So iſt er nit!“

Weil jedoch das Gerede immer ärger wurde, ſo hat ſie eines Tages von ihrer Dienſtmagd die Sonntagsjoppe entlehnt, denn ſie ſelber beſaß keine ungeflickte mehr, hat ein Handkörbchen genommen, ein Stück Rauchfleiſch und einen Schnitten Weißbrot und den Stecken und hat ſich auf den Weg gemacht nach Graz. Dort hat ſie im lichten Zimmerchen einen munteren Bettelſtudenten gefunden, in ſchwarzem Tuchgewand, das Haar hübſch mit Waſſer geglättet und nach rückwärts gekämmt, und um ihn Bücher, lauter Bücher. Die Wäſche in der Lade war in guter Ordnung, das Bett mit weißem Linnen überzogen und über dem Bette hing das Bildchen Unſerer lieben Frau, das ſie ihm hatte mitgegeben. Nun ſieht ſie es, er iſt bei guten Leuten und hat noch den Glauben. Aber als ich ſie in der Stadt herumführte und zu meinen Bekannten und Gönnern, da iſt ſie auf der Straße ohnmächtig geworden und neben meiner zu Boden geſunken. Noch heute wundert es mich, wie gefaßt ich es ertragen konnte, als ſie mehrere Tage lang im ſtockfremden Spitale lag zwiſchen vielen Betten und Kranken, weil es mir nicht geſtattet war, ſie in meinem Zimmer zu behalten. Indeſſen hat ſie ſich bald erholt und iſt damals — ſo wie noch ein zweitesmal, als ſie mich in Graz beſucht — glücklich und glückſelig nach Hauſe gekommen. Sie hatte geſehen, unter ſchlechte Leute war ihr Bub nicht geraten und von einem Antichriſt war an ihm auch juſt nichts zu verſpüren.

Der nächſten Jahre Sommerferien habe ich daheim zugebracht im Vaterhauſe. Wenn ich bei meinen Büchern und Schriften ſaß, waltete ſie emſig und froh um mich herum und ließ es nicht merken, wie krank ſie war. Leid tut mir heute noch jeder Waldgang, jede Bergwanderung, die ich in jenen Ferien machte. Ich verſäumte damit ja die letzte Lebenszeit der Mutter. Einmal habe ich ſie mitgenommen, zu Wagen, auf einen ſolchen Ausflug, aber er hat ihr nicht wohlbekommen. Es ging nämlich in Alpel der Ruf um von einem Bauerndoktor in Fiſchbach, der nahezu Wunderkuren vollbringe. So führte uns eines ſchönen Sommertages der Vetter Steffel mit ſeinen Pferden dahin durch die weiten hohen Wälder. Die Fahrt war lang und der Weg bergig und holperig und der Wunderdoktor — als wir endlich ſein Haus erreichten — beſoffen. Er unterſuchte die Mutter wichtigtueriſch und ſagte dann mit gröhlender Stimme: „Ja, mei liabe Kluppeneggerin, du muaßt ſterb'n!“

Unſer Kutſcher hörte das und ſchrie dem Mann ſchauderhaft grob ins Geſicht: „Muaßt nit du ah ſterb'n? Na, du wirſt a ſo hin, alt's Kamel, gottverfluachts!“

Meine Mutter hat, ſolche Red' mißbilligend, krampfhaft aufgelacht, iſt aber betrübter nach Hauſe gekommen als ſie ausgefahren war.

Sie lebte noch ein paar Jahre ſo weiter, manche Woche darnieder im Bett, dann doch wieder mühſam im Hauſe herumſchaffend, gemeinſam mit ihrem gottergebenen Mann und mit den heranwachſenden Kindern, die nicht in die Fremde gegangen waren. Der Bauernhof war den

Gläubigern verfallen. Die Meinen lebten im Altenleuthäuſel kümmerlich dahin, aus ſteilem, ſteinigem Boden mit raſtloſer Mühe die nötige Nahrung grabend. Mein Vater hat noch viele Jahre gegraben, gelitten und gehofft — immer näher zu ſeinem Gott hin. Die Mutter erlebte es nur noch, daß eines Tages ein neues, gedrucktes Liederbüchlein ins Haus kam, das in ganz ſteiriſcher und gar deutlicher Weiſe verfaßt war und das ihr Sohn in der fernen Stadt zuſammengedichtet hatte. Und es kamen weltfremde Leute ins dunkle Waldhaus und lobten ihren Sohn hoch über die Baumwipfel hinauf. Der Sohn aber ſtrebte in der fernen Stadt ſeinem Lernen, ſeinen Arbeiten, ſeinem jungen Ruhme nach, bis er eines Tages im Winter 1872 die Nachricht erhielt, daß ſeine Mutter geſtorben ſei.

Meine Geſchwiſter.

Von fünf lebenden Geſchwiſtern war ich das älteſte. Mein Bruder Jakob, zwei Jahre jünger als ich, war in der Kindheit mein eifriger Spielgenoſſe, dann gingen unſere Neigungen auseinander. Ich überließ ihm das Recht der Erſtgeburt, das Anrecht auf den Hof. Der jedoch war von Mißgeſchicken verfolgt nicht mehr zu retten. Der Jakob hatte keine Luſt, mit zugrunde zu gehen. Auch er ging davon, ging in die Fabrik, um — Bauer zu werden. Wie hat er denn das angefangen?

Ich habe es in meinem Tagebuch ſo angemerkt: „Mein Bruder Jakob ging von der Scholle fort und wurde Eiſenwerksarbeiter. Mit ſeiner jungen Kraft ſetzte er ein, mit ſtrengem Fleiß trieb er es beſtändig, jahrelang. Dabei ſchaute er weder nach links noch nach rechts, ſondern geradeaus gegen das ihm ſichtbare Ziel, das ſonſt niemand ahnte. Etliche hielten ihn für einen Streber, der etwa irgendwo was Bürgerliches und Wohlhabendes erhaſchen wolle. Sozialdemokratiſche Anfechtungen nahten, die hielt er ſich mit ſpitzen Ellbogen ſchweigend vom Leibe. Seine Arbeit machte er gut und gründlich, hingegen ließ er ſich von den Vorgeſetzten nicht ein Pünktchen Ungebührlichkeit gefallen. Einmal wurden unvertragsmäßige Überſtunden von ihm verlangt, es war nach einem Brande; er machte ſie, ohne ein Wort zu ſagen. Das zweite Mal begehrte man von ihm ohne beſonderen Anlaß überſtunden, da ging er hin und „dankte der Arbeit“. Ein anderes Mal kam er in der Fabrik ſo zwiſchen heißen Öfen zu ſtehen, daß er vor unbändigem Durſt mehr an Bier vertrank, als was der Taglohn ausmachte. Er dachte, das iſt kein Geſchäft und „dankte der Arbeit“. Er wußte, wofür er ſeine Geſundheit aufzuſparen hatte. Verließ er das eine Gewerke, tat ſich ihm ſchon das andere auf, denn er war als tüchtiger und verläßlicher Arbeiter bekannt. An Feierabenden, wo die anderen ſich in Wirtshäuſern gütlich taten, ging er gerne in der Landſchaft umher und beſchaute ſich die Bauernhöfe. An Sonntagen ging er über die Almen und betrachtete ſich das weidende Vieh. Dann arbeitete er wieder friſch und munter im Eiſenwerke.

Und als der Jakob ſechs Jahre lang Werksarbeiter geweſen, hatte er ſich zweitauſend Gulden erſpart. Da verließ er die rauchenden Schlote, ging ins Gebirge hinauf, erwarb ſich einen Bauernhof, heiratete ein friſches Dirndl, erzeugte acht geſunde Kinder und wurde ein wohlhabender Mann. Bargeld gab es nicht, aber auch keine Schulden. Nicht einmal Sparkaſſeſchulden, ohne die heutzutage kein Grundbeſitzer mehr auszukommen glaubt. Sein Hauptbeſitz lag in einem großen Viehſtand. Und nicht einmal modern rationell betrieb er die Wirtſchaft, ſondern noch immer nach altem Schlag, wie er es bei ſeinem Vater gelernt hatte. Und doch ging es aufwärts. Unermüdliche Arbeitſamkeit, Redlichkeit und Sparſamkeit, das war ſeine ganze Wirtſchaftspolitik. Seine Kinder läßt er aber doch in landwirtſchaftlichen Anſtalten abrichten, damit ſie auch „für die Neuzeit taugen“.

In meiner Erzählung „Der Mann mit den ſechs Händen“ (Buch „Sonnenſchein“) habe ich den Jakob gemeint. — In ſeinem 67. Lebensjahre lähmte ein Schlaganfall ſeine rechte Seite. Da hatte er eines Morgens aus ſeinem Bette halb lallend geruſen: „Du, Weib, geh' her. Das iſt ſpaßig, jetzt hat mich's Schlagel g'ſtreift!“ Und zu mir ſagte er ſpäter: „Das hätt' ich gar nit glaubt, daß das Schlagel ſo komod' iſt. Gar nix weh tun, kein Schwindel, kein Ohrenklingen — auf einmal is die Hand und der Fuß tot. Wenn's letzt' Schlagel ah nit ſchlimmer is, als 's erſt, nachher bin ich eh zufrieden.“ Die lange Zeit ſeines Siechtums trägt er mit Geduld, ſein größter Schmerz iſt, nicht arbeiten zu können. „Sonſt bin ich jeden Tag bereit zum ſterben,“ meint er ruhig. „Jungheit bin ich ah amal recht krank geweſen. Haben mich ſchon abg'leuchtet (die Sterbekerze angezündet). All ſind wir im größten Elend geweſen mit der Wirtſchaft in unſerer allerſchlechteſten Zeit. Aber dennoch han ich ſelben nit ſterben mögen. Heut' geht's mir beſſer und dennoch ſterb' ich gern. Gelt, das is g'ſpaßig!“ — Aber wir verhoffen, er verſchiebt es noch eine Weile.

Meine ältere Schweſter Apolonia blieb, nachdem der große Hof in fremde Hände gefallen war, mit der jüngeren bei den Eltern im Altenleuthäuſel, und ſie pflegten die ſiechende Mutter. Nach deren Tode heiratete ſie einen Eiſenwerksarbeiter im Mürztal. Sie lebte in glücklicher Ehe, ſtarb aber in noch jugendlichem Alter, fünf Kinder zurücklaſſend. Die Erzählung „Die Hildegard“ (Allerhand Leute) iſt eine freie Wiedergabe ihres Schickſales.

Die jüngere Schweſter Maria folgte mir nach dem

Tode der Mutter nach Graz, wo ſie in der jungen Wirtſchaft, als meine Frau geſtorben, die Haushälterin war. Nach meiner zweiten Verehelichung diente ſie ein paar Jahre lang im Hauſe unſeres Freundes und Gönners Edler von Reininghaus. Dort heiratete ſie den Wirtſchaftsgärtner, mit dem ſie ſich ſpäter durch Fleiß und Sparſamkeit bei Leibnitz in Unterſteiermark eine eigene Gärtnerei erwarb. Zwei friſche, arbeitsfrohe und gutherzige Kinder erhellen ihr anſpruchsloſes Leben. —

Am trübſten hatte ſich das Erdenleben meines jüngeren Bruders Nikolaus geſtaltet. Noch als ſchwächlicher Knabe mußte er in fremden Bauerndienſt treten, entwickelte ſich unter Arbeitslaſt nur langſam, endlich aber zu einem ſtattlichen ſchmucken jungen Mann. Einige Jahre lang hatte auch er im Eiſenwerk gearbeitet. Doch bei ſeiner ſtillen, beſchaulichen Natur liebte er nicht den Umgang mit oft rohen, ſtets unzufriedenen Geſtalten, liebte auch nicht rauſchende Unterhaltungen; er zog in freien Stunden Spaziergänge in ländlicher Natur vor, baute ſich in ſeiner Weiſe eine ideale Welt und war heiter und zufrieden — bis auf eins. Frei und ſelbſtändig wollte er werden, und ſo ſah er nach einem kleinen Bauerngütchen aus, deſſen Beſitzerin, eine Witwe, er heiratete. Damit hatte er, der weichmütige, friedliebende Menſch, nichts gewonnen von dem, was er erhoffte. Da nebſt ſeinem nun gedrückten Gemütszuſtand ſich ein hartnäckiges Halsleiden einſtellte, das ſchon einmal in der Kindheit ſich angemeldet, ſo hat er ſehr traurige Wochen und Monate zugebracht, bei mir in Graz und in Spitälern. Dann reiſte er wieder heim in ſein freudloſes Haus. Doch immer wieder kam er zu mir, ſaß ſtundenlang auf der Lindenbank und konnte das, was ihn gedrückt haben mag, nicht mehr ſagen, denn ſein Hals „wollte zuwachſen“. Noch einmal wankte er ſeiner Behauſung zu, wo er eines Abends einem Erſtickungsanfall plötzlich erlag. Kaum 39 Jahre lang hat das Leben dieſes guten armen Menſchen gewährt. Wir beſtatteten ihn an Seite ſeines Vaters, der 16 Tage vor ihm geſtorben war. —

Unſer Vater hat öfter erzählt, daß er und ſeine zahlreichen Geſchwiſter immer zuſammengehalten hätten wie die Halme einer feſtgeraidelten Korngarbe. Nun, bei uns Geſchwiſtern war's auch ſo. Trotz der großen Unterſchiedlichkeit unſerer Lebensſtellungen und Ziele ſind wir einig geblieben. So weit wir uns etwa nicht verſtanden haben, hat eins den Standpunkt des andern als naturberechtigt geachtet. Ich habe die tiefgründige Verehrung für das Bauerntum nie verloren und ebenſo hoch hielten und halten die Geſchwiſter meinen Beruf, wenn ſie ihn nicht etwa gar überſchätzen.

Eine gewiſſe Seelenſtimmung hatten meine Geſchwiſter ſtets mit mir gemeinſam, ſo daß ihnen mein Beruf nicht allzu fremdartig erſchien. Bruder Nikolaus hat mir einmal geſagt: „Peder, däs is famodt. Was ich mir immer amal denk und nit ausſag'n kann, däs kannſt du dichten.“

So viel, ſo wenig von den Geſchwiſtern. — Ferner waren zahlreiche Verwandte da, die „Freundſchaft“. Halb Alpel war uns vervettert und vermuhmt. Ich denke nur an zwei Oheime. Der Anderl, ein Bruder meiner Mutter, war Holzknecht, weil er ein freier Mann ſein wollte. Der Holzknecht kann jede Woche die Arbeit aufſagen und um ein Häuſel weiter gehen, was beim Bauernknecht nicht zutrifft. Der Anderl ging gern „um ein Häuſel weiter", und wenn er dann von „Fremden her" manchmal zu uns auf Beſuch kam, wußte er allerhand Späße, und von ihm habe ich das erſtemal gehört, was wir Ironie nennen. Wenn ihm die Mutter zum Eſſen vorſetzte, war ſein Spruch: „Is nit not, han eh geſtern 'geſſen." Dabei der Wolfshunger. „Mirzl," ſagte er zu ſeiner Schweſter, „dih kann ih halt vōlli nit leid'n, dih!" Denn er hatte ſie ſehr lieb. Zu mir ſprach er einmal: „Peder, wenn du ſo fortwachſeſt, ſtoßt aufs Jahr mit deinem Köpfl beim Mond an!" Es war ſehr luſtig, wenn der Vetter Anderl ſolche Reden tat.

Der andere war der Vetter Franzl, der jüngſte Bruder meines Vaters. Zur Zeit meiner Kindheit war er auch erſt ein Knabe, aber ein beſonderer. Er war der einzige in Alpel, der in die Schule ging. Nach St. Kathrein, das war ein weiter Weg. Er war auch Miniſtrant, und einmal am Fronleichnamstage ſah ich es, wie er dem Pfarrer Meſſe leſen half, in der weißen „Geiſtlerpfaid" mit dem kirſchroten Schulternhüllerl, und wie er dann bei der Prozeſſion vor dem „Allerhochwürdigſten" daher ging und mit dem Silberglöckel klingelte. Für das Miniſtrieren hatte der Franzel täglich einen Kreuzer bekommen und davon hatte er auf einem Jahrmarkt etwas gekauft, das vielleicht mein Schickſal ward. Ein Buch. Die Volksbibel mit vielen Bildern von Vater Waibel. Später, als der Franzl ſchon längſt Zimmermann geworden war, iſt dieſe Bilderbibel immer noch in unſerem Hauſe geweſen; ich habe darin das Leſen verſucht. Doch lieber als die Buchſtaben waren mir die Bilder, die man mit der Schere herausſchneiden konnte. Und eines Tages iſt dieſes Buch nur mehr ein zerſchnittener, zerknüllter Fetzen geweſen. Aber vergeſſen habe ich es nicht mehr können, dieſes alte Buch, das ich ſo liebreich zugrunde gerichtet hatte. Reichlich zwanzig Jahre ſpäter hat ein alter Freund in Wien, der Schriftſteller Friedrich Schlögl, der von meiner alten Liebe wußte, mir die ſelbe Volksbibel von Pater Waibel neuerdings verſchafft. Ich beſitze ſie noch heute, und wenn ich in ihr blättere und die Holzſchnitte betrachte, da denke ich an den längſt heimgegangenen Vetter Franz, der mit mir einſt dieſelben Bilder angeſchaut und ausgedeutet hatte.

Unſere Nachbarſchaft.

Der Mann hatte ſeit langem keine Ruhe mehr gegeben. Jahr für Jahr kam er einmal zu mir und mahnte mich an meine Rückſtändigkeit. Da ich ſchon die Leſer zum Zeugen meines Lebens gemacht hätte, ſo müßte ich nun noch von der Waldheimat des näheren erzählen. — „Als ob ich von der Waldheimat nicht ſchon zu viel Näheres erzählt hätte!“ rief ich einmal aus.

„Zu viel, das mag ſein. Aber nicht genug,“ antwortete das literarhiſtoriſche Orakel. „Sie haben Wahrheit und Dichtung gebracht. Aber Sie haben bisher immer noch verſäumt, die Grundlage zu ſtellen, die Grundſtimmung Ihres Waldheimatlebens zu zeichnen. Sie ſollten uns doch einmal ganz undichteriſch die wirklichen Leute Ihrer Waldheimat beſchreiben, die Sie in Ihrer Jugend umgeben, und inwieſerne dieſelben etwa auf Ihr inneres Leben beſtimmend gewirkt haben. Auf derlei kommt es uns Literaturſchnüfflern ſehr an. Wenn Sie es ſelbſt nicht tun, ſo tut's gelegentlich ein anderer und dann pflegt es ſchief zu werden.“

Daran hatte ich nun zwar ſelber ſchon gedacht, aber zu große Bedenken getragen, dieſe autobiographiſchen Erinnerungen aus der Kindheit noch weiter zu vermehren.

— „Die Leute von Alpel! Selbſt möchte ich nichts über ſie ſchreiben,“ ſagte ich zu meinem Literaten, „doch Ihnen einige flüchtige und unzuſammenhängende Erinnerungen diktieren wenn Sie ſie anmerken wollen, dazu entſchließe ich mich. Für buchſtäbliche Richtigkeit im einzelnen ſtehe ich nicht gut, das werden Sie bei der Mangelhaftigkeit des menſchlichen Gedächtniſſes begreifen. Im ganzen ſoll's aber eine wahrheitsgemäße Skizze der Bauerngeſellſchaft geben, die vor fünfzig und ſechzig Jahren in Krieglach-Alpel gelebt und mein beſcheidenes Werden beeinflußt hat.“

Auf ſeine Frage, ob ein ſolches Diktat dann auch gedruckt werden dürfe, verlangte ich nur, daß für dieſen Fall einige Namen geändert werden müßten. Von jenem Geſchlechte leben zwar nur wenige mehr, aber ſelbſt von den wenigen möchte es keinem angenehm ſein, wenn mancherlei Menſchlichkeiten berührt werden, die er mit ſeinem Namen zu decken hat.

Nach ſolcher Vereinbarung habe ich einmal vom Krankenbett aus meine Erinnerungen an die Leute von Alpel diktiert. Die Trockenheit der Darſtellung kann auch als Bürgſchaft gelten dafür, daß ſie im Alltagsſinne wahr iſt.

* * *

Denken Sie ſich, ich ſitze als fünf- bis zehnjähriger Knabe mitten in Krieglach-Alpel, auf jenem alten Gehöfte, das nachher poetiſcherweiſe der „Waldbauernhof“ genannt worden iſt. Das nächſte unſerer Nachbarshäuſer war der obere Hof. Erwachſene brauchten zu ihm ſechs Minuten, Kinder und Hunde die Hälfte. Auf dieſem Gehöfte hauſte der Thomas mit ſeiner geſtrengen Ehewirtin und mit ſeiner fünf Kindern. Der Thomas war ein luſtiger, gemütlicher Geſelle, aber ſein Weib brachte ihn eheliebſterweiſe ſo weit, daß er ſie ſchlug. Hernach ging ſie davon und klagte den Leuten ihr Unglück. Dann kehrte ſie heim und wollte ihm den Herrn zeigen. Sie warf ihm den Buckelkorb nach. Da tat er nichts desgleichen. Sie warf ihm den Melkzuber an den Rücken, da ſchrie er: „Auweh!“; dann hieb ſie ihm den Ofenbeſen um den Kopf, da blieb er ganz ſtill, legte ſeine Sonntagsjoppe an und ging ins Wirtshaus. Dort verbrachte der Thomas ſeine glücklichen Zeiten. Häufig war's, daß er nächtig an unſerem Hauſe vorüberging, heimzu. Er ſang Truzliedeln auf ſein Weib. Doch je näher er ſeinem Hauſe kam, als deſſen Herr und Beſitzer er im Grundbuche ſtand, je ſchweigſamer und ſchlichter gehabte er ſich. Er ſtrebte nicht der Ehekammer zu, ſondern legte ſich ins Strohgelaß. Der Thomas iſt jungheit geſtorben. „Der kunnt noch lang leben, wenn er nicht ſoviel geſoffen hätt!“, ſagten die Leute. Seine Witwe ſchluchzte, ſie ſollten nicht ſo ſchimpfen auf ihn. Sie ſoll's ſchwer verwunden haben und ſich heilig vorgenommen, mit ihrem zweiten Mann lieblicher zu ſein.

Dieſer Eheleute älteſtes Kind, der Hieſerl, war mit mir gleichen Alters, aber nicht gleicher Länge. Maßen der Holzfäller nicht ſo groß zu ſein braucht wie der Baum. Nur ein Weniges machte der Hieſerl ſich an meinen Beinen zu ſchaffen und ich lag allemal. Doch ich hatte nichts dagegen, wenn mich der Kleine umwarf. Er ſchmunzelte und dabei waren an ſeinen Wangen immer zwei Grübchen, die mir's antaten. Ward er aber zornig, dann gab es Naſenſtüber mit Blut — ſo hoch langte er noch. Nach dem vergoſſenen Blute gingen wir wieder vergnügt nebeneinander einher und plauderten vom Vogelfangen oder auch vom Schmetterlingſpießen oder von einem andern Lausbubenſport. Hieſerls älteſte Schweſter, die Everl, war ſpäter einmal eine ganze Woche lang meine Geliebte, aber ſie wußte nichts davon. In der folgenden Samstagnacht wollte ich ihr's ſagen gehen, da brach unter ihrem Fenſter der Holzſtoß, den ich erklettert hatte, zuſammen und weckte das ganze Haus, nur die Everl nicht. Darauf ließ ich's ſein.

Neben dem oberen Hof ſtand ein Altenleuthäuſel (in unſerer Gegend wurden ſolche auch „Gaſthäuſel“ genannt), darin wohnten die Ausnehmer: der Toni und ſein Weib. Der Toni kam oft zu uns herüber, ſetzte ſich an den Herd und huſtete. Er konnte ſtundenlang huſten. Und wenn er ſich ausgehuſtet hatte, bekam er von meiner Mutter gewöhnlich ein Stück Brot, und dann ſiſſelte er wieder heimwärts.

Der Toni war in ſeiner Jugend aus der Hienzengegend ins Alpel gekommen. Gern ſang er noch im hohen Alter, wie es ihm beim erſten Fenſterln an der Kammer ſeines nachmaligen Weibes ergangen war:

„D Liab wa noud gwain,
Is ſcha ſchwoud gwain,
Wa wul roud gwain
Mai Stain,
Tidl zuegwain,
Rigai firgwain,
Hau a ſou wieda mian gain.“

(Die Lieb wäre not geweſen, iſt ſchon ſpät am Abend geweſen, war ganz überflüſſig mein Stehen; das Türlein iſt zugeweſen, der Riegel vorgeweſen, habe ſo wieder müſſen gehen.)

Der Toni ſagte immer „ſchein“ ſtatt ſchön. „A ſcheins Gwond; ſcheini Mentſcha; Scheinheit vageaht.“ Vielleicht kommt es davon, daß mir ſchon damals und auch im ſpäteren Leben Schönheit und Scheinheit in einen Begriff zuſammenfielen, in den des inhaltsloſen Scheines, von dem man ſich nicht ſoll blenden laſſen.

Sein Weib hatte immer den Naſenwärmer im Geſicht ſtecken. Sie war eine der letzten Weiber, die kurzrohrige Pfeifen rauchten und ſie tat es tapfer wie ein Mann. Sie war dabei ſehr ernſthaft und ſprach nicht viel, und mir fiel es manchmal auf, daß rauchende Weiber wortkarg ſind, wodurch der Nutzen des Krautes genug erhärtet erſcheint. Das Altenleuthäuſel hatte einen heiligen Winkel; in der Tiſchecke waren viele in Glas gefaßte Heiligenbildchen aufgehängt, und dieſe Kunſtgalerie war es, die mich oft ins Häuſel lockte, wo ich manchmal noch ein bißchen Rahm zu ſchlecken bekam oder gedörrtes Wildobſt. Dieſe alten Leute hatten zwei halberwachſene Buben: den Michel und den Oswald. Und wenn es bei uns viel Arbeit gab, ſo halfen ſie uns für Koſt und gute Worte. Wir waren auch oft auf der Weide beiſammen und ſie wußten allerhand Spielarten. Einmal war es auf der Kuhhalde. Da banden ſie mir die Füße zuſammen, legten mich ſachte auf den Raſen, ſchrien laut, es kämen Räuber und liefen davon. Der Oswald kam aber bald zurück und ſagte, er müſſe ſich mit mir meſſen. Er wollte ſich auf mich legen; dem wehrte ich mit beiden Händen ab. Dann nahm er mich bei den Füßen, zog mich die ſteile Halde hinab und zwar ungewollt gerade mitten durch einen breiten Kuhfladen, ſo daß ich ein abſcheuliches Geſchrei erhob. Der Oswald löſte mir die Füße und war ſofort bereit, die Kleider mit mir zu tauſchen; aber ich ging darauf nicht ein, ſondern lief, auf das höchſte erzürnt, unſerem Hauſe zu, um dort über den Miſſetäter ein Strafgericht zu erwirken. Der Oswald eilte mir ſchmeichelnd nach, nannte mich ſeinen liebſten Kameraden und gelobte, nie mehr etwas dergleichen mit mir zu beginnen. Als das nichts fruchtete, ſuchte er mich mit Gewalt zurückzuhalten, aber ich entwand mich und eilte in den Hof. Dort ging ich in die Bodenkammer, zog ein anderes Gewand an, geſtand der Mutter, daß ich ausgerutſcht wäre und Unglück gehabt hätte, und damit war der kritiſche Fall aus der Welt geſchafft. Der Oswald iſt erſt vor wenigen Jahren geſtorben, aber noch in ſeiner letzten Zeit hat er ſich erinnert an die Kuhflodenaffäre und an meine Großmut.

Etwas weiter hin auf der Höhe ſtand das Joſenhaus. Der Joſen gab ſich als ein einfältiger, täppiſcher Menſch, hatte es aber fauſtdick hinter den Ohren, was beſonders beim Holz- oder Haferhandel zum Vorſchein kam. Für mich hatte der Joſen, wenn wir uns begegneten, allerlei Anreden. So ſagte er gern: „Petrus, was ſpricht Paulus?“ oder: „Peter und Paul ſein zween Faul’,“ oder: „Peter, wann er nit liegg, ſo ſteht er.“

Sein Weib ſah man immer mit vermummtem Kopfe; ſie hatte der Gicht wegen den Kopf ſtets mit vielen Tüchern umwunden, ſo daß man von der Alten nichts als die Naſenſpitze ſah.

Dieſe zwei Bauersleute litten an Arbeitswut. Sie konnten ſich nicht genug arbeiten, nahmen ſich kaum Zeit zu Mahlzeiten und bald nach Mitternacht begonnen ſie den neuen Tag. Sie hatten drei Kinder, die ſtark verkrüppelt waren. Der älteſte, der Patriz, hatte einen ſolchen Höcker, daß der Joſen meinte, er ſei höchſtens für einen Schneider tauglich. Und ſo iſt dieſer Patriz bei meinem ſpäteren Schneiderlehrmeiſter mein Vorgänger geworden. Nicht ſelten hat nachher der Meiſter zwiſchen dem Buckligen und mir Vergleiche angeſtellt, die faſt nie zu meinem Vorteil ausgefallen ſind. Die alte Joſenbäurin hatte eine Eigenſchaft, die ſie in der ganzen Gegend bekannt und gefürchtet machte. Sie litt an religiöſer Schwärmerei und nahm ſich trotz ihrer Arbeitsgier manchmal Zeit, in die Nachbarshäuſer einzufallen und Bußpredigten zu halten. Ich bekam dabei reichlich meinen Teil ab, denn mein vieles Bücher-Leſen kam ihr verdächtig vor und ſie ſprach ſtets ihre feſte Zuverſicht aus, daß ich in die Hölle kommen würde. Sie iſt ſchon lange im Himmel.

Hinter dem Joſenhof im Hochtale ſtand das Grabenbauernhaus, das ganz abgewirtſchaftet war und nur noch eine Perſon unter ſeinem Dache barg. Aber was für eine Perſon! Ich habe ſie in jenen Zeiten nicht ſelten in meinem Vaterhauſe geſehen. Sie hatte ein breites Geſicht, kleine, zwinkernde Augen und war immer zum Lächeln aufgelegt. Aber ſprechen tat ſie nicht viel. Es war etwas Geheimnisvolles um ihren ganzen Kreis. Sie war die beſte Freundin meiner Mutter, und meine ſechs jüngeren Geſchwiſter ſoll alle miteinander dieſe Frau ins Haus gebracht haben. Ja, es ging das Gerücht, daß ſie auch mich gebracht hätte. Wenn ich in die Gegend kam, ſchlich ich gerne um das ſtille Grabenbauernhaus herum, hoffend, den dunklen Dingen auf den Grund zu kommen. Bis ungefähr zu meinem dreizehnten Lebensjahre mag ich geſpäht haben. Um dieſe Zeit, manchmal auch früher, hört bei den Kindern die fragende Wißbegierde auf, woher ſie kommen.

Hinter dem Grabenbauernhof auf dem Berge ſtand der Peterbauernhof. Der Beſitzer desſelben war ein Bruder meines Großvaters. Er war ein kleiner, emſiger Mann, mit ſtark abgeſchabter Knielederhoſe und grünen Strümpfen und mit einem ſtets bartloſen, munter gemütlichen Geſicht. In der rechten Hoſentaſche hatte er eine Lederſcheide ſtecken, darin ein großes Meſſer und einen meſſingenen Wetzer, denn er war der Schlachtmann von Alpel.

Wo eine Kuh, ein Schwein, ein Schaf zu ſchlachten war, da wurde er gerufen, und es machte mich geradezu an ihm irre, wie dieſer luſtige, gutmütige Vetter Peterbauer kaltblütig das Meſſer ins Fleiſch ſtoßen konnte. In unſerem Hauſe mußte ich ihm beim Ausweiden oft helfen, und da ſagte er einmal, das Inwendige einer Sau habe die allergrößte Ähnlichkeit mit dem Inwendigen eines Menſchen. Da ich das nicht glauben wollte, rief er, mich am Arm faſſend: „Das wern ma gleich ſehn, wenn ma halt amal nachſchau'n." — Da habe ich ihm's ungeſchaut geglaubt.

Von den Bauernhöfen in Alpel ſtanden nicht wieder zwei ſo nahe beiſammen als das des Peterbauer und des Milchbauer, als ob ſich eins allein hier ſchon fürchtete. Sie hießen zuſammen die Granachhäuſer. Dort hörten die Haberfelder und die Wieſen auf. Von ihren Fenſtern aus ſah man nur ein Wäſſer, das ſich durch das letzte Wieslein hinabſchlängelte, und weiterhin Waldwildnis, nichts als Waldwildnis. Der Milchbauer baute zu jener Zeit ſich ein Wohnhaus. Das alte war vermodert über den Einwohnern, ſo daß der Moderſtaub bei jeder leiſen Erſchütterung den Leuten in die Suppenſchüſſel ſchneite. Von unſerer Bergeshöhe aus hörten wir nun ein ganzes Jahr lang das Pochen und Hämmern der Zimmerleute, bis der Dachſtuhl mit ſeinem Sparrengitter weiß herüberleuchtete. Dieſes Leuchten des weißen Dachſtuhlſparrens hat einen der wonnigſten Kindeseindrücke in mir hinterlaſſen. Das erſtemal ſehen ein Haus bauen! Das war gar ſo freudig feierlich.

Vielleicht war's auch darum, weil man ſah, daß von allen anderen Bauernhöfen her ſchmuckgekleidete Mägde gegen das neue Haus zogen, mit großen Kopfkörben, in denen die Nachbarn Weißbrot, Milch, Butter und Speck ſchickten als Beitrag zur Verköſtigung der Zimmerleute. Damals hat's noch keine Verſicherungsanſtalten gegeben; doch wenn einem was paſſierte, wenn er auf Hilfe anſtand, da war er nicht verlaſſen, da ſind alle für einen eingetreten. Noch als dritter Granecker, der ſchon im Walde ſtand, war ein Forſtmann, der Saufüſſel genannt. Das war ein fremder, eingewanderter Jägersmann, der für die Gutsherrſchaft die Forſtverwaltung beſorgte und den Wildſchützen die Finger wegſchoß. Der Mann behauptete, alle Älpler wären Wildſchützen, nur daß ſie ſich nicht erwiſchen ließen; und da er denn einmal einem im Geſicht geſchwärzten Haſendieb den Daumen wegſchoß, ohne ihn zu erwiſchen, triumphierte er: „Na jetzt werden wir's bald ſehen, welchem der Finger fehlt.“ Aber in ganz Alpel fehlte keinem ein Daumen.

Alpel war damals zu vier Seiten, alſo ringsum, beſetzt mit Jagdhäuſern als Zwingburgen wegen Wildſchützen. Die Menſchen waren nicht von der Polizei geſchützt, aber die Haſen und Rehe. Zu wundern war es nur, daß man alle möglichen Leute als Wilderer eintrieb, die ſich irgendwie verdächtig machten, nur nicht die Wildſchützen ſelber. Ein paar ſolcher Geſellen waren ſchon unter uns, wir kannten ſie recht gut, aber ſie ſtarben an Altersſchwäche, bevor ſie verraten wurden.

Von den Graneckern rechts ab an breiter Bergesböſchung ſtand der Zettelbauernhof. Von dem weiß ich nichts mehr, als daß er in ſeinem Altenleuthäuſel einen merkwürdigen Schuſter hatte. Dieſer Schuſter Erneſt litt immer an Bauchweh und ſein altes Frauchen mußte alleweil mit ihm auf die Stör gehen, um ſein Leiden durch erwärmte Kleienpölſterchen zu lindern. Beide trugen das Mißgeſchick mit ſtandhafteſter Geduld und wußten durch ihre Anſpruchsloſigkeit und Bereitwilligkeit ſich auch die Geduld der Leute zu erhalten. In bauchwehloſen Zeiten trieb die Erneſtin vermittels eines Tragrückkorbes einen kleinen Handel mit Eiern und Geflügel zwiſchen dem Jakelland und dem Mürztal.

Vom Zettelbauer abwärts in der Talſchlucht lag das Müllerhaus. Der Müller hatte neben ſeinem kleinen Landgütchen eine Mühle mit drei Gängen, womit er denen von Alpel, die keine Mühle hatten, den Roggen und den Hafer mahlte. Der Müller war ein ſehr ſänftiglicher Mann, ging auch ſelten an einem Bildſtöckl vorüber, ohne eine Andacht zu verrichten, aber der böhmiſche Schneider Johann, der beim Müller Schnaps trank (man bekam einen dort), der ſagte einmal bei Betrachtung eines Montanteils zu ihm: „Du Müllner, du wirſt ſchon auch einmal abhängig werden, von etwas, das höher iſt als du.“ — Der Müller lachte dazu, wie immer, wenn man ihn irgendwie beſchuldigte. Das Lachen war ſeine Verteidigung — und keine ſchlechte. Ich merkte mir den Ausſpruch des Schneiders, obſchon ich ihn nicht verſtand und erſt ſpäter, als ich in einem Buche las, daß man im Mittelalter die allzu eigennützigen Müller und Bäcker gerne an den Galgen gehängt hatte, leuchtete mir des Schneiders tiefer Spruch von der „Abhängigkeit“ ein.

In dieſem Müllerhaus erkrankte eines Tages eine junge Magd, zu der ich den Geiſtlichen holen mußte. Und nach den Sterbeſakramenten, als alles in ſchweigender Andacht war, rief die Sterbende plötzlich laut aus: „Joſef, Joſef, du biſt mein Verderben, ſonſt kunnt ich als reine Jungfrau ſterben.“ Dieſer Ausruf iſt auch etwas, was mir mit gleichſam eiſerner Klammer in die Seele geſchlagen wurde. Ich wußte nichts weiter von den Verhältniſſen der Magd, die wir am dritten Tage begruben. Aber noch heute, wenn ich an den Überreſten des Müllerhauſes vorbeigehe, fallen mir jene ſtammelnden Worte eines unglücklichen Naturkindes ein.

Unweit des Müllers, etwas mehr in die Sonne gerückt, auf ſteilem Berghang, ſtand der Auerhof. Der Auerhofer unterſchied ſich um ein paar Grade von den übrigen Maiern. Er trug gern ſchwarzes Gewand, auch werktags; er gehörte zu jenen wenigen, die mit Weib und Kind ſich des Morgens vom Geſinde abſonderten, um ihren damals neuzeitigen Kaffee mit Milchbrot im Herrenſtübel verzehren zu können. Er intereſſierte ſich für die Medizin und hatte aus perſönlicher Neigung Tierarzneikunde betrieben, weil er ſagte, die Tiere wären beſſer und dankbarer zu behandeln als die Menſchen; und ich glaube ſelber, daß ich erklecklich geſchimpft haben würde, wenn er mir, wie ſeinen Ochſen, das aufgelöſte Glauberſalz oder das Pechöl maßweiſe in den Rachen hätte ſchütten wollen. Doch war der Auenhofer ob ſeiner Kunſt weit geſucht, und wenn er einmal mit einem Tier Unglück gehabt hatte, ſo deutete er es dahin, als ſei es ihm eben nicht dafür geſtanden, die Kur mit größerer Genauigkeit auszuführen. Der Auenhofer hatte ſich nebſt dem Kaiſer auch noch einer anderen Kulturerrungenſchaft zu erfreuen und ließ es gerne hören, daß er bei der heimiſchen Sparkaſſe Kredit habe — ſchier um tauſend Gulden. Um ſolches Anſehen haben ſich allmählich auch andere Waldler Bauern beworben.

Ein paar Jahre vorher, als ich zum Bewußtſein trat, hatte die Familie des Auenhofes ein großes Unglück getroffen. Der Alte, der Vater Auenhofer, war eines Tages mit ſeinen halberwachſenen luſtigen Töchtern in den Wald hinausgegangen, um eine Rieſenfichte zu fällen, die hoch über alle Bäume in die Gegend hinausgeragt hatte und nun beſtimmt war, im Winter die Hausſtube zu wärmen. Während der Arbeit, durch einen Windſtoß, fiel der Baum unrichtig und zerſchmetterte die beiden Mädchen, die nicht mehr ausweichen konnten. In einer Bettblache haben ſie ſtückweiſe nach Hauſe getragen werden müſſen. Ich habe an dieſes Unglück denken müſſen, ſo oft ich den Auenhofer, der alſo ſeine Schweſtern verloren hatte, zu Geſichte bekam und war wohl der Meinung, daß er immer nur deshalb ſein ſchwarzes Gewand am Leibe trage.

Der Auenhofer war es auch geweſen, der ſpäter dem alten hauſierenden Schullehrer Michael Patterer ein kleines Schulhaus baute. Doch iſt die Schule nach des Lehrers Tod wieder aufgelaſſen worden, und der Auenhofer ſiedelte, obwohl er das Haus vielleicht im letzten Sinne für ſich ſelbſt als Altenleutſtübel bauen ließ, von Alpel fort, ins breite Tal, wo er an der fremden Welt bald vergangen iſt. —

Bisher ſind wir auf der Schattſeite von Krieglach-Alpel geweſen, jetzt wollen wir zur Sonnenſeite, wo die Bezirksſtraße geht, an die ſich wie Perlen an der Schnur Häuſer und Höfe reihen.

Das erſte dieſer Häuſer, zum Ofenberger. Ein Jagdhaus, an deſſen Außenwände Raubvögel der vorhergegangenen Jahrzehnte ihr fahles Geflügel angenagelt reckten. In dieſes Haus, ſowie in mehrere nachbarliche, war ich als Schulknabe oft gekommen zum hauſierenden Lehrer. Da ſaß denn der kleine alte Jager Hansl pfeifenſchmauchend an der Tiſchecke und beobachtete ſchmunzelnd die jungen Weltbürger in ihren wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen, und guckte jedes Büblein wohl auch darauf hin an, ob nicht etwa ein Wildſchütze in ihm ſtecke. Ich meinerſeits dachte mir bei ſeinem Anblick: Was der ſchon für liebe Tierlein erſchoſſen hat, ſo einer ſollte gar nicht bei unſerem Tiſch ſitzen. Ich wußte freilich nicht, daß wir bei ſeinem Tiſche ſaßen und daß er zu jeder Stunde das Recht hatte zu ſagen: „Packt zuſammen und ſchaut, daß ihr weiter kommt, ich brauch den Tiſch zum Knödleſſen.“

Der nächſte Bauer war der Holz-Martin. Sein Haus ſtand hoch auf dem Berg, meinem Heimathauſe fern gegenüber, und wenn der Nordwind leiſe ſtrich, konnten wir den Hilferuf vernehmen des alten Holz-Martin, wenn er von ſeinem Weibe mit einem Brennſcheit ums Haus gejagt wurde. Auch das kleine, haſtige, ſtets gemütlich dreingrinſende Martinlein hielt ſich gerne bei unſerem

Tiſch auf, wenn die Schule in ſeinem Hauſe war. Dieſer Tiſch war ihm eine Art Gottesfriedenkreis, wo er von ſeiner Eheliebſten nichts beſonderes zu fürchten hatte, ſolange der Lehrer in ſeinem Regimente war. Dann allerdings machte ſich der Alte mit der Schuljugend davon. Übrigens ſpielte er die Rolle des Siemandls weniger gezwungen als aus freiwilligem Humor. In ſeiner wehmütigen Art war ihm als leidendem Teile das Selbſterbarmen ein Bedürfnis. Im Ernſtfalle aber bekam die Schläge ſie. Das Weib des Holz-Martin war auch unter dem Namen die Eſſigbäuerin bekannt, weil ſie bei ihren Mägdekammern die Türangeln mit Eſſig befeuchtete, damit ſie quickſten. Die Bäuerin behauptete, bei Mägdekammern ſei der Eſſig richtig ein weit beſſerer Schutzengel als der „Weihbrunn". Die beiden Martinsleute waren übrigens wohlgelitten. Wenn ſie bei Hochzeiten ſchöne Lieder ſangen, da waren ſie auch in Harmonie miteinander.

Unterhalb des Holz-Martinhauſes, in ein feuchtmooriges Wäldchen hineingebaut, ſtand die „Zigeunerkeuſchen". Die Einwohner waren Schuſtersleute. Aber ich kann mich nicht erinnern, daß ſie irgendwo in der Gegend als Schuſter gearbeitet hätten; auch war gerade nicht viel Zigeunerhaftes an ihnen, als daß ſie eingewanderte Leute waren, die ein herriſches Gewand trugen, etwas bräunliche Geſichter hatten und nie Fühlung mit der übrigen Einwohnerſchaft bekommen konnten. Die Kinder dieſer Leute ſchrieben ſich „Zinger" und hatten unter dieſer Benennung weit mehr zu leiden als unter dem Titel „die Zigeunerſchuſterskinder". Dieſe Kinder waren ſchreckig und verängſtigt, ließen ſich mit uns nie in Spiele ein. Wenn ſie bei ſich zu Hauſe waren, ſo waren ſie die wenigen Kleider, die ſie ſonſt am Leibe trugen, von ſich und liefen in Hütte und Wald nackend herum. An die Haustür der Zigeunerhütte waren Bilder genagelt von der Schlacht bei Leipzig, welche ich mir auf meinem Schulwege immer gern näher betrachtet hätte, was aber wegen eines beſtimmten ſcharfen Geruches, der die Zigeunerhütte umgab, nachgerade peinlich war. Dieſer Geruch ſchien der armen Leute Schutz zu ſein, er ſchnitt den Verkehr ab und ſonderte alſo ſtrenge die harmloſen Fremdlinge von den Andern. Viel ſpäter in meinem Leben, zu Pilſen in Böhmen, war ich einem der einſt ſo kleinen Finger begegnet, als hübſchen ſtattlichen Mann und Beamten des dortigen bürgerlichen Brauhauſes. Von einem gewiſſen Heimatsgefühle bewegt, hatte er ſich mir, der dort eine Vorleſung hielt, vorgeſtellt. Und wir fühlten uns ſofort in der Fremde als intimſte Landsleute, während wir einſt in der Kindheit Heimat wildfremd aneinander vorübergegangen waren.

Etwas weiter unten ſtand der Steinhauerhof. Er ſtand an der Straße und hatte mit Kohle an ſeine Haustüre geſchrieben: „Wer ſein Haus baut an der Straßen, muß die Leute trinken laſſen.“ Es war ein Wirtshaus, aber nur bedingungsweiſe, das heißt, wenn die Leute auf dem Feld nichts zu tun hatten, oder wenn die Steinbäuerin den Kellerſchlüſſel nicht verloren hatte. Gewöhnlich, wenn ſonſt ſolche Leute oder gar ſolche, die auf dem Wagen dahergefahren kamen, Wein haben wollten, hatte ſie den Schlüſſel verloren und nur im Moſtkrug ſei noch ein guter Reſt vorhanden. Anders er, der Steinhauer. Wenn jemand Moſt bei ihm verlangte, ſo hatte er nur den Schlüſſel zum Weinkeller zur Hand. Beim Steinhauer war jährlich einmal Chriſtenlehre. Da kam irgendeines Herbſtſonntagnachmittags aus Krieglach der Kaplan, ſetzte ſich in der Zechſtube unter die Leute und hielt irgendeine chriſtliche Auslegung. Ein Kaplan fragte bei dieſer Gelegenheit die Alten wie die Jungen ein wenig nach dem Katechismus aus. Der hatte ſich aber ſchon im nächſten Jahre zu beklagen, daß bei ſeiner Chriſtenlehre die Leute ausblieben, worauf ihn der Pfarrer auslachte: „Das wern's Ihnen wohl denken können, warum. Ich brauch' die Leutln nicht zu examinieren, ich weiß auch ſo, daß ſie nichts können.“ —

Der nächſte am Steinhauer war der Hödel. Ein junger, derber unſauberer Burſche; wollte man mit ihm auskommen, ſo mußte man ihn überſehen und überhören, und ſo wollen auch wir ihn übergehen. Trotz ſeiner überaus zwiſchen Art war er als Arbeiter ſehr beliebt, ihm war kein Baum zu dick und kein Stein zu ſchwer und kein Stier zu ſtark, er bewältigte alles.

Des Hödel weitere Nachbarin war die Maria Thereſia von Alpel. Eine alte Witwe, die ihren Hof mit dem großen Geſinde ganz allein beherrſchte. Am Sonntag war ihre ſtattliche Geſtalt im dunklen, rauſchenden Seiden auffallend würdig. Auf dem Kirchwege war ſie ſtets von mancherlei Leuten umgeben, die ihr Anliegen vortrugen, als wäre ſie die Richterin der Gemeinde. Wo es einen Zwiſt, einen Handel, eine Feindſeligkeit gab, da ging man dieſes Weib, die Tonnerhoferin, um Vermittlung an, und ſie ſchlichtete mit gutmütigem Gebrumme und zu gegenſeitigem Wohlwollen jeglichen Streit. Einmal hatte dieſe Kleinbäuerin ſelbſt über den Ortsrichter ein Urteil gefällt, und er fügte ſich.

Hinter dem Donnerhofe, faſt oben am Waldrande, über welchem die öſtlichen Almkuppen ſich erheben, war der Altſchhof. Aber auf ihm ſaß ein alter Jäger, der gern aufs Wild ging und die Eigenſchaft hatte, nie etwas zu treffen. Die Wildſchützen entſchuldigten ihn recht gern und meinten lachend zueinander: „Der Oberjäger kann nix dafür, er hat halt krumpe Schrett.“ Einmal lud dieſer Jäger die Bauern von Alpel zu einem großen Herrenjagen ein; ſie nahmen alle dieſe Ehre gerne an, aber als es ſich herausſtellte, daß ſie nur als Treiber befohlen worden waren, da ſagte der Steinbauer laut: „Na, wenn wir ſchon Treiber ſein, ſo treiben wir halt den Herrn Jager über unſern Grund hinaus. Der Jager hat bei uns Bauern nix z' tun.“ Darauf hat ihnen der Jäger auf Jahre lang ihre Wald- und Almrechte an Holz und Weide geſchmälert.

Nun wenden wir uns näher dem Herzen von Alpel. Da iſt der Großheidenhof. Der Großheidenhofer war der kleinſte Mann in ganz Alpl, genoß aber ein gewaltiges Anſehen. Das immerwährende Lächeln ſeines runden Vollgeſichtes ſoll manchem ſchweres Geld gekoſtet haben. Ich weiß es nicht. Ich habe nur Gutes von ihm erfahren. Aber er bildete ſich was ein darauf, den Ruf eines ſchlauen Viehhändlers zu haben, und iſt überhaupt noch kein Viehhändler zum Gericht gelaufen, wenn man ihn einen durchtriebenen Luderskerl geſcholten. Der Heidenhofer war's ja nicht. Der Heidenhofer verſtand ſich aufs Vieh. Er hatte das ſchönſte Vieh in ganz Alpel und bezahlte den geraden Rücken eines Kalbes doppelt ſo hoch als einen eingeſattelten Rindsbuckel. Wenn er mit der Mehlbutte von ſeiner Mühle hinaufging gegen ſein Haus, da ſammelte ſich hinter ihm alles Vieh, das mit Glockengeläute und Kehlgeſchrei ihm das Geleite gab, dabei aber lüſtern war auf manche Hand voll Mehl, mit der er ſchließlich die Ehre wett machte. Jedes Jahr einmal ging der kleine Mann nach Maria-Zell zum Viehmarkte, wobei er auch allemal ſeine Wallfahrt verrichtete. Das ordnete er aber ſo an, daß die Ablaßbeichte nach dem Kuhhandel kam. „Das bin ich meinem Seelenheil ſchuldig,“ ſagte er. Da er ſich gerne ſelber über ſich luſtig machte, ſo wird er mir dieſe Verbuchung nicht für übel nehmen, maßen der Spötter ſelbſt noch in der menſchlichen Haut ſteckt, während der Heidenhofer längſt mit allem im reinen iſt.

Der Großheidenhofer beſaß ein Nebenhäuſel, das mitten im Walde ſtand, unweit der Straße, und manchem Fremden für eine Räuberburg galt. Das hatte der Einwohner des Häuſels ſelber ausgeſprengt, weil er Ruhe haben wollte vor Handwerksburſchen, die das Handwerk grüßten. Denn bei dieſem Manne im Walde war ein Handwerk zu grüßen. Der Mann hieß der „krump Schneider“, er war Gemeinde-Kleidermacher in Alpel. Aber nur, wenn er Zeit hatte. Zu den Faſchingzeiten oder wenn ſonſt Luſtbarkeit war in der Gegend weitum, da ging er „bratelgeigen“, das heißt, geigte den Leuten zum Tanze auf für eine Portion Braten und das dazugehörige Getränke. Da waren Wirt und Geſellſchaft immer in Sorgen. Bekam der Schneider nicht viel zu trinken, ſo geigte er nicht, und bekam er viel zu trinken, ſo *konnte* er nicht geigen. Das Allerunangenehmſte, ſagte dieſer Schneider gerne, ſei ihm das Wirtshaus. Beſonders, da ihm der Wein nicht gut tue. Dieſem Weine, ſo erzählte man ſpaßeshalber, verdankte er auch den Doppelbruch ſeines linken Beines; aber nicht der Wein hatte ihn geworfen, ſondern die Holzknechte von Kreßbach, die er im Rauſche ſo lange gehänſelt hatte, bis ſie ihn ſtumm machen wollten. Weil aber ein Schneider mit gebrochenem Fuße noch mehr ſchreit wie mit geſundem, ſo war dieſer ſein Ruhm weit in der Gegend verbreitet worden, daß zwei Maß Wein und drei Holzknechte dazugehörten, um einen Schneider zu werfen. Ob ſeine Hoſen und Joppen ſehr großen Anklang fanden, das will ich grundſätzlich nicht entſcheiden, denn auch ich ſelber bin einmal wer geweſen und weiß, was über Kollegen zu ſprechen und zu verſchweigen iſt. Aber das iſt feſtzuſtellen, daß ſeine Geſchichten und Märchen die Bewunderung von ganz Alpel erregten und in mir die junge Phantaſie aufjagten wie geſchreckte Rehlein im Walde. Die ganzen langen Abende auf der Stör erzählte er Märchen, wovon er aber vertraulich manchmal beigab, daß auch ein bißchen Dichtung dabei ſei; und wenn die erzählten Ereigniſſe ſo unerhört wurden, daß die Geſichter der Knechte in die Länge gingen und die Weiber vor Angſt zu ſtöhnen anhuben, ſchmunzelte der Schneider irgendeinem nächſten Nachbarn zu: „Ich bin doch ein rechtes Miſtvieh, was ich die Leut' anlügen kann!“ Der krump Schneider hatte mehrere Söhne, die ihre beſtändig kranke Mutter mit rührender Hingabe pflegten, wenn ſie nicht ſelber in der Nachbarſchaft milde Gaben ſammeln konnte. Einen dieſer Söhne fand ich viele Jahre ſpäter im Eiſenwerke Witkowitz als braven Vorarbeiter; er hatte dort einen Verein, „Die Mürztaler“, gegründet, ein Zeichen, daß aus unſerer Waldgegend auch andere in jenem großen Induſtrieorte lebten und gerne ihrer grünen Heimat gedachten.

Auf derſelben Sonnleiten, auf der das Großheidenhaus ſtand, hatte ſich auch in gleicher Höhe vor ſoviel hundert Jahren der Kleinheidenhofer feſtgeſetzt. Die beiden Höfe ſtanden, wenn auch tiefer liegend, uns ungefähr gegenüber über dem weiten Graben. Die Entfernung war ſo weit, daß, wenn ſie drüben ackerten oder ernteten, wir wohl die Perſonen zählen, aber nicht ſie erkennen konnten. Der Franzl Heidenhofer war eine ſtattliche, behäbige Geſtalt, deſſen behagliche Lebensführung ihm immer bei den Augen herausleuchtete oder in einem tiefen, volltönenden Lachen erheiterte. Wenn einer in der Gegend aus tiefer Bruſt recht volltönig auflachte, ſo war es ſprichwörtlich: Der lacht wie der Franzl Heidenhofer. Der Franzl Heidenhofer war ſtets ſehr nachbarlich. Er ließ auf ſeiner Getreidemühle jeden mahlen, der ſelbſt keine hatte. Er beſaß einen rieſengroßen Eiſenkeſſel, der auf ſchwerem Wagen nur mit drei Paar Ochſen befördert werden konnte. Mit dieſem Keſſel fuhr er zur Herbſtzeit zu den Nachbarhöfen, um dort in ihm das reife Kohlkraut zu überbrühen, wie ein derartiges Verfahren bei dem ſogenannten Gruben- oder Schaufelkraut nötig iſt. Für dieſe Arbeit nahm der Heidenhofer nie Bargeld, ſondern nur ein beſcheidenes Prozent von Krautköpfen. Die Söhne des Heidenhofer waren meine Jugendgenoſſen. In freien Stunden eilten wir zum Bache hinab, der tief in der Talwieſe zwiſchen dem Heidenhofergut und unſerem Grund die Grenze zog. Dort fingen wir mit der Hand die Forellen aus dem Bache, brieten ſie auf freier Wieſe und dünkten uns bei dieſer Lebensfülle großartiger als die Prinzen im Märchen. — Die Heidenhoferjungen verſprachen alſo dieſelben Lebemänner zu werden, als der

Vater es war. Aber ſie ſind in früher Jugend geſtorben. Der alte Franzel überlebte ſie lange.

Ohne Tabakspfeife hat man den Mann nie geſehen. An einem Wirtshauſe wird er ſeit der Kinder Tod nur ſelten vorbeigegangen ſein. „Eſſen und Trinken", ſagte er, „hält Leib und Seel zſamm." Das geſchah alles mit Gemeſſenheit und Behaglichkeit. Von tieferen Wirtſchaftsſorgen, die ſein klemmiges Gut, ſowie ſein immer kränkliches Weib ihm machten, hat nie jemand etwas erfahren. Er ging eines Tages durch ſchnellen Tod ſo vornehm aus dem Leben, als er dasſelbe geführt hatte.

Aber da liegt heut' vor mir ein altes Gebetbuch, in Leder gebunden, mit Lederſchließe, ſtark abgegriffen und verraucht. Das erſte leere Blatt iſt an beiden Seiten voll von einer klein gekritzelten Bleiſtiftſchrift, die ſchwer entzifferbar alſo lautet:

„1858 in **Märzen**. Iſt der Nachbar Heidenhofer zu uns kommen, ſonſt allemal luſtig, heute ſehr traurig. Er hat zwei große, ſtarke Buben, den Franzl und den Michel. Und den älteren, den ſchönſten, kräftigen Franzl haben ſie ihm in Bruck zu den Soldaten behalten. Der Franzl will nicht, weil das Soldatenleben ein Graus iſt, und der alte Heidenhofer iſt zu den Herren nach Bruck gefahren, daß ſie ſehen, wie alt er ſchon iſt, und er kunnt den Franzl um kein Streich graten daheim in der Wirtſchaft. — Aber, ſagen ſie, er hätt' ja noch einen zweiten Sohn! — Ja, ſagt er, iſt aber noch klein und letz und bringt in der Arbeit noch nix fürwärts. — Sollt' ihn herzeigen! ſagen die Herren. Trotzweg iſt der alte Heidenhofer in der Zwicken, denn es iſt nit wahr, daß ſein jüngerer Sohn noch klein und letz iſt, er iſt groß und ſtark. Und wo nimmt er jetzt einen letzen Buben her, den er den Herren kunnt aufzeigen für ſeinen Sohn Michel! Derohalben iſt der Alte zu uns kommen und mein Vater möcht' ſo gut ſein und ihm auf einen Tag ſeinen letzen Buben leihen, den er in Bruck für ſeinen jüngeren Sohn wollt herzeigen. Nachbarſchaftlich iſt mein Vater immer geweſt, und ſo ſind wir am kommenden Tag nach Bruck gefahren, der Heidenhofer und ich, und hat mir's unterwegen eingelernt, daß ich 14 Jahre alt bin und Michel Heidenhofer heiße. Die Herren haben's glaubt, haben den Franzl ausgeſtrichen und wir haben auch künnen heimgehen. In der Freud hat mir der alte Heidenhofer, was am ſelben Tag mein Vater iſt geweſt, ein Gebetbüchel kauft, dasſelbig, wo ich jetzt die Begebenheit hineinſchrieb zum Andenken. Als wie nachher die Rekruten fort haben müſſen, auswendig mit Geſchrei, einwendig mit Traurigkeit, da hat der Franzl daheimbleiben dürfen in großer Freudigkeit. Aber der Herrgott hat ihm's nit geſchenkt. Nit ein Jahr geht um, kommt eine Bois (?) in unſern Gai, das Nervenfieber geheißen, hat etlich junge kräftige Leut mitgenommen — darunter auch den ſchönen, ſtarken Franz Heidenhofer. Und wie nach ſieben Jahren die Soldaten friſch und geſund ſind zurückkommen aus der weiten Welt, iſt der Franzl ſchon verweſen geweſt.

Dieſes Büchel iſt ein Bußgedenken, weil ich han mitgeholfen und bin ſchuldig zu beten."

Dieſe Aufſchreibung nimmt mich merkwürdig mit, denn ich kannte jene Häuſer und weiß von der Geſchichte. —

Nach dem Heidenhofer kam im Tale unten der Grabler; den ſein Gütchen hatten die Nachbarn eng zuſammengedrückt. Er hatte an Feldern und Wieſen kaum die Hälfte von dem, was jeder andere beſaß. „Für einen Bauer bin ich zu klein und für einen Häusler zu groß“, war ſein Sprichwort, wenn er ſich beſcheiden prahlen wollt. Aber ſo engbrüſtig der Grablerhof war, ſo hochgemut war der Grabler. Er war der einzige, der mit ſeinem Weibe einmal die vierzehntägige Fußreiſe nach dem Luſchariberge gemacht hatte, der in Kärnten ganz hinten an der italieniſchen Grenze ſteht. Es war damals für gute Katholiken Brauch geweſen, dieſen Wallfahrtsort zu beſuchen. Verlobt dahin hatten ſich manche, aber als es mit der Reiſe ernſt werden ſollte, war weder Zeit noch Geld vorhanden. Nur der arme Grabler hatte beides aufgebracht und ſich damit ein beſonderes Anſehen für ſeine ganze Lebenszeit erworben. Die Familie des Grablers war mit uns auf das engſte verbunden. Meine Eltern hatten alle Kinder des Grablers und ſeines Weibes aus der Taufe gehoben und umgekehrt, waren wir alle die Taufkinder der Grablerleute. Es hat nichts gegeben, in welchem wir uns gegenſeitig nicht in die Hände gearbeitet, nicht aus kleinen und großen Nöten geholfen hätten. Immer empfand es der eine Teil für eine große Ehre, wenn er dem anderen eine Gefälligkeit erweiſen konnte. Eines der Grablerkinder, die kleine Walburga, ſtarb in ihrem frühen Lebensjahre, ſie war gleichzeitig mit einer anderen Mädchenleiche auf dem Krieglacher Friedhofe begraben worden. Am nächſten Tage fand man die beiden Leichen, mit dem Meſſer an der Bruſt geöffnet, in einem Walde. Es war eine Untat des Aberglaubens und erſt viele Jahre ſpäter hat es auf dem Sterbebette der Täter ſelbſt einbekannt, daß er die Leichen aus dem Grabe geholt, um mit den Herzen derſelben böſe Gewitter zu zaubern. Die armen Grablerleute haben das in der Gegend beiſpielloſe Ereignis mit verehrungswürdiger Ergebung ertragen. Die Nachkommen jener Grablerleute, ſo mager es ihnen immer ergangen, ſitzen heute noch auf ihrem Gütchen — von Wildnis umwuchert — während die meiſten der damals wohlhabenden Bauernhöfe dahin ſind.

Vom Grabler anwärts, auf einem anderen Berge, ſtand der große Hof des Wuſtl, über dem, ſo groß und reich er war, das Verhängnis lag. Der Wuſtl, eine ſchlanke, ſchwerfällige Geſtalt, ſagte mit ſeiner Fiſtelſtimme zu allem ja, auch wo er nein tat. Er hatte immer Augenkatarrh. Immer ſah man ihn mit dem blauen Knoten ſeines Sacktuches die geröteten Augen trocknen, ſo daß es war, als weine er. Zu letzterem wäre wahrlich auch Urſache geweſen. Der Mann führte einen geradezu dämoniſchen Kampf gegen den Geldgeiz und gegen die Höllenangſt und iſt beiden unterlegen.

Die Leute ſagten, er habe viel Geld vergraben gehabt. Das ſagten ſie damals von manchem Bauern, bei dem ſie keines auf der Hand ſahen. Auf ſeinen Vorteil verſtand ſich der Wuſtl freilich; ſie hätten ihm das gerne verziehen, wenn es nicht allemal ein Nachteil für andere geweſen wäre. Einmal war ihm aus ſeiner Mühle Mehl abhanden gekommen, aber er ſagte nichts. Und da redete eines Tages der Kohlenbrenner vom Maßwald auf ihn hin: „Wie geht's alleweil, Nachbar Wuſtl?“ — „Auf der beſſern Seiten nix nutz“, antwortete der. „Ich höre, ſie haben dir ein Bündel Mehl aus der Mühle geſtohlen.“ — „So!“ ſagte der Wuſtl, „nachher biſt es du ſelber gweſt; ich hab' zu niemand was g'ſagt.“ Der Kohlenbrenner war dumm erſchrocken, weil er glaubte, da gebe es keinen Ausweg, geſtand es ein und bat um Verzeihung: „Nur nit unglücklich machen einen armen Familienvater!“ — „Du wirſt mir ſechs Monat lang holzhacken,“ verlangte der Wuſtl, und der arme, alte Waldteufel hat's des lieben Muſes wegen getan. Der Wuſtl hatte ſein Lebtag kein ihm geſtohlenes Hab ſo gut verwertet, als dieſes Bündel Mehl. Groß' Unglück hatte der Wuſtl mit ſeinen Kindern. Durch ſie wollte er ſich von der Hölle befreien, die er ſo ſehr fürchtete. Eine ſeiner Töchter ſteckte er ins Kloſter; eine zweite verirrte ſich zur Winterszeit auf die Wölzeralpe, wo ſie im Frühjahr tot gefunden wurde. Ein Sohn wurde beim Fuhrwerk von einer Heufuhre erſchlagen. Ein zweiter heiratete eine alte Witwe, die einen großen Bauerhof beſaß. Nach ihrem Tode nahm er ein junges Weibsbild zu ſich, die ihn beſtahl, allmählich ums Gut brachte, als er erkrankt war, ihn zu Tode drangſalierte und dann, um dem Gerichte zu entkommen, nach Amerika floh. Die Mutter litt unter allen Schlägen ſtill für ſich. Der Wuſtl aber klagte laut hin, daß ſeine Seele ewig verloren ſei, und eines Tages hat man ihn im Walde erhängt gefunden. Das iſt die Geſchichte derer vom Wuſtlhauſe. Heute iſt vom großen Hofe nur ein Steinhaufen da, über den ſich die Wildnis breitet.

Im Wuſtls Altenleuthäuſel wohnte der Zimmermann Hansl. Er war der ſchöpferiſche Mann von Alpel. Wo ein Haus oder ein Stall oder eine Hütte oder eine Mühle gebaut wurde, er tat's und ſammelte dazu die nötigen Gewerbsleute. Er baute auch alle Tiſche, Krippen, Bänke, Käſten, Wiegen und Särge, die in der Gegend nötig waren. Als die St. Kathreiner in ihrer Kirche dem Gekreuzigten ein Heiliges Grab geſtiftet, war es der Zimmermann Hansl, der aus weichen Fichtenbrettern ein Monumentalgebilde herſtellte, das, wenn auch nicht ſeinen Namen, ſo doch ſeine Seele in die Zukunft hineintragen wird. Das Weib des Zimmermann Hansl war eine ſo reſolute Perſönlichkeit, daß ſeine ganze Herrlichkeit zu Hauſe verſagte und er, der im weiten Lande bekannte Meiſter, daheim in der kleinen Hütte der Niemand war. Eine Sache die in Alpel ziemlich oft vorkam und anderwärts auch nicht ſelten zu finden ſein ſoll.

Dieſes Paar hatte ein Ziehtöchterlein, wir nannten ſie die Hansl-Kathel, das war eine Turteltaube, ſie kicherte immer, ſie lachte immer, ſie war die perſonifizierte Glückſeligkeit und hatte auch Urſache dazu. Sie heiratete nachher den berühmten Siegfried. Und das war ſo. In Krieglach hatte ſich eine Bauerngeſellſchaft zuſammengetan, die Volksſchauſpiele aufführte. Mit Vorliebe: Die Genoveva. Ein junger hübſcher Burſche ſpielte ſtets den Siegfried. Als aber dieſer Siegfried mehrmals die Turteltaube von Alpel gehört hatte, verließ er ſeine Genoveva, bei der ohnehin immer der Gollo im Spiele war, und heiratete die Hansl-Kathel.

Das Haus in Alpel, welches für mich den größten Reiz hatte, und das ich Sonntags manchmal wie ein Heiligtum beſuchte, war der Schmiedhoferhof. Seinen Namen hatte er von der kleinen Hausſchmiede, in der der Schmiedhofer nebſt ſeiner gewöhnlichen Arbeit den Bauern das ländliche Werkzeug herſtellte. Aber das war es nicht, was mich ſo ſehr an dieſes Haus zog. Der Bruder des Schmiedhofers war Geiſtlicher, der einige Male nach Hauſe kam und uns Alpelleuten, die um ihn zuſammenkamen, den Segen gab. Der Sohn des Schmiedhofers war ein kleines aufgewecktes Bübel, das zu Graz in der Studie ſaß, um auch Geiſtlicher zu werden. Als deſſen Vater, der Schmiedhofer, geſtorben war, heiratete die Witwe einen ſtattlichen Holzknecht, der die Vaterſtelle an dem Knaben treu übte und ihn fertig ſtudieren ließ. Das waren nun ganz köſtliche Leute, der Schmiedhofer mit ſeiner ſprichwörtlichen Arbeitſamkeit und ſeiner Beleſenheit, die er aus dem Walde mitgebracht hatte; mit ſeiner Klugheit, durch die er dem angrenzenden Gutsherrn einen großen Servitutenwald abgewonnen hatte; dann die Schmiedhoferin, dieſe freundliche, gerngebige Bäuerin, die keinen Fremden aus dem Hauſe gehen ließ, ohne ihn mit einem Stück Brot oder einem Kuchen zu beſchenken; endlich das Studentl, mein Freund Urban, deſſen Schulferien für mich eine Lernzeit wurden, weil er mir alle ſeine Bücher borgte zum Durchſtudieren. Was waren das für köſtliche Leute. Der Schmiedhofer hatte ſich ſchon als Holzknecht eine kleine Bücherſammlung erworben, von der er mir das Paſſende zum leſen gab. Er war ein überaus tatluſtiger, kluger und dabei durch und durch redlicher Mann, und eine heitere Natur. Im Hauſe war alles ſo fein, reinlich und würdig, beinahe wie in einem Pfarrhof. Das habe ich beſonders ſchmerzlich empfunden, daß, als ſpäter die Auswanderzeit kam, auch die Schmiedhoferleute ihren ſchönen Hof verließen und fortzogen.

Hinter dem Schmiedhof, im letzten Tale, wo ſich das Teufelſteingebirge mit ſeinen unabſehbaren Wäldern erhebt, im Schatten des unterſten Waldrandes, ſtand das Maßbauernhäuſel. Dort wohnte ein kleines, altes Weiblein, das an der linken Halsſeite einen ſo großen Kropf hatte, daß es ihn, in ein blaues Tuch gewickelt, gleichſam wie ein Bündel auf der Achſel trug. Die „Lantſch-Mirl“ wurde ſie genannt, weil ſie einſt aus der Lantſchgegend eingewandert ſein ſoll. Sie lebte im Sommer vom Beerenklauben und Schwammſuchen, im Winter vom Garnſpinnen für Nachbarn. Von dieſer Perſon ging die Sage um, daß ſie den Mond ſingen höre! Das nahm mich ein wenig wunder, obſchon es zu glauben war, daß der Mond manchmal ſang — zog er doch ſein Geſicht juſt ſo ins Breite, wie unſere Magd, wenn ſie luſtig jodelte. Jene Nacht, da ich beobachtete, war ſtill wie die ewige Ruh, ich horchte mit Fleiß; der Vollmond hatte ſein ſingendes Geſicht — aber ich hörte nichts. Dann ſah ich die Lantſch-Mirl einmal auf dem Kirchweg vor mir dahinpendeln mit ihrem Bündel auf der Achſel. Die fragſt heut', ob's wahr iſt! dachte ich und lief ihr nach. „Lantſchl-Mirl! — Lantſch-Mirl!“ — Laut rief ich, ſie hörte es nicht. Da erfuhr ich erſt, das alte Weiblein war ganz taub. — Und ſie hörte den Mond ſingen! — „Juſt deswegen“, ſagte unſer Knecht Markus, der Schalk, „wir andern Leut hören nix von da oben herab, weil uns der Lärm von da herunten das Gehör verſchlagt. Wären wir töriſch (taub) täten wir nix auf der Welt, aber das himmliſche Singen hören.“ O du guter alter Markus, wie oft habe ich ſeither über dieſen Ausſpruch nachgedacht!

Die Lantſch-Mirl hatte einen Bruder. Das war der Maßbauern-Seppel, zur Sommerszeit Ochſenhirt auf der Seßler-Alm, im Winter Stubenhocker und Spintiſierer über die Welt, ſo viel man ihrer von ſeiner Hütte aus ſah. Dieſer Seppel hatte einmal folgenden Traum. Er ging eines Sommermorgens auf die Alm zur Herde. Da bemerkte er, daß er in ſeiner Hoſentaſche den Kaſtenſchlüſſel und das lederne Geldbeutelchen mit einigen Kupfermünzen bei ſich trage. Wozu brauche man auf der Alm ſolche Sachen? Nur, daß man ſie verlieren könne. In der Abſicht, unterwegs ſie irgendwo zu hinterlegen, kam er auf der Knittlerhöhe zur alten Buche, die am großen Steinhaufen ſtand. Er hub einige Steine ab, legte Schlüſſel und Geldbeutel in die Höhlung und deckte ſie mit einem platten Steine ſorgfältig zu, um beim Heimgang die Sachen wieder mit ſich zu nehmen. Aber beim Heimgang hatte er einen anderen Weg eingeſchlagen und Schlüſſel und Beutel blieben im Steinhaufen. So hatte dem Maßbauern-Seppel geträumt. — Später, als dieſer Mann wieder einmal wirklich auf die Alm ging zu ſeinem Vieh und an jenem Steinhaufen vorbeikam, ward ihm die Erinnerung an den Traum ſo lebhaft, daß er hinſchaute und den platten Stein über den andern gerade ſo liegen ſah, wie er ihn im Traume wollte hingelegt haben. Wundershalber hub er den Stein auf, und was fand er unter ihm? Einen alten, von Roſt zerfreſſenen Schlüſſel und ein verſchimmeltes Lederbeutelchen mit fremdartigen Münzen, die ganz mit Grünſpan überzogen waren. Anfangs war der Hirte erſchrocken über dieſen ſeltſamen Fund, dann lief er ins Tal zu den Leuten und zeigte ihn und erzählte den Traum, der ihn dazu geführt hatte. Die Leute vermuteten, es würde ein wertvoller Schatz ſein und der Schlüſſel würde zu einem geheimnisvollen Tore gehören, das erſt gefunden werden müſſe und das gewiß die fabelhafteſten Reichtümer in ſich berge. Aber der Maßbauern-Seppel ließ ſich nicht betören; den Schlüſſel mit ſeinem Roſte und die alten Münzen mit ihrem Grünſpan verſchloß er in ſeinen Kaſten. — Mir war damals dieſe Geſchichte ſehr merkwürdig vorgekommen, ich weiß bis heute nicht, was darüber zu denken iſt.

Nun kommt die Pechbrennerhütte. Eine wunderliche Waldfamilie. Den letzten derſelben haben wir erſt vor kurzem zu Bette gebracht. Ja, der Kraxel war der letzte derer von der Pechölbrennerei, die am Fuß des Hochbürſtling vor ſechzig Jahren in einer Köhlerhütte gewohnt haben. Das Pechölbrennen im Walde nährte damals ſchon ſeinen Mann nicht mehr, geſchweige eine ganze Familie. So hat ſich Vater Pechölbrenner bei uns in den Bauernhöfen als Taglöhner brauchen laſſen, und geſchah es, daß abends, wenn er nach Hauſe ging, ganz zufällig etwelche Kleinigkeiten mit ihm mitgegangen waren. Sei es ein halber Laib Brot, oder ein Sackel Erdäpfel, oder eine alte Hacke, oder irgendetwas anderes. Wenn dann der Pechölbrenner darob zur Rede geſtellt wurde, verwunderte er ſich lebhaft, was er denn lauter an ſich haben müſſe, daß ihm die Dinger anhingen wie ein ſchlechtes Hundel dem fremden Herrn! Er gab die Sachen allemal ſogleich zurück, denn er war in ſeiner Art grundehrlich. — Das Weib des Pechölbrenners, eine fleißige Perſon, konnte gute Dienſtplätze haben, nahm aber keinen an. Sie zog es vor, für alle zu ſein. Sie war die Nothelferin von Alpel. Gab es wo ein krankes Leut oder Vieh, oder ein Stubenauswaſchen, oder eine Schafſchur, oder eine große Rübenveſper, oder irgendetwas anderes, wozu man ein „geſcheites redſames Leut" braucht, ſo wurde die Pechölbrennerin geladen. Sie war gar ſcheriſch und wußte die Geheimniſſe aller Häuſer von Alpel und teilte ſie nur unter dem Siegel des Vertrauens mit —

neue Heimlichkeiten dafür eintauſchend. So führte ſie einen ertragreichen Handel mit allen dunklen und tiefen Dingen, die das Alpelvolk unter ſicheren Hüllen verborgen wähnte. — Die zwei Töchter dieſer Pechölleute waren einmal bei uns Dienſtmägde geweſen, die ältere, genannt die „Hannerl", konnte ſingen; tönend, als ob ſie in einen großen hohlen Topf hineinſänge, lehrte ſie mich das Lied „Es kam ein ſchöner Ritter ins Land" und andere Balladen, wobei ſie immer ſo ſehr in den Helden verliebt war, daß ſie laut ſeufzte und daß ihre ſchwarzen Augen groß und rund hervorquollen. — Einmal in einer Nacht lief dieſe Magd in die Schlafſtube meiner Eltern und ſchrie zum heiligen Engel Michael auf, daß er ſie beſchütze, denn es ſtelle ihr der böſe Feind nach; der habe ihr den langen Schwanz ſchon um den Hals gewickelt, zum Erſticken, und ſie gehe nicht mehr zurück in ihr Bett. Sie erwiſchte das Tiſchmeſſer und fuchtelte damit herum, jeden Teufel bedrohend, der ſich ihr nahe. Dabei hatte es, als die Leute zuſammenkamen, ganz den Anſchein, als meine ſie den Knecht Stoffel, von dem wir wußten, daß er ihr einmal gehuldigt hatte. Am nächſten Tag erhielten wir vom Viertelrichter den Auftrag, die Hannerl in eine Strohkammer einzuſperren. Aber ſie brach durch die Bretterwand aus und flüchtete ſich in die verſteckte Köhlerhütte zu ihren Eltern. Mehr weiß ich von ihr nicht. — Viel luſtiger war es mit ihrer jüngeren Schweſter, der lachenden Mirzel. Die tat immer lachen; war ſie allein, ſo lachte ſie leiſe, war ſie in Geſellſchaft, ſo lachte ſie laut, wußte aber durchaus nicht immer, warum. Beim Lachen wurlete ihr Kröpflein am Halſe ſo emſig auf und nieder, daß wir alle mitlachen mußten; und daß *wir* über dieſes

Kröpflein lachten, ſteigerte in ihr das Lachen bis zum Jauchzen, bis zum Röcheln endlich, bis zu Tränen, bis ſie ſich den Magen hielt, weil ihr ſchon alles wehtat und ſie lachte über ihr Lachen und über ihr Jauchzen und über das Wehtun — weshalb ſie ſonſt noch lachte, das wußte ſie nicht. „Die lachende Mirzel", das iſt ihr Ruhmestitel geworden. — Später, als man ihren Vater begrub, am Grabe hat ſie gerade ſo gelacht, das Kröpflein wurlete auf und nieder, das Jauchzen gellte, das Röcheln ſetzte ein und die Tropfen, die liefen in zuckenden Sprüngen über ihre ſchmalen Wangen herab. — Jetzt haben wir erſt nicht gewußt, hatte die früher immer gelacht — oder immer geweint.

Das Jüngſte dieſer Pechölbrennerfamilie war ein Junge und hieß Hanſel; wir haben ihn auch Kraxel genannt, weil er ohne ſeine hölzerne Rückentrage, die Kraxe, nie geſehen wurde. Er verſah Botendienſte zwiſchen Alpel und den Holzknechten der hinteren Heugräben. Er trug Brot, Speck, Wäſche und Tabak. Einmal habe ich den Kraxel ſpaßeshalber gefragt, wieviel er von ſeiner Trage ſtets zu ſtehlen pflege. Er antwortete: „Für's Stehlen kommt man in d' Höll. Derowegen nehm ich die Sachen lieber ſo." Die Holzknechte wußten das und gaben ihm deshalb keinen Lohn. Er tat's umſonſt und lebte dabei nicht ſchlechter wie jeder andere, nur ehrlicher. Er erzählte mir auch einmal, wie es im Himmel ausſchaut. „Der Himmel, du! Da wurdſt ſpannen! Der iſt ſo groß wie zehn Köhlerhütten zuſammen. Oben iſt ein großes Loch, da fliegen die Engerln aus und ein, die weißen, und tun ſchön Achting geben, daß ſ' nit ruſſig werden. Und im Bett gibt's alle Wochen friſches Stroh, mein Lieber! Und alle

Sonntäg Hirſchenes — weil das Jagern derlaubt is. Nur im ſiebenten Himmel oben iſt's Jagern verboten, weißt.“ — Auf meine Frage, warum das gerade im höchſten Himmel, bei den größten Heiligen der Fall ſei, antwortete der Kraxel: „Das weiß ih ah nit, leicht eppa, weil beim Verbotenen die Freud' noch größer iſt.“

Na, heute wird der gute Waldbär ja Gewißheit haben, weshalb im ſiebenten Himmel oben das „Jagern“ verboten iſt. — So waren dieſe Pechölbrennerleute, wovon der letzte nun geſtorben iſt. — Sind auch heiße, wirre Leben geweſen. Vorbei. Selbſt dieſes einzige Gedenkblattel verweht der Wind ſchon morgen. —

Endlich habe ich noch von einem letzten Hofe zu ſagen. Der war ganz rückwärts im Engtal. Hoch oben an der Berglehne. Es war der größte Hof von Alpel — der Groß-Jakelhof. Er hatte zwölf Knechte und zwölf Mägde. Er hatte nebſt dem großen ſonſtigen Viehſtand zwei Pferde und die eigene Jagd. Er war der fürderſte von Alpel. Es ward aber ſeine Fürſtlichkeit nie recht zum Ausdruck gebracht. Weder bei der Richterwahl, noch bei anderen öffentlichen Angelegenheiten. Doch, daß er das Seine redlich beitrug, muß zugeſtanden werden. Der reiche, mächtige Großjakel war körperlich etwas klein und eckig geraten. Er ſtotterte ein wenig und das S auszuſprechen machte ihm mehr Mühe, als einen Heuſchober in die Scheune zu tragen. In ſeinem zuſammengekniffenen Geſichte ſtaken ein paar große Rundaugen, mit denen er die ganze Welt und vieles Schöne und Gute, das ihm offen geſtanden wäre, glücklich überſah, mit denen er aber richtig das ſchönſte Mädel ausfindig machte, als es zum Heiraten kam. Das Mädel war eine Kellnerin aus Krieg lach, wußte aber nachher auf ihrem einſamen Hofe wie eine Königin zu herrſchen. Ganz Alpel zitterte, wenn die Groß-Jakelin zornig, mit den Augen zwinkernd, ihre Strafreden hielt. Vor ihr beſtand niemand. Sie wußte jedem was anzuhängen, und wer ſie gottverlaſſen vielleicht an ihre Herkunft erinnerte, der bekam etwas ſehr Brennendes auf die Wange. Vom Groß-Jakelhof bis ins Mürztal ging Jahr für Jahr, tagaus, tagein der Holzkohlenwagen, und es war dem Groß-Jakel nicht möglich, das Geld, das ihm dieſe Kohlenwagen brachten, am Sonntag, wenn er mit ſeinem Steirerwägelchen in die Gegend fuhr und ſeinen Freunden Feſte gab, ganz zu vertun. Und als der Mann ſchon recht viel Geld hatte, wollte er natürlich noch mehr haben. Plötzlich verkaufte er ſeinen Hof für eine ſo ungeheure Summe, daß die Leute ihre Hände über den Kopf zuſammenſchlugen; aber ſchon nach wenigen Jahren, ſtellte es ſich heraus, daß er die weitgedehnten Gründe mit den herrlichen Waldbeſtänden um zehnmal zu billig verkauft hatte. Die Familie zog ins Mürztal, wo ihre Spur heute verſchwunden iſt.

An das Groß-Jakelgut grenzten ſchon wieder die Gründe des oberen Hofes und unſeres Waldbauernhauſes. Mein Vaterhaus ſtand ungefähr im Mittelpunkte der Gemeinde. Und in ihm war das kleine Brennpunktlein, in das ſich alle Strahlen aus der Umgebung einigten zu jenen Geſtalten, die viel ſpäter in den Waldheimatgeſchichten feſtgelegt worden ſind. Die erſten Eindrücke auf meiner Weltwander.

Nun könnte ich noch erzählen von den Hunderten von Kindern und Greiſen, Dienſtboten und Einlegern, die dieſe Häuſer mitbevölkerten, von den Holzknechten, Kohlenbrennern, Pechſchabern, Jägern, Hirten, Hauſierern uſw., die in den einſamen Hütten wohnten. Könnte erzählen von Charaktergeſtalten, fein ausgeſponnenen Lumpereien, großen Schickſalen und tapferen Heldenhaftigkeiten. Vielfach in meinen Schriften habe ich es ſchon getan, aber je weiter und tiefer ich mich hineindenke in dieſes abgrundtiefe Volkstum, je unerſchöpflicher kommt es mir vor. Faſt alle jene Menſchen, die in meiner Kindheit mir Genoſſen geweſen, ſie liegen auf dem kleinen Anger, draußen zwiſchen den Feldern, ſüdlich des Ortes Krieglach. Die meiſten von ihnen mußten längſt wieder aus dieſer ihrer Wohnung ziehen, weil es auf dem Friedhofe nicht jene Altenleuthäuſeln, nicht jene Ausgedingſtübeln gibt, wie ſie noch zu jener Zeit im lebenden Bauerntum geweſen ſind. Aber jeden Schädel, den der Totengräber hervorwühlt, vielleicht ſchon das wiederholtemal, kann ich in die Hand nehmen: „Grüß dich Gott, Vetter (oder Muhme)! Weißt du noch — damals? Du haſt längſt ausgeſchlafen und ich habe immer noch nicht Feierabend.“

Einſtweilen muß ich nun zu Ende ſchreiben, wie es mir und meinen Lebensgenoſſen weiter ergangen iſt auf Erden.

Vom Manne, der mich leſen und ſchreiben gelehrt hat.

Der liebe alte Michel!

Er war nicht zuſtändig in der Gemeinde, wo er darbte, hätte jedoch anderswo vielleicht noch bitterer gedarbt, als bei den armen Waldbauern. Er war Schullehrer in Kathrein am Hauenſtein geweſen. Weil er aber in einzelnen Dingen etwas freier dachte, als es ſich vor dem Jahre 1848 empfahl, ſo kriegte er ſeinen eigenen Pfarrer zum Feind. Und das wollte für einen Schulmeiſter was heißen zur ſelbigen Zeit. Perſönliche Gehäſſigkeit tat auch das ihre und im Handumdrehen war aus ihm vor dem Dechant oder gar vor dem Konſiſtorium ein Ketzer gemacht, und einen Ketzer muß man doch wohl entfernen von einem ſo wichtigen Poſten, als es — die Meßnerei iſt.

Der Michel hatte ſchon graue Haare, die in ſeinem vieljährigen Kirchen- und Schuldienſt ſolche Farbe angenommen; aber er wurde jetzt abgeſetzt und für unwürdig erklärt, den Bauern Katechismus zu lehren. Jetzt war plötzlich ein alter Bettelmann da.

Nachdem der Michel mehrere Nächte auf den Strohſcheunen und unter Heuſchobern herumgelegen war, ſtanden die Bauern der kleinen Nachbarsgemeinde Alpel zuſammen und hielten Rat. Die Kinder dieſer Waldberge gehörten eigentlich nach Krieglach, aber weil ſie dahin an die drei Stunden und länger zu gehen gehabt hätten, ſo waren ſie nach Kathrein eingeſchult worden, wohin ſie nur ein bis zwei Stunden Wegs hatten. Übrigens kümmerte ſich weder Krieglach noch Kathrein viel um die Waldbauernkinder von Alpel, Zwang war überhaupt keiner und die meiſten ſchickten ihre Kleinen nicht in die Schule. Die Schule, das ſei nur ſo für herriſche Leute. Wenn der Bauer ſeine Arbeit lernt und ſein Vaterunſer kann, nachher iſt's genug. Da waren aber in Alpel etliche Bauern: Der Heidenbauer (Heidenhofer) und der Grabler und der Schmiedhofer und andere, die einigten ſich dahin, den abgedankten Schulmeiſter nach Alpel zu nehmen. Da könne er von Haus zu Haus ziehen — in der einen Woche zum Heidenbauer, in der anderen zum Grabler und zu allen Bauern herum, welche Kinder hätten; die Kinder könnten allemal in das Haus zuſammengehen, wo ſich der Schulmeiſter eben befinde, und von ihm leſen, rechnen und ſchreiben lernen. Der Michel hat dafür ſein Miteſſen beim Leuttiſch und ſeine Liegerſtatt auf dem Heu oder im Handwerkerbett, wo ſie eines frei haben.

So ward es und der alte brotloſe Schulmeiſter nahm es mit tauſend Vergeltsgott. Die erſten Wochen war er beim Großjackel, dann kam er zum Klein-Heidenbauer, wo er längere Zeit blieb, hernach mußte er hoch auf den Berg zum Holzbauer (Martinshaus), wo er länger als ein Jahr lebte und lehrte. Die Kinder kamen in das betreffende Haus zuſammen, das eine brachte dem Schulmeiſter ein Säcklein Mehl mit von der Mutter, die „ſchön grüßen laſſe“, oder ein Stücklein Selchfleiſch, oder ein Körblein Erdäpfel für den Schulmeiſter, und daß der

Bauer, bei dem er war, eine kleine Beihilfe habe, ihn zu verköſtigen.

In den freien Stunden ging der Schulmeiſter zu den Nachbarn, wo er Kinder wußte und warb für ſeine Schule und war nicht böſe, wenn er irgendwo zur Mahlzeit zurechtkam, daß er ſich zum Tiſch ſetzen und mit dem Holzlöffel, wie ſie damals in Alpel noch gebräuchlich waren, miteſſen durfte.

So war der Michel Patterer eines Tages auch zu uns gekommen. Es war im Jahre 1818 und ich damals fünf Jahre alt. Ich erinnere mich noch des Anblicks, als er zur Tür hereintrat — ein ſchlanker Mann in ſchwarzem Gewand und einen hohen Zylinderhut auf dem Kopf. Der Kopf mit ſeinen dünnen, grauenden Haaren war etwas vorgebeugt, das Geſicht mit der ſcharfen Naſe und den blauen Augen war hager und glatt raſiert. Der Rock war bis an den Hals zugeknöpft; als er ihn gelegentlich ein wenig auseinandertat, ſchaute aus dem inwendigen Sack ein langes Pfeifenrohr hervor. Er wurde von meiner Mutter leidlich fein begrüßt und eingeladen, beim Tiſch niederzuſitzen; hernach eilte ſie in die Küche, um dem ſeltſamen Gaſt eine Eierſpeiſe zu kochen. Ich blieb in großer Beklommenheit an der Tür ſtehen, zwiſchen Stube und Küche, damit ich den fremden Mann betrachten und nötigenfalls zur Mutter flüchten konnte. Da lockte er mich zu ſich. Wie er zum lebzeltnen Reiter kam, ich weiß es nicht, aber er hielt einen in der Hand und ſagte mit heiſerer, aber freundlicher Stimme zu mir, wenn ich ſchon an etwas ſaugen wollte — denn ich ſaugte an meinem Zeigefinger — ſo möge ich dem Lebzeltroß in den Schweif beißen. Langſam ſtrich ich an der Wand hin, bis ich ganz nahe bei ihm war — und das iſt meine erſte Begegnung geweſen mit dieſem Manne. Bald hub er an, mir von der Schule vorzuſagen, wie es da fein hergehe, es kämen luſtige Bürſchlein zuſammen; da würden allerlei Spiele getrieben, geſchrien, geſungen, munter gerauft. Das lockte mich nicht, denn ich war die fremden Buben nicht gewohnt und kein Liebhaber von Springen und Raufen. Als er aber dartat, wie ich Bücheln bekäme in der Schule, und Schreibzeug, und Leſen und Briefſchreiben lernen würde, wie er mir da allerhand erzählen wolle und wie wir mitſammen gut Freund werden möchten — da war ich fein.

Meine Eltern hatten anfangs wohl ihre Einwände. Ich ſei ja noch zu klein zum Schulgehen, hätte kein rechtes Gewand dazu, würde mir die Buchſtaben noch nicht merken und könne unterwegs über den Grablerſteg ins Waſſer fallen. Weil dieſe Einwände vom Schulmeiſter entkräftet wurden, wobei ich ihm wacker half, ſo gaben meine Eltern endlich ihre Einwilligung und meine Sache war es nun, dieſelbe ſo raſch als möglich zu vollführen.

Die Schule war damals beim kleinen Heidenbauer, unſerem Hauſe gerade gegenüber auf dem Berge, jenſeits des Freſenbaches, der Alpel durchzieht. Es waren unſer dort etwa acht oder zehn Schulkinder, ich darunter weitaus das kleinſte und unbedeutendſte, das mit unterlief, ſich weder im Schlimmen noch im Braven auszeichnete, mit den anderen nicht viel umtat, ſondern nach der Schule allemal den kürzeſten Weg nach Hauſe lief zur Mutter.

Schulſtunden waren täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, von 8—11 Uhr und von 12—3 Uhr. Da ſaßen wir in der Geſindeſtube um den großen Tiſch herum bei unſeren Bücheln und der Schulmeiſter ging während des Unterrichts die Stube auf und ab und rauchte ſeine lange Pfeife. Wenn hernach die Leute mittags zum Eſſen kamen, mußten wir eilends abräumen, dann ſetzte ſich der Lehrer unter die Knechte und Dirnen; die Schüler liefen — wenn ſie von der nächſten Nachbarſchaft waren — nach Hauſe, die anderen hatten ein Stück Brot oder einen beſſeren Biſſen bei ſich, den ſie auf der Ofenbank oder draußen auf dem Anger unter den Kirſchbäumen verzehrten. Ich hätte über den weiten und tiefen Graben in einer Stunde nicht hin- und zurückkommen können, daher gab mir die Mutter zumeiſt einen Eierkuchen mit, den ich aus dem fettigen Sacktuch ſchlug, unter der alten Wettertanne des Heidenbauerhofes verzehrte und dabei ſehnſüchtig hinüberblickte auf mein Heimatshaus. Hernach, wenn drinnen der Tiſch wieder abgeräumt war, trat der Schulmeiſter vor das Haus, ſteckte zwei Finger in den Mund und tat einen hellen Pfiff, das Zeichen zum neuen Beginn der Lehrſtunden, und die Kinder verſammelten ſich.

In den Sommertagen, wenn die anderen zu Hauſe behalten wurden zur Arbeit, war ich mehrmals der einzige Schüler. Da nahm mich der Lehrer an der Hand und führte mich hinaus in das nahe Gehölze; dort ſetzten wir uns ins Moos und einmal, als wir ſo beiſammenſaßen, ſagte er ganz leiſe zu mir: „Du biſt halt der einzige, mein Peterl, der mich nicht verlaßt. Schau, ich ſchenke dir was.“ Einen alten Pfeifendeckel aus Meſſing gab er mir, den er noch früher an ſeinem Rockärmel glänzend gerieben hatte. Ganz glückſelig darüber — er wie ich — nahmen wir nun das „Taferl“ und das „Namenbüchel“ in die

Arbeit. Ich hatte wohl ein Jahr zu tun, bis ich über dieſe A-B-C-Schützenliteratur hinauskam und zum „Kleinen Katechismus“ und zum „Zweiten Leſebuch“ aufſtieg. Später war auch das „Evangeliumbuch“, aus welchem allſamstäglich das Stück des folgenden Sonntags geleſen wurde. Und das nach dem eigenen Lehrplan des „Ketzers“, denn weder Katechet noch ſonſt eine Schulbehörde hat ſich viel nach der wandernden Schule in Alpel umgeſehen.

Als etwa ein Jahr dahingegangen war, fand die Heidenbäuerin, daß ſie den Tiſch in der großen Stube vormittags zum Strudelziehen und nachmittags zum Bohnenklauben brauche; die vielen fremden Kinder täglich im Haus mit ihrem Lärm und ihren Unarten mögen wohl auch zuwider geweſen ſein, kurz, wir überſiedelten zum Holzbauer. Dort war ein altes, gemütliches Bäuerlein, das ſich an den vielen Kindern ergötzte und während der Schulſtunden in einem Ofenwinkel hockte und fortweg mit beifälligem Kopfnicken zuhörte.

„Der Kleine, der Kleine, das iſt ſchon ein Sakermentsracker, der kann's!“ ſagte er einmal; ich bin noch heute der Meinung, daß es mich angegangen, als ich ein Leſeſtück herabſchrie. Während wir nach Vorlagen uns im Schreiben übten oder auf den Schiefertafeln Rechenaufgaben ausarbeiteten, las der Schulmeiſter dem alten Bauer die Zeitung vor, die er vom Tabakskrämer in Kathrein bekommen. Dieſelbe war zwar ſchon aus dem Jahre 1845 oder 1846, aber das macht nichts, es hat auch zu jener Zeit Neuigkeiten gegeben

Um die Oſterzeit pflegten wir rotgefärbte Eier in die Schule mitzubringen, auf die uns der Schulmeiſter mit der Spitze ſeines Taſchenmeſſers allerhand Figuren ritzte, Herzen und Kränze. Am beſten gelang ihm das Kreuz und die Dornenkrone Chriſti.

Noch erinnere ich mich an meine Schreibvorlage, die ich die Jahre durch wohl an hundertmal abgeſchrieben hatte. Der Ketzer-Schulmeiſter hatte mir folgende Vorlage aufgeſetzt: „Gott recht erkennen, ihm dienen, ſeine Gebote genau beobachten, das verſchafft uns Gottes Liebe und Wohlgefallen und gibt uns Troſt in jeder Lage unſeres Lebens."

Im Laufe der Jahre begannen ſich die feineren Kleider, die der alte Michel aus ſeiner beſſeren Schulmeiſterzeit herübergebracht hatte, aufzulöſen. Der Dechant von Birkfeld mochte vielleicht ein widerhaariges Gewiſſen zu beſchwichtigen haben, oder war es lediglich ſein chriſtlicher Sinn, der den Büßern milde iſt, — wie das auch ſei, er ſchickte dem abgeſetzten Schulmeiſter manches alte Kleidungsſtück, bisweilen auch ein Päcklein Tabak. Aber das dauerte nicht immer, und ſo ſah man den Alten in ſeinen freien Stunden im Viehhofe des Holzbauers Streu hacken, Scheiter ſchichten, Dung krauen, klappernde Holzſchuhe an den Füßen, eine ſchlotternde Lodenjoppe am Leibe und einen zerfahrenen Seidenzylinder auf dem Haupte. Manchmal hat's einen Groſchen Geld geſetzt für Rauch- oder Schnupftabak — gelegentlich ſchwelgte er in beiden — ſonſt aber trocknete und beizte er zu dieſem Zwecke ſich Buchenblätter und anderes Gekräute. — Wenn ihr mich nach ſeiner Vergangenheit, nach ſeiner Jugend fragt, ich wüßte nichts davon zu erzählen. Er ſoll aus dem Unterlande gekommen und ſeiner Tage ein beſſeren Ständen angehöriger munterer Burſch geweſen ſein. Daß er nichts Schweres auf dem Herzen trug, das zeigte die Heiterkeit ſeines Gemütes und die freundliche Ergebung, mit der er ſeine Armut trug.

Weil der alte Holzbauer immer um den Schulmeiſter und ſeine Kinder war, mit dem erſteren fabelte und mit den letzteren ſcherzte, und darüber nachgerade auf das Holzſpalten vergaß, dem er trotz ſeiner morſchen, zitternden Knochen noch zu obliegen hatte, ſo behauptete ſein Ehegeſpons, das ein ſcharfes Weib war, der Schulmeiſter verderbe ihren Mann, und ſomit mußte der Michel endlich wieder aus dem Hauſe.

Nun kam er zum Ofenberger. Das war eine Hube des Gutsbeſitzers Baron Seßler Herzinger, die, zum Jagd- und Forſthauſe hergerichtet, in ihrer Stube Platz bot für den Schulmeiſter und ſeinen Anhang. Der hochherzige Grundbeſitzer nahm die Schule nun in ſeinen Schutz. Der Schulmeiſter bekam vor allem ein ordentliches Bett und die Förſtersleute behandelten ihn mit großer Achtung und Fürſorge.

Die Holz- und Köhlerleute der Umgebung begannen nun die Schule zu bevölkern, auch Bauernkinder vom Freßnitzgraben und Trabach kamen und ſo nahm die Anſtalt einen hübſchen Aufſchwung. Wir kriegten einen neuen, langen Tiſch, der in der Mitte Löcher hatte, ſo daß man Tintentiegel hineinſtellen konnte. Der Schulmeiſter bekam ein neues Lineal, das aber einigen von uns ein bißchen unglatt vorkam. Auch die Schulordnung wurde etwas ſtrammer geſpannt und der Schulmeiſter ſchmauchte einen beſſeren Tabak.

Nun war von meinem Heimatshauſe die Schule eine ganze Stunde entfernt. Ich mußte über Feld und Wald ſteil abwärts in den Graben, ich mußte dann eine Weile dem Waſſer entlang und jenſeits anſteigen auf ſteinigem

Wege bis zur Alpſteigſtraße, auf welcher ich endlich gemach bis zur Ofenbergerhube weitergehen konnte. Im Sommer war's recht gut, nur daß mir die Straße widerlich war der vielen fremden Leute wegen, die dort immer fuhren und gingen — auch Zigeuner waren darunter und Juden, die, nach altem Dafürhalten, jedes Chriſtenknäblein für einen Brunnenſtänder hielten, um ſich daran mit Chriſtenblut zu laben. Unſer Schulmeiſter ließ das freilich nicht gelten, ſondern ſagte uns einmal: Branntwein ſei ein hölliſches Getränk, aber des könnten wir überzeugt ſein, der Jude ſaufe lieber den ſchlechteſten Fuſel, als das friſcheſte Tröpflein Chriſtenblut. Trotzdem ſchlich ich mit Umgehung der Straße lieber an den waldigen Schluchten und Hängen hin; und war mir ſchon durch die Entfernung das Schulgehen verleidet, ſo war das noch mehr durch die größere Anzahl der Schüler der Fall, die den Wettſtreit erſchwerte. Im Rechnen war ich ſchon beim Heidenbauer zurückgeblieben; wenn in Beiſpielen von fünf Äpfeln die Rede war, ſo dachte ich immer mehr an die Äpfel, als an die Ziffern. Im Schreiben war mir der Markus Bruggraber über geworden, weil er, wie wir den Spaß ſchon damals hörten, das Brot allemal mit hartem t ſchrieb, es mochte nun neu- oder altgebacken ſein. „Du wirſt ſchon lernen es hart zu ſchreiben," ſagte mir der Schulmeiſter einmal, „wenn du das Brot erſt hart verdienen mußt." Im Evangeliumauslegen ſtand ich noch hoch über allen, leider war wöchentlich nur ein einzigesmal Gelegenheit, mich in dieſer Herrlichkeit zu zeigen. Wenn ich ſchon die Woche über gerne daheim blieb, um beim Vieh zu walten und zu ſchalten, am Samstag verſäumte ich die Schule ſelten.

Wenn ich jedoch einmal längere Zeit nicht mehr in die Schule gegangen war, dann kam mir der erſte Gang dahin gar ſauer an und iſt's wohl einmal geweſen, daß mein Vater mit der Ochſenpeitſche nachhelfen mußte. Die Peitſche hat mehr geknallt als getroffen und haben ſie es jenſeits des Tales geſehen und gehört und in der Schule erzählt. „Es ſchmerzt mich ein wenig," ſagte mir hierauf der Schulmeiſter im Vertrauen, „daß dich die Karabatſche muß herſchicken zu mir. Wenn wir zwei beieinander mit dem Buch draußen unter dem Kirſchbaum ſitzen eine halbe Stunde lang, ſo holen wir die anderen leicht wieder ein. Desweg ſollſt nicht verzagt ſein. — Närriſch Kind! Laßt ſich lieber ſchlagen, als daß er zu mir hergeht."

Einmal bin ich unterwegs in die Schule vom Steg hinab in den Bach gefallen. Der Heidenbauern-Franzel zog mich heraus, trug mich in die Schule und rief: „Da hab' ich heut' einen großen Fiſch gefangen." — „Wenn's nur kein Stockfiſch iſt," entgegnete der Schulmeiſter, entkleidete mich und legte mich in ſein Bett, bis mein Gewand wieder trocken geworden.

Zur Winterszeit war der Weg in die Schule beſonders arg. Der holperige Pfad im hohen, gefrornen Schnee mußte mehr geklettert als gegangen werden. Auf den Höhen ſchien wohl oft die Sonne, aber im ſchattigen Tieftal lag eine blaue Luft, die wie mit Meſſern an meinem Geſichte kratzte. Wenn der Bach, der neben mir herging, ſo feſt überfroren war, daß ich kaum ein Murmeln von ihm hörte, ſo war's noch nicht am ärgſten, aber wenn das Waſſer vom Froſt emporgehoben über dem Eiſe dahinrann, weiß und ſulzig, und wenn das Floß unſerer Mühle auf einer feſten, vielſäuligen Eiswand lag und das Mühlrad mitten drin ſtrotzte, wie eine eingemauerte Nonne, dann ſtand's ſchlimm um meine Naſe und um meine Finger. Den Zehen war auf ſolchem Gang allemal eine Weile kalt, allmählich hörten ſie aber auf, ſich zu beklagen und ich wußte nichts mehr von ihnen.

Wenn ich oder andere Schüler in dieſem Zuſtande endlich in die Schule kamen, klapperte der Rand der Lodenhoſen um die Schuh', wir mußten uns auf die Bank ſetzen und der Schulmeiſter löſte einem und dem anderen das ineinandergefrorene Schuh- und Strumpfwerk von den Füßen. Und wenn die krebsroten Zehen in der warmen Stube anhuben grauſam wehzutun, ſo legte er friſchen Schnee auf oder kaltes Kraut, und wenn darauf der Schmerz noch größer wurde, daß wir wimmerten, lief der Schulmeiſter raſch in ſeine Kammer um die Geige — denn er hatte eine — und ſchritt die Stube auf und ab und geigte uns was Luſtiges vor.

Wenn endlich der Unterricht anheben konnte, da legte er die Geige hin und ſagte: „Liebe Kinder, ihr müßt die Schule teurer kaufen als andere Leut', gebt wohl acht, daß ihr nur auch was lernt.“

Hierauf ſprachen wir im Chore das übliche Gebet:

„Heiliger Geiſt,
Komm' zu verbreiten
Über uns dein Gnadenlicht,
Daß wir immer weiter ſchreiten
In Erlernung unſ'rer Pflicht,
Mache uns zum Lernen Luſt,
Hilf, daß wir in unſ'rer Bruſt
Das Erlernte wohl behalten
Und im Guten nicht erkalten.“

Heute, da dieſer Anruf nach ſechzig Jahren wieder aufſteigt in meiner Seele, rührt er mich; dazumal war uns aber das Gebet zum Schluß des Unterrichts lieber:

„Vater, ſegne dieſe Lehren,
Die du durch des Lehrers Mund
Deinen Kindern macheſt kund,
Uns zum Heil und dir zu Ehren;
Präge ſie durch deinen Geiſt
Tief ins Herz, daß wir im Leben
Stets zu handeln uns beſtreben,
So wie dein Gebot uns heißt.“

Der Takt der letzten Verſe brachte unſer Blut ſchon allemal in die richtige Wallung, mit der wir dann hinauspolterten ins Freie, war es zu einem Schneeballengefecht, war es zu einem kühnen Ringen auf grünem Anger, war es zu einem Verſtecken- und Fangenſpielen hinab durch den Wald — war es zu einer anderen Kindesluſt.

Meine Blödigkeit hatte ſich endlich verloren, ich war im Anſtiften einer der Findigſten; am liebſten trieb ich ſolche Spiele, bei denen es ſich nicht um Körperſtärke handelte, denn bei dieſen zog ich gewöhnlich den kürzeren. Mit ein paar ſchneidigen Jungen hatte ich dicke Freundſchaft geſchloſſen und dieſes Gefühl der Zuſammengehörigkeit mit den Kameraden gab meinem engen Weſen eine ganz neue Richtung und Glut und hätte mich allmählich meinen Eltern und Geſchwiſtern entfremden können, wenn mein Schulbeſuch nicht gar ſo oft unterbrochen worden wäre. Einmal waren es notwendige Arbeiten daheim, die mich daran hinderten, einmal war es Regen und großes Waſſer, oder es war der ſcharfe Winter, oder es war ein langwieriger Huſten oder ſonſt Krankheit an mir oder an anderen, wobei ich entweder im Bette liegen oder nach dem ſtundenweit entfernten Langenwang, Krieglach, Ratten oder Fiſchbach zum Arzt gehen mußte. Ich bin von 1848 bis 1854 — wenn ich die großen Unterbrechungen abziehe — im Ganzen doch kaum über ein volles Jahr in die Schule gegangen.

Da kam denn der alte Schulmeiſter bisweilen und ſuchte mich auf und fragte mich ganz trübſelig, wesweg ich ihm denn untreu werden wolle? Daß ich ſein liebſter Schüler ſei, das vertraute er nicht mir, ſondern anderen, und ich habe es erſt erfahren, als nachher der Schmiedhofer zu mir ſagte: „Schaufel ihm auch du eine Schaufel voll hinab, Peter, dich hat er am liebſten gehabt.“

Ich hätte dem alten Schulmeiſter aber einmal etwas wahrhaft Schlimmes antun können, wenn's geglückt wäre. Das Alpel iſt ziemlich weit und hat viele Täler und die Häuſer ſind zerſtreut oben und unten. Die Ofenbergerhube war einem Teil ſtark entlegen, beſonders uns Waldbauernleuten. So warf ich mich mit Beiſtimmung meiner Eltern auf, für meine jüngeren Geſchwiſter und für die etlichen Kinder unſerer nächſten Nachbarn eine beſondere Schule zu errichten — und ich wolle der Schulmeiſter ſein. Da die Leute der irrigen Meinung waren, einer könne den anderen ſo viel lehren, als er ſelber kann und ſich mit meiner Wiſſenſchaft im Leſen, Rechnen und Schreiben zufrieden gaben, ſo nahmen ſie meinen Vorſchlag an und ſchickten ihre Kinder zum zehnjährigen Kinde in die Schule. Ich hielt mich mit großer Wichtigkeit bereit an unſerem Tiſche, als ſie kamen. Der Anfang war auch ganz erbaulich; die einen mußten A-B-C herſagen, die anderen mußten buchſtabieren und ich hatte mein

Lineal in der Hand und ſchritt würdevoll die Stube auf und ab. Das war in der erſten Stunde, in der zweiten gab es ſchon Fetzen. Die Urſache des Streites weiß ich nicht mehr, er verpflanzte ſich raſch über die Bücher und in die Haare, und als ich dazwiſchenfuhr, um zu ſchlichten, hieb mir der Wald-Hieſel den kleinen Katechismus ins Geſicht. Weil ich dieſe kirchliche Anmaßung nicht auf ſich beruhen laſſen wollte, ſo kam es zu einer ſchneidigen Balgerei, bis die Mutter erſchien und mit dem Kehrbeſen dazwiſchenfuhr. Damit war die neue Schule wieder aufgelöſt, und ich ging wie vor und eh' zum alten Michel.

Etwa im Jahre 1854 war es, als der Auenbauer in Alpel den alten Schulmeiſter Michel Patterer in ein neugebautes hübſches Häuschen aufnahm, das beiläufig mitten in der Gemeinde ſtand und alſo zum Schulhauſe beſonders geeignet war. Der Auenbauer hatte das Haus als Altenleutſtübel für ſeine eigenen alten Tage erbaut, da aber die Kinder noch klein — erſt in den Schuljahren — waren und es mit dem Ausgeding alſo noch lange Zeit hatte, ſo eignete er im kleinen Bau ein Stübchen für den Schulmeiſter und die Schule.

Das Häuschen ſtand ganz abgeſondert von anderen Menſchenwohnungen auf freiem Feldabhang, vor ihm war das blumige Wieſental, hinter ihm hub der Wald an.

Nun hatte der gute Michel einmal wirklich ein Heim, in dem er frei walten und geſtalten konnte. Die Kinder brachten ihm Lebensmittel und er kochte für ſich ſelbſt und pflegte ſich, ſo gut es ging. Ich kam nur wenigemal in das neue Schulhaus, denn obzwar der Schulmeiſter immer ſagte: „Den Peter kann ich nicht auslaſſen, der tut's nicht für euch Bauern!“ ſo behielt mich mein Vater endlich doch daheim bei der lieben Arbeit. Um dieſelbe Zeit war es freilich auch, daß meine Mutter in aller Welt herumging bitten, es möchte ſich jemand meiner annehmen und mich ſtudieren laſſen. Ich war zu ſolchem Zweck in verſchiedenen Schulen: etliche Wochen in Kathrein, etliche Wochen in Krieglach, etliche Tage in Birkfeld. Es war nichts.

Weil zum alten Schulmeiſter niemand kam, als die Kinder, und er ſich ſelber nicht hervortat, ſo vergaßen die Leute allmählich ſeiner. Wenn er irgendwo geſehen wurde, ſo ging er gar langſam einher und war gebückt und hatte immer und immer denſelben Rock an. Der war ſtets ſäuberlich gebürſtet, überall ſchon bis an die Fäden. Die Stiefel klafften dort und da ein wenig auseinander, waren aber ſtets ſorgfältig gewichſt und das magere Geſicht glatt raſiert und freundlich. — So ſah man ihn, ſo war man ihn gewohnt und dachte nichts weiter. Es war der „alte Schulmeiſter", und wenn einer darüber nachgedacht, ſo hätte er gemeint, die alten Schulmeiſter müßten alle ſo ausſehen.

Am Morgen des 31. März 1857 iſt er tot gefunden worden. Er lag auf ſeinem Bette wie ſchlafend.

Jetzt erinnerten ſich die Leute, es wäre ja ſchon etliche Tage keine Schule mehr geweſen und es habe geheißen, der Schulmeiſter ſei krank. Als man ſeine Sachen ordnen wollte, hat man die Größe der Armut erſt geſehen, in der er ſo friedſam dahingelebt und ſo einſam geſtorben war.

Bei ſeinem Begräbnis waren wir alle beiſammen, und als ſie den ſchlanken, weißen Bretterſarg durch den Wald des Seichtweges hinan- und durch den Wald des Alpſteiges hinaustrugen gegen Krieglach, folgten wir Kinder hinten nach und ich und mein kleinerer Bruder — der übrigens die Schule kaum zweimal beſucht hatte — mußten das Vorbeten beſorgen, der Kleine in hoher, der Große in tieſer Stimme, daß es gar lebfriſch hinklang zwiſchen den Bäumen. Ich dachte unterwegs hin und am Grabe nichts, als an mein Vorbeten; ich hatte nicht einmal Zeit für die Traurigkeit. Aber auf dem Heimwege — ich hatte mich beim Pfarrer in Krieglach aufgehalten und war der letzte — als ich allein durch die ſtillen abendlichen Wälder hinging, da kam es mir erſt ins Herz, was geſchehen war und wen wir begraben hatten.

Als ich am Schulhauſe vorbeikam, konnte ich es trotz des Grauens nicht unterlaſſen, durch das offene Fenſter hineinzuſchauen in die kleine, ſchaurig ſtille Stube. Da waren die Schulbänke mit den Tintenkleckſen, und an der Wand, wo das Bett geſtanden, lag ein langer Bretterladen; am oberen Ende desſelben ſtand noch das Kruzifix und die ausgelöſchte Ampel . . .

Meine Jugendkameraden.

Noch gar nichts habe ich von den Haſelgrabern erzählt, und wie friſch haben ſie faſt ſieben Jahre lang in mein Leben gegriffen.

Karl Haſelgraber, insgemein „Meßner" genannt, in St. Kathrein am Hauenſtein. Nördlich vom Kirchenhügel im Tale, jenſeits des Baches ſtand ſein ſtattliches Haus, der untere Teil gemauert und weiß getüncht, der obere Teil aus Holz gezimmert und wetterbraun. Heute iſt dort eine Wieſenfläche, nicht ein Stein liegt mehr auf dem andern. Nur das „Hauskreuz" mit dem weißen Chriſtus ſteht noch am Fußſteig, der über die Wieſe führt. Einſt ringsum frohes Leben fleißiger Leute, junger Menſchen — heute Schweigen. Der Karl Haſelgraber war in ſeinen jüngeren Jahren Schullehrer geweſen in Falkenſtein bei Fiſchbach. Dann hatte der ſchöne Karl die Meßnertochter von St. Kathrein geheiratet und ein Geſchäftshaus aufgetan. Zur Zeit meiner Erinnerung war er ein Mann in den hohen Fünfzigern, mit rundem, bartloſem, wohlgerötetem Geſicht, grauendem, kurzgeſchnittenem Haare, immer ſtill, heiter und zufrieden. Er betrieb eine kleine Bauernwirtſchaft, eine Getreidemühle, eine Lodenwalche und eine Wachszieherei. Das war dem vielſeitigen Manne aber lange nicht genug, ſeine Hauptbeſchäftigung beſtand in einer größeren Krämerei, der er ein Gewölbe ſeines Hauſes eingeräumt hatte und in der man alles billig zu kaufen kriegte, was die Bevölkerung von St. Kathrein fürs Leben, für die Wirtſchaft, für Vergnügungen und Genuß bedurfte: Sicheln, Küchengeſchirr, Kleiderſtoffe, Zucker und Kaffee, Zwirn, Branntwein, Schreibzeug, Schulbücher, Südfrüchte, Seife, Kerzen, engliſchen Balſam, Spielkarten und noch lange ſo fort. Waren, wie ſie der Mann einſt auf der Buckelkraxen aus Graz heimgetragen, ſpäter ſchon durch die Eiſenbahn bezogen hatte. Da gab es denn vor und in dem Meßnerhauſe Leute und Leben und zur kalten Winterszeit drangen die eckigen Bauernriſſel dem Haſelgraber ſogar in die Wohnſtube, ſetzten ſich auf die Wandbänke, rauchten ſtarken Tobak und ſpuckten auf die Fußbielen.

Die Beſchäftigung als Kaufmann war aber noch immer nicht Haſelgrabers Hauptberuf. Täglich frühmorgens ſtieg er den mit Fichten und Birken bewachſenen Steinhügel hinan zur weithin leuchtenden Kirche, wo er beim Gottesdienſt den Meßnerdienſt, und überhaupt als Kirchenpropſt den Hausdienſt der Kirche zu beſorgen hatte. Zu Weihnachten richtete er das „Kripperl“ auf, in der Faſtenzeit verhüllte er die Bilder mit blauen Tüchern, zu Oſtern ſtellte er das „Heilige Grab“ her, zu Pfingſten ließ er vom Dachraum den „Heiligen Geiſt“ in die Kirche herabbaumeln, zu Fronleichnam hing er die Fahnen an die Stangen, zu Allerſeelen ſtellte er die Totenſchädel auf den Altar, am Katharinenfeſte ſchmückte er den Altar mit Blumen aus Papier und Leinwand.

Dieſer Kirchendienſt vor allem war es, der mich kleinen Buben, wenn ich aus dem Alpel nach St. Kathrein kam, an den Karl Haſelgraber gezogen hatte. Ich bot ihm bei ſolchen Kirchenbeſorgungen einmal meine Helfersdienſte an, wonach er mich einlud in ſein Haus zum „Suppeneſſen“. So mag ich das erſtemal in dieſes Haus gekommen ſein, das mir — beſonders während meiner Handwerkerzeit in St. Kathrein — faſt zur zweiten Heimat geworden war.

Der Karl Haſelgraber, der, nebenbei geſagt, immerwährender Gemeindevorſtand war, hatte ſich auch die Aufgabe geſtellt, dem mit ihm gleichalterigen Pfarrer, Johann Pleſch war ſein Name, allſamstägig mit einem Schermeſſer die Bartſtoppeln vom Geſicht zu ſchaben, wofür ihm allemal ein Seidel Wein aufgewartet wurde. Als aber der Pfarrer bei der Predigt einmal den Kaufmann gerügt hatte, weil der die verkauften Waren in ſchlechtgeſinnte Zeitungen einwickelte und ſomit ein Gift im Volk verbreite, kam am nächſten Samstage der Raſierer nicht und der Pfarrer mußte mit dem Bartſtoppelgeſicht die Sonntagspredigt halten, die alſo wahrſcheinlich wieder borſtig ausgefallen ſein wird. Hiſtoriſch iſt nur, daß der Raſierer ſeinen Streik bald wieder aufgab. Karl Haſelgraber war ein frommer Mann, aber die Grazer „Tagespoſt“ hatte er nicht abbeſtellt. Die Zeitung mit ihren Neuigkeiten war anfangs mit eine Urſache, weshalb ich ſo gern ins Meßnerhaus ging. Auch hatte der Haſelgraber in ſeiner Dachbodenſtube viel altes Papier und Bücherwerk (großenteils wohl vom Fetzenmarkt ſtammend) in dem ich kramen durfte und von dem ich mitnehmen durfte, was mir gefiel.

Was mich jedoch feſt und immer feſter an das Meßnerhaus in St. Kathrein am Hauenſtein band, das waren die jungen Haſelgraber. Der alte Karl, ſchon das wiederholtemal verheiratet, hatte zahlloſe Kinder, ich kam nie recht darauf, wie viele eigentlich; die meiſten waren in den Bauernhöfen zerſtreut ſchon im Dienſte. Zu Hauſe waren noch die heranwachſenden Burſchen Euſtach, Johann und Dionys und zwei Dirnlein Magdalena und Marie. Dieſe jungen Haſelgraber ſind für die Feierabende und Sonntagsnachmittage meine Spielgenoſſen geworden. Allerhand Allotria haben wir miteinander getrieben. Gerne führten wir in entlegenen Heuſcheunen von mir gleich an Ort und Stelle gedichtete Komödien auf. Wir machten Bergpartien, ſo auf den Teufelsſtein, auf das Stuhleck, auf den Wechſel, erzählten einander Geſchichten und Schwänke, wie wir ſie aus Büchern geleſen, kritiſierten ſolche Bücher, lobten die Freiſinnigen und verdammten die Glaubensloſen. Die Haſelgraber laſen gerne und hatten wie ich Sinn für kirchlichen Kultus, bei dem ſie mitwirkten. Der Euſtach war Kirchengeiger, der Johann Lichtanzünder, ein anderer Bruder Vorbeter, der Dionys Miniſtrant, die Marie Chorſängerin, die ſich beſonders mit alten lieblichen Krippenliedern mir unheimlich tief ins Herz ſang. Solchergeſtalt waren die Anregungen bei den Haſelgrabern, die unſer geiſtiges und geſelliges Leben weckten und uns einander immer unentbehrlicher machten. War ich in der freien Zeit nicht bei ihnen, ſo beſuchte mich von ihnen einer und der andere in meinem Vaterhauſe, das eineinhalb Stunden von St. Kathrein entfernt ſtand.

In meiner nächſten Umgebung Alpel hatte ich weder Freund noch Spielgenoſſen. Die Nachbarsbuben hatten andere Wege, ich wußte weder mit ihnen, noch ſie mit mir was anzufangen. Ziemlich ſchweigſam lebten wir aneinander vorüber, obgleich ich mich zu bedachtſamen Unterhaltungen und luſtigen Streichen hätte finden laſſen. Mir tat deshalb das anlebſame ſchalkiſche Weſen der Haſelgraber wohl, und wenn ſie mit landläufigen Witzen in mir den „Schneider" neckten, ſo machte ich mir nichts draus, ſondern lachte mit. Ich war ihnen der „gute Kerl", mit dem ſie ſich gerne ergötzten; ſie waren mir mehr. — Wenn ich heute die Schriften durchleſe, die ich in jenen Zeiten zuſammenphantaſiert habe (wohlgewogen nicht minder als 15 Pfund ſchwer), ſo erſchrecke ich faſt vor der leidenſchaftlichen Freundſchaft, mit der ich an den Haſelgrabern hing. Mündlich wird ſie ſich nicht arg geäußert haben, da war alles zu ſehr mit Schalk und Spaß durchſetzt; aber meine ſchriftlichen Ausbrüche! Ich dachte nur an die Haſelgraber, feierte nur ſie, ſchrieb nur für ſie, und alle meine Erzählungen, Dramen, Betrachtungen, Bekenntniſſe, Gedichte waren nur für die Haſelgraber beſtimmt. Ihnen zu Ehren ſchmückte ich die Hefte mit allerlei ſchönen Bildern und trug ſie in ihr Haus. Auf das Fenſterbrett legte ich die Schriften, ſagte nichts, aber lauerte heimlich, ob ſie wohl geleſen würden. — An eine beſondere Anerkennung kann ich mich nicht erinnern, und wenn ſie mich einmal einen „Dichter" nannten, ſo war das ſtets mit ein bißchen Spott gewürzt. Der alte Herr bekam bisweilen ſchulmeiſterliche Anwandlungen und wollte mir die Rechtſchreibung angewöhnen, mit der es, weiß Gott, ſchaudervoll ſtand. Mir aber war mehr darum zu tun, was, als wie man ſchreibt. Und mein „Was" war ihnen mehr gleichgültig als das Wie. Nein, eitel gemacht haben mich meine Haſelgraber nicht. Nur, wenn ich etwa mit einem allein eine Wander tat, wurde manchmal ein ernſthaftes Geſpräch geführt über mancherlei und auch über mein Geſchreibe, ſo daß es ſchien, als ſei doch ſtellenweiſe etwas davon in ihren Sinn gekommen. Wenn ich nach Wochen die Sachen am Fenſterbrett wieder zuſammenpackte, blickte mich ſo ein armes Heft, an dem ich nächtelang geſchrieben, traurig an, als wollte es ſagen: Kein Menſch hat mich geleſen! — Der Leſepreis von zwei Kreuzern für den Band, dazu beſtimmt, um mir Papier und Tinte zu kaufen, wurde von jemandem ſogar dahin mißverſtanden, als bekäme der Leſer zum Lohn für das Leſen zwei Kreuzer! Alſo das Geſchäft hat nicht geblüht, obſchon die Haſelgraber manchen Bogen Papier geſtiftet hatten. Beſonders die kleine Marie, manchmal ſchnippiſch, dann wieder treuherzig geſtimmt, die legte mir bisweilen vertraulich einen jungfräulich reinen Bogen vor, um ſich heimlich darüber zu ergötzen, wenn ſie dann darauf ein in gemalte Roſen eingekränztes, angehendes Liebesgedicht fand mit der Überſchrift: „An M. H.“ — Geleſen wurden ſolche Gedichte, das beſagte einmal ein zartes Billettlein, in welchem ſie dem Schneiderbuben freundſchaftlich riet, er möchte ſich mehr um Männerhoſen, denn um Weiberröcke kümmern. Das ſei aber ein Mißverſtändnis, berichtigte ich im nächſten Heft: „Ich dächte nicht an Weiberröcke, ſondern was drinnen ſtecke.“ Aber dann kam doch wieder ein weißer Bogen von ihr, und er kam doch wieder zurück mit dem angehenden Gedicht, das „nach Küſſen von der Süßen“ plangte.

Weniger bedenklich war mein Verhältnis zu ihren Brüdern. Euſtach hatte ein paar Jahre früher im Seminar zu Vorau geſeſſen, ſeine ſchnelle Auffaſſung, ſein

Scharfblick ging weit über das Bauernuniverſum von St. Kathrein hinaus. Er hatte eine gefällige Art und war ein hübſcher Junge. — Johann, der ſchlanke, war zartſinnig, weichmütig, zu verſteckten Schelmereien geneigt und zu allen Streichen aufgelegt. — Dionys war der Zurückhaltenſte in gewöhnlicher Verfaſſung und der Herlebigſte in der Erregung. Alle drei hatten Mutterwitz, ein geradezu wunderbares Gedächtnis für alles was ſie aus Büchern gelernt, aus Zeitungen geleſen, aus Predigten vernommen, und wußten gelegentlich alles ſo vorzubringen, daß man ſie für gebildet und gelehrt hätte halten können, wenn nach dieſen Eigenſchaften in der Gegend Nachfrage geweſen wäre. — Geſellſchaftlich genommen bedeutete ich gegenüber dieſen Kaufmannsſöhnen nichts, in Spiel und abenteuerlichen Unternehmungen war ich ihr Rädelsführer. So war ich auch bei den übrigen Altersgenoſſen von St. Kathrein, ſelbſt Groß- und Nobelbauern darunter, zu einer gewiſſen Geltung gelangt und manche ſchloſſen ſich uns an, wenn wir die wunderlichen Fahrten in das Reich lockerer Künſte und unrühmlicher Jugendeſeleien machten, deren Spuren noch in meinen Waldheimatgeſchichten ein zäheres Leben führen, als ſie verdienten. — Die Dirnlein Magdalena und Marie haben ſich an ſolchen Burſchenkränzchen ſelten beteiligt, obſchon mir immer einmal ſchien, als wären ſie nicht ungern dabei geweſen, wenn der feſche Eggbauern-Patriz, der luſtige Reutbauern-Anderl, der artige Hauſteiner-Hanſel in der Geſellſchaft geſehen wurden. Uns ſchienen Frauenzimmer überflüſſig, wenn wir in Eggbauers entlegener Haarſtub'n (Flachsdörrhütte) den „Bayeriſchen Hieſel" aufführten, oder „Die Wetterwurzen vom Klachelberg", eine von uns gemeinſam komponierte Oper, bei der der Reutbauern-Anderl in eine ausgetrocknete Waſſerbutten hineinſang, der Eggbauern-Patriz die Billſorzen blies und ich das leere Eſſigfaß ſchlug. Derlei Kunſtleiſtungen gab es nur ausnahmsweiſe und bloß bei größerer Beteiligung tollwitziger Kameraden. Was die Haſelgraber und mich vor allem zuſammenhielt, das war, wie ſchon geſagt, unſere gemeinſame Leſeluſt. Wir verſorgten einander mit Geſchichtenbüchern von Rittern, Räubern, tückiſchen Böſewichtern und holden Verliebten, die ſchließlich zuſammenkamen. Über dieſe Literaturgattungen hinaus iſt der Bildungstrieb ſelten geſprungen. Ich war daher auf dem Holzweg mit meinen aufgeſchriebenen Weltbetrachtungen, Belehrungen und Gotteshymnen. Selbſt die ſchönſten Gedichte wurden nur geleſen, wenn die anzügliche Überſchrift „An M. H.“ darüberſtand. Die Kameraden ſchauten mich darob nur mitleidig an. Sie hatten in Liebesſachen andere Praktiken.

Meine bei Haſelgraber auf dem Fenſterbrett liegenden Werke waren den Augen aller ausgeſetzt, die da in die Stube kamen um zu raſten, vor Regen unterzuſtehen, ein „Stamperl“ Weichſelgeiſt zu trinken oder eine Pfeife Tabak zu rauchen. Aber ſie fanden eben wenig Anwert, nur daß mancher Bauersmann, der mit derbgekrümmten Fingern darin blätterte, die Meinung ausſprach: „Gſcheiter brav orbeitn bei ſein Moaſter oder bei ſein Vatern dahoam, als ſölchenes Favelwerk zſammſchmiern!“ — Und der Euſtach ſagte mir einmal, als ich wieder einen Pack neuer „Werke von P. K. Roſegger“ aus der Taſche ziehen wollte: „Laß na drinna, Schneiderpeterl, und tua's wieder mittrag'n, mir brauch'ns nit.“

Ein bißchen mag ſo was ſchon weh getan haben, jedoch nicht arg. Ich hatte die Haſelgraber lieb und dichtete weiter. Aber gezeigt davon habe ich ihnen immer weniger und weniger und ſie haben auch nicht danach gefragt. — Von heute aus geſehen war es eigentlich eine traurige, einſame Zeit — ich wußte es damals nur nicht, daß es anders hätte ſein können. Und ſchön war es ja eigentlich doch, wenn ich mit meinem Meiſter im Meßnerhauſe den Freunden die Feinlodenkleider machen helfen mochte oder in freier Zeit bei Haſelgraber geladener und auch ungeladener Gaſt ſein, mit ihnen eſſen, unter ihrem Dache ſchlafen durfte oder mit ihnen in der Scheune Korngarben legen, in der Mühle Getreide aufſchütten, in der Walche Loden ſpannen, in der Kammer Kerzen gießen, Wachsſtöcke aufhaſpeln, Düten kleben oder gar Zimt und Zucker verkaufen durfte im „G'wölb", wo es alleweil ſo würzig und ſchnapſig roch. Oder endlich, wenn ich mit den Freunden in der Kirche die Heiligtümer herrichten, im Gaſthauſe zum Hauſteiner bei dem dicken, rabiaten und gutherzigen Lorenz Haas Moſt trinken oder durch die Gegend ſchlendern konnte. Es würde ſich kaum der Mühe lohnen, nachzugrübeln, welche Geſpräche bei unſerem Zuſammenſein geführt worden ſein dürften. Geradezu niederträchtige kaum, aber ſicher auch nicht viel Großartiges. Für etwelches Ungewöhnliche, was damals ſchon in meinem unreifen Weſen ſein mochte, hätte ich fürs erſte keine Worte, fürs zweite keine Ohren gefunden. Aber nicht, als wäre ich der Unverſtandene, kam es mir vor, vielmehr war ich der Unverſtändige, der ſich in ſeine Umgebung nie ganz hineinleben konnte.

Endlich nach ſo und ſo vielen Jahren bin ich leiſe davongegangen. Und nun wurde es der briefliche Verkehr, durch den wir unſere Freundſchaft vertieften. Wenn ich dann auf Ferien als Student heimkam, war ich bei Haſelgraber wieder der alte, nur daß ſie mich ſtatt „Schneiderpeterl" ſcherzhaft den „Stadtſchnackel" nannten. Was die übrigen Genoſſen meiner Bauernjugend ernſthafterweiſe über mich dachten, weiß ich nicht, daß es nichts beſonders Erhabenes war, habe ich unwillkürlich empfunden. Ein Menſch, der von ſeiner ehrlichen Arbeit fortläuft und „Student" wird, ohne ſelbſt zu wiſſen, auf was und für was er ſtudieren will, muß juſt einmal abgewartet werden. Von den Haſelgrabern vermute ich doch, daß ſie ein wenig klarer geſehen und die Abſicht des voreinſtigen Schneiderjungen erkannt haben.

Hier möchte ich die Geſchichte der Haſelgraber ſchließen dürfen. Aber es iſt auch des Unſterns zu gedenken, der nach dem freudigen Idyll aufgeſtiegen iſt.

So wie vom Hauſe ſelbſt kein Stein mehr auf dem andern liegt, ſo ſind auch ſeine Bewohner vergangen. Der alte Vater hat, von ungünſtigen Wirtſchaftsverhältniſſen gedrängt, Gut und Geſchäft weggeben müſſen und iſt bei ſeinem Sohne Philipp im Alpelhofe geſtorben. Das ſtattliche Meßnerhaus hat eines ſtillen Sommervormittags angefangen zu brennen und iſt nach einer Stunde verzehrt geweſen. Der neue Eigentümer hat die Mauern zerſchlagen und die Aſche auf den Erdboden hinſtreuen laſſen, als ob ehebald Gras wachſen ſollte über ein altes Familienheim, das ſo gaſtfrei und ehrenhaft geweſen iſt. — Der Euſtach hat mehrere Jahre in der einklaſſigen Volksſchule Brandſtattgraben bei Stanz als Lehrer gewirkt. Dort beſuchte ich ihn einmal ſchon als Student, und während ich ſein „hübſches Schulhaus“ und ſeinen „edlen Beruf“ pries, wunderte ich mich, daß er es in ſolcher Einöde aushalten konnte. Er hatte ſeine Schulkinder heimgehen laſſen, wir beſtiegen mitſammen den Hochſchlag und die Teichalpe, und als ich von ihm ſchied, ſagte er kleinlaut: „Wieder einmal zwei Tage, die des Aufwachens wert geweſen ſind.“ Nicht lange hernach iſt mir der Euſtach nach Graz nachgekommen, wo ich ihm auf ſein Drängen in der Reininghauſiſchen Fabrik einen Arbeiterpoſten verſchafft hatte. Das Los eines Brauknechtes ſchien ihm günſtiger als das eines Volksſchullehrers. Da ſind wir denn an Sonntagen oft zuſammengekommen, aber der Naturtau war bei ihm ſo gründlich weg als bei mir; jene harmloſe, kindiſche Bummelwitzigkeit wie einſt im fernen Dörflein am Fuße des Teufelsſteins haben wir nicht mehr finden können. Euſtach begann an einem Bruſtleiden zu ſiechen und im allgemeinen Krankenhauſe zu Graz iſt er geſtorben, kaum dreißig Jahre alt. — Den Johann zog es nach Wien in die große Stadt, von der wir mitſammen ſo oft geſchwärmt hatten. An der Donau bei der Dampfſchiffahrt, wenn ich nicht irre, fand er Arbeit. Nach einer meiner Vorleſungen bei den „Literaturfreunden“ in Wien, zu denen er geladen war, ſah ich ihn im Speiſeſaale, in dem der Verein „Literaturfreunde“ zuſammengekommen war. Er ſaß allein an einem Tiſchchen hinter dem Pfeiler. Da ich, der Geſellſchaft Ehrengaſt, zu oberſt an der Tafel ſitzen mußte, wohin mein waldſchüchterner Johann ſich nicht bringen ließ, mußte ich ihn nach kurzem Beſuche an ſeinem Winkeltiſchchen allein ſitzen laſſen. Den Freund, mit dem ich ſo viele frohe Stunden gelebt, jetzt dort hinter dem Pfeiler vereinſamt zu wiſſen, hat mir an jenem Abende die ganze Stimmung verdorben. Als ich endlich von den neuen Freunden loskam, um mich zum alten zu ſetzen, war mein Johann nicht mehr da. Wenige Monate ſpäter hörte ich von ſeinem Tode, der auch ihn in einem Stadtſpitale ereilt hatte. Wie ich ihn gekannt, würde er wahrſcheinlich lieber auf den kleinen Kirchhof zu St. Kathrein ſchlafen gegangen ſein, als auf den Zentralfriedhof. — Der Dionys hatte das Schuhmacherhandwerk gelernt, war als Wanderburſche nach Ungarn gegangen und hatte bei den Magyaren ſein Grab gefunden. — Alle drei in jungen Jahren! — Hat ſie etwa mein Geſchick nachgelockt in die weite Welt? Kaum. Mußten ſie doch an mir den Bettelſtudenten ſehen, der damals ſchon anhub, die Landleute vor den Städten zu warnen. — Die Magdalena war die einzige, die daheim blieb, aber ſie fing an zu kränkeln, und wenige Jahre, dann war auch ſie dahin. Die Marie ging auch in die Ferne und iſt als Köchin bei unterſchiedlichen vornehmen Herrſchaften weit in der Welt herumgekommen; ſogar in Galizien, bei den Polen, iſt ſie geweſen. Sie iſt die einzige meines Haſelgraberkreiſes, die heute noch lebt. Sie ſoll in Wien ein Kaufmannsgeſchäft haben, womit zum guten Ende ihr angeſtammter Beruf wieder zu Ehren kommt.

Noch muß geſagt werden, wie ich mit der Marie abgeſchnitten habe, die ein ſo feines Mägdlein war. Anfang der ſiebziger Jahre, als zu hoffen ſtand, daß es bei mir mit der Schriftſtellerei gehen würde, habe ich mich erinnert an die ſchönen Gedichte, die ihr einſt der Schneiderjunge gewidmet hatte. Ich empfand es als eine Art Ehrenpflicht, das Geſungene zur Tat zu machen.

Sie war damals noch daheim. So fragte ich in einem artigen Brieflein bei ihr an, was ſie darüber denke? Ob wir unſere alte gute Freundſchaft nicht erneuern und vertiefen ſollten? Ich wäre in der Lage, die Phantaſien des Schneiderpeterls nun als Poet wahr zu machen. Auf dieſen Schreibebrief hat ſie mir keine Antwort gegeben. Von den Geduldigſten in ſolchen Angelegenheiten war ich nie einer. Nach einigem Warten ſchrieb ich ihr wieder und fragte kurz: Ob ſie wolle oder nicht? Ja oder Nein! — Poſtwendend antwortete ſie, und das Blatt enthielt nur ein einziges Wort: „Nein!" —

Wir haben uns dann noch wiederholt begegnet, ſtets in guter, gelaſſener Freundſchaft. Aber von einer näheren Beziehung nie mehr der leiſeſte Hauch. Ich habe es ſeither oft bewundert, um wieviel klüger und freimütiger ſie bei der Entſcheidung geweſen iſt als ich. Bei der Feſtgeſchloſſenheit unſerer verſchiedenen Naturen hätten wir einander kaum völlig finden können. — Wenn die gute, brave Marie ſich wohl heute noch darüber freut, daß ſie ſich von einem poetiſchen Liebeswoisler nicht aus dem Häuſel ſingen ließ, ſondern ihm einen feſtgeflochtenen Korb gab, ſo muß ich ſagen, daß mir das ſelber gefällt. —

Man ſieht wohl, daß der Verfaſſer dieſer Erinnerung nicht bei Frau Phantaſie zu Gaſte geweſen iſt. In völlig nüchternem Zuſtande hat er die Wahrheit geſagt. Die iſt ja nicht übel, wenn diesmal auch ernſt bis zur Wehmut. Wie wäre ich über jene freudloſe Zeit geiſtiger Verlaſſenheit hinweggekommen ohne die Haſelgraber mit ihrer friſchen, ſeeliſchen Regſamkeit, mit ihrer heiteren Plänkelei gegen mich, mit ihrem gutmütigen Mutterwitz, mit ihrer wenn auch nur teilweiſen Hinneigung zu meiner ſeltſamen Abart, mit der ich unter der ſonſtigen Stumpfheit meiner Umgebung hätte verkommen müſſen.

Aber weshalb ſind dieſe Jugendgenoſſen ſo frühzeitig heimgegangen? Als ob alles ausgelöſcht ſein ſollte, was mir noch Kunde geben könnte von jenen Tagen, die mir ſo traumhaft, ſo märchenhaft geworden ſind.

Ein Tag aus meiner Handwerkerzeit.

Mein Handwerkerleben iſt in der „Waldheimat“, II. Band, erzählt worden. Als Nachtrag hier ein Tag. So wie der waren viele andere.

Die Mutter höre ich.

„Für mich bin ich ſchon aufgeſtanden. Gern möcht’ ich auch für dich aufſtehn, Bub! Aber das tut’s halt nit!“ Solche Worte hat die Mutter mir ins Bett hineingeſagt, ins warme, trautſame Neſt, wo die Heimat der Träume iſt. Alſo ſchäme ich mich und ſtehe auf. Und eſſe die brotbebrockte Milchſuppe, und hänge mir die Seitentaſche über die Achſel, und nehme die Elle als Stecken und das Bügeleiſen als notwendige Zuwag’ zum Schneidergewicht, und ſage: „So, Mutter, jetzt geh’ ich!“ und gehe davon.

Es iſt der Abſchied für eine Woche. Genügt da ein: „So, Mutter, jetzt geh’ ich“? Die Mutter ſegnet zurück: „Ja, ſo geh’ halt in Gottsnam!“

Und dann eine Stunde des Wanderns im Morgenſonnenſchein — der duſteren, mürfelnden Bauernſtube zu, die mich feſthalten wird vom Montagmorgen bis zum Samstagabend. Als ich eintrete in das Bauernhaus, wo wir die Ster machen ſollen, iſt es anfangs völlig finſter; das Auge, noch voll Sonnenſchein, gewöhnt ſich erſt nach und nach an den dunklen Raum. So viel ſehe ich bald, der Lehrmeiſter iſt ſchon da, hat auf dem Leuttiſch den Loden aufgerollt und ſchneidet aus demſelben menſchliche Körperteile. Ich ſage: „Guten Morgen, Meiſter!“ Er antwortet nicht. Das iſt der Schopfbeutler für den Lehrling, der um eine halbe Stunde zu lang geſchlafen hat. Ich ſetze mich an den Tiſch und packe das Werkzeug aus der Taſche — Schere, Pfriemen, Wichswachs, Nadelkiſſen, Fingerhut. Ich ſtemme die Knie, das iſt der Haſpel für den Zwirnſträhn, den ich auf den Knäuel wickle. Dann wirft mir der Meiſter ſchon die Hoſenteile hin, die ſachkundig zuſammenzunähen ſind. Er gibt mir abſichtlich eine Arbeit, die ich ſchon kann, denn zum Unterweiſen iſt er heute nicht aufgelegt. Auch pfeift er kein luſtiges Liedel wie ſonſt beim Zuſchneiden, wenn ihn kein Kopfweh oder kein Lehrbub ärgert. Mir tut's ein wenig leid, weiß aber ſchließlich, daß weniger meine kleine Verſpätung Urſache iſt als der geſtrige Sonntag, da der Meiſter ſich gewiß wieder mit dem Seidel Schwefelwein einen Kopfwehtag gekauft hat. Die Bäurin macht auf dem großen Herd Feuer für das Mittagsmahl. Der Rauch verſchleiert ſchon die Stubendecke, ſo daß es über uns wie ein Wolkenhimmel iſt. Zeitweiſe, wenn etwa kämpfendes Hühnervieh den Raum durchflattert, wird der Rauch niederwärts gepeitſcht und umflort unſere ohnehin trüben Geſichter, bis er allmählich bei einem Oberfenſterl abziehen kann. Mitten aus dieſen Nebeln eine ſingende Dirndelſtimme: „Wenn der Frühling kommt — durch die Berge ſchaut, — wenn der Schnee im Tal und auf den Höhen taut, — wenn die Bächlein quellen — und die Knöſplein ſchwellen, — iſt des Lebens ſchönſte, goldene Zeit.“

Des Lebens ſchönſte, goldene Zeit! So hallt es von der ſüßen Stimme nach in der armen Seele des zwanzigjährigen Burſchen. Sie, das Haustöchterlein, iſt ſiebzehn — die ſo ſingt. Als der Rauch verdampft, ſehe ich ihr Apfelgeſicht mit den zwei Kirſchen drin, die mich gerne anlachen und denen kein Rauch was ſchaden mag. „Des Lebens ſchönſte, goldene Zeit!" — vor lauter Wonne ſteche ich mich unverſehens in den Finger. Bald iſt ein Blutströpflein da und ſchaut mich an, als wollte es ſchmerzlich ein wenig lächeln. „Des Lebens ſchönſte, goldene Zeit" . . . Der Meiſter winkt mir mit den Augen gegen die Herdglut. Das Bügeleiſen! Ich gehe und lege es ins Feuer; über die „ſchönſte, goldene Zeit" vergeſſe ich des Stahls, und er iſt rotglühend, als ich ihn endlich herausziehe. Der Meiſter ſtellt mir den Antrag, damit den Hinterteil meiner eigenen Hoſe am Leibe ausbügeln zu wollen. Dieſer Antrag, ſo unerhört er klingt, iſt das erſte Zeichen der Verzeihung. Wenn der Meiſter nur erſt einmal den Mund auftut, das weitere gibt ſich. Ich ſteige zum Trog neben dem Herd und ſtoße das Bügeleiſen ins kalte Waſſer, daß es donnert wie eine Wolke im Gewitter. Dann bügle ich die fertiggeſtellte Hoſennaht. Der Meiſter prüft dann, ob ſie verſengt iſt, und ſchweigt. Das ſagt ſo viel: Es iſt in Ordnung.

Jetzt kommen die Leute ins Haus, der Bauer, die Buben, die Dirnen; wir räumen den Tiſch ab, die Bäuerin deckt ein Rupfentuch drüber und holt aus der Lade das Eßzeug; der Bauer ſchneidet Suppenbrot in die Schüſſel, dann gemeinſames Tiſchgebet. Hernach ſetzt ſich alles zu uns um den Tiſch — Mittageſſen! Gekocht wird gut. Die Bäuerin hat nicht Zeit, bloß nebenbei betreibt ſie das Schmalzen und Sieden; das weitere überläßt ſie dem ſten Koch und der Hunger tut das Seine. Der Lehrling muß warten, bis alle anderen mit Löffeln oder Gabeln in die Schüſſel gefahren ſind, und muß aufhören, bevor der Meiſter Löffel oder Gabel weggelegt hat. Wenn der Meiſter Kopfwehtag hat, iſt die Friſt eine äußerſt kurze. Um ſo ſtattlicher wird bei jedem Zug der Löffel gegupſt oder die Gabel belaſtet. Die Zähne beſorgen eilig nur das Allernotwendigſte. Ein übriges hat der Mund beim Eſſen nicht zu tun, der Lehrbub hat zu ſchweigen; die Ohren ſpannt er auf, daran was andere ſprechen, hat er den Mitgenuß. Ob's regnen wird oder ſchön bleiben! Das dürre Heu. Der krummgewordene Ochs und das verlaufene Kalb. Das Unkraut im „Habern" und wieder das Heu. Der Kramer, der die Wage verbeſſert, indem er unter der Warenſchale ein Blechblatt anlötet. Des Nachbars Jungmagd, die man ſchon eine Weile nicht mehr in der Kirche geſehen hat, weil ihr voran der Kittel zu kurz wird. Derlei wird bei Tiſch beſprochen, und dann allemal wieder das Heu! In einer halben Stunde iſt ſolcher Mund- und Ohrenſchmaus vorüber, der Tiſch wird abgeräumt, die Leute verziehen ſich träge oder ſchleunig, je nachdem der Bauer ſcharf iſt, und wir ſchneiden und nadeln und bügeln unſere Arbeit weiter. Ich habe nach dem haſtigen Schlingen allemal eine halbe Stunde Magenkrampf, doch bald iſt wieder obenan die ſchöne, goldene Jugendzeit, die in keinem Rauchkobel erſtickt, von keinem Magenkrampf erdroſſelt werden kann. Dem Meiſter werden beim Nähen die Hände matt und endlich bleiben ſie ſachte liegen auf ſeinem Knie. Der Kopf nickt nach vorne, ein kleiner Duſel iſt gekommen. — Ich ſchau ihn an. Ein gutes Geſicht hat er und Kopfweh hat er. Ich will recht ordentlich ſein, und nicht wieder zu ſpät kommen, und nicht mehr das Bügeleiſen braten laſſen — will ein braver Bub ſein. — Ja, die Katz'! Wenn die Katz' nicht wär'! Der große Hauskater. Er hat ſich auf der Wandbank herbeigeſchlichen, hockt hinter des Meiſters Rücken mäuschenſtill und leckt mit dem weichen Zünglein die Schnauze. Dann wendet er den dreieckigen Kopf und verſucht mit linden Pfoten einen Aufſtieg über den Buckel, bis er glücklich auf dem Nacken hockt und über den Glatzkopf auf mich herglurrt mit ſeinen grünlich-funkelnden Augen. — Das iſt aus, ich kann's nicht mehr verhalten. Und wenn der Himmel einfallt, ich kann's nicht mehr verhalten — hell aufkreiſchendes Lachen. Der Meiſter zuckt aus dem Schlaf und will brummen, da hüpft der Kater über ſein erſchrecktes Geſicht auf den Tiſch herab.

Jetzt wird des Meiſters gutes Geſicht anders, ganz anders als ſonſt. Langſam aufſteht er und leiſe ſagt er zu mir: „Na, hörſt, Bub! Was du dir für Sachen derlaubſt mit mir!" — Mein Lachen iſt putzweg und meine Beredtſamkeit, die ich plötzlich ſpielen laſſen muß, will kaum klecken, um den Meiſter zu überzeugen, wie unſchuldig ich an dem reſpektloſen Kater bin.

„Alſo, was haſt denn z' lachen?" ruft er. Doch noch ehe ich antworten kann, berſtet auch ſein Geſicht, und wir lachen ein kräftiges Duett. Mit der flachen Hand über die Glatze fährt er ſich, „ſo a Luader!" ruft er lachend. Der Kater iſt fort, der andere vom Schwefelwein auch, mit ihm das Kopfweh, und der Meiſter plaudert wieder gemütlich, wie ſelten ein Meiſter mit ſeinem Lehrjungen plaudern wird. Mein Meiſter hat mir ſtets das Gröbſte getan durch ſein Schweigen. Überhaupt iſt des Schneiders

BIBLIOTHECA REGIA

Strenge nicht arg gefährlich, wenn er auch hundertmal den Arm hebt, ſo läßt er ihn doch immer wieder ſinken, um den Nadelſtich zu machen und dann neuerdings auszuziehen.

Da kommt an dieſem Nachmittag ein zweites außergewöhnliches Geſchehnis. Der Bauer ſtolpert wieder in die Stube, den langſtieligen Heurechen in der Hand, weil er ſich nicht Zeit nahm, ihn vor der Tür an die Wand zu lehnen.

„Schneider, heunt müaßts außi, ih kann enk nit helf'n!"

Es iſt indes kein Hinauswurf, es iſt ein Gebitt. „Gras frißt der Hund, morgen regnet's," ſpricht der Bauer. „Deutſch z wenig Leut ſan uns zum Heu. Gehts, Schneider, tuats uns heunt helfn heuhebn, bitt gar ſchön!"

„Warum denn nit?" ſagt der Meiſter und ſteckt die Nadel ins Kiſſen, „kim mit, Bua!"

Wie ſo eine Gnade plötzlich vom Himmel fallen kann! Jetzt in die ſonnige Sommerluft hinaus, auf die Wieſe, wo ſich die anderen ſchon tummeln, um das hingebreitete Heu in Schöbern zu ſammeln. Mit hölzernen Gabeln bewaffnet machen wir mit, flinker als alle anderen. Nur eine, die Weibdirn mit den rundlichen Barfüßen, überholt uns mit ihrem Heuſchübel und lacht dann übermütig auf uns her. Ich haſſe ſie. Ich zeige, wie viele Kraft in mir noch iſt, ſo daß ich ein übriges tun kann: kopfüber in den Heuhaufen fahren, auf dem Kopf ſtehen und mit den Beinen ſtrampeln, daß das dürre Gras nur ſo in Fetzen fliegt. Der Bauer lacht zuerſt zum Spaß; das zweitemal zerrt er bloß das Geſicht zu einem Lächeln; das drittemal ſagt er freundlich: „Na, gſcheiterweis, Schneider. Mir müaſſu firti wern heunt! Erſt gehn ma noh zum Halberab'ndhaltn." — Die Bäuerin hat einen großen Topf mit Buttermilch und einen Laib Haferbrot herbeigebracht. Um dieſen Schatz ſetzen wir uns zuſammen aufs Heu und eſſen mit Hornbeinlöffeln gemeinſam aus der Schüſſel. Diesmal brauche ich mein Löffeln nicht nach dem Meiſter zu richten; jetzt iſt der Bauer mein Meiſter und der ißt vielleicht länger? Leider auch nicht, es drängt ja das Heu. Arg ſchnell ſteht er auf und treibt zur Arbeit. Ich bin's zufrieden, habe nur noch ein Verlangen: dort die Weidbirn mit den molligen Barfüßen. Die ſchiebt juſt wieder mit dem Rechen eine Heuſchichte vor ſich her. An ihr harmlos vorübereilend gebe ich ihr einen Stoß, daß ſie ins Heu purzelt, und laufe davon. Das iſt mir noch am Herzen gelegen, dann wieder zur Arbeit.

Zur Dämmerzeit ſind alle Schöber gebaut. Der Bauer ſchaut himmelwärts, jetzt kann's regnen. Das tut's aber nicht. Über das Wechſelgebirge hebt der Abend langſam die rote Mondesſcheibe empor; wir ſtreifen unſere Jacken an, nehmen Gabel und Rechen über die Achſeln und gehen gruppenweiſe dem Hauſe zu. Voran die Dirnen, und die Kleine ſingt: „Das Landleben hat Gott geben, ſo heiter und froh, drum preiſen die Weiſen das Landleben hoch!" — Da wird mir bange. Das Landleben auf freier lichter Weide, ich hab's vertan. In den dunklen Stuben und immer in den dunklen Stuben! Dazu gleichgültig fürs Handwerk, als Schneider Mägg-Mägg verhöhnt, den Kopf voll Narrheiten. Nu, meinetwegen, es iſt halt einmal ſo. — „Was ſoll denn aus dir eigentlich werden?" hatte der Meiſter, meine Ungeſchicklichkeit im Handwerk milde tadelnd, oft gefragt. Das war meine geringſte Sorge, ich dachte einfach nicht darüber nach. Ich hatte nie ein ſtarkes Begehren nach irgendetwas Beſtimmtem;

wie der Zufall mich leitete, wie die Dinge mich ſchoben, ſo taumelte ich wegshin; es iſt eine ganz unverdiente Gnade, daß ich nicht verdorben bin. — Doch nun wieder zurück zu „des Lebens ſchönſter, goldener Zeit!“

Zur Nadel ſetzen wir uns an dieſem Heutage nicht mehr. Nach dem „Suppeneſſen“ drängt der Meiſter ins Bett. Morgen früh muß die Zeit eingebracht werden, die der Handwerker heute dem Landmann geſchenkt hat. Sehr ungern ſteige ich die finſtere Stiege hinauf in die Dachkammer, wo wir unſer Bett haben. Denn draußen in der Mondnacht, über den Anger her klingt wieder das Glöcklein: „Wenn der Frühling kommt — — iſt des Lebens ſchönſte, goldene Zeit!“ Dort auf der Bank vor dem Flachsſtübel, in dem das Dirndlvolk ſeine Betten hat, hocken ihrer etliche und ſingen. Ich liege geduldig auf dem Strohſack und warte, bis der Meiſter ſchläft. Das iſt ſchwer zu merken, denn der Meiſter hat nicht die Gewohnheit zu ſchnarchen. Wenn er aber anhebt mit dem Mund zu ſchnalzen und zu lallen, dann weiß ich, er ſchläft. Wenn der Meiſter im Traum verliebt iſt, ſo kann's der Lehrjung wachend ſein. Leichtfüßig und leiſe ſpringe ich aus dem Bett, ſchlüpfe in die Kleider, ſchleiche davon — hinab, hinaus, über den Anger zum Flachsſtübel, und helfe den Dirnlein ſingen von des Lebens ſchönſter, goldener Zeit. — Mitten drin ſitze ich. Rechts das ſchlanke Haustöchterl, links die dralle Weiddirn. Und iſt mir, als ob von dieſer eine beſondere Wärme ausginge. Hoch am Himmel, über den ſchwarzen Zacken des Waldberges, der runde, weiße Mond. Er ſchaut uns zu. Wie viele tauſend Liebesleute mag er beobachten zu dieſer Stunde, aber er ſagt nichts. Um die ganze Erdkugel trägt er ſein Geheimnis. Wenn der Menſch ſich nicht ſelber verriete! Beſcheidentlich will ich verſuchen, ob die Weibdirn unter der Jaxen (unter der Achſel) nicht kitzlich iſt — da kreiſcht ſie hell auf. Das iſt nichts. Auf einen Lärm kann man's nicht ankommen laſſen. Ein Weilchen ſitze ich noch da zwiſchen den Jungfrauen, dann ſage ich ſittſam „Gute Nacht!" und verziehe mich ins Haus. Es iſt mühſam, über die ſteile Bodenſtiege hinaufzukommen, ohne ein Gepolter zu verurſachen. Aber es gelingt, vorſichtig lege ich die Hand an die Klinke der Kammertür. Und die geht nicht auf, der Meiſter hat ſie von innen zugeſperrt. Halb erſchoſſen ſtehe ich da und ſinne, was jetzt zu machen iſt. Noch einmal die Klinke drücken. Dann klöpfeln. Dann halblaut rufen: „Ich bin's, Meiſter!" Es hilft nichts. Der Meiſter ſcheint feſt zu ſchlafen. „Ich bin's!" mein vernehmlicher Ruf das zweitemal.

Da ſagt drinnen der Meiſter: „Freilich biſt es. Wer hat dir denn derlaubt, außi z gehn?"

„Will ja nit außi, will eini!" verbiege ich den Handel. „Meiſter, s is kalt. Wann der Meiſter nit aufmacht, muß ich in das Flachsſtübel übri."

Das iſt der richtige Seſamſpruch. Von innen knackſt das Schloß, die Tür gibt nach, bald bin ich unter der Decke und denke: Es iſt geſcheiter ſo.

Der Meiſter tut nichts desgleichen und ſchläft. Diesmal mache ich ihm's nach und kann's vielleicht beſſer als er. —

Am nächſten Frühmorgen hat er mich geweckt — wohl etwas derber als die Mutter am Vortage. Im übrigen war er wieder die ruhige Freundlichkeit wie gewöhnlich, wenn er nicht Kopfwehtag, oder wenn ich nicht eine beſondere Torheit angeſtellt hatte. Und am Nachmittag, als wir ganz allein und friedſam in der düſteren Stube nähten und nähten, da ſagte der Meiſter plötzlich: „Ich hab ja nix dagegen, daß du jung biſt. Nur die Heimlichtuerei mag ich nit leiden."

Dieſe Erlaubnis, jung ſein zu dürfen, hat mich aber zur Stunde ziemlich gleichgültig gelaſſen. Der Meiſter mußte es wahrgenommen haben, wie ich mich nach vorne krümmte und ein Stöhnen unterdrückte. Auf ſein Befragen geſtand ich den Krampf im Eingeweide.

„Bauchzwicken?" ſagte er. „Du ſchlingſt auch das Eſſen ſo ſchnell hinunter. Das iſt nit geſund."

„Weil ich halt immer hungrig bin," wagte ich leiſe zu geſtehen.

„Ja hungrig! Da hört eins mit allemal ſo früh auf."

Nicht gleich antwortete ich, ſondern nach einigem Bedenken, ob es geſagt werden dürfe, weshalb ich ſo ſchnell ſchlang. „Weil der Lehrbub nit ſo lang eſſen darf wie der Meiſter."

Jetzt ſtellte er das Nähen ein und ließ die Hand zur halben Fauſt gekrümmt auf ſeinem Knie liegen. Lange und ſcharf ſchaute er mich an, um endlich zu knurren: „Wer hat dir denn das geſagt?"

Die ganzen Jahre hatte er mich nie ſo heftig ausgeſcholten als zu dieſer Stunde. In aller Feierlichkeit verſicherte er mich, daß ich unerhört dumm ſei! Als ob ein junger Menſch im Wachſen nicht eſſen dürfe, ſo lange es ihm ſchmeckt — wenn was da iſt!

Und weg war mein Krampf. Nein, es war doch ein beſonderer Tag. So froh bin ich geweſen über dieſen Lehrmeiſter, der mir geſtattete, tüchtig zu eſſen und jung zu ſein.

Der dichtende Schneiderbub.

Wenn jemand noch immer von dieſem Jungen berichten darf, ſo kann es nur der Alte ſein. Ich ſelbſt. Aber ich bin nicht mehr er und ich ſpreche von ihm, wie von einem andern.

In den Jahren 1860—1865 war er Werktags Schneiderbub, Feiertags Dichter. Es ſind, wie geſagt, 15 ſchwere Pfund in Papier (aber nicht engliſcher Währung) vorhanden von dem, was er gedichtet hat. Eine Reihe von Bändchen heißt: „Meine Gedanken“.

Das erſte Heft der vom Verfaſſer reich illuſtrierten Zeitſchrift „Meine Gedanken“ enthält ein mit Bleiſtift gezeichnetes Selbſtporträt, an das er als Einleitung das folgende erklecklich ſelbſtbewußte Gedicht knüpfte:

Mein Bild und mein Name.

Sagt an, ihr Herr'n iſt euch bekannt
Das Bild an dieſes Buches Rand?
Das iſt der Schneiderpeterl, unſer Dichter,
Unſer Maler, unſer Narr, unſer Richter.
Einen ſchönen Namen, ſagt er, hätt' er:
Er heißt Kettenſei'r Roſegger Peter.

Was iſt es nun mit dieſem Mann,
Der alles ſonſt, nur nicht das Rechte kann?
Seine Eltern ſind halt beide,
So wie er, geplagte Leute.

Was aus ſeinen Kindern wird, das ſpäter,
Jetzt von Kettenſei'r Roſegger Peter.

Anno Dreiunddvierzig kam zur Welt
Wohl ſchon pudelnärriſch dieſer Held,
Und man trug ihn gleich darauf zur Taufe,
Hielt das Bübel in die kalte Traufe,
Nannte alsdann halt den kleinen Vetter:
Kettenſei'r Roſegger Peter.

Nachher wuchs der Junge lang und auch
Kärglich ſchmal, wie es ſchon Schneiderbrauch.
Da man ſpäter ihn als Schneider kannte,
Man ihn nur den Schneiderpeterl nannte.
Himmel kruzi Kreuz und alle Wetter!
Ich heiß' Kettenſei'r Roſegger Peter!

Auch ein Schmied iſt dieſer junge Mann,
Weil er ſchöne Verſe ſchmieden kann.
Juſt ſo griff er eben jetzt zur Feder,
Sehnlich wünſchend wohl, es möge jeder
Mit Vergnügen leſen dieſe Blätter.
Sie ſind von Kettenſei'r Roſegger Peter.

Von der Orthographie des Schneiderbuben wird eine kleine Probe zu ertragen ſein:

Die Sbrache des Waltes.

Ruf: Waß wurte Eilenſpigel durch ſeine dollen Streich?
Walt: Reich.
Ruf: Was iſt die elteſte Dane im Walt?
Walt: Alt.
Ruf: Wie heißt die Stad, wo der Babſt lebt heilig und from?
Walt: Rom.
Ruf: Mann mus gehn vom Wirdshaus —
Walt: — aus
Ruf: Und ins Kirchlein
Walt: — ein.

Ruf: Was volgt der Lieb ohne Dreu?
Walt: Reu.
Ruf: Liebt mich von den Jungfrauen keine?
Walt: Eine!
Ruf: Laſt ſie mich in ir Stibel hinein?
Walt: Nein!

In denſelben Heften kommt ſpäterhin das folgende:

Schneiderrache.

Eine furchtbare Ballade.

Einſt ging ein junger Bauer
Hinaus aufs Feld ſpazier'n,
Da ſah er auf dem Landel
Ein junges flinkes Manndl
Gar friſch daherſtolzier'n.

Und dieſer war ein Schneider,
Das ſah man ihm ſchon an,
Ein luſtiger Geſelle
Mit Bügeleiſen, Elle,
Kurzum, ein feſcher Mann.

„Du, Schneider," ſprach der Bauer,
„Wo haſt denn deine Geiß?
Ach, wie iſt, muß ich ſagen,
Ein Schneider zu beklagen,
Der ſeine Geiß nit weiß!"

So ſpottete der Bauer
Den armen Schneider dort.
Doch dieſer ſprach zum Laffen:
„Der Himmel wird dich ſtrafen
Für dieſes böſe Wort!"

Und ſieh, des andern Tages
Zur Morgenſtunde ſchon,
Da ſeh man nicht mehr weiter,
Denn dreißigtauſend Schneider
Verdunkelten die Sonn'.

Der Bauer ſah voll Schrecken
Zum Fenſterlein hinaus,
Ach — Schneider, Schneider, Schneider,
Wohl dreißigtauſend Schneider,
Umzingelten das Haus.

Die Scheuer und die Stube,
Der Tiſch und jedes Fach,
Das Bett, ſogar die Kleider —
War alles voll mit Schneider
Hinauf bis in das Dach.

Der Bauer rang die Hände
Und ſtürzte aus dem Haus,
Doch überall die Schneider,
Die dreißigtauſend Schneider —
O fürchterlicher Graus!

Er kämpfte mit der Driſchel,
Es war ganz einerlei,
Sie ſtachen mit den Nadeln
Auf Buckel, Bauch und Wadeln
Und meckerten dabei.

Wohin er ſich auch wandte
In ſeiner Angſt und Not,
Die dreißigtauſend Schneider,
Die jagten ihn, ach leider!
Beinahe mauſetot!

Solchem Humor folgten nun ernſter zu nehmende Verſuche, die vielleicht einer kleinen Korrektur wert ſind. Endlich muß man den jungen Poeten doch ein bißchen gewaſchen und gekämmt vorführen.

Gedanken über Muſik.

Dichtung und Muſik ſind die zwei Flügel, mit denen der Menſch in den Himmel fliegt. Beim Anhören einer ſchönen Muſik möchte ich allemal dem lieben Gott um den Hals fallen. Mit Predigten werden vielleicht weniger arme Sünder bekehrt als mit Muſik. Aber die beſte Muſik kann die frömmſte Seel' aus der Haut jagen, wenn ſie ſchlecht geſpielt wird. Auf dem Dorfe wird oft der Fehler begangen, daß man große kunſtvolle Muſikwerke in der Kirche aufführen will mit dem halb Dutzend Spielleuten, die noch dazu keine Übung haben. Die alten guten einfachen Meſſen und Lieder ſind dem Herrn Chormeiſter zu wenig nobel, man will höher hinaus; mit dem Beethoven wagen ſie's und ſchmeißen erbärmlich um. —

In dieſem Tone ſoll der Schneiderlehrling, wie er ſelbſt erzählt, einmal mit ſeinem Dorfſchulmeiſter Lakowitſch geſprochen haben. Da hat der Herr Lakowitſch nur den Stecken geſchwungen und geſagt: „Du Miſtbub, du lauſiger! Jetzt ſchauſt aber gleich, daß du weiterkommſt, ſonſt fangſt was!“ Dieſe Muſik im Takte dieſes Dirigentenſtabes ſoll aber dem naſeweiſen Kritiker auch nicht gefallen haben.

Über das Sterben

begegnen wir in den Schriften des Schneiderbuben folgenden Gedanken:

Jetzt tun die Leute ſchon ſeit der Erſchaffung der Welt alleweil ſterben und können es immer noch nicht. Erſtens haben ſie zu viel Angſt vor den großen Schmerzen beim Sterben. Aber die Schmerzen ſpürt man doch nur um ſo ſtärker, als man lebt. Je mehr man anfängt, tot zu werden, deſto weniger ſpürt man die Schmerzen. — Zweitens fürchten ſie das Eingegrabenwerden. Aber der Menſch wird ja gar nicht eingegraben, nur ſein altes Hemd; der Menſch ſelber, die Seele lebt ſich wieder einen neuen Leib an, wie und wo, das weiß ich freilich nicht. — Drittens haben die Leute Angſt vor der Hölle. Weil am Sterbebett immer der Schrecken ſteht: In die Höll' kommen! Ewig verdammt werden. — Und die Familienmitglieder jammern: Stirb uns nit, ſtirb uns nit! Was fangen wir denn an, wenn du ſtirbſt! — So helfen die Leute einander ſterben. Und juſt derohalben iſt das Sterben ſo hart. — Die alte Rieglerin hat ſich gefreut auf das Sterben, weil ſie gewußt hat, daß ſie ihr den roten Kittel anlegen werden. Ich verhoffe mir noch was ſchöneres als den roten Kittel.

Dieſe Gedanken hat er ſpäter erweitert in ſeinem Aufſatz „Die Angſt vor dem Sterben“ („Sünderglöckel“).

Derlei läßt ſich ſo halb und halb aufzeigen. Dann kommen in jenen Schriften aber oft weite, troſtloſe Wüſten, in denen ſelten ein Gedanke der Druckerſchwärze würdig wäre. Verſöhnend iſt da nur die Selbſtironie des Verfaſſers. Denn er iſt ſehr ſpottluſtig, aber ſeine ſatiriſchen Pfeile pflegt er ſo herzurichten, daß ſie faſt allemal auf ihn ſelbſt zurückfliegen. Einmal nennt er ſich einen berühmten Dichter, der bekannt ſei, ſoweit ſeine Zunge reicht; er gedenke es aber noch weiter zu bringen und berühmt zu werden, ſoweit ſeine Ohren reichen. — Solche Witze hält allerdings nur der aus, der ſie erzeugt.

Nicht gerade übel wurde ein für den Schneiderpoeten beſonders wichtiger Tag gefeiert. Dieſer Freudenruf noch, dann laſſen wir's genug ſein.

Tag meiner Freiſprechung,

dem 29. Juni 1863.*)

Drei Jahre, o wie bald ſind ſie verronnen,
Die kettenſchweren Tage ſind vorbei.
Jetzt hab' ich faſt ſo viel ſchon, als gewonnen,
O, höret nur, ihr Freunde, ich bin frei!

Die heißerſehnte Stunde hat geſchlagen,
Der Sonne Glanz erſcheint mir völlig neu.

---

*) Ein formeller Freiſpruch iſt nicht erfolgt. Der Meiſter Ignaz Orthofer erklärte dem Lehrling mündlich: Von heute

Ich tat mich zwar auch früher nicht beklagen,
Doch jetzo iſt es luſtig — ich bin frei!

Ich hatt' ja auch als Lehrling frohe Zeiten,
Mein Meiſter war mir gut und ich ihm treu,
Doch jetzt will ich auf ſtolzen Roſſen reiten,
Denn höret nur, ihr Brüder, ich bin frei!

Ich danke meinem Meiſter für die Lehre,
Die er ſtets in Liebe prägte ein.
Ich rechne mir es fürder auch zur Ehre,
Sein Geſelle länger noch zu ſein.

Der Geldſack ſteht mir weit zwar noch nicht offen,
Die Woche neunzig Kreuzer, die ſind mein.
Mir iſt es ja genug, und ich will hoffen,
Sein Geſelle länger noch zu ſein.

Und weil ich auch ſehr ſchwer nur könnte ſcheiden
Von dieſem Tale, nun ſo ſchlag ich ein:
Wenn der Meiſter will, mit tauſend Freuden
Sein Geſelle länger noch zu ſein.

Denn da ich frei bin, könnte ich ja wandern
Von Land zu Land, von Wahn zu Bahn,
Von einer Stadt, von einer Mad zur andern,
Wofür wär' ich denn ſonſt ein freier Mann!

Und wo es gilt, die Böſen zu beſtrafen,
Da wollt' ich ſcharf und raſtlos gehen dran,
Und ebenſo zu lohnen auch die Braven,
Wofür wär' ich denn ſonſt ein freier Mann!

Und ſo will ich denn ſtreben, ſtreiten, ſiegen,
Bis dieſes Sein vorüber iſt, und dann
Mit Mut empor zu Gott im Himmel fliegen,
Wofür wär' ich denn ſonſt ein freier Mann!

---

ab biſt du frei. Das wurde dann der Zunft in Birkfeld brieflich angezeigt. Ich möchte nur wiſſen, ob in Birkfeld, falls die Zunfturkunden exiſtieren, noch eine Spur jener „Freiſprechung" vorhanden iſt.

Aus der erſten Grazer Zeit.

Wie der Verfaſſer dieſer Erinnerungen dann nach Graz gekommen iſt und von 1865 bis 1869 dort in der Akademie für Handel und Induſtrie das Notwendigſte nachgelernt hat, um durch Selbſtſtudien einen gewiſſen Grad geſellſchaftlicher und literariſcher Bildung zu erlangen, das iſt oft erzählt worden — beſonders auch in ſeinen eigenen Büchern „Am Wanderſtabe“ und „Mein Weltleben“.

Hier ein kleiner bezeichnender Nachtrag aus der erſten Grazerzeit.

Das erſte Schuljahr, die Vorbereitungsklaſſe in der Grazer Handelsakademie, war für mich das erfolgreichſte. Es hat mich demütig gemacht. Da war ich herangeſtürmt in der Meinung, wenn man nur Bücher und Zeit hat, das Lernen ſelbſt ſei ein Spaß. Nun, nach dem erſten Schuljahre wußte ich, daß es kein Spaß war, beſonders nicht für mich; ich wußte nun, daß ich gar nichts wußte und konnte, daß ich ein ſchwerfälliges Auffaſſungsvermögen hatte und ein noch ſchlechteres Gedächtnis. Was ich vor Tagen mühevoll gelernt, war heute wieder vergeſſen. Die zehn- und zwölfjährigen Jungen um mich waren geniale Gelehrte in Vergleich zu mir zweiundzwanzigjährigem Bauernbengel, und nicht einmal mit ihnen waren die Profeſſoren durchwegs zufrieden. Es war nur gut, daß ich nie, das ganze Jahr nicht einmal geprüft wurde, das brachte mich in den Geruch des ſchweigenden Weiſen. Im nächſten Jahre ſollte ich mit allen Schritt halten müſſen und wie jeder andere Akademiker examiniert werden — das wird ein ſchmähliches Ende geben des weiſen Schweigers! — Als nach den Ferien das zweite Schuljahr begann, ſchloß ich mich in mein Zimmer ein und tat mit der Feder das Gebet:

O Gott, dein Kind, das, Höchſter, dich bekennt,
Und das, nur Staub Urew'ger, dich denkt,
Dein Kind, das ſich nach Licht und Wahrheit ſehnt,
Das du ſo liebevoll bisher gelenkt:
Das ſteht nun zagend an der ſchmalen Brücke,
Die es zu ſeinem Ziele hin ſoll führen,
Das Ziel iſt dunkel und der Weg voll Tücke,
O laſſe mich nicht fallen und nicht irren.
Die Gnadenzeit, zum Lernen auserkoren,
Sie iſt jetzt da, und bald iſt ſie dahin.
Was ich verlier'-jetzt, ewig bleibt's verloren,
Und Reue wär' der einzige Gewinn.
Die Welt, ſie lockt mit Glitzern und mit Scherzen,
Wo iſt der treue Führer, der mich weiſt?
Ich bitte dich, o Herr, aus ganzem Herzen,
Erleuchte mich mit deinem heiligen Geiſt!

In einer der nächſten Grammatikſtunden kam Profeſſor Falb*) zu mir an die Bank, um nachzuſehen, ob ich auch das richtige Lehrbuch hätte. Da fand er in dem Buche das Blatt mit dem Gebet. Er nahm es mit zu ſeinem Tiſche und las es. Und nach der Stunde fragte er mich: „Wer hat denn das gemacht? Sie?“ — Ich mußte es zugeben. Er ſagte nichts weiter und ging fort. Und von dieſem Tage an iſt er mein Freund geweſen. Er war unſer Deutſch- und Religionslehrer, und was ich in der Schule nicht bewältigen konnte, das nahm er manchmal privat mit mir durch. Und ich vermute, daß er manchem ſeiner Kollegen am Arm gehalten hat, wenn der mir ein „kaum genügend“ in das Semeſterzeugnis ſetzen wollte. — War das nicht eine Frucht meines Gebetes? Wirklich geprüft hatte ich als Hoſpitant übrigens nie werden können. —

---

*) Der nachmalige Erdbeben- und Wetterforſcher.

Zu jener Zeit lebte in Graz ein alter Obriſt, der hatte einen ſechs Zoll langen Schnurrbart und einen acht Jahre alten Jungen. Bei dieſem plagte es in der Schule. Da hörte der Obriſt vom Bettelſtudenten, der um Pflichten warb. Er ließ mich zu ſich kommen und fragte, ob ich auf meinem Weg in die Akademie ſeinen Buben in die Schule begleiten wolle, es ſei ziemlich derſelbe Weg. Und ob ich nachher ſeinem Sohne, der kränklich ſei, die Rechenaufgaben machen helfen wolle? „Herr Obriſt!“ ſagte ich. „Zur Schul’ begleiten, das ſchon. Aber rechnen — da kann ich ſelber nix.“ „Gut,“ ſagte er, „da können Sie vielleicht von meinem Buben lernen. Kommen Sie nur, etwa Dienstag und Samstag.“ Na, ſo geſchah es. Bei des jungen Herrn Rechenaufgaben machte gemeiniglich die eine Hälfte ich falſch, die andere er. Auf dieſe Erfolge unſerer gemeinſamen Tätigkeit ſprach eines Tages der Obriſt zu mir: „Inſtruktor! Es wird nötig ſein, daß Sie noch öfter kommen. Vielleicht in der Woche viermal. Die zwei Gulden monatlich bleiben Ihnen. Und wie wäre es, wenn Sie gleich in mein Haus überſiedelten? Im dritten Stock habe ich eine Partei, die ein Zimmerl zu vergeben hat. Es koſtet nur fünf Gulden monatlich, das nehmen Sie, ſo ſind Sie ſtets gleich bei der Hand, wenn Sie mein Sohn braucht.“

Schon der „Inſtruktor“ hob mich um einen Schuh höher; und es ſchien, jetzt wäre ich ſogar Hofmeiſter geworden. So trug ich meinen Kopf hoch und trug ihn zu meinem alten Quartierherrn, den guten Rat Frühauf in der Widenburggaſſe: „Herr Finanzrat, ich zieh aus!“ Und in einer Stunde ſpäter ſiedelte ich ſchon. Ich brauchte keinen Spediteur; weil ich ja ohnehin umzog, ſo nahm ich gleich meine Sachen mit in der Handtaſche. Das ſchöne, lichte, ruhige Zimmer im erſten Stock, das auch nur fünf Gulden gekoſtet, hatte ich gerne verlaſſen, avancierte ich doch, und zwar in den dritten Stock. — Meine neue Wohnung war eine ſchiefwandige Dachkammer ohne Ofen. Das Bett war ohne genügende Dicke; der dreibeinige Tiſch konnte nur an die Wand gelehnt ſtehen. Ein bißchen Licht gab es höchſtens in der Fenſterniſche; unter mir war ein Photograph, der mir den Geruch ſeiner Chemikalien ſpendete. Neben mir wohnte eine alte Frau, die ſich das im Wald geſammelte Brennholz im Zimmer klein hackte und ſonſt rumorte, ſo daß die uns trennende Bretterwand aus dem Beben ſelten herauskam. So hatte ich um fünf Gulden nun ziemlich alles beiſammen, was das Leben ſchön macht. Und wenn ich es noch ſchöner haben wollte, durfte ich nur zu meinem „Zögling“ hinabgehen, um zu lehren, was ich ſelber nicht konnte. Es war im Dezember. Die langen Abende ſtand ich ſchlotternd am Fenſter mit dem Schulbuch, bei dem Licht einer Straßenlaterne, die ich zu den Wohltätern meines erſten Grazerlebens zählen muß. — Als ich es vierzehn Tage ausgehalten hatte, ging ich zu meinem alten Frühauf und mietete neuerdings mein früheres Zimmer vom erſten Jänner ab. „Warum vom nächſten Erſten ab?“ fragte der alte Herr in ſeiner mürriſch heiſeren Art. „Kommen Sie doch gleich, wenn's dort ſo kalt iſt.“ Ich ſchwieg, denn mir fehlte das Geld für die doppelte Miete. Das hatte er bald los. „Ob das Zimmer hier die paar Wochen leer ſteht oder nicht, Sie zahlen vom Jänner ab.“ Da ging ich in meine Dachkammer, packte die Taſche wieder voll und ſiedelte in die Wickenburggaſſe zurück. Der Obriſt knurrte einiges, beließ mir aber mein Amt bei ſeinem Jungen, und zwar ſo lange, bis die Zenſurſcheine, die der Knabe von ſeiner Schule immer häufiger heimtrug, meine völlige Unfähigkeit als Arithmetikinſtruktor an den Tag gebracht hatte. Da klopfte mir der Obriſt auf die Achſel: „Mit dem Rechnen iſt's nichts, mein Lieber. Auf dem Schulweg begleiten aber ſollen Sie meinen Jungen auch fürderhin.“

Heute noch, wenn ich durch die Salzamtsgaſſe gehe, ſchaue ich bei dem Hauſe (heute Stiftsgaſſe Nr. 3) hinauf zu jener Dachkammer, in der ich einmal wirklich arm geweſen bin. —

In den erſten Jahren meines Grazer Aufenthaltes in der Wickenburggaſſe führte mich mein Schulweg täglich an einer kleinen Schenke vorüber, an deren Glastür ein Papierblatt angeklebt war mit der ſchönen Inſchrift: „Guter Obſtmoſt, die Maß zu 12 Kreuzer.“ Vor dieſer Tafel blieb ich manchmal ſtehen und ſtellte Betrachtungen an: Gut mag er ſchon ſein, der Moſt, aber das Seidel 3 Kreuzer, und noch die Semmel dazu, macht fünfe — das iſt halt viel, dafür kann man ſich Feder, Tinte und Papier kaufen. — Und bin allemal unverrichteter Sache vorübergegangen. Da kam der Faſchingdienſtag. Die Straßen waren belebt von tollem Treiben, die Wirtshäuſer von lauten Zechern. Ich trug meinen hübſch nüchternen Magen durch die Gaſſe und kam damit wieder zur Schenke mit dem „guten Obſtmoſt, die Maß zu 12 Kreuzer." Erſt griff ich in die Hoſentaſche, und nicht achtend der „Feder, Tinte und Papier", trat ich faſchingskeck in das Wirtshaus. Ein Seidel Moſt und eine Semmel zum Tunken! — Selten in meinem Leben wird mir etwas beſſer geſchmeckt haben, wie dieſe üppige Faſchingsjauſe. Als ſie mit ſtiller Andacht ausgenoſſen war, beglich ich würdevoll die Zeche. Aber als ich zur Tür hinaustrat, ging mein Herr Direktor und Profeſſor Alwens daher, den ich ehrerbietig grüßte. Er ſah mich an und ſchritt ernſt vorüber. Da fiel mir plötzlich ein, daß Profeſſor Alwens einige Tage vorher den Schülern der Vorbereitungsklaſſe verboten hatte, allein ein Wirtshaus zu beſuchen. Ich war zwar ſchon 22 Jahre alt, aber eben ein Vorbereitungsſchüler, alſo dem Verbot unterworfen. Den ganzen Abend hatte ich ein böſes Gewiſſen. Die Handelsakademie hatte mich aus Gnaden aufgenommen, in Vorausſetzung natürlich, daß ich ein braver Burſche ſei. Und jetzt ſitzt der Schlingel, anſtatt fleißig zu lernen, in den Wirtshäuſern herum! — Ich konnte an demſelben Abend nicht einſchlafen, aus Beſorgnis, man würde mich nun aus der Anſtalt wieder ausſchließen. Um Mitternacht ſtand ich noch auf und ſchrieb einen Brief an Profeſſor Alwens. Was er von mir denken müſſe! Ich hätte das Verbot in jenem Augenblick ganz vergeſſen gehabt. Es wäre aber nur ein einziges Seidel geweſen, und eine Semmel dazu. Es würde gewiß nie wieder geſchehen. — Das hatte ich geſchrieben.

Zwei Tage ſpäter, als Alwens zur Arithmetikſtunde in unſere Klaſſe kam, ſchaute er erſt ein bißchen auf mich hin. Mein Auge hing gebannt an dem ſeinen, aber er blickte freundlich. Nach dem Unterricht ging er im Korridor auf mich zu, zwickte mich am Ohrläppchen und lud mich für den nächſten Sonntag zum Mittagtiſch ein. Da gab es auch eine große Flaſche mit Obſtmoſt. Aber kein Wort wegen Übertretung des Geſetzes. Und es iſt ja wahr, ein Mann, der das Jahr vorher bei der Soldatenſtellung war, darf doch wohl ſchon allein ins Wirtshaus gehen. Freilich nur unter der Vorausſetzung, daß er überſchüſſiges Geld hat.

Adalbert Svoboda.

Von dem Manne iſt erzählt worden, aber ſein Charakterbild bin ich noch ſchuldig. Am beſten fügt es ſich an dieſer Stelle in das Buch, obſchon der Zeit vorgegriffen wird.

Eines Sommervormittags im Jahre 1870 fand auf dem Redaktionszimmer der Grazer „Tagespoſt“ ein erregter Auftritt ſtatt. Zwei Herren waren unangemeldet eingedrungen und hatten den Chefredakteur leidenſchaftlich zur Rede geſtellt über die politiſche Haltung des Blattes. Das ſei eine Schande für Graz, für ganz Steiermark! Sich bei dieſem Kriege ſo demonſtrativ auf Seite der Preußen zu ſtellen, mit dem öſterreichiſchen Erbfeinde es zu halten! Wo ein Zuſammengehen mit Frankreich die beſte und vielleicht einzige Gelegenheit wäre, das öſterreichiſche Vaterland wieder zu rehabilitieren. Alle Chancen ſeien für Frankreich, das Volk, das bei Königgrätz ſeine beſten Söhne verloren, ſei gegen Preußen, kein einziges Blatt im ganzen Lande habe die Stirn, ſo dreiſt für Bismarck und ſeinen neuen Raubzug Geſinnung zu werben wie die Grazer „Tagespoſt“. Sie, dieſe zwei Herren, glaubten, nicht bloß im Namen ihrer Partei, ſondern des ganzen Volkes zu ſprechen, wenn ſie die Redaktion aufforderten, dieſes Blatt endlich in gut öſterreichiſchem Geiſte zu führen.

Der Redakteur, ein kleiner, unterſetzter Mann, hatte ſein Haupt erhoben, ſo daß ſeine langen, blonden Locken über die breiten Schultern hinabglitten. Sein rundes Geſicht war hochgerötet, ſeine Augengläſer blitzten, noch mehr aber hinter denſelben die kleinen, lebhaften Augen. Nachdem er ſich von ſeiner Verblüffung etwas erholt hatte, entgegnete er den Herren mit leiſer, vibrierender Stimme: „Erinnern Sie ſich, meine Herren, daß es in Öſterreich noch Deutſche gibt, die ihren Erbfeind nicht in Deutſchland, vielmehr in Frankreich ſehen! Die „Tagespoſt" iſt das Organ dieſer Deutſchen in den Alpenländern und wird ihre Miſſion zu erfüllen wiſſen."

Hierauf bemerkte einer der Herren, es ſei doch eigentümlich, daß man zum Leiter dieſes deutſchen Blattes gerade einen Tſchechen ausgeſucht habe. Der Schriftleiter ließ ſich durch dieſe Impertinenz nicht aus der Faſſung bringen, ſondern antwortete: „Ich bin ein Deutſcher, habe deutſche Lehrer gehabt und bin ſelbſt deutſcher Lehrer geweſen. Wollen Sie gefälligſt das Zimmer verlaſſen!"

Er öffnete die Tür, und die Unterredung hatte ein Ende. Die „Tagespoſt" blieb, was ſie war, ein deutſchöſterreichiſches Blatt, von dem Johannes Scherr ſpäter feſtgeſtellt, daß es in Öſterreich die erſte Zeitung geweſen, die ſchon zu Beginn des deutſch-franzöſiſchen Krieges entſchieden und leidenſchaftlich für die deutſche Sache eingetreten war.

Und dieſer Redakteur war jener „Tſcheche", der mich aus den Hinterwäldern zog und zu einer deutſchen Bildung führte, wozu kein deutſcher Steirer damals die Hand geboten hatte.

Ich will meinen Adalbert Svoboda ein wenig zu kennzeichnen ſuchen.

Dieſes Mannes Wirken war bei aller perſönlichen Beſcheidenheit fruchtbar wie Samenkorn unter der Scholle. Wenn in den Alpenländern heute freiſinniger Humanismus, Volksliebe, Bildungsfreude, Kunſtſinn uſw. reift, ſo hat vor einem Menſchenalter Svoboda Erkleckliches dazu beigetragen. Zwanzig Jahre lang, von 1862 bis 1882, war er Leiter der Grazer „Tagespoſt“ geweſen, unter ihm iſt dieſes Blatt einflußreich geworden, es war die erſte Zeitung, die in viele Täler der Alpen drang und von großen Geſichtspunkten aus Vaterlands- und Menſchheitsintereſſen erweckte und pflegte. Und doch iſt Svoboda kein Journaliſt geweſen, dafür war er viel zu lehrhaft angelegt. Aber gerade ſo hatte er die Leſer erzogen, gerade deshalb wurde ſein Blatt ein Hauptkulturträger in den Alpenländern. Durchaus nicht bloß politiſch — dieſe Kulturſeite iſt ja ſo wechſelnd und flüchtig —, ſondern auch und noch mehr national, geſellſchaftlich, wiſſenſchaftlich, literariſch. Alſo kann man wohl ſagen, ſeine „Tagespoſt“ trug in bewegter Zeit die erſten Schwingungen des modernen Lebens in unſere Flecken, Dörfer und Gehöfte hinaus.

Journaliſten im gewöhnlichen Sinne konnte Svoboda zu Gehilfen nie recht brauchen, er erzog ſich ſeine Mitarbeiter ſelbſt, auch die auf dem Lande. Von jenen dilettantiſchen, geſchwätzigen Landberichten, die manche Zeitung ungenießbar machen, druckte er nicht einen einzigen in ſeiner urſprünglichen Form, jeden kürzte, ſtiliſierte, durchgeiſtigte er; ſtiliſtiſche wie inhaltliche Geſchmackloſigkeiten wirkten auf ihn wie ein Schlag ins Geſicht — tatſächlich, ſo zuckte er mit dem Haupte zurück, wenn ihm dergleichen vors Auge kam. So hat mancher Dorfſchulmeiſter erſt durch ihn ſchreiben gelernt. Und mancher junge Literat, der ſeine Erzeugniſſe zur Durchſicht und wohl auch mit hinterhältigem Wunſche zum etwaigen Abdruck daher brachte, hat von ſeinen ſtrengen Korrekturen, denen der vielbeſchäftigte Mann ſich oft willig unterzog, mehr gelernt als auf hoher Schule. Svoboda war eben geborener Lehrer. Aus Prag ſtammend, hatte er ſich nach Steiermark gewendet und dort vor ſeiner Stellung an der „Tagespoſt“ auf dem Marburger Gymnaſium als Profeſſor gewirkt. Hier wie dort an richtiger Stelle. Hilfebereit nach allen Seiten, war er ganz beſonders armen, ſtrebſamen jungen Leuten ein väterlicher Freund. Mancher der ſpäter in Land und Stadt Wirkenden verdankt ihm Lebensſtellung und Anſehen. Ich gedenke der Auffindung und Weiterbildung literariſcher Talente, wozu er ein beſonders ſcharfes Auge und glückliche Gabe hatte.

Den allergrößten Dank bin ich ihm ſchuldig geworden. Als ich, ein Handwerkerjunge im Waldgebirge, im Jahre 1864 „Gedichte zur gütigen Beurteilung“ nach Graz geſchickt hatte, irrtümlich an eine andere Adreſſe der „Tagespoſt“, kam die Sendung in die Hände des Chefredakteurs Adalbert Svoboda. Einige Zeit nachher kam ins Waldland zu mir folgender Brief:

Graz, 22. März 1864.

Geehrter Herr!

Ich habe Ihre Gedichte geleſen und finde, daß Sie eine vorteilhafte Begabung beſitzen, die eine ſorgfältige Pflege verdient. Ich will mehrere Ihrer Gedichte veröffentlichen und auf Sie das Publikum aufmerkſam machen. Früher müſſen Sie mir jedoch genau und freimütig mitteilen, wo und wie Sie die Anregung zum Dichten erhalten haben, denn in einer Dorfſchule erhält man ſie nicht, und welche Gedichte Sie geleſen haben. Schicken

Sie mir auch Ihre Erzählungen (die Sie in Ihrem Briefe erwähnen) ein, und geben Sie mir genau Ihre Adreſſe und jetzige Beſchäftigung ganz der Wahrheit gemäß an. Ich möchte gern etwas für Sie tun. Was von Ihnen abgedruckt wird, ſoll honoriert, das heißt bezahlt werden. Vielleicht wird ſich jemand finden, der Ihnen eine beſſere Lebensſtellung anweiſt. — Schreiben Sie mir bald und ſeien Sie ganz offen gegen Ihren Ihnen aufrichtig ergebenen Profeſſor Dr. A. Svoboda,
Redakteur der „Tagespoſt“.

Wie unendlich mehr, als der gütige Brief andeutet, hat dieſer Mann für mich getan! Ich muß einiges, was ſchon anderswo angedeutet iſt, hier ſachlich wiederholen. Es iſt für mein Erdenleben zu wichtig geworden. Wenige Monate nach Empfang des Briefes ſandte ich ihm friſchweg alle meine Schriften — die ſattſam bekannten 15 Pfund. Ein Bauer meiner Gegend, der eines Waldprozeſſes wegen die achtzehnſtündige Fußreiſe nach Graz machte, hatte ſie in einem großen „Buckelkorbe“ mitgenommen. Im Herbſte desſelben Jahres beſuchte ich Graz und ſtand ſelbſt vor Dr. Svoboda. Da gab es folgendes Geſpräch:

„Alſo Sie ſind der Mann, der mir den Korb voll Handſchriften geſchickt hat? Manchmal nehmen Sie bei Ihrem Dichten wohl Bücher zu Hilfe?“

„Bücher hab' ich halt nit gar viel, deswegen will ich mir ihrer ſchreiben.“

„Wenn Sie Bücher hätten, würden Sie auch dann noch ſchreiben?“

„Weiß nit. Immer einmal kann ich abends halt nit einſchlafen, wenn ich nit ein wenig dichten tu.“

„Sie ſind Lehrling bei einem Bauernſchneider?“

„Das iſt g'wiß.“

„Gefällt Ihnen das Handwerk?"

„O, ganz gut. Aber können tu ich halt noch nit gar viel."

„Möchten Sie nicht lieber in die Stadt kommen und was Anderes lernen?"

„Am liebſten wär's mir halt, wenn etwas von mir in die Zeitung hineingedruckt werden tät."

Der Doktor zuckte mit dem Kopf zurück, wie immer, wenn ihn etwas unangenehm berührte.

„Lieber, junger Petrus!" ſagte er dann. „Bevor Sie etwas geben können, müſſen Sie noch ſehr viel nehmen. Daß ich von ihnen etwas abdruckte, geſchah nur, um Gönner zu ſuchen, die Sie ausbilden laſſen möchten. Haben Sie erſt etwas Tüchtiges gelernt, dann reden wir weiter vom Dichten. — Sie ſind den langen Weg nach Graz zu Fuß gekommen?"

„Und will morgen wieder heim."

„Einſtweilen ja. Aber doch nicht zu Fuß, doch auf der Eiſenbahn."

„Das tragt's halt nit."

„Denn Sie werden ein großes Bündel mitnehmen. Ich gebe Ihnen Bücher mit." Er wies auf einen Stoß, der auf dem Tiſche lag. „Merken Sie auf! Dieſe Bücher mit dem roten Umſchlag leſen Sie, um zu ſehen, wie Sie nicht dichten ſollen, und die gebundenen leſen Sie, um zu ſehen, wie man's machen ſoll. Nachſchreiben auch dieſe nicht, nur den Geſchmack damit bilden." Die erſteren — einige neue Romane, wie ſie zur Beſprechung an Zeitungen geſchickt zu werden pflegen, die letzteren Klaſſiker.

Als dieſe Bücher in ein großes Bündel gebunden waren, ſagte Svoboda zu mir: „Dann noch etwas, Petrus!

Ihre Jacke, die Sie anhaben, iſt ſoweit zwar ganz ſauber, aber etwas zu dünn für ſchlecht Wetter. — Erlauben Sie!“ Damit zog er ſeinen ſchwarzen Rock mit dem roten Seidenfutter aus, ſo daß er einen Augenblick in Hemdärmeln war, bis er in ein Hauskleid ſchlüpfte. Den Rock hat er mir an den Leib geſtreift. „Geben Sie bloß acht, daß Sie nichts verlieren, in der Bruſttaſche haben Sie ein kleines Portefeuille!“

Als ich nachher die Treppe hinabſtieg, war ich doch begierig, was das iſt — ein Portefeuille.

Das war meine erſte Begegnung mit dieſem Manne, der es buchſtäblich zuſtande brachte, für ſeinen Nächſten den Rock auszuziehen und hinzugeben. —

Im darauffolgenden Winter bin ich durch ſein unausgeſetztes Bemühen nach Graz gekommen, und er iſt dem fremden, armen, unbehilflichen Menſchen viele Jahre lang in unentwegter Treue Stab und Stern geweſen. Denn es hat Mühe gekoſtet, dieſen jungen, ungefügen, blöden Burſchen ſo weit zu bürſten und zu ſtriegeln, bis er ſich zur Not aufzeigen konnte.

Wenn mich mancherlei Dichterlinge — und das geſchieht oft — heftig angehen, daß ich ihr Dichten und ihre Dichtungen protegieren ſoll, wie einſt Svoboda mich und die meinen „protegiert“ habe, ſo iſt folgendes richtigzuſtellen. Svoboda hat mich nach Graz gezogen, nicht, daß ich dichten ſolle, ſondern, daß ich was lernen könne. Allerdings hat er, um eine Schule für mich zu gewinnen, anfangs mehrere Proben meiner dichteriſchen Verſuche veröffentlicht. Stoßweiſe lagen meine Dramen, Geſchichten, Romane, Gedichte uſw. vor ihm, unbarmherzig hat er ſie verworfen und mir jahrelang empfohlen, nicht zu dichten, nur zu lernen und mich für einen praktiſchen Beruf vorzubereiten. Als aber meine poetiſche Ader immer pulſierte, manchmal heftig und fieberhaft, hat er nur wenige leidliche Erzeugniſſe in ſeinem Blatte abgedruckt, gewiß aber achtundneunzig Hundertel herb zurückgewieſen von dem Wuſte, den ich ihm vorgelegt. Die vorhandenen Briefe geben davon Zeugnis. — Eine ſolche Strenge dürfte man heute bei keinem der Dilettanten wagen, die da mit ihren Erzeugniſſen kommen, geleſen, gelobt, bei Verlegern und Theatern protegiert und honoriert ſein wollen. Sie glauben, das gehe alles ſo leicht mit dem Dichten und dem Protegieren, ſie haben keine Ahnung davon, wie wenig äußere Mithilfe vermag, wenn Naturanlage und Selbſtzucht fehlen. Daß Svoboda mich dieſe Selbſtzucht und Selbſtbeſcheidung lehrte, daß er auf das ſtrengſte die jahrelange Schulung der geiſtigen Anlagen verlangte, das vor allem iſt Svobodas Werk, für das ich ihm nicht genug dankbar ſein kann. Alles weitere hat ſich dann von ſelbſt ergeben. Zuerſt hätte ich nach meiner Gönner Anſicht Handwerker in der Stadt werden ſollen, dann Buchhändler, dann nach vierjährigem Studium Kaufmann. Nachdem alle dieſe Berufe verfehlt waren, ward ich Schriftſteller. Das hat Sorgen, Arbeit, Fleiß und Beharrlichkeit gekoſtet. Gerade ſo durch „Protektion“ ging es durchaus nicht.

Während Svoboda ſo ſeine Leute erzog, kam er in die Lage, ihnen auch ein Beiſpiel zu geben, wie der Mann ſeiner überzeugung jedes Opfer bringen müſſe. Im Jahre 1882 hatte es den Anſchein, als ſollte der Verlag der „Tagespoſt“ auf ein Wiener Geldinſtitut übergehen und das Blatt dann ſeine Geſinnung ändern müſſen. Da hat

Svoboda ſofort ſeine einträgliche Stelle niedergelegt. Es war voreilig, denn die „Tagespoſt“ blieb frei und das, was ſie war. — Der von Natur aus ſtets mutig und optimiſtiſch geſtimmte Mann glaubte nun, von ſeiner wiſſenſchaftlich-ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit leben zu können. Er überſiedelte mit ſeiner zärtlich geliebten Familie nach München, mußte aber bald aus Exiſtenzrückſichten die Redaktion der in Stuttgart erſcheinenden „Neuen Muſikzeitung“ zu übernehmen. Neben dieſer Fronarbeit verfaßte er mehrere philoſophiſche Werke, zu denen er ſchon lange Vorarbeiten gemacht hatte. So entſtanden: „Kritiſche Geſchichte der Ideale“, „Neue Muſikgeſchichte“, „Geſtalten des Glaubens“ und „Ideale Lebensziele“.

Dieſe Werke enthalten eine Menge Stoff aus den Literaturen aller Völker und Zeiten und ſind reich an ſatyriſchen, ſcharf polemiſchen Stellen. Der Verfaſſer ſteht auf dem Standpunkte jenes ſpekulativen Materialismus der ſiebziger Jahre, der auf Grund bekannter oder auch nur halb bekannter Naturdinge eine Welt und einen Himmel des Geiſtes und des Gemüts umſtoßen zu können vermeinte. Vor allem ſind Svobodas Schriften eine Polemik gegen alle poſitiven Religionen. Wäre unſere Freundſchaft nicht auf die große perſönliche Wertſchätzung gegründet geweſen, bei der gründlichen Verſchiedenheit unſeres Empfindens in dieſer Sache hätte ſie in die Brüche gehen müſſen.

Im erſten Jahre meines Grazer Aufenthaltes waren wir eines Tages beiſammengeſeſſen und hatten geplaudert über Kunſt, Kirche, Gott und Welt. Plötzlich ſtockte das Geſpräch. Svoboda wurde unruhig und fragte, wie alt ich ſei.

„Zweiundzwanzig vorüber.“

„Ich weiß es. Alſo, da iſt der Menſch ſchon ſtark. Werden Sie ſtark genug ſein, eine Wahrheit zu ertragen, die ich Ihnen mitteilen muß?“

Dieſe Einleitung erſchreckte mich ſehr, denn ich hatte daheim eine kranke Mutter.

Er legte mir die Hand aufs Knie und ſagte in ſeiner leiſen, raſchen Redeweiſe: „Ich will Ihnen etwas anvertrauen, Roſegger! Sie ſprechen immer wieder von Gott. Wiſſen Sie, daß es gar keinen Gott gibt?“

Ich atmete auf.

„Wenn es ſonſt nichts iſt. Das habe ich ſchon als Kind in einem Buche geleſen.“

„So? Und glauben doch immer noch an Gott!“

„Nein, glauben nicht. Wiſſen. Gewiß wiſſen, daß er iſt, weil es nicht anders ſein kann.“

Als er hernach bemerkte, in ſolchem Denken müſſe man wiſſenſchaftlich vorgehen, war meine Entgegnung, das täte ich eben. Deshalb könnte ich die Nichtexiſtenz Gottes erſt annehmen, wenn ſie bewieſen ſei.

Von dieſem Tage ab iſt unſer Widerſtreit über den Gegenſtand nicht mehr verſtummt. Ich blieb auf meinem Standpunkt ſtehen, er auf dem ſeinen, von dem aus er jedem, der ihn nicht teilte, beinahe die Vollwertigkeit abſprach. Sein Atheismus war von kindlicher Naivität, er wollte jeden ſofort dazu bekehren, aber nicht aus Haß gegen Gott, der war ja gar nicht, ſondern aus Liebe zu den Menſchen, die er mit ſeiner Enthüllung der Wahrheit von geiſtiger Knechtſchaft befreien wollte. Er war in ſeiner Gottloſigkeit gut und glücklich, ſo glaubte er, daß es in ihr auch jeder andere ſein müßte. Ich habe nie einen frommen Gläubigen geſehen, der liebevoller, opferwilliger, natur- und kunſtfreudiger und abholder aller Gemeinheit geweſen wäre, als es Adalbert Svoboda, der „Gottloſe“ war. Er war einer von denen, die der Einladung, als Arbeiter in den Weinberg zu kommen, ein heftiges Nein entgegenſetzen, doch aber in den Weinberg gehen und dort die Fleißigſten ſind. Öfter als einmal habe ich ihm geſagt, daß er trotz ſeiner Glaubensloſigkeit in der Tat ein beſſerer Chriſt ſei als mancher Kirchengeher und ſchwärmeriſcher Heiligtumsverehrer, ja daß gerade er, der gütige, nächſtenliebende, wahrheitsdurſtige Menſch der beſte Beweis Gottes ſei — weil es ohne Gott keine ſelbſtloſe Liebe, keine Freude an dem Wahren und Schönen geben könne.

Bei der Erziehung ſeiner Kinder war in gewiſſen heiklen Dingen jede Beſchönigung und Prüderie ausgeſchloſſen. So früh, daß noch nichts zu verderben war, weihte er ſie in die Geheimniſſe des Lebens ein. Die Folge war, daß unbefangene, natürliche Menſchen aus ihnen geworden ſind. Er hatte die Abſicht, ſeine Kinder ungetauft und konfeſſionslos zu erziehen, kam aber davon ab. Er meinte, der Umſtand, ob ihre Namen im Kirchenbuche ſtänden oder nicht, ſei zu unbedeutend, als daß er deshalb ihnen die geſellſchaftliche Stellung erſchweren wollte. Als er in einem ſeiner Kinder früh religiöſe Anlage zu bemerken glaubte, war er bekümmert. Worauf ihm einer, der frivoler war als er, den Rat gab: „Laſſen Sie den Knaben bloß von einem katholiſchen Katecheten in der üblichen Weiſe Religionsunterricht erteilen, und Sie erzielen an ihm in kürzeſter Zeit einen ausgepichten Atheiſten.“

Da Svoboda ſeine Grundſätze ſtets in ſeiner Zeitung und ſpäter in ſeinen Büchern zu verbreiten ſuchte, ſo war ihm natürlich eine große Gegnerſchaft entſtanden. Bei ſeinem überaus ſenſiblen Weſen empfand er jede Feindſeligkeit, die man ihm perſönlich antat, auf das lebhafteſte. Wenn aber irgendeiner ſeiner Gegner doch ſeine Hilfe heiſchte, und das geſchah nicht ſelten, ſo erwies er ihm mit tauſend Freuden Gutes und alles war vergeſſen.

Geiſtesbildung und Wiſſen hielt dieſer Mann für des Menſchen höchſtes Ziel. Und doch geſtand er oft, um wieviel lieber er mit einfachen, warmherzigen Menſchen verkehre als mit dünkelhaften Gelehrten. Auf ſeinen häufigen Gebirgspartien kam er gern mit Landpfarrern zuſammen, deren Chriſtentum weniger in Worten als in Werken beſtand. Zur Zeit des Kulturkampfes, als mancher Geiſtliche ſich von der Kirche abzuwenden begann, gründete er in Graz einen Schutzverein für ausgetretene Prieſter.

Seine Schriften fanden nicht immer den Beifall ſeiner Freunde. Sie waren ja in einem ſatiriſchen Ton gehalten, der leicht abſtoßen konnte und viele abgeſtoßen hat. Dieſen Teil ſeiner Schriften konnte ihm nur der verzeihen, der ihn perſönlich kannte. Wäre der Mann nicht ganz von jener Einfalt großer Seelen befangen geweſen, er hätte erkennen müſſen, daß ſein wiſſenſchaftlicher Materialismus der größte Idealismus und daß ſein ſtörriſcher Unglauben im Grunde die frömmſte Gottesverehrung war. Weil er in der Natur ſo viele Unzweckmäßigkeit, in der Welt ſo viel Ungerechtigkeit, im einzelnen Menſchen ſo viel Schlechtes und Elendes ſah, weil das eine Welt ſei, in der das Böſe fortzeugend Böſes muß gebären, deshalb konnte er nicht glauben an einen allweiſen und allgütigen Gott-

Schöpfer. Das heißt, ſein Ideal von Gott ſtand ſo hoch, daß nichts Irdiſches zu ihm heranreichte und daß er lieber gar keinen Gott haben wollte als einen, von dem er glaubte, er mache ſeine Sache nicht gut. —

Das alſo war mein lieber Adalbert. Wie viele Einzelheiten gäbe es zu erzählen von dieſem Manne, der ganz in dem aufging, was er ſtets ſo leidenſchaftlich verneinte! Vierundſiebzig Jahre iſt er alt geworden, aber ſeine Begeiſterung für das Edle und Schöne ward nicht geringer, ſein Abſcheu aber vor Heuchelei, Dummheit und Brutalität aller Art immer noch mächtiger.

In den ſich nach und nach einſtellenden Gebreſten des Alters, wo andere wunderlich und launiſch zu werden pflegen, wurde er im Verkehr mit Menſchen nur noch liebreicher. Sein Sarkasmus gegen Andersdenkende war in einen milden Ernſt übergegangen, der keinem ſein Ich mehr ſtreitig machte, mit ruhiger Entſchiedenheit nur das ſeine wahrte. In ſeiner letzten Stunde, die ihn umgebenden Seinen tröſtend, ſagte er die Worte: „Wie iſt es für mich gut ſterben!“ — Liebreich, edel und mit philoſophiſcher Faſſung, wie er gelebt, iſt er am 19. Mai 1902 zu München entſchlafen. Im Sommer zuvor noch hatte der ſchon ſchwer kranke Mann in Begleitung ſeiner Gattin, es war (nach dem Tode jener vortrefflichen erſten Frau, der Mutter ſeiner Kinder) die zweite, — aus München eine Reiſe zu mir in das Mürztal, um meine Familie und meine Heimat noch einmal zu ſehen. In dieſen zwei mir unvergeßlichen Tagen haben wir einander alle Kammern unſeres Herzens noch einmal geöffnet. Ganz ging er in meinen Plänen und Beſtrebungen auf. Immer wiederholte der Atheiſt den Ausdruck ſeiner Freude über die neue evangeliſche Kirche daſelbſt, deren Erbauung zu fördern ich das Glück hatte. Und als er vom Plane hörte, in meinem Geburtswalde ein Schulhaus zu erbauen, griff er ſofort in den Sack und gab dazu die erſte Spende.

„Und bei der Eröffnung mußt du dabei ſein,“ ſagte ich. — Ja, Freund Adalbert, du vor allem, hätteſt dazu gehört, wenn du nicht während des Baues ſchlafen gegangen wäreſt. Hätteſt du dich damals des Waldbauernbuben nicht angenommen, ſo gäbe es jetzt da oben im Waldlande kein Schulhaus. Du biſt der Urgründer. Maßen wir nämlich in einer Welt leben, wo Gutes fortzeugend Gutes muß gebären.

Peter v. Reininghaus.

Das Kind von Europa!" hatte in komiſchem Pathos der oft ironiſch geſtimmte Profeſſor Falb eines Tages ausgerufen. Auf mich hatte er gezielt, und auf meine erſten Gönner in Graz, die aus mancher Herren Länder ſtammten. Doktor Svoboda war ein Deutſchböhme, der Laibacher Buchhändler Giontini ein Italiener, Peter Reininghaus ein Rheinländer, Anaſtaſius Grün ein Krainer, Handelsakademie-Direktor Alvens ein Schwabe, Direktor Dawidowski ein Tiroler, ſpäter Robert Hamerling ein Niederöſterreicher. Die mir ihre Muſentempel öffnenden Theaterdirektoren Kreibig und Czernitz, ſowie mein langjähriger Herbergsvater Finanzrat Frühauf waren ebenfalls Ausländer. Sie waren nach Falbs Ausſpruch die Väter des „Kindes von Europa".

Die Steirer beobachteten eine zuwartende Haltung. Mit Ausnahme Profeſſor Rudolf Falbs, der mich in die Handelsakademie brachte und mir Zutritt in mehrere ſteiriſche Familien, beſonders Reicher, Rebenburg, Kleineſcheg, Oberranzmeyer, verſchaffte. Dann kamen noch andere und andere. Was ich der Steiermark beſonders verdanke, das iſt ein Jahresſtipendium von 300 Gulden, als ich nach Vollendung der vier Schuljahre die Schriftſtellerlaufbahn begann. In den kritiſchen Jahren hat dieſe großmütige Stütze für mich viel bedeutet. Nach drei Jahren konnte ich das Stipendium entbehren.

Manche meiner erſten Grazer Freunde haben mich lange durchs Leben begleitet. Heute lebt keiner mehr. Einer der erſten und der letzten war mein treuer Peter von Reininghaus.

Reininghaus war der Gründer und Chef der Großfabrik auf dem Steinfeld bei Graz. Von ſeiner Herkunft ſang er ſelbſt:

„Aus fernem Land, dem Land der roten Erden,
Trieb einſt mich Jugenddrang zu dir, du grüne Mark;
Du ſollteſt mir die zweite Heimat werden,
Du Land der Berge und der Männer ſtark."

Und der Steirer hatte drauf zu entgegnen:

„Kein beſſrer deutſcher Mann konnt' unſer werden,
Als dieſer aus dem Land der roten Erden."

Als im Jahre 1864 Svobodas Aufſatz veröffentlicht wurde über den dichtenden Schneiderbuben in Oberſteier, war er der erſte, der mir Bücher ſchickte, die heute noch, oft geleſen, in meinem Kaſten ſtehen. Zwei Monate ſpäter ſchon in Graz ging ich natürlich nach Steinfeld, um dem Spender zu danken. Ein noch jugendlicher Mann mit ſchlicht zurückgekämmten blondem Haar und ſtattlichem Schnurrbart. Im Fabrikshof waren wir uns begegnet, er ſchaute mir ſcharf ins Geſicht, nahm mich mit auf ſein Zimmer und fühlte mir auf den Zahn. „Ich habe geleſen, daß Sie auch zeichnen können," ſagte er in ſeiner weſtfäliſchen Mundart, die mir fremd war, und doch traut, wie der ganze Mann vom erſten Augenblick an. Er legte mir Papier und Bleiſtift vor: „Zeichnen Sie mir da mal was!" Ich ſetzte mich hin und ſann. Was ſoll ich denn zeichnen? Ich ſchaute umher. Über dem Schreibtiſch hing in Goldrahmen das lebensgroße Bild einer jungen, ſchönen Frau. Das ſah ich an und ſah es an und ſagte beſtürzt: „Ich kann nicht zeichnen.“ Das Bild hatte meinen Künſtlermut gebrochen. Bald und oft ſollte ich das Urbild ſelber ſehen. Aber es iſt ja erzählt worden, wie ich dann, weil ſich in Graz nichts für mich gefunden, nach Laibach ging, um Buchhändlerlehrling zu werden, wie nach acht Tagen das Heimweh mich wieder zurückjagt, worauf Reininghaus mir entgegenrief: „Recht, daß Sie wieder da ſind. Es wäre doch eine Schande, wenn bei uns in Steiermark ein lernluſtiger Junge keine Schule fände! Sie bleiben jetzt in Graz, kommen oft in mein Haus, und für weiteres laſſen Sie mich mitſorgen.“ Sofort gab er mir Mittel für die nächſte Zeit. Fünf Jahre lang, bis ich ſelbſt erwerben konnte, war Peter v. Reininghaus mein Kaſſier. Und als er eines Tages merkte, daß ich von ſeinen Beiträgen zurücklegte, hat er ſie mir verdoppelt, ſo daß es mir möglich wurde, monatlich kleine Beträge heimzuſchicken. Reininghaus hielt noch dafür, daß ein junger Menſch monatlich ein paar Gulden erſparen müſſe, er lehrte mich über Einnahmen und Ausgaben Buch zu führen, und ſpäter als ich heiratete, fand es ſich, daß der angehende Schriftſteller ein paar hundert Gulden Erſpartes hatte.

Fürs erſte kann ich alſo ſagen, daß mein Gönner am Steinfeld mir einen geordneten Haushalt, anfangs ermöglicht und dann anerzogen hat. Höher habe ich einzuſchätzen ſeine Wachſamkeit über anſtändigen Lebenswandel, dann die geiſtigen Anregungen, die ich in ſeinem

Hauſe erfahren. Ich durfte, ſo weit es meine Schule erlaubte, an den Zeichenſtunden ſeiner Kinder teilnehmen, an den geſelligen Zirkeln des Hauſes, das ein Sammelpunkt hervorragender Perſönlichkeiten der Hauptſtadt war, und gelegentlich berühmter Gäſte aus der Ferne. So machte ich manche wertvolle Bekanntſchaft. Auch Spiel- und Ausflugsſtunden mit den geiſtesfriſchen und heiteren Kindern des Hauſes ſind mir unvergeſſen. In den erſten Jahren war ich ſchüchtern und befangen; als aber bei einer Familienfeſtlichkeit Reininghaus mir das brüderliche Du ſchenkte, hob ſich mein geſelliger Mut ſehr bedeutend, und damit die Vertraulichkeit. Keine große Freude und keine ſchwere Prüfung iſt über dieſes teure Haus gekommen, an der ich nicht innig Anteil gehabt und genommen hätte. Sowie die Familie Reininghaus auch an allen meinen Geſchicken mir treu zur Seite geſtanden iſt. Mit Freund Peter hat mich beſonders eine gemeinſame Weltanſchauung verbunden, und manche unſerer gemeinſamen ſozialen Beſtrebungen. Mein Wort und ſeine Tat waren oft geſegnet. In den 36 Jahren unſeres gemeinſamen Erdenlebens iſt nicht der Hauch eines Mißklanges, nicht der Schatten eines Mißverſtändniſſes zwiſchen uns geweſen, mit Ausnahme jener Szene bei Einweihung der Techniſchen Hochſchule in Graz, da bei Anweſenheit des Kaiſers in gefülltem Saale der ſtattliche Peter den ſchmalen nach vorne ſchob, damit ihn der Kaiſer ſehen und anſprechen ſollte, der Schmale aber nach rückwärts drängte und dem Stattlichen tüchtig auf die Zehen trat. — So wollte er auch ſonſt ſtets meine Perſon und mein Wirken im Vordergrund ſehen, und manchmal ärgerte er ſich über eine „verfluchte Beſcheidenheit, die nicht die

Kuraſch hat, ſich aufzuzeigen". Daß ich mich in meinen Büchern ſo oft über Gebühr ſelbſt aufzeigte, muß er überſehen haben. Übrigens hielt er ſelbſt ein Scheffel geſtülpt, unter dem Licht brannte. Daß dieſer Brauherr, der die Alpenwelt, Italien und Ägypten mit köſtlichem Bier verſorgte, auch Nektar zu kredenzen wußte, iſt außer in Freundeskreiſen wenig bekannt geworden. Seine Gelegenheitsgedichte hatten richtiges Gleichmaß von Gemüt und Humor. Eine Herzensſache war es ihm, aufſtrebende Künſtler und Gelehrte zu fördern, beſonders der Forſcherphiloſoph Rudolf Falb hatte in Zeiten der Bedrängnis an Peter v. Reininghaus eine Stütze gefunden. Ich glaube, des Gelehrten jahrelange Reiſen in unerforſchten Gegenden Südamerikas, deren Reſultate meines Wiſſens noch der Veröffentlichung harren, waren hauptſächlich durch dieſen Gönner möglich geworden. Aber von derlei bekam die Welt nicht viel zu wiſſen. Mächtiger ließ Reininghaus ſeine großen praktiſchen Werke, ſeine techniſchen Erfindungen für ſich ſprechen, beſonders aber ſein nationales, ſein altruiſtiſches Walten, deſſen Tradition auch nach ſeinem Tode im Hauſe noch ſegensreich fortwirkt. Hier vor allem iſt es die ehrwürdige Frau Thereſe, die ihren im hohen Alter heimgegangenen Gatten viele Jahre überlebt und ſein Andenken durch unermüdliches Wohltun ehrt. Das iſt jene Frau, deren Jugendbildnis dem Jungen den Mut zum Zeichnen benommen hatte. Ich habe dieſe Frau bewundert in den Zeiten des Glückes; immer die gleiche Schlichtheit und Güte, die zartſinnige, allem Frohen und Großen zugewandte Seele. Noch mehr habe ich ſie bewundert in Tagen der Trauer, denn das Geſchick hat ihrem Hauſe manch ſchweres Leid gebracht. Sie iſt allen, die ſie kennen, ein Vorbild geworden heldenhafter Seelenſtärke. Die Freude teilte ſie mit anderen, den Schmerz trägt ſie allein — Linderung ſuchend bei ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln, Heil findend in ihrer unbegrenzten Güte gegen Hilfbedürftige. Die Stadt weiß keine größere Wohltäterin, und erfährt doch nur einen Teil deſſen, was ſie tut. Sie hat die große Eigenſchaft des Sichhineinlebenkönnens in die Weſenheit anderer. Sie lebt kaum mehr für ſich, vom müde gewordenen Körper geht ihre Seele auf andere über, auf die, ſo kämpfend oder froh mitten im Leben ſtehen. — Das iſt ein Weg zur Unſterblichkeit. —

So iſt mir Haus Reininghaus erſchienen, und in dieſem Buche darf das dankbare Erinnern nicht fehlen. Haben doch Höhere die Familie Reininghaus geehrt. Der Kaiſer hat ſie, ihrer vielen Verdienſte halber in den Adelsſtand erhoben und Frau Thereſe wurde mit dem Eliſabethorden ausgezeichnet, mit dem Liebſten, was Franz Joſef zu vergeben hat.

Im Speckkammerl.

Im Schießſtattgebäude zu Graz rumorte in den ſechziger Jahren das zur Handelsakademie gehörige Inſtitut Dawidowski, in dem ich Aufnahme gefunden hatte. Es war vollgerüttelt von loſen Buben aller Nationen: Deutſchen, Magyaren, Italienern, Polen und Serben; letztere in vier Exemplaren vertreten. Dieſe hielten ſich — wenn auch alles andere polterte und lärmte — mehr für ſich, waren übrigens gutmütig und verträglich, während die Ungarn und die Welſchen beſtändig in einem tragikomiſchen Krieg miteinander ſtanden, zu denen noch innere Unruhen kamen, wenn z. B. ein Katzelmacher den anderen mit offenem Meſſer blutlechzend über Bänke und Tiſche jagte. Kam plötzlich Seiner Geſtrenge, der Herr Präfekt, herein, ſo waren ſie augenblicklich miteinander ausgeſöhnt, um Front gegen dieſen auswärtigen Feind zu machen. Die „Deutſchen" ſangen: „Was iſt des Deutſchen Vaterland!" oder zankten miteinander.

Es ſoll nur geſagt ſein, daß „die bunten Völkerſcharen, wie ſie hier beiſammen waren" ein gar reges, kampfluſtiges Leben führten. Und mitten drin befand ſich das einſamkeitsflüchtige Waldreh. Mehrmals flüchtete ich mich vor dem vielſprachigen Geſchrei der Völkerſtimmen in die Abteilung der Serben, wo es vergleichsweiſe noch am ruhigſten herging und die mir an ihrem Tiſche ſtets höflich Platz machten. Aber das wenn auch noch ſo weiche ſlawiſche Idiom hat mich auch nicht ſonderlich angeheimelt. In mir war damals juſt wieder die poetiſche Ader geplatzt und ſo dichtete ich herum an allen Tiſchen und Winkeln, immer umgaukelt von den Nationen, die mir beim Dichten zuſchauten, mich dabei allemal ein wenig neckten oder auch Huldigungsverſe für ihre „Flammen" beſtellten. Übrigens war in dieſen Räumen das Rauchen und das Dichten verboten; ſie waren ja den Wiſſenſchaften geweiht!

In der erſteren Zeit hatten wir drei Deutſche und ein Italiener gemeinſam ein beſonderes Schlafzimmer gehabt. Da in demſelben aber Zigaretten geraucht wurden und dabei geplauſcht oft in die halbe Nacht hinein, und da wir zeitweiſe kleine Verſchwörungen gegen die „Externen" anzettelten, ſo hat uns der Präfekt auseinandergetan und in die allgemeinen Schlafräume verteilt. Dieſe Schlafſäle wurden von einem Nachtlichte matt beleuchtet, gerade ſo viel, daß man die langen Bettreihen ſah und nicht vergaß, in einer Kaſerne zu ſein. Da gab es Schnarcher, Traumredner und Trompetenbläſer darunter und Nachtwandler und ſolche, die ihre Sympathie für gewiſſe Allotrias nicht ganz zu verhehlen wußten. In ſolcher Umgebung konnte alſo auch nächtig vom Dichten keine Rede ſein und in den Träumen ſetzten ſich, nur noch bizarrer, die Widerwärtigkeiten des Tages fort.

Ich weiß nicht, wie Direktor Dawidowski auf meine heimlichen Nöten gekommen war. Eines Tages, nachdem ich im dritten Jahre auf dieſem Penſionat geweſen war, ließ er mich auf ſein Zimmer rufen. Dort teilte er mir in ſeiner ernſtfreundlichen Weiſe mit, daß er beſchloſſen habe, mich aus dem Hauſe zu entfernen. Ich muß tödlich erſchrocken ſein, denn er ſetzte ſogleich bei: „Nur wenn Sie wollen, natürlich. Zu den Mahlzeiten kommen Sie ſtets herüber. Die übrige Zeit haben Sie zum Studieren oder was Sie ſonſt arbeiten wollen, Ihre ruhige Kammer. Sie wiſſen, daß ich dort im gegenüberſtehenden Hauſe einige Räume gepachtet habe für meine alte Mutter. Nun wir ſie in die Erde gelegt haben, verwende ich die Räume teils zu Wäſcheräumen und Kleiderbehältern. Da iſt denn ein Speckkammerl, für das ſich zurzeit keine Verwendung findet. So ein kleiner ſchmaler Poet hätte gerade Platz drin.“

Die Iſraeliten können nicht freudiger aus Ägypten gezogen ſein, als ich aus dem Penſionat. Ein Dienſtmann beförderte die mir vom Direktor bewilligte Einrichtung — das Bett, den Kaſten, den Tiſch und den Seſſel; aber jammernd kam er zurück, im Kammerl hätte nicht alles Platz! Das war übertrieben; als der Direktor perſönlich die Sachen ordnete, konnte alles drinnen ſtehen, nur der Seſſel mußte auf den Tiſch geſtellt werden, wenn die Türe ordentlich ſollte aufgehen können.

Das ſchmale Fenſter verſah den Raum genügend mit Licht und bot als Draufgabe noch das Penſionatsgebäude, das mit ſeinem Weltunfrieden auf dem breiten Platze gerade gegenüber ſtand, während ich im Speckkammerl ein glückſeliger Eremit war. Anfangs roch man ſie noch ein bißchen, den Speck und die Schinken und die Würſte, die in dieſem Raume noch vor kurzem wohl verwahrt geweſen, und vielleicht wäre mir das allmählich aufregend geworden, wenn ich nicht täglich dreimal zu den Fleiſchtöpfen Ägyptens hätte zurückkehren dürfen.

Der Einzug hatte anfangs März (im Jahre 1869) ſtattgefunden, nachdem die Winterkälte vorüber war; denn Öfen ſind in dergleichen Küchenvorratskammern nicht angebracht. Durch das geöffnete Fenſter goß mir die Märzſonne einen ganzen Himmel von Licht und Wärme in die Kammer. Und dieſe milden Spenden überſetzte ich in Poeſie. Es war der Abſchluß der Studienzeit vor der Tür, eine für mich ſehr kritiſche Zeit. Aber ich baute zuverſichtlich auf das Recht, das ich nicht beſaß, und ließ Buchhaltung, Wechſelrecht, Warenkunde ruhig ſein, als das was ſie ſind: nützliche Wiſſenſchaften, die auch ohne mein Zutun längſt aufs beſte gediehen. Als Hoſpitant der Handelsakademie hatte ich nämlich nicht das Recht, eine Reiſeprüfung abzulegen. Und dieſes glückliche Los ließ mich den für jene Nationen drüben ſo drohenden Schulſchluß mit größter Gemütsruhe entgegenſehen. So gehörte beinahe dieſe ganze Zeit den Muſen, die wahrſcheinlich nicht beſonders darüber erbaut geweſen ſein werden.

Wenn manchmal der Direktor kam, um nachzuſchauen, wie es im Speckkammerl zuging, verhüllte ich ja eilig die werdenden Dramen, Gedichte und Erzählungen mit Löſchpapier. Er blieb in der Tür ſtehen, weil er ja zum Glück in der Kammer nicht Platz gehabt hätte, legte ein paar Blicke hinein, ſagte dann freundlich: „Adieu, Peter!" und ging wieder davon. Ich vermute, er durchſchaute meine ganze Tätigkeit und mein ganzes Herz.

Dieſes Herz war zur Zeit vollgeraidelt mit Gefühlen. In jenen Wochen hatte ich zu Robert Hamerling häufig kommen dürfen und er prüfte meine literariſchen Erzeugniſſe. Eines Tages beſuchte mich Anaſtaſius Grün, der ſich ſchon früher umgeſehen hatte nach dem halbwilden Bergbuben, der übermütige und ſentimentale Gedichte machte. Als er eintrat, ſchlang ich mich raſch und geſchickt an ihm vorüber, ſo daß er im Kammerl auf dem Seſſel zu ſitzen kam, während ich vor der Tür (in der ausgeleerten Küche) ſtand; ſo unterhielten wir uns durch die offene Tür. Was er geſagt hat, weiß ich nicht mehr recht. So viel mich dünkt, hat er bei mehreren Gedichten von mir, die in einer Zeitſchrift geſtanden, eines warm gelobt und das andere ſcharf gerügt. Das letztere, ein Liebesliedel in Mundart, ſchien ihm gar zu bauernecht geraten zu ſein, was er an ſich gerade nicht tadeln wollte, was aber die Veröffentlichung hätte in Frage ſtellen ſollen. Wahrſcheinlich ſprach er auch von meiner Zukunft, was freilich gewagt war, denn dieſe Zukunft, ſo nahe nun die Entſcheidung bevorſtand, lag mit einem dichten, grauen Nebel zugedeckt, man ſah nicht fünf Schritte vor ſich.

Das kümmerte mich nicht, ich dichtete heftig drauf los. Es erſchienen damals etliche Sachen von mir in der „Öſterreichiſchen Gartenlaube", die erſt von Sacher-Maſoch und dann von Karl Pröll herausgegeben wurde. Es erſchien eine größere Dorfgeſchichte im Gmundner Wochenblatt. Es erſchienen Mundartgedichtchen in Silberſteins Volkskalender. Ich ſelbſt plante einen Volkskalender herauszugeben und zeichnete ſchon die dazugehörigen Bilder. Robert Hamerling riet mir zur Herausgabe meiner ſchon vorrätigen Gedichte in ſteiriſcher Mundart. Alſo das erſte Buch ſtand in Ausſicht. Wer ſollte da nicht munter drauflosdichten! Daß mir nach wenigen Wochen — nach Beendigung meiner Akademiejahre — dieſes liebe

Speckkammerl entrückt werden würde, daran dachte ich nicht. Oder fand ich es des Poeten angemeſſen, Tag und Nacht großartig unter freiem Himmel zu wohnen?

Eines Tages kam mein Freund Robert zu mir, ein Schriftſetzer, der tagsüber eben an meinem Mundartbüchlein „Zither und Hackbrett" getypt hatte. Wir ſtellten die Lampe auf den Seſſel und ſetzten uns nebeneinander auf den Tiſch. Robert hing ſeinen Arm eng in den meinen, ſchon auch, um an dem ſchmalen Tiſchrand nicht das Gleichgewicht zu verlieren. „Wenn du jetzt frei wirſt," ſagte er, „dann mußt du zu uns kommen. Du biſt ja für Gerechtigkeit. Du biſt ein Volksſohn, du mußt es mit uns halten gegen die Bourgeois, gegen die Ariſtokraten!"

Denn mein Robert war ein Sozialdemokrat, einer jener orthodoxen Gattung, die damals hobelte und alles gleichmachen wollte. Gleich den Beſitz, gleich die Menſchen. Aber ungleich ſind die Arbeit und ungleich die Anlagen — und darüber ſtolperten ſie.

„Wie du volkstümlich ſchreiben kannſt, bei uns biſt gleich verſorgt," fuhr mein Freund fort, mich zu werben. „Es wird eine Arbeiterzeitung gegründet."

„Warum wollt ihr denn eigentlich die Bourgeois und die Ariſtokraten abſchaffen?" fragte ich.

„Weil ſie die Zehrer ſind. Weil ſie's zu gut haben!"

„Schau, Robert, Stände, die es noch gut haben, ſollte man nicht abſchaffen, vielmehr ſie vermehren."

Er konnte nicht gleich antworten, denn die Beſtürzung über meinen unerhört törichten Einwand hatte ihm die Rede verſchlagen.

„Warum ſie vermehren?" ſagte ich, „weil wir armen Arbeitsleute doch auch ſelber an die Reihe kommen wollen, daß wir's endlich auch einmal gut haben. Wenn du dich umwendeſt, Robert, das Innere nach außen, und dich genau und redlich unterſucheſt, ſo wirſt du finden, daß auch in dir der Bourgeois ſteckt, vielleicht gar der Ariſtokrat. In mir — muß ich dir ſagen — hocken die beiden Herren und mühen ſich ab, durch Arbeit und Tüchtigkeit dranzukommen. Zu einem eigenen Haus zu kommen und wär's gar ein Schloß, ich hätte nichts dagegen. Manchem glückt's ja. Unmöglich iſt's bei keinem. Wenn wir aber dieſe Stände mit ihrem beſſeren Daſein abbringen, ſo müſſen wir unſer Lebtag in der Verelendung leben und am gleichen Strang ziehen mit dem Taugenichts und dem Lumpen. Möchteſt du das? Ich nicht."

„Weil du ein Streber biſt!" rief er aus.

Es war halb im Spaß und halb im Ernſt, wie wir ſo ſprachen. Die Werbung des Sozialdemokraten war mißlungen. Ich wählte meinen beſonderen Lebensweg, um mich und andere zum bürgerlichen Wohlſtand und zum geiſtigen Ariſtokratismus zu führen. Einſtweilen aber war dieſer Weg kein Weg. Es war eine ſteigloſe Heide und ſchwerer Nebel darüber. — Ich dichtete ruhig drauflos.

Etliche Male hatte ich — um alles zu ſagen — auch nächtlichen Beſuch gehabt. Mäuschenſtill huſchte ſie herein und auf dem Laden vor meinem Bett hockte ſie ein Weilchen. Einmal im Mondenſchein ſah ich es, wie ſie ihr dreieckiges Köpflein zuckend nach allen Seiten wendete und aufblickte an die leeren Wände. Nichts als ein magerer Poet. Und das will ein Speckkammerl ſein?! —

Als die letzten Tage kamen vor dem Schulſchluß und vor dem Fremdwerden, beſuchten mich — einer nach dem andern — die Kollegen des Penſionates, die Deutſchen, die Welſchen, die Polen, die Serben. Mir ſchien faſt, als hätten mich etliche darunter ein wenig gern gehabt, als hätten ſie mich nur aus Zutunlichkeit manchmal ſo ein bißchen geneckt, und nun betrübte es mich faſt, daß ich von dieſen Leuten, die mir oft ſo läſtig geweſen waren, für immer ſcheiden ſollte.

Einer der Serben hatte bei dieſem Abſchiedsbeſuch ein beſonderes Anliegen. Ich weiß nicht mehr, war's der Schopowitſch oder der Popowitſch. Der erſuchte mich vertraulich, daß ich ihm für die ſchöne Kellnerin im „Blumenſtöckel“ auf ſein letztes Ständchen ein Lockgedichtel machen möchte.

„Für die Fanny!“ rief ich erſchrocken, „aber an die habe ich ja für meine Perſon eins gemacht.“

„Und auch — geſchickt?“

„Ungeſchickt! Lies es.“ Ein Griff in die Lade, da hatten wir das Blatt. Er las es, ich erwartete eine warme Kritik. Er ſagte keine, ſondern ſprach nur: „Das kaufe ich dir ab.“

Dieſe Kritik war warm genug, aber kollegial, wie man noch bis zur letzten Stunde ſein ſoll, ſchenkte ich ihm das Lockgedicht: „Vielleicht haſt Schwein damit!“

Kaum das Wort gehört, warf er das Blatt auf den Tiſch und ging zornig davon. Der Serbe hatte den ſtudentiſchen Ausdruck nicht verſtanden und das „Schwein“ wohl gar für eine boshafte Anſpielung gehalten. Erſt ſpäter hatte ich erfahren, daß ſein Vater mit ſolchen Tieren einen ſchwunghaften Großhandel betrieb.

Und an einem der letzten Abende kam auch der Direktor Dawidowski. Ich ſetzte mich aufs Bett, da er ſich auf den Seſſel ſetzte und wie es ſchien, mit mir etwas ſprechen wollte.

„Nun, lieber Peter,“ ſagte er in ſeiner guten, klangvollen Stimme, „Sie brauchen nicht mehr in die Akademie zu gehen. Morgen beginnen die Prüfungen. Mir tut es recht leid, aber Sie wiſſen ja, es iſt Vorſchrift, daß Hoſpitanten keine Prüfung ablegen dürfen.“

„Ich bin froh, Herr Direktor.“

„Nun, wer weiß, ob Sie nicht noch genug Prüfungen zu überſtehen haben werden. Sie gehen jetzt auf die Ferien und kommen mir nicht mehr zurück. Haben Sie Ausſicht, in irgendein Kaufmannsgeſchäft eintreten zu können?“

„Nein.“

„Oder in eine Fabrik?“

„Nein, Herr Direktor.“

„Was gedenken Sie denn zu tun?“

„Ich habe darüber noch nicht nachgedacht.“

Erſt ſchaute er eine Weile vor ſich hin, dann ſagte er gedämpft: „So, ſo. Sie haben gar nicht nachgedacht. Das iſt ſchlimm. Sie müſſen ſich umtun! Die erſtbeſte Arbeit, die ſich Ihnen bietet, müſſen Sie einſtweilen annehmen. Wovon ſollen Sie denn leben?“

„Nächſtens kommt ein Buch von mir heraus,“ verriet ich.

Mit Beſorgnis ſchaute er mich an und ſchwieg.

Drei Tage ſpäter, gegen Ende Juli, bin ich aus dem Speckkammerl ausgezogen in die weite Welt — in der Taſche das neue Liederbüchel.

Über die Muralpen ging der erſte Flug. Auf der Spitze der Hochalpe, im ſonnigen Fernblick über das Alpenland, habe ich das erſtemal ſo recht die Wonne der Freiheit empfunden.

Anaſtaſius Grün.

Ich fand Briefe von Anaſtaſius Grün an mich, aus jenen Jahren. Es ſind deren nur wenige, an ſich nicht bedeutende, inſofern aber auch für weitere Kreiſe von Intereſſe, als ſie unſerer haſtigen, rüpelhaften Zeit wieder in Erinnerung bringen, wie man einſt Briefe geſchrieben hat, wie gütig hohe Herren, berühmte Dichter, mit armen Lehrjungen der Literatur geweſen ſind.

In meinen „Guten Kameraden“ habe ich — allerdings mit einigem poetiſchen Übermut — Begegnungen mit dem Grafen Auersperg dargeſtellt und die Beziehung angedeutet, in der wir zueinander geſtanden. In „Allerhand Leute“ ſchilderte ich unter der Aufſchrift: „Ein Dichter vor dem Miniſter“ einen gar merkwürdigen Beſuch Anaſtaſius Grüns bei Metternich, den mir der Dichter ſelbſt erzählt hat.

So will ich nun noch die Briefe geben, die ich von ihm beſitze und die jene beiden Aufſätze über A. Grün nachträglich beſtätigen mögen.

Als im Juni 1869 mein „Zither und Hackbrett“ erſchienen war, riet mir mein Freund Adalbert Svoboda, dem damals häufig in Graz lebenden Dichter der „Spaziergänge“ ein Exemplar zu überreichen. Aber ich fand nicht den Mut, es perſönlich zu tun, habe ihm das Büchlein mit der Bitte um Annahme durch die Poſt geſchickt.

Wenige Tage nachher erhielt ich in ſeiner wunderſchönen Handſchrift den folgenden Brief:

Euer Wohlgeboren!

Sie haben mir durch die freundliche Überſendung Ihrer Liederſammlung „Zither und Hackbrett“ eine der angenehmſten Überraſchungen bereitet, durch welche ich mich ebenſo erfreut als geehrt fühle. Wäre mir Ihre wertvolle Gabe nicht gerade in den letzten Stunden eines ſehr flüchtigen Aufenthaltes in Graz zugekommen, ſo hätte ich es gewiß nicht verſäumt, Ihnen dort perſönlich meinen Dank abzuſtatten, welchen ich hiermit im ſchriftlichen Wege, aber mit nicht geringerer Wärme und Herzlichkeit nachtrage.

Der Entwickelung Ihres ſchönen Talentes ſeit deſſen erſtem Auftauchen in der Öffentlichkeit mit aufrichtiger Teilnahme folgend, begrüße ich heute mit inniger Freude die reichere Entfaltung und die künſtleriſche Klärung, welche dasſelbe, unbeſchadet ſeines friſchen und urſprünglichen Gemütsbornes, durch Ihren ſeitherigen Bildungsgang erfahren hat, und wovon Ihr anziehendes Liederbuch ein ſo ſprechendes liebenswürdiges und poeſievolles Zeugnis abgibt. Der rührend ſchöne Nachruf an Erzherzog Johann, den ich ſoeben in der geſtriegen Nummer der „Tagespoſt“ geleſen habe, kann dieſe meine Anſchauung nur bekräftigen. Und ſo begleite ich denn Ihre ferneren Pfade im Leben und im Dichten mit meinen beſten Wünſchen und einem herzlichen Glückauf!

Meinen wärmſten Dank für ihre freundliche Aufmerkſamkeit erneuernd, mit dem Ausdrucke vorzüglichſter Hochachtung

Ihr ergebenſter

Thurn am Hart, 21. Juni 1869.

Ant. Auersperg.

Im Jahre 1876 faßte ich den Plan zur Herausgabe einer Zeitſchrift. Mir war, als hätte ich ſo viel zu ſagen. Ich wollte ſie größtenteils allein ſchreiben, aber doch einige bedeutende Mitarbeiter einladen, die mir als Geſinnungsgenoſſen nahe ſtanden. So wandte ich mich auch an Anaſtaſius Grün, ihn brieflich um Rat und Mithilfe bittend. Darauf die Antwort:

Hochgeehrter Herr! Graz, 29. Jan. 1876.

Ihr ſoeben erhaltenes Schreiben vom geſtrigen Tage war mir eine ſehr angenehme Überraſchung, für welche ich meinen herzlichſten Dank abzuſtatten eile. Da Sie mir in Bälde die Freude Ihres lieben Beſuches in Ausſicht ſtellen, ſo beſchränke ich mich für heute auf die Verſicherung, daß ich Ihnen mit wahrem Vergnügen meine beſcheidenen Kräfte zur gelegentlichen Verfügung ſtelle und nur zu wünſchen habe, daß mein Können jederzeit meinem Wollen entſpreche.

Mit dem herzlichſten Gruße innigſter Hochachtung und Teilnahme

Ihr aufrichtig ergebener
Ant. Auersperg.

Später mußte ich dem Dichter irgendeine Änderung meines Projektes mitgeteilt haben. Welcher Art dieſe Änderung war, das weiß ich nicht mehr. Weſentlich muß ſie nicht geweſen ſein, weil ich bei der Gründung der Zeitſchrift „Heimgarten" doch wieder den urſprünglichen Plan walten ließ. Indes ſcheine ich Anaſtaſius Grün für die erſten Nummern um etwas Autobiographiſches erſucht zu haben. Darauf bezieht ſich ſein folgendes Schreiben:

Euer Wohlgeboren!

Es tat mir leid, aus Ihrem ſoeben erhaltenen Schreiben zu erfahren, daß Sie Ihr urſprüngliches Projekt aufgegeben haben; jedoch auch für Ihr neues wollen Sie meines bereitwilligſten Entgegenkommens verſichert ſein. Ich glaube zwar nicht, daß mein Vorleben mit Stofflichem der angedeuteten Art allzureichlich ausgeſtattet geweſen, doch werde ich gerne Erinnerung und Gewiſſen erforſchen und die beſcheidene Ausbeute für Sie bereit halten.

Ihr lieber Beſuch war und bleibt mir jederzeit hochwillkommen, und wenn ich etwas zu beklagen hätte, ſo wäre es nur die Sparſamkeit, mit welcher mir dieſe Freude zugeteilt war.

Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung und herzlichem Gruße
Ihr aufrichtig ergebener
Graz, 8. März 1876. Ant. Auersperg.

Bei dem nächſten Beſuche in ſeinem Hauſe in der Eliſabethſtraße ſtellte er mir für mein zu gründendes Blatt einſtweilen das Gedichtchen zur Verfügung:

Wem gebührt des Kampfes Preis?
Wem verneige ſich das Haupt:
Jenem, der zu glauben weiß?
Dieſem, der zu wiſſen glaubt?

Laß die Palme den nicht miſſen,
Dem ſein Glauben ward zum Wiſſen;
Doch den Lorbeer nimmer rauben,
Wem das Wiſſen ward zum Glauben.
Anaſtaſius Grün.

In Ausſicht ſtellte mir der Dichter eine Reihe von Erinnerungen aus ſeinem Leben. Aber dazu ſollte es nicht mehr kommen. Eine einzige, ſehr merkwürdige Geſchichte aus ſeiner Jugend erzählte er mir mündlich, einen Handel mit dem allmächtigen Metternich, und meinte, aufſchreiben könnte ich die Mitteilung ja ſelber. Als hernach im ſelben Jahre 1876 ſein ſiebzigſter Geburtstag kam, der in Graz glänzend gefeiert wurde, ſchrieb ich jenes Abenteuer des jungen Freiheitsſängers bei Metternich auf und veröffentlichte es unter dem Titel „Die erſte Schwalbe in Öſterreich“ in der „Deutſchen Zeitung“*). Darauf bezieht ſich das folgende Brieflein:

---

*) Später aufgenommen in das Buch „Allerhand Leute“ unter dem Titel „Ein Dichter vor dem Miniſter“.

Hochgeehrter Herr!

„Obgleich von „Salamandern“ faſt zerrieben, doch im Herzen ungeſchädigt geblieben, und auch ſonſt mehrfach in Anſpruch genommen, kann ich es mir dennoch nicht verſagen, Ihnen, wenn auch nur mit zwei Worten, recht innig zu danken für das ſchöne Feuilleton in der „Deutſchen Ztg.“, mit welchem Sie mich, aber abgeſehen von mir, gewiß auch das Publikum erfreut haben, und Ihnen dafür herzlich und herzhaft die Hand zu drücken.

In treueſter Geſinnung und wahrer Hochachtung

Ihr aufrichtig ergebener

18./III. 1876. A. Auersperg.

Sehr bald nach dem ſiebzigſten Geburtstage begann der Dichter zu kränkeln, ſo daß nachher das Wort ging, man hätte ihn vorerſt lange Zeit zu Tode geſchwiegen, dann zu Tode gefeiert. Worauf Hamerling dazu ſetzte: „Die Toten allein ſind unſterblich!“ Als zudringlicher junger Redakteur wendete ich mich natürlich zur Zeit wieder einmal an den Dichter, höflich erinnernd an ſein „Heimgarten“-Verſprechen, denn die Zeit, wenn das erſte Heft erſcheinen ſollte, kam ſchon nahe heran. A. Grün antwortete:

Dornau bei Pettau, 1. Aug. 1876.

Euer Wohlgeboren!

Ihr freundliches Schreiben vom 26. v. M. hat mich in Krain geſucht und in Steiermark gefunden. Dieſer Umweg hat auch einigen Zeitverluſt mit ſich gebracht, ſo daß ich bei dem beſten Willen, Ihrer Einberufung Folge zu leiſten, doch an der Möglichkeit, mich ſchon am 5. d. M. unter Ihren Fahnen einzufinden, ſehr zweifeln muß. Meiner herzlich gerne gegebenen, aber durch die Natur der Dinge in beſcheidenen Grenzen gewieſenen Zuſage bin und bleibe ich gewiß eingedenk; aber zugleich bitte ich Sie, von meiner Mitwirkung nicht mehr zu erwarten, als ich unter den gegebenen Umſtänden zu bieten vermag. In meinen Jahren leidet man überhaupt nicht an übermäßiger Produktivität und dies iſt ganz beſonders der Fall, wenn ſich dem ſchüchternen Beſuche der Muſe noch obendrein hunderterlei wichtig tuende, aber mitunter doch ſehr kleine und kleinliche Anforderungen des Alltagslebens in den Weg ſtellen.

Demungeachtet habe ich ſchon vorläufig eine Reihe von „Volksliedern aus Krain", welche ich in neuerer Zeit aus dem Sloweniſchen übertragen habe, für Sie in Bereitſchaft. Ich glaube, der Gegenſtand wäre nicht ganz ungeeignet und nicht ohne Intereſſe für ein volkstümliches Blatt des Nachbarlandes, deſſen Bevölkerung zum Teile dem gleichen Volksſtamme angehört. Teilen auch Sie dieſe Anſicht, ſo ſtehen Ihnen jene Lieder nebſt einem kurzen Vorworte dazu zur Verfügung. Nur müßte ich, da ich mein eigener Abſchreiber bin und Kopien und Zuſammenſtellung noch zu ordnen ſind, eine kurze Friſt bis zur Einſendung erbitten.

Allerdings halte ich in unſeren Tagen, wie ich Ihnen bereits mündlich angedeutet zu haben glaube, Ihr journaliſtiſches Unternehmen für ein kühnes Wagnis; aber ich beglückwünſche Sie zugleich zu Ihrem Mute, welchen ich mit den aufrichtigſten Wünſchen des beſten Erfolges begleite. Wer nicht wagt, gewinnt auch nicht. Und ſomit Glückauf!

Mit herzlichſter Teilnahme und mit den hochachtungsvollſten Grüßen

Euer Wohlgeboren aufrichtig ergebener
Ant. Auersperg.

Im Auguſt desſelben Jahres war ich bereits in der Lage, dem Dichter das gedruckte Programm des „Heimgartens", deſſen erſtes Heft in wenigen Wochen erſcheinen ſollte, zu überſchicken. Er beſtätigte den Empfang wie folgt:

Euer Wohlgeboren! Graz, 14. Aug. 1876.

Meinen herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen und für das anziehende Programm Ihres „Heimgartens", dem ich recht zahlreichen Zuſpruch wünſche. Wie gern hätte ich Ihrem mich ebenſo erfreuenden als ehrenden Einladungsſchreiben ſogleich Folge geleiſtet, wenn meine geiſtige Tätigkeit nicht augenblicklich — und hoffentlich nur momentan — durch ein kombiniertes Augen- und Nervenübel, welches mich hier zur Konſultation eines Arztes und morgen zur rationellſten Kur in die Gebirgsluſt führt, fühlbar gelähmt wäre. Indem ich Ihnen nun auf kurze Zeit Lebewohl ſage und mir Ihre Nachſicht und Geduld vorläufig erbitten muß, bis ich mir durch die Tat auch Ihre Huld verdienen kann, mit den herzlichſten und den hochachtungsvollſten Grüßen verharrend

Ihr aufrichtig und dankbar ergebener

Ant. Auersperg.

Das „Lebewohl auf kurze Zeit“ ſtand in dem letzten Briefe, den ich von Anaſtaſius Grün erhalten. Der Brief datiert vom 14. Auguſt. Am 12. September iſt der Dichter geſtorben.

Das erſte Heft des „Heimgartens“, welches ich mit einem Aufſatz aus des Sängers Leben zu ſchmücken gehofft hatte, brachte tatſächlich einen ſolchen Aufſatz, aber es war der Nekrolog.

Volksſchulinſpektor?

Im Jahre 1873, als ich endlich einmal ins Geleiſe meiner Schriftſtellerlaufbahn gekommen war, als ich geheiratet und in Graz einen beſcheidenen Hausſtand gegründet hatte, als ich noch ſo recht arm und recht ungewiß und recht glücklich in den Tag hineinlebte — kam eines Tages der ſteiriſche Landesſchulinſpektor Dr. Roczek in meine Wohnung und fragte kurzhin, ob ich unter Umſtänden die Stelle eines Volksſchulinſpektors in Oberſteier annehmen würde. Die dazu erforderlichen Studien in der Lehrerbildungsanſtalt würden mir kaum ſchwer fallen und wären mit wenigen Semeſtern überwunden.

Ich war nicht wenig überraſcht und erfreut. Das gäbe mir plötzlich eine geſicherte Lebensſtellung, da könnte ich ja das Buch, an dem ich damals arbeitete, „Die Schriften des Waldſchulmeiſters", am Ende *leben*, anſtatt ſchreiben. In meinem Volke und für mein Volk geiſtig zu wirken, da wäre es nun! — Ich erbat mir Bedenkzeit. Was während derſelben in mir vorging, weiß ich nicht mehr, aber Anfang Dezember 1873 ſchrieb ich dem gütigen Schulinſpektor das Folgende:

Graz, den 5. Dezember 1873.

Sehr geehrter Herr Rat!

Sie ſcheinen mich zu verſtehen und können ſich alſo gewiß denken, was dieſer Tage in meinem Kopfe umgeht.

Sie machen mir Ausſicht auf eine ſchöne Stelle, die für mein ganzes Weſen und Streben geeignet erſcheint; Sie machen mir Hoffnung auf einen fruchtbaren, dankbaren Wirkungskreis, bei deſſen Gedenken mir das Herz aufgeht. Sie machen mir Ausſicht auf eine, in materieller Beziehung, geſicherte Lebensſtellung.

Das Ziel wäre ſchön, aber der Weg dahin! Es regen ſich Bedenken in mir, deren ich nicht Herr zu werden vermag. Noch einmal in der Schulbank ſitzen und den Kurs mitmachen und zuletzt eine Zeit praktizieren, dieſer Gedanke beſchwert mich. Ich bin Ehemann und habe ein Haus zu verſorgen; ich muß auch täglich für dieſes Haus arbeiten. Ich war wie neugeboren, als ich aus der Schulbank der Handelsakademie trat, und nun ſollte ich wieder Schuljunge werden?

Wäre es denn nicht möglich, die unbedingt nötigen Studien in meiner eigenen Studierſtube machen zu können? Dir. Adams pädagogiſche Vorleſungen, es werden deren wöchentlich ja doch nur wenige Stunden ſein, wollte ich mich noch entſchließen, zu hören. Und wäre es nicht möglich, die Studien, welche zur Prüfung erforderlich ſind, in 6—9 Monaten überwinden zu können?

Wäre das möglich, und hätte ich nach abgelegter theoretiſcher Prüfung von heute ab im Laufe eines Jahres die definitive Anſtellung zu gewärtigen, ſo würde ich dann bereit ſein, meine gegenwärtige Unabhängigkeit hinzugeben, um ein treuer Diener und Wärter unſerer Volksſchule zu werden.

Wenn man dann ſchon abſieht von meiner ungeregelten Vorbildung und hauptſächlich das Augenmerk richtet auf meine Liebe zu Volk und Schule und auf mein beſtes Wollen in bezug auf ſchriftſtelleriſche Tätigkeit, ſo meine ich, dürfte der Landesſchulrat und das Miniſterium mir ſein Wohlwollen auch gegen dieſe letzten, teilweiſe doch nur formellen Schwierigkeiten, angedeihen laſſen.

Ich habe mir erlaubt, ganz offen zu ſprechen, ob Sie nun dieſe meine Anſicht dem geſamten Landesſchulrate vorlegen oder nicht, das überlaſſe ich Ihrer Erwägung.

Ich ſage nur nochmals, daß, ſind die Vorbereitungsſchwierigkeiten nicht zu groß und zu weitläufig und ſteht mir ein Poſten in meinem geliebten Oberlande in Ausſicht, ich mich vielleicht bereit erklären darf, meine gegenwärtige, unabhängige Stellung zu opfern der ſchönen, großen Sache der Menſchenerziehung, für die ich übrigens in jeder Lage leben und nach Kräften arbeiten werde.

Ihnen, Herr Rat, bin ich dankbar für das Vertrauen, daß Sie in mich ſetzen. Sollten Sie dasſelbe im ſchlimmen Falle ſchon einem Unfähigen zugewendet haben, einem Unwürdigen gewiß nicht.

In aufrichtiger Hochachtung Ihr ergebenſter
P. K. Roſegger.

Am nächſten Tage wurde an den treuen, vertrauten Doktor Adalbert Svoboda der folgende Brief geſchrieben, der weniger entſchloſſen klingt:

Graz, den 6. Dezember 1873.

Lieber, geehrter Herr Doktor!

Durch Ihre freundſchaftliche Anregung wiederholt zur Gewiſſenserforſchung gebracht, komme ich auf das Reſultat, daß ich mich zwar kenne, daß ich auch weiß, welchen Standpunkt ich als Schriftſteller einnehmen kann, daß es aber dennoch nicht zu beſtimmen iſt, welche Wendung meine geiſtige Tätigkeit noch nehmen wird. Das hängt von tauſend Umſtänden ab. Ich bin und werde das bleiben, was man ſo einen „Volks- oder Naturdichter“ nennt. Der Begriff dieſer Bezeichnungen iſt ohnehin weit genug und vermittelſt fleißigen Studiums kann ich als Volksdichter ja auch Salondichter, als Naturdichter Kunſtdichter ſein, ſobald man meine Schriften im Salon leſen und die Form derſelben künſtleriſch gelten laſſen wird. So denke ich mir mein Ziel, nach dem ich ſtrebe. Aber aus dem, was man ſo „Salon“ und „Geſellſchaft“ nennt, werde ich den Stoff zu meinen Arbeiten ſchwerlich ſchöpfen, weil mein Charakter, der ſich kaum mehr ſo weſentlich ändert, nicht dafür geartet iſt. Deſſen bin ich mir bewußt und war es ſchon vor zehn Jahren.

Somit iſt mir meine Laufbahn vorgemerkt und nun handelt es ſich darum, auf dieſem Felde die höchſtmögliche Vollendung zu erreichen, entweder als Erzähler oder als Dramatiker oder als Lyriker oder gar als — Didaktiker. (Letzteres liegt mir auch ſo ferne nicht und käme vielleicht, wenn ich mich der Schule widmete, zum

Durchbruche.) Können nun in dieſem angedeuteten Felde des „Volksdichters“ für denſelben überhaupt die Exiſtenzbedingungen liegen, ſo wäre es nicht gerade notwendig, meine gegenwärtige Selbſtändigkeit aufzuopfern, um einen Poſten anzunehmen, dem übrigens noch lange nicht jeder gewachſen iſt, der „Volksſchriftſteller“ heißt.

Ich habe große Neigung für das Schulfach und ich bin noch ſo viel Idealiſt, daß ich meine gegenwärtige, angenehme Stellung mit Freuden hingäbe, daß ich im ſchlimmſten Falle der Schriftſtellerei entſagen wollte, wenn ich wüßte, daß ich für das Wohl der Schule unſeres Landes weſentliches wirken könnte. — Wenn ich jedoch als Bezirks-Schulinſpektor etwa nur eine Figur ſein ſollte, die man nach Belieben und Bedarf hin und wieder ſchiebt, die keinen Einfluß hat, wohl aber Verpflichtungen und Verantwortungen gegen Unten und gegen Oben — dann würde ich freilich meine gegenwärtigen, wenn auch nicht ſorgloſen Verhältniſſe zehnmal vorziehen.

Das ſind ſo die Bedenken dafür und dagegen.

Abgeſehen von allem aber erſcheint mir ein freies, unabhängiges Schriftſtellerleben als das ſchönſte Los.

Ich habe Ihnen, verehrter Herr Doktor, dieſen Brief geſchrieben, weil ich mich ſchriftlich klarer auszudrücken verſtehe, als mündlich und weil Ihnen ſo ein Briefchen weniger Zeit wegnimmt, als ein perſönlicher Beſuch. Durch Nachdenken und Beratungen mit Ihnen wird mein Entſchluß nach und nach ſchon zur Reiſe kommen.

Eben läßt mich Herr Dir. Cyller*) wieder erſuchen, ihm meine Vorrede für „Zither und Hackbret“ (zweite Auflage) zu übermitteln, um ſich über die neue Einteilung meines Büchelchens zu unterrichten. Seien Sie, Herr Doktor, mir doch ja nicht böſe, daß ich drängen muß und daß ich Sie überhaupt ſo oft mit Manuſkripten zum Durchleſen beſchäftige, reſpektiv beläſtige. Bei dieſer Vorrede aber tut es ſchon deshalb not, weil Ihr Name darin vorkommt und ich will, daß er vorkomme, deswegen aber verpflichtet bin, Ihnen das Manuſkript vorzulegen.

Über meinen „Waldſchulmeiſter“ wage ich nicht mehr zu ſprechen; das Buch ſcheint Ihnen keinen Eindruck gemacht zu haben. Nun will ich es eine Weile liegen und recht reifen laſſen; ich will darüber ſpeziell noch Studien machen. Schon bisher habe ich an dieſes Buch meine reinſten Abſichten gelegt, das iſt aber nur der erſte Anflug; der „Waldſchulmeiſter" muß mein Meiſterwerk werden.

---

*) Verlag Leykam, Graz.

Mit herzlichem Gruße, Herr Doktor Ihr

P. K. Roſegger.

Weitere Schriftſtücke über das „Schulinſpektorat" finden ſich nicht unter den Aufzeichnungen. So wäre nur aus der Erinnerung beizuſetzen, wie ich nähere Erkundigungen über die Sache einzog, mich ſelbſt ob meiner Eignung prüfte, dann auch einige Studien über Beruf und Amt eines Volksſchulinſpektors machte, deren Reſultat mich beſtimmte, *abzulehnen*. Mir ward klar, daß ich die Freiheit nicht mehr entbehren konnte, daß mir die perſönliche Selbſtbeſtimmung zu lieb geworden war und daß ich auch vor der größeren perſönlichen Verantwortung, die eine ſolche Selbſtbeſtimmung zur Folge hat, nicht zurückſchreckte. Hingegen ſchreckten mich die ſchulmäßigen und bureaukratiſchen Vorſchriften, die ein Schulinſpektor einzuhalten hat und wodurch ſeine perſönlichen pädagogiſchen Abſichten und Kräfte oft eher gehemmt als gefördert werden. Mir ſchwebten über Schule und Unterricht ganz andere Ideale vor, als die geſetzlichen Beſtimmungen und die geübte Praxis verfolgten. Ich wäre, wenn ſchon vielleicht nicht den Schülern, nicht den Schullehrern und nicht dem Volke, ſo gewiß den oberen Behörden ein recht unliebſamer Bezirksſchulinſpektor geworden. Obendrein nicht auf gewöhnlichem Wege dazu gekommen, im Lehramte theoretiſch nicht feſt beſchlagen zu ſein — es hätte mir ein unerquickliches Leben bereitet, ohne in meinem Sinne etwas wirken zu können.

Zu jener Zeit las ich Briefe von Adalbert Stifter, der Landesſchulinſpektor in Oberöſterreich geweſen und der nicht genug klagen konnte über die Widerwärtigkeiten dieſes Amtes, die ſeinem wirklichen Berufe, als Dichter der Menſchheit das Gute und das Schöne zu lehren, oft geradezu entgegenwirkten.

Ich habe alſo, dankbar für die mir zugedachte ſchöne Stellung und Auszeichnung, unter Begründung meiner vielen Bedenken, abgelehnt. —

Hingegen begann zu jener Zeit mich ein anderer Gegenſtand zu beſchäftigen. Es waren mittlerweile meine „Schriften des Waldſchulmeiſters“ erſchienen und da hatte es ſich gezeigt, daß man auf mich hören wollte, wenn ich als zwar ungeſchulter Erzieher und Volksmann ſprach. War das der Fall, dann durfte ich nun ſozuſagen eine Privatanſtalt gründen, in welcher ich in meiner Weiſe dichten und lehren konnte. Immer lebhafter und greifbarer wurde der Plan, eine Monatsſchrift herauszugeben. Das alte Haus Leykam in Graz, dem ich einen Plan vorlegte, fand ſich geneigt, den Verlag und alles Geſchäftliche einer ſolchen Monatsſchrift zu übernehmen. Und ſo iſt im Jahre 1876 der „Heimgarten“ entſtanden.

Wie ich von allem Anfange an mir dieſe Volkszeitſchrift dachte, davon ſpricht ein Schreiben an meinen Berater Svoboda.

Krieglach, 28. Mai 1876.

Lieber, verehrter Herr Doktor!

Da ich Sie erſucht habe, mir beim Heimgarten-Proſpekt behilflich zu ſein, ſo iſt es doch nötig, den Standpunkt noch näher klar zu ſtellen, von dem aus ich das Blatt zu leiten gedenke.

Die Phraſen von Humanität und Toleranz ſollen mir nicht Phraſen, ſollen mir Geſetz ſein. Ich werde die Meinungen der

Individuen und der Parteien reſpektieren und nur die extremen Richtungen bekämpfen. Ich werde dem Jeſuitismus nicht huldigen und auch nicht den Konſequenzen der modernen Naturwiſſenſchaft. Ich habe die Überzeugung an mir und anderen gewonnen, daß der Geiſt, die Philoſophie der heutigen Naturwiſſenſchaft nicht in das Volk dringen darf. So lange es mir gelingt, die „ſchöne Lüge“ von Menſchenglück und Ideal zu ſingen, bin ich Poet, der dem Menſchen nützt; der Materialismus aber füllt die Welt mit Gemeinem aus und läßt keinen Platz für Prieſter, Dichter, Künſtler und andere Idealiſten.

Mehr hat der Poet mit dem Prieſter gemein, als mit dem Materialiſten. — Das iſt und bleibt meine Überzeugung, zu welcher mich teils die Erfahrung, teils die Lektüre materialiſtiſcher Schriften gebracht hat. Auf andere Naturen mag die wiſſenſchaftliche Richtung der Zeit ja anders wirken; mich macht ſie glücklos und teilnahmslos für die Beſtrebungen der Menſchen, die kein anderes Ziel haben können, als tieriſch den Kampf um's Daſein zu ringen, bis das unſelige Tantalusgeſchlecht endlich vernichtet iſt. — Den geiſtig veranlagten Menſchen möchte ich kennen, welchen der Klippe Materialismus glücklich oder auch nur zufrieden gemacht hätte. Wir alle ſind zerfahrene, friedloſe, bis zur Pein ſelbſtiſche Menſchen und unſer ganzer Troſt wäre, daß wir ſo ſein müſſen?

Unſere Aufgabe iſt, möglichſt glücklich zu werden. Das iſt mein Evangelium, das mir von Janitſchek und anderen oft genug angefochten wurde. Andere mögen die ſogenannte Vernunft protegieren, ich halte es mit dem ſogenannten Herzen. Was ich auf dieſem Grunde zu leiſten vermag, das kann die Welt akzeptieren oder ablehnen, aber ſie kann mit Fug nichts anderes von mir verlangen, als mir ſelbſt gegeben iſt. — Das iſt meine Anſicht, ſie ſchützt mich vor Hochmut und vor Demut.

Ich weiß es, Herr Doktor, daß ich hier nicht nach Ihrem Sinne ſpreche und ich fürchte, daß Sie von dieſem Augenblicke an meiner Monatsſchrift noch weniger Lebensfähigkeit zutrauen werden. Hingegen fürchte ich nicht, daß Sie mir deshalb Ihren Rat und Ihre Hilfe vorenthalten werden. Sie wiſſen zu gut, daß mein Blatt gar keinen Wert haben wird, wenn es iſt, wie hundert andere Blätter auch ſind; daß es nur dann Bedeutung gewinnt, wenn es naturgemäß eine gewiſſe Eigenart verfolgt. Dieſe Eigenart wird alſo nicht immer mit der modernen Strömung gleichlaufen! Broterwerb iſt bei meinem Heimgarten freilich eine Hauptſache, aber dem wird man ſelbſtverſtändlich ſeine perſönliche Überzeugung nie und nimmer opfern. — Allerdings ändert ſich, wie Goethe ſagt, die perſönliche Überzeugung mit jeder Altersſtufe; ſie wird durch Erfahrung und Studium bedingt. Doch gerade dieſer Ausſpruch beweiſt mir, daß auch die Naturwiſſenſchaft morgen eine andere ſein wird, als ſie heute iſt. Wir ſehen übrigens, welche Uneinigkeit auch heute unter den Gelehrten herrſcht; das zeigen die endloſen Polemiken unter ihnen.

Das eben auch könnte einem das Gelehrtentum verleiden, daß es protzig iſt; jeder Einzelne hält ſich für unfehlbar, iſt unduldſam gegen andere. Katheder ſo gut wie Kanzel ſind arrogant und voller Hochmut.

In einem Schlußſatz dieſes Schreibens geſteht der Verfaſſer, daß er ſelbſt beziehungsweiſe in den Banden des Materialismus liege, allerdings nicht tatſächlich, nur philoſophiſch. Er hatte damals die vorlauten Ausleger des Darwinismus geleſen, ſich ihnen gefangen gegeben und es bedurfte einiger Zeit, bis er wieder heimfand zu ſeiner ihm eigenen Weltanſchauung.

In der Leidenſchaft dieſer Befreiungsarbeit war er allerdings ein paarmal daran, den Freund Dr. Svoboda zu verlieren, denn dieſer war fanatiſcher Materialiſt aus Prinzip und ſuchte ſeine jüngeren Schützlinge heranzuziehen zu dem, was er für das Richtige hielt. Der junge Literat aber ſchlug heftig aus, das ſei nichts für ihn und nichts fürs Volk und nichts für die Menſchheit; im Materialismus müſſe alles höhere geiſtige Leben erſticken. Die neue Zeitſchrift werde alſo gegen den Materialismus ſein und wieder die bewehrten Leuchten der deutſchen und chriſtlichen Ideale anzünden.

Eine gutgeſicherte Stellung ausſchlagen und gleichzeitig ſeinem beſten, einflußreichſten Freunde Schach zu bieten — es war etwas gewagt für einen jungen Literaten, aber es war auch gewonnen. Der hochherzige Doktor Swoboda, der einige Jahre ſpäter ſelbſt ſeine einträgliche Stellung der Überzeugung geopfert hat, wußte ein freimütiges Bekenntnis perſönlicher Meinung wohl zu würdigen. Er blieb mir ein treuer Freund auch bei getrennten Lagern. Und der Heimgarten, den ich vierunddreißig Jahre lang geleitet habe, dürfte — glaube ich — den Entgang meines Wirkens als Volksſchulinſpektor genügend erſetzt haben.

Der Heimgarten.

Mit dem Tode meiner Frau im Jahre 1875 war ich friedlos geworden. Ohne Ruh wanderte ich im Gebirge umher. Draußen verging ich vor Heimweh, daheim vor Schmerz um die Verlorene. Und eines Tages im Spätherbſt, als ich wieder auf zielloſer Wander war, ſtand's in mir auf: So kann es nicht weitergehen. Du biſt frei und haltlos, ſuche dir eine Pflicht! Stelle dir eine Aufgabe, die dich vielſeitig beſchäftigt, anregt, ermüdet, die dir Freude macht und Sorge, eine Arbeit, die oft vollendet iſt und doch immer wieder begonnen werden muß — daß es ſtets eine Spannkraft gibt. Dein alter Plan! Verwirklicher ihn jetzt. Eine Monatsſchrift für das Volk. Mache des Volkes Sache zur deinen und du wirſt nicht mehr allein ſein mit deinem Leiden. Aus dem Volk nimm es her, das Leben, das bunte, ernſtheitere, tolluſtig-ſchmerzzuckende Leben, verkläre es ein wenig und gib es dem Volk zurück auf Blättern. Die Leute, frage ſie nicht erſt, was ſie wollen, gib ihnen, was ihnen nottut. Gib ihnen Natur, Lebenseinfachheit, Redlichkeit. Sie vergeſſen die ſchlichten Sitten der Vorfahren — erinnere ſie daran. Sie vergeſſen den natürlichen Rechts- und Gerechtigkeitsbegriff — erinnere ſie daran. Sie vergeſſen der Kraft der Häuslichkeit, des

Segens der Familie, der geſunden Befriedigung, die in der körperlichen Arbeit liegt. Mahne ſie!

Ihre Augen ſind geblendet von dem Schillern und Flunkern ſtädtiſcher Pracht, ihr Herz iſt erregt von Modebegier, Genußſucht, Strebertum, ihr Kern verflüchtigt ſich in ſeichte Alltagszänkerei, ihr Blut wird zu Galle und Gift. Sage ihnen, daß es eine Waldnatur gibt, erinnere ſie an den Geruch der Erdſcholle, an den Tau der Wieſe, an das ſchlicht Ländliche, in deſſen Einförmigkeit und ſcheinbarer Kleinheit die Größe des Lebens liegt. Erinnere ſie an die Herrlichkeit ihres Volkes, als es noch urſprünglich war, an die Schönheit ihres Heimatlandes, ſoweit es noch urſprünglich iſt, entfache ihnen zu dieſer Heimat die Liebe! Rede zu ihnen gemütlich, wie der Zither Saitenſpiel, rede zu ihnen ernſthaft, wie des Turmes Glockenklang, rede zu ihnen heiter und froh, wie der Lerche Sang auf dem Kornfeld.

In ihrer Trauer tröſte ſie, in ihrem Übermut mäßige ſie, in ihren Verirrungen mahne ſie, in ihren Laſtern züchtige ſie, in ihren Torheiten ſpotte ſie ſcharf. Es gibt eine Wahrheit, die jeder fühlt und niemand ſagt, ſage du ſie. Fürchte dich nicht vor Fürſten und Prieſtern, nicht vor den Reichen und nicht vor dem Pöbel. Sage die Wahrheit, wie ſie in dir iſt. Wie ſie heute in dir iſt. Es kann auch ſein, daß morgen das, was dir heute als wahr ſchien, ſich als Irrtum erweiſt, dann habe den Mut ihn einzugeſtehn, zum Zeugnis, wie hoch dir die Wahrheit ſteht. Ehrlich zu aller Zeit! das ſei dein Wahlſpruch! — Eine Zeitſchrift in dieſem Sinn bringt dir nicht Reichtümer aber Arbeit und Befriedigung, ſie wird dir keinen großen Leſerkreis gewinnen, aber eine wacker geſinnte dir getreue Gemeinde und außerdem eine Schar von Feinden, die, wie Feuer das Eiſen, deinen Mut ſtählen ſollen.

So iſt es hell vor mir geſtanden und ſchon am nächſten Tage ſchrieb ich wegen dieſer Zeitſchrift die erſten Briefe. Es meldeten ſich Verleger, Wiener und Leipziger Herren wollten mir das Blatt vortrefflich ausſtatten. Das verfing nicht. Ich wollte keine Papierprobe-Ausgabe, keine Bilderausſtellung, die das Blatt verteuert hätten. Beſcheidene Ausſtattung, ein leichtes flottes Fahrzeug, das ſich gut zwiſchen Klippen hinſteuern läßt, das in wirtſchaftlichen Stürmen nicht leicht untergeht, ein billiges Monatsblatt, das zu allem Volke gelangen kann, welches leſen mag. Leicht leſerlicher Druck und Billigkeit des Blattes. Dazu brauchen wir weder Wiener noch Berliner, wir machen es in Graz. Das Korn ſoll dort, wo es wächſt, gemahlen, das Brot dort, wo es gemahlen, gebacken werden. Bei der altrenommierten Firma Leykam fand ich die Stätte. Ich gab die ganze materielle Seite des Unternehmens dem Verlag hin und begnügte mich mit einem äußerſt mäßigen Gehalt, für den ich mich verpflichtete, alles was ich je für die Öffentlichkeit ſchreiben würde, zuerſt im Heimgarten abzudrucken, fremde Beiträge zu beſorgen und das Blatt zu redigieren.

Meine literariſchen Freunde rieten mir, den Inhalt zu erweitern, alle Gebiete des Lebens, der Kunſt und des Wiſſens mit einzubeziehen. Das wäre etwas anderes geworden. Außerhalb des oben angeführten Programms behielt ich mir, je nach Umſtänden, alle Freiheit vor.

Jedes Heft der Monatsſchrift ſollte fünf Druckbogen faſſen und einen einfachen Umſchlag bekommen mit einem Titelbilde, das dann Jahrzehnt um Jahrzehnt gleichgeblieben iſt. Einiges Nachdenken machte der Titel. „Vaterländiſche Blätter“, „Alpenrundſchau“, „Heimſtube“, „Das Volksbuch“, „Sommerfriſche“, „Landleben“, „Waldhaus“ und dergleichen zuckten mir durch den Kopf. Freunde machten auch ihre Vorſchläge, die ſtellenweiſe ſehr luſtig waren. Der eine wollte die Monatsſchrift „Der Mond“ nennen, der andere die Alpenzeitung „Das Griesbeil“, ein dritter ſchlug den Titel „Der Bergſchuh“ vor, worauf ein vierter meinte, die neue Zeitſchrift könne recht gut „Der Stiefel“ heißen. Endlich fiel mir das Wort „Heimgarten“ ein. In manchen Alpengegenden herrſcht (oder herrſchte) die Volksſitte, nach welcher die Dorfleute des Abends zum „Heimgarten“, d. h. zu einem Beraten, oder gemütlichen Geplauder oder zu anderen geſelligen Unterhaltungen ſich zuſammenfinden. Das deckte. Am 1. Oktober 1876 iſt in Graz das erſte Heft des „Heimgartens“ erſchienen. Die erſte Auflage war in wenigen Tagen vergriffen, die Monatsſchrift wurde im In- wie im Ausland auf das wärmſte aufgenommen. Aber nun vermißte man die Bilder, vermißte pikante Erzählungen, ſenſationelle Neuigkeiten und derlei. So haben wir aber nicht gewettet.

Ich war ſo glücklich, beliebte, ja ſogar berühmte Mitarbeiter zu gewinnen, die mir Beiträge gaben, welche mit dem Geiſte des Unternehmens im Einklange ſtanden. Als erſter mein teurer Freund Robert Hamerling, der im Laufe der Jahre dem Heimgarten zahlreiche höchſt wertvolle Beiträge geliefert hat, beſonders zu erwähnen ſeine einzigartige Selbſtbiographie, 6. bis 12. Jahrgang. Hamerling iſt dem „Heimgarten“ treu geblieben, bis zu ſeinem Tode im Jahre 1889. Die zweite Heimgartenſtütze war Ludwig Anzengruber; dann nenne ich von den Alten noch Anaſtaſius Grün, K. G. von Leitner, Alfred Meißner, Friedrich Bodenſtedt, Berthold Auerbach, von denen Beiträge zu bringen der „Heimgarten" ſo glücklich war. Dieſen literariſchen Häuptern jener Zeit, ſchloß ſich die Reihe der Jüngeren an, unter welchen kaum einer der bedeutenderen Dichter und Schriftſteller der Zeit fehlte.

Mit ſolchen Kameraden zu arbeiten, war angenehm. Bald aber geſellte ſich eine Redaktionsplage, die größer iſt, als andere meinen. Die Dilettanterie! Eine nie verſiegende Maſſenflut der Manuſkripte von Leuten, die glauben, daß ſie Dichter wären und es halt doch leider nicht ſind. Unter den Tauſenden ſolcher Zudringlinge fand ich innerhalb von dreißig und ſo viel Jahren kaum ein Dutzend, die urſprüngliches Talent hatten und nachher als Dichter oder Schriftſteller was leiſteten. Ich hatte zum Schutz gegen die Dilettantenplage in meiner Zeitſchrift zwei Anſtalten gegründet, die „Poſtkarten des Heimgarten" und den „Poetenwinkel". In der erſteren entwickelte ich alle mir zu Gebote ſtehende Grobheit, um die Dichterlinge zu verſcheuchen; der zweite war eine Unterkunftsſtelle, wo ſolche, die ſich nicht abweiſen ließen und doch eine leidliche Fertigkeit in Verſemachen hatten, gedruckt werden konnten. Der „Poetenwinkel" war immer beſetzt. Ich muß aber ſagen, daß in dieſer Rubrik auch manche wertvolle Perle aufbewahrt worden iſt, ſchöne Gedichte poetiſcher Naturen, die ſich ſpäter entfaltet haben, und manch innig Lied von ſolchen, die da kamen, einmal ſangen und vergingen. In den erſten Jahren war ich bemüht, unbekannte, zumeiſt junge Einſender zu ermutigen, richtete damit aber manchmal Unheil an, weil die Argloſen ſo leicht wähnten, ſich mit Dichten fortbringen zu können und ihren eigentlichen Beruf vernachläſſigten, aufgaben oder keinen anſtrebten. So iſt mein Herz hart geworden und ich fing an, die jungen oder neuen „Dichter" derb fortzujagen oder ſie mit gar höflichen Worten zur Tür hinaus zu geleiten. Es hat ſich mancher nicht übel berufen darauf, daß ich ſelbſt einmal eines Gönners bedurft hätte, nicht bedenkend, daß etwa vor einem halben Jahrhundert in ganz Steiermark ich allein der Eindringling geweſen bin, während jetzt Hunderte vor den Toren der Zeitungen, Buchdruckereien und Theatern lauern, um ihre Gedichte, Novellen, Märchen, Romane und Dramen anzubringen. Indes darf der Heimgarten ſich doch rühmen, aus der Menge der Dilettanten einige Echte herausgefunden und gefördert zu haben, die dem deutſchen Schrifttum ein Gewinn geworden ſind.

Bald in den erſten Jahren gab's einen mißlichen Zwiſchenfall. Ein Wiener Haus bewarb ſich bei mir um die Herausgabe des Heimgartens und bot das dreifache des Gehalts und Honorars für Mitarbeiter. Auf dieſe Verſuchung hin fragte ich bei Leykam an, ob man etwa geneigt wäre, unſeren Vertrag zu löſen und ſo dem Blatt und mir eine beſſere Exiſtenzmöglichkeit zu gewährleiſten. Leykam willigte, wenn auch nicht gerade gern, aber doch mit gewohnter Konzilianz in die Löſung. Als ich nun aber frei war, erklärte das Wiener Haus erſt, daß es ſein glänzendes Angebot nur für ein Jahr — ein Probejahr — mache. Da ein Jahr nicht genügt, um auf neuer Grundlage einen Erfolg zu zeigen, ſo brach ich mit Wien die Verhandlung ab und mußte nun neuerdings an Leykam herantreten, ob er den Verlag des Heimgartens wieder übernehmen wolle. Leykam war einverſtanden, ſtrich mir bei dieſer Gelegenheit aber einen Teil des früher gewährten Mitarbeiterhonorars.

Aus Beſorgnis, daß es als geſchäftliche Intereſſiertheit hätte aufgefaßt werden können, habe ich mich nie erkundigt nach der Abonnentenzahl des Heimgartens, vermute aber, daß ſie die vielen Jahre hindurch zwiſchen vier- und fünftauſend gependelt haben wird. Es war freilich kein Blatt, daß die Mitarbeiter ſich ausſuchen, die Art der Beiträge beſtellen hätte können. Ich mußte warten, was mir meine literariſchen Freunde zukommen ließen und was ſonſt einlief. Auch geſtattete Nachdrucksmöglichkeiten lagen reichlich vor; mit ſolchen aus neuen Erſcheinungen konnte man mehrfach fördernd wirken. Aus derlei Vorrat hatte ich das zu wählen, was mir für die Einheit meines Blattes ungefähr als geeignet ſchien. Alle Lücken hatte ich ſelbſt auszufüllen, alle nötigen Zeitartikel ſelbſt zu ſchreiben, überhaupt den Heimgarten nötigenfalls mit meiner eigenen Feder zu verſorgen. Da alles, was ich innerhalb 34 Jahren ſchrieb, zuerſt in dieſem Blatte erſcheinen mußte, ſo darf wohl geſchätzt werden, daß von den 34 ſtattlichen Bänden die Hälfte meiner Feder entſtammt, entweder unter meinem vollen Namen oder unter der Chiffre R., oder den Decknamen Hans Malſer und J. Richter. Der größte Teil dieſer Sachen iſt ſpäter in Buchausgaben erſchienen. Und immerhin wären noch mehrere Bände aus dem Heimgarten zu ziehen — aber es iſt des grauſamen Spieles genug.

Das urſprüngliche Programm hat im Lauf der Jahrgänge zwar etliche Löcher bekommen, im ganzen aber iſt die Richtung zu jenen Idealen eingehalten worden. Ich habe mir erſt vor kurzem ein Jahr gegönnt, um eine Rückſchau auf die Bände des Heimgartens zu halten; da ſah ich, daß alle wichtigen Ereigniſſe des Landes von einem beſtimmten perſönlichen Standpunkt aus, größtenteils künſtleriſch und im ethiſchen Sinne, behandelt ſind. Dann eine Unmenge von Anregungen nationaler, ſozialer Natur, wovon viele durchgeführt wurden und einzelne großen Erfolg hatten. Manchen Zeitfragen und Ereigniſſen ſind philoſophiſche und religiöſe Betrachtungen gewidmet. Ferner begeiſterte Förderung heimiſchen Schrifttums, Darſtellung der Schönheiten der Alpen, der Vorzüge ihrer Bewohner, mit Ausblicken in die fremde weite Welt, in einer Art, daß ſie die Heimatsliebe immer noch ſteigern. Allerdings auch vom erſten bis zum letzten Bande ein Tagebuch der perſönlichen Schickſale und Erlebniſſe des Herausgebers. Mit dem 30. Jahrgang ſetzte eine beſondere Tagebuchform ein, die notizenartig Leben, Sinnen und tägliches Verhältnis des Verfaſſers zur Zeit und ihren Ereigniſſen berührt, noch manche alte Erinnerung bringt und neue Bildchen aus dem Volke. Unbefangen und oft ſtreitluſtig packte der Mann allerhand Fragen an, wie er ſie mit ſeinem Auge ſah, ſo daß er oft Wahrheiten zu ſagen vermeinte, die in anderer Augen wie Irrtümer erſchienen, und doch wieder von vielen als Wahrheiten empfunden und weitergetragen wurden. Wer ſchon nicht einverſtanden war mit der Meinung, der achtete den Freimut und die Redlichkeit. Dieſes „Tagebuch des Heimgärtners“ hat ſo eine Art von Ruf bekommen, es wurde ſtückweiſe in zahlloſen Blättern Oſterreichs und Deutſchlands nachgedruckt.

Dieſe unbeabſichtigte aber willkommene Reklame, die ſich der Heimgarten gemacht, war ziemlich die einzige. Er verlegte ſich auch nie auf ein Inſeratengeſchäft bei ſeinen dünnen Heften. Was gerade ſo daherkam, das fand auf den Umſchlagſeiten Platz; ſelten, daß ein Annoncenblättchen beigegeben wurde. Der Jahrespreis für den Abnehmer war bei dem erſten Jahrgang 3 Gulden 60 Kreuzer, bei dem 34. Jahrgang 7 Kronen 20 Heller. Alſo im Laufe eines Dritteljahrhunderts, während die Preiſe der Dinge und Arbeitskräfte ſich verdoppelten, iſt der „Heimgarten“ nicht um einen Heller teuerer geworden! Nach ſolcher Beſcheidenheit iſt es erklärlich, daß der Verlag nur ein kleines Honorar für die auswärtigen Mitarbeiter eignen konnte und daß ich mich abfand mit einem geringfügigen Redakteurgehalt, welches gleichzeitig als Honorar für alle meine Beiträge galt. Im übrigen war es bei dem Verlage Leykam gut arbeiten. So wie er einerſeits tatſächlich ſelbſt Opfer brachte dem idealen Zweck des Blattes, ſo hat er mir anderſeits nie, auch nicht ein einzigmal, ein Wort dreingeredet, wenn der Heimgarten Dinge brachte, die den Abnehmerkreis eher abſtießen als anzogen. Und das geſchah oft. Neben den heiteren, ſchwankhaften Geſchichten, die beliebt waren, gab es gar ernſthafte Sachen, Spott und Tort gegen die Torheiten der Leute und leidenſchaftliche Sittenpredigten. Es fiel auch jährlich eine Anzahl von Abonnenten ab, während immer ungefähr ſo viel neue ankamen. Ein Leſergrundſtock aber blieb, und es gibt in Öſterreich wie in Deutſchland und in den Kolonien Abnehmer des Heimgartens, die gleichen ſeit ſeinem Beſtehen.

Nachfragen neuerer Abonnenten nach alten Jahrgängen können, ſo viel man hört, oft nicht mehr befriedigt werden, es gibt einzelne Jahrgänge, die von Liebhabern für teures Geld geſucht werden.

Recht bald nach Gründung des Heimgartens war zu merken, daß er einen andern Leſerkreis um ſich verſammelt hatte, als den von mir gedachten. Mir ſchwebte zwar nicht gerade das Bauerntum vor, das ja kaum lieſt, aber doch der breite, ſchlichte Teil des Volkes. Nun aber kamen die Gebildeten des Mittelſtandes mit ihren weiteren Intereſſen. Und da die Abnehmer zwar ſchütter, aber weithin zerſtreut waren, in Graz und in Dresden, in Riga und in Neuyork, ſo konnte ich den Bildungsgrad meiner Leſer nicht mehr ſchätzen und redigierte blindlings drauflos. Ich dachte nimmer dran, was etwa den Leuten gefallen mochte, ſondern gab, was mir gefiel. So kam jene Geſchloſſenheit in das Blatt, die den Gefallen der Menſchen erweckt und ihm ihre Zuneigung bewahrt hat. In St. Franzisko ſoll der Heimgarten ins Engliſche überſetzt eine zeitlang erſchienen ſein; wenn das wahr iſt, ſo weiß ich nicht, was die am Stillen Ozean mit meinen ſteiriſchen Waldgeſchichten und Greinereien über deutſche Unſitten werden angefangen haben.

Zeitweilig war Not an rechten Mitarbeitern. Mancher machte es vielleicht beſſer, aber mir nicht recht. Es hörten ſich Stimmen, ich ſolle den ganzen Heimgarten allein ſchreiben. Aber auch ich machte mir's nicht immer recht. Es gab Zeitläufte, da alles aus dem Geleiſe zu weichen ſchien, da die durch mein Programm anzuſtrebenden Ziele nicht verſtanden wurden, überflüſſig zu ſein ſchienen, da ſie ganz wüſt bekämpft waren. Die „Bergpredigten“ wurden ſtürmiſch angefochten, der „Gottſucher“, „Jakob der letzte“ fanden leidenſchaftlichen Widerpart. Und manch argloſe Bemerkung meinerſeits weckte die Entrüſtung der Parteien. Ich jedoch konnte von einer Richtung, die in meiner Natur lag, nicht weichen. Es gab mancherlei Entgleiſungsgefahren auch für mich, aber dann kamen doch wieder Epochen, da man ſich ſehnte, da man ſchrie nach Heimat, Häuslichkeit, Landleben und Schollenglück und da ich ſah, mein Heimgarten wäre am Platz.

Mehrmals kam der Rat, den Heimgarten aufzulaſſen und mich auf ein größeres Werk zu konzentrieren. Anderſeits hat die Zeitſchrift den zur Weltflucht Neigenden gezwungen, ſein Auge für die Angelegenheiten der Zeit, für das Leben aufzutun; ohne dieſen Blick gibt es ja kein fruchtendes Schaffen. Die Ewigkeit beſteht aus Tagen und ſo kann auch Journaliſtenarbeit einen tieferen Wert gewinnen, wenn ſtets der Gedanke an das Ewige mitſpielt.

Als ich nun ſo vierunddreißig Jahre lang, vom 33. bis zum 67. Lebensjahre, dieſe Monatsſchrift geleitet und größtenteils ſelbſt geſchrieben hatte, war ich müde geworden. Da weder der Verlag noch ich das Blatt gerne aufhören ließen, ſo wurde auf meinen Wunſch die Leitung desſelben meinem Sohne Hans übertragen, der wohl etwas moderner einſetzt, aber doch den Heimgarten nach ſeinen urſprünglichen Grundſätzen gewiſſenhaft weiterzuführen trachtet.

Unter Zenſurplagen.

In Öſterreich — ſo ſchrieb ich im Jahre 1899 — iſt es nicht luſtig, Schriftſteller zu ſein. Es iſt kein Wunder, daß wir — trotz unzerreißbarer Liebe zu unſerem Heimatlande — literariſch hinaustrachten ins Deutſche Reich, das in unſeren Augen ein wahres Land der Freiheit iſt. Zwar haben ſie dort in Preßſachen das ſogenannte ſubjektive Gerichtsverfahren, das heißt, das Vergehen oder Verbrechen wird nicht durch die Beſchlagnahme der Schrift, durch die Schädigung des Unternehmens geſühnt, ſondern an der Perſon des Täters ſelbſt beſtraft. Ein Schriftſteller, der etwas Geſetzwidriges gegen den Fürſten, die beſtehende Ordnung oder die Religion veröffentlicht, kommt auf die Feſtung. Doch, das muß ſchon ein großer Brocken ſein, der dort als geſetzwidrig gerichtlich verfolgt und vor Geſchworenen verurteilt wird. Um ähnliche Preßfreimütigkeiten, wie ſie in Öſterreich täglich der Gegenſtand von Konfiskationen und Gerichtsverhandlungen ſind, kümmert ſich dort kein Polizeibeamter und kein Staatsanwalt. Ja, der ehrliche Freimut des Schriftſtellers wird in Deutſchland vom Geſetze geſchützt und von den Behörden gewürdigt; bei uns wird er verdächtigt, verfolgt, während der ausübende Beamte doch ſelbſt oft perſönlich mit der Meinung des gemaßregelten Schriftſtellers einverſtanden ſein dürfte. Man könnte in dieſer großen Ängſtlichkeit vor dem literariſchen Geiſte leicht eine Mißachtung unſeres Staates erblicken, als ob er einer offenherzigen Preſſe nicht mehr gewachſen wäre. Ich habe noch immer ſo viel Vertrauen zu unſerem alten Öſterreich aufgebracht, um zu wiſſen, daß es durch die öffentliche Meinungsäußerung einzelner, die noch dazu in anſtändiger Form gehalten iſt, nicht Schaden leiden kann. Ein Staatsgebilde hat ja auch nur dann für den einzelnen einen Wert, wenn es die Perſönlichkeit ſchützt, ihre naturgemäße Betätigung achtet, ihr das Recht gibt, in ihrer Eigenart ſich zu entwickeln und auszuleben. Der Menſch, wenn er ein ganzer iſt, wird ſich, beſonders in großen Gewiſſens- und Lebensfragen, niemals wie ein willenloſes Herdentier behandeln laſſen; ein Staat, der das verſucht, würde gerade die beſten ſeiner Bürger zu ſeinen Gegnern haben. Nun, das nebenbei. Was die Sache betrifft, ſo würde ich ganz willig im Falle einer leidenſchaftlichen ſchriftſtelleriſchen Übereilung einmal ein halbes Jahr auf der Feſtung ſitzen, wenn es mir in aller übrigen Zeit erlaubt wäre, meine Meinung mit demſelben Freimut zum Ausdruck zu bringen, wie es in Deutſchland möglich iſt.

Seit fünfundzwanzig Jahren ringe ich, der gemäßigte Schriftſteller, in Graz mit einer Macht, die zu ſtark iſt, um ihrer Herr zu werden, und zu ſchwach, um mich unterzukriegen. Das iſt die Polizei. Trotz allen perſönlichen Wohlwollens, das ihre maßgebenden Beamten mir zu ſchenken ſcheinen, iſt ihre ſtets drohende Macht für mich ein wahrer Alp. Unmittelbar, lebendig und heiter ausgreifend wie an anderen Orten Öſterreichs und Deutſchlands, hätten ſich auch in Graz meine humoriſtiſchen Vorleſungen entwickeln können, wenn die Polizei, der in dieſer Stadt vor einer Vorleſung jede Zeile Text unterbreitet werden muß, nicht jeden friſchen Atemzug erſticken würde. Stücke, die ſchon zwanzigmal zenſuriert und öffentlich geleſen worden, müſſen vor der einundzwanzigſten Vorleſung wieder in die Zenſur. Weiß nicht, wodurch ich mir das Mißtrauen der Behörde zugezogen habe, denn zwiſchen redlichen Leuten ſollte doch ſchon die mündliche oder ſchriftliche Verſicherung gelten, daß der Vorleſer ſeit der letzten Zenſur nichts Ungehöriges in ſein Manuſkript praktiziert hat.

Es geht an dieſer Stelle leider nicht an, beiſpielsweiſe Wörter oder Sätze anzuführen, die mir die Grazer Zenſur geſtrichen hat, ich kann nur verſichern, daß ich vor Staunen manchmal geradezu ſprachlos geweſen bin. Nach der Geſetzauffaſſung iſt die Zenſur ſicherlich im Rechte geweſen, man frägt ſich nachher nur, weshalb nicht auch in Wien, Prag, Innsbruck uſw. die Zenſur einer gleichen Geſetzbeutung huldigt. Denn in dieſen Orten iſt mir nie auch nur ein Wort geſtrichen worden, ja außer in zwei oder drei Fällen in Wien, bin ich überhaupt nirgends aufgefordert worden, mein Vorleſungsmanuſkript der Zenſur zu unterbreiten. Wenn ich für andere Orte eine Auswahl von achtzig Vorleſeſtückchen habe, ſo darf ich in Graz deren nur etwa zwanzig leſen, in denen nichts geſtrichen wird, oder die bei Unterbreitung nicht ganz unterdrückt würden. Und ich hatte ſtets geglaubt, in Graz eine eben ſo gebildete Zuhörerſchaft zu haben, als in anderen Städten. Denn daß vor ungebildeten Leuten die Verantwortung des Vorleſers eine größere iſt, weiß ich wohl ſelbſt. Doch auch da — als ich vor kurzem in Wien vor fünfzehnhundert feurigen Sozialdemokraten das erſtemal las, hat ſich keine Polizei um mein Programm gekümmert — und es iſt auch ſo ganz anſtändig hergegangen.

Ich gebe ja gerne zu, daß es oft nebenſächliche Dinge ſind, die von der Zenſur geſtrichen werden, daß ihr Wegbleiben das Ganze ſo wenig gefährdet, als ihr Dableiben — aber was uns freie Menſchen, Schriftſteller und Vorleſer verletzt, beziehungsweiſe geradezu empört, das iſt die willkürliche Bevormundung in Sachen, worin doch der Ausübende naturgemäß mehr verſtehen und einen feineren Takt haben muß, als ein von hundert anderen Obliegenheiten beanſpruchter, gewöhnlich wenig poetiſch veranlagter Polizeibeamter.

Wie unvergleichlich unbefangener und friſcher würde ſich der „Heimgarten“ geſtaltet haben, wenn der Dämon Zenſur nicht ſo bleiſchwer auf ihm laſtete. Die ſieben Konfiskationen, die ihm ſeit ſeinem Beſtehen paſſiert ſind, haben mich belehrt, wo in Graz die Grenze gezogen iſt zwiſchen dem, was man ſagen darf, und was man für ſich behalten muß. Das letztere iſt der weitaus größere und wohl auch der beſſere Teil. Nicht die Konfiskation und die damit verbundenen Umſtändlichkeiten und Koſten ſind dabei das ſchlimmſte, als vielmehr der Druck und die Befangenheit bei dem geiſtigen Schaffen, wie weit man wohl gehen dürfe, um das, was man zu ſagen hat, annähernd ſo ins Publikum zu bringen. Iſt ein Wort nicht ganz glücklich oder diplomatiſch gewählt, ſo wird das fertiggeſtellte Heft mit Beſchlag belegt und der ganze Artikel, in welchem das ungeſchickte und treuherzige Wort vorkommt, herausgeriſſen und gelegentlich durch Zuchthäusler eingeſtampft.

Man kann freilich „rekurrieren“. Doch, wozu das?

Daß einem Recht geſprochen werde? Das Recht iſt ohnehin ſelten zweifelhaft. Daß die konfiszierte Nummer zurückgegeben werde? Das würde nichts mehr nützen, weil die neue Ausgabe ja längſt hergeſtellt ſein muß. Die Zenſur hat nicht bloß die Abſicht, die Verbreitung unliebſamer Schriften zu verhindern, ſondern auch den Autor oder deſſen Verlag zu ſchädigen. Anderſeits ſoll dieſe Schädigung keine Strafe ſein, als ſolche mangelt ihr manches Merkmal, beſonders der verhältnismäßige Grad. Z. B. hier wird ein leichtes Preßvergehen mit der Wegnahme von achtzigtauſend Exemplaren gebüßt, dort ein ſchweres Preßverbrechen mit der Konfiskation von wenigen Stücken, die zufällig erwiſcht werden, geahndet. Damit iſt's abgetan. Eine geſetzliche Strafe jedoch muß im Verhältnis zur Größe des Vergehens geregelt ſein. Die Grazer Zenſur pflegt allerdings nur an jedem Exemplare den einen Bogen zu behalten, der den beanſtandeten Artikel enthält, aber das Heft iſt doch zerriſſen und muß unter Weglaſſung der Miſſetat durch Neudruck und Buchbinder noch einmal hergeſtellt werden. Doch beſtraft wird man nicht, es wird einem nur was weggenommen.

Übrigens bin ich mit jeder Maßregelung ſtärker und zielbewußter geworden — ohne Trotz und Verbitterung. Daß ſich aber unter ſolchem Drucke bei unſeren Autoren kein freier, künſtleriſcher Stil zu entwickeln vermag, daß die männliche Wahrhaftigkeit der Schriftſteller ſich nur ſchwer entfalten kann, das iſt begreiflich. Es bildet ſich eine vage Leiſetreterei aus, eine duckmäuſeriſche Zweideutigkeit und Zwiſchendenzeilenleſerei — Hinterhältigkeiten, die nur der noch zur Not überwindet, dem ſein Beruf über alles geht. — Und da wundert man ſich, wenn Schriftſteller ihre Kollegen im Reiche beneiden, oder es auch ſo gut haben möchten, bis einer und der andere wirklich ſein Bündel ſchnürt und auswandert. — „Iſt kein Schad' drum!“ höre ich jene Leute ſagen, die eine ſolche Zenſur für ihren Schutz zu benötigen glauben.

Es fällt mir ja um Gottes willen nicht ein, für mich, als einen, der's halt nicht beſſer verſteht, Sonderrechte zu beanſpruchen. Allein, ich lebe unter dem Eindruck, daß andere Blätter ſich einer ungleich größeren Freiheit erfreuen, obſchon ſelbe auch noch ſehr viel zu wünſchen übrig läßt. Mich freut es von Herzen, daß die Klerikalen, wie die Sozialdemokraten manchmal von der Leber weg reden dürfen. Sie ſchaden damit dem Staate nicht, ſie bringen Leben und Entwicklung in ihre Leſerkreiſe. Warum iſt dem „Heimgarten“ die Lebensluſt des Schriftſtellers, das freimütige Wort nicht in demſelben Maße geſtattet? Da wir ſchon unſer volles Recht nicht finden können, ſo verlangen wir wenigſtens gleiches Recht!

Der „Heimgarten“ iſt im Laufe der Jahre leider ſehr zahm geworden. Er wagt es nicht mehr, z. B. Ausſprüche von Kaiſer Joſef II. abzudrucken, oder in einem humoriſtiſchen Gedichte zu behaupten, daß es fromme Leute gibt, die den Faſttag predigen, dieweilen ſie beim Braten ſitzen, oder das Wort „Pfaffe“ in geſchichtlichem Sinne zu gebrauchen, oder den lieben Gott in ſteiriſcher Mundart Tater zu nennen. Er wagt es nicht mehr, Unſicherheiten in Graz zu rügen, weil die Polizei ſich dadurch getroffen fühlte. Er wagt es nicht, den chriſtlichen, durch Tolſtoi neuerdings verbreiteten Grundſatz von der Friedfertigkeit und Nachgiebigkeit auch auf die Militärſtaaten anzuwenden, oder endlich die hehre Perſönlichkeit Jeſu auch in ſeiner menſchlichen Seite uns näher zu rücken. Der „Heimgarten" wagt das nicht mehr, denn mit ähnlichem hat er ſchon ſchlimme Erfahrungen gemacht.

Wie erſt, wenn man ſich zu bedeutenderen Ideen verſteigen wollte! Jene meiner Werke, von denen es heißt, daß ſie die beſſeren wären, als die „Schriften des Waldſchulmeiſters", „Der Gottſucher", „Jakob der letzte", „Das ewige Licht" und andere, ſie hätten nicht in ihrer gegenwärtigen Form im „Heimgarten" erſcheinen dürfen, ſie wären, ſoweit derſelbe Geiſt regiert, ungedruckt geblieben, oder höchſtens unter vielen Verſtümmelungen freigegeben worden. Ein paar der angeführten Erzählungen ſind im „Heimgarten" allerdings erſchienen, aber unter großen Weglaſſungen und Verwäſſerungen.

Nun, unter Umſtänden wäre das am Ende kein ſo großer Verluſt. Wie aber wenn Anzengruber oder Grillparzer, oder gar Goethe und Schiller das Glück gehabt hätten, unter den Grazer Verhältniſſen zu leben und zu ſchaffen? Und vollends Klopſtock, den man den heiligen Sänger nennt! Wie iſt dieſer Mann mit den Dogmen umgeſprungen? Nein, nein, was vor der Revolution in Deutſchland geſtattet war, das iſt nach derſelben bei uns verpönt. So weit ſind wir — voraus.

Voraus ſage ich, denn die betreffenden Leute meinen allen Ernſtes die Unterdrückung der Perſönlichkeit, die Unterdrückung des freien Geiſtes bereite eine glückliche Zukunft vor. Wenn ſie das wirklich wollen nnd glauben, dann iſt ihr Gebaren ja in höchſtem Grade zu achten. Ob ſie ſich irren oder nicht, das iſt eine andere Frage.

Perſönliche Mißgunſt iſt es ſelbſtverſtändlich nicht, was die Grazer Zenſur ſo ſtrenge macht. Vielmehr das gewiſſenhafte Beſtreben, dem Staate recht zu dienen und nichts in die Öffentlichkeit zu laſſen, was irgendeiner maßgebenden Geſellſchaftsklaſſe zuwider ſein könnte. Ob aber die Zenſur dafür da iſt, darüber zu wachen, daß der Humoriſt mit ſeinem Papierpfeil nicht einmal zufällig einen reichen Bäcker oder einen feiſten Fleiſcher oder einen aufgeblaſenen Gecken trifft, das wäre doch erſt zu entſcheiden. Nach meiner Meinung könnte die Polizei es in vielen Fällen den „Beleidigten“ ſelber überlaſſen, ſich Genugtuung zu verſchaffen. Ihr Leitfaden wäre nur das Geſetz, gut verſtanden durch einen geſcheiten Kopf und ein wohlwollendes Herz.

Einmal hatte mir der Polizeidirektor auf meine Beſchwerde geradezu ins Geſicht geſagt, die Zenſur habe die Pflicht, alles zu verhindern im Schrifttum, was irgend jemanden gegen den Geſchmack oder ſonſtwie unangenehm ſein könnte! — Sie maßt ſich alſo auch die äſthetiſche Kritik und weiß Gott, was alles an. Es iſt troſtlos. —

Zum Schluſſe dieſer Auslaſſungen wird, wenn ſie im „Heimgarten“ erſcheinen, der Leſer nachdenklich ſein Haupt heben und ſich ſagen: Wenn dieſe freimütigen Gedanken und Darſtellungen über die Grazer Zenſur nicht konfisziert worden ſind, ſo wird es wohl doch ſo ſchlimm nicht ſein.

Ich hatte wirklich den Mut, dieſen Aufſatz damals im „Heimgarten“ zu veröffentlichen, und ſiehe — er wurde nicht konfisziert. Die Zenſur ſchämte ſich, beſſerte ſich. Sie wollte mich Lügen ſtrafen, und ich habe dieſe Strafe gern angenommen.

Dramatiſche Verſuche.

In einer Winternacht des Jahres 1890 träumte mir, der Gaugel-Blas hätte den Kreuzjäger erſchoſſen, er ſtehe deswegen vor Gericht, leugne es aber. Da kommt die Witwe des Erſchoſſenen als Hauptzeugin, ſagt jedoch aus Erbarmen mit dem armen Sünder nicht gegen ihn aus, was dieſen ſo tief rührt, daß er ſich nun ſelbſt als den Täter bekennt. — Nach dieſem Traume erwachte ich, der Herzſchlag ging mir lebhaft, ich war von der Erſcheinung ganz und gar erfüllt. Am nächſten Tage ſchrieb ich in Bauernmundart die kleine Geſchichte „der Gaugel-Blas“, die hernach im „Heimgarten“ abgedruckt worden iſt. Wenige Tage nach dem Erſcheinen dieſes Heftes ſchrieb mir ein Freund, der Dichter Richard Voß aus Berchtesgaden: „Liebſter! Aus dieſem Gaugel-Blas mußt du ein Theaterſtück machen, du mußt! Ein herrlicher Stoff!“ — Was ſollte ich tun, als ein wenig lächeln? Ich ein Theaterſtück ſchreiben! Und aus dieſer Geſchichte, die mir ſo gar nicht knetbar ſchien, um ſie in ſo und ſo viel Akten ſtilgerecht auf die Bühne zu bringen. Anſtatt ein Stück daraus zu machen, ſchrieb ich eine größere hochdeutſche Erzählung über den Gaugel-Blas, und damit glaubte ich die Sache vom Halſe zu haben. — Vier Monate ſpäter, an einem Herbſtmorgen, als ich noch im Bette liegend darüber nachdachte, was an dieſem Tage zu unternehmen wäre, denn ich fühlte mich nach einer überſtandenen Krankheit wieder aufgelegt zum Arbeiten, kam mir ganz plötzlich der Gaugel-Blas in den Sinn und in dem Augenblicke ſtand auch der dramatiſche Aufbau für ein Theaterſtück klar vor mir. Ich ſtand auf, begann zu ſchreiben und an dem Abende desſelben Tages war der erſte Aufzug fertig. Fünf Tage ſpäter ſah ich zu meiner eigenen Überraſchung, daß ich ein Stück geſchrieben hatte, welches den Titel führt: „Am Tage des Gerichts.“ Und nun kam das Nachdenken und Meſſen und Fügen, ich war gerne geneigt, das Stück zu zergliedern, anders zu bauen, um es bühnengerecht zu machen, allein es ſtellte ſich heraus, daß die Arbeit in der urſprünglichen Form bleiben mußte, um einfach und folgerichtig zu ſein, daß ſie aber in dieſer Form kein Stück nach dem äſthetiſchen Leiſten war. Das macht nichts, wenn nur der Gehalt etwas bedeutet, und des Gehaltes wegen war mir nicht bange. — Ich hatte mich vorher ſchon ein paarmal mit kleinen dramatiſchen Szenen und Einaktern verſucht, die raſch aufgeführt, beklatſcht und verſchwunden waren. Dann war ich von Theaterdirektoren und Schauſpielern angegangen worden, einmal ein größeres Stück zu ſchreiben, auch unſer Grazer Direktor, Herr Alfred Schreiber, hatte mich wiederholt und lebhaft dazu ermuntert. Solche Leute können es, das Auffordern. Ob auch ich es konnte, das Stückeſchreiben, das ſollte der Mann nun beurteilen. Halb im Spaß und halb im Ernſte ſchickte ich ihm das Stück, ihn um ſeine Meinung darüber erſuchend. Die Meinung kam poſtwendend: Das einzige, was da zu tun, raſch die Rollen herausſchreiben, das Stück einſtudieren und aufführen! — Ich war überraſcht, das geht zu ſchnell, ſo iſt es nicht Sitte in deutſchen Landen, wo die größten Dramatiker auf langen, mühevollen Wegen und nur durch allerlei Hinderniſſe zur Bühne gelangen. Ich hatte auf den Lorbeer des Dramatikers nicht allein willig verzichtet, ſondern war ihm ſogar ausgewichen, er iſt allzu ſchwer und — allzu leicht zu haben. Anzengruber ſtarb in Armut, Offenbach ward Millionär. Mich verlangte es nicht nach dem einen und nicht nach dem anderen. Ich entdeckte in mir weder dramatiſchen Beruf noch Luſt, mein ruhiges Leben mit den Aufregungen der Theaterwelt zu vertauſchen, alſo ſtand ich dem Antrage des braven Direktors, der einen anderen Dilettanten glücklich gemacht hätte, längere Zeit ziemlich gleichgültig gegenüber. Dann aber dachte ich: Du haſt ſchon ſo vieles verſucht auf dieſer Welt, verſuche auch das. Du haſt ja immer bedauert, daß bei deinen Vorleſungen dein geiſtiges Naturell nicht recht zum Ausdrucke kommt. Wenn du ein ſpaßiges Stückel vorbrachteſt, ein ſchelmiſches Anekdotlein oder ſo was, da hieß es ſtets: Ein echter Roſegger! — Vielleicht iſt doch dieſes Schauſpiel, geſchöpft aus tiefſtem Ernſte des Lebens, ein noch echterer! Ich willigte zur Aufführung des Stückes und ein paar Wochen ſpäter las man auf dem Theaterzettel: „Theater am Stadtpark: Heute das erſtemal: ‚Am Tage des Gerichts‘, Volksſchauſpiel in vier Aufzügen von —“ uſw.

Das war Samstag, den 8. November 1890. Für dieſen Tag war ſchon ſeit längerer Zeit eine Vorleſung von mir in Wien feſtgeſetzt; eine angenehme Zerſtreuung dort, während hier die Uraufführung ſtattfand. Schon als Dorfburſche hatte ich es ſo gehalten: wenn der Böller geladen war und der Zunder darangelegt, ſo ging ich weit hinweg, damit beim Losgehen mir nicht etwa ein Scherben an die Naſe fliegen konnte. Für mein Stück hatte ſich in der ſteiriſchen Hauptſtadt ein ſo lebhaftes Intereſſe, eine ſo geſpannte Erwartung gezeigt, daß mir unheimlich wurde. Die Maßſtäbe waren ſchon in die Länge gezogen, um den erſten dramatiſchen Verſuch des Erzählers an den Meiſterdramen Anzengrubers, Raimunds und Shakeſpeares zu meſſen, die Federn ſchon geſchärft, um nichtentſprechenden Falles ihres Amtes zu walten. Ich fand mich ruhig, mein Gewiſſen war gut, ich wußte, das Stück hat einen Inhalt, welcher der Volksbühne würdig iſt. Dieſen Inhalt wird man erkennen; in bezug auf die Form wird man mich um ſo wohlwollender entſchuldigen, als mancher der Kritiker ſelbſt es erfahren, daß Kritiſieren leichter iſt, als Schaffen.

Alſo bin ich heiteren Gemütes nach Wien gefahren. Telegraphiſche Nachricht über das Schickſal des Stückes hatte ich mir verbeten, ich wollte für meine Vorleſung geſammelt ſein und von nichts wiſſen, als von dem, daß es gilt, den lieben Zuhörern im Böſendorferſaale eine gute Stunde zu bereiten. Wir ſaßen unſer neunhundert Freunde und Freundinnen auch ſo gemütlich beiſammen, daß ich ganz und gar vergaß, wie zur ſelben Zeit in Graz die Hände klatſchten oder die faulen Äpfel fliegen konnten. Nachdem ich gegen anderthalb Stunden geleſen hatte und das Programm noch immer nicht alle war, brach ich ab, damit aus einer guten Stunde nicht zwei ſchlechte würden. Denn ich war ſchon ſehr erſchöpft, las von Minute zu Minute ſchlechter und „ſchlamperter“. Doch die Wiener haben ſeit jeher Geduld gehabt mit meinen Schwächen; ſie ehrten mich am Schluſſe mit rauſchendem Beifall; ob fürs Leſen oder fürs Aufhören, das weiß ich nicht.

Nach der Vorleſung ein Stündchen mit ein paar Freunden, und dann ins Bett. Und nun huben die Bedenken an. Wie wird's in Graz ſein? Die Würfel ſind gefallen. In der heimatlichen Stadt, ſozuſagen vor den Fenſtern der eigenen Wohnung durchzufallen ſoll nach dem Zeugniſſe berühmter Zeitgenoſſen nicht ſonderlich angenehm ſein. Wenn es gut ausgefallen wäre, hätten ſie mir doch telegraphiert, trotz des Verbotes. — Die Aufregung über das Schickſal eines neuen Buches, die Angſt vor einer ſchlechten Aufnahme desſelben kenne ich nicht. Wenn nur ich ſelbſt mit dem Buche nicht allzu unzufrieden bin, nach der Meinung anderer frage ich kaum mehr. So ſträflich leichtſinnig! Diesmal jedoch war es etwas anderes; dreißig Meilen weit von den Rampen hatte ich heftiges Lampenfieber die ganze Nacht. Auch körperlich war ich erſchöpft und elend. Am Morgen — es war ein froſtiger Nebelmorgen — ſchleppte ich mich zum Südbahnhofe. Dort ſah ich eine Zeitung mit der Nachricht aus Graz des Inhaltes, daß das neue Volksſtück viele Fehler habe und mit geteilten Gefühlen aufgenommen worden ſei. — Glimpfliche Anzeige eines entſchiedenen Durchfalles. — Alſo heim! zurück in Gottes Namen zur Stätte des Jammers. Mit ſo unbehaglicher Stimmung bin ich noch nie in die liebe Steiermark hineingefahren, als an jenem Tage. In Mürzzuſchlag kaufte ich ein Grazer Blatt, um über den Spektakel ausführlicher zu leſen, denn auf einmal kam mir die Geſchichte faſt luſtig vor. Ein langer Aufſatz ſtand da über das neue Stück, wenige Stunden nach der Aufführung ſchon gedruckt und verſendet. Was doch heutzutage die Federn flink und die Maſchinen raſch arbeiten! Im Aufſatze ſtand allerhand zu leſen über die Froſtigkeit der neuen Bühnenerſcheinungen im allgemeinen, über die fehlerhafte Mache des neuen Stückes im beſonderen, über die ſonſtige Popularität ſeines Verfaſſers, deſſen Freunde bei der Aufführung erſchienen wären und durch der Hände Arbeit einen Erfolg erzielt hätten. — Von dem Inhalte, von dem Gehalte, von der Tendenz des Stückes nur ein paar Zeilen. Das Ganze machte den Eindruck einer rückſichtsvoll gehaltenen Ablehnung.

Bis mein Zug nach Graz kam, war ich vollkommen ruhig; was nützt denn die Philoſophie, wenn man ſie an ſolchen Tagen nicht vorſpannen wollte! — Doch am Bahnhofe kaum ausgeſtiegen, war ich empört; mehrere Bekannte eilten herbei und beglückwünſchten mich zu dem „großen Erfolge“. Ich hielt es für Hohn. Erſt die Berichte, die in meiner Wohnung warteten, haben mich eines anderen belehrt, haben mir geſagt, daß das Volksſchauſpiel „Am Tage des Gerichts“ einen wirklichen Erfolg errungen hätte, wovon ich mich auch an demſelben Abende und den folgenden Abenden, an welchen das Stück bei ausverkauften Häuſern Wiederholung fand, überzeugen konnte.

Die Grazer Preſſe behandelte mich mit ſeltener Übereinſtimmung nicht wie einen dramatiſchen Anfänger, den man ermutigt, wenn auch nur halbwegs Talent zu ſpüren; eher war ihr Ton wie eine würdevoll wohlwollende Zurückweiſung. Und dieſe das Intereſſe an dem Stück lähmenden Stimmen ſprachen zu Danke jenem in jedem Orte unvermeidlichen Teile des Publikums, welchem nichts zuwiderer iſt, als wenn in ſeiner Mitte ein Menſch ſich anſchickt, zur Ehre der Heimat etwas zu leiſten. — Nun die Privatmeinungen! Weiſe Ratſchläge wurden mir zuteil; die einen wollten den zweiten Aufzug ſtreichen, die anderen den vierten; ein weiterer meinte, noch am allerlangweiligſten ſei der dritte Akt, und wieder einer fand das Stück ausgezeichnet, wenn der erſte Akt mit dem ſchauerlichen Morde wegfiele. All dieſen achtbaren Wünſchen Rechnung getragen, und es bliebe von dem ganzen Stücke nichts übrig, als die Zwiſchenakte. Juridiſche Herzen waren empört über das Todesurteil im Stücke, und Jagdbeſitzer waren außer ſich, daß der Verteidiger des Wildſchützen und Jägermörders die Berufung anmeldete „auf ein höheres Gericht". Und welches höhere Gericht, ſo fragten ſie, ſoll denn das ſein, auf das man ſich nach dem Verdikte des Schwurgerichtshofes berufen könne? — Wenn man den Dichter nicht verſtanden hat, der Plauderer gibt darauf keine Antwort.

Übrigens brach in Graz ein berufener Juriſt ſtramm eine Lanze für die juridiſche Seite des Stückes.

Etliche waren darüber ſchier aufgebracht, daß dem Stücke ein Prolog vorausgeht; für ſolche möchte ich am liebſten auch noch einen Epilog ſchreiben und ihnen in demſelben erzählen, was Leſſing über den Prolog geſagt hat. Denn gerade die Allerklügſten verſtehen ein einfach gehaltenes Dichterwerk am allerwenigſten, und die Zwiſchenakte eines ſchlichten Volksſtückes müßten eigentlich damit ausgefüllt werden, den nur auf die äußere Form ſehenden Krittlern zu erklären, was der vorhergegangene Akt war und bedeutet hat.

Einer der literariſchen Richter behauptete, ich hätte das Stück ungeſchickterweiſe dort begonnen, wo es abſchließt; ein anderer meinte, ich hätte unklug das Stück dort geſchloſſen, wo es eigentlich erſt beginnt. Letzterer war ein Anhänger der „naturaliſtiſchen" Schule und ſeine weiteren Ausführungen haben mich ſehr belehrt. Ein prächtiger Stoff, ſagte er zu mir, was hätte ſich daraus machen laſſen! Sie nahmen einen ganz guten Anlauf, aber gerade dort, wo das Stück eigentlich beginnen ſollte, dort ſchließen Sie es ab. Ihr Stück, wie es heute vorliegt, iſt nichts als Expoſition. Die junge Jägerswitwe verzeiht dem Mörder ihres Gatten. Motiv: weil ſie ihn liebt. Er iſt ja ein intereſſanter Mann. Er, der Mörder, ſieht auch raſch ſeinen Vorteil, verläßt Weib und Kind in Armut und flieht mit der hübſchen Jägerswitwe, um mit ihr ein angenehmeres Leben zu beginnen. Aber das verlaſſene Weib des Mörders zieht ihnen mit den hungernden Kindern nach, der Mann weiß ſich ihrer nicht anders zu entledigen, er vergiftet das eigene Eheweib, ertränkt die Kinder im Fluſſe und lebt mit der Witwe des Ermordeten luſtig weiter. Das wäre ein Drama! Das gäbe Szenen! — So der Naturaliſt. Ich bedankte mich recht ſchön für dieſen Entwurf, für den ſich wohl auch unſer Theaterpublikum bedanken würde. Von einem Teil der Kritik aber dürfte ein ſolches Stück protegiert werden.

Im einzelnen machten mir derlei Stimmen Spaß, im ganzen aber waren ſie nicht geeignet, mich zu fördern. Dem gegenüber machte ich jedoch eine andere Erfahrung. Jener große Teil des Publikums, der noch einer unmittelbaren poetiſchen Wirkung fähig iſt, welcher mehr empfindet als reflektiert, fand an meinem Volksſchauſpiele Gefallen. Die Leute ſaßen im Theater, lachten und weinten und beſprachen das Geſchaute tagelang. Dieſer vorherrſchenden Stimmung entſprachen eingehende Beſprechungen des Stückes, die von auswärts kamen, den poetiſchen und ſittlichen Gehalt nicht ignorierten und in ihrer Friſche und Wärme ermutigend auf mich wirkten.

Schon waren Theateragenten an mich herangekommen mit dem Wunſche, daß ich ihnen mein Volksſchauſpiel zur Aufführung in anderen Städten überlaſſen möge. Ich erſchrak, ſo war's nicht gemeint. Aber auf das Zureden gab ich nach, legte das Stück in die Hände eines erfahrenen Wiener Agenten und beſchloß, mich weiter darum nicht mehr zu kümmern. Dieſer Beſchluß wurde durch die einſtürmenden Dinge ſiſtiert.

Bald hieß es, das Stück werde, trotzdem es in alpiner Volksmundart geſchrieben, in vielen Städten Deutſchlands und den meiſten Städten Öſterreichs zur Aufführung gelangen.

Die Aufführung in Wien fand ſchon am 29. Dezember im Deutſchen Volkstheater ſtatt. Ich war nicht dabei, ſaß an demſelben Abende in meiner ſtillen Stube zu Graz, wo ſchon der Tannenbaum ſtand. Welt und Wald, ich entſcheide mich für den letzteren. — Die Äußerungen eines Erfolges kommen dem ſich abſeits haltenden Autor in folgender Weiſe zu: Unmittelbar nach der Erſtaufführung Depeſche mit der Anzeige eines „großen Erfolges" und Gratulation. Dann kühlere Zeitungsſtimmen, hernach anerkennende Zeitungsſtimmen, endlich giftige, raſende Zeitungsſtimmen, die von einem gänzlichen Mißerfolg ſprechen, und inzwiſchen begeiſterte Privatbriefe aus den verſchiedenſten Geſellſchaftsklaſſen, und ſchließlich Anfragen von Theateragenten, ob nicht bald ein zweites Stück fertig ſei.

Die Wiener Kritik nahm das Stück ernſt. Mit Nachdruck betonte ſie die Schwächen und Mängel desſelben, hatte aber im allgemeinen warme, teils begeiſterte Anerkennung für deſſen Vorzüge. Mehrere ſagten, der zweite Aufzug (im Arreſt) ſei einzig in der dramatiſchen Literatur, der Wohlwollendſte (welcher zur erſten Aufführung nach Graz gekommen war), ſprach in der „Preſſe“ ſogar von „Shakeſpeareſchem Genie“. Andere meinten, das Stück ſei nichts als eine „monologiſierte“ Erzählung. Andere wieder hatten nichts geſehen, was an dramatiſcher Wirkung den vierten Akt übertreffe. Viele kamen auch dort in ihren Unterſuchungen über die Form nicht hinaus. Sie knuſperten nur ſo an der Schale herum und meinten dann, die Nuß ſei nicht recht ſchmackhaft. Wenn ſie auch noch die Fabel erzählten, ſo glaubten ſie dem Gehalt vollkommen Genüge getan zu haben. Einzelne Kritiker wollten in dem Stücke eine abſichtliche ſoziale Tendenz gefunden haben, auf herrſchende geſellſchaftliche Zuſtände gemünzt. Nur wenige der öffentlichen Beurteiler berührten den Kern, ſozuſagen die Seele des Stückes. „Die höhere Lieb’, ſie ſoll die Heldin ſein,“ heißt es im Prologe, und das Stück gipfelt in den Worten des bishin verſtockten Miſſetäters, dem aus Menſchenliebe verziehen worden war: „Dem Haß bin ich geſtanden, die Liebe wirft mich nieder!“ — Ein Lied wollte ich ſingen von der Selbſtüberwindung, das Schwerſte und Göttlichſte zu vollbringen, von der Kraft und Größe des Verzeihens. — Das iſt freilich kein modernes Thema, und die Kritiker, die nicht von Natur aus geiſtreich ſind, finden bei deſſen Beſprechung blutwenig Gelegenheit, es zu werden.

Was die von der Kritik behauptete Überflüſſigkeit des zweiten Aufzuges anbelangt, freute mich der Ausſpruch einer ſchlichten Bürgersfrau, die mir ſchrieb: „Man ſoll nur einmal darüber nachdenken, um wieviel einem der Straßl-Toni nach dem zweiten Akte lieber iſt, als nach dem erſten.“ Nicht übel, und liebenswürdig boshaft war der Ausſpruch eines Wiener Kritikers: „Der zweite Akt iſt wie Sodawaſſer. Sodawaſſer iſt bekanntlich das beſte Getränk, weil man es trinken und auch ſtehen laſſen kann. Dieſen zweiten Akt kann man ſpielen und auch weglaſſen, doch verdiente ein Regiſſeur, der letzteres täte, einen ſchärferen Arreſt, als den, der im zweiten Akte dargeſtellt iſt.“ Derſelbe warm humoriſtiſche Kritiker tadelt einen ungebührlich langen Zwiſchenakt, indem er ſagt: „Wenn in dem Stücke überhaupt eine Handlung wäre, ſo hätte man auf die Vermutung kommen können, daß auf der Bühne etwas paſſiert ſei!“ — Und wenn ein anderer meinte, daß R. als Dramatiker noch die Farbe ſeiner grünen Steiermark habe, ſo mußte ich auch über dieſen Witz luſtig lachen, weil daneben ſehr viel warme Anerkennung der guten Seiten des Stückes zu leſen ſtand. Wie ein Kritiker ſtrenge, liebenswürdig und geiſtvoll zugleich ſein kann, bewies jene eingehende und verſtändnisvolle Beſprechung, die in dem Ausſpruche gipfelte, der Autor des „Am Tage des Gerichts“ habe wohl die Sache los, aber die Mache nicht, und er habe auf der Höhe ſeines Lebens noch einmal ein Handwerk zu lernen.

Zur Zeit waren Antiſemiten auf mich böſe, weil ich nicht Juden erſchlagen helfen wollte. Einer dieſer journaliſtiſchen Recken ſchlug mit gewaltigen Keulenhieben das Stück zweimal tot; da es immer noch lebt, ſo wird er mir wahrſcheinlich — wie ich ihn kenne — einmal mündlich oder in einem Privatſchreiben überſchwenglich gratulieren zum „unſterblichen“ Werke.

Auf wiederholte Einladung, meinem Stücke in Wien beizuwohnen, geſchah dies zur vierten Aufführung am 27. Dezember. Seltſam war mir zumute, als ich abends gegen ſieben Uhr den Muſeen entlang hinanſchritt und das weiße Haus im elektriſchen Lichte leuchtend vor mir ſtehen ſah. Reichlich ein Jahr früher bin ich zur ſelben Stunde denſelben Weg gegangen, um der Eröffnung des Hauſes beizuwohnen. Anzengrubers „Fleck auf der Ehr'“ wurde gegeben und meinen genialen Freund hatte ich damals das letztemal geſehen. Heute ſtand ein Kleiner vor den Augen eines Publikums, das gewohnt war, den Großen zu ſehen! Ich kann nicht ſagen, wie ſchwer die Beklommenheit war, die ich empfand. Das Haus war überfüllt. Mir war eine Balkonloge zur Verfügung geſtellt worden, in der ich mich vor den Augen des Publikums nur halbwegs verbergen konnte. Die Inſzenierung des Stückes war genial, das Spiel gut. Martinelli brachte den Straßl-Toni mit vollendeter Meiſterſchaft. Das Publikum war äußerſt warm geſtimmt und zollte nach jedem Aufzug ſchmetternden Beifall. Ich litt und war völlig mutlos, warum, das kann ich mir heute noch nicht erklären. Nach dem dritten und vierten Aufzuge ward ich, immer wieder vom Publikum gerufen, faſt gewaltſam auf die Bühne geſchleppt, und zwar ſo wiederholt, bis ich endlich die Flucht ergriff. „Wir haben gelacht und geweint und danken Euch für beides!“ alſo raunte mir an der Pforte ein alter Weißbart zu. —

Die wärmſten Stimmen über das Stück kamen aus dem kalten Norden. Den erſten großen Erfolg hatte es eigentlich erſt im Altonaer Theater zu Hamburg. Dort geſchah das Unerhörte, daß die geſamte Preſſe einmütig mit dem Publikum dieſes Volksſchauſpiel auf das eingehendſte und wärmſte würdigte. Solche Nachrichten kamen mir zum Schluſſe des Jahres, ſie muteten mich an wie ein Becher glühenden Punſches nach lauer, ſüß-ſäuerlicher Limonade. — Auf ſolche Siegesnachrichten erwartete ich nun die Hiobspoſt von einer großen Niederlage irgendwo, denn die Welt der Bühne liebt Verwandlungen. — Beſtändig allein bleibt der Kritiker. Hat er einmal geſprochen, dann imponiert ihm nichts mehr als das, was er ſelber geſagt hat — ſo lange er ſich daran erinnert.

Das Stück wird noch heute aufgeführt.

Und alſo bin ich faſt zufällig, halb wider Willen Dramatiker geworden. Möge der Mangel einer ernſtlichen Abſicht als Milderungsgrund gelten! —

Und zum Schluſſe noch ein bißchen Arroganz.

Da ich die Meinung anderer über mein Stück ſo vielfach gehört habe, werden es auch vielleicht andere nicht ablehnen, *meine* Meinung darüber zu hören. Denn, da nach einiger Anſicht das Stück nicht für den Dichter ſpricht, ſo muß der Dichter für das Stück ſprechen. — Das Schauſpiel „Am Tage des Gerichts“ ſteht den Kunſtregeln eines Dramas nicht, deſſen war ich mir ſchon bei der Wahl des Stoffes bewußt. Der Stoff iſt nicht dramatiſch im gewöhnlichen Sinne, und doch muß er auf der Bühne wirken, weil er tief menſchlich iſt. Gutgemachte Theaterſtücke haben wir genug; aber gute Mache allein kann nicht halten, während guter Gehalt ſich ſelber macht. Die ſogenannten Kunſtregeln habe ich auch als Erzähler nie beobachtet; ich forme meine Geſtalten nicht aus karrariſchem oder atheneſiſchem Marmor, ſondern aus heimiſchem Lehm, dafür trotzen ſie unſerem Klima. Man ziehe herben Naturwein in tönernem Kruge vor einem Kunſtpantſch in kriſtallnem Becher.

Daß ich kein geeichter Dramatiker bin, davon haben mich die Erfahrungen bei dieſem Stücke neuerdings überzeugt. Nicht weil in dem Stücke ſo große Fehler vorkommen, ſondern weil ich nicht imſtande bin, dieſe Fehler einzuſehen. Daß der zweite Aufzug überflüſſig iſt, wußte ich allerdings ſchon, als ich ihn ſchrieb. Heute nach vielen Erprobungen ſagen die Theaterdirektoren, daß dieſer überflüſſige Akt eigentlich der notwendigſte ſei. Was geht denn aber vor? Im erſten Aufzuge wird der Straßl zum Mörder; im zweiten wird nur gezeigt, daß dieſer Mörder noch lange kein Spitzbub iſt, was ihn erſt auf die Höhe des tragiſchen Helden hebt; im dritten wird ſeine natürliche Gegnerin beſtimmt, ihm zu verzeihen, im vierten Akt wird er bekehrt. Man ſieht, dieſe Menſchen handeln nicht, ſie werden vielmehr behandelt, und das iſt der Fehler. Aber am Ende ſind wir auf Erden ja alle der behandelte Teil, der leidende Teil, und ich ſehe eben nicht ein, warum man das nicht ſollte auf der Bühne darſtellen dürfen. Nach meiner Meinung beſſer ſolche Stücke, deren leidende Teile das Publikum zu einem handelnden anregen, als ſolche, deren manchmal ungeheuerlich handelnder Teil das Publikum zu einem leidenden machen.

Obzwar mein Stück auch bei der vornehmen Geſellſchaft Glück gehabt, denke ich mir im ganzen doch folgendes:

Der dramatiſche Dichter ſchreibe nicht für Parkett und Logen, ſondern für ein „höherſtehendes“ Publikum.

Er ſoll wiſſen, daß die Herrſchaften in den Samtfauteuils ſich viel langweilen und gähnend den Schluß des Stückes erwarten, während das Publikum der Galerie, wovon viele den ganzen Abend auf den Zehen ſtehen und lange Hälſe machen müſſen, um etwas zu ſehen, lachend oder ſchluchzend nur das eine fürchten: das letzte Fallen des Vorhanges. Die da oben ſind nicht ins Theater gekommen, um Jagd zu machen nach den Fehlern des Stückes, ſondern um willig und dankbar dem Dichter zu folgen. Die da oben in den Galerien verlangen, daß das Stück einen Leib und eine Seele habe, nämlich, daß es realiſtiſch und idealiſtiſch zugleich ſei. Die Kunſt des Volkes darf nie vergeſſen, daß — aber es iſt ja ſchon tauſendmal geſagt worden — das Laſter zuſchanden gemacht werden und der Adel im Menſchen zu Ehren kommen muß. Alſo verlangt es das naive Publikum; und ein anderes wird der Volksdichter ſich nicht wünſchen.

Das Volksſchauſpiel „Am Tage des Gerichts" macht ſeinen Weg, aber nicht auf ſchimmerndem Siegeswagen, ſondern zu Fuße und an einem Stocke. — „Das zweite Stück," ſo behaupten viele Kritiker, „wird ſchon beſſer ausfallen." Aber das zweite Stück habe ich — nicht geſchrieben. Eher verlangt's mich mit den ſtrengſten der Rezenſenten einmal die Rolle zu tauſchen; ſie ſollen dichten und ich . . . .

Nebſt dem Volksſtück „Am Tage des Gerichts" habe ich im Laufe der Zeiten noch einige Einakter verfaßt, und zwar von außen dazu veranlaßt. Für eine Wohltätigkeitsakademie ſchrieb ich ſchon im Jahre 1871 „Das Mirakelkreuz". 1883 regte mich Joſefine Gallmayer zur dramatiſchen Szene „Komödianten" an, die ſie gelegentlich mit meiner perſönlichen Mitwirkung öffentlich ſpielen wollte. Ihr Tod hat es vereitelt. 1888 zum Feſtabend, den die Stadt Graz dem anweſenden Kronprinzenpaar gab, verfaßte ich auf Wunſch der Gemeinde das Stückchen „Verliabti Leut“, das ſich auf Dilettantenbühnen heute noch ſtolz behauptet. — Weiter habe ich's auf dieſer Straße nicht gebracht. Außer dem Talente mangelt mir, wie ſchon geſagt, auch die Neigung zu den Brettern, die ich mit Ehrfurcht den dramatiſchen Meiſtern überlaſſe.

Robert Hamerling.*)

Es war vor ungefähr vierzig Jahren. Wir hatten noch das kleine trauliche Graz, das, von der Stadtmauer befreit, ſeine Arme erſt ein wenig auszurecken begann über Ebene und Hügel. Da draußen lag der Hilmteich, der um vierzig Jahre voraus war oder der heute um vierzig Jahre zurück iſt, denn er iſt noch wie damals.

Ein ſchöner Frühlingsabend. Wir wandelten durch die ländliche Leechgaſſe hinaus am rieſelnden Bächlein entlang. Mir zur Rechten ging eine ſtadtbekannte Geſtalt, eine weitbekannte Perſönlichkeit. Schmal und ſchlank, in weiten, geſtreiften Hoſen, dunkelblauem Gehrock und geblumter Weſte. Auf dem Haupte der Zylinder, aus dem ſchon grauende Locken hinten lang und geradflockig hinabhingen. Lange, ſcharfe und ſpitze Naſe, tiefliegende, glühende Augen, ſtark gebuſcht, braune, eingefallene Wangen, an beiden Seiten niederhängender Schnurrbart und im ausraſierten Kinn eine Fliege. Jetzt werden es die alten Grazer wiſſen, wen ich meine. Mir zur Rechten ging der Dichter Robert Hamerling.

Er ſtand damals — nach dem „Ahasver in Rom" und dem „König von Sion" — ſchon auf der Höhe ſeines Ruhmes und — in der Tiefe ſeines Schimpfes.

---

*) Nachträge zu meinem Büchlein: „Perſönliche Erinnerungen Robert Hamerlings". Leipzig, L. Staackmann.

Nie habe ich es auf meiner langen literariſchen Laufbahn erlebt, daß ein Dichter ſo mißhandelt wurde, wie Robert Hamerling von den damals maßgebenden Reſidenzblättern. Als hätten ſie ſich verſchworen, den armen kranken, einſamen Mann perſönlich zu vernichten. Bei anderen Perſönlichkeiten erreichten ſie das durch beharrliches Totſchweigen, aber das fiel ihnen bei Hamerling gar nicht ein. Jedes ſeiner Werke beſprachen ſie, kaum daß es erſchien, mit giftigem Witze und Hohn; der geiſtreichelnde Fant ſaß zu Gericht über das Genie. Hamerlings tiefernſte Muſe zu verſtehen und zu würdigen, waren ſie ja nicht fähig, und ſo ſchöpften ſie nach ihrer Weiſe aus ihm Nutzen. Warum die Feindſeligkeit? Das wußte kein Menſch, man fragte auch nicht darum, das Publikum war ja ſchon ſo erzogen, daß es dem, was in der Zeitung ſtand, nie und niemals auf den Grund ſah, und die zeitungleſenden Leute waren damals ſo zeitungdumm, wie vielleicht vorher nie und ſeither nie. Aber Hamerlings Bücher laſen ſie mit höchſtem Intereſſe und die Salons hallten von dem Geſchrei über dieſen Dichter.

Es war eben einmal Mode, den Dichter des Ahasver zu verunglimpfen und ſeine ihnen unverſtändliche Genialität zur Zielſcheibe bübiſcher Schießübungen zu machen.

Hamerling war zur Zeit bereits in viele Sprachen überſetzt und hochgeachtet von allen, die ihn perſönlich kannten. Nur jene Großſtadtliteraten — unter Ausnahmen — hüteten ſich, ihn perſönlich kennen zu lernen, weil ſie ſich doch ſelber nicht unrecht geben wollten.

Ein anderer, Ludwig Anzengruber, wurde bald nachher das Hätſchelkind der Reſidenzpreſſe, ſie lobte jedes ſeiner Dramen mit einer temperamentloſen Wärme, von der Anzengruber ſagte: „Chemiſch heißt das, auf warmem Wege auflöſen.“ Und in der Tat. — Während die Zeitungen ſeine Dramen geſpreizt und langweilig lobten, verſperrten ſie ihnen den Weg zu den Bühnen, indem ſie die Operette noch weit mehr und mit echterer Begeiſterung protegierten. Anzengruber, der größte Dramatiker und Tragiker ſeiner Zeit, iſt hierauf, um nicht zu verhungern, Redakteur eines Wiener Witzblattes geworden.

Es kam ziemlich aufs gleiche hinaus, das Wort der Preſſe konnte dieſem nicht nachhaltig nützen und dem anderen nicht nachhaltig ſchaden. Hamerling blieb der große epiſche Dichter Deutſch-Öſterreichs. Wäre dieſer Geiſt nicht ſo ſtark geweſen, die Verbitterung hätte ihn lähmen, ja endlich erſticken müſſen. Aber ſeine Antwort auf die literariſchen Mißhandlungen beſtand aus wuchtigen Werken, die er uns in den nächſten Jahrzehnten noch gab und die heute lebendig daſtehen, während von jener Clique alles ausgelöſcht iſt.

Da habe ich mit damaligen Wiener Literaten manchen Streit über Hamerling geführt, bei dem ich ſtets den kürzeren zog, weil mich allemal der Zorn übermannte, der unfähig macht zur rechten Anwaltſchaft. Das iſt mir mein Lebtag immer ſo ergangen, ob ich andere oder mich ſelbſt zu verteidigen hatte, ich ſuchte bloß die Schläge zu parieren, ſchlug aber nie ſelber drein. „Ah freili nit,“ ſpottete mich da Anzengruber einmal aus, „angreifen darf man nit, das nit, nur ſich verteidigen. Aber die beſte Verteidigung, lieber Freund, iſt die, wenn man dem Gegner den Schädel einſchlägt.“

Einmal zu jener Zeit ſaß ich abends zu Wien im „Café Grünſteidl“, ſpäterhin auch — „Café Größenwahn“

genannt, mit mehreren Kraftgenialitäten beiſammen und das Geſpräch war: Hamerling. Die Herren behandelten ihn mit der üblichen Verachtung; da rief ich, man ſolle doch einmal offen ſagen, was denn eigentlich an dieſem Manne ſo ſchlecht wäre, die Dichtung oder der Menſch.

„Beides!“ antwortete prompt ein Grünſchnabel.

„Vor allem, meine Herren, intereſſierte es mich zu hören, was Sie vom Menſchen Hamerling Schlechtes wiſſen?“

Einer der Herren kreiſchte das Wort: „Weibsbilder“.

Weibsbilder? — Er dachte wohl an die von Hamerling beſungene „Minona“, eine ältere Dame, die den Dichter ganz verſtand, ihn in ſeiner Krankheit pflegte, und mit der ihn innige Freundſchaft verbunden hat bis zu ſeinem Ende. Nun ſetzte aber bei jener Runde ſehr überlegen ein anderer bei: „Wenn ſie noch hübſch wären, aber häßliche Frauenzimmer kann man einem — Dichter nie verzeihen, der ſich ſelbſt einen Apoſtel der Schönheit genannt hat.“

„Und einen Verherrlicher des Guten,“ ſetzte ich bei.

„Ja, deſſen Helden mit ihren Müttern Liebesverhältniſſe haben.“

Der Fant ſpielte dabei auf ‚Nero‘ in „Ahasver“ an.

Naiv und blöd fuhr ich drein, wie dumm das ſei, den Dichter für die ſubjektive Unſittlichkeit ſeiner Geſtalten verantwortlich machen zu wollen, während der Epiker doch nicht ſich, ſondern andere Menſchen — objektiv darzuſtellen habe. So könne und müſſe gerade der ſittliche Dichter auch das Laſter zeigen in ſeiner Überſättigung nahe dem Punkte, wo es ſich erbricht. Dieſe Abſicht iſt im Ahasver wörtlich und deutlich genug ausgeſprochen für den, der es verſtehen will. — „Aber, mein Herr,“ ſchloß ich, „ich will wiſſen, was Sie gegen Hamerlings Perſon einzuwenden haben?“

„Mein Gott,“ verſetzte hierauf der Gegner mit läſſiger Überlegenheit, „ich weiß ja nicht, ob Herr Hamerling etwas geſtohlen hat, ich weiß nur, daß er uns geſtohlen werden kann.“

Nun ſprang ich auf, hieb mit der Fauſt auf die ſteinerne Tiſchplatte, daß die Taſſen klirrten, und ſchrie wütend: „Ihr ſeid ein gottverflucht niederträchtiges Geſindel!“ — und dann ſtürmte ich zur Tür hinaus. Dort hörte ich noch, wie einer lachend rief: „Herr Markör, geben Sie acht, ich glaube, da iſt einer mit der Zeche abgefahren.“

Meine Kaffeehausehre wurde allerdings zwölf Stunden ſpäter wiederhergeſtellt, die Ehre Robert Hamerlings aber hielt ich — bei kühlerer Überlegung, für beſſer gewahrt, wenn ich ſie jener Bande gegenüber nie wieder verteidigte.

Der Wiener Zeitungsgeiſt hat ſich ſeither ja weſentlich gebeſſert und er trachtet an Hamerling manches wieder gut zu machen.

Wie ſehr aber damals Hamerling doch darunter gelitten hat, das wußten ſeine intimen Freunde; ſie allein verſtanden manches ſeiner Worte, das der Welt wie eine ſarkaſtiſche, launige Bemerkung erſchien, in Wahrheit aber der Schmerzensruf aus tiefgepeinigter Seele geweſen iſt. —

Übrigens hat ſich auch mancher ſeiner Bekannten von ihm abgeſtoßen gefühlt. Denn Hamerling war im Verkehr kühl und zurückhaltend; beim Händedruck pflegte er nur leicht die Finger zu berühren, wo mancher derbes

Schütteln erwartet hatte. Ferdinand Saar war es, der ſich darüber geradezu einmal öffentlich beklagte in einem Gedichte über den Kollegen, der „nur flüchtig ſeine Hand berührte". Saar war nämlich gekommen, um dem ungleich bedeutenderen Sangesbruder die Mängel ſeiner (Hamerlings) Dichtungen zu bekritteln. Daß der Dichter des „Ahasver" einem ſolchen Beſucher gegenüber nicht aus der gewohnten Zurückhaltung heraustrat, um ihm gerührt um den Hals zu fallen, iſt am Ende zu verſtehen. —

Mit Robert Hamerling nun ging ich an jenem Frühlingsabend ſpazieren. Einige Zeit vorher war ich mit ihm bekannt geworden und mein erſtes Büchlein war unter ſeiner Ägide ſoeben ins Land gegangen. Viele Leute grüßten uns unterwegs, mich, den jungen Mundart-Liedeldichter, mit wohlwollendem Handwinken, vertraulich herablaſſend, ihn ernſt und mit gemeſſener Ehrerbietung. Beim Hilmteich angelangt, gingen wir einmal am Ufer entlang, ſetzten uns dann an der Waldlehne auf eine ſchattige Bank und ſahen der munteren Jugend zu, die mit ihren ſchmalen Schiffchen um die Wette ruderte. Wir ſchwiegen, denn es war ſchon damals manchmal, als hätten wir uns gegenſeitig manches zuzuſchweigen — eine oft weit beredtere Sprache als die der Worte.

Plötzlich ſagte aber nun Hamerling: „Haben Sie ſich unterwegs auf dem Spaziergange hierher nichts Beſonderes gedacht? Wirklich nicht? Ich will es Ihnen ſagen, was Sie ſich gedacht haben. Sie haben mich um die tief abgezogenen Hüte beneidet, die ſich vor mir ſo ehrerbietig neigten."

„Aber, Herr Profeſſor — beneiden!"

„Wie, leugnen wollen Sie das? Entſchuldigen wollen Sie ſich? Daß Sie mich um die ehrerbietigen Grüße beneiden, trage ich Ihnen gar nicht nach. Beneide ich doch auch Sie um die vertraulichen, freundlichen Grüße, die Sie eingeheimt haben. Allerdings mit gleichem Rechte als ich die meinen. Mir zollt man Achtung. Gut. Zu einem Achtungserfolge habe ich's doch gebracht, während Sie bereits der Liebling des Volkes ſind. Der Liebling des Volkes! Stand es nicht ſo zu leſen im geſtrigen Morgenblatt? Ich hoffe, Sie werden überzeugt ſein, daß ich über die Anerkennung, die Sie ſo ſchnell gefunden, mich vom Herzen freue. Es iſt einer jener ſeltenen, reinen Erfolge, denen man ſich mit der ganzen naiven Glückſeligkeit der Jugend hingeben mag. Aber lieber Roſegger —," er zuckte ein wenig ab, er zwängte ſeinen Zwicker auf die Naſe, ſchaute über das Waſſer hinaus, ſchaute mir mit ruhigem Ernſte ins Geſicht und fuhr dann fort: „Dieſes Ihr erſtes Glück weckt in mir für Sie das erſte Mitleid. Ich bin wahrlich von der Kritik nie verwöhnt worden. Zu einem Liebling des Volkes, mein Gott, ſo hoch habe ich mich in meinen kühnſten Träumen nicht verſtiegen. Und doch — ſelbſt einem nicht verwöhnten Herzen, wie wehe tut die Bosheit!" — Er ſchwieg, das weitere konnte ich mir ſelbſt dazu denken. Er wollte mir ſagen, geben Sie acht, auch an Sie kommt die Zeit. „Sie müſſen ſogleich anfangen," ſprach Hamerling weiter, „Sie müſſen heute ſchon anfangen, Schilde zu ſchmieden gegen die Pfeile, die auf Sie lauern. Sie haben mit Ihrem erſten Büchlein einen Erfolg erzielt. Wiſſen Sie auch, daß dieſer weniger dem Dichter gilt, als dem jungen Manne, den wir erſt friſch — aus dem Walde gekriegt haben? Nicht, weil Sie ſingen wie ein Dichter, ſondern weil Sie ſingen wie luſtige Leute, die auf der Gaſſe gehen. Man nennt Sie Volksdichter. Sind's auch. Und das iſt etwas. Aber nicht drei Jahre hält das vor. Ein Volksdichter im höheren Sinne müſſen Sie werden und dann — verſtummt der Geſang vom Liebling des Volkes und es kommen die Pfeile. Die erſten noch feig aus dem Hinterhalt. Die folgenden ſchon kühner. Und dann hageldicht von allen Seiten. Auch von ſolchen, wo vorher Freunde geſtanden. Ich ſpüre in Ihnen dieſen Volksdichter, aber Ihr Kritiker von geſtern iſt allen jenen Stellen ausgewichen, wo ſich der wirkliche Dichter zeigt, und hat nur die Stellen bejubelt, wo Sie landläufig mit der Menge johlen. Die groben Späße bedachte er Ihnen mit Vorzugsnoten, die feine Satire überſah er. Das Sentimentale lobte er, den Ernſt des Lebens, der hier und da durchklingt, hat er nicht gemerkt oder nicht verſtanden. — Ich glaube, lieber Roſegger, man braucht's Ihnen nicht erſt zu ſagen: Sie gehen jetzt nicht an ein Geſchäft, Sie gehen an einen Beruf. Ob Sie nun Schwänke ſchreiben werden oder Gelegenheitsverſe, Dorfgeſchichten oder Romane, Eſſays oder Schilderungen, immer wird und muß Ihr Leitfaden ein ſittlicher Gedanke ſein. Dann wird man Sie auf der Gaſſe vielleicht einmal nicht ſo brüderlich grüßen wie heute. Sie haben das Zeug des traulichen Sichhingebens an den Erſtbeſten; dieſer Zug iſt unter Brüdern was wert, nur möchte ich Sie aufmerkſam machen, daß ein Poet nie allzu vertraut werden darf mit Philiſtern. Wir haben ja ſchon darüber geſprochen, was wir unter Philiſter verſtehen. Dieſe Philiſter haben allerhand Schmerzen, die ſie von Poeten gern beſungen haben möchten. Ihr

Trinken und Tanzen, ihr Kannegießen und Flirten, ihr Keilen und Balgen möchten ſie gern von Dichtern verherrlicht haben. Jede ihrer Todſünden wollen ſie in einem Liedel gefeiert wiſſen. Vergeſſen Sie, mein Freund, dieſe einzige Warnung nicht, ſteigen Sie nie herab zu dem Gemeinen.“

Hamerling ſchwieg. Mir ging's kalt über den Rücken, als ob ein Geiſt aus höherer Welt zu mir redete. Die Rede war ſo ernſt, daß ich nachher beklommen fragte, ob in meinem Büchlein nicht doch etwas Unrechtes enthalten ſei. Da ſagte er: „Ich ſpreche jetzt nicht von Ihrem Büchlein, ich ſpreche vom neuen Sockel, auf dem Sie als Liebling des Volkes ſtehen. — Junger Freund!“ — und damit faßte er zögernd meine Hand, was er bisher nie getan hatte — „wenn Sie von jenem Sockel wieder herabgeſtürzt werden, ſeien Sie nur nicht allzu traurig. Gewöhnen Sie ſich's an, ſchon von heute ab, da die Sonne der Volksgunſt ſo warm ſcheint, dieſe Gunſt für das zu halten, was ſie iſt — für Aprilwetter. Und ihr zuliebe nie, *nie* etwas zu tun, was mit Ihrem Gewiſſen nicht ſtimmt. Seien Sie mir nicht böſe, daß ich mit Ihnen darüber geſprochen habe. Schaun's, ich mußte es tun, Sie haben ja ſonſt niemanden, der es Ihnen ſagt. — Und nun wollen wir nach Hauſe gehen, es wird kühl.“ —

So ähnlich hatte er an jenem Abende zu mir geredet, er, den ein Teil der maßgebenden Preſſe ſeines Vaterlandes jahrelang wie einen Menſchen behandelte, der weder wegen literariſchen Könnens, noch wegen ſittlicher Veranlagung ernſt genommen zu werden verdient.

Robert Hamerling iſt nun ſeit 24 Jahren tot, doch in mir lebt er noch perſönlich. Ich habe geſagt, daß er mein Lehrer geweſen, das bezieht ſich nicht ſo ſehr auf den literariſchen Einfluß, den er auf mich genommen. Wohl hat er mir auch literariſch manchen wertvollen Wink gegeben, in der perſönlichen Anlage aber mich nie zu beeinfluſſen geſucht.

„Ich würde ja vielleicht manches anders machen, als Sie es tun,“ ſagte er einmal. „Aber ich bin nicht Sie und Sie ſind nicht ich, Sie ſind für ſich ſelbſt einer.“

Ich habe von ihm Geduld im Leiden gelernt. Ferner habe ich von ihm gelernt, aber vielleicht nicht vollkommen gelernt, wie der Dichter ſich zur Kritik und zum Publikum zu verhalten hat. Seine Prophezeiung wegen des „Aprilwetters“ hat ſich bei mir bisher doch nur teilweiſe bewährt. Stürme kamen auch über mich. Und da will ich denn von einer zweiten Stunde mit Hamerling berichten, die mir unvergeßlich geworden iſt.

In den achtziger Jahren war ich noch ein ſehr dummer Junge. Nachdem ich damals ſchon eine Reihe von Jahren öffentlich tätig geweſen und beſtrebt war, meinem Heimatlande zu nützen, wo und wie es anging, kam hinterher richtig auch der Teufel mit der langen giftigen Zunge. Es hatte ſich ein kleines Konſortium zuſammengetan mit dem löblichen Programm, das Wirken des heimiſchen Poeten zu verhöhnen, zu verdächtigen und ihn perſönlich zu verleumden. Ich habe ja mein Lebtag nicht nach Dank ausgeſchaut, das wäre ein undankbares Geſchäft; man ſollte ſich's im Gegenteile angewöhnen, jedem, dem man Gutes tun konnte, als ſeinen ſpäteren Widerſacher zu betrachten, ohne Arg und Entrüſtung, weil es ja einmal ſo der Lauf der Welt iſt. Doch jene plötzlichen, aus der Luft gegriffenen Feindſeligkeiten, die mündlich, ſchriftlich, journaliſtiſch, juridiſch ſich zu einer ſyſtematiſchen Verfolgung entwickelt hatten, waren mir einfach unfaßbar. Durch körperliches Leiden ohnehin herabgeſtimmt, wurde ich beinahe gemütskrank. Ein guter Bekannter ſagte mir: „Ihr Schriftſteller habt es in ſolchen Fällen leicht, ihr könnt euch öffentlich verteidigen.“ Das konnte ich eben nicht, das mir zugefügte Unrecht drückte auf mich mit ſolcher Gewalt, die Leidenſchaft der Entrüſtung, des Haſſes war ſo mächtig, daß ich nicht imſtande war, weder mündlich noch ſchriftlich ein Wort hervorzubringen, das mir als Verteidigung auch nur im entfernteſten genügt hätte. Wenn's um das Tiefſte in mir ging, da hat mich mein ſchriftſtelleriſches Können ja immer im Stich gelaſſen, da war ich ſtummer, hilfloſer, wie der beleidigte Bettelmann, der ſich mit landläufigem Geſchrei Genüge tut. Dieſe völlige Ohnmacht währte ein paar Wochen lang. Da war's in einer Nacht, als mich Unmut und Aſthma nicht ſchlafen ließen, daß ich aufſtand, mich an den Schreibtiſch ſetzte und ein zorniges, wildes Wetter gegen meine Widerſacher hinſchrieb. In glühenden Strömen entlud ſich mein Gemüt, in heftigen Worten und mit draſtiſchen Beiſpielen widerlegte ich die Entſtellungen, Verdächtigungen und Verleumdungen, bewies in bebendem Grimme, wie ſehr mir unrecht geſchehen und appellierte feierlich an den Rechtsſinn meiner Landsleute, der da Richter ſein ſollte.

Jetzt war mir leicht. Jetzt konnte ich ſchlafen. Am nächſten Morgen war mir gar zuverſichtlich zumute und ich reiſte von meinem Landaufenthalt nach Graz zu meinem Freunde Robert Hamerling. Mit ihm hatte ich natürlich über die Sache ſchon Briefe gewechſelt; er war auf das entſchiedenſte an meiner Seite geſtanden und hatte die Handlungsweiſe meiner Gegner zerſchmetternd verurteilt.

Den Dichter fand ich in ſeinem Stiftinghauſe, und zwar im Bette. Unter dem Drucke ſeines langjährigen Leidens abgezehrt, abgehärmt, lag er da, aber in ſeinem Auge war noch das warme, leuchtende Feuer, und ſofort wendete er ſich meinem Anliegen zu. Ich wollte ſeinen Rat haben, in welcher Art, in welchem Blatte mein flammender Proteſt veröffentlicht werden ſollte und las ihm denſelben vor mit vor Leidenſchaft fiebernder und ſtockender Stimme.

Als das Schriftſtück zu Ende geleſen war, ſaß ich da und wartete, was er ſagen würde. Er ſagte nichts, faltete über der Bruſt die Hände und ſchaute ſtarr vor ſich hin. Endlich, auf meine Frage, was er meine, wendete er ein wenig ſein ernſtes Haupt zu mir und ſagte: „Was wollen Sie mit dieſem Aufſatz?“

„Ihn veröffentlichen.“

Er ſchwieg wieder, dann ſchüttelte er das Haupt: „Veröffentlichen? Das würde ich an Ihrer Stelle nicht tun. Auf gar keinen Fall.“

Dieſes Wort des Freundes ſtieß mich zu Boden. Alſo ſoll man ſich zu Tode hetzen laſſen von der Kanaille, ſchweigend, nur ſtöhnend wie ein armer getroffener Sünder, ſo daß die Leute ſagen: Nicht mit einem Wort kann er ſich rechtfertigen! — Dieſe Augenblicke, als der edle Freund meine Waffe gegen die Verfolger mir gleichſam ſo aus der Hand nahm, ſind vielleicht die allerbitterſten geweſen in jenen mir unvergeßlichen Leidenstagen. Hamerling hatte es bemerkt, wie mir war, er richtete ſich halb auf, ſtreckte mir ſeine abgemagerte Hand entgegen und ſagte mit leiſer, unbeſchreiblich inniger Stimme, wie ſo mitleidsvoll und herzensbang ich weder früher noch ſpäter ein Wort von ihm vernommen zu haben glaube: „Roſegger! — Hab' ich Ihnen weh getan?“ Er faßte meine Hand und hielt ſie feſt und lange und wiederholte noch einmal: „Habe ich Ihnen weh getan?“ Ich war keines Wortes mächtig. Und weil er das Zittern meines Körpers merkte, ſo ſetzte er bei: „Iſt es ſo weit mit Ihrem Gemütszuſtand? Ei, damit tun Sie Ihren Gegnern zu viel Ehre an. Das haben dieſe Herren wohl ſelbſt nicht erwartet, daß ihr politiſcher Firlefanz Sie ſo niederſchmettern würde. Über einen ſolchen Erfolg würden ſie nur triumphieren. Sehen Sie denn nicht, daß das Ganze nur auf eine Reklame für den tölpelhaft verfahrenen Antiſemitismus hinausläuft? Sie ſollen Ihre Landsleute verraten haben, ſollen von Juden beſtochen ſein, ſollen Ihre Überzeugung um dreißig Silberlinge verkauft haben? Ich bin — und das habe ich Ihnen mitgeteilt und ſage es allen, die in dieſer Zeit zu mir kommen — ja ſelbſt auf das tiefſte empört über die niederträchtige Art, mit der dieſe tollen Streithähne gerade an Ihnen, dem Leidenden, Senſitiven ihr Mütchen kühlen. Wenn das deutſche Kampfesweiſe ſein ſoll, dann kaufe ich mir morgen eine tſchechiſche Grammatik, will kein Deutſcher mehr ſein. Aber im Grunde — geht's nicht hundert anderen, hochehrenwerten Männern ähnlich wie Ihnen? Leſen Sie doch einmal dieſe Fachblätter der politiſchen Verleumdung. Der Künſtler wie der Gelehrte, der Miniſter wie der Richter — jeder, der nicht ins Bockshorn dieſer Leute bläſt, wird umgebracht. Ihre milde, verſöhnende Art muß ihnen ja natürlich ein Dorn im Auge ſein, und je mehr Sie im Lande an Boden gewinnen, je lebhafter müſſen dieſe Unfriedſtifter ſchon beruſshalber Ihren Boden zu untergraben ſuchen. Vielleicht ſollte man Ihnen zu dieſen Angriffen nur gratulieren, denn dieſelben ſind ein vollgültiger Beweis Ihrer Bedeutung, der erſte, den Sie erleben. Bleiben Sie bei Ihrem Grundſatz. Tüchtiges ſchaffen, das hält auf die Länge kein Gegner aus. Und ich ſage Ihnen noch einmal, Roſegger, Sie werden ſich nicht rechtfertigen, weil Sie ſich nicht zu rechtfertigen haben. Sie ſchweigen und bleiben was ſie ſind — das iſt die einzig richtige Entgegnung. Und dann, glauben Sie mir, es kommt der Tag der Genugtuung. Rühren Sie keinen Finger, er kommt von ſelbſt. — Und jetzt, Freund, machen Sie Ihr munteres Geſicht. Ich will wieder einmal ein munteres Geſicht ſehen."

Zu einem „munteren Geſicht" wird er mich kaum gebracht haben, damals. Aber aufgerichtet hat er mich. Ganz zu ſchweigen meinen Widerſachern gegenüber, dazu bin ich allerdings zu ſchwach geweſen. Aber jene heftige Rechtfertigungsſchrift wurde nicht gedruckt. Die Tage der Genugtuung ſind ja gekommen. Die Theorie des Schweigens und Ignorierens bösartiger Angriffe habe ich ſeither beibehalten; leider oft nur die Theorie. Ein lyriſcher Menſch, der ſein Innenleben herausſagen, herausſingen, herausſchreiben und herausſchreien muß, iſt ſo gar nicht geeignet, gerade das, was ihm am tiefſten geht, für ſich zu behalten. Dazu muß man ſich mit aller Selbſtverleugnung erſt erziehen. Hinterher, das muß ich ſagen, hat das Schweigen mich nie gereut, das Reden ſehr oft. Nach Goethes Rat, daß man ſich erſt rechtfertigen ſolle, bis man beſchuldigt iſt, ſilberne Löffel geſtohlen zu haben, hätte ich mich damals wehren müſſen, denn meine Gegner behaupteten nicht bloß, daß ich Löffel geſtohlen hätte, ſondern dem Volke auch die Schüſſel, den Tiſch, das Deutſchtum und das Seelenheil.

Nun ſehe ich längſt ein, daß es eigentlich gar nichts Ungewöhnliches war, was mir widerfuhr. Das iſt eben Parteipraktik, die, um ihre Zwecke zu erreichen, alles ausſchaltet, was ſonſt an Wohlanſtändigkeit und Wahrhaftigkeit einem Kampfe den Adel verleiht. Es gibt auch andere Arten verneinender Geiſter, die nicht aus Selbſtſucht oder Bosheit, ſondern aus Beruf verneinen müſſen. Doch von ſolchen Schalken rede ich nicht, die ſollen „recht haben", damit iſt man mit ihnen fertig. Im übrigen gibt es keine politiſche, keine ſoziale, keine religiöſe, keine reformatoriſche und keine reaktionäre Partei, die nicht zeitweilig mein Gegner geweſen iſt. Manche haben mich ſo lange für ſie zu bekehren geſucht, bis ſie ſich — zu mir bekehrten.

Das Volk hat ja inſtinktiv ſeine Dichter gern. Aber es iſt ihm doch auch wieder ein heimliches Gaudium, wenn ſo ein wunderlich Menſchenkind manchmal recht zerzauſt und gegerbt wird. Man darf ſich dann nur nicht wundern, wenn ſo ein gegerbter Kerl allmählich — ledern wird.

Ich beſitze eine intereſſante Sammlung. Es ſind zwei große Laden voll. Da drinnen gibt es in Form von bedrucktem Papier lauter Pfeile, Nadeln und Meſſer, womit ſeit länger als vierzig Jahren nach mir geſchoſſen und geſtochen wurde. „Wir ſind eigentlich," ſagte Hamerling einmal, „ein paar hartgeſottene Sünder. Schon ſo oft und gründlich hingerichtet worden und leben immer noch." Denn auch er hatte ein ſolches Arſenal. Und dieſer Mann war es, der damals auf dem Krankenbette mir die hagere Hand entgegenſtreckte: Dulden Sie. Verteidigen Sie ſich nicht! Einundzwanzig Jahre lang ſind wir als gute Kameraden miteinander gegangen in Schauen und Schaffen, in Freud und Leid. Jene eine Stunde aber, am 28. September 1885, iſt mir am unvergeßlichſten.

Die Genugtuung, von der Hamerling damals geſprochen, kam ſehr bald und überreichlich. Alle meine Gegner traten zurück und ſahen ihre Torheit ein. Nur einer blieb ſtehen als grimmiger Hagen, wie er ſich nannte. Er war der Urheber der Hetze geweſen durch einen verleumderiſchen Zeitungsartikel, den er im „Oberſteirerblatt“ (Auguſt 1885) angebracht hatte und mit dem ich, in allerdings vorſichtiger Form, als beſtochener Verräter am Deutſchen Volke hatte gebrandmarkt werden ſollen. Später in die Enge getrieben, gab er den Grund an, weshalb er mich als Feind des Deutſchtums betrachten müſſe, nämlich, weil ich — Bücher in ſteiriſcher Mundart geſchrieben hätte und die Mundart ein Verderben der hochdeutſchen Sprache, alſo der deutſchen Sache ſei! — Im Verlauf der Zeit hat derſelbe Hagen noch einen andern Beweis meiner Volksfeindlichkeit zuſtande gebracht. Gelegentlich meines 50. Geburtstages beſtand nämlich die Abſicht, für talentierte junge Leute aus meinem Geburtsort Krieglach-Alpel ein Univerſitätsſtipendium zu ſtiften. Meine Meinung aber war, daß vorläufig in Alpel eine Volksſchule notwendiger wäre, als ein Univerſitätsſtipendium. Daraufhin erklärte jener kurioſe Gegner öffentlich: Ein Menſch, der Hochſchulſtipendien für ſeine armen Landsleute hintertreibe, ſei doch gewiß kein Volksfreund. — Der Mann, der ſonſt als Gelehrter gelten wollte, wußte nicht, daß man erſt das ABC lernen muß, ehe man auf die Univerſität gehen kann. —

Wie es mir mit dem Ehrgeiz erging.

Von der Süßigkeit der Ehre habe ich in meiner Jugend nicht viel zu ſchmecken bekommen. Wenn ich die Korngarben eines Tagſchnittes geſammelt oder ein verlaufenes Kalb heimgebracht hatte, ſagte meine Mutter höchſtens: „Brav biſt, Peterl!“ Der Vater war ſelbſt mit dieſer Auszeichnung vorſichtig. Dann als Lehrling war ſchon Ehre und Strafe genug, wenn der Meiſter ſchwieg. Als ich in Schrift und Bild die erſten „Kunſtwerke“ ſchuf, von denen ſchon oftmals die Rede geweſen, würde mancher gemeint haben, jetzt ſei die Ruhmesbahn eröffnet. Nun, der Beifall meines Publikums hörte ſich ſo: „Schauts den Lausbuabn on, wos der olls zwegebringt! onſechn tat mar eahms nit!“ Studenten würden für ein ſolches Lob auf Säbel fordern. Ich dachte insgeheim: Beſſer, man iſt geſcheiter, als man ausſchaut, denn umgekehrt! Und das war ſchon eine Überhebung. — In der Handelsakademie hernach wurden meine Leiſtungen angenommen, weil von dem ungeſchulten Bauernjungen „halt nichts Beſſeres zu erwarten“ war.

Juſt zur Eitelkeit hat mich alſo die „ſelige Jugendzeit“ nicht verzogen. An Ehre hatte ich auch weiter nie gedacht, mußte unter gegebenen Verhältniſſen ſchon froh ſein, ohne Schande durchzukommen. Es wurden auch noch keinerlei Möglichkeiten erwogen, als ich die berühmten Dichter Anaſtaſius Grün und Robert Hamerling kennen lernte.

In meinem 26. Lebensjahre erſchien in Graz mein erſtes Büchlein. In den nächſtfolgenden Tagen getraute ich mich kaum auf die Gaſſe, aus wonniger Bangnis, meine Bekannten und auch Fremde würden mir von allen Seiten zulaufen und ſagen, ſie hätten das Büchel ſchon geleſen. Nicht ein einziger iſt herbeigelaufen. Aber einige Zeitungen lobten ſo ſchön, daß ich Angſt bekam, ſie würden demnächſt ihr Lob widerrufen müſſen. Das geſchah wirklich in einigen Fällen. Ich fand es ſoweit ganz in Ordnung, auch wenn ſie mich zauſten und ſagten, der Lärm, den man um den aufgeſtandenen Schnaderhüpfeljodler gemacht, ſei ein übertriebener geweſen. Es wundert mich heute, daß ich, der ſonſt ziemlich Empfindliche, mir weder aus Lob noch aus Schimpf viel gemacht habe. Ich dichtete weiter, wie es in mir vorging, wie ich mußte. Ich ſchaute immer aufwärts, wohl auch um zu ſehen, ob es recht hoch und ſteil ſei bis hinauf zu Friedrich Schiller. —

Dann fing allmählich etwas Ungeahntes an.

Im Jahre 1874 wurde ich das erſtemal zum Ehrenmitglied ernannt, und zwar von einem Alpenverein. Das Diplom in goldenem Rahmen hing ich an die Wand, dorthin wo man es ſchön ſehen konnte. Zehn Jahre ſpäter wurde ich das erſtemal zum Ehrenbürger erhoben, und zwar in meiner Heimatsgemeinde Krieglach. Zur ſelben Zeit taufte ein mir perſönlich fremder Grazer Bürger ſeine von ihm erbaute und eröffnete Gaſſe mit meinem Namen. Das hat mich ſtark gefreut. Ich ging hin, um an der Ecke die Tafel zu leſen „Roſegger-Gaſſe“.

Damals war es noch neu, Lebendigen an Straßenecken Gedenktafeln zu ſtiften. Der erſte Lorbeerkranz wurde mir frühzeitig in einem Freundeshauſe bei der Mahlzeit meuchlings verſetzt. Das Töchterchen des Hauſes legte mir ihn von rückwärts auf das „lockige Haupt“. Er war noch ſo bequem klein, daß er mein Köpfel gerade ſchön umfing. Es war eine mehr ſpaßhafte Huldigung, ich nahm das heilige Zeichen aber doch mit heim und beſah im Spiegel mein gekröntes Haupt. Es ſah dem Torquato Taſſo leidlich gleich; der Abſtand meines „Zither und Hackbretts“ vom „Befreiten Jeruſalem“ war größer. — Später, beſonders auf Vorleſereiſen, gab es Kränze vom Umfang eines Schwungrades, mit Schleifen lang und breit wie Kindsfatſchen. Ich ſchmückte damit meine Stubenwände und hielt darauf, daß die Bänder mit den goldenen Widmungen hübſch den Augen der Beſucher ausgeſtellt waren. Viel ſpäter, als die Blätter ſchon raſchelten wie dürres Laub im Herbſt, ließ ich die Siegestrophäen hinausſchaffen in die hintere Kammer, auf einen Haufen zuſammen, wo ſie ſo lange liegen blieben, bis nur noch das dünne ſpießige Drahtgeflecht vorhanden war, das Dornenkronen ähnliche Gebinde. So etwas, wer genauer zuſieht, iſt hinter jedem Ehrenkranz verborgen.

Die erſten Zeitungskritiken über meine Bücher habe ich mit Gier geſammelt, die ſchmeichelhaften oft geleſen, die abſprechenden ſeltener; habe ſie in ein Buch geklebt und feierlich aufgehoben. Später tat ich die Rezenſionen, die ſo ins Haus kommen, noch ein bißchen geordnet in Mappen, noch ſpäter warf ich all derlei untereinander, bis der Kaſten voll war, ein Papierwuſt, den ich nie mehr las und auch ſonſt niemand leſen wird. Nur die polemiſchen Artikel, die boshaften, perſönlich beleidigenden legte ich beſonders und blätterte manchmal in ihnen und ließ mich ritzen und beſpritzen, damit mir dann die Ehrungen wieder um ſo beſſer ſchmeckten. Bisweilen, wenn ich heute einen Blick werfe auf die modernden Papierſtoſſe im Kaſten, fällt es mir wohl ein, wieviel ſie — auch die mißgünſtigen — einſt zur Bekanntmachung meines Namens getan hatten. — In ſpäteren Jahren erſchienen Bücher über mich, wovon mir manches äußerſt behagte, weil ich mir aus ihm faſt wie eine leibliche Perſönlichkeit vorkam, und wovon mich manches wieder zu mir ſelbſt brachte, weil es dartat, wie armſelig mein Können, wie unzulänglich mein Wiſſen, wie gering meine literariſche Bedeutung iſt. Da ſind meine Gefühle denn oft höchſt auf und nieder ſchwankend geweſen, „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt“, und ich hatte zu tun, um mich ſelbſt ſo weit im Gleichgewicht zu halten, daß meine Werke die gemäßigte Welt- und Menſchenfreudigkeit bewahrten und jenen ſtrengſten Richtern nicht allzuſehr recht gaben.

Ehrungen, die in ſolche Zeiten der Zweifel und der Mutloſigkeit fielen, haben mich immer geſtärkt und gehoben, während Anhäufung von Auszeichnungen in glücklichen Zeiten mich eher mißmutig und bange machten. War ich einmal mit einem Werk von mir zufrieden, dann taten mir auch anderer Anerkennungen wohl, ſie ſchienen mir am Platz; hingegen in Zeiten der Unzufriedenheit mit mir ſelbſt haben äußere Ehrungen mich gedrückt und verzagt gemacht, wie eine Angabe, die ich nie würde bezahlen können.

Man könnte ſagen, der Ehrgeiz ſei eine noch niedrigere Eigenſchaft als der Geldgeiz. Mit Geld könne man Gutes tun, der Ehrgeizige tue nichts, als ſich ſelbſt zu ſchmeicheln und ſchmeicheln zu laſſen. Die Ehrungen ſeien nichts anderes als Züchtereien perſönlicher Eitelkeit und rückſichtsloſen Größenwahns; der Ehrgeiz nehme allen großen Abſichten und ſchönen Taten den ethiſchen Wert. — Bei dem jetzt ſo beliebten Perſonenkultus wundert es mich nicht, daß man auf ſolche Gedanken kommen kann. Jeder wird ja gerne ſein Werk geehrt ſehen; wenn er aber ſeine Perſon verhimmelt und ſein Werk etwa ignoriert ſieht, dann iſt es ſchwer, an den Ernſt der Ehrungen zu glauben. Wir begehen gern hundertjährige Dichterjubiläen, aber die Buchhändler wiſſen zu ſagen, daß kein Exemplar der Dichtungen gekauft wird.

Derlei Gedanken waren es, die mich immer befangen gemacht hatten, wenn die Leute mich erhoben. Faſt gedemütigt fühlte ich mich. Erſt nachdem ich im allgemeinen den Sinn der Ehrungen richtig einſchätzen lernte als Ausdruck anerkennenden Wohlwollens der Mitwelt, der nicht zu beſonderen Dank verpflichtet, ſondern von der Dankpflicht befreit, gewann ich die Unbefangenheit, mich über Auszeichnungen harmlos freuen zu können.

Wir ſahen alſo: Zum Beginne der Laufbahn war wohl von „hohen Zielen“ die Rede, aber von Ehrgeiz keine Spur. Wie ſoll denn das auch ſo beſonders ſchätzbar ſein, das Königreich der Scholle verlaſſen und ein windiges Federtier werden! Aber ich mußte mich ſo und gerade ſo auswachſen, „ſagen ſie dazu, was ſie wollen“. In der Stadt nachher wehte die Luft zum Fliegen. Und als ſie ſachte anfingen, die lieblichen Formen der Anerkennung, da behagten ſie mir und es erging mir wie dem Bayern mit ſeinem Biere: Je mehr ich trank, je durſtiger wurde ich und mein Auge ſchaute aus, auf welchem Wege Ehre zu erwerben iſt. Da hörte ich eine leiſe Stimme: Halt! — Ich weiß nicht, kam ſie aus heiligen Höhen oder aus menſchlichen Tiefen. Halt! rief es, wenn du auf dieſem Wege weitergehſt, ſo kommſt du auf die Alltagsfläche, zur Liebedienerei, zur Handlangerei für der Philiſter Schwächen und Begierden, zum Parteigötzen, du findeſt eine Menge Leute und verlierſt dich ſelber. Wer nach Ehre jagt, der begibt ſich in die Knechtſchaft der Menge und muß nach ihren Pfeifen tanzen. Der Ehrgeiz iſt nicht die hochgemuteſte, nein, ſie iſt die untertänigſte aller Leidenſchaften. Der Stolze wird auf andere verzichten, um ſich ſelbſt zu behalten. Bleibe du im Gerichtsſprengel deiner ſelbſt, laß dir von niemandem gebieten, als von dir ſelbſt. Sei zu ſtolz um nach Ehre zu haſchen!

Ehre iſt das Gelten eines Menſchen bei Lebenszeit. Ruhm iſt das Gelten, das ihm die Nachwelt zuerkennt. Egoiſtiſche Triebe ſind beide, der Ehrgeiz wie der Ruhmgeiz, denn ſie feiern nur die eigene Perſon und ihren Ruf. Wenn dieſer Trieb die Haupttriebfeder zu großen Taten iſt, dann mögen ſolche Taten zwar auch gemeinnützige ſein, ſind aber ethiſch nicht viel wert. Der Altruismus, das Leben für andere, für alle, verlangt, daß das Wohl der Menſchheit der Ruhmluſt des einzelnen, des Leiſtenden, vorgezogen werde. Der Altruiſt wird auch dann für das allgemeine Wohl arbeiten, wenn er dafür von ſeinen Zeitgenoſſen verfolgt, von der Zukunft ſein Name nicht genannt wird. Daß der Name in Vergeſſenheit gerät, das macht ihm nichts, wenn nur ſein Werk lebt. Seine Nachkommen werden nicht aus dem Ruhme des Vorfahren etwas gewinnen können, wohl aber aus deſſen bleibendem Werke.

Er, der Erdgewordene, weiß ja doch nichts mehr, ſpürt ja doch nichts mehr davon, wenn in aller Welt ſein Name widerhallt. Aber da ſein Ich möglicherweiſe neu geboren in der Menſchheit weiterlebt, ſo kommt er ja ohnehin ſelbſt zum Mitgenuſſe ſeines voreinſt geſchaffenen Werkes; hängt ein Name dran, ſo ſpricht er ihn aus wie jeden andern der vergangenen Wohltäter, ohne zu wiſſen, daß er es — ſelbſt geweſen. — Wo bleibt da für das Individuum der Wert des ſogenannten Nachruhms! — So kann der Kraftmenſch in höherem Sinne ſagen: Ich verlange keine Ehre, denn ich ſchaffe für meine eigene Zukunft.

Mit dieſem Ewigkeitsmaßſtab kann unſereiner nicht gemeſſen werden. Wir Kleinen, wir Dazwiſchenſtehenden, die für die alte Welt zu ſpät und für die neue zu früh gekommen ſind, wir Brückenarbeiter müſſen zufrieden ſein, wenn es uns gelingt, das Tieferſinken der Traſſe zu verhindern, unſere Mitlebenden in der Not des Daſeinsſtreites zu laben, zu ermutigen, ihr Auge manchmal nach dem Hochziele zu lenken. Das Gelabtwerden mit zeitläufigen Humoren und Heiterkeiten laſſen ſie ſich gerne gefallen, dafür ſind ſie dankbar, dafür bieten ſie Ehre; für Hinweiſe auf das Hochziel ſind ſie ſchon weniger geſtimmt, ſelbſt wenn in künſtleriſcher Schöne die erhabenen Urbilder vor ihre Seele geſtellt würden. Dafür haben ſie ſelten eine andere Ehre, als — ehrerbietiges Schweigen. Wenn man alſo ſieht, daß weniger dem Großen, vielmehr dem Mittelmäßigen der reichſte Beifall, die glänzendſten Ehren zuteil zu werden pflegen, ſo wird man nachdenklich, wenn über das eigene Haupt der Strom der Auszeichnungen ſich allzu reichlich ergießt. Solche Ehrungen haben alſo doch das Gute, daß ſie beſcheiden machen, daß ſie einen, der vielleicht in hoffärtigen Gedanken ſchwelgt, daran erinnern, was er iſt, wohin er gehört und was ihm gebührt: Der Ruhm des Tages, weil ihm der des Jahrhunderts nicht zukommt. —

Derlei loſe Betrachtungen wurden mir oft beſtärkt, wenn ich ſah, wie viele Opfer an Seelenfrieden, Menſchenleben und — Ehre der Ehrgeiz fordert. Selbſt wirkliche Ehre vermag der Ehrſüchtige hinzugeben für ſeine eingebildete. — Über das koſtbare Gut der bürgerlichen Ehre iſt mein Ehrgeiz im Ernſte nie weſentlich hinausgekommen. Was mir trotzdem an außergewöhnlicher Ehre geſchenkt wurde, das genieße ich endlich in ruhiger Freude, ohne daß es mich zu hochmütig oder zu demütig machen könnte.

Nebenbei geſagt.

Ich habe Liebe gelebt und Liebe geſchrieben, und weiß nicht was ſie iſt. Das was man von ihr kennt, getraut man ſich nicht deutlich zu ſagen. Dort, in meinen Jugendzeiten nannte man ſie „Sünde", die nur in der Ehe den Namen ablegt. In den Romanen und Gedichten heißt es, daß „Liebe" auf dieſer Erde das einzig Göttliche ſei. Gemeine wollen wiſſen, daß ſie hin und her pendle zwiſchen tieriſcher Brutalität und unfruchtbarer Lüſternheit. — Über *meine* Liebe bin ich zwar im reinen, ein paar loſe Gedanken ſollt ihr wiſſen. Das verlangt die Aufrichtigkeit dieſes Buches.

In meinem Vaterhauſe iſt von Liebe nie anders geredet worden, als im Sinne der Nächſtenliebe. Ich glaube, daß der zehnjährige Bub ſogar die Schnaderhüpfeln in dieſem Geiſte verſtanden hat. Er ſah, wie die jungen Leute miteinander ſcherzten, und dachte, ſie ſind halt luſtig. Wenn einmal ein Wort oder eine Geſte von der Mutter „garſtig" genannt wurde, ſo wandte er ſich davon ab, ohne darüber zu denken. Wenn er den Haustieren im Hof oder auf der Weide bei der Weiterſchöpfung ihrer Gattung zuſchaute, ſo war es eben ein Spaß der Tiere, der weiter nichts bedeutete. — Dieſe Unbefangenheit, auch als ich ſchon Wahrheit wußte, dauerte bis zum Herannahen der eigenen Reife. — Und wenn die Reiſe eintritt, bewahrt die Natur noch lange ihr Kind und erlöſt es gleichſam im Schlaf von unbewußter Laſt.

Ich bin mit mancherlei Leidenſchaftlichkeiten ausgeſtattet worden, aber die Liebeswoiſelei und die Liebesraſerei, mit der ſo viele ihre Mitmenſchen beunruhigen, iſt mir gnädig verſagt geblieben. In eheloſer Zeit ſumpfen wir ja alle mehr oder weniger eifrig auf nicht öffentlich geſtatteten Fußſteigen. Ein paar kompakte Torheiten habe ſchon auch ich gemacht; nein, da ſtehe ich nicht zurück. Wenn mir ein Mädchen gefiel, dachte ich vor allem ans Heiraten. Zuerſt heiraten, dann weiteres. Nach dieſer Ordnung ſtand ich ſtets in Gefahr, vor dem eigentlichen Verlieben mich zu verloben. So habe ich mich tatſächlich einmal zur Hälfte, einmal zu dreiviertel verlobt, ohne daß ich aus landläufiger Urſache das Heiraten ſchuldig geworden wäre. Das eine Mal wurde mir die Löſung von dem Mädchen nahegelegt, das andere Mal nahm ich ſie auf mein Gewiſſen. Ich hatte wohl zum Teil unrecht und es iſt Leid entſtanden; aber beide der Verehrten haben ſich ſpäter glücklich verheiratet und aus unſerer mißratenen Liebe iſt ein freundliches Gedenken geworden, das von keiner anderen Schuld, als der einer gedankenloſen Jugendeſelei belaſtet iſt.

Vor allem aber — das darf der gewiſſenerforſchende Greis ſagen — dem Weibe eines andern hat ſich ſein Weg nie genähert; da hätte er es immer noch eher verantwortet, jemandem einen Sack Korn zu ſtehlen, oder einen Zehnguldenſchein aus der Brieftaſche. Man hat in unſerer Waldgegend von Verbrechen mancher Art gehört. Ehebruch? So etwas ſoll nur einmal vorgekommen ſein — dasſelbige Haus blieb verachtet.

Ein Wegkamerad hatte mir gerne geraten, recht viele Weiber kennen zu lernen und zu lieben, um ein guter Dichter zu werden. Ich habe auf dieſe Schulen verzichtet. Wegsher habe ich mir aber doch ſo viel Erfahrung geſammelt, daß eines Tages jenes Kapitel geſchrieben wurde, welches im Buche „Allerlei Menſchliches" unter dem Titel „Liebe und Ehe" kopfſchüttelnde Leſer verurſacht hat. — Wenn mich ein Beichtvater um nähere Umſtände fragen wollte — an Dorfgaſſeln in Samstagnächten, Almwanderungen, Aufenthalt in Großſtädten erinnernd — ſo wäre ich am Ende in derſelben Verlegenheit wie das Bauernbübel, dem am Beichtſtuhl zu wenig Sünden einfallen. Vorhanden werden ihrer ja ſein, aber einfallen tun ſie einem nicht. Als ich im Leben ſtand, da habe ich viel Liebe geſehen und viel Liebe gedacht. In hundertfachem Reigen. Sie ließ ſich von mir beſingen, beſchreiben, ohne beſonderen Schaden zu tun. Obſchon mich ein ſchwäbiſcher Mönch einmal in allem Ernſte aufgefordert hat, die Alimenten zu zahlen für einen, der von meinen Liebesgeſchichten verführt worden ſei.

Anſonſten hatte ich zur Liebe ſelten Zeit. Große Eindrücke und große Abſichten verſlauen dazu auch die Stimmung. Auf ſchönen Reiſen, unter der Spannung größerer Arbeiten, unter der Laſt von Pflichten ſind meine Sünden nicht zu finden; auch bei ſchönen edlen Frauen nicht — je mehr ſie mich ſeeliſch innerten, je weniger meldete ſich die Verſuchung. „Zum Sündigen eignen ſich die Gemeinen beſſer", hat einmal einer geſagt. — Der Liebesqualität wegen könnte man den Verliebten fragen: Rühmſt du dich der Liebe? Schämſt du dich ihrer? Haſt du Ehrfurcht vor ihr? Der Unzüchtige rühmt ſich, der Unſchuldige ſchämt ſich — der wahrhaft Liebende hat Ehrfurcht.

Das eine darf geſagt werden, ich habe keiner das „Lebensglück zertreten", keiner „das Herz gebrochen". Von allen, die mich „nicht kriegten" hat ſich jede getröſtet, und wahrſcheinlich recht leicht.

Es gab Zeiten, da ich triumphieren zu dürfen glaubte über ſonſt viel herriſchere Dichterkollegen, die unter der Tyrannei Kupidos immerfort gar erbärmlich wimmerten und nichts mehr im Kopfe und im Blut zu haben ſchienen, als Mädeljägerei und Weibsgelüſte. — Aber, dann kamen ſchon andere Zeiten, die mich demütig machten. Man will eine Lebensgefährtin und ſucht nur das Weib. Das iſt gefährlich. Als bei mir die Rechte erſchien, ſah ich zunächſt nicht das Weib, ſondern den ſympathiſchen Menſchen, der mir einzig gut iſt, dem ich einzig gut bin, mit dem ich zuſammen ſein möchte immer und immer. Und dann erſt, bei dem Zuſammenſein mit dieſem Menſchen iſt ſachte die Liebe gekommen, die es offen ſagte, was ſie meint.

Soll das ein Bekenntnis ſein? Iſt das alles? Nebenbei geſagt, mehr wüßte ich kaum anzudeuten. Sollte ich in der Jugend wirklich etwas verſäumt haben, ſo hat Amor, der ſtreng rechnende Bub, es mir für ſpätere Tage gutgeſchrieben.

Meine Frau Anna.

In meinen Lebensbüchern ſtehen viele Grabmäler. Gott ſei Dank, daß ich wieder einmal von jemandem reden kann, der noch da iſt und ohne deſſen Daſein ich für mein Leben nicht fünf Groſchen gäbe. Ich ſpreche von der Frau, die ſeit 34 Jahren meine Gefährtin iſt. Sie muß ſich gefallen laſſen, mir zuliebe, daß in dieſen Erinnerungsblättern angedeutet wird, was ſie mir geworden.

In dem Aufſatze „Mein Weib" (Weltleben I) habe ich erzählt von der längſt Entſchwundenen und wie das Andenken an ſie mit mir in ſtummer Pietät ſo ſchön und edel hochgehalten wird von der, die der Himmel mir an ihrer Statt zugeführt. Beiſpiele von ſolcher Frauenhoheit und ſolchem Herzensadel wird man nicht oft finden.

Einige Jahre nach jenem Verluſte war ich zu Gaſte geweſen im Sommerhauſe einer Wiener Familie Knaur bei Krieglach. Ich ſuchte mich mit allerlei Arbeiten zu zerſtreuen; ſo gab ich zur ſelben Zeit, vom Magdeburger Buchhändler Baenſch veranlaßt, die Schriften des Tiroler Dichters F. J. Lentner neu heraus. Da geſchah es nun, daß bei Beſorgung der Korrekturbogen mir das kaum erwachſene Haustöchterlein Anna behilflich war, indem ſie mir das Manuſkript vorlas, während ich den Satz prüfte. Sie las ſo ausdrucksvoll, daß ich ihr daraufhin einmal ins Auge ſchaute. übrigens ging es dabei gar kühl und förmlich her, und es war kein dämmernd Ahnen, daß wir zwei ein paar Jahre ſpäter ein Ehepaar ſein würden. Am 1. Mai 1879 in der Pfarrkirche zu Krieglach hat Anna Knaur ſich mir fürs Leben anvertraut. Ein neunzehn Jahre junges Mädchen einem ſechsunddreißig Jahre alten Witwer mit zwei Kindern von fünf und vier Jahren! Hat ſie es bedacht, habe ich es bedacht, welche Möglichkeiten für Konflikt und Leid in dieſen Tatſachen liegen können? Dazu kam, daß Anna von der reichlicheren Lebensführung eines Wiener Bürgerhauſes herabſtieg in die einfache, allem Luxus abgewandte Häuslichkeit eines deutſchen Poeten. Dazu kam ferner ein hochgeſpannter Idealismus, ein bewegſames Temperament des zarten Weſens, das jede Unebenheit, jede Enttäuſchung beſonders heftig empfinden mußte. Es war ein Wageſtück! — Die Zeit der Prüfung kam bald, die junge Frau war tapfer und voller Pflichteifer, ich merkte, wie ſie heimlich litt, ich litt mit ihr und konnte nichts ändern. Aber die Liebe, die echte, mit der das Mitleid iſt, die alles überwindet, ſie hat geſiegt.

Die Herzens- und Geiſteseigenſchaften dieſer Frau liegen nicht auf der Oberfläche. Da zeigt ſich eher ein herbes, ſenſitives Weſen, das die Widerwärtigkeiten des Tages doppelt grell fühlt und leidenſchaftlich darauf reagiert. Man muß ſie in unterſchiedlichen Lebenslagen geſehen haben, um das Goldherz zu erkennen, die Güte, die Verläßlichkeit, die Opferbereitſchaft, deren dieſe Frauenſeele fähig iſt. Wenn ich — der ſo oft als „gut" geprieſener Menſch — auch nur annähernd ſo gut wäre, wie meine Frau Anna! Sie zankt wacker, wenn es ſein muß oder auch nicht ſein muß, aber ſie hilft, wo es ſein kann oder manchmal auch faſt nicht ſein kann. Hierin mutet ſie ſich und muten andere ihr oft mehr Kraft und Möglichkeit zu, als billig iſt, das Fazit hat ſie manchmal mit ihrer Geſundheit zu zahlen. Sie iſt den Stimmungen der Sympathien und Antipathien unterworfen, aber im entſcheidenden Augenblick ſiegt das Rechtsgefühl — eine bei Frauen nicht allzuhäufig vorkommende Eigenſchaft.

Wie radikal und gediegen hat Frau Anna meine Häuslichkeit gebaut. Viele Jahre lang allerdings hat ſie dazu gebraucht, Drängen und Liſte waren nötig, mir Gewohntes gegen Geſchmackvolleres zu vertauſchen, bis eine einfache aber ſtilrichtige Einrichtung des Hauſes die Bewohner erfreute. Ein paar alte, bewußte Ölfarbendruckbilder haben ſich freilich bis heute an der Wand behauptet als Zeugen einer frugalen Jugend. Frau Annas Regime wäre geeignet ein Rittergut zu beherrſchen, um ſo gründlicher und umſichtiger verſorgt ſie Poetenhaus und Garten. Und auch das nicht zu vergeſſen, daß ſie mir bei manchen gemeinnützigen Vornehmungen ein beratender und ermutigender Kamerad geweſen iſt. Und daß ſie, mich völlig entlaſtend, alle häuslichen Sorgen allein trägt, mir das Heim ſo ſchön und behaglich als möglich macht, das iſt ihre kräftige Mitarbeit an meinem Beruf, der Losgelöſtſein vom Alltag und geiſtiger Sammlung bedarf.

Ihr feiner Geſchmack in Kunſtdingen, ihr Intereſſe für Altertümer einerſeits und moderne Entwicklung anderſeits hätten etwa größere Reiſen bedingt; die ſind leider nicht gemacht worden. Der Geſundheitszuſtand, der bei mir zumeiſt elend, bei ihr nicht feſt war, hat uns die Anſtrengungen und Widerwärtigkeiten größerer Fahrten und zweifelhafter Unterkünfte nicht wagen laſſen. Eine Reiſe durch Oberitalien und Tirol, ein paar Seefahrten auf dem adriatiſchen Meere, eine ſchnelle Vorleſetour durch Böhmen und Norddeutſchland, ein vierzehntägiger Aufenthalt in Tirol, Alpenfahrten und Bergwanderungen in Steiermark und Kärnten — das war ſo ziemlich alles, wodurch wir gemeinſam die weite Welt angeſchaut haben. Ich hätte unterwegs an Kunſtverſtändnis und Geſchmack von meiner Begleiterin ſchon was lernen können, wenn es überhaupt möglich wäre, ſolche Sachen von außen in eine Seele zu ſchütten, die mit anderen Dingen vollgerüttelt iſt. Doch genieße ich ja täglich mit dankbarer Freude eine Häuslichkeit, die von dem feinen Sinn der Hausfrau ſo freundlich ausgeſchmückt und ſo muſterhaft in Ordnung gehalten wird. Mir erſetzt das die große Welt, während meine geiſtesrege Anna freilich nicht von ihr geſättigt iſt. Aber auch ſie findet ihr Genügen an den nimmermüden häuslichen Schaffen und Sorgen im kleinen wie im großen, in muſterhafter Verwaltung deſſen, was ich in meinem Berufe erwarb und womit ſie den Haushalt zu decken verſtand. Ein bißchen weniger Schaffenseifer ihrerſeits, ein bißchen mehr ſich gehen laſſen zu ruhiger Erholung, beſonders im Freien könnte in unſerem Leben jene Kunſtharmonie krönen, von der die Kunſtwerke aus Menſchenhand nur Symbole ſind.

Aber auch dieſe gemeinſamen Erholungsſtunden auf dem ſtillen Lande wollen uns nicht gegönnt ſein. Es kam jene unluſtige Zeit, da ich — um meines Bruſtleidens wegen alles Sprechen zu vermeiden — meine Spaziergänge und Landfahrten allein machen mußte. So habe ich frühzeitig auf das Glück, mit Weib und Kind Natur zu kneipen, verzichten müſſen. Anfangs empfand ich die Vereinſamung bitter hart, aber es gewöhnt ſich alles, und der Lieben aus kleiner Ferne zu denken iſt oft faſt noch ſüßer, als ſie mit allen ihren bewegſamen Sonderneigungen an der Seite zu haben.

Unſere ſeeliſchen Verſchiedenheiten ſind ungefähr ſo, daß ſie zuſammen eine Einheit geben. Das merke ich allemal beſonders dann, wenn mir etwas auf dem Herzen liegt, ob Schweres, ob Frohes. Gerade bei letzterem muß ich ſchnurſtracks zu Frau Anna laufen und es ihr mitteilen und erſt dann, wenn ſie dasſelbe mitdenkt und wenn ſie ſich mitfreut, wird es ganz mein eigen. Kummer bei ihr ablaſten können, iſt freilich auch gut, aber iſt es auch edel, den geliebten Menſchen zum Leide einzuladen?

Frau Anna verſtand es ſtets beſſer, mich mit Angelegenheiten zu verſchonen, die eher zu beleiden als zu beheben ſind. Der ſchaffende Poet mochte ihr dafür Dank wiſſen, der Gatte und Freund aber hatte darob manche Stimmung der Abgegrenztheit, ja faſt der Vereinſamung zu bekämpfen.

Heldenhaft hat Frau Anna ſich in Tagen meiner ſchweren Krankheiten bewieſen. Da war ſie nicht etwa bloß die liebevolle Tröſterin, die lächelnd am Bette ſitzt, den Kranken an der Hand hält und ihren Kummer zu verbergen weiß; da war ſie die nimmer ruhende, ſich aufopfernde Pflegerin, die ſtark und klug Tag für Tag das Richtige tat und veranlaßte, um das Leiden zu mindern, die Heilung zu fördern. Ich merkte wohl, wie ſchwer ſie trug, aber ihr Mut hob mich der Geneſung zu; in ihrer Nähe, ſo war mir, könne mir nichts geſchehen. — Kleine Widerwärtigkeiten können dieſe Frau leicht erregen und nervös machen, in wirklicher Not und Bedrängnis hat ſie nie den Kopf verloren, hat mit zielbewußter ruhiger Energie angepackt und ſtets das Richtige durchgeführt. Da iſt ſie einfach bewundernswürdig; in dieſen Zeilen das erſtemal habe ich den Mut, ihr das zu ſagen — jede ſentimentale Note vermeidend, denn damit würde ich bei Frau Anna ſchlecht ankommen.

Nicht anders aufopfernd iſt ſie für die Kinder, wobei ſie in wichtigen Dingen das Wohl der beiden älteren ebenſo gewiſſenhaft wahrt, als das ihrer eigenen drei. Nicht ſelten iſt es geſchehen, daß auch dieſe älteren Kinder ſich hinter die Mutter ſteckten, wenn ſie bei dem nicht immer willfährigen Vater was erreichen wollten, und daß die Mutter mit derſelben Wärme, wie für die jüngeren, ihre Fürſprecherin war, wie ſie ja überhaupt an deren Geſchicken den gleichen liebreichen und beſtändigen Anteil nimmt. (Wie dieſe Frau ſich zum Andenken an die Frühverſtorbenen verhält, das iſt im erſten Band von „Mein Weltleben“ ſchon geſagt worden.) Es hat ja wohl auch Gewitter gegeben, wovon der ſchönſte Sommer nicht verſchont ſein kann, aber es iſt nicht ein einziges Mal geſchehen, daß etwa der älteren eines bei mir über die „Stiefmutter“ geklagt hätte. Das Wort iſt niemals ausgeſprochen worden. Ein Glück für mich, wofür ich dem Himmel nicht genug danken kann, daß die fünf Geſchwiſter untereinander in treuer Neigung zuſammenhalten und miteinander ebenſo zur Mutter ſtehen. Auch darüber wird nicht geredet. Wie die älteſte Tochter beſtrebt iſt, im Haushalt der Mutter eine Stütze zu ſein, ſo trachtet die jüngſte mit kluger Beiordnung, Lernensfleiß und ihrem heiteren Sonnenſchein der Mutter Geſicht zu erhellen.

Vielleicht, daß man Frau Anna für ſolches Familienglück, wie es uns ſeit vielen Jahren beſchieden iſt (o Gott, erhalte es uns!), ein bißchen von ſtimmungsmilder Beſchaulichkeit wünſchen dürfte. Denn dazu fehlt ihr einigermaßen das Talent. Sie iſt eben ein Mann der Tat, der im Leben deutlicher die Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit ſieht, als die oft mehr verſteckten Vorzüge, und der gerade darin die Notwendigkeit erkennt, das Ungenügende zu verbeſſern. Ohne dieſe kritiſche Ruheloſigkeit würde wenig Tüchtiges geſchaffen werden. Aber dieſe ſchöpferiſche Bewegſamkeit iſt es auch, die manchen eine friedliche, behaglichere Schönheit des Daſeins verſäumen läßt. Redlicher als Frau Anna hätte ſelten jemand Urſache, ſich des Dankes zu freuen, den ſie um Gatten und Kind, um die Familie im weiten Kreiſe, um zahlloſe andere, denen ſie in ihrer Weiſe Gutes getan, erworben hat.

Noch Eins von den Kindern.

Über meine fünf Kinder, über die vier Enkel und ihre Art in den kindlichen Jahren habe ich viel geſchrieben. Teile davon finden ſich im erſten Bande des „Weltlebens“ und in anderen meiner Bände zerſtreut, endlich geſammelt in dem „Buch von den Kleinen“ (Leipzig 1911). Dann lag in meiner Mappe noch ein Stück etwa aus dem Jahre 1898, „die Himmelfahrt“ genannt, in dem ein paar bezeichnende Unterſchiedlichkeiten und Eigenarten der heranwachſenden Jugend zwar ein wenig phantaſtiſch, aber ſonſt nicht übel angedeutet ſind. Es kann hier beigelegt werden.

Die Himmelfahrt.

Wir ſaßen im dunklen Zimmer ganz nahe beiſammen, meine kleine Martha und ich. Im Hauſe war’s ſtill, wir waren allein. Wir hatten mancherlei beſprochen von heute und von geſtern. Dann ſchwiegen wir. Jedes hatte, wie es in der Dämmerſtunde manchmal vorkommt, ein zitterndes Herz.

Plötzlich rückte die kleine Martha noch ein bißchen näher und ſagte: „Weißt du, Vater, was mir am liebſten wäre?“

„Ah, du haſt wieder ein beſonderes Wünſchlein. Heraus damit.“

„Wenn wir, ich, du, die Mutter, die Anna, die Grethel, der Sepp und der Hans, alle auf einmal ſterben täten!“

„Das wäre dir am liebſten? — Aber wieſo kommſt du denn jetzt aufs Sterben?“

„Ich denke immer ans Sterben, Vater, ſeit wir die geſtorbene Frau haben geſehen, wo das Mädel ſo weh geweint hat. Ich möchte ſchon die geſtorbene Frau ſein, aber das Mädel möchte ich nicht ſein.“

Wenn ich's genau bedenke — mir ginge es auch nicht anders.

„So könnten wir ja den lieben Gott darum bitten, daß er uns alle zugleich ſterben läßt,“ meinte die Kleine.

„Das könnten wir freilich. Er tut's aber nicht gern. Es müſſen immer einige zurückbleiben, um zu ſpüren, wie ſehr ſie die andere liebgehabt haben.“

„Aber, Vater, das ſpüren wir ja auch ſo,“ ſagte die Martha.

In mir war bei dieſem kindlichen Geſpräch wieder einmal etwas wach geworden. Und ich wollte das diesmal ſo ernſthafte Dirndl auf demſelben Wege zu etwas Heiterem führen.

„Du!“ rief ich luſtig, „das möchte kein ſchlechter Schreck ſein beim heiligen Petrus vor der Himmelstür, wenn auf einmal die ganze Sippe angerückt käme!“

„Was täte er dazu ſagen?“ fragte die Kleine, denn jetzt hatte ſie mich dort, wo ſie mich haben wollte — beim Fabulieren. Und mein Mädchen ſchnurrte.

„Oho! täte er ſagen, was kommt denn da für eine wunderliche Bande daher! Klein und Groß. Werden doch keine Zigeuner ſein!“

„Aber, Vater, der heilige Petrus wird dich doch kennen!“

„Mag ſein. Doch hat er was anderes zu tun, als ſich um ſteiriſche Dichter zu kümmern.“

„Mich kennt er.“

„Der Tauſend hinein! Woher denn dieſe Bekanntſchaft?“

„Ich bete jeden Tag zu ihm, weil er dein Namenspatron iſt.“

„So, ſo! Beten tuſt für mich. Na, dann will ich es ſchon glauben, daß wir eine gute Aufnahme finden. — Da müſſen wir aber auch in guter Ordnung anmarſchieren. Und die Jüngſte voran, ſchon der Fürbitt' wegen; die Alten hinten drein. — Kleine, wird er ſagen, du biſt ja die Martha! Du haſt ein frommes Herzel und biſt ein kluges Mädel. Aber das Fäuſtlein brauchteſt nicht immer ſo feſt zuſammenzuhalten, wenn ein Kreuzer drin iſt! Siehſt du, wie er alles weiß, der alte Weißbart! Na na, Dirndl, fürcht' dich nicht. Mit einem ſo munteren Blondköpfel werden wir keine Geſchichten machen. Komm herein!“

— Sind Kinder drinnen?

— Aber freilich. Mehr als Große. Da muß man den Gottvater kennen. Ein reiner Kindernarr!“

Martha: „Und dann macht er die große Tür auf?“

Ich: „Ob es gerade die große ſein wird, weiß ich nicht. Jedenfalls eine, durch die ſo ein Knirpſel bequem hinein kann. Alſo, eine wäre gut aufgehoben, nun kommt die zweite dran, die Grethel.“

Martha (ſich die Händchen reibend): „Na, das wird luſtig werden!

Ich: „Laß es gut ſein. Sie tritt ganz anſtändig vor. Mit halb gebogenem Ellbogen, wie ein rechter Student, faßt ſie ſeine Hand und drückt ſie feſt.

— Au! ruft der Petrus! du quetſcheſt mir ja die Finger.

Du biſt ſo liab, Petrus! ſagt ſie voller Freude.

— Und dieſe Baßſtimme. Du biſt wohl die Grethel, die von ihrer Mutter nach Dresden ins Penſionat geſchickt worden iſt, damit ſie ſich das dalkerte Steiriſchſprechen abgewöhnen ſoll. Nun, und haſt du dir bei den Inſtituts-Fräulein das Stoanſteiriſch abgewöhnt?

— Na, de hobn von mirs Stoanſteiriſch g'lernt! — Ober wos hilft mas Steiriſchredn, wan ih nöt — da hebt das Mädel auch ſchon an zu ſchluchzen.

— Ich weiß es, Kind, ich weiß es, ſagt der Petrus gütig, Heimweh! Was hilft dir das Steiriſchſprechen, wenn du nicht in Steiermark ſein kannſt! Das iſt ſchon die richtige Gattung, das! Komm herein. Im zweiten Gang rechts ſind die Steirer. Aber halt, tu' mir den Gefallen und putze vorher deine Schuhe ab!“

Martha: „Aha, da iſt ſie gewiß juſt wieder vom Kuhſtall gekommen.“

Ich: „Allerdings, wo ſie der alten Magd beim Melken geholfen hat. Nun alſo, die wäre auch drinnen. Kommt der Hans dran.

— Heil! ruft er dem Petrus zu.

Der alte Herr ſchmunzelt und ſagt: Das iſt der Vorzugsſchüler. Ein kritiſches Köpfel, wie man hört. Dem muß man ſchon neben dem weiſen Salomon einen guten Platz anweiſen.

— Danke! antwortet der Hans, neben Juden ſitze ich nicht.

— Nicht. Na, dann bei einem heiligen Prieſter. Deiner ſtrammen Überzeugungstreue wegen magſt du dich zum heiligen Johannes von Nepomuk ſetzen.

Der Hans blickt dem Petrus offen ins Geſicht und antwortet ganz höflich: Ich mag auch neben Tſchechen nicht ſitzen.

Jetzt zwinkert der heilige Petrus mit den Augen, als wäre ihm eine Mücke hineingeflogen: Du! Du! Du! — Na, ich weiß ja, die Studenten! Was aber den Himmel betrifft, du entſchuldigſt ſchon, junger Freund — der iſt international."

Martha: „Was iſt das, international?"

Das hat mich etwas aufgeweckt aus meinem redenden Traume. Kinder ſind ja noch ganze Menſchen, die für Schlagworte der Parteien kein Verſtändnis haben. — Ich ſpinne weiter:

„Als der heilige Petrus ſo geſprochen hat, ſchiebt ſich der Hans auf den Schuhabſätzen um und ſchreitet die Wolkentreppen hinab zur Erde. Der Petrus blickt ihm nach, ſchüttelt den Kopf und murmelt: Merkwürdig! —

Alſo, nun kommt die Große.

— Bitte, ein bißchen raſcher voran! Mein Fräulein, darf ich bitten?

Die Annerl, ſie geht ganz langſam, als hätte ſie Angſt. Dann macht ſie ihre Verneigung und ſie käme lieber ein anderesmal.

Ei, Närrchen! ſagt er, wirſt den weiten Weg zweimal machen. Was finge die kleine Martha mit dem Himmel an, wenn ihre Annerl nicht drinnen wäre! Zudem bedürfen wir einer Hausdichterin, die alten Herren Poeten ſind lauter Heiden, und die jungen tun bei ſo was gar nicht mehr mit. An luſtigem Stoff ſoll's dir bei uns wahrlich nicht fehlen. Komm, Mädel, und mache es dir bequem."

Martha: „Hat er denn gewußt, daß ſie dichtet?"

Ich: „Das ſieht man jemandem ſchon an den Augen an. Die Annerl ſteht immer noch unentſchloſſen da — und ſie täte auf einen Grafen warten.

Du, ſagt der Petrus zu ihr, wir haben eine lange Ewigkeit, aber dazu, fürchte ich, wird ſie zu kurz werden.

Da legt ſie den Zwicker auf die Naſe, ſchaut ringsum und geht hinein.

Na, ſind's endlich alle? Noch immer nicht!

Der Sepp.

Sapperlot! ruft der Petrus, dem Alten wachſen ſie über die Achſeln! Aus dem könnte man ja ſchon bald drei machen: Einen Muſiker, einen Bildhauer und einen Mimen!

Mediziner Sepp! ſtellt ſich dieſer vor.

Mediziner, ſo ſo! Da hätte man ja in deiner irdiſchen Praxis nicht ſtören, hingegen dich zum himmliſchen Hoflieferanten ernennen ſollen!

Der Sepp lacht, verſteht Späße, weil er ihrer ſelber macht. Dann will er ſich gemütlich eine Zigarette drehen.

— Was macheſt du denn da? fragt der Petrus ernſthaft, dann allerdings müßte ich dir ſagen: Das Rauchkoupee iſt weiter unten — ganz tief — ganz tief — verſtehſt du?!

Wie der Sepp merkt, der Alte ſpiele auf die Hölle an, ſagt er ſchnell: Richtig, daß ich nicht vergeſſe, eine Empfehlungskarte habe ich abzugeben. — Er ſucht im rechten Rockſack, ſucht im linken, ſucht in der Weſtentaſche.

Der Petrus ſchaut ihm zu und ſagt in ſingendem Ton: Schlampert ſein mer?

— Richtig, da iſt ſie.

Der Petrus nimmt die Karte, wendet ſie, hält ſie an die Stirn, weil er kurzſichtig iſt. Paula! — Ah ſchön! ruft er, das freut mich. Geh nur gleich hinein, Sepp, links hinter den Ofen.

Sie kommt halt auch nach . . . .

Aber natürlich!

Und damit ſind ſie fertig.

Nun zieht der Petrus ſein himmelblaues Sacktuch heraus, ſchneuzt ſich kräftig hinein und ſchaut um ſich. Da ſieht er die Mutter.

— Darf ich erſuchen, meine Gnädige? Womit kann ich dienen? Wünſchen Sie einen Platz zweiter Güte?

— Pardon, mein Herr, ich bin erſte Güte gewohnt.

— Schön. Dann bitte ich die Dame nur geradeaus —.

— Sie verkennen ſich. Ich bin keine Dame. Ich bin eine Mutter. Und Sie werden wiſſen, daß eine Mutter im Himmel keine Freude hat, ſolange eins ihrer Kinder noch draußen iſt.

Der Petrus blickt ſie treuherzig an und ſagt: Kränken Sie ſich nicht darüber, daß Ihr Hans den Rückweg angetreten hat. Er wird ſchon wieder kommen, ich verſichere. Und derweil laſſe ich ein Guckloch aufmachen, durch das Mama von hier aus ſtets beobachten kann, was er treibt und wie es ihm geht. Auch einer allfälligen Fürbitte für ihn werden wir gerne Gewicht beilegen. Bitte höflichſt!

Er ſchiebt die Tür auf. — Die Sezeſſioniſten ſind im ſiebenten Gang um die Ecke.

— Gott ſei Dank! ruft die Mutter aus, daß man wenigſtens etwas hat! Dann geht ſie hinein.

Nun iſt noch der letzte da, der Vater.

Er iſt bei dem langen Stehen müde geworden und hat ſich an eine Schneewolke gelehnt, an der etliche Engel Flocken zupften.

— Alſo, das wäre der Poet! redet ihn der Petrus gemütlich an. Wir kennen uns. Du haſt mich ja ſchon etlichemal ein bißchen gehänſelt. Laß es gut ſein. Anders tut ihr's ja nicht mehr, ihr Volksdichter ſelbander. Seit Hans Sachs glaubt jeder, ſein Häuflein Leſer mit Anekdoten von Sankt Peter beluſtigen zu ſollen. Na nun, wenn euch nichts anderes mehr einfällt, als der Alte mit dem weißen Bart und dem Himmelsſchlüſſel, dann iſt es allerdings Zeit, euch in unſerem Verſorgungshauſe zur Einlegerſchaft zu bequemen. Sage mir einmal, alter Freund, ſeit wann haſt du dein Jägerhemd ſchon an?

— Nach Guſtav Jäger könne man ſolche Wollenhemden ſechs Wochen lang am Leibe tragen.

Sankt Peter rümpft die Naſe, daß ſie ganz klein und runzelig ins Geſicht hineinſchlieſt.

— So weit gehe ich nicht, verbeſſert ſich der Vater.

Haſt du Verdienſte mit?

Der Vater erſchrickt, ſchaut nach rechts und nach links um, als ob ihm ein Bündel geſtohlen worden wäre. — Das Einzige, ſtottert er dann, was ſich etwa zu meinen Gunſten ſagen ließe, nämlich daß ich ſtets bemüht geweſen bin, meinen Dichtungen einen ſittlichen Kern zu geben.

Darauf der heilige Petrus: Das war recht ſchön von dir. Allein wenn du als Dichter anſtatt auf Ethik, etwas mehr auf Äſthetik gehalten hätteſt, wäre es mir noch lieber. Du haſt dir es künſtleriſch häufig ziemlich leicht gemacht, wahllos, geſetzlos, rückſichtslos ſo hinſchreiben, was einem juſt durch den Kopf läuft — allzuhoch findet ſich das bei uns nicht angeſchrieben. Übrigens biſt du, ſoviel ich weiß, auch tüchtig gezauſt worden. Alſo nur hinein in Gottesnamen, an der Tür die zweite Bank von rückwärts.

Der Vater ſagt ſeinen tiefgefühlten Dank, humpelt hinein und ſetzt ſich ganz hinten im Winkel auf ein Brett. Dort iſt er ſchön allein und hat endlich die ewige Ruhe. —

Der Petrus ſchaut umher, ob niemand mehr da iſt. Dann zieht er ſich in ſeine Pförtnersloge und ſchreibt ins Ankunftsbuch: Heute ſieben Perſonen, alle von einer Familie. Sah ſtellenweiſe etwas windig aus, habe ſie aber paſſieren laſſen bis auf einen, der wollte nicht. —

Wir ſind noch nicht ganz fertig. Was ſie im Himmel drin treiben? Das rechnet ihnen niemand mehr nach. Nur von der Mutter iſt zu ſagen, daß ſie ihre Lieblingsſachen, die Sezeſſioniſten, das Zweirad und die Tenisklapper ganz unbeachtet läßt. Nicht einmal die Krebſen wollen ihr ſchmecken. Immer ſitzt ſie an ihrem Guckerl und ſchaut hinab auf die Erde, was der Hans macht — der arme Hani!

Der Hans, nun, der hat mutig weiter ſtudiert und bei ſich immer Pläne gemacht zur Verbeſſerung der Verhältniſſe des deutſchen Volkes. Durch die Technik hoffte er einen Sieg. Vielleicht konnte man eine ungeheure Kriegswaffe erfinden, durch die die deutſche Nation zum Herrn der Erde werden ſollte. Wenigſtens regte er den Bau einer Eiſenbahn über öſtliche Heiden an, um gegebenen Falles auf einmal das nötige Militär gegen die Slawen zu werfen. Er erwartete auch, daß ihm die Leitung des Baues übertragen werden würde, da bekam im letzten Augenblick dieſes Geſchäft ein Jude. Das verdroß den Hans, und er begann die

Rechtswiſſenſchaft zu ſtudieren. Auf dieſem Weg kommt man am leichteſten in den geſetzgebenden Körper. Er wurde Advokat, wurde Abgeordneter, hatte Ausſicht, ein Parteiminiſterportefeuille zu erhalten, da ſaß auf dieſem Miniſterpoſten eines Tages ein Tſcheche.

Hol' euch all miteinander der Kuckuck! dachte ſich der Hans und wanderte aus, über das Weltmeer hin, um in Amerika ſein Glück zu verſuchen. Unterwegs gab es Schiffbruch. In größter Not rettete er ſich wie Robinſon — den er einſt ſo gern geleſen — durch einen Balken auf eine wüſte, unbewohnte Inſel. — Dort findet ihn das ſuchende Mutterauge, wie er in furchtbarer Einſamkeit, Tag für Tag bedrängt von der wilden Natur kummervoll ſein Leben friſtet. Es vergeht manches Jahr, er weiß nichts von den Himmliſchen, und die Sehnſucht nach einem Menſchenantlitz macht ihn krank. Da bekommt er — welch unnennbares Glück — plötzlich Geſellſchaft. Zwei Männer aus Europa, ebenfalls Schiffbrüchige, retten ſich auf die Inſel. Sie umarmen ſich wie Brüder alle drei. Und wie ſie ſich vertraulich näher kommen und kennen lernen, iſt einer der Ankömmlinge ein Jude, der andere ein Tſcheche. — Aber das hat jetzt nichts mehr zu ſagen. Menſchen ſind es, und das iſt genug. Sie leben in Arbeit und Eintracht nebeneinander hin, keiner Herr und keiner Knecht. Sie beginnen gemeinſam zu roden, das Land zu bebauen und gründen eine feſte Wohnſtätte, aus der ſich — als nach und nach Anſiedler kommen — eine blühende Stadt entwickelt. Das Gemeinweſen ordnet ſich allmählich nach den Plänen des Hans, die nun freilich ganz andere ſind, als jene in jungen Jahren. Man nennt das Eiland die Friedensinſel.

Als ſchlichter Bürger lebt Hans zufrieden und in gemeinnützigem Wirken dahin. Als er endlich, ein uralter Greis, ſtirbt, legen ſie den Leib prunklos, wie er es gewünſcht, zur Ruhe unter den Felſen des Strandes. Um ſeine Seele zu holen, kommen drei Engel vom Himmel und tragen ſie hinauf. Da läuten alle Glocken in der himmliſchen Stadt, — die halb eingeſchlummerten Eltern und Geſchwiſter, ſie ſchrecken auf und fragen, was ſie denn läuten?

Da eilt zur Pforte der weißbärtige Petrus herein und mit heller, faſt jauchzender Stimme ruft er ihnen zu: Der Hans kommt! — Er hat geirrt, gekämpft und geſiegt. Er iſt größer, als ihr in ſtetem Frieden des Herzens Vollendeten. — — —“

Nun weiß ich es nicht.

Ich weiß es nicht, war während dieſer Erzählung meine kleine Martha eingeſchlafen neben mir im dunklen Zimmer, oder war ich in der Dämmerſtunde eingeſchlafen und hatte die ganze Geſchichte nur geträumt. Wahrſcheinlich wohl das letztere, denn die Geſchichte hatte ſich nicht ſo entwickelt, wie ſie für ein Kinderköpflein paßt, ſondern eher ſo, wie ein zitterndes Vaterherz insgeheim hofft und betet für die Seinen.

Das Dirndl hatte ſich auch gar nicht weiter gemeldet, und am nächſten Tage iſt die Sache mit keinem Worte berührt worden. So daß mir Traum und Wirklichkeit gar nicht mehr unterſcheidbar iſt und ich tatſächlich nicht weiß, ſind wir alle miteinander ſchon im Himmel, oder ſind wir's nicht.

Jener ſchöne Traum des Vaters hat ſich bisher gottlob nicht erfüllt. Zu dieſer ſpäten Stunde — mir bebt das Herz vor Dankgefühl — ſind wir noch alle beiſammen auf Erden.

Sepp, der Älteſte, hat ſeine Paula genommen, hat von ihr bald zwei Buben bekommen und ſich beeilt, ihnen ein Haus zu gründen. Als hochgeſtiefelter Landarzt hat er ſich feſtgeſtellt in der Waldheimat ſeines Vaters, von der er nicht fortmag und die er ſeinen Söhnen vererben will. Dem ernſten Beruf hat ſich die heitere Muſe beigeſellt, die Muſik, die ihm ein Heiland iſt, damit er geſtärkt und froh einer der Leidenden ſei. — Tochter Anna, die zweitälteſte, erfreut ſich und uns auch, wenn zwar ſelten, mit den ſchönen Künſten und hat ſchon auf den Gletſchern Spitzbergens ſteiriſch gejodelt. Aber noch lieber betätigt ſie ſich hierzulande im Dienſte der Charitas und was Eltern und Geſchwiſter von ihrem Weſen und Walten übriglaſſen, das trägt ſie hinaus zu den Armen und Verlaſſenen. — Hans, der drittälteſte, hat ſich beizeiten dem Garn der Abhängigen entwunden, iſt freier Schriftſteller geworden und erfreut ſich mit ſeiner kleinen Frau ebenfalls einer ſchlichten Häuslichkeit. Mir hat er die Laſt „des Heimgartens“ abgenommen, aber nicht die Freude daran. Er hat der Schule auf der Robinſoninſel nicht bedurft, um einzuſehen, daß der Mann zwar zu ſeinem Volke ſtehen muß, daß ſein Geiſt aber der ganzen Welt bedarf, um ſich rein menſchlich zu entfalten. — Tochter Gretl iſt die reſolute Frau eines öſterreichiſchen Marineoffiziers geworden, ihre zwei Kinder ſtehen ſich ganz gut mit der italieniſchen und der kroatiſchen Jugend Polas oder den Großſtadtkindern Wiens, begehren aber ſtets in die grünen Berge der Waldheimat zurück, wo wir uns jeden Sommer auf ein paar Monate lang alle wieder haben. — Martha, die jüngſte, endlich iſt Braut eines jungen ſtrebſamen Muſikers und ſie ſcheint durchaus nicht die Abſicht zu haben, den alten Herrn an der Himmelspforte zu erſuchen, für ſie und die Ihrigen das große Tor aufzumachen. Einſtweilen, meint ſie, ſei es auch auf dieſer Erde noch ſchön, und ihr Bräutigam iſt derſelben Anſicht.

Geiſtige Wandergenoſſen.

In meinem Büchlein „Gute Kameraden“ habe ich einer Anzahl von Sangesbrüdern und Lebensgenoſſen gedacht, mit denen mich das gütige Geſchick verbunden hatte und die zu jener Zeit ſchon entſchlafen waren. Dieſen ſind ſeither andere — ach wie viele! — nachgefolgt, die mitbeſtimmend in meinem Geſchicke geworden ſind und denen in dieſem Buche ein dankbares Nachgedenken werden ſoll. Für einige der älteren Reihe ſind noch Ergänzungen nachzutragen, die ſeit etwa zwanzig Jahren in abgerundeten Skizzen entſtanden. Das iſt beſonders der Fall bei unſerem Stärkſten und Größten, bei

Ludwig Anzengruber.

Bald nach Anzengrubers Tod fing ich an, Anzengrubererinnerungen niederzuſchreiben. Wenn es dann manchmal ſchien, als ſeien ſie erſchöpft, ſo war das nur ein Fehler des Gedächniſſes. Ein neunzehn Jahre langer intimer Verkehr mit ſolchem Menſchen iſt doch inhaltreicher und nachwirkender, als man anfangs ſelbſt meint. Daß Geſpräche nach vielen Jahren ſich nicht immer wörtlich geben laſſen, verſteht ſich. Für die Richtigkeit der Gedanken, der Charakteriſtik kann ich und jeder bürgen, der dieſem Mann nahzuſtehen den Vorzug hatte.

„Herrjeſes! Wenn ein Rezenſent Stücke beurteilt, die er nicht gehört und geſehen hat: wie ſoll er da ein Urteil abgeben können, das ſich hören und ſehen laſſen kann!“ So ſchrieb mir Ludwig Anzengruber nach Graz, als ein Theaterkritiker ſeinen „Meineidbauer“ abgetan hatte. „Wieder die alte Leier von zwei Liebesleuten, die ſich heiraten möchten, und von den Alten, die nicht wollen. Ein zweites Mal wird das Haus füglich leer bleiben, denn unſere Bevölkerung hat Beſſeres zu tun, als ſich darum zu bekümmern, ob der Großknecht des Kreuzweghofbauers die Vroni kriegen wird oder nicht.“ So ähnlich hatte die Kritik gelautet, die von einem literariſch beſtrebten Studenten, allerdings zur „Aushilfe“ geliefert worden war.

Ein paar Wochen nach dieſer kaltblütigen Hinrichtung eines der gewaltigſten deutſchen Dramen kam Anzengruber nach Graz. Wir machten zuſammen einen Spaziergang durch den jungen Stadtpark, der damals ſeine dünnen, ſchlanken Gerten aufreckte, wo jetzt die knorrigen Bäume ſtehen. Anzengruber war noch kurz vorher auch ſo ein Reis geweſen, das jenes Rezenſentlein mit einem einzigen Handgriff im Garten der deutſchen Literatur ausrupfen wollte. Aber ſiehe: ſchon ſtand die Eiche da, die den ganzen Dichterwald überragte.

Wir unterhielten uns luſtig über die Rezenſion; aber weil ich damals magenleidend war, ging mir mitunter der Humor aus.

„Ärgerlich ſind ſolche Zeitungsgeſchwätze,“ ſagte ich.

Er blieb ſtehen; durch die funkelnden Brillen, die ihm auf der ſcharfgebogenen Naſe ſaßen, guckte er mich an und ſagte: „Ärgerlich? Steht dieſes Wort in Ihrem ſteiriſchen Volkswörterbuch? Ich glaub’s nicht. Das

Wort ſollte ein Volksdichter gar nicht kennen.“ Anzengruber war anfangs nicht gerade leicht zum Sprechen zu bringen; aber wenn er einmal ſprach, langſam, mit ſeiner Fiſtelſtimme ſcharf betonend und pointierend, dann war es der Mühe wert, ihm zuzuhören.

„Drei Dinge kujonieren uns,“ fuhr er fort: „phyſiſcher Schmerz, Kummer und Ärger. Die erſten ſind Löwen; der Ärger iſt ein Windhund. Und doch beläſtigt er uns am meiſten, wenn man das Miſtvieh nicht zum Teufel jagt. Nein, für das Beeſt muß man nicht zu haben ſein. Man laßt was gehen. Sie ärgern ſich da über einen grünen Jungen, der in Ermangelung eigener Fexung auf fremdem Felde Halme ſammelt. Lieber Freund! Da kann man in Wien ganz andere Sachen erleben.“

In Wien, meinte ich, könne er mit den Zeitungskritiken doch zufrieden ſein. Dem Hamerling gehe es dort viel ſchlechter. Jedes neue Werk von ihm müſſe durch die Wollzeile (Zeitungsgaſſe) Spießruten laufen.

„Die Zeitungen ſchaden nicht viel,“ antwortete Anzengruber; „höchſtens macht das beſtändige Loben dem Publikum einen Autor langweilig. Das heißt man: einen Dichter auf warmem Weg ausleſen. Übrigens hat die Leſewelt lange Hände und greift um den biſſigſten Zeitungsrezenſenten herum nach dem Buch. Beim Theater iſt das anders; da kann Ihnen ein einziger Lump den ganzen Weg zum Publikum verſtellen. Die Operettenleute jetzt: wie ſie huſchen und ziſcheln und Ränke ſchmieden, um den Volksſtückdichter nicht aufkommen zu laſſen! Was es beim Theater für Trugſchleicherei gibt, davon haben Sie keine Ahnung.“

„Wie halten Sie es mit einem Rezenſenten, der Sie ſo recht mit aller Bosheit oder Dummheit zerſetzt?“ fragte ich.

Er lachte. „Mit einem ſolchen halte ich's gar nicht. Es gibt unter den ſchlechten Kritikern ja zweierlei Gattung. Die ehrlichen und die hundsföttiſchen. Den erſten kann man, iſt man juſt wohlgelaunt, einmal ſchreiben, ihnen ihre Mißverſtändniſſe und Fehler vorhalten. Wenn man ſie achtet. Iſt aber beſſer, man tut's nicht. Niemand iſt ſo empfindlich gegen Kritik wie der Kritiker. Die hundsföttiſchen, nun: Die ſchweigt man tot. Sie ſind ja bald hin. Sie ſetzen ſchon auch inſtinktiv nichts anderes voraus als das Schweigen der Verachtung.“

Während dieſes und ähnlichen Geſpräches ging von der Kaffeehauspromenade her ein junger Menſch an uns vorüber, der mich grüßte. Ich erkannte in ihm den grimmen Rezenſenten des „Meineidbauer“ und teilte das meinem Begleiter mit. Ob er nicht ſeine Bekanntſchaft machen wolle, fragte ich neckend.

„Wenn Sie ſich mit ihm unterhalten wollen,“ antwortete Anzengruber: „ich will derweil hinterdrein gehen mit meinem Freunde Gruber.“ Ludwig Gruber war anfangs nämlich des Dichters Deckname. Unter dieſem Namen war er auch als fahrender Komödiant in den Schmieren zu erfragen geweſen. Ich überließ ihn alſo „ſeinem Freunde Gruber“, machte mich an den kleinen Zeitungsſchreiber und begann mit ihm ein Geſpräch über das neue Bauerndrama. Anfangs wollte er auskneifen, um auf einen anderen Gegenſtand überzuſpringen. Ich aber ließ gerade einmal nicht locker. Da erklärte er rundweg, er ſei kein Freund dieſer rührſeligen Schnupftücherdramatik; man habe ſchon an der Birſch-Pfeiffer genug; wenn nun auch dieſe Dorfgeſchichtenverzapfer anfingen, mit ihren blöden Bäuerinnen und bigotten Bauern Stalldunggeruch auf die Bühne zu bringen, dann müſſe man den Muſentempel einmal gründlich ausräuchern, und zwar mit ſtarkem Kraut. Hinter uns hörte ich ein Naſenſchnauben, das wir ſpäter bei Anzengruber ſo oft zu hören bekamen, wenn ihn etwas Beſonderes aufſtieß. Ich ließ meinen Rezenſenten weiter an. Ob denn dieſer „Meineidbauer" wirklich ſo unter aller Kritik ſei. Da wäre man doch begierig, wenigſtens die Fabel zu hören.

„Herr, es iſt wirklich nicht der Mühe wert!" verſicherte der junge Mann.

„Aber die Wiener Preſſe hat ja diesmal mit Reſpekt, ſogar mit Begeiſterung das Stück beſprochen."

„Die Wiener Preſſe! Ich bitte Sie! Da iſt ja alles Koterie untereinander."

Hinten ſchnaubte es ſtärker.

„Im vierten Akt ſoll ja eine ſo großartige Szene ſein," ſagte ich.

„So lange bin ich gar nicht geblieben," antwortete der Rezenſent leichthin. „Wiſſen Sie, ich ſprang an dem Abend nur für den Doktor K. ein, der verhindert war. Und offen geſagt: nach den erſten Szenen hatte ich genug. Dann ging ich zu Kollegen ins Bierhaus."

Nun war der von hinten uns an der Ferſe. Der kleine Zeitungſchreiber erſchrak, als dieſer Mann mit dem mächtigen Haupt und der auffallenden Adlernaſe neben ihm ſtand. Anzengruber hielt ihm die Hand hin und ſprach ſänftiglich: „Junger Mann, Ihre Aufrichtigkeit iſt eines Handſchlages wert. Sie waren gar nicht in meinem Stück, das Sie kritiſiert haben!"

Nicht oft habe ich ein ſo jämmerliches Geſicht geſchaut, wie das vom ſtrengen Rezenſenten jetzt war, als er merkte, vor ihm ſtehe der Dichter des „Meineidbauers“. Eine Menge Sätze der Entſchuldigung begann er zu ſagen, kam aber bei keinem über die erſten Silben hinaus. Sein Antlitz ſpielte fleckig in allen Farben. Da befiel den Dichter ein menſchlich Rühren. Er legte ihm die Hand auf die Achſel und ſagte freundlich: „Laſſen Sie ſich einen guten Rat geben, mein Herr: bleiben Sie beim Bier!“

Damit war der Kleine wohlwollend entlaſſen. Er ſcheint den Rat des Dramatikers beherzigt zu haben; wenigſtens hat man auf geiſtigem Gebiet nichts mehr von dem Manne gehört. —

Ein anderes Mal mit Anzengruber auf einem Spaziergang. Wir verſchmähten das „Fachſimpeln“ nicht, weil ja der Menſch am liebſten davon ſpricht, wovon ſein Weſen erfüllt iſt, und uns die Poeſie nicht Handwerk, ſondern Lebensnerv war. Wir plauderten über dichteriſches Schaffen und über dichteriſche Stoffe. Da äußerte ich, daß er in Oberbayern gelebt oder doch viel mit oberbayeriſchen Bauern verkehrt haben müſſe. Seine Bauerngeſtalten erinnerten ſehr an dieſen Schlag.

Er ſetzte auf die ſcharfgebogene Naſe ſeinen Zwicker und ſagte: „Oberbayern? Nein. Ich habe eigentlich mit Bauern überhaupt nie verkehrt. Wenigſtens nicht näher.“ Als er darüber meine Verwunderung merkte: „Ich brauche das nicht. Brauch’ ſo einen nur von weitem zu ſehen, ein paar gewöhnliche Worte zu hören, irgendeine Geſte von ihm zu beobachten: und kenne den ganzen Kerl aus- und inwendig.“

„Sonderbar!“

„Lieber Freund," ſagte er, „Sie wiſſen es ja ſelbſt. Alle äußeren Gelegenheiten und Anläſſe ſind nur Hebammen. Gebären muß der Dichter aus ſich heraus. Was Bauern! Ich bin Großſtadtmenſch. Aber wenn ich, wie Sie ſagen, beſſer Bauern dichten als Stadtleut' dichten kann, ſo mag das wohl im Blut ſtecken. Oder in irgendeinem Knochen, wie eine vererbte Gicht. Meine Vorfahren von der Vaterſeite ſind oberöſterreichiſche Bauern geweſen. Na, und ſo was rumort halt nach."

Da erinnerte ich, daß ein großer Teil Oberöſterreichs vor langer Zeit noch zu Bayern gehört hat. „Da ſind Sie am End' doch von bayeriſcher Abkunft."

„Von bayeriſcher oder von bäueriſcher oder von beiden, ganz wie Sie wollen, alles in Gnaden bewilligt."

Ein ganzer Menſch, der er war, legte er auf „Abkunft" kein Gewicht. So einer ſtammt von allen und iſt für alle. —

Anzengruber und ich waren in vielem ganz verſchiedener Meinung. Wie es zwiſchen Freunden ſchon mitunter zu gehen pflegt. Die gleiche Meinung zweier Menſchen in allem fördert keinen und wird nach beiden Seiten hin langweilig. Die Verſchiedenheit der Anſchauungen hatte zwiſchen Anzengruber und mir manches ernſte, tiefergehende Geſpräch zur Folge, aber auch manche neckiſche Plänkelei. Ernſtlich ereifert haben wir uns nur in einem einzigen Fall.

Das war im Dezember 1881, am Tage nach dem Ringtheaterbrand. Ich hatte die rauchende Brandſtätte geſehen und die ſchwarzen, verkohlten Gegenſtände, die Polizeileute und Feuerwehrmänner aus dem Schutte hervorgeholt, in Schubkarren oder auf der Achſel davongetragen hatten, Gegenſtände, die nichts anderes waren als verbrannte Menſchen. Ich hatte die furchtbar aufgeregte Bevölkerung von Wien geſehen, die wildleidenſchaftlichen Reden im Gemeinderat gehört, bei denen ratlos und heftig unter gegenſeitigen Anſchuldigungen darüber verhandelt wurde, wie man die vielen Hundert Leichen beſtatten ſolle. Wien war wie im Fieberdelirium. Mir bangte und ich wartete dem Abend entgegen, da eine Zuſammenkunft mit ein paar Freunden in der Dreheriſchen Bierhalle (Operngaſſe) verabredet war. Dieſe Freunde waren Ludwig Anzengruber und Friedrich Schlögl. Schlögl ſaß ſchon hinter dem Pfeiler an dem für uns beſtellten runden Tiſch. Er konnte kaum ſprechen, hatte Tränen im Auge und ſagte ein- ums anderemal: „Armes Wien!“ Ich empfand ihm's nach; mich erbarmte Wien an dieſem Tage unſagbar. „Was noch lebt, das zerfleiſcht ſich,“ murmelte Schlögl, auf die erregte Gemeinderatsſitzung und auf die leidenſchaftliche Sprache der Preſſe hinweiſend, die ihre furchtbaren Anklagen erhob gegen Behörden und Organe, deren Nachläſſigkeit das unerhörte Unglück verſchuldet hatte.

Dann kam Anzengruber. Langſam und behäbig ſchritt er zwiſchen den Tiſchen heran, den weichen, breitkrämpigen Filzhut auf dem Kopf, den Stock feſt in den Boden ſtemmend. Dann hing er ſeinen Hut und den braunen Überrock an den Ständer, putzte mit dem Sacktuch ſeine ſchwitzenden Augengläſer, ſtülpte ſie auf die ſcharfgebogene Naſe und blickte faſt trotzig um ſich. Er ſetzte ſich an unſeren Tiſch, beſtellte Bier und ließ ſich den Speiſezettel geben, den er von oben bis unten aufmerkſam ſtudierte. Im übrigen war er wortkarg, bis Schlögl ihn anließ mit der ganz leiſe geſprochenen Frage: „Was ſagen Sie dazu?“ „Jetzt ſan mer fertig mit der Komödieſpielerei!“ rief Anzengruber. Düſter ſtarrten wir auf unſere Biergläſer. Nach einer Weile fand er ſeinen ruhigen, ſarkaſtiſchen Ton wieder und ſagte mit hoher, dünner Stimme: „Da hätten mer a Krematorium für Theaterbeſucher. Jetzt könnens alle ihre Buden zuſperren.“

Schlögl ließ ſich die Zeitungen kommen und machte auf mehrere Leitartikel aufmerkſam, die in geradezu revolutionärer Weiſe Sühne forderten. Die Anklagen gegen die leitenden Perſönlichkeiten, ja, ſelbſt gegen die Bevölkerung von Wien waren ſo ungeheuerlich, daß ich mein Bedenken dagegen ausſprach. „Soll denn die Bevölkerung, die ohnehin kopflos iſt, an dieſem Tag noch mehr aufgeregt werden?“

Da hieb Anzengruber mit ſchwerer Fauſt auf den Tiſch und ſchrie: „Ja und tauſendmal ja! Bis zum Wahnſinn ſollen dieſe Leute getrieben werden, bis zur Empörung! Anders iſt dieſer öſterreichiſchen Schlamperei nicht beizukommen. Wenn die Zeitungen Schwefel, Petroleum und Feuer haben: jetzt ſollen ſie’s über die Dächer dieſer Stadt ausſchütten. Natürlich meine ich’s nur bildlich,“ ſetzte er in gutmütiger Weiſe, gegen mich gewendet, hinzu. „Das ſei zum Troſt unſeres friedliebenden Freundes geſagt.“

„Alſo die Zeitungen ſollen noch mehr zetern und hetzen?“ fragte ich.

„So viel ſie vom Mund oder von der Feder bringen können. Den Herrſchaften muß einmal die Wahrheit geſagt werden, aber ſo, daß ſie ordentlich durch die hohlen Schädel ſchallt.“

„Das mögen ſie ja tun; aber jeden Tag. Nicht nur heute und morgen.“

„Einverſtanden.“

„Heute und morgen iſt es ein ohnmächtiges Gejammer, das nur verwirrt. Heute iſt Beruhigung am Platz . . .“

„Der Teufel hole alle Beruhigung!“ rief Anzengruber; „er kann Hofräte daraus kochen, aus der Beruhigung.“

Und ich: „Geſtern haben wir ein Zeichen geſehen, das nie und mit nichts überboten werden kann. Glauben Sie, daß dieſer Brand, dieſer grauſige Hekatombenherd keine Wirkung haben wird? Dann wirkt das Zeitungsgeſchrei erſt recht nicht. Jetzt iſt alles auf, jetzt iſt der Weckruf überflüſſig. Wenn's wieder zur Ruhe gekommen ſein wird — in wenigen Wochen wird ja alles vergeſſen ſein und der Schlendrian ſchläfrig und dumm weitertrotten —, dann ſollen die Zeitungen mahnen und warnen, jeden Tag, den Gott vom Himmel gibt.“

Nun ſchien auch Schlögl ſein Mitleid mit den Wienern vergeſſen zu haben. Er ſtellte ſich brummend auf die Seite Anzengrubers. Beiden konnte die journaliſtiſche Zuchtrute über Wien nicht heftig genug geſchwungen werden. Da wurde ich plötzlich unangenehm, nannte ſie Freunde der Krakeelerei zu unrechter Zeit, Leute, die in gewöhnlichen Zeitläuften leichtſinnig in den Tag hineinlebten, die Schlamperei als Wiener Gemütlichkeit prieſen und nachher in den Tagen des Unglücks nicht genug räſonieren konnten. Dann ſtand ich auf und ging fort.

Am nächſten Tag kreuzten ſich zwei Briefchen zwiſchen mir und Anzengruber. Wir baten einander um

Verzeihung wegen der „Heftigkeit"; aber wer recht hatte, ob keiner oder beide: Das wurde nicht entſchieden. Die nächſte Zuſammenkunft war in alter Herzlichkeit und Fröhlichkeit. —

Eines Abends waren wir wieder einmal in der „Birne" geſeſſen, einem Gaſthaus in der Mariahilferſtraße zu Wien. Anzengruber hatte ſich zuerſt eingefunden und, um die Zeit zu vertreiben, ſich mit Manuſkriptleſen beſchäftigt. Als Redakteur des „Figaro" mußte er allwöchentlich mehrmals einen „Schippel" öſterreichiſcher Politik-, Juden- und Pfaffenwitze durchleſen und wohl auch ſelber fabrizieren; eine reizende Beſchäftigung! Es war kein Wunder, daß wir ſpäter Ankommenden an unſerem Freunde ein wütendes Geſicht mit geſchwollenen Stirnadern, rollenden Augen und der zuckenden Naſenſpitze vorfanden. Wir taten noch ein übriges und machten bittere Bemerkungen über die Plackereien eines Witzblattredakteurs, der ſeine Zeitgenoſſen mit dem Phosphoreſzieren politiſcher Faulheit ergötzen muß, während er Blitz und Donner ſchleudern ſollte. Der Dichter aß und trank und aß und trank. Dann beugte er ſich nach vorn, ſtützte die Ellbogen auf den Tiſch, rauchte ſeine lange dünne Zigarre, ſchnob manchmal durch die Naſe und war ſchweigſam. Sonſt hatte er in Freundeskreis ſeine Vergrämung ſcheinbar vergeſſen; heute blieb er in ſich verſunken und gab zu unſeren Geſprächen nur ſelten ſeinen beiſtimmenden Brummer.

Spät nach Mitternacht gingen wir in ein Kaffeehaus. Dort griff Anzengruber nach einem Morgenblatt, das ſchon erſchienen war, las die Theaterzettel und ſchnob. Dann nahm er das Blatt langſam in die Fauſt und ſchob es über den Tiſch hin, als wäre es ein Stein. Saß wieder ſchweigſam da und rauchte. Plötzlich hob er ſein Glas Knickebein, trank es auf einen Zug leer, ſtieß das Glas auf den Tiſch und rief mit ſcharfer Stimme: „Die Canaillen! Wenn ſie's nicht wüßten!"

Bald darauf brachen wir auf, um nach Hauſe zu gehen. Mich begleitete ein Freund bis ans Hotel. Unterwegs ſprachen wir über des Kirchfelders (ſo nannten wir ihn gern) ſchwere Verſtimmung und ich fragte, was er denn mit ſeinem Ausruf im Kaffeehaus etwa gemeint haben mochte.

Mein Begleiter antwortete: „Anderen Dichtern paſſiert es, daß ſie einfach nicht erkannt werden. Man weiß nicht, was ſie bedeuten. Man läßt ſie verkümmern und zugrunde gehen. Erſt nach ihrem Tod rührt ſich's; man ſieht ihre Größe, man baut ihnen Denkmale, man reiht ſie zu den Unſterblichen. Anders bei Ludwig Anzengruber. Schon mit ſeinen erſten Dramen hat er alle von ſeiner Größe überzeugt und die Blätter haben tauſendmal ſeine Kunſt gerühmt. Die Wiener beſonders wußten, was ſie an ihm hatten; aber die lüſterne Operette ſchmeckte ihnen allmählich wieder beſſer als die herbe Geſtaltung und Weisheit Anzengrubers. Sie ließen ihn links liegen. Die Blätter fingen an, ihn geringſchätzig zu behandeln, und vergaßen ſein, während es bei ihrem Einfluß gewiß ein Leichtes wäre, ihn zu halten. Anzengrubers Stücke finden keine Bühne; als Zeitſchriftenredakteur, wie es ſchließlich jeder Journaljüngel zuſammenbringt, als Macher eines Witzblattes muß er ſein Auskommen ſuchen. Die Witze, die er für den ‚Figaro' machen muß, dürften kaum je geſammelt werden. Wie viele herrliche Dramen hätte uns dieſer Mann in den letzten zehn Jahren geſchrieben, wenn man ihm das Leben und Dichten möglich gemacht hätte! Ein verhängnisvolles Verſäumnis, beſonders von der Wiener Preſſe, von den Bühnenleitern, von jenen weitmäuligen Geſellſchaftgrößen, die ſich immer als Kunſtfreunde, als Träger des liberalen Geiſtes ausſpielen. Die Canaillen! Wenn ſie's nicht wüßten!"

Ihn erkennen und doch fallen laſſen! Das war an dieſem Abend ſo bitter durch des Dichters Seele gegangen. – –

Ein bedeutender Menſch, der ſein Lebenswerk der Allgemeinheit dargebracht, hat kein Privateigentum. Nicht bloß, daß er ſeine Kraft und ſein Gut dem Werke opfert, ſein ganzes Fühlen, Können und Haben aufs Werk verwendet: auch nach dem Tode, wo andere Leute endlich ihre Ruhe haben — gehört der Unſterbliche den Menſchen. Sie geben ſich nicht zufrieden mit ſeinem Werke, ſie wollen jede Spur ſeines Erdenlebens haben; jedes Kleid, das er getragen, jedes Werkzeug, das er gebraucht, jedes Blättchen Papier, das er vollgeſchrieben, wird ihnen zur Reliquie. In Stein gräbt man ſeine Geſtalt. Selbſt an ſein Grab legen ſie Hand, exhumieren ſeine Überreſte, um ſie nach ihrem Sinne zu betten und zu ehren, oder reihen ſeine Knochen in anatomiſche Kabinette ein und ſchnürfeln in ſeinem fahlen Schädel nach dem Genius. Und über dieſem perſönlichen Gedächtnis- und Religionskultus wird leider recht oft des eigentlichen Werkes vergeſſen. Da gibt es Leute, die ſich um eine Zeile Handſchrift des Dichters abmühen, die Dichtungen ſelbſt zu leſen, kommt ihnen nicht in den Sinn. Da gibt es Leute, die mit Fleiß die Stirnknochen meſſen, die Höhlung des Totenſchädels mit größter Wichtigtuerei durchforſchen nach

Urſachen und Anzeichen jener Kraft, die ſie im Leben ſo oft bekrittelt, beſpöttelt, zurückgeſetzt haben. Ach, der Tote kann ſich nicht mehr zuſammenpacken; anſtatt ſich aus dem Staube zu machen, iſt es am beſten, ſobald als möglich in Staub zu zerfallen. Erſt wenn alle Erdenſpuren von ihm verweht ſind, leuchtet ſein geiſtiges Werk ruhig und rein über der Menſchheit.

Aber es gibt doch auch Überbleibſel eines Lebens, die viel beitragen zum Verſtändnis der vergangenen Perſon und ihres bleibenden Werkes. Solche haben wir zu ehren und zu bewahren. Ich ſpreche nicht vom Spucknapf, den einer benützt, nicht von jedem Brennmaterialbeſtellzettel, den er geſchrieben. Aber Briefe, Privatbriefe bedeutender Menſchen gibt es, die der Literatur angehören und beſonders bei Dichtern als Kommentare ihres Seins und Schaffens die beſten Dienſte leiſten. Der Schlüſſel zur intimen Perſönlichkeit eines Dichters iſt auch der Schlüſſel zum gänzlichen Verſtehen ihrer Dichtung. Das am meiſten dann, wenn die Dichtung echt iſt, das heißt mit der Perſon des Dichters ſich deckt. Das ſtimmt bei Ludwig Anzengruber.

Dieſer Mann wird immer lebendiger, je länger er tot iſt. Oft leſe ich in ſeinen Briefen, durch deren Herausgabe Anton Bettelheim der deutſchen Literaturgeſchichte einen unbezahlbaren Dienſt erwieſen hat. Das ſind wahre Röntgenſtrahlen aus der und in die Dichterſeele.

Es iſt nicht dasſelbe gleiche Geſicht, das Anzengruber jedem ſeiner Brieffreunde und -freundinnen zeigt, aber es iſt ſtets ein echtes Anzengrubergeſicht. Scheinbar herrſcht in den Briefen alltägige Angelegenheit vor, aber dazwiſchen ſprüht und glüht es, ſcherzt und neckt, geiſtert und ſtürmt es, und zwar in einer oft ganz merkwürdigen Art. Ein kecker Humor ſpielt von Blatt zu Blatt, ſo daß die Bekenntniſſe und Geſtändniſſe von Sorge, Enttäuſchungen, Krankheit und allerlei anderem Mißgeſchick, an denen ſein Leben ſo verzweifelt reich war, ſich oft wie Humoresken leſen. Oder großes häusliches Elend, perſönliches Leid wird mit einem Herzensſeufzer blitzartig geſtreift, dann nichts mehr davon — ſtolz und trotzig, vielleicht gar mit einem Clownſprung darüber hinweg. In den Briefen der erſteren Jahre an Lipka, Schlögl, Ada Chriſten und mich rumort zeitweiſe eine geniale Bummelwitzigkeit, die ihresgleichen kaum hat. Ernſte Dinge beſprach er mit den Freunden lieber mündlich; in den Briefen war er damals vorwiegend zum Scherze aufgelegt. Es waren eben die paar Jahre des Glückes nach ſeinen großen erſten Erfolgen. Wie anders iſt die Stimmung, wenn er zum Beiſpiel mit ſeinem Freunde Gürtler ſpricht, der ein ſtets beklemmter und beklommener Theatermenſch aus der Provinz war. Troſtſpendend, ratend, hilfebereit, wenn es möglich geweſen. Möglich war es freilich nicht immer. Alles, was glänzt, iſt ſelbſt bei einem erfolgreichen und berühmten Schriftſteller nicht Gold. Viele Leute wollen aber Gold, auch vom Dichter. Sie denken, einer, der gar ſo ſchön ſchreibt, gar ſo gute, edelherzige Menſchen darzuſtellen weiß, müſſe ſelber ſo ſein. Sie überſehen, daß „Edelherzigkeit“ nicht genügt, daß man mit der Phantaſie zwar allerhand machen kann, nur nicht bares, wirkliches Gold! Und am allerwenigſten gelingt dieſe Alchimie einem öſterreichiſchen Dichter.

Als Geſchäftsmann war unſer Anzengruber ja großartig. Alle Achtung, da dachte er ſchon tüchtig an den

Vorteil. Aber an den — des Verlegers. Trotz des ſteten Dranges ſeiner wirtſchaftlichen Not ſtellte er die denkbar beſcheidenſten Forderungen und fürchtete dabei immer noch, ſein Verleger könnte zu Schaden kommen. In Öſterreich alſo ging ihm der goldene Stern nicht auf. Verleger im Reiche betteten ihn beſſer; doch um „Cotta“ zu erleben, mußte er freilich erſt einmal ſterben.

Je geringere Anforderungen er ſtellte, ſei es an die Geſchäftsleute oder an die Freunde, je feſter blieb er darauf ſtehen. Handeln ließ er nicht. Bei all ſeiner Nachgiebigkeit und Gutmütigkeit war er gegebenenfalls der Unbeugſame — das iſt Grundzug ſeines Charakters. Stark wie der Mann war ſein Wort. Ein von ihm gegebenes Wort ſtand feſt wie Granit im Gebirge. Viele der Briefe ſpiegeln klar dieſe Eigenſchaften, die ihn ſchon an und für ſich — abgeſehen von ſeiner Begabung — zu einem bedeutenden Menſchen machten. „Ein Nationalheiliger müßte es werden, dieſer Anzengruber,“ ſchrieb mir eines Tages Bettelheim, als er in den hinterlaſſenen Papieren immer mehr Charakterwerte entdeckt hatte, „ein Volksheiliger, bar aller Ziererei und Verſtellungskunſt, ein herrliches Vorbild der Wahrhaftigkeit und Treue.“

Mich verband ein gutes Geſchick achtzehn Jahre lang mit Ludwig Anzengruber in Freundſchaft. Wir ſtanden uns ſo nahe, daß wir über Einzelheiten ſehr verſchiedener Meinung ſein konnten, ohne uns zu entzweien. Beſonders verband uns der Tropfen Chriſam, durch den die Moral ſeiner Werke erſt die Weihe erhielt. Der Grundzug ſeiner Weltanſchauung war chriſtlich; gegen Kirchliches und manches dem Volke Heiliges ging er viel rückſichtsloſer vor, als mir lieb war; mich warnte er vor der Geſahr, „ein katholiſcher Jugendſchriftſteller“ zu werden. Und trotzdem! Nicht daß ich mich prahlen wollte, aber geſagt muß es doch werden, daß die Ultramontanen mich immer weit mehr verläſtert haben, als Anzengruber, der „als dramatiſcher Dichter nicht ſo gefährlich, weil an den Theaterbeſuchern wenig mehr zu verderben ſei.“ „Laſſen Sö's halt bellen“, ſagte Anzengruber einmal, und auf die Verſchiedenheit unſerer Art anſpielend, „auf'n Tiſch wern wir wohl beide g'hören, Sö als Oltegerl, ich als Salzfaſſel“. In ſolch ſchlagenden Vergleichen, wie auch die Briefe zeigen, war er ſtark. Ein anderer Zwieſpalt zwiſchen uns beſtand darin, daß er nicht aufs Land wollte, wo nach meiner Meinung ſeine Geſundheit zu finden und ſeine dichteriſche Kraft zu erhalten geweſen wäre. Er war ganz Großſtadtmenſch; nicht etwa der Stadtgenüſſe wegen, von denen hatte er nicht viel, in ſeinen Verhältniſſen hätte er auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt weit beſſer leben können. Doch den geborenen Wiener hielt das Heimatsgefühl feſt und man darf überzeugt ſein, daß ſeine Dramen und Romane auf dem Dorfe lange nicht ſo gut gediehen ſein würden, als im Stadtfluidum. Was uns weiter entzweite und verband, unzertrennlich aneinander feſthielt, das iſt in meinem Büchlein „Gute Kameraden“ erzählt worden. Es iſt ſchwer zu ſagen, wie einem ums Herz wird, wenn Briefe des Freundes, die vor dreißig Jahren von einer Poetenkammer zu andern geflogen, die in kindlichem Spaß und trautem Ernſt manche Herzensfalte auftaten, von der die Welt nichts zu wiſſen brauchte wenn ſolche Briefe aus dem vergangenen Jahrhundert gedruckt vor einem liegen. Ein kühles Schauern gibt es, wenn der Freund, der längſt verſtorbene, wieder von den

Toten auferſteht und einem lachend kecke Scherze zuruft über den Zaun herüber — über den Friedhofszaun!

Seinen eigenen Spuren in den alten Urkunden begegnend, fühlt man mit leiſem Weh ſich der Vergangenheit gegeben, während unſerem armen großen Dramatiker einſt weh geſchah, weil er — der Zukunft angehörte. Die Zukunft gewährt keinen Vorſchuß und ſo mußte der Mann (der Familienvater) widerwillig taglöhnern, anſtatt ſich ſelbſt leben und geben zu können.

Aber der Verfaſſer des „Meineidbauer“ redigierte jahrelang das Wiener Witzblatt. Das verlohnte ſich beſſer. Luſtig wird es nicht ſein, die Menge beluſtigen zu müſſen mit ihren eigenen Torheiten, während man den Beruf des ernſten Reformers in ſich fühlt. Anzengruber glaubte an ſich. Ob er nach Ruhm gedürſtet hat? Nach Ruhm und Ehre für ſeine Perſon? Nach meiner Meinung dachte er dafür von ſich zu groß und vom Publikum zu gering. Aber nach Erfolgen verlangt die Kraft. Für das Talent, für den geiſtigen Führer wäre es geradezu unſittlich, nicht nach Erfolg zu ſtreben. Nach jenem ſichtbaren, kulturentwickelnden Erfolg, den von Millionen nur einer begehren darf. Daß er dabei auch ſich nähren muß können, iſt nebenſächlich, aber ſelbſtverſtändlich. Dieſe Stimmung durchzittert gar manchen der Anzengruberbriefe — eine recht unheimliche Geiſterſtimme, mahnend, was an ihm verſäumt worden iſt.

Der Anzengruberſche Briefſtil ſucht ſeinesgleichen und — findet es nicht. Glücklich der Autodidakt, der kein Schulmeiſterdeutſch zu vergeſſen hat! Wenn Anzengruber hergebrachte Wort- und Satzbilder braucht, ſo tut er's zumeiſt ironiſch, einen andern Sinn hineinlegend. Und wenn er dann wieder die niedlichſten und gemütlichſten Dinge in geſchraubtem Pathos ſagt, ſo wird damit ſtets die wohltuendſte Komik erzielt. Hat er Leides zu ſagen, ſo geſchieht es ſtets in den einfachſten, ſchlichteſten Ausdrücken, ohne Phraſe. — Man könnte ja wohl Proben geben, aber das taugt hier nicht. Die Knöpfe allein laſſen noch lange nicht erkennen, wie der Rock ſitzt. Wie das gemeint ſein mag? Es iſt nicht ſchwer zu verſtehen. Ein Dichter iſt nirgends ſo ſehr in ſeiner Gänze und in ſeiner Tiefe zu finden, als in ſeinen Werken.

Karl Morre.*)

Die Welt iſt ein Narrenhaus! In dieſem Worte liegt ein Programm, mehr noch, eine Perſönlichkeit. Es liegt darin eine große Philoſophie, ein großer Humor, eine große Liebe. Und das zuſammen heißt Karl Morre.

Freilich war auch er ſelber ein Inwohner dieſes Narrenhauſes geweſen, freilich war er ſo närriſch geweſen, er, der heiße Menſch, der Dichter, unter die Politiker zu gehen. —

Ihm, der das „Nullerl" geſchrieben, war die Welt nicht Null, er konnte nicht gleichgültig bleiben gegen all das unverſchuldete Elend und gegen all die prunkende Lumperei der Welt! Und ſo beging er im Jahre 1886 den Narrenſtreich. Er wollte die Welt verbeſſern und ſtieg von der Volksbühne herab. Er wollte die Welt verbeſſern und ging ins Parlament! Das waren zwei ausgiebige Narrheiten auf einmal. Morre war einer jener Humoriſten, die von der Welt ernſt genommen werden, ſolange ſie die Welt nicht ernſt nehmen. Morre war weiſe, ſolange er in der Welt ein Narrenhaus ſah, und war eben ein Mitnarr, ſobald er ſie geſcheit machen wollte. Narren werden anders geheilt als dadurch, daß man ihnen ſagt, man wolle ſie klug machen. Überaus klug dünkt der Narr ſich ohnehin, darin beſteht ja eben ſeine Narrheit. Am liebſten nimmt er noch Vernunft an vom freiwilligen Narren, vom Phantaſten, vom Seher, vom Dichter. Ein Dichter, der das Buch, der die Bühne hat, wirkt ſtill und fruchtbar fort in allen Kreiſen, in vielen Ländern, durch lange Zeiten. Sein Lauf wird, unter Ausnahme vielleicht von einigen Kritikaſtern, nicht angefochten, nicht verwirrt, nicht gehemmt, und nach hundert Jahren iſt das Wort Fleiſch geworden. — Dieſen vorteilhaften Poſten hatte Morre aufgegeben. Ins Parlament ließ er ſich ſchicken, wo der Streit des Tages wütet, wo der Eigennutz der Mächtigen ſchreit, wo bar der Menſchenwürde und Vernunft die Parteien ſich balgen im wüſten Rauſche des Erfolges oder im haßerfüllten Knirſchen der Ohnmacht! Wo bisweilen eine meutenhafte Hetze ſich entfaltet zu einem öffentlichen Hohn der Geſittung.

---

*) Siehe „Gute Kameraden". Leipzig, L. Staackmann.

Und dahinein ließ ſich der Dichter ſchicken!

Wir haben das Schauſpiel erlebt, wie er von leidenſchaftlicher Überzeugung durchdrungen auftrat für die Rechte der Armen, für die Rechte des arbeitenden Volkes — und wie er dafür ausgelacht wurde. Wenn Morre von einer Altersverſorgung der ländlichen Dienſtboten ſprach, wurden ſogar die „Bauernfreunde“ ſchwerhörig. Wir haben es gehört, wie Morre gegen den Sportsübermut der Reichen, gegen das Jagdunweſen, gegen das tolle Pferderennen, überhaupt gegen den Luxus der Bevorzugten und gegen die ſyſtematiſche Niederdrückung des

Bauernſtandes wetterte — und wie er dafür verhöhnt wurde! Das haben wir gehört und werden es nie vergeſſen. Wir haben vernommen, wie Abgeordnete aus derſelben Bank ſich geringſchätzig äußerten über „dieſes Nullerl" und mit Achſelzucken ſagten: Er iſt kein Diplomat! — Wahrlich, das war er nicht. Aber ein Volksfreund war er, ein redlicher Kerl war er, der ſich in dem, was er vertrat, nicht verbandeln ſollte und wollte mit Klubs und Fraktionen.

Er war ein Abgeordneter, wie das Volk ſich ihn denkt, das da wählt, und trotzdem hat er unter den herrſchenden Zuſtänden nicht mehr durchgeſetzt, als andere. Aber auch nicht weniger. — Solange es ging, wollte man ihn nicht ernſt nehmen; daß man ihn ſchließlich aber ganz kurios ernſt genommen hat, das zeigt das Wachſen ſeiner Gegnerſchaft und ihre Wut gegen ihn. Es iſt vielleicht ein wenig pathetiſch geſprochen, wenn ich ſage, ſeine Gegner haben ihn in den Tod gehetzt! Aber es iſt daran etwas Wahres. Der Humor blieb unſerem Morre treu, ſolange es möglich war, aber endlich mußte der Hetze pariert werden, und hierin mutete er ſich zu viel zu. Die Anſtrengungen der Wahlagitation, die Anfeindungen, die Aufregungen waren zu groß, er brach unter ihnen zuſammen, ſank aufs Krankenbett.

Auf dem Krankenbette nun wäre Zeit geweſen, einen Rückblick in die bunte frohe Vergangenheit zu werfen, aber die Erfahrungen der letzten Zeit hatten ſein Gemüt zu arg mitgenommen, um noch beſchaulich ſein zu können.

„Trachte nur, daß du aus dieſen Geſchichten wieder herauskommſt!" ſagte zu ihm ein Freund.

„Ich werde bald heraus ſein aus dieſen Geſchichten", antwortete er mit einer wehmütigen Luſtigkeit, „zu Weihnachten bin ich ſchon beim Chriſtkindl.“ Damals auch war's, daß er mich an der Hand nahm: „Das geht ſchon über den Spaß, wie ich leiden muß! Im Wald iſt es finſter, aber um mich wird's bald noch finſterer ſein. Oder ganz licht. Der Himmelvater wird doch ſein Wort halten. Lebe wohl, Freund! Lebe den Deinen und denke, die Welt iſt ein Narrenhaus!“

Es war ein Abſchiednehmen, ſo fühlte er den Tod im Herzen. Doch der Himmel war ihm einige Wochen des Glückes noch ſchuldig. Als die Weihnachten kamen, lebte er noch bei ſeiner ihn treu pflegenden Gattin. Als das Neujahr kam, und die ganze Zeit über, ſtrömte ihm eine Flut von Teilnahme, von Beweiſen der Freundſchaft und Verehrung zu aus aller Welt. Als der Januar war, fand ſein Volksſtück „Der Glückſelige“ in Wien einen großen Erfolg. Damals ſchrieb er an den Direktor des Raimundtheaters, der beſonders durch Frödens Darſtellung der Titelrolle eine gute Einnahme erzielt hatte: „Am Samstag war Fröden der Glückſelige, geſtern waren Sie es, und heute bin ich es.“ — In dieſer Glücksſtimmung habe ich ihn bei meinem letzten Beſuch gefunden. Er lehnte im Sofa, er wollte mir zeigen, daß er auch ſchon wieder durch das Zimmer gehen könne; allerdings wies er mir auch die weite Weſte vor, die an ſeinem eingefallenen Leib ſchlotterte: „Siehſt du, zwei Morres hätten jetzt drinnen Platz, und ſelbſt wenn ſie noch größere Narren wären, als ich es geweſen.“

„Ich habe,“ ſo fuhr er fort, „dem Himmelvater die großen Schmerzen ſchier für übelnehmen wollen, aber er hat nur das wilde Fleiſch herausgebrannt. Jetzt danke ich ihm für die Krankheit, ſie hat mir wieder ſonnenklar gezeigt, was ich für ein braves Weib habe, und wie viele treue Freunde!“

„Und denke dir,“ ſo erzählte er, „was mir vor einiger Zeit paſſiert iſt. Madeleine! ſage ich zu meinem Weib, jetzt kannſt mich im Feldhof (Irrenanſtalt) anmelden, jetzt bin ich wirklich verrückt geworden. Kommt's mir vor, es hätte mir jemand jetzt zehntauſend Gulden geſchenkt für arme ländliche Dienſtboten! Nein, das iſt nicht, ſo was gibt's ja nicht!“ — Es war wohl doch ſo, es geſchehen noch Wunder, wenn ein Dichterwort ans rechte Herz klopft. Das eine „Nullerl“ hatte es erwirkt, daß ein tapferer Einſer mit ſeinen vier Nullen fröhlich heranrollte. Ein hochherziger Edelmann hatte dem Freunde der Armen die genannte Summe wirklich bar zur Verfügung geſtellt, und Morre hat ſie noch vor ſeiner Erkrankung ihrem Zwecke ſichern können.

Und auf dieſem meinen letzten Beſuche bei Morre (es war im Winter 1897) erzählte er mir auch noch ſehr angelegentlich einen Traum, der ihn in einer ſeiner Fiebernächte geängſtigt hatte. „Willſt du ihn merken?“ ſagte er, „den kannſt ja in den ‚Heimgarten‘ hineindrucken, er iſt närriſch genug. — Höre zu. Ich ging den Hafen entlang ſpazieren, vor mir lag das Meer, lag auch ein großes Schiff. Da kam aus dem Schiffe ein Herr im Jagdanzug und fragte mich, ob ich den Bauernknecht Michel kenne? Er ſei dem Michel ſechs Gulden ſchuldig, und ob ich ſo gut ſein wollte, ſie ihm zu übermitteln. — Ja, das wolle ich gerne tun, er ſolle mir das Geld nur geben. — Dann möchte ich die Freundlichkeit haben, ihn auf das Schiff zu begleiten, dort würde er mir das Geld einhändigen.

— Ich ging mit auf das Schiff und ſagte zu dem Herrn, er ſolle ſchnell machen, die Glocke habe ſchon das zweitemal zur Abfahrt geläutet. Ich möge doch nicht ſo ungeduldig ſein! ſagt der Herr und ſucht in ſeinen Säcken, in ſeinen Truhen und überall herum nach dem Gelde. Endlich habe ich die ſechs Gulden in der Hand, aber wie ich zurück aufs Land will, ſchwimmt das Schiff ſchon auf der hohen See. Ich bin überliſtet, denke an mein verlaſſenes Weib, ſtürme wie raſend umher und ſehe, von welcher Gattung das Schiff iſt, auf das ich geraten bin. Endlich komme ich zum Kapitän, das iſt ein brauner, rotbärtiger Kerl und hat einen großen Mund mit blinkweißen Zähnen. Herr Kapitän! rufe ich ihm zu, ich bin auf das Schiff gelockt worden, Sie müſſen mich zurückführen aufs Land! — Sagt der Kapitän: Wer biſt du denn, daß du ſo keck auftrittſt? — Sage ich: Reichsratsabgeordneter bin ich! — Sagt der Kapitän: Na, da biſt du auch was Rechtes! Dann wird dir eine kleine Luftveränderung nicht ſchaden. Wir fahren nach Neuſeeland. — Sage ich: Um Gottes willen, nächſten Samstag geht das ‚Nullerl‘ neu in Szene und da muß ich dabei ſein. — Sagt er: was geht dich das ‚Nullerl‘ an! — Sage ich: Das geht mich viel an, Herr Kapitän, weil ich's geſchrieben habe! — Was? ruft der Braune aus, du biſt der Dichter des ‚Nullerl‘? Na, warum haſt du das nicht gleich geſagt! Beim ‚Nullerl‘ habe ich mich ſchon oft ſehr gut unterhalten. Alſogleich ſollſt du zurückgeführt werden auf dein Land. — Hat darauf zwei Matroſen befohlen, mich auf einen Kahn zu nehmen und ans Land zu rudern. Mir gab der brave Kapitän noch einen ganzen Schinken mit und eine Flaſche Wein. — Die Matroſen ruderten mich ſchnell hinaus, und als ſie vom großen Schiffe ſo weit entfernt waren, daß man es nur wie einen ſchwarzen Punkt ſah und den Rauch darüber, da nahmen ſie mir Schinken und Flaſche weg, und dieweilen ich mich drum wehrte, wollten ſie mich ins Meer werfen. In ſchrecklicher Not ringe ich mit den beiden Kerlen, ſchon biegen ſie mich über den Rand hinaus, da höre ich eine traute Stimme: Karl! — Ich erwache. — Mein Zimmer, mein Weib! — Du haſt ſchwer geträumt, ſagt meine Madeleine. Ich war am ganzen Leib wie übergoſſen vor Schweiß.“

So hat er erzählt, und das war die letzte Phantaſie, die ich aus dieſem reichen Dichterhaupte vernommen. Und wenn man in die letzten Worte eines Menſchen tieferen Sinn zu legen gewohnt iſt, dann ahne ich wohl, was hier dahinterſteckt. — Ob das große Schiff, auf das er wegen des armen Bauernknechtes gelockt wurde, nicht am Ende die — Politik iſt? Ob der Kapitän nicht das Volk ſein ſoll und die beiden Matroſen — die Parteien?

Mit keinem Worte hat Morre mich darauf geführt, möglich, daß er ſich ſelbſt der Bedeutung unbewußt war, die ſeine Fieberphantaſie ihm vorgedichtet!

Weil er bei der Traumerzählung erregter geworden war, als das bei einem Rekonvaleszenten zu wünſchen iſt, ſo wendete ich das Geſpräch auf den Champagner, den wir im vorigen Sommer gewettet: er daraufhin, daß er ſich nicht mehr wählen laſſen werde, ich daraufhin, daß er doch wieder kandidieren wird! Die Tatſache hat mir recht gegeben. Den Champagner aber, meinte er nun, dürfte wahrſcheinlich ich zu zahlen haben, weil er ſich nicht mehr „hineinſetzen“ werde. Jedenfalls nahmen wir uns vor, ihn demnächſt miteinander zu trinken, wobei wir nicht von Politik plaudern wollten, ſondern von Poeſie.

„Gib dem Perikles den Abſchied und halte dich wieder an den Homer. Was macht dein Volksſtück: Pater Jakob?“

„Mein Pater Jakob!“ antwortete er mit einiger Wehmut. „Du haſt recht, mit dieſer Komödie hätte ich jedenfalls mehr ausgerichtet, als in — der anderen.“

„Du wirſt es nachholen, Karl!“

Mit ſolcher Zuverſicht haben wir uns fröhlich die Hand geſchüttelt — das letztemal.

Sein Volksſtück iſt Fragment geblieben, ein Schwarm prächtiger Ideen iſt unausgeführt, ein reich talentiertes Leben iſt größtenteils ungenützt geblieben. Was das Volk im großen iſt, das ward der Volksmann im kleinen — ein Opfer der Politik.

Hans Grasberger.

Folgende Aufzeichnung iſt noch bei ſeinen Lebzeiten gemacht worden, anläßlich des 60. Geburtstages. Da ſeither auch dieſer Freund heimgefahren iſt, ſo bekommt er ſeine Gedenktafel. Alſo ſchrieb ich im Jahre 1896:

Mit den Bürgern von Krieglach ſitze ich ruhig beiſammen im Leſezimmer des Hanſes Höbenreich. Geleſen wird wenig, aber auch nicht gerade leidenſchaftlich geſprochen. In den Jahren unſeres Beiſammenſeins haben ſich die Ideenfluten und entgegengeſetzten Meinungen hübſch ausgeglichen. Das Geſpräch rieſelt über Alltägliches gelaſſen dahin. Da kommt das Fräulein Grete zur Tür herein, aber nicht in der gewöhnlichen Behendigkeit der umſichtigen, für alles freundlich ſorgenden Hauswirtin, als die ſie weitum bekannt iſt, nein, in dieſem Augenblicke nimmt ſie eine gar würdige Miene an, öffnet weit die Türe und ruft heiter: „Da ſehen Sie, wer jetzt kommt!“

In der Dämmerung des Vorhauſes ſteht eine Geſtalt. Langſam tritt ſie über die Schwelle, da ſchreit alles auf: „Grasberger!“ Es iſt wie ein Jauchzen. Der Eingetretene, ein behaglich breitgeſtellter Mann mit friſchrotem Geſicht, leuchtenden Augen, wallender Mähne und langem, ſilberig ſchimmerndem Barte, ſteht ſchmunzelnd da und breitet langſam die Arme aus. Wer hinein will, der ſoll kommen! Einer iſt da, der eilt ihm an die Bruſt, dem Treuen, dem Erſehnten. Alle Hände ſtrecken ſich ihm entgegen, jeder haſcht nach einem Ankunftswörtlein von ihm, nach einem guten Blicke. Jeden kennt er ja, und von allen iſt er gekannt. Und wie der Mann vielleicht einen Tag vorher in der Kaiſerſtadt im Rate hochangeſehener Würdenträger, berühmter Künſtler und Schriftſteller geſeſſen, ſo ſitzt er nun zwiſchen den ſchlichten Dorfleuten und plaudert mit ihnen wie einer der ihren. Das Geſpräch hält ſich nicht lange bei dem Wetter auf, bald ſind reiche Geiſtesfelder angepflügt, es wird heiter in der Stube, wärmer in den Herzen, als es die liebe gute Dorfwoche hindurch der Fall geweſen.

Grasberger iſt da! Am nächſten Morgen weiß man's im ganzen Orte. Man hat ihn ja auch ſchon vor Sonnenaufgang hinwandeln ſehen zwiſchen den tauigen Wieſen, hat ihn gegrüßt und ein gutes Wort eingeheimt. Man hat ihn ſtehen geſehen beim ackernden Landmanne und bei der ſichelnden Schnitterin. Sinnend ſtand er am ſchattigen Waldrande und am glitzernden Bache, und wie er ſonſt in der Kunſt den Geheimniſſen der Natur nachtrachtet, ſo ſucht er nun in der Natur die Geheimniſſe der Kunſt. Dann ſetzt er ſich wohl auch hin an eine Lindenbank und lieſt aus einem Büchlein oder er —. Nein, ſchreiben hat ihn noch niemand geſehen. Beten und Dichten ſoll man im verſchloſſenen Kämmerlein.

Wenn jemand nun fragen ſollte: Wer iſt Grasberger? ſo iſt das keiner, der ſich umgeſehen hat im vaterländiſchen Schrifttum. Er iſt auch fremd in Künſtlerkreiſen. Seit langem wird kein Literatur- und Kunſtbefliſſener mehr fragen: Wer iſt Grasberger? Aber wenn eines verdienten Mannes ſechzigſter Geburtstag kommt, da gibt man ungefragt Antwort und Auskunft, und ſie iſt allen lieb. Nicht daß es des Herkommens wegen wäre, vielmehr unſere Seele verlangt's, unſere Zuneigung, unſer Hang, ein Zurückerinnern feſtlich mitzubegehen, und das um ſo freudiger, je ſtrammer und friſcher der Jubilar noch mitten im Leben ſteht.

Hans Grasberger ſtieg aus den Alpen herab. Er iſt ein Steiermärker, geboren zu Obdach 1836. Sein Vater, Weißgerber, war durch der Zeiten Ungunſt verarmt, doch wurde es dem kleinen Hans möglich gemacht, in die „Studie“ zu gehen. Und fuhren im Spätherbſte 1849 eines Morgens auf dem klappernden Steirerwäglein zwei Knaben hinaus gegen das Stift Sankt Lambrecht. Dieſelben hießen Hans Grasberger und Rudolf Falb, ebenfalls ein Obdacher. Sie haben im alten ehrwürdigen Stifte als Schüler und Sängerknaben ihre erſte und grundlegende Ausbildung gefunden. Grasberger ſpricht heute noch mit warmherziger Dankbarkeit vom Stifte und nennt es ſein zweites Heimatshaus. Hätte er dieſem auch äußerlich treu bleiben können, ſo möchte Hans heute leicht Prälat von Sankt Lambrecht ſein. Er betrat jedoch einen anderen Weg, und der iſt auch kein ſchlimmer geweſen. War zeitweilig gleichwohl Frau Kummer ſeine Begleiterin, ſo ſchritt er doch beherzt fürbaß. Nach vierjährigem Verbleibe im Kloſter kam unſer Hans nach Klagenfurt und ſpäter nach Wien an die Univerſität. Durch die Verwendung eines Freundes war es ihm als dreiundzwanzigjährigen Jüngling möglich, eine Pilgerreiſe nach dem Oriente mitzumachen. Damals fuhr man noch nicht auf der Eiſenbahn nach Jeruſalem hinein, ſondern es mußten die Steinberge Paläſtinas noch auf dem Maultiere überſchritten werden. Und dürfte es der ſechzigjährige Grasberger kaum vergeſſen haben, wie damals unterwegs durch Judäa der junge Hans die Reiſekaſſe der Geſellſchaft verlor, über die er zum Hüter geſtellt worden war. Die Not währte nicht lange, ein entſchloſſenes Zurückreiten, ein kluges Zurechtfinden im Wüſtenſande, und die Taſche war wieder gefunden. Über die Erlebniſſe, Gedanken und Stimmungen jener Reiſe hat der junge Poet getreulich Buch geführt und ſeine „Sonette aus dem Orient" ſind ein Denkmal dieſer Reiſe. Der fröhliche, ſinnige, fromme Dichter taucht unter in die Welt und ſteigt empor zu Gott. Ein wahres Sonntagsbuch!

Nach jener Heimkehr aus dem Oriente fing freilich die Proſa an. Hans mußte ſich zu Wien ins Zeitungsjoch einſpannen laſſen, dem er aber bald die erträglichſte Seite abgewann. Er wurde Feuilletoniſt und Kunſtreferent. Als ſolcher ward er wiederholt nach Italien entſendet. Von da brachte er manches Schöne mit heim, ſo Nachdichtungen von M. Angelo und eigene Poeſien, die in „Singen und Sagen“, „Aus dem Karneval der Liebe“ mit enthalten ſein mögen. Dann erſchienen die Gedichteſammlungen „Licht und Liebe“ und „Ein Triptychon“, in denen klaſſiſche Schule mit moderner Art eine glückliche Ehe geſchloſſen haben.

Daß Hans in den Weiten nicht der Heimat vergaß, ja daß er mit dem Herzen ein kerniger Älpler geblieben, das bewies er draſtiſch und klaſſiſch durch ſeine Gedichte in ſteiriſcher Mundart. Die Sammlungen „Zan Mitnehm“, „Nix für ungut“, „Ploderſam“ ſind an Wahrheit der Volksſeele, an Knappheit und Richtigkeit der Form kaum übertroffen. Grasbergers Vierzeilige ſind nicht mehr Nachahmung des älpleriſchen Schnaderhüpfels, ſie ſind das Schnaderhüpfel ſelbſt; die Lebensweisheit in ihnen entſtammt nicht etwa literariſcher oder philoſophiſcher Klügelei, ſondern unmittelbarer Erfahrung eines regen Gemütes. Man könnte unſeren Dichter vielleicht den Mirza Schaffy in der Lodenjoppe nennen. Einmal hörte ich Grasberger — er iſt ſchwer genug dazu herumzukriegen — etwelches aus ſeinen „Geiſtlingſchichten“ leſen. Die Leute hielten den Atem ein, lauſchten und lachten auch, aber der anweſende Ortspfarrer erhob ſich und ging davon. In harmlos heiterer Weiſe hat der argloſe Dichter einen Leutprieſter charakteriſiert, durchaus nicht allzumenſchlich, bloß menſchlich — aber das verträgt mancher nicht. Unſere Mundart iſt in ſolchen Sachen doch ſo gutmütig und treuherzig, ſie pflegt auch kleine Fehler und Schwächen anmutig zu machen und beklemmende Seelenzuſtände mit einem guten Spaß zu löſen. Die Herren ſollten uns Volkspoeten das nicht ſo ſchwer aufmeſſen.

Bezeichnend nach dieſer Richtung hin iſt die Einleitung zu Grasbergers „Ploderſam. Geiſtlingſchichten“:

„Ich breche nicht, Hochwürden,
Als Wolf in Eure Hürden,
Der ich von Ketzerei
Mich fühle frei.

Ich weiß, was Eures Amtes,
Der Würden angeſtammtes,
Sowie, wo noch dazu
Euch drückt der Schuh.

Ich ziel' auf Euer Keinen,
Doch ſitzt, ſo darf ich meinen,
Der ein' und and're Zug,
Das iſt gnug.
— — — — — — — —

Mein Volk iſt mir zu teuer,
Ich lieb' der Wahrheit Steuer,
Drum weder finſt'ren Haß,
Nach ſeichten Spaß.“

Vielleicht hält es der Dichter, heimlich ſchmunzelnd, ein klein bißchen mit den Leuten, von denen er ſagt:

„Hätt's aniabs gern prowiert,
Wia ma Wort halt in Herrgott,
Und 'n Pfarrer anſchmiert.“

Grasberger dürfte zu jenen langſam wachſenden Naturen gehören, die erſt in ſpäteren Jahren jung werden. Bei unſerem Hans kam zuerſt der Philoſoph, dann der Dichter und dann der Bräutigam! Heute mit ſechzig Jahren erfreut er ſich eines jungen glücklichen Familienlebens.

Als Geſchichtenerzähler hat Grasberger etwas lange auf ſich warten laſſen. Die erſten Erzählungen des Dichters kamen in einem recht ſchwerfälligen Schritte daher, die Sprache war zu geſättigt mit Gedanken, zu tiefgründig und würdevoll. Man kam beim Leſen nicht weiter, jeder Satz gab zu denken, und das will heute die Leſewelt nicht mehr ſo, wie zu Jean Pauls Zeiten. Doch iſt Grasbergers Philoſophenfeder bald künſtleriſch geworden und ich tue Paul Heyſe nicht weh, Gottfried Keller nicht und auch Theodor Storm nicht, wenn ich manche Novelle Grasbergers, was formliche Vollendung angeht, dieſen Klaſſikern des Stiles an die Seite ſetze. Das Bereich unſeres Dichters geht von Orient zu Okzident. Die Novellen „Aus der ewigen Stadt“ bieten den Sonnen- und Künſtlerhimmel Italiens, während die Erzählungen „Auf heimatlichem Boden“ und „Ein neues Novellenbuch“ friſche Alpengeſchichten enthalten. Der Dichter beherrſcht zwei Volksherzen, das italiſche wie das deutſche, er beherrſcht zwei Welten, die des Salons und die der Hütte. Und im Bürgershauſe, in der Gelehrtenſtube, in der Künſtlerwerkſtatt iſt er erſt recht daheim. Die reizendſte aller Grasbergergeſchichten betitelt ſich „Maler und Modell“. Es iſt eine Barockgeſchichte, ſo zierlich, ſo leuchtend und ſo herzig, wie unſere vaterländiſche Literatur ähnliche wenig aufzuweiſen hat.

Und nun fällt mir das Wort eines Krieglacher Sommerfriſchlers ein. „Grasbergers Sonette, ſeine Mundartſchriften, ſeine Novellen ſind reizend, aber wiſſen Sie, was mir von ihm noch das Liebſte iſt?“ — Nun! — „Er ſelbſt.“

Er ſelbſt! das ſtimmt. „Wir freuen uns ſchon allemal,“ fuhr jener fort, „wenn es heißt, der Hans kommt. Überall, wo er ſich zeigt, gibt's Anregung und Frohſinn.

Sein Weſen iſt die Gemütlichkeit, die Reinheit, die Güte. Er iſt ſelber ein Gedicht.“

Ja, aber ſein Auge kann auch in Kampfsluſt leuchten, wenn er ein Ideales verteidigt mit beredtem Munde, mit deutſamen Sätzen, die ſich gerne in Gleichniſſen ergehen, dann gleichſam mit einem Gedankenſtriche abzucken, dem Hörer noch etwas zum eigenen Ausdenken übrig laſſend. Den Mann als Feſtredner zu hören! Das iſt mehr als rhetoriſcher Erguß, es iſt das volle, warme Ausleuchten einer Perſönlichkeit. Einſt hörte ich ihn ſprechen gegen die Korruption in der Kunſt. Ich habe einmal bei nächtlicher Stunde den Ausbruch des Veſuvs geſehen, dieſe Rede hat mich daran erinnert.

Aber auch dort, wo es ſich um vaterländiſche Intereſſen, um gemeinnütziges Wohltun handelt, reißt die Beredſamkeit des ſechzigjährigen Feuergeiſtes andere mit ſich, und der Idealiſt wird zum praktiſchen Rater und Tater. — Unentſchloſſen, ſäumig zurückſtehend und ſchließlich gelaſſen verzichtend iſt unſer Hans nur dort, wo es ſich um ſeine perſönlichen Vorteile handelt, oder um Anerkennung ſeiner Schöpfungen. Aber gerade durch dieſe Schlichtheit ſeines Weſens, durch die opferfrohe Selbſtbeſcheidung, durch die Freude an anderen iſt er das geworden, was jener meinte mit dem Ausſpruch: Mir das liebſte an ſeinen Werken iſt er ſelbſt.

Hans Grasberger hat ſeinen ſechzigſten Geburtstag nur um ein Jahr überlebt. Er hat ſterben müſſen ohne ſeine poetiſchen Werke literariſch geborgen zu ſehen. Zukünftige Forſcher dürften ſich wundern, daß er ſo raſch vergeſſen werden konnte.

Friedrich v. Hausegger.

Vor ungefähr vierzig Jahren ſah ich ihn das erſtemal in der Herrengaſſe zu Graz. Er fiel auf durch ſein reiches, langes Haargelocke, das über Nacken und Schulter wogte, und durch ſein leidendes Ausſehen, vor allem aber durch ſein ſcharf durchgeiſtigtes Geſicht. Wer er ſei? Ein Doktor der Rechte und Muſikkritiker der „Tagespoſt“. Aber er würde weder das eine, noch das andere lange mehr ſein — es ſitzt ihm der Tod in der Bruſt. Wer ſeine kurzatmige, umflorte Stimme vernahm, der glaubte es willig, das Todesurteil, das hinter ſeinem Rücken damals über ihn gefällt worden war.

Der erſte Anlaß meiner Bekanntſchaft mit ihm iſt mir nicht mehr erinnerlich; eines Tages wurde ich zu einer Abendunterhaltung bei ihm eingeladen. Da gab es Wagnermuſik und eine vegetabiliſche Mahlzeit. In beiden Fächern galt er bei Eingeweihten als Autorität, bei Fernerſtehenden und Flachlingen als „Narr“. Das war noch zur Zeit, da in Graz jeder Verehrer der Richard Wagnerſchen „Zukunftsmuſik“ für einen Menſchen angeſehen wurde, der weiter nicht gefährlich war, den man aber insgeheim belächeln und öffentlich verſpotten durfte. Wir hatten deren damals ſo ein halb Dutzend. Der weitaus ſchlimmſte jedoch war mein Doktor mit den langen Locken, denn er verehrte die Wagnermuſik nicht bloß, er förderte ſie auch, er verſchaffte ihr Eingang in die Konzerte, in die Oper, er arbeitete in Wort und Schrift unermüdlich, um ihr im Publikum Verſtändnis zu verſchaffen, und wenn heute Graz eine bedeutende Muſikſtadt iſt, wenn ſie beſonders die beſten und beſuchteſten und bejubeltſten

Wagneraufführungen bietet weitum, ſo iſt das hauptſächlich jenem muſikaliſchen Doktor zuzuſchreiben.

Die Wagnermuſik hatte mir an jenem Abende durchaus nicht geſchmeckt, wohl aber die köſtlichen Gemüſe, Eier, das Obſt, vor allem Apfelſtrudel, Käſe und das Gefrorene. Allerdings war auch Braten vorhanden geweſen, aber jeder hielt ſich an das Seltenere, das man kaum irgendwo anders ſo gut zubereitet finden konnte. — Es wurde zu jener Zeit umhergetragen, daß der echte Wagnerianer auch Vegetarier ſein müſſe. Unſer damaliger Gaſtherr war es aber nicht darum, ſondern weil er ſeiner Kränklichkeit wegen ganz und gar die Lebensweiſe hatte ändern müſſen.

Wer nach wenigen Jahren den Mann wieder begegnete, der hielt ihn leicht für einen anderen. Er ſchritt ſtramm aufrecht, elaſtiſch und raſch dahin. Seine Wangen waren voll, ſein Auge klar und munter. Er hatte ſich verjüngt, er war geneſen — und das hatte wohl die veränderte Nahrung, die überaus mäßige Lebensweiſe getan, an der er ſtrenge feſthielt. Dezennien lang erfreute er ſich völliger Geſundheit, bis mit zweiundſechzig Jahren in dem ſcheinbar geſunden Körper ſein Leben faſt plötzlich verloſch.

Ein Grazer müßte es ſchon erraten haben, daß hier von Friedrich von Hausegger die Rede iſt, einem Manne, deſſen körperliche Erſcheinung allen, die ihn kannten, in Erinnerung haftet, deſſen geiſtige Perſönlichkeit freilich in der Ferne mehr erkannt und geſchätzt wurde, als in der Nähe. Seltſam bei hohen Menſchen und Bergen, wenn es anders wäre! Ich will aber nicht ſprechen von ſeinen philoſophiſchen Schriften, die den Geiſt eines originellen Denkers, eines tief- und großangelegten Menſchen ſpiegeln, nicht von ſeiner Tätigkeit als Muſikreferenten, nicht von ſeinem Lehramte an der Univerſität in Graz, zu deren allerbedeutendſten Männern dieſer ſchlichte „Privatdozent" gehört hat. Die Profeſſur haben ſie ihm verſagt; dazu war er — wie einer der Luſtigſten dieſer Hochſchule bemerkte — nicht unbedeutend genug. Seine Eigenſchaften ſind ja weithin geſehen worden. — Einige perſönliche Erinnerungen will ich hervorrufen. Denn mir iſt dieſer Mann wie ein Schickſalsgeſchenk in mein Leben getreten und zum Segen geworden.

Er war in vielfacher Weiſe mein Herzensvertrauter und Ratgeber.

Gleich ein an und für ſich geringes Beiſpiel von der Art ſeiner Einflußnahme. Als damals giftige Federſeelen mich verdächtigten, eilte ich in kindiſcher Aufregung auch zum Advokaten Hausegger und fragte ihn, ob er ſo etwas glauben könne? Er lachte mich aus und meinte: „Laß es gut ſein. Wenn man ſeine Gegner ruhig laufen läßt, und ſie ſind im Unrecht, dann tappen ſie ſelber in die Blamage. Der deine läuft ja ſchon, ſcheint mir, ſchnurſtracks darauflos."

Im ganzen war er durchaus nicht dafür, daß der Menſch von ſeinen Gegnern ſich alles gefallen laſſen ſolle. Das ſei unmoraliſch. „Je bereitwilliger du Unrecht leideſt, je mehr gibſt du andern Anlaß, Unrecht zu tun," pflegte er zu ſagen. In einer Verlagsrechtsangelegenheit, die er mir leitete und in der ich, des Haders müde, ſchon immer nachgeben wollte, wußte er mich ſtandhaft zu halten und führte ſie mit ſolcher Klugheit durch, daß ich zum Rechte kam. Da konnte man ſehen, daß ſelbſt mit dem größten Idealismus ſich praktiſcher Sinn und Weltklugheit recht gut vereinen läßt.

Seit vielen Jahren verſammelten wir mehrere Freunde uns mit Hausegger jeden Freitag beim „Krug im grünen Kranze" zu einer Tiſchgeſellſchaft. Da gab es Muſiker, Bildhauer, Maler, Architekten, Poeten, Schulmänner, Schauſpieler, deren Weltanſchauungen miteinander oft in muntere Wortgefechte kamen, die — falls ſie zu temperamentvoll werden wollten — durch Hausegger leicht in gutes Gleichgewicht geſtellt zu werden pflegten. In den erſteren Jahren haftete das Geſpräch der Majorität vorwiegend an Muſik, dadurch entſtand eine kleine Oppoſitionspartei, die allmählich anhub, zyniſch ihre antimuſikaliſchen Gefühle auszulaſſen. Zu dieſer gehörte auch ich, mich beſonders über die Wagnerſche Muſik ereifernd, die, ſchlecht zu Gehör gebracht, einen auf Gaſſen und Straßen, in Haus und Konzertſaal verfolge, ohne daß man ſich vor ihr ſchützen könne. Einer der anweſenden Wagnerjünger glühendſter Gattung wurde durch ſolchen Frevel ins Herz getroffen. Entrüſtet verließ er die Tiſchgeſellſchaft und iſt jahrelang nicht wieder erſchienen. Anders Hausegger. Er beſtrebte ſich mit aller Milde und Güte, mit allen bildlichen und geiſtigen Mitteln der Belehrung, mich dem Verſtändniſſe Richard Wagners näher zu bringen. Ich wurde ungeduldig, unwirſch, und was ich dafür könnte, daß mein Ohr anders geartet ſei, als das ſeine? und daß mir die Wagnerſche Muſik nur allzuoft in den Ohren weh tue. Er ließ ſich nicht anfechten, arbeitete Woche für Woche, Jahr für Jahr gelaſſen an meiner Bekehrung und behauptete, meiner ganzen Natur nach ſtünde ich Wagner weit näher, als ich ſelber wiſſe oder zugeſtehen wolle; manche glaubten weit von ihm entfernt zu ſein, bloß weil ſie ihn nicht ſähen; es ſei aber nur eine papierene Scheidewand dazwiſchen und plötzlich könne ſie fallen. — Ja, und plötzlich war ſie gefallen. Bei einer ausgezeichneten Aufführung der „Meiſterſinger" ging mir das Licht auf. Als ich noch am ſelben Abende an Hausegger ſchrieb: „Das Loch iſt offen, ich ſehe in den Himmel hinein!" kam er zu mir und dankte freudig, als wäre ihm eine große Wohltat erwieſen worden.

Seit dieſer Zeit war die Herzlichkeit, die er mir ſtets geſchenkt, zur völligen Zärtlichkeit geworden und er meinte, auch meine frühere Abneigung gegen Wagnermuſik ſei reiner Wagnerianismus geweſen — es hätte mich einfach die ſchlechte Wiedergabe empört. Immer verdächtig ſeien ihm jene Leute, die bei jedem Muſikſtück verzückt die Augen aufſchlügen, nur weil ſie wüßten, es wäre von Richard Wagner. Vollkommen könne man Wagner nur in Bayreuth kennen lernen. — Trotzdem mir meines Bruſtleidens wegen das Reiſen und die Anſtrengung des Verkehrs mit Leuten in der Hochſommerhitze ſchier unmöglich iſt, hatte ich doch die Abſicht, Hausegger zuliebe Bayreuth einmal zu beſuchen, ſchon um ſein Bekehrungswerk an mir zu beſiegeln. Dazugekommen iſt es freilich nicht.

Seine Anregungen und Geſpräche beim „Krug im grünen Kranze", ſowie auch in ſeinen Briefen waren oft köſtlich. In allen Windrichtungen der Wiſſenſchaften, der Philoſophie wußte er Beſcheid, ging aber nirgends ausgefahrene Straßen, ſtets nur ſeine eigenen Wege, die er ſich kühn und frei gebahnt hatte. Die allerhöchſte Achtung ſei es im Leben oder in der Kunſt — hatte er vor der Perſönlichkeit. Der freien, ſich ſelbſt auslebenden Perſönlichkeit, und vor dem Werke, in dem eine ſolche Perſönlichkeit zum Ausdrucke kam. Er war ein Gegner der Theorie und deſſen, was man in der Kunſt Schule nennt. Ihm allein maßgebend war das Können. Allerdings war er in ſeiner Art ſelbſt Theoretiker von ſtrengſter Logik. Er war durchaus Künſtlernatur, aber nicht ſchöpferiſch, nur verſtehend und deutend. Das Schöpferiſche kommt in ſeinem genialen Sohne Sigmund zur Geltung. Und doch löſte ſich auch ſein Leben völlig in Muſik auf. Man könnte ſagen, er genoß eine Marmorſtatue muſikaliſch, er empfand eine Dichtung muſikaliſch und wo er irgendeinen künſtleriſchen Eindruck zu erklären ſuchte, tat er's mit Beiſpielen aus der Muſik. So hatte ſich die Muſik zur Harmonie ſeines Lebens, ſeiner Weltanſchauung geſtaltet, und von dieſem Brennpunkte aus blickte er in die Geheimniſſe des Daſeins. Seltſam brachen ſich die Lichtſtrahlen des Lebens im Prisma ſeiner Seele, und heller kamen ſie hervor.

Ich beklagte mich einmal über unſere unruhige, alles zerſetzende, aus allen Geleiſen brechende Zeit, die mir gar nicht gefalle.

„Doch, doch!" antwortete er, „es iſt ja ganz köſtlich, jetzt zu leben. Alles regt ſich, alte Formen platzen, die Geiſter befreien ſich, halten friſche Turniere, ſetzen ſich neue Aufgaben, neue Ziele. Denke dir, wenn alles tot wäre, wie noch vor ſechzig Jahren! Nicht wahr, du erſchrickſt?"

Ich erſchrak wirklich.

„Ja," fuhr er fort. „Dann wären wir beide nicht.

Keine geiſtige Perſönlichkeit wäre möglich, alles verſtumpſt und verſumpſt. Eine Kirchhofsruhe. Sie könnte dir gewiß nicht gefallen. Jetzt geht Frühlingsluſt, es iſt ein neues Werden.“

Oft muß ich ſeither an dieſe Worte denken. Es iſt ja wahr, alles regt ſich, als ſei ein noch nie dageweſener Weltfrühling angebrochen, und, doch wie wenige gibt es, die mit ſolchem Optimismus in die geheimnisvolle Zukunft blicken können, als Hausegger es konnte.

Am wohlſten fühlte er ſich in der Myſtik. Das iſt ein dunkles Bereich, doch ſeine Geiſtesblitze warfen oft ſo helles Licht hinein, daß auch wir andern zu Sehern wurden. Viel beſchäftigte ihn die menſchliche Traumwelt, in der er ein Leben für ſich erblicken konnte, ein Doppelleben, in welchem gerade jene ſeeliſchen Kräfte ſich entfalten, die von der Wirklichkeit nicht aufgebraucht werden. Einen reichen Gedankenſchatz wußte er uns zu eröffnen über die Beziehungen zwiſchen Genie und Wahnſinn; er konnte es prächtig begründen, daß ein ſchöpferiſches Genie und die Phantaſie eines Wahnſinnigen vielfach eins und dasſelbe wären.

Manchmal ſchien mir dieſe Perſönlichkeit, als lebe ſie am liebſten entkörpert in einer überſinnlichen Welt, die eben nur in der Muſik ihren Ausdruck findet. Und da konnte Hausegger behaupten und beweiſen, daß nicht das Körperliche und nicht das Sinnliche das Wirkliche ſei, vielmehr das, was der Menſch ſich einbildet, die Idee, die, allen Fährlichkeiten entrückt, ein unzerſtörbares Leben für ſich iſt. Einmal ſprach er die Vermutung aus, daß der Menſch immer das Bewußtſein ſeines Daſeins habe, auch im Schlafe, nur vergeſſe er das beim

Erwachen; auch in dem Zuſtande, wo er für andere tot gilt, habe er irgendwie das Bewußtſein von ſich und es gebe keine Zeit und keine Ewigkeit, in der er ſich nicht fühle oder wiſſe. — In dieſem Punkte verſtanden wir uns allein. Die übrige Tafelgeſellſchaft war ratlos. — Dann beſchäftigte er ſich gerne mit ſinnfälligen ſpiritiſtiſchen Dingen und Kräften, deren Exiſtenz er nicht beſtritt, die ihm aber ſo ziemlich als die niederſte Stufe der großen Geiſteswelt galten. „Je weiter etwas den menſchlichen Sinnen entrückt, je größer und göttlicher iſt es!“ — Er ließ für eine ſolche Welt die Bezeichnung „vierte Dimenſion“ recht gerne paſſieren, weil eben eine beſſere Bezeichnung nicht vorhanden wäre und weil man ſich doch ſchon einmal gewöhnt hätte, unter dem Worte ſich etwas Unfaßbares, Unbegreifliches vorzuſtellen. Es müſſe deshalb, weil es unbegreiflich ſei, nicht auch unnatürlich ſein.

Wären ſolche Dinge in dozierendem Tone vorgebracht worden, ſo hätte er uns wahrſcheinlich bald verſcheucht. Nein, er ſprach ſtets in ſchlichter, beſcheidener Weiſe, ſtets auf Einwände gefaßt, nie einen Einwand ignorierend. Er hatte es nicht wie eingelernt fertig in ſich, in der Anregung der Gegenſeitigkeit entwickelten ſich ſpontan ſeine Gedanken und wuchſen oft zu ungeahnten Geiſtesbauten. Im Wortgefechte perſönlich, oder gar verletzend zu werden, das konnte man ſich bei Hausegger gar nicht vorſtellen, es lag außerhalb ſeiner Natur. Er verſtand auch zuzuhören. Manchen Abend ſaß er bei ſeinem Eierſalat, oder ſeinem Pfannenkuchen, oder ſeiner Limonade behaglich da und er ſchwieg uns ſein reiches Innenleben zu, während wir anderen laute Weisheiten ſprachen. Gab es Spaß, ſo tat er auch mit und hatte Bemerkungen, die ebenſo luſtig als geiſtreich waren. Es gibt kaum einen Gipfel, kaum einen Abgrund des Lebens, den wir nicht zuſammen betrachtet hätten und kaum einen Ulk, an dem wir uns nicht nebenbei ergötzten. — Dieſe Freitagsabende im „Krug“ werden uns wohl unvergeßlich bleiben. Sie waren uns zum Bedürfnis geworden, wir hatten uns im Laufe der Zeit aneinandergelebt und in freimütiger Kernhaftigkeit zuſammengeſtritten, und Hausegger, der nie fehlte, wenn nicht ein wichtiges Abhalten war, gab mitten unter Stürmen, oder bei Gefahr der Verſandung den milden leuchtenden Pharus ab. — Und einmal vertraute er mir, daß er über die Tiſchgeſellſchaft, ihre Geſpräche und Abſonderlichkeiten nachher fleißig Buch führe. Es mochte wohl der Mühe wert ſein. In dieſer Freundestafelrunde befanden ſich unter anderen illuſtren Perſönlichkeiten die Schriftſteller Emil Ertl, Ernſt von Gnad, Franz Goldhann, der Bildhauer und Maler Hans Brandſtetter, F. Schrötter, Komponiſt Wilhelm Kienzl und manch anderer Geiſtesblitzer.

Und dann nahte bei Hausegger das Ende mit ſeinen vorauseilenden Schatten.

An einem Dezemberſonntage des Jahres 1898 war’s, als Hausegger zu mir kam. Ich las augenblicklich in ſeinem Geſichte, daß etwas Beſonderes war.

„Grasberger geht’s nicht gut,“ ſagte er. Ich wußte wohl, daß unſer gemeinſamer Freund in Wien krank lag.

„Alſo nicht gut?“ fragte ich entgegen.

„Doch,“ antwortete er ſehr leiſe, „es geht ihm ganz gut. Ich habe dir die Nachricht zu überbringen. Heute nachts iſt er geſtorben.“

Als er fortging, blickte ich ihm durch das Fenſter nach. Ernſt und aufrecht ſchritt er die Gaſſe entlang. Daß mir Gott die wenigen Freunde erhalte, die noch da ſind! ſo dachte es in mir. — Dann kamen zwei Freitagsabende, die ſehr heiter waren. „Naturvölker kennen keine Todestrauer,“ ſagte Hausegger, „je degenerierter die Menſchen ſind, je größer der Schmerz um Verſtorbene.“ Er kam wieder auf ſein Lieblingsthema, das Überirdiſche, die freien Seelen. „Wenn ſie vom Leibe abgelöſt ſind, ſo treiben ſie wohl gerne manchmal noch ein bißchen Allotria bei ihren Bekannten auf Erden.“ Der ſo heitere Todesgedanken hegte, war unter uns der Friſcheſte. Der Vegetarismus — ſo behauptete er ſtets — habe ihn geſund gemacht. Geſund, arbeitsſtark und lebensfroh. Auf körperliche Nahrung legte er ja nie viel Gewicht; ihm ſchien geiſtige Speiſe auch für den Körper nahrhaft zu ſein. Während er manchmal noch um zwei Uhr mittags nüchtern war, nahm er ſchon vom frühen Morgen an ſchwere, tiefſinnige Lektüre in ſich auf, und ſein Tag war bis in die ſpäte Nacht hinein eine ſtrenge, ununterbrochene Geiſtesarbeit. So war es ſeine ſtarke Seele, die den Körper aufrecht hielt, und da ſagte er: „Unter normalen Verhältniſſen ſtirbt der Menſch nicht, ſo lange er leben will. Erſt wenn durch Krankheit oder Alter, oder eine moraliſche Depreſſion die Lebensenergie aufhört, dann wird's aus.“

Der Mann, der ſo ſprach, ein geſunder Sechziger, konnte bei ſeiner glühenden Lebensenergie hundert Jahre alt werden. — Zwei Monate ſpäter war er tot.

„Ich bin ein glücklicher Menſch, wenn's nur ſo bleibt! Laß dich an mein Herz drücken, du weißt ja auch, was das heißt, glücklich ſein, und daß, wer ſo recht unglücklich ſein kann, auch das Talent hat, glücklich zu ſein. — Aus Anlaß verſtändnisvoller Anerkennung ſeiner Schriften, die ihm geworden, beſonders aber der künſtleriſchen Erfolge ſeines geliebten Sohnes Sigmund wegen, hatte er dieſe Worte mir geſchrieben am heiligen Abend 1898, ein paar Stunden, bevor er ſich zu Bette legte, von dem er nicht mehr aufſtand. Das letzte helle Aufflackern war es geweſen der Flamme, die, des Öles bar, dann „ohne Willen zum Leben“ jählings verloſch. An Vergeiſtigung iſt er geſtorben, hieß es in einem der Nekrologe.

Bei den allermeiſten Leuten kann ich mir's recht wohl denken, daß ihre Seele mit dem Leibe dahin iſt, bei Friedrich von Hausegger kann ich mir das nicht denken. Ich fühle zu oft, wie ſein Geiſt mich umweht. Es iſt zu oft, daß meine Gedanken ſeinen Ausſprüchen, ſeiner Weltanſchauung begegnen und je abſtoßender mir der Alltag erſcheint, je heimlicher fühle ich mich in dem, worin er lebte, im Reiche der Ideale, — der „vierten Dimenſion“.

Rudolf Baumbach.

Rudolf Baumbach lebte zur Zeit, als ich ihn kennen lernte, als ſchlichter Privatlehrer in Trieſt. Aber er war ſchon berühmt, hatte den „Zlatarog“ ſchon geſchrieben und ſang den drei köſtlichen W, dem Weibe, dem Weine und dem Wandern gar liebliche Lieder. Man beſuchte ihn in ſeiner Weinſtube um die Vormittagszeit. Es war ein ſchlechtbeleuchtetes, rauchiges Lokal, das eher einer geräumigen Küche ähnlich ſah, als einer Wirtsſtube. Es war auch ſchlecht beſucht. Nur an einem Nebentiſch ſaß ein Mann in ſchwarzer Kleidung, mit dunkelblondem Bart und einem kahlen Vorderhaupt. Es mochte wohl ein evangeliſcher Paſtor ſein, dem Ausſehen nach. Er ſaß zurückgelehnt in den Winkel und ſchien behaglich vor ſich hinzuträumen. Das war Rudolf Baumbach.

Bei der Vorſtellung machte er nicht viel Umſtände, ruhig reichte er mir ſeine Hand und hielt ſie ein wenig feſt. Da mußten die Sympathien ineinander geſtrömt ſein, denn wir waren uns wohlgewogen von dieſem Augenblicke an. Geſprochen wurde bei dieſer erſten Begegnung nicht viel, bloß ein wenig über den Wein. — Welchen Wein ich mir bringen laſſen ſollte?

„Natürlich, dieſen!“ antwortete er, auf das irdene Töpſchen weiſend, das vor ihm ſtand. Es war braun glaſiert und ähnlich den Geſchirren, aus welchen arme alte Frauen ihren Kaffee trinken. Als das meine kam und ich den erſten Trank tat — na, da guckte ich einmal hinein, ob das auch Wein ſei. Eine dunkelrote Flüſſigkeit war's, aber leicht erholte ich mich nicht von der Überraſchung. Es war ein feindlicher Überfall in der Kehle, den ich lange nicht überwinden konnte. Baumbach ſchlug mir lachend die Hand auf den Rücken, bis ich mich erfing.

„Freilich wohl wird er kratzen,“ ſagte er, „weil Sie zu wenig getrunken haben. Der kleine Schluck reizt, der große gleicht's aus. Trinken Sie nur ritterlich, es wird ſchon gut werden.“

Und der Mann hatte recht. Beim zweiten Krug war's ſchon leidlich, beim dritten war's fein. Das iſt der berüchtigte Oſtraner, auch Terraner, der jeden feſtnagelt, ſo er nach dem erſten Zuge nicht auskneiſt. Und dann ſaßen wir, tranken und — ſchwiegen. Baumbach verſtand ſo geiſtreich zu ſchweigen. Wenn einen ſein ſchönes ernſtkluges Auge anſchaute, da dichtete es ordentlich daraus hervor. Und war einem: Wenn er jetzt den Mund aufmacht, ſo ſpringen die Verſe fix und fertig auf den Tiſch. Aber er machte ihn nicht auf. Als ich einer Einladung zum Mittageſſen wegen fortgehen mußte, ſtießen wir an, dann ſchüttelte er mir derb die Hand und blieb ſitzen.

Später habe ich ſchnöden Undank verlauten laſſen. „Nimm eine Maß gute Gallapfeltinte und eine Maß echte Eſſigeſſenz, menge das gut durcheinander und du haſt zwei Maß Terraner.“

Das konnte Baumbach auf ſeinem Lieblingstrank nicht ſitzen laſſen. Zu mir kam der folgende Sang:

Ihr habt meinen Terran geſchmäht,
Dafür werdet Ihr angekräht.

Sitzt am Meer ein Liederſchmied,
Durſtig wie ein Hummer.
Der vertreibt mit Wein und Lied
Sich des Lebens Kummer,
Singt wie Spatz und Ammerling
Auf dem Kirſchbaum droben;
Selbſt Herr Robert Hamerling
Tät ihn einſt beloben.

Dieſen jüngſt ein Fremdling traf,
Gleichfalls ein Poete,
Ruhmbekannt bei Fürſt und Graf
Wie bei Hans und Grete.
Und der Erſte freudenreich
Zog vom Haupt die Kappe;
Vorzuleſen griff er gleich
Nach der Dichtermappe.

Sprach der Gaſt mit ernſtem Ton:
„Fort mit den Gedichten!

Eure Lieder kenn' ich ſchon,
Euren Wein mit nichten.
Nach des Malvaſiers Genuß
Bin ich längſt ſchon lüſtern,
Den Ihr Eurem Pegaſus
Träufelt in die Nüſtern."

Nach der Schenke im Verein
Zogen ſie von dannen,
Wo des Karſtgebirges Wein
Schäumt in irdnen Kannen.
Dunkelrot, rubinenklar
Rann er aus den Spunden. —
Nach dem erſten Kräglein war
Jäh der Gaſt verſchwunden.

Nordwärts ihn das Heimweh trieb,
Denn es ward ihm graulich.
Was er von dem Karſtwein ſchrieb,
Klingt nicht ſehr erbaulich;
Und im ſtillen ſpricht er ſo:
„Sagt nicht ein Genie wo:
Tales versus facio,
Quale vinum bibo?"

Solches ſchreibt er freilich nicht,
Denn er will nicht kränken
Einen, der beim Karſtwein dicht't,
Doch er tut ſich's denken.
Seine Feder ſpritzt er aus,
Putzt ſich klar die Brille,
Und zu einem andern Haus
Zieht der Dichter ſtille.

In dem Krug im grünen Kranz
Trägt er ſeinen Ärger,
Seinen Groll verſenkt er ganz
In den Luttenberger
Und vergißt den Karſtweinkrug

Bei dem Kleinoſchegger —
Wohl bekomm' Euch jeder Zug,
Wackerer Roſegger!

Trieſt, 12. Jänner 1885. Rudolf Baumbach.

In dieſen Verſen fand ich eine perſönliche Ehrenbeleidigung. Es wird dreiſt gedichtet, daß „nach dem erſten Krüglein war jäh der Gaſt verſchwunden“. Das hat der Mann wider beſſeres Wiſſen geſchrieben, denn beim dritten Krug hat er mit mir angeſtoßen, ſchweigend aber klirrend. Da war ich doch tapfer dabei! Mißlich iſt es ſchon, daß ich erſt jetzt, da der Gegner nicht mehr lebt, meine Rechtfertigung vorbringe, um ſo mehr, als die Tiſchgeſellſchaft beim „Krug im grünen Kranz“ zu Graz, wo ich wöchentlich einmal Tiroler trinke, ſich nicht zu erinnern weiß, wie ich je einmal drei Krüge hintereinander überwältigt hätte.

Baumbach ſelbſt iſt ſpäter ſeinem „Terraner“ untreu geworden. Der Dichter überſiedelte nach Meiningen, wo er an dem Großherzog einen kunſt- und literaturfrohen Gönner gefunden hatte. Ich glaube, er hat am Meininger Hofe die Bibliothek verwaltet und war des edlen Fürſten wohlberatener Hausliterat. Seine weltheiteren Dichtungen, wovon jedes Jahr ein Bändchen erſchien, waren mittlerweile ſo allgemein beliebt geworden, daß jene Mächte, die es ſich zur Aufgabe gemacht, keinen Baum in den Himmel wachſen zu laſſen, emſig einſetzten, um den beliebten Dichter möglichſt niederzuarbeiten. Da ſich über die lebensfriſchen, jauchzenden Lieder nichts anderes ſagen ließ, ſo ſagten ſie, es ſei „Butzenſcheibenlyrik“. Man wollte damit wohl das künſtlich Gemachte der modernen „altdeutſchen“ Poeſie bezeichnen, womit man freilich gerade bei Baumbach nicht das Richtige getroffen hat. Ich wäre vielmehr geneigt, die Butzenſcheiben der Ähnlichkeit wegen auf die Bodenſcheiben der Weinflaſchen zu beziehen. Und daß bei einem echten Deutſchen die Trinklieder nicht künſtlich gemacht, ſondern tief empfunden ſind, das unterliegt keinem Zweifel. Auch mit den Liebes- und Wanderliedern dürfte es ſo ſein.

Meine zweite Begegnung mit Baumbach war in Thüringen. Ich hatte in Meiningen eine Vorleſung zu halten. Auf der Hinreiſe kam mir in Koburg ein Brief Baumbachs entgegen. Er ſei vom Großherzog beauftragt, mich am Tage meiner Vorleſung bei Hof zu Tiſche zu laden. Nun ſtand ich wieder einmal dort, wo ich mein Lebtag ſo manchmal geſtanden. Ich beſitze kein höfiſches Kleid. Und weiß, wie ſchwer der Verſtoß iſt, wenn man ohne Frack und weiße Krawatte in den Salon tritt. Ich berichtete dem Baumbach ſofort zurück, in Ermangelung eines Frackes könne ich die Einladung nicht annehmen. Aber der Beſcheid ließ nicht lange warten: der Großherzog habe nicht den Frack zu Tiſche geladen, ſondern den Roſegger, und der werde um fünf Uhr desſelben Tages auf dem Schloſſe erwartet. Auf dem Bahnhofe in Meiningen angekommen, war ſchon Rudolf Baumbach da, deſſen behaglich rundliche Geſtalt mir raſch entgegenkam. Er geleitete mich ins Hotel und half mir dort — die Stunde drängte — Toilette zu machen. Den ſchwarzen „deutſchen Rock“ fand er ja ganz gut, auch das übrige; nur der Bürſte bedurfte es. Auch eine weiße Krawatte hatte er in Bereitſchaft, die er mir eigenhändig umband. „So! Und jetzt noch das Haar ein bißchen glatt. Sie haben noch eins. Und nun, Jüngling, voran! An den Fürſtenhof!“

Wir marſchierten zu Fuß die Höhe hinan. Durch das erſte Tor tretend, begann mein Begleiter einen weißen Handſchuh anzuſtreifen und als er merkte, daß ich nichts dergleichen hätte, blieb er ſtehen. „Handſchuh haben Sie auch keinen? Das iſt nun ein bißchen fatal. Warten Sie, dafür habe ich ihrer zwei. Genehmigen Sie gütigſt meinen rechten; die hohen Herrſchaften werden uns hoffentlich mehr ins Auge ſchauen als auf die Hände. Verzeihen Sie mal!“ Er ſtreifte mir den Handſchuh an. „Sehen Sie, Bruder in Apollo, das geht ja ſpielend leicht. Aber wo iſt denn —? Sie haben ja keinen kleinen Finger!“

„Hau,“ rief ich erſchrocken, „der iſt ja beim Ringfinger drinnen!“

„Nein, es geht nicht,“ ſagte er reſigniert. „Es geht nicht. Das Futteral iſt ungefähr um das zweifache zu groß,“ und nahm den Handſchuh wieder an ſich.

Es iſt auch ohne gegangen. Und zwar ſehr gut. Es hätte mir leid getan, wenn des Großherzogs markiger Händedruck durch Katzenleder abgeſchwächt worden wäre. Der Kreis war ein kleiner: Der Großherzog, ſeine Gemahlin die Baronin Hellburg, die Prinzeſſin Marie, Baumbach und Peter ohne Frack. Geſprochen wurde von der Kunſtwandertruppe „Die Meininger“, ein für die deutſche Bühne ſo bedeutungsvolles Inſtitut, das bekanntlich das großherzogliche Paar ins Leben gerufen hatte. Die „Meininger“ waren kurz zuvor in Graz geweſen und der Großherzog äußerte ſeine Freude über den großen Erfolg, den ſie in der ſteiriſchen Hauptſtadt gehabt hatten. Dann kam bei Tiſche das Geſpräch auf Vorleſereiſen, auf Literatur und endlich auf den Deutſch-Franzöſiſchen Krieg, aus welchem der Großherzog manche packende Epiſode, manch heiteres Geſchichtchen zum beſten gab. Baumbach ſchwieg die ganze Zeit, nur wenn er um irgendeine Auskunft befragt wurde, gab er klipp und klar wie ein Konverſationslexikon Antwort. Sein Geſicht blieb ein ſtets ruhig ernſthaftes, das ſich auch bei den luſtigen Anekdoten zu keinem Lächeln verzog. Baronin Hellburg bemerkte ſcherzend, daß der Doktor ſicherlich wieder an einem Schelmenliedchen dichte, weil er ein gar ſo ernſthaftes Geſicht mache.

Am Abende dann, nach der Vorleſung, gab es luſtige Tafelrunde im Künſtlerkreiſe. Baumbach blieb ſchweigſam, war ſchließlich aber der, ſo am längſten beim Becher ſaß. Erſt auf dem Wege in mein Hotel wurde er heiter plauderſam. Mir ſcheint, er war einer, „der ſich nur gab zu zweien, weil mehrere Gemüt und Red' ſo leicht zerſtreu'n". Auf jeden Fall hatte er gut geſchwiegen, weil ja ſeine Dichtungen für ihn ſprachen.

Ich habe ihn nicht wieder geſehen. Aber ſeine weiße Krawatte war an mir hängen geblieben, ſo daß ſie am nächſten Tage unter Kuvert und Siegel zurückgeſchickt werden mußte. Er beſtätigte den Empfang mit einem launigen Vers. Noch einige Jahre, dann war, wie ſein Mund, auch ſeine Feder ſchweigſam geworden — für immer. Bei meiner nächſten Anweſenheit in Trieſt ſuchte ich, nach vielen Jahren, jene Oſteria wieder auf, unter lärmenden Welſchen die einzig deutſchfühlende Bruſt, trank ich ein Krüglein „Terran" und gedachte des ſchweigenden Sängers.

Adolf Pichler.

Es gibt Männer, hinter denen nichts als ein Buch ſteht, aber es gibt Bücher, hinter denen ein Mann ſteht. Das Buch will überreden, der Mann überzeugt. So ein überzeugender war's, von dem ich hier ſage. Das Buch war gut und der Mann noch beſſer.

Man muß dieſen Mann perſönlich gekannt haben, um manche ſeiner Schriften ſo zu verſtehen, wie ſie gemeint ſind. Ich wäre beinahe um dieſen Vorteil gekommen. So viele Briefchen und Kärtchen im Laufe der Jahre auch hin- und herflogen zwiſchen Steiermark und Tirol, ſo oft wir uns auch Stelldichein gaben, perſönlich begegnet ſind wir uns doch nur dreimal. Das erſtemal vor einem viertel Jahrhundert in München. In ein Kaffeehaus hatten wir uns zuſammenbeſtellt, beide trafen wir genau zur Stunde ein, fanden und erkannten uns aber lange nicht. Ich hatte mir den Profeſſor als greiſen Stadtherrn gedacht und er ſich den Waldpoeten als bärtigen Bauernkerl. In der Tat: den Verfaſſer der „Hymnen", der „Tarquinier", der „Markſteine" uſw., der in den Revolutionszeiten die Freiheitsfahne ſchwang, der dann ſo lange als Naturforſcher in den Bergen herumhämmerte und in den Lehrſälen dozierte, und deſſen Name mir ſeit Kindheit bekannt als Halbvergangener erſchien, — dieſen Mann ſtellte ich mir vor als gebrechliches Greislein mit weißem Haar und eingekniffenem Mund. — Aber der Recke, der dort am Pfeiler ſaß, wo die Mäntel hingen, den breiten Schlapphut auf dem Kopf, das Geſicht oft nach dem Eingange wendend — er kam mir doch nicht recht vor. Das braune Gewand, mehr Bauernloden als

Herrentuch, war gebirgleriſch, das Glas Milch, das er vor ſich hatte und in das er vorhin ſein Brötchen getaucht, wies weniger auf einen Bergbauer als auf einen Poeten. Kurz, ich ſtand auf und ging langſam gegen ſeinen Tiſch hin. Er faßte mich ins Auge, erhob ſich ebenfalls und ſagte: „Sind wir's oder nicht?"

„Ich denk', wir ſind's."

Und wir waren es. Ein ſtattlicher, aufrechter Mann mit breiten Schultern und mächtigen Haupte, das noch dunkle Haar reich über den ein klein wenig vorgeneigten Nacken wallend, das längliche, markige Geſicht mit ſchlichtem Bart, das Auge buſchig und mild, der Mund zart, voller Zähne, die ſich bei ſeinem Lächeln zeigten — ſo ſtand er da, und der alte Tiroler Dichter Adolf Pichler. — Er hatte ſich an mir wohl in der umgekehrten Weiſe getäuſcht. Solche Überraſchung hatte uns beide einigermaßen gedämpft und wir nebelten längere Zeit mit banalen Redensarten umher, von der Reiſe, vom Wetter, von der Geſundheit. Dann fielen Bemerkungen über Anzengruber, den er einen Hauptkerl nannte, und über Hamerling, dem er nicht gerecht wurde. Dann kam das Geſpräch auf die Ähnlichkeiten und Verſchiedenheiten der Tiroler und Steirer, auf den ewigen Kampf der freiſinnigen und klerikalen Elemente in Tirol, auf die Vor- und Nachteile des Fremdenzufluſſes. Der Achenſee, wo er bei der Scholaſtika die Sommer zuzubringen pflegte, war ihm bereits verleidet worden. Er gehe nicht auf Sommerfriſche, um den Berliner Schöngeiſtern und den Wiener Juden die Honneurs zu machen oder von Dresdener Blauſtrümpfen angeſtaunt und um Autographen angebettelt zu werden. Er gehöre zu den Tirolern, und auch da wieder nur zu den Steinſchädeln, die Funken geben, wenn man auf ſie ſchlägt. Ja, der alte Pichler war einer von denen, deren trotzige Kraft durch Anfeindungen geweckt wird, einer der Feuerſteine, die in der weichen Hand kalt bleiben und erſt ſprühen, wenn ſie geſchlagen werden. Im Grunde friedfertige Menſchen, aber der unbändigſten Oppoſition fähig, wenn ihre geraden Wege tückiſch durchkreuzt werden.

Nach etwa einer Stunde trennten wir uns und jeder mochte nachher geſagt haben: Ich habe mir ihn anders gedacht. Die Briefe und Karten, die wir wechſelten, waren ſeit dieſer Begegnung nicht länger geworden. Die ſeinen, oft mit Bleiſtift auf Papierſchnitzeln geſchrieben, waren ſchwer zu entziffern, aber es lohnte ſich der Mühe. Irgendeine treffende Bemerkung über Zeitfragen, ein Kernſpruch, ein Zuruf, manchmal auch ein kräftiger Fluch über moderne Dummheiten. Dem „Heimgarten" war er ein ſtändiger Mitarbeiter, beſonders auch als Vertreter der jungen Tiroler Poeten, denen er ein verehrtes Vorbild und ein herzhafter Ermutiger geweſen. „Unſere jungen Leute dürfen nicht auf Abwege kommen," ſchrieb er einmal, „was wir begonnen, müſſen ſie vollenden. Es iſt unſere Rebe, es iſt unſer Gären, es wird unſer Wein." Er hat die Freude gehabt, eine junge, kräftige Tiroler Literatur um ſich erſtehen zu ſehen, die ſich nur erſt ſelber bändigen mußte.

Meine zweite perſönliche Begegnung mit Adolf Pichler war 1897 in Innsbruck. Er lag auf dem Krankenbette an einem gichtiſchen Leiden. Aber ſein Geiſt, obſchon nahe dem achtzigſten Lebensjahre, kam mir friſcher, munterer vor, als damals in München. Er hörte noch gut und verſtand zu hören; ſein Sprechen hatte nichts Greiſenhaftes, es war lebhaft, deutlich, klar, beſtimmt. In leichter Tirolerbetonung gab er von den Gedankenſchätzen, den Erfahrungen, den überzeugten Meinungen, die ein langes, reiches Leben in ihm gezeitigt hatte. Wir waren übrigens beide aufgeregt, denn es war nach den beiſpielloſen Vorgängen im Abgeordnetenhauſe, an dem Tage nach dem Sturze Badenis. Ich war zu einer Innsbrucker Vorleſung gerade aus Graz gekommen, wo die Menge durch die Straßen tobte und wo von bosniſchen Soldaten auf das Volk geſchoſſen wurde. „Öſterreich ſo weit!“ murmelte Pichler. Dann richtete er ſich, mit dem Ellbogen ſtützend, ein wenig auf, und das Donnerwetter, das aus ihm losbrach, darf ich nicht beſchreiben! — Mit rückſichtsloſer Schärfe bezeichnete er die Grundurſachen ſolch politiſcher Kataſtrophen in Öſterreich. Niemals zuvor hatte ich an einem Greiſe dieſen wilden Zorn geſehen. Die loderndſten Proteſte und Kraftreden ſeiner Gedichte, hier waren ſie, ins Grandioſe geſteigert, in wenigen Sätzen zum Ausdrucke gekommen! —

In dieſer ſchlichten Poetenſtube, deren einziger Schmuck die Sonne war und die Bilder des Hochgebirges, die zum Fenſter hereinleuchteten, wohnte das Feuerherz, an dem die jungen Poeten des Alpenlandes ſich entzündeten.

Daß er mit den Deutſchen, die er doch ſo ſehr liebte, gar beſonders zufrieden war, kann man nicht behaupten. Auf den Abſatz ſeiner Bücher anſpielend, ſagte er: „Gibt es einen ſchnudigeren, launenhafteren Herrn als den deutſchen Michel? Seine angebliche Verehrung für Poeſie — nur Heuchelei, in ſeinem Herzen kniet er nur vor zwei

Göttern: dem hohen Titel und dem Geldſack. Ich verdanke mein beſcheidenes Einkommen dem Hammer des Geologen.“ Er hatte außerdem noch in ſeinen letzten Jahren ſchlechte Erfahrungen mit Verlegern gemacht. „Die Schriftſtellerei,“ ſchrieb er mir ſchon früher einmal, „verleidet's mir nach und nach, man muß nur der Mode huldigen und dazu habe ich nicht das Zeug. Liegt mir auch nichts dran, ich treibe lieber geologiſche Allotrias.“ Ein anderesmal, als ich ihm vorgehalten, daß der „Heimgarten“ wieder lange nichts von ihm bekommen, antwortete er: „Was haben Sie denn zu klagen, Sie alter Bär! Ich bin alt, ein Schlagfluß hat mich heimgeſucht. Kommen Sie lieber nach Tirol! Müſſen Sie denn immer an der Schürze der Mutter Styria hängen?“ — Nun, ſo hatte ich ihn endlich vor mir, und in dieſer einen Stunde des perſönlichen Verkehres zeigte es ſich, wie traut wir uns unvermerkt geworden waren. Seine Tochter Mathilde, die ihm das Haus beſorgte, die ihn pflegte, man merkte ihr's an, wie froh ſie war über die geiſtige Friſche und Wärme ihres Vaters. „Wir wollen auch was zu lachen haben,“ ſagte er plötzlich und zeigte mir ein klerikales Tiroler Blatt, in welchem er heftig angegriffen war. „Solche Ergötzlichkeiten fehlen auch mir in Steiermark nicht,“ darauf meine Bemerkung, „ſie können uns nur ſtärker und zielbewußter machen. Beſonders ich habe von Zeit zu Zeit ſolche Gifttraktätlein nötig, um nicht in Vertrauensſeligkeit einzuſchlafen.“ Er lachte und zitierte einen bekannten Spruch Mephiſtos. Als ich mich verabſchiedete, ſagte Pichler: „Allzulang dürfen Sie nicht ausbleiben, wenn Sie mich noch einmal ſehen wollen.“

Und zwei Jahre ſpäter, da ſah ich ihn noch einmal.

Er hatte die Ehren des achtzigſten Geburtstages hinter ſich; das deutſche Volk, beſonders aber die Tiroler, hatten ſich erinnert an Adolf Pichler. Er hatte noch einmal die Fahne umarmt, unter der er einſt den Freiheitskampf mitgerungen, er war begeiſterter Mitarbeiter des deutſchnationalen Kampfblattes „Der Scherer" geworden — er fühlte ſich wieder jung. Schlank aufrecht im bequemen Hausrock mit luſtigem Willkommgruß empfing er uns, als wir, der Tiroler Wallpach, der Dichter der „Sonnenlieder" und ich, bei ihm eintraten. Mit teils mildem, teils ſcharfem Humor leitete er das Geſpräch, in ſeinem Weſen lag eine ebenmäßige überlegenheit über Welt und weltliche Werte. Aber die Glut für das deutſche Vaterland und ſeine Freiheit war noch vorhanden. Mancherlei brennende Tagesfragen wurden beſprochen, darunter der Hirtenbrief gegen den „Scherer". Pichler machte gleich ein paar Epigramme über die „Los von Rom"-Bewegung und blitzenden Auges ſagte er: „Nun, nun, Freunde, ich wollt' ſchon noch dreinſchlagen! Aber das Gerüſt iſt morſch."

Als ich mich erhob, um wieder der Steiermark zuzutrachten, ſtand er hochaufgerichtet vor mir und bei dem Händedrucke ſagte er: „Leben Sie wohl! Wiederſehen? Auf dieſer Welt nicht mehr — gewiß aber in einer anderen."

Die Berufung auf dieſes Stelldichein war ſein Glaubensbekenntnis. So unverſöhnlich Adolf Pichler gegen den Ultramontanismus ſtand, ſo innig war er im Herzen Chriſt. Sein Beruf als Naturforſcher hinderte ihn, wie er mir einmal ſchrieb, nicht einen Augenblick, an ein ewiges Leben der Menſchenſeele zu glauben.

Karl Wolf.

Im März 1898 packte ich wieder einmal mein Handtäſchel, faltete den Regenſchirm und ging auf Reiſen. Gen Meran, um die zurzeit von Karl Wolf veranſtalteten Volksſchauſpiele zu ſehen. Der Himmel war voller Regen, ſo daß ich Überſchwemmungen fürchtete unterwegs. Aber die Befürchtung wurde zu Waſſer, denn das Waſſer wurde zu Schnee. Im Puſtertal bohrte vor unſrer Maſchine der Schneepflug dahin; ein paar Stunden ſpäter, in Bozen, blühte der Frühling.

Zu Meran auf dem Bahnhof hat Freund Wolf mich ſchon erwartet. Sein Auge leuchtete vor Befriedigung, denn das Werk war gelungen. Anfangs hatten ſeine Volksſchauſpiele gerade im Lande Gegner gehabt, weil es immer Leute gibt, die alles, was an Gutem und Schönem geſchieht, zuerſt erſticken wollen, und wenn es nicht umzubringen war, es nachher über den grünen Hut loben. Bald war es ſo, daß man die Tiroler Spiele neben den oberammergauiſchen nannte. Übrigens hatten ſie dieſen etwas voraus; es war der geſchichtliche Boden, auf dem die Dramen des Tiroler Freiheitskampfes ſpielten; es war das geſchichtliche Volk, von dem ſie geſpielt wurden. Karl Wolf hatte ſie verfaßt und eingerichtet und dann für die Aufführung eine Truppe von nicht weniger als dreihundert Mitgliedern zuſammengebracht. Gewerbsleute und Bauern der Umgebung. Zur Frühjahrs- und Herbſtzeit, an Sonntagen, wenn auf dem Meraner Pulverturm die Fahne winkte, kamen ſie zur Probe daher und zum Beginnen, die beiſpielloſen Heldenkämpfe vor aller Welt darzutun. Mit mehreren dieſer Leute bin ich vertraut geworden. Beſonders mit dem Darſteller Peter Mayrs, einem Kernmenſchen, ſtramm wie ſeine Geſtalt auch ſein Herz, voll Begeiſterung für die Geſchichte ſeines Heimatlandes. „J ſpiel's nit, i leb's,“ ſagte er mir, mit der Fauſt an die breite Bruſt pochend: „wenn ih's da drin amal nit mehr ſind', nachher hör' i auf.“ Sie leben es uns vor und können das, weil's ihnen im Blut liegt, weil ſie die Enkel und Urenkel ſind der Männer von 1809, weil ſie die Botſchaft ererbt haben. Sie ſpielen ihre Natur, ihre Alltäglichkeit, ohne alltäglich zu wirken. „Aber es gibt eine Grenze,“ ſagte mir Wolf. „Sobald ihnen das Herz matt wird, iſt's aus mit ihrer Kunſt. Und bei den vielen Wiederholungen kann es ſchon vorkommen. Dann fangen ſie an zu übertreiben, zu extemporieren, Witze zu machen, und wir müſſen das Stück abſetzen und ein andres anpacken.“ Ferner erzählte er mir, wie ſeine Truppe auch ſtreiken könne. Sie verlieren ja ihre Zeit bei den Proben, verſäumen Arbeit, müſſen im Wirtshaus ſein. „Umſunſcht iſch der Toad!“ ſagten ſie und verlangten Spielhonorar. Alſo bekommt jeder Hauptſpieler für eine Aufführung fünf Gulden, jeder Nebenſpieler einen Gulden. Jener Leutprieſter wird wohl das erſte und das letztemal getadelt haben, als er zu einem Spieler ſagte: „Seit du Geld nimmſt, Menſch, glaub' ich dir's nit mehr, daß du mitlebſt, wie du ſagſt;“ und der andre die Antwort gab: „Han ih dih g'fragt, Pfarrerbua, was d' dir denkſt, wannſt deine Funfzigkreuzer-Meſſ' leſt?“ Gelobt werden dieſe Spieler von aller Welt, und die Kurdamen zu Meran reißen ſich um die Buben und geſetzten Männer. Die aber nix! Keiner läßt ſich fangen, keiner verleugnet ſeinen Stand. Iſt vor paar Wochen, erzählte Wolf, der Hofſchauſpieler Sonnenthal dageweſen, und er hat den Darſteller des Andreas Hofer angeſprochen: „Na, wie geht's, Herr Kollege?" Der ſchaut ihn eine Weile an und ſagt: „Ah ſo — ſan Se ah a Schuaſchter?"

Derlei wußte Wolf mir von ſeiner Truppe zu ſagen. Ich, der ewig Brennende für den Tiroler Freiheitskrieg, konnte den nächſten Tag kaum mehr erwarten, da die „Tiroler Helden", von Karl Wolf verfaßt, aufgeführt werden ſollten. Meran war feſtlich belebt. Herrſchaften waren da, hohe, höchſte und allerhöchſte. Aber mancher, der durch die beflaggten Gaſſen wandelte, ſah beſorgt gegen Himmel. Es ging der ſchlechte Wind, und wäſſerige Wolken krochen über die Berge herein. Und das Schauſpielhaus hatte — kein Dach. Vom Fuße des Küchelberges herüber winkten uns bunte Fahnen zu. Dort war es. Das ſchlechte Wetter, meinte Wolf, habe ihm bisher weniger getan als die Zenſur. Der Andreas Hofer hatte zu ſagen: „Das hätt' ih mir nit denkt, daß uns Öſterreich im Stich laßt!" Dieſes Wort bedrohte nicht bloß Öſterreich, ſondern auch das Stück. Die Zenſur wollte es ſtreichen, da zeigte Wolf ſich entſchloſſen, es gar nicht aufzuführen, wenn der Satz geſtrichen würde. Darauf hat der Beamte gemeint: „Tun mer halt amal nit Weltgeſchichte korrigieren. Laſſ'n mer'n ſteh'n." Peter Mayr, der Wirt an der Mahr, der ſich von den Franzoſen lieber erſchießen ließ, als daß er log, hatte zu ſagen: „Die Lug iſch 's größte Unglück ſeit der Schlang' im Paradeis bis auf dieſen Kaiſer!" Es hätte geändert werden ſollen: „bis auf Bonaparte". Da hat der Verfaſſer höflich einmal nachgeben wollen und den ganzen Satz geſtrichen.

Der nächſte Morgen war trüb, die Nebel hingen tief an den Bergen herab, aber auf dem Pulverturm wehte die Fahne. Da kamen die Spieler heran über Berg und Tal, in ihrer Paſſeirertracht. Und um $^{1}/_{2}3$ Uhr nachmittags krachte auf dem Küchelberg ein Kanonenſchuß, daß ganz Meran ſchütterte. Dann noch einer — und noch einer. Das erſte Zeichen zum Beginn. Eine ganze Völkerwanderung über die Wieſen hin, dem Schauplatz zu. Die Stätte war ſo: Wir ſitzen in den rohen Bretterbänken, in einem großen, mit Holzzaun abgegrenzten Garten. Rückwärts ſind gedeckte Kammern, die Logen. Vor uns, an Stelle der Bühne, ſteht ein großes Tiroler Bauernhaus mit Nebengebäuden, vor und zwiſchen ihnen freier Raum für die Spielenden. Am diesſeitigen Rande des Hofes eine Art Straßengraben, da unten ſitzen die Muſikanten. Alles von ungeſuchter Einfachheit und Zweckmäßigkeit, nach Natur und Leben. Nichts erinnert an ein Theater. Kein Vorhang, keine Rahmenhänge, kein Einſagkaſten. Für Szenen in geſchloſſenen Räumen geht die Wand des großes Hauſes auseinander nach links und rechts.

Ich hatte einen rückwärtigen Platz gewählt, des weiten, freien Umblickes wegen. Über den Bretterverſchlag herein leuchten die ſchneebedeckten Bergrieſen. Gerade vor uns, gleichſam wie zur Dekoration, ragt oben auf grünem Berghang die uralte Burg Tirol, das geſchichtliche Hauptſchloß des Landes. Uns zur Rechten, nahe aufſteigend, die ſteilen Lehnen des Küchelberges, zu dieſer Jahreszeit noch grau und kahl, und braune Felswände, von denen weiße Täfelchen herabblinken. Das ſind Merkmale zur Erinnerung an jene Kämpfer, die 1809 an denſelben Stellen gefallen ſind. Alles natürlicher Schauplatz des großen Dramas, das ſich einſt zugetragen hat. Welch eine Stimmung für das dramatiſche Spiel, das jetzt beginnt!

Die Menſchenmaſſen im Zuſchauerraum ſind ruhig geworden. Ich glaubte, es käme durch das Gehöft her verſpätet noch eine ländliche Zuſchauerin, die aber dort vor dem Hauſe ſtehen bleibt und laut in Verſen ein „Grüaß Gott!“ ſpricht. Dann kommen franzöſiſche und bayeriſche Soldaten daher, auch Landsleute, Männer, Weiber und Kinder; ſie beleben Straße und Platz. Bauern werden gefeſſelt als Geiſeln vorübergeführt, weil ihre Söhne ſich vor der Rekrutenaushebung geflüchtet haben. Das Geſchick iſt im Gange. Da — plötzlich Unruhe im Zuſchauerraum. Die Leute ſtehen auf von den Bänken, ich ſehe über die Köpfe hin, wie Karl Wolf herbeieilt und ſich geſchäftig wieder verliert. Dann ſetzen ſich die Leute gelaſſen wieder auf die Bretter. Was iſt denn geſchehen? — Der Erzherzog iſt gekommen.

Die Spieler hatten ſich nicht unterbrechen laſſen. Der Mahrwirt Peter Mayr wird vor die franzöſiſchen Richter geführt. Angeklagt der Empörung nach dem Friedensſchluß. Den franzöſiſchen General hatte der arme Mann, der doch nichts andres tat, als ſein Vaterland befreien zu wollen, gedauert; dem Mahrwirt ward beigebracht, daß er freigeſprochen werden würde, wenn er ſage, daß ihm bei der Revolte der Friedensſchluß nicht bekannt geweſen ſei. Man erwartet nun, daß er vor Gericht dieſes angebe; aber Peter Mayr ſagt ruhig und feſt, der Friedensſchluß ſei ihm wohl bekannt geweſen, und mit einer Lüge erkaufe er ſein Leben nicht. So wird er zum Tode verurteilt. — Ein zweiter Held des Dramas iſt Peter Siegmayr. Er iſt Soldatenflüchtling; weil er ſich nicht ſtellt, ſo nehmen die Feinde ſeinen Vater gefangen und drohen, ihn zu erſchießen, wenn er das Verſteck des Sohnes nicht angeben wird. Der Alte ſagt: „Lieber den Tod, als den Sohn verraten!“ Der Sohn erfährt das, ſtellt ſich ſelbſt, um den Vater zu retten, und wird erſchoſſen. — Dieſe antiken Heldenzüge hat Karl Wolf in einer dramatiſchen Bilderreihe dargeſtellt. Recht, Freiheit, Vaterlandsliebe, Lebensverachtung, Treue und Großmut, auch gegen den Feind — das ſind die Grundzüge des Stückes. Nebſtbei werden auch Werke des Friedens vorgeführt, Bauernleben, Hirtenleben in ſeiner Arbeit und Idylle, kirchliche Aufzüge und Bauernfeſte, alles voll Naturwahrheit. Unter der Volksmenge glaubte ich ſogar Sixt und Hartl zu bemerken, Karl Wolfs luſtige Tiroler Buben. — Die Hauptwirkung liegt in der Schlacht an der Mühlbacher Klauſe. Die Streiter in Lodenjoppen und Hemdärmeln. Die heiligſten Kriege werden nicht in Uniform geführt. — Erſt in der Ferne Trommelwirbel. Der Wächter aus dem Dachgiebel zeigt die Bewegung des Feindes. Dorf und Gaſſe ſind menſchenleer, unheimliche Ruhe. Da kracht oben am Küchelberg ein Kanonenſchuß. Vom gegenüberſtehenden Felſen auch einer und ein zweiter, dritter, vierter. An den Berglehnen Kleinfeuer. Der Schauplatz hat ſich nach außen verlegt. Über den Platz laufen einige Franzoſen, von Bauern verfolgt. Von mehreren Seiten ſpringen ſie zuſammen, es entſpinnt ſich ein Gefecht. Von den Fenſtern des Hauſes wird herabgeſchoſſen, von den Dachluken herab. Dort und da ſtürzt ein Mann zuſammen, wird fortgetragen. Während draußen in der Umgebung fort und fort die Kanonen krachen, aus den Berghängen das Gewehrfeuer knattert, daß ſchon das ganze Tal in Pulverdampf gehüllt iſt, kommt der Parlamentär und bittet die Bauern um Waffenſtillſtand. Da legt ſich allmählich der Schlachtenlärm, Gefangene werden abgeführt und Muſik fällt ein.

Die Wirkung war gewaltig. Die Entwicklung der Schlacht, bei der plötzlich der hiſtoriſche Boden lebendig ward und das ganze Meraner Tal mitſpielte, war etwas ſo eigenartig Packendes, wie es in der Schauſpielerwelt ſonſt wohl nirgends vorkommt. Wenn es um Menſchenrecht und Heimat geht, da wird Kanonendonner und Gewehrgepraſſel zur Muſik. In mir zuckten alle Muskeln, jauchzten alle Sinne. Nein, das war kein Schauſpiel, das war ein Erlebnis.

Der trübe Himmel war mittlerweile dunkler und dunkler geworden, es begann ſachte zu regnen. Das Schauſpiel nahm ſeinen Verlauf, den letzten Hochſzenen entgegen. Die Zuſchauer aber begannen fortzugehen, einer nach dem andern. Vor mir lichteten ſich die Reihen. Auch ich erhob mich, ging aber nur nach vorn, um des beſſeren Hörens wegen in einer dort faſt leer gewordenen Reihe Platz zu nehmen. Dort ſpannte ich meinen Regenſchirm auf, und nun konnte es meinetwegen dauern bis Mitternacht. In derſelben Reihe ſaß noch ein Mann, der keinen Schirm hatte; wie fröſtelnd ſtülpte er ſeinen Rockkragen um den Hals auf; auch er war von dem Stück ſo ſehr gefeſſelt, daß er ſeiner Geſundheit vergaß. Ich rückte ihm näher, um ihn unter mein breites Familiendach einzuladen, wollte ſchon den Schirm über ihn heben, da ſtand er auf und ging davon.

Zum Schluſſe des Stückes waren unter dem regnenden Himmel kaum mehr zehn Zuſchauer da, ich unter ihnen. Und dann gewann mein großes Paraplui doppelte Bedeutung. Unter ſeinem Schutz und Schirm ſchritt ich Arm in Arm mit Karl Wolf der Stadt zu, nachdem er das Spiel geleitet und ordnungsgemäß geſchloſſen hatte. Er war mißmutig wegen des Wetters, mein Herz ſtand in hellem Sonnenſchein unter dem, was ich erlebt, was wir dieſem Manne zu verdanken hatten. Mir war, als käme ich juſt aus ſüdlichem Himmelsſtrich des klaſſiſchen Volkes. Was tut unter ſo herrlichen Eindrücken das bißchen Regen einer germaniſchen Haut!

„Etwas verregnet, Herr Wolf!“ ſo wurde er angeſprochen unter den Lauben von einem Herrn, den mein Begleiter unter Verneigung mit „kaiſerlicher Rat“ flüchtig bezeichnet hatte. Es war derſelbe, der vorhin in meiner Bankreihe geſeſſen war mit aufgeſtülptem Rockkragen. Er ſprach jetzt, während ich etwas fröſtelnd daneben ſtand, mit Wolf über etliche Neuerungen, die dieſer bei der Vorſtellung angebracht hatte; er mußte das Stück ſchon wiederholt geſehen haben und zeigte dafür lebhaftes Intereſſe. „Ich wünſche, Herr Wolf, daß es das nächſtemal bei beſſerem Wetter wieder ſo gut geht. Es hat mich gefreut.“

Als der Fremde davon war, bemerkte ich meinem Begleiter, wie ein ſo junger Mann ſchon kaiſerlicher Rat ſein könne!

„Kaiſerlicher Rat? Wer?“

„Dieſer Herr, Sie haben ihn doch ſo angeſprochen.“

„Ich?“ fragte Wolf auf, „ich hätte den Erzherzog ..? Ich habe doch wohl kaiſerliche Hoheit geſagt! Sie kennen doch . . .? Das war ja der Thronfolger Franz Ferdinand!"

Und ich! Ich hatte mich zu ihm ſetzen und meinen Regenſchirm mit ihm teilen wollen!

„Hätten Sie es nur getan," ſagte Wolf, „ein Volksdichter darf es ſich ſchon erlauben, den Fürſten unter den Schirm des Volkes zu laden."

Friedrich Spielhagen.

Perſönlich habe ich ihn nur einmal geſehen, gelegentlich eines Beſuches in Berlin, im Jahre 1897. Ich fand einen ruhigen, vornehm ſich gebenden alten Herrn. Während des Speiſens ſind wir nicht arg über die Gewöhnlichkeiten eines Tiſchgeſpräches hinausgekommen. Bei der Zigarre kamen ſchon Funken, kam die heimliche, behagliche Wärme. Uns damals wohl noch unbewußt hatte ſich in jenen drei Stunden ein ſeeliſches Band zwiſchen uns gewoben, das nicht mehr riß, das im Briefwechſel von Jahr zu Jahr vertraulicher und inniger geworden iſt. Von ſeinen Briefen an mich darf ich eine Anzahl hier mitteilen; ſie kennzeichnen den Verfaſſer und unſere Beziehungen weit beſſer, als ich es mit eigenen Worten tun könnte.

Charlottenburg, 6. I. 97.

Hochgeehrter Herr!

Wie unſer dahingeſchiedener unvergeßlicher Freund*) Ihnen von mir, ſo hatte er mir von Ihnen oft und oft in liebevoller Wärme geſprochen und geſchrieben. Wir haben an ihm Unerſetzliches verloren. Er und ich ſind Freunde geweſen über vierzig Jahre, ohne daß auch nur der Schatten eines Mißverſtändniſſes den Himmel unſerer Freundſchaft getrübt hätte. Das iſt nicht mein Verdienſt, der ich, nicht gar geſund und nervös überreizt, ungleichmäßig in meiner Stimmung und nicht ſelten von ſchweren Launen heimgeſucht bin; ſondern ſeines, der immer, immer konziliant war, und deſſen Herzensgüte nicht übertroffen werden konnte. Und war er doch noch mehr als nur ein guter Menſch — obgleich das in meinen Augen ungeheuer viel iſt — ich habe nie einen verſtändnisinnigeren, feinſinnigeren Berater in poetiſchen Dingen gehabt. Er lobte ſo gern; glaubte er aber, zu finden, daß die Sache nicht in Ordnung ſei, ſprach er es mit ſchönem Freimut aus und — er hatte immer recht.

---

*) Verlagsbuchhändler Ludwig Staackmann in Leipzig.

Sie haben ihn ja ſo ſehr viel kürzere Zeit nur gekannt; aber lange genug, ihn ſchätzen und lieben zu lernen. So wollen wir über das, was wir an ihm verloren haben, nicht rechten. Es iſt hinüber und herüber ein Unermeßliches.

Er hätte meinen Aufſatz über Ihr „Ewiges Licht“ gut und gern noch leſen können. Seit Wochen ſchon befand ſich der Artikel in Wien*); aber die Redaktion wollte ihn durchaus für die Weihnachtsnummer reſervieren. Hätte ich ahnen können, das Furchtbare! Aber ich war ſo überzeugt, daß er mich um viele Jahre überleben würde. Und auch er dachte — im echt ſpinoziſtiſchen Sinne des Tapferen — an nichts weniger als den Tod.

Glücklicherweiſe iſt ihm in ſeinem Sohn Alfred ein Nachfolger erwachſen, der ſeiner durchaus würdig zu werden verſpricht. Der Zufall will, daß ich, kaum daß ſich das Grab über den Heimgegangenen geſchloſſen, höchſt wichtige Geſchäftsangelegenheiten mit Alfred verhandeln mußte. Ich habe ihn ſo klar, beſonnen, klug gefunden — ich hätte wahrlich glauben können, er habe ſeine Briefe nach dem Diktat des Vaters geſchrieben. Das läßt mich geſchäftlich ruhig in die Zukunft blicken. Ich zweifle nicht, daß Sie unſerem jungen Freunde dasſelbe Vertrauen entgegenbringen. Freilich, eine ungeheure Verantwortung iſt auf ſeine Schultern gewälzt. Was an mir liegt, ſie ihm tragen zu helfen, ſoll gewiß geſchehen.

Ich höre, daß wir die Freude haben werden, Sie demnächſt in

---

*) „Neue freie Preſſe.“

Berlin zu ſehen. Dann werden wir uns perſönlich kennen lernen, und damit wird ein Herzenswunſch unſeres herrlichen Freundes erfüllt werden.

Leben Sie inzwiſchen recht wohl!

In treuer Verehrung

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg (Berlin), 16. II. 97.

Hochverehrter Herr!

Es iſt die höchſte Zeit, daß ich mir einen Bruchteil der Zeit, die Sie in Berlin verbringen werden, zu ſichern ſuche. Um gleich mit der Sprache herauszukommen: glauben Sie es möglich machen zu können, daß Sie am 26. (am 25. ſollen Sie nicht beläſtigt werden) bei uns zu Mittag ſpeiſen, ganz en famille (zu der ich auch Alfred und Wilhelm Staadmann rechne) zu jedweder Stunde, die Sie beſtimmen wollen. Ich glaube, Ihnen Stille und Behaglichkeit garantieren zu dürfen; von Aufregung ꝛc. keine Rede, und irgendwo zu Mittag ſpeiſen müſſen Sie ja doch. „Großſtadtgeiſter“, ich verſichere Sie, ſpuken bei uns nicht.

Muß und ſoll es bei einem kurzen Beſuch ſein Bewenden haben — was ich tief bedauern würde — ſo bin ich für Sie den ganzen Vormittag des 26. bis 2 Uhr zu Hauſe. Vorläufig halten wir an der Hoffnung feſt, Sie als lieben Gaſt bei uns zu haben.

Das Haus wird an Ihren beiden Abenden „ausverkauft“ ſein. Ich habe uns und den jungen Staadmanns nur mit Mühe Billetts verſchaffen können.

Mit der Bitte um eine Zeile freundlicher Zuſage, Empfehlungen ſeitens meiner Frau und meiner Töchter

in herzlicher Verehrung

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg (Berlin), 14. 5. 97.

Verehrter Freund!

Ich weiß, Sie verſtatten mir dieſe Anrede. Meine Verehrung für Sie habe ich öffentlich ausgeſprochen; meine freundſchaftlichen Gefühle haben Sie mir vom Geſicht abgeleſen — davon wäre ich überzeugt, auch wenn es Ihr letzter Brief nicht beſtätigte. Sie nennen ſich und mich, literariſch genommen: „richtige Gegenpole“. Ich kann das nicht unterſchreiben. Mir deucht, nur unſre Stoffe ſind verſchieden. Aber das hat der Zufall ſo mit ſich gebracht, der Sie im Gebirge, mich an der Meeresküſte groß werden ließ. Läge die Sache umgekehrt, ich weiß nicht, ob ich nicht wie Peter Roſegger, Peter Roſegger nicht wie ich geſchrieben und gedichtet hätte. Gott, der in die Herzen ſieht, würde vermutlich über die Gegenpolarität, die Sie zwiſchen uns konſtruieren wollen, lächeln. Auf das Herz kommt es an. Und da will mich doch bedünken, als ob unſere Herzen in ſeltener Weiſe auf denſelben Grundton geſtimmt ſind: dasſelbe Mitleid mit aller leidenden Kreatur; derſelbe Widerwille gegen Gemeinheit und Niedertracht; dieſelbe Andacht vor dem Guten und Schönen. Ich ſuche dieſe Grundempfindungen in der Behandlung der Stoffe auszudrücken, die mir bekannt und handlich ſind; Sie in den Ihren — das iſt der ganze Unterſchied.

Das Thema ließe ſich ſehr vertiefen und bis in die Einzelheiten verfolgen. Die Abſicht habe ich nicht. Ich wollte nur aus der Wahlverwandtſchaft unſrer ſeeliſchen Naturen den zureichenden Grund für meine Anrede konſtruieren.

Leider daß dieſe Wahlverwandtſchaft ſich auch auf unſre phyſiſche zu erſtrecken ſcheint. Sie hatten nach der Seite zu klagen, und ich habe einen miſerablen Winter durchgemacht. Ein Katarrh löſte den andern ab. Jetzt bin ich wieder ſeit drei Wochen nicht aus dem Zimmer (reſp. aus dem Bett) gekommen. Seltſam glücklich iſt es, daß dieſe Leiden meine Arbeitskraft kaum beeinträchtigen; freilich nicht ohne des alten Kant Anweiſung, durch die Kraft des Gemütes über krankhafte Empfindungen Herr zu werden. Mit der und der ſpartaniſchen Gewohnheit eines langen Lebens habe ich es fertig gebracht, per tot discrimina rerum mir nach Fauſtulus bereits wieder einen ſtarken Einbänder zu leiſten, der fix und fertig vor mir liegt. Außerdem iſt eine Reihe zum Teil längerer Gedichte entſtanden, die ich in den Weſtermannſchen abdrucken laſſe und Ihnen dann zukommen laſſen werde. Ich würde viel mehr Lyriſches im Leben produziert haben, hätte ich ſo viel Freiheit und freie Zeit gehabt, wie das Glückskind Goethe, das am böſen Tage ruhte, um (es an) den guten doppelt gut zu haben. Ich habe nie ruhen dürfen.

Sobald mein Zuſtand es erlaubt und das Wetter ein Einſehen hat, gehe ich nach Karlsbad. Bis dahin werden wohl immer noch 1—2 Wochen ins Land gehen. Wenn mir das Glück hold iſt, habe ich inzwiſchen wieder einen Brief von Ihnen.

Meine Damen empfehlen ſich Ihnen beſtens. Ich verbleibe

Ihr treu ergebener

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg, 24. 12. 97.

Hochverehrter Herr und Freund!

„Wenn die frohen Weihnachten kommen“ gedenkt der beſſere Menſch nicht bloß ſeiner nahen Lieben, ſondern auch der fernen Guten, die er ſich wohlgeſinnt weiß und an deren Wohl und Wehe er ſelbſt herzlichen Anteil nimmt. Zu den letzteren zähle ich Sie, aber nicht in letzter Linie. Nun haben wir uns freilich unſre gegenſeitige Sympathie coram publico verſichert. Das kann mich aber nicht abhalten, Ihnen privatim zu ſagen, wie wohl mir wieder Ihre letzten Bücher getan haben, und wie dankbar ich Ihnen für die köſtliche Beſprechung meines Fauſtulus im „Heimgarten“ bin. Sie hat mich um ſo freudiger berührt, als das Buch ſonſt zwiſchen die Dornen gefallen zu ſein ſcheint, von denen nicht wenige in den mir zugeſandten Rezenſionen hangen geblieben ſind. Ich kann es nun einmal den jungen Leuten nicht recht machen. Mögen ſie! wenn auch der Selbſttroſt des alten Auerbach: „Sie werden ſchon einſehen, was ſie an mir gehabt haben, wenn ich nicht mehr bin,“ bei mir nicht verfangen will. Iſt doch ſeine Prophezeiung ſo gar nicht für ihn in Erfüllung gegangen! Woran nebenbei gewiſſe Leute, die ich nicht nennen will, mehr ſchuld ſind, als ſie vielleicht Wort haben möchten. Aber wer bürgt mir dafür, daß auch hinter mir andre kommen, welche die Sache beſſer machen, als ich?

Hat Ihnen unſer Freund Alfred meine „Beiträge“ geſchickt? Ich wäre begierig, zu hören, wie Sie darüber denken. Nicht immer gut, vermute ich. Es dürfte da ſo manches ſein, was Sie nicht unterſchreiben können. Aber das ſind Nebendinge, die den Saluſtiſchen Hauptſatz von dem „dasſelbe wollen und dasſelbe nicht wollen“ der Freundſchaft nicht aufheben.

Sie haben Ihr Zimmer ſo genau beſchrieben. Ich weiß, es iſt voll bis auf das letzte Eckchen. Aber ſo ein Stück vorn mit einem Sonnen-Schattenriß verſehener Pappe findet am Ende doch noch einen Unterſchlupf. In meinem Zimmer wenigſtens wäre für ſo etwas noch immer reichlich Platz.

Übrigens iſt das Stück Pappe beauftragt, Ihnen die herzlichſten Grüße zu überbringen von meinen Damen und

Ihrem treu ergebenen

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg-Berlin, den 3. I. 98.

Hochverehrter Herr und Freund!

Halten Sie mich nicht für einen Troglodyten, oder europäiſcher Höflichkeit unkundigen Kanadier, wenn ich mich in dumpfes Schweigen ſeit ſo langer Zeit gehüllt zu haben ſcheine. Ich ſtand im ſtrengen Dienſt, ja in der Sklaverei der Muſe. Wenigſtens kann kein Galeerenſträfling härter zu arbeiten haben (aber es gibt hoffentlich ſolche arme Teufel nicht mehr), als ich vom Frühſommer bis zum letzten Tage des vergangenen Jahres mich abrackern mußte. An einem Roman, der mir ſeit — ich weiß nicht wie lange — auf der Seele lag. Und an den ich mich ſeiner ungeheuren Schwierigkeiten wegen nicht heranwagte. Es dann aber doch tat, bedenkend, daß ich mich noch im Grabe ärgern würde, hätte ich ihn nicht geſchrieben, und, wenn man ſich dergleichen ſagt und ſiebzig Jahre zählt, keine Zeit zu verlieren iſt. Ob die Kritik mir hinterher ein bedauerndes Si tacuisses ſingen wird, ſoll mich nicht weiter kümmern. Ich habe meine Pflicht und Schuldigkeit mir ſelbſt gegenüber getan. Das iſt im Leben doch ſchließlich die Hauptſache.

Natürlich haben ſich inzwiſchen die ſo ſchon klaffenden Lücken meiner literariſchen Bildung beträchtlich erweitert. Heines kranker Sohn klagt:

Ich bin ſo krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und ſeh' —

So geht es mir mutatis mutandis, wenn ich an einem neuen Werk ſchaffe. Bei Ihnen wird es nicht anders ſein. Es wird ja auch ſonſt nichts.

Hoffentlich hat Ihre Grippe das Einſehen ihrer völligen Ungehörigkeit gehabt und iſt beſchämt aus Ihrem edlen Leibe gefahren. So werden wir das Vergnügen haben, Sie im März hier zu ſehen. Es iſt ein allgemeines Gerede: die Welt ſei ſo klein. Im Intereſſe von uns zwei beiden, die wir einander ſo viel ſein könnten, kämen wir öfter und oft zuſammen, iſt ſie viel zu groß.

Leben Sie inzwiſchen recht wohl und ſeien Sie meiner treuen Anhänglichkeit verſichert.

Ihr Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg, Berlin, 5. III. 99.

Liebſter Roſegger![*])

Doch hat man keinen guten Magen,
Sag ſelbſt: wie ſoll man es vertragen:
Das Angeſtoße mit jedwedem
Und ach! das viele, viele Reden!
(Jedwedem-reden? Gott, gerechter,
Das iſt ein Reim ein herzlich ſchlechter!)
Du ſiehſt, im Capitolium,
Da geht es mir ein wenig um.
Doch werde mal erſt ſo gefeiert,
Wer weiß, ob's bei dir beſſer leyert.
Von je auch trugen Schuſterleute
Die ſchlecht'ſten Stiefel bis auf heute.
Nun aber hör' ich wirklich auf,

---

[*]) Auf einen humoriſtiſchen Gruß gelegentlich ſeines 70. Geburtstages.

Sonſt gibſt du wahrlich mir den Lauf-
Paß bis zur allerfernſten Thule,
Stößt grauſam mich vom Dichterſtuhle;
Und ſagſt: ich kann wohl viel vertragen,
Den hab' ich gründlich nun im Magen,
Nennt er ſich zehnmal auch Spielhagen.

Berlin-Charlottenburg, 2. II. 00.

Verehrter lieber Freund.

Erwarten Sie keinen Brief, wie ich ihn ſonſt wohl ſchreibe. Zwiſchen Sonſt und Jetzt klafft eine fürchterliche Lücke.*) Mit 71 Jahren erträgt ſich ſolcher Verluſt nicht mehr. Haben Sie herzlichen Dank für Ihre warme Teilnahme! Sie haben ſie ja kaum gekannt. Aber, die ſie kannten! — Und ich Unſeliger, der die Gattin, die Geliebte, die Freundin 40 Jahre nicht von ſeiner Seite gelaſſen, die über mich gewacht hat, wie die Mutter über ihr Kind — es iſt nicht auszudenken —

Sprechen wir von der Sache, welche die Veranlaſſung Ihres Schreibens v. 17. v. M. war, das mir erſt geſtern zu Händen gekommen iſt. Ich bin gern bereit, Herrn Neuber entgegenzukommen. Er möge nur die Freundlichkeit haben, mir ſeine Wünſche ausführlich mitzuteilen. Nur in einem Punkte kann ich Ihrem Beiſpiele nicht folgen: ich kann nichts verſchenken. Ich darf es nicht. Ob ich auch nur einen Teil meiner Kraft wieder gewinne — ich fürchte, ich bin ein gebrochener Mann; und, da ich zeitlebens eine offene Hand hatte, habe ich nicht zurückgelegt. So muß ich auf meine alten Tage anfangen zu geizen.

Leben Sie wohl, lieber Freund, wie es in dieſem grauſamen Leben immer möglich iſt!

Und ſchreiben Sie mir wieder einmal! Wer ſich der Einſamkeit ergibt, iſt ſo bald allein.

Ihr treu ergebener

Friedrich Spielhagen.

---

*) Der Tod ſeiner Frau.

Berlin-Charlottenburg, 20. II. 00.

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen tauſendmal für Ihren letzten herzlichen Brief. Sie möchten mir ſo gern helfen; aber für mich gibt es keine Hilfe. Wenn man einundſiebzig iſt, hat die Natur ihre Selbſtheilkraft eingebüßt: man verblutet an der Wunde, langſam vielleicht, aber ſicher. Als Sie die Geliebte Ihrer Jugend verloren, lebte in „Ihrem Marke noch die ſchaffende Gewalt, die ſproſſend eine Welt aus ſich gebären“ mußte. Sie wußten das nicht und konnten keinen Troſt daraus ſaugen. Aber es war der Fall, und in der Arbeit, der Sie ſich nicht entziehen konnten — denn ſie war Ihnen bedürftig, notwendig wie das Atmen — kam der Troſt. Was kann mir noch die Arbeit ſein? Ich habe die, die mir das Schickſal zuwies, getan. Sie liegt hinter mir. Und ich bin müde! ſo müde! Wenn ich es recht bedenke, war ich es längſt. Und ich arbeitete nur noch für ſie, der ein äußerlich behagliches, mit einem beſcheidenen Luxus umgebenes Leben zu ſchaffen, mein Ehrgeiz war. Jetzt, da ſie dahin iſt, ich durch die leeren Räume irre, an deren Ausſtattung ſie ihre Freude hatte — was ſoll mir das, was nun in meinen Augen zum Trödel geworden iſt? Die Literatur aber — daß Gott erbarm! Ich wünſchte, ich brauchte von ihr nichts zu hören und nichts zu ſehen. Sie widert mich an, wie eine Speiſe, an der man ſich überſättigt hat. Mögen andre, die hungrig zum Mahle kommen, ſich daran ergötzen! Ich räume ihnen gern den Platz. Und ſie warten ja nur darauf; und die beſonders Gierigen tuen, als ob mein Platz bereits leer ſei. Ich kann's ihnen nicht verdenken. In meinen jungen Jahren habe ich es nicht anders und beſſer gemacht.

Dazu kommt noch eines. Wer erfahren hat, was ich jetzt erfahren mußte; wer des Daſeins fürchterlichſte Bitternis gekoſtet hat; wer endlich weiß, wie brutal kalt, wie grauſam ſcharf das wirkliche Leben in unſer zuckendes Herz ſchneiden, es zerreißen kann, dem kommt ſeine ſogenannte Poeſie, von der man glaubte, daß ſie, alles in allem, doch ein Spiegelbild der Realität ſei, vor wie ein an der Wand verhuſchendes Schattenſpiel. Und, endlich wiſſend, was das Leben wirklich iſt, das Schattenſpielerkunſtſtück weiter treiben — es erſcheint mir lächerlich, unwürdig, blasphemiſch.

Und werd's doch weiter treiben müſſen als ein geſchminkter Komödiant, dem das geliebte Weib hinter der Bühne kalt und bleich und ſtarr im Sarge liegt. Denn ich lebe ja noch und habe Kinder, die auch leben wollen, leben ſollen. Aber gibt es ein elender Handwerk! Dürfte ich Steine karren, Holz ſägen, Dung fahren, wie Ihr Bauernknecht in „Erdſegen" — das ginge noch. Eine Welt anerkennen, herausputzen, die einem entgöttert iſt, die einem zertrümmert iſt —

Und die Kinder! Ihr war ich alles; ihre Sonne; die überſchwengliche Liebe zu mir hatte für die Kinder nur ein Pflichtteil übrig. Und jetzt muß ich erfahren, daß es mit mir, ohne daß ich es wußte, nicht anders ſtand. Die Guten, ſie tun, was in ihrer Kraft ſteht, über ihre Kraft. Und ich Undankbarer empfinde wie einer, der aus der weichen, warmen Atmoſphäre des Zimmers in die Winternacht hinausgejagt iſt — hilflos, nackt.

Verzeihen Sie den Ausbruch meines Jammers! Sie iſt heute erſt fünf Wochen tot. Heute vor fünf Wochen um dieſe Stunde ſtand das edelſte Herz für immer ſtill — für immer!

Ihr

Fr. Spielhagen.

Charlottenburg, 27. 4. 1906.

Verehrter Freund,

auch ich kann verſichern, daß ich in dieſer Zeit oft und oft an Sie gedacht und die weite Entfernung beklagt habe, die uns trennt. Es iſt ja vieles in meinem Leben anders geworden, und, wie das im Leben zu ſein pflegt, nicht zum Beſſeren. Ich lebe, alles in allem, wie die Leſſingſche Windmühle, zu der niemand kam und die zu niemandem kommt; die paar guten — wenigen, ſehr wenigen Freunde ausgenommen, die den Weg zu mir finden. Es geht mir im ganzen leidlich, wenn ich die Gebrechen abziehe, die von dem Alter unzertrennlich zu ſein ſcheinen. Ich gehe wenig, ſehr wenig aus, mein weiteſter Spaziergang iſt nach dem glücklicherweiſe nahegelegenen zoologiſchen Garten. Noch habe ich jedes Jahr einen Ausflug nach dem Harz gemacht, natürlich in ein Sanatorium, auf das ich ein für allemal angewieſen bin. Dahin wird mich auch in dieſem Jahr mein Weg führen, trotzdem das Vergnügen, das mich dort erwartet, ein recht mäßiges zu nennen iſt. Meine Kinder betreuen mich auf die liebevollſte Weiſe und ſie ſind mein beſter, nicht hoch genug zu ſchätzender Troſt. Von Arbeiten iſt natürlich keine Rede mehr und ich darf geſtehen, daß ich das nicht beklage. Die Welt hat künftig vor mir Ruhe.

Und nun, verehrter lieber Freund, möchte ich denn doch etwas Ausführlicheres von dem hören, was Sie tun und treiben. Daß ich Ihre Schriften mit Andacht verfolgt habe, iſt ſelbſtverſtändlich. Ich ſchicke Ihnen hierbei zur Auffriſchung Ihrer Erinnerung eine meiner letzten Photographien. Es iſt kein großes Kunſtwerk, aber den Zweck, meine Züge in Ihr Gedächtnis zurückzurufen, wird es wohl doch erfüllen.

Und nun leben Sie recht wohl und ſchreiben Sie bald einmal wieder an den Einſamen!

Ihr herzlich ergebener

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg, den 4. 6. 1906.

Lieber verehrter Freund,

es iſt gar brav von Ihnen, daß Sie mir noch immer ſchreiben, trotzdem Sie wiſſen, daß ich gar wenig oder nichts zu antworten habe. Andere ſind nicht minder gütig, und ſo unterhalte ich denn eine Korreſpondenz, die wirklich nur von der Gnade meiner Freunde lebt. Nicht daß mein körperliches Befinden mich ſo einſchränkte; ich befinde mich für meine Jahre ganz leidlich, aber der Schaffenstrieb iſt völlig verſchollen. Es ſind nur noch ſpärliche Funken, die unter der Aſche glimmen. Doch ich will nicht klagen. Es können nicht alle ſo begnadigt ſein, wie der Altmeiſter, der bis zur letzten Stunde an ſeinem Fauſt weitergedichtet hat. Auch ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß meine Spannkraft jemals erlahmen könnte, und nun iſt es doch eingetreten. Manchmal iſt es mir, als ſei es nur ein ſchwerer Traum, der mich bedrücke und den ich jeder Zeit abſchütteln könnte, ſo ich nur wollte. Dann aber muß ich über meine Träumereien wieder wehmütig lächeln und weiß: meine Kraft iſt erſchöpft. Ein Troſt iſt, zu wiſſen, daß, was ich etwa zu ſagen hätte oder ſagen könnte, ſicher nicht beſſer wäre, als was ich hundertmal geſagt habe. Und damit will ich dies leidige Kapitel für heute ſchließen.

Aber Sie! Sie ſind noch lange nicht fertig mit Ihrer Lebensarbeit und dürfen es nicht ſein. Im Verhältnis zu mir ſind Sie ja noch ein junger Mann, und ſoviel iſt gewiß, daß ich in Ihrem Alter noch nicht daran dachte, die Feder aus der Hand zu legen. So frage ich denn ruhig an, wie ſteht es mit dem Roman, an dem Sie jetzt ſchreiben oder den Sie geſchrieben haben? Wohl das erſtere, ſonſt hätte mir Freund Alfred doch wohl Näheres mitgeteilt oder das Werk geſchickt.

Daß die Schar Ihrer Enkelkinder ſich bereits ſo anſehnlich vermehrt hat, freut mich zu hören. Auch ich habe es in dieſer Beziehung nicht fehlen laſſen. Mir ſind bereits deren fünf erblüht, von denen der älteſte bereits einen Anflug von Bart bekommt und die älteſte zu einem gar lieblichen Mädchen herangewachſen iſt.

Aber genug für diesmal! Wenn Sie von dem Geſchwätz eines alten Mannes mehr zu wiſſen wünſchen, ſoll Ihr Verlangen prompt und gern erfüllt werden.

Und nun noch alles Gute und Beſte von Ihrem

Ihnen treu ergebenen

Friedrich Spielhagen.

Charlottenburg, 6. III. 1909.

Verehrter Freund,

es iſt mir immer ſehr ſchmerzlich geweſen, daß unſere Lebenswege ſich bis jetzt nur einmal geſchnitten haben, und daß ich, der einen wahren Abſcheu vor Reiſen hat, Ihnen, trotzdem Sie ſo viel rüſtiger und beweglicher ſind, vielleicht nicht wieder begegnen möge. Sie verweiſen mich auf die Bücher, und ich habe allerdings eifrig geleſen, aus ihnen Sie herzlich lieb gewonnen, hätte unſere einmalige perſönliche Begegnung dazu nicht ſchon hingereicht. So laſſen Sie uns denn in Gedanken Freunde bleiben; und wenn unſer Freund Alfred Sie einmal beſuchen ſollte, ſoll er Ihnen ſagen, wie herzlich ich Sie liebe und verehre.

Ihr treu ergebener

Friedrich Spielhagen.

So viel nun der Geſtalten aus dem Totenreiche, die noch einmal ſtill an mir vorübergezogen ſind. Jede hat ihr Geſicht nach mir gewendet: Erinnerſt du dich noch? —

Wie gerne möchte ich auch von denen meiner Freunde plaudern, die der Himmel mir noch dagelaſſen hat. Aber ſie leben — da darf man ſie nicht verrufen.

Obſchon meine Natur für alle Welt freundlich geſtimmt iſt, für Menſchen und jegliche Kreatur — ſo habe ich kein Verlangen nach vielen perſönlichen Freunden. Aber einiger bedarf ich, und die habe ich. Da geht's nur nach der Qualität. Als einer der höchſten Lebenswerte erſchien mir immer der Umgang mit bedeutenden Menſchen. Man kann unter den Millionen ſeine Freunde ja nicht wählen, ſie ſind ein Geſchenk der Verhältniſſe, des Zufalls, und ich möchte doch beifügen, des Himmels. — Eine größere Anzahl von perſönlichen Freunden würde mich zerſplittern, denn an jedem bleibt ein Teilchen von mir hängen, und dem ich mich einmal angelebt habe, von dem komme ich nicht mehr ganz los. Ich habe mein Lebtag einen oder den andern Kameraden beſeſſen, zwiſchen dem und mir das innige Band entzweiriß. Und doch — mit etlichen Faſerchen hänge ich immer noch an ihm. Um wieviel mehr an ſolchen, die zum Zeugen meines Lebens geworden ſind — Genoſſen meiner Freuden und

Leiden, denen ich mich in meiner Sonderart ſo wie in meiner Alltäglichkeit, in meinen Unarten vertrauend hingebe, denen ich kleine Fehler zu vergeben, an denen ich große Vorzüge zu bewundern habe und von denen ich mir manches Gute, das mir abgeht, anzueignen ſuche.

Mit heimgegangenen Freunden wandelt man noch in ſegnender Erinnerung. Aber glücklicher bin ich über ſolche, die mir nicht Gelegenheit geben, ihre Nekrologe zu ſchreiben.

Nachſommer-Erlebniſſe und -Ergebniſſe.

Aus der Arbeitszeit eines halben Jahrhunderts ſind 50 Bücher gedruckt worden. Ungefähr der vierte Teil deſſen, was ich geſchrieben. Zählen kann ich; wägen ſollen andere. Auch hat ſich in den letzten zwanzig Jahren ſonſt manches um mich zugetragen, was andere beſſer vorbringen können, als der, ſo es ſelber erlebt hat. Ich erzähle nur das, was gerade ich am beſten wiſſen muß, um ſo mehr, als es während des Geſchehens aufgeſchrieben wurde. Und ich darf beim Erzählen mich freuen der Erfolge, die mir meines deutſchen Volkes liebevolle Mittat hat erreichen helfen. So folgt hier noch die Geſchichte von der Heilandskirche in Mürzzuſchlag, die Geſchichte von der Waldſchule in Krieglach-Alpel, die Geſchichte vom Kirchenbau in St. Kathrein und die Geſchichte der Millionenſpende für den Deutſchen Schulverein.

Die Heilandskirche.

Wie es gekommen, daß „der Katholik Roſegger den Proteſtanten zu Mürzzuſchlag in der katholiſchen Steiermark eine evangeliſche Kirche gebaut hat?“ hörte man oft fragen.

Dieſe Frage iſt leicht zu beantworten, doch muß vor allem geſagt werden, daß ich die evangeliſche Kirche nicht

„gebaut habe“, ſondern nur durch günſtige Umſtände beitragen konnte, daß ſie entſtanden iſt. — Die Grundurſache lag in der religiöſen Bewegung der Zeit, von der auch ſolche erfaßt wurden, für die keine Kirche da war.

Es iſt ja nicht zu leugnen, daß die evangeliſche Bewegung in Steiermark, die ſich um das Jahr 1897 erhob, vielfach nicht religiöſe, ſondern nationale Gründe hatte. Für mich waren die religiöſen Verhältniſſe beſtimmend.

Seit der Reformationszeit waren in Oberſteiermark die Evangeliſchen nie mehr ganz verſchwunden. Beſonders auch in den Gegenden der oberen Mürz hatten ſie ſich erhalten, obſchon die längſte Zeit ohne kirchliche Organiſation, ohne Kultus. Von den niederöſterreichiſchen evangeliſchen Nachbarsgemeinden Naßwald und Mitterbach, an die ſie ſich wohl teilweiſe angeſchloſſen haben mochten, trennte ſie eine zu große Entfernung. Die ſteiriſchen evangeliſchen Gemeinden waren noch weiter entfernt. In ihren entlegenen Kleinbauern-, Hirten- und Holzknechthütten pflegten die armen Familien ihren Glauben in langen Zeitläuften heimlich doch um ſo inniger. (Seit 1861 erſt genießen die Evangeliſchen in Öſterreich die Gleichberechtigung mit der römiſch-katholiſchen Kirche.) Hernach als im Tal die großen Eiſenwerke und andere Induſtrieſtätten entſtanden, deren Gründer und Beſitzer zumeiſt Reichsdeutſche waren, als mit dieſen auch evangeliſche Arbeiter ins Land kamen, und als endlich die religiöſe Bewegung unſer Land erreichte, da war die Zeit gekommen zur Sammlung der weitverſtreuten evangeliſchen Bekenner in dieſer Gegend. Auf Bemühen der Beteiligten kam aus Württemberg ein Paſtor, Adolf Kappus, nach Mürzzuſchlag, als dem paſſenden Mittelpunkt; und dieſer Mann, mit klarem Wollen und friſcher Tatkraft ausgeſtattet, begann ein ſegensreiches Arbeiten für die Gemeinde, in welcher ihm die Werksbeſitzer und beſonders auch die Arbeiter, die entlegenen Gebirgsbewohner mit opferwilligem Vertrauen entgegengekommen ſind. Aber die Hauptſache, die Erfüllung des Herzenswunſches, ſtand noch in weitem Felde; die Erbauung einer Kirche. Die größtenteils arme Gemeinde allein konnte nicht daran denken, eine ſolche zu ſtiften. Paſtor Kappus hielt, ein wahrer Wanderprediger, einmal weit unten in der Stadt Bruck ſeinen Gottesdienſt, einmal ganz oben im Hochgebirge, dann wieder in Mürzzuſchlag ſelbſt. Hier war es die Turnhalle, der Kurſaal, der Kindergartenſaal, die zeitweiſe überlaſſen werden konnten. Es traten immer wieder Hinderniſſe auf, obſchon von einer Oppoſition von ſeiten der katholiſchen Bevölkerung gegen die junge Gemeinde allerdings nichts zu ſpüren war.

Ein Jahr vorher hatte es im Mürztale Kirchenſtreit gegeben. Bei Kindberg auf einem Hügel ſteht die alte St. Georgen-Kirche. Sie iſt Privateigentum eines evangeliſchen Gutsbeſitzers, deſſen Hof unmittelbar hinter der Kirche ſteht. Die katholiſche Pfarre Kindberg hat ſeit altersher das Recht, in dieſer Kirche jährlich mehrmals Gottesdienſt zu halten, doch geſchieht das faſt nie, da ohnehin zwei katholiſche Kirchen in nächſter Nähe ſind. Die etwas entlegene St. Georgen-Kirche ſteht unbenützt da. Als nun im Mürztale ſich eine evangeliſche Gemeinde zuſammenfand, die keine Stätte hatte, um ihren Gottesdienſt halten zu können, ſtellte der evangeliſche Eigentümer dieſe Kirche zur Verfügung, daß darin das Evangelium gepredigt werden könne. Das geſchah einmal, dann klagte die katholiſche Kirche bei Gericht. Sie habe das Recht, in der Georgen-Kirche jährlich ſechsmal Gottesdienſt zu halten und dürfte deshalb auch die übrige Zeit den evangeliſchen Kultus darin nicht dulden, weil er die Kirche entweihe und ſie dann nicht mehr ihren katholiſchen Gottesdienſt darin halten könne. Das Landgericht entſchied zugunſten der Evangeliſchen, aber die oberſte Inſtanz erklärte endgültig, daß der Eigentümer der Kirche nicht das Recht habe, ſie ſeinen Glaubensgenoſſen für die Zeit, da ſie von den Katholiken unbenützt bleibe, zur Verfügung zu ſtellen. Denn durch die Ausübung des evangeliſchen Gottesdienſtes würde die Ausübung des katholiſchen in derſelben unmöglich, die katholiſche Kirche alſo in ihrem Rechte geſtört.

Zu jener Zeit war ſchon von dem Baue einer evangeliſchen Kirche in Mürzzuſchlag die Rede, doch ſchien es eine Weile, als ſei der Ausgang des Kindberger Prozeſſes dafür beſtimmend. Und ich glaube, daß, wenn die katholiſche Kirche jene auch in anderen Ländern vorkommende Duldung geübt und das Georgen-Kirchlein den Evangeliſchen zeitwilig oder ganz überlaſſen hätte, in Mürzzuſchlag heute die ſchöne Heilandskirche nicht daſtünde. Eins ergibt ſich aus dem andern.

Als ich nun hier — in der Nähe meines Wohnortes — einerſeits das begeiſterte Bemühen der Leute ſah, zu einem Gotteshauſe zu kommen, andererſeits die großen Widerwärtigkeiten, da dachte ich, ob man denn nicht irgendwie helfen könnte. Und fiel mir ein, daß man draußen im Reich die evangeliſche Bewegung mit großem Intereſſe verfolge und daß ich dort Freunde hätte, die meiner Waldheimat ſtets eine warme Neigung entgegenbringen. Wie wenn ich mich an die Evangeliſchen des Reiches wendete, um ſie zu bitten, ihren Volks- und Glaubensgenoſſen an der Mürz eine Kirche bauen zu helfen? Im Einverſtändnis mit der Gemeinde, oder vielmehr der evangeliſchen Vereinigung, habe ich alſo einen Aufruf verfaßt zur Geldſammlung für eine Heilandskirche in Mürzzuſchlag. Der Name Heilandskirche war mir eines Tages in den Kopf gekommen und iſt nachher von der Gemeinde angenommen worden.

Der Aufruf hat folgenden Wortlaut:

„An unſere Freunde im Reich.

Mit dankbarer Freude der Teilnahme gedenkend, die wir Deutſche in den Alpen oft von Euch erfahren, komme ich heute mit einem beſonderen Anliegen. Es betrifft meine Waldheimat in einer uns allen wichtigen Sache.

Die Bevölkerung dieſer Gegend iſt größtenteils katholiſch, doch lebt — beſonders im Mürztale — unter den Katholiken zerſtreut eine Anzahl evangeliſcher Chriſten, teils noch aus der Reformationszeit ſtammend, teils ſeither aus Deutſchland eingewandert, oder in neuer Zeit übergetreten. Sie waren jedoch bisher nicht mitſammen verbunden durch eine Kirchengemeinde, ſie hatten keinen Führer, keinen Gottesdienſt, lebten für ſich ſo dahin, in der Gefahr ſich zu verlieren und zu erkalten. Aber die Gottesſehnſucht unſerer Zeit hat auch dieſe Einſamen erfaßt, es überkam ſie das Heimweh nach einem chriſtlichen Gemeinleben. So haben ſie nun aus Deutſchland einen evangeliſchen Geiſtlichen berufen, der bereits mit treuem Eifer tätig iſt, die im Mürztale und Umgebung lebenden 500 Proteſtanten zu einem Gemeinweſen zuſammenzufügen. Er wandert in die entlegenen Täler und Wälder, ſteigt auf Alpenhöhen, um die einſchichtigen Bekenner aufzuſuchen. Er unterrichtet die evangeliſche Jugend, predigt den Erwachſenen, tröſtet die Leidenden. Volk und Behörde erkennen, daß es ſich hier nicht etwa um eine politiſche Propaganda handelt, vielmehr um eine große ſittliche Aufgabe für die Einzelnen und die Geſellſchaft. Hocherfreuend iſt es ja, daß die Menſchen ſich abzuwenden beginnen von dem ſeelentötenden Materialismus und zurückverlangen zur chriſtlichen Botſchaft. Wie in anderen Alpengegenden werden die beiden Konfeſſionen doch auch hier friedlich nebeneinander beſtehen, jede in ihrer Art ein Bedürfnis und ein Segen für das Volk.

Alſo iſt in dem waldumkränzten Tale die junge evangeliſche Gemeinde in beſter Bildung begriffen. Die Leute ſchicken ſich an, heimzukehren ins Vaterhaus, aber — es iſt keins vorhanden. Es fehlt der ſichtbare Mittelpunkt, die Kirche. Eine ſolche ſoll nun erbaut werden im Hauptorte des oberen Mürztales, im herrlich am Fuße des Semmerings gelegenen Marktflecken Mürzzuſchlag. Dort, von freier Anhöhe aus ſoll die Heilandskirche leuchten weithin in die Alpentäler. Die zum Teile ſehr armen Gemeindegenoſſen, aus Holzknechten, Almern und Werkarbeitern beſtehend, ſind im hohen Grade opferwillig; die wenigen Wohlhabenden ſteuern kräftig bei, auch der Evangeliſche Bund wird Mithilfe leiſten, allein — das will noch nicht langen auf ein würdiges Gotteshaus, das auch künftigen Jahrhunderten geweiht ſein ſoll.

Ich bin von Haus aus Katholik, finde es aber mit meinem chriſtlichen Gewiſſen vereinbar, den evangeliſchen Stammesgenoſſen bei ihrem Kirchenbau ein wenig zu helfen. So habe ich nun den Stecken zur Hand genommen und die Kraxe auf den Rücken und gehe betteln um Bauſteine für die neue Heilandskirche in Mürzzuſchlag. Zu Euch ins geſegnete Deutſche Reich komme ich mit allem Vertrauen; Ihr habet Brüder, die heldenhaft für Heimat und Evangelium kämpfen, noch nie verlaſſen. Ich bitte Euch, Ihr Freunde und Geſinnungsgenoſſen in der weiten Welt, um milde Beiträge zu dieſem Kirchenbau im Waldlande für Euere Glaubensgenoſſen. Ihr habet ja gewiß auch ſchon oft erfahren, daß alles, was im Sinne des Chriſtentums getan wird, einen wunderbaren Segen in unſer Leben bringt.

Peter Roſegger.

In der Waldheimat, Anfang des Jahres 1900.

Gaben ſind zu ſenden an den Herrn Adolf Kappus, evang. Vikar in Mürzzuſchlag, Steiermark. Der Empfang wird in der Berliner „Täglichen Rundſchau“ beſtätigt.“

Am 2. Jänner desſelben Jahres habe ich den Aufruf an 72 unterſchiedliche Zeitungen und Zeitſchriften Deutſchlands und der Schweiz verſchickt. Am 6. Jänner, als dem Feſte der heiligen drei Könige, kamen aus dem Norden bereits die erſten Gaben. Es waren drei Spenden ſchlichter Leute aus dem Volke — uns muteten ſie an wie die Opfergaben der Hirten an das Jeſukind. Und dann begannen ſie zu rieſeln, zu fließen, zu ſtrömen, die Silber- und Goldbäche von allen Seiten her über alle Erwartung. Selbſt aus Amerika, aus der Türkei ſind Spenden gekommen, manche Poſt brachte auf einmal Dutzende von Briefen und Anweiſungen, die Beträge meiſtens begleitet von glühenden Worten des Glaubens, der Liebe, der Freude. Die kleinſte Gabe, eine Mark, kam aus Königsberg von einer armen Dienſtmagd, die größte, ſechstauſend Kronen, von einem treuen Mann aus Koblenz. Beide Gaben ſind gleich geweſen vor dem Herrn. — Mein Aufruf war es aber nicht allein, der die Früchte trug. Vikar Kappus hatte gleichzeitig einen die Verhältniſſe näher beleuchtenden warmen Aufſatz verſandt, er hatte in verſchiedenen Blättern Deutſchlands Stimmung gemacht für die Heilandskirche, er hatte ſeine Beziehungen zu einflußreichen Perſönlichkeiten geltend gemacht und für die Sache im Reiche Vorträge gehalten. Dieſe Tätigkeit des eifrigen Mannes durfte nicht überſehen werden, wenn man ſtaunend ſich des Erfolges freute. — Auffallend viel iſt uns aus Sachſen, Thüringen und der freien Schweiz zugegangen. Vereine ſammelten, Zeitungen ſammelten für unſere Heilandskirche, aus Schulen, aus Krankenhäuſern kamen Spenden. Arbeiterfamilien, wie fürſtliche Perſonen gaben. Der evangeliſche Bund förderte das Unternehmen mit ausgiebiger Beihilfe. Beſonders viele Spenden kamen aus evangeliſchen Pfarrhäuſern; doch auch Katholiken, obſchon bei dieſen prinzipiell nicht geſammelt wurde, trugen hochherzig bei, — nicht zu Trutz, nur zu Liebe. Einzelne Perſonen, die nicht mit Gütern geſegnet ſind, verkauften Bücher, Bilder und manchen Hausrat, um für die Heilandskirche Geld ſchicken zu können. Ein mittelloſer Künſtler ſchickte ein ſelbſtgemaltes Bild, daß wir es verwerten ſollten. Aus Bochum kamen von einem Ungenannten monatlich 5 Mark, wahrſcheinlich aus einem geringen Monatsgehalt. Aus Baſel ſchickten drei Kinder 15 Franken, die ſie vom Onkel für einen Oſterausflug erhalten hatten. In einem Orte Thüringens verordnete ein Knabe auf dem Sterbebette, daß der Inhalt ſeiner kleinen Sparbüchſe für die Heilandskirche in Mürzzuſchlag geſpendet werde. Eine arme kranke Frau ſchickte für die Heilandskirche ein Altartuch. Andere machten ſich ſchon erbötig, einzelne Teile der Kircheneinrichtung zu ſtiften. — In wenigen Monaten war das ſehr anſehnliche Kapital von mehr als 60000 Kronen für die Heilandskirche beiſammen.

In Mürzzuſchlag, in der nächſten Nähe des Ortes, auf einem Hügel, von altersher der Olberg geheißen, iſt ein überaus ſchöner und paſſender Platz für die Kirche erworben worden. Nachdem die junge evangeliſche Pfarrgemeinde Mürztal von der Regierung ſanktioniert worden war, wurde am 17. Juni — alſo kaum ein halbes Jahr nach Beginn der Sammlung — in Gegenwart geiſtlicher Würdenträger vom Superintendenten Herrn Winkler aus Ariach in Kärnten (evangeliſchem Biſchof für die öſterreichiſchen Alpenländer) der Grundſtein zur Heilandskirche mit großer Feierlichkeit gelegt. Viele Hunderte von Menſchen, davon mindeſtens die Hälfte Katholiken, wohnten dem ſtimmungsvollen Feſte bei, die Katholiken nicht mit geringerer Andacht und Ehrerbietung als die Evangeliſchen.

Am 18. November 1900 iſt die Heilandskirche eingeweiht worden.

Die Kirche iſt 25 Meter lang und 15 Meter breit, recht ſtattlich und würdig. Der gotiſche Bau mit ſeinem ſchlanken Turm leuchtet hinaus in das Fröſchnitztal bis zu den Höhen des Semmerings, in des Mürztales waldreiche Berge und in das Neubergertal, wo die Felſen gegen Himmel ragen. Vier helle Glocken klingen über Berg und Tal und ſollen — wie ich hoffe — mit dem Geläute der katholiſchen Kirche zu Mürzzuſchlag keine üble Harmonie geben. Ich ſehe im neuen Gotteshauſe nicht eine „proteſtantiſche", nur eine chriſtliche Kirche. —

Für mich iſt es eine Freude, daß meine geringe Mitarbeit zur Heilandskirche ſo reich geſegnet worden. Weil es aber nicht alle Tage vorkommt, daß ein Katholik für ein evangeliſches Gotteshaus Steine trägt, ſo habe ich mir auch ein kleines Denkmal deſſen ausgebeten. Ich bin ein Freund der Marien-Minne, und weil Maria, die Heilandsmutter, ja doch auch eine evangeliſche Perſon iſt, ſo habe ich geſagt zu den Evangeliſchen im Mürztal: Wenn ich mittue, ſo müſſet ihr mir ein ſchönes Marienbild in die neue Kirche ſtellen. Man will das Bild der Mutter, die einen ſolchen Sohn geboren, bisweilen mit

Blumen ſchmücken und man will der Johannes ſein, zu dem der Herr am Kreuze geſprochen: Siehe deine Mutter! Alſo iſt das rührend ſchöne Defreggerbild, die heilige Familie, unter des Meiſters Leitung von einem ſeiner talentierteſten Schüler reproduziert, für die Heilandskirche geſtiftet worden. — Wenn nun auch meine katholiſchen Landsleute, die Bauern und Holzer und Halter, die Eier- und Hühnerträgerinnen aus dem Jakellande, vom Gebirge kommen und vorübergehend einen ſcheuen Blick werfen in die Kirche, ſo ſollen ſie ein wenig angeheimelt ſein von dieſem Bilde und ſollen bei den zwei chriſtlichen Bekenntniſſen denken nicht an das Trennende, nur an das Einigende.

Die Waldſchule.

„Mariel — Hanſel!" ruft die Mutter ſchon ſeit fünf Minuten an dem Bettchen der Kinder. Sie ſoll dieſe Kinder wecken für den Schulweg, aber ſie ruft es ſo flüſternd, ſo ängſtlich, um mit ihren Weckrufen die Kleinen aus dem ſüßen Schlafe am Ende doch nicht zu — ſtören. Aber es iſt ſechs Uhr, die Not gebietet der Liebe. „Mariel! Hanſel! Auf! Es muß ſein!" Derb muß ſie an der Decke rütteln, bis die Kinder wimmernd erwachen. Ganz ſchlaftrunken müſſen ſie aus dem warmen Neſt in die ſpröden Kleider, ſollen dann ihr kleines Frühſtück verzehren, aber der Schlaf wäre viel ſüßer als die Milchnocken. Dann die Schulſachen in den Zegger, die zwei Stück Brot als Mittagsmahl dazu, dem Knaben noch den Wettermantel des Vaters umgehangen und dem Mädel das große, alte Wollentuch der Mutter und hinaus in die dunkle, kalte, ſtöbernde Winterfrühe! So weit die

Mutter in der blaſſen Dämmerung den Kindern nachblicken kann, tut ſie's. Sie empfiehlt ihre kleinen Lieblinge in den Schutz Gottes — man weiß nie, wenn ſie ſo mühſam fortſtapfen im tiefen Schnee, ob ſie wieder heimkommen!

Denn die Schule liegt hinter dem hohen Bergjoch in der Waldwildnis drüben; an zwei Stunden werden ſie zu tun haben, wenn Wind und Schneetreiben heute überhaupt den Übergang nicht unmöglich macht. Zehn Stunden dann der Erwartung und Angſt, bis ſie zur Abenddämmerung voller Schnee und Hunger doch wieder, aber erſchöpft nach Hauſe kommen.

Das war ein Schultag in Krieglach-Alpel — ein gewöhnlicher, keiner von den beſten, keiner von den ſchlimmſten! Es kam vor, daß die Schulkinder unterwegs zu den Schülern von weitzerſtreuten Nachbarhäuſern ſtießen; wenn aber die meiſten ſchlechten Wetters wegen daheim blieben, dann mußten die paar Kindlein allein vorwärts durch den Wald, über die Schluchten, über die ſturmumbrauſte Höhe, jenſeits über kahle Blößen und Buſchbeſtände hinab den Weg zu finden ſuchen, bis ſie glücklich das einſame Schulhaus erreicht. Es war mitunter, daß die Kinder nicht nach Hauſe kamen in der Abenddämmerung, daß man ihnen entgegengehen mußte mit Schneeſchuhen und Schaufeln und daß man ſie fand unter Baum oder Buſch enge aneinandergeſchmiegt und mit wirbelndem Schnee bedeckt — zum ſüßen Hinüberſchlafen.

Unter ſotanen Umſtänden war es kein Wunder, daß die meiſten Familien ihre Kinder nicht in die Schule ſchickten, auch ſolche, die den Wert der Schule eingeſehen hatten.

So war es in der weit zerſtreuten Ortſchaft, die von dem verkehrsreichen Mürztale ſtundenweit entfernt hoch oben im Gebirge zwiſchen großen Wäldern liegt.

Zu jener Zeit begann ich wieder einmal Mittel und Wege zu ſuchen, meinen Heimatsgenoſſen eine ordentliche Volksſchule zu ſtiften.

Und mein Bemühen war geſegnet. Bald war ein paſſender Bauplatz gefunden, ziemlich im Mittelpunkt der Gemeinde, auf ſonniger Matte am Waldrand, bei den friſchen Wäſſern des Tales, aber geſchützt vor Überſchwemmung und Sturm. Ein Fahrweg aus Krieglach führte nahe vorbei und die Poſtſtraße iſt eine Viertelſtunde weiter oben an der Berglehne. Ein hochherziger Anrainer hatte das Bauholz zugeſichert. Die „Waldheimatgeſellſchaft“ in Mürzzuſchlag ſollte einen bedeutenden Teil der Baukoſten decken. Ein uneigennütziger Baumeiſter war auch gefunden. Eine Großbuchhandlung im Deutſchen Reich hatte die paſſende Schulbibliothek zugeſagt. Das weitere lag noch auf meiner Schulter.

Da hub ich an — nach Geld zu ſtreben.

Und ein Jahr ſpäter weihten wir es ein, das Waldſchulhaus in Alpel. —

Weil mir die Sache große Freude machte, ſo will ich ein wenig davon plaudern.

Von Krieglach im Mürztale aus die waldreiche Alpſteigſtraße gewandert kommt man nach zwei Stunden zu dem Kreuze auf dem Höllkogel-Paſſe, wo von der Straße zur Rechten ein Weg abzweigt, der durch hohen Wald talwärts führt und nach zwanzig Minuten in ein enges Wieſental ausmündet, das von klaren Bächen durchrauſcht und von dunklen Waldbergen umgeben iſt. Der

Wanderer, der etwa des Weges kommt, hört in den Wipfeln ein Glöcklein hallen. Es iſt Mittagsſtunde. Der Weg biegt um eine Böſchung und knapp vor uns, links in der ſachte auſſteigenden Wieſenmulde ſteht ein ſtattliches Haus im Salzburger Stil, über Steinſockel aus Holz gezimmert, mit rötlichen Wänden und grünen Fenſterbalken. Es ſteht auf ebenem Platz behaglich da und lacht mit ſeinen ſpiegelnden Fenſtern freundlich übers Tal hin. Von ſeinem Giebeltürmchen kommt der Glockenklang. An der Giebelwand ſteht das Wort „Waldſchulhaus“ und über der Eingangstür, zu der einige Stufen hinanführen, die Inſchrift: „Dieſes Haus wurde im Jahre 1902 aus Liebesſpenden erbaut und zur Lehr und Ehr den Bewohnern der Waldheimat gewidmet.“ Durch die feſte Tür treten wir ins geräumige Vorhaus, wo uns an der Wand ein Spruch auffällt:

„O Waldheimat traut,
Von Ahnen bebaut,
Von Kindern betreut,
Von Enkeln erneut:
Gott ſegne dein Erdreich,
Gott ſegne den Fleiß,
Erleuchte den Landmann,
Auf daß er es weiß,
Und oft bedenkt
Und nimmer vergißt,
Wie treu und heilig
Die Heimat iſt.“

Links die Tür zum vierfenſterigen, ſonnſeitig gelegenen Schulzimmer, mit allem Zugehör verſehen, für vierzig Kinder eingerichtet. Daneben ein Raum für Lehrmittel und die Volksbibliothek, der faſt reichlicher als manche Stadtſchule ausgeſtattet iſt. Rechts vom Vorhauſe die Lehrerswohnung mit Küche, Vorratskammer und drei Zimmern, wovon ſich eines im Dachraume befindet. Alles durch die Güte eines Berliner Hauſes gediegen und geſchmackvoll eingerichtet. Ein zweites großes und lichtes Zimmer im Dachraume iſt für den müden Wanderer bereit.

Das Haus, obſchon an 1000 Meter hoch gelegen, iſt geſchützt vor Wind und Sturm und hat trotz der nahen Berge viel Sonne. Drei Täler laufen in dieſem Wieſenkeſſel zuſammen, jedes bringt ſeinen luſtigen Bach aus den hinteren Waldgegenden herab und durch jedes führt ein Weg hin zu den weitum verſtreuten Bauernhöfen, Jägerhäuſern, Holzknecht- und Köhlerhütten.

Am 28. September 1902 vollzog ſich auf der ſonſt ſo einſamen Waldſtraße nach Alpel eine Völkerwanderung. Fußgeher in zahlloſen Reihen und Gruppen, Bauernkarren und Herrenwägen in langen Schneißen bewegten ſich hinan, heiter und froh unter der Herbſtſonne, die von leichten Wolkenzügen manchmal flüchtig verdeckt war. Dieſe Menſchenwanderung ſtrebte dem wieſenfriſchen Alpentale zu und hielt vor dem Waldſchulhauſe. Das war mit Fahnen geſchmückt, und im leichten Winde flog von den Birken und Ahornen manches gilbende Blatt über ſeinen Giebel.

Nachdem am 5. Mai des gleichen Jahres der Grundſtein gelegt worden war, ſollte an dieſem Herbſttage das Schulhaus eingeweiht und eröffnet werden. Die Bewohnerſchaft der Gegend war da und umlagerte das Schulhaus in Erwartung deſſen, was da kommen ſollte. Manchem fiel eine weiß-rote Fahne auf, die am gegenüberſtehenden Berghange auf Mattengrün einſam wehte. Die Kinder, in ihren dürftigen Kleidlein, aber reinlich herausgeputzt und mit Feldblumen geſchmückt, ſtanden in der vorderen Reihe. Bei der Schlußſteinlegung deutete der Erbauer mit dem Spruch: „Beſtändiger Wille führt zum Ziele", auf die langjährige Bemühung an, die endlich mit einemmale Erfolg hatte. Dann war die kirchliche Einweihung, ein Weihegeſang der Krieglacher Kapelle und die Übergabe des Schlüſſels, den der Bauherr mit einem Danke an den uneigennützigen Baumeiſter entgegennahm. Den Schlüſſel hielt der „Bauherr" nicht lange in der Hand. Kaum eine Viertelſtunde lang war er Eigentümer des ſchönen, fertigen Hauſes, und auch in dieſer Viertelſtunde wohnte er nicht darin, ſondern ſtand vor dem Hauſe der Menſchenmenge gegenüber und ſagte:

Geehrte Anweſende!

Liebe Freunde!

Heute iſt ein Freudentag, den ich nicht mehr hoffte zu erleben. Ein Jugendideal, das mich ſeit fünfzig Jahren begleitet hat, iſt in Erfüllung gegangen. Krieglach-Alpel hat eine Schule und ein Schulhaus. Ein kurzer Rückblick auf die Schulverhältniſſe von Alpel wird meine Freude recht verſtändlich machen. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hat dieſe Gegend nie eine Schule gehabt. Im Revolutionsjahre 1848 kam ein alter Schullehrer, der wegen eines Konfliktes mit der Kirche exiſtenzlos geworden war, nach Alpel und machte den Bauern den Vorſchlag, gegen Koſt und Dach ihre Kinder zu unterrichten. Das iſt angenommen worden und der arme Mann, Michel Patterer war ſein Name, hat in den verſtreuten Bauernhäuſern herum, wo die Kinder zuſammenkamen, Schule gehalten. Wir Alpelkinder haben von Michel Patterer nicht bloß leſen und ſchreiben gelernt, ſondern auch Rechtſchaffenheit und Wohlwollen für die Menſchen. Dort drüben am Berghang, wo heute eine Fahne weht, iſt ein kleines Haus geſtanden, in welchem Michel Patterer zuletzt Schule gehalten hat, und dort iſt er auch am 31. März 1857 einſam geſtorben. Auf dieſem Weg, den wir heute heraufgekommen, haben wir ſeinen Leib dahin nach Krieglach getragen. Sein Geiſt, hoffe ich, iſt geblieben und wird einziehen ins neue Waldſchulhaus. Nach Patterers Tode ſind einige proviſoriſche Lehrer dageweſen, aber bald wieder fortgegangen. Ums Jahr 1870 habe ich in Graz an dem damaligen Landesausſchuß Dr. Fleckh einen einflußreichen Mann gefunden, der mir helfen wollte, in Alpel eine ſtändige Schule zu gründen. Aber es war gerade zu Beginn der Neuſchule, und zu der hatten die guten Leute kein Vertrauen, die Schule iſt abgelehnt worden. Zwölf Jahre ſpäter wollte mein nun ſeliger Schwiegervater Knaur, der hier einen Beſitz gehabt hat, den Alplern ein Schulhaus errichten, mir war ſchon eine tüchtige Lehrkraft zugeſagt — allein auch diesmal haben die Alpler ſich ablehnend verhalten. Die kleine Gemeinde kam immer mehr herab. Von der Not belehrt war ſeither in der Gegend ein jüngeres einſichtsvolleres Geſchlecht aufgeſtanden, das erkannte den unermeßlichen Nachteil, keine Schule zu haben. Nun endlich haben ſie eine. Durch einige öffentliche Vorleſungen, die für dieſen Zweck mehrere tauſend Kronen einbrachten, iſt man auf die Angelegenheit aufmerkſam geworden, und es begannen — ohne daß eigentlich geſammelt worden wäre — von vielen Seiten Gelder einzulaufen für ein Schulhaus in Krieglach-Alpel. Inſonderheit drei Spender ſind es, die es ermöglichten, ein ſo ſtattliches Haus zu bauen und einzurichten: Gutsbeſitzer Baron Seßler von Herzinger, der das Bauholz gab, der Berliner Großinduſtrielle Markiewicz, der den weitaus größten Teil der ſchönen Hauseinrichtung lieferte, und Baumeiſter Haberſack in Krieglach, der mir bei dieſem Werke mit Rat und Tat ſtets zur Seite ſtand und das Haus in uneigennützigſter Weiſe herſtellte.

Aber auch dankbar zu gedenken der Landesſchulbehörde, die raſch dieſe Lehrerſtelle fundierte und eine junge friſche Lehrkraft beigeſtellt hat. Dieſen und allen, die zu dem Werke liebreich beigetragen haben, im Namen der Gemeinde Alpel und in meinem eigenen, innigſten Dank!

Nach meinem Sinne wäre es geweſen, das Schulhaus ganz ſchmucklos zu bauen und ohne öffentliche Feſtlichkeit aufzumachen, doch um die Spender auch in der Ferne zu ehren, glaubten wir ein öffentliches Zeugnis unſerer Dankbarkeit geben zu ſollen.

Aber dieſes Haus, wie es heute noch vor uns ſteht, iſt ein Körper ohne Geiſt. In ein ſchönes Gefäß gehört ein guter Inhalt. Der ſteiermärkiſche Landesſchulrat hat uns an Herrn Leopold Kramar allem Anſcheine nach einen tüchtigen Lehrer geſchickt. Ob der neue und junge Waldſchulmeiſter es ahnt, welch eine ernſte, bedeutſame Aufgabe hier ſeiner harrt? Die große Einſamkeit, die ihn umgeben wird, ſoll ausgefüllt werden mit einem großen Werke. Der Lehrer muß hier in der Weltabgeſchiedenheit mehr als anderswo, nicht bloß Schulmeiſter, ſondern auch Führer und Freund der Kinder und treuer Anwalt der ganzen Bevölkerung ſein. Er muß die Leute nehmen, wie ſie ſind, er muß ſie achten und lieben lernen und er muß ihre Achtung und Liebe gewinnen. —

Nun noch ein paar Worte an meine engſten Landsleute. Liebe Leute! Strebet nicht hinaus in die Welt. Bleibet daheim in Eurem Waldlande. Hier werdet Ihr nicht reich, aber auch nicht ſo arm, als Ihr in der Fremde werden könntet, nicht ſo arm und verlaſſen, wie mancher geworden, der von dieſer Heimat fortgezogen iſt. Ich ſelbſt bin draußen geweſen und wieder heimgekehrt, weil's mir hier am beſten gefällt. Lernet, ſo viel Euch möglich iſt, zu lernen, richtet Eure Wirtſchaften mehr nach den Zeitverhältniſſen ein, arbeitet mutig, haltet feſt zuſammen und vertrauet herzhaft auf Gott, dann werden für Euch Bewohner von Alpel wieder beſſere Zeiten kommen.

Nun, meine liebe Waldheimat, überreiche ich dir das Geſchenk.

Ich bitte den Herrn Bürgermeiſter von Krieglach, dieſen Schlüſſel entgegen zu nehmen. Es iſt der Schlüſſel zum Schulhauſe. Das bedeutet, daß in dieſem Augenblick das Schulhaus ins Eigentum der Gemeinde übergeht, und zwar auf Grund folgender Urkunde. Sie lautet:

Widmungs-Urkunde.

Endlich iſt es gelungen, der armen Gemeinde Krieglach-Alpel eine Schule zu ſtiften. Bei dieſem Werke haben viele Freunde der Waldheimat und Gönner der Volksſchule ſo ausgiebig geholfen, daß das neue Schulhaus jetzt eröffnet werden kann.

Da das Haus nun in allen ſeinen Teilen wohl mit Fleiß und Gediegenheit fertig geſtellt iſt, ſchenke ich dasſelbe der Gemeinde Krieglach, und zwar unter den Bedingungen, daß ſie es ſtets beſtens verwalte, es beſtändig in gutem Zuſtande erhalte und es als Schulhaus für dieſe Waldgegend Alpel verwende. So lange es in Alpel ſchulbedürftige Kinder gibt, ſei dieſer Bau unter dem Namen Waldſchulhaus ihrer Schule gewidmet, zu welcher die löbliche Schulbehörde ſtets eine tüchtige Lehrkraft, mit entſprechendem Gehalt verſehen, beiſtellt. Sollte in Alpel die Schule aus irgendeinem Grunde einmal überflüſſig werden, ſo iſt dieſes Haus in einer anderen würdigen Art nutzbar zu machen und der Ertrag für Lehr- und Bildungszwecke der Gemeinde Krieglach — und zu keinem anderen Zwecke — zu verwenden. Zum Zeugniſſe dieſer Widmung und ihrer Annahme die Unterſchriften.“

Dann eine rührende Szene. Die Alpel-Kinder kamen halb in Angſt und halb in Freude heran, jedes in der kleinen Hand einen Strauß aus wilden Blumen. Dieſe hielten ſie dem Menſchen, ehe er ſich noch ins Volk flüchten konnte, entgegen, und eines der Mädchen ſprach die Worte: „Mir danken dir tauſendmal ſchön für die Schule. Mir geben dir die Blumen, ſonſt hab'n mir nix. Mir danken dir tauſendmal ſchön.“

Damit war die Feier, die durch ihre ſtimmungsvolle Einfachheit auf die Anweſenden einen tiefen Eindruck machte, zu Ende.

Das Waldſchulhaus mit Zugehör hat einen materiellen Wert von etwa 40000 Kronen. Sein moraliſcher Wert für die Gemeinde iſt in Ziffern nicht zu faſſen. Und als Draufgabe zog ſofort auch häusliches Glück ein. Der junge Waldſchulmeiſter mit ſeiner ihm ein paar

Tage vorher angetrauten jungen Frau, die in der Waldſchule ſechs Jahre lang geradezu muſterhaſt gewirkt haben.

Seither ſind zehn Jahre vergangen. Die erſte Generation von braven, geſitteten Kindern hat die Schule bereits verlaſſen, die zweite iſt auf gutem Wege. Das Schulhaus hat ſich vergrößert und eine Werkſtatt bekommen für Tiſchlerei, Schloſſerei, Korbflechterei; ebenſo wird auch Gärtnerei, Bienenzucht uſw. getrieben. Ferner haben wir ein Grundſtück dazugekauft, um eine Pflanzenſchule anzulegen. Das vollzog ſich unter der energiſchen Tätigkeit des zweiten Lehrers, Herrn Franz Rottenmanner, nachdem der erſte auf einen ehrenvollen Poſten nach Südtirol berufen worden war. Beide dieſer Schulmänner, jeder in ſeiner Art, für eine beſſere Zeit der armen Leute ſorgend, ſind ein Segen geworden für die kleine Waldgemeinde, die durch der Zeiten Wendung mit einem geradezu furchtbaren Geſchicke zu ringen hat. Die Schule hat ihr friſchen Mut gebracht. Was weiter geſchehen wird, ſteht in Gottes Hand.

Der große Waldbruch.

(Eine Unterbrechung.)

Wenige Wochen nach Eröffnung der Waldſchule hat ſich rings um ſie herum ein Naturereignis zugetragen, das auch noch erzählt werden muß, weil es ſo eigenartig, ſo gewaltig war, ohne dem ſtattlichen neuen Hauſe auch nur ein Schindelchen zu verletzen. Man wird in unſeren Alpen ſchwer jemanden finden, der früher eine ähnliche Kataſtrophe erlebt hat, als jene war in der erſten Dezemberwoche 1903.

Es war ein trüber, lauer Spätherbſt geweſen. Die Nebel brauten regungslos über Berg und Tal und mit Beginn des Dezember kamen große Niederſchläge. Sie waren verbreitet über Mitteleuropa und beſonders in den Alpen entluden ſie ſich unter dem Wechſel von Wärme und Froſt zwei Wochen lang. In den Niederungen war es Regen mit Schnee, auf den Höhen war es Schnee mit Regen. Von den Fenſtern der Gehöfte ſah man nicht bis zum nächſten Baum, ſo dicht fielen die großen Schneeflocken, langſam und lautlos ſanken ſie herab, ununterbrochen Tag und Nacht. Von den blätterloſen Laubbäumen fiel der Schnee anfangs ab, bald blieb er kleben und beſchwerte manchen Aſt ſo lange, bis er brach. Beſonders alte Ahorne und Kirſchbäume, die rauh berindet und mit Flechten bewachſen waren, mußten brechen, ſolche Bäume ſpalteten ſich, ſo daß der eine Teil nach rechts, der andere nach links fiel. Manch alter Rieſe brach in drei und vier Teile auseinander. Die Gebüſche der Gemarkungen ſahen nicht mehr aus wie Gebüſche, ſondern wie Schneewälle, die von Tag zu Tag niedriger wurden, weil unterhalb der Wuchten die Sträucher ſich zu Boden legten. Die Spatzen und Amerlinge fanden ihre Neſter nicht mehr, oder konnten nicht dazu und flatterten ratlos über den Menſchenwohnungen, Herberge heiſchend in ihrer Not. Aber das war nur ein Winter, wie es deren manche gibt. Es kam anders.

In den Nadelwäldern, von denen das weite Bergland bedeckt iſt, legte der weiche Schnee ſich ins Geäſte und blieb daran kleben. Denn die Luft war ganz ruhig und kein Lüftchen ſtrich, wochenlang. Sonſt ſind es die Stürme, die den Wald brechen, diesmal war es die

Windſtille geweſen. Selbſt ein mäßiger Wind, wie er im Gebirge faſt immer zu ſtreichen pflegt, hätte den Schnee von den Bäumen geſchüttelt. Die regloſe Luft brachte das Verderben. Der Schnee, der tagsüber feucht und weich vom Himmel fiel, fror in der Nacht an den Äſten und Wipfeln feſt. Dann kam einmal Regen und Froſt und verbackte die Laſten mit dem Reiſig. Hernach begann es neuerdings zu ſchneien, auch dieſer Neuſchnee legte ſich an die hängenden Wuchten und blieb kleben. Es kam Tauwetter und es kam Froſt, ſo daß von den Schneewuchten an den Bäumen Eiszapfen und ganze Eisvorhänge niederhingen. Endlich kam wieder Schneefall und deckte die Bäume ſo gründlich zu, daß die einzelnen Aſtſtufungen nicht mehr zu erkennen waren und die Geſtalten daſtanden wie Rieſenzuckerhüte. In dichten Beſtänden klebten ganze Baumgruppen aneinander und wer vom Berggipfel niederſchaute, dem ſchien es, als ſeien weite Waldflächen mit einem einzigen weißen Tuche überdeckt.

Eine Weile war das ſo geſtanden in der Ruhe der Luft. Dann hat es allmählich begonnen. Hier ein Kniſtern, da ein Schnalzen, dort ein dumpfer Schlag. Bisweilen brach ein Wipfel nieder, dann brach ein Stamm, dann wankte der Zuckerhut und legte ſich gelaſſen um, ohne daß die angefrorenen Schneelaſten von ihm abfielen. Weil ſonſt alles in größter Ruhe war und keine Kraft ſich regte, ſo war dieſes Niederbrechen faſt geſpenſterhaft zu ſehen. Stellenweiſe brachen viele Stämme auf einmal, wie die Säulen eines Domes, die das gemeinſame Dach nicht mehr zu tragen vermögen. In den Schleiern des Nebels und des Schneiens haben es ja nur wenige Augen ſehen können, wie es im einzelnen und im ganzen vor ſich ging. Aber der einſame Waldſtraßenwanderer erlebte unvergeßliche Dinge.

Auf dem Tannbachweg glitt ein Kohlenfuhrwerk dahin im ſchönen Hochwald. Als der Fuhrmann den erſten Baum auf halber Höhe brechen und niederſtürzen ſah in den Schnee, verwunderte er ſich, wie bei ſtiller Luft ſo die Stämme brechen können. Bald darauf begann ein zweiter Baum unter ſeiner Schneewucht ſich zu neigen — anfangs langſam, dann raſcher, und ſauſend fiel er unter dem Krachen ſeiner zerreißenden Wurzeln in weitem Bogen über die Straße. Das Pferd hatte einen Sprung getan, der Schlitten einen Stoß nach rückwärts, daß ein Kohlenſack hinausgeſchleudert wurde. Der Fuhrmann ſah, er war heute am Ziele, denn der Weg nach vorwärts war verlegt, es ging nicht mehr weiter. Er faßte das erſchreckte Pferd am Strang, in demſelben Augenblicke krachte es wieder am Hang, und zwei Rieſenſtämme ſtürzten gleichzeitig zu Boden. Nun erſt wurde ihm die Gefahr deutlich, in der er ſchwebte, da fiel auch hinter ihm ein Baum über den Weg, während andere Schäfte im Bogen ſich neigten und ſo wie rieſige Halbreifen über der Straße ſchweben blieben, bis einer und der andere entzweiſprang. Das Fuhrwerk war gefangen, es konnte nicht nach vorwärts und nicht zurück. Der Mann hatte aber nicht Zeit, ſich zu fürchten, er mußte das Roß zu bändigen ſuchen, das vor Schreck wild geworden war. Plötzlich flog ein Wipfel nieder und ſchlug die ſtäubende Kohlenfuhr tief in den Boden, daß Splitter, Kohle und Schnee ein wüſtes Gemenge waren. Wieder brachen ein paar der großen Bogen, die ſich über die Straße gereift hatten. Der Fuhrmann war mitten in der Verheerung, rings um ihn brachen Bäume; Stämme ſpalteten ſich, Wipfel ſtürzten nieder und eine wuchtige Tannenkrone traf das Pferd und erſchlug es. Hoch auf flogen die Wolken des gepeitſchten Schnees. Mitten im Splitterhagel und Schneeſtäuben war der Fuhrmann; halb betäubt kauerte er unter dem Geäſte einer gebrochenen Fichte und ſchloß die Augen. Nach ſpäterer Ausſage hatte er kein eigentliches Angſtgefühl, er dachte nur, was iſt denn das, was ſoll denn das? Und jetzt iſt ja mein Roß hin! — Als es in ſeiner Nähe ein wenig ruhiger geworden und nur weiterhin noch das Krachen und Schmettern war, wie in einer Schlacht, da ſah er die großen Lücken, die in dem Walde entſtanden waren. Vor ihm eine blendend lichte Öffnung, ſo daß man den gegenüberliegenden Berg ſah, an deſſen ſteilem Hange auch alles lebendig zu ſein ſchien. Der Fuhrmann hatte unter ſeinem Baumſchlupf warten wollen, bis dieſer geſpenſterhafte Sturm vorüber war, aber es begann immer wieder, es krachte und ſtürzte immer und war nie vorüber. So ſehr der Wald ſich lichtete, war immer noch unendliches Geſtämme, das daſtand und jeder fallende Baum gab den Blick frei auf weitere Verwüſtungen.

Endlich begann der Mann zu denken. Was iſt das? Iſt alles jählings morſch geworden? Hat der Wald doch immer die Winterslaſt getragen. Iſt es ein Erdbeben, das die Grundfeſten erſchüttert und lockert? Iſt es der Jüngſte Tag, weil die rieſigen Wurzelſcheiben der Bäume aufſtehen, als ob ſie Gräber freilegen müßten! Die Wipfel lagen tief im Schnee und die Wurzeln ragten wie ungeheuere Klauen, die noch Erdreich und Geſtein feſthielten, in die Lüfte auf. So lebendig war es geworden auch in den Gründen, wo ſeit Menſchengedenken ſich nichts bewegt hat, als kleines Getier und die Fächer der Germen. Raben und Krähen flatterten umher. Das Wieſel, der Marder und andere Tiere waren aufgeſchreckt gleichſam aus dem Winterſchlaf und ſchoſſen dahin; Eichhörnchen ſprangen planlos über das Gewüſte ihrer zuſammengebrochenen Welt dahin und zwiſchen Gewurzel und Aſtwerk hervor ragte der hochgehobene Kopf des ſchreckigen Rehes, ſah den Menſchen und konnte nicht flüchten. Wo das Tier über gefallene Bäume ſprang, da brach es zwiſchen durch in Reiſig und Schnee, bis es erſchöpft in eine Höhlung niederſank. — Der Fuhrmann ſchaute hin und kam kaum zum Bewußtſein, was er ſah. Plötzlich ſchrak er auf. Es war dunkel geworden. Die Abenddämmerung war da. Wie ſollte er entkommen, da es noch ringsum krachte im Walde! Er ſtarrte hin auf ſein totes Pferd. Auch ihn kann es ſo treffen, wenn er jetzt den Heimweg ſucht. Es iſt ja auch unmöglich, Weg und Steg, Wald und Hang ſind zu ſchrecklich verbaut. Wer hätte je denken mögen, daß ein Menſch im Walde ſo gefangen werden könne! — Unter den dichten Äſten einer geſtürzten Fichte ſuchte er ſich eine Wohnung herzurichten für die Nacht. Dort glaubte er ſicher zu ſein. Aber Feuer zu machen mißlang, das Reiſig war zu feucht, gloſte und rauchte und verloſch. Sein Körper ſchütterte vor Froſt und Angſt. Da fiel ihm ein: Zünde die Kohlen an! Die halb zerſchlagenen Bündel raffte er auf und zerrte ſie unter die Aſthütte; mit Fleiß berechnete er den Vorrat und ſo hatte er Feuer die ganze Nacht. In ſeiner Stirn war es wie Blei, aber einzuſchlafen wagte er nicht. Das Feuer beſchäftigte ihn, tröſtete ihn; aus Holzkohlen ſpringen ſo ſchöne blaue Flammen. — Die ganze Nacht hatte es weithin in den Wäldern geſchmettert und gekracht. Als es endlich Morgen wurde, lag grauer Nebel über allem, aus dem wieder Flocken zu fallen begannen; aber das Krachen und Brechen hatte aufgehört, nur zeitweiſe noch ein Donnern aus der Ferne; von den ſchlanken Lärchen, die unter ihrer Wipfellaſt ſich aus der Höhe wie Reifen niedergebogen hatten, ſprang noch manche ab und ſtürzte.

Der Fuhrmann wagte den Heimweg. Es war kein Gehen, es war ein Klettern und ein Kriechen ſtundenlang, bis er endlich auf die freien Flächen des Tales kam. Als er Leuten begegnete, zeigte er nur gegen den Bergwald hin: „Da oben, da hat's mich derwiſcht! Die Straßen ſieht mich ſobald nimmer!“ Sonſt ſagte er nicht viel. Erſt nach Tagen konnte er erzählen.

So ähnlich mochte es manchem Waldwanderer ergangen ſein in jenen Winterwochen, aber daß ein Menſch getötet worden ſei, das hat man nicht gehört. Es iſt ein wahres Wunder. Wer nicht hinaus mußte, der blieb freilich unter ſeinem Dache, ſah nur den feuchten Nebel und das ewige Schneien und hatte keine Ahnung, wie draußen die Wälder zugrunde gingen. Als es tage- und tagelang ſo gedauert, wurde den Leuten in ihren Häuſern bange, um ſo mehr, als ihr eigenes Dach bisweilen unter der Schneelaſt zu kniſtern begann. An vielen Gehöften ragen über den Dächern große alte Schirmbäume auf, ſolche wurden zur drohenden Gefahr. Da rief der Bauer ſeine Knechte, um mit ihnen ſich an den Baumſchäften emporzuarbeiten und mit langen Stangen die Schneelaſten abzuſchütteln, ſoweit es möglich. Trotzdem hat es hie und da wohl auch Gebäude zuſammengeſchlagen.

Als das Frühjahr kam zeigte es ſich, daß die Zerſtörung eine ungeheure war. Der dieſes ſchreibt, ſieht aus den Fenſtern des Waldhauſes die Verwüſtung. Es ſind ja freilich auch Waldſtrecken, denen wenig anzumerken iſt, die vielleicht ein wohltätiger Luftzug erlöſt hat von den Laſten. Auf den Berggraten iſt es beſſer geweſen, da war der Schnee trockener und fiel ab; auch ſind hier die Bäume abgehärteter und ſtarrer, alſo den Laſten mehr gewachſen. In manchen Hochwäldern liegt's noch heute wie in den erſten Tagen. Unabſehbar hingebrochene Stämme, ſtellenweiſe ganze Waldpartien niedergelegt. Dasſelbe laue Wetter, das den Schnee oben anklebte, weichte und lockerte unten den Boden auf, der ſonſt zur Winterszeit hart gefroren dem Stamme mit ſeinen zeitweiligen Schneelaſten eine gute Stütze gibt. Wenn ſonſt bei Windbrüchen die Stämme zumeiſt in gleicher Richtung hin liegen, ſo gibt es hier ein unentwirrbares Durcheinander von Schäften, Wurzelballen, Aſtwerk, Wipfeln und Splittern. Vieles Geſtämme ſchief aneinander lehnend, in einander verklemmt, hängend noch an Strünken hoch oben. Graue Geier ſchwirren darüber hin und betäubender Harzgeruch erfüllt die Luft. Im Jungwald ſind die Stämme, beſonders die zähen Lärchen, die nicht brechen konnten, krumm gedrückt wie Triumphbogen, und in manchem Wald nur wenige, die keinen geknickten Wipfel haben. —

Manches Bäuerlein war anfangs faſt vergnügt geweſen, daß durch den Waldbruch das Kapital der Zukunft ſo plötzlich „fällig" geworden, bis es ſich bald zeigte, daß dieſes fällige Gut niemand vollgültig einlöſen wollte. — Wie über das Schlachtfeld die Raben, ſo ſchwirren fremde Händler durch das Land, um den Leuten das Gefällholz gegen ſchlechten Preis abzudrücken.

Kenner des Waldes ſagten auf dieſe Kataſtrophe eine beſondere Fruchtbarkeit der Wälder voraus. Im Menſchengeſchlechte iſt es ſo, nach Krieg und Seuchen folgt ein mächtigeres Werden. Und tatſächlich konnte man in dem darauffolgenden Frühjahre an den Bäumen größere und reichere Triebe ſehen als ſonſt. Die ſchöpferiſche Natur läßt ſich nicht unterkriegen.

Die Kathreiner Kirche.

Hochſommerfrieden! —

Ich ſaß in der kühlen Stube meines Sommerhauſes im Schaukelſtuhl und las Adalbert Stifters „Feldblumen", die lieblichſte aller Jugendgeſchichten. Manchmal ſank die Hand mit dem Buche und die Augen träumten hin auf die dunklen Bücherkäſten und ſchimmernden Wandbilder der Stube, über welchen ein grünlicher Widerſchein ruhte. Denn vor den Fenſtern ſtanden die Birken und Lärchen in der goldenden Morgenſonne. Und weiche taufeuchte Luft lag in den offenen Fenſtern.

Zur Tür trat raſch mein Sohn herein, ſtand eine Weile da und ſagte: „Vater! Geſtern ſoll Sankt Kathrein am Hauenſtein abgebrannt ſein. Das große Einkehrhaus und die Kirche."

Ein Bote hatte die Nachricht nach Krieglach gebracht. Solche Boten ſind oft recht wortkarg. Das Hauenſteinerhaus abgebrannt. Die Kirche abgebrannt. Weiter nichts. — Wieſo das geſchehen? Man wiſſe es nicht.

Gewiſſe Geſchehniſſe ſcheinen einem, wenn ſie plötzlich kommen, unmöglich. Man hat nie gedacht, daß ſie eintreten könnten. Die liebe weiße Kirche auf dem Föhrenriegel, ſie war mir ſeit Kindheit und Jugend ein unveräußerliches Gut. Die Feſte des Jahres, ſeit ungezählten Jahren in der weiten Welt begangen, alle verlegte ich ſie mich zurückerinnernd in und um die weiße Kirche auf dem Föhrenriegel. Ich ſchloß die Augen davor, wie in den Domen die Feſte begangen wurden, ich beging ſie heimlich in mir und ſah die weiße Kirche im fernen Waldlande, und hörte ihre hellen Glocken, ihre hochgeſtimmte Orgel, ihre alten Geſänge und ſah ihre lichten Altäre und ihre roten Fahnen. War mir weh um meine vergangene Kindheit, ſo durfte ich nur die Kirche auf dem Föhrenriegel vor mein geiſtiges Auge rücken — da war ſie wieder, da war die Kindesfreude hinterlegt, konnte mir von ihr holen, ſo oft ich wollte. Und ich wollte oft. In ſchlafloſen Nächten ſah ich dieſe Kirche im Sonnenſchein; zu Zeiten der Krankheit ſchloß ich die Augen und ſah die lichten Wände und vergoldeten Altäre und den kriſtallnen Kronleuchter, in dem alle Funken des Regenbogens brannten. Und im Sommer zu Krieglach, wenn ich mir einmal einen guten Tag antun wollte, wanderten meine Füße vier Stunden lang bis zur Kirche in St. Kathrein.

Aus Frömmigkeit? Hundertmal herrlichere bedeutſamere Kirchen hatte ich geſehen, die Dome zu Wien, zu Köln, zu Mailand, zu Rom, ſo lieblich ſchön war nichts, wie das Kirchlein auf dem Föhrenriegel. Ich guckte es eben immer noch mit den Kindesaugen an, obſchon dieſe endlich in einem ſechzigjährigen Schädel ſtaken.

Und nun ſollte dieſe Kirche auf einmal nicht mehr ſein? Die Gemeinde war ſeit jenen Tagen ja ſchon einmal ausgeſtorben, um die Kirche herum war der Friedhof, da ſchlief ſie. Doch daß auch die Kirche nachſterben ſollte und in die Aſche niederſinken — das hatte meine ſonſt emſig ſpinnende Phantaſie mir nie geſponnen. —

Bald ſtand ein Steirerwäglein vor der Tür. Ich fuhr mit meiner Frau davon, entlang der Alpſteigſtraße. Dort, wo ſie Alpel berührt und der Seitenweg abzweigt, ſaß auf dem Scheiterhaufen ein Holzknecht, am Rücken hatte er die Kraxe mit Werkzeug, ein Bündel Mehl, einem Topf Schmalz und einem Laib Brot. Er war auf dem Wege in den Holzſchlag und brannte ſich hier eine Pfeife Tabak an.

„O, der Peter!" rief er mir als alter Kamerad zu, „wohin die Reiſ'?"

„Nach Sankt Kathrein."

„Um einen Tag biſt zu ſpat. Geſtern häſt ſolln enten ſein, geſtern iſts luſtig gweſt — o Narri, vorgeſtern will ich ſagen. Leut hats dir geben, daß man ſchier nit ſchliefen hat mögen. Kein Mauſerl und kein Lauſerl hätt mehr Platz ghabt in der Kirchen. Und das Muſizieren! Eine Freud iſts geweſen, ich ſag dirs!"

„Vorgeſtern ſagſt, Maxl?"

„Dem Hauſteiner Wirt habns ſechs Faß Bier ausgſoffen. Is ja der Biſchof dagweſt. Firmung. Weißt eh."

„In Kathrein? Vorgeſtern?"

„So ein luſtigen Feſttag wie vorgeſtern habn die Kathreiner noch nie ghabt."

„Und einen ſo traurigen noch nie, wie geſtern."

„Warum?" fragte der Holzknecht, „warum geſtern trauri?"

So hat er mir den Biſchof gegeben und ich ihm die Feuersbrunſt und ſo ſind wir auseinandergegangen. Bei mir habe ich dann gedacht: Es iſt doch vielleicht nicht wahr, weil er nichts davon gewußt hat. Niemand iſt uns weiter begegnet den langen Weg. Endlich kam ein altes Weib mit ihrem Eierkorb heran, ſie ging gegen das Mürztal, ſie kam von Kathrein, ſie wußte ſicher alles. Und ich habe nicht den Mut gehabt zu fragen. Fünf Minuten ſpäter an der Straßenbiegung haben wir's ja ſchon geſehen. Über den Föhren und Fichtenwipfeln, wo ſonſt die Kuppel des Kirchturmes mit dem funkelnden Knauf geleuchtet hatte, ragte die achteckige dachloſe Mauer des Turmes auf, glatt abgeſchnitten oben, wo der Kuppelbau geſtanden. Aus den Höhlen der Fenſter zogen ſich geſchwärzte Streifen. Die Zifferblätter der Uhr glotzten wie erblindete Augen. Wenn ich in einer Nacht plötzlich den Mond hätte niederfallen ſehen, der Eindruck wäre nicht größer und grauenhafter geweſen als der, von dieſer Ruine des Kirchturmes von St. Kathrein. Wenn man ſeit Ewigkeit oder was das gleiche iſt, ſeit ſeinem früheſten Erinnern eine Geſtalt hoch in die Lüfte ragen ſieht und auf einmal iſt ſie nicht mehr und die Lüfte ſtreichen durch den körperloſen Raum, als ob in demſelben nie etwas geweſen wäre, ſo ſieht man ſchaudernd die lückenloſe Welt, die auch nach uns kommen wird.

Und nun die müßigen Fragen: Wie iſt es geſchehen?

Als nach dem glanzvollen Biſchofsfeſte die beglückte Gemeinde wieder in ihren Alltag eingelenkt und das Einkehrhaus, das am Fuße des bewaldeten Bergleins liegt, ſeine Leute hinausgeſchickt hatte auf Feld und Wieſen — es iſt ein heißer Hochſommertag, der 14. Juli 1904 — da ſchlägt aus der Scheune plötzlich die Flamme auf und unter der Muſik des pfeifenden Windes tanzt ſie hin über die zunderdürren Schindeldächer, von Gebäude zu Gebäude. In wenigen Minuten ſteht der weitläufige Hauenſteinerhof in Feuer. Und während die Herbeigeeilten noch einige Habe zu retten ſuchen unter Lebensgefahr, züngeln die Flammen ſchon hinterwärts durch den Wald hinauf, wo ſie Nahrung wiſſen. An das Dach der Kirchhofsmauer ſpringen ſie und eine zuckt wie ein hämiſches Irrlicht hoch oben auf dem Firſte des hölzernen Kirchendaches hin. Der Schullehrer iſt mit einem Schaff Waſſer herbeigeeilt, es hätte ausgereicht, das Flämmchen in den Schindeln war nicht größer wie ein Vogel. Aber keine Leiter. Leute eilen herbei, ſie haben Ratſchläge aber keine Leiter. Das rote Vöglein wächſt zum Hahn, flattert dem Turme zu und hinauf, hinauf über den Helm bis zur Kuppel, zum Knauf, wo ſich die Siegesfahne entfaltet weit in die Luft hin. In den Glocken ſingt noch der heiße Samum; auf den vier Zifferblättern tanzen, wie wahnſinnig geworden, die Zeiger; da ſtürzt der kupferne Knauf herab, auf dem Steinboden ſpringt er auseinander und ſchleudert die Urkunde heraus, die hoch oben über hundert Jahr und Tag verborgen geweſen. Sie erzählt nicht von den uralten Zeiten, als die erſten Mauern dieſer Kirche entſtanden waren, erzählt auch nicht, wie im 18. Jahrhundert der vordere Zubau entſtanden; ſie ſagt nur, daß dieſer Turm erbaut worden in den Zeiten der Revolution und Napoleons, als die Welt aus Rand und Band war. — Doch, wer lieſt jetzt Urkunden, da das ganze weitläufige Kirchendach ein praſſelnder Feuerherd iſt und inwendig die Holzdecke mit den ſchönen Stuckarbeiten ſchon anfängt, niederzubrechen. Nach der erſten Verwirrung der zuſammengelaufenen Leute hat ſich bald ein planmäßiges Retten und Bergen entwickelt. Neben dem Kirchentore an der äußeren Mauer hängt an Klammern ein hohes Kreuz mit dem überlebensgroßen Chriſtus, ein von Kunſtkennern bewundertes Holzſchnitzwerk.

Die Waſſereimer ſtehen bereit, dieſes Wahrzeichen zu ſchützen, ſiehe, da ſteigt das Feuer vom Dache herab, nach dem Haupte, den ausgeſpannten Armen; aber noch bevor die Geſtalt verſehrt iſt, lockert ſich wie von ſelbſt an der Mauer das Kreuz, langſam neigt es ſich, ſinkt und wird von mehr als ein Dutzend Händen aufgefangen. In der Kirche kracht das Feuer, durch die Orgelpfeifen brüllt der Glutſtrom. „Alles, was Atem hat, lobe Gott!“ ſtand geſchrieben auf dem Emporium des Muſikchores, der nun nach dieſem letzten Liede niederbrach. Auf die Kanzel fliegen die feurigen Zungen herab, ſo eindringlich haben ſie noch nie gepredigt, als an dieſem jüngſten Tage, aber ein alter Bauer gießt all ſeine Waſſerkübeln an die Kanzel hin — juſt allein dieſe Stätte des Wortes Gottes will er retten. Nur teilweiſe verkohlt, ſo hing die Kanzel nachher monatelang am dachloſen Gemäuer. So kämpfen die Leute um ihr Heiligtum. Die Kirchenfahnen, der neue prachtvolle Baldachin, die wohl geſtern noch über dem Haupte des Biſchofs ſo feierlich ins Freie ſchwankten, jetzt werden ſie fluchtartig zur Tür hinausgebracht, während manche Seidenfranſe ſchon zu gloſen beginnt. Die Bildniſſe, an denen der Küſter jeden Sonn- und Feiertag fromm die Weihkerzen angezündet, ſie vergehen nun ſelbſt in Opferglut und die weiße Bildgeſtalt der Jungfrau wird umzüngelt von einem Flammenkranz, der die Ankunft, die Gegenwart des Herrn offenbart. Drei Bauersfrauen ſchleppen Waſſerkübel in den erſtickenden

Raum und retten das Bild. Aber der vielarmige Luſter fällt klirrend zu Boden und die ewige Ampel ſtürzt auf den Flies, da Gott ſich nun ſelber ein Licht angezündet hat und die Kirche ein brennender Dornbuſch geworden iſt.

Vom Bache des Tales herauf waren die Eimer gelaufen von Hand zu Hand; ſtundenlang hatten die Leute, mit feuchten Lappen Geſicht und Hände umwunden, in Rauch und Qualm gegen die Gluten gekämpft, umſichtig und heldenhaft. Aber endlich waren ſie erſchöpft — — ſiehe, das Feuer war es auch. Mit Staunen ſahen die Leute, was gerettet war. Dahin iſt der Turm mit Glocken und Uhr, der Chor mit Orgel und allen Muſikinſtrumenten, der rückwärtige, ältere Teil der Kirche mit den Betſtühlen und Bildniſſen. Das alles vernichtet. Aus dem Schutt- und Aſchenhaufen ſteigt ein träges Flackern und Rauchen auf. Der vordere Teil mit den drei Rundſchiffen, dieſer ſorgfältig eingewölbte Zubau aus dem 18. Jahrhundert, war, ſcheinbar wenigſtens, faſt unverſehrt. Es ſtanden die drei Altäre, die Betſtühle, die Bildniſſe an der Wand; es ſtand das Taufbecken und der Beichtſtuhl, als Prophezeiung gleichſam, daß in dieſer Kirche noch künftige Generationen getauft und entſühnt werden ſollen.

So haben wir's gefunden an dieſem Tage.

Auf dem Kirchhofe waren die Gräber verwüſtet, Kohlenbrände lagen auf den Hügeln und manches Holzkreuz war verbrannt, ſo daß nur der Stumpf aus der Erde hervorragte. Da ſtanden Bauersleute herum und ſchauten ſchweigend auf die Ruine und ſchüttelten ihre Köpfe darüber, daß auch Kirchen abbrennen können . . . Die flachkuppelige Wölbung des vorderen Kirchenteiles, von welchem das Schindeldach herabgebrannt war, ſchaute ſich von außen an, wie eine Moſcheewölbung. Wenige Tage vor dem Brande hatte die Kirche ein neues Dach bekommen, die kleine Gemeinde war noch in Sorgen, wie man das bezahlen würde, und nun ſollte die Kirche neu erbaut werden! Seit vierundzwanzig Stunden kein Glockenklang mehr, das war nicht auszuhalten. Und wenn das jetzt ein Jahr ſo bleiben ſoll oder länger oder für immer? Denn wer kann in dieſer armen Gegend eine ſolche Kirche bauen?

Bekümmert verließen wir die Brandſtätte, ſtiegen die ſteinerne Treppe hinab, gingen an dem unverſehrt gebliebenen Pfarrhofe vorüber den ſteinigen Weg hinab ins Tal, wo die andere Brandſtätte war. Was von dem Hauenſteinerhof aus Holz geweſen, das war reinlich zu ſeiner Aſche verbrannt, in der noch die Eiſenteile der Geräte herumlagen; im übrigen ſtanden die rötlichen Mauern mit den Fenſterlöchern lautlos da. Dort und da ſtieg noch dünner Rauch auf. Ein paar Leute ſtanden herum, tatlos, ratlos vor der ungeheueren Arbeit, die bevorſtand. Obwohl der Beſitzer ganz gelaſſen hinſagte, aufbauen, das werde er nimmer. Er gehe auf und davon. Aber hörſt du? Aus dem Gemäuer des Gaſthofes ſchallt Gelächter. Mitten in der Ruine, teilweiſe ſchier unter Schutt begraben, war die Gaſtſtube unberührt geblieben, von der überſchütteten Stubendecke wohl beſchützt. Die Fenſter waren zerſprungen, aber die Tiſche und Bänke, der Gläſerkaſten waren da, wie ſie immer dageweſen, und der Keller tiefer unten war erſt recht erhalten. So ſaßen in der Stube Fuhrleute, Beamte des Bezirkes und der Feueraſſekuranz, tranken Bier, beſprachen lebhaft das Ereignis und knüpften mancherlei Anekdoten dran. Sie waren leidlich munter.

Unter ihnen ſaß auch der Herr Pfarrer. Der alte Herr bedauerte mein „ſperes“ Ausſehen und auf das Anerbieten, mit meinen geringen Kräften zur Wiedererbauung der Kirche beizutragen, lehnte er gemütlich ab, es ſei am beſten, einſtweilen gar nichts zu tun. — Vor dem Unglück tatlos dazuſtehen, das dünkt mich allerdings noch das Troſtloſeſte zu ſein. Betrübt kehrten wir zurück in das Mürztal.

Dort war mittlerweile ein Schreiben an mich eingelangt. Der Schulleiter von St. Kathrein bat im Namen mehrerer Ortsgenoſſen, eine öffentliche Sammlung einzuleiten. Und wenige Tage ſpäter, als ſich noch von keiner Seite Hilfe gemeldet, kam der Gemeindevorſteher von St. Kathrein zu mir, ein Jugendkamerad, mit dem ich auf der Schulbank geſeſſen. Er bat mich, die Kathreiner jetzt nicht zu verlaſſen. Es kümmere ſich kein Menſch um ſie. Die Gemeinde habe gar keine Schätzung, ob das Aufbauen fünftauſend oder hunderttauſend Kronen koſten werde.

Noch an demſelben Tage verfaßte ich einen Aufruf zu Beiträgen für die abgebrannte Kirche, der an Zeitungen katholiſcher Länder verſchickt und anfangs Auguſt veröffentlicht wurde.

Der Aufruf lautete:

Für die abgebrannte Kirche in der Waldheimat.

Der ſinnliche Menſch bedarf, um zu ſich ſelbſt zu kommen und Gott zu ahnen, gleichſam einer Burg, die von weltlichen Dingen ihn zeitweilig abſondert und ſchützt. Alſo iſt gerade unſerem Landvolke ſeine Dorfkirche mit ihrem Kultus die einzige Pflegeſtätte idealen Lebens.

In dieſem Sinne geſchah es, als ich vor einigen Jahren mich an das evangeliſche Deutſchland wandte mit der Bitte, den evangeliſchen Bewohnern des Mürztales eine Kirche bauen zu helfen. Dieſe Bitte iſt reich geſegnet worden. Und nun tritt das zweitemal und noch ungeſtümer die Notwendigkeit heran, mich an die Mitmenſchen, diesmal an die katholiſchen, zu wenden mit ſolchem Anliegen.

In meiner Waldheimat iſt am 14. Juli d. J. die Pfarrkirche St. Kathrein am Hauenſtein durch Brand größtenteils zerſtört worden. Die Gemeinde, aus einigen dreißig Gebirgsbauern und Häuslern beſtehend, iſt arm, die Beiträge der Verſicherungsgeſellſchaft und des Kirchenfonds reichen an die Größe des Schadens bei weitem nicht heran. Die Leute ſtehen ratlos vor der Ruine; es iſt nicht die Klage um verlorenes irdiſches Gut, es iſt ein Weinen um die geliebte Stätte, wo ſich die bedeutſamſten Vorgänge ihres Lebenslaufes abgeſpielt haben, wo ſie ſtets Mut und Kraft geſchöpft haben für ihr mühevolles Daſein und Arbeiten. Und mitten unter ihnen ſtehe auch ich, nicht anders wie vor dem verſunkenen Himmel der Kindheit; denn in dieſer hellen Kirche der dunklen Waldheimat iſt es geweſen, wo zwiſchen Vater und Mutter die Gottesnähe mich glückſelig gemacht hat.

Wild und furchtbar iſt der Kampf unſerer Zeit, allein das recht erfaßte Chriſtentum einigt und verſöhnt, in ihm ſuchen wir die guten Herzen. Und ſo komme ich nun vertrauend zu Freunden des Chriſtentums und des Volkes, zu Freunden der ſtillen Waldheimat und, wenn ich ſagen dürfte, zu Freunden jener meiner Schriften, die in der Waldheimat wurzeln und wovon manche ihr friedſames Licht von dieſem Bergkirchlein empfangen haben. Ich komme zu bitten um Beiträge zur Wiederherſtellung der Kirche St. Kathrein am Hauenſtein.

Wenn dieſe Bitte auch nur annähernd ſo geſegnet iſt als jene dazumal für die Heilandskirche, ſo können nach Jahresfriſt vom Turme des wiedererſtandenen Gotteshauſes die Glocken hinausklingen in die waldumkränzten Berge, mit der Botſchaft, daß trotz Brand und Aſche die Liebe noch lebt.

Krieglach, im Juli 1904.

Unter ein paar glänzenden Ausnahmen zeigte es ſich, daß dem Klerus meine Mithilfe zu dieſem Kirchenbau nicht erwünſcht war. Einer behauptete ſogar, ich hätte für eine Sammlung zu dieſem Zwecke kein Mandat gehabt, ein ſolches könne nur der hochwürdige Herr Pfarrer von St. Kathrein erteilen, nicht aber die Gemeinde! Der Ortspfarrer ſchien nicht entzückt geweſen zu ſein darüber, daß ich ohne ſeine ausdrückliche Bewilligung der Gemeinde was Gutes tun wollte. Ich vermute, der ſonſt kreuzbrave Mann trug mir die evangeliſche Kirche in Mürzzuſchlag nach. Allerdings war meine Sammlung für die Heilandskirche weitaus erfolgreicher geweſen, als dieſe im katholiſchen Lande für eine katholiſche Kirche! Damals hatten manche Leute geſagt: „Warum ſammelt er denn nicht lieber für katholiſche Kirchen?“ Ich glaube, nicht einer von dieſen, die ſich damals ſo überflüſſig ärgerten, hat jetzt, da ich für eine katholiſche Kirche ſammelte, auch nur einen Heller gegeben. Hingegen kam ein ſozialdemokratiſcher Arbeiter zu mir: „Ich halt' zwar nit viel auf Kirchen. Aber wer ſie braucht, für den ſind ſie not. Da haben's auch von mir fünf Kronen.“

Wenn man den Ertrag dreier Vorleſungen abrechnet, ſtammt der weitaus größte Teil der bei mir eingegangenen Summe von — Evangeliſchen. Wohl nicht gerade nur aus „Dankbarkeit“, als vielmehr in Übereinſtimmung mit meinem Standpunkte, ſich einander die Kirchen zu gönnen und bei ſolch gegenſeitigem Wohlwollen im Chriſtentum eins zu ſein.

Vor vielen Jahren bin ich von einem Gebirgspfarrer Südtirols gebeten worden, für die Pfarrkirche ſeiner armen deutſchen Bauerngemeinde, die mitten im Stockitalieniſchen liegt, ein paar Kirchenglocken ſchaffen zu helfen. Ich leitete eine Sammlung ein, natürlich nur unter Katholiken — das Reſultat war ein Ertrag von dreizehn Gulden.

Hätte ich dann für mein Waldſchulhaus nur in katholiſchen Kreiſen geſammelt, ſo wäre es mir wahrſcheinlich auch nicht viel beſſer ergangen. Bin ich doch, als es ſich um ein Armenhaus in meiner Heimatsgegend handelte, gerade bei den Wohlgeſeſſenen und Frommen des Ortes gründlich abgeblitzt.

Für die Kirche von St. Kathrein, die an 50000 Kronen gekoſtet hat, habe ich kaum viel mehr als den zehnten Teil direkt auftreiben können. (Das jenen Leuten, die es in die Welt tragen, die Kirche hätte ich erbaut, zur Korrektur.) Trotzdem wurde der Bau alsbald begonnen. Im folgenden Frühjahre war es ſchon ſo weit, daß die Glocken auf den Turm gezogen werden konnten. Es war am Tage der Himmelfahrt.

Da war die ganze Gemeinde ein einziges erhobenes Herz geworden. Aus allen Gräben und von allen Höhen waren ſie herbeigekommen im Feſtgewand und mit leuchtenden Augen, die Männer wie die Weiber, die Greiſe wie die Kinder. Das Kircheninnere lag noch voller Schutt und der Kirchhof ringsum war verrammelt mit Gerüſten, Stein- und Bretterwerk. Aber auf hohem Turmgerüſt wehte die Feſtfahne und den Leuten war, als wäre ſchon die ganze Kirche fertig. Die zwei kleineren Glocken waren bereits auf dem Turm, die große wurde auf bekränztem Wagen von einer großen Menſchenmenge bei klingendem Spiel den Berg heraufbegleitet. Vom nahen Wäldchen her krachten die Pöller. Der Hügel vor dem Turm war gefüllt mit Menſchen; keiner von ihnen hatte bisher das noch erlebt: Glocken auf den Turm ziehen! Man hörte nicht jenes vorwitzige Hin- und Herreden, welches ſonſt in ſolchen Volksmengen vorkommt; ſchweigend oder nur leiſe und ehrerbietig flüſternd ſahen alle zu, wie nun vermittelſt Flaſchenzuges die Glocke durch die Öffnungen des Gerüſtes langſam emporſchwebte, während ſechs junge Burſchen in Steirertracht ohne Gepolter und Geſchrei, ruhig und ernſt, von einem Monteur unauffällig angeführt, den Aufzug durch das Gebälke leiteten. Viele der Zuſchauer, ſo ſchien es, haben in dieſen Augenblicken aufs Atmen vergeſſen.

Und als die Glocke endlich im Turmfenſter verſchwunden war, da erreichte die Spannung den höchſten Grad. Man wollte miteinander ſprechen, aber getraute ſich nicht recht, als müſſe die ganze Stille und Feierlichkeit dieſer Frühlingsnachmittagsſtunde den metallenen Zungen vorbehalten bleiben. — — Plötzlich der erſte klingende Schlag der kleinen Glocke. „Es iſt ſchon gewonnen!“ rief ein Bauer aus. „Sie bimmelt nicht, wie die alte.“ Sie läutete ein paar Minuten lang. Dann kam die zweite dran. „Die läutet ſchon ſo tief, wie früher unſere größte!“ ſagten einige. „Sollt' man nit beten, ſtatt ſchwatzen?“ bemerkte eine behäbige Bäuerin. Darauf ein vorlauter Burſche: „Nix ſchwatzen und nix beten — nur loſen.“ — So begann nun in langſamen Schlägen feierlich die große Glocke zu läuten. Da machten die Leute weite Augen. Ein ſolcher Klang war in dieſen Bergen noch nicht gehört worden. Nach ein paar Minuten ſchwieg auch ſie. Dann ſetzte wieder die kleine ein und nun läuteten alle drei zuſammen. Den Leuten wurde anders, weinen mußten ſie.

Das alte Geläute, das vor einem Jahre verſtummte, war vergeſſen, denn ſo hatten die hundertjährigen von damals nicht geklungen. Alle Bergwälder ringsum grüßten zurück und ſagten die Leute zueinander: „Jetzt hören wir ſie wieder!“ Und an dieſem Tage iſt es mir erſt recht klar geworden, die Glocke, ſie iſt die Zunge der Gemeinde. Die Glocke hat eine ſoziale Bedeutung. Weit über den Bau der Kirche klingt ſie hinaus in die Welt zu allen. Sie ſpricht Menſchliches und Göttliches zu den Weltkindern der Städte, die nie eine Kirche beſuchen, ſowie zu den Landleuten, die in Feld und Wald und in den einſamen Höfen ſind. An dieſem Nachmittage war herbeigekommen, was Füße hatte, und die Jährlinge ließen ſich tragen und die Achtzigjährigen kamen in Karren; doch immerhin waren auch Menſchen zurückgeblieben in den einſamen Berghäuſern, um den Hof zu hüten. Die ſtanden vor der Haustür Stunde um Stunde und ſchauten und horchten gegen die Kirche hinab, die manchem von Wald oder Berg verdeckt war, und horchten und horchten ſehnſüchtig nach der Stimme des Rufenden in der Wüſte. Die Sonne ſank tiefer und tiefer, es blieb ſtill. Endlich, endlich! Das Glockengeläute kam weich und lieblich in den Lüften heran.

Seit die Gemeinde beſteht wird ſelten ein ſolcher Freudentag geweſen ſein als an dieſem Himmelfahrtsfeſte, ſo daß jemand die Bemerkung machte: „Wenn das Unglück nicht geweſen wäre, hätten wir heute keinen ſolchen Freudentag!“

Aber es kam auch die andere Stunde. Die Stunde, da nun für alle geläutet wurde, die während der glockenloſen Zeit ins Grab geſenkt worden waren. So als ob die Toten des Jahres mit dem Einſchlafen gewartet hätten, bis ſie von den Glocken zur ewigen Ruhe geſungen würden.

Ein Jahr ſpäter, am 16. September 1906, hat das Dankfeſt für die vollendete Kirche ſtattfinden können. „Sie iſt noch viel ſchöner, als die alte war," ſagten die Leute. Aber ich gedenke der lieben Kirche meiner Jugendzeit. — Mittlerweile war auch das mitabgebrannte Einkehrgaſthaus „Zum Hauenſteiner" ſtattlich aufgebaut worden, das heute eine beliebte Sommerfriſchſtätte iſt.

Ich bin zu ausführlich geworden. Verzeihe es, Leſer, meinem alten Bauernherzen.

Die deutſche Schutzſtiftung.

Im Jahre 1908 habe ich unter dem Eindruck einer gehobenen Friedensſtimmung das folgende niedergeſchrieben:

„Man kennt ſie gar nicht auseinander! Die Leute verſchiedener Nationalitäten, die in unſerem Lande ſeit Jahrhunderten nebeneinander wohnen und altgeſeſſenes Heimatsrecht haben — ſie ſind ja alle gleich. Nein, gleich nicht. Der Rang unterſcheidet. Die Kaſte unterſcheidet. Die Bildungsunterſchiede ſind groß. Die Klaſſen unterſcheiden weit mehr als die Raſſen, die ſich längſt gemiſcht haben. Ein deutſcher Bauer und ſein Nachbar, der windiſche Bauer ſtehen ſich näher, als ein deutſcher Bauer und ein deutſcher Großſtädter. Was Lebenshaltung und Geſinnung anbelangt. Mancher Deutſche unterſcheidet ſich mehr von ſeinem leiblichen Bruder als vom Nachbar, der jenſeits der Sprachgrenze wohnt. — Welch ein Unglück, dieſer Nationalitätenkrieg, den wir erleben, der unſer Leben ſo ſehr verroht, verbittert, ſo würdelos macht. Nachdem wir längſt darüber einig waren, daß die Menſchen an ſich gleich ſind, daß bei den europäiſchen Bewohnern der Unterſchied ganz wo anders liegt als in der Abſtammung, iſt jetzt die ſchreckliche Zeit gekommen. Jenes Jahrhundert der Humanität mit ſeinen großen Geiſtern und Lehren — iſt es denn ganz für uns verloren gegangen?"

Ein paar Wochen ſpäter ſteht im Tagebuch:

„Jene Zeilen enthalten Wahrheit und Deutſchheit. Sind aber nicht angebracht in einer wahnſinnigen Zeit, die den Menſchenwert oder Unwert nur mehr nach ſeiner Abſtammung und ſeiner Sprache mißt, in einer Zeit, da wir Deutſche in Öſterreich vom Slawentum zurückgedrängt werden, ſo brutal anmaßend, daß ein ſlawiſcher Führer ſich öffentlich zu ſagen getraute: Für Deutſche iſt in dieſem Lande nur auf dem Friedhof Platz! Es gab ſchon Tage wahrhaftiger Deutſchenverfolgung in Prag, Laibach, Cilli uſw. Die Landleute ſind noch ruhig, aber die Städter und Märktler ſind wild verhetzt. Selbſt in kerndeutſchen Provinzen wie in Niederöſterreich ſteigerte ſich tſchechiſche Anmaßung bis zur Frechheit. Es iſt ſo, daß man fürchten muß, ein Kampf mit dem Meſſer wird entſcheiden."

Da habe ich jäh furchtbar deutlich geſehen, um was es ſich handelt, um Notwehr, um Schutz des Vätererbes! Da muß jeder voran, perſönlich, jeder nach ſeiner Weiſe, nach ſeinem Können. Und da frägt man ſich: Was kann der einzelne tun? Was kann ich tun? fragte ich mich in ſchlafloſen Nächten.

Da fiel mir mein Verſuch ein, den ich etwa zehn Jahre früher gemacht. Damals hatte ich vorgeſchlagen, daß jeder Deutſche in Öſterreich den zehnten Teil ſeines Vermögens für nationale Zwecke opfern ſolle. Probieren wir's, bevor es ans Schwert geht, mit Geld. Geld für deutſche Schulen. Ich tat, um den Anfang zu machen, ſchon mein beſcheidenes Brieftaſchel auf. Aber ſie haben mich ausgelacht, meine deutſchen Brüder. Den zehnten Teil des Vermögens! Wie dumm! — Nur eine einzige Tirolerzuſchrift hat mir, falls mein Plan aufgegriffen würde, 3000 Kronen zugeſagt. Die Zeitungen, auch die deutſchnationalen, haben ſich über meinen, allerdings herzloſen Vorſchlag, mit Behagen ausgeſchwiegen.

Und in einer der Sorgennächte nun fiel mir ein: Verſuche es noch einmal, aber klüger. Verlange weniger, vielleicht trägt das mehr. Und gründe deinen Plan auf Gegenſeitigkeit, auf eine gegenſeitige Nötigung zur Opfertat. „Nur wenn du gibſt, gebe ich auch.“ Etwa eine Schutzſtiftung zur Gründung und Erhaltung deutſcher Schulen an den Sprachgrenzen und ſprachlich gefährdeten Gegenden. Sie ſoll mindeſtens betragen zwei Millionen, die durch gegenſeitig bedingte Zeichnungen wohlhabender Deutſcher zuſtande komme. Wenn ſich tauſend Perſonen finden, wovon jede 2000 Kronen ſpendet, ſo bin ich dabei. In dieſem Sinne ſoll ſich jeder verpflichten, dann haben wir zwei Millionen. Das könnte gehen. — Einige Vorbeſprechungen mit nationalen Männern ermutigten mich zwar nicht. Das war feuchtes Stroh. Mit kleinen Aufſätzen im „Heimgarten“ und im weitverbreiteten „Neuen Wiener Tagblatt“ prüfte ich den Boden. Der zeigte ſich nicht ungünſtig, die meiſten Leute, mit denen ich von meiner Idee ſprach, wurden warm, mit Ausnahme der Reichen, die hatten Bedenken.

Der Deutſche Schulverein hatte meinen Gedanken aufgegriffen, er war entſchloſſen ihn auszuführen und warb die anderen Schutzvereine zur Mitwirkung.

Im Mai 1909 iſt — zuerſt im „Heimgarten“ und dann im „Neuen Wiener Tagblatt“ — folgender Aufruf veröffentlicht worden.

Zweitauſend Kronen gleich zwei Millionen!

Aufruf

zu einer großen, gegenſeitigen Nationalſpende für deutſche Schulen an den Sprachgrenzen.

Die Ereigniſſe der letzten Zeit haben uns geweckt zu heißer Sorge um unſere Sprachgrenzen. Freilich wohl unſer aller hohes

Endziel iſt die Gemeinſamkeit der Menſchen. Doch der mitten in Stürmen um ſeine geiſtige Exiſtenz ringende, heißblütige Menſch gruppiert ſich in Nationen, die fremden Gewalten gegenüber ſein ſtarker Leib ſind. Unſere Erfahrungen des vorigen Jahres ſind ſchwer zu vergeſſen, und doch ſoll es nicht zu Trutz und Feindſeligkeit gegen unſere nationalen Gegner geſchehen, was wir jetzt durchführen werden. Wir wollen nicht über die Grenzen greifen, wir wollen nur unſerer Väter deutſches Erbe verteidigen und unſeren Nachkommen bewahren. Wir wollen an unſeren Sprachgrenzen deutſche Schulen ſtiften und erhalten, ſo wie es unſere Gegner an ihren Grenzen tun und wir glauben ſo ſehr an die Kraft und den Segen einer guten Schule, daß wir von ihr nicht bloß unſeren ſprachlichen Schutz, ſondern auch Geſittung und Verſtändigung für beide Lager erhoffen.

Aber das liebe Geld. Wir wiſſen wohl, daß Geld allein kein Volk vor dem Niedergang bewahren kann, aber notwendig iſt es doch. Unſere deutſchen Schutzvereine arbeiten ja unermüdlich, nur die Mittel reichen nicht, um an unſeren Sprachgrenzen genügend deutſche Schulen zu gründen und für beſtändig zu erhalten. Hätten wir da zu dem gewöhnlichen Einkommen der Schutzvereine noch auf einmal ein paar Millionen Kronen, ſo könnte ſchon mit den Zinſen allein eine Generation z. B. an hundert Schulen gründen, beziehungsweiſe verſorgen, und ſo würde das Kapital zu nationalen Zwecken fortwirken in unbegrenzte Zeiten. Natürlich nur, wenn deutſcher Idealismus hohe ſittliche Ziele vorſteckt: ohne ſolche ſchafft alles Geld der Erde nur Lumpereien.

Nun, ſo iſt es mir eingefallen, wie man durch ein beſtimmtes Verfahren auf anſtändige Art ein paar Millionen zuſammenbringen könnte.

Jeder Deutſche in Öſterreich, und auch unſere treuen Brüder im Reiche, bangen um unſer gefährdetes Volkstum. Man iſt überzeugt von der Notwendigkeit einer großen Abwehr, und gottlob, viele ſind auch bereit Opfer zu bringen. Wenn ſich nun eintauſend wohlhabende Deutſche fänden, von welchen ſich jeder verpflichtete, jetzt für unſere nationale Sache zweitauſend Kronen zuzuſagen und wirklich zu ſpenden, ſobald der tauſendſte ſie gezeichnet hat! Für den Fall, als innerhalb einer gewiſſen Zeit auf dieſe Art nicht zwei Millionen Kronen zuſammenkommen ſollten, wäre für keinen die Zuſage bindend. Es gibt ſo viele vom Glück begünſtigte Leute, es gibt ſo viel Geld auf der Welt, ich halte es für unwahrſcheinlich, daß im ganzen deutſchen Volke nicht tauſend Deutſche zu finden ſein ſollten, wovon jeder gerne zweitauſend Kronen auf den Tiſch legt, wenn ſie gleichſam zwei Millionen bedeuten. Denn man gibt ja nur, wenn zwei Millionen gezeichnet ſind.

Mich leitet der Gedanke, daß der Einzelne ſelbſt für den beſten Zweck zweitauſend Kronen ſchwer, ungern, ja gar nicht gibt, wenn dasſelbe Opfer nicht auch ſo viele Andere bringen und wenn nicht damit was Bedeutendes geleiſtet iſt; daß er aber freudig mittut bei einer Rieſenſpende, an der die Beſten des Volkes ſich beteiligen und die ein für jetzt und die Zukunft ſegensreiches Ergebnis verſpricht.

So lautet nun meine Frage an jeden wohlhabenden Deutſchen: Geben Sie für deutſche Schulen an den Sprachgrenzen zweitauſend Kronen, wenn zwei Millionen daraus werden?

Aber ich ſehe eine Menge Leute die Köpfe ſchütteln — und das iſt mir gerade recht. Je zweifelnder ſie den Vorſchlag anſehen, je munterer können ſie zeichnen in der Hoffnung, daß es ohnehin nicht dazukommt. Tauſend ſolcher Peſſimiſten brauche ich und die zwei Millionen ſind geſichert. Doch im Ernſte geſprochen: So empfindlich die Gabe für manchen Einzelnen ſein mag, wenn der große Erfolg da iſt, wird's doch keinen reuen und jeder wird durch ſeine Mitſpende ein noch treuerer Deutſcher geworden ſein, denn für was man Opfer gebracht hat, das liebt man um ſo mehr. Der Edle freut ſich nicht bloß an dem Erfolg, ſondern auch an der Größe ſeines Opfers.

Der Deutſche Schulverein hat die Durchführung dieſes Werkes übernommen. Er wird die Unterſchriftenſammlung betreiben und nach abgelaufener Werbefriſt die Einziehung der gezeichneten Spenden, ſowie die Verwaltung und Verwendung derſelben im Sinne der Spender beſorgen. Sind nach abgelaufener Werbefriſt die zwei Millionen, auf denen die Spender beſtehen werden, nicht gezeichnet, ſo verlieren alle Zeichnungen ihre Gültigkeit und die Geſchichte iſt aus. Iſt die Summe vor der abgelaufenen Friſt gezeichnet, ſo werden die Gelder eben zu dieſer Zeit eingehoben. Daß ſich als juridiſche Perſonen auch Gemeinden, Vereine, Familien und andere Gruppen unterzeichnen können, verſteht ſich.

Und ich hoffe, ſo gelingt es. — Vertrauend auf die gute Erde ſtreue ich das Samenkorn ins Vaterland und zeichne als erſter zu den Millionen mein tauſendſtes Teil.

Graz, am 1. Mai 1909. Peter Roſegger.

Dieſem Aufruf hat der Deutſche Schulverein einen auch von den übrigen Schutzvereinen Deutſchöſterreichs und mehreren deutſchnationalen Perſönlichkeiten unterzeichneten Appell beigeſchloſſen, folgenden Wortlautes:

An das deutſche Volk!

In den bald dreißig Jahren ſeines Beſtandes hat der Deutſche Schulverein über K 2000000 für Schulbauten ausgegeben. Weit mehr aber wird noch gebraucht, wenn an allen national bedrohten Punkten, an denen es notwendig iſt, Schulen und Kindergärten erbaut werden ſollen. Deshalb muß jeder Deutſche den Vorſchlag unſeres Roſegger mit Freuden begrüßen und nach Kräften zu ſeiner Verwirklichung beitragen.

Der Deutſche Schulverein hat die Verwirklichung des Roſeggerſchen Vorſchlages in die Hand genommen. Es ergeht nun an alle Volksgenoſſen die dringende Einladung, der Aufforderung Roſeggers nachzukommen und dem Deutſchen Schulverein für Schulbauzwecke eine Spende von K 2000 zuzuſichern für den Fall, daß ſich bis Ende 1910 tauſend Volksgenoſſen bereit erklärt haben, eine ſolche Spende zu gewähren.

Volksgenoſſen! Bewahrt unſer Volk vor der Schmach, daß das angeſtrebte Ziel nicht erreicht werde. Sorgt dafür, daß dem Deutſchen Schulverein zur Feier ſeines dreißigjährigen Beſtandes die erwünſchte und notwendige Jubelgabe dargebracht werde, unſerem Volkstum zum Schutze, unſerem Dichter zur Ehre!

Spendet für die Roſegger-Sammlung!

Wien, im Mai 1909.

Der Deutſche Schulverein:
Der Obmann: Das Ausſchußmitglied:
Dr. Guſtav Groß. Dr. Konrad Twerdy.

Den Aufruf, von beſonderen Werbebriefen begleitet, ſandte der Deutſche Schulverein von Wien aus nun in alle Welt. Ich hatte im Laufe des Sommers an 20000 mit der Hand geſchriebene Werbebriefe, die vom Schulverein allwöchentlich in Kiſten nach Krieglach kamen, mit meiner Unterſchrift zu verſehen, bevor ſie an die einzelnen Perſönlichkeiten und Körperſchaften abgeſchickt wurden.

Nachdem dieſe Werbeaktion zur Aufbringung von tauſend „Bauſteinen" zu je 2000 Kronen in geregelter Tätigkeit war, konnte ich von Zeit zu Zeit Stimmungsberichte veröffentlichen, die — weil ſie manche bezeichnende Einzelheiten enthalten, an dieſer Stelle mitgeteilt ſeien, zur Erinnerung an die merkwürdigen Tage, da unſere Deutſchen einmal nicht in kriegeriſchen Worten, ſondern in friedlichem Werke nachdrücklich redeten. Daß ich jedoch in einer Beziehung nicht zufrieden ſein konnte, wird wohl zu erſehen ſein.

Das folgende aus meinen Tagebuchblättern jener Zeit:

I.

„Als mir das Syſtem einfiel, nach dem der Deutſche Schulverein jetzt ſo erfolgreich arbeitet, habe ich mir die Entwicklung ganz anders gedacht, als ſie ſich nun wirklich vollzieht. Ich habe gedacht, die Menſchen, denen Gott die Güter gegeben hat, würden den Ruf zuerſt wohl eine Weile überhören, allmählich aber doch anfangen heranzukommen, ſchön langſam, einer nach dem andern, und etwa in fünf Jahren würde die Sache beiſammen ſein. So dachte ich, und ſo kam es gerade nicht. Anſtatt der einzelnen Spender waren es Gruppen. Das Ding demokratiſierte ſich. Einzelne der Reichen und Edlen ſind allerdings bald gekommen, herrliche Vorbilder! Im ganzen aber rankt jetzt die Aktion im breiten Volke dahin, und jene, die immer da waren, wenn die Nation, das Vaterland rief, die kommen auch jetzt wieder. Sie und immer wieder ſie beſchützen das Volkstum, durch welches manche, die jetzt noch vermißt werden, groß und reich geworden ſind.

Was erlebte ich denn? Ein Studentenverein von kaum dreißig Mitgliedern, ein armer Verein, beſchloß, daß jedes ſeiner Mitglieder ein Jahr lang täglich um ein Glas Bier weniger trinken wird, um das dadurch erſparte Geld der Schutzſtiftung zuzuwenden. Es macht mehr als zweitauſend Kronen! Ein Mann, der ſchon jahrelang auf eine Reiſe nach dem Norden geſpart hatte, verzichtete auf die Reiſe und gab das Geld der Schutzſtiftung. Ein Promovent gab ſtatt eines Doktorumtrunkes das Geld für die Schutzſtiftung. Fünf Geſchwiſter, Gewerbsleute, die täglich um ihre wirtſchaftliche Exiſtenz arbeiten müſſen, taten ſich zuſammen und zeichneten den für ſie empfindlich hohen Betrag. (Im Tagebuch habe ich ſolcherlei mehr.) Manche arme Leute kommen mit einigen Kronen daher, eine Sache, die nicht ins Syſtem paßt und doch auch nicht wie ein gewöhnlicher Schulvereinsbeitrag behandelt werden kann. In fröhlichem Wettſtreit kommen noch manche Studentenvereine, nationale Vereine, Fachvereine, Künſtlervereine, Geſelligkeitsvereine, Theater, es bilden ſich Komitees, um ſogenannte Bauſteine zu je zweitauſend Kronen aufzubringen. Aber auch Gemeinden zeichnen, und manche mehrere Bauſteine.

Zur Zeit dieſer Notizen ſind ungefähr 800000 Kronen gezeichnet. Eine hohe Summe, gerade ſo hoch, um von ihr aus zu ſehen, wie bänglich weit wir noch ans Ziel haben. Aber bange iſt mir deshalb nicht. Denn bis die Not heiß wird, bis die Gefahr naht, daß wir das ſchon Gewonnene wieder fahren laſſen müßten, dann kommen auch die andern. Dann kommen ſie gewiß, auch die, die bisher vermißt wurden.

Mit dem geſteigerten Erfolg ſtellte ſich williger auch die Preſſe ein, die Gelegenheit ergreifend, um ihr nationales Wort einmal gründlich zur nationalen Tat zu machen. Herzhafte Zeitungsfürſprachen ſind gar gewichtige Bauſteine. Ich habe mein Lebtag nicht um Zeitungshilfe gebeten. Für ſich darf der Schriftſteller ſo was nicht, da muß er warten, bis es von ſelber kommt. Aber diesmal glaubte ich das Recht zu haben, von der deutſchen Preſſe ſtarken und beharrlichen Beiſtand zu verlangen, bis das

Werk gelungen iſt. Meinen Namen aber ſoll ſie dabei beſſer im Hintergrunde halten, denn meinetwegen iſt die Sammlung nicht da, ich habe daran kein größeres Intereſſe als jeder andre Deutſche. Doch immer wieder aufgezeigt ſoll werden, wie groß und wichtig die Sache an ſich iſt.

Das dreiſte Wort eines alten Univerſitätsprofeſſors muß ich verraten. Der ſagte: „Man weiß nie recht, wie weit es das deutſche Volk wert iſt, daß man mit Gut und Blut ſich dafür einſetze. Daher kommt mir dieſe Zweimillionenſtiftung gelegen. Die ſoll mir Prüfſtein ſein. Finden ſich in dieſem Volke tauſend Perſönlichkeiten, die in ſo kurzer Zeit gleich ein paar Millionen für deutſche Schulen zeichnen, dann bin ich überzeugt von dem Werte der Deutſchen, überzeugt von ihrer nationalen Begeiſterung und Abwehrbereitſchaft, überzeugt von dem beſonderen Kulturwert dieſes Volkes. Finden ſich die tauſend Deutſchen nicht, dann gedenke ich fürder unbekümmert um die nationale Sache meiner Wege zu gehen.“

Seit zwölf Wochen habe ich faſt jeden Tag ein paar hundert Werbebriefe zu unterſchreiben. Bei jedem Autograph, das ich hinſchreibe, kann ich mir einbilden, es trage zweitauſend Kronen. Nie habe ich feſter vertraut als diesmal, nie ſicherer gehofft auf den vollen Erfolg.

Nebſt der Arbeitslaſt hat meine Anregung mir auch eine widerliche Folge gebracht. Die Anſtrudelung mit nationalen Lobgedichten und andern Phraſen Tag für Tag. Da habe ich mir gedacht, wie es unſerm Herrgott ſein muß. Er hat gewiß viel weniger perſönliche Eitelkeit als ſo ein dummer Menſchenpoet und muß ſich anloben, anſingen, anbeten laſſen ohne Aufhören. Obſchon er als Schöpfer einer ſo wunderſchönen Welt und, wenn man recht berichtet iſt, eines noch ſchöneren Himmels, das Lob durchaus verdient. Es muß kaum zu ertragen ſein. Nur ein Unſterblicher kann ſo was aushalten. Beſonders unleidlich, wenn ſie bloß mit Worten loben, in ihren Werken aber das Gegenteil tun. Mir wenigſtens wäre es ſchon lieber, ſie kämen mit der Zeichnung von zweitauſend Kronen, als mit deutſchtümelnden Gedichten. Nun, jeder kann dies halt nicht; dichten aber kann jeder. Man muß nur nicht glauben, daß man damit das Vaterland rettet.

Von Zeit zu Zeit kriege ich einen anonymen Schimpfbrief. Solche Briefe ſind immer anonym, weil man das, was man nicht verantworten kann, auch nicht unterſchreiben mag. Einer meinte, bisher ſei ich ganz nett geweſen, ziemlich friedfertig, und hätte auch Nächſtenliebe gehabt. Und jetzt ſei ich auf einmal deutſchnational geworden. — Nun, das iſt freilich arg. Kann mich zwar nicht erinnern, je einmal gegen ein fremdes Volk gehäſſig geweſen zu ſein. Aber das Volk, das mir am nächſten iſt, habe ich halt doch noch am meiſten lieb. Wäre das nicht auch ſo ein bißchen Nächſtenliebe?

Der Name „Roſeggerſtiftung“, den die Zeitungen aufgebracht haben, hat auch ſein Gutes. Er macht mich zum reichen Mann; aber leider auch zu einem Filzian. Bittende Briefe kommen heran aus allen Winden. Ein Mann, der Millionen zu verſchenken hat, wird auch die geringen Schulden eines armen Teufels zahlen; wird auch das Geld vorſtrecken zur Ausführung einer wirtſchaftlich eminent wichtigen Erfindung, die Luft ſo in Stücke zu komprimieren, daß ſie wie Scheiter als Brennholz verwendet werden kann; wird auch das Kapital vorſtrecken, um in einer Provinzſtadt ein Volksvarieté zu bauen. Was weiß ich, was ſie alles jeden Tag von mir wollen. Und ſiehe, der Kröſus gibt nichts!

Ich glaube gar nicht, daß er einer iſt. Wir wollen anſtatt „Roſeggerſtiftung“ doch vielleicht lieber Deutſche Schutzſtiftung ſagen. Dieſer Schutzname ſchützt mich und iſt auch nicht ungerecht gegen die tauſend Stifter.

Bloß tauſend! Eine Adelsausleſe des deutſchen Volkes. Man meint, die Leute müßten ſich drum reißen, mit dabei zu ſein.

Luſtig machte mich mein Nachbar, der Hammerherr. Schon ſeit Monaten merkte ich, daß er mir auswich. Und als wir gerade einmal ums ſcharfe Eck zuſammengerieten, ſo daß er ſtandhalten mußte, fing er gleich überlaut an zu reden vom Kometen, der demnächſt kommt, und was er etwan wieder Schlechtes bedeuten werde, da die Zeiten ohnehin lauſig genug ſeien. Ich aber ließ den Kometen ruhig auf ſeinen unergründlichen Straßen und ſagte: „Was iſt's Nachbar, zeichneſt du?“ Da gab's ihm einen Ruck. „Na, wie ich halt ſag'!“ kreiſchte er, „dir in d' Näh' kommen iſt grad' ſo gut wie . . . Ein gemeinſchädliches Individrum biſt! Andre Leut' werden hopp genommen, wenn der Geldſack nit ſicher geht vor ihnen!“ Er lachte zwar dazu, ſo wie die Wirtin über den ranzigen Braten die Sauce tut, damit er genießbarer ſein ſoll. Doch wie Bettlerherzen kein Erbarmen kennen, obſchon ſie's von andern verlangen, ſo ſagte ich ruhig: „Mach' keine Geſchichten. Zeichne!“ Und legte ihm Notizbuch und Füllfeder recht bequem in die Hände. Gezeichnet hat er!...

Ich führe das zur Warnung an. Im heurigen Jahre koſtet jeder Beſuch bei mir zweitauſend Kronen. So weit iſt es gekommen. Einſt, ach ja! Mit Kleinem fängt man an. Vor mehreren dreißig Jahren bin ich ſchier zufällig veranlaßt worden, zur Gründung einer Ortsfeuerwehr in Krieglach ein bißchen Geld zu ſammeln, wie man eben mit dem Aufſchreibbogen von Haus zu Haus geht, der Bäuerin die Schweinchen lobt und dem Bauern die Ochſen, und dann mit dem Bogen vorrückt. Es gelang, nun und ſeither treib' ich's. Das Ende iſt eine beiſpiellos dreiſte Millionenbettelei.

Ich habe eben meine Freude dran. Allerdings in ſtillen Stunden wird mir manchmal ein bißchen unheimlich. Wenn ich dieſes Mal noch glücklich durchkomm', dann will ich's laſſen ſein. Denn ich ſehe mit Schaudern, daß böſe Beiſpiele gute Sitten verderben. Die Polen machen mir's bereits nach, und zwar, wie man hört, mit bewunderswerter Fertigkeit. Und die Italiener in Südtirol fangen auch ſchon an, für italieniſche Grenzſchulhäuſer zu ſammeln.

Sei es drum. Ein Schulhäuſerbau um die Wette! Schulhäuſer gibt's nie zu viel. Wenn die Schulen danach ſind, und ſie ſollen danach ſein, dann werden die Nachkommen vielleicht einſehen, daß die gegenſeitige Befeindung der Nationen eine abgrundtiefe Torheit iſt. Ein beſſerer Grenzſchutz als die Kriegsfeſtung iſt die Schule: die Herzensbildung, die Geſittung. So meinen es wohl auch unſre Schutzvereine, der Deutſche Schulverein voran, durch deſſen großartige Sammelkraft binnen Jahresfriſt das Ziel erreicht ſein wird.“

II.

Gehen wir nur immer zu den Reichen! Aber die ſind ſchwer anzutreffen, ſie ſind in Marienbad oder auf einer Automobilreiſe oder auf der Jagd. Aus dem Volk aber kommen ſie ungeſucht und ungeladen. Aus den Amtskanzleien, aus den Lehrſälen, von den Eiſenbahnbureaus, aus den Sparkaſſen und Banken, aus den Fabriken kommen die Beamten und legen ihre Gaben zuſammen auf einen Bauſtein. So haben die Univerſitäten mitgebaut. So haben die Mittelſchulprofeſſoren Wiens allein reichlich ſechs Bauſteine aufgebracht, wieder ein Beweis, daß man von dieſen Lehrern nicht bloß Griechiſch und Latein lernen kann, ſondern auch Opferwilligkeit für das deutſche Volkstum. Und wie die Lehrer, ſo ſammeln unter ſich auch Schüler. Kleine Dorfgemeinden ſtellen ſich mit großen Stadtgemeinden auf den gleichen Vorderpoſten und geben ihren Bauſtein und ſetzen die Arbeit munter fort in ihren Steinbrüchen.

Und dann erſt der bibliſche Groſchen der Witwe! Ein armer Pfarrer vom Rhein ſchickte mir 5 Kronen 60 Heller zu, weil er 2000 Kronen nicht erſchwingen könne. Ein kränkelnder Tagſchreiber kam zu mir mit der verſchämten Bitte, 2 Kronen von ihm anzunehmen, mehr hätte er nicht übrig. Von einem armen Schulknaben hörte ich, der ſeit Monaten für ein Paar Winterhandſchuhe ſparte und dann veranlaßt wurde, mit verfrorenen Fingerchen das Handſchuhgeld als Beitrag für einen Bauſtein hinzugeben. — Und da mußte ich's wieder hinausſchreien: „So iſt es ja nicht gemeint. Laſſet die Armen in Ruh'!“ — Hätten wir aber all dieſe Sammelbauſteine zurückgewieſen, ſo wäre heute unſer Werk nicht geſichert. So will ich auch nicht mehr zanken, die Erfahrung iſt ja troſtreich: Wir haben die Majorität, denn wir haben die Unbemittelten. Und wir haben die Zukunft, denn wir haben die Jugend.

Aus Heidelberg ſchrieben Studenten: Wir tun auch mit. Wir rufen unſre Kollegen im Reiche und bringen Bauſteine für deutſche Schulen an euern Sprachgrenzen! — Abgeblitzt ſind wir daheim bei etlichen Teutonen, in deren Programm unſre deutſchen Schulen an den Sprachgrenzen nicht ſtehen. Bei uns aber heißt es nicht, politiſch deutſch zu werden, ſondern national deutſch zu bleiben.

Aus dem Deutſchen Reiche ſind Stimmen gekommen: Gerne möchten wir zu eurer Millionenſammlung mithelfen, aber uns gefällt nicht, daß ihr ſo wenig auf euer ſchönes Öſterreich haltet und über eure altehrwürdige Dynaſtie hinweg zu uns herüberſchielet. — Solchen habe ich leidig müſſen antworten: „Wir ſchielen nicht, wir ſchauen zu euch hinüber, aber nicht über unſre treugeliebte Dynaſtie hinweg. Im Gegenteil, unſre Augen ſuchen die hilfewilligen Brüder, weil wir unter unſerm deutſchen Herrſchergeſchlechte deutſch bleiben wollen! — Nun laufen auch aus Deutſchland immer mehr Bauſteine ein, einer erſt geſtern, ſein Spätkommen entſchuldigend mit dem Merkwort: „Ihr bautet den Grund, wir krönen den Giebel!“

Wer öffentlich etwas Gemeinnütziges durchzuführen trachtet, dem regnet es, wie bemerkt, anonyme Briefe. So einer ſagte mir vor kurzem „offen und freimütig“ ins Geſicht: „Sie Herr, Sie! Das tun Sie ja gar nicht dem deutſchen Volke zulieb, ſondern nur, weil Sie alle Tag Ihren ſchönen Namen in der Zeitung leſen wollen.“

. . . Ich bin entlarvt!

Alſo darum Räuber und Bettler! Es iſt doch gar zu luſtig, täglich mit der Sammelbüchſe in der Öffentlichkeit herumklingeln zu können, ſo daß die Leute ſchon überall aufſchreien: „Ah, der iſt wieder da! Laßt's mich aus mit dem!“ Es iſt ein angenehmes Geſchäft, Herr Anonymus!

Nein, da hat jener Prager Tſcheche ſchon einen beſſeren Humor, der mich in einem ſo viel als anonymen Schreiben luſtig auszankte, wie folgt: „Ihre feindſelige, aber auch grundloſe und ungerechte Enunziation gegen das tſchechiſche Volk hat in demſelben eine bittere Enttäuſchung hervorgerufen, denn Sie galten bei den Tſchechen bisher für einen Menſchenfreund. Als Sie noch ‚Am Wanderſtabe‘ ſtanden und nicht unter ‚Allerhand Leut‘ kamen und ‚Als ich jung noch war‘ und Sie die ‚Feierabend- und Sonntagsruhe‘ heiligten, dazumal fiedelte in Ihrem Herzen noch ‚Allerlei Menſchliches‘ und wir waren, wenn gleich perſönlich unbekannt, ‚Gute Kameraden‘. Seitdem Sie aber die großen ‚Dorfſünden‘ mit Ihren gehäſſigen, antitſchechiſchen ‚Bergpredigten‘ begingen, ſeitdem Sie aufgehört haben, zu fühlen und zu handeln wie ‚Die Älpler‘ — die echten und biedern —, ſeit dieſer Zeit halte ich Sie nicht mehr für ‚Martin, den Mann‘, ſondern eher für den ‚Schelm aus den Alpen', und Ihre Sache wird es ſein, Ihre böſe Tat gegen die Tſchechen ‚Am Tage des Gerichts' ſelbſt zu verantworten. Möchten Sie doch ‚Jakob der Letzte' ſein, der gegen mein gutes und liebes Tſchechenvolk die unſchöne und menſchenunwürdige Hetze treibt! Hochachtungsvoll Václav Řeřicha. Ve zlaté slovanské Praze, 6. září, 1909.“

Es wundert mich nur, daß ein Mann, der meine Werke ſo gut kennt, mein Werk ſo arg verkennt! Habe ich denn die Tſchechen etwa ein „Nixnutzig Volk“ genannt, dem man „Das Sünderglöckel“ läuten ſoll? Oder das mit „Weltgift“ zu vernichten wäre? Eher könnten die Tſchechen „Wildlinge“ ſein, denen man das „Höhenfeuer“ der Kultur gönnt und den „Sonnenſchein“, auf daß in ihrem Lande „Erdſegen“ ſei. Mir ſollen ſie aber die deutſche „Waldheimat“ laſſen, denn ſie iſt „Mein Himmelreich“!…

Wenn irgendwo im Freien ein Feuer brennt, ſo kommen gern arme Leute, um daran ihr Süpplein zu kochen. Aus allen Winden eilen jetzt junge Poeten herbei, um zur Nationalſammlung beizutragen. Dem einen ſoll ich ſeinen Roman drucken laſſen, das Honorar widme er als Bauſtein. Dem andern ſoll ich einen Verleger für ſeine Gedichte verſchaffen. Der Ertrag ein Bauſtein. Dem Dritten ſoll ich ein Drama auf die Bühne bringen. Die Tantiemen ein Bauſtein. Noch unbekannte Sängerinnen wollen Konzerte geben, dieſe ſoll ich arrangieren. Die Einnahme ein Bauſtein. Junge Maler möchten mich in Ol zubereiten. Der Verkauf des Bildes ein Bauſtein. — Die armen Guten! Alle müſſen ſie heimgeſchickt werden. Es iſt ein wahres Kreuz! Andre tragen ſich an, für die Sammlung agitieren zu wollen, erſuchen aber um einen Vorſchuß zur Deckung der „Betriebskoſten“.

Wenn es mir vor vierzig Wochen klar geweſen wäre, welche Anderung für mich dieſes Jahr durch den Plan der Zweimillionenſammlung nehmen würde, ich hätte ihn ſiebenmal beſchlafen, ehe ich ihn ausſchrie. Und dann hätte ich's erſt recht getan. Trotz einzelner Spitzigkeiten kann es ja doch nicht leicht eine frohere Zeit für mich geben als dieſes fruchtbare Jahr, das im hundertjährigen Kalender gar nicht verzeichnet ſteht. Und ſo habe auch ich ſie kennen gelernt, die Jagd nach Millionen. Frieden iſt keiner in dieſem Zeichen. Selbſt der harmloſeſte Weg zu ihnen iſt voller Unfried. Ich werde froh ſein, ſie fern von mir in einer guten Statt geborgen zu wiſſen. Nun, ſo Gott will, bald iſt das Ziel erreicht.“

Vier Jahre ſpäter. — Das Ziel, zwei Millionen Kronen für die deutſche Schutzſtiftung in Öſterreich, war damals nach einer Sammelzeit von neun Monaten erreicht worden. Die Volksſtimmung iſt ſo geweſen, daß die Sammlung weiter geführt wurde. Und heute ſind rund drei Millionen gezeichnet.

An den Sprachgrenzen iſt mit dieſer Geldkraft bebereits Großes geſchehen, nach den Ausweiſen, die der Deutſche Schulverein in Wien, der Verwalter dieſer Stiftung, von Zeit zu Zeit veröffentlicht. Ungefähr ein Dritteil der Summe wurde ſofort ausgegeben für neue Schulhäuſer, Kindergärten und Gründung mancherlei wirtſchaftlicher Lehranſtalten. In Böhmen, Mähren und Galizien, in Steiermark, Krain und dem Küſtenlande, ſowie neuerlich in Kärnten und Tirol iſt auf gefährdetem Boden kraftvolle, mutfriſche Wehr entſtanden — nicht den Nachbarn zu Trutz, ſondern uns zu Schutz. Und das ſoll ſo weiter geführt werden Jahr für Jahr, bis die Stellungen wieder erſtarkt ſind und das deutſche Volk an den Grenzen wieder zu ſeinem ruhigen Beſtand gekommen iſt.

— In bewegter Zeit ſind dieſe friedlichen Blätter geſchrieben worden. In der Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft für die Nachkommen ſei das Buch beſchloſſen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Seite

Zum Ein- und Ausgang 5
Meine Eltern 9
Meine Geſchwiſter 21
Unſere Nachbarſchaft 28
Vom Manne, der mich leſen und ſchreiben gelehrt 63
Meine Jugendkameraden 79
Ein Tag aus meiner Handwerkerzeit 93
Der dichtende Schneiderbub 103
Aus der erſten Grazer Zeit 110
Adalbert Svoboda 117
Peter v. Reininghaus 131
Im Speckkammerl 137
Anaſtaſius Grün 146
Volksſchulinſpektor? 157
Der Heimgarten 162
Unter Zenſurplagen 173
Dramatiſche Verſuche 181
Robert Hamerling 197
Wie es mir mit dem Ehrgeiz erging 213
Nebenbei geſagt 221
Meine Frau Anna 225
Noch Eins von den Kindern 232
Geiſtige Wandergenoſſen 242
    Ludwig Anzengruber 242
    Karl Morre 260
    Hans Grasberger 267
    Friedrich v. Hausegger 275
    Rudolf Baumbach 285
    Adolf Pichler 293
    Karl Wolf 299
    Friedrich Spielhagen 307
Nachſommer-Erlebniſſe und -Ergebniſſe 321
    Die Heilandskirche 321
    Die Waldſchule 330
    Der große Waldbruch (Eine Unterbrechung) 339
    Die Kathreiner Kirche 347
    Die deutſche Schutzſtiftung 361

Von **Peter Roſegger** erſchien im gleichen Verlage:

Mein Weltleben

oder

Wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging

Mit Bild des Verfaſſers

22. Tauſend. Broſch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfranz M. 6.—

Über das 1897 erſtmalig erſchienene Werk ſchrieb Hugo Möbius: „... Das Buch knüpft beim Ende der „Waldheimat" an und geht bis in die Gegenwart ... Das Buch hat für das Verſtändnis Roſeggers dieſelbe Bedeutung wie „Dichtung und Wahrheit" für die rechte Erkenntnis Goethes. Nur hat Roſegger die Dichtung weggelaſſen und die einfache Wahrheit geboten ... Der Freund Roſeggers muß ſich gefeſſelt fühlen vom erſten bis zum letzten Blatte, wenn Roſegger von ſeinem alten Vater erzählt, von ſeinem erſten Weibe und ſeinen Kindern, wenn er uns ſeine Grazer Studienzeit ſchildert, die Einrichtung ſeiner Arbeitszimmer in Graz und Krieglach, ſeine Arbeitsweiſe und die vielen Krankheitsanfälle, welche ihn im Arbeiten hemmen, wenn er uns berichtet von ſeiner Stoffſammlung auf Eiſenbahnfahrten, von der Förderung durch ſeine Verleger Guſtav Heckenaſt und Ludwig Staackmann, von ſeiner Sonderſtellung in der Literatur, ſeinen Erfahrungen mit der Kritik, ſeinen Studien und ſeiner Bibliothek. Beſonders charakteriſtiſch für ſeine Eigenart iſt ſein Heimweh und ſeine Abneigung gegen flache Geſelligkeit ...." Für die Lektüre der neuen Folge von „Mein Weltleben" iſt dieſer erſte Band des großen Bekenntnisbuches wünſchenswerte Vorausſetzung.

Von **Peter Roſegger** erſchien im gleichen Verlage:

Mein Lied

Gedichte

Einband von A. Felger

232 Seiten. Gebunden M. 1.30

„Eine herrliche Gedichtſammlung! Erfreuend, erhebend, tröſtend, ſtärkend in jeder Zeile. Hier iſt nichts Ausgetifteltes, ſondern edle kräftige Volksnahrung. Von Roſeggers goldenem Gemüt geht ein reinigender Hauch aus, und wenn man das Werklein zum ſo und ſo vielten Male weglegt, weiß man mit ſtets erneuter Dankbarkeit nur eines zu ſagen: Laß uns dich innig lieben, du guter, großer Menſch!“ Berner Schulblatt.

„Da rauſcht ein Klang von unerhörter Lieblichkeit und Weiſe.“ Hamburger Correſpondent.

„Welch ein Sänger ſtellt ſich vor in dieſem „Mein Lied“ überſchriebenen Büchlein! Das iſt das Lied des Peter Roſegger, ganz ſo, wie er ſelbſt iſt. Innig und munter, gefühlsſtark und ſchelmiſch und immer echt, echt, echt!“ Neues Wiener Abendblatt.

„Ein Menſch ſtellt ſich vor, dem nichts Menſchliches fernliegt, ein Vollmenſch ſeiner Zeit, ein Freund und Kenner ſeines Volkes, ein tiefſchauender, tiefſchürfender Weltweiſer. Welche Fülle von Stimmungen, Gefühlen, Gedanken! Eine geiſtige Wegzehrung beſter Art!“ Der Tag.

„Dieſer Band iſt eine dankenswerte Zugabe zu ſeinem reichen ſonſtigen Lebenswerke. Wer Roſegger liebt, erwerbe ſich auch dieſes Bändchen. Es ſteckt viel Gehalt in ihm.“ Wörishofener Rundſchau.

Von **Peter Roſegger** erſchien im gleichen Verlage:

Heimgärtners Tagebuch

11.—13. Tauſend

Broſchiert M. 4.—, gebunden M. 5.—, Halbfranz M. 6.—

„ . . . Roſeggers Gedanken, Meinungen und Einfälle. . . Viele prachtvolle Anekdoten ſind darunter und Novellenſtoffe, kurz eine unerſchöpfliche Fülle von allerlei Klugem und Gemütvollem.“ Neue Freie Preſſe.

„Weisheitsſchwer! Ein Lebensbuch.“ Tagespoſt Graz.

„Da iſt vieles weiſe und weltentief, wie von Plato und Sokrates, und dabei doch einfach und ſchlicht, roſeggeriſch. Ich ſtelle dieſes Buch mit Stolz und Ehrfurcht neben Goethes Tagebuch.“ Berliner Neueſte Nachrichten.

„Was uns dieſen Tagebuch-Schreiber noch beſonders zum Freunde macht, das iſt ſein Humor, der in allen Schattierungen lacht und lächelt.“ Frankfurter Zeitung.

„Ein praktiſcher Weiſer ſpricht zu uns, der mit klugen, verſtändnisinnigen und gütigen Augen das bunte Lebensſpiel betrachtet.“ Neues Wiener Tagblatt.

„Heimgärtners Tagebuch, in dem ein größerer Reichtum aufgeſtapelt iſt, als ihn andere Menſchen, und wenn ſie ſo alt wie Methuſalem werden ſollten, erringen können, ſoll ein Geſchenk für unblaſierte, lebensſtarke Deutſche werden.“ Berliner Tageblatt.

„Neben den großen Fragen widmet er den kleinen und kleinſten Dingen des Alltages bedachtſames Intereſſe. Und ſie hören auf, unweſentlich zu ſein. Dem Dichter geht es wie weiland König Midas: Was ſeine Hand berührt, wird zu Gold.“ Der Tag.

„.. So recht ein liebes Leſebuch für mußevolle viertel oder halbe Stündchen .... Faſt jede Seite dieſes Roſeggeriſchen Tagebuches enthält einen Abſatz oder doch einen Satz, aus dem ein hochgeſinnter, feiner, echter Geiſtesmenſch zu uns ſpricht ..“
Arena.

„.. Auch in dieſen Blättern wird man keiner Zeile begegnen, die nicht irgend einen kleinen perſönlichen Reiz trüge .... Es finden ſich hier Anekdoten, kleine Erzählungen von vollendeter Meiſterſchaft der Wiedergabe ...“
Die Zeit, Wien.

„Welch ein reiches, luſtiges, nachdenkſames, wehmütiges und doch lichtes Buch! Eine reife, heitere, kluge Perſönlichkeit ſpricht aus ihm, und plaudert von dem und jenem, vom Guten und Schlimmen.“
Deutſche Alpenzeitung.

„Ein Spiegel unſerer Zeit.“
Tagespoſt Linz.

„Ein echter Roſegger — unverkennbar in ſeinem Humor und ſeiner Schlichtheit.“
Die Gartenlaube.

„Ein prachtvolles Buch iſt dieſes Tagebuch, das eine unerſchöpfliche Fülle von allerlei Klugem und Gemütvollem bildet ... Markige Zornesworte findet er wider alles Faule und Laue. So ſpricht aus dieſen Blättern eine Weltanſchauung, die weder rechts noch links nach Beifall fragt und die darum ſo herzerfriſchend und natürlich wirkt.“
Reclams Univerſum.

„Ein Buch wie geſchaffen für unſere das kurze und gute liebende Zeit: Anſichten, Erfahrungen, kleine Erlebniſſe, Einfälle, Stimmungen.“
Nationalzeitung Baſel.

„Eine ſo geſunde und friſche Lebensanſchauung mit ſoviel Humor und Gradſinn vorgetragen, daß man das meiſte als Perlen echter Volksſchriftſtellerei bezeichnen kann.“
Das Hochland.

„Ihr Roſeggerfreunde greift dankbar nach dieſer Gabe! Sicherlich wird ſie Euch köſtliche Stunden bereiten!“
Preußiſche Schulzeitung.

Im gleichen Verlage erſcheint:

Peter Roſegger

Geſammelte Werke

Vom Verfaſſer neu bearbeitete und neu eingeteilte Ausgabe

40 Bände in 4 Abteilungen zu je 10 Bänden
Jeder Band in Bibliotheksband . . 2.50 M.
Jeder Band in Halbpergamentband 4.— M.

Jede Abteilung wird nur geſchloſſen abgegeben

Die erſte Abteilung wird Ende 1913, die ganze Ausgabe im Jahre 1916 vollſtändig ſein

Inhalt der erſten Abteilung:

Bd. 1: Die Schriften des Waldſchulmeiſters. Mit der Lebensbeſchreibung des Verfaſſers.
Bd. 2: Das Buch der Novellen I.
Bd. 3: Die Älpler in Wald- und Dorfgeſtalten.
Bd. 4: Heidepeters Gabriel. Eine Geſchichte in 2 Büchern.
Bd. 5: Alpenſommer.
Bd. 6: Sonnenſchein.
Bd. 7: Nixnutzig Volk. Eine Bande paßloſer Leute.
Bd. 8: Der Gottſucher. Roman.
Bd. 9: Am Tage des Gerichts. Mein Lied.
Bd. 10: Die Abelsberger Chronik.

„Selten hat ſich ein Poet ſo in die Seele eines Volkes verſenkt wie Roſegger in die des ſteiriſchen. Was er ſchildert, iſt echt und ungekünſtelt: und doch Land und Volk geſehen von den Augen eines Dichters. Das muß vorausgeſtellt werden, denn nichts wäre übler angebracht, als zu glauben, ſeine Geſchichten ſeien nur Darſtellungen aus ſeiner Heimat... Durch den billigen Preis iſt dieſe Ausgabe berufen, eine Volksausgabe zu werden, was ſie auch zu werden verdiente nicht zuletzt als Erziehungsbeitrag zu gutem Geſchmack..“ Die Hilfe.

„... Die einzelnen Bände ſind einfach muſtergültig nach Auslaſſung und Druck..“ Deutſches Lehrerblatt.

„... Freunde guter Bücher und Volksbüchereien können ſich da in wenigen Jahren mit nicht übermäßigen Koſten einen wahren Goldbrunnen von Lebensfreude und Lebensweisheit ins Haus ſchaffen, aus dem noch Kinder und Kindeskinder trinken werden.“ Religiöſes Volksblatt (St. Gallen).

Über **Peter Roſegger** erſchien im gleichen Verlage:

Peter Roſegger

Sein Leben und ſeine Werke

Von Dr. **A. Vulliod**

Deutſche Ausgabe von Dr. Moritz Necker
Mit einem Bildnis des Dichters

Broſch. M. 6.—, gebdn. M. 7.—

„...**Dieſes Werk** iſt eine der beſten zuſammenfaſſenden Darſtellungen, die über Roſegger geſchrieben wurden. Die Sprache des Überſetzers iſt ſchwungvoll. Das Buch lieſt ſich wie eine original deutſche Arbeit.“

Hamburger Fremdenblatt.

„...Es iſt ein nicht hoch genug zu ſchätzendes Verdienſt, namentlich für einen Ausländer, auf Grund eifrigen Studiums der 50 Bände Roſeggeriſcher Werke von den älteſten Reimen bis auf die jüngſten Äußerungen im 37. Bande des Heimgarten ein klares Bild dieſer ſeltenen, volkstümlichen Perſönlichkeit gegeben zu haben ...“

Allgemeine Zeitung, München.

„...Es iſt ein mit Gründlichkeit gearbeitetes Buch, das dem Dichter wie dem Denker Roſegger gleicherweiſe gerecht wird und für den deutſchen Leſer umſo intereſſanter iſt, als hier einer der bodenſtändigſten Deutſchen von einem Angehörigen einer ganz anderen Kultur gewürdigt, ſo feinfühlig verſtanden und auf eine ſo hohe künſtleriſche Stufe geſtellt wird, daß er ihn in der Weltliteratur neben Tolſtoi und Ruskin kennt..“

Frankfurter Nachrichten.

Peter Roſegger

Eine Volksſchrift von Richard Plattenſteiner

Preis 25 Pf.

„...Mit Liebe und innerer Teilnahme iſt er dem Weſen des Dichters und Menſchen nachgegangen und hat es in ſchlichter und volkstümlicher Weiſe geſchildert... Durch die Friſche und Natürlichkeit ſeiner Schilderung regt er an, zu des Dichters Büchern zu greifen. Und das iſt der beſte Erfolg, der dem kleinen Werkchen beſchieden ſein kann.“

Deutſche Warte, Berlin.

„...Eine Volksſchrift im wahrſten und edelſten Sinne des Wortes...“

Grazer Wochenblatt.

Im gleichen Verlage erſchien von

Emil Ertl

Ein Volk an der Arbeit

Hundert Jahre Deutſch-Öſterreich im Roman

Eine Romantrilogie

Band 1: **Die Leute vom Blauen Guguckshaus**
Band 2: **Freiheit, die ich meine**
Band 3: **Auf der Wegwacht**

Alle 3 Bände zuſammen, in einheitlichem Leinenband M. 19.—, in elegantem Halbfranzband M. 25.—

Jeder Band iſt ein abgeſchloſſenes Ganze und auch einzeln käuflich.

Einzelpreis: Bd. 1: broſch. M. 4.50, geb. M. 6.—; Bd. 2: broſch. M. 6.—, geb. M 7.50; Bd. 3: broſch. M. 5.—, geb. M. 6.—

„Die heilige Miſſion, die ſich da ein großer Dichter als Lebenszweck ſtellte, iſt erreicht." Das literariſche Deutſch-Öſterreich.

„Nun dieſe bedeutſame Trilogie vollendet vor uns liegt, müſſen wir Öſterreicher dankbar bekennen, daß Ertl etwas für uns geleiſtet hat, deſſen ſich kein deutſcher Stamm erfreut, daß er mit ungewöhnlichem Talent ein Werk geſtaltete, das ihm und uns zur Ehre gereicht." Hofrat Prof. Dr. Richard Maria Werner in der „Zeit".

„Die Trilogie verdient viele, viele Leſer, diesſeits und jenſeits der ſchwarzgelben Pfähle." Deutſche Tageszeitung.

„Drei liebevoll ausgeführte, mächtig wirkende, monumental herausgearbeitete Zeitbilder." Voſſiſche Zeitung.

„Über allen Vorzügen thronen zwei: Der tiefe Humor und die weiten Ausblicke ins Leben. Ein Bild, wie es kein zweiter Stamm von ſeiner Heimat und ihrer neueren Geſchichte beſitzt." Neue Freie Preſſe.

„Eine künſtleriſche Tat, die weit und breit ihresgleichen ſucht." Öſterreichiſche Rundſchau.

„Wirklich bewundernswert." Tägliche Rundſchau.

„Eine großartige Romandreiheit, die ganz einzig daſteht." Peter Roſegger.

„Ein Evangelium unſeres deutſchen Bürgertums." Salzburger Volksblatt.

„Hausbücher des deutſchen Volkes" Augsburger Abendzeitung